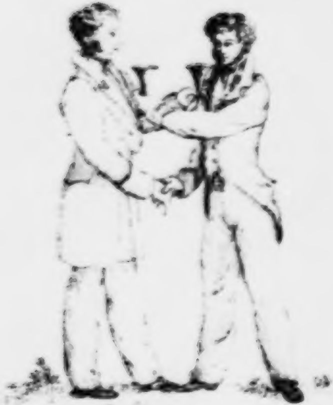


Schlag mein Freund und nimm zum Pfand
Deutschen Druck der Rechten

Germania.

Neues deutſches

allgemeines

Commers- und Liederbuch.

Germania, 1815.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalts-Anzeige.

A.

Seite
Alles ſchweige 54
Als ein Denkmal jener Tage 199
Als einſt bewußtlos ſeiner Würde 172
Am Opfertiſch verſammelt euch, Geweihte 163
Auf, auf ihr Brüder und ſeyd froh 67
Auf, Brüder, laßt uns luſtig leben 90
Auf, Brüder, laßt uns Roſen pflücken 22
Auf, deutſche Brüder, auf zum Streit 209
Auf grünen Bergen ward gebohren 132
Auf —— ias brave Söhne 69
Auf ihr Brüder ſinget Lieder 8
Auf ihr meine deutſchen Brüder 9
Auf, meine Brüder, auf auf und erwacht 93
Auf ſinget und trinket 77
Auf zum Kampf, ihr deutſchen Brüder 208

B.

Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher 134
Bemooſter Burſche zieh' ich aus 73
Brüder auf die Freude winkt uns 144
Brüder genießet die flüchtigen Tage 14
Brüder hier ſteht Bier ſtatt Wein 76
Brüder lagert euch im Kreiſe 5
Brüder laßt die Väter ſorgen 30
Brüder laßt uns luſtig ſeyn 13
Brüder nützt das freie Leben 15

C.

Ça, ça geſchmauſet 26
Cerevisiam bibunt homines 264

D.

Seite

Daß nie ein Land zu keiner Zeit 174
Das Schwert iſt geſeget 204
Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los 206
Dem edeln Schnauzerorden 152
Den liebſten Buhlen, den ich hab [illegible]
Der Burſch von ächtem Schrot und Korn 39
Der [illegible], ihr meine lieben Brüder 81
Der Gott, der Eiſen wachſen ließ 225
Der N N hat Verſchiß gemacht 105
Deutſcher Bruder, Kampfesſieger [illegible]
Deutſches Herz verzage nicht [illegible]
Die Treue, die uns Brüder band [illegible]
Du, der vom Joch der Knechte 197
Du haſt uns [illegible] 108
Du Schwert an meiner Linken 229

E.

Ecce quam bonum, bonum et jucundum, ceciderunt hostes 184
Ei Bruder N N warum ſo mißvergnügt 94
Ei guten Abend, guten Abend meine Herrn Confratres 104
[illegible] der Tod 71
[illegible] ſitzen wir 34
Ein [illegible] in guter Ruh 45
Einſt hat mir mein Leibarzt gerathen [illegible]
Ei warum ſoll's dich verdrießen 24
Ergießt bei dieſem goldnen Wein 167
Erhebt euch von der Erde 213
Es geht ein Burſchencomment [illegible]
Es zog aus Berlin ein muthiger Held 239

F.

Freude, ſchöner Götterfunken 127
Freunde, ſingt ein frohes Lied 188
Friſch auf, du lieber Vater Kleiſt 233
Friſch auf, friſch auf, mit raſchem Flug 215
Friſch auf, ihr Jäger frei und flink 217
Friſch auf, und ziehet die Schwerter aus 211
Friſch auf zum fröhlichen Jagen 219
Friſch der Wein ſoll reichlich fließen 122

G.

Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus 20
Gaudeamus igitur, juvenes germani 150

Seite

Gaudeamus igitur, liberi sodales 186
Genießt den Reiz des Lebens 17
Grampampuli das iſt der Titel 63

H.

Heil unſerem Bunde, Heil! [illegible]
Heran zu uns, wer Frieden [illegible]
Herr Bruder dir zu Ehren 32
Herr Bruder nimm dein Gläschen 95
Herr Bruder zur Rechten 92
Herr Zachäus, Herr Zachäus 97
Hier ſitz' ich auf Raſen 29
Hilf Herr, wir haben viel geſündigt 194
Hör' uns, Allmächtiger 227
Hör' zu, ich will dir Weisheit ſingen 140
Hoho vivat! hoho vivat! 99
Holla! Junger, geh und frage 142

I.

Ich bin der Fürſt von Thoren 103
Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt 116
Ich lobe mir das Burſchenleben 35
Ich nehm' mein Gläschen in die Hand 98
Ich trinke ſo gerne 90
Ich will einſt bei Ja und Nein 137
Ihr Saiten! tönet ſanft und leiſe [illegible]
Im Saft der Reben lebt ein Gott 268
In allen guten Stunden 109
In sanitatem omnium 88
Ins Feld! ins Feld! die Rachegeiſter mahnen 218
[illegible] Deutſchland's junge Brut 182

K.

Kling klang! kling klang! 264
Komm her du lieber Wein [illegible]
Kommt, Brüder, trinket froh mit mir 170

L.

Laſſet die feurigen Bomben erſchallen 93
Laſſet heut im edeln Kreis 114
Laßt doch den verdammten Manichäer klopfen 47
Lauriger Horatius 171
Lorbeerheld Horatius 172
Luſtig iſt das Burſchenleben 37

Seite
Mädchen, liebes deutſches Mädchen 258
Mein Mädchen und mein Wein 270
Marſchall Vorwärts 241
Mich ergreift, ich weiß nicht wie 111
Mihi est propositum 136
Mir iſt halt nie ſo wohl zu Muth 161
Mit Männern ſich geſchlagen 43

N.
Nimmer das glaubt mir 126
Nirgends hin, als auf den Mund 169
Noch einmal ſchwing das alte Schwert 249
Nun Bachus! fühl ich deine Kräfte 270

O.
O lector lectorum, dic mihi 49
O wie ruft die Trommel ſo laut 202
O wie ſelig iſt der Mann 243

P.
Pro salute horum amicorum 87

R.
Roſen auf den Weg geſtreut 148

S.
Sadonk, ſadonk ſo leb'n wir alle Tage 99
Schlacht du brichſt an 228
Seht, wie er im Glaſe blinkt 85
Seit Vater Noah in Becher goß 143
Sezt euch, Brüder, in die Runde 61
Sezt euch in die Runde 89
Sic vivimus wir Studenten 261
Sie leben alle hoch, ſie leben alle hoch 94
Singet nicht in Trauertönen 165
Singer von Ronceval 237
So bald ich aus dem Schlaf erwache 269
So hatten es auch 96
Steh' ich im Feld 221

T.
Tobine sum hirundo 269
Traurig ſehen wir uns an 72

U.
Seite
Unbeſorgt voll edler Freuden 25

V.
Verſchenket jezt die Grillen 19
Vier Elemente 131
Vivant omnes hi et hae 102
Vivat Bacchus, Bacchus lebe 91
Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude 11
Vom Thee? warum nicht gar vom Waſſer 104

W.
Was den muntern Muſen ſoll gefallen 267
Was fang ich armer Teufel an 266
Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein? 223
Was hör' ich drauſſen vor dem Thor 120
Was iſt des Deutſchen Vaterland 256
Was kommt da von der Höh 59
Was ſchlägt an unſre Bruſt mit Macht 246
Weg, weg mit den verdammten Grillen 95
Wenn einſt der alte Knochenbauer 96
Wenn ich einſt im Rauſche ſterbe 52
Wer iſt der Mann? der beten kann 201
Wer reitet ſo friſch, und ſingt ſo hell 235
Wer wollte ſich mit Grillen plagen 147
Wie traute Brüder ſizt man wohl 28
Wie wir ſo treu beiſammen ſtehn 190
Willkommen meines Deutſchlands Krieger 254
Wir rufen dich mit freud'gen Blicken 195
Wir ſind nicht mehr am erſten Glas 155
Wo aus gabenreicher See 252
Wohl auf! noch getrunken 157
Wo zur frohen Feierſtunde 62
Wollte Gott! : : 266

Z.
Zwiſchen dem Alten 118

S. 18 Lin. 3 lies: Ihr ſchwör' ich
S. 26 Lin. 6 lies: Wie ſtatt: wir
S. 103 Lin. 16 lies: nun ſtatt: nur
S. 109 Lin. 7 von unten lies: drinn ſtatt: deine
S. 145 Lin. 4 lies: richtig ſtatt: richeig
S. 146 Lin. 2 lies: Docire ſtatt: Doeire
S. 150 Lin. 5 lies: finden ſtatt: fluden
Lin. 18 lies: Wölkchen ſtatt: Wörchen
S. 155 Lin. 7 von unter lies: dröhnt ſtatt: dröhnet
Lin. 4 von unten lies: zittern ſtatt: ziteern
S. 170 Lin. 13 lies: höchſte ſtatt hbchſte

Zueignung.

Du biſt es, der wir dieſe Lieder bringen,
Wir grüſſen dich, du edle Burſchenſchaft!
Auch du biſt wieder frei, darfſt wieder ſingen
Ein keckes Wort bei deutſchem Rebenſaft;
Zechſt du in Frieden, probſt du deine Klingen,
Schlägt dir das Herz in kühner Liebe Kraft:
So ſoll dich unſer freud'ger Klang umſchweben,
Begleiten durch dein freies Jugendleben.

Auch gilt es Euch, die ihr dem Burſchenorden
Längſt abgeſagt, in weiter Welt zerſtreut;
Wo ihr auch ſeyd, und was aus euch geworden,
Staatsbürger, Kämpfer in den heil'gen Streit:
Euch lieben Brüdern aus dem deutſchen Norden,
Euch, die der Alpen Heimatland erfreut,
Euch braven Franken, und euch tapfern Schwaben,
Die hier gekämpft, geliebt, geſungen haben.

Beſchwört herauf die theuer werthen Zeilen
Mit dieſes Büchleins mannigfachem Sang:
Den Bruderkuß, der Gläſer helles Läuten,
Und auf dem Tiſch der Schläger mächt'gen Klang;
Ja ſelbſt die Menge ſüßer Albernheiten,
Die trunkner Wahnſinn in die Runde ſang:
Kommt, alte Brüder, ſingt, was ihr geſungen;
Und Ihr heran, und lernt den Brauch, ihr jungen!

I.

Kommers- und Burſch-Lieder.

AD LOCA!!

SILENTIVM!

I. Allgemeine Kommers-Lieder in Wein.

I.

Brüder, lagert euch im Kreiſe,
Trinkt nach eurer Väter Weiſe,
Leert die Gläſer, ſchwingt die Hüte
Auf der Burſchenfreiheit Wohl!

Chor: Leert ꝛc.

Flur, wo wir als Knaben ſpielten,
Ahnung künft'ger Thaten fühlten —
Süſſer Traum der Kinderjahre,
Kehr' noch einmal uns zurück!

Chor: Süſſer ꝛc.

Mädchen, die mit keuſchen Trieben
Nur den braven Burſchen lieben,
Nie der Tugend Reiz entſtellen,
Sey ein ſchäumend Glas gebracht!

Chor: Nie der ꝛc. — Viv. ſeq.

Deutſchlands Jünglingen zu Ehren
Will auch ich mein Gläschen leeren,
Die für Ehr', für Freiheit fechten;
Selbſt ihr Fall ſey heilig mir!

Chor: Die für ꝛc.

Männern, die das Herz uns rühren,
Uns den Pfad der Weisheit führen,
Deren Beiſpiel wir verehren,
Sey ein dreimal Hoch gebracht!

Chor: Deren ꝛc.

Brüdern, die vor vielen Jahren
Unſers Bundes Glieder waren,
Die der Bund ſtets liebt und ehret,
Sey ein ſchäumend Glas geweiht!

Chor: Die der ꝛc.

Brüdern, die in fernen Landen
Ruhe, Brod und Obdach, fanden,
Die ein ſanftes Weib umſchlinget,
Sey ein dreifach Hoch gebracht!

Chor: Die ein ꝛc.

Brüdern, die, befreit von Kummer,
Ruh'n den langen Grabesſchlummer,
Weih'n wir der Erinn'rung heilig
Dieſe frohe Libation!

Chor: Weih'n wir ꝛc.

Unterm Schatten kühler Linden
Werden wir uns wieder finden,

Wo ſich Brüder froh umarmen,
In dem Hayn Elyſiums.

Chor: Wo ſich ꝛc.

Wenn ich deinen Kahn beſteige,
Trauter Charon, o! ſo reiche
Noch einmal den Labebecher
Mir für meinen Obolus.

Chor: Noch einmal ꝛc.

(In den folgenden Liedern wird
das Chor durch : : angezeigt.)

2.

Auf ihr Brüder, ſinget Lieder
Auf der goldnen Freiheit Wohl!
Jedem tön's im Herzen wieder,
Was der Mund jetzt ſingen ſoll:
Auf und ſingt, wer Freiheit ehret,
Recht und Biederkeit uns lehret,
Lebe, lebe dreimal hoch! : :

Fern vom heimatlichen Heerde,
An des Neckar's kühlem Strand,
Wo man Bruderſinn uns lehrte,
Wo uns Freundſchaft feſt verband:
Hier entflamm' uns der Gedanke,
Daß *) —— ia's Muth nie wanke,
Dieſer oft geprüfte Muth! : :

Ja, ſo lange wahrer Adel
Unſre Herzen noch entzückt,
Und ſo lange noch kein Tadel
Der gekränkten Ehr' uns drückt:
Sterb' ich gern für euch, ihr Freunde!
Schlage muthvoll eure Feinde,
Wie ſie einſtens Hermann ſchlug! : :

Flieht, ihr Brüder, wo die Schande
Der Verbindung Siegel iſt,
Wo man treue Freundſchaftsbande,
Und ein Bruderherz vermißt.

---

*) Hier und in der Folge, wo zwey Striche ſtehen, wird allemal der Name des Muſenſitzes, oder des Freundes dem es gilt, geſungen.

chte von — — ia's Söhnen
ner je der Falſchheit fröhnen,
ner je ein Schuſter ſeyn! : :

. ſeq. Auch ich flieh' gerne ꝛc.

3.

uf ihr meine deutſchen Brüder!
rn wollen wir die Nacht,
allen ſollen frohe Lieder,
der Morgenſtern erwacht.
die Stunden uns beflügeln,
iſt ächter deutſcher Wein,
gepreßt auf deutſchen Hügeln,
gereift am alten Rhein! : :

eder Fürſt im Lande lebe,
es treu und redlich meint!
m braven Burſchen gebe
den wärmſten Buſenfreund;
ein Weib in ſeine Hütte,
ihm ſey ein Himmelreich,
ihm Kinder geb' an Sitte
m braven Vater gleich. : :

ben ſollen alle Schönen,
von fremder Thorheit rein,
des Vaterlandes Söhnen
n keuſchen Buſen weih'n!

Deutſche Redlichkeit und Treue
Mach' uns ihrer Liebe werth.
Drum, wohlan, der Tugend weihe
Jeder ſich, der ſie begehrt. : :

Trotz geboten allen denen,
Die mit Galliens Gezier
Unſre Mutterſprache höhnen;
Ihrer ſpotten wollen wir.
Ihrer ſpotten! aber, Brüder,
Rein und gut wie dieſer Wein,
Sollen alle unſre Lieder
Bei Gelag und Mahlen ſeyn! : :

4.

Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beſcheert!
Drum, traute Brüder, trotzt dem blaſſen Neide,
Der unſ're Jugendfreude ſtört!

Feierlich ſchalle der Jubelgeſang : :
Schwärmender Brüder beim Gläſerklang! : :

Verſenkt in's Meer der jugendlichen Wonne,
Lacht uns der Freuden hohe Zahl;
Bis einſt am ſpäten Abend uns die Sonne
Nicht mehr entzückt mit ihrem Strahl.

Feierlich ꝛc. : :

So lang es Gott gefällt, ihr lieben Brüder,
Woll'n wir uns dieſes Lebens freu'n,
Und fällt der Vorhang einſtens uns darnieder;
Vergnügt uns zu den Vätern reih'n.

Feierlich ꝛc. : :

Herr Bruder, trink's aufs Wohlſeyn deiner Schönen,
Die deiner Jugend Traum belebt,
Laſſ' ihr zu Ehr'n ein flottes Hoch ertönen,
Daß ihr's durch jede Nerve bebt!

Feierlich ꝛc. : : Viv. ſeq.

Iſt einer unſrer Brüder dann geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir, und wünſchen Ruh' und Frieden
In unſer's Bruders ſtilles Grab.

Weinet und wünſchet Ruhe hinab : :
In unſer's Bruders ſtilles Grab ! : :

Sey mir willkommen, Tod für meine Brüder,
Du meiner Wünſche höchſtes Ziel!
Mich preiſen nicht der Nachwelt matte Lieder,
Mich preißt ein brüderlich Gefühl!

Ja, Heil dem Geweihten, er ſcheut nicht den Tod, : :
Trotzet dem Sturme, der drauſſen ihm droht! : :

So lange wir als Einer Kette Glieder
Uns nur zu lieben uns bemüh'n,
So lange wir als ächte — — Brüder
Fürs Burſchenwohl den Schläger ziehn :

Brüder, ſo lange erſchrecken uns nicht : :
Feindliche Schläger, und ſtrenges Gericht! : :

5.

rüder laßt uns luſtig ſeyn,
l der Frühling währet;
ht der Jahre Winter ein,
die Kraft verzehret;
Tag und Stunde ſäumen nicht; : :
Dem der keine Roſen bricht, : :
Iſt kein Kranz beſcheeret. : :

nſer junges Leben eilt
verhängtem Zügel;
nkheit, Gram und Schmerz, verweilt,
die Luſt hat Flügel:
Ob wir je uns wiederſehn, : :
Und wie heut ein Feſt begeh'n, : :
Wer giebt Brief und Siegel? : :

So ſind jene, ſagt es mir,
vor wenig Jahren
g und fröhlich, ſo wie wir,
voll Hoffnung waren?
In das düſtre Schattenland, : :
Fern an des Cocytus Strand : :
Sind ſie hingefahren. : :
er nach unſern Vätern forſcht,
den Kirchhof fragen!
Gebein, das längſt vermorſcht,
die Lehr' ihm ſagen:
„Braucht das Leben, braucht es bald, : :
Eh' die Morgenglocke ſchallt, : :
Kann die Stunde ſchlagen!“ : :

Brüder, genieſſet die flüchtigen Tage,
Bald iſt das Feuer der Jugend verglüht:
Sammelt euch munter zum Freudengelage
Bald ſind die Roſen der Wangen verblüht:
Und in das kühle beſchattete Grab
Dringt nicht der Jubel der Freude hinab!

Seht, wie die ſchäumenden Gläſer uns blinken,
Auf! denn ſie blinken nicht immer ſo ſchön;
Auf, wo Vergnügen und Freude uns winken,
Laßt uns, ihr Brüder, die Winke verſtehn!
Scheuchet die Sorgen, ſcheucht finſteren Harm,
Sinkt in des Bruders umſchlingenden Arm!

Brüder, der lieblichſten Blüthe des Lebens
Sey noch ein ſchäumender Becher geweiht!
Rau iſt der Pfad zu dem Ziele des Strebens,
Wenn ihn nicht Liebe mit Roſen beſtreut.
Drum jedem braven — —iſchen Mann
Schlieſſe ein liebendes Weſen ſich an!

Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
Wenn ſich die Nacht der Verweſung mir zeigt,
Dann ſoll mich Freundesarm tröſtend umſchlingen,
Dann mache Liebe das Scheiden mir leicht.
Brüder, dann ſeegne mein ſterbender Blik
Noch unſ'res Bundes erhabenes Glück!

äder, nützt das freye Leben,
nur wenig Jahre währt;
s kann es euch wieder geben,
ihr einſt nach Hauſe kehrt:
üßt ihr der Mode dienen,
m ſeyn in Gang und Mienen;
bedenkt und ſeyd fidel, fidel, fidel!

Dieß bedenkt und ſeyd fidel!

äder, jetzt dürft ihr noch ſchwärmen,
s euch ein Amt verſagt;
üßt ihr euch täglich härmen,
euch einſt die Wirthſchaft plagt;
auf euch die Gönner ſchmollen,
n ſelbſt euch tadeln wollen;
bedenkt, und ſeyd fidel, fidel, fidel!

Dieß ꝛc.

der, jetzt dürft ihr noch trinken,
ruft euch die Vaterſtadt,
ch zwar die Gläſer blinken,
hr trinkt euch nicht ſatt:
erbeugung und mit Mienen
ihr jeden Schluck verdienen;
edenkt und ſeyd fidel, fidel, fidel!

Dieß ꝛc.

Traurig ſoll der Stand mich dünken,
Der mich nicht mehr jubeln läßt:
Blüh' Nicrina, nur gewöhne
Nicht zu ſtrenge deine Söhne;
Dieß bedenkt und ſeyd fidel, fidel, fidel!

Chor. Dieß ꝛc.

Unſre Freunde ſollen leben,
Hübſche Mädchen ſchließ' ich ein;
Allen ſoll das Herz ergeben,
Treu der Auserwählten ſeyn,
Die ſich unſ'rer Liebe weihet,
Und ſich unſ'res Daſeyns freuet;
Dieß bedenkt und ſeyd fidel, fidel, fidel!

Chor. Dieß ꝛc.

eßt den Reitz des Lebens,
lebt ja nur einmal,
Es blink' uns nicht vergebens :
Der ſchäumende Pokal ! : :

Burſchenfreiheit lebe,
brave Burſch mit ihr,
Sie zu erhalten, ſtrebe : :
Ein jeder für und für : :

— — —en Bande,
mich ſo ſanft umzog,
Dem theuren Freundſchaftsbande : :
Erſchall ein donnernd Hoch ! : :

— ja's Bunde weihe
gern mein Burſchenſchwert,
Und ſchwöre ew'ge Treue : :
Dem Bund, den jeder ehrt ! : :

— — — umſchlungen,
Schläger in der Hand,
Sey dir ein Lied geſungen, : :
Du holdes Freundſchaftsband ! : :

Bruder, dein Schläger ſoll leben,
uf ſtürze dein Glas hinein!
So oft du ihn wirſt heben, : :
Sollſt du der Sieger ſeyn ! : : Vivv. ſeqq.

Dem ſchönſten Mädchen weihe
Ich gern mein volles Glas;
Ihr ſchwör' ihr ew'ge Treue, : :
Der Falſchheit ew'gen Haß! : :

Führt das Geſchick uns wieder
In's Vaterland zurück,
So denkt, fidele Brüder, : :
Noch oft an uns zurück! : :

Ein Wiederſehen blühet
Uns einſt im Vaterland,
Wo ſanft uns noch umziehet : :
Das ———e Band! : :

Und führ' ich einſt fideliter
Mein Weibchen an der Hand,
So denkt, fidele Brüder,
Mein im Philiſterland!

Chor. So denken treue Brüder
Dein im Philiſterland!

Verſ
Laßt

Wer
Scho

Kein
Dur

Dem
Getr

Dem
Steh'

So ſ
Im f

9.

heuchet jezt die Grillen,
uns des Lebens freu'n;
Wir wollen Gläſer füllen, : :
Und Smollis ſchenken ein! : :

wollt' in unſern Jahren
n Grillenfänger ſeyn.
Der Greis mit Silberhaaren : :
Flieht Liebe nur und Wein. : :

Weib, mit uns verbunden
h ſchweres Eheband,
Verbittert uns die Stunden, : :
Verlanget Putz und Tand. : :

Freunde unſ'ren Buſen
eu mit Herz und Schwert;
So opfern wir den Muſen, : :
Und ſind denſelben werth! : :

Feinde gegenüber
'n wir als Burſchen da,
Zieh'n blank den Bundeshieber, : :
Den niemand weichen ſah! : :

chwinden uns die Tage
flotten Burſchenſtand,
Biß einſt zu unſ'rer Plage, : :
Uns ruft das Vaterland! : :

Dann drücken Nahrungsſorgen
Die ſonſt ſo frohe Bruſt,
Entflohen iſt der Morgen : :
Der Liebe und der Luſt. : :

Drum, Brüder, laßt uns trinken,
Genießt die Burſchenzeit,
Weil euch noch Gläſer winken : :
Und Scherz und Fröhlichkeit! : :

10.

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum ſumus,
Post jucundam juventutem
Et molestam ſenectutem
Nos habebit humus! : :

Ubi ſunt, qui ante nos
In mundo fuere?
Vadite ad ſuperos,
Tranſite ad inferos,
Ubi jam fuere. : :

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur,
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur. : :

Vivat academia,
Vivant professores,
Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quælibet,
Semper ſint in flore!

Vivant omnes virgines,
Faciles, formosæ,
Vivant et mulieres, (bis)
Bonæ, laboriosæ! : ;

Vivat et respublica,
Et qui illam regit,
Vivat nostra civitas,
Mæcenatum caritas,
Quæ nos hic protegit.

Pereat tristitia,
Pereant osores,
Pereat Diabolus,
Quivis antiburschius
Atque irrisores!

11.

Auf Brüder laſt uns Roſen pflücken,
Noch blühen ſie für uns ſo ſchön,
Laßt uns mit Freude in den Blicken
Nach liebevollen Mädchen ſehn!
Sie ſind uns allenthalben nah,
Drum, Brüder, luſtig, tralleralera! : :

Noch winkt der holde Lenz dem Leben,
Noch ſcheint der Freuden Sonne hell,
Noch blinkt der edle Saft der Reben,
Auf trinkt aus dieſem Götterquell!
Für uns ſind Wein und Mädchen nah,
Drum ſind wir luſtig, tralleralera! : :

Pflückt, Brüder, Roſen; ha! nicht lange
Winkt uns die blühende Natur,
Wir wandeln auf dem Roſengange
Ach! leider, wenig Jahre nur.
Noch ſind uns Wein und Mädchen nah,
Drum etc. : :

Flieht, Brüder, flieht die Schaar der Alten,
Die unſre Jugendfreude ſchmähn,
Sie mögen ihre Stirne falten,
Und uns mit finſterm Blick anſehn!
Sie kommen unſrem Kreis nicht nah,
Drum etc. : :

Freud' und Wonn' erfüll' euch ganz,
Was im Genuß euch ſtört, ſey ferne,
Komm Mädchen gieb mir deinen Kranz,
Bleib' mir du holdes Mädchen nah,
Dann bin ich etc. : :

Auch Bruder N. N. ſoll hoch leben,
Unſre Geſänge ſchallen dir!
Laß' dir dein Mädchen Küſſe geben,
Bleib' ein fideler Bruder hier!
Bleib' uns, o theurer Bruder nah,
Dann ſind wir etc. : :

Ei warum ſoll's dich verdrieſſen,
Wenn du deinen Freund ſoll'ſt grüſſen,
Mit dem Gläs'chen Wein, (bis.)
So iſt's der Brauch!
Gott der Herr hat's ja gegeben : : usq. ad fin.
Läßt es flieſſen aus den Reben : :
Nicht für dich allein, : :
Nicht für mich allein, : :
Nein für uns Alle! : :

Wenn ſich gute Freunde finden,
Um ſich enger zu verbinden,
Muß ein Gläs'chen Wein (bis.)
Das Siegel ſeyn.
Kann man etwas ſchöners hören, : : usq. ad fin.
Als wenn bei vertrauten Chören,
Hell das Glas erklingt,
Und der Zirkel ſingt:
Das, was wir lieben!

Nun ſo trink, und laß dirs ſchmecken,
Und wenn's Einmal nicht will klecken,
Trink es zweimal aus,
Trink es dreimal aus,
Es gibt keinen Zoll!
Trink ſo lang dirs wird gefallen, : : usq. ad fin.
Trink's auf's Wohlſeyn von uns Allen,
Und dann geh' nach Haus, (bis.)
Und ſchlaf es aus!

Unbe
Cter
Hier
Chor
Ergr
Es l
Chor

Wah
Chor
Und
Chor
Ergr
Chor

In d
Chor
Unſr
Chor
Ergr
Chor

ſorgt, voll edler Freuden,
: Trinken wir; trinken wir!
, umringt von Fröhlichkeiten,
: Trinken wir, trinken wir!
eiſet die Becher, und ſinget dabei:
ebe die Freundſchaft, die Liebe, die Treu!
: Wir nehmen etc.

re Treue zu beweiſen,
: Trinken wir, trinken wir!
der Liebe Ruhm zu preiſen,
: Trinken wir, trinken wir!
eiſet etc.
: Wir nehmen etc.

er Freundſchaft uns zu üben,
: Trinken wir, trinken wir!
e Freunde warm zu lieben,
: Trinken wir, trinken wir!
eiſet etc.
: Wir nehmen etc.

Ça ça geſchmauſet,
Laßt uns nicht rappelköpfiſch ſeyn,
Wer nicht mit hauſet,
Der bleib' daheim!
Chor: Edite, bibite collegiales,
Post multa ſecula pocula nulla.

Der Herr Profeſſor
Lieſt heut' kein Collegium,
Drum iſt es beſſer,
Man trinkt eins 'rum.
Chor: Edite etc.

Trinkt nach Gefallen
Bis ihr die Finger danach leckt,
Dann hat's uns Allen
Recht wohl geſchmeckt.
Chor: Edite etc.

Auf auf ihr Brüder,
Erhebt den Bacchus auf den Thron,
Und ſetzt euch nieder,
Wir trinken ſchon!
Chor: Edite etc.

So lebt man immer,
So lang der junge Lenz uns blinkt,
Und Juge[illegible]mmer,
Die Wangen ſchminkt.
Chor: Edite etc.

Hat uns Apollo präparirt,
Und uns denſelben
Rekommandirt.
Chor: Edite etc.

Hat denn ein jeder,
Sein Pfeifchen Knaſter angebrannt,
So nehm er wieder
Sein Glas zur Hand!
Chor: Edite etc.

Schiebt das Vergnügen,
Nicht bis zum Ehſtand hinaus,
Beim Kinderwiegen,
Kommt nichts heraus!
Chor: Edite etc.

So lebt man luſtig,
Weils noch — — Burſche heißt,
Bis daß man rüſtig,
Ad patres reiſt.
Chor: Edite etc.

Bis daß mein Hieber,
Vom Corpus juris wird beſiegt,
So lang, ihr Brüder,
Leb' ich vergnügt!
Chor: Edite etc.

Denkt oft ihr Brüder,
An unſre Jugendfröhlichkeit,
Sie kehrt nicht wieder,
Die gold'ne Zeit!
Chor: Edite etc.

15.

Wir, traute Brüder, ſitzt man wohl,
So ſtumm bei'm Burſchenſchmaus?
D'rum ſchenkt die leeren Gläſer voll,
Und trinkt ſie wieder aus.
Geſang allein, macht froh beim Wein: : usq. ad fin.
Macht frölich nur beim Schmaus,
Drum ſchenkt die leeren Gläſer ein,
Und trinkt ſie wieder aus! (bis.)

Der Herzgeliebten weih' ich dieß,
Sie lebe für und für!
Mein Wein ſchmeckt mir nochmal ſo ſüß,
Sing' ich dabei von ihr!
Leicht wallet mein Blut, ſie iſt mir gut! : : usq. ad fin.
Ihr deutſches Herz iſt mein!
Wenn ſanft in meinem Arm ſie ruht,
Wie ſelig werd ich ſeyn! (bis.) Viv. ſeq.

jeder Burſche ſinge auch,
holden Kind ſein Lied,
, trinkt nach alter Väter Brauch,
froh die Nacht entflieht!
trinkt mit mir, ich bring' es dir, : : usq. ad fin.
n holdes Mädchen, zu!
Menſch auf Gottes Erde hier,
mir ſo lieb, wie du! (bis.)

16.

r ſitz ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt;
Hier will ich auch trinken (bis) : :
Bis ſpät noch am Himmel mir Hesperus glänzt! : :

n Schenktiſch erwähl' ich das duftende Grün,
Und Amorn zum Schenken (bis.) : :
Ein Poſten wie dieſer, der ſchickt ſich für ihn! : :

s menſchliche Leben eilt ſchneller dahin,
Als Räder am Wagen (bis.) : :
Wer weiß, ob ich Morgen am Leben noch bin. : :

ir alle vom Weibe geboren, ſind Staub,
Der früher, der ſpäter, (bis.) : :
Wir alle ſind einſt noch des Senſenmanns Raub. : :

nd deckt mich des Grabes unendliche Nacht,
Was hilft's, daß ein Arzt mich (bis) : :
Mit köſtlichen Salben zur Mumie macht. : :

Drum will ich mich laben an Wein und an Kuß,
Bis daß ich hinunter (bis.) : :
In's traurige Reich der Philiſterwelt muß. : :

Drum will ich auch trinken, ſo lang es noch geht,
Bekränzt mich mit Roſen, (bis.) : :
Und gebt mir ein Mädchen die's küſſen verſteht! : :

17.

Brüder, laßt die Väter ſorgen,
Euch ſey jeder Gram verborgen,
Hier bei ächtem (Bier und) Wein!
Chor: Brüder etc.

Laßt uns in den jungen Jahren,
Da die Alten luſtig waren,
Gleichfals luſtig ſeyn!
Chor: Laßt uns etc.

Wollt ihr ſcherzen, wollt ihr küſſen,
O, ſo lernt die Zeit genieſſen,
Die ſo ſchnell verſtreicht!
Chor: Wollt ihr etc.

Wollt ihr Roſenkränze winden,
O ſo lernt erſt Roſen finden,
Eh' der Lenz verſtreicht!
Chor: Wollt ihr etc.

Unte
Die
Lebe

Pere
Der
Eine

Viv
Ehr
Mu

Pere
Der
Die

er allen Nationen,
den Erdenkreis bewohnen,
e — — hoch!
Chor: Unter etc.

eat dem blaſſen Neide,
uns unſre Burſchenfreude,
e Thorheit ſchilt!
Chor: Pereat etc.

at Tübingen und Halle,
tingen, Heidelberg und alle
ſenſitze hoch!
Chor: Vivat etc.

eat im ganzen Lande,
verfluchten Schnurren Bande,
uns Collé ſchleppt!

Herr Bruder, dir zu Ehren,
Will ich mein Gläs'chen leeren,
Das mich ad locum zog.
Zu deinem und meinem Vergnügen,
Will ich mein erſtes beſiegen,
Herr Bruder leb' recht hoch!

Chor: Hoch! Herr Bruder leb' recht hoch!

Aufs Wohlſeyn meiner Schönen,
Soll jezt mein Lied ertönen,
Ihr ſey darin zweites geweiht!
Daß ihre Lieb und Treue,
Auf ewig mich erfreue,
Drauf ſtürz ich mein zweites hinab!

Chor: Hinab! drauf etc.

Die nach des Rectors Schlüſſen,
Jezt — — ſehen müſſen,
Sey dieſes mein drittes geweiht!
Nennt man ſie gleich noch kraſſe,
So kann doch ihre Kaſſe,
Dem Ganzen dienlich ſeyn!

Chor: Seyn! dem Ganzen etc.

Dem einen und dem andern,
Von unſern flotten Brandern,
Sey dieſes mein viertes geweiht!

[illegible] ſie gleich [illegible] Neue,
So kann doch ihre Treue
Uns Alten dienlich ſeyn!
  Chor: Seyn! uns Alten etc.

Die nach der Eltern Schlüſſen
Jetzt — — verlaſſen müſſen,
Sey dieſes mein fünftes geweiht!
Seh'n wir uns ſchwerlich wieder,
So denkt, fidele Brüder,
Noch oft an uns zurück!
  Chor: Zurück! Noch oft an uns zurück!

Der muntern Trinkgemeine,
Dem flotten Burſchenvereine
Sey dieſes mein letztes geweiht!
Kehrt bald ad locum wieder,
Zum Schenktiſch, meine Brüder!
Dann ſchall' euch ein lautes Trio!
  Chor: Trio! Dann &c.

19.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben ohne Sorgen;
Der Markt iſt unſer Nachtquartier,
Und was den Teufel kümmern wir
Uns um den nächſten Morgen! : :

Heut kehren wir zur Trauben ein,
Im Lamm und Adler morgen;
Da giebt es Punſch und Bier und Wein,
Und für's Bezahlen laſſen wir ſein
Die lieben Alten ſorgen!

Und haben wir mit Rebenſaft
Die Gurgel ausgebadet,
So trinken wir voll Muth und Kraft
Doch mit dem Pudel Brüderſchaft,
So oft er uns auch ladet!

h lobe mir das Burſchenleben,
in jeder lebt ſich ſeinen Stand;
er Freiheit hab' ich mich ergeben,
ie ſey mein liebſtes Unterpfand.
tudenten ſind fidele Brüder,
Chor: fidele Brüder!
in Unfall ſchlägt,
Chor: kein Unfall ſchlägt
e ganz darnieder,
Chor: Sie ganz darnieder!

e Hirſche, Haſen und Studenten,
r leiden gleiches Ungemach,
nn jenen jagen Jäger, Hunde,
d dieſen die Philiſter nach:
udenten etc.

aß Gelder muß der Vater ſchicken,
enn der Herr Sohn ſtudieren ſoll,
n Beutel mit Dukaten ſpicken,
r dann geräth das Söhnlein wohl:
denten etc.

hat der Burſch kein Geld im Beutel,
führt er die Philiſter an,
ſpricht: es iſt ja Alles eitel
n Burſchen bis zum Bettelmann!
denten etc.

Ach, wenn die lieben Eltern wüßten
Der Herren Söhne große Noth,
Wie ſie ſo flott verkeilen müßten,
Sie weinten ſich die Aeuglein roth:
Indeſſen thun die Herren Söhne,
  Chor: Die Herren Söhne!
Sich dann und wann
  Chor: Sich dann und wann
Gar trefflich bene
  Chor: Gar trefflich bene!

Und hat der Burſch nun ausſtudieret,
So reiſet er in patriam;
Mit ſeinen Heften ausſtaffieret,
Heißt er ein grundgelehrter Mann.
Studentes etc.

Und fällt der Burſche durch's Examen,
So ſcheert er ſich den Teufel drum,
Er reiſet doch in Gottes Namen
Keck in der ganzen Welt herum.
Studenten etc.

Soll ich für Ehr', für Freiheit fechten,
Für's Burſchenwohl den Schläger zieh'n:
Gleich blinkt der Stahl in meiner Rechten,
Ein Freund wird mir zur Seite ſteh'n:

ann trinkt man nach gehabtem Spaſſe,
Chor: Gehabtem Spaſſe!
in volles Glas,
Chor: Ein volles Glas
us ächter Maſſe,
Chor: Aus ächter Maſſe.

21.

Der Burſch.

ſtig iſt das Burſchenleben,
ſtig iſt es, Burſch zu ſeyn!
ſtig iſt es, Prügel geben,
ſtig, Gelder nehmen ein!

Der Philiſter.

aurig iſt 's Philiſterleben,
aurig iſt's, Philiſter ſeyn!
aurig, Burſchen Gelder geben,
aurig, Prügel nehmen ein!

Der Burſch.

ig iſt das kneipen, ſchwärmen
der ſchwarzen Mitternacht;
ig iſt's, auf Straſſen lärmen,
der Morgenſtern erwacht!

Der Philiſter.

Aber traurig iſt's zu hören,
Wie der Prügel wüthend ſaust,
Wie aus langen Feuerröhren
Schrot in unſ're Fenſter braust.

Der Burſch.

Luſtig iſt's von Mädchen wiſſen,
Daß ſie Burſchen günſtig ſind;
Luſtig iſt das Mädchen-küſſen,
Die Philiſtern eigen ſind.

Der Philiſter.

Traurig, unſ're Mädchen ſehen,
Wie ſie in der Luna's Nacht
Durch des Burſchen glattes Flehen
Allzuſicher ſind gemacht!

Der Burſch.

Luſtig iſt das peroriren
Laſſen der Philiſter Schaar:
Luſtig iſt das Pokulieren
Tag und Nacht, das ganze Jahr!

De
Ha
C
Am
Die
C

Am
Die
Er
Als
C

Als
Die
Den
An
Ch

Als
In
Bli
Und
Ch

Was
Den

22.

Burſch von ächtem Schrot und Korn
immer frohen Muth valleri,
hor: Hat immer frohen Muth vallera!
ſchweren Stiefel klirrt der Sporn,
Feder ſchwankt vom Hut!
hor: Valleri, vallera,
Die Feder ſchwankt vom Hut!

großen Hut prangt feierlich
Landesvaterei, Valleri : :
chützt ihn mehr bei jedem Stich,
wär' er gut und neu!
hor: Valleri etc.

Burſche trägt er ſtets bei ſich
Zierde, die ihm g'nügt, Valleri : :
Hieber, der ſich fürchterlich
einer Seite wiegt,
hor: Valleri etc.

Burſche klirrend durch die Stadt
einer Majeſtät, Valleri : :
t um den Sporn die Funkenſaat,
Feuer kreutzweis weht.
hor: Valleri etc.

kümmerts ihn, ob auch ein Loch,
Ellenbogen zeigt, Valleri : :

Der flotte Burſche bleibt er doch,
Vor dem ſich alles neigt,
Chor: Valleri etc.

Weh' dir, wenn du dich zu ihm drängſt,
In parfumierten Rock, Valleri : :
Er ſchimpfet dich Pomadehengſt,
Dir droht ſein Knotenſtock!
Chor: Valleri etc.

Für Freunde ſchlägt ſein Herz ſo warm;
Er fühlet ihre Noth, Valleri : :
Für ſie braucht er den ſtarken Arm,
Und ſcheut ſelbſt nicht den Tod;
Chor: Valleri etc.

Wer ſah es, daß er jemals wich,
Wer ſah' ihn jemals feig? Valleri : :
Die Schande nähm' er nicht auf ſich,
Nicht um ein Königreich!
Chor: Valleri etc.

Laut donnernd ſah' man ihn im Kampf,
Den blanken Hieber zieh'n, Valleri : :
Man ſah' vor ſeinem Hieb, wie Dampf,
Die feigen Schurken flieh'n!
Chor: Valleri etc.

Den Muth im Unglück und Gefahr
Trift man ſonſt nirgends an, Valleri : :

Ja ſelb
Beweiſ
Cho

Wenn
Und ſei
So mal
Sey du
Cho

Er trin
Und füh
In ſein
Und Fr
Cho

Drückt
Nimmt
Und wi
Plagt i
Chor:

Er iſt e
Iſt eine
Sein H
Zuweile
Cho

Er wünſ
Und Fr

ſt auch bei der Höllenſchaar.
ſt er ſich als Mann!
r : Valleri etc.

er von Hermanns Edelmuth,
nen Thaten hört, Valleri : :
net ihn ſein deutſches Blut:
auch Hermanns werth!
r : Valleri etc.

ft den deutſchen Rebenſaft,
ſt ſich deutſch und groß, Valleri : :
em Arm wohnt Rieſenkraft,
eyheit iſt ſein Loos!
r : Valleri etc.

ſchwere Sorge ſein Gemüth,
er ſein Pfeifchen her, Valleri : :
e der Knaſter dampft und glüht,
hn kein Unmuth mehr.
Valleri etc.

in Burſch, lebt ſans façon,
s jeden Freund, Valleri : :
erz iſt bieder, ob es ſchon
n anders ſcheint.
r : Valleri etc.

ſchet edlen Mädchen Fried',
ud' auf ihre Bahn, Valleri : :

Und lobet ſie in ſeinem Lied,
So viel er loben kann!
Chor: Valleri etc.

Die Gläſer ſind nun alle leer,
Die Krüge aber voll, Valleri : :
So gebt den friſchen Wein daher,
Und trinkt der Burſchen Wohl!
Chor: Valleri etc.

Schon fließt aus vollem Krug der Saft,
Ins leere Glas hinein, Valleri : :
Und unſrer werthen Brüderſchaft,
Soll dieß geweihet ſeyn!
Chor: Valleri etc.

— — ia heißt mein Vaterland,
Ich halt es hoch und werth, Valleri
Trag' d'rum das — — — e Band,
Und deck's mit Hand und Schwert!
Chor: Valleri etc.

Mi
Mi
Und
So
Tra

Die
Für
Son
Bis
Tra

Heu
Und
Die
Das
Tral

Wie
Nach
Und
Den
Tral.

Und
So
Und
Doch
Tral.

Männern ſich geſchlagen,
Weibern ſich vertragen,
mehr Credit als Geld,
kommt man durch die Welt.
leralalalala, traleralalalala. : :

Wirthe müſſen borgen,
hübſche Mädchen ſorgen,
ſt kommen ſie gewiß
morgen in Verſchiß!
l. etc. : :

t lieb' ich die Johanne,
morgen die Suſanne,
Lieb' iſt immer neu,
iſt Studenten-Treu'!
l. etc. : :

gehen aus zu pürſchen
jung und alten Hirſchen,
bringen frank und frei
Männern das Geweih!
. etc. : :

kommt der Wechſel heute,
ſind wir reiche Leute,
haben Geld, wie Heu,
morgen iſt's vorbei!
. etc. : :

Dann kommen die Philiſter
Mit ihrem Brummregiſter
Von allen Seiten her,
Und brummen wie ein Bär.
Tral. etc. : :

Und fehlt's an Geld zuweilen,
So heißt es gleich: verkeilen!
„Für dieſen Rock, Hebrä'r,
Gieb gleich die Spießen her!“
Tral. etc. : :

Beſtaubt ſind unſ're Bücher,
Der Bierkrug macht uns klüger,
Das Bier ſchaft uns Genuß,
Die Bücher nur Verdruß.
Tral. etc. : :

Das Hemd vom Leib verkeilen,
Und bei Champagner weilen,
Beſpitzt nach Hauſe geh'n,
Das heißt Comment verſteh'n!
Tral. etc. : :

24.

Grobſchmid ſaß in guter Ruh', : :
ucht ſeine Pfeife Taback dazu,
cidacidum! : :

s klopft dort vorn an meiner Thür, : :
r will ſchon wieder her zu mir?
cidacidum! : :

iſt ein Brief von der — —er Poſt, : :
36 Kreutzer koſt't;
: :

Kerl hat ſich herumgeſchlagen, : :
eine Schlapp' davon getragen;
: :

muß nur ſelbſt nach — —en geh'n, : :
ſehen, wie die Sachen ſteh'n!
: :

tt grüß' Sie, lieber Herr Papa,
Sie der Teufel ſchon wiedrum da?
ſieht's mit meinen Wechſeln aus,
s macht die Frau Mama zu Haus?«

deinen Wechſeln ſchweig mir ſtill, : :
Taugenichts, du Lumpenkerl!
: :

„Ich hab' die ganze Woch' ſtudiert,
Ein einzigmal nur kommerſiert!
Zwei meiner Freunde ſchlugen ſich,
Ein Schmaus war ganz gelegentlich;
Da kamen ſie zu mir in's Haus,
Und ich gab den Verſöhnungsſchmaus!“

Das Schmauſen ſollſt du bleiben laſſen : :
Du Taugenichts, du Lumpenkerl!
Cil. : :

Du mußſt mit mir nach Hauſe geh'n,
Und mit mir vor den Ambos ſteh'n;
Cil. : :

„Und eh' ich wieder Grobſchmid werd', : :
So werd' ich eh'r Soldat zu Pferd.“ : :
Cil. : :

Ach, lieber Fritz, du dauerſt mich,
Geh' lieber heim und leb' für dich!
Ich will dir geben Haus und Gut,
Hab' mir nur wieder frohen Muth!

„Wenn Sie mir geben Haus und Gut, : :
So hab' ich wieder frohen Muth!“
Cil. : :

Mein Sohn muß Superintendus werden,
Ich will ihm ſelbſt das Hear abſcheeren;
Was wird das für'n Spektakel abgeben,
Wenn er wird auf der Kanzel ſtehen!

Von
Aus
Cil.

Laßt
Ich
Der
Komm
Vor
Nach
Ch

Komm
Forder
Pack'
Ihn u
Vor de
Cho

Hält d
Hab' i
Den ic
Posito
Und hä
Ey wat
Cho

ſeegne deine Studia, : :
dir wird nichts, halleluja!
:

25.

doch den verdammten Manichäer klopfen,
erriegle meine Stubenthür.
Geſtank von ſolchen Wiedehopfen
nt meiner Naſen unerträglich für!
er Meſſe zahl' ich Niemand aus;
der Meſſe wird wohl ſchwerlich was daraus!
or: Vor etc.

nt der Schneider und die Wäſch'rinn mir zu Leibe,
rn das halbjähr'ge Quantum ab,
ich ſie, und werf zum Zeitvertreibe,
und ſie die Treppe plumps hinab!
er Meſſe etc.
or: Vor etc.

den Bratenrock der Schneider gleich zurücke,
ich doch den alten Gottfried noch,
ich mir zuweilen ſelber flicke,
der Kerl bekäm' ein Loch.
ängt mir auch das Hemd zu den Kleidern heraus,
as macht ſich da der flotte Burſch daraus!
or: Und hängt etc.

Als ich neulich meinen Schläger auf dem Pflaſter wetzte,
Kam ein großer Knote angeprellt,
Den ich dann zum Spaß ein wenig hetzte,
Blitz, wie gab das Windſpiel Ferſengeld!
Solche große Knoten werden fortgejagt,
Wenn der flotte Burſch ſich luſtig macht!
Chor: Solche etc.

Als ich einen Schnurren letzthin wacker zwickte,
Hat er mich bei'm Rektor angeklagt,
Der mich dann zum Zeitvertreib ins Carcer ſchickte,
Denn ich hab' das Ding zu arg gemacht!
Glaubſt du, daß mich dieſer Spaß verdroß?
Nein! im Carcer lebt ſich's burſchikos!
Chor: Glaubſt du etc.

Neulich iſt der Pudel bei mir geweſen,
Hat mich ad Magnificum citiert,
Konnte ſein verdammt's Geſchmier nicht leſen,
Weil der Kerl ſo gar erbärmlich ſchmiert.
Und citiert er mir auch mein ganzes Haus,
Ey was macht ſich da der flotte Burſch daraus?
Chor: Und citiert etc.

26.

Die Horae.

lector lectorum, dic mihi:
uid est unus?
is est Oeconomus,
regnat ſuper ancillas
culina nostra. "

lector lectorum, dic mihi:
uid ſunt duae?
ae tabulae Mosis,
us est Oeconomus etc. "

lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt tres?
es ſunt Patriarchae
raham, Iſaak, und der kleine Jakob,
ae tabulae Mosis,
us est Oeconomus etc. "

lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt quatuor?
atuor Evangelistae etc " *)

lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt quinque?
inque libri Mosis,
atuor Evangelistae etc.

Das vorhergehende: Tres ſunt Patriarchae etc. Duae unt tabulae Mosis, Unus est Oeconomus etc. wird ey jeder Antwort wiederholt.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt ſex?
„Sex hydriae, positae
Canae Galilaeae
Quinque libri Mosis " etc.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt ſeptem?
„Septem ſunt artes,
Sex hydriae positae " etc.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt octo?
„Octo ſunt partes,
Septem ſunt artes " etc.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt novem?
„Novem Musae
Octo ſunt partes " etc.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt decem?
„Decem ſunt praecepta,
Novem Musae " etc.

O lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt undecim?
„Undecim discipuli,
Decem ſunt praecepta " etc.

lector lectorum, dic mihi:
Quid ſunt duodecim?
odecim apostoli,
decim discipuli,
cem ſunt praecepta,
vem Musae,
to ſunt partes,
tem artes,
hydriae, positae Canae Galilaeae,
inque libri Mosis,
atuor Evangelistae,
s Patriarchae, Abraham, Iſaak und der
kleine Jakob,
ae tabulae Mosis,
us est Oeconomus, qui regnat ſuper ancillas
culina nostra.“

27.

Lezter Wille eines Burſchen.

Wenn ich einſt im Rauſche ſterbe,
Begrabe mich mein nächſter Erbe
Unter holdem Saitenſpiel. : :

Statt auf den Kirchhof, auf den Schragen
Soll man mich zum Keller tragen
Unter lautem Glockenton. : :

Statt in's Bett der ſtillen Ruhe,
Nämlich ſtatt der Todtentruhe,
Lege man mich in ein Faß; : :

Und man ſtelle auf die Tonne
Statt des Kranzes, ſtatt der Krone
Mir das gröſte Deckelglas. : :

Statt zu beſpritzen mit dem Wedel,
Statt des Weihbrunns auf den Schädel,
Nehm' man vom beſten Tafelwein! : !

Statt mich betend anzurauchen,
Soll ein jeder Tabak ſchmauchen,
Bis der Dampf mich grau umzieht. : :

Statt mit Meſſen zu bezahlen,
Sey das Geld euch Brüdern allen,
Zum verſaufen rein vermacht. : :

Denn man ſolle in den Schenken
Später meiner noch gedenken,
So lang man ſcherzt und küßt und lacht. : :

II. Speciellere Kommerslieder.

28.

Landes-Vater

s ſchweige,
r neige
ſten Tönen nur ſein Ohr!
hor: Alles etc.
t, ich ſing' das Lied der Lieder,
t's ihr, meine deutſche Brüder,
' es wieder, froher Chor!
hor: Hört etc.

tſchland's Söhne,
ertöne
r Vaterlandsgeſang!
hor: Deutſchl. etc.
n Beglücker ſeiner Staaten,
n Vollender großer Thaten
e euer Rundgeſang!
hor: Dem Beglücker etc.

N. lebe,
erhebe
r brave Muſenſohn!
hor: N. N. lebe etc.

Herz und Hand dir, Herr, zu weihen,
Sammeln wir uns hier in Reihen,
Seegnen dich auf — —s Thron!
Chor: Herz etc.

Haab' und Leben
Dir zu geben,
Sind wir alleſamt bereit.
Chor: Haab' etc.

Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn's das Vaterland gebeut.
Chor: Sterben etc.

Wer's nicht fühlet,
Selbſt nicht zielet,
Stets nach deutſcher Männer Werth!
Chor: Wer's etc.
Soll nicht unſern Kreis entehren,
Nicht bei dieſem Schläger ſchwören,
Nicht entweih'n das deutſche Schwert.
Chor: Soll etc.

Lied der Lieder,
Hall' es wieder,
Groß und deutſch ſey unſer Muth!
Chor: Lied etc.
Seht hier den geweihten Degen,
Thut wie brave Burſche pflegen,
Und durchbohrt den freien Hut.
Chor etc.

ihn blinken
er Linken
n Schläger nie entweiht.
or: Seht etc.
urchbohr' den Hut, und ſchwöre,
n will ich ſtets auf Ehre,
ein braver Burſche ſeyn!
or: Ich etc.

den Becher,
rer Zecher!
länd'ſchen Weines voll!
or: Nimm etc.

er Präſes giebt den Schläger ſeinem Nachbar zur Rechten.)
den Schläger in die Linke,
ihn durch den Hut, und trinke
es Vaterlandes Wohl!
or: Nimm etc.

vater,
und Rather,
N. N. lebe hoch!
or: Landesv. etc.

ſoll mein König leben,
ein Mädchen auch daneben,
alle, ſie für mich!
or: Ewig etc.

Komm' du blanker Weihedegen,
Freier Männer freie Wehr!
  Chor: Freier etc. : :
Bringt ihn feſtlich mir entgegen,
Von durchbohrten Hüten ſchwer!
  Chor: Von etc. : :

Laßt uns feſtlich ihn entlaſſen;
Jeder Scheitel ſey bedeckt,
Und dann laßt ihn unbefleckt
Bis zur nächſten Feier raſten!
  Chor: Bis etc. : :

Wähnt nicht, dieſe Burſchenweiſe
Sey ein neuer Freudenbrauch;
  Chor: Sey etc. : :
Nein, in eurer Väter Kreiſe
Blinkte ſo der Schläger auch!
  Chor: Blinkte etc. : :

Froh zum Feſt, ihr trauten Brüder;
Jeder ſey der Väter werth,
Keiner taſte je an's Schwert,
Der nicht edel iſt und bieder!
  Chor: Der etc. : :

Blank, ſprach jeder, wie die Klinge,
Müſſen aller Herzen ſeyn.
  Chor: Müſſen etc. : :
Jeder von den Brüdern bringe
Uns ein Herz, das deutſch und rein.
  Chor: Uns etc. : :

Fort,
Deſſen
Müſſe
Auch
  Ch

Zwar,
Gern
  Ch
Aber ſ
Müſſen
  Ch

Alle dr
Und v
Doch,
Zitt're,
  Cho

Drum,
Dieſe
  Cho
Ganz n
Keiner
  Cho

Laßt da
Jeder S
Und da
Bis zur
  Cho

wer edel nicht geboren;
Herz nicht brav und gut,
einſt, wie dieſen Hut,
der Rache Stahl durchbohren!
or: Auch etc. : :

, wir wollen liebreich dulden,
des Bruders Fehl verzeihn!
r: Gern etc. : :
chwarze Frevelſchulden
nie ſein Herz entweih'n!
r: Müſſen etc. : :

ückt der Menſchheit Schwäche,
rzeih'n iſt ſüſſe Pflicht.
wer Hohn der Tugend ſpricht,
, daß dieß Schwert ſich räche!
r: Zitt're etc. : :

ihr Feſtgenoſſen, achtet
Sitte heilig, ſchön.
r: Dieſe etc. : :
nlt Herz und Seele trachtet,
ſtets ſie zu begeh'n!
r: Reiner etc. : :

s Schwert uns nun entlaßen,
Scheitel ſey bedeckt,
an laßt es unbefleckt
nächſten Feier raſten.
: Bis etc. : :

* * *

(Der Präſes zum Nachbar Rechts:)
So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken,
Und drauf den Schläger ſtrecken.
So leb' auch dieſer Bruder recht hoch!
Ein Hundsfott, wer ihn ſchimpfen ſoll!
Chor: So lange wir ihn kennen,
Woll'n wir ihn Bruder nennen,
Es leb' auch Bruder N. N. hoch! (ſequentl.)

* * *

Ruhe von der Burſchenfeier,
Blanker Weihedegen nun.
Chor: Blanker etc. : :
Jeder trachte, wack'rer Freier
Bis zum nächſten Feſt zu ſeyn.
Chor: Bis etc. : :
Jedem Heil, der ſich bemühte,
Ganz zu ſeyn der Väter werth;
Keiner taſte je an's Schwert,
Der nicht edel iſt und bieder!
Chor: Der etc. : :

29.

Fuchſenlied.

s kommt da von der Höh', : :
s kommt da von der ledernen Höh',
ça ledernen Höh',
s kommt da von der Höh'?

iſt ein Poſtillion : : etc.
s bringt der Poſtillion? : : etc.
bringt 'nen Fuchſen mit : : etc.

r Diener, meine Herr'n, : :
Diener, meine hochzuverehrenden Herr'n,
ça hochzuverehrende Herr'n,
Diener, meine Herr'n!"

s macht der Herr Papa? : :
s macht der lederne etc.
liest im Kikero : : etc."
s macht die Frau Mama? : : etc.
ie fangt dem Papa Flöh'! : : etc."
s macht die Mamſell Soeur? : : etc.
ie ſitzt zu Haus und näht! : : etc.
ias: Sie ſtrickt dem Papa Strümpf'! :: etc.)
as macht der Herr Rector? : : etc.
r prügelt ſeine Buben! : : etc."

Raucht auch der Fuchs Taback? : : etc.
„Ein wenig, meine Herr'n! : :
Ein wenig, meine hochzuv. etc.“
So ſteck' er ſich eins an! : : etc.
„Ach, ach, es wird mir weh! : : etc.
So brech' er ſich 'mal aus! : : etc.
„Jetzt iſt mir wieder wohl! : : etc.“

So wird der Fuchs ein Burſch, : :
So wird der lederne Fuchs ein Burſch,
Ça, ça, Fuchs ein Burſch,
So wird der Fuchs ein Burſch!

30.

ſt euch, Brüder, in die Runde,
n in Arm und Hand in Hand,
ern wollen wir die Stunde,
zum trauten Freundſchaftsbunde,
zu Brüdern uns verband.
alle, Jubellied, und töne
hgefühl in unſre Bruſt;
n wir ſind — — ja's Söhne,
rer Würde uns bewußt!

Chor: Schalle etc.

ue, heil'ge Brudertreue,
e unſre Seelen ganz;
Partheygeiſt je entweihe,
e Zwietracht je entzweie,
ne Eines Vaterlands.
, dem Dienſt der Treue fröhne
e gern mit Gut und Blut!
en denn nicht freie Söhne
e Väter Geiſt und Muth?

Chor: Nein, dem etc.

der Ehr', der Freiheit weihe
nein blankes Burſchenſchwert!
en Brüdern ſchwur ich Treue;
ein falſcher Sinn entweihe

Auf zum [illegible]
Feierlich mein Lied empor,
Hört's — — ja's brave Söhne,
Was ich eurem Bunde ſchwor!

Chor: Auf zum etc.

31.

Wo zur frohen Feierſtunde,
Lächelnd uns die Freude winkt;
Wo in lauter Tafelrunde
Silbern uns der Becher klingt:
Da iſt der Himmel, da tönt unſer Sang,
Göttin der Freude, dir fröhlichen Dank!

Chor: Da iſt etc.

Wo ſich Männer, feſt umwunden
Von der Freundſchaft Roſenband,
Und, durch Bruderſinn verbunden,
Traulich reichen Hand in Hand,
Da iſt der Himmel, da tönt unſer Sang,
Göttin der Freundſchaft, dir innigen Dank.

Chor: Da iſt etc.

Füllt nicht Freude hier die Becher;
Ueberſtrömt das Herz nicht Luſt?
Schwellt nicht jedem wackern Zecher
Freundſchaft hier die volle Bruſt?

rüder, von euch, giebt mir Himmelsgenuß!

Chor: Hier iſt etc.

eil den Edlen, die vor Jahren
ieſen Freundſchaftsbund gewebt,
ie des Bundes Schöpfer waren,
eren Geiſt uns heut umſchwebt.
rüder, es ſchalle, den Guten zum Dank,
ut unſer feſtlicher Jubelgeſang!

Chor: Brüder etc.

ßt uns trinken, laßt uns ſchwärmen,
d des ſchönen Feſt's uns freu'n;
onne lacht in Freundes Armen,
üßer mundet hier der Wein.
üßer, wo Freundſchaft mit liebender Hand
ier noch knüpfet das himmliſche Band.

Chor: Süßer etc.

il dem Tage, der auf's Neue
d zur Bundesfeier ruft,
n durch ächte Brüdertreue
zum Wonnetage ſchuf.
ge noch blüh' unſer trauter Verein,
ts noch gefeiert von fröhlichen Reih'n!

Chor: Lange etc.

Alle Brüder ſollen leben,
Die das — — —e Band umzog!
Drauf will ich mein Gläschen heben,
Drauf erſchall' ein donnernd Hoch!
Feierlich ſchalle mein Jubel empor,
Brüder, für euch, die der Bund ſich erkohr!

Chor: Feierlich etc.

32.

Die Treue, die uns Brüder band,
Chor: Sey dauernder als Erz!

Von ihr geleitet Hand in Hand,
Chor: Bewaffne ſich das Herz!

Zum — — — en ſchwur auch ich,
Chor: — —ia ſey's Panier!

Die mächtig meinen Scheitel deckt,
Chor: Wenn Unfall ihn bedroht, valleri!
Wenn Unfall ihn bedroht, vallera!

33.

Heil unſ'rem Bunde, Heil!
Dem deutſchen Bunde Heil,
Heil Deutſchland, Heil!
Wem Hermanns Lobgeſang
Zum deutſchen Herzen drang,
Stimm' an bei'm Becherklang:
Heil Deutſchland, Heil!

Chor: Wem etc.

O deck' mit Vaterhand,
Gott unſer deutſches Land,
Sey unſer Schild!
Für deines Volkes Zier,
Für Deutſchland bitten wir,
Erhalt uns für und für
So brav und mild!

Chor: Für deines etc.

Wer nicht fühlt hohen Muth,
War mit Thuiskon's Blut
Niemals verwandt!
Fürſt ſey er oder Sklav'
Er denkt nicht deutſch, nicht brav,
Verdienet Schmach und Straf'
ans Vaterland!

Chor: Fürſt etc.

Wir fühlen hohen Muth,
Und laſſen Gut und Blut
Für's Vaterland.
Für ſeine Freiheit ficht
Der deutſche Burſch, vergnügt
In jedem Kampf, und ſiegt
Für's Vaterland!

Chor: Für etc.

Bleibt ächt, bleibt deutſch und gut,
Ihr ſtammt von Hermanns Blut,
Edles Geſchlecht!
Wer wie ein Sklav, um Sold,
Wer nur für feiles Gold,
Sein deutſches Blut verzollt,
Fluch ſey dem Knecht!

Chor: Wer wie etc.

Bleibt ächte Deutſche, ſingt
Hermann'n ein Loblied, trinkt
Auf Deutſchlands Wohl!
Oft geh' der Becher rund,
Froh thue jeder Mund
Das Lob des Helden kund,
Trinkt Deutſchlands Wohl!

Chor: Oft etc.

34.

Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd froh,
Die holde Freude winkt!
Sie lädt zu hoher Luſt uns ein,
O kommt und ſeht, wie ſchön der Wein
Im gold'nen Becher blinkt!

Chor: Sie lädt etc.

Auf ſchnellem Fittig eilt die Zeit,
Und mit ihr Luſt und Scherz;
Nicht ferne lauſcht des Alters Qual,
Nur aus dem ſchäumenden Pokal
Quillt Geiſt und Muth in's Herz!

Chor: Nicht etc.

Bald ruft unwiderſtehlich uns
Die ſchauervolle Nacht,
Wo uns nicht mehr die Freude blüht,
Nicht mehr des Mäd'chens Wange glüht,
Der Becher nicht mehr lacht!

Chor: Wo etc.

Drum pflücket Roſen, weil ſie blüh'n,
Trinkt, weil der Becher ſchäumt,
Bei — — Treu und deutſchem Wein
Laßt froher uns, als Fürſten, ſeyn,
Ihr Glück iſt nur erträumt!

Chor: Bei etc.

Hoch lebt ihr theuren — — all',
Durch Biederſinn vereint;
Wer redlich denkt und redlich iſt,
Sey brüderlich von uns gegrüßt,
Sey ewig unſer Freund!
Chor: Wer etc.

Und nied're Falſchheit ſey verbannt
Aus eines jeden Bruſt.
Wer ſich durch Sklavenſinn entehrt,
Iſt dieſes Göttertranks nicht werth,
Nicht werth der reinſten Luſt!
Chor: Wer etc.

Nichts trenne unſern Freundſchaftsbund,
Kein Schickſal, keine Zeit.
So feſt, wie Schweitzer-Alpen ſteh'n,
Steh' er, bis wir zu Grabe geh'n;
Sein Ziel ſey Ewigkeit!
Chor: So feſt etc.

Drum kränzet Blumen um das Glas,
Und füllt's mit flottem Wein.
Stoßt an, es lebe, was uns liebt,
Es lebe, was uns Freude giebt,
Und Jubel ſchalle drein!

Auf,
Auf z
Eur
Laut
Freud
Unſ're
Freud
Ihr n
Heut
Unſ're
Wo ſi
So wi
Hört's
Zu de
Sie al
Darau
Uns m
Heiſche
Sein
Seinen
All' ih
Aus de
Unſ'ren
Schwör
Eintrac
Reiche
Leute al
Knäpfe

35.

— ias brave Söhne,
um feyerlichen Mahl!
Jubelſang ertöne,
beym blinkenden Pokal.
' umkränzet, traute Brüder,
dicht verſchlungnen Reih'n,
e ſtimme unſre Lieder,
ur laßt uns heute weih'n. : :

von unſ'res Bundes Feyer
Herzen hoch entzückt!
h unſer Kreis mit neuer,
llkomm'ner, Zierde ſchmückt.
, die heut Geweihten ſchwören
n Band, das uns umſchlingt:
s Brüder ſtets zu ehren,
f ſtoßet an und trinkt. : :

it Brudersinn zu lieben,
t unſer Bund als Pflicht,
Geſetz laßt treu uns üben,
n Zweck vergeſſet nicht.
r Freunde ſchwört aufs Neue
s vollen Herzens Drang
n Bunde ew'ge Treue!
rts beym hellen Schlägerklang! : :

cht wohn' in unſ'rer Mitte,
uns die weiſe Hand,
lle unſ're Schritte,
e feſter unſ're Band.

Brüder, innrer Zwiſt zerſtöret
Selbſt den feſteſten Verein:
Wenn ihr Lieb' und Eintracht ehret,
Wird kein Feind euch furchtbar ſeyn. : :

Achtet unſ'res Bundes Lehre,
Krönt durch ächte Tugend ihn;
Heilig ſey euch wahre Ehre,
Euer Stolz ſey Biederſinn!
Muthig dient dem Vaterlande,
Fechtet kühn pro Patria!
Heil dem — — — Bande!
Vivat hoch — — ia. : :

Edle Brüder, ja ich ſchwöre,
Euch mein Leben ſtets zu weih'n!
Heilig ſey mir wahre Ehre,
Brav will ich und bieder ſeyn.
Gern dien' ich dem Vaterlande,
Fechte kühn pro Patria!
Heil dem — — — Bande,
Vivat hoch — —ia! : :
Vivat ſequens!

36.

Edeln hat der Tod
ſ'rem Kreis entriſſen.
as ſeinem Angedenken
h einen Abend ſchenken,
s wir ſterben müſſen.

Becher ſah'n wir einſt
n, als Bruder, leeren;
ihn bey'm Ewighohen
ng dem Laſter drohen,
d der Tugend ſchwören.

h füll' ihm dieſen Kelch;
hwört bey ſeinem Namen:
s Bruders Angedenken
n würdig Opfer ſchenken,
ch' ihm nachzuahmen!

37.

Traurig ſehen wir uns an,
Achten nicht des Weines.
Jeder ſchlägt die Augen nieder,
Und der hohen Freudenlieder
Schallet heute keines.

Nun, ſo ſoll ein Trauerlied
Dir, o Freund, erſchallen:
Trinket jeder ihm zu Ehren,
Ach! und laßt der Trennung Zähren
In den Becher fallen.

Zeuch in fremdes Land, und denk'
Unſer's Bunds hienieden:
Dort am Sternenhimmel, Beſter,
Knüpft die Ewigkeit ihn feſter,
Leb' indeß in Frieden.

Heilig war uns mancher Tag,
Mancher Abend heilig:
Freundſchaft gab uns alles Gutes,
Freundſchaft macht' uns hohen Muthes,
Ach! — und ſchwand ſo eilig.

Edel wareſt du und treu,
Gut, von deutſchem Herzen.
Bleib' es, Lieber! — Edeln Seelen
Kann's an Freuden niemals fehlen,
Und vergiß der Schmerzen.

un noch Eins zu guter Letzt,
nſ'rem Freund zu Ehren!
eute ſind wir noch vereinet,
Morgen, wenn die Stund' erſcheinet,
ließen unſ're Zähren.

38.

Lied eines abziehenden Burſchen.

Sangbar nach der Weiſe: „Es reiten drey Reuter“ ꝛc.
mit einzuſchaltendem Ade.

Bemooster Burſche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philiſters Haus,
ur alten Heimath geh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſeyn.

Fahrt wohl, ihr Straſſen, g'rad und krumm,
ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Geſang,
Mit Lärm nicht mehr und Spornenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben iſt nicht mehr allhier!
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durſtig Herz nicht warm!

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie ſteht ihr in Parade da;
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehſt mir umſonſt, o Carcer, nach;
Für ſchlechte Herberg Tag und Nacht
Sey dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und ſchalle noch,
Leb' alter Schlägerboden, hoch!
In dir, du treues Ehrenhaus,
Verfechte ſich noch mancher Straus.

Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus;
O Kind, ſchau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar!

Und haſt du mich vergeſſen ſchon,
So wünſch' ich dir nicht böſen Lohn:
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch ſey er flott, gleich mir, und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht iſt mein Sinn und frey mein Pfad,
Gehab' dich wohl, du Muſenſtadt!

Ihr Brüder, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht ſchwer,
Auf friſchem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang!

Im nächſten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein! —
Nun denn, ihr Brüder, ſey's, weil's muß,
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

39.

Brüder, hier ſteht Bier ſtatt Wein:
Traute Brüder, ſchenkt euch ein!
Vivat jeder brave Mann,
Der dem Sklavenjoch entrann.
Chor: Vivat jeder etc.

Freyheit iſt ein edles Gut,
Giebt dem Burſchen Kraft und Muth,
Vivat jeder freye Mann,
Der ſeinen Schläger führen kann.
Chor: Vivat jeder etc.

Glücklich, wer auf ſeinem Pfad
Einen Freund gefunden hat:
Aber dreymal glücklich iſt,
Wen ſein holdes Mädchen küßt.
Chor: Aber dreymal etc.

Kommſt du meiner Aſche nah',
So verweile dich allda,
Schreib' auf meines Grabes Rand:
Dieſen hab' ich Freund genannt.
Chor: Schreib' auf. etc.

40.

ſinget und trinket
n köſtlichen Trank!
ſinget und bringet
Freud' euren Dank!
nket, reiche Sünder,
Gold euren Wein,
freu'n uns nicht minder
'm Bierkrug von Stein.

Chor: Vivallerallerallerallera
Beym Bierkrug von Stein.

goldnen Pokalen,
nk Rom ſeinen Wein,
feſtlichen Mahlen
Siegs ſich zu freu'n.
Deutſche, der Große,
nk edleren Saft,
dafür der Erſte
Muth und an Kraft.

Chor: Vivallerallerallerallera
An Muth und an Kraft.

ſchnarchten Roms Krieger
get vom Wein,
wähnten, die Sieger
Deutſchen zu ſeyn:

Da ſtürmten wie Wolken,
Wie Wirbel im Meer
Des Vaterlands Retter,
Teut's Söhne daher.

Chor: Vivalleralleralleralleralle
Teut's Söhne daher.

Im Oſten erblinkte
Der Morgenſtern ſchön,
Sein Flammen, es winkte,
In's Schlachtfeld zu geh'n:
Da ſchwangen die Mannen
Im fürſtlichen Rath
Ihr Trinkhorn zuſammen
Der trefflichen That.

Chor: Vivalleralleralleralleralle
Der trefflichen That.

Vom Schlachtfeld erſchallte
Das Jammergeſchrey,
Und Römerblut wallte
In Strömen herbey:
Da hatte Roms Krieger
Den blutigen Lohn,
Und Hermann, der Sieger,
Zog jubelnd davon.

Chor: Vivalleralleralleralleralle
Zog jubelnd davon.

Da konnte Roms Kaiſer
Des Siegs ſich nicht freun;
Er weinte ſich heiſer,
Und traurte bey'm Wein.
Doch höher nun ſchwangen
Die Mannen im Fried'
Ihr Trinkhorn, und ſangen
Der Freiheit ein Lied.

Chor: Vivallerallerallerallerallera
Der Freiheit ein Lied.

41.

Auf, Brüder, laßt uns luſtig leben.
Chor: Vivalleralleralliera ::

Auf daß das ganze Haus mag beben
Chor: Vivalleralleralliera ::

Bey Bier, Tabak, und nicht bey Wein,
Da wollen wir jetzt luſtig ſeyn.
Chor: Vivalleralleralliera ::

Man kann nicht immer fort ſtudiren,
Chor: Vivalleralleralliera ::

Man muß zuweilen kommerſiren,
Chor: Vivalleralleralliera ::

Man muß zuweilen luſtig ſeyn,
Drum ſchenkt die leeren Gläſer ein.
Chor: Vivalleralleralliera ::

Weg Corpus juris, weg Pandekten,
Chor: Vivalleralleralliera ::

Weg mit den theolog'ſchen Sekten,
Chor: Vivalleralleralliera ::

Weg mit der Medicinerey:
Vor dieſen Muſen hab ich Scheu.
Chor: Vivalleralleralliera ::

Ch

Ch

Cho

Der G
Iſ
Drum
H
Er hat
D
Was g
S
Thuisk
E
Durch
Un
Aus di
Es
Wenn
D

Es leb', Herr Bruder, deine Schöne!
or: Vivalleralleralera. : :

Es leben alle Muſenſöhne!
or: Vivalleralleralera. : :

Es lebe, wer uns günſtig iſt:
Die andern kommen in Verſchiß!
or: Vivalleralleralera : : : :

42.

erſtenſaft, ihr meine lieben Brüder,
t ſchon ein alter Trank;
füllt die gröſten Stiefelgläſer wieder,
abt dem Erfinder Dank!

zwar keinen groſen Gott zum Gönner:
och thut dieß nichts zur Sach:
ut iſt, lobt ſich ſelbſt, und biedre Kenner,
ie fragen nichts darnach.

ons Söhne ſchon, ihr Brüder, tranken
uch dieſes Säftlein fein,
deren Schwert die ſtolzen Römer ſanken,
nd denkt, — die tranken Wein.

eſem nun könnt ihr ganz richtig ſchlieſen,
s ſey ein edler Saft,
auch ſogar Erob'rer fallen müſſen
urch ſeiner Trinker Kraft.

Es ſtimmen auch viel edle Nationen,
Hierinn uns, Brüder, bey,
Von denen an, die an der Themſe wohnen
Bis in die Tartarey.

Geſteht's nur ſelbſt, in Bayern und in Franken
Giebt's Männer voller Kraft:
Was mag die Urſach anders ſeyn, ſie tranken
Den edlen Gerſtenſaft.

Und als die Enkel Hermanns Bier noch tranken,
Da ſah'n ſie ſtolz herab:
Als ſie es aber eitel ſchmähten, ſanken
Sie ruhmlos in ihr Grab.

Der Wein, der Punſch, gewähren nichts als Pochen
Und eine rothe Nas:
Drum wünſcht ihr friſche Farb' und ſtarke Knochen,
So bleibt bey'm Gerſtenglas.

Drum ſchämt euch nicht der Väter, meine Brüder!
Mit Freuden ſeh'n ſie das:
Sie ſingen in Walhalla Bardenlieder,
Und greifen nach dem Glas.

43.

Grampampuli's - Lied.

pampuli: das iſt der Titel
ranks, der ſich bey mir bewährt:
ein allgemeines Mittel,
mir was Böſes widerfährt:
mir in allen Gliedern weh,
ich ein Glas Grampampuli,
Grampimpampampuli,
Grampampuli.
r: Thut's mir in allen etc.

mir im Leib, reißt's mir im Magen,
zum Eſſen keine Luſt,
mich die faulen Lüfte plagen,
ch Katarrh auf meiner Bruſt!
' zu keinem Medici,
nk ein Glas Grampampuli,
Grampimpampampuli,
Grampampuli.
r: Ich geh' zu keinem etc.

für Ehr' und Freiheit fechten,
Burſchenwohl den Schläger zieh'n,
linkt der Stahl in meiner Rechten:
eund wird mir zur Seite ſteh'n:
rinkt man nach gehabter Müh'
es Glas Grampampuli,
Grampimpampampuli,
Grampampuli.

Chor: Dann trinkt man etc.

Sollt' ich etwa zur Hochzeit ſchreiten
Mit einem tugendſamen Weib,
Werd' ich kein großes Mahl bereiten,
Sie iſt mir g'nug zum Zeitvertreib:
Anſtatt Kaffe', Chok'lad, Bisquit,
Trink ich ein Glas Grampampuli,
Grampimpampampuli,
Grampampuli.

Chor: Anſtatt Kaffe' etc.

Wer wider uns Grampampuliſten
Sein hämiſch Maul zur Mißgunſt rümpft,
Den halten wir für keinen Chriſten
Weil er auf Gottes Gabe ſchimpft:
Ich gäb' ihm, wenn er zehn'mal ſchrie,
Kein einzig Glas Grampampuli,
Grampimpampampuli,
Grampampuli.

Chor: Ich gäb' ihm etc.

IV. Rundlieder.

44.

Seht, wie er im Glaſe blinkt,
Dieſer Saft der Reben;
In des deutſchen Jünglings Bruſt,
In des Jünglings deutſcher Bruſt
Gießt er Kraft und Leben.
Chor: In des deutſchen etc.

Erſter.
Bruder, dieſes volle Glas
Bring' ich dir zu Ehren.

Zweyter.
Bruder, dieſes volle Glas
Bringſt du mir zu Ehren.

Beyde.
Unſ'rer Freundſchaft heilig Band,
Unſer unzertrennlich Band
Soll kein Unfall ſtören.
Chor: Euer Freundſchaft heilig Band
Euer etc.

Erſter.
Bruder, nimm zum Unterpfand
Deutſchen Druck der Rechten.

Zweyter.
Gern nimm ich zum Unterpfand
Deutſchen Druck der Rechten.

Beyde.

Daß wir nicht um Kron' und Land,
Nicht um eines Mädchens Hand
Brudertreue brechen!

Chor: Daß ihr nicht etc.

Vivat ſequens.

Nun ſo ſey der Bund gemacht
Hier zu dieſer Stunde.

Chor: Nun ſo ſey etc.

Und die ſternenhelle Nacht,
Und die helle Sternennacht
Leuchte unſ'rem Bunde.

Chor: Und die etc.

o ſalute horum amicorum,
o ſalute circuli!
Chor: Pro ſalute horum etc.

o ſalute —— orum
o ſalute patriae!
Chor: Pro ſal. etc.

o ſalute Theologorum (Iurisconſult. Medicorum)
o ſalute NNii!
Chor: Pro ſalute etc.

o ſalute meines Mädchens,
f die Dauer ihrer Treu!
Chor: Pro ſalute deines etc.

niverſitatis almae — —enſis,
o der flotte Burſch kein Schiffer iſt!
Chor: Univerſitatis etc.

rripio Glaſellulum,
c vel ſic tenendum,
b menſam deprimendum,
d aſtra tollendum,
ri admovendum,
ſpiciendum
tque exhibendum.
Chor: bendum, bendum etc.

tque exhibendum funditus,
Chor: Atque exhibendum funditus.

Chor: Vivat noster N. N.
NNiana Musa!
Vivat! floreat! crescat!

Einer.

Atque vos crescatis invicem!
Chor: Ergo nos crescamus invicem!

46.

In ſanitatem omnium! ça ça : :
In ſanitatem virginum! ça ça : :
Absentium, praesentium,
Strictiſſime bibentium! ça ça! ça ça! ça ça!
Chor: Absentium etc.

Es leben alle Burſchen hoch! ça ça : :
Es lebe auch mein Mädchen hoch! ça ça : :
Es lebe, wer flott commerſirt,
Wenn's ſeyn muß, auch den Schläger führt! ça ça! ça ça!
Chor: Es lebe, wer etc.

Ch

Ch

Seht
Brude
Allhier
Wo v
Und ſ
So m
Denn
Allhier
So ſch
Glu gl

Auch
Auch
Auch
Darun

47.

Hoho! vivat, Hoho! vivat
Fraterna ſanitas!
or: Hoho! vivat etc.

En poculum amoris,
Antidotum doloris,
Hoho! vivat, Hoho vivat
Fraterna ſanitas!
or! En poculum etc.

48.

euch in die Runde:
r N.N. der ſoll leben
in dieſem Bunde,
olle Humpen ſchweben : :
ollt' es auch ein Räuſch'gen geben,
acht er ſich nichts d'raus:
er erfreut ſich ſeines Lebens
in dieſem Haus:
enk' es ein und trink's rein aus: } bis
u glu glu glu glu glu glu!

r gehört in unſ're Mitte:
r verſteht die deutſche Sitte,
r verſteht den deutſchen Brauch:
lieben, darum lieben, darum lieben wir ihn auch.

49.

Ich trinke ſo gerne
Mein nektarvolles Gläschen,
Und darum ſo hab' ich
Schon manchmal es geleert.
Chor: Du trinkeſt etc.

Ich küſſe ſo gerne
Mein — gelocktes Mädchen,
Und darum ſo hab' ich
Schon manchmal es geküßt.
Chor: Du küſſeſt etc.

Ich ſchmauche ſo gerne
Mein knaſtervolles Pfeifchen,
Und darum ſo hab' ich
Schon manchmal es geſchmaucht.
Chor: Du ſchmaucheſt etc.

Schwindet Gram und Sorgen,
Lieber heut' als morgen!
Bald trinke ich mein Gläschen,
Bald küſſe ich mein Mädchen,
Bald ſchmauche ich mein Pfeifchen.
Chor: Gläschen, Mädchen, Pfeifchen.

Brüder, thut mir's alle gleich.
Chor: Ja, wir thun dir's alle gleich.

50.

Vivat Bacchus, Bacchus lebe!
Chor: Bacchus lebe!

Bacchus war ein braver Mann,
Der zuerſt der goldnen Rebe
Chor: Goldnen Rebe
Süßen Nektar abgewann.

Es leben die Schwarzen, die Braunen, die Blonden!
Chor: Sie leben, ſie leben, ſie leben alle hoch!

Ob ich's wag', und ob ich's thu',
Und ob's die Herrn auch laſſen zu?
Chor: Hinunter den Plunder : :

Es iſt geſcheh'n, ihr alle habt's geſeh'n.
Chor: Es iſt geſcheh'n, wir alle haben's geſeh'n.

51.

Herr Bruder zur Rechten, Herr Schwager zur Linken,
Wir wollen einander ein Smollis zutrinken!
Chor: Smolliren zutrinken!

Auf's Wohlſeyn der Allerſchönſten, die da lebet auf Erden,
Von der ich einſt wünſchte geliebet zu werden!
Chor: Geliebet zu werden!

Und will ſie mich nicht lieben, ſo ſag ſie's behende,
Dann nehm' ich mein Gläslein in meine zwey Hände,
Chor: In deine zwey Hände:

Und trinke drauf los.
Chor: Los, los, los — und trinkeſt drauf los.

Sic muß man die Curas Grillasque vertreiben,
Und ſollt' auch kein Kreuzer im Beutel verbleiben.
Chor: Im Beutel verbleiben.

Die ganze Welt mag mi — ma — murren,
Die alten Weiber ſchni — ſchna — ſchnurren:
Schnurr, wie du willſt; ſchnurr, wie du willſt,
Gilt mir gleich viel!
Hab' ich kein Geld im Sack, bleib' ich vom Spiel!
Chor: Schnur', wie du etc.

52.

Auf, meine Brüder, auf auf und erwacht:
Es wird jezt einem Mädchen ein Floreat gebracht.
Lodernde Flammen
Schlagt kreuzweis zuſammen!
Vivat, es lebe mein Mädchen und ich!
Mein Mädchen und ich!
Chor: Vivat, es lebe dein Mädchen und du!

53.

Laſſet die feurigen Bomben erſchallen! }
Piff, paff, puff, paff, tralleralera! } bis
Unſer Bruder N. N. der ſoll leben!
Es lebe das ganze NNſche Haus!
Und ſein Mädchen auch daneben!
Drauf trinke er ſein Gläslein aus.
Aus! Aus! Aus!
Leeret die Gläſer, ſchenkt ſie wieder ein!
Laſſet uns alle ſidele Brüder ſeyn!

54.

Sie leben alle hoch, ſie leben alle hoch;
Als unſ're Freunde!
Zum Teufel ſollen geh'n, zum Teufel ſollen gehn'
All' unſ're Feinde!

Der N. N. ſoll leben,
Sein Mädchen daneben:
Es lebe das ganze NNſche Haus!
Sauf aus, ſauf aus!
Es lebe das ganze NNſche Haus!

55.

Ei Bruder N. N. warum ſo mißvergnügt?
Sag, was dir im Sinne liegt?
Willſt denn du, da wir ſo fröhlich ſingen,
Traurigkeit in unſ're Mitte bringen?
Sag, was dir im Sinne liegt?
Einer. Gebt mir nur ein gut Glas Wein:
Dieſes, denk' ich, ſoll es ſeyn.
(Gebt mir nur ein gut Glas Bier:
Dieſes, denk' ich, fehlet mir.)
Nun ſo trink's auf's Wohlſeyn deiner Schönen:
Laß' ihr zu Ehr' ein flottes Hoch ertönen:
Trink, bis dich der Wein beſiegt ::
Einer. Noch nicht ganz vergnügt!
Nun ſo trink's aufs etc.
Einer. Jetzo bin ich ganz vergnügt.
Nun ſo ſind auch wir vergnügt.

56.

Weg weg mit den verdammten Grillen,
ie ganze Nacht ſoll unſer ſeyn!
aßt uns nur leere Gläſer füllen,
nd nichts, als Smollis ſchenken ein!
Chor: Sauft luſtig, ſauft luſtig: genießet der Zeit
In Fröhlichkeit!

's leben die Muſen,
eines Mädchens flotter Buſen!
s ſterbe der Neid,
ie Traurigkeit!
Chor: Es leben die Muſen,
Deines Mädchens ꝛc.

57.

err Bruder, nimm dein Gläschen,
nd trink es fröhlich aus;
nd wirbelt dir's um's Näschen,
o führ' ich dich nach Haus:
edenk' es iſt ja morgen
chon Alles wieder gut:
er Wein vertreibt die Sorgen,
nd ſchafft uns frohen Muth.

alloh, halloh, halloh, halloh!
ey uns geht's immer ſo.
Chor: Halloh! ꝛc.

58.

So hatten es auch
Die Alten im Brauch,
Als ſie vor Jahren
Fein luſtig waren:
Sie ſchenkten voll ein,
Und tranken ſo rein,
Chor: Und tranken ſo rein,

Daß man das Glas von oben
Auf dem Nagel konnte proben.
Chor: Das war zu loben, : :

59.

Wenn einſt der alte Knochenhauer
Mit unſrem N. N. Punktum macht:
So werde ihm ſtatt aller Trauer
Ein Gläslein Wein auf's Grab gebracht:
Dieß nehm' er als Viaticum
Hinüber in's Eliſium:
Dieß nehm' er als Viaticum
Hinüber ins Eliſium,
Hinüber ins Eliſium!

60.

Herr Zachäus, Herr Zachäus
War ein kreuzfideler Kerl, } bis
Er trank aus keinem leeren Glas
Chor: Tralirumlarum, was iſt das?
Er und ſeine Gäſte
Chor: Ei, wie hat er's denn gemacht? : :
Er hat's immer, immer, immer : :
Chor: So gemacht.
Chor: Lauter gute Ding ſind das : :
Wenn man brav ſauft und frißt
Und dabey luſtig iſt:
Lauter gute Ding ſind das,
Lauter gute Ding!

Ich nehm' mein Gläschen in die Hand:
Chor: Vive la Compagneia!
Ich fahr' damit ins Unterland,
Chor: Vive la Compagneia!
Vive la, vive la, vive la la,
Vive la, vive la, viva la, hopsasa
Vive la Compagneia!
Ich nehm' mein Gläschen wieder hervor:
Chor: Vive la Compagneia!
Ich fahr' damit an's rechte Ohr,
Chor: Vive la etc.
Ich ſetz' mein Gläschen an den Mund:
Chor: Vive la Compagneia!
Ich ſauf' es aus bis auf den Grund:
Chor: Vive la etc.
Dem Gläschen iſt ſein Recht geſcheh'n:
Chor: Vive la Compagneia!
Was oben iſt muß unten ſteh'n.
Chor: Vive la etc.
Das Gläs'chen muß nun wandern
Chor: Vive la Compagneia!
Von einem Freund zum andern.
Chor: Vive la etc.

Sa denk, ſa denk!
Sa denk, ſa denk!
So leb'n wir alle Tage ,
In der allerflott'ſten Saufcompagnie.
Chor: Sadenk etc.
Wir ſitzen flott zu Pferde und reuten durch das Feld
Wie der allerfidelſte Kriegesheld.
Chor: Wir ſitzen etc.

Was ſagen denn die Leute, wo kommt das alles her?
Wir eſſen deſto weniger und trinken deſto mehr.
Chor: Was ſagen denn etc.
Wer den ächten —— er Saufcomment los hat,
Der ſtehe auf,
Nimm ſeine Schnurrwichſ' zur Hand,
Und wichſe ſich dreymal rechts,
dreymal links und
dreymal den Knebelbart,
Und dann nehm er ſein Glas in die Hand
Und trink' es aus bis auf den Grund.
Chor: Solche Brüder müſſen wir haben,
Die verſaufen, was ſie haben,
Strümpf' und Schuh, Strümpf und Schuh,
Und wandeln baarfuß dem Himmelreich zu.

63.

Es geht ein Burſchcomment
An unſ'rem Tiſch herum herum:
Es geht ein Burſchcomment
An unſerm Tiſch herum.
Zehen Maaß und eine,
Du weißt ja, wie ich's meyne;
Zehen Maas und nochmal zehn,
Fidibibum laß eine geh'n,
Laß eine geh'n, laß eine geh'n.

64.

Komm her du lieber Wein:
Ein Labſal ſollſt du mir ſeyn.
Chor: Geh' hin du lieber Wein:
Ein Labſal ſollſt du ihm ſeyn.

(Komm her du lieber Bier:
Ein Labſal ſenſt du mir.
Chor: (Geh' hin du lieber Bier:
Ein Labſal ſey er dir.)

Und ſollt' ich einſtens ſterben,
So ſetzen fidele Erben
Auf meinen Leichenſtein:
Chor: Leichenſtein, Leichenſtein,
Leichenſtein, Leichenſtein,
Leichenſtein!

Hier unter dieſem Stein
Ruht Freundſchaft, Lieb' und Wein.
Chor: Hier unter dieſem Stein
Ruht ein verſoff'nes Schwein.

65.

Kommerslied von 1720.

Vivant omnes hi et hae,
Qui et quae,
Horum harum,
Quorum quarum
Sanitatem bibimus:
Hos et has,
Quos et quas
Nos amamus,
Et a quibus,
Et a quabus
Nos amari cupimus.

66.

Ich bin der Fürſt von Thoren,
Zum Saufen auserkohren;
Ihr andern ſeyd erſchienen,
Mich fürſtlich zu bedienen.

Chor: Eu'r Gnaden aufzuwarten
Mit Wein von allen Arten,
Euch fürſtlich zu bedienen,
Sind wir allhier erſchienen.

Ihr Jäger ſpannt's Gefieder,
Schießt mir die Füchslein nieder;
Ihr andern aber alle
Stoßt in das Horn, daß's ſchalle.
Chor: In's Horn, in's Horn, in's Jägerhorn.::::::
Was hilft mir nun mein hoher Thron,
Mein Scepter, meine Burſchenkron'?
Was nützt mich nur mein Regiment?
Ich leg' es nieder in NN's Händ'.

67.

Ei guten Abend, guten Abend, meine Herrn Confratres.
Chor: Ei guten Abend, mein Herr Confrater.

Iſt den Herrn Confratribus nicht gefällig, eine kleine
Saufmeſſe mit mir anzuſtellen?
Chor: Ei warum das nicht?

So belieben die Herrn Confratres nur zu beſtimmen,
In wie viel Zügen es geſchehen ſoll.
Chor: In den bekannten ſieben Zügen.

So belieben die Herrn Confratres nur fein richtig
nachzuzählen.
Chor: Eins, Zwey, Drey, Vier.

Ei der Tauſend der Wein, mundet der mir!!
Chor: Fünf, Sechs, Sieben.

Iſt auch nicht die Nagelprobe d'rinn geblieben.
Chor: Solche Brüder müſſen wir haben,
Die verſaufen, was ſie haben,
Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel baarfuß zu.

E X!

68.

Verſchißlied.

Der NN. hat Verſchiß gemacht,
Verſchiß gemacht,
Tralyrum, larum leier.
Drum wird er billig ausgelacht,
Hallelujah.

Zieh', Schimmelein, zieh
Im Dreck bis an die Knie.
Morgen woll'n wir Haber dreſchen,
Kriegt das Schimmelein Dreck zu freſſen:
Zieh', Schimmelein, zieh'
Im Dreck bis an die Knie!

Iſt nicht der Cantor
Dein Anverwandter,
Sizt hinter'm Bierglas
Lieber als hinter'm Dinten-Dintenfaß,
Verkeult die Bibel,
Verſauft den Mantel,
Iſt das nicht übel
Von dem Herrn Cantor?

Pro infamia, pro infamia.
Deines Hundsgemeinen Saufens.
Pro infamia etc.
Deines etc.

Druckpapier und Löſchpapier,
Löſchpapier und Druckpapier.
Komm du lieber Junge,
Schlag' dir auf die Zunge
Pro infamia (die ganze Strophe in infinitum.)

Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht:
Trallirumlarumleier:
Drum wird er nicht mehr ausgelacht:
Halleluia.

SMOLLIS.

FIDVCIT.

COLLOQVIVM.

II.

Andere Geſellſchaftslieder.

69.

Trinkgebet.

(componirt von Knapp.)

Du haſt uns auf geſetzet
Von deinem guten Wein:
Wenn wir uns d'ran geletzet,
Laß, Herr, es uns gedeih'n!

Du läſſeſt es nicht fehlen
An Liedern hell und gut,
So gieb uns friſche Kehlen,
Und frohen Liedermuth!

Und wem du zu den Reben
Und zu dem luſt'gen Sang
Ein Lieb'chen wollteſt geben,
Dem laß es noch recht lang!

In Züchten und in Ehren
Bewahr' ihm ihren Kranz;
Und wenn du's kannſt gewähren,
So gieb ſie bald ihm ganz!

Und nun zu allen Liedern,
Zu Wein und Liebesſcherz
Gieb uns verbundnen Brüdern
Ein immer treues Herz!

Gieb uns ein deutſches Leben;
Und kommt die letzte Noth,
So wolleſt du uns geben
Auch einen deutſchen Tod!

Schwab.

70.

Bundeslied.

allen guten Stunden
höht von Lieb' und Wein,
ll dieſes Lied verbunden
n uns geſungen ſeyn!
s hält der Gott zuſammen,
r uns hieher gebracht,
neuert unſ're Flammen,
hat ſie angefacht.

glühet fröhlich heute,
yd recht von Herzen eins!
f! trinkt erneuter Freude
eß Glas des ächten Weins.
f! in der holden Stunde
ößt an, und küßet treu
y jedem neuen Bunde
e alten wieder neu!

er lebt in unſ'rem Kreiſe,
d lebt nicht fröhlich drinn?
enießt die freie Weiſe
d treuen Bruderſinn.
o bleibt durch alle Zeiten
erz Herzen zugekehrt;
en keinen Kleinigkeiten
ird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt ſich keine Luſt,
Durch zieren nicht geenget
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange, lange
Auf ewig ſo geſellt.

Göthe.

71.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
u den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen!

Wundert euch, ihr Freunde, nicht
Wie ich mich gebärde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feierlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumahl
So beiſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre!
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn' und äußern Feind
Setzt er ſich zur wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine:
Nun ſo trinke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder Dreien,
Die mit uns am guten Tag,
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht,
Leis und leicht zerſtreuen,
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen!

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Geſellen.

Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammenſtellen,
In des Glückes Sonnenſchein,
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun beiſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's worauf ich ziele.

Göthe.

72.

Generalbeichte.

Laſſet heut im edlen Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt der ernſten Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmahl,
In der Welt empfinden;
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht, bey Zeiten,
Euch zurecht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet,
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten;
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;

Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſezten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben!
Wollen wir, nach deinem Wink,
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben;

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen,
An geliebte Lippen.

Göthe.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt;
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kammerade ſeyn
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bey dieſer Neige Wein: :

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut;
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort! : :

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach;
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach,
O weh!
Die falſche ſucht ſich ein ander Theil,
Die treue macht mir Langeweil,
Die beſte war nicht feil. : :

Ich ſtellt mein Sach' auf Reiſ' und Fahrt;
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart,
O weh!

Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht. : :

Ich ſtellt mein Sach auf Ruhm und Ehr;
Juchhe!
Und ſieh! gleich hat ein andrer mehr,
O weh!
Wie ich mich hatt' hervor gethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem Recht gethan. : :

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf' und Krieg;
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg,
Juchhe!
Wir zogen ins Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn
Und ich verlor ein Bein! : :

Nun hab' ich mein Sach auf nichts geſtellt.;
Juchhe!
nd mein gehört die ganze Welt,
Juchhe!
u Ende geht nun Sang und Schmaus,
ur trinkt mir alle Neigen aus;
ie lezte muß heraus!

Göthe.

74.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergang'ne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts uns ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwund'nen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geſchickes
Seltſamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere ſchauen
Tekende falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und ſcheu.
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue,
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar;
So, durch des Lebens
Wirrende Beugung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Göthe.

75.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;

Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er ſezt' ihn an, er trank ihn aus:
O! trank voll ſüßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Hauß,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Göthe.

Rechenſchaft.

Der Meiſter.

Friſch! der Wein ſoll reichlich fließen,
Nichts verdrießlich's weh' uns an!
Sage, willſt du mit genießen?
Haſt du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten ſich nur gar zu ſehr;
Geſtern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr.
Senkte ſie hier das Genicke,
Dort zerrauſt er ſich das Haar;
Alles bracht' ich in's Geſchicke,
Und ſie ſind ein glücklich Paar.

Chor:

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut' ſchon abgethan.

Einer.

Warum weinſt du, junge Waiſe?
„Gott! ich wünſchte mir das Grab.
Denn mein Vormund, leiſe, leiſe,
Bringt mich an den Bettelſtab.“

Und ich kannte das Geſichter,
Zog den Schächer vor Gericht.
Streng' und brav ſind unſ're Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor:
Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut' ſchon abgethan.

Einer.
Einem armen kleinen Kegel,
Der ſich nicht beſonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hanſen
Gleich die Schmarre durch's Geſicht.

Chor:
Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut' ſchon abgethan.

Einer.
Wenig hab' ich nur zu ſagen,
Denn ich habe nichts gethan;
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an.

Ich gedachte meiner Pflicht;
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt es nicht.

Chor:
Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut' ſchon abgethan.

Einer.
Einer wollte mich erneuen
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Achzelzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, bau wieder auf!

Chor:
Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut' ſchon abgethan.

Der Meiſter.
Jeder möge ſo verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Das entbrenne der Geſang.

Sey ein ewiges Mandat.
Nur die Lumpen ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Chor:

Keiner ſoll nach Weine lechzen!
Schnell das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drey Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal;
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht überal,
Fürchten hinter dieſen Launen,
Dieſen ausſtaffirten Schmerz,
Dieſen trüben Augenbraunen
Leerheit oder ſchlechtes Herz.

Chor:

Niemand ſoll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter ſoll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan.

Göthe.

77.

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den luſtigen, habe,
Kommt auch ſchon Amor, der fröhliche Knabe,
Phöbus, der herrliche, ſtellet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen,
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdegebohrne,
Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schaale!

Reich ihm die Schaale!
Schenke dem Dichter
Hebe nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den Verhaßten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſeyn.

Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle,
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Schiller.

78.

Hymnus an die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.
Chor: Seyd umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle,
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor: Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur,
Alle Guten, Alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wolluſt war dem Wurm gegeben,
Doch der Cherub ſieht vor Gott.
Chor: Ihr ſtürzt nieder Millionen?
Ahndeſt du, den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen!

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
Chor: Froh wie ſeine Sonnen fliegen,
Durch der Schöpfung prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

er Wahrheit Feuerſpiegel
elt ſie den Forſcher an;
er Tugend ſteilem Hügel
t ſie des Dulders Bahn;
des Glaubens Sonnenberge
t man ihre Fahnen weh'n;
h den Riß geſprengter Särge
im Chor der Engel ſtehn.
r: Duldet muthig, Millionen,
Duldet für die beſſ're Welt,
Droben über'm Sternen-Zelt
Wird ein guter Gott belohnen.

ern kann man nicht vergelten,
n iſt's, ihnen gleich zu ſeyn;
n und Armuth ſoll ſich melden,
den Frohen ſich erfreu'n.
und Rache ſey vergeſſen,
m Todfeind ſey verzieh'n,
Thräne ſoll ihn preſſen,
Reue nagen ihn.
r: Unſer Schuldbuch ſey vernichtet,
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie ihr gerichtet.

e ſprudelt in Pokalen;
er Traube gold'nem Blut
en Sanftmuth Kannibalen,
Verzweiflung Heldenmuth.

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreiſt,
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt.
Chor: Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preißt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint;
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königs Thronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Chor: Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bey dieſem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſeyn,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tyrannenketten,
Grosmuth auch dem Böſewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben,
Brüder, trinkt und ſtimmet ein:
Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Chor: Eine heitre Abſchiedsſtunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde.

Schiller.

79.

Punſchlied.

Vier Elemente
Innig geſellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citronen
Saftigen Stern,
Herb iſt des Lebens
Innerſter Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft,
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft.

Gießet des Waſſers
Sprudelnden Schwall;
Waſſer umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geiſtes
Gießet hinein,
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verduftet
Schöpfet es ſchnell,
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

Schiller.

80.

Weinlied.

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn ſich erkohren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoos quillt ſtill hervor,
Und, wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirrdiſche Geſchoß,
Er träumt von Feſten und von Siegen,
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wo er ſich ungedultig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſeh'n,
Läßt ruhig ſeine Prieſter walten,
Und kommt herauf, wenn ſie ihn fleh'n,

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwieg'ner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hoch erfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er ſprüzt in ungemeſſ'nen Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus ſeinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der oftmals ſeine Lieblichkeiten
In trunk'nen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeiner Treu' zu Ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keiner ihm darf wehren,
Thut Gott durch ihn es allen kund.

Novalis.

81.

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Wächſt ſolch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn und aus Polen,
Noch wo man franzmänn'ſch ſpricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein ſich holen,
Wir holen ihn da nicht!

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut?
Wie wär' er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth?

Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche,
Und manche Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle wehrt.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein;
Iſt's aber nicht, man kann dabey nicht ſingen,
Dabey nicht fröhlich ſeyn.

Im Erzgebürge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und ſein Küſter
Auf ihm die Kreutz und Queer.

Am Rhein, am Rhein, am Rhein,
Da wachſen unſre Reben,
Geſegnet ſey der Rhein!
Da wachſen ſie, da wachſen ſie,
Am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt, ſo trinkt, ſo trinkt!
Und laſt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich ſeyn!
Und wüſten wir, und wüſten wir,
Wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Claudius.

Heil uns! Heil uns! Heil uns!
Auch in dem Schwabenlande
Wächſt ächter, deutſcher Wein:
Prahlt immerhin, prahlt immerhin
Mit eurem Moſelſtrande,
Und prahlt mit eurem Rhein.

Bey uns am Neckar wächſt
So gut auch Evans Gabe,
Wie bey euch an dem Rhein:
Und darum trinkt, und darum trinkt
Der ächte, biedre Schwabe
Auch ächten Schwabenwein.

82. a.)

Zechlied.

Mihi est propositum,
In taberna mori;
Vinum sit appositum
Morientis ori;
Ut dicant, cum venerint
Angelorum chori:
„Deus sit propitius
Huic potatori!“

Poculis accenditur
Animi lucerna;
Cor, imbutum nectare,
Volat ad superna.
Mihi ſapit dulcius
Vinum in taberna,
Quam quod aqua miscuit
Praesulis pincerna.

Suum cuique proprium
Dat natura munus.
Ego nunquam potui
Scribere jejunus;
Me jejunum vincere
Posset puer unus;
Sitim et jejunium
Odi tanquam funus.

ales versus facio,
uale vinum bibo;
eque possum ſcribere
isi ſumto cibo:
ihil valet penitus,
uod jejunus ſcribo,
asonem poſt calices
armine praeibo.

ihi nunquam ſpiritus
rophetiae datur,
on nisi, cum ſuerit
enter plene ſatur.
um in arce cerebri
acchus dominatur,
s me Phoebus irruit,
c miranda ſatur.

Gualterus de Mappes.

82. b.)

Nachbildung des vorhergehenden.

ch will einſt bey Ja und Nein
or dem Zapfen ſterben.
lles, meinen Wein nur nicht,
aß ich frohen Erben.
ach der lezten Oelung ſoll
efen mich noch färben;
ann zertrümm're mein Pokal
n zehntauſend Scherben.

Jedermann hat von Natur
Seine ſondre Weiſe.
Mir gelinget jedes Werk
Nur nach Trank und Speiſe.
Speis und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleiſe.
Wer gut ſchmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreiſe.

Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigſte Memme,
Halten Durſt und Hungerqual
Mich in Angſt und Klemme.
Schon ein Knäbchen ſchüttelt mich,
Was ich mich auch ſtemme,
Einem Rieſen halt ich Stand,
Wann ich zech' und ſchlemme.

Aechter Wein iſt ächtes Oel
Zur Verſtandeslampe,
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zur Sternenkampe.
Wiz und Weisheit dünſten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenſpiel und Sang,
Wenn ich brav ſchlampampe.

Nüchtern bin ich immerdar
Nur ein Harfenſtümper;
Mir erlahmen Hand und Griff,

Wenn der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Oſſian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geiſt geſungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich vollgeſchlungen.
Wenn mein Capitolium
Bacchus Kraft erſchwungen,
Sing' und red' ich wunderſam
Gar in fremden Zungen.

Drum will ich bey Ja und Nein
Vor dem Zapfen ſterben:
Nach der lezten Oelung ſoll
Hefen mich noch färben.
Engelchöre weihen denn
Mich zum Nektarerben:
„Dieſem Trinker Gnade, Gott!
„Laß' ihn nicht verderben!“

Bürger.

83.

Hör zu, ich will dir Weisheit ſingen,
Die Kunſt, ſich ſelber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenn' ſie ganz allein.
Es lehrt kein Doktor, kein Profeſſor
Sie gründlicher als ich und beſſer:
Trink Wein, trink Wein, trink Wein!
Und du wirſt weiſe ſeyn.

Reizt dich Aroſtens Glück zum Neide,
Deckt dich nur Woll', ihn Sammt und Seide,
Du gehſt, er muß gefahren ſeyn.
Er fahr und überrechne Schulden,
Und du für deinen lezten Gulden
Trink Wein — — — —
Und du ſchläfſt ruhig ein.

Muſt du vor großen Herrn dich beugen,
Siehſt du ſie täglich höher ſteigen,
Weiſt man dich ab, läßt Narren vor:
Laß ihnen Reverenzen machen,
Und um die Thoren zu belachen,
Trink Wein — — — —
Und du biſt groß, ſie klein.

Wenn Nachbarn deine Rechte kränken
Mit böſer Liſt und argen Ränken,
Wer wird dir ſeinen Beyſtand leih'n?
Geh ja nicht hin zu Rabuliſten,
Die ſich in deinen Beutel niſten;
Trink Wein — — — —
Und du wirſt bald verzeih'n.

ſich dein Glück zurückgezogen,
du von Hoffnungen betrogen,
t hier und da ein Luftſchloß ein:
ab, Ruinen zu beſchauen
du, ein neues zu erbauen,
nf Wein — — — —
legſt den erſten Stein.

nn Lina unempfindlich bleibet,
Scherz mit deiner Liebe treibet
ſpottet deiner Herzenspein:
' ja nicht gegen eignes Leben,
ſtatt mit Gift dir zu vergeben,
nk Wein — — — —
du wirſt klüger ſeyn.

nn Trinken große Sünde wäre,
müßte ja bey meiner Ehre
halbe Welt des Teufels ſeyn.
ub ja nicht ſolche närr'ſche Sachen;
um die Thoren zu belachen,
nk Wein — — — —
laß die Narren ſchrey'n.

lſt du in angenehmen Bildern
Mädchen deine Liebe ſchildern,
dünkt dir Proſa zu gemein;
ja nicht hin zu den Poeten,
haſt ſie wahrlich nicht von Nöthen,
nk Wein — — — —
Reim kommt hinten drein.

Und wenn mit furchtbarem Gerippe,
Der blaſſe Tod mit ſeiner Hippe,
Auch endlich ſtellt ſich bey dir ein;
Greif' raſch nach deinem vollen Becher,
Und ſprich zum Tode: Lieber Zecher
Trink Wein — — — —
Und laß mich hier noch ſeyn.

Weiſſe.

84.

Holla! Junger, geh und frage,
Wo der beſte Trunk mag ſeyn;
Nimm den Krug und fülle Wein.
Alles trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh uns Klotho weggerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube gibt, begraben.

Bring auch duftende Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Achte nur, daß nichts gebricht.
Jener mag den Heller ſchonen,
Der bei aufgethürmten Schätzen
Schier ſich toll zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt ſich ſchlafen legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine trauten Brüder
Auf Muſik und auf ein Glas;

Keine Sache ziemt ſich baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laß' ich wenig gleich den Erben,
Ei! ſo hab' ich edlen Wein,
Will mit andern fröhlich ſeyn,
Wenn ich gleich allein muß ſterben.

Opiz.

85.

Einer.

Seit Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt jeder ehrliche Tiſchgenoß;
Doch keiner weiß, was er thut.
Man trinkt wie man exiſtirt,
Als wenn's ſich von ſelbſt ſo verſtünde, was trinken und Daſeyn heißt;
Des Trinkens Geiſt
Hat niemand noch deducirt.

Chor:

lls wenn's ſich von ſelbſt ſo verſtände, was trinken und Daſeyn heißt;
en wahren Geiſt
at niemand noch deducirt.

Einer.

ie Dichter ſagen zwar weit und breit:
Ich klinge, du klingeſt, er klingt!«
nd ahneten etwas von Göttlichkeit
n: „trinkt, ihr Brüderchen! trinkt!«

Sie gaben dem Denker den Wink;
Doch keiner braucht ihn, ums Eine, was noth iſt, zu finden drinn,
Den groſen Sinn
Im: „trink, mein Brüderchen! trink!“

Chor:

Nein! keiner benuzt ihn, um's Eine, was noth iſt, zu finden drinn,
Den tiefen Sinn
Im: „trink, mein Brüderchen! trink!“

Einer.

Ich hab' ihn errungen, den hohen Geiſt,
Gefaßt den göttlichen Sinn;
Ich weiß, ihr Trinker, was trinken heißt,
Und alles, was noth iſt darin,
Merkt auf! und trinket hernach;
Damit, nach Prinzipien, ordentlich heut' in dem Trinken ſey
Philoſophey,
Hört meine Lehre gemach:

Chor:

Damit, nach Prinzipien, ordentlich heut' in dem Trinken ſey
Philoſophey,
Hört ſeine Lehre gemach!

Einer.

Ich ſetze mich hier an den Tiſch voll Wein.
Ihr andern ſezt euch herum;

ſetzt muß jeder Selbſttrinker ſeyn,
onſt purzelt am End' er doch um.
o ſind wir denn Alle geſezt!
un ſetz' ich mir richeig Geſetzten entgegen das volle
Glas;
hut ihr auch das!
tzt kommt des Beſte zulezt.

Chor:

ir ſetzen uns richtig Geſetzten entgegen das volle Glas,
ethan iſt das!
un kommt das Beſte zulezt..

Einer.

as bloſe Setzen iſt Theorie:
an dürſtet immer dabei:
ie Praxis iſt eben die wahre Sophie
unſerer Philoſophei.
nd nun, wie machen wir das?
h ſchlürf aus dem Glaſe den drinn mir entgegengeſezten Wein
mich hinein
n jeder leere ſein Glas!

Chor:

ſchlürft aus dem Glaſe den drinn ihm entgegen, geſezten Wein
ſich hinein!
nd jeder leeret ſein Glas.

Einer.

r merkt, ihr Freunde, beym erſten Trunk,
ie Lehre führe zu was;

Ich philoſophire nicht blos zum Prunk,
Docire nicht blos zum Spaß!
Zwar trunken ſind wir noch nicht,
Doch führt uns allmählig das Füllen und Leeren zum höchſten Zwek,
Wenn jeder kek
Erfüllt die zechende Pflicht.

Chor:

Doch führt uns allmählig das Füllen und Leeren zum höchſten Zwek,
Wenn jeder kek
Erfüllt die zechende Pflicht.

Einer.

Drum mach' ein Jeder, ſo oft als ich,
Dem Wein im Glaſe kapott!
Am Ende findet er ſich, wie mich,
Den wahren ſophiſchen Gott!
Denn iſt verſchlungen der Wein!
Und gleichſam ein Ich, der das Nicht-Ich verſchlang ſizt man trunken da:
Halleluja!
Drum heiſſa! juchheiſſa! ſchenkt ein!

Chor:

Ja, gleichſam ein Ich, der das Nicht-Ich verſchlang, ſizt man trunken da:
Halleluja!
Das wahre Nicht-Ich iſt Wein!

Baggeſen.

86.

er wollte ſich mit Grillen plagen,
o lang uns Lenz und Jugend blüh'n?
er wollt in ſeinen Blüthentagen
ie Stirn in düſtre Falten zieh'n?

e Freude winkt auf allen Wegen,
e durch dieß Pilgerleben geh'n;
e bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
enn wir am Scheidewege ſteh'n.

ch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle,
ch iſt die Laube kühl und grün;
ch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
e er durch Adams Bäume ſchien.

h macht der Saft der Purpurtraube
s Menſchen krankes Herz geſund;
h ſchmecket in der Abendlaube.
Kuß auf einen rothen Mund.

h tönt der Buſch voll Nachtigallen
n Jüngling hohe Wonne zu;
h ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
bſt in zerrißne Seelen Ruh!

wunderſchön iſt Gottes Erde,
werth, darauf vergnügt zu ſeyn;
m will ich bis ich Aſche werde,
h dieſer ſchönen Erde freu'n.

Hölty.

87.

Roſen auf den Weg geſtreut,
Und des Harms vergeſſen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemeſſen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der muntre Knabe;
Morgen weht der Todeskranz
Schon auf ſeinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht ſie auf der Bahre.

Gebt dem Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden!
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden!

Laſſet keine Nachtigall
Unbehorcht verſtummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauſcht entſummen.

Schmekt, ſo lang es Gott erlaubt,
Kuß und ſüße Trauben,
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kömmt, auch ſie zu rauben.

ſerm ſchlummernden Gebein,
n dem Tod umdüſtert,
ftet nicht der Roſenhain,
r am Grabe flüſtert;

net nicht der Wonneklang
geſtoßner Becher,
h der frohe Rundgeſang
inbelaubter Zecher.

Hölty.

88.

üder auf, die Freude winkt uns
d der Wein im Glaſe blinkt uns,
mmt zur Freude, kommt zum Wein!
t umſonſt die Freud nicht winken
ht umſonſt die Gläſer blinken,
mmt zur Freude, kommt zum Wein! : :

ht noch ſpielt dem ſilberhellen
che gleich, in lichten Wellen,
rch die Adern uns das Blut.
mmer wühlt nicht im Gehirne,
iter iſt die frohe Stirne,
d ein Fels iſt unſer Muth. : :

er bald umſtarrt wie Diſteln
s ein Bart, und Sorgen niſteln
h in unſre Herzen ein.
nderkreiſchen ach! umſummt uns,
d ein böſes Weib umbrummt uns,
urrt um jeden Tropfen Wein.

Ach dann wird um einen Batzen,
Sich Papa die Ohren krazen
Und den Mund gar ſchlimm verziehn,
O dann wird ob alten Sünden,
Podagra gar bald uns finden,
Auf den Seſſel bannen hin.

Brüder nein, das wolle Gott nicht,
Treibt indeſſen euren Spott nicht,
Seht die guten Alten an!
Seht, wie ſie zu Hauſe kauern,
Und auf Kutſch' und Pferde lauern,
Die ſie einſt mit Lachen ſah'n.

Aber laßt uns das nicht kümmern,
Wer wird ſchon im Voraus wimmern,
Heute laßt uns heut noch freun,
Und daneben auch auf Morgen,
Hoffnung uns und Freude borgen,
Mag uns auch ein Wölk'chen dräun.

Faßt die Gläſer, trozt dem Spötter,
Seht, es baden Liebes-Götter
Drinnen ſich im loſen Scherz!
Laßt das Glas hinunter ſchlüpfen,
Und die kleinen Götter hüpfen,
All' in euer frohes Herz.

Alle Mädchen lieb und niedlich,
Sollen leben ſanft und friedlich
Angeweht vom Hauch der Zeit;

ie den Sanften, ſo den Wilden,
ie den Spröden, ſo den Milden,
ei ein ſchäumend Glas geweiht!

edes Bruders Traute lebe,
ang' an ihm gleich einer Rebe,
ſſe den Geliebten nie!
anft gewiegt in ihren Armen,
ög' ſein Burſchenherz erwarmen,
ber es zerfließe nie!

lle guten Väter leben,
ie ihr Jawort lächelnd geben,
enn die Liebenden drum flehn',
ie an ihre Brautnacht denken,
nd den Seegen gerne ſchenken,
enn ſie Lieb und Treue ſeh'n!

ndlich, Brüder! ſingt dieß Alle,
ut beim frohen Gläſerſchalle,
er ein Freund iſt, ſey beglückt!
durchhüpf' im holden Bunde
einer kurzen Tage Runde,
ß der Tod ihm Ruhe nickt!

Heydenreich.

89.

Schmauchlied.

Dem edlen Schmaucherorden
In Oſt, Süd, Weſt und Norden
Stimm ich dieß Liedchen an.
Es ſoll den Schmaucher lehren,
Wie er in allen Ehren
Und Vortheil ſchmauchen kann!

Die große Kunſt zu ſchweigen
Sey nur euch Schmauchern eigen,
Schreit man das Ohr euch wund:
So ſteckt, anſtatt zu zanken,
Mit ruhigen Gedanken
Das Pfeifchen in den Mund.

Will euch in trüben Tagen
Der Hypochonder plagen:
So ſetzt euch zum Kamin,
Und laßt mit blauen Wölkchen
Der Sorgen banges Völkchen
Von euren Stirnen ziehn.

Kommt ihr in Liebesfehde,
Und macht euch eine Spröde
Durch einen Korb Verdruß:
So braucht das Abſchiedsblättchen
Von ihrem ſpröden Pfötchen
Getroſt zu Fidibus.

Mad
In i
Es
So
Nur
Und

Wer
Und
Und
So
Flu
Und

Wei
So
Dab
Wa
Euc
Nic

We
Und
Mi
So
Und
Aus

ht euer treues Liebchen
ihrem Extraſtübchen
auch mit andern ſo:
dürft ihr, ſtatt zu grillen,
eure Pfeifen füllen,
denken: **Fumigo**!

nn euch der Eheſtand härmet,
euer Weibchen lärmet
tobt in eurem Haus:
ſteckt, anſtatt zu keifen,
gs in den Mund die Pfeifen,
ſpuckt dabey brav aus.

nn Hofgunſt euch verführet,
ſchmauchet und ſtudiret
ei der Großen Gunſt.
s ſie mit vollem Munde
h geben, iſt im Grunde
hts, als ein Maul voll Dunſt.

nn naſenweiſe Gecken
eitle Narren euch necken
ihrem Sauß und Brauß:
ſetzt euch in den Winkel,
pfeift den Eigendünkel
vollen Pfeifen aus.

Umnebelt eure Geiſter
Ein dicker Seelenkleiſter:
So brauchet nur dafür,
Um wieder zu geneſen,
Und all' den Qualm zu löſen,
Das edle Mundklyſtier.

Wenn endlich dann als Greiſen
Gleich Salomo dem Weiſen,
Das Leben euch verdrießt:
So denkt: es iſt hienieden
Euch doch ein Rauch beſchieden,
Der nicht ganz eitel iſt.

Blumauer.

90.

Trinklied.

r ſind nicht mehr am erſten Glas,
um denken wir gern an dieß und das,
s rauſchet und was brauſet.

denken wir an den wilden Wald,
rinn die Stürme ſauſen,
r hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
e Roß' und Hunde brauſen,
d wie der Hirſch durchs Waſſer ſetzt,
e Fluthen rauſchen und wallen,
d wie der Jäger ruft und hetzt,
e Schüſſe ſchmetternd fallen.

ir ſind nicht mehr am erſten Glas,
rum denken wir gern an dieß und das
as rauſchet und was brauſet.

o denken wir an das wilde Meer,
nd hören die Wogen brauſen,
ie Donner rollen drüber her,
ie Wirbelwinde ſauſen.
a! wie das Schifflein ſchwankt und dröhnet;
Die Maſt und Stange ſplittern,
nd wie der Nothſchuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutſchen Männer,
Das Schwert erklingt, die Lanze kracht,
Es ſchnauben die raſchen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenſchall,
So zieht das Heer zum Sturme,
Hin ſtürzet von Kanonenſchall
Die Mauer ſamt dem Thurme.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den jüngſten Tag,
Und hören Poſaunen ſchallen,
Die Gräber ſpringen vom Donnerſchlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es braus't die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die himmliſchen Chöre.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenſchlage,
Und nach der deutſchen Männerſchlacht,
Und nach dem jüngſten Tage:

denken wir an uns ſelber noch,
unſer ſtürmiſch Singen,
unſer Jubeln und Lebehoch,
unſrer Becher klingen.

ir ſind nicht mehr am erſten Glas,
rum denken wir gern an dieß und das,
as rauſchet und was brauſet.

Volker.

91.

Wanderlied.

ohlauf! noch getrunken
en funkelnden Wein!
e nun ihr Lieben!
ſchieden muß ſeyn.
e nun ihr Berge,
n väterlich Haus!
treibt in die Ferne
ich mächtig hinaus.

e Sonne, ſie bleibet
n Himmel nicht ſtehn,
treibt ſie, durch Länder
d Meere zu gehn,
e Woge nicht haftet
n einſamen Strand,
e Stürme, ſie brauſen
it Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn;
Sie treiben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einſt pflanzt er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Die geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath
Das ferneſte Land.

Juſtinus Kerner.

Theelieder.

92.

Erſte Taſſe.

an zu uns, wer Frieden
Und fromme Eintracht liebt,
gerne abgeſchieden
Den Lieben ſich ergiebt!
ar weckt aus unſern Schaalen
Kein heißer Wein das Blut,
unſre Wangen malen
Sich nicht mit fremder Glut.

h geht ein warmes Leben
Auch unſern Kreis entlang,
leiſe Wonnen ſchweben
Aus dieſem dunkeln Trank.
macht uns froh und innig,
Schließt enger unſre Bahn,
blickt uns ſanft und ſinnig
Aus tiefen Taſſen an.

nn wir hinunter ſchauen
Zu ſeinem feuchten Grund,
t er uns mit Vertrauen,
Und winket unſrem Mund.
küßt in ſanften Wellen
Die Lippen auf mit Luſt,
macht das Herz uns ſchwellen,
Und wallen leicht die Bruſt.

Beſeelt von ſtillem Feuer
Hebt dann das Auge ſich,
Blickt ruhiger und freier,
Und leuchtet wonniglich;
In ſüßer Wechſelrede
Neigt ſich das Herz zum Herz,
Es öffnen, nicht mehr blöde,
Die Lippen ſich zum Scherz.

Wie immer drauſſen ziehet
Der Winterſtürme Lauf,
In unſrem Buſen blühet
Ein neuer Frühling auf.
Geſelligkeit und Liebe
Grünt, wie ein duftend Kraut,
Und alle Herzenstriebe
Von dieſem Trank bethaut.

Drum nur heran, wer Frieden
Und fromme Eintracht liebt,
Und gerne abgeſchieden
Den Freunden ſich ergiebt.
Zuerſt denn aller Orten
Die Taſſen aufgefüllt,
Und dann mit holden Worten
Des Herzens Durſt geſtillt.

— b.

Ihr
Vom
Ihr
Des

In
Wo
O T
Verl

Nur
Aus
Nur
Die

Wen
In
Dan
Und

So
Die
Noch
Ben

Den
Dich
Mar
Wie

93.

Zweyte Taſſe.

Saiten! tönet ſanft und leiſe,
leichten Finger kaum geregt,
tönet zu des Zärt'ſten Preiſe,
Zärt'ſten, was die Erde hegt!

Jndiens mythiſchem Gebiete,
Frühling ewig ſich erneut!
hee, du ſelber eine Mythe!
ebſt du deine Blüthenzeit.

zarte Bienenlippen ſchlürfen
deinen Kelchen Honig ein,
bunte Wundervögel dürfen
Sänger deines Ruhmes ſeyn.

n Liebende zum ſtillen Feſte
eine duft'gen Schatten fliehn,
n rühreſt leiſe du die Aeſte,
ſtreueſt Blüthen auf ſie hin.

lebſt du auf der Heimath Strande
jugendlichen Tage hin.
hier in dieſem fremden Lande
ährt ſich uns dein zarter Sinn.

n nur die holden Frauen halten
in der mütterlichen Hut;
ſieht ſie mit dem Kruge walten,
Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
Zu deines Zaubers Eigenſchaft.

Ich ſelbſt, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht.
Doch was der Frauen Mund betheuert,
Iſt mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget ſanft verklingen,
Ihr meine Saiten! kaum geregt!
Nur Frauen können würdig ſingen
Das Zärt'ſte, was die Erde hegt.

— d.

94.

Dritte Taſſe.

pfertiſch verſammelt euch, Geweihte,
aſt heut' uns das Myſterium begehn',
kam die Nacht, den Nordwind im Geleite:
So naht, und lernt den tiefen Sinn verſteh'n:
oder Milde, Süßigkeit und Lauge.

auſe, buntgemalt mit Seegensſprüchen
iegt unſcheinbar das kleine zarte Kind:
hneſt nichts von himmliſchen Gerüchen,
Die ſorglich hier bey ihm verſchloſſen ſind,
Engel trugen übers' Meer die Hütte.

aſſerweihe wird es bald empfahen,
Wird bald uns allen wunderkräftig ſeyn:
erden ihm drey Könige ſich nahen,
Ihm ihres Landes ſchönſte Gaben weih'n:
immt ſie an zum Zeichen ſeiner Ehre.

Schwarze bringt des Rohres weiße Süße,
Amerika gegohrnen Reiſes Geiſt,
von der Wiege ſeiner ſchönſten Flüſſe,
Der Alp, an deren Saum es ewig eiſt,
gt ihm Europa ſüße Milch zur Gabe.

b zwey ſchöne Sterne ſind zu ſehen,
Die leuchten freundlich unſrem neuen Bund:
n nun der Neuling gläubig uns verſtehen,
Wird des Geheimen Sinn ihm klar und kund:
oder Milde, Süßigkeit und Lauge?

F. K.

95.

Vierte Taſſe.

(Solo zu ſingen)

Vom Thee? warum nicht gar vom Waſſer?
Vom Thee ein Lied? Nein, Freund, das laß' er,
Sonſt glaub' ich, er ſey nicht bey Troſt!
Ein Burſche macht vom Thee ein Karmen?
Weh ſeiner Poeſie, der Armen,
Daß ſie verlangt nach ſolcher Koſt.

Die meine ſchwellt bey vollen Bechern,
Nicht ſcheut ſie ſich vor tollen Zechern,
Und ſchwärmt die Nacht mit ihnen hin;
Und aus des Weines goldnem Schaume
Läßt ſie ſodann in ſchönem Traume
Mein ſüßes Mädchen mir erblüh'n.

Oft hat ſie auf des Weines Wogen
Behende ſo mich fortgezogen
Bis zu der fernen Holden hin;
Ich durfte innig ſie umfaſſen;
Und wollte nicht mehr von ihr laſſen,
Bis mich erwacht der Tag beſchien.

Doch wie? Wenn einſt im trauten Kreiſe
Die Holde mit dem Thee ſich leiſe
Mir naht' und ſäh' mein ſtilles Weh,
Und ſpräch mit ſüßem Zaubermunde:
„Hier trink's, o Lieber, und geſunde!“ —
O weg mit Wein, und gebt mir Thee!

A. Mr.

96.

Singet nicht in Trauertönen
n der Einſamkeit der Nacht,
n, ſie iſt, o holde Schönen,
Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
die ſchönſte Hälfte war,
die Nacht das halbe Leben,
die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
nur Freuden unterbricht?
i gut, ſich zu zerſtreuen;
vas andrem taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
er Lampe Dämmrung fließt,
vom Mund zum nahen Munde
erz und Liebe ſich ergießt;

n der raſche, loſe Knabe,
ſonſt wild und feurig eilt,
, bey einer kleinen Gabe,
r leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
voll ein Liedchen ſingt,
Gefangnen und Betrübten
wie Ach und Wehe klingt.

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage,
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Göthe.

97.

Nach der Weiſe: Ein Mädchen und ein Gläschen Wein.

Mir iſt halt nie ſo wohl zu Muth,
Als wenn du bey mir biſt,
Wenn deine Bruſt an meiner ruht,
Mein Mund den deinen küßt:
Denn ſchwindet Alles um mich her,
Ich weiß von keiner Welt nichts mehr.

Im Freundeskreis beym Becher Wein
Da bin ich fröhlich gern:
Doch fällſt du mir, mein Mädchen, ein,
Iſt alle Freude fern;
Und bis ich wieder bey dir bin,
Kommt keine Ruh' in meinen Sinn.

wäre doch die Zeit ſchon da,
ie noch ſo ferne ſcheint,
o am Altar ein freudig Ja
uf ewig uns vereint:
ann bin ich Tag und Nacht bey dir,
ann trennt dich nur der Tod von mir.

Miller.

98.

Nach der Weiſe: Wie traute Brüder ſitzt man wohl.

rgießt bey dieſem goldnen Wein,
hr Brüder, euer Herz!
rei ſoll's herausgeſungen ſeyn,
ei's Freude, ſei es Schmerz:
uillt wem der Sang in frohem Drang,
Wir woll'n uns mit ihm freu'n!
ingt Einer leis und ſchmerzensbang,
r ſoll getröſtet ſeyn.

Erſter.

ch trete grad' aus Liebchens Haus,
Bin recht zum Singen froh:
Es ſchlägt mir aus der Bruſt heraus,
nd brennt noch lichterloh;
O Augengruß, o Lipp' und Kuß,
O Rede ſüß und treu
Wie ſpiegelt in des Weines Fluß

Zweyter.

Ich weiß von keiner ſüßen Braut,
Von Red' und Kuſſe nicht;
Doch lächelt heut mein Mädchen traut
Mit ſtummem Angeſicht:
So helle blinkt, ſo lieblich winkt
Der Wein mir im Pokal,
Und alſo ſtill und fromm erklingt
Auch dieß mein Lied zumal.

Dritter.

Sie lächelt nicht, ſie grüßt mich nicht,
Wohl ſollt ich traurig ſeyn:
Doch weil von Glück ein Jeder ſpricht,
Muß ich mich ſelber freun:
Ertränkt im Wein ſei alle Pein,
Ich liebe ſie ja doch!
O ſchenkt nur ein, o ſingt nur drein:
Sie lebe dreymal hoch!

* * *

Das thut, der wunderbare Trank,
Er wirkt durch jeden Mund,
Er macht, Geſunde liebeskrank,
Und Liebeskranke geſund;
Ja ſelbſt das Leid wird eitel Freud]
In ſeinem hellen Schein;
Der Gram iſt weg, es ſtirbt der Neid:
Dank dir, du goldner Wein!

S.

99.

Wie er wolle geküſſet ſeyn.

rgends hin, als auf den Mund,
ſinkt's in des Herzens Grund;
cht zu frei, nicht zu gezwungen,
cht mit gar zu fauler Zungen.

cht zu wenig, nicht zu viel,
ydes wird ſonſt Kinderſpiel;
cht zu laut, und nicht zu leiſe,
ey der Maaß iſt rechte Weiſe.

cht zu hart und nicht zu weich,
ald zugleich, bald nicht zugleich;
cht zu langſam, nicht zu ſchnelle,
cht ohn' Unterſchied der Stelle.

alb gebiſſen, halb gehaucht,
alb die Lippen eingetaucht,
cht ohn' Unterſchied der Zeiten
ehr allein, denn bey den Leuten.

iſſe nur ein Jedermann,
ie er küſſen will und kann,
h nur und die Liebſte wiſſen,
ie wir uns recht ſollen küſſen.

Paul Flemming.

Kommt, Brüder, trinket froh mit mir,
Seht, wie die Becher ſchäumen!
Bey vollen Gläſern wollen wir
Ein Stündchen ſchön verträumen.
Das Auge flammt, die Wange glüht,
In kühnen Tönen rauſcht das Lied,
Schon winkt der Götterwein! —
Schenkt ein!

Doch was euch tief im Herzen wacht,
Das will ich jetzt begrüßen.
Dem Liebchen ſey dieß Glas gebracht,
Der Einzigen, der Süßen!
Das höchſte Glück für Menſchenbruſt,
Das iſt der Liebe Götterluſt;
Sie trägt euch himmelan!
Stoßt an!

Ein Herz, in Kampf und Streit bewährt,
Bey ſtrengem Schickſals-Walten,
Ein freyes Herz iſt Goldes werth,
Das müßt ihr feſt erhalten.
Vergänglich iſt des Lebens Glück,
Drum pflückt in jedem Augenblick
Euch einen friſchen Strauß!
Trinkt aus!

a.)

Lauriger Horatius,'
Quam dixisti verum!
Fugit Euro citius
Tempus edax rerum.
Ubi sunt o pocula
Dulciora melle,
Rixae, pax et oscula
Rubentis puellae?
Chor: Ubi etc.

Crescit uva molliter,
Et puella crescit,
Sed poëta turpiter
Sitiens canescit.
Quid juvat aeternitas
Nominis, amare
Nisi terrae filias
Licet et potare!
Chor: Quid etc.

101.

b.)

Ueberſetzung.

Lorbeerheld Horatius
Wie du ſprachſt das Wahre:
Schneller als der Oſtwind muß
Hin die Flucht der Jahre.
Wo iſt o! der Becher Wein's
Mehr als Honig ſüße.
Wo des roſ'gen Mägdeleins
Zank und Fried' und Küſſe?
Chor: Wo iſt ꝛc.

Schwellend weich die Traube ſteht,
Mädchens Buſen hebt ſich;
Doch der dürſtende Poet
Schmälich überlebt ſich:
Ach es muß des Ruhmes Licht
Dem vergeblich winken,
Der der Erde Töchter nicht
Lieben darf und trinken.
Chor: Ach es ꝛc.

G.

102.

Als einſt, bewußtlos ſeiner Würde,
Der Menſch, gedrückt von grauſer Bürde,
Den Nacken Vorurtheilen bog;
Und in der Unſchuld Klagetönen
Das Lied von Menſchenelends-Scenen
Um Hülfe fleh'nd zur Gottheit flog:

Stieg mit der Wahrheit Flammenblitze
Herab von ihrem Strahlenſitze
Der Freundſchaft Göttin Sympathie.
Der Herzens ſanfter Einklang ſcheuchte
Der Vorurtheile Nacht, es beugte
Kein Harm bey ihren Thränen nie.

Zwar bauten Viele ihr Altäre,
Doch ſie entfloh in höhre Sphäre
Vor ihrer Zwietracht Geiſt davon.
Nur wenig Edlen, die ſie ehren,
Und Treue ſchwuren ihren Lehren,
Tönt heute noch der Harfe Ton.

Ein Fels, von keinem Sturm erſchüttert,
Steht feſt ihr Bund, das Laſter zittert,
Und flieht vor ihrem Forſcherblick:
Sie wandelt kühn den Pfad zum Ziele,
Hoch ſchwillt die Bruſt bey dem Gefühle:
Ihr hoher Zweck ſey Menſchenglück.

Von ihrem Schwerte ſtürzt die Hyder
Verjährter Vorurtheile nieder,
Und wendet ſich in Agonie,
Einſt wankt der Greis an ſeinem Stabe
Mit ſeinem Sohn zu ihrem Grabe,
Und lehrt ſie handeln ſo wie ſie.

Es ſtrahlt von ſteilen Felſenhöhen
Der Göttin Tempel, doch kein Spähen
Entdeckt den Pfad, der zu ihr führt.

Beglückt! wer einen Freund gefunden,
Der zu der Weihe ernſter Stunden
Auf dieſen Pfad ihn führen wird.

Rundgeſang.

Heil! Heil dem edlen Bruderbunde!
Heil! jenes Tages ernſter Stunde,
Die mich im Heiligthume fand!
Füllt bis zum Rande die Pokale!
Stoßt an mit mir, und rufet alle:
Heil! ewig Heil dem Bruderband!

103.

Biſchoffslied.

Daß nie ein Land zu keiner Zeit
Der Prieſter durft entbehren,
Kann die Geſchichte weit und breit
Uns lehren.
Doch ohne Biſchoff, wie man weiß,
Iſt Geiſtlichkeit ein grader Kreis.
Chor: Ja ohne Biſchoff, wie man weiß
Iſt Geiſtlichkeit ein grader Kreis.

Man ſucht in Rom und in Byzanz
Ein Oberhaupt der Lehre,
Das, nach Sankt Pauls Beſchreibung, ganz
Es wäre.

Umſonſt! bisher man keins noch fand,
Und Geiſtlichkeit war nichts, als Tand.
Chor: Ja wie geſagt, man keines fand,
Die Geiſtlichkeit iſt nichts, als Tand.

Die Franken ſah'n zu unſrer Zeit,
Sie tauge nichts im Grunde!
Sie haben blos die Geiſtlichkeit
Im Munde,
„Weg!“ riefen ſie! „mit all' dem Pack,
„Deß Geiſtlichkeit iſt lauter Schnack!“
Chor. Ja weg mit all' dem Pfaffenpack,
Deß Geiſtlichkeit iſt lauter Schnack.

Doch faules Waſſer gieſſet man
Nicht gerne vor die Schweine,
Bevor man dafür haben kann
Das Reine.
Hierauf beſann man ſich zu ſpät,
Und darum geht es, wie es geht.
Chor: Ja drauf beſann man ſich zu ſpät,
Und darum geht es, wie es geht!

Man trieb die falſchen Biſchöff' all'
Heraus in ganzen Schaaren;
Was halfs'? man fand auf keinen Fall
Den Wahren.
Ach, ſonder alle Religion
Steht keine Konſtitution.
Chor: Nein, ſonder alle Religion
Steht keine Konſtitution.

Doch unſre, Brüder, wird beſteh'n,
Wir fanden hier den ächten.
Wir laſſen ohne Reue geh'n
Die Schlechten.
In deinem Biſthum, Biſchoff, hier,
Was Frankreich ſucht, das fanden wir.
Chor: Ja, Biſchoff, in dem Biſthum hier,
Was Frankreich ſucht, das fanden wir.

Noch fragen ſie beſtändig fort:
„Wo liegt der Hund begraben?“
O könnten ſie dich Biſchoff! dort
Auch haben.
In ihrer Mitte ſollſt du ſteh'n:
Erſt dann wird's frey und luſtig geh'n.
Chor: Im Rath der Alten ſollſt du ſteh'n:
O dann wird Alles herrlich geh'n.

Baggeſen.

III.

Patriotiſche Lieder.

104.

Der neue Landesvater.

Deutſche Brüder!
Kampfeslieder
Schallen nun in euer Ohr.
Laßt das Leſen, laßt das Schreiben,
Ihr müßt nun was Anders treiben,
Hebt das Schwert zum Kampf empor.

Treu beiſammen,
Laßt die Flammen
Glühen in der Bundesnacht:
Denn von deutſchem Muſenſitze
Sprühen überall die Blitze,
Und wir ſtürmen in die Schlacht.

Waffen blinken,
Laßt uns trinken
Brüder! froh zum letzten Mal.
Alter Brauch muß nie erkalten,
Darum ſind wir auch die Alten:
Führen Feder, wie den Stahl.

ndesvater,
chuz und Rather,
iedrich Wilhelm lebe hoch!
reuſſens König ruft die Deutſchen,
nſre Feinde fortzupeitſchen,
uf! zerbrecht das fremde Joch.

les höre!
der ſchwöre:
reu dem Vaterland zu ſeyn!
ur für theure Volkesrechte
n der Freiheit Hochgefechte
Sollen wir dem Tod uns weih'n.

eudenlieder
allen wieder
n der ſtolz bewegten Bruſt;
ßt den vollen Becher kreiſen:
as ſoll einſt die Nachwelt preiſen;
eiheitskampf iſt unſre Luſt!

Kriegslieder der Deutſchen.

105.

a.)

Das neue Gaudeamus.

Gaudeamus igitur,
Juvenes Germani!
Ecce Galli collaudati
Petunt Rhenum profligati
Fugiunt vesani!

Ubi sunt, qui antea
Magnos se dixere?
Abeas Pyrenidem
Transeas Borysthenem,
Si cupis videre!

Deus justos protegit
Morans quamvis annos;
Impiis irascitur,
Ac funesta ſequitur
Nemesis tyrannos.

Vigeat Germania!
Austri regna vivant!
Vigeat Ruthenia!
Vigeat Borussia!
Saxonesque vivant!

Pereant, qui contra fas
Regnant ut leones!
Libertatis oppressores,
Terrarumque vastatores,
Pereant latrones!

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur;
Venit mors atrociter,
Rapit nos velociter,
Nemini parcetur.

Moriamur igitur
Fortes bellatores!
Moriens pro patria
Summa carpet gaudia,
Summos et honores.

Krug.

b.)

Daſſelbe

deutſch.

Juble, Deutſchlands junge Brut,
Laß die Freude toſen!
Sie die ruhmbedeckten Franzen,
Wie ſie nach dem Rheine tanzen,
Ohne Waff' und Hoſen.

Sagt, wo ſind, die vormals ſich
Große Namen gaben?
Geh' in's Pyreneenland,
An des Dniepers blut'gen Strand,
Dort ſind ſie begraben!

Gott beſchützt, wie lang er weilt,
Die gerechte Sache;
Endlich trifft des Frevels Lohn
Selbſt Tyrannen auf dem Thron,
Furchtbar iſt die Rache!

Blühe auf, Germania!
Oeſterreich ſoll leben!
Blühe auf, Ruthenia!
Blühe auf, Borußia!
Sachſen auch ſoll leben!

Wer, wie Löwen, ohne Recht
Herrſchen will, ſoll ſterben!
Wer die Freiheit will erdrücken,
Wer die Völker will berücken,
Stürze in's Verderben!

Unſer Leben währet kurz,
Bald iſt's hingeſchwunden;
Unerbittlich kommt der Tod,
Raubt uns durch ſein Machtgebot,
Keinem mag er ſtunden.

Drum ſo laßt als Helden uns
Tapfer kämpfend ſterben!
Wer für's Vaterland im Streit
Freudig ſich dem Tode weiht,
Muß den Himmel erben.

Krug.

Neues Commerslied der deutſchen Krieger = Studenten.

Chor. Ecce quam bonum,
Bonum et jucundum,
Ceciderunt hoſtes,
Hostes sunt fusi!

Praes. Den Franken ſchlug der liebe Gott
Auf ſeinen langen Schnabel,
Und aller Völker Haß und Spott
Trifft jezt das ſtolze Babel.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Das war ihm aber eben recht;
Wie konnt' es anders kommen?
Erwacht iſt wieder das Geſchlecht,
Das er ſo mitgenommen.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Die Muſen jagt' er alle fort
Aus unſern deutſchen Landen;
Als Mavors tobt' er hier und dort,
Und feſſelt' uns in Banden.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Der Burſche blieb kein Burſche mehr,
Er ſollt' ihm knechtiſch frohnen;
Zum Sklaven ward der freie Herr
Durch ſeine faule Drohnen.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Kenntniſſe waren ihm verhaßt,
Er wollte leere Tröpfe;
Er wußte, daß die Sklavenlaſt
Nicht paßt für helle Köpfe.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Nur Würger wollt' er ſich erzieh'n,
Um deſto mehr zu praſſen;
Wir ſollten klaglos uns für ihn
Wie Lämmer ſchlachten laſſen.
Chor. Ecce quam bonum &c.

Praes. Drum ſchwöret ew'gen, blut'gen Haß
Dem böſen Erzphiliſter,
Und was ihm huldigt, beiß' in's Gras,
Marſchälle und Miniſter.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Wir woll'n nun unverzagt und treu
Den flotten Säbel führen,
Und, iſt erſt Deutſchland wieder frei,
Recht fröhlich kommerſiren.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Praes. Auf, Brüder, nehmt das Nectarglas,
Und ſchwört aus vollem Herzen;
Dem Deutſchen Treu, dem Franſchen Haß,
Und Muth in Todesſchmerzen.
Chor. Ecce quam bonum etc.

Stringladius.

a.)

Neues Gaudeamus.

Gaudeamus igitur,
Liberi ſodales!
Post molestam ſervitutem
Nos videbimus virtutem,
Et Germanos tales.

Ubi ſunt, qui ante nos
Regnum habuere?
Descendas ad inferos,
Nec non ad diabolos,
Quos ſi vis videre.

Imperator Russiae,
Vicit Francogallos.
Stravit Deus hieme
Flammis atque frigore
Viros et caballos.

Vicit fames horrida
Facile victores;
Cujus rei pallida
Bellatorum corpora
Nobis ſunt auctores.

Vae equorum carnibus
Galli vescebantur,
Derosis de ossibus
Galli cum ſodalibus
Valde ſtomachantur.

Hasta Cosaccorum;
Absque fortitudine
Mortis in voragine
Clamant jerum! jorum!

Jam Germani, ſurgite,
Tempus est pugnandi!
Omnes enses ſtringite,
Omnes hostes fundite!
Tempus est fugandi!

Stringlabius.

b.)

Daſſelbe deutſch.

Freunde, ſingt ein frohes Lied,
Freiheit winkt uns wieder:
Seht, der grauſe Zwingherr flieht;
In den Kampf der Deutſche zieht,
Und der Feind ſtürzt nieder.

Sprecht, wo ließ der Laſterheld
Seine Würgerſchaaren?
Steigt hinab zur Unterwelt,
In des Schwarzen Prunkgezelt
Werdet Ihr's erfahren.

Rußlands Kaiſer ſchlug das Heer
Jener Frankogallen,
Flamm' und Froſt von Oben her
Stürzte Mann und Roß noch mehr
In des Orkus Hallen.

Hungersnoth beſiegte bald
Jene ſtolzen Sieger;
Der Verwüſt'rinn Allgewalt
Kündet Euch die Spuckgeſtalt
Abgezehrter Krieger.

Pferdefleiſch war Leckerkoſt
Für die bleichen Kranken;
Seht, wie um den lezten Troſt,
Wie um dürre Knochenkoſt
Sie ſich gräßlich zanken.

Der Koſaken Pieckenſtich
Kürzte ihre Tage;
Muth und Troſt und Hoffnung wich,
Und es hallet fürchterlich
Ihre Jammerklage.

Jezt, ihr Deutſchen, iſt es Zeit,
In den Kampf zu wallen;
Mit den Schwertern ſeyd bereit,
Muthvoll zieht zum blut'gen Streit,
Und der Feind muß fallen.

Stringladius.

108.

2. Andre patriotiſche Lieder.

Troſt.

Ein Rundgeſang.

Singbar nach der Weiſe: Wie traute Brüder, ſitzt man wohl ꝛc.

Wie wir ſo treu beiſammen ſteh'n
Mit unverfälſchtem Blut!
Der Feierſtunde heilig Weh'n
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich raſch zum Liede fort,
Zum Harfenſturm hinaus,
Im Herzen lebt ein kühnes Wort, —
Was gilt's, ich ſprech' es aus.

Die Zeit iſt ſchlimm, die Welt iſt karg,
Die Beſten weggerafft,
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch Muth! — Wenn auch die Tyrannei
Die deutſche Flur zertrat:
In vielen Herzen, ſtill und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Verſchüchtert durch den blut'gen Ruhm
Und durch der Schlachten Glück
Floh'n zu der Seele Heiligthum
Die Künſte ſcheu zurück.
Sind auch die Thäler jetzt verwaiſt,
Wo ſonſt ihr Tempel war:
Es bleibt doch jeder reine Geiſt
Ihr ewiger Altar.

Und Freundestreu und Wahrheit gilt
Noch eine heil'ge Pflicht.
Sieh, wie der Giesbach brauſend ſchwillt! —
Du rufſt: mich ſchreckt er nicht.
Und läg' es vor mir wolkenweit,
Und ſternhoch über mir:
Beim Gott! ich halte meinen Eid:
Schlag ein! ich folge dir!

Und Frauenunſchuld, Frauenlieb',
Steht noch als höchſtes Gut,
Wo deutſcher Ahnen Sitte blieb,
Und deutſcher Jünglingsmuth.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der dieſen Zauber ſtört;
Wer für ſein Lieb nicht ſterben kann,
Iſt keines Kuſſes werth.

Auch du haſt noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion!
Was von der ew'gen Liebe ſtammt,
Iſt zeitlich nicht entfloh'n.
Das Blut wäſcht die Altäre rein,
Die wir entheiligt ſeh'n.
Die Kreuze ſchlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube ſteh'n.

Der vaterländ'ſche Geiſt;
Und noch lebt die Begeiſterung,
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zuſammen ſteh'n
In Luſt und Lied getaucht,
So wollen wir uns wieder ſeh'n,
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann friſch Geſellen! Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir ſie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeſchwemmt. —
Und du im freien Morgenroth
Zu dem die Hymne ſtieg.
Du führ' uns, Gott, wär's auch zum Tod!
Führ nur das Volk zum Sieg!

Th. Körner.

Gebet.

Hilf, Herr, wir haben viel geſündigt,
rum drückt uns Schmach und Unglück ſchwer;
in heilig Wort, das du verkündigt,
as konnten wir im Trug nicht mehr,
es Glaubens ſüßes Himmelslicht
hien unſern blinden Herzen nicht.

Umnebelt waren wir von Dünſten,
m gaukliſch bunten Höllenſchein,
d ſpannen uns mit eitlen Künſten
ets dichter in die Lüge ein,
s Leben ſchwankte ohne Ziel,
d Jeder that, was ihm gefiel.

Die fromme Liebe war erkaltet,
e ſtille Demuth war dahin;
as droben über Sternen waltet,
kannte nicht der trübe Sinn,
n eigner Weisheit aufgebläht
rgaß er Gottes Majeſtät.

Drum liegen wir ſo tief darnieder
rum plagt uns fremde Tyrannei
ß Gott der Herr mit Schrecken wieder
ſuchet und gefürchtet ſey,
ß wir erkennen, wie wir ſind
ihm wie Sand und Spreu und Wind.

Du Höchſter in den Himmelshöhen,
Deß Name Huld und Gnade heißt,
O laß uns doch nicht gar vergehen!
O ſende deinen treuen Geiſt!
Erleucht' uns mit des Glaubens Schein!
Und hauch' uns deine Liebe ein!

Dann ſtehn' wir wieder auf in Freuden,
Dann kömmt uns Glück und Sieg zurück,
Dann heben wir aus langen Leiden
Empor zu dir den frohen Blick,
Dann klingen und dann ſingen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für!

Arndt.

110.

Unſere Zuverſicht.

Nach der Weiſe: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wir rufen dich mit freud'gen Blicken,
Und halten feſt an deinem Wort!
Die Hölle ſoll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wiſſens, daß dein Wort beſteht.

Nicht leichten Kampfes ſiegt der Glaube,
Solch Gut will ſchwer errungen ſeyn.
Freiwillig träuft uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erſt bricht im Tod ein Menſchenherz.

Drum mag auch noch im falſchen Leben
Die Lüge ihre Tempel bau'n,
Und mögen gold'ne Schurken beben,
Und ſich vor Kraft und Tugend grau'n,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke ſteh'n;

Und mögen ſich noch Brüder trennen,
Und ſich in blut'gem Haß entzwei'n,
Und deutſche Fürſten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schweſtern ſeyn,
Und daß, wenn Deutſchland einig blieb,
Es einer Welt Geſetze ſchrieb:

Wir wollen nicht an dir verzagen,
Und treu und feſten Muthes ſeyn:
Du wirſt den Wüthrich doch erſchlagen,
Und wirſt dein deutſches Land befrei'n.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit;
Wer weiß, als du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freyheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte ſinkt der Drache,
Und färbt die deutſchen Ströme roth,
Mit Sklaven-Blut und freiem Blut; —
Du treuer Gott, verwalt es gut!

Th. Körner.

III.

Gebet.

Nach der Weiſe: In allen guten Stunden ꝛc.

Du der vom Joch der Knechte
Einſt im Egyptenland
Durch ſeine Helfersrechte
Ein ſeufzend Volk entband;
Du, der den mächt'gen Rieſen
Durch Knabenhand gefällt:
Sey laut von uns geprieſen
Du Herr der ganzen Welt!

Lang lieſſeſt du uns bangen
In grauenvoller Nacht,
Durch die nur Seufzer drangen
In feiger Bruſt erwacht.
Kein treuer Glaube kehrte,
Die Blicke himmelwärts,
Denn ſchwerer Wahn bethörte
Das ſündenvolle Herz.

Da riſſeſt du den Schleier,
Der dich verbarg, entzwei,
Damit die Ausſicht freier
Ins Land der Hoffnung ſey.
Dein göttliches Erbarmen
Gab trägen Sinnen Glut,
Die Heldenkraft den Armen,
Dem Buſen Löwenmuth.

(Du biſt's, der uns gegeben
Ein frommes Königshaupt,
Und ſein verwaiſtes Leben
Mit Volkestreu umlaubt!
Dank, daß du uns zum Schilde
Den ſeel'gen Geiſt verlieh'n,
Vor deſſen Mutterbilde
Wir alle dankbar knie'n!)

Herr ſtärke Muth und Hände,
Verbirg dein Antlitz nicht!
Ins Herz der Schwachen ſende
Dein gnadenreiches Licht.
O woll uns feſt vereinen,
Uns wie das Loos auch fällt,
Hilf, Herr, der Schaar der Deinen
Hier und im Himmelszelt! —

Friedländer.

112.

Das eiſerne Kreuz.

Als ein Denkmal jener Tage,
Ueberſtandner Leidenszeit,
Als ein Sinnbild harter Plage,
Ward das ehrne Kreuz geweiht,
Eines Mannes Bruſt zu ſchmücken,
Der mit unerſchrocknen Blicken
Und mit eiſernem Gemüth
Der Gefahr ins Auge ſieht.

Stark und feſt, wie dieſes Eiſen
Müſſe des Soldaten Muth
Sich dereinſt im Kampf beweiſen,
Ungebeugt von Feindeswuth:
Wie es in dem Feuer glühet,
Unterm Hammer Funken ſprühet;
Biet' er im Gefecht mit Luſt
Den Geſchoſſen ſeine Bruſt.

Finſter ſey des Kriegers Seele,
Wie dieß ſchwarze Eiſenerz,
Und aus ſeinem Innern ſtehle
Sich kein Jubel und kein Schmerz.
Erſt, wenn er den Feind bezwungen,
Und das Vaterland errungen,
Oeffne die verſchloſſne Bruſt
Sich der neuen Lebensluſt.

Ohne Roſtfleck, ohne Schramme,
Ohne Bruch, wie dieſes Erz,
Und geläutert in der Flamme
Sey auch des Soldaten Herz.
Ohne Furcht und ohne Tadel
Sey er von gediegnem Adel,
Und von jeder Schlacke rein,
Müſſe ſeine Seele ſeyn!

Wie mit Schweiß im Angeſichte
Aus der Erde tiefen Schacht
Zu dem hellen Sonnenlichte
Es der Bergmann einſt gebracht:
So will auch der Freiheit Segen
Auf gefahrvoll-ſteilen Wegen
Nur mit Arbeit, Müh und Pein
An das Licht gefördert ſeyn!

Aus den Altenburger
Blättern.

113.

Der feste Mann.

Wer iſt ein Mann? der beten kann,
nd Gott dem Herrn vertraut;
enn alles bricht, er zaget nicht,
em Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? der glauben kann,
nbrünſtig, wahr und frei;
enn dieſe Wehr trügt nimmermehr
e bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? der lieben kann,
om Herzen fromm und warm.
e heil'ge Glut gibt hohen Muth,
d ſtärkt mit Stahl den Arm.

Diß iſt der Mann, der ſtreiten kann,
r Weib und liebes Kind;
er kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt,
d ihre That wird Wind.

Diß iſt der Mann, der ſterben kann
r Freiheit, Pflicht und Recht,
m frommen Muth deucht alles gut,
geht ihm nimmer ſchlecht.

Diß iſt der Mann, der ſterben kann,
r Gott und Vaterland,
läßt nicht ab, bis an das Grab,
t Herz und Muth und Hand;

So, deutſcher Mann! ſo, freier Mann!
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Arndt.

114.

Das ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich raſch mich dargeſtellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was ſonſt mich rief,
Gar danach nicht umgeſchaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, ſchweiget ſtill,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
An den Ecken, an dem Platz,
Wo ich ſonſten bei ihr ſaß,
Steht die Braut, und ruft in Gram:

„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, ſüſſe Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: gute Nacht!
Drüben der Kartäſchenſchuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Nichts ſo laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft ſie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

Freimund Raimar.

115.

Einladung zum Tanz.

Das Schwert iſt gefeget ,
Der Säbel iſt blank ,
Der Speer iſt umleget ,
Mit Stahl breit und lang ,
Der Muth iſt gewetzet ,
Das Herz ſich erletzet ,
Bey Trommeln und Pfeiffen
Am krieg'riſchen Klang.

Nun her , ihr Franzoſen!
Hieher in das Feld !
Hier tanzet auf Roſen
Muſik iſt beſtellt ;
Schon klingen die Saiten
Des Raigens von weitem ;
Verſuchet , wer heute
Den Vortanz erhält.

Die Braut heißet Ehre ,
Sie führet den Tanz ,
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz ;
Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache ;
Und hat ihn gefärbet

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen;
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greifet den Kranz?
Seyd alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;
Die Trommeln erklingen,
Die Säbel ſich ſchwingen —
Die andern ſind halb nur,
Der Krieger iſt ganz.

Arndt.

Männer und Buben.

Nach der Weiſe: Brüder, mir iſt alles gleich.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
Kannſt du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen ꝛc. (ganz wie in der
Strophe.)

Wenn uns der Trompeten rauhen Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magſt du im Theater die Naſe wetzen,
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Biſt doch ein ꝛc.

Wenn die Gluth des Tags verſengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Waſſer erquickt,
Kannſt du Champagner ſpringen laſſen,
Kannſt du bei brechenden Tafeln praſſen.
Biſt doch ein ꝛc.

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abſchied an's ferne Treuliebchen gedacht,
Magſt du zu deinen Mätreſſen laufen,
Und dir mit Golde die Luſt erkaufen.
Biſt doch ein ꝛc.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt,
Wenn der Tod uns in tauſend Geſtalten umbrauſ't,
Kannſt du am Spieltiſch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige ſtechen.
Biſt doch ein ꝛc.

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann ſeel'ger Soldatentod! —
Du mußt dann unter ſeidenen Decken,
Unter Merkur und Latwergen verrecken.
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutſches Lied beſingt dich nicht,
Und deutſche Becher klingen dir nicht. —
Stoß't mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Th. Körner

117.

Geſang.

Nach der Weiſe: Auf ihr meine deutſchen Brüder ꝛc.

Auf zum Kampf, ihr deutſchen Brüder,
Setzet Gut und Blut zugleich!
Denn wir glauben alle wieder
An ein heilig deutſches Reich!
Wahn und Feſſel ſind zerbrochen,
Freiheit blüh' im deutſchen Krieg:
Gott mit uns! er hat geſprochen,
Und ſein Wort verheißt uns Sieg.

Schließt den Bund auf Tod und Leben,
Ihn ſchließt Tod und Leben nicht;
Sterbe, wer ſich feig ergeben,
Ewig lebt, wer tapfer ficht!
Blüht ein Vaterland doch wieder,
Das den Namen treu behält,
Bruder nennen ihn die Brüder,
Und die Nachwelt nennt ihn Held.

Preuſſens Adler bricht die Bahnen,
Wie ein Blitz die Wolkennacht;
Droben grüſſen ernſt die Ahnen
Deutſchland ſieht's, es iſt erwacht!
Wo das Jagdhorn iſt erſchollen,
Hört es ſeine Freiheit nah'n;
Vor des Donners ernſtem Rollen
Geht der feu'ge Klang voran.

Deutſche Freiheit neu gegründet
Ewig trotze fremdem Joch!
Lebe, wer ſich ihr verbündet,
Alexander lebe hoch!
Deutſche Fürſten deutſcher Reiche,
Heil euch, Heil im Siegspanier,
Und der beſte Deutſche gleiche,
König Friedrich Wilhelm, dir.

Seegemund.

118.

An die Deutſchen.

Auf, deutſche Brüder, auf zum Streit!
Schon halb Europa iſt befreit,
Laßt uns auch Deutſchland retten!
Auf, Brüder, auf! ein freier Heerd
Iſt wohl des blut'gen Kampfes werth,
Drum lieber Tod, als Ketten.

Der Spaten, der die Erde gräbt,
Die Pflugſchaar, die den Boden hebt,
Verwandle ſich in Waffen.
Dem Acker diene nicht das Roß,
Der Jagd nicht mehr das Jagdgeſchoß,
Jetzt müßt ihr Größ'res ſchaffen!

Du dienteſt, deutſcher Mann, als Knecht
Dem fremden, feindlichen Geſchlecht:
Jetzt mußt du Rettung ſuchen!

Sonſt wird dem jammervollen Joch
Dein unglückſel'ger Enkel noch
Und dir im Grabe fluchen.

Des fremden Herrſchers freche Hand
Zerriß dein ſchönes Vaterland,
Und ließ es troſtlos ſchmachten.
Er nahm das wohlerworb'ne Gut,
Und ach! mit unſrer Söhne Blut
Bezahlt' er ſeine Schlachten.

Wo iſt die Stadt, wo iſt der Ort,
Den nicht ein frevelhafter Mord
Mit deutſchem Blut beſudelt?
Verwüſtet ward das deutſche Land
Vom Rhein bis an der Memel Strand,
Und wo die Donau ſtrudelt.

Drum kommt von allen Strömen her,
Kommt von den Bergen, kommt vom Meer,
Das Vaterland zu rächen!
Gleichwie der Strom das Eis zerknickt,
Das ihn ſo lang, ſo ſchwer gedrückt,
Laßt unſer Joch uns brechen;

Das Vaterland ſey wieder frei!
So töne unſer Kriegsgeſchrei,
Wenn in den Feind wir dringen.
Und wie auch der Tyrann uns droht,
Wir fürchten nicht den Martertod,
Wir wollens doch vollbringen.

Und iſt gerächt der Knechtſchaft Schmach,
d ſtralt uns neu der Freiheit Tag,
e einſtens unſern Ahnen,
mög' ein unauflöslich Band
reinigen das Vaterland
r herrlichen Germanen!

Aus den Altenburger Blättern.

119.

Kriegslied. 1812.

ch der Weiſe: Wohlauf Kameraden aufs Pferd auf Pferd.

Friſchauf! und ziehet die Schwerter aus!
nd ſpornet die ſtampfenden Pferde!
rannen erbrüſten ſich überaus,
nd ſchänden mit Sklaven die Erde,
ie tilgen die Freiheit, ſie löſchen das Licht,
eßt ihr zur Erlöſung das Eiſen nicht;

Weßt ihr zur Rache nicht Männermuth,
er ſchärfer noch ſchneidet, als Eiſen,
lißt ihr vom Auge nicht Feuergluth,
rinn Tod und Verderben ſich weiſen,
eßt ihr nicht den heiligen Schwur darein:
ir wollen heut frei oder Leichen ſeyn.

Friſchauf! und bindet die Herzen feſt,
In dem groſen, dem heiligen Bunde.
Vertilgt das tyranniſche Schlangenneſt,
Und ſchlaget wie wüthende Hunde,
Den Buben, der ſchalket, den Knecht, der dient,
Den Fremdling, der frech ſich des Herrn erkühnt.

Sie wollen uns rauben das Vaterland,
Uns rauben die Ehre, die Treue,
Uns wickeln franzöſiſch in Lug und Tand,
Daß Zwietracht die Starken entzweie,
Sie wollen uns rauben das waidliche Wort,
Das ſchärfer, als Pfeile, die Schande durchbohrt;

Sie wollen uns rauben den ewigen Gott,
Den Geiſt, den allmächtigen Walter,
Die gaukelnden Affen — o Hohn und Spott!
Wir greifen zum Schwert, dem Erhalter,
Wir waſchen die Schanden uns ab in Blut:
Das blinkende Eiſen macht Alles gut.

Drum friſch! es walte deß Gott der Herr,
Der Vater des Tapfern und Freien!
Sein heißt die Rüſtung und ſein die Wehr,
Er kann uns den Sieg nur verleihen:
Wer Gott ſich vertraut, der iſt der Mann,
Der fröhlich ſich ſchlagen und ſterben kann.

Arndt.

120.

Soldaten-Morgenlied.

Nach der Weiſe: Auf auf zum frohen ꝛc.

Erhebt euch von der Erde,
  Ihr Schläfer aus der Ruh':
Schon wiehern uns die Pferde
  Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
  So hell im Morgenroth:
Man träumt von Siegeskränzen,
  Man denkt auch an den Tod.

Laut ſchallen die Trompeten
  Von Bergen und im Thal:
Uns dünkt es Ton der Flöten
  Beym frohen Hochzeitmahl:
Ein Liebchen ſeh'n wir winken
  Mit Blicken ernſt und traut:
Wir kommen, ha wir ſinken,
  Dein Bett iſt kalt, o Braut.

Du reicher Gott, in Gnaden
  Schau her vom blauen Zelt:
Du ſelbſt haſt uns geladen
  In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen,
  Und gieb uns heut den Sieg:
Die Chriſtenbanner wehen:
  Dein iſt, o Herr, der Sieg.

Ein Morgen ſoll noch kommen,
Ein Morgen hell und klar:
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Engel Schaar;
Bald ſcheint er ſonder Hülle
Auf jeden deutſchen Mann:
O brich, du Tag der Fülle;
Du Freyheitstag, brich an.

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Bruſt,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebensluſt.
Es ſchall' auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeſchrei;
Und wir, ihr wackern Degen! —
Wir waren auch dabey.

von Schenkendorf.

121.

Reiterlied.

Nach der Weiſe: Es giebt nichts Luſt'gers auf der Welt.

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
Uns rings umgattert hält.
Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich' aus, ſtreich' aus, und trage mich
Zum luſt'gen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften unbeſiegt,
Geht friſcher Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth,
Und Weib und Kind und Heerd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum luſt'gen Hochzeitfeſt,
Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht bräuſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut:

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſeyn
In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir ſchauen's ruhig an.
Für deutſche Freiheit woll'n wir ſtehn!
Sey's nun in Grabes Schooß,
Sey's oben auf des Sieges Höh'n,
Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott? —
Ja Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott!
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengſt, friſch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf!

Th. Körner.

122.

Jägerlied.

h der Weiſe: Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd ſtark.

ſch auf, ihr Jäger, frei und flink!
Die Büchſe von der Wand!
r Muthige bekämpft die Welt!
ſch auf den Feind! friſch in das Feld!
Für's deutſche Vaterland!

s Weſten, Norden, Süd und Oſt
Treibt uns der Rache Strahl:
m Oderfluſſe, Weſer, Main,
m Elbſtrom und vom Vater Rhein,
Und aus dem Donauthal.

h Brüder ſind wir allzuſamm;
Und das ſchwellt unſern Muth.
s knüpft der Sprache heilig Band,
s knüpft ein Gott, ein Vaterland
Ein treues deutſches Blut.

ht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Heerd;
e ſchändlichſte Tyrannenmacht
kämpfen wir in freud'ger Schlacht:
Das iſt des Blutes werth.

r aber, die uns treu geliebt,
Der Herr ſey euer Schild,
zahlen wir's mit unſerm Blut!

Denn Freiheit iſt das höchſte Gut,
Obs tauſend Leben gilt.

Drum munter Jäger, frei und flink,
Wie auch das Liebchen weint!
Gott hilft uns im gerechten Krieg!
Friſch in den Kampf! — Tod oder Sieg!
Friſch, Brüder, auf den Feind!

Th. Körner.

123.

Lied der ſchwarzen Jäger.

Nach der Weiſe: Am Rhein, am Rhein.

Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeiſter mahnen.
Auf, deutſches Volk, zum Krieg!
Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unſre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg.

Klein iſt die Schaar; doch groß iſt das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Wo ſeine Engel ihre Veſten bauen,
Sind Höllenkünſte Spott.

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben:
So würgt ſie ohne Scheu;
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei.

Noch trauren wir im ſchwarzen Rächerkleide
Um den geſtorbnen Muth;
Doch fragt man euch, was dieſes Roth bedeute,
Das deutet Frankenblut.

Mit Gott! — Einſt geht hoch über Feindes-Leichen
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinſtrom auf.

Th. Körner.

124.

Preuſſiſches Jägerlied.

Nach der Weiſe: Auf, auf zum fröhlichen Jagen ꝛc.

Friſch auf zum fröhlichen Jagen,
Es iſt nun an der Zeit,
Es fängt ſchon an zu tagen,
Der Kampf iſt nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt ſie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat geſprochen,
Wo ſind meine Jäger nun?
Da ſind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutſche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüſtig ſtarker Hand.

Schlaſt ruhig nun ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne, die zu ſchützen
Die uns das Liebſte ſind!
Hei! laßt Kanonen blitzen
Ein frommer Muth gewinnt.

Die Mehrſten zieh'n einſt wieder
Zurück in Siegerreih'n,
Dann tönen Jubellieder,
Das wird'ne Freude ſeyn!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und ſtark und weich.
Wer fällt, der kanns verſchmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott iſt uns wohl gewogen,
Schickt manchen frohen Gruß.
Ihr Jäger allzuſammen
Dringt luſtig in den Feind;
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensſonne ſcheint.

Fouqué.

125.

Musketier Lied.

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
Steh' in dem Glied wie er,
Weiß nicht, wo's beſſer wär!
Juhe ins Feld!

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch Niemand 'naus,
Fehlt mir die Lagerſtätt,
Boden biſt du mein Bett,
Mein iſt die Welt!

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt:
Hab' ich kein Geld im Sack,
Morgen iſt Löhnungstag;
Bis dahin Jeder borgt,
Niemand fürs Zahlen ſorgt.
Juhe in's Feld!

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Hab ich kein Geld im Sack,
Hab ich doch Rauchtaback;

Fehlt mir der Taback auch,
Nußlaub giebt guten Rauch,
Mein iſt die Welt!

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte todt,
Tröſt mich der liebe Gott.
Juhe ins Feld!

H.

126.

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hört's näher und näher brauſen;
Es zieht ſich herunter in düſteren Reihn',
Und gellende Hörner ſchallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
Was ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt:
Das Hurrah jauchzt, und die Büchſe knallt
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſ't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſ'gen Armen hinein',
Und ſpringt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was brauſ't dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?

Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutſche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen! —
Drum die ihr uns liebt nicht geweint und gekl
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſey's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Th. Körner

127.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Daß er beſtünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb und Treue!
Du hohes Land! Du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Herrmanns-Schlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſchen, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;
Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüſſen Tod der Freien.

Arndt.

128.

Gebet.

Nach der Weiſe: O sanctissima.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmliſcher Führer der Schlachten.
Vater, dich preiſen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle brauſ't,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege.

Führ' uns! — Fall' unſer Loos
Auch tief in Grabes Schooß:
Lob doch, und Preis deinem Namen! —
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Th. Körner.

129.

Trinklied vor der Schlacht.

Nach der Weiſe: Feinde ringsum.

Schlacht du brichſt an!
Grüßt ſie in freudigem Kreiſe,
Laut nach Germaniſcher Weiſe.
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein;
Eh die Poſaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben verſöhnen.
Brüder, ſchenkt ein!

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geſchworen.
Brüder, ihr ſchwört!

Vaterlands Hort,
Woll'n wir aus glühenden Ketten
Todt oder ſiegend erretten. —
Handſchlag und Wort!

Hört ihr ſie nahn?
Liebe und Freuden und Leiden,
Tod! Du kannſt uns nicht ſcheiden!
Brüder, ſtoßt an!

Schlacht ruft! Hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Th. Körner.

130.

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab' meine Freude dran!
Hurrah! *)

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch ſo heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte ſehr."
Hurrah!

Ja gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

---

*) Bei dem Hurrah! wird mit den Schwertern geklirrt.

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eiſenleben.
„Ach wären wir getraut!
„Wann holſt du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft feſtlich die Trompete;
Wenn die Kanonen ſchrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O ſeliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrſt du in der Scheide,
Du helle Eiſenfreude,
So wild, ſo ſchlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrſt du ſo?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
„Ich ſehne mich zum Streite,
„Recht wild und ſchlachtenfroh:
„Drum, Reiter, klirr' ich ſo."
Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen.
Was willſt du hier mein Liebchen?
Bleib ſtill im Kämmerlein,
Bleib, bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O ſchöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutigroth,
„Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

So komm denn aus der Scheide
Du Reiters Augenweide
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach herrlich iſt's im Freien,
„Im rüſt'gen Hochzeitreihen.
„Wie glänzt im Sonnenſtrahl
„So bräutlich hell der Stahl!"
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eiſen
An eure Lippen feſt.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen ſingen,
Daß helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut!
Hurrah!

Th. Körner.

131.

Preußiſches Marſchlied im Oktober 1813 an General Kleiſt.

Friſch auf, du lieber Vater Kleiſt!
Iſt Kampf nun wieder da?
Wir thun ſo froh, was du uns heißt:
Das giebt Viktoria.

Du reiteſt freundlich, ernſt und ſtill
An der Kolonne hin,
Erwägſt, was unſer Herr Gott will,
In deinem ſtarken Sinn.

Dann bricht's in Heldenthaten aus,
In manchen ſchönen Sieg,
Und ſchirmt der Brüder Hof und Haus
Vor Flamm' und Noth und Krieg.

Wie giengs bey Arbiſſau, mein Held!
Da ſchlugſt du, wie ein Blitz:
Das ſah mit Luſt vom Himmelszelt
Gewiß der alte Fritz.

Das ſah dein großer Vater auch,
Der oft die nahen Höh'n
Gefüllt mit heißem Schlachtenrauch
Und frohem Siegsgetön.

Ach, mächt'ger Gott! wie denken wir
In rühmlicher Gefahr
So gern als tapfre Enkel hier
Der großen ſieben Jahr.

Gott gab uns Kraft, Gott gab uns Muth
Und wir erröthen nicht,
Wenn von der Väter Heldenblut
Zu uns die Sage ſpricht.

Ja fröhlicher noch dringen wir
Hinan an unſern Feind:
Sind wir, mein Oeſtreich, ja mit dir
In deutſchem Bund vereint.

Und jenen war ihr treues Herz
Oft recht gewaltig ſchwer,
Wenn gegen Deutſche flog das Erz:
Gottlob: das gilt nicht mehr.

Damals ſang noch der alte Gleim
In ſeiner Kriegsmanier,
Verſucht ein Kam'rad dieſen Reim,
Die Weiſ' erfindet ihr.

Und, Brüder, Eine Bitte ſingt
Dem Vater Kleiſt mir zu,
Daß er nicht ſelbſt ſo vorwärts dringt,
Es uns zu liebe thu'!

Singt: Lieber, tapfrer Vater Kleiſt,
Bezwing den raſchen Muth:
Du biſt ja unſrer Schaaren Geiſt,
Biſt unſer Lebensblut.

Streck du nur weit uns erſt voran,
Als deinen ſtarken Arm,
Und wart, bis der ſein Recht gethan
Dem frechen Feindesſchwarm.

Du ſollſt durch Rauch und Schlachtgedröhn
Auf blut'gen Todesau'n
Uns wie ein Adler in den Höh'n
Sieglenkend überſchau'n.

Gewährſt du's, lieber Vater Kleiſt?
Mich dünkt, wir bitten recht:
Dann ſollſt du ſeh'n, noch freud'ger reißt
Sich Jeder in's Gefecht.

Fouqué.

132.

Nach der Schlacht bei Lützen.

Wer reitet ſo friſch und ſingt ſo hell
Dem rühmlichen Kampf entgegen?
Die Krieger, die kenn ich als keck und ſchnell,
Vor keiner Gefahr verlegen;
Das iſt meine reitende Jägerſchaar,
Die ſo kühn und freudig bei Lützen war.

Hurrah! Hurrah! ſo riefen ſie laut,
Und friſch in den Feind geritten,
Den Tod gegrüßt, wie die blühende Braut
Gejauchzt in der Waffen Mitten;
Dann wieder geruhig den ganzen Tag
Geſchaut in der Kugeln Hagelſchlag.

Was hat ein Held, ein ruſſiſcher Mann, *)
Von euch, ihr Jäger, geſprochen?
Der auch ſeitdem mit blutigem Bann
Am ſtolzen Feind ſich gerochen —
„Gegrüßt“, ſprach der, meine Jäger, mir,
„Bey Lützen fochtet wie Engel ihr.“

Und Gott hat der jungen, fröhlichen Schaar
Auch ſchützende Engel geſendet,
Und Vielen die finſtre Todesgefahr
Vom blühenden Haupte gewendet.
Ihr rittet vergnügt im lächelnden May,
Und lächelt faſt alle noch friſch dabey.

Friſch auf! Du rüſtige Jägerſchwadron,
Hilf ferner dem Könige ſiegen,
Der Feind, er ſtaunet, ſtutzet ſchon,
Bald wird er nun ganz erliegen:
Dann herzen euch Mutter und Schweſter und Braut,
Und wir preiſen den gütigen Herr Gott laut.

Fouqué.

---

*) Der General Miloradowitſch, der zu dem jungen M. folgende Worte ſagte: Ah! Vous êtes du Régiment des chasseurs de Brandebourg, Vous avez fait des merveilles, Vous Vous êtes battu comme des anges.

133.

Roncevall.

Nach der Weiſe: God save the King.

Singet von Roncevall,
Brüder, im Jubelſchall
Singet ein Lied.
Freudiger Helden Speer
Hob ſich aus wildem Meer,
Mächtiges Franzenheer
Scheut ſich, und flieht.

Preiß dir, o Wellington,
Trugſt einen Kranz davon
Blutig und roth:
Schlugeſt im Heldenſpiel,
Schlugeſt, wo Roland fiel,
Schlugeſt der Franzen viel
Blutig und todt.

Heil dir, du wackrer Lord,
Heißeſt nun Freiheits-Hort,
Degen und Schild:
Schalle doch, Rolands Horn,
Wenn deines Lebens Born,
Herrlicher, heißer Sporn,
Munter nur quillt.

Wo die Orangen blüh'n,
Heißer du Weine glüh'n,
Ruheſt du nun.
Mauriſches Königschor,
Spaniſchen Adels Flor,
Tanzender Mädchen Chor
Preißen dein Thun.

Keck in das Meer geſät
Prangeſt, ein Blumenbeet,
Sonnig ein Licht:
Schiffer auf mächt'gem Floß,
Reiter auf ſchnellem Roß,
Schützen und ſchwer Geſchoß
Stürmen es nicht.

Hohe Britannia!
Sicher im Meere da
Throne du nur:
Ewig, du Freyheitswall
Preiße dich Liederſchall,
Klinge von Roncevall
Und Azincourt!

von Schenkendorf.

134.

Das Lied vom kühnen Schill.

Es zog aus Berlin ein muthiger Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott ſegn' euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß!

So zieht er zum Kampfe der muthige Schill,
Der ſchlagen mit Schelmen-Franzoſen ſich will,
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bey Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit franzöſiſchem Blut,
Dreitauſend zerhieben die Säbel blank;
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Döniz, das feſte Haus,
Und jagten Franzoſen und Schurken hinaus,
Dann zogen ſie luſtig in's Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrei'n.

Auf Stralſund brauſt dann der reiſige Zug,
Oh Franzoſen! verſtändet ihr Vögel-Flug,
Oh wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die Wallenſtein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore ſchlief.
Jezt liegen ihre Thürme und Mauren tief.

Oh weh euch, Franzoſen! jezt ſeyd ihr tod,
Ihr färbet die Straßen und Häuſer roth;
Die Reiter, ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu tödten, das deucht ihnen gut.

Oh Schill! oh Schill! du tapfer Held!
Was jageſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauren die Tapferkeit ein?
Bey Stralſund da mußt du begraben ſeyn.

Oh Stralſund! du traur'ges Stralſund;
In dir geht der tapferſte Mann zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben, ſie treiben mit Helden Scherz.

„Da ſchreit ein franzöſiſcher höhnender Hund,
„Man muß ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
„Schon machte die Krähen und Raben ſatt."

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik und Muſketengruß,
Womit man Saldaten begraben muß.

Sie ſchnitten vom Rumpfe den Kopf ihm ab,
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;

Da ſchläft der treue, der tapfere Held,
Ihm iſt kein Stein zum Gedächtniß geſtellt,
Und hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Doch wird er uns nimmer vergeſſen ſeyn.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ziehet ein Reiter ſein blankes Schwerdt,
So denkt er, und betet: „Herr Schill! Herr Schill!"
„Ich an den Franzoſen euch rächen will."

Arndt.

135.

Marſchall Vorwärts.

Marſchall Vorwärts!
Tapfrer Preuſſe, deinen Blücher,
Sag, wie willſt du nennen ihn?
Schlag mir nicht erſt nach viel Bücher,
Denn da ſteht nichts tücht'ges drinn.
Mit dem beſten Namensgruße
Hat ihn dir genannt der Ruſſe:
Marſchall Vorwärts!
Marſchall Vorwärts nennt er ihn.

Marſchall Vorwärts!
Guten Vorwärtsſchritt erhob' er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober,

Und von dannen bis zum Rheine,
Und von dannen bis zur Seine,
Marſchall Vorwärts!
Marſchall Vorwärts allzumahl!

Marſchall Vorwärts!
Leben ſoll in ew'ger Dauer
Dieſer Name klar und hell,
Mehr als hieß' es Herzog Jauer,
Oder Fürſt von Neuſchatel.
Titel kann gar mancher haben:
Dieſer Titel, den wir gaben,
Marſchall Vorwärts!
Theilt mit dir kein Kriegsgeſell.

Marſchall Vorwärts!
Ihr franzöſiſchen Marſchälle,
Warum ſeyd ihr ſo verſtört?
Laßt die Felder, kriecht in Wälle,
Wenn ihr dieſen Namen hört?
Marſchall Rückwärts! der iſt euer,
Marſchall Vorwärts iſt ein neuer,
Marſchall Vorwärts!
Der dem Blücher angehört!

Freimund Raim

136.

Der Mann.

Oh wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Du, Gefahr! biſt meine Braut,
Treue! du mir angetraut!

Freiheit du biſt mir Panier!
Alle Tapfern her zu mir!
Für das Vaterland hinein,
In den blut'gen Todesreih'n!

Oh wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Muth! Du biſt mir Sonnenſchein,
Muth! Du biſt mir edler Wein!

Sonnenſchein behält ſein Licht,
Edle Rebe altet nicht:
So erliſcht nicht kühner Muth,
So erbleicht nicht Heldenblut.

Will die Welt zu ſcheitern geh'n,
Muth allein bleibt ruhig ſteh'n;
Ja fällt ſelbſt der Himmel ein,
Muth wird Gott mit Göttern ſeyn.

Arndt.

137.

Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Steh'n dir wohl, o Sohn von Theut!

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſey redlich, fromm, und frei;
Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſey mit dir

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz, und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumahl.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten Alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Denn, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht:
Die allmächtige Natur
Hält dir ewig ihren Schwur.

Arndt.

138.

Deutſches Bundeslied.

Was ſchlägt an unſre Bruſt mit Macht,
Und bindet Herz an Herzen?
Iſt warmer Frühling denn erwacht?
Ja, deutſcher Frühling iſt erwacht!
Der bindet alle Herzen!

Wo Donau geht, bis an des Rheins
Einem zum andern Ende,
Am Neckars Weinthal und des Mains,
Wo Meer und Elbe werden Eins,
Reicht Alles ſich die Hände.

Was Sachſe, Heſſe ſich genannt,
Nennt deutſch ſich nun behende,
Die Mark, der Harz, Weſtphalenland,
Will Alles ſeyn Ein Hermannsland,
Sich treu ſeyn bis ans Ende.

Sie ſchlagen alle tüchtig ein,
Auch die bei ſtiller Blende
In Berggeiſts Haus das Erz befrei'n,
Sie hauen mit Geſange drein,
Zu fördern Waffenſpende!

Nun zieht der friſche Jäger aus,
Es iſt gar hell am Tage,
Hoch auf dem Berg, im Waldgeſaus,
Da iſt des Jägers Horn zu Haus,
In Freuden und in Klage.

Und wer des Hornes Klang vernimmt,
Und iſt von altem Blute,
Alsbald, wie in Tyrol, entglimmt,
Den grünen Hut der Freiheit nimmt,
Und hilft in treuem Muthe!

O Hörnerklang, o Glockenklang,
Wozu die Wälder ſauſen,
Wie ziehſt du, Jahr, die Gau entlang,
Wirſt Volksgeſang, wirſt Gottesklang,
Daß drein die Meere brauſen!

Da ſendet, wo das Eiſen liegt,
Der Norden auch Germanen:
Und Schweiz, du die den Rhein gewiegt,
Und Holland, wo ſein Blitz verfliegt,
Ergreift die alten Fahnen!

Seht Spaniens Altar! ſeht hinan
Den Phönix Moſkau brennen!
Seht, rein bewahrt' der Meere Schwan
Das edle Perlein wohlgethan,
Das wir die Freiheit nennen!

Gott hat das Perlein blühn gemacht
Aus Wurzeln reicher Schmerzen!
Der Frühling Gottes iſt erwacht,
Der deutſche Frühlingsbund gemacht,
Ein Herz in allen Herzen!

Und kein Gezweig bleibt unbewegt
Am altgermanſchen Stamme!
Als ob Metall die Aeſte regt
Und wieder nach der Sonne frägt,
Zeigt alles Land die Flamme.

O deutſches Volk, der neuen Welt
Allinnerſtes Gemüthe!
Haſt deine Sach auf Gott geſtellt,
Wirſt ſtehen, bis der Himmel fällt; —
Daß dich der Herr behüte!

Iſidorus.

139.

Der Veteran.

Nach der Weiſe: Auf, auf ihr Brüder und ſeyd froh! ꝛc.

Noch einmal ſchwing das alte Schwert,
Du narbenvoller Arm,
Du biſt noch einer Narbe werth,
Im Kampfe für den eignen Heerd,
Da ſchwing dich wieder warm.

Bei Kaiſerslautern in der Schlacht,
Da war das Blut noch jung.
Wohl mancher Held ward matt gemacht,
Und mancher Franzmann umgebracht
Mit kühnem Säbelſchwung.

Und Pirmaſens, noch ſchwillt der Muth,
Gedenk' ich an den Tag:
Das Feld ſchwamm in Franzoſenblut,
Geſchlagen war die wilde Brut,
Im Fliehen, was nicht lag.

Wir hieben in das Centrum tief,
Er war im Nu getrennt,
Und wie nun Alles fiel und lief,
Da jagten wir, und Braunſchweig rief:
Ein braves Regiment!

Du weißſt es noch, du alter Rhein,
Wie brav der Deutſche ſtand.
War auch die Hoffnung manchmal klein,
Sein Blut und Leben ſetzt er ein
Für's theure Vaterland.

Wo aber blieb der deutſche Sinn,
Da Eiferſucht und Zank
Das Reich zerriß, da jeder hin,
Um augenblicklichen Gewinn,
Vor fremden Götzen ſank.

Zum letztenmale wagt' ich dann
Bei Schleitz mein deutſches Blut,
Und ſchwur, wie's mir vom Arme rann:
Nun ſchon' ich's fürder, wenn ich kann,
Für Frankreich iſt's zu gut!

Ich baute mir den eignen Heerd,
Und nahm ein junges Weib.
Verroſtet lag und umgekehrt
Bei ſieben Jahr das gute Schwert,
Der Jungen Zeitvertreib.

Doch Weibeskuß und Kindertand,
Mir gab er keine Ruh.
Ich dachte an das Vaterland,
Das war beſchimpft und umgewandt,
Und ausgeleert dazu.

Da kam die wunderbare Mähr:
Der Götze iſt umringt,
Die Macht der Deutſchen um ihn her,
Der ganze Norden im Gewehr,
Und Schlag auf Schlag gelingt.

Nun rief ich: Weib! gieb was du haſt
Dem, der vorübereilt,
Dem Ruſſen, Preußen ohne Raſt,
Auch dem Franzoſen, was er faßt,
Nur daß er nirgends weilt!

Hat auch die Noth uns matt gemacht,
Jetzt keine Litanei,
Im Kriege iſt es hergebracht,
Wer braucht, der nimmt ſich unbedacht,
Wem und woher es ſey.

Und ſeit der Leipz'ger Siegespoſt
Da halt' ich's nicht mehr aus.
Das Schwert iſt ſcharf und weg der Roſt;
Geduld, mein Weib, bei ſchmaler Koſt,
Ich muß in's Feld hinaus!

Hinaus — noch einen Gang am Rhein,
Steh! luſtiger Franzos!
Du wirſt wohl noch der alte ſeyn,
Im Glücke frech, im Elend klein;
Nun zieh' ich wieder los.

Und muthig ſchwingt das alte Schwert
Der narbenvolle Arm,
Er iſt noch einer Narbe werth
Im Kampfe für den eignen Heerd,
Da wird er wieder warm!

Aus den Altenburger Blättern.

140.

Die Nordmänner.

Wo aus gabenreicher See
Nixenhände Bernſtein reichen,
Wo die Tanne grünt im Schnee,
Sturm und Wild den Forſt durchſtreichen,
Wo kein Sieger Knechte fand:
Iſt der Kämpfer Vaterland.

Wo ſich gern bei kaltem Hauch
Sehnen ſpannen, Wangen röthen,
Wo des treuen Heerdes Rauch,
Fromme Schwellen zu betreten,
Dem verirrten Jäger winkt,
Und des Wirthes Becher klingt:

Wo der Eiche Kraft gedeiht,
Wo die Berge Eiſen nähren,
Wo die Männer gottgeweiht,
Heil'ges Recht und Frauen ehren:
Da zu ernſtem Schlachtgeſang
Schallt der Schwerter Todesklang.

Um des Königs Leib geſchaart,
Stolz und feſt und treu wie Brüder,
Stürzen ſie nach Väterart
In das dunkle Schlachtfeld nieder,
Lächelnd, ſingend, wonneroth
Bringen ſie dem Feinde Tod.

Ha! ſie kommen von der Schlacht,
Sieg und Freiheit! hört man ſchallen.
Glorreich ward das Werk vollbracht,
Die Verräther ſind gefallen!
Heil dem Norden! Heil dem Mann,
Der ſich nordiſch nennen kann.

Nordluft, hauche kalt und klar,
So reift Muth und Lieb' und Treue,
So gedeiht die Heldenſchaar.
Durch des Himmels eigne Weihe,
Herrlich, Führer ſolcher Reihn,
Solches Volkes Fürſt zu ſeyn!

Friedländer.

141.

Der Rhein an die Deutſchen.

Willkommen meines Deutſchlands Krieger,
Willkommen hier an eurem Rhein!
Zu lang mußt' ich dem ſtolzen Sieger
Zum falſchen Bund den Namen leih'n,
Und lange meine goldnen Auen
In Fremdlings ſchnöder Willkühr ſchauen.

So ſah' ich, ein verlaßner Vater,
Mein ſtarkes Deutſchland untergeh'n,
Und mußte Uebermuth und Hader
An meinem Buſen wüthen ſeh'n,
Und mußte meine deutſchen Reben
Unwillig fremden Praſſern geben.

Mein Aar, ſonſt freie Schweizer grüßend,
Kann Feſſeln tragend jetzt herbei,
Und Main und Neckar ſchlichen büßend
Aus fremder Liebedienerei,
Es kommen meiner Moſel Wogen
Aus Sklavenfluren hergezogen.

Mich höhnend, zog der Siegeswagen
Des Welterobrers ſtolz vorbei,
Und aller deutſchen Ströme Klagen
Verkündeten die Sklaverei:
Und Tieber und der Wolga Fluthen,
Die ſpiegelten des Krieges Gluthen.

Da brannt im edlen Männergrimme,
Mein Deutſchland, dein verkanntes Herz!
Jetzt hör' ich meines Volkes Stimme!
Da ſchweigt mein jahrelanger Schmerz.
Mit Luſt ſeh' ich des Feindes Trümmer
Und hör' ſein furchterfüllt Gewimmer.

Ihr Söhne von der Oder Strande,
Ihr, deren Flur die Elbe küßt,
Ihr aus der Donau reichem Lande,
Ihr, die der Weſerſtrom begrüßt,
Heran! zerſtreut der Knechtſchaft Spuren
In unſers heil'gen Deutſchlands Fluren.

Naht wie der Sturm! Mit Feindes Blute
Färbt mir die alten Ufer roth.
Es ziemet wohl dem deutſchen Muthe
Der Schlachtruf: Freiheit oder Tod!
Vernichtet des Erobrers Knechte,
Und gebt mir meine alten Rechte.

Und Recht und Sitte wohnen wieder
In unſrem deutſchen Vaterland!
Dann reicht den nord'ſchen Sieger bieder
Mit treuem Dank die deutſche Hand,
Und trinkt vereint am deutſchen Rheine
Den Friedenstrunk in deutſchen Weine.

Friedrich Ullrich.

142.

Des Deutſchen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland? Iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſts, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Baierland? Iſts Steierland?
Iſts wo der Morſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Pommerland? Weſtphalenland?
Iſts, wo der Sand der Dünen weht?
Iſts, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich.
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts Land der Schweizer? iſts Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts was der Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Das Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder ſingt:
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein.

Das iſt das deutſche Vaterland:
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt:
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein.

Das iſt das deutſche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heiſſet Freund,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott! vom Himmel ſieh darein,
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut:
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!

Arndt.

143.

Des Koſacken Heimritt.

Nach der Weiſe: Schöne Minka, ich muß ſcheiden.

Mädchen, liebes deutſches Mädchen,
Komm an's Fenſter, laß dein Rädchen,
Laß die Nadel und das Fädchen,
Sieh Koſacki an!
Schlank auf ſchlankem Pferdchen ſitzend,
Hell in Silberwaffen blitzend,
Gute Freunde flink beſchützend,
Singt er ſich heran.

Weißt? Jn der gen Jahres Mitten
Kam Koſacki auch geritten,
Und da ward noch heiß geſtritten
Mit entbranntem Muth.
Liebe Mädchen weinten, zagten,
Doch wir ſpähten, doch wir wagten,
Bis wir all die Feinde jagten:
Hei Franzus kaput!

Ja in mancher Kampfeskreiſe
Späht' ich auf Koſackenweiſe,
Trabte ſtill zurück und leiſe,
Brachte Kunde fein.
Dann brach Preuſſens Kavallerja
Rüſtig vor auf Jnfanterja,
Nahm Gefang'ne und Artillerja *),
Jch ſtach hinterdrein.

Und nun reit' ich luſtig wieder,
Berg hinauf und Berg hernieder,
Jn das Land der ſüßen Lieder,
Nach Tſcherkaskois Pracht.
Küß' dann, Bräutchen, küß mich heute!
Morgen zeig' ich blanke Beute,
Und da ſtaunt die Hocherfreute,
Nickt mir zu und lacht.

---

*) Die eigenthümliche Weiſe der Ruſſen, dieſe Truppengattungen auszuſprechen.

Bald ſoll dich die Hochzeit kränzen,
Bald in Frankenſchmuck du glänzen,
Und da dreh'n wir uns in Tänzen
Zier nach Landesbrauch,
Danken Gott, der Sieg gegeben,
Laſſen hoch den Kaiſer leben,
Friedrich Wilhelm auch daneben,
Und brav Prußki auch.

Fouqué.

Anhang

von

Kommers- und Burſch-Liedern.

144.

Sic vivamus wir Studenten,
Leben alle Tage wohl;
Leben absque Komplimenten,
Trinken uns ſtets toll und voll.
Sic vivamus du und ich,
Unſer Fleiſch iſt lüderlich
Und wer uns was dawider ſpricht, :: usq. ad fin.
Dem ſchlagen wir ins Angeſicht,
Und ſprechen noch dazu:
Trink zu! Trink zu! Trink zu!

Mühlen können nichts erwerben,
Wenn ſie nicht das Waſſer treibt,
Alſo muß der Burſch verderben,
Wenn der Wechſel auſſen bleibt.
Sic vivamus ich und du,
Unſer Fleiſch hat keine Ruh.
Und wer uns ꝛc.

Sind die Gelder aufgezehret,
Reiſt der Burſch in patriam,
Wird zum Doktor promoviret,
Und heißt ein gelehrter Mann.

Sic vivamus du und ich,
Unſer Fleiſch iſt lüderlich.
Und wer uns ꝛc.

145.

Klage eines alten Burſchen.

Was fang ich armer Teufel an?
Die Gelder ſind verzehret:
Mein Hab und Gut iſt all verthan,
Der Beutel ausgeleeret,
Und daraus folgt der harte Schluß,
Daß ich aus ——— wandern muß.
O Jerum! Jerum! Jerum!

Und Wäſche hab' ich auch nicht mehr,
Als nur ein einzig Hemde:
Das thut mir in der Seele weh,
Und däucht mir gar zu fremde:
Ein'n alten Gottfried hab' ich noch,
Der hat am Arm ein großes Loch.
O Jerum! Jerum! Jerum!

Nach Hauſe darf ich auch nicht mehr,
Da hat man mich vergeſſen:
Seitdem ich Doktor worden bin
Im Saufen und im Freſſen,
Geſpielt, getanzt und kommerſirt,
Und die Geſundheit ruinirt.
O Jerum! Jerum! Jerum!

Aufs Kirchgeh'n hielt ich auch nicht viel,
Das Wirthshaus war mir lieber:
Bei Kegel- und bei Kartenſpiel,
Da gieng ich nie vorüber,
Und mit der heil'gen Rel'gion,
Da trieb ich nichts, als Spott und Hohn.
O Jerum! Jerum! Jerum!

In meiner Stub' iſt Alles leer,
Da iſt nichts mehr zu finden,
Als blos ein altes Mordgewehr;
Das will ich um mich binden,
Und gegen die Franzoſen zieh'n,
Vielleicht wird da mein Glück mir blüh'n.
O Jerum! Jerum! Jerum!

Am beſten iſt's, ich werd' Soldat:
In einem freien Felde
Da finden keine Sorgen Statt,
Und mangelt nicht an Gelde:
In einer Schlacht, da ſoll es ſeyn,
Wo ich will ſchlafen ruhig ein.
O Jerum! Jerum! Jerum!

Und werd' ich dann geſtorben ſeyn,
So habt mit mir Erbarmen:
Hüllt mich in warmen Kuhmiſt ein,
Schließt mich in eure Arme:
Dann bin ich trefflich balſamirt,
Und euch zu Ehren konſervirt.
O Jerum! Jerum! Jerum!

146.

Rundlied.

Kling klang! kling klang!
So iſt's recht;
Bald einmal geſungen,
Bald einmal gezecht!
Chor: Bruder, laß es laufen!
Wirſt dich nicht beſaufen.
Bravo! Bravissimo!
So iſt's recht;
Bald einmal geſungen,
Bald einmal gezecht.

147.

Pereat-Lied.

Solo.

Cerevisiam }
Vinum } bibunt homines,
Animalia cetera fontes;
Absit ab humano
Gutture potus aquae!
Chor: Sic bibitur, sic bibitur
In aulis princi —
Solo. pum!
Chor: Sic bibitur, sic bibitur
In aulis princi —
Solo. pum! pum!
Chor: Sic bibitur, sic bibitur
In aulis princi —
Solo. pum! pum! pum!

148.

Einſt hat mir mein Leibarzt geboten:
Stirb, oder entſage dem Wein,
Dem weiſſen ſowohl, als dem rothen:
Denn der wird dein Untergang ſeyn! : :

Ich hab' es ihm heilig verſprochen,
Auf etliche Jahre zwar nur:
Doch nach zwey ſo ſchrecklichen Wochen
Vergaß ich den albernen Schwur. : :

Wie trefflich bekam mir die Speiſe!
Wie ſchlief ich ſo ruhig die Nacht!
Wie war ich ſo munter, ſo weiſe,
So fröhlich zum Sterben gemacht! : :

Tod! höre! man hat mir befohlen:
Stirb, oder entſage dem Wein!
Sieh, wann du willſt, kannſt du mich holen:
Hier ſitz' ich, und ſchenke mir ein! : :

149.

Trinklied

von Fiſchart aus dem 16ten Jahrhundert.

Den liebſten Buhlen, den ich hab',
Der liegt beim Wirth im Keller;
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.
Er hat mich nächten trunken g'macht,
Und fröhlich dieſen Tag vollbracht,
Drum geb' ich ihm ein' gute Nacht.

Von dieſem Buhlen, den ich meyn',
Will ich dir bald Eins bringen:
Es iſt der allerbeſte Wein,
Macht luſtig mich zum Singen;
Friſcht mir das Blut,
Giebt freien Muth;
Sieh' ſelbſt, was er für Wunder thut.

150.

Wollte Gott! ::
Daß wir nach hundert Jahren ::
Einander wieder ſähen. ::
Weil aber das ::
Wohl ſchwerlich wird geſchehen, ::
So nehmt das Glas, ::
Und laßt es tapfer rinnen, } ::
Bis nichts mehr iſt darinnen! }
Ei was iſt das? ::
Leer iſt das Glas! ::

Chor: Solche Brüder müſſen wir haben,
Die verſaufen Hemd und Kragen,
Strümpf' und Schuh, Strümpf' und Schuh,
Und laufen barfuß dem Himmelreich zu.

151.

Einer. Was den muntern Muſen ſoll gefallen,
Muß Geiſt, muß Leben ſeyn!
Chor. Muß Geiſt, muß Leben ſeyn!
Einer. Der Andern blödes Lallen
Muß vor dem Gegenſchein
In ein Nichts zurückeprallen.
Zum Nachbar. Was dir aber, aber ſoll gefallen,
Der Nachbar. Das muß mein Mädchen ſeyn!
Chor. Das muß dein Mädchen ſeyn!
Einer. Was dir aber, aber ſoll gefallen,
Der Nachbar. Das muß NN (der Vorname ſeines Mädchens) ſeyn!
Chor. Das muß NN ſeyn.
Einer. Was dir aber, aber ſoll gefallen,
Der Nachbar. Das muß NN (der Zuname) ſeyn!
Chor. Das muß NN ſeyn.
Einer. Was dir aber, aber ſoll gefallen,
Der Nachbar. Das muß von NN (Wohnort) ſeyn.
Chor. Das muß von NN ſeyn.

Nach der Weiſe: „Wie traute Brüder ſitzt man wohl"

Im Saft der Reben lebt ein Gott,
Der wunderbar ergötzt:
Wen er erfüllt, der macht zu Spott,
Was ſich ihm widerſetzt,
Er macht mit ſtarkem Muth ſich los
Von jedem kleinen Tand,
Und fühlt ſich ſtark, und fühlt ſich groß
Geführt von höh'rer Hand.

Froh blickt er in die Welt hinein,
Sieht nichts, als Freud' und Luſt;
Bei'm Sturme, wie bei'm Sonnenſchein
Schlägt fröhlich ſeine Bruſt:
Er drückt ſo warm ans Herz den Freund
Im heitern Zecherreih'n,
Und fürchtet ſich vor keinem Feind
Erfüllt vom ſüßen Wein.

So ſoll des Gottes hohe Kraft
Auch unſer Herz erfreu'n;
So ſoll der Trank, der Leben ſchafft,
Auch unſer Labſal ſeyn;
Und weil Geſang die Freud' erhöht,
Die uns der Wein beſcheert,
So werde, bis die Nacht vergeht,
Ein luſtig Lied gehört.

153.

Sobald ich aus dem Schlaf erwache,
  Muß immer dieß mein Erſtes ſeyn:
Ich ſing', ich pfeif', ich pfeif' und lache,
  Und trinke dann mein Gläschen Wein.

Mein Lehrer einſt, der alte Brummer,
  Bat mich oft, fleißiger zu ſeyn:
Ich aber blieb der Junker Pommer,
  Und leerte friſch mein Gläschen Wein.

Wenn die Philiſter lärmten, ſchrien,
  Mir drohten mit dem Schuldenſchein:
So ließ ich ſie im Frieden ziehen,
  Und trank in Ruh mein Gläschen Wein.

So hab' ich ſtets das Ding getrieben;
  Noch leb' ich ohne Sorg' und Pein.
Wißt ihr, warum? — Es ſteht geſchrieben:
  Des Menſchen Herz erfreut der Wein!

154.

Tobiae sum hirundo,
Cavete, Domini!
Nam ego vos inundo,
Immittens capiti,
Qui multi sunt humores
Post bacchanalia;
Sic vivunt potatores,
Sit salva venia.

155.

Wettſtreit.

Mein Mädchen und mein Wein
Die wollen ſich entzwei'n.
Ob ich den Streit entſcheide,
Wird noch die Frage ſeyn:
Ich ſuche mich durch beide
Im Stillen zu erfreu'n:
Sie giebt mir größ're Freude,
Doch öft're giebt der Wein.

156.

Nun Bacchus! fühl' ich deine Kräfte,
Mein Schenkel bebt, mein Haupt wird ſchwer;
Und dennoch ehr' ich deine Säfte,
Drum reicht mir noch ein friſch Glas her!
Rein ausgeleert,
Und umgekehrt!
Heißt wohl gemacht
Zur guten Nacht!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Romanzen

aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg.

Mit geſchichtlichen Belegen.

Von

Guſtav Schwab.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1819.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Einladung. . . . . S. V
1. Wie Herzog Ulrich den Hans von Hutten erſchlug. . 3
2. Wie Herzog Chriſtoph geboren ward. 8
3. Wie Chriſtoph getauft ward. 11
4. Der Zug durch den Schönbuch. 14
5. Herzog Ulrichs Flucht. 17
6. Wie das Tübinger Schloß belagert ward. . . . 19
7. Wie ſich das Schloß ergiebt. 22
8. Wie Chriſtoph gefangen ward. 24
9. Chriſtoph zu Inſpruck. 26
10. Chriſtoph vor dem Kaiſer. 28
11. Was Chriſtoph in Wien widerfuhr. 32
12. Wie Chriſtoph mit dem Kaiſer Karl zur Krönung zog. . 35
13. Chriſtoph geht mit auf den Reichstag. . . . 37
14. Die Belehnung. 39
15. Wie der Landgraf Philipp von Heſſen für Chriſtoph bat. . 44
16. Wie Chriſtoph ohne Troſt war. 47
17. Chriſtoph iſt in Gefahr nicht verlaſſen. . . . 49
18. Chriſtophs Flucht. 54
19. Wie Chriſtoph vor dem ſchwäbiſchen Bunde ſprach. . 58
20. Wie Ulrich ſein Land wieder erobert. . . . 60
21. Wie Chriſtoph die Kunde vernahm. 63
22. Chriſtoph zieht heim und dann nach Frankreich. . . 68
23. Wie Chriſtoph ſeines Vaters Ungnade erfuhr. . . 72
24. Wie Kaiſer Karl dem König Franz den Krieg erklärte. 75

25. Wie Eberhard in dem Kriege that und litt; und wie ihm gelohnt wurde. 77
26. Wie Eberhard aus schwerer Krankheit genaß. . . 81
27. Wie Eberhard gerechtfertigt ward. 85
28. Eberhard wird von Mördern überfallen. . . . 88
29. Eberhards Rache. 91
30. Eberhard und der Pabst. 94
31. Wie Eberhard abermal vor dem Kaiser stand. . . 97
32. Eberhards Ende. 99
33. Wie die Wittib mit seinem Sohn aussöhnte. . . 102
34. Wie Eberhard zu seiner Mutter kam. . . . 105
35. Wie Eberhard in's Land kam, und seinem Vater gehorsam war. 109
36. Wie Eberhard sich vermählt. Schluß. . . . 114
Geschichtliche Beilage. 117

Anm. Die Rechtſchreibung in den Romanzen betreffend, erlaubt ſich der Dichter da, wo ſie ſchwankend iſt, bald die eine, bald die andere Form, je nachdem er den Reim erreicht, nach dem Beiſpiel alter Dichter, namentlich der ſogenannten Minneſinger. Alſo z. B. Schwerte und Schwerdte; und dieß, weil er auf der natürlichen Sprechung, auch auf eine willkürliche Ausſprache ſchließt. Auch hat er den nichtwürtembergiſchen Reim Wirtl und Würtemberg nicht geſcheut.

Berichtigung.

In einigen Abdrücken iſt am Anfang der erſten Zeile von Seite 36, das Wörtchen Da weggefallen.

Einla-

Einladung.

Iſt wo ein Volk, das, ähnlich
Den Männern jener Zeit,
Auf Ruhe hoffet ſehnlich
Nach mannigfachem Streit;
Das ohne Scheu und Reue
Sich für ſein Recht bewegt;
Doch Lieb' und ächte Treue
Für ſeinen Fürſten hegt?

Iſt wo ein Fürſt, der gerne
Nach frommen Ahnen ſchaut,
Der Leitung ihrer Sterne
In dunkler Nacht vertraut;
Der, vom Geſchick verwundet,
Den Ernſt des Lebens ſpürt,
Und ſtill den Pfad erkundet,
Den Gott die Seinen führt?

Euch hebt von alten Tagen
Das Lied den Nebelflor,
Da treten ihre Sagen
Im Farbenglanz hervor:
Von einem Volk umgeben,
Das niemals Liebe log,
Seht hier ein Fürſtenleben,
Wie's Gottes Hand erzog!

Verſchmähet nicht die Kunde,
Die ſchlicht und unverſchönt,
Auch nicht aus ſtolzem Munde
Geprieſ'nen Sängers tönt.
Oft ſingt mit ſchwachem Schalle
Ein Knab' in's Waldesthal:
Des Berges Widerhalle
Antworten all zumal.

So laſſet meine Worte,
Vom Sang euch zugeweht,
Anklopfen an der Pforte,
Die nach dem Herzen geht.
Vielleicht, daß in den Seelen
Das Lied euch wiederhallt,
Und daß aus euren Kehlen
Ein mächtiger's erſchallt.

Romanzen

aus dem Jugendleben

Herzog

Chriſtophs von Würtemberg.

1.

Wie Herzog Ulrich den Hans von Hutten erſchlug.

Es ſtand ein ſchwarz Gewitter
Ob allem Schwabenland,
Die Herren und die Ritter,
Der ganze Bauernſtand.
Sie fühlten's wohl, wie Schwüle
Und Nacht auf ihnen lag,
Sie hofften all' auf Kühle,
Sie wollten, es wäre Tag.

Kein Wetter war's, das droben
In Wolken hat den Sitz,
Mit hörbarlichem Toben,
Mit ſichtbarlichem Blitz.
Es zog ſich ſtill zuſammen
In jedem Herzensgrund,
Und that mit bleichen Flammen
Sich nur von innen kund.

Am Himmel, da war Wonne,
Und lautres Frühlingsblau,
Es ſchien die Maienſonne
So hell auf Wald und Au.
Herr Ulrich kam geritten,
Der Herzog, auf die Jagd,
Tief nach des Schönbuch's Mitten
Hatt' er ſich aufgemacht.

Voran zog das Geleite,
So war's dem Herzog lieb,
Dieweil an ſeiner Seite
Herr Hans von Hutten blieb.
Oft ſah man bey einander
Die beyden edlen Herrn;
Jetzt ritten ſie ſelbander,
Wie thäten ſie's nicht gern?

Was aber ſchweigen heute
Die Beyden alſo ſtill?
Ob heimlich wohl auf Beute
Ein jeder lauern will?
Zuletzt erhebt die Stimme
Herr Ulrich zwar, und ſpricht,
Doch iſt's im halben Grimme,
Und freundlich iſt es nicht:

„Herr Hans, was ſeh' ich blinken
An eurem Finger, wie Gold?
Fürwahr, mich will bedünken,
Daß ich es kennen ſollt'!
Von einer ſchönen Frauen
Iſt es ein werthes Pfand,
So laßt es mich beſchauen
Und zeigt mir eure Hand!“

„Ich darf es wohl euch nennen!“
Alsbald der Andre ſpricht,
„Ich glaub', ihr werdet's kennen,
Und ich verläugn' es nicht!
Das Ringlein, das ihr gulden
Am Finger mir ſeht glühn,
Die Herzoginn in Hulden
Hat mir's zum Spiel geliehn!“

Da fährt's wie Wetterleuchten
Dem Ulrich durch's Geſicht:
„Habt ihr noch mehr zu beichten,
Verrätheriſcher Wicht?
Wer hat euch heißen treiben
Mit meinem Trauring Scherz?
Die Antwort will ich ſchreiben
Mit Blut in euer Herz!“

„Zur Hölle will ich euch ſchicken;
Um Leib und Leben euch wehrt!“
Er blitzt nicht mehr mit Blicken,
Er blitzt mit ſeinem Schwert.
Es donnern ſeine Flüche,
In wiederlicher Luſt
Rennt er mit Einem Stiche
Den Ritter durch die Bruſt.

Der Herzog läßt ihn ſinken
Ins tiefe Maiengrün,
Er ſieht das Ringlein blinken,
Und in der Sonne glühn.
Da kommt ihm keine Reue,
Vom Roſſe ſteigt er ab,
Er faßt den Feind auf's Neue,
Er läßt ihn nicht in's Grab,

Den Gürtel von der Leiche
Löst er mit wilder Haſt,
Hängt auf an einer Eiche
Die unglückſel'ge Laſt.
Das led'ge Roß verkündet
Unheil der Ritterſchaar,
Sie eilt herbey und findet
Den Greuel offenbar.

Da hören's Alle mit Grauſen,
Was er verübet hat,
Wie des Gewitters Brauſen
Gemahnt ſie dieſe That.
Wie man bey'm erſten Schmettern
Des Donners denken mag:
Jetzt fängt es an zu wettern,
Das war der erſte Schlag.

2.

Wie Herzog Chriſtoph geboren ward

Noch waren's wen'ge Tage,
Schon ging von Ort zu Ort
Durch's ganze Land die Sage
Von ſolchem blut'gen Mord:
Da drang zu aller Ohren
Der Glocken heller Ton,
Zu Urach ward geboren
Dem Herrn der erſte Sohn.

Die Fürſtin ward entbunden
Bey nächtlichem Kerzenlicht,
Wie da die Sterne ſtunden,
Erkundet hab' ich's nicht;
Wohl aber ſah's auf Erden
Nicht hell und friedlich aus,
Und wie's auch möge werden,
Es hofft kein Heil dieß Haus.

Die Mutter ſchweigend drücket
Den Knaben an das Herz,
Der Vater ſeitwärts blicket
In Unmuth und in Schmerz.
Er kann nicht froh und muthig
Vor ſeiner Wiege ſtehn,
Als müßt' ihn, wie er blutig,
Das kleine Kindlein ſehn.

Er ſieht im Geiſt ſchon kommen
Die ſchwere Reiches Acht,
Er ſieht ſein Land genommen,
Den Sohn in fremder Macht.
Und nun er ſoll verderben
Mit Leuten und mit Land,
Nun hat ihm einen Erben
Der Hölle Hohn geſandt!

Ihr Alpen, die ihr ſchaurig
Umlagert Urach's Thal,
Seyd ihr auch bang' und traurig,
Theilt ihr des Herzog's Qual?
Ihr ſteht ſo felſenfeſte,
Ihr ſaht ſo manche Zeit!
Ihr hoffet doch das Beſte,
Euch beugt nicht dieſes Leid.

Mich deucht, ihr habt gelauſchet
In jener Lenzesnacht,
Mit Wäldern froh gerauſchet,
Mit Bächen Gruß gebracht.
Im Maiendonnerwetter
Ward euch geoffenbart,
Daß dieſem Land ein Retter
Im Thal geboren ward.

3.

Wie Chriſtoph getauft ward.

Vom Rieſen hört man ſagen,
Der durch des Stromes Flut
Ein Kindlein hat getragen
Auf ſtarken Schultern gut.
Und mitten in den Wogen,
Da ward das Kind ſo ſchwer,
Daß er hinabgezogen
Bald in die Tiefe wär.

Und wie er fragt mit Schrecken,
Wen er mit Armen hält,
Thät ihm das Kind entdecken:
„Du trägſt den Herren der Welt!“
Da kämpft der alte Heide
Sich mächtig durch den Fluß,
Das Kind tauft ihn mit Freude:
„Heiß du Chriſtophorus!“

Derſelbe Nam' gegeben
Ward auch dem Fürſtenkind,
Das aus der Taufe zu heben
Sie jetzt verſammelt ſind.
Mit ſeinen frommen Händen
Ein greiſer Probſt es hält,
Der von des Landes Ständen
Zum Zeugen iſt beſtellt.

Denn die beſtimmt zum Frieden
Sind zwiſchen Herrn und Land,
Zu knüpfen ſind beſchieden
Von Anbeginn das Band,
Die einſt dem Fürſten rathen
Zu ſeines Volkes Glück,
Es fall' auf ſie als Pathen
Des Knaben erſter Blick.

Ihn wiegt im Arm gelinde
Der prieſterliche Greis,
Er betet über dem Kinde
So brünſtiglich und leis:
„O mögeſt du auf Erden,
Wie es dein Name ſpricht,
Ein Chriſtusträger werden,
Von Chriſto laſſen nicht!“

„Es kommen ernſte Zeiten,
Der Geiſt mir's prophezeit,
Im Reich will ſich bereiten
Ein heil'ger Glaubensſtreit:
O mögeſt du verfechten
Dereinſt das wahre Heil,
Geleiten hin zum Rechten
Dein auserwähltes Theil.“

„Dann mögen die Fluthen brauſen,
Die Stürme durch das Land
Mit wildem Flügel ſauſen,
Dich hat der Herr geſandt;
Durch dieſes Stromes Wellen
Sollſt du ihm tragen den Sohn,
Und in dem Land beſtellen
Ihm ſeinen wahren Thron!“

4.

Der Zug durch den Schönbuch.

Ein Rufen und ein Schreiten
Geht durch den Schönbuchwald,
Was mag es doch bedeuten,
Das alſo lärmt und ſchallt?
Vier Jahr ſind's, daß nicht freute
Den Fürſten mehr die Jagd;
Wer mag denn pürſchen heute
In ſpäter Mitternacht?

Herr Wilhelm führt die Jäger,
Der Baiernherzog, an;
Daß Feinde ſind die Schwäger,
Das iſt nicht wohl gethan.
Zur Rache treibt den Baiern
Die Fürſtin, die entflohn,
Er will nicht lange feiern,
Er ſinnt auf böſen Lohn.

Sie tummeln ihre Roſſe,
Sie reiten ſo gedrang.
Sie führen ſondre Geſchoſſe,
Sie gehn auf ſeltnen Fang.
Es ziehn vom Schwabenbunde
Die Jäger durch's Gefild,
Sie ſpüren in die Runde
Nach einem Fürſtenwild.

Doch unter Büſchen und Bäumen
Verirren ſie ſich bald,
Es hilft kein Sinnen und Säumen,
Kein Weg ſich zeigt im Wald;
Da ragt mit kühnen Zweigen
Ein Eichbaum hoch hervor,
Er ſcheint den Weg zu zeigen,
Er wölbt ſich, als zum Thor!

Sie ſteigen aus dem Bügel,
Und lagern ſich ins Gras.
Dort hebet ſich ein Hügel
Im Mooſe. Was iſt das?
Und viele Reiter haben
Umzingelt ſchon den Platz:
„Wohlan, und laſſt uns graben,
Da liegt fürwahr ein Schatz!“

So forſchen ſie nach Schätzen,
Und hatten lang geharrt,
Da wurde mit Entſetzen
Ein Leichnam ausgeſcharrt.
„Herr Gott! es iſt mein Neffe!“ —
Schreit dort ein Ritter auf —
„Verruchter Mörder! treffe
Dich meines Degens Knauf!“

„O Wunder ohne Gleichen!
Sein Leib iſt nicht verzehrt;
Die Züge ſind, die bleichen,
Vom Moder nicht verſtört.
Noch klebet an den Haaren
Das rothe Blut und ſchreit;
So ſchreit es ſeit vier Jahren:
Wann kommt die Rachezeit?“

Drauf ſandten ſie den Todten
Nach Eßlingen hinab,
Und weiter, mit den Boten,
Bis in der Väter Grab.
Die Ritter aber ſaßen
Auf ihren Roſſen ſchon:
Jetzt kennen ſie die Straßen,
Und ziehn ergrimmt davon.

6.

Herzog Ulrich's Flucht.

Ein Baum blüht um den andern,
Es grünt in Wald und Schlucht,
Das iſt eine Zeit zum Wandern,
Doch keine Zeit zur Flucht.
Es muß der Herzog fliehen
Wohl durch das grüne Land,
Die Feind' ihn rings umziehen,
Kein Volk hat er zur Hand.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen wehn,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerſtehn.
Nur Tübingen, die Feſte
Verſpricht noch Wehr' und Trutz:
Dort nahmen der Ritter beſte
Des Herzog's Kinder in Schutz.

Er hat es ſchon im Rücken,
Das alte, treue Schloß,
Da thut er um ſich blicken
Von ſeinem flücht'gen Roß:
„Ihr Herren und Ritter droben,
Bewahrt mir meine Kind',
Ich will euch lohnen und loben,
Wenn ſie gerettet ſind!“

Sie ſtrecken ihm entgegen
So Sohn als Töchterlein,
Mit ſeinem Vaterſegen
Soll er die Kindlein ſei'n.
Er ringt in heiſſem Sehnen,
Er hat ſich abgewandt:
Abſchied ſagt er mit Thränen
Den Kindern und dem Land.

6.

Wie das Tübinger Schloß belagert ward.

Du alter Landesadel,
Jetzt ſteh' und halte dich gut,
Beſchütz' uns ohne Tadel
Das junge Fürſtenblut.
Ein Kleinod iſt gefaſſet
In dieſes Schloſſes Ring:
Weh euch, wenn ihr es laſſet,
Wenn es verloren ging!

Rechberger, Kaltenthäler,
Und edler Namen viel,
Spricht wohl einſt der Erzähler,
Daß ihr gewannt das Spiel?
Daß ihr, wie ihr geſchworen,
Des Landes Hoffnungsſtern
Aus unbeſiegten Thoren
Geführt, den jungen Herrn?

Wie, oder wird man melden,
Daß ihr in letzter Noth
All habt gelitten als Helden
Den ſtolzen Rittertod?
Noch zwey und ſechzig ſtehen
Der Namen in dem Saal:
Iſt's euch zur Ehre geſchehen,
Iſt es ein rühmlich Mahl?

Wohl euch! man ſieht euch kämpfen,
Euch fallen aus dem Schloß!
In ſchwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt ſich Mann und Roß.
Ihr ſchlagt euch immer kecker
Bergunter alle zumahl;
Jetzt ſprengt ihr durch den Necker,
Jetzt fechtet ihr im Thal!

Beym Dörflein Derendingen
Ein ſeltner Feind euch droht,
Berühmt im Lanzenſchwingen
Der fremde Stratiot.
Es ſtammt die Heldenjugend
Aus altem Griechenblut,
Mit deutſcher Rittertugend
Will meſſen ſich ihr Muth.

Sie ſprengen auf leichtem Pferde,
Sie werfen mit ſichrer Hand,
Doch eurem Ritterſchwerde,
Dem halten ſie nicht Stand.
Der Hauptmann fällt vom Roſſe,
Die Feinde geſchlagen ſind.
Heil dir auf deinem Schloſſe,
Du junges Fürſtenkind!

Der Hauptmann, der gefangen,
Georg Samaras genannt,
Er iſt zu Grabe gegangen
In dieſem fremden Land.
Geſtorben iſt er in Ehren,
Der tapfre Kriegesmann;
Wer ſich nicht mehr kann wehren,
Doch rühmlich ſterben kann.

Halt feſt an dem Gedanken,
Du edle Ritterſchaar!
Denn deine Thürme wanken,
Dein Korn und Wein iſt gar.
Für deinen Landeserben,
Für keinen fremden Bund,
Iſt dir vergönnt zu ſterben
Auf vaterländ'ſchem Grund.

7.

Wie ſich das Schloß ergiebt.

Iſt es denn worden Frieden
Am heil'gen Oſtertag?
Die feindlich ſonſt geſchieden,
Die halten ja Gelag'!
Sie ſitzen vor den Thoren
Bey einem kühlen Wein,
Doch brüllt's in ihre Ohren,
Und lädt ſie donnernd ein!

Sie laſſen ſich nicht ſtören
Vom Donner und vom Blitz,
Des Herrn Urſtänd zu Ehren
Nur toſet ihr Geſchütz! —
Glaubt ihr, der Chriſt im Himmel,
Er hörte nicht lieber Krieg,
Er ſäh' nicht lieber Getümmel,
Als ſeiner Feinde Sieg?

In dieſer Morgenſtunde
Der Herr ſtieg aus dem Grab,
Ihr ſteigt zum Höllenbunde
Von eurem Schloß hinab!
An dieſem Tag der Treue,
Des Himmels Siegesfeſt,
Der Ritter ohne Scheue
Sein Fürſtenkind verläßt!

„Ich bin nicht mit geſeſſen
In eurem böſen Rath,
Ich habe nicht vergeſſen,
Welch einen Schwur ich that.
Ich kann zum Herzog tragen
Den unbefleckten Muth,
Und will auf's Neue wagen
Für ihn mein adlig Blut!“

So ſprach ein Herr von Heuen,
Ein alter Rittersmann,
Der blieb in rechten Treuen
Dem Herzog zugethan.
Das war von Sechzig Einer,
Der ſo geſprochen hat,
Doch hört und lobt ihn Keiner:
Geſiegt hat der Verrath.

8.

Wie Chriſtoph gefangen ward.

Wie ſonſt man zu erziehen
Die Fürſtenerben pflegt,
Iſt es ein ſtet Bemühen,
Das jeder Diener trägt,
Wenn ſie mit ihnen ſchreiten
Luſtwandelnd in das Thal,
Zu zeigen und zu deuten:
„Seht! das wird eu'r einmahl!“

Zu Tübingen vom Schloſſe
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuß und Roſſe
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Capellen
Auf fernen Bergen ſtehn,
Und untenhin die Wellen
Des ſtillen Fluſſes gehn.

Auf dieſe Seegensauen
Hat mancher Fürſt wohl ſchon
Geſchauet mit Vertrauen,
Und ſie gezeigt dem Sohn.
Das man jetzt trägt hinunter,
Iſt auch ein Fürſtenkind;
Es blickt in's Thal ſo munter,
Wo ſeine Lande ſind.

Kein Vater ihm zur Seite,
Zu ſagen: das iſt dein! —?
Wo bleibt denn das Geleite,
Der Diener ſtolze Reihn?
O weine, Knabe, weine,
Schau nicht ſo froh in's Land!
Es iſt nicht mehr das deine,
Dein Vater iſt verbannt.

Du ſelber biſt gefangen,
Und mußt nun auch hinaus;
Die Berge nach dir langen,
Es ſeufzt das alte Haus.
Von dieſen Blüthenbäumen,
Dadurch dich führt die Flucht,
Wird deine Sehnſucht träumen,
Und ißt dein Feind die Frucht!

9.

Chriſtoph zu Inſpruck.

Zieh mit ihm in die Bande,
Mit deinem Fürſten, Lied!
Sag deinem Vaterlande
Auf lange Zeit Abſchied.
Sing' aus dem tiefen Grunde
Der Thäler vom Tyrol,
Wo aus des Knaben Munde
So mancher Seufzer quoll.

Denn Waiſenkinder wiſſen
Von ihren Eltern doch,
Von letzten theuren Küſſen,
Von Abſchiedsworten noch:
Der aber muß erſt fragen,
Als wie ein Findelkind,
Und will ihm niemand ſagen,
Wer ſeine Eltern ſind.

Doch, Herr! erhältſt du dieſen
Für ſeiner Väter Thron,
Haſt Du gleich zugewieſen
Ein ſchweres Loos dem Sohn.
Willſt Du ihn halten ferne
So lang vom eignen Heerd,
So iſt es, daß er lerne,
Wie viel die Heimath werth.

Den Du haſt eſſen laſſen
Als Knaben fremdes Brod,
Der wird dereinſt nicht praſſen
Bey ſeines Volkes Noth.
Zum Beſten wird er nützen
Das Leid und die Gefahr,
Er wird die Waiſen ſchützen,
Der mehr als Waiſe war.

10.

Chriſtoph vor dem Kaiſer.

„Ich hab' der Schreiber viele,
Sie horchen Nacht und Tag,
Sie rühren ihre Kiele,
Sie ſchreiben, was ich mag;
Doch möcht' ich einen haben,
Unſchuldig, jung und treu,
'Nen feinen Edelknaben,
Der mein Vorleſer ſey!"

So hört man einſtens ſagen
Den Kaiſer Karl zu Wien,
Es ward das Wort getragen
Nach allen Seiten hin.
Da kommt viel edle Jugend
Mit ihren Lehrern an,
Von deren Kunſt und Tugend

Der Kaiſer prüft die Geiſter,
Und nichts entgeht dem Herrn,
Er ruft den würd'gen Meiſter,
Den Michael Tiſſern:
„Wohl iſt zu mir gedrungen,
Wie ihr ſo tüchtig lehrt:
Hier führt ihr einen Jungen,
Er ſcheint des Lehrers werth!“

„Wie iſt euch das geglücket,
Erzählt und redet frey,
Daß er ſo muthig blicket,
Und doch ſo fromm dabey?
Wohl leicht iſt zu erregen
Ein's edlen Knaben Muth,
Allein der Demuth pflegen
Läßt ſchwer bey jungem Blut!“

Da ſprach der treue Meiſter:
„Herr! Beyd's iſt nicht mein Werk,
Der Knabe, Chriſtoph heißt er,
Ein Prinz von Würtemberg!
Dem ward als Erbe von oben
Des Vaters Muth beſcheert,
Die Demuth hat der droben
Durch's Elend ihn gelehrt.“

Der ſchmucke Fürſtenknabe
Lieſt nun dem Kaiſer vor,
Er ſchickt mit ſeltner Gabe
So reinen Ton dem Ohr,
So klug die Worte ſchallen,
Er trifft den Sinn ſo recht:
Der Herr wählt ihn aus Allen
Zu ſeinem Edelknecht.

So hat ihn durch den Jammer,
Aus der Verbannung Nacht,
Bis in des Kaiſers Kammer
Die Hand des Herrn gebracht.
Und nichts iſt da geweſen
So groß, und nichts ſo klein,
Der Knabe durft' es leſen,
Und hielt's im Herzen fein.

Denn von des Kaiſers Stuhle
Geht manches weiſe Wort,
Das er in keiner Schule
Vernommen hätt' ſofort.
Doch mocht' er oft auch denken:
„Wollt' mir der Himmel noch
Dereinſt mein Erbe ſchenken,
Viel anders macht' ich's doch!“

Als nun der Kaiſer merkte,
Wie klug er worden war,
Und wie ſein Geiſt ſich ſtärkte,
Da dacht' er an Gefahr:
„Der Knab' ſoll mit mir reiten
Nach Augsburg auf den Tag,
Dort ſoll er ſehn bey Zeiten,
Wie's mit ihm werden mag!“

11.

Was Chriſtoph in Wien wiederfuhr

So wuchs heran der Knabe
Zu Wien, der Kaiſerſtadt,
Wohl nutzend alle Gabe,
Die Gott verliehen hat;
Schon männlich vor den Jahren,
Beherzt und ohne Scheu,
In Nöthen und Gefahren
Dient' er dem Herren treu.

War wo das Volk empöret:
Er ſtand am Kaiſer dicht;
Doch war dem Sturm gewehret,
So übt er ſtill die Pflicht.
Des Morgens zu berichten
Dem Kaiſer klug bereit;
Des Abends in Geſchichten
Vertieft der alten Zeit.

Er las in Römerſagen
Der alten Welt Geſchick,
Von Roms glorreichen Tagen,
Von ſeiner Feldherrn Glück;
Wie mancher Fürſt in Banden
Dem Sieger folgen muſſt';
Er hat es wohl verſtanden,
Und ſchlägt an ſeine Bruſt.

Da weckt's am ſtillen Abend
Ihn einſt vom Leſen auf;
Durch alle Straßen trabend
Erſcheint's im hellen Lauf.
So wunderbare Bärte,
Und Leib und Haupt ſo bunt,
Mit krummem Sichelſchwerte, —
Das iſt der Türkenhund!

Das iſt der kühne Krieger,
Der Sultan Soliman,
Der kommt als frecher Sieger
In Wien's Vorſtädten an.
O Jüngling! nicht im Buche,
Nicht in der fernen Zeit,
Hier auf der Straßen ſuche
Um Weltherrſchaft den Streit.

Hier gilt's, ob ferner ſiegen
Noch ſoll das röm'ſche Reich,
Ob jetzt es ſoll erliegen
Vor der Barbaren Streich.
Ach, hätt' der Knab' in Handen
Jetzt ſtatt des Buchs ein Schwert,
Er zeigt' auch in den Banden
Des Fürſtenhuts ſich werth!

Er föchte für die Krone,
Und theilte Sieg und Ruhm,
Und häte drauf zum Lohne
Keck um ſein Fürſtenthum. —
Jetzt kann er ſich kaum retten
An treuen Lehrers Hand;
Er ſieht die neuen Ketten,
Und liegt im alten Band!

11.

Wie Chriſtoph mit Kaiſer Karl zur Krönung zog.

Die Türken hat vom Throne
Der Kaiſer fortgeblitzt:
Aufſetzen läßt die Krone
Er ſich mit Freuden itzt.
Die rechte Kaiſerwürde
Hat er noch nicht geſchmeckt,
So lang die goldne Bürde
Nicht ſeinen Scheitel deckt.

Und ſolches ſoll geſchehen
Auf dem ital'ſchen Feld;
Auf würd'germ Boden ſtehen
Kann ja kein Fürſt und Held.
Die röm'ſchen Siegesmäler,
Sie winken ihm im Glanz;
Die üpp'gen Blüthenthäler,
Sie bieten ihm den Kranz.

des Gefolges Mitten
Zieht Chriſtoph dort auch hin;
Denn vieler Städte Sitten,
Und vieler Menſchen Sinn,
Der Fürſten heimlich Trachten,
Des Pabſtes Uebermuth,
Das alles ſoll beachten
Das junge Fürſtenblut.

Das füget Gott zum Zeichen,
Daß nicht ſolch edles Haupt
Im Dunkel ſoll erbleichen,
Des Fürſtenſchmucks beraubt.
Den, der ſchon wohlerfahren
Die Welt als Knabe kennt,
Sollt' ihn der Herr nicht ſparen
Zu weiſerm Regiment!

In meinem dunkeln Liede
Soll das euch ſeyn ein Troſt,
Soll das euch ſeyn ein Friede,
Wenn es noch feindlich toſt;
Wenn finſtrer noch ſich falten
Die Wolken um den Held:
Getroſt! er wird behalten,
Verklärt im Kampf, das Feld!

17.

Chriſtoph geht mit auf den Reichstag.

„Der Knab' ſoll mit mir reiten
Nach Augsburg auf den Tag,
Dort ſoll er ſehn den Zeiten,
Wie's mit ihm werden mag.“
So habt ihr hören ſagen
Den Kaiſer Karl zu Wien,
Drum ſehen wir, zu tagen,
Ihn jetzt gen Augsburg ziehn.

Steigt deine Hoffnung wieder,
Iſt nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlſt dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland!
Von hier nach deinen Gauen
Iſt es ein einz'ger Sprung;
O wappne mit Vertrauen
Dein Herze kühn und jung!

Hörſt du die muth'ge Sprache,
Womit der Glaube ficht?
Hoff' du für deine Sache
Drum auch ein recht Gericht!
Denn Gottes wahre Streiter,
Sie ſchützen auch das Recht;
Vermögen ſie's: nicht weiter
Biſt du des Kaiſers Knecht.

14.

Die Belehnung.

Genug hat man getaget
Seit einem halben Jahr,
Gerechtet und geklaget,
Und iſt nicht einig zwar;
Doch will man ruhn ein wenig,
Man will ein Feſt begehn,
Es ſoll der Böhmenkönig
Empfangen ſeine Lehn.

Wo linden Herbſtwinds Flügel
Um grüne Fluren webt,
Und auf dem nahen Hügel
Die Wellenburg ſich hebt,
Dort wogt des Volks Getümmel,
Dort ſteht zur Feſtlichkeit
Hoch unter freyem Himmel
Der Kaiſerſtuhl bereit.

Von ſolcher goldnen Sonne
Glanzvollem Strahlenſpiel,
Von ſolcher Blumenwonne
Weiß ſonſt der Herbſt nicht viel:
Denn wie ſonſt über den Blüthen
Die Sonne, wenn es lenzt,
So über den Fürſtenhüten
Die Kaiſerkrone glänzt.

Und wie ringsum zu ſtehen
Um Blumen pflegt das Gras;
So ließ das Volk ſich ſehen,
Das rings unendlich ſaß —
Und leztlich kam geritten
Der König Ferdinand:
Da ward zum Amt geſchritten,
Die Fürſten ſind zur Hand.

Wie er nun dreymal reitet
Gemächlich um den Thron,
Von Aller Blick begleitet,
Bey der Drommeten Ton;
Sieht man die Fahnen wehend
Sich rollen auf im Wind,
Drauf, als in Flammen ſtehend,
Die Wappenſchilder ſind.

Zuerſt die blut'ge Fahne,
Das Feldpanier des Reichs,
Dann auf dem rothen Plane
Der Balken Oeſterreichs.
Von Kärnthen die drey Leuen,
Von Steyr das Pantherthier,
Und Helm' und Schildereien,
Und andre Wappenzier.

Zuletzt nach manchem Bilde
Kommt noch ein Fähnlein klein,
Drauf ſtehn in zierem Schilde
Drey feine Hirſchhörnlein.
Wer weiß ſo gut zu pürſchen,
Wer von des Königs Jagd,
Daß er dem edlen Hirſchen
Die Hörner abgejagt?

„Der Baier ging zur Pürſche,
Er hatt' einen großen Hund:
Den hetzt' er nach dem Hirſche,
Es war der ſchwäbiſch Bund.
Der fing das Thier wohl draußen
Im Würtemberger Land.
Er hat, davon zu ſchmeußen,
Dem Kaiſer ihn geſandt!“

So ſpricht das Volk mit Höhnen,
Wie es die Fahn' erblickt;
Doch Einer ſteht in Thränen,
Verlaſſen und gebückt;
Iſt mit dem Fürſtenkleide
Nur angethan zum Hohn:
Das iſt in tiefem Leide
Herrn Ulrichs junger Sohn.

Aus ſeiner Väter Lande
Ward er als Kind gerafft,
Geſchleppet in die Bande,
Gehalten lang in Haft.
Nun wird er frey, zu ſehen,
Im Angeſicht der Welt,
Wie hier ſein Erb' als Lehen
Dem Feind wird zugeſtellt.

Ach weh! daß er muß hören —
Und dazu ſtille ſeyn —
Auf ſeine Länder ſchwören,
Und nicht darf rufen: Nein!
Ach weh! daß er muß ſehen,
Wie auf das Bibelbuch
Ein Eidſchwur darf geſchehen,
Der ſeines Erbes Fluch!

Er ſieht's, wie an die Fahnen
Ein ſtolzer Fremdling rührt,
An's Banner, das die Ahnen
Treu in der Schlacht geführt.
Wie mit gezücktem Schwerde
Des Kaiſers Majeſtät
Vor ſeiner Muttererde
Als ſtrenger Cherub ſteht.

15.

Wie der Landgraf Philipp von Heſſen für Chriſtoph bat.

Als nun ſo ganz verlaſſen
Der Fürſtenjüngling ſtand,
Da jammert' ſein den Heſſen,
Er nahm ihn bey der Hand,
Er zog ihn aus dem Reihen
Hervor, den Herzogs-Sohn,
So warfen ſie zu Zweyen
Sich vor des Kaiſers Thron.

Da ſchwiegen die Poſaunen,
Da blickte nah und fern
Das Volk mit leiſem Staunen
Auf dieſe beyden Herrn.
So ſtill ward's in der Runde,
So ſchwieg der weite Ring,
Daß aus des Heſſen Munde
Kein Wort verloren ging.

Er ſprach: „Mein Herr und Kaiſer!
Der Wort' ich wenig find';
Ihr ſeyd ja wohl viel weiſer,
Als ich und dieſes Kind.
Ihr werdet wohl erwägen,
Was dieſem Knaben frommt;
Doch ſey's euch nicht entgegen,
Wenn er hier vor euch kommt.

Ihr wollt ein Land verſchenken,
Deß Fürſt geächtet irrt:
Mein Bruder, mögt ihr denken,
Wird ſeyn ein beſſrer Hirt.
Ich will es ſelber meinen,
Doch lieget hier ein Kind,
Das bittet ab mit Weinen
Des Vaters Schuld und Sünd'.

Nicht um des Ulrichs Tugend,
Um willen ſeiner Treu,
Nein, um des Chriſtophs Jugend
Sey eure Gnade neu.
Ihr wißt, in dieſem Sohne
Lebt eine Fürſtenſeel':
Entziehet eurer Krone
Nicht dieſes Reichsjuwel.

Es iſt ja ſchlechte Gabe
Um das verſtörte Land;
Es krächzt darob der Rabe,
Die Peſt nimmt überhand;
Es ſeufzet, was dort lebet,
Der Hunger herrſchet drinn:
Wenn ihr's dem König gebet,
Es iſt ihm kein Gewinn!“

Das war des Landgrafs Rede;
Der edle Jüngling weint;
Und iſt kein Fürſt ſo ſchnöde,
Daß er jetzt wär' ihm feind
Der neue Lehensträger.
Er ſelber ſcheint gerührt,
Als zaudert' und erwäg' er,
Was ſich zu thun gebührt.

Und ſelbſt die rohe Menge
Bewegt das flehnde Wort,
Es pflanzt ſich durch's Gedränge
Ein heimlich Murmeln fort.
Da ſpricht mit tauben Ohren
Der Karl: „Iſt's ihm ſo werth —
Durch's Schwert hat er's verloren,
Er nehm' es mit dem Schwert!“

16.

Wie Chriſtoph ohne Troſt war.

1

In dieſer ſchwülen Stunde
Schaut um der Dichter ſich,
Ob er nicht wo erkunde
Ein Bruderherz für dich.
Mit Max, des König's Sohne
Haſt du als Fürſt verkehrt;
Ja, als er trug die Krone,
Warſt du ihm lieb und werth.

Mit ihm beſprachſt du weiſe
Des Glaubens heil'gen Krieg.
Und freueteſt dich leiſe
Mit ihm bey jedem Sieg.
O ſchönes Wechſelleben!
Du ſandtſt ihm Alles ſein,
Was fromme Streiter ſchrieben;
Er dankt mit Ungarwein. —

Den will nun freudig nennen
Der Sänger hier ſogleich;
Du lernſt am Hof ihn kennen,
Und wirſt in Banden reich.
Reich an dem großen Herzen,
Das dich an ſich gelegt,
Und mit dir heimlich Schmerzen
Und Hoffnungen gehegt.

Doch, leider, die Geſchichte
Hat nicht das Lied ſo lieb,
Das ſie nach ihm ſich richte,
Nach ſeinem Drang und Trieb.
Sein Hoffen iſt verloren,
Denn im hiſpan'ſchen Land
Wohnt ferne, kaum geboren,
Der Sohn des Ferdinand.

17.

Chriſtoph iſt in der Gefahr nicht verlaſſen.

Seit jener Lebensfeier,
An der ein Jüngling laut
Auftrat als rechter Freier
Für die entführte Braut;
An der das Amt zu werben
Der Landgraf übernahm;
Seitdem ſann auf Verderben
Der Karl dem Bräutigam.

Das Schwabenland, es blühte
Als holde Braut ſo nah;
Des Jünglings Wange glühte,
Je mehr er nach ihr ſah.
Und auch der treue Vetter,
Der kühne Werbersmann,
Sah wie ein drohend Wetter
Den ſcheuen Räuber an.

Drum, nach dem Türkenkriege,
Als nun der Karl den Schritt
Nach ſeiner Kindheit Wiege
Hinlenkte, nach Madrit,
Hieß er den Würtemberger
Auch ziehen mit der Schaar,
Der ihm ein Dorn und Aerger
In ſeinen Augen war.

Noch merkt' im ſtillen Muthe
Der nicht des Kaiſers Sinn.
Da ward an Hab' und Gute
Er's auf der Wand'rung inn;
Das raubt' ihm ohne Strafe
Das ſpaniſche Geſind,
Als wär' er Türkenſklave,
Nicht deutſches Fürſtenkind.

Und als nun ſo in Trauer,
Den letzten in dem Zug,
Sein Roß ihn durch die Schauer
Tyrol'ſchen Eiſes trug;
Dieweil vor ſeine Seele
Das Bild der Kindheit trat,
Wo auch in dieß Gethäle
Ihn ſchleppte der Verrath;

Da hub zu ſeiner Seite
Der einz'ge Reiter an,
Den er hatt' im Geleite,
Tiſſern, der treue Mann:
„Ihr ſollt nicht weiter ziehen,
Ich hab' es wohl bedacht;
Laſſt uns, o Herr! entfliehen
Durch der Gebürge Nacht!"

Der Jüngling ſprach erſtaunet:
„Das iſt ein ſeltſam Wort,
Das ihr in's Ohr mir raunet,
Daß ich ſoll fliehen fort.
Wohin doch ſoll ich gehen,
Das nicht des Kaiſers iſt?
Und wie kann ich beſtehen
Vor ſeiner ſpan'ſchen Liſt?"

„Auch mag ich nicht entweichen
Als wie ein feiger Knecht;
Ich werde doch erreichen
Mit Gott mein gutes Recht.
Mein Vater bleibt nicht liegen;
Der Heſſe ſteht und wacht;
Sie werden ehrlich ſiegen,
Mit Bitt', oder auch mit Schlacht!"

„„Und doch wird's euch nicht frommen!““
Tiffern, der treue, ſpricht;
„„Wenn ſie zu ſuchen kommen,
Sie finden euch ja nicht!
Erkennen woll'n die Thoren
Euch an dem Lockenhaar:
Ihr aber ſeyd beſchoren
Zu einem Mönche baar.““

„„In ſpan'ſchen Kloſtermauern
Wohnt ihr, im här'nen Kleid;
Wer weiß um euer Trauern,
Wer ahnet euer Leid?
Deutſchland kämpft um den Glauben,
Das Recht in Deutſchland ficht;
In eurem dumpfen, tauben
Gemäuer hört ihr's nicht!““

Das Wort, das hat gewandelt
Den Jüngling plötzlich um.
Er ſpricht: „Nein, würd' gehandelt
Nur um mein Fürſtenthum,
Das wollt' ich nicht erwerben
Durch eine heimliche Flucht:
Vom Vater wollt' ich's erben,
Als wohlerkämpfte Frucht!“

„Jetzt aber ſollte modern
Mein Geiſt und frommer Muth,
Derweil die Flammen lodern
Der deutſchen Glaubensgluth?
Ich ſah zu Augsburg ſtreiten!
In's Kloſter geh' ich nicht!
Ja, Meiſter, laß uns reiten,
Mir winkt das neue Licht!“

18.

Chriſtophs Flucht.

So nächtlich auf der Reiſen
Verlaſſen ſie den Troß;
Und mit verkehrten Eiſen
Beſchlagen beyd' ihr Roß,
Daß nicht die Spur verkünde
Den Feinden ihren Weg.
Dann geht es durch die Gründe,
Und über den Felſenſteg.

Die guten Roſſe jagen,
Als ging's auf ebner Erd',
Bis es beginnt zu tagen;
Da hinkt des Fürſten Pferd.
Es zeigt hiſpan'ſche Reiter
Von fern das Morgenlicht.
Das treue Thier will weiter,
Bis es zuſammenbricht.

Der junge Fürſt zu Fuße
Stand in dem fremden Wald,
Er ſchwang zum Morgengruße
Sein friſches Schwert alsbald:
„Ich laſſe mich nicht fangen,
Ich ſterb' in dieſer Noth!
Wohl vor dem Kloſter bangen
Darf mir, nicht vor dem Tod!“

Mit ſtrafender Geberde
Sprach aber: „das ſey fern!“
Und ſtieg dabey vom Pferde
Der treue Mann Tiſſern.
„Es darf ein Fürſtenleben
Nicht ſo ſich bieten feil,
Mein Roß will ich euch geben,
Darauf entweicht in Eil!“

„Ihr zögert es zu nehmen?
Was weint ihr über mir?
Soll mich an Treu beſchämen
Dort euer todtes Thier?
Das Thier hat euch getragen,
Bis daß es niederfiel;
Von mir ſoll keiner ſagen:
Er wich von ihm am Ziel!“

Zugleich mit raſchem Schwunge
Setzt er auf's Pferd den Herrn,
Das mit behendem Sprunge
Rennt in des Waldes Kern.
Auf alle Vorſicht denkt er,
Das todte Roß ſogleich,
Die Spur zu tilgen, ſenkt er
Abſeits in einen Teich.

Er ſelbſt verbirgt im Moore,
In Schilf und Büſchen ſich,
Und harrt im feuchten Rohre,
Bis daß der Tag verblich.
An ihm vorüber flogen
Die Knecht', es ſpäht' ihr Blick,
An ihm vorüber zogen
Sie Abends leer zurück.

Da tritt er aus dem Schilfe,
Und danket auf den Knien,
Daß Gott der treuen Hilfe
Hat das Gedeihn verliehn;
Daß er ihn läſſet ärnten
Die Früchte ſeiner That;
Darauf ſucht er durch Kärnthen
Ins Vaterland den Pfad.

Er kommt auf langen Wegen
Nach Landshut vor das Schloß,
Dort wiehert ihm entgegen
Im Hof ſein treues Roß.
Erlöst von allem Harme
Schaut aus des Ohmes Haus,
Und recket ſeine Arme
Der Chriſtoph nach ihm aus.

19.

Wie Chriſtoph vor dem ſchwäbiſchen Bunde ſprach.

Jetzt endlich grüßt der Friede
Das junge Fürſtenherz;
Es iſt das Unglück müde,
Es iſt erſchöpft der Schmerz.
Nichts über ihn gewinnen
Kann Schmach, Verrath und Liſt;
Laßt ſehn, ob er nach innen
Auch unverwundlich iſt.

In der Verſuchungsſtunde
Wird er ſich zeigen ächt?
Zu Augsburg vor dem Bunde
Steht er, und will ſein Recht.
Um Tübingen und Neiffen
Fleht er, das ihm gebührt.
Wird er nicht weiter greifen,
Von falſchem Rath verführt?

Die Herzoge von Baiern,
Sie flüſtern ihm ins Ohr:
Jetzt ſey's nicht Zeit zu feiern,
Jetzt ſoll er treten vor!
Er ſoll für ſich begehren
Des Vaters Herzogthum:
Der Kaiſer werd's gewähren,
Sie wollen werben drum.

Der fromme Sohn erwiedert:
„Meint ihr, ihr lieben Herrn,
Weil ich, zum Knecht erniedert,
Vom Vater lebte fern,
Und kenn' ihn nicht bis heute,
Kenn' ihn mein Herz auch nicht?
Und mir drum nichts bedeute
Das Wörtlein Kindespflicht?“

„Wohl ward mir theur in Banden
Des Vaterlandes Schatz;
Ich nähm' in feinen Landen
Für ſolches Erb' Erſatz.
Doch nicht mit Vaters Ehre
Erkauf' ich's, mit Verrath!
Wie ſollt' ich das? wie wäre
Das Würtemberger That?“

20.

Wie Ulrich ſein Land wieder erobert.

„Der Herzog iſt gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hat's dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld!“
Das ſind die Maienlieder,
Die man zu Stuttgart ſingt,
Weil es doch einmal wieder
Nach langer Zeit frühlingt.

Denn endlich iſt zerſprungen
Der böſe, ſchwäb'ſche Bund;
Da hat ſein Schwert geſchwungen
Der Fürſt zur guten Stund';
Fußvolkes dreyßigtauſend,
Sechstauſend raſche Pferd',
Er zog mit ihnen brauſend
Nach ſeiner Väter Heerd.

Zu Roß mit ihm geſeſſen
Ein guter Hauptmann iſt:
Philipp, der Fürſt von Heſſen,
Er gönnt dem Feind nicht Friſt.
Er hat das Knien verſchworen,
Der Karl hat ihn belehrt:
Was wer durchs Schwert verloren,
Das nehm' er mit dem Schwert!

Es liegt das Städtlein Laufen
In ſeiner Reben Pracht;
Dort laſen ſie zu Haufen
Die Trauben in der Schlacht;
Dort hielten ſie nicht wenig
Am Neckar ihren Schmaus,
Und leerten da dem König
Den ganzen Weinberg aus.

Mit Männern und mit Roſſen
Sie rückten luſtig vor;
Zu Stuttgart bleibt verſchloſſen
Kein Herz und auch kein Thor:
Doch vor den offnen Thoren
Der Herzog inne hält;
Gehuldigt und geſchworen
Wird hier im freien Feld.

Und vor des Himmels Klarheit,
Am ſonnenhellen Tag,
Wird in dem Wort der Wahrheit
Beſtättigt der Vertrag.
Er ſteht ja vor den Mauern
Als fremder Sieger nicht;
Die alten Rechte dauern,
Auflebt die alte Pflicht.

Wie er nun eingezogen
In ſeine gute Stadt,
Genug der Luſt geſogen,
Und Gruß vernommen hat;
Da ſchickt er einen Boten
Nach Augsburg ab vom Thron:
„Erwache von den Todten,
Chriſtoph! mein lieber Sohn!“

21.

Wie Chriſtoph die Kunde vernahm.

Zu Augsburg ſaß im Saale
Herr Chriſtoph bey dem Schmaus,
Und leerte die Pokale
Mit einem Landsmann aus.
Wenn einer ſolchen finden
Auf fremdem Boden kann,
Nicht ſüſſers mag empfinden
Ein würtemberg'ſcher Mann.

Er war wohl ſtolz, zu zechen
Mit ſolchem Herrn zugleich,
Von dem man hörte ſprechen
Im ganzen deutſchen Reich.
Der mit ihm ſaß zu Tiſche,
Herr Schertlin war's, der Held;
Lorbeeren, alt' und friſche,
Trug er vom Siegesfeld.

Wie der erzählt dem Fürſten
Von ſeinem Siegerflug,
Da mochte den wohl dürſten
Nach andrem, als dem Krug.
Und wie er vom Remsthale
Und lieber Heimath ſpricht:
Da ſenkt der Fürſt beym Mahle
Den Becher, und trinkt nicht.

Und zu derſelben Stunde
Der Bote trat herein;
Dem Fürſten bracht' er Kunde,
Wie ſie ſich ſchickt zum Wein.
Er ſoll nach Stuttgart kommen
In ſeines Vaters Haus,
Das Land iſt eingenommen,
Und die Verbannung aus. —

Wie einer, der gefallen
Im Kampfgewühl der Schlacht,
Bey des Geſchützes Hallen,
Wenn droben er erwacht,
Staunt ob dem ſeel'gen Frieden,
Zu dem er iſt entrückt,
Und, wunderbar geſchieden
Vom Toſen, um ſich blickt:

So ſah bey dieſen Worten,
Gehoben aus dem Drang,
Sich vor der Heimath Pforten
Der Fürſt, und ſtaunte lang.
Wie er nun ſo ſaß ſchweigend
Ob dem Gedanken hold,
Da reicht der Bot', ihm neigend,
Ein Trinkgeſchirr von Gold:

Die Herren von Eßlingen,
Sie wollen dieß Geſchenk
Dem Sohn des Herzogs bringen,
Der Nachbarſchaft gedenk.
Es ſoll der Herr vergeſſen,
Wenn er ihn führt zum Mund,
Daß ſie auch mit geſeſſen
Sind einſt im ſchwäb'ſchen Bund!

Das füllt nun bis zum Rande
Der Jüngling hoch erfreut,
Er leert es aus zum Pfande
Der ew'gen Einigkeit.
Er reicht es auch dem Ritter,
Der auf ſich ſelber ſchmählt,
Denn ihm will dünken bitter,
Daß er im Kampf gefehlt.

„Ja, hätt' ich müſſen dienen
Der Stadt nicht und dem Reich,
Ich wäre wohl erſchienen
Mit rüſt'gem Volk ſogleich.
Doch ſandt' ich in der Stille
Dem Ulrich manchen Knecht;
Mir gibt der gute Wille
Auf dieſen Trunk ein Recht.“

Der Jüngling ſpricht: „o trinket
Auf mein und euer Heil!
Ja, Herr! von nun an winket
Uns Beyden gleiches Theil.
Ihr ſpracht zu mir voll Wonne
Vom guten Vaterland,
Von heimatlicher Sonne:
Das wird mir jetzt bekannt!“

„Doch wenn ich nun geblicket
In Vaters Antlitz hab',
Und wenn ich nun gebücket
Mich in der Schweſter Grab,
Dann will ich auch mich kleiden,
Wie ihr, in blankes Erz.
Und will zu neuem Scheiden
Ermuntern dieß mein Herz.“

„Noch bin ich nur gewandelt
Als Knecht durch dieſe Welt,
Noch hab' ich frey gehandelt
Nicht unter'm Himmelszelt;
Jetzt will ich mich erproben
Als deutſchen Fürſtenſohn,
Daß mich mein Volk ſoll loben,
Und ſchmücken mir den Thron!“

21.

Chriſtoph zieht heim, und dann nach Frankreic

Der Fürſt in raſchem Zuge
Sprengt nieder von der Alb;
Er lächelt ſie an im Fluge,
Und grüſſet ſie nur halb.
Aus tiefen Thalesengen
Ihm die Geburtsſtadt winkt,
Daran ſein Herz zu hängen
Ihm noch nicht zeitig dünkt.

Er lag an Vaters Herzen,
Und riß ſo ſchnell ſich los,
Daß Grüſſen, Luſt und Scherzen
All wie ein Traum zerfloß:
Daß nur in dem Gedichte
Der leiſe Nachhall bleibt,
Und daß uns die Geſchichte
Davon kein Zeugniß ſchreibt.

Wo wir ihn wieder ſchauen,
Das iſt im fremden Land,
Das iſt in Frankreichs Gauen,
Dahin er ward geſandt.
Wird er aus Königsſtamme
Sich holen ein Gemahl?
Wird in der Kriegesflamme
Sich härten er den Stahl?

Das Eine beut der König,
Das Andre wählt ſein Sinn;
Die Ruhe däucht ihm wenig,
Die That däucht ihm Gewinn.
Wem endlich iſt gefallen
Der Freyheit ſpätes Loos,
Wirft der mit Wohlgefallen
Sich in des Friedens Schoos?

Jetzt weiß er, daß er Hände
Und junge Arme hat,
Seitdem er ringt behende
Mit Frankenrittern glatt.
Er ſtrebet ohn' Ermüden
In allem Spiel zum Sieg,
Und übt ſich noch im Frieden,
In Lauf und Kampf, zum Krieg.

In ſolchem Zeitvertreibe
Staunt man den Jüngling an:
Die Kraft im tücht'gen Leibe
Verkündigt deutſchen Mann,
Das feine Wort und Weſen
Ein Fürſtenkind verheißt,
Und in den Augen leſen
Läßt ſich der Chriſtengeiſt.

Der ſchützet ihn im Spiele,
Daß es nicht ſündlich wird,
Daß er ſich von dem Ziele,
Dem guten, nicht verirrt;
Daß in der Hauptſtadt Lüſten
Und an des Hofes Pracht
Kein ſündliches Gelüſten
In ſeiner Bruſt erwacht.

Wohl zittern treue Herzen
Im Vaterland für ihn,
Weil vor den welſchen Scherzen
Pflegt deutſche Zucht zu fliehn.
Ein kühner Sprecher und Schreiber
Schickt ihm die Weiſung zu:
„Laßt unſre Töchter und Weiber,

Herr Chriſtoph ſelber wandelt
Nach frommem, deutſchem Brauch,
So viel er denkt und handelt,
Er betet fleißig auch;
Wohl regen ſich die Mängel,
Welt lockt und Jugend lacht;
Doch hält ein guter Engel,
Liſſern, bey ihm die Wacht.

Dem König aber, ſelten
Dünkt ſolch ein Fürſtenblut,
Er läßt die Jugend gelten,
Die ſelber er nicht thut:
„Ihr führet beſſre Waffen,
Als Frankreich ſchmieden kann,
Herr Prinz! ihr ſeid mir ſchaffen
Zehntauſend deutſche Mann.“

23.

Wie Chriſtoph ſeines Vaters Ungnade erf

Von ſeinem fernen Volke
Iſt Werbung ſchwer zu ziehn,
Des Vaterzornes Wolke
Er kann ihr nicht entfliehn;
Weil dieſer mit Entrüſtung
Des Sohns Beginnen hört,
Und Pferd' und Harniſchrüſtung
Zu ſenden ihm verwehrt.

Was mag den Vater kränken,
Der ihm den Ruhm mißgönnt?
Ob er, bethört von Ränken,
Den treuen Sohn verkennt?
Mit muthigen Gedanken
Zieht der gen Hagenau;
Dort ſteht ſein Volk in blanken
Rüſtungen auf der Au.

Schon zwanzig Feldhauptleute,
Achttauſend Knechte ſchon!
Es fühlt ſich mächtig heute
Der deutſche Fürſtenſohn.
Bis ihn aus anderm Munde
Ein traurig Wort erſchreckt,
Bis ihm die böſe Kunde
Wird endlich aufgedeckt.

Das tödtet ihm die Wonne,
Die Luſt des Augenblicks,
Es färbt ihm ſchwarz die Sonne
Des aufgegangnen Glücks.
Ein böſer Argwohn lauert
Auf ihn in Ulrichs Haus,
Es bricht, daß es ihn ſchauert,
Der Fürſt in Drohung aus:

„Du ſtehſt nach meinem Lande,
Du arg mißrathnes Kind!
Kaum ledig erſt der Bande
Dein Herz auf Böſes ſinnt.
Drum, wenn ihr mein Verderben,
Du und der Vater, ſucht;
So will ich dich enterben,
Das hab' ich dir geflucht!“

Zuſammen vor den Augen
Fährt da der Fürſtenſohn:
„Der Baier kann betrügen;
Ich ſteh vor Gottes Thron;
Von dieſer ſchweren Sünde
Iſt mein Gewiſſen rein;
Wie kann mir armem Kinde
Der Vater bitter ſeyn?“

„Verberg' ich hinter Schleiern
Mich in des Ferd'nands Rath?
Verkehr ich mit dem Baiern,
Beſuch' ich arge That?
Ich ſollt' auf Oeſtreich achten,
Ein Mann in Frankreichs Sold?
O zeigten bald die Schlachten,
Ob ich dem Kaiſer hold!“

24.

Wie Kaiſer Karl dem König Franz den Krieg erklärt.

Ein ernſter Herold ſchreitet
Durch Frankreich Stadt für Stadt,
Bis daß er wohlgeleitet
Paris gefunden hat;
Hält trotziglich und muthig
Ein Schwert, mit dem er droht,
Deß eine Seite blutig,
Die andre flammenroth.

Mit ſtolzen Worten wendet
Zu König Franz er ſich:
„Dein Herr und Meiſter ſendet,
Karl unſer Kaiſer, mich.
Thuſt du ihm nicht den Willen,
So wird mit Mord und Brand,
Blick auf dieß Schwert! erfüllen
Bald ſeine Macht dein Land.

Der Ritter über hundert,
Sie ſpringen zürnend auf;
Herr Chriſtoph unverwundert
Denkt: Ja! das iſt ſein Lauf!
Den kenn' ich! Herzogthümer,
Die ſind ihm längſt zu klein,
Er tritt auf ihre Trümmer,
Und fordert Kronen ein.

Der König ſtellt, wie Sitte
Gebeut, und Völkerrecht,
Den Herold in die Mitte,
Und ſchützt den ſtolzen Knecht:
„Bring' deinem Herrn, du Dreiſte
Dieß Kreuz aus meiner Hand:
Der ſey mein Herr und Meiſter,
Und ſey mit meinem Land!“

Und vorwärts geht's, zu kriegen,
In die Savoier Flur.
Auch Chriſtophs Banner fliegen,
Nicht wenig Fähnlein nur.
Nein, drey und zwanzig flattern,
Zehntauſend drunter gehn:
Jetzt ſtichet nur, ihr Nattern!
Das darf der Vater ſehn!

25.

Was Chriſtoph in dem Kriege that und litt; und wie ihm gelohnt wurde.

Es ſind verhüllte Bahnen,
Die du betreten wirſt;
Schon zähleſt du mehr Fahnen,
Als Jahre, junger Fürſt!
Voran ſind deine Blicke,
So ſieheſt du, wie dicht
Zur Seite dir die Tücke
Des Neides wandelt, nicht.

Wo Kehl's Schanzen ragen,
Am Rande ſeines Wall's,
Da eiferſt du zu ſchlagen,
Im Harniſch bis zum Hals;
In Tagesglut, im Schauer
Der Nächte ſtehſt du dort,
Erſpäheſt an der Mauer
Zum Sturm den beſten Ort

Es iſt dein Thun und Dulden
Gerichtet nur nach vorn;
Doch ohne dein Verſchulden
Zum Rückzug bläſt das Horn.
Denn nicht aus irdiſchem Siege
Soll dir der Lorbeer blühn;
Es ſoll in ernſterm Kriege
Geſtählt die Tugend glühn.

Du biſt noch nicht erzogen
Zum rechten Heldenthum;
Ein Herz wird leicht betrogen
Durch frühen Kriegesruhm.
So ſollt du jetzo kämpfen
Nicht mehr mit Fleiſch und Blut;
Dir droht aus Höllendämpfen
Gezeugte Feindesbrut.

Erſt lagert ſich entſetzlich
Vor deinem Zelt die Peſt;
Da fällt dir drinnen plötzlich
Der beſten Männer Reſt.
Doch rühret dir die grauſe
Den Heldenleib nicht an,
Friſch gehſt du aus dem Hauſe
Des Morgens deine Bahn.

Doch, was der Peſt mißlungen,
Das welſche Gift vermag's,
Iſt ſchmeichelnd eingedrungen
Beym Mahle des Mittags.
Es hat durch alle Glieder
Den ſtarken Leib verzuckt,
Doch deine Kraft ringt's nieder,
Und zwingt es auch zur Flucht.

Und weiter gehſt du, müde,
Doch aufrecht, nach dem Kampf,
Es winkt dir ja der Friede,
Der Schlaf, nach giftigem Krampf.
Dort leuchtet mit den Thürmen
Das gaſtliche Lyon,
Es wird den Krieger ſchirmen,
Den kühnen Fürſtenſohn.

Jetzt iſt er in dem Hafen,
Hier wohnt nicht Gift noch Peſt,
Hier kann er ruhn und ſchlafen,
Der Adler grüßt ſein Neſt.
Sieh da! mit welchen Blicken
Schaut ihn der Städter an?
Sie haſſen zum Erdrücken
Auf dieſem deutſchen Mann.

Es iſt die unbezwungne,
Die letzte Höllenmacht,
Iſt der vom Neid gedungne
Giftmiſcher, der Verdacht.
Die Lüge haſchet lüſtern
Nach ſeiner ſchönſten That.
Von Aſil hört er flüſtern,
Von Flucht und von Verrath.

Zu viel, zu viel des Giftes!
Dafür iſt keine Kraft,
Das Herz, das Mittel trifft es,
Und ſtockt den Lebensſaft.
Zuſammen muß er fallen,
Das Blut muß rückwärts fliehn;
Des Fiebers Schleier wallen
Erbarmend über ihn.

16.

Wie Chriſtoph aus ſchwerer Krankheit genas.

Wo in der Glutwerkſtätte
Die Krankheit heimlich ſchafft,
Im dunklen Leidensbette,
Da regt ſich manche Kraft;
Oft muß die Hülle ſprengen,
Der Geiſt bricht ſich ein Thor;
Oft geht aus ſolchem Ringen
Das Leben neu hervor.

Und wenn nun überwunden
Das Fieber nicht mehr wühlt,
Wenn ſich der Leib geſunden,
Der Geiſt ſich denken fühlt:
Erwacht iſt da der Kranke
Zu einem beſſern Seyn,
Im Licht wohnt ſein Gedanke,
Und Will und Herz iſt rein.

Hat er gehaßt, gemieden?
Jetzt weiß er nichts von Groll!
Er ſinnt nur, wie er Frieden
Und Liebe ſtiften ſoll.
Denn über fließt ſein Leben
Von frommer Luſt geſchwellt.
Warum, in ſolchem Streben
Iſt er nicht Herr der Welt?

So wallt' es von Entwürfen
Dem Fürſten auch im Traum,
Als er aufs neu zu ſchlürfen
Begann des Lebens Schaum.
Sein Geiſt zerſprengt die Bande,
Er fliegt durch Raum und Zeit,
Trägt ihn in ſeine Lande,
Und Herzog iſt er heut: —

„Was ſoll zuerſt des Guten
Im lieben Land geſchehn?
Zeigt mir, wo Wunden bluten,
Sagt mir's, wo Lippen flehn!
Ich kann nicht Alles wiſſen,
Ich darf nichts thun allein;
Des Volkes Sprecher müſſen
Um mich verſammelt ſeyn!“

„Willkommen, treue Stände,
Nach heiligem Vertrag!
Reicht hülfreich mir die Hände,
Sprecht, was das Land vermag.
Gebt, mehr nicht, als ihr könnet!
Wacht über eurem Gut!
Doch mir, dem Fürſten, gönnet,
Daß er das Beſte thut.“

„Laßt mich die Kirch' erneuen,
Laßt mich die Schule dann;
Des Glaubens Schatz getreuen
Haushaltern anvertraun.
Dafür ſey zugerüſtet
Ein heil'ges Kirchengut,
Und wehe, wem gelüſtet
Darnach der frevle Muth!“

„Laßt pflanzen in die Klöſter
Mich unſrer Jugend Saat,
Daß Lehrer draus und Tröſter
Ausgehen in den Staat.
Dann, wann ich meinen Gauen
Geſchafft ihr Heil und Recht,
Dann will ich Häuſer bauen
Für mich und mein Geſchlecht!“

In Frankreich iſt's geweſen,
Wo von der Krankheit kaum
Ein deutſcher Fürſt geneſen
Geträumt hat dieſen Traum.
In Frankreich, wo nur Ziffern
Das Volk, nicht Rechte zählt,
Geſetzen und Gerichten
Des Bürgers Stimme fehlt.

O ſagt nicht: „Was ſind Träume
Von einem Fürſtenſohn!
Sie werden eitel Schäume,
Wenn er beſteigt den Thron!“
Nein, blickt auf unſre Fluren;
Seht, ihr Verwunderten,
Noch dieſes Traumes Spuren
Nach drey Jahrhunderten!

27.

Wie Chriſtoph gerechtfertigt wird.

Der Hölle war's mißlungen;
So glückt es jetzt vielleicht;
Ein Mörder iſt gedungen,
Der vor ſein Bette ſchleicht.
Von Gott geſandt, nicht ſäumet
Des Freundes Arm: Zurück!
Wo ein Geliebter träumet
Von ſeines Volkes Glück!

Der Mord iſt abgewendet,
Die Krankheit iſt geflohn;
Der Fürſt ſteht auf, und ſendet
Den Diener nach dem Thron.
Ihn ſchmerzt, als aller Schade,
Gekränkter Leumund mehr;
Er will, ſtatt jeder Gnade,
Nur offenes Verhör.

„Was bringſt du Bot'? — Ein Schreiben! —
Es iſt des Königs Hand!
Er will mir gnädig bleiben —
Er hat mich nie verkannt —
Doch, weil ſich's juſt zu Ende
Mit dieſem Kriege ſicht,
So braucht er meiner Hände
Und Söldner fürder nicht!“

„Hab' ich nicht mehr erworben,
Als dieſen ſchlechten Troſt,
Als dieſen Dank, verdorben
Von der Verläumdung Froſt?
Bringt mir das Roß, ihr Knechte!
Er reiſ't und iſt nicht fern,
Daß ich die Treu verfechte
Noch heut vor meinem Herrn!“ —

Als in des Hofes Lager
Der deutſche Jüngling trat,
Da grüßt' ihn, blaß und hager
Mit Höhnen manch ein Rath.
Drauf, als er vor den König
Gelaſſen ward allein,
Da waren ihrer wenig
Von Furcht und Schrecken rein.

Und als der Herr ihn führte
An ſeiner Hand heraus,
Und, was ihm wohl gebührte,
Mit Lob ihn ſtattet' aus:
So beugten ſie ſich Alle
Vor ſeinem Angeſicht;
Und rückten mit der Falle
Fürſichtig aus dem Licht.

28.

Chriſtoph wird von Mördern überfallen

Das Fürſtenkind aus Schwaben,
Das bey dem Kaiſer ſaß,
Vor allen Edelknaben
Geehrt, ihm zierlich las:
Steht jetzt in Jugendfriſche,
Vom Lorbeer ſchon bekränzt
An eines Königs Tiſche,
Als Mundſchenk, und kredenzt.

Es zählt, wer ohne Schranken
Gebeut, nicht viel auf Treu;
Ihm werden die Gedanken
Bey Trunk und Mahle ſcheu.
Der königliche Zecher,
Ja, dem vertraut er feſt,
Dem er des Mundes Becher
Zum Füllen überläßt.

Drum ſtand auch beym Bankette
Der Kurd in ſtolzer Glut!
Ihm ließ die goldne Kette,
Der Treue Lohn, ſo gut.
Die Wonne blickte ſeelig
Aus ſeinem Aug' heraus:
Man ſah's, er ward allmählig
Im fremden Land zu Haus.

Und weil die frohe Jugend
Der ganzen Welt vertraut,
Und eine fromme Tugend
Auf Andrer Unſchuld baut;
Zog, als das Mahl beſchloſſen,
Er ohne Wehr und Wacht,
Mit wenig Feldgenoſſen
Zur Herberg' in der Nacht.

Doch ſeine Feinde ſpotten
Der deutſchen Ehrlichkeit;
Schon lauerten die Rotten
An jedem Eck bereit.
So ritt er durch die Gaſſen
Der finſtern Stadt entlang,
Als plötzlich, ihn zu faſſen,
Hervor ein Haufe ſprang.

Die deutſchen Männer kehren,
Der andern Waffen bloß,
Mit ihren Seitenwehren
Entgegen ſich dem Stoß.
Es ſind der Lanzenknechte
Bey fünfzig, oder mehr,
Auch ſtürmen zum Gefechte
Die falſchen Bürger her.

Daß ſich zwölf Deutſche ſchlagen
Mit hundert an der Zahl,
Das war in dieſen Tagen
Wohl nicht das erſte Mahl;
Das aber wär' ein Zeichen,
Daß Gott ſie ſelbſt gedeckt:
Läg' unter allen Leichen
Kein Deutſcher ausgeſtreckt.

Sie ſtiegen von den Roſſen,
Er, und ſein kleiner Bund;
Schon war das Blut gefloſſen,
Die tapfre Hand ihm wund;
Und jetzt — Herr hilf und rette! —
Trifft ſeine Bruſt ein Schwert: —
Da hat die goldne Kette
Des Herzens Weg verſperrt.

Zerhauen fällt zur Erde
Der treue Königssohn;
Und Bahn mit ſeinem Schwerde
Macht ſich der Fürſtenſohn.
Ihm wird die wunde Rechte
Von keinem Kampf erſchlafft,
Es ſiegt die ungeſchwächte,
Die keuſche Jugendkraft.

Hier ſtürzt ein Miſſethäter,
Dort liegt ein andrer bleich,
Da wanken die Verräther,
Da weichen ſie dem Streich.
So ſchlugen ſich die Zwölfe
Bis in den ſichern Port,
Und heulend fliehn die Wölfe
Vor Sonnenaufgang fort.

29.

Chriſtophs Rache.

Am andern Tage ſtunden
Im hellen Mittagslicht
Zehn Frevler ſchon gebunden
Vor Chriſtophs Angeſicht.
Die Schuldigſten von Allen
Hat König Franz geſandt,
Und ſchenkt ſie, nach Gefallen
Zu ſtrafen, ſeiner Hand.

Wie zittern die Verbrecher
Vor dem, der jüngſt als Feind
So furchtbar, jetzt als Rächer
Viel ſchrecklicher erſcheint.
Noch kennen ſie die Sprache,
Die er zu ihnen ſpricht,
Noch ahnen ſie die Rache,
Die er bereitet, nicht:

„Geht hin, ſeyd los der Bande!
Ihr ſeht, kaum bin ich wund.
Bereuet eure Schande!"
So ſprach ſein deutſcher Mund.
„Es zahlten's mit dem Leben
Genug auf offnem Feld.
Die haben mir gegeben
Für euch das Löſegeld."

30.

Chriſtoph und der Pabſt.

Dort, wo aus Blumenranken
Ein ew'ger Frühling blickt,
Wohin der Arzt die Kranken,
Die aufgegebnen ſchickt;
Zu Nizza will verweilen
Ein hoher, ſtolzer Greis,
Zwey Kranke möcht' er heilen;
Sie nahn auf ſein Geheiß.

Aus Spanien kommt der Eine,
Der Kaiſer iſt's im Glanz;
Der Andre von der Seine,
Der iſt der König Franz.
Sie ſind ſeit langen Jahren
Erkrankt an Haß und Neid;
Das macht den Türkenſchaaren
Kein großes Herzeleid.

Ja, koſtbar iſt die Stunde,
Der Feind des Glaubens ſchnaubt;
Drum ruft zum Friedensbunde
Der Kirche greiſes Haupt.
Sein Denken iſt ein Handeln,
Sein Wille wird vollbracht,
Es ſcheint mit ihm zu wandeln
Eine unſichtbare Macht.

Ob ſich der Kaiſer weigert,
Der Stolz des Königs bäumt,
Die Eiferſucht ſich ſteigert,
Die alte Galle ſchäumt:
Es ſiegt des Biſchoffs Wollen,
Was Er ſpricht, muß geſchehn:
Auf zehen Jahre ſollen
Die Waffen ſtille ſtehn.

Und Fürſt und Diener neigen
Sich ehrerbietiglich;
Sie Alle nahn mit Schweigen
Dem heil'gen Vater ſich.
Die nie gebeugten Rücken
Sieht man ſich bis zum Fuß
Des ſtolzen Mannes bücken,
Den er geſtreckt zum Kuß.

Wer iſt denn wohl der freie,
Der kühne Jüngling dort,
An welchem nun die Reihe;
Der doch nicht geht vom Ort?
Dem kommt ja der Gedanke
Zum Winken und Nicken kaum!
Es gleicht fürwahr der Schlanke
Dem deutſchen Eichenbaum.

Er ſpricht zu jenen Rittern
Im blonden Lockenhaar;
Und aufrecht ohne Zittern
Bleibt mancher von der Schaar.
Der Marſchall winkt erbangend,
Er warnt ihn freundlich, ſtill;
Den Dienſt von ihm verlangend,
Wie Kirch' und Petrus will:

„O ſeht, wie dort im Grunde
Der König zürnend bebt!
Wie auf des Pabſtes Munde
Das giftge Lächeln ſchwebt!“ —
Du ſtreuſt verlorne Saaten!
Mit keinem ſolchen Kuß
Kann der den Herrn verrathen:
Er heißt Chriſtophorus!

31.

Wie Chriſtoph abermal vor dem Kaiſer ſtand.

Wo Fürſten ſich umarmen,
Da ſprießt der Gnade Keim,
Gefangnen winkt Erbarmen,
Verbannte kehren heim.
So war auch Freud' und Frieden
Am Tiſch zu Aquamort;
Zwey Kön'ge, jüngſt geſchieden,
Jetzt küſſen ſie ſich dort.

Der Becher kreist im Saale,
Des Königs Mundſchenk ſteht
Mit ſchäumendem Pokale
Vor Karol's Majeſtät.
Der Kaiſer ſieht des Schenken
Erbleichend Angeſicht;
Er ruft: „Was ſoll ich denken?
Biſt du's, mein Knabe, nicht?“

„So ſeht mir doch den Jungen,
Wie er gediehn iſt fein!
Wie du mir biſt entſprungen,
Da wareſt du gar klein!“
So glühend, ſo betroffen
Sah man den Jüngling nie;
Er ſenkt, in ſtummem Hoffen,
Sich auf das Eine Knie.

„Erhebet mir den Knaben!“
Spricht Karl, „er ſoll an mir
Ein'n gnädgen Kaiſer haben!
Gelobet ſey es hier!
Empfangen ſoll er billig
Dereinſt ein freyes Land,
Auf ewig löſen will ich
Des Afterlehens Band.“

32.

Chriſtophs Liebe.

Und friedlicher und leiſer
Floß nun ſein Leben hin;
Verſöhnet war der Kaiſer
Geneigt des Königs Sinn.
Er ruhte vom Gewühle
Des Leides, wie der Luſt;
Da wurden die Gefühle
Vernehmbar in der Bruſt.

Da goß, wie auf die Welle,
Die nach den Stürmen ruht,
Des Sternenhimmels Helle,
Des Mondes ſtille Glut, —
Sich in ſein Herz die Liebe,
Beſchien die Seele ganz,
Und überlief die Triebe
Mit ihrem ſeel'gen Glanz.

Es leuchtet ihm aus Norden
Ein wundervoller Stern,
Er iſt geſehen worden
Beym König Chriſtiern.
Nach Frankreich kommt kein Däne,
Der nicht Elsbetha nennt,
Der nicht die fromme Schöne,
Die Königsſchweſter kennt.

Hat er vielleicht die Milde
Geſehn als Kind einmal?
Hat aus des Malers Bilde
Getroffen ihn der Strahl?
Hat er im Traum geſchauet
Der fernen Schönheit Licht?
Ward's ihm im Geiſt vertrauet?
Die Sage weiß es nicht.

Das aber weiß die Sage,
Daß ſeitdem Jahre geſchwind
Verſchwunden ihm wie Tage,
Und Tage wie Stunden ſind.
Bis daß die Feld-Drommete,
Die nach dem Türken fragt,
Ihm eine ſchnelle Röthe
Durch ſeine Wangen jagt.

So lang es gilt zu kämpfen
Für Glauben und Vaterland,
Will er das Feuer dämpfen,
Von dem er iſt entbrannt.
Wenn er ſich hat die Krone
Des Siegs erkämpft im Zug,
Dann fordert er am Throne
Die Königsbraut mit Fug.

33.

Wie ſich Ulrich mit ſeinem Sohn ausſöhnte.

Doch ſollt' es anders werden,
Ihm ſcheint ein neues Licht
Auf dieſer dunkeln Erden,
Daran er dachte nicht.
Zwar treibt's ihn auf die Reiſe;
Denn er iſt vaterlos,
Er reißt ſich, eine Waiſe,
Von ſeinem Mutterſchoos.

Er ſah den Vater bleiben
Von argem Wahn umgarnt,
So treulich ihn ſein Schreiben
Vor wahren Feinden warnt.
Und dennoch unerkaltet
Blieb ſein verſtoßnes Herz,
Denn herrlicher entfaltet
Die Treue ſich im Schmerz.

Da ſpringt des Eiſes Rinde
Zuletzt im Maien ab.
Er kann dem einz'gen Kinde
Nicht zürnen bis ins Grab.
Und oft, wenn ihm das Leiden
Am kranken Fuße nagt,
Gedenkt er an ein Scheiden
In ſolchem Grimm, und zagt.

Und mit dem Vaterſeegen,
Mit gutem Gruß und Wort,
Schickt er, dem Sohn entgegen,
Die Räthe ſchleunig fort.
Wie wurde bey der Kunde
Dem Fürſten wonnig wohl,
Die aus dem Schwabenmunde
Mit Herzenslauten quoll!

Herr Ulrich will entſagen
Dem langgehegten Groll;
Will, daß in alten Tagen
Der Sohn ihm nahen ſoll.
Nur, daß er nicht zum Raube
Dem Satan worden iſt,
Daß ihn bewohnt der Glaube,
Und nicht der Antichriſt!

„O! hält mich ſonſt nichts weiter
Vom Vaterherzen fern?“
So ſprach der Jüngling heiter:
„Geht, ſagt meinem Herrn!
Recht zu des Glaubens Schule
Ward Frankreich mir beſtellt;
Ich ſah in ſeinem Pfuhle
Den Fürſten dieſer Welt!“

„Ich ſah in Scheiterhaufen
Des Himmels Licht verkehrt,
Ich ſah in Feuertaufen
Die Glaubigen verzehrt.
Zu eines Menſchen Füſſen
Lag Fürſt und Volk im Wahn,
Und beteten mit Küſſen
Als einen Götzen an!“

„Wohl blieben meine Pfade
Gerecht und ungeſtört;
Mich hat die holde Gnade
Des Königs nicht bethört,
Und fürder wollt ich wandern,
Den Türken zu beſtehn;
Doch jetzo laſſ' ich's Andern,
Will Vater und Mutter ſehn!“

34.

Wie Chriſtoph zu ſeiner Mutter kam.

Die Abendwolken zogen
Ob Münchens Schloſſe hin;
Dort ſaß im Fenſterbogen
Die Würtembergerin.
Sie ſaß in dichten Schleiern,
Wie eine Wittwe ſchier;
Und rechts und links die Baiern,
Die Brüder neben ihr.

Die Fürſtin ſchaute mitten
Hinaus in's offne Feld,
Durch welches kam geritten
Ein ſchöner Kriegesheld.
Er gab dem Roß die Sporen;
Und, eh ſie fragen kann:
Wer hält vor unſern Thoren?
Trat ein der fremde Mann.

Es iſt an Kleid und Haltung
Ein Franzmann dieſer Gaſt;
Doch ſeines Leibs Geſtaltung
Iſt zu gewaltig faſt.
Ob ſchon in fremder Zungen
Er ſchnell zu grüßen wußt',
Es hat doch bald geklungen,
Als käm's aus deutſcher Bruſt.

Noch kaum auf den Willkommen
Das Vaterfürſtenpaar,
Als längſt ein Licht entglommen
Im Mutterherzen war.
Die Fürſtin lag entzündet
In ſeinen Armen ſchon;
Mit Freuden ſie verkündet:
„Ihr Herrn, es iſt mein Sohn!“

„Ich ließ ihn in der Wiegen,
Dort, als ich mußte fliehn,
Das kleine Knäblein liegen,
Doch wohl erkenn' ich ihn.
Wie helle Thränen ſchwimmen
In ſeinem Augenlicht!
Ich kenne dich am Weinen,
Du liebes Angeſicht!“

„Doch welch ein Arm, zu ſchützen,
Iſt dir gewachſen, Kind!
Wie, ſich darauf zu ſtützen,
Die Schultern tüchtig ſind!
Verlaſſen und verloren
Iſt nimmer ſolche Frau,
Die ſich zum Schirm geboren
So ſtolzer Glieder Bau!“

Da boten ihrem Neffen
Die Fürſten auch die Hand:
„Läßt du dich endlich treffen,
Du junger Held, im Land?
Du wollteſt uns entfliehen,
Weil die Drommete tönt;
Zum Vater mußt du ziehen,
Denn Alles iſt verſöhnt!“

Noch lag der Sohn mit Schweigen
An ſeiner Mutter Bruſt;
Denn ſeine Seufzer ſteigen,
Und ſtören ihm die Luſt.
„Verſöhnt!“ wie gierig ſchlürfte
Das ſchöne Wort er ein.
Ach, daß er's glauben dürfte,
Und ganz zufrieden ſeyn!

Er ſiehet ja noch immer
Die Eltern nicht vereint,
Die Mutter, trotz dem Schimmer
Der Freude, hat geweint.
Er ſelber darf ſich rüſten,
Zum Vater geht ſein Schritt.
Die Mutter mag's gelüſten,
Doch wandert ſie nicht mit.

35.

Wie Chriſtoph in's Land kam, und ſeinem Vater gehorſam war.

Darf ſich der Rath verſammeln
Zu Stuttgart vor dem Thor,
Die erſten Grüße ſtammeln,
Und tritt Er nun hervor?
Sieht von den Dächern nieder
Das Volk auf ihn mit Luſt?
Wirft man ihm Kränz' und Lieder
An ſeine Siegerbruſt?

Darf er in Hoffnung trachten
Nach einer Königsbraut,
Die längſt auf ſeine Schlachten
Mit ſüßer Luſt geſchaut?
Und reiſt er ſo, vom Segen
Der Liebe tief erquickt,
Dem treuen Volk entgegen
Das ſehnlich auf ihn blickt?

Nein, keine ſolche Feier
Führt ihn in's Land zurück,
Es nähert ſich im Schleier
Des Leides, ſelbſt das Glück.
Drum führt's ihn in die Schauer
Des Schwarzwalds, einſam, ſtill;
Wo ſein in öder Mauer
Der Vater warten will.

In Neuenbürg im Grunde
Der Tannen ragt ein Schloß;
Dort ſteigt zur Abendſtunde
Der Fürſt von ſeinem Roß.
Kein Auge ſoll es ſchauen,
Wie ihn der Ulrich ſpricht.
Dem Sohne mag er trauen,
Dem Volke traut er nicht.

Und Chriſtoph iſt's zufrieden;
Ja, ſüßer wird er nun,
Von aller Welt geſchieden
Am Vaterherzen ruhn.
Es öffnet ſich die Pforte,
Die ihm den Vater zeigt: —
Verſucht euch nicht ihr Worte,
Und Liederklänge ſchweigt!

Sie hatten Mahl gehalten;
Herr Ulrich ſchickt nach Wein.
Es ſoll vom beſten Alten,
Soll rother und weiſſer ſeyn.
Er läſſt die Futterale
Von Sammet bringen her,
Und ziehet zwey Pokale
Daraus von Golde ſchwer.

Mit ſeinem rothen, heiſſen
Gießt er den einen auf;
Mit ſeinem ſanften, weiſſen
Füllt er den andern drauf.
Und einen Becher hält er
In jeder Hand empor,
Und alle beyde ſtellt er
Zuletzt dem Sohne vor.

Und ſprach: „mein Kind, bedenke
Dich, eh du nippen willſt.
Nicht reich' ich dieß Getränke,
Daß du den Durſt dir ſtillſt.
Ich möchte dich vermählen,
Mich ſchmerzet nur die Wahl,
Drum ſollſt du ſelber wählen
Von Zweyen ein Gemahl."

„Schau an die beyden Weine;
Fürwahr, ſie ſind gleich gut!
So ſüß wie Milch der eine,
Der andre wie Feuerglut.
So weiß ich die zwey Frauen,
Jetzt trink, und wähle, Kind!
Doch darauf darfſt zu bauen,
Daß beyde lieblich ſind.“

Wie iſt es doch geworden
Um's Herz dem jungen Herrn!
Es blinkte grad' aus Norden
Durch's Fenſter ein goldner Stern:
„Was lockſt du, himmliſch Zeichen?
Ich muß gehorſam ſeyn!“
So greift er nach dem bleichen,
Dem ſtillen, weißen Wein.

„Nach Anſpach ohne Weiters!“
So rief der Vater aus.
„Fort, in des frommen Streiters,
Des Brandenburgers Haus!
Ihm blüht von ſechzehn Jahren
Ein ſchönes Töchterlein;
Du ſollſt zur Werbung fahren,
Und bald getrauet ſeyn!“

„Ja, ja, das konnt' ich hoffen
Von deinem ſanften Sinn!
Du haſt das Beſte troffen,
Das Milde zum Gewinn.
Mir haben einſt die Alten
Von beyden eingeſchenkt:
Ich hab' ein Weib erhalten,
Das mich noch heute kränkt!“

„Dir iſt ein beſſres Leben
Vom Vater aufgeſpart;
Ich will dir übergeben
Die Grafſchaft Mömpelgart.
Dort lerneſt du bey Zeiten
Beherrſchen Haus und Land;
Jetzt aber mußt du reiten,
Geh, ſey in Gottes Hand!“

Er eilt, aufs Roß zu ſteigen,
Küßt ſeines Vaters Mund,
Und trabt hinaus mit Schweigen
In den beſchneiten Grund.
Verlieren und entſagen,
Das macht auf Erden reich.
Das Finden und Ertragen
Iſt für das Himmelreich!

36.

Wie Chriſtoph ſich vermählt.

Schluß.

Kein heitres Feſt verſchönte
Des Paares Ehrentag,
Kein Hochzeitreigen tönte,
Man ſah kein Luſtgelag;
Die Braut trug kein Geſchmeide,
Da ſie das Jawort gab.
Sie ſtand im Trauerkleide
Auf ihres Vaters Grab.

So gießet ſich die Wehmuth
Auf das verlobte Paar,
Und Chriſtophs ſtille Demuth
Sie leuchtet am Altar.
Er nimmt die letzte Spende
Der Trübſal willig an,
Und danket ihr am Ende
Der ernſten Jugendbahn.

Der Trübſal, die von oben,
Ein Engel Gottes kam,
Und ihn, der Wieg' enthoben,
In fremde Bande nahm.
Ihn auf dem Fürſtentage
Vor Augsburg heimgeſucht,
Und ihn mit welſchem Schlage
Getrieben auf die Flucht.

Der Trübſal, die als Wache
Mit ihm gen Frankreich zog,
Und Gift und Feindesrache
Zu Freud' und Ehre weg.
Die ſeinem Mauerbrecher
Die welſche Stadt verſchloß,
Und in des Sieges Becher
Heilſame Wermuth goß.

Der Trübſal, die es fügte,
Daß ſelbſt des Vaters Herz
Sich nicht am Sohn vergnügte,
Nicht neigte ſeinem Schmerz;
Die bisher ihn beſchieden,
An einer Waiſe Hand:
Und die ihn jetzt zum Frieden
Nach Mömpelgart verbannt.

* * *

Ja in der Trübſal Feuern
Ward ſolch ein Fürſtenerz
Gereinigt, ward zum theuern,
Zum lautern Gold dieß Herz.
Noch ruhet es im Tiegel,
Noch allen leuchtet's nicht.
Bald ſprengt der Herr den Riegel,
Und fördert es an's Licht.

Und bey des Feuers Wallen
Ertönte dieſer Sang.
Die Flamme ſinkt. Verhallen
Mag auch des Liedes Klang.
Dem ſchüchternen Gedichte
Gehört der Jüngling an,
Doch aus der Welt Geſchichte
Steigt herrlich auf der Mann.

Geſchichtliche Belege

für die

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs.

Quellen.

Oratio de vita et morte Christophori ducis Wirtemb. etc. habita a Theodorico Schnepffio, D. pastore et profeſsore Theologo Tubingæ. Tub. 1570.

Crusii annales suev.

Schwellins Würt. Chronik; oder vielmehr des Hofpredigers Wilhelm Bidenbachs Bericht von dem Leben und Abſterben Herrn Chriſtoffen u. ſ. w., der in dieſer Chronik abgedruckt iſt.

J. Sleidanus de statu rel. et reip. Carolo V. Cæsare etc.

J. Pedii Thetinger commentarius Würtemb. in Simonis Schardii scriptoribus rer. Germ. Tom. II.

Ein ungedrucktes Manuſcript aus der Bibliothek des ſeel. Prof. Harpprecht zu Tübingen.

Steinhofers Würtemb. Chronik.

Eiſenbach's Geſchichte Herzog Ulrichs von Würtemberg.

Sattlers Geſch. der Herzoge v. W. 1ſter — 4ter Band.

Robertſon's Geſchichte Kaiſer Karls V.

Spittlers Geſch. von W.

Le Bret's Magazin zur Staaten- u. K. Geſch. 9ter Band.

Schnurrers Erläuterungen der Würtemb. Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geſchichte.

Eſſich's Geſchichte von Würtemberg.

Vorwort.

Dieſe Belege ſollen keineswegs neue geſchichtliche Ausbeute geben, oder auch nur minder bekannte Thatſachen herausheben, noch weniger eine zuſammenhängende Erzählung von Chriſtophs Lebenslaufe liefern, der jetzt ſeinem Geſchichtsſchreiber entgegen ſieht. Aber in wie fern der Dichter das Vorhandene gewiſſenhaft benutzt, und nicht einem willkührlichen phantaſtiſchen Plane gefolgt iſt, ſondern auf tüchtigen Grund gebaut, und, ſoviel möglich, auch die Nebenumſtände zur Lebendigkeit ſeiner Darſtellung treulich benutzt hat, das möge aus ihnen erhellen. Kleine Nachläſſigkeiten oder unrichtige Angaben in angeführten Schriftſtellern, werden nur darum von ihm gerügt, weil er ſeine Sage gegen dieſelben ſichern mußte; denn ein für den Geſchichtſchreiber beynahe gleichgültiger Irrthum kann für den Dichter höchſt nachtheilig werden, und ein von jenem als unbedeutend überſehener Umſtand, für dieſen von unendlicher Wichtigkeit ſeyn. Einiges iſt auch nicht ſowohl um der Romanzen willen, als aus Liebe zu dem Helden, den dieſe beſingen, angeführt worden.

Zur erſten Romanze.

S. Spittler's Geſch. Wirt. S. 107–108. Ausführlicher und gegen ſeine Gewohnheit lebendig erzählt Sattler (Herzoge 1ſter Thl. S. 185 u. ff.) den Hergang alſo: „Johann von Hutten, ein Sohn Ludwig's von Hutten, war an des Herzogs Hof. Ludwig von Hutten, als ein Geſandter Biſchoffs Lorenz von Würzburg, hatte den Tübinger Vertrag errichten helfen. Der Herzog würdigte den jungen Hutten ſeiner Gnade und des vertrauteſten Umganges. Hier wurde er mit Conrad's von Thumb, des Würtembergiſchen Erbmarſchall's Tochter, bekannt. Dieſe war eines muntern Geiſtes, und der Herzog wurde nicht gleichgültig gegen ſie. Man kann aber ein Mehreres nicht auf ihn erweiſen, als daß er viel mit ihr in dem Frauenzimmer geſeſſen und geredet, und ſie mit ihm. Nach ihrer Verheirathung mit dem Hanſen von Hutten vermeinte der Herzog ſolchen lebhaften Umgang fortzuſetzen. Sie mußte aber nunmehr ſpröde gegen ihn thun, weil man es damals für etwas Unanſtändiges und höchſt Gefährliches anſah, wenn ein verheirathetes Frauenzimmer mit einer Mannsperſon ſich in eine ungezwungene Rede einließ. Gleichwohl machte des Herzogs Verſuch, ihres Umgangs ferner zu genießen, den von Hutten unruhig. Dieſes iſt Alles, was derſelbige von dieſem vermeinten verdächtigen Umgang an ſeinen Vater ſchreiben konnte. Ludwig von Hutten hat dieſen Brief dem öffentlichen Druck überlaſſen, als er des Herzoges gedrucktes Ausſchreiben wegen des Huttens Entleibung widerlegen wollte. Er hat vier dergleichen Schreiben vorgelegt. Aus allen aber kann man nicht mehr abnehmen, als daß der junge Herzog öfters eine Unterredung mit des Huttens Ehegattin geſucht, und deßwegen in des Marſchalken Haus gekommen. Die von Hutten bezeugten aber in ihrem Schreiben nur die Furcht vor einer übeln Nachrede. Denn daß er ſie zu einem Ehebruch verleiten wollen, dürfte wohl eine verläumderiſche Auflage geweſen ſeyn, weil der von Hutten in gedachter Ablehnungsſchrift es ſelbſten nur für eine Muthmaßung angiebt, ungeachtet er ſonſt eine übertriebene Feder geführt hat. Aber ſeine Gemahlinn gab ihm vielleicht ſelbſt Anlaß dazu. Denn ſie hatte mit dem von Hutten einen vertraulichern Umgang, als es der Wohlſtand erlaubte. Der Herzog hatte einen Trompeter, welcher ihm davon Nachricht gab. Als den 7ten Mai der von Hutten mit dem Herzog auf der Jagd war, bemerkte dieſer einen Ring an ſeines Dieners Hand, welcher ihm nach genauer Betrachtung dünkte, daß es derjenige wäre, welchen er ſeiner Gemahlinn auf die Ehe gegeben. Um deſſen verſichert zu ſeyn, ſchickte er ſogleich einen Edelknaben an die Herzoginn, und begehrte, ihm alſobald ihren Ehering zu ſenden. Sie entſchuldigte ſich, daß ſie ſelbigen nicht finden könnte, ſondern verlegt haben müſſe. In der Verwirrung ſchickte ſie Jemanden an den Hutten, um den Ring abzufordern. Der Herzog hatte aber ſchon Anſtalten gemacht, dieſes zu erforſchen, und war auch wirklich ſo glücklich zu erfahren, was er gern wiſſen wollte. Weil aber die Herzoginn hochſchwanger war, ſo ließ es ihr Gemahl dabey bewenden. In dieſer trotzigen Sicherheit begleitete der von Hutten den achten Mai den Herzog, als er nach Böblingen auf die Jagd reiten wollte. Ob er dazu Befehl erhalten oder nicht, iſt ungewiß. Als ſie in dem Wald waren, befahl der Herzog ſeinem übrigen Gefolge, ſich zu entfernen, und nahm Gelegenheit, dem von Hutten ſeine vielfältige Untreue vorzurücken. Das Gemüth wurde ihm dadurch erhitzet, und der Zorn übernahm ihn, daß er dem von Hutten zurief, ſich ſeiner Haut zu wehren. Ob das böſe Gewiſſen, oder eine

Ehrfurcht dieſen zurückgehalten, oder ob der Herzog ihn außer Stand geſetzt habe, ſich zu vertheidigen, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Der Herzog entleibte ihn. Er ging aber in dem Unmuth zu weit *), daß er dem von Hutten ſeinen Leibgürtel abnahm, und ihn an die nächſte Eiche aufhängte. Denn er glaubte, daß er als ein Freyſchöpf des weſtphäliſchen Gerichtes dieſes zu thun befugt ſey. Des Entleibten Pferd verkündigt dem vorausgerittenen Gefolge, daß etwas Ungleiches vorgegangen ſeyn müßte. Dieſes kam zurück **), und ſah das Unglück. Sonderlich ließ ſich Herzog Heinrich von Braunſchweig ſolches zu Herzen gehen. Herzog Ulrich aber erzählte ihnen die ganze Sache, welche demſelben nachmals ſo vielen Verdruß zuzog."

Hören wir Ulrichs Erzählung ſelbſt ***):

---

*) Sattler meint alſo, was den Mord ſelbſt betreffe, ſo ſey das eben ſo unrecht nicht geweſen, aber freylich, den Hutten aufzuhängen, das heiße im Unmuth zu weit gegangen: So milde urtheilt Spittler a. a. O. nicht. — Cruſius in ſeiner ſchwäb. Chronik ſchweigt von der ganzen Geſchichte, wahrſcheinlich aus Fürſtendienerey.

**) Alſo nicht, wie Spittler ſagt: „und erzählte, wie er zu ſeinen Leuten kam, was er gethan habe."

***) Aus dem „Ausſchreiben des durchlauchtigen hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Ulrichen, Herzogen zu Würtemberg rc. rc. an alle Churfürſten und Stände des H. Röm. Reichs rc. aus was Urſachen Hans von Hutten entleibt worden: darinnen die ganze Hiſtori, kurz und gründlich, von Anfang bis zum End begriffen und alle denen von Hutten ausgangne Schriften, dieſer That und Handels halber, widerlegt werden."

„So ſich nun gefügt, daß wir anderer Sachen halb wöllen reiten, und er ſich dazu geſchickt, mit uns zu reiten, iſt er darauf gewarnet, und ermahnt worden: er wiſſe, was er mit uns zu ſchaffen hab', und wie er mit uns ſtand (d. i. ſtehe), alſo und dergeſtalt, daß ihm nit zu rathen ſey, mit uns hinaus zu reiten; oder, ſo er je reiten möcht', daß er ſich dann ſelbſt in Acht hab'. Dann es mög' leichtlich ein Wort das ander geben, dadurch er uns verurſachte, daß ein Unrath daraus werden (bey Steinhofer: „erfolgen") könnte, und dergleichen. Solche Warnung er nit allein alle in Verachtung geſtellt, ſondern darüber ſich trutzenlich merken laſſen, und geſagt, er wölle ſein Panzer anthun, und mit uns hinausreiten. Als er aber ſein Panzer damalen nit zu Stuttgarten gehabt, hat er nachmals zu Andern, die noch im Leben ſeyn, geſagt: er wölle dannoch mit hinausreiten; er wiſſe wohl, wir werden ihm ſpitzige Worte geben: ſo wölle er uns gleich als ſpitzige und ſtolze Wort wiedergeben. Deßhalb die von Hutten mit Wahrheit nit ſagen mögen, daß er uf unſer gnädiges Verwenen (?) und uf gnädigen Schein (Steinhofer: „uf unſer gn. Verwarnen und Schein") unbeſorgt mit uns geritten ſey. Das Alles iſt kundlich und beweislich. Als wir nun in das Feld

---

Am Schluß des Schreibens: „Geben, und mit unſerm Secret-Inſigel zu End dieſes gedruckt, beſiegelt in unſerer Stadt Stuttgart, auf Samstag nach S. Aegidii des h. Abts Tag, Anno Domini 1516."

Das ganze Schreiben ſ. Sattler a. a. O. Beylagen Num. 84. S. 198 — 211. Auch Steinhofer würt. Chronik 4ter Thl. S. 266 — 289, aus welcher der Titel des Schreibens, der bey Sattlern fehlt, entlehnt iſt. Die Orthographie iſt in beyden Abdrücken alt, aber doch ſind ſie in ihr, ſo wie in einzelnen Ausdrücken, von einander abweichend. Wir befolgen jene oben, um größerer Verſtändlichkeit willen, nicht.

kommen, und er in obgemeldtem Trutz und Poch uns nachgeritten, haben wir all unſre Diener vor uns hinziehen laſſen, der Meinung, unſre Sachen mit ihm auszurichten, und in ein Holz geritten, dardurch wir von Stuttgart aus uf Böblingen zu haben müſſen reiten *), dahin er uns dann auch nachgefolget, das wir aber aus keinem gnädigen Verwenen (Steinh. „verwarnen") noch Vertröſten geſchehen laſſen. Als wir nun der Enden kommen, haben wir uns gegen ihn unter Augen gewendet, und die obgemeldte und andre (Steinh. „und gedachte") ſeine Untreu, falſche, verrätheriſche, lügenhafte und läſterliche Böſewichtsſtück', ſo er an uns begangen, mit Ernſt fürgehalten, und, als er die nit verneint, ihm geſagt: ſieheſt du, du treuloſer, verrätheriſcher Fleiſch-Böswicht! ich hätt' wohl Macht mit Willen, dich zu erwürgen, und an dieſen Baum (eine Aichen zeigend, wiewohl er keines grunen Baum's werth war) henken zu laſſen und dabey zu halten, und zuzuſehen, ohne daß ich mich mit eigner Perſon in einige Gefährlichkeit meines Leibs mit dir begebe. Aber ich hab das nit wöllen thun, ſondern bin alſo da, und will als ein Freiſchöff ſelbſt gegen dir ſeyn, und um deiner an mir begangenen Böswichtsſtücke gegen dein Leib und Leben handeln, und dir thun, das dir zugehöret, wie ich als ein Freiſchöff, wie du wohl weißt, Macht hab! Ihn darauf angeſchrieen, daß er ſich ſeines Leib's und Lebens wehren ſollt', und

---

*) Alſo im ſogenannten Schönbuch. Noch lebt dort im Munde des Volks eine „Huttenseiche", die vor kaum zwey Jahrzehenden umgehauen worden, und deren Spuren ſich noch finden.

darauf zu ihm genahet, und in Kraft kaiſerlicher Recht-Freiheit, den freien Stühlen heimlicher Gericht gegeben, ihn an ſeinem Leib und Leben um ſeine begangene Böswichtſtück zu ſtrafen fürgenommen und unterſtanden. Und haben in demſelben dannoch milder und weniger gehandelt, denn wir als ein wiſſender Freiſchöff, gegen einen ſolchen Böſewicht Macht gehabt; ihn auch mit Roß, Harniſch und Gewehr nit dermaſſen überraſcht, noch wie die von Hutten lugenhaftig anzeigen, ungewarnet angegriffen und übereilet.

Daß wir aber ſeinem todten Cörpel einen Gürtel an den Hals gelegt, iſt die Wahrheit; und darum beſchehen, daß die Urſach ſeiner Entleibung, nehmlich die obbemeldten Böswichtsſtuck dabei gemerkt würden, wie uns nach des freien Stuhls Recht zu thun gebühret hat. Wir haben uns auch ſolcher unſrer Handlung nit geborgen, ſondern alsbald darnach ſelbſt eröffnet."

Dagegen höre man folgenden, wahrſcheinlich von den Hutten gedungenen, Poeten; (Sattler a. a. O. Beil. Num. 59. S. 136 f.

„— Damit ſo land' ich wieder hin,
Da ich von erſt ausg'ſchiffet bin,
Und ſag': wem Herzog Ulrich's That,
Die er in Kürz' begangen hat,
Nit kundlich oder wiſſend iſt,
Der leſ' ihm ſelbſt zu guter Friſt,
Was Kaiſer Maximilian
Zu Augspurg ſelbſt hat aus g'lon gan. *)
Vor allen Fürſten und vor Herren,
Darin wird er groß Wunder hören,
Das Meiſter Uly begangen hat
Mit Büberei und mancher That.

---

*) aus gelaſſen gehn, d. h. ausgehen laſſen.

Will kurz bei der Materie bleiben,
Vorerſt von dem von Hutten ſchreiben,
Wiewohl er ihm war geheim und lieb,
Noch hängt er ihn recht wie ein'n Dieb,
Wider Gott und alle Recht';
Welcher die Sachen recht bedächt',
Soll billig deß Erſchrecken han;
Ich mein' nit, daß es hab' gethan
Vorhin kein Fürſt in deutſcher Art,
Allein der Mann im rothen Bart,
Der hat ſich Henkens angenommen.
Vielleicht ſo iſt ihm Gelds zerronnen,
Daß er nit möcht' ei'm Henker lohnen —
Ich will der frommen Fürſten ſchonen!
Und die die Sachen laſſen b'ſtahn,
Warum er ſolch Mord hat gethan.
Das iſt kundig in aller Welt;
Sich lohnt nicht, alle Ding' mit Geld
Zu wegen bringen, als er wollt'
Geſtiftet han mit Geldes Sold;
Darum ſo mußt' er ihn derhand
Erhenken ſelbſt mit Spott und Schand.
Die Urſach', warum's g'ſchehen iſt,
Die laſſ' ich fallen zu dieſer Friſt.
Allein, um ein's Mann's Ehren willen,
Die That, die läßt ſich doch nicht ſtillen,
Noch färben mit Weſtphäler G'richt,
Es hat der Art und Weſens nicht,
Daß es ſich laſſ' damit beſcheinen.
Er möcht' die Sach' ſelbſt nie verneinen.

Es darf nicht Weiſens: was ich ſag',
Iſt offenbar und liegt am Tag u. ſ. w."

Das Schmähgedicht ſchließt mit „einer kurzen Ermahnung an Herzog Ulrich," in der ihm niederträchtiger Weiſe gerathen wird, ſein Land dem Kaiſer zu laſſen, ſich „zu des Adlers Hand zu halten," und in Demuth zu warten, — ob ihm derſelbe nicht ein beſſeres geben werde.

Andre Feinde legten Ulrichen folgendes Vaterunſer in den Mund:

Vater unſer!
(Reutlingen iſt unſer!)
Der du biſt —
(Eßlingen hat nicht lang Friſt!)
Geheiligt werde dein Nam'!
(Heilbronn und Weil wollen wir han!)
Zukomm' uns dein Reich!
(Ulm ſieht uns auch gleich!)
Dein Will' geſchehe, als im Himmel, auf Erden!
(Wir wollen römiſcher Kaiſer werden!)
Unſer täglich Brod —
(Wir haben Geſchütz für alle Noth!)
Gib uns heut, und vergieb uns unſere Schuld!
(Wir haben des Königs in Frankreich Huld!)
Als wir vergeben unſern Schuldigern.
(Wir wollen dem Bund zu Schwaben das Maul ſperren!)

(Steinhofers Chron. Thl. 4. S. 610.)

Zur zweyten Romanze.

Noch waren's wen'ge Tage.] „Im Jahre 1515 ward dem Herzog Ulrich zu Urach von ſeinem Ehgemahl

Sabina ein Sohn geboren am 12ten Mai, 18 Minuten vor der 2ten Morgenſtunde, welchen der Probſt Petrus von Denkendorf, im Namen der Stände des Herzogthums, aus der heiligen Taufe gehoben.“ Cruſius Annal. zu dieſem Jahr, und ebenſo Steinhofer in ſeiner Chronik und Eiſenbach in ſeinem Leben Herzog Ulrichs. Sattler und Spittler führen Chriſtophs Geburtsſtadt nicht an, und beide nennen als ſeinen Geburtstag den zweiten Mai. Doch hat es letzterer wahrſcheinlich nur in Eile von Erſterem abgeſchrieben, und bei Sattler ſelbſt ſcheint es ein Druckfehler zu ſeyn, indem auch auf dem Epitaph Chriſtophs, wie es Sattler abdruckt, der 12te Mai ſteht. Dieß ſcheint auch nicht für die mündlich gegen mich geäußerte Vermuthung eines hochgeſchätzten vaterländiſchen Gelehrten zu ſprechen, nach welcher ſowohl die Ermordung Hutten's (am 7ten Mai) als Chriſtophs Geburt (angeblich am 2ten Mai) nur bei Sattler nach dem alten Julian. Styl angegeben wäre, wobei denn die vorangegangene Geburt eines Erbprinzen Ulrich's That pſychologiſch begreiflicher machen würde. Allein, neben dem, daß ſich in den übrigen Angaben keine Spur von verſchiedener Zeitrechnung findet, indem auch diejenigen, die Chriſtophs Geburtstag entſchieden am 12ten Mai aufführen, dennoch Huttens Ermordung voran und auf den 7ten Mai (ſicherlich deſſelben Styl's) ſetzen: — neben dem fällt der 12te Mai neuen Styls nicht mit dem 2ten Mai, ſondern mit dem 30ſten April alten Styls zuſammen. Vielmehr iſt beides, die Ermordung Huttens am 7ten Mai und die Geburt Chriſtophs am 12ten nach dem alten Styl zu nehmen, da ja, wie oben angeführt worden, ſchon Chriſtophs Epitaph den 12ten Mai ſetzt, die Rechnung nach dem neuen Styl aber erſt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgekommen iſt: demnach

wäre Hutten am 19ten Mai unſers neuen Styls erſchlagen, und wir hätten Chriſtophs Geburtstag nach unſrer Zeitrechnung am 24ſten Mai zu feyern.

Zur dritten Romanze.

„Herzog Chriſtoph iſt geboren zwey Jahre eher, als Luther gegen den päbſtlichen Ablaß zu lehren angefangen: und führte alſo dieſelbe Zeit dieſen Fürſten ins Leben und in die Kindheit ein, welche Luthern zum Erſtlingskampf für die Wiederherſtellung des Glaubens: was nach meinem Urtheil nicht durch Zufall geſchehen iſt. Denn da der Herr gewollt hat, daß Herzog Chriſtoph hervorleuchtete unter uns, den Zöglingen der wahren Kirche, ſo muſſte er um die Zeit der Wiederherſtellung und Reinigung des Glaubens geboren werden. Damit aber Gott ſogleich durch den Namen des Fürſten ſelbſt der ganzen Welt ſagen möchte, welcher Art er ſeyn werde, hat er ihn Chriſtophorus nennen laſſen, weil er mit großem Sinne Chriſtum und die wahre Religion vertheidigen würde, und ſeiner Zeit auf ſeine Schultern einen großen Theil der kirchlichen Sorgen laden. Es hat aber den beſten Fürſten daſſelbe Schickſal begleitet, wie man es vom Chriſtophorus erzählt. Denn da die weiſeſten Männer durch Abſchattung in Gemählden zeigen wollten, wie diejenigen, ſo von Herzen Chriſto ſich ergeben, und die Sache des wahren Glaubens mit Ernſt treiben, großen Gefahren ſich unterziehen müſſten, ſo haben ſie das Gebilde eines großen Rieſen entworfen, der mitten durch's Meer zu Fuße ſchreitet, auf den Schultern einen kleinen Knaben, aber von kaum zu tragender Laſt, ſich entgegen nicht nur die Wallfiſche und andre furchtbare Ungethüme, ſondern auch die Fluthen des Meeres; und wie er doch nicht unterſinkt, noch irgend in Gefahr um ſein Leben kommt. Das alſo, was die Alten in die Pinſelzüge legten, hat der Herr an unſerm Fürſten durch ſeinen Namen und ſein Leben ausgedrückt. Denn das war das Loos Herzog Chriſtophs von der Wiegen an, daß, obwohl derſelbe von allen Gefahren und allen Stürmen der Trübſale umringt ſchien, er doch durch einen wunderbaren Rathſchluß Gottes erhalten worden iſt."

Schnepff S. 11.

Zur vierten Romanze.

Ein Rufen und ein Schreiten geht durch den Schönbuchwald.] „Der ſchwäbiſche Bund eilte mit ſchnellen Schritten durch den Schönbücher Wald." Cruſ. Annal.

„Von Nürtingen zog das bündiſche Heer in den Schönbuch. — Dieſer Wald war es, in dem ſich der Herzog vorzüglich mit der Jagd ergötzte, ſo lang ſein Glück es erlaubte. Oft vom Morgen bis zum Abend brachte er hier den Tag zu, ohne Speiſe und Trank, nicht ohne Beſchwerde ſeiner Begleiter." Thetinger S. 928.

Herr Wilhelm führt die Jäger, der Baiernherzog an.] „Herzog Ulrich hatte mit vielen und gefährlichen Feinden zu thun. Die ganze Hutten'ſche Familie brannte von Rache wider ihn. Aber ſeine Gemahlinn Sabina, eine Schweſter der damals mächtigen Herzoge von Baiern und Schweſtertochter Kaiſers Maximilian, war die gefährlichſte Feindinn,

welche jene in ihrer feindſeligen Geſinnung ſtärkte, und ſowohl ihre Brüder, als auch den Kaiſer wider ihn aufzubringen und ihren Haß zu unterhalten wuſſte." Sattler Th. 2. S. 1. 2.

Die Folge war Bekriegung und Verjagung des Herzogs durch den ſchwäbiſchen Bund, deſſen oberſter Feldhauptmann Ulrichs Schwager, Herzog Wilhelm von Baiern war. S. Sattler ib. S. 7. und ff.

Die Fürſtinn die entflohn.] „Die Herzoginn beſorgte auch einer Gefangenſchaft; die Ausſchweifungen ihres böſen Mauls mochten ſie beſorgt gemacht haben, daß ſie eine Ahndung verdient hätte. Sie kam aber zuvor, denn der Kaiſer war indeſſen nach Ulm gekommen und begehrte, daß der Herzog auch dahin kommen ſollte. In der Hinreiſe beſuchte er zu Nürtingen Herzog Eberhards II. Wittwe, und ſeine Gemahlinn, welche ihn freundlich empfieng, und bald wieder zu Stuttgart zu ſeyn vertröſtete. Sie ſtellte ſich unpäßlich, und der Herzog ſchickte ſeinen Leibarzt zu derſelben, welchen ſie acht Tage lang bey ſich behielt, und endlich wieder nach Stuttgart mit dem Vermelden ſchickte, daß ſie am nächſtkünftigen Samſtag ſelbſten nach Stuttgart kommen würde. Der Herzog fand ſich auch wieder daſelbſt in der gewiſſen Hoffnung ein, ſeine Gemahlin anzutreffen. Anſtatt deſſen erhielt er den 24ſten Nov. 1515 die unverhoffte Nachricht, daß ſie ſich durch Dietrich Späthen, Obervogten von Urach, Hans Dietrichen von Weſterſtetten und Georg Staufern von Hohenſtauffen bey finſterer Nacht nach Ehingen an der Donau entführen laſſen. Man ging von Seiten der verwittibten Herzoginn von Baiern ſchon lange damit um. Dieſe trachtete ſie nach München zu bringen, welches ihr aber immer mißlang; bis ſie dieſesmal den Vortheil erſah, ihre Abſicht auszuführen.“ Sattler Th. 2. S. 193. 194.

Da wurde mit Entſetzen ein Leichnam ausgeſcharrt.] „Wir haben Johann von Hutten wieder ausgegraben, in einem Flecken, nicht weit von dem Wald, da er erwürget worden. Ein Wunderwerk, das man ſchier nicht glauben kann: der Leib, der vor vier Jahren vergraben, iſt nicht verzehrt, auch nicht ſtinkend worden; man hat ſein Angeſicht ganz geſehen, ja ſein Haar iſt noch mit Blut beſprengt geweſen. Siehe, ein Zeugniß ſeiner Unſchuld! wir haben ihn gen Eßlingen geführt, von dannen wollen wir ihn in ſein väterliches Begräbniß bringen.“

Aus einem Brief Ulrichs von Hutten bey Steinhofer: Chr. 4ter Thl. S. 594 ff.

Zur fünften Romanze.

Einzelne Umſtände zu dieſer und den folgenden Romanzen ſind gezogen aus der „Chronika gewaltiger Verjagung Herzog Ulrichs ꝛc.“ (Sattler Beylage Nro. 21 zum 2ten Thl. S. 30 ff.) einer gleichzeitigen Schrift, deren unvergleichliche Zuſchrift an Chriſtoph den Erbprinzen hier ſtehen mag:

„Dem durchlauchtigen hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Chriſtopheln, Herzogen zu Wirtemberg ꝛc. Meinem gnädigen Fürſten und Herrn entbiet' ich, Friedrich Stumphart von Canſtadt, dieſer Zeit Vogt zu Böblingen, meinen unterthänigen und gehorſamen Dienſt, allzeit zuvoran bereit. Gnädiger Fürſt und Herr! Vor zehen Jahren her bin ich Willens geweſen, eine Chronika zu machen, von Ew. Fürſtl. Gn. Herrn Vaters gewaltiger Verjagung; und (bin) doch guter Meinung

(in Hoffnung täglicher Beſſerung) damit ſtill geſtanden, bis da man zählt 1531, da hab' ich dieſe Chronika verſammelt, und (ſie) doch abermals nit wollen offenbaren, um deßwillen, daß ich beſorgt, ich möcht' damit, als mit der Wahrheit (die Haß bringt) etwan einen Unwillen machen, und, ſo ich meinte, ich wollt' die Sach' beſſern, — daß ich's böſerte. Dieweil aber jetzo Ew. F. G. Herr Vater mit Hilf' des allmächtigen Gottes (dem hierum in Ewigkeit Lob, Ehr' und Dank ſey), frommer Fürſten und Herrn, auch andrer Ehrenleut', ſ. Gn. Fürſtenthum und Vaterland wiederum erobert, ſo weiß ich, von Gottes Gnaden, keinen fernern Nachtheil zu beſorgen, und dieweil denn auch ein alt löblich und ehrlich Herkommen und Brauch iſt, daß allwegen die neu zukommenden Herren in Annehmung ihrer Land' und Leut' mit etwas verehret werden, ſo wäre wohl billig und recht, daß ich mich auch dermaßen gegen Ew. F. Gn. erzeigte. So ich aber leider nicht reich bin, und deßhalben Ew. F. Gn. weder mit Silber noch Gold verehren kann, ſo wölle Ew. F. Gn. den guten Willen (wie Chriſtus vom armen Wittfräulein) für die Werk' annehmen; denn in ſolchem guten Willen ſtand ich (deß iſt Gott mein Gezeuge!), daß ich nit allein Silber und Gold, wo es in meinem Vermögen wäre, ſondern das Herz im Leib, wo möglich mit Ew. F. Gn. und deren lieben Herrn Vater theilen wöllt'. Damit aber Ew. F. Gn. nicht gar unverehret von mir bliebe, ſo hab' ich dieſe Chronik, wie oblautet, vor drey Jahren gemacht, und jetzund Ew. F. Gn. zu Ehren geoffenbaret; ungezweifelter Hoffnung (ſo fremde Schäden einen Jeden behutſam machen ſollen), es werden noch viele Ew. F. Gn. Herrn Vaters (als eigene) Schäden Warnungsweiſ' Ew. F. Gn. Land und Leuten zu Seeligkeit, Ehr, Wohlfarth, Glück und Gutem kommen: das woll' Ew. F. Gn. gnädiger und ſonders guter Meinung, wie es geſchehen iſt, von mir annehmen, und mich als armen Unterthänigen gnädiglich befohlen haben! Datum Böblingen den 15ten Tag des Monats Septembris Anno 1534.“

Kein Volk hat er zur Hand.] „Uff denſelben Tag (30. Mart.) iſt Herzog Ulrich mit wenig Reitern von Stuttgarten gen Tübingen geritten; hatt' viel Geſchütz und Landvolks, bey 13.000 Mann zu Stuttgarten gelaſſen.“ ebendaſ.

Die Romanzen folgen hier nicht ſtreng der Zeitordnung; der Inhalt der fünften Romanze fällt chronologiſch vor den der vierten. Denn Herzog Ulrich „ſagte zu Tübingen, wo er der Beſatzung auf dem Schloſſe ſeine lieben Kinder Chriſtoph und Anna zurückgelaſſen, dieſen und dem Herzogthum mit Thränen ein Lebewohl“ (Cruſ. Annal.) ſchon am 7ten April 1519, hauptſächlich weil ihn die Schweizer verlaſſen; der Schönbuch aber ſcheint erſt am 11ten April und den folgenden Tagen beſetzt worden zu ſeyn (ſ. Steinhofer l. c. Thl. 4. S. 574 und bemeldte Chron. S. 36.). Indeſſen repräſentirt die vierte Romanze den feindlichen Einfall ins Land überhaupt, und darf inſofern gar wohl Ulrichs Flucht voranſtehn. Eine andre Sage übrigens, nach der Ulrichs Flucht weit ſpäter fiele, führt Thetinger S. 931 an: „Es ging das Gerücht, in dem Schloſſe zu Tübingen habe ſich (noch während der Belagerung) der Fürſt mit ſeinem damals vierjährigen Sohn Chriſtoph befunden, ſo ſtandhaften Muthes auf den Platz vertrauend, daß er ſich kaum bewegen laſſen hinwegzugehen, und ſich in Sicherheit zu begeben, während ſchon die Mauern zuſammenſtürzten. Endlich ſoll er in der Nacht über den Bergrücken, auf welchem das Schloß ruht, mit wenigen Begleitern durch den unwegſamen Wald entflohen ſeyn.“ Nach Cruſ. floh er durch den Schwarzwald nach Mömpelgart.

Zur ſechsten Romanze.

Die Namen der 62 Ritter ſiehe bey Sattler und Eiſenbach. — „Tübingen Stadt und Schloß wurde von der Ammerſeite belagert, und das feindliche Lager am Käſebach aufgeſchlagen. Die Stadt ergab ſich ſchon am Gründonnerſtag den 14ten April. Das Schloß aber hielt ſich wacker, machte an demſelben Tag einen Ausfall über den Neckar und ſchlug die Verbündeten bey Derendingen. Hier ward auch der Stratioten Hauptmann Georg Samaras aus Corona in Albanien verwundet und gefangen, und am andern Tag zu Tübingen feierlich begraben.“ (Cruſii Annal. vergl. Sattler 2ter Thl. S. 16.) Die Stratioten beſchreibt Thetinger (l. c. p. 931.) ſo: „Es waren in dem Bundesheere Stratioten, Söldner vom Bosporus, was ehemals die thraciſchen Rhätier geweſen“ (nach Cruſius und Sattler waren es Epiroten). „mit dieſen kamen Tübingliſche ins Handgemeng, und ſchlugen Wenige die Vielen in die Flucht, obgleich die Stratioten aus einem Hinterhalt hervorbrachen. Die Schlacht geſchah auf dem Felde, das jetzt Wenfeldt heißt, von dem einſtigen Umwenden der Feinde. Die Stratioten, im leichten Gefecht, ſpotten der Andrängenden, bald mit wildem Anlauf, bald mit ausweichender Flucht. Aber die Tübingiſchen, mehr auf ihren Arm vertrauend, als auf ſchnelle Pferde (ſolcher bedienen ſich die Stratioten), halten rüſtig fechtend ihren Anlauf muthig auf, verfolgen die Flüchrigen, durchſtechen einen *vom Pferd herab fechtenden Edeln*, und fangen ihn lebendig" u. ſ. w. Nach Cruſ. waren ſie vornehmlich „*berühmt im Lanzenſchwingen.*" κονταριοφορουσιν, ſagt er).

Zur ſiebenten Romanze.

„Am Charfreitag Vormittag hat man mit denen im Schloß einen Anſtand (d. i. Waffenſtillſtand) gemacht, und darüber uff beiden Seiten nit mehr geſchoſſen; und iſt der Anſtand angangen am Charfreitag um 2 Uhr: ſollt' währen bis auf den Oſtermontag um 8 Uhr zu Morgen. — Nachmittags um 3 Uhr hat Jerg von Fronsberg (der Hauptmann der Belagerer) den Ludwig von Stadion mit etlichen Andern herabgefordert, mit einander einen Trunk zu thun vor der Stadtpforten, und weiter Geſpräch zu halten; iſt alſo beſchehen beym kühlen Wein. Der Teufel geſegn' ihn Allen!" — „Am Oſtertag iſt man ſtill gelegen, doch iſt (da man das Geſchütz zu Freuden der Urſtänd abgeſchoſſen hat) in etlich Quartieren Lärmen geweſen. Am Oſtermontag hat man den Anſtand erlängert, — darnach iſt es bald ganz ausgebrochen, wie ſich das Schloß Tübingen ergeben hab'" u. ſ. w. (Bemeldte Chron. bey *Sattler* l. c. p. 36. 37.) — Das Gedicht drängt dieſe Begebenheiten in den Oſtertag zuſammen.

Das war ein Herr von Heuen.] Schreiben Jörgens von Heuen an Herzog Ulrich (*Sattler* l. c. Beylage Nro. 14. S. 19.): „Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr! Ew. Fürſtlichen Gnaden ſey allzeit zuvor mein unterthäniger, williger Dienſt. Gnädiger Herr! Nachdem ich, als Ew. F. Gn. Diener in gegenwärtiger Fehde betreten, und von Ew. F. Gn. in der Beſatzung Ew. F. Gn. Schloß zu Tübingen gelaſſen, und des Willens geweſen, mich darin zu halten, und E. F. Gn. zu dienen, als einem Biedermann gebürt, — als ich gethan hab': dieweil aber ein Contrakt geworden iſt, und man's gemacht hinter mir, und ich darein nit hab verwilliget, und weder Rath noch That gethan hab, ſondern unter den Edelleuten und Fußknechten anfänglich geſagt, ſemlich Schloß nit uf zu geben, ſondern zu halten, und mich zu wehren, dieweil mir mein Leib werth, und zu thun, als einem frommen, ehrlichen Geſellen zuſteht (Ew. F. Gn. wird's auch wohl berichtet werden von andern Leuten, denn von mir): ſo hab' ich mich meins Theils allweg unterſtanden ſolchen Contrakt zu verhindern, aber es nicht zu heben vermögen; auch deßhalb ich drey Tag darvor nit in Rath wollen gan: darum will ich mich hiemit Ew. F. Gn. entſchuldigt haben, und nachdem ich verglaubt bin, einen Monat lang nicht wider den Bund zu thun, ſofern dann E. F. G. nach Ausgang der Zeit E. F. G. dienen laſſen, will ich E. F. G. lieber dienen, dann Niemanden im Reich. Bedarf aber Ew. F. Gn. mein nit, ſo will ich nit wider Ew. F. Gn. ſeyn. Das will ich Ew. F. Gn. in unterthäniger Meynung nicht verhalten, und bitt' Ew. F. Gn. mich in gnädiger Befelch zu haben. Datum Mittwochen nach Oſtern, im 1518ten Jahr. Ew. F. Gn. williger Jörg von Hewen, Frygherr."

Und will aufs Neue wagen Für ihn mein adlig Blut.] Er hat Wort gehalten. Derſelbe Jörg Freyherr von Höwen (Heuen), der auch um's J. 1536 als Würtembergiſcher Obervogt zu Tuttlingen vorkommt (Sattler S. 95.), führte im J. 1542 das würtembergiſche Contingent, das aus 1000 Mann Fußvolk und 150 Reitern beſtand, gegen die Türken, und kam in dieſem Feldzug um. ſ. Cruſius zum

J. 1542, der ihn Georgius, Freyherr von Hohenhewen nennt.

Zur achten und neunten Romanze.

Der aber muß erſt fragen u. ſ. w.] Noch Anno 1533 klagte Chriſtoph, ſeinen Vater nie geſehen zu haben. ſ. Cruſ. Annal. Vergl. Spittler's W. G. S. 145. — In der Poeſie fällt die Wiederbeſitznahme und der wiederholte Verluſt Würtembergs Anno 1520, als reine Wiederholung, zuſammen mit dem erſten Ereigniß dieſer Art: das Lied übergeht ſie daher billig, und kann den Fürſtenſohn ſogleich vom Tübinger-Schloſſe nach Inſpruck geleiten. Geſchichtlich iſt es anders: „Herzog Chriſtophen hat man ſeines Alters im vierten Jahre, gen München in Bayern geführt. Daſelbſt iſt er etlich Jahr von ſeiner Frau Mutter Bruder enthalten worden. — Als die ſchwäbiſchen Bundsſtände das zum andernmal eroberte Fürſtenthum Würtemberg Kaiſer Carln dem Fünften um eine benannte Summe Gelds einhändig gemacht, und Ihre Majeſtät daſſelbe darnach Anno 1522 (lies 1520) derſelben Brudern, Erzherzog Ferdinanden zu Oeſterreich, Infanten in Hiſpanien übergeben, da haben die Herzoge in Baiern den guten jungen ſiebenjährigen (lies: fünfjährigen) Fürſten gen Insbruck geſchickt (vgl. Sattler l c. p. 53). Daſelbſt iſt er Anfangs eine zeitlang einem Doctori Medico in die Koſt verſtellt, der ihn bey ſeinen zweyen jungen Söhnen, ohn alles andre Hofgeſinde, als eine gemeine Adelsperſon erhalten.“ Aus einem ungedruckten Manuſcript des ſeel. Profeſſ. Harpprecht zu Tübingen. (Hiſtori 4 Fürſten. Eberhards ꝛc. ohne den Namen eines Verfaſſers und ohne Jahrszahl; wie es ſcheint, aus Einer Quelle mit

Chriſtophs Lebensbeſchreibung in Schwellins kleiner Würtembergiſchen Chronik.) Nach demſelben Mſcr. erhielt Chriſtoph erſt ſpäter von Ferdinand einen edeln Hofmeiſter, Herrn Wilhelmen von Reichenbach." Dieſen ſcheint **Röſlin** (S. 13) und **Sattler** (S. 226. §. 133) mit jenem Doctor medicinæ zu verwechſeln. **Schnepff** aber ſchreibt von Reichenbach (l. c. p. 13), „er ſey nicht ſowohl durch Ahnen und Adel, als durch Seelengröße und Gelehrſamkeit ausgezeichnet geweſen; er ſey nehmlich ein Doctor juris geweſen." Nach **Sattler** endlich ſoll Chriſtoph bey der Kaiſerinn und Königinn auf dem Schloß ſeinen Unterhalt gehabt haben (l. c. p. 55).

Zur zehnten Romanze.

„Seine Lehrer waren M. Michael Tyfernes *), ein Mann, neben ausgezeichneter Gelehrſamkeit, von den reinſten und beſten Sitten, und W. Reichenbach. — Unter ſolchen Führern machte er die herrlichſten Fortſchritte. Denn er hatte vortreffliche Anlagen und **ein bis zum Wunderbaren getreues Gedächtniß.** Denn was andre kaum mit Beihülfe der Papiere behalten, ſagte er aus dem Gedächtniſſe in beſter Ordnung, mit Beyfügung der Perſonen, der Oerter, und ähnlicher lange Zeit vorher bemerkter Umſtände her. Der Knabe hatte einen hartnäckigen Eifer zu lernen, ſo daß er ſeinen Mitſchülern (**und er hatte deren vortreffliche,** meiſt adliger Leute Kinder) in keiner Art von Uebung, zumal ſolcher, die zur Geiſtesbildung gehörte, weichen wollte. Beſiegt, legte er ſich nicht ſchlafen, bis er dem Gegner oder Nebenbuhler es zuvorgethan. — Weiter, da der Herr, der die Herzen der Großen in ſeinen Händen hat, in jenem Fürſten das vollendete Ideal eines vortrefflichen Herrſchers und löblichen Regenten ausdrücken wollte, ſo fügte er es, daß derſelbe vieler Menſchen Sitten und Städte kennen lernte, und zur Duldung nicht nur der Mühſeligkeiten, ſondern auch des Unrechts gewöhnt wurde. Die erſte Hofbildung erhielt er bey Kaiſer Karl dem Fünften. Welche Zier von Klugheit und Seelengröße an dieſem Herrn erſichtlich war, iſt allbekannt. Da nun Chriſtoph den erſten Grund zu ſeiner politiſchen Ausbildung bey einem ſo großen Kaiſer legte, und die Fürtrefflichkeit ſeines Geiſtes und ſeiner Natur hinzukam — wie hätte nicht etwas Einziges, Herrliches aus ihm werden müſſen? — Nicht nur ſah er täglich lebendige Bilder der Tugend, er ſelbſt hatte auch viele Vorübungen zu künftigen Thaten: zumal da er, um ſeines Geiſtes und Herzens willen, dem Kaiſer lieb geworden, nicht von ihm weichen durfte, und ihm Bücher aller Art, auch Glaubensſtreitſchriften, täglich zu beſtimmten Stunden vorlas, und ſein Urtheil über viele wichtige Angelegenheiten aufmerkſam hörte. Dieß brachte ihm in ſeinem ganzen Leben großen Nutzen, und bildete ſeinen Geiſt zur Gewandtheit im Urtheilen und im Handeln.“ Schnepff l. c. p. 13. 14. 15. Schwelins Chron. S. 203: „Der edle junge Fürſt hat ſich auch in K. M. Dienſten unter mancherley K. M. Begegniſſen und Gefährlichkeiten ſo getreu und herzhaft gehalten, daß Ihre Maj. ihn ſo wohl leiden mögen, daß ſie ihn aus etlichen Büchern geiſtlich- und weltlichen beeder Religion leſen laſſen, indem dann er, was bey einem

---

*) „ein geborner Hungar, etwa geweſener Profeſſor zu Wien." **Harppr.** Mſcr. und **Schwellins** Chronik. Die einzigen nähern Nachrichten über **Tuffern** ſ. in **Schnurrers** vortrefflichen Erläuterungen der würt. K. Geſch. S. 341 und f.

jeden die K. M. gelobet oder verworfen, ihm wohl eingebildet ꝛc.“

Zur eilften Romanze.

Beherzt und ohne Scheu ꝛc.] „In Ihr. M. hohen begegneten Gefährlichkeiten und zugeſtandenen Aufgeläufen hat er ſich allweg treu, beherzt und männlich gehalten, und ſonſt beharrlich, unverdroſſen und allerunterthänigſt aufgewartet, — und iſt an ihm ein höherer Verſtand, als dieſes Alter ausweiſt, geſpüret worden.“ Harppr. Mſtrpt.

Er las in Römerſagen.] „Als er die lateiniſche Sprache ziemlich begriffen, daß er ſie verſtehen, reden und ſchreiben können, da hat er ſich auf die Hiſtorien begeben, und ſich mit Luſt ſelbſt dazu angehalten. Daraus hat er viel guter Exempel zu Anſtellung eines tapfern fürſtlichen Weſens, Wandels und Lebens begriffen.“ Harppr. Mſtrpt.

Ebenſo Schwelin l. c. p. 203. „Ermeldter Tiffernus hatte ihm zwar fürgenommen, ihre Fürſtl. Durchlaucht in griechiſcher Sprache und andern hohen Studiis zu unterrichten, dazu auch dieſelben unter der Hand wohl willig und begierig geweſen, welches aber unterwegen geblieben, weilen höchſtermeldte Ihre F. D., nachdem ſie etwas erſtarket, ſich ganz und gar auf die Hiſtorie und Politik gelegt, die lateiniſchen Hiſtorien und andre dergleichen Schriften mit Luſt emſig geleſen ꝛc.“

Da weckt's am ſtillen Abend.] „Als nun der türkiſche Kaiſer Solyman Anno 1529 die Niederöſtreichiſchen Lande überfallen, und die Hauptſtadt Wien belagert, haben ſich J. F. D. Herzog Chriſtoph ebendamalen zu Neuenſtadt (Wieneriſch Neuſtadt) enthalten, und von daraus, wenig Stund zuvor, dem vorſtreitenden Feind mit etlichen Herren auf einer Kutſchen kümmerlich entrunnen, nicht ohne Gottes ſonderbare Fürſeh- und Schickung, deſſen gnädigen Schutz und Obwacht dieſelbe in andern dero großen Leibs- und Lebensgefahren, deren ihr nicht wenig aufgeſtoßen, ebenmäßig gemerkt und erfahren hat." Schwelin l. c. p. 115. Ebenſo Sattler, Steinhofer und Herzog. Mſcr.

Zur zwölften Romanze.

„Den 22ſten und 24ſten Febr. 1530 ließ ſich Carl der Fünfte von Pabſt Clemente dem Siebenten in Bononien (Bologna) krönen, bey welcher Solennität auch Herzog Chriſtoph von Wirtemberg als ein kaiſerlicher Höfling und Kammerherr zugegen war." Steinhofers Chr. 4ter Th. S. 189. Ausführliche Beſchreibung der Krönung bey Cruſius zum J. 1530. Uebrigens vergleiche man zu dieſer und der vorigen Romanze beſonders Spittlers Geſch. v. W. S. 145.

Denn vieler Städte Sitten.] S. die Stelle aus Schnepff zur zehnten Romanze. — „J. F. D. haben auch mehr Länder und Nationen, deßgleichen anderer Völker Sitten und Weiſen zu ſehen und zu erfahren gehabt, zu welchem Ende dieſelbe an Kaiſer Karl des Fünften, lobwürdigſter Gedächtniß, Hof und Kammer aufgenommen, bey welcher Gelegenheit ſie nicht allein die Niederlanden geſehen *) und erfahren, ſondern auch auf höchſtgedacht Kaiſers Caroli kaiſer-

---

*) Dieß bemerkt kein anderer Schriftſteller als ebenfalls das Herzogl. Mſcr., welches ſagt: er habe „hohe und niedere deutſche Lande zu durchwandern Gelegenheit gehabt."

liche Tugenden, neben ſeinen unterthänigſten gefliſſenen Dienſten ihr gut Aufſehen und Achtung gehabt, insonderheit man, derley Nationen, in dem Kaiſerlichen Hof nachgezogen, Sitten und Thun auch was an einer jeden Löbliches oder Bedenkliches, wohl vermerkt, ſich deſſen alles nachmals viel erinnert, und es andern mit Nutzen erzählen können.“ Schwelin S. 103. 104.

Zur dreyzehnten und vierzehnten Romanze.

„Nach dieſer Verrichtung (der Krönung) kam der Kaiſer Carl nach Augsburg zu dem auf den neunten April 1530 ausgeſchriebenen Reichstag. Das vornehmſte, das hier aufs Tapet kam, war der Türkenkrieg und die Religionsangelegenheit u. ſ. w. — Auf eben dieſem Reichstag empfieng auch Ferdinandus, König in Ungarn und Böhmen, das Herzogthum Würtemberg und Teck von dem Kaiſer zu Leben. Der Aktus geſchahe nicht in der Stadt, ſondern im freyen Feld, da den fünften September bey dem Schloß Weſſenberg (Weſſenburg) für den Kaiſer ein Gerüſte zubereitet worden, um welches, als den kaiſerlichen Thron, der König Ferdinand dreymal herumreiten laſſen“ (auch wohl, nach Vorgang anderer Belehnungen, ſelbſt herumritt), „und alſo die Belehnung ſeiner Güter und Landen, worunter auch das Herzogthum Würtemberg und Teck war, empfangen. Herzog Chriſtoph hatte zwar mit andern vornehmen Potentaten“ u. ſ. w. ſ. unten. Sattlers Th. 1. S. 180.

„Da der Churfürſt von Maynz dem Erzherzog den Lehenseid vorgeleſen, und ihre Königl. Maj. mit Auflegung der Hand auf die Worte des Evangelii nachgeſagt hachen, wurden erſtlich des Reichs- oder Blut-Fahne, nachmals der Oeſterreichiſche, Steyriſche, Kärntheriſche ꝛc. Fahn alſo einer nach dem andern zwiſchen beyder Majeſtät geſtellt, und griff erſtens die kaiſerliche, nachmals die königliche Majeſtät mit der Hand an die Fahnen, wie ſich von altem Herkommen gebührt, darnach wurden ſolche Fahnen alle über den Lehnſtuhl geworfen, und von Stund nach Angreiffung der Fahnen gelobt, und griff der König in Kraft und Bezeugniß der kai. Belehnung Kaiſ. Majeſt. an das Schwert, ſo der Churfürſt von Sachſen dazumal der Kai. Maj. zu Handen gereicht; darauf bedeckte Königl. Majeſtät das Haupt wieder mit dem Erzherzogen-Hütlein.“ Lünig Corp. jur. feud. bey Lang Entwicklung der Geſchichte des kär. Wappenweſens [illegible] Thl. S. 13. 14. Dieß Alles geſchah ohne Zweifel nach dem Herumreiten um den Thron mit den Fahnen.

Man vergleiche die Beſchreibung einer ähnlichen Belehnung bey Crus. z. J. 1530. 26. Jul.

Der Baier ging zur Kirche, er hatt' einen großen Hund.] Dieſer Witz war wirklich im Munde des Volkes. Man vergleiche folgende Stelle aus einem „hübſchen Geſpräch von Herzog Ulrichen W. 1523 geſchehen (zwiſchen einem Pfarrer in Württemberg und einem däniſchen Hauptmann).“ im [illegible] Chronik gewidmeter Beylagen des Sattler S. 25. „Hauptm. Wer hat's gethan? Pfarr. der ſchwäbiſch Bund. H. Wer iſt der ſchwäbiſch Hund? Pf. Ja wohl Hund! Ich ſag' Bund. H. Wer iſt denn der Bund? Pf. Es ſind die von Nürnberg, Augsburg, Ulm und viel andere Städt', die ich nit nennen kann. Es ſind auch im Bund etlich Herrn, als Herzog Wilhelm von Baiern, viel Biſchöff und anderer Herren. H. Nun, ganz (geh) es, wie es will, ſo ſollten wir bald ſo viel Herrn und Städt' einen Fürſten und

Glied des röm. Reichs verjagen, als ihr meldet, wider Gott und Billigkeit. Es muß ein Häcklin und Urſach han, die Urſach ſey wie ſie wöll. Pf. Ja! ſie haben eine faule, aber ſchändlich' Urſach für Hand genommen" u. ſ. w.

Zur fünfzehnten Romanze.

„Der Landgraf von Heſſen gab ſich viele Mühe zur Zeit des Reichstages, und hat mit einer glänzenden Schaar deutſcher Fürſten, trat vor das Angeſicht des Kaiſers, fiel auf die Knie, und erflehte für Herzog Ulrich die Rückkehr, der ſo viele Jahre verbannt, des altväterlichen Fürſtenthums beraubt geweſen. Eben daſſelbe flehten alle aus Einem Munde. Aber der Kaiſer ſchien ſolches mit Unwillen zu hören, verſagte die Bitte und ſoll geſprochen haben: „Durch's Schwert hat er ſein Land verloren, mit dem Schwert mag er's wieder einnehmen, wenn er kann!" Zeiſinger l. c. ap. Schard. Tom. II S. 947.

Es iſt ja ſchlechte Gabe u. ſ. w.] Schwelin S. 142 und f. „A. 1526 iſt Frucht und Wein übel gerathen, die Früchte waren ſo dick mit Gras, daß gar wenig Frucht in die Garben kommen; der Wein aber hatte einen böſen Blühet; deßwegen auch wenig und ſaurer Wein erwachſen. — A. 1527 war abermal ein ungeſchlachtes Jahr u. ſ. w. A. 1528 ſind die Früchten abermal übelgerathen. Weil der Dinkel ſo ungleich und mancher dadurch vervortheilt worden, iſt auf Befehl der Obrigkeit, allen Dinkel auszugerben, der Scheffel Kern um 4 fl. taxiert worden. Weil aber eine ſiebenjährige Theurung angefangen, iſt es nit lang alſo verblieben, ſondern höher geſtiegen. — A. 1529 war wieder ein unfruchtbar Jahr. —

In dieſem Jahr graſſierte eine Krankheit, die hat man den engliſchen Schweiß genannt, ſo nichts Anders geweſen, als daß die Leut neben einem großen Schweiß am ganzen Leib nur haben gähnen oder nieſſen müſſen, und darauf gar ſchnell dahingefallen ſind und geſtorben, dannenhero der Wunſch entſtanden, wann einer genieſſen, daß ſie geſagt haben: helfe dir Gott! Maſſen noch heutigen Tags es der Brauch iſt. — An welcher Seuch viel tauſend Menſchen geſtorben ſind. Es regierte auch dieſes Jahr noch eine andre Seuch, daran die Leut meiſtentheils vom Schlaf innerhalb 24 Stunden geſtorben, wenn man aber durch fleißige Warte mit Rütteln, hin und wieder Legen, oder wie man gekonnt, dem Schlaf gewehrt, ſind durch dieß Mittel viel beym Leben erhalten worden." — In dieſem Jahr gab es an S. Veits Tag unerhörte Waſſergüß — wie auch viel Mordbrenner; maſſen dann derſelben zu Eßlingen auf Einen Tag vier mit dem Rad gerichtet worden."

Steinhofer 4ter Th. S. 290. „Weilen um dieſe Zeit (1530) die Peſt zu Stuttgart, Tübingen, Herrenberg, Calw, Eßlingen, Weil und andern Gegenden heftig wüthete, wurde die Akademie zerſtreut" u. ſ. w.

Zur ſechzehnten Romanze.

„Im ganzen Leben Chriſtophs, ſo voll der ſchönſten Begebenheiten daſſelbe iſt, zeichnet ſich kein Theil ſo lieblich und gerad im Leben eines Fürſten ſo unerwartet aus, als ſeine recht brüderliche Freundſchaft mit Maximilian. Ich habe die Geſchichte ihrer Entſtehung nicht auffinden können, und auch der ununterbrochene Fortgang derſelben läßt ſich nicht ganz verfolgen, ſo lang die große Sammlung von Briefen des Herzogs Chriſtoph, welche vor einigen Jahren zufällig in einer alten Regiſtratur entdeckt worden iſt, ein leider verſchloſſener Schatz bleibt.“ Spittler's Geſch. Würt.

Seitdem iſt dieſe Sammlung, welche 187 Briefe theils von Chriſtoph an Maximilian, theils von dieſem an jenen enthält, von Kanzler Lebret in ſeinem Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchen-Geſchichte, dem 9ten Band (Ulm 1785) einverleibt worden.

Mit Begierde ergriff dort der Dichter die Stelle in Lebrets Vorrede: „Was die Entſtehung dieſer Freundſchaft betrifft, ſo kann ſie nicht leicht anderswo als am kaiſerlichen Hofe Karls V. ſelbſt geſucht werden, wo dieſe beyden ſympathiſierenden Fürſtengemüther ſich genau kennen lernten, und zärtliche Freundſchaft für einander gewannen.“

Allein der Irrthum entdeckte ſich ihm bald. Chriſtoph lebte an Carl des Fünften Hofe, früheſtens vom J. 1526 bis 1532, wo er nach Baiern entfloh. Maximilian aber, Ferdinands Sohn und Carls Neffe, ward erſt A. 1527, am 1ſten Auguſt, geboren und verlebte überdem ſeine erſte Jugend in Spanien.

Ja, als er trug die Krone, bliebſt du ihm lieb und werth.] In den Briefen, die der König Maximilian ſchrieb, herrſcht freylich ein freyerer Ton über Glaubensſachen; er erſcheint faſt lutheriſch; dagegen in denen des Kaiſers Maximilian dieſe nicht mehr berührt werden. Sonſt ſind ſie nicht minder herzlich, und unterſcheiden ſich nur dadurch von den frühern, daß Chriſtoph darin deine Liebden, nicht mehr eure Liebden betitelt wird.

Mit ihm beſprachſt du weiſe ꝛc.] Die meiſten dieſer Briefe ſind politiſch-religiöſen Inhalts, mit angeſchloſſenen Zeitungen aller Art.

O ſchönes Wechſelleben, du ſandſt ihm Alles ſein ꝛc.] Als Belege einige Briefe, die zugleich als Probe jener Correſpondenz hier ſtehen mögen.

56. „Wir Maximilian ꝛc. Hochgeborner Fürſt, freundlicher lieber Vetter und Gevatter! Wir haben euer Lieb Schreiben vom 28. Jan. verſchienener Tagen empfangen, und Inhalts neben den überſchickten Büchlein verſtanden, nehmen dieſelbe von euer Lieb zu freundlichem Dank an. Und als ſich euer Lieb erbieten, Uns Omn. Op. M. Lutheri, Ph. Melanchtonis et Brentii etc. wo wir die haben wollten, auch zu überſchicken, werden Ew. L. ab eingelegtem Zettel ſehen, was wir allbereit von gedachten Martini Opera bei Handen haben. So uns dann euer Lieb die übrigen, ſamt des Philippi, Brentii oder anderer Theologen der wahren Religion Schriften überſenden, daran werden uns E. L. ein ſonderes Gefallen thun, ſollen auch von uns zu freundlichem Gefallen aufgenommen werden. Welches wir E. L. auf dero Schreiben und Erbieten zu freundlicher Antwort nicht wollen verhalten. Wien den 23. Febr. 1558. Maximilian.“

59. „Gnädiger Herr! Euer Königl. Würden Schreiben d. d. 23 Febr. habe ich den 9ten Majus allhie mit gebührender Reverenz empfangen, und darauf nach Martini Lutheri Opera, ſo E. K. W. noch nicht haben, desgleichen nach Philippi und Brentii ſehen laſſen, aber jeztmals nicht weiter überkommen können, denn wie E. K. W. aus inliegendem Zettel gnädiglich zu ſehen haben. Die habe E. K. W. Geſandten, Nikolaus von Warnsdorf ich überantworten und zuſtellen laſſen, und E. K. W. dienſtlichen und anmuthigen Willen zu beweiſen bin ich jederzeit gutwillig, mich denſelben dienſtlich befehlend. Frankfurt den 16. Mart. 1558. Chriſtoph.“

Aus dem 62ſten Brief. — „Schicke E. K. W. hieneben ein kleines Büchlein, ſo meiner Pfarrer einer gemacht hat, warum die päbſtliche Meſſe zu meiden und zu fliehen, mit dienſtlicher Bitte, E. K. W. wolle ſolches mit Wohlbedacht leſen. Habe denſelben den kürzlichgemachten Frankfortiſchen Abſchied in Religionsſachen zugeſchickt, weiß aber nicht, ob E. K. W. ſolcher zugekommen ſey. Und haben die oberländiſchen Fürſten, Grafen, Herren und Städte, unſerer Religion, ſolchen alle angenommen, und darob zu halten zugeſchrieben, dergleichen der mehrere Theil von den Fürſten und Grafen in den ſächſiſchen Landen: daß ich alſo zu dem lieben Gott hoffe, daß der Papiſten Frohlocken über unter uns vermeinte Spaltung nunmehr auch ein Ende werde haben. Welches E. K. W. ich dienſtlicher Wohlmeinung nicht habe ſollen verhalten. Derſelben zu Gnaden ich mich dienſtlich thue befehlen. Stutgardt den 1. Jun. 1558. E. K. W. Dienſtwilliger C. H. z. Wirtemberg.“

64. „Durchlauchtiger u. ſ. w. — ich habe E. L. Schreiben ſamt dem Büchlein, die päbſtliche Meſſe betreffend empfangen, auch daraus E. L. gutherziges Gemüth gegen mich geſpürt, daß ich dann mich gegen denſelben ganz freundlich auch dienſtlich bedanken thue, und wo ich ſolches um E. L. weiß zu verdienen, ſollen ſie mich jederzeit ganz willig befinden, wie billig. Habe auch den Abſchied zu Frankfurth, betreffend die Religion, empfangen, welches mich nicht wenig erfreut hat, dann einmal kein beſſerer Weg vorhanden, allein die Vergleichung der Religion. Will auch derhalben E. L. dienſtlich ermahnt haben, damit ſie wollen darauf bedacht ſeyn, und keinen Fleiß ſparen, dann durch dieſen Weg der Vergleichung ſticht man dem Papſt den Hals gar ab; darum nicht wenig daran gelegen. Zweifelt mir auch gar nicht, E. L. werden es, an den-

ſelben Fleiß nicht erwinden laſſen. Sonſt weiß ich E. L. dieſer Zeit nichts Sonderes zu ſchreiben, allein daß die Kaiſ. Maj. ziemlich ſchwach iſt geweſen an dem dreytägigen Fieber; aber Gott dem Herrn ſey Lob, ſo ſind ſie ſchon aus der Gefahr. Und thue mich hiemit E. L. ganz freundlich und dienſtlich befehlen, denen ich zu dienen ganz willig. Wien den 22. Jun. 1558. E. L. gutwilliger Vetter und Gevatter, Maximilian.“

Man ſehe auch den 55ſten und den 74ſten Brf. (beide von Maxim.) abgedr. bei Sattler Th. IV. Beil. 41 und 48.

82. „— Darneben ſo habe ich auch ſonderlich und nicht mit wenigem Frohlocken gern vernommen, daß der gütige barmherzige Gott E. K. W. und derſelben geliebteſte Gemahlin abermal mit einem jungen Sohn ſo gnädiglich und väterlich begabt und erfreut hat. Wünſche hierauf E. K. W. und deren geliebten Gemahlin dazu von Gott dem Allmächtigen alle glückliche Wohlfarth, auch Heil und langwieriges Leben zu ſeiner Allmächtigkeit verhoffend, die werde hinfüro zu ſeiner Glorie und Ehre E. K. W. noch mehr Söhne und Erben in Gnaden verleihen und geben. Dann wo es E. K. W. in Allweg nach deren Willen und Gefallen wohl ergienge, das wäre mir anzuhören und zu vernehmen eine ſondere anmuthige und dienſtliche Freude. Und habe ſolches u. ſ. w. Heidenheim den 6ten Nov. 1558. Chriſtoph.“

101. „— Habe gleich eine gute Hoffnung gehabt, daß dieſer jetzige König zu Frankreich ſich in der Religion recht halten würde, dann dadurch dem Pabſtthum nicht geringer Abbruch geſchähe, wiewohl ich faſt ungern gehört, daß man mit Brennen und Tödten fortfähret. Aber der Herr möchte es noch Alles wohl ſchicken, wann allein die Päbſtler den jungen Herrn nicht verführten, deß ich mich nicht wenig beſorge

Dann ſie wohl wiſſen, was ihnen daran gelegen ſeyn will, und deſto weniger wird der Teufel feiern. Und will alſo erwarten was ſich weiter zutragen wird. — Wien den 9. Oct. 1559. Maximilian.“

158. „— Wir haben deiner Liebe vorigen ausführlichen und wohl begründeten Discours nicht allein für uns ſelbſt gern geleſen, ſondern auch etlicher darin begriffenen ſtattlichen Erinnerungen und Anregen halb, zu gutem Theil der kaiſ. Maj. in Beiſeyn deren geh. Räthe verleſen laſſen, allda dann auch nicht Alles hat können verworfen werden. Es hat auch Solches neben andern unſern täglichen Vermahnungen und Unterbauungen dahin gedient, daß Ihre K. M. ſolchen Mitteln nachgedenken, dadurch — die beängſteten Conſcientien in dieſen Landen — etwas mehrern Troſt — empfahen werden, bis der allmächtige Gott etwa zu anderer Zeit weiter und mehrere Gnade verleihen kann. — Dieweil wir dann ſpüren, mit was ſonderm chriſtl. Eifer d. L. dieſen ganzen Handel gemeinen, und daß wir d. L. wegen ſo vielfältiger Mittheilung eines oder anders in Religionsſachen etwas geringe Wiederbezahlung thun, ſo überſenden wir d. L. hiemit einen Röm. Abdruck von allen Decreten des ſäuberlichen trient. Concilii, nicht darum, daß d. L. großen Troſt und Beſſerung daraus faſſe, ſondern daß d. L. und derſelben fromme treffliche Gelehrte ſich darin erſehen, und aller Verlaufenheit deſto mehrere und eigentlichere Wiſſenſchaften empfahen mögen, und ſind u. ſ. w. Wien den 8. Apr. 1764. Maximilian.“

170. „Nachdem im gegenwärtigen Jahr die Weine in unſerer Crone Ungarn, auch dieſem Erzherzogthum Oeſterreich, gleichwol in geringer Anzahl, aber jedoch an ihnen ſelbſt ziemlich gut gewachſen, ſo haben wir nicht unterlaſſen können, deiner Liebe etliche davon, ſo für die Beſten geachtet, ſamt ei-

dem Trunk Zwieſerndiges gnädiger Wohlmeinung mitzutheilen. — Wann nun d. L. ſolche Weine anmuthig und wohl ſchmeckten, ſo gereicht uns ſolches zu ſonderer Erfreuung u. ſ. w. Wien den 19. Dec. 1564. Maximilian.“

171. Dankſagung Chriſtophs für dieſe 10 Fäſſer Ung. und Oeſtr. Weins.

173. „An die röm. Kaiſ. Majeſtät. Ich bin berichtet worden, wie daß E. R. K. M. gern gute Neckarweine, ſo des vergangenen 64ſten Jahrs gewachſen, für derſelben kaiſerlichen Mund haben wollte. Und wiewohl mich und meine Angehörigen jetzt etliche Jahre einher von wegen unſerer Sünden und Undankbarkeit willen Gott der Herr mit Hagel und Mißgewächs heimgeſucht, auch vergangenes Jahrs die Weine, ſo da nicht erfroren, ſehr ſauer und unlieblich geworden — aber wie dem, ſchicke E. K. M. ich unfaſt etliche Sorten Wein, — welche gewiß die beſten, ſo verſchienenen Jahrs in meinem Lande gewachſen, ſoda gerecht, wie ſie von den Reben gekommen. Wo nun ſolche Weine E. K. M. anmuthig, das hörte ich mit unfaſten Begierden ſonders gern. Stuttgart den 12. Oct. 1565. Chriſtoph.“

Maximilian antwortet ihm, daß „darunter etliche, die gar unſeres Munds und Trunks befunden worden.“ Und: „Wir wollen aber d. L. mit einem hieländiſchen Trunk auch nicht vergeſſen.“ Und 186. „Nachdem uns d. L. nun eine gute Zeit herum mit vielen trefflichen und fürbündigen guten Weinen d. L. eigenen Gewächſes (deren wir uns denn zu unſerem eigenen Mundgetränke nimmer keines andern als etlicher derſelben uns gar anmuthigen Weine gebrauchen, und derwegen d. L. dafür, deſto mehr gnädigen und fleißigen Dank wiſſen) reichlich verſehen, ſo haben wir es nicht unterlaſſen wollen, d. L. etliche Fäßlein unſerer ungariſchen Gewächſen zuzuordnen ꝛc. Wien den 16. Febr. 1568. Maximilian.“

Zur ſiebzehnten und achtzehnten Romanze.

„Als der Kaiſer vom Türkenkrieg zurückkehrte (und nach Italien überreiſ'te, um von da nach Spanien überzuſegeln, Sattler II. S. 223.) beraubten die Spanier den Prinzen Chriſtoph (in den Tyrol. Gebürgen Sattler ebendaſ.), den ſie um die Gunſt bei ſeiner Majeſtät beneideten, ſeiner Wagen und anderer Habſeeligkeiten, die von Mäulern getragen wurden, nicht anders, als wenn er ein Türke, oder des Kaiſers Feind wäre. Einige glaubten, er werde, wenn er nach Spanien gekommen wäre, in den geiſtlichen Stand treten. Chriſtoph aber entfloh heimlich mit ſeinem Lehrer Tifferni über die Kärnthiſchen Gebürge Salzburg und Baiern zu, indem ſie, um die Flucht zu verhehlen, die Hufeiſen den Roſſen verkehrt angeſchlagen hatten. Die Spanier verfolgten ihn, ſein Pferd ward ſchwach. Bald war er gefangen oder getödtet. Da ſetzt ihn der treue Lehrer auf ſein Roß, und ſchickt ihn mit einem wegkundigen Manne fort. Das hinkende Pferd ſenkt er in einen benachbarten Sumpf, damit durch daſſelbe nichts von ſeinem Herren verrathen würde. Er ſelbſt auch taucht unter. Hier blieb er, ohne Speiſe und Trank, ſo lange in Schilf und Moor verborgen, bis die Verfolger vorüber waren. Chriſtoph, unter Gottes Leitung, entkam ſicher nach Landshut, wohin ihm ſpäter ſein Lehrer zu Fuße gefolgt war, und hielt ſich ſechs Monate bei ſeinem Oheim, Herzog Ludwig (von Baiern) auf.“ Cruſ. zum J. 1532. — Vergl. Steinhofer zu demſ. J. Sattler S. 276. 207.

Ihr aber ſeyd beſchoren ꝛc.] „So mißgönnten auch die Spanier Herzog Chriſtoph die kaiſerliche Gnade, und gieng deßwegen ein Gerücht, er werde in Spanien geſchickt, und allda zu einem Pfaffen oder Mönchen beſchoren werden.“ Steinhofer zum J. 1530. S. 290.

Ich ſah zu Augsburg ſtreiten.] Die Geſchichte bezeichnet den Zeitpunkt des entſchiedenen Uebertritts des Herzog Chriſtoph zur evangel. Lehre nicht beſtimmt. In keinem Falle fällt dieſer ſo frühe; im Gegentheil blieb er äußerlich mit vieler Sorgfalt als Prinz entfernt von den Religionsſtreitigkeiten. Allein innerlich war er wohl längſt übergetreten; und warum ſollte das Lied dieſen innern Uebertritt, der ſich aus ſeiner Jugendgeſchichte ſo natürlich motivieren läßt, nicht äußerlich in die Zeit ſetzen dürfen? — Daß ſein Lehrer Tiffern ein Proteſtant war, wiſſen wir aus ſeiner Stiftung zu Gunſten evangeliſcher im theol. Stift zu Tübingen ſtudierender Theologen.

Zur neunzehnten Romanze.

Steinhofer zum J. 1533. „Dem Prinzen Chriſtoph gaben die Churfürſten, Fürſten und übrigen Stände des ſchwäbiſchen Bundes die Vollmacht, auf ihren im December zu Augsburg angeſtellten Convent ſicher zu kommen, und allda ſeine Anforderungen vorzutragen, welche vornehmlich darin beſtunden, daß man ihm das Herzogthum Wirtemberg, als einem unſchuldigen Erben, nicht abſprechen könne; daß ſelbiges dem Reich nur in dieſem Fall heimfalle, wenn kein männlicher Erbe von der herzoglichen Familie vorhanden; daß bei Einnahme und Uebergabe der Stadt und des Schloſſes Tübingen verſprochen worden, ihm und ſeiner Schweſter dieſes und das Amt Neuffen zu laſſen.“

Schwelin S. 208. „Es haben ihn aber die Bundsſtände mit ſeinem Begehren an den röm. König Ferdinanden gewieſen; der ließ ſich ganz gnädig finden, gab darauf ſeiner Regierung im Land Würtemberg Befehl und Gewalt mit Herzog Chriſtophen, der gemeldten zwei Städte halber, auch im Fall, des ganzen Landes, zu handeln.“ Es ward aber nichts ausgerichtet, auch nicht auf dem auf Lichtmeß 1534 ausdrücklich dazu gehaltenen Tag.

Weitläufig ſteht die Geſchichte der Unterhandlungen bei Sattler II. S. 228 — 260. Zu unſerer Romanze gehört hieher nur folgende Stelle S. 243: „Die Herzoge von Baiern erboten ſich auch gegen den Prinzen, daß ſie als Väter gegen ihn handeln, und ihm zu ſeinem Land verhelfen wollten, aber ſeinen Vater nicht an der Regierung leiden könnten. Der Prinz entſchuldigte ſich jederzeit, daß er ihm alle kindliche Treue ſchuldig ſey, und erſuchte ſie, daß ſie ihn von ſolcher Pflicht nicht abführen möchten.“

Ich nähm' in keinen Landen für ſolches Erb' Erſatz.] Sattler ib. S. 247. „Die kaiſ. Commiſſarien hielten dafür, daß er andre Städt' und Schlöſſer gegen Tübingen und Neuffen zu einem Erſatz annehmen möchte. Der Prinz beharrte aber bey ſeinem bisherigen Antrag, indem er widrige Einſtreuungen gar ſtandhaft abzulehnen wußte.“ — Es wurde ihm Cilley in Steiermark, Steier in Oberöſterreich u. ſ. w. geboten (ib. S. 249. 250) Aber er blieb unerſchüttert.

Zur zwanzigſten Romanze.

Steinhofer zum J. 1534. „Herzog Ulrich von Wiertemberg und Landgraf Philipp von Heſſen rückten in das Land ein. Der Stadthalter des Königs Ferdinand, Pfalzgraf Philipp, zog mit einer Armee von 10000 zu Fuß und 4000 zu Pferd bis an das Städtlein Laufen, um ihm den Paß über den Neckar zu verwehren. Den 13ten Mai kam es zu einem hitzigen Treffen, worin der Herzog Ulrich obſiegte, und die Feinde in die Flucht trieb. Dieſer gieng alsdenn geraden Wegs Stuttgart zu, und man übergab ihm ſogleich, als dem rechtsmäßigen Fürſten und Landesherrn den 15ten Mai die Schlüſſel; dieſem Exempel folgten die andern Städte und Schlöſſer alsbalden, und Herzog Ulrich wurde in gar kurzer Zeit, ohne großes Blutvergieſſen, Meiſter und Herr von dem ganzen Lande. — Von dieſem Sieg und glücklicher Wiedereinſetzung des Herzogs ſind nachdem allerhand Lieder nach altdeutſcher Manier gedruckt worden; (ebendieß verſichert Cruſ. ad h. a. als Augenzeuge: excusas hac de victoria et prospera ducis Ulrici restitutione, cantilenas vidimus, prisco Teutonico more;) ja die Kinder auf der Gaſſen lieſſen ſich alſo vor Freuden hören: „„Bide, bide bomp, der Herzog Ulrich kommt, er liegt nicht weit im Feld, er bringt einen Seckel mit Geld!““ Dieſes iſt auch dergeſtalt erfolgt; der Herzog brachte wieder ein gut und fruchtbar Jahr, alles Heil, Glück und Wohlfarth mit ſich.“

Jenes Lied lebt noch auf den heutigen Tag (1819) im Mund der Ammen und Kinder zu Stuttgart, aber auch eine Parodie deſſelben, die wohl gleich uralt iſt, und vielleicht von der Gegenparthey herrührt: „Bide, bide, bomp, der Herzog Ulrich kommt, er reitet in dem Feld, er hat im Sack kein Geld!“

Die ausführliche Beſchreibung der Schlacht bei Laufen ſ. Sattler III. S. 13. 14. Thetinger, op. Schard. Tom. II. p 904. 905. 947. Nach einer hiſtoriſch-genauen Angabe in Schnurrers Erläuterungen S. 89. 90. hatten der Landgraf und Ulrich 4000 Mann zu Pferd, 20,000 zu Fuß, 2000 Wagen und 6000 Knechte. Das Lied folgt den Chroniken.

Denn endlich iſt zerſprungen Der böſe ſchwäb'ſche Bund.] „Der ſchwäbiſche Bund, deſſen Zeit abgelaufen war, zerſprang, und konnte auf keine Weiſe fürder zuſammengehalten oder neu gebunden werden.“ Thetinger l. c. S. 947.

Zu Stuttgart bleibt verſchloſſen u. ſ. w. „Nun eileten die Fürſten alſogleich der Hauptſtadt zu. — Die Bürgerſchaft öffnete ihnen mit Freuden Thor und Herzen. Weil der Herzog derſelben den Tübinger Vertrag und alle ihre alten Rechte und Freiheiten beſtättigte, ſo geſchah die Huldigung ſogleich auf den Wieſen gegen der Stadt Canſtadt, und der Herzog hielt, nebſt dem Landgrafen und dem Grafen von Fürſtenberg, ſeinen ſiegreichen Einzug in die Stadt.“ Sattler III S. 14. vergl. Cruſ. zu dieſ. J. S. 625.

Zur einundzwanzigſten Romanze.

Herr Schertlin wars u. ſ. w.] „Herzog Ulrich berichtete ſchon den 18ten Mai an ſeinen Sohn, Prinzen Chriſtoph, welcher ſich zu Augſpurg in der Sicherheit befand, daß er meiſtens ſein Land erobert habe, und verlangte, daß er ſobald möglich zu ihm kommen ſollte. Dieſer hatte den berühmten Helden Baſtian Schertlin zu einem vertrauten Freund, welcher auch insgeheim dem Herzog Völker zuſchickte. Als dieſer die Nachricht von den Siegen des Herzogs erhielt, ſo wünſchte er ihm um ſo mehr alles fernere Glück an, als er zugleich berichtete, daß Jedermann im Rath und in der Gemeinde zu Augsburg über dieſe Begebenheit mit einer unbeſchreiblichen Freude durchdrungen ſey, und Gott darüber danke. — Er entſchuldigte ſich daneben, daß er ihm als ſeinem angebornen Landesfürſten nicht perſönlich gedienet hätte, woran ihn ſeine Dienſte, welche er der Stadt und dem Reich ſchuldig geweſen, gehindert hätten. Er habe ihm aber in möglichſter Stille zu ſeinem rechtmäßigen Unternehmen vier ſeiner beſten Hauptleute, und gute Kriegsknechte geſchickt" u. ſ. w. Sattler III S. 19. 20.

Lorbeeren alt' und friſche Trug er vom Siegesfeld.] Schertlin (geb. A. 1496) beſtimmte ſich bei Zeiten für den Soldatenſtand, und machte im J. 1518 in kaiſerlichen Dienſten ſeinen erſten Feldzug; vier Jahre darauf zog er zum erſtenmal gegen die Türken, und zwei Jahre ſpäter machte er den Feldzug des Kaiſers in Italien mit. Im Türkenkrieg A. 1532 befehligte er das 65000 Mann ſtarke deutſche Fußvolk und jagte den Vortrab des türkiſchen Heeres mit 500 Schützen in die Flucht, für dieſe That wurde er vom Kaiſer ſelbſt in der Burg zu Wien vor allen Grafen und Herren zum Ritter geſchlagen; gleiche Ehre hatte ihm ſchon früher in Italien der Vicekönig von Neapel erzeigt.

Und wie er vom Remsthale u. ſ. w.] Schertlin war ein geborner Schorndorfer. Aus ſeinem Lebenslauf, den er ſelbſt verfaßt hat, findet man ausführliche Nachrichten in der neuerſchienenen Geſchichte Würtembergs von Pfaff S. 206 — 214.

Da reicht der Vor' ihm neigend Ein Trinkgeſchirr von Gold] „Die Eßlinger wünſchten dem Herzog zu ſeiner Wiederherſtellung Glück, indem ſie ſr. Durchlaucht einen vergulbeten Becher, an Werth 112 fl., darin 200 Goldgülden ſchenkten; auch den Prinzen Chriſtoph beſchenkten ſie mit einem Becher, des Werthes 60 fl.“ Cruſius S. 626 zu d. J. cfr. Steinhofer zu d. J. p. 208.

Und wenn ich nun gebücket Mich in der Schweſter Grab.] „Im J. 1530 (29 Jun.) ſtarb zu Urach, an der Peſt, Fräulein Anna, Herzoginn zu Würtemberg, Herzog Ulrichs Tochter, im ſiebzehenten Jahr ihres Alters.“ Schwelin und Steinhofer zu dieſem Jahr. — Sie war am 30ſten Jan. 1513 geboren.

Zur zwey und zwanzigſten Romanze.

Und daß uns die Geſchichte Davon kein Zeugniß ſchreibt.] Bei Sattler, Cruſius, Steinhofer finde ich keine Spur, daß Chriſtoph in's Land gekommen wäre. Aber Schwelin, der in ſeine Chronik den ganzen Bericht Bidenbachs (des herzoglichen Beichtvaters) über Chriſtophs Leben aufgenommen, ſchreibt aus dieſem, S. 209: „Als aber unter dieſer Zeit Herzog Ulrich das Land Würtemberg einnahm, und mit dem Schwert erobert, zog Herzog Chriſtoph nach dem gemachten Frieden zu Cadau, zu ſeinem Herrn Vater Herzog Ulrichen gen Stuttgarten, blieb eine Zeitlang dar, und ward folgender Zeit an König Franciſci in Frankreich Hof zu ziehen verordnet, wie er auch gehorſamlich vollbracht.“

Wo wir ihn wieder ſchauen, Das iſt im fremden Land] „Denn da der Herzog Ulrich wußte, daß Franziskus, der König von Frankreich, nicht nur an Klugheit, ſondern auch an Kriegeskünſten fürtrefflich ſey, ſo wollte er ſeinen Sohn Chriſtoph zu dieſem, als auf die herrlichſte Kampfſchule ſenden; auf daß, ſo wie er an des Kaiſers Hofe in den Staatskünſten herrliche Fortſchritte gemacht, er ſich jetzo dort nach deſſen auserleſenen Sitten bilden und an rühmliche Kriegsunternehmungen gewöhnen möchte. Ein ſolcher Befehl hätte andern Jünglingen hart erſcheinen können: ſo viele Tagereiſen vom Vaterland und den Seinigen entfernt zu ſeyn. Dem Herzog Chriſtoph konnte es nicht hart und beſchwerlich dünken, da das Gebot von ſeinem Vater kam, den er über Alles liebte; zumal da ein gewiſſer Trieb der Natur ihn zum Großen und Rühmlichen hinriß. So begab er ſich mit ſeines Vaters Willen nach Frankreich." Schnepff S. 16.

Das eine beut der König] „Weil auch der König eine Vermählung des Prinzen Chriſtoph mit einer franzöſiſchen Prinzeſſinn anerboten, ſo ſey er zwar noch nicht geneigt geweſen, ſeinen Sohn in Anſehung ſeiner Jugend in den ehelichen Stand zu thun, ſondern hätte denſelben an den königlichen Hof geſchickt, um ſich Erfahrenheit und gute Sitten erwerben zu können, wollte aber dennoch dem König zu gefallen deſſen fernere Willensmeinung wegen ſolcher Heirath vernehmen." Aus Ulrichs Auftrag an König Franz bei Sattler S. 58.

Jetzt weiß er, daß er Hände Und junge Arme hat] „Zu Friedenszeiten hat ſich der unverdroſſene junge Fürſt mit ſeinem Aufwarten und Dienſterzeigen gegen den König von Frankreich und ſeine Söhne ſo gefliſſen und höflich erwieſen, auch zu Roſſ' und Fuß in allen ritterlichen Uebungen, mit Ringen, Rennen, Schießen, auch beſcheidenen vernünftigen Reden und Geberden dermaßen gebrauchen (?), daß der König ihn vor Andern wohl leiden mögen, auch Viel und Groß von ihm gehalten.“ Schwelin S. 212. 213.

„Chriſtoph mißbrauchte ſeine Jugend nicht zu Wolluſt und Ausgelaſſenheit, ſondern ergötzte ſich an den unadeligen Erholungen, oder vielmehr Uebungen der Jagd, der Ritterſpiele, des Wettrennens, wodurch er ſich zu ernſten und großen Dingen vorbereiten wollte.“ Schnepff S. 17.

Der ſchützet ihn im Spiele, daß es nicht ſündlich wird] „Und dieweil er allwegen auf unſre Zeit, vielen Leuten zu Troſt und Gutem, von Gott wohlbewahrt erhalten worden, iſt, dafür billig zu danken, eine ſondre Gnad' von Gott. Darnach ein Größers und Mehrers zu verwundern, auch gewißlich des heiligen Geiſtes Werk und Regierung, daß, ob er wohl die beſte und mehreſte Zeit ſeiner Jugend den Höfen und Kriegen nachgezogen, und ſolchen Landen und Höfen, da man die Welt, und allen ihren Pracht und Wolluſt ſiehet, und ſo mancherley Volk und Nationen ebenſowohl ihre Laſter und Untugend als Tugenden zu Hauf bringen: daß Ihr Fürſtlichen Gnaden unter dem Allem ſo viel Jahr, in blühendem Alter, und bey geſundem Leib, in Wolluſt, Pracht, Sicherheit und alle Sünde ſich nicht begeben, noch darinnen erſoffen, kein Wollüſter oder Epikurer worden, und nachmals die Zeit ihrer Regierung aller Pracht und Ueppigkeit ſogar nichts geachtet, und zum Frieden mehr als zum Krieg (deſſen ſie von Jugend auf gewöhnet) Neigung und Luſt gehabt. Welches ohne allen Zweifel daher kommen, daß Ihro F. G. von Jugend an Gott den Herrn gefürchtet und vor Augen gehabt, fleißig gebetet, viel geleſen, und, unter allen oberzählten Händeln und Thun, ihre geiſtlichen Uebungen (das doch an denen Orten ſelten) gehabt und behalten, auch ſeiner

Jugend Präceptoren, Tyſſernum, nicht von ſich gelaſſen.“ Schwelin S. 214. 215.

„Und obgleich er im ſiedenden Alter war, hütete er ſich doch ſorgfältig, den Wollüſten ſich zu überlaſſen, damit er ſeine Geſundheit nicht durch Saufen, und unzeitige Gelage untergrübe.

Was fürwahr an einem ſolchen Jüngling, der ſo ferne von ſeinen Eltern war, und täglich Gelegenheiten ſolcher Verderbniſſe haben konnte, die größte Bewunderung verdient.“ Schnepff S. 17.

Ein kühner Sprecher und Schreiber] „Die Unterthanen, und ſonderlich der Adel, hätten eher gewünſcht, daß Chriſtoph bey ihnen im Land wäre. Wenigſtens unterſtund ſich Reinhard von Sachſenheim, als er ihm Windhunde ſchicken mußte, zu ſchreiben: „„Doch hetzte Euer Fürſtlichen Gnaden mir die Haſen lieber im Land, zu Würtemberg, dann in Frankreich; als ich hoff' zu Gott, E. F. G. ſollen bald wieder kommen. Darneben, gnädiger Fürſt und Herr! hör' ich ſagen, es ſey ein unkeuſch Leben in Frankreich. Bitte, E. F. G. wollen nit ſo gar gewohnen, damit, ſo Gott E. F. G. wieder ins Land hülfe, daß wir auch unſere Weiber und Töchter wiſſen zu behalten.“ Sattler S. 93.

Zur drey und zwanzigſten Romanze.

„Die Noth drang ihn (Chriſtoph), auch die Kriegsdienſte zu verſuchen, weil der König in Frankreich den Herzog von Savoyen zu bekriegen ſich entſchloſſen hatte. Bey dieſer Gelegenheit verlangte derſelbe an den Prinzen durch ſeinen Grand maitre Annas von Montmorency, ihm deutſche Kriegsleute anzuſchaffen, über welche ihm die Befehlshabung anvertraut werden ſollte. Er entſchuldigte ſich aber, daß er in Werbungen unerfahren ſey, und keine Hauptleute habe, welche ſolches Geſchäft beſorgen könnten. Alle ſeine Bekannten ſeyen in kaiſerlichen Dienſten; er müßte nach Deutſchland reiſen, welches nicht ſo geheim geſchehen könnte, daß es dem Kaiſer, oder König Ferdinanden verborgen bliebe, welche nicht unterlaſſen würden, ihm und ſeinen Knechten den Paß zu verlegen, daß weder er noch dieſe zu dem König kommen könnten, womit aber dem König nicht gedient ſey. — — Endlich entdeckte er dem von Montmorency, daß ſein Herr Vater einen großen Unwillen wider ihn gefaßt, ungeachtet er unſchuldig wäre, und nicht einmal wüßte, wie er ſolche Ungnad' auf ſich geladen hätte, weil er ſich keines begangenen Verbrechens erinnern könnte. Er könnte aber daraus ſchließen, daß Herzog Ulrichen entgegen ſey, daß er ſich in Kriegsdienſte begäbe, weil er verboten hätte, ihm ſeinen Harniſch, Wagenpferde und Kriegsrüſtung zu ſchicken. Nichts deſto weniger übernahm er auf das ſchmeichelhafte Zureden der Madame Antoinette von Bourbon, Gemahlinn des Herzogs von Guiſe, ſolche Bemühung, und bekam in kurzer Zeit 20 Hauptleute, und durch deren Veranſtaltung 8000 Mann, welche ſich nachgehends auf 10000 vermehrten. Man hatte ihm verſprochen, ihn und ſeine Hauptleute und Gemeinen, wie den Grafen Wilhelm von Fürſtenberg und ſeine Leute mit Sold und Unterhaltung zu halten. In dieſer Abſicht begab er ſich gen Hagenau, wohin ihm Jakob Truchſeß von Rheinfelden die Nachricht von der Urſache der väterlichen Ungnade überſchrieb. (Es hatten nämlich die Herzoge von Baiern ein großes Mißverſtändniß durch ausgeſtreute unwahrhafte Gerüchte zwiſchen Herzog Ulrichen und ſeinem Sohn erwecket. Denn ſie baten

König Ferdinanden, ihnen zu erlauben, daß ſie Herzog Ulrichen ſeines Landes wieder entſetzen, und hingegen deſſen Sohn, Prinzen Chriſtoph, die Regierung überlaſſen möchten. Denn dieſer hatte ſich damals noch nicht zur evangeliſchen Religion bekannt. Sie machten dem König die Hoffnung, daß der Prinz des Glaubens halb, und auch ſonſten ſich gänzlich dem königlichen Willen fügen würde. Der König ſchlug zwar den Herzogen ihr Begehren ab, allein Herzog Ulrich faßte ein Mißtrauen gegen ſeinen Prinzen, daß er gänzlich glaubte, derſelbe würde einen ſo vortheilhaften Antrag nicht weggeworfen haben. S. 92.) Obwohl ſich nun der Prinz auf das Höchſte entſchuldigte, daß derjenige ein ehrloſer Lügner ſey, welcher ſolche Praktiken mit Baiern auf ihn ausgebe; ſo beharrte der Herzog dennoch auf dem gegen ſeinen Sohn gefaßten Unwillen, und verbot ſeinen Räthen, bey ihren Pflichten, mit ihm zu thun zu haben; indem er ihm wohl zutraue, daß er ſeinen Vater zu Hagenau verunglimpfen werde. Denn er hatte ſich in ſeinem Elend ein Mißtrauen angewöhnet, welches öfters zu weit von ihm getrieben wurde. In ſolchem Unwillen verfiel er auf den Gedanken, ſeinem Sohn einen Theil des Herzogthums zu entziehen, und ſolchen ſeinem Bruder Graf Georgen zuzuwenden.“ Sattler S. 93. 94 zum J. 1536.

Zur vier und zwanzigſten Romanze.

Ein ernſter Herold ſchreitet] „Der Kaiſer kündigte im Martio dieſes Jahres dem König in Frankreich durch einen Herold den Krieg an, und ſchickte demſelben durch ihn ein Schwert, auf deſſen einer Seite Blut, und auf der andern Flammen zu erblicken waren, mit der Bedrohung, daß, wo er nicht des Kaiſers, welcher ſich des Königs Herrn und Meiſter in der Anrede des Herolds nennen ließ, Willen in Allem befolgte, er ſeine Lande mit Feuer und Schwert verheeren würde. — Der König ſchickte aber mit der Antwort ein Kruzifix zurück, mit der Erklärung, daß er Niemand als Gott und ſeinen gekreuzigten Heiland für ſeinen Herrn und Meiſter erkennen könnte. Uebrigens würde der Ausgang des Kriegs zeigen, welcher Theil ſich des göttlichen Beyſtands zu getröſten hätte.“ Sattler S. 95 zum J. 1536.

Und vorwärts gehts zu kriegen in die Savoyer Flut! „Es waren damals in Frankreich gefährliche Kriege, und bereitete ſich ein Zug ins Piemont. Bey dieſen Begebenheiten war Chriſtoph nicht nur Zeuge, ſondern auch Anführer. Denn er ſelbſt befehligte die Legionen der Deutſchen, und gab viele Proben ſeines Eifers, ſeiner Tugend und Tapferkeit. Eine beſondere Empfehlung für dieſe Thaten war ſein jugendliches Alter. Denn da er kaum zwey und zwanzig Jahre alt war, führte er drey und zwanzig Fähnlein Kriegsknechte nach Italien.“ Schnepff S. 17. 18.

Zur fünf und zwanzigſten Romanze.

Schon zähleſt du mehr Fahnen, Als Jahre, junger Fürſt!] „Folgender Zeit hat er unter einem ſolchen mächtigen und wider einen ſtärkern Potentaten in gefährlichen Kriegen hohe Befehl gehabt, und ſeines Alters im zwey und zwanzigſten Jahr (iſt er) zu einem Oberſten (von) 23 Fähnlein Landsknechten, und viel trefflicher Hauptleute erwählet worden, dieſelbe hat er in Feindesland bis in Italien geführt, und alſo unter ſeinem Regiment mehr Fähnlein dann Jahr auf ihme gehabt.“ Schwelin S. 210. 211.

So ſieheſt du — nicht] „Aber andre Herren haben ihm, als einem Deutſchen und bey ihnen fremd, ſolches mißgönnet, und (ſind ihm) darum feind worden.“ Schwelin S. 213.

Wo Aſti's Schanzen ragen] „Die Stadt Aſch (Aſti) und Aleſſandria (hat er) ſo lange belagert, bis der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und König durch den Pabſt zu Niſſa in Savona verrichtet worden.“ Schwelin S. 211. Die Angabe iſt ungenau, wenn ſich das: ſo lange nicht bloß auf Aleſſandria bezieht, das im J. 1538 belagert wurde. Denn Aſti ward im J. 1536 belagert, (ſ. Sattler S. 107). und Chriſtoph kehrte nach dieſem Feldzug nach Frankreich zurück.

Im Harniſch bis zum Hals] „— auch zum öftern, in ſommerlangen Tagen, ſeinen Harniſch vom Morgen bis in die Nacht am Hals gehabt, und niemals abgelegt; dann er (als der von Natur ſtark und gerades Leibes) auch guter Temperatur geweſen, ſich von Jugend auf zur Arbeit und Niedligkeit (sic) gewöhnet, ſich wohl abbrechen, und (doch) guter Geſundheit pflegen können, (auch) ihme fürgenommen, durch Gottes Gnad' alſo zu beharren.“ Schwelin S. 211.

Erſpäheſt an der Mauer Zum Sturm den beſten Ort.] Chriſtoph zeigte dem belagerten Feldherrn Des Humières einen bequemern Ort die Stadt zu beſchießen, worauf dieſer aber keine Rückſicht nahm. ſ. zur 27ſten Romanze.

Zum Rückzug bläst das Horn.] Die Belagerung mißlang. Sattler S. 107. ſ. zur 27ſten Rom.

Erſt lagert ſich entſetzlich Vor deinem Zelt die Peſt] „Als er von jenem Feldzug (in Piemont) an den Hof des Königs zurückkehren wollte, empfingen ihn die ſchwerſten Gefahren, denn eine gräßliche Seuche und Peſt fiel das Heer an, das er führte.“ Schnepff S. 18.

„Die mißgünſtigen Italiener und Franzoſen nahmen die beſten Quartiere weg, und dem Prinzen wurden ſolche überlaſſen, wo jene ſchon Alles aufgezehrt hatten. Er litt Mangel an Lebensmitteln, welche man ihm auffing. Hunger und Krankheiten riſſen demnach bey ſeinem Korps ein.“ Sattler S. 106. 107.

Doch rühret dir die grauſe Den Heldenleib nicht an] „Aber weil der liebe Gott durch dieſes ſein Werkzeug noch viel Gutes ſchaffen und ausrichten wollen, hat er ihn in vielen gefährlichen Sterbensläuften, darein er dermaßen gerathen, daß etwa in ſeiner Herberg, unter Einem Dach, in Einer Nacht etliche Perſonen an der Peſt geſtorben, ganz gnädig und wunderbarlich erhalten.“ Schwelin, S. 212.

Das welſche Gift vermags] „Um dieſelbige Zeit auch wurde ſeiner Hoheit in Italien vergiſteter Nachtiſch vorgeſetzt. Als er davon genoſſen, gerieth er in Krankheit und ſchwere Leibſchmerzen, ſo daß man beynahe an ſeiner Rettung verzweifelte. Aber von dieſer Krankheit ward er binnen einem Monat durch die Güte des Herrn geheilet. Es iſt freylich wohl ein Wunder, wie jene gottloſe Menſchen ein Solches wider den großmüthigſten Fürſten anſtiften konnten. Denn wie er in allen andern Tugenden ſich auszeichnete, ſo dachte er beſonders darauf, wie er bey ſeinen Zügen das Gaſtrecht nicht verletzen möchte. Es pflegten Manche von den Höflingen, die den König begleiteten, den Unterhanen ſehr läſtig zu ſeyn. Denn ſie raubten Eßwaaren, Getränke, ja allen Vorrath, oder gingen doch fort, ohne die

Zeche bezahlt zu haben. Unſer Fürſt ließ die Seinigen auch kein Kommißbrod ohne Bezahlung fortnehmen. Darum war er allen lieb, und wie ſie ſich fürchteten, ihre Landsleute zu beherbergen, ſo wünſchten ſie ſich Glück zu ſeiner Ankunft.“ Schnepff S. 18.

„Wiewol er viel Jahr bey guter Leibsgeſundheit blieben, und ihm, ob behörter Maſſen, Nichts ſonders zu ſchaffen geben, ſo hat ihm doch wehe thun, hart zugeſetzt, und, wie zu erachten, (er das etwan geklagt), bis in ſein Gruben nachgangen, daß ihm in Italia Gift geben worden, und Niemand, ſo damals um ihn geweſen, vermeint, nachdem das Gift ſeinen ganzen Leib erſucht und auf das Aeußerſte geſchwächt, daß er ſolches überwinden könnte oder würde. Aber weil der liebe Gott durch dieſes ſein Werkzeug noch viel Gutes ſchaffen und ausrichten wollen, hat er ihn, nach genommenem und gewirktem Gift — — ganz gnädig und wunderbarlich erhalten.“ Schwelin S. 12.

Mit aber was für Blicken — — — — über ihn.] „Am Meiſten ſchmerzte ihn, daß, wann er einen Vortheil erſah, Ehre einzulegen, und ſeine Leute vor Begierde brannten, ihre Tapferkeit hier oder da zu zeigen, der kommandirende General, Des Humieres, ihm entgegen war, oder ſeine Franzoſen und Italiener dazu gebrauchte. Nicht deſto weniger wurde er bey dem Könige verläumdet, daß er in der Belagerung der Stadt Aſti ſeinen Pflichten kein Genüge gethan hätte, und alle Schuld der mißlungenen Belagerung ihm und ſeinen Leuten beygemeſſen. Der darüber geſchöpfte Verdruß zog ihm eine gefährliche Krankheit zu, daß er ſich von der Armee nach Lyon mußte bringen laſſen.“ Sattler S. 107.

Daß ich dieſe Krankheit erſt in Lyon ausbrechen laſſe, rechtfertigt ſich wohl durch die Anlage der Romanze. Geſchichtlich fällt ſie vielleicht mit jener Vergiftung in Eins zuſammen.

Zur ſechs und zwanzigſten Romanze.

Laßt pflanzen in die Klöſter Mich unſrer Jugend Saat] „Nachdem Herzog Chriſtoph durch den Religionsfrieden einen freyeren Wirkungsraum erhalten hatte, richtete er ſeine große Thätigkeit auch auf die Pflanzſchule künftiger Religionslehrer. In die Abteyen waren ſeit dem Interim die alten Aebte zurückgekehrt, auch hatten ſie neue Conventualen angenommen. Der Probſt zu Denkendorf, Ulrich Feleiſen, ſoll dem Herzoge die Anleitung gegeben haben, ſtatt der Mönche in die Klöſter junge Leute zu ſetzen, die durch eigne Lehrer unterrichtet und zum Kirchendienſt zubereitet würden. Vom 9ten Jänner 1556 erging die neue Kloſterordnung. — Dem theologiſchen Pflanzgarten zu Tübingen konnte es nun an gewählten jungen Stämmen nicht mehr fehlen.“ Schnurrer's Erläut. S. 456. 457.

In jener Kloſterordnung heißt es: „Nachdem das Kloſterleben urſprünglich zu der Lehr und Uebung, auch zu Ausbreitung des rechten Gottesdienſtes bedacht und gemeint, und aber hiezu das Studium der heil. Schrift nothdürftig, ſo ſollen die Kirchenübungen in den Klöſtern nicht dahin, als wäre Gott mit dem Werk der Uebung an ihm ſelbſt bezahlt, ſondern fürnehmlich auf das Studium der h. Schrift gerichtet ſeyn. — Damit nun das nöthig Stück, von welches wegen die Kloſterleut bei einander zu wohnen fürnehmlich verordnet, nicht unterbleibe oder verſäumt werde, ſo ſollen in einem jettlichen Kloſter ein Präceptor, oder nach Gelegenheit des

Orts und der Perſonen zwei Präceptores aus den Conventualen, ſo dieſelbe hiezu tauglich, oder andere ehrliche, gelehrte, und gottesfürchtige Männer, ſo auch vorher von unſern hiezu Verordneten in den fürnehmſten locis et capitibus piæ et christianæ doctrinæ examinirt, und verhört, mit gebührender gnugſamer Unterhaltung verordnet werden, welcher Einer, und der Fürnehmſt den Kloſterleuten die Bücher der Bibel zu ſeiner Zeit, und wie nachfolgende Ordnung ausweiſet, chriſtlich interpretiere und erkläre, — damit ſie die heilige Schrift ordentlich und nützlich zu lernen, und zum Lehren, auch hiemit zu den Pfarr- und Predigtämtern zubereitet werden mögen.“ Das Ganze ſ. bei Sattler Th. 4 S. 56 u. ff.

Dann will ich Häuſer bauen Für mich und mein Geſchlecht] „Man kann auch nicht wiſſen und erachten, was Zeitliches ihre fürſtliche Gnaden, neben deren geliebten fürſtlichen Gemahl und Kinder, ſonders afficieret oder gefreuet; dann, daß Selbige ihren größten Luſt zu bauen gehabt, und damit, nach Gottes Wort und Glaubensſachen, gerechter Regierung und Erhaltung Friedens, am mehrſten und liebſten umgangen, und ſelbſt Baumeiſter geweſen. Und haben Ihr F. Gn. die Zeit ihrer Regierung, in fünfzehn Jahren zehn ſchöner fürſtlicher wohlerbauter Häuſer, in deren jedem ein Fürſt wohl zu beherbergen, von Grund auferbauet und vollführet, als: Stuttgart, Göppingen, Twiel, Brackenheim, Leonberg, Neuenburg, Graveneck, Pfullingen, Steinhülben, Waldenbuch; ohne was Ihr F. Gn. an vielen alten und neuen, von Deroſelben Herrn Vater bei wenig Jahren erbaueten Häuſern gebeſſert und erweitert. Keine neue Befeſtigung haben Ihr F. Gn. angefangen, ohne daß ſie die alten im weſentlichen Bau unabhängig erhalten und gebeſſert. Denn

Sie auf Gott zuvorderſt, und deren Unſchuld, auch Ihrer Unterthanen gut Herz ſich mehr, als auf Befeſtigung vertröſtet und verlaſſen, und nicht weniger als ihre löbliche Vorfahren, mit Wahrheit und ohne Zweifel ſagen mögen, daß ſie keinen Unterthanen im Land hätten, dem ſie nicht bei der Nacht in einem wilden Wald, einſam in der Schoos ſchlafen dürften. — Letztlich und kurz vor Seinem ſeeligen Abſterben hat Er auch die Kanzlei zu Stuttgarten dermaßen erbauen und zurichten laſſen, daß es zu einer Königlichen Kanzlei gnugſam wäre. Alſo ſein Herz und Luſt zu bauen dahin zu rechnen, und für ein gewiß Zeugniß neben Andern zu halten, daß ſein Sinn und Gemüth nicht zu verwüſten, verderben und abzubrechen, ſondern alles zu Erbauung, Pflanzung und Aufrichtung geſtanden. Und, wie er viel herrlicher, ſchöner, fürſtlicher Häuſer, mit Luſt, und Alles von Steinwerk, erbauet, alſo hätte Er die Kirche Gottes, und ordentliche Polizey, auch den rechten Glauben, Gottesfurcht und Ehrbarkeit, gern wohl und beſtändig erbauet geſehen, und dazu ſeines äußerſten Vermögens geholfen; wie er hinwiederum an Abgang, Verwüſtung, Zerrüttung und Vaſtität der Kirchen, Schulen, guter Regiment und Ehrbarkeit, das größte Mißfallen und Beſchwerde getragen. Es iſt auch dieß Bauen mehr dahin gerichtet geweſen, daß der arme Mann mit Roß und Wagen und ſeiner Handarbeit, zu beſchwerlicher, theurer Zeit, etwas verdienen, auch Weib und Kind deſto beſſer ernähren, und ausbringen konnte; denn daß die armen Unterthanen mit ſo vielen ungewöhnlichen Frohndienſten beſchweret und überladen würden.“ Schwelin; aus Bidenbach. S. 255 bis 257.

Zur ſieben und zwanzigſten Romanze.

Ein Mörder iſt gedungen] „Alldieweil er noch gefährlich krank in ſeinem Bette lag, wäre er beynahe von einem italieniſchen Oberſten erſtochen worden, wofern ihn nicht ein gewiſſer Comte Francesco mit genauer Noth errettet hätte.“ Sattler Th. 3. S. 107.

Der Fürſt ſteht auf, und ſendet Den Diener nach dem Thron.] „Sowohl der Prinz als ſeine unter ihm ſtehenden Hauptleute verlangten bei dem König wegen der Verläumdung ſich verantworten zu dürfen, konnten aber nicht dazu gelangen, weil der Kardinal von Lothringen und der königliche Kanzler ihnen in dem Weg ſtunden. Nachdem ſich ſeine Geſundheits-Umſtände gebeſſert hatten, ſchickte er ſeinen Haushofmeiſter an den König, nochmals auf ein Verhör der vertrauteſten Generals zu dringen, und ſeine und ſeiner Hauptleute Verantwortung zu vernehmen.“ Sattler S. 107.

Aus der „Inſtruktion Herzog Chriſtophs zu Würtemberg auf ſeinen Diener Kontrollier, was er bei dem König in Frankreich anzubringen habe, d. d. 26. Nov. 1537.“ (Sattler Beil. No. 46 S. 213.) gehört Folgendes hieher:

„Anfänglich ſoll er mein unterthänig, ſchuldig, willig Dienſt Ihrer Majeſtät anzeigen, mit Entſchuldigung, daß ich bisher eigener Perſon nit zu Ihr K. M. ſey kommen; iſt die Urſach, daß ich meiner Krankheit noch nit verlaſſen ſey. Zum Andern, wie daß ich Ihrer Maj. Antwort auf meine gethane Entſchuldigung, Erbieten und Bitt', noch wartend ſey; und, wo Ihre Maj. an ſolcher meiner Entſchuldigung, ſonderlich Aſt (Aſil) belangend, kein Vergnügen wölle haben, und mich ſamt meinen Hauptleuten zu offner Verhör und Verantwortung auch nit kommen wollt' laſſen (welches ich mich zu Ihrer Maj. nit verſieh); (ſo) ſoll gedachter Kontroller anzeigen: Anfänglichs, ich begehr', daß Ihre Kön. Maj. auf den Eyd den von Humière, als ſeiner Maj. derſelben Zeit Feldoberſten, frage; (auch Andere, ſo dabey gewest ſind, als nehmlich Signor Cesar, Signor Schampoll, Conte Francesco und den von Lassigny,) den Tag, als wir für Aſt ſind geruckt, dieſelbige Stadt berennt, da ich mit Hans Ludwigen von Landenberg allein zu ihm kam, was ich gerathen, erboten und ihn gebeten hab'; welches aber mir von ihm ward abgeſchlagen. Zum Andern, daß der König gedachten von Humière frage, ob ich ihm nit ein bequemer Ort, die Stadt zu beſchießen, hab' angezeigt; da man nit eine Stund an der Mauren hätt' dürfen ſchießen; da mir auch kein Gehör geben iſt worden. Zum Dritten, daß der König den von Humière frage, was ich mich, nach dem letzten Scharmützel zu Aſt, als die Feinde die Stadt zu entſetzen herzogen, erboten und ihm gerathen habe; das mir auch von ihm abgeſchlagen ward; daraus ſeine Maj. wohl abnehmen mögen, ob ich und die Meinen Urſacher ſind gewest, daß Aſt nit gewonnen, oder die Feinde nit geſchlagen und zurückgetrieben ſind worden.

Und wo Ihre Maj. andere Ungnad' und Anforderung gegen gewes'te meine Hauptleute nit hätte, dann belangend, daß ich und ſie bezüchtigt werden, als daß wir nit ſtürmen oder ſchlagen haben wöllen, oder daß meine Hauptleute ſich mit der Muſterung zu grob in meinem Beiſeyn, bei dem Haufen gehalten ſollten haben: erbiet' ich mich derhalben Ihrer Maj. Red', Antwort und Rechnung zu geben. —

Und was dem Kontrollier auf ſolche hier oben begriffene Artikel auf alle, oder zum Theil, geantwortet wird, das ſoll er mir auf der Poſt oder in anderem Weg fürderlich, ſonder allen Verzug ſchreiben, und ſonſt am Hof verharren, unz (bis) ihm auf Alles Antwort wird. Er ſoll auch beim Kardinal von Lothringen und dem von Guiſen eigentlich befragen des Wegs, den der König wird nehmen, und mir Solches ſonder Verzug auch zuſchreiben; damit ich demnächſten zu Ihrer Maj. wiſſe zu ziehen.

Datum, Lion. Montag vor Andreä Apoſtoli. Anno etc. 37.

Chriſtoff Herzog zu Wirtemberg.“

Was bringſt du Bot? — Ein Schreiben'] „Dieſes hatte auch die Wirkung, daß der König ein eigenhändig Schreiben an den Prinzen ergehen ließ, welches ihn zwar für ſeine Perſon für entſchuldigt erklärte, übrigens aber ſo froſtig abgefaßt war, daß er eben nicht genugſam befriedigt ſeyn konnte. Sobald auch nur die geringſte Hoffnung zum Frieden vorhanden war, dankte man ihm den größten Theil ſeiner Leute ab.“ Sattler. S. 107.

Bringt mir das Roß, ihr Knechte! Er reist u. ſ. w.] „Der Prinz entſchloß ſich deßwegen, dem Könige ſelbſten auf ſeiner Reiſe aufzuwarten. Hier entdeckte er demſelben allem Vermuthen nach, was Andere verſchwiegen zu ſeyn wünſchten. Denn er gewann das Königliche Vertrauen gänzlich, und hingegen bei der Dienerſchaft einen faſt allgemeinen Haß, zumal ihm die Vornehmſten des Hofes zuwider waren.“ Sattler. S. 107. 108.

Zur acht und zwanzigſten Romanze.

Als Mundſchenk] „Derohalben er ſich tapfer und mit ſolchem Ernſt unterfangen, ſo fürſtlich und wohl gehalten, daß er des Königs Kredenzer und Mundſchenk geweſen.“ Schwelin S. 210. vergl. Cruſius zum J. 1534.

Und weil die frohe Jugend u. ſ. w.] „Es war in dieſem Fürſten, ſchon als Jüngling eine ſolche Großmuth, daß er auch nicht durch die größten Beleidigungen aus der Faſſung gebracht werden konnte, noch ſeines Herzens Lindigkeit verlor. Hievon hat er viele Beweiſe gegeben. Der folgende aber ſcheint mir höchſt würdig zu ſeyn, zu aller Kenntniß zu kommen. Der König war in ein Städtlein gekommen, deß Name Chastellerau iſt. Der Herzog Chriſtoph aber, welcher dem Hofe beſtändig folgte, begegnete eines Abends, als er vom Dienſte des Königs kam, einem Hinterhalt von ſechzig Bewaffneten, die den ganzen Ort mit Waffen füllen und umzingeln. Mit ihnen verbinden ſich viele Bürger, deren einige aus der nächſten Herberge Waffen und anderes, was Wuth und Wahnſinn darbot, herbeibringen, und greifen den ſchuldloſeſten Fürſten an. Jede Art von Geſchoſſen fliegt; an Beilegung, an Genugthuung iſt unter dem Lärm nicht zu denken. Der Fürſt, obgleich er nur zwölf Begleiter hatte, darunter ein Graf von Bäuchlingen, ein Landenberger, ein Rechberger war, ſeiner Tugend und Tapferkeit eingedenk, begann den Angriff der Meuchelmörder abzuwehren; aber Schwerter und Wurfſpieße ſuchten ihn auf, und ein Dolch ſtreifte ihm die Oberfläche der Haut. Die goldne Kette, die er, nach Sitte der Edeln, in doppeltem Reihen vom Hals herabhängen hatte, wandte (ſo gnädig hat Gott ſeine Hoheit geſchützt) eine tödtliche Wunde von ſeinem Leib ab. Denn als einer von Jenen mit mächtigem Schlag auf den Fürſten ausholte, und das Kleid denſelben nicht aufhalten konnte, verhinderte die Kette (es iſt wunderbar zu ſagen) den Streich, daß er nicht zum Leibe durchdringen konnte. Doch zerriß ſie, und fiel auf die

Erde. Endlich als er von allen Seiten mit Bewaffneten umringt war, und ſich und die Seinigen in der größten Gefahr ſah, bediente er ſich nicht einmal des Vortheils, den er hätte haben können. Denn er ſprang vom Pferde, auf dem er ſaß, und nicht ſowohl an ſeine, als ſeiner Gefährten Rettung denkend, wirft er ſich in den dichteſten Haufen der Feinde; wirft die einen nieder, ſchlägt die andern in die Flucht, und ob er gleich eine Wunde an der Hand erhalten hatte, macht er doch ſich und den Seinen mit Gewalt eine Bahn. Wer erkennet nicht dieſe Anzeigen einer herrlichen Hochherzigkeit? Daß zwölf beinahe wehrloſe Männer (denn ſie gingen aus des Königs Schloſſe, vom Abendeſſen, von ihren Freunden weg, nichts Solches ahnend!) hundert Menſchen — denn ſo ſehr war endlich ihre Zahl gewachſen — und zwar ſolchen, die mit Abſicht und Waffen zur Gewaltthätigkeit gerüſtet waren, ſich widerſetzen, ſie in die Flucht ſchlagen, und ſie niederwerfen!" Schnepfs Rede S. 19. 20.

Wenig anders erzählt Bidenbach bei Schwelin S. 213: „Als auf eine Zeit das königliche Hoflager zu Caſtelerew (war), und er bei der Nacht von einem Banket oder Hof, und des Königs Dienſten nach ſeiner Herberg gezogen, einen Grafen von Bäucklingen, Landenberger, Bermanger und andere mehr vom Adel, und Diener, bis in 12 Perſonen, bei ſich gehabt, auch mit keinen andern denn mit Seitenwehren befaſſt (war), (begab ſich's,) daß er von den Franzoſen, auf die 50 oder 60 ſtark, zu welchen ſich auch die Bürger rottiert, und ihrer bis in die hundert worden, verwartet (wurde), (welche) die ganze Gaſſen verhalten, und (ihm) mit bewehrter Hand dermaſſen zugeſetzt, daß ihme die guldene Ketten am Leib zerhauen, er an der Hand verwundet, und auf ſeinen Leib etliche Stich, ſo doch ohne Schaden abgangen, empfangen; dargegen er, wie er dann vom Pferd abgeſtiegen, mit den Seinen die Gaſſen auf ihrer Seiten auch eingenommen und behauptet, und (ſie) mit ihren Seitenwehren ſich Leibs und Lebens ſo ritterlich gewehrt, alſo, daß der Franzoſen etliche auf dem Platz geblieben und ſeines Geſindes gleichwohl etliche verwundet, jedoch Niemand (ſeines Geſinds) umgebracht worden.“ Vergl. Cruſ. z. J. 1537 Sattler S. 108.

Zur neun und zwanzigſten Romanze.

Am andern Tage ſtunden u. ſ. w.] „Am andern Tage wurde die Sache dem Könige hinterbracht, welcher eine ſcharfe Unterſuchung anſtellen ließ. Zehen von den Urhebern wurden entdeckt, und an Chriſtoph von Jenem ausgeliefert.“ Cruſ. z. J. 1537.

Nach Schnepff ging es langſamer, als hier im Liede. S. 20. „Der König von Frankreich, von der Sache benachrichtiget, ſtellte die ſtrengſte Unterſuchung an, und warf alle Menſchen der Nachbarſchaft in die Bande. Und als ſich ergeben, daß darunter zehne waren, die von Anfang dieſen Aufruhr erregt hatten, liefert er ſie dem Prinzen aus, daß er mit ihnen machen möchte, was er wollte. Ihr erwartet jetzt vielleicht einen tragiſchen, des meuchleriſchen Frevels würdigen Ausgang? Aber höret, bei dem unſterblichen Gott, eine Sache, die beinahe den Glauben überſteigt! der Fürſt verzeiht Allen, und ſchickt ſie unverſehrt nach Hauſe! — Welch ein liebliches Schauſpiel iſt es, die ſichtbare Hülfe Gottes in Erhaltung dieſes Fürſten zu ſehen? — Gewiß, nicht zu zweifeln iſt, da nur wenige Begleiter bei ihm waren, daß ihm doch viele Engel zur Seite geſtanden, und nicht nur der

Menſchen, ſondern auch der Waffen Andrang von ihm abgehalten, und dem Vaterland und der Kirche einen ſolchen Helden aufbewahrt. — Durch ſeine großmüthige Verzeihung aber hat der erhabene Fürſt auch gezeigt, daß, wie durch den Dienſt der Engel ſein Leib erhalten worden, alſo daß er nicht verwundet ward, ebenſo ſeine Seele durch den heiligen Geiſt mit wahrhaftiger Liebe gewappnet war, und alſo nicht von Haß, Mißgunſt und Rachſucht verwundet werden konnte. Gleichwohl könnte Jemand den Ruhm einer ſolchen Sanftmuth und Geduld der Wirkung der Zeit zuſchreiben, die ſich dazwiſchen ſtellte; denn weil die Zeit den Menſchen den Aerger zu nehmen pflegt, ſo könnte man denken, die Verzögerung, die durch die Unterſuchung herbeigeführt ward, habe die Hitze ſeines Geiſtes abgekühlt. Damit man aber ſehe, wie es nicht der Zeit ſondern ſeiner Tugend zuzuſchreiben; ſo will ich ein ander Beiſpiel hinzufügen, aus welchem ganz zu erſehen iſt, daß die Großmuth, als unzertrennliche Begleiterin des Fürſten, nie erlaubt habe, daß er ſich von ſeiner angebornen und gewohnten Seelen[illegible] entfernte. Als Karl der Fünfte aus Spanien nach den Niederlanden durch Frankreich reiſete, denn ſolche Bequemlichkeit des Weges hatte der Franzmann ihm zugeſtanden, und nach Paris gekommen war (zu Ende des Jahrs 1539 Gaillard T. [illegible]) ging unſer erlauchter Fürſt, Dienſtes halber, mit den Seinigen in den Pallaſt. Hier begegnete er dem Biſchof, der auch zu Pferde war; deſſen Knecht, von irgend einem böſen Geiſt getrieben und von Raſerei ergriffen, zog den Degen aus der Scheide, lief herbei und ſtieß nach der Seite des Prinzen; aber die Engel wandten das feindliche Geſchoß ab, der Stoß fehlte, und er wurde vom Herzog Chriſtoph ohne Wunde zu Boden geſtreckt. Ein edler von Reckrund, die Unbill, die dem Herrn widerfahren, zu rächen, eilte heran, um den ruchloſen Menſchen niederzuſtoßen. Der Fürſt aber hielt den Edelmann mit ſanftmüthigen Worten ab, mit ihm nach Strenge zu verfahren, ſprechend, es ſey genug, daß er zu Boden liege, und nicht mehr ſchaden könne. Wer ſollte die unbeſiegliche Seelengröße nicht bewundern, die ſelbſt dem gerechteſten Zorn nicht Raum gab? Wer ſiehet nicht, daß ſelbſt plötzliche Zufälle und Verwirrungen der Seele es nicht dahin bringen konnten, daß er den beſtändigen Ruhm ſeiner Großmuth mit irgend einer Makel der Grauſamkeit befleckte?“

Dieſes letztere neue Beyſpiel von Chriſtophs Großmuth eignet ſich zu keiner beſondern Erwähnung im Liede, da es nur einen ſchon geſchilderten Zug ſeines Charakters wiederholt; aber es mag hier aufbewahrt ſtehen, weil ich es, außer in der ſeltengewordenen Schnepffiſchen Rede, ſonſt nirgends aufgezeichnet finde.

Es zahlten's mit dem Leben — Löſegeld.] „Demnach iſt Herzog Chriſtoph nicht rachgierig geweſen; ſondern hat dieſelbe ohne alle Entgeltung los geben, mit Vermeldung, daß der Thäter etliche in den Fußſtapfen ihren Lohn empfangen, für die Andern gebüßt und bezahlet haben.“ Gmelin S. 214.

Zur dreißigſten Romanze.

„Mittlerweile, und weil Ihr Fürſtl. Gnaden in fremden Landen geweſen, hat ſich zugetragen, daß Kaiſer Carolus dem König Franciſkus, im Jahr 1538 zu Aquamort (Aiguesmortes) in Perſon zuſammenkommen, und auf der Reiſe

König Franciſkus den Pabſt Paulum den dritten zu Niſſa (Nizza) angetroffen, daß ermeldter König ſamt den andern Herrn ſich alſo dingelegt, daß ſie dem Pabſt die Füße küſſten, und er ſich alſo anbeten laſſen: da haben Ihre Fürſtl. Gnaden ſich ſolches zu thun verweigert und gewehrt; unangeſehen daß König Franciſkus ſolches gern geſehen hätte, und Ihr F. G. von wegen ſolches Bedenkens eine Ungnade zu befahren (gehabt), die ohnedas der Lutheriſchen Religion (und nicht ohne Urſach) im Verdacht geweſen. Solches iſt von Ihro F. Gn. aus keinem Unbedacht, Vermeſſenheit oder Hochmuth, der Ihr F. Gn. der Enden wohl hätte mögen gebüßt werden, geſchehen: ſondern weil Ihre F. Gn. ſich wiſſen zu berichten, daß vom Antichriſt geweiſſaget, und von St. Paulo geſchrieben, daß er ſich werde erheben über Alles, was Gott heißt: — haben Ihre F. Gn. unter andern auch bei dieſem Zeichen den Antichriſt erkannt, (und) denſelben nicht wollen anbeten, ſondern, wie auch zuvor, alſo hinfahro nochmehr (ihn) geäußert, ihme nimmermehr hold werden, ſondern Chriſtum bekannt, und dem Antichriſt widerſprochen, und mit David geſagt: Herr ich haſſe, die dich haſſen! Pſ. 139.“ Schwelin S. 216. 217.

Ebenſo erzählt es Schnurrer S. 22. Cruſius z. J. 1538. Sattler S. 115. Ihre Erzählungen ſind aber, was die Zuſammenkunft des Pabſtes und der Fürſten betrifft, nicht genau. —

„Trotz der vergeblichen Friedensunterhandlungen zwiſchen Karl und Franz verlor doch der Pabſt nicht alle Hoffnung, eine Sache zu Stande zu bringen, die den Bevollmächtigten zu ſchwer geweſen war, und übernahm ganz allein die Laſt, einen Frieden zu vermitteln. Ein Bündniß zu ſtiften, das mächtig genug wäre, die Chriſtenheit gegen die fürchferlichen Einfälle der türkiſchen Waffen zu ſchützen, und kräftige Maßregeln zur Ausrottung der Lutheriſchen Ketzerei zu veranſtalten, waren zween große Gegenſtände, die Paulo ſehr am Herzen lagen, und die Vereinigung des Kaiſers mit dem Könige von Frankreich ſchien eine vorläufige weſentliche Bedingung dazu. Ein Werkzeug zu ſeyn zur Verſöhnung dieſer beiden Monarchen, die ſeine Vorgänger durch eigennützige und unanſtändige Intriguen ſo oft gegen einander in Harniſch gejagt hatten, wäre ein Umſtand geweſen, der ſeinem Charakter ſowohl, als ſeiner Regierung einen ganz ungemeinen Glanz hätte geben müſſen. — Getrieben von dieſen Betrachtungen ſchlug er zwiſchen den beiden Monarchen eine Zuſammenkunft in Nizza vor, und erbot ſich, als Mittler, zu Beilegung aller ihrer Streitigkeiten, perſönlich dabei zu erſcheinen. Da ein Pabſt von einem ſo ehrwürdigen Charakter, und ziemlich hohem Alter, aus Eifer für den Frieden geneigt war, die Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe über ſich zu nehmen, ſo konnten weder Karl noch Franz dieſe Zuſammenkunft anſtändig ausſchlagen. Ob aber gleich beide an dem abgeredeten Orte erſchienen; ſo machte gleichwohl der Rangſtreit ſo viel Schwürigkeiten, oder vielmehr das Mißtrauen und der Groll war von beiden Seiten noch ſo groß, daß beide ſich durchaus nicht ſehen wollten; und Alles ward durch die Vermittelung des Pabſtes verhandelt, der von einem zum andern ging . . . . . Endlich, damit es doch nicht ſcheinen möchte, als hätte er ganz vergebens gearbeitet, gewann er noch ſoviel, daß ſie (am 18. Jun. 1538) einen zehnjährigen Waffenſtillſtand unterzeichneten. — Wenig Tage nachher, da der Waffenſtillſtand geſchloſſen war, ſegelte der Kaiſer nach Barcellona, aber ward von widrigen Winden nach der Inſel St. Margareta an der Küſte von Provence verſchlagen. Wie Franz, der von ungefähr nicht weit davon ſich aufhielt, dieſen Zufall erfuhr, hielt er es für eine Pflicht des Wohlſtandes, ihn einzuladen, daß er ſich in ſeinem Lande erholen möchte, und ſchlug ihm eine perſönliche Zuſammenkunft in Aigues-Mortes vor. Der Kaiſer, der nicht weniger Gefälligkeit beweiſen wollte, als ſein Nebenbuhler, reiſ'te ſogleich dahin. Sobald er an der Rhede Anker geworfen hatte, fuhr Franz ſogleich, ohne eine Einrichtung des Ceremoniels zu erwarten, und für ſeine Sicherheit ein andres Unterpfand zu haben, als die Ehre des Kaiſers, worauf er ſich blindlings verließ, ab, und beſuchte ihn am Bord ſeiner Galeere, und ward auch mit den wärmſten Beweiſen der Achtung und Freundſchaft aufgenommen und unterhalten. Den nächſtfolgenden Tag bewies der Kaiſer dem Könige eben das Vertrauen, das er auf ihn geſezt hatte. Er ſtieg mit ebenſo weniger Behutſamkeit zu Aiges-Mortes ans Land und ward eben ſo herzlich empfangen. Er blieb die Nacht auf dem Lande; und in beiden Beſuchen beeiferten ſich beide Monarchen in die Wette in Ausdrüken der Ehrerbietung und Freundſchaft gegen einander.“ Robertſons Geſchichte Karls des Fünften. Deutſche Ueberſ. Braunſchw. 1770 3ter Band S. 514 — 517.

Aus Spanien kommt der Eine; „Im Monat Mai reiſte der Pabſt nach Nicäa, einer Seeſtadt Liguriens; dahin kamen auch der Kaiſer und der König von Frankreich, hauptſächlich auf ſeinen Wunſch; jener mit einer Flotte aus Spanien; dieſer durch das Mittelland, begleitet, unter andern, von deutſchen Truppen, die der Graf Wilhelm von Fürſtenberg befehligte. Nach langen Verhandlungen, obwohl man über die Hauptſache nicht einig geworden war, wurde doch im Monat Junius ein Waffenſtillſtand auf zehn Jahre abgeſchloſſen.“ Sleidan. l. XII. ad ann. 1538.

Er ſpricht zu jenen Rittern Im blonden Lockenhaar — der Marſchall winkt erbangend) „Der König küßte, wie es Sitte war, dem ſitzenden Pabſte den rechten Fuß, indem er ſich zu Boden warf (pronus). Es folgten die übrigen Fürſten und Großen. Der Prinz Chriſtoph aber, obwohl ihn der Connetable — ſo nennen die Franzoſen den Marſchall — ermahnte, weigerte ſich dieſes zu thun, und wollte ſich nicht niederwerfen zu den Füßen des Biſchofs, und bewog auch die Häupter der Deutſchen (namentlich den Grafen Wilhelm von Fürſtenberg (Conr. Garti.), ſolchen Gehorſam dem Pabſt zu verweigern. Dieſes erregte die größte Bewunderung bei den Franzoſen, denn da die höchſten Fürſten zuſammengekommen waren, und er unter ihren Augen nicht nur jene Ceremonie, ſondern ſtillſchweigend das ganze Anſehen dem römiſchen Biſchof, von welchem man längſt glaubte, daß er in den Beſitz der Oberherrſchaft von Kirche und Welt gekommen ſey, verweigerte, ſo kann Jeglicher leichtlich errathen, in welchen Haß beym Pabſt er dadurch gekommen, in welcher Gefahr er geſchwebt. Zu dem iſt die Sache aller Bewunderung würdig, daß er, eingeladen durch das Beiſpiel und die Ermahnungen der Fürſten und des Connetabels zur Nachahmung der gewohnten Schmeichelei, doch den Umſtänden nicht nachgegeben, nicht die gewohnten Entſchuldigungen ergriffen: es ſey dieß eine bloße Sitte, eine Gewohnheit, eine Ceremonie, die man ohne einige Gefahr des Gewiſſens dem Pabſt, als einem Fürſten leiſten könne. Dieſe und ähnliche Bemäntelungen, deren ſich Andere vielleicht bedient hätten, ſuchte er nicht, ſondern zeigte unverhohlen, daß er es nicht mit dem Pabſt halte. Und dieſes aufrichtige Bekenntniß kam nicht blos von einigen Anfängen im Glauben, welche durch Gefahren oft ſo erdrückt werden, daß es ſcheint, als wollten ſie wieder verſchwinden; ſondern aus wohlbedachtem, durchgearbeitetem, von des Herrn Geiſte geſtärktem Gemüthe." Schnepff S. 22. 23.

Selbſt Sleidan l. c. hielt dieſen Zug des Aufbewahrens werth: „Bei der erſten Zuſammenkunft küßte der König ihm (dem Pabſt), der auf einem Stuhle ſaß, den rechten Fuß. Darauf auch die übrigen Fürſten. Aber doch gab es Männer in dem Gefolge des Königs, die, obwohl der Connetable ſie erinnerte, ſich doch weigerten, dieſes zu thun: Chriſtoph, der Prinz von Wirtemberg, Wilhelm, der Graf von Fürſtenberg, Deutſche; der Marſchall von March, ein Franzoſe, und der Geſandte des Königs von Dänemark, Georg Gluch."

Zur ein und dreißigſten Romanze.

Wenn Fürſten ſich umarmen, Da ſprießt der Gnade Keim.] „Es läſſet ſich aber nicht ſagen, welche Umarmungen da waren, welche Glückwünſchungen. Als ſie ſich in dem Schiffe niedergelaſſen, grüßten die Vornehmen, die in des Kaiſers Gefolge waren, den König ehrerbietig und gar dienſtwillig. Da rief der Kaiſer den Andreas Auria, Prinzen von Melphi, Anführer der Flotte, der vor zehen Jahren von dem König abgefallen war, durch den Granvellan herbei, daß er dem König ſeine Aufwartung machen ſollte. Als er herbeigekommen, ſprach der König: Weil du des Kaiſers Hausgenoſſe und Diener biſt, o Fürſt Andreas! und ihm beliebt hat, dich mit mir zuſammen zu führen, ſo hab' ich darin gern ihm entgegen kommen wollen, den ich an Bruders Statt halte!“ Sleidan. L. VII ad ann. 1538.

Des Königs Mundſchenk ſteht Mit ſchäumendem Pokale Vor Karols Majeſtät.] „Als der Krieg durch Pabſt Paul mit einem zehenjährigen Waffenſtillſtand eingeſchläfert war, kredenzte Chriſtoph zu Nicäa über der Tafel dem Pabſt, dem Kaiſer und dem König mit Lob.“ Cruſius p. 3. 1538.

Dieß kann nun zwar nach dem obenangeführten nicht geſchehen ſeyn; denn die drey Fürſten ſahen ſich nie zuſammen in Nizza. Was hindert uns aber anzunehmen, daß Chriſtoph wenigſtens zu Aigues-Mortes dieſes ſein Hofamt an der Tafel des Kaiſers und des Königs verſehen?

Erhebet mir den Knaben — des Afterlehens Band.] „Als der Kaiſer und der König zu Aigues-Mortes einander perſönlich ſprachen, war der Prinz ebenmäßig daſelbſt, und hatte hier Gelegenheit, ſich gegen dem Kaiſer, wegen ſeines heimlichen Entweichens von dem kaiſerlichen Hof zu entſchuldigen. Dieſer nahm ſolches gnädig auf, und ließ ſich aus eigner Bewegung unter andern, wie die Worte des Prinzen in einem Schreiben an den Landgrafen zu Heſſen lauteten, vernehmen: „daß ſein Bruder, König Ferdinand, mit ſeinem Herrn und Vater (Herzog Ulrichen) einen Vertrag eingegangen, darin er das Land Würtemberg zu einem Afterlehen des Hauſes Oeſterreich gemacht habe, welchen Vertrag Ihre Majeſtät noch nicht ratifiziert hätte, auch denſelben nicht ratifizieren wollte. Dann Ihre Majeſtät dem Reich dadurch ſein habend und erlangt Recht abſchneiden würde, deß dann Ihr Majeſtät gethaner Pflicht dem Reich nicht zu thun wüßte oder wollte, und damit der Prinz verſpüren möchte, daß er einen gnädigen Kaiſer hätte, ſo wollte Ihr Majeſtät auf ſein Begehren und Bitte ſolch Afterlehen aufheben, und wieß ihn nachgehends zu dem Granvellan, welcher der Dienſt halber mit ihm handeln ſollte." So gut aber dieſe Zuſage war, ſo durfte der Prinz es doch nicht wagen, ſolche ſeinem Herrn Vater zu hinterbringen. Er wußte auch, wie freigebig der Kaiſer mit ſeinen Verſprechungen geweſen, welche er niemals zu halten geſonnen war." Sattler S. 125.

Zur zwey und dreißigſten Romanze.

„König Chriſtian der Dritte von Dänemark hatte eine liebenswürdige Schweſter, Eliſabeth, welche von Graf Volraten von Mansfeld dem Prinzen angerühmt wurde, weil er wußte, daß er ſchon in Frankreich eine Neigung zu ihr vermerken laſſen." Sattler S. 192. vom J. 1542.

Weitere Spuren habe ich durchaus keine finden können; weiß auch von dieſer Prinzeſſinn nichts, als daß ſie eine Halbſchweſter König Chriſtians des Dritten, eine Tochter König Friedrichs des Erſten aus zweiter Ehe war, mit Sophia, Tochter Bogislas des Zehnten, Herzogs von Pommern, erzeugt und im Jahr 1524 geboren. Die Bekanntſchaft Chriſtophs mit ihr, wenn es wirklich eine perſönliche war, kann demnach erſt in die letztern Jahre ſeines Aufenthalts in Frankreich fallen. Eliſabeth vermählte ſich das erſtemal im J. 1543, alſo faſt gleichzeitig mit Chriſtoph, an den Herzog Magnus von Meklenburg; das zweitemal im J. 1556 an den Herzog Ulrich von Meklenburg. Sie ſtarb im J. 1586 kinderlos. Ihre Mutter Sophia wird wegen ihrer ungemeinen Schönheit und Frömmigkeit gerühmt. ſ. J. F. Schlegel's Geſchichte der Könige von Dänemark. 2ter Th. S. 138. Hübners genealog. Tabellen. Tab. 86.

Das aber weiß die Sage u. ſ. w.] Wenigſtens fliegen die letzten vier Jahre von Chriſtophs Aufenthalt in Frankreich vor uns vorüber, ohne daß er als handelnd aufträte.

Bis daß die Feldtrommete, die nach dem Türken fragt u. ſ. w.] Auf dem Reichstag zu Speyer, der zu Anfang des Jahrs 1542 (Sattler S. 103.), alſo noch während Chriſtoph in Frankreich war, gehalten wurde, „ward Churfürſten Joachim von Brandenburg die oberſte Hauptmannsſtelle über die ſämtliche Reichsvölker aufgetragen, und ihm von jedem Kreis ein Kriegsrath zugegeben. Von Seiten des ſchwäbiſchen Kreiſes ſchlugen die Stände, auf Verlangen des Churfürſten, Herzog Chriſtophen von Würtemberg vor. Es trugen ſich auch Leute genug bey ihm an, unter ſeinem Befehl zu dienen, und er konnte ſich die Hoffnung machen, dem Kaiſer ein Korps von 10000 Mann zuzuführen. Weil aber die Herzoge von Baiern ſolchen Zug misriethen, und Herzog Ulrich ebenmäßig nicht darein willigte, ſo mußte er ſolche Werbungen um ſo mehr einſtellen, als er von andern in Königlich Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen die Nachricht erhielt, daß dieſer König Niemand zu ſolchem Zug die Erlaubniß geben werde.“ Sattler S. 105.

„In welchem Jahr (1542), (als) durch gemeine Stände des Reichs, wider den Erbfeind in Ungarn, ein großer Zug fürgenommen (werden), iſt er wider den Türken, dem Vaterland und gemeiner Chriſtenheit zu Gutem, wie denn ihm zu ſolchem Werk hoher Befehl angeboten worden, ſich gebrauchen zu laſſen, endlich Vorhabens geweſen. Darauf (er) mit Haupt- und Befehls-Leuten, auch aller anderer Nothdurft, allbereit ſich gerüſtet, wohl verſehen, und nunmehr alle Tag anziehen ſollen. Als aber ſein Vater, der nun ein alter und ſchwacher Fürſt, ihm dem einigen Sohn, und nächſten Erben des Fürſtenthums (es) nicht erlauben wollen; ſondern aus väterlicher Fürſorge für rathſam und gut gehalten, ſich zu verheirathen, hat er, wider ſein ſelbſt Willen und Vorhaben, ſeinem geliebten Herrn Vater zu ſchuldigem Gehorſam und Gefallen ſolchen Zug unterlaſſen.“ Schwelin S. 218.

Zur drei und dreißigſten Romanze.

So treulich ihn ſein Schreiben Vor wahren Feinden warnt.) „Hochgeborener Fürſt! Freundlicher, lieber Herr und Vater! Meine ſonderliche Treue, Lieb, und alles Guts ſey Euer Lieb von mir allzeit zuvor bereit. Aus ſonderlicher, ſchuldiger Treu und Pflicht kann Euer Lieb ich nicht bergen, daß mich durch nahmhafte und glaubhafte Perſonen, welche dem ſonderlich zu mir hieher verritten, für gewiß und gläublichen anlangt (an mich gelangt), wie die Schweizer in Praktika und Handlung bei Kaiſerl. und Königl. Majeſtät ſteendt (ſtehen), daß beide Ihre Majeſtäten wollen bewilligen, daß Euer Lieb ſie überziehen mit Erbietung (d. i. daß ſie E. L. mit aufgebotenem Volk überziehen), wo ſie ihres Muthwillens ein gut Ausgehen erlangen würden, daß gedachte Schweizer Euer Lieb Fürſtenthum dem röm. König wiederum einantworten und zuſtellen wöllen, und wenden für, daß Euer Lieb ſolle Stoffel von Landenberg enthalten (vorenthalte), welches derer von Rothweil, ihrer Bundsverwandten, Feind iſt. Das hab' euer Lieb ich aus ſonderlicher ſchuldiger Treu und Pflicht nit können verhalten, Euer Lieb ſonderlichen bittend, die wöllen ſemliche Warnung anderer Geſtalt nit, denn das in Treuen von mir beſchehen, Euer Lieb in Gnaden aufnehmen. Euer Lieb mich ſonderlichen zu Gnaden befehlend. Datum Sankt Niklasporten, den 23. Junii Anno ꝛc. 1540."

Eur Lieb treuer Sohn
Chriſtoph Herzog zu Wirtemberg."

Sattler Beil. Nro. 52. Thl. 3. S. 224.

Da ſpringt des Eiſes Rinde Zuletzt im Magen ab u. ſ. w.] „— Aber eben dieſe vermeinte Vergehung des Grafen (Georgs von Mömpelgart, Ulrichs Halbbruders) war der Grund zu Herzog Chriſtophs Ausſöhnung. Herzog Ulrich ließ nun einsmals alle Ungnade gegen ihn fallen, und berufte ihn auf den 17ten May nach Reichenweiher zu kommen, wo er ſeine Räthe finden würde. Dieſe nun mußten ihm hinterbringen, daß ſein Herr Vater ihm alle väterliche Treu und Liebe anerbiete, und ihn ohne alle Hinderniß, Koſten oder Gefahr zu dem ruhigen Beſitz des ganzen Fürſtenthums kommen zu laſſen gedenke, wann er ihm hinwieder als ein getreuer Sohn gehorſam ſeyn, und nach ſeinem Wohlgefallen leben wolle. Zweitens begehrte er von ihm, daß er ſich für und ſeine Erben und Nachkommen durch eine Verſchreibung verpflichten ſollte, nach des Herzogs tödtlichem Abgang die Religion und Zeremonien des wahren Evangelii und Worts Gottes beyzubehalten und nicht davon abzuweichen." u. ſ. w. Sattler S. 158.

Und oft, wenn ihm das Leiden Am kranken Fuße nagt.] Ulrich litt um dieſe Zeit am Podagra. Sattler S. 191. 211.

Ich ſah in Scheiterhaufen Des Himmels Licht verkehrt.] „Und nachdem er die franzöſiſche Sprach genugſam erlernet, auch anders, darum er ſich an die End begeben, in 8 Jahren nach Nothdurft erfahren, darneben aber der lutheriſchen Religion halben (wie man's der Orten zu nennen pflegt), in Verdacht kommen, auch in dieſen Jahren wider die armen Chriſten, ſo vom Pabſtthum abgetreten, greuliche Verfolgung fürgenommen und geübet worden, wie er denn etlichmal die armen, unſchuldigen Chriſten mit dem kleinen Feuer ſehen ſengen, und dazu ſchweigen müſſen: hat er ſich wiederum heim in Deutſchland begeben. Schwelin S. 217.

Man vergleiche zu der ganzen Romanze die gedrängte Erzählung bei Schnurrer S. 198 und ff.

Zur vier und dreißigſten Romanze.

„Man ſollte nun (nachdem Herzog Ulrich ſeine Räthe nach Reichenweiher an Chriſtoph geſandt) glauben, daß der Herzog den Prinzen an ſeinem Hof behalten hätte. Es geſchah aber nicht; ſondern es beherrſchte ihn noch ein Mißtrauen, daß ſeine Gegenwart in dem Land in den Gemüthern der Unterthanen einen dem Herzog nachtheiligen Eindruck wirken dürfte. Gleichwohl erlaubte er ihm, bei ſeinen Vettern, den Herzogen von Bayern, und bei ſeiner Frau Mutter einen Beſuch abzulegen.“ Sattler S. 158. 159.

Ob ſchon in fremden Zungen Er ſchnell zu grüßen wußt'.] „Als er nun auf Rath und Wiſſen ſeines Herrn Vaters und (ſeiner) Freunde acht Jahr in Frankreich geblieben, hat er die franzöſiſche Sprache, die auch am Kaiſerlichen Hofe in Uebung geweſen, geliebt und gerühmt worden, nicht allein dermaßen erlernet, daß er dieſelbige, zu einem deutſchen Fürſten, wohl verſtanden und geredt, (ſondern auch) in dreien Sprachen, deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher, Geſandten hören, auch ſie in gleichen Sprachen wiederum beantworten können.“ Schwelin S. 209. 210.

Denn alles iſt verſöhnt.] Herzog Ulrich hatte ſich durch Landgraf Philipps von Heſſen Vermittelung mit ſeinen Schwägern den Herzogen von Baiern ausgeſöhnt, und ſie ſelbſt im Oktober 1541 zu Lauingen beſucht. ſ. Sattler S. 150. 151.

Er ſiehet ja noch immer die Eltern nicht vereint.] Erſt in der Gruft zu Tübingen vereinte ſich Sabina mit ihrem Gemahl, wo ſie im Aug. des Jahrs 1564 an ſeiner Seite beigeſetzt wurde. ſ. Sattler Th. 4. S. 210. Das Weitere über ſie ſ. bei Schnurrer S. 260 u. f.

Zur fünf und dreißigſten Romanze.

Nein, keine ſolche Feier u. ſ. w.] „Herzog Ulrich war bedacht, ſeinem Sohn eine tüchtige Gemahlin auszuſuchen. — Der Landgraf von Heſſen ſchlug Herzog Morizens von Sachſen jüngſte Schweſter, Sidonien, vor. Herzog Ulrich hingegen hatte eine Abſicht auf Marggrafs Georg von Brandenburg ältere Tochter Anna Maria, welche er vorher ſeinem Bruder als eine Gemahlin zugedacht hatte. — Bei ſolcher Beſchaffenheit berufte er Herzog Chriſtophen auf den 29ſten Oktober nach Neuenbürg, wo er weitern Befehl erwarten ſollte. Hier fand dieſer Jörgen von Helmſtadt, welcher ihn den 30ſten Okt. insgeheim zu ſeinem Herrn Vater auf die Feſtung führte. Bei damaliger kalter Witterung war der Prinz ſo ſchlecht mit Kleidern verſehen, daß er auf der Reiſe an ſeiner Geſundheit Schaden nahm, und ſeine ganze Lebenszeit die Folgen einer Erfrörung empfand. Denn er mußte ſogleich nach Anſpach reiſen, und ſelbſten die Anwerbung thun.“ Sattler Th. 3. S. 192.

Herr Ulrich ſchickt nach Wein u. ſ. w.] „Als dem Würtembergiſchen Herzog Chriſtoph, als dem einigen Erb- und Land-Prinzen, unterſchiedliche, gar annehmliche Heirathen angetragen wurden, ſetzte ihm ſein Herr Vater auf eine Zeit einen Becher mit weiſſem, und einen andern mit rothem Wein vor, und hieß ihn trinken, von welchem er wolle. Er trank vom weiſſen. Da befahl er ihm nach Anſpach zu gehen, welches er auch gethan, und des Margrafen Georgii von Brandenburg Tochter, Annam Mariam, geheirathet.“ Cruſius z. J. 1542. ebenſo Steinhofer.

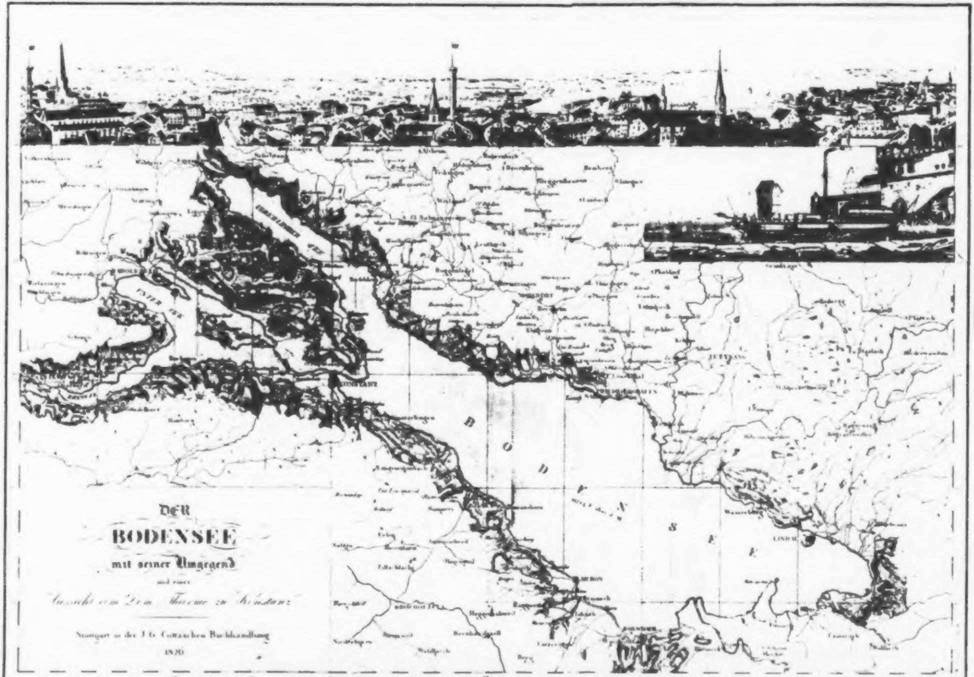
Fort! in des frommen Streiters, Des Brandenburgers Haus!] „Und wiewohl ihm in deutſchen und andern Landen treffliche Heirathen angetragen worden, hat er doch dahin geſehen, und Gott darum gebeten, daß er möchte eine Gemahlin haben, die ſeines Stands, Sprache und Glaubens, mit der er auf Erden in Frieden und gutem Gewiſſen leben, und dort ewiglich ſeelig werden möchte. Derowegen aus ſonderbarer Schickung Gottes, auch gutem Willen und Rath der löblichen chriſtlichen Fürſten, beederſeits, Herrn Vettern ſich gefügt, daß ihm zur Gemahl vertrauet worden, die durchlauchtige, hochgeborne Fürſtin und Fräulein, Fräulein Anna Maria, geborne von Brandenburg, eine geliebte Tochter weiland des durchl. hochgeb Fürſten und Herrn, Herrn Georgen, Margrafen zu Brandenburg, welcher nach dem hochlöblichen Churfürſten zu Sachſen der nächſte und fürnehmſte Fürſt in Unterſchreibung und Uebergebung der chriſtlichen augsburgiſchen Konfeſſion, und ein ſolcher Bekenner Chriſti und der Wahrheit geweſen, daß Ihre F. G. auf dem Reichstag zu Augsburg, Anno 1530 gehalten, vor der kaiſerlichen Majeſtät dieſe chriſtliche und heroiſche Wort geredet: Ehe ich wollte meinen Gott und ſein Evangelium verläugnen, ehe wollte ich hier vor Euer Kaiſ. Maj. niederknieen, und mir den Kopf laſſen abhauen!" Schwelin S. 219. 220. ebenſo Schnepff S. 25.

Ihm blüht von ſechzehn Jahren Ein ſchönes Töchterlein.] „Seine geliebte Braut war damalen eine Prinzeſſin von 16 Jahren." Cruſius z. J. 1542. Schön war ſie nach Chriſtophs Urtheil ſelbſt. Sattler S. 192. Auch Schnepff nennt ſie S. 25. an körperlichen und geiſtigen Vorzügen keinem Weibe nachſtehend.

Ich will dir übergeben Die Grafſchaft Mömpelgart u. ſ. w.] „Ulrich verordnete ſeinen Sohn nach Mömpelgart, ſowohl die daſige Grafſchaft, als auch die davon abhangenden Herrſchaften bis auf fernern Beſcheid als ſein Statthalter zu regieren." Sattler S. 191.

Zur ſechs und dreißigſten Romanze.

„Die Hochzeit wurde ohne Feſtlichkeit gefeiert, weil der durchläuchtigſte Fürſt, Vater der Braut, mitten unter den Zubereitungen zur Hochzeit (den 27. Dec. 1543) geſtorben war. Dieſen glaubten die liebevollen Kinder mit trauernder Sehnſucht, mit Seufzern und Thränen ehren zu müſſen, und nicht der Fröhlichkeit nachhängen zu dürfen. Nachdem ſie aber Hochzeit gehalten, ſo gut ſichs geſchickt (24. Febr. 1544), zog ſich Herzog Chriſtoph nach Mömpelgart zurück (wohin ihn ſein Lehrer Tiffern als Canzler begleitete. Cruſius); dort, um nicht müßig zu ſeyn, wiedmete er ſich ganz dem Leſen der heiligen Schrift, der Bücher Luthers und ſeiner Gehülfen im Reinigungswerk der Kirche, und baute ſo auf die Grundlagen des Glaubens, die er früherhin ſorgfältig gelegt hatte, das herrliche Gebäude einer feſten und gründlichen Beiſtimmung.“ Schnepff S. 26. vergl. Sattler S. 193. 215.


DER
BODENSEE
mit seiner Umgegend
und einer
Ansicht vom Dom Thurme zu Konstanz
Stuttgart in der J. G. Cottaschen Buchhandlung
1826
KONSTANZ
B O D E N S E E
LINDAU
ARBON

Der
Bodenſee

nebſt

dem Rheinthale

von

St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Handbuch

für

Reiſende und Freunde der Natur, Geſchichte und Poeſie.

Von

Guſtav Schwab.

Mit zwei Charten.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1827.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Schüchtern und im lebhaften Gefühle ſeiner vielfältigen Unvollkommenheiten übergebe ich dieſen zweiten Verſuch eines Reiſehandbuches, nachdem ein erſter *) mit unverdienter Güte aufgenommen worden, dem Publicum. Die Aufgabe war dießmal viel umfaſſender und durch die Menge der Quellen und Hülfsmittel, deren Benützung, ohne daß ich ſie hier namentlich aufführe, nicht verkannt werden wird, mehr erſchwert als erleichtert, ſo daß mir oft der Muth während der Ausarbeitung ſinken wollte. Nur die thätige Unterſtützung theilnehmender Freunde erleichterte mir das Werk, und die unermüdliche Sorgfalt eines mit den Seegegenden in jeder Hinſicht vertrauten, liebevollen Beförderers dieſer Arbeit hinderte, wenn es auch nicht zur vollen Reife durch ſie gebracht werden konnte, doch ſein gänzliches Mißlingen. Herzlichen Dank Jedem für jede Bemühung, und zum voraus für jede künftige Mittheilung

---

*) Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb. Stuttg. Metzler 1823.

oder Berichtigung, die alle gewiſſenhaft nachgetragen werden ſollen.

Die Eintheilung des Werkes, in welchem der geſchichtliche Theil von dem topographiſchen getrennt erſcheint, iſt durch die zuſammenhängende Reihenfolge von Begebenheiten, die durch die ſiebzehn Jahrhunderte zu erzählen waren, in welchen die Weltgeſchichte auf dieſem Schauplatze geſpielt hat, nothwendig geworden. Der landſchaftliche Theil und die Zugabe von Gedichten ſollten den heitern Rahmen zu jenem ernſten Bilde abgeben. Uebrigens erleichtert ein vollſtändiges Regiſter für Namen und Sachen den Gebrauch des Ganzen. Möge das Buch den Leſern etwas mehr gewähren, als blos vorübergehende Unterhaltung, für welche daſſelbe vielleicht nicht genug berechnet worden iſt.

Stuttgart den 18. Octob. 1826.

Guſtav Schwab.

Inhalt.

Seite
I. Landſchaftliches. 1
1. Entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am ſchwäbiſchen Ufer 3
Heiligenberg 4
Die Waldburg 9
Hohentwiel 10
2. Ueberſichten und Landſchaften unmittelbar am See 13
Conſtanz 13
Die Inſel Maynau 15
Die Inſel Reichenau 17
Das Schweizerufer am Unterſee 19
Der Ueberlinger See 20
Das ſchwäbiſche Ufer von Mörsburg bis Lindau . 23
Lindau 26
Bregenz 28
Der Sanct Gebhardsberg 29
Fahrt über den Bodenſee 30
Das Schweizerufer des Oberſee's 34
3. Das Rheinthal 41
Das Schweizerufer des Rheins 41
Das rechte Ufer des Rheins 47
II. Geſchichtliches. 55
I. Erſte Nachrichten vom Bodenſee und der Gegend. — Die Römer am See. 58 vor Chr. — 268 n. Chr. 55
II. Die Alemannen am See. Nach Chr. 268 – 500. 66
III. Die Franken. Das Chriſtenthum. Nach Chr. 500 – 800 73
IV. Der Bodenſee unter den Carolingern. Nach Chr. 800 – 900 92
Geiſteskultur am See 97
V. Der Bodenſee unter dem Saliſchen und dem ſächſiſchen Hauſe. Nach Chr. 900 – 1050 . . 104
1. Biſchof Salomo von Conſtanz . . . 104
2. Herzog Burkhard und ſeine Nachfolger . . 111
3. Die Herzogin Hadewig 115

Seite

4. Die Hermänner und Ernſt von Schwaben . . . 118
5. Kaiſer Heinrich III 120
6. Rudolph Herzog von Schwaben und Gegenkönig; Heinrich IV. Kaiſer 121
7. Cultur in den Klöſtern 124
8. Welfen- und Gibellinenfehde am See . . . 126

VI. Der Bodenſee unter den Hohenſtaufen. Nach Chr. 1150—1267 128

1. Barbaroſſa am See 128
2. Der Adel am See und im Rheinthal. Klöſter. Städte 130
3. Heinrich VI. 1190—1197 132
4. Die Freiherren von Sax im Rheinthal . . . 133
5. Otto IV. und Friedrich II. vor Conſtanz (1212) 135
6. Händel am Bodenſee 137
7. Conradin am See 138
8. Burgen und Sänger 140

VII. Das Seegebiet unter Rudolph von Habsburg und ſeinem Sohn. Nach Chr. 1268—1300 . . 165

1. Rudolph als Graf 165
2. Kaiſer Rudolph 167
3. Graf Wilhelm von Montfort, Abt von St. Gallen 168
4. Albrecht, Rudolphs Sohn, am See . . . 170

VIII. Das vierzehnte Jahrhundert.
Kampf und Sieg des Bürgerthums am See. Nach Chr. 1300—1414 171

1. Die Fehde um das Reich. Ludwig der Bayer am See 171
2. Die Biſchofsfehde von Conſtanz 173
3. Die Städte 174
4. Kaiſer Karl IV. 176
5. Zerfall der Häuſer Montfort und Werdenberg 178
6. Freiheitsregungen in der Stadt St. Gallen . . 180
7. Der Appenzeller Krieg und Sieg 182
8. Rudolph von Werdenberg 184

IX. Die Kirchenverſammlung zu Conſtanz. Nach Chr. 1414—1418 189

1. Pabſt Johann XXIII. und Friedrich von Oeſterreich 189
2. Johann Huß 198
3. Hieronymus von Prag 201
4. Die Pabſtwahl 203

X. Schweizer- und Schwabenkriege. Nach Chr. 1417—1499 205

1. Der Schweizerkrieg 208

Seite
4. Die alten Geſchlechter 212
5. Das neue Kloſter Rorſchach. Roth Uli . . 214
6. Der Schwabenkrieg. 1498 – 1499 . . 216
XI. Das Reformationsjahrhundert am See und im Rheinthal 222
1. Der Bauernkrieg 223
2. Die Reformation in St. Gallen, Lindau und Conſtanz 234
3. Conſtanz verliert ſeine Reichsfreiheit . . 239
4. Blick auf Sitten und Cultur am See . . 243
5. Das Rheinthal. – Die Familien Hohenems und Hohenſax 245
XII. Das ſiebzehnte Jahrhundert, oder der dreißigjährige Krieg und ſeine Folgen am See . . . 249
1. Vorſpiele 249
2. Anfang des Krieges 251
3. Erſter Beſuch der Schweden am See. Belagerung von Conſtanz und Ueberlingen . . . 255
4. Hohentwiel, Wiederhold und Ueberlingen . . 260
5. Zweiter Beſuch der Schweden am See. – Eroberung von Bregenz. Belagerung von Lindau. – Seekrieg. – Friede 269
XIII. Rückblick auf Burgen und Geſchlechter am Bodenſee und im Rheinthal. Vom 14ten Jahrhundert an 277
III. Topographiſches 287
I. Rheinlauf und Bildung des See's 288
II. Der Bodenſee und Unterſee, wie ſie ſeit ihrer feſten Bildung und jetzt ſind 292
1. Des Bodenſee's Lage, Größe, Tiefe . . 292
2. Der Unterſee oder Zellerſee 295
Einflüſſe in beide Seen 295
3. Klima und Naturphänomene des Bodenſee's . 297
4. Schiffahrt, Fiſcherei, Handel . . . 303
III. Ueber das feſte Land im Becken des Bodenſee's von Ignaz Rogg 310
IV. Verzeichniß der Thiere, die ſich im See und an ſeinen Ufern aufhalten 320
V. Die Flora der Umgebungen des Bodenſee's. (Von Prof. Dr. Schübler.) 333
VI. Ueber den Namen des Bodenſee's . . . 335
VII. Topographie der Seeufer 340
1. Der badiſche Landestheil 340
Das linke Ufer des Ueberlingerſee's . . . 350
Das badiſche Ufer des Unterſee's . . . 353
Andre badiſche Ortſchaften am Unterſee . . 355

Die Inſel Reichenau im Unterſee
Die Burgen des Hegäus, mit der Umgegend
Das rechte Ufer des Ueberlingerſee's
4. Der Würtembergiſche Landestheil
5. Der Bayeriſche Landestheil
6. Der Oeſterreichiſche Landestheil
7. Das Schweizerufer des Bodenſee's
St. Galliſcher Landestheil
St. Gallen, Stadt
Thurgauiſcher Antheil
Schaffhauſiſcher Antheil

Ortsbeſchreibung des Rheinthals
1. Das linke Rheinufer hinauf
2. Das rechte Rheinufer hinauf
A. Der öſterreichiſche Antheil
B. Das Ländchen Vaduz

Proſpekte, Panoramen und andere Kunſtwerke vom Bodenſee

IV. Zugabe von Gedichten
I. Die Schöpfung des Bodenſee's
II. Der Reiter und der Bodenſee
III. Des Fiſchers Haus
IV. Des Feindes Tod
V. St. Fridolin und der Todte
VI. Graf Gero von Montfort
VII. Conradin
VIII. Die Maid von Bodmann
IX. Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen
X. Die ſeltne Kur
XI. Der Fleiſcher von Conſtanz
XII. Geſellſchaftslied auf dem Schiffe

Anhang
Die Fahrten beider Dampfboote

I.

Landſchaftliches.

1. Entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am ſchwäbiſchen Ufer.

Der Reiſende, der eine volle Tagfahrt durch die fruchtbaren, aber einförmigen und nur ſelten und ſchwach auf- und abſteigenden Kornebenen Oberſchwabens verloren hat, ſehnt ſich nach einer Abwechslung. Er wäre ſchon ſehr zufrieden, wenn nur eine mäßige Hügelkette am Horizonte vor ſeinen Augen aufſtiege, wenn ihn ein gewundenes Wieſenthal aufnähme, wenn er ſich an einem rauſchenden Waldbach in den Schatten der Uferbäume lagern könnte: aber von allem dem wird er nichts gewahr; die wechſelloſe Landſtraße zieht ihren langen Faden durch die offenen Felder weithin ſichtbar fort, und wenn ſie auch eine kleine Höhe hinanſteigt, deren Gipfel einen neuen Anblick verſpricht: ſo fängt oben das alte Feld an fortzulaufen, wie man es unten verlaſſen hat: wenn ſie ſich auch einmal in einen Wald verliert, ſo taucht ſie nach wenigen Viertelſtunden wieder auf zur gewohnten, bald ebenen, bald ausgebauchten Fläche, und am nahen Horizonte zieht ſich immer die nehmliche krumme, unmaleriſche Linie hin, hinter der nichts Beſſeres erwartet wird.

Wir führen hier den Wanderer abſichtlich den langweiligſten Weg, der etwa zwiſchen Sigmaringen und Pfullendorf zu ſuchen iſt, der aber auch ganz unerwartet zu dem herrlichſten Standpuncte führt, auf welchem es mit einem Male wie Schuppen von ſeinen Augen fällt, und der weite Ausblick in das gelobte Land ſich eröffnet, deſſen Schilderung wir dieſe Blätter widmen. Wenn man nehmlich von Pfullendorf noch eine höchſt unerfreuliche Strecke von drei Stunden allmählig bergan führenden Weges zurückgelegt und einige unbedeutende Weiler durchwandert hat, ſtellt ſich endlich, Gartenanlagen, wohnlichen Häuſern und Wirthſchaftsgebäuden umringtes Schloß, ein ſtattlicher Wohnſitz des ſechzehnten Jahrhunderts, den Augen dar, und der Wanderer fühlt ſich von der freundlichen Stätte, die wenigſtens eine gaſtliche Herberge zu verſprechen ſcheint, angezogen, ehe er weiß, zu was für Schätzen dieſe Burg ihm den Zugang aufſchließen wird. Aber der Name

Heiligenberg

erregt ganz andere Erwartungen. Hier ſoll er zum erſtenmale den Spiegel des großen Landſee's erblicken, dem eine frühere Zeit den prächtigen Namen des ſchwäbiſchen Meeres zu ertheilen pflegte, hier wird er den Blick ungehemmt über die Heſperidengärten ſeiner Ufer ſchweifen, von Dorf zu Dorfe, von einem Städtethurm zum andern, begleitet von den herrlichſten Erinnerungen der Geſchichte fliegen und ihn endlich auf den ewigen Mauerzinnen der Eisgebirge ruhen laſſen dürfen, die hier in einer Kette von nahe an hundert Stunden in einem Halbkreiſe herumgelagert dem einen wie die trauliche Mauer der Vaterſtadt, an die ſichere, deutſche Heimath mahnend das Ziel ſeiner Reiſe, das Gränzgebiet ſeiner Sehnſucht bilden; dem andern ſich als ein zum Sturm einladendes Bollwerk aufſtellen, das der Wunſch ſchon erklimmt, um ſich die Wonnen des dahinter gelegenen Welſchlandes zu erobern.

Wir verweiſen, was das Oertliche und Hiſtoriſche dieſes fürſtlich Fürſtenbergiſchen Schloſſes betrifft, auf den topographiſchen und hiſtoriſchen Theil unſeres Werkes, und beſchäftigen uns hier blos mit der herrlichen und in ihrer Art einzigen Ausſicht, die es darbietet und die man am vollſtändigſten von dem Rittersaale des Schloſſes aus genießt, der, zu Folge der liberalen Geſinnung des Fürſten jedem Fremden, der es wünſcht, durch den Hausmeiſter aufgeſchloſſen wird.

Die Ausſicht theilt ſich in zwei große Haupttheile, von welchen die ſüdliche einen großen Theil des Bodenſee's und die Alpenkette, der nördliche die ſchwäbiſche Hochebene mit der Begränzung des behölzten Schwarzwaldes umfaßt. Gegen Norden beſchränken die Höhen, von welchen wir den Wanderer herkommen laſſen, gegen Oſten eine wellige Bergwölbung den Horizont. Jene Fernſicht gegen Süden aber macht uns in wenigen Augenblicken faſt mit allem Herrlichen und Lieblichen bekannt, dem wir auf einer Reiſe an den Bodenſee entgegen gehen. Den nächſten Vordergrund bilden hier die ſchönen, grünen Anhöhen voll Wieſen und Wald, welche die Aus-

Ufer der Ebene Hochschwabens gen Süden ausmachen, sie sind mit Dörfern, Weilern und Höfen übersäet, und wenn das Auge nicht so viele Pracht hinter ihnen entdeckte, so würde es mit Wohlgefallen und Genüge auf ihnen ausruhen. So jedoch eilt es dem blauen Bodensee zu, dessen gebreitete, in die Länge gezogene Fläche hier wie ein ungeheurer Strom erscheint, dessen Fortziehung ins Unendliche nur die nahen Hügel dem Auge zu verbergen scheinen. Wirklich erblickt man den See auch nur in vier Unterbrechungen, wovon zwei schon mehr der westlichen Ansicht gehören. Das obere Drittheil des Sees zwischen der Rohrspitze, Bregenz und Lindau bis Langenargen ist gar nicht sichtbar; die Waldhöhen des Nagelsteins und des Gehrenbergs verdecken es, nur die Stadt Tettnang blickt zwischen den Senkungen beider heraus. Etwa eine Stunde unterhalb Langenargen tritt das Wasser für das Auge hinter den Hügeln hervor; aber auf das jenseitige Ufer fliegt der Blick in einer schrägen Linie bis nach Höchst und dem Einfluße des Rheines über den See. Dieses, das Schweizerufer, ist in einer Länge von 8—9 Stunden mit dem Wasserspiegel, den es begränzt, ununterbrochen sichtbar. An seinem Gestade winken Höchst, St. Margarethen, Rheinegg mit seiner Burg; die alten Schlösser Greifenstein, Platten, Buchen, Risegg, Wartegg, Wartensee, an die nächst dahinter aufsteigenden Hügel gelehnt, reich an Geschichten der Vorzeit; zu oberst Wolfhalden, das eine Freiheitsschlacht der Appenzeller verherrlicht; weiter am Gestade hin Staad, Rorschach das niedliche Schweizerstädtchen, darüber Mariaberg und das Jagdschloß, dann streift der Blick weiter über Horn, Obersteinach, das Wetterschloß, Tubach nach dem uralten Arbon. Hinter dieser Stadt steigen mehrere Dörfer und die höheren Hügel empor, die das St. Galler Land vom Appenzell trennen; die Höhen von Trogen, dem Gebris, Vögliseck, Speicher sind Namen, theils durch Naturherrlichkeit, theils durch geschichtliche verewigt. Am Gestade folgt jetzt Romanshorn, das hohe Schloß Luxburg, Neukirch im Egnach, Uttwyl, dahinter höhere St. Gallische Dörfer, der schöne mons rotundus (Rotmonten) der Römer und die hinter ihm sich erhebenden höheren Höhen, welche die Bergmulde ahnen lassen, in der die schöne Stadt St. Gallen sich verbirgt. Noch weiter zieht sich das Gestade hinab mit Keßwyl, dahinter der Tannenberg und die spätere Hundwylerhöhe; dann Moosburg, das Güttingerschloß und Güttingen das Dorf. Hier unterbrechen die diesseitigen Hügel die Wasserfläche. Das jenseitige Ufer haben sie

ſchen früher hier und da verdeckt und die Breite des See's
Blicke geſchmälert; von den Ortſchaften dieſes Geſtades bli
daher nur wenige hervor: die Thürme des Kloſters Ho
bei Friedrichshafen; das Dorf Fiſchbach; ſpäter Immenſta
und Kippenhauſen, mehr landeinwärts gelegen; von hier
ſchiebt eine breite Hügelwölbung den See immer mehr zu. D
ſind auf eine Meile weit nur noch die Schweizerufer von Alt
bis Blättikhofen ohne den See ſichtbar; darauf blickt
ſchmale Streif zwiſchen Blettikhofen und Kurz Rickenbach her
nun aber enthüllt ſich wieder eine lange Strecke von beinahe
Stunden, bis gegen Dingelsdorf dem Auge; die erſte H
derſelben prangt mit dem lachendſten Wechſel; auf dem Schwe
ufer winkt Kloſter Kreuzlingen, auf der Halbinſel des U
und Ueberlinger-See's Loretto, Almannsdorf: das
hingeſtreckte Conſtanz ſteigt gethürmt über dem Hügel
Erdzunge empor; hinter der Stadt, Schweizerhügel, mit Land
ſern und Dörfern geſchmückt; bald winkt ein ſeliges Eiland
Auge, das auf ſeiner überblühten und reichbebauten Terraſſe ein
zes Schloß dem Wellenſpiegel entgegen hält; es iſt das Kleinod
Bodenſee's, die liebliche Inſel Meynau. Von hier an ſind
Ufer, die ſich darſtellen, nicht öde, aber doch minder mit Ortſch
bevölkert. Der Seeſpiegel ſchließt ſich wieder und nur wenn das
ſich mehr der weſtlichen Anſicht zuwendet, wird er in einigen
ten Stellen den fernen Unterſee mit den Hügeln gewahr,
Arenenberg, Sandegg und andre Schlöſſer tragen;
mehr in der Nähe ziehen ſich unterbrochen kleine Streifen des
ſee's hin, an deren letztem man die Thurmſpitze der Stadt Ue
lingen erkennen kann. —

Das ganze Schweizerufer, das auf unſerem Standpuncte zu
nem großen Theile offen vor unſern Augen liegt, ſcheint in e
Wald gehüllt, aber es iſt nur ein Wald von den hochſtämmigſten
bäumen, zwiſchen welchen fette Wieſen und fruchtbare Reb
ten ſich mit reichem Seegen dehnen und wölben.

Ueber dieſen Herrlichkeiten der Tiefe haben wir noch keinen
in die Höhe gethan; und doch zeigt ſich unſerem erſtaunten
hier in der Nachbarſchaft des Himmels, noch viel Herrlicheres.
kann mir in der That keinen Standpunct denken, der ein voll
gereres entwickelteres Panorama der Schneegebirge von den öſtli
Spitzen des Tyrols bis zu dem ſüdlichen Ende der Berner

deſſelben vor den Augen des Beſchauers aufſtellte. Im Oſten beginnt für das Auge, wenn es über den Wald des benachbarten Nagelſteins hinſchweift, die ununterbrochene Kette der Vorarlbergeralpen und Vorberge des Tyrols mit ihren zwar noch ſchneeloſen aber durch ihre Kahlheit furchtbaren Kalkfelſen: die höchſten Köpfe derſelben ſind der Gindlerkopf, das Kanatſowangerhorn, der Trpſamakopf und, nach einem tieferen Zuge, vor den ſich noch der niedrigere Riffenberg ſtellt, der Schartenberg und Hoheneiffer; noch weiter rechts, ſchon gegen Südoſten, in der Richtung von Bregenz: der Hirſchberg und Künzlesſpitz, dann — dem Rheinthale zu, während noch tiefer der Bregenzerwald und die öſtlichen Bergwände am rechten Rheinufer mit den berühmten Schlöſſern von Ems hinlaufen — die Cantsfluh und andre; weit in die Höhe ragend der Hochlichtſpitz, der Löffelſpitz (darunter im Rheinthal die hohe Kugel), der Hochgerachberg (unter ihm der Langenelſberg); die Gebirge des Montafun, des Gambertonthales; der Rauchberg, der Schejakopf und andre bis zur Rothenwand. Ueber der ganzen zum Theile gedoppelten Reihe von Hochgebirgen, ſteigen uns noch die breiten Spitzen der höchſten Tyroler- und Bündtner-Alpen bei günſtigem Wetter in den ſchärfſten Zeichnungen zum blauen Himmel hinauf: von manchen weiß Niemand in dieſer Gegend den Namen anzugeben; namhaft gemacht werden der Hochvogel, der Schapeltſpitz (in der Richtung von Tettnang) der Hammerkopf, der Hundskopf (über den Gehrenberg hin) und nach einer langen Reihe unbenannter, das breite, ſchneeweiße Brandjoch (in der Richtung von Dornbüren im Rheinthal); über den Montafun der Zimpaſpitz und der Sauleſpitz, der Seekopf, in der Richtung von Roſchach die Sceſa Plana (die Jungfrau dieſer Gegend, der Geſtalt nach); die Gufel (über Arbon und der rothen Wand).

Zwiſchen Arbon und Romanshorn fangen für das Auge die Appenzellerberge an, bei weitem die nächſten von der ganzen Kette, die gleichſam aus dieſer herausgeſchnitten zu ſeyn und dem ſtaunenden Wandrer ihre Felſenrippen darzubieten ſcheinen, der [illegible]er die Gebirgsgeſtaltung in der Nähe betrachten könne. Sie ſenken, ſcheinbar ungetrennt von den Sanctgaller-Höhen ihre grauen Wände, wie unmittelbar in den See herab, deſſen ungeheure Ufer nach Südoſten ſie zu bilden ſcheinen. Ihre Krone iſt der hohe Säntis nebſt dem Altmann und dem Gyrenſpitz, zur linken hat er die niedrigern

Spitzen der Fäneren, des Kamor, des Hohenkaſten und andrer; zur rechten ſenkt er ſich nach der Schwägalp herab. Weiter links folgen die Berge des Toggenburgs, die kahlen, grauen Spitzen der ſieben Kuhfirſten und andre; dahinter die Schneegipfel des Spitzmeilen, der Scheibe, des Tſchingen und des Ofen; hinter den lang ſich dehnenden Toggenburgwänden ſchwingen ſich kühn die Eisberge von Glarus in die Lüfte; die höchſten darunter ſind: der Hausſtock, der Selbſtſanft, der Glarniſch und der Dödi (richtiger die Oedi); der Gemſenſtock, die Klaridenalpen, das Scherhorn, der Rauchi, die Windgelle; an ſie ſchließen ſich die niedrigern Gebirge des Muottathals; von hier an aber reihet ſich immer ununterbrochener Eisfeld an Eisfeld: die Surennen, der Urnerrothſtock (darunter der Mythen), der unverkennbare Titlis und viele andre. Endlich, am Schluſſe der Kette ragen, obgleich ſie die fernſten ſind, doch noch hoch über alle andern die Alpen des Berneroberlandes im ewigen Schneemantel; ſehr oft leuchtend ſichtbar, wenn die andern in Nebel oder alle ſchon in Nacht liegen: das Finſteraarhorn, die Schreckhörner, die Wetterhörner, Mönch, Eiger, Jungfrau (dieſe erſcheinen als zwei runde Spitzen) und weiter rechts noch die Blümlisalp. Mehr im Vordergrunde, vor ihnen und über ſie hinaus, zeigen ſich grau und niedrig das Dach des Rigi und die zackigten Formen des Pilatusberges *).

Die weſtliche Anſicht bietet außer dem alten Thurm von Hohenbodmann, Hohenhöwen und dem Feldberg des Schwarzwaldes, drei Puncte, welche gerade dicht hintereinander gereiht ſind, nichts Merkwürdiges dar, und entfernt ſich auch gänzlich von unſrer Seegegend. Die ſüdliche Ausſicht dagegen iſt, nicht nur als die herrlichſte Ueberſicht der Umgebungen, ſondern beſonders auch als Normalanſicht des Gebirges ſo ausführlich von uns angegeben worden, damit uns bei den folgenden Puncten alle Wiederholungen erſpart bleiben. Wir brauchen hinfort nur das Charakteriſtiſche jedes einzelnen Punctes zu nennen.

Für den Reiſenden, der aus oder über Mittelſchwaben kommt, wird der eben beſchriebene Standpunct zu einer Ueberſicht immer der gelegenſte ſeyn. Dem, der aus Franken und Baiern herüber

---

*) Vergl. Ausſicht der Alpenkette und des Bodenſee's; gezeichnet auf Heiligenberg von Heinr. Keller. Zürich bei Füeßli 1821.

reiſt, empfehlen wir dagegen zu einem faſt eben ſo mächtigen Totaleindrucke, der vielleicht nur in der Lieblichkeit jenem erſtern nachſteht

die Waldburg,

ein Schloß, zwei Stunden von Ravensburg ſüdoſtwärts gelegen, das ſeinem Namen gemäß aus einem düſtern Kranz von Tannenwäldern auf einem iſolirten Hügel, wie geſchaffen zu einer Rundſicht, ſich emporhebt. An die Burg, als den Stammſitz des berühmten, jetzt gefürſteten Geſchlechtes der Truchſeſſe von Waldburg, knüpfen ſich geſchichtliche Erinnerungen, die wir unten geben wollen. Diesmal laſſen wir den Wandrer, der in dem ſchon ſehr hoch gelegenen Dorfe Waldburg, wo er gute Unterkunft findet, Nachtherberge genommen hat, auf die Zinne des Thurmes ſteigen, der auch hier ebenſo bereitwillig wie auf Heiligenberg, geöffnet wird; um ihm den Genuß eines Sonnenaufgangs in dieſer unermeßlichen Natur zu verſchaffen.

Die nächſten Umgebungen dieſes Punctes ſind viel finſtrer als die des Heiligenbergs; nur durch Straßen und ſchmale Wieſenſtreifen getrennt, umgeben ihn lauter längliche Inſeln von ſchwarzen Wäldern; aber um ſo überraſchender iſt der Contraſt, den der blaue Seeſpiegel, von welchem auch hier, jedoch aus größerer Ferne, ein bedeutender Theil zur Rechten des Beſchauers ſichtbar wird und die graue ſchneegekrönte Gebirgskette, die ſich allmählig im Strahl der Morgenſonne verklärt, mit der dunkeln Tiefe bilden. Die Alpenanſicht iſt hier im Ganzen und Großen dieſelbe, wie vom Heiligenberg herab, nur daß die Tyroler und Vorarlberger Gebirge, denen man etwas näher ſteht, mehr die Fronte darbieten, die Schweizeralpen hingegen vom Glärniſch an ſich kürzer verſchieben und namentlich die Berneroberländer mehr im Profile ſichtbar ſind; um ſo ſchärfer zeichnen ſich ihre Umriſſe, und die ganze Tyrolerkette trägt noch die Farbe der Nacht, während die Jungfrau und die andern ſchneeweißen Hörner ſchon von der roſigen Glut der Morgenſonne ſich färben.

Die Kehrſeite der Ausſicht gegen Nordweſten und Norden iſt hier viel ausgedehnter als auf Heiligenberg, bietet aber nur wenigen Wechſel dar, denn ſie ſchweift über jene einförmigen Ebenen Oberſchwabens hin, die wir oben beſchrieben haben; am Horizont erhebt ſich, wie der Rand eines Tellers die ſüdliche Abdachung der ſchwäbiſchen Alb, und der kleine Höcker des Buſſenberges bei Riedlingen, mit ſeiner Wallfahrtskapelle, bildet die einzige Unebenheit im dem langen Höhenzuge, der jenen Coloſſen gegenüber unmöglich ein Gebirge genannt werden kann.

Ein dritter Standpunct bietet ſich denjenigen, die von Weſten, aus Frankreich oder vom Rheine herkommen, auch dem, der die Seegegend nur im Vorübergehen mitnehmend, auf der Schweizerſtraße den Alpen entgegen zieht, in den vulkaniſch geſtalteten Kegelbergen des Hegäu's dar, die ſich zwiſchen Tuttlingen, Radolphzell und Schaffhauſen erheben.

Gewöhnlich wird von dieſen Gipfeln, theils wegen der guten Gelegenheit einer Herberge, theils um des hiſtoriſchen Intereſſe's willen

Hohentwiel

gewählt, und wirklich iſt hier nicht nur die Fernſicht auf das ganze Gebirge höchſt großartig, ſondern auch die Ausſicht auf die es umringenden iſolirten Bergeskuppen, beſonders aber über den See und die Ebene hin, lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felſenberges erlaubt eine Ueberſicht über ganz Oberſchwaben; obgleich nun dieſe etwas landkartenartig wird, ſo geben ihr doch die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechſel; man überſchaut zu gleicher Zeit nicht etwa blos, wie auf niedrigeren Höhepuncten, einzelne Abſchnitte, die nur aus Feldern, oder nur aus Wäldern beſtehen, ſondern Feld wechſelt mit Wieſen und Wald, Hügel mit Thälern, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Luſtſchlöſſern, Städte und ſtattliche Klöſter mit Dörfern und unzähligen maleriſch gelegenen Höfen.

Den reizendſten Anblick aber gewähren die Ufer des Sees, auf deren ununterbrochenes Garten- und Rebengelände kein Hügel (denn ſie alle liegen tief unter uns, und wie zur Ebene geworden) den Niederblick zu hemmen vermag. Der eigentliche Oberſee verliert ſich in breiter Verkürzung in die blaue Ferne, nur die unterſte Erdzunge zwiſchen Ueberlingen und Sernatingen ſtreckt ſich dem Auge entgegen. Deſto vollſtändiger überſieht man hier den Unterſee, der vom eigentlichen Bodenſee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit ſeinem ceſormigen Baſſin ganz ausgebreitet vor der Augen des Wanderers liegt, und deſſen Mitte den ſchwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr ganzes Füllhorn von Segen ausgeleert zu haben ſcheint. Auch die Ufer dieſes See's ſind unendlich reich und mannigfaltig; eine Menge Dörfer, die Städte Radolphzell und

Steckborn, im Hintergrunde das ſtolzere Conſtanz faſſen den lachenden Rand ein. Aus dem ſüdlichen Ende des See's ſieht man den Rhein, halb Strom halb See, ſich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort von engern Ufern aufgenommen und wieder entſchieden zum Fluß geworden, ſich nach Dieſſenhofen hinabſchlängeln, der Stadt Schaffhauſen und ſeinem Felſenſturze in jugendlichem Uebermuth entgegeneilend. Hinter ihm ſteigen die Alpen auf. Von dieſem Standpuncte ſind die Tyroler die blaueren und fernern geworden, auch der Sentis beherrſcht nicht mehr ſo ganz den Mittelgrund und tritt mehr ſeitwärts ab; die weißen Häupter von Glarus, Schwitz und Uri hingegen ſtehen dem Auge des Beſchauers in breiten Maſſen und geſchiedenen Gipfeln gerade gegenüber.

Eine ganz ähnliche Ausſicht gewähren auch die ſeltener beſtiegenen übrigen Bergkegel, die hinter Hohentwiel in mäßigen Zwiſchenräumen, wie durch eine gewaltſame Revolution emporgeworfen, aufſteigen; nur daß auf einer jeden die Gruppe der nächſten, ſie umringenden Felſenpyramiden den Reigen für das Auge wieder wechſelt. Die ſchönſten Standpuncte möchten Hohenkrähen und Hohenſtoffeln ſeyn. Auf jenem ſtellt ſich dem Blicke das angenehme Thal dar, das gegen Engen hinläuft, und das auf Hohentwiel durch einen Bergrücken verdeckt wird; von Hohenſtoffeln entwirft die Feder eines von Natur und Geſchichte begeiſterten Vaterlandsfreundes folgendes Gemälde *): „In dem mit ſo vielen alten Burgen bekränzten Höwgau, wo acht vulkaniſche Bergkegel mitten aus dem Bodenſatze alter Flut aufſteigen, erhebt ſich, mit den Trümmern dreier Burgen, auf drei Baſalthügeln gleich einer Krone geziert, der Stoffeler Berg, auch Hohenſtoffeln genannt. Die Ausſicht iſt hier eine der reichſten und reizendſten Deutſchlands, und man könnte mit ihrer Beſchreibung mehrere Bogen anfüllen, ohne ſie zu erſchöpfen; ich will nur die allernächſten Burgen anführen, die Stoffelen umgeben und ſo manche geſchichtliche Erinnerung erwecken: Höwenegg, Stetten, Höwen, Mägdberg, Hohenkrähen, Hohentwiel, Staufen, Nellenburg, Friedingen, Homburg, das alte Bodmann, und das vielleicht noch ältere Städtchen Engen, einſt die Gränze des auſtraſiſchen und des oſtgothiſchen Reiches. Dann die Stadt des Conſtantius und das Kloſter des heil. Priminius, auf der reizendſten der Inſeln des Bodenſees; die ungeheure Alpenkette von den Gränzen des alten

---

*) Freih. von Laßbergs Liederſaal II. S. [illegible] f.

Vindeliziens bis gegen den Berg, auf welchem dem Penninus ein Tempel erbaut war.“

Mehr oder weniger beſchränkte Fernſichten auf den See verſprechen dem Reiſenden noch der Veitsberg dicht bei Ravensburg, wo ein höchſt liebliches, von Waldungen und Weinbergen begränztes Thal mit der uralten Stadt, dem unverfälſchten Bilde des mittelalterlichen Bürgerthums, den Vorgrund bildet, und im Hintergrunde der lange Silberſtreif des Bodenſees mit den Thürmen von Friedrichshafen und Conſtanz von dem einen Eckpfeiler der Hügel zum andern ſich hinzieht. Darüber die Gebirgskette, die hier mit dem ſehr koloſſal erſcheinenden hohen Säntis anhebt und in immer fernern und bleichern Geſtalten ſich bis zur Jungfrau verliert: — das Hochſträßle, nordöſtlich von Tettnang, auf einer Höhe über die, wie der Name andeutet, einſt eine römiſche Heerſtraße (via strata) ſich hinzog. Hier überſchaut man den See ſchon in ziemlicher Breite; ſonſt iſt die Ausſicht der von der Waldburg herab, wie ſchon die Lage giebt, ſehr ähnlich, nur beſchränkter. — Das Schloß von Tettnang, jetzt die Wohnung der Würtemb. Oberbeamten, gewährt von ſeinen mittlern Zimmern aus eine äußerſt ſchön componirte Landſchaft, deren Vorgrund die lachenden deutſchen Ufer des See's in großer Nähe und doch von ziemlicher Höhe herab, unmittelbar geſehen, ausmachen; den Mittelgrund füllt ein guter Theil des Oberſee's; hinten das Gebirge, faſt wie auf der Waldburg. — Die Heiligenberger Ausſicht gegen Südoſten, etwas beſchränkter, aber für den gar bequemen Standpunct ausgezeichnet groß und ſchön, findet man vor dem obern Thore der Stadt Markdorf, 2¼ Stunde vom See, wieder. Auch die Einwohner dieſes Städtchens ſind nicht — was den Bewohnern einer ſchönen Gegend ſo leicht wiederfährt, — unempfindlich gegen ihre herrliche Lage geworden: faſt alle Häuſer, die dem See und Gebirge zugekehrt ſind, haben, und wenn ſie ſonſt noch ſo ärmlich wären, ihre hölzernen Altane, die zu keinem andern Zwecke angebracht ſeyn können, als zum Genuſſe der Ausſicht. Die Stadt iſt im Rücken durch ziemlich hohe Waldberge vor den Nordwinden geſchützt, welche auf Heiligenberg dem Wandrer nicht ſelten einen köſtlichen Sonnenaufgang verkümmern; wer daher ſeiner Geſundheit halber die luftigeren Höhen zu ſcheuen hat, dem wüßte ich keinen bequemeren Standpunct für eine der herrlichſten Anſichten der Alpenkette von den Tyrolerſpitzen bis zur Jungfrau, und für einen nicht unbeträchtlichen Theil des Sees anzurathen, als dieſes, auch ſeinen nächſten Umgebungen nach, ſehr reizend gelegene

Städtchen. Auf der Kante des breiten Gehrenbergs, der waldig und ziemlich ſteil ſich hinter Markdorf erhebt, muß eine der umfaſſendſten Anſichten der Gegend ſeyn, und namentlich der oberſte Theil des Bodenſee's gegen Lindau und Bregenz, der auf Heiligenberg gerade durch den Gehrenberg verſteckt wird, offen vor dem Auge liegen.

2. Ueberſichten und Landſchaften unmittelbar am See.

Nachdem ſich der Wandrer nun irgend einen von den genannten Totalüberblicken unſerer Gegend verſchafft hat, führen wir ihn an die Ufer des Bodenſee's ſelbſt hinab, und wählen aus dem Reichthum von Ausſichtspuncten, Landſchaften und Situationen diejenigen aus, die auch bei einem flüchtigeren Durchflug durch dieſe Gegenden nicht verſäumt werden dürfen, und alle in kurzer Zeit genoſſen werden können. Bei einem längeren Aufenthalt in dieſem Garten unſeres deutſchen Vaterlandes wird ſich freilich noch manches Ruheplätzchen, manche romantiſche Parthie, mancher Standpunct für einen großen Naturanblick entdecken laſſen, den wir nicht aufgezeichnet haben, weil wir ihn ſelbſt nicht kennen, und die ſchönſten entdeckt vielleicht der Wandrer erſt bald durch einen eingebornen Führer, bald durch einen glücklichen Zufall; indeſſen würde er doch an Manchem vorbeigeführt, das er hier kennen lernen ſoll, und manche Stelle, nur aus der Ferne geſehen, würde ihm unbedeutend und des Beſuchs nicht würdig erſcheinen, auf deren Werth wir ihn aufmerkſam machen möchten.

Von allen Puncten, die den See unmittelbar beherrſchen, iſt keiner der uns ein augenſcheinlicheres Bild ſeiner Ausdehnung verhielte und uns zugleich mit den mannigfaltigen Reizen ſeiner nächſten Umgebungen, mit dem fröhlichen Leben ſeiner bevölkerten Ufer vertrauter machte, als die Stadt

Conſtanz.

Dorthin rathen wir denn auch dem Reiſenden, ſobald er von den oberſchwäbiſchen Höhen herabgeſtiegen iſt, zuerſt ſeine Fahrt zu richten, und auf der gelegenſten Schifflände den Weg dahin zu Waſſer zu ſuchen. Uebrigens würde die Stadt an und für ſich keinen

der ſchönſten Ausſichtspuncte bilden. Die Flachheit ihrer allernä
ſten Umgebungen macht, daß ſie keinen Hintergrund hat, und
See ſelbſt erhält dadurch, wenn man an der Rhede ſteht, obgleich
den Eindruck eines ſehr großen Gewäſſers macht, doch eine gew
Characterloſigkeit, die er an den obern bergigen Ufern gar nicht
Mancher Wandrer, der nur den Damm und die Brücke beſuch
von deren Ausſicht allzu glänzende Beſchreibungen gemacht werd
hat daher Conſtanz unbefriedigt verlaſſen. Aber eben dieſes C
ſtanz erhält durch ſeinen hohen Münſterthurm gerade mit ſei
weithin unbeſchränkten Fläche einen unendlich hohen Werth als A
ſichtspunct. Auf ſeinem Kranze beherrſcht man, wie ein Vogel
der Luft, beide Seen; den Oberſee ſeiner ganzen Länge nach,
Lindau und Bregenz, die ein ſcharfes Auge, obgleich das letzt
zwölf Stunden entfernt iſt, unbewaffnet erkennen kann; den Unt
ſee mit der Reichenau; dahinter rechts vom Beſchauer die wund
baren Burgen des Hegaus, in der Mitte den ſtattlichen Schien
berg, der die Erdzunge füllt, die den ausſtrömenden Rhein von
weſtlichſten Bucht des Unterſee's ſcheidet, links die ſchönen Anhöh
des Schweizerufers mit alten und neuen Schlöſſern. Kehrt m
ſich wieder nach Morgen, dem Oberſee zu, ſo hat man hier zur R
ten eine lange Kette der Alpen, von den Vorarlbergen aufſteig
zum Sentis und den Appenzellergebirgen, dann ſcheinbar abſteig
zu den Glarnereisgipfeln, die hier, der Ferne wegen, kleiner
ſcheinen, deren wahre Größe aber ihr ſchneebedeckter Scheitel
ihre kühnen, ſchroffen Felswände ahnen laſſen. Weiter ſezt ſich
Kette für den Blick hier nicht fort, die nächſten Anhöhen verſch
ßen ſie ihm. Auch ſeeaufwärts wird das Schweizerufer, das
von Heiligenberg aus in ſeiner ganzen Ausdehnung überſchaut
geſchildert haben, durch ſeine nächſten, an ſich unbedeutenden Reb
höhen, die ſchon bei Kreuzlingen anheben, bedeckt, weil dieſel
dem Auge ſo ganz nahe liegen. Dagegen überſieht hier der B
des Wanderers zum erſtenmale das ſchwäbiſche Ufer, das entfernt
nug liegt zu einer Ueberſchau, in ſeiner ganzen anmuthigen Fü
von dem Dorfe Uldingen an bis zur Stadt Bregenz, in einer Lä
von mehr als zwölf Stunden. Mörsburg mit ſeinen ural
Thürmen und Biſchofspalläſten hebt ſich auf Felſenterraſſen, vom
beſpühlt, wie aus demſelben empor, die freundlichen Dörfer H
nau und Immenſtaad ſpiegeln ſich in den Wellen; Hofen
Friedrichshafen treten etwas in eine Bucht zurück, doch
der forſchende Blick das ſchöne Luſtſchloß des Königs von Würt

berg und die Thürme der Kloſterkirche entdecken. Kenntlicher läuft auf einer gewölbten Landzunge Langenargen in dem See hinaus, und die Verkürzung der Ferne ſtellt uns dicht dahinter die Inſelſtadt Lindau vors Auge. Alle dieſe Ufer ſind in einer Entfernung von einer Meile durch die Schlangenlinien der oberſchwäbiſchen Waldhöhen begränzt, von welchen alte Thürme, Schlöſſer und Dörfer herabwinken. Hinter Lindau aber erhöhet ſich maleriſch der breite Rand des geſchloſſenen Waſſerkeſſels mit dem hohen, ſteilen und felſenreichen Bregenzerwald, deſſen gebrochene Maſſen im Wechſel von Sonnenlicht und Schatten etwas Magiſches erhalten, und einen angemeſſenen Uebergang zu der Gebirgsmauer bilden, die hinter einem Bollwerke kleinerer Berge und bis in den See auslaufender Hügel, das Schweizerufer entlang ſich hinzieht.

Wenn man dieſes herrliche Schauſpiel vom Conſtanzer Thurme herab genoſſen hat, wird man auch die Umgebungen der Stadt beſſer zu würdigen wiſſen, und, da man das Große und Erhabene ſo ganz in der Nähe haben kann, wird man mit wahrem Genügen auf den ebenen Wieſen des fruchtbaren beſchatteten „Paradieſes," wo nur der reichlichſte Naturſegen den Ausblick nach allen Seiten hin verbauet, ſich lagern.

Die Nachbarſchaft führt uns auf die beiden Inſeln der verbundenen Seen, Standpuncte, die ſowohl durch ihre Ausſicht als durch ihre wunderliebliche Lage, die Eigenthümlichkeit ihres Anbau's und die Fülle edler Naturgaben, die ſich hier auf ſo engen Raum zuſammendrängt, dem Wanderer ganz neue Genüſſe verſprechen.

Die Inſel Maynau

anderthalb Stunden nördlich von Conſtanz, da wo der Oberſee, ſchmal zulaufend, anfängt die Waſſerzunge zu bilden, die auch der Ueberlinger-See heißt, dicht am Ufer, mit welchem ſie durch einen hölzernen Brückenſteeg verbunden wird, gelegen, iſt eine blühende Terraſſe von kaum einer halben Stunde Umfangs, aber angefüllt mit allem, was die Natur zum Genuß, zum Nutzen und zur Augenluſt darbieten kann. Lachende Wieſen, herrliche Aecker, freudig ſich erhebende Weinberge, ſchöne Gemüſeanlagen, reizende Gruppen von Obſt-Bäumen, manchfaltige Schöpfungen der ſchönen Gartenkunſt wechſeln mit einander ab, und ergötzen das Auge, das nicht weiß, an was es ſich zuerſt laden ſoll. Auch die Anſicht der Inſel von der

Seeſeite aus iſt überaus maleriſch; ihre weichanſteigenden grünen Ufer ſind mit hochſtämmigen Obſtbäumen, die in bunter Miſchung gruppenweiſe durcheinander ſtehen, bepflanzt; Gräben, Mauern und Thürme aus einer längſt verſchwundenen Zeit blicken zwiſchen grünen Hecken hervor und machen lüſtern, die Kunden der Vergangenheit mitten in einer blühenden Gegenwart zu vernehmen; der ſchöne moderne Pallaſt des Teutſchordens aber, der mit doppelter Herrlichkeit dem anlandenden Wandrer vom höchſten Ufer herab, und, abgeſpiegelt aus der blauen Fluth herauf, entgegenblickt, ſtreckt ſeinen geräumigen Balkon gegen ihn aus und lädt ihn zum Genuße einer der herrlichſten Ausſichten ein, die das Ufer des Bodenſee's nur irgend bieten kann. Die Gegenſtände, die der Beſchauer hier erblickt, ſind zwar nicht viel anders, als vom Münſterthurme der Stadt Conſtanz herab: gegen Norden und Nordoſten die Tannenhügel des deutſchen Ufers, etwas näher gerückt; Ueberlingen, mit den auf und ab wogenden Getraideſchiffen ſeines Kornmarktes, das hochgethürmte, alterthümliche Mörsburg; die ſchönen Dörfer Uldingen, Seefelden, Maurach; über dem leztern Neubirinau's heitre Kirche, und hoch über ihr Heiligenberg, ein weißer, glänzender Punct. Gen Oſten der Spiegel des See's, breit und lang; im Hintergrunde Lindau und Bregenz mit ſeinem Waldgebirge; zur rechten die Alpenkette mit dem herrſchenden Säntis. Aber der blühende Vordergrund, der Gedanke, der faſt zum unmittelbaren Gefühle wird, dieſe Herrlichkeit, abgeſchieden von der übrigen Welt auf einem ſchwimmenden Garten betrachten zu dürfen, die ſtille Sonntagsfeyer der Natur auf dieſem Eilande — das Alles macht den Anblick wieder neu, verwandelt und verdoppelt den Genuß; und man ſollte den Wandrer, der im Blüthendampfe eines warmen Frühlingstages, in der wogenden Sommerluſt einer blauen Mittagsſtunde, im Purpur eines Herbſtabends Vergleichungen anſtellt, und von den Wonnen Genua's oder Neapels faſelt, nicht richtend verlachen.

Das Schweizerufer geſtaltet ſich zur ſchönſten in ſich abgeſchloſſenen Landſchaft, in den Zimmern des Schloſſes, deren Thüren mit Nummer 2 und 3 bezeichnet ſind. Den Vorgrund bilden hier Staad und Münſterlingen, in der nächſten Nähe ſaftiger Buchenwald, im Hintergrunde die herrliche Säntiskette mit geſchwungenen Linien und blauer Färbung, wie ſie kein Maler zu einer großartigen Landſchaft paſſender erfinden könnte.

Wenn die Inſel Maynau den Wandrer für Augenblicke der wirklichen Welt entreißt und in ein fremdes Zauberland zu verſetzen ſcheint, ſo macht dagegen

die Inſel Reichenau,

zu welcher er von hier aus durch einen ſchönen, dichten Wald und auf einer kurzen Fahrt über den ſeichten Arm des Unterſee's in zwei Stunden gelangen kann, einen faſt entgegengeſezten, aber darum in ſeiner Art nicht weniger wohlthuenden Eindruck. Es liegt demſelben nehmlich durchaus nichts Feenhaftes zum Grunde, vielmehr iſt dem Reiſenden, wenn er dieſe große und wohnliche Inſel betritt, zu Muthe, als wenn ihn eine wohlbekannte Heimath, deren Reize ihm längſt vertraut und eben dadurch ſo lieb ſind, aufnähme. Der Segen der Natur, den ſie mit nicht weniger verſchwenderiſcher Hand auch dieſem Eilande geſpendet, iſt doch hier nicht ſo ungewöhnlich concentriert; er hat mehr Raum ſich auszubreiten, und wenn auf Maynau die verlaſſene Commende einem Feenſchloſſe gleicht, deſſen unſichtbare Beſitzerin, die alleinige Herrin ſeines Wundergartens und ſeiner Früchte zu ſeyn ſcheint, wenn dort kein Fußtritt an irdiſche Bewohner mahnt: ſo haben ſich auf Reichenau eine Menge glücklicher Sterblichen in den Ueberfluß getheilt, zwiſchen Rebenhügeln, Wieſen und Obſtgärten nach allen Seiten hinlaufende Wege angelegt, Gärten und Felder umzäunt und abgetheilt, und unzählige Hütten über die Inſel ausgeſtreut, in welche Jeder einheimſt, was zur Nothdurft und zur Luſt des Lebens genug iſt.

Wie die Einſicht in die Inſel einen andern Eindruck macht, ſo bringt auch die Ausſicht die man auf der Hochwacht, dem höchſten Puncte derſelben, einer mit einem hölzernen Kreuz bezeichneten Weinbergshöhe, genießt, eine andre Wirkung hervor; ſie iſt nicht ſo weit, und durch keine ſo koloſſale Gegenſtände gehoben, wie auf der Maynau und überhaupt auf dem Oberſee, beſonders wenn dort ſich der Blick gegen Südoſten wendet; auch ſind die Ufer des Unterſee's niedriger und flacher; dagegen vereinigt ſich hier Alles zu einem Landſchaftsgemälde von ſanftem und mildem Charakter, der das Auge um ſo traulicher anſpricht, je näher die Hauptparthien demſelben gerückt ſind. In bunter Mannigfaltigkeit ſtellen ſich an den Ufern des See's blühende Dörfer, Städte und Schlöſſer, ländliche Hütten und ſtattliche Klöſter, Kirchen, Weinberge und Getraidefelder, fröhliche Wieſen und düſtere Wälder dar, und jenſeits des Rheins thut ſich das lachende Thurgau auf, an Fruchtbarkeit und Cultur ein großer Garten, beſäet mit Landhäuſern und Dörfern, und überall die fleißige Hand und den thätigen Geiſt ſeiner Bewohner verkündend. Tief im Hintergrunde des ſüdlichen Land-Ufers ragt vereinzelt und ſcharfbegränzt hoch über die Vorberge der Säntis hervor, der hier mehr die Geſtalt eines iſolirten Berges, als einer Gebirgskette hat; von dem benachbarten Hügel ſchauen die Schlöſſer der Napoleoniden auf die Inſel herab, die das Grab des lezten Carolingers in ſich ſchließt. Das auf einem ſchönen geſonderten Waldhügel jezt im altfränkiſchen Styl aufgebaute Schloß Sandeck wird der Wanderer um ſeiner hiſtoriſchen Bedeutung willen, beſonders in's Auge faſſen. Am weſtlichen Geſtade betrachtet das Auge den breiten Rheinausfluß und folgt dem Strom das lange Thal hinunter, dann lenkt es hinüber zu dem geſtreckten Zwiſchenrücken des Schienerberges (vom Dorfe Schienen ſo genannt), und rechts von demſelbigen ſchweift es wieder über die wohlbekannten Burgen des Hegäus, Hohentwiel, die drey Stoffeln, Hohenkrähen, Mägdeberg und Hohenhöwen hin, die alle auf zerſtreuten maleriſchen Vorbergen, wie auf Schemeln, ruhen. Am nördlichen deutſchen Seeufer ziehen ſich die Dörfer Allenſpach und Hegne hin; dahinter Hügel und Wald. Im Oſten ſteigen die Thürme und Giebelhäuſer von Conſtanz hinter dem kurzen Rheinlauf empor; den Hintergrund bildet der in blaue Ferne zurückweichende Bregenzerwald, der aber hier ganz niedrig erſcheint und über den die Vorarlbergeralpen hoch emporragen; auch den Einſchnitt und die Berge des Rheinthals wird man, doch nur in unſichern Umriſſen, gewahr.

Senkt ſich der Blick von dieſer fernen Umgebung wieder zur nächſten, ſo ſieht er von dieſer Hochwacht herab die ganze etwa fünf Viertelſtunden lange und zwei Viertelſtunden breite Inſel eyförmig vor ſich ausgebreitet und labt ſich an ihrer wechſelreichen Fruchtbarkeit, an ihren Hütten, Villen und Kirchen. Am öſtlichſten Ende entdeckt er die kleine mooſige Ruine der Burg Schopfeln, die hier, wo alles nur Gegenwart zu athmen ſcheint, in einſamer Verlaſſenheit trauert. Doch iſt dieſer ganze Boden reich an lauſchender Vergangenheit, und wenn der Wandrer in die graue Kirche von Oberzell eintritt, ſo erzählen ihm die hallenden Tritte von Königsgräbern, von frommen Verbreitern des Chriſtenthums, von Tempelhütern der Wiſſenſchaft und der Geiſtescultur lange und dunkle Jahrhunderte hindurch. Jezt wird ihm dieſes lachende Eiland ernſter und bedeutſamer; mit Rührung verweilt er auf der verlaſſenen Stätte der Frömmigkeit und Cultur unſrer Ahnen; das blaue Band der ſchmalen Flut, die ſich ſchirmend um das Inſelrund ſchließt, ſcheint ihm einen heiligen Heerd und eine höhere Heimath abzugränzen, als er geſucht und begrüßt hat, da er zuerſt den müden Fuß auf den freundlichen, gaſtlichen Boden ſezte.

Das Schweizerufer am Unterſee.

Von den Umgebungen des Unterſee's iſt das Schweizerufer von Gottleben bis Stein am Rhein bei weitem das Reizendſte und am würdigſten, noch insbeſondere bereist zu werden. Was für einen Eindruck ſeine üppige Fruchtbarkeit auf denjenigen machen muß, der aus den nördlichen kahleren Gegenden unſres Vaterlandes kommt, erhellt aus der begeiſterten Beſchreibung eines berühmten norddeutſchen Reiſenden, die wir an die Stelle unſrer eigenen ſetzen *): „Was wir, von Stein an, an den Ufern des Rheins und nachher am Geſtade des See's mehrere Stunden hintereinander ſahen, ging über Alles, was unſre Augen bisher geſehen, und unſere Phantaſie zuſammengeſezt hatte. Wenn wir nicht in den faſt zuſammenhängenden Städten, Flecken und Dörfern fuhren, ſo fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obſtbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verſchönern, ſondern auch befeſtigen. Dieſe Bäume ſind eben ſo ſehr, als der allenthalben ſichtbare Wohlſtand, ein Beweis der höchſten Cultur des Landes und der ländlichen Induſtrie ſeiner Einwohner. Viele von ihnen ſenkten ihre Aeſte in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen getragen, die man im Grunde des See's befeſtigt hat. Unter und neben dieſen Bäumen ſieht man entweder kleine niedliche Wieſen, oder Weingärten oder Fruchtfelder, die bis an den äußerſten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Ausſicht wird durch die Bäume im geringſten nicht eingeſchränkt. Man ſieht vielmehr, ſo weit das Auge reicht, dem majeſtätiſchen Laufe des Rheins und den noch prächtigern Gewäſſern des Bodenſee's nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchſchnitten, und von einem friſchen Winde mit einem angenehmen Geräuſche an unſre Füße geworfen wurden. Wir ſahen auf dem Rheine nur wenige, aber auf dem See deſto mehr Schiffe, die ſich mit großer Geſchwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengeſezten Ufer waren gleich denen, an welchen wir her fuhren, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Kapel-

---

*) Meiners bei Hartmann S. 99—101.

len und Klöſtern, mit Landhäuſern und Schlöſſern bekränzt. Zu unſerer Rechten hatten wir meiſtens Weinberge oder Fruchtfelder, die ſich in abwechſelnden Höhen bis an den Fuß oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt, oder auch mit ſchönen Kapellen und Landhäuſern beſetzt waren. Mitten in dieſen Wundern der Natur war es uns nicht möglich im Wagen zu bleiben. Unſere Freude war nicht ruhig und ſtill, dergleichen eine gewöhnlich ſchöne Natur zu gewähren pflegt, ſondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unſer Herz und Blut merklich ſchneller bewegte und ſich hervordrängen und mittheilen wollte.“

Auch die Gegend von Stein am Rhein, wo man den See ſchon im Rücken hat und der Rhein wieder zum ordentlichen Strom geworden, über den eine ſchöne Brücke führt, iſt äußerſt lieblich und es thut dem Wandrer ordentlich wohl, aus der Unendlichkeit von Waſſer, Flächen und Bergen wieder in ein von höheren Hügeln enger bekränztes Thal, in eine ſtille, liebliche Landſchaft eingetreten zu ſeyn, und von den großen Eindrücken, die er einen nach dem andern empfangen hat, endlich einmal in einer beſcheideneren Natur ſich erholen und gleichſam ausruhen zu dürfen.

Der Ueberlinger See.

Einen ähnlichen Eindruck macht die lange Waſſerbucht, die der Oberſee zwiſchen Dingelsdorf, Sernatingen und Ueberlingen bildet. Zwar, in der leztern Stadt iſt die Waſſerfläche, die man überſchaut, da der Blick nach Oſten faſt noch in's Gränzenloſe geht, noch immer bedeutend; und man hat den Vortheil, von den Fenſtern des Gaſthofes (der Poſt) aus, den der See beſpült, dem Spiele der blauen Fluth zuſchauen, das jenſeitige nicht allzuferne Ufer ſammt ſeinem ſchönen Anbau mit den Augen erreichen und mit Einem Augenblicke wieder über den breiten, offenen Oberſee den Blick zum fernen Oſten hinausſchweifen laſſen zu können. Auch hat Ueberlingen noch ganz das Anſehen einer ehrenfeſten, maſſiven Reichsſtadt, und iſt ſeiner äußern Geſtalt nach geblieben, wie es in der Mitte des 17ten Jahrhunderts ſich aus den Flammen des dreißigjährigen Krieges wieder erhoben hat. Der alte, redliche Bürgermeiſter von Pflummern, den wir in der Geſchichte jener Tage kennen lernen werden, würde faſt jedes Haus wieder erkennen und auch in der neuen, bürgerlichen Ordnung der Dinge ſein altes Geſchlecht noch im Blüthe finden. Dieß alterthümliche und doch ſtattliche Anſehen des Ortes, verbunden mit ſeinen nächſten, durch ge-

ſprengte Felſengänge, welche die Stadt von der Landſeite umziehen, nicht unromantiſchen Umgebungen, geben dieſem, ſonſt nicht den größeren des Bodenſee's angehörenden Puncte einen eigenthümlichen Reiz. Eine ausgebreitete Ausſicht auf den See genießt man jedoch in nicht allzugroßer Entfernung vom See, zwiſchen Uffkirch und Neſſelwang bei einer Linde.

Die ſtillere Gegend dieſes Buſens, wie wir ſie oben bezeichnet haben, iſt jedoch noch einige Stunden abwärts, ganz am Abſchluſſe des Sees bei Sernatingen zu ſuchen, wo man abermals die Bequemlichkeit hat, von den Fenſtern des Gaſthofs zum Adler aus, den See und die Ufer auf's Günſtigſte zu überſchauen. Hier iſt der See kaum eine ſtarke halbe Stunde breit und der ganze Keſſel von bedeutenden, ſteilen Bergwänden, die mit den ſchönſten Buchenwäldern bewachſen ſind, eingeſchloſſen. Dieſe Begränzung, dunkel ohne düſter zu ſeyn, die dem Auge ganz unerwartet eintritt, iſt demſelben doch höchſt willkommen. Viele Reiſende klagen über das Ermüdende und Langweilige, das der große See und ſeine gar zu unendlichen Ufer bei aller Schönheit und Ueppigkeit, in die Länge doch für den Beſchauer haben; ſie ſtellen im Unmuth einſeitige und unbillige Vergleichungen nicht nur mit dem freilich in ſüdlicherer Herrlichkeit und mit einer ganz andern und näheren Gebirgswelt prangenden Genferſee, ſondern auch mit den kleineren von gebirgigten Ufern, eingeſchloſſenen Schweizerſeen an: dieſe ſollten, ehe ſie unſern ſchönen See verdammen, die liebliche, tiefe Bucht zwiſchen Bodmann und Sernatingen beſuchen und dann entſcheiden, ob der Bodenſee denn wirklich ſo gar kein heimliches Plätzgen habe, von dem der Wandrer in der Ferne noch rühmen könnte:

> Ille terrarum mihi praeter omnes
> Angulus ridet. —

Von Sernatingen aus iſt beſonders auch die Seefahrt nach Maynau oder nach Bodmann, deſſen Schlöſſer man hier im Auge hat, ſehr zu empfehlen. Die Hügel des ſchwäbiſchen Ufers gewähren dann einen ganz beſondern Anblick, ſie ſchwellen wie verſteinerte Wellen empor vom Seegeſtade in's Land hinein.

Das jenſeitige Ufer ziert an den hohen Waldrücken gelehnt, das geſtreckte Dorf Bodmann mit dem neuen Schloſſe, dem Wohnſitze des uralten Geſchlechtes, das ſeit beinahe tauſend Jahren aus dieſer alten Hofſtatt der Carolinger entſproßt iſt. Ueber dem Dorfe ſtehen die beiden Burgen Frauenberg und Alt-Bodmann, das erſtere der eigentliche Stammſitz der Familie, jezt aufgefriſcht, das andre eine Ehrfurcht gebietende Ruine. Von dem älteſten Podama iſt keine Spur mehr zu finden.

Der Standpunct bei Alt-Bodmann bildet das Gegenſtück zu dem von Sernatingen, und wird von der Feder einer geiſtreichen Frau mit folgenden blühenden Farben geſchildert *): „Wir haben die Anhöhe von Bodmann erreicht; Alles verläßt den Wagen um ſtehend und gehend ungehindert der entzückenden Ausſicht zu genießen. Mein Auge irrte erſt rechts in dem Reichthume des weit aufgethanen Schwabens umher, wo nahe das Schloß Bodmann in dunkler Waldhöhe ſtand; dann verſank es in die wallende Schönheit des nun zur größeſten Breite und Tiefe ausgedehnten, meerähnlichen See's; ſchweifte den perſpectiviſch dahin fliehenden Vorländern nach, die mit dunkeln Wäldern gekrönt, oder mit Klöſtern und Städtchen bezeichnet ſind. Die zierlichen Dorfkirchen ziehen überall den Blick in die ſchönſten Baumgruppen der friedlichen Dörfchen hinein. — Das Paralleliſiren mit dem Genferſee iſt ſo unwillkührlich als unaufhörlich, und wir haben Mühe unpartheiiſch zu bleiben, und dem mächtigen Reitze der Gegenwart zu widerſtehen; wo ich immer gegen Karl als perſonifizirte Erinnerung auftrete: „„Sieh Mutter, dieſe prächtigen Eichenwälder und ihre dunkelblaue Ferne tief in's Land! Sieh, wie der glänzende See ſtolz die vielen Schiffe trägt, und Alles lebt und webt an ſeinem Ufer! das hat doch der Genferſee nicht!““ — Aber, lieber Karl, die Ferne der ſavoyiſchen Gebirge über Genf, und den Montblanc, und den majeſtätiſchen Jura, der das Waatland begränzt, hat die der Bodenſee? — „„Und Mutter, ſieh 'mal das Thurgau. Ein großer Garten, und alle ſeine Städtchen und lieblichen Vorländer, und die glänzenden Bleichen, was iſt dagegen das finſtere, öde ſavoyiſche Geſtade?““ — Die Parallele blieb wie der Streit, unvollendet, weil wir in Mörsburg einfuhren.“

Wir wagen es nicht, gegen die blühende Beſchreibung der geiſtvollen Schriftſtellerin unbeſcheidne Einwendungen zu machen. Nur würden wir, für unſre Perſon, um mit Erfolg eine Parallele zwiſchen dem Bodenſee und dem Genferſee durchführen zu können, nicht gerade dieſen, in der Wahrheit doch etwas beſchränkteren Standpunct, dem der freie Blick auf die Schweizerufer und ſeine Alpen fehlen muß, gewählt haben. Lag doch ein andrer ganz herrlicher Punct, an dem wir unſere Wandrer nicht vorüberführen dürfen, ganz nahe drüben

---

*) Friedrike Brün bei Hartmann S. 101 f.

über dem See. Eine Stunde von Sernatingen öſtlich liegt auf der Kante der beträchtlichen waldigen Hügelkette, die hier das Geſtade des Ufers bildet, oberhalb des durch ſeine römiſchen Katakomben berühmten Uferdorfes Sipplingen, der Haldenhof und noch einige Schußweiten über dieſem auf der Bergſpitze, iſt der Standpunct den wir meinen, und der einen der ausgezeichnetſten Ueberblicke über See und Gebirge, von ſeltner Höhe herab, und in ſeltener Nähe, gewährt. Ueber dem nächſten Ufer, ſeinen Dörfern und der Seebucht ſelbſt ſchwebt das Auge faſt in Vogelperſpective; hier begegnet ihm auch auf halber Höhe des Berges, auf deſſen Gipfel er ſteht, von Wald und Weinbergen umkleidet, die wilde, zerriſſene Ruine der Sängerburg Alt Hohenfels, aus deren ungeheurem Thurm eine mächtige Tanne den Zinnen entſproßt iſt. Dieß der nächſte herrliche Vorgrund; aber auch auf keinem andern Standpunct überſchaut man ſo ausgedehnt zu gleicher Zeit die untere und die obere Seegegend: jene liegt ganz entwickelt vor den Augen: das Hegäu mit ſeinen Burgen, der Unterſee, die breite Landzunge zwiſchen dieſem und dem Ueberlinger See, mit ihren drei Ecken: Conſtanz, Radolphszell und Bodmann; der Bodenſee ſelbſt entflieht zwar beinahe dem Auge, aber doch überſchaut man ihn hier, wie nirgends ſonſt in der Nähe in ſeiner vollen Länge von achtzehn Stunden, der Blick überfliegt die Waſſerfläche bis in die Gegend von Hard und Bregenz; er kehrt zurück auf der ganzen Länge der Schweizerufer, er muſtert die ganze Gebirgskette von den Vorarlberger Alpen bis zur Jungfrau; aber freilich fordert dieſe eben ſo unendliche als erhabene Ausſicht auch jene ſeltene Beleuchtung, jene Witterung, die meiſt nur unmittelbar vor oder nach einem Regen eintretend, die Vortheile eines heitern wolkenloſen Aethers und einer dunſtloſen Atmoſphäre in der tieferen Luftſchichte zugleich gewährt. An den gewöhnlichen ſchönen, himmelblauen Tagen hemmt der Sonnendunſt den Ausblick in die weitere Ferne, und macht die ganze Ausſicht ſehr fragmentariſch; wolkigte Tage aber verſperren den Anblick des Gebirges, welches dieſer ungeheuren Fernſicht erſt den rechten Halt giebt und ſie vor jedem Vorwurfe einer zerfloſſenen Landchartenanſicht ſchirmt.

Das ſchwäbiſche Ufer von Mörsburg bis Lindau.

Die Anſichten auf dieſem Ufer haben alle die Hauptſache mit einander gemein: die nächſten Umgebungen freundlich und blühend; der Waſſerſpiegel nach allen Dimenſionen breit und großartig gedehnt, gegenüber in blauender Ferne das Schweizerufer, von der himmelanſteigenden Säntiskette gekrönt, an die ſich rechts verkürzt und im Profile die Schneegebirge von Glarus anſchließen; zur linken in ſchöner, geſchwungener Wölbung die nächſten Ufer und an ihrem Schluſſe näher oder ferner die heitre Inſelſtadt Lindau und das ernſtere von Tannen umdüſterte felſigte Bregenz mit ſeinem amphitheatraliſchen Waldgebirge.

Doch geben die nächſten Umgebungen und einzelne Hauptgegenſtände, die auf einzelnen Standpuncten in eigenthümliche Nähe treten, jedem derſelben wieder ein Intereſſe eigener Art.

Der Standpunct von Mörsburg zeichnet ſich durch die Nähe der hier noch deutlich mit Münſter, Thürmen und Giebeln ſchimmernden Stadt Conſtanz, und durch den Anblick, den das ſeltſame Felſenneſt des Städtchens Mörsburg ſelbſt darbietet, eigenthümlich aus. Dieſe kleine Stadt erſcheint eigentlich nur als ein Anhängſel der auf einem mächtigen Felſen aufgethürmten, vielgebäudigen, bisthümlichen ältern Hofburg, die von Gräben umgeben iſt, welche Felſenriſſe bilden, und zu der der Zugang auf einer ſchmalen Brücke über den Abgrund führt. Der älteſte Theil dieſes Schloſſes ſcheint ein hohes, viereckigtes, thurmähnliches Gebäude zu ſeyn, das jetzt aber ganz eingebaut iſt, ſo daß nur der Giebel hervorragt. Natur und Geſchichte laſſen ſich nie ganz abtrennen, und ſo bemerken wir denn ſchon hier im Voraus, daß die erſten Grundlagen dieſes Schloſſes von Karl Martell herrühren und an einem der Thürme, die, freilich vieldeutigen Buchſtaben C. M. befindlich ſind. Wir erzählen dieſes, ſage ich, zum Voraus; weil gewiß jeder, der dieſe Vermuthung mit ſich durch die uralten Straßen der Stadt und die dunkle Hausflur des ergrauten Getraidehauſes hinausnimmt an den Hafen, der einen weiten Ueberblick über die Breite und Länge des Sees darbietet, Alles, ſelbſt den Stoß der Wellen, die ſich an den grauen Mauern der Stadt brechen, mit andern Augen anſehen und gedankenvoller auf die wechſelloſe Fläche des Waſſers hinausblicken wird, indeß vor ſeinem Geiſte die wechſelnden Jahrhunderte in ſtürmiſchen Wellen vorüberrollen.

Wenn der Anblick von Mörsburgs alten Stein= und Felſenmaſſen die Seele des Wanderers zum Ernſt und Nachdenken ſtimmt, ſo erheitert dagegen die freundliche Geſtalt des jungen Friedrichshafens ſein Gemüth, führt ihn zur willkommenen Gegenwart zurück, und heißt ihn von einem der glücklichſten Standpuncte des ſchwäbiſchen Ufers mit offnem, hellem Auge in die klare Flut ſich tauchen, die hier, beinahe im Mittelpuncte der ganzen See-Länge, nach allen Richtungen hin in blaue Ferne ausſtralt, und auf der einen Seite bis an die Mauern von Conſtanz ſich wölbt, deſſen Münſterſpitze allein noch über den Wellen ſichtbar bleibt, auf der andern Seite den Blick an dem alten Buchhorn und der Erdſpitze Langenargens vorbei, hinüberlenkt bis zu dem breiten Horne, das den Strom des Rheins in das ruhige Becken des Sees ausgießt. Und zwiſchen dieſen beiden äußerſten Puncten welch ungehinderter Ueberblick der weiten Spiegelfläche und welche Beruhigung, wenn der Blick jenſeits bei den Obſthainen Arbon's und Rorſchachs angekommen, die grünen weichen Hügel des Schweizerufers hinanſteigt, um ſich endlich über die ſchroffen Felſenwände des hohen Säntis, der gerade dieſem Geſtade Antliz und Stirne entgegenhält, emporzuſchwingen, bis er ſich geſättigt in den blauen Himmel verliert.

Dies iſt die herrliche Ausſicht, die man von dem Balkon des reizenden Luſtſchloſſes genießt, in welches König Wilhelm von Würtemberg das Hauptgebäude des vormaligen Kloſters Hofen ſeit wenigen Jahren umgeſchaffen hat. Das Gebäude iſt mit edler Einfalt ausgeſchmückt und eingerichtet; es iſt, als hätte den erhabenen Gründer dieſer lieblichen Wohnung das Gefühl geleitet, daß der prachtvollen Erfindung der Mutter Natur hier keine andre Pracht entgegengeſtellt werden dürfe; daß der Reichthum und die Herrlichkeit des Beſitzers in dem geſegneten Grund und Boden beſtehe, auf welchem ſich dieſes Haus erhebt, in der länderverbindenden Flut, die er von dieſem Ufer aus beherrſcht. Denn in jenem Hafen, deſſen Wellen an den Grundmauern des Schloſſes emporſpritzen, wo vor zweihundert Jahren das ſtattliche Kriegsſchiff der Schweden, die Königin Chriſtina vor Anker lag, ankert jetzt das Dampfboot, der Wilhelm, und verbindet die Handelsſtraße von Schwaben mit Graubündtens und Italiens Päſſen.

Wir führen jetzt den Wandrer zwei Stunden weiter am Ufer hinan, doch auf ganz ebenem Pfade, durch ein herrliches Gemiſch von Tannen, Buchen und Obſtbäumen, nach Langenargen, wo ihn abermals ein köſtlicher Standpunct erwartet. Die Hauptausſicht kann hier von dreien Orten aus genoſſen werden: von dem hintern Saale des Gaſthauſes zum Schiff mit großer Bequemlichkeit; mit einiger Mühe, aber am umfaſſendſten, von den oberſten Fenſtern des Kirchthurms aus; endlich auf der kleinen Halbinſel, welche die hohlen Mauern des lezten Montfortiſchen Pallaſtes trägt und auf der ehemals ein feſtes Caſtell ſtand, das von den Schweden

im dreißigjährigen Kriege beſetzt gehalten wurde. Hier ſ
der Wandrer auf einer von den Wellen des See's geſchlagen
Schwedenſchanze, die jetzo zu einem Gärtchen umgeſchaffen iſt;
ergeht ſich mit ſeinen Augen auf dem See, der gegen Weſten
Unendlichkeit gewonnen hat, während gegen Südoſten ſeine ga
Krümmung und ſein Abſchluß mit Lindau und Bregenz ſicht
wird. Der Bregenzerwald, der Einſchnitt des Rheinthals mit
nen Gebirgen, die ſanfte Wellenform des Rorſchacherberges zeich
ſich hier beſonders aus. Die Anſicht des **Alpſteins** (dieß
der alte Name der ganzen Säntiskette) und der **Glarner Schn
berge** hat der Standpunct mit Friedrichshafen gemein.

Lindau.

Von den Herrlichkeiten dieſes Punctes mag dem Wander
den die Einförmigkeit, in welche Naturſchilderungen aus einer
derſelben Feder ſo leicht verfallen, vielleicht ſchon ermüdet hat,
Kiel eines anderen Schriftſtellers melden, der für das erhab
Nachbarland, deſſen offenen Vorhof unſre Seegegend bildet, län
zum claſſiſchen Wegweiſer geworden iſt *):

„**Lindau**, ſagt Ebel, liegt auf einer Inſel, welche mit d
ſchwäbiſchen Ufer durch eine hölzerne Brücke, die 300 Schritt l
iſt, in Verbindung ſteht. Auf dem nordweſtlichen Theile der
ſel, welche außerhalb den Mauern liegt, ſind kleine anmuthige G
ten angelegt. Die Lage der Inſel Lindau iſt außerordentlich ſch
Gerade ihr gegenüber öffnet ſich das breite, große Thal, durch w
ches der Rhein aus den rhätiſchen Alpen dem Bodenſee zueilet.
Felſenkette der Schweiz zieht ſich auf der rechten Seite dieſes Th
bis an den See herab, dehnt ſich dicht an denſelben in fruchtba
Vorbergen aus, und bildet deſſen ſüdliche Ufer, die erhaben, g
und fruchtbar ſind. Die linke Seite des Thals wird von den n
ten, rauhen Felſen Tyrols (Vorarlbergs) begränzt, die ſich n
Oſten fortſetzen, und den See in ſteilen, hohen Ufern ummaue
Der ganze Theil des Sees, der von Lindau öſtlich ſich ausdeh
bildet ein großes, ſchönes, ovales, zwei Stunden breites und
eben ſo langes Becken, an deſſen äußerm Ende, hoch über demſel
an ſteilen Felswänden das Städtchen Bregenz ſchwebt. Nach We
und Norden breitet ſich der See in eine Waſſerfläche aus, die we

---

*) **Ebels** Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipz. 1

ihrer großen Ausdehnung in Erſtaunen ſetzt. Von Lindau nach Conſtanz beträgt ſeine Länge beinahe eilf, und bis an das Ende ſeines großen Buſens ſechzehn Stunden. Da die weſtlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im ganzen doch eine gerade Richtung halten, ſo genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Waſſerſpiegels, deſſen Fläche ungefähr vierzig Quadrat-Stunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht ſehr hell iſt, ſo ſpielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont, und man begreift alsdann, warum dieſer See einſt das ſchwäbiſche Meer genannt wurde.“

Die Ausſicht vom ſchwäbiſchen Ufer, jenſeits der Brücke, welches durch ſeine fruchtbaren Hügel, Gärten und Weinberge ſehr einladend iſt, beſchreibt Ebel von dem Landhaus eines Lindauer Patriziers folgendermaßen:

„Die vortheilhafte Lage des Hauſes gewährt die ſchönſten Ausſichten über den See und deſſen herrliche Ufer. Ich ſah hier durch ein Fernrohr ſehr deutlich die Thürme der Abtey von St. Gallen; den Dom von Conſtanz umhüllte ein grauer Flor, denn die Luft war noch nicht hell genug; die Städtchen Rheinegg, Rorſchach und Arbon glänzten unter den übrigen Orten, die das Schweizerufer beleben, am ſtärkſten über den breiten Spiegel des See's. Die Wolken, nicht mehr ſo ſchwer und ſchwarz wie dieſen Morgen, ſchwebten in den höhern Luftgegenden und umhüllten nur noch die Häupter der höchſten Felſen. Die Sonne durchbrach ſie endlich, und ich hatte das unbeſchreibliche Vergnügen, die hohen Gebirge Appenzells zu ſehen. Fürchterlicher Sturm tobte in dieſer hohen Region. Bald öffnete ſich hier und da der Nebelflor und es zeigten ſich nackte von Schnee und Eis ſtarrende Felſenwände; bald ragten hehre Felſenhörner hoch über die Wolken empor. Den Eindruck den dieſe ungeheuren und ſtolzen Maſſen auf mich machten, vermag ich nicht zu beſchreiben; er war vielleicht gerade um ſo außerordentlicher, weil das Dunſtmeer, welches immer das Ganze verhüllte, nur den Anblick einzelner Theile, Augenblicke, höchſtens minutenlang, gewährte, nur gleichſam verſtohlne Blicke zu thun erlaubte, und der Einbildungskraft keine beſtimmten Gränzen in den Formen dieſer ihr unbekannten Natur zeigte.“

„Mein Begleiter führte mich von dieſem Landhauſe zwiſchen anmuthigen Gärten nach einem andern günſtigen Punct in einem Weinberge, der wegen ſeiner höhern Lage eine weitere Ueberſicht die Wolken am weſtlichen Himmel zerſtreut; eben, als wir den Hügel erſtiegen hatten, goß ſie ihre Lichter über die große Landſchaft aus, die mit der Fülle und dem Leben eines blühenden Mädchens auf einmal aus dem Dunkel in glänzender Schönheit hervortrat. Ich warf mich auf den Boden und genoß in langſamen Zügen die Scenen dieſer außerordentlichen Natur.

Ich überſah von hier das gegenüber liegende breite Thal und den Einfluß des Rheins in den See. So weit das Auge reicht, iſt der Boden des Thals ſo niedrig, daß er faſt mit der Fläche des See's gleiche Höhe zu haben ſcheint. Der Rhein läuft ohne Krümmungen in ziemlich gerader Linie durch das Thal, verläßt deſſen Mitte, nähert ſich ſehr den Schweizergebirgen, und ergießt ſich in den See, eine ſtarke Stunde weſtlich von ſeinem öſtlichen Ende. Zwiſchen der Felſenkette Tyrols und den Gebirgen der Schweiz ſind die Ufer des See's ganz flach, mit Geſträuch bewachſen und beſonders nach der Seite von Bregenz hin, ſumpfig. Als ich nach Lindau zurückkam, ſank gerade die Sonne am Abendhorizonte herab. Der Glanz am Himmel und der rothe Feuerſchimmer des ſechzehn Stunden langen Waſſerſpiegels, über deſſen ganze Fläche die lezten Strahlen ſtrichen, war außerordentlich. Nie ſah ich einen prachtvolleren Sonnenuntergang; nie ein erſtaunenswürdigeres Schauſpiel.“

Wir ſetzen zu dieſer erſchöpfenden Beſchreibung nichts hinzu, und bemerken nur, daß Ebel die Puncte, von welchen er die beiden leztbeſchriebenen Anſichten genoſſen hat, nicht näher bezeichnet. Wir glauben aber den Wandrer ſchwerlich irre zu führen, wenn wir ihm für den erſten Standpunct das Landhaus bezeichnen, das Herr Kaufmann Falch, nach langer Abweſenheit aus Cadix zurückgekommen, bewohnt, und für den zweiten die ſogenannte Waſhingtonsbank, d. h. den Ruheſitz auf der Höhe des Weinberges, der zur Villa gehörig iſt, welche der im Ruheſtande zu Lindau lebende baieriſche General, Herr von Waſhington, am Ufer des Bodenſee's beſitzt.

Die Hauptausſicht wird am Beſten von der Karlsſchanze auf der ſogenannten Inſel, oder auch von einem der Stadthürme herab, wo man noch außer dem die eigenthümliche Lage der Inſelſtadt überſchauet, genoſſen.

An der Gränze des ſchwäbiſchen Ufers erwartet den Wandrer noch ein großer Naturgenuß zu

Bregenz.

Schon bei der Bregenzer Clauſe, die ihm der dreißigjährige Krieg geſchichtlich merkwürdig macht, wird er ſtille halten und ſich an dem unendlichen Waſſerſpiegel erfreuen, der hier ungefähr mit denſelben Ufern, wie auf der Karlsſchanze zu Lindau ſich vor ſeinem Auge hinaus dehnt, während dicht in ſeinem Rücken die ſteilen Felswände des Bregenzerwaldes anſteigen. Zur Seite hat er das in Bergausläufer hineingebaute alte Städtchen Bregenz, hinter dem unmittelbar das Gebirge anhebt. Im Grunde der Stadt ſchauen von zwei grünen, runden, lieblichen Hügeln herab, von dem einen ein ſchloßartiges Gebäude (gegenwärtig der Sitz des Rentamtes), von dem andern die Hauptkirche, als grüßten ſie ſich gegenſeitig, einander an. Schon dieſe Hügel, wo Reben, Wieſen, Tannen und Obſtbäume lieblich auf verſchlungenen Anhöhen wechſeln, gewähren ſehr ſchöne Durchblicke über die italieniſch-flachen Dächer der Stadt hin, nach dem weiten See. Der ſchönſte Standpunct weit und breit aber iſt

der Sanct Gebhardsberg

mit dem Kirchlein gleichen Namens, der einſt an deſſen Stelle das feſte Schloß Hohenbregenz trug, deſſen Zerſtörung durch den ſchwediſchen Feldherrn Wrangel dem Wandrer der geſchichtliche Theil unſeres Werkes erzählen wird. Dieſer Berg bildet eine Art von Eckſtein am Bregenzerwalde gegen das Rheinthal; er iſt drei Viertelſtunden von Bregenz entfernt, mit dunklen Tannen maleriſch bewachſen und mit einem jähen Felſen gekrönt, der das Kirchlein trägt, deſſen Grundmauern noch von der alte Veſte herzurühren ſcheinen. Von den Fenſtern eines kleinen Vorgebäudes aus, das nach 3 Seiten freien Ausblick gewährt, genießt hier der Wandrer eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht auf die ganze Länge des Sees, eine Weite von 18 Stunden auf das ganze ſchwäbiſche Ufer von Bregenz und Lindau an bis Sernatingen; über Conſtanz weg bis an den Unterſee, und links auf den Ausfluß des Rheines und einen Strich des Schweizerufers bis Rheineck, wo die Vorberge Sanctgallens in den See hinauslaufend die weitre Ausſicht verſperren. Ganz neu und überraſchend aber iſt hier der Einblick in das von den höchſten Bergen rechts und links umſchloſſene Rheinthal, deſſen Anfang man hier in der nächſten Nähe vor ſich hat; auch die Appenzelleralpen verſchieben ſich hier zu ganz neuen Formen; zur linken ſchaut man in den kühlen Grund der den Bregenzerwald von den Vorarlberger Kalkfelſen ſcheidet, und aus dem die rauſchende Bregenzeraach hervorquillt, um ſich im breiten Steinbette mit dem Rhein vereinigt in den See zu ſtürzen, auf die alte Burg Wolfurth hinab, und möchte dem tiefen Thale gern um die Ecke in die Runzeln und Schlünde des Bregenzerwaldes folgen. Im Hintergrunde des Rheinthales ſteigen einige Schneekuppen empor, von welchen die eine höchſte vielleicht die rieſenhohe Schecha Plana iſt. Auf der rechten Seite des Beſchauers ſtrömt der Rhein am öſtlichen Rande der Appenzellerfelſen hin und man kann ſeinen wechſelloſen Lauf mehrere Stunden weit bis zum Einfluß in den Bodenſee verfolgen.

Dieſe Ausſicht wird am zweckmäßigſten bei Sonnenaufgang genoſſen; hier iſt die allmählige Beleuchtung des dunkeln Rheinthals einer neuen Schöpfung vergleichbar, und der Spiegel des See's gegen Weſten iſt nicht von dem Dunſte, der ſich Nachmittags und Abends im Gefolge der niederſteigenden Sonne einfindet, verhüllt, ſondern breitet ſich klar und überſehbar vor den bewundernden Augen aus.

Ehe wir das ſchwäbiſche Ufer des Bodenſee's verlaſſen, um unſre Leſer auf ein paar Hauptpuncte des Schweizerufers zu ſtellen, und ihnen ſodann eine landſchaftliche Ueberſicht des Rheinthals zu verſchaffen, laden wir noch auf eine

Fahrt über den Bodenſee

ein, zu welcher jetzt die Dampfbote Wilhelm und Max Joſeph tägliche bequeme Gelegenheit darbieten. Um den See in meerähnlicher Unendlichkeit zu überſchauen, wähle man die Fahrt mit dem erſtern Schiffe von Friedrichshafen nach Rorſchach. Man hat hier zur rechten und linken denſelben der Länge nach, neben ſich, und die öſtlichen wie die weſtlichen Ufer ſind nicht oder kaum zu entdecken; ſelbſt das ſüdliche Ufer entzieht ſich bei umwölktem Himmel oder durch Nebel nur allzuleicht dem Auge, um das Bild der hohen See zu vollenden; und bietet es ſich mit ſeinen ſchwellenden Hügeln und der himmelhohen Wand ſeiner Schneeberge dem Blick in ſonniger Klarheit dar, ſo wird die Fahrt, die auf dieſen vom Dampf geflügelten Schiffen auch nie allzulange dauert, vollends zur wahren Luſtreiſe.

Auf eine andre Weiſe, als dieſe Fahrt, ergötzt die Reiſe die man auf dem Max Joſeph den Oberſee entlang in 8—9 Stunden vollendet, wobei zweimal an den angenehmſten Puncten Raſt gehalten wird. Man wähle nehmlich unter den verſchiedenen Fahrten die dieſes Dampfboot die Woche durch macht, den Weg von Conſtanz nach Bregenz oder nach Lindau. Auf dieſer Fahrt ſchweben die Ufer des See's, das rechte und das linke, von welchen man bisher immer nur Abſchnitte von den Höhen herab entdecken konnte, die aber hier auf der ganzen Reiſe dem Blick erreichbar bleiben mit aller ihrer wechſelnden Herrlichkeit vor den Augen des ſchnell dahin wogenden Betrachters vorüber, und immer neue Formen, neue Gegenſtände beſchäftigen die Aufmerkſamkeit und verkürzen die lange Waſſerſtraße, die noch am Mittage unabſehbar vor dem Schiffenden ſich dehnt und am Abende, er weiß kaum wie, zurückgelegt iſt.

Wendet ſich bei der Abfahrt das Auge nach der alten Stadt zurück, die ſich mit ihrem herrlichen Münſter in dem breiten Waſſerſpiegel abbildet, ſo entdeckt es hinter ihr die Bergeskuppen von Hohentwiel und Hohenſtoffeln. Rechts und links ſind die Geſtade anfangs noch flach, aber im höchſten Grade fruchtbar, zur rechten glänzen die freundlichen Wohnungen und Kirchen der Klöſter Creutzlingen und Münſterlingen, zur linken ſtreckt ſich die Landzunge mit der lieblichen Maynau weit in den See hinaus; am zuſammenhängenden Ufer prangen das reinliche Uldingen, das gethürmte Mörsburg, das heitre Hagnau. In einiger Entfernung ſteigen hinter dieſen Orten dunkle, mit Tannen bedeckte Hügel empor, auf deren einem das ſchneeweiße Heiligenberg blinkt; dieſe Hügel rücken allmählig dem Ufer näher, machen die ſchwäbiſche Seite düſterer und bringen dadurch einen erwünſchten Contraſt mit dem lachenden Schweizerufer hervor. Auf dem leztern zieht ſich immer noch die fruchtbare Fläche weit landeinwärts; in den See hinaus läuft einen großen Bogen bildend die Landſpitze von Romanshorn. Aber mit immer deutlicheren Formen tritt hinter ihr die Säntiskette hervor, mit jedem Stoße wogt das Schiff der herrlichen Gebirgswelt näher, immer breiter und offner wird der blaue See, auf dem es ſchwimmt.

Links werden die zwei ſchlanken Thürme des Kloſters Hofen und das helle Schloß von Friedrichshafen, anfangs nur dem bewaffneten, bald auch dem bloßen Auge ſichtbar. Auch der öſtliche Hintergrund windet ſich nach und nach aus den Schleyern des blauen Dunſtes heraus, mit welcher die Ferne ihn bekleidet; die gezackten Kalkfelſen des Vorarlbergs, und ein paar ſchneeigte Gipfel, die vielleicht ſchon dem Tyrol angehören, haben das Nebelmeer der Tiefe durchbrochen. Während das Auge ſich träumeriſch mit dieſer Ferne beſchäftigt, iſt das Boot am nahen rechten Ufer an dem Dorfe Keßwil, deſſen ſpitzes Thürmchen ſchon lange gewinkt hat, vorübergeflogen, und wogt jezt zwiſchen Uttwil und Friedrichshafen. Wenn man einmal da vorüber iſt, ſo nähert ſich das Bregenzerthal und hinter ihm die Hochgebirge immer mächtiger. Zur rechten erſcheint auch die berühmte Höhe von Vögliseck und ſtellt ſich zwiſchen da Rheinthal und das Appenzell. Dagegen wird auf der linken Seit die Hügelkette zwiſchen Friedrichshafen und Langenargen niedrige und ferner. Zwiſchen beiden Orten ſieht lauſchend aus den Hügel das Tettnanger Schloß hervor.

In Romanshorn wird gelandet, und kurze Raſt gehalten Ein modernes Schlößchen, eine hübſche Kirche auf grünem bis i den See auslaufendem Rebenhügel erhöhen die freundliche Lage dieſes Dorfes, deſſen zerſtreute Häuſer ſich lieblich unter Reben verſtecken und deſſen alter Name nach den früheſten Geſchichten dieſe verhängnißreichen Ufer lüſtern macht. Der See bildet hier ein große Bucht, deren eines Ende Romanshorn, das andre Arbon einnimmt. Die Ausſicht hat beſonders dadurch einen ganz neuen Reiz daß hier der größte Theil des ſichtbaren See's ganz von den höchſte Alpen begränzt iſt, die ſich amphitheatraliſch herumziehen, und deren ſcheinbaren Ausläufer der Bregenzerwald bildet; die andr Hälfte des Kreiſes nimmt Romanshorn mit ſeinem Obſtgarten ein. —

Bald eilt unſer Schiff weiter an dem niedlichen auf einer kleinen Inſel erbauten Schloſſe Luxburg vorüber, hinter welchem da kleine Dorf Neukirch hervorblickt. Dann ſpiegelt das uralte Arbor Felix ſeine grauen Mauern und Thürme und ſeine ſeeligen Fruchtbäume, die ſeit fünfzehn Jahrhunderten die Stadt mit imme erneutem, üppigem Wachsthum umblühen, in der klaren Flut; au der ſchwäbiſchen Seite ſieht von dem höchſten, fernen Hügel kaum ſichtbar, die Waldburg herab.

An dem kleinen aber hübſchen Dörſchen Horn vorüber geht jetz die Fahrt nach dem ſtattlichen Flecken Rorſchach, deſſen modernes, pallaſtähnliches Kornhaus, und neues, ſtattliches Lagerhau ſchon lange, noch ehe das Dampfboot landet, die Blicke der Reiſenden auf ſich gezogen. Im Rücken der Stadt erhebt ſich der maleriſche Hügel, der den Namen des Rorſchacherberges führt, mit Matten, Obſt, Landhäuſern, Burgen und Hütten bedeckt; die üppigſt Vegetation herrſcht auf dieſem blühenden Vorgrunde. Zur linken ſeitwärts, iſt der coloſſale Säntis, wie friſch von der Natur hingezeichnet. Ueber der Stadt entdeckt man die alten Schlöſſer Wa tenſee und Mötteli-Schlos, von welchen wir unten erzähle werden. In der Nähe winkt, in einem Obſtwalde verborgen, da Dörflein Goldach, deſſen ſchmucke Kirche und ſpitzer Kirchthurm ſeufzend nach Geſtad und Wellen blicken.

Zu Rorſchach wird abermals gelandet; einladende Straßen mit ſchönen Gebäuden führen zu einem guten Gaſthofe, wo die, den Sommer über meiſt zahlreiche Geſellſchaft an einem langen Mittagstiſche fröhlich tafelt. Ueber den einſtigen Wohlſtand Rorſchachs, deſſen Schimmer, wie der einer geſunkenen Sonne, noch immer über dem freundlichen Orte leuchtet, gibt die Geſchichte Aufſchluß, und wir verweiſen in dieſer Hinſicht auf den hiſtoriſchen Aufſatz.

Bei der Abfahrt von Rorſchach überraſcht in der Abendſonne beſonders der wunderbare Contraſt, den die weißen Kalkfelſen des Vorarlberges gegen die dunkleren Hügel- und Gebirgshöhen St. Gallens bilden. — Bald werden rechts die hüglichten Ufer waldiger, aber immer bleiben ſie bewohnt und reichlich mit Hütten beſäet. Ganz an dem Abhange des Buchberges, wo ſich dieſer gegen das Rheinthal wendet, lagert ſich das Appenzelliſche Dorf Wolfhalden, das in den Annalen der ſchweizeriſchen Freiheitskriege unſterblich geworden iſt. Auf der Höhe des Berges breitet ſich Heyden, ein reiches Fabrikdorf aus.

Jetzt öffnet ſich das breite Rheinthal und das Auge kann die Stelle erreichen, wo der jugendliche, ſprudelnde Fluß in das tiefe Becken des ruhigen Sees gefaßt wird. Vorarlberger, Tyroler und Graubündtner Bergesrieſen umragen das weite Thal, das der Strom ſich gebrochen hat, und zu den erſten friedlichen Dörfern, die ſeine Ufer bekränzen, ſchweift der Blick über die Geſtade des See's hinüber. Bald darauf wendet ſich das Boot entweder der ſteilen Wand des Bregenzerwaldes zu, an deſſen Fuße unter dunkeln Tannen die kleine, einladende Stadt Bregenz bis in die Wellen des See's hinausläuft, oder es ſteuert noch mehr zur linken dem flachen ſchwäbiſchen Ufer zu, und landet an dem reizenden Inſelgeſtade Lindau's. Leicht mag es der Wandrer treffen, daß er im Weſten die feurige Kugel der Sonne hinter dem fernen Dome von Conſtanz in den See ſinken ſieht, während er noch auf den hohen Waſſern dahinwogt, und der Widerſchein in gebrochnen Purpurſtreifen ſein ſchimmerndes Band meilenweit vom blauen Horizonte fortſchlängelt bis an ſein ſchwimmendes Haus, von deſſen Zinnen er gemächlich das köſtlichſte Schauſpiel genießt; und daß eine halbe Stunde ſpäter der Mond ſeine ſilberne Leuchte am öſtlichen Himmel über den rieſigen Bergen aufſteckt, an deren beneztem Fuße, aus den Wellen und der Luft zugleich vom bleichen Strahl beſchienen, der ſtille Hafen aufdämmert, der mit beleuchteten Wohnungen dem geſättigten Wanderer zuwinkt und das müde Schiff aufnimmt in die ſchirmende Bucht.

Das Schweizerufer des Oberſee's.

Nachdem der Wandrer auf dem ſchwäbiſchen Ufer alles Großartige und Erhabene der Seegegend genoſſen, erwartet ihn auf dem ſchweizeriſchen Geſtade das Stillleben der Natur, das gerade nach den größten Eindrücken auf Auge und Gemüth ſo wohlthätig wirkt. Wir führen den Wandrer auch hier, wie wir am ſchwäbiſchen Ufer gethan, von Conſtanz aus, und ergänzen unſre Schilderung aus dem Reichthume des Ebel'ſchen Werkes, deſſen Benützung wir uns ſchon oben erlaubt haben *).

„Außerhalb den Thoren von Conſtanz betritt man ſogleich den Schweizerboden; denn die Landſchaft Thurgau erſtreckt ſich faſt bis an die Gräben der Stadt.

Der Weg nach Arbon führt am weſtlichen Ufer des Bodenſee's, bald nahe, bald ferne von ſeinem glänzenden Spiegel, durch ein Land, welches unendlich ſchön und reizend iſt. Die Ufer, welche in großen Bogenlinien ſchweifen, erheben ſich unmerkbar in eine zwei Stunden hohe, aber äußerſt ſanft ſteigende Terraſſe, und bilden ein Hügelgelände, welches Weinberge, Kornfelder und Obſtbäume beleben.

Einige Stunden von Conſtanz bilden die Ufer eine Erdzunge, die in der Form eines krummen Horns ſehr weit in den See hinein geht, und deren Spitze das Dorf Romanshorn begränzt (ſ. oben).

Stundenlang wanderte ich — erzählt Ebel weiter — in dem Schatten eines wahren Waldes von dickſtämmigen, großen und breitäſtigen Birn- und Apfelbäumen, unter denen das ſchönſte Getraide wallte. Dieſe Obſtbäume ſtehen vier und zwanzig Schritte von einander geſetzt, in geraden Linien längs den Ackerbeeten und bilden Alleen von allen Seiten. Sie ſind von einer ſeltenen Schönheit und Kraftfülle; ihr ungewöhnlicher Ertrag macht den Beſitzer ſolcher Bäume wohlhabend, und die Ausſtattung vieler Töchter Thurgau's beſteht einzig und allein in einer Anzahl Birn- oder Aepfelbäume. Die Cultur derſelben iſt vielleicht nirgends ſo weit getrieben, wie hier; denn es erregt mit Recht Erſtaunen, in dieſem Clima einen prächtigen, unüberſehbaren Wald von Obſtbäumen zu durchreiſen, den man vergebens in Ländern eines mildern Himmelsſtriches ſucht. Der Boden iſt zwar ſehr gut; denn die obere Schichte einer herrlichen Fruchterde erſtreckt ſich viele Fuß tief. Allein die Lage dieſes

---

*) Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Th. 1. S. 21 f.

ganzen Seegeländes kann man keineswegs als günſtig preiſen. Nord- und Oſtwinde haben offenen Zutritt, und kein Hügel oder Berg bricht ihre Wuth, wenn ſie über die weite Waſſerfläche einherbrauſen. Aber der Menſch vermag unendlich viel. Sein Fleiß, ſeine Geduld und ſeine Arbeit beſiegen Hinderniſſe, die unüberwindlich ſcheinen. Der Einwohner Thurgau's hat durch ſeine Ausdauer ſeit Jahrhunderten das wilde, unter finſtern Tannen erſtickte Land in einen lachenden Garten umgeſchaffen, und wahrhaft die Natur ſeinem Willen unterjocht. Der Römer, der nach den befeſtigten Poſten von Brigantium und Arbor geſchickt wurde, glaubte hieher ins Exil zu gehen. Die rohe Wildheit und das rauhe Clima dieſer Gegend erregte dem Bewohner Italiens ſtetes Schaudern, der jetzige Anblick der weſtlichen Ufer des brigantiniſchen See's würde ihm ein Feengeſicht ſcheinen; er könnte ſich unmöglich hier wiedererkennen, weder in dieſem Garten noch in dem Clima, denn ſelbſt dieſes iſt durch die Ausrottung der Wälder und die Bearbeitung des Bodens trockener, beſtändiger und milder geworden.

Der glatte Spiegel des See's, deſſen Glanz zwiſchen dem Schatten der Obſtbäume meine Augen ſtets auf ſich heftete, zog mich nach und nach ſo ſehr an, daß ich den Weg verließ, und mich in den Schatten eines breitäſtigen Birnbaumes dicht ans Ufer ſezte. Die Sonne ſenkte ſich ſchon am Abendhimmel, und goß über die Ufer, die Dörfer, Städte, Berge und Felſen gegen Oſten ein Farbenſpiel aus, deſſen Glanz über den weiten, kryſtallnen grünen See mich in Erſtaunen ſezte. Die Luft war mild und ſtill; kein Blättchen regte ſich über mir. Die ganze Natur lag in einer ſüßen Ruhe, in der ſeeligen Ruhe der lebendigſten, glücklichſten Exiſtenz. Ich war glücklich mit ihr; alle ſanften Gefühle durchbebten mein Herz, und meine Seele verlor ſich entzückt in den hohen Bildern der Harmonie und Schönheit: Ruderſchläge und Menſchentöne, die über den See herſchallten, weckten mich aus meinem Genuß. Die Sonne war ſchon unter dem Horizont; ich erhob mich eiligſt und ſuchte den Weg. In einer kleinen halben Stunde befand ich mich außer dem Obſtwalde, und gleich darauf vor der Stadt Arbon."

Wenn eine ſo blühende Schilderung den Wandrer auch an dieſen Theil des Seegeſtades gelockt hat, ſo führen wir ihn zu Arbon in das Gartenhaus einer kleinen Herberge (zum Kreuz), das ſo ganz in den See hinausgebaut ſteht, daß es auf drei Seiten von Waſſer umgeben iſt. Hier hat man den See in ſehr großer Breite hinüber bis Friedrichshafen von

Abſchluß mit Lindau, Bregenz und dem Gebirge hinter dieſer Stadt. Auf der andern Seite, nach Süden, ſtrecken, ſo dicht man unter dem fruchtbaumreichen Hügel ſitzt, an den ſich die Stadt lehnt, dennoch die oft beſchneiten Häupter des Alpſteins: der Säntis, der Meßmer, der Altmann ihre ſpitzigen Gipfel aus dem Appenzell herüber; das Blau des wolkenloſen Himmels, das nicht ſelten in der offenen Seegegend die Reiſenden dauerhaft begleitet, der Schnee der Berge, das ſaftige Grün der Hügel und die Meerfarbe des blaugrünen See's wogen in fließenden Maſſen ineinander, und doch hat dieſes Farbenſpiel etwas ſo Beruhigendes, ſo Einfaches, daß es dem Betrachter der Natur an dieſem ſtillen Plätzchen unausſprechlich wohl wird, und er nur ungern weiter zieht in dem Obſtwalde des Ufers fort, oder einen der Nachen beſteigt, die gerade zahlreich dieſes Geſtade umlagern, und ihn nach den ſchönen Seeſtädten zu bringen verſprechen, die von drei Seiten über die Fluthen herüberlächeln.

Doch wir ziehen zu Lande weiter, indem uns der wohlbekannte Führer vorangeht. „Ich verließ, ſpricht er, bei frühem Morgen das Städtchen Arbon. Der Weg, der, vom See entfernt, zwiſchen magern Wieſen und unter Weiden eine Zeitlang fortgeht, iſt anfänglich langweilig; wie er ſich aber dem See wieder nähert, verändert ſich auf einmal die Scene, und jeder Augenblick iſt faſt zu kurz, um Alles Reizende, was der immer wechſelnde Standpunct darbietet, zu genießen. Der Morgen war ſchön, die Luft ſtill, der Himmel ſehr hell, und die ganze Natur labte ſich in den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Ob ich gleich ſchon einige Tage an den Ufern dieſes See's herumwanderte, und mir alſo ſeine Ausſichten nicht mehr ganz neu ſeyn konnten, ſo machte demungeachtet heute wieder der Anblick dieſes weitausgedehnten ovalen Waſſerſpiegels, und ſeine gebirgigten Ufer, denen ich jetzt ziemlich nahe kam, einen außerordentlichen Eindruck auf mich und zwang mir von neuem das Gefühl der Bewunderung ab. Der See ſchweift von Arbon in einem ſehr großen Bogen nach Rorſchach und bildet eine weite, herrliche Bucht, welche die Ufer bis an den Fuß der Gebirge des Rheinthals und Appenzells zurückdrängt. Der Weg läuft dicht an dem ſchönen Zirkelbogen des See's, unter Obſtbäumen, neben fruchtbaren Gärten, Feldern und Bauernwohnungen hin, deren Aeußeres die Wohlhabenheit der Beſitzer zeigt. Die ſchöne Bucht war von Fiſchern belebt; die einen kamen von ihrem frühen Fange zurück, die andern ruderten darauf aus; einige waren beſchäftigt, ihre großen, langen Netze an dem Ufer auf Stangen zu hängen; andere ſaßen und beſſerten ſie aus; Kinder hüpſten um ihre Väter, und jauchzten aus Wohlgefühl. Es erhob ſich ein leiſer Oſtwind, und die glatte Fläche des See's bewegte ſich in kleinen Schwingungen, die ſanft an das Ufer plätſcherten. Auf einmal glänzten mehrere Seegel aus der Ferne, die unmittelbar aus den Fluthen emporſtiegen. Sie wurden nach und nach größer, bis ſie ſich endlich ſo näherten, daß das Auge das Fahrzeug ſelbſt erblickte. Bald darauf führte der leiſe Wind ein verwirrtes Gemiſch von Menſchentönen zum Ohre, unter denen dann und wann ein mächtiger Ruderſchlag durch ſchallte; es ſchien, als müßten die Schiffenden ſehr nahe am Ufer ſeyn, und doch waren ſie noch einige Stunden davon entfernt. Langſam wanderte ich auf dieſem reizenden und unterhaltenden Wege fort. Die Anſicht der rheinthaliſchen Ufer, der Städtchen Rorſchach und Rheinegg und der belebten und fruchtbaren Vorberge, die ſich gleich hinter denſelben erheben, wurde immer maleriſcher, je tiefer ich an der Bucht herabkam. Die Stadt Lindau ſcheint mitten in dem Waſſerbecken zu ſchwimmen; hinter Bregenz ſteigen die Gebirge und Felſen in die Höhe und vermiſchen ihre mannigfaltigen Formen hinter einander.

So wie man ſich Rorſchach nähert, überſchaut man den See in ſeiner größten Breite, welche hier fünf ſtarke Stunden beträgt. Die jenſeitigen ſchwäbiſchen Ufer, die nur mit kleinen Hügeln beſetzt ſind, erſcheinen im grauen Nebel und erniedrigen ſich in einer Gegend ſo ſehr, daß ſie faſt verſchwinden. Der Anblick dieſer außerordentlichen Waſſermaſſe erregt Erſtaunen, beſonders wenn man von St. Gallen herab an das Ufer bei Rorſchach kömmt und da auf einmal über dieſe Spiegelfläche ſchaut; allein ich bin überzeugt, daß derſelbe das Gefühl der langen Weile erzeugt, ſobald Ueberraſchung und Verwunderung vorüber ſind; denn die ſchwäbiſchen Ufer ſind zu niedrig und entfernt, und die breite Seefläche hat zu viel Einförmigkeit, als daß das Auge durch Mannigfaltigkeit ergötzt werden könnte.“

Dieſe leztere Bemerkung iſt ſo wahr, daß wir ſchon mit der Beſchreibung unſern Leſer zu ermüden fürchten, wenn wir ihn noch länger durch dieſe Obſtgärten des Schweizerufers mit dem ewigen Ausblick auf den See hinführen. Wir ſagen daher nur noch ganz kurz, daß der Weg von Rorſchach nach Rheinegg durch die vielen, ältern und neuern Schlöſſer unterhaltend gemacht wird, an welchen das Auge haftet, wenn es die Hügel zur Rechten hinaufblickt: Warteinem neuen Schloſſe, Greifenſtein, ſind lauter alte Burgen, noch ſämmtlich in wohnlichem Stande, an welchen der Wandrer nicht blos vorüber gehen darf, ſondern von denen manche, wie er aus Ortsbeſchreibung und Geſchichte erſehen wird, aus mehr als Einem Grund eines Beſuches nicht unwerth iſt.

Das freundliche und reinlich gebaute Städtchen Rheinegg und das benachbarte, ſchon jenſeits des Rheines gelegene Dorf Hard weckt große, geſchichtliche Erinnerungen, und der Punct, wo das älteſte Schloß Rheineggs, ſeine Hauptburg ſtand, jezt ein Rebgartenhäuschen auf der erſten Staffel des Hügels, an den ſich die Stadt anlehnt, gewährt eine weite Ausſicht auf das obere Gewäſſer des See's gegen Bregenz und Lindau.

Freilich wird auch dieſe Ausſicht auf den See, ſo wie alle, die man von den Höhen des Schweizerufers herab genießt, nicht mehr behagen, wenn man, wie die bei weitem größere Anzahl der Reiſenden, die unvergleichlichen Ausſichten des ſchwäbiſchen Ufers vorher genoſſen hat: der bloße Anblick des Waſſerſpiegels ermüdet bald, wenn das Auge hinter demſelben, ſtatt auf Gebirgsmaſſen ausruhen und hier ſeine Vorſtellungen, Gefühle und Gedanken in kühlen Thälern und Spalten bergen zu können, abermals über die unendliche Fläche eines grünen Uferlandes, wie ein ſolches das ſchwäbiſche Geſtade iſt, hinſchweifen muß und keinen Punct findet, wo es auf dieſem zweiten, grünen Meere anlanden könnte, als wo das dritte, ein unendlicher blauer Horizont beginnt, der eben auch durch ſeine wechſelloſen Begränzungen den Reiz verliert, den er ſonſt, als Bild der Unermeßlichkeit haben könnte.

Dennoch wird, da Beleuchtung von oben herab und Stimmung von innen heraus oft Wunder bewirken können — mancher Wandrer von der Höhe von Rheinegg, vom Rorſchacherberge, von der Anhöhe zwiſchen Arbon und St. Gallen, beſonders aber von Vogliseck, vom Freudenberg bei St. Gallen, vom Gäbris und vom Hohenkaſten herab mit Befriedigung und oft mit Entzücken auch auf unſer Seegelände herniederblicken. Auf den leztgenannten drei Puncten iſt freilich das Auge, wenn es Herrliches ſchauen will, ganz den Schweizergebirgen des Südens zugewendet und bietet dem See den Rücken; das Schönſte dieſer Ausſichten fällt ſomit auch nicht in den Geſichtskreis dieſer unſrer Darſtellung, da wir die Gebirge nur dann darein aufnehmen können, wenn ſie als Begränzung und Vollendung der Seegegend erſcheinen. Aber nen und lachenden Gelände des Nordens und des Weſtens zurückziehen, und dann fehlt doch auch den Seeausblicken und Ausſichten dieſer höhern Gebirgspuncte nicht ihre Eigenthümlichkeit. Die belohnendſte für den Bodenſee iſt die von Vögliseck, einer Bergecke, die unweit von dem appenzelliſchen Dorfe Speicher ausläuft. Da ein Wirthshaus auf dem günſtigſten Puncte ſteht, ſo kann man dieſe Ausſicht mit aller Bequemlichkeit genießen und günſtiges Licht abwarten. „Der Blick beherrſcht hier — wir laſſen Ebel wieder ſprechen — die alte Landſchaft, das obere Thurgau, den Bodenſee, und dringt weit nach Deutſchland hinein. Nach Oſten erheben ſich Berge von hohen Tannen geſchwärzt, welche den Morgenhorizont verbergen und den See mit deſſen deutſchen- und Schweizer-Ufern grell abſchneiden. Sein fünf Stunden breiter, blinkender Spiegel dehnt ſich hinab bis nach dem Bodmaner-Buſen, welchen Schwabens Hügel umſchließen, und nach Conſtanz, deſſen Thürme im bläulichen Dunſte matt ſich zeichnen. Von daher wandert das Auge zurück über Thurgau's Obſtwälder und Gefilde, über deſſen Weinhügel Dörfer und Wohnungen. Dieſer reiche, zehn bis zwölf Stunden lange Garten, im Sonnenglanze ſich badend, wölbt ſich von der Fläche der Seegeſtade hinauf über mannigfaltige fruchtbare Hügel zu den dunkeln Tannenbergen, deren Gipfel theils zu meinen Füßen lagen, theils hoch über meinen Standpunct empor ragten.“ Lindau und Bregenz iſt auf Vögliseck nicht ſichtbar, weil die Berge des Rheinthals und Appenzells außer Rhoden den obern Theil des See's verdecken.

Auf dem Freudenberg bei St. Gallen erſcheint der Bodenſee nur in breitem Durchblick zwiſchen ineinander geſchlungenen Hügeln und Bergen, aber gerade dadurch wird der Anblick wiederum ganz neu. Die Alpſteinkette und beſonders die kühnen Formen der Toggenburger Berge zur linken, deren Namen Schild, Speer und ähnliche ſehr bezeichnend ſind, und die hier viel hoher und großartiger erſcheinen, als auf erhabeneren Standpuncten, wo ſie, als die Schneelinie noch nicht erreichend vor den ewig beſchneiten Häuptern anderer Alpen verſchwinden: zu dem die blühenden Umgebungen und das enge aber fruchtbare Thal, in welchem tief zu den Füßen des Beſchauers die hübſche Stadt Sanct Gallen voll gewerbſamer Lebendigkeit ſich möglichſt verbreitet: — das alles mit dem Hintergrunde des blauen See's zwiſchen Bergen, macht dieſe Ausſicht auch nach den großen See- und Gebirgs-Anſichten, die er jenſeits des See's

Endlich gehört zu den Wundern der Ausſicht, die ſich auf Gebirg, Thal und Ebne vom *Hohenkaſten* (einem mächtigen Ausläufer der Säntiskette) herab dem Blicke darbietet und die freilich einer Schweizer- und nicht einer Bodenſee-Reiſe angehört, gewiß auch der Niederblick auf den geſammten Bodenſee (den Ober- und Zellerſee) und dahinter auf ganz Oberſchwaben bis an die ſchwäbiſche Alb. Der See erſcheint hier in Vogelperſpective wie auf einer guten Landcharte von Schwaben *).

Schöne Anſichten des Unterſee's und der ſich dahinter erhebenden Kegelberge des *Hegaus* gewähren die Schlöſſer, die jetzt von berühmten Fremdlingen beſeſſen und bewohnt am Abhange der *Hügelkette* liegen, die ſich am ſchweizeriſchen Ufer des erſteren hinzieht: Wolfsberg, Arenenberg und das uralte Sandeck.

Uebrigens erwarte der Wanderer nicht, daß er alle ſchönen Standpuncte für den Ueberblick und die Anſichten des herrlichen See's, an dem wir ihn geführt haben, in dieſem *Handbuch* aufgezeichnet finde: er erlaſſe ſich das Forſchen bei den Anwohnern, die vieles kennen, auf vieles allmählig geführt werden, was dem Fremdling, wenn er noch ſo gewiſſenhaft reiſet, oft doch zufällig verborgen bleibt, nicht verdrießen, er ſchweife ſelbſt, wenn er Zeit und Luſt hat, an den Ufern und auf den *Höhen* umher und ſuche ſich die rechten Stellen aus; er ziehe nicht unaufhaltſam weiter, ehe erwünſchte Witterung, die rechte Tageszeit, die günſtigſte Beleuchtung eingetreten iſt; er laſſe ſich nicht zu bald von Wolken, Sturm und Nebel ſchrecken, denn die Witterung wechſelt über dieſer weiten von Wind und Waſſer beherrſchten Region oft unglaublich ſchnell. Leicht hat der Wanderer am Abende den See vom Sturme gepeitſcht in Wellen, die bald dunkelgrün bald ſchneeweiß ſind, am Ufer emporſchäumen geſehen, der am andern Morgen blau und geglättet, kaum vom ſäuſelnden Südwind gekräuſelt und vom wolkenloſen *Himmel* überwölbt, eisglatt ſich vor ihm ausbreitet; und oft breitet der Nebel bis zum Mittag, alles, ſelbſt auf die nächſten Schritte, unſichtbar machend, über derſelben Gegend, die am Abend im Glanze der untergehenden Sonne, mit Waſſer und Gebirg, in unausſprechlicher, durchſichtiger Klarheit vor des Wanderers Auge hüllenlos prangt.

---

*) Die herrliche Ausſicht, die man von Dottenwil, zwiſchen St. Gallen und Conſtanz, genießt, iſt im topographiſchen Abſchnitte nachgetragen.

3. Das Rheinthal.*)

Auf der einen Seite von den öſtlichen Gebirgen der Schweiz, auf der andern von den Vorarlberger Felſen umſchloſſen, öffnet ſich das angenehme Rheinthal gegen den Bodenſee in einer Breite von zwei Stunden. Der Rhein macht die Gränze zwiſchen Deutſchland und der Schweiz, und theilt das große Thal in das deutſche und ſchweizeriſche Rheinthal. Da der Strom den helvetiſchen Bergen ſehr nahe fließt, ſo liegt die größte Ebene auf deutſcher Seite. Das ſchweizeriſche Rheinthal im engern Sinne (ſ. [illegible].) zieht ſich acht Stunden lang, und in der Breite von Einer bis drei Stunden an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umgibt als ein blühender Kranz den ganzen öſtlichen Theil des Kantons Appenzell. An dieſes eigentlich ſo genannte Rheinthal ſchließt ſich ſodann noch ſtromaufwärts das Gebiet der ehemaligen Vogtei Hohenſax, an dieſe das der alten Vogtei Werdenberg; dann folgt das Amt Gambs, die ehemalige Herrſchaft Wartau und die Vogtei Sargans, zuſammen etwa 7 – 8 Stunden. Sargans gegenüber bildet der St. Luzienſteig, mit welchem das Bündtnerland und die innere Gebirgswelt der Schweiz ſich anhebt, das natürliche Ziel unſerer Reiſe. Dieſes ganze Schweizerufer gehört jetzt, ſeit der Ländereintheilung, welche die Revolution herbeigeführt hat, zum Kanton Sanct Gallen. Das rechte Ufer in derſelben Länge von 14 Stunden theilt ſich in das öſterreichiſch-vorarlbergiſche und fürſtlich liechtenſteiniſche Gebiet. Jenes iſt aus der Gemeinde Hardt, dem alten Reichshof Luſtnau, der Herrſchaft Fußach, dem Kirchſpiel Dornbüren, der ehemaligen Grafſchaft Ems und der Herrſchaft Feldkirch zuſammengeſetzt, und mißt eine Länge von etwa 10 Stunden. Die liechtenſteiniſche Beſitzung beſteht in der ſouveränen Grafſchaft Vaduz, die ſich von der Gränze bei Feldkirch bis an St. Luzienſteig in einer Strecke von etwa fünf Stunden hinzieht. Wir betrachten jedes Ufer insbeſondere.

Das Schweizerufer des Rheines.

Von Rorſchach gegen Morgen zu, betritt man nach einer halbſtündigen Wanderung bei dem Dorfe Staad das prächtige Thal, welches der Rhein von ſeinem Einfluß in den Bodenſee durchſtrömt. Der Rheinſtrom läuft ohne Krümmungen in ziemlich gerader Linie durch das Thal, verläßt deſſen Mitte, nähert ſich ſehr den Schweizergebirgen, und ergießt ſich in den See, eine ſtarke Stunde weſtlich von des letztern öſtlichem Ende. Auch die Ufer des Fluſſes ſind flach und verſteckt, und es dürfte Erwartungen rege machen, die nicht befriedigt werden können, wenn die Sehnſucht des Wanderers auf den Strom hingelenkt würde, der, nach ſeinem herrlichen Durchbruch durch die Kluft der Via mala hier, obwohl noch immer ſchnell, doch etwas ermüdet, das Thal zu durchſchleichen ſcheint, und ſich erſt aus dem weiten Becken des Sees nach behaglich empfangener Ruhe wieder ſtolz und kräftig dem Felſen zuſtürzt, wo er ſeine männliche Kraft und den alten Uebermuth des Gebirgsſohnes in jenem kühnen Fall erprobt, der bisher die Wanderer noch mehr angezogen hat, als ſeine majeſtätiſche Ruhe in dem tiefen Bette des See's. Wenn aber auch der Strom ſelbſt nicht ſo bedeutend iſt, als ſein Name erwarten läßt, ſo iſt doch das Thal überaus reizend und wohl eines Abſtechers vom Bodenſee aus werth. Die Wanderung von Staad durch Rheineck, St. Margarethen, die Au, Balgach, Marbach, Altſtätten bis Hard iſt eine der angenehmſten Spaziergänge, welche je gemacht werden können. Das ſieben Stunden lange Berggelände, welches ſich rechts in ſeiner reichen, mannigfaltigen Cultur dem Auge entwickelt, gleicht einem lieblichen Garten. Wieſen, Felder, Weinberge und Obſtbäume ohne Zahl überziehen die wogigte Oberfläche, welche aus kleinen Thälern über Hügelformen ſchweift, und ſich in waldigten Berghöhen verliert; Dörfer, Häuſergruppen, Schlöſſer, Landſitze überall zerſtreut und halb verborgen unter breitäſtigen Fruchtbäumen winken verführeriſch in die Ebene herab, und malen der Seele den ſchönen Lebensgenuß ihrer Bewohner in den lachenden Bildern. Ueber Alles anmuthig iſt beſonders der ganze Strich von Staad bis hinter Margarethen; rechts erheben ſich die grünen und fruchtbaren Berge, auf deren Anhöhen die freien Appenzeller wohnen; links dehnt ſich der prachtvolle und weite Bodenſee aus, auf deſſen köſtlichem Kryſtall die Inſelſtadt Lindau und die bevölkerten deutſchen und helvetiſchen Gebirgsufer mit allen ihren Färbungen und Tinten glänzend ſich ſpiegeln. Wer vermag die reizende Lage des Dorfes Thal, des lieblichen Städtchens Rheinegg und den entzückenden Standpunct am ſteinernen Tiſch auf dem Buchberg zu ſchildern!

---

*) Vergl. Ebels angeführtes Werk (Th. II. S. [illegible] f.), aus welchem der obige Abſchnitt, ſo weit er die Schweizerſeite betrifft,

Längs dem Rheine, welcher alljährlich ſeine Ufer überſchwemmt, liegen Weidgänge und nur wenige Dörflein, aber nach dem Berggelände zu wohnt die ganze Volksmenge des Rheinthals. Hier begünſtigt die offene Lage gegen Morgen und Mittag, der freie Zutritt des Südwindes und die Abhaltung des rauhen Nords den Wein- und Obſtwachs und die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Beſonders reizend iſt die Lage des Dorfes Au, deſſen Häuſer vereinzelt ſich eine ganze Stunde hinziehen und ſich gleichſam durch einen Wald der ſtämmigſten Obſtbäume durchſchlagen müſſen. Welche Veränderung iſt ſeit einem Jahrtauſend durch die kräftige Cultur des Landmanns in dieſen einſt ſo rauhen Gegenden bewirkt worden! Die ſchwache Weinrebe hat den finſtern und dunkeln Wald, der alle Bergſeiten ſchwärzte, vertrieben; ihre traubenreichen Ranken überziehen zwiſchen herrlichen Obſtbäumen das ganze Gelände bis gegen Haard und kochen alljährlich den beliebten Saft in ſolchem Ueberfluſſe, daß die Keller der meiſten Einwohner der öſtlichen Schweiz damit angefüllt ſind.

Dicht unter dem Stoß, einer Bergzunge, deſſen Namen die große Appenzellerſchlacht gegen die Oeſtreicher verewigt hat, liegt in einem ſchönen Obſtwalde das enggebaute, durch hohe, ſteinerne Häuſer etwas verdüſterte Städtchen Altſtädten. Der Stoß iſt unten mit Wieſen und Obſt bekleidet, die obere Region trägt Laub- und Nadelholz in ſchöner Miſchung. Die Ausſicht, welche man von dieſer Höhe aus auf das obere Rheinthal genießt, iſt außerordentlich reizend. Alle Bergſeiten, welche von dem Kanton Appenzell in das breite Thal, deſſen Mitte der ſtille Rhein durchzieht, herabſteigen, prangen mit einer Fülle von Obſt, Wein, Gärten und Feldern. Große Dörfer, eine Menge kleiner Häuſergruppen und Schlöſſer beleben dieſes fruchtbare Thalgelände, das mit den ſteilen, nackten und rauheren Felſenwänden, welche jenſeits des Rheines hinter Hohenems und den andern öſtreichiſchen Beſitzungen emporſteigen, einen maleriſchen Abſtand bilden.

Bei dem Dörfchen Haard hört das fruchtbare Bergland des Rheinthals auf, und wechſelt mit buſchigten Felſenhügeln, welche ins Thal bis an den Rhein hinantreten. Der Weg führt von Haard durch die Dörfer Kobelwies, Kobelwald und Oberried eine gute Stunde lang in dieſer wilden Gegend fort, welche durch herrliche Laubholzwälder äußerſt maleriſche Ausſichten gewährt. Kobelwies liegt am Fuße des Appenzeller Berges Kamor, deſſen höchſter Gipfel, der hohe Kaſten (ſ. oben) in vier Stunden

öffnen ſich große Berghöhlen, unter denen die Kryſtallhöhlen allg
mein bekannt ſind (ſ. Ortsbeſchr.)

Mit dem engen Paſſe Hirzenſprung, einem Felsgrund
deſſen Rippen den Weg vom Rheine trennen, wo in lieblichen Wi
ſen das Dörflein gleichen Namens liegt, und in der Nähe vo
Walde her ein hübſcher Waſſerfall rauſcht, hören die zerbrochene
Felshügel auf, und hier tritt man wieder in das breite, offene Tha
Dieſer ganze Diſtrict von Haard über Oberried bis hinter de
Dorfe Rütti iſt der größte, aber der unfruchtbarſte des ganz
Rheinthals, das ſich hier gleichſam in eine große Bucht aufreiſ
Buchwaldungen bedecken die Bergſeiten und große Waiden die Tha
fläche am Rhein. Doch währt dieſe obere Strecke nicht lange. B
dem Dörfchen Lienz verläßt man die ehemalige Vogtei Rheintha
und tritt in den Bezirk von Hohenſax. Der Weg führt dic
an den ſüdlichen, ſteilen Wänden der hohen Zinnen Appenzells nac
Sennwald. Dieſes große und lange Dorf, auf den Fuß de
Oberkamers gebaut, genießt durch ſeine etwas erhöhte Lage ein
treffliche Ausſicht ſüdwärts nach Werdenberg herab über das herr
liche wald- und wieſenreiche Thal, welches in einer weiten, runde
Form auf allen Seiten von nackten, zerbrochenen, blaugrauen Ge
birgen ummauert iſt. Gegenüber, auf der rechten Thalſeite
ſtrömt die Ill zwiſchen Felſen hervor und fluthen die zahlreiche
Waſſer des vorarlbergiſchen Landes dem Rheine zu. Die Stad
Feldkirch liegt gerade an dieſer Gebirgsöffnung, am Eingang
in eine Menge Thäler, und beſchützt dieſen für Oeſtreich wichtige
Paß, durch welchen eine große Landſtraße über den Arlberg in
Tyrol führt. Eine nicht weniger herrliche Ausſicht bietet auch da
auf den Felſenfuß des Oberkamers gebaute und zwiſchen Wald un
Felsblöcke maleriſch verſteckte Schloß Forſtegg dar, an welches ſich
noch dazu große, geſchichtliche Erinnerungen knüpfen, als an den
Hauptſitz des edlen Geſchlechtes der Hohenſax. Auf dem noch
ſtehenden Thurmſtock überſchaut man das ganze Thal: in einer
Entfernung von zwei Stunden nach Südweſt glänzt hoch am Felſen
das Schloß Werdenberg. Oberhalb demſelben, ſüdwärts
nach Graubündten, ziehen ſich die beyden Gebirge der Schweiz und
der deutſchen Seite immer näher zuſammen, bis ſie ſich zu vermiſchen
ſcheinen, und rechts, weſtnordwärts, nach Toggenburg, treten
ſie ſo weit zurück, daß die am Fuße der Berge fortlaufende Thallinie
von Werdenberg bis Forſtegg eine ovale Keſſelform darſtellt.
Beim Schloſſe Forſtegg ſpringt der Oberkamer ſtark hervor, und

ſein unterſter Theil zieht ſich bei Sennwald bis an den Rhein; auf der deutſchen Seite des Thals erheben ſich bei Feldkirch einige Kalkhügel, welche ebenfalls bis dicht ans rechte Ufer des Rheins fortlaufen. Bei einer genauen Ueberſicht der ganzen Gegend wird es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes weite, ebene Thal ein See war, ſo lange noch zwiſchen Forſteag, Sennwald und Feldkirch die beiden Gebirgsketten durch Zwiſchenfelſen, von denen die letzten Reſte als Hügel quer über die Fläche ziehen, in dieſem Zuſammenhange ſtanden. Alle Gebirge, welche dieſes Thal umgeben, beſtehen aus grauem Kalkſtein; auf der ſchweizeriſchen Seite von Forſteag bis Gambs ſind ſie auf ihren Zinnen in viele Hörner zerriſſen, und zeigen, wie alle nach Süden gekehrten Felſen, ſehr ſteile Wände.

Die nächſten Umgebungen von Forſteag überraſchen durch ihre Wildheit. Selbſt die Ebene iſt ſehr felſigt und der Wald mit himmelhohen Bäumen breitet ſich in finſterer Verworrenheit über dieſelbe hin. Rechts an den Felſenabhängen blicken aus ſtarrenden Wäldern die Ruinen der alten Schlöſſer Friſchenberg und Hohenſax hervor, Zeugen des Appenzeller Freiheitskrieges.

Hinter Salez kehrt die Gegend zu ihrer freundlichen Geſtalt zurück: das ganze, zwei Stunden lange Thal, durch welches die Landſtraße führt, zeigt in ſeiner ſchönen Breite Gemeindeweiden und Wieswachs. Fünf Ströme, welche von den Gebirgen herabkommen, und Abzugsgräben, durchſchneiden den weichen Boden. Das Schloß Werdenberg, welches über dem Städtchen ins Weite ſchaut, liegt ſtets im Auge, weil der Weg gerade darauf zuführt. Das Gebirge hinter demſelben iſt waldig, wild und rauh. Deſto reizender breiten ſich rechts der Grabſer- und Gambſer-Berg aus. Herrlich iſt der Anblick ihrer breiten und hohen Gelände, welche ganz bebaut und mit Obſtbäumen und einzelnen Wohnungen beſetzt ſind. Sie verdanken ihre Fruchtbarkeit der Beſchaffenheit ihrer Oberfläche und ihrer Lage gegen Morgen und Mittag. Dieſe beiden fruchtbaren Bergabhänge ſind die einzigen heitern, ſanften Züge in der rauhen Felſenphyſiognomie dieſes Thals, und mit deſto größerem Wohlgefallen ruht das Auge auf ihrem lachenden Grün.

Das große Dorf Gambs liegt dicht am Fuße ſeines bevölkerten Berges, deſſen breite Höhe ein großer Tannenwald ſchwärzt; eine Viertelſtunde von Werdenberg rechts liegt, in der Mitte herrlicher Wieſen, das Dorf Grabs, verſteckt zwiſchen reichblättrigen Obſtbäumen. Das Städtchen Werdenberg ſelbſt, kleiner als dieſe Dörfer, wird durch das ſchöne alte Schloß, das, noch in bewohn-

benem Stande, von einer kleinen Anhöhe ins Thal herniederblic
ſehr gehoben. Die Ausſicht auf die eben beſchriebenen Umgebunge
von der alterthümlichen braungetäfelten Stube aus genoſſen,
belohnend.

Von dieſem Städtchen aus führt die Landſtraße bei einem T
che vorbei zwiſchen Gärten und Obſtbäumen nach Buchs, und w
hier im ebenen Thale weiter durch Sewelen in die Herrſch
Wartau. Die Gebirge rücken dem Rhein immer näher, und d
Thal wird ſchmäler; hinter Sewelen geht es zwiſchen lebendig
Matten aufwärts, und bald findet man ſich in einer lieblichen, m
leriſchen Berggegend. Rechts auf einem hohen Rücken liegen
Ruinen des alten Schloſſes Wartau, links ein beſchränkter Th
grund, mit ſchönen Obſtbäumen beſezt, unter denen hin und
einige ländliche Wohnungen zur Einkehr und ſtillen Ruhe einlad
In dem traulichen Thalgrunde Wartau's liegt noch das Dörfch
Trübbach und höher am Schollberg das durch die Schweizerkri
bekannte Azmoos. Das Thal iſt hier ſehr ſchmal, und die G
birgsketten auf beiden Seiten des Rheines drängen ſich bis an ſe
Ufer. Links zwiſchen Felsmaſſen verborgen liegt der enge Paß
zienſteig, welcher von der deutſchen Seite den Eingang in Rhäti
Thäler beſchüzt; rechts fällt ſenkrecht in den Fluß die hohe Wa
an welcher ſich der mit Mühe geſprengte Weg fortwindet. H
hebt auf einmal ein erhabner Styl der Gebirgsnatur an: gr
Züge, ſtarker Ton in der Färbung, Kraft und Kühnheit in Ma
und Formen überraſchen den Wanderer, der aus dem Rheinth
herkommt. Auf Graubündtens Gränze zieht ſich ein furchtba
Felſenzweig, das Rhätikongebirge, abſtufend bis ans rechte Rhe
ufer, und auf der Gränze von Sargans, gerade gegenüber, ſte
der Schollberg bis zur hohen Wand herab, und ſeinen Fuß
ſpült der Rhein. Ohne weitere Unterſuchung ſpringt es in
Augen, daß dieſe Felſen einſt in ununterbrochener Verbindung ſt
den, und das Sarganſer Gebiet nebſt ganz Rhätien von dieſer Se
ſchloſſen.

So wie man die Ecke an der hohen Wand herumwendet, öf
ſich das weite Sarganſerthal von hohen, bewaldeten Gebirgen u
geben, über welche ſüdlich der graue Gallanda ſein ſtolzes Ha
emporhebt. Das alte Schloß Sargans weſtlich an der Ecke des
ſagten Schollbergs, der durch ſeine Geſtalt lebhaft an den Pilat
berg erinnert, gelegen, beherrſcht von ſeinem Marmorhügel
ſechs Stunden langes Thal; rechts ſchaut es nach dem Wallenſta

See, links nach Wartau, und gerade vor ſich nach Graubündten, deſſen außerordentliche Gebirgsmaſſen den erhabenſten Anblick gewähren. Von hier führt ein einſames, ödes Thal auf einer zwei Stunden langen unbewohnten Fläche (denn nur wenige Dorfſchaften liegen rechts am Fuße der Gebirge fern und verſteckt) nach dem Dorfe Ragaz; der Boden trägt die traurigen Spuren oft wiederholter Ueberſchwemmungen des Rheinſtroms. Der Anblick des Rhätikons jenſeits des Rheins im Oſten zerſtreut jede Langeweile, welche ſonſt der Weg durch dieſe Thalfläche erregen könnte. Man kann das kühne, furchtbare Gebirge, deſſen zerriſſenen, ſchwarzen Körper und die nackten ungeheuren Wände nicht genug anſtaunen; den Fuß dieſer ſchauerlichen Felſennatur überziehen Büſche und Wälder bis in die Ebene herab, welche das fruchtbare Rheinufer bildet, wo die Gefilde und Ortſchaften Graubündtens zwiſchen Obſtbäumen und Weinbergen durchſchimmern. Die Gegend von Ragaz ſelbſt iſt durch fleißigen Anbau heiter geworden. Am Anfange des Dorfes ſtehen auf einem grünen Hügel die zerriſſenen Mauerſtücke des alten Schloſſes Freudenberg. Die wilde Tamina ſtrömt mitten durch das Dorf, und ſezt die Einwohner nicht ſelten in Gefahr. Ihrem Brauſen nachgehend befindet man ſich in wenigen Minuten an dem ſchwarzen Felſenſchlunde, aus welchem die Tamina in die Ebene herausſtürzt. Obgleich ihr Fall nicht gar hoch iſt, ſo bildet doch das Ganze eine äußerſt maleriſche Naturſcene, in welcher beſonders beim Abendlichte wilde Energie und finſterer Troz ausgedrückt ſind. In dieſem Schlunde, zwei Stunden aufwärts nach Süden liegt das berühmte Bad Pfeffers. Doch dieſes liegt außerhalb der Gränzen unſers Werkes; wir übergeben hier dem Wanderer, der tiefer in die Schweiz eindringen will, ganz der vortrefflichen Führung des Schriftſtellers, aus welchem wir auch dieſe Beſchreibung der ſchweizeriſchen Rheinufer ihrem größten Theile nach entlehnt haben; wir ſelbſt aber kehren an den Ausfluß des Rheines in den See zurück und verſuchen es, nun auch die landſchaftlichen Umriſſe des deutſchen Rheinufers bis zum St. Luzienſteig zu entwerfen.

Das rechte Ufer des Rheines.

Auf dieſer Seite betritt der Wandrer das Thal, wenn er von der köſtlichen Anhöhe des Gebhardsberges herabgeſtiegen kommt. Da er von oben herab tief in ſeine gebirgigteren Theile einen Blick gethan, ſo will ihm die breite und ebne Fläche, die es im Anfange bildet, nicht recht behagen: doch kommen bald Gegenſtände, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln und ſeine Phantaſie in Anſpruch nehmen: zur Rechten ſieht vereinzelt auf einem grünen mit Reben und Gras bekleideten Hügel nicht unmaleriſch das alte Schloß Rieden. Zur Linken ſtrömt aus einem kühlen, tiefen Thale, das von felſigten Vorarlberger Gebirgen gebildet wird, die Bregenzerach, um vereinigt mit dem Rheine ſich in den See zu gießen; aus ihrem Grunde blickt von einem kleinen Hügel das alte Schloß Wolfurth mit ſeinem Dorfe zu den Füßen, herüber. Auch das einſtige Frauenkloſter Kenelbach lagert ſich friedlich ans Gebirge. Eine große hölzerne Brücke führt über das Flüßchen, das in breitem, kieſigtem Bette ſeine Gebirgsgewäſſer dem Strome zuwälzt. Aus der Tiefe dieſes Seitenthales blickt ſchon das Hochgebirge des Vorarlberges, der Bue und der Sulzberg herab. Wenn man durch das ſtattliche Dorf Lautrach gewandert, treten, auf dem langen Wege nach Dornbüren die waldigen Vorarlberger Vorberge näher und immer näher, an ihren Fuß ſchmiegen ſich liebliche Dörfer: Rickenbach, Schwarzach und Haſelſtauden. Hinter dem ſtundenlangen, ſchönen und gewerbſamen Dorfe Dornbüren treten links die Berge ſehr nahe an die Straße, und der Ausfluß der Dornbürner-Aach eröffnet den Einblick in ein romantiſches Waldthal, welches von hohen mit Tannen dicht bewachſenen Bergen gebildet wird, und in deſſen grünem, kühlen Grunde einige heitere Fabrikgebäude maleriſch ausgebreitet liegen. Im Hintergrunde ſchaut ein Alpengipfel, der Fürſt genannt, über die Tannenberge hervor, und beherrſcht das eng geſchloſſene Thal. Die lange, hölzerne, bedeckte Brücke, die über das genannte Flüßchen führt, gibt in ihren Fenſteröffnungen vollkommen paſſende Rahmen zu dieſem ſchönen Bilde. Von der rechten Seite dieſer trefflich gelegenen Brücke überſieht man den Rhein und die Schweizerſeite, vom Stoßwald und vom Schloſſe Berneck begränzt. Links rücken die hohen Tannenberge immer näher; ſie erſcheinen wild und finſter; aber auf ihren Höhen breiten ſich, dem Auge hier nicht ſichtbar, wohnliche Ebenen mit fruchtbaren Feldern aus. Dieſe Kette beſchließt ein gewaltiger, mit Buchen bewachſener Fels, deſſen Eck in ſcharfem Winkel bis zur Ebene herabfährt; ſeine Spitze trägt die Ruinen von Althohenems; näher herwärts auf einer mäßigeren Kante des Gebirges ſteht mit italieniſch-plattem Dache die noch in bewohnbarem Stand erhaltene Burg Neu-Ems oder Hinter-Ems. Am Fuße jenes erſtgenannten Felſen empfängt den Wanderer der ſchöne Flecken Hohen-Ems.

Ems. Auf einen der Palläſte, welche von den lezten Sproſſen des noch nicht allzu lange in ſeinem Mannsſtamm ausgeſtorbenen hochberühmten Geſchlechtes, von dem unſer geſchichtlicher Aufſaz melden ſoll, erbaut worden ſind, ſcheint der waldige Fels, der die Ruinen der Burg trägt, in unaufhaltſamem Sturze herabfallen zu wollen. Zu der Ruine Hohen-Ems führt ein bequemer Weg durch dichten Schatten den Wald hinauf, an einem Waldbach und gezackten Felsbergen vorbei. Schon im Hinaufwege, auf welchem man das weite Rheinthal ganz aus den Augen verliert, und ein Seitenthal hinanklimmt, wie die Wendeltreppe eines großen Thurmes, der ans Hauptgebäude angebaut iſt, — kommt man auf mehrere, herrliche Niederblicke gewährende, Stationen: zuerſt, wo man aus dem Walde tritt, und wo zwiſchen den mächtigen Bergen die ſchöne Reuti und das maleriſche Schlößchen Neuems erſcheint; dann gelangt man an eine hochgelegene, einſame Bauernhütte, wo man durch ein zerfallenes Gewölbe über den Grath geht, der das Gebirge mit dem vorſpringenden Felſen verbindet: hier überraſcht der Anblick des zerriſſenen, aus vielen kühn gruppirten Mauerſtücken, Thürmen und Wällen beſtehenden Schloſſes Hohenems zum erſtenmal aus der Nähe. Ein Ruinenthor führt auf dem ſchmalen Bergſattel zum Andern; hier ſpaltet ſich die Ausſicht in zwei contraſtirende Theile, links ein gähnender Abgrund mit Felſen, Wald und tiefen Wieſen; rechts eben ſo tief, aber breit und offen das lachende Rheinthal; in blauer Ferne der ſchimmernde Bodenſee. Dann folgt der unmittelbare Anblick der Ruinen, und endlich betritt man das Plateau des Felſen, wo die wilde und die lachende Natur ſich uns in Einem Ueberblicke darbietet: die beiden Schlöſſer, das uralte, zerriſſene und das jüngere, doch auch altersgraue, bilden einen ſchönen Gegenſaz; links die herrlichen Gründe, rechts abwärts das ganze, breite Rheinthal bis zum See. Ein etwas tieferer Punkt am Walde gewährt die Vogelperſpektive auf die regelmäßigen Straßen des in der Tiefe an den Felſen wie bittend ſich ſchmiegenden Fleckens Hohenems. Hier blättre der Wanderer in unſerm Buche und laſſe ſich von dem frommen Sänger Rudolph von Ems und dem rüſtigen Helden Marx Sittich von Ems erzählen.

Eine andere, noch größere, geſchichtliche Erinnerung erwacht auf dem Wege, den der Wanderer, wieder in die Ebene herabgeſtiegen, im freundlichen Rheinthale verfolgt, beim Anblick einer vereinzelten Ruine, deren trauernder, zerfallener Thurm, von Geſtripp umgeben, auf einem der ſchönſten grünen Vorhügel des Hochgebirges

in die Ebne niederſchaut; er iſt der lezte Ueberreſt des Sch
Montfort, das hier, zwar nicht als Stammhaus und nic
älteſtes dieſes Namens einſt blühte, aber doch zu den früheſten
nungen des erlauchten Stammes gehört, der ein Jahrtauſend
faſt alle Blätter der Geſchichtsannalen dieſer Gegend füllt.
dieſem und den andern Vorhügeln genießt man köſtliche Aus
ins Rheinthal, auf ſeine heiteren Dörfer, auf den im Weſten mi
nem Silberſtreifen alles begränzenden See. Nah und ferne be
eine unglaubliche Fruchtbarkeit; über dem Haupte aber ba
Wandrer die kühnen Formen des hier noch bis auf die Gipfe
Wald bedeckten Hochgebirge, aus welchem die hohe Kugel m
ſcharfer Geyersſchnabel vorſpringt und die lezten Gluten der
ſonne auffängt, wenn ſchon Berg und Thal in Schatten liegt.
nächſte Umgebung bilden die unter Rebenranken verſteckten un
ſchen Obſtpflanzungen hingeſtreuten Häuſer des Dorfes Gö
Gegen Süden ragen die Appenzellerberge empor; in der Ebene
ſind wie Maulwurfs-Hügel ein paar vereinzelte, grüne Erdſc
aufgeworfen, die zerfallene Schlöſſer, (darunter das ſchöne Ne
burg) tragen. Bei Götzis ging die alte Straße über die Clauſ
den Wald. Zieht man aber nun an der grünenden Wand der
Berge des Vorarlbergs die neue breite Straße weiter, ſo kom
je mehr man ſich Feldkirch nähert, deſto impoſanter die Tr
hochgebirge im ſüdöſtlichen Hintergrunde, und die auch ſchon
chen Vorberge unmittelbar hinter Feldkirch zum Vorſchein. U
Stadt ſchlingt ſich in der Tiefe ein ſchöner Kranz von Tannen
(in andern Umgebungen wären es Berge); an deren Fuße lin
uralte Dorf Rankwil (eine der erſten deutſchen Pflanzungen
rhätiſchen Landes) ungemein friedlich liegt und ſeine auf einen
gebaute Kirche das Thal überſchauen läßt. Hinter dieſem Do
net ſich von Felſen und Alpen eingeſchloſſen das große Montaf
Thal dem Auge, reich an romantiſchen Anſichten. Schlöſſer un
ſer ſchmücken auch die übrige Länge dieſes waldigen Gürtels, b
in der Mitte, beim Dorfe Altenſtadt unerwartet aufreißt,
und links zurückweicht und der hübſchen, thürmereichen Stadt
kirch Raum gibt, die ſich faſt unmittelbar an Altenſtadt an
und ihren Rücken an den hohen wohlgeformten Gebirgsſtock de
pele anlegt; zu ihren Füßen brauſt, in felſigten Ufern die
ter des Gebirges, die Iller, die hier aus hohen Tannenwal
herausſtrömt, dem Rheine zu. Die Gegend iſt reich an Sch
man zählt ihrer gegen dreißig; ſie mahnen unwillkührlich

furchtbaren Caſtelle der Rhätier, die auf den kühnſten Bergſpitzen ſaßen, und die Druſus, der Stiefſohn des Auguſtus, mit dem Glücke ſeines Volkes und Geſchlechtes niederwarf. Weſtlich hat man den Hohenkaſten und die andern Appenzellerberge.

Hinter Feldkirch nimmt die Gegend immer mehr den Charakter der Gebirgsnatur an. Der Wandrer betritt das Ländchen Vaduz und wallt am Fuße der waldbewachſenen Oeſtnerberge hin, wo ſich ein ſchöner Hain über die Straße hin in die Breite des Thales zieht; bei dem Dorfe Benderen hebt ſich zur rechten das ſtattliche Schloß Schellenberg. Jetzt öffnet ſich das Gefilde wieder, fruchtbare Felder und ſchöne Rebhalten breiten ſich vor dem Wandrer aus; der Rheinſtrom nähert ſich hier der Straße auf 300 Schritt, und zieht ſich lang in beſtändiger Nachbarſchaft derſelben hin. In dem fruchtbar gelegenen Dorfe Schan begegnet man ſchon mit großen Steinen belaſtete Schindeldächer, wie in den Gebirgsdörfern der Schweiz. Jenſeits des Rheines lagern ſich, dem Auge leicht erreichbar, die ſchönen Dörfer Grabs und Gambs. Rechts von der Straße ſteigt das Gebirge der Landvogteyalb empor.

Der Flecken Vaduz liegt am hohen Waldgebirge, deſſen unterſte Stufe das geräumige alte Schloß gleichen Namens trägt, das von einem ſchönen Buchenhügel niederſchaut. Die Straße führt dicht an den Bergen fort, bei dem Dorfe Triſen wird ſie faſt vom Rheine beſpült, der hier von langen Reihen hochſtämmiger Bäume, die der Anwohner Alben nennt, wie von einer ſtattlichen Leibwache umgeben iſt. Jenſeits des Fluſſes, etwas oberhalb Schan, liegt das alte rhätiſche Fortnans. Am Dorfe Balzers erhebt ſich ein grüner, einzeln ſtehender Berg mit der ſchönen Burg Gutenberg, zu der abgebrochen von einander gelagerte Hügel einen maleriſchen Hintergrund bilden. Das Auge ergeht ſich hier in einem lieblichen Wechſel von Hügel und Thal, die es in die Gründe der Schweiz hineinlocken, und hat zur rechten über dem Rheine drüben die Felſenwände des Schollberges vor ſich. Aber der Wandrer läßt dieſe ganze Gegend rechts und wendet ſich links zu den ſteinernen Rippen des ungeheuren Falkniß, an deſſen Fuße, der allein für ſich einen himmelhohen Berg bildet, und der Mittagsſpitz heißt, das anſteigende, zur linken waldbewachſene Bergthal anhebt, über das die Straße zum Ziel unſrer Reiſe, dem St. Luzienſteige führt, über den die Sage den Tritt des frommen ſchottiſchen Chriſtenkönigs Luzius wandeln läßt. Hier fühlt ſich der Wandrer, wie durch ein Wunder, ganz in der wildeſten Schweiz, und wenn er einmal an den Trümmern eines zweiten Gutenbergs vorüber iſt, das zur Rechten aus der Höhe des Waldes winkt, wenn er durch das ſteinerne Triumphthor der Schanze bei St. Luzienſteig eingezogen, die ſanftanſteigende Höhe erſtiegen hat, und im Schatten der uralten St. Luzienkapelle auf den ſmaragdgrünen Matten am Saume eines ſchwarzen Tannenwaldes, oder in dem kühlen, ſteinernen Kämmerlein der rauhgepflaſterten Herberge, die vielleicht eine der älteſten in der Welt iſt, ausgeruht hat: wenn er ſich ſatt geſtaunt an den Rieſengliedern des Falkniß, auf deſſen obern Fuß er jetzt ſteht, und der ihm ſeine kahle Stirne entgegenbietet; wenn er nun auf die Zinne des Berges tritt, wo der Wald ſich öffnet und im Amphitheater der Alpen Maienfeld, das rhätiſche Clunia, voll Wein und Obſt ihm zu Füßen liegt, und die lachende Landſtraße ſich ſorglos den Strom hinan, zwiſchen den Bergesrieſen, der alten Curia zuſchlängelt; — nun dann wird er ſchwerlich unſrem genügſamen Buche folgen und zu den freundlichen Ebenen unſers Schwabens und ſeinem offenliegenden Bodenſee zurückkehren; die ahnungsvolle Gebirgswelt wird ihn hineinziehen in ihre tiefſten Thäler, durch ihre ſtromdurchwühlten Gründe, hinan die Bergesgipfel, an den kryſtallnen Gletſchern vorbei, bis auf die luftige Höhe des Splügen, wo er einen Blick in das gelobte Land hinunter thut, wo die rauhe Bruſt des Gebirges übergeht in die weichen Mädchenformen des italiſchen Landes und aus umdufteten Ufern zauberiſchere Seen dem Auge winken.

Und doch, ſo ganz er jetzt in dem Gebirge lebt, und die mächtigen Eindrücke der Gegenwart nur durch die Sehnſucht nach dem Wundergefilde, das dahinter liegt, gemäßigt werden: dennoch — wir ſind es gewiß — wird er, zurückgekehrt an die friedlichen, offnen Geſtade unſeres lieben, vaterländiſchen Sees ein neues Wohlbehagen empfinden, es wird ihm zu Muthe ſeyn, wie dem Leſer, der ſich durch die Irrgewinde kühner Dithyramben und Oden mit Luſt und Grauſen durchgearbeitet: wenn er am Schluſſe einer ſchönen Liederſammlung ausruhend hinſchlendern darf durch die friedlichen Schilderungen eines Idylls das in bequemen Rhythmen, harmlos und leicht verſtanden, ſich vor ſeinem Geiſt ausbreitet.

II.

Geſchichtliches.

1.

Erſte Nachrichten vom Bodenſee und der Gegend. — Die Römer am See.

58 vor Chr. — 268 n. Chr.

Vor Chr. 58.

Acht und fünfzig Jahre vor Chriſti Geburt wurde den Römern, den einzigen Berichterſtattern aus jener Zeit, durch die Züge Cäſars gegen die Helvetier, die Nachbarſchaft des Bodenſee's zuerſt bekannt, noch nicht aber dieſer See ſelbſt. Jener Feldherr wußte, daß die Helvetier in vier Hauptgauen getheilt waren; von den zweien, die er namhaft macht, umfaßte der Tiguriniſche höchſt wahrſcheinlich den Zürchercanton und das Thurgau, er gränzte mithin an das linke Ufer des Bodenſees *). Dieſe Tiguriner hatten ſich ſchon vor 56 Jahren den Römern furchtbar gemacht, ſich — obgleich wohlhabende und friedliebende Männer — durch das Glück der Cimbern gereizt, an dieſe angeſchloſſen; ſie hatten im allobrogiſchen Gallien unter ihrem Anführer Divico den römiſchen Conſul Lucius Caſſius geſchlagen, und ſein Heer unter das Joch geſchickt, hatten ſich mit den Cimbern gegen Oſten, ins Noricum gewandt, den Conſul Catulus zum Rückzuge gezwungen, waren aber noch vor der drohenden Ankunft des Marius, unverſehrt von Divico in ihre Heimath zurückgeführt worden. Jetzt, bei dem allgemeinen Auszuge der Helvetier nach Gallien, erſchienen auch die Tiguriner wieder unter der Anführung des hochbejahrten Divico; damals brach Julius Cäſar gegen ſie auf, verwarf, im Andenken an die caſſianiſche Schmach, ihre Friedensvorſchläge, ſchlug ſie am Arar, hörte nicht auf das Flehen ihres verhaßten Anführers und überwand ſie in einer zweiten furchtbaren

---

*) Eine röm. Inſchrift giebt Aventicum ſogar als zum Tiguriner Gau

Schlacht. Jezt erſt erlaubte er den Gedemüthigten in ihr Land zu rückzukehren und ihre Städte wieder aufzubauen; 368,000 Helvetie und Bundesgenoſſen waren ausgezogen, 110,000 kehrten zurück; di andern waren gefallen oder hingerichtet. Cäſar ließ ihnen die Freiheit; aber bald nach ſeinem Tode wurde Helvetien als römiſche Provinz behandelt. Ihre Gemeinden ſchäzte Cäſar vor ihrem Auszug au 400; zwölf Hauptſtädte hatten ſie nach ſeinem Zeugniß; eine vo dieſen zwölfen auf tiguriniſchem Boden war das ſpäter genannte Gaunodurum, das mit großer Wahrſcheinlichkeit am Ausfluſſe des Rheines aus dem Unterſee, dem heutigen Stein am Rhein gegenüber, zu ſuchen iſt *).

Auch den Urſprung des Rheinſtroms, an der Gränze de helvetiſchen Landes gegen Rhätien, kannte Jul. Cäſar im Allgemeinen; er wußte, daß jener Fluß bei den Lepontiern entſpringt, welches Alpenbewohner ſeyen.

Ein zweites Volk, das den Römern ſchon um jene Zeit bekannt war, ſind die Rhätier, deren Name vielleicht vom galliſchen Rait, d. i. Gebirgsgegend, abzuleiten iſt; es waren diejenigen Alpenbewohner, deren Sitze gegen Süden an die Veneter und Inſubern (die Gegend von Mailand), gegen Oſten ans Noricum (Kärnthen und Salzburg), gegen Weſten an die Seduner und Salaſſer (um Sitten, Leuk und Aoſta), gegen Norden endlich an die Vindelicier (die Bregenzeraach und den Bodenſee) gränzten.

Dieſe nördliche Gränze war wohl zu Cäſars Zeit noch nicht
vor Chr. 89. bekannt. Wohl aber waren ſchon vor ihm, ums Jahr 89 vor Chr. die Rhätier nach dem Süden vorgedrungen, hatten die Stadt Comus zerſtört und ihr Gebiet bis Trident und Verona erweitert. Das leztere zählt Plinius zu den
v. Chr. 44. rhätiſchen Städten. Im Jahr 44 vor Chr. machte L. Munatius Plancus, dem der Dictator Cäſar das Gallien jenſeits der Alpen zur Provinz angewieſen, einen Einfall zu dieſen Gebirgsvölkern, um die Kriegsluſt ſeiner Soldaten zu befriedigen. Er rühmt ſich gegen ſeinen Freund Cicero, mit den Kriegsluſtigſten derſelben gekämpft, viele Caſtelle erobert, viele zerſtört zu haben. Den Bodenſee berührte Plancus ſchwerlich auf dieſen Zügen. Noch bauete er in jenen Gegenden, als ſich im folgenden Jahre die große Erſchütterung, welche die Ermordung des Weltdictators zu Rom begleitete, wie ein Erdbeben, das ſich unter dem Boden fortpflanzt,

---

*) S. den Artikel Stein am Rhein in der Topographie.

auch dieſen fernen Regionen mittheilen zu wollen ſchien. Die Helvetier, die Rauraker, die Sequaner ſcheinen ſich auf jene Nachricht erhoben zu haben, und unter bangen Beſorgniſſen ſchreibt Plancus an ſeinen berühmten Freund: „Inzwiſchen habe ich hier viel Kummer und Sorge auszuſtehen, es möchten jene Völker, während anderswo Fehler gemacht werden, unſre Uebel für ihre Gelegenheit halten.“ Jedoch ſcheint Plancus die Gegend beruhigt zu haben; er kehrte nach Rom zurück und hielt noch im Jahre 43 vor Chr. am 29 December einen Triumph über die Rhätier, baute aus den Manubien dem Saturn zu Cajeta in Latium einen Tempel und führte nach Gallien und Helvetenland römiſche Colonien ab, welche Lugdunum (Lion) und Raurica (Augſt ob Baſel) bevölkerten.

Jene Rhätier, die den Römern bald noch furchtbarer werden ſollten, waren der alten Volksſage nach ein hetruriſcher Stamm, der, von den nach Italien einwandernden Galliern vertrieben, unter der Anführung des Rhätus, die Gebirge beſezte und dort allmählich verwilderte. Sie behielten — ſagt Livius, dem Plinius die Sage nacherzählt, die der ſpäte, byzantiniſche Geograph Stephanus wahrſcheinlich aus beiden entnommen hat — von ihrem alten Urſprung nichts bei, als den Laut ihrer Sprache, und ſelbſt dieſen nicht unverdorben. Nach der leztern Notiz hat man allzu voreilig in dem heutigen romaniſchen Dialecte noch jene Urſprache, und ſomit in jenem romaniſchen Churwälſchen die Nachkömmlinge der alten Hetrusker zu entdecken geglaubt. Allein die hetruriſche Sprache, von der Livius offenbar redet und deren Denkmale uns durchaus unverſtändlich ſind, hat nichts gemein mit der Lateiniſchen; jenes Romaniſche aber — wie ich mich an Ort und Stelle und durch das Zeugniß eines eingebornen Gelehrten verſichert habe — iſt ein, ohne Zweifel ſehr frühzeitig und noch vor Entſtehung der neuitalieniſchen Sprache verdorbenes Latein, das mit jener tusciſchen Einwanderung nicht das mindeſte zu ſchaffen hat. Indeſſen haben in der neueſten Zeit Pfiſter, und nach ihm Niebuhr und Rühs doch vielleicht zu raſch die ganze Sage verworfen, und lieber eine Bevölkerung Hetruriens von den rhätiſchen Bergen herab, als das umgekehrte angenommen. Immerhin iſt es unwahrſcheinlich, daß ein tusciſcher Stamm, von der Ebene heraufſteigend die Bergbewohner ganz und mit Gewalt der Waffen verdrängt habe; aber was ſollte es ſo unmögliches haben, daß bei den Einfällen der Gallier in Oberitalien, tusciſchen fliehenden Horden in den ſchwachbevölkerten Gebirgsgegenden freiwillig ein Obdach [illegible] keiner der alten Gewährsmänner. So könnten wir in den Rhätiern um Chriſti Geburt Urbergbewohner, etwa galliſchen Urſprungs, mit hetruriſchen Abkömmlingen vermiſcht, zu erblicken haben. Vielleicht iſt zu dieſen ziemlich frühe noch ein dritter Beſtandtheil gekommen. Ein trefflicher Geſchichtsforſcher in Bündten, Guler von Wineck, der zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ſchrieb, macht auf eine Menge Ortsnamen in Graubündten und namentlich im Engadin, aufmerkſam, die ganz oder doch in ihren Wurzeln ſich in Umbrien, zum Theil auch in Latium, wieder finden. Unter die auffallendſten gehören Fläſch (Falisci), Sculs (Scultenna, Fluß), Cerneß (Cernetum), Celerina (Celenna), Suß (Suessa), Umbrail (Umbri), Albannas (Alba), Medullain (Medullia), Scams, (Scapsia), Sinuscal (Sinuessa), Diſſentis (Sentis in Umbrien) u. ſ. w. Guler ſelbſt nimmt nun in den Lepontiern, Coruantiern, Rhucantiern, Saruneten und Eſtionen, rhätiſchen Völkerſchaften, welche in dem Kriege, von dem wir ſogleich erzählen werden, den Römern einzeln bekannt wurden, Urſtämme an; macht aber dann nicht nur auf jene hetruriſche Einwanderung, ſondern auch auf den geſchichtlichen Umſtand aufmerkſam, daß bei Hannibals Einfall in Italien ganze Geſchlechter aus Umbrien und Latium geflohen und nicht wieder zum Vorſcheine gekommen ſind. Da nun überdieß zu ſeiner Zeit im Engadin (um die Quellen des Innfluſſes) ein lateiniſcheres Romaniſch geſprochen wurde, als im übrigen romaniſchen Bündten und die Einwohner ſelbſt jene Sprache Ladin zum Gegenſatze gegen das Churwälſche betitelten (ein Unterſchied, der freilich ſich jetzt faſt ganz verwiſcht zu haben ſcheint): ſo vermuthet Guler nicht ohne einen Schimmer von Wahrſcheinlichkeit, daß jene italiſchen Familien aus Umbrien und Latium ſich hieher geflüchtet, und zuerſt die lateiniſche Sprache hier angepflanzt haben. Der andre, ſpätre Zweig des romaniſchen Volks mit ſamt ſeiner Sprache iſt wohl unzweifelhaft aus den Soldaten und Coloniſten der römiſchen Provinz Rhätien erſt in den ſpätern Jahrhunderten erwachſen.

Von Plancus beſiegt blieben die Rhätier dreißig Jahre lang ruhig und Rom dachte nur an ſie, wenn es ihren lieblichen Wein trank, der um die Höhen von Verona und Comus und im Veltlin um Chiavenna wuchs, und an deſſen rother Glut ſich der Wanderer durchs Rheinthal und durch Bündtens Gebirgsſchluchten, noch heutigen Tages mit Luſt erwärmt; er war, nach Suetons Zeugniß, der Lieblingstrunk des Herrn der Welt, Cäſar Auguſtus.

Erſt im Jahr 15 vor Chriſtus, als alle Welt über wunden ſchien, und nicht lange vorher die Säcularfeyer zu Rom in tiefem Frieden begangen worden war, ſtand dieſes wilde Gebirgsvolk auf, mit einem benachbarten und vielleicht verwandten Stamme zur Seite. Dieß leztere waren die Vindelicier, deren Kern um den Lech gewohnt zu haben ſcheint, wie denn eine ihrer Hauptvölkerſchaften, nach Strabo, Likatier hieß und ihr Name ſelbſt ſinnreich durch Wenden am Lech gedeutet wird, deren Gebiet ſich aber weit über das heutige Oberſchwaben, Baiern und Vorarlberg erſtreckte. Ihre Gränzen waren gegen Weſten und Südweſten der Bodenſee, durch den ſie von den Helvetiern getrennt waren und deſſen rechtes Ufer ſie wohl ganz inne hatten, gegen Norden Marcomannen und Nariſker, gegen Oſten der Inn, gegen Süden die Rhätier mit nicht ganz ſichrer Begränzung.

Dieſe beiden verbündeten Völker, die oft, ſchon in den älteſten Zeiten fälſchlich vermengt worden ſind, brachen nun bald rheinabwärts gegen Weſten in die benachbarte römiſche Provinz Gallien ein, bald von den rhätiſchen Alpen herab ſüdwärts nach Oberitalien, mit der grauſamen Gier ausgehungerter Bergwilden, aber zugleich mit beſonnenem Haſſe gegen die Weltunterjocher. Wo ſie in ein erobertes Dorf kamen, brachten ſie alle männliche Jugend um, ja ſie ſchleppten die ſchwangern Weiber herbei, und wo ihre Wahrſager männliche Geburt prophezeiten, da tödteten ſie die Mutter mitſammt der Frucht. Der Schrecken über dieſe Einfälle verbreitete ſich bis nach Rom und Auguſtus ſandte zuerſt im J. 14 vor Chr. ſeinen jüngern Stief- und Adoptivſohn Claudius Druſus Nero gegen ſie nach Oberitalien. Dieſer, ein Jüngling voll Geiſt und Muth, begegnete den Rhätiern am Fuße der tridentiniſchen Alpen und ſchlug ſie aufs Haupt, ehe ihre Verbündeten, die Vindelicier von den Bergen herabgeſtiegen waren. Die Feinde wichen in ihre Schluchten zurück, Druſus machte Halt und erhielt die Ehren eines röm. Imperators. Allein der Krieg war nicht zu Ende; von Italien zurückgedrängt warfen ſich Rhätier und Vindelicier, ohne Zweifel vom Bodenſee her, wieder auf Gallien und ſezten hier ihre Verwüſtungen fort. Auguſtus ſandte auf dieſe Nachricht ſeinem Sohne Druſus den ältern Bruder Claudius Tiberius Nero (den nachmaligen Kaiſer Tiber) zu Hülfe. Die jungen Cäſarn rückten nun in getheilten Heerhaufen gegen die Feinde vor, Druſus kam von Italien her durchs Gebirge, vielleicht über das Wormſer Joch, indem er ein rhätiſches Bergcaſtell um das andre niederwarf (man ſucht ihre ſaglia, Pontreſinen, Sganfs und Cernez im Engadin). Tiberius aber ſcheint von der galliſchen Seite hergekommen zu ſeyn, und ſein Weg führte die Römer das erſtemal an den Bodenſee. Das alte Forum Tiberii, in der Folge von Ptolemäus erwähnt, das dieſem Zuge ſeine Entſtehung verdankt haben mag, ſucht man in Zurzach, oder, mit größerer Wahrſcheinlichkeit, in Kaiſersſtuhl, beides am Rheine. Tiberius zog rheinaufwärts und kam endlich an den See, der als natürliches Bollwerk der Rhätier auf dieſer Seite ſich der Vereinigung mit ſeinem Bruder entgegenſtellte. Aber was ein Hinderniß ſchien, verwandelte der Cäſar, der damals nur erſt ſein großes Feldherrntalent, noch nicht ſeine Laſter, entwickelte, in einen Vortheil; er ſchuf eine Flotte, fuhr über den See und beſezte eine Inſel, die er auf demſelben fand. Das Natürlichſte iſt, hier an die Reichenau zu denken, wenn man den Weg berückſichtigt, den Tiberius nahm. Der Unterſee iſt auch in den neueſten Zeiten mit Kriegsſchiffen befahren worden; die Trümmer der Inſel Lindau können eben ſo gut fränkiſchen, als römiſchen Urſprungs ſeyn; die Maynau endlich iſt zu klein, um ein Heer aufzunehmen, und ihr Hafen zu eng. Jene Inſel nun wählte Tiber zum Angriffspuncte und befeſtigte ſie ohne Zweifel; von hier auslaufend lieferte er den Vindeliciern, die zuvor dieſen See mit ihren Kähnen beherrſcht haben mögen, eine ſiegreiche Seeſchlacht. Jezt ſtand ihm Rhätien und Vindelizien offen. Man kann nicht mit Sicherheit angeben, ob Tiberius ſich gegen das Rheinthal oder nach den Ebenen des Lech gewendet. Auf den leztern hatte ſich noch vor wenigen Jahrhunderten die Sage von einer großen Römerſchlacht erhalten. Bedenkt man aber, daß Druſus höchſt wahrſcheinlich ins Rheinthal herabgerückt war und die Namen Druſerthor und Val Druſina, die nur ein ſehr Ungläubiger von andern Sprachwurzeln ableiten wird, auf Standlager dieſes Feldherrn hindeuten, ſo muß man es wahrſcheinlicher finden, daß Tiberius ſeinem Bruder rheinaufwärts entgegenrückte und man wird die Hauptſchlacht, die er den Rhätiern lieferte, nicht ohne Grund in der militäriſch ſo wichtigen Poſition von Feldkirch ſuchen. Die Rhätier und Vindelicier, die leztern mit Beilen bewaffnet, die ſie gleich den Amazonen, nie aus der Hand legten, kämpften ſo, daß ſelbſt der römiſche Dichter, der auf Auguſts Aufforderung dieſe Siege beſang, „den Heldenherzen, die dem Freiheitstode ſich weihten,“ ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte, und erzählt uns, daß ſelbſt die Weiber an dem Kampfe Theil genommen, und als ſie keine Geſchoſſe mehr hatten, in der Verzweiflung ihre eignen Säuglinge, die ſie vor römiſcher Knechtſchaft bewahren wollten, am Boden zerſchmettert und ſo den Feinden ins Angeſicht geſchleudert haben. Dieſer Sieg machte die Barbaren muthlos, ſie wurden in einzelnen Haufen an verſchiedenen Stellen, auch durch die Legaten der Cäſarn überwunden und endlich unterjocht. Da ſie reich an junger Mannſchaft waren, ſo rieth die Politik den Römern, den größern Theil dieſer Völkerſchaften zu verpflanzen und es wurden nur ſo viel in der Heimath zurückgelaſſen, als es bedurfte, um den Boden zu bauen; ſo daß in Zukunft Rom nichts mehr von ihnen zu fürchten hatte. Sodann wurden Rhätien und Vindelicien in eine römiſche Provinz verwandelt. Beide miteinander erhielten den Namen *Rhätia* und wurden durch Procuratoren regiert. Dieſe Provinz bekam nun eine große Ausdehnung gegen Nordweſten, ſo daß ſie ſchon unter Tiberius, wie Tacitus bezeugt, von den Sueven bedroht werden konnte. Auf den höchſten Alpen errichteten die Sieger eine Tropäe, deren Inhalt uns *Plinius* aufbewahrt hat und die in einer langen Reihe alle beſiegten Völkerſchaften aufzählt. Zu unſre Gegend gehören wohl von den Rhätiern die *Brixanten*, Rugusceer und die vier vindeliciſchen Nationen *Conſuaneten*, *Rucinaten*, *Licaten*, *Catenaten*.

Die Berichterſtatter über dieſen Krieg ſind Horaz, Strabo, Vellejus Paterculus, lauter Zeitgenoſſen; hierauf Florus; im 3ten Jahrh. Dio Kaſſius, der den Feldzug am ausführlichſten beſchreibt und deſſen Zeugniß jenen Aeltern in nichts widerſpricht. Derſelbe Krieg hat ohne Zweifel die erſten koſtbaren Aufſchlüſſe über unſre Seegegend gegeben, die Strabo etwa 20 Jahre nach Chr. Geburt ſeiner Erdbeſchreibung einverleibt hat. N. Chr. 20. Nach ihm bildet der Rhein, nicht allzuferne von ſeinem Urſprunge, große Sümpfe, vielleicht noch Ueberbleibſel ſeines früheren Laufes durch den Wallenſtadter- und Zürcherſee, der jetzt nicht mehr bezweifelt wird. Auch den *Bodenſee* betrachtet Strabo als einen Ausfluß des Rheinſtroms. Ueber die Umgegend läßt er ſich alſo vernehmen: Der hercyniſche Wald iſt dicht und hat in den höhern Gegenden ſehr hochſtämmige Bäume. Er hat einen großen Umfang; in der Mitte deſſelben liegt *ein Landſtrich, der wohlgelegen und geeignet iſt, bewohnt zu werden*. In ſeiner Nähe iſt die Quelle der Donau, die des Rheins und zwiſchen beiden der See, und die Sümpfe, in die ſich der Rhein ergießt. Der Umfang des

See's hält 300 Stadien, die Ueberfahrt nahe an 200. Er hat aber auch eine Inſel u. ſ. w. (ſ. oben.) Sowohl der See, als der hercyniſche Wald liegt ſüdlicher als die Donauquelle, ſo daß wer aus Gallien nach dem herc. Walde reiſen will, zuerſt über den See und dann über die Donau ſetzen muß; ſodann geht der Weg durch angenehmere Gegenden nach dem Walde über die Ebenen, die am Fuße der Gebirge liegen. Tiberius gieng vom See eine Tagereiſe weit landeinwärts und beſichtigte die Quellen der Donau. (Der Entfernung nach ſcheint dieſe Angabe vorzugsweiſe auf die ſüdlichſte Quelle, bei der kalten Herberge, zu paſſen.) Den See berühren noch ein weniges die Rhätier, dem größern Theile nach gränzen an ihn die Helvetier, die Vindelicier und die Einöde der Bojer. Dieſe alle, beſonders die Helvetier und Vindelicier bewohnen die Flächen am Fuße der Gebirge bis zu den Pannoniern.“ Jene Bojer ſind ein urſprünglich galliſches Volk, das nach Bojohemum gewandert, und von dort, unter Auguſts Regierung, von den Morkmannen nach den Inngegenden in die Nähe des Bodenſee's getrieben worden war. Die Angaben Strabo's, beſonders in Beziehung auf die Lage des hercyn. Waldes, haben Dunkelheiten. Wir müſſen hauptſächlich über die angebliche Größe, die er dem See zuſchreibt, ſtutzig werden. Nach ihm betrüge der Umfang des See's $7^1/_2$, die Länge 5 Meilen. Er giebt alſo beides viel zu klein an. Die Vermuthung, Strabo rede vielleicht blos vom Unterſee — was Rühs annimmt, um die Lesart zu retten — muß jedem, der die Oertlichkeiten kennt, höchſt lächerlich vorkommen. Man wird ſich über jene Angabe und die gleich fehlerhafte eines ſpätern Schriftſtellers (Ammians) weniger wundern, wenn man ſich die Charten des 17ten Jahrh., ja ſelbſt noch die Homänniſchen anſieht, und die unförmliche Geſtalt betrachtet, die der See noch auf ihnen allen hat. Wenn es bis auf die neueſte Zeit an genauen Meſſungen fehlte, wie können wir glauben, daß die Römer, die andres zu thun hatten, ſolches vorgenommen, daß ſie namentlich — was doch jene Angabe, wenn ſie genau ſeyn ſollte, vorauszuſetzen ſchien — den See rund umſegelt haben werden? Nun finden wir aber gerade im Umfang hauptſächlich gefehlt; die Länge, wenn wir ſie auf den Oberſee, zwiſchen Lindau und Conſtanz beſchränken, (der Unterſee und die weſtliche Zunge des Oberſee's erſchienen ihnen wohl ſchon wieder flußartig) — iſt ziemlich genau angegeben. Das Ganze mag auf unbeſtimmten Ausſagen der Uferbewohner beruhen. Dazu bedenke man, daß damals und noch Jahrhunderte lang ein ewiger Nebel auf dem waldumwachſenen Sumpfe gebrütet haben muß. Wie unſicher mag da ſelbſt alles Augenmaaß geweſen ſeyn. Derſelbe Nebel, der dem Strabo (oder ſeinen Gewährsmännern) den See verkürzte, ſtellte ihn dem Amian (ſ. unten) länger, unendlicher vor.

In einer andern Stelle zählt Strabo als Hauptſtämme der Vindelicier auf: die Likattier mit der feſten Burg Damaſia (welche Cluver und Mannert ohne Grund mit Auguſta Vindelicorum verwechſeln), die Klautinatier, Vennonen, Eſtionen und Brigantier; und als Städte der zwei leztern Brigantium (Bregenz) und Campodunum (Kempten). So finden wir denn, ſchon um Chriſti Geburt, die beiden äußerſten Enden des Bodenſee's, die öſtliche und weſtliche Spitze mit zwei Städten, Brigantium und Gaunodurum beſetzt, auf deren Grundmauern noch heut zu Tage ſich Wohnungen erheben und deren eine ſogar nach bald zwei Jahrtauſenden noch den alten Namen trägt.

Der nächſte Zeuge für unſre Gegend, ungefähr 40 Jahre nach Chr. Geb. und 20 Jahre nach Strabo, iſt der N. C. 40. Geograph Pomponius Mela. Dieſer, ſchon genauer, nennt zwei Seen. „Der Rhein, ſagt er, von den Alpen niederſtürzend, bildet, nicht ferne von ſeinem Urſprunge, zwei Seen, den Venetus und Acronius. Niemand wird behaupten wollen, daß die Revolution, die den Rhein ſeinen jetzigen Weg führte, zu Mela's Zeiten nicht längſt bewerkſtelligt geweſen ſey, und ſo kann es keinen Augenblick bezweifelt werden (obgleich Rühs es thut), daß dieſer Schriftſteller den Oberſee und den Unterſee meint. Man hat bisher, ohne einen Grund angeben zu können, in dem Oberſee den Acronius, in dem Unterſee den Venetus finden wollen; die Ordnung, in welcher Mela ſie aufführt, deutet auf das Umgekehrte. Die Benennungen ſelbſt kommen ſonſt nirgends vor und ſind dunkel; nur die Namen Venetus, Vennonen, Vennoſten, Vennoneten *), Vindelicier, das benachbarte helvetiſche Vindoniſſa und die rhätiſch-italiſchen Veneter ſelbſt, laſſen auf ein zuſammenhängendes Wendenvolk ſchließen, es mag nun dieſer Name ein eigentlicher Volksname ſeyn, oder aber nur überhaupt Wandelvölker, oder nach anderen Wandvölker, Gränz-

---

*) Noch in einer Urkunde des J. 920 (Neug. Cod. DCCV) kommt Vinonna vor, das höchſt wahrſcheinlich einerlei mit Vemania iſt, und wo bis ins 11te Jahrh. ein mallus imperii, ein Landgericht war. Man hält Rankwil dafür.

völker bezeichnen. Plinius in ſeiner Naturgeſchichte rechnet den See zu Rhätien und iſt der erſte, der ihn den brigantiniſchen nennt.

Der gelehrte Alexandriniſche Geograph Ptolemäus,
N. C. 140. der gerade 100 Jahre nach Mela (110 n. Chr.) blühte, nennt zwar den Bodenſee nicht, aber doch zweimal die Stadt Brigantium, die vielleicht durch römiſche Coloniſten erweitert worden war; denn er macht ſie zur Hauptſtadt von ganz Rhätien. Dieſe Abweichung von Strabo, bei dem ſie noch eine vindeliciſche Stadt und die Brigantiner ein vindeliciſches Volk ſind, während auch die Briranten des Ptolemäus zu Rhätien gehören, erklärt ſich theils aus dem Ineinanderfließen beider verwandten Völker, theils aus der Vereinigung Rhätiens und Vindeliciens zu Einer römiſchen Provinz, wodurch nothwendig die alten Gränzen unſicher werden mußten. Ptolemäus gibt als Gränzen Rhätiens an gegen W. den Berg Adula (das Gotthardsgebirge) und die Linie zwiſchen den Rhein- und Donauquellen, gegen N. die Donau bis zum Eintritte des Inn, gegen O. den Inn, gegen S. die Alpen bis an die ital. Gränze. Offenbar rechnet er alſo ganz Vindelicien und auch dieſes noch beträchtlich erweitert, zu Rhätien. Wenn er aber gar als Gränze zwiſchen dem alten Rhätien und Vindelicien den Lechſtrom angibt, ſo iſt dieſes eine offenbare Verwechslung jener beiden Länder mit der ſpätern Provinzialeintheilung in Rhätia prima und ſecunda. Als die nördlichſten vindeliciſchen Völker nennt er die Rhunikaten, ſodann die Leunen und Konſuanten, dann die Belaunen und Breunen (bei Horaz und Plinius ſind dieſes Rhätier), endlich am Lech die Likatier.

Unter den Händen der röm. Legionen, die ihre Standquartiere in der Provinz Rhätien hatten, ſtreiften allmählig dieſe Gegenden ihre urſprüngliche Wildheit ab. Die große Ebene Oberſchwabens und Baierns, die nur in der Ferne vom hercyniſchen Walde geſäumt ward, erſchien ſchon dem Strabo als eine wohnliche Gegend. Zweihundert Jahre nach ihm war ſie wirklich ein lachendes Land geworden. Julius Solinus, (im 3ten Jahrh.) dießmal wenigſtens kein Abſchreiber des Plinius, ſagt von ihr in ſeinem Polyhiſtor: „Will man von Gallien nach Thrazien reiſen, ſo nimmt uns das rhätiſche Gefilde auf, reich an Feldfrüchten, fett, ergiebig, geadelt durch den Brigantiniſchen See. Dann kommt das Noriſche Feld, kalt und mit mehr Sparſamkeit fruchtbar.

N. Chr. 200 – 250.

Der See erſchien dieſem Schriftſteller ſchon als die Zierde der Gegend. Doch ſcheint die Cultur am ſpäteſten bis zu ſeinen Ufern durchgedrungen zu ſeyn. Wo nicht die Römerſtraße hinlief, da ſtarrte der See von ungelichteten Wäldern. Jene Straßen, das unſterbliche Werk der römiſchen Legionen, lernen wir hauptſächlich aus der großen Etappencharte des röm. Reiches die von ihrem älteren Beſitzer die tabula Peutingeriana heißt, kennen, deren erſte Abfaſſung ſchwerlich in ſpätre Zeit, als die Konſtantins des Großen zu ſetzen iſt *). Dieſe Charte, die den Unterſee gar nicht kennt, den Oberſee aber ſehr breit angibt, zeigt uns eine Hauptſtraße, von Italien nach der, vielleicht ſchon von Druſus und Tiberius gegründeten Colonie Auguſta Vindelicorum, dem Hauptſitze des Germaniſchen Handels, führend. Die Straße lief über Mailand, Comus, Clavenna (Chiavenna), den Splügen, Curia (Chur), Magia (Mayenfeld), Clunia (bei Feldkirch auf einem hohen Berge im J. 1825 ganz ausgegraben) Vemania (vielleicht Rankwil) Brigantium (Bregenz) Viaca (?). Eine andre Hauptſtraße führte aus der Schweiz über Vindoniſſa (Windiſch), über den Rhein, nach Oberſchwaben und an die Donau (etwa bei Ulm) welchem Fluſſe ſie dann abwärts folgte. Sie berührt unſre Gegend nicht und wir laſſen ſie daher mit ihren vielbeſtrittenen Namen bei Seite. Von jener erſtern Römerſtraße aber führte ein Vicinalweg von Brigantium aus an dem ſüdlichen Ufer des Bodenſees hin, nach Helvetien und Gallien. Da wo dieſe Seitenſtraße den Strand des See's unmittelbar berührte, ward ein römiſches Caſtrum gegründet, deſſen lieblicher Name Arbor Felix (Fruchtbaum, Fruchtgarten oder, wie Vadian gar ſchön überſetzt: zum ſeligen Baum) auf den erſten Anfang italiſcher Cultur hinzudeuten ſcheint. An dieſem ſonnigen, durch einen ſchönen runden Hügel im Rücken geſchützten Fleckchen, wurde alſo der Urwald zuerſt ausgereutet; hier ſah man die erſten Obſtbäume blühen, deren Abkömmlinge jetzt bis zum Gipfel der Höhe, die ſich hinter der freundlichen Stadt Arbon in mäßiger Entfernung erhebt, in üppigem Obſtwalde dichtgedrängt ſtehen und dem ſchiffenden Wandrer noch immer als ein ſeliges Baumgut

---

*) Dieß iſt auch die Meinung des neueren ital. Herausgebers Chriſtianopulo. Sie erhält eine neue Beſtätigung durch den Umſtand,

entgegenwinken *). Von dort aber führte ſie wieder landeinwärts, nach dem helvetiſchen Gränzencaſtell Ad fines, dem heutigen Pfinn. Von Arbor Felix aus lief eine zweite Straße über Castrum (Gaſter im Canton St. Gallen) und das Gebirge nach Oberitalien an den Comerſee. Auch dieſe zeigt die Peutingeriſche Tafel. Die (ſpätere) Notitia imperii nennt uns auch die röm. Beſatzungen der benachbarten Plätze. Der Präfect des Numerus Barbaricariorum lag bald zu Confluentes (Coblenz am Zuſammenfluſſe der Aar und des Rheins) bald zu Brigantium (das hier ſchon Brecantia heißt). Der Präfect der Ala ſecunda Valeria Sequanorum lag zu Vemania; zu Arbor Felix endlich der Tribun der Cohors Herculea Pannoniorum. So mag es im vierten Jahrhunderte geweſen ſeyn, und dieſem nähert ſich jetzt auch unſere Geſchichte.

II. Die Alemannen am See.

Nach Chr. 268 — 500.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts verſchwindet der Name der bisherigen mitteldeutſchen Völker, der Markmannen, Hermunduren, Chatten, ſelbſt der Name Germanen. An ihre Stelle tritt der Name Alemannen, wahrſcheinlich kein Volks- ſondern ein Bundes-Name; von einem römiſchen Zeitgenoſſen, dem Aſinius Quadratus, der die Kriege mit den Deutſchen ſorgfältig beſchrieben und leider nicht bis auf uns gekommen, ausdrücklich etymologiſch erklärt durch zuſammengekommene, gemiſchte Menſchen d. h. allerley Mannen. **) „Das will ihr Name heiſſen“ ſagt er. Dieſer Völkerbund erſcheint im Beſitze aller Kaſtelle des Rheines; die nördliche Alpenreihe war ihnen ohne allen Widerſtand überlaſſen worden, Gallien bedrohten ſie. Schon im J. 268 hatten ſie Rhätien und Vindelicien überſchwemmt, waren nach Oberitalien bis an den Guardaſee gedrungen und erſt dort von Claudius geſchlagen und über die Gränzen des Reichs gejagt worden; ſo daß dieſen Imperator das Alterthum den Erretter Vindeliciens aus der Knechtſchaft nennt. Im Rücken dieſer Alemannen ſtanden die Franken; zwiſchen beiden durch drängten ſich von der Weichſel her die Burgundionen, um durch den Mittelrhein mit den Alemannen in Gallien einzuwandern. Noch nördlicher an der belgiſchen Küſte ſtanden die Sachſen. Dieſe alle drangen in Gallien ein und wurden mit Mühe von Diocletians Mitregenten Maximianus zurückgetrieben. Aber in dem neuen Alemannien widerſtand er vergebens. Die Alemannen wurden von den Burgundionen, die mit ihnen um die Salzquellen ſtritten, immer weiter vorwärts gedrückt; ums J. 301. wurde der Kaiſer Conſtantius I., Chlorus, bei Langres von ihnen eingeſchloſſen; er ſchlug ſich durch; aber die Alemannen fielen in Helvetien ein und ſo zog ſich der Krieg in unſre Gegend: denn jetzt näherte ſich Conſtantius dem Rheine, ſchlug die Alemannen bei Vindoniſſa, zog den Rhein herauf und erſah ſich auf helvetiſcher Seite den Punct, der ſchmalen Erdzunge gegenüber, die zwiſchen dem Unterſee und Oberſee hinläuft, da wo der Rhein aus dem Oberſee tritt, um auf dieſer durch die Natur ſchon ſo feſten Stelle ein Kaſtell zu bauen. Kein Schriftſteller, keine Inſchrift, keine Münze nennt dieſe Gründung; ſie dauert allein in ihrem Namen Conſtantia fort, der dem Orte geblieben iſt. Aber als im J. 1632. der ſchwed. General Horn Minen gegen die belagerte Stadt Conſtanz zu graben anfing, da ſtieß er vor dem Creuzlingerthore auf ihre alten römiſchen Rippen. Ungeheure Subſtructionen und die koloſſalen Bogen einer ſteinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Waſſerſtande des Rheins in jener alten Zeit, kamen ans Licht; alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befeſtigung hin. —

---

*) Romani Cornu Urk. vom J. 837, noch im 13. Jahrh. Rumanshorn (Neug. C. DCCCCXXXV.) ſcheint eher das von einem Manne Namens Romanus bewohnte Horn zu bezeichnen, als auf eine römiſche Niederlaſſung zu deuten; ſo wie das auf der ſchwäb. Seite gegenüber liegende Koppenhorn, welches ſeit Jahrhunderten von einer Schifferfamilie Namens Kopp bewohnt wird.

Während der Rhein mit Eis bedeckt war, hatte ein Heerhaufe von Alemannen eine Rheininſel (vielleicht beim Kloſter Rheinau) beſetzt; aber das Eis brach, Conſtantius ſezte in Schiffen über und machte alle zu Gefangenen.

Sein Sohn Conſtantin der Große ſchlug die Alemannen aus Gallien 313 n. Chr. und befeſtigte den Rhein; N. C. 313.
aber Conſtantins Sohn Conſtantius II., ſchloß bei den Raurakern einen nicht eben rühmlichen Frieden (351 n. Chr.).

Am nördlichen Ufer des brigantiniſchen See's, in finſtern Waldungen war der Gau der Lenzer Alemannen (Lentienses):

Gewalt und brachen öfters verheerend über die r
N. C. 355. Gränzen. (355 n. Ch.) Conſtantius aus Gallien
land angekommen ſchickte den Arbetio, den
der Reiterei aus dem caniniſchen Thal in Rhätien, wahr
über Chur und das Rheinthal mit einem ſtarken Heer an d
Allein dieſer war der wilden Gegend wenig kundig, er war
Kundſchafter nicht ab, gerieth in verborgenen Hinterl
blieb, von dem plötzlichen Uebel betroffen, unbeweglic
Die Alemannen ſtürzten aus ihren Schlupfwinkeln hervor
Augenblicke war das röm. Heer auseinander geſprengt.
Pfaden und mit Hülfe der Nacht entkommen jedoch viele
melten ſich wieder; doch wurden zehn Tribunen und eine gro
Soldaten vermißt. Die Alemannen, durch den Sieg überm
macht, ritten jeden Morgen im Nebel mit gezogenen Schw
dicht vor die römiſchen Schanzen und ſtießen plumpe Drohu
Endlich fielen drei Tribunen, die dem Feinde ſeine Art
abgelernt, aus dem römiſchen Lager, ergoſſen ſich, wie e
über die Feinde und griffen ſie nicht in ordentlichem Treffen
bald da, bald dort an, ſchlugen ſie in die wildeſte Flucht u
ten mit Lanze und Schwert in ihren zerſprengten Reihen
folgte die Maſſe des römiſchen Heeres aus dem Lager,
thürmten ſich ganze Dämme von Barbarenleichen auf;
den mit den Pferden niedergehauen und noch im Tode
ſchränkten Beinen auf der Thiere Rücken gefunden. Conſ
kehrte auf dieſe Nachricht freudig aus Rhätien nach Maila
Die Wahlſtatt dieſer Schlacht iſt zwiſchen Lautrach un
büren zu ſuchen, vielleicht auch zwiſchen Dornbüren u

Der Cäſar Julian, des Kaiſers Vetter, bekämpfte
die Barbaren in Gallien, aber nach den Winterquatieren
die Sueven in Rhätien; da wurde Barbatio ein meh
ſcher, als tapfrer Führer zu den Raurakern, Severu
lian geſendet. Dieſe Feldherrn wollten die Alemannen ei
Sie aber brachen durch und verheerten alles bis Lyon; Ba
überfallen und aus unſrer Gegend rheinabwärts gedrängt
ſchlägt und fängt Julian den Chnodomar bei Argento
gewährt dem Feinde einen Waffenſtillſtand von
N. C. 359. naten (359 n. Chr.).

Mit Barbatio war der tapfre und gelehr
Ammianus Marcellinus aus Antiochien, der Ge

als Augenzeugen verdanken wir die zweiten, umſtändlichern Nachrichten über den See ſeit Strabo (XV, 4.); „Zwiſchen den Klüften der höchſten Berge — ſchreibt er — entſpringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt ſich über abſchüſſige Klippen ein Bett, ohne Zuwachs fremder Waſſer, und ſtrömt hin mit ſtürzendem Falle, wie der Nil durch ſeine Catarrhacten. Und er könnte vom Urſprung an beſchifft werden, da er Ueberfluß an eignem Waſſer hat, wenn er nicht einem rennenden (ruenti) ähnlicher dahinlieſe, als einem fließenden. Und ſchon ins Freie hinausgetreten (absolutus) und die tiefen Spaltungen ſeiner Ufer beſpülend, tritt er in einen runden und ungeheuren See ein (Brigantia nennt ihn der anwohnende Rhätier), der 460 Stadien lang iſt und faſt in gleiche Breite ſich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte, nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit ſtreitet wider die Barbaren. Durch dieſen Sumpf bricht der Strom brauſend mit ſchäumenden Wirbeln, wandelt raſch durch die träge Ruhe ſeiner Gewäſſer, und durchſchneidet ſie wie mit einer ſcharfbegränzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes Element, löst er ſich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Anſteckung erleidend, taucht er ſich in des Oceans innerſte Tiefen. Und, was gar wunderbar iſt, das ruhende Gewäſſer des Sees wird von dem raſchen Durchgange nicht bewegt, und der eilende Fluß von dem unter ihm ſchwimmenden Schlamme nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermiſcht ſich nicht; und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich ſo geſchehe, ſo würde man glauben, keine Gewalt ſollte die beiden von einander ferne halten können.“

Man hat dieſe lezte Schilderung Ammians, obgleich er als Augenzeuge ſpricht, rundweg für ein Mährchen erklärt, und behauptet, er habe eine Strömung des See's für den Rhein gehalten; man hat nicht bedacht, daß, wenn der See zu jener Zeit ein mit Meergras und andrer Unreinigkeit angefüllter Sumpf war, die Sache nicht ſo undenkbar iſt. Doch muß dieß dahin geſtellt bleiben. Was die Größe und Geſtalt betrifft, nach welchen der Brigantia des Ammian $11^1/_2$ Meilen lang und faſt eben ſo breit wäre, ſo iſt dieſe Täuſchung oben erklärlich gemacht worden; zugleich darf man nicht vergeſſen, daß der See wirklich im Alterthum nach zwei Seiten hin ſich weiter ausgedehnt zu haben ſcheint, als heutzutage;

im Oſten zeigen die Ufer von Bregenz bis Rheineck mit ihren
ten Verſandungen, daß hier einſt noch die Flut geherrſcht, un
Weſten läßt das ſogenannte Ried vermuthen, daß einſt de
ſich bis in die Nähe von Wahlwies erſtreckt habe. Dieß
angenommen ändert Geſtalt und Größe des See's beträchtlich,
Ammian's Irrthum wird dadurch kleiner und verzeihlicher.

Befremdender könnte es erſcheinen, daß weder Ammian
ſonſt einer der Alten, der vom Rhein und dieſer Gegend ſp
des Rheinfalles gedenkt; denn in der Lücke, welche Amn
Stelle hat, ſtand wohl ſchwerlich etwas davon. Aber die R
hatten alle wenig landſchaftlichen Schönheitsſinn; ihre Dichter
mitten im Frieden und im Schooße der reitzendſten Natur, ſ
ten ihre Schilderungen nicht aus dieſer, ſondern aus den Pap
rollen der griechiſchen Poeten: wie viel weniger iſt den römiſchen
gern in dem kalten, unheimlichen Barbarenlande zuzumuthen,
ſie die Natur hätten mit poetiſchen Augen anſehen ſollen. D
den Rhein nicht der ganzen Länge nach beſchifften, ſo kannten ſi
überdieß wohl auch nur ſtellenweiſe; und weil der Rheinfal
Strom in jener Gegend durchaus unnütz für ſie machte, ſo ſezt
ſich gerade um jene Stelle herum niemals feſt; der Ort ſelbſt
alſo unbeachtet.

Während Julian gegen die Alemannen ſiegreich focht, b
die Juthiungen, ein Markmannenzweig, in unſre Gegenden
Dieſe, kühner als die Alemannen, die feſten Plätzen, nach Amn
Zeugniß, ſorgfältiger auswichen, als wilde Thiere den mit N
umſtellten Gruben, wagten es ſogar, die vindeliciſchen Städ
belagern, wurden aber endlich von Barbatio verjagt und faſt
aufgerieben.

Kaum war Julian todt, ſo erſchienen auch die Aleman
wieder in Rhätien und Gallien. In dieſem leztern Lande, d
faſt ganz erobert hatten, ſchlug ſie Jovinus auf de
n. C. 366. talauniſchen Feldern (366 n. Chr.). In Deutſchland
der Kaiſer Valentinian ſo glücklich gegen ſie, daß e
über den Neckar und die Donauquellen in unſre Ebenen vordran
Aber während er am Rhein und am untern Neckar neue A
ſand, zogen die alten Feinde wieder ins rhätiſche Land un

Kaiſer ward am Ende zu einem nicht ſehr rühmlichen Frieden genöthigt (374 n. Chr.).

Dieſer Valentinian iſt es, der den Rhein von ſeinem rhätiſchen Urſprunge an mit Caſtellen beſezte, aus denen ohne Zweifel manche Städte und Dörfer im oberſten Rheinthal entſtanden ſind, zu deren lateiniſchen Namen man in dieſer Fortifikation den Schlüſſel zu ſuchen hat.

Nun ruhten die Alemannen oder kriegten mit den Franken; nur die Lenzgauer fielen aus ihren Waldungen in Gallien und und Helvetien ein, und wurden, jedoch mit Hülfe ihrer Todfeinde der Franken, von den Römern geſchlagen.

N. C. 374 ff.

Erſt die große Völkerwanderung, die am Schluſſe dieſes Jahrhnderts das römiſche Reich bedrohte und der die Römer mit Geld- und Ländereien-Austheilung nur ſchwächlich wehrten, ſezte auch die Alemannen wieder in Bewegung. Eine Reihe wandernder Kriegsvölker brach durch ihre und andre Stämme über Gallien und Spanien ein; Franken und Burgundionen wurden von Conſtantius, dem Feldherrn des Kaiſers Honorius mit Land beruhigt, aber ebendadurch die Alemannen an den Rhein und in unſre Gegenden gedrängt, in denen ſie ſich allmählig feſtſezten. Die weſtlichen Länder mit ihren neuen Vandalen-, Alanen- und Suevenſtämmen, des Krieges müde, ſchloßen Frieden. Aber an beiden Ufern des Ober-Rheins bis ins Gebirg herrſchte jezt der Alemanniſche Name; Rhätien, Vindelicien und Römerherrſchaft wurden nicht mehr genannt. (374—406), und Sidonius Apollinaris, — denn dieſer Dichter iſt für jene Zeiten der einbrechenden Barbarey faſt die einzige Geſchichtsquelle — ſang in traurigen aber ſchönen Herametern:

> Und aus den Fluthen des Rheins, Alemanne, du troziger, trankſt du,
> Stehend auf Römergeſtad, und warfſt auf beiden Gefilden
> Bürger jezt, und Sieger jezund. —

Dieſe neuen Anſiedler des Rheinſtrom's und des Bodenſee's waren kräftige rieſenhafte Geſtalten, mit blonden, fliegenden Haaren, ſo ſtattlich und ſchön, daß ſchon der Kaiſer Caracalla ſie vorzugsweiſe zu ſeiner Leibwache wählte;*) ein dem Wein und der Wolluſt ergebenes Volk, geldgierig wie alle Barbaren, aber ſelbſt ihrem Feinde dem Römer gegenüber, ehrlich und truglos (nur blinder Haß ſpricht anders von ihnen). Von ihrer nordiſchen Heimath her war ihnen die Kunſt zu frieren vertraut und angeboren, daher ſie auch ihre Häuſer nur leicht aus Holz, das ſie in den dichten Wäldern aushieben, zu zimmern pflegten. Doch fand ſchon Ammian alemanniſche Wohnungen, die ſorgfältiger, recht nach Römerweiſe gebaut waren. Sie waren treffliche Schwimmer, ſelbſt in ihren Panzern und Waffen; tapfer und grauſam in der Schlacht, die ſie — wie die alten Germanen — noch beim Mahle berathen. Ihre Religion war Naturdienſt, beſonders verehrten ſie alte, heilige Eichen; daher ſo viele alemanniſche Ortsnamen die auf Eich enden wie denn, auch der Name Baſel nicht etwa die griechiſche Ueberſetzung von Augusta Rauracorum ſeyn, ſondern von einer ſolchen Göttereiche Baſil genannt, ſeinen deutſchen Namen tragen ſoll. In ihrem Heere hatten ſie, gleichfalls nach germaniſcher Sitte, wahrſagende Frauen, welche die Zeit des Losbrechens in der Schlacht beſtimmten und den Erfolg vorherſagten.

---

*) Den acht deutſchen Liebreiz der alemanniſchen Frauen, lernen wir

Dieſes Volk ſaß im alten Rhätien und Vindelicien um den Oberrhein und den Bodenſee, als ums Jahr 450 n. Chr. der Hunnenkönig Attila alle kriegeriſche Völker von der Caſpiſchen See bis zum Rhein zu Einem Zug unter Einem Haupte vereinigte. Mit ihm kamen viele Suevenſtämme angezogen, und am Oberrhein regte der Zug auch die Alemannen auf. Attila ließ die unwegſamen Wälder lichten, die gefällten Tannen ſtürzten fallend vom Gebirg ins Thal, bald war der Rhein mit Flößen und Nachen bedeckt, auf welchen das ganze wandernde Heer nach Gallien überſetzte. Alle Rheinſtädte und was noch nicht früher zerſtört war, wurde jetzt ein Raub der hunniſchen Horden. N. C. 450.

Bei Catalaunium von Aetius in der blutigſten Schlacht zum Umkehren gezwungen, ſuchte Attila den nächſten Weg ins italiſche Land. Dieſer führte ihn durch das Alemanniſche, mitten durch unſre Gegenden. Was hier von vindeliciſchen und rhätiſchen Städten, was von Römiſchen Standlagern und Mauern noch geſtanden

---

(Bissula nascentis conscia Danubii). Sie iſt von Augen blau und blond von Haar (oculos caerula, flava comas), ein Barbarenkind, das hoch uber allen den Puppen Latium's ſteht (Barbara, sed quae Latias vincit alumna pupas); der Maler, der ſie abbilden wollte, mußte

: Auguſta Rauracorum, Vindoniſſa, Vitodurum, ohne Zwei-
uch Conſtantia, Arbor, Brigantia wurden ein Raub der Flam-
, mehr durch die Hand der in Attila's Gefolge ziehenden Ale-
nen ſelbſt, als durch die Wuth der Hunnen: denn die Alemannen
n jene ummauerten Plätze die den Römern, wenn ſie je wie-
hrten, ſo leicht zu Stützpuncten dienen konnten. Sie hatten
ihren Führern den Grundſatz gelernt: „Was andre gebauet,
zerſtöre du!“ Zugleich dehnten ſie ihren eignen Beſitz noch wei-
m Lande aus; ſie hauſ'ten in einem Theile von Gallien und
anz Rhätia prima oder Oberrhätien, d. h. im Rheinthal
auf der Ebne um den See bis an den Lech. Sie wohnten ge-
in den Trümmern der alten Städte, die, obgleich zerſtört, die
Namen noch führten. Sie bedurften ihrer Mauern nicht, denn
des Aetius, des einzigen den Barbaren furchtbaren
herrn Hinrichtung (455 nach Chr.) waren ſie vor N. C. 455.
Römern vollkommen ſicher.

Mit den Al[illegible]nnen hatten ſich die Sueven, die mit Attila
mmen waren, verwandten norddeutſchen Urſprungs, Stämme
ganz ähnlichen Völkerbundes, vermiſcht; ſie erſcheinen an der
der Alemannen, ſüdöſtlich im Gebirge mit neuer Ausdeh-
. Wie die Waldſtröme aus den rhätiſchen Alpen
n ſie ſich unter Hunnimund und Gibuld (475
r.) gegen die ſie bedrohenden Gothen und ziehen N. C. 475.
durch Rhätien und Noricum; wenden ſich dann nach Italien
werden endlich von Odoacer zurückgewieſen. Dieſer gründet
Thron in Italien. Die Wanderungen haben ein Ende. Die
r bleiben feſt in dem errungenen Sitz. An beiden Rheinufern
n die Lahne, wo die Franken beginnen; in Helvetien, deſſen
e verſchwunden iſt, bis an den Jura, wo die Burgundionen
im Südoſten bis über die höchſten Alpen, wohnen jetzt fried-
ie Alemannen und Sueven. *) Nur am Lech und Inn,
n noch in unzerſtörten römiſchen Städten, Markmannen
Hauptſtadt das jetzt deutſche Auguſta Vindelicorum
burg) iſt.

ſiecht in unſrer Gegend aber, vom Lech bis zum Rheinthal und
Donauquellen werden Suev-Alemannen jetzt zum ge-
erten Stamm; ihr Name gehe bald in den der Sueven

über oder wechſelt wenigſtens ganz mit dieſem, und zum erſtenmale taucht Schwabenland aus der Geſchichte empor. Sie ſind noch die alten Germanen des Tacitus, wandernde Krieger, unter Waffen die zwei Gränzflüſſe des römiſchen Reichs bewachend. Jeder Gau deren vom Mayn bis zum brigantiniſchen See fünfe genannt werden, hat ſeinen eignen Fürſten, jeder Gaufürſt ſein Gefolge, das in der Schlacht unzertrennlich von ihm iſt, und zu leben verſchmäht, wenn er fällt. — Da ſie nicht an gebildete Völker gränzten, ſo ſchritt ihre Cultur nur langſam vorwärts; zum Ackerbau gewöhnen ſie ſich nur ſchwer. Sie wohnen in Höhlen, auf Trümmern, in Hütten. Nur mißbrauchsweiſe nennt der Italiener dieſe Wohnſtellen Städte. Doch ſcheinen ſich zu den alten Plätzen hier und da neue Anſiedelungen geſellt zu haben.

Nachrichten aus dem 6ten Jahrhundert nennen als alemanniſche Städte unſrer Gegend Conſtantia, Rugium, Bodungo, Arbor Felix, Bracanzia. *) (Brigantium von deutſchen Lippen ausgeſprochen!).

Auf die beiden neuen Namen Rugium und Bodungo **) iſt man bisher nicht aufmerkſam geweſen. Sollte das letztre Bodmann ſeyn, das vom neunten bis zum 12ten Jahrhunderte noch hier und da Bodoma, ***) Podona geſchrieben wird, und ſollte Boden der alemanniſche Name des See's ſeyn?

Rugium iſt vielleicht ein Name, den die Alemannen ſchon antrafen, wenigſtens erinnert er an die Rugusci und Rucinatå des Alpentropäum's unter Auguſt und an die Rhunicaten des Ptolemäus. Im Mittelalter kommt ein Ruchengau in Rhätien gegen den Bodenſee vor.

---

*) Dieſe Nachrichten giebt uns der anonyme ravennatiſche Geograph, der zwar im 7ten, vielleicht erſt im 8ten Jahrhunderte ſchrieb, aber als ſeine Quellen die gothiſchen Philoſophen (d. h. Schriftſteller) Athanarit, Hildebald und Marcomir nennt, die, wahrſcheinlich ſchon im 6ten Jahrhunderte, Reiſebeſchreibungen durch ganz Deutſchland verfaßt zu haben ſcheinen.

**) Bodungo citirt zwar Ritter in ſeiner Vorhalle, aber fälſchlich als Name des See's, was die Stelle des Ravennaten keineswegs beſagt.

***) Dipl. Ludov. P. ap. Neug. Cod. CCXCIII der Biograph Ludw. des Frommen nennt es Bodomia

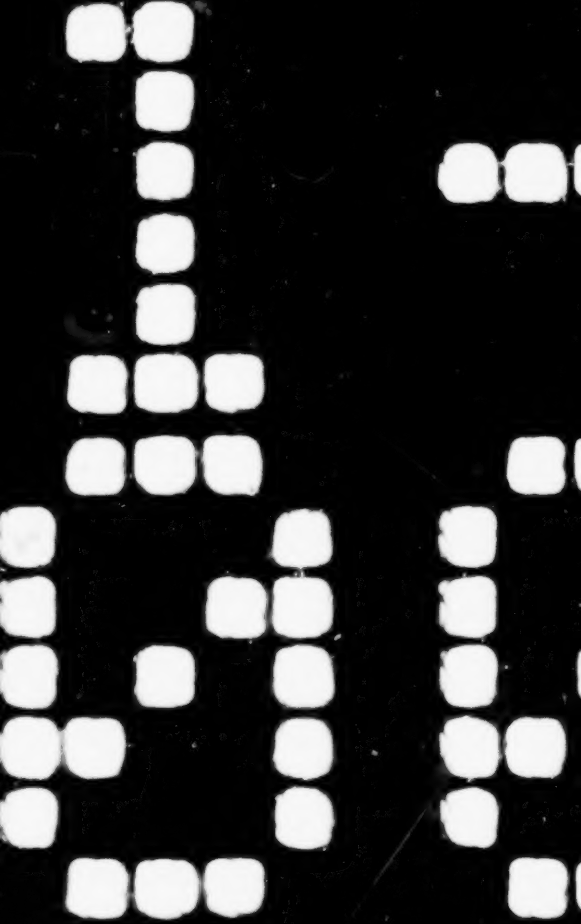
III. Die Franken. Das Chriſtenthum.

nach Chr. 500 — 800.

Die Suer-Alemannen ſollten ſich nicht lange der Unabhängigkeit erfreuen; aber der Sieger brachte mit dem Joche mildere Sitte, Cultur und chriſtliche Aufklärung in das von Gebirgen und Barbaren umlagerte, öde Alemannenland.

Chlodwig, König von Franken, eines durch Handel und Friedenskünſte blühenden, in einen feſten Staat vereinigten Volkes, auf die Nachricht daß das das Alemannenvolk, auch ſchon am Mittelrheine mächtig, die Uferfranken zu verdrängen drohe, brach auf und ſtieß bei Zülpich unweit Cöln auf ſie.

Seine chriſtliche Gemalin Chrotehild ergrif den Augenblick; ſie rieth ihm, ſich dem Gotte der Chriſten zu weihen, wenn er ſiegen würde. Als nun im heißen Kampfe viele Männer fielen und die fränkiſchen Reihen wankten, erhub Chlodwig die Hände und betete laut: „Ich rufe den Gott an, den Chrotehild ehrt! wenn er mir hülfe in dieſer Schlacht, daß ich meine Gegner bezwänge, ſo möchte ich ihm immer getreu ſeyn.“ Da wandten ſich die Alemannen zur Flucht und riefen: „laß, wir flehen, das Volk nicht länger ſterben! wir ſind ſchon dein!“ So ſiegte Chlodwig und mit ihm der Chriſtenglaube (495 nach Chr.) Viele Alemannen N. C. 495.
flohen unſrer Gegend zu, ins räthiſche Gebirge, andre zum Oſtgothenkönige Theodrich unter deſſen Schutze ſie ſich einen Herzog Namens Friedland einſezten. Das Land um den Main ward jezt Oſtfranken; die ſüdlichen Alpen blieben den Oſtgothen. Unſer Mittelland war dem Namen nach den Franken unterworfen, in der That aber dauerte der alemanniſche Stamm und das alemanniſche Weſen noch unangefochten hier fort. Der Frankenkönig Theudebert ſezte zwei eingeborne geehrte Alemannen Buccelin und Leuthar zu Herzogen über das Land, ſie zogen im Namen des Königs mit dem Heerbann aus und verwalteten ihm jenes. Beide dienten mit Alemannenſchaaren getreulich den ehrgeizigen Planen der Franken gegen Italien und Byzanz (510 n. Chr.). Während dieſer Kriege erfährt man wenig vom Alemannenland; man weiß nur, daß die Alemannen auf dem rechten Ufer des Rheins meiſterlos geworden, in Helvetien einbrachen und Aventicum zerſtörten. Endlich gab Klothar II., der kraftvolle Machthaber, Auſtraſien (und darin Almannien) ſeinem Sohne Dagobert, der mit ale- N. C. 584,



Geſetzgeber unſrer Gegenden. Schon Theoderich, Chlodwigs Sohn, hatte die fränkiſch-alemanniſchen Geſetze in Schrift verfaßt, Childebert und Klothar hatten ſie verbeſſert. Dagobert vollendete die alemanniſche Geſetzgebung *). Nach dieſer Verfaſſung dauerte die alte Freiheit der Alemannen in Volksverſammlungen fort; nur beſtättigte der Herzog in des fränkiſchen Königs Namen die Beſchlüſſe. Die Geſetze beſchränkten ſich auf Sicherung des Eigenthums, und dann des Lebens. Der Krieger war der freie Landbeſitzer, im Frieden war die Jagd ſein Geſchäft. Beides berückſichtigt das Geſetz. Das Geſinde lebt in des Herren Haus und Hofe. Hier war das Wohnhaus (casa), die Scheuer (scuria) und der Keller (cella daher cellerarius). Im Hauſe (sala), die Stube (stuba) und die Schaaf- und Schweinſtälle, alles mit einem unverletzlichen Zaune umſchloſſen.

In ſolchen Wohnungen lebten die See-Alemannen auch am Bodenſee.

Um ihren Glauben hatten ſich bis jetzt die Franken und ihr Geſetz nicht viel bekümmert. Nur die Sonntagsfeyer wurde ſtreng eingeſchärft und ihre Unterlaſſung mit ewiger Knechtſchaft bedroht. Mit Bekehrungen von Staats wegen blieben die Alemannen verſchont; die Wahrheit ſollte auf dem rechtmäßigſten Wege, auf dem der Ueberzeugung und des Bedürfniſſes, zu ihnen gelangen.

Daß in Germanien überhaupt ſchon im zweiten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt chriſtliche Gemeinden beſtanden, wiſſen wir aus gleichzeitigen Kirchenvätern. Auch in Oberdeutſchland verbreitete ſich der neue Glaube frühzeitig. Fromme Männer aus Italien flüchteten ſchon um die Zeit des Untergangs der römiſchen Herrſchaft in die einſamen Alpen: ſo kam der heilige Severinus in die Gebirge Noricum's. Aber die Bewohner der Berge und Wälder, und darunter die alemanniſchen Anſiedler unſres Seeufers blieben noch lange in der alten Rohheit. Sie und die übrigen Völker des Alprückens ſuchten hauptſächlich im Waſſer ihre Gottheiten. Strömten die

---

*) Bei Monſtein im Rheinthal dauerte bis in ſpäte Zeiten ein Denkmal von ihm: ein in die Felſen gehauener Mond, als Gränzzeichen zwiſchen Burgund und dem chur'ſchen Rhätien. „Ubi in vertice rupis similitudo lunae, jussu Dagoberti regis ipso praesente sculpta cernitur ad discernendos terminos Burgundiae et curiensis Rhaetiae. Diplom Friedr. I vom J. 1155 bei Neug. Leider hat dieſes Zeichen ein Steinbruch weggenommen.

ſie an. Nahmen ſie aber bei anhaltender Dürre ab, oder über-
ren ſie des Winters, ſo wurden Buß- und Bettage öffentlich
d zu Hauſe mit großer Angſt begangen. Ihren ganzen Gottes-
nſt beſchreibt Agathias am beſten. Er iſt ein byzantiniſcher
eſchichtſchreiber und Dichter des 6ten Jahrhunderts, aus Smyrna
bürtig, gewiß einer der geiſtreichſten und aufgeklärteſten Männer
nes Jahrhunderts. Sein Urtheil über den Cultus der Aleman-
n zeugt von ſo ächt griechiſcher Humanität und edler Toleranz, daß
es meinen Leſern nicht vorenthalten kann.

„Die Alemannen, ſchreibt er, haben wohl auch noch n. C. 580 f.
ſetzliche Einrichtungen von ihren Vätern her; was aber
e öffentliche Verfaſſung betrifft, ſo werden ſie beherrſcht und re-
ert und hängen vom fränkiſchen Staate ab. Nur von der Gott-
it haben ſie nicht dieſelben Glaubensanſichten mit den Franken.
enn ſie verehren gewiſſe Bäume, Ströme, Hügel und Thäler *).
eſien weihen ſie ihren Gottesdienſt und ſchlachten ihnen Pferde
d eine Menge andrer Thiere zum Opfer. Jedoch bildet ſie der
ngang mit den Franken, der überhaupt wohlthätig auf ſie wirkt,
mählig zum Beſſern um, zieht bereits die Verſtändigeren nach,
d wird am Ende bei Allen den Sieg davon tragen. Denn das
iderſinnige und Auffallende ihres Wahns, iſt, däucht mir, ſelbſt
nen, die mit ihm behaftet ſind, wenn ſie nicht ganz einfältig ſeyn
lten, kund und handgreiflich und leicht zu unterdrücken. Billi-
rweiſe ſollte man ſie daher mehr bemitleiden, als ihnen zürnen,
e denn überhaupt alle diejenigen, die ſich von der Wahrheit ver-
ten, aller Verzeihung theilhaftig werden ſollten. Es iſt ja nicht
it ihrem Willen, daß ſie ſtraucheln und in die Schlinge gerathen;
ndern ſie ſtreben zunächſt nach dem Guten, täuſchen ſich dann
Urtheil, und halten ſofort hartnäckig an dem feſt, was ſie ein-
al im Glauben ergriffen haben, wie es nun auch beſchaffen ſeyn
ag.“

Uebrigens gieng den Alemannen unſerer Gegend das neue Glau-
nslicht zum Theile wohl von den Franken, zum größern Theil aber
n einer andern Seite auf. Zu Seckingen auf einer Inſel des

---

*) Es iſt ſehr verführeriſch, bei dieſer Stelle an den Bodenſee, den Strom und Gau der Thur, endlich das Frickthal zu denken und die drei Hauptgötter der alten Germanen Wodan, Thor und Frigga in dieſen Namen und Gegenden zu entdecken.

Eine feſte Stätte am See gewann der chriſtliche Cultus zuerſt in Conſtantia, wohin wahrſcheinlich zwiſchen 553 und 561 *) der auſtraſiſche König Klothar I. das Biſthum verlegte, das bis dahin zu Vindoniſſa (Windiſch) beſtanden hatte. Der erſte Biſchof ſoll Maximus oder Maximinus geheißen haben. Am übrigen Bodenſee glimmte das Licht der neuen Lehre noch ſehr ſchwach. Es ſcheinen ſich zwar ſchon vordem chriſtliche, deutſche Männer hier und dort angeſiedelt zu haben. Die Stadt Bregenz, an der öſtlichen Spitze des See's, lag ſeit Attila's Zug bald in Trümmern; aber ein Bethaus der heiligen Aurelia war hier von frommen Händen erbaut worden, oder hatte vielleicht ſchon vor der Zerſtörung beſtanden und dieſelbe überlebt. Der chriſtliche Gottesdienſt hatte jedoch keine Wurzel in ihm gefaßt. Die heidniſchen Alemannen ließen den Altar des wahren Gottes, der darin ſtand, unberührt; ſie hatten an den Wänden drei eherne und vergüldete Götzenbilder **) aufgehängt. In der Mitte des Tempels ſtand ein großer Opferkeſſel mit Bier angefüllt, das ſie ihrem Gotte Woden darbringen wollten.

Einige Meilen von Bregenz abwärts am helvetiſchen Ufer des See's, im alten, gleichfalls zerſtörten, römiſchen Lager Arbor Felix, das den ſchönen Namen im Munde der Barbaren ſchon damals in Arbon verwandelt hatte, ſtand ein zweites chriſtliches Bethaus, deſſen Dienſt ein Presbyter, mit Namen Willimar beſorgte, ein ſchlichter Chriſt, ſelbſt noch der höhern Belehrung bedürftig, aber voll Herzensgüte und darum geachtet und ſicher. Auf dem nördlichen Ufer des See's, auf Felſen gegründet, blühte eine alemanniſche Anſiedlung, Iburningá ***) (Ueberlingen), damals, wie es ſcheint, der Mittelpunct der fränkiſchen Regierung dieſer Gegend. Ein chriſtlicher Frankenherzog Alemanniens, vielleicht auch nur ein Gaufürſt, mit Namen Gunzo, hochgeehrt am fränkiſchen Hofe, hatte dort ſeinen Wohnſitz. Von weitern Pflanzſtätten des Chriſtenthums im Anfange des 7ten Jahrhunderts iſt in dieſer Gegend nichts bekannt.

---

*) Nicht 597 vergl. Neug. Episc. Const. p. CXLV.

**) Auch hier dachte ſchon Eccard an die drei Gottheiten Thor, Woden und Frigga. ſ. Neug. a. a. O. p. II.

***) Heißt in einer Urkunde vom J. 773 (Neug Cod. LIII.) *Iburinga, villa publica*. Die Schreibart Ueberlingen erſcheint erſt vom J. 1257 an (N. C. DCCCCLIX).

en Pfarrherrn von Arbon zween Apoſtel Chriſti
m fernen Irland mit zwölf Geſellen. Es waren dieß der
Columbanus oder Columba und ſein Jünger Gal-
) (Gallo, Gilliani) von hochadeliger Geburt. Von ihrem Ge-
werden Mang, Theodor, Kilian, Placidus, Siegbert genannt.
lige Boten des Evangeliums waren ſie über England nach
rich zu Schiffe gekommen, hatten aber auch hier bald den
uß verlaſſen, den ihnen König Siegbert im chriſtlichen Fran-
e gewährte, nahmen Chriſti Creuz auf ſich, lebten und pre-
eine Weile im wilden Vogeſengebirg, und ſuchten dann, durch
ſe von dort vertrieben, in Helvetien um die Limmath Chriſti
u pflanzen. Aber die ergrimmten Heiden bedrohten Gal-
t dem Tode und geißelten Columbanus zum Lande hinaus.
Gefahr und Schmach machte die Verkündiger des Heiles nicht
rn, ſie wanderten an den Bregenzerſee, und als ſie zu
über Willimars Schwelle traten, erkannte dieſer in ihnen
Chriſti und rief erfreut ihnen entgegen: „Gelobt ſey, der
mt im Namen des Herrn!“ „Von den Enden der Welt
der Herr verſammelt,“ antworteten gerührt die Irländer.
resbyter führte ſie erſt in ſein Bethaus, dann in die Hütte
Ehe ſie ſich zum Mahle niederſezten, betete Gallus auf
Lehrers Geheiß ſo inbrünſtig und weiſe, daß Willimar zu wei-
gann. Sieben Tage pflegte er ihren Leib und ſie nährten
Geiſt; da fragte Columban: ob ihm kein Ort bekannt wäre,
der Einſamkeit ſich eine Zelle für fromme Uebungen bauen
„Wohl iſt, antwortete Willimar, in unſrer Gegend ein
puren alter Gebäude unter Trümmern bewahrend; fett iſt
den und verſpricht reichen Ertrag an Korn: hohe Berge ſtei-
Halbkreis auf, und eine öde Wüſtenei zieht ſich hin über
r unter der Stadt liegt ein eben, fruchtbar Land, das wird

---

3. Neug. Epis. C. p. 34.
Gallus heißt er conſtant erſt bei Walafried Strabo; in den
tern Urkunden des 7. u. 8. Jahrh. bald *Gallo, Gallonis.* Neug.
d. IV. VII. VIII. X. XI. XIX. u. ſ. w. bald *Gallunus, Galluni*
XIII. VI. bald Gallonus, Galloni XLIII. XII. XVIII. XX. doch
h *Gallus, Galli* X. XXV. XLVI. auch *Gallone* indeklinabel. XVI.
XVIII. CI. Gallo, Gallonis XVII. endl. *Gilianus, Giliani* XXIV.
759) (Gilliani nennt ſich noch ein Clan oder Stamm in Schott-
nd). *Colonus, Coloni* XXVI. *Gallones* als Genitiv XXVIII. *Callo*
del. LII.

Männer. Willimar bereitete ihnen einen Kahn; bald ſteuerten er, ſein Diacon und ſeine Gäſte unter lauten Lobgeſängen über den See. Der Ort gefiel ihren Augen, ſo bauten ſie ſich um jenes Bethaus der heiligen Aurelia kleine Hütten. Als ſie aber den Tempel betraten, fanden ſie den Altar des Herrn verlaſſen und die heidniſchen Alemannen jenen Götzenbildern opfernd. „Das, ſprachen ſie, ſind unſre urſprünglichen Götter, die alten Hüter dieſes Ortes, deren Schirm uns und unſer Sach aufrecht erhält bis auf den heutigen Tag.“

Da trat Gallus auf Befehl ſeines Lehrers auf und predigte den Heiden den wahren Gott. Es war gerade ein groſes Götzenfeſt und Männer, Weiber und Kinder waren herbeigeſtrömt, zugleich aus Neugierde, die Fremdlinge zu beſchauen. Da ſie der begeiſterten Rede, welche ſie an den allmächtigen Schöpfer Gott und an ſeinen Sohn, in dem Heil, Leben und Auferſtehung der Todten iſt, wies, ihr Ohr nicht verſagten, ſo wagte es Gallus, ergriff die Götzenbilder, ſchlug ſie mit einem Stein in Stücke und warf ſie in den See. Der Bierkeſſel zerſprang, wie es ſchien, vor ſeinem Anhauche. Da bekehrten ſich etliche zu Gott und bekannten ihre Sünden; andre gingen fort, ergrimmt über die Zertrümmerung ihrer Götzen. Columban aber ließ den Tempel mit Weihwaſſer beſprengen und weihte ihn unter Umgängen und Geſängen ſeinem erſten Herrn. Den Altar ſalbte er, belegte ihn wieder mit den Reliquien der h. Aurelia, las die Meſſe und was glaubig geworden war, ging fröhlich auseinander. Drei Jahre wohnten die Fremden unangefochten in Bregenz, bauten eine Zelle, reuteten den Wald aus, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume. Dieß war der zweite Schritt, den, ſeit der Römeranſiedlung, der Anbau dieſer wilden Seegeſtade that. Der fromme Gallus ſtrickte Netze und fing ſo viele Fiſche, daß nicht nur den Brüdern der Vorrath nie ausging, ſondern er auch Fremde und das umwohnende Volk mit der Ausbeute ſeiner Kunſt beſchenken konnte.

Aber ſelbſt die frommen Verkündiger der reinen Lehre konnten ſich der Schauer dieſer Wildniß und des Naturdienſtes, den ſie hegte, nicht erwehren, und ihre Einbildungskraft wurde von den Schreckniſſen des Aberglaubens, den ſie bekämpfen wollten, ergriffen. Darum, als Gallus einſt in der Stille der Nacht am See'sufer ſtand und ſeine Netze ins Waſſer warf, hörte er einen Dämon, der

in der Tiefe des See's ſich aufhielt. Der leztere antwortete: „Hie bin ich!“ Da ſprach der auf der Höhe: „Wohlan denn, ſo erhebe dich zu meiner Hülfe, auf daß wir jene Fremdlinge vertreiben, die, aus der Ferne daherkommend, meine Bilder im Tempel zerbrochen haben, und das Volk, das mir diente, zu ſich abgewendet. Auf, laß uns die gemeinſamen Feinde über die Gränze jagen!“ Der im See antwortete: „Wehe! daß du die Wahrheit ſprichſt, das erfahre ich an mir ſelber, denn Einer von ihnen ſezt mir im Waſſer zu und verödet meine Reiche; und nie vermag ich ſeine Netze zu zerreißen, noch ihn ſelbſt zu täuſchen, weil auf ſeinen Lippen unaufhörlich die Anrufung des wahren Gottes ſchwebt.“ Da ermannte ſich der heilige Mann, verwahrte ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, bedräute die Teufel in Chriſti Namen, und eilte zu ſeinem Meiſter in die Zelle, zu erzählen, was er geſehen. Dieſer berief noch in der Nacht eine Verſammlung der Brüder, und kaum hatten ſie angefangen zu beten und zu lobſingen, als ſie auch das gräßliche Geſchrei der Dämonen vernahmen, die mit verworrenen Klagen über die Gipfel des Gebirges ſcheidend dahin zogen.

Furchtbarer als dieſe Gebilde der Phantaſie wurden den frommen Männern irdiſche Feinde und Gewalten. Die noch immer zürnenden Heiden wußten die Chriſtencolonie bei dem Herzoge Gunzo anzuſchwärzen, als ob durch ſie die öffentliche Jagd gefährdet würde. Der Herzog ſandte Boten, die ihnen befahlen abzuziehen; er gewährte ihnen auch keinen Schutz mehr; die Heiden ſtahlen den Brüdern eine Kuh, und zwei der leztern, die der Spur der entwendeten nachgegangen waren, fand man im Walde erſchlagen. Die heiligen Männer glaubten die Warnungsſtimme des Himmels zu erkennen und brachen auf, die Seegegenden der alten Finſterniß zu überlaſſen. Aber Gott wollte nicht, daß das angezündete Licht ſo bald wieder erlöſchen ſollte. Zwar Columban zog über die Alpen zu Agilulph, dem Lombardenkönig; den h. Gallus hingegen befiel ein plözliches Fieber, das ihn bei Willimar zu Arbon krank darnieder warf; zwei Gehülfen, Magnoald und Theodor, blieben bei ihm, unter ihrer und des Presbyters Pflege genaß er allmählig. Jezt erſt hatte er Gottes Wink verſtanden. Willimars Diacon Hiltibold war ein rüſtiger Mann, den das Werk des Glaubens vom Waidwerke nicht abhielt. In der ganzen Gegend ſtreifte er auf dem Fiſchfang und der Habichtjagd umher, und kannte des Orts Gelegenheit wohl. Dieſen fragte der geneſene Gallus nach einer waſſerreichen Stelle, wo auch gut eben Land wäre; dort möchte er ſeine Tage in Einſamkeit beſchließen. „Wohl kenne ich, erwiederte Hiltibold, eine Einöde reich an Waſſern, aber wüſte und rauh, voll überhoher Berge und enger Thäler; die reißenden Thiere, Bären, Eber, wüthende Wölfe hauſen darin. Ich fürchte Herr, wenn ich dich dahin führe, du möchteſt von ſolchen Feinden verſchlungen werden.“ Da Gallus ſich nicht abſchrecken ließ, ſo ſprach der Diacon weiter: „Nun, ſo nimm denn Brod in deine Taſche und dein kleinſtes Netz zur Hand, morgen will ich dich in die Wüſte führen.“ Aber Gallus verlangte nüchtern zu gehen, und ſo brachen ſie in der Frühe auf, und wanderten die Berge, die hinter Arbon liegen, durch dichte Wälder hinauf, bis ſie in ein enges, hochgelegnes Thal gelangten, das ſich an die Vorhügel der Alpſteinskette hängt, die mit ihren Gipfeln in die Wolken ſteigt. Hier kamen ſie an einen ſchönen Waſſerfall des Flüßchens Steinach, fingen Fiſche, brieten und aßen ſie. Auf dem Wege ſtrauchelte Gallus und fiel in die Dörner. Laß mich liegen, ſprach er, das iſt Gottes Wille, hier ſoll ich bleiben. — Doch auch in dieſe Einöde verfolgte die Männer das Blendwerk des alemanniſchen Naturdienſtes. Als der Diacon in der Steinach fiſchen wollte, ſtiegen aus dem Grunde des Waſſers zwei Dämonen in der Geſtalt nackter Waſſerweiber empor, ſchmähten ihn, daß er den Fremdling hergebracht habe, und warfen ihn mit Steinen. Gallus bedräute ſie im Namen der h. Dreieinigkeit, und bald hörte er ſie, auf die Berge gewichen, von dorther mit traurigen Frauenſtimmen wehklagen. Gallus weihte jetzt den Platz, wo er niedergeſtürzt war, mit Beten und Faſten ein, bezeichnete die Stelle mit einem Kreuze von Haſelſtauden, theilte — als er wieder Speiſe zu genießen anfing — ſein Brod mit einem wunderbar zahmen Bären, und kehrte nach Arbon zurück. Dort nahm er Abſchied von Willimar, ging in die Einöde mit ſeinen zwei Genoſſen Magnoald und Theodor zurück, fing an den Wald zu lichten und baute eine Hütte, da, wo jetzt die Sanct Gallen Kapelle ſteht.

Nicht lange darauf fügte es Gott, daß die einzige ſchöne Tochter des Herzogs Gunzo zu Iburningen über dem See, die dem Frankenkönige Sigebert, Theuderichs Sohne, verlobt war, Frideburg mit Namen, in eine ſchwere Krankheit verfiel, ſo, daß ihr Vater und alles Volk glaubte, ſie ſey von einem böſen Geiſte beſeſſen. Die Prieſter, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung geſendet, verſpotteten ſie; erſt nach langem Toben der Krankheit verlangte ſie auf einmal, daß der fromme Gallus aus ſeiner Wüſte geholt werden ſollte. Als nun die Botſchaft über den See nach Arbon kam und dort den heiligen Mann zu Beſuche bei ſeinem Freunde traf, glaubte dieſer voll Demuth dem Ruf an den Hof des Fürſten nicht folgen zu dürfen, ſondern entwich mit ſeinen zwei Schülern nach ſeiner Zelle und von da über die Waldberge in die ſenniſche Einöde im Rheinthal (dahin, wo jetzt Sennwald, das Dorf, liegt), und weiter hinein ins alte churiſche Rhätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Chriſtendiacon Johann fand und bei ihm ſich in einer Höhle verbarg. Willimar ſuchte und fand ihn dort, und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes ſeyn müſſe, der ihn zu einem Werke der Liebe fordre, überredete er ihn, ſo daß Gallus mit ihm umkehrte, und über den See nach Iburningen zum Herzoge fuhr. Auf ſein Gebet genaß die Jungfrau und die alte Urkunde *), die zuerſt dieſe Geſchichte meldet, erzählt, daß der grimme Geiſt in Geſtalt eines ſchwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen ſey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus ſollte die eben erledigte Biſchofsſtelle von Conſtanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth weigerte ſich Gallus, beſtimmte aber einen eingebornen Alemannen, den Diaconus von Quaradaves, Johannes dazu, der unter ſeiner Leitung die heilige Schrift ſtudiert hatte. Gallus wohnte ſeiner Weihung in Conſtanz bei und benuzte dieſe Gelegenheit, um die Liebe Gottes, die ſich in der Schöpfung und Erlöſung geoffenbart, den Gemüthern

---

*) Die ganze Erzählung gründet ſich auf das Leben des h. Gallus von Walafried Strabo. Bei meinem Durchblättern der St. Galler Manuſcripte, die mir die gränzenloſe Gefälligkeit des gelehrten Bibliothekars, Herrn Ildephons von Arx zur freien Einſicht überlaſſen hatte, ſtieß ich auf eine bisher nicht beachtete Quelle, die mit dieſem Biographen alle Hauptzüge ſeiner Erzählung theilt. Es ſind dieß die im Cod. 174 enthaltenen lateiniſchen, gereimten Ueberſetzungen des Mönches Ratbert aus ſeines Zeitgenoſſen Notker des Stammlers deutſchen Gedichten. Beide blühten ganz kurze Zeit nach Strabo; ſo daß faſt wahrſcheinlicher iſt, daß ſie mit ihm aus einer gemeinſchaftlichen frühern Quelle, als daß ſie aus ihm geſchöpft haben. Hier eine Probe jener in mehr als Einer Hinſicht merkwürdigen Verſe:

Quaerunt alvearia Temptantes loca varia.
Arbonam per lacum Invelitant *pelamicum*.
Colligit UVillimarus Presbyter Christo carus.
Pergit hinc Brigantium Grex gentem baptizantium.
Columbanus amplum Illic Christo sacrat templum.

der neuen Chriſten zu ſchildern. Er betrat mit Johannes die Canzel, und dieſer dollmetſchte ins Alemanniſche, was Gallus lateiniſch vorgetragen. Seine uns noch aufbewahrte Rede athmet den Geiſt der reinſten chriſtlichen Erkenntniß und Liebe. Als der fromme Apoſtel mit des Herzogs reichlichen Geſchenken nach Arbon zurückgekehrt war, verſammelte er die Dürftigen um ſich und vertheilte die Geſchenke alle unter ſie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen, und ihm dort Wohnungen bauen und zu recht machen. Friedburg, die geneſene Tochter des Herzogs, zog ſtatt der Hochzeitkleider Nonnentracht an, in ſolcher Geſtalt fand ihr königlicher Bräutigam ſie an dem Altar, wo ſie getraut werden ſollte und deſſen Hörner ſie, wie ſchutzflehend, gefaßt hatte. Ich trete dich deinem himmliſchen Bräutigam ab, ſprach der fromme König Sigibert, ergriff ihre Rechte und legte ſie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; aber — fügt der Erzähler hinzu — Thränen verriethen das Leiden ſeiner verborgenen Liebe.

Der h. Gallus beſtellte unterdeſſen in ſeiner Einöde, die er vom Kämmerer des Königes Talto, und dem Könige ſelbſt als Eigenthum erhalten hatte, ſeinen Acker an der Steinach, baute ein Gotteshaus und darumher Zellen für die zwölf Brüder, die er allmählig um ſich verſammelt hatte. Lange Zeit diente er hier Gott, aber nicht mit träger Beſchaulichkeit, ſondern er ſuchte weit herum in ihren Wohnplätzen die Leute auf, lehrte, predigte, heilte, ſtieß die

---

Docet parvum clerum Cantare Deum verum.
Latro Sigibertum Trucidat hinc et Placidum.
Fugiunt Italiam In terram procul aliam.
Gallus infirmatur Et viâ retardatur.

. . . . .

Repetit febricitans Arbonam . . . .
Convalescit Gallus Verum. (?) mox avidus
Dux fit Hildebaldus Occurrit locus commodus.
Clamant damna Daemones. Retentant Gallum febres.
Gallus ſagt; hingefallen:
Nolo sustinere Libet hic jacere.

. . . . .

Panem dedit bestiae Mirabilis modestiae.

. . . . .

Ducis amat filiam etc.
Est ore torvus Colore tanquam corvus.
Offert Sancto dona Pro morte (?) virgo sana.
Quae dispersit protinus Dedit et pauperibus u. ſ. w.

der Gözen um und brachte das Volk durch Ueberredung von
Dienſte ab; ſo daß er den verdienten Beinamen eines Apo=
der Alemannen ſich erwarb. Erſt im höchſten Alter
r ſeine Laufbahn da enden, wo er ſie begonnen hatte. Auf
tte ſeines Freundes Willimar ſtieg der 95jährige Greis,
Kühle des Spätlings, noch einmal herab nach Arbon an den
ee, und predigte dort am Sanct Michaels Tage zur großen
ng des Volkes. Nach dieſer Anſtrengung überfiel ihn ein
Fieber, an dem er vierzehn Tage lang krank darniederlag.
n im benachbarten Conſtanz ſein Schüler und Freund, der
Johannes, von der Krankheit des heiligen Greiſes hörte, be=
ein Schifflein, beladen mit Speiſe und Trank, wie ſie für
dienlich ſind, und ruderte auf Arbon zu. Als der Nachen
Hafen des Lagers näherte, (ſo hieß der Ort noch immer
Römerzeit her), hörte er aus dem Hauſe des Presbyter die
lage herüber ſchallen, denn der Fromme war verſchieden und
chnam lag im Sarge. Da ließ den Biſchof der Schmerz
rten, bis der Kahn das Ufer erreichte; er ſtürzte ſich mit
Begleitern in den See, ſchwamm ans Ufer, eilte in das
aus und warf ſich laut weinend über die Leiche ſeines Leh=
ierauf ſezte er den Leichnam unter dem Zuſtrömen unzähli=
s in der St. Gallen Zelle bei. In kurzem wallfahrtete al=
dahin, als zum Grabe eines Heiligen; die Sage trug ſich
dern, die der Todte verrichtete, und Vergabungen aller Art
an die Zelle gemacht. Als Vorſteher des Stiftes folgten
gegangenen der Diacon Stephan und dieſem der Prieſter
Die Brüder lebten nach St. Columbans Regel. Der
Galls, Mangnoald, gründete zu Füßen (ad Fauces)
er. St. Galls Zelle wuchs, jedoch mäßig, durch Vergabun=
dem Breisgau und aus Schwaben. Der Herzog
von Alemannien ſelbſt beſchenkte es (ums J. n. C. 7m.
hr.) nicht kärglich. Aber die kriegeriſchen Ueber=
ranken ließen die Stiftung, vielleicht zu ihrem Heile nicht
gedeihen. Denn ſchon vierzig Jahre nach dem Tode des
verwüſtete, nach Ermordung Königs Dagobert II. ſein
nus Ebroin, nach andern Otwin genannt, den Auſtra=
als Herren anerkennen wollte, das Thurgau und ſtreifte
tanz und Arbon. Die Einwohner des leztern Fleckens
zu den Schülern S. Galls. Aber der Hauptmann des
rs, Erchenwald, verfolgte ſie dorthin, führte ſie gefan=

gen fort, und grub in dem Gotteshauſe nach ihrer geflüchteten Habe: Hinter dem Altar ſtieß er endlich auf ein hohles Gewölbe; er ließ es öffnen und zog eine verſchloſſene Kiſte ans Licht; ſtatt der Schätze fand er mit Entſetzen die Gebeine des h. Gallus darin; plötzlicher Wahnſinn und gräßliche Krankheit ſchlugen den Räuber; die Reſte des Frommen ließ der Biſchof Boſo von Conſtanz wieder in ihrer Ruheſtätte beiſetzen. Noch einmal wurde die Zelle überfallen: einmal (n. Chr. 709), als Pipin von Heriſtall die Söhne Herzogs Gottfried von Alemannien bekriegte, das andremal durch den Grafen Victor von Rhätien, der jedoch durch zweckmäßige Gegenanſtalten abgetrieben ward. Unter Pipins Schutze gedieh S. Galls Stiftung und freute ſich anſehnlicher *) Schenkungen (747 n. Chr.)

Die Cultur ſchritt in dieſem Zeitraume am Bodenſee nur langſam vorwärts und außer den benannten Orten erſcheint als neue Anſiedlung nur der Hof Roſchach und Raitnau (Rettinauwia N. CLI CLXII.) bei Lindau. Im Arboner Forſte, oder dem Berglande zwiſchen dem Sitterfluß und dem Rheine zeigte ſich noch keine Spur eines angebauten Ortes. Selbſt die Namen der Berge und Flüſſe ſcheinen jung zu ſeyn; ſie ſind alemanniſch nicht rhätiſch, die meiſten von ihren Urbewohnern, den Bären und Wölfen, entlehnt. Allmählig jedoch entſtanden um dieſe Zeit aus der Hirtenwohnung, die S. Galls Zelle in der Wildniß anlegen ließ, angebaute Orte. Die Cultur beſchränkte ſich auf den Feldbau: Haber war die älteſte Getraidegattung, die in dieſen Gegenden gebaut wurde, Habermuß das erſte und älteſte Nahrungsmittel. Bier, Meth und Schotten waren der gewöhnliche Trunk; das Obſt reichte nicht, Moſt daraus zu preſſen: an Weinbau ward noch nicht gedacht.

Viel bevölkerter und angebauter finden wir um dieſe Zeit das Rheinthal. Die Moräſte waren größtentheils ausgetrocknet; der Strom eilt in begränztem Bette dem See zu. Auf dem Moorlande ſtanden Wälder, meiſt Eigenthum des Königs. Neben rhätiſchen und römiſchen Anſiedlungen, erſcheinen rheinabwärts immer mehr deutſche Namen: der ſchmale, nie verſumpfte Thalſtrich, am Fuße der Bergeskette hin, lockte Einwandrer an ſeine friſchen Quellen, die von den Gebirgen herabrieſelten. Es waren dieß vielleicht Nachkömmlinge alter Celten oder Germanen, welche von den Rhätiern früher thalaufwärts gedrückt worden waren und die jetzt als Leibeigene mächtiger Herren oder der Gallezelle erſcheinen. Das Thal diß- und jenſeits des Rheines führte den gemeinſchaftlichen Namen Rheingau. Zu den erſten deutſchen Plätzen, die hier angebaut wurden, gehört Altſtädten *) (Altstadium) und, an einem Mark- oder Gränzbache ſeines Bezirks der Hof Marbach. Auch der Flecken Rangkwil, der ſich ſo lieblich an den Waldſaum des beginnenden Hochgebirges lehnt, erſcheint ſchon zu Anfange des 7ten Jahrhunderts mit einem freien Landgerichte, deſſen Gerichtsbarkeit bis nach Seckingen am Rhein herunterreichte.

N. C. 709 — 724.

Bei dem erſten Aufſtande der Alemannen gegen die fränkiſchen Hausmajer ſcheinen die Bewohner des Bodenſee's ruhig geblieben zu ſeyn (709 — 712 n. Chr.). Sie hielten es mit Pipin gegen Herzog Gottfried von Alemannien; aber dieſer verheerte dafür alles Land um den See. Beſonders treu blieb den fränkiſchen Beherrſchern das helvetiſche Alemannien unterworfen. Unter ihrem Schutze wurden, ſelbſt an der unſichern Gränze der Aufrührer, neue Anſtalten für das Chriſtenthum begründet.

Die jetzt ſo liebliche Reichenau war damals (724 n. Chr.) noch ein von ſchädlichem Gewürme bewohntes Eiland, das in dem Gebiete eines auſtraſiſchen Landvogtes Namens Sintleoz (Sintlac, Sintlas, Sintloch) lag, der gegenüber, auf einer wahrſcheinlich von ihm benannten Burg (ſpäter Sandeck genannt) oberhalb Bernang am Unterſee, ſeßhaft war. Sie hieß ſchlechtweg die Aue, auch die Sintlas-Au **). Dorthin ſchickte der auſtraſiſche Hausmajer Karl Martel den helvetiſchen Biſchoff Priminius aus Pfungen oder Winterthur, um eine chriſtliche Pflanzſtätte zu gründen ***). Er war ihm von zwei mächtigen Alemannen Berthold und Nebi, einem Sohne Houchings und Enkel Gottfrieds von Alemannien, empfohlen worden. Der Biſchoff erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eiland von den Schlangen, und gründete eine Abtey. Wenn die Schenkung Carl Martells an dieſe Stiftung ächt iſt, ſo erſcheinen in dieſer Gegend um den Unterſee jetzt die ſchwäbiſchen Dörfer Marcolfingen, Alohespach (Allenſpach), Kaltebrunn Almanns-Montescurt (Allmannsdorf) und Erfmuottingen (Ermatingen), die dem neuen Kloſter mit Land und Leuten

---

*) Unter den vielen Donatoren erſcheint auch einer Namens Guad aus dem Nibelgau im J. 802. Neug. C. CXLIII.

*) Altſtätten heißt eine Ruine; wo der Name vorkommt, war allezeit früher eine römiſche Niederlaſſung.

**) Sintlouresauuia in pago Untresewar. Neug. C. CLXXXVIII. Dipl. Ludw. des Fr. von 816. Sintilleozas Auua noch im J. 903. C. DCXL.

***) Priminius war wahrſcheinlich auch ein Schotte.

vergabt wurden. Karl ſtellte das Stift unter den Schutz des Herzogs Luitfried von Alemannien und eines Grafen Beroald. Aber ſchon nach drei Jahren wurde Priminius von einem gebornen Feinde Auſtraſiens Theodebald Gottfrieds von Alemannien Sohn, gezwungen ins Elſaß zu fliehen (727 n. Chr.) und nach
N. C. 727. drei Jahren auch ſein Stellvertreter Hatto nach Helvetien verbannt. Aber Carl Martell verjagte den gewaltthätigen Alemannen und ſtellte Abt und Stiftung wieder her. Pipin und Carl der Große beſtättigten die alte Schenkung.

So ſehen wir innerhalb 125 Jahren an dem Seeufer, deſſen Wälder noch nicht gelichtet ſind, wo die alten römiſchen und rhätiſchen Städte alle in Trümmer liegen und nichts Neues an ihre Stelle getreten iſt, wo der Alemanne noch auf ſeine Fauſt lebt und niemand weiß, wer herrſcht und wer gehorcht, drei wohlgegründete Pflanzſchulen des neuen Glaubens aufblühen *). Zwar erſcheint der Wahrheit noch der gröbſte Aberglaube beigemiſcht, aber doch wäre es ſehr ungerecht und einſeitig geurtheilt, wenn wir ſchon in jenen erſten Anfängen eitel Pfaffenbetrug und Selbſtſucht vermuthen wollten. Ein Gallus, ein Columban, ein Johannes von Conſtanz, ein Priminius waren gewiß von reinem Eifer für die heilige Sache begeiſtert, die ſie im Ganzen und Großen begriffen hatten. Sie dachten nicht an ſich ſelbſt; auch bei der Gründung ihrer Pflanzſchulen dachten ſie noch nicht an die Schenkungen der Großen, die dieſen ſo bald und ſo reichlich zugefloſſen kamen. Als der h. Gallus Gonzo's Geſchenke zu Arbon den Armen austheilte, ſprach ſein Schüler Magnoald zu ihm: „Vater! hier habe ich noch ein ſilbern Gefäß, mit eingegrabnen Bildern ſchön geſchmückt: willſt du, ſo ſtell' ich es bei Seite, damit wir es beim heiligen Meßopfer gebrauchen mögen!“ Mein Sohn,“ antwortete Gallus „gedenke an das Wort Petri, das er zu dem Gichtbrüchigen ſprach, der Geld von ihm verlangte: Gold und Silber haben wir nicht. Du, daß du nicht, uneingedenk des heilſamen Beiſpiels erfunden werdeſt, ſorge, daß dein Gefäß den Armen gegeben werde. In ehernen Gefäſſen pflegte mein Lehrer Columban das Meßopfer darzubringen, ehern waren die Nägel, mit denen der Erlöſer am Kreuze geopfert ward.“ Dieß war die Geſinnung jener Männer. Aber dieſelben Hände, die das Gold von ſich wieſen, ſchämten ſich der harten Feldarbeit und andrer Geſchäfte nicht, welche die Wohlthat geſelliger Bildung für dieſe finſtern Gegenden vorbereiteten: Mönche treiben Viehherden aus, Mönche gehen am Pfluge; Mönche pflanzen Obſtbäume, ſpannen die Seegel aus und zwingen den ſtürmiſchen See; Mönche ſtehen am Ufer mit dem ſelbſtgeflochtenen Netze, und theilen den Hungrigen den Fang aus.

Zugleich mit den Kloſtern ſteigen auch neue Wohnungen weltlicher Herrn am See empor. An ſeiner un- N. C. 750.
terſten Zunge ſpiegelt ſich auf den ſüdlichen waldigen Hü- f.
geln ein Flecken und Pallaſt in den Waſſern, der vom deutſchen, vielleicht uralten Namen des See's, den ſeinigen, Bodam (Potamum, potama, Bodemen, Bodmann) führte. Es war eine Luſtwohnung der fränkiſchen Könige. Noch ſüdweſtlicher, am Schluſſe des Zellerſee's, wo der Rhein ihn wieder verläßt, ſtand bei dem jetzigen Eſchenz, vielleicht auf römiſchen Grundmauern, das ländliche Schloß eines mächtigen Alemannen, Gotzbert. Beide Orte werden zuerſt in der Verfolgungsgeſchichte des frommen Abtes von St. Gallen, des edeln Alemannen Othmar genannt. Dieſer, von den Verwaltern Alemanniens, den Gaugrafen Warin und Ruthard und dem Biſchoffe Sidonius *) in Conſtanz verfolgt und gefangen, wurde von Lambert, einem ungerathenen Mönche ſeines Kloſters, des Ehebruchs beſchuldigt und vor das Gericht des Biſchoffs geſtellt. Zu reden gezwungen antwortete er: „Ich bekenne gern, daß ich viele große Sünden begangen haben mag; wegen dieſer Beſchuldigung aber rufe ich Gott, der in mein Innerſtes ſchaut, zum Zeugen.“ Die Synode verurtheilte ihn dennoch, und er wurde nun im Gefängniſſe des Fleckens Bodam, nebem dem königlichen Pallaſte, mit Einſamkeit und Hunger gequält. Nur heimlich und bei Nacht brachte ihm ein treuer Bruder ſeines Kloſters Nahrung. Endlich wurde er von dem feindſeligen Fürſten ſeinem ſtillen Verehrer Gotzbert anvertraut, auf deſſen Inſel Stein er ungeſtört frommen Uebungen oblag, aber bald dort ſtarb und als Gefangener dort beerdigt wurde (759 n. Chr.). Nach zehn Jahren holten die Mönche St. Gallens ſeinen Leichnam, den man unverweſt fand, in ihr Kloſter ab; ſein Gefängniß ward in eine Capelle verwandelt. Das

---

*) Conſtanz erzog ſchon eingeborne Miſſionäre einen Mummolin und Ebertramn (Neug. Ep. p. 39.)

*) Dieſer ſoll auch ſonſt ein Barbar geweſen ſeyn, und namentlich die von Biſchoff Ehrenfried in der Abtei Reichenau (deren Aebte beide waren) zurückgelaſſene codices, zum Privatgebrauche verwandt haben. Neug. Ep. Neug. Ep. p. 79.

Kloſter zog die ihm entriſſenen Beſitzungen wieder an ſich, der Biſchoff Sidonius, der den Stuhl von St. Gallen uſurpirt hatte, war am Altare des h. Gall mit der Ruhr geſchlagen worden, und jählings geſtorben; 100 Jahre nach ſeiner Verurtheilung wurde der fromme Othmar heilig geſprochen. —

Nach Unterwerfung Landfrieds und der andern Alemanniſchen Aufrührer, gab Carl Martell Auſtraſien und Schwabenland, zuſammen Alemannien genannt, ſeinem Erſtgebornen Karlmann (727 n. Chr.) gegen den der Herzog Theodebald noch eine Zeitlang ankämpfte. Nach des letztern Tode vernichteten die Hausmajer Karlmann und Pipin alle Herzogsgewalt in den Provinzen (750 n. Chr.): nur Rhätien erſcheint mit dem neuen Titel: curiſches Herzogthum. Bis hieher war die Verfaſſung folgende geweſen:

Unter den vier Herzogthümern des fränkiſchen Reichs Alemannien, Franken, Bayern und Sachſen, war Alemannien das mächtigſte, von den deutſchen in der Landesſprache ſchon damals Schwaben genannt. Es begriff mehrere Grafſchaften (pagos, comitatus) unter ſich, die wieder in Zenten (Huntar, Marken) getheilt waren. Das ſchwäbiſche Ufer des Bodenſee's hieß das Linzgau und erſtreckte ſich fünf Stunden landeinwärts; zuweilen ſcheint auch das Rheingau zum Linzgau gerechnet worden zu ſeyn oder floſſen doch die Gränzen in einander, denn Höchſt am Einfluſſe des Rheines in den See, das zu Ende des 8ten Jahrhunderts genannt wird, lag im Linzgau. Sonſt kommen noch das Arbon-gau und der Gau Unterſee (Unthar see N. C. CCCXIV.) als pagi vor. Doch waren dieſes wie das Hegäu, das Kleggau wohl nur große Zenten. Bei Bodmann ſchloß ſich das Linzgau, und fing die Bertholdsbaar an, welche die ſüdliche Abdachung des Schwarzwalds begriff; an ſie ſchloß ſich die Focholtesbaar bis gegen Ulm. In dieſer Gegend mehr öſtlich, lag auch das Nibelgau, von dem Flüßchen Nibel (ſo heiſſen die vereinigten Bäche Eſchach und Aach) ſo genannt und früher fälſchlich in der Gegend von Feldkirch geſucht. Im Nibelgau lagen die Höfe Leutkirch, Wangen, Memmingen und Biberach. Das Albegau (Algäu) zog ſich nach der Gegend von Kempten hin. Um den Fluß Argen (Arguna) war das Argungau.

Jede Gaugrafſchaft hatte ihren Gaugrafen; jede Zent ihren Zentrichter, ſchon im 8ten Jahrh. Schultheis (Sculthaisso) genannt. Alle wichtigen Staatsverwaltungsgeſchäfte beſorgten Jene, alle geringen dieſe. Viermal jährlich viſirten königliche Commiſſäre

dominici), ein Biſchoff und ein Graf, die ſämmtlichen Ver
zuweilen wurden auſſerordentliche Verwalter vom Könige in
ſſchaften geſchickt, Kammerboten (nuntii camerae) oder
afen genannt. Alle 14 Tage ſaß der Gaugraf und ſein Stell-
r unter freiem Himmel zu Gericht und nahm dazu aus der
rſchaft zwölf Beiſitzer. Zeugen, Eidſchwüre, Feuer- und Waſ-
en, auch der Zweikampf entſchieden. Gegen Blutrache, wenn
kauft war, ſchützte der Graf. Die Klöſter waren von den
ſen unabhängig, urſprüngliche Herrn über ihre Güter und
ene. Ihre Schirmvögte, deren ſie in jedem Gau, wo ſie
ngen hatten, Einen aufſtellen, deſſen Amtsdauer vom Klo-
ſtand abhing, übten mit dem Abte oder Biſchoff die Gerichts-
im Kloſterbezirk, ertheilten Lehen, entſchieden über Krieg,
n vor Gericht und im Nothfalle durch geſetzlichen Zweikampf
chte des Kloſters.

ndrecht waren die alemanniſchen Geſetze, nur in Rhätien ließ
römiſche Recht nicht verdrängen. In Alemannien ließ ſich
mit Geld büßen; der Reichere war dadurch Herr über das
der Armen; erſt durch die fränkiſchen Reichsverordnungen
die Todesſtrafe allgemeiner. Die Verträge wurden vor
Gerichte geſchloſſen. Die urkundliche Sprache war noch im-
e lateiniſche.

as Volk beſtand aus Freien und Leibeigenen (Leuten).
waren im Beſitze des Lands, der Gewalt, der Ehre: aus ih-
ſtand das Königsheer. Einen Mittelſtand bildeten die Freien,
freiwillig zu Zinsleuten der Klöſter machten; um ſich vor
edrückungen der Groſſen zu ſichern, ſchenkten ſie einem Stift
t, nahmen es als Lehen von ihm zurück und zahlten jährlichen
Vieh, Eiſen, Leinwand, öfter Früchte). Sie ſanken bald in
ſtand der Leibeigenen herab. Die Leibeignen machen den Herrn
d urbar und bauen ihren Flecken; ſie waren Hirten, Sennen,
zimmerleute. Jeder beſitzt eine Hube, von der er Bier, Brod,
ieh, Eyer auch häufig Käſe und Friſchlinge (junge Schweine)
s entrichtet; dazu frohnt er 3 Tage in der Woche, der
mit Feldarbeit, das Weib mit Weben und Stricken.

er Herr kann dieſe Leute mit der Hube vertauſchen, verſchenken,
en, zu Lehen geben. Ein Leibeigner kann ſeine Freiheit erkaufen,
ſchuldeter Freier kann Leibeigner werden. Sanct Gallen hat im
ahrh. ſchon über 100 Leibeigne, die theils im Kloſter Handwer-
ben, theils als Hirten und Sennen die äuſſre Familie bilden.

hunderts meiſt von den Händen der Knechte neuangelegt Lindau, (Lintauuia, Neug. C. LIX.) Romanshorn, Langenargen (Argona Neug. C. LIV.) Thüringen (Duringae Neug. Cod., XVII.) Otherſchwang (Athorinswanic Neug. IV.) Fiſchbach (N. LXXI.) Bermatingen Bermuatingae. (N. LXXIV.) Mittinbach (Mitten bei Waſſerburg.) (N. CXXII. vergl. CCXC.) Waſſerburg (Wazzarburuc.) (N. LXXXIIIV.) Wangen, Oeningen (N. CIII.) Eſchenz, Wil (Neug. XVIII.) als Höfe (curtes) mit Aeckern, Wieſen, Waiden, Wäldern. Die Gebäude ſind weitläufig: Wohnhaus, Saal, Spaicher, Keller, Werkſtätte, Viehſtälle, jedes brauchte und hatte ſeinen eignen Bau. Die Huben (Hoba, mansus) ſind kleiner und nur von leibeigenen Familien, aber auf ihre eigene Rechnung, angebaut *).

Das Kloſter Sanct Gallen erhielt wichtige Vergabungen von Vater, Sohn, Enkeln und Urenkeln Einer gräflichen Familie: Agilolf, Aſulf, Berthold, Chadalo, Wago, Ata, Regiſind. Dieſe vermachten dem Stifte das von ihren Vorältern gegründete Kloſter Marchthal mit andern 30 Höfen und Huben. Dieſe Edeln halten einige für die Altvordern der Grafen von Montfort, die angeblich noch zu Ende des 13ten Jahrh. in jenen Gegenden Beſitzungen hatten.

Nach Aufhebung der Herzogsgewalt ſchalten die königlichen Kammerboten in den Provinzen, beſonders als Verwalter der Einkünfte, die aus jährlich auf der Maienverſammlung beſchloſſenen und dem Hausmajer übergebenen Geſchenken der Fürſten und Edeln beſtanden; im Uebrigen lebte der König von ſeinen Ländereyen: ſeine Länderbeſitze mit Unterdrückung anderer groſſer Landesbeſitzer auszudehnen, war ſein Hauptbeſtreben.

IV. Der Bodenſee unter den Carolingern.

nach Chr. 800 — 900.

Carl der Groſe, der ſich zum Herrn des fränkiſchen Reichs gemacht, ſuchte in dieſem, ſo gegliederten und verwalteten Alemannien, zuerſt feſten Fuß zu faſſen. An dieſen Mittelpunkt ſollten ſich alle germaniſche Völker zu

N. C. 800 f.

---

*) Hobam I, hoc est XL jugera, curtem cum domo. Urk.' vom J. 904 N. C. DCXLV.

iſche Frauen; Schwaben ſind ſeine beſten Kämpfer gegen Sach-
nd Baiern, und leiteten in ſpätern Zeiten noch daher das edle
cht, die erſten in des Deutſchen Königes Heer die Schlacht
en zu dürfen. Der eifrige Schutz, den Carl der Große den
rn angedeihen ließ, führte ihn in unſere Gegend und zeigte
efeiertes Haupt dem Bodenſee. Als er nach Rom ging, ſich
miſche Kaiſerkrone aufzuſetzen, kehrte er mit ſeiner Gemalin
gard in Conſtanz *) ein, ließ die Mönche von Conſtanz und
t Gallen vor ſich, und gewährte beiden ſchriftliche Freihei-
en letztern namentlich das Recht, ſich ſelbſt ihre Aebte zu wäh-
Aber der Biſchoff Johann von Conſtanz behielt den St. Galli-
Freiheitsbrief und verfälſchte ihn; ſo daß St. Gallen erſt unter
g dem Frommen zu ſeinem Rechte kam.

ſanct Gallen wurde im übrigen reich von Carl begabt; doch
s bis dahin dem Geiſte ſeines Stifters treu, und verſchmähte
eltlichen Prunk; denn als Carl ſeinen vatermörderiſchen, un-
n Sohn, den häßlichen Zwerg Pipin beſtrafen wollte, wußte
kein ſchlimmeres Gefängniß anzuweiſen, als die Zelle des h.
die ihm „ärmer und enger vorkam, als alle andere Oerter des
Reiches."

eſonders lieb war ihm das Kloſter auf der Au im Unterſee **),
ngſt unter einer friedlichen Reihe von Aebten blühte. Hilde-
Bruder, ein Abkömmling vom Alemannen Gottfried, Ge-
vom Buſſen (auf dieſem Berge ſtand ſein Schloß), einer
erführer und Schwager Carls des Großen, hatte dieſes Stift
beſchenkt, und als er in der Hunnenſchlacht gefallen, war ſein
m nach der Au geführt und dort begraben worden (798 v. Chr.).
hin zog der Biſchoff Egino v. Verona, ein geborner Ale-
und blutsverwandt mit Carl dem Großen, baute da die un-
le und die Kirche des h. Petrus, und ſtarb daſelbſt im Jahr
Carl ſchenkte (wenn die Urkunde ächt iſt) dieſem
ſogar den königlichen Flecken Ulm. N. C. 809.
e beſondere Verwaltung Alemanniens hatte Carl

Conſtanz heißt er ſchon beſtimmt eine Stadt, ihre Cathedrale
iſt die Marienkirche. Diplom vom 8. März 780. Neug. C.
XVIII. (die 2te Kirche S. Stephani erſcheint ums J. 1125. Neug.
DCCCXLVII.).

Daß das Kloſter einſt ächte Privilegien von Carl dem Gr. beſeſ-
ſ. Neug. Cod. I. p. 169. not.

Das Land war noch immer von den Gränzen des Rheins, der Donau und des Maines eingeſchloſſen. Doch galt auch Helvetien, wo die fränkiſchen Könige große Erwerbungen gemacht, zum Theil als alemanniſch, ſogar bis an die Reuß.

Um dieſe Zeit erblühte in unſerer Gegend ein Geſchlecht, das wir nach hundert Jahren zur Herzogswürde Alemanniens ſich emporſchwingen ſehen: das Geſchlecht der Burkharde. Als ſein Stammvater iſt ein ungenannter Hausmeiſter Carls des Groſſen anzuſehen, deſſen Sohn Hunfried im Anfange des 9ten Jahrhunderts, Rhätien und Iſtrien verwaltete und bald Graf, bald Herzog genannt wird. Nach ſeinem Tode fiel die Verwaltung Iſtriens ſeinem ältern Sohne Burkhard, die unſres Rhätiens dem jüngeren, Adalbert, zu. Die Würde Adalberts erregte den Neid des benachbarten Grafen vom Argengau, Ruodpert, deſſen Muhme Hildegard, die Mutter Ludwigs des Frommen, war. Er benutzte ſeine Verwandtſchaft mit dem Kaiſer, und verſchaffte ſich die Erlaubniß, jenen Adalbert aus ſeiner Verwaltung zu vertreiben. Man griff zu den Waffen. Aber Adalbert hatte aus Iſtrien von ſeinem Bruder Burkhard Unterſtützung erhalten, griff ſeinen Gegner bei Zizers an, und ſchlug ihn in die Flucht. Ruodpert ſuchte ſich durch die Schnelligkeit ſeines Roſſes zu retten, er ſtürzte im Fliehen und gab vom Sturze ſeinen Geiſt auf. Da handelte Adalbert, wie ein chriſtlicher Held ſoll; er erbarmte ſich über den Leichnam ſeines Feindes, legte ihn auf eine Bahre und ließ ihn nach Lindau tragen, wo er ihn mit allen geziemenden Ehren beſtattete. Dieſen Adalbert macht die Sage zum Gründer des uralten Fräuleinſtiftes zu Lindau. Er war auch Graf im Thurgau und Aergau und ſtarb im J. 846. Sein Sohn Adalbert, der Erlauchte, war noch unter Carl dem dicken Graf in der Bertholdsbaar und im Thurgau. Der Sohn dieſes zweiten Adalberts, Burkhard, heißt Fürſt und Graf der Alemannen; und Burkhard der Enkel und der Urenkel werden mit der Herzogswürde in Alemannien bekleidet. Ja Hermann der Lahme nennt ſchon den erſten Burkhard Herzog.

Ein andres, weltberühmtes Geſchlecht, das der Welfen nahm auch um dieſe Zeit und zwar in unſrer Gegend ſeinen Urſprung. Der erſte Welf, den wir kennen, war ein angeſehener Graf Carl des Groſſen. Sein Enkel, ein Sohn Ethiko's, auch Welf mit Namen, war Gaugraf im Argengau am Bodenſee vom J. 850 — 858. Der Nachkomme dieſes letztern im ſiebenten Gliede war Herzog Welf

des Geſchlechts war Altdorf bei Ravensburg. Am Ende des zehnten Jahrhunderts war Conrad, ein Welfe, Biſchoff von Conſtanz. Doch zurück zu unſern Carolingern.

Ludwig der fromme, Carls Sohn, liebte unſre N. C. 814. f. Gegend *); er pflegte hier der Jagd- und Landluſt auf den königlichen Maierhöfen; in ſeinem Pallaſte zu Bodoma (Bodman) am See feierte er im J. 839 Oſtern. Seine zweite Gemahlin Judith war aus einem edlen ſchwäbiſchen Hauſe.

Ueber Alemannien entſtand die erſte Fehde unter Carls Nachkommen; und nachdem Ludwig im Kriege mit ſeinen Söhnen geſtorben war, und Lothar, der älteſte, ſeine Brüder unterdrücken wollte **) ließ Ludwig II., die Sachſen, Thüringer und Alemannen ſich huldigen. Der Bodenſee wurde Zeuge dieſes Bruderkrieges. Lothars Heer wurde bei Bregenz „auf rhätiſchem Boden" geſchlagen, und Ludwig vereinigte ſich mit ſeinem Bruder Carl. Beim endlichen Frieden erhielt Ludwig II. Alemannien bis an den Rhein (843), und ließ ſich jetzt in den Urkunden N. C. 843. König der Alemannen nennen. Dieſes alemanniſche Königreich übergab er noch lebend (im J. 865) ſeinem N. C. 865. jüngſten Sohne Carl dem Dicken, der ſich nach des Vaters Tode, und langen Kriegen mit ſeinen Brüdern, bei der Theilung des Reiches (n. Chr. 875.) den Beſitz deſſelben bis an die Alpen ſicherte. Und dieſes Alemannien gab dem römiſchen Reiche ſeinen Kaiſer. Carl hielt ſich gerade im Lande auf, als die Nachricht von ſeines Bruders Ludwigs III. Tode (881.) ihn mit ſeinen Alemannen zum Aufbrechen vermochte. Er eilt in Lombardei, wird Herr Italiens und vom Senat in Rom zum Kaiſer ausgerufen. Geſandte laden ihn auch auf den erledigten Frankenthron und Carl verläßt Italien.

Zu Alemannien war ihm das Reich der Welt zuge- N. C. 881. fallen, in demſelben Lande wurde ſein Sturz vorbereitet. Er war krank aus Italien zurückgekommen; nur halb geneſen begab er ſich an den Bodenſee auf ſein Schloß Bodman im Oktober 881 (Potamus um dieſe Zeit in den Urk. genannt. N. C. DXVI. etwas ſpäter im J. 905 palatium Potamicum DCLIII.); hier mußte er ſich einer Operation am Kopfe unterwerfen; an Leib und Seele geſchwächt, zog er dann gegen die in Norddeutſchland eingedrungenen Normannen und machte ſich durch einen unglücklichen Feldzug und ſchimpflichen Frieden verächtlich.

---

*) ſ. beſ. ſeine Diplome zu Gunſten Reichenau's v. J. 816. Neug. C. CLXXXVIII. und St. Gallens v. 817. CXCI.

**) Kurz nach einander erſchienen, von den Liedern der Mönche begrüßt, der Knabe Carl der Dicke und Lothar, der älteſte Bruder als ephemere Herrn Alemanniens zu Reichenau.

In Alemannien hauste indeſſen ſein vertrauter Rath Luitwart, Biſchoff von Vercelli, als ein Tyrann und ein Wüſtling; die Alemannen erhoben ihre Klagen ohne Scheu; der Kaiſer mußte Luitwart verſtoßen. Dieſer, voll Erbitterung, ging zu Carls Feinden im Reich: Franken, Thüringer, Sachſen, baieriſche und alemanniſche Fürſten empörten ſich. Arnulph, ein natürlicher Sohn Carlmanns, ein tapfrer Mann, wurde von den Fürſten auf den Thron erhoben. Beide Könige kamen nach Frankfurt vor die Fürſten. Aber alle gingen zu Arnulph über und in drei Tagen war der Erbe von Carls des Großen Weltmonarchie, er, den die Mönche aus Schmeichelei auch Carl den Großen genannt hatten, was er freilich leiblich war: — dieſer Carl war zum hungrigen Bettler geworden, der den Erzbiſchoff von Mainz um Speiſe und Trank anflehen mußte. Die Fürſten gewährten ihm einige Höfe Alemanniens, und da er den Mönchen immer „demüthig gehorcht, unaufhörlich Gebete und Pſalmen geſungen, milde Almoſen reichlich ausgetheilt und auf Gottes Gnade unermüdet gebaut *)“ ſo zog er, im Unglücke getroſt oder unempfindlich, in die Nähe der frommen Stifter, wo er oft unter großer Vertraulichkeit mit den Mönchen gelebt hatte: er wohnte jetzt 5 Meilen vom See zu Neidingen in der Bertholdsbaar und diente hier Gott andächtig, bis zu ſeinem (vielleicht gewaltſamen) Tode (13 Jan. 888.)

N. C. 888.

Seine Leiche trug man nach der Reichenau; auf dem Wege ſchien ſich der Himmel zu öffnen und ein Lichtſtrahl fiel auf die Bahre. Er wurde in der Hauptkirche neben dem Altare der Jungfrau Maria begraben. Cadold, den Biſchoff von Novara, den Bruder des Luitwart, der den Kaiſer geſtürzt, jammerte des Todten; er ſtiftete ihm auf der Au mitleidig eine Gedächtnißfeier.

Obgleich die Alemannen mit Carls des Dicken Herrſchaft zufrieden zu ſeyn nicht Urſache hatten, ſo empörte ſie doch die ſchmähliche Behandlung, die er von ſeinen Gegnern erfuhr und ſein jämmerlicher Tod. Am Bodenſee ſtellte ſich ſein Blutsverwandter der Graf des Linzgau's

Linzgau's und Argengau's Ulrich, und Bernhard der Abt von St. Gallen an die Spitze der Misvergnügten; ſie unterſtützten den Sohn des entthronten Kaiſers, Bernhard, der Rhätien und Alemannien überfiel. Aber der Herzog von Rhätien, Rudolph, vertrieb ihn im J. 890 aus dem erſtern Lande, und erſchlug ihn im folgenden Jahr. Ulrich büßte ſeine Empörung mit dem Verluſte ſeiner Würde und ſeiner Güter, die der Abt von Reichenau, Hatto erhielt. Später kam Ulrich wieder zu Ehren, und alle Ungnade blieb auf dem Abt von Sanct Gallen laſten, der auch wirklich vom Stuhle ſteigen mußte und Salomo zum Nachfolger erhielt. — Um die Mitte dieſes Jahrhunderts war der Alemanne Ratold oder Radolph, Egino's Nachfolger im Bisthum von Verona, gleich dieſem, in die Heimath zurückgekehrt und baute am Unterſee eine Zelle, aus welcher in der Folge die Stadt Radolphszell erwuchs. Er ſtarb im J. 874 und wurde dort begraben.

Geiſtescultur am See.

N. C. 800 ff.

In dem 9ten Jahrhundert waren die geiſtlichen Stiftungen durch reiche Gaben ſchnell gewachſen; aber das religiöſe Leben wurde dadurch nicht gefördert, der Zwieſpalt der königlichen Brüder theilte ſich auch den Stiftern mit und ſie hatten darunter zu leiden. Die Klöſter bekamen Streit untereinander, die Mönche mit den übermüthig und hart gewordenen Aebten. Das weltlichſte Streben offenbarte ſich in Conſtanz, das auf die Huld Carls des Großen trotzte. Auch das ärmere St. Gallen hob ſich jetzt aus ſeiner Niedrigkeit und machte ſich beſonders, von Carl dem Dicken begünſtigt, wieder von Conſtanz unabhängig. Unter der thätigen Aufſicht des Abtes Gozbert ſtieg im J. 830 die neue ſtattliche Kloſterkirche empor, dann auch die übrigen Kloſtergebäude. Den Riß des für ſeine Zeit prächtigen Baues bewahrt die Kloſterbibliothek noch auf den heutigen Tag. „Man ſieht, ſchreibt ein fremder Augenzeuge davon, an dem Neſte wohl, was für Vögel drin wohnen! Sieh nur die Kirche und das Kloſtergebäude an, und du wirſt dich über meinen Bericht nicht mehr wundern.“

Die Lebensweiſe der Mönche blieb indeſſen einfach; ſie lebten nach der Regel des h. Benedicts von Capua, die Othmar anſtatt der des h. Columbans eingeführt hatte, die aber für das nördliche Gebirgsland ſehr hart war. Ohne italiſche Früchte und Wein mußten ſie in ihren kalten Wäldern von Bier, Nuß und Hülſenfrüchten ohne Fleiſch leben, nach italieniſcher Weiſe zu Bette gehen und zweimal

---

*) Worte des Chroniſten Regino ad a. [illegible].

des Nachts im Chor ſingen. Ihr Oberkleid war ſchwarz, die Kutte weiß, der Bart kurz, die Haare lang, mit runder Platte. Das Gelübde der Armuth kannten ſie jedoch nicht, nur das des Gehorſams. Zu Kloſtergeiſtlichen wurden Freie, ſeltner Leibeigne, ungern Hochadlige angenommen. Geſchäfte und Einkünfte waren unter die Kloſterbeamte getheilt. Verbrüderte des Kloſters waren oft Könige, Biſchöfe und Grafen. Die Einfalt der Lebensart beförderte das geiſtige Leben im Stifte.

Und wirklich fing dieſes Kloſter an, die Pflanzſchule der Gelehrſamkeit für die ganze gebildete Chriſtenheit zu werden, und das Licht der Wiſſenſchaft leuchtete vom Ufer unſers See's in das dunkle Europa hinein.

Der königliche Erzkanzler Grimoald, ein Gelehrter und großer Beſchirmer der Gelehrten, brachte ſeine lezten Lebensjahre daſelbſt zu, wo er ſtarb und begraben ward (822 n. Chr.) Der Mönch Hartmut hatte eine Menge theologiſcher Werke geſchrieben, als Abt ſchmückte er den Tempel von außen und innen und legte den Grund zur Kloſterbibliothek. Ein berühmter Lehrer dieſer Zeit war der Mönch Iſo, der nach Burgund berufen im J. 871 zu Granval ſtarb. Drei ausgezeichnete Männer gingen aus ſeiner Schule zu S. Gallen hervor: der erſte iſt der Mönch Notkar der Stammler, angeblich aus dem Geſchlechte der von Elk, ein Mann, ſchwach von Leib, aber ſtark von Geiſte; er ſang in deutſcher und lateiniſcher Sprache, und der lateiniſche Urtext des allverbreiteten Liedes: „Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen“ wurde von ihm, als er in der Wildniß im Martinstobel eines plötzlichen Sterbefalls Augenzeuge war, gedichtet. Er eignete ſeine Lieder dem Erzkanzler Karls des Dicken zu und machte dieſen dadurch zum Wohlthäter des Kloſters; Notker ſtarb im höchſten Lebensalter, 912 nach Chr. Der zweite Schüler Iſo's war der Mönch Ratbert, ein ernſter, ſtrenger Stubengelehrter († 903); der dritte Tutilo, ein Dichter, Muſiker und kunſtreicher Arbeiter in Schnitzwerk, ein Mann von Athletengeſtalt, wandrungsluſtig, weithin der Länder und Städte kundig, aber durch ſeinen tugendhaften Wandel eine Zierde des Stiftes. Seine Leibesſtärke brauchte er, um Aergerniß zu verhindern und Räuber zu beſtrafen. Etwas ſpäter blühte der Abt Hartmann, der geiſtreiche Tonſetzer Waltram, der berühmteſte Schönſchreiber in Deutſchland, Sintram.

Im Allgemeinen verſtand und las man in St. Gallen Deutſch, Latein und Griechiſch, übte ſich in der Dicht- und Redekunſt, der Logik, Muſik, Sternkunde, Arzneykunſt; zeichnete, malte, ſchnitzte, verfertigte Kunſtwerke in getriebener Arbeit. Den Unterricht in der Muſik hatte den Mönchen ein von Carl dem Großen nach Metz berufener und in St. Gallen erkrankter Römer ertheilt. Eine Hauptbeſchäftigung war das Bücherabſchreiben auf die zum feinſten Pergament verarbeiteten Häute ihrer wilden Thiere (in den Wäldern hausten noch immer Bären). Die merovingiſchen und lombardiſchen Schriftſchnirkel gingen allmählig (ſeit 820) in die edlere carolingiſch-römiſche Schrift über. So entſtanden noch heute bewunderte Prachtwerke voll Kunſt, bei welchen ſie ſich einander in die Hände arbeiteten. Das Verdienſt dieſer Bücherabſchreiber für theologiſche, claſſiſche und vaterländiſche Literatur kann nicht genug anerkannt werden.

Die deutſche Sprache *) fing erſt an in dieſem Jahrhunderte geſchrieben zu werden, zuerſt in kleinen Wörterbüchern, dann in überſezten Sätzen, dann im Vaterunſer, im Glauben, in Predigten. Die früheren Runen hatten lateiniſchen Buchſtaben Platz gemacht. Die St. Galliſchen Mönche waren die erſten, die die vaterländiſche Sprache ausbildeten: Ratbert machte ein deutſches Volkslied auf den h. Gall.

Die Schulen St. Gallens theilten ſich nach Reichsgeſetzen in äußre, für Fremde und Laien, in innre für künftige Mönche. Die Ruthe, bei Kloſtergeiſtlichen die Geißelung, iſt eingeführt. Die Lehrer ſtanden mit den Gelehrten und Großen des Jahrhunderts in ſtetem Briefwechſel.

Conſtanz kam dem Befehle Carls des Großen, daß in allen Klöſtern Knabenſchulen errichtet, Grammatik, Geſang und catholiſche Literatur gelehrt werden ſollte, nicht ſo raſch nach. Der Biſchof Egino ſorgte für koſtbare Bücher, Salomo I. war der Lehrer des berühmten Otfried; daß ſie aber Schulen gehalten oder geſtiftet, wird nicht geleſen. Erſt im Anfang des 10ten Jahrhunderts erhielten zum geiſtlichen Stande beſtimmte Jünglinge nothdürftigen Unterricht vom Collegium der Canoniker, und vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts findet man keine ordentlichen Lehrer zu Conſtanz.

Deſto früher keimte die Blüthe gelehrter Bildung auf der Rei-

---

*) In Rhätien war das Latein großentheils Landesſprache (wahrſcheinlich wo heutzutag das Romaniſche herrſcht). *Omnes Romani et Alamanni* ſagt eine Urkunde vom J. 920. Neug. C. DCCV).

Schule errichtet werden und die Freigebigkeit vieler edlen Männ auch aus der Ferne hatte für eine Bibliothek von Büchern aus ve ſchiedenen Sprachen geſorgt, die ſich immer vermehrte und bis a die neueſten Zeiten den Schatz der Abtei ausmachten. Namentli hatte ein Angelſachſe Namens Edelfried, der Mönch auf der Au g worden war, ſie mit Büchern ſeiner Landesſprache bereichert. Ab an dieſen Schätzen vergriff ſich der Biſchof Egino von Conſtanz, w einſt Sidonius gethan. Die Mönche der Au pflegten beſonders a der lateiniſchen Dichtkunſt, die ſie freilich barbariſchen Formen u dem Reime zu gehorchen nöthigten. Einer der ausgezeichneter Gelehrten war der Abt Hetto, zugleich Biſchof v. Baſel, (um 80 ein Vertrauter Carls des Großen, der ihn auch zu einer wichtig Sendung nach Conſtantinopel verwandte.

Nachdem Hetto an Erlebald, Wetin und Reginbe vortreffliche Schüler gebildet, legte er ſeine beiden Aemter nie und lebte bis zu ſeinem Tod als bloßer Mönch auf der Au. In Folge blühten Tatto, und vor allen Walafrid Strabo, ein manne von niedrer Geburt, in ſeiner Jugend Zuhörer des berü ten Rabanus Maurus zu Fuld, ſeit 842 Abt auf der Au; er ſch ſehr viele Werke in ziemlich reiner Proſa und in antiken Ver Ihm verdanken wir das Leben S. Gallus und Othmars und da unentbehrliche Hauptzuge der Zeitgeſchichte. Sein Kloſter war dankbar gegen ihn; den faulen Bäuchen ſeiner Mönche wäre es ber geweſen, wenn er weniger ſtudiert und ſich mehr um ihr le ches Wohl bekümmert hätte. Sie ſezten ihn ab und er wand ins Exil nach Fuld; ob er je in ſein Kloſter zurückgekehrt, iſt u wiß *). Wahrſcheinlich ſtarb er auf einer Reiſe nach Frankreic J. 849. Sein Schüler Ermenrich und viele andere Gel gingen noch aus der Au hervor.

Von dieſer Gelehrſamkeit in den Kloſtermauern ſtrahlte mehr in die weite Ferne aus, als ſich in die nächſten Umgebu verbreitete. Wenigſtens ſcheinen die Verſuche jener frommen gelehrten Männer, das Volk an den Seeufern ſittlich und rel zu bilden, mit wenig Erfolg gekrönt worden zu ſeyn; hart wie derben Leiber, hart wie der ſteinigte und waldige Boden, de urbar machen ſollten und ſchwer zugänglich dem lebendigen Gla war der Sinn dieſer rohen Alemannen. Dieß klagt Rettl

---

*) So Goldaſt. die ganze Sage beſtreitet Neug. Episc. p. 154 —

nicht ſo lange her, daß König **Karlmann** (im J. 743) ein Geſetz zu geben genöthigt war, das heidniſche Misbräuche um 15 Schillinge ſtrafte. Die niedrige Taxe beweiſt die Häufigkeit der Vergehung. Dennoch arbeiteten in ganz Alemannien, beſonders noch immer **ſchottiſche**, Miſſionaire, Nachfolger des h. Gallus, ein Fintan, ein Euſebius und andre, unermüdet. Mit dem Anbau des harten Bodens gieng es raſcher vorwärts. Die Ufer des Bodenſee's ſchritten im 9ten Jahrhunderte fröhlich in der Cultur fort.

Sanct Gallen war weit herum der volkreichſte Platz; von mehr als hundert Kloſtergeiſtlichen, zweihundert Leibeigenen, vielen Studierenden und Verpfründeten bewohnt. Es beſaß Mühlen, Bierbrauereien, einen Arzenei-Wurzgarten, ein Gaſthaus; Werkſtätten, Wirthſchaftsgebäude, Viehſtälle umgaben das Kloſter; ſein Umkreis füllte das ganze Thal. Neben dem Kloſter läuft bis Arbon der **Waltramsberg**, den die Römer, von Arbon aus durch den Thalriß geſehen, wegen ſeiner runden Kuppe mons rotundus nannten, ein Name, den er lang in Urkunden behalten und die ſpätre Zeit in **Rotmonten** verkürzt hat.

Auch unmittelbar am Ufer des Bodenſee's drang die Cultur überall durch. Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts wird das edle Gewächs, das mit ſeinen Ranken jetzt den ganzen See umſchlingt, einheimiſch an ſeinem Ufer, und ſein lichteres, hoffnungsvolles Grün tritt an die Stelle der finſteren Wälder. Auch die Anpflanzung der Rebe verdanken wir dem Kloſter St. Gallen, denn freie Zinsleute deſſelben auf dem Hofe **Goldach** im Arbonerzent trieben zuerſt den Weinbau; bald darauf (um 796) erſcheint derſelbe auch um das dem Kloſter eigene Dorf **Steinach**, das ſchon eine Capelle und eine Schiffslande hat.

Die ſämmtlichen Seeufer füllen ſich jetzt mit Höfen
und Heimathen, in deren Namen allen man — freilich N. C. 800 f.
manchmal mit Mühe — die jetzigen Ortſchaften wieder
erkennt.

Zu den ſchon genannten geſellen ſich**) am linken Seeufer unterhalb Bregenz: **Lutaraha** (Lautrach); **Hohunſtati**, eine große Villa am Rheine, die Bruck, Gaiſſau, Fußach, St. Johann-

---

[*] Dura viris, et dura fide, durissima gleba. (Sc. Gans.)

[**] Aus den Urkunden bei Neugart (Cod. Diplom.) vom Verfaſſer zuſammengeleſen.

(Rheinsgemünd, wo jetzt Alten-rhein) umfaßte. Ferner Steinaun (Steinach), Coldann (Goldach), Rorſcacum (Rorſchach), Salmaſach, wo einſt Salomo I. ein regulirtes Chorherrnſtift gegründet, das aber ſchon von Salomo III. nach Conſtanz verlegt worden war, aus Furcht vor den Ungarn; Uzzinwilare (Utwil), Chezziwilare (Keßwil), Gutininga (Güttingen), Lanſalahe (Landſchlatt), Mamburon (Mammern); wo der Rhein dem Unterſee entſtrömt iſt Stammhaim (Stammheim), Steinigunecka (Steinegg), Manen (Maningen). Die Ufer des Unterſee's haben wir ſchon im vorigen Jahrhundert bevölkert geſehen. Das rechte Ufer des Oberſee's hinauf erſcheinen neu: Walewis (Walwies), Rammisperage (auf einem hohen Berge, 3 Stunden von Ueberlingen, jetzt Ruine) Marakdorf (Markdorf) und der Keranberg oder Görrinberg (Gerenberg), Manunzella (Manzell), Buachiborn (Buchhorn), Tetinanc (Tettnang), Wangun (Wangen), Liutchurichun (Leutkirch), Wazzerburuc (Waſſerburg), jetzt ſchon mit einer Kirche, Liubilaa (Lieblach) bei Linthowe (Lindau), das ſchon ein bedeutender Ort iſt.

Im Rheinthale blühen außer den früher genannten eine Menge theils deutſcher, theils rhätiſcher Orte; die vornehmſten ſind: Flumines (Flums), Amidis (Ems), Campeſias (Gambs) mit einer Kirche; ſeine Alp astra Kaesara läßt ſich ebenſowohl vom Alpenkäſe, als von den Castra Caesaris ableiten. Weiter: Meilis (Mels), Senovio (Schniſis), Quadravedes oder Quaradaves (Grabs), in deſſen Nähe im Walde Salectum (Salez) ums J. 884 ein Alderam lebt; in Pugus (Buchs) verkauft ein Manno im J. 854 um zehen Schillinge einen Baumgarten. Nur hundert Jahre ſpäter (in einer Urkunde des J. 967) erſcheint in dieſer Gegend ſchon das Geſchlecht als Gutsbeſitzer, das ſpäter unter dem Namen der Grafen von Montfort die ganze Gegend mit ſeiner Macht und ſeinem Ruhm erfüllt.

Im eigentlichen Rheingau, Ringowe genannt, dieſem zum Theile neu den Sümpfen des Rheines abgewonnenen Lande, beſaß die königliche Kammer die Waldungen zu Kobel, Dieboldsau, Balgach und Widnau, die ſich bis an den Berg Kamor erſtreckten. In Altſtädten (Altſteti) und Marbach

oder Berenwang (Bernang?) gehörten dem Geſchlechte, das nachmals Montfort hieß; ein Conſtanzinesweiler iſt verſchwunden. Feldkirch mit einer Kirche kommt vor im J. 909. Ueber dem Rhein erſcheint Luſtenowa (Luſtnau) als Curtis regia unter Carl dem Dicken, und Thornbiura (Dornbüren). Der hohe Säntis taucht aus dem Nebel dieſer alten Zeiten zuerſt ums Jahr 868 auf, unter dem Namen Mons Sambiti, und noch im Jahr 1155 heißt er alpa Sambatina *). Der Bodenſee führt dieſen Namen (Lacus podamicus) zuerſt in der Gränzſcheidungsurkunde vom J. 890 **).

Die Beſitzungen der Kloſter dehnten ſich auch über das ganze Thurgau, über Zürich, den Schwarzwald, das Breisgau, das Donauthal aus. St. Gallen allein beſaß damals an eignen und zinſenden Gütern 160,000 Jaucharte, 1723 Körſe zinſeten ihm.

Das Verhältniß der Leibeigenen war noch wie im vorigen Jahrhundert. Sie erhielten nicht leicht die Freiheit, wenn ſie nicht Prieſter wurden. Ihre Abhängigkeit von den Freien iſt der Urſprung der niedern Gerichtsbarkeit; die der Freien von den Gaugrafen, der Urſprung der höhern. Die Klöſter übten die leztere durch einen Schirmvogt aus.

Die meiſten Pfarrkirchen jener Zeit und Gegend entſtanden, wenn ein Herr oder ein Kloſter für ſeine Zinsleute und Leibeigene ein Bethaus in Form eines Schopfes bauen ließ, in deſſen Mitte Taufſtein und Altar, mit Gold, Silber und Seidenzeug verziert, ſtanden. Sie ließen dann einen Prieſter weihen. Dieſer, mit Liegenſchaften, frommen Opfern, erſt ſpäter durch den Zehenten bezahlt, wohnte an dem Ort, ſagte den Nachbarn Pſalmen und Taufgebete auswendig her, und las ihnen (wenn er Latein leſen konnte) des h. Auguſtins Homilien vor. Sein Oberkleid war von weißer Leinwand. Die Biſchöfe predigten oft ſelbſt; für den Pabſt ward öffentlich gebetet, und er beſtättigte die Freiheiten der Klöſter.

Soldat war nur der Freie; Armuth allein befreite dieſen vom Kriegsdienſt. Die Klöſter ſtellten gute Mannſchaft (St. Gallen 666 Mann, aus allen Gauen Alemanniens zuſammengepreßt), erhielten Liegenſchaften dafür, und gaben den Kriegern Lehen oder Geld. Reiche Klöſter ſchenkten überdieß dem Könige jährlich zwei

---

*) Wahrſcheinlich mündete der Rhein damals mit mehreren Armen in den See.

*) Neug. Cod. CCCCXLIX und DCCCLXVI.

**) ib. DXCVI.

Gallen that beides.

So viel von Cultur und Sitten dieſes Zeitraums.

V. Der Bodenſee unter dem Saliſchen und dem Sächſiſchen Hauſe.

Nach Chr. 900 — 1150.

1. Biſchof Salomo von Conſtanz.

Nach Carls des Dicken Tode verſchwand die Weltmonarchie, und nur Deutſchland blieb auf kurze Zeit einem Zweige vom Stamme Karls des Groſſen. Arnulph, nachdem er mit Alemannen die Normänner angegriffen, und Rom geſtürmt, erkrankte N. C. 899. und ſtarb nach der Rückkehr. Sein zarter Sohn Ludwig das Kind hielt in Alemannien Volksverſammlungen und Gerichte (901), aber der Königsname war nicht ſo mächtig, die einbrechende Verwirrung vom Reiche abzuhalten. In dieſer Lage mußten die einzelnen Bezirke ſich ſelbſt helfen. Für den Bodenſee war der rechte Mann von der Fürſehung gefunden. Ein junger, reicher Edelmann des Landes, frühzeitig Waiſe, im Kloſter Sanct Gallen von Iſo ſorgfältig und zum Gelehrten erzogen, Schulfreund jener berühmten Schüler, hatte ſich unter Ludwig dem Deutſchen zum gewandten Höfling herangebildet und war ſein Hofcapellan d. h. Ausfertiger der königlichen Diplome geworden. In der Hoffnung Abt zu werden, ſchlich er ſich in S. Gallen ein, that dort im J. 889 Profeß, kehrte dann zu ſeinen Hofämtern zurück, ſtürzte bei Arnulph den Abt Bernhard, der ein unehlicher Sohn Karls des Dicken war, und erſchien auf einmal als Abt von Sankt Gallen; unmittelbar darauf ſezte er ſich auf den erledigten N. C. 890. Biſchofsſtuhl von Conſtanz unter dem Namen Salomo III. So waren beide angeſehene Stifter wieder vereinigt. Der neue Abt-Biſchof war einer von jenen Ulyſſes-Charaktern, die um die Wahl der Mittel wenig verlegen, wenn die Hinderniſſe beſeitigt ſind, und das Ziel erreicht iſt, edlere und uneigennützigere Geſinnungen zeigen, als man ihnen zugetraut. Er führte das Regiment mit beſſern Künſten, als die waren, durch die er es erworben hatte. Denn er trat alſobald vor dem königlichen

Sanct Gallens gegen die Anmaßungen Ulrichs des Jüngern, Gaugrafen im Linzgau zu wahren. Hier wurden die Gränzen zwiſchen dem Thur- und Rheingau erneuert. Sie zogen ſich aus dem Bodenſee im Thalwege des Rheins bis an Monſtein hinauf, deſſen Name von dem Halbmonde ſtammt, den ſchon König Dagobert, wahrſcheinlich als Gränzzeichen einem Felſen einhauen ließ, den längſt ein Steinbruch weggenommen hat. Von dort liefen ſie aufwärts vom Rheine bis Schwarzunegla (Schwarzeneck im Appenzell), von wo das Schneewaſſer nach der Seite des Bodenſee's herabrann, wo die Zeugen ſtanden. Das Rheinthal von Monſtein bis Blatten gehörte zum Linzgau, wie es ſchon vor 300 Jahren zu Dagoberts Zeiten war. In der Urkunde heißt der See Podamicus; als Namen des Rheinthals kommen vor Cobolo (der Kobelwald) Balgaa (Balgach), Eichibach (der Eichelbach), Thiedpoldesaua (Diepoldsau) und die unbekannten Hermentines, Idirinesowa und Serienespach.

Unter Ludwig dem Kind, der S. Gallen auf alle Weiſe begünſtigte, bereitete Salomo dem Stifte den Beſitz der Abtey Pfeffers vor (905 — 909 n. Chr.). Hohe Reiſende N. C. 905 f. beſuchten jezt das Kloſter und beſchenkten es reichlich. Inzwiſchen ſtieg ein ſchweres Gewitter aus der Ferne über dem weiten Horizont unſerer Seeufer empor. Ludwig war kaum zwanzigjährig geſtorben. Sein Nachfolger, ein Sohn des oſtfränkiſchen Grafen Conrad und durch ſeine Mutter Glismuetha ein Enkel Arnulphs, war gewählt, aber noch nicht anerkannt. Da erſchienen an Deutſchlands öſtlichen Gränzen die Ungarn, die zuerſt Arnulph unvorſichtiger Weiſe herbeigerufen, ein wildes Nomadenvolk. „Sie ſind kleine Männer mit tiefliegenden Augen — ſo berichten Zeitgenoſſen — ihr Anſehen iſt gräßlich; auf leichten Pferden, die ſie nie verlaſſen, umſchweben ſie die ſchwerbewaffneten Gegner und ſchießen furchtbare Pfeile von hörnenen Bogen; ſie ſind eben ſo ſchnell im Ueberfall als in verſtellter Flucht; ſie leben nicht wie Menſchen, ſondern wie das Vieh, freſſen rohes Fleiſch und trinken das Herzblut ihrer Feinde:“ Dieſe Barbaren ſtürzten auf Sachſen, Bayern, Thüringen; ein alemanniſch fränkiſches Aufgebot fiel unter ihrer Wuth; endlich bedrohten ſie Alemannien. Conrads Gewalt war noch nicht befeſtigt; jeder Stand war an Selbſthülfe gewieſen. Da verbanden ſich des Reiches Kammerboten in Alemannien, die Brüder Erchan-

ger *) und Berchtold, die mit Herzogsgewalt herrſchten und um den Bodenſee wohnten mit Herzog Arnulph von Baiern. „Wir haben Eiſen und Schwerter, entgegneten ſie den trotzigen Abgeſandten der Hunnen, und fünf Finger in der Fauſt“; und hieben
N. C. 913. in einer blutigen Schlacht am Inn das ganze Hunnenheer zuſammen.

An dieſe Einfälle der Ungarn in Deutſchland knüpft ſich eine ſchöne Sage unſrer Seegegend. Unter den im Noricum von den Ungarn gefangenen Deutſchen befand ſich auch ein Graf vom Argengau und Linzgau, Namens Ulrich. Dieſes alte Geſchlecht führte ſeinen Urſprung auf Gottfried von Alemannien zurück, und war mit Karl dem Großen ſeitenverwandt: denn Hildegard, die Urenkelin jenes Gottfrieds, war Karls Gemahlin; ihr Bruder, deſſen Sohn und Enkel, drei Ulriche, waren Grafen im Argengau (787—862). Der Urenkel des erſten, Uzzo, und deſſen Sohn Ulrich IV., heißen auch ſchon Grafen von Brigantium; das Geſchlecht ſoll aus der Fremde an den See gewandert ſeyn, und hier von Carl dem Dicken mehrere Beſitzungen, darunter Bregenz, Ueberlingen und Buchhorn, erhalten haben. Ludwig der Deutſche nennt Ulrich III. († 978) in einer Urkunde ſeinen Enkel. Aus dieſem Geſchlechte nun war jener todtgeglaubte Ulrich. Seine trauernde Gemahlin, Wendilgard, hatte ſich unter der heiligen Wiborada zu St. Gallen einem geiſtlichen Leben geweihet. Alljährlich aber kam ſie nach Buchhorn, das nach den vielen dort ausgefertigten Urkunden damals ſchon ein bedeutender Ort geweſen zu ſeyn ſcheint, und feierte dort das Andenken an ihren Eheherrn mit andächtigem Gebet und frommen Werken der Mildthätigkeit. Als ſie dieſes Trauerfeſt das viertemal zu Buchhorn beging, trat unter andern Bettlern ein Mann vor ſie und begehrte zur Gabe ein Kleid. Als ſie nun, zwar unwillig über ſeine Frechheit, doch ihm daſſelbe darreichte, ergriff er die Hand der Gräfin, drückte ſie an ſich und küßte ſie der widerſtrebenden. Die Diener eilten auf ihn zu und ſchlugen ihn mit Fauſtſtreichen, Wendilgard aber ſchwankte zurück und rief ſeufzend: „Ja, an dieſer Frechheit erfahre ich erſt, daß mein Herr Ulrich todt iſt!“ Da erwehrte ſich der Bettler der Streiche, warf ſein wildes Haar aus dem Angeſichte zum Halſe zurück und rief: „Ich habe genug Streiche in der Fremde ausgeſtanden; ſo ſchaut doch her, und erkennet euren Ulrich!“ Dazu wies er ſeiner Gemahlin eine wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard, als aus dem Schlaf und rief: „das iſt mein Herr, der liebſte aller Menſchen!“ So fielen ſie ſich in die Arme und herzten ſich unter dem Jubel der Diener. Auf einmal trat der Graf zurück: er hatte den Schleier auf dem Haupte ſeiner Gemahlin erblickt, und rief: „Sprich! wer hat ihn dir aufgeſetzt?“ Sie antwortete: „der Biſchof.“ „Von Stund' an, ſprach Ulrich, darf ich dich nicht mehr umarmen.“ Aber Biſchof Salomo entband die treue Frau des Kloſtergelübdes; Wendilgard kehrte zu ihrem geliebten Gemahl zurück, und empfieng einen Sohn von ihm. Sie ſtarb an dieſer Frucht ihrer erneuten Ehe; das Kind mußte von ihr geſchnitten werden. Der Vater opferte das theure Pfand Gott im Kloſter Sanct Gallen. Der Sohn wurde Burkhard genannt, in der Kloſterſchule wohl erzogen und in der Folge zum Abte des Stiftes gewählt.

Als die ſiegreichen Kammerboten an den Bodenſee heimgekehrt waren, wurde ihnen der gebührende Lohn nicht zu Theil. Schon früher (um 893) hatte König Arnulph alle Gunſt dem Biſchof Salomo zugekehrt und ihn mit Schenkungen aus dem Gebiete der Kammerboten, namentlich mit Liegenſchaften um Podamum (das jetzt ein Städtchen heißt), bereichert. Daraus entſtand Haß und Neid, ja ſelbſt bewaffneter Streit. Einſt kamen die Kammerboten heimlich über den Bodenſee gefahren, und wollten den Biſchof in S. Gallen fahen. Dieſer, gewarnt, hatte ſich im wilden Turbenthale (Turbatum, vallis turbata in Urk. jener Zeit) das die Tös durchtobt, verborgen. Damals wurden die Kammerboten gefangen und nur auf Salomo's Fürbitte von Arnulph begnadigt.

Kurz vor dem Ungarnkrieg, im December des Jahrs 911 hatte König Conrad den Biſchof in Conſtanz beſucht, und ergötzte ſich mit Luſtfahrten auf dem Bodenſee. So ſchiffte er nach Arbon, ritt gen S. Gallen und ſezte ſich zu den überraſchten Mönchen traulich ans Mahl. Der König beſchenkte die Abtey reichlich, ließ ſich unter die Mitbrüder aufnehmen, ſchlief in Arbon und fuhr wieder über den See nach Bodmann, von wo aus er das Kloſter, zum Schaden und Aerger der Kammerboten, noch reichlicher begabte. Der Biſchof hatte dieſe, ſeine Gäſte, ſchon früher durch Prahlereien erbittert, und in Conrads Gegenwart, beim Feſtmahle mit einem unwürdigen Scherze gekränkt; denn er ſchickte ihnen bärtige Hirten

---

*) So heißt er und ſein Bruder: Perehtold, Urk. v. J. 909. N. C. DCLXXIII., beides waren nach derſelben Urkunde Grafen. — Anderswo heißt jener Erchengarius (DCXCI).

mit Jagdgeſchenken in Staatskleidern zu, und lachte mit der ganzen Tiſchgeſellſchaft, als die Fürſten vor den Knechten aufſtanden und ihr Haupt entblößten. Dieſer Hohn, nach jenen Zeiten gemeſſen, war ſo groß, daß der König als Vermittler aufſtehen mußte.

Der Zorn über jene Beleidigung wuchs bei den Kammerboten, als ſie im Bewußtſeyn ihrer Thaten aus dem Kriege zurückgekehrt waren. Sie beſaßen in Stammheim ein von ihnen erbautes Schloß; von hier aus verheerten ſie im Grimme die neuen Beſitzungen des Biſchofs, unbekümmert um ſeine Klagen. Da begegnete eines Tages der Biſchof ſelbſt auf einem Luſtritte den Fürſten und ihrem Gefolge (911 n. Chr.) redete ſie mit Vorwürfen an und erinnerte ſie an ihre Begnadigung durch K. Arnulph, die ſie ihm verdankten. Da unterbrach ihn Luitfried, der junge Schweſterſohn des Kammerboten, und rief: „Soll der verfluchte Mönch ſich gegen Euch rühmen, Ohme? und ihr wollt ihn leben laſſen?“ damit zog er ſein Schwert und hätte es gegen den Biſchof gebraucht, wenn ihm die Andere nicht in den Arm gefallen wären. Dieſe faßten des fliehenden Biſchofs Pferd am Zaum; einer ſeiner Knechte ward im Getümmel erſtochen. In einer Herberge hielten ſie Rath über ihren Gefangenen; die mildere Meinung ſiegte über den tobenden Luitfried, der brüllte, daß dem Feinde die Augen ausgeſtochen, die rechte Hand ſollte abgehauen werden. Der Biſchof wurde auf einer ſchlechten Mähre auf Dieboldsburg gebracht, wo Bertha, Erchangers Gemahlin hauste *). Vor den Thoren zwangen ihn die Kriegsknechte, den Pförtnern die Füße zu küſſen. Aber Bertha, die ſtolze und ſtrenge Frau, bei der ihm die Feinde ein hartes Gefängniß zu bereiten glaubten, ſchlug, als ſie die That vernommen, ahnungsvoll an ihre Bruſt und ſprach: „das iſt der Tag, der unſern Ehren vor Gott und Menſchen ein Ende machen wird.“ Sie ſchmückt Kirche und Altar, bereitet Baldachin und Teppiche, geht dem Biſchof weinend entgegen, faßt ſeine Hand und bittet um den Friedenskuß. Die Kriegsknechte ſahen darin einen böslichen Hinterhalt, und der Biſchof ſelbſt, dem mit ſeinen zwei begleitenden Prieſtern ein ſtärkendes Bad bereitet worden war, als die Thüre des Schlafgemaches ſich hinter ihm ſchloß, that kein Auge zu und war bei jedem Schall der Trompete, bei jedem Schrei der Wächter des Todes gewärtig. Aber am andern Morgen beſucht ihn Bertha, von einer einzigen Magd begleitet, ſie führt ihn zum Mahle, ſie ſpeist mit ihm aus Einer Schüſſel und bricht den Biſſen mit ihm.

Während dieß auf Dieboldsburg geſchah, faßten die Brüder einen kühnen Entſchluß. Im Hegau, drei Meilen vom Bodenſee, ragt ein ſteiler hoher Fels auf weiter Ebene über die ganze Gegend hervor. Niemand weiß, wer zuerſt auf ſeiner Spitze eine Burg erbaut oder ihr den Namen Twiel gegeben hat. Dorthin wandten ſich die Kammerboten, befeſtigten den Berg bei Tag und Nacht und führten Lebensmittel zuſammen. Da gedachte Berthold, umringt von vielen Lehensleuten und Bundsgenoſſen, der alten freien Zeit, und ließ ſich auf der hohen Veſte zum Herzoge von Alemannien ausrufen *).

Aber die Rache war den Friedensſtörern leiſe und unbemerkt nachgeſchlichen. Siegfried, ein Neffe des Biſchofs, ſammelte die Edelknechte von Conſtanz und St. Gallen und überraſchte die Brüder, die, um ſicherer zu ſeyn, in dichten Waldungen ſich aufhielten, im Schlafe, ſammt ihrem Vetter Luitfried. Gebunden führte er ſie vor die Dieboldsburg und drohte ſie im Angeſichte der Burg an drei Galgen zu hängen und von der Sonne braten zu laſſen, wenn der Biſchoff nicht freigegeben würde; doch dieſen hatte Bertha, als ihr Gemahl ihn nach Twiel abforderte, ſchon in der vorigen Nacht durch ein Hinterpförtchen aus der Burg entfliehen laſſen; ja ſie ſelbſt war ihm weinend nachgefolgt. Die Beſatzung hatte die Burg und das am Fuße derſelben gelegene Städtchen (Bohlingen) fliehend verlaſſen. Da trat Salomo Frau Bertha an der Hand, uner-

---

*) Nach den Umſtänden dieſer Erzählung in den Caſus des Eckehard, kann jene Burg nicht wohl eine andre ſeyn, als das heutige Schrotzburg oberhalb Bohlingen in der Höri. Man hat die Dieboldsburg im Allgau ſuchen wollen: allein wenn man die Kürze der Zeit bedenkt, in welcher ſich dieſe Begebenheiten ereigneten, ſo iſt es phyſiſch unmöglich, daß man Salomo dorthin konnte geführt haben. Die Schrotzburg lag dem Sitze der Kammerboten (Twiel) ganz nahe in einer waldigen Gegend; alſo ganz geeignet, einen geheimen Gefangenen zu verbergen. Das Geſchichtbuch erzählt uns, daß die Burg nach dieſem alsbald zerſtört (zerſchroten) wurde. Sie verlor hierdurch ihren Namen und wurde von den Landleuten nur die verſchrotene d. i. die gebrochene Burg benannt; und der Name blieb ſelbſt, als ſie ſpäterhin (wahrſcheinlich durch die Herren von Schienen) wieder erbaut wurde.

Anm. eines Dritten.

*) Nach einer andern Nachricht hatte König Conrad ſelbſt vorher Twiel vergebens belagert, und die Kammerboten hätten bei Wahlwies eine Schlacht gegen die wider ſie aufgebotenen Alemannen gewonnen und ſich dem Berthold als ihrem Herzog unterworfen.

wartet aus dem Stadtthor den Seinigen entgegen. Ein alemanniſches Volkslied empfieng ihn, deſſen Anfang war: „Heil Herro, heil Liebo!“ und eine unzählige Menge ſchloß ſich dem Zuge an. Die Stadt ſchirmte der Biſchoff um Bertha's willen; er war in Allem freundlich gegen ſie geſinnt; ja er erlaubte ihr, den gefangenen Gemahl ohne Zeugen zu ſchauen. Als nun dieſer, mit Ketten belaſtet, vor ihr ſtand, umfaßte ſie ihn ohne ein Wort zu ſprechen und fieng an zu weinen, bis ein Strom von Blut ihr aus der Naſe drang. Den Biſchoff, der hereingetreten war, rührte ſo plötzlicher Glückswechſel ſelbſt am Feinde; frei von Leidenſchaft und Rachſucht ertheilte er dem unglücklichen Paare, das vor ihm niedergeſunken war, ſeinen Seegen und, ſo viel an ihm war, Verzeihung. Die Gefangenen wurden auf die von ihnen ſelbſt befeſtigte Burg Twiel gebracht. Unerbittlicher war König Conrad. Als dieſer, der in Frankenland zu Felde lag, an einem Morgen die Nachricht von der Mishandlung des Biſchoffs, ſeines Freundes, durch ſeinen Diener erhielt, ſprang er vom Bette auf, verlor die königliche Faſſung und ging bei Seite zu weinen. Schnell wurde von ihm eine Fürſtenverſammlung berufen, die den Fürſten das Leben abſprach; ihre Güter wurden einem tapfern und vornehmen Alemannen mit Namen Burkhard, deſſen Geſchlecht wir oben betrachtet haben, geſchenkt, der vielleicht als Verräther der Kammerboten thätig geweſen war, und ebenderſelbe, früher ein hartnäckiger Feind des Königes, wurde bald mit dem wiederhergeſtellten Herzogthum Alemannien belehnt. Sein Vater Burkhard, auch Alemannenfürſt (ſ. oben) war durch Verräther gefallen, vielleicht unter Erchingers Mitwirkung; dadurch wurde Burkhards Betragen entſchuldigt. Der Biſchoff Salomo ſuchte vergeblich ſeinen gefangenen Feinden das Leben zu retten. Conrad, obgleich mit den Schuldigen verſchwägert, blieb unerbittlich, und ſie wurden nach Adingen (Oetingen an der Wernitz? oder Hattingen im Hegau? oder Aldingen?) geführt und dort, auf Burkhards Betrieb und Befehl, alle drei enthauptet. Bertha, deren Eigenthum der Biſchoff ſorgfältig abgeſchieden, behielt ihr Leibgeding, die Veſte Twiel.

Der ſchmähliche Tod ſeiner Gegner ging dem Biſchoff Salomo zu Herzen und ließ ihm keine Ruhe. Weinend trat er vor die Fürſtenverſammlung, ein ſtrenger Ankläger ſeiner ſelbſt, begehrte und erhielt Urlaub zu einer Wallfarth nach Rom, dort ſeine Sünden zu büßen. Ob er die Reiſe perſönlich vollbracht, oder, durch die Kriegsunruhen abgehalten, ſich des Pabſtes Verzeihung und die Beſtätigung der Freiheiten St. Gallens durch Geſandte geholt habe, darüber ſind die Nachrichten nicht einig.

Ein neuer Einfall der Ungarn bedrohte um jene Zeit auch Alemannien wieder, erſtreckte ſich jedoch nicht bis an den See.

Unter Salomo blühte das Kloſter als Gelehrtenſchule fort, er ſelbſt war in allen Fächern der damaligen Gelehrſamkeit wohl bewandert, ein guter Prediger, ein eifriger Biſchoff. Mit Hülfe ſeiner alten Mitſchüler beſorgte er ein großes, encyklopädiſches Wörterbuch (vocabularium Salomonis) das ſich aus heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern über alle Fächer des menſchlichen Wiſſens verbreitete. Durch Grimoald, Hartmut und Salomo vermehrte ſich die Kloſterbibliothek bald auf 100 Bände aus allen Fächern.

Salomo's ſchöne, große Leibesgeſtalt flößte Ehrfurcht ein; er war ſtreng und mäßig gegen ſich ſelbſt, und trank wie ſein Vorfahr, der h. Gallus, nur Quellwaſſer, aber er trank es aus einem ſchweren, goldenen, reich mit Edelſteinen verzierten Becher; in ſeinem Schlafgemach ſtand ein Waſſerbecken von herrlicher, getriebener Arbeit, wahrſcheinlich ein Kunſtwerk des griechiſchen Alterthums. Pracht aller Art kehrte unter ihm in St. Gallen ein. Aus dem fernen England kam eine Geſandtſchaft vom weiſen König Athelſtan und ſchloß für ihren Herrn Brüderſchaft mit St. Gallen. Salomo, der ſeltene Mann ſtarb ums J. 920 n. Chr. und ward im Dome zu Conſtanz begraben.

2. Herzog Burkhard, und ſeine Nachfolger.

Um dieſe Zeit fingen die Gau- oder Amtsgrafſchaften Alemanniens an, durch die Lehensherrſchaft erblich zu werden, und ſchon unter den Franken und den Carolingern theilten ſich allmählig die Länder unter verſchiedene Fürſtenhäuſer *).

N. E. 916. 8.

Im Elſaß, in Rhätien, im helvetiſchen Alemannien kommen Fürſten (duces) vor. Ein ſolcher war der neue Herzog Burkhard

---

*) Eines der erſten Beiſpiele, daß ein Gaugraf den Namen von ſeiner Grafſchaft führe, findet ſich am Bodenſee. Eine Urk. vom J. 965 bei Neug. (C. DCCLXV) nennt einen comes Chuono de Oningen (Oeningen). Häufige Benennungen vom Beſitz findet man erſt in den Urkunden vom Ende des 11ten Jahrh. an. (etwa vom J. 1083) Zu Anfang des 10ten Jahrh. erſcheint als Graf des Argengau's Ulrich des Linzgau's Conrad, des Nibel- und Rheingau's Adalbert des Thurgau's Adalbert d. J. Sohn des Erlauchten.

von Alemannien (916 n. Chr.). Der erſte ſeiner Ahnherren, den man kennt, war, wie wir wiſſen, unter Carl dem Großen Markgraf über das curiſche Rhätien und den Seebezirk. Daſſelbe Gebiet verwaltete jetzt Burkhard, und der Sitz der Herzogsgewalt war an den jetzt ſchon heitern und fruchtbaren Ufern des Bodenſee's. Er hatte Würde und Güter unmittelbar vom König; unter ihm hielten die Grafen, die Vögte und ſeine Abgeſandten unter freiem Himmel, unter einer Eiche oder Tanne, vor der ganzen Verſammlung der Freien Gericht mit ihren Schöffen. Das Land blieb unter ſeiner Verwaltung vor den Hunnen ſicher, die Burgunder wurden abgewehrt, und eine Tochter Burkhards, Bertha, die hochgelobte Spinnerin, ward Königin von Burgund (922).

Der Nachfolger Königs Conrad, der Sachſe Heinrich I., verwüſtete Alemannien, wegen Burkhards Verbindung mit Burgund. Dieſer unterwarf ſich und mußte Herzogthum und Güter zu Lehen vom Könige nehmen, wurde aber Statthalter des Königs, beſonders über die Klöſter, denen er nicht ſonderlich hold war. Er zog mit Burgund nach Italien und ſtarb dort durch Meuchelmord.

Während deſſen fielen die Ungarn wieder ins Land, und erſchienen, nachdem ſie Augsburg lange belagert, mit Sturmeseile am Bodenſee: dem Kloſter St. Gallen verkündete erſt der aufſteigende Rauch und geröthete Himmel die Nähe der Mordbrenner.

In Eile ließ Abt Engelbert zwei feſte Schlöſſer bauen, das eine an der Sitter, das andere über dem See auf der Halbinſel Waſſerburg; dorthin ſandte er Knaben und Greiſe des Kloſters mit der Weiſung, im See als der ſicherſten Freiſtätte, auf wohl verſehenen Schiffen zu leben. Bücher wurden nach Reichenau, die Schätze auf das Caſtell an der Sitter geflüchtet. Der Kern der Mönche mit eilig verfertigten Harniſchen, Keulen, Schilden und Bogen warf ſich dem Abt Engelbert, der den Harniſch über die Kutte angezogen hatte, an ihrer Spitze in die Burg an der Sitter. Nur die heiligen Jungfrauen in St. Mangs Clauſe, entſchloſſen zu ſterben, und ein blödſinniger Mönch, welcher klagte, daß ihm der Kloſterkämmerer das Leder zu den Schuhen vorenthalten habe, in denen er fliehen könnte, blieben zurück. Am 1ſten Mai des J. 925 erſchienen endlich die Ungarn. Der blödſinnige Mönch kam ihnen ergötzlich vor und ſie ſchonten ſeiner. Zwei von ihnen beſtiegen ſogleich den Thurm, wo ihnen das vergoldete Bild des h. Galls entgegenblickte, fielen aber, ehe ſie es erreicht, zu Tode. Die Heiden lagerten ſich darauf im Graſe, ſchmauſeten rohes Fleiſch und berauſchten ſich im Wein; nach dem

Male

[illegible] ſie zu ihren Göttern, und Heribald der Mönch mußte mit ſchreien. Eben wollten ſie ihren Dollmetſcher, einen gefangenen Prieſter, ſchlachten, als ihre erſchrockene Vorhut ſie vor der Nähe des Sitterſchloſſes warnte, und ſo brachen ſie eilig nach der Ebene auf, zündeten einige Höfe an, um in der finſtern Nacht eine Leuchte zu haben und verſchwanden rheinabwärts ſo ſchnell aus der Gegend, als ſie gekommen waren. Das einzige Opfer ihrer Wuth war die fromme Einſiedlerin, die h. Jungfrau Wiborade, in deren verſchloſſene Clauſe ſie, Schätze hoffend, eingedrungen waren, und die ſie, enttäuſcht und zürnend, mit ihren Spießen niedergeſtoſſen hatten.

Um Conſtanz herum hatten ſie alles verheert. Der Ort aber leiſtete ſiegreichen Widerſtand. Reichenau hatte alle ſeine Schiffe ans Land gezogen; den Rand der Inſel hielten glänzende Geharniſchte beſetzt; dieſer Anblick ſchreckte die Barbaren, und ſie zogen vorbei, ſengend und brennend den Rhein hinab.

Engelbert und ſeine Mönche kehrten nach St. Gallen zurück. Ein Ungar war im Lande geblieben, ließ ſich taufen und heirathete ein ſchwäbiſches Mädchen.

Alles Land um den See lag verwüſtet, Dörfer und Höfe verbrannt, dazu war das arme Land durch Burkhards Tod herzoglos geworden. Endlich erhielt Hermann I. ein Graf in Franken, den alemanniſchen Herzogshut (926.). Das Land, von den Ungarn hinfort verſchont, erholte ſich unter ſeiner weiſen und milden Verwaltung allmählig wieder, und der Fremdling that viel für die Cultur, die Sitten und Geſetze des ihm anvertrauten Schwabenlandes. Er vermählte ſeine Tochter Ida mit Luithold, dem Sohne Otto's, ſeit 936 Königs der Deutſchen, und ſtarb das Jahr nach dieſer Vermählung. Seine Leiche ward in der Kapelle des h. Kilian auf der Reichenau beigeſetzt. N. C. 948. Hermann galt für den weiſeſten und klügſten ſeines Volkes, war ein Wohlthäter der Kirchen und Klöſter, baute auf den ungariſchen Brandſtätten, beförderte den Handel mit dem Süden. Durch ihn erhielt Rorſchach vom Könige Markt- und Münzrecht, (Neug. C. DCCXXIX.) und St. Gallen die italiſchen Zölle.

Daß Hermann in einer Fehde mit dem Linzgauer Grafen Lindau eingeäſchert, und Bregenz geſtürmt, iſt eine Fabel. Der Hof Lindau brannte im J. 918 ab, wahrſcheinlich aber durch Zufall.

Nach Hermanns Tode (der zu St. Kilian auf der Reichenau begraben war) wurde ſein Schwiegerſohn Luithold mit Einſtimmung aller Fürſten zum Herzog von Alemannien erhoben, mußte jedoch nach ſeiner Empörung gegen ſeinen Vater Otto dieſe Würde niederlegen; Burkhard II. *), Burkhards des erſten Sohn wurde mit dieſer Würde bekleidet, (954 n. Chr.) und des Königs Bruder, Heinrich, Herzog in Baiern, gab ihm ſeine ſchöne und geiſtvolle Tochter Hadewig zur Gemahlin. Sein Herzogsſitz war Twiel, das vielleicht nach Bertha's Tode dem Reich heimgefallen war.

In dieſe Zeit iſt die Entſtehung ummauerter
N. C. 951 f. Städte zu ſetzen, hervorgerufen durch die Nachbarſchaft der Ungarn, die endlich mit der Drohung nach Alemannien herausbrachen, daß ihre Roſſe Flüſſe und Seen austrinken und ihre Hufen die Städte zertrümmern wollten. Dieſer Schrecken gab Wil, Altſtädten, Rheinau, Stein am Rhein, Conſtanz, vielleicht auch Arbon und Biſchofszell ſeine Mauern. Auch die Stadt St. Gallen nahm ſo ihren Anfang, indem Abt Anno anfieng, einen Graben um die Wohnungen zu ziehn, und rundum eine Mauer mit 43 Thürmen aufzuführen; aber als das Werk eine Elle hoch über die Erde aufgeſtiegen war, ſtarb er (1 Dec. 954).

Die Ungarn wurden vom Könige in der berühmten Schlacht auf dem Lechfeld aufs Haupt geſchlagen (955), daß ihrer 100,000 fielen und ſie nicht wiederkehrten. In dieſer Schlacht führte Herzog Burkhard II. die 7te und 8te Schaar, die aus Alemannen beſtanden.

Derſelbe half dem König Otto in der Lombardey, bis der Sieg ihm die römiſche Kaiſerkrone feſt aufs Haupt ſetzte (965). Dieſer große und ſiegreiche Kaiſer, der Deutſchland zum Mittelpunkte von Europa gemacht, kam im Jahre 973 mit ſeinem jungen Sohn Otto, der in Sanct Gallen erzogen worden war, an die Ufer des Bodenſee's und beſuchte Conſtanz (wo er den Biſchof Conrad, den Welſen, einſt ſeinen römiſchen Reiſegenoſſen, beſuchte) und die Reichenau, worauf er ſeinen Weg nach Helvetien ins Kloſter Einſiedeln fortſetzte. Noch in demſelben Jahre ſtarben der große Kaiſer, der Herzog Burkhard und der fromme Biſchof Ulrich
N. C. 973. von Augsburg faſt auf Eine Zeit.

3. Die Herzogin Hadewig.

Nach Herzog Burkhards Tod erfuhr unſre See-Gegend etwas in der Alemanniſchen Geſchichte einziges und unerhörtes, das durch das alemanniſche Geſetz ſelbſt unmöglich gemacht ſchien: eine Weiberherrſchaft; aber es war die kräftige Herrſchaft einer Männin.

Hadewig des Baiernherzogs Tochter, des großen Otto Nichte, mit ſeltener Schönheit geſchmückt, war in zarter Jugend dem Enkel des byzantiniſchen Kaiſers Conſtantin Porphyrogenneta, dem Conſtantin, der nachher ſelbſt den Thron beſtieg, verlobt worden, und ein abgeſandter Verſchnittner mußte ſie in der griechiſchen Sprache unterrichten. Sie aber haßte den nichtswürdigen Bräutigam, und als ein griechiſcher Maler erſchien, um das Bild der ſchönen Braut nach Conſtantinopel zu bringen, verzerrte ſie beim Sitzen Geſicht und Augen zu häßlichen Fratzen. Das Ehebündniß zerſchlug ſich, und Hadewig wandte ſich gemüthsruhig zu männlichen Studien, ſie erwarb ſich zu der Kenntniß der griechiſchen, die Bekanntſchaft mit der römiſchen Literatur, und ließ ſich lieber dem in Ehren ergrauten und jetzt kraftloſen Greiſe, Herzog Burkhard II. als einem von feiger Ruhe entnervten Griechenknaben zur Gemalin geben. Mit jenem lebte ſie in einer jungfräulichen Ehe, und er hinterließ ihr große Mitgift und die Herrſchaft im Herzogthum. Nicht als ob ſie — dem alemanniſchen Geſetze zuwider — die Würde und das Amt ſelbſt erhalten hätte: ſondern König Otto II. hatte ihr das wichtigſte, die Schutzvogtey über die Klöſter, alemaniſchen Bezirkes gelaſſen und ſie auch ſonſt gewiſſermaßen zu ſeiner Stellvertreterin im oberſchwäbiſchen Alemannien gemacht und keinen neuen Herzog eingeſetzt. So herrſchte die ſchöne, ſtrenge und ſchlaue Frau, weithin gefürchtet, von ihrer hohen Feſte Twiel herab, wo ſie, die kinderloſe, das alte, von einem unbekannten Gründer geſtiftete, von ihrem Gemahl erneuerte Kloſter aufrecht hielt, und ihre Zeit in die Herrſcherſorgen und die Wiſſenſchaften theilte. Ihre Aufſicht über die Klöſter führte ſie einsmals ins Stift St. Gallen. Da fand ſie an der Pforte einen ſchlanken und kräftigen Jüngling mit leuchtenden Augen ſtehen, eine blühende Heldengeſtalt. Es war Eckehard der Pförtner. Keinem hatte, nach der Bemerkung eines Großen jener Zeit, die Benedictinerkapuze je beſſer geſeſſen. Dabei war er klug, gelehrt und verſchlagen. Hadewig hatte ihn ſchon früher ins Auge gefaßt: jetzt hielt ſie an der Pforte eine geheime Unterredung mit ihm und am andern Tag erbat ſie ſich von dem widerſtrebenden Abte den Jüngling — zum Lehrer nach Twiel. Dort führte ſie den ſehnlich erwarteten an der eignen Hand in das Gemach, das an das ihrige ſtieß. Dahin kam ſie bei Tag und bei Nacht, von einer einzigen Dienerin begleitet, die Alten mit ihm zu leſen. Aber immer

---

*) Neugart nennt dieſen Burkhard den dritten, indem er ſeinen Großvater Burkhard ſchon als erſten Herzog zählt.

ſtanden die Thüren offen, und Diener, Krieger, Fürſten fanden ſie oft mit ihrem Liebling leſend oder rathſchlagend. Keine Verläumdung wagte ſich an ihren Ruf und es iſt kein Zweifel, daß ihre Neigung zu dem ſchönen und geiſtreichen Jüngling, edler und reiner Natur war. Ja, ſie zeigte ſich von ſo ſtrengen Sitten, daß ſie ihrem Schützling ſelbſt oft wehe that. Einmal ließ ſie ihn auf ſeinem Strohlager peitſchen und nur ſeine kläglichen Bitten hielten ſie ab, ihn nicht kahl ſcheeren zu laſſen. Doch wurde bald das Wohlwollen wieder Meiſter; dann ſandte ſie, wenn der Liebling zu Beſuche nach St. Gallen ging, heimlich auf die Schiffe zu Stain am Rhein, ſeidene Beutel, Mützen, Stolen und andere reiche Geſchenke für den h. Gall und ſeinen Jünger.

Damals war heftiger Streit zwiſchen St. Gallen und Reichenau. Ruodmann, der Abt des letztern Kloſters, wurde als Lauſcher zu St. Gallen ertappt und entging mit Mühe den Fäuſten der Mönche. Durch Eckehard gerettet und verſöhnt, bat er dieſen auf ſeinem Wege nach Twiel in der Reichenau einzuſprechen, denn er gedachte durch ihn die Herzogin zu gewinnen. Eckehard kam, und Ruodmann beſchenkte ihn mit einem ſchönen Pferd; er liebkoſ'te ihn auch zum Abſchied, doch konnte er ſich einen unbeſonnenen Scherz nicht verſagen un[illegible]unte dem Scheidenden ins Ohr: „Seliger! der du eine ſo ſchöne Schülerin die Grammatik lehren darfſt!“ Eckehard war um eine höhniſche Antwort nicht verlegen. „Gerade, erwiederte er, wie Du, heiliger Herr, deine ſchöne, liebe Schülerin, die Nonne Clotilde, in der Dialektik unterrichtet haſt!“ Mit dieſen Worten ritt er unwillig davon. „Du haſt dein ſchönes Pferd verloren!“ ſagte Ruodmanns Dienſtmann, der Bruder Otker, der Zeuge des Auftritts geweſen war, ſpöttiſch zum Abte. Hadewig aber empfing ihren Freund lachend. „Haſt Du dem Wolf, der in euren Schaafſtall eindrang, heimgezündet?“ fragte ſie. „Bei Hadewigs Leben;“ rief er, denn dieß war ſein gewöhnlicher Schwur, „hätte ihm einer aus Ungeſchick den Hals gebrochen, es hätte mich nicht bekümmert.“ Die Herzogin war ihrem Lehrer mehr als je gut. Am andern Morgen fand ſie einen holdſeligen Knaben an ſeiner Seite. „Er will griechiſch lernen, ſprach Eckehard, er will von deinem Munde etwas rauben!“ Der ſchöne Knabe erklärte daſſelbe in einem zierlichen Mönchsverſe, da zog ihn die Herzogin auf ihren Fußſchemel, und gab ihm etwas von ihrem Munde, das er nicht gehofft hatte zu rauben; dieſer antwortete erſtaunt aber ſchnell in zwei Hexametern, daß er, von dem Kuß einer Fürſtin verwirrt, unfähig ſey, würdige

Verſe zu dichten. Die Herzogin vergaß ihre gewohnte Strenge, lachte laut auf, und ließ ſich herab, den zarten Jüngling eine griechiſche Antiphonie, die ſie ſelbſt aus dem Lateiniſchen überſetzt hatte *), zu lehren. Den Abtretenden beſchenkte ſie mit einem Horaz und andern Handſchriften, die noch lange im Bücherſaale des Kloſters prangten. Der Knabe hieß Burkhard und wurde in der Folge Abt von St. Gallen. — Als Hadewig mit ihrem Freunde allein war, laſen ſie zuſammen den Virgil, und bei der Stelle: timeo Danaos et dona ferentes; gedachte Eckehard an Ruodmanns Geſchenk, und erzählte der Herrin auf ihr Begehren alles, nur die unehrerbietigen Worte des Abts verſchwieg er (ſo erzählte er ſelbſt) „ſeiner Allerſchönſten.“ Da zürnte ſie, daß ſie, die Regentin und Reichsverweſerin, nicht als Schiedsrichterin über den ganzen Streit aufgefordert worden. Sie ſchrieb ein Landgericht auf die Wahlwieſe aus, auf das ſie den Biſchof von Conſtanz und die Aebte von Reichenau und St. Gallen berief. Doch Ruodmann unterwarf ſich noch vorher: die Fürſtin legte ihm auf, ſich mit St. Gallen zu verſöhnen und an einem beſtimmten Tage hundert Pfund Buße vor die Thore von Twiel zu legen. Die Hälfte ſchenkte ſie ihm wieder, und Burkard, der Abt von St. Gallen, erhielt von ihr ein ſo raſches Pferd, daß es ihn beim erſten Ritt abwarf und er das Bein verrenkte. Dennoch brachte es Ruodmann beim Könige ſo weit, daß St. Gallen wegen üppiger Lebensart ſeiner Mönche von Abt Nebo von Lorſch viſitirt wurde, auf deſſen günſtigen Bericht ſollte das Stift einen Wein-Ort erhalten, und Hadewig war geneigt zu dieſem Behuf ihr Lehen Saſpach abzutreten, wenn ihr lieber Eckehard der Verwalter dieſes Rebgutes würde. Als die Mönche das ihm nicht gönnten, brach ſie zornig ab.

Noch bei ihren Lebzeiten erhielt Alemannien vom Kö- N. C. 973.
nig einen Herzog, in Otto dem Sohne Luitholds u. Jda's
und Enkel Otto des Großen; er erhielt zugleich das Herzogthum
Baiern (um 978), und ſtarb im J. 982. Hadewig überlebte ihn
11 Jahre nachdem ſie ihre Güter an Twiel, Peters-
hauſen **) und andre Klöſter vergabt hatte, ſtarb ſie im N. C. 993.
J. 993.

---

*) Θάλασσαι καὶ ποταμοί, εὐλογεῖτε [l. εὐλογεῖτε] τὸν κύριον, ὑμνεῖτε πηγαί, τὸν κύριον. Ἀλληλούϊα.

**) Petershauſen (domus petr.) war ums J. 983 von Biſchof Gebhard von Conſtanz geſtiftet worden.

fünfzehnjährige Herrſchaft. Er, „der glorreiche Herzog der Alemannen
und Elſäſſer“ hatte ſich unſrem See, während ſeiner langen
Verwaltung an der Seite des Königes Otto III.
N. C. 988. zu Conſtanz gezeigt. Der letztere zog, vom erſten
Römerzuge, den er gegen den Patrizier Creſcentius unternommen
hatte, heimkehrend, als gekrönter römiſcher Kaiſer 8
Jahre ſpäter (996 im Herbſt) „wie im Triumph“ abermals in unſre
Seeſtadt ein. Herzog Conrad aber ſtarb im folgenden
N. C. 997. Jahre eines jähen Todes. Ihm folgte Hermann
II. ſein Neffe, der nach K. Otto III. Tode mit Herzog
Heinrich III. von Baiern um die Kaiſerkrone ſtritt.
N. C. 1003. Während Hermann Straßburg ſtürmte erſchien Heinrich
mit der Brandfackel am Unterſee, vor Reichenau.
Hermann eilte herbei, forderte, den blutigen Streit zu enden,
Heinrich zum Zweikampf heraus. Heinrich wartete ſein auf
einer ebenen Wieſe, bei Conſtanz am See. Als aber Hermann nicht
erſchien, riethen jenem ſeine Räthe, Conſtanz, deſſen Biſchof gezwungen
auf Hermanns Seite war, zu brandſchazen *). Er befolgte
zwar dieſen Rath nicht; aber er durchzog mit Feuer und Schwert,
verflucht von den armen Bewohnern, das ſchöne Oberſchwaben, kehrte
nach Franken zurück, und kurz nachher ſah er, zum deutſchen Könige
gekrönt, den Herzog Hermann von Alemannien büßend zu ſeinen Füßen.
Er belehnte ihn mit dem Herzogthum und Hermann ſtarb als
treuer Anhänger und Begleiter des Kaiſers. Unter ſeinem minderjährigen
Sohne Hermann III., der von mütterlicher Seite, von
Carl dem Großen und den Königen Burgunds abſtammte, herrſchte
Zwietracht in Alemannien, bis der aus Italien zurückgeeilte König
Heinrich II. zu Zürch Landfrieden machte. Derſelbe verlegte das
Kloſter zu Twiel, auf die Bitte der Mönche, aus der rauhen Höhe
herab in das milde Stein am Rhein, und ſtellte das
N. C. 1005. wohldotirte Kloſter unter das neuerrichtete Biſthum
Bamberg (1007) **).

---

*) Conſtanz hatte damals einen blühenden Handel. Eine Urkunde vom J. 1022 führt folgende monetarios Constantienses mit Namen auf: Kerbo, Chomoli, Wanoli, Aboli, Engeso, Tegenhart. (Neug. C. DCCCXX.) Es ſcheinen beſonders Goldſchmiede geweſen zu ſeyn.

**) In der Urk. (N. C. DCCCXVIII.) heißt der Berg *Duellum*.

in Oeſterreich, das Herzogthum Alemannien. Er ſtarb auf der Jagd,
und ſein älterer Sohn, der unglückliche Ernſt II. folgte ihm unter
der Mutter Vormundſchaft. Giſela ward vom Frankenherzoge
Conrad geraubt, geheirathet und beſtieg mit ihm den
deutſchen Königsthron. Der neue König beſuchte das N. C. 1024.
Schwabenland, fuhr gen Conſtanz und beſtätigte die
Rechte der Klöſter. Als Herzog Ernſt ſeinen Aufſtand um
das Erbe Burgunds gegen den harten und ungerechten N. C. 1027.
Stiefvater und ſeine Anhänglichkeit an den aufrühriſchen
Grafen Welf oder Welfhart, den Abkömmling der Kammerboten
Rudhard und Warin und einen der Stammväter der Welfen,
mit langer Gefangenſchaft auf dem Giebichenſtein büßte, zog der
Kaiſer durch das aufgeregte Oberſchwaben und zerſtörte die Burgen
der Aufrührer. Auf dieſem Zuge begleitete die traurige Giſela
ihren Gemahl; beide kamen an den Bodenſee und nach Sanct
Gallen. Hier fand Giſela ein Wohlgefallen an Nothker Labeo's
ſchönen Handſchriften, dem Hiob und dem Pſalmbuch,
und Beides wurde ihr verehrt. — Von allen Vaſallen Ernſts war
ihm nur der Gaugraf im Thurgau, Werner, treu geblieben, und
ſeine Veſte Kyburg trotzte dem Kaiſer 5 Monate lang. Als Conrad
ſich das Erbe Burgunds geſichert hatte, war er geneigt, ſeinem
freigelaſſenen Stiefſohn Ernſt das Herzogthum Schwaben zurückzugeben,
wenn er ſeinen Freund Werner von Kyburg ausliefern würde.
Mit Unwillen verwarf Ernſt dieſe Bedingung; er wurde mit Werner
geächtet, und das Herzogthum erhielt ſein Bruder Hermann.
Ernſt und das treue Freundespaar zogen in den Schwarzwald, ſammelten
ſich auf der alten im Walde verſteckten Burg Falkenſtein
Anhänger, und brachten in die Baar hervor, das Herzogthum
mit Waffengewalt wieder zu erobern.

Hier ſtießen ſie auf den Grafen Mangold von Veringen oder
Nellenburg, der vom Kaiſer mit Vollziehung der Reichsacht beauftragt
war, und mit ſeinen Dienſtmannen in der Gegend ſtreifte.
In einem verzweifelten Gefechte, in welchem Ernſt und ſein Freund
Werner, aber auch Mangold, der Führer der feindlichen Schaar
und viele Edle fielen, wurde der Haufe des erſtern zerſtreut,
und ſein Anhang vertilgt (18 Aug. 1030). Der N. C. 1030.
Biſchoff erbarmte ſich des gefallenen Feindes; er nahm
den Bann von ſeinem unglücklichen Haupt, und der Leichnam des

ter, ſein Gegner Mangold erhielt auf der Inſel Reichenau ſein Grab.

Bald kam ein andrer erlauchter Todter in ihre Nähe. Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig, und Herr von Pfullendorf, beſchloß im höhern Alter, der Welt zu entſagen, und in dem Kloſter Petershauſen dem Himmel zu leben.

Voll Sehnſucht nach dieſer Freiſtätte entdeckte er am See, auf einer Reiſe begriffen, ſein Vorhaben dem Abte jenes Kloſters, ſetzte ſich mit ihm zu Schiff und ſegelte dem Hafen zu: aber ihn ſollte eine noch ſtillere Ruheſtätte empfangen. Noch auf der Fahrt erkrankte er, und an der ſchmalen Landzunge, die nicht allzufern von Conſtanz ſich ins Waſſer ſtreckt, und ſchon damals das Eichhorn hieß, ſtarb der Greis im Schiffe, das jetzt den Sterbenden wiegte, wie es einſt den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu N. C. 1036. Schiff auf dem Bodenſee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte ſeiner Sehnſucht, zu Petershauſen beſtattet.

5. Kaiſer Heinrich III.

Alemannien wechſelte um dieſe Zeit ſeine Herren ſchnell. Hermann, Ernſts Bruder, ſtarb an der Peſt in Italien. Da gewann der Kaiſer die Vaſallen von Schwaben, Baiern N. C. 1038. und Burgund durch Erblichmachung ihrer Lehen, und gab dieſe Länder ſeinem Sohne Heinrich. Als aber dieſer den Thron beſtiegen (als Heinrich III.), konnte er bei den Kriegen, die das Reich durchtobten und dem Aufruhr, der auch in Schwaben drohte, dieſe Länder ſeinem Hauſe nicht erhalten.

Ihm lag vor allen Dingen der Reichsfriede am Herzen, N. C. 1043. der ſeit Jahrhunderten fehlte. Daher berief der Kaiſer im J. 1043 Fürſten und Biſchöfe an dem Bodenſee nach Conſtanz, beſtieg nach viertägigen Berathſchlagungen die Rednerbühne, ermahnte das Volk mit lauter Stimme zum Frieden und ertheilte allgemeine Verzeihung. Den Alemannen gab er Otto (II.), Pfalzgrafen am Rhein, der in Schwaben beſitzungslos war, zum Herzog; dieſer, ein gütiger und ſchöner Mann, waltete fromm und rüſtig im Lande. Als er, ſchon nach drei Jahren, ſtarb, N. C. 1047. ertheilte Heinrich Otto dem dritten, Markgrafen von Schweinfurth das Herzogthum; aber er ſelbſt war eigentlich Regent des Landes und lebte, ferne von den prächtigen Hoflagern, die er haßte und aus denen er Fiedler und Gaukler vertrieb, am liebſten auf den ſtillen Meyerhöfen Schwabens. Als er zur Krö-

See's und nahm von Conſtanz ſeinen Freund, den Biſchof N. C. 1048. mit. Am 24. April 1048 erſchien der Kaiſer perſönlich bei der Einweihung der neuen St. Markuskapelle auf der Reichenau, und feierte den Tag dieſes Heiligen auf der Inſel. Im folgenden Jahre beſuchte auch der Pabſt Leo IX., von Geburt ein Deutſcher, Graf v. Egisheim im Elſaß, den See und die Inſel Reichenau, und weihte die Kirche dieſes Kloſters, ſo wie andre Altäre und Gotteshäuſer in der Gegend.

6. Rudolph, Herzog von Schwaben und Gegenkönig; Heinrich IV., Kaiſer.

Der Kaiſer Heinrich III. und Herzog Otto waren geſtorben; da trat Graf Berthold I. von Zähringen vor des Kaiſers Wittwe Agnes, die Vormünderin des jungen Königs, und hielt ihr den Ring vor, den Heinrich ihm als Unterpfand der Anwart- N. C. 1056. ſchaft auf das Herzogthum Schwaben gegeben. Die Kaiſerin erkannte den Ring, aber das Herzogthum gab ſie mit Burgund dem begnadigten Entführer ihrer Tochter Mechtilde, Rudolph von Rheinfelden zur Mitgift. Zürch wurde ſeine Hauptſtadt; der Zähringer erhielt Kärnthen und Verona zur Entſchädigung. Herzog Rudolph trat als ein kräftiger Gegner der Gewalt der Erzbiſchöfe, die ſich um die Vormundſchaft des jungen Heinrich IV. ſtritten, auf, und griff mit ſtarker Hand in die Geſchicke jener Zeit ein. Auf dem Schloſſe Bodmann am See, das wiederaufgebaut blühte, war Welf, Herzog von Kärnthen, kinderlos geſtorben und ſein Erbe an ſeinen Schweſterſohn Welf gefallen. Dieſem verſchaffte Rudolph das Herzogthum Baiern. An beide eng verbündete Fürſten ſchloß ſich der ſeiner Würden ungerecht entſetzte Herzog Berthold von Kärnthen an. Alle drei ſtanden dem König Heinrich drohend gegenüber, und nachdem ſie es im Sachſenkriege noch wider Willen mit ihm gehalten, beſtimmte ſie der furchtbare Sieg über die Sachſen bei Hohenburg (13. Jan. 1075), der die Fürſten N. C. 1075. ſelbſt gereute, ſowie die Anſchläge des Kaiſers auf ihr Leben, zu einem offenen Bruch. Gregor der VII. ſandte den Bannfluch über den Kaiſer, und während dieſer im Winter über die Alpen eilte, um ſich zu Canoſſa vor dem Pabſte zu demüthigen, wählten die Fürſten und Biſchöfe des Reichs und der päbſtliche Legat den Herzog Rudolph von Schwaben zum König der Deutſchen, und N. C. 1077. krönten den Widerſtrebenden in Mainz.

zwei Partheyen; der öffentliche Krieg brach aus. Rudolph eilte auf den Reichstag nach Eßlingen, dann erſchien er plötzlich am See zu Reichenau, und in Conſtanz, wo er länger weilte. Der Biſchof Otto, war nach Markdorf geflohen.

Mit Rudolph waren der neuernannte Biſchof Altmann von Conſtanz, die Aebte von Stein am Rhein und Reichenau. Aus Rugk in Hohenrhätien ſtammte, nach der Sage, ſein Anhänger, der Pfalzgraf von Tübingen. Auf ſeiner Seite ſtand auch Graf Marquard von Bregenz mit der Stadt, der mit Rudolph verſchwägerte Graf von Oeningen, Graf Hugo von Montfort mit ſeinem ganzen Geſchlechte, das jetzt ſchon als hochmächtig in der Geſchichte auftritt, und deſſen Beſitzungen von den rhätiſchen Alpen bis ans deutſche Ufer des Bodenſee's hinausreichten; aus weiterer Ferne die Grafen von Dillingen, Calw und Achalm. Mit Heinrich waren der Abt von Sanct Gallen, der Biſchof von Straßburg, der Graf Ulrich von Bregenz, einer der mächtigſten im obern Lande und nach einer Sage, Schwiegerſohn ſeines Feindes Rudolph, ferner der Graf von Lenzburg, der Graf Luithold von Dillingen, der Graf Egino von Achalm. So war faſt kein Geſchlecht, das nicht der blutige Streit der Könige getheilt hätte. Während Rudolph Sigmaringen an der Donau belagerte, das dem Grafen von Pfullendorf gehörte, fiel Heinrich mit dem Schwert in Alemannien ein, und verwüſtete das untere Land. Im obern wüthete ſein Verbündeter Abt Ulrich II. von St. Gallen, der mit ſeiner kleinen Mannſchaft ein kühnes Wageſtück unternahm. Er bemächtigte ſich der Abtey Reichenau fuhr über den Bodenſee, und eroberte, von ſeinem Bruder, Herzog in Kärnthen unterſtützt, mit ſtürmender Hand die Kaſtelle Markdorf, Bregenz, Kyburg und andre, und gab ſie den Flammen preis.

N. C. 1078 —1080.

An der Sitter, an der Thur, im Gebirge, am Rhein baute er Veſten (ſo Herosbruck bei Bernang). Rudolph hatte nach Sachſen weichen müſſen, und überließ das Land der Verheerung; während der eigentliche Krieg ſich wechſelvoll in die Ferne zog. Unter dieſem Ungemach ſtarb Rudolphs Gemalin Adelheid auf der Veſte Twiel. Rudolph erfocht zuletzt in Sachſen einen Sieg über ſeinen Gegner; der Pabſt hatte ihm eine Königskrone geſandt. Aber er lag ſterbend auf dem Schlachtfelde, die rechte Hand war ihm abgehauen, durch den Leib ging ein tödtlicher Stich. So wurde er nach

Univ. Bibl.
München

ich ſterbe unbeſiegt.“ N. C. 1080.

In Schwaben und am See tobte indeſſen der Partheikampf fort, das Herzogthum hatte Friederich von Staufen, vom Kaiſer Heinrich IV. erhalten, und hielt ſich im Nordoſten von Schwaben auf.

Am Bodenſee herrſchte Heinrichs Anhang bis ans Uichtland. Aber die erſte Schlacht war ſeiner Parthey nicht günſtig. Eckhard, der Bruder des St. Galliſchen Gegenabts Luithold, Abt von Reichenau bemächtigte ſich, nachdem Ulrich ins Gebirge geflohen war, ſeiner Inſel wieder, zog nach St. Gallen, verbrannte die Pfalz, plünderte die Stadt, und dieſen Einfall wiederholte er viermal. Das Viertemal ſetzte er auf den Rand des nahen Gebirgs die Veſte Bernegg im Rheinthale (ſpäter Roſenburg, von ihrem Wiedererbauer genannt), die jedoch Ulrich nach wenigen Tagen zerſtörte (1085). N. C. 1086.

Einen mächtigen Genoſſen erhielt der Abt Eckhard, an dem Markgrafen Berthold von Zähringen. Beide ſtritten nach zwei Seiten gegen Biſchof Otto von Conſtanz, und gegen Abt Ulrich. Ihr einer Haufe zog jenſeits des Bodenſee's hinauf, und verheerte das St. Galliſche Gebiet von Conſtanz bis Bregenz; den andern führte ihr Hauptmann Adilgozzo durchs Thurgau bis an die Alpen, und verbrannte die Sennhütten, mit ſamt dem Vieh. Es mußte ſich fügen, daß das Patriarchat von Aquileja, um dieſe Zeit erledigt wurde, und der dankbare Kaiſer ſeinen Bundesgenoſſen Ulrich mit dieſer Würde bekleidete. Dieß flößte ſeinem Gegner Eckhard auf der Reichenau, ſolche Ehrfurcht ein, daß er vom Kampfe abſtand. Ulrich benützte den Augenblick, und machte bei dem Markgrafen Berthold einen Gegenbeſuch über Conſtanz hinaus, indem er ſein feſtes Schloß Twiel überraſchte und durch Verrath der Bewohner ſich in ſeinen Beſitz ſetzte. Berthold brach erzürnt gegen St. Gallen auf und wüthete mit Raub und Brand. Seine Kriegsknechte drangen in die Kloſterkirche und verwundeten einen Mönch im Allerheiligſten. Einen armen Knaben, der ein Kreuz ergriffen hatte und damit als einem Schilde ſich deckte, hieben ſie unbarmherzig nieder. Aber nach drei Tagen wurde der Thäter wahnſinnig, lief an den See nach Rorſchach und ſtürzte ſich hinein. Unter dieſen Händeln war Berthold von dem päbſtlichen Legaten, den Fürſten und Biſchöfen zum Gegenherzog von Alemannien erhoben worden, und die Welfen, Vater und Sohn ſtanden auf ſeiner Seite: Heinrichs Freunde aber ſammelten ſich um Friedrich von Staufen und Ulrich von Bregenz.

Den leztern bekriegte der junge Welf. Hungersnoth und Seuchen
wütheten am See. Eine Sonnenfinſterniß am hellen
N. C. 1091. Mittage erſchreckte das Volk. Große Greuel gingen in
der Gegend vor. Ein Graf Otto (wahrſcheinlich Otto II.
von Buchhorn), hatte mit ſeines Nachbarn, Grafen Ludwigs (von
Pfullendorf?) Gemahlin bei deſſen Lebzeiten öffentlich Hochzeit gehalten;
dafür hieben ihm Ludwigs Dienſtmannen das Haupt ab,
und ſein Erbe kam an Fremde.

Auf den Biſchofsſtuhl zu Conſtanz wurde Gebhard, der Bruder
des Zähringers, mit Gewalt eingeſetzt. Dieſen zu ſtürzen
N. C. 1084. und den Grafen **Arnold** von Heiligenberg einzuſetzen,
zog der Patriarch Ulrich an Weihnachten 1092
vor Conſtanz. Aber die Schleuderer und Pfeilſchützen der Stadt
verwehrten ihm den Eingang, und er zog, nachdem er einige Häuſer
verbrannt, unverrichteter Dinge wieder ab. Dafür verwüſtete die
zähringiſche Beſatzung der Stadt die Beſitzungen St. Gallens bis ſie
an der Thur überfallen und geſchlagen wurde. Ulrich ging nach
Aquilejä; aber Arnold Graf von Heiligenberg vertrieb mit Hülfe
ſeines Bruders Heinrich den Biſchof **Gebhard** glücklich
N. C. 1093. vom Stuhle zu Conſtanz, auf den er ſich ſetzte.

Alles zeigte ſich der grauſamen Fehden ſatt. Der erſte
Friedensſtifter war der vertriebne Biſchof Gebhard von Conſtanz,
der einen Fürſtentag in Ulm veranſtaltete, und deſſen Beredſamkeit
die erſten Grundlagen eines Vertrags zu Stande brachte,
den der Kaiſer, von Italien zurückgekommen, vollendete.
N. C. 1096. Arnold mußte vom Biſchofsſtuhle ſteigen, den Gebhard
wieder einnahm. Friedrich behielt das Herzogthum von
Schwaben, der Zähringer die Reichsvogtey im Thurgau und Stadt
und Zürich nebſt dem Herzogstitel; beide beides **erblich**. Der
Name **Alemannien** verſchwand. Bertholds und Welfs Erbgüter
blieben reichsfrei. Die leztern gingen vom **Bodenſee** durch
Schwaben bis ans Kochergau. Baiern erhielt als erbliches Herzogthum
der alte Welf.

7. Cultur in den Klöſtern.

N. C. 1000 — 1100. Die Gemüthsart der Uferbewohner hatte noch wenig
von ihrer alten Rohheit verloren. Sie waren zwar empfänglich
für die Ermahnungen der Geiſtlichkeit, ſchnell
gerührt und ſchnell verſöhnt; aber nach wenigen Augenblicken griffen
ſie unter Schimpf- und Drohworten wieder gegeneinander zu
den Waffen; und in derſelben Zeit ſtiften und plündern ſie Kirchen.
Größere Fortſchritte machte die Bildung, aber mit ihr auch der Luxus, in den Klöſtern des Ufers. Der Küchenzettel aus dieſer Zeit iſt ein ganz andrer, als der des Abtes Hartmut von St. Gallen. Zahlreiche Fleiſchſpeiſen, darunter Schlachtvieh, Steinböcke, Murmelthiere, Wieſente, Auerochſen, Wildpret, freilich auch Bären; Vögel aller Art, namentlich Birkhanen und Schwäne ſind nichts Seltnes. Von einheimiſchen Fiſchen bemerkt man den Rheinlanken (illanch), den Rothfiſch (rotin), Salmen, Hauſen; von fremden Häringe und Stockfiſche, auch Biberfleiſch; dazu edles Obſt, worunter Pfirſchen, Melonen, Feigen, Caſtanien, Datteln. Das gewöhnliche Getränk iſt Bier und Meth (Honigwaſſer). Wein iſt ein Leckertrank.

Auf dem Lande hingegen herrſchte dieſe Ueppigkeit nicht; auch der Reichſte begnügte ſich hier mit den Landeserzeugniſſen. Strohhüte, ſelbſtverfertigte leinene und wollene Röcke waren allgemeine Tracht.

Am Schluſſe des 11ten Jahrhunderts wurde ein neues geiſtliches Stift am Bodenſee, die Augia Major (**Mehrerau**) bei Bregenz vom Grafen Ulrich VIII. von Bregenz gegründet, im J. 1097. Er fand dort noch in demſelben Jahre ſeine Grabſtätte.

Die Kloſterſchulen zu Reichenau und St. Gallen blühten in dieſem Zeitraume fort. Die ausgezeichnetſten Gelehrten lieferte noch immer das leztre Kloſter. Es waren **Eckehard** I. der Bearbeiter des Heldengedichts Walther von Aquitanien; hochgeehrt von Pabſt Johann XII. und Kaiſer Otto I. († 973); **Eckehard** II., ein Schüler des erſtern, rüſtig und ſtreng; der bekannte Lehrer Hadewigs; er ſtarb als Domprobſt zu Mainz, am 23. Apr. 990. **Eckehard** III., Vetter des vorigen, unterrichtete die Hofcaplane Hadewigs auf Twiel; **Notker** der Phyſiker, Profeſſor der Muſik, der Malerei und der Arzneikunde; **Notker Labeo** (der großlippige), einer der gelehrteſten und freundlichſten Menſchen ſeiner Zeit, Theolog, Muſiker, Dichter, Aſtronom, Mathematiker, Philolog; hochverdient um die Mutterſprache durch ſeine Ueberſetzungen *); von Eckehard I. gebildet. Er wollte in der Todesſtunde die hungrigen Armen ſpeiſen ſehen und ſtarb unter ihrem fröhlichen lauten Lärm an der italiſchen Peſt im 70ſten Jahre (22ten Jun. 1022). Man hat noch ſein deutſches Pſalmbuch, ſeine Poetik des

---

*) Primus barbariem scribens, faciensque saporem. Eckeh. Jun.

Ariſtoteles, ſeinen Martianus Capella, und einen Aufſatz von ihm über muſikaliſche Inſtrumente.

Eckehard IV. (Junior) ein großer Philolog; nebſt Hilderich, Vorſteher der Schulen; für Geſchichte und Sittenkunde unſchätzbarer Fortſetzer der St. Galliſchen Hauschronik ſeit Abt Salomo; Verfaſſer des liber benedictionum. († 21. Oct. 1070). Er redigirte Eckehard I. Gedicht, Walther von Aquitanien.

Endlich der Mönch Hepidan, Biograph der heil. Wiborada und zum Theile Verfaſſer der annales Hepidani; ſchrieb nach der Mitte des 11ten Jahrhunderts.

Unter der Leitung dieſer Gelehrten wurde das Studium der Claſſiker aufs Eifrigſte betrieben; ihr lateiniſcher Styl zeichnet ſich für die Zeit aus; aber die Verſe ſind ſchon gereimte Mönchshexameter. Der Philoſophie wurde Ariſtoteles, Plato, Porphyrius und Boethius zu Grunde gelegt; die Muſik nach Regeln gelehrt. Geometrie und Aſtronomie beſchränkten ſich wohl auf die Anfangsgründe. Leibesübungen aller Art wurden nicht vergeſſen, und die Erholungen ſind noch römiſch-antik: Würfel (tali), Wettrennen, Ringſpiele, zu denen man ſich ſalbte.

Ihre ſittlich-religiöſen Begriffe waren reiner als man vielleicht denkt: „Das Gebet ändert Gottes Willen nicht — ſagen ſie — ſondern er ſieht es vorher und wirkt es. — Schnelles Geſtändniß der Sünde iſt der ſicherſte Weg zum Heil. — Die beſte Reue zeigt man über die Sünde, die man nachher nicht wiederholt.“ Die Religion ſtellten ſie hoch über alle Wiſſenſchaften. Der Gottesdienſt iſt prachtvoll, in den Kirchen glänzt alles von Gold, Silber, Bernſtein, Stickerey. Der Kirchengeſang in S. Gallen zeichnete ſich aus; die Beichte war noch edel und ſittlich; bei der Taufe herrſchte noch die Sitte der Eintauchung. Uebrigens iſt noch keine Spur von Gewalt des Pabſtes über die Klöſter; er ſchützt ſie blos und beſtätigt die Heiligſprechungen. Die Biſchöfe von Chur und Conſtanz üben die geiſtliche Gerichtsbarkeit, jeder über ſeinen Sprengel. Der Kaiſer führt in der Regel die Aufſicht über die Klöſter.

8. Welfen- und Gibellinenfehde am See.

Die großen Reichshändel ziehen ſich am Anfange des zwölften Jahrhunderts aus unſern Gegenden weg. Ein Reichstag zu Conſtanz im Jahr 1112 und der Beſuch Kaiſer Heinrich V. in derſelben Stadt, ſind iſolirte Erſcheinungen. Dafür ſpielt die erſte Fehde der Welfen und Gibellinen, die den Saamen zu dem tödtlichen Haſſe beider Häuſer ausſtreute, an dem Bodenſee. N. C. 1125 f.

Der von den Fürſten wider Erwarten gewählte König Lothar (1125) war über die alten Beſitzungen des ſaliſchen Hauſes mit dem Schwabenherzoge Friedrich II., der ſich Hoffnung auf die deutſche Krone gemacht hatte, in Krieg gerathen; von ihm, als er nach Italien zog, hatte der Reichsverweſer Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachſen, ein Welfe, dieſen Kampf gegen den Staufen, obgleich dieſer ſein Schwager war, geerbt. Schon im J. 1128 war Heinrich, noch unabhängig von dieſer Fehde, mit einem großen Heere von Sachſen und Italienern vor Conſtanz erſchienen, weil der Biſchof Ulrich Händel mit ſeinem Bruder Welf hatte. Aber die Stadt widerſtand muthvoll, und der Graf Heinrich von Heiligenberg, der einen Familienſchimpf bei dieſer Gelegenheit rächen wollte, und ſich trotzig vordrängte, fiel von den Geſchoſſen der Städter. Am andern Tage kaufte ſich der Biſchof durch Geld los und zerſtörte das nahe Schloß Kaſtell, das ſein Vorfahre Gebhard von Zähringen erbaut hatte und das von den Belagerern benutzt worden war, der künftigen Sicherheit halber. Dieſe Welfen ſtreckten von ihrem Stammſchloſſe Altdorf (bei Ravensburg) aus, immer kühner die Hände nach dem Ufer aus. Schon Heinrichs Vater hatte ſich der Grafſchaft Buchhorn, wahrſcheinlich mit Waffengewalt, bemächtigt. Sein Bruder Welf gründete im J. 1130 daſelbſt das Kloſter Hofen *). Als nun im Kriege gegen die Staufen Heinrich an der Wernitz ihnen den Rücken ohne Schlacht geboten (1132), ſo benutzte der Herzog Friedrich ſein Glück, kam an den See, überfiel Altdorf und Ravensburg und verheerte die Umgegend. Dagegen verwüſtete Heinrich das Donauland. Im folgenden Jahre ſehen wir dieſen wieder auf ſeinem Stammſchloſſe ſitzen und dem Staufen von hier aus Frieden bieten. Aber dieſer zeigte keine Luſt. Heinrich däuchte ihm im Oberland, Welf im nördlichen Schwaben zu waffengewaltig; ſie mußten gedemüthigt werden. So bereitete ſich der große Streit vor, der Jahrhunderte lang zwei der mächtigſten Häuſer Deutſchlands entzweite.

---

*) Kurz zuvor (ums J. 1125) war vom Biſch. Ulrich von Conſtanz das Kloſter Kreuzlingen (Crucilinum) geſtiftet worden. (Neug. C. DCCCXLVII.)

(Nach Chr. 1150 — 1267).

1. Barbaroſſa am See.

Nach Lothars Tode war der jüngre Staufen, **Conrad**, N. C. 1150. zum Könige der Deutſchen gewählt worden. Seine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen Mann von trefflichen Gaben des Leibes und des Gemüthes, einen tapfern Krieger und einen Herrſcher voll Muth, wie es einem Könige geziemt; daß er die Reichsverfaſſung wankend angetroffen, und durch die Misgunſt der Umſtände gehindert wurde, alle innern und äußern Angelegenheiten des Reiches nach Wunſche zu ordnen, war nicht ſeine Schuld. Erſt hemmten innre Fehden, dann der Kreuzzug ſeine heimiſche Thätigkeit. Doch entgieng auch unſer Schwabenland, ſo viel es möglich war, ſeiner Aufmerkſamkeit nicht; der kirchliche Friede lag ihm ſehr am Herzen, und in einem Streite zweier Klöſter Alemanniens, wo er als Vermittler auftritt, verſichert der ſonſt, wo es Noth that, ſo kriegsluſtige König, daß er nicht mit tauben Ohren jenes evangeliſche Wort vernommen habe: „Seelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes heißen.“ In unſrer Seegegend ſcheint Conrad nicht erſchienen zu ſeyn. Hier, wie im ganzen Reiche heilend und kräftigend zu wirken, war ſeinem großen Nachfolger vorbehalten. Dieſer war **Friedrich der Rothbart**, der Sohn ſeines ältern Bruders Friedrichs II., Herzogs von Schwaben, der dem Vater im Herzogthume, dem Oheim auf dem deutſchen Throne N. C. 1152. folgte (1152). Unter einem ſolchen Haupte kehrte Leben und geſunde Eintracht ſchnell allen Gliedern zurück. Mit weiſer Güte wurden die Reichsfürſten gewonnen, die Fehden beigelegt, das königliche Anſehen in Deutſchland befeſtigt: dann erſt dachte der König an die höchſte Majeſtät und Würde des Reichs, und der Blick des Adlers fiel auf Italien und die Kaiſerkrone.

Am **Bodenſee** in ſeines Reiches freier Stadt **Conſtanz** thronte der König und hielt Tag mit den verſammelten Fürſten. (1153, 11 — 23 Merz.) Nie hatte ein würdigeres Fürſtenantlitz in dieſen Waſſern ſich geſpiegelt, aus welchen uns, wie aus dem Strome der Zeiten, bis dahin faſt alle Könige der Deutſchen entgegengeblickt haben. Das gelbe Haupthaar, der röthliche Bart, die rothen Wangen auf der weißen Haut, die blauen Augen verkündigten in ihm den Schwaben, den Alemannen, den Sprößling des Männer-

Ufern hegte; der feſte Gang, der würdevolle Anſtand, die reine Stimme, der durchdringende, der innern Kraft ſich bewußte Blick waren ihm eigenthümlich und ſtempelten ihn zum Herrſcher ſeines Stammes und des ganzen deutſchen Volkes. Der erſte in allen Leibesübungen, heiter bei mäßigen Feſten, der größte Held und Feldherr, doch den Frieden ſtets im Auge, ſtreng gegen Widerſtrebende, verſöhnlich gegen Reuige, voll herablaſſender Würde gegen die Seinen, voll Andacht ohne Frömmelei, dem Rathe offen, aber ſtets als Herrſcher ſelbſt entſcheidend — dieß iſt das Bild, das uns die Geſchichte von ihm entwirft *).

Zu Conſtanz am See ſaß dieſer Kaiſer in der Mitte ſeiner Fürſten. Da faßten zwei italiſche Männer, Bürger aus Lodi, als ſie ſahen, wie beſonnen und ſtrenge Friedrich jedem Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ein Herz zu dieſer Heldengeſtalt, und wurden von der Hoffnung ergriffen, daß er auch ihr Vaterland aus dem tiefſten Elende erretten werde. Sie eilten in eine Kirche, nahmen dort zwei große Kreuze, warfen ſich mit denſelben weinend zu den Füßen des Königs und der Fürſten und brachten bittre Klagen über die Tyranney ihrer Herren, der Mailänder, vor. Sogleich ſchickte Friedrich einen Geſandten mit drohendem Schreiben nach Mailand; aber die Bürger dieſer Stadt riſſen es in Stücke und der Bote, ein Churwahle, rettete ſich kaum durch die Flucht. Dieſe Nachricht entſchied: Friedrich eilte über die Tyroleralpen N. C. 1155. (1155), ſchlug erſt Mailand, dann das aufrühriſche Rom ſelbſt, mit der Schärfe des Schwertes, und noch in demſelben Jahre ſah ihn unſer Bodenſee, die Kaiſerkrone auf dem Haupte, auf ſiegreicher Heimkehr zu **Ueberlingen** und zu **Conſtanz** (23, 28 Sept. 27 Nov.). Das Herzogthum **Schwaben** vom Main bis an die Alpen gab der Kaiſer jetzt dem zu verwalten, dem es vom Vater zugedacht war, dem Sohne Conrads, Friedrich.

Zwiſchen dem zweiten italiſchen glorreichen Feldzug, der mit Mailands Zerſtörung endigte, und dem dritten, eilte Friedrich nach Deutſchland und hielt auch am See, zu Conſtanz, Gericht (1162, Nov.). Auf dieſem Reichstage ſchied ſich N. C. 1162. Herzog Heinrich der Löwe von Braunſchweig von ſeiner Gemahlin Clementia von Zähringen. Während des dritten Römerzuges entbrannte in Schwaben die Fehde zwiſchen Hugo dem Pfalz

---

*) Vergl. Raumers Hohenſtaufen II. S. 5. 6.

Heiligenberg, auf der einen, und der junge Welf auf der andern Seite. Flüchtig kam dieſer auf ſeinem Stammſchloß bei Ravensburg nach der Schlacht bei Tübingen an; Friedrichs böhmiſche Hülfsvölker durchwütheten die Gegend. Endlich kam der Kaiſer über die Alpen und trat als Verſöhner, Vermittler auf.

Der vierte Feldzug nach Italien, durch Peſt verunglückt, machte den Kaiſer zum Erben Schwabens. Der fünfte Feldzug gab Veranlaſſung, den treuloſen Welfen zu unterdrücken. Endlich gieng Friedrich aus 30jährigem Kampfe, nachdem auch Italien und der Pabſt kriegesmüde nachgegeben, in der Glorie des Siegs und der Alleinherrſchaft hervor. Auch in dieſer vollen Herrlichkeit ſollte ihn der Bodenſee ſchauen. Conſtanz, einſt ein römiſches Gränzcaſtell gegen die wilden Alemannen, war jetzt des deutſchen Königs Gerichtshof, vor den er Römer und Germanen lud.

In dieſer Seeſtadt, wo vor wenigen Jahren die Bürger von Lodi mit aufgehobenen Händen die Gerechtigkeit des Kaiſers gegen die Unterdrückung des lombardiſchen Maylands angefleht, hielt nun Friedrich in dem Friedhofe, welches Haus noch auf den heutigen Tag dieſen Namen behält und damals, vermuthlich von Gärten umgeben, außer den Mauern der Stadt lag, im Kreiſe der Fürſten des Reiches Gericht; da erſchienen vor ihm die Boten der italiſchen Städte, und brachten dem römiſchen Kaiſer die goldnen Schlüſſel ihrer Thore, als Zeichen der Unterwerfung dar. Hier wurden die Freiheiten der Städte und die Hoheitsrechte des Kaiſers ſorgfältig erwogen und beſtimmt, und am 25ſten Juny des Jahres 1183 der merkwürdige Friede von Conſtanz geſchloſſen. N. C. 1183.

2. Der Adel am See und im Rheinthal. Klöſter. Städte.

Das Herzogthum Schwaben gab der Kaiſer ſeinem zweiten Sohne Friedrich (V); die großen Erbgüter und Lehen des erlöſchenden Welfenſtammes, darunter am Bodenſee Altdorf und Buchhorn, ferner das erledigte Pfullendorf und Bregenz wurden mit ſeiner Herrſchaft vereinigt und ſo der Herzog zum Landesherrn von faſt ganz Schwaben und namentlich vom Seeufer gemacht.

Um dieſen Sitz eines mächtigen Königshauſes zieht ſich jetzt ver-

Stiften und Klöſtern.

An die Stelle der Gaugrafen ſind in Folge des Landbeſitzes erbliche Grafen getreten: Kyburg, Toggenburg, Rapperſchwil, Lenzburg, Habsburg, Nellenburg, Pfullendorf, Heiligenberg, Hohenberg, Veringen, Dillingen und andre, ſind blühende Grafſchaften in näherer und fernerer Nachbarſchaft des See's. Im Rheinthal hatten ſchon ſeit länger die Grafen von Montfort ihr Haupt erhoben; ihr erſter Wohnſitz war Rhätien, wohin ſie nach ihres Hauſes alten Sagen aus dem alten Italien gewandert kamen. In den Alpen bauten ſie ihre erſte Burg Fortifels oder Montfort. Später rückten ſie, mit der Ausdehnung ihres Beſitzes, auch mit ihrer Wohnung ins offenere Rheinthal heraus und bauten am rechten Rheinufer die beiden Burgen Montfort, bei Götzis und Rankwil in Müſinen, deren ernſte Ruinen noch immer auf den Wanderer niederblicken. Auf dem linken Rheinufer erſcheinen die Freiherrn von Sax, von deren Blüthe das nächſte Jahrhundert erzählt. Andre Freie wurden Kriegsleute oder Beamten der Grafen und Stifter; ſie ſind die Stammväter des niedern Adels; aber manche ſtiegen in der Folge auch höher, wie z. B. die Herren von Waldburg, Tann und Winterſtetten, die als Truchſäſſe der ſchwäbiſchen Herzoge hier zum erſtenmal vorkommen.

Solche Edle ſchrieben ſich oft von den Schlöſſern ihrer Herren, deren Dienſtmänner ſie waren: ſo kommt es, daß ein neues Geſchlecht ſich von Ravensburg nennt. Es ſaß zu Neuravensburg zwiſchen Lindau und Wangen im Nibelgau und war im Dienſte der Welfen. Als St. Galliſche Edelknechte lernen wir die von Rorſchach, von Haslach, von Bernang, von Balgach kennen. Dieſe freyen Krieger bauen ſich nach dem Vorbilde des hohen Adels Schlöſſer auf den Spitzen der Berge: eine Burg nach der andern hebt ihr Haupt in die Luft und ſpiegelt ſich in den Wellen. Sie beſtanden gewöhnlich aus einem Wohnhauſe und einem Thurme, mit runden großen Kieſelſteinen, aus 7 – 12 Fuß dicken Mauern, an einem Abgrund aufgeführt, mit doppelten Gräben und einer Mauer umfangen. Wartenſee, Rorſchach, Altenburg, Falkenſtein, Steinach ſind ſolche Sitze am See; im Rheinthal Werdenberg, Sax, Bernang. Rheineck ward von den Aebten von St. Gallen erbaut; in dieſem Kloſter wurden die Ehrenämter, nach dem Beiſpiele des Herzogs, erblich.

Der ganze, zahlreiche kriegeriſche Adel bildete jetzt einen Ritterorden, ſeinen Dienſt that er auf dem Streitroß und auf den Römerzügen holte er ſich den Ruhm; die Lieder aber, die wir bald an den Ufern des See's von allen Burgen herab ſchallen hören werden, lernte er vorzüglich in der weltlichen Kloſterſchule St. Gallens, wo ſchon Tutilo den jungen Adel ſingen lehrte, und aus der die „Fidelâre" hervorgiengen. Neben den Edeln erhielt ſich ein freier Bauernſtand; aber die Zinsleute der Klöſter wurden jetzt den Leibeigenen ganz gleich geachtet, doch auch dieſen ihre Lehen erblich verliehen.

Auf den Zinsgütern hatten die Klöſter Maier, die gut bezahlt waren, Aemter und Gerichtsbarkeit zu Lehen hatten und dadurch Edelknechte wurden. Die Schirmvögte der Klöſter hausten als mächtige Herren.

Ueber die Klöſter ſelbſt hatte der Pabſt, mit dem Wachsthum ſeiner Geiſtlichen Macht, allmählig die höchſte Inſtanz in allen kirchlichen Streitſachen gewonnen.

Seit auch die Kloſtergeiſtliche Ritter geworden waren, zerfiel in den Klöſtern Zucht und Wiſſenſchaft. Die Mönche bauten ſich Häuſer, feierten ſchwelgeriſche Gaſtmale, führten die Waffen und ließen die Schule von Eremiten beſorgen. An die Stelle der Gelehrten treten magere Chronikenſchreiber, zu St. Gallen verfaßt Eckehard V. das Leben des h. Notker mit groben Verſtöſſen.

Um ſo blühender hoben ſich den geiſtig zerfallenden Stiftern gegenüber durch Handel und Gewerbe die Städte, alle dem Gründer ihres Wohlſtandes, dem Kaiſer Friedrich, treu ergeben. Conſtanz wetteiferte mit Augsburg und Ulm, durch wichtige Reichstage geehrt; Ueberlingen und andre alte Villen der Carolinger und Salier erwuchſen zu Städten und erhielten Mauern. Der Handel fing an mit dem Landbau zu wetteifern. Auch der Bauer, wohlhabender geworden, machte Höfe zu Dörfern, und dieſe ſich ſelbſt zu Städten. An dem Ufer des Unterſee's, der von der Reichenau auch der Au-See, lacus Augiensis, hieß, war der neue Flecken Ratolfszell (Ratolfescella) entſtanden; auch Steckborn, Kattenhorn, Gottlieben erſcheinen um dieſe Zeit mit vielen andern Namen, ſo daß wir von nun an den Bodenſee uns mit ſeinen jetzigen Ortſchaften beſetzt denken dürfen. Dieß alles war Friedrichs Werk.

3. Heinrich VI. 1190—1197.

N. C. 1190. Friedrichs verhaßter Sohn liebte unſre Gegend nicht; er ließ anfangs Schwaben, mit dem er das ganze Welfiſche Erbe vereinigt hatte, durch ſeine Vaſallen verwalten. Seine ehrgeitzigen Plane riefen ihn nach Süden: doch ſollte unſre Gegend nicht ohne Denkmal ſeiner Grauſamkeit bleiben. Denn als der Tod den König von Sicilien, Tancred, ſeiner Rache entzogen hatte, und die Familie des Königs in ſeine Hände gefallen war, ließ er dem zarten Sohne Tancreds, dem Bräutigam der griechiſchen Irene, die Augen ausſtechen, und den Unglücklichen mit andern gefangenen neapolitaniſchen Edeln in unſer Rheinthal nach dem Schloſſe Hohenembs ſchleppen, wo der Geblendete ſein ganzes jammervolles Leben vertrauern mußte. Das Herzogthum Schwaben hatte der Kaiſer ſeinem Bruder Conrad, und, als dieſer an der Peſt geſtorben, dem jüngern Bruder Philipp verliehen, dem er auch die griechiſche Irene vermählte.

6.

N. C. 1197. Dieſer Philipp beſtieg, nachdem Heinrich zu Meſſina geſtorben, den Thron, den ihm der Welfe Otto ſtreitig machte. Weder dieſer Streit, noch Philipps Ermordung durch den Wittelſpacher, hatten unmittelbaren Einfluß auf unſre Gegend. Nur die allgemeine Verwirrung des Reiches und die Partheyung herrſchte auch hier. N. C. 1208.

4. Die Freiherrn von Sax im Rheinthal.

Aber eben dieſe Verwirrung begünſtigte das Aufkommen einzelner Familien. Die mächtigſten Herrn im Rheinthale nach den Grafen von Montfort waren um dieſe Zeit die Edeln von Sax. Aus ihrem Hauſe war Heinrich von Sax (Henr. de Sacco Urk. von 1213) lange Dekan des Kloſters St. Gallen; er führte unter andern wohlthätigen Bauten, auch einen neuen Münſterthurm an der linken Seite der Kirche auf, deſſen Grundſtein durch 80 Ochſen und 500 Mann herbeigezogen werden mußte, und der beim Abtragen des Thurms (im J. 1785) für einen Felſen gehalten wurde. Auf ſeine Veranlaſſung wurde ſein Bruder N. C. 1204. Ulrich, ein junger, gelehrter Mann, zum Abte gewählt. Er war ein treuer Anhänger Königs Philipp, ward dieſem in Baſel vorgeſtellt, und von ihm mit dem Fürſtentitel begrüßt, den ſchon Kaiſer Heinrich dem Abte Norbert von Stofelen ertheilt hatte, wurde aber deßwegen nach Philipps Tode von Otto bitter angefeindet.

Dieſer Abt Ulrich von Sax vergaß den Heldencharakter ſeines Geſchlechts und die Ritterpflicht über ſeinem frommen Amte ſo wenig, daß er ſelbſt in der Charwoche einen Feldzug nicht ſcheute.

Sein Bruder Heinrich v. Sar hatte [illegible] noch jetzt zwiſchen Werdenberg und Sennwald im breiten Rheinthale bis an den Strom hinſtreckt, die Burg Forſtegg in die Rippen der Felſen angefangen zu bauen. Heinrich war indeſſen nach Spanien gezogen und ſein Nachbar und Freund Graf Hugo von Montfort, hielt dieß für die gelegenſte Zeit, das Schloß zu überfallen. Am heiligen Charfreitag, wo ſonſt auch Mörder und andere Uebelthäter ſich verſöhnen, war er aufgebrochen, ſtand vor dem Hauſe ſeines Feindes, und fing an, es niederzureiſſen. Da wurde dem Abt Ulrich nach St. Gallen gemeldet, in welcher Gefahr ſeines Bruders Schloß ſey. Der Abt vergaß im Zorn, daß es der Rüſttag des Herrn ſey, brach am Samſtag vor Oſtern auf, fiel von den Bergen über ſeinen Feind und ſchlug ihn von der waldumgebenen Veſte weg. Die Mönche ſahen in ſeinem ſpätern Schickſal eine Strafe des Himmels für dieſe Entweihung der heiligen Woche. Denn bald darauf ſtiftete König Otto einen Herrn von Arbon, Neffen des Biſchofs von Conſtanz, auf, der dem Kloſter unverſehens das Caſtell Rheinegg, das ein Conſtanziſch Lehen war, wegnehmen mußte. Biſchof und Abt verwüſteten ſich nun gegenſeitig ihr Gebiet und von Rheinegg bis nach Conſtanz auf dem ganzen linken Ufer, ſah man nichts als brennende Häuſer und verſengte Felder. Vergebens ſuchte der Abt von Reichenau zu vermitteln: es kam zur offenen Feldſchlacht, in welcher Ulrich ſeines Sieges ſchon gewiß war, als Ulrich von Kyburg, ſeiner Lehenspflichten uneingedenk, ihm in die Seite fiel, und nach langem Gemetzel in des Abts Reihen den größten Theil ſeines Volkes gefangen nach Arbon führte. Ulrich von Sar entkam mit wenigen in ſein Kloſter: König Otto behielt Rheinegg. Abt Ulrich ſtarb frühzeitig (1220); bei ſeinem langen Todeskampfe hörten die Mönche geiſterhafte Stimmen winſeln, und in der Luft kochte es, wie ſiedendes Waſſer.

Auch an andern Orten zeigten ſich dieſe Herren von Sar als ein gewaltthätiges Geſchlecht: unweit von Ragaz, bei der Porta Romana, hatte der Abt von Pfeffers im J. 1206 ein Schloß auf die Felſen gebaut, und Wartenſtein genannt. Dieſes Schloß behielt der Maier von Ragaz widerrechtlich für ſich. Albert von Sar war der Schirmvogt des Kloſters Pfeffers; unter dem Vorwande, deſſen Rechte zu wahren, überfiel er den Maier auf dem Felde, ſchleppte ihn gefangen vor das Schloß, und nöthigte die Hausfrau des Maiers durch dieſen Anblick zur Uebergabe der Burg. Allein als er von ihr Beſitz genommen, handelte er nicht beſſer, denn der

Egloff von Montfort und Abt Ludwig von St. Gallen ſtanden dem Abte von Pfeffers bei. Aber Albert ſtellte dem Abte von St. Gallen nach, griff ihn und hielt ihn ſieben Wochen auf Wartenſtein feſt. Auch der Maier wurde erſt nach drittehalb Jahren gegen ein Löſegeld freigegeben. Nun nahm Kaiſer Friedrich II. dem gewaltthätigen Manne die Schirmvogtey, und Albrecht ſtarb auf der Rückreiſe aus dem kaiſerlichen Hoflager, wo er vergebens um Wiederherſtellung gebeten hatte (1221).

5. Otto IV. und Friedrich der II. vor Conſtanz (1212).

Am Ufer des Bodenſee's ſollte es entſchieden werden, wen das Reich zum Herrn haben, und ob der ſchwäbiſche Stamm der Hohenſtaufen noch länger die erſte Krone der Welt tragen ſollte. König Otto war in Apulien eingefallen, und hatte dem Pabſte Innocenz geſchrieben, dem ſicilianiſchen Knaben (dem Sohne Heinrichs VI. dem erwählten König Friedrich), nicht beizuſtehen. Innocenz verließ ſeinen Zögling nicht, antwortete mit dem Bannſtrahl, und ließ den Gegenkönig in Deutſchland bekriegen. Am Bodenſee, beſonders in St. Gallen, war große Freude darüber. Otto eilte nach Deutſchland zurück, vermählte ſich der ſtaufiſchen Beatrix, Kaiſer Philipps Tochter, verlor ſie aber nach der vierten Nacht, wahrſcheinlich durch das Gift ſeiner Beiſchläferin. Die ſchwäbiſchen Vaſallen verließen das Hoflager des Kaiſers und giengen in ihre Heimath, die Fürſten ſandten Boten an Friedrich.

„So wie die Schneelawine kaum ſichtbar in den Höhen beginnt, dann plötzlich wächst, und in die Thäler ſtürzend, alles vor ſich niederwirft: ſo erſchien Friedrich ganz vereinzelt und ſchwach auf den Gipfeln der Alpen. Vergebens hatte Otto die Päſſe des Gebirgs beſetzt. —“ Ueber ſeine höchſten Spitzen, auf ungebahnten Pfaden, wahrſcheinlich durch das Engadin und über das Wormſerjoch kam er ins Thal der Albula und nach Chur. Hier erwartete ihn der erſte Zuwachs.

Biſchof Arnold von Chur empfing ihn als deutſchen König gar ehrlich und hielt ihn und ſein kleines Gefolge köſtlich. Der Abt Ulrich VI. von St. Gallen, jener kriegeriſche Sar, war mit einigen Kriegsknechten nach Chur geeilt und bildete die Leibwache des Königs. Die rhätiſchen Edeln ſtiegen von ihren Burgen herab und ſtieſſen zu ihm: Ulrichs Bruder, Heinrich von Hohenſar, verließ ſeine zu dem Zuge zu geſellen. So zog das wachſende Häuflein den Rhein hinab bis Altſtädten; wandte ſich dort links über die Berge den Ruggenbein (jetzt Ruppen) hinauf, und hinab ins Kloſter St. Gallen. Von da begleitete ihn der immer ſich mehrende Haufe an den See, und der, doch immer noch kleine, Triumphzug näherte ſich Conſtanz. Aber auf dem Wege dahin kam dem Abte die ſchreckende Nachricht: Kaiſer Otto, den man in Thüringen vom Krieg aufgehalten wähnte, habe ſich auf die erſte Nachricht, von Friedrichs bevorſtehender Ankunft dort losgemacht, ſey in Eilmärſchen durch Deutſchland gezogen und am jenſeitigen Ufer des Bodenſee's angekommen.

Friedrich konnte den Rauch des feindlichen Lagers aufſteigen ſehen. Drüben zu Ueberlingen lag Kaiſer Otto IV. mit zweihundert Rittern in voller Rüſtung und mit andrem Gefolge. Seine Köche und Lagermeiſter, hieß es, ſeyen ſchon in Conſtanz angekommen, um für die ſogleich folgende Heeresmacht das Nöthige einzurichten. Mit Friedrich waren an zweitauſend Lanzen, aber ihnen folgte kein weiteres Heer. Konnte er hoffen, daß die Stadt Conſtanz, deren Biſchof ſich noch nicht für ihn erklärt hatte, ihm die Thore öffnen, dem mächtigen Gegenkaiſer ſie verſchließen würde? Friedrich berathſchlagte in dem großen Augenblicke nicht lang. Er eilte vor die Thore von Conſtanz. Seinen und des Abtes nachdrücklichen Worten gelang es, den zweifelhaften Biſchof Conrad (von Tägernfeld) und die Bürgerſchaft zu gewinnen. Sie erklärten ſich gegen Otto, und Friedrich wurde, jedoch um die Freiheit der Stadt nicht zu gefährden, nur mit 60 Männern, in die Stadt aufgenommen. Als Otto, von Ueberlingen aufgebrochen, vor die Stadt rückte, fand er die Thore verſchloſſen. Wäre Friedrich drei Stunden ſpäter gekommen, ſo hätte er vielleicht den Thron Deutſchlands nie beſtiegen.

Jetzt aber eilte er ſtark und muthig den Rhein hinab, die mächtigſten der Gegend ſtrömten ihm zu und Otto's Anhang verminderte ſich mit jedem Tage. Als Friedrich in Baſel angekommen war, umgaben ihn die Biſchöfe von Trident, Chur, Conſtanz und Baſel, die Aebte von St. Gallen, Reichenau und andere, die Grafen von Kyburg, Habsburg, Freiburg, Hohenburg, Rapperswil und eine Schaar von Edeln aus der ganzen Gegend. Baiern, Schwaben, das Elſaß waren in Kurzem ſein. So rollte die Lawine den Rhein hinab, während der Gegenkaiſer durchs Breisgau floh, und erſt in ſeinen Erbſtaaten Sicherheit fand.

N. C. 1212. Im December war Friedrich II. zu Mainz, im Januar empfing er die Huldigung der Fürſten zu Frankfurt. Zu Trifels eroberte er die Reichskleinodien (1215) und mit der deutſchen Königskrone auf dem Haupte, hielt der Mann des Jahrhunderts, umgeben von den Großen des ſchwäbiſchen Landes, eine Reichsverſammlung in der Seeſtadt *), die ihm, die erſte der deutſchen Städte, ihre Thore geöffnet hatte. Hier ordnete er das aufgelöſte Kaiſerthum, verbot den Bau neuer Burgen und alle muthwilligen Fehden, und gab das Herzogthum ſeinem, aus Italien zurückgekehrten, jungen Sohne Heinrich; als dieſer ſich gegen den Vater empört hatte, erhielt es der jüngere, Conrad, römiſcher König, aber er brauchte nicht damit belehnt zu werden, denn es war allmählig Stauſiſches Erbe geworden.

6. Händel am Bodenſee.

Während K. Friedrichs II. auswärtiger Thaten in der Lombardey und in Oeſtreich hätte unſre Gegend in tiefem Frieden leben können, wenn nicht hier und dort innerliche Fehden ausgebrochen wären. So bekriegten die Herren Gottfried und Heinrich von Neuffen, deren Stammburg auf einem ſchönen Gipfel der ſchwäbiſchen Alp lag, Heinrich von Tann, den Biſchof von Conſtanz; in einem Treffen im Schweickersthal ſchlug ſie dieſer, und ſie wurden mit 46 nahmhaften Rittern als ſeine Gefangene nach Conſtanz abgeführt, dort jedoch milde behandelt. Im J. 1243 N. C. 1243.
und wiederum im J. 1250 leuchtete ein ſchröcklicher Brand 1250.
der Stadt Conſtanz weit über das Land und den See hinein. Sie wurde beidemal faſt ganz ein Raub der Flammen. —

Die Klöſter am Bodenſee theilten im Stillen mit der in ihren Anmaßungen von dem feſten Herrſcher zurückgewieſenen Kirche, die Erbitterung gegen den auf fernen Siegeszügen begriffenen Kaiſer. Als daher Pabſt Innozenz, gegen ſeinen Sohn, den König
und Reichsverweſer Conrad IV., zwei Gegenkönige nach N. C. 1246.
einander erweckte, waren die Stifter die Brennpunkte, von welchen ſich die Flamme des Aufruhrs dem ganzen Schwabenlande mittheilte. Auf dem Brül in St. Gallen predigte der Abt

---

*) Auch unmittelbar nach ſeiner Einweihung zu Mainz, feierte Friedrich II. die Charwoche zu Conſtanz und Mersburg (Merspurg) im Apr. 1213. Die letztere, gewiß ſchon uralte, Stadt wird bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmale genannt. Neug. C. T. II, p. 135.

Berthold von Falkenſtein öffentlich gegen Conrad als einen Ungläubigen, und wurde dafür vom Pabſte mit Privilegien überhäuft. Auch dem Biſchof von Conſtanz, Eberhard von Waldburg, der jedoch ein geheimer Anhänger Conrads war, ertheilte der Pabſt allerlei Vorrechte; zuweilen erhielten beide Prälaten daſſelbe, darüber kam es an unſern Ufern zu mordbrenneriſchem Zwiſte, ſo daß Berthold ſogar mit ſeinen Vaſallen, den Grafen von Kyburg und Rapperswil, bewaffnet vor Conſtanz erſchien. Doch wurde der Krieg durch einige Edle vermittelt. Das übrige Schwaben war durch den Biſchof von Straßburg aufgewiegelt worden, und faſt alle Vaſallen von Staufen abgefallen. Conrad zog dem Straßburger entgegen, ſein ſchwäbiſches Erbe wieder zu erfechten; auf dem Wege traf ihn die Nachricht, daß ſein Vater Friedrich, mitten in neuen Siegeshoffnungen, N. C. 1250. jäh geſtorben ſey, wahrſcheinlich an Gift.

Conrad fand in Schwaben faſt Alles mit päbſtlichem Gelde beſtochen; am Bodenſee hauſte der Abt von St. Gallen, ſein offenbarer Feind, nach Gefallen: der Biſchof von Conſtanz, allein noch neben jenem mächtig, wagte es wenigſtens nicht, offen für Conrad zu handeln. Da warb der König ein gewaltiges Kriegsheer und zog nach Italien, wo er ſtarb, nachdem er dem Biſchof von Conſtanz Eberhard und deſſen Bruder Heinrich, dem Truchſäſſen, ſeinen zweijährigen Sohn Conradin und die Angelegenheiten ſeines Hauſes anbefohlen, und dem Minneſänger Markgrafen Berthold von Hohenburg, die Stadthalterſchaft in Apulien übertragen hatte (1251).

Noch bei ſeinen Lebzeiten hatte der Gegenkönig Wilhelm von Holland das Herzogthum Schwaben zum Reiche gezogen. Sein Tod bei den Frieſen (1256) gab alles der alten Verwirrung zurück.

7. Conradin am See.

Vom herrlichen Stamme der Hohenſtaufen, war jezt nur noch ein ſchwaches Reis übrig, Friedrichs II., des größten Kaiſers Enkel, Konrads IV. zweijähriger Sohn, Conradin, den ihm Eliſabeth von Baiern, die Schweſter Herzogs Ludwigs des Strengen, zu Landshut geboren hatte. Mit dem Titel: König in Jeruſalem und Sicilien und Herzog in Schwaben, erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Baiern. Fürſten und Reichsvaſallen huldigten dem reichen Richard von Cornwall, Bruder des Königs von England, zu Worms, der zugleich mit Kaiſer Philipps Enkel Alphons von Caſtilien, die Hände nach Schwaben ausſtreckte. N. C. 1259. 1260. Erſt als die beiden, doch nur Schattenkönige, vom Schauplatz abgetreten waren, erhoben ſich die Freunde der Staufen wieder, und einige ächt deutſch Geſinnte faßten nochmals den Gedanken, den lezten Hohenſtaufen auf den Thron zu ſezen. Vergebens ſchleuderte Pabſt Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchſeß von Waldburg, Biſchof von Conſtanz, hatte es gewagt, die Vormundſchaft Conradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfjährige Knabe in ſein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rotweil Fürſtentage halten laſſen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg, und ſtieg endlich herab an die Ufer des Bodenſee's. Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen lieblichen und wunderſchönen Jüngling, von gebildeter Erziehung, der altrömiſchen Sprache ſo kundig, daß er ſich aufs Genaueſte in ihr auszudrücken wußte.

„Seinen edeln Geiſt entwickelte das tragiſche Schickſal ſeines Hauſes, die Freundſchaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des See's tief empfand,“ [*]) und die ihn vielleicht hier zu den Jugendluſt und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgeſängen in ſeiner lieblichen, ſchwäbiſchen Mutterſprache begeiſterten, wie wir ſie gleich zu Anfange die Maneſſe'ſche Sammlung ſchmücken ſehen.

So zog er in ſeinem väterlichen Herzogthume umher, um aus den Trümmern des Hohenſtaufiſchen Erbes Mittel zu ſeinem italiſchen Kriegszuge zu ſammeln. In Arbon, dicht am Geſtade des See's, verlebte er ein halbes Jahr, und verlieh „wegen der langen Gegenwart unſrer Diener und unſrer Hoheit,“ wie die Worte des Freiheitsbriefes lauten, den Bürgern das Gericht und den Blutbann. „Armer Conradin! was für ſüße Hoffnungen ſproßten damals in deiner jungen Bruſt auf, als du um dieſe Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolph von Habsburg, die Anwartſchaft auf die Kyburgiſchen Reichslehen gabſt „wenn du erwählt und ernannt, die höchſte Stufe, den Thron des römiſchen Reichs erſtiegen haben würdeſt.“ Dieſem Rudolph, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenſtaufen ſich und ſeinem Hauſe einen länger dauernden Thron errichtete: aber die Stufen, die du erſtiegſt, königlicher Jüngling, führten dich zum Mordblocke, auf dem dein edles Haupt fiel [**])!“ N. C. 1269.

---

[*]) Raumer IV. 572.

[**]) Aus des Freiherrn v. Laßbergs Bilderſaal II. S. LXXXIX.

8. Burgen und Sänger.

n. C. 1150 —1300. Schwaben war unter dem Scepter des Staufiſchen Kaiſerhauſes der Garten der Ritterehre und des Sängerruhmes; in keinem Beete dieſes Gartens wucherte die Herrlichkeit eines ſtreitbaren und liederreichen Adels üppiger, als an den lachenden Ufern des Oberrheins und dem Geſtade des herrlichen See's, der, als das Land ſo groß, mächtig und reich war, zu jener Zeit am eheſten den Namen des ſchwäbiſchen Meeres verdiente. Wie Adlerneſter ſpiegelten ſich die Burgen ſtreitbarer Männer in den Fluthen, und die lieblichen Lieder harmloſer Sänger ſchallten, wie ein Chor von Nachtigallen, auf beiden Geſtaden einander entgegen.

In Unterrhätien ſtand an der Spitze der edeln Häuſer das Grafengeſchlecht der Montfort *) oder der Grafen vom Fahnen. Es hatte ſich um die Mitte des 13 Jahrhunderts in zwei Aeſte getheilt, deren einer den Namen Montfort führte, der andre von ſeiner Beſitzung, Werdenberg hieß. Es iſt ungewiß, welcher von beiden Namen der ältere iſt. Der Aſt der Werdenberger theilte ſich wieder in mehrere Zweige. Der älteſte waren die Grafen von Werdenberg-Sargans von der weiſſen Fahne, die im Beſitze der Herrſchaft Sargans waren, und in dem Städtchen dieſes Namens ihr Schloß hatten. Von ihnen ſonderte ſich wieder ein Zweig, als mit Bewilligung Kaiſer Rudolphs I. und des Reichs, der letzte Graf von Heiligenberg, Berthold, dieſe ſeine Grafſchaft im J. 1277 an den Grafen Hugo von Werdenberg-Sargans,

---

*) Ich ſchalte hier eine mir von der Hand eines edeln und gelehrten Beförderers dieſer Arbeit auf meine Bitte mitgetheilte Notiz über den Urſprung des Geſchlechtes von der Fahne, deren von Montfort und Werdenberg ein:

„Die am meiſten accreditirte Meinung der beſſern Geſchichtſchreiber iſt, daß dieſe alten Dynaſten aus dem obern Rhätien herabgekommen, wohin ſie vielleicht ſchon mit dem tuſciſchen Stamme in der vorchriſtlichen Zeit eingewandert ſeyen. Dynaſten, oder, nach dem ſpätern Sprachgebrauche, Grafen, das iſt: Volksanführer waren ſie wohl uranfänglich; es iſt aber auffallend, daß ſie in der carolingiſchen Zeit und ſelbſt ſpäter das Grafenamt über Rhätien nicht bekleideten; dieß giebt mir die Vermuthung, daß ſie Ausländer geweſen ſeyen, und vielleicht aus Alemannien hereingekommen. Bei Erforſchung der alten Stammgüter des Herzogs Gerold von Schwaben und ſeines Hauſes, kam ich auf folgende Animadverſion: Gerold, der Bruder von Karls des Großen Gemalin, der ſchwäbiſchen Hildegard, vexillifer Imperatoris, wie ihn die älteſten Geſchichtſchreiber nennen, ſaß auf dem alten Berge Suevia, den wir noch den Buſſen (von Buß eine Beule, Erhöhung) nennen — er wird bald Graf bald Herzog genannt; er ſtiftete auf ſeinem Berge ein Kloſter, das er ſpäter auf ein anderes in ſeiner Allode verſetzte; es iſt das Kloſter Beuron im Donau-Thale bei Wildenſtein und Werbenwag; ſeine Schweſter Adelinde ſtiftete auf ihrem Allode das Frauenkloſter, nachherige fürſtliche Stift, Buchau; Hildegard ſtiftete zwar Kempten; ſie wohnte aber, nach einer noch beſtehenden Volksſage, bei Großſtadelhofen nicht weit von Pfullendorf im Linzgau; noch ſiehet man wenige Trümmer einer alten Burg daſelbſt; ſie vergabte, laut einer Tradition, die erſt im 17ten Jahrhunderte aufgeſchrieben wurde, der Kirche zu Pfullendorf Güter, und der Gemeinde zu Stadelhofen, einen Wald, den Eſpan.

Hier waren alſo die Stammgüter der Gero- oder Geroldiſchen Familie; in der Nähe iſt ein großer, ſchöner Berg der Gerenberg (Görrinberg, Urk. vom J. 797 oder 798). Gerold wäre daher der erſte Graf vom Fahnen, er, der den Schwaben das ehrenvolle Recht des Vorſtreites erwarb, um welches unter Kaiſer Friedrich III. bei der Belagerung von Zurich zum erſtenmal geſtritten wurde, da der Biſchof von Conſtanz mit ſeinen Schwaben, den erſten Angriff verlangte, und der Kaiſer mit ſeinen Böhmen ihn auch behauptete, und durch den Abzug des erſtern, die Unternehmung ſich zerſchlug.

Die ununterbrochen im Wappen geführte Fahne, iſt ein nicht zu verachtendes Criterium, wenn ſie gleich kein diplomatiſches iſt. Wie dann die Grafen vom Fahnen nach Rhätien kamen, iſt unbekannt; wie die Geroldiſchen Güter in andre Hände kamen, weiß man nicht; aber in den alten Grafen von Pfullendorf, die mit Rudolph, dem Schwager Kaiſer Friedrich I. ausſtarben, blieb noch ein Zweig auf einem Theile der Stammgüter zurück, und führte den Fahnen in ſeinem Schilde. Vielleicht waren auch die alten Grafen von Linzgau, ſpäter auch Grafen von Buchhorn und Bregenz genannt, dieſes Geſchlechtes. Ein Graf Ulrich von Linzgau ſoll ein Bruder Gerolds und der Kaiſerin Hildegard geweſen ſeyn. Ruodpert Graf von Argengau, alſo von Buchhorn, war bekanntlich ein Neffe der Schwäbin Hildegard, der Mutter Kaiſer Ludwigs des Frommen. Ruodperts Nachkommen ſehen wir noch im Grafen Ulrich von Buchhorn und ſeiner Gemahlin Wendelgart von Linzgau und ihrem Sohne Burkhard (ingenitus), Abt zu St. Gallen (ſ. oben).

Von einem Grafen Gero oder Gerold von Pfullendorf, geben uns geſchichtliche Urkunden Nachricht (ſ. oben); in ihm hätte ſich alſo der Name ſeines Ahnen Graf Gero vom Buſſen fortgepflanzt.

Das Abkommen der Werdenberg und Montforte von den Stiften des Kloſters Marchthal iſt durchaus nicht zu erweiſen. Die Ableitung Thomas Lyrers von Rankweil aber, des alten Chronikenſchreibers, iſt nicht nur ohne alle Autorität, ſondern auch gegen alle Geſchichte.“

verkaufte. Dieſer wurde nun der Stifter der Linie Werdenberg-Heiligenberg, auch von der weiſſen Fahne, die auf jener herrlichen Hochwacht des ſchwäbiſchen Seeufers ihr Haus bauete.

Die Linie Montfort war am rechten Rheinufer geblieben, und dehnte ſich hier bis zum Bodenſee hinab. Beide Aeſte füllten das Rheinthal mit Schlöſſern, Freudenberg bei Ragaz, deſſen Trümmer auf einem grünen Hügel das Dorf noch zieren, war aus den Händen ſeines erſten bekannten Beſitzers, eines Edeln von Wildenberg, ums J. 1261, durch deſſen Tochter an Hugo von Werdenberg gekommen.

Bei Sewelen erbaute Heinrich von Montfort, Biſchof von Chur, nachdem er im J. 1253 bei Embs die Lombarden aufs Haupt geſchlagen, die Burg Herrenberg. Ihr Daſeyn war aber nur von kurzer Dauer. Ob Herr Meinlo (Milo) von Sewelingen, der Minneſänger, auf ihr zu ſuchen iſt, laſſen wir dahingeſtellt *).

Im Dorfe Puigo (Buchs) ward das Schloß Werdenberg gebaut.

Zwiſchen Werdenberg und Grabs lag auf dem Platze, der noch heutzutage ſo heißt, das Schloß Fortifels, von dem ſich die Montfort auch zu ſchreiben pflegen. Ob Starkenberg ſein deutſcher Name, ob es die Heimat des Sängers Hartmann von Starkenberg iſt, läßt ſich nicht ausmitteln.

Wo die wilde Ill durch uralte Felſen ſich die Cluſe geöffnet, ſaß auf hoher Burg der Sänger Heinrich von Veltkirch, von dem ſchwarzen Fahnen; dort drang ihn Frau Minne zu ſingen.

Zwiſchen Feldkirch und Ems ſtanden auf blühenden Hügeln, kaum eine halbe Meile Weges auseinander gelegen, unweit des Rheins, in herrlicher Landſchaft die Burgen Alt-Montfort bei Rankwil, Neu-Montfort und Neuenburg, beide bei Götzis. Weinberge, Wälder, luſtige Wieſen und himmelhohe Felſen zieren ihre Trümmer noch, die bis auf den heutigen Tag mit Thürmen und weitläuftigem Gemäuer die Herrſchaft und den alten Reichthum des Geſchlechtes verkünden.

In ſpäterer Zeit ſang Graf Haug von Montfort, Herr von Bregenz und von Pfannenberg in Oeſtreich bis ins hohe Alter;

ein Liederbuch von ihm, mit ſauber geſezten Weiſen von Burkhard Mangolt aus Conſtanz, iſt noch zu Heidelberg vorhanden. Aber auf den Grundmauern ſeiner Burg Hohenbregenz ſteht nur noch Skt. Gebhards Kirchlein und ſchaut traurig über den Bodenſee hinab bis gen Conſtanz.

Montfort und Werdenberg zuſammen waren ein mächtiges Haus. Aber Zwieſpalt trennte und ſchwächte ſie bald. Schon im J. 1260 ſind Graf Rudolph von Montfort und Hugo von Werdenberg in blutigem Kampfe begriffen. Jener ſiegt und nimmt vierzehn Edle gefangen, erobert die Burg Fortifels im Sturm und legt das Dorf ſeines Gegners, Grabs, in Aſche.

Dieſes Grabs hatte ſchon im J. 1020 eigne Edle gehabt. Dieſer im Gebirge, gegen Wallenſtadt, ſtand auf einem langen Felſen bei Fiums (dem alten Flumines), auf der crappa longa, die Veſte Greplang, damals einem Maier oder Vicedominus des Hochſtifts Chur, De flumine, gehörig; von ihm ſtammt das edle Geſchlecht der Vitztumb ab; ſpäter ward es ein Sitz der Werdenberg-Sarganſiſchen Edelknechte von Greifenſee. Auch die Burg Nidberg hatte ihre eigenen Edeln. Wartau (Warte in der Au) gehörte ſchon im 11ten Jahrhunderte den Edeln von Fortnans.

An das Gebiet der Werdenberg gränzte rheinabwärts das edle und berühmte Geſchlecht Sax. Auch dieſes theilte ſich um jene Zeit, durch die Erbtheilung vom Jahre 1258, in mehrere Aeſte. Ulrich erhielt die Herrſchaft Sax, Albert das Schloß Wartenſtein und die Vogtey Pfeffers; ſeitdem trennte ſich das Haus in die Linie Sax von Moſax, nach einer Erwerbung in Bünden ſo genannt, und in die Linie Sax, die ſpäter Hohenſax heißt. Das Geſchlecht Moſax blühte anfangs ſo fröhlich, daß es ſich ſogar den Grafentitel beilegte; aber nach hundert Jahren ſank es ſchon wieder in den Stand der Freiherren, zuletzt in den der Edelknechte herab. Die Linie Sax beſaß in ihren beſten Zeiten das Land von Grabs bis Rüti hinab, und den Rhein bis ans Schloß Blatten. Die herrlichen Schlöſſer Forſtegg, Hohenſax, Friſchenberg und Wildburg im Schönboden erhuben ſich auf ſeinem Grunde. Auf der Burg Forſtegg, deren Mauern ſich mit einer Felſenſäule vermählt haben, ſaß wahrſcheinlich der Sänger Heinrich von Sax. Aus dem gethürmten Schloſſe ſah er über den Wald hinweg, der ſich noch heute um das graue Haus in wilder Schönheit ſchlingt, auf den blühenden Anger des Rheinthales und ſang:

---

*) Die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg, bauten nach Arx (1,540) ſpäterhin ein Herrenberg bei Heiligenberg; und im jetzigen Würtemberg gehörte das Städtchen Herrenberg den Grafen vom rothen Fahnen, d. i. den Pfalzgrafen von Tübingen.

„Hey ſüßer Meye! din Kunſt uns git (gibt)
Viel Wunnen breit, die man da heißet Leidvertrib:
. . . .
In den Wälden überall
Waren die Linden alle fahl,
Da ſinget nu ihr ſüße Stimme die Nachtigal *)!“

Ein andrer dieſes Geſchlechtes, ein frommer Predigermönch, Bruder Eberhard von Sax, beſang in Liedern voll wahrer Begeiſterung, voll glühender Phantaſie und durchläuterten Gefühles die heilige Jungfrau **), „die blühende Blume keuſcher Scham;“ „ſie, die mit der Sonne bekleidet iſt, gekrönet mit zwölf Sternen klar, und deren Schemel iſt der Mond.“ „Mutter — ſchließt er —

„Mutter der viel ſüßen Minne,
In dem finſtern Leuchterinne,
Zünd', entbrennt meine Sinne
In der wahren Minne Glut.
Da ich inne werde gereinet,
Und mit Gotte gar vereinet;
Was ich anders hab' gemeinet,
Das bedecke, Fraue gut!
Frau, erbarme zu allen Stunden,
Wann (denn) du haſt Genade funden,
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendreicher Muth!“

Weiter am linken Ufer des Rheinſtroms hinab, wo dieſer ſich dem Bodenſee nähert, ragten aus den waldigen Bergen und über den rebenbewachſenen Höhen viel neue, ſtattliche Schlöſſer hervor: die Burg Blatten auf einem ſchönen, freien Hügel bei Oberried, nicht weit vom Rheine, durch Abt Berchtold erbaut, der Sitz der vielgenannten Edeln von Ramſchwag; Altſtädten über der Stadt dieſes Namens, auf der Straße nach dem Stoß; Hochaltſtädten, auf der Spitze des Kronberges. Eine der zwei letztgenannten Burgen war die Heimath des Minneſängers Conrad von Altſtetten. Auf ſeinen Bergen ſang er ***):

„Da ward in dem Thaue
Kein Blume alſo ſchöne
Zu ſehen als mein' Fraue,
Die ich mit Sange kröne!“

---

*) Maneſſe I. 35.

**) ebendaſ. I. 25—30. Die angeführten Stellen ſind, um der Mehrzahl der Leſer willen, dem Neudeutſchen mit möglichſter Schonung näher gebracht.

***) ebend. II. 47. 48.

In einem andern Liede ruft er: „Singet alle widerſtreit!“ (in die Wette!) Und wahrſcheinlich ließ in ſeiner nächſten Nachbarſchaft ein andrer Sänger, der Hardegger, ſeine Lieder tönen. Denn zu des Sängerabtes, Berchtolds von Falkenſtein Zeit beſaß ein Ritter, Heinrich von Hartegge genannt, das Maieramt zu Marbach, einem Hof, über dem zwei Schlöſſer ragen: Weinſtein und Burg. Die Lieder des Hardeggers ſind keine Minnegeſänge; bald ſind es geiſtliche Betrachtungen: denn der Sänger hat frühzeitig der „Frau Welt“ abgeſagt, und weiß wohl, daß, wer ihr folget, Unrecht thut, bis ihm die Locken grau werden, und ihm das Haupt gegen die Erde ſiehet;“ bald beſchäftigen ſie ſich mit den großen bürgerlichen Angelegenheiten der Zeit; und hier erſcheint er als ein Anhänger Kaiſers Conrads IV., denn er ſingt zur Himmelskönigin empor:

„Und hilf dem König Kuonrat alſo,
Daß er mit Rechte ein Vogt zu Rome werde,
Und deß die Armen werden froh.
Es lebt nu Herre nicht auf teutſcher Erde,
Noch bei den Walchen, der uns nu
Zu Herren baß (beſſer) gezähme!“

Vielleicht iſt er ihm auf ſeinem Zuge nach Italien gefolgt, und hat darum ſeine Beſitzung im Rheinthale verkauft:

„Ich bin auf einer Farthe,
Da (ich) mich nicht erwenden mag,
Ich reite biß an die Herberge,
Ein'n jegeslichen (jeglichen) Tag.
Es ſey trocken, es ſey naß,
Als wie die Waſſer fließen in den Landen.
Ich fürchte auch nicht die Mörder
Als groß um ein Haar,
Noch die Räuber auf den Straßen:
Wiſſet das fürwahr!“

Die andern Burgen dieſer Gegend, die jener Zeit angehören, ſind Wichenſtein, wie ein Schwalbenneſt auf einem Felſen hängend; Rebſtein, wahrſcheinlich von den Herren von Ems erbaut; Balgach, Grünenſtein, Bernang, Buchenſtein, jedes mit einem eignen edeln Geſchlecht; Kalkofen, das jetzt Stettenberg heißt; Heerbruck war wahrſcheinlich ſchon damals ein zerſtörter Burgſtall; die Veſte Heldsberg hatte Abt Berchtold um 1260 durch einen Baumeiſter Namens Held erbauen laſſen: daher ſein Name; in der Nähe ragte Zwingenſtein und bei Höchſt Grimmenſtein mit Edlen dieſes Namens. Länger muß unſer geiſtiges Auge bei der Burg Huſen verweilen, deren Spur das leibliche nur unſicher ſucht. „Wenn man rheinaufwärts von dem Felſen, in den König Dagobert einen halben Mond als Gränzzeichen einhauen ließ, gehet, ſo zieht ſich rechts von den Burgen Heldsberg und Grimmenſtein ein liebliches, kleines Thal von den Appenzellerbergen herab, das ſich bei der Au in das Rheinthal mündet; in dieſem Thale, oberhalb Bernang, lag auf einem ſchönen Hügel die alte Burg Huſen, jetzt iſt es ein trümmerloſer Rebplatz zwiſchen Oberriethen und Unterhauſen. Ein adliges Geſchlecht hauſte darauf und alle Umſtände deuten dahin, daß der edle Sänger Friedrich von Huſen, dieſer Burg und dieſem Geſchlechte angehört *). Eine gleichnamige Burg auf dem linken Donauufer unfern der Sängerburg Werdenwag, gehörte, ſammt einer großen Beſitzung, die Reichslehen war, demſelben Geſchlechte; ſehr wahrſcheinlich war auch ſie Beſitzthum und Wohnung Friedrichs von Huſen, des Sängers. Friedrich ſchloß ſich, nach ſeinen Liedern, einem Kreuzzuge an. Er zeigt in ſeinen Liedern ſehnliche Liebe zu der Heimath, die er als ein Bergland am Rheine bezeichnet. „Wär' ich immer um den Rin!" ſeufzet er, und:

„Gelebt' ich noch die liebe Zit,
daß ich das Land ſollte ſchauen,
darin all meine Freude lit (liegt)!"

Er klagt, daß er keine Mähre von ſeiner Geliebten vernommen, „ſeit er über die Berge kam." Er ſucht einen Boten für ſeine Liebe und weil er keinen hat, „ſo will er ihr die Lieder ſenden."

Nach dieſen Umſtänden wird man die Nachricht und das ehrenvolle Zeugniß, das bei dem Mönch von St. Pantaleon zu Cöln (ſ. Freher. script. rer. germ.), der den Kreuzzug unter Friedrich I. mitgemacht hat, von dieſem edeln ſchwäbiſchen Ritter und Sänger ſteht, auf keinen Andern beziehen wollen. „Das Heer war in großen Nöthen, erzählt jener, als es im J. 1190 durch das Gebiet des Sultans von Iconien gen Laodicea zog; es wurde bei Suſopolis bundbrüchig angefallen und Tag und Nacht angegriffen. Dennoch ließ der Kaiſer, aus heiliger Achtung gegen den Vertrag, es auf das Aeußerſte ankommen und nur die Nothwehr beſtimmte ihn zum

Widerſtand. Es kam zum Treffen und 15000 Türken wurden erſchlagen. In dieſem Streite fiel auch Friedrich von Huſen, ein rechtſchaffener und adeliger Mann, während er einem Türken nachſetzte und ſein Pferd beim Sprung über einen Graben ſtürzte. Ueber deſſen Tode eine ſolche Traurigkeit im Lager entſtand, daß alle das Kriegsgeſchrey in den Wehelaut der Thränen verwandelten." — Die Sängerburg Huſen wurde, vielleicht von einem Sohn oder Enkel des Dichters im Jahr 1263 an das Kloſter St. Gallen veräußert.

Am Einfluſſe des Rheines in den See, über dem Städtchen Rheinegg erhob ſich die Burg gleichen Namens, von einem Edeln v. Ramſperg gegründet; nach ihm beſaßen es die S. Galliſchen Edelknechte von Rheinegg *); dieſe bauten eine zweite Burg, näher bei der Stadt, und gaben die Alte denen vom Thal, auch von Untrach oder Untra genannt, zu Lehen. Die letzteren bewohnten einen der reitzendſten Winkel der Erde, und unter ihnen wird einer der maneſſiſchen Sänger, der Taler, vermuthet (Man. II., 99—101), der die Blüthe ſo ſchön beſingt, „die in den Augen und im Herzen wohl thut," und der den lichten Schein ſeiner Geliebten „ſeinen Maien und ſein Blümelein" nennt.

Auf dem rechten Ufer des Stromes, zwei Meilen vom See landeinwärts, erhebt in dieſem Zeitraume zum erſtenmal ein Geſchlecht ſein Haupt, das ſpäter zu hohen Ehren kam und ſie verdiente. Eine fabelhafte Sage läßt die Edeln von Ems aus Tuscien ins rhätiſche Gebirge einwandern; gewiß iſt, daß ihre Stammburg Ober-Embs zwiſchen Chur und Rhäzuns iſt, deſſen ſchöne Ruine einen abgeſonderten Hügel am Dorfe gleichen Namens ziert. Schon in der früheſten Zeit ſollen ſie dort Dienſtleute der Grafen von Montfort geweſen und mit ihnen aus dem rauhen Gebirge allmählig in das freundlichere Thalgelände herausgerückt ſeyn; hier wohnten ſie auf einem ſteilen und hohen Felſen im Wald, zu deſſen Füßen jetzt der Flecken Hohenembs liegt, in deſſen Straßen die hohen Trümmer niederſchauen. Die gewaltige Burg hieß ſchon vor ihnen Ems (castrum Amisium), und wahrſcheinlich kommt der Name des Geſchlechts daher.

Zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte Arnold von Ems, Domherr zu Chur und Ritter Wilhelm von Ems. Die erſte Glorie erhielt aber dieſes Geſchlecht durch den Sänger Rudolph von

---

*) Man. I. 91—96. Laßberg a. a. O. II. S. XXXII. f. Dieſer Fund-

Ems, der als Dienſtmann der Grafen von Montfort oft fälſchlich Rudolph von Montfort genannt wird. Er war in den Künſten des Friedens und Kriegs wohl erfahren, ein vertrauter Diener des Stauffiſchen Hauſes und ſtarb in Reichsgeſchäften in der Lombardei. Er iſt der Verfaſſer einer poetiſchen Welthiſtorie, von welcher zwei Handſchriften in den Stuttgarter K. Bibliotheken ſind, deren eine bis auf Alexander den Großen geht; ein großes Gedicht von ihm, Barlaam und Joſaphat, aus dem Latein Abt Wido's von Cappel, der es aus dem Griechiſchen des Johannes Damaſcenus überſetzt hatte, befindet ſich, wahrſcheinlich von des Sängers eigner Hand geſchrieben, zu Eppishauſen in der Bibliothek des Freiherrn von Laßberg. Noch iſt er der Verfaſſer zweier Heldengedichte, Alexandreis, und Wilhelm von Oranſe. In einigen Handſchriften ſeiner Welthiſtorie wird auch unſre Gegend, ſeine Heimath, mit wenigen aber treffenden Umriſſen bezeichnet *).

Am Bodenſee blühte auf dem helvetiſchen Ufer beſonders die St. Galliſche Ritterſchaft, und dieſes Kloſter, wie ehemals eine Ge-

---

*) In disem Teile Swaben lit
Daz Alemannia hiez e,
Nach Alemanne der Bodense
Der in des Swabe lande swebt
Durch den mit richem fluze strebt
Der Rin, des flez auch streichit hin
Von disen lant gebirgen drin
Der von dem sunder (sûder?) teile gat
Nordent ze tal. von dem vlus hat
Vnde in das grose wertmer
Ri dem Rine ist witt war (var? -foro)
Manic veste wol bereit
Nach ri (ch) licher werdekeit
Viel werlich wit rich erbawt
Auch stussen dran werlichen Lant
Die mit richer gewecht
Bringent manig sorer fenchit.
Die erste ist Chostentze genannt
Die der edel Degen guot
Vnverzagt mit hoch gemuot
Ein Romischer Kunic riche
Stifte werdecliche
Ez hiez Keisir Chonstantius
Nach im er nand er sie alsus
Vn tet ir Namen im erkannt
Das si ist Chostenze genant.

(Durch die Güte Herrn D. Maßmann mir mitgetheilt).

Sänger. An dem Berge, der vom Seeufer aufſteigend, allmählig hinter Rorſchach emporwächſt und dem Auge über das Ufer des ganzen See's die herrlichſte Ausſicht gewähret, ſiedelten ſich ſehr frühe zwei St. Galliſche Edelknechte an: der Eine baute die Wart am See, und hieß ſich darnach von Wartenſee, der Andre baute eine namenloſe Burg, die ſo wie ſein Geſchlecht, nach der Nachbarſchaft von Rorſchach genannt wurde.

Die von Wartenſee hatten vom Berggipfel bis zum See hinab zuſammenhängende Güter, beſaßen auch vieles im Rheinthal, und führten von irgend einer Schirmvogtey den Beinamen die Vögte. Sie blühten ſchon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Beim Anwachſen ihrer Familie bauten ſie noch zwei andre Burgen und ſetzten zwiſchen beide einen alten Thurm hinein, ſo daß Wartenſee ein dreifaches Schloß vorſtellte.

Die Edeln von Rorſchach waren Eine Familie mit den von Roſenberg bei Heriſau; eines der reichſten und angeſehenſten Geſchlechter im Lande. Sie nannten alle ihre Söhne Egloff und Rudolph; viel ihrer waren geiſtlich, ſo daß zuletzt die Pfarrey Rorſchach ihr Eigenthum wurde. Im Rheinthal verſah ſie der Ortenſtaler Rebgarten mit gutem Tafelwein; unweit Rorſchach hatten ſie einen feſten Thurm im Bodenſee ſtehen.

Nicht weit von Rorſchach hatte ein reicher Mann den Sulzberg erbaut, er hatte ſich vom Bauern zum St. Galliſchen Dienſtmann emporgeſchwungen; er und ſeine Nachkommen bereicherten ſich im Dienſte von Conſtanz als Lehensvaſallen; verarmten aber auch wieder allmählig. Vielleicht ſind es dieſe Edelleute, vielleicht die Herren von Goldach, die über dem Dorfe ihres Namens zwiſchen zwei tiefen Bergſchluchten auf einer ſchmalen Erdzunge bei Vogtlüten die Burg Hiltisried erbauten, die jetzt der Bauer Altenburg nennt.

Unter dem Ausfluſſe des Brand- und Schlangenbachs an der Goldach baute der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, als er ſparen wollte, die Burg Martinstobel.

Das Schloß Falkenſtein, deſſen Mauern man noch im Hofe Schuppis zwiſchen dem Bärenbach und der Goldach entdeckt, war der Sitz der Marſchälle von Falkenſtein, durch die 2te Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Später ging es durch viele Hände.

In der Schlucht, die vom Eiſpan bis in den See läuft, baute ein freier Herr, noch im 12ten Jahrhundert, auf eigenem Boden die

Burg Steinach. Lang war dieſes Geſchlecht unabhängig und Niemandes Dienſtmann; erſt um 1318 kommt Hans von Steinach als Stadtammann des Abtes von St. Gallen vor. Ob das Geſchlecht, das theils eine laufende Otter im Wappen führte, theils eine Harfe, mit Neckarſteinach bei Heidelberg, deſſen Wappen auch eine Harfe iſt, verwandt war, und ob der Sänger Herr Blicker von Steinach dieſem oder jenem zugehörte, laſſen wir dahingeſtellt *). So viel iſt gewiß, daß Blicker nicht fern vom Rheine wohnte. Er ſang ein großes, jetzt verlornes Gedicht: „der Umbhang“ und Minnelieder. Der mächtige aus Fündlingen von rieſenhafter Größe erbaute Grundſtock der Burg ſteht noch; ein jetzt auch hochbejahrtes Ritterhaus des 15ten oder 16ten Jahrhunderts ſitzt darauf, und ein wohlhabender Lehenbauer trinkt dunkeln, ſüßen Wein, den er ſelbſt in den Rebgärten der Steinachiſchen Güter pflanzt. Vom Volke wird das Schloß die Steinerburg genannt.

Von derſelben Bauart iſt die alte Burg der Marſchälken von Mammertshofen, welche Untermarſchälle der Abtey St. Gallen waren. Im J. 1249 entzog Abt Berchtold dem damaligen Beſitzer dieſes Schloß, weil er dem Biſchofe von Conſtanz gegen den Abt beigeſtanden, gab es ihm jedoch ſpäter als Burglehen zurück. Das Schloß kam nachher in mehrere Hände, und ſteht noch, oberhalb dem Dorfe Roggwil, in welchem ſchon zu Anfang des 10ten Jahrhunderts ein St. Galliſcher Edelknecht eine kleine Beſitzung erhielt, und wo noch eine Burg zu ſchauen iſt.

Zu Arbon, unter den üppigen Fruchtbäumen iſt, ihrer alten Grundanlage nach, die ſchöne Burg noch dieſelbe, die der unglückliche Conradin während ſeines Aufenthaltes in jener Stadt bewohnte. Vielleicht ſang er hier das kindlich ſchöne Lied, das wir uns gern in einer ſolchen Umgebung, unter den Blüthen dieſes lieblichen Seegeſtades, erzeugt denken **):

„Ich freue mich manniger Blumen roth,
Die uns der Maie bringen will,
Die ſtunden eh in großer Noth,
Der Winter thät ihnen Leides viel;
Der Maie will uns ergötzen wohl
Mit mannigem wunniglichem Tage,
Deß iſt die Welt gar freudenvoll.“

---

*) Im Weingartner Coder iſt das Wappen Herrn Blickers von Steinach eine Harfe, welcher eine laufende Otter zur obern Einfaſſung dient.

**) Maneſſe I, S. 2.

„Was helfet mich die Sommerzit,
Und die viel lichten, langen Tage?
Mein Troſt an einer Frauen lit (liegt),
Von der ich großen Kummer trage.
Will Sie mir geben hohen Muth,
Da thut ſie tugendlichen an,
Und das mein' Freude wurdet gut.“

„Wann ich mich von der Lieben ſcheide,
So muß mein' Freude ein Ende han,
O weh, ſo ſterbe ich leichte von Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht, Frawe, was Minne ſind,
Mich laßt die Liebe ſehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind!“

Eigne Edle, die ſich von Arbon ſchrieben, kommen ſchon im J. 1190 vor. — Noch ſind im Kyburgiſchen die Mauerſtöcke der ſchönen Moosburg, und zu Güttingen am See das Schloß zu nennen, das ſchon um 1276 ein edles Geſchlecht dieſes Namens beſaß.

Weiter landeinwärts im St. Galliſchen liegt auf dem ſteilen, hohen Ufer der Sitter, wo ſich dieſer Fluß gegen Biſchofszell wendet, Ramſchwag, das Stammſchloß des berühmten Geſchlechtes; in ſeiner Nähe, ebenfalls an der Sitter, Neuramſchwag. Die erſten dieſes Hauſes, die den Namen führen, Heinrich und Conrad, nennt zum Jahre 1228 die Sage der Chronik als „übel ermordet.“ Von Ulrich dem Reichsvogte von St. Gallen, werden wir unter Rudolph von Habsburg ſprechen.

In dieſer Gegend waren die Burgen der St. Galliſchen Dienſtleute und Sänger gelagert. Einer der verdienteſten Beförderer dieſes Sanges, der in die Wette an den Ufern des Bodenſee's ertönte, war Berchtold von Falkenſtein, Abt von Sanct Gallen, von welchem Hugo von Tromberg in ſeinem Renner rühmt:

„Wem ſollte das nicht wohl gefallen,
Daß ein Abte von Sanct Gallen
Taglied machte ſo recht ſchöne,
Daß Sanct Galle ſo hoch Getöne
Durch weltlich' Ehre nie geſang;
Deß hab' ſein Abt immer Gedank,
Daß man dabei gedenket ſein!“

Unter hohen Linden und Eichen, jetzt gebrochen, ſchimmerte auf einem grünen Hügel die Burg Singenberg hervor. Der Sänger dieſes Namens nennt Herrn Walther von der Vogelweide ſeinen Meiſter, der, vielleicht hier zu Hauſe, gewiß in der Gegend ſang. Das Geſchlecht der Singenberg trug viele Jahre das Truchſeſſenamt von St. Gallen. Von langer, irdiſcher Minne, von der ſeine zahlreichen Lieder voll ſind, kehrt ſich der von Singenberg zuletzt ab zur ewigen Liebe *):

„Wollt ihr behalten Gottes Minne?
Die will ich behalten gerne, wiſſet: wie!
Habt lieb den, der Euch von Herzen minnet ie!
Nein des das verborn;
Wer nicht minnet, der ihn herzigliche minnet, der iſt verloren!“

Auf einem ſpitzen, hervorſchießenden Berge, nicht ferne vom rechten Ufer der Thur, lag die Burg des Sängers Conrad von Landegg, Schenken von St. Gallen. Mit Sehnſucht gedenkt dieſer ritterliche Sänger, auf fernem Zuge in der winterlichen Normandie, am Geſtade der See, der blühenden Heimath **):

„Mich muß Wunder han,
Wie es ſich ſtelle bei dem Rheine,
Um den Bodenſee!
Ob der Sommer ſich da zehr (verzehre)?
Frankreich hart den Plan (die Ebne),
den man ſieht in trübem Scheine;
Reife thun ihnen weh,
Bei der Seine und bei dem Meer;
Dieſe Noth hant ſie auch bei Rene (?),
Da iſt ihr Freude krank,
Wonne und Vogelſang
Iſt in Schwaben, das ich wähne;
Dar (darum), ſo jammert mich
Nach der Schönen minniglich!“

Unweit von der trotzigen Kyburg, einſt dem Sitze des treuen Werner, beim weinreichen Neftenbach, auf dem Wartberge, ſang Jakob von Warte, ein Freund der Habsburge, ſchöne und gute Lieder. Seines Herzens Königin, die ein Morgenſtern in rechter Schöne iſt, läßt ihn trauern und kränket ihm die Sinne. Er ſucht nach Troſt in der herrlichen Natur, die ihn umgiebt ***):

„Mancherhande Blümelein
Lachen aus des Maien Thaue
Gen der lichten Sonnen Schein,

---

*) Man. 1. S. 158.

**) Ebend. 1. S. 200.

***) Man. 1. S. 25—30.

Die Zeit iſt in werther Schaue.
Was ſoll tröſten mir den Muth,
Seit mich zwinget Herzensſchwere?
Bei der ich viel gerne wäre,
Daß die mir nicht Gnade thut!“

Die Söhne dieſes trauernden Sängers, **Rudolph** und **Jakob** litten unverſchuldetes Unglück durch Kaiſer Albrechts Blutrache.

In **Rindal** in der Grafſchaft **Toggenburg** ſang **Dietmar von Aſt** *). Auch die Bilder ſeiner Lieder ſind dem Leben unſrer reichen Gegend entnommen. Er ſagt von der edeln Fraue, die ihn in Gezwang genommen hat:

„Der bin ich worden unterthan,
Als das Schiff dem Steuermann.“

Bei Vogelſang und Blüthe denkt er ihrer:

„Auf der Linden oben, da ſang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde ward es laut.
Da hub ſich aber (wieder) das Herze mein
An eine Statt, da es eh was (war),
Ich ſah da Roſenblumen ſtan,
Die mahnen mich der Gedanken viel,
Die ich hin zu einer Frauen han!“

Auf **Tanneck** im Thurgau ſaß **Heinrich von Rugge** **); ihm gefiel nicht, daß Niemand mehr den Weiben recht dienet, daß Juden, Chriſten und Heiden nur denken, wie ſie viel Gut gewinnen; die Welt wird bald mit Grimm zergehen; es iſt an den Leuten viel großes Wunder geſchehen; die Welt hat ſich von Freuden geſchieden; freuen ſich Zween, ſo ſpotten ihrer viere. Er aber, der Sänger, liebt mit unwandelbarer Minne, die nichts vom Winter weiß:

„Ich ſah viel lichte Freude han
Die Haide und all den grünen Wald,
Die ſind nu beide worden fahl;
Und müſſen gar bezwungen ſtan;
Die Blumen von dem Winter kalt,
Auch hat die liebe Nachtigall
Vergeſſen, daß ſie ſchöne ſang:
Jenoch ſteht aller mein Gedank
Mit Treuen an ein ſchöne Weib:
Ich enweis (weiß nicht), ob ichs je genießen möge;
Sie iſt mir lieb, alſam (als wie) der Leib!“

---

*) Man. I. S. 39—42.

**) ebend. I. S. 97—100.

Hohen Klingen, Klingenberg und Alten Klingen liegen im Thurgäu an dem mittäglichen Abhange des Bergzuges, der zwiſchen dem Bodenſee und der Thur, von Abend gegen Morgen ſich nach dem Rheinthale hin abſondert, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen auseinander, und ſind die Sitze drei gleichnamiger und wahrſcheinlich urſprünglich vereinter, aber ſchon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts getrennter Geſchlechter. Noch alle drei Burgen ſind bewohnt. Walter von Klingen und Heinrich von Klingenberg waren ausgezeichnete, hochgeehrte Sänger. Des letztern Vater hieß Ulrich, ſeine Mutter Willeburg, aus dem zürcheriſchen Geſchlechte deren von Coſtenz, aus welchem Johann von Coſtenz, der Verfaſſer des Gedichtes „von der werthen Minne Lehre" (Gott Amur), als Chorherr am Münſter zu Zürich im 13ten Jahrh. lebte. Heinrich brachte ſeine frühere Jugend in der berühmten Schule des Kloſters Reichenau zu, wurde dort Mönch, und im J. 1293, Verweſer der Abtey, erhielt auch im J. 1271 die Probſtey am Münſter zu Zürich: hier mag ihn Rudolph von Habsburg noch als Graf und als Dienſtmann der Zürcher kennen gelernt haben. Er war ein Mann von muſterhaftem Lebenswandel, im Umgange gebildet, und nicht nur ein frommer Sänger, ſondern auch ein berühmter Philoſoph und Geſchichtſchreiber. (Er ſchrieb eine Geſchichte der Grafen von Habsburg). In Zürch brachte er die Wiſſenſchaften in Flor, ſo daß aus dieſer Schule die maneſſiſche Sammlung hervorgehen konnte. Er war nebſt Abt Berchtold von Falkenſtein der eifrigſte Beförderer des Geſanges; Sänger bildeten ſeinen Hof. Kaiſer Rudolph machte ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zum Canzler, und man könnte auf die Vermuthung gerathen, daß der Sänger, der in der Maneſſiſchen Sammlung dieſen Namen führt, Heinrich von Klingenberg ſey, wenn der Geiſt und Charakter dieſer Lieder nicht einige Zweifel erregte.

Heinrich führte dem Herzog Albrecht von Oeſtreich bei Bregenz 300 Helme gegen Adolph zu, ging als Albrechts Geſandter nach Frankreich und ſtarb im J. 1306.

Auf dem Schloß Klingenberg iſt jetzt Alles theils neu, theils umgebaut, nur an dem fünf Stockwerke überſteigenden Thurme ſieht man, daß er, ſo wie das erloſchene Geſchlecht, deſſen Stammſitz er war, zu den älteſten Erſcheinungen dieſes Landes gehöre. Aber

„Unbeſungen ſind die Thal,

Da viel manig Stimme erhal (erhallte),
Durch die Ohren ſüße in ſehnendes Herze ergal (ergellte)."
(Walther v. Klingen.) *)

Bei Wil im obern Thurthale war der uralte, ſchon ſeit dem neunten Jahrhunderte genannte Sitz der Edelleute von Jonſchwil, aus welchem Geſchlechte die gelehrten Eckharde, und darunter der Sänger des Walther von Aquitanien hervorgegangen.

Zu den Thurgauer Sängern gehören auch noch der von Wengi, deſſen Burg zwiſchen Wil und Frauenfeld nahe an der alten Landſtraße lag. Er erſcheint als ein eifriger Anhänger des Pabſtes, als ein Feind der Hohenſtaufen, und begrüßt das neue, der Kirche gehorſame Kaiſerhaus Habsburg als „einen neuen Mond, der ſich nach Wunſche geſtaltet hat" **). Seinem Thurgau wünſcht er Gottes Ehre.

Hieher gehörte auch der Minneſänger Wachsmouth von Kenzingen (Kinzingen) — wenn anders nicht ſein Sitz im Breisgau zu ſuchen iſt — „dem, ob auch der Wald in grüner Farbe ſtehe, und die Vögel ihren Sang heben: doch ſein alter Kummer wehe thut" ***). Er führte den Namen Hofmeiſter von Frauenfeld. Dieß Geſchlecht erhielt unter Rudolph von Habsburg das Hofmeiſteramt, und Biſchof Nicolaus von Conſtanz, den wir dem Kaiſer Ludwig, dem Baier, ſo tapfer werden widerſtehen ſehen (im J. 1334), war aus dieſem Geſchlechte.

Von den Hügeln des Thurgau's ſteigen wir wieder hinab, an ſein Seegeſtade. Hier begegnet uns das alte Schloß Gottlieben, vom Biſchof Eberhard von Conſtanz, aus dem Hauſe Waldburg, ums J. 1250 gebaut und im Unmuthe über die Stadt Conſtanz zu ſeinem Biſchofſitze gemacht. Es wurde im J. 1355 von Conrad von Homburg zerſtört (ſ. unten) aber wieder hergeſtellt, und erhielt durch Huß eine traurige Berühmtheit. Bei Emmishofen erhub ſich der ſchöne Freiſitz Gyrſperg (ſpäter, als auch Mittel- und Untergyrſperg dazukamen, Obergyrſperg genannt); von dem ſich ein Zweig der Blarer ſchrieb; auf der Höhe über Ermatingen ſteht, noch heute in wohnlichem Stande, das Schloß Wolfsberg; deſſen erſter Urſprung, obwohl die Gründer nicht bekannt ſind, in dieſe Zeiten zu ſetzen ſeyn mag. Oberhalb Mannebach ragten die zwei Schlöſſer Salenſtein, deren Edle Schenken in der Reichenau waren, und

---

*) Man. I. S. 30.
**) Ebend. II. S. S. 98. 99.
***) Maneſſe I. S. 160. 161.

im 13ten Jahrhunderte vorkommen. Nach ihnen hatten ſie die Mundpratten von Conſtanz im Beſitz. Der Arenenberg (ſpäter der Narrenberg genannt) iſt nicht mit Sicherheit in dieſe Periode zu ſetzen. Aber aus uralter Zeit blickte ſchon von dem Berge oberhalb Berlingen, die Burg des fränkiſchen Statthalters der Reichenau, Sintleoz herab. Indem wir auch jetzt einen Blick auf jenes Eiland werfen, erinnern wir, obgleich er einem frühern Jahrhundert angehört, um ſeiner Lieder willen, an Hermann den Lahmen, aus dem mächtigen Grafengeſchlechte, derer von Vehringen im Lauchartthale. Unter 14 Kindern, die Hildrude, Erbtochter des letzten Grafen von Trauchburg zu Sulgen dem Grafen Wolfrad, ihrem Gemahl geboren hatte, war Hermann von Geburt an gelähmt, und führte zeitlebens davon den Namen. Er machte ſeine Studien zu St. Gallen, und wurde Mönch auf der Reichenau, wo er der Schule bis an ſeinen Tod vorſtand, und mit Recht für den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit galt. Ein dichteriſches Geſpräch zwiſchen ihm und der Muſe, befindet ſich zu Regensburg; auſſerdem iſt er Verfaſſer zweier berühmten lateiniſchen Hymnen. Er ſtarb im J. 1054 und ließ ſich zu ſeiner geliebten Mutter Hildrude, auf die er eine rührende Grabſchrift verfertigt hatte, zu Altſchhauſen begraben. — Der Mönch Conrad und Abt Burkhard aus der Reichenau, verdienen ebenfalls Erwähnung: beide beſangen die Schickſale ihrer Inſel.

Auch Steckborn hatte ſeine eigenen Edelleute. Herr Hildebrand von Steckboren lebte um 1227, und war des Grafen von Rapperſchwil Dienſtmann, Herr Hildibolt um 1269. Aber der Thurm, der noch in der Stadt ſteht, wurde erſt im J. 1342 von Abt Diethelm aus der Au, geborenem von Caſtell erbaut.

Die alte Burg zu Feldbach trugen die Edeln dieſes Namens von dem Freiherrn von Klingen zu Lehen. Cuno von Feldbach, Ritter, ſoll ſie im J. 1252 mit Einwilligung ſeiner Lehensherren, an die Schweſtern auf der Brugg zu Conſtanz, um 100 Mark Silbers käuflich überlaſſen haben. So entſtand das dortige Beguinen-, nachher Benedictinerinnen- endlich Ciſterzienſerinnen-Kloſter, das jene im J. 1253 erbauten.

Mammern oder Mambüren war auch der Sitz eines edeln Geſchlechtes; ſein Schloß, jetzt neu erbaut, ſteht am See, eine Stunde oberhalb der Vorbrücke bei Stein. Aus dieſem Hauſe war Mangolt, den Herzog Conrad von Zähringen im J. 1121 mit Gewalt zum Abte von St. Gallen einſetzte. Auch das Schloß Neuenburg war eine Wohnung dieſer Edeln; es kam nach ihrem Abſterben in mehrere Hände; zuletzt ſchrieben ſich die Freiherren von Thumb Erbmarſchälle des Herzogthums Würtemberg von ihm.

Oberhalb Mammern ſchaut, aus einem wilden Waldestobel, das Schloß Liebenfels herab, merkwürdig durch ſeine ſonderbaren unterirdiſchen Gemächer. Es war ein Lehen des Hochſtiftes Conſtanz und der Sitz eines adeligen Geſchlechtes. Eine halbe Stunde unter dem Schloſſe Neuenburg, lag Schloß und Herrſchaft Freudenfels, gleichfalls mit eignem Adel.

Zu Eſchenz haben die römiſchen Grundmauern den Edelſitz des Mittelalters, der auf ihnen erbaut war, überlebt. Hermann von Eſchenz mit zwei Söhnen ward in der Schlacht bei Sempach, in Oeſtreichs Dienſt erſchlagen (1386).

Von dem kleinen Dörſchen Amenhuſen bei Stein am Rhein, ſchrieb ſich der Leutprieſter Conrad, im Kloſter St. Georgen zu Stein. Er lebte jedoch erſt im 14ten Jahrhundert und hat ein großes Gedicht vom Schachzabel hinterlaſſen.

Zu unterſt in der alten Landgrafſchaft Thurgäu, am Fuß eines fruchtbaren Weinberges, deſſen Gipfel mit einem ſchönen Walde geziert iſt, liegt der Flecken Stammheim, berühmt durch die unglücklichen Kammerboten.

Auch hier ſang ein Edler dieſes Namens, der von Stammheim, fröhliche Tanz- und Reigenlieder für die Jungfrauen *):

„Nu, wohl auf ihr Kinder: gehn wir dar,
Tanzen und reigen,
Da die Blumen wonnigliche ſtehn geblüht,
Die Haide iſt wonniglich var (wonnefarb),
Sie hat ſich gegen den Mayen
Gezieret in ihr beſten Wat (Kleid);
Die iſt ſo gut;
Die Vögel alle ſind der Sommerwonne froh!
Rechte alſo
Thäte auch ich,
Und lieſſe eine andre Schwere (Kummer) mich!

Bei Stein am Rhein ſetzen wir über den Strom, und gehen ſein rechtes Ufer hinan, den Spuren jener entſchwundenen Jahrhunderte nachforſchend.

Hier erinnern wir uns vor allen Dingen bei Oeningen, an das uralte Geſchlecht dieſes Namens, die mit dem Gegenkaiſer Rudolph verſchwägerten Grafen von Oeningen. Es iſt merkwürdig

---

*) Maneſſe II. S. 55. 56.

daß zu gleicher Zeit in dieſem Hauſe und in jenem von Achalm, die letzten zwei Individuen Cuno und Leuthold hieſſen und Brüder waren.

Auf dem breiten Bergrücken, der die Landzunge ausfüllt, die der Rhein und der Unterſee bildet, ſaſſen in einem hochgelegenen Keſſel des Berges, bei dem Dorfe gleichen Namens, die Herren von Schienen, ein unter den Hohenſtaufen mächtiges Geſchlecht, deren Einer einſt hohe Würden in Italien bekleidete. Wahrſcheinlich waren ſie es, welche die zerſtörte Burg in der Nähe ihres Beſitzthums, in welcher wir oben die aus der Geſchichte der Kammerboten bekannte Diepoldsburg geſucht haben, wieder aufbauen ließen.

Dieſe Burg, ſeitdem aufs neue zerſtört, wird jetzt Schrotzburg genannt und ihre Trümmer ſind noch ſichtbar.

Am Geſtade des Rheines hinauf, begegnen wir Schlöſſern und zerſtörten Burgſtällen, die an Geſchlechter jener Zeit erinnern, zu Oberſtad (wo ein, einſt dem Hochſtift Conſtanz gehöriges Schloß, noch ſteht), zu Kattenhorn, einſt dem Sitz eines adeligen Geſchlechtes, zu Marbach (wo noch ein wohnlicher Sitz), zu Gaienhofen; unweit von der nordweſtlichen Bucht des Unterſee's, zu Bohlingen, ein erhaltenes Schloß; wenn wir hier dem Flüßchen Aach ſtromaufwärts folgen, ſtoſſen wir, unweit Riſalingen, auf die zerſtörte Burg Roſenegg, die, ſpäter ein Beſitzthum des Hochſtiftes Conſtanz, auf einem waldigen Hügel liegt. Auf der Straſſe von Singen nach Schaffhauſen blickt zur rechten Seite aus einer dichten Walderwand die einſame Burg Randegg hervor. Ob jedoch alle dieſe Schlöſſer, was ihre Gründung und die Geſchlechter betrift, die einſt auf denſelben gehauſet, ſchon in dieſe Zeitperiode zu ſetzen ſind, oder einer ſpäteren angehören, laſſen wir dahingeſtellt. Doch kommt ein Martin von Randegge, Ritter, um 1270 und das Geſchlecht derer von Roſenecke um 1312 in Urkunden bei Neugart vor.

Von der Felſenburg Hohentwiel ſchrieb ſich ſchon im 11ten Jahrhundert ein edles Geſchlecht; ſie waren jedoch nur ministeriales minores von Twiel, und trugen Lehen von der Burg. Ein Heinrich von Twiele war um 1086 von einer Partey der Mönche in St. Gallen zum Abte gewählt worden, ohne jedoch in dieſer Würde ſich zu erhalten. Im 12ten Jahrhundert erſcheinen Eberhard und Adilbero de Tivelo. Im J. 1267 kommt auch ein Junker Ulrich von Klingen, genannt von Twiel, vor (Neug.). Die Burg Hohentwiel ſelbſt war immer Eigenthum der Herzoge von Schwaben. Erſt nach Conradins Tode gab ſie Kaiſer Rudolph von Habsburg denen von Klingenberg. — Zwiſchen Singen und Hohentwiel liegt Beringen; ob dieſes dort, oder Beringen im Klettgau die Heimath des Sängers iſt, der ſeinen Namen führt, iſt ungewiß.

Das kleine Schloß Staufen, deſſen Ruine auf einem niedrigen Hügel bei Hohentwiel ſteht, war ſammt ſeiner Herrſchaft dem Kloſter Petershauſen zuſtändig. Schwerlich nannten ſich Edelleute davon.

Auf dem niedrigſten aber ſteilſten der vulkaniſchen Bergkegel des Hegäus, Hohenkrähen, wohnten ſchon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Edle. Es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß Luithold de Kreigin und A. de Kreigin, die in einer Urkunde des Jahres 1208 erſcheinen, auf dieſem Bergſchloſſe zu ſuchen ſeyen, welches noch auf den heutigen Tag im Munde des Volkes Kreihen heißt.

Von Hohenkrähen weſtlich, erhebt ſich, mit den Trümmern dreier Burgen auf drei Baſalthügeln gleich einer Krone geziert, der Stofeler Berg, auch Hohenſtofeln genannt. Stofel, Stöfel iſt die Verkleinerung von Stouf, Stauf (Berg); Stöfelen heißt alſo Bergeskuppen. Dieß iſt der älteſte Name des Berges und des ſich davon ſchreibenden Geſchlechtes. Schon im J. 1034 ward Norbert von Stöfelen; ein kriegeriſcher Mann, Abt zu St. Gallen: er hieng Heinrich III. an, und begleitete ihn auf ſeinem Römerzuge 1047. Er war der Erbauer Appenzells. Im J. 1056 ſaß der Biſchof Gebhard von Regensburg und Abt von Kempten, Bruder Kaiſer Conrads II. einer Verſchwörung mit Welf III, Herzog von Kärnthen beſchuldigt, auf Befehl Kaiſer Heinrichs III. „in Stofola“ gefangen, wurde aber bald wieder zu Regensburg eingeſetzt.

Von da bis zum Jahre 1563 kommen die Namen von Stöfelen und von Stofelen häufig vor: im J. 1279 Cunr. v. Stöffeln Domherr zu Straßburg und Peregrin von Stoffeln; im J. 1310 Berthold v. Stoffeln, Commenthur der Johanniter zu Klingnau u. a.. Die Namen Stöffeln könnten nun möglicher Weiſe auch einem Geſchlechte von Edelknechten angehören, deſſen Wohnſitz Stöffeln, eine jetzt zerſtörte Burg auf der ſchwäbiſchen Alb oberhalb Gönningen iſt. Gewiß aber gehört dem letzteren Geſchlechte nicht an, ſondern iſt auf unſrer Burg zu ſuchen, der Sänger Conrad von Stoffel oder Stoffelen, der aller Wahrſcheinlichkeit nach in der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ein (noch nicht gedrucktes) Heldengedicht von 5612 Verſen ſchrieb, Gabriel von Montavel, oder der Ritter mit dem Bock genannt, deſſen Stoff aus dem Fabelkreiſe der Tafelrunde genommen, und dem woder Reichthum der Erfindung noch poetiſcher Schmuck mangelt. Den Stoff dazu brachte er aus Spanien mit, wohin damals viele Wallfarthen zum Grabe des h. Jakob nach Compoſtella vorgenommen wurden. Er ſelbſt ſagt:

Von *Stoffel* Meiſter *Cunrat*
Hat das Buch gedicht
Mit reinem Bericht.
Der war ein werther, freyer Mann;
Zu Hiſpania er das Buch gewann.

Aus dieſem Zeugniß erhellt, daß der Dichter ein *Freiherr* (kein Edelknecht) war, und zugleich Meiſter; vielleicht magister decretalium, wie Heinrich von Klingenberg. So lange uns kein Andrer dieſes Namens gezeigt wird, werden wir ihn mit jenem *Domherrn von Straßburg* für Eine Perſon halten müſſen.

Ein andres, edles Geſchlecht kam ſehr frühe, wahrſcheinlich ſchon im 12ten Jahrhundert, aus Heſſen in das Hegäu; es war ein Zweig der heſſiſchen Grafen von Ziegenhein, deren Wappen es ſtets führte, ſiedelte ſich auf dem Kegelberge, *Hohenhöwen* an, und nannte ſich von dieſer ſeiner Burg. Es gab dem Hochſtifte Conſtanz mehrere Biſchöfe und ſtarb im 16ten Jahrhundert aus.

Auf einem ſechsten Kegel des Hegäus baute das Kloſter Reichenau wahrſcheinlich noch in dieſer Periode eine Burg, die es *Mägdeberg* nannte und deren Schickſale wir ſpäter erzählen werden.

Miniſterialen deſſelben Kloſters ſaßen auf *Homburg* bei Staringen (zwiſchen Radolphszell und Sernatingen) und bei Tuttlingen.

Friedingen an der Aach, im Umfange der Landgrafſchaft Nellenburg, wo noch ein zerfallenes Schloß ſteht, iſt bisher für das alte Onfridinga, (Hohenfriedingen) das in der Geſchichte der Kammerboten vorkommt, gehalten worden. Ohne Zweifel hauste auch hier ein altes Geſchlecht; in Urkunden findet ſich der Name öfters, wird aber auf die Herren von Friedingen, die an der *Donau* ſaßen, bezogen.

Am linken Ufer des Ueberlingerſee's und ſeinem Abſchluß nahe, ſchrieb ſich ein edles Geſchlecht von dem alten kaiſerlichen Pallaſte *Bodmann*, und ſtand frühzeitig in großer Achtung. Als im Jahr 1146 der edle Fanatiker Arnold von Brescia, mit einem Haufen Schweizerbauern über die Alpen gegangen war, und in Rom ſeine neue Republik gründen wollte, lud er den Kaiſer Barbaroſſa ein, daß er ein paar einſichtsvolle Männer nach Rom zur Vertheidigung ſeines Reichsrechts gegen den Pabſt ſenden ſollte; er nannte darunter ausdrücklich den edeln *Eberhard von Bodemen* (ſ. D. Heinr. Franke's Arnold v. Brescia. Zürich 1825. S. 182—181.). Im J. 1271 lebte Ulrich von Bodemin. Das Geſchlecht theilte ſich ſpäter in mehrere Aeſte, und blüht bis auf den heutigen Tag.

Den Ruinen des alten Schloſſes Bodmann gegenüber, am rechten Ufer des See's, mitten auf dem Abſatz eines mit Wald und Reben überkleideten Berges, ragt zwiſchen Wohngebäuden, die in Schutt liegen, ein ungeheurer Burgthurm, zur Hälfte noch aufrecht, gen Himmel; zu ſeinen Füßen blüht das heiterſte Thal und lächelt der blaue See, in ſeinem Rücken ſteigt wilder, verſchlungener Buchenwald zur oberſten Höhe hinan und dehnt ſich dort über die Bergfläche aus.

Auf dieſem Thurme ſaß Burkhard von *Hohenvels*, ein jagdluſtiger Sänger, deſſen mächtiger Leyer die kraftvollſten, eigenthümlichſten Naturlaute entquollen: wunderbar miſcht ſich in ſeiner Phantaſie das Weidwerk mit der ſüßeren Jagd nach Frauenminne, und ſein gethürmter Wohnſitz ſelbſt ſcheint ihm Symbol ſeines Innern geworden zu ſeyn. Er ſingt:

„Wie möcht' ich mit der geſtriten (ſtreiten),
Die ſo gar gewaltigliche
Sitzet *auf meines Herzens Thurm*,
Der iſt *feſt* an allen Sitten.“ *)

Anderswo erzählt er: „wie ſein Herz ſeinen Sinn zu jagen ausgeſandt hat; aber das Wild, nach dem er jagt, iſt ſchnell, weiſe und ſtark, wie der Löwe; wohl bedürfte er des Fuchſes Kundigkeit, es zu fangen **).“

Wiederum ſpricht er von der Geliebten:

„Nach des Aaren Sitte ihr' Ehre
Hohe ſweimet (ſieget) und ihr Muth;
Schande wanket von ihr ſehre,
Wie vor Falken Lerche thut ***).“

Doch, nicht nur aus dem Walde zu ſeinem Haupt holt ſich ſeine Liebe die kühnen Bilder, auch der *See* zu ſeinen Füßen, dient ihm zu ſolcher Beute. Ihm iſt zu Muthe, „wie dem *wilden Fiſch* in dem Bäre (im Damme); ſeine Freiheit neigt ſich der viel Lieben zu eigen †).“ Aber bald iſt er wieder ein Vogel:

„Die Gedanken mein ſie locket,
Die fliegen zu ihr geſchaart,

---

*) Maneſſe I. S. 89.
**) Maneſſe I. S. 86.
***) ebend. I. S. 83.
†) ebend. I. S. 83.

Manch gleriger Sinn, der flieget nach ihr auf die Jagefarth,
Der iſt viel hin zu ihr geſchwungen — [*])"

Auch die Erſcheinungen der Natur fließen in ſeinem Auge zu den glühendſten Bildern zuſammen:

„Da die Luft mit Sonnenfeuer
Ward getempert und gemiſchet,
Dar gab Waſſer ſeine Steuer,
Da ward Erde ihr Leib erfriſchet,
Durch ein tugendliches Schmiegen
Ward ſie Freudenfrüchte ſchwanger;
Das thät Luſt in wil nicht triegen;
Schauet ſelbe aus auf den Anger:
Freude und Freiheit
Iſt der Welte Feuergeleit[**])!"

Die liebliche Inſel Maynau hatte gleichfalls ihren Sänger aufzuweiſen. Ritter Arnold von Langenſtein (deſſen Namen noch ein feſtes Bergſchloß im Hegäu führt) und ſeine vier Söhne gaben, mit Bewilligung des Abtes in der Reichenau, alle ihre Güter, und darunter die Maynau dem Deutſchorden zu eigen und Lehen. Zwei dieſer Söhne kamen nicht zu männlichen Jahren; einer aber, mit Namen Hug, war im J. 1298 in dem deutſchen Hauſe zu Freiburg im Breisgau, und kommt dann bis um 1319 als Komthur auf der Inſel Maynau vor. Von dieſem Hug von Langenſtein hat ein edler Freund und Förderer der altdeutſchen Liederkunde erſt neulich eine Sammlung von Gedichten entdeckt, darunter das Leben der h. Martina, im J. 1293 verfaßt, ein großes, aus mehr als 30,000 Verſen beſtehendes Gedicht. Er hat zum neuen Jahre 1826 den Freunden deutſchen Geſanges eines jener Lieder mitgetheilt, das die Bekehrung eines heidniſchen Königes der Litthauer feiert (2te Auflage 8. Seemüller in Conſtanz).

Auf dem ſchmalen, hüglichten Erdſtriche, der zwiſchen dem Unterſee und dem Ueberlingerſee hinläuft, der Rick heißt, und beim Eichhorn endet, liegt in der Mitte zwiſchen beiden Waſſern, in einer Wieſenaue, am Rand eines großen Weihers, wo im Sommer unzählige Waſſervögel ſich ſammeln und brüten, faſt vergeſſen von der übrigen Welt, das Dörflein Dettingen, höchſt wahrſcheinlich die Heimath des Sängers Heinrich von Tettingen, deſſen Geſchlechte Conrad Lehen in der Umgegend gab. Ein andrer Zweig hatte Güter bei Tegernfeld an der Aare. Von jenem Sänger ſind nur wenige, aber herrliche Strophen, Zeugen eines von der innerlichſten Liebe erfüllten Gemüthes. Er ſingt:

„Lieb, liebes Lieb, liebe Fraue!
Lieb, Herzens Troſt und der Sinne!
Lieb, liebes Lieb, liebe Schaue (lieber Anblick)!
Lieb, daß mich raubet deine Minne!
Hei, lieber Leib!
Seelig Weib!
Lieb, liebes Lieb, ſehnendes Leid mir vertreib!"

In zweierlei Urkunden vom J. 1262 und 1270 erſcheint ein Burkhard von Tettingen, in der letztern (bei Neugart) mit dem Beiſatze dictus Spilmann; deutet dieß letztere auf einen zweiten Sänger in jenem Geſchlechte, oder haben die Nachkommen Heinrichs dieſen Beinahmen von ihm geerbt, oder iſt Heinrich im Maneſſe'ſchen Codex ein Gedächtnißfehler, und ſollte Burkhard dafür ſtehen? Wir entſcheiden nichts.

Auf dem rechten Ufer des Bodenſee's begegnen wir, auſſer dem ſchon oben genannten Hohenvels in der Nähe von Ueberlingen, den Edeln von Bondorf; bei Heiligenberg (wovon oben geſprochen iſt) dem Bürglein der Dienſtleute der Grafen von Ramsberg, das nah ſteht und von einem Bauern bewohnt iſt. Dann am See der uralten Felſenburg Mörsburgs, an deren Thurme man in alten Schriftzügen noch Karl Martells Hammer zu erkennen glaubt. In unſrer Periode war ſie ohne Zweifel ſchon ein Schloß des Biſchofs von Conſtanz; in früheren Zeiten aber ſollen hier die Grafen von Rohrdorf im Namen der Kaiſer, die Ueberfarth über den See beſchützt haben.

Eine halbe Raſt vom Flecken Immenſtaad gegen Buchhorn zu, unmittelbar am Ufer, ſtoſſen wir auf die Sängerburg Conrads von Helmsdorf, deren Name in den neuen Gebäuden noch fortdauert. Der Dichter lebte und ſang in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, und ſchrieb eine bis jetzt nicht wieder aufgefundene Vergleichung des alten und neuen Teſtamentes in Verſen. Das Geſchlecht trug einſt das Schenkenamt von Conſtanz und beſaß auch im Thurgau Güter.

In Buchhorn zeigten jene Zeiten vielleicht noch Spuren vom Wohnſitze der alten Grafen von Linzgau, Kyburgiſchen Stammes.

Tiefer im Lande, auſſerhalb der Gränzen unſres Bezirks lagen die Burgen Winterſtetten, der Sitz der Schenken von Winterſtetten, wo ein Sänger Ulrich dieſes Namens, ſaß, deſſen bald muthwillig-ſcherzhafte, bald wehmüthig-ſehnſüchtige Lieder noch tönen *); und Waldburg auf einem tannenbewachſenen Hügel, mit dem hochberühmten, den Winterſtetten verwandten Geſchlechte der Truchſeſſe (ſ. Topogr.).

---

[*] ebend. I. S. 56.
[**] ebend. I. S. 57.

Die ältern Montfortiſchen Schlöſſer zu Tettnang und Langenargen gehören wohl einer etwas ſpätern Periode an.

Bei Tettnang war die Burg der Edeln von Summerowe; zwiſchen Langenargen und Lindau ſaßen die edeln Güſſen von Güſſenberg; ihr Schlößchen gehört ſeit Jahrhunderten dem Stadtſpitale von Lindau.

So haben wir die Runde um den See gemacht, und ſchließen bei Hohenbregenz wieder an.

Aber über den Boden mancher ſpurlos verſchwundenen Ritterwohnung mögen wir, ohne ſie zu ahnen, hingeſchritten ſeyn; und mancher Sänger mag noch am Ufer ſich des grünenden Angers erfreut und ſein Lied in den Geſang der Vögel gemiſcht haben **).

Die Muſe die jene alten Sänger begeiſterte, iſt der deutſche Mai, der jetzt im Blumen- und Blüthendampfe des Angers, der Obſtwälder und der Rebenberge am Rhein, und an den üppigen Ufern des Bodenſee's, ſeinen Lieblingsſitz alljährlich aufſchlug. Aber auch die Betrachtung der blauen Flut, welche Natur im reichumkränzten Becher ihnen ſpiegelnd entgegenhielt, begeiſterte ihre Phantaſie zu den ſchönſten Bildern, und das Waſſer mußte, wie Vogelſang und Maienblüthe zum Sinnbild ihrer Liebe dienen; darum ſpricht ein ungenannter Sänger zur Minne, die er als Botin der Geliebten ſendet ***):

---

*) Maneſſe I. S. 59—61.

**) Auch fernere Sänger mag das Geſchick jener Zeiten nicht ſelten an den Bodenſee geführt haben. Wolfram von Eſchenbach, in ſeinem Wilhelm von Oranſe, bedient ſich eines von unſerem See entlehnten drolligen Gleichniſſes (Heidelb. Hdſ. Nr. 404 fol. 95. b.):

Nv ſeht vnd funde ein antvogel
Zvo drinken in dem podemſee
Trunke er in gar vz daz tet ime we
Sus prvebe ich povdius her

d. h. ſo übel es einer Ente bekäme, den Bodenſee auszutrinken, ſo ſchwer würde es dem Dichter, das prachtvolle Heer des heidniſchen Königs Povdius zu beſchreiben.

***) Laßb. Liederſaal I. 96.

Und ſag ir vz getrüwen Mut
Fründſchaft, Lieb und alles Gut,
Von Wunſch ihr dazu Liebes me (mehr)
Denn trophen (Tropfen) had der Bodenſee!

VII. Das Seegebiet unter Rudolph von Habsburg und ſeinem Sohn.

(n. Chr. 1268 — 1300.)

1. Rudolph als Graf.

Auf die Helden- und Dichterglorie der Hohenſtaufen folgt die Proſe Rudolphs von Habsburg; aber es iſt die gute, treuherzige, körnigte Proſe der alten Zeit.

Durch große Reichslehen und muthige Behauptung der Schutzherrlichkeit über ſeine Nachbarn, war das gräfliche Haus Habsburg, im helvetiſchen Alemannien wie im Elſaß, hoch geſtiegen.

Rudolph war von dem großen Kaiſer, auf deſſen Thron er ſich ſetzen ſollte, von Friedrich II. aus der Taufe gehoben worden *), in ſeinen Armen hatte der Säugling gleichſam die Weihe zum künftigen Herrſcheramt erhalten. Zum Manne gereift, dehnte er die Herrſchaft ſeiner Vorfahren nach allen Seiten aus, auch nach dem Bodenſee und dem St. Galliſchen Land; und dieſe Abtey kam mit ihm als Nachbarn, Vaſallen und Eroberer in nachtheilige Verhältniſſe. Er hatte ſeine, ihm früher abholden Oheime, die kinderloſen Grafen von Kyburg geerbt, und ſah ſich in einen dreifachen Krieg mit Baſel, dem Grafen Montfort, und mit St. Gallen verwickelt. Ein kluger und edler Entſchluß, der ſeinen ganzen N. C. 1263.
Charakter bezeichnet, befreite ihn von dem letzten dieſer drei Feinde.

Der Abt Berchthold beſchäftigte ſich in ſeiner Stadt Wil im Thurgäu, mit eifrigen Kriegsrüſtungen gegen ihn, da trat eines Abends während der Mahlzeit der Thorwart in den Speiſeſaal und ſprach: „Herr! der von Habsburg ſteht vor dem Thore; ſoll er eingelaſſen werden?“ Kaum traute der verwunderte Abt ſeinen Ohren; er konnte nicht glauben, daß ſein furchtbarer Feind allein und wehrlos ſich ihm ſtellen ſollte; doch ſagte er erſtaunt ja, und berei-

---

*) Im Jahr 1218. — Es iſt merkwürdig, daß in demſelben Jahr, da eines der älteſten, mächtigſten deutſchen Geſchlechter in Berthold dem V. von Zähringen erloſch, in Rud. von Habsburg ein neues Kaiſerhaus in derſelben Landſchaft anging.

tete ſich, ihn aufs Beſte zu empfangen. **Graf Rudolph** aber ſchritt auf ihn zu und ſprach treuherzig: „Herr von St. Gallen! wir hattent einen Stoß. Darumb bin ich herkommen. Was ihr durchs Recht han ſollt, das ich üch gern laſſen will *)!“ Ein ſo edles und würdiges Eingeſtändniß ſeines Unrechts rührte den Feind: der Abt bot die Hand zu einem Vertrag, der beiden vortheilhaft war. Berchthold ſtand jetzt dem Grafen mit Hugo von Werdenberg, gegen Montfort bei (1263); ſie zogen vereint das Rheinthal hinauf gen **Feldkirch**; doch richteten ſie nichts aus und büßten ihren Unwillen nur an den Fruchtbäumen und Rebſtöcken. Abt Berchthold ſicherte ſich gegen Montforts Rache durch die Erbauung der Schlöſſer **Blatten** und **Heldsberg**, wie des Thurmes **Stettenberg** bei Bernang; und durch Beſetzung der Schlöſſer **Huſen** und **Bernang**. Dieſer Abt, der Freund der Ritter und Sänger gab den Edeln alljährlich ein herrliches Feſt und ſparte den Wein nicht, den ihm Botzen, Kleſen, das Elſaß und der Neckar ſandte, während dieſe edlere Weine in jener Zeit, ſelbſt in großen Städten noch, eine theure Seltenheit waren **). Zu einem ſolchen Mahle hatte er im J. 1269 gegen 900 Ritter geladen; die Gäſte kamen, aber der beſte Wein blieb aus; der Biſchof von Baſel hatte ihn aufgefangen. Dieß nothgedrungne Faſten erbitterte den Abt ſo ſehr, daß er ſich ſchnell entſchloß, dem Grafen **Rudolph von Habsburg** auch gegen den Biſchof von Baſel beizuſtehen. Der letztere mußte um Frieden bitten, und erhielt ihn. Bald darauf ſtarb Abt Berchthold von Falken-
N. C. 1271. ſtein von Rittern und Sängern betrauert und beklagt; aber ſein Aufwand hatte drückend auf dem Volke gelaſtet; dieſes ſandte ihm keine Thräne nach.

Der gemäßigteſte unter den kriegeriſchen Prälaten jener fehdevollen Zeit und Gegend war **Eberhard von Waldburg**, der Biſchof von Conſtanz; er ſtand gut mit dem ganzen benachbarten Adel; nur mit Abt Berchthold gerieth auch er manchmal in Streit (1254. 1258); beſonders wegen der Inſel Reichenau, die ſich gern beide unterworfen hätten.

Ueber der Abtswahl in St. Gallen kam es zu einem zweijährigen verderblichen Krieg, in welchem **Ulrich von Ramſchwag**, dem Biſchof von Conſtanz Biſchofszell wegnahm, bis der eine Gegenabt **Ulrich von Gültlingen**, den **Habsburger** herbeirief, der ſich, zum Schirmvogt ernannt, aller Gewalt N. C. 1273.
über die Stiftslande bemächtigte.

2. Kaiſer Rudolph.

In demſelben Jahre führten die Fürſten den Grafen Rudolph von der Belagerung Baſels weg (dort war die Fehde neu erwacht) nach Aachen und ſetzen ihm die deutſche Krone auf. Aller Streit war wie durch einen Zauberſchlag geendigt; die ſtattlichſten Edeln Schwabens fuhren glückwünſchend zur Krönung; nur die heimlichen Neider knirſchten, und der Biſchof von Baſel ſprach: „Sitz feſt, lieber Herre Gott, oder Rudolph wird ſich auf deinen Stuhl ſetzen!“

Rudolph ließ die italiſchen Händel und arbeitete feſt und beſonnen, an der Ruhe des Reichs, und dem Anſehen der Kaiſerkrone. Er fuhr in den ſchwäbiſchen Städten umher N. C. 1274.
und ſchuf guten Frieden, wie er in vielen Jahren nicht geweſen war.

Die Landvogtey in Oberſchwaben gab er ſeinem Neffen, dem Grafen **Hugo von Werdenberg**, dem er nachher (1277) im Namen von Kaiſer und Reich bewilligte, die Grafſchaft Heiligenberg von Berthold, dem letzten dieſes Stammes zu kaufen. Er, wie Andre anderswo, ſollten beſonders die verlornen Reichsgüter wieder einziehen. Dagegen empörten ſich die Fürſten, und als Rudolph von einer Zuſammenkunft mit dem Pabſte zu Lauſanne zurückkam, fand er die mächtigſten Grafen Schwabens unter den Waffen. Seine Reichsacht über ſie brachte den Bund derſelben zur Reiſe. An der Spitze ſtanden Würtemberg, Baden, Helfenſtein, Freiburg, Neuenburg und aus unſrer Gegend **Montfort**. Sie boten dem aufrühriſchen Herzog Heinrich von Baiern und dem König Ottokar von Böhmen die Hand. Vom Rhein bis an die Donau ſtand Alles im Aufruhr; nur wenige vom Oberländiſchen Adel ſtanden treulich bei Rudolph, darunter die Grafen Albrecht von Hohenberg, **Hug von Werdenberg** und der Pfalzgraf von Tübingen. Dennoch wagte Rudolph dem Aufſtand entgegen zu gehn (1276); er ſiegte im Schwarzwald; in Böhmen unterwarf ſich Ottokar. Bei deſſen zweitem Aufſtande, den er mit dem Leben auf dem Marchfeld büßte (1278) war der Kaiſer von den ſchwäbiſchen Rittern, Edeln und Städten beſſer unterſtützt. In dieſer Schlacht rettete **Heinrich Walther von**

---

*) Der Zeitgenoſſe **Küchimeiſter**, ein **St. Galliſcher** Bürger, erzählt dieſe Geſchichte in ſeinen vortrefflichen Caſus, die von 1227—1328 gehen.

) ſ. **Hüllmann, das deutſche Städteweſen im Mittelalter. Bonn 1826. I. S. 274.

Ramſchwag, Ulrichs Sohn, dem Kaiſer das Leben; die Gunſt dieſer Familie ſtieg dadurch aufs Höchſte; Rudolph belohnte ſeinen Retter mit Gütern, die er unbedenklich von St. Gallen wegnahm; er gab ausdrücklich in der Schenkung den Grund an: „weil er uns uſhub aus dem Bach,
da wir niedergeſchlagen lagen; damit er uns des Lebens ge-
N. C. 1278. half, und den Fall (Untergang), der uns mit Geding (abſicht-
lich, von Verräthern) uf was geſetzt, den wandt' er aus."

3. Graf Wilhelm von Montfort, Abt von St. Gallen.

Während Rudolph in Oeſtreich verwaltete, zerfiel ſein Werk, der Landfriede in Schwaben, beſonders durch den Biſchof von Conſtanz, den Namensbruder des Kaiſers, Graf Rudolph von Habsburg Buſenberg, und durch Graf Wilhelm von Montfort, den Abt von St. Gallen. Dieſer raſtloſe, feſte, kriegeriſche Mann ſetzte die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens daran, das Umſichgreifen des Hauſes Habsburg zu hemmen. Seine Bemühungen waren vergebens, aber ſein unbezwungener Wille ſteht ſo groß in der Geſchichte da, wie die That. Er wagte es im J. 1282 den Reichstag von Augsburg ohne Urlaub zu verlaſſen, ſo daß der Kaiſer in den zornigen Ruf ausbrach: „Nu ſeh' ich wohl, daß der Abt mich und meine Kinder nit minnt; nu will ich och der ſeyn, der ihn und ſein Gotteshaus hindern will, diwil ich lebe!" Jetzt verzweifelte der Abt an der Gnade, er ſammelte in unbeſonnenem Grimme zu Wil eine Schaar Edelknechte, fiel mit ihnen auf das ihm zum Trotze von Rudolph erbaute, und mit St. Galliſchen Edelleuten bevölkerte Schwarzenbach an der Thur, und zerſtörte es. Doch konnte er, wie vorauszuſehen war, der kaiſerlichen Macht nicht in die Länge widerſtehen. In kurzem ſtand er im kaiſerlichen Hoflager zu Herwartſtein, und mußte von Rudolph die harten Worte hören: „Ihr hant (habt) dem Rich und uns das größte Laſter gethan, das ihm je beſchah, ſeit ich König war." Der Abt fiel vor dem Kaiſer auf ein Knie nieder und ſprach: „Herr darum bin ich hier; was ich gethan hab, daz ich das beſſern will unz (bis) an üwer Gnad!" Dennoch kam kein Vergleich zu Stande: der Abt Wilhelm kehrte heim und legte Beſatzungen in ſeine Schlöſſer; mit ihm rüſteten ſich ſeine Brüder Friedrich von Montfort, Biſchof zu Chur, Rudolph von Montfort, Herr von Tettnang und Sigmaringen und Heinrich von Grieſenberg im Thurgäu zum Kriege. Der Kaiſer vergaß ſeine gewohnte Mäßigung gegen den Abt; er that ihn durch ein geiſtliches Gericht in den Bann, entſetzte ihn von der Abtey und beſtellte Conrad von

Gundelfingen zum Abte. Bei Annäherung des kaiſerlichen Heeres flüchtete Wilhelm nach Wil und, dort nicht mehr ſicher, auf die alte Toggenburg, wo er den Winter über ruhig vom Raube der Umgegend lebte. Inzwiſchen wagten ſein Bruder der Biſchof und Heinrich von Griesberg einen Streifzug von Chur nach Feldkirch; aber auf der Au von Balgers lag Hugo von Werdenberg im Hinterhalt und die heimkehrenden wurden von ihm nach kühnem Widerſtande gefangen und in den Thurm von Werdenberg geworfen. Der Biſchof wollte ſich an zuſammengebundnen Tüchern zum Fenſter herablaſſen und fiel zu Tode, der von Grieſenberg ward erſt nach drei Jahren gegen ein Löſegeld frey. Neuravensburg bei Lindau, eine St. Galliſche Beſitzung, nahm der Kaiſer ſelbſt mit Waffengewalt; Clanx, das Schloß in den Appenzeller Bergen, eroberte der Afterabt. Toggenburg fiel vor des Kaiſers Sohn, dem jungen Rudolph, durch Verrätherei; Wilhelm floh wie ein gejagtes Wild hin und her, flüchtete zu ſeinem Bruder, Ulrich nach Bregenz, und, auch hier verjagt, ins wilde Gebirge auf Aſpermont, das rhätiſche Schloß ſeines dritten Bruders, Heinrichs, der Domprobſt von Chur war.

Indeſſen hatte Rudolph den niedern Adel und die kleinern Stifte und Städte gegen die großen Landesherren in Schutz genommen und
Landfrieden gemacht. Dann war er im Vorgefühl ſei-
nes Todes, mit dem Ausruf: „Wohlauf nach Speyer!" N. C. 1291.
ſelbſt zu ſeinem Grabe geritten.

Sein Tod befreite den Abt Wilhelm aus ſeinem langen Elend; er kam aus dem rhätiſchen Gebirge hervor, ſetzte ſich mit Hülfe der Bürger wieder in St. Gallens Beſitz und rüſtete mit allen Feinden Rudolphs im Oberlande, beſonders dem Biſchof von Conſtanz, gegen Albrecht von Oeſtreich des Kaiſers Sohn. Entgegen ſtanden dieſem Bunde, neben andern Herren im Thurgau und Elſaß, beſonders die Grafen Hug und Rudolph von Werdenberg. Plötzlich zeigte ſich der Abt im offenen Felde gegen den einäugigen Hügli, den Grafen von Werdenberg, Vogt von Rheinegg, und gegen den Vogt des Afterabts, Ulrich von Ramſchwag; den falſchen Abt ſelbſt jagte er nach Schwarzenbach; ging über den See, nahm Neuravensburg weg, und mit dem Biſchof von Conſtanz die Stadt Buchhorn im Sturm. Aber jetzt erſt erblickten ſie die Rauchſäulen, die jenſeits des See's aus dem Stiftslande aufſtiegen. Hug war mit Churwahliſcher Mannſchaft auf Appenzell gezogen und hatte die Berge mit Raub und Brand ver-

Muſter. Der ihm zu dieſer Mordbrennerei gerathen hatte, war Ulrich von Ramſchwag; als er aber von ſeinem Schloſſe aus die Greuel ſah, entſetzte er ſich über ſein eigenes Werk und ſtarb an der Reue. Der Abt und Biſchof kehrten um; doch wurde der Krieg mit abwechſelndem Glücke fortgeſetzt. Im Niederholz bei Rorſchach ſiegten die St. Galler über den Ramſchwag, aber Ulrich von Montfort fiel (24. Febr. 1292).

4. Albrecht, Rudolphs Sohn, am See.

Dagegen ſchlug Hugo die Zürcher und Conſtanzer am Oſtertag, und Herzog Albrecht erſchien mit einem ſiegreichen Heere. Er nöthigte den Biſchof von Conſtanz, den Grafen von Rapperswil und die Zürcher zum Frieden. Der Graf von Nellenburg hörte von Stockach aus ſeinen rieſenhaften Thurm auf der Nellenburg in Flam- N. C. 1292. men zuſammenkrachen; auch die Grafen von Montfort unterlagen, und Abt Wilhelm mußte ſich zu Wil ergeben.

Sie alle befreite die Churfürſten-Wahl des Grafen Adolph von Naſſau zum deutſchen Könige von ihrem Feind. Albrecht eilte, ohne die Conſtanzerfehde zu beendigen, nach Oeſtreich, und rüſtete ſich zum Kriege. Dann erſchien er mit Heeresmacht in Schwaben und zog über Mindelheim durch das Thurgau und ſeine Stammgüter im Aargau, in das Breisgau. Zu dem einäugigen Albrecht hatte ſich ſein einäugiger Freund Hugo von Werdenberg und alle alten Anhänger des Oberlandes geſtellt, auch die Grafen von Montfort, uneinig unter ſich, ſonſt ſeine Feinde, fielen ihm zu; auf ſeiner Seite ſtand auch der Biſchof von Conſtanz, Heinrich von Klingenberg, der Kanzler ſeines Vaters Rudolph.

Auf Adolphs Seite war faſt der einzige in dieſer Gegend, der Todfeind Habsburgs, der Abt Wilhelm von St. Gallen. Albrecht zog mit 20000 Mann ſchlagend durchs Breisgau, wo ſein Freund und Oheim der Minneſänger Graf von Haigerloch für ihn den Leonidastod ſtarb. Da fielen die Churfürſten von Adolph ab und kührten Albrecht. Die Dreitagsſchlacht am Haſenbühel bei Oppenheim, wo Adolph, von ſeinem Gegner Albrecht in den Arm verwundet ſank, beſtätigte N. C. 1298. dieſe Königswahl (2. Jul. 1298). Abt Wilhelm von Montfort hatte treulich in Adolphs Heer ausgehalten: er focht mit ſeinen Schwaben auf dem linken Flügel, als ihnen die Roſſe unter dem Leibe getödtet waren, zu Fuße fort. Erſt nach Adolphs Tode floh er, ward gefangen und von den Wormſern mishandelt. Die Montforte, ſeine Vetter, legten Fürbitte bei dem

Kaiſer Albrecht für ihn ein; ſo ward er freigelaſſen. Bettelnd, aber auch in ſeinem Falle mit Ruhm bedeckt, zog mit wenigen Rittern der Abt nach dem Bodenſee. In St. Gallen angekommen, ließ er den Muth nicht ſinken. Er ſchränkte ſich auf alle Weiſe ein, und ſeine treuen Freunde zu belohnen und in der Stille Burgen gegen ſeinen Feind zu bauen; das Letztre war jedoch nicht nöthig. Kaiſer Albrecht kam, nach abgehaltenem Reichshofe zu Nürnberg auf einige Wochen nach Conſtanz und ehrte hier Heinrich den Biſchof *), und ſeinen Bruder Ulrich, die Klingenberge, auf alle Weiſe. Ihnen zu Liebe verzieh er auch dem Abte Wilhelm v. Montfort, zeigte ſich zu gütlichem Vergleiche geneigt und verſprach die Abbrechung Schwarzenbachs. Abt Wilhelm hoffte von dieſem Vertrage Ruhe für ſein Alter, aber ehe der Vergleich verſiegelt war, ſtarb er den 13. Oct. 1301.

Das vierzehnte Jahrhundert.

VIII. Kampf und Sieg des Bürgerthums am See.

Nach Chr. 1300 — 1414.

1. Die Fehde um das Reich. Ludwig der Bayer am See.

Albrechts Bemühungen aus Schwaben, Elſaß und Helvetien ſich ein zuſammenhängendes Erbreich zu bereiten, erweckten den Freiheitsſinn des leztern Volkes; der Eidgenoſſenbund trat ins Leben und die Freiheit der Schweiz ward begründet. Ehe ſich der Kaiſer rächen konnte, wurde er von ſeines Bruders Sohn erſchlagen. So war die Reichsunabhängigkeit des ganzen N. C. 1308. alt-alemanniſchen Landes gerettet.

Im Schrecken über jenen Mord ſchloſſen alle Städte ihre Thore, die Landesherren verwahrten Schlöſſer und Burgen, die Partheyen ſchloſſen Bündniſſe; in St. Gallen warb der Abt Heinrich von Ramſtein Kriegsvolk um gerüſtet zu ſeyn. In den obern Landen verfolgten die Herzoge von Oeſtreich Kaiſer Albrechts Blutrache auf unbarmherzige Weiſe. Der neue Kaiſer Heinrich VII. von Luxemburg, ein kinderloſer Fürſt, ward wenig geachtet.

Nach ſeinem Tode entbrannte der Krieg zwiſchen den N. C. 1313. beiden Thronbewerbern Friedrich von Oeſtreich

---

*) Dieſer, als Verweſer der Reichenau, verſchaffte dem Kaiſer die reichenauiſche Stadt Radolphszell.

und Ludwig von Bayern, der Kampf der Adelsherrſchaft und des Bürgerthums. Friedrichs Bruder **Leopold**, klein und unanſehnlich von Geſtalt, aber geiſt- und kenntnißreich, lebhaft, tapfer, unternehmend, unermüdlich, von unbegränzter Familienliebe beſeelt, that das Unmögliche für ſeines Bruders Sache und rief die ganze Seegegend unter die Waffen. Er erneuerte den Bund mit Werdenberg-Sargans, auch die Brüder Hug, Heinrich und Albrecht von Werdenberg, zwang er mit Waffengewalt auf ſeine Seite. Mit ihm waren die Grafen von Veringen, Nellenburg, Fürſtenberg, der Truchſeß von Waldburg, der Freiherr Hans von Klingenberg auf Twiel, der ſtärkſte Ritter ſeiner Zeit, die Biſchöfe von Chur und Conſtanz, alle Städte um den Bodenſee bis auf **Conſtanz**, faſt alle Oberſchwabens. Das untre Land war auf Ludwigs Seite; von den obern Landen nur die ſchweizeriſchen Waldſtädte und der Graf Berthold von **Graiſpach-Neuffen**.

Nach der Schlacht bei Mühldorf traten die **Montfort** und die **Werdenberg** auf des Siegers Ludwigs Seite. Leopold hatte ſich mit der Belagerung von **Tettnang**, der Burg Wilhelms von Montfort, Landvogts in Oberſchwaben, aufbehalten, und ließ ſich nur durch die Bitten der tugendſamen Gemahlin Wilhelms zum Abzuge bewegen (1323). An der bairiſchen Gränze, an der Spitze ſeines ſchwäbiſchen Heeres erfuhr er die Niederlage ſeines Bruders. Aber er fuhr fort, zu Befreiung des gefangenen, die obern Lande zu bewegen und ſtarb, im Elſaß kriegend, als Meiſter von
N. C. 1326. Schwaben.

Während Ludwig, von Wilhelm von Montfort beglei-
N. C. 1327. tet, gegen den Pabſt zog, der ihn in den Bann gethan hatte, machten die oberſchwäbiſchen Städte, namentlich Ravensburg, ein Landfriedensbündniß, dem auch der Biſchof Rudolph von Conſtanz und der Graf Ulrich von Montfort-Bregenz beitraten.

Friedrich war geſtorben. Die Herzoge von Oeſtreich kriegten fort, bis ſie müde wurden; dann unterwarf ſich auch der noch übrige oberſchwäbiſche Adel dem Bayern; der Pabſt, vereinzelt, vermochte nichts mehr gegen ihn, und **Kaiſer Ludwig**, über den noch jüngſt mit Glockenſchall und bei angezündeten Lichtern von den Kanzeln herab der Bann ausgeſprochen war, zog durch das
N. C. 1330. Habsburgiſche Gebiet gekrönt und herrlich ins Bißthum Conſtanz ein. In **Ulm** unterwarfen ſich dem Kaiſer die Städte, darunter Lindau, St. Gallen, Conſtanz, Ueberlingen, Pfullendorf, Ravensburg; in **Augsburg** wurde der Landfriede geſchloſſen; ſeitdem hingen die öſtreichiſchen Herzoge treu am Kaiſer. Dieſer ſtützte ſich auf das Oberland; Oberſchwaben waren ſeine liebſten Räthe; die Edeln dieſes Landes lohnte er auf alle Weiſe: dem Grafen Friedrich von Zollern wurde die Judenſteuer zu Ueberlingen angewieſen; Graf Hugo von Montfort-Bregenz im Beſitze der ihm von Friedrich verliehenen Stadt Leutkirch beſtättigt; Johann Truchſeß von Waldburg erhielt Freiheiten für Iſny.

2. Die Biſchofsfehde von Conſtanz.

Der große Friede machte jedoch den kleinen Fehden in unſrer Gegend kein Ende. Ein heftiger Streit brach über der zwiſtigen Biſchofswahl zu Conſtanz aus, wo nach Biſchof Rudolphs Tode die Einen **Albrecht** Grafen von **Hohenberg** wählten, die Andern **Nicolaus** von **Kenzingen**. Des letztern N. C. 13[illegible].
Geld errang des Pabſtes Beſtätigung und Nicolaus nahm vom Biſthume Beſitz. Dafür zog Albrechts Vater, Graf **Rudolph** von **Hohenberg** mit bewaffneter Macht gegen **Mörsburg**, das Nicolaus beſetzt hielt *). Graf Rudolph rief den Kaiſer **Ludwig** zu Hülfe, und dieſer, aus Feindſchaft gegen den Pabſt, erſchien (wie ein Söldling des Grafen, ſagen ſeine Feinde) und führte ein Heer der benachbarten Städte mit ſich, das jedoch unwillig folgte. Der Kaiſer und der Graf belagerten nun gemeinſchaftlich die Stadt viele Wochen lang. Aber im Schloſſe von **Mörsburg** ſaßen unermüdete, in Schlachten geübte Krieger, die mit Wurfmaſchinen die Stadt tapfer vertheidigten, Ausfälle wagten, die, ſo den Mauern zunächſt ſtanden, niederhieben, die Fliehenden, das Schwert im Nacken, verfolgten. Auch auf dem See rüſteten die Mörsburger Raubſchiffe aus, bemächtigten ſich der feindlichen Frachtſchiffe und führten ſie im Triumphe heim. Sie ſelbſt erhielten täglich aus dem befreundeten Conſtanz Getraideſchiffe, die ihre Kriegsſchiffe ſicher in den Hafen von Mörsburg geleiteten. Unter den Belagerten zeichneten ſich durch ihre Tapferkeit aus ein Graf von **Toggenburg**, Canonicus von Conſtanz, und ein erfahrener Kriegsmann, Namens **Jaſſo**, der Pfeilſchützen und andre Krieger auf Schiffe ſetzte, die feindlichen Nachen verfolgte und auf den eroberten wie ein Löwe wüthete. Er warf ſein Netz in dem See aus, und fieng ſie wie Fiſche, ſagt der Berichterſtatter. An dieſem Widerſtand-erlahmten die mächtigen Belagerer, und obgleich der Graf von Hohenberg geſchworen hatte, nicht abzuſtehen, bis er der Jung-

---

*) Vitoduran. ap. Eccard. Corp. Histor. I. p. 1810 sq.

Frau Maria (der Schutzpatronin des Hochſtiftes) das Hemde vom Leib gezogen, ſo war es ihm doch ſelbſt nicht unwillkommen, als der in Böhmen drohende Krieg den Kaiſer abrief, und dieſer ſich daher gerne von Herzog Albrecht von Oeſtreich, der ſeine Habsburgiſchen Lande bereiſend, an den See kam, mit Anſtand von der Belagerung Mörsburgs abziehen ließ. Der Kaiſer zog eilig mit dem oberſchwäbiſchen Adel gegen König Johann von Böhmen. **Nikolaus** blieb im Beſitze des Bisthums; er hatte zum Danke für ſeine Rettung mit 270 Rittern unter Herzog Albrecht gedient. Als man vor einigen Jahren ein Stadtthor und einen Theil der Stadtmauer zu Mörsburg abbrach, fand man in dem eichenen Gebälke des Thurms noch viele hineingeſchoſſene Bolzen ſtecken; und in den Gräben eine Menge Gebeine jener Belagerer.

Um dieſe Zeit wurde am Bodenſee wie anderswo auf eine gräßliche Weiſe gegen die **Juden** (die verhaßten Wucherer) gewüthet, auf die der Aberglaube alle Frevel einer ſittenloſen und anarchiſchen Zeit wälzte *). Zu Conſtanz ſollte ein Chriſt die Hoſtie an Juden verkauft haben und eine fanatiſche Magd ſchrie: der Leib Chriſti wird von den Juden entſetzlich gemartert! Darauf griff das raſende Volk die nächſten beſten Hebräer, und ſchlachtete ſie mit dem Beil, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Conſtanz hatten den edeln Muth, ſich der übrigen anzunehmen und ſie zu retten. Man ſchalt ſie von den Juden beſtochen, und der Geſchichtſchreiber erzählt, es ſey ihnen im Leben nichts geglückt, und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode beſtraft **).

Zu **Ueberlingen** fand man die verſtümmelte Leiche eines von ſeinen Aeltern vermißten Knaben in einem Bache; die Aeltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbrechen und Bluten, als der Leichnam vor den Häuſern der Juden vorbeigetragen wurde, ſchien Beweiſes genug. Unter dem Vorwande ſie zu retten, rief man die geängſteten Juden in ein hohes, ſteinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeſchoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock, einige erkletterten das Dach. Umſonſt! das ganze Haus, in das die der Chriſten gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die in verzweifelter Wuth, Steine, Meſſer, Schwerter, Balken des brennenden Hauſes auf die gaffende Volksmenge herunterſchleuderten, in den Flammen auf. Einige ſtürzten ſich aus dem Brande zu den Fenſtern heraus; ſie wurden vom Volk aufgefangen und niedergemetzelt; ihr Hirn an den Mauern eingeſchlagen.

Dieſe Verfolgungen, von Jahrzehenden zu Jahrzehenden wiederholt, erzeugten unter einem durch Druck ſchon lange feig und ſcheu gewordenen Volke, Beiſpiele des herrlichſten Heldenmuthes. Im Jahr 1349 zündete ein während des Judenſturms zu Conſtanz zur Taufe genöthigter Jude ſein eignes Haus an, und rief, ſeine zwey Kinder im Arm: er wolle ſterben als ein frommer Jude! Im Jahr 1390 fiel ein Jude vor dem Bürgermeiſter von Conſtanz auf das Knie, bat, man möchte ihn verbrennen, weil er ſich an Gott verſündigt, ſein Judenthum verlaſſen und zur Taufe verführt worden. Da er nicht abließ zu flehen — ward ihm die Bitte gewährt und er am 20ſten Sept. öffentlich verbrannt.

Doch zurück zu unſrer Periode. Am Bodenſee hatten die Händel
kein Ende. Die Freiherrn von **Thengen** fiengen und ſperrten
den Biſchof von Conſtanz auf Hohenhöwen ein. In den Fehden
zwiſchen dem von Enne und dem von Roſenberg, in die ſich Graf
von Montfort-Bregenz legte, nahm Eberhard von **Teck** als Land-
vogt des Oberlands die Burg Grimmenſtein weg; doch
räumte ſie Leopold auf Montforts Fürbitte dem von N. C. 1337.
Enne wieder ein.

Die Aebte von St. Gallen waren vor ihren eigenen Dienſtleuten nicht ſicher.

Der Ritter von **Klingenberg-Twiel** bekriegte die Herren von **Bodmann** und legten die Dörfer um den See in die Aſche. Herrn und Städte, Adel und Bürgerſchaft lagen einander in den Haaren.

3. Die Städte.

In den Städten war der Bürgerſtand, vom Kaiſer begünſtigt,
durch Innungen und Zünfte erſtarkt, ſo daß er nicht füglich mehr
von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeſchloſſen werden
konnte. Die Scheidewand zwiſchen den edeln Geſchlechtern und den
wohlhabenden Handwerkern wurde überall niedergeriſſen,
zuerſt am Niederrhein; jetzt auch in Schwaben; im Ober- N. C. 1341
lande zu Ulm, Biberach, **Conſtanz** und **Lindau**. An —1346

---

*) Vitodur. p. 1807. 1815.

) Dagegen ſagt 150 Jahre ſpäter der aufgeklärtere **Stumpf in ſeiner Schweizerchronik (vielleicht aus **Badian**) von den Juden unumwunden: „**und befand ſich doch ihre Unſchuld.**“

den drei letztern Orten wurden die Widerſtandleiſtenden edeln Geſchlechter gewaltſam ausgeſchafft; ſie wandten ſich an den Adel, Krieg und ſchreckliche Verwirrung entſtand. Der Kaiſer mußte ins Mittel treten. Ihm, ihrem Beſchützer, blieben die Städte immer treu ergeben; ſie erweiterten in den ſtürmiſchen Zeiten Mauern und Macht. Dagegen fiengen die Landesherren an zu wanken; ihre Hilfsquellen verſiegten; der höhere Adel bedrückte den niedern; daraus entſtand Mißvergnügen, Trennung, Fehden im Schoos der Familien, im Thurgau ein offner Aufſtand des Adels. Kaiſer Ludwig ſelbſt war genöthigt, in Verbindung mit Abt Herrmann von St. Gallen, gegen die öſtreichiſch geſinnten Grafen, von Montfort auf Bregenz zu ziehen, und legte zu dem Ende kaiſerliche Völker nach Bernang und Hohenems (1345). Daß aber ſeine Schaar einen Angriff auf Feldkirch machte, und dieſer mislang, hat uns eines der älteſten deutſchen Spottlieder (ſ. Laßbergs Liederſaal III. Nr. CLXXXVII), in welchem beſonders der kaiſerliche Feldhauptmann, Graf v. Hohenberg, in den Grund der Hölle verflucht wird, aufbewahrt. Die Sitten verwilderten unter dieſen Stürmen auf eine gräßliche Weiſe: zwei Truchſeſſen von Waldburg ſetzten ihre eigene Mutter gefangen; Ulrich von Montfort-Feldkirch, ein 80jähriger Greis, wurde von ſeinen nächſten Anverwandten, Hugo und Rudolph (1343) in den Kerker geworfen und nach ſeiner Befreiung wieder bekriegt. Viel ſchwäbiſche Ritter gehen in fremden Sold. In der Umgegend ſelbſt wird ſchamlos geraubt: Graf Rudolph von Montfort, mit Ems im Kriege, läßt 40 deutſche Lanzenknechte, die mit Beute aus der Lombardey zogen, niederwerfen und plündern. Dieſen Zuſtand des Adels benützten die Städte. Die von Ravensburg zogen, geringer Beſchwerden halber vor Waldſee und brachen das Schloß. In der letztern Stadt hatte des Kaiſers Sohn, Stephan, Herzog in Baiern, als Landvogt von Oberſchwaben ſeinen Sitz. Er züchtigte mit Hülfe der ſchwäbiſchen Bundesſtädte den empörten Grafen von Montfort. Inzwiſchen flog ein neuer Bannſtrahl des Pabſtes gegen den Kaiſer über die Alpen; der Adel fiel von ihm ab; und unverſehens ſtarb Ludwig auf der
N. C. 1347. Jagd (11. Oct. 1347).

4. Kaiſer Carl der IV.

Grafen und Herrn eilten nach Ludwigs Tode dem neugewählten Kaiſer Karl IV. von Luxemburg, der noch zu deſſen Lebzeiten als Gegenkönig bewaffnet aufgetreten war, zu huldigen. Aber 21 Städte,

dar-

darunter aus unſrer Gegend Leutkirch, Wangen, Pfullendorf, Ravensburg und die Seeſtädte Lindau, Buchhorn, Ueberlingen, Conſtanz und über dem See St. Gallen traten in ein Bündniß zuſammen, ſchickten Abgeſandte nach Ulm und huldigten dem neuen Kaiſer nicht eher, als bis er ihre Freiheiten beſtättigt hatte.

Die Peſt, die bald darauf ganz Europa heimſuchte, N. C. 1348.
wüthete auch an unſrem See; der grauſame Aberglaube der Zeit gab auch dieſes Uebel den Juden ſchuld, deren mehrere in Conſtanz und St. Gallen lebendig verbrannt wurden.

Weder der Anfang des groſen Städtekrieges noch die Reichsfehde gegen die Zürcher berührt unſre Gegend.
Sie blieb in guter Ruhe, und im J. 1352 erſchien Kaiſer N. C. 1352.
Carl ſelbſt mit prachtvollem Gefolge am Bodenſee und verweilte zu Conſtanz, „wunderbar ergriffen von der Schönheit des Orts und der Gegend.“ Dieſer Friede wurde im J. 1355 durch eine grauſame That der Rache unterbrochen. Conrad von Homburg, ein Edler, hatte Fehde mit Biſchof Johannes von Conſtanz. Im Zorn über unzugeſtandne Forderungen fiel er in Gottlieben ein, plünderte und ſteckte das Dorf in Brand, ſchlich ſich in Conſtanz ein, betrat am 21. Jan. den biſchöflichen Pallaſt und ermordete den Biſchof beim Mahle.

Im J. 1360 waffneten ſich unſre Seeſtädte Con- N. C. 1360.
ſtanz, Ueberlingen, Lindau und St. Gallen nebſt den Grafen Heinrich v. Montfort und v. Fürſtenberg, mit andern Städten, gegen ihre Unterdrücker, den Grafen Eberhard v. Würtemberg und Herzog Rudolph IV. von Oeſtreich, der ſich ſchon Herzog von Schwaben nannte. Die Anmaßungen der Letztern wurden mit Waffengewalt zurückgewieſen.

Wenzels Wahl zum römiſchen Könige, die ſein Vater Carl betrieb, veranlaßte einen neuen Städtebund, in den auch die Seeſtädte traten. Dieſelben erhuben ſich, als dem Grafen von Würtemberg einige Reichsſtädte verpfändet wurden, fielen in ſein Land und verbrannten Tuttlingen und den Mägdeberg; die Fehde zog ſich tiefer ins Würtemberger Land hinein, Carl und Wenzel traten auf die Seite der Städte; und bald erſchien ein Heer der Bodenſeeſtädte, verbündet mit den Eßlingern und Reutlingern, vor der Hauptſtadt des Grafen. Sie belagerten Stuttgart vierzehn Tage lang und zogen erſt nachdem ſie die ganze Markung verheert hatten, wieder heim (1377). Während Eberhard mit den Städten

in Fehde war, gewann Herzog Leopold von Oeſtreich, um
N. C. 1379. was jene ſtritten, nehmlich die großen Reichsvogteyen in
Schwaben.

5. Zerfall der Häuſer Montfort und Werdenberg.

Die Herzoge von Oeſterreich hörten in dieſem Zeitraume auf
zu erobern, aber ſie entſchädigten ſich durch reiche und
N. C. 1300 – 1400 glückliche Erwerbungen, und bald war in der Mitte und
im Umfange von Schwaben, aufwärts am Rhein und längs der Donau ein beträchtlicher Landſtrich öſterreichiſch. Nur die Beſitzungen der Grafen von Montfort im Vorarlberge, der Grafen von Werdenberg und der Pfalzgrafen von Tübingen ſchieden noch Oeſterreichs ſchwäbiſche Lande von ſeinem Tyrol. Das erſte Haus, das dem Andrange des mächtigen Nachbarn wich, war das ſchuldengedrückte Montfort; kurz nach der Erwerbung des Breisgau's erhielt Herzog Leopold v. Oeſterreich vom Grafen Rudolph von Montfort die ganze Herrſchaft Feldkirch um den Kaufſchilling von 30,000 fl., ein Landſtrich, der noch heutigen Tages weſentlich für Oeſterreich iſt. Zu gleicher Zeit zerfiel das alte Haus der Pfalzgrafen zu Tübingen.

Die Grafen von Werdenberg waren noch mächtig genug, um vor ihrem Untergange gegen ſich ſelbſt zu wüthen und durch Familienzwietracht denſelben herbeizuführen. Ihr Stamm hatte ſich ſchnell und weit ausgebreitet. Schon vor dem J. 1329 theilten ſie ſich in die Stämme Werdenberg-Sargans und Werdenberg-Heiligenberg; denn Berthold v. Heiligenberg, der letzte ſeines Hauſes, hatte mit Bewilligung von Kaiſer und Reich, ſeine Grafſchaft an die Grafen von Werdenberg verkauft (1277). Jeder Stamm trieb wieder mehrere Aeſte. Die Heiligenberger beſaßen Werdenberg, Rheinegg, Rüti bei Blatten und Bludenz, die Reichsvogteyen über Höchſt, Bernang, Marbach und Altſtädten, das Schloß Freudenberg, und viele Beſitzungen in Rhätien; dazu Heiligenberg und in deſſen Nachbarſchaft Siegmaringen, Jungnau, Trochtelfingen auf der Schwäbiſchen Alb, Schmalegg; dieſe letzteren Beſitzungen hatte ums J. 1288 Graf Hugo von Werdenberg als Landvogt in Schwaben erworben. Sein älteſter Sohn Albrecht übte Gewaltthätigkeiten gegen die Nachbarn aus; ſeine Dienſtleute, die Maier aus Altſtädten, arge Räuber in der Umgegend, hatten den Bürgern von Lindau und St. Gallen „etwas Schmach bewieſen.“ Dafür zog der ſchwäbiſche Bund, in welchem auch die

die Schweizer- und Seeſtädte, der Biſchof von Conſtanz, der Graf von Montfort-Feldkirch und andre waren, gegen ihn aus, zerſtörte Altſtädten, und verheerte ſeine Beſitzungen im Rheinthal (15ten Aug. 1338), und um Heiligenberg. Dieſes Albrechts Sohn, Albrecht der Jüngere, hatte vier Söhne, von welchem Albrecht der ältere Bludenz und Rüti, Albrecht der jüngere, Heiligen-
berg, Hugo Werdenberg und die Güter im Tog-
N. C. 1392. genburg, Heinrich Rheinegg erhielt. Dieß die Hei-
ligenberger.

Vom Stamme Werdenberg-Sargans war das Haupt Graf Hartmann, Bruder des obengenannten Landvogts Hugo von Werdenberg-Heiligenberg. Er hatte drei Söhne: Rudolph von Sargans, Hartmann den Domherrn zu Bamberg, und Hug, der durch ſeine Frau Vogt von Pferrers ward. Von deſſen zwei Söhnen erhielt Rudolph Sargans, Hartmann Vaduz. Rudolph wurde, aus Italien zurückgekehrt, von unbekannter Hand erſchoſſen und hinterließ einen Erben, Hans. Hartmann hatte drei Söhne, einen gleichnamigen, der Biſchof zu Chur wurde, Rudolph, und Heinrich; der letztere, der nur Töchter aus zweiter Ehe hatte, half ſeinem Bruder, dem Biſchof, im Kriege gegen Rhäzüns. Darüber verarmten die Brüder, verpfändeten die Herrſchaft Vaduz an ihre drei Stiefbrüder die Herren von Brandis, und verkauften ihrem Vetter Hans das Recht, die Pfandſchaft an ſich löſen zu dürfen. Dieſer Hans war Herzogs Leopold von Oeſtreich Dienſtmann für alle größeren Kriege.

Wie die Montfort im vorigen Jahrhunderte, ſo arbeiteten jetzt die beiden Hauptäſte der Werdenberg gegenſeitig an ihrem Untergange. Die Brüder, Albert der ältere von Bludenz und Albert der jüngere von Heiligenberg ſchloſſen mit ihren Neffen Rudolph und Hugo Herren von Rheinegg ein förmliches Trutzbündniß gegen den Grafen Hans von Sargans; dieſer dagegen verbündete ſich mit ſeinem Vetter Grafen Heinrich von Vaduz, deſſen Bruder dem Biſchofe von Chur und mit Burkhard dem Abte von Pfeffers. Hans ging auf das Schloß Wartau im Rheinthale los, und eroberte es. Doch der Dienſtmann derer von Rheinegg, Jos Maier von Altſtädten nahm ihm die Burg wieder, durch Ueberrumpelung. Endlich vermittelte der Graf Heinrich von Montfort-Tettnang: Wartau wurde von ihm dem
Herrn von Rheinegg zugeſprochen. N. C. 1393.

Dieſe Kriege ſtürzten beide Familien in Schulden und nöthigten ſie zu Veräuſſerungen. Die Gebrüder Albert verkauften Bludenz an Oeſterreich, Rüti an Pfeffers; Albert der jüngere das Rheinthal an Oeſterreich, das Schloß Freudenberg an den Ritter Ulrich von Embs. Ebenſo N. C. 1395. verkaufte die Familie Sargans eine Beſitzung nach der andern: Graf Rudolph mehrere Höfe am Rhein an Pfeffers; ſeine Söhne Heinrich und Hartmann Rebſtein an den Ritter von Embs. Endlich verpfändete Graf Hans die Herrſchaft Sargans ſelbſt, mit den ſchönen Eiſenſchmelzen der Herrn v. Greifenſee, und den einträglichen Forſten und Jagden.

6. Freiheitsregungen in der Stadt St. Gallen.

N. C. 1360 —1400. Die Herrlichkeit des Adels geht in dieſen Gegenden zu Ende. Die Geſchlechter, die ſeit Jahrhunderten an beiden Ufern des Bodenſee's im Glanze geherrſcht, verarmen, verſinken eins um das andere *) aber neben und über ihrem Grabe regt es ſich und blüht in friſchem Leben; die Städte befeſtigen die ſchon errungene Freiheit; andere arbeiten ſich unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich zu ihr empor, und bald werden wir zur Seite der zwei großen Grafengeſchlechter am Rheine, deren Zerfall ſo eben an unſern Augen vorübergegangen iſt, ein Volk von Hirten die Feſſeln ſeines geiſtlichen Oberherrn abſtreifen und hinter dem Bollwerke ſeiner Gebirge ein freies Gemeinweſen begründen ſehen, das bis heute ſich erhalten hat, weil es mit Kraft und Mäßigung auf dem Grunde der Gerechtigkeit begonnen ward. —

Die erſten Regungen eines freien Bürgerthums in der Stadt St. Gallen bemerken wir unter Abt Jörg von Wartenberg, deſſen läſtige Sparſamkeit, mit welcher er das unter ſeinem Vorgänger, Hermann von Benſtetten, verarmte Stift nicht
N. C. 1360. ohne Glück wieder emporzubringen trachtete, in den Unterthanen zuerſt den Hang zur Freiheit erweckte. Im Rücken und vor den Augen hatten ſie junge Freiheitsbündniſſe; dort das der Bergbewohner Helvetiens in den vier Waldſtädten; hier in den Ebenen Schwabens den Bund der freien Reichsſtädte; aber die

Reichsſtädte litten nicht, daß fremde Unterthanen in ihrem Bunde ſich dem Gehorſam ihrer Herrn entziehen: die Bergbewohner hingegen boten jedem, der ſich befreien wollte, unbedenklich die Hand; ſie boten ſie auch St. Gallen, und nur ein Vergleich des widerſtrebenden Abts kam einem offenen Abfalle der Stadt zuvor. Nun wurde die Sache ſo angeordnet: Zweimal des Jahres ſollte der Abt den Rath der Stadt nach alter Gewohnheit beſtellen, ſoll ferner allen Rathsverſammlungen vorſitzen, alle Civilſachen richten; dem Hofgerichte ſitzt er ſelbſt, oder der Probſt oder ein Capitular vor; dem Lehensgerichte der Abt allein. Die Stadt hat keine Gerichtsbarkeit über das Stift; ſie entrichtet dieſelben Steuern, wie die Gotteshausleute; das Münzrecht gehörte dem Abt. N. C. 1373.

Während Abt Jörg ſo ſich die weſentlichen Rechte rettete, ſtärkte er ſich von auſſen, indem er den Grafen Friedrich von Zollern und Albert von Klingenberg in ſeine Dienſte nahm, auch mit Grafen Rudolph von Montfort-Feldkirch dem Aeltern und der Stadt Lindau ein Bündniß auf fünf Jahre einging. Dadurch wurden die Unterthanen im Zaum gehalten, zumal da Herzog Leopold von Oeſterreich in der Nähe war. Allein noch bei Abt Jörgs Lebzeiten erſchlich die Stadt St. Gallen vom Kaiſer das Recht neue Bürger annehmen zu dürfen und an der Stelle des äbtiſchen Stadtammanns die Gerichtsbarkeit ſelbſt zu üben. N. C. 1378. Nach ſeinem Tode traten vier Aemter der Landſchaft in den Städtebund. Dieſe, mit der Stadt, verweigerten dem neuen Abte Kuno von Stoffeln, die Huldigung (1379.). Aber der entſchloſſene Mann erneuerte das Bürgerrecht mit Lindau, wie ſein Probſt, der von Bußnang das mit Conſtanz abſchloß, und brachte den Kaiſer Wenzel, der nur aus Furcht und Feigheit ein Freund der Städte war, dahin, daß er der Stadt St. Gallen den neuen Freiheitsbrief zurücknahm, und nur zu einigen alten Rechten das wichtige der unbeſchränkten Erbfolge ihr zugeſtand. Die Stadt unterwarf ſich und huldigte.

Um die Zeit, wo St. Gallen eifrig an ſeiner Freiheit auf geſetzlichen Wege arbeitete, fanden zu Conſtanz gewaltſame Gährungen ſtatt; die Bürger empörten ſich gegen den Rath (im J. 1370) doch wurde der Aufſtand nach fünf Tagen gedämpft.

Der Krieg Oeſterreichs mit den Eidgenoſſen, den Leopolds Tod bei Sempach (am 17. Aug. 1386) endigte, hatte keinen unmittelbaren Einfluß auf unſre Gegend; nur daß einzelne Fehden unbeachteter ausbrechen konnten. So zogen eben in jenem Jahre, ohne daß man die Urſache weiß, die Conſtanzer gegen Lindau und ſetzten ſich für einen Augenblick in den Beſitz der Stadt. Aber der Ausgang jenes großen Kampfes nährte die Sehnſucht nach der Freiheit beſonders in St. Gallen, und Abt Kuno, ein unbeugſamer Mann, erbitterte das Volk durch unzeitige Strenge und ein ärgerliches Leben. Seine Metze führte er öffentlich im Münſter auf; die Capitularen vergaßen die Kirche, und gingen der Jagd- und dem Vogelfange nach.

---

*) Die Grafen von Heiligenberg, durch fromme Vergabungen verarmt, hatten nichts mehr, als die Gerichtsgefälle der Grafſchaft. Die Tempelherren wußten ihnen ſogar ihre Stammburg auf dem alten Heiligenberg abzuſchwatzen, und die Grafen bewohnten ſodann einen kleinen Burgſtall unter dem Berge.

N. C. 1391. Noch mehr empörte es die St. Galler, als er einen Aufruhr in Wil durch öſterreichiſches Kriegsvolk dämpfen ließ. Durch alles dieſes wurde der unheilbare Bruch vorbereitet.

N. C. 1397. Inzwiſchen wurden vom Kaiſer auf dem Landfrieden zu Eger, alle Einzelbünde, ſomit auch der Städtebund abgethan. Die andern gehorchten; nur die Bodenſeeſtädte, unwillkührlich nach den Eidgenoſſen hinüberſchielend, wollten ſich nicht trennen: Conſtanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Ueberlingen, Ravensburg und Iſny blieben vereint.

Und jetzt regte es ſich in den Appenzellerbergen; die ſchwerbedrückten Landleute, Hinterſaſſen des Kloſters, wandten ſich mit ihrem Anliegen an zwei geehrte Bürger St. Gallens, Schörf und Wiſer. Dieſe führten die Geſandten, Bartholomäus an der Halden, den Sprecher, an der Spitze, heimlich in den Rath. Der Appenzeller Hirte nahm beredt das Wort, und ſo ward N. C. 1041. am 17ten Jänner des Jahres 1401 der feierliche Freiheitsbund geſchloſſen.

7. Der Appenzeller Krieg und Sieg.

N. C. 1401 —1410. Während in den untern Landen der geſtürzte Wenzel und der Gegenkönig Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein einander gegenüber ſtanden, die verbündeten Fürſten und Städte unſchlüſſig in der Mitte, hatte ſich der Aufſtand der Alpen der fruchtbaren Hochebene des alten Alemanniens, dem Allgäu mitgetheilt, und nur mit Mühe vermittelten die Städte (1400).

Als der große Städtebund ſich aufgelöſt, hatten die Seeſtädte alle und mit ihnen Wangen, Memmingen, Kempten, Iſny und Leutkirch ein neues Bündniß geſchloſſen. Bei dieſen Städten ward der Abt gegen die Appenzeller, und als ſeine eigene trotzige N. C. 1406. Stadt unmittelbare Reichsfreiheit vom Kaiſer verkauft hatte, ſo verſuchten die Seeſtädte eine Vermittelung zwiſchen dem Abt, St. Gallen und den Appenzellern. Es gelang nicht; und ein neuer Schiedsrichsrichter, der Bürgermeiſter Johann Strölin von Ulm, wurde gewählt. Dieſer erklärte das Bündniß Appenzells und St. Gallens für nichtig; nur im Städtebund ſollte St. Gallen bleiben dürfen. Der Abt, froh, daß auf dieſe Weiſe Stadt und Landleute getrennt waren, bot die Hand zur Verſöhnung, obgleich die Stadt St. Gallen ihm während der Händel einen trotzigen Fehdebrief zugeſandt hatte.

Der Abt Kuno, der jetzt freie Hände hatte, verband ſich nun mit ſieben, auch nicht mehr gehemmten Städten am See und vieren im Allgäu gegen die Appenzeller. Dieſe wandten ſich an die Eidgenoſſen. Vergebens ſchickten ihnen die Städter N. C. 1403. den Ritter Rudolph von Embs, deſſen Vater bei Sempach gefallen war, als Vermittler nach Appenzell. Er wurde abgewieſen; Abt, Städte und viel Edle thaten jetzt den Zug ins Appenzell, ihrer an 5000. Aber die Hirten erwarteten ſie bei Speicher und ſiegten in der erſten Freiheitsſchlacht. N. C. 1404. Die Städter verloren 300 Mann, und Conſtanz, Ueberlingen, Lindau und Buchhorn ihre Banner. Unter den Gefallenen war ein Blarer von Conſtanz, der Große genannt, der einen dreifachen Panzer trug.

Zu gleicher Zeit kamen die Appenzeller unter Anführung des Schwyzers Löry von ihren Bergen herab und bemächtigten ſich der Schlöſſer Rorſchach, Huſen ob Bernang, und Burgau bei Oberglatt. Ueberall rauchten Häuſer und Höfe und die Ställe wurden ausgeleert. Nach der Schlacht bei Speicher traten die Städte zurück: die Stadt St. Gallen verband ſich wieder mit Appenzell. Aber ein ſchröcklicherer Feind erſchien; der ganze Adel im obern Thurgau, dem die Appenzeller, die in den Faſten unabgeſagt ins Thurgau eingefallen waren, 50 Burgen niedergebrannt, erhob ſich für den Abt und führte ihm einen Verbündeten zu, an den das kleine Hirtenvolk nicht gedacht hatte: — den furchtbaren Herzog Friedrich von Oeſterreich. Die Städte, nachdem ihr Waffenſtillſtand abgelaufen, thaten nichts Anderes, als daß ſie eine Beſatzung ins Schloß Arbon legten. Nur Conſtanz blieb auf dem Kriegsſchauplatze; errichtete Schanzen am Schwaderloche; ſchickte eine Beſatzung nach Biſchofszell und ſtreifte in der Umgegend. St. Gallen war in der ſchlimmſten Lage; in ſeinem Schooße wütheten zwei Parteyen, und von beiden kriegführenden Mächten wurde die Stadt feindſelig behandelt.

Aber zu den Appenzellern trat ein unerwarteter, ein unſchätzbarer Bundesgenoſſe. Drüben im Rheinthale ſchienen die Grafen von Werdenberg abgeblüht zu haben, die rothe und die weiße Fahne hatten ihre Länder ſchon verkauft; die von der ſchwarzen Fahne hatten Bludenz, Montafon, Freudenberg weggegeben. Nur Graf Rudolph, von der ſchwarzen Fahne, machte noch Anſprüche auf das Erbe von Feldkirch und vom Rheinthal. Aber ſein Vetter und Feind Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz lieh dem Herzoge Friedrich von Oeſterreich ſeinen Arm und vertrieb den Grafen von ſeinem Schloß und Sitze zu Werdenberg. Dieſer Graf Rudolph hatte ſich, ſo lang er noch in Feldkirch hauſte, als ein Vater und Freund des gemeinen Volkes bewieſen, er hatte zur Beluſtigung der Bürger allerlei Faſnachtſcherz und Oſterſpiele angeordnet; alle 3 Jahre lud er die jungen Buben ſeiner Landſchaft nach Feldkirch auf die alte Faſnacht; da wurden ſie an offener Straße mit Milchbrod, Backwerk und Wildbret reichlich geſpeiſet *); die Bürger zu Feldkirch hatte er aus der Leibeigenſchaft entlaſſen, und ihnen die Freiheit gegeben, ſich ſelbſt jährlich einen Stadtammann zu wählen.

Eine ſo edle, weit über ſeine Zeit erhabne Handlungsweiſe im Glück, im Beſitze der Macht und Herrſchaft verbürgt uns, daß auch die Triebfedern ſeiner Handlungen im Unglücke nicht weniger edel und rein geweſen, und daß nicht erſt der Roman, oder politiſche Parteyſprache ihn zu einem Helden der Freiheit geſtempelt hat.

Dieſer Graf Rudolph von Werdenberg, jetzt ohne Land und Leute, wandte ſich mit Zuverſicht zu dem Volke, das er immer geliebt, dem er ſich anvertrauen zu dürfen glaubte, dem er auch ſo noch nützen zu können hoffte.

Er kam zu den Appenzellern herüber in ihr Thal, bot ihnen ſeinen Rath und ſein Schwert an, zog ſeinen Wappenrock aus, bekleidete ſich mit einem gemeinen Hirtenhemd und lief mit ihnen, wie ein andrer Bauer.

Indeſſen war der Herzog Friedrich von Oeſtreich über den Arlberg aus dem Tyrol herausgekommen, und ſammelte ſeine Macht bei Arbon am Bodenſee. Einer ſeiner erſten Reiſigen war Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz; auch der Biſchof von Conſtanz und die vorderöſterreichiſchen Städte hatten ihr Aufgebot geſtellt. Der Herzog ſelbſt übernahm den Befehl des Heeres, das ſeine Vögte 3000 Mann

[illegible] zog er ſelbſt über St. Gallen auf den Häuptlisberg; den andern führten ſeine Hauptleute das Rheinthal hinauf nach Altſtädten. Von hier aus wollten ſie über den Bergwald des Stoſſes in das Thal der Appenzeller dringen (15. Jun. 1405). M. C. 1405.

Aber dieſe, von Rudolph von Werdenberg angeführt, ſtanden an ihrer Gränze gerüſtet auf der Höhe des Berges, an deſſen Fuße der Weg vorübergeht. Als die Feinde bis dort hin vorgedrungen, wälzten ſie ihnen Baumſtämme und Felſen entgegen, die Pferde wurden ſcheu, das Fußvolk hatte, da ein Platzregen den Grasboden ſchlüpfrig gemacht (als wäre das Erdreich im Bund mit ſeinen Bewohnern) keinen feſten Tritt. Rudolph zog ſeine Schuhe aus, und rieth ſeinen Freunden das Gleiche zu thun; ſo kämpften ſie den wankenden Gegnern in feſter Stellung entgegen, warfen ſich auf ſie; und mitten im Getümmel erſchien an der Höhe des Sommerbergs ein neuer Haufe in Hirtenhemden; es war das Weibervolk der Appenzeller. Dieſe Liſt vollendete den Schrecken der Feinde; das Treffen war geendigt, die Flucht und das Gemetzel begann und dauerte ſechs Stunden. Tauſend Feinde lagen vor der Gränzverſchanzung aus Baumſtämmen, durch welche die Appenzeller abſichtlich einen Theil des Feindes hatten dringen laſſen, erſchlagen, darunter einer von Bernang, von Roſenberg, von Rickeltshofen, von Griffenſee, von Goßnau, und Rudolph von Ems, jener unglückliche Vermittler, deſſen Veſte bald darauf gebrochen wurde.

Auch die Angriffe der Oeſtreicher auf dem Häuptlisberg und der Wolfhalde mislangen. Herzog Friedrich übergab unmuthig dem Grafen von Toggenburg den Krieg und zog, verfolgt von den Hirten, erſt nach Arbon dann auf Inſpruck zurück. Die Appenzeller waren bis an den See gedrungen und hatten das Panner Schaffhauſens erobert. Auf der Flucht fielen die Ritter von Klingenberg, von Hallwil, von Randegg und von Wolfurt.

Zwiſchen St. Gallen und Appenzell wurde ein neuer Bund beſchworen; Feldkirch fiel von Oeſterreich ab, und trat demſelben bei. Hierauf zogen 600 Appenzeller unter dem Grafen von Werdenberg aus auf die Rache gegen Oeſterreich. Die ſtarke Burg Wartenſee, vor der der ganze Bodenſee mit ſeinen wohlbevölkerten Ufern ausgebreitet liegt, öffnete ihnen Bernhard Blarer. Rudolph, Herr zu Grünenſtein, folgte dem Beiſpiel. Wilhelm von End auf Grimmenſtein hielt Oeſterreich ſeine Pflicht, und ſie brachen und verbrannten die Burg. Von da zogen ſie hinauf, wo am Fuße weinreicher Hügel, die ſich an das Appenzeller Gebirge verlieren, der Rheinſtrom

---

*) Noch auf den heutigen Tag wird jährlich ein ſolches Feſt auf der Werdenbergiſchen Stiftung gehalten.

nun in beſtimmterem Bette dem See zueilt, und ließen ſich das ganze Rheinthal ſchwören. Von da, hinter dem Kamor, kamen ſie in den Rücken des Gebirgsſtockes, wo er in ſchroffen Felſenwänden herunterbricht, in die Freiherrſchaft Sax. Forſtegg, auf ſeinem geraden Fels, kaum durch eine Treppe zugänglich, Hohenſax, die Stammburg, und Gambs, der Sitz Herrn Joh. von Bonſtettens, wurden durch ihren begeiſterten Muth erſtiegen und zerſtört; alsdann eilten ſie freudig, ihrem Feldhauptmann zu zeigen, daß er mit Recht auf die Herzen der Appenzeller gezählt; vertrieben die Oeſterreicher von ſeinem Erbe Werdenberg und übergaben es ihm. Ein andrer Zug wurde ins Thurgau, ein dritter gegen Wilhelm von Montfort unternommen. Auf dieſem fiel das ganze kernhafte Volk des Bregenzerwaldes zu den Appenzellern ab. Zwar gewann Wilhelm nach ihrem Abzuge den Wald wieder. Aber die Appenzeller kamen zum zweitenmal, eroberten den Wald, Fußach am Einfluß der Dornbürner Aach und die Stadt Feldkirch, zerſtörten das Schloß Montfort und die Burg Toſters. Rheinegg und Altſtädten waren ſchon auf ihrem erſten Zuge geſtürmt worden.

Ueber das ganze Wallgau, ins Thal von Montafon, die Ill hinauf, ins Inn- und bis ins Lechthal verbreitete ſich der Aufruhr und ihre Herrſchaft. Alle Bauern im Tyrol, im Thurgau, im Algäu und in den bairiſchen Gauen wollten Appenzeller werden. Der Abt Kuno, in Wil belagert, mußte ſich den Hirten ergeben. Dieſe aber, nicht weniger gemäßigt im Sieg, als tapfer in der Schlacht, führen ihn, ohne ihm ein Haar zu krümmen, zurück nach St. Gallen in die Pfalz des Kloſters, und verlangten nur den Schwur von ihm, daß er friedlich unter ihrem Schutze leben wolle. St. C. 1407.

Endlich, nachdem die Appenzeller über 64 Orte gewonnen und 30 Burgen zerſtört hatten, erhuben ſich der Adel und die Städte ernſtlich wider ſie. Das Haus Montfort, alle Diener Oeſterreichs, die Stadt Conſtanz und ſechs Rittergeſellſchaften ſchloſſen einen Bund gegen ſie. Die vornehmſte unter den letztern war der St. Jörgenſchild, der aus dem geſammten Adel des Thurgau's, des Hegau's und der Bodenſeeufer beſtand *). Dieſe alle ſtanden mit Bewilligung

Königs Ruprecht auf. Bei den Appenzellern ſelbſt hatte der Krieg eine abſcheuliche Geſtalt angenommen, ſie verbrannten alle Burgen, die in ihre Hände fielen, und mordeten alle Pfaffen, weil ſie von ihnen aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen worden waren. Ihr langes Glück hatte ſie trunken gemacht. Sie ſchickten die Wiler gegen das Conſtanziſche Städtchen Biſchofszell; ſie ſelbſt wagten es in dem kalten Winter des J. 1408 gegen die Hauptſtadt des Grafen Wilhelm von Montfort, Bregenz zu ziehen. Alle Flüſſe, ſelbſt der Bodenſee, bis auf wenige Stellen waren zugefroren, und auf die furchtbare Kälte folgte ſchnell noch entſetzlicheres Thauwetter. Trotz dieſer Ungunſt der Elemente harrten die Appenzeller neun Wochen vor Bregenz aus, und wagten einen Sturm um den andern; denn freilich mußte ihnen der Platz unſchätzbar ſeyn, und ſie gedachten ihn zu ihrem Hauptwaffenplatz zu machen. Unter ihrem Geſchütze zeichnete ſich das Wurfſtück; die Appenzellerin aus, welches zehen Zentner ſchleuderte. Aber die Stadt hielt feſten Stand. Ein Weib war es, Frau Hergothe, eine redliche Bürgersfrau, die den zagenden Einwohnern Muth einſprach und ſie, vielleicht von dem nahen Entſatz unterrichtet, zu einem Ausfall ermunterte *). Endlich rückte am 15ten Jänner, im dichteſten Nebel, der den Bodenſee und ſeine Ufer bedeckte, eine eiſerne Schaar von 8000 Rittern des Sanct Jörgenſchilds, den Grafen von Montfort-Scheer an ihrer Spitze, zum Entſatze heran. Nach verzweifeltem Widerſtande wurden die Appenzeller von der Stadt weggeſchlagen, ihr Banner erbeutet, ein großer Theil gefangen. Die übrigen zogen ſich in feſter Ordnung, als entſchloſſne Männer, noch ſo furchtbar zurück, daß Beringer von Hohenlandenberg, ein Edler, vergebens rief: „Eilet nach in ihr Land, laſſet uns Weib und Kind vertilgen, auf daß kein Saamen entſtehe zu des Adels Verderben!“ Keiner wollte ihm folgen. Nach dem Entſatze traten Bregenz und Lindau zum Städtebund, und wie mit Einem Schlage fiel Alles eroberte Land von den Appenzellern ab, nur in der Herrſchaft Friſchenberg und im Rheinthal erhielten ſie ſich; denn in Rheinegg und Altſtädten lagen ihre Beſatzungen. R. C. 1408.

---

*) In ſeinen im J. 1442 wahrſcheinlich nur erneuten Statuten ſtehen faſt alle Namen des damals um den Bodenſee und im Rheinthale blühenden Adels, namentlich: Thengen, Nellenburg, Abt von Salmansweiler, Werdenberg, Fürſtenberg, Lupfen, Comthur v. Mainau, Grünenberg, Randegg, Bodmann, Klingenberg, Stoffeln, Dieſſenhofen, Hatwil, Friedingen, Reiſchach zu der neuen Hewn, Rumlang. Später ſcheint auch Kloſter Weingarten hinzugekommen zu ſeyn.

Weing. Archiv.

*) Die Nachtwächter zu Bregenz feiern ihr Gedächtniß noch heute, indem ſie um die zwölfte Stunde ihren Namen rufen.

Dem Kaiſer Rupprecht ſchien der rechte Zeitpunkt gekommen, den gefährlichen Aufſtand in ſeine Gränzen zurückzuweiſen und mit Erfolg zu vermitteln. Er kam herauf an den Bodenſee und hielt Gericht zu Conſtanz. Auf der einen Seite erſchienen die Appenzeller, auf der andern der Abt, die Ritterſchaft und die Städte vor ihm. Drei Wochen lang hörte er Klagen und Antworten, endlich fällte er den Spruch, der die Sachen ziemlich wieder in den alten Stand ſetzte. Ueber Appenzell und St. Gallen ſprach er noch insbeſondere zu Heidelberg. Aber die Appenzeller fügten ſich dem Spruche nicht; Abt Kuno und Kaiſer Rupprecht ſtarben darüber. Endlich ſprachen die Eidsgenoſſen in der Sache als erwählte Schiedsrichter, ſo unparteyiſch, daß beide Theile klagten, der Spruch ſey zu ſtreng.

Die Appenzeller wurden frey, zahlten aber dem Gotteshaus einen Zins. Das Rheinthal behielten ſie noch zwei Jahre, während des Stillſtandes mit Oeſterreich: da erſchien Herzog Friedrich mit neuer Heeresmacht, und ſandte unter der Anführung des Grafen von Sulz 7000 Mann gegen Rheinegg. Rheinegger und Altſtädter harrten aus bei Appenzell, jene ſteckten ihre Stadt
N. C. 1410. ſelbſt in Brand; Altſtädten wurde vom Herzog eingeäſchert (Mai 1410). Bald nach dieſen Geſchichten wurde Appenzell in den Bund der 7 alten eidgenöſſiſchen Orte, doch nicht ganz mit gleichen Rechten aufgenommen.

Im Stifte zu St. Gallen waren nach Abt Kuno's Tode nur noch zwey Kloſterherren übrig, Heinrich von Gundelfingen und Jörg von Enne. Der erſtere hatte weder Bildung noch Weihe. „Einen gekrönten Mauleſel und Kapaun“ ſchalt ihn der Haß der Zeitgenoſſen. Dieſer zog in die durch Kaiſer Rupprechts Spruch, in ihre alten Verhältniſſe zurückgetretene Stadt, die ſich nicht lange des Titels einer Reichsſtadt erfreut hatte, als Abt ein, und
N. C. 1413. ließ ſich als Abt huldigen. St. Gallen hatte in dem ganzen Kampfe nur ein paar armſelige Gerechtſame davon getragen. Ehe die Stadt ſich erholen konnte, wurde ſie von einer
N. C. 1418. neuen Feuersbrunſt verzehrt. Heinrich von Gundelfingen und nach ihm Konrad Abt von Pegau traten hinter einander von der Abtey ab, und Heinrich von Mansdorf wurde zum Abte gewählt.

IX. Die Kirchenverſammlung zu Conſtanz.

Nach Chr. 1414 — 1418.

1. Pabſt Johann XXIII. und Friedrich von Oeſterreich.

In die Kämpfe erwachender Völker um ihre Freiheit, die zwei Jahrhunderte den Schauplatz unſrer Gegend füllen, ſchiebt ſich das traurige Zwiſchenſpiel des wüthenden Fanatismus und der Gewiſſenstyranney ein; und in der Stadt, in der die größten und gerechteſten Kaiſer einſt zu Gerichte geſeſſen und die Würde und das Wohl des deutſchen Reiches gegen den Arm der Hierarchie geſchirmt, bringt ein meineidiger Kaiſer dieſer Hierarchie auf dem Scheiterhaufen Opfer dar, und ſchreitet zu Fuße als Diener neben dem Zelter des Pabſtes einher.

Und doch war die Veranlaſſung zu der Kirchenverſammlung von Conſtanz eine lobenswerthe; es war dieſelbe, der hundert Jahre ſpäter, nach langen Stürmen und Kämpfen die goldene Frucht der Glaubensfreiheit entkeimte.

Durch alle Stände und Klaſſen, bis auf die niedrigſte herab, war ein dunkles Gefühl dringend nothwendiger Verbeſſerung aller geſelligen Verhältniſſe verbreitet. Diejenigen, welche ſie leiten ſollten erwarteten das Meiſte von einer neuen Kirchenverfaſſung.

Seit dem Jahre 1378 dauerte auch eine äußerliche Kirchenſpaltung: der abgeſetzte Pabſt Urban VII. ſaß zu Rom, der von 16 Kardinälen gewählte Kardinal Robert von Genf, Clemens VII. zu Avignon; jenem gehorchten Deutſchland, Italien, England, Ungarn, dieſem Frankreich, Spanien, Sicilien. Als aber die Nachfolger beider, Gregor XII. zu Rom und Benedict XIII. zu Avignon, nicht in Piſa vor den Kardinälen erſcheinen wollten, wurden ſie von dieſen abgeſetzt, und von 24 Kardinälen einſtimmig Alexander V. gewählt. Jeder der abgeſetzten verſtärkte ſich und betrug ſich als Pabſt. Der rechte Pabſt Alexander war im J. 1410 geſtorben; und von dem Könige beider Sicilien Ludwig von Anjou, der Kardinalprieſter Balthaſar Coſſa, ein ungeiſtlicher Mann, zur Pabſtwahl empfohlen worden. In der Jugend war er Seemann geweſen, und noch immer war er ſoldatiſch in ſeinem Weſen. Kriegsvolk umringte ihn, als er Kardinallegat zu Bologna war. Als nun das Wahlgeſchäft langſam von Statten ging, ſprach dieſer Mann zu den andern Kardinälen: „was braucht es langen Zauderns? Gebt mir St. Peters Mantel, ich will ihn dem Pabſt überreichen, damit nahm er den Mantel, ſchlug ihn ſich um die Achſeln und ſprach: Ich bin Pabſt!“

Mit dieſem Johann XXIII, dem ſaubern Werkzeuge der neuen Kirchenverbeſſerung, der von König Ladislaus von Neapel aus Rom vertrieben worden war, kam das Oberhaupt des
N. C. 1413. deutſchen Reiches Kaiſer Sigmund, im December des J. 1413 zu Lodi und Cremona zuſammen. Als nun dort viel über den Ort einer Kirchenverſammlung gehandelt wurde, weil der Pabſt nicht über die Alpen ins ferne Deutſchland, der Kaiſer nicht mit den deutſchen Ständen nach Italien ziehen wollte: da fragte Kaiſer Sigmund die umſtehenden Herren, ob keine Stadt nah am Gebirge läge, die dem h. röm. Reiche zugehörte. Es wurde Kempten genannt, aber untauglich befunden. Da nahm der Graf Eberhard von Nellenburg das Wort und ſprach *): „Wohl da läge eine Stadt, eine Tagweite fern von Kempten, oder etwas mehr, da wäre Alles genugſam, und hieße Conſtanz, und wäre des röm. Reiches und läge an dem Bodenſee, und rinne der Rhein an der Stadt hin und durch die Stadt. Derſelbe Bodenſee wäre bei acht Meilen lang und in der Weite drei Meilen Wegen, daß man mit großen Schiffen darauf fahren mag und wäre da ein Bisthum. Dazu wäre ſie eine wohlerbaute Stadt und viel Gemächer und Stallung darin. Und vor jetzt unlanger Zeit, da hatten die Bauern von Appenzell einen großen Krieg, mit denen von Conſtanz, da kamen denen von Conſtanz zu Hülfe alle Grafen, freien Ritter und Knechte. Da lagen der Herzog von Teck und die ganze Ritterſchaft in der Stadt, und wären unſer noch 3000 mehr geweſen, wir hätten Herberg und Stallung genug gehabt. Da kam auch der König Ruprecht ſelig, euer Vorfahr und lag da ſechs Wochen mit ſeinem ganzen Volk. Und wer dahin kam, der hatt' Eſſen, Trinken, Futter, Heu, Stroh, alles in gemeinem, gleichem Kauf; und Fiſch und Fleiſch war da übrig genug, dazu war die Stadt von Alters her dem Adel treu und hold.“

Da kehrte ſich der römiſche König um zum h. Vater und ſprach in Latein: „Iſt Euer Heiligkeit die Stadt Conſtanz gefällig, von der man ſo viel Gutes ſagt.“ Der Pabſt bedachte ſich mit ſeinen Herrn und Räthen; die riethen ihm dazu: „weil die Stadt doch ſolch einen Namen hatte, daß nimmer Unglück dazu ſchlagen ſollte.“ Der Pabſt ſandte ſeine Beſchauer in das Land. Der Landgraf von Nellenburg aber ſchickte mit des Kaiſers Auftrag den Ulrich von Reichenthal um Quartier zu bereiten.

Nicht ohne bange Ahnungen, die im böſen Gewiſſen N. C. 1414.
ihren Grund haben mochten, ſchickte ſich der Pabſt an zur Herausreiſe. Auf dem Wege ſchloß er zu Trient im Tyrol ein geheimes Bündniß mit Herzog Friedrich von Oeſterreich, Sigmunds Feind, einem geiſtvollen, aber durch ſeine Erziehung unglücklich verdorbenen Fürſten; dann ließ er ſich vom Kaiſer ſeine Würde und ſicheres Geleite verbürgen, und kam herab über dem Arlberg, im Winter 1414. Nahe beim Klöſterlein fiel ſein Wagen um, und der h. Vater, in den Schnee geworfen, fluchte zu den Dienern herauf: „Hier lieg' ich in des Teufels Namen!“ Als er nun wieder auf und über das Klöſterlein herabkam, da iſt eine Bergfläche, und ſieht man herab über Bludenz und das Gebirge ins tiefe Thal, bis an den Bodenſee. Da ſprach der Pabſt Johannes, hinunterdeutend, in Latein: „So werden die Füchſe gefangen!“ Doch ſetzte er die Reiſe fort, kam noch am ſelben Tage nach Feldkirch, am andern nach Rheinegg. Er vergaß nicht überall Freunde zu werben. So gab er, am Seeufer hinziehend, dem Abte von Creuzlingen für die Nachtherberge die Inful; am andern Morgen, am Sonntag Simonis und Judä, hielt er ſeinen Einzug in Conſtanz. Neun Kardinäle, viele Biſchöfe und Prälaten, im Ganzen ein Gefolge von 600 Perſonen begleiteten ihn. Er ſelbſt ritt unter einem goldenen Tuche, das die vier erſten Aemter der Stadt trugen, in vollem Ornate, mit weiſſer Inful auf dem Haupte, den Zaum hielt Graf Rudolph von Montfort, und Graf Berthold Urſini, vor ihm trug ein weiſſes Pferd mit einer Glocke am Halſe das Sacrament.

Abgeordnete aus Italien, aus Frankreich, von Deutſchland, von England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen, und ſelbſt von Conſtantinopel, von Kaiſern, Königen, Fürſten, Städten, Kirchen und hohen Schulen abgeſchickt, ſammelten ſich in die verordnete Stadt. Herzog Friedrich von Oeſterreich, ſeine Ränke im Herzen, zog mit 600 Pferden ein; die Legaten der Gegenpäbſte erſchienen; zwei Herzoge von Tropäa, als Abgeſandte des griechiſchen Kaiſers; Botſchafter der Litthauer, Wallachen, Reuſſen, morgenländiſche Könige und mit ihnen muhamedaniſche, ja ganz heidniſche Herren mit wunderlichem Gewande, Tücher ums Haupt gewunden, mit ſpitzigen Hüten; kurz die verſchiedenſten Trachten, Geſtalten und Geſichtsbildungen trieben ſich wie auf einem bunten Faſtnachtſpiel,

---

*) C. Ulrich Reichenthaler, dem Augenzeugen. Beſchr. des Concils zur Coſtenz. Augsb. 1483. S. 12. b.

auf dieſer Kirchenverſammlung in der Stadt Conſtanz, die einer Hauptſtadt der Welt glich, und an dem Ufer des See's umher, das in das Geſtade eines fabelhaften Meeres verwandelt ſchien.

Eine beſondere Erwähnung verdient einer der ausgezeichneteſten und verdienteſten Gelehrten jener Zeit, einer der Wiederherſteller der griechiſchen Literatur in unſerm Abendlande, den die Sorge für das Concil unter den andern unzähligen Gäſten nach Conſtanz führte. Es iſt dieſes Emanuel Chryſoloras, ein Mann von altem Ritteradel, von Geburt ein Neugrieche aus Conſtantinopel, von Geſchlecht ein Römer. Schon früher hatte er, als Abgeſandter des Kaiſers Johannes Paläologus, die Höfe der Europäiſchen Könige bereiſt, um ihre Hülfe für das untergehende Griechenland, ſo lang es noch Zeit wäre, anzuflehen; als aber die Gefangennehmung des türkiſchen Kaiſers Bajazet durch den Tartarenkaiſer Tamerlan, den Schrecken des Orients, Griechenland von der augenblicklichen Gefahr befreit hatte, ſetzte Chryſoloras ſeinen Fuß nach Italien, und trat als öffentlicher Lehrer der altgriechiſchen Literatur zuerſt in Venedig, dann in Florenz, in Rom und zuletzt, vom Fürſten Galeati gerufen, in Pavia auf, wo aus ſeiner Schule die berühmteſten Gelehrten des Jahrhunderts, unter andern der Florentiner Poggio und Peter Paul Vergerius hervorgiengen. Er war, nach ſeines Landsmannes, Conſtantin Laſcaris, Zeugniß, der erſte, der das Helleniſche wieder in Italien pflanzte und lehrte; doch ſcheint er mehr durch das lebendige Wort, als mit der Feder gewirkt zu haben: denn außer einer Grammatik, einer Vergleichung des alten Roms mit dem neuen, ein paar zierlichen Briefen und einer dogmatiſchen Streitſchrift hat man nichts von ihm. Er ſtarb während des Concils von Conſtanz und ward im Predigerkloſter beigeſetzt, wo an einem Schwibbogen einer Seitenkapelle ſeine ſchöne, lateiniſche Grabſchrift noch zu leſen iſt *).

Die Mittelzahl aller Anweſenden in den erſten zwei Jahren war 80,000 Menſchen, zur Zeit des ſtärkſten Zuſammenſtrömens mochten es 150,000 Perſonen und 30,000 Pferde ſeyn.

„Die Großen wetteiferten auf Koſten der von ihren Vorältern lange geſammelten Schätze vor dieſer Verſammlung von ganz Europa durch prächtige Rüſtungen, Kleider und Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen: die Gelehrten rüſteten ſich durch philoſophiſchen Scharfſinn, Gelahrtheit und Beredſamkeit vor der ganzen chriſtlichen Kirche Ruhm zu erlangen. Viele zogen als zu einem Schauſpiel, das weder ſie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebt. Europa war in Erwartung; die Wohldenkenden unter allen Völkern thaten Gelübde. Sie bereiteten ſich zu einer ernſten Verbeſſerung der Kirche: andere zu liſtigen Anſtalten, um ihr auszuweichen; die meiſten zum Genuſſe mancherlei Vergnügens *).“ Gebhard Dacher, der ſeinem Herrn Herzog Rudolph von Sachſen dem Marſchall von Sachſen die Fremdenliſte machen mußte, hat uns einen traurigen Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit geliefert: er zählte 700 offner Frauen. Die heimlichen Frauen zu erfahren, weigerte er ſich, er fürchtete „ertödtet zu werden, und zu finden, das er nicht gern hätte.“ Es waren aber der fahrenden Frauen an 1500. Auch im übrigen war für alles fleiſchliche vortrefflich geſorgt, nirgends Mangel oder Unordnung. Eine allgemeine Speiſetaxe ſicherte gegen Betrug. Paſtetenbecker führten auf Kärren kleine immer glühende Ofen umher, und boten den Liebhabern auf der Stelle Paſteten mit Fleiſch, Hühnern und Fiſchen aus.

Vor dieſes Concilium war der fromme Böhme Johann Huß, Profeſſor der Theologie auf der Univerſität zu Prag geladen. Er hatte die Verwandlung der Hoſtie, den blinden Glauben an Pabſt

---

*) Sie lautet, verdeutſcht, alſo:

„Manuel Chryſoloras, konſtantinopolitaniſcher Ritter, aus altem, römiſchen Geſchlechte; der mit dem Kaiſer Conſtantin gereiſt iſt, der gelehrteſte, klugſte, trefflichſte Mann, der zur Zeit der allgemeinen Kirchenverſammlung verſtarb mit dem Rufe, daß er von allen der Prieſterwürde werth gehalten ward, iſt begraben worden den 15ten April im Jahr 1415.

Der ich Latium einſt gelehret, die verworrene Sprache
Abthun, und nach der Kunſt des Alterthumes ſich bilden,
Und des großen Demoſthenes Wort, und Cicero's Vortrag
Wieder ans Licht gebracht, von Namen bekannt, Chryſoloras,
Hier, im fremden Sitze verſtorben, lieg' ich und ruhe.
Hierher führete mich die Sorge der Kirchenverſammlung,
Als drei Päbſte die Welt und die Kirche quälten mit Spaltung:
Meine Vordern zeugete Rom, mich aber gebarſt du,
Gutes Byzanz, doch es wahrt Conſtantia's Boden die Aſche.
Wo du ſtirbeſt gilt gleich: denn allenthalben iſt's gleichweit
In des Himmels Gefild' und in die Behauſung der Strafe.“

Der Verfaſſer dieſer ſchönen Verſe iſt der gekrönte Dichter, der Secretär Kaiſer Friedrichs III. der als Pius II. auf den päbſtlichen Stuhl geſtiegene Aeneas Sylvius aus dem Geſchlechte der Piccolomini.

*) ſ. Joh. v. Müllers Schweizergeſchichte III. B. 1 Cap.

und Heilige, die Kraft der Abſolution eines laſterhaften Prieſters, den unbedingten Gehorſam gegen irdiſche Obern, die herrſchende Simonie aufs Stärkſte beſtritten und die h. Schrift für die einzige Richterin in Glaubensſachen erklärt. Der Erzbiſchof von Prag hatte ihn angeklagt, Pabſt Alexander V. mit dem Bannfluch belegt, Johann XXIII. als Ketzer beſtätigt. Der Kaiſer Sigmund allein ſchien ihn zu beſchützen. Ein faſt zärtlich lautender Geleitsbrief deſſelben verſprach ihm des Reiches Schutz, ſichere Reiſe und freie Rückkehr und lud ihn ſo nach Conſtanz. Huß kam dort umringt von adeligen Böhmen, ſeinen Freunden und Anhängern, am 3ten Nov. an und nahm ruhig ſeine Herberge in der h. Geiſtsgaſſe, bei einer Wittwe Namens Pfiſterin. Nachdem er einige Tage geruht, hielt er in der Stubenkammer Meſſe, und viele Nachbarn fanden ſich bei ihm ein, ſich mit ihm zu erbauen.

Inzwiſchen war am 6ten Nov. das Conzil mit einem Bettag und am 16ten mit einer großen Sitzung in der Domkirche eröffnet worden, in welcher der Pabſt eine Anrede über Joh. 8, 16 hielt: „habt die Wahrheit und Gerechtigkeit lieb, und ſchafft Frieden in euren Thoren.“ Dieſe Worte eröffneten den Tummelplatz der Ungerechtigkeit und des Unfriedens.

Dies Concil theilte ſich in vier Nationen, die deutſche, franzöſiſche, engliſche (zum erſtenmal als Nation erkannt) und italieniſche, ſpäter kam die fünfte ſpaniſche hinzu, die früher, als dem Gegenpabſt anhangend, weggeblieben war. Es wurden die vornehmſten Stimmführer erwählt. Inzwiſchen ſann man auf Mittel, ſich der Perſon Huſſens zu verſichern: des Biſchofs Officialen ſuchten ihn auf und ſtellten ihn wegen ſeines Meſſeleſens zur Rede. Huß ahnete Böſes, und als ſie fort waren, nahm er ein Brod und ein Fläſchlein Wein zu ſich, und verbarg ſich in den Wagen des Heinr. Latſchenbecks, der aufs Land nach Futter fahren ſollte. Als man ihn vermißte, wurde Lerm gemacht und man ſchloß die Thore.

Bald jedoch wurde er auf dem Wagen entdeckt, und von Latſchenbeck vor Pabſt Johann auf den Hof der obern Pfalz geführt. Alles Volk, mehr denn 80000 Mann, war hier zuſammengelaufen, und Huß wollte ſich unter die Böhmiſchen Haufen retten. Allein er wurde ergriffen und in die Pfalz geworfen.

Am 28. Nov. erſchien Huß vor dem Concil und wurde auf zwei dogmatiſche Fragen eines alten heuchleriſchen Mönchs, die er in Einfalt beantwortete, unter dem erboſten Geſchrei ſeiner Ankläger aus Böhmen Palei und Decauſis verhaftet, und dem Sänger und Domherrn des Conſtanziſchen Stifts zum Gefängniß übergeben.

„Jetzt biſt du in unſrer Gewalt, ſchrien ſeine Feinde, ich ſage dir, du wirſt nicht herauskommen, bis du den allerletzten Scherf bezahleſt!“

Acht Tage nachher wurde er im Predigerkloſter in den böſen, feuchten, ſtinkenden Kerker geworfen, den man dort noch zeigt. Nicht lange vorher hatte der Pabſt geſchworen: „und wenn Huß meinen Bruder erſchlagen hätte, ſo würde ich nicht leiden, daß ihm in Conſtanz eine Schmach geſchehe!“

Endlich erſchien derjenige, der, wenn das Wort eines Kaiſers noch heilig war, als Huſſens Retter auftreten mußte. Kaiſer Sigmund, als oberſter Schirmvogt der Kirche, war am Chriſtabend in Ueberlingen angekommen. An der Frühe des Chriſttags, vor Sonnenaufgang, war er über den See gefahren, und noch am Morgen hielt er ſeinen Einzug in Conſtanz, und wurde unter einem goldenen Traghimmel, den vier Rathsherrn trugen, unter dem lauten Zujauchzen des Volkes in die Hauptkirche geführt. Sein Aeuſſeres war vielverſprechend: eine hohe Geſtalt, eine majeſtätiſche Haltung; blonde herabwallende Haare, ein langer, ehrwürdiger Bart. In ſeinem Gefolge waren die Kaiſerin Barbara, die Königin Eliſabeth von Bosnien, die Gräfin Eliſabeth von Würtemberg, viele Fürſten, Grafen und Herrn. Nach der Meſſe, in welcher der römiſche Kaiſer ſelbſt das Evangelium las, übergab ihm der Pabſt das Schwert zur Vertheidigung der Kirche. Er dachte nicht, daß Siegmund zuerſt es gegen ihn ſelbſt kehren würde.

Der Kaiſer nahm ſeine Wohnung erſt im Kloſter Petershauſen, ſpäter im Freiberger Hofe, mitten in der Stadt. Kaum war der Kaiſer angekommen, als die Böhmiſchen Edeln dem Herrn eine ernſtliche Bittſchrift um Huſſens Befreiung überreichten. Sigmund wurde darin ernſtlich an ſeinen Geleitsbrief gemahnt. „In derſelben Zeit — erzählt Reichenthal, der Augenzeuge, — hätte ihm unſer Herr, der König, gern geholfen, und meint', es wär' ihm eine große Unehre, wenn er ſein frei, ſicher Geleite, das er ihm geben hätt', alſo brechen ſollt. Da antworteten ihm die Gelehrten: Es möchte und könnte mit keinem Rechte ſeyn, daß kein Ketzer, der in der Ketzerei ergriffen wär, möchte noch könnte Geleit haben. Do unſer Herr, der König, das erhöret und vernahm, do ließ er es gut ſeyn.“

Dieſe Stelle bedarf keines Commentars.

N. C. 1415. Die zweite Sitzung des Concils wurde am 2ten März 4115 ebenfalls in der Domkirche gehalten. Die vier Nationen hatten nach reifer Ueberlegung als ſicherſtes Mittel zum Kirchenfrieden beſchloſſen, daß auch Johann XXIII. abdanken ſollte. In dieſer Sitzung nun las der Patriarch von Antiochien die Abdankungsacte, u. Johann beugte die Kniee gegen den Altar, und beſchwur ſie, die Hände auf die Bruſt gelegt. Der Kaiſer erhub ſich von ſeinem Stuhle, dankte dem Pabſt in des Concils Namen, fiel auf ſeine Kniee, legte die Krone von ſeinem Haupte, und küßte dem h. Vater die Füße. Der Patriarch von Antiochia trat auf, ihm im Namen der Väter wegen dieſer Selbſtaufopferung für den Frieden der Kirche zu danken. Darauf ſtimmten die Sänger der Domkirche ein jubelndes Tedeum an, und mit allen Glocken der Stadt ward geläutet, vom Morgen bis zum Abend.

Aber nach wenigen Tagen tönten die Glocken aufs Neue, um dem beſtürzten Concil die Flucht des Pabſtes zu verkündigen. Sein geheimer Freund, der Herzog Friedrich von Oeſterreich hatte mit einem herrlichen Turnier am 20ſten März alles Volk, Einwohner und Gäſte aus der Stadt gelockt, der Pabſt wurde vergeſſen. Während nun der Herzog mit dem Grafen von Cilly rannte, und die bethörte Menge gaffte, hatte ſich der Pabſt in die Kleidung eines kaiſerlichen Poſtknechts geworfen, und ritt auf einem ſchlechten Klepper, von einem einzigen Knaben zu Roſſe bekleidet, unbemerkt zum Thore hinaus. Beim Pfarrer zu Ermatingen erquickte er ſich mit einem Glaſe Wein, warf ſich in einen Kahn, fuhr über den Zellerſee und den Rhein hinab, in Herzog Friedrichs Stadt Schaffhauſen. Der Herzog aber hatte das aufgeſtellte Kleinod ſtehen laſſen, und traf noch am nemlichen Abend bei dem Pabſte zu Schaffhauſen ein.

Namenlos war der Schrecken zu Conſtanz, als dieſe Flucht am andern Tage ruchbar wurde. Der Kaiſer ſandte Herolde mit beſänftigenden Worten durch alle Straſſen. Er ſelbſt ritt zu allen Wechslern, um den Credit aufrecht zu erhalten, und herum bei den Wälſchen, um ihren Abzug zu verhindern: denn alles Volk war in wüthendem Zorn entbrannt, vor dem viele hundert Italiener und Oeſterreicher zu Fuß, zu Pferd, in Schiffen, heimlich, öffentlich, bei Nacht und Morgens früh entflohen. Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt; ſeine Freunde, der Graf von Toggenburg und Hugo von Werdenberg, ſagten ihm ab. Pabſt Johann hatte, noch am Tage ſeiner

Entweichung einige kahle Zeilen der Entſchuldigung geſandt; dann entwich er immer ferner von Conſtanz, in die Länder des Herzogs.

In zwei Seſſionen erſchien nun der Kaiſer in voller Königspracht, die Krone auf dem Haupte. In Folge ihrer Beſchlüſſe zog ſich ein großes Heer aus den Nachbarſtädten am See zuſammen. An ſeiner Spitze rückte der Kaiſer ſelbſt den Rhein hinab, und eroberte in wenigen Tagen Stein am Rhein, Dieſſenhofen, Frauenfeld und Schaffhauſen; er verbündete ſich mit den Eidgenoſſen und dieſe fielen ungeachtet des von ihnen mit Oeſterreich beſchwornen Friedens, über die helvetiſchen Beſitzungen des Herzogs her.

Dieſer hatte ſich mit dem Pabſt Johann in Schnee und Sturm ins Breisgau gerettet. Noch hätte er Kräfte genug gehabt, den König wenigſtens zur Milde zu nöthigen. Arlberg und Tyrol war ihm treu; in Lothringen und Burgund hätte er Freunde, allenthalben Mitleidige gefunden; auf dem Bregenzerwald ſammelten die Einungsmeiſter ihr ſchönes, unerſchrocknes, verſtändiges Volk; Feldkirch vertheidigte ſich mannhaft gegen alle ſeine Feinde. Aber der Herzog verließ ſich ſelbſt; er kam nach Conſtanz, ſich zu demüthigen. König Sigmund, an dem Tage der Erniedrigung ſeines Feindes, lud die vornehmſten Prälaten und vornehmlich die italiſchen Botſchafter in den langen Speiſeſaal des Baarfüſſer Kloſters. Möglichſtweit von der Pforte war der König, als der unglückliche Fürſt, an der Hand Herzogs Ludwigs von Baiern und des neuen Churfürſten von Brandenburg in die Thüre trat. Dreimal kniete er nieder.

„Was iſt euer Begehren“ fragte der König. Da ſprach der Bayerfürſt für ihn, und übergab ihn des Kaiſers Gnade und gelobte für ihn, daß er den Pabſt wieder ſtellen wolle, wenn dieſem Leib und Gut geſichert werde. Der König erhob ſeine Stimme: „Unſer und des h. Reichs Fürſt, Friedrich, will Er das halten?“ der Herzog ſprach „Ja! und ich bitte um Eurer Majeſtät Gnade.“ Sein Ton drang an des Königs Herz. „Uns iſt leid, ſprach er, daß Er dieſes verſchuldet.“ Dann übergab der Herzog dem König eidlich alle ſeine Herrſchaften vom Tyrol bis ins Elſaß, und huldigte ihm, bis dem Kaiſer ſelber gefalle, ſie zurück zu geben. „Lernet, ſprach Sigmund zu den Umſtehenden, was ein König der Deutſchen vermag.“ *)

Unterdeſſen war Huß erkrankt und in mildere Haft zu den Barfüßern gebracht worden, wo er ſich mit ſeiner frommen Feder tröſtete. Da zogen die päbſtlichen Wächter, nach der Flucht Johanns,

---

*) Müller III, 1.

von ſeinem Kerker ab, und Huß faßte neue Hoffnung: denn jetzt war es ja dem Kaiſer ſo leicht, für ihn zu handeln. Aber das unerbittliche Concil lieferte ſeinen Gefangenen dem Biſchof von Conſtanz aus. Dieſer ließ ihn in das Schloß Gottlieben führen, dort wie einen gemeinen Verbrecher in eiſerne Fußbänder legen, und die Nacht über an einem eiſernen Armband an die Wand ſchmieden. Der Kaiſer ließ alles geſchehen. So wurde denn auch in der 5ten Seſſion der Schüler des Huß, Hieronymus von Prag, der mit ſeinem Lehrer nach Conſtanz gekommen, dann geflohen und ſchon tief auf dem Wege nach Böhmen von einem Pfaffen, bei dem er ſpeiste, erkannt und ausgeliefert worden war, gefaßt und zu Conſtanz in ein fürchterliches Gefängniß geworfen.

Am 21ſten März war auch der flüchtige Pabſt Johann von ſeinem alten Freunde Friedrich dem Concil ausgeliefert, und in einen feſten Thurm zu Radolphszell gelegt worden.

In der zwölften Seſſion, in des Kaiſers, aller Fürſten und Prälaten Gegenwart wurde ſodann Johann XXIII. als ein Flüchtling und Nährer der Spaltung, Wucherer und Verſchleudrer der Kirchengüter, der durch ſeinen ſchändlichen Wandel die Kirche und das Volk Gottes geärgert habe, verurtheilt, entſetzt und dem Kaiſer als Schirmherrn der Kirche zur Verwahrung übertragen. Dieſer warf ihn zuerſt in das Schloß Gottlieben, wo der heilige Mann, den er verurtheilt hatte, bisher geſeſſen; ſpäter wurde er nach Heidelberg und endlich nach Mannheim geführt.

2. Johann Huß.

Jetzt konnte ſich die Kirchenverſammlung mit ungetheilter Aufmerkſamkeit der Angelegenheit des armen Huß widmen, dem ſeine Böhmen vergebens beiſtanden. In zwei Unterredungen im Speiſeſaale der Baarfüſſer, vertheigte er ſich vor der Verſammlung der Biſchöfe, beſonders in der 2ten, gegen ſeinen furchtbaren Gegner, den berühmten Peter d'Ailly, den beredteſten und geiſtreichſten Prälaten ſeiner Zeit, der in mancher andern Hinſicht ein Licht und Salz der Kirche genannt zu werden verdient, — mit der ſiegreichen Kraft der Wahrheit. Als er nun am Ende ganz einfach verſicherte, daß es ihm — falls er ſich nicht hätte freiwillig ſtellen wollen, ein leichtes geweſen wäre, bei den Großen Böhmens Hülfe zu finden, entrüſtete dieſe Verſicherung ſeinen Gegner Peter d'Ailly ſo ſehr, daß er den Huß vor der ganzen Verſammlung einen Unverſchämten ſchalt.

Die ganze Verſammlung murmelte. Da erhub ſich der muthige Böhme Johann von Glumm und ſprach mit feſter Stimme: „Ich bin nur der ärmſten und geringſten Edelleute Einer, dennoch getraue ich mir, den Huß ein ganzes Jahr lang in meinem Schloſſe wider alle Gewalt, ja ſelbſt wider die vereinte Macht beider Könige zu ſchirmen!“ Niemand wagte darauf zu antworten. Von Huß verlangte jetzt der Kaiſer ſelbſt mit drohenden Worten den Widerruf, aber ſein böſes Gewiſſen zwang ihn, unaufgefordert den freien Geleitsbrief zu erwähnen und ſo an ſeine eigne Wortbrüchigkeit zu mahnen. Er ſchloß endlich ſeine Rede: „wenn Huß auf ſeinen Irrthümern beharre, ſo werde er, der Kaiſer, mit eigenen Händen das Holz zuſammentragen, um ihm einen Scheiterhaufen zu bereiten.“

Hußens Antwort, ehrlich gemeint, lautete wie der bitterſte Spott: er dankte dem Kaiſer für das Geleite — das dieſer gebrochen; dann erklärte er ſich zum Widerrufe bereit, wenn er nur Eines Irrthums überwieſen würde.

Nach einer in der Qual furchtbarer Zahnſchmerzen zugebrachten Nacht wurde Huß zur letzten Unterredung abgeholt, dießmal aber von der Verſammlung überſchrieen und zu unbedingter Unterwerfung aufgefordert. Er bat um Belehrung, allen Zwang lehnte er ab: ſo ward er in den Kerker zurückgebracht. Den andern Tag ſuchte der Kaiſer Huß durch ſeine böhmiſchen Freunde ſelbſt zum Widerruf zu bewegen, aber Johann von Glumm erfüllte den Auftrag ſo, daß er zu ſeinem Freunde ſprach: „wenn du dich ſchuldig weiſſeſt, ſo ſchäme dich nicht von deiner Meinung abzuſtehen; glaubſt du dich aber unſchuldig, ſo muß ich dich aufmuntern, lieber die ſchröcklichſte Qual auszuſtehen, als die erkannte Wahrheit zu verläugnen.“ Weinend blickte Huß ſeinen Freund an, und erklärte ſtandhaft: „wenn er aus der h. Schrift widerlegt ſey, wolle er ſeinen Irrthum von Herzen gern mit einem Eid abſchwören: aber eher nicht.“ Dann ſchrieb er Abſchiedsbriefe, empfahl ſeinen Freunden den edlen Glumm, ſeinen Beſchützer, dankte dem wortbrüchigen Kaiſer für alle Wohlthaten und ſchloß: „Geſchrieben im Kerker, zur Zeit da ich ſtündlich erwarte, zum Tode geführt zu werden.“

In der 15ten Sitzung des Concils am 6ten July, ward endlich das feierliche Verdammungs-Urtheil in der Kirche über ihn ausgeſprochen. Als die Sentenz abgeleſen war, fiel der Gerechte auf ſeine Knie nieder, und hub laut an zu beten: daß ſein Herr, Jeſus Chriſtus, ſeinen Feinden, die ihn fälſchlich angeklagt, mit lügenhaften Zeugen umringt, durch erdichtete Beſchuldigungen unterdrückt, mit ungerechter Verdammung belegt hätten — dieſe ihre übergroße Schuld nicht anrechnen, ſondern ſie ihnen Allen gnädig verzeihen möge. Auf dieß Gebet eines Heiligen antwortete die ganze Verſammlung mit einem höhniſchen Gelächter. Hierauf folgte ſeine Degradation. Man zwang ihn, den Kelch in der Hand feierlich vom Gerüſte herabzuſteigen: dann nahten ſieben Biſchöfe, und Einer rieß ihm den Kelch aus der Hand und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an. „Ich aber hege die Zuverſicht — erwiederte Huß ſanftmüthig — noch heute den Kelch, den ihr mir nehmet, in Chriſti Reich zu trinken.“ Dann zogen ihm die andern Biſchöfe die prieſterlichen Kleider aus, und ſetzten ihm eine ſpizige Papiermütze, mit drey Teufeln bemalt und Häreſiarcha (Erzketzer) überſchrieben, mit den Worten auf: „Anmit übergeben wir deine Seele dem Teufel!“ „Ich aber, erwiederte Huß — empfehle meinen Geiſt in die Hände meines Erlöſers!“

Den Verdammten übergab die Kirchenverſammlung der weltlichen Gewalt. Kaiſer Sigmund erhub ſich, rief den Beſchirmer des Concils, den Churfürſten und Pfalzgrafen am Rhein und ſprach: „Weil wir das Schwert nicht umſonſt tragen, ſondern nur Strafe über die, welche Böſes thun, ſo nehmet dieſen Mann Johann Huß, und ſtrafet ihn, wie einem Ketzer gebührt.“ Der Pfalzgraf übergab den Verurtheilten dem Stadtvogt, dieſer den Henkersknechten. Und alſobald ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und Huß wurde von 3000 Mann Stadtwache zu Roß und zu Fuß, und einer unermeßlichen Volksmenge begleitet, vor das Thor, wo man nach Gottlieben gehet, auf den Richtplatz geführt. Betend und Pſalmen ſingend wandelte er zum Tode. In der Nähe des Holzſtoßes angelangt, ſah er mit Lächeln, wie man ſeine Bücher verbrannte, und fuhr mit Beten und Singen fort. Das erbarmte die Menge; ſie rief einen Beichtiger für ihn, aber kein Prieſter wollte ſich dem Ketzer nähern. Jetzt griffen ihn die Henker und führten ihn auf den Marktplatz. Dort ward er mit rückwärts gedrehten Armen an den Pfahl gebunden, erſt zufällig gen Morgen; dann mußte der Henker ihn umbinden gen Weſten; denn der Verdammte ſollte Gottes Sonne nicht mehr ſehen. Als man ihn mit der roſtigen Kette an den Pfahl ſchmiedete, ſprach er bewegt: „Gern dulde ich dieſe Kette, hat doch mein Erlöſer dem ſündigen Menſchengeſchlechte zu lieb, viel ſchwerere Bande getragen!“ Nun wurden Holzbündel mit untermiſchtem Stroh um und um an ſeinen Leib gelegt, bis an den Hals. Heilige Einfalt! rief Huß, als er ein altes Weib geſchäftig einige Hölzer hinzutragen ſah. Als er ſo in dieſer gräßlichen Stellung den Tod erwartete, ritten der Churfürſt von der Pfalz und ein andrer auf ihn zu und ermunterten ihn nochmals durch Widerruf ſein Leben zu retten. Aber der Märtyrer wies ſie mit Unwillen zurück, und der Holzſtoß wurde ſofort auf des Churfürſten Befehl angezündet. Das Feuer loderte hell auf.

Da fing Huß an mit heller Stimme zu ſingen: „Jeſu Chriſte, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten haſt, erbarme dich meiner!“ dreimal ſah man ihn, dieß Gebet wiederholend, die Lippen hinter den Flammen bewegen. Da erſtickte ihn der Rauch und er ſtarb im Gebet. Die Wuth der Henker ließ auch ſein Gebein nicht in Ruhe. Das Haupt wurde geſpalten, damit es um ſo ſchneller verbrennen ſollte, das unverſehrt gebliebene Herz in Stücke zerhackt und aufs Neue gebraten. Seine Aſche kehrte man zuſammen-und warf ſie in den Rheinſtrom. Seine böhmiſchen Freunde aber kratzten die Erde auf der Brandſtätte zuſammen und nahmen ſie als ein Heiligthum mit in die ferne Heimath.

In den folgenden Seſſionen wollte das Concil ſein abſcheuliches Werk durch Grundſätze verewigen und erklärte alle Ketzern ertheilte Geleitsbriefe für ungültig. Es beſchäftigte ſich ſodann wieder mit der Kirchenſpaltung und der Kaiſer reiste in dieſer Angelegenheit für einige Zeit nach Spanien. Rieſenmäßige Geſandte der Samogeten erſchienen, verlangten und erhielten Schutz gegen die Eroberungsſucht der Kreuzritter (Febr. 1416). N. C. 1416. Herzog Friedrich von Oeſterreich, der dem Biſchofe von Trient die ihm entriſſenen Güter nicht herausgab, wurde von Geiſtlichen und Fürſten gemieden und wie ein Geißel in Conſtanz behandelt. Er rettete ſich durch heimliche Flucht und fiel abermals in die Reichsacht. Im Beſitze ſeiner Erblande erhielt er ſich jedoch durch Ausſöhnung mit ſeinem Bruder Ernſt.

3. Hieronymus von Prag.

Unterdeſſen war Hieronymus von Prag, der Schüler des Huß, den man zu Petershauſen in einem finſtern Loche, an Händen und Füßen kreuzweiſe geſchloſſen, an einen hohen Pfahl ſo geſchmiedet, daß er nicht ſitzen und den Hals nicht aufrecht tragen konnte — ſchmachten ließ, krank und hungernd nach Monaten von Qual zum Widerrufe und zur Billigung von ſeines Meiſters Verdammung gebracht, und dennoch in ſein gräßliches Gefängniß zurückgeführt worden. Dieſe Treuloſigkeit gab ihm trus geweſen war, ſo blieb er es jetzt im Bekennen. Er brach am 26ſten Mai in der Domkirche, wo die Verſammlung einen neuen Widerruf von ihm erwartete, in laute, herrliche Lobſprüche Huſſens aus, geſtand, daß er nur aus Furcht vor dem gräßlichen Flammentode die Verurtheilung ſeines Lehrers gut geheißen, erklärte ſeinen Widerruf für das verabſcheuungswürdigſte Verbrechen und forderte mit fröhlichem Angeſicht, mit wachſendem Muth, mit ſteigender Kühnheit der Sprache die Verſammlung, die anfangs zum Mitleid geſtimmt ſchien, zum furchtbaren Spruche heraus. Am 30ſten Mai, in der 21ſten Seſſion wurde denn auch er mit dem Bannfluche belegt und verdammt. Hieronymus zeigte nicht die geſchmeidige Demuth ſeines Meiſters; das Gefühl ſeines Rechtes und die Abſcheulichkeit der Blutrichter füllten ſein empörtes Gemüth und er ſprach, noch ehe das Urtheil geſprochen war: „Ich ſehe, ihr ſeyd Willens mich zu verdammen, obwohl ihr mich keines Irrthums überwieſen. Wohl! mein Leben ſteht in eurer Hand; aber wiſſet, daß ich nach meinem Tode, vor welchem ich nicht zittre, euch ſo viel und ſchröckliche Gewiſſensbiſſe hinterlaſſen werde, die euch ohn' Unterlaß nagen und ängſtigen ſollen. Vor dem Richterſtuhl des allwiſſenden Gottes, auf deſſen Urtheil ich mich berufe, werdet ihr Alle, wenn 100 Jahre vergangen ſind, mit mir erſcheinen und Rechenſchaft geben!" Seine Worte verhallten, er wurde verurtheilt und dem weltlichen Arm, wie ſein Lehrer, überliefert.

Seinen Tod beſchreibt **Poggio**, ein edler und gelehrter Florentiner, in einem gleichzeitig geſchriebenen Briefe, der in herzerhebendem Gegenſatze mit der Finſterniß jener Zeiten ſteht, als Augenzeuge mit folgenden Worten:

„Auf dem Richtplatz angekommen, zog er ſeine Kleider ſelbſt aus, und fiel vor dem Pfahl aufs Knie. An dieſen ward er mit naſſen Stricken, dann mit einer eiſernen Kette um den nackten Leib gebunden; darauf wurden ihm die Scheiter von der Sohle bis an die Bruſt dicht angelegt. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, ſprach er muthig: Komm tritt hervor, und zünde das Feuer mir im Angeſichte vor meinen Augen an. Wiſſe, daß ich hierüber gar nicht erſchrecke. Hätte ich das Feuer gefürchtet, ſo wäre ich nicht nach Conſtanz gekommen! — Dann fieng er an den Lobgeſang zu ſingen, und endete ihn mit heller Stimme, obſchon die Flamme über ihm zuſammenſchlug. Hätteſt du den heldenmüthigen Tod dieſes Mannes geſehen, ohne Zweifel hätteſt du bekannt, daß dieſer Hieronymus aus der Schule der Weiſen **geweſen**. Nicht Mucius Scävola hat mit ſo großer Standhaftigkeit ſeine Hand ins Feuer gehalten, als Hieronymus ſeinen Leib verbrennen ließ; nicht Socrates den Giftbecher ſo gelaſſen ausgetrunken, als freudig dieſer zum Scheiterhaufen eilte."

Dieß war die Stimme vielleicht weniger, aber der edelſten Zeitgenoſſen *). —

Als Hieronymus verbrannt war, wurden ſeine Kleider, ſein Bett, all ſeine Geräthe, wie das eines Verpeſteten ihm nach ins Feuer geworfen und ſeine Aſche in den Rhein geſtreut; die Böhmen aber ſammelten den Staub auf ſeiner Brandſtätte und erklärten ihn und ſeinen Lehrer für Märtyrer.

Der Leſer erläßt mir nach dieſen Scenen zu erzählen und zu ſchildern, wie herrliche Proceſſionen am Frohnleichnamsfeſt zu Conſtanz gehalten wurden, wie die Florentiner das Feſt ihres Schutzpatrons, Johannis des Täufers, gefeiert, wo 540 Kerzen am Altar brannten; wie die engliſche Nation mit herrlicher Muſik und köſtlichem Mahle den Todestag des h. Thomas von Kanterbury begangen; wie ſchöne geiſtliche Comödien man aufführte, wie der zurückkehrende Kaiſer von den Fürſten empfangen ward (27. Jan. 1417), der Churfürſt von Mainz belehnt, der Bannfluch gegen Herzog Friedrich v. Oeſterreich ausgeſprochen, die Reichsacht an ihm feierlich vollzogen ward; ich ſchweige von der Feier der Charwoche, vom Einzuge der Vaterherzoge und dem des Markgrafen von Meißen, dem prachtvollſten, den Conſtanz ſah, ſowie von ſeinem zornigen und drohenden Abzug, als er die Lehen, die er gehofft, nicht überkam. Auch die prächtige Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Chur Brandenburg auf dem obern Markte, bei der Kaiſer Sigmund mit der goldnen Krone auf dem Haupt und der Dalmatika angethan, von allen Fürſten umringt, zugegen war, kann nach jenen Schauſpielen keinen Eindruck mehr machen.

N. C. 1417.

4. Die Pabſtwahl.

Doch bei Einem Gegenſtande müſſen wir noch länger verweilen, weil er das Hauptreſultat der Verſammlung iſt, das auf ihren urſprünglichen Zweck einen Bezug hat. Es iſt die Wahl eines neuen Pabſtes. Nachdem in der 37ſten Sitzung auch der Gegenpabſt Benedict XIII., unter des gekrönten Kaiſers Vorſitz ſeiner Würde entſetzt worden war (26 Jul. 1417), drangen der Kaiſer, die deutſche und engliſche Nation ernſtlich auf eine Kirchenreform noch vor der Pabſtwahl. Dagegen ſtemmten ſich die Cardinäle, und unter ihnen Peter d'Ailly, ſo heftig er in der am St. Ludwigstage gehaltenen Rede das Verderben der Kirche anerkannte und gegen die Schwelgerei, die Wolluſt, die Prachtliebe, den Hochmuth, den Geiz der Geiſtlichen eiferte! Das ganze Cardinalscollegium proteſtirte aufs Heftigſte am 9ten Sept. in einer öffentlichen Seſſion vor Sigmund und allen Nationen. Und als der Kaiſer, der Patriarch von Antiochien und andre Kirchenprälaten mitten unter der Proteſtation die Sitzung unwillig verließen, wurde laut gerufen: „Es iſt billig, daß die Ketzer abtreten!“ Die Kardinäle drohten mit einer Seceſſion und ſetzten in einer neuen Sitzung die volle Verleſung ihrer Proteſtation durch, unter heftigem Streite, trotzig ihre rothen Hüte in die Stirne gedrückt (12 Sept.). Der Kardinal Zabarella, der ohnedem am Podagra litt, erhitzte ſich im Streite ſo, daß er nach 15 Tagen ſtarb; er wurde feierlich beerdigt; der Florentiner Poggio hielt ihm die Leichenrede. Sein Name verdient aufbewahrt zu werden; er hatte ſich im Concil aus Gelegenheit der Reformen, für die Prieſterehe erklärt.

---

*) Ein andrer Augenzeuge, der das Concil beſchrieben, Namens Dacher (ſ. oben) ein freimüthiger und aufgeklärter Mann, ſagt unumwunden in ſeiner Vorrede: „Huß und Hieronymus wurden verbrannt, weil ſie das Abendmal gehalten, wie es Jeſus Chriſtus verordnet hat."

Am Ende fielen die Engländer zu den Kardinälen ab, nur die Deutſchen blieben auf der Seite des Kaiſers, der ſeinen ſchwachen Character auch dießmal nicht verläugnete; und nach einer Vereinigung über wenige Puncte ward beſchloſſen, daß erſt der neue Pabſt, aber unverzüglich, die Reform der Kirche beſtimmen ſollte.

Somit wurde zur Pabſtwahl geſchritten, und im öffentlichen Kaufhauſe der Stadt Conſtanz, das damals ein noch neues Gebäude war, das Conclave eingerichtet. Am 2ten Nov. war es fertig. Man zählte für 53 Wähler (worunter 23 Kardinäle), 53 Zellen, die durchs Loos ausgetheilt wurden, und jede mit dem Wappen und Namen des Beſitzers bezeichnet. Unter Trompetenſchall ward verkündigt, daß ſich dem Conclave niemand über die ausgeſteckte Diſtanz nähern ſollte, niemand (nach löblicher Römerſitte) das Haus des neugewählten Pabſtes ausrauben. Am 8ten Nov. um 4 Uhr Abends bezogen die Wähler das Conclave. An der innern Pforte empfieng ſie Kaiſer Sigmund, führte jeden an der Hand in das Wahlhaus und empfahl ihnen leidenſchaftloſe Gewiſſenhaftigkeit aufs Dringendſte. Bei ſeinem Austritt wurde das Conclave geſchloſſen, und ſeine Schlüſſel dem Großmeiſter des Ritterordens von Rhodis und noch einem Fürſten zur Verwahrung gegeben. An der Treppe ſtanden ſechs Geharniſchte und das ganze Haus war mit Wachen umſtellt. Am 9ten und 10ten Nov. waren die Wahlſtimmen getheilt; endlich am 11ten gegen 11 Uhr Vormittags wurde, durch Vermittlung der deutſchen Nation von allen 53 Wählern einſtimmig Otto von Colonna ein Römer, gewählt, der, weil es gerade Martinstag war, den Namen Martin V. annahm. Die Wahl wurde dem Volke augenblicklich durch einen Officianten, der die zugemauerte Thüre durchbrach, von außen verkündigt. Sogleich ergoß ſich die jubelnde Menge um das Haus; der Kaiſer Sigmund ſelbſt wußte ſich vor Freuden kaum zu faſſen, und vergaß ſchwachherzig darüber ſein Majeſtätsrecht, vermöge deſſen er den Pabſt auf der Stelle den Huldigungseid ſollte ſchwören laſſen. Vielmehr, als Martin aus dem Conclave trat und unter dem Zuſtrömen unzähligen Volkes, unter dem Vortritte des geſammten Clerus, des Stadtraths, des Adels, unter Begleitung aller Biſchöfe, Cardinäle und Fürſten auf einem mit Scharlach behangenen Schimmel daherritt, um in die Domkirche geführt zu werden, erniedrigte ſich der Kaiſer ſo tief, daß er zu Fuße neben dem reitenden Pabſt einherging. In der Kirche wurde der Pabſt auf den Altar geſetzt, und empfing die Adoration der Cardinäle. Dazu tönte der ambroſianiſche Lobgeſang. Nach dieſem Acte der Inthroniſation zog Martin feierlich in ſeine neue Wohnung zum Biſchof von Conſtanz.

Am 21ſten Nov. verſammelte ſich die hohe Kleriſey im Biſchofshofe zu Conſtanz. Es war der Krönungstag des Pabſtes. Morgens nach 8 Uhr beſtieg Martin das gezimmerte, prächtig ausgezierte Amphitheater, das über 100 Menſchen faßte, und ſetzte ſich auf ſeinen mit Goldſtoffen behangenen Thron; das andre Gefolge ſetzte ſich auf niedrigere Sitze oder blieb ſtehend. Eine herrliche Muſik ertönte. Der Pabſt entblöſte ſein Haupt, drei auserwählte Kardinäle warfen ſich ihm zu Füßen; dann ſtand einer von ihnen auf, zündete Flachswerg, das an ein langes Stäbchen gebunden war, an und ſprach: Sancte pater, sic transit gloria mundi! (Heiliger Vater, ſo geht der Welt Herrlichkeit vorüber!) Der Pabſt dankte für dieſen Zuruf und nun ſetzten die drei Kardinäle und der Großmeiſter des Rhodisordens ihm unter Trompetenſchall und kirchlichem Lobgeſange die päbſtliche Krone auf das Haupt. Darauf folgte ein prächtiger Aufzug zu Roſſe. Voran die niedre Kleriſey, der

Ritterſtand, Aebte, Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Kardinäle, alle auf ſchönen, gleichgeſchmückten Pferden, 245 Perſonen; dann der Pabſt Martin in voller Tracht, mit der Tiara und einer rothen, atlaſſenen Mütze, weißem, ſeidenem Kaſſok, Scharlachmantel, Pantoffeln mit goldgeſtickten Kreuze. Sein Pferd führte rechts der Kaiſer Sigmund, links der Churfürſt von Brandenburg. Hernach die Menge. So ging der Zug aus dem Biſchofshof zur Auguſtinerkirche und wieder in den Pallaſt zurück. Hier, beim Abſteigen, ertheilte der heilige Vater dem geſammten Volke den Segen.

Man hatte von dem neuen Oberhaupte der Kirche N. C. 1418. gute Hoffnungen gehegt: ſie wurden nicht erfüllt. Otto von Colonna war ein leutſeliger, billigdenkender, dabei verſtändiger Mann geweſen; Martin V. wurde ein trotziger, argliſtiger, verſchmitzter Pabſt. Der Hofrath des Kaiſers Sigmund, v. Windeck ſagt von ihm, er ſey der ärmſte und einfachſte Cardinal geweſen, und der reichſte und kargſte Pabſt geworden. Durch ſeine Canzleiregeln heiligte er alle möglichen Misbräuche, und während man von allen Seiten auf die Reform drang, verderbte er die Zeit mit kindiſchen und eiteln Geſchäften. Gegen die Huſſiten wurde mit blinder Strenge verfahren; die Geſandten des griech. Kaiſers, die um Hülfe gegen den drohenden Türken flehten, zogen unverrichteter Dinge ab. Die Reform ſchlief gar ein. Sigismund, der gekrönte Kaiſer, ließ ſich vom Pabſte die goldne Roſe weihen, und zum zweitenmale die Krone durch 2 Cardinäle aufſetzen. Nur Johann XXIII. Freilaſſung wurde beſchloſſen, und zu Mörsburg am 12ten April wurde auch Herzog Friedrich von Oeſterreich mit dem Kaiſer verſöhnt und empfing einen Theil ſeiner Länder, gegen harte Bedingungen zu Lehen. Aber die ſchweizeriſchen Städte blieben freie Reichsſtädte; und ſein Stammland das Aargau, das Kyburgiſche Erbe, das Thurgau erhielt der Herzog nicht wieder.

Während nun der ehrliche Theil der Verſammlung noch immer auf die Reform hoffte, zog Pabſt Martin, nachdem er am Pfingſtfeſte allgemeinen Ablaß ertheilt hatte, Tags darauf, den 16ten Mai ao. 1418 mit böſer Eilfertigkeit, jedoch mit großer Pracht ab, reitend im goldnen Meßgewande, mit weißer koſtbarer Inful angethan, auf weißem, mit Scharlach bedecktem Pferde, unter einem von vier Grafen getragenen Thronhimmel. Und abermals ging Kaiſer Sigmund zu Fuße neben ihm her und führte den Zelter am Zaum; rechts ging der Churfürſt von Brandenburg, links Herzog Ludwig

von Bayern, hinter dem Pferde, einſam, wie im Triumph aufgeführt, der mishandelte Herzog von Oeſterreich, dann das Gefolge und eine Schaar von 40,000 Reitern. Vor dem Thore that der Pabſt den rothen Mantel und Hut an, ſegnete das Volk und ritt nach Gottlieben; dort empfing ihn der Unterſee, und der Rhein brachte ihn nach Schaffhauſen, von wo er nach Genf und Italien reiste.

Dem Pabſte folgte am 19ten Mai der Churfürſt von Brandenburg; am 21ſten ſetzte ſich der Kaiſer auf den See und den Rhein und fuhr nach Straßburg; alle Großen folgten, und in wenigen Tagen war das mit den Häuptern der Welt beinahe vier Jahre lang, vom Winter 1414 bis Pfingſten 1418 bevölkerte Conſtanz verödet und hatte kein Denkmal ſeiner Kirchenverſammlung mehr aufzuweiſen, als die Brandſtätte zweier Märtyrer.

So endigte die allerfeierlichſte und größte Verſammlung, welche jemals von der abendländiſchen Chriſtenheit gehalten worden iſt. Wenn man die Greuel, mit welchen ſie ſich befleckt hat, und die zum Theile menſchlicher Verworfenheit und Leidenſchaft, zum Theile der Barbarei der Zeiten, dem Fanatismus und der Verkehrung aller ſittlichen und religiöſen Begriffe zur Laſt fallen, aus dem Auge rückt, ſo wird man ihr nicht alles Lob abſprechen können. Sie hat eine große Wunde der Hierarchie, die Spaltung, geheilt; ſie hat den Canon feſtgeſetzt und ausgeſprochen, daß die allgemeine Kirchenverſammlung über dem Pabſt ſey; ſie hat endlich ein Decret gegeben, wodurch, wenn es auch nur bisweilen erfüllt worden wäre, die übrigen und künftigen Uebel verbeſſert werden konnten: „daß eine ſolche Verſammlung alle zehn Jahre gehalten werden ſollte.“ Zwar wäre eine ſo häufige Wiederholung ſchwerlich geeignet geweſen, den Verſammlungen Würde und Kraft zu geben. Aber weil die beſten Einrichtungen durch die Zeit altern, und endlich von den Leidenſchaften entſtellt werden, ſo iſt gut, wenn Epochen und Mittel beſtimmt ſind, wodurch eine freie Verfaſſung ſich ſelbſt erneut. Wäre alle fünfzig Jahre eine Kirchenverſammlung gehalten worden, ſo iſt nach dem, was zu Conſtanz geſchehen iſt, zu glauben, daß ſie nicht leicht ohne irgend eine wichtige Verbeſſerung auseinander gegangen ſeyn würde. So aber verſetzte ſich durch ihren Schlummer die Kirche außer allem Verhältniß mit den neuern Umſtänden der Weltverfaſſung, und ging der gewaltſamen Umwälzung und Trennung entgegen, in welcher beſſere Einſicht, geläuterte Frömmigkeit und Freiheitsdrang des Gewiſſens von unten herauf das erzwang, was von oben herab zu geben verweigert oder verſäumt worden war *).

X. Schweizer- und Schwabenkriege.

(Nach Chr. 1417 — 1499.)

1. Der Schweizerkrieg.

Der Kampf der Eidgenoſſenſchaft des nördlichen Helvetiens um ſeine Freiheit, der das ganze fünfzehnte Jahrhundert durch fortwährte, berührt weniger den Bodenſee, als das Rheinthal. Während das Reich gegen die Huſſiten waffnete, hoffte der Graf Friedrich VI. von Toggenburg durch Unterjochung der Appenzeller Dank zu verdienen. Von Altſtädten und dem Stoß zurückge-
N. C. 1428. trieben, war er bei Heriſau glücklicher und drang aufs Neue ins Rheinthal ein; aber ein tiefer Schnee hinderte ihn, den Sieg zu benützen, und durch die übrigen Eidgenoſſen wurde ein Friede vermittelt, in dem Appenzells Unabhängigkeit anerkannt wurde. Auch die Stadt Conſtanz wollte er im J. 1431 vergebens überrumpeln. Im Frieden blieb das Thurgau bei Conſtanz, dem es Kaiſer Sigmund im J. 1417 verpfändet hatte, das Rheinthal im engern Sinn und den Bregenzerwald konnte Herzog Friedrich wieder an ſich löſen; aber die Herrſchaft Feldkirch behielt der Graf von Toggenburg, der es mit Hülfe der Städte Wangen und Lindau und des Biſchofs von Chur im J. 1417 erobert hatte, hartnäckig für ſich und reſidirte ſogar dort. Erſt nach ſeinem
N. C. 1436. Tode konnte Friedrich ſie an ſich löſen. Um das übrige Erbe des Toggenburgers ſtritten ſich eine Menge Herren. Die Sarganſer erklärten ſich für Oeſterreich; da ſie aber bald darauf ihrem alten Herrn, dem Grafen Heinrich von Werdenberg, dem Sohne des Hans, herausgegeben wurden, ſo traten ſie, erbittert darüber, in eine Landsgemeinde auf der hohen Wieſe zuſammen, erklärten ſich für frei und ſchloſſen mit Zürch ewiges Bürgerrecht (25 Dec. 1436). Darüber entſtand Zwiſt mit den Schwyzern, Werdenbergs Verbündeten. Schwyz und Glaris ſchloß mit dem Grafen Heinrich von Werdenberg für alle ſeine Herrſchaften und Burgen ewiges Landrecht. Nichtsdeſtoweniger beharrten die Sarganſer im Aufſtande; und wurden durch die Zürcher thätig unterſtützt. Der alte Herzog von Oeſterreich zu Innſpruck hatte im Sarganſerlande auf den Burgen Freudenberg und Nidberg zwei gewaltthätige Amtleute. Ihren Muthwillen erklärte Zürch für einen zum Kriege berechtigenden Friedensbruch, brach mit ſeiner Mannſchaft auf, die in Wallenſtatt, ſehnlich erwartet, erſchien, vor Nidberg zog, wo der Amtmann mit zwölf Knechten lag, und mit ihren Büchſen die Uebergabe erzwang. Dann legte ſich die Macht der Zürcher vor Freudenberg, eine ſchöne, feſte, mit Lebensmitteln und allem Geſchütz wohlverſehene, und von einem tapfern Amtmann mit ſechs und vierzig Knechten behauptete, Burg. Die Zürcher ſetzten, trotz böſer Gerüchte von einem drohenden Bürgerkrieg, die Belagerung eifrig fort, errichteten Galgen vor der Burg und zeigten ſo die Todesart, die ſie erwarte, den Belagerten. Aber der Burgvogt rief ihnen herab, daß er mit Gottes und ſeiner Geſellen Hülfe, das ſeiner Treue anvertraute Haus Oeſterreich erhalten werde. Nur die Feigheit ſeiner Knechte nöthigte ihn nach ſechs Tagen zu einer ehrenvollen Uebergabe; er zog mit allem Gut frei über den Rhein zu ſeiner Herrſchaft. Die Burg wurde von den Zürchern angezündet; dann zogen ſie wieder heim. Die Sarganſer blieben aufrecht und thaten dem Feinde Schaden, wo ſie konnten. Im J. 1438. zog die Jugend von Feldkirch, in der allge-
N. C. 1438. meinen Geſetzloſigkeit, truppweiſe auf Raub in der Gegend aus. Die Sarganſer glaubten, dieſe Räubereien würden von den Werdenbergern begünſtigt: ſie aber hatten mit dem damaligen Herrn von Werdenberg, Wilhelm von Montfort, Frieden. Um nun die Werdenberger zu prüfen oder zu ſtrafen, zogen ſie in einer Winternacht unerwartet, 800 Mann ſtark, bis an die kleine Stadt Werdenberg. Kaum war die erſte Dämmerung angebrochen; die Bürger, vom Waffenlärm geweckt, wähnten, es ſeyen ihre Befreundeten, die Feldkircher, kamen heraus, freundlich mit ihnen zu reden, und viele wehrloſe wurden von den Sarganſern erſchlagen, die mit Beute beladen wieder davon zogen. Sie ordneten nun ihre innern Verhältniſſe. Aber von ihren Bundsgenoſſen, den Zürchern, wandte ſich die ganze Eidsgenoſſenſchaft ab. Schwyz und Glarus verband ſich mit dem Grafen Heinrich von Werdenberg-Sargans, dem vertriebenen Herrn des Landes; dieſer Graf, mit Heinrich von Tettnang, Wolfhard von Brandis und Heinrich von Sax, ſandte den Sarganſern Fehdebriefe. Die Schwyzer und Glarner bemächtigten ſich ohne Mühe der Gegend von Wallenſtadt. Stadt und Umgegend flehte um Erbarmen und ſchwur zu dem Grafen. Dieſer vereinigte

---

*) Vergl. Joh. v. Müller a. a. O.

ſich mit ſeinen Verbündeten, von Vaduz herkommend, am Rhein, mit Thränen der Freude und des Dankes; das ganze Serganſer Land bat unterwürfig um Gnade. Das Zürcher Bürgerrecht ward abgeſchworen; in drei Tagen war alles unterworfen, und allen ward verziehen.

Indeſſen hatte Friedrich III. von Oeſterreich den deutſchen Kaiſerthron beſtiegen; von einer Reiſe durch das eidsgenöſſiſche Land, ſein Vaterland, zurück, kam dieſer Kaiſer auch an den Bodenſee, nach Conſtanz, wo er, prächtig empfangen, doch nicht ſehr gnädig verweilte; nach wenigen Tagen fuhr er an ſeines Thurgau's fruchtbarem Ufer den Bodenſee hinauf nach Arbon, wo er von ſeinem Vetter Hans von Landenberg bewirthet ward; endlich ritt er mit 800 Pferden nach St. Gallen. Vor der Stadt empfing ihn der Rath mit den Schlüſſeln; auf dem Brühl gingen ihm die Jungfrauen und die Geiſtlichkeit mit den Gebeinen der Heiligen entgegen. Er ſuchte hier vergebens die Appenzeller von Schwyz abzuziehen; die Stadt verehrte ihm 800 fl., einen künſtlichen Becher und feine Leinwand. Von da reiste der Kaiſer nach Höchſt, wo er ſich huldigen ließ und nach Feldkirch.

In dem Kriege Zürichs und Kaiſers Friedrich mit allen Eidgenoſſen wurde das Rheinthal wieder der Schauplatz; die Schwyzer hatten Freudenberg und Nidberg erobert; die Oe-
N. C. 1444. ſterreicher ſiegreich von Baſel heraufziehend (Mai 1444)
beide Schlöſſer wieder genommen. Die Eidgenoſſen kamen vom Gebirge herab, beſetzten Altſtädten, ſchwammen bei Montlingen über den Rhein, ſiegten bei Rankwil und Feldkirch, und wütheten mit Feuer und Schwert im ganzen Thale; hielten beutebeladen in Altſtädten Rath, zogen dann gegen ihre Feinde Heinrich von Sargans und den von Brandis, dem ſie Guoten-
N. C. 1445. berg, die ſchöne Veſte bei Balzers, verbrannten. Am
15. Febr. 1445 nahmen ſie Sargans, das Städtchen, das von 600 Mann vertheidigt war, im Sturm, brandſchatzten, raubten, und zogen wieder ins Gebirge, wo ſie am Wallenſee in Frieden von einander gingen. Bald aber brachen ſie, als ihre Feinde ſich am Eſtnerberge ſammelten, aufs Neue heraus, und eroberten alles Land über Mels und Sargans bis Ragaz. Auf einmal ertönte das Sturmgeſchrei: der Schwiegerſohn des Sarganſers, Hans von Rechberg, ſey im Anzug mit vielem Volk, und ſchon über dem Rhein. Aber die kühnen Eidgenoſſen, Itel Reding an der Spitze, fragten nicht nach der Zahl, gingen ihm entgegen nach Ragaz, ſie

len ihm in ſein donnerndes Geſchütz und ſeine Reiterei, erſchlugen ihm 500, warfen viele in den Rhein, und machten reiche Beute. Nach wenigen Wochen mußten ſie jedoch aus Mangel das verheerte Land verlaſſen.

Im Thurgau wüthete der Krieg mit gleicher Heftigkeit fort. Bei Rheinegg an der Wolfhalden ſchlugen die Appenzeller, an der alten Siegesſtätte, die ſchon ſiegreichen Oeſterreicher in die Flucht und erbeuteten viele Harniſche.

Endlich jedoch wurden alle Theile der zweckloſen Greuel milde, und Ludwig der Pfalzgraf am Rhein hatte, bei frommem, chriſtlichem Eifer, ein leichtes Geſchäft, auf dem Tage zu Conſtanz, wo er im Glanze der Jugend, mit ſeines Hauſes vornehmſten Freunden erſchien, alles zu vermitteln. Fürſten, Herren, Ritter und Boten, welche 2000 Pferde ſtark zu Conſtanz verſammelt waren, veranlaßten durch Spiele und Mahlzeiten eine dem Frieden günſtige
Stimmung. Er ward am 9ten Juni 1446 unterzeichnet; N. C. 1446.
niemand gewann oder verlor. Nur Zürch mußte ſich einige Abtretungen gefallen laſſen, und wurde wieder eidgenöſſiſch.

Nach jenem Frieden begab ſich das Gotteshaus zu St. Gallen freiwillig in den Schutz und Bund der Eidgenoſſen, und
Abt Caſpar, dem das Kloſter die Verwaltung abgenom- N. C. 1451.
men hatte, verkaufte aus Rache dafür um 1000 fl. der Stadt St. Gallen die Bundeshoheit über einen bedeutenden Bezirk des Stiftslandes. So wurde die blühende, aus der Feuersbrunſt verjüngt emporgeſtiegene Stadt unabhängig und bald durch ihren Leinwandhandel reich. Arbon bewarb ſich um ihr Bür-
gerrecht, die Eidgenoſſen nahmen ſie in das ihrige N. C. 1456.
auf. Jene Vogteien verlor ſie indeſſen nach langen Händeln wieder.

Sämmtliche Eidgenoſſen fingen jetzt an, ſich als Ein freies Volk zu fühlen. Zu Conſtanz auf dem Jahrmarkte, bei einem Schützenſpiele, zu dem die Stadt viele Herren, Städte und auch die Eidgenoſſen geladen, gerieth ein Luzerner Bauer mit einem Conſtanzer Patrizier in Streit. Dieſer wollte eine neugeprägte Münze der freien Schweiz, einen Plappart (deren 29 auf einen Gulden gingen), nicht annehmen, und ſchalt ſie endlich einen Kuhplappart. Darüber entſtand ein Auflauf aller Schweizer, indem ſie dieß für eine unerträgliche Beſchimpfung „der freieſten aller Nationen,“ erklärten. Sie fuhren erbittert in ihre Städte und Länder. Luzern brach mit der Stadt Banner auf gegen Conſtanz, in wenigen Tagen folgten die Männer von Uri, Schwyz, Glaris, Zug, Zürch, Bern und Solothurn. Viertauſend Eidgenoſſen waren es, die rachedürſtend ins Thurgau fielen und faſt bis unter die Mauern von Conſtanz rückten. Der alte Biſchof, Heinrich von Hewen, und Junker Albrecht von Sax vermittelten. Conſtanz bezahlte den Eidgenoſſen für den Schimpf 3000 fl. So war der Plappartkrieg abgethan, 1458.

In dem über Rapperſchwil entbrannten Kriege mit Oeſterreich zogen die Eidgenoſſen 2000 Mann ſtark bei Rheinegg über den Fluß, brandſchatzten den Landſtrich von Dornbüren bis Bregenz und ſtürmten bei Fuſſach das Schloß der Edeln von Mühlegg, die Weiherburg. Ein andrer Trupp plünderte rheinaufwärts in Vaduz. Eine Fürſtenverſammlung zu Conſtanz im J. 1460 endigte dieſen Krieg unter dem Vorſitze des Churfürſten Ludwig von der Pfalz, das Jahr darauf kam Kaiſer Friedrich III. ſelbſt nach Conſtanz und beſtättigte den Frieden. Die Eidgenoſſen behielten ihre Eroberungen am Rhein.

2. Die alten Geſchlechter.

Von den Grafen von Montfort blühte nur die Linie Tettnang fröhlich fort. Graf Ulrich richtete in Streitigkeiten der Umgegend, und hielt zu Tettnang einen Tag im Jahr 1459 *). Und im J. 1431 ſchrieben Hug und Ulrich von Montfort einen Bundestag nach Conſtanz aus, um für die Ruhe und Sicherheit unter den Ständen zu ſorgen **). Von den Werdenbergern blühte Sargans zuerſt ab; hier hatten es Jörg und Wilhelm immer mit Schwyz und Glarus gehalten: von allen Seiten wegen ihres Beſitzes beſtritten und in Schulden verſenkt, hatten ſie endlich im J. 1483 das Sarganſerland um 15000 fl. den 7 eidgenöſſiſchen Orten verkauft. Von den Beſitzungen des Aſtes Werdenberg-Heiligenberg hatte die Dörfer und Höfe Au, Widnau und Luſtnau im Rheinthal ſchon früher der Ritter von Ems gekauft. Der Name der Grafen von Sargans erloſch mit Jörg. Die Linie blühte aber noch in den Grafen von Werdenberg zu Heiligenberg fort, und erloſch erſt mit Graf Chriſtoph dem letzten im J. 1534. In Werdenberg ſelbſt beherrſchte die alte Urgrafſchaft Werdenberg Graf Wilhelm, ein Enkel des Appenzeller Hauptmanns, durch einen Vogt: er löſte Wartau wieder ein und überließ beide Herrſchaften ſeinem Tochtermann, dem Grafen Hans Peter von Moſax, der ſie am Ende an ſeine Stiefſöhne von Höwen verkaufte.

N. E. 1450 —1500.

Die Familie der Freiherrn von Sachs erhielt ſich nicht im Beſitz ihrer Stammgüter. Ulrich von Hohenſax hatte ſeinem Vetter dem St. Galler Bürger Möttelt die Herrſchaft Forſtegg verpfänden müſſen; an denſelben war Friſchenberg gekommen, der aber verkaufte die letztre Herrſchaft an St. Gallen und dieſe wieder an den Junker Ulrich von Hohenſax, der an ſeinen Vetter Albert von Hohenſax die Erbſchaft Bürglen im Thurgau abtrat (1481), die ſpäter an die von Landenberg und zuletzt an die Stadt St. Gallen kam. Dieſer Ulrich war ein beherzter Mann. Als ſein Vetter Jakob Mötteli von Rappenſtein vom Kaiſer gefangen in Verwahrung ſaß, legte er ſich zwiſchen Conſtanz und Schaffhauſen auf die Spähe, und gedachte den Kaiſer ſelbſt zu fahen. Er vergriff ſich jedoch an der Perſon, und fieng nur des Kaiſers Schatzmeiſter; doch erreichte er auch durch dieſen ſeinen Zweck, und löſte mit ihm den gefangenen Vetter aus. — Das Städtchen Rheinegg war von der herabgekommenen Familie Payer an Appenzell verkauft worden, das dem Abt von St. Gallen zum Trotze ſich in deſſen Beſitz erhielt. Auf dem ſchwäbiſchen Seeufer hub ſich beſonders die Familie der Truchſeß von Waldburg durch Herrn Johann, dem im J. 1406 die Herzoge von Oeſterreich die Städte u. Burgen Waldſee, Riedlingen, Memmingen, Munderkingen, Buſſen ꝛc. um 30415 fl. überließen. König Rupert machte ihn einige Zeit zu des Reichs Landvogt in Schwaben: dieſe Landvogtei wurde ihm aufs neue von Kaiſer Sigmund nebſt Oberravensburg auf dem Concil zu Conſtanz im J. 1415 verpfändet. Er wurde ein uralter Mann und erlebte wenigſtens 3 Kaiſer *). Sein Sohn Jakob Landvogt in Schwaben, theilte mit ſeinen Brüdern Eberhard und Georg, und begründete ſo die noch getrennten Linien dieſes jetzt gefürſteten Hauſes. In der Nähe des See's behielt Jakob einen Theil an der Veſte Staufen im Hegau; Georg Waldſee, Mengen, Wurzach und das Schloß Waldburg. In der Landvogtey Ober- und Niederſchwaben wollten ſie wechſeln **). Jacob war Mitglied des St. Jörgenſchilds.

---

*) Weing. Arch. **) Ebend.

*) Pappenheim. Chr. S. 736..

**) Ebend. S. 76, ſq.

3. Das neue Kloſter Rorſchach. — Roth Uli.

Um dieſe Zeit herrſchte im Kloſter St. Gallen ein tüchtiger Mann: Ulrich Röſch (Ulrich VIII.), von der rothen Farbe ſeines Haares und ſeinen rothen Wangen Roth Uli genannt, aus der Stadt Wangen gebürtig, Sohn eines Beckers, war einſt vom Abt Eglolf zum Küchenjungen angenommen worden, hatte Profeß gethan und war bis zum Abt ſeines Kloſters geſtiegen. Seine niedrige Geburt hinderte ihn nicht, allenthalben Ordnung und Gehorſam unter den Gotteshausleuten einzuführen. Sein Kriegsvolk als Wächter der Eidgenoſſen gegen das Reich im neuen Oeſterreichiſchen Kriege, wandelte den See und den Rhein auf und ab von Rorſchach bis nach Waldshut; eine Bickelhaube auf dem Haupt, Hand- oder Hack-Büchſen mit Pulver und Stein auf der Schulter, Habermehl, Thurgauerkäſe, und Glarnerzieger in Fäſſern nach ſich führend. Solcher St. Galliſchen Kriegsknechte lagen je 23 Mann in Rorſchach und in Romishorn. Mit dem Frieden (22. Aug. 1468) zogen ſie ab und fanden bald in den Burgunderkriegen neues Unterkommen.

Dieſen Ulrich, deſſen ganzes Leben That war, der nur Eine Leidenſchaft hatte, den Staat herzuſtellen, beſchäftigte ernſtlich ein großer Plan, der, wenn er gelungen wäre, höchſt einflußreich für unſre Seegegend geworden wäre. Der Zuwachs an neuen Kloſtergeiſtlichen nöthigte ihn zu einem neuen Kloſterbau. Die mächtige, wachſende Stadt St. Gallen umſchloß allzudrohend das Stift, und Ulrich, ein geborner Städter, kannte den um ſich greifenden, kühnen Geiſt der Städte. Wie ein Lichtſtrahl kam ihm der Gedanke, mit dem ganzen Kloſter aus dieſem Netze herauszurücken, ehe es geſchloſſen wäre. Er faßte den Entſchluß mit ſeinem Stifte an den Bodenſee nach Rorſchach zu wandern; eine neue herrliche Ausſicht auf Handel und Zölle eröffnete ſich dort für das Kloſter; auch in politiſcher Hinſicht war die Lage vorzüglich, und der Punkt ſelbſt im Fall eines Krieges feſter und ſicherer als Sanktgallen durch den angränzenden See.

Er legte dem Capitel mit überzeugender Beredſamkeit ſeine Gründe vor; dieſes gab ihm vollen Beifall; und nun ward, ohne länger zu zögern, ans Werk geſchritten.

Eine große Wieſe bei Rorſchach, in die er das Kloſter ſtellen wollte, ließ er mit einer Mauer umgeben; im Flecken ſelbſt kaufte er zehn Häuſer auf den Abbruch; hier legte er eine Schiffſtelle, ein Grädhaus, zwei Wirthshäuſer und ein Badehaus an. Das Ganze ließ er mit zwei Thoren beſchließen. Der Grundſtein des Kloſters wurde am 4ten März 1487 mit großer Feierlichkeit gelegt, und unter einem berühmten baieriſchen Baumeiſter, Erasmus Gräſer, ſtieg der Bau empor. Die Koſten übernahm die alte Landſchaft Toggenburg und das Rheinthal, denn die Gotteshausleute hatten alle eine große Freude an dieſem Plan. Aber Appenzell und St. Gallen ſahen ſcheel zu dem Bau: Rorſchach, ſprachen ſie, wird eine Stadt werden, neue Zölle anlegen, die Herrſchaft über den Bodenſee an ſich reiſſen, St. Gallen der Heiligenbeine berauben: unſre Stadt wird bedrückt werden, veröden, verarmen. Die Kirche war ſchon ausgebaut, das Kloſter bald fertig, als der Bürgermeiſter von St. Gallen, Ulrich Varnbüler, vor den Abt trat, und verlangte, daß er den Plan aufgeben ſollte. Als aber jener ſich nicht daran kehrte, rotteten ſich die von den Burgundiſchen Feldzügen her noch kriegsluſtige St. Galler, Appenzeller und Rheinthaler, mit unzufriedenen Gotteshausleuten untermiſcht zuſammen, ſtürzten unter dem Feldgeſchrei: „wohlauf, thut dem h. Gall einen Ehrentagwan!“ den Rorſchacher Berg hinab und warfen ſich auf den neuen Kloſterbau. Bald ſtanden die Kirche, ein Haus, die Scheunen- und Zimmerhütten in Flammen, die Mauern des Kloſters wurden niedergeriſſen, die zwei Wirthshäuſer geplündert; den Wein tranken ſie auf der Wahlſtatt und zerſchlugen die Fäſſer; erſt am andern Tage kehrten ſie beutebeladen über den Berg zurück. In St. Gallen bedrohte man den Abt und die Geiſtlichen mit dem Tode und ſang Spottlieder auf den „Rothsfuchs von Wangen.“ Der Kloſterbruch zu Rorſchach wurde als ein vom h. Gallus gewirktes Wunderwerk geprieſen.

Indeſſen langten von Kaiſer und Pabſt (denn die Eidgenoſſen hatten die Vermittlung abgelehnt) die Strafurtheile über die Verbrenner an (1489). Sie ſollten das Kloſter wieder bauen, und wurden mit dem Interdict belegt. Zur Antwort zogen die Thäter vor das Schloß Rorſchach, ſo daß die 4 Schirmorte gegen ſie waffnen mußten. Da kam Uneinigkeit unter die Empörten. Appenzell zögerte; die Gotteshausleute warfen die Waffen weg, die St. Galler gingen erbittert nach Hauſe; endlich unterwarf ſich Appenzell und trat das Rheinthal und Hohenſax an die 4 Schirmorte ab. St. Gallen wollte nun den Kampf allein beſtehen. Doch bei Annäherung der Feinde floh Varnbüler und die Stadt bat um Frieden. Sie mußte den „Ehrentagwan“ des h. Gall mit 10,000 fl. Koſtenerſatz, und einer Abtretung an den Abt büßen; und jetzt ſangen ihre Gegner Spottlieder. Auch die übrigen Theilnehmer wurden zu verhältnißmäßiger Buße angehalten. Abt Ulrich freute ſich jedoch nicht lange ſeines Sieges. Er ſtarb am 13ten März 1491.

4. Der Schwabenkrieg. 1496 — 1499.

Kaiſer Maximilian der erſte hatte am Bodenſee zu Lindau einen merkwürdigen Reichstag gehalten (1496), und hier die Reichskammergerichtsordnung entworfen. Er wollte dieſe Reichsgerichte, die dem Fauſtrecht ein Ende machen ſollten, auch über die Schweiz ausdehnen. Dagegen ſträubte ſich dieſe und rüſtete ſich zum Kriege (1497). Die ſchweizeriſchen Gemeinden am See waffneten und hielten ſich marſchfertig. Der Abt zu St. Gallen, Giel, hielt einen Kriegsrath zu Rorſchach, in deſſen Folge Rorſchach, Steinach und Romishorn 250 Mann Beſatzung erhielt, und an dem letzten Ort ein Bollwerk errichtet wurde: Ebenſo lagen das ganze Rheinthal hinauf ſchweizeriſche Wachen in Rheinegg, Bernang, Blatten, St. Margarethen, Forſtegg. Weiter hinauf wachten die Herren v. Sax, von Werdenberg, die Glarner und Sarganſer.

Doch brach der Krieg erſt nach zwei Jahren aus, und zwar zuerſt am Bodenſee. Kaiſer Maximilian war am Anfange des Jahres 1499 von Feldkirch gen Conſtanz auf einen feierlichen Reichstag gekommen, und hatte das ganze Reich wider die Eidgenoſſen ermahnt, und nun eröffnete der ſchwäbiſche Bund den Feldzug gegen die Schweizer, daher heißt dieſer Krieg der Schwabenkrieg. St. Gallen erneute die Wache am Schweizerufer des Bodenſee's; die übrigen Kantone blieben noch ruhig, bis an den Gränzen von Bündten die Beſatzung des Schloſſes Gutenberg auf das am Schollberg vorüberziehende Schweizervolk ſchimpfte und ſchoß. Nun ſetzte der Schaarenmeiſter Wolleb mit Knechten über den Rhein und verbrannte einige Häuſer. Das ſchwäbiſche Kriegsvolk zu Gutenberg und Bendern hingegen zog, dem Hirtenvolk zum Hohne Kühen Brautkleider an, und lud die Eidgenoſſen, die zu Azmoos ſtanden zur Hochzeit. Sechſzig Schwabenritter zogen über den Rhein und raubten. An jenem Schimpf aber entzündete ſich das Kriegsfeuer von Bündten bis nach Baſel (8. Febr. 1499). Die Eidgenoſſen zogen mit Toggenburgern und Sarganſern über den Schollberg aufwärts und nahmen Meyenfeld ein; abwärts mit den Appenzellern eroberten ſie Vaduz ſammt dem Schloſſe, verbrannten Benderen, ließen das Wallgau ſchwören, und zogen das Rheinthal hinab dem Heer der Reichsſtädte entgegen, das ſich an zehntauſend Mann ſtark, bei Hardt und St. Johann-Höchſt verſammelt hatte, und Rheinegg bedrohte. Dort verſtärkten ſich die Schweizer mit dem St. Galliſchen Gränzcordon und tauſend Walliſern; ſie ſchickten 400 Mann Vorhut vor ſich her und folgten mit dem Gewaltshaufen; die Feinde zogen ſich ganz in Hardt zuſammen. Unter muthigem Lärmgeſchrei unternahm die ſchwache Vorhut der Eidgenoſſen den Angriff. Aber der gewaltige Haufe „drückte durſtiglich hintennach,“ ſo daß die Schwaben nicht über fünf Schüſſe aus den groben Stücken thun konnten, da hatten die Eidgenoſſen ihnen ſchon das Geſchütz abgelaufen. Damit erhub ſich das Handgemenge, bis die Kaiſerlichen endlich in die Flucht getrieben wurden. Ein großer Waſſer-Graben, den ſie ſich zum Vortheil erſehen, ward ihr Verderben; es ertranken ihrer über 500 im Waſſer; viele auch fanden in den Wellen des Bodenſee's ihren Tod. Etliche wichen flüchtig in die Schiffe, überluden ſie und giengen ſo zu Grunde. 5000 Schwaben fielen und erſt die Nacht machte dem Blutbad ein Ende. 500 hielten ſich im Rohr des Bodenſee's verſteckt und wurden am andern Morgen durch Lindauerſchiffe, doch halb erfroren, gerettet.

Die Eidgenoſſen brandſchatzten nach dieſem erſten großen Siege den Bregenzerwald, hinterließſen im Rheinthale Truppen und zogen am Seeufer hinab, über Rorſchach, wohin ſie Beſatzung legten, wie eine wandernde Horde, mit erbeutetem Vieh und Hausgeräthe, wüthend gegen die Spötter. Dann lenkten ſie Land einwärts, Wil zu.

Der erſte Streich war an der oberſten Spitze des Bodenſee's geführt worden; der zweite Schlag fiel an einem ſeiner untern Winkel. Denn ſchon im März tönte das Sturmgeläute von Conſtanz herauf, wo der Schweizer Macht das Thurgau bedrohte. Wirklich zogen ſie mit großer Macht heran und lagerten ſich in einer feſten Stellung im Schwaderloch, einem lichten Gehölze (denn dieß bezeichnet der Name), das ſich eine halbe Meile von Conſtanz ſüdlich hinzieht. Fünfzig St. Galliſche Kriegsknechte hatten ſich ſogar bis vor Conſtanz gewagt. In dieſer Stadt und dem deutſchen Ufer ſammelte ſich eine kaiſerlich-ſchwäbiſche Macht aus den Erblanden und den Bundesſtaaten, und endlich zog der kaiſerliche Feldobriſte Graf Wolfgang von Fürſtenberg mit mehr denn 10,000 Mann aus Conſtanz. Er ſtürmte die Schanzen der Feinde bei Triboltingen und Ermatingen, überfiel die Beſatzung in der Reichenau und hieb ſie nieder.

Die dem Mord entronnenen Schweizer, flüchteten nach dem Schwaderloch, und baten den dortigen Poſten, beſonders die Luzerner um Beiſtand. Allein dieſe enthielten ſich noch, im Gefühl ihrer

Schwäche, des Angriffs, und riefen nur durch einige Rauchſäulen noch mehr Volk zu Hülfe. So ſammelten ſich die nächſtgelegenen Eidgenoſſen bis auf 1500 Mann. Dieſe kleine Schaar wagte es, dem weit überlegenen, mit einer zahlreichen Reiterei verſehenen Feinde, in den Engpäſſen des Waldes, durch welche er ſich zurückziehen mußte, einen Hinterhalt zu bereiten; ſie theilte ſich in zwei Haufen: 500 Mann beſetzten die Engpäſſe, durch welche der Feind zurückkehren mußte, die übrigen folgten, im tiefen Stillſchweigen, durch die Fußwege des Waldes dem ſorglos ſchwärmenden Feind, überfielen ſeine Nachhut und hieben ſie nieder. Das Fußvolk des Feindes, in Verwirrung, rief die Reiterey und das Geſchütz zu Hülfe; allein die Stücke waren mit Beute beladen, und unbrauchbar geworden; die Wagenführer verlieſſen fliehend die zum Raube mitgeſchleppten Wagen; kühner drangen die Schweizer ein; auch das Fußvolk floh und ſeinem Beiſpiele folgten die Reiter, alles eilte Conſtanz zu. Da erhub ſich das zweite Gemetzel an den Engpäſſen; vorn und hinten ſtanden die Schweizer; den Ausweg hatten die Wagen verſperrt. Wer konnte, floh nach Conſtanz; aber auch hier hielt die Flucht nicht ſtille, und viele ſtürzten ſich in den Bodenſee. Die Schweizer hätten, in ſeinem paniſchen Schrecken, das ganze Heer vernichten können. Allein ihrer geringen Zahl mistrauend, kehrten ſie auf die Wahlſtatt, und mit der dem Feinde wieder abgenommenen, wie mit neuer Beute beladen, auf ihre alten Poſten zurück. Von den Feinden waren an 2500 geblieben; 15 Stücke, 2 Fähnlein in den Händen der Sieger; ihr Heer betrauerte den Verluſt eines Feldhauptmanns, Burkhard von Randegg, und mehrerer Edeln, worunter ein Heinrich Randegg und ein Heinrich von Langenſtein. Dieß iſt die geprieſene Schlacht beim Schwaderloch.

Nach dieſen Erfolgen breiteten die Eidgenoſſen den Krieg nach allen Seiten aus. Die dritte Hauptwaffenthat geſchah zwei Tage nach der ebenerzählten Schlacht, am 20ſten April, bei Fraſtenz im Rheinthale, wo der breite und tiefe Waldſtrom der Ill ſich von den Bergen herab ergießt. Dort ergriff, im Getümmel der Schlacht, Heinrich Wolleb, der eidgenöſſiſche Hauptmann, eine Hellebarde, brach damit von der Seite unter die Spieſe der Feinde, und hob ihrer eine Anzahl, ſie unbrauchbar machend, ſo lange auf, bis er von Wunden durchbohrt, ein zweiter Winkelried, todt zu Boden ſank. Die feindlichen Reiter wagten es nicht, an der auf einem Hügel tobenden, Schlacht, theilzunehmen. Das feindliche Fußvolk, überwältigt, wandte ſich zur Flucht; viele fanden im Fluß ihren Tod;

auch die Reiter folgten; und die Eidgenoſſen blieben Meiſter des Schlachtfelds. Die Blüthe des ſchwäbiſchen Heeres war unter dem Schwerte geſunken.

Am untern See machten die Eidgenoſſen einen Einfall in das ihnen längſt verhaßte Hegäu, fiengen an zu ſengen und zu brennen, und bemächtigten ſich der feſteſten Burgen, in welchen ſie reiche Beute fanden (in Hornburg allein 10,000 Goldgulden). Jetzt rückten ſie weiter, vor Stockach; hier aber ſcheiterte die Belagerung an der Beharrlichkeit der Städter: zudem hatte ſich in Eile ein kaiſerliches Heer bei Ueberlingen geſammelt, von welchem dem abziehenden Schweizerheere 1500 Mann Reiterei auf den Nacken kamen, die mit Mühe von den eidgenöſſiſchen Reitern aufgehalten wurden, bis der große Heerhaufe, mit Gepäck und manchem unnützen Volke beſchwert, durch die Ebene heimeilend, glücklich das Städtchen Stein am Rhein erreicht hatte. Selbſt die Reiter kamen, zuletzt nicht mehr verfolgt, davon.

Mittlerweile langte der Kaiſer Maximilian, um den ſich neue Streitkräfte ſammelten, zu Tettnang an, hielt Heerſchau über die Truppen der Reichsſtädte, und ging auf die Nachricht, daß die Graubündtner im Anzuge ſeyen, über Lindau nach Feldkirch, wohin er von allen Seiten Kriegsvolk entbot. Von da zog die Vorhut dem Engadin zu. Aber an der Gränze dieſes Landes, wurden im wilden Münſterthale, die Verſchanzungen der Kaiſerlichen geſtürmt, und ihre vorangeeilte Schaar auf der Malſerhaide, durch Feigheit des Anführers und der Reiter, geſchlagen und nur durch die Herankunft des Kaiſers und ſeiner Hauptmacht vor der Vernichtung bewahrt. Doch auch der Einfall des Kaiſers ſelbſt in das welſche Bündtnerland mislang. Der aufreibende Krieg in den Gebirgen ſchwächte ſein Heer; der Hunger entmuthigte es; in eiligem und verworrenem Rückzuge retteten ſich, vereinzelt, die Haufen durch das Rheinthal an den Bodenſee.

Der Kaiſer, nachdem er all ſein Volk an den Ufern geſammelt, ſchiffte über den See nach Conſtanz. Ungewiß über die Plane der Eidgenoſſen ſtellte er Fußvolk und Reiterei, eine kräftige zahlreiche Schaar, vor der Stadt in Schlachtordnung und ließ Geſchütz aufpflanzen. In doppelter Schlachtreihe hielt er ſtille und erwartete den Feind, der in wohlgeſchloſſenen Rotten unbeweglich auf ſeinen Höhen ſtand, und von dort aus einen ehrerbietigen Brief mit billigen Friedensvorſchlägen an den Kaiſer ſandte. Ein Mägdlein überbrachte das Schreiben und harrte im Vorhofe der kaiſerlichen Wohnung zu Conſtanz auf die nicht erfolgende Antwort. Die Kriegsknechte höhnten das Kind mit ſpöttiſchen Fragen, und einer, auf eine kurze und treffende Antwort, griff ans Schwert und drohte ihm den Kopf abzuhauen. Das Kind aber, ohne im geringſten zu erſchrecken, ſprach zu ihm: „du biſt ein wackerer Held, der du einem jungen Mägdlein den Tod androhſt! warum ſtürmeſt du nicht gegen die feindlichen Poſten, gewiß dort findeſt du den Mann, der deinem Trutz wohl ſtehen mag; doch freilich! es iſt leichter, ein unbewehrtes Mägdlein anzufallen, als einen bewaffneten Feind!“

Der Kaiſer aber fuhr bald darauf nach Lindau, nachdem er ſeinen Hauptleuten in Conſtanz verſtellte Angriffe auf die feindlichen Schanzen anbefohlen hatte, als ſollte von hieraus ein Haupteinfall ins Zürcherland gemacht werden. Die Reiterei ſandte er unter dem Grafen Wolfgang von Fürſtenberg gegen Baſel, das feindliche Land dort zu befehden. Ein Theil ſeines Fußvolkes landete bei Rorſchach, überwältigte nach heißem Kampfe die Beſatzung, und ging, nachdem ſie das Städtchen geplündert und niedergebrannt, wieder unter Seegel. Die Einſchiffung aber — obgleich kein Feind in der Nähe ſich zeigte — geſchah mit ſo fluchtähnlicher Verwirrung, es warfen ſich ſo viel mit Ungeſtüm in die Schiffe, daß mehrere Waſſer faßten und vom Gewichte beſchwert, unterſanken. Als die Fährleute dieß ſahen, zogen ſie, um die drohende Gefahr zu mindern, die noch unbeſetzten Schiffe eiligſt vom Ufer. Aber die Landesknechte ſtürzten nach ins Waſſer, viele verſanken und riſſen andere mit ſich in den Schlund, andere ſchwammen an die Schiffe und baten flehentlich aufgenommen zu werden. Endlich wurde die Ordnung hergeſtellt und das Heer war zur ruhigen Einſchiffung bereit: aber die erſchrockenen Seeleute ruderten nicht mehr ans Land. Die Veteranen, mit den Hauptleuten waren gezwungen, die großen, an die Schiffe zu waten, die kleinen, hinüberzuſchwimmen. Wäre auch nur die kleinſte Abtheilung des Feindes in der Nähe geweſen, ſo würden die Schwaben eine furchtbare Niederlage erlitten haben. So aber kamen ſie, doch nicht ohne ſchmähliche Zeichen der Flucht, glücklich nach Lindau.

Am folgenden Tage kam in dieſe Stadt die Schreckensbotſchaft, daß der Graf von Fürſtenberg, der ein Heer von 14000 Mann zu Fuß und 2000 zu Roß, in der Gegend von Baſel geſammelt, gegen den Rath ſeiner Obriſten und Hauptleute, dem Feind auf dem Bruderholz beim Schloſſe Dorneck eine wilde Schlacht geliefert, und nachdem er ſein und der Seinigen Leben theuer verkauft, dort mit vielen edeln Herrn und vier tauſend Mann erſchlagen worden; daß die Eidgenoſſen drei Tage lang auf der Wahlſtatt geblieben und dann erſt in ihre Heimath zurückgegangen ſeyen.

Auf dieſe Nachricht wurden die innern Gemächer der kaiſerlichen Hofburg zu Lindau geſchloſſen; Stille und tiefe Trauer herrſchte in der ganzen Stadt. Vor den Thoren der Pfalz ſchlichen traurig die Hofherren umher, und flüſterten einander die böſe Kunde zu. Aber am Abend öffnete ſich des Kaiſers Pfalz wieder; er ſelbſt, gewöhnt an ſeltne Beherrſchung ſeines Innern, trat heraus, ſpeiſte im Freien, und zeigte keine Miene von Traurigkeit. Ja, nach beendigtem Mahl, als die Nacht eingebrochen,trat er zu einem Fenſter, betrachtete den Horizont, der ſich unermeßlich über dem offenen See wölbte, und redete von der Sterne Natur und Verhältniß, alſo, daß er der empfangenen Niederlage gänzlich zu vergeſſen ſchien. Des andern Tags ſchiffte er nach Conſtanz, keinen Zug der Verſtörung auf ſeinem Geſichte.

Der barbariſche Krieg hatte inzwiſchen die gräßlichſte Geſetzloſigkeit und allgemeinen Mangel zur Folge, ſo daß an einigen Orten die Kinder mit dem Vieh auf die Weide getrieben wurden. Endlich ſtiftete das Bedürfniß zwiſchen den wüthenden Parteien Frieden unter thätiger Vermittlung des Herzogs von Mailand, der ein Tochtermann des Kaiſers war. Zwar wollte Maximilian noch einmal einen Angriff verſuchen: er zog am 13. Jul. mit dem Reichspanier und allem Volke prächtig aus der Stadt Conſtanz; einen ganzen Tag lang dauerte der Zug; aber im Kriegsrath wurden die Leute über die Art des Angriffs uneinig, bis der Tag um war: da zog Alles wieder zu den Thoren von Conſtanz hinein in Einer Stunde. Der Kaiſer in großem Unmuth, ritt zu dem einen Thor hinein, zu dem andern hinaus über die Rheinbrücke. Scham und Zorn ließen ihn keine Nacht mehr in der Stadt zubringen. Er zog durchs Hegau und den Schwarzwald nach Freiburg. Die Fürſten verließen Conſtanz ebenfalls; die Eidgenoſſen rückten bis vor die Stadt und mähten ihr das Korn vor den Augen ab. Auch auf andern Punkten war der Kaiſer unglücklich; nur bei Rheinegg wurde ein Schweizerhaufe durch Grafen und Herrn von Lindau aus in die Flucht getrieben.

Aber aus Conſtanz kamen zwei Herolde, Ein Franzöſiſcher und Ein Mailändiſcher, ins Schwaderloch und ſchloſſen auf 8 Tage Waffenſtillſtand. Zwar arbeitete Frankreich gegen den Frieden. Die Conſtanzer machten noch einige unglückliche Ausfälle, die Bundesleute kamen von Lindau über den See nach Conſtanz und wurden geſchlagen. Dennoch kam endlich der Friede zu Baſel am 22ſten Sept.

1499 zu Stande. Conſtanz trat den Blutbann und das Landgericht im Thurgau an die Eidgenoſſen ab.

Am obern Rhein verkaufte ein Edelmann um den Andern ſeine Güter an die Eidgenoſſen; die Herren von Höwen die Herrſchaft **Werdenberg** an Glarus. Nur **Hohenſax** blühte noch unter **Ulrich**, dem redlichen Eidgenoſſen im Schwabenkrieg. Er focht auch in den mailändiſchen Feldzügen muthig als Obriſt, und als Geſandter leiſtete er den Eidgenoſſen am kaiſerlichen und franzöſiſchen Hofe ſo weſentliche Dienſte, daß die 8 ältern Kantone aus Dankbarkeit ihm die höhern Gerichte im Dorfe Sax, in Friſchenberg und in der Oberlienz ſchenkten.

XI. Das Reformations-Jahrhundert am See und im Rheinthal.

1. Der Bauernkrieg *).

Die Kriege, die der Kampf um bürgerliche Freiheit erregte, drangen von der **Schweizerſeite** her und ſetzten daher zunächſt auch das Schweitzerufer unſers Sees in Bewegung. Der **Sturm**, den die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit anfachte, wehte von **Deutſchland** herein; ſo werden wir die Scene wechſeln ſehen, und auch das **ſchwäbiſche** Seeufer, das bisher faſt immer friedlich und unbewegt vor unſern Augen lag, wird in dieſem und dem folgenden Jahrhunderte der Schauplatz groſſer Bewegungen und endlich furchtbarer Kriegsunruhen werden. Doch bleibt auch das jenſeitige Ufer nicht ruhig und das neue Ferment der Religionsgährung wirkt dort um ſo ſchneller und kräftiger, als es ſich nur zu dem verwandten Stoffe bürgerlicher Gährungen zu geſellen braucht, um entſchiedener Alles zu durchdringen. So hatte denn die Reformation faſt mit ihrem Aufſproſſen in Deutſchland die Wurzeln auch auf das Schweizerufer nach St. Gallen hinübergetrieben. In dieſe Stadt war einer ihrer jungen Mitbürger, **Joachim von Watt** oder **Vadian**, von der deutſchen Univerſität Wien, wo er Medizin ſtudiert und Philoſophie gelehrt hatte, ein Mann voll Geiſt und Wiſſen, ums Jahr 1518, mit Luthers Lehrſätzen im Kopf und Herzen, und des Reformators erſten Schriften in der Taſche nach St.

Gallen zurückgekommen; zur ſelben Zeit kamen Zürcher Studenten aus Wien mit gleichen Anſichten in ihre Vaterſtadt zurück; Luther ſandte ſeine Bücher friſch aus der Preſſe nach Zürch und St. Gallen und briefwechſelte mit dem gewonnenen Zwingli. Ein Sattlergeſelle, **Joh. Keßler**, hatte auf ſeinen Wanderungen Luthers und Melanchthons Vorleſungen gehört, kam im J. 1523. als N. E. 1525. evangeliſcher Miſſionär zurück und zog predigend am Seeufer und im Rheinthal hin und her. Zwei fremde Ehrenprediger aus Memmingen und Waldshut verbreiteten, mit Vadians Unterſtützung, die neue Lehre in St. Gallen. Bald war der Stadtrath lutheriſch geſinnt, der Abfall der andern Kantone machte ihn kühn und der katholiſche Gottesdienſt in der Stadt wurde allmählig in ſeinen Einzelheiten angegriffen.

Im Sarganſerlande, zu Mura, hielt im J. 1523 der Prieſter eines Sonntags die Meſſe: da ging eine Jungfrau um den Altar, wie ein ander Weib, das zur Ehe gegriffen, kniete vor ihm nieder und er ſprach zu ihr vom Altar herab: Biſt du eingedenk, wie wir einander zu Zürch genommen haben? Sie ſprach: ja! Darauf ſagte er: biſt du beſtändig, ſo begehre ich deiner zur Ehe. Deß nahm er die Umſtehenden zu Zeugen, genoß das Sakrament und reichte es auch der Jungfrau. Der Pfarrer wurde zwar mit des Volkes Beifall gefangen geſetzt, aber die evangeliſche Lehre fuhr fort unter der Aſche zu glimmen, und ehe zwei Jahre verfloſſen, war das ganze Land Sargans vom alten Glauben gewichen.

So hatte die Reformation ſchon einen Brennpunkt am jenſeitigen Seeufer, als auf der deutſchen Seite die neue Lehre in den dunkeln Häuptern der Bauern, wie ein plötzlicher Strahl zündete, und zur furchtbaren und unbeherrſchten Flamme wurde.

Doch war die Reformation nur eine mitwirkende und keineswegs eine Haupt-Urſache der wichtigen, wenn gleich erfolgloſen Begebenheiten, die wir unter dem Namen des **Bauernkrieges** zuſammenfaſſen. Die neue Lehre beleuchtete vielmehr nur den beklagenswerthen Zuſtand, in welchem ſich der deutſche Bauer um jene Zeit befand, und den er bisher mit ſtumpfer Ruhe ertragen hatte. Fürſten, Edelleute und Geiſtliche übten ein Eigenthumsrecht über den Unterthanen, das ſich bis auf ſeine Perſon, und ſein Vermögen erſtreckte. Auch die beſten Fürſten konnten bei der Unabhängigkeit und Freiheit des Adels und der Geiſtlichkeit, ſich des Bauern nicht annehmen, ſein Wohl nicht beſorgen, Verträge nicht ſchützen oder abändern. Von den Landtagen, wo nur Adel, Pfaffen und Städte rathſchlagten, der arme Mann keinen Sitz hatte, konnte dieſer keinen Schutz erwarten. Die Reichsgerichte, dieſes treffliche Inſtitut Maximilians, waren noch zu neu und ungewohnt, zu beſchäftigt mit Andrem; der Bauer zu arm, der Weg der Juſtiz zu weit und zu koſtbar. Selbſt von der Gnade und Barmherzigkeit ſeiner Herrn hatte der Bauer nichts zu hoffen. Der Adel jener Zeit hatte die ritterlich edle Bildung, die liebenswürdige Menſchlichkeit, die milden Gefühle, die wir an ihm, beſonders in unſern Gegenden, wenige Jahrhunderte früher in den zarteſten Liedern bewunderten, ausgezogen; er war ungeſchlacht und barbariſch geworden; tapfer war er noch immer, aber voll Rachſucht, unmenſchlich gegen Niedrige, ſittlich nicht gebildeter als ſein Bauer, verwildert durch das herrſchende Laſter der Trunkenheit. Die Bedürfniſſe der Großen waren geſtiegen und durch den ausgebreiteten Handel Deutſchlands genährt; neue Steuern mußten aufgelegt werden, um ein fürſtlich oder ritterlich Gepränge führen zu können; dieſe laſteten auf den Speiſen, auf den Lieblingsgetränken des Bauern: Adel und Geiſtlichkeit konnten nicht beſteuert werden. Die geringe Erleichterung, die in den perſönlichen Verhältniſſen des gemeinen Mannes eingetreten war, die kleine Erweiterung ſeiner Eigenthumsrechte, die Viertelsfreiheit, mit der man ihn hier und dort beſchenkte, dienten nur dazu, ihn aus dem dumpfen Schlummer völliger Sclaverey zu wecken, ihm anſtatt der ſchimpflichen Sorgloſigkeit des Leibeigenen, zu der Laſt ungemeſſener Frohnen und Gefälle auch noch die Sorge für ein kärgliches Eigenthum aufzubürden. An die Stelle der kraftlos beſtehenden Lehensverbindung. waren, bei den, trotz des Landfriedens fortdauernden Fehden der Herren, koſtbare und zügelloſe Söldner getreten. Neue Abgaben, Quartiere, Bedrückungen kamen durch ſie an die Tagesordnung. Die Beſiegten wurden unmenſchlich behandelt, die Straßen waren unſicher, die wehrloſe Hütte des Landmanns war nicht weniger den adeligen Nachbarn als den Söldnern und Landsknechten preisgegeben, zu allem dem kam noch der Unwille über die Bedrückungen und das ſchamloſe Leben einer reichen und übermächtigen Geiſtlichkeit und das Mißvergnügen der vom höchſten Flor ſchon herabgekommenen Städte, in welchen die Bürger mit der Obrigkeit unzufrieden waren, und deren Geſammtheit ſich ſtark fühlte, ſelbſt gegen Fürſten und Herren. An ihrer Unzufriedenheit und ihrem Trotze fanden hier und dort die Bauern beim Ausbruche der Empörung Bundesgenoſſen.

---

*) G. Sartorius Geſch. des Bauernkr. — Materialien zur G. d. B. — Pappenheims Chronik. — Einen Theil der Notizen zu dieſem Abſchnitte verdanke ich Pfiſters handſchriftlichen Mittheilungen aus dem Weingartner Archiv.

Einen vielleicht nicht geringeren Einfluß, als das erwachende Bewußtſeyn des allgemeinen Elends, hatte auf die Gährung der Gemüther die errungene Freiheit eines armen, vormals verachteten Volkes, der Schweizer, die zuerſt gezeigt hatten, daß auch armſelige Fußvölker, ſtolze, bepanzerte Ritter beſiegen können, und die, obgleich durch die Regierung getrennt, durch Sprache, Sitten und Gebräuche, beſonders mit Oberdeutſchland noch immer Ein Volk ausmachten.

Und gerade in unſern, an die Schweiz gränzenden Seegegenden war es, wo — wohl mit geheimer Hoffnung eidgenöſſiſchen Beiſtandes — die Rebellion zuerſt ausbrach. Dieſe Gegend hätte, ſelbſt wenn der planloſe Aufruhr planmäßig verfahren wäre, nicht beſſer gewählt werden können: ſie war in ſo viele kleine Beſitzungen zerſtückelt, wo das mannigfaltigſte Intereſſe der Herren und Unterthanen ſich kreuzte, ſie lag zwiſchen zwei Rebellionen, der geglückten in der Schweiz, der kaum unterdrückten in Würtemberg. Wirklich zeigte ſich auch hier der Aufſtand offen, während er im übrigen Deutſchlande nur noch im Verborgenen keimte.

Namentlich ging von unſrer Gegend das famoſe Manifeſt der Bauern, die zwölf Artikel der Bauernſchaft, aus, die das Loſungswort aller Aufrührer wurden, auf welche ſie Eide abnöthigten; welche ſie Fürſten, Grafen und Herren zur Annahme zuſchickten; welche Luther ſelbſt mit einer Vermahnung an Fürſten und Bauern wieder abdrucken ließ. Tag, Ort, Verfaſſer ſind nicht unterzeichnet; wahrſcheinlich erſchienen ſie zu Anfange des Jahres 1525 mit dem Hauptausbruche der Empörung; man hat ſie, ohne hinlängliche Gründe, bald Thomas Münzer, bald dem unglücklichen Joh. Hügli oder Heuglin, der zu Mörsburg zwei Jahre darauf verbrannt wurde (ſ. unten), zugeſchrieben; höchſt wahrſcheinlich aber ſind ſie von Chriſtoph Schappler, der aus Sanct Gallen gebürtig und Prediger zu Memmingen war, verfaßt; er entkam ſpäter den Nachſpürungen des ſchwäbiſchen Bundes, glücklich in ſeine Vaterſtadt, heirathete dort, und lebte allgemein beliebt. Jene Artikel ſind mit viel Einſicht, Beſonnenheit und ſelbſt Mäßigung abgefaßt; und obgleich gerade dieſe Schrift der Rebellion viele Tauſende gewonnen, ſo ſcheint doch Rebellion des Verfaſſers Abſicht nicht geweſen zu ſeyn. Die Artikel behaupten, „daß die Bauern nichts verlangen, als nach Gottes Wort regiert zu werden. Ihre demüthige Bitte, aber auch ihr Wille und Meinung ſey, daß jede Gemeinde ihren Pfarrer, der ihr das h. Evangelium lauter und klar predige, ſelbſt ſoll wählen dürfen; ihm gebühre der Kornzehende, und was davon übrig bleibe, den Armen.“ Sie klagen über den Brauch, daß man ſie bisder für eigne Leute (Leibeigene) gehalten, welches zum Erbarmen ſey, da Chriſtus den Hirten gleich als den Höchſten, keinen ausgenommen, mit ſeinem koſtbaren Blut erlöſet habe." Auch dünkt es ihnen „ganz unziemlich und unbrüderlich, daß kein armer Mann Gewalt haben ſolle, Wildprät, Gevögel oder Fiſch im flieſſenden Waſſer zu fahen; daß die Bauern leiden und dazu ſchweigen ſollen, daß die Obrigkeit das Gewild ihnen zum Trotz und mächtigen Schaden habe, und die unvernünftigen Thiere das ihrige verfreſſen." Doch wollen ſie Keinem das Waſſer oder anders mit Gewalt nehmen, auf das er ein Eigenthumsrecht mit genugſamer Schrift beweiſen mag. Auch die Gemeindeholzungen reclamiren ſie für den Bauern, bitten um ein gnädiges Einſehen in die allzuharten Dienſtleiſtungen, um Zurückführung der Abgaben, Frohnen und Gilden auf den alten Fuß, billigere Strafen (nicht wie bisher, nach Neid und Gunſt), ſie fordern die Aecker zurück, die einſt ganzen Gemeinden gehört (wie die Gracchen zu Rom); es ſey denn, daß ſie redlich erkauft worden, und in andere Hände gerathen: in ſolchem Falle ſoll man ſich gütlich und brüderlich mit einander vergleichen. Den Todfall (eine höchſt läſtige Abgabe) wollen ſie abgethan wiſſen; endlich wenn ihnen eine ihrer Forderungen als ſchriftwidrig ſollte nachgewieſen werden können, ſo ſoll ſie von Stund' an tod und ab ſeyn." Dieſer Schrey der deutſchen Bauernſchaft, in Geſtalt einer chriſtlichen, demüthigen Vorſtellung ging von unſrer Gegend aus, und durfte in den grenzen, geſchichtlichen Erinnerungen, welche ſich an die letztern knüpfen, nicht vergeſſen werden.

Aber dieſer friedlichen Auseinanderſetzung von Forderungen, welche ſeitdem die Zeit alle gewährt hat, waren leider ſchon lange drohende Gewaltſchritte, nicht ferne vom ſchwäbiſchen Ufer des Bodenſee's, vorangegangen.

Schon im J. 1523 zogen die, „im Evangelium gar ertrunkenen Bauern" (ſo klagte man im Kloſter zu Weingarten) aus den Dörfern herein, und begingen Kirchenraub. Im folgenden Jahre wälzte ſich der ganze Strom des empörten Landvolkes durch Oberſchwaben, dem Bodenſee und der Schweiz zu. Zürch und Schaffhauſen baten die herannahenden Schaaren, ihre Gränzen nicht zu berühren: „Wir ziehn, war die Antwort, herum, wie die Krähen in der Luft, wohin Gottes Wort, der Geiſt und unſre Nothdurft uns hinweiſt." Die Stadt Conſtanz fürchtete ſie ſo, daß ſie eilig Wall und Gräben ausbeſſerte, zumal da die Bauern Petershauſen zur Theilnahme eingeladen hatten, und im Thurgau die Bauern ihre Bärte hatten wachſen laſſen, und ſchwuren ſie nicht zu ſcheeren, bis ſie Freie geworden wären. Bald war das ganze Schweizerufer und das Rheinthal in Aufruhr; allenthalben verweigerten die Landleute den Zehnten und zogen auf Beraubung der Klöſter aus; doch ſetzten die ſchnellen und ſtrengen Maßregeln der katholiſchen Stände hier dem Aufruhr durch Thurmſtrafen und Geldbußen, wo es Noth that ſelbſt durch Hinrichtungen, ein frühes Ziel.

Nicht ſobald war der Bauernaufruhr am deutſchen Ufer und in Oberſchwaben gedämpft.

Im Auguſt 1524 hatten ſich die Bauern in der Landgrafſchaft Stühlingen gegen ihren Herrn, den Grafen von Lupfen, empört; doch wurde die Sache in Güte beigelegt.

Am erſten Tage des Jahres 1525 waren die Bauern des Abts von Kempten aufgeſtanden, hatten ſein Kloſter überfallen, ihn belagert, gefangen, und gegen große Opfer freigegeben. Dieß Beiſpiel reizte alle Nachbarn. An drei verſchiedenen Orten im Hegau, Allgau und am Bodenſee ſtanden die Bauern der Gotteshäuſer, der Grafen von Montfort, der Truchſeſſen von Waldburg und andrer geringerer Edelleute auf, und nannten ihre Haufen nach jenen Gegenden. Ihr anſehnlichſter Trupp, der Baldringiſche Haufen genannt, deſſen Zahl in wenigen Tagen auf 18000 Mann geſtiegen war, lag bei Laupheim zwiſchen Ulm und Biberach. Der ſchwäbiſche Bund verſammelte ſich eilends zu Ulm, und beſchloß Geſandte an die Bauern abzuſchicken. Sie erhielten die Antwort, daß die Bauern Niemand beleidigen, daß ſie nur das Evangelium handhaben wollten und den göttlichen Rechten Beiſtand thun. Der Bund verſprach mit ſchönen Worten alles, was recht und billig ſey, aber er beſchloß zugleich das Aufgebot einer allgemeinen, eilenden Hülfe an alle Mitglieder. Er war damals noch in ſeiner beſten Kraft, beſtand aus den angeſehenſten Herren und Städten, hatte durch die Beſtrafung Herzogs Ulrich von Würtemberg eine Probe ſeiner Macht und Autorität gegeben. Die vielfältigen Lager der Bauern in Schwaben, die allenthalben offne Empörung rechtfertigten ſeine Schritte. Dennoch zeigte ſich — während die Bauern überall ein Geiſt belebte — Schläfrigkeit und Saumſeligkeit bei den Bundesgliedern, von welchen manche den Aufſtand der Landleute nicht für ganz unrecht hielten, ja die proteſtantiſchen ihn als eine wohlverdiente Züchtigung der geiſtlichen Herrn anſahen. Doch was den einzelnen Mitgliedern an uneigennütziger Theilnahme abgieng, das erſetzte dem Bunde Privathaß und Rache. Es hatte nämlich der Bund den Herrn Georg Truchſeß von Waldburg zum oberſten Feldhauptmann beſtellt, einen ſtrengen Katholiken, ſtolz auf Degen und Geburt, den Wiſſenſchaften abhold, ſo fehdeluſtig, daß er ſchon als 16jähriger Knabe vom Schweizerkriege, dem er im Lager der Ritter nachlief, mit Gewalt zurückgeholt werden mußte, höchſt tapfer und kriegserfahren, aber rachſüchtig und grauſam. Dieſer Mann hatte in Herzogs Ulrich von Würtemberg Dienſten geſtanden, und war jetzt ſein abgeſagter Todfeind: des Kaiſers Diener und Schützling, des Königs Ferdinand perſönlicher Bekannter. Die Wahl des Bundes hätte, den Zweck zu erreichen, nicht beſſer fallen können, denn noch ehe der neue Feldhauptmann die Bundeshülfe zuſammengebracht, ſetzte ſich Herzog Ulrich mit den Bauern in Verbindung, nahm 15000 Schweizer in Sold, um ſein Land wieder zu erobern, und rückte mit dieſer Heeresmacht gen Stockach. Dieſes Unternehmen ſeines Todfeindes ſteigerte die geiſtige Kraft des neuen Bundesfeldherrn Truchſeß, obgleich ſeine Mittel noch gering waren. Er ſchickte dem Herzog einen Abſagebrief zu, griff ihn, nur 500 Pferde ſtark, im Hegau, in kleinen Scharmützeln an, und verſetzte ihm einen Streich, durch den er 300 Schweizer auf einmal erlegte. Im Schrecken über dieſes Ereigniß liefen gegen 3000 Mann des herzoglichen Heeres in die Heimath, der Herzog verließ die Gegend; indeſſen zog er ſeinem Lande zu und, ohne Widerſtand zu finden, auf ſeine Hauptſtadt Stuttgart los. Aber Georg Truchſeß, deſſen Bundesvölker ſich von allen Seiten vermehrten, folgte ihm und ſchlug ihn von dieſer Stadt weg. Im Kloſter Rothenmünſter, bei Rottweil, mußte ſich Ulrich vor ſeinen eigenen Truppen, die unbezahlt ſich gegen ihn empörten, durch einen Sprung über die Kloſtermauer retten; die Schweizer gingen nach Hauſe, und der Herzog verließ ſein Land.

Das unglückliche Hegäu war bald nach des Herzogs Abzug durch den Bauernaufruhr in neue Noth gekommen. Zwar hatten die Ueberlinger auf Oeſterreichs Anſuchen am 22ſten Febr. fünfhundert rüſtige Männer in die Stadt Stockach gelegt; aber ſchon im Merz empörten ſich die eigenen Unterthanen Ueberlingens, und forderten die Stadt zur Uebergabe auf; allein dieſe wehrten ſich mit der größten Unerſchrockenheit, und als die Aufrührer vor Ueberlingen nichts ausrichteten, zogen ſie ſich landeinwärts ins Schwäbiſche.

Mittlerweile ſpielten die Bauern, nachdem ſich ihre Unterhandlungen mit den Abgeordneten des zu Eßlingen ſitzenden Reichsraths, und des ſchwäbiſchen Bundes zu Ulm zerſchlagen hatten, auch im Allgäu den Meiſter, gewannen die Bürger von Memmingen, und bemächtigten ſich dieſer Stadt. Die Unterthanen Herrn Georgs ſelbſt ſtanden wider ihn auf, 5000 Mann ſtark, und verlangten, er ſolle die Bundeshauptmannſchaft aufgeben; ſie nannten ſich den unterallgäuiſchen Haufen, und ſetzten ſich einen Pfaffen Namens Florian, der Georgs Lehensmann war, zum Hauptmann. Jetzt rückte Truchſeß mit ſeinem Heere über Ulm wieder unſrer Gegend zu, ſeine Fußknechte befehligte der Graf Wilhelm von Fürſtenberg und unter ihm Georg Staufer; Oberſter der Reiter war Froben von Hutten; Hauptmann des Rennhaufens Joſeph von Laubenberg. Oeſterreich, Baiern, der Pfalzgraf, Heſſen, alle Biſchöfe, Prälaten, Grafen und Städte hatten Zuzug geſandt; das ganze Bundesheer mochte 8000 Mann ſtark ſeyn, darunter 2000 Reiter. Voran zog die Rennfahne und der Vortrab, Truchſeß ſelbſt an der Spitze, dann kam die Schützenfahne, der Oberſtquartier: der Oberſtfeldzeugmeiſter, einiges Feldgeſchütze; dann der verlorne Haufe zu Fuß; drei Reiterſchwadronen, dann das grobe Geſchütz, der Gewaltshaufen zu Fuß, zween Haufen zu Pferde, die Wagenburg, der Troß; den Beſchluß machte ein Haufen Reiter. In dieſer Schlachtordnung ſtieß Herr Truchſeß auf die Bauern an der Donau, zerſtreute ſie, eroberte die Städte, die ſie beſetzt hielten, und ließ die Rädelsführer enthaupten.

Inzwiſchen unterſtanden ſich die Bauern des Illerthals ſeine Schlöſſer Waldſee in dem ſein beſtes Geſchütz, und Wolfegg, in dem ſeine Frau und ſeine Kinder waren, zu belagern. Eine Meuterei, unter ſeinem Fußvolk ausgebrochen, raubte ihm acht Tage Zeit; ein Haufe ſeiner adligen Freunde, die ſich erboten, Wolfegg zu entſetzen, konnte nicht durchdringen und war genöthigt ſich in das Schloß Waldſee zu werfen, wo nun auch ſie von den Bauern belagert wurden. Dieſes Schloß war ſchlecht mit Lebensmitteln verſehen und ergab ſich unter Vermittlung der Stadt Waldſee. Wolfegg wehrte ſich fortwährend, bis endlich Herr Georg mit ſeinem Heere nahte und bei Eſſendorf einen Schwarm von 800 Köpfen zuſammenhieb. Auf dieſes huben die Bauern, unter Florian, 8000 Mann ſtark, die Belagerung Wolfeggs auf und zogen gen Wurzach. Herr Truchſeß ſetzte ſich am Charfreitage gegenüber von dieſem Städtchen mit achtzehn Feldſchlangen, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung und ließ dann den Bauern durch einen alten Mann, den er gefangen, noch einmal Gnade anbieten, wenn ſie den Pfaffen Florian herausgeben und Wehr und Waffen ablegen wollten. Da aber die Bauern gerade 1500 Mann Verſtärkung erhalten hatten, blieben ſie taub gegen ſeine Vorſtellungen. Schneller wirkte das drei-

N. C. 1525.

mal auf ſie abgefeuerte Geſchütz, das ſie alsbald auseinander, theils in das benachbarte Ried (Sumpf), theils in den Wald trieb. Hier waren ſie ſicher: denn die bündtiſchen Reiter konnten in dem Riede nicht fortkommen, und dem Fußvolke war nicht recht zu trauen. Truchſeß begnügte ſich daher einen Theil der Reiter über das Flüßchen Ach zu ſchicken, und dieſe ſtachen noch viele Bauren nieder. Er ſelbſt legte ſich vor Wurzach, zwang die darin befindlichen, vielen Feinde zur Uebergabe, und ließ ſie ſchwören, kein Gewehr mehr zu tragen. Der große Haufe der Bauern hatte ſich inzwiſchen fliehend bei Gaisbeuern mit einer andern, 10000 Mann ſtarken Schaar, die von Weingarten herkam, (es waren dieſelben, die früher Ueberlingen belagert hatten) vereinigt. Dieſe waren auf einer Anhöhe ſehr vortheilhaft gelagert; vor ſich einen Sumpf; über ſich ihr Geſchütz. Am folgenden Tag erreichte ſie der Truchſeß, beſetzte die entgegenſtehende Höhe, und ſchoß den ganzen Tag auf ſie. In der Nacht ſchickte er einen vertrauten Knecht ins Lager des Feindes, und ließ ein Haus darin anzünden, um bei dem Scheine der Flammen zu ſehen, was dort vorgehe; denn er fürchtete einen Ueberfall. Dieſer Brand ſchreckte die Bauern ſo ſehr, daß ſie von Stund' an durch den Altdorfer Wald nach Weingarten, über die Schuſſen marſchierten. Denſelbigen Tag kam Graf Hugo von Montfort der jüngere, mit dem Ritter Gremlich von Jungingen und zwei Abgeordneten des Ravensburger Rathes ins Lager der Bündiſchen, und verlangte, das Blutvergieſſen zu verhüten, einen Waffenſtillſtand. Truchſeß wollte einwilligen, wenn ſich die Bauern unterwürfen, Gewehr und Fähnlein herausgäben; allein dieſe, nur Zeit zu gewinnen trachtend, denn der Zulauf zu ihnen aus den Bergen war hier ſehr groß, brachten neue Bedingungen auf die Bahn. Indeſſen rückte Truchſeß bis gegen Weingarten vor und beſetzte die Höhe; auf der andern lagen die Bauern. Aufs neue begann das Feuer des Geſchützes. Und als endlich der Bundeshauptmann laut erklärte, daß wenn an dieſem Tage der Vertrag nicht abgeſchloſſen würde, er noch in der Nacht den Flecken Weingarten in Brand ſtecken werde, ſo ließen ſich endlich die Bauern durch die genannten Mittelsmänner zu einer Uebereinkunft von fünfzehen Punkten bewegen. Vermöge
n. C. 1525. 22. Apr. dieſes feierlichen Vertrages machten ſich die Bauern des Allgäus und des Bodenſee's anheiſchig, ihrer Verbindung unter ſich zu entſagen, Fahnen und Waffen niederzulegen, jeder in ſeine Heimath zu gehen, die eroberten Oerter auszuliefern, alle alten Pflichten, bis zum vollen Austrag ihrer Beſchwerden, zu leiſten. Jede Partey ſollte einen Obmann vorſchlagen, die an einem unabhängigen Orte über die Klagen zu richten hätten. Allgemeine Amneſtie wurde bedungen. Von Strafe und Erſatz *) war nicht die Rede. Dieſer für die Bauern günſtige Vertrag beweißt ihre Furchtbarkeit in unſrer Gegend und daß ihnen Truchſeß nicht ganz gewachſen war. „Er bedachte die merkliche Fährlichkeit, Schimpf und Spott, der daraus erwachſen möchte," ſagt ein Zeitgenoſſe.

Während dieß am Bodenſee vorging, ſiegten die Bauern im würtembergiſchen Unterlande bei Weinsberg über die Edeln und befleckten ihren Sieg durch die empörendſten Grauſamkeiten. Durch die allbekannte barbariſche That wurden ſie dort ſo übermüthig, daß der Bund nichts ſchleunigers zu thun hatte, als Herrn Truchſeß gegen ſie aufzubieten. Allein zu gleicher Zeit kam dieſem andre, dringende Botſchaft von der Stadt Radolphszell am Unterſee, wo alle öſterreichiſchen Räthe und der ganze Adel vom Hegäu von den Bauern eingeſperrt und hart geängſtigt waren. Georgs eigne Meinung war, vor allen Dingen hier, im Rücken Ruhe zu ſchaffen; allein wiederholte Befehle des Bundes trieben ihn ins Würtembergiſche, und ſo konnte er den Radolphszellern nur 500 öſterreichiſche Reiſige zu Hülfe ſchicken; ebendahin ſandte der Biſchof von Conſtanz fünfzig Mann. Truchſeß ſelbſt zog, mit dem ganzen Heere ab und ins Würtembergiſche einer furchtbaren Rache zu. Seine Unterthanen, ſo wie die des Grafen Haug von Montfort blieben dem beſchwornen Vertrage und ihren Herren getreu. Das andre Allgau aber ließ ſich von den Hegäuern aufs Neue zum Abfalle verleiten, und die Bauern durchſtreiften alles von der Iller bis an den Lech, ja nach Baiern hinein. Im Hegäu hielten ſie das Städtchen Radolphszell acht Wochen lang belagert. Auch die Ueberlinger hatten ſich eine Zeitlang aufs Neue bedroht geſehen. Die Bauern verheerten alle Felder und wütheten in den Dörfern, dieſſeits und jenſeits des See's. Gegen Sernatingen, ſandte der Biſchof von Conſtanz 300 Mann aus Markdorf und Mörsburg zu Hülfe; ebenda-

---

*) Unter den unterzeichnenden Bauern ſind vom Seeufer folgende: Dietrich Hürlewag von Lindau, Thomas Mairhofer von Kaltnau, Conrad Habluzel von Markdorf, Hans Hagen von Mörsburg, Conrad Herzog von Sipplingen, Baſtian Ruo, Hans Gerber und Rudolph Scherer von Tettnang, Jörg Beck von Argen, Hans Hagk von Berg bei Waſſerburg, Jörg Schmid von Hof bei Radolphzell.

hin zogen die Ueberlinger mit 600 Mann von der Stadt und vom Lande und mit ſechs Stücken grobem Geſchütz; aber auf die Mannſchaft des Landes glaubte der Bürgermeiſter Jacob Keſſering, nicht zählen zu können; er verglich ſich daher in Güte mit den Rebellen. Als aber der Aufruhr aufs Neue begann, faßte die Stadt einen raſchen und muthigen Entſchluß; der Bürgermeiſter, mit den treueſten Bürgern, umringte die in Empörung begriffene Landſchaft, bemächtigte ſich der Rädelsführer, und ließ auf dem Grädplatze zu Ueberlingen ihrer hundert und fünfzig Mann, und bei Sernatingen, vier und zwanzig durch die Kriegsknechte enthaupten; bis auf die heutige Stunde wird das Schwert, welches zu dieſer Exekution gebraucht wurde, im Rentamtsthurme zu Ueberlingen aufbewahrt. Dem Kaiſer Carl V. gefiel dieſe Kraftäuſſerung der Stadt ſo wohl, daß er derſelben ihr bisheriges Wappen vermehrte; der habsburgiſche Löwe mit einem zum Streiche gerichteten Schwert, ward in einem Herzſchilde auf die Bruſt des Ueberlingiſchen Reichsadlers geſetzt.

Inzwiſchen (während Truchſeß und das Bundesheer in Franken zu ſchaffen und einen harten Stand dort hatten) tobte der Aufruhr im Hegäu fort, und am Oberſee fürchtete man, die Rheinthaler- und Appenzeller-Bauern möchten über den See fahren und ſich mit den Aufrührern in Schwaben vereinigen; zugleich drohten die Bauern aus Salzburg gegen den See vorzubrechen. Graf Hugo von Montfort, in großer Noth, wandte ſich (5. Mai) an den Abt von Weingarten um Hülfe; dieſer trat mit dem Hauptmann Caſpar Pfannenſtiel in Unterhandlungen und ließ ihn in den Dörfern umher auf Werbung reiten. Diepold von Stein rückte an der Spitze von Weingartiſchen Reitern über Markdorf und Pfullendorf nach Stockach ins empörte Hegäu vor. Der ſchwäbiſche Bund beſchloß ein Drittel der Bundeshülfe aufzumahnen. Auch die Ueberlinger zogen wieder aus, und der Comthur auf der Mainau hatte eine Beſatzung von 100 Mann zum Schutze ſeiner Inſel auf den Beinen. Jetzt wurde ein erfahrener Kriegsmann, Marx Sittich von Embs, mit zweitauſend Mann auf Bundeskoſten angenommen (12. Jun.); zwar hatte er einen ſchweren Stand mit ſeinen unbotmäßigen Kriegsknechten; da der Sold ausblieb (denn der Bund hatte den Kopf verloren, und keine Autorität bei ſeinen Mitgliedern), ſo wollten die Söldner nicht fechten. Dennoch ſcheint er die Schwierigkeiten überwunden zu haben; die Bauern wurden bei Stahringen, bei Möckingen, bei Zell geſchlagen: zu Hülzingen im Hegäu traf der von Embs die Rebellen, wie ſie gerade die große Glocke vom Thurme herabgelaſſen, und Roſſe davor ſpannen wollten, um ſie fortzuführen und ein Stück daraus zu gießen; da nöthigte er ſie, die Glocke mit ihren eignen Leibern, bis an den Unterſee zu ziehen, ſetzte ſich mit den Gefangenen zu Schiffe, fuhr beide Seen hinauf und landete bei Bregenz, wo er fünfzig Bauern an die Eichen vor der Stadt hängen ließ; der Ort hieß von jener Zeit an „bei den Henkeichen.“ Die Glocke hängte er, als Siegeszeichen, zu Hohenembs in der Pfarrkirche auf.

Die volle Ruhe ſcheint in unſern Gegenden erſt zurückgekehrt zu ſeyn, als Herr Truchſeß, nach glücklich beendigtem Bauernkrieg in Franken wieder mit dem Bundesheer in die obern Gegenden gezogen kam. Die aufrühriſchen Allgäuer Bauern ſtellten ſich zwar, als wollten ſie ſich dem Hauſe Oeſterreich ergeben; die Regierung in Innſpruck nahm ſich ihrer auch wirklich an, der vorrückende Truchſeß erhielt vom Erzherzoge Ferdinand ein Schreiben, mit dem Begehren, ſtille zu halten. Aber der ſchwäbiſche Bund befahl ihm den Krieg aufs ernſtlichſte fortzuſetzen. Dieſem war er Gehorſam ſchuldig und leiſtete denſelben gern. Unweit Kempten wo ein kleiner Bach, der aus dem Wolkenberg entſpringt, ſich in die Iller ſtürzt, vereinigte ſich Truchſeß mit dem andern Hauptmann des Bundes, Georg von Freundsberg, und dort traf er auf 23000 Bauern, die er durch eine Kriegsliſt aus ihrer trefflichen Stellung lockte, indem er in ihrem Angeſichte etliche Dorfſchaften niederbrennen ließ. Zwar ſchrieben ihm einige Bundesräthe aus Kempten: „Sengen und Brennen ſey der Bundesſtände Meinung nicht;“ er aber antwortete: „wenn ſie ihn wollten lehren kriegen, ſo ſollten ſie in das Feld ziehen: er wolle zu Kempten indeſſen auf den Pfühlen ſitzen.“

So fuhr er mit dem Brande fort, bis die Bauern, in Verzweiflung, ihren Poſten verlieſſen, und, auf dem Callenberg aufgeſtellt, ſich auf Gnade und Ungnade übergaben. Dreißig Hauptleuten, welche ſie, da ihr Anführer von Frondsberg beſtochen worden ſeyn ſoll, ausgeliefert hatten, ließ Truchſeß die Köpfe abſchlagen; dann ſchlug er ſein Lager im Dorfe Durach auf und blieb dort 8 Tage, bis das ganze Allgäu ſeinen alten Herrn wieder gehuldigt hatte. Während er hierauf nach Füſſen zog, um dieſen Flecken im Namen des Bundes zu beſetzen, dankten die Bundesräthe zu Kempten, die menſchlich genug dachten, um mit ſeiner Grauſamkeit unzufrieden zu ſeyn, zu ſeinem großen Verdruſſe, unerwartet, und ohne ihn vorher benachrichtigt zu haben, das ganze Bundesheer ab. Beſſer ſchätzte der Kaiſer Waldburgs Verdienſt; er ſchrieb ihm zwei ſehr dankbare Briefe aus Spanien, und ertheilte ihm die Rechte und den Titel eines Erbtruchſeſſen des h. Römiſchen Reichs für ihn und ſeine Nachkommenſchaft; des Kaiſers Bruder aber beſtellte ihn zum Statthalter über das eroberte Würtemberg. Zu *Nördlingen* auf dem allgemeinen Bundestage wurde er, mit 5000 fl. (er hatte auf 30000 gerechnet) und ehrerbietigem Danke ſeiner Hauptmannſchaft entlaſſen. Ein unbedeutenderer Aufruhr im Klettgau von den Unterthanen des Grafen Sigmund von Lupfen begonnen, welche, die erſten in der Empörung, auch die letzten ſeyn zu wollen ſchienen, und von den Hegänern fortgepflanzt, wurde von dem Schweſterſohn des Erzherzogs Ferdinand, Hans Marquard von Königsegg, mit wenigen Völkern, nach kleinen Scharmützeln, ohne große Mühe gedämpft. So war noch vor dem Herbſte des Jahres 1525 mit deſſen erſtem Tage der Hauptaufruhr in unſrer Seegegend ausgebrochen, die allgemeine Ruhe allenthalben wieder hergeſtellt.

Die groſſen Koſten und Entſchädigungen, die der geendigte Bauernkrieg heiſchte, ſollten durch eine allgemeine Umlage, eine Haus- und Familienſteuer gedeckt werden; dieſe ging langſam genug ein: der Bund wurde mit Reclamationen aller Art beſtürmt, und, da er nicht helfen konnte, von den Einzelnen, die des Krieges Laſt und Leid getragen, verwünſcht.

2. Die Reformation in St. Gallen, Lindau und Conſtanz.

Die Dämpfung des Bauernaufruhrs nahm der Reformation den gehäſſigſten Charakter, den einer ſelbſtſüchtigen bürgerlichen Umwälzung, und förderte dadurch ihr Werk.

N. C. 1527.

Ueber dem See ſetzte die Stadt St. Gallen raſch die begonnene Glaubensänderung fort. Im J. 1525 hatte der Rath alle katholiſchen Ceremonien abgeſchafft. Ins Kloſter ſelbſt war die neue Lehre gedrungen, und ſchon das Jahr zuvor hatten vier junge Mönche die Reformation angenommen, traten in die Stadt über und wurden hier Prediger. Jetzt wurde in der Stadt der neue Katechismus eingeführt, die Feiertage wurden abgeſtellt, die Geiſtlichen zur Ehe eingeladen, zugleich aber die ſtrengſten Sittengeſetze gegen Unzucht und Ueppigkeit gegeben, und ſelbſt den Schneidern eine Kleiderordnung vorgeſchrieben, zum Merkzeichen, daß die Umwandlung eine *geiſtliche* ſey.

Zu gleicher Zeit regte ſich der Geiſt der Neuerung in der Stadt *Conſtanz*; hier kündigte er ſich aber mit einer demokratiſchen Tendenz an, und vielleicht eben hierin lag der Keim des frühern gewaltſamen Endes, dem die raſch begonnene Reformation in dieſer Stadt zueilte.

N. C. 1527.

Vergebens widerſetzte ſich der Biſchof Hugo von Hohenlandenberg den Bewegungen unter der Bürgerſchaft. Dieſe trug den Sieg über ihren Adel davon und ſchon im J. 1522 waren die Patrizier geſtürzt und ein plebejiſcher Magiſtrat eingeſetzt worden. In dieſer Volksſtimmung und Verfaſſung war Conſtanz, als die neue Lehre ſich an ihren Thoren meldete. Evangeliſche Prediger waren in Conſtanz erſchienen, beſonders kehrte der Alpirsbacher Mönch *Ambroſius Blarer* in ſeine Vaterſtadt zurück, und unterrichtete ſeine Mitbürger, voll Talent und Gelehrſamkeit, in der neuen Lehre *). Biſchof und Geiſtliche widerſetzten ſich umſonſt, die lutheriſche Parthie wurde bald bei der Bürgerſchaft und im Rathe die herrſchende, und als im J. 1528 mehrere ſchweitzeriſche und oberdeutſche Städte ſich zum evangeliſchen Lehrbegriffe bekannt, brachen auch die Conſtanzer los, ſchafften Bilder und Meſſe ab, und zwangen die anders Denkenden, ihre Stadt zu verlaſſen. Unzeitige Barbarey des Biſchofs ſcheint dieſe Revolution ſo ſchnell zur Reife gebracht zu haben. Denn noch im Jahre 1527 ließ derſelbe zu Mörsburg den Prieſter und Frühmeſſer von Sernatingen, *Johann Hügli* oder Heuglin, eines Scheerers Sohn aus Lindau, weil er in etlichen kleinfügigen, doch ſchriftgemäßen Artikeln ſich nicht mit Pabſt und Kirche vergleichen wollte, zum *Feuertode* verurtheilen und dieſes Urtheil am 10ten Mai vollziehen. *Johann Hügli* ſcheint ſich auch im Tode ſeinen Vorgänger Johann Huß zum

---

*) Ambroſius Blarer wurde von einem der Domherrn des Hochſtiftes, *Johann von Botzheim*, genannt Abstemius, unterſtützt. Dieſer, aus dem Elſaß gebürtig, wo ſein Geſchlecht bei Schlettſtadt Güter beſaß, war ein gelehrter Mann, Freund des *Erasmus* von Rotterdam, mit dem er in Briefwechſel ſtand, und der ihn in Conſtanz beſuchte. Schon im J. 1520 ſchrieb er an Luther, und brachte es dahin, daß im folgenden Jahre Johann *Wanner*, ein lutheriſcher Prediger nach Conſtanz kam. Er gieng jedoch ſehr behutſam zu Werk, und bediente ſich des Rathes ſeines Freunds Erasmus. Er ſelbſt trennte ſich ſo wenig, als dieſer, von ſeiner Kirche, und als im J. 1525 der Biſchof und das Domkapitel die Stadt Conſtanz verlieſſen, folgte er dem letzten nach Ueberlingen. Er ſtarb im J. 1535 in Freiburg im Breisgau. Es ſind noch einige deutſche Gedichte von ihm vorhanden, auch ſteht ſein *Haus* noch zu Conſtanz, von deſſen zierlicher und köſtlicher Einrichtung Erasmus in ſeinen Briefen eine reitzende Beſchreibung macht.

Anm. eines Dritten.

Muſter genommen zu haben *). Auf dem Richtplatze noch dankte er dem Biſchofe, ſeinem Mörder, öffentlich für die gute Verpflegung im Gefängniſſe, und vor der Hinrichtung rief er laut: „Ach verzeihe euch Gott, ihr Leute, ihr wiſſet doch nicht, was ihr thut!“ Ja, noch während die Flamme hoch aufſchlug, ſang er, wie Huß, den lauten Preisgeſang: Gloria in excelsis Deo! Te Deum laudamus! Alles umſtehende Volk zerfloß in Thränen: und vielleicht war dieſes ſchröckliche Schickſal eines ihrer Mitbürger Miturſache, warum auch in der Stadt Lindau die Reformation, wie es ſcheint, ſo ſchnell und widerſpruchlos von Statten gieng.

N. C. 1529.

Die Stadt St. Gallen feierte den glücklichen Fortgang der Reformation durch ein feſtliches Freiſchießen zu dem ſie die benachbarten Glaubensgenoſſen, namentlich Conſtanz, Lindau, Biſchofszell und die Appenzeller einlud. Auch die Reformatoren Zwingli, Pelikan, Leo Jud und der ehemalige Abt von Cappel erſchienen auf dieſem Feſt, und einer der eifrigſten Kloſterſtürmer von Rorſchach, der Ammann Gerſter von Lümiſchwil, tanzte in ſeinem 80ſten Jahre noch munter wie ein Jüngling bei dieſer Feierlichkeit.

In den Stiftslanden war die Reformation allgemein geworden, die Arboner hatten ihre Pfarrer vertrieben; im Rheinthal organiſirte Zürich eine politiſch-religiöſe Regierung zu Altſtädten.

N. C. 1528.

Das Kloſter St. Gallen wurde, da es beharrlich beim alten blieb, von den bekehrten Ständen ſo bitter und thätlich angefeindet, daß ſich der alte, waſſerſüchtige Abt Franz, um ruhig ſterben zu können, nach Weihnachten auf das Schloß Rorſchach bringen ließ. Jetzt ſahen die St. Galler die Abtey als ihre ſichere Beute an. Die Proteſtanten erſchienen vor dem Schloß, wurden als Beſatzung eingelaſſen, ſo daß der Abt als ihr Gefangener lebte und ihr Hauptmann Frey trotzig äußerte: „wenn die Abtey nach zehen Tagen noch ſtünde, ſo würde ſie auch noch länger ſtehen bleiben.“ Aber der ſterbende Abt rettete Archive, Silber und Gold; die Capitularen ſchwuren auf das Evangelium, ihrem Orden und ihren Gelübden treu zu bleiben.

N. C. 1529.

Drei Tage darauf (23. März 1529) trat Joachim Vadian, der Bürgermeiſter, in die Münſterkirche und während er mit dem widerſtrebenden Dekan über Abſchaffung

---

*) Die Einzelheiten dieſer Erzählung ſind aus einer handſchriftlichen Chronik der Stadt Lindau entlehnt.

des Bilder-Dienſts unterhandelte, drang das Volk in dieſe und die andern Kirchen und Kapellen ein, und zertrümmerte alle Heiligthümer; die herrlichſten Kunſtwerke, Gemälde, Kupferbilder, Denkmale, Inſchriften, alles war vor Sonnenuntergang vernichtet. Die St. Johannskirche wurde in eine Werkſtätte, die St. Jakobskapelle in einen Kalkofen verwandelt; die erbeuteten Glocken ſandten ſie nach Lindau und ließen dort eine große Karthaune daraus gieſſen. Am 7ten März, hielt ein reformirter Prediger im Münſter vor 4000 Zuhörern die erſte proteſtantiſche Predigt.

Dennoch gab ſich das aufgegebene Kloſter ſelbſt nicht auf, und ſeine Unverzagtheit rettete ihm das Daſeyn, an das Niemand mehr glaubte. Die Mehrzahl des Capitels hatte ſich nach Einſiedeln in Schwyz geflüchtet. Als nun Abt Franz verſchieden war (den 21ſten März 1529) wußte man, trotz ſeiner Bewachung, den Tod ſechs Tage lang geheim zu halten; und der Stadthalter von Wyl Kilian Germann, ein ſchöner, freundlicher Mann aus Toggenburg, eilte nach Einſiedeln zur Abtswahl. Das Capitel wählte in Eile den treuen Boten ſelbſt, und als gewählter Abt erſchien Kilian in den Stiftslanden. Aber er traf alles in wachſendem Aufruhr, der Bruch mit den katholiſchen Orten führte die Zürcher nach St. Gallen; Abt Kilian konnte ſich kaum noch auf einem Nachen nach Ueberlingen retten, die Zürcher hoben die Abtey auf, und reformirten Alles; auch im Rheinthal dauerte die gewaltthätige Verwaltung der Zürcher fort. In Sargans herrſchte die wildeſte Entzweiung und Verwirrung.

Reiſſende Fortſchritte machte der neue Zuſtand der Dinge in Conſtanz; es ſchien als eilte die Stadt, den Manen Huſſens zu opfern: doch geſchah es auf keine ganz würdige Weiſe: hier fand die Tempel- und Klöſter-Stürmerey im J. 1529 noch ungeflüchtete Schätze; in der Kathedrale allein wurden über 100000 fl. geraubt und der Leib des h. Conrad in den Bodenſee verſenkt.

N. C. 1530.

Der Biſchof Hug von Landenberg und die Kanoniker flohen nach Ueberlingen und wurden hier aufs ehrenvollſte aufgenommen. Der Biſchof ſandte ſeinen Hofmeiſter Fritz von Anwil (der auch geiſtliche Lieder gedichtet, die noch in evangeliſchen Geſangbüchern ſtehen), mit Faber auf das Religionsgeſpräch nach Zürich. Die Stadt erklärte ſich mit den Blarern für Zwingli's Anſicht und überreichte mit Lindau, Memmingen und Straßburg dem Kaiſer eine Bekenntnißſchrift. Dieſer ließ ſie widerlegen und forderte die vier Städte auf, ſchleunig zum Gehorſame zurückzukehren, Sie aber beſchickten den Tag von Smalkalden und unterſchrieben die Augsburger Confeſſion (29. Febr. 1531).

Gegen dieſen drohenden Umſchwung der Dinge hielten die altgläubigen Stände Einen Tag um den andern, Eine chriſtliche Verſammlung um die andre; der Sitz aller dieſer Zuſammenkünfte war die unerſchütterlich dem katholiſchen Syſteme ergebene Reichsſtadt **Ueberlingen**. Aber es war kein Seegen in dieſen Verhandlungen; ſchon auf dem erſten Tage (1529) trennten ſich die Grafen von den Prälaten, nachher auch vom übrigen Adel. Eine zweite N. C. 1531. Vereinigung daſelbſt blieb bei Entwürfen ſtehen. Unterdeſſen machte **Waldſee** einen blutigen, obgleich mißlungenen Verſuch den katholiſchen Glauben abzuſchütteln, und ihr Herr, der wohlbekannte **Georg Truchſeß von Waldburg**, ſtarb zu Stuttgart, wo er als öſterreichiſcher Statthalter ſaß, auf dieſe Nachricht ſchnell an Kummer.

Am thätigſten bemühte ſich für eine Vereinigung des Adels der Graf von **Montfort**. Er klagte laut, daß die Lutheraner Geld zuſammenſchieſſen könnten, warum denn nicht auch die Katholiken? Es war ihm unerträglich von Tettnang aus, ſehen zu müßen, wie ſeine Nachbarn „die unverſchämten **Lindauer**“ hausten, wie man zu **Isny** ungeſtraft das Kloſter ſtürmte und die Meſſe abſchaffte. Er trieb daher Grafen, Adel und Prälaten wieder auf den Tag nach Ueberlingen, und es kam eine feierliche Einung der Rit- N. C. 1536. terſchaft wegen des alten Glaubens zu Stande. Allein die Prälaten der Kirche dachten mehr an ihren eignen Vortheil als an die allgemeine Sache und man ſah es ungern, daß ſich der Biſchof von Conſtanz in dieſem Augenblicke der **Reichenau** *) und **Oehningens** bemächtigte, und daß der Kaiſer dazu ſchwieg. Zu Ueberlingen geſchah wenig mehr, als daß man Maßregeln gegen die Mordbrenner, Zigeuner, Bettler, Landsknechte und andres Geſindel ergriff. Doch war dieſe Unthätigkeit nicht Schuld des Adels; er wartete nur auf Unterſtützung und Befehl der Fürſten und der Tag von Ueberlingen ſchrieb an den Pfalzgrafen von Bayern, daß er bereit ſey zu **handeln**, denn es war N. C. 1544. ein ordentlicher Offenſiv- und Defenſiv-Traktat geſchloſſen worden.

Inzwiſchen war auch in **Ravensburg** die Meſſe verboten, die Prieſterehe eingeführt, die Bilderſtürmerei verübt, und nicht ohne andern Unfug die neue Ordnung der Dinge eingeführt worden. Zwar boten die Ueberlinger Mundvorrath und N. C. 1546. Soldaten gegen die Ravensburger an, allein die Klöſter, die in dieſer Gegend hauptſächlich hätten handeln ſollen, waren nicht einig; ein kleines proteſtantiſches Heer dominirte in Oberſchwaben und nöthigte ſogar den Abt von Weingarten nach München zu flüchten.

Glücklicher war ſeit einer Reihe von Jahren der alte Glaube auf dem jenſeitigen Ufer des Bodenſees und im Rheinthal. Hier war ſchon vermöge des Landfriedens vom J. 1531 die alte Landſchaft, Gambs, und Sargans zum katholiſchen Glauben zurückgekehrt. Die Bittgänge die der Abt von St. Gallen, Diethelm Blarer von Wartenſee, Kilians Nachfolger in der Verbannung, mit allen Vertriebenen im Kloſter Mehrerau bei Bregenz für das Waffenglück der fünf eidsgenöſſiſchen katholiſchen Orte angeſtellt hatte, waren erhört worden, und er wieder in ſein Land und Kloſter eingeſetzt. Das Letztere gab die Stadt St. Gallen nach langer Weigerung heraus; den Schadenerſatz von 10,000 fl. hätte ſie verringern können, wenn dem Bürgermeiſter Vadian ſein proteſtantiſcher Abſcheu vor den Heiligen es erlaubt hätte, die Stelle anzuzeigen, wo zur Zeit des Kirchenſturms die Gebeine des heil. Gall und der Andern vergraben worden waren. Im Rheinthal wurde Alles friedlich abgemacht und bald der ganze Strich wieder gut katholiſch.

3. Conſtanz verliert ſeine Reichsfreiheit *).

Die Stadt Conſtanz hatte ſeit zwanzig Jahren in gutem Frieden die Früchte ihrer Glaubensänderung genoſſen, ſie wurde von einem proteſtantiſchen Rathe regiert, und die Jugend in dem neuen Glauben aufgezogen. Im December des J. 1542 hatten der flüchtige Biſchof und ſeine Kanoniker, **Ueberlingen**, wo ſie läſtig zu werden anfiengen, verlaſſen, und waren nach **Radolphszell** gezogen. Aber der unglückliche Ausgang des Smalkaldiſchen Krieges änderte auf einmal die Lage des proteſtantiſchen Süddeutſchlands. Als die ſiegreiche Macht des Kaiſers heran rückte, entſagte ein Stand nach dem andern dem Smalkaldiſchen Bund und flehte die Gnade des

---

*) S. Topographie unter dieſem Artikel.

*) S. beſonders Pahls **Herda** IV., 248 f. — Anderes aus Bucelin und Weing. Arch.

Kaiſers an. Nur Conſtanz blieb dem Bunde getreu, die Standhaftigkeit der Blarer, Thomas und Ambroſius, beides Häupter der Zwingliſchen Parthei, und der Erſte als Bürgermeiſter viel vermögend, unterhielt den Trotz der Bürger, die auf den Bund von Smalkald hofften, bis dieſer durch die Gefangennehmung ſeiner Häupter vernichtet war. Jetzt erſt flehten die Geſandten der Stadt zu Augsburg um Gnade. Aber jetzt blieb auch der Kaiſer unerbittlich; er machte die härteſten Bedingungen und verlangte beſonders unbedingte Annahme des Interims. Vergebens ſchrieb der N. C. 1548. Magiſtrat einen höchſt demüthigen Brief an ihn (13. Jul. 1548), bot Sühne an, und bat flehentlich die Stadt bei dem ſeit 20 Jahren bekannten Glauben zu laſſen. Eine ſpäte Erklärung erfolgte (am 5. Aug.): „Der Kaiſer ſehe wohl, daß es den Conſtanzern um den Frieden nicht zu thun ſey; er werde auf andre Mittel Bedacht nehmen.“ Wirklich waren auch ſchon Tags zuvor 3000 Mann ſpaniſchen Fußvolks und 4000 Reiter unter dem Obriſten Alfonſo Vives nach Ueberlingen aufgebrochen. Vergebens hofften die Conſtanzer auf Hülfe aus den St. Galliſchen Landen; der Abt hatte allen Zuzug ſtreng unterſagt. Ungehindert rückte ein Theil des Heeres durch den Wald heran, um die Stadt während des Gottesdienſtes anzugreifen; ein andrer Theil blieb im Wald als Hinterhalt liegen. Drei bürgerliche Wächter, die auf das Geräuſch der Anrückenden herbeiliefen, wurden aufgegriffen, und in tiefer Stille rückte der Vortrab gegen die ſorgloſe Stadt heran. Auf die Vorſtadt Petershauſen war der erſte Angriff gerichtet; dort ſchöpfte auch die Wache den erſten Verdacht: ſie eilte Morgens 2 Uhr zum Bürgermeiſter; der Rath verſammelt ſich, die Bürger treten unter die Waffen; zweihundert beſetzen die Zugänge zur Vorſtadt. Bald klimmt der Feind die halbtrocknen Gräben empor, ſein Hinterhalt, aus dem Walde herbeigeeilt, durchbricht ein Thor. Aber die Bürger leiſteten tapfern Widerſtand und feuerten mit grobem Geſchütz unter die Feinde. Der Anführer Alfonſo Vives fiel gleich im Anfange des Treffens. Ein alter Mann, den die Jünglinge zu ſchleudern nöthigten, tödtete ihn, ohne nach ihm zu zielen, durch ſeinen Wurf. Auch der Sohn des Oberfeldherrn wurde ſchwer verwundet, und flüchtete eilig mit der Leiche ſeines Vaters nach Ueberlingen. Ein Bruderſohn Alfonſo's ſtarb an ſeiner Wunde zu Radolphszell. Andre Feinde, die auf 18 großen Schiffen über den See kamen, wurden von den Ruinen des Predigerkloſters aus mit einem Kugelregen empfangen und mußten ſich eilig zurückziehen. Dennoch bemei-

Städter machten ihm jeden Schritt vorwärts ſtreitig. Hartnäckig vertheidigten ſie die Rheinbrücke. Vierzig bis ſechzig Metzgerburſche hielten hier in geſchloſſenen Reihen die Feinde auf, bis hinter ihnen ein Theil der Brücken abgebrochen war; dann zogen ſie ſich ſchwimmend zu den ihrigen zurück. Einer hielt noch immer Stand, hatte mehrere Feinde getödtet, alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losſtürzten, ſein Schwert unterliefen, und ihn zu Boden zu ſtürzen ſuchten. Als er lange vergeblich widerſtanden, umfaßte er ſeine beiden Feinde, drängte ſich gegen den Rand der Brücke und begrub ſich ſammt ihnen in den Wellen des Rheines. Die Bürger hatten ſich allmählig in die Stadt zurückgezogen; allein der Feind ſtellte die Brücke wieder her und drang hinüber. Das Fallgitter des Stadtthors war durch Verrätherei unbrauchbar geworden; dennoch ſtürmten die Spanier das Thor vergebens; von den Mauern und Thürmen herab mit ſchwerem Geſchütz getroffen, mußten ſie zurück über den Rhein in die Vorſtadt Petershauſen weichen. Um der Verfolgung der Städter zu wehren, zündeten ſie die Brücke hinter ſich an und verbrannten ihre Leichname. Sie hatten ſchon 500 Mann, aber auch die Städter 111, verloren, darunter den gelehrten Arzt Johann Mendlishöfer, und einen Patrizier, Dominik Hochreitner. Die Spanier zogen ſich nach Allenſpach zurück und wütheten dort mit Feuer und Schwert. Conſtanz jubelte einen Augenblick über ſeinen Sieg, oder vielmehr über ſeine augenblickliche Rettung. Aber bald machte die Angſt vor des, durch dieſen Widerſtand grimmig aufgebrachten Kaiſers Zorn, der Freude Platz; innerhalb der Mauern erhub die katholiſche Parthei ihr Haupt, und drang auf Flehen und Unterwerfung; die Furchtſamen traten auf ihre Seite. Der Rath wurde genöthigt, ſich an Fürſten und Eidgenoſſen als Vermittler zu wenden. Dieſe zeigten ſich willig, wenn Conſtanz ſein ſchweizeriſches Miethvolk entlaſſen würde, den Biſchof und das Domkapitel wieder einſetzen, das Interim annehmen. Die Conſtanzer, hoffnungslos, zeigten ſich zu Allem bereit. Nun traten eidsgenöſſiſche Geſandte flehend für Conſtanz vor den Kaiſer. Die Antwort war traurig: unbedingte Unterwerfung vor aller Unterhandlung. Nun flohen Ambroſius Blarer, acht proteſtantiſche Prediger und die Häupter aus der Stadt. Das kaiſerliche Volk drohte einen neuen Ueberfall. Alle Zufuhr war der Stadt abgeſchnitten. Selbſt ihre Feinde erbarmte das Schickſal der unglücklichen Stadt. Zu Ueberlingen traten der Abt Gerwil von Weingarten,

der Graf von Fürſtenberg und der Commenthur der Maynau zuſammen, und beſchloſſen ſich für Conſtanz beim Kaiſer zu verwenden, wenn die Stadt vorher des Kaiſers Artikel annehmen würde. Die Verzweifelnde zeigte ſich zur Annahme willig. Ueberdieß wandte ſie ſich auch an des Kaiſers Bruder, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, und bot Unterwerfung unter das Erzhaus an, wenn er des Kaiſers Ungnade abwenden würde. Dieß Anſinnen wurde wohl aufgenommen; und die Stadt am 13. Oct. 1548 dem öſterreiſchen Abgeordneten, Nicolaus von Pellweiler, übergeben. So ward ihr Verzeihung des Begangenen unter der Bedingung bewilligt, den König und ſeine Erben hinfort als Herren zu erkennen, ſeinen Befehlen, die Religion betreffend, nachzuleben, in Krieg und andern Geſchäften ihm gewärtig zu ſeyn. Kaſſe, Geſchütz, Archiv wurden ausgeliefert, die Einwohner entwaffnet, die Güter der Entflohnen aufgezeichnet; die noch zurückgebliebnen evangeliſchen Prediger mußten die Stadt verlaſſen; die Kloſterfrauen wieder in ihren Orden treten oder auswandern. Blarer, der Bürgermeiſter, und faſt der ganze Rath griff zum Wanderſtabe; die Stadt erhielt wieder eine ariſtokratiſche Verfaſſung; der kleine Rath wurde von 30 auf 20, der große von 80 auf 40 Mitglieder herabgeſetzt; der neue Bürgermeiſter und beide Räthe huldigten am 26. Jan. 1549. So war die Reichsſtadt Conſtanz zur öſterreichiſchen Landſtadt geworden. Ihr erſter Vogt wurde Nicolaus Freiherr von **Pollweil**, ohne Zweifel der oben genannte Unterhändler, nach ihm Jakob von Landau, Landvogt zu Nellenburg, der Letzte ſeines alten, aus Einem Stamme mit den Herzogen von Würtemberg hervorgewachſenen Geſchlechtes, und nach dieſem Georg Spät von Zwiefalten. Kirchen und Klöſter erhielten die alten Beſitzer wieder; der Biſchof nahm wieder von der Kathedrale Beſitz, hielt einen feierlichen Einzug mit 80 Pferden (11. Mai 1551) und erhielt 20,000 fl. Schadloshaltung. Conſtanz war jetzt aus der Acht und Aberacht gethan worden, und in den Beſitz aller Güter, die es vor dem Kriege beſeſſen, wieder eingeſetzt. Der Abt von Weingarten, ein ehrgeiziger und habſüchtiger Prälat, war zwar niederträchtig genug das Unglück der Stadt zu benützen und dem Kaiſer ein Confiſcations-Decret zu entreißen; aber beſonders auf Verwendung des röm. Königs wurde
N. C. 1551. daſſelbe wieder zurückgenommen (Dec. 1551) *).

Die proteſtantiſchen Stände, beſonders die des ſchwäbiſchen Kreiſes, verlangten noch einige Jahre lang trotzig die Wiedereinführung des Evangeliums in Conſtanz, und die Wiederherſtellung der Reichsſtadt. König Ferdinand antwortete, die Stadt habe ſich freiwillig unterworfen (Apr. 1557.) Das Schickſal der Stadt wurde jetzt durch eine ſehr ſanfte Adminiſtration gemildert, und im J. 1559 erhielt die Stadt wieder das Recht C. N. 1559.
ihren Bürgermeiſter ſelbſt zu wählen und die Thorſchlüſſel zu verwahren. Im J. 1563 fuhr Kaiſer **Ferdinand**, unter dem Donner der Kanonen von den Wällen und Thürmen der Stadt, zu Schiffe nach Conſtanz, ließ ſich huldigen, verweilte drei Tage in der Stadt und beſtättigte ihr gnädig jene Freiheiten. Auch ward im J. 1567 ein öſterreichiſcher Landtag in der Stadt N. C. 1567.
abgehalten.

4. Blick auf Sitten und Kultur am See.

Der Ueberblick, den wir über die Begebenheiten der letzten Jahrhunderte am See und im Rheinthal gegeben haben, läßt keine raſchen Fortſchritte der Kultur ahnen. Unter den unaufhörlichen Kriegen blieb das Landvolk roh und raufluſtig, gewöhnt immer ein Schwert an der Seite zu tragen und allen, auch auswärtigen, Kriegen nachzulaufen. Abſagebriefe und Fehden lernte der Bürger vom Adel. Zwar war auf muthwillige Friedensbrüche der Tod geſetzt, und als dem Mordbrenner Hans Beck Hutterer, von Appenzell, der im Rheinthal gehaust hatte, ein St. Galler auf ſeine Flucht nachzog und zu Amberg in Bayern, wo er ihn traf, vor dem Gerichte einen Sack voll Gebeinen der unglücklichen Verbrannten ausſchüttete, ſo wurde jener Räuber nach dem Wiedervergeltungsrechte lebendig verbrannt; aber die Strenge ſolcher, gar nicht ſeltenen Strafen, beweiſet nur die Barbarei dieſer Jahrhunderte und wirkte nicht auf Veredlung der Sitten. Mordthaten waren noch häufig; die Blutrache wurde den Verwandten überlaſſen, und die Obrigkeit legte ſich eher vermittelnd als beſtrafend in ſolche Fälle. Das Recht wurde allenthalben, nach alten Traditionen, mit vieler Willkühr geſprochen; ans Geſetze machen kam man ſehr ungern.

Das Kriegsweſen hatte ſich gänzlich verändert; ſtatt des Adels wurde nach dem Beiſpiele der benachbarten Eidgenoſſen allenthalben das ganze Landvolk in Anſpruch genommen und Alles mit Panzern, Bickelhauben, Hellebarden, Spießen, Armbruſten und Bolzen bewaffnet.

---

*) Weing. Arch.

Die Bevölkerung des Landes konnte unter den beſtändigen Kriegen nicht wachſen. In Romishorn waren ums Ende des 15ten Jahrhunderts nicht über 73, in Rorſchach 250 waffenfähige Männer zu finden. Der Luxus war zwar im Steigen und der Verkehr mit dem Auslande brachte allerlei Schmuck und Moden ins Land: durchbrochne kurze Beinkleider, kurze Röcke, ſpitze Hüte, Schuhe mit langen Schnäbeln wurden Männertracht. Doch ſchämte ſich ſelbſt der Ritter und Edelmann im Sommer noch nicht, im Zwilchkittel zu gehen, den noch jetzt unſre ſchwäbiſchen Bauern tragen. Der Weiber Putz waren weiße Tücher um den Kopf, die Stirne, das Kinn und den Hals, ihr Oberkleid war ein ſchwarzer Mantel. Das Badehaus war das Wirthshaus der Dörfer; der Bader war der Arzt. Auch im gemeinen Volke kamen in dieſen Jahrhunderten Geſchlechtsnahmen auf, meiſtens aus Unnahmen gebildet.

Schneller wuchs Bevölkerung, Luxus und Kultur in den Städten. St. Gallen zählte ſchon vor der Reformation 693 Häuſer. Die Stadt trieb wenig Feldbau, ſondern nährte ihre Bewohner mit fremdem Getraide, das von Radolphszell und Ueberlingen aus den oberſchwäbiſchen Ebenen über den See zugeführt wurde. Als dieſe Zufuhr im Schwabenkriege ausblieb, erfolgte Theurung. — Von dem geiſtigen Schwunge, den die Stadt beim Ausbruche der Reformation nahm, haben wir oben geſprochen; das Kloſter hatte ſchon früher die Wiſſenſchaften aufs Neue in Flor zu bringen verſucht. Abt Ulrich erhöhte ſchon im J. 1485 die Stiftsſchule zu einem Gymnaſium und beſchrieb fremde Profeſſoren. Auch die Bibliothek ward aus ihrem Thurme gezogen, und beſſer aufgeſtellt.

Mit der Reformation wurde in allen denjenigen Städten, die ſie theilweiſe annahmen, der Grund zu einer beſſeren Schulbildung gelegt, und die Städte bildeten das Salz der Gegend. St. Gallen, Lindau *) und Iſny blieben im ungeſtörten Beſitze des neuen Glaubens. In Ravensburg und Leutkirch erhielt ſich wenigſtens ein anſehnlicher Theil der Einwohnerſchaft den neu errungenen Schatz. Ein halbes Jahrhundert Ruhe beförderte geiſtige und leibliche Kultur allenthalben; Felder und Gärten hatten keine Verheerungen mehr zu befürchten. Auch der Weinbau wurde veredelt, beſonders ſeit dem Ende des 11ten Jahrhunderts; er wuchs um jene Zeit in größerer Quantität und beſſerer Qualität als ſelbſt in

---

*) Lindau erhielt eine lateiniſche Lycealſchule um 1613.

unſern Tagen; es wurden beſonders kleinere und edlere Traubenſorten gepflanzt und die weniger fett gedüngten Rebgärten waren rauher gewöhnt und widerſtanden beſſer dem Froſt. An den blühenden Ufern wohnte ein fröhliches Geſchlecht. Nach einem Briefe des bekannten Rechtsgelehrten Zaſius an Herzog Chriſtoph von Würtemberg (vom J. 1567) hatten auf dem Concil zu Trient die Prälaten aus der Gegend des Bodenſee's das Heimweh: „wären lieber zu Reichenau, Mörsburg u. ſ. w. geweſen, und ſehnten ſich nach dem luſtigen Bodenſee und den ſchönen Kreaturen, ſo deſſen accolae erzeugen.“

In geographiſcher Hinſicht hatte das Land in dem letzten Jahrhundert allmählig eine andere Geſtalt gewonnen. Kriege und Staatsveränderungen tilgten die bis dahin noch immer ſichtbaren Spuren der Gaugrafſchaften. Jeder Herr, der in einer Landſchaft den Blutbann erworben, zäunte den Bezirk ſeiner Vogtey mit Markſteinen ein, und es beſtanden ebenſoviel beſondere Landſchaften, als es Beſitzer hoher Vogteyen gab.

5. Das Rheinthal. — Die Familien Hohenems und Hohenſax.

N. C. 1500 —1600. Das Rheinthal war durch Zuſammenſetzung der Herrſchaften Rheinegg, Grimmenſtein, Widnau, Grieſſern *) und der Höfe Bernang, Balgach, Marbach, Altſtädten zu einem politiſchen Ganzen geworden, und erhielt ſeine jetzigen Gränzen im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Die Beſitzungen der Herren von Hohenſax, die weiter Rheinaufwärts am linken Ufer folgen, ſtellten das ſeltene Beiſpiel dar, wie ſich ein adeliges Geſchlecht vom 10ten Jahrhunderte bis in das 17te auf Einem Platze erhalten, und ohne merkliche Zu- oder Abnahme ſeine Unmittelbarkeit behaupten konnte.

In Sargans, wohin ſich die letzten Reſte der Gaugrafſchaft Rhätien, nämlich das Landgericht hingezogen hatte, ſammelten die Eidgenoſſen die Stücke der zerriſſenen Landgrafſchaft, nahmen die Schirmvogtey Pfeffers dazu, und machten daraus die Landvogtey Sargans.

Auf der rechten Seite des Rheines war die Grafſchaft Bregenz zur einen Hälfte von der Markgräfin Eliſabeth von Hohenberg, Gräfin von Montfort-Bregenz im J. 1451, zur andern vom Grafen Hugo

---

*) Criesserun ſchon im J. 1232. Neug. C. DCCCCXXIII.

den, und ſomit ganz an Oeſterreich gefallen. Dann folgte rheinaufwärts der freie Reichshof Luſtnau mit ſieben Gemeinden und einem edlen Geſchlecht. Wo die hohen Vorarlbergergebirge wieder näher an das Thal und die Straße rücken, herrſchte und blühte jetzt von Dornbüren an bis an das öſterreichiſch gewordene Feldkirch, in lachender Ebene, die mit Hügeln und Hochgebirg wechſelt, das edle Geſchlecht der Hohenems, das wir als uralt ſchon kennen, und das in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts in den Reichsgrafenſtand erhoben worden war. Im J. 1386 waren zwei edle von Ems, an der Seite Herzog Leopolds v. Oeſterreich bei Sempach erſchlagen worden. Und ſchon im J. 1314 erſcheint ein Heinrich v. Ampz (Neug. C. MLXXXVII). — Den rüſtigen Bauernfeind Marx Sittich von Embs haben wir ſchon kennen gelernt: er war ſeit 1515 öſterr. Vogt zu Bregenz und oberſter Hauptmann im Vorarlberg. Dreizehn Feldzüge hatte er als Oberſter deutſcher Landsknechte in Italien, im Bauernkrieg, in Ungarn unter den Kaiſern Maximilian I. und Carl V. mitgemacht. An ſeiner Seite fochten noch vier Edle von Embs, ſeine Söhne und Vetter. Als König Franz I. von Frankreich im Thiergarten zu Pavia gefangen wurde, entſchied er den Sieg, indem er gleich zu Anfang der Schlacht den deutſch-franzöſiſchen Obriſten von Langenmantel im Handgemeng erlegte. Die Spolien brachte er im Triumphe nach Hohenems. Hier ſtarb er im J. 1533. Auch ſein Sohn Wolf Dietrich war ein hochherziger Kriegsheld, und wurde durch die Vermählung mit Clara v. Medicis, der Nichte des nachmaligen Pabſts Pius IV., hochgeehrt. Er ward neben ſeinem Vater zu Hohenems begraben. Beide deckte ein grauer, behauener Marmelſtein.

Im J. 1560 lebten Graf Marx Sittich, Erzbiſchof zu Salzburg, Biſchof zu Conſtanz, und Kardinal; und Graf Jakob Hannibal vom Embs, Söhne Wolf Dietrichs, und Enkel Marx Sittichs. Der letztere war zu Rom Generalkapitän der päbſtlichen Militzen unter Pius IV. und V. und in Spanien unter Philipp II. Anführer des deutſchen Fußvolkes, und kämpfte als ſolcher in Frankreich, Neapel, an der afrikaniſchen Küſte, in Burgund und dreimal in den Niederlanden. Er erhielt im J. 1578 die Mailändiſche Grafſchaft Gallarat (Galerate) zum Lohn und wurde zum Granden Spaniens erhoben. Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich machte ihn zum Vogt von Bregenz, Feldkirch und Hoheneck und zum Feldmarſchall; ſeine

Borromäus. Er ſtarb, 57 Jahre alt, am 1ſten Jan. 1587.

An dieſe Grafſchaft Ems gränzte Rheinaufwärts die ehemals Montfortiſche Beſitzung Feldkirch, die jetzt öſterreichiſch geworden; dann folgte die Herrſchaft Vaduz, damals im Beſitze der Grafen von Sulz. —

Auf dem linken Rheinufer eilte das Geſchlecht der Freiherrn von Hohenſax mitten in der Blüthe unerwartet auf eine furchtbare Weiſe ſeinem Untergange zu.

Der berühmte Freiherr Ulrich hatte im J. 1515 von den katholiſchen Eidsgenoſſen, zum Danke dafür, daß er, obwohl Stadtbürger von Zürch, doch der Reformation fremd geblieben, die Hoheit über Sax, Friſchenberg und Lienz erhalten. Sein Sohn Ulrich Philipp wuchs heran, muthig und beherzt, wie er. In Piemont hatte er den Franzoſen mit 7 eidgenöſſiſchen Fähnlein den Sieg bei Seriſol, (Cerisola) über die Kaiſerlichen erfechten helfen, und war ſo glücklich, durch einen feindlichen Lanzenſtich von einem ungeheuren Kropf kurirt zu werden. Zu Hauſe behauptete er ſeine Hoheitsrechte ſtreng gegen die Eidgenoſſen und die Gemeinde Sax. Seine reformirte Gemahlin brachte ihm Neigung zu der neuen Lehre bei, er kaufte ſich in Zürch an, trat im J. 1565 öffentlich zur proteſtantiſchen Religion über, und bearbeitete auch ſeine Unterthanen in Altſtädten, Sennwald und Salez durch Prediger; von weitern Schritten hielten ihn die katholiſchen Eidgenoſſen ab. Er ſtarb im J. 1585. Von ſeinen fünf Söhnen erbte der älteſte Johann Albert das Dorf Sax nebſt dem im J. 1551 darin erbauten Edelſitze; Johann Chriſtian das Schloß zu Uſter, und Johann Philipp Schloß und Herrſchaft Forſtegg. Dieſer letztere, geb. im J. 1581 ward ein ausgezeichneter Mann. Er ſtudirte zu Sanct Gallen, Lauſanne, Genf, Paris und London; in der letztern Stadt wurde er Doktor der Rechte, und diente zuerſt als Rath dem Churfürſten von der Pfalz, ſpäter als holländiſcher General und Commandant der Provinz Geldern (ſeit 1577); dann kehrte er, mit einer niederländiſchen Gemahlin in pfälziſche Dienſte zurück, und kam endlich wieder in die Heimath, wo er das, durch die Nachläſſigkeit einer Wäſcherin abgebrannte, Schloß Forſtegg im J. 1586 wieder hatte aufbauen laſſen, und jetzt im J. 1594 bezog. Als eifriger Proteſtant nahm er ſeinen Unterthanen den ihnen vom Vater gelaſſenen Ueberreſt von Glaubensfreiheit, und führte die Reformation mit Gewalt ein. Dieſes Betragen verdroß ſeinen älteſten in Sax wohnenden Stiefbruder

Albert und deſſen Söhne, welchen er aus dem Erbe Forſtegg verdrängt hatte. Johann Philipp fürchtete ſeinen Bruder, der ſchon einmal zu Sargans im Jähzorn einen Mord begangen hatte, und ließ daher Tag und Nacht zu Forſtegg Wache halten, auch durch den Stand Zürch ſeinen Bruder zum Frieden ermahnen. In dieſer Stimmung waren die Brüder, als der Tag des Salezer Maiengerichtes einfiel, dem beide Brüder, Albert als Gerichtsherr von Sax, Philipp als der von Forſtegg beiwohnen ſollten. Albert kam mit ſeinen 3 Söhnen; um ihn nicht zu ärgern erſchien Philipp auch. Als man ſich nun nach vollendetem Geſchäfte zu Tiſche ſetzen wollte, um friedlich und herzlich mit einander zu ſchmauſen, lief Ulrich Jörg, Alberts Sohn, wild in dem Saal auf und nieder, ſtieß Schmähworte gegen ſeinen Oheim aus, und rannte ihn mit Stoſſen an, ſo daß dieſer endlich lange gereitzt, befahl, ſein Schwert zu holen. Da zog auch ſein Neffe, und verſetzte dem Freiherrn zwei Säbelhiebe über den Kopf; der erſte glitſchte aus, doch hieb er ein Stück aus dem Hirnſchädel, der zweite aber ſpaltete ihm die Mitte des Kopfes. Der getroffene verblutete und ſtarb am 12ten Mai 1596. Der Bürgermeiſter und mehrere Rathsherren Zürchs erwieſen ihm, als ihrem Mitbürger die letzten Ehren, da er zu Sennwald beſtattet ward. Der Mörder, von den Zürchern mit Steckbriefen verfolgt, entkam mit Mühe nach Oeſterreich. Dort ereilte ihn ſein Schickſal; er fing gefährliche Händel an und wurde auf Befehl des Kaiſers im Kerker enthauptet. Alberts ganzer Stamm ſtarb aus, wie vom Fluch getroffen und verdorrt. Aber auch auf dem Geſchlechte des Erſchlagenen ruhte kein Segen. Der älteſte Sohn Friedrich Ludwig vollendete zwar den Bau des Felſenſchloſſes Forſtegg, konnte ſich aber nicht im Beſitze deſſelben erhalten. Er verkaufte im J. 1616 die Stammherrſchaft Sax und Forſtegg an Zürch, um 115000 fl. Zürch verwandelte ſie in eine Landvogtey. Ludwig ſtarb zu Kempten im J. 1629 ohne Leibeserben. Ebenſo verließen auch ſeine Brüder und ſein Vetter Chriſtoph Friedrich, Johann Chriſtophs Sohn zu Uſter, die Welt kinderlos; mit dieſem erloſch das Geſchlecht der Freiherren von Hohenſax, dieſer erſten Eigenthümer und kleinen Selbſtherrſcher des Landſtrichs, der vom Rheinſtrom und den ſüdlichen Felſenwänden des Alpſteins eingeſchloſſen wird.

XII. Das ſiebzehnte Jahrhundert, oder der dreiſſigjährige Krieg und ſeine Folgen am See.

1. Vorſpiele.

Das erſte Jahrzehend des ſiebzehnten Jahrhunderts gönnte den Ufern unſres See's noch den ſüßen Frieden. Die Stadt St. Gallen blühte durch ihren Handel mit feiner, weiſſer und gefärbter Leinwand, von oft 100 Ellen langen Tüchern, auch mit grobem Zwilch aus Flachs. Beides ging nach Italien, Ungarn und Frankreich. Umſonſt wetteiferten Conſtanz und Appenzell mit ihr. Die Bürger benützten ihren Reichthum zum Flore der Wiſſenſchaft, legten eine öffentliche Bibliothek und ein Gymnaſium an, N. C. 1598. bauten Schulen, Thore, Rathhaus und erweiterten die Stadt. Der Abt ſonderte ſein Kloſter durch eine hohe Mauer von der ketzeriſchen Stadt. Doch ertrug man ſich gegenſeitig unter Vermittlung der Eidgenoſſen.

Auch in der Abtey herrſchte Ordnung und blühte Wiſſenſchaft unter dem ſchönen und leutſeligen Edelmann Diethelm Blarer und ſeinen nächſten Nachfolgern. Beſonders unter dem jungen Abte Bernhard (ſeit 1595) wurde das Kloſter eines der geordnetſten und ein wahres Abtsſeminar für andre Klöſter. Er erwarb Neuravensburg wieder und ſtellte es aus dem Schutte wieder her; von den edeln von Bodmann erkaufte er die am unterſten Bodenſee gelegene Herrſchaft Homburg und Staringen. Auch im Handel wetteiferte er mit der Stadt St. Gallen, indem er zu Rorſchach eine Leinwandhandlung errichten, Bleichen, Walken, Druckereien und Färbereien bauen ließ, und das eben aufgelöſte Conſtanzer Handelshaus Meyer, Olion und Hofmann nach N. C. 1609. Rorſchach berief. Es kam aber nur der St. Galler, Balthaſar Hofmann. Eingeborne Rorſchacher (Mayer, Pfund, Feſſler und Poppart) aſſocirten ſich mit ihm und der Handel begann. Der Fürſtabt unterſtützte ſie; aber das Geſchäft gedieh doch nicht, im J. 1613 löſte ſich die Geſellſchaft auf, und die Mitglieder verfolgten ſich vor Gericht. Doch gab der Abt die Sache nicht auf, ſondern übertrug ſie einem Apotheker, Ludwig von Thurn, von Wyl, und dem Stadthalter von Rorſchach. Dieſe waren glücklicher; die Bleiche gedieh durch ſchwäbiſche Tücher von Biberach; Balthaſar Hofmann trat jetzt wieder auf. So nahm der Rorſchacher Handel ſeinen Anfang. Bernhard verwandte dazu hauptſächlich die zahlreichen Subſidiengelder, welche ihm die mit fremden Mächten eingegangenen Bündniſſe eintrugen. Aber alle dieſe Geſchäfte ſtörte und hinderte die gräßliche Peſt, welche die Zeitgenoſſen mit dem Namen des ſchwarzen Todes bezeichneten, und welche zweimal im J. 1611 und 1629 in unſern Gegenden wüthete.

N. C. 1610. Auf dem deutſchen Ufer des Sees zeigten ſich mit dem Jahre 1610 die erſten Vorboten des Religionskriegs, der acht Jahre ſpäter an einer andern Gränze unſres Vaterlandes zum Ausbruche kam. Die Prälaten Oberſchwabens traten, erſt 6, ſpäter noch 7 andere, in Waldſee zuſammen und verabredeten ſich wegen der feindlichen Abſichten der proteſtantiſchen Union, die im J. 1608 auf Anſtiften der Churpfalz und Würtembergs ſich gebildet hatte. Abgedanktes, herrenloſes Kriegsvolk ſchweifte in Oberſchwaben herum, raubten und plünderten in den Dörfern. Im J. 16[illegible] bedrohte es mit einem förmlichen Heerhaufen die Stadt Radolphszell, die, noch zur rechten Zeit gewarnt, ſich in Vertheidigungsſtand ſetzte.

Im Herbſte deſſelben Jahres verbreitete ſich noch ein Lerm in unſern Gegenden. Die Truppen der proteſtantiſchen Union drohten aus dem Schwarzwalde durch das Kinzigthal herauszubrechen und ins Oberland zu dringen. Auf einem Tage zu Mengen beſchloſſen die katholiſchen Fürſten und die Prälaten dieſen Durchgang mit bewaffneter Hand zu verhindern; aber ehe der Beſchluß in Vollzug geſetzt werden konnte, brach proteſtantiſches Kriegsvolk in die Ebene heraus und ſchon ſah ſich Salmannsweiler und Mörsburg bedroht. Endlich aber kam die erwünſchte Nachricht, daß der Feind mit ſeinem ſtattlichen Raube, den er gern in Sicherheit bringen möchte, der Donau zuziehe, und überdieß alles bezahle. Conſtanz machte darauf ſeinen Mitſtänden bemerklich, daß man ein andermal gemeinſchaftlich beſſere Vorkehrungen treffen ſollte, um aller ähnlichen Gefahr enthoben zu bleiben.

Einige Jahre nachher tagten auch wirklich die katholiſchen Stände ernſtlich und wiederholt zu Waldſee und zu Ueberlingen, N. C. 1615. und als der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg gegen dieſe einſeitigen Verſammlungen proteſtirte, antwortete der Biſchof von Conſtanz ſtolz und beleidigt: „daß ganz andre Angelegenheiten, als religiöſe, auf dieſen Tagen verhandelt würden; daß ihn der Herzog mit dergleichen ſcharfen Schreiben und ſtarken Drohungen verſchonen möchte, ſonſten er zur Erhaltung ſeiner Reputation auf andere Mittel denken müßte.“ Der Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, auf gleiche Weiſe zur Rede geſtellt, meinte offenherziger: „es ſey, bei den ſeltſamen Unionen, die im Reiche ergehen, den Katholiken nicht zu verdenken, wenn ſie ſich gegen jeden Eventualangriff ſicher ſtellten.“ Und ſo wurde denn auch wirklich ein vollſtändiger Defenſionsplan zu Ueberlingen verabſchiedet (25. Sept. 1617) und der dortige N. C. 1617. Bürger und Fabrikpfleger Georg Rueff zum Kaſſier der vereinigten Stände beſtellt. Fünf Häupter wählte dieſer Bund; für Niederſchwaben Don Balthaſar Maradas, für Oberſchwaben den Freiherrn von Anhalt. Der Erzherzog Maximilian gab dieſen Maßregeln ſeinen vollen Beifall: er meinte: „der Allmächtige befinde ſich mitten unter der Verſammlung zu Ueberlingen, und regiere mit ſo ſtarker Hand das ganze Werk.“ Allein ſchon im folgenden Jahre klagte man in Ueberlingen, daß die Kriegsbeiſteuer nicht in die Kaſſe einlaufen wolle. Ein Stand ſchob die Schuld auf den andern; am wenigſten wollten die geiſtlichen Stände daran; und es mußte endlich ein feſter Zahlungsverein angeſetzt werden.

2. Anfang des Krieges.

Inzwiſchen war der Krieg ausgebrochen und die gefährlichen Zeitläufe bewogen den Biſchof von Conſtanz, einen neuen Tag nach Ueberlingen auszuſchreiben (Febr. 1619). Hier erkannten N. C. 1619. die Stände, daß es auf Ausreutung des Katholicismus abgeſehen ſey und alles auf dem Spiele ſtehe. Sämtliche Stände wurden daher zum beſtimmten Beitritt aufgerufen und eine weitere Beiſteuer decretirt. Aber die Proteſtanten in der Schweiz und den oberländiſchen Städten legten die Hände auch nicht in den Schoos. Die Lindauer befeſtigten ihre Stadt nach den Angaben des proteſtantiſchen Grafen von Solms, der auch die wichtigen Päſſe in der Gegend von Bregenz beſichtigte. Sie gedachten eine ſtarke Beſatzung einzunehmen, ſchickten Geſandte an die proteſtantiſchen Stände nach Ulm und Stuttgart, ſetzten ſich mit andern Städten im Allgäu, wie mit den Schweitzern in gutes Vernehmen und hofften den Ständen zu Ueberlingen die Spitze bieten zu können. Der Kaiſer ſelbſt erſchrack über dieſe Maßregel N. C. 16[illegible] und ſein Geſandter ermahnte die Stadt Lindau, kein fremdes, proteſtantiſches Kriegsvolk in ſeine Mauern aufzunehmen. Inzwiſchen ſammelte ſich auch bündneriſches Kriegsvolk und eid-

genöſſiſches Landvolk in der Gegend von Feldkirch, und das
N. C. 1621. deutſche Ufer des Bodenſee's fürchtete einen Ueberfall der Mannsfeldiſchen Armada, die bisher im Elſaß gehaust, die vom Herzog von Würtemberg den Paß durch ſein Land erlangt haben ſollte (Dec. 1621). In Eile ſchrieb deßwegen der Biſchof von Conſtanz einen ſiebenten Tag nach Ueberlingen aus, auf welchem kräftige Maßregeln, namentlich die Beſetzungen der guten Päſſe Schwabens beſchloſſen wurden; beſonders munterte ſie Herzog Maximilian von Baiern zur Beſetzung des Kinzinger Paſſes auf; auf den erſten Kurier werde er ihnen den Tilly zu Hülfe ſenden. Dadurch ermuthigt, beſchloß der Tag zu Ueberlingen, auf Egon v. Fürſtenbergs Vorſchlag zwei Schanzen, die eine mit vier Redouten, zwiſchen Gengenbach und dem Schloß Ortenberg, die andere bei Haslach anzulegen, und den Paß mit 400 ſchwäbiſchen Muskelieren zu beſchicken. Aber noch immer fürchtete man zu Conſtanz
N. C. 1622. ernſtlich einen Mansfeldiſchen Ueberfall (Apr. 1622); das ſchwäbiſche Kriegsvolk des Ueberlingertages regte nicht Hand noch Fuß und aß dem Landbewohner ſein Brod vor der Naſe hinweg. Der Kaiſer ſelbſt verlangte deßwegen ſeine Abdankung. Er ſandte öſterreichiſches Volk und dieſes ſollte Schwaben ſchützen und da überwintern. In Tettnang lag im Sept. 1522 ein kaiſerlicher Oberſtlieutenant; auch das verdächtige Lindau war momentan beſetzt worden und der Direktor und Hofkanzler des Erzherzogs Leopold reſidirte dort. Hunger und Kummer herrſchte. Dazu verurſachte das ſchlechte Geld (die Kipper- und Wipperey) namenloſes Elend. Doch ſcheinen die kaiſerlichen Streitkräfte noch lange ſchwach in der Gegend geweſen zu ſeyn. Noch im December des J. 1621 ließen ſich Mannsfelds Freibeuter, die, von ihrem Führer verlaſſen, herrenlos auf ihre Fauſt in der Gegend gehaust zu haben ſcheinen, hier und dort blicken, und der Kaiſer wußte ihrer nicht anders los zu werden, als daß er dem Landvolk erlaubte, ſie zu ermorden, wo man ſie treffe. Um dieſelbe Zeit ließ der Kaiſer für Mailand 3000 Fußgänger und 500 Küraſſiere in Schwaben werben, an die Spitze dieſes Volkes wurde Pappenheim geſtellt und es
N. C. 1625. erhielt im Febr. 1625 freien Durchzug gegen Bezahlung durch die Beſitzungen Fuggers und Montforts: Weiſſenhorn und Tettnang. Das Volk war willkommen, da es zugleich vor den Mannsfeldern ſchützte. Die Reiter rückten von Ravensburg nach Buchhorn, andre über Weingarten nach Hofen, wurden von Lindau verpflegt und auf dem See nach dieſer Stadt geſchafft. Eine zweite Hülfe unter dem Grafen Piccolomini konnte dieſe Straſſe nicht kommen, weil die Ritterſchaft am Allgäu und am Bodenſee, der dieſe Werbung nicht gefiel, ſich weigerte zu contribuiren. Ein neues Korps von 4000 Fußgängern und 1000 Reitern hatte der kaiſerliche Oberſt Graf Wolf von Mannsfeld (aus dem Geſchlechte des gefürchteten Feindes Ernſt) geſammelt, deſſen Vortrab im Aug. 1625 zu Bregenz ankam; die übrigen folgten allmählig. Aber dieſe Truppen alle, anſtatt nach Mailand zu eilen, kampirten jahrelang in der Gegend.

Von ſo vielen Quartieren und Durchzügen hatte die Seegegend ſchon viel gelitten. Da verbreitete ſich im März N. C. 1627. des Jahres 1627 gar noch die Schreckenspoſt, daß der Landverderber Wallenſtein ein ſtarkes Heer in den ſchwäbiſchen Kreis führen welle. Dieſe Nachricht verbreitete allgemeines Entſetzen. Der Graf Egon von Fürſtenberg charakteriſirte den Friedland ſehr gut: „er ziehe überall hin, wo noch Städte und Stände ſeyen, denen man etwas abnehmen könne; auch heiſſe es bei ihm: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.“ Das ganze Oberland von Ulm an lag ohnedem voll kaiſerlicher Kriegsquartiere, die ſich im folgenden Jahre 1628 noch mehrten. Die Kroaten wütheten, wie der ärgſte Feind, in Oberſchwaben, zündeten Dörfer an und tranken öffentlich „in sanitatem diaboli.“ In Lindau fraß die Peſt 2000 Menſchen; und im J. 1629 beſetzten die Stadt die Kaiſerlichen, um 20 Jahre lang darin zu hauſen. Im Hegäu tobten die Kriegsvölker; dem edeln Hans Ludwig von Bodmann wurden Piſtolen auf die Bruſt geſetzt. Der Kaiſer ſelbſt äußerte ſeine Wehmuth über das beſchwerte Schwaben, ohne helfen zu können. Die Soldaten hausten nach Willkühr, ſtahlen alle Pferde, deckten Dächer ab, warfen Männer und Weiber aus den Betten; die Kirchen ſelber wurden an manchen Orten nicht verſchont, die Hoſtie entweiht und auf den Miſt geworfen. Von der Schweiz herüber hallte das Geſchütz der proteſtantiſchen Eidgenoſſen weit hin über den See. Ein großes Aergerniß nahm das Volk auch an den kaiſerlichen Kriegskommiſſären, die alle habſüchtig, noch dazu größtentheils unkatholiſch waren, ſo daß die Menge in zornigem Scherz klagte: Gott ſey dieſes Jahr calviniſch.

Kein ganz übler Mann ſcheint der zu Memmingen reſidirende Kriegskommiſſär und kaiſerl. Oberſt Wolf Rudolph von Oſſa geweſen zu ſeyn. Er durchſchaute Friedlands Plane, und konnte kein Freund deſſelben ſeyn. Als nämlich Wallenſtein ſeinen

Beichtvater, einen italieniſchen Karmelitermönch mit einer Sendung nach Italien ſchickte, kehrte dieſer auch bei Oſſa in Memmingen ein, um ſich den Paß ausfertigen zu laſſen. Der Oberſt fragte ihn im zutraulichen Geſpräch: „warum denn Friedland eine ſo unausſprechliche Armee in Schwaben einquartiren laſſe?“ — „Um es zu ruiniren“ antwortete der Mönch lakoniſch. — Warum? fragte Oſſa. — „Um ſein Vorhaben durchzubringen“ erwiederte Jener. Von dieſem Augenblick an war Oſſa überzeugt, daß Friedland aus Herrſchbegierde ſo handle und den Kaiſer entnerven wolle.

An jenen Oſſa nun wandten ſich die Stände mit ihren Beſchwerden. Er erwiederte ihnen theilnehmend, daß er ſelbſt den gänzlichen Ruin des Landes vor Augen ſehe, zumal da der Generaliſſimus noch 2000 Mann zu werben im Sinne habe, um das Heer auf 13000 Mann zu bringen. Er ſelbſt habe nur zu gehorchen. Bei allem Mitleiden ließ ſich indeſſen der Kriegskommiſſär von den Ständen reichlich beſchenken; und dieſe ſandten nun unmittel-
n. C. 1628. bar eine Botſchaft an den Kaiſer (Jun. 1628). Der Kaiſer verſicherte, daß er mit ſeinem Volke das Land nur ſchützen, nicht bedrücken wolle; doch reſolvierte er am Ende deſſen Abdankung im September, allein, wie es ſcheint, ohne Erfolg. Denn zwei Jahre ſpäter mußte der Kaiſer ſelbſt wegen der Be-
n. C. 1630. drückungen des ſchwäbiſchen Landes an den Friedland ſchreiben (13. März 1633). Dieſer antwortete aus Gütſchin (19. März), daß er in dieſer Sache ſchon etlichemal an den Freiherrn von Anhalt geſchrieben habe; daß er aber mit nächſtem von Karlsbad aufbrechen und auf Oſtern nach Memmingen kommen wolle, um ſelbſt zu ſehen. Wirklich beſtellte er dort bei Oſſa einen Hofſtaat und Herberge für 1000 Pferde; aber alles gegen Bezahlung. Die Geſandten der Kreisſtände verſammelten ſich zu Memmingen, doch die Vornehmſten blieben aus. Wallenſtein aber ließ, wie es ſcheint, vergeblich auf ſich warten, und ſtatt ſeiner rückten 10 neue Regimenter in Oberſchwaben ein. Den Kaiſer beſchwichtigte er mit dem Vorgeben, daß er das Heer nächſtens aus dieſen Landen wegführen — daß er mit demſelben in zwei Jahren dem Kaiſer Conſtantinopel einzuantworten gedenke. Die Ordonnanz, die Oſſa auf Friedlands Befehl zu Beſchränkung der Soldateska erließ, mag nicht viel gefruchtet haben. Oſſa und Graf Wolf von Mannsfeld konnten ſelbſt den Jammer kaum mehr anſehen; ſie waren auf dem Punkte abzudanken.

Inzwiſchen erſcholl aus der Ferne das Gerücht vom glücklichen

Fortgange der ſchwediſchen Waffen, und die proteſtantiſchen Städte unſrer Gegend frohlockten insgeheim. Zu Lindau lag ein Theil des Regimentes Tiefenbach (etwa 700 Mann). Der kaiſerliche Kommandant, Hauptmann Hans von Treitſchnall, merkte die Stimmung der Bürger und fürchtete, ſie möchten ſich in ein heimliches Bündniß mit den Ulmern einlaſſen, die den Kaiſerlichen die Donau ſperren wollten. Er bat dringend um eine Kompagnie Verſtärkung (5. Mai 1631), und erhielt mehr, als n. C. 1631.
er verlangt hatte. Mit dieſer Beſatzung ſchlichen ſich unter dem Namen der Garniſonskaplane, zum Schrecken der Bürger, die Jeſuiten in Lindau ein. Aber das kaiſerliche Heer war mißvergnügt, weil es unbezahlt war, es ließ gefährliche Reden fallen; die Stände hatten ſich eines beſſern von dieſer ſiegreichen Armee verſehen.“ Mitten unter ſolchen Bedrückungen erwartete man neue Durchzüge von 30,000 Mann ſpaniſchen Volkes aus dem Elſaß. Ein Theil deſſelben ſollte über Lindau marſchiren. Zweitauſend italieniſche Banditen waren im Anzug unter dem Duc de Mirandole; ſie erboten ſich unverhohlen jeden Feind kaiſerlicher Majeſtät, einen Bürger um einen Dukaten auf den Kopf, einen Bürgermeiſter oder Stadtdirektor um 100 Dukaten, einen Fürſten um 1000 Dukaten „ſchlafen zu legen.“

3. Erſter Beſuch der Schweden am See.

Belagerung von Conſtanz und Ueberlingen.

Da Niemand den oberſchwäbiſchen Ständen helfen wollte, ſo tagten ſie endlich zu Ravensburg (Novbr. 1631, Jan. 1632), und verrichteten eine Partikulär-Defenſion zur n. C. 1632.
Abwehrung der Plackereien. Der Kaiſer duldete dieſes nicht. Aber ehe ſich Jemand beſinnen konnte, kam die Abhülfe, von wannen man ſie nicht erwartete und wünſchte. Der ſiegreiche Schwede rückte im Sturmſchritte gegen Oberſchwaben an. Am 16. April erſchien der ſchwediſche Generalmajor Patrik Ruthven mit den erſten ſchwediſchen Truppen in Ravensburg und wurde dort von den Glaubensgenoſſen mit offenen Armen aufgenommen. Schwediſche Aufgebote ergingen von Ravensburg aus; Muſterplätze wurden in ganz Schwaben eröffnet. Das benachbarte Kloſter Weingarten, zur Unterwerfung aufgefordert, verzweifelte; der Abt war zu Feldkirch auf der Flucht. Dazu waren die Reben gänzlich erfroren; alle Katholiken flüchteten nach Conſtanz; „es war ein

Truppe nur eine [illegible] Streifpartie geweſen zu ſeyn; denn als die öſterreichiſche Macht von Bregenz aufbrach, ihr entgegen zu gehen, ergriff die Feinde ein paniſcher Schrecken; ſie räumten die Gegend und flohen mit ſolcher Eile nach Biberach, daß all ihr Gepäcke zurück blieb. Am 23. Mai war kein Schwede mehr in der Gegend; ſelbſt bei Ulm wurden nur noch wenige geſehen. Der kaiſerliche Oberſt Oſſa, der, auf die Nachricht vom Abfalle der Ravensburger, im Zorn gedroht hatte, den Oberamtmann hängen oder köpfen zu laſſen, rückte in dieſe Stadt ein, berief und entwaffnete die Bürgerſchaft. Doch war ſein Zorn vorüber und er gab dem zitternden Oberamtmann kein böſes Wort. Der Stadtſchreiber war geflohen und auf dem Wege nach Tettnang eingeholt worden. Vergebens wollte er ſich durch einen Sprung aus der Kutſche retten; er wurde ergriffen und eingebracht. In Lindau wurde der Kriegskommiſſär Fuchs, der zu den Schweden übergehen wollte, lebendig geſpießt. Die Kaiſerlichen kampirten jetzt wieder in der ganzen Gegend, in Pfullendorf, Ueberlingen und andern benachbarten Orten. Indeſſen kehrte die Furcht vor den Schweden, deren ganzes Heer ſich zu nähern ſchien, bald wieder zurück. Im Julius hatte man den Plan, die kaiſerlichen Beſatzungen von Bregenz, Lindau, Ueberlingen und Radolphszell zuſammen zu ziehen, um den Feind abzuhalten; er ſcheint aber nicht ausgeführt worden zu ſeyn. Im Auguſt erſchien der Schwede wieder vor Biberach, das er nach einer kurzen Belagerung zwang. Im September war er zu Memmingen, zu Leutkirch und in der Gegend von Ravensburg. Hier fingen die Feinde den Componiſten des Weingartner Kloſters und nöthigten ihn ein Siegeslied auf die Eroberung Biberachs auf Noten zu ſetzen. Radolphszell wurde am 4. Nov. von den Würtembergern, die unter Oberſt Rau das ganze Hegäu brandſchatzten, beſetzt. Auch Stockach, Pfullendorf und die Reichenau wurden von ihnen heimgeſucht. In Memmingen und Kempten lagen die Schweden. Doch ſcheinen die Oeſterreicher in dieſer Richtung bald wieder Meiſter geworden zu ſeyn. Der neue Gouverneur von Lindau, Oberſt v. König, betrieb Werbungen. Vielleicht wurden nach dem frühern Plane die Beſatzungen zuſammengeſtoſſen: auch lag noch viel für Mailand beſtimmtes Kriegsvolk in der Gegend; gewiß iſt, daß im Januar 1633 Memmingen und Kempten mit Gewalt der Waffen wieder in kaiſerliche Hände kamen.

dieſes Jahres unter dem berühmten Feldmarſchall Guſtav von Horn, von Ulm aufbrach, nicht auf dem geraden Wege in unſre Gegend vor, vermuthlich weil es hier durch die Nachbarſchaft jener feſten Plätze wäre aufgehalten worden. Es marſchirte vielmehr nach Stockach und von dort den Strom hinab bis Stein am Rhein. Sein Augenmerk war auf Conſtanz gerichtet; es mußte daher auf das linke Rheinufer hinüber marſchieren, was ohne Verletzung des Zürchergebiets nicht geſchehen konnte. Allein da in der Nähe die katholiſchen Kantone feindliche Wache hielten, ſo konnte Behendigkeit und Stillſchweigen allein hier fördern. Horn hatte daher ſchon von Stockach aus den Uebergang über die Rheinbrücke von der Stadt Stein begehrt. Noch deliberirte der Rath dieſer Stadt und wünſchte Aufſchub, um nach Zürich berichten zu können, als auf dem rechten Ufer die ſchwediſche Armee bereits angekommen war, und einer der ſchwediſchen Oberſten an die Thüre der Rathsſtube klopfte und verlangte, daß man ſich ſchnell reſolviren ſollte. Die Stadt wagte nicht zu widerſprechen und das ſchwediſche Heer ging hinüber. Es zog mit muſterhafter Kriegszucht über den Thurgauiſchen Boden. In Conſtanz ahnte weder Biſchof noch Bürgerſchaft etwas von der nahen Ankunft der Schweden, bis man das feindliche Volk von der Mauer herab gewahr wurde. Der Biſchof ließ nun in verwirrter Eile die beſten Sachen zu Schiffe bringen und wollte ſich und ſie nach Lindau in Sicherheit führen. Aber ehe er den Anker lichten konnte, war der Feind da. Der Biſchof rettete ſich kümmerlich auf einem andern Schiffe über den See nach Lindau. Das reichbeladene Frachtſchiff mit dem Reichenauiſchen Kirchenſchatz und Ornat, einem koſtbaren Smaragd und dem ſilbernen Bilde des heil. Marcus, das allein 35,000 Thaler werth war, wurden von den Schweden gekapert. Dieſe waren entſchloſſen, den Vortheil der Stadt Conſtanz dem neuen ſpaniſch-ligiſtiſchen Heere, das man erwartete, vorwegzunehmen, und rüſteten ſich alsbald zur Belagerung, die am 8. September ihren Anfang nahm. Die Kaiſerlichen konnten vor dem Erſcheinen eines großen Heeres nicht viel unternehmen. Zwar war in Lindau einiges italieniſche Volk unter dem Oberſten Oſſa angelangt; ein Theil davon marſchirte den See und Rhein hinab in die Gegend von Schaffhauſen, wo es die ſchwediſchen Küraſſiere überfiel. Doch ſammelten ſich die zwei dort liegenden ſchwediſchen Regimenter ſchnell, und ſchlugen die Italiener in vollſtändige Flucht.

Vor Conſtanz wurde inzwiſchen die Belagerung mit allem Eifer betrieben. In derſelben Stadt, deren Einwohner vor 85 Jahren die Katholiken voll von proteſtantiſchem Enthuſiasmus mit den ſiegreichen Waffen abgewehrt, wurden jetzt brünſtige Meſſen gegen die ſchwediſchen Proteſtanten geleſen; Knaben und Weiber halfen den Männern Geſchoſſe zubereiten, Alles nahm Theil an der verzweifelten Gegenwehr. Drei bis vier Wochen lang dauerte die Beſchießung mit Granaten; Minen wurden gegraben, ſchon war eine Breſche geſchoſſen. Aber auch zu den Belagerten ſchlugen ſich 1000 Mann durch und brachten friſche Munition. Und als General Horn mit Verletzung des Schweizerbodens ins St. Galliſche, wohin der Abt ſein Silbergeſchirr geflüchtet, Waffenſchau gehalten und ſeine Schlöſſer ausgebeſſert hatte, eingefallen war, und Romanshorn mit andern Orten gebrandſchatzt hatte: ſo klagten die katholiſchen Orte zu Wil, brachten 3000 Mann zuſammen und marſchirten gegen den Schweden. Ja ſelbſt den proteſtantiſchen Schweizern gefiel der fremde Gaſt nicht, und ſie ſchienen nicht ganz abgeneigt, ſich mit ihren katholiſchen Landsleuten zu deſſen Vertreibung zu vereinigen. Frankreich ließ aus Furcht vor den Eidgenoſſen durch einen beſondern Geſandten, den Duc de Rohan, der als General in Bündten befehligte, und perſönlich in das ſchwediſche Lager vor Conſtanz kam, die Schweden zu Verlaſſung des ſchweizeriſchen Gebietes ermahnen. Endlich kam die von den Conſtanzern ſehnlich erwartete große kaiſerlich-bayriſche Armee unter Feldmarſchall Altringer durch Oberſchwaben; mit ihr vereinigte ſich das ſpaniſch-italieniſch-deutſche Heer, das der Herzog von Feria aus dem Tyrol herbeiführte; das letztere allein war 10,000 Mann ſtark. Der Vereinigungspunkt beider Heere war der Bodenſee; verbunden warfen ſie ſich nun auf Oberſchwaben und eroberten Biberach. Den Schweden war es zwar gelungen den Abt von St. Gallen und die katholiſchen Eidgenoſſen abzuſchrecken, ſo daß ſie ſich nach Wil zurückzogen. Als aber die italieniſch-kaiſerliche Armee im vollen Anzug auf Ueberlingen war, ſah ſich Horn doch am Ende genöthigt, die Belagerung von Conſtanz aufzuheben; er brach auf und zog ſich mit der ganzen Armee wieder nach Stein am Rhein, auch dieſes und die ganze Schweizergränze verließ er am 25. Nov. 1633, um ſich mit der ſächſiſchen Armee des Herzogs Bernhard von Weimar zu vereinigen. — Zu Lindau verſtärkten ſich die Kaiſerlichen, der verdächtige Kommandant, Oberſt König, war arretirt und durch den Obriſten Vitzthum von Eckſtädt erſetzt worden.

N. C. 1634. Aber ſchon im folgenden Jahre erſchien Horn, nachdem er ſich Memmingens bemächtigt hatte, aufs Neue am Bodenſee, und zog vor Ueberlingen, das er hart zu belagern anfing. Er fand aber unerwarteten, tapfern Widerſtand, und die Belagerten erhielten von Conſtanz, der Beſatzung Lindau's und der ganzen Umgegend Succurs. Horn unterminirte die Stadt und hatte ſich ihrer ſchon halb bemächtigt, aber die Städter wehrten und verſchanzten ſich Straße für Straße; auch hatten ſie einen Arm vom See in die Stadt geleitet. In einem glücklichen Ausfalle fingen ſie einen Hauptmann und drei Lieutenants und hieben 70 Schweden nieder. Dennoch hätte die Beſatzung am Ende kapitulirt, aber das in die Stadt geflüchtete Bauernvolk, von fanatiſchem Haſſe gegen die Schweden beſeſſen, duldete es nicht. Am Ende zog Horn auch hier unverrichteter Dinge ab, und verlegte ſein Volk um Ravensburg, Biberach und Reutlingen. Streifparthien ließ er bis Bregenz Schrecken verbreiten. Die einzigen Puncte, die er noch am Bodenſee beſaß, waren die Städte Radolphszell und Buchhorn. Die letztere ließ er ganz mit Waſſergräben umgeben, und mit Wall und Sturmpfählen befeſtigen; auch Schiffswerfte dort anlegen, um den Kaiſerlichen die Herrſchaft auf dem See abzugewinnen. Oberſt Sigerod und Dav. Kupfermann kommandirten darin 1500 Mann. Mit Unruhe blickte die kaiſerliche Beſatzung der unſichern Stadt Lindau auf dieſes Bollwerk des Feindes. Sie hatte alle Bürger bis auf fünfzig aus der Stadt geſchafft, theils weil ſie ihnen nicht traute, theils weil ſie ſich ſonſt nicht halten konnte. Am Ende Juli's war ſie bis Fiſchbach vorgerückt um Buchhorn zu ſchrecken. Aber der Schwede verjagte ſie und äſcherte das Dorf ein. Sehr erwünſcht war es daher dem Kommandanten, Oberſten v. Vitzthum, als der bayriſche Oberſt Mercy, der in Rheinfelden kapitulirt und von den Schweden freien Abzug nach Conſtanz erhalten hatte, ihm — um ſich wieder Ehre zu verdienen — im Auguſt 1631 den Vorſchlag machte, Buchhorn zu überrumpeln. Ihre vereinigte Macht erſchien unverſehens mit Schiffen vor dieſer Stadt, und 1000 Pferde nebſt Fußvolk ließen ſie von der Landſeite anrücken. Dieſe bemächtigten ſich auch glücklich durch einen Ueberfall des Kloſters Hofen, von hier aus ſollte die Stadt, die auf den Angriff gefaßt ſchien, belagert werden. Davon erhielt der außerhalb Buchhorns ſtationirte ſchwediſche Oberſt Canoffsky Nachricht, und ſchickte den Rittmeiſter Lichau mit 80 Pferden und 30 Dragonern auf Kundſchaft. Dieſer hub eine kaiſerliche Streifparthie von 60 Reitern, unter dem Rittmeiſter Zinfeld, auf, und erfuhr von einem gefangenen Regimentsquartiermeiſter, daß „noch etliche Truppen Reiter am Bodenſee lägen.“ Unbekümmert um die Zahl rückte die kleine Schaar auf Buchhorn zu, und traf es ſo glücklich, daß gerade die ſchwediſche Beſatzung einen Ausfall that; ſo kamen die Feinde zwiſchen zwei Feuer, und obgleich ſie vom See und vom Land aus ein lebhaftes Bombardement unterhielten, ließen ſie doch 200 Todte und 100 Gefangene zurück, und flohen ſo eilig, daß Vizthum ſelbſt bis an den Hals in den See ſprang, und wenn ihm nicht ein Schifflein zu Hilfe gekommen, ertrunken wäre. Die Schweden eroberten 3 Kanonen und nahmen das Kloſter Hofen. Ihr Verluſt beſtand nur aus Reitern und wenigem Fußvolk. Buchhorn mit ſeinen Schiffswerften war gerettet. Vier kleinere Schiffe und eine ſtolze Kriegsgaleere von 22 Kanonen, der die Schweden den Namen ihrer Königin Chriſtina gaben, waren fertig vom Stapel zu laufen.

Ungefähr um dieſe Zeit thaten ſich auch die kaiſerlichen Beſatzungen von Bregenz, Lindau, Ueberlingen und Conſtanz zuſammen, erſchienen mit 20 Schiffen vor Radolphszell und mit andern Truppen zu Lande. Aber der ſchwediſche Major Schavelizky kam zum Entſatz herbei, ſchlug die Kaiſerlichen, die Oberſt Wolfegg befehligte, und tödtete, doch mit eignem empfindlichem Verluſt, 80 Mann. Er warf nun 400 Mann und auf ein halb Jahr Proviant in die Stadt und ging nach Buchhorn. In Conſtanz war großer Schrecken. Von aller dieſer Angſt befreite die Kaiſerlichen und unſre Gegend die noch in demſelben Monat (am 16. Aug. 1634) zu Nördlingen gelieferte entſcheidende Schlacht, nach der das total geſchlagne ſchwediſch weimariſche Heer mit Bernhard und Horn in wilder Flucht dem Rheine zueilte. Dieſer Sieg warf die proteſtantiſche Parthie darnieder. In ganz Schwaben war bald kein Schwede mehr zu ſehen. Auch unſer See wurde verlaſſen, und ſchon im Oktober die Feſtung Buchhorn auf Gallas Befehl demolirt.

4. Hohentwiel, Wiederhold und Ueberlingen.

Auf der Felſenveſte Hohentwiel, dieſem würtembergiſchen Eiland im Hegau *), befehligte der Oberſt Conrad Wiederhold.

Er war den 20. April 1598 zu Ziegenhain in Heſſen von bürgerlichen Eltern geboren, in ſeinem 17ten Jahre als gemeiner Reiter in hanſeatiſche Kriegsdienſte getreten, hatte ſpäter im Dienſte der Republik Venedig die Kunſt der Behandlung des groben Geſchützes gelernt, und war 1619 Rittmeiſter bei den würtembergiſchen Truppen geworden. Muth und Kenntniſſe hoben ihn bald höher, er erwarb ſich bei der Einnahme Schrambergs großes Lob, ward hierauf Befehlshaber der Feſte Hornberg und nach der Nördlinger Schlacht auf Hohentwiel verſetzt *). Dieſen von Feinden umringten Platz, der wie ein einſamer Fels im tobenden Meere ſtand (denn Würtemberg und ganz Schwaben waren von Kaiſerlichen überſchwemmt und unterjocht, bald alle Veſten des Landes gefallen) ſollte der Oberſt mit einer kleinen Beſatzung von Würtembergern und Schweden, — denn viel faßten die wenigen Morgen der Oberfläche nicht — ſeinem Herzog erhalten. Er aber that mehr. Er bewahrte ſeinem Herrn nicht nur dieſes Kleinod und vertheidigte es vierzehn Jahre lang gegen die Heere der verſchiedenſten Feinde: ſondern er gab es ihm beim allgemeinen Frieden auch in beſſerem Zuſtande zurück, als er es empfangen hatte. Wie ein Adler hauste er auf ſeinem Neſte und kein ſchwacher Punct, keine lockende Beute der Umgegend entging ſeinen ſpähenden Blicken.

Kaum war er einige Monate auf ſeiner Feſte und hatte ſich mit den militäriſchen Poſitionen der Umgegend vertraut gemacht, als er ſeine Augen nach dem benachbarten Ueberlingen ſchweifen ließ, das in dieſem Augenblicke der Sicherheit, wie es ſcheint, blos von ſeinen Bürgern bewacht wurde. Die Ueberlinger hatten erfahren, daß ketzeriſche Güterwägen aus Ulm an ihrer Stadt vorbeipaſſiren würden und zogen aus, dieſelben wegzunehmen. Dieſes ſah Wiederhold, oder erkundete es: im Fluge war er mit der Beſatzung unten, überfiel die Ueberlinger, nahm ihnen den Raub, tödtete 350, die übrigen 200 nahm er gefangen und führte ſie nach Hohentwiel. Es waren großentheils mißvergnügte, der kaiſerlichen Sache nicht ſehr ergebene Bürger, die ſich nicht weigerten, dem Kommandanten einen Anſchlag auf ihre Stadt an die Hand zu geben und ihn mit den Oertlichkeiten wohl bekannt zu machen, vielleicht auch ihre Kleider der Beſatzung zu leihen. Nun marſchirten die Hohentwieler auf Ueberlingen los, wurden für die ausgeſandte Streifparthie gehalten, und unbedenklich eingelaſſen. Sie hieben

---

*) Ueber Hohentwiels Erwerbung durch Würtemberg, ſ. unten beim Rückblick auf die Burgen.

*) Pfaff Geſch. Würtemb. II. 154.

die Wachen nieder und bemächtigten ſich der Stadt. Da ſie aber, von den kaiſerlichen Beſatzungen in Conſtanz, Lindau und Bregenz umringt, nicht hoffen konnten ſie zu behaupten, plünderten ſie dieſelbe rein aus, ſteckten ſie in Brand und führten alle Beute und das grobe Geſchütz nach Hohentwiel. Die Bürgerſchaft mit Weib und Kindern hatte ſich auf den Schiffen nach Conſtanz geflüchtet.

Dieß war Wiederholds erſte That. Gegen Ende Octobers zog ſich eine kaiſerliche Armada um den Bodenſee zuſammen, deren Anführer der Kommandant von Conſtanz, Oberſt von Wolfegg, war. Er verband ſich zu Ueberlingen mit Mercy. Beide vereinigt ſollten die Hohentwieler im Reſpect halten.

N. C. 1635. Im Januar des Jahres 1635 ſammelte ſich noch eine bedeutendere kaiſerliche Macht zu Ravensburg, denn es verlautete, daß der ſchwediſche Bundesgenoſſe, der Herzog von Rohan mit einem franzöſiſchen Heere aus dem Elſaß heranziehe und Conſtanz und Lindau bedrohe. Wirklich brach auch Rohan mit 4000 Franzoſen auf; aber er nahm einen andern Weg; er ging durch das Innere der Schweitz nach St. Gallen und über Trogen, Altſtädten und Sennwald durchs Rheinthal nach Bündten den Spaniern entgegen. Jetzt konnte die kaiſerliche Macht gegen Hohentwiel verwendet werden. Aber zuvor brauchte man Geld; dieß trieb Vizthum in Lindau von den wenigen verhungerten Bürgern mit empörender Härte ein. Auch auf dem Lande herrſchte ſolches Elend, daß die Hunde, die der Schinder geſchlagen, über Nacht von den Bauern aufgefreſſen wurden. Dennoch zog Vizthum im Juli mit der vereinten kaiſerlichen Macht vor Hohentwiel um Wiederholds beſtändige Ausfälle zu verhindern, er warf auch eine Beſatzung nach Stein am Rhein und die Fürſtenbergiſchen Dragoner beſetzten Engen und Hohenhöwen. Im September wagte er endlich einen Sturm auf Hohentwiel und kam glücklich bis in den Vorhof der Veſte; dort wurde er durch die Anſtrengung der Beſatzung zurückgetrieben. Es waren damals im Ganzen an 10,000 Mann Kaiſerliche am Bodenſee, die beſonders bei Lindau übel hauſten. Sie waren meiſt für Italien beſtimmt, wohin ſie
N. C. 1636. endlich im Anfange des J. 1636 abzogen. Dadurch wurde die kaiſerliche Macht am See ſehr geſchwächt und Graf Oſſa (der unterdeſſen zum Feldmarſchallieutenant vorgerückt, wieder in dieſer Gegend ſtand), hielt es für gerathener, einen Waffenſtillſtand auf 6 Monate mit Wiederhold einzugehen, in Folge deſſen Vizthum die Belagerung aufſchob und abzog (25. Febr.) Dieſer Waffenſtillſtand verlängerte ſich auf 2 Jahre.

In dem verwichenen Jahre hatten die Schweden, durch den Prager Frieden ihrer Allirten beraubt und geſchwächt, ſich an Frankreich gewandt, das unter Richelieu mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich geltend zu machen. Bernhard ſchloß einen Vergleich mit dieſer Krone (Okt. 1635), und Franzoſen und Schweden zugleich eröffneten den Feldzug am Rhein; über die abtrünnigen Sachſen ſiegte Banner bei Wittſtock den 24. Sept. 1635; jene aber am Rhein kämpften zwei Jahre lang ohne vielen Erfolg, denn das Unglück der Franzoſen in den Niederlanden hemmte ihre Operationen. Erſt im Febr. 1638, wo Bernhard ſeine Winterquartiere bei Baſel verließ, nahm der Krieg für ihn eine glänzende Wendung, und der große Sieg bei Rheinfelden (21. Febr. 1638) N. C. 1638.
machte den Herzog Bernhard zum Herrn des Oberrheins, im Schwarzwald, im Breisgau, im Elſaß. Schon im Nov. 1637 ſchloß Wiederhold auf Hohentwiel mit Herzog Bernhard einen Vertrag, in welchem er verſprach, die Veſte an Niemand zu übergeben. Jetzt war auch Hohentwiels Waffenſtillſtand abgelaufen und Bernhard erſchien perſönlich auf der Veſte, den muthigen Kommandanten zu begrüßen und Einſicht von den Werken zu nehmen. Aber kaum war er wieder fort, ſo rückten die N. C. 1639.
kaiſerlichen Völker vom Bodenſee, wo ſie ſich geſammelt, auch Conſtanz beſſer verſchanzt hatten, wieder vor die Veſte, wagten einen Sturm und kamen abermals bis an den Vorhof, und wurden abermals, doch mit Mühe, abgetrieben. Ihnen folgten im Auguſt die Bayern; ſie beſchoſſen und unterminirten die Feſtung vergeblich; darüber wurden die Schlöſſer Hohenhöwen und Roſeneck eingeäſchert. Aber die Bayern erweckten dem braven Wiederhold einen viel furchtbareren Feind, als ſie ſelbſt waren. In Würtemberg, das Herzog Eberhard im J. 1638 nach langer Verbannung wieder betreten hatte, waren bald die befreundeten Weimaraner, bald die feindlichen Bayern Herrn; die Letztern ſetzten dem Herzog, der durch Neutralität ſein Land zu retten hoffte, ernſtlich zu, dem Kommandanten von Hohentwiel die Uebergabe dieſes Platzes zu befehlen. Zweimal ließ Eberhard deßwegen an Wiederhold ſchreiben. Aber der redliche Mann wußte, daß ſein Herr nicht frei war, er kannte ſeinen innerſten Willen beſſer. Er dachte:

ternal (am 9. Sept. 1639) ſchrieb der Herzog folgendes eigenhändige Poſt-Scriptum unter ſeinen Brief: „Wofern Du, Wiederhold, uns noch mit Treuen meineſt, wirſt Du dieſem Befehl Folge leiſten, und Deine Treu, Ehr und Namen zu retten, Dich mit befohlener Lieferung dieſes Hauſes nicht länger aufhalten.“ Aber Wiederhold glaubte Treue, Ehre und Namen nicht auf dieſe Weiſe bewahren zu können. Er antwortete nicht. Vielleicht iſt es der Geſchichte vorbehalten, uns zu enthüllen, was ihn ſo kühn gemacht. Genug, er fuhr fort ſich zu vertheidigen, und mit Staunen ſah der gelehrte Bürgermeiſter von Ueberlingen, J. H. v. Pflummern, an dem Felſen hinauf und verſicherte, die Belagerung Hohentwiels werde ſelbſt die von Troja übertreffen. Es werde ein ordentlicher Hof auf dieſer Veſte gehalten und dieſes Raubneſt mit allerlei Sachen zu Liſt und Nothdurft eingerichtet**).

N. C. 1640.

Die Nähe der Weimaraner belebte Wiederholds Hoffnungen. Noch im September zog die bayriſche Belagerungsarmee und im Oktober das letzte zur Blokade zurückgelaſſene Regiment weg, und die Bayern ließen 1500 Todte vor der Feſtung zurück. Im November und December wurde ſie von den Oberſten Truckmüller und Iſolani nur von Ferne beobachtet. Im Juli 1640 kamen endlich die weimariſchen Truppen unter Generalmajor Erlach und Oberſt Hatſtein ſtürmten das Städtchen Engen, wo ſie die Beſatzung von 300 Mann und viele bewaffnete Bürger über die Klinge ſpringen ließen***) und verſahen Hohentwiel mit der von ihnen eingethanen Aerndte. Neue oberöſterreichiſche Völker, die in der Umgegend lagen, retirirten nach Tübingen. Andre ſechs Regimenter ſammelten ſich bei Stockach, aber das meiſte Volk riß aus und lief dem Erlach zu, ſo daß aus 3000 am Ende 700 wurden. Die Hohentwieler ſiegten in mehreren Ausfällen; die Kaiſerlichen aber befeſtigten Radolphszell, das ſeit der Nördlinger Schlacht von den Schweden geräumt war. Am 9. Sept. erſchien gar auch ein ſpaniſches Armeekorps von 7000 Mann Fußvolk und Reiterei in Stockach. Der Befehlshaber Don Friderico Enri-

---

*) Merian.

**) Weing. Arch.

***) So das Theatrum Europäum. Nach Donaueſchinger Archivnachrichten trieben vielmehr die bewaffneten Bürger von Engen den Sturm ab, verloren aber dabei viele Leute.

mandanten in einem ſehr höflichen Schreiben unter großen Lobpreiſungen ſeines Heldenmuthes zur Uebergabe auf. Wiederhold verſtand dieſe Sprache eben ſo wenig, als die rauhere des Geſchützes: er antwortete mit einem feſten Nein. Der Spanier faßte nun bei der Ruine Staufen Poſto. Aber ſchon am 7. Okt. wurde die ſpaniſche Vorwacht von dem zum Entſatze herbeieilenden weimariſchen Oberſtlieutenant v. Roſa überfallen, wobei der neue Oberſtlieutenant des Toullianiſchen Regimentes Graf Albrecht von Fürſtenberg blieb. Auch der Hauptpoſten zu Staufen wurde übermeiſtert und am Ende wurden alle Spanier verjagt. Nacheinander forderten jetzt der kaiſerl. Oberſt Aeſcher, der General Sparr, endlich ſelbſt der Rath von Schaffhauſen, (11. Dec. 1641) den Wiederhold dringend zur Uebergabe auf: er aber blieb gegen Alle unerſchütterlich und lebte bis zum Ende des J. 1642 unangefochten auf ſeiner Feſtung und „füllte Bauch und Seckel“*) vom Raube der Umgegend. Die Noth war unbeſchreiblich: Wiederhold erpreßte; Sparr verbot die Lieferung. Alle Dörfer ſtanden leer. Die Einwohner gingen in der Schweitz betteln. Der Zeller Kommandant vertrieb ſie mit Gewalt: ein alter Mann, der heilig verſprach, nichts nach Hohentwiel beiſteuern zu wollen, und bat, man ſollte ihn unter ſeinem Dach ſterben laſſen, wurde unbarmherzig hinausgetrieben**). Zu Mörsburg ließen die Kaiſerlichen ſich vernehmen: es iſt dem Kaiſer mehr an Einem Soldaten gelegen als an Ueberlingen und 4—5 Ortſchaften***). Indeſſen wandelte Wiederhold — wie er ſelbſt in einer Relation ſagt — „die Luſt an, einen Fuß an dem Bodenſee als ſeinem nächſten Nachbar zu ſetzen: er und Erlach wollten daher zuerſt ihr Heil an Conſtanz verſuchen und drangen in der Nacht des 27. Novembers mit ziemlicher Truppenanzahl bis vor die Stadtmauer. Hier machte die Vorwache Lärm, die Stadt wurde wach, man löſte die Stücke, und jene mußten ſich mit der Brandſchatzung einiger maynauiſchen Flecken begnügen und nach Hohentwiel zurückkehren. In Conſtanz verlor darüber Oberſt Keller die Kommandanten-Stelle und Oberſt Roß kam an ſeine Stelle. Doch Wiederhold ließ ſich den mißlungenen Verſuch nicht abſchrecken. Denn als ſeine Freibeuter ſich kurz darauf

---

*) Weing. Arch.

**) Ebendaſ.

***) Ebendaſ.

Wahrzeichen ein Stück Holz, das ſie aus der erſten Pforte, des dreifachen Grundthores auszuhauen die Kühnheit hatten, mitgebracht: ſo brach Wiederhold auf, angeblich nach Rotweil zu marſchieren, bald aber wandte er ſich und kam am 30. Jan. 1643 Nachts vor Ueberlingen an. Er fand das Thor abermals unbewacht, ſprengte es mit einer Petarde, überfiel und unterdrückte in der Wachtſtube vier ſpielende Soldaten und drang mit ſeinen ihm nachfolgenden Truppen (meiſt Franzoſen) durch das aufgehauene Thor. Jetzt erſt erwachte die Stadt und es geſchahen links von dem Galler Thurme herab einige Schüſſe. Dennoch ſprengte Wiederhold auch die folgenden Thore: zugleich dringen die Franzoſen nicht weit vom See durch ein Nebenthürlein ein. Nur 12 — 15 Mann ſtanden unter den Waffen; ſie wurden niedergemacht. Die Hohentwieler zogen in Reih' und Glied ein, und ſo -- ſpricht Wiederhold —" wurde dieſer alten Jungfrauen das Ehrenkränzlein abgezogen *)." 80 kleine Stücke, 70 meſſingene Doppelhacken, 400 Musketen, 100 Küraſſe, dazu viel Getraide und Wein waren die Früchte dieſes Sieges. Dießmal ließ Wiederhold die eroberte Stadt nicht wieder aus der Hand. Er warf vorläufig 500 Mann hinein, ſpäter beſtellte Frankreich den Vicomte de Corval zum Kommandanten und gab ihm 100000 Livres um damit 500 Reiter, 800 Fußgänger und 6 armirte Schiffe auf dem See zu unterhalten. Natürlich wurde jetzt Ueberlingen von Conſtanz feindlich behandelt, und eine Conſtanzer Jagd nahm ihm am 25. März ein reichbeladnes Frachtſchiff weg.

Bei Dieſſenhofen, Stein am Rhein und Gottlieben hatten in dieſem Sommer die Eidgenoſſen feſte Plätze; unweit Hohentwiel lieferten ſich die einander im Angeſicht ſtehenden franzöſiſch weimaraniſchen und bayriſchen Heere Scharmützel. Corval überfiel auf einem glücklichen Ausfall 60 Dragoner, die nach Mörsburg wollten, und brachte 40 Gefangne und über 80 montirte Pferde zurück. Auch bei Ravensburg fiel ein den Weimaranern günſtiges Treffen vor, in welchem der bayriſche Generalwachtmeiſter Caſpar von Merz eine ſchwere Kopfwunde erhielt und der Oberſt Königseck gefangen wurde. Die Weimaraner plünderten jetzt Markdorf, Buchhorn und das ganze deutſche Ufer ungehindert bis eine halbe Stunde vor Lindau; dann brachen ſie aus der Gegend auf, und marſchirten gegen Rotweil. Hiermit veränderte ſich die Scene in un-

bildeten mit Chur-Bayern ein Heer von 20000 Mann und wurden dadurch Meiſter im Oberlande. Zugleich ſpannen die Seeſtädte ein Complott mit der Bürgerſchaft in Ueberlingen zu Befreiung der Stadt von den Franzoſen an; als ſie aber (Sept. M. C. 1643. 1643) mit ihren Schiffen vor der Stadt erſchienen, fanden ſie dieſe wohlverwahrt, das Complott entdeckt und die zwei Rädelsführer von Corval an den Galgen gehenkt. Bald darauf wurde die franzöſiſch-weimariſche Armee bei Tuttlingen von den Bayern unter Joh. v. Werth überfallen und total geſchlagen (24. Nov.). In Folge dieſes Siegs zogen die Bayern vor Ueberlingen, blockirten es, und fingen im Jan. 1644 die förmliche Belagerung der Stadt an. Aber Corval war ein furchtloſer Kriegsmann; er armirte zwei eroberte und ein andres großes Schiff, um ſich auf dem See zu wehren und frei zu halten. Anfangs war die Beſatzung noch reichlich mit Proviant verſehen, und im ganzen Februar erhielt jeder Mann täglich $^1/_2$ Pfund Brod und $1^1/_2$ Maas Wein. Aber auch die Belagerer bekamen 1000 Mann Verſtärkung und legten in Conſtanz ein großes Frucht- und Munitionsmagazin an.

Aus zwei Werken wurden die Bayern von den Belagerten vertrieben; allein jene holten zwei große Stücke von Conſtanz und fiengen die Stadt ernſtlich zu beſchieſſen an. Am 22ſten langte auch noch der bayriſche General Mercy vor der Stadt an, und der Angriff wurde verdoppelt. Am 2ten Mai waren alle Thürme auf der Mauer niedergeſchoſſen; Corval hatte nur noch 500 Mann; er ſchickte alle Gefangenen ohne Ranzion heraus; Mercy wollte ebenſo ſeine Gefangenen hineinſchicken; aber die Knechte wollten dem Hunger nicht in den Rachen laufen. Dennoch wollte der Vicomte von keinem Accord hören. Erſt als Mercy eine Breſche von 30 Ellen Weite geſchoſſen hatte, alles zum Sturm bereit war, Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten *) und 700 Mann von der Beſatzung gefallen und geſtorben waren (aber auch die Bayern hatten 400 Mann verloren): erſt jetzt ſchloß der heldenmüthige Mann eine ehrenvolle Capitulation. Er räumte den Bayern drei Thore ein und erhielt am 15ten Mai freien Abzug mit Waffen, Bagage und klingendem Spiel. Die Bayern fanden eine verwüſtete halbausgeſtorbne Stadt; die Leichen der angeſehenſten Bürger lagen noch unbegraben in den

---

*) Merian

*) Nach dem Weing. Arch. hatte der Kommandant doch noch etliche Monate zu leben. Allein dieß iſt Angabe ſeiner Feinde.

den und feindlich behandelt; Rath und Prediger vom Generalkommiſſär Scheffler arretirt und entſetzt.

Durch die Schlacht bei Tuttlingen und den Fall der Stadt Ueberlingen, die Conrad Wiederhold ſo glücklich gewonnen, ſchien auch dieſer mürbe werden zu wollen, und zeigte ſich nicht abgeneigt zu kapituliren, wenn der Beſitz von Twiel Würtemberg geſichert würde und er ſelbſt mit 50 Knechten das Commando auf der Feſtung führen dürfte. Auf dieſe Bedingungen hin wurden zwiſchen ihm und den Würtemb. Geh. Reg. Räthen v. Lützelburg und Dr. Joh. Friedrich Jäger v. Jägersberg einerſeits, und dem bei der bayr. Reichs-Armee anweſenden Oberkriegsrath Scheffler ein vorläufiger Vertrag abgeſchloſſen. Während der Unterhandlungen war Waffenſtillſtand; die feindlichen Generale ritten mit einander, und Wiederhold gab den Bayern zu Singen ein ſtattliches Mahl.

Aber die Ratifikation blieb aus, und die Feindſeligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Doch war die Blockade nicht ſtreng, wurde am Ende ganz aufgehoben, und Wiederhold fieng ſeine alten kühnen Streiche wieder an. Das einemal (17. Febr. 1645) zog er vor Tuttlingen, hieb die Palliſaden nieder und verbrannte die Thore; das andremal ſtreifte er bis vor die Thore von Radolphszell und hätte ſie mit Petarden geſprengt, wenn er ſie nicht verſchüttet gefunden hätte; am 13ten Apr. kam er ſogar bis Memmingen. Aber im Junius traf ihn ein empfindlicher Schlag; der Keller von Hohentwiel, Stockmeyer, wurde in einem Schaffhauſiſchen Dorfe mit einem Säckel von 1040 Dukaten erwiſcht und nach Ueberlingen geſchleppt, wo ihn 4 Musketiere bewachten. Zwar gab er vor, es ſey ſein Heirathgut, allein die Kaiſerlichen ſahen jetzt, in welchen Beutel das Geld der armen Landbewohner gefallen war, und wie Wiederhold in der Gegend gehaust, in der er nach dem Abzuge der Franzoſen jetzt der einzige Feind war. Auf dieſen Verluſt wurde er erſt recht grimmig, und der bayriſchen Beſatzung in Ueberlingen, der kaiſerlichen in Lindau zum Trotz ſtreifte er mit 500 Mann brandſchatzend durch die ganze Seegegend, nach Argau, Tettnang, Weingarten, nahm den Abt deß letztern Kloſters gefangen und behielt ihn als Geiſſel für ſeinen Keller; der Inſel Reichenau be-
N. C. 1646. mächtigte er ſich ohne Schwertſtreich (Jan. 1646) und fand darin nicht nur groſe Mundvorräthe, ſondern nahm auch alle Schiffe zum groſen Schaden der Gegend weg, da der Paß auf dem Unterſee und dem Rhein ohnedem geſperrt war. Endlich

hentwiel um 4000 Reichsthaler im Jannar ranzionirt. Zwei Geſandte des Fürſtabts von St. Gallen, die Wiederhold, man weiß nicht warum, hatte aufheben laſſen, gab er auf Zürchs Begehren wieder frei. Im Mai raubte er den Dillingern Pferde, Vieh und Bürger. Endlich widerſetzte ſich ſeinen Streifereien der bayr. Generalmajor Speerreuter und ſetzte ihnen ein Ziel. Der ehrliche Bürgermeiſter zu Ueberlingen aber, Dr. v. Pflummern ſeufzte unter dieſen Plackereyen und verſicherte, daß er lieber cum Ovidio in Ponto ſeyn möchte, als in dieſem ſeinem Amt.

5. Zweiter Beſuch der Schweden am See. — Eroberung von Bregenz. Belagerung von Lindau. — Seekrieg. — Friede.

Die Schweden hatten in Mitteldeutſchland unter Torſtenſohn ihren alten Ruhm wieder erfochten; an die Stelle dieſes Feldherrn war, als er vom Schauplatz abgetreten, Guſtav Wrangel gekommen. Die Abrede unter den Verbündeten, vermöge der die Franzoſen und die Schweden Bayern, das in der letzten Zeit der Kriegsſchauplatz geweſen war, verließen, führte auch jenen Schwediſchen Helden an unſern See, und man war den Wechſel der Dinge ſo gewohnt, daß Niemand ſich wunderte, als ſein in Böhmen begonnener Feldzug am Bodenſee endigte. Die franzöſiſche Armee unter dem groſen Turenne, lag ebenfalls in dieſer Gegend, in und um Waldſee; Wrangel aber, nachdem er Kempten den Bregenzerwäldern, die es überrumpelt, entriſſen hatte, marſchirte vor Ravensburg, das ſich auf Diskretion ergeben mußte, und rein ausgeplündert wurde. Die Schweden hausten entſetzlich mit Brand, Mord und Nothzucht. Die nächſte Operation war gegen Bregenz gerichtet, deſſen enge, ſteile und daher für unüberwindlich gehaltenen Zugänge, dieſe Stadt zu einem allgemeinen Zufluchtsort der Nachbarſchaft für Menſchen, Vieh und Habe gemacht hatten. Die Schweden gelüſtete nicht nur nach der Beute, ſondern auch, und noch mehr, nach dem Ruhme, den trotzenden Paß bezwungen zu haben. So rückte denn der ſchwediſche Generallieutenant Königsmark mit nicht weniger als 10000 Mann und 21 Feldſtücken in den letzten Tagen des Jahres 1646 vor die Stadt Bregenz; und Wrangel N. C. 1646. ſelbſt folgte ihm unmittelbar. Der Schweden erſtes war, daß ſie mit Hülfe der Bauern von Wangen einen Theil der Schanthal hinauf bis Feldkirch vordrangen, ſo daß die erſchrocknen Eidgenoſſen ein allgemeines Aufgebot ergehen ließen. Allein im Rücken des am Bodenſee zurückgebliebenen Feldmarſchalls Wrangel ſammelten ſich die Bauern des Bregenzerwaldes, verſchanzten ſich bei Ißny und nöthigten ihn, mit 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolks, von Leutkirch aufzubrechen. Die Bauern warfen ſich, von Wrangel verfolgt, ins Gebirge und ſammelten ſich erſt bei der Bregenzerclauſe wieder, die verſchanzt war, und in der eine kaiſerliche Beſatzung lag. Am Chriſttage erreichte ſie hier der ſchwediſche Feldherr. Sie hatten den ſchroffen Felsabhang zur Linken vortheilhaft beſetzt; aber 100 Mann Schweden erkletterten die Höhen und trieben ſie herab. Doch auch unten am Felſen, wo ſich einige Häuſer unmittelbar an die Clauſe lehnten, war eine feſte Bruſtwehr von den Bauern errichtet worden; hier wehrten ſie ſich tapfer; bis es dem ſchwediſchen Generalmajor Mortagne gelang, ſie herauszutreiben. Viele wurden niedergemacht; die andern verſuchten es, ſich auf die Neu-Schanze zurückzuziehen, die auf einem Felſen gelegen war und zu der eine Zugbrücke über eine tiefe Kluft führte. Allein die Schweden kamen ihnen zuvor, ehe die Brücke aufgezogen war, und ſo flohen die Bauern geradezu nach der Stadt Bregenz; denſelben Weg nahmen die in der Schanze poſtirten Oeſterreicher, ſo daß die letztern bald in den Händen der Schweden war. Bauern und Soldaten, zum Theil vom Wege abgeſchnitten, warfen ſich in den Bodenſee, um ſich auf die Schiffe zu retten; viele fanden ihren Tod in den Wellen. Die kleine Beſatzung der Clauſe wehrte ſich noch ein paar Stunden, bis auch ſie überwältigt wurde; jetzt war der Paß nach der Stadt offen und dieſe fiel von ſelbſt. Die Schweden fanden hier unermeßliche Beute; über 500 Wagen, auf denen ſich namentlich das Mobiliarvermögen der drei Grafen von Hohenems, von Zeil und von Königseck befand, wurden von ihnen ſchwer beladen über die Donau geſandt.

Conſtanz hatte der Stadt während der Belagerung einige Schiffe mit Volk zugeſchickt; dieſe wurden von den Schweden nicht nur zurückgetrieben, ſondern größtentheils erobert. Ein Schiff mit 60 Perſonen, Weibern und Kindern, das ſich nach Lindau retten wollte, ſank mit der unglücklichen Laſt zu Grunde. Unter den Gefangenen war auch der Stadtkommandant Obriſt Aſcher. Dieſen ſandte Wrangel auf das Schloß Hohenbregenz, das von dem ſpitzen Felſen des Gebhardsberges, von einem dunklen Kranze von Tannenwäl-

Thale blickte. Ganz unerwartet öffnete das Schloß ohne allen Widerſtand, und ein Theil des Aſcher'ſchen Regiments nebſt einigen Landfähnlein ſtreckten vor den einziehenden Schweden die Waffen. Hier, wie in den Schanzen, wurden ſchöne metallne Stücke erbeutet. Der ſchwediſche Verluſt war unbedeutend und von Oberoffizieren nur der Kapitän Wrangel geblieben. Auf feindlicher Seite waren hauptſächlich die Bauern das Opfer geworden, ihrer ſollen an 6000 niedergemacht worden ſeyn.

Mit dem Schloſſe Hohenbregenz hatte Wrangel den Paß gegen den Bodenſee, nach Bündten, Tyrol, der Schweitz und Italien ſich geöffnet, was im Laufe dieſes Krieges noch nie geſchehen; und man erwartete nicht anders, als daß ſofort Lindau, Conſtanz und der ganze See in ſeine Gewalt gerathen werde. Die Eidgenoſſen legten eilig 7000 Mann an den Rhein, um ihre Päſſe zu wahren. Aber ihre Abgeſandten, Salomo Hirzel Bürgermeiſter von Zürch und Rudolph von Salis aus dem Gotteshausbund wurden von Wrangel zu Bregenz gaſtlich bewirthet und völlig beruhigt. Ja ſelbſt die Königin Chriſtina erließ ein ſehr gnädiges Schreiben an ſie.

N. C. 1647.

Wirklich wandte ſich auch Wrangel nicht nach Süden, ſondern er brach am 3ten Jan. 1647 auf und zog gegen Linden. Längſt hatte der Volksglaube über dieſer Stadt am Himmel ein feuriges Schwert erblickt, und die Lindauer hatten Weiber und Kinder in die Schweiz geflüchtet. Der kaiſerliche Commandant dieſer Stadt, Graf Max Willibald von Wolfegg-Waldſee, Hofkriegsrath, Generalwachtmeiſter und Oberſter, ein Mann von viel Verſtand und Einſicht, der an die Stelle des im J. 1640 verſtorbnen Oberſten Vizthumb gekommen war, ließ eiligſt am 4ten Jan. die Schiffe von Fußach retten, und rüſtete ſich, vom Rathe der Stadt unterſtützt, zur Gegenwehr. Die Garniſon war mit dem Troſſe 2000 Mann ſtark. Am 8ten Januar erſchien Wrangel perſönlich beim Kapuzinerkloſter unweit der Brücke, um zu rekognoſciren; er errichtete hier Schanzen und eine Batterie, und ein ununterbrochenes Feuer auf die Stadt begann. Wolfegg erhielt vom Gen. Lieutenant Gallas, anſtatt des gehofften Succurſes, nur einen ſehr geſchickten Obriſten vom Genie, den Baron Crivelli, der am 23. Jan. anlangte, und unverzüglich alle Poſten beſichtigte. Inzwiſchen beſetzte Wrangel das ſehr feſte Schloß Langenargen, der kaiſerliche Commandant hatte es feige verlaſſen und wurde ſpäter dafür zu Lindau enthauptet. Zu Bregenz ließ Wrangel Kriegsſchiffe nen entgegen und ſiegten in einem kleinen Seetreffen, nur der gute Segelzug und der günſtige Wind rettete die Schweden. Am folgenden Tag erſchienen ſie wieder mit 5 Schiffen; es wurden aber nur Schüſſe gewechſelt. Vor der abgeworfenen Brücke hatte Wolfegg eine kleine Schanze errichten laſſen, welche den Aus- und Eingang der Soldaten ſchützte, und trotz des niedrigen Waſſerſtands, den Feind hinderte, ſich den Baſtionen zu nähern. Gegen dieſes Schänzlein richtete Wrangel vergebens Batterien, Faſchinen und Minen; ein glücklicher Ausfall (5. Febr.) trieb den Feind zurück, eine Contramine vereitelte die Wirkung der letztern (8. Febr.), ein Sturm auf die Schanze mislang (9. Febr.); erſt am 11ten Febr. zerriß eine ſchwediſche Mine ein Drittheil der Schanze; allein die Belagerten behaupteten ſich in dem übrigen Theil. Indeſſen wurde die Stadt ſeit vielen Wochen mit Granaten, ſteinernen und eiſernen Kugeln, unaufhörlich beſchoſſen, und allein am 14ten Jan. fielen innerhalb 3 Stunden 350 glühende Kugeln in dieſelbe; beſonders wurde, um Beſatzung, wie Bürger zur Uebergabe zu ſtimmen, nach dem Hoſpital der evangeliſchen Stadtkirche und dem katholiſchen Fräuleinsſtifte gezielt. Die Einwohner mußten in andere Kirchen flüchten; viele Häuſer wurden zerſchmettert: dennoch blieben ſie ſtandhaft, und wie durch ein Wunder kam keiner ums Leben und keine Brunſt entſtand; nur ein altes, fremdes Weib wurde von einer Granate zerſchmettert.

Am 11ten Febr. fuhr eine große ſchwed. Ausrüſtung, von Wrangel ſelbſt, der die Belagerer durch eine ſchwache Kanonade beſchäftigen ließ, befehligt, beſtehend aus eilf größern und zwei kleinern Fahrzeugen, die mit 1000 Musketiren und 4 Stücken beſetzt waren, den See der Länge nach hinab, und erſchien vor Maynau. Den Rand dieſer Inſel faßten damals, freilich verfallene, Schanzen rundherum ein. Die Gebäude waren von drei Seiten mit doppelten Mauern (die zum Theil noch ſtehen) eingefaßt und im Ganzen von 14 Thürmen umgeben; am ſüdweſtlichen und ſüdöſtlichen Ende waren zwei größere Schanzen. Die erſten verließen die kaiſerlichen ſogleich bei der Annäherung der ſchwediſchen Flotille. Aus der zweiten leiſteten ſie einigen Widerſtand; dennoch landete Wrangel noch an demſelben Tage; am Andern bemächtigte er ſich des Schloſſes und am vierten Tage kapitulirte der Commenthur des Deutſchordens, Obriſtlieutenant v. Hundpiß und überließ den Schweden die Inſel. Dieſe ſollen dort nach einiger Zeit einen herrlichen Schatz, darunter Meßkleider mit Edelſteinen geſtickt, große Pokale, Gold- und Silbergeſchirr, auch fünf halbe Karthaunen, alles zuſammen 5 Millionen (Gulden?) an Werth aufgefunden haben.

In Lindau machten indeſſen die Kaiſerlichen glückliche Ausfälle, am 14. Febr. zu Schiffe nach Hard, wo ſie einen Capitänlieutenant aufhoben; am 19. Febr., bei einem tiefen Schnee; in weiſſen Hemden, wo es ihnen gelang, die ſchwediſchen Batterien zu vernageln. Dagegen ruinirte Wrangel jenes Schänzlein am Thore vollſtändig durch eine Miene die am 15. Febr. ſprang.

Da jedoch Wrangel die hartnäckige Vertheidigung Lindau's, und keine Hoffnung ſah, bald Meiſter der Stadt zu werden, ſo ſchickte er ſich am 5. März zum Abzuge an, führte am 6. das ſchwere Geſchütz weg, ſprengte am 7. Pfannenberg, am 8. die Clauſe und Neuſchanze; zwei große Schiffe verbrannte er, und zog endlich mit ſeinem ganzen Heere, von Lindau aus, mit höhnenden Schüſſen verfolgt nach Tettnang und ſpäter nach Ravensburg. Die Schweden hatten in Wällen 700 Mann vor der Feſtung verloren. Der Verluſt der Belagerten war höchſt unbedeutend, aber Seuchen hatten 700 Einwohner weggerafft, und der Geſammtſchaden der Stadt wurde auf 200000 fl. geſchätzt. Wrangel warf im Abziehen eine kleine Beſatzung in das Schlößchen Güſſen, beim Uebergang über die Argen, die ſich hier gut verſchanzte. Das ganze Ufer des Bodenſee's brandſchatzte er unbarmherzig. Das befreite Lindau ſang am 10ten März ein Tedeum und läutete mit allen Glocken. Aber auf Maynau in Langenargen und im Schloſſe Neuenburg auf dem rechten Rheinufer bei Götzis, herwärts Feldkirch, lagen noch ſchwediſche Beſatzungen. Im Rheinthal hatte ſich Hohenems und Feldkirch durch Contributionen von der Gefahr der Schweden losgekauft. Die proteſtantiſche Stadt St. Gallen ſtand gut mit ihnen; ſie kauften dort viel, und der ſchwediſche Superintendent wurde von ſeinen Glaubensgenoſſen hoch geehrt.

Die franzöſiſche Armee hatte bisher unter Turenne Ueberlingen beſetzt gehalten; mit Wrangels Entfernung von Lindau, zog auch dieſe ab und ins Herz von Würtemberg. Von den Schweden wurde die Landkomthurey des deutſchen Ordens Altſchhauſen auf dem Abzuge raſirt und geſprengt.

Nach der Entfernung der beiden feindlichen Armeen ließ ſich wieder eine kaiſerliche Macht unter dem General Enkenfort am Bodenſee blicken; Reiter und Fußvolk ſchifften ſich in Conſtanz und Radolphzell ein, und fuhren den See hinauf nach Bregenz, wo ſie die Klauſe und die andern Schanzen wieder beſetzten. Andres Volk, das von Villingen nach Conſtanz gekommen war (500 Mann), rüſtete 17 Schiffe aus und wagte, von den Lindauern unterſtützt, einen Angriff auf die Maynau; aber die ſchwediſche Beſatzung ſchlug den Sturm ab; ja die Schweden machten ſich das heimiſche Element bald ſo unterthan, daß der ganze Bodenſee unſicher wurde und die von Conſtanz, Lindau und Ueberlingen nicht mehr zuſammenkommen konnten. Doch hätten ſie ſich nach Entfernung der großen Armee nicht mehr lange halten können und boten ſchon unter der Hand den Bregenzern ihre Schiffe um billigen Preis zum Verkauf an. Aber der Partikularwaffenſtillſtand, den die Kronen Schweden und Frankreich mit Bayern abſchloſſen, änderte die Geſtalt der Dinge am Bodenſee auf einmal. In Folge deſſelben verließen die Bayern Memmingen und Ueberlingen, und fünfzehn ſchwediſche Fähnlein unter Duglas beſetzten dieſe Städte. Sogleich erſchienen die Schiffe der Conſtanzer und Lindauer vor Ueberlingen. Aber von den Wällen empfieng ſie donnerndes Geſchütz und von der Maynau aus fielen ihnen die ſchwediſchen Schiffe in den Rücken, ſo daß ſie zu einem ſchnellen Rückzuge genöthigt waren. Einen kurzen Waffenſtillſtand benützte der ſchwediſche Commandant zu Ueberlingen, um zwei große Kriegsſchiffe jedes von 16 Kanonen zu bauen; mit dieſen und vier andern kreuzte er auf dem See und nahm alles Korn weg, das nach Lindau beſtimmt war. Zugleich rüſtete ſich Wiederhold auf Hohentwiel, und die Conſtanzer, die ſchleunig an den Feſtungswerken ihrer Stadt reparirt hatten, ſchickten voll Bangigkeit nach Innsbruck um Hülfe.

Die kleine ſchwediſche Beſatzung des Schloſſes Neuenburg, nicht weit von Hohenems, zuerſt vom Grafen von Hohenems, dann vom General Enkenfort belagert, kapitulirte, nach tapferer Vertheidigung, um dieſe Zeit und erhielt, noch 60 Mann von 90 ſtark, ehrenvollen, freien Abzug nach Ueberlingen (23. Mai 1647); auch Ems war von den Kaiſerlichen wieder beſetzt worden. Die Völker des Generals v. Enkenfort und des Oberſten Caspar ergoſſen ſich jetzt unbeſchäftigt über das deutſche Seeufer, äſcherten Isny ein, ſtürmten und plünderten die unbewehrte Stadt Wangen und zogen endlich von Lindau aus mit 2500 Mann vor das Schlößchen Guiſen, das ſchon damals ein Spitalhof der Stadt Lindau war. Hier lagen 21 Mann Schweden unter 3 Offizieren, die ſich heldenmüthig wehrten und erſt am 17. Aug. ergaben. Zugleich rückten die Kaiſerlichen vor Ravensburg, in welcher Stadt der ſchwediſche Major Nachtigall eine Beſatzung kommandirte. Das Bergſchloß an der Stadt auf dem Veitsberg beſetzten die Kaiſerlichen. Aber die Stadt wurde vom 13 – 18. vergebens belagert und der Feind verließ die Gegend wieder; das Bergſchloß verbrannten die Schweden und zerſtörten es von Grund aus; wenige Tage zuvor waren dieſe auch in Mörsburg eingefallen und hatten die biſchöfliche Reſidenz in Brand geſteckt. Allein die Subſiſtenzmittel ſcheinen dieſem Nachtrabe von Wrangels Armee ausgegangen zu ſeyn, denn am 31. Auguſt ſehen wir den kaiſerlichen Obriſt Caſpar mit ſeinem Regimente zu Ravensburg einrücken, und nachdem Bayern der ſchwediſchen Krone den Waffenſtillſtand aufgekündigt (14. Sept.), bemächtigten ſich die Kaiſerlichen auch Memmingens wieder. Mit den Franzoſen dauerte der Waffenſtillſtand fort, und Wiederhold, der eine franzöſiſche Beſatzung kommandirte, blieb daher unangefochten.

Auf dem Bodenſee ließen ſich indeſſen die Schweden nicht irre machen; ſie beherrſchten ihn von Ueberlingen und Langenargen aus. Von Hohentwiel herab tönten bald fröhliche Salven auf die Nachricht, daß Frankreich ſich aufs Neue mit Schweden und ſeinen Allirten verbunden, um den bayriſchen Friedensbruch zu rächen. Die feindlichen Bayern rückten jetzt im Januar des Jahres 1648 wieder heran um die Schweden in Ueberlingen und auf der Maynau in Schranken zu halten und den Lech zu decken; ſie beſetzten Pfullendorf und Ravensburg; die Schweden dagegen ſandten von Ueberlingen aus eine Beſatzung auf den Heiligenberg. Dieſes Schloß hatte ſchon früher Wiederhold einigemal im Nebel überrumpelt; das Schloß wurde ganz ausgeräumt; ſelbſt die Gräber der alten Grafen von Werdenberg und Fürſtenberg wurden aufgehauen und ausgeplündert. Auf dem See ſpielten ſie den Meiſter, ließen nichts aus Conſtanz und Lindau heraus, und der ſchwediſche Obriſt Volkmar, Commandant zu Ueberlingen, wollte nur gegen gewiſſe Zölle und das Viſitationsrecht den Verkehr auf dem See geſtatten. Die Vortheile der Verbündeten in Bayern erhöhten die Kühnheit der Schweden, ſie erſchienen zu Schiffe vor Bregenz und verbrannten an der Clauſe eine ſchöne Mühle. Dafür nahmen die Bregenzer das Ueberlinger Marktſchiff bei Rorſchach weg; in Conſtanz, Lindau und Bregenz wurden je 6 Schiffe gezimmert und eine Flotille von 7 Segeln lief am 24. Aug. 1648 von Bregenz aus, von Obriſt Caſpar geführt. Dieſe warf ſich in der Nähe von Langenargen auf zwei kleine ſchwediſche Schiffe, die der Kapitän Ulrich kommandirte; die letztere antwortete den Kaiſerlichen ſo derb mit grobem Geſchütze, daß das Schiff, auf welchem Caſpar fuhr, durchlöchert wurde und die Schweden Zeit hatten, ſich zurückzuziehen; fünf bis ſechs Maynauiſche Schiffe ſtieſſen zu ihnen. Jetzt griffen die Schweden die Bregenzer-Flotille an, zerſprengten ſie und nöthigten zwei, ſich nach Lindau zu retten; die übrigen fünf flohen nach Bregenz zurück. Bald nachher brachte ein ſchwediſches Kriegsſchiff ein Steinſchiff aus Bregenz und drei Lindauer Güterſchiffe mit 12 der beſten Schiffsleute nach **Ueberlingen** auf. Eine andere Expedition gegen Lindau mißlang, indem die ſchwediſche Flotille vor den Mauern der Stadt ein Sturm befiel, aus dem ſich der ſchwediſche Kommandant von Ueberlingen mit Mühe auf einem „Rennſchifflein“ rettete; 12 ſeiner Begleiter ertranken.

Auf dem Lande waren die Bayern längſt wieder abgezogen; **Ravensburg** war wieder in ſchwediſchen Händen, und ein Sturm, den die Kaiſerlichen von Bregenz und Lindau auf die Stadt unternahmen, mißlang.

Dieſen Unternehmungen zu Waſſer und zu Lande ſetzte der allgemeine Waffenſtillſtand, der dem weſtphäliſchen Frieden voranging und jetzt auch am Bodenſee publicirt wurde, ein Ziel. Wie durch einen Zauberſchlag war das Ausſehen dieſes See's im Augenblicke verändert. Die Waſſerſtraße war offen und beſucht, Handels- und Kaufſchiffe flogen hin und her, die verſchanzten Thore der Seeſtädte öffneten ſich, die Kommandanten und Officiere der verſchiedenen Plätze machten Luſtfahrten zu einander und zechten in Eintracht und Frieden.

Dieſe Eintracht ſollte auch wirklich nicht mehr geſtört werden, und der erſehnte Friede des Jahres 1648 beſiegelte ſie. Wiederhold ritt noch einmal von ſeinem Berge hinunter nach Ueberlingen, um ſeinen guten Bundesgenoſſen, den Schweden, Valet zu ſagen und vierzehn Stücke Geſchütz in Empfang zu nehmen, die Schweden dem Herzoge von Würtemberg verehrt hatte, und die jetzt ins Hegau transportirt werden ſollten.

Am 30. September aber bezahlte der Kommandant von Lindau, **Graf von Montfort**, den Soldaten den rückſtändigen Sold von dritthalb Monaten aus. Der ſchwediſche Generallieutenant und Oberbefehlshaber Robert **Duglas** kam zu Schiffe nach eben dieſer Stadt. Zwei halbe Karthaunen und zwei Feldſchlangen gaben ſofort die Loſung zum Abzug; daſſelbe Zeichen wurde in den übrigen Plätzen gegeben und in derſelben Minute öffneten **Lindau**, **Langenargen**, **Ueberlingen** und **Maynau** ihre Thore, und ſämmtliche Beſatzungen zogen mit klingendem Spiele aus. Die Schweden unter **Volckmann** gingen nach Ulm. Die Kaiſerlichen bezogen Quartier im [illegible]; und Ueberlingen wurde von ihnen wieder beſetzt.

So endigte auch in unſrer Gegend jener ſchreckliche Krieg; aber die Spuren ſeiner Zerſtörungen entſtellten noch lange die ſonſt ſo geſegneten Ufer unſers Bodenſee's. Nicht der dritte Unterthan hatte ein Bett mehr. Vor dem Kloſter Weingarten lagen noch im J. 1649 in der Winterkälte des Januars hundert verlaſſene, unſchuldige Kinder und flehten um Brod und Obbach *).

XIII. Rückblick auf Burgen und Geſchlechter am Bodenſee und im Rheinthal.

Vom 14ten Jahrhundert an.

n. C. 1400 — 1700. Auf jene dreiſſig Jahre des wüthendſten Krieges folgte ein hundert und fünfzigjähriger Frieden **) und arbeitete am Wohlſtand, und an der Blüthe dieſer von der Natur ſo geſegneten Gegend, bis die franzöſiſche Revolution und ihr Krieg alle Ereigniſſe und Schrecken des vorhergehenden Jahrhunderts auch am Bodenſee wiederholte, und den Grund zu einer Verarmung und einem Elende legte, die wie in unſerm ganzen deutſchen Vaterlande, ſo auch hier, wiewohl noch unter einer lachenden Hülle verborgen, zu Hauſe ſind. Jener große Zwiſchenraum der Ruhe bietet keinen Stoff zu intereſſanter Erzählung. Werfen wir daher lieber einen Blick auf die Burgen und Geſchlechter der Umgend, deren Zerfall in die vier letzten Jahrhunderte zu ſetzen iſt, und von welchen nur ganz wenige ſich unverſehrt bis auf unſre Zeit durchgeſchlagen haben.

Durchlaufen wir zuerſt das **Rheinthal**, ſo finden wir ſchon mit dem Beginne des 15ten Jahrhunderts das Schloß **Blatten** zu einem Wirthshauſe herabgeſunken, in welchem die Beſitzer ſelbſt, die einſt ſo berühmten Edeln von Ramſchwag, deren zwei ſich noch kürzlich im Appenzeller-Krieg ausgezeichnet hatten, mit eigner Hand den Wein ausſchenkten. Die Burg kam aus der dritten Hand in des Stifts St. Gallen Beſitz unter Abt Ulrich VIII. Auch das Stammſchloß **Ramſchwag** wurde verkauft. Die Edeln von **Altſtädten** ſtarben aus, während die Appenzeller ihren Stammſitz **Hohenaltſtädten** zuſammenriſſen. Ein Theil der Güter kam

---

*) Weing. Arch.

**) Der ſpaniſche Succeſſionskrieg (1703) auf dem ſchwäbiſchen Ufer und die Händel des Stifts St. Gallen mit dem Toggenburg (1680—1712) verurſachten nur vorübergehende Bewegungen am See.

Tochter Kunigunde, Hans Thums v. Neuenburg Gemahl. Nach ihrem Tode um 1475 fiel Neualtſtädten an ihren Schwiegerſohn, ihr Haus zu Altſtädten, der Fraunhof genannt, an Rudolph von Rappenſtein, und ſpäter an das Stift St. Gallen. Der zerfallne Burgſtall Altaltſtädten ging durch mehrere Hände und wurde endlich an die Bürger der Stadt Altſtädten verkauft.

Das Schloß Flums und die Veſte Grepplang erwarb die Familie Tſchudi. Der letzte Werdenberg, Chriſtoph, ſtarb im J. 1538 in der Burg zu Sigmaringen. Sein Schwiegerſohn Graf Friedrich v. Fürſtenberg erbte Heiligenberg.

Das Schloß Grünenſtein blieb eine ziemliche Zeit bei dem Geſchlechte dieſes Namens; ſeine Edle, die es vom Kloſter St. Gallen zu Leben trugen, thaten ſich im Appenzeller-Krieg hervor und waren Räthe des Abts von St. Gallen. Der Mannsſtamm ſtarb mit dem Fürſtabt Wolfgang von Kempten aus. Das Schloß kam erſt an ſeine Nichte, dann in mehrere Hände, darunter an die Zollikofer, die Salis und andre. Die letzten Ritter von Roſenberg-Bernang, Rudolph und Eglolf fielen in der Schlacht am Stoß (1405); auch die Edeln von Behem, Held, Mickelshofen, Mogelsberg, Buchenſtein ſtarben frühe aus. Der letzte Zwingenſtein ſtarb in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, das Schloß kam an die Eidgenoſſen. Als Grimmenſtein, das Schloß der Herrn von Enne, geſchleiſt war, verließen ſie die Schweitz und wanderten (um 1433) aus; ſie blühen in Norddeutſchland noch unter dem Namen der Herrn von Ende und mit demſelben Wappen. In Untra erloſch das Geſchlecht dieſes Namens mit zwei Schweſtern, die den Edelſitz an einen Bürger verkauften. Auf dem rechten Rheinufer blühte das Haus der Grafen von Hohenembs noch das ganze 17te Jahrhundert durch; während des dreißigjährigen Krieges regierte Graf Caſpar, der Sohn Jakob Hannibalds, der im J. 1614 die Landvogtei Feldkirch und 1613 die Grafſchaften Vaduz und Schellenberg erworben hatte, ſo daß er von der Gränze Bündtens bis an den Bodenſee herrſchte. Im Laufe jenes Jahrhunderts theilte ſich der Stamm in die Aeſte Vaduz und Hohenembs. Das Ländchen Vaduz und Schellenberg wurde von den Grafen von Embs-Vaduz, im J. 1708 an das fürſtliche Haus Liechtenſtein verkauft und im J. 1719 zu dieſem Fürſterthum geſchlagen, und bildet heutzutage den einzigen unmittelbaren Theil deſſelben. Beide Linien Embs ſtarben im Laufe

Hauſes lebt in den Fürſten von Altamis in Italien fort.

Am Schweitzerufer des Bodenſee's hielt ſich die Familie Wartenſee in ihrem dreifachen Schloſſe aufrecht, in dem die Brüder Wilhelm und Bernhard mit den Appenzellern Landrecht ſtifteten. Nach Bernhards Tode fielen alle Beſitzungen an Conrad von Steinach der im J. 1423 die Burg Wartenſee an Diethelm und Wilhelm Blarer von Wartenſee verkaufte. Diethelm hatte zwei Söhne, Diethelm den Jüngern und Caſpar. Die Söhne dieſes jüngern Diethelm erhielten Wartenſee. Seiner Nachkommen wurden aber bald ſo viele, daß die Herrſchaft ſie nicht alle nähren konnte; daher ſuchten ſie ihr Auskommen in Stiftern, Ritterorden und an Höfen. Zu Hauſe ſonderten die Brüder Abt Diethelms von St. Gallen, Chriſtoph, Jacob und Gaudenz von den Wartenſeeiſchen Gütern den ob Stad gelegenen Theil für ihren Bruder Caſpar, Vogt von Arbon, ab, der dort um 1560 den Edelſitz Wartegg baute. Im J. 1728 verkaufte die Familie ihr Schloß Wartenſee an den Baron Segeſſer v. Brunegg und deſſen Söhne im J. 1737 daſſelbe an das Stift St. Gallen. Ein Zweig des Hauſes kaufte Güter im Sundgau, ſchrieb ſich aber immer von Wartenſee.

Auch die Herren von Rorſchach retteten ihre Burg durch das Bündniß mit den Appenzellern, und das Bürgerrecht in St. Gallen (1418). Aber bald waren ihrer zwölfe: ſo wurden ihre Güter zerſtückelt und ſchnell verpfändet, und die Mordthat, die Rudolph der Aelteſte und Eglolf der Aeltere an Marquard vom Embs verübten, verwickelte ſie in einen Krieg mit dieſem Nachbar und gab ihnen den letzten Stoß. Sie verkauften ihr Schloß im J. 1449 an St. Gallen und ſtarben arm und kinderlos aus. Nach ihrem Tode verlor das Schloß ſeinen Namen und wurde von der Patronin der Hauskapelle St. Annenſchloß genannt.

Sulzberg ſtarb bald nach dem Appenzeller-Kriege mit Hermann, einem Geiſtlichen, aus; das Schloß kam durch die zweite Hand an Rudolph Mötteli von St. Gallen, ſpäter an Caſpar Rugg v. Tanegg (1581), endlich an den Feldmarſchall Rudolph v. Salis-Zizers. Jetzt iſt es im Beſitze der Linie Salis-Solis.

Aus dem Geſchlechte Steinach lebte im J. 1419 Conrad, Heinrichs Sohn, und Wilhelm, Rudolphs Sohn. Jener beſaß Steinach nebſt Zubehör; nach ſeinem Tode kam es an fremde Erben und von Hand zu Hand, bis es wieder an St. Gallen

Die Burgen Falkenſtein und Ruppenſtein ſtürzten unter den Streichen der Appenzeller zuſammen. Alt- und Neu-Ramſchwag hielt Stand; jenes kam an die Herren von Helmsdorf, ſpäter in andre Hände; dieſes an die Stadt St. Gallen, die es zerfallen ließ. Alt- und Neu-Meldegg lag im Schutt. Die Ruine Alt-Meldegg beſaßen die Edeln Reichle von Meldegg, die noch heutzutage in Oberſchwaben auf dem rechten Ufer der Iller bei Memmingen blühen.

In St. Gallen der Stadt traten an die Stelle der alten Geſchlechter neue, welche die Lehen und Gerichtsbarkeiten jener an ſich brachten und daher Junker hießen, ſolche waren die Zollikofer, Fels, Schobinger, Gonzenbach, Zili. Eben ſolche patriziſche Geſchlechter erhuben ihr Haupt in Conſtanz, Ueberlingen (die von Pfummern, die noch dort blühen) und Lindau.

Zu Conſtanz blühten bis zur Reformation die Blarer von Gyrſperg; nach dem Conſtanzer Sturm aber ließen ſie ſich unter ihren Häuptern Thomas und Ambroſius Blarer zu Zürich nieder, und erzeugten dort eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

Am weſtlichen Ende des Bodenſee's pflanzte ſich in zwei Aeſten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auch dem Heiligenberge gegenüber die Veſte Hochbodmann. Als das Stammſchloß im J. 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals einzige Sprößling des ganzen Geſchlechtes, Johann von Bodmann, faſt durch ein Wunder gerettet; ſeine Eltern und Alles im Schloſſe wurde ein Raub der Flammen, ihn aber packte die mütterlich geſinnte Säugamme in einen kupfernen Keſſel und ließ ihn ſo den ſteilen Berg hinabrollen. Dieſes ſchwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geſchlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammſchloſſe wohnhafte nennt ſich Bodmann-Bodmann.

Im Hegäu fiel von den ſchweſterlichen Burgen, nachdem die Geſchlechter der meiſten längſt abgegangen waren, eine um die andre in Trümmer. Das Geſchlecht der Stoffeln erſcheint ſeit dem J. 1563 nicht mehr, und im J. 1590 ſehen wir die Familie Reiſchach im Beſitze dieſes Reichslehens. Schloß und Hof Staufen gehörte noch immer dem Kloſter Petershauſen; jenes aber haben wir im dreißigjährigen Krieg einen Raub der Flammen werden ſehen.

Schloß und Herrſchaft Hohenhöwen kam, noch während das

Würtemberg, der Einzige von der Beſatzung, der im J. 1518 gegen die Uebergabe von Hohentübingen an den ſchwäbiſchen Bund proteſtirte; er fiel im Feldzuge gegen die Türken an der Spitze eines würtembergiſchen Fähnleins im J. 1542. Der Mannsſtamm der Herren von Lupfen erloſch im J. 1582. Von ihnen kam Hohenhöwen in die Hände der von Pappenheim, und durch dieſe im Jahre 1639 an das Haus Fürſtenberg.

Wer vom 11ten Jahrhunderte bis gegen die Mitte des 16ten im Beſitze Hohenkrähens war, liegt im Dunkeln. Vorübergehend beſaßen es die Zürcherböcke ums J. 1540. So nannte ſich, im Kriege der Eidgenoſſen wider Zürich, in der letzten Stadt eine Geſellſchaft von anfangs ſechzehn, endlich ſechzig Männern von beſondrer Kraft, welche nicht nur in Schlachten ihr Leben gering ſchätzten, ſondern, von Heldenmuth begeiſtert, alle großen kühnen Abentheuer zuerſt beſtehen wollten. Dieſe Böcke, die Vorfechter Zürichs, blieben, auch als der Krieg beendigt war, unausgeſöhnt. Als nun weder ſie die Stadt verlaſſen, noch die Schweitzer vergeſſen wollten, wie oft ihr muthiger Trotz ſie bitter beleidigt hatte, ſo traten ſie vor die Obrigkeit, baten, daß man ihnen im Herzen wohlgeſinnt bleiben möchte und ihnen, die dem Frieden nicht länger im Wege ſtehen wollten, gönnen, daß ſie ſich ſelbſt helfen. Hiermit zogen ſie aus, kauften ſich auf unſrem Hohenkrähen ein Schloßrecht und warteten dort in freiwilliger Verbannung bis Mitleiden und Unwillen endlich ſelbſt Schweitzer zu ihren Fürſprechern machte. Ja, der Amtmann Frieß von Uri ließ ſich verlauten: „Man könnte dieſen Böcken ſelbſt neue Feindſeligkeiten, man könnte ihnen die Gefangennehmung eines großen Eidgenoſſen nicht übelnehmen.“ Dieſes hörten die Böcke und ließen es ſich nicht zweimal ſagen. Es begab ſich nämlich, das eben dieſer Landammann in einem Marktſchiffe den Zürcher See herunterfuhr. Da ruderten plötzlich aus einer kleinen hinter Bäumen verborgenen Bucht zwei Nachen mit vielen Bewaffneten hervor: es waren die Böcke. „Ammann Frieß von Uri,“ riefen ſie, „Ihr ſeyd unſer Gefangener! Fürchet nichts!“ Er, redlich, und darum unerſchrocken, doch erſtaunt, ſagte im Hinüberſteigen: „Es iſt euch gut rathen, liebe Geſellen; ich aber meinte nicht, daß der Rath mich treffen ſoll!“ Die Böcke führten ihren Gefangenen nach Hohenkrähen, wo er gut und ehrenhaft gehalten und mit aller Gaſtfreundſchaft bewirthet wurde und an die Eidgenoſſen, wekaufen. Unmuthig zählte Itel Reding ihnen das Geld zu, ehrte aber die Unbezwungenen; und ſie gelobten Friedenstreue, ſo feſt, wie der bisherige Muth. Ihre Geſellſchaft blieb ſo lang, als die Schweitz*).

Den Untergang der Burg erzählt unſer topographiſcher Theil. Die Ueberbleibſel und der Berg wurden im J. 1534 vom röm. Könige Ferdinand mit Vorbehalt der Oeffnung als ein Mannlehen an Hans von Friedingen übergeben, ging durch die Hände der Homburg, Fugger, Bodmann und Anderer, kam dann an die Landgrafſchaft Nellenburg, und wurde von dieſer den Herrn von Reiſchach zu Lehen gegeben.

Die herrliche Veſte Hohentwiel hatte der Kaiſer Rudolph von Habsburg, als ein von dem Hauſe der Staufen dem Reiche heimgefallenes Schwabenlehen dem Hauſe ſeines Kanzlers Heinrich von Klingenberg gegeben. Ein ſpäterer Heinrich von Klingenberg bewilligte im J. 1515 dem Herzog Ulrich das Oeffnungsrecht und überließ dem vertriebenen Fürſten den freien Gebrauch der Veſte. Dieſer benützte ſie beſonders bei der Werbung ſeines Schweitzervolkes (1519), mit welchem er ſein Land wieder zu erwerben gedachte (ſ. oben). Endlich verkaufte Johann Caſpar von Klingenberg im J. 1538 die Veſte ganz an Herzog Ulrich, und ſeit dieſer Zeit iſt ſie immer in Würtembergs Händen geblieben. Wie im dreißigjährigen Kriege, ſo bewahrte ſie auch im ſpaniſchen Erbfolgekrieg ihre Ehre, wo ſie im J. 1703 zu verſchiedenen Malen von den Franzoſen angegriffen immer ſiegreichen Widerſtand leiſtete. — Der Mägdeberg gehörte früher dem Kloſter Reichenau, wurde 1347 an Werner von Dettingen verpfändet und im J. 1359 an die Grafen v. Würtemberg verkauft. Im J. 1370 eroberten es die Reichsſtädte und Würtemberg verkaufte das Schloß ſammt dem Dorfe Mühlhauſen an Oeſterreich, das in der Folge zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, Eitel Eckh von Reiſchach damit belehnte; ſeitdem wechſelte es öfter ſeine Beſitzer. Das Schloß Friedingen kam von den Edeln dieſes Namens, an die Bodmann und dieſe verkauften es der Stadt Radolphszell.

Der Adel des Schloſſes Homburg, deſſen Ruine über Stahringen ſchwebt, ſcheint frühe ausgeſtorben zu ſeyn. Später erwarb es die Familie Bodmann, dann das Stift St. Gallen, zuletzt das Biſthum Conſtanz.

---

*) J. v. Müller IV; 1 und 3.

nicht unbeträchtlichen Berge bei Stockach. Das mächtige Geſchlecht der Landgrafen von Nellenburg war ein Zweig der Grafen von Böhringen, deren letzter, Eberhard, ſprach zu Conſtanz im Namen des Kaiſers das Todesurtheil über Hieronymus von Prag. Seine Tochter Anna Sophia brachte ihrem Gemahl, dem Grafen Eberhard von Thengen, die Landgrafſchaft. Sein Sohn verkaufte ſie im J. 1456 an Oeſterreich.

Weiter aufwärts am See, nicht ferne von ſeinem ſchwäbiſchen Ufer, war das Schloß Heiligenberg im 16ten Jahrhunderte vom Grafen Joachim von Fürſtenberg neu und ſtattlich erbaut worden. Ausführliche Nachrichten über dieſes Schloß, von einem edeln Beförderer unſrer Arbeit mitgetheilt, haben wir dem topographiſchen Theile einverleibt.

In dieſen Raum gehören auch die Burgen und Geſchlechter von Kargegg, auf der Landzunge, Ueberlingen gegenüber, wahrſcheinlich ehemals der Sitz der Edeln von Tettingen, jetzt ein Bauernhof; Neuhohenvels, das die Gremblichen von Jungingen, die Erben des ausgeſtorbenen Geſchlechtes Hohenvels, auf einem ſonnigen Hügel, wo zwei enge Thäler zuſammenlaufen, unweit Stockach erbaut, und deren Thürme und Zinnen dem Wanderer noch entgegenragen; Spechtshard ob Ueberlingen, das ſeine eignen Edeln hatte, Burgberg vor den Thoren von Ueberlingen; Kirchberg, bei Hagnau am See (die von Kilberg kommen ſchon im 15ten Jahrhundert in Urkunden vor); Hersberg oder Heßberg bei Immenſtadt mit einem gleichnamigen Geſchlechte; die Burg kam im 17ten Jahrhundert an das Kloſter Ochſenhauſen; die von Ittendorf, Schenken des Hochſtiftes Conſtanz; welches Amt nach ihnen die von Helmsdorf erhielten, deren Burg noch ſteht und die dieſelbe bis ins 15te Jahrhundert beſaßen. Das Geſchlecht ſtarb wahrſcheinlich mit Anna von Helmsdorf, einer Kloſterfrau zu St. Katharina bei Dieſſenhofen, im 16ten Jahrhundert aus. Von Raderach, einer Burg im Dorfe gleichen Namens unweit Fiſchbach ſchrieben ſich die Marſchallen von Conſtanz, ein frühe ausgeſtorbenes Geſchlecht.

In Tettnang vegetirte die letzte Linie der einſt ſo großen Grafen von Montfort, von Hugo dem Sohne Rudolphs geſtiftet. Nach dem Ausſterben der beiden andern Linien, Feldkirch und Bregenz, theilte ſich die Linie Tettnang wieder in die Nebenlinien Bregenz und Tettnang. Die letztere ſtarb im Jahr 1574 aus, und

Kaiſer Maximilian I. zog die Herrſchaft als heimgefallen ein; und übergab ſie im J. 1575 dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich.

Die Bregenziſche Linie brachte aber Tettnang wieder an ſich, und reſidirte im 17ten und 18ten Jahrhundert in dieſer Stadt. Ein zerrütteter Haushalt brachte jedoch die Familie ganz herunter; ſie verpfändeten und verkauften Hab' und Gut an Oeſterreich, und Graf Erneſt, der letzte, kinderloſe Sprößling dieſes Geſchlechtes, das einſt Jahrhunderte lang nicht nur die Geſchicke der ganzen Seegegend gelenkt, ſondern in die Waagſchale der größten Weltbegebenheiten kein unbedeutendes Gewicht zu legen gewohnt war, ſtarb im J. 1787 als Bettler in dem Pfarrhauſe des Tettnangiſchen Dorfes Marienbronn, wo er ein Kämmerlein mit der Ausſicht auf den Gottesacker bewohnt hatte.

Zwei Meilen von Tettnang blickte die Waldburg, der Sitz eines fröhlich fortblühenden Geſchlechtes, mit hohen Zinnen von ihrem dicht mit Tannen bewachſenen Hügel herab. Obgleich ſie dem Bezirke, den wir uns ausgeſteckt haben, nur noch durch ihre herrliche Ausſicht auf die Seegegend angehört, ſo haben wir doch ihrem erlauchten Geſchlecht im topographiſchen Theil einen Ueberblick gewidmet, auf den wir hier verweiſen.

Bei Lindau ſaß das edle Geſchlecht der Herren von Raitenau; ſie kamen in ſpäterer Zeit zu hohen Ehren, wurden öſterreichiſche Grafen, und ſtarben erſt zu Ende des 16ten Jahrhunderts aus, von den Grafen von Welſperg beerbt.

Nachdem wir ſo die Runde um den See gemacht, und die alte Zeit in ihrem Schwinden noch einmal beſichtiget, ſchließen wir den geſchichtlichen Theil unſres Verſuches und überlaſſen das achtzehente Jahrhundert, in deſſen Laufe das Alte vollends vermoderte, und an deſſen Schluſſe aus gährendem Leben das Neue ſich gefaltet hat, einem ſpäteren, unbefangeneren Beobachter, der da Leſer finden wird, für welche die Einzelnheiten, ſo die Phantaſie der Zeitgenoſſen noch nicht angenehm beſchäftigen, weil das Auge ſelbſt zu viel Antheil daran genommen hat, — wieder den Reitz des Alterthums an ſich tragen. Was jedoch als beſonders merkwürdig auch aus der neueſten Zeit nicht verſchwiegen werden darf, ſey, jedes an ſeinem Orte, dem topographiſchen Theile vorbehalten.

III.

opographiſches.

1.

Rheinlauf und Bildung des See's *).

Der Rhein **) entſpringt als ein ſchäumender, klarer Bach an der Oſtſeite des Gotthardgebirges; nachdem mehrere Bäche und namenloſe Zuflüſſe ſeine Maſſe vermehrt, nimmt er den Namen Vorderrhein an, bildet das Hauptgewäſſer des Tawetſcherthals, und empfängt hier von beiden Thalabhängen, neben einer Menge ungenannter Bächlein, ſechs Nebengewäſſer, die jedes einen eigenen Namen, zugleich aber den gemeinſchaftlichen Namen Rhein im Munde der Umwohner führen. Diſſeits gegenüber vereinigt ſich mit ihm der Rhein die Medels (Mittelrhein): das Flußbett iſt hier noch eng und felſig, der Fluß macht nur kurze Wendungen, die Schiffarth iſt unmöglich. Nach einigen minder bedeutenden Zuflüſſen verſchiedener Rheine erhält der Waldſtrom den wichtigſten Zuwachs bei Reichenau durch den Hinterrhein, der durch dreizehn Waſſerfälle verſtärkt, aus dem Rheinwaldgletſcher am Fuſſe des Moſchelhorns, hervorſtrömt, mit Nebengewäſſern vermehrt durch den Rofflenſchlund zwiſchen Suſers und Anderer bricht, die dunkle Kluft der Via Mala durchſchäumt, links die Nolla, rechts die Albula, die Filiſur und das Davoſer Landwaſſer aufnimmt, und ſo dem Vorderrhein einen Strom zuführt, der ihn erſt zum wahren Fluſſe macht. Die Nolla, welche auf einem unreifen Schieferbette fließt, färbt den Rhein oft bis zu ſeinem Einfluß in den Bodenſee dunkelgrau. — Der breitere Strom fließt jetzt, von Reichenau und beſonders von Chur an, in weniger tiefem Bette langſamer, ſchon fahrbar für kleinere Kähne durch den ebenen Boden des offenen Thales. Von der rechten Seite vermehren ihn die Bergwaſſer der Pleſſur und der Landquart, und ſo wälzt ſich der Strom dem Gebiete zu, das wir uns zur Beſchreibung vorgezeichnet. Und hier iſt gerade der Punkt, wo muthmaßlich, in uralten Zeiten, der Lauf des Stromes eine ganz andre Richtung nahm, als ſeine jetzige iſt. Es iſt nämlich aus den Gebirgsformationen dieſer und der benachbarten gegenüberliegenden Gegenden mit großer Wahrſcheinlichkeit zu ſchlieſſen, daß in den Urzeiten vor dem letzten Abfluſſe der aus Süden nach Norden ſtrömenden Meerfluth, die ſich über dieſen Theil der Erdfläche ergoß, der ganze jetzige Keſſel der Linth, von Baden an bis an den Fuß des Guppen bei Schwanden im Kanton Glarus und die ebene Thalfläche des Gaſter- und Sarganſer-Gebietes bis nach Chur in Graubündten, einen einzigen Seekeſſel bildete. Die ſtrömende Fluth zernagte endlich den Lägerberg *) da, wo jetzt Baden liegt, und fand hier einen Durchbruch; der ungeheure See floß ab, die höhern Theile des Grundes kamen als Thäler und Hügel zum Vorſchein, und der Zürcher- und Wallenſtatter-See blieben an den tiefer ausgeriſſenen Gegenden zurück. Einen andern unverkennbaren Durchbruch dieſes ungeheuren Sees, entdeckt man zwiſchen dem Schollberg und dem Fläſcherberge, da wo jetzt der Rhein durchfließt. Wenn es nun wirklich geologiſche Wahrſcheinlichkeit hat, daß der Lägerberg bei Baden eher, als das Gebirge zwiſchen dem Schollberg und dem Folkniß, wo jetzt der Rhein aus dem Sarganſerthal dem Rheinthal zufließt, von der Fluth durchbrochen worden iſt, ſo wäre zugleich die ganz andre Richtung wahrſcheinlich gemacht, die der mit dem Abfluß der Seefluth

---

*) Umriſſe zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutſchen. Von Carl Fr. Volkr. Hoffmann. Stuttg. Cotta 1823. 1ſter Thl. S. 95—100. Ebels angef. Werk. Erſter Thl. S. 54 ff.

**) Den Namen des Rheins betreffend, ſo wird er entweder von rein (purus) abgeleitet, oder von rinnan (Angſ. rinnen); Rhein und Rhone iſt wohl daſſelbe Wort; das Subſtantiv Runs, Rons, ein Waſſerſprung, Felsquelle, gehört auch hieher; daraus Ronsberg, Ortsname in Schwaben, aus dem ſpäter Ransberg, zuletzt Ramsberg wurde; ſo wie Ramswag, ein Ort, wo der Fluß, Rone, Sin, in der Wage liegt, und daher woget, d. i. beinahe keine ſichtbare Strömung hat; ein ſolcher Ort heißt in der ſchwäbiſchen Volksſprache, beſonders in Oberſchwaben, immer ein Wag. Die vielen Orte Beuren, Buren, welche alle an einem kleinern oder größern fließenden Waſſer liegen, heiſſen nichts anders, als bu—ron d. i. am Waſſer.

Anm. eines Dritten.

ſich bildende Rheinſtrom, von dem Durchbruche beim Schollberge genommen. Er wandte ſich nämlich von Fläſch nordweſtlich, ließ Wangs links, Sargans rechts, floß nach Mels und Wallenſtadt, durch den Wallenſtadter See nach Weſen, wurde von der linken Seite durch die Linth verſtärkt, trat in den Zürcher-See, den er am nördlichen Ende verließ und vereinigte ſich Rhein gegenüber mit der Aar. Die Berge in der Gegend von Sargans und die Churfürſten im Norden des Wallenſtadter Sees zeigen noch, wie das Waſſer hier einſt an etwa 900 Fuß höher ſtand, als jetzt; ſie beſtätigen durch ihre Form das hier angedeutete. Die nur $19^{1}/_{2}$ Fuß über den Spiegel des Rheins erhabene Scheide, zwiſchen dem Rhein und Wallenſtadter See, die Butſchär genannt, würde in den Jahren 1618, 1817 und 1821 nicht verhindert haben, daß der Fluß ſeinen alten Lauf wieder nähme, wenn nicht ungeheure Anſtrengung der Umwohner ihn davon abgehalten hätte. Seit dem Durchbruche beim Schollberg trat nun der Rhein zwiſchen den Dörfern Azmos und Balzers in das weite Thal, das mit nördlicher Hauptrichtung bis an den Bodenſee ſich erſtreckt. Er fließt in breiterem Bette, nicht ſelten Werder (d. i. Flußinſeln) bildend, zwiſchen niedrigen mit Bäumen und Buſchwerk beſtandenen Ufern, die er bei hohem Waſſerſtande öfter übertritt, fahrbar für kleine Kähne bis an den Bodenſee: die Mündung des Fluſſes in dieſem See liegt unter 27° 15′ 30″ Länge 47° 29′ 52″ Breite und rückt allmählig etwas weiter nach Norden vor. Nicht weit oberhalb der Stadt Conſtanz (oſtwärts) ſpürt man, an dem weſtwärts gerichteten Waſſerzuge, daß der Rhein hier aus dem Bodenſee tritt. Er fließt zwiſchen Conſtanz und Petershauſen hindurch, etwa $^{3}/_{4}$ Meilen weſtwärts und bildet den Unterſee, aus dem er eine halbe Stunde oberhalb Stein wieder als breiter Fluß hervorzukommen ſcheint.

Als die große Fluth zwiſchen dem Schollberg und dem Fläſcherberge durchbrach, nahm ſie ihren Weg durch das jetzige Rheinthal, wogte zwiſchen den Appenzeller und Vorarlberger Hochgebirgen hin und breitete ſich, da wo jetzt der Rheinausfluß iſt, in die Ebene vorgetreten, in dem Becken des Bodenſee's aus, der als ihr Ueberreſt zu betrachten iſt, und durch den Rhein, und gegen fünfzig andre kleinere Zuflüſſe, genährt wird. Die allmählig ſich verlaufende Fluth wurde nun zum Strom und wandte ſich zunächſt nach Weſten. Den erſten Widerſtand begegnete ſie an der Stelle, wo jetzt der Rheinfall bewundert wird. Es leidet nämlich keinen Zweifel, daß der Felſen, worauf das Schloß Laufen ſteht, einſt mit dem gegenüberſtebenden Ufer zuſammenhieng und eine einzige Maſſe bildete. Die Natur des Kalkſteins, deſſen Schichten und deren Senkung auf beiden Seiten, beweiſen dieß unwiderſprechlich. Anfänglich mochte ſich wohl die alles überwallende Fluth hoch über dieſen Felſen ergießen; als ſich aber das Hochgewäſſer geſetzt und nur noch Seen und Ströme bildete und der Hauptſtrom (der Rhein) auf dieſem Wege floß, ſtämmte er ſich an jenem Felſen und arbeitete ihn zu zernagen und zu durchlöchern. So lange dieß nicht bewerkſtelligt war, nahm die zwiſchen den Waſſerſcheiden der Thur und der Donau, den Hegauer Höhen und dem Bregenzerwalde gedämmte Fluth wohl das ganze Becken des hier bezeichneten Landes ein. Als endlich jener Fels durchfreſſen, und das Bett des Stromes zur Tiefe herabgeſunken war, verlief ſich auch die große Fluth des zurückgebliebenen See's, am ſpäteſten, vielleicht im Hegäu, wo aus ihrem Bodenſatze ſich die vielen Baſaltkegel gebildet zu haben ſcheinen, die jetzt ſo maleriſch aus jener Gegend emporſteigen *). Allmählig ſetzte ſich nun der See in dem tiefſten Boden feſt, den er ſich vielleicht ſeit Jahrhunderten gewählt hatte, und erhielt ſchon vor Jahrtauſenden im Allgemeinen die Gränzen, die er noch jetzt hat. Wenigſtens bezeichnen die verſchiedenen Anſiedlungen der Römer am Bodenſee, aus den erſten Jahrhunderten auf's genaueſte die Ufer und die Waſſerhöhe deſſelben in der damaligen Zeit, und beweiſen ſehr deutlich, daß ſeine Ausdehnung ſo ziemlich dieſelbe, wie noch jetzt geweſen ſeyn muß. Wenn man ſieht, daß die Ueberreſte der römiſchen Mauern zu Arben jetzt von dem See ganz bedeckt ſind, und nur bei niedrigem Waſſer bemerkt werden können, ſo muß man ſchließen, daß damals ſeine gewöhnliche Waſſerhöhe niedriger geweſen ſey, als heutzutage **). Die Urſache wird in Folgendem geſucht: nach dem Itinerarium Antonins betrug die Entfernung von Bregenz nach Arben 20000 Schritt, oder 6½ Stunden; eine Stunde weiter, als heutigen Tages: mit-

---

*) Die zu Baden von beiden Limmatbergen in einem ſtarken Winkel concentriſch eingeſenkten Schichten des Jurakalks ſcheinen vielmehr auf eine durch Erdbeben geöffnete Kluft zu deuten.

Anm. eines Dritten.

---

*) Die koniſche Form widerſpricht einer plötzlichen Bildung durch die Fluth, und ſcheint vielmehr durch Erhebung entſtanden. Auch ſind dieſe Kuppen wohl älter, als die ſie umgebende Formation. Anm. d. Dr. (ſ. auch unten).

**) Daß zu Arben eine beträchtliche Einſenkung des Ufers gegen den See ſtattgefunden hat, iſt augenſcheinlich: vor dem Seethor war eine Viehweide, die jetzt vom Waſſer bedeckt iſt; die ganze nordöſtliche Stadtmauer (erſt im 15ten Jahrh. erbaut) hat ſich geſenkt, und ein Thurm von obenherab geſpalten, neigt ſich außer ſeinem Senkelpunkte um mehrere Schuhe gegen das Waſſer. Anm. d. Dr.

hin muß ſich der See damals etwas tiefer ins Rheinthal ausgedehnt haben. Die Bucht muß ſeitdem zum Theil ausgefüllt worden ſeyn, die krumme Bogenlinie der Ufer ſich in eine geradere verwandelt haben. Das neue, durch Schlamm und Steintrümmer erzeugte Land mag eine kleine Stunde in die Länge und ebenſoviel in die Breite betragen *). Dieſe Verengerung des Keſſels ſeit etwa 18 Jahrhunderten und die ohne Zweifel noch beträchtlichere Ausfüllung ſeiner Tiefe, ohne daß die Breite und der Fall ſeines Abfluſſes im Weſten vermehrt worden ſind, erklären hinreichend, warum der jetzige Waſſerſtand höher ſeyn muß. Es wäre auch möglich, daß der Rhein jetzt eine größere Waſſermenge aus den Gebirgen mit ſich bringt, als vor 18 Jahrhunderten: dafür waren aber die Regen in dem damals viel feuchteren Klima des mit den dichteſten Wäldern bewachſenen Landes in jenen Zeiten viel häufiger, wodurch der See von allen Seiten ſeiner Ufer mehr Waſſerzufluß erhielt, als jetzt. Endlich iſt zu bemerken **), daß die Höhe des Waſſerſtandes ſeit Jahrhunderten eine künſtliche zu ſeyn ſcheint, indem die Rheinbrücke bei Conſtanz, vornehmlich das Wuhr (die Wehre), das wegen der Mühlen auf dieſer Brücke in den Abzug des See's gebaut iſt, ſeinen Ausfluß nicht wenig hemmt und das Waſſer oben am See immer über der natürlichen Höhe erhält. Im ganzen ſcheint es, daß ſich der See, ſeit wir geſchichtliche Kunde von ihm haben, weder ſtark vergrößert noch verkleinert, ſondern nur in ſeiner Uferform umgewandelt habe; um das, was er ſich vielleicht ſeit Ammians Zeiten oben verkleinert hat, mag er ſich in der Mitte deſto mehr ausgebreitet haben. Es iſt daher unbegreiflich, wie ein Gelehrter der neueſten Zeit hat zweifeln können, ob die beiden Rheinſeen, Venetus und Acronius, die Pomponius Mela nennt, auch wirklich der Unter- und der Oberſee ſeyen, und wie er ſowohl bei dieſem Zeugniß, als bei den Rheinſümpfen des Strabo an den alten Lauf des Rheins durch den Wallenſtadter- und Zürcherſee denken konnte, der in jedem Fall in eine abſolutvorgeſchichtliche Zeit zu ſetzen iſt *).

---

*) Wahrſcheinlich war dieſe Bucht das nunmehrige Ried Buchſer, zwiſchen den Dörfern Staad und Altenrhein, wo man jetzt noch viele grundloſe Stellen findet, die nicht bloße Waſſergallen, ſondern wirklich ein Ueberreſt der ehemaligen Seetiefe ſind. Aehnliche Ueberreſte ſind jenſeits des Rheins, zwiſchen Fußach und den Feldern von St. Johann Höchſt, die beiden Logſeen, der eine, wenige Schritte vom Ufer des Bodenſee's entfernt, der andre, eine Achtelsſtunde oberhalb gelegen; der erſte mag beiläufig 1000 Schritte lang und 30 breit ſeyn, der obere iſt kleiner. In jedem befindet ſich eine ſchwimmende Inſel. Sie ſind durch ein Bächlein unter ſich und mit dem Bodenſee verbunden, erhalten übrigens nirgendher Zufluß; ihre Waſſerfläche hat die nämliche Höhe mit dem Bodenſee; im Winter haben ſie nur 4 Schuh hoch Waſſer, darunter iſt unergründlicher Sumpf.

**) Georg Leonh. Hartmanns Verſuch einer Beſchreibung des Bodenſee's. Zweite Aufl. St. Gallen, bei Huber und Comp. 1808. S. 20. Aus dieſer Schrift S. 19. iſt auch die vorſtehende Note entnommen.

II.

Der Bodenſee und Unterſee wie ſie ſeit ihrer feſten Bildung und jetzt ſind.

1. Des Bodenſee's Lage, Größe, Tiefe **).

Der Bodenſee liegt zwiſchen 26° 42′ 42″ und 47° 24′ 56″ Länge, und zwiſchen 47° 28′ 52″ und 47° 48′ 45″ Breite, 1,225$^{1}/_{10}$ Pariſer Fuß über der Nordſee, (andre: 1164 – 1199) hat 26$^{5}/_{10}$ Meilen im Umfang, iſt von Bregenz bis zur Mündung der Stockach 8$^{7}/_{10}$ von Bregenz bis zur Conſtanzer Brücke 6$^{1}/_{4}$ Meilen lang, von der öſtlichen Mündung der Bregenzer Aach bis zum öſtlichſten Ende der Lindauer Brücke $^{13}/_{100}$, von der Rheinmündung bis Waſſerburg faſt 1$^{1}/_{2}$, von Rorſchach nach Waſſerburg 1$^{33}/_{40}$ von Rorſchach nach Langenargen (an das Oſtende dieſes Orts) 1$^{8}/_{10}$, von Rorſchach nach Friedrichshafen 2$^{11}/_{20}$, von Arbon nach Langenargen 1$^{13}/_{40}$, von Arbon nach Friedrichshafen 2 Meilen, von Romanshorn nach Bregenz 4 Meilen, von Romanshorn nach Waſſerburg 2$^{7}/_{10}$, von Romanshorn nach Friedrichshafen 1$^{6}/_{10}$, nach dem Krippenhof (genau nach Norden) wenig über 1$^{7}/_{10}$, von Bottighofen nach Mörsburg $^{87}/_{100}$ Meilen breit. Die mittlere Breite des Ueberlingerſees beläuft ſich auf etwas über $^{3}/_{10}$ Meilen. Der Flächeninhalt des Bodenſee's (oberhalb der Conſtanzer Brücke) beträgt bei mittlerem Waſſerſtande 8$^{187}/_{1000}$ Quadratmeilen. Der See erſtreckt ſich der Länge nach von Südoſten nach Nordweſten, iſt im Südoſten am breiteſten, im Nordweſten am ſchmalſten. Die Ufer ſind nur an wenigen Stellen, vorzüglich zwiſchen Lindau und Bregenz und bei Ueberlingen und Bodmann ſteil, meiſtens flach, im Süden (zu beiden Seiten der Stockachmündung) niedrig und moraſtig. Faſt durchgängig hat der See viel Vorland (d. h. er nimmt von den Ufern und Rändern gegen die Mitte hin nicht ſchnell an Tiefe zu), ſo daß man weit hinein eingehen kann. Die Tiefe im Südoſten, zwiſchen Lindau, und Bregenz ſoll erſtaunenswürdig ſeyn und ſich, nach der Meſſung von Arbener Schiffleuten, auf 2,208 Fuß belaufen d. i. 985 Fuß tiefer, als die Oberfläche der Nordſee, und 900 Fuß tiefer, als der Grund der Oſtſee. Bei Mörsburg ſoll der See 1,800 Fuß und noch an vielen andern Stellen ſehr tief ſeyn. Dieſe Angaben ſind unſicher und vielleicht übertrieben; ſie erſcheinen unglaublich für einen Landſee. Doch, wo ſich ſo mächtig hohe Gebirge erheben, wie in unſerer Gegend, können ſich wohl auch in den Seen ungeheure Abgründe finden.

Das erſte Verdienſt zuverläſſiger Sondirung des Bodenſee's, hat die würtembergiſche Regierung. Oeffentlich mitgetheilte Nachrichten ſprechen ſich folgendermaſſen hierüber aus *).

Die aus Auftrag der Landesvermeſſungskommiſſion durch die Herren, Gaſſer und Paulus im Sommer 1825 aufs genaueſte angeſtellte Unterſuchung gieng von zwei Punkten des würtemb. Ufers aus: die eine von Friedrichshafen bis Rorſchach, die andere von Langenargen nach Rorſchach; und das Ergebniß dieſer Meſſungen iſt folgendes: die größte Tiefe zwiſchen Langenargen und Rorſchach, wo der See eine Breite von 48,051 würtemb. Fuß oder 3$^{3}/_{4}$ Stunden hat, iſt 693 würtemb. Fuß; die größte Tiefe des Sees zwiſchen Friedrichshafen und Rorſchach, wo der See eine Breite von 67,272 Fuß oder 5$^{1}/_{10}$ Stunden hat, iſt 819 würtemb. Fuß. Wenn nun alſo gleich der See hier nicht die angebliche Tiefe von Lindau und Mörsburg hat, wo er immerhin noch bedeutend tiefer ſeyn mag, ſo überſteigt er doch auch hier die Tiefe von manchem Meere, und der Grund des See's zwiſchen Friedrichshafen und Rorſchach liegt tiefer als der tiefſte Punkt des Königreichs Würtemberg, der Neckar bei Gundelsheim und 450 Fuß tiefer als Stuttgart. — Die größte Tiefe in den beiden Richtungen findet ſich auf Seiten des würtemberg. Ufers, ungefähr in einer Entfernung von einem Drittel der ganzen Breite. Dagegen nimmt der See gegen die Schweitzer-Ufer weniger ſchnell ab, als gegen die Würtemberger-Ufer. Von Rorſchach aus hat nämlich der See ſchon in einer Entfernung von einer kleinen Viertelſtunde eine Tiefe von mehr als 200 Fuß, während er in gleicher Erſcheinung von Friedrichshafen nur 84 Fuß, und von Langenargen aus nur ungefähr 20 Fuß tief iſt. Die Beobachter hatten einen mittlern Waſſerſtand.

---

*) Dieſe irrige Anſicht findet ſich in des ſel. Rühs ausführlicher Erläuterung der 10 erſten Kapitel des Tacitus. Berl. Reimer 1821. S. 71. Das Buch enthält ſonſt ſehr viel Treffliches.

**) Hoffmann a. a. O. S. 116 f. Hartmann a. a. O. S. 11 f.

*) Schwäb. Chronik von 1826, 23. Jan. S. 51. vergl. Memmingers Würtemb. Jahrbücher Jahrg. 1826. 1s Heft. S. 190 f.

Es wäre zu wünſchen, daß nun auch von andern Punkten, und ins beſondere von Mörsburg und Lindau aus, ähnliche Meſſungen veranſtaltet würden *).

Der Bodenſee verliert an Umfang, Flächeninhalt und Tiefe alljährlich etwas, denn die in denſelben ſich ergießenden Flüſſe — beſonders der Rhein zur Frühlings- und Sommerzeit — führen viele erdige Theile mit, die in dem See zu Boden ſinken. So hat ſich im Süden der Moraſt zwiſchen Rheinegg und Fußach und im Nordoſten der Moraſt zwiſchen Wahlwies und dem Ueberlinger-See (das ſog. Ried) gebildet. Einſt ſtand der Bodenſee wenigſtens 5—600 Fuß höher als jetzt. In welche Zeit aber dieß einſt zu ſetzen iſt, haben wir oben geſehen.

Das Waſſer des Bodenſee's iſt klar, von grünlicher Farbe und gutem Geſchmack. Es ſteigt, während der Schneeſchmelze in den Alpen, oft in wenigen Tagen um einige Fuß, in ſehr ſeltenen Fällen bis 12 Fuß über den Nullpunkt des Lindauer Pegels (d. i. Waſſermeſſers). Dieſer Nullpunkt iſt die außerordentlich niedrige Waſſerhöhe, die der Bodenſee, vom Ende März bis in die Mitte Aprils 1797 hatte. Der Pegel wurde am 25. Jul. 1797 zu Lindau geſetzt. Beſonders hoch war das Waſſer in den Jahren 1343, 1511, 1640 (10 Fuß $2\frac{1}{4}$ Zoll), 1770 (10 Fuß $7\frac{3}{4}$ Zoll), nach einer andern aber unbeſtimmten Angabe 20—24 Zoll, 1785 (9 Fuß $11\frac{1}{4}$ Zoll), 1817 (am 4. und 5. Jul. 18 Zoll über den Waſſerſtand von 1770, alſo 12 Fuß $1\frac{3}{4}$ Zoll) **), 1821, 1822, 1824

---

*) Herr Landbaumeiſter Waldmann zu Conſtanz ſoll ſchon vor einigen Jahren Sondirungen in der Gegend von Mörsburg vorgenommen haben.

Anmerk. eines Dritten.

**) Die letzte Angabe iſt aus einem in Lindau gedruckten fliegenden Blatt über die Waſſersnoth von 1817.

und 1825 (die beiden letzten Male im Oktober) (gleichzeitig mit andern Sturmfluthen.) Sehr niedrig war der Waſſerſtand des Bodenſee's in den Jahren 1672, 1725, 1779, 1784, 1797.

2. Der Unterſee oder Zellerſee *).

Dieſer See, obgleich im weitern Sinne mit zum Bodenſee gerechnet, bildet doch ein von jenem ganz abgeſondertes Gewäſſer, indem der Rhein zwiſchen beiden wieder zum Strom geworden iſt. Er liegt, wenn man ihn weſtwärts bis zur Brücke von Stein am Rhein, oſtwärts bis etwas oberhalb Gottlieben rechnet, von 26°, 31′, 12″, Länge bis 26°, 47′, 20″ Länge, und von 47°, 38′, 35″ bis 47°, 44′, 42″ Breite, und hat einen Flächeninhalt von $1\frac{6}{100}$ Quadratmeilen, mit dem Bodenſee zuſammen alſo haben beide Seen $9\frac{43}{100}$ Quadratmeilen ohne die in ihnen liegenden Eilande, deren Flächeninhalt ſich auf $\frac{10}{100}$ Quadratmeilen beläuft. Es iſt dieſer See, in welchem die ziemlich bedeutende Inſel Reichenau gelegen, nicht ſehr tief, denn man findet überall mit 60 Fuß Grund. Zwiſchen der Reichenau und dem Dorfe Wollmatingen hat der Zeller-See eine ſolche Untiefe, daß er im Herbſte, bei niedrigem Waſſerſtande, ganz vom Waſſer frei wird, und man trockenen Fußes von der Inſel an das feſte Land gehen kann. Derſelbe Fall hat auch zwiſchen Maynau und dem nördlichen Ufer gegenüber ſtatt.

Einflüſſe in beide Seen **).

In den Bodenſee und den Unterſee ergieſſen ſich, außer dem Rhein (ſ. oben), eine Menge (gegen 50) Flüßchen und Bäche, unter denen die bedeutendſten folgende ſind:

Die Dornbürner Aach, gegen $4\frac{1}{4}$ Meilen lang, von Süd-Süd-Oſt nach Nord-Nord-Weſt aus dem Vorarlberger-Gebirge fließend, mündet ſich unterhalb Fußach; die viel ſtärkere Bregenzer-Aach, mit Nord-Nordoſtlicher Richtung, voll Krümmungen, ergießt ſich weſtwärts von Bregenz mit mehreren Mündungen.

Die Lautrach entſpringt bei dem Dorfe gleichen Namens und mündet ſich nach zweiſtündigem nordweſtlichem Laufe bei Hardt.

Die Leiblach entſpringt ſüdöſtlich von Wangen, läuft 4 Stunden lang ſüdweſtlich und ergießt ſich zwiſchen Lindau und Bregenz.

---

*) Hoffmann a. a. O. S. 151.

**) Ebendaſ. u. f. — Topogr. Lex. v. Schwaben.

Die Argen entſpringt bei Immenſtadt, heißt Anfangs die untere Argen, fließt nördlich unter Jsny von Süden, gegen Südoſten, nach Norden, gegen Nordoſten, dann nordweſtlich, endlich ſüdweſtlich; nimmt die obere Argen auf und mündet ſüdöſtlich von Langenargen.

Die Schuſſen entſpringt nördlich von Schuſſenried und fließt faſt ſüdlich 7½ Meilen lang durch Wieſen bis zu ihrer Mündung bei Eriskirch.

Die Urnauer Aach entſpinnt ſich aus einem Moor nordwärts von Pfrungen, durch welches die Schneide zwiſchen dem Rheingebiet und dem Donaugebiet zieht und von dem die Oſtrach nordwärts in die Donau, die Urnauer Aach ſüdwärts in den Bodenſee fließt; ſie hat faſt ſüdliche Richtung, macht, beſonders in der untern Hälfte ihres Laufes, viele kleine Krümmungen, und mündet ſich ¼ Meile oſtwärts von Friedrichshafen.

Die Seefelder Aach, vielfach gekrümmt, zur Hälfte durch Wieſen fließend, mündet ſich bei Seefelden.

Die Stockach hat ihren Urſprung etwas oſtwärts von Selgetsweiler, macht mehrere große Biegungen, fließt an der Stadt Stockach in der Entfernung einer Viertelſtunde vorüber, und mündet ſich in dem nordweſtlichſten Theil des Bodenſee's, 1 Stunde vor Bodmann, bei Eſpaſingen.

Von der Südſeite fließt in den Bodenſee die drei Meilen lange Goldach, deren Urſprung in einem engen Thale etwas über eine halbe Meile öſtlich von Trogen. Sie mündet ſich oberhalb Arbon bei Horn.

Die Steinach, deren Urſprung faſt ½ Meile ſüdöſtlich von St. Gallen; 2½ Meilen lang, mit der Goldach faſt gleichlaufend; mündet ſich bei Steinach nicht ganz ¼ Meile ſüdſüdöſtlich von Arbon.

In das nordweſtliche Ende des Zellerſee's ergießt ſich die bläulicht klare und ſchnelle Aach, welche man vorzugsweiſe die Aach nennt, und ihr keinen andern Namen beilegt. Sie entſpringt am Fuße des Hügels, auf welchem das uralte Städtchen Ach im Hegäu liegt, aus dem Gewölbe eines Jurakalkfelſen. Wäre ſie nicht durch einen künſtlichen Teich bis an das Dach der Felſenhöhle geſchwellt, aus der ſie hervorſtrömt, ſo würde ſie eine wunderſchöne Naturerſcheinung bilden. Man hält ſie für einen unterirdiſchen Abfluß der Donau, welche wirklich bei Emmendingen einen Theil ihrer Gewäſſer in mehrere Schlünde und Wirbel verliert. Ihr Waſſerreichthum iſt ſo beträchtlich, daß ſie ſchon bei ihrem Urſprunge mehrere Hämmerwerke, Schmieden und Mühlen treibt, und nie abnimmt; ſie friert auch nie zu, iſt warm und fiſchreich, und ſchlängelt ſich meiſt durch Wieſen. Nach 11ſtündigem Laufe ergießt ſie ſich ¼ Meile weſtlich von Radolphszell in der Hört.

3. Klima und Naturphänomene des Bodenſee's.

Die Temperatur des Waſſers im Bodenſee[*] iſt bedeutend geringeren Veränderungen unterworfen, als die Temperatur der umgebenden Luft; die Temperaturs-Verſchiedenheiten betragen ſelbſt in der wärmſten Jahrszeit, von dem kälteſten bis zum wärmſten Zeitpunkte des Tages nur wenige Grade, während die Temperaturs-Verſchiedenheiten der Luft nicht ſelten auf 8—10 Grade ſteigen; den 26. und 27. Mai 1826 bei ruhiger, heiterer Sommer-Witterung zeigten ſich folgende Verſchiedenheiten.

	Temperatur	
	des Seewaſſers	d. atmoſph. Luft.
Nachmittags 2 Uhr am heißeſten Zeitpunkte des Tages	+ 16, 3° R.	+ 21, 3° R.
Abends 7 Uhr	+ 15, 3° —	+ 17, 3° —
Morgens 4 Uhr am kälteſten Zeitpunkte des Tages	+ 14, 0° —	+ 12, 5° —

An ſeichten Stellen des Bodenſee's in der Nähe der Ufer ſteigt die Temperatur des Waſſers Mittags etwas höher, als in der Mitte des See's über tiefem Waſſer; ſie betrug an demſelben Tage bei Langenargen 17,6 Grade. Beobachtungen über die Temperatur des Waſſers in der Tiefe des See's fehlen noch; ohne Zweifel nimmt ſie in der Tiefe des See's in ähnlichem Verhältniß ab, wie dieſes in den übrigen See'n der ebenen Schweiz der Fall iſt.

Von beiden Ufern des Bodenſee's hat das ſchwäbiſche ein beträchtlich milderes Klima, als das ſchweizeriſche[**]. An dieſem Letztern iſt die Abwechslung der Temperatur beſonders groß und oft ſehr ſchnell; doch iſt auch hier das Klima viel milder geworden, als vor Jahrhunderten, und wenn gleich ſelten ein Winter ſo gelinde iſt, daß der Unterſee nicht überfriert, ſo iſt noch weit ſeltener einer ſo hart, daß der größte Theil des Oberſee's überfröre: den Angaben der Chroniken von ſeinem völligen Ueberfrieren iſt nicht immer unbedingter Glaube beizumeſſen. In ſehr kalten Wintern überfrieren wohl ſeine Buchten, und vielleicht iſt hieraus allzu ſchnell auf das Allgemeine geſchloſſen worden. Das Wichtigſte jener alten Nachrichten folgt hier: Im J. 1277 ſoll der See ganz überfroren geweſen ſeyn; im J. 1435 konnte man von Lindau nach Fußach reiten und fahren, aber zwiſchen Arbon und Buchhorn war der See, nach Vadians Verſicherung, offen. Im J. 1560 ſoll er in ſeiner größten Breite von Romanshorn bis Buchhorn überfroren ſeyn. Im J. 1573 vom 33. Jan. an war er es wirklich mehrere Wochen lang; man zog Kornſäcke auf Leitern über das Eis von Langenargen und Buchhorn nach Utwil; ja ein ſechsſpänniger Güterwagen fuhr von Fußach nach Lindau. Viele Güterwaaren wurden von Buchhorn mit Pferden bis Hinterhauſen bei Conſtanz geführt, von da aber über die Rheinbrücke in die Stadt gebracht, denn hier waren See und Rhein bis gegen Ermatingen hinunter und hinauf gegen das Eichhorn einen Armbruſtſchuß weit gar nicht gefroren, gerade an Stellen, wo ſonſt, bei mäßig kaltem Winter, Alles mit Eiſe bedeckt iſt. Vom 16. Febr. öffnete ſich der See wieder bis Mörsburg. Am 25. Febr. wurde ein Kanal von Fußach bis Lindau aufgehauen; man brauchte 3½ Tage bis ans Inſelhorn, und die Schiffer fuhren mit hochgeſpannten Seegeln durch dieſe Oeffnung wieder heim; aber über Nacht fror Alles wieder zu. Bei Rorſchach wurden auf dem See Faſtnachtsſpiele und andre Luſtbarkeiten gehalten; zwiſchen Lindau und Mehrerau hielten 200 Bürger zu Fuß und zu Pferde die Aſchermittwochs-Schlacht. Bei Waſſerburg hatte ſich das Eis in Schollen gethürmt, daß man von ſeiner Höhe Lindau überſehen konnte. Endlich borſt das Eis mit gewaltigem Krachen und zwiſchen Lindau und Waſſerburg warf der See zwei Steine aus, denen jeder 5—6 Zentner wog. Den 17. März fuhr das erſte Schiff von Lindau nach Conſtanz, aber erſt am Oſtermontag den 23. war der ganze See wieder von Eis entblößt. — Im J. 1587 überfror der See von Lindau bis Bregenz; es lagen zwei und dreißig Schneee auf einander.

---

[*] Von Herrn Prof. Dr. Schübler beobachtet, und dem Verf. mitgetheilt.

[**] Hartmann a. a. O. S. 34—40.

Das letzte Mal überfror der See ganz, ſo daß man aller Orten darüber ritt und fuhr, am 5. Febr. 1695. Der Schulmeiſter von Altnau bei Conſtanz machte mit ſeinen Schülern einen Spaziergang über das Eis nach Langenargen, wo ſie alle vom Grafen von Oetingen geſpeiſet wurden. Zu Arbon hielt man am 13. Febr. ein Freiſchießen auf dem See, und Bürger maßen ihn bis Langenargen. Noch im März wurde er befahren. Am 14. März erhub ſich ein ſeit undenklichen Zeiten nicht weit von der Arboner Stadtmauer gelegener großer Stein, die Sau genannt, von ſelbſt, und wurde, ſammt dem ihn umgebenden Eiſe, 25 Schritt weit auf das Land geſchleudert. Er war 5 Schuh hoch, 6 breit, 8 lang und mochte 150 Centner wiegen. Man kennt derlei Phänomene jetzt als Wirkungen des Grundeiſes.

Die größte Kälte in den neueſten Zeiten war 1788—89, wo die Bucht zwiſchen Lindau und Bregenz ſo ſtark überfroren war, daß die Eisbrücke ein paar Wochen lang wie eine Landſtraße gebraucht wurde; ebenſo von Lindau nach Fußach. Aber der weite See blieb ſtets offen. Der reaumür'ſche Thermometer ſtand in St. Gallen am 31. Decbr. 19 Grad unter 0. Das Ueberfrieren einer ſo großen Waſſermaſſe richtet ſich indeſſen nicht blos nach dem zunehmenden Grade der Luftkälte: am 25. Mai 1785 fuhren einige Rathsglieder von Arbon früh Morgens in Stadtgeſchäften ab nach Mörsburg. Die Luft war kühl und der See hell. Sie ſchifften bei Romishorn, als mit Sonnenaufgang der See vor ihren Augen auf einmal mit einer Eiskruſte bedeckt wurde und ſie nöthigte bei Romishorn zu landen, wo ſie ein Vorſchiff von 6 Männern nahmen, die vor ihnen her das Eis brachen. Endlich, als ſie ſich Mörsburg näherten, ſchmolz dieſes vor den kräftigern Strahlen der Morgenſonne.

Auch wenn der See nicht überfriert, können Feldfrüchte, Bäume und beſonders die Reben, Schaden von der Kälte leiden; doch ſind ſo unglückliche Jahrgänge (anders als bei uns armen Unterländern) hier oben Ausnahmen; ſo wie auch allzuheiße oder trockne Sommer, als welche ſich die von 1473, 1540, 1669 und 1719 beſonders auszeichneten.

Die momentane Vermehrung oder Verminderung der Waſſermenge in naſſen oder trocknen Sommern hängt hauptſächlich von der Witterung im Gebirge ab; da die meiſten Zuflüſſe des See's Bergwaſſer ſind. Dieſe überſchwemmen die an ihrem Ufer gelegnen Orte und die Seegegend an ihren Mündungen nicht ſelten. Auf das Steigen und Sinken des ganzen See's, haben aber, außer dem Rheine, wenige Flüſſe ſichtbaren Einfluß. Dieſer, der lauter Bergſtröme aufnimmt, ehe er ſich in den See mündet, erhält beim Schmelzen des See's eine Menge Waſſer von den Gebirgen; auch die Flüſſe der Allgauer Alpen, die Bregenz, die Argen u. ſ. w. ſchwellen auf dieſe Weiſe an und dann kann der See, wie wir oben geſehen, in wenigen

Tagen 8 — 10 Schuh hoch anwachſen; aber in ebenſo kurzer Zeit ſinkt er wieder zum vorigen Stande. Gewöhnlich iſt er im Juli am größten und Anfangs Winters am kleinſten.

In einer völligen Spiegelfläche iſt der See — ſo häufig auch in dieſer Gegend klarer Himmel und ruhiges Wetter iſt — faſt nie zu ſehen; immer giebt es Streife, wo ein kleiner Wellenzug zu ſeyn ſcheint, wobei an unterirdiſche Ströme oder Winde gedacht werden könnte; auch liegt die Vermuthung nahe, daß eine ſolche Strömung es war, die Ammianus Marcellinus für den Rhein gehalten, der den See durchfließe.

Zu den merkwürdigen Erſcheinungen des See's gehören die regelmäßigen Winde *), welche namentlich in der Mitte des See's zwiſchen Friedrichshafen und Langenargen und an andern Orten bemerkt werden. An heitern ruhigen Sommertagen weht gewöhnlich Vormittags bis gegen neun Uhr oder zehn Uhr ein ziemlich lebhafter Oſtwind, der ſich dann oft nach kurzer Windſtille durch Norden nach Weſten dreht; des Nachmittags weht ſodann gewöhnlich der Weſtwind (Weſter-Wind, Wetter-Wind, wie ihn die Schiffsleute nennen); gegen oben kehrt in der Regel der Oſtwind wieder zurück, wenn die Witterung gut und heiter bleibt. Dieſe regelmäßigen Winde ſind ſtark genug um durch Hülfe der Segel Schiffe mit bedeutenden Ladungen über den See zu führen.

Bei ſtürmiſchem Wetter, beſonders wenn der Föhn (der bekannte ſchweizeriſche Name des Südwinds, von Favonius abzuleiten), wüthet, wird das Gewelle aus der Tiefe, welches die Schiffer Grundgewelle heißen, fürchterlich und höchſt gefahrvoll. Das Grundgewelle entſteht, wenn der Südwind eine große Waſſermaſſe in den Winkel bei Ueberlingen hinabſchaltet, welche durch Reaction ſich mit dem obern Waſſerſtande wieder ins Gleichgewicht zu ſetzen ſucht; dann werden die Gewäſſer des See's von ihrem Grunde aus bewegt, und das Grundgewelle kann entſtehen, wenn es im Oberſee auch ganz windſtille iſt. Ueberhaupt iſt der Föhn hier einer der gefährlichſten Winde: er hat immer einen ihm entgegenwehenden Wind, der, ſobald ihm der Föhn, was öfters geſchieht, plötzlich weicht, jedesmal Gefahr bringt. Nächſt ihm iſt der Nordweſt- und oft auch der Oſtwind gefährlich; aber der Sturm hat immer ſeine Vorzeichen: ein weißgrauer Nebel ſteigt auf (Brähme in der Schifferſprache); ihm folgt eine dickſchwarze Wolke, die heranrückt: wer nicht früher ſchon ausgefahren iſt, wagt ſich dann nicht auf den See; deßwegen ſind Unglücksfälle auf dem See doch nicht ſo häufig, als man denken ſollte, und rührten meiſt von Tollkühnheit oder Trunkenheit der Schiffsleute her. Uebrigens erfordert es wirklich alle Vorſicht und Geiſtesgegenwart, einem Ungewitter auf dieſen Seen zu entkommen; der Sturm raſt, beſonders auf dem Oberſee, ſo frei wie auf der offnen See, ſchlägt oft Wellen von der Höhe eines kleinen Hauſes, und bewegt das Waſſer drei Klafter in die Tiefe. Indeſſen kommt die Gefahr nur aus bewölktem Himmel; daß oft bei dem ſtillſten, angenehmſten Wetter der See auf einmal ſtürmiſch und das plötzliche Toben ſeiner Wellen dem Schiffer gefährlich würde, davon weiß man auf dieſem See nichts *). Die Dampfboote endlich, von welchen wir unten ſprechen werden, trotzen auch den größten Stürmen ohne Gefahr, und der Reiſende kann ſich ſorglos auf denſelben den Wellen des ſonſt als tückiſch verſchrienen See's anvertrauen.

Der treffliche Sammler, dem wir das Weſentliche dieſes Abſchnitts verdanken, hat folgendes Verzeichniß von Unglücksfällen auf dem See zuſammengetragen:

Untergegangen im Sturm den 12. Sept. 1295 zwiſchen Mörsburg und Buchhorn ein Schiff mit 26 Perſonen. — Im J. 1423 ertranken 52 Perſ. vor den Pfählen bei Lindau. — 1576, 7 März im Gewitter verſanken 7 Schiffe, und am 7 Nov. ein ſchweres Schiff von Schaffhauſen mit 12 Perſ. auf dem Unterſee, zwiſchen Mammern und Kattenhorn vom Sturmwind umgeworfen. — 1585, 5. Juli. St. Galliſches Korn- und Waarenſchiff, mit einer Ladung von 4000 fl. Werth auf dem weiten See untergegangen. — 1644, 19. Apr. 30 Perſ. ertrunken auf einem plötzlich vom Sturm überfallenen Schiffe, das von Conſtanz nach Hagenau wollte. — 1648, Sept. Von 9 Schiffen der franz. Beſatzung zu Ueberlingen 3, mit 20 Perſ. im Sturm untergegangen. — 1690, 24. Juni. Ein Schiff mit 36 Perſ. zwiſchen Buchhorn und Romishorn im Sturm zu Grunde gegangen; am Ueberlinger Ufer ein Fruchtſchiff untergetaucht, die Schiffer retteten ſich kümmerlich. — 1692, 24. Juni. Nachmittag 3 Uhr ein Schiff kurz nach der Abfahrt von Conſtanz

---

*) Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Schübler.

*) Am 29. Sept. 1825 wehte jedoch beim wolkenloſeſten Himmel ein ſo furchtbarer Sturm aus Oſten, daß die ganze Equipage des Dampfboots Max Joſeph ſeekrank wurde und in den untern Schiffraum flüchtete.

überfallen; 29 Perſ. ertrunken. — 1695, 18. März. Ein von einer Geſellſchaft in Horn gemiethetes Schiff, ergreift auf der Fahrt nach Lindau der Sturm; da kein erfahrner Schiffsmann darauf, geht es mit 25 Perſ. zwiſchen Fußach und Altenrhein zu Grunde. — 1732, 11. Mai. Ein Schiff mit 41 vom Arboner Gottesdienſt nach Horn zurückkehrenden Perſonen von einer Windsbraut umgeworfen. 27 ertrunken. — 1760, Ende Apr. Ein Schiff mit 154 Malter Korn und 23 Perſ. geht bei Buchhorn, von wo es nach Rorſchach wollte, unter. — 1784, 3. Mai. Von 22 Perſ. eines zwiſchen Lindau und Hard vom Sturm ergriffenen Schiffes werden nur 6 mit größter Gefahr gerettet. — 1799, 22. Sept. Ein mit Mehl für die öſterreich. Schweitzerarmee beladnes Schiff bei Bregenz im Föhn untergegangen. — 1801, 13. Dec.. Ein Fruchtſchiff auf dem Unterſee, bei Reichenau vom plötzlichen Sturm verſchlungen; nur 3 Schiffsleute werden gerettet. — Im Oct. 1822 verſank ein Schiff von Romishorn mit 18—20 Viehhändlern, die auf den Markt nach Wangen wollten, bei Friedrichshafen mit Mann und Maus.

Ein eigenthümliches Phänomen, das noch häufiger auf dem Genferſee beobachtet worden, und dort Seiches, auf dem Bodenſee aber die Ruhs (von Rauſchen?) heißt, iſt das plötzliche Aufſteigen des Waſſers gegen das Ufer, ohne Vergrößerung der Waſſermaſſe, und das eben ſo ſchnelle Sinken; was eine Zeitlang abwechſelt. Der Conſtanzer Bürgermeiſter, Chriſtoph Schultheiß, hat einen ſolchen Fall in ſeiner handſchriftl. Chronik, zum 25. Febr. 1549 ſo aufgezeichnet: „Uff dieſen Tag, Morgens frü iſt der See in Conſtanz an- und abgeloffen wol einer Ellen hoch …, ſo daß der See ſchier bis zu der Spitalegke heruffgangen. So er abgeloffen, iſt er ſchier bei den Stegen an der Viſchbrugke erwunden, und ſo er klain worden, ſo iſt er bald mit einem Ruſchen, als ob das Gwell von dem Wind (welcher doch nit war) getrüben wurd, wieder angeloffen, und ſolchs iſt etwa in einer Stund vier- oder fünfmal geſchehen (wie ich ſelbſt geſehen hab). Das hat alſo bis Nachmittag gewerrt. Aber je ſpeter es worden, je minder er an und abgeloffen iſt. Deß hat meniagklich ein groß Verwunderung gehabt. Denn niemand geweſen, der je gehört, daß dergleichen vorher hier geſchehen ſeye.“

Das Blühen des Sees hat derſelbe wohl mit mehreren Landſeen gemein. — Im März ſind nämlich oft ganze Strecken ſeines Waſſers mit einem gelbem Staub bedeckt, der ſich bald ſchleimigt zuſammenhängt, und nach tagelangem Umherſchwimmen verſchwindet. Dieſe Erſcheinung kann nicht vom Blühen der Waſſerpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es iſt vielmehr nichts anders, als der männliche Saamenſtaub der an den Ufern wachſenden Obſt- und Waldbäume.

Endlich iſt es eine ſchöne Volksſage, die der Engländer Radliffe aus Schweden berichtet, daß der dortige Wetterſee bei Wattſtena in Oſtgothland oft bei dem ſtillſten Wetter plötzlich ſtürmt, und daß dieß nur dann geſchehe, wenn der Bodenſee vom Sturme bewegt ſey; umgekehrt empfinde der ruhige Bodenſee jeden Sturm des Wetterſee's. Sollte dieſe Sage nicht mit der dunkeln Tradition zuſammenhängen, welche die Schweitzer aus Schweden in ihr jetziges Land und mithin auch an die Ufer unſres See's wandern läßt?

4. Schiffahrt, Fiſcherei, Handel *).

Die erſten, ordentlich gebauten Schiffe, die unſern See durchfuhren, waren ohne Zweifel die Flotte des Tiberius, ſechzehn Jahre vor Chriſti Geburt. Die Geſchichte hat unſrem Leſer von dieſem Unternehmen erzählt. Doch ſcheinen die Römer die Schiffahrt nicht zum Vortheile des Handels fortgeſetzt zu haben und ihre Waaren wurden wohl auf der Heerſtraße über **Brigantia** (Bregenz), Arbor Felix (Arbon), Ad Fines (Pfynn), Vitodorum (Oberwintherthur) u. ſ. w. transportirt **). Daß unter den Alemannen die Ueberfahrt über den See zum Behufe der Reiſen ſchon etwas Gewöhnliches war, erhellt aus unſern Erzählungen von der Verbreitung des Chriſtenthums am See. Ebenderſelben verdankt unſer Seeufer ſeine Kultur und erſt dieſe kann den Handel erzeugt haben. Unter den fränkiſchen Königen und anfangs unter den deutſchen Kaiſern, war alle Schiffahrt Kronegel; ſpäter wurden Flüſſe und Seen gemeine Reichsſtraßen, und die Gaugrafen mußten hier, wie auf den Landſtraßen, die Sicherheit handhaben. Während der Händel um den deutſchen Thron ſcheint ſich von Schiffahrt und Schifferei jeder, ſo viel er wollte und konnte, zugeeignet zu haben*); Innungen von Schiffsleuten und Fiſchern haben ſich wohl erſt mit dem Wachsthum der Städte und dem Emporkommen der Gewerbe gebildet. Die thätigſten Seeleute ſcheinen die Lindauer Bürger geweſen zu ſeyn; dieſe Stadt übte den Zunftzwang über die Fiſcherei vom Rheinhorn bis zum Argenhorn, ſchrieb allgemeine Fiſchertage aus und auf denſelben vor, wie in dieſem Bezirke und wann zu fiſchen ſey, wann jeder Fiſch laiche und man ihn ohne Schaden fangen dürfe, wie die Netze, Zuggarne, Körbe, zu ſetzen ſeyen u. ſ. w. Jahrhunderte lang gehorchten die Fiſcher zu Fußach, Hard, Mehrerau, Bregenz, Nonnenhorn, Waſſerburg und Langenargen ſolchen Verordnungen willig, weil ſie ſie hatten auf dem Tage bewilligen helfen; man hat noch Statuten ſchon vom J. 1393. Allmählig verloren ſich jedoch dieſe Lindauer Vorrechte zum Nachtheile der Fiſcherei. Auf der Schweitzerſeite vereinigten ſich im J. 1544 Biſchof Johann von Conſtanz und Abt Diethelm von St. Gallen mit den Landvögten des Thurgau's und Rheinthals zu einer gemeinſchaftlichen Fiſcherordnung. In den neuern Zeiten bemühte ſich (um 1790) Conſtanz, die Stadt, vergebens, eine allgemeine Fiſcherordnung zu Stande zu bringen. Die Fiſcher eines jeden Orts richten ſich nur nach den Verträgen, welche ſie mit ortsobrigkeitlicher Bekräftigung in ihrem Seebezirk unter ſich errichtet haben, und die Gränzlinien ſind nicht einmal ſtreng gezogen. In der Mitte des See's (auf dem Schweeb) iſt ſogar volle Freiheit, nur daß Keiner in des Andern Netze greifen darf.

---

*) Hartmann a. a. O. S. 71—86.

**) Dazu iſt wohl keine Vermuthung begründet. Welchen Umweg hätte dieſe Straße nach Arbon beſchreiben müſſen! Es iſt vielmehr glaublich, daß die directe Verbindung zwiſchen Brigantia und Arbor Felix zu Waſſer Statt hatte; die Römer in ihren großen, ſtarkgebauten Schiffen, hatten die von ausgehöhlten Baumſtämmen gemachten kleinen Fahrzeuge der die ſchwäbiſchen Ufer bewohnenden Lentieier nicht zu fürchten.

Anmerk. eines Dritten.

Die Hauptwerkzeuge zum Fiſchen im Bodenſee ſind von Garnen: 1) die Segin, das größte. Jede Wand iſt 106¾ Ellen lang; 32 hoch oder breit; der Sack enthält 17 Ellen. Sie wird nur in der Tiefe des See's geſetzt, kann wegen ihrer Schwere nie ans Land gezogen werden. Frühlings und Herbſt dient es Tag und Nacht zum Fange der größten Fiſcharten. Aehnlich und von gleichem Gebrauche ſind die Rackſegin und Lomſegin. 2) die Gangfiſchſegin mit engern Maſchen und ohne Sack. Von Sommer Johannis bis gegen den Winter, Morgens und Abends gegen Gangfiſche, auch Hechte, Forellen, Felchen u. ſ. w. gebraucht. 3) Trachten, ebenſo gebaut, nur nach Länge und Höhe kleiner. Für Gangfiſche. 4) Laufergarn, den Trachten ähnlich, aber wegen der Enge der Maſchen den kleinen Forellen ſchädlich, gegen Hechte, Brachſen u. ſ. w. 5) Schwenk- oder Clußgarn, mit 2 Wänden und einem Sack; auf offenem See, Tag und Nacht gegen die Felchen, auch Hechte und Forellen, im oberſten See mit ſehr verengten (und, weil die Fiſchjugend nicht mehr durchkann, ſchädlichen) Maſchen auch gegen Stuben, Gangfiſche, Renken und Springer; in noch kleinerm Maße gegen Seelen. 6) Watten. 2 Wände, und rings an die Wände mit einer Schnur angeſchläuchter Sack; eng geſtrickt, enthält auch ein groß Stück Blahen (grobes Leintuch); daher ſehr ſchädlich; heißt nach verſchiednen Fiſcharten Kilchenwatt, Furnwatt u. ſ. w. 7) Streif- oder Kleppergarn, das kleinſte: zwei Wände von 7 Ellen Länge, 6—8 Schuh Höhe; Sack gleicher Länge, mit klappernden Eiſenblechen, durch die Grundeln, Groppen und Moſerlen herbeigelockt werden. Von Catharinentag (25. Nov.) bis Oſtern nur Nachts gebraucht. 8) Steckgarn; 3 Wände, welche hinter einander, wie Netze, meiſt in flieſſendem Waſſer, nur Sommers geſetzt werden. Gegen Rheinlanken, große Karpfen, Hechte. 9) Kleittergarn, nur eine 60 Ellen lange, 2 Ellen hohe Wand. Zur Leichzeit gegen Karpfen und Brachſmen. 10) Blahen, 72 Ellen lang, 4 hoch. Nur zur Umſtellung der Land- und Karpfenreiſer gebraucht, wenn das Reis aufgehoben wird. Reiſer oder Gwellſtädte ſind nehmlich mit Pfählen eingefaßte und mit Reiſern ausgefüllte Plätze von 250—300 R. Fuß. Hecht, Eglin, Furn, Haſel, im Herbſt auch Alet und Karpfen ruhen in dieſen Stellen gern bei Stürmen. Von Zeit zu Zeit werden dieſelben mit Garn umſetzt, und durch Aushebung der Reiſer die Fiſche in das Garn gejagt. Sie haben verſchiedene Namen nach ihrem Bau.

Die Netze weichen auch unter einander in Länge und Weite der Maſchen ab, je nach den Fiſcharten: Hecht-, Brachsmen-, Schweeb-Netze (zum Felchenfang); Barben- oder Zwirn-Netze, Karpfen-, Furn-, Haſel-, Gangfiſch-Netze. Die letztern im Frühjahr ſehr nachtheilig auch gegen junge Hechte und Forellen geſetzt; das Haſelnetz iſt etwas verändert, auch Lupf- oder Gupfelnetz.

---

*) Schwerlich: die Schiffahrt und Fiſcherei waren und ſind, mit Ausnahme des Schweitzerufers, jetzt noch Lehen der Dominien, und mußten Laudemium und Lehenzinſe entrichten.
Anmerk. eines Dritten.

Die übrigen Fangzeuge ſind die Reuſchen, Behren und der Angel, dieſer verſchieden nach Größe und Gebrauch. Auf dem ganzen See wird der Setzangel an Schnüren gebraucht. Auf dem Unterſee iſt der Entenfang mit Kleb gewöhnlich.

Der ſtärkſte Schiffbau iſt bei Hard und Bregenz. Sonſt ſind noch Schiffswerfte zu Walhauſen am Ueberlingerſee, Petershauſen bei Conſtanz, die Reichenau, auch Bodmann. Die Schiffe auf dem Bodenſee wurden bisher durchaus von Eichenholz gebaut, und ſind beſonders ſtark von Boden und Wänden, was bei den Schiffen auf den deutſchen Schweizerſeen nicht der Fall iſt. Sie ſind übrigens von der einfachſten Bauart, unter einander faſt nur durch die Größe verſchieden. Die größten ſind die Lädinen, die nur in Lindau und Bregenz geladen werden, und mit denen man den See herunter nach Conſtanz, Stein am Rhein und bis nach Schaffhauſen fährt; anderswohin nicht, da ſie 4 – 5 Schuh im Waſſer gehn und daher nicht überall landen können. Eine Lädi iſt 110 Schuh lang, und auf dem Boden 14 Schuh breit; ſie führt Ruder, Seegel und Anker (der letztere war ihr lang eigenthümlich), hat aber nur Einen Seegelbaum von 82 Schuh Höhe. Die Länge des Seegels enthält 28 1/4 Ellen, ſeine Breite oben 24, unten 16 1/2 Ellen. Eine volle Ladung beſteht aus wenigſtens 1500 Centner allerlei Waaren, worunter 100 Salzfäſſer. Die Lädi-Gerechtigkeit wird, nach der Lindauer Schifferordnung von 1685 nur tüchtigen und ausdrücklich dazu erzogenen Schiffern ertheilt, und kann nur auf ſolche vererben. Zur Führung einer Lädi bedarf der Meiſter noch immer 6 – 7 Schiffsknechte.

Die Schiffe zweiter Größe waren ehedem die Halblädinen, ſeitdem aber der Tranſitohandel abgenommen, ſind es die Segner. Ein Segner muß 68 Schuh lang und auf dem Grunde 8 1/2 Schuh breit ſeyn, übrigens proportionirt, daß man 100 Fäſſer Salz oder oder 200 Malter Korn darin laden kann. Eine ſolche Ladung heißt das Gefährt, und der Schiffer Gefährtler. Zur Leitung eines Segners braucht man 4 – 5 Menſchen. Aber am 4. Auguſt 1773 wagte es Hans Mr. Uhler von Utwil, als er zur Erntezeit keine Hülfsmänner für ſeinen Segner bekommen konnte, ganz allein, nur von ſeinem Hunde begleitet, indem er das Steuerruder mit Stricken befeſtigte und ſich überall doppelter Seile bediente, bei ſehr ſtarkem aber günſtigem Winde nach Lindau zu fahren; er legte die neunſtündige Fahrt glücklich in drei Stunden (von 11 – 2 Uhr) zurück. Doch gränzte ſein Muth an Tollkühnheit.

Auf dem ganzen See gab es, bis auf die neueſte Zeit, kein Schiff mit einem Verdeck, und das Steuerruder haben alle zur Seite, nicht in der Mitte des Hintertheils, wohl nur aus alter Gewohnheit. Seit Jahrhunderten hatte ſich, bis auf die Epoche die in der neueſten Zeit die Dampfſchiffarth macht, nichts in der Art des Schiffbau's geändert und Verſuche mit andern Schiffen mislangen faſt immer. Im J. 1454 ließ Herzog Sigmund von Oeſterreich ein großes Meerſchiff, und drei Jagdſchiffe bauen, wahrſcheinlich gegen die Eidgenoſſen; allein das größere Schiff mochte das Waſſer nicht ertragen. Im J. 1523 ließ Marx von Kirchen zu Lindau eine Galeere zimmern, völlig ausgerüſtet, wie man ſie auf dem Meere hat, aber ſie konnte nirgends recht landen. Gen Conſtanz kam ſie dreimal, aber bis Schaffhauſen zu fahren, verhinderte ſie die Seichtigkeit des Waſſers. So verfaulte ſie in einem Graben zu Lindau. Sie hatte 540 fl. gekoſtet (was für jene Zeit unerhört war; jetzt koſtet nur das Holz einer Lädi 2600 fl. und das ganze Schiff kommt beinahe auf 6000 fl.); ſie hatte zwei Anker, der große hielt 3 Centner Eiſen, der kleine 2.

Glücklicher waren im 30jährigen Kriege die Schweden mit dem Bau größrer Schiffe. Wir verweiſen hierüber auf unſern geſchichtlichen Theil. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ Lord Baltimore, während ſeines Aufenthalts in Lindau ein prächtiges Luſtſchiff nach engliſcher Art erbauen; es wurde aber auch nur gewiſſermaſſen für brauchbar erklärt und in nichts nachgeahmt. Die Flotille des engliſchen Obriſten Williams ſcheint, obgleich ſie nicht unthätig war und einige glänzende Operationen ausführte, doch bei weitem nicht geleiſtet zu haben, was man erwartete, und der Nutzen derſelben in keinem Verhältniſſe mit den Koſten geſtanden zu ſeyn, die ſich auf monatliche 80000 fl. beliefen *).

---

*) Die ſchwäb. Chronik vom J. 1799 enthält über dieſe Unternehmung folgende Data: „In Bregenz war am Ende des März der engliſche Obriſt Williams angekommen, um dort eine Flotille von Kanonierböten zu erbauen, die unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Carl auf dem Bodenſee operiren ſollte. Es waren deßhalb für ihn in Lindau alle Schiffe, Seegel, Taue und Anker in Requiſition geſetzt worden; die Commandanten der größern, meiſt mit einer ſchweren und einer leichten Kanone bewaffneten Böte, beſtanden aus emigrirten franzöſiſchen Seeofficieren, und einem Slavonier-Lieutenant Ivanowitz. Am 10ten April lief das Geſchwader vom Stapel: ſobald dieß auf dem jenſeitigen Ufer bemerkt wurde, ertönten die franzöſiſchen Lärmkanonen von Rheineck bis nach Con-

Uebrigens drang bei aller Einfachheit der Seeſchiffe dennoch wenigſtens in alten Zeiten, der Ruf der Schiffsbaumeiſter am Bodenſee bis nach andern Seegeſtaden. Als die Zürcher im J. 1445 mit den Schwyzern kriegten, ließen ſie durch einen berühmten Meiſter zu Bregenz zwei große Jagdſchiffe machen, davon jedes an 400 Bewaffnete trug.

Eine neue Epoche für die Schiffarth und den Handel auf dem Bodenſee, beginnt mit der Einführung der Dampfboote auf demſelben, ſeit dem J. 1824 *). Sowohl den Gedanken dazu als die Ausführung verdankt man Würtemberg, und zwar ſeinem alles Gute und Nützliche ſo kräftig fördernden König.

Die Erbauung geſchah auf Rechnung des Staats von dem um die Dampfbootſchiffarth, viel verdienten nordamerikaniſchen Conſul in Frankreich, Herrn Church; nach der Erbauung aber und nachdem die Regierung dem Unternehmen, die dem gemeinen Beſten entſprechende Einrichtung gegeben hatte, wurde das Boot an eine Actiengeſellſchaft überlaſſen, wobei der Staat ſelbſt ungefähr zur Hälfte betheiligt blieb.

Das Boot iſt 98 Fuß lang, 16′ 10″ breit und 6′ 5″ tief, und hat ſomit neben einem Gemach für Reiſende Raum, um wenigſtens 800 Centner Früchte einnehmen zu können. Seine Maſchine hat die Kraft von ein und zwanzig Pferden. Das Boot begann ſeinen regelmäßigen Lauf am 1. Dec. 1824 und geht ſeitdem faſt täglich zwiſchen Friedrichshafen und Rorſchach, wozu es hauptſächlich beſtimmt iſt, hin und her. Sommers macht es an Sonntagen mit Reiſenden und Luſtfahrern, Fahrten nach allen Richtungen, die immer vorher in den öffentlichen Blättern Schwabens angekündigt werden. Das Boot erhielt den ehrenvollen Namen ſeines Stifters, Wilhelm.

ſtanz hinab; aber es kam Gegenbefehl vom Erzherzog Carl, und die Flotte lief wieder in Bregenz ein. Während ſo am obern Ende des Bodenſee's die Zurüſtungen zu einem Seekriege von den Kaiſerlichen betrieben wurden, ſchickten ſie ſich am untern Ende deſſelben zur Belagerung der Stadt Conſtanz an; ſo daß nach mehr als 170 Jahren zwei gleichzeitige Schauſpiele ſich gleichzeitig auf unſrem See wiederholten. Am 13ten April ſtürmten die Oeſterreicher die Schanzen von Petershauſen, bemächtigten ſich dieſer Vorſtadt und trieben die Franzoſen über den Rhein zurück, die wie vor 241 Jahren die Bürger vor den Spaniern ſich zurückziehend, die Brücke hinter ſich abbrachen, und auf die Stadt beſchränkt, ſich weigerten, zu kapitulieren. Inzwiſchen war Williams Flotille, den See herabgeſegelt, um die Belagerung zu unterſtützen, und lag einige Tage zwiſchen Conſtanz und Staad im Unterſee vor Anker. Die Kaiſerlichen beſchoſſen die Stadt von der Landſeite, wobei die Domdechanei ſehr litt; auch wurden 60 Schweizerkähne von ihnen in den Grund geſchoſſen. Eine zweite Aufforderung an die Beſatzung von Conſtanz blieb gleichfalls ohne Erfolg; Williams ſegelte nach Langenargen und dann nach Bregenz zurück, ohne etwas unternommen zu haben. Aber am 21. Morgens lief er aufs Neue aus; ſeine Flotte beſtand aus fünfzehn Kriegsſchiffen, jedes mit etwa 30 Bewaffneten außer den Schiffsleuten bemannt, und einem Munitionsſchiff, an jedes Schiff war ein kleines Rettungsſchiff angehängt. Er fuhr aus, das Schweizerufer zu recognosciren, beim Einfluſſe des Rheins wurde er mit einer Kanonade empfangen; ſein eignes Schiff erhielt zwei Streifſchüſſe, ein andres wurde ſtark beſchädigt. Das Feuer dauerte eine gute Stunde, worauf die Flotte wieder in Bregenz einlief; doch war kein Mann beſchädigt worden, was den Schiffleuten, die anfangs mit zitternden Händen zu den Rudern gegriffen hatten, wieder Muth machte. Nach dieſem Verſuche operirte er mit mehr Kühnheit und machte unerwartete Landungen bei Rorſchach, Arbon und an andern Orten. Im ganzen erbeutete er 57 Kanonen und eine Menge Geräthſchaften.

Nach dem Abzuge der Franzoſen in die Schweiz, ſegelte am 21. Mai die Flotille Williams den See hinab, eines ſeiner Boote mit 6 Matroſen landete bei Bottighofen, ſprengte ein feindliches Piquet und erbeutete einen Kahn: dann lief die Flotte unter lautem Jubel des Volkes in Conſtanz ein. Um Conſtanz lagen jetzt 20000 Oeſterreicher; der Feldzug wurde als beendigt angeſehen und der Obriſt Williams, bezog das Luſtſchlößchen des Kreuzlingerſtiftes am Bodenſee. In Lindau wurde ein großes Magazin angelegt, und täglich belebten Schiffsſendungen nach Conſtanz, Stein und Schaffhauſen den See.“

Im J. 1800 bauten und exercirten auch die Franzoſen zwiſchen Arbon und Rorſchach eine Flotille; ſie bedienten ſich dazu der Seeleute, die ſie ſchon früher auf dem Zürcherſee gebraucht. Aber auch Williams hatte ſein Geſchwader neu ausgerüſtet, und nahm am 14. Jan. mit 11 Kanonierſchaluppen unter den Batterien des feindlichen Ufers ein großes Schweizerſchiff weg. Doch hatte er einen Verluſt von 2 Todten und 7 Verwundeten. Im übrigen verhielt er ſich neutral auf dem See. Nach den Schlachten bei Biberach und Memmingen (wo Kray von Moreau geſchlagen ward) mußte er ſeine Flotte abtackeln, nachdem ſie Immenſtaad und Langenargen vergebens mit 12 Kanonenboten beſchoſſen. Wenige Tage nachher wurde auch die franzöſiſche Flotille im Hafen zu Rorſchach entwaffnet.

*) S. Memmingers Würtemb. Jahrbücher. Jahrg. 1825. 1. Heft. S. 26 f.

Neben dieſem Boot entſtand zu gleicher Zeit ein zweites auf dem Bodenſee, das Dampfboot *Max Joſeph*, das der Freiherr v. *Cotta*, ebenfalls durch Herrn *Church* erbauen ließ (ſ. bei den Tabellen).

III.

Ueber das feſte Land im Becken des Bodenſee's.

Von Ignaz *Rogg*.

Ein majeſtätiſches, halbmondförmiges Gebirge, weltbekannt unter dem Namen der *europäiſchen Alpen*, trennt Italien von Deutſchland. Es erhebt ſich zweitauſend und mehr Toiſen über das Mittelmeer und glänzt mit ſeinen unvergänglichen Eis- und Schneemaſſen hoch und hehr in die Länder der Menſchen hinaus. Vor Jahrtauſenden haben ungeheure Naturrevolutionen, deren Grundurſachen uns gänzlich verborgen ſind, fürchterliche Zerſtörungen in demſelben angerichtet. Gebirge ſind zuſammengebrochen und gewaltige Waſſer haben die Trümmer in die flachen Länder, welche ſich am Fuße dieſes ungeheuren Gebirgs ausbreiten, weggeführt und aufgehäuft. Wann dieſes furchtbare Ereigniß über die Erde hereingebrochen, weiß Niemand; aber zu der Annahme, daß der Menſch damals noch nicht da geweſen, berechtigen gewichtige Gründe.

Die ganze Erdrinde im Becken des Bodenſee's iſt das Werk dieſer fürchterlichen Kataſtrophe. Auf dem hutförmigen Berge der Waldburg, beträgt die Mächtigkeit der Trümmer über hundert Toiſen. In der Ebene, mehr als 2000 Pariſer Fuß hoch, aus welcher ſich dieſer ſchöne Berg erhebt, ſieht man, nicht ohne Erſtaunen, Granit, Gneis- und Glimmerſchiefer, Felſen, von mehreren Kubikfuß Größe und ſo gut erhalten, als wären ſie von der Natur erſt ſeit geſtern vom Muttergebirg abgebrochen worden. Während die größte Maſſe der erwähnten Trümmer auf allen Seiten abgerollt ſind, zeigen ſie nirgendswo eine Spur von Abrundung. Dieſe Thatſache dringt uns die Annahme auf: *die Natur müſſe ſich zum Transport dieſer unverſehrten Trümmer anderer Mittel bedient haben, als zum Fortſchaffen der Rollſteine, welche man auch gegenwärtig noch in den Thälern durch Gebirgswaſſer im Kleinen aufhäufen ſieht.* Einer der ſcharfſinnigſten Naturforſcher, Leopold von Buch, vermuthet, daß dergleichen Felſen auf Eisſchollen an die Stelle gekommen, wo man ſie gegenwärtig antrifft *). Wer

---

*) Ich ſchalte hier zur Vergleichung die ganz hiemit übereinſtimmenden Bemerkungen des thätigſten Beförderers dieſer ganzen Arbeit über den Bodenſee ein, die folgende, einem Brief entnommene Stelle enthält:

„Ueber das geognoſtiſche des Bodenſeebeckens und ſeiner Umgebung, will ich Ihnen hier ganz kurz auch meine Anſichten, welche ſich auf Autopſie und vieljährige Erfahrungen gründen, mittheilen. Zwiſchem den Schweizeralpen (ſ. dem Alpſtein, d. i. dem ganzen Gebirgsſtock des Säntis ꝛc.) und dem niedrigeren Bergrücken, welcher den Grat zwiſchen den Seeufern und dem Donauthale ausmacht, iſt alles von neuer Formation. Zuoberſt Dammerde, dann Rollſteine (in ſchwäb. Sprache: Kies, in welchen nicht in geringer Menge Fragmente von Urgebirg vorkommen; auf dieſe folgt Nagelflue von verſchiedener Härte und Dichtigkeit, und manchmal 40 – 60 Fuß mächtig, oft in horizontaler Schichtung, oft in verſchiedener Richtung, divergirender Senkung; dann kommt die mächtigſte aller Schichtungen, der Sand, welcher aus einer Miſchung von kleinen Quarzkörnern, Glimmer und Thon beſteht, manchmal in feinkörnigen baubaren Sandſtein übergehet, wie bei Ueberlingen, Mörsburg, Rheinegg, Stad und Rorſchach, zuweilen bis zum ſpätigen dichteren Sandfels erhärtet, wie bei Bregenz und im Appenzell außer Rhoden. In dieſer bis auf 100 und mehr Fuße ſich abſtufenden Schichte, kommen häufig Steinkohlen und Kieſe vor, auch an einigen Orten verſteinerte Fiſchzähne (Gloſſopetren), in großer Menge; auch Goldſand, mit demſelben kleinkörnigen Eiſenſand gemiſcht, aus welchem am Rheine Gold gewaſchen wird. Dieſe Sandſchichten, an deren oft konkreten Wänden die periodiſche Alluſion ganz unwiderſprechlich ſichtbar iſt, ruhet unmittelbar auf einer dichten Schichte von Thon, deren Tiefe noch nicht erforſcht iſt, und welche aller Wahrſcheinlichkeit nach, das Becken des Bodenſee's ausmacht, und ſich an einigen Orten bis zum unreifen Thonſchiefer verdichtet und verhärtet, z. B. am Schiener Berge, bei Oeningen ꝛc.

Dieſes geognoſtiſche Verhalten bleibt ſich auf beiden Ufern des Bodenſee's gleich, und gehet im allgemeinen genommen durchaus horizontal, ſo daß hier von keiner Anlagerung, ſondern beſtimmt nur von Schichtung die Rede ſeyn kann. Die Neptuniſten haben hier ein gewonnen Spiel und kein denkender Geolog wird ihnen zwiſchen den Alpen und der Donau ihr Reich ſtreitig machen.

Eine Anomalie ſind, in dieſem durchaus neptuniſchen Vorkommen, die, aber ausſchließlich nur auf der rechten Seite des Bodenſee's, oft in einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meer, erſcheinenden Urgebirgstrümmer, die manchmal in Blöcken von mehreren 100 bis 1000 Zentnern gefunden werden. Die ſchweizeriſchen Naturforſcher und beſonders Ebel in ſeinem Buch über den jemals in den Alpen die ungeheuren Steintrümmer, welche hie und da auf dem Rücken der Gletſcher vorkommen, geſehen hat, wird dieſer ſchönen Hypotheſe ſeinen Beifall gewiß nicht verſagen können. Die ſonderbare Erſcheinung, daß nämlich ganze Felslager durch wachſende Gletſcher auf den Rücken gehoben werden, ſieht man in den Alpen, wiewohl ſelten, gegenwärtig noch. Ich erinnere mich im Thale Landaufers (einem Seitenarm des ſchönen Etſchhales) im ſüdlichen Tyrol, eines Gletſchers, von den Umwohnern Ferner genannt, welcher ſeit dem Jahr 1817 Gneistrümmer von 10 — 15 Kubikfuß Ausdehnung, 250 — 300 Fuß über den Mutterort auf ſeinen Rücken gehoben hat. Und am Fuße des Orteler wurde ich zu einem Ferner dieſer Art geführt, welcher eine kleine Viehtrift mit einem Wäldchen, auf ſeinem Scheitel trug. Was iſt nun begreiflicher, als daß eine ſolche Eismaſſe, durch gewaltige Waſſer losgeriſſen, im Strome fortſchwimmt, und ſeine Laſt irgendwo ruhig abladet?

Ich erweiſe vielleicht einigen Leſern, welche keine mineralogiſche Kenntniſſe beſitzen, einen kleinen Dienſt, wenn ich das Weſentlichſte über die Natur des Granits, Gneiſes und Glimmerſchiefers hier einſchalte. Dieſe Steinarten ſind aus einerlei Gemengtheilen: Feldſpath, Quarz und Glimmer zuſammengeſetzt. Auf unſerer Erde iſt der Quarz einer der gemeinſten Steine, gewöhnlich derb, ſchmutzig grau, am Stahl Funken gebend. — Der Feldſpath iſt eine regelmäßig geſtaltete Säule, meiſt grünlich-weiß, ſchmilzt zu Glas, und zwei aneinander geriebene Stücke leuchten. Durch das Verwittern des Feldſpathes entſteht Porcellainerde. Es giebt auch derben Feldſpath, welcher ſchlechtweg Feldſtein genannt wird. — Der Glimmer beſteht aus metalliſch glänzenden, elaſtiſchen, durchſcheinenden Blättchen, unter dem Namen Katzengold, oder Katzenſilber, je nachdem ſie gelb oder weiß ſind, allgemein bekannt. In Rußland giebt es ſo große Stücke, daß man Laternen- und Fenſterſcheiben daraus machen kann.

Im Granit ſind dieſe drei Grundſteinarten in einem körnigen, in Gneis aber in einem geſchieferten Gefüge zuſammengeſetzt. Der Glimmerſchiefer iſt nichts anderes, als ein Gneis ohne Feldſpath.

Dieſe drei Urfelsarten, welche man im oberſchwäbiſchen Trümmergeſtein häufig findet, liefern ziemlich geſchätzte Bauſteine. Das größte mir bekannte Trümmerſtück dieſer Art, hat ein Bauer im Schuſſenthale (bei Mochenwang) vor einem Paar Jahren ausgegraben und durch Pulver zertrümmert. Der Kubikinhalt deſſelben betrug nach meiner beiläufigen Ausmeſſung gegen 1100 Kubikfuß.

Die eigentlichen Rollſteine beſtehen meiſt aus dichtem, blauem, ſehr oft von derbem Quarz durchzogenen, kohlenſauren Kalkſtein. Sie werden häufig zum Kalkbrennen aufgeſammelt; auch zum Bauen verwendet man dieſe unförmlichen Brocken nicht ſelten.

Oft iſt dieſes Trümmergeſtein durch einen Kalkteig zuſammengekittet, und zwar gewöhnlich ſo feſt, daß man es zum Bauen benutzen kann. In dieſem Zuſtand heißt das Geſtein Nagelflue.

Bau der Erde, haben verſucht, dieſe ſonderbare Erſcheinung auf verſchiedene ſinnreiche Weiſe zu erklären, und hiezu bald das Feuer, bald das Waſſer zu Hülfe gerufen: ich will ſuchen, die Sache vermittelſt einer ſehr einfachen Formel zu erklären. Dieſe im Durchſchnitte genommen, meiſt ſcharfkantige Felsblöcke beſtehen aus Gneis, Granit, Kieſelbreccie, Kornſchiefer, auch aus Glimmerſchiefer, ſo mannigfaltig ſind ſie. Sie liegen dem aufgeſchwemmten, meiſt obenauf und ihre Wohnorte können in den Hochgebirgen Graubündtens großentheils nachgewieſen werden. Wir können nicht läugnen, daß eine Zeit geweſen, wo nicht nur dieſe Gegenden, ſondern auch alle Thäler der benachbarten Schweiz, bis auf eine beträchtliche Höhe der überragenden höchſten Berge, ein großer See waren, deſſen Ufer wahrſcheinlich unzählige Gletſcher umgaben. Wir erblicken noch heutzutage in der Schweiz, ungeheure, von den nächſten Bergſpitzen auf die Gletſcher herabgerollte Felsblöcke, welche wir nach einigen Jahren immer weiter herab und manchmal bis gegen den Rand der Gletſcherwände vorrücken ſehen.

Als die Waſſermaſſe anfieng abzunehmen, machten ſich ſolche Gletſchermaſſen von jenen rückwärts liegenden Wänden los und erſchienen als ſchwimmende Eisinſeln auf der Flut, wie nach Berichten der neueſten Nordweſtpaſſageaufſucher, vom Nordpol herab, bis in Hudſonsbay und noch weiter heraus, alljährlich in warmen Sommern, ſolche Eisinſeln getrieben werden: alſo kamen auch die unſrigen, von Strömung und Wind fortgeſchoben, auf unſern ſchwäbiſchen Bergen an, ſetzten ſich, als die Schwemmkraft des Waſſers, mit ihrer ſpezifiſchen Schwere außer Gleichgewicht kam, auf unſern hohen Plätzen nieder, zerſchmolzen und legten dieſe Steinblöcke auf der Oberfläche der Erde ab. Andere dieſer Eisinſeln kamen, als der allgemeine Waſſerſtand ſchon niedriger war, an den Abhängen unſrer Berge an, und ſetzten da ihre Fracht ab, noch andere zerfloſſen gar in dem Thalboden und lieſſen die Felstrümmer da fallen.

Alſo glaube ich, laſſe ſich dieſe ſonderbare Erſcheinung auf eine eben ſo einfache als natürliche Weiſe erklären. Unzählige dieſer Urgebirgstrümmer, ſind in dieſen ſteinernen Gegenden ſchon zum Häuſerbau verwendet worden, und ihrer werden jährlich weniger."

Es wird an vielen Orten angetroffen, namentlich am Heiligenberg, bei Buchau, Biberach, Hauerz, Pfärrich ꝛc., wo es kleine Hügel zuſammenſetzt. Am nördlichen Fuße der Alpen bildet die Nagelflue ganze Gebirge, und von dieſem machen die ſchroffen Felſen, welche bei Bregenz unmittelbar aus dem Bodenſee auftauchen, einen Theil aus.

In Nagelfluebergen ereignen ſich nicht ſelten Bergſtürze. Ein ſolcher Fall hat ſich neuerlich bei Brandenburg im Illerthal zugetragen. Das ſchaudervolle Unglück, welches die ſchöne Landſchaft Goldau (1806) betroffen, hatte ſeinen Grund ebenfalls in dem Zuſammenſtürzen eines ſolchen Conglomeratgebirges.

Das loſe Trümmergeſtein macht beinahe im ganzen Becken des Bodenſee's das Obere. Die Mächtigkeit ſchwankt zwiſchen 1 Fuß bis 100 und mehr Toiſen. Im nördlichen Deutſchland, auch in Italien, am ſüdlichen Abhange der Alpen, erreicht das Schuttgebirg ſelten die Höhe von 1000 Fuß, in Schwaben dagegen, wie auf der Waldburg, am Heiligenberge, Schloß Zeil, Kronburg ꝛc., geht daſſelbe beträchtlich über 2000 Fuß hinaus.

Unter dieſem Trümmergeſtein liegt ein mächtiges Sandſteingebilde, von den Franzoſen Molaſſe genannt. Die phyſiſchen Verhältniſſe deſſelben ſind ſehr mannigfaltig. Bald iſt der Sandſtein ſo locker, daß er ſich mit der bloßen Hand zerreiben läßt, wie bei Sulgau und Aulendorf, bald ſo feſt, daß er dauerhafte Bauſteine liefert, wie bei Königseggwald und an mehrern Orten um den Bodenſee herum. In letzterer Hinſicht ſind die Sandſteinbrüche von Rorſchach, Röthenbach und Iſny (beide letztern Orte im Allgäu), ſehr bekannt. Sie werden weit verführt und nicht nur zu gewöhnlichen Bauſteinen, ſondern auch zu allerlei ökonomiſchen Bedürfniſſen, als Futtertrögen, Schleifſteinen ꝛc. verarbeitet. Die Flüſſe haben das bedeckende Trümmergeſtein faſt überall bis in das Hangende dieſes Sandſteines durchriſſen. So namentlich in den beiden Argen, der Schuſſe und der Ach, welche von Kislegg herkommt. In dieſen Betten ſondert er ſich häufig in dünnen Platten ab, und liefert dem Landmann ein bequemes Material zum Bau gewöhnlicher Stubenöfen.

So ſehr dieſer Sandſtein variirt, ſo iſt er doch der Regel nach feinkörnig, und das Bindemittel mergelig, d. h. aus Thon und Kalk zuſammengeſetzt, und darum von Herrn Keferſtein ſehr paſſend, Mergelſandſtein genannt. Die Färbung iſt meiſt gelblich, oder bläulich, das erſtere mehr bei den lockern, das letztere hingegen mehr bei feſten Gebilden. Kleine Glimmerblättchen verleihen ihm oft einen metalliſchen Glanz, welcher unwiſſende Menſchen häufig verführt, ihn für erzführend zu halten. Außer Schwefelkies, wird das ganze Gebilde nichts metalliſches enthalten.

Zwiſchen dem Jura und den Alpen fehlt dieſer Sandſtein nur inſoferne, als er von der Trümmerſchicht bedeckt wird. Selbſt in der Nähe der Donau habe ich ihn an mehreren Punkten, wie z. B. am Fuße des Buſſens, beobachtet.

An mehreren Stellen, wie bei Ravensburg, Trauchburg ꝛc., findet man Braunkohlen mit ziemlich deutlichem Holzgefüge. Darum wird er von mehreren Geognoſten Braunkohlenſandſtein genannt. Geſucht wird dieſe Braunkohle nicht, weil Oberſchwaben einen großen Ueberfluß von Brennmaterialien beſitzt. Man hat getrachtet, ihrer durch den Handel los zu werden, aber die bisherigen Erfolge waren ohne Nutzen.

In den obern Schichten des Mergelſandſteins kommen hie und da intereſſante Lokalbildungen, wie bei Oeningen und Königseggwald vor. In der Nähe des erſtern Ortes, nicht weit von Stein am Rhein, liegt ein Steinbruch, welchem die organiſchen Ueberreſte, die er bewahrte, einen großen Ruf verſchafft haben *). Man fand in demſelben einige wohlerhaltene Ueberreſte von größern und kleinern Säugthieren, denen bis jetzt, meines Wiſſens, keine ſichere Beſtimmung zu Theil geworden. Weltberühmt aber iſt der Bruch durch die aufgefundenen Reſte aus der Ordnung der Sumpfvögel, weil die Seltenheit der Ornitholithen auſſerordentlich groß iſt. Außer den Gypsſchichten bei Paris, und der berühmten, in der neueſten Zeit aufgefundenen Hyänenhöhle bei Kirkdale in England, hat man, ſo viel mir bekannt iſt, nirgendswo entſchiedene Ueberreſte von Vögeln gefunden. Aechte Petrefacte, zum Theil vollkommen, zum Theil mangelhaft, aus der Klaſſe der Amphybien, viele Abdrücke von Fiſchen, Inſekten und Theilen von ſehr verſchiedenen Pflanzen, findet man ebenfalls. Und darf man den gemachten Beſtimmungen trauen, ſo ſtammen alle aus der gegenwärtigen Schöpfung.

Die Maſſe des Steinbruches ſelbſt, beſteht nicht aus Sand-, ſondern aus Kalkſtein, welcher ſich in dünnen Platten abſondert. Er wird häufig zum Kalkbrennen angewendet, iſt ſtark von thieri-

---

*) Vergl. die Topographie der Seeufer

ſchen Stoffen durchdrungen, verbreitet deßwegen, der Hitze ausgeſetzt, einen ganz widerlichen Geruch, und wird darum gewöhnlich Stinkkalk genannt.

Auf die andere Localbildung bei Königseggwald hat der gräflich aulendorf'ſche Inſpektor Meſmer zuerſt aufmerſam gemacht. Sie liegt auf einem feſten, feinkörnigen, bläulichen Bauſandſtein, welcher Abdrücke von Baumblättern enthält, die keine ſichere Beſtimmung zulaſſen. Ueber dieſe lagert ſich eine 10 — 12 Fuß mächtige Schicht von feſt aufeinander gedrücktem feinem Mergelſand, in welchem Süßwaſſer-Mytuliten von ſonderbaren ſtalactitiſchen Formen eingelagert ſind. Der Grundtypus iſt ein, mit einer untergeordneten Grundfläche verſehener Kegel; einzelne Stücke gleichen wohl auch thieriſchen Knochen. Friſch ausgegraben ſind ſie ſehr locker und zerbrechlich, an der Luft aber, werden ſie feſter, härter. Alle haben eine gleiche horizontale Lage, und bei allen liegt die Spitze nach einerlei Himmelsgegend. Die Maſſe aus welcher ſie beſtehen, iſt der nämliche Sand, in welchem ſie liegen. Was auch die Urſache dieſer wunderlichen Bildungen, welche noch an mehreren Orten dieſer Gegend vorkommen, ſeyn mag, ſie für das Werk einer chemiſchen Thätigkeit zu halten, giebt es keinen Grund. So viel halte ich für ausgemacht, daß ſie ſich in der Nähe dieſes Beckens gebildet haben, weil ſie keine Spur von der Beſchädigung eines Transportes an ſich tragen, die ſie unterwegs um ſo eher erfahren haben würden, als ihre Anzahl ſehr groß iſt. Mir iſt wahrſcheinlich, daß ſie nichts anderes, als Tropfſteine ſind, die ſich an den Wänden des Beckens gebildet, nach und nach abgelöſt haben, und dann natürlich auf den Boden gefallen ſind. Um ihre gleichmäßige Lage zu erklären, darf man blos annehmen, daß der Inhalt dieſer Einſenkung der Ueberreſt eines kleinen Landſee's ſey; eine Meynung, die ſich durch das Vorhandenſeyn der Mytuliten faſt von ſelbſt aufdringt, wenn man die grundloſe Hypotheſe, als könnten die genannten Dinge hergeſchwemmt ſeyn, nicht als erheblichen Zweifel aufſtellen will. War nun dieſes Becken mit Waſſer angefüllt, auf dem Boden deſſelben die erwähnte Sandmaſſe und in ihr die herabgefallenen Tropfſteinſtücke in bunter Unordnung, ſo mußten ſie nothwendig in eine gleiche Lage kommen, als das Waſſer raſch abfloß. Die Lage der Umgebung mehrerer Stellen, an welchen ich dieſe Stücke geſehn, ſind dieſer Anſicht gewiß günſtig. Ich finde vielleicht bald Anlaß an einem andern Orte umſtändlich über dieſen Gegenſtand zu ſprechen.

Auf kleine Räume beſchränkte Kalktuffbildungen kommen in Oberſchwaben hie und da vor. Unter Kalktuff verſteht man bekanntlich einen leichten durchlöcherten Kalkſtein, welcher ſich auch gegenwärtig noch an manchen Stellen aus kalkhaltigen Waſſern in Thälern und Bergſchluchten abſetzt. In Oberſchwaben liegt dieſes Kalkgebilde, etwa eine dünne Dammerdenſchicht ausgenommen, überall zu oberſt. Dieſer Kalktuff iſt, hinſichtlich ſeines relativen Alters, mit dem ältern, welcher durch jüngere Gebilde, als Lehm- und Rollſteinſchichten, bedeckt iſt, und häufig Reſte von ausgeſtorbenen Thierarten bewahrt, nicht zu verwechſeln. Er iſt die jüngſte Bildung, und enthält weiter nichts als unbedeutende Ueberreſte von Süßwaſſer Conchylien und Blattabdrücken; beides aus der gegenwärtigen Schöpfung. Das größte mir bekannte Kalktuffſteingebilde Oberſchwabens hat ſich auf dem linken Ufer der Aach, eine Stunde unterhalb Wolfegg, von mehrern Toiſen Mächtigkeit, abgeſetzt. Es iſt ein Eigenthum des Fürſten von Wolfegg-Waldſee. Große Steinbrüche und Kalkbrennereien werden in demſelben betrieben. Die Steine werden nicht blos zum Ausfüllen der Fachwerke, ſondern auch zum Aufführen ſolider Mauern benützt. Es giebt noch an mehreren Orten dieſes kleinen Fluſſes Kalktuffabſetzungen, aber entweder iſt die Mächtigkeit unbedeutend, oder das Geſtein ſo locker, daß es zum Bauen untauglich iſt.

An vielen Orten haben die alten Waſſer große Lehmbildungen zurückgelaſſen. Bekanntlich verſteht man hierunter eine weiche, thonreiche Maſſe, welche durch Auflöſung der verſchiedenartigſten Geſteine entſtanden iſt, ſehr viele fremde Steintrümmer einſchließt, und vom gemeinen Mann, als ein geſchätztes Baumaterial zum Ausmauern der Fachwerke, zu Backofen, Tennen ꝛc., benutzt wird. In kalkreichen Lehmgruben werden häufig bedeutende Mergelgewinnungen betrieben, deren guter Erfolg allgemein anerkannt iſt. Aber das Sprichwort dieſer Gegend. Mergeln macht den Vater reich, den Sohn hingegen arm, iſt durchaus nicht ohne Bedeutung, weil im Laufe vieler Jahre die gröbern und feinern Theile ſich ſcheiden, und ſo nach und nach die Entſtehung feſter, naſſer Thonböden, veranlaßt wird. Ziegelbrennereien giebt es viele, und an ziemlich reinem Töpferthon iſt auch kein Mangel.

Es iſt ſonderbar, daß das gemeine Volk in Oberſchwaben unter der Benennung Nagelflue einen Lehm verſteht, der mit kleinen, loſen Rollſteinen angefüllt iſt und welcher zur Grundlage der Straſſen, auch Backofen, indem er zu einer ſehr feſten Maſſe erhärtet, benuzt wird.

Groſe Einlagerungen von Kieſelſand mit Gebirgstrümmern aller Art, findet man überall. Wie wichtig dieſes Material für den Straſſenbau und andere Bauzwecke iſt, weiß Jedermann. — Verheerenden Flugſand findet man zum Glück nirgendwo.

Mit Torfmoor, vom Volke Möſer oder Rieder genannt, iſt Oberſchwaben ſehr angefüllt. Die Mächtigkeit beträgt gewöhnlich 2 — 3 Toiſen. Wenn die Bildung des Torfs an der Oſtſee und andern Orten unter noch nicht bekannten Verhältniſſen vor ſich geht, ſo kann dies von den oberſchwäbiſchen Mooren durchaus nicht geſagt werden, ſo einfach und unzweifelhaft iſt ihre Entſtehungsart, welche gegenwärtig noch vor unſern Augen ſehr raſch von ſtatten geht. Fortwährend bilden ſich auf der Oberfläche gewiße Sumpfpflanzen, ſie ſterben ab, gehen nach und noch in einen halbverweſ'ten Zuſtand über, und bleiben durch die Näſſe und geringe Temperatur geſichert, fortan in dieſem Zuſtand *). Auf ſolche Weiſe häufen ſich die Torfmaſſen von Jahr zu Jahr, und ſo iſt es gekommen, daß im Wolfeggiſchen, wo man im Jahre 1788 den erſten Torfſtich vorgenommen, ſchon wieder eine 2 Toiſen mächtige Torfſchicht entſtanden iſt.

Organiſche Ueberreſte von Bedeutung hat man bis jezt im Torf nirgendswo gefunden, und ich bin überhaupt der Meinung, daß alle oberſchwäbiſche Torfmoore ſehr ſpät entſtanden ſind. Vor etwa 12 Jahren kam, im ſogenannten Specker-Waaſenmoos der Torfgräber auf eine wohlerhaltene Bengelbrücke die 14 Fuß tief lag. Und da das Torfgraben in dieſer Gegend kaum 40 Jahre eingeführt iſt, ſo dürfen wir annehmen, daß der Menſch lange vor der Bildung des Speckermooſes, und ich möchte ſagen, lange vor der Entſtehung aller übrigen Moore dageweſen iſt, weil man keinen Grund hat, das Speckermoos für jünger zu halten.

Dem gemeinen Mann liefern die Torfgruben das meiſte Material zur Ofenerwärmung. Von vornehmeren Ständen aber iſt der Torf verachtet, indem der Rauch aus dieſem Material ohne Widerſtand faſt alles durchdringt. Selbſt Bücher, wenn man ſie auch noch ſo gut aufbewahrt, erhalten mit der Zeit einen höchſt widerlichen Geruch, welcher durch nichts mehr zu vertilgen iſt.

Sehr vielen Raum nehmen in Oberſchwaben auch die ſogenannten Moorboden weg. Sie haben mit dem Torfe gleichen Urſprung und unterſcheiden ſich von dieſem bloß dadurch, daß ſich die Sumpfgewächſe vollſtändiger aufgelöſt haben. Ob ſich aus den ſauren Sumpfpflanzen echter Torf-, oder Moorboden bilden ſoll, hängt bloß vom Grad der Näſſe und Temperatur ab.

Höchſt wunderbare, hutförmige Berge heben ſich in der Nähe des Bodenſee's, aus dem ſchönen, fruchtbaren Hegäu ſteil und hoch empor. Der gröſte darunter iſt Hohentwiel. Er beſteht hauptſächlich aus Porphyrſchiefer (Phonolith), eine Steinart, deren Grundmaſſe Feldſtein iſt, mit ſehr vielen fremdartigen Beimengungen. Dünne Stücke klingen, und darum wird dieſe Felsart häufig Klingſtein genannt. Er wirkt wie die Baſalte, auf die Magnetnadel. In demſelben findet man ein geſchäztes Foſſil, ehemals Zeolith, jezt Natrolith genannt, von dem Antheile Natrum, welches der berühmte Chemiker Klaproth in demſelben gefunden hat. Es findet ſich theils derb, als Ausfüllungsmaſſe der Spalten, theils in etwa erbſengroßen, kugeligen, ſtrahligen Bildungen. Die Farbe iſt gewöhnlich braungelb.

Aus einem ähnlichen, dem Baſalt oft nahe verwandten Klingſtein, beſtehen die in der Nähe liegenden Bergkegel, der Hohenkrähen, Mägdeberg und Hohenſtaufen. Der Hohenſtoffeln dagegen beſteht aus Baſalt, einer einfachen, ſehr ſchweren, gewöhnlich bläulich ſchwarzen Maſſe, welche häufig ſchöne Foſſilien einſchließt.

Ueber die Bildung des Klingſteins, Baſaltes und andere verwandte Gebirgsarten, ſind ſeltſame Meinungen laut geworden. Die meiſten Naturforſcher nehmen gegenwärtig an, daß das Feuer einen groſſen Antheil an der Bildung dieſer Gebirge genommen. Für geſchmolzene Maſſen darf man ſie jedoch nicht halten. Es ſind wahrſcheinlich bloß durch unterirrdiſches Feuer veränderte, und in die Höhe gehobene, primitive Gebirgsmaſſen.

---

*) Hiemit ſoll jedoch nicht geſagt ſeyn, daß nicht auch anderweitige Umſtände an dem Bildungsprozeſſe Theil nehmen.

IV.

Verzeichniß der Thiere, die ſich im See und an ſeinen Ufern aufhalten. *)

I. Säugethiere.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
1. Die Fiſchotter (Mustela lutra. L.)		Hält ſich in mehreren Flüſſen auf, die ſich in den Bodenſee ergießen.
2. Die Waſſerſpitzmaus (Sorex fodiens. L.)		Iſt ſehr häufig an den Seeufern, ſchwimmt ihrer Speiſe, den kleinen Waſſerſchnecken nach, taucht nach ihnen und ſpielt dann im ſchönſten Silberglanze durchs Waſſer.

II. Vögel. — Sumpfvögel (Grallae.)

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
1. Der gemeine Kranich (Ardea Grus.)		Im Frühling und Herbſt in einem Zeitraume von einem Paar Wochen als Zugvogel, mehr auf der ſchwäbiſchen Seite, und nicht immer in den gleichen Revieren.
2. Der gemeine Storch (Ardea ciconia.)		Selten am Bodenſee, auſſer wo ihm auf einer Dorfkirche ein Neſt erbaut iſt.
3. Der ſchwarze Storch (Ardea nigra.)		Noch weit ſeltner. Ein bei Rheinegg geſchoſſenener iſt in Steinmüllers Kabinet.
4. Der Nachtreiher (Ardea Nycticorax.)		Selten und einzeln am See.
5. Der Purpurreiher.		Ebenſo.
6. Der gemeine Reiher (Ardea Major.)	Fiſchreiger, im Thurgau Ragel.	Sommer, faſt überall am See, beſonders an ſeinem obern Theile.
7. Die Rohrdommel (Ardea Stellaris.)	Lorrind.	In einigen Seegegenden nicht ſelten.
8. Die kleine Rohrdommel (Ardea Minuta.)	Rohrreiger.	Nicht häufig.
9. Der Silberſchnabel (Tantalus Falcinellus.)		Auf den ſumpfigten Eilanden des Unterſee's. Aeuſſerſt ſelten.
10. Die Lerchenſchnepfe (Scolopax Pygmea.)	Herbſt-Schnepflein.	Im Auguſt am Unterſee häufig.
11. Die Doppelſchnepfe (Scolopax Arquata.)	Grüſer, Grüel.	Auf ihren Durchzügen im Frühling und Herbſt nicht ſelten.
12. Der Regenvogel (Scolopax Phaeopus.)	Wirhelen.	Im Herbſt und Frühling nicht ſelten.
13. Die Waldſchnepfe (Sc. Rusticola.)		Auf dem Durchzuge, doch nicht in großer Menge.
14. Die Heerſchnepfe (Sc. Gallinago.)		Ziemlich gemein. Brütet in der Gegend.
15. Die Haarſchnepfe (Sc. Gallinula.)	Waſſer-Schnepflein.	Ebenſo häufig.
16. Die Regenſchnepfe (Sc. Glottis.)	Viertelsgrüel.	Brütet in den Riedern am obern See, und hält ſich den Sommer über in der Gegend auf.
17. Die rothfüßige Schnepfe (Sc. Calidris.)	Rothbeinlein; Gelbfüßler.	Nicht ſelten.
18. Die Strandſchnepfe (Sc. Totanus.)	Rothfüßler.	Ziemlich gemein.
19. Die Geiskopf-Schnepfe (Sc. Aegocephala.)		Schwerlich am See.
20. Die Teichſchnepfe (Sc. Stagnalis.)	Sandſchnepflein.	Am Unterſee nicht ſelten.
21. Der Kampf-Hahn (Tringa pugnax.)		Am Ober- und Unterſee nicht häufig.
22. Der Kybitz (Tr. Vanellus.)		Häufig, beſonders auf feuchten Wieſen den ganzen See entlang. Seinen Eiern wird hier nicht nachgeſtellt.

---

*) Auszug aus Hartmann a. a. O. 163—172.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
23. Die Gambette (Tr. Gambetta.)	Rothbeinlein, Viertelsgrüel.	Sommers im Striche.
24. Der Alpenſtrandläufer (Tr. Alpina.)	Halbſchnepflein.	Im Herbſt am Unterſee häufig.
25. Der grüne Strandläufer (Tr. Ochropus.)	Schwarzflügel.	Sommers; nicht häufig.
26. Der Sandpfeifer (Tr. Hypoleucos.)	Knellesli.	Gemein.
27. Der Sandläufer (Tr. Arenaria.)	Sandläuferlein.	Ueberall gemein.
28. Die Meerlerche (Tr. Cinclus.)	Herbſt-Schnepflein.	Sehr gemein.
29. Die Seelerche (Charadrius Hiaticula.)	Das Krägle.	Sehr gemein.
30. Der Goldregenpfeifer (Ch. Pluvialis.)		Ziehe bisweilen in großen Haufen durch.
31. Der große Regenpfeifer (Ch. Oedionemus.)		Nicht häufig.
32. Das grünfüßige Meerhuhn (Fulica Chloropus Fusca, Maculata.)	Rohrhenne.	An mehreren Orten, beſonders auf dem Unterſee, gemein.
33. Das gemeine Waſſerhuhn (F. atra und aterrima.)	Belch, Möre (daher die Roſtweihe, die ihnen nachſtellt: Mörenteufel.)	Kommen gegen den Winter in ſehr großer Zahl auf den Unterſee, und ziehen dann, wenn dieſer überfriert, heerdenweiſe in den Oberſee; an gewiſſen Tagen werden ſie bei Ermatingen u. ſ. w. heerdenweiſe geſchoſſen, und marinirt nach Bayern geſandt.
34. Der Wachtel-König (Rallus Crex.)		Auf Wieſen und Aeckern um den ganzen See.
35. Die große Waſſerralle (R. Aquaticus.)	Rohrhüonli, Rohrhenneli.	Gemein.
36. Die kleine Waſſerralle (R. Porzana.)		Das ganze Jahr durch nicht ſelten.
37. Die tauriſche Ralle (R. Pusillus.)		Im Herbſt; ziemlich ſelten.
38. Der ſtumme Schwan (Anas Olor.)		Wilde Schwäne kommen nur in ſehr kalten Wintern, dann aber mehrere beiſammen, an den See.

Schwimmvögel (Anseres.)

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
39. Die wilde Gans (A. Anser ferus.)	Schneegans.	Selten. Meiſt in hoher Luft; aber beim Sturm in kleinen Truppen dicht über den Wellen. Im harten Winter ſuchen ſie ihre Nahrung auf dem See.
40. Die Bohnengans (A. Segetum.)	Schneegans.	Die Bohnengans ebenſo; doch etwas häufiger.
41. Die weißköpfige Ente (A. Leucocephala.)		Winters bisweilen auf dem See.
42. Die Löffelente (A. Clypeata.)		Im Herbſte; nicht häufig.
43. Die Schnatterente (A. Strepera.)		Kommt im Herbſte und iſt im Winter, beſonders auf dem Unterſee, ziemlich gemein.
44. Die Quaakente (A. Clangula.)	Schellente; Backelmann.	Im Frühling und Herbſte ſehr gemein.
45. Die Spatelente (A. Glaucion.)	Schellente; Rheinmoor.	Vom Frühling bis zum Herbſt zwiſchen dem Ober- und Unterſee im tiefen Rheine.
46. Die Pfeiffente (A. Penelope.)	Rothmoor, Rothkopf.	Anfangs Winters, und im Frühling. Nicht häufig.
47. Der Pfeilſchwanz (A. Acuta.)	Schwalbenente.	Winters, nicht ſehr häufig.
48. Die Tafelente (A. Ferina.)	Rothkopf, Rothmoor.	Im Herbſt und Winter gar nicht ſelten.
49. Die Knäckente (A. Querquedula.)		Nicht häufig.
50. Die Kriekente (A. Crecca.)	Krützele.	Im Herbſt und Frühling ſehr gemein.
51. Die Sommerhalbente (A. Circia.)	Krautentle.	Ebenſo.
52. Die Kragenente und ihr Weibchen die Zwergente (A. Histrionica und Minuta.)	Lättentlein.	Im Herbſt und Winter auf dem Unterſee nicht ſelten.
53. Die gemeine, wilde Ente (A. boschas fera.)	Spiegelente, Moosente, Stockente, Blasente.	Ueberall und am häufigſten das ganze Jahr durch.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
54. Die Kolbenente (A. Rufina.)		Seit etwa 30 Jahren Wi ters auf dem Unterſee ni ſelten.
55. Die Nyraca (A. Nyraca.)	Gropper, Schellente.	Winters nicht ſelten.
56. Die europäiſche Haubenente (A. Fuligula.)	Strausentle, Strausmoor.	Vom Herbſte bis in den Fr ling ziemlich gemein.
57. Die Taucher-Gans (Mergus Merganser.)	Seekatz, Seegeis, Reichente, große Eisente.	Winters ziemlich gemein.
58. Der Meerrachen (M. Serrator)	Seekatz, Sägente.	Winters nicht ſelten; imm in Geſellſchaft.
59. Der weiße Sägetaucher (M. Albellus.)	Seegänslein.	Auf dem Unterſee Win nicht ſelten.
60. Die Kropfgans (Pelecanus Onocrotalus.)		Große Seltenheit am denſee. Das Erſtemal ben den 8. Juli 1766, wo als 100 von Süden übe Schweizer-Gebirge kamen ſich am See niederließen, zu fiſchen. Vorher und na keine Spur: eine in den gel verwundete wurde leb gefangen, gezähmt und zur S herumgeführt. D. 26. Mai 1 erſchien eine einzelne bei Tu auch ſie wurde lahm geſch und zur Schau herumgefüh
61. Der Kormoran (P. Carbo.)	Haldenente, Scharb.	Heutzutage ſelten und n ſehr kalten Wintern einze den Seerevieren, wo es a Halde heißt. Hier taucht Klafter tief nach den Fiſch
62. Der geſprengelte Taucher (Colymbus Stellatus.)	Gann, Seefluder. (Auch die andern Taucher heißen ſo.)	Alle Winter gemein; weiten häufig.
63. Der Imber (C. Immer.)	Ganner, Fluder, Rheinſchaar.	Faſt alle Winter gemei

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
64. Der Haubentaucher (C. Cristatus.)	Ruch.	In kalten Wintern nicht ſelten, indeſſen durch die Mode der Müffe, zu welchen ſeine Bauchhaut gebraucht wurde, ſehr vermindert. Bei Veränderung des Wetters ein fürchterlicher Schreier. Unausgewachſen (C. Urinator L.) heißt er Ganner.
65. Der graukehlige Haubentaucher (C. subcristatus.)		Im Herbſt und Winter auf dem Unterſee nicht ſelten.
66. Der Ohrentaucher (C. Auritus.)		Winters ziemlich gemein.
67. Der kleine Taucher (C. Minor.)	Grundruch. An einigen Orten Pänzeli.	Das ganze Jahr faſt überall ſehr gemein.
68. Die Wintermöve (Larus Tridactylus und Rissa L.)		Im Winter, nicht ſehr häufig; zieht frühe wieder weg.
69. Die große aſchgraue Möve (L. Cinerarius.)		Sehr gemein; den Winter über die allergemeinſte Möve auf dem See.
70. Die braune Möve (L. Fuscus.)		Winters, nicht häufig.
71. Die rothfüßige Lachmöve (L. Ridibundus.)		Gemein, beſonders im Frühling. Larus Erythropus L. und Larus Canus L. iſt daſſelbe.
72. Die See-Schwalbe (Sterna Hirundo.)	Waſſertaube.	Den Sommer über, zu oberſt am Bodenſee und auch auf dem Unterſee.
73. Der Brandvogel (St. Fissipes.)	Schwälmli.	Im Juli und Auguſt.

Außer den genannten beſuchen noch mehrere Waſſervögel den See; aber viele, beſonders von den Schwimmvögeln, die nicht gar aus dem Norden kommen, leben die meiſte Zeit des Jahres auf den vielen Teichen Schwabens, und kommen erſt, wenn dieſe überfrieren, zuerſt auf den Unterſee und, wenn auch er überfriert, rücken ſie immer weiter den Oberſee hinauf. Je kälter daher der Winter, jemehr Geflügel auf dem Bodenſee; wie denn nach Conſtanzer Chroniken in dem äuſſerſt kalten Winter 1335 oft an einem Tage 4000 wilde Enten (d. h. Schwimmvogel) das Stück um 2—4 Pfennig in Conſtanz verkauft worden ſeyn ſollen.

Von Amphibien kommen meiſt nur die allenthalben gewöhnlichen vor, die ſämmtlich unſchädlich ſind. Doch verdient erwähnt zu werden, daß ſich auf den Torfmooren der Umgebungen des Bodenſee's außer der gewöhnlichen Coluber Natrix L. auch die giftige Coluber Berus Laur. oder Coluber Cherseat. findet. Auf dem Torfmoor bei Wurzach ſind beide nicht ſelten. (Schübler.)

III. Fiſche *).

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
1. Der gemeine Aal (Muraena Anguilla.)		Im Oberſee ſelten; im Unterſee am meiſten um Gottlieben und Ermatingen. Sommers an flachen Orten, wo er nicht nur mit der Angel und in Reuſen gefangen, ſondern auch — der einzige Bodenſeefiſch — geſchoſſen wird. Er erwächst zu 4—5 Pfund.
2. Die Quappe (Gadus Lota, bei Plinius: mustela.)	In der Jugend um Conſtanz: Mooſerle. Im fließend. Waſſer: Schnecktriſchen, ſonſt Triſchen.	Ueberall am See; jung an flachen, mooſigen Orten, erwachſen meiſt in der Tiefe. Sie thun an den Felchen- und Forellenrogen großen Schaden. Schon die Römer kannten und ſuchten dieſen Fiſch hier im Bodenſee und ſeine Leber ward in Rom auf der Tafel der Großen unter den Leckerbiſſen aufgeſtellt. (Plinius H. N. IX, 29: Proxima est mensa jecori duntaxat mustelarum, quas (mirum dictu) inter Alpes quoque lacus Rhaetiae Brigantinus aemulas marinis generat.)
3. Der Kaulkopf (Cottus Gobio.)	Gropp.	An mooſigen und ſteinigten Orten häufig. Laicht im April, ſchadet dem Felchenrogen, wird von den Raubfiſchen verfolgt, und dient nur als Lockſpeiſe an der Angel.

---

*) Bei der Größe des See's finden ſich die verſchiedenen Fiſcharten nicht in allen Gegenden deſſelben gleich zahlreich. Der Unterſee iſt weit fiſchreicher, als der Oberſee, am reichſten der Rhein zwiſchen beiden Seen.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
4. Der gemeine Barſch (Perca Fluviatilis.)	Im erſten Jahre Heurling, im zweiten Fernderling oder Krezer, hernach Stichling, Schaubfiſch, Rauegel, endlich Egli.	Laicht an der Halden Auf. April bis Mitte Mai. Sehr häufig, und einer der vorzüglichſten Fiſche. Erwächſt gewöhnlich zu 1½ Pfd. Eine große Seltenheit war einer von 5 Pfd.
5. Die gemeine Schmerle (Cobitis Barbatula.)	Grundel.	An den Ufern unter Steinen und an bemooſten Plätzen; nicht häufig, weil ihr die Raubfiſche nachſtellen. Sie wird höchſtens 3 Zoll lang.
6. Der gemeine Wels (Silurus Glanis.)	Weller.	Wohnen in einigen kleinen Seen Schwabens, aus denen bei Ueberſchwemmungen zuweilen einzelne in den Bodenſee getrieben, und gemeiniglich am ſchwäbiſchen Ufer bald gefangen werden. Als im J. 1498 drei Welſe nahe bei Rheinegg gefangen wurden, wovon der kleinſte länger als ein großer Mann war, galt dieß ſchon damals als eine große Seltenheit.
7. Der Lachs (Salmo Salar.)	Rheinlanke.	Der eigentliche Lachs kommt nicht in den Bodenſee, weil keiner den Rheinfall zu überſpringen vermag; aber eine Art deſſelben, der Rheinlanke, gehört unſerem See eigenthümlich zu. Er iſt obenher blau, auf dem Rücken ins dunkelgraue ſpielend; an den Seiten verliert ſich dieſe Farbe ins weißliche. Den Winter über lebt er in der Tiefe des See's; gegen den Sommer zieht er ſich in den Rhein und in die Ill, in welchen Flüſſen er im Octob. laicht und dann alſobald in den See zurückkehrt. Die großen wiegen immer über 20 Pfd., einer von 36 Pfd. iſt eine Seltenheit; bei Mammern wurde im J. 1796 einer von 48 Pfd. gefangen.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
8. Die Lachsforelle (S. Trutta.).	In der Jugend: Brackelen; dann Förne, Forelle.	Häufig. Die Rücken unm ſchiefen Schwarz- und Brau tupfen; grau mit Braun, ſchla ter, ſchwarzblau punktirt; Ba zuſammengedrückt, roth punk gert, größer, fetter und ſchmack hafter, oft 15 — 70 Pfd. Gewicht. Sie aber verwechſ man die Rheinlanken mit nen. Im J. 1571 ward ei Forelle von 52 Pfd. gefangen
9. Die Rothforelle (S. Selvelinus.)	Röthelt.	Ziemlich ſelten und meiſt in der Tiefe. Gewöhnlich $^{1}/$ Pfd., ſelten 1 Pfd., 3 Pfd. ſchwer.
10. Der Schnäpel (S. Lavaretus.)	Kilchen.	Selten; nur an der ſchw ziſchen Seite, in großen Tief und nicht über Bangermanen h auf. Laicht im September u wird nicht über $^{1}/_{4}$ Pfd. ſchwer
11. Die gemeine Aeſche (S. Thymallus.)	Im erſten Jahre Kreßling, im zweiten Knäbli oder Iſer; endlich Aeſch.	Mehr im Rhein und ande Einflüſſen des Sees. Laicht März, und erreicht zu ein Gewicht von $1^{1}/_{2}$ — 3 Pf
12. Die große Maräne (S. Maraena.)	Jung: Adeleperle; dann Sandgangfiſch Gangfiſch; endlich Adelfiſch, Weißfelchen, Sandfelchen; und an Mooſen: Mietablerfelchen.	Sehr gemein im Oberſee, m mehr im Unterſee. Gewöh lich 3 Pfd., ſelten über 5 P ſchwer. Sein Laich, den Anfangs Novembers etwa $1^{1}/$ Klafter tief am Strande beſo abſetzt, heißt Fiſcherblüten, Die Marattenlaichen auf grün und weichmachbaren, auch ſ Strömwölfe, während die a dern ſich in der Tiefe aufhalten
13. Die kleine Maräne (S. Maraenula.)	Gangfiſch, Weißgangfiſch, unter dem Namen Stüben und Gangfiſch, ſehr oft mit den Jungen der großen Maräne verwechſelt.	Nur in der Gegend von Ems; laicht im December u wird dann dort ſehr häufig J. 1188. 60,000 Stück Einem Zuge gefangen. über $^{1}/_{8}$ Pfd. ſchwer.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
14. Der Blaufelchen (S. Wartmanni.)	Im erſten Jahre: Heuerling oder Maidel, am gewöhnlichſten Seelen; dann von einem Jahre zum andern: Stuben, Gangfiſch, Renken, Halbfelchen od. Springer, Dreyer, endlich Felchen od. Blaufelchen.	Vortrefflicher Fiſch; macht die Hauptfiſcherei am Bodenſee aus. [illegible] den ganzen Sommer hier, beſonders bei [illegible]; [illegible] vom [illegible] bis in den Herbſt, [illegible] in der Bucht zwiſchen [illegible] und [illegible] in ſehr großer Anzahl gefangen. Die Farbe des Oberleibs iſt blau, auf dem Rücken dunkel, [illegible] fallend, der Bauch weiß. Erwachſen iſt er 12—16 Zoll groß, 1—1½ Pfd. ſchwer. [illegible] Ende November.
15. Der gemeine Hecht (Esox Lucius.)	In der Jugend: Schnäbele.	[illegible] Raubfiſch, [illegible] im See, 6—10 Pfd., zuweilen über 20 Pfd. ſchwer. Im J. 1616 wurde bei Conſtanz einer mit 13 [illegible] im Leibe gefunden; im J. 1777 berichtet eine Chronik [illegible], die vielleicht von der langen Sommerhitze herrührte, und [illegible] Zuwachs [illegible].
16. Der Barbe (Cyprinus Barbus.)		[illegible] im Rhein und andern Einflüſſen. [illegible] auch [illegible] zu Ende März und [illegible] zu 5 und mehr Pfd. Er wird nicht hoch geachtet.
17. Der gemeine Karpfe (C. Carpio.)	Im erſten Jahre: Sehling; hernach Sprell; endlich Karpfen.	Ueberall im See und [illegible]; [illegible] in der [illegible], [illegible] 6—10 Pfd. ſchwer, [illegible]. Ein [illegible] Karpfe wurde im J. 1556 im See gefangen. Ganz [illegible] die Spiegelkarpfen.
18. Der Gründling (C. Gobio.)	Mannfreſſer.	Meiſt in den Flüſſen, doch [illegible]. Unter dem Namen Grundel [illegible] Cobitis Barbatula verwechſelt.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
19. Die Schleiche (C. Tinca.)		Selten; laicht im Juli an bemooſten Stellen, nahe am Ufer; erwächst zu 2 — 5 Pfd.
90. Die Elte (C. Cephalus.)	Jung: Landalet; hernach Alet oder Alat.	Sehr gemein; laicht Ende Juli's an ſteinigten Orten, beſonders gern in fließendem Waſſer. Wird an Unkundige unter dem Namen Seekarpfen, bisweilen für den gemeinen Karpfen verkauft. Gewöhnlich 1 Pfd., nicht ſelten bis 5 Pfd. ſchwer.
91. Die Elritze (C. Phoxinus.)	Butt, Binzbutt (in Binſen); Bachbutt (in Bächen).	Wird nur 4 Zoll lang und 4 Quintchen ſchwer, findet ſich den Ufern nach, doch nicht überall, immer in Haufen von 50 — 60; es variirt in der Farbe, iſt aber immer etwas bunt.
92. Der Lauben (C. Leuciscus.)	Jung: Furnickel; hernach Furn, Färm, auch Schneiderfiſch.	Ueberall, aber vorzüglich häufig; denn kein Regen hängt ſich an die Reuſen und [illegible]. Laicht im Juni, wird jung an Unkundige als Gangfiſch verkauft. Er wird nicht über 1/4 Pfd. ſchwer.
93. Der Häſling (C. Dobula.)	Jung: Neſel; dann Landhaſele, endlich Haſel.	Ueberall an ſandigen Orten; laicht im März; wird gewöhnlich 1/2 Pfd. ſchwer.
94. Der Rothfloſſer (C. Rutilus.)	Rotte, Rottel, Rothäugle, auch Schneiderfiſch.	Ueberall an bewachſenen Stellen, aber nirgends ſehr häufig. Die jungen werden unter dem Namen Weiß oft mit den Jungen der Brachſmen verwechſelt. Wird höchſtens ein Pfd. ſchwer. Laicht im Juni.
95. Der Uckelei (C. Alburnus.)	Agöne, Laugene.	Faſt überall Schaarenweiſe an den Ufern; laicht im Juni, wird nicht über 4 Zoll groß. Wird unter dem Namen [illegible] mit der Brut anderer Fiſche verwendet, an ſich aber ſehr gering geachtet.

Name.	Provinzialname.	Bemerkungen.
26. Der Blei (C. Brama.)	Jung: Blick und Scheiteln, hernach Brachsmen.	Wird Sommers, beſonders bei Arbon, Steinach und in der Bucht bei Bregenz in ungeheurer Menge gefangen; laicht Anfangs Juni an bewachſenen Flächen, und wird bei 6 Pfd. ſchwer.

IV. Schalthiere (Conchylia.)

Name.	Bemerkungen.
1. Die Mahlermuſchel (Mya Pictorum.)	Meiſt bei der Mündung der Flüſſe, 1½ Zoll breit.
2. Die Entenmießmuſchel (Mytilus Anatinus.)	Etwa 2 Zoll breit, über 4 Zoll lang.
3. Die hornfarbige Tellmuſchel (Tellina Cornea.)	In Waſſergräben am See, zwiſchen Wurzeln und Waſſerpflanzen.
4. Die gefurchte Flußtelline (Tellina Amnica.)	Am Ufer bei Steinach fand ſie Hartmann, ohne das lebendige Thier.
5. Die Waſſerblaſe (Bulla Fontinalis.)	In mehreren Gräben gemein; am häufigſten im Herbſt an den Blättern der Seeroſe; auch an andern Waſſerpflanzen.
6. Die Nautilusſchraube (Turbo Nautileus.)	Kaum 1 Linie groß, daher ſie ſelten ſcheint. Findet ſich in Waſſergräben am See an verſchiedenen Pflanzen.
7. Die Scheibenſchnecke (Helix Planorbis.)	Ziemlich ſelten. Hartmann fand ſie nur ohne das Thier.
8. Das Ammonshörnchen (H. Complanata.)	Sehr gemein; läßt ſich aber erſt ſpät im Frühling aus der Tiefe hervor.
9. Der Schlangenſchnirkel (H. Fortex.)	Hartmann fand ihn nur Einmal, ohne das Thierchen.
10. Der Tillſaame (H. Spirorbis.)	Minder ſelten, doch nicht gemein.
11. Der Kohlſaame (H. Contorta.)	In einigen Waſſergräben ſehr häufig, beſonders im Frühling.
12. Die weiße Tellerſchnecke (H. Alba.)	In Gräben an Waſſerpflanzen, vom Frühling bis in den Herbſt häufig.
13. Die Fiſchteichſchnecke (H. Piscinalis.)	Das lebendige Thierchen am Bodenſee ſelten; die verwitterte Schaale in unzählbarer Menge.

Name.	Bemerkungen.
14. Das große Spitzhorn (H. Stagnalis.)	Die größte, am See gemeinſte Waſſerſchnecke, oft über 2 Zoll hoch und verhältnißmäßig breit. Findet ſich vom Frühling bis zum Herbſt in allen ſtehenden Gewäſſern.
15. Das braune Spitzhorn (H. Paluſtris. — H. Corvus. L.)	Nur hier und da in Waſſergräben, dann aber zahlreich.
16. Die Amphibien Schnecke H. Putris.)	Bei Waſſergräben an Schilf und andern aus dem Waſſer emporſtehenden Pflanzen; auch im See nahe am Ufer ſchwimmend.
17. Der Thürhüter (H. Tentaculata.)	Am See und in vielen Waſſergräben ſehr häufig.
18. Die Ohrſchnecke (H. Auricularia.)	In mehreren Waſſergräben am See häufig.
19. Die gekämmte Schwimmſchnecke (Nerita Valvata.)	In Gräben, an Kräutern, die unter dem Waſſer ſtehen.
20. Die Flußnapfſchnecke (Patella Fluviatilis.	Bei Arbon in der Aach, von Hartmann an den Blättern der Seerose gefunden, bisher ſelten.

Ein eigenthümliches Produkt des Bodenſee's ſoll endlich das ſogenannte Fiſchbrod (Spongia Friabilis) ſeyn, das nur auf dem tiefen Seegrunde gefunden und durch Stürme an das Ufer geworfen werden ſoll: indeſſen bewegt kein Sturm das Waſſer bis auf zwölf Klafter tief, welche Tiefe zum wenigſten der Wohnort dieſer Schwammart ſeyn ſoll. **Hartmann** fand ſie nur einmal in einem Graben zwiſchen Steinach und Arbon in Stängeln von Waſſerpflanzen angewachſen.

V.

Die Flora
der Umgebungen des Bodenſee's.

(Von Prof. Dr. Schübler.)

Die Flora der Umgebungen des Bodenſee's*) hat zwar im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit der Flora der übrigen in gleicher Höhe über dem Meer liegenden Gegenden des ſüdweſtlichen Deutſchlands, das Klima nähert ſich dem der mittlern Neckargegenden, die tiefern Gegenden beſitzen vielen Weinbau, der ſich an gegen Süden mehr geneigten Bergen bis 1650 — und hie und da ſelbſt bis 1700 ꝛc. Schuh über das Meer erſtreckt. Der Waſſerreichthum mehrerer der tiefern Gegenden, die Sumpf- und Torfmoore und die Nähe der Schweizer Gebirge veranlaßt jedoch ein Vorkommen verſchiedener Pflanzen, welche in andern Gegenden des ſüdweſtlichen Deutſchlands theils ſehr ſelten ſind, theils auch ganz fehlen.

Es gehören dahin folgende:

Auf der Waldburg und dem waldigen Abhang dieſer Bergkette: Taxus baccata L.; Alnus alpina Borkh.; Geranium pyrenaicum L.; Primula integrifolia L.;

Am Waldbad: Staphyllea pinnata.

Bei Wieſenbrunn ohnweit Wolfegg: Cochlearia officinalis L.

Bei Ravensburg: Hottonia palustris; Pinguicula vulgaris; Primula farinosa; Pyrola chlorantha Swartz.

Bei Tettnang: Ilex aquifolium und Taxus baccata.

Bei Hohentwiel: Lactuca perennis, Chondrilla juncea.

Zwiſchen Hohentwiel und Tuttlingen: Daphne Cneorum, Astrantia minor.

Auf mehreren Torfmooren der Umgebungen der Waldburg und anderer Gegenden, namentlich bei Wurzach; Vaccinium uliginosum, oxycoccos und Vitis Idaea; Pedicularis palustris; Eriophorum angustifolium, vaginatum und alpinum L. (Trichophorum alpinum Pers.) Sedum villosum. Carex curta W. Comarum palustre; Andromeda polifolia; Menyanthes trifoliata; Tofielda palustris; Utricularia palustris; Nymphaea alba und lutea.

---

*) Dieſe Notizen beruhen auf Beobachtungen von Herrn Prof. Dr. Schübler, Herrn Forſtkandidat Roos, den im Correſp. Blatt des landwirthſchaftl. Vereins zu Stuttg. mitgetheilten Nachrichten (Jahrg. 1824 und 1825) und Gmelins Flora Badensis.

An der Schuſſen bei Aulendorf: Hydrocotyle vulgaris.

In den nähern Umgebungen des Bodenſee's:

An der Schuſſen und Argen: Tamarix germanica.

Bei Friedrichshafen: Gratiola officinalis; Primula farinosa; Pinguicula vulgaris.

Bei Mörsburg: Gypsophila Saxifraga.

Bei Ueberlingen: Hippophäe rhamnodes; Evonymus latifolius; Arbutus uva ursi.

Bei Conſtanz: Statice arinaria; Elatine hydropiper.

Auf der Inſel Reichenau: Linum Radiola; Drosera longifolia.

Bei Bregenz: Tussilago alpina und discolor.

An verſchiedenen Orten: Typha minor; Senecio palustris; Globularia vulgaris; Gentiana uliginosa. W.

Die Ufer des Bodenſees ſind an vielen Stellen mit Schutt, Sand und Geröllen der verſchiedenſten Gebirgsarten der Schweiz oft in großen Blöcken bedeckt, nur an Stellen, welche gegen das Anſchlagen der Wellen mehr geſchützt ſind, konnte die Vegetation feſten Fuß gewinnen; nicht ſelten ſind die Ufer auch völlig angebaut. Auf dem See ſelbſt ſchwimmt hie und da in Menge, namentlich zwiſchen Langenargen und Friedrichshafen das Potamogeton perfoliatum, ſelbſt an Stellen, welche 6—8 Schuh tief ſind.

Die Schweizerufer des Bodenſee's ſind größtentheils angebaut und ſcheinen daher für den Botaniker wenig Ausbeute zu gewähren.

VI.

Ueber die Namen des Bodenſee's.

In den älteſten Nachrichten von unſrem See, die der geſchichtliche Theil dieſes Buches vollſtändig mittheilt, heißt derſelbe bald der See zwiſchen dem Rhein und der Donau, bald der See in den ſich der Rhein ausbreitet (beides bei **Strabo**), bald ſchlechtweg: **der See** (bei Dio Caſſius); nirgends aber Lacus Rheni, wie noch immer fälſchlich behauptet wird. Wo er mit Namen genannt wird, heißt er der **Brigantiniſche** See (Plin. — Solin.) und **Brigantia** (Ammian. Marcellin.), beides von der rhätiſchen Stadt **Brigantia**; und die letztre Nachricht ſagt ausdrücklich, daß dieſer Name des See's derjenige ſey, den ihm die **rhätiſchen** Umwohner geben; der Name ſelbſt macht dieß wahrſcheinlich, da die Wurzel **Breg**, **Brig** unſtreitig ein celtiſches Urwort iſt, und die Rhätier höchſt wahrſcheinlich zum Celtenſtamme gehörten *), der Name hat ſich in der Benennung **Bregenzerſee**, welcher wenigſtens der Bucht zwiſchen Lindau und Bregenz ertheilt wird, noch immer erhalten. Pomponius Mela nennt die beiden Seen, die der Rhein bilde, lacum Venetum, et Acronium; er kann damit **nur** den Ober- und Unterſee bezeichnet haben (ſ. oben); aber die Namen die er dieſen Seen giebt, kommen ſonſt nirgends vor. Man hat bisher immer, willkührlich, unter dem Venetus, den Unterſee, und unter dem Acronius den Oberſee verſtanden; die Ordnung in welcher Mela die Seen in Beziehung auf den Rhein aufführt, läßt das Umgekehrte vermuthen, daß nämlich Acronius der Unterſee und Venetus der eigentliche Bodenſee, der Oberſee ſey. Was nun dieſe beiden Namen betrifft, ſo iſt vielleicht der Name Venetus noch älter als der rhätiſche Brigantinus, und ſtammt aus der Zeit der älteſten Wanderungen jener nordiſchen Wendenvölker, deren Strom unter und in den Alpen ſtille ſtand, ſpäter aber von dem Gebirge herab auch nach Italien ſich ergoß, auf welches Ueberſtrömen der Name der Veneter hindeutet. Lacus Venetus hieße alſo nichts anders als der Wendenſee. Schwieriger iſt dagegen die Benennung Acronius. Die Conjektur Acromus und die darauf geſtützte Erklärung: Akroma See (heutiges Schweizer-Deutſch ſtatt: ein krummer See, wegen ſeiner vielen Buchten) verdient kaum einer Erwähnung; ſie iſt ſo unhiſtoriſch, als die Verwandlung von Remishorn in Krummeshorn. Eine andere Erklärung nimmt zum Griechiſchen ihre Zuflucht und glaubt ἀκρόνιος bezeichne: nicht vom kalten, winterlichen Kronos, Saturnus herrührend, nicht winterfröſtig. Allein κρόνιος heißt nie winterlich; doch verdient das Wort Aufmerkſamkeit, da es nach mehreren Zeugniſſen der Alten der Name iſt, den die Nordländer einem Meere geben: „Pontos Kronios nennen es die Hyperboreiſchen Menſchen, und todtes Meer“ ſagen die Argonautica des Orpheus (V. 1085), und Plinius ſpricht zweimal davon: „Von Thule eine Tagfarth entfernt iſt das geronnene Meer (mare concretum), das von einigen cronium genannt wird (IV. 30 Bipont.).“ Und wieder „Morimaruſa, nach der Sprache der Cimbern, oder das todte Meer, bis ans Vorgebirge Rubeá; dann folgt das croniſche Meer.“ Forſter (Reiſe um die Welt Hauptſt. II. Abthn. 2. S. 79.) erklärte es aus dem Isländiſchen: mair-croinn, das geronnene Meer. Könnte nun der Name Acronius nicht auch nordiſchen Urſprungs und mit den früheſten Wanderungen der Völker aus dem äußerſten Norden hereingekommen ſeyn? Oder ſollte er von Aach und Rone, rinnen abzuleiten ſeyn? Wir legen jedoch auf dieſe Etymologie nicht das geringſte Gewicht.

---

*) Daß Kelten einmal am See wohnten, beweiſen die vor einigen Jahren im Heiligenberg'ſchen ausgegrabenen keltiſchen Opfergeräthe, wenn auch ſonſt nicht genug Anzeigen dafür ſprachen: ob aber die Rhätier Kelten waren, iſt eine ganz andre Frage; die Bewohner des obern Rhätiens wenigſtens gewiß nicht, in der Zeit, da die Römer zum erſtenmal ins Land kamen.

Was übrigens den Namen Bregenz betrifft, ſo iſt es ein zuſammengeſetztes Wort aus **Brega** oder **Briga** und **Ende**. Bregenz, wo der Lauf des Waſſers Brega oder Briga **endet**. Brega-ach und Brig-ach haben wir noch im obern Schwarzwald als Namen zweier Bäche, welche die eigentlichen Hauptquellen der Donau ſind. Ebenſo iſt der Ort **Eſch-enz** am Unterſee bei Stein, wo das Bächlein **Eſchach** ſeinen Lauf im Rheine **endet**; Blud-enz, Fraſt-enz, Durn-enz u. ſ. w. alſo auch die Bregenzer Ach, welche aus dem Bregenzerwalde hervorſtrömt, und bei dem in alter Zeit viel höheren Waſſerſtande des See's, ſchon bei der Lauteracher Brücke ihren Lauf endete.

Brega (das Volk ſpricht **Bräga**) iſt keltiſch und bedeutet ein helles, lautes Rauſchen; wir haben davon noch ein Ueberbleibſel in dem Wurzelworte **Brägen**; ſo nennt das Volk in der Baar noch das laute Schreien kleiner Kinder (im übrigen Schwaben: **Briegen**).

Anm. eines Dritten.

Der jetzige Name Bodenſee erſcheint im Verhältniſſe zu den bisherigen erſt ſpät, in Urkunden zuerſt im J. 890 (Neug. Cod. DXCVI.)

DXCVI) wo er Lacus podamicus; dann in den J. 902 und 905 (N. C. DCXXVII und DCLIII., wo er L. potamicus heißt. Den letztern Namen giebt ihm auch in der Mitte des 9ten Jahrhunderts der Reichenauer Abt Walafried Strabo, in ſeinem Prologe zum Leben St. Galls; er erwähnt zuvor des alten Namens Brigantinerſee und ſagt dann: „welcher See mit einem andern Namen, nach griechiſcher Etymologie potamicus heißt.“ Ebenſo nennt ihn der St. Gall. Mönch Ratpert (auch im 9ten Jahrh.); doch dauerte daneben der Name lacus Brigantinus noch immer fort (ſo bei Theodor. Eremit. ap. Goldast. Scr. R. Al. Tom. I. p. 191. R. ed. Senkenb.). Auf die Erklärung aus dem Griechiſchen möchte ich kein Gewicht legen; ſie iſt wohl nur als ein Privatverſuch Walafrieds anzuſehen, den Namen zu erklären. Stammte dieſer Name, als ein griechiſcher, von den Römern (etwa mit der Bedeutung: der Rhein-See), ſo müßten wir ihn ſchon früher finden. Aber ebenſo wenig möchte der See den Namen Bodam, Potamſee erſt von dem fränkiſchen und karolingiſchen Pallaſte Bodoma, Potama, Potamum, Potamus (Bodman) erhalten haben. Daß eine Stadt (Brigantium) und eine Völkerſchaft (Brigantii), am offenen See befindlich, dem See einſt den rhätiſchen Namen gab, begreift ſich; aber ein königlicher Maierhof in der abgelegenſten Bucht des See's erbaut, ſollte der dem See an der Rheinmündung zwiſchen Rheinegg und Hard ſchon im 9ten Jahrh. den Namen Podamſee haben geben können (vergl. die erſte Urkunde bei Neug.)? Viel wahrſcheinlicher iſt, daß das Schloß Podama den Namen erſt vom See erhalten; ja wir vermuthen, daß dieſer See der oben, in Rhätiens Nachbarſchaft einen rhätiſch-celtiſchen Namen hatte, unten, gegen Gallien hin, einen andern galliſch-celtiſchen Namen ſeit uralten Zeiten führte, daß der Name ſich aber erſt mit dem 8ten oder 9ten Jahrh. über den ganzen See verbreitete. Wir begründen unſre Anſicht folgendermaßen;

Boden, das altdeutſche Bodam, Bodem, das engliſche bottom bezeichnet urſprünglich jede Vertiefung, und ſcheint eines jener Urwörter, die ſich faſt in allen Sprachen finden. Pot iſt eine ſlaviſche Präpoſition und heißt unten; im Franzöſiſchen findet ſich, wahrſcheinlich aus dem galliſchen, pot, Topf, le bout, le but, im Latein puteus (Brunnen), post, podex, im Griechiſchen ποταμός (Fluß, Flußbett) βόθος, βυθός; im Hebräiſchen Poth (cunnus); im Deutſchen Boden, Boot, Bucht, Bütte, Butten, Bütten (ſchwäbiſch), Botte (in den nordiſchen Dialekten); im Engliſchen bottom; bottom heißt auch ein Thalgrund. Die deutſchen Ortsnamen, in welchen dieſe Wurzel vorkommt, gehören meiſt Oertern, die in einer Vertiefung, einem Grunde liegen: Bodenſtein bei Bamberg; Bodenſtein im Harz, Bodtfeld, Ruine ebend., Bodungen bei Sondershauſen; Bodenbach bewohntes Bergthal in der Ortenau; Bodenheim in Rheinheſſen, Bodenwöhr im Bayriſchen Regenkreis; Bodenhauſen, in Niederheſſen; Bodenburg im Braunſchweigiſchen; Bothnang bei Stuttgart; Both in Oberungarn: Bodaneß in Böhmen.

Beſonders aber kommt dieſe Wurzel in Gewäſſern vor, wo ſie ohne Zweifel das Baſſin, die Tiefe, das Bett der Fluth bezeichnet; und in Orten, welche an Flüſſen liegen. Der bodniſche oder bothniſche Meerbuſen; der Finniſche Bottem; die Bode, ein Gebirgsfluß der auf dem Brocken entſpringt, mit tiefem Felſenbett; Bodrog ein Gebirgsfluß in Oberungarn. Padus (der Po) in Oberitalien. Bei dieſem leztern müſſen wir beſonders verweilen, weil hier eine Stelle des ältern Plinius (Hist. Nat. III, 20 Bipont.) auffallend für unſere Anſicht ſpricht. Dieſer ſagt vom Padus: „Ich ſchäme mich, eine Aufklärung Italiens von den Griechen entlehnen zu müſſen. Und doch ſagt Metroder von Scepſis (ums J. 90 vor Chr.), der Fluß habe den Namen davon erhalten, weil an ſeiner Quelle viel harzige Bäume wachſen, welche die Gallier padi nennen. In der Liguriſchen (celtiſchen?) Sprache aber heiſſe der Fluß Bodincus, was ſo viel heiſſe als der Bodenloſe (id est, fundo carentem). Für dieſe Erklärung ſpricht auch eine Stadt bei Induſtria, deren alter Name Bodincomagus (offenbar celtiſche Endung!) iſt, und die gerade da liegt, wo die größte Tiefe des Fluſſes anfängt." Soweit Plinius; übrigens erzählt ſchon lange vor Metroder, Polybius II. 16): „der Padus führt eine Menge Waſſers mit ſich, ſo viel als irgend ein Fluß Italiens . . . . . bei den Eingebornen nun heißt der Fluß Bodencus (βόδεγκος)." Aus Metroder erhellt, daß man ſchon zu ſeiner Zeit, die Bedeutung von Boden, fundus kannte. Bodenk iſt vielleicht Bodenbach, wie Visurgis Weſer-Bach (Wisaraha noch in Annal. brev. Lauresham. ad a. 785.) Oerter, die an Flüſſen und Waſſern liegen und in welchen dieſelbe Wurzel vorkommt, ſind: Bodenwerder an der Weſer, Bodenleube bei Kiſungen an der Saale. Schloß Bodegrave am Rhein in Holland. Budiſſin (Bautzen an der Spree), Budweiß an der Moldau (auch giebt es ein Flüßchen Budowies in Litthauen), Buda (Ofen an der Donau), Butneck in Oberungarn am Fluſſe Sava; Budna an der dalmatiſchen Küſte, Büdingen in der Wetterau an der Seme u. ſ. w. — Auf die deutſchen bekannten Ausdrücke: bodenbös, bodenſchlecht (d. i. grundſchlecht) ſind wir aufmerkſam gemacht worden, als dieſe Unterſuchung ſchon geſchloſſen war.

Nach allem dieſem, däucht uns, wagen wir keine unwahrſcheinliche Hypotheſe, wenn wir annehmen, urſprünglich habe der Ueberlinger See vorzugsweiſe den Namen: der Boden d. i. der Seegrund, die Bucht, (und das iſt er ja recht eigentlich) geführt, was beſonders auch durch ſeine von Bergen ganz eingeſchloſſne Lage, die ihn mehr als die übrigen Theile des See's, zur Vertiefung, zum Baſſin machen, gerechtfertigt wird. Von dieſem Boden hätte das Bodungo des Ravennaten (ſ. Geſchichtl. Aufſ.) das Bodinchova (Urk. vom J. 670 bei Neug. C. III.), endlich das Schloß Bodama ſeinen Namen bekommen, und ſeit dem 9ten Jahrhundert, wo das leztere oft Reſidenz der Karolinger war, und ſich alſo alle Augen der Gegend nach jenem Bodem wandten, wäre dieſer Name auf den geſammten See übergegangen. Es däucht uns dieß natürlicher, als mit Rühs, der von einer ähnlichen aber viel zu beſchränkten Erklärung des Namens Bodenſee ausgeht, anzunehmen, daß die aus Norden kommenden germaniſchen Völker dem großen, unüberſehbaren See den Namen Boden d. i. Meeresbucht gegeben haben. Wer aber unſre Anſicht zu beſchränkt und grammatiſch findet, nun der mag immer hin in unſerm Bodenſee einen Wodansſee oder gar mit Ritter (in ſeiner Vorhalle) einen See des indiſchen Urgottes Budda und in allen Ortſchaften, die mit jener Wurzel zuſammengeſezt ſind, Stätten des Wodan oder des Budda finden; am Ende bezeichnen dieſe Götternamen ſelbſt nichts anderes, als die unergründliche Tiefe, den Ungrund, das Bodenloſe ſelbſt. Wir machen nur noch beiläufig auf die alemanniſchen Namen Podal, Bodel, Bodal, Podelot, Bodelung, Bodolold, Bodo, Poto aufmerkſam, die in den Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts erſcheinen. Bodelshofen, Bodelshauſen, Bodelsberg in Schwaben ſcheinen urſprünglich Höfe ſo benannter Individuen geweſen zu ſeyn.

Andre Namen des Bodenſee's hatten an einzelnen Theilen: die Bucht zwiſchen Lindau, Bregenz und Hard heißt vorzugsweiſe der Bregenzer-See, die zwiſchen Dingelsdorf, Sernatingen und

Ueberlingen, der Ueberlingerſee; in der Gegend von Allenſpach heißt der Unterſee Allenſpacherſee, zwiſchen der Inſel Reichenau und dem Thurgau nennen ihn alte Urkunden den Uſſerſee; ſpäter hieß er der Bernangerſee. Die Franzoſen nennen den Bodenſee Lac de Constance; Buccelin hat wohl ſeinen Namen lacus Moesius von der (unbekannten) palus Mesia (Pompon. Mela III, 14) entlehnt. Vadian nennt ihn auch den Wyth-See. Der wite See heißt in der Volksſprache noch heutzutage die Mitte des Oberſee's, alſo: der See, da, wo er nicht von Bergen eingeſchloſſen iſt. Der Name Unterſee (Untharsee, Untresinsee) kommt als Name eines ganzen Gau's ſchon in Urkunden vom J. 816 und 862 vor. Von der Stadt Radolphszell heißt derſelbe jetzt gemeiniglich der Zellerſee.

VII.

Topographie der Seeufer.

Die Geſtaltung der Ufer kann jeder unſrer Leſer aus der dem Buche beigegebenen Karte erſehen, die mit der größten Genauigkeit entworfen iſt; dem Landſchaftlichen wie dem Geſchichtlichen allgemeinerer Art ſind eigene Hauptſtücke von uns gewidmet; in dem gegenwärtigen Abſchnitte kann es daher nur unſre Abſicht ſeyn, eine genaue Beſchreibung der Ortſchaften, wie ſie jetzt ſind, und des Sehenswerthen, das ſie und ihre nächſten Umgebungen uns darbieten, zu liefern. Von geſchichtlichen Einzelnheiten ſetzen wir nur das hinzu, was in dem hiſtoriſchen Aufſatze keine paſſende Stelle finden konnte.

Wir machen zu dem Ende die Runde um beide Seen, indem wir von einem Landestheile zu dem andern übergehen. Um von der bedeutendſten Seeſtadt ausgehen zu können, ſtehe voran.

Der Badiſche Landestheil.

Conſtanz, Koſtnitz, Konſtanz. (Stadt.)

Lage: 26° 50′ 18″ Länge. 47° 39′ 45″ Breite 1,230 Fuß über dem Meere *); an der Weſtſeite des Bodenſee's auf der linken Seite des Rheins, der hier den See verläßt und über den eine Brücke führt, welche Konſtanz mit dem auf der rechten Seite des

Rheins gelegenen Petershauſen verbindet. Conſtanz iſt die Hauptſtadt des Badiſchen See- und Donaukreiſes und der Sitz der Kreisbehörden, eines Bezirksamtes, des Stadt- und Land-Dekanats, des Phyſikates, der Kreisbauinſpektion, der großherzogl. Domänenverwaltung, der Obereinnehmerey und eines Poſtamtes, ferner des Generalvikariats, oder der Verweſung des Badiſchen Biſthums, einer Stadtcommandantſchaft und Garniſon (eines Linieninfanterie Regiments). Sie hat mit ihren drei Vorſtädten, Kreuzlingen, Paradies und Petershauſen, einen Umfang von 4000 geometriſchen Ruthen, die Stadtgräben und die Ueberreſte von Wällen nicht mitgerechnet. Sie enthält 924 zum Theil ſehr merkwürdige, viele anſehnliche, manche mit ſchönen Hausgärten geſchmückte Gebäude, iſt in 4 Quartiere getheilt, hat 3 katholiſche Pfarreyen und eine evangeliſche, die Zahl der Einwohner ohne Militär beläuft ſich auf 5,249, von denen 4,903 katholiſch, 346 proteſtantiſch ſind. Auch mehrere Fremde wohnen der Geſundheit und des Vergnügens halber in dieſer Stadt. Die Lage iſt höchſt anmuthig: der ſchöne, ſtarkbeſchiffte See, das reiche ſchwäbiſche Ufer, die Inſeln Maynau und Reichenau, der Garten des Thurgau's, liebliche Ebenen, die mit Wein, Obſt und Feldern bedeckten Vorberge, im Hintergrunde das Hochgebirge (S. oben S. 13 ff.).

Merkwürdigkeiten der Stadt:

Gebäude: 1) die Domſtifts- und erſte Stadtpfarrkirche, ein ehrwürdiges Denkmal altdeutſcher Baukunſt, an die Stelle der baufälligen Domkirche, welche die ſchottiſchen Benedictiner erbaut hatten, von Biſchof Rumold im J. 1052 mit Ablaßgeldern gebaut. Sie hat die Form eines Kreutzes. Das hohe Gewölbe wird von 16 Säulen getragen, deren Schäfte 18 Fuß hoch und 3 Fuß dick ſind, und aus Einem Steine beſtehen. Sie ſind nicht jünger als das 13. Jahrhundert. Das älteſte Bauwerk am Münſter iſt die unter dem Chor befindliche, nun in einen Weinkeller verwandelte Crypta; ſie ruht auf 4 kurzen Säulen, deren jede ein anders geſtaltetes Capitäl hat, und mag wohl noch aus den Zeiten des Biſchofs Rumold herrühren. Die gegen Abend an der Kirche ſtehenden zwei hohe, viereckige Thürme, ſind oben durch eine Mauer und ein kleines Thürmchen, der Wohnung der Feuerwächter, verbunden und mit eiſernen Geländern eingefaßt, die Altane gewährt einen der ſchönſten Ausſichtsſtandpunkte am See (ſ. oben S. 11.). Alle 3 Thürme, urſprünglich viel größer, verbrannten am 21. Oct. 1511 Nachmittags zwiſchen 2 und

---

*) So Hoffmann; nach der Weiſſiſchen Schweizerkarte iſt der See nur 1089, nach Bockmann aus Karlsruhe 1121 Schuh über die Meeresfläche erhaben.

3 Uhr bis an die Kuppel. Die zehn Glocken, darunter eine von 353 Centnern, zerſchmolzen. Aus einem Theile des wieder geſammelten Metalls ſoll das Marienbild auf der Marmorſäule im Münſterhofe gegoſſen ſeyn. — Der Haupteingang zwiſchen den 2 Thürmen iſt ein Bogengewölbe mit einem Portal, auf deſſen Thorflügeln aus Eichenholz die Lebensgeſchichte Chriſti in erhabener, bewundernswürdiger Arbeit, von Simon Baider verf. im J. 1470. Kapellen an der Kirche, darunter die Conradskapelle, wo der Leichnam dieſes Heiligen geruht haben ſoll; die h. Grabkapelle hinter dem Chor und der Sacriſtey, mit dem berühmten röm. Steine von Vitodurum (Winterthur). Sehenswerther Saal hinter der obern Sacriſtey, mit einem großen, von dem berühmten Aſtronomen. Mathematiker Joh. Stoeffler von Juſtingen verfertigten Himmelsglobus. In der Domſacriſtey befindet ſich von ihm ein Werk in Folio. Unter jenem Saal eine Kapelle mit Wandgemälden aus der Zeit und Schule von Martin Schön. — Kamin und Lavatorium von künſtlicher Steinarbeit in der untern Sacriſtey; daſelbſt auch ein ſchätzbares Altargemälde aus Albr. Dürers Zeit. — In der obern alten Sacriſtey ein ſehr merkwürdiges Altargemälde, die Kreuzigung vorſtellend. — In der ſogenannten Schatzkammer zwei große für den Biſchof Hug von Landenberg geſchriebene Kirchenbücher auf Pergament mit vortrefflichen Miniaturgemälden. — Wendeltreppe. Die Welſeriſche Kapelle. Schöner Fries. — Seitenportal auf dem Münſterhof. — In den Nebenhallen und im Innern des Tempels Grabmäler berühmter Männer. — Das hölzerne Bild, das die Kanzel trägt, wurde lange für Huß gehalten und verunglimpft: der edle Kaiſer Joſeph II., bei ſeinem Aufenthalte zu Conſtanz im J. 1777 befahl die Statue zu reinigen und neu zu bemalen. In der Mitte der Kirche zeigt man die ſteinerne Platte, auf welcher Huß degradirt worden (ſ. die Geſch.). — Im Münſter liegt auch der viel beſungene Herzog Ernſt von Schwaben (ſ. d. Geſch.).

2. Die St. Stephanskirche, ehedem die Kirche eines Collegiatſtiftes, welches Biſchof Salomo III. im J. 831 geſtiftet. Jetzt zweite Stadtpfarrkirche, darin mehrere ſehr gute Arbeiten des beberühmten Conſtanzer Bildhauers Hans Morinc, der zwiſchen 1580 — 1612 lebte.

3. Die 3te Stadtpfarrkirche, einſt Kirche des vom Biſchof Eberhard II., Truchſeß v. Waldb. im J. 1268 geſtifteten Auguſtinerkloſters, heißt auch Spitalpfarrkirche, weil der große Hoſpital in dieſes Kloſter verſetzt worden iſt.

4. Das ſtädtiſche Rathhaus, von Waſſer umgeben, aus dem 13ten Jahrhundert, im J. 1733 erneuert.

5. Das Kaufhaus, im J. 1388 erbaut und zur Zeit der Conſt. Kirchenverſammlung (die jedoch ihre Sitzungen nie in dieſem Hauſe gehalten, wie hie und da fälſchlich behauptet wird) zum Cardinalsconclave gebraucht. Es hat über dem Portal gegen die Stadtſeite eine in Stein gehauene lateiniſche und deutſche Inſchrift. Die letztere lautet alſo: „Dis iſt das Hus des Frids und Verainigung, die mit der hailigen katholiſchen Kirchen, in dem die unraine Irrung drier Baebſten usgerüt, und ainigkeit chriſtlicher Gaiſtlichkait durch die hailigen Erwehlung Babſt Martinis des fünften befeſtiget iſt. Anno Dj. MCCCCXVII." In dieſem Hauſe iſt eine alte Rüſtkammer, in der zwei alte Armſtühle aufbewahrt werden, in denen Kaiſer Sigismund und Pabſt Martin V. bei der Ceremonie ſaßen *), die bei der Pabſtwahl ſtatt hatte.

6. Das Haus in der St. Paulsſtraſſe nahe am Schnetzthore, in welchem Huß ergriffen ward, und an dem deſſen Bild in Stein gehauen zu ſehen iſt (aus dem 16ten Jahrh.).

7. Das Hainer'ſche Kaffeehaus auf dem obern Markte mit der Inſchrift in Stein: Curia paris Constantiae. Ano MCLXXXIII, und das Bommer'ſche Haus mit der deutſchen Inſchrift: Der Friedenshof des Jahres 1183. Beide Häuſer waren ehemals Ein Gebäude, merkwürdig, weil darin der berühmte Friede Barbaroſſa's mit den Städten des Lombardiſchen Bundes geſchloſſen worden (ſ. Geſch.).

8. Das nun ſogenannte Malhaus, ſonſt Gemalhaus; weil es von auſſen gemalt war:

„und ſich by dem Spital,
„da hat ain Huß das iſt gemal,
„da ſitz ich ze aller nechſt by" Liederſaal II. 611. V. 267 sq.:

„In demſelben Hauß ſaß um 1292 Heinrich von Grieß, der wollt es gern verkaufen, aber ſein Weib, der es verſchrieben war, wollt' es nicht zugeben; da ſchlug er eines Tages Weib und Geſind aus dem Haus und verſperrt ſich darein, und ſo man ihm Nahrung bracht', nahm er's an; hatt' er aber nichts zu eſſen, ſo betrug er ſich wie er mocht': das währet 2 Jahr und 10 Wochen, da be-

---

*) Nicht ſaſſen. Sie ſind der eine wenigſtens 200 Jahre jünger, als die Wahl Pabſt Martins des V.

williget die Frau den Verkauf und erlöſet H. von Gries 30 Mark Silbers daraus, die verzehrt er luſtig und nach zwei Jahren, da gieng er betteln.“

9. **Das hohe Haus.** „Um 1293 da baut Albrecht v. Klingenberg, Biſchof Heinrichs Bruder ein groß ſteinen Haus, das ward 4 Gemach hoch aufgemauert, dann legt man erſt das Fundament, ſo zuvor niemal erhört worden war.“ (Beide Notizen zu 8 u. 9 ſind aus Bürgermeiſter Schultheiß geſchichtlichen Collectaneen.)

10. Das ehemalige **Dominikaner-Kloſter**, jetzt die Macaire'ſche Indiennefabrik. Sehr ſchöne alte Kirche; Kreuzgangskapelle; an einem Schwibbogen ſtehende Grabſchrift des berühmten byzantiniſchen Philologen Emanuel Chryſoloras († d. 15ten April 1415 auf dem Concil; ſ. Geſch.) — Gefängniß des Johann Huß, drei Schuh lang, vier breit, ſechs hoch. Sitzblock mit Kettenring; ein einziges ſchmales Lichtloch. — An einem Thurme der Auſſenſeite eine ſteinerne Kugel, muthmaßlich aus der Römerzeit, eingemauert.

11. **Die alte Pfalz** (Palatium Episcopale); als das ſeiner Ausdehnung nach größte, ſeiner Lage und Beſtimmung nach merkwürdigſte Gebäude, ſollte ſie von keinem Reiſenden unbeſichtigt bleiben. Nach dem Münſterthurme gewährt ſie die ſchönſte Ausſicht in der Stadt über den ganzen See. Obſchon unbewohnt, den Zerſtörungen der Zeit und der Witterung überlaſſen, hat ſie doch noch einen ſchönen, wegen alter Holzſchnitzreſte merkwürdigen Saal aufzuweiſen. Im oberſten Stockwerke Reſte von meiſterhaften Wandgemälden aus dem Anfange des 16ten Jahrh. grau in grau, von derſelben Hand, die den ſchönen Saal im alten Kloſter zu Stein am Rhein gemalt hat. Zuletzt wurde die Pfalz von dem Biſchof Otto von Hochberg reſtaurirt.

12. **Die Rheinbrücke** von Holz, mit ſteinernen Pfeilern, welche beide Rheinufer verbindet, vom Grafen Mangold von Rohrdorf im 12ten Jahrh. erbaut, aber ſeitdem mehrmals zerſtört, namentlich bei dem ſpaniſchen Ueberfall im J. 1549, durch Feuer, das in der Mühle entſtand, im J. 1675; durch den franzöſiſchen General Xantrailles beim Vordringen des eidgenöſſiſchen Generals Keller von Solothurn mit Verbrennung bedroht, wurde ſie im J. 1800 abgebrochen, aber im J. 1802 in den Stand geſtellt, in dem ſie jetzt iſt. Mitten im Rheine lehnt ſich an die Brücke eine vom Mechanikus Balteſchweiler aus Lauffenburg im J. 1792 künſtreich eingerichtete Mahl- und Saagmühle mit einer Schleife, Loheſtampfe und Weißwalke. Vorher konnte man bei hohem und niedrigem Waſſerſtande nicht mahlen. Die erſte Rheinmühle ſtatt der öfters zu Grunde gegangenen Schiffmühle wurde im J. 1427 an dieſer Stelle eine im J. 1580 erbaut, die aber im J. 1675 abbrannte. — Bis zum 12ten Jahrh. fuhr man bei dem von Berthold II. von Zähringen geſtifteten Nonnenkloſter (zum Fahr genannt) in dem nunmehrigen Herzog'ſchen Garten über den Rhein.

13. **Petershauſen** auf dem rechten Rheinufer; ehm. Benedictinerkloſter (ſ. Geſch.) jetzt großherzogl. Schloß. Durch die Seculariſation im J. 1803 an die Markgrafen Friedrich und Ludwig (jetzigen Großherzog) gefallen. Schönes Portal der Kirche aus dem 12ten Jahrhundert; auch der Kreuzgang hat Reſte der älteſten Erbauung aufzuweiſen.

14. In der **Schreibergaſſe**, bei der ſogenannten Niederburg, das Haus des heiligen Biſchofs Conrad. Inſchrift: Domus S. Conradi.

Wiſſenſchaftliche Anſtalten und Vereine.

1. Das großherzogl. **Lyceum**, in welchem acht Profeſſoren nebſt einem Zeichnungs- und Schreibmeiſter in 7 Klaſſen, in den alten und neuern Sprachen, Religion, Phyſik, Mathematik, Philoſophie, Welt- und Naturgeſchichte, Geographie, Arithmetik, Dicht- und Redekunſt, Zeichnen und Schönſchreiben, Unterricht ertheilen. Ein Profeſſor leitet als Präfekt das Ganze. Die Zahl der Schüler iſt 250 — 300.

2. **Elementarſchulen** mit 5 Kurſen und eine Realſchule mit 2 Kurſen, von denen Einer die Vorbereitungsklaſſe aufs Lyceum iſt. Mit der Realſchule ſind auch die Zeichnungsſchulen für Lehrjungen und Handwerksgeſellen, und die Sonn- und Feiertagsſchulen verbunden. Es ſind an ihr 4 Lehrer und Ein Zeichenmeiſter angeſtellt. Zahl der Schüler 300—350. Die Zeichnungen der Realſchüler werden am Ende des Schuljahres im Rathhausſaale aufgeſtellt.

3. Das **weibliche Lehr- und Arbeitsinſtitut** in dem ehem. Dominikaner Nonnenkloſter Zoffingen. 4 — 5 Frauen geben den in 6 — 7 Curſen getheilten Schülerinnen in verſchiedenen Lehrgegenſtänden, 2 — 3 in weiblichen Arbeiten Unterricht. Die durch den Domherrn Baron v. Roll in Zoffingen errichtete Arbeitsſchule für dreißig arme Mädchen die unentgeldlichen Unterricht, Material und Arbeitslohn erhalten. Die Arbeiten werden auch im Rathhaus ausgeſtellt; damit verbunden Sonn- und Feiertagsſchulen.

Die Lehrfrauen tragen keine Kloſterkleidung, legen nur ein dreijähriges Gelübde ab, das ſie aber bis zum 45ſten Lebensjahr erneuern; vor der Zulaſſung zum erſten Gelübde geht Unterricht und ſtrenge Prüfung voran. Beide Inſtitute ſind ſehr ſehenswerth.

4. **Die Leſegeſellſchaft.** Sie zählt über 100 Mitglieder, und hält nicht blos Zeitungen, ſondern auch die beſſern Zeitſchriften und Wörterbücher, die geeignet ſind, Kenntniſſe, Kunſtſinn und Gewerbfleiß zu befördern.

Sammlungen.

1. **Bibliotheken:** außer der Lyceums-Bibliothek keine öffentliche. Unter den Privat-Bibliotheken zeichnet ſich die des Biſthumsverweſers, Freiherrn von Weſſenberg, aus. Die Stadt beſitzt die ſehr ſchätzbare Handſchrift des Ulrich von Reichenthal mit vielen Gemälden, welche die Geſchichte der Conſtanzer Kirchenverſammlung enthält, und noch nie vollſtändig und getreu ediert worden. Ferner: 8 Folio Bände handſchriftliche, hiſtoriſche Sammlungen des Bürgermeiſters Chriſtoph Schultheiß, der in der Mitte des 16ten Jahrh. lebte; die handſchriftliche Chronik des Bürgermeiſters Zündeli; die Gregor Mangolds, der nach dem Interim nach Zürich auswanderte; und eine merkwürdige, alte deutſche Geſetzſammlung in einem ungeheuren Foliobande von Andreas Frauenlob, Stadtſchreiber zu Biſchofszell, im 15ten Jahrhundert auf Pergament geſchrieben.

Die Lyceums-Bibliothek beſitzt mehrere Handſchriften auf Pergament und Papier, worunter auch einige Klaſſiker und eine Bibliotheca pauperum aus dem 13ten Jahrhundert.

2. **Kunſt- und Naturalien-Kabinette.** Keine öffentliche. Privatſammlungen. — Einige Alterthümer und Gemälde bei dem Goldarbeiter und Antiquar Caſtel (im Kaufhaus); darunter mehrere kleine Bronzen röm. Götterbilder, angeblich an den Ufern des Bodenſee's gefunden. Eine ſehr große bei Singen im Hegäu ausgegrabne germaniſche Begräbnißurne. — Alles Andre iſt mit Critik zu betrachten. — Ausgezeichnete Gemälde und Kupferſtiche beſitzen der Freiherr v. Weſſenberg und der Domherr Graf v. Thurn und Valſaſſina; jener unter Anderm eine Modeſtia, vielleicht von Correggio, und einen Chriſtus am Oelberg aus der Bologneſiſchen Schule; beide aus dem Pallaſte Barberini. Graf Thurn eine wunderliebliche Madonna von Dominichino; und eine Skizze, Maria mit

dem kleinen Johannes und dem Jeſuskind, von Hannibal Carraggi. — Kupferſtichſammlung des Oberamtmanns v. Ittner. — Schmetterling-Sammlung des Stadtraths Leiner (2500 Stücke und 1000 Gattungen.)

Künſtler. — Handlungen. — Fabriken. — Werkſtatten. — Märkte.

Conſtanz beſitzt eine ſehr ausgezeichnete Malerin in der Fräulein Marie Ellenrieder, die dem Fremden mit anſpruchsloſer Beſcheidenheit ihr Atelier öffnet. Ihr wunderſchönes Bild, die heil. Jungfrau, die aus der Glorie des Himmels und ſeinen geöffneten Thoren, im einfachen Glanze der Schönheit und mütterlichen Unſchuld, das liebliche Jeſuskind, mit ebenſo anmuthigem als ahnungsvollem Antlitz und geiſtvollem Auge, an der Hand, auf einer Treppe zur Erde niederſteigt, von Ihr, während ihres zweijährigen Aufenthalts zu Rom gemalt, iſt noch in ihren Händen. Tiefe des Ausdrucks, heilige Reinheit und Innerlichkeit, und die ſchönſte Harmonie der Farben zeichnen dieſes ſeltne Bild aus. Unter vielen ſchönen Studien und Skizzen ſind beſonders zwei heil. Jungfrauen rühmenswerth, von welchen die eine, entſchieden gläubig, die andre wankende zur Feſtigkeit im Martyrerthum ermahnt. Im Herbſt 1825 malte ſie an einem heil. Bartolomäus für die Kirche zu Ortenberg bei Offenburg, der jetzt wahrſcheinlich zu ſeiner Beſtimmung abgegangen iſt.

Auch der ſehr wackre Landſchaftmaler, Herr Biedermann, wohnt hier. Treue in der Aufnahme, Wahrheit in der Darſtellung und eine glänzende gefällige Manier zeichnen ſeine Gemälde aus; mit Thieren, Kindern, Ziegen und Hunden weiß er ſeine Landſchaften angenehm zu ſtaffieren. Auch ein Sohn von ihm iſt Landſchaftsmaler.

Der bei weitem größre Theil der Conſtanzer nährt ſich von Handel und Schifffahrt, Künſten, Gewerben und Handwerken. Die Stadt hat zwei Buchhandlungen, (W. Wallis und J. N. Seemüller); drei Buchdruckereien; drei Bierbrauereien; 11 Handelsleute und Krämer; 10 Gold- und Silber-Arbeiter; zwei Bildhauer (Ahorn und Knorr); 4 Muſik-Inſtrumentenmacher; einen Schiffbauer; 2 Steindrucker; 8 Uhrenmacher; 3 Apotheker; 3 Zuckerbäcker; 8 Schild- oder Tafernwirthe; einen Zeugſchmied; 4 Zimmermeiſter.

Fabriken: Die Zitz- und Kattunfabrik der Gebrüder Herozé, die der Gebrüder Macaire. — Die Türkiſchgarn-Färberei von Sulzberger und Komp. — Die Tiſchzeug-Weberei von Brauchle. — Den Grund zu dem Fabrikſtande der Stadt legte Kaiſer Joſeph II., der im J. 1777 auf ſeiner Reiſe von Paris die Entvölkerung derſelben ſah; und bald boten die in Genf ausgebrochenen Unruhen eine erwünſchte Gelegenheit dar, der Stadt Conſtanz aufzuhelfen. Es zog eine anſehnliche Kolonie von Manufakturiſten und Fabrikanten nach Conſtanz (an 270), welchen Joſeph freie Religionsübung und ein Bethaus geſtattete, auch ihnen die Dominikanerinſel, die nach ihnen Genferinſel genannt ward, ſchenkte. Sie erhielten Befreiung von aller katholiſchen geiſtlichen Jurisdiction, Nachlaß der Perſonalſteuer auf 20 Jahre, mauthfreie Einfuhr aller ihrer Effecte, Werkzeuge und fertigen Waaren, auch zollfreie Hin- und Herführung ihrer Waaren in den kaiſerl. Vorländern.

Die Einwandrer theilten ſich in Uhrmacher und andre Kleinodien-Fabrikanten, und in Manufakturiſten. Die Letztern legten unter Macaire de Lor und Teiſſier eine Indiennen-Druckerei auf der Dominikanerinſel an (ſ. ob.). Die Uhren- und Bijouterie-Fabrik, welche die Firma Roman, Melli, Roux und Komp. führte, erhielt die Erlaubniß in 8 Jahren 16000 Uhren in die inneröſterreichiſchen Staaten einzuführen.

Märkte. Ein Wochenmarkt und vier Jahrmärkte: 8 Tage nach Oſtern, Montag nach Mariä Geburt, St. Conradstag, Thomastag. Die beiden erſtern dauern mehrere Tage.

Wohlthätigkeits Anſtalten.

1. Der große Armenſpital in dem aufgehobnen Auguſtiner-Kloſter, gegründet von Biſchof Conrad (im J. 976), erneuert und reich beſchenkt ums J. 1220 von den Edeln Heinrich Binzenhofer und Ulrich Blarer. Seit 1809 ſind mehrere milde Stiftungen damit vereint, und er wird unter dem Stadtrath durch eine eigne Adminiſtration verwaltet. Es werden in ihm immer gegen 100 Arme verpflegt, und jährlich 6250 fl. an Dürftige vertheilt.

2. Die St. Magdalenen-Stiftung oder der kleine Spital (das Spitäle), im J. 1299 vom Biſchof Heinrich v. Klingenberg begründet, urſprünglich für die kranke oder altersſchwache Dienerſchaft des Domkapitels.

3. Die Armenbüchſe, vom Stadthauptmann und k. k. Hofrath Franz von Blank im J. 1792 errichtet. Sie wird alle Sonntage in den 4 Quartieren der Stadt umhergetragen und die eingelegten Gaben werden für reiſende Handwerksburſche und arme Lehrjungen beſtimmt. Die Rechnung wird vierteljährlich zu Jedermanns Einſicht im Rathhauſe vorgelegt.

4. Die Chorherr-Sturmiſche Stiftung. Joſ. Wilh. Sturm geb. 1733, † 1813, als armer Knabe im großen Spital erzogen, trat hier in den Jeſuiterorden, wurde bei deſſen Auflöſung Prof. der Phyſik zu Freiburg und Münſterpfarrer, ſpäter zu Conſtanz Canonicus der Stiftskirche St. Stephan und biſchöflich geiſtlicher Rath; dem großen Spital vermachte dieſer edle Mann aus Dankbarkeit 2000 fl. zur Bekleidung armer, wiedergeneſener Dienſtboten; 2000 fl. vermachte er zur Beiſchaffung der Schulbedürfniſſe armer Kinder; 1000 fl. den Armen der Pfarrei St. Stephan und den Erlös aus ſeinen Pretioſen und Geräthſchaften zu einer Ausſteuer für arme, ſittſame Mädchen, ſo daß alle Jahre ein und alle 6 Jahre zwei mit 300 fl. bedacht werden können. Die Stiftung wird in der St. Stephanskirche an Mariä Lichtmeßtag feierlich ausgetheilt.

5. Mehrere milde Stiftungen für Studierende, beſonders Geiſtliche, auch für Handwerker. Die Eriſche Stiftung für arme Mädchen, die in das Kloſter (Lehrinſtitut Zoffingen) treten wollen.

Vergnügungen, Spaziergänge u. ſ. w.

Das Stadttheater. Vor mehreren Jahren wurden von einer Geſellſchaft Dilettanten aus dem Beamten- und Bürgerſtande Schauſpiele aufgeführt. Das Theater verdankt derſelben noch eine gute Garderobe, und einige Decorationen. Wandernde Banden ſpielen den Winter über darauf, und ſeit 1814 wird es vom Schulvorſtande zu Aufführung von Jugendſchauſpielen benützt, die mit der Preisaustheilung verbunden werden.

Das Gut des Grafen von Thurn, eines der ſchönſten Landgüter am Ufer des Bodenſee's durch Lage und Kunſt: der unfruchtbare Hügel iſt in einen Schattengang, die ſumpfigte Wieſe in ein Waſſerbehältniß, das Ganze in einen Luſtgarten umgeſtaltet, ohne dem fruchtbaren Weinſtock und der guten Wieſe den Ertrag zu ſchmälern. Der menſchenfreundliche Eigenthümer Domherr Johann Graf von Thurn öffnet dieſen Garten Jedem, der arglos in ihm luſtwandeln will.

Der Lorettoberg, ſo genannt von der Kapelle, die von der Stadt nach Befreiung vom ſchwed. Kriegsheer im J. 1637 der heil. Jungfrau erbaut und vom Biſchof Johann, Grafen von Waldburg-

Wolfegg eingeweiht wurde. Hier überſieht man den größten Theil des Bodenſee's und des Ueberlingerſee's ſammt den Umgebungen.

Das Paradies; Vorſtadt oder kleines Dörfchen von 63 Familien in 45 zerſtreuten Häuſern, die bürgerliche Rechte in der Stadt genießen, aber in Sprache, Kleidung und Sitten ganz verſchieden von den Städtern ſind. Sie nähren ſich redlich und hinlänglich von Gartenbau, Viehzucht und Fiſcherei. Die Fülle und Fruchtbarkeit dieſes natürlichen Gartens hat ihm den Namen gegeben. — Hier, ſo wie auf dem ſogenannten Brüel wurde ſeit dem 14ten Jahrh. turniert; nachdem der obre Markt, der bis dahin Turnierplatz geweſen, in die Stadt eingeſchloſſen worden war.

Das Tägermoos, zwiſchen Conſtanz und Gottlieben, noch vor wenigen Jahren eine öde Fläche, jetzt mit fruchtbaren Alleen beſetzt. Zwiſchen dieſem Tägermoos, dem Brühl und der Schießſtatt auf dem ſogenannten Töbele ſoll Hußens Brandſtädte ſeyn. Andre geben ſie anderswo an.

Conſtanz iſt der Sitz des Directoriums vom Seekreis, das aus einem Director, 3 Kreisräthen, 2 Medicinalreferenten, 4 Kreisaſſeſſoren, 4 Secretärs, 2 Regiſtratoren, 2 Kanzliſten und mehreren Decopiſten beſteht. Zu demſelben gehören auch die Rechnungsreviſion beſtehend aus einem Oberrechnungsrath, 12 Reviſoren, einigen Adjuncten und einigen Schreibern. Von den 17 Bezirksämtern des Seekreiſes hat das Bezirksamt Conſtanz (10,775 Seelen) ſeinen Sitz in dieſer Stadt.

Das linke Ufer des Ueberlingerſee's.

Fahrſtraße: Weg von Conſtanz bis Dingelsdorf und Wallhauſen (bis Lützelſtetten, eigentliche Chauſſee, die aber bis Dingelsdorf fortgeſetzt werden ſoll.)

Hard, kleines Filial von Allmannsdorf zwiſchen Petershauſen und der Loretto-Kapelle. In der Nähe auf einer kleinen Landſpitze des Käntli, Wirthshaus und Schiffslände, wo bei heftigem Oſtwinde alles anlanden muß, was den See herunter nach Conſtanz fahren will.

Allmannsdorf (ohne Zweifel von den Alemanniern ſo genannt) Pfarrdorf mit 7 Filialen und 607 Seelen, gehörte einſt der Commende Mainau. Staad, Egg, St. Catharina (ehemals ein Frauenkloſter, nun ein Hof) Filiale von Allmannsdorf. In den Urkunden heißt es Almisdorf, und hatte ſeinen eigenen

Adel. Marquart v. Almisdorf und Bertold von Lützelſtetten kommen in einen Schuldbrief Kaiſer Conrad III. vom J. 1150 vor. — Hier wurde das kleine Idol von Erz gefunden, das man für einen Herkules Alemannicus oder Kreutzmann hielt und das von da in die Reichenau kam.

Die **Inſel Maynau**, jetzt Filial von Allmannsdorf, fünf Viertelſtunden von Conſtanz. Ein hölzerner Weg führt die Fußgänger und ein Lauen (Floß) die Pferde und Chaiſen hinüber. Sie hat nur eine halbe Stunde im Umfange, iſt aber einer der reizendſten Punkte des ſüdlichen Deutſchlands (ſ. über das Landſchaftliche ihrer Lage S. 15 f.) Die Inſel war der Sitz eines Deutſchordens-Commenthurs und eines dazu gehörigen Ober- und Rentamtes (ſ. Geſch.) Nach dem Kriege des J. 1805 fiel dieſelbe an Baden. Das im vorigen Jahrhunderte im modernen Styl erbaute Schloß zeichnet ſich durch ſeine intereſſante Stellung aus. Herrlicher Standpunkt auf dem Altan. In dieſem Schloß ſind auf der Treppe zwei ſchöne Schnitzwerke das Anblicks werth. Das eine iſt ein Faun mit einem jungen Bacchus auf der Schulter, das andre ein kleiner Bacchus, der einen Faun krönt. — Rechts vom Steg, im See, ſteht ein großes und 2 kleine metallne Kreutze; an jenem der Heiland, an dieſem die Schächer; laut der Inſchrift im J. 1555 von Comenthur Schenk von Staufenberg „Jeſu Chriſto geweiht.“ Der Name Maynau wird häufig ganz fälſchlich von Allmannsau abgeleitet; er heißt in allen alten Urkunden Maygenowe, und ſchon Vadian ſagt ganz richtig: „Von Luſtswegen Mayen-Aue geheißen.“ Ueber den Sänger Hug von Langenſtein ſ. die Geſch. S. 162, und den poetiſchen Theil dieſes Werkes.

Lützelſtetten, Filial von Dingelsdorf, mit einer Schule und eignen Gemeinde von 170 Seelen.

Dingelsdorf, Pfarrdorf mit 2 Fil. und 2 Schulen; zuſammen 180 Seelen.

Folgende Ortſchaften liegen theils zwiſchen, theils an den waldigen Hügeln der Erdzunge:

Dettingen oder **Tetingen**, Pfarrdorf mit Schule und dem Fil. Wallhauſen, und den Höfen Burg und Rohnhauſen zuſammen 155 Seelen. Es hatte ehedem ſeine eignen Edeln, darunter ein Sänger (ſ. Geſch.), wahrſcheinlich wohnten dieſe auf dem Schlößchen Burg, es liegt am See und gehört jetzt einem Bauer. So ſahen ſich der Tettinger und Burkhard von Hoüber den See in die Zenner. Im J. 1582 wurde es an die Commende Maynau verkauft.

Langenrhein, Pfarrd. mit einem Schloß und den Höfen Düren, Steken, Storchen und Höfen, Schule; 207 S. Ein Filial davon iſt

Freudenthal, Schloß und Dörſchen; 172 S. Beide Orte gehoren der Grundherrſchaft Bodmann zu Bodmann.

Kargeck, ein Bodmanniſcher Hof, mit den merkwürdigen Trümmern einer alten Burg auf ein Felſen über den See.

Liggeringen, Bodmann. Pfarrdorf, mit den Höfen Röhrnang, Hinterhof und Mühlensberg, 340 S.

Güttingen, mit einer Ziegelhütte, Pfarrd. mit einer Schule. 233 S. Gehört dem Zweige der Freiherrn von Bodmann-Güttingen, und hat ſein eigenes Schloß.

Mehr landeinwärts mitten auf der Landzunge, die durch den Ueberlinger- und den Unterſee gebildet wird (den Rick):

Meſingen am Mendelſee, Bodmann-Güttingiſches Pfarrort mit der Wohnung dieſes Zweigs; ein ehemaliges Nonnenkloſter; Schule; 233 S. **Dürrenhof, Hirtenhof, Stockenhof, Menwerk, Kaltenbrunn, Mählhalden** an einem kleinen See, Weiler und Höfe.

Bodmann, an der unterſten Bucht des Ueberlingerſee's; Marktflecken mit dem grundherrlichen Schloſſe, zählt mit Einſchluß der Höfe: **Bodenwald, Frauenberg, Kargeck, Mooshof, Müllersberg** und **Rheinhof** 760 S., hat einen Pfarrer, Kaplan und eine Schule; Beſitzthum der Freiherrn Bodmann zu Bodmann. Die Ruinen des alten Schloſſes Bodmann ſtehen auf einem ſchroffen Felſen. Das Landſchaftliche und das Geſchichtliche des merkwürdigen Orts und Geſchlechts jedes an ſeinem Orte. — Trefflicher Acker-, Wein- und Obſtbau; Viehzucht. Zur Pfarrei Bodmann gehört auch **Weiler** am See mit einer Kapelle; 42 S. Bodmann treibt nicht unbedeutende Schifffahrt.

Der Ruine Bodmann gegenüber kaum fünfzig Schritte entfernt und in gleicher Höhe, nur durch eine jähe Felſenſchlucht getrennt, ſteht eine Art modernen Schlößchens, mit einer ehedem lebhaft beſuchten Wallfahrtskirche, die aber jetzt eingegangen iſt: Der Frauenberg, ein Prieſter des aufgehobenen Stiftes Salem, wohnte hier als Pfleger und beſorgte die Kirche. In den Gaſt und Wohnzimmern des Schlößchens genießt man eine herrliche Ausſicht auf das benachbarte Nellenburg, den Ueberlinger und ſelbſt den obern Bodenſee. In der Wallfahrtskirche iſt die in unſrem geſchichtlichen Aufſatz erzählte wunderbare Rettung des einzigen Stammhalters der jetzigen Bodmann, auf einer an der Wand im Hintergrunde der Kapelle hängenden Tafel abgebildet, mit vielen Figuren in Lebensgröße.

Es iſt kein Zweifel, daß das fränkiſche Palatium Potamum auf dem Frauenberg und nicht auf dem jetzigen Burgberg geſtanden; wenn anders nicht, was zu erwarten ſtehet, in der Folge auf einer gegenüberliegenden geräumigern Bergkuppe, wo man öfters Reſte alten Gemäuers und Ziegelſteine auffand, und die jetzt mit Wald beſäet iſt, ſich neue Entdeckungen darbieten: Es iſt aber wahrſcheinlich, daß in alter Zeit alle drei Berggipfel überbaut waren. Das Loch im Keller auf dem Frauenberg, worin S. Othmar geſteckt haben ſoll, kann nie eine andere Beſtimmung, als die eines Gefängniſſes gehabt haben. Unmittelbar unter dem Garten des Frauenbergs entdeckte Herr von Laßberg eine wichtige Merkwürdigkeit. Daſſelbe Zeichen, das König Dagobert an den rhätiſchen Gränze bei Mondſtein einhauen ließ, ein die Hörner aufwärtskehrender Mond, iſt auch hier in den weichen Sandfels eingegraben.

Der Weingarten bei Bodmann, in dem einer der beſten Weine am Seeufer wächſt, heißt noch der Königsgarten; Carl der Dicke ſoll ihn gepflanzt haben, und man nennt den Wein im Schloſſe zu Bodmann den Königswein.

Der Keſſel von Erz, worin der junge Bodmann beim Brande der obern Burg gerettet worden, wird noch gezeigt. Man ſieht hinein, während man einen gläſernen Humpen voll Weins auf das Wohl des Geſchlechtes Bodmann austrinkt.

Die Sage von der treuen Maid von Bodmann heben wir für den poetiſchen Theil des Werkes auf.

Das badiſche Ufer des Unterſee's.

Wollmatingen, an der Poſtſtraße nach Radolphszell, eine Stunde von Conſtanz, von wo der Weg durch dichten ſchönen Wald führt, Pfarrdorf von 209 S. mit Aeckern, Weinbergen, Obſtgärten und Weinplätzen anmuthig umgeben. Außer dieſen Nahrungsquellen hat es auch noch den Torf, der in ſeiner Gemarkung reichlich geſtochen, auf dem eignen Heerde verbrannt, und auch dem Tauſend nach an die Bewohner der Stadt Conſtanz verkauft wird. Von hier aus führt der Weg an das Geſtade, wo man ſich nach der Reichenau (ſ. unten) einſchifft, indem man durch einen Ruf über den ſchmalen Arm des See's den Schiffer von der Inſel herüber citirt.

Hegne, mit 118 S., Dorf und Schloß, einſt Sommeraufenthalt der Fürſtbiſchöfe von Conſtanz; jetzt vom großherzogl. Staatsrath v. Hofer bewohnt, und mit der Umgebung verſchönert. In der Schloßkapelle zwei von ihm aus dem Staube der Vergeſſenheit gezogene Barreliefs, Werke des berühmten Conſtanziſchen Bildhauers Hans Moring. Dieſe Dörfer nähren ſich vom Weinbau, von der Obſtzucht, der Fiſcherei und Schiffahrt auf dem See.

Allensbach, anſehnliches Pfarrdorf, ebenfalls an der Radolphszeller-Straße, ſoll früher eine Stadt geweſen ſeyn, von der man noch Ueberbleibſel der Thore ſieht. Es wurde im Bauernkrieg am 13. Mai 1525 von den Aufrührern eingenommen und verheert. Der Ort ſoll, ſeinem Namen nach, auch eine Gründung der Alemannier geweſen ſeyn; allein in der alten Urkunde, welche die Vergabung deſſelben an die Stiftung des heil. Priminius durch Carl Martell enthält, heißt es Alehoſpach; nicht etwa Almansbach. Das Dorf zählt 539 S., einen Pfarrer, Kaplan und Kapitelsvikar. Seine Filiale ſind Kaltenbrunn (ſ. oben) und

Markelfingen, Pfarrd. mit Schule. 300 S., uralt; eine der Schenkungen Karl Martells an Priminius (Marcolfingen).

Radolphszell, Stadt an der nordweſtlichen Bucht des Unterſee's, (auch Radolphzell, Ratoldszell, alt) 26° 38′ Länge, 47° 44′ 22″ Breite, in wieſiger Umgegend; 4 Stunden nordweſtlich von Conſtanz gelegen, an der Poſtſtraße von Conſtanz nach Stockach, Engen und Schaffhauſen. 200 Häuſer mit 850 Einwohnern. Sie hat ihren Urſprung und Namen von der Zelle des Biſchofs von Verona Ratold oder Radolph, wahrſcheinlich eines Alemannen, vielleicht aus dem Stamme der Grafen von Oeningen, der am 13. Sept. 871 ſtarb, und in die von ihm daſelbſt erbaute Kirche begraben wurde (ſ. Geſch.). Sie iſt der Sitz eines bad. Bezirkamtes (von 9592 S.), eines Decanats und Pfarramts, einer Domainen Verwaltung, eines Amtsreviſorats, Phyſicats, Forſt- und Poſtamtes. Obſtzucht und Gartenbau. Wenig Gewerbe.

Wirthshäuſer: zur Poſt.

Merkwürdigkeiten: alte, große, im altdeutſchen Stile gebaute Kirche. Das reitzend gelegene Kapuzinerkloſter am mittäglichen Seeufer, vor dem Conſtanzer Thore. — Mittwochsmarkt zum Behufe des Getraidehandels mit der Schweitz. – Ehemal. Kapuzinerkloſter. Radolphszell war ehemals eine öſterreichiſche Provinzialſtadt. Auf der kleinen Erdzunge, die hier in den See ausläuft, liegen St. Wolfgang und Mettnau (Augia Mettae). Dieſe Erdzunge iſt beinahe eine halbe Stunde lang, und ſoll nach einer Sage einſt mit der Reichenau zuſammengehangen haben; noch hat der See in dieſer Richtung zwiſchen Mettnau und Reichenau bei niedrem Waſſerſtand ſichtbare Untiefen.

Andre badiſche Ortſchaften am Unterſee.

Böhringen, Pfarre mit Schule und 270 S., an der andern Seite der Bucht; **Rieglingshauſen**, Filial von jenem mit einem altadelichen Landgut. **Ueberlingen am Ried**, Pfarrdorf mit Schule und 214 S., Filial von **Bohlingen**, das mit 858 S. landeinwärts liegt, am Ausfluſſe der Aach. Sehr bedeutender Fiſch- und Krebsfang.

Itznang, Fil. von **Weiler**, das mit **Bettnang** und **Bankholzen** 647 Seelen zählt.

Gundelzen (d. i. Cunigundis villa), **Horn**, **Hornſtaad**, **Gaienhofen**; am See, bilden eine Gemeinde von 601 S., deren Mutterkirche Horn iſt. Dazu gehören die landeinwärts gelegnen Höfe **Batisheim**, **Homisheim** und **Grünenberg**; das letztere hatte ein altes Geſchlecht, wurde ſpäter ein Nonnenkloſter, und hat eine ſchöne Ausſicht auf den See. Das fruchtbare Seeufer zwiſchen Radolphszell und Horn heißt in der Höri; die Bewohner bauen das Feld, beſonders Zwiebel und Rüben. Hier ſucht man die alten Venetes.

Hemmenhofen, Pfarrdorf mit 224 S. Schule.

Marbach, ſchön gelegenes Schloß der Herrn von Ulm. Es hatte einſt eigne Edelleute: Albrecht und Luithold von M., lebten um 1251. Im J. 1361 ſtürmten und verbrannten es die Conſtanzer, und ließen 9 Einwohner vor dem Creutzlinger Thor aufknüpfen. Wiederum nahmen ſie das Schloß im J. 1429 und griffen daſelbſt ihren Feind, Jakob von Ulm mit ſeinem zwölfjährigen Sohne. — Zu Marbach gehört

Wangen, Pfarrdorf mit Schule; 302 kathol. und gegen 161 jüdiſche Einwohner; die letztere haben eine Synagoge und einen Vorſänger. In der Nähe findet ſich ein merkwürdiger Steinbruch, wo man in Schichten von Thon und Kalkſtein Skelette verſchiedner Säugethiere, Amphibien, Fiſchen, Abdrücke von Inſecten, Land- und Waſſerſchnecken, von Wurzeln, Blättern, Blüthen und Früchten in Stinkſchiefer findet; in dem letztern hauptſächlich in einem zweiten, ähnlichen Steinbruche bei Oeningen (ſ. die gelehrte und vollſtändige Beſchreibung deſſelben von Prof. Dr. Karg in Conſtanz in den Denkſchriften der vaterländiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens (8. Tüb. 1805. I. Bd. S. 1—71).

Gattenhorn, Fil. von Oeningen; hat ein altes Landenbergiſches Schloß; und ein neues Schultheiſſiſches; beide mit einem großen Rebgute, gehören nun dem Fürſten von Fürſtenberg.

Oeningen, mit den Höfen **Oberſtad** *) und **Stiegen**. Sitz der alten Grafſchaft. Cuno und Luithold von Oeningen, gleichzeitig und gleichnamig mit den Stiftern von Zwiefalten, aus dem Hauſe Achalm, laſſen auf eine nahe Verwandtſchaft der Häuſer ſchließen. Von den Grafen von Oeningen wurde die jetzt aufgelöſte, uralte Probſtei und Stift regulirter Chorherren, nach der Regel Sanct Auguſtins, ſchon im J. 965 geſtiftet. Die Einkünfte der Probſtei wurden im J. 1534 zu den Tafelgeldern des Biſchofs von Conſtanz

gezogen. Im J. 1428 plünderten Biſchof Otto von Conſtanz und die Hegäuer Kloſter und Dorf. — Ida von Oeningen war die Gemahlin des Gegenkaiſers Rudolph von Rheinfelden.

Die große Landzunge, die der Rhein und die weſtliche Bucht des Unterſee's bilden, füllt ein hoher, breiter Bergrücken, der Schienemer-Berg von den Anwohnern genannt, von dem auf ſeinem Plateau befindlichen Dorfe **Schienen**, Pfarrort mit Schule, 282 S. Der Berg iſt ein Flötzgebirg und hat einen Steinbruch, ganz ähnlich dem bei Oeningen. Unter den Petrefakten wollte man ein verſteinertes Kind gefunden haben. Es war nichts anders, als ein Wels, silurus glanis. Lin. Man findet hier auch vortrefflichen blauen Töpferthon. Von Schienen geht die Sage, es ſeyen da die erſten Chriſten geweſen, die ſich dorthin vor den Heiden geflüchtet und die Kapelle gebaut haben, die noch heutzutag auf einem Hügel der Pfarrkirche gegenüber ſteht. Vielleicht iſt dieß von Attila's Zug im J. 445, vielleicht von den Zeiten der Hunneneinfälle im 10ten und 11ten Jahrh. zu verſtehen, wo die Leute, während der Barbar am Rheine hinabzog, ſich in dieſe Wildniß flüchteten und hier dieſe Kirche gründeten. — Die Pfarrkirche zu Schienen iſt eine beſuchte Wallfahrt unſrer lieben Frauen. Es ſind auch darin ein Paar Begräbniſſe der alten Freiherren von Schienen, und das Grabmal des guten Knappen Kuenzle, der ſeinem Herrn von Schienen 18 Jahre treu diente und ihm 3 Töchter aus der Taufe hob. — Das Geſchlecht der von Schienen war einſt mächtig; es erhielt dieß Reichslehen vielleicht von den Hohenſtaufen, unter welchen einer v. Schienen hohe Würden in Italien bekleidete.

Schrotzburg, dreimal zerſtörtes Schloß zur Pfarre Schienen gehörig, mit einem Fürſtenbergiſchen Kameralhofe. In der Nähe der Burg fand man vor einigen Jahren 30 röm. Silbermünzen beiſammen auf Einem Flecke. Daß dieſes Schrotzburg wahrſcheinlich die Dippoldsburg der Kammerboten geweſen, davon im geſchichtlichen Aufſatze. Am Fuße des Schienerbergs ſind eine Menge Höfe und Weiler eingeſtreut. — Die Ausſicht von der Ruine der Schrotzburg iſt eine der ſchönſten und ausgedehnteſten am ganzen Bodenſee.

Die Inſel Reichenau im Unterſee.

Das Landſchaftliche dieſer Inſel haben wir ſchon ausführlich geſchildert (ſ. S. 17 ff.) Sie iſt zwei Stunden von Conſtanz entfernt, fünf viertel Stunden lang und eine halbe Stunde breit, erhebt ſich von zwei Seiten zu einem Ovale, und ſteigt gleichſam aus dem Waſſer des See's empor. In der Inſel befinden ſich drei Pfarreien: **Oberzell** (mit 328 S.), **Niederzell**,(mit 130 S.) und die **Münſterpfarre** mit 923 S. Im Ganzen mögen ſich auf der Inſel 280 Wohnungen befinden. Die Beſitzungen der Einwohner beſtehen aus 351 badiſchen Jauchарten Ackerfelder, 353 Jaucharten Wieſen, 196 Jauch. Weinbergen *) und 59 Jauch. Weideplätzen, 6 Pferden, 6 Schweinen und 692 Stücken Hornvieh.

---

*) „Im J. 1441 plagten etliche Hegauer Grafen und Edelleute die Reichsſtätte, und hielten ſich auf Höwen, Schrotzburg und Oberſtaad auf, hatten gerüſtete Jachtſchiffe auf dem Unterſee, und Rhein, um den Reichsſtädten das Genieraut zu Oberſtaad zu rauben, daß ſie mit 50 Pferden und 200 Bauern nach Hohenhöwen führten. Da ſammelten die Ueberlinger 6000 Fußknechte und 100 Reiſige, und zogen damit vor Radolphszell. Das fiel zu den Städten ab, und ſchwur ihnen auf Allerheiligentag. Dennoch zogen ſie vor die Schlöſſer Schrotzburg und Gratzburg, verbrannten Schienen und etliche Schlöſſer, das Dorf Horn, den Thurm zu Hulzingen, und Staufen, verheerten die Gegend von Engen, und zogen endlich wieder aus dem Feld. — Im J. 1499 wurde das Schloß Oberſtaad von den Eidgenoſſen eingenommen, und wider den Befehl der Obrigkeit von einigen Privaten verbrannt.“

Aus Badian.

Die berühmte geiſtliche Niederlaſſung **), die Jahrhunderte lang auf dieſer Inſel beſtand, und unter den Klöſtern des heil. Benedicts einen ſo ausgezeichneten Rang behauptete, nahm ihren Urſprung in der erſten Hälfte des 8ten Jahrhunderts. Unſer geſchichtlicher Aufſatz wird das Ausführliche geben; der Schenkungsbrief Carl Martells vom 25. Apr. 724 wird im Hauptarchive zu Karlsruhe bewahrt. Die Au (denn Reichenau iſt ein Name, der ihr erſt ſpäter von ihren Reichthume beigelegt wurde) ſollte dem heil. Priminius und ſeinen Nachfolgern, den Aebten, eigen gehören, den Mönchen ſollte die Wahl der Aebte zuſtehen, dieſe aber ſollen immer von den röm. Kaiſern inveſtirt werden.

Dieſe Stiftung begleitete ein ungewöhnlicher Seegen. Könige, Fürſten und Ritter beeiferten ſich in die Wette, ſie durch große Vergabungen zu beehren, und ſo wurde im Laufe weniger Jahrhunderte das Gotteshaus auf der Au eine der reichſten, klöſterlichen Anſtalten in dem großen Reiche, welches das geiſtliche Haupt in Rom beherrſchte, und es übertraf an Macht und Einkünften die meiſten der erlauchten Familien Deutſchlands. Karl der Große hatte ihm zehn Ortſchaften, und darunter Ulm, — **Gerold**, Herzog in Schwaben, Tuttlingen, Wangen, Stetten am kalten Markt und 24 Dörfer, — **Karlmann**, 4 Städtchen am Comerſee, — **Karl III.**, Zurzach — **Ludwig der Fromme**, Altheim, Riedlingen und fünf Ortſchaften, — Herzog **Berthold** in Schwaben 30 Dörfer geſchenkt. Eine Menge geringerer Stiftungen kam hinzu, viele ritterliche Geſchlechter hinterließen ihr Eigenthum an Land und Leuten dem wunderſam ſich mehrenden Kloſter. Seine Beſitzungen breiteten ſich in einem ſo hohen Grade aus, daß im Alterthum die Sage ging, wenn der Abt von Reichenau nach Rom reiſe, könne er täglich auf eigenem Grunde und Boden zu Mittag ſpeiſen und übernachten. Ueberdieß waren über 300 adelige Vaſallen dem Kloſter verpflichtet. Solchem Reichthum konnte es nicht an Auszeichnungen fehlen. Die Kaiſer verliehen dem Stifte große Privilegien. Es ward den Aebten die fürſtliche Würde ertheilt. Vierhundert Jahre lang konnten nur Fürſten, Herzoge, Grafen und Freie als Kapitularen aufgenommen werden. Die Zahl der von der Abtei abhängenden Mönche und Prieſter belief ſich unter Ludwig dem Frommen an 1600 Köpfe. Oft ward die Reichenau von den deutſchen Kaiſern beſucht. Der Pallaſt der Aebte ſtellte das Bild eines glänzenden Hofes dar. Wiſſenſchaften und Künſte ſtanden in ſchöner Blüthe. Der deutſche Adel verſammelte da ſeine Jugend in einem für ſie angelegten Erziehungsinſtitute. Viele deutſche Benedictiner-Klöſter erhielten den Stamm ihrer Mönche aus der Anſtalt des heil. Priminius. Das Stift behauptete ſeinen hohen Wohlſtand unter den Carolingern; aber vom 10ten Jahrhundert an begann er ſchnell zu ſinken und verlor ſich endlich in gänzlicher Verarmung. Schon im J. 1175, unter Abt Diethelm von Krenkingen, wurden die Einkünfte, die in der Epoche der höchſten Blüthe die für jene Zeit ungeheure Summe von 6000 fl. erreicht hatten, bis auf 1600 heruntergebracht; etwas über 200 Jahre ſpäter aber (1381) betrugen die Renten nicht mehr weiter als drei Mark Silber, und der Abt **Werner von Roſenegg**, der keine eigene Tafel mehr halten konnte, ritt, wie die Chronik ſagt, Mittags und Abends „auf einem weiſſen Rößli“ zu dem Prieſter nach Niederzell, um bei ihm für ein geringes Koſtgeld zu ſpeiſen. Dieſer Verfall war zum Theil durch die Stürme der Zeit, die Mißhelligkeiten der Päbſte und der Kaiſer, unglückliche Befehdungen und gewaltthätige Eingriffe weltlicher Herren herbeigeführt, theils durch die Haushaltung der Mönche ſelbſt verſchuldet. Am Hofe der Aebte herrſchte königliche Pracht, und ungemeſſener Aufwand. Auf ihren Reiſen waren ſie von Gefolge umgeben, wie Beherrſcher großer Reiche. Täglich waren die Kloſtergebäude mit Gäſten angefüllt; unaufhörlich ſchwelgte man im größten Ueberfluſſe. Die Mönche führten ein ärgerliches Leben, zogen oft auf die Faſtnacht nach Ulm, tanzten, turnirten, ſpielten, trieben ungeiſtliche Poſſen. Als Ausnahme wird vom Abte Bernhard (reg. ſeit 1208) berichtet, daß er „nit ein Vergeuder, ſondern ein Mehrer war, der weder Huren noch Buoben, weder Freund noch Maid, weder ſeinen Kindern noch Kebsfrauen etwas geben hat.“ Ein Gut, eine Stadt, ein Dorf nach dem andern wurde verſetzt, Raub und Betrug hatte freies Spiel, die wichtigſten alten Rechte giengen verloren; das alte Gotteshaus konnte, troß den Bemühungen Einzelner, ſeinem Verhängniſſe nicht entgehen.

---

*) Der beſte Wein iſt der Schlaitheimer, deſſen Reben von den Erbſchenken der Aebte, Keller von Schlaitheim aus den untern Rheingegenden, namentlich vom Johannisberg, hieher verpflanzt worden.

**) Aus Pahls Aufſatz in der Hertha, 1. Band, S. 279—295.

Dieß kümmerliche Dahinſinken hatte längſt die Blicke der Biſchofe von Conſtanz auf die Reichenau gelenkt. Schon im J. 1050 brachte der Biſchof Dietrich die Vereinigung der verfallenden Abtei mit dem Hochſtifte in Antrag, aber ſeine Begehrlichkeit ſcheiterte an dem Widerſpruche des Pabſtes Leo IX. Im 16ten Jahrh. aber wurde die Sache durchgeſetzt und verlor einen Theil ihrer Gehäſſigkeit durch die Hinweiſung auf den Verluſt, den der Biſchofsſtuhl durch die Reformation Würtembergs und andrer Diöceſantheile erlitten hatte. Am 10. Oct. 1538, wurde mit kaiſerlicher Zuſtimmung, das Kloſter ſammt allen Gütern und Rechten vom Pabſte Paul III. dem Biſchof Johann von Keza übergeben, und 1542 ertheilte der Kaiſer Karl V. dem Hochſtifte die Belehnung mit den Regalien der neuen Erwerbung, nachdem der letzte der Aebte, Marx von Knöringen am 6. Dec. 1540 als armer Pfründner ſein Leben beſchloſſen hatte. Von nun an führten die Biſchofe den Titel als Aebte von Reichenau und vermehrten mit den klöſterlichen Einkünften ihre Tafelgelder; einige Mönche aber blieben im Stifte, und warteten dort, einem Prior untergeordnet, des Gottesdienſtes. Dieſe wagten in der Mitte des 18ten Jahrh., von dem Benedictiner-Orden unterſtützt, einen Verſuch dem Kloſter wieder zu ſeiner alten Selbſtſtändigkeit zu verhelfen. Aber von ihren Anſchlägen unterrichtet, überfiel (1757) eine von dem Biſchofe Kardinal von Roth abgeordnete Kommiſſion mit gewaffneter Hand die frommen Männer, und zwang ſie das Kloſter zu verlaſſen. Vergebens klagte ihr Prior Meichelbeck am Reichstage, von Frankreich, Preußen und den Benedictinern in Bayern und Schwaben unterſtützt; er ſtarb, ohne die Inſel erlangt zu haben.

Nachher wurde der Gottesdienſt in der Stiftskirche von 12 Miſſionaren aus den ſchwäbiſchen und helvetiſchen Benedictiner-Klöſtern verſehen und, als dieſe lau geworden, von ausgewanderten franzöſiſchen Prieſtern. Seit 1799 aber werden die Funktionen in der Kloſterkirche durch 3 von dem Hochſtifte beſoldete Weltprieſter verwaltet. Tauſend und fünf und ſiebzig Jahre hatten die Söhne des h. Benedict in der Kloſterkirche auf der Reichenau des Altars gepflegt.

Ein Beweis von dem wiſſenſchaftlichen Eifer, der ehemals hier herrſchte, ſind die literariſchen Schätze, die bis auf unſere Tage in dem Kloſter aufbewahrt, neuerlich mit den öffentlichen Bibliotheken zu Karlsruhe und Heidelberg vereinigt worden. Im Mittelalter war dieſe Bücherſammlung eine der wichtigſten in Deutſchland; aber mit dem Wohlſtande ſank auch ſie und während des Concils entlehnten noch dazu die verſammelten Väter die bedeutendſten Werke, ohne ſie zurückzugeben. Indeſſen blieben noch 434 Handſchriften, von denen 273 auf Pergament, und 161 auf Papier geſchrieben waren, die lange vernachläſſigt, endlich von dem berühmten Martin Gerbert, Abt von St. Blaſien, der Vergeſſenheit entriſſen wurden. Er veranlaßte auch die Katalogiſirung der Bibliothek. Unter den Handſchriften fanden ſich mehrere aus dem 9. — 11. Jahrh. Zu den größten Schätzen gehören Reginonis Chronicon, Chron. Hermanni Contracti, und Godofredi Viterbiensis, ein Pſalter aus dem 9. Jahrh. Joannis Egonis Annales Augienses, Conradi de Cimbern, Abbatis carmen, quo afflictus Augiae status amare defletur, und einige lateiniſche, ſo wie einige aus dem Griech. überſetzte Klaſſiker, darunter ein Servius in Virg. Georg. ein Josephus de bello Judaico, ein Isidorus Hispalensis de officiis.

Merkwürdigkeiten der Inſel.

Unter ihren Gebäuden iſt die alte, ſchon im J. 806 von dem Abte Hatto aufgeführte Kloſterkirche (das Münſter) das merkwürdigſte, theils durch den alterthümlichen Charakter ihrer Bauart (urſprünglich ſcheint wenigſtens der Thurm zu ſeyn), theils durch die Monumente, die ſie enthält. Es ſind folgende:

1. Das Grab Kaiſer Karls des dicken; die Stelle wo er liegt, wird noch gezeigt (vor der Sakriſtei), ſie iſt aber ohne äuſſeres Kennzeichen. Einſt hatten die Mönche von Reichenau auf ſein Grab geſchrieben: Universam Germaniam et Galliam jure hereditario acquisivit; demum animo, mente et corpore deficiens, ab imperio, sane magno cum fortunae ludibrio, dejectus a suis, omnibus postpositus, humili hoc in loco sepultus jacet (vergl. den geſchichtlichen Aufſatz). Es wird noch ein Zahn von ihm vorgezeigt. — Auſſer dieſem Grab enthält die Kir-

che noch die Grabmäler einiger Biſchöfe und Aebte, und das des Herzogs Gerold von Schwaben (ſ. Geſch.). Auch Graf Mangold von Böringen, Herzog Ernſtens Feind liegt in der Reichenau (ſ. ebend.).

2. Das heilige Blut in einem goldnen Kreutze; Gabe der Suanahilde, Gemalin Arnolds von Lenzburg und Tochter Walters von Kyburg.

3. Die Reliquien des h. Markus in einem ſilbernen und vergoldeten Sarge, mit ſchöner Arbeit, von Venedig nach der Reichenau gebracht, am 5. Apr. 830 (Allein die Stelle bei Hermann. Contractus, die dieß erzählt, iſt wahrſcheinlich interpoliert, (ſ. Uſſermanns Noten.) Sechs oder ſieben andre, ſehr alte Reliquienſärge.

4. Eine Urne von weiſſem Marmor, von ſehr einfacher Arbeit, ohne Bildwerk, die Simon Wardo (*Βάρδω*) der Feldherr des griech. Kaiſers Leo, der in dieſem Kloſter ſeine Tage beſchloß, im J. 910 dahin gebracht. Angeblich ein Krug von der Hochzeit zu Kana.

5. Ein Smaragd, der 28 Pfund wiegt, und den Kaiſer Carl der Große der Münſterkirche zu Reichenau verehrt haben ſoll. Es iſt nichts andres als ein Glasfluß, aber auch als ſolcher wegen ſeiner Größe merkwürdig, er iſt blaß und durchſichtig, aber nicht rein und in der Mitte zerſprungen. Sollte jedoch das Kloſter nicht einen ächten, ſeltenen Smaragd beſeſſen haben? Unter den biſchöflichen Effekten, welche die Schweden unter Horn, als ſie im J. 1632 Conſtanz überraſchten, auf dem See wegnahmen, befand ſich ein höchſt koſtbarer Smaragd (ſ. Theatr. Europ. v. Merian und aus demſelben die Nachricht in unſrem geſchichtl. Aufſatz).

5. Ein Evangelienbuch auf Pergament ohne Jahrszahl; wahrſcheinlich aus dem 11. Jahrhundert (das letzte Ueberbleibſel der Bibliothek).

7. Ein Ciborium von Edelſtein mit erhabenen Figuren.

8. Ein Abtsſtab, Pedum — aus dem 11ten Jahrhunderte, mit ſchöner, lesbarer Inſchrift: Mangolds v. Brandis.

9. Eine Monſtranz vom J. 1688 vergoldet, mit edlen Steinen und feinen Emaillegemälden.

10. Einige Glasmalereien im Chor. Dieſer iſt ſpitzbogig und wurde im J. 1133 vollendet. Noch neuer iſt das Schiff der Kirche.

Auſſer dieſer Münſterkirche iſt noch zu bemerken: das an die Münſterkirche angebaute Benedictinerkloſter; es iſt erſt

nach der Inkorporirung der Abtei in das Biſtdum Conſtanz, im 17. Jahrh. gebaut worden.

Die Pfalenz (Pfalz) in der Nähe des Kloſters i. J. 1312 erbaut.

Eine Kapelle neben dem Wirthshaus ſcheint älter als ſie iſt (Schlecht gebaut im 11. Jahrh.).

Niederzell, am weſtlichen Ufer der Inſel. Die Kirche iſt nach ihrer Bauart ſehr merkwürdig, und hat noch etwas Byzantiniſches. Biſchof Egino von Verona aus dem Hauſe der Zähringer kehrte, wie ſein Vorgänger Ratold, im Alter zu den heimathlichen Gegenden zurück. Er ſtiftete hier eine Probſtei mit 6 Kanonikern und ward in der Kirche begraben. Auf ſeinem Grabe lieſt man folgende Inſchrift in Mönchsverſen:

Hac sunt in fossa praeclari praesulis ossa,
Quem Verona dedit, nomen Egino fuit.
Fundavit cellam, Petro Pauloque dicatam,
Febris pulsa probat factaque mira pium.

Noch jetzt legen ſich fieberkranke Perſonen, nach verrichtetem Gebet, auf das Grab dieſes Egino, in der Meinung zu geneſen. Gallus Oehein, ein Chronikſchreiber des 15. Jahrh. und Kapplan des Abtes Martin von Krenkingen zu Reichenau, ſagt in ſeiner handſchriftlichen Geſchichte dieſes Kloſters: Auf das Grab des Egino habe man das von Almannsdorf weggenommene Bild des altdeutſchen Götzen geſtellt. Es ſey aus Erz gegoſſen, etwa zwei Spannen hoch geweſen und habe die Geſtalt eines Mannes gehabt, der drei Roſen in ſeiner Hand trug. Vielleicht war es ein Irmenbild; Marcus Welſer hielt es, wegen der Spuren von Flügeln, die man daran bemerkte, für einen römiſchen Merkur. Kaiſer Maximilian I. entführte es nach Inſpruck, von wo es vermuthlich in die Ambraſer Sammlung kam: ob es nun wohl in Wien iſt?

Nur etwa 100 Schritte von Niederzell liegt das Bürglin. Dieſes Schlößchen gehörte zum Kloſter, und war ein Erhohlungsort für Mönche in den Herbſtferien. Es hat auf der Abendſeite einen geräumigen, hellen Saal, von welchem die Ausſicht auf die Hegauerberge und ins untre Thurgau wunderſchön iſt. —

Oberzell, am öſtlichen Ende der Inſel; die daſige Kirche iſt in architektoniſcher Hinſicht das wichtigſte Denkmal, das die Reichenau aufzuweiſen hat, mit einer Crypta und ganz im Byzantiniſchen Bauſtyle.

An demſelben öſtlichen Ende der Inſel ſieht man noch die Ruinen des uralten Schloſſes Schopfeln (Scopola). Im J. 1382 zerfielen die Mauern dieſer Burg unter den Händen des durch eine empörende Grauſamkeit zur Rache entflammten Volkes. Der Abt Mangold, der zugleich die Würde eines Biſchofs von Conſtanz begleitete, hatte einige Fiſcher von Conſtanz, die ihre Netze in ſein Gebiet ausgeworfen, gefangen genommen und ihnen mit eigner Hand die Augen ausgeſtochen. Ergrimmt über dieſe That des Tyrannen, ſtand die geſammte Zunft der Fiſcher auf, überfiel die Reichenau, machte das Schloß Schopfeln dem Erdboden gleich, und opferte mehrere Höfe auf den Beſitzungen des Abtes den Flammen. — Das noch ſtehende Gemäuer des Hauptbaues iſt fränkiſchen Urſprungs (wie die Heidenmauer zu Lindau, und die Thürme zu Mörsburg, Biſchofzell, Frauenfeld, Arbon u. ſ. w.) der noch ſtehende Theil der Umfangsmauer iſt aus dem 13. Jahrh. Dieſe Burg war oft der Sitz der Aebte als Luſtort, aber nie ihr feſter Wohnſitz. Mehrere der früheſten Urkunden ſind in ihm unterzeichnet.

Die Burgen des Hegäus, mit der Umgegend.

Obgleich dieſe Schlöſſer nicht mehr dem Ufer des Bodenſee's angehören, ſo müſſen ſie doch, da weder der landſchaftliche noch der geſchichtliche Theil ſie übergehen durfte, nothwendig auch in der Ortsbeſchreibung kurz berührt werden. Und obwohl ſie nicht alle dem Badiſchen Landestheil angehören, ſondern eines davon enclavirte Würtembergiſche Beſitzung iſt, ſo wird doch — da wir uns einmal in dieſer untern Gegend finden — hier der einzig ſchickliche Platz ihrer zu erwähnen ſeyn.

Hohentwiel, Bergkegel; der 2111 Par. Fuß *) über das Meer ſich erhebt, im Nordweſten von Singen, ſeit 1800 geſchleifte Würtemb. Bergfeſtung. Das Geſchichtliche dieſes in ſo vielen Beziehungen merkwürdigen Punktes, findet der Leſer im zweiten Abſchnitt unſeres Werkes. Wir erinnern ihn hier nur daran, daß dieſer Gipfel im 10ten Jahrhunderte Sitz der Herzogin Hadewig war und im 17ten durch die heldenmüthige Vertheidigung Wiederholds unſterblich wurde. Nach der ſchimpflichen Uebergabe an Vandamme (Mai 1800) wurde die Feſtung geſchleift. Jetzt iſt nur noch der Vorhof der Feſtung auf einer Abſtufung des Berges mit einigen Höfen beſetzt; darunter das brave Gaſthaus des Hrn. Pfizer, bei dem man auch bequeme Nachtherberge und gute Weine (Berggewächs) findet. Der Gipfel trägt die Ruinen, die von der Feſtigkeit dieſes alten, vielleicht urſprünglich römiſchen Kaſtelles redende Zeugen ſind. Auf den Höfen iſt auch eine Schule und ein Pfarrvikar.

---

*) Nach K. v. Oeynhauſen. Nach Schübler 2174 F. ſ. Hertha.

Der obere Theil des Berges auf dem die eigentliche Feſtung ſtand, iſt ein ſehr hoher, ſteiler Fels, zu welchem nur Ein Zugang iſt, der aber durch Graben abgeſchnitten, und durch Brücken vereinigt iſt. Am untern Berge, der auch ſchon ſehr hoch iſt, lag, wo jetzt die Höfe ſind, ein befeſtigter Vorhof, welcher die untre Feſtung hieß, und in welchem ſich die Maierei, einige Ställe für Pferde, Wohnungen für die Soldaten und ein Brunnen mit Quellwaſſer befanden. Bis an dieſe hinab iſt der Berg mit Wein angebaut. Wer den Vorhof hatte, war darum noch nicht im Beſitze der Feſtung. Die ſteilſte Höhe des obern Felſen iſt gegen Morgen. Die auf demſelben gelegene Feſtung hatte keine Wälle (ſie waren unnöthig; die jähen Abgründe vertraten ihre Stelle) aber ſehr ſtarke Mauern und Thürme, und viele in Felſen gehauene Mauern. Ihre Gewölbe, Keller und Minen (noch ſichtbar) ſind meiſt in Felſen gehauen und konnten jeder Belagerung trotzen, Früchte und Kriegsmunition waren darin vor den Bomben ſicher. Unter dieſen ſchönen Befeſtigungen zeichnete ſich ein Rondel gegen den Bodenſee aus, unter welchem mit vieler Mühe, Behältniſſe für die Soldaten und für Kriegsbedürfniſſe in den Felſen gegraben ſind. In der Mitte der obern Feſtung war ein viereckigtes, mit Thürmen und Graben befeſtigtes neues höher liegendes Schloß, das im Nothfalle noch allein Widerſtand leiſten konnte, wenn auch die übrige Feſtung gefallen war. Dieſes Schloß enthielt, neben ſchönen Zimmern mit herrlicher Ausſicht auf den Bodenſee, auch die traurigen Wohnungen der Staatsgefangenen, und der berühmte und edle Johann Jakob Moſer ſchmachtete hier fünf lange Jahre (vom 12. Jul. 1759 bis zum 25. Sept. 1764) unverhört und ungerichtet in ſo furchtbarer Gefangenſchaft, daß ihm weder Feder, Tinte und Papier noch Bücher außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuch zugeſtanden wurden; die Wände ſind jetzt zerſtört, die Moſer mit Hülfe des einzigen Inſtruments, das er dazu erfinderiſch ſchärfte, ſeiner Lichtputze, mit frommen, geiſtlichen Troſtliedern beſchrieben hatte. Noch befand ſich auf der obern Feſtung die Kirche, welche der tapfre Wiederhold im 30jährigen Kriege mit lauter feindlicher Beute erbaut und begabt hatte. Auf der Feſtung waren an 300 Einwohner; der wenig zahlreichen Garniſon ſtand ein Kommandant und ein Vicekommandant vor; das nöthige Quellwaſſer erhielt ſie aus der untern Feſtung, denn oben waren nur Ciſternen.

Am Hohentwieler Felſen werden die ſchönen Natrolithen, eine Art Zeolith gebrochen. Weiter hinab gegen Hilzingen finhat man auch Chalcedon auf Baſalt, und in der Umgegend Pech-opal. Der Fels ſelbſt beſteht aus Klingſtein-porphyr.

Staufen, eine ſtarke Viertelſtunde nordweſtlich von Hohentwiel, zerſtörte Trümmer eines alten Schloſſes; (ſ. Geſch.) bildete mit Hilzingen eine Herrſchaft und gehörte dem Kloſter Petershauſen. Der Staufenhof iſt jetzt Badiſch. Dieſer Staufen wird noch bis in die neueſte Zeit von guten Schriftſtellern unbegreiflicher Weiſe mit dem Hohenſtaufen der ſchwäbiſchen Alb, dem Stammſitze der ſchwäbiſchen Kaiſer verwechſelt.

Oberhalb dem Dorfe Mielaſingen liegt die Burg Roſenegg. Anſelms Berner Chronik bewahrt uns eine artige Anecdote von der Freifrau von Thengen, geborner von Roſenegg auf. Im Schwabenkrieg 1499 belagerten die Eidgenoſſen das Städtlein Thengen, es mußte ſich auf Gnade ergeben; den Bürgern wurde erlaubt, auszuziehen, mit Ausnahme des Burgherrn; die Edelfrau ſollte ihre beſten Kleinode davontragen; da trug ſie — wie jene Weinsbergerinnen — mit ihrem beſten Putze angethan ihren ehelichen Mann heraus; das gefiel den Schweitzer Hauptleuten faſt wohl; ſie lobten die edle Schwabenfrau darum laut, und als ihr ein gemeiner Schweitzer Landsknecht an die Halszierden greifen wollte, brauchte es viel Zwiſchenreden, daß ihm nicht das Haupt abgeſchlagen wurde.

Hohenkrähen, zerſtörtes Bergſchloß, eine Stunde nördlich von Hohentwiel, auf einem Zuckerhutförmigen, ſehr ſteilen Berge. Auf den Trümmern iſt jetzt ein Hof angelegt, den 11 Menſchen bewohnen; dermalen im Beſitze der Freiherrn von Reiſchach zu Immendingen. Das Volk erzählt drollige Geſpenſtergeſchichten von dem Poppele auf Hohenkrähen (Joh. Chriſt. Popelius Mayer, dem Schirmvogt einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen) der den Dreſchern den Garbenſtock auseinander wirft, Ochſen und Pferde verkehrt einſpannt, die Räder der Kutſchen unerwartet ſperrt; ſich in einen Baumſtamm verwandelt, wo müde Glas- oder Eierträger um den Weg ſind, und verſchwindet, wenn ſie ſich auf ihm niederlaſſen wollen, vor die Stadt Radolphzell gekommen iſt, und dort das Poſthorn geblaſen, daß der Wächter ans Thor eilte u. ſ. w.

Von zwei Sagen über den Untergang der Burg ſcheint die geſchichtlichere folgende: „Stephan Haußner, ein Edelmann, freite um eine ſchöne Bürgerstochter von Kaufbeuern, und da ſie ihm verweigert wurde, ſann er auf Mittel, ſich ihrer zu bemächtigen. Er verband ſich mit einigen Rittern; der von Friedingen öffnete ihnen

ſeine Burg Hohenkrähen; von hier aus ſandte er und ſein Genoſſe Thomas Bauhof den Kaufbeurern einen Abſagebrief, ſchleppte fünf ihrer Bürger auf das Schloß, und verlangte 700 fl. Löſegeld. Mit ihm hielten es die Krebeilger (?) und Klingenberger, brachten 150 Mann zuſammen und verwüſteten die Gegend bis zum Monat September 1512. Aber Georg Kreßling, einer der gefangenen Kaufbeurer hatte einen Bruder, Namens Kunz von der Roſe, welcher Kaiſer Maximilians Bartſcheerer und luſtiger Rath war, ein witziger und edelmüthiger Mann, den der Kaiſer oft zu Schimpf und Ernſt gebrauchte und dem er oft wichtiges vertraute. Dieſer flehte beim Kaiſer um Genugthuung: nun wurde dem ſchwäbiſchen Bunde der Auftrag ertheilt, das Raubſchloß Hohenkrähen zu zerſtören, und der Bundeshauptmann, der berühmte Georg von Freundsberg erſchien im November mit 8000 Mann und 10 Stücken groben Geſchützes (die ſchlimmſten waren der Sigmund und das Kätterlin) vor dem Schloß; auch ſandten die Augsburger zwei Nothſchlangen, 100 Centner Pulver und etliche Büchſenmeiſter. In der Burg lagen 36 Perſonen, worunter ein Prieſter, Handwerker und einige Bauern, die gezwungen da bleiben mußten, Freundsberg fieng am 9. Nov. an, die Burg zu beſchießen und zerſtörte zuerſt die Pfiſterei, aber die Kugeln prallten an dem harten Felſen ab, und die Beſatzung wehrte ſich tapfer mit ihren Doppelhacken. Allein der von Friedingen wurde durch ſeine eigene Büchſe, die zerſprang, verwundet. Nun dachten die übrigen auf ihre Sicherheit, kletterten mit Fußeiſen einen großen Steig an dem Felſen hinunter und entkamen glücklich; nur der Müller brach das Genick. Die übrigen, achtzehn an der Zahl, erflehten und erhielten Gnade; ſie brauchten aber einen halben Tag, bis ſie das von ihnen und ihren Geſellen mit Felsſtücken verrammelte Thor öffnen konnten, um heraus zu kommen. Darauf wurde das Schloß von den Bundesvölkern verbrannt und zerſtört. Stephan Haußner aber wurde bald nachher in der Kirche eines benachbarten Städtchens, wohin er ſich geflüchtet hatte, ergriffen und enthauptet. Von den Zürcher Böcken ſ. d. Geſch.

Der Mägdeberg, (mons puellarum, mit einer noch heutzutage beſuchten Wallfarth zu dieſen Heiligen) unweit von Hohenkrähen, auf einem breiten Gebirge; jetzt Ruine, einer Felswand zu vergleichen. Das Schloß gehörte ehemals dem Kloſter Reichenau, wurde im J. 1347 an Werner von Dettingen verpfändet, im J. 1350 an die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg verkauft; im J. 1370 nahmen es die Reichsſtädte ein; 1481 verkaufte es Würtemberg ſammt dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Mühlhauſen an Oeſterreich; dieſes belehnte in der Folge einen Zweig der Familie Reiſchach mit jenem Dorfe und dem Schloß; und als dieſer im J. 1528 im Mannesſtamm ausgeſtorben war, erhielten nach einander Joh. Friedr. Eggenſee (1622) und Gaudenz v. Roſt mit ſeinen Erben (1660), das Lehen. Das Schloß ſtand noch vor etwa 50 Jahren; jetzt iſt nur ein Hof dort, der dem Grafen von Enzenberg zu Singen gehört, und nach Mühlhauſen eingepfarrt iſt.

Hohenſtoffeln. Trümmer dreier Bergſchlöſſer auf drei Bergen, eine Stunde ſüdlich von Hohenhöwen, und etwas weiter, weſtlich, von Hohentwiel. Ueber die Familie und den aus ihr entſproſſenen Sänger ſ. den geſchichtlichen Aufſatz. Sie nannten ſich Herren zu den drei Stoffeln. Viele von ihnen widmeten ſich dem geiſtlichen Stande, theils in den Domſtiften, theils in Ritterorden. Peter von St. war 1267 Deutſchordens-Kommenthur zu Beuggen, Konrad 1279 Domherr zu Straßburg, Berthold 1310 Kommenthur und Bernhard Bruder des Maltheſerordens zu Klingenau; ein zweiter Peter DeutſchO. Kom. von Beuggen (1327) Hitzkirch (1338) und Tannenfels (1352). Berthold der ältere von der hintern Stoffeln iſt einer von den drei Schiedsrichtern, die das Kl. Stein und die Herren von Klingen im J. 1353 wählten. Noch im J. 1551 kommt ein Heinrich Freiherr von Stoffeln und 1563 eine Veronika von Stoffeln vor (ſ. auch Geſch.).

Im J. 1036 verurtheilte K. Heinrich III. den des Hochverraths gegen den Kaiſer mit Herzog Welf III. von Kärnthen beſchuldigten Biſchof Gebhard von Regensburg zur Gefangenſchaft, zuerſt auf Burg Wulfingen, dann auf Hohenſtoffeln (ſ. Geſch.). Im J. 1590 gehörten die Schlöſſer als Reichslehen der Familie Reiſchach, gegenwärtig ſind ſie nebſt dem dabei befindlichen Hofe ein Eigenthum des Freih. Joſeph v. Hornſtein zu Weiterdingen und Binningen.

Hohenhöwen oder **Hohenhewen**, drei Viertelſtunden weſtlich vom Städtchen Engen, auf einem Kegelberge gelegen. Wahrſcheinlich hat das Hegau (Hewgau, Hewgau) den Namen von dieſem Berge, er ſelbſt aber ſeinen Namen von der Höhe. Hohenhöwen war eine nicht unbedeutende Herrſchaft, die das Städtchen Engen und 13 Dörfer in ſich ſchloß. Die Familie der Herren von Höwen, (ſie waren ein Zweig der Freiherrn v. Ziegenhain aus Heſſen, und führten daſſelbe Wappen), beſaß dieſelbe bis ins 15. Jahrhundert. Im J. 1401 kam ſie an Hans von Lupfen und nach dem Erlöſchen ihres Mannsſtamms (1582) an Konrad v. Pappenheim, endlich im J. 1639 an den Tochtermann des Max v. Pappenheim, den Grafen Friedr. Rud. v. Fürſtenberg. Seitdem iſt ſie Fürſtenbergiſch, jetzt unter Badiſcher Oberhoheit.

Die Kirchen zu Engen und zu Welſchingen auf dem Wege von Engen nach Schaffhauſen ſind wegen ihres alten Bau- und Schnitzwerkes höchſt merkwürdig.

Friedingen, bedeutende Ruine bei dem an der Aach gelegenen Dorfe gleichen Namens (400 S.), auf einem mit guten Weinpflanzungen gezierten Berge; jetzt eine Beſitzung der Stadt Radolphszell. Ehemals hatte Dorf und Schloß einen eignen Adel, kam in der Folge an die Freiherrn von Bodmann, und wurde von dieſen an Radolphszell verkauft. Auf dem Schloßberge genießt man eine ſehr reitzende Ausſicht auf die Umgegend. Das Dorf Friedingen kommt ſchon im J. 911 unter dem Namen Onfriedinga vor; hier wurde nach der einen Nachricht der Kammerbote Erchanger von Kaiſer Konrad I. gefangen genommen *). Die Herrn v. Friedingen waren Vögte des Kloſters Reichenau zu Radolphszell.

Homburg, eine Ruine auf einem hohen Berge, der die herrlichſte Ausſicht auf den obern See, den Ueberlinger und Zellerſee, dann die Tyroler und Schweitzerberge gewährt. Einſt eigner Adel (ſ. Geſch.). In ſpätern Zeiten kam das Schloß an die Bodmann, ſofort an das Stift St. Gallen, endlich an das Hochſtift Conſtanz. Jetzt iſt es Badiſch. Zu der Ruine gehören noch fünf anſehnliche Bauernhöfe, Filiale des benachbarten grundherrlich v. Stotzingiſchen Dorfes Steißlingen (800 S.) das auf der Poſtſtraße von Stockach nach Schaffhauſen und von Engen nach Conſtanz liegt. Dieß Dorf hat ein dreiſtockiges Schloß. Unten am Dorfe iſt der Seehof (ein Luſthaus mit zwei Nebengebäuden) das in einem großen Weyher liegt, der Welſe, Hechte, Karpfen, Forellen, Aale und Krebſe von ungewöhnlicher Größe enthält. Nicht weit davon liegt ein kleinever fiſchreicher Weyher: das Litzelſeelein. Das Dorf kömmt ſchon im J. 797 vor und hatte ſeinen eigenen Adel. In der Folge kam es an die v. Homburg, die v. Bodmann, v. Ebing, endlich ſeit 1790 an Joſ. Wilh. v. Stotzingen. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar. Das unweit davon gelegene Dorf Wahlwies, was die Geſchichte öfters nennt, iſt jetzt eine Beſitzung der Freiherren v. Bodmann zu Bodmann; es zählt 500 Seelen.

---

*) Dieſe Meinung Neugarts bezweifle ich ſehr und halte jenes Onfridinga für Opferdingen am Fuße des Randengebirges. Erchanger würde ſich nicht an einem Orte verborgen haben, den man von Diepoldsburg und Hohentwiel aus ſieht, und der unmittelbar an der älteſten Landſtraße lag.

Anmerk. eines Dritten.

Stockach, (26° 40′ 48″ Länge 47° 51′ 12″ Breite) badiſche Stadt, mit der Vorſtadt Achen, dem Hofe Riſtdorf, einer Mühle und der Filialkirche Maria Loretto, hat 1225 Seelen in 195 Häuſern und 71 Nebengebäuden. Es iſt der Hauptort der Landgrafſchaft Nellenburg. Hier vereinigen ſich die Landſtraßen von Offenburg, Freiburg, Schaffhauſen und Tuttlingen, von Mößkirch, Ulm, von Pfullendorf, Ueberlingen, Sernatingen, von Radolphszell und Conſtanz. Die Stadt Stockach iſt der Sitz eines Bezirksamtes, Dekanats und Pfarramts, eines Amtsreviſorats, Phyſikats, einer Domainenverwaltung, Obereinnehmerey, Straßeninſpektion, Poſt- und Zollverwaltung und einer herrſchaftlichen Kellerey. Das Bezirksamt iſt zugleich ein Criminalamt für die Aemter Radolphszell, Engen, Blumenfeld, Mößkirch und ſeinen eigenen Bezirk. Die Stadt hat eine deutſche Schule mit 2 Lehrern, mit Pfarrey und Kaplaney.

Im Mittelalter war Stockach eine Beſitzung der Grafen von Nellenburg, kam dann an das tyroliſche Haus von Metſch und ſpäter an Oeſterreich, wurde durch den Preßburger Frieden (1806) Würtembergiſch, 1810 an Baden abgetreten. Die Bewohner nähren ſich von Gewerben, vom Ackerbau, von der Viehzucht, zum Theil von Weinbau und Obſtbaumzucht. Sie haben 4 Jahrmärkte und jeden Dienſtag einen nicht unbeſuchten Kornmarkt. Die Stadt iſt auf einer kleinen Anhöhe links von der Stockach in Form eines Dreiecks gebaut. Die Häuſer ſind meiſt hölzern; die Hauptſtraße, die nicht übel gebaut iſt, hat eine ziemliche Breite und iſt gut gepflaſtert. In ihr ſtehen die Kirche, das Rathhaus und die andern öffentlichen Gebäude. Die übrigen Straßen ſind winklichte und ſchmutzige Gäßchen, in einem derſelben ſteht das Salzhaus, in einer andern das Kaufhaus mit einem ſchlechten Saal, in welchem zuweilen herumziehende Schauſpielerbanden niſteten. Rings um die Stadt, die nur zwei Thore hat, führt ein Graben, der ehemals zur Befeſtigung diente, jetzt aber mit Gartengewächſen bepflanzt iſt; vor der Stadt

liegt ein ehem. Kapuzinerhoſpitium. Die Lage des Orts iſt angenehm und geſund.

Merkwürdigkeiten: Sieg des Erzherzogs Carl über Jourdan am 25. März 1799. Dieſe kleine Stadt hat in den Kriegsjahren von 1790 — 1815 über eine Million Soldaten Einquartirung und dadurch auſſerordentlichen Schaden gehabt. — Das Nellabad, ein ſchwefelhaltiges Waſſer. — Der Gottesacker mit den Gräbern und Denkmalen der in der Schlacht bei Stockach gefallenen öſterr. Offiziere des Feldmarſchall-Lieutenants Fürſten von Fürſtenberg und des Obriſten Fürſten von Anhalt Bernburg. — Die Narrenzunft mit förmlichen Privilegien für ihre ungetrübte Exiſtenz, von einem Stockacher Bürger, der Kaiſer Albrechts I.* Hofnarr war, geſtiftet. Sie hatte ihren eigenen Präſidenten und einen Sekretär, der das Jahr über fleißig in das Narrenbuch protokollirte, was ſich Lächerliches und Spottwerthes auskundſchaften ließ. Es wurde keiner in die Zunft aufgenommen, der nicht beweiſen konnte, daß er im Verlaufe des Jahres einen dummen Streich gemacht. In der Faſtnacht erſchien die Geſellſchaft in ihrer Activität, das Narrenbuch wurde feierlich promulgirt, und weder die ernſteſte Würde noch der untadelhafteſte Wandel ſchützte vor dem nicht allzufeinen Spotte dieſer Narren. Damit waren Prozeſſionen verbunden, die oft in Abgeſchmacktheit und Unſittlichkeit ausarteten. Eine auſſerordentliche Menge aus der Nachbarſchaft ſtrömte, im Gefühle ihrer Zunftfähigkeit, zur Mitfeyer des Feſtes herbei. Die Inſtitution blühte mehrere Jahrhunderte durch, und wurde erſt in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts von Obrigkeitswegen aufgehoben. Aber in der Faſtnacht 1826 wurde dieß Inſtitut durch einen öffentlichen Umzug erneuert. — Eine ernſtere Anſtalt iſt das Schweitzerfeſt, das alljährlich am Frohnleichnamstage zum Andenken an die Rettung der Stadt im J. 1525, als ſie Herzog Ulrich mit 15000 Schweitzerſöldnern bedrohte, gefeiert wird.

Im Weſten der Stadt liegt auf dem Nellenberge das alte Schloß

Nellenburg (ſ. Geſch.), der Stammſitz des alten Geſchlechts dieſes Namens, von welcher die Landgrafſchaft den Namen erhalten hat. Es iſt jetzt ganz in Trümmer vergraben, denn das alte Schloß wurde zu Bauten anderer Art verwendet, und nur noch wenige Ruinen ſtehen aufrecht, entſtellt durch angeklebte Taglöhners-Häuſer. Auch ſteht auf den Trümmern ein Cameralhof. Beim Abbruche der

Burg ſtieß man auf mehrere Baſen, die vielleicht der Römerzeit angehörten und auf eine römiſche Anſiedlung auf dieſem Berge ſchließen laſſen. Dieſes Schloß iſt ein Filial des Dorfes Hindelwangen (191 E.), ſo wie das uralte Zizenhauſen, das ſchon eine Urkunde vom J. 760 nennt (Zotzihuhus). In Hindelwangen ſtand einſt die Hofkapelle der Grafen von Nellenburg, und es ſind dort noch einige wohlerhaltene Monumente zu ſehen, die den einſtigen Burgbeſitzern errichtet worden ſind.

Hieher eine intereſſante Anekdote aus dem 15. Jahrhundert: „Wie Herr Ulrich von Metſch auf ſeiner Burg Nellenburg mit einer Tochter Graf Eberhards von Kirchberg, aus dem Illerthal, Hochzeit hielt; dahin kamen auch ſeine Schwäger Graf Johann IV. von Fürſtenberg, mit ſeiner Gemalin Anna von Kirchberg, der von Thengen und Werner Freiherr von Zimbern von Mößkirch ein beſonderer Freund des Bräutigams, nebſt vielen andern. Ueber der Hochzeit gab es Streit zwiſchen denen von Fürſtenberg und Zimbern; ſo daß ſie ſich erboten, mit einander ſcharf zu rennen; das geſchah des andern Tags zu Stockach, dahin viel Adels kam, aus den Läden zuzuſehen. Da geſchah durch die Stärke Werners von Zimbern, daß er den von Fürſtenberg hart traf, daß man ihn in einer Roßbahren auf ſeine Burg Fürſtenberg führen mußte, wo er am dritten Tage an ſeiner Wunde verſchied.“ Werner von Zimbern heirathete hernach die Wittwe des von ihm erſchlagenen Grafen.

Nach dieſem für den Wandrer unentbehrlichen Abſtecher kehren wir an den Bodenſee zurück, und die Nachbarſchaft führt uns zuerſt durch ſchöne, waldige Gründe voll Buchen und Tannen an

Das rechte Ufer des Ueberlingerſee's. (Badiſch.)

Sernatingen, Wirthshaus: Adler (vortrefflich am See gelegen mit einer ganz köſtlichen Ausſicht, auf die Waldberge Bodmanns und hinauf den See). — Pfarrdorf von 583 E. mit einer Schule, und mehreren hauptſächlich von Acker-, Obſt-Bau und Viehzucht lebenden Filialhöfen; der Ort ſelbſt hat auch Weinbau, etwas Fiſcherei und Schiffarth. Sernatingen hat zwei Speditionsbureaux.

Der Haldenhof, (1 Stunde von Sernatingen auf hohem Berge) über die herrliche Ausſicht ſ. das Landſchaftliche. In ſeiner Nähe ſtieß der Verfaſſer, im wilden Bergwalde verirrt, auf zwei Bruchſtücke bearbeiteter Steine, die wie eingewurzelt in der Erde lagen. Sollten es Baſen römiſcher Säulen ſeyn, und dürfte man

aus ihnen auf eine römiſche Niederlaſſung auf dieſen den See beherrſchenden Anhöhen ſchließen?

Althohenfels, koloſſale Ruine unterhalb dem Haldenhof (ſ. Landſch. und Geſch.) des Beſuches ſehr werth.

Sipplingen, Pfarrdorf mit 737 E. und einer Schule, liegt dicht am Ueberlingerſee, auf dem Fußwege von Sernatingen nach Ueberlingen (der Fahrweg führt über das hinter dem Waldrücken liegende Dorf Neſſelwang).

Merkwürdigkeiten: 1. Die ſogenannte Nonnenebene, auf der ein Frauenkloſter vom Orden des h. Franziskus ſtund, das urſprünglich (ums J. 1393) die Einſiedeley eines Steißlinger Geiſtlichen war, und nach deſſen Tode von jenen frommen Frauen in Beſitz genommen wurde. Es brannte vor etwa 180 Jahren ab, und wurde durch die Wohlthätigkeit der Sipplinger einige Jahre ſpäter im Dorfe ſelbſt erbaut, jedoch im J. 1784 aufgehoben. 2. Die Heydenlöcher, zwiſchen Sigglingen und Goldbach: eine Menge in den Felſen eingehauene Wohnungen, mit Zimmern, Kammern, Küchen und Keller und Allem was in einem geräumigen Hauſe zu finden iſt. Die Treppen, welche in dieſe Wohnungen führten, ſind nunmehr ganz verwittert und es iſt ſchwer hineinzukommen. Die Volksſage dieſer Gegend ſchreibt den Urſprung der Heydenlöcher den Chriſtenverfolgungen zu, während welcher die Chriſten genöthigt worden, ihr Leben in Schlupfwinkeln zu retten; ſie ſind aber unverkennbar römiſche Arbeit. Ehe man von Sipplingen aus zu denſelben kommt, findet man in den Felſen eingehauene Reſte einer Einſiedeley, mit uralten Bildern im Byzantiniſchen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafſtätte des Einſiedlers ſind noch ſichtbar. 3. Der Sipplinger-Wein, als der ſchlechteſte am Bodenſee.

Goldbach, kleines Dorf am Bache gleichen Namens ganz von Felſen umgeben; 69 E. die Bürger der Stadt Ueberlingen ſind. In die Gefälle des Dorfs theilen ſich die Spitäler von Conſtanz und von Ueberlingen. Oberhalb des Dorfes das Gut und Schlößchen Spechtshart mit Wirthſchaft. Herrliche Ausſicht. Das Schloß hatte einſt eigne Edelleute, und gehört jetzt dem Spitale zu Conſtanz. Zwiſchen Goldbach und Ueberlingen iſt eine merkwürdige Straße, ganz in Felſen eingehauen, wohin nie ein Sonnenſtrahl dringen kann.

Ueberlingen, ehemals Reichsſtadt, jetzt badiſche Municipalſtadt, an dem Buſen des Bodenſee's, der von ihr der Ueberlingerſee heißt. Sie liegt unter 26° 49′ 36″ Länge, 46′ 18″ Breite, zwei Stunden von Mörsburg, ebenſoviele von Salmannsweiler, drei von Conſtanz, vier von Stockach. Die Stadt iſt von drei Seiten mit Weinbergen und Obſtbäumen umgeben, ſie beginnt weſtlich mit der Vorſtadt zu den Fiſcherhäuſern und zieht ſich in gerader Linie öſtlich am See hinauf bis zu der Anhöhe, wo die ehemalige Maltheſer Commende St. Johann mit einer Kirche liegt. Gegen Nordoſt iſt die Vorſtadt Neuſtadt, oder Dorf, meiſt von Rebleuten bewohnt. Ue. hat Mauern und Gräben 5 Land- und 3 See-Thore, 16 Thürme, ein Münſter, und 4 andre Kirchen. Es zählt 2710 Einwohner in etwa 300 Häuſern, worunter viel ſtattliche und ſteinerne. Die Einwohner nähren ſich von Handel und Gewerben (Metallwaaren, Taback, Leder, Strümpfe); den Handel fördern auſſer mehreren Krämern 4 Kaufleute. Ueberlingen hat 10 groſe Kähne.

Wirthshäuſer: Krone; Poſt; Adler (ſehr ſchön gelegen, vom See beſpühlt); Schwan (Bad. ſ. unten.).

Das Geſchichtliche über den alemanniſchen Urſprung des Orts *); dann beſonders über ſeine Schickſale im 30jährigen Kriege ſ. den hiſtoriſchen Aufſatz. Der Herzog Bodenkarius des 5. Jahrhunderts, dem man hier ſeinen Sitz anweiſt, ſcheint ein Hirngeſpinnſt ſpäter Fabelſchreiber zu ſeyn.

Nach dem Abgange der ſchwäbiſchen Herzoge trat Ueberlingen dem Städtebund bei und wurde in den Jahren 1241 — 66 von Schultheiſſen regiert, war aber eine Municipalſtadt der Herzoge von Schwaben. Conradin gab ihr die Freiheit, und von da an hatte ſie Bürgermeiſter an ihrer Spitze. Förmlich aber kauften ſich erſt im J. 1397 die Bürger vom Kaiſer los und jetzt wurde Ueberlingen freie Reichsſtadt. Das Stadtamman-Amt war ein kaiſerliches Lehen, und wurde an verſchiedne Geſchlechter verliehen. Aber im J. 1397 kauften ſich die Bürger vom Kaiſer los, und Ueberlingen wurde freie Reichsſtadt. Ihre Gerechtſame wurden von Carl V. bedeutend vermehrt, und die Stadt kam zu ſolchem Wohlſtande, daß der römiſche König Ferdinand ſeine vorderöſterreichiſchen Lande ihrem Schutze empfahl. Auch von den ſchrecklichen Drangſalen des 30jährigen Kriegs erholte ſich die Stadt wieder. Jetzt iſt ſie der Sitz eines Bezirks-Criminalamts, eines Dekanats, Phyſikats, Amtsreviſorats, einer Obereinnehmerey, Poſtverwaltung und Forſtinſpektion. Die Stadt hat einen bedeutenden Fruchtmarkt und etwas Spedition.

Merkwürdigkeiten der Stadt.

Gebäude: 1. Die Münſterpfarrkirche, ehemals ein Kollegiatſtift zum h. Nicolaus, das einen Probſt, 7 Kanoniker und 4 Kapläne hatte. Es wurde im J. 1804 aufgehoben und an ſeine Stelle die Münſterpfarre mit 3 Cooperatoren errichtet. Die Kirche iſt im großen ſogen. gothiſchen Styl erbaut; ſie hat 5 hohe Gewölbe, die auf 28 Säulen und 81 Pfeilern ruhen, und meiſt aus Quaderſteinen des Ueberlinger Steinbruchs beſtehen. Der Thurm über 200 Schuh hoch, mit einer herrlichen Ausſicht. Neben ihm iſt noch ein unvollendeter Thurm, in welchem die groſe Oſanna-Glocke (nach andern Toſana genannt) hängt, die im J. 1446 gegoſſen wurde und 177 Centner wiegt. In dem Gebälke, das ſie trägt, ſieht man einen großen Riß, angeblich von einer ſchwediſchen Kugel herrührend. Auch in der Münſterkirche iſt eine Bombe aus dem 30jährigen Kriege, vom J. 1631, mit Inſchriften verſehen, aufgehängt.

2. Das Rathhaus, in welchem ſich das großherzogl. Bezirksamt, das Amtsreviſorat, die Rathſtube und die Salzfactorey befinden.

3. Neben dem Rathhaus der aus Quaderſteinen gebaute Pfenningthurm, in dem vor Zeiten das Archiv und der Schatz aufbewahrt worden. Man hat noch ſogenannte Gunzenpfenninge, angeblich von Herzog Gunzo (ſ. Geſch.); ſie ſcheinen aber viel jünger zu ſeyn.

4. Das Gredhaus, ein zum Getraidehandel wohleingerichtetes Gebäude mit 8 Thoren und einer Schifflände.

5. Der groſe Spital mit einer Kirche und einem Amthauſe, zwiſchen denen die Ueberfahrt nach St. Nicolaus (Kloſen) gegen Dingelsdorf iſt. Der Spital war einſt ſehr reich, beſaß viele Dörfer und Höfe und bei 5000 fl. Einkommen.

6. Das ſogenannte Steinhaus mit einer Kapelle (Einkehr des Kaiſers Sigismund). Es gehörte einſt dem Kloſter Salmannsweiler und iſt jetzt in bürgerlichen Händen.

7. Das Franciskanerkloſter, nun in ein Schulhaus umgeſtaltet.

Anſtalten. 1. Wohleingerichtete deutſche Elementar-

---

*) Die Endung des alten Ibur-ingas iſt zwar alemanniſch; die Wurzel deutet jedoch auf keltiſchen Urſprung.

Anmerk. eines Dritten.

Induſtrie- und Realſchule, mit 4 Lehrern; auch zwei Cooperatoren, als Profeſſoren an der Realſchule.

2. Badeanſtalt. Ueberlingen beſitzt eine Mineralquelle, die auſſer der Stadtmauer, unweit hohen Sandſteinfelſen hervorquillt, und — nach den Unterſuchungen des Herrn Dr. Sauter *) keinen Schwefel, kein Schwefellebergas, keine freie Kohlenſäure, dagegen eine gute Portion freies Alkali und Eiſen, wenig gebundene Schwefelſäure und Schwefel- oder ſalzſaure Mittelſalze, endlich Kalkerde, die aber mit ſehr wenig Kohlen- oder Schwefelſäure gebunden iſt, enthält. In dem Sammler und den Teicheln ſetzt das Waſſer einen ockerartigen, rothgelben Niederſchlag ab, der einen großen Theil Eiſen enthält. Es iſt den alkaliſch-erdicht-eiſenhaltigen Waſſern beizuzählen, und iſt äuſſerlich gebraucht, wie alle eiſenhaltigen Waſſer, von großer ſtärkender Kraft in allen Krankheiten, denen Schwäche zum Grunde liegt; mit beſonders glücklichem Erfolge heilt es alte Fleiſch- und Knochengeſchwüre und Gichtkrankheiten, wovon die unten angeführte Schrift auffallende Beiſpiele erzählt. Auch bei Stein- und Griesſchmerzen, bei veralteten veneriſchen Uebeln, bei chroniſchen Flechten-Ausſchlägen, bei weiblichen Krankheiten und bei der Krätze wurde es mit beſtem Erfolge angewandt. Innerlich gebraucht ſtärkt es Magen und Nerven.

Die Badeanſtalt war ſchon vor dem 16. Jahrhundert bekannt und benutzt, die früheſten Nachrichten darüber geben Dr. Leonhard Fuchs zu Tübingen (1565) und Dr. Gallus Eſchenreuther zu Straßburg (1571). Im genannten Jahrh. wurde ſchon beträchtlicher Koſtenaufwand von Seiten der Stadt darauf verwandt. Wenigſtens ſcheint die ſolide Quelleinfaſſung durch einen Kaſten von großen Quaderſtücken, mit einem feſten, runden Thurm 70 Schritte vom Badeort, aus jener Zeit herzurühren. Im 17. Jahrh. wurde das Badhaus vergrößert, verbeſſert und mit einem Garten verſehen. Im J. 1691, gab der Ueberlingiſche Stadtarzt Dr. Helmling eine Beſchreibung des Bades heraus. Er rühmt die ſchöne Einfaſſung, „alwo ſich das Waſſer mit ſeinen obenaufſchwimmenden Blumen ſelbſten ziert, und damit beſagte Stein, als ſeine Brunnenſtuben gleichſam vergüldet.“

Aber in dem Zuſtande in dem es Dr. Helmling (und nach ihm Dr. Glathaar 1726 und ein andrer 1760) beſchreibt, wurde es mit unverantwortlicher Vernachläßigung das ganze 18. Jahrhundert über bis zum J. 1801 belaſſen. Die Stadt hatte das Bad an einen im Badhauſe wohnenden Chirurgen, der, den Badmeiſter, Badarzt und Bartſcheerer zugleich machte, gegen eine unbedeutende Abgabe überlaſſen, und weder dieſer noch der Stadtmagiſtrat rückten irgend eine Geldausgabe daran. Selbſt die Wahl des Gebrauchs war der Willkühr und Unwiſſenheit des gemeinen Volks überlaſſen, und nur ſelten wurden die Ueberlinger Stadtärzte um Rath gefragt. Eine glücklichere Epoche hebt ſich mit dem J. 1801 an, wo das Bad von der Stadt an einen Privaten Herr Ackermann, verkauft wurde, der die ganze Anſtalt weſentlich verbeſſert hat. Seit den letzten Jahren iſt es ganz neu eingerichtet worden und fängt an, ſich verdienten Beſuches zu erfreuen. Im Frühjahre 1826 ſind beträchtliche Bauten darin aufgeführt worden.

Literariſche Merkwürdigkeit.

Zu Ueberlingen hat man eine Handſchrift, welche eher den Namen von Collektaneen, als jenen einer Chronik verdient, welcher ihr beigelegt wird.

Sie iſt auf Papier in Folio, von Jakob Reutlinger, Gerichtsſchreiber zu Ueberlingen, im Jahre 1580 geſchrieben.

Den Anfang macht die Erzählung der Händel, welche die zweiſpaltige Wahl des Conſtanzer Domkapitels 1474 zwiſchen Otto von Rechberg und Ludwig von Freiberg hervorbrachte. Dieſe Erzählung iſt vom gleichzeitigen Caplan Preuß. Dann folgt ein Verzeichniß der Bruderſchaften, Series episcoporum, Conſtanzer Münſter, von Stiftung der Univerſitäten, die Decanate der Conſtanzer Diöceſe, von den Kirchen und dem Ablaß zu Rom, von Hailtumb zu Cöln und Aach, Verzeichniß aller Großmeiſter des Ordens St. Johanns zu Jeruſalem. Conradi Dymmeri Uberlingensis Laus acronii lacus, ein lateiniſches Gedicht, von etwa 900 Verſen. Joh. Georg. Schinbain Schulmeiſters zu Ueberlingen lateiniſches Gedicht über den Bodenſee, etwa 200 Verſe, anno 1578, poetiſche Beſchreibung des Bodenſee's, in ungefähr 600 deutſchen Verſen. Leben der hei-

---

*) Nachricht von dem Geſundbrunnen und Bad zu Ueberlingen am Bodenſee. Von Joh. Nep. Sauter in Allensbach, Churbad. Phyſikus des Obervogteyamts Reichenau, correſp. Mitglied der Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens, der correſp. Geſellſchaft ſchweiz. Aerzte und Wundärzte, und der ſydenhamiſchen zu Halle, Ehrenmitglied. 1806. (Nunmehr Medicinalrath und Kreisreferent zu Conſtanz.)

ligen Jungfrau St. Kümernus. Dieß iſt der Inhalt jener ſogenannten Reutlingeriſchen Chronik zu Ueberlingen.

Ausſichten, Umgebungen u. ſ. w.

Herrliche Ausſicht nach allen vier Seiten auf dem alten Thurm im Garten des Herrn Kaufmann Mayer neben dem Bad. Der Eigenthümer öffnet ſein Gut Badegäſten und Fremden aufs Gefälligſte. — „Auf dem Galler.“ So heißt ein Platz ſamt großem rundem Thurme, wo der Sage nach von Herzog Gunze's Tochter, Friedburga zu Anfang des 7. Jahrh. ein Mägdekloſter geſtiftet wurde. Er liegt kaum 100 Schritte über der Geſundbrunnenquelle, mit einem niedlichen Garten. Der Thurm beherrſchte eine unbegränzte Ausſicht. — Altbirnau, ½ Stunde von der Stadt, herrlicher von Obſtbäumen beſchatteter Weg. Ehemals Wallfarth. Wirthſchaft. In einer Urkunde Karl des Dicken, Papiä 883, beſtätiget der Kaiſer ein Concambium, worin das Kloſter Reichenau dem kaiſerl. Erzkanzler Leutwart, die Kirche zu Niederzelle auf ſeinen Lebetag überläßt, wogegen dieſes ſeine Kapelle ad Piringas mit dem Einkommen abtritt; iſt dieſes nicht Pirnau, oder Pirnang? — Die Statue der zu Altbirnau verehrten Mutter Maria, ward im vorigen Jahrhundert von dem Abt Anſelm zu Salmannsweiler förmlich entführt, und in dem auf dem Boden des Kloſters von ihm erbauten Neubirnau der Verehrung der Gläubigen aufgeſtellt; jetzo befindet ſie ſich in der Kirche zu Salmannsweiler. — Burgberg, Freigut, ehemalige Beſitzung den Schenken von Winterſtetten; von dieſen kam es an die Junker von Gremlich, welche es im J. 1307 der Malthesercommende in Ueberlingen abtraten, die es wieder veräuſſerten. Anziehender Weg. Bewirthung. — Luegen, ehemaliges Poſthaus an der Straße nach Pfullendorf und Mößkirch ¾ St. Sehr gerühmte, weite Ausſicht. — Neubirnau, mit einer ſchönen Wallfarthskirche, und Maurach am See 1 St. an der Landſtraße nach Mörsburg. — Ufkirch, urſprüngliche Pfarrkirche der Stadt; ſeit 1357 Filial von ihr. Beinahe erloſchnes Gemälde aus der holbeiniſchen Schule in der Kirche, ein Votivum des Conſtanziſchen Domherrn Joh. von Bozheim gen. Abſtemius.

Ueberlingen ſelbſt iſt auf eine Felſenlage gebaut, in und durch dieſe Sandſteine iſt der trockne Stadtgraben mit einem großen Aufwand von Zeit und Mühe gehauen: Zu beiden Seiten erheben ſich viele Klafter hohe, ſenkrechte Felſenwände, von denen hier und da Sträuche oder Epheuranken herunterhängen. Von ihnen tröpfelt beinahe immer ein klares, ſehr kaltes Waſſer, das nichts mit der Mineralquelle gemein hat, nur von den hoch liegenden Feldern her durch die Sandſteine gedrungen und ein filtrirtes, äuſſerſt reines Waſſer zu ſeyn ſcheint.

Der See iſt wenige Schritte vom Ueberlinger Ufer ſehr tief, bis 108 und mehrere Klafter. Der Wellenſchlag ſcheint an einigen Stellen die Felſenbank, worauf Häuſer ſtehen, ausgewaſchen zu haben; denn vor wenigen Jahren ſenkten ſich mehrere Gebäude, bekamen Riſſe und mußten verlaſſen werden. Das Ufer hat keine ſeichte Flächen, die Atmosphäre iſt ſehr rein, und die gegen Oſten und Nordoſten langſam anſteigenden Höhen mildern die Nord- und Oſtwinde.

Als Abſtecher der Nachbarſchaft führen wir an:

Salmannsweiler, iſt der Sitz eines Bezirksamtes, Dekanats und Pfarramtes, Amtsreviſorates und Phyſikates, eines Forſtamtes, Waiſen- und Steueramts, einer Poſthalterei (Wirthſchaft) und einer deutſchen Elementarſchule. Mit Filialen 378 Seelen.

Der Ort war einſt ein Weiler und eine Beſitzung des Ritters Guntram v. Adelsreuthe. Da er ohne männliche Nachkommen ſtarb, vergabte er es im J. 1134 dem Ciſterzienſerorden. Dieſer ſandte einige Mönche dahin, die einen Gefährten des h. Bernhard, Frowin, aus dem Kloſter Lützel im Sundgau, zu ihrem erſten Abte wählten. Die kaum gegründete Abtei vermehrte Eberhard II. Erzbiſchof von Salzburg mit reichlichen Stiftungen, weswegen ſie auch das ſalzburgiſche Wappen führte; durch dieſe und viele andre Stiftungen, dann durch Erkaufung verſchiedener Ortſchaften wuchs ſie nach und nach zu einer der reichſten und anſehnlichſten Abteien Schwabens. Päbſte und Kaiſer verliehen ſie mit großen Privilegien. Die meiſten Aebte waren Generalvikare des Ciſterzienſer Ordens. Salmannsweiler hatte 19 Pfarr- 39 andere Dörfer, viele Weiler und einzelne Höfe, 10 Schlöſſer und mehrere Schaffnereien. Das Kloſtergebäude (jetzt ein markgräflich badiſches Schloß), wurde am Ende des 17. Jahrhunderts angefangen und 1706 vollendet; es iſt in edlem Styl gebaut und enthält eine bedeutende Bibliothek, jetzt des Großherzogs Eigenthum. Sie hat früher durch Feuer gelitten, wobei auch ein ſchönes Manuſcript der Acten des Concils von Conſtanz auf Pergament mit gemalten Bildern verloren ging. Jetzt hat ſie an Handſchriften nichts Bedeutendes, als eine Schweitzerchronik des Ciſterzienſer Abts Chriſtoph Silbereiſen von Wettingen, aufzuweiſen.

Im übrigen beſteht ſie aus 60000 Bänden, die in einem ſchönen, modernen Saal und dazu gehörigen Zimmern aufgeſtellt ſind, und iſt ſehr ſehenswerth. Nicht weniger eines Beſuches würdig iſt der ſchöne, prachtvolle Kaiſerſaal, das in mehreren Fächern ſehr reiche Naturalienkabinet; eine Münz- und Kupferſtichſammlung.

Die Kirche (das Münſter) im 14. Jahrhundert erbaut; ſehr ſehenswerth. Von auſſen in rein altdeutſchem Geſchmack aus der guten Zeit. Beſonders ſchönes Fenſter mit einer geſchmackvollen Roſe über einer von innen vermauerten Thüre. Die Fenſterbögen der Kirche ſind rund und ſpitz zugleich. Der Thurm war 3 — 400 Fuß hoch und mit Metall reich verziert; er iſt vor 5 — 6 Jahren auf den Abbruch verkauft worden.

Der Einbau der Kirche iſt ebenfalls alt und herrlich, aber mit modernen, obwohl koſtbaren Zierrathen, von Bronze und Gipsmarmor, Bildern und Altären u. ſ. w. verunſtaltet. Ueber den ſteinernen Schwibbögen ſtehen ſteinerne, die goldnen Zierrathen abgerechnet, ſehr ſchöne Apoſtel. — Schöngeſchnitzte hölzerne Kirchſtühle. — Tafel mit der Serie der Aebte; der erſte Frowin + 1165, der letzte und 40ſte, Caſpar + 1820. Der ganze Altar mit Pyramiden und Stufen iſt von Marmor; 6 vergoldete Leuchter mit 4 Kerzen ſtehen auf ihm. Im Chor ſind eine Menge moderne vergoldete Basreliefs aus der bibliſchen Geſchichte mit ſchöner Architektur angebracht. Viel marmorne Heiligenbilder. Zwei Säulenſeitengänge im Schiff. — An der vermauerten Thüre ein zierlich in die Höhe ſich thürmendes Tabernakel mit Vergoldungen. Es iſt eine der ſchönſten Steinmetzarbeiten des 15. Jahrhunderts, die auf uns gekommen ſind, und verdient in Abbildung bekannt gemacht zu werden.

An der Eingangsthüre ausgezeichnet ſchön geſchnitzte Kirchenſtühle mit Figuren.

Schloß, Kirche, Oekonomiegebäude, Wohnungen der Beamten und Handwerker, ſammt dem ſchönen Garten, ſind mit einer Mauer umgeben und mit drei Thoren verſehen.

Der Friede von Lüneville unterwarf (9. Febr. 1801) das Stift mit Ausnahme der Herrſchaft Oſtrach und Schemmenberg dem Hauſe Baden, welches daſſelbe den Herren Markgrafen Friedrich und Ludwig von Baden als Entſchädigung der überrheiniſchen Beſitzungen gab. Gegenwärtig iſt es Beſitzung des Großherzogs von Baden, als Markgrafen von Salem. — Stephansfeld, Weiler mit einer artigen in die Runde gebauten Kirche; Kirchhof von Salem.

Heiligenberg, eine Stunde nordöſtlich von Salmannsweiler. Schloß. (ſ. Ausſichten und Geſchichte). Sitz der ehemaligen Grafſchaft Heiligenberg. Sie hatte 4 Quadratmeilen Flächeninhalt, meiſt rauhes Land mit 8200 Einwohnern, enthielt keine Stadt, nur ein Schloß und 18 Pfarrdörfer. Graf Heinrich v. Heiligenberg war 1069 Schirmvogt der Conſtanzer Kirche. Vor Zeiten beſtand hier eines der älteſten freyen Landgerichte in Schwaben: das Landgericht zur Schattbuch ($^1/_4$ St. oſtwärts von Salmannsweiler, wo in neuern Zeiten der Heiligenberger Galgen ſtand).

Schloß und Dorf Heiligenberg zählt 562 Seelen in 52 Häuſern und gehört zur Pfarre Röhrenbach. Unter der Regierung der Fürſten von Fürſtenberg beſtand hier ein eigenes Bezirksamt mit einem Oberamtmann, Oberamtsrathe, Sekretär und andern Staatsdienern. Unter badiſcher Oberhoheit wurde es im Jahre 1813 aufgelößt und den Bezirksämtern Pfullendorf, Mörsburg und Ueberlingen zugetheilt, bei Zurückgabe der niedern Gerichtsbarkeit an das fürſtliche Haus Fürſtenberg aber hergeſtellt. Zur Vogtey Heiligenberg gehören nur noch einige Weiler und Höfe. Sie nährt ſich hauptſächlich von Ackerbau und Viehzucht.

Ueber das Geſchichtlich-Topographiſche dieſer Burg iſt uns aus guter Quelle folgendes mitgetheilt: „Auf der Weſtſeite des Berges, auf welchem nun das Schloß ſteht, befand ſich ſchon in den älteſten Zeiten, wahrſcheinlich bald nach Einführung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden, eine mit vielen Heiligthümern gezierte Kapelle, zu welcher viel gewallfahrtet wurde. Die älteſten Traditionen hierüber hat Thomas Lyrer in ſeiner Chronik aufbewahrt; aber auch in dem Munde des Volkes lebt noch die Sage von den Heiligthümern des heiligen Berges, wie ſie durch die Hunnen nach Zerſtörung der Kirche, zerſtreut und verloren, nach einem langen Zeitraume aber auf wunderbare Weiſe wieder gefunden wurden. Die Burg der alten Grafen v. Heiligenberg, ſtund auf einem eine gute Viertelſtunde nördlich entfernten Berge, den man noch den Alten Heiligenberg nennet, und die Stiege, welche die Grafen im Wappen führten, iſt noch im Walde weſtlich der alten Burgtrümmer, ſichtbar: es iſt der älteſte Fußweg, der vom Bodenſee nach der Donau führt, und nur noch wenigen ältern Bewohnern der Gegend bekannt. Die Grafen, durch Stiftungen und Vergabungen an Klöſter und Kirchen an ihrer Allode ſchon verarmt, lieſſen ſich im 13. Jahrhundert durch die Tempelherren, denen ſie ſchon die Kirche auf dem Heiligenberg abgetreten hatten, auch noch überreden, ihnen ihre väterliche Burg zu überlaſſen und zogen den Berg hinab in einen kleinen Burgſtall, deſſen Trümmer noch auf einem runden Hügel bei dem Dorfe Frickingen ſichtbar ſind. Nachdem der letzte Graf des Namens und Stammes v. Heiligenberg im Jahr 1277 die Grafſchaft an Grafen Hug v. Werdenberg-Sargans verkauft hatte, bauten die Werdenberger auf den Berg bei der Wallfartskirche eine neue Burg, von welcher noch der Flügel des jezigen Schloſſes, welcher den Eingang bildet, ein Ueberbleibſel iſt. Berthold der lezte Graf v. Heiligenberg ſtarb 1306 und ward in eine kleine Waldkapelle, eine Viertelſtunde öſtlich v. Heiligenberg, in der Eck genannt, begraben. Chriſtoph der lezte Werdenberger hinterließ bloß eine Tochter: Anna', deren Gemahl Graf Friedrich v. Fürſtenberg vom Kaiſer Karl V. mit dem Werdenbergiſchen Erbe (mit Ausſchluß der Grafſchaft Sigmaringen, welche Hohenzollern aus Gnade des Kaiſers erhielt) belehnt wurde. Der Erſtgeborne unter ſeinen 10 nachgelaſſenen Kindern, Graf Joachim Egon von Fürſtenberg, fieng im Jahr 1569 an die Werdenbergiſche Burg abzubrechen und einen neuen regelmäſſigen Bau im Viereck aufzuführen, den er im Jahre 1584 vollendete. Das obere Schloß oder den ſogenannten Vorhof, baute erſt nach dem beendigten 30jährigen Kriege, in dem er ſich ſo berühmt gemacht, Joachims Sohn, der Graf Egon v. Fürſtenberg.

Das Schloß hat gegen 100 Gemache und gehet auf der ſüdöſtlichen Ecke ſo tief in die Erde als Stufen bis zum über 4 Stockwerke erhöhten Dache führen. Es ſind in demſelben mehrere Keller, Gewölbe übereinander, auch ebenſo zwei Kirchen; an die untere ſtößt das Grabgewölbe, in welchem ſeit hundert und mehr Jahren 8 Fürſtenbergiſche Leichen lagen: als ſich daſſelbe im Jahr 1822 aufs neue aufthat, um die ſterblichen Ueberreſte einer großen deutſchen Frau, der Fürſtin Eliſabeth von Fürſtenberg, geb. Fürſtin von Thurn und Taxis, der Wiederherſtellerin dieſer ſchönen alten Burg aufzunehmen. Als ſie im Jahr 1803 zum erſtenmal auf dieſen Berg kam, fand ſie die herrliche Wohnung theils verlaſſen, theils von ganz ungeeigneten Bewohnern eingenommen. Die wunderſchöne Lage und Ausſicht und die vielen geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich an dieſe Burg knüpften, gaben ihr den Gedanken ein, dieſelbe wiederherzuſtellen und zu ihrem Lieblingsaufenthalte zu wählen. Sie vollführte ihn mit Herz und Geiſt und verſchönerte die Umgegend durch Anlagen, bei welchen weit entfernt der Natur Zwang anzuthun, man bloß befliſſen war, den Genuß ihrer da ſo mannigfaltigen Schönheiten zu erleichtern. Sie veranlaßte das Kelleriſche Panorama von Heiligenberg, welchem, ſowohl an Ausgedehntheit des Geſichtskreiſes, als an Reichthum und Zahl der Gegenſtände, Deutſchland nichts ähnliches aufzuweiſen hat. Ihre Geiſtesbildung, ihre Liebenswürdigkeit, und ihre unerſchöpfliche Herzensgüte, ſind noch heute in aller Menſchen Munde, die ſo glücklich waren, ſie zu kennen. Unzählige Wohlthaten ſpendete ſie an Nothleidende, für nichts mehr beſorgt, als daß ſie unentdeckt bleiben möchten. Das deutſche Vaterland liebte ſie über alles, und ſtarb mit demſelben Muthe, mit derſelben Ruhe, ohne Klage, wie ſie gelebt hatte; noch ſind in Heiligenberg nicht alle Thränen um ſie getrocknet. Man möchte ſie für eines jener ſeltenen Weſen halten, die die Vorſehung hie und da auf die Erde ſendet, damit die Menſchen ſich ihres göttlichen Urſprunges erinnern.

In dem mittäglichen Flügel des Schloſſes iſt ein großer Saal, der zwei Stockwerke hoch, auch in ſeiner Ausdehnung ein ganzes Stockwerk einnimmt und von 3 Seiten Licht hat, er iſt 119 Schuhe lang und 57 breit. Zwiſchen den obern und untern Fenſtern läuft ein reiches in Holz geſchnittenes Frieß herum, die Wappen und Namen der ganzen Sippſchaft des Erbauers und ſeiner Gemalin, Anna von Zimbern, gleich einem Stammbaume darſtellend. Die Bühne beſteht aus einem kunſtreichen und für die damalige Zeit geſchmackvollen, äuſſerſt reichen Holzſchnizwerke.

In dem Saale hat die verſtorbene Fürſtin Eliſabeth alle noch aufzutreibenden Ahnenbilder des Fürſtenbergiſchen Hauſes verſammelt; mancher berühmte Kriegs- und Staats-Mann iſt darunter, mancher gute Hausvater und mancher väterliche Freund ſeines kleinen Volkes.

An den Saal ſtoßt die Kapelle, welche ebenfalls eine in Geſtalt eines Kreuzgewölbes geſchnizte und gemalte hölzerne Decke hat, und wo der Leib des heiligen Pabſtes Felix, der aus dem Hauſe der alten Grafen von Heiligenberg geweſen ſeyn ſoll, in einem mit rothem Sammet überzogenen Sarg in einer Mauerniſche ruhet. Unter dieſer Kirche iſt die gleich große Todtenkapelle.

In einem Zimmer des vierten Stockwerks zeigt man eine marmorne Muſchel, in der vor Zeiten ein Waſſerſtrahl ſprang.

In dem Burghof iſt ein Sodbrunnen, der in einer großen Tiefe einen lebendigen Quell hat; auch ein Brunnen mit vier Röhren, in demſelben Hofe, giebt den Bewohnern der Burg reichliches Waſſer.

Der Burgberg iſt in einer beträchtlichen Ausdehnung umzäunt, mit Luſtwegen durchſchnitten und großentheils mit Eichen bepflanzt, auch fehlt es im Umfange dieſes Naturgartens nicht an ſchönen klaren Quellen und ſonderbaren Höhlen: darunter iſt eine beſonders merkwürdig; man hat in elliptiſcher Form einen über 400 Fuß langen Gang von der Weſtſeite unter dem Schloße durch den Sandfelſen getrieben und er wäre leicht vollends durch den Berg hindurch zu führen.

An dieſen Schloßberg nun ſchlieſſen ſich zu beiden Seiten bequeme und ſchattige Spaziergänge, welche an Felswänden vorbei durch die ſchönſten Buchenwälder bis auf eine halbe Stunde von der Burg ſich erſtrecken. Eine der ſchönſten Parthien iſt die große prächtige Freundſchaftshöhle in einer ſenkrechten Felswand, wo vor Zeiten ein Einſiedler gehauſet und mit unſäglicher Mühe einen Rauchfang durch die harte Nagelflühe hindurch getrieben hat; in einer kleinern Nebenhöhle ſieht man noch die Stufen, welche zu dem Altar dieſer Fels-Kapelle führten. Von hier kann man in einer Viertelſtunde, immer im Schatten nach dem alten Heiligenberg gehen, wo wieder eine ſchöne Ausſicht iſt, und nahe bei dieſem leztern iſt eine alte Beveſtigung mit dreifachen Gräben und Wällen umgeben, aber ohne irgend eine Spur von Mauerwerk; ſie hat die Geſtalt eines länglichten Vierecks und war vermuthlich eine Veſte der Lenzeralemannen, als ſie durch die Römer von den Ufern des Bodenſees weggedrückt, ſich auf dieſer Gebirgskette wieder ſtellten; wovon auch ſonſt noch Spuren anzutreffen ſind.

Auf der entgegengeſezten öſtlichen Seite der Burg ziehen ſich die Spaziergänge längs den Felſen zu der ſogenannten Heinrichs-Quelle, einem luſtigen Orte, an einer aus dem Felſen ſpringenden Quelle, im Schatten hoher Nußbäume, auf einer Seite an den Wald, auf der andern an einen großen Baumgarten ſtoſſend, dicht daran ein bäuriſches Haus, darin der Aufſeher über die Anlagen wohnt. Weiterhin im Walde eine doppelte Felshöhle mit einer Bank und noch weiter, auf einem freien Platze mit ſchöner Ausſicht, ein kleines Baurenhaus mit einer Kapelle, wahrſcheinlich ſchon von den Templern gebaut, da ſie dem heiligen Johannes geweihet iſt: hier iſt, wie ſchon geſagt, Bertold der letzte Graf v. Heiligenberg begraben, aber kein Stein bezeichnet ſein Grab. Der Luſtgänge ſind von da noch mehrere und manigfaltige.

In einer Abtheilung des obern Schloſſes oder Vorhofes, ſind zwei Ställe, jeder zu 21 Pferden übereinander gebaut. Nicht weit von dem Orte Heiligenberg auf dem höchſten Punkte, die Birken genannt, hat man eine ſehr ausgedehnte Ausſicht, die ſich ſogar bis auf die Gegend des Kniebis im untern Schwarzwald, auf die ſchwäbiſche Alb und auf den Buſſen erſtreckt.

Eine ſehr ſchöne Ausſicht hat man 2 Stunden von Heiligenberg, „auf dem Höchſten" Ravensburg zu, beſonders iſt ſie unermeßlich weit gegen Oberſchwaben."

Das Gaſthaus zu Heiligenberg gewährt reinliche und billige Bewirthung und Nachtlager.

Auf einem dem Schloße weſtlich liegenden, etwa fünf Viertelſtunden entfernten Berge, deſſen nördliches Plateau, wie das von Heiligenberg, ſich in die Oberſchwäbiſche Hochebene fortſetzt, liegt

Hochbodmann (Hohenbodmann), ein Dorf mit 126 Seelen und einer Schule. Einſt war es eine Beſitzung der Freiherrn von Bodmann, iſt jetzt aber badiſch. Es hat ein altes zerfallenes Schloß mit einem hohen gewaltigen Thurme, der noch unterhalten wird, weil er den Schiffern auf dem Bodenſee zum Maasſtabe der Seebreite dient. Die Ausſicht auf dem Thurme iſt ausgezeichnet.

Nach dieſem Abſtecher kehren wir an den Bodenſee zurück, und bemerken auf dem Wege dahin nur noch den Killweiher mit einem Jägerhaus und einer Kapelle, auf einer Inſel, mitten in einem großen, mit Wald bekränzten Teiche, an der Landſtraße zwiſchen Mimenhauſen und Mühlhofen. Urkundlich heißt die Inſel der Killiberg. Der Wandrer ſieht hier auf einmal nichts mehr von dem unermeßlichen Bodenſee, nichts von dem himmelhohen Alpengebirge, er findet ſich in eine engliſche, beſchränkte Parkanlage, in eine niederländiſche oder norddeutſche Landſchaft, die genügſamen Augen oft wunderbar zuſagt, verſetzt. Jetzt wieder am Ufer des Sees, von Ueberlingen aufwärts, an der Morsburger Straße:

Nußdorf, Filial von Seefelden mit 160 Seelen und einer Schule.

Neubirnau, Filial von demſelben mit einem Schloß und ehemals berühmter Wallfarthskirche; beide vom Gotteshauſe Salem im Jahre 1750 erbaut. Jetzt iſt das Schloß unbewohnt und die Kirche geſchloſſen. das Dorf liegt auf einer angenehmen Höhe am Geſtade des See's.

Maurach, ehemals ein Nonnenkloſter, jetzt Markgräfl. Badiſches Schloß mit einem herrſchaftlichen Pachthofe, ſüdweſtlich mit dem Bodenſee, öſtlich mit Weinbergen und Ackerfeld umkränzt. Durch das Schloß geht die Poſtſtraße von Ueberlingen nach Mörsburg.

Seefelden, Weiler mit Pfarrkirche, kam in den J. 1213 bis 1250 durch Kauf und Schenkung an das Reichsſtift Salmannsweiler. Es hat 8 Filiale, die, wie das Pfarrdorf von Acker-Wein-Obſtbau und Viehzucht leben, die an dem See Wohnenden auch von Fiſcherei und Schiffarth. Zwiſchen Seefelden und dem eine Viertelſtunde entfernten Unteruldingen fließt abermals eine Aach in den See.

Unteruldingen, Filial von Seefelden mit Kirche und Kornhaus, aus dem wöchentlich ein Quantum Früchte in die Schweiz geführt wird. Fil. v. Seefelden, ſchon im Bezirksamte von Mörsburg. Hier findet man Schiffe, um nach der Maynau (die nur eine Stunde jenſeits des See's liegt), überzuſetzen. Zunächſt am Dorfe, in einem mit Wald bewachſenen Hügel zeigt man noch das Knabenloch, unterirdiſche auf Bergmänniſche Weiſe in den Sandfels getriebene Gänge, in welchen, nach der Sage, vormals Goldſand ausgebeutet, und in den Goldhänslen, bei der Heinrichsquelle zu Heiligenberg geſchmolzen wurde.

Oberrieden, Hof mit 9 Seelen. Die Vicinalſtraße von Ueberlingen nach Mörsburg führt durch Unteruldingen und Oberrieden, die Landſtraße mehr landeinwärts durch Oberuldingen, am Flüßchen Aach mit 286 Seelen. Gebhardsweiler 32 Seelen. Beides Fil. von Seefelden. Dieſendorf, zur Pfarrkirche Mörsburg gehörig, mit 150 Seelen; der Ort kam 1507 von Ueberlingen an das Hochſtift Konſtanz und von da an Baden.

Mörsburg, Stadt, auch Mörſpurg, Meersburg geſchrieben, liegt dicht am Bodenſee an der Abſtufung einer hohen Felſenwand 26° 56′ Länge 47° 1′ 35″ Breite, mit 1420 Seelen in 202 Häuſern.

Wirthshaus: Bär, (Angenehm alterthümlich). Schiff in der Unterſtadt dicht am See, mit einer ſchönen Ausſicht.

Die Stadt wird in die obere und untere Stadt eingetheilt, und beide hangen durch eine Berggaſſe miteinander zuſammen. Sie erſcheint eigentlich nur als Appendix des auf einem mächtigen Felſen aufgethürmten vielgebändigen Schloſſes, das einſt eine Reſidenz der Biſchöfe von Konſtanz war. Der berühmte Karl Theodor v. Dalberg (nachher Fürſt Primas von Deutſchland und Großherzog von Frankfurt) war der letzte Biſchof, der in Mörsburg (jedoch nicht in dem alten Schloſſe) reſidierte.

Gegenwärtig iſt Mörsburg der Sitz eines badiſchen Hofgerichtes, das aus einem Direktor, 3 Räthen, 1 Aſſeſſor, 2 Sekretären, 1 Regiſtrator und 3 Kanzelliſten beſteht, dann eines Bezirksamtes, Dekanats, Phyſikats, Pfarramts, Amtsreviſorats, einer Domänen- und Poſtverwaltung.

Man hat den Namen Mörsburg, Meersburg von Meer abgeleitet; Burg am Meere; denn der See ſey den (vielleicht vom nordiſchen Meere kommenden) erſten Anſiedlern wie ein Meer vorgekommen. Ich wäre geneigter, ihn vom alt deutſchen Meere abzuleiten, was ſo viel heißt als: Landung; Landungsplatz; Schiffsländе; Meersburg: Burg am Geſtade an der Ueberfarth. Gimerre, gimierrit ſind Wörter die in dieſem Sinne vorkommen. Zu Straßburg ſagt man: den Floß anmeren d. i. das Holz ans Ufer anbinden. (vergleich Schilter Vocab. und Friſch Wörterbuch).

Mörsburg iſt uralt, und ſein Schloß wahrſcheinlich ſchon von den Merovingern, vielleicht von König Dagobert, der hier eine Schiffeländе gegen Conſtanz angelegt haben ſoll, erbaut. Die untere Stadt ſoll lange vor der obern geſtanden haben, als Stappelort von Fiſchern und Schiffern bewohnt. Auch dieß ſtimmt zu unſerer Namensableitung. Die Grafen von Rohrdorf und Mößkirch ſollen als Vögte des Reichs, vom J. 925 – 930 hier ihren Sitz gehabt haben.

Die Stadt wurde ein ergänzender Beſtandtheil der Beſitzungen des Welfiſchen Hauſes; nach dem Tode des alten Welfen zog ſie Kaiſer Friedrich I. als eröffnetes Reichslehen zum Herzogthum Schwaben, und Biſchof Eberhard von Waldburg erwarb es an das Hochſtift Conſtanz, wenn nicht noch von König Conrad IV. ſeinem Freunde, doch ſpäteſtens von deſſen Sohne Conradin. Doch unterliegt dieſe Notiz noch einer beſondern Kritik, und die

Quellen hierzu ſind noch nicht vollſtändig. Daß Mörsburg je eine Reichsſtadt geweſen, wie hier und da behauptet wird, davon iſt keine Spur vorhanden. Ueber ihre herrliche Lage ſiehe das Landſchaftliche.

Merkwürdigkeiten der Stadt.

1. Das alte Schloß, auf einem von der Stadt getrennten Felſen, zu dem eine Zugbrücke führt. Die älteſten Theile deſſelben ſind der Thurm, oder das hohe viereckigte Gebäude, das jetzt von den übrigen Beſtandtheilen des Schloſſes ganz umbaut iſt, und eine, wie der Thurm, aus groſen Findlingen erbaute, ſich gegen die Zugbrücke ziehende Mauer; beide ſind fränkiſcher Bauart und an dem Thurm ſind die Buchſtaben C. M. eingebauen, die man auf Carl Martell deutet. Das größere Schloßgebäude auf den vier Ecken mit vier runden Thürmen befeſtigt, iſt erſt im Jahre 1508 vom Biſchof Hugo von Breitenlandenberg erbaut worden. Eine tiefe Kluſt zwiſchen dem alten und dem (ganz) neuen Schloſſe, durch welche ſich ein gepflaſterter Fußſteig in die untere Stadt hinabzieht und in welcher Mahlmühlen erbaut ſind, entſtand ums Jahr 1334, da Biſchof Nikolaus. aus dem Sängergeſchlechte von Kenzingen, mit Graf Rudoph von Hohenberg und Kaiſer Ludwig dem Baier in Fehde gerieth. Der Biſchof ließ 300 Bergknappen kommen und den Fels zwiſchen dem alten Schloſſe und der obern Stadt bis auf die gegenwärtige Tiefe abſchroten, um ſeiner Burg mehr Feſtigkeit zu geben." Ueber dieſe Belagerung ſ. das Geſchichtliche. Im Jahr 1452 ſtürmten die Bürger das Schloß und vertrieben den Biſchof; erſt nach 5 Jahren unterwarfen ſie ſich wieder. Das Schloß iſt jetzt Lokal des Hofgerichtes.

2. Das neue Schloß, jenſeits der Brücke, die zum alten führt; von Biſchof Anton von Siggingen von Hohenburg im groſen Styl erbaut und ſeitdem Reſidenz der Fürſtbiſchöffe von Conſtanz. Im zweiten Stock prachtvolle Zimmerreihe; Terraſſe mit herrlicher Ausſicht. Groſes Stiegenhaus. Einige ſehr gute Gemälde.

3. Das Rathhaus, dreiſtöckig, mit einem geräumigen Saal, in dem ein niedliches Theater errichtet iſt.

4. Die ſogenannte Trav, oder der Schuſſenrieder Hof, in welchem ſich die Poſtverwaltung befindet.

5. Das Dominikaner-Frauenkloſter, im Jahr 1477 geſtiftet, jetzt eine Privatwohnung und ein Bräuhaus.

6. Das biſchöfliche Seminarium ad St. Carolum Boromaeum. Ein ſehr maſſives Gebäude auf einem Hügel im öſtlichen Theile der Stadt mit einer ſchönen Kirche, groſem Garten und herrlicher Ausſicht. Es wurde unter Biſchof Johann Franz von Siggingen erbaut und im Jahr 1735 mit Alumnen beſetzt. Zur Errichtung dieſes Prieſter-Erziehungs-Hauſes gab die Geiſtlichkeit des Bißthums Beiträge; namentlich ſteuerte der Pfarrer des (jetzt Wütembergiſchen) Dorfes Rasgenſtadt 4000 fl. bei, weswegen auch noch jetzt ſein Andenken alljährlich feierlich begangen wird.

7. Der Kapitelhof, in der Unterſtadt, ſteinernes, maſſives Gebäude, jetzt ins Wirthshaus zum Schiff umgewandelt.

8. Die Pfarrkirche, auf der Höhe, ſeit 4 — 5 Jahren abgebrochen; daneben eine Kapelle zum hl. Kreutz, ebenfalls zur Hälfte abgebrochen und in eine Kalkgrube verwandelt. Sie iſt aus der Staufenſchen Zeit, und hat merkwürdiges Bauwerk mit uralten Wandgemälden. Zunächſt an der Pfarrkirche ſtand ein mit eigenem Riegelwerk überbautes Thor, das mit der Kirche abgebrochen wurde. In ſeinen 500 Jahr alten Balken fand man eine Menge eiſerne Bolzen ſtecken, von der Belagerung vom Jahre 1334. (ſ. Geſch.).

9. Die Kirche in der Unterſtadt, von Biſchof Burkart von Höven zu ſeiner Hofkapelle erbaut.

10. Die Kapelle auf dem Gottesacker, mit dem vom Bildhauer Sporrer in Conſtanz verfertigten Denkmale des Magnetiſeurs Dr. Meßmer, das dieſem die Geſellſchaft der Naturforſcher in Berlin über ſeiner Grabſtätte errichten ließ.

11. Das uralte Getraidehaus oder Gredhaus (von Greden d. i. Reinigen des Getraides) das den Durchgang zum See bildet. Es liegt am Hafendamm, bei dem die Einfahrt, bei weſtlichen Stürmen, wegen der Brandung, gefährlich iſt.

12. Die ebenſo alterthümlichen (3) Thore der Stadt.

13. Zwei deutſche Schulen und eine lateiniſche Vorbereitungsklaſſe fürs Gymnaſium.

Zur Pfarrkirche Mörsburg gehören 9 Filiale.

Von Mörsburg aus machen wir den Abſtecher nach

Markdorf, oder Marktdorf. 27° 3′ 30″ Länge, 47° 43′ 20″ Breite. Stadt von 1276 Seelen landeinwärts an der Landſtraße von Mörsburg, Ueberlingen, Salem und Ravensburg, am ſüdlichen Fuße des Gehrenberges gelegen. Ueber ihre herrliche Lage ſ. das Landſchaftliche. Sie liegt 2 Stunden von Mörsburg und ebenſo weit von Friedrichshafen. Auf dem Wege von Mörsburg kommt man durch Ittendorf, einſt dem Sitze der Edeln von J. Schenken des Hochſtifts. Das wohlgelegne Schloß gehört jetzt der Fürſtin Leopoldine von Hohenlohe.

Wirthshaus: Ochſe.

Die Stadt hat 3 Thore, 2 Vorſtädte, 142 Häuſer, und ein Rathhaus, ein Schloß, drei Kirchen. Die Einwohner nähren ſich theils vom Feld- und Weinbau, theils durch ihre Gewerbe und vom Handel. Ueber die herrl. Ausſicht ſ. das Landſchaftliche.

Markdorf hatte einſt ſeinen eigenen Adel, die Ritter von Marktdorf, von denen mehrere Marſchälle der Hohenſtaufen waren. Mit Konrad und Georg erloſch dieſes Geſchlecht, und K. Carl IV. belehnte in Jahr 1354 den Biſchof Johann IV. von Conſtanz mit dieſem dem Reiche heimgefallenen Leben. Er nahm wirklich von Burg und Stadt Markdorf Beſitz, zog ſich aber dadurch den Haß des Adels und beſonders des Ritters Conrads von Homburg zu, der das Schloß Gottlieben zerſtörte, den Biſchof in ſeiner Phalz überfiel und an der Tafel ermordete (1356). Er nahm hierauf Markdorf in Beſitz, und es blieb bei ſeinen Nachkommen bis 1414, wo es wieder unter Biſchof Otto zum Hochſtifte Conſtanz kam.

Markdorf hatte viel traurige Schickſale; in den Jahren 1519 und 1541 ſtarben 900 und 800 Menſchen an der Peſt; im Jahr 1522, 1525, 1528 zerſtörte der Hagel alles; im dreiſſigjährigen Kriege wurde die Stadt in den Jahren 1635 und 1636 ſo hart mitgenommen, daß kein tropfen Wein im Orte war, und die Gloken aus dem Thurme verkauft wurden; die ſchwediſch-weimariſche Plünderung vom Jahre 1643 raubte nicht nur allen Bewohnern ihr Geld und ihre Habe, ſondern zerſtörte auch die ſtädtiſchen Akten und Schriften, und koſtete dem Stadtſchreiber Seitz das Leben, weil er es wagte, Vorſtellungen gegen dieſe Zerſtörungen zu machen. Damals erbeuteten die Markdorfer von den Schweden eine ruſſiſche Fahne, die noch auf dem Rathhaus aufbewahrt wird. Markdorf hatte auch ein Collegiatſtift, das aus einem Cuſtos und ſechs Chorherren beſtand. Das Franciskanernonnenkloſter (geſtiftet [illegible]) und Kapuzinerkloſter (geſt. 1752) ſind aufgehoben und zu andern Zwecken beſtimmt worden.

In der Stadt befindet ſich ein ehemals herrſchaftliches Schloß, jetzt Eigenthum eines Privatmanns, deſſen Thurm von hohem Alter iſt; ein gut gebautes Rathhaus und eine deutſche Elementarſchule mit zwei Lehrern und einer Lehrerin. Die Pfarre hat 7 Filialhöfe und Weiler.

Markdorf hat vier privilegirte Jahrmärkte und jeden Montag einen Wochenmarkt. Dieſe Märkte ſind zahlreich beſucht und eine bedeutende Erwerbsquelle für Wirthe und Handwerker.

Auf dem benachbarten Gehrenberge war ehedem eine Wallfarthskirche mit einer Eremitage und einem Jägerhauſe. Die Höfe Gehrenberg und Allerheiligen können dem, der die herrliche Ausſicht auf dem Berge genieſſen will, zu Ruhepunkten dienen.

Von Markdorf nach Mörsburg zurück führt der Weg wieder über Ittendorf (193 S.) mit ſeinem hübſchen, hochgelegenen Schloſſe (in den Jahren 1671 und 1672 erbaut) das Dorf hatte gegen das Ende des 13. Jahrhundert eigne Edle, kam in verſchiedne geiſtliche und weltliche Hände, zuletzt von Weingarten an das Hochſtift Conſtanz und von dieſem an Baden. (ſ. oben.)

Jetzt wieder am Seeufer fort.

Haltnau, zwei Höfe. Harlachen eine Mühle. Kutzenhauſen, Hof.

Hangnau, anſehnliches Pfarrdorf von 587 Seelen mit einer Schule, auf der Landſtraße von Mörsburg nach Friedrichshafen und Lindau; von den Edlen v. Ellerbach an Weingarten (1433) von dieſem an Ueberlingen (1436); von Ueberlingen nach den Drangſalen des 30jährigen Kriegs an Einſiedeln; von Einſiedeln an Weingarten verkauft. Durch den Lüneviller Frieden kam es an den Fürſten von Naſſau Dillenburg, durch den Preßburger an Baden. Die Einwohner leben von Wein- und Obſtbau, etwas Ackerbau und Viehzucht.

Kirchberg, markgräflich badiſcher Pachthof mit einem ſchönen Schloße, darin merkwürdige alte Holzgemälde von einem Ulmer Meiſter; Oekonomiegebäude und eine Kapelle. Der letzt verſtorbene Reichsprälat von Salmannsweiler beſchloß ſein Leben hier.

Am See reizendes Buchenwäldchen mit einem in den See hinausgebauten runden Luſthaus. Caſpar Oechsle, der Pächter, iſt Wirth und pflanzt ſeinen Wein ſelbſt. Die Straße führt durch das Schloß und Gut.

Herſpberg, Schloß, zwiſchen Kirchberg und Immenſtaad, hatte einſt ſeine eigene Edelleute, kam dann an Ochſenhauſen und von dieſem Kloſter an Metternich, es iſt Würtembergiſch.

Immenſtaad, großes Pfarrdorf, 669 S. und eine Schule; in den Beſitz theilten ſich ehemals Fürſtenberg, Weingarten und die Grafen von Montfort, an deren Statt ſpäter Maynau. Seit 1783 iſt es ganz Fürſtenbergiſch, jetzt unter bad. Oberhoheit.

Helmsdorf, Schlößchen und Hof mit 13 S. ganz nahe bei Immenſtaad. Stammſitz eines alten Geſchlechts, worunter Conr. v. Helmsdorf der Sänger ſ. Geſch. Die Lage des Guts iſt ſehr angenehm und der Weinbau vorzüglich. Die anderthalb Viertelſtunden von dieſem Schloſſe ſüdöſtlich in den Bodenſee mündende Lipvach iſt die Landesgränze gegen Würtemberg.

2. Würtembergiſcher Landestheil.

Fiſchbach, kleines Pfarrdorf am See, dicht an der Straße, 230 S. Ehemals zur öſtr. Landvogtei Altdorf gehörig; doch beſaßen auch Petershauſen und der Hoſpital zu Conſtanz zwei Güter hier. Wegen vorzüglicher Güte des blauen Thons ſind an dieſem Orte mehrere Ziegelhütten, die guten Abſatz haben.

Manzell, ganz kleines Pfarrdörfchen, mit 27 S. im Umfang der ehemaligen Landvogtei Altdorf; gehörte mit 6 Gütern dem Kloſter Weißenau.

Friedrichshafen, Stadt. 800 Seelen, zum Oberamte Tettnang gehörig. Wirthshaus: Poſt. Sitz einer königl. Hof-Kameralverwaltung, einer Poſt, einer Ober-Zollverwaltung, einer evangeliſchen und einer katholiſchen Stadtpfarrei; gut gelegener und mit Freiheiten begünſtigter Hafen. In demſelben liegt das königl. würtembergiſche Dampfboot, der Wilhelm (ſ. oben.). Speditions- und Durchgangshandel. Der Hafen und zum Theil auch das Städtchen ſelbſt iſt ein Werk des verewigten Königs Friedrich, der jenen anlegte, um den Handel mit der Schweiz und Italien zu befördern, und dieſes mittelſt der Verbindung des ehemaligen Kloſters Hofen, jetzigen Schloſſes, und des Städtchens Buchhorn, des kleinſten ehemaligen Reichsſtädtchens, durch eine ganz neu angelegte Straße mit hübſchen Gebäuden ſchuf, und ihm den Namen Friedrichshafen beilegte.

Merkwürdigkeiten:

Hofen, ehemaliges Kloſter, das zur Abtei Weingarten gehörte, mit einer modernen, reichgeſchmückten Kirche und zwei weithinſichtbaren Thürmen.

Das dreiſtockige Hauptgebäude des Kloſters, unbeſchreiblich ſchön am See gelegen, iſt jezt ein Königl. Würtembergiſches Luſtſchloß, in welchem Se. Majeſtät ſeit mehreren Jahren einen der Sommermonate zugebracht, um die Reize der Seegegend zu genießen. Es iſt eben ſo einfach als geſchmackvoll eingerichtet, und gewährt von den meiſten Zimmern, beſonders aber von der offenen, doch bedeckten Säulengallerie in der Mitte des zweiten Stockes, eine der herrlichſten Ausſichten, die am Bodenſee genoſſen werden können (ſ. das Landſchaftliche unſres Buches). In einem der Säle befindet ſich ein Oelgemälde, welches das Schloß mit dem See und dem vor Anker liegenden Dampfboote darſtellt. — Zur rechten des Schloſſes ſind die Wirthſchaftsgebäude; das Ganze iſt mit einer ſteinernen Mauer umgeben, an deren ſüdlichem Theile ſich die Wellen des Sees, der hier ſeine größte Breite hat, brechen.

In der Stadt Friedrichshafen iſt die wohleingerichtete Flachsſpinnanſtalt des vormaligen Schullehrers Mager ſehenswerth. Es wird an Spinnrädern mit Doppelſpulen geſponnen, ſo daß jede Perſon mit beiden Händen ſpinnt. Dieſe ergiebige Einrichtung hat von der Regierung Unterſtützung und an andern Orten Nachahmung gefunden.

Ueber das Alter und die Schickſale der Stadt Buchhorn und die dort anſäßigen Gaugrafen gibt unſer geſchichtlicher Aufſatz Nachrichten. Von jenen Gaugrafen, deren erbliche Beſitzung es geweſen zu ſeyn ſcheint, kam es an die Grafen von Altdorf und Ravensburg (die Welfen). Als auch dieſe ohne männliche Erben ausſtarben, ſo wurde Buchhorn frei, mit der Kaiſer Bewilligung dem Reiche einverleibt, und blieb bis auf die neueſten Staatsumwälzungen eine Reichsſtadt. Es war eine ſolche ſchon im Jahr 1275. Im J. 1229 wurde ſie von dem Biſchof von Conſtanz und dem Abt von St. Gallen eingenommen (ſ. Geſch.), aber bald wieder hergeſtellt. 1363 brannte ſie ganz ab. 1632 – 1634 war ſie in ſchwediſchen Händen (ſ. Geſch.). 1787 brannten 10 Häuſer ab. Die

Stadt führte eine Buche im Wappen, und ſoll von den in den älteſten Zeiten bis an den See auslaufenden dichten Buchenwaldungen ihren Namen haben. Die Reichsſtadt beſaß die Herrſchaft Baumgarten und das Pfarrdorf Eriskirch, unter der Landeshoheit der öſtreichiſchen Landvogtei. Die Stadt wurde von einem Magiſtrate regiert, der aus einem Bürgermeiſter, einem Stadtammann, vier Zunftmeiſtern und drei Senatoren beſtand; den großen Rath bildeten zwölf andre Senatoren, von welchen einer Vogt zu Eriskirchen und Baumgarten war. Eine halbe Stunde von Buchhorn landeinwärts liegt das ehemalige Kloſter Löwenthal, einſt ein adeliges Frauenſtift, welches von Haus von Neuravensburg im J. 1251 geſtiftet worden. Vadian verwechſelt daſſelbe fälſchlich mit dem Kloſter Buchau.

Eriskirch, am Ausfluſſe der Schuſſen in den Bodenſee, Pfarrdorf von 230 S. (ſ. oben.) Eine ſtarke Stunde von Friedrichshafen, an der Straße nach Langenargen. Gmünd, Moos, Schweden, Höfe; der leztere, dicht am See, deutet mit ſeinem Namen auf den 30jährigen Krieg.

Langenargen, Marktflecken mit Pfarre und Schule, 862 S. Wirthshäuſer: Löwe (beim Schloß), Schiff (hart am See). „Es hat ſeinen Namen", ſagt Vadian, „von dem grimmen und ungetreuen Waſſer, die Arg, die dabei in den See fließt. Die obere Arg lauft neben Wangen herab; die untere, ein Gütswägele unter Wangen aus dem Allgäu hervor, kommen beide unter Neuravensburg und ober Achberg wieder zuſammen; lauft für Langnow bei Argen in den See, wird Ein Arg, davon der Name nicht verloren iſt: thut oft an Leut, Vieh, Holz und Wald großen Schaden." Dieß leztere bewahrheitete ſich namentlich im Spätjahre 1824.

Langenargen gehörte zur Grafſchaft Montfort. „Das zierliche und wehrhafte Schloß daſelbſt, rührt, nach Vadians Bericht, vom Grafen Wilhelm von Montfort her, gar einem verſtändigen und tapfern Mann, den Ludwig IV. von Bayern, als er nach Italien zog, zum Hauptmann und Regenten in Mailand einſezte, wo er vier Jahre lang mit großer Gunſt alles Volks herrſchte. Als er groß Gut geſammelt, ſtand ihm der Muth wieder nach dem Vaterland, er zog ſtill und heimlich mit großer Beute wieder heraus nach Deutſchland, und baute das Gut und Schloß zu Argen (im J. 1332), das ſpäter noch beſſer befeſtigt worden." Es liegt auf dem ſogenannten Argenhorn, einer ſchmalen, in den See hinaus laufenden Landzunge. Es war mit Waſſer, Palliſaden und dicken Mauern umgeben, und nur durch Brücken zugänglich, von welchen eine Schanze zur linken Hand noch ſteht. Das Hauptgebäude ruhte auf zwei dicht an einander gebauten gewaltigen, runden Thürmen, die den älteſten Theil des Schloſſes ausmachen mochten, das im 30jährigen Kriege eine große Rolle ſpielte (ſ. Geſch.). In Merians Theatrum Europaeum, beſſer in Zeilers Topographia Sueviae (Bd. V. S. 1262) findet man eine Abbildung und einen Grundriß davon. Im Anfang der 1790er Jahre war noch eine ſchöne Rüſtkammer da. An ſeine Stelle trat gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein von dem Grafen von Montfort-Bregenz-Tettnang erbautes hohes, modernes Schloß, das aber bis auf die vier Wände abgebrochen iſt. Es hatte einen kleinen Hafen, und enthielt eine ſchöne Rüſtkammer. Ueber die Ausſicht ſ. das Landſch. — Langenargen hat ſeit einigen Jahren eine Bleiſtiftfabrik, die gute Geſchäfte macht. Ein ehemaliges Kapuzinerkloſter, mit ſchönem Garten, iſt verkauft. Von hier aus Abſtecher nach Tettnang, wohin mitten durch einen Wald, der einſt das Leibgehäge der alten Montforter war, eine zwei Stunden lange, gerade Straße führt.

Tettnang, 27° 15′ 20″ Länge 47° 40′ 28″ Breite, würtembergiſche Oberamtsſtadt und Poſt; Siz eines Oberamts von 5 Quadratmeilen und 17,527 Einwohnern, eines Oberamtsgerichts, einer Kameralverwaltung, eines Dekanats, eines Gerichts- und Amtsnotariats, zwei Stunden vom Bodenſee, in einer ſchönen fruchtbaren Lage. Die Stadt zählt 1520 Seelen, worunter einige Proteſtanten. Die Einwohner nähren ſich von Frucht-, Wein- und Obſtbau; Eſſigſiederei und Kirſchgeiſtfabrikation. Die Stadt liegt am Mühlbach, 1½ Stunden von Friedrichshafen, 4 Stunden von Lindau.

Wirthshaus: Poſt.

Tettnang war eine ehemalige Reichsgrafſchaft und Herrſchaft der Grafen von Montfort, und umfaßte das Land zwiſchen der Schuſſen und der Argen. Der Stifter der Tettnangiſchen Linie war Hugo von Montfort. Dieſe ſtarb 1574 aus, und Maximilian II. zog die Herrſchaft als heimgefallen ein, und gab ſie im J. 1575 einem Erzherzoge von Oeſtreich. Die Bregenziſche Linie von Montfort brachte ſie aber wieder an ſich, bis ſie 1783 an Oeſterreich und in der Folge an Würtemberg kam. Die Stadt war vormals eine der 4 Münzſtädte Schwabens.

Das groſe, ſchöne Schloß, jezt die Wohnung der vier würtembergiſchen Beamten, wurde von den Grafen von Montfort-Bregenz-Tettnang im J. 1713 gebaut, brannte aber durch Unvorſichtigkeit beim Biegeln im J. 1752 groſentheils aus. Der Koſtenaufwand beim Bauen und der Brandſchaden ruinirte die verſchuldete Familie vollends, und der letzte Sproß des erlauchten Geſchlechts ſtarb, nachdem die ganze Herrſchaft an Oeſterreich verkauft war, bettelarm im J. 1787 im Pfarrhauſe des Dorfes Marienbronn, wo er ein Kämmerlein mit der Ausſicht auf den Gottesacker bewohnte. — In dem Schloſſe befindet ſich das Montfortſche Archiv, das gegenwärtig auf Befehl der würtembergiſchen Regierung geſichtet wird; darunter eine geſchriebene Hauschronik, meiſt Legenden enthaltend. (Iſt dieß etwa der alte Lirer?) Die älteſten Urkunden wurden 1787 gleich nach dem Abſterben des letzten Grafen (Ernſt) nach Wien gebracht, ſo wie auch mehrere Handſchriften; und es iſt zu vermuthen, daß die Liberei eines ſo alten Hauſes reich an Dichtern des Mittelalters geweſen ſey. Die Schloßkapelle mit Marmorſäulen und ſchönem Altar, auch (ſchlechten) Plafondgemälden wird jetzt als Remiſe gebraucht. Von der herrlichen Ausſicht des hochgelegenen Schloſſes ſ. im Landſch. Theil. Die Stadt iſt neugebaut, denn ſie brannte vor etwa 30 Jahren groſentheils ab. In der Kirche iſt vor Kurzem ein römiſcher Grabſtein, der etwa dem vierten Jahrhundert angehören möchte, gefunden worden; Form und Verzierung erregen jedoch Verdacht gegen ſeine Aechtheit.

Die **Waldburg**, 4 Stunden von Tettnang landeinwärts gegen Nordoſten; 2 Stunden öſtlich von Ravensburg, darf als einer der herrlichſten Ausſichtsſtandpunkte (ſ. Landſch.) auch in unſerm topographiſchen Theile nicht übergangen werden.

Die jetzt gefürſtete Grafſchaft Waldburg liegt zwiſchen dem Flüßchen Riß Argen und Eſchach. Die Linien, welche dieſe Grafſchaft jetzt, unter würtembergiſcher Oberhoheit beſitzen, ſind: Waldſee-Wolfegg, Wurzach und Zeil-Trauchburg.

Das Stammſchloß der Fürſten von Waldburg gehört der Linie Waldſee-Wolfegg, und liegt auf einem mit Fichten bewachſenen Hügel, auf deſſen unterer Stufe das Pfarrdorf gleichen Namens mit 210 Seelen ſich ausbreitet. Man findet hier ein gutes Gaſthaus und Nachtlager. Bei der Pfarrkirche iſt aus dem 15ten Jahrhunderte das Grabmal eines frommen und guten Hirten, das ihm ſeine Mitbürger ſetzten, eine ſeltene Erſcheinung aus jener Zeit.

Auf dem Schloſſe iſt der Ritterſaal mit den Ahnenbildern mehrerer Grafen von Waldburg ſehenswerth. Die Plattform auf dem Dache der uralten Burg, die weit hinab in das Thalgelände blickt, gewährt die herrliche Ausſicht, die wir im erſten Theile des Buches beſchrieben haben.

Der Urſprung der Familie Waldburg wird von ihrem Chronikenſchreiber aus einer fabelhaften Quelle bis ins 4te Jahrhundert auf einen Gebhard zurückgeleitet. Der Herausgeber der Pappenheimiſchen Chronik*) hat es aber wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß dieſer Urſprung in das 7te Jahrhundert herauf zu datiren iſt, und daß jener Gebhard der Dienſtmann eines rhätiſchen Herzogs aus dieſer Zeit war, der ihm ein Haus in einem Walde (Tann) geſchenkt, von welchem ſein Geſchlecht ſich nachmals genannt: Freiherrn von Thann. Die Freiherrn von Thann ſollen ſpäter Freiherrn von Waldburg geheißen haben. Unter Karl dem Großen oder kurz vorher ſcheint ein Aſt dieſer Freiherrn mit andern Edeln des fränkiſchen Reiches durch Frankreich nach Spanien gezogen zu ſeyn, um Katalonien von den Mohren zu befreien. Die Nachrichten von Truchſeſſen von Waldburg im 10ten und 11ten Jahrhundert ſind aus Rixners zweideutigem Turnierbuch entlehnt. Ums Jahr 1100 lebte, nach Pappenheims Chronik, die ſich auf ein altes Protokoll im Stift zu Ellwangen beruft, unter Kaiſer Heinrich V. ein Werner, den er ſchon Grafen von Thann und Truchſeß zu Waldburg nennt, der von Guetta von Beyenburg(?) 3 Söhne hatte: Gebhard, von dem alle Truchſeſſen von Waldburg kommen, Cono, Abt von Weingarten, und Friedrich, der ſeinen Namen verwandelte und ſich Friedrich von Thann und Schenk zu Winterſtetten ſchrieb: davon kommen die Schenken von Winterſtetten. Allein die letztern ſcheinen ſchon früher exiſtirt zu haben**). Dieſe Waldburge bekleideten alle das Truchſeſſen-Amt bei den Hohenſtaufiſchen Herzogen von Alemannien oder Schwaben. Otto, der Abt der Kirche zu Roth, unter Kaiſer Friedrich I. ſoll auch ein Truchſeß von Waldburg geweſen ſeyn.

In der Mitte des 13ten Jahrhunders blühten nun ſchon mehrere Linien der Truchſeſſen von Waldburg zu gleicher Zeit: die Linie Waldburg zu Waldburg, die zu Trauchburg, die zu Rohrdorf, die zu Warthauſen und die Schenken von Winterſtetten. Ein Zweig nannte ſich auch noch von Thann und reſidirte in dem Schloſſe dieſes Namens; aber der Grafentitel kommt um dieſe Zeit weder bei ihnen noch bei den Truchſeſſen vor. Zwiſchen den Jahren 1258 bis 1268 blühte Eberhard, Truchſeß von Waldburg, deſſen Sohn Eberhard war der ruhmwürdige Biſchof von Conſtanz, der dem Hochſtifte Gottlieben und andere wichtige Güter erwarb. Er war der vertraute Freund und Rath Königs Conrad IV., der ihm ſterbend ſeinen Sohn Conradin empfahl. Er ſtarb im Jahr 1274. Hans Truchſeß (von 1292 — 1328), ein Anhänger Friedrichs von Oeſtreich gegen Ludwig von Bayern, vermehrte die Stammgüter der Familie anſehnlich, beſonders durch die Herrſchaft Wolfegg und die Stadt Wurzach als Zubringen ſeiner Gemahlin, und durch die Herrſchaft Zeil, die er an ſich löste. Ein ſpäterer Hans oder Johann Truchſeß, Sohn eines Eberhard, begleitete den Kaiſer Sigismund auf das Concil zu Conſtanz. Dieſer wurde der Stammvater der heut zu Tage blühenden Linien. Seine 3 Söhne theilten nämlich die Lande, und Jakob wurde der Stammvater der Trauchburg'ſchen, Eberhard I. der Sonnenberg'ſchen oder Wolfegg'ſchen, Georg der Zeil'ſchen Linie. Das Schloß Waldburg und die dazu gehörigen Güter wurden nicht getheilt, ſondern blieben den 3 Linien gemeinſchaftlich: der Aelteſte verwaltete ſie. Die Landvogtey Schwaben genoſſen die 3 Linien wechſelsweiſe. Die Sonnenberg'ſche Linie erloſch, mit dem bei Riedlingen vom Grafen Felix von Werdenberg ermordeten Grafen Andreas, in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts; von ihren Gütern erhielt die Trauchburgſche Linie Friedberg Scheer, und wurde daher die Trauchburg-Friedberg'ſche Linie genannt. Die Zeil'ſche Linie erhielt Wolfegg, und hieß davon die Zeil-Wolfeggiſche; ſie erloſch im Jahr 1717. Die jüngere Trauchburg'ſche Linie theilte ſich wieder in die Trauchburg'ſche, die 1772, und die Friedberg-Scheer'ſche, die 1764 ausſtarb. Die Zeil'ſche Hauptlinie theilte ſich wieder in die Wolfegg'ſche und Zeil'ſche Linie. Von der erſten iſt die Waldſee'ſche, von der zweiten die Wurzach'ſche eine Nebenlinie. Ein Zweig der Truchſeſſe nahm die Reformation an, und erwarb Güter in Preußen; dieſe Familie blüht noch, erſt in der neueſten Zeit in den Grafenſtand erhoben.

---

*) Herrn Matth. v. Pappenheim II. Chronik der Truchſeſſen von Waldburg, von ihrem Urſprunge bis auf die Zeiten Kaiſers Maximilian II. durch Anmerkungen, Zuſäze, Abhandlungen und genealogiſche Tabellen erläutert. Memmingen, bei Joh. Bal. Mayer. 1777. S. 213—220.

**) ebend. S. 15. f.

Einer der berühmteſten Truchſeſſe der ſpätern Zeit war Georg III. (geb. 1488 † 1531), der Gegner Herzog Ulrichs von Würtemberg, der Sieger im Bauernkriege, daher er den Zunamen Bauernjörg erhielt (ſ. Geſch.) Er verwaltete während Ulrichs Vertreibung die kaiſerliche Statthalterſchaft im Herzogthum Würtemberg 7 Jahre, bis an ſein Lebensende.

Wann die Familie der Truchſeſſe von Waldburg das kaiſerliche Truchſeſſenamt erhalten, läßt ſich nicht beſtimmen. Gewiß iſt aber, daß ſie es unter den Kaiſern des Hohenſtaufiſchen Hauſes, bei denen ſie in großen Ehren ſtanden, bereits verwalteten; Eberhard von Waldburg im 13ten Jahrhundert kommt in mehreren Urkunden als imperialis aulae dapifer vor. Doch ſcheint das Truchſeſſenamt am kaiſerlichen Hofe damals noch nicht erblich geweſen zu ſeyn. Auf das Reichserbtruchſeſſenamt erhielt erſt Georg III. die Anwartſchaft vermöge eines Gnadenbriefs Kaiſer Carl V., wenn die Erbtruchſeſſen Herren von Seldeneck ausgeſtorben ſeyn würden, und zum erſtenmale wurde dieſes Erbamt verwaltet von Chriſtoph von Scheer und Truchſeß von Waldburg im Jahr 1594.

Später erhuben ſich über der Verwaltung dieſes Amtes Zwiſtigkeiten unter den verſchiedenen Linien, die im Jahre 1663 beigelegt wurden, und in den neueren Zeiten verwaltete es allezeit der Aelteſte der Zeiliſchen Hauptlinie.

Nach dieſer Abſchweifung, die der ſchöne Punkt und das Geſchlecht, das, da es ſeltener in der Geſchichte unſerer Gegend handelnd auftritt, füglicher hier abgehandelt wurde, gewiß rechtfertigt, kehren wir zu den Ufern unſres Bodenſees zurück.

3. Bayeriſcher Landestheil.

Nonnenhorn, auf der Straße von Langenargen nach Lindau, kleines Dorf, in der ehemaligen Herrſchaft Waſſerburg, einſt dem Stifte Lindau gehörig, ſiehe unten bei Lindau.

Waſſerburg, 27° 17′ 20″ Länge, 47° 34′ 5″ Breite, auf einer Halbinſel des Bodenſee's, in welchen Schloß, Pfarrkirche und Pfarrwohnung ganz hineingebaut ſind; Flecken von 2000 S. Schiffslände; die Gegend iſt reich an Korn, Wein und Obſt.

Die Herrſchaft Waſſerburg, welche Schloß, Flecken und die hohe Juriſdiktion über die Orte Mollenberg und Oberraitenau enthält, war lange ein Eigenthum der Grafen von Montfort, und ehemals mit der Herrſchaft Argen verbunden. Im 14ten Jahrhunderte beſaßen ſie eine Zeitlang die von Schellenberg, ſie ſcheint aber wieder an die Grafen von Montfort gekommen zu ſeyn, denn ſie wurde von dieſen im 16ten Jahrhundert an die Fugger verkauft, kam von dieſen an Oeſtreich, und durch die Entſchädigungen nach dem Revolutionskrieg an Bayern. **Waſſerburg** liegt eine Stunde von Lindau.

Altwinden, am Ufer zwiſchen Waſſerburg und Lindau, *Hof*, gegenüber auf einer Inſel des See's.

Tegelſtein, altes Gränzſchloß, einſt der Stadt Lindau gehörig; hatte einſt eigene Edle. Die Straße von Langenargen nach Lindau führt jedoch nicht über Waſſerburg u. ſ. w., ſondern über die Weiler und *Höfe* **Bettnau**, *Hemigkofen*, **Nonnenbach**, *Högen*, **Heiligenkreuz**, *Hochſtraß* und **Enziſchweiler**.

Lindau, Stadt*), ehemalige freie Reichsſtadt, 27° 20′ 46″ Länge, 47° 32′ 41″ Breite, zwei kleine Stunden weſtlich von Bregenz, auf drei Inſeln des Bodenſee's gelegen; feſte Stadt mit 700 Häuſern und 2900 Einwohnern, die einen ziemlich lebhaften Speditionshandel treiben.

Wirthshäuſer: **Krone** (alterthümlich; gut;) **Gans** (gut;) der **Sünfzen** (Kaffeehaus; alter Verſammlungsplatz der adeligen Sünfzengeſellſchaft, jetzt Sitz des Caſino's.)

Die drei Inſeln, auf welche die Stadt gebaut iſt, enthalten einen Flächenraum von 102 Morgen, und einen Umfang von 4150 Schritten.

I. **Die vorderſte Inſel**, auf welche die eigentliche Stadt gebaut iſt, enthält $^{3}/_{5}$ vom Flächenraum aller drey; ſie iſt durch eine ſehr ſchöne, hölzerne Brücke, welche nach Zerſtörung der alten in der Waſſersnoth von 1817 durch den Kronenwirth *Herrn* Gangelmayer aufzuführen unternommen und um den höchſt billigen Preis von 6000 fl. hergeſtellt worden iſt, **) mit dem feſten Lande verbunden. Die Brücke mißt 290 Schritt, iſt ſehr breit, auf beiden Seiten mit Fußpfaden für die Fußgänger und mit einem ſchönen Geländer verſehen.

Bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts war dieſe Brücke mit 74 ſteinernen Jochen beſetzt geweſen.

II. **Die zweite Inſel**, zum Unterſchiede von der Stadt ſchlecht-

---

*) Lindauer Intelligenzblatt von 1811.

**) Herr Gangelmayer hat als ehrenden Beweis der Zufriedenheit von ſeinen Mitbürgern ein Oelgemälde, das Stadt und Brücke vorſtellt, und ein Portrait des Königs Max I. von Baiern erhalten.

ſchlechtweg die Inſel genannt. Auf ihr wohnen nur Schiffer, Fiſcher und Weingärtner, auch ſind einige Salzmagazine und Keltern da. Der übrige Theil beſteht aus Weingärten und Obſtpflanzungen. Sie iſt von der Stadt durch einen Graben abgeſondert und durch Zugbrücken mit derſelben wieder verbunden. Es ſtehen herrliche Linden darauf, deren eine über 7 Fuß im Durchmeſſer hat.

III. **Die dritte Inſel, Burg** genannt, mit der Stadt durch eine ſteinerne Brücke verbunden, iſt von ganz kleinem Umfang und enthält faſt keine Gebäude, als die kleine, alte Jakobskirche, die aber ſeit der Reformation nicht mehr gebraucht wird. Die Inſel iſt übrigens merkwürdig, weil ſie Ueberbleibſel uralter, großer Befeſtigungen zeigt, die jetzt der Stadt zur Schutzwehr gegen den See dienen, und in ſo vielen Jahren noch nicht beſchädigt werden konnten. Dieſe Subſtructionen, ſo wie der Name Burg (castrum) machen den Aufenthalt der Römer auf dieſer Inſel ſehr wahrſcheinlich, wenn auch nicht gerade Tiber's (ſ. Geſch.); denn die Feſtungswerke könnten eben ſo wohl aus der Zeit des **Conſtantius Chlorus** ſeyn und gegen die Alemannier angelegt. —

Seit dem J. 1363 exiſtierte auf dieſem Inſelchen bis zur Aufhebung der reichsſtädtiſchen Verfaſſung ein vom Bürger Jeck Zürn geſtifteter Garten, den die ſtädtiſchen Vorſteher benützten.

Merkwürdigkeiten Lindau's.

Gebäude: 1. Die Stifts- oder Marienkirche. Sie gehörte zu dem ſogenannten frey weltlichen gefürſteten Stift Lindau, das aus einer Fürſt-Aebtiſſin und zwölf adeligen Stiftsdamen bis zur Seculariſation der Klöſter beſtand. Die Stiftung iſt uralt. Obgleich das Schenkungs-Diplom K. Ludwigs des II. vom J. 866 unterſchoben iſt, ſo iſt doch die Errichtung deſſelben wahrſcheinlich ins neunte Jahrhundert, wo nicht früher, zu ſetzen; wenigſtens werden zum Jahre 910 die sanctimoniales linthaugienses von dem Annalenſchreiber Hepidan, ohne weitern Beiſatz, als etwas ſchon beſtehendes erwähnt. Einer alten Tradition nach ſtand dieſes Kloſter urſprünglich im offnen Felde, bei **Nonnenhorn** oder **Nonnenbach**, und die Stifter ſollen **Eckbert, Mangold** und **Wortbich** geheißen haben und Gaugrafen der Gegend geweſen ſeyn. (Eine andere Sage ſchreibt die Stiftung einem fränkiſchen Dienſtmann und rhätiſchen Gaugrafen Namens **Adalbert**

zu (ſ. Geſch.). Jene waren auf dem alten Portale der Stiftskirche abgebildet. Nach der hunniſchen Verwüſtung im 10ten Jahrhunderte, wäre ſodann das Stift, mit den Gebeinen der Gründer, an welchen eine ſolche Verpflanzung wirklich ſichtbar ſeyn ſoll, nach dem Flecken Lindau, der vielleicht damals mit vielen andern Orten unſerer Gegend Mauern erhielt, verſetzt worden.

Die Stiftskirche war mit zwölf ſteinernen Säulen geziert, und hatte ein Portal von ausgezeichneter Architectur und Sculptur. Von dieſer Herrlichkeit ſieht man jetzt nichts mehr; denn ſie brannte mit ſamt dem Stift und 36 Häuſern der Stadt im J. 1728 bis auf den Chor und das hintere Gewölbe ab; und wurde erſt im J. 1752 in ihrer jetzigen Geſtalt reſtaurirt; daher denn auch die Stiftsgebäude neuern und nicht von Bedeutung ſind; ſie dienen ſeit 1806 dem bair. Landgericht, Polizeikommiſſariat und Rentamte zur Wohnung. — In einem Anbau der Kirche befinden ſich ſehenswerthe alte Gemälde aus dem 15ten Jahrhundert.

Das Stift war reichsfrey und unter Kaiſer Friedrich III. gefürſtet worden; es beſaß übrigens kein eigenes Gebiet, ſondern nur einen Theil der Jurisdiction über die Dörfer Eſchach, Rickenbach, Schönau und Oberreitnau und einzelne Gefälle an Zinſen und Naturalien. Die Aebtiſſin hatte das eigenthümliche Recht, einen Miſſethäter durch eigenhändige Abſchneidung des Strickes von der Hand des Scharfrichters zu erlöſen. Der Act geſchah an der Ecke des ſogenannten Kerwatzen; das Meſſer, um den Strick abzuſchneiden, wurde der Aebtiſſin auf einer ſilbernen Schaale nachgetragen. Der erlöſte Verbrecher ward im Kloſter geſpeiſt und der Strick ihm zu ewigem Denkzeichen um den Leib gebunden. Der Fall kam vor in den Jahren 1578, 1615, 1694 und zuletzt 1780. Jede Aebtiſſin übte das Recht nur Einmal.

2. Die St. Peterskirche auf der Inſel ſoll der erſte Bau von Lindau geweſen ſeyn, und den Brand von 948 überlebt haben. Sie war vormals die Parochialkirche.

3. Die St. Stephanskirche (evangeliſche Pfarrkirche der Stadt). Angeblich im 12ten Jahrhundert erbaut; der Thurm wurde im J. 1668 vom Blitz entzündet. — Die Kirche hat eine treffliche Orgel, von dem Inſtrumentenmacher Stein in Durlach verfertigt. Im Chor liegt die im J. 1635 verſtorbene Gemalin des im 30jährigen Krieg ausgezeichneten kaiſ. Oberſten Grafen Max. Willib. von Wolfegg begraben.

4. Die (eingegangene) Dreifaltigkeitskirche, einſt den Franciskaner Barfüßern gehörig, im J. 1241 gegründet. Sie wurde ſchon im 30jährigen Kriege in ein Salzmagazin verwandelt; im J. 1658 wurde ſie wieder hergeſtellt und erhielt den Namen Dreifaltigkeitskirche. Geſchloſſen iſt ſie ſeit dem J. 1799. In dem, im J. 1748 neu aufgeführten Chore befindet ſich ein Saal mit den Bildniſſen der um Staat und Kirche verdienten Lindauer.

5. Die Stadtbibliothek, in der eben genannten Kirche; in der ſogenannten Conſiſtorialſtube, einem heitern Locale; klein aber gewählt, mit einigen Incunabeln, vorlutheriſchen Bibelüberſetzungen, Kirchenvätern, holländiſchen Ausgaben von Claſſikern, einigen Mönchsſchriften, arabiſchen Manuſcripten und einem kleinen Münzkabinet. Auch enthält ſie zwei handſchriftliche Chroniken der Stadt Lindau, wovon die eine bis zum Jahre 1626, die andere bis zum J. 1748 reicht. Die letztere giebt den Umfang der Stadt und Inſel Lindau auf 4451 Schritte an. Die Bibliothek ſteht unter der Aufſicht des Herrn Pfarrers Thomann, eines freundlichen und ſehr gefälligen Greiſes. Sie wurde im J. 1538 gegründet.

Schulen. Schon im 13ten Jahrh. blühte zu Lindau als Jugendlehrer ein Magiſter Luthold, im 14ten ein Joſ. Tochler. Die ordentliche lateiniſche Schule wurde im J. 1613 geſtiftet. Martin Brem lehrte 50 Jahre lang an derſelben mit Auszeichnung. Suevus, ein Sachſe aus Annaberg, führte ums J. 1661 geiſtliche Komödien bei der Schuljugend ein. Zu Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrh. wurden die Jünglinge unter M. Conr. Rieſch bis zur Univerſität gefördert. Nachmals führte die Schule den Titel Gymnaſium, und beſtand aus 4 Claſſen. Seit 1810 iſt ſie in eine bair. Supplementar-Studien-Schule verwandelt worden. Daneben beſtehen noch einige deutſche Schulen.

Alterthümer. 1. Auf der Burg ſ. oben. 2. Die ſogenannte Heidenmauer, als koloſſale Bruchſtücke einer rieſenhaften Befeſtigung oder eines Thurmes; wenn man von der Hauptbrücke durch das Thor tritt, rechts. Sie iſt aus ungeheuren unbehauenen Kieſelfelſen gebaut, bedeutend höher als die angränzenden Häuſer, mag 12 Schritt in die Länge halten und wurde als man ſie ums J. 1760 an den höchſten, zerfallenden Stellen renovirte, 8½ Schuh dick befunden. Da Häuſer an dieſelbe angebaut ſind, läßt ſie ſich nicht umwandeln. Die allgemeine Meinung hält dieſes Mauerſtück für ein Ueberbleibſel der Befeſtigungen Tibers gegen die Vindelicier. Wenn es aber wahrſcheinlicher iſt, daß Tiber die Inſel Reichenau zu ſeinem Waffenplatze gemacht, ſo vermuthen wir in dieſem Ueberreſte dunkler Zeiten entweder eine Befeſtigung der römiſchen Feldherrn des 4ten Jahrhunderts gegen die Lenzeralemannen, an deren Namen ohnehin ſchon bei Lindau ſelbſt gedacht worden iſt; oder an eine Bruſtwehre gegen die hunniſchen Ueberfälle im 10ten Jahrhunderte; da die Sitte, mit unbehauenen Steinen aller Art zu bauen, gerade auch den früheren Zeiten des Mittelalters eigen war.

Ueber die Ausſichten ſ. oben im landſchaftlichen Theile. Unter den Umgebungen ſind die Schwefelbäder zum Schachen und im Paradies zu nennen. Das letztere iſt auch eiſenhaltig.

Zur ſpeciellen Geſchichte: Ueber die Entſtehung Lindau's iſt in dem hiſtor. Theile geſprochen. Nach dem Brande vom J. 948 ſoll ein Theil der Einwohner Lindau's in den benachbarten Weiler Eſchach gezogen ſeyn, *) welches dadurch emporkam und zu einem befeſtigten Flecken wurde. Doch hatten die Ausgewanderten und die Zurückgebliebenen noch Gemeinſchaft mit einander, hatten Eine Pfarrkirche und machten nur Eine Gemeinde aus, die auf der Inſel des Gottesdienſtes pflegte. Unter den von Kaiſer Conrad II. verwüſteten Beſitzungen Herzogs Ernſt von Schwaben befand ſich auch jenes Eſchach; und nun zogen die dorthin geflüchteten Einwohner wieder nach Lindau, nachdem ſie ſich von der Hörigkeit losgekauft. Die Stadt ſtand von nun an unmittelbar unter dem Reich, hatte jedoch noch kein eigenes Regiment. Sie war unter der Verwaltung der Landvögte, und Lindau war eine der ſogenannten Wahlſtädte des Landgerichtes, welches bis ins 15te Jahrhundert hier war, und dann nach Altdorf verlegt wurde. Wann die Stadt ihr eigenes Regiment erhalten habe, läßt ſich aus Mangel an Urkunden, nicht genau beſtimmen, da dieſelbe 1264, 1339 und 1347 faſt ganz abbrannte. Aber ſchon Kaiſer Rudolph von Habsburg nennt ſie in einer Urkunde eine uralte Reichsſtadt. Im J. 1396 löste die Stadt die Reichsvogtey oder das Ammann-Amt auf ewige Zeiten an ſich.

---

*) In einer Urkunde des Neugart vom J. 882 iſt von einer Kurtis Lintowa die Rede in loco qui dicitur Eskinghova, man hat hier Lindau und Eſchach finden wollen, aber fälſchlich, jene beiden Orte finden ſich beiſammen in der Grafſchaft Kyburg.

In demſelben Jahre entſtand eine Bürgerempörung und ein ſchwerer Auflauf zu Lindau, der nur durch das Herbeieilen Bundesſtädtiſcher gedämpft wurde. Die Rädelsführer, darunter angeſehene Männer, wurden enthauptet. Im J. 1496 hielt Kaiſer Maximilian I. hier einen merkwürdigen Reichstag. (ſ. Geſch.) Von den Schickſalen Lindau's während des 30jährigen Kriegs haben wir im hiſtor. Theil ausführlich erzählt.

Die Hauptprodukte der Umgebungen von Lindau ſind Wein, Obſt, beſonders Kirſchen, Gemüſe und Futterkräuter. Der Handel, der ſich meiſtens mit Spedition von Waaren und Salz, auch etwas noch mit Getraide, Leinwand-Fabrikation und Verkauf beſchäftigt, gab im ſechzehnten Jahrhunderte freilich der Stadt eine ganz andere Geſtalt als jetzt. Ein Genoſſe jener Zeit, Achilles Gaſſer, ein geborner Lindauer, Arzt zu Augsburg, macht in Münſters Kosmographie folgende naive Beſchreibung davon: „Die Bürger und Einwohner dieſer Stadt ſind gemeinlich aufrecht, und ein Kriegsvolk, das nicht übel lebt, ziemlich gekleidet, vermöglich, aber etwas noch bäuriſcher Sitten, und haben bis zu dieſen Zeiten wenig gelehrter Leut gehabt, aber doch unter erſten die Religion wider den Pabſt angenommen. Es iſt hier eine ſolche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samstage auf dem Wochenmarkte, mehr denn aus acht und zwanzig Städten und Städtlein, von ſieben, acht, neun und mehr Meilen Wegs her ohne Unterlaß Leut herbei fahren, dazu auf bemeldten Wochenmarkt ob vierzehnhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus und eingehen. Aus Schwaben und Baiern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eiſen dar, das von dannen in das Oberland, und in die Eidgenoſſenſchaft verführt wird. Ob dem Unterſee, Thurgau und Hegau gehet wöchentlich auf dem Waſſer und zu Schiff Haber, Korn und eine große Menge Wein, der von Stund an in das Algau, Schwaben und auch Baierland hinwieder verkauft wird. Aus dem Bregenzerwald, Montafun, Appenzell, Thurthal und Oberland bringt man trefflich viel Käs und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbauern (Nachbarn) Obſt, Garn und Geſpinnſt zu Markt. Ausgenommen anderer viel und großer Kaufmanns-Güter, auch täglicher Krämerey, ſo daſelbſt, nicht mit kleinem der Stadt Seckel Einkommen, von mitternächtlichen Landen und Oeſterreich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, München, in der Lombardey, gen Genua, ganz Welſchland, und auch gen Genf und in

Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das deutſche, oder auch das ſchwäbiſche Venedig genannt ſeyn kann."

Die Stadt ſtand auch wirklich immer in einiger Verbindung mit dem deutſchen Hauſe in Venedig. An dem erſten ſchwäbiſchen Städtebund in der 2ten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nahm Lindau ſehr thätigen Antheil.

Lindau war eine der erſten Städte, die an dem Reformationswerk Antheil nahmen; ſie ſchwankte aber lange, ob ſie Luther oder Calvin den Vorzug geben ſollte: endlich entſchied ſie ſich für Luthers Kirchenverbeſſerung, und ſeit dem bekennt ſich die Bürgerſchaft und der größte Theil der Einwohner zur evangeliſchen Lehre.

Unter ihren Mitbürgern zeichneten ſich im ſiebzehnten Jahrhunderte D. Daniel Heider und ſein Sohn D. Valentin Heider aus; der erſtere leiſtete während ſeiner 46jährigen Amtsführung der Stadt, beſonders im 30jährigen Kriege weſentliche Dienſte, der zweite war zum Beſten ſeiner Vaterſtadt hauptſächlich auf dem Friedenscongreß und den Nürnberger Executionsverhandlungen thätig. Vom J. 1740 — 1760 machte ſich der Bürgermeiſter Wegelin durch Herausgabe des Thesaurus rerr. Suevv., der Chronik des Thomas Lirer und mehrerer diplomat. Schriften um Schwaben und um ſeine Vaterſtadt verdient.

Das alte Reichsregiment der Stadt wurde durch einen Magiſtrat verwaltet, der aus dem geheimen und dem innern Rathe beſtand. Den geheimen Rath bildeten drei Bürgermeiſter, zwei Geheime und zwei Rathsconſulenten. Der innere Rath beſtand aus vierzehn Senatoren. Das Stadtgericht war aus einem Stadtammann, einem Stabshalter, vierzehn Richtern und zwanzig des großen Rathes gebildet. Früher war das Regiment der Zünfte eingeführt geweſen, aber im J. 1551 wurde es durch eine kaiſerliche Kommiſſion abgeſchafft. Die Abgaben der Bürgerſchaft waren ſehr drückend, und ſollen beinahe den dritten Theil des Einkommens betragen haben.

Das Gebiet der Stadt beſtand aus der ſogenannten Reichsvogtey, aus 2 evangeliſchen und 3 katholiſchen Pfarren, und der ganze Staat enthielt etwa 5000 Einwohner. Die Reichsvogtey beſtand in der Schutzgerechtigkeit über die vier Kelnhöfe (Kellerhöfe, meiſt Rebgüter), die der Stadt eigenthümlich gehörten und über welche ſie mit dem Stifte Lindau in langen Streit gerieth, der erſt nach dem weſtphäliſchen Frieden zu Gunſten der Stadt entſchieden wurde.

Mit dem Beginne des 19ten Jahrhunderts wurde Lindau ſchnell von einer Veränderung in die andere geworfen. Der Reichsdeputationsſchluß (1802) theilte ſie dem Fürſten von Bretzenheim zu, der ſich aber ſchlecht entſchädigt glaubte, jedoch am 5ten Dec. 1802 von Stadt und Stift Beſitz nahm. Aber ſchon im J. 1804 trat er ſein Fürſtenthum gegen ergiebigere mittelbare Beſitzungen an das Haus Oeſterreich ab, welches dadurch ein ſchätzbares Vorwerk vor den Eingängen von Bregenz, und einen wichtigen Verbindungspunkt ſeines Handels mit der Schweiz erwarb. Der öſterreichiſche Beſitz dauerte aber kaum ein Jahr, und durch den Frieden von Preßburg (1805) wurde Lindau mit der bayriſchen Monarchie vereinigt.

Das fürſtliche Frauenſtift war ſchon durch den Lüneviller Frieden gänzlich aufgelöst worden. (*)

4. Oeſterreichiſcher Landesantheil.

Bregenz, Stadt. 27° 21' 30'' Länge, 47° 30' 15'' Breite; an dem ſüdöſtlichſten Ende des Bodenſee's, am Abhange und Fuße des Bregenzerwaldes. (ſ. Landſch.)

Kleines Städtchen mit 340 Häuſern und 1950 Einwohnern.

Wirthshäuſer: Adler. — Kreuz.

Die Stadt, ſo ſehr ihre Lage ſich zu einer Veſte zu eignen ſcheint, und ſo feſt ſie auch einſt, theils durch ihre Schanzen, theils durch den Hügel, der ihre Burg trug, wirklich war, iſt jetzt ihrem untern Theile nach offen. Ihren hübſcher gebauten Theil machen die am See gelegenen Vorſtädte aus, die eigentliche ummauerte Stadt, die ſich die Höhen hinanzieht, iſt häßlich und alt. Ueber dem Thore, welches aus der untern in die obere Stadt führt, iſt ein Theil eines alten römiſchen Basreliefs eingemauert, worauf noch ein Mann zu Pferde mit zwei Figuren zu ſehen ſind. Die Mauern der obern Stadt ſind größtentheils aus dem 13ten Jahrhundert.

Bregenz iſt die Hauptſtadt der alten Grafſchaft dieſes Namens, die gegen Mitternacht an die ehem. Herrſchaft Hoheneck und Grafſchaft Rothenfels, gegen Morgen an Tyrol, gegen Mittag an die Grafſchaften Blumeneck und Sonnenberg, gegen Abend an die Grafſchaft Hohenems und dann an den Bodenſee gränzte. Dieſe Grafſchaft war ungefähr 9 Meilen lang und von ungleicher

Breite (zwiſchen einer und vier Meilen). Die Bregenz durchwäſſert mit ihrem Hauptſtrom und ihren Nebenäſten das äuſſerſt gebirgigte und waldige Land, das daher gegen Mittag ſchlecht bewohnt iſt, und nur im Norden am See Obſt, Frucht und Weinbau hat. Die Einwohner tiefer im Lande nähren ſich von der Viehzucht, vom Holzhandel und von Bergwerken. Ziemlich bevölkert, von einem kräftigen, ſchönen, auch durch ſeine anmuthige Tracht ausgezeichneten Menſchenſchlage iſt der

Bregenzerwald*)

auch der Hinterwald genannt. Dieß iſt derjenige Theil der Grafſchaft, der ſich zu beiden Seiten des romantiſchen, drei Meilen langen Bregenzerthales, das ſich an dem Waldſtrome der Bregenzerach hinauf, dem Arlenberg zu erſtreckt, an den zwei Gebirgsreihen, die dieſes Thal begränzen, hinaufzieht. Er umfaßt neun Pfarren: die Au, Tagenhauſen, Mellau, Schnepfau, Bizau, Elenbogen, Bezau, Andelsbuch, Eck und Schwarzenberg. Die Einwohner nähren ſich durch den Verkauf des Bau- und Brennholzes, durch die Verfertigung vieler Rebſtecken (jährlich 400000 Stücke) und vieler hölzernen Geſchirre, die ſie nach Schwaben und der Schweiz verkaufen, ferner von Viehzucht auf ſchönen Alpen, Molkenbereitung und Flachsbau. Den Winter über ſpinnen ſie, Männer und Weiber; die letztern tragen auch ſonderbare, jedoch nicht übelkleidende, thurmartige Mützen von ſchwarzgefärbter Wolle, die ſie ſelbſt verfertigen. „Sie heißen ihre Maidlein und Jungfrauen ihrer Sprache nach Schmelgen; iſt ein ſchön ſtark, rauh aber nicht arm Volk.“ **) Noch heutzutage iſt jener Name dort herrſchend, und die Schilderung wahr.

Ihre geſchmackvolle Kleidung zeichnet beſonders die Bewohnerinnen des Bregenzerwaldes aus. Es wird ihnen ſehr leicht, immer reinlich zu gehen, weil ihre Alpen ſie zu keiner ſchweren Feldarbeit rufen. Die Bregenzerwälderin erſcheint, zumal an Feiertagen, in einem ſehr fein gefalteten, glänzend ſchwarzen, gegen das Ende mit ſchmalen Bändern verbrämten, leinenen Rocke, einfach ſchön und leicht geſchürzt. Die Aermel des Kleides allein ſind bei dem Mädchen des innern Waldes in der Kinderzeit von rother Farbe, und liegen wie Seide an dem anmuthig gewölbten Arme. Erſt wenn ſie mannbar wird, darf ſie die ſchwarzen Aermel anlegen, und dann iſt Jubel unter der männlichen Jugend und es melden ſich die Freier. Ihr Anzug iſt nicht nur reinlich, ſondern auch geſchmackvoll. An dem ſchmalen geſchloſſenen, weiſſen Buſentuche von feinem Baumwollengewebe (Kammertuch) iſt gewöhnlich eine ſehr niedliche Stickerei angebracht, und am Buſengürtel ſtehen nicht ſelten verſteckt die Anfangsbuchſtaben eines geliebten Namens mit Seiden- und Goldfäden geſtickt. Selbſt die Schlafmütze, die der Bräutigam als Liebesunterpfand gewöhnlich nicht lange vor der Ehe erhält, iſt von der zarten Hand der Bregenzerwälderin mit ausgeſuchten Deſſeins auf der Tambourin gearbeitet. Alles trägt im Bregenzerwalde das Gepräge herrſchender Betriebſamkeit und eines bei vieler Einfalt edeln Geſchmackes.

Unter dieſem Volke haben ſich auch noch manche Spuren jenes altalemanniſchen Naturglaubens erhalten, ganz wie ihn Agathias im 6. Jahrhundert uns ſchildert (vergl. S. 77.). Noch jetzt findet ſich in manchen Gegenden des Bregenzerwaldes eine Verehrung für mehrere alte, zerſtreute Bäume, die an Aberglauben gränzt. An ſchönen Sommertagen ſtürzt ſich der Eigenthümer eines ſolchen Baumes mit ſeinen Kindern und Hausleuten um denſelben, und verrichtet hier ſein Abendgebet. Man hat Beiſpiele, daß zufällig verarmte Hausväter, genöthigt das Grundſtück zu verkaufen, in welchem ein ſolcher Familienbaum ſtand, vorſätzlich den ſchriftlichen Veräuſſerungsvertrag alſo einrichten lieſſen, daß auf dem Grunde die Dienſtbarkeit des freien Fußweges zu dem Baume haften blieb, und der Verkäufer das Recht, mit dieſem Baume zu ſchalten und zu walten unbenommen behielt. Damit ein ſolcher Familienbaum nicht ausſtirbt, wird gewöhnlich ein junges Stämmchen an die Seite gepflanzt, welches an die Stelle des vermodernden Baumes tritt, und auf das die fromme Verehrung übergeht. Vielleicht ſtammt ein anderer ſcheinbar chriſtlicher Aberglaube, ebenfalls aus jener alemanniſchen Zeit, wo die Dämonen im See und in dem Bergwalde hausten, und der heilige Gallus in jedem Geächze eines ihm unbekannten Raub- oder Waſſervogels die Lockſtimme oder den Drohungsruf eines in leibliche Geſtalt verhüllten böſen Geiſtes ahnete. In Bregenz wagt es (ſo war es wenigſtens noch im J. 1804) keine Jungfrau, und wäre ſie nur Dienſtmagd, wenn ſie anders zu heirathen im Begriffe ſteht, nach dem Geläute des Ave Maria Abends aus dem Hauſe zu gehen, weil ſie ſich vor dem böſen Feinde fürchtet. Auch der Glaube an Zauberei und Hexerei war noch vor Kurzem beſonders den Rhein entlang, in Rankweil und andern Dörfern, etwas ſehr allgemeines. In der Grafſchaft Bregenz und Hohenems katowiren ſich Mädchen und Bauersfrauen, indem ſie mit der Nadel ein Kreuz, das mit Schießpulver ſchwarz gerieben wird, ohne Zweifel als Zeichen der Rechtgläubigkeit an ihren linken Arm eingraben.

---

*) Rohrer Beiſch. der öſterr. Kaiſerſtaaten. 1804.

**) Schleh's Rheinthal. 1616.

Uebrigens iſt das Bergvolk der Vorarlbergiſchen Herrſchaften mit ſehr guten Geiſtesgaben ausgeſtattet *), zeigt viel Anlage zum Witz, Leichtigkeit in Behaltung aufgefaßter Ideen, Fähigkeit in ſchneller Trennung und Verbindung der Begriffe, und zeichnet ſich dadurch vor den Hügeleinwohnern des vordern Bregenzerwaldes, welcher niedriger und feuchter und den Seenebeln ungleich näher liegt, obgleich es auch dieſen nicht an Munterkeit des Geiſtes fehlt, aus. Die Trunkenheit ſoll ein nicht ſeltenes Laſter unter dieſem Völkchen ſeyn, dagegen das zwei Stunden von Bregenz abgelegene, von Fremden wenig beſuchte Bergdörfchen Buech in Beziehung auf die Mäßigkeit ſeiner Bewohner als muſterhaft geprieſen wird.

Im Ganzen haben dieſe Bergbewohner viel Gefühl für Anſtand und edle Freimüthigkeit, und der Fremde wird freundlich aufgenommen. Die ſchuldloſe Schalkheit, mit welcher die junge Bregenzerwälderin dem fremden Gaſte im Frühjahr ein Körbchen mit großen Erdbeeren, und im Spätjahre mit kleinen Schwarzkirſchen entgegen trägt; die naiven Worte, mit welchen ſie die Gabe begleitet, endlich die ſchöne, nichts weniger als kriechende und furchtſame Stellung, mit welcher die freundliche Geberin ſich dem Fremden naht, überraſchen und erfreuen durch den Eindruck würdiger Natürlichkeit und ländlicher Sitteneinfalt, der dem Landſtraßen und Städte durchwandernden ſo ſelten begegnet. Der edle Stolz, das Selbſtgefühl des männlichen Geſchlechts, verbunden mit ſeltener, herzlicher Fröhlichkeit offenbart ſich in dieſen Berggegenden des Vorarlbergs am Beſten bei der Wahl des Landammanns. Jeder Jüngling, der das h. Abendmahl in ſeiner Dorfkirche empfangen, iſt Wahlmann und ſtolz auf dieſes Recht. Mehr als 1000 Wahlmänner ſtrömen zuſammen; ſo wie der öſterreichiſche Commiſſär zugegen iſt, fallen alle Waldbewohner auf ihre Knie und bitten Gott um Beiſtand, den Würdigſten zu wählen. Nach einer kleinen feierlichen Pauſe läuft alles Mannsvolk durcheinander, dem Ziele zu. Dieß ſind gewöhnlich drei ehrwürdige Bäume bei Petzau, deren jeder einen der drei zur Landammannsſtelle vorgeſchlagenen Bauern vorſtellt; am Ende werden nur die Köpfe bei jedem Baume gezählt, und auf dieſe Weiſe ſpricht ſich die Stimmenmehrheit für den neuen Landammann aus. Hoch fliegen dieſem zum Gruße die Hüte in die Höhe, daß ſie an den Baumwipfeln hängen bleiben, und ihnen die Burſche an den Baumſtämmen mit wunderbarer Schnelligkeit nachklettern. Ein beſtändiges „Vivat der Kaiſer und der Landammann“ durchſchallt die romantiſchen Thäler mehrere Nächte.

Aus dem Bregenzerländchen beziehen die Schweitzer Mouſſelinefabriken ihre feinſten Garne, indem unter anderm, aus 1 Pfund Baumwolle 230 Schneller, jeder zu 2000 Wiener Ellen geſponnen werden, auch ſticken die Mädchen in Lutrach, Gonzelbach und in der Locham goldene und ſeidene Blumen in die Mouſſeline und nähen auf der Fluhr mit feinen Hohlſtichen ganz ſpitzenartig.

Die Grafſchaft Bregenz umfaßte neun Gerichte und zählte im J. 1777 mit Hoheneck und Hohenems gegen 36000 Einwohner.

Die Grafſchaft ging von den alten Grafen von Bregenz (ſ. Geſchichte), die Eines Stammes mit denen von Montfort waren, nach ihrem Ausſterben auf die Grafen von Zürich und Rhätien und von dieſen durch Heirath auf die Grafen von Pfullendorf über (im 12. Jahrh.). Von dieſen kam ſie an die Pfalzgrafen von Tübingen, die auch montfortiſchen Stammes waren, und endlich an die Grafen von Montfort. Eliſabeth, Gräfin von Montfort und Bregenz, vermählte Markgräfin von Hochberg, verkaufte im J. 1451 ihren halben Theil der Grafſchaft Bregenz, der Herrſchaft und des Schloſſes Hoheneck an den Erzherzog Sigmund von Oeſterreich für 33,592 Gulden. Die andere Hälfte der Grafſchaft verkaufte Graf Hugo v. Montfort und Bregenz im J. 1523 für 5000 Gulden an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich. Seit dieſer Zeit iſt Oeſterreich im fortwährenden Beſitze der Grafſchaft, der nur in Folge der neueren Staatsumwälzungen auf kurze Zeit unterbrochen wurde, indem durch den Friedensſchluß von Preßburg (1806), nachdem das Jahr zuvor die Franzoſen die Stadt Bregenz ohne Schwierigkeit zu finden, beſetzt hatten, die vorarlbergiſchen Lande der Krone Bayern zufielen. In Folge des Wienercongreſſes kehrte jedoch die Grafſchaft im J. 1815 wieder an das Erzhaus Oeſterreich zurück.

Der Bregenzerkreis, oder das Vorarlbergiſche, bildet heutzutage einen der ſieben Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol und umfaßt die Herrſchaften Bregenz, Embs, Feldkirch, Bludenz, Sonnenberg und Hoheneck unter einem eignen Kreis-Haupt-

---

*) Unter den ausgezeichneten Frauen dieſes Ländchens, nennen wir Hergotha (ſ. Geſch.) und die berühmte Künſtlerin Angelika Kaufmann, die zu Schwarzenberg geboren und zu Bregenz durch ihren Oheim gleichen Namens erzogen ward.

manne, der in Bregenz wohnt. Auch liegt beſtändig ein Bataillon des tyroliſchen Jägerregiments Kaiſer in Vorarlberg, wovon der Stab mit einer Diviſion in Bregenz befindlich iſt.

Die Stadt Bregenz ſelbſt enthält wenig ſehenswerthes. Sie hat einige Kattunwebereien und eine Eiſenſchmelzhütte. An den Aufenthalt der Römer in der rhätiſchen Stadt Brigantium erinnern zwar faſt keine Ueberreſte von Baudenkmalen mehr; aber noch im 16. Jahrhunderte wurden in dem ſogenannten Malkreis und an andern Orten viel römiſche Münzen von Gold, Silber und Kupfer ausgegraben.

Die (erſtgenannte) der handſchriftlichen Chroniken von Lindau ſagt, Bregenz habe zur Römerzeit auf der Höhe geſtanden, da wo jetzt der Oelrain iſt; hier ſeyen hauptſächlich Münzen aller Art, auch ein heidniſcher Altar mit folgender Inſchrift gefunden worden:

N H D. D.
DEO MERCVRIO
ARCECIO EX VO
TO ARAM POSVIT
SEVERVS SEVE
RIANVS SVB COS.
LEG. III ITAL. F.
GORDIAN.
BE . . . CO
S. C.

Die Pfarrkirche der Stadt, modern und geräumig, aber mit altem Thurme, liegt anmuthig auf einem grünen Hügel. Am Eingange links befindet ſich an der Kirchmauer der Grabſtein des in den Vorarlberger Unruhen bekannt gewordenen Doctor Franz Anton Schneider, der am 19. Oct. 1777 geboren, als K. K. Appellationsgerichtsrath am 16. Jul. 1820 zu Bregenz verſtorben iſt. Eine Inſchrift von deutſchen Alexandrinern enthält ſein Lob. Rechts auſſerhalb der Kirchthüre deckt ein einfacher Stein das Grab des berühmten im J. 1800 an der Linth gebliebenen Feldmarſchalllieutenants Hotze, eines gebornen Bürgers von Richterſchwyl am Zürcherſee. Auf einem andern Hügel der Kirche gegenüber ſtehen die Gebäude des Rentamtes.

Umgebungen von Bregenz.

1. Die Mehrerau, ¼ St. vor der Stadt, ein berühmtes Benedictinerkloſter (ſ. Geſch.), wurde mehr als einmal zerſtört und verbrannt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts neu hergeſtellt: das Hauptgebäude aber, nachdem es von Bayern im J. 1806 aufgehoben worden war, wurde von einem Bürger gepachtet und die Kloſterkirche von einer Geſellſchaft Städtern gekauft und abgebrochen (im J. 1814). In den noch ſtehenden Gebäuden iſt jetzt eine Wirthſchaft, und es führt eine angenehme Allee von der Stadt dahin.

2. Das Franziskanerkloſter auſſerhalb der Stadt am See; im J. 1605 neu gebaut; jetzt Kaſerne.

3. Das Klöſterlein oder Thalbach, zwiſchen der Stadt und der Pfarrkirche, mit Schweſtern vom Sanct Clarenorden. Es wohnen noch etliche darin.

4. Das Schlößchen Rieden, auf einem luſtigen Hügel, beim Dorfe gleichen Namens am Ausfluſſe der Bregenzerach. Es iſt von einem Hans Schnabel gebaut, der erſt Trabant des berühmten Ritters Marx Sittich von Embs war, am Ende als Obriſter in Ungarn focht, und geadelt wurde. Jetzt gehört es einem Bauern; vortreffliche Ausſicht.

5. Die Clauſe, eine Viertelſtunde vor der Stadt, Lindau zu gelegen, „bei der Unnoth,“ ein befeſtigter Paß am Gebirge, mit einem Thor und Schanzen, durch welchen die Straße aus Italien nach Lindau und Schwaben geht. Dieſer Paß liegt auf einer ſtarken Anhöhe, und hatte ehedem eine Beſatzung von 80 Invaliden. Die Befeſtigung beſteht aus drei Bollwerken, deren jedes über dem andern liegt und es vertheidigt. Ueber ſeine Einnahme durch Wrangel im J. 1646 ſ. das Geſchichtliche.

6. Gravenreuthsruhe, bei der Clauſe; ein jetzt zerfallendes Tempelchen, aus der Zeit des bayeriſchen Regiments, dem bayeriſchen Gouverneur von Bregenz, Freiherrn v. Gravenreuth, von den Bregenzern erbaut. Herrliche Ausſicht auf den See.

7. Das Gebhardskirchlein ¾ St. von der Stadt auf einer vorſpringenden Stufe des Bregenzerwaldes, gegen das Rheinthal hin gelegen, mit entzückender Fernſicht (ſ. Landſch.). Hier war die Stelle des im J. 1646 von den Schweden geſprengten Schloſſes Hohenbregenz, das von unwiſſenden Bregenzern, nach einer Beſitzung des Grafen Hugo von Montfort, des Sängers, Pfannenberg in Oeſterreich, auch Neupfannenberg genannt wurde, und erſt im J. 1608 mit neuen Baſteyen, Pforten und Waſſerbrunnen vermehrt worden war. Der Eingang war ſüdlich, das Thor mit zwei kleinen, feſten Thürmen verwahrt, unmittelbar dahinter ein hohes

Hauptgebäude mit eng umſchließender Mauer: dann gegen Norden im Zwinger ein hoher Thurm und eine zweite weite Ringmauer; ſo iſt es in Marians Theatrum Europäum abgebildet.

8. Der St. Gallenſtein, nächſt Bregenz, bei einer einſamen Kapelle. Von dieſem etwas ausgehöhlten Stein geht die Sage, daß er dem h. Gallus zur nächtlichen Lagerſtätte gedient. Fieberkranke legen ſich noch, in glaubensvoller Hoffnung, auf dieſen Stein, um zu geneſen.

9. Schöne Spaziergänge gegen der Aachbrücke – nach Wolfurt am Eingang ins Bregenzeraachthal, wo eine ſchöne Ruine – nach Hofen (ſehr ſchönes altes Schloß, 1 St., jetzt Bräuerei) (gegen Wangen) – nach Lochau ¾ St. in derſelben Richtung – ins Bäumli gegen Lindau 1 St., Dörſchen nächſt an der Klauſe, mit einer Eiſenſchmelze, Kohlenbrennerei und beſuchten Schiffslände, indem hier faſt alle im Bregenzerwalde und im Allgau verfertigten Rebſtecken verkauft werden, zu welchem Ende auch jährlich zweimal im Frühlinge ein Markt hier gehalten wird. — Auf den Pfänder, den höchſten Berg in der nahen Umgegend mit einer alten Schanze und einer herrlichen Ausſicht: in der Nähe ſind Bauernhöfe, wo man, nach einem Sonnenuntergang oder in Erwartung eines Sonnenaufgangs auf einem Heulager übernachten kann. —

Am Bodenſeeufer ſind nun noch folgende Ortſchaften öſterreichiſch:

Hard, großes Pfarrdorf zwiſchen Bregenz und Fuſſach, Lindau gerade gegenüber, größtentheils von Schiffern, Schiffbauleuten und Fiſchern bewohnt; berühmt durch die im Schwabenkriege, den ſchwäbiſchen und öſterreichiſchen Bundesvölkern, von den Eidgenoſſen beigebrachte harte Niederlage, am 20. Febr. 1499. Die Schlacht iſt in unſrem geſchichtlichen Theil erzählt; hier ſtehe nur noch folgende Anecdote, die dort nicht wohl einen Platz finden konnte, und die der ſchweitzeriſche Chronikenſchreiber Stumpf aus dem Mund eines Augenzeugen erzählt:

„Nach dem Siege bei Hard, als die Eidgenoſſen in dem Dorfe lagen, fanden ſie in einem Hauſe, wo Adelige und Bürgerliche ihr Quartier hatten, am Morgen einen einfältigen Kriegsknecht, der Schlacht entronnen, im Dachſtuhl verborgen. Als ſie ihn hervorzogen, fiel er nieder auf die Knie und bat um Friſtung ſeines Lebens mit folgenden Worten: „Ach ihr lieben frommen Kühmäuler, ich bitt' euch durch Gott, ſeyd mir gnädig! als ſich aber die Eidgenoſſen dieſer Rede verwunderten, und ihn mit Worten ſtraften, warum er in höchſter Lebensgefahr ſie alſo zu ſchmähen wage: da verſicherte er hoch und theuer, daß er bei ſeinem Volke nie von einem andern Namen gehört, noch gewußt hätte, daß ſie anders hieſſen, denn Alle Kühmäuler, deß ward gelacht und ihm zur Thorheit gerechnet; er aber mit Frieden freundlich aus dem Lager geleitet.“

Auch im J. 1796 fiel hier ein Vorpoſtengefecht zwiſchen den Franzoſen und Oeſterreichern vor, in welchem die letztern den kürzern zogen. Zwiſchen dem Ausfluſſe der Bregenzeraach und dieſem Dorf ergießt ſich die kleine Lauteraach in den See.

Fuſſach, ein Dorf, das in alten Urkunden unter dem Namen Fossone erſcheint; jenſeits der Rohrſpitze am See gelegen. Hier ergießt ſich die Dornbirneraach (auch Fuſſach genannt) in den See. Es hat eine ſtarke Spedition von Lindau nach der Schweitz, Graubündten und Italien. Auch geht der Mailänder Courier alle Wochen von Lindau über hier nach Mailand und zurück. Vor Zeiten war es eine beſondere Vogtey des Herzogs von Oeſterreich, und hatte daher ein Schloß, das in einer Fehde der Freiherren Gradler von Grätz mit Oeſterreich von jenen in Gemeinſchaft mit den Zürchern und Eidgenoſſen im J. 1460 geſtürmt und verbrannt wurde. Die Schiffslände am See, welche vor Zeiten unmittelbar am Dorfe war, iſt jetzt durch angeſchwemmtes Erdreich wenigſtens 1000 Schritte von dem alten Punkte entfernt.

Gaiſſau, ein Pfarrdörfchen dicht am Rhein, auf riedigem, moosigem Grunde; vom Rhein häufig überſchwemmtes Gelände. Die niedern Gerichte gehörten ehemals dem Abte von St. Gallen, die hohe Obrigkeit zu Feldkirch. Näher gegen den See ſtehen noch einige Häuſer Rohr genannt; von der Rohrſpitze, einer Erdzunge, die ſich bei der Mündung des Rheines in den See zieht, und heutzutage auch das Rheinhorn genannt wird.

Weiter landeinwärts zwiſchen Gaiſſau und Fuſſach liegt das Dorf **St. Johann Höchſt**, auch ſchlechtweg Höchſt genannt. Lebhafter Handelsgeiſt der Einwohner; den erſten Anfang ihrer Induſtrie haben ſie den Schweitzern aus St. Gallen, Rorſchach und Rheinegg zu danken.

Der Rhein bildet die Gränze des Vorarlbergs gegen die Schweitz, auf deren Boden wir jetzt übergehen. Starke Ueberfarth nach Rheinegg.

Schweitzerufer des Bodenſee's *).

Sanct Galliſcher Landestheil.

Rheinegg, 47° 27′ 6″ Breite 27° 15′ 6″ Länge. Kleine, wohlgebaute Stadt im Rheinthal, mit 900 reformirten Einwohnern in 185 Häuſern· Rathhaus, Kirche, 2 Thore. **Rheinegg** bildet mit der Gemeinde St. Margrethen und beider Zubehörden einen **Kreis** des St. Galliſchen Bezirks Rheinthal.

Wirthshäuſer: Krone, Rebſtock.

Sie liegt von vielen ſchönen Landhäuſern umgeben, in einer äuſſerſt lieblichen und fruchtbaren Gegend, und lehnt ſich gegen Süden und Südweſten an die ſchöne Bergeskette, die den Canton St. Gallen vom Appenzell trennt. Die Kirche iſt ſchon auf den Fuß des Berges geſtellt, und eine lange ſteinerne Treppe führt zu ihr. Eine Stunde von der Stadt nordweſtlich ergießt ſich der die Stadt beſpülende Rhein mit einer breiten Mündung in den See.

Die Einwohner nähren ſich vom Landbau, Holzverſendungen, Handwerken und Fabrikarbeiten von Leinwand, baumwollenen Zeugen und Fiſchfang (Rheinlanken) auch Schiffarth, beſonders Verführung von Bauſteinen. Ein Wochenmarkt, mehrere Jahrmärkte und die Durchfuhre der Waaren von und nach Italien geben dem Orte Lebhaftigkeit und Verdienſt. Rheinegg hat eine Real- und zwei Primärſchulen, ein Waiſenhaus und ein Spital, welche beide gut fundirt ſind.

Sammlung. Herr Pfarrer **Steinmüller**, der rühmlichſt bekannte Verfaſſer des Buches: „die ſchweitzeriſche Alpen- und Landwirthſchaft“ beſitzt ein ſehr ſchönes Naturalienkabinett; das vorzüglich alles ornithologiſch Merkwürdige der Seegegend enthält.

Umgebungen. Dieſe ſind voll der reitzendſten Ausſichtspunkte, und der intereſſanteſten Denkmale des deutſchen Alterthums.

1. Stelle, wo die jetzt bis auf die letzte Spur verſchwundene Hauptburg von **Rheinegg** ſtand. Sie iſt jetzt durch ein Rebhäuschen

Stadt. Einſt war der ganze Berg mit der Burg überbaut. Die letzten Trümmer wurden ums J. 1746 vollends abgebrochen. Man ſteigt an der Kirche eine gute Anzahl ſteiler ſteinerner Stufen empor, um dazu zu gelangen. Der Punkt gewährt eine herrliche Fernſicht über den See und nach Schwaben, ſo wie in die weite Mündung des Rheinthals. Die Schickſale dieſer, ſo wie der nachher genannten Burgen und ihrer Geſchlechter findet man ausführlich im geſchichtlichen Aufſatz. Rheinegg Stadt und Schloß wurde zweimal, und beidemal durch die Appenzeller verbrannt: im J. 1408 und im J. 1445.

2. Die **zweite** Burg **Rheinegg**, eine ſehr ſchöne Ruine, mit einem hohen, grauen Thurme, etwa ¼ St. hinter der erſten auf einem von dieſer abgeſonderten waldigen Vorhügel deſſelben Gebirges gelegen. Auch ſie wurde im J. 1445 von den Appenzellern zerſtört.

3. **Thal** (Dorf) und der **ſteinerne Tiſch** auf dem Buchberg mit entzückender Ausſicht. Die Weinburg am Fuße des Buchbergs, an dem guter rother Wein wächst (dem Erbprinzen von Sigmaringen gehörig); daran das **Bannriedt**, ein Dorf.

4. In der Nachbarſchaft, in ganz geringen Entfernungen von einander auf den Vorhügeln des Gebirgs die ſchönen und berühmten alten Schlöſſer:

Greifenſtein, jetzt im Beſitze der Herrn von Salis-Solis.

Blatten, Bauersleuten gehörig. Wenige 100 Schritte dahinter.

Rüſſegg, ehem. Edelſitz; hübſches Schlößchen mit 4 runden Thürmen, einem Bauern gehörig. Zwiſchen Rüſſegg und Wartenſee, das Dorf Buchen.

Wartegg bei Staad (ſ. Geſch.). Von den Blarer 1536 gebaut. Seit 1677 beſaſſen es die Herrn von Thurn; jetzt iſt es in vierter Hand. Herrliche Ausſicht auf den See.

Wartenſee. Ueber das Geſchlecht ſ. Geſch. Ein Zweig dieſes Hauſes kaufte Güter im **Sundgau**, im Birsthale bei Baſel, wo ſie noch das beträchtliche Gut Reich beſitzen. Sie ſchreiben ſich noch immer Blarer von Wartenſee, im Gegenſatze von den Blarern von Gyrsperg bei Conſtanz.

Das Schloß **Wartenſee**, zuletzt einem Landammann **Watzau** aus Graubündten gehörig, jetzt feil, beſteht aus zwei verbundenen Schlöſſern, einem alten und neuen Bau; in jenem ſieht man noch

---

*) Staats- und Erdbeſchreibung der Eidgenoſſenſchaft von **Fäſi**, 3ter Band. Zürich. 1766. von J. C. **Fueßlin** 3ter Band. Schaffh. 1771 Geographiſch – ſtatiſtiſche Darſtellung des Schweitzerlandes von J. G. H. Normann Hamb. 1797. **Ebels** Anleitung u. ſ. w. – **Glutzblotzheim**'s Handbuch – Mündliche Notizen. — Geſner. Statiſtiſches Handlexicon der Schweiz von Marcus Lutz.

[illegible] mit [illegible] Wall und Graben umgeben.

Die Wiggen, altes Schloß, mit ſchönen gemalten Glasſcheiben. Gehört dem Herrn von Hoffmann in Rorſchach.

Dörfer am See zwiſchen der Rheinmündung und Rorſchach.

Altenrhein, Dörfchen auf einer Erdzunge, öfters den Ueberſchwemmungen des Rheins ausgeſetzt.

Die Straße von Rheinegg nach Rorſchach führt über Bauried, Röthel, Speck (am See) und das Dorf

Staad, mit einer Schifflände auf den Gränzen der Diſtrikte Rorſchach und Rheinthal. Vorzügliche Steinbrüche. Einige wollen den Namen von Statio herleiten und ſuchen hier eine römiſch-helvetiſche Gränzſtation gegen Rhätien: der Name iſt aber ohne Zweifel deutſch, und bezeichnet ein Geſtade oder eine Schifflände, in welchem Sinne das Wort Staad oder Städe am Bodenſee noch häufig gebraucht wird. Von der Höhe des Gebirges herab, unter dem ſich die Straſſe hinzieht, blickt das Appenzelliſche Dorf Wolfhalden, unſterblich durch die Freiheitsſchlacht der Appenzeller gegen Herzog Friedrich von Oeſterreich im J. 1405, herab. — Staad iſt 2 Stunden von Rheineck und eine halbe von Rorſchach entfernt.

Rorſchach, wohlgebauter Marktflecken im Kanton St. Gallen, beſpült vom See. Zwei Stunden von der Stadt St. Gallen. 1550 kathol. Einwohner in 300 Häuſern.

Wirthshäuſer: Krone, Löwe, grüner Baum, Schiff, drei Könige.

Rorſchach hat eine herrliche Lage in einer fruchtbaren, hügelreichen Gegend, mit den reitzendſten Ueberſichten über den See und die Ufer von den Anhöhen herab (ſ. d. Landſch.); über das Emporkommen der Stadt und ihres Leinwandhandels, ſo wie über ihre Schickſale ſ. die Geſchichte, beſonders S. 239.

Den Flecken zieren mehrere neue, ſchöne Gebäude, namentlich ein großes Salz- und Kornhaus; er iſt durchgehends gut gepflaſtert, hat breite Straſſen und einen der geräumigſten und beſuchteſten Häfen des See's. Viele Häuſer ſind von Stein, wie ſich denn nahe bei dem Flecken vortreffliche Steinbrüche finden. Hübſche Pfarrkirche. Das große Haus, welches kürzlich der Biſchof von Chur zum

Wochenmarkt iſt beſonders des Getraides wegen ſehr lebhaft. Die Einwohner nähren ſich auſſer dem Landbau und der Güterverſendung, auch von Fabrikarbeiten, beſonders vom Bleichen der Leinwand und von Verfertigung und Bearbeitung roher Stoffe. Der eigenthümliche Leinwandhandel hat jedoch durch die Ungunſt der Zeitumſtände, aufgehört, ſeitdem iſt der Wohlſtand ſehr geſunken, und die reichſten Familien ſind fortgezogen. Doch machen immer noch mehrere Häuſer mit ſogenannten doppeldicken oder weiſſen Conſtanzer und Ulmer Leinwanden, vorzüglich nach Italien und Spanien Geſchäfte.

Merkwürdigkeiten: Spinnmaſchinen zu Flachs und Wolle. — Neu-erfundene Mange. — Muſikaliſches Collegium. — Gemäldeſammlung des Hrn. von Hoffmann und Badeanſtalt des Hrn. Dr. Felder.

Umgebungen.

1. Die ſogenannte Statthalterei oder das ehem. Kloſter Mariaberg, wo der Pater Statthalter des Stifts St. Gallen mit 3 Konventualen wohnte, hinter dem Flecken; mit einem ſehr ſchönen Kreutzgang und herrlich gewölbten Refectorium mit ſtämmigen Steinſäulen; oben am Gewölbe erhabne Arbeiten in Stein, den h. Gallus, wie er den Löwen in der Wildniß füttert, den h. Othmar u. ſ. w. vorſtellend. Ueber der Eingangsthüre ſteht die Jahrszahl 1513. Auf dieſer Stelle hatte Abt Ulrich VIII. das neue Kloſter aufführen laſſen, in das er die Abtei verpflanzen wollte (ſ. Geſch.).

2. Das St. Annen- oder Vogtsſchlößli oberhalb dem Flecken. Dieß iſt das ehemalige Schloß Rorſchach. Den erſten Namen hat es von der Heiligen ſeiner Kapelle durch die Umwohner erhalten (ſ. Geſch.). Später wohnte der weltliche Obervogt des Stiftes St. Gallen hier.

3. Das Mötteliſchloß über dem Dorfe Unter-Goldach (ſ. Geſch.). Es beſteht in einem ummauerten, ziemlich großen Wohnhaus, mit einem viereckigten, breiten aus großen Quaderſteinen erbauten Thurme, der ein altes, ehrwürdiges Anſehen hat. Doch iſt das ganze Gebäu ſchwerlich vor das Ende des 14. Jahrhunderts zu ſetzen. Auch der Einbau der untern Hausflur iſt noch im alten Stande; braune, hölzerne Säulenpfoſten tragen die Decke. Im obern Stock iſt der Einbau neu, doch findet man noch das Wappen der Mötteli-Rappenſtein über einer der Thüren; einer dieſes Geſchlechtes der im J. 1549 ſtarb, hat einen Grabſtein an der Kirche von Untergoldach. Das Schloß gehört jetzt dem Herrn Baron Heinrich

von Salis-Solis, welcher den oberſten Theil des Thurmes, von welchem herab man eine ſchöne Ausſicht auf den See genießt, zu einem Belvedere einrichten laſſen. Das Schlößchen iſt ¼ St. von Rorſchach entfernt, der angenehme Weg geht aufwärts über grünen Waſen unter Obſtbäumen hin, die hoch und breitäſtig ſind, wie Eichen.

4. Die Steinacherburg, ½ Viertelſtunde oberhalb dem Dorf Oberſteinach. Der untre ſehr hohe, lange und breite Stock der Burg iſt uralt; die unbehauenen Steine und Felsblöcke, aus denen er aufgethürmt iſt, bilden eine wahre geognoſtiſche Landcharte: Granit, Gneis, Schiefer, Sandſtein, Kieſel, Nagelflue, alles durcheinander. Dieſer Theil des Gebäudes iſt unbedenklich ins 13te, vielleicht ins 12te Jahrhundert zu ſetzen; auf dieſem Stocke ruht eine Ritterwohnung des 15ten Jahrhunderts, mit vielen Fenſtern und einem hohen Giebeldache; ſie ſieht gegen die untern Steinmaſſen leicht gezimmert und baufällig aus, und ſteht nun doch auch ſchon ins 4te Jahrhundert. In einer der geräumigen, braunen Stuben dieſer Wohnung ſieht man noch verbleichte farbige Wappen und Abbildungen von Ritterkämpfen, Jagden und Turnieren. Im innern Hofe der Burg iſt minder altes Eingebäude, als der übrige untre Stock, ſeitwärts aber ſind noch Spuren eines uralten Eingangs in dieſen.

Das ganze Gebäude wurde von St. Gallen im J. 1809 an einen Bauern verkauft und hat ſeit 1814 einen zweiten Beſitzer, auch einen Bauern, der guten, ſelbſtgepflanzten, rothen Wein ärntet.

Ueber das Geſchlecht der Edeln von Steinach, und ob der Minneſänger Blicker von Steinach hier zu ſuchen ſey, ſ. den geſchichtlichen Aufſatz. S. 130.

5. Martinstobel. Ganz Ruine (ſ. Geſch.).

6. Falkenſtein; ebenfalls zertrümmert (ſ. Geſch.).

In der Nähe die ſchönen Dörfer Ober- und Untergoldach, mit [illegible] kath. Einw. In ihrem Umfange befindet ſich an dem Flüßchen Goldach und der Landſtraße nach Rorſchach eine von den Gebrüdern Tſchudi von Glarus angelegte große Spinnerei.

7. Dottenwil, 1½ St. von Rorſchach und ebenſoviel von St. Gallen, an der Straße von dieſer Stadt nach Conſtanz, auf einem kleinen Hügel gelegenes Schloß nebſt Dorf, einſt ein Beſitzthum der Mayer v. Wartenſee, von denen es an das Stift St. Gallen kam. Für die allmählig anſteigende Höhe genießt man hier eine außerordentliche Doppelausſicht. An der Vorderſeite des Gebäudes ruht das Auge auf dem weiten Horizont von den Allgäuer Bergen bis an die Glarner-Gebirge; den Mittelpunkt bildet der herrliche Alpſtein; im Hintergrunde ragen der Speer und die ſieben Kurfürſten hervor. Von einem Fenſter gegenüber, ſetzt man die Ausſicht fort; ſie dehnt ſich von den Tyroler- und Vorarlberger-Gebirgen der ganzen Küſte des Bodenſee's nach, bis Hohentwiel und verliert ſich am Saume des Schwarzwaldes. Im Innern der Schweitz nimmt ſich der Etzel aus; der Kanton Thurgau und ein Theil vom Zürchercanton werden überblickt; auf der andern Seite ſtellen ſich die Seeſtädte von Bregenz bis Ueberlingen, die Inſeln Lindau und Bregenz, und manches Schloß landeinwärts von Schwaben zur minder entfernten Schau dar. Von den nähern Landſchaften iſt die lieblichſte und deutlichſte das Dornbirner Thal.

In neuern Zeiten war das Schlößchen mit Gebäuden vermehrt und zu einem Kur- und Badhauſe eingerichtet worden; nun aber iſt es Eigenthum eines Privatmanns von St. Gallen.

Abſtecher nach der

Stadt Sanct Gallen, 47° 21′ 30″ Breite, 26° 57′ 30″ Länge, 2086 F. über dem Meer, 840 über dem Bodenſee gelegen. 2½ Stunden von Rorſchach ſüdweſtlich; ebenſoweit von Arbon, unweit des Wirthshauſes im Grobel vereinigen ſich die beiden Straſſen von Rorſchach und Arbon; der Weg führt 2 Stunden lang bergan und ſenkt ſich ¼ St. vor der Stadt ſchnell abwärts.

Wirthshäuſer: Hecht (ſehr ſchön und gut). Rößli (Gut). Badhaus zu Lämmlisbrunn. Löwe. Drei Könige. Storch. Vortreffliches Kaffeehaus bei Herrn Baretta, wo man franzöſiſche, deutſche und italieniſche Zeitungen findet; bei Herrn Steinmann (auſſer dem Thore) und auf dem Freudenberge.

Die Stadt St. Gallen liegt an dem Bache, die Steinach genannt, und zwiſchen zwei Bergen. Das ganze Thal auf beiden Seiten derſelben iſt mit Bleichen bedeckt. Der Bezirk St. Gallen beſchränkt ſich auf die Stadt und ihre Vorſtädte, und enthält im Ganzen 1453 Gebäude, wovon 416 ohne die Abteigebäude, innerhalb der Ringmauern, und in und vor der Stadt unmittelbar 962. Sie hat 9000 Einwohner, die ſich, bis auf einige katholiſche Haushaltungen, zur reformirten Religion bekennen.

Die Stadt hat durch ihre breiten Straſſen ein hohes, reinliches Anſehen, obgleich die Häuſer auſſer einigen öffentlichen und wenigen neuen Privatgebäuden nicht geſchmackvoll ſind; viele ſind 5 – 6 ſtöckig und mit Erkern verunziert. Sie wird durch die beſtändige Regſamkeit ihrer Bürger angenehm belebt. Verſchiedne groſe mit Laufbrunnen gezierte Plätze, namentlich der Haupt-, der Obſt-, der Rinder- nnd Schmalzmarkt, der Bol- und Lochplatz, der Portner-Hof, machen ſie hell und freundlich. Durch das Thal fließt der kleine Fluß Steinach nahe an der Stadt vorbei und treibt die der Stadt angehörigen Mühlen. Von dem Berge Menzelen herab fließt der Bach Einran, Iren oder Schwarzwaſſer. Die Stadtgräben ſind ausgefüllt und in Gärten verwandelt, die Stadt theilt ſich in die eigentliche Stadt, das Stift und die beiden Vorſtädte.

Merkwürdigkeiten der Stadt.

Gebäude: 1. Die katholiſche Haupt- oder vormalige Abtei-Kirche, im J. 1755 ganz nen aufgeführt. Sie hat zwei moderne aus groſen Quaderſteinen aufgeführte Thürme, in der Mitte eine groſe Kuppel, im Innern reich verzierte Altäre, eine koſtbare Orgel, und eine Menge bunter Frescogemälde, die ein St. Galliſcher Maler, Namens Moretto, im J. 1824 vollendet hat. Mit der Kirche verbunden iſt die alte St. Galls Capelle, jetzt in eine Kinderkirche verwandelt.

2. Die andern Abteigebäude. Das ehemalige Kloſter iſt mit der Stadt in Eine Ringmauer eingeſchloſſen, im J. 1567 wurde aber daſſelbe mit einer 32 Schuh hohen Mauer von ihr abgeſondert, und erhielt beſondre Thore, eines gegen die Stadt, und eines in ſeine Landſchaft.

Das Hauptgebäude in dem weitläuftigen Bezirke des ehemaligen Stiftes iſt die Abtei oder die ſogenannte Pfalz, und das eigentliche Kloſter oder der Convent; jene wird jetzt zum Kantonsregierungsſitze, dieſer für die Adminiſtration und das Gymnaſium der Katholiken gebraucht. In der Pfalz iſt auch das Kantonsarchiv und die Kanzlei. Im vorigen Jahre iſt für den Fürſtbiſchof von Chur und ſein Generalvicariat in dieſen Gebäuden ein eigener Wohnſitz zubereitet worden. Der Generalvicar iſt bleibend, der Biſchof ſechs Monate im Jahr anweſend. Die ſämmtlichen Kloſtergebäude, wie ſie jetzt ſtehen, ſind im 17ten und 18ten Jahrhundert aufgeführt worden; namentlich das ſchöne und geräumige Lokal der Bibliothek ums J. 1750.

3. Die Hauptkirche zu St. Laurenz; erſte reſtaurirte Stadtkirche. Sie iſt uralt, und in keinen Urkunden findet man Nachrichten von ihrer Erbauung, überall wird ihr Daſeyn vorausgeſetzt; man vermuthet daher, daß ſie ſchon im 9ten Jahrhunderte gegründet worden. Lange gehörte ſie der Stadt an, wurde in der Mitte des 14ten Jahrhunderts dem Münſter des Kloſters einverleibt, im Jahr 1413 aber der Stadt zurückgegeben. Bald darauf ließ ſie der Rath erweitern, den Thurm neu aufführen und die Glocken vermehren. Im Jahr 1578 ward ſie abermals erweitert, und in den Jahren 1764 und 65 der maſſive Thurm erneuert und mit einer eiſernen Balluſtrade geſchmückt.

4. Die St. Mangen-Pfarrkirche; im Jahr 898 von Abt Salomo in Form eines Kreuzes erbaut und anfangs zum hl. Kreuz genannt. Seit 1528 zum evang. Gottesdienſt eingerichtet. In einem ihrer Gewölbe wurde vom Jahr 1567 – 1614 die Bürgerbibliothek aufbewahrt. Den Thurm entzündete im Jahr 1731 der Blitz und brannte ihn mit Zerſchmelzung aller Glocken bis auf den Mauerſtock herab; er ward ſeitdem erneuert.

5. Das neue Waiſenhaus, das ſchönſte aller öffentlichen Gebäude; auſſerhalb der Stadt auf ihrer Nordweſtſeite befindlich.

6. Das Zeughaus neben dem Hecht, ehemals Eigenthum der Stadt, jetzt dem ganzen Kanton gehörig. Während der Revolutionszeit wurde es ausgeleert, iſt aber von der jetzigen Regierung wieder in einen ſehr achtbaren Stand geſetzt worden.

7. Das Gemeindehaus am Marktplatze; mehr groß als ſchön.

8. Münze, Kornhaus, Kaufhäuſer, Metzge, Marſtall, Metzig, Werkhaus, 2 Schützenhäuſer.

Anſtalten und Vereine.

1. Die katholiſche Stiftung oder Cantonsſchule mit eilf Lehrern, wo Vorleſungen über Theologie, Phyſik, Mathematik und Philoſophie gehalten, auch Geſchichte, Geographie und alte Sprachen gelehrt werden.

2. Das reformirte Gymnaſium der Stadt St. Gallen geſtiftet im Jahr 1598, und in dem 1228 gegründeten, nach der Reformation aufgehobenen, St. Catharina-Kloſter angelegt. Die Anſtalt wurde theils von der Obrigkeit, theils von den patriziſchen Geſchlechtern der Zollikofer von Rengensperg, Zollikofer von Alten Clingen, Keller, und im Jahr 1713, von Locher dotiert. Es dienten dabei ein Rektor und 8 Schulmeiſter alle geiſtlichen

Standes; im Jahr 1712 wurden noch 12 Profeſſoren beigefügt, 9 Abtheilungen gemacht, in welchen Religion, Künſte und Sprachen docirt wurden und die Theologen bis zur Bedienſtung abſolviren konnten. In ſeiner neueſten zweckmäſſigen Geſtalt iſt es mit vier Profeſſoren beſetzt. Auch die Töchterſchulen ſind neu und gut eingerichtet.

3. Die literariſche Geſellſchaft (Leſegeſellſchaft), in einem bequemen Lokale wo mehrere franzöſiſche und die wichtigſten deutſchen Zeitungen und Journale gehalten werden. Fremde müſſen durch ein Mitglied eingeführt ſeyn. (Beim Rathhaus).

4. Die Hilfsgeſellſchaft.

5. Der Bürgerſpital; Urſprünglich ſchon im 10ten Jahrhundert angelegt. Der neue wurde im Jahr 1228 mitten auf dem Marktplatze durch die Vergabungen Ulrichs von Singenberg und Ulrichs Blarer zu bauen angefangen; und von Aebten und Bürgern mit Gaben reichlich bedacht. Im Jahr 1572 ließ die Obrigkeit eine Kirche dazu bauen.

6. Die Bibelgeſellſchaft.

7. Die Freimaurerloge zur Eintracht.

8. Die Redaktion des Erzählers, einer wöchentlich zweimal erſcheinenden gut abgefaßten Zeitung.

Sammlungen.

1. Die vormalige berühmte Stifts-, nun Cantonsbibliothek, in einem der Kloſtergebäude, wo jetzt auch das katholiſche Lyceum befindlich iſt, in einem ſchönen geräumigen Saale aufgeſtellt, und unter der Aufſicht des Bibliothekars und rühmlichſt bekannten Geſchichtſchreibers des Stifts St. Gallen des ehrwürdigen Herrn Ildephons von Arx. Die Manuſcripte, deren die Bibliothek über tauſend beſitzt, worunter die unſchätzbarſten Denkmale altdeutſcher Geſchichte und Sprache werden in einem anſtoſſenden Zimmer aufbewahrt. Da kein gedruckter (aber ein ſehr vollſtändiger, geſchriebener) Catalog dieſer koſtbaren Sammlung exiſtirt, iſt es vielleicht nicht überflüſſig, einige von den handſchriftlichen Hauptſchätzen derſelben zu nennen, aus der Notiz, die ich mir an Ort und Stelle davon genommen.

Von wahrſcheinlich noch unverglichenen Handſchriften der alten Claſſiker und andrer alten Schriften findet der Philolog hier folgende:

1. Eine in mehreren Bänden beſtehende Fragmentenſammlung aus mehreren alten Sprachen und den früheſten Zeiten. Darunter Fragmente aus allen Büchern von Virgils Aeneis, 8 — 10 Blätter mit Uncialſchrift, muthmaßlich aus dem 4ten Jahrhundert. 2. Horaz, (Nro. 864.) die vier Bücher der Oden (im letzten Buche fehlen ungefähr zwei Blätter), ſehr ſchöner Pergamentcodex; wären die Schriftzüge nicht zu neu und erſt aus dem 11ten Jahrh. ſo möchte man ihn für den Horaz halten, den die Herzogin Hadwig dem ſchönen Knaben Burkhard (dem nachmaligen Abte) ſchenkte: tandem quoque abeuntem Horatio et quibusdam aliis, quos hodie armarium nostrum habet donavit libris. Ekkehardi Jun. Casus Cap. X. 3. Lucan aus dem 10ten Jahrhundert. 4. Salluſt. 5. Ovid. 6. Juſtin, ſchöner Cod. aus dem 9ten Jahrhundert. 7. Ein vollſtändiger aber verbundener Ausonius (nicht Fragment, wie der geſchriebene Catalog beſagt) aus dem 10ten Jahrhundert. 8. Zwei Juvenale aus dem 10ten Jahrh. 9. Lactantius ein Codex rescriptus, uralte lateiniſche Schrift aus dem 4ten Jahrhundert. Die Handſchrift iſt faſt gleichzeitig mit dem Schriftſteller ſelbſt. 10. Die reliquias Fl. Merobaudis carminum et orationis hat aus einem cod. rescr. bekanntlich der berühmte Niebuhr im Jahr 1823 zu St. Gallen herausgegeben. 11. Fragmente der versio Itala auf feinſtem römiſchem Pergament; aus dem 4ten oder 5ten Jahrhundert.

Von griechiſchen Handſchriften beſitzt die Bibliothek ein Neues Teſtament, aus dem Ende des 10ten oder 11ten Jahrh., und ein Pſalmbuch aus dem 9ten, das letztre wird höchſt merkwürdig durch den Einband, der ein antikes römiſches Diptychon iſt, auf deſſen einer Seite von Elfenbein Darſtellungen von Kriegern, Bachantinnen u. ſ. w. in erhabener Arbeit zu ſehen ſind.

Die übrigen Capitalmanuſcripte ſind folgende:

1. Codex Aureus sec. 9. Die Pſalmen mit Bildern; Coſtüme aus der Zeit Ludwigs des Deutſchen. Schrift, wie ſie ſeit 816 eingeführt ward (früher herrſchte die Longobardiſche).

2. Notkeri Labeonis Psalterium teutonice redditum sec. 11. unter Conrad II. geſchrieben, mit Paraphraſen und byzantiniſchen Bildern.

3. Epistolae Pauli und Sermo Winitharii. Das letztre erſtes literariſches Werk St. Gallens aus dem 8ten Jahrhunderte Longobardiſche Schrift.

4. Dialogi Gregorii Magni sec. 7 vel. 8. Meroringiſche Schrift.

hundert ſehr ſchon geſchrieben. Prachtcoder.

6. (Nro. 56.) Concordantia Evangg. Tatiani sec. 9 vel ineunt. 10 latine et teutonice, exiſtirt nur noch einmal mank in Oxford, von wo es Schilter fehlerhaft abgeſchrieben und edirt hat. Eine vom St. Galler Codex genommene Abſchrift liegt auf der Göttinger Bibliothek.

7. Catalogus veteris Bibliothecae St. Gallensis, aus dem 9ten Jahrhundert. (ſehr merkwürdig.)

8. Notkeri Labeonis versio germanica Organi Aristotelis. (ungedruckt. fol. Nro. 818).

9. Die zwei erſten Bücher der Schrift des Martianus Capella de nuptiis philologiae et Mercurii, ins deutſche überſetzt von Notker. (Nro. 872).

10. Deutſcher Boethius von Notker Labeo, und noch einmal das organon Aristotelis aber nicht vollſtändig. (fol. Nro. 825 ungedruckt).

11. Litterae Riculfi vom Jahr 800 das faſten im Kloſter betreffend. Merkwürdig, weil ſie ſchon den Wein als gewöhnliches Getrank nennen: „abstineant vino.“

12. Das letzte Capitel des Markus; unter Pipin geſchrieben; merovingiſche Schrift.

13. Mehrere alte Urkundenbriefe.

14. Evangelium longum; Prachtwerk mit Goldbuchſtaben unter Salomo dem dritten ganz vom berühmten Schönſchreiber Sintram geſchrieben. Der elfenbeinerne Einband war ein Diptychon, das Carl dem Groſſen gehörte. Die mit Edelſteinen geſchmückte Seite (darunter eine römiſche Gemme, vielleicht ein ſitzender Merkur) ließ Biſchof Hatto von Mainz beſorgen; die andre iſt von Tutilo geſchnitzt.

15. Rapertus de Casibus S. G. mit andern Handſchriften zuſammengebunden. Nro. 614.

16. Daſſelbe und Ekkehardus Junior de Casibus S. G. die einzige Handſchrift dieſer für die Zeitgeſchichte unſchätzbaren Schrift.

17. Die vier Evangelien mit ſchottiſchen Charakteren; aus dem 8ten Jahrhundert.

18. Vocabularium; mit Erklärung der lateiniſchen Ausdrücke der lingua vulgaris.

dem neunten Jahrhundert.

20. Ein Allerlei mit ſchottiſchen Charakteren aus dem 8ten Jahrhundert.

21. Veterum Fragmentorum collectio; darunter Fragmente vorjuſtinianiſchen Rechts. — Irländiſche Sachen.

22. Ein ſehr altes deutſch und lateiniſches Gloſſar in kl. Sedez, wahrſcheinlich aus dem Ende des 7ten Jahrhunderts, älteſte deutſche Sprachurkunde, die hier befindlich iſt.

23. Keronis Glossae vel Vocabularium 8. Nro. 911. fränkiſche Charaktere; ungedruckt.

24. Die berühmte Handſchrift altdeutſcher Gedichte, welche im J. 1773 von Tſchudi's Erben für die Stiftsbibliothek erkauft worden. Aegidius Tſchudi kaufte ſie wahrſcheinlich, als im J. 1517 das Schloß Werdenberg an Glarus übergieng; denn der Codex war ohne Zweifel ein Eigenthum der Grafen v. Werdenberg, und lag auf Schloß Werdenberg. Er iſt etwa ums J. 1230 geſchrieben und enthält:

a. den Parzifal. b. das Niebelungenlied c. Carl (von Striker). d. Wilhelm von Oranie; von Wolfram von Eſchilbach. e. Ein Fragment von Maria. Die fünf Gedichte ſind in einem neuern Band vereinigt, von verſchiedenen Händen. Das Niebelungenlied iſt dem vordern Theile nach, um die Mitte des 13ten Jahrh. geſchrieben; der hintere Theil nachläſſiger am ſchlechteſten der Wilh. v. Oranſe.

25. Eine Papierhandſchrift des trojaniſchen Kriegs, von Conrad von Würzburg, aus dem 15ten Jahrhundert.

II. Die Bürgerbibliothek im ehemaligen St. Katharinenkloſter. Ihren Anfang erhielt ſie von der Bücherſammlung und den Handſchriften des genialen Joachim von Watt oder Vadian; ſeine Codices, welche für die Geſchichte des Mittelalters von groſſer Wichtigkeit ſind, betragen 13 Foliobände. Seine Briefe verbreiten viel Licht über die Reformation; neben dem Vadian'ſchen beſitzt die Bibliothek auch noch andre theils pergament'ne theils papierne Handſchriften darunter das von Arx herausgegebne Gedicht auf den Appenzellerkrieg von 1103. Es befindet ſich auch daſelbſt die Büſte von G. J. Zollikofer und Zinggs Portrait von A. Graf gemalt; auch Verſteinerungen aus der Gegend.

III. Die Bibliothek der literariſchen Geſellſchaft, vornehmlich für Schweizergeſchichte mit St. Galliſchen Handſchriften.

IV. Die Gemälde- und Kupferſtich-Sammlung des Herren Gonzenbach.

V. **Naturalienkabinette** bei Herrn Dr. Zollikofer (beſ. in ornitholog. Hinſicht bekannt) und Prof. Scheitlin.

Künſtler, Werkſtätten und Handlungen: Hartmann und Sohn verfertigen Gemälde, Kupferſtiche und Steindrücke und handeln mit Gemälden und Kupferſtichen. Ebenſo auch der Maler Brunſchwiler auf dem Bohl. Verlags- und Sortiments-Handlung von Huber und Compagnie. Buchdruckereien; Zollikofer und Züblin; Franz Brentano; Wägelin und Rätzer.

Fabriken und Handel: St. Gallen iſt eine der beträchtlichſten Handelsſtädte der Schweiz. Schon im 13ten Jahrhundert wurde hier Leinwand gewoben, und beſonders zu der Zeit ſehr häufig, als der Conſtanzer Handelsſtand ſich hier niederließ. Später wurden auch Barchent und baumwollene Tucher, Muſſeline aber erſt ſeit 1753 verfertigt. In neueren Zeiten hat die Weberei der letztern immer zu, die der Leinwand ſehr abgenommen. Alle die Zeuche werden von den Landleuten im Canton und in dem Würtembergiſchen für St. Galliſche Rechnung gemacht. Die Leinwand iſt unter dem Namen der Conſtanzer bekannt, und geht beſonders nach Italien und Sizilien (wo ſie unter dem Namen tela di Costanza verkauft wird) und nach Spanien. Sangaletten führen zwar den Namen von St. Gallen, kommen aber aus Böhmen und werden hier gebleicht und zugerichtet. Die St. Galler Halstücher und Schawls (meiſt im Toggenburgiſchen gemacht) übertreffen an Kunſt, Reinheit und Geſchmack alles, was das übrige feſte Land von Europa hierin aufzuweiſen hat. Auſſer dem Handel mit Zeuchwaaren verſendet St. Gallen viele Felle, die aus dem Appenzeller und Bündtner Lande hergebracht, verarbeitet und größtentheils auf der Zurzacher Meſſe wieder abgeſetzt werden. Die Wechſelgeſchäfte, der Handel mit Baumwolle und engliſchen Garnen ſind ſehr bedeutend, und man findet hier mehrere engliſche Spinnmaſchinen und große Bleichen, auch koſtbare Stickereien mit Gold und Silber, welche beſonders die Einwohner des Rheinthals, des Bregenzerwaldes und Schwabens beſchäftigen. Am Ende des 18ten Jahrhundert belief ſich die Zahl der Stickerinnen, welche für den Handel St. Gallens arbeiteten auf 30 — 40000. Uebrigens ſoll die jüngſte Handelskriſe auch auf St. Gallen einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben.

Vergnügungen: Im Winter führt eine Liebhabergeſellſchaft Conzerte auf, im Schauſpielhauſe ſpielen wandernde Schauſpieler, und man vereinigt ſich öfters zu Bällen. Im ganzen herrſchte ein guter geſellſchaftlicher Ton.

Umgegend: Vor dem öſtlichen Thore auf dem Brühl iſt ein neuer Spaziergang angelegt; aber von abwechſelndem Reize, bald ſehr einſam, bald mit den prächtigſten Ausſichten, ſind die nahen Anhöhen. Der Freudenberg, wo eine gute Schenke ſteht, wird am meiſten beſucht und gewährt die ausgedehnteſte Fernſicht (ſ. Landſch.). Auf dem Wege dahin unter den Mühlen, ſieht man den Waſſerfall der Steinach über ein rauhes Felſenbett ſich ergießen; dieß iſt der Ort, wo der hl. Gallus in die Dörner fiel, zuerſt ausruhte und den Bären ſpeiſte. (ſ. Geſch.) Andre geſchichtlich merkwürdige Punkte ſind Rotmonten, der Berg, mit ſehr ſchöner Ausſicht; zerſtreute Häuſer und Höfe; Pfarrgenoſſen der Münſterkirche ſind das benachbarte Dörfchen Jons Rüti, Bernegg; zur Zeit der Hunnen Zufluchtsort der Mönche. Die Nötkersberge gegen Gais gelegen. Nötkersegg ein Frauenkloſter $^3/_4$ Stund von der Stadt öſtlich, lieblich auf einer Anhöhe gelegen. Es wurde im Jahr 1381 von drei Jungfrauen die des Weltlebens überdrüſſig waren, geſtiftet, im Jahr 1669 etwas tiefer am Berge neu gebaut. Das jetzige ſchöne Gebäude entſtand nach dem Brande von 1718 wo Kloſter und Kirche bis auf den Grund abgebrannt war. – Tablat, einſt der Sitz der Wiedertäufer und ihrer Greuel im 16ten Jahrhundert. St. Fiden, Pfarre und großes Dorf, unweit der Abtey, 350 zerſtreute Häuſer mit etwa 2300 katholiſchen Einwohnern. Abt Ulrich ſoll im Jahr 1085 einer Offenbarung zu Folge, die Gebeine der hl. Fides von Agenum hieher verpflanzt und dem Orte den neuen Namen gegeben haben. St. Weybrad oder St. Wiborada, ehedem ein Frauenkloſter, wo die hl. Wiborada nach einer mit Faſten und Beten zugebrachten Jugend, ihre einſame Klauſe bei der St. Magnikirche zu Anfang des 10ten Jahrhunderts mit Genehmigung des Abtbiſchofs Salomo aufgeſchlagen. Ihren Tod durch die Hunnen im Jahr 925 erzählt unſer geſchichtlicher Aufſatz. Im Jahr 1046 verſetzte ſie der Biſchof von Conſtanz unter die Heiligen; nach dem Abzuge der Hunnen nahm eine andre Jungfrau ihre Stelle ein, ſpäter ſammelten ſich mehrere, dort, die endlich eine Mutter erhielten und die Regel St. Benedicts annahmen. Die alte Behauſung wurde im Jahr 1646 in ein geräumiges Kloſter verwandelt.

Eine Stunde von der Stadt auf der Straße nach Zürich iſt die prächtige neue Brücke über die Sitter, Kräzernbrücke genannt; ſie ward im Jahr 1810 vollendet und iſt bei einer Länge von 590 Fuß, 27 breit und 85 über das Flußbett erhaben. Gleich weit entfernt, an der ehemaligen Straße nach Rorſchach ſieht man in einer wilden Felsſchlucht die Martinsbrücke (über den Martinstobel) merkwürdig als älteſtes, im Jahr 1468 von Anton Falk von St. Gallen erbautes Hängewerk in der öſtlichen Schweiz; 96 Fuß über der brauſenden Goldach verbindet ſie 2 ſenkrechte, 110 Fuß von einander entfernte Felswände.

Verſteinerungen: In der Sandſteingrube bei der Stadt verſteinerte Meergehäuſe, als Bucciniten, Chamiten, Buccarditen, Pectiniten, Muskuliten.

Die Geſchichte der Stadt findet man in den hiſtoriſchen Aufſatz verwoben. Sie genießt den Ruhm einige ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben: Ulrich Varnbüler (aus deſſen Geſchlecht in unſrem wurtembergiſchen Vaterlande ſich im 30jährigen Kriege J. C. Varnbüler die Bürgerkrone und ſeinem Haus einen der edelſten Namen erwarb) Hauptmann der St. Galler bei den Schlachten von Granſon und Murten, und im Jahr 1480 Bürgermeiſter ſeiner Stadt, leiſtete er in jenen ſchwürigen Zeiten ſeinem Vaterlande große Dienſte. Varnbüler (wahrſcheinlich ein Enkel des erſten) zeichnete ſich in der Reformation als Schriftſteller und Beförderer der neuen Lehre aus. Er flüchtete nach Lindau. Joachim Vadian (von Watt); Bürgermeiſter von St. Gallen (geb. den 29. Nov. 1484), ſtudierte zu Wien, wo er anfangs ein großer Raufbold war, ſpäter aber ſich den tiefſten Studien widmete. Er wurde ſchon im Jahr 1508 Profeſſor daſelbſt, durchreiſte Polen, Ungarn, Deutſchland und Italien, wurde im Jahr 1518 Doktor der Medicin zu Wien, von Kaiſer Maximilian zum Poeten und Redner gekrönt und im Jahr 1521 Rector der Univerſität Wien; dann kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er Rathsherr, Archiater und 1526 Burgermeiſter wurde. Er gehörte zu den auſſerordentlichſten Köpfen. Sein Wiſſen umfaßte alles: er war Arzt, Natur- und Alterthumsforſcher, Dichter, Geograph, Mathematiker, Philoſoph, Redner, und in allem ausgezeichnet, er ſchrieb über Rechtsgelehrſamkeit und Theologie, und die Geſchichte nennt ihn als einen der erſten Reformatoren St. Gallens (ſ. oben). Unſer Bodenſee verdankt ihm eine vortreffliche, mit Gelehrſamkeit und Critik verfaßte Topographie deſſelben, die Stumpf ſeiner Schweizer

Chronik einverleibt hat. Er vermachte ſeine Bibliothek der Stadt St. Gallen (ſ. oben) und ſtarb im Jahr 1551. — Johann Keßler war ein Schüler von Luther und Melanchton, wurde ein thätiger Beförderer der Reformation ſeiner Vaterſtadt; ein ſehr gelehrter Mann und Dichter; von ihm eine Lebensbeſchreibung Vadians und eine ungedruckte Chronik ſeiner Stadt, die er Sabbatha nannte, weil er nur Samstags daran arbeiten konnte. — St. Gallen iſt auch der Geburtsort Joh. Georg Zollikofers, des Canzelredners, der in Leipzig als Prediger ſtand vom Jahr 1758 — 1788, wo er ſtarb. Noch ſind als ausgezeichnet zu nennen, der berühmte Arzt Dr. Aeple, und der noch lebende Landammann Herr Müller v. Friedberg, welcher als politiſcher und dramatiſcher Schriftſteller bekannt iſt. —

Der Thurgauiſche Antheil des Schweizerufers

das wir nach dieſem Abſtecher wieder aufſuchen, beginnt bei

Horn, am See. 1 Stunde von Rorſchach. Anſehnliches Dorf mit katholiſchen Einwohnern nebſt einer Filialkirche von Arbon, im Thurgauiſchen Kreis und Amt Arbon. In der Nähe fließt die Goldach in den See. Hier befindet ſich ein Schloß, das dem ehemaligen Reichsſtift Ochſenhauſen gehörte, jetzt der bündtneriſchen Familie der Grafen von Travers gehörig; eine ſtark beſuchte Schiffslände, und ein einträglicher Waſſerzoll. Die Bewohner, thätige Schiffsleute, haben für ihren Hausbedarf Zollfreiheit über den See, und ſind befugt, Kaufmannsgüter in Lindau abzuholen, und in einer Uebereinkunft von 1558 wurde beſtimmt, welche von letztern zu Horn ausgeladen werden ſollen. Das Dorf war früher im Beſitzthum der Edeln von Rorſchach; im Jahr 1449 kam es ans Kloſter St. Gallen, im Jahr 1463 an das Bißthum Conſtanz.

Niederſteinach $^1/_4$ Stunde von Horn, $^1/_2$ Stunde von Arbon zählt mit dem landeinwärts am Berge gelegnen Filial Oberſteinach 177 Häuſer mit ungefähr 600 katholiſchen Einwohnern; nicht zum Thurgau, ſondern zum St. Galliſchen Bezirke Rorſchach gehörig. Es hat einen guten Hafen und ein Waarenlager (Korn- und Gredhaus), eine Pfarrkirche und Schule. Zwei neugebaute Brücken über die Steinach zieren dieſe Dörfer, welche beide gutes, der Bewäſſerung fähiges Wieſengelände beſitzen.

Ueber das edle Geſchlecht derer von Steinach ſ. die Geſch. die Burg kam nach ihrem Abgang erſt an die von Laubenberg, dann an St. Galliſche Geſchlechter, in des Abts Hand und wieder an Privatleute (ſ. auch oben).

Baumannshaus, kleiner Weiler vor Arbon, im Thurgauiſchen Kreiſe Egnach.

Arbon, Thurgauiſche Stadt im Kreiſe Arbon, der die Munizipalgemeinden Arbon, Roggwil und Horn umfaßt; das Oberamt Arbon aber, ein höchſt fruchtbarer Landſtrich, begreift 4 Kreiſe mit 11 Munizipalgemeinden und 11730 paritätiſchen Einwohnern in ſich.

Wirthshäuſer: weiſſes Kreuz (ſehr ſchön im See gelegnes Gartenhaus). Ochſe. Hirſch, am Thore.

Die Stadt liegt 27° 5′ 41″ Länge. 47° 30′ 55″ Breite; 3 Stunden nordöſtlich von St. Gallen, 2 Stunden von Rorſchach, 6 — 7 Stunden von Conſtanz, auf einer kleinen Erdzunge; mit 170 Häuſern 1241 reformirten und 600 kath. Einwohnern, welche nur Eine gemeinſchaftliche Kirche haben, (So Lutz; Ebel giebt im Ganzen nur 900 Einwohner an). Ihre Lage iſt ſehr reizend auf einer Höhe mitten in einem Obſtwalde; und noch ſchöner iſt die Ausſicht in der Nähe des alten aber noch bewohnbaren Schloſſes. An dem ſtarken Thurme des Schloſſes und dem ſeltſamen Einbau von ſchweren Steinen (Findlingen) zeigt ſich die Bauart der merovingiſchen Könige. Es wäre möglich, daß der unter 50 — 60′ im Durchmeſſer haltende Theil des Thurmes noch römiſch wäre. Die Mauern aus rundem Kieſel mit trefflichem Mörtel ſind vielleicht aus Conradins Zeit. Die ganze Stadtmauer iſt ſo gebaut. Von Conradins Aufenthalt in dieſer Stadt haben wir im geſchichtlichen Theil erzählt. Er beſchenkte die Stadt, die überhaupt unter den Herzogen von Schwaben blühend geworden war, mit einem Freiheitsbriefe. Die Capſel iſt noch vorhanden, der Brief wurde wahrſcheinlich von einem Reiſenden geſtohlen, er iſt aber öfters abgedruckt (ſ. Geſch.). Nach Conradins Falle wurde die Freiſtadt in die Acht erklärt und an die Edeln von Kemnaten, die Vorſtadt an die Freiherrn von Bodmann verkauft. Beider Gerechtſame kaufte das Hochſtift Conſtanz in den Jahren 1282 und 1285 an ſich, doch behielt die Stadt einige beſondre Freiheiten (Magiſtratswahl, Bann und Gericht) und dieß bis zur Revolution. Im Jahr 1491 hat Arbon großen Brandſchaden erlitten. Die Stadt erholte ſich überhaupt ſeit der Staufiſchen Zeit nicht mehr recht. Zwar kam ſie durch beträchtlichen Leinwandhandel und bedeutende Kattundruckereien in neuern Zeiten ziemlich empor, allein die Sperrung des Handels hat den Ertrag dieſer Erwerbszweige ſehr gemindert. Indeſſen werden doch jetzt beträchliche Geſchäfte mit Spezereiwaaren gemacht, wozu die Lage ſehr günſtig iſt. Bis zur Revolution ſetzte das Bißthum Conſtanz einen Obervogt hieher, der auf dem Schloße wohnte. Früher hauſten auf dieſem Schloße die ſtaufiſchen Miniſteriales von Arbon.

Zu Arbon lebt auch der Kaufmann Heinrich Meyer, bekannt durch ſeine von ihm ſelbſt geſchriebene, leſenswerthe Reiſe nach Jeruſalem und dem Libanon. (3 Bände St. Gallen. Huber).

Alterthümer: Von dem alten Arbor Felix, (ſ. Geſch.) das wahrſcheinlich ſchon nach Valentinian III. Tode von den Alemannen, oder doch ſpäter von Attila zerſtört worden, finden ſich noch Spuren an der Stelle, d. i. im Hafen, wo man bei hellem Waſſer eine ſteinerne Treppe entdeckt. Zu Vadians Zeit fand man auch noch unter dem Erdreich Spuren alten Gebäu's.

Ueber den lieblichen Weg von Arbon nach Conſtanz ſ. das Landſch. S. 43. Die meiſt auf der Straße liegenden Ortſchaften ſind folgende:

Fraßnacht, Widihorn, Buch und Hofe und Weiler, die zum Gericht Egnach gehören.

Egnach, Gericht und Dorf „voll wohlhabender und redlicher Leute" wie Vadian bemerkt. Die Gemeinde mit allen Weilern umfaßt 2100 reformirte Einwohner. Der Ort, in welchem die neue anſehnliche Pfarrkirche, das Pfarrhaus und ein Wirthshaus ſtehen, heißt Neukirch und liegt an den Landſtraſſen von Conſtanz nach St. Gallen und von Frauenfeld nach Arbon und Rorſchach. In dieſer Feldmark ſind die zahlreichſten Obſtbaumpflanzungen von bewundernswürdiger Größe und faſt unglaublichem Ertrag.

Eine Viertelſtunde von Egnach dicht am See liegt das Schloß Luxburg oder Luchsburg. Auf Homanniſchen Charten iſt es als Inſel gezeichnet und heißt Luxbühel, bei Vadian: der Luxbühel. Es hat eine reizende Lage und äußerſt anziehende Ausſicht auf die große Waſſermaſſe des Bodenſee's, wurde im verfloſſenen Jahrhunderte neu gebaut, befindet ſich in Privathänden, und hat neuerdings eine komiſche Berühmtheit durch den Kampf

---

*) Herr Albrecht von Kemenate wird in Rudolphs von Embs Alexandreis als ein Sänger genannt.

Anm. eines Dritten.

der Herren Schubkraft und Hundt-Radowsky erhalten. Zu einem der Gebäude befindet ſich eine kalte Quelle, die als wirkſames Stahlwaſſer empfohlen wird.

Zwei Stunden landeinwärts, ſchon an den Höhen liegt das Dorf Hagenwil, mit einer Burg, urſprünglich von einem Edelmanne gleichen Namens, einem Dienſtmanne des Abts Berchtold von Falkenſtein um 1258 erbaut. Er verheirathete ſeine zwei Töchter an zwei Thurgauiſche Edle von Hatnau; er ſelbſt alt und kindiſch, zeigte gar zu viel Ehrfurcht für das Kloſter St. Gallen, ſo daß ſeine Schwiegerſöhne fürchteten, er möchte ſein Gut dem Stift vermachen. Sie entführten daher den Alten nach Hatnau. Aber der kriegeriſche Abt Berchtold machte ſich auf, dieſe Veſte zu belagern und zwang ſie den Schwiegervater herauszugeben. Darauf machte dieſer Hagenwil zu einem Burglehen des Abtes. Das Schloß wurde 1405 von den Appenzellern verbrannt, nachmals von Peyerer, Vater und Sohn, Pfandherren im Rheinthal und zu Arbon wieder erbaut; von ihnen kam es an die Herrn v. Helmsdorf und dann an die von Bernhauſen. Eine alte Sage läßt ſchon zu Römer- und Frankenzeiten hier eine Anſiedelung beſtehen, und nennt den Ort Heydenweiler oder Heydenheim. Allein der zerſtörte Burgſtall Heydenheim liegt eine gute Strecke abwärts, bei Weinfelden.

Noch tiefer landeinwärts im Thurgau zwiſchen Hagenwil und Sulgen liegt Eppishauſen (villa Epponis) im Kreiſe Sulgen und Amte Biſchofszell. Das hier vor ungefähr 50 Jahren wieder neu aufgeführte Schloß, welches ehemals eine herrſchaftliche Beſitzung der Abtei Muri war, und eine ſehr anmuthige Lage mit ſchönen Waldanlagen und Weinbergen hat, von welchen eine köſtliche Ausſicht aufs Appenzeller und Toggenburger Gebirge, beſitzt jetzt der Freiherr von Laßberg, der ſich durch die Herausgabe ſeines Liederſaales hochverdient um altdeutſche Litteratur und Geſchichte macht. Der biedere Beſitzer dieſer Villa bewahrt in ihr ſchätzbare Manuſcripte altdeutſcher und römiſch-klaſſiſcher Werke. Wir machen von jenen namhaft:

1. Mehrere Kirchenbücher, Martyrologien, Nekrologe, und Legenden auf Pergament vom Jahre 824 bis ins 15te Jahrh. Eine in Italien auf äußerſt fein Pergament im 13ten Jahrh. geſchriebene Bibel in Quart.

2. Lateiniſche Klaſſiker:

a. Quintilian, der einem Herzog von Mailand gehört hat, aus dem 14ten Jahrh. prächtige Handſchrift mit runden Buchſtaben. Folio.

b. Der 2te puniſche Krieg des Livius, 10 Bücher aus dem 14ten Jahrh. mit prächtig gemalten Initialen. Folio.

c. Suetonius, ſchöne runde Schrift, der bei a ſehr ähnlich, aus dem 14ten Jahrh. Quart.

d. Boethius, de consol. philosoph. 5 Bücher, mit der angehängten ſeltenen Abhandlung de disciplina scholarum. 15ten Jahrh. in Folio.

e. Quinti Sedulii carmina. Alt, wenigſtens aus dem 13ten Jahrh. klein Folio.

f. Cicero, de finibus bonorum, quaestiones academicae etc. ſehr korrect. Aus dem 14ten Jahrh. Quart.

g. ejusdem Laelius, de senectute etc. aus dem 14ten Jahrh. Quart. Die Schrift hat große Aehnlichkeit mit dem v. Petrarcha geſchriebenen Virgil auf der Ambroſiana.

h. Ptolemaei geographica, latine versa. Mit einigen Figuren, Papier. Aus dem Anfange des 15ten Jahrh. in Quart.

i. Juvenalis Satyrae XVI. Pergament gr. Oktav, aus dem 13ten Jahrh. (Alle unverglichen).

3. Ein halb Dutzend arab. perſ. und türkiſche Handſchriften, auf Papier, einige koſtbar ausgeziert. In Oktav.

4. Deutſche Handſchriften.

a. Der Nibelungelied. Pergament. Quart. die älteſte und reichſte unter den bisher aufgefundnen Handſchriften aus dem Ende des 12ten Jahrh.

b. des Rud. v. Ems: Barlaam u. Joſaphat, wahrſcheinlich Autographon, aus der Bücherei zu Hohenems. Pergament, aus dem 13ten Jahrh. in Quart.

c. Gedicht auf die heilige Catharina. Pergament 13ten Jahrh. in Duodezimo.

d. Karl der Große v. Stricker. Papier. Aus dem 15ten Jahrh. Folio.

e. Labers Jagd. Papier. Aus dem 15ten Jahrh. Quart.

f. Ein Gedicht auf die heilige Eliſabeth von Thüringen, worin des Krieges auf der Wartburg Erwähnung geſchieht. Papier Quart. Ende des 14ten Jahrh. (ſehr beſchädigt).

g. a. Herzog Friedrich von Schwaben. Papier. Folio.

g. Des Mönchs Konrad von Ammenhauſen großes allegoriſches Gedicht über das Schachſpiel. Um 1335. Handſchr. gleichzeitig. Papier. Folio.
h. Des Tüfels Segi, ein großes Gedicht von mehr denn 13000 Verſen. Aus der Zeit des Conciliums von Conſtanz. Papier. Fol.
i. Parzifal und Gamuret von Wolfr. v. Eſchilbach.
k. Wilhelm von Oranſe, von demſelben.
l. Gott Amur, von Johann v. Coſtenz, einem Zürcher.
m. Einige einzelne Gedichte des 14ten Jahrh., alle auf Papier Folio. 15ten Jahrh.
n. Die Minneburg. Gedicht des 14ten Jahrh. Quart. Papier.
o. Conrads v. Würzburg goldene Schmiede, mit einigen andern Gedichten. Papier. 15ten Jahrh. Quart.
p. Gabriel v. Montavel, aus dem Kreis der Tafelrunde, ein Gedicht des Conrad v. Stoffeln. Folio. Papier. 15ten Jahrh.
q. Jakob Twingers von Königshoven Chronik. Papier. 14ten Jahrh. Folio. (gleichzeitig).
r. Vom Urſprung und Untergang der Herzogen von Zäringen. Folio. Papier.
s. Buch v. der Hüpſchlichait, v. Dr. Hartlieb. Papier. Fol. 1460.

Außerdem finden ſich in der Villa eine auserleſene Sammlung von Glasgemälden, darunter Abbildung vom Schwanke von dem Ritter mit der Birne, von den Weibern von Weinsberg, vom Appenzellerkrieg und anderes. — Endlich mehrere vorzügliche altdeutſche und altitalieniſche Bilder; und ein hiſtoriſch merkwürdiges Taufbecken mit Geheimſchrift.

Wir kehren ans Ufer des Bodenſees zurück:

Salmſach, großes Dorf und weitläufige reformirte Pfarrgemeinde von 1820 Seelen, am Ausfluſſe einer Aach, im Kreiſe Romanshorn und Thurgauiſchen Amte Arbon, im milden fruchtbaren Gelände, an der Landſtraße von Conſtanz nach St. Gallen, 2 1/2 Stunden von Arbon, 5 von Conſtanz. Ein Bach dieſes Namens ergießt ſich hier in den See. Ueber das Chorherrenſtift Salmſach ſ. die Geſch. S. 102.

Zum Hof, Hub, (Theil), Reckholdern, Riedern, Höfe und Weiler gehören zu

Romanshorn und **Romishorn**, Gericht und uralter Flecken, 27° 1' 15'' Länge. 47° 34' 5'' Breite. 3 Stunden unter Arbon auf einem Horn gelegen, welches ſich ziemlich weit (doch nicht ſo ſpitz, wie es die alten Charten angeben) in den See hineinſtreckt. An der äußerſten Spitze des Horns ſteht ein gewaltiger Fels. Man hat aus dem alten Namen Romani cornu, oder, wie man es fälſchlich und der Abſicht freilich angemeſſener getauft hat, Romanorum cornu, auf ein römiſches Caſtell, von Valentinian III oder gar ſchon von Tiberius hier gegründet, geſchloſſen. Allein die nahe Nachbarſchaft von Arbor Felix läßt hier nicht ſchon wieder eine römiſche Militärſtation vermuthen. Auch gieng die Römerſtraße hier nicht mehr am See, ſondern ſchon auf den Höhen fort. S. vielmehr die Note zu S. 66.

Auf der äußerſten erhabenen Spitze des Horns ſteht ein ſchön gebautes Schloß, deſſen herrliche Ausſicht den See nach Breite und Länge beherrſcht. Hier hauſete im Mittelalter ein eignes edles Geſchlecht, von Romanshorn, das aber bald abgieng. Schon im 12ten Jahrhundert war Schloß und Gericht in den Händen des Kloſters St. Gallen. Bei der Liquidation von 1807 wurde es an Privatperſonen verkauft, und iſt jetzt in den Händen eines Herrn Tol aus Graubündten.

Romanshorn iſt ein Kreisort und wohlgebautes Pfarrdorf von 76 Häuſern und 252 katholiſchen Einwohnern. Die Kirche iſt paritätiſch und wird von den Salmſachern Reformirten als Filial benutzt, ſo wie umgekehrt die Salmſacher Kirche von den Romanshornern als Filial.

Der Fiſchfang, beſonders der des Blaufelchen, wird hier ſehr ſtark betrieben, und da auch viele Schiffer hier wohnen, ſo iſt der Verkehr (beſonders der Viehhandel) mit allen Häfen des jenſeitigen Geſtades, vorzüglich mit dem gegenüberliegenden Friedrichshafen äußerſt bedeutend.

Uttweil oder **Uttwil**, Kreisort und großes reformirtes Dorf, 1 ſtarke Stunde von Romanshorn. Es iſt nach Keßwil pfarrgenöſſig, hat jedoch ſeine eigne Kirche. Die reizenden mit Weinreben und Obſtbäumen bedeckten Fluren, verbunden mit dem Blick auf den großen Waſſerſpiegel geben ſeiner Lage ſehr viel anziehendes. Im Jahr 1800 wurde der Ort von den Haubitzgranaten der Williamſchen Flotille (ſ. oben) beſchädigt.

Keßweil oder **Keßwil**, ebenſo anmuthig gelegen; Pfarrdorf, die Weiler eingerechnet 1319 reformirte Einwohner, die von Acker-, Wein-, Obſtbau und Viehzucht leben. Das Dorf hatte ſeinen eignen

Adel: die Gächauf v. Keßwil, nahmhafte Kriegsleute, die ſich als Dienſtmänner der Aebte von St. Gallen auszeichneten.

Güttingen, großes paritätiſches Pfarrdorf und Munizipalgemeinde von 750 reform. 140 kath. Einwohnern, im Kreis Altnau, im Thurgauiſchen Amte Gottlieben, 3 Stunden von Conſtanz, mit vielem Weinbau; ſehr angenehme Lage. Es hatte im Mittelalter eigenen Adel (ſ. Geſch.) und zwei Schlößer; das älteſte ſah im 16ten Jahrhundert Vadian noch „im Mooſe;" es ſteht noch und heißt die Moosburg; es gleicht einem Blockhaus und war wahrſcheinlich im 10ten Jahrhunderte gegen die Einfälle der Hunnen erbaut. Im andern Schloſſe, das auf einem kleinen Vorſprung in den See hineingebaut iſt, wohnte, als Güttingen eine Biſchöflich Conſtanziſche Vogtei geworden war, der Vogt bis ins Jahr 1798. Vor etwa 30 Jahren ward es neu aufgeführt, und 1805 mit ſeinen Gütern an Privatperſonen verkauft, gehört jetzt einem Bürger von Conſtanz. Es gewährt entzückende Ausſichten auf den See. — Beide Pfarren werden vom Stifte Kreuzlingen beſetzt und haben einerlei Kirche.

Links von der Straße liegen die Dörfer Langenrickenbach ſchon auf dem Berge; (1551 reform. Einwohner) und Altnau, Kreisort mit 1858 reformirten und 200 kath. Einwohnern. Jede Parthei hat im letztern Dorfe ſeit einigen Jahren ihre eigne wohlgebaute Kirche. Beide Orte liegen ebenſo fruchtbar als reizend. Schöne Ausſicht im Pfarrhauſe von Altnau.

Landſchlacht, parität. Dorf, im Kreis Egelshofen und thurg. Amte Gottlieben, meiſt von Fiſchern und Rebleuten bewohnt. Angenehme Ausſicht.

Münſterlingen, Benedictiner Frauenabtei, 2 kleine Stunden von Conſtanz auf einer kleinen Anhöhe am Bodenſee. Der Reichthum, die Schönheit und der Wechſel in den herrlichen Umgebungen, vorzüglich aber die Ausſicht auf den See verleihen der Lage dieſes Kloſters einen großen Reiz; die hier eingepfarrten Umwohner ſind nur 117 Seelen.

Der Name ſoll von monasteriolum herkommen; die fabelhafte Sage macht Angela, die Tochter Königs Eduard I. von England, zur Stifterin. Geſchichtlicher iſt, daß Biſchof Gebhard III. von Conſtanz den zu Kreuzlingen beinahe abgegangenen Spital dorthin verlegt, und daſelbſt ein Frauenkloſter erbaut habe, das anfangs nach der Regel des hl. Benedict gelebt, im Jahr 1215 aber die des hl. Auguſtin angenommen.

Das Stift wurde von der Königin Agnes von Ungarn, der Tochter Kaiſer Albrechts I. reichlich begabt, und brachte im Jahr 1312 die Herrſchaften Keßwil und Uttwil an ſich, wovon jedoch die erſtere zu Ende des 15ten Jahrhunderts vom Biſchof von Conſtanz St. Gallen zuerkannt wurde.

In dieſem Kloſter geſchah im Jahr 1418 die wichtige Ausſöhnung zwiſchen Kaiſer Sigismund und dem geächteten Herzog Friedrich von Oeſterreich (ſ. Geſch.). Zur Zeit der Reformation wurde das Kloſter faſt ganz verlaſſen, im Jahr 1549 aber wieder mit Benedictinerinnen beſetzt. Seit dieſer Zeit iſt es in allen geiſtlichen und weltlichen Sachen der Abtei Einſiedeln unterworfen.

Im Jahr 1633 flohen die Kloſterfrauen vor den Schweden, und der Feldmarſchall Guſtav Horn hielt das Kloſter während der Belagerung von Conſtanz beſetzt. Bis zum Jahr 1711 war daſſelbe ganz nah am See geſtanden; da wurde, um der Geſundheit und mehrerer Kommlichkeit willen beſchloſſen, es ungefähr 1000 Schritte landeinwärts auf einen ſchönen freien Hügel zu ſetzen, und im Jahr 1715 bezogen die Frauen das neue Kloſter. Der Platz aber, wo das alte Kloſter geſtanden, iſt noch mit hohen Mauern und einem Waſſergraben umgeben, auch ſtehen noch die meiſten Gebäude und das alte Gaſthaus dort.

Bottikhofen, kleines nach Scherzingen (das mit 1047 reform. Einwohnern, ſeitwärts im weinreichen Gelände liegt) eingepfarrtes Dorf, im Kreiſe Egelshofen, im Thurgauiſchen Amte Gottlieben; kommt in einer Urkunde vom 7ten Jahrh. unter dem Namen Bodinchhofen ſchon mit Weinbergen vor.

Kurz-Rickenbach, Dorf, Kirche und reformirte Pfarre in demſelben Kreis und Amt. Hat mit Egelshofen 1021 Seelen und einen gemeinſchaftlichen Pfarrer. Es liegt zwiſchen ſchönen Obſtwäldern und ſchönen Weingärten. Für die Cultur der letzteren haben beſonders die Bürger von Egelshofen J. G. Neuweiler und J. Lang durch raſtloſe und gelungene Verſuche viel gethan.

Kreuzlingen, in demſelben Kreis und Amt; prächtig gebaute Abtei regulirter Chorherren, in herrlicher Lage. Ihr Urſprung iſt ſehr ungewiß, da die Documente durch Brand, Plünderung, und andre Zufälle vernichtet worden. Die einen ſetzen ihn ſchon ins Jahr 936 oder 950, und machen Conrad den Heiligen, Biſchof von Conſtanz, zum Stifter, andre, darunter Vadian, ſchreiben ſeine Stiftung dem Biſchof von Conſtanz, Ulrich von Kyburg zu, ums

Jahr 1120 *). So viel iſt gewiß, daß da, wo jetzt das Kloſter ſteht, in früheſter Zeit ein Hoſpital zur Verpflegung Kranker und Dürftiger erbaut geweſen; hieraus mag nachher das Kloſter entſtanden ſeyn, es ſtand aber damals noch nicht auf der jetzigen Stelle, ſondern vor den Thoren von Conſtanz, wo jetzt das Wirthshaus zum Käntli ſteht. Die Grafen von Habsburg waren lange Zeit große Wohlthäter des Kloſters. Im Schwabenkrieg von 1499 verwüſteten daſſelbe die ſchwäbiſchen Bundesvölker von Conſtanz aus, und brannten es ab; im Jahr 1506 wurde es aber wieder in guten Stand geſetzt, mehr durch den Beitrag der regierenden Stände im Thurgau und durch einheimiſche Beiſteuern, als durch auswärtige, obwohl verſprochene Hülfe.

Auch in dieſem Kloſter fand die Reformation im Jahr 1529 ihre Freunde, und der Abt flüchtete ſich in ſeine ſchwäbiſche Herrſchaft Hirſchlatt, kehrte zwar im Jahr 1531 zurück, wurde aber von Conſtanziſchen Neuerern abermals vertrieben. Im 30jährigen Kriege wurde das unglückliche Kloſter von den Schweden unter Horn ausgeplündert, und abgebrannt; der Abt mußte, bis ſich das Kloſter wieder erholt hatte, in dem Kreuzlingiſchen Amthauſe zu Conſtanz wohnen, die Chorherren wurden in verſchiedne Klöſter vertheilt. Im Jahr 1658 vereinte Pabſt Urban III. die Probſtei Riedern in der Landgrafſchaft Stühlingen damit, um ihm aufzuhelfen; Abt Auguſtin führte den Kloſterbau von 1665 an, in ſeiner jetzigen Schönheit wieder auf, und zwar an einer neuen Stelle, im ſchweizeriſchen Dorfe Kreuzlingen, etwas entfernter von Conſtanz. Der im Jahr 1801 verſtorbne Prälat Anton Luz zeichnete ſich durch ſeine theologiſche Gelehrſamkeit und als Aſcetiker aus, der Stiftscapitular Meinrad Kerler machte ſich um Verbeſſerung der Landwirthſchaft verdient. Es war auch eine Zeitlang eine landwirthſchaftliche Schule hier.

Merkwürdigkeiten: 1. In der Kirche eine ganze Leidensgeſchichte in faſt tauſend wohlgearbeiteten Holzfiguren von einem Schuh Höhe, von einem Tyroler Bildſchnitzer in der Friſt von 18 Jahren verfertigt. 2. Dem Kloſter gegenüber die Siechenhauskapelle; an ihrer Mauer zwei der älteſten Bildwerke in der Schweiz, die Apoſtel Petrus und Paulus vorſtellend, nebſt mehreren Steinbildern. 3. Die mit Perlen geſtickte Inful, von Johann XXIII. dem Abte Wild geſchenkt. (ſ. Geſch.).

---

*) Vergleichen die S. 127. genannte Urkunde bei Neugart.

Wir gehen nun an Conſtanz vorüber, den Rhein hinab.

Emmishofen, im Kreis und Amt Gottlieben, ziemlich großes, wohlgelegenes und hübſchgebautes Dorf, deſſen reformirte E. nach Egelshofen eingepfarrt ſind, wo ſie auch mitgezählt werden. In Emmishofen iſt ein Gut der Familie von Medina. Nicht weit von dieſem Dorfe ſind die drei alten Edelſitze: Ober-, Mittel- und Unter-Gyrsperg. Urſprünglich gehörten ſie den Blarern, ſpäter das erſte den Segiſſern v. Braunegg, ſpäter (noch im J. 1766) den Cunz von St. Gallen; das zweite dem Stifte Zwiefalten, das dritte dem Stifte Marchthal. Wegen ihrer reitzenden Lage und ihrer Ausſicht auf beide Seebecken ſind ſie des Beſuches ſehr werth. — Hochſtraß, Landſitz.

Tägerwilen, im Kr. u. A. Gottlieben, 1/2 St. von Conſtanz auf einer ſehr fruchtbaren Anhöhe etwas landeinwärts gelegen, hat den herrlichſten Ausblick auf den Bodenſee, und die ſchönen Umgebungen der Stadt Conſtanz. Die Pfarre begreift 845 reformirte Einwohner, und umfaßt mehrere Höfe. Durch das Dorf führt die alte römiſche Hochſtraße von Arbor (Arbon) nach Ad fines (Pfyn).

In der Nähe

Obercaſtelen, ſchöne Ruine, ehem. biſchöfliches Schloß. Biſchof Ulrich II. von Caſtel zerſtörte es aus Furcht, daß ſein Feind Rudolph, Graf von Bregenz, es erobern und gegen ihn gebrauchen möchte (1128). Kaum aus dem Schutt hergeſtellt wurde es abermal von den Herzogen von Zähringen, Landgrafen im Thurgau, und von den Biſchöfen wieder erbaut und bewohnt, das drittemal im Schwabenkrieg 1499 von den Eidgenoſſen zerſtört und nicht mehr hergeſtellt. Das neue geſchmackvolle Schloß Obercaſtelen, etwa 100 Schritte vom alten entfernt, gehört der Familie Scherer von St. Gallen, wo ein ſehr ſchöner Garten mit Spaziergängen und ausländiſchen Pflanzen und ein von Oberſt v. Scherer angelegtes Obſervatorium mit ſchönen aſtronomiſchen Inſtrumenten ſich befindet.

Der Pflanzberg, auch einſt ein Freiſitz, ſteht zu Tägerwilen ſelbſt, unfern der Kirche, auf einer Höhe. Die reitzende Ausſicht, welche man an dieſem Orte genießt, iſt — wie der alte Fäſi ſchon im J. 1766 ſich ſchön ausdrückt — eine der allerfreudigſten, die nur immer gefunden werden kann. Man hat auf Einen Blick die Stadt Conſtanz, den Bodenſee, den Unterſee, die Inſel Reichenau und die ganze ſchwäbiſche Seite an den Ufern dieſer Seen. Hier iſt ein Sitz, wo das Auge ſich nimmer ſatt ſieht! Dieſer prächtig gelegene

Schloßähnliche Landſitz gehörte dem verſtorbenen Chorherrn Küpplin von Keſſlon von Conſtanz.

Die Höfe Unter-Caſtelen, Nagelshauſen und der Studenhof. —

Gottlieben, Amts- und Kreisort 229 reform. Einw. in 46 Häuſern, am Einfluß des Rheins in den Unterſee, 1 St. unterhalb Conſtanz. Die große Menge der über Lindau aus Deutſchland kommenden Waaren und Güter, welche hier abgelegt und weiter in die Schweiz verſandt werden, macht dieſen Ort ungemein lebhaft und gewährt ſeinen Einwohnern große Vortheile. Auch iſt hier eine Handlung von Baumwollentüchern. Der Ort hat eine reformirte Pfarrkirche und eine katholiſche Capelle.

Merkwürdigkeiten: 1. Das altersgraue, ſtark befeſtigte Schloß. Die Sage läßt es (jedoch ohne Grund) ſchon von Biſchof Conrad dem Heiligen im 10ten Jahrhundert erbauen; beſſer wird dieß dem Biſchof Eberhard v. Waldburg zugeſchrieben und ins J. 1250 geſetzt, als das deutſche Reich nach Friedrich II. Tod ohne Haupt war. Dieſer Biſchof verlegte, aus Mißvergnügen über die Stadt Conſtanz ſeinen Sitz von dort nach dem Schloſſe Gottlieben und baute da eine Brücke über den Rhein um die Stadt am Zoll und Gewerbe zu ſchädigen. Doch die Brücke war zum Unterhalten zu koſtſpielig und zerfiel wieder. Im J. 1355 wurde die Veſte Gottlieben von Conrad von Homburg erobert und verbrannt, aus Rache, weil Biſchof Johann ihm ſeine Stadt und Veſte Markdorf vorenthalten hatte (ſ. Geſch.). Das Schloß Gottlieben wurde aber bald darauf wieder hergeſtellt. — Während des Concils ſaßen Pabſt Johann XXIII. und ſein Opfer Johann Huß hier gefangen (ſ. Geſch.). Im Schwabenkrieg 1499 übergab der Biſchof von Conſtanz das Schloß dem ſchwäbiſchen Bunde gegen die Schweizer. — Im J. 1633 hatte der Schwede Guſtav Horn während der Belagerung von Conſtanz, die von thurgauiſcher Seite aus geſchah, ſein Hauptquartier in Gottlieben, und ſchlug hier eine Brücke über den Rhein, die aber nach aufgehobener Belagerung von den Kaiſerlichen wieder abgebrochen wurde. Vor der Revolution wohnte ein biſchöflicher Obervogt in dem Schloſſe. Es ſpiegelt ſich mit ſeinen alten Thürmen ſchön im See. — Man zeigt in einem der Thürme das Blechhaus, worin Huß eingeſperrt war.

2. Im J. 1692 verſank zu Gottlieben bei einem ſtarken Wind und einer faſt unmerklichen Erderſchütterung, innerhalb 3 Stun-

den das Ufer mit 4 Häuſern in den Unterſee. Man glaubte, daß es vom Karpfen und Forellen unterfreſſen worden ſey (ſ. die Poeſien).

Der Hertler, angenehmer Landſitz an der Landſtraße; gehört dem aus Gottlieben gebürtigen Banquier Hoppenmaier in Wien. Einſt Sitz des Conſtanz. Geſchlechts der Herter von Hertler.

Triboltingen, ½ St. unterhalb Gottlieben, wohlgebautes Dorf in der Pfarre und dem Kreiſe Ermatingen, im Amte Gottlieben. Es liegt angenehm und in weinreicher Gegend. Ueber ſeine Ausplünderung im Schwabenkriege durch die Eidgenoſſen ſ. die Geſchichte S. 217.

Ermatingen, gleich unter dem ebengenannten am See gelegen. Kreisort, bedeutender und wohlgebauter Marktflecken im A. Gottlieben, der Inſel Reichenau gegenüber; es hat 192 Häuſer und mit ſeinen Filialen 2300 reform. und 237 kathol. Einw., die Wein, treffliches Obſt und Hanf bauen. Auch giebt es einige Handelsleute, die beträchtliche Verſendungsgeſchäfte machen. Salmiak-Fabrik. Ermatingen war ſchon unter den fränkiſchen Königen Tafelgut (curtis regia) und Karl Martell vergabte den Ort an die neugeſtiftete Reichenau (ſ. Geſch. S. 87.). Die Jeſuiten hatten in der Nähe ein Rebgut und Vakanzhaus zu Kaerſtenbach. Oberhalb dem Flecken liegen folgende Edelſitze:

Hard, hübſches ums J. 1760 von den Zollikofern aufgeführtes Schloß mit mehreren Wirthſchaftsgebäuden, aber ohne Herrſchaftsrechte.

Der Wolfsberg, auf der Höhe über Ermatingen, im Kr. Berlingen. Hübſches Schloß, jetzt im Beſitze des Herrn Oberſten Parquin, von Napoleons Garde.

Arenenberg, ſchönes Schloß mit einer herrlichen Ausſicht, reitzend auf einer Anhöhe gelegen, im Kr. Berlingen und Amt Steckborn. Es gehört der Frau Herzogin von St. Leu, ehemaligen Königin von Holland, welche es von der Familie v. Streng von Conſtanz erkauft und ganz umgebaut hat.

Salenſtein, oberhalb dem Dorfe Mannebach hat noch die Geſtalt einer anſehnlichen, wehrhaften Veſte. Vor Zeiten befanden ſich zwei Schlöſſer an dieſem Orte, welche Behauſungen der Edeln von Salenſtein waren, die das Schenkenamt von der Abtei Reichenau trugen und ſchon im zwölften Jahrh. vorkommen. Nach dieſen beſaßen ſie eine Zeitlang die Muntpratten v. Spiegelberg von

Conſtanz, das noch ſtehende, bewohnte, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein Herr von Breitenlandenberg, und den Wolfsberg ein Bruder deſſelben. Jetzt gehört Salenſtein dem Obriſt Parquin. Das ziemlich große, dabei liegende Dorf iſt dem nahen Ermatingen eingepfarrt und bildet eine Municipalität. Das Schloß gewährt eine der überraſchendſten Ausſichten.

* **Mannenbach**, paritätiſches, wohlgebautes Dorf am See mit einer katholiſchen ſchon im J. 1155 eingeweihten Filialkapelle und beſondern Kaplanei im Kr. Berlingen und Amte Steckborn. Fruchtbare Feldmark und wohlhabende Einwohner. Es hatte einſt einen Burgſtall und eignen Adel (ſ. Geſch.).

Bei Mannenbach ſind folgende Schlöſſer.

Eugensberg, neues vom verſt. Herzog v. Leuchtenberg auf dem Boden des Schloſſes Sandegg erbautes Schloß mit einer großen und ſehr ſchönen Ausſicht.

Sandegg, oberhalb dem Dorfe Berlingen auf einem anmuthigen Hügel, im Kr. Berlingen und Amte Steckborn. Von ihrem älteſten Bewohner ſ. S. 87. Nachdem die uralte Burg ſehr oft ihre Beſitzer geändert, wurde ſie im J. 1693 an das Kloſter Muri im Aargau verkauft. Gehört dem Oberſten Parquin.

Berlingen oder **Bernang**, am Unterſee auf einer Erdzunge gelegen; Kreisort und wohlgebautes Pfarrdorf ¾ St. oberhalb Steckborn mit 738 reform. Einw. Viel und beſonders ſorgfältiger Wein- und Obſtbau, Viehzucht, Fiſcherei und Eisfarth; auch iſt die Induſtrie der Küfer (Böttcher) bemerkenswerth, die oft 60 — 70 zuſammen nach Schwaben wandern, um dort das Holz zu Fäſſern, und Weingeſchirr einzukaufen und nachher die verfertigten Gefäße in die Ferne zu ſenden. Dieſelben brennen Branntwein aus Obſt, Getraide und Wein und verkaufen ihn größtentheils ins Ausland.

Bei dem Dorfe merkwürdige Verſteinerungen.

Steckborn vor Zeiten **Steckboren, Steckbüren**, (Steckaburon) Oberamts- und Kreisſtadt, hart am Unterſee auf der Straße von Conſtanz nach Schaffhauſen; volkreich für ihren kleinen Umfang (in 250 Häuſern, 630 reform. 195 kathol. Einw.) und gewerbſam. Gemeinſchaftliche St. Jakobskirche. Von ſeinem alten Adel ſ. S. 156. Die alte Burg, die in der Stadt ſteht, und von Abt Diethelm in der Reichenau, gebornem von Caſtell im J. 1342 gegen ſeine ihm aufſätzigen Conventherren erbaut ward, jetzt der Thurm genannt, gehört der Stadt und iſt längſt zu einem Kauf-

und Vorrathshaus eingerichtet. Bis zur Revolution beſaßen hier die Biſchöfe von Conſtanz als Aebte der Reichenau die niedern Gerichte, doch hatte die Stadt manche Freiheiten.

Sie iſt ſehr angenehm gelegen und von niedlichen Landhäuſern umgeben. Ganz nahe bei ihr, ebenfalls auf einer Erdzunge liegt

Feldbach, das Frauenkloſter. Ueber ſeine Entſtehung und die Edeln von Feldbach ſ. S. 156. Das jetzige, größtentheils alte und unregelmäßige Kloſtergebäude, noch immer von Conventualinnen vom Ciſterzienſerorden bewohnt, nimmt mit dem anſehnlichen Garten einen beträchtlichen Platz ein. In der Kloſterkirche liegt ein Walther von Elingen begraben. Seitwärts von der Straße gegen Mammern, und nordwärts von der Thur liegt zu oberſt auf dem Berge

Clarisegg, ſchöner Land- und vormaliger Freiſitz, in den ſchönſten Weingärten gelegen, mit einer reitzenden Ausſicht auf den Unterſee. Er kam im J. 1791 an einen Baron Ifflinger von Granegg, und gehört jetzt einem Grafen Elggin aus Thüringen.

Mammern, im ſelben Kr. und A. Pfarrdorf mit 18 reform. 150 kathol. Einw. und gemeinſchaftlicher Kirche. Das Stift Reichenau beſetzt beide Pfarren, aber die reformirte Pfarre wird gegenwärtig von Burg aus beſorgt. In dem ſchönen obgleich nicht großen Schloßgebäude (Schloß Mammern) wohnen zwei Rheinauiſche Conventualen, der eine als Statthalter, der andre als Pfarrer. Ueber das alte Geſchlecht der von Mambüren oder Mammern ſ. S. 156.

Neuenburg, ſchöne Ruine ſ. S. 156.

Liebenfels, an einem rauhen Tobel; gerade über Mammern. Es gleicht eher einer Mörderwohnung und einem Raubſchloß, um den See zu beunruhigen, als dem Stammhaus und dem Sitz eines adelichen Geſchlechtes. Die Herrſchaft war vor Zeiten ein Lehen des Hochſtiftes Conſtanz. Das Schloß iſt im Zerfallen; es gehört ſeit langer Zeit dem Luzerniſchen Stifte St. Urban. Merkwürdig ſind ſeine unterirdiſchen Gewölbe.

Gundelhart, ein kleines kathol. Pfarrdorf von 125 Einw. im Amt und Kreiſe Steckborn. Das daſige Schloß war ehemals ein Herrſchaftsſitz, anfangs ein Theil der Herrſchaft Liebenfels, dann dem uralten, freiherrlichen Hauſe von Beroldingen, das aus Uri ſtammt, gehörig. Dieſes verkaufte den Ort im J. 1766 für 34000 fl. an den Pfarrer Sprüngli von Zürich, der ihn aber ſchon im J. 1772 jener Familie wieder abtrat. Gehört noch dem

Grafen von Beroldingen k. Würtemb. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

In der Nähe von Mammern ſtehen noch die Schlöſſer

Klingenzell, eine ehemalige Probſtey von Joh. Walther von Hohen-Klingen im J. 1356 geſtiftet, an dem Platze, wo kurz zuvor ſein Leben von einem wilden Schweine gefährdet worden war. Sie wurde von dem Stifter der Abtey St. Georgen zu Stein, deren Kaſtvogt er und ſein Haus war, einverleibt, aber nach der Reformation dem Kloſter Petershauſen zugetheilt. Im vorigen Jahrh. wurde die ganz baufällige Probſtei etwas höher auf dem Berge neu gebaut, und liegt über den Dörfern Mammern und Eſchenz; darunter eine Wallfarthskirche zur ſchmerzhaften Mutter. Die Pfarre begreift 43 Seelen. Schöne Ausſicht.

Freudenfels, ½ St. unterhalb Neuenburg, Schloß im Kr. Eſchenz auf der Höhe. Kam im 16ten Jahrh. an die von Peyer und von ihnen im J. 1623 an die Abtey Einſiedeln, die es noch beſitzt und hier einen ihrer Capitularen als Statthalter unterhält.

Eſchenz, Kreisort; (Ober- und Unter-), zwei paritätiſche Dörfer, deren reform. Einw. aber nach Burg eingepfarrt ſind; der katholiſchen ſind 500; ihr Pfarrer iſt ein Capitular der Abtey Einſiedeln, der die Pfründe ſeit dem J. 1487 einverleibt iſt. Zu Obereſchenz ſteht eine neue Kirche, eine ältere zu Untereſchenz.

Eſchenz heißt in einer Urkunde bei Neugart vom Jahr 800 (11. März) castrum Exsientiae. Das Wort castrum deutet auf eine römiſche Anſiedlung, die wenigſtens bei dem nächſtfolgenden Burg unzweifelhaft iſt. Auch den Namen Exsientia ſelbſt könnte man geneigt ſeyn für römiſch zu halten, und als corrumpiert für Exientia (wie in corrumpierten Stellen klaſſiſcher Handſchriften exsiat für exeat ſ. Schellers Lex.) und dieſes für Rhenus exiens; oder Exientia Rheni, barbariſch analog nach Confluentia gebildet: Rheinausfluß aus dem Unterſee. Allein das Bächlein Eſch, das an dem Dorfe vorbeifließt und in den Rhein mündet, ſpricht für die deutſche Erklärung Eſch-enz, die wir oben mitgetheilt haben.

Schon ums J. 950 hinterlies ein Graf Guntram hier Beſitzungen, die Kaiſer Otto der Große dem Kloſter Einſiedeln vergabte. Von jener Abtey trugen die Freiherrn von Hohenklingen dieſe Herrſchaft zu Lehen und waren Kammerervögte derſelben. Edelknechte der Herrn von Hohenklingen und ihre Unterbeamten waren die Edeln

von Eſchenz. In der aller frühſten Zeit bis ins 11te Jahrhundert gehörte es ohne Zweifel den Grafen von Oeningen.

Auf Burg, ¼ St. unter Eſchenz ganz nahe bei der Vorbrücke Stein auf einem Hügel; Kirche und Pfarrwohnung, dicht an der ſogenannten Vorbrücke der Schaffhauſenſchen Stadt Stein, daher denn dieſes Kirchſpiel, obwohl auf thurgauiſchem Boden gelegen, zum Canton Schaffhauſen gerechnet wird. Aus dem Canton Thurgau beſuchen dieſe Kirche mehr denn 1000 reformirte Einwohner aus den paritätiſchen Ortſchaften des Amtes Steckborn.

Auf dem Rheine zwiſchen Eſchenz und Burg und zur Gemeinde Eſchenz gehörig liegt die kleine Rheininſel im Werd Insula Rheni von Hermannus Contractus genannt, mit einem Haus und der Capelle St. Othmars, deſſen Patmos dieſe Inſel war (ſ. die Geſch. S. 89). Nach der Stiftung ſollte ſie dem Pfarrer von Eſchenz zur Wohnung dienen, wurde auch wirklich im J. 1526 dem reformirten Pfarrer von Eſchenz angewieſen; aber Waffengewalt verdrängte ihn von dieſem ſtillen Wohnſitz im J. 1580, und die Proteſtanten zu Eſchenz wurden ihres Gottesdienſtes beraubt.

In der ganzen Umgegend finden ſich bedeutende Spuren einer großen römiſchen Anſiedelung:

1. Von der Burg an bis Eſchenz gräbt man ſeit Jahrhunderten, und gräbt noch hin und wieder auf dem Felde alte römiſche Monumente und eherne, kupferne, ſilberne und goldne Kaiſermünzen aus (der Herr Pfarrer von Burg beſitzt deren ſelbſt welche); auch auf Gemäuer, auf Eſtrich, auf Gewölbe wurde geſtoßen. Ebenſo fand man auf dem rechten Rheinufer bei Stein römiſche Münzen und ſeltſam gebrannte Ziegelſteine von allerlei Farben.

2. Oberhalb der Stadt Stein ſieht man bei klarem Waſſer und ſeichtem Waſſerſtande noch im Rheine die Rudera einer ohne Zweifel römiſchen Brücke, die vom linken Ufer nach der Inſel im Werd hinüberführte, wo alſo wahrſcheinlich auch eine römiſche Vorſchanze befindlich war. Noch vor wenigen Jahren hat ſich einer der Rheinauiſchen Capitularen, der Pater Moriz, vom Daſeyn dieſer Brückenreſte überzeugt; er ließ einen ihrer Pfähle herausrammeln, und fand ihn ſtark mit einem eiſernen Schuh beſchlagen.

3. Die Hauptüberreſte aber befinden ſich auf Burg (deſſen Name ſchon ein römiſches Castrum andeutet) ſelbſt; hier läuft hinter dem Pfarrhaus eine mehr als mannshohe, ungemein dicke,

aus koloſſalen Kieſeln erbaute Mauer noch in einer Länge von 150 Fuß von Norden nach Süden hin. Zuſammengehalten mit jenen andern Funden kann man nicht anders als ſie für römiſch halten; das Pfarrhaus ſelbſt ſitzt auf einem Theil dieſer Mauern.

4. In der alten Pfarr-Kirche auf Burg finden ſich noch zwei weiſſe Marmorſteine am Antritte des Chors, die aber jetzt durch Kirchenſtühle verbaut ſind. Urſprünglich waren ſie wahrſcheinlich Ein Stück; auf dem einen ſind die Buchſtaben unleſerlich; auf dem andern lieſt man noch folgende Inſchrift:

IMP. CAES. CAIVS
MAX... TRIB. P. P.
. . . . A
... D. P. P. PROC.
..... M
.... SC.
.... DE

Tſchudi hat auch die andre, jetzt unleſerliche Inſchrift in ſeiner Gallia Comata aufbehalten.

Was für eine römiſche Anſiedlung läßt ſich nun in allen dieſen Trümmern vermuthen?

Die wahrſcheinlichſte Hypotheſe iſt, daß an dieſer Stelle urſprünglich die helvetiſche Stadt Gaunodurum ſtand, die Ptolemäus als eine der bedeutendſten Städte dieſes Volkes aufführt. Sie mochte von den Helvetiern ſelbſt vor ihrem Ausbruche nach Gallien abgebrannt worden ſeyn, und nachher, entweder von ihnen oder von den Römern, wieder aufgebaut; ſpäter, als die letztern in dieſen Landen herrſchten, wurde ſie von den Römern befeſtigt und als Kaſtell gegen die Vindelicier, und nachher gegen die Alemannen gebraucht. Der Hauptgrund für dieſe Muthmaſſung iſt in Folgendem enthalten.

Gaun, Gaunum hieß in der alten galliſchen (keltiſchen) Sprache ein Stein oder Fels. Das Städtchen St. Moritzen in Wallis, das ganz in das Felsgeſtein hineingebaut iſt, hieß Agaunum, ohne Zweifel von ſeiner Lage *). Ganteriſch heißt ein Fels in der Stockhornkette bei Bern, Gandria heißt eine Pfarre bei Lugano, am Felſen-Ufer des See's, der Lago di Lugano ſelbſt, von Gebirgen umufert, heißt Lago di Gauno; Candera ein Ort, der ſich im Val Traglia an den Gebirgsrücken anlehnt; Gand, Ganda, Ganden, heißt noch heutzutage in einigen Gegenden der Schweiz, namentlich in Graubündten, ein Steingerölle; in der Ganten heißt eine Felsgegend im Prettigau hinter Igis. Auch der Kamor im Appenzell ſcheint vor Jahrhunderten Gaunor geſprochen worden zu ſeyn. Kanterſchwyl, das thurgauiſche Dorf, möchte ich nicht hieher rechnen, da der Name aus einem Appellativum entſtanden zu ſeyn ſcheint (Cantricheswilare bei Neug. Cod. Dipl. LXXIII. CLX.); — wohl aber die Kanther- (oder Kanter-) Brücke an den ſchrecklichen Felsabgründen der Simplonſtraße, und Kanterſteg im Reußthal. Am Gand ſoll heißen am Stein. Am Stein nennt aber noch Hermannus Contractus die kleine Inſel im Werd, bei Stein am Rhein, von einem rauhen Steine, der in ihrer Nähe liegt, und, wenn der Rhein klein iſt, die Farth gefährlich macht. So wäre denn Stein der deutſche (alemanniſche) *), Gaunodurum der keltiſche Name dieſer helvetiſch-römiſchen Niederlaſſung, deren unverkennbare Spuren ſich zwiſchen Burg, der Inſel im Werd und Eſchenz in Menge finden. Wahrſcheinlich hatte dieſes römiſch gewordene Caſtell auch auf dem rechten Rheinufer ein Vorwerk, daher die dort aufgefundenen Alterthümer. Dieſes alte Stein oder Gaunodurum wurde ohne Zweifel von den Alemannen oder von Attila zerſtört. Unter der fränkiſchen Herrſchaft ließ man die römiſchen Befeſtigungen, die nun unnütz geworden waren, in der Aſche liegen, aus und über der ſich mit der Zeit allerlei Dörfer, als Eſchenz, Wagenhauſen u. ſ. w. erhuben; der neue Flecken aber,

---

*) Beat. Rhenan. German. l. III. p. 132. Thebaea legio praeteriens Octodurum oppidum, ad locum cui Agauno nomen est, celeriter properavit. . . . Agaunum accolae interpretatione Gallici sermonis saxum dicunt. Quo in loco ita vasti e rupibus Rhodani fluminis cursus arctatur, ut transeundi facultate subtracta, constructis pontibus viam fieri itineris necessitas imperaret. —

Und vorher p. 129: Gaunodurum . . . . . Gaunum vetere Gallorum lingua, qua sunt usi Helvetii, saxum significat. Unde Agauno vocabulum inditum in Octodurensi tractu. Monendum id duxi, quo certius investigari locus queat. Nam propter catarrhactas Rheni libenter id nomen Laufenbergo tribuerem. Sed sunt et superiores catarrhactae.

*) Der Name Stein möchte eher von der Burg bei Stein herkommen; denn der Name Stein bezeichnet überhaupt eine Burg. Durum iſt der celtiſche Name für Waſſer.

Anmerk. eines Dritten.

der anſtatt der alten Stadt gebaut wurde, rückte einer beſſern, ſonnigen Lage zu, auf die ſchwäbiſche Seite des Stromes hinüber, behielt aber den Namen Stein.

Schon Vadian hatte dieſe, von uns weiter ausgeführte und begründete Anſicht aufgeſtellt; andre ſuchen Gaunodurum in Zurzach, Laufenberg, Conſtanz; und ſeit lange ſchreibt ein Topograph oder Reiſebeſchreiber dem andern nach, „daß Conſtanz vor Alters Gaunodurum geheiſſen.“

Stein am Rhein, 26° 31′ 10″ Länge 47° 39′ 30″ Breite. Schaffhauſen'ſche Stadt am rechten Rheinufer; mit ihrer Vorſtadt, der ſogenannten Vorbrücke bei Stein auf dem linken Ufer; die letztere beſteht aus ungefähr 30 Familien, die zu Stein eingebürgert ſind. Beide Theile verbindet eine 135 Fuß lange, gutgebaute, hölzerne Brücke. 210 Häuſer mit 1200 Einwohnern.

Wirthshäuſer: Schwan (noch auf der Vorbrücke; ſchön gelegen). Krone.

Die Stadt liegt ſehr anmuthig *) zwiſchen Weinbergen und Kornfeldern, am Strome, der kaum den Unterſee verlaſſen hat. Die günſtige Lage verſchafft den Einwohnern durch Schiffarth und Spedition, nebſt dem ſtarkbeſuchten wöchentlichen Kornmarkte, manche weſentliche Vortheile; auch nähren ſie ſich auſſer dem Acker- und Weinbau, von ihren Handwerken und Gewerben, namentlich vom Weinhandel nach Schwaben.

Schon im 8ten Jahrh. ſtand auf dieſer Stelle der beträchtliche Flecken Stein, der im Jahr 966 vom Herzoge Burkhard von Schwaben mit Mauern umgeben wurde. Die Stadt hub ſich beſonders, ſeitdem im J. 1005 die Abtey des h. Georg zu Stein hieher verlegt wurde (ſ. Geſch.). Die Herrſchaft über die Stadt erhielten die Herren von Hohenklingen, ein ſehr altes Geſchlecht (ſ. Geſch.), deſſen Stammſitz, der bei Stein am rechten Ufer lag und jetzt als Ruine einen freundlichen Rebenberg krönt, eine herrliche Ausſicht gewährt, und die Steiner-Klinge genannt wird. Durch zwei

Käufe vom J. 1419 und 1433 fiel die Herrſchaft über Stadt und Burg von dem Hauſe Hohen-Klingen an die Linie von Klingenberg. Aber nach manchen Verpfändungen verkaufte dieſes Haus im Jahr 1457 alle ſeine Rechte an die Stadt für 500 fl. Stein erwarb ſich faſt gänzliche Unabhängigkeit, erweiterte ſein Gebiet durch Kauf, ordnete ſeine Regierung, ſchloß 1459 einen Bund mit Zürich und Schaffhauſen, begab ſich aber, vom Adel bedrängt, im Jahr 1484 in Zürchs Schutz und unter ſeine Oberherrſchaft, in welcher es bis zur Revolution blieb. Es kam mit dieſem Canton wegen ſeiner vorbehaltenen Freiheiten öfters in Streitigkeiten, die im Jahr 1783 mit Waffengewalt beigelegt wurden. Im Jahr 1799 wurde Stein proviſoriſch, und ſpäter durch die franzöſiſche Vermittlungsacte definitiv dem Canton Schaffhauſen einverleibt. Im Frühling 1799 gieng hier und bei dem Kloſter Paradies, das ganze öſterreichiſche Heer unter Erzherzog Karl über den Rhein und drang in die Schweiz ein. Am 1. Mai 1800 ging Moreau's Heer unterhalb Stein bei Reichlingen aufs rechte Ufer hinüber. (Vom Durchzug Guſt. Horns im 30jährigen Kriege ſ. die Geſch.). Die vormalige Benedictinerabtei zu Stein ward bei der Reformation aufgehoben, und der Abt David v. Winkelheim flüchtete ſich, obgleich er ſelbſt anfangs Antheil an der Reformation genommen, mit ſeinen Religioſen nach Radolphszell. Im Jahr 1597 wurde das Convent mit Petershauſen vereinigt. Seitdem dient die alte Kloſterkirche der (reformirten) Bürgergemeinde zum Gottesdienſte, bei welcher der um die ſchweizeriſche Reformationsgeſchichte und ſonſt als Geſchichtsforſcher ſehr verdiente Herr Melchior Kirchhofer von Schaffhauſen als Prediger angeſtellt iſt. Ein Lehrer an der Stadtſchule macht hübſche Gedichte in ſchweizeriſcher Mundart.

Alle Wochen gehen Poſtſchiffe von Stein nach Schaffhauſen.

Merkwürdigkeiten: Kein Wanderer verlaſſe Stein, ohne ſich Zutritt in das Amtshaus im alten Kloſter zu erbitten und dort den kleinen Saal in Augenſchein zu nehmen, über deſſen Thüre die Jahreszahl 1516 ſteht, der auch noch ganz in ſeiner alten Geſtalt erhalten iſt, und hoffentlich erhalten werden wird. Die Stubendecke iſt von Holz, gekuppert-gewölbt mit verſchlungenen Sprüchen, Emblemen und Arabesken bunt verziert. Die Wände aber ſind grau in grau mit geiſtreichen, trefflichen und vollkommen erhaltenen Frescogemälden ausgeſchmückt; in den Niſchen der Fenſter ſind große Figuren von Männern und Frauen in der charakteriſtiſchen

---

*) Auch in dieſe anmuthige Gegend kann der Lebensüberdruß einſchleichen. „Anno D. 1220 — erzählt Stumpf — was ain Mann zuo Stain, der empfieng Verdruß zu leben, ſprechende (aus Eingebung eines böſen Geiſtes): Was iſt dieſes Leben, dann eſſen, trinken, ſch....., ſ....., ſchlafen, wachen, niedergon, wieder ufſtan, abziehen, anlegen — und arbeiten? Mit ſölichen Worten gieng er eindmals zuo Stein uf die Rheinbrucken, und ſprang aberab, ſich ſelbſt ertrankende.“

Kleidung ihrer Zeit, auch grau in grau, abgebildet. Die Wandgemälde ſtellen Scenen aus dem galanten und kriegeriſchen Ritterleben, Luſtbarkeiten aller Art, Frauen-Gruß und Begegnung, Spiele u. ſ. w. dar, ferner die Belagerung einer Feſtung, und einige hiſtoriſche Scenen aus dem zweiten puniſchen Kriege, namentlich einen Sturm (Sagunts?) und den Schwur des Hannibal, ſo wie den des jungen Scipio Africanus nach der Schlacht bei Cannä. Die betreffenden Stellen aus Livius ſind unten an den Lambris in großen Unzialbuchſtaben lateiniſch beigeſchrieben. Der Saal und das anſtoßende Zimmer ſind vom Abt Winkelheim erbaut. Darunter war ſein Speiſezimmer, wo noch ſchönes Schnitzwerk. Der Anblick gewährt als Kunſtwerk und lebendiges Zeugniß einer entſchwundenen Zeit gleich großen Genuß. —

Die Leſegeſellſchaft zu Stein beſitzt eine artige Bücherſammlung.

Links an der Rheinbrücke beim Eingang in die Stadt ſteht ein ſehr alterthümliches Haus, zum Klee genannt, welches ehemals das adelige Zunfthaus war; es enthält eine Menge ſchätzbarer Glasgemälde aus der beſten Zeit. Dergleichen ſind auch auf dem Schützenhauſe jenſeits der Stadt zu ſehen.

Auf dem Rathhauſe wird das ſehr brav gemalte Bild eines Steiner-Bürgers, des unter Kaiſer Rudoph II. als Geſandten in Conſtantinopel geſtandenen Freiherrn von Schwarzenborn ſammt einem koloſſalen ſilbernen und vergoldeten Becher deſſelben gezeigt, welcher mit Schmelzarbeiten geziert iſt.

Hohenklingen, die Burg, in voriger Zeit die Wohnung eines Zürcher Obervogts dient jetzt als Wachhaus; die Wache wird wechſelsweiſe von den Steiner Bürgern verſehen. Es iſt daſelbſt in dem Vorhof ein Wandgemälde, einen Hirſch vorſtellend, welcher zur Zeit einer Hungersnoth der Beſatzung ſich ſelbſt zur Speiſe dargeſtellt, mit einer Beſchreibung in deutſchen Reimen, welche aber durch Verwitterung gröſtentheils unleſerlich geworden iſt.

Ortsbeſchreibung des Rheinthals.

1. Das linke Rheinufer hinauf.

A. Der St. Galliſche Bezirk Rheinthal.

Die Landſchaft Rheinthal gränzt gegen Morgen an den Rhein, gegen Abend an die Gebirge von Appenzell, gegen Mittag

an den St. Galliſchen Bezirk Sakgans und gegen Mitternacht an den Bodenſee. Sie iſt ungefähr 8 Stunden lang und 3 Stunden breit, hat einen Flächenraum von etwa 3 — 4 Quadratmeilen, und enthält in 9026 Gebäuden etwa 10000 Einwohner, die zur Hälfte reformirt ſind. Das auſſerordentlich fruchtbare Ländchen hat viel Obſtzucht, guten Wieſen- und viel Wein- aber weniger Getraide-Bau, viel Mais- und Kartoffelpflanzungen, Viehzucht, Alpenwirthſchaft auf dem Ober- und Unter-Kamor, Flachs-, Hanf- und Baumwollen-Spinnerey, Weberei, Mouſſelinſtickereien, mehrere Zitzfabriken, Holz- und viel Durchgangshandel. Das Obſt wird zu Cider gepreßt, und manche Haushaltung beſitzt weiter nichts, als eine Anzahl Obſtbäume auf den Gemeindeweiden. Der Wohlſtand der Rheinthaler iſt beſonders durch die im Jahr 1770 — 1771 unter der weiſen Leitung der Landvögte Grob von Zürich und Wurſtemberger von Bern veranſtaltete Vertheilung des großen, mehrere Stunden ausgedehnten Bau- und Eiſenrieds (das bis dahin Gemeindeweiden waren), und wodurch ſelbſt der Arme, ſobald er verheirathet iſt, nach und nach 3 — 8 Morgen Aecker und Wieſen erhält, gegründet worden. — Treffliche Sandſteinbrüche ſind im Fuchsloch bei Thal, bei Staad, St. Margarethen, Monſtein, und Altſtädten, wo die Steine zu vielerlei Zwecken bearbeitet und weit verführt werden. Torf beſitzt das obere Rheinthal viel. In eben demſelben von Rüti bis Haard, tritt das Kalkgebirge aus dem Kanton Appenzell in zerriſſner Hügelform bis an den Rhein. In der Mitte des Thales zwiſchen Oberried und Sennwald erhebt ſich der lange Hügel St. Valentin-Berg, er beſteht gleichfalls aus Kalkſtein. Alles dieß ſind Ueberreſte der hohen Kalkſteinfelſen, welche einſt nach Nord-Oſten fortſetzten, und mit den Kalkfelſen hinter Hohen-Embs und Feldkirch in genauem Zuſammenhang ſtanden. An dieſes Kalkgebirge legen ſich von Haard an, Berge aus Sandſtein, Mergel und Nagelflue, welche ſich nach dem Bodenſee ziehen. Der Bodenſee dehnte ſich einſt viel tiefer ins Rheinthal. Zu Vadians Zeit ſtand auf dem Eiſenried noch ein kleiner See ohne alle Verbindung mit dem Rhein. Jenſeits dem Rhein zwiſchen Fuſſach und St. Johann ſind noch die beiden Logſeen (ſ. oben). In dem Buchſee-Riede zwiſchen Altenrhein und Staad befinden ſich noch jetzt viele grundloſe Stellen, welche ein Ueberreſt der vorigen Seetiefe ſind. Der ganze Boden des Rheinthals beſteht aus übereinander gehäuftem Gerölle.

Wir fangen die Ortsbeſchreibung dieſes Thales oberhalb

Rheinegg an; was unterhalb liegt, ſuche der Leſer in der Ortsbeſchreibung des Bodenſee's. Die Hauptſtraße, die ſich das linke Rheinufer hinanzieht, theilt ſich bei dem Dorfe Au in zwei Zweige, von welchen der breitere oder Hauptzweig (die Chauſſee) näher am Gebirge hin über Marbach und Altſtädten, der ſchmalere Nebenzweig den Rhein entlang über Diepoldsau und Krieſern führt; beide vereinigen ſich wieder bei Oberried, um ſich erſt eine Meile weiter oben, bei Sennwald noch einmal zu trennen, wo die Hauptſtraße über Salez und Haag, die Seitenſtraße über die Dörfer Gambs und Grabs geht; bei Werdenberg vereinigen ſich beide wieder, und nun trennt ſich der Weg nicht mehr bis Ragaz. Auf dem ſo bezeichneten Striche liegen nun folgende Ortſchaften aufwärts von Rheinegg.

St. Margarethen, großes paritätiſches Pfarrdorf auf der Hauptſtraße, von 150 Häuſern, zwei für jeden Religionstheil beſtimmten Kirchen, 3 Schulen und 650 Einwohnern, (mit den Filialen 200 Häuſer und 1000 Seelen) im Kreiſe Rheinegg. Liegt in einer ſchönen Ebne; die guten rothen Wein, mit dem viel Handel getrieben wird, liefernden Weinberge ziehen ſich an den Appenzellerbergen hinauf. In der Nähe öſterreichiſche Fähre über den Rhein. Das Dorf hat eine Stahlquelle (zum Baden) und einen Schwefelbrunnen. Mouſſelinſtickerei, Feld- und Weinbau ſind ſeine Haupterwerbszweige.

In dem benachbarten Appenzell'ſchen Bergdorfe Walzenhauſen ſchöne Ausſicht bei der Kirche auf das Rheinthal, den Rhein, die Ebne von Schwaben und die Tyroler Gebirge. Zu der Gemeinde Walzenhauſen gehört das Franciskanerinnen-Kloſter Grimmenſtein, (ſ. Geſch.) das gute Gebäude hat. Es iſt ſehr wohlthätig gegen die Armen der Umgegend. Abt Conrad von St. Gallen hat es im Jahr 1400 als ein bloßes Waldhäuslein gegründet. Unter den Filialen von St. Margarethen iſt ein Romiswanden, deſſen Name wohl gerade wie Romishorn zu erklären iſt: Die Schwendi des Romi oder Romanus.

Monſtein, auf der Hauptſtraße, kleines Dorf in der Pfarre Au von 29 Häuſern, das ſich von Weinbau, Ackerbau, Spinnerei und Stickerei nährt. Schloß und Landgut. Das Dorf wird auch am Mondſtein genannt; der Name ſtammt von K. Dagoberts Gränzzeichen (ſ. Geſch. S. 105.). Starke Fähre über den Rhein nach

Luſtnau. Auf der Höhe ob dem Schloße der alte Burgſtock Helbsberg (ſ. Geſch.).

Au, Pfarrdorf im Kreiſe Bernegg auf der Hauptſtraße, von 35 Häuſern, die zerſtreut unter Baumgütern ſehr reizend liegen; die Katholiken haben eine neue Pfarrkirche, die Proteſtanten ſind nach Bernegg eingepfarrt. Ackerbau, Weinbau, Stickerei. Häufige Rheinüberſchwemmungen (Beſ. im Jahr 1758. 1762. 1816).

Auf einem nahen Weinhügel die kaum noch ſichtbaren Trümmer der Burg Zwingenſtein (ſ. Geſch. Auſſ.), die jetzt zu Appenzell gehört.

Bernegg oder Bernang, (auf der Hauptſtraße) 1 Stunde vom Rhein, Kreis und paritätiſches Pfarrdorf von 237 Häuſern und 1300 größtentheils bemittelten Einwohnern. Vorzüglicher Wein, Spinnerei, Stickerei. Stark beſuchte Wochen- und Jahrmärkte. Sehr angenehme Lage in einem Seitenthale, zwiſchen einer Weinhügelkette und einem Waldberge, welche Luſtparthien von dem 3 Stunden entfernten St. Gallen herzieht. Der ſchweizeriſche Geograph Gabriel Welſer war hier im vorigen Jahrhunderte Pfarrer.

Auf einem Felſen, ehe man zum Dorfe kommt, links, ſteht das alte, halbabgebrochene Schloß Roſenberg. Urſprünglich hieß es Bernang (ſ. geſch. Auſſ.), aber ſchon im 13ten Jahrhunderte zwang Abt Berchthold von St. Gallen, Wernern von Bernang, ihm dieſes Freileben zu übergeben, und die von Roſenberg, welche Vögte zu Bernang waren, ſtellten das zerſtörte wieder her, und legten ihm ihren Namen bei; ſpäter kam es an die Mundpratte und 1505 ganz ans Kloſter St. Gallen; bis zur Revolution wurde es von einem Amtmanne dieſes Stiftes bewohnt.

Ueber die benachbarten Burgen Huſen (beim Dorfe gleichen Namens) Buchenſtein, Kalkofen, Grünenſtein, Heerbruck (die zwei letzten noch bewohnt) ſiehe den geſchichtlichen Theil. Bei Hauſen erlitten die Appenzeller im Jahr 1428 durch den Grafen von Toggenburg eine Niederlage. Zu Grünenſtein oberhalb Balgach, ward die alte Burg im Jahr 1776 bis an den Thurm gänzlich abgetragen; das neue Schloß mit ſchönen Anlagen gehört Herren Kuſter vom Rheinegg. Das Schlößchen Buchholz, einſt ein Edelſitz der Ruggen von Tanneck, iſt eine Bauernwohnung, auch heißt der ganze aus 12 Häuſern beſtehende

Weiler ſo. Guter Wein. Thann, Dörfchen mit zerſtörtem Adelsſitz.

Balgach, (an der Hauptſtraße), Kreisort und weitläuftige paritätiſche Pfarrgemeinde von 119 Häuſern und 600 Einwohnern. Viel Weinbau. Zwei reformirte und eine katholiſche Schule. Schwefel- und eiſenführendes Heilbad, zwiſchen Balgach und Marbach auf dem Ried, bei Rebſtein, einem zu Marbach pfarrgenöſſiſchen Dorfe, mit 150 Häuſern, einer evangeliſchen (1784 erbauten) Kirche, eine kath. Kapelle und 1400 Einwohnern mit 3 guteingerichteten Schulen. Wein-, Getraide- und Tabaksbau; Mouſſelinſtickerei. In der Gegend ſchöne Landſitze. Der Edelſitz Rebſtein heißt jetzt ſchlechtweg die Burg.

Marbach, (an der Hauptſtraße), paritätiſches Pfarrdorf und Kreisort von 140 Häuſern 650 Einwohnern gemeinſch. Kirche. Wein- und Ackerbau, Stickerei, Baumwollenſpinnerei. 2 gute Schulen. Im Jahr 1773 brannten hier 63 Wohngebäude ab, welche bald ſchöner hergeſtellt wurden. An dem Berge oberhalb Marbach liegen die Höfe und Landſitze Hirſchelen, Moos, Hub, Rutelen, Sonnenberg und zwiſchen Rebſtein und Marbach das alte, noch bewohnbare Schloß Weinſtein auf ſchöner Anhöhe mit angenehmer Ausſicht, und ziemlich gutem Wein; ſchöner alter Thurm; ſchöne Glasgemälde. Gehört einer St. Gallerfamilie.

Altſtädten, Stadt mit 417 Häuſern und 1800 paritätiſchen Einwohnern. 47° 21′ 50″ Breite und 27° 12′ 24″ Länge.

Wirthshaus: Rabe, Die Stadt liegt in einem ſehr reizenden und fruchtbaren Gelände, in einem wahren Obſtwalde, um den ſich Weinhügel und Kornfelder verbreiten, am Abhange eines Berges; der ſich hinauf bis zum Stoßwald erſtreckt. Die Häuſer der Vorſtädte ſind hölzern, die Stadt ſelbſt aber hat in engen Straßen ſehr hohe, meiſt ſteinerne Häuſer. Die hübſche, neue Kirche von beiderlei Glaubensgenoſſen gebraucht. Die Einwohner ſind ſehr thätig; nebſt der Waarendurchfuhre beſchäftigen ſie ſich mit Fabrikarbeiten, namentlich ſind hier eine Mouſſelinfabrik und mehrere Spezereiwaarenhandlungen; auſſerdem hat der Ort von der ſtarken Waarendurchfuhr, ſeinen 3 ſehr beſuchten Jahrmärkten, auf welchen viel Korn und Vieh verhandelt wird, und dem Wochenmarkte beträchtliche Vortheile Seine Schulen verdienen Lob.

Von den alten Geſchlechtern, die ſich von Altſtädten ſchreiben ſ. den geſch. Aufſatz.

Im Jahr 1405 bemächtigten ſich die aufgeſtandnen Appenzeller der Stadt, und hielten im Jahr 1410 gegen den Grafen von Sulz 3 Wochen lang eine harte Belagerung aus. Das gräfliche Heer, 7000 Mann ſtark, mußte durch 12000 Mann, die Herzog Friedrich von Oeſterreich ſelbſt kommandirte, verſtärkt werden. Die Beſatzung, nicht ſtärker als 400 Mann, zog ſich mit jungen und alten Einwohnern beiderlei Geſchlechtes in der Stille der Nacht über den Berg ins Appenzell. Am folgenden Tage ließ der Herzog große Anſtalten machen und ſtürmte die Stadt ohne Widerſtand und Blutverluſt — denn es war keine lebendige Seele darin. Der Herzog rächte ſich an den Mauern und Häuſern; am vierten Tage nach dem Sturm wurde beſchloſſen, daß jene niedergeriſſen und dieſe verbrannt werden ſollten, um den Schimpf zu rächen. Das Urtheil wurde ſogleich vollzogen, und die Stadt (in den Jahren 1567, 1687 und 1709 wiederholt vom Brande heimgeſucht) hatte Mühe ſich zu erholen. Während der Reformationszeit lebte der berühmte Carlſtadt einige Zeit als reformirter Prediger zu Altſtädten. Auch iſt die Stadt der Geburtsort des 1800 verſtorbenen ſehr geſchätzten Baumeiſters Haltiner; hier hat Herr Cantonsrath J. L. Cuſter, ehemaliger Finanzminiſter der helvetiſchen Republik, Verfaſſer der Geſchichte des Rheinthals und Herausgeber der durch Herrn Fehr trigonometriſch aufgenommenen vortrefflichen Charte deſſelben (beides erſchien zu St. Gallen im Jahr 1803) eine Beſitzung; (er wohnt zu Rheinegg).

Merkwürdigkeiten: In der Stadt: Die gute Lehranſtalt der Herren Schneider, die zahlreich beſucht wird. — Die vor mehreren Jahren von Johann Ritz zum öffentlichen Gebrauche geſtiftete Bücherſammlung, in einem von Herrn J. L. Cuſter eigends, und auf ſeine Koſten aufgeführten Gebäude über dem obern Thor. Sie iſt durch viele Beiträge anſehnlich vermehrt worden, und Herr Cuſter machte ihr die ganze Auflage ſeiner Beſchreibung des Rheinthals zum Geſchenk.

In der Umgegend: Das Nonnenkloſter Mariahilf (Franciskanerinnen) vor der Stadt. Auf dem Forſt eine Kapelle mit einer der reizendſten Ausſichten über das ganze obere Rheinthal. Die Ruine Hochaltſtätten im Waldgebirg (ſiehe Geſch.). Das Eiſenried vor der Stadt; ehemals große Almende (ſ. oben). Hinter Altſtädten am Berge liegt das Dorf Eichberg zu deſſen Pfarre Hub gehört, das an der Hauptſtraße liegt.

Kobelwies, Dörſchen von 13 Häuſern und 70 Einwohnern in der Pfarre Kobelwald zwiſchen dem ſüdöſtlichen Fuße des Kamor und niedrigen Kalkſteinhügeln. Wirthshaus: Eigenthümer des Bades.

Merkwürdigkeiten: Höhlen und Bäder. Von Kobelwies 10 Minuten bis an den Kienberg, dem Fuß des Kamor, aufwärts 1/4 Stunde, abwärts 80 Schritt zwiſchen Waldbäumen zu dem Eingang der ſogenannten Kryſtall-Höhlen. Aus der äuſſern Höhle geht es durch ein Dachsloch 24 Fuß lang auf Bauch und Knien, dann bald gebückt, bald aufrecht 20 Schritt aufwärts nach der Kryſtall-Höhle, die 8 – 10 Fuß breit und lang und 16 – 20 Fuß hoch iſt, deren Wände ein Doppelſpath bekleidet, und die zum Theil in einen gelben Thonüberzug verborgen ſind. Jener Kalkſpath iſt theils weiß, theils rauchgrau, und glänzt mit ſchönen, reinen Ablöſungsflächen ſeiner großkörnig abgeſonderten Stücke. Wird dieſer Kalkſpath gebrannt, ſo zerfällt er in weißes Pulver und giebt den feinſten Gyps für die bildende Kunſt. Die Menge dieſes Spaths iſt ſo groß, daß man viele 1000 Centner brechen konnte. Im Jahr 1801 lag ein Stück von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe auf dem Boden der Höhle, welches man von der Decke abgelöſt hatte, weil es herab zu fallen drohte. Aus der zweiten Höhle geht es in eine dritte die lang, breit und 12 Fuß hoch, aber ſehr finſter iſt; der Eingang hat ſich aber ſo verengt, daß kein Menſch mehr durchkriechen kann. In der zweiten Höhle hört man einen Bach aus dem Felſen rauſchen, dieſer entſtrömt den Höhlen und verſieht 10 Bäder in Kobelwies, welche erwärmt ſehr häufig gegen das in den Sumpfgegenden des Rheins herrſchende kalte Fieber gebraucht werden; das Waſſer iſt ſehr hell, läßt nach einiger Zeit ſtarken Bodenſatz fallen, und führt Kalkerde und Schwefelſäure. Noch höher auf dem Berg iſt eine andre 186 Fuß lange, 20 Fuß breite und 10 – 14 Fuß hohe Höhle, in der ſehr ſchöne und helle Kryſtalle (Kalkſpath) gefunden werden. Noch weiter an dem Felſen hinauf öffnet ſich linker Hand ein Berggang, in dieſem befindet ſich eine Menge Mondmilch, auch ſehr ſchöne röhren- und traubenartige Stalactiten (Tropfſteine) von ſeltſamen Geſtalten und ſchöner weißer Farbe. Unter den vielen Höhlen, die ſich noch zwei Stunden höher im Berge befinden, iſt das Wetterloch das merkwürdigſte; die Volksſage geht davon, daß wenn ein Stein hineingeworfen werde, ein ſchweres Ungewitter entſtehe. Die hineingeworfenen Steine fallen anfangs ſenkrecht; nachher hört man

ſie ſtufenweiſe, wie eine Treppe herunter, und dann ins Waſſer plumpen. Der Fall dauert wohl zwei Minuten lang. Doch iſt das Loch nicht 600 Schuh tief. Von Kobelwies Wege: Auf den Kamor, über den Kienberg, Strausleberg, den Wänden des Fähneren vorbei, auf den Schwamm (1te Sennhütte) 2 Stunden von hier bis an den Fuß des Unterkamors 8 Minuten; auf den Oberkamor 1 1/2 – 2 Stunden, auf den hohen Kaſten 1 Stunde. Von Kobelwies über Haard, Eggerſtanden nach Appenzell 3 Stunden. — Nach Rüti und Sennwald herrlicher Fußpfad durch ſchöne Buchenwälder, wo ſich oft maleriſche Ausſichten eröffnen.

Hinter Kobelwies liegt ſchon in den Bergen das Dörſchen Hard mit 29 zerſtreuten Häuſern und 120 kath. Einwohnern.

Grubbach, kleiner Weiler, an der Hauptſtraße.

Krieſſern oder **Grießern**, kathol. 65 Häuſer, 300 arme ackerbauende Einwohner. Rheinfähre. Ueberſchwemmung im Jahr 1758. König Heinrich VI. vergabte das Dorf im Jahr 1228 an das Stift St. Gallen.

Montigeln oder **Montlingen**, (monticulus) kath. 111 H. anſehnliche Kirche; 510 Einwohner. Rheinfähre. Spinnereien und Mouſſelinſtickereien. Herrliche Ausſicht bei der Kapelle auf dem nahen St. Annaberg. Eichewies 71 Häuſer 350 Einwohner. Kapelle.

Oberriedt, groſes katholiſches Pfarrdorf und Kreisort von 170 Häuſern und 110 Einwohnern, die ſich vom Feldbau und der Pferdezucht nähren, wohlgebaut (gutes Wirthshaus). Die politiſche Gemeinde begreift 460 Häuſer, 2200 Seelen und 2 Schulen. Sie hat in ihrem Umfange viele Sumpfgegenden, und der Weinwuchs iſt nur ſehr geringe.

Hier vereinigt ſich mit der Hauptſtraße die von Monſtein herkommende Seitenſtraße; ſie lauft über die Dörfer Widnau (124 Häuſer, 650 paritätiſche Einwohnern und eine kath. Pfarrkirche) Schmittern (111 Häuſer 500 parität. Einwohner) mit einer Rheinfähre, und deſſen Mutterort Diepoldsau (155 zerſtreute Häuſer und 600 parität. Einwohner auf rheiniſchem Sumpfboden; die Reformirten haben ſeit 1728 eine Kirche; die Katholiken gehören nach Schmittern; die Einwohner nähren ſich von Ackerbau, Pferdezucht, Schiffarth und Spinnerei, doch kümmerlich.

An Oberriedt vorbei führt nun nur noch die Hauptſtraße (den

Fußpfad abgerechnet ſ. oben bei Kobelwies) thalaufwärts durch folgende Oerter.

Zwiſchen Oberried und Hirzenſprung am Rhein auf einem freien Hügel das Schloß Blatten, der einſtige Sitz der Ramſchwage (ſ. Geſch.), das Schloß wurde im Jahr 1270 von Abt Berchtold wider die Grafen von Montfort angelegt (ſ. S. 166), den Ramſchwag als Burglehen verliehen und im Jahr 1486 von einer Frau aus dem Geſchlechte von Hörnligen wieder an das Kloſter St. Gallen verkauft, das bis zur Revolution hier einen Obervogt wohnen hatte.

Hirzenſprung, angenehm durch zwei Reihen von Felswänden allmählig eingeſchloßne Gegend. Gegen das Ende ziehen ſich beide ſehr eng zuſammen, und die Natur bildet eine Oeffnung, welche durch die Kunſt ſelbſt nicht vortheilhafter hätte geſprengt werden können. Durch dieſe etwa 100 Schritt lange und wenige Schritte breite Oeffnung zieht ſich die Straße in das Oberland und tritt wieder in die breite Ebene hinaus. Den Namen ſoll die Kluft davon haben, daß einſt ein aufgejagter Hirſch quer über dieſe Straße von einer Felswand zur andern einen glücklichen Sprung gethan haben ſoll. Das jenſeits der Schlucht romantiſch gelegene Dörſchen Hirzenſprung gehört zur Pfarre und dem Kreiſe Reuthi und zählt in 20 Häuſern 90 Einwohner.

Reuthi oder **Rüthi**, Kreisort und großes kathol. Pfarrdorf von 168 Häuſern und 866 Einwohnern, die ſich von Spinnerei, Mouſſelinſtickerei, Feldbau und Viehzucht nähren. Der Ort liegt 6 Stunden von St. Gallen, hat mehrere gute Schulen, beträchtliche Gemeindealpen und Waldungen, leidet aber von Rheinüberſchwemmungen. Auf dem St. Valentinsberge ſteht die Pfarrkirche, nach welcher jährlich im Februar große Bittgänge angeſtellt werden.

Büchel, links von der Straße am Rhein, in 50 Häuſern 280 Einwohnern, die von Feldbau, Viehzucht und Schiffarth leben. Das Schiffarthsrecht aber gehört dem Fürſten von Lichtenſtein.

Lienz, Dorf von 60 Häuſern und 250 parit. Einwohnern, die reformirten nach Sennwald, die katholiſchen nach Rüthi eingepfarrt.

B. Der St. Galliſche Bezirk Sargans.

Dieſer Bezirk, der von den Kantonen Graubündten und Glarus, den Bezirken Toggenburg und Utznach und dem Rhein eingeſchloſſen wird, begreift viele hohe Gebirge, zwiſchen welchen ſich zwar fruchtbare Thalgründe befinden, die aber von den ſich durchwälzenden Flüſſen und Bergſtrömen oft mit Ueberſchwemmung bedroht werden. Der Bezirk enthält außer einer Menge zerſtörter Burgen viele Dörfer mit 7656 Gebäuden, nebſt dem Kloſter und Bade Pfeffers. Auch hat er bedeutende Waldungen, aus denen viel Holz ausgeführt wird, ſtarke Hornvieh- und Pferdezucht, etwas Obſt- und Weinbau, türkiſch Korn und Kartoffelpflanzungen, von welchen Erzeugniſſen ſich die Einwohner gröſtentheils nähren. Auf dieſer Rheinſtraße liegen die Ortſchaften:

Sennwald, (ſ. S. 44. das Landſch. und Geſch. S. 83) Kreisort, großes Pfarrdorf von 150 Häuſern und 800 reformirten Einwohnern. 8 Stunden von St. Gallen. Nährt ſich von Ackerbau, Viehzucht und bedeutender Durchfuhr.

Merkwürdigkeit: der noch nicht verweſ'te zur Mumie eingeſchrumpfte Leichnam des Freih. Hans Philipp von Hohenſax, auf dem Kirchthurm aufbewahrt (ſ. Geſch. Auff.) die Kirche (die rothe Kirche genannt) ſteht auf einem Hügel. Hier hatten die Freiherrn von Sax ihr Begräbniß.

Forſtegg oder **Forſteck**, Schloß zwiſchen Sennwald und Salez, im Kreiſe Sennwald. Liegt im Forſt auf einem 35 Fuß hohen Felſen. Ueber ſeine Ausſicht ſ. S. 44. 45. und ſeine Geſchichte S. 131. Das Schloß war ehemals durch kein Thor beſchloſſen; man mußte durch 35 Fuß hohe Zugtreppen hinaufgelangen. Von dem im Jahr 1206 erbauten Gebäude ſteht nur noch der alte ungeheure Thurmſtock, in welchem der Fels, auf den es gebaut iſt, bis ins 2te Stockwerk heraufreichte; Wendeltreppe, Gänge, Saal, Burgverließ, Handmühlen noch alt, aber ganz im Zerfalle. Bei den jetzigen Bewohnern geht die dunkle Sage von einem benachbarten Römerſchloß, wo man noch die Mühle ſehe, darin Sklaven gemahlen haben, die Küche wo ganze Ochſen gebraten worden, endlich eine zerfallene Halle. Wo dieſes Schloß zu ſuchen ſey, wiſſen ſie nicht. — Der Zürcher Amtmann, dem vom Jahr 1615 — 1798 dieſes Schloß zum Amtsſitze diente, bewohnte das neue Gebäude. Seit 1804 gehört Forſtegg der Regierung in St. Gallen.

Von Sennwald nach Werdenberg führen zwei Wege, die Hauptſtraße nah am Rhein, über Salez und Haag und die Seitenſtraße, weiter rechts über Gambs und Grabs.

Die Dorfer der Hauptſtraße ſind:

Salez, großes Pfarrdorf am Rhein im Kreiſe Sennwald mit

62 H. und 300 reform. Einw. Vieh- und Pferdezucht, Ackerbau, Spinnerei. Gute Schule. Im hieſigen Wirthshauſe wurde der Freiherr von Sax im J. 1596 ermordet (ſ. Geſch. Aufſ.). Das Dorf hat zwei große Jahrmärkte. Seitwärts von Salez liegt Frümſen (127 zerſtr. H. und 680 reform. nach Sax pfarrgenöſſiſche Einw. Oft (beſ. 1783) von Berggewäſſern verwüſtetes Dorf.

Haag oder **Im Haag**, kleiner reformirter Ort von 21 H. und 100 Einw. Viehzucht, Ackerbau, Spinnerei. Die Einwohner traten erſt im J. 1637 zum Proteſtantismus über.

Auf der (intereſſanteren) Seitenſtraße liegen rechts von ihr:

Hohenſax, das Schloß. Sitz der Freiherren dieſes Namens ſ. Geſch. Aufſ. Es ward im J. 1405 von den Appenzellern zerſtört und ſeitdem nicht wieder aufgebaut; die Trümmer ſind auf einem Hügel noch ſichtbar. Nächſtdabey liegt die Saxeralp, der Gemeinde Sax zuſtändig. Das Dorf Sax (113 H. 590 reform. Einw. im Kr. Sennwald) liegt zwiſchen jener Burgruine und dem Rhein. Die Herrſchaft kam von den Freiherren von Sax an Zürch. das ſie bis zur Revolution (1798) durch einen auf Forſtegg ſitzenden Landvogt verwalten ließ. Im J. 1803 wurde ſie an den Kanton St. Gallen um 24000 fl. abgetreten.

Friſchenberg, etwas rechts von der Seitenſtraße, dicht am Gebirge; gleichfalls im Appenzellerkrieg zerſtörte Burg (ſ. geſch. Aufſ.) von der noch ein viereckigter Mauerſtock übrig iſt, der ſammt dazu gehörigen Rechten und Gütern nachher dem Lux von Schönenſtein durch Erbſchaft zu Theil ward, welcher ihn aber wieder im J. 1440 an Ulrich von Sax verkaufte. Im J. 1482 bemächtigten ſich die Appenzeller deſſelben zum zweitenmal und traten ihn erſt nach dem für ſie unglücklichen Ausgang des Rorſchacher Kloſterkrieges (ſ. Geſchichte) an die 4 Schirmorte der Abtei ab. Dieſe räumten das Schloß dem wohlgeſinnten Freiherrn Ulrich von Sax im J. 1517, freiwillig ein.

Gambs, kath. Pfarrdorf von 59 H. und 300 Einw. im Kreiſe Grabs. Es hat einen beſuchten Wochenmarkt. Der ſogenannte Gambſerberg iſt eine hohe von 500 Menſchen bewohnte Gegend, die ſich 1½ St. weit von den Gränzen des Toggenburgs bis an die Herrſchaft Sax erſtreckt, und einen vortrefflichen, großen Tannenwald hat. Die politiſche Gemeinde zählt in 176 H. 1000 Einw. die ſich vorzüglich von Viehzucht nähren, und etwas Getraide bauen.

Schon im 10. Jahrh. ſoll Herzog Hermann von Alemannien und ſeine Gemahlin Regulinde das Dorf Gambs an das Stift Einſiedeln vergabt haben. Später kam es an die Freiherren von Hohenſax. Als aber dieſe Herrſchaft im J. 1497 von dem Herrn von Bonſtetten an den von Kaſtelwart verkauft wurde, machten ſich die Gambſer um 4920 fl. frei; unterwarfen ſich jedoch der Landeshoheit von Schwyz und Glarus, deren jedem ſie bis zur Revolution jährlich 125 fl. und 3 Kreuzer von der Haushaltung bezahlten. Im J. 1499 im Schwabenkriege wurde das Dorf ganz von den Oeſterreichern niedergebrannt.

Grabs, weitläufiges reform. Pfarrdorf von 161 H. und 950 Einw. im Kreiſe dieſes Namens. Gute Schule. Beſuchte Jahrmärkte. Der Kreis (zu dem auch das Städtchen Werdenberg gehört) begreift in 138 H. 2450 S., mit 4 Schulen und beträchtlichen Beſitzungen in Alpen und Wäldern. Die Lage des Dorfes, das ein ſtarker Waldbach durchſtrömt, iſt ſehr ſchön; es hüllt ſich ganz in ſeine Obſtbäume, und an ſeiner Spitze ſteht in fruchtbarem Mattenlande die Kirche. Ueber dem Dorf erhebt ſich der Grabſerberg mit 149 in den Wieſen maleriſch zerſtreuten Häuſern, hat eine Schule und gegen das bekannte, im Gebirge liegende Wildhaus, die oberſte Dorfſchaft im Toggenburg hin, ein Schwefelbad. Im J. 1806 verurſachte hier ein einziges Gewitter einen Schaden von 14000 fl.

Ober, und Unter-Stauden, zwei kleine Dörfchen zwiſchen Grabs und Werdenberg, nach Grabs kirchgenöſſiſch; von einem reiſſenden Bache beſpült, der im J. 1761 große Verheerungen angerichtet.

Werdenberg, Städtchen; 53 H. und 850 reform. Einw. Es hat ein ſehr ländliches Anſehen, liegt aber in einem ſchönen, fruchtbaren Gelände unten an der Nordoſtſeite der Kurfürſten, nicht weit vom Rhein, 12 St. von St. Gallen.

Wirthshaus: Bär.

Die Einwohner des Orts ſind nach Grabs eingepfarrt, haben einen bedeutenden Jahrmarkt, leben von Landwirthſchaft, Pferdezucht und der Durchfuhr nach Bündten.

Von der Herrſchaft und dem hochberühmten Geſchlechte der Grafen von Werdenberg ſiehe den geſchichtlichen Aufſatz hin und wieder. Die Grafſchaft ging ſpäter im 15. Jahrh. an die Freiherren von Sax zu Moſax, dann in ſchnellem Wechſel an Luzern (1485), an die Freiherren von Kaſtelwart (1495), an die

Freiherrn von Hewen (1498), endlich an den Stand Glarus (1517) über. Des letztern Herrſchaft ertrugen die Werdenberger nur mit Widerwillen; ſie empörten ſich ſchon im J. 1525; im J. 1667 erhielten ſie vom Landrath von Glarus große Freiheiten, die aber die Landsgemeinde nicht genehmigte (1705); worauf die Werdenberger einem neuen Landvogt die Huldigung abſchlugen (1719), ſo daß Glarus (1721) Waffengewalt anwenden mußte und eine Beſatzung in das Schloß Werdenberg warf. Am Ende mußten ſich die Werdenberger unterwerfen, den Freiheitsbrief für ungültig erkennen und 30000 fl. zahlen (1722). Im J. 1799 und 1800 wurde dieſer Ort, wie die ganze Umgegend, von der öſterreichiſchen Armee ſchwer belaſtet und iſt ſeitdem ganz verarmt. Seit 1798 wurde die Landſchaft dem Kanton Linth, ſpäter dem K. St. Gallen einverleibt. Sämmtliche Einwohner ſind Proteſtanten.

Schloß Werdenberg, Stammſitz des Geſchlechtes, erhebt ſich auf einem anſehnlichen Hügel, an welchem guter Wein wächſt, mitten in der Stadt und iſt von der Glarnerherrſchaft her, wo es mit Kanonen beſetzt und ganz wehrhaft, auch der Sitz des Amtmanns war, noch in gutem, bewohnbarem Stande.

In den hohen Thürmen und dem breiten viereckigten Wohngebäude hauſt jetzt ein Hofmeiſter des Herrn Zwiſel von Glarus, der die geräumige, braungetäfelte Wohnſtube mit den großen, eichenen Tiſchen und tiefen Fenſtergeſimſen ſchmuck und reinlich hält, und dem Fremden freundlich die herrliche Ausſicht (ſ. S. 46.) zeigt. Der uralte Hausflur des Schloſſes iſt mit kleinen, glatten, runden Kieſeln moſaikartig gar zierlich ausgelegt. Auch die hohen, ſchmalen, gewölbten Hallen und Treppen machen einen eigenen Eindruck. Von auſſen betrachtet gewährt das ſchöne Schloß ganz und gar den Anblick eines Merianiſchen Bildes. Der letzte des Stammes Werdenberg war der Graf Felix, der theils auf Heiligenberg, theils am Hofe Kaiſer Maximilians lebte, ein tapferer, aber tyranniſcher Mann. Er erſtach bei Riedlingen den Grafen Andreas von Sonnenberg, als er auf die Jagd ritt, im J. 1511; es wurde ihm aber durch die Gnade Kaiſer Maximilians dieſer Mord überſehen. Der Vorſehung blieb es überlaſſen, ihn zu rächen. Der Graf ſtarb auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1530 eines jähen, verdächtigen Todes.

Buchs, großes reform. Pfarrdorf, 120 H. 700 Einw. ganz nahe bei Werdenberg in Obſtbäumen verſteckt. Dazu gehören die

kleinen

kleinen Dörfer Räfis (Revenna mit dem alten rhätiſchen Namen) und Maltendorf.

Sewelen, Kreisort und reformirtes Pfarrdorf von 35 H. und 190 Einw. Dazu gehört der Sewelerberg mit 38 zerſt. H. und 200 G. Der Kreis hat 1000 Angehörige. Auch Sewelen iſt von einem Obſtwald umgeben. Feldbau und Viehzucht.

Ueberbleibſel des Schloſſes Herrenberg auf einem kleinen, runden Hügel (ſ. Geſch. S. 112.).

Wartau, im Kr. Sewelen, große reformirte Gemeinde mit den Trümmern der alten Felſenburg Wartau, auf dem St. Martinsberg, die im J. 1414 von Oeſterreich dem Grafen Friedrich von Toggenburg verkauft, von dieſem 1429 an einen Grafen von Thierſtein verpfändet, nachher zu Werdenberg geſchlagen, endlich mit der letztern Grafſchaft 1517 an Glarus kam. Die Pfarrkirche ſteht in dem Dörfchen Gretſchins. In der Nähe das Dörfchen Fontenas (20 H.) mit ſchönen Waldungen und Obſtbäumen; von der Burg der Edeln de Fontenasio ſieht man keine Spuren mehr.

Azmoos, großes und ſchönes Pfarrdorf mit guter Schule im Kr. Sewelen und 82 zum Theil ſteinernen Häuſern und 500 reform. Einw. in einer fruchtbaren Ebene an dem

Schollberg.

Dieſer Berg hieß eigentlich der Scala-Berg (Leiterberg), weil er ſich an der Oſtſeite gerade in den Rhein ſenkte, und dort der Weg wie eine Leiter oder Treppe eingehauen war; erſt im J. 1603 wurde an der Stelle, die man jetzt die hohe Wand nennt, ein ordentlicher Weg geſprengt. Sein ganzer Fuß iſt ſchwarzer Marmor.

Der Schollberg ſpitzt ſich gegen Sargans und ſeinem Schloſſe aus, hinterwärts gegen Mitternacht ſpaltet er ſich, und dehnt ſich ſodann in zwei weit von einander gehende Arme aus: der rechte dieſer Arme zieht ſich den Rhein entlang, bis gegen den Bodenſee, der linke an den Wallenſtadterſee und über Gaſter und Uznach bis zum Zürcherſee hinab (S. über ſeine Formation S. 46. u. S. 288.). Er iſt ein Aſt des Alpſteins. Im J. 1822 wurde am Schollberg die neue Straße durch Abſchrottung der Felſen unmittelbar längs dem Rhein eben fortgetrieben und vermittelſt eines ſchönen durch einen Sumpf geführten Dammes mit der alten Straße bei Sargans wieder vereinigt.

Eine Schlacht bei Atzmoos fiel im Schwabenkriege vor. Im März 1799 ſchlug das franzöſiſche Heer hier eine Schiffbrücke über den Rhein, über welche es nach der Einnahme des Luzienſteigs in Bündten eindrang. Im März 1819 verzehrte eine Feuersbrunſt 61 Häuſer und 38 Ställe. Alpen des Dorfs mit großen Ausſichten ſind der Walſerberg, der Gonzo (mit einem ſeit 20 J. unbenutzten ſehr ergiebigen Bergwerk) und die Kampt.

Sargans, Bezirkshauptort und Städtchen von 105 Häuſern und 580 katholiſchen Einwohnern. Es liegt zwiſchen dem Rhein und der Seez auf dem Marmorfuße des Schollbergs, wo die Landſtraßen aus Graubündten, dem Rheinthal und von Wallenſtadt ſich vereinigen. Im December 1811 brannte der Ort größtentheils ab, und hat jetzt zum Theil hübſche, faſt durchgehends ſteinerne Gebäude und zwei gut eingerichtete Schulen.

Wirthshäuſer: Weiſſes Kreutz. Löwe. Krone.

Ueber dem Städtchen ſteht das Schloß, das ehemals den Grafen von Werdenberg-Sargans, ſpäter den eidgenöſſiſchen Landvögten zur Wohnung diente. Es iſt ganz von Marmor (der hier gebrochen wird) mit Tuffſteinen untermengt, aufgeführt und ringsum von hohen Mauern eingeſchloſſen. Alle Balken, ſo wie der große Dachſtuhl des Wohnſchloſſes ſind von Lerchenbaumholz. Im Innern iſt es ſehr weitläufig, viele Zimmer aber ſind unbewohnbar. Im Hofe ſteht ein ſchöner Laufbrunnen, der ſein geſundes Waſſer aus dem hohen Gebirge des Gonzen erhält. Die Ausſicht aus dem Schloß iſt anmuthig-ſchön. Nahe bei der Stadt iſt eine kalte Schwefelquelle nebſt einer Badeanſtalt.

Geſchichtliches über Sargans.

Das Sarganſerland (ſ. Geſch. hin und wieder) erſcheint ſeit dem 12. (nach einigen gar ſchon ſeit dem 10.) Jahrh. als Eigenthum der Grafen von Werdenberg. Im J. 1382 verkaufte es Graf Albrecht von Werdenberg an den Herzog Leopold von Oeſterreich; während der Acht Herzog Friedrichs eroberte es der Gr. Friedrich von Toggenburg; nach deſſen Tode kam es wieder an Oeſterreich, von dem es wieder, mit Ausnahme der Burgen Nidberg und Freudenberg (bei Ragaz) an den Grafen Heinrich von Werdenberg, den Adelsführer und Stifter des ſchwarzen Bundes gegen den grauen der freien Bündtner, verkauft wurde. Den Widerſtand der Sarganſer und den daraus erſtandenen Krieg er-

zählt unſere Geſch. S. 203 ff. Im Zürcherkriege von 1444 wurde das Städtchen eingeäſchert. Endlich kam es 1482 aus den Händen des Grafen von Werdenberg-Montfort mit der ganzen Landſchaft an die Eidgenoſſen (ſ. Geſch.). Der letzte Beſitzer, Graf Georg, lebte noch 18 Jahre auf ſeiner Burg Ortenſtein im Domleſchg, wo er 1501 ſtarb. Seit 1482 war Sargans Hauptort der Landvogtei: im J. 1798 wurde die Landſchaft dem Kanton Linth, 1807 dem K. St. Gallen zugetheilt.

Merkwürdigkeiten: Nicht weit von Sargans, im Thale nach Ragaz zu, eilt der helle Bach Saren oder Sarn dem Rheine zu; man glaubt daher die alten Sarunetes (Plin. H. N. III, 24, aus dem Alpentropäum Auguſts, wo jedoch Harduin Suanetes liest) hier ſuchen zu müſſen. — Oberhalb der Stadt bei dem Schloſſe herrliche Ausſicht über das ganze 6 St. lange und ¾ breite Sarganſer-Thal, vom Rheine durchſtrömt, der ſich zu des Schloſſes Füßen plötzlich nach Oſten beugt, und zwiſchen dem Schollberg und der Guſcheralp nach Wartau und Werdenberg fließt. Der Blick ſchweift nach allen Seiten über die erhabenſten Gebirgsmaſſen, beſonders auf die Geſtaltungen der zerriſſenen Felſen des Rhäticon-gebirges jenſeits des Rheins, auf den Galanda und die Felſenhörner des Pfeffers-Thals und des Weißtannenthals, das ſich ſchräg über, weſtlich, in der Nähe von Mels öffnet, und den Seezbach dem See zuſchickt. Auch die Fernſicht gegen den Wallenſtadter-See iſt herrlich. Man hat die Ausſicht auf einen der höchſten Punkte der Graubündtner Gebirge, die Sceſa Plana, welche ſich in den wilden Falkniß oberhalb Luzienſteig endet. Der unterſte pyramidale Felſen dicht am Rhein heißt der Fläſcherberg; hinter ihm liegt der Paß St. Luzienſteig. Bei Sargans iſt das reichſte und beſte Bergwerk der ganzen Schweiz. Von Sargans hat man zu den Erzgruben in dem Gonzen an dem Berge Balfris 2 St. zu ſteigen. Sie kommen im Jahr 1467 zuerſt vor und ſtocken ſeit 1787. Das Rotherz iſt dort 1½ F. das Schwarzerz 2 F. und das Melierz 4 F. mächtig: zuſammengeſchmolzen gaben ſie das trefflichſte Eiſen. — Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner der ganzen Landſchaft Sargans iſt Alpenwirthſchaft und Viehzucht.

Seitwärts von Ragaz, dem Gebirge zu liegen Mels (im Weißtannenthal), mit einer ſchönen Pfarrkirche, einem Kapuzinerkloſter, einer guten Armenanſtalt und der Oberlin'ſchen Glashütte; auch

Weinbau; Wangs; in der Nähe die grauen Hörner, mit dem ſchwarzen, wilden und Schütte-See; Vilters in fruchtbarer Gegend, ſeit dem Brande von 1800 neu gebaut.

Geognoſtiſche Beſchaffenheit: die Gebirge in dieſer Landſchaft beſtehen aus ſchwarzem Thonſchiefer und dichtem und körnigem, grauem oder ſchwarzem und weißgeadertem Kalkſtein, zwiſchen deſſen Schichten aus dem Kanton Glarus ausgedehnte Lager rothen Thonſchiefers ſtreichen, der meiſt mit Glimmer- und Quarz-Theilen gemengt iſt, und in Grauwakeſchiefer geht, welcher mit grob- und groß-körniger Grauwake von rother Farbe wechſelt. Bei Mels (Sargans gegenüber) werden in dieſer Grauwake weithin verführte Mühlenſteine gebrochen. Ueber den ehemaligen Rheinlauf (ſ. S. 288 ff.).

Freudenberg, einſt ein weitläufiges, feſtes Schloß, jetzt zerriſſene Trümmer auf einem vereinzelten grauen Hügel unterhalb Ragaz rechts an der Straße von Sargans (ſ. Geſch. S. 142). Die Werdenberger verpfändeten die Burg an Oeſterreich (1403) dieß an den Gr. v. Toggenburg (1405), zog ſie aber nach ſeinem Tode wieder an ſich (1436); im folgenden Jahr wurde ſie von den Sarganſern erobert und zerſtört; der Herzog von Oeſterreich und der Graf von Sargans verpfändeten ſie an ihre Freunde Schwyz und Glarus, löſte ſie aber wieder an ſich, bis ſie 1460 an die Eidgenoſſen kam. Im vorigen Jahrh. war die Burg mit den Gütern ein Lehen des Geſchlechtes Locher. Man genießt bei den Trümmern eine ſchöne Ueberſicht des ganzen Thals.

Nidberg, auch rechts an der Straße, näher bei Ragaz; von dieſem Schloſſe, das nach dem Abgang ſeines Adels mit Freudenberg vereinigt wurde, und von den Sarganſern und ihren Verbündeten im J. 1437 (ſ. Geſch. S. 209.) zerſtört wurde, ſteht noch ein alter Thurm.

Ragaz, großer, faſt neugebauter Marktflecken von 112 Häuſern, 2 Kirchen und einem ſchönen, dem Kloſter Pfeffers zugehörigen Statthaltereigebäude, an der reiſſenden Tamina, im Kreiſe dieſes Namens; mit 600 kathol. Einw.

Wirthshaus: Wilder Mann.

Starke Durchfuhr aus Deutſchland, Italien und der Schweiz, daher hier ein Waarenlager errichtet iſt.

Ueber die Schlacht bei Ragaz ſ. Geſch. S. 210 f.

Merkwürdigkeiten: Der Austritt der wilden Tamina

aus ihrem ſchwarzen Schlunde (wenige Minuten vom Wirthshaus); ſ. S. 47. In dieſem Schlunde liegt das Pfeffersbad 2 – 3 Stunden aufwärts, das nicht mehr in die Grenzen unſrer Beſchreibung gehört. Der Weg dahin führt entweder über Valenz 2½ St. oder über die Tamina-Brücke nach Kloſter und Dorf Pfeffers 1 St. und ins Bad wieder 1 St. — Der obere Theil des Fleckens Ragaz iſt ſchon oft das Opfer der Wuth der raſenden Tamina geworden, beſonders im J. 1762: daher das hieſige Armengut ſehr nothwendig und wohlthätig iſt. — Im J. 1799 und 1800 war dieſe Gegend der beſtändige Schauplatz von Gefechten und Truppenmärſchen; der Flecken wurde, als die Franzoſen die Taminabrücke bei ſtarkem Wind anzündeten, mehr als zur Hälfte ein Raub der Flammen, und die Einwohner geriethen in das größte Elend. Der Dr. Hager beherbergte und verköſtigte allein in 2 Jahren 7000 Franzoſen.

Ueber den Rheindurchbruch ſ. oben S. 288 f. und ausführlicher Ebels Anleitung IV. S. 70. ff.

Zollbruck, ½ St. oberhalb Ragaz; hier geht man über den Rhein und ſpäter über die Landquart.

Ortsbeſchreibung des Rheinthals.

2. Das rechte Rheinufer hinauf.

A. Der öſterreichiſche Antheil.

Ueber die Vorarlbergiſchen Herrſchaften und ihre Bewohner ſ. oben. Sie werden durch den Arlenberg (richtiger, als Adlerberg), eine lange und hohe Gebirgskette, vom Tyrol getrennt und haben von ihm den Namen. Sie umfaſſen 24 Gebirgsbezirke, 3 Städte, zwei Märkte, 1010 Dörfer, Weiler und Höfe und in etwa 15,400 Häuſern ungefähr 16000 Familien und gegen 86000 Einw. Alpenwirthſchaft, Pferde- und Viehzucht und im Rheinthale lebhafte Induſtrie ernähren die Einwohner. Wir haben es in unſrer Ortsbeſchreibung nur mit dem an den Rhein gränzenden Vorarlberg zu thun.

Gleich oberhalb Bregenz trennt ſich die Straße für etwa vier Stunden in zwei Aeſte, wovon der Hauptaſt über Lautrach, Dornbüren und Hohenems dem Gebirge näher hinläuft, der Seitenaſt aber ſich über Hard und Fuſſach an St. Johann

Höchſt vorbei (welche drei Dörfer in der Ortsbeſchreibung des Bodenſee's ſtehen), dem Rheine zu wendet, und dicht am Strome hinaufführt, über Luſtnau, bis beide Straßen ſich zwiſchen Hohenembs und Götzis vereinigen, von wo aus die Straße ungetheilt über Feldkirch und Vaduz dem Luzienſteige und Bündten zuführt.

Die an dieſen Straßen liegenden Ortſchaften (alle mit katholiſchen Einwohnern bevölkert) ſind folgende:

Lauterach, wohlgebautes Pfarrdorf im weiten Kornfeld, an der Hauptſtraße, mit 700 Einw. Stattliche Wirthshäuſer. Der Bach gleichen Namens, an dem es liegt, iſt fiſchreich. Zwiſchen Bregenz und Lauterach, an dem Winkel, den der Bregenzer Schloßberg macht, bricht ſich die Bregenzerach und fließt dann mit einer Beugung dem See zu, wo ſie mächtige Geſchiebe abſetzt. Eine große, bedeckte Brücke führt darüber. — Oberhalb dem Dorf und der alten Burg Wolfurth liegt die ſchöne Wallfarthskirche Maria Billſtein mit zwei Thürmen und wunderſchöner Ausſicht auf das Aacherthal und dem See.

An der Seitenſtraße liegen (während die Hauptſtraße faſt zwei Stunden bis Dornbüren leer läuft) die kleinen Ortſchaften Stalden, Haag, Rheindorf, Wieſerein, Grindl, Willer, Holz ſämmtlich im Gebiete des ehemaligen Reichshofes

Luſtenau, den ſie bilden. Sein Gebiet war 1½ St. lang und eine halbe breit und umfaßte jene Dörfer mit 330 Häuſern und 1800 Einwohnern. Schon unter Karl dem Dicken war er eine curtis regalis; der Graf Ulrich im Linzgau erhielt ihn vom König Arnulph zu eigen. Später gehörte Luſtnau den Grafen von Werdenberg-Heiligenberg, und von dieſen erhielt die Herrſchaft im J. 1395 Ulrich von Embs als Pfand; im J. 1256 kam es durch Kauf an dieſes Geſchlecht. Als die Grafen von Hohenembs im J. 1529 ausſtarben, fiel ſie an die letzte Hohenembſiſche Erbtochter die Gräfin Maria Rebecka von Harrach zu Rohrau. Von ihr erhielt ſie ihre Tochter, die verw. Gräfin von Waldburg Zeil, die Wittwe des Grafen Clemens. In der neueſten Zeit kam dieſe Herrſchaft unter Oeſterreichiſche Oberhoheit. Die Einwohner des Reichshofes haben einen Pfarrer und Frühmeſſer, eine wohlgebaute Pfarrkirche, die vor 120 Jahren in der Mitte des jetzigen Rheinfluſſes ſtand, eine Kapelle, ein neugebautes Schulhaus mit einer Normalſchule, zwei Bettlerverſorgungshäuſer, eine Mahlmühle, zwei Schiffmühlen auf

dem Rhein und zwei Ueberfarthen über den Fluß, wovon aber die eine ſchweizeriſch iſt. Mitten im ſogenannten Ried ſteht eine Hanfreibe; oberhalb derſelben iſt der ſehr tiefe Forſtſee, der zur Herbſtzeit viel und gutes Federwild herbeizieht. Die Einwohner der Herrſchaft ſind lebhaft und arbeitſam, ſie haben einige Baumwollenſpinnereien und Webereien. Es wird auch ſehr viel Welſchkorn gebaut und zu Brod verbacken.

Dornbüren, zu den Füßen des Gebirgs an der Loſen, einem hohen Berge des Bregenzerwaldes (dem Fuße des Sonnenſpitzes) gelegen, von Kornfeldern, Obſtgärten und Wieſen auf der einen Seite, Alpweiden, Bergen und Wäldern auf der andern umgeben, ein ſehr großer Marktflecken von 4000 Einwohnern, mit den zugehörigen Orten Oberndorf, Niederdorf, Hatterdorf, Mülibach, Haſelſtauden, Schwarzach, Wieſau, Fußeneck, Ammeneck, die alle mit Dornbüren Ein Kirchſpiel bilden, daher der Dornbürner mit Stolz erzählt, daß ſein Dorf das größeſte im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate ſey, und der Kaiſer es nur deßwegen nicht zur Stadt machen möge. Es war früher ein Reichsdorf und nachher Beſtandtheil der Reichsgrafſchaft Hohenems. Sein freies Gericht zeigt noch Ueberbleibſel des ehemaligen Landgerichts zu Schwarzach. Die Einwohner waren von jeher ein ſtarkes, rüſtiges, arbeitſames Volk, und in der neuern Zeit zeichnen ſie ſich durch ihre Induſtrie ſehr vortheilhaft aus. Dieſe wurde zuerſt unter Kaiſer Joſeph durch die unterſagte Einfuhr fremder Fabrikate und die neuangelegte Straße über den Arlenberg belebt. Faſt in jedem ſtattlichern Hauſe gehen die Stühle der Mouſſelinweber; viele Kattun- und Bleichfabriken befinden ſich in dem Dorfe, das mit ſeinen Filialen von Gärten umgeben, eine lange bewohnte Straße von beinahe einer Stunde Länge bildet. Eine beträchtliche Anzahl Dornbürner Handelsleute beſucht die Hauptmärkte der Oeſterreichiſchen Monarchie, und es ſoll hier Kaufleute geben, die 50000 fl. und mehr im Vermögen haben. Nichtsdeſto weniger ziehen ſie, von ihrer Reiſe heimgekommen, den ſchlichten Bauernrock wieder an, und eſſen mit ihrem Geſinde an Einem Tiſche von den gleichen Speiſen, den reinen Sitten ländlicher Vorfahren getreu. In den letzten Jahren haben ſich auch mehrere Schweizer- und Schwabenhäuſer hier niedergelaſſen, um den Eingang ihrer Waaren durch Oeſterreich nach Italien zu erleichtern.

Merkwürdigkeiten: zu Oberndorf ein altes Schlößchen luſtig von Lage und Ausſicht, von Jakob von Embs im J. 1465 gebaut, im J. 1499 von den Eidgenoſſen nach der Schlacht bei Hardt verbrannt und im J. 1502 neu erbaut. In der Nähe war in einer Capelle das Begräbniß der im J. 1560 ausgeſtorbenen Seitenlinie von Embs. — Schwarzach hatte einſt eine Burg mit eigenem Adel; auch in Mülibach ſtand ein Burgſtall. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſpalteten ſich hinter Dornbüren die Felſen, eine Wieſe wurde mit den darauf befindlichen Menſchen bedeckt, Fenſter und Thüren von dem Schlage zerſchmettert, und es entſtand an dem Orte ein Weiher.

Hohenems, über die Grafſchaft und das Geſchlecht ſ. die Geſchichte S. 216 ff. Ueber die beiden Schlöſſer Hohenembs und Hinterembs ausführlich im Landſchaftl. Theil Seit 48, 49, wo auch die Gegend überhaupt gezeichnet iſt. Zwiſchen beiden Schlöſſern, links von der Straße, ein Waſſerfall. Die Hauptberge ſind der Kunberg, der hohe Kugel (cuculus), ob Ems, ein hoher, weit ins Schwabenland hinausſehender Bergesgipfel, der Sonnenſpitz. Das jetzt zerſtörte Schloß Hohenembs ward von Graf Hannibal von Embs neu aufgebaut (ſ. Geſch.) Hinter-Embs von kleinerem Umfang ſteht noch, und iſt von einer Bauernfamilie bewohnt. Hinter beiden Schlöſſern liegt die Reutin, ein ganz bewohntes Gelände, mit Fiſchweihern, Brunnen und Bächen; es hat keinen andern Eingang, als unter den Schlöſſern hin; daher es in Feindeszeiten zur Verproviantirung der Schlöſſer gebraucht werden konnte. — Das Ebnet liegt drei Stunden von Embs im Gebirg in der Wildniß, auf der Rückſeite des Sonnenſpitzes und der hohen Kugel; um 1351 wurde hier ein Auguſtinerkloſter gegründet, deſſen Vögte die Herren vom Embs waren, und noch im 17. Jahrhunderte wohnte ein Layenbruder dort, und war große Wallfarth an Sanct Marien-Magdtag. — Das Gebiet der ehemaligen Grafſchaft iſt reich an Laub- und Nadelholz und an Wild; ehemals hatte es auch Eiſenerze; es erſtreckte ſich eine Tagreiſe in das wildreiche Vorarlbergebirge hinein, und hatte dort Roßgeſtüte, gute Brunnen, edle Kräuter, ſchöne Viehzucht.

Embs, der Marktflecken, wohlgebaut mit langer, gerader Hauptſtraße, in der hübſche Schweizerhütten mit ſtädtiſchen Häuſern wechſeln. 1200 Einw., worunter viele Judenfamilien. Es liegt dicht am Fuße des Schloßfelſen. Das ſchöne ehemalige Reſidenzſchloß im altitalieniſchen Style wurde von Marx Sittich von Embs, Erzbiſchof zu Salzburg, Biſchof zu Conſtanz und Cardinal angefangen und vom Grafen Caſpar von Embs-Gallarate zu Anfang des 17. Jahrh. vollendet. Andere Gebäude, der alte Vorhof, ein ſchönes Landhaus, der gräfliche Luſt- und Thiergarten, ſind nicht mehr zu ſchauen; an des letztern Stelle iſt ein gemeiner Garten, mit einer Mauer umgeben, getreten. Auch die alte Pfarrkirche, auf der Statt, wo in uralter Capelle das Begräbniß der Herren von Embs war, vom Grafen Hannibal erbaut, iſt verſchwunden und dafür vor 50 Jahren auf dem nämlichen Platz eine moderne Kapelle erbaut worden. Eine Viertelſtunde von Embs aufwärts an der Straße liegt ein Schwefelbad, Bad Ems genannt, und ziemlich beſucht. Hier ein kleiner Waſſerfall.

Von den berühmten Rittern von Embs holen wir hier noch einen nach, deſſen Tod wir im geſchichtlichen Theile nur kurz erwähnt haben, Herrn Jakob von Embs, der ſich noch zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. auszeichnete. Er diente Anfangs dem Kaiſer Maximilian I. in Italien im J. 1509 gegen die Venetianer, und erhielt während der langwierigen und ſcharfen Belagerung von Pavia das Zeugniß, daß er, „der Capitän Jakob" nebſt dem Prinzen von Anhalt, von allen deutſchen Offizieren am tapferſten gefochten. Später diente er dem Könige von Frankreich gegen die Spanier, ebenfalls in Italien.

Als nun kurz vor der Schlacht bei Ravenna die deutſchen Truppen heimgerufen wurden und nicht mehr gegen die Spanier dienen ſollten, ſchmerzte das den treuen Jakob, er unterſchlug den Befehl, offenbarte die Sache dem großen Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, und dieſer entdeckte es dem Oberfeldherrn Gaſton de Foix; worauf ſogleich der Entſchluß gefaßt wurde, eine Schlacht zu wagen, bevor neue Abrufungsbefehle die deutſchen wankelmüthig machten. Die Spanier wurden in ihrem wohlverſchanzten Lager angegriffen; aber beim erſten Sturme ſank Jakob, von einer Kugel in den Leib getroffen, zu Boden. Zwar richtete er ſich Augenblicks wieder auf, und rief begeiſtert: Laſſet uns heute dem Könige von Frankreich wohl dienen, denn er hat uns ehrlich gehalten; aber mit dieſen Worten ſank er zum andernmal nieder und war todt. Sein Lieutenant, von Schlabrendorf, der nächſte Offizier nach ihm, bahnte, ergriffen vom Tode ſeines Feldherrn, den Weg ins ſpaniſche Lager durch eine Heldenthat und entſchied den Sieg. So treu der Ritter Jakob von Embs dem Könige von

Frankreich gedient, ſo behielt er ein deutſches Herz und deutſche Sitten; ja man rühmt von ihm, daß er mit den Franzoſen ſich ſtets eines Dolmetſchers bedient, und die einzigen franzöſiſchen Worte, die man von ihm gehört, geweſen ſeyen: bon jour Monseigneur. Er hatte noch einen Bruder bei ſich im Heere und man vermuthet, daß dieß der nachher ſo groß gewordne Marx Sittich geweſen ſey. Von ihm und den ſpätern ſ. die Geſchichte S. 216 f. Des Grafen Caſpar älteſter Sohn Jakob Hannibal (der Jüngere dieſes Namens) war der Stammherr aller ſpätern Grafen von Embs, ſein Sohn Carl Friedrich ſetzte die hohenembſiſche Linie fort und ſtarb 1675; ſein älterer Sohn Franz Carl Anton ſtarb auf dem Schloſſe Heerbruck im Rheinthale kinderlos; der jüngere Franz Wilhelm († 1662) ſtiftete die Vaduziſche Linie. Sein jüngerer Sohn Jakob Hannibal hatte 2 Söhne; der jüngere, Bartholomäus Hannibal cedirte um 1718 die mit ſchweren Schulden beladene Grafſchaft ſeinem Sohne Franz Rudolph.

Oberhalb Embs, den Rhein entlang, liegen die Weiler und Höfe Altach, (Kriessern gegenüber) Mader, Komergen, Kolbach (Montlingen gegenüber) auf der Nebenſtraße ſelbſt Bauren.

Götzis, Pfarrdorf in der öſterreichiſchen Grafſchaft Feldkirch; höchſt lieblich unter Obſtbäumen an die Vorhügel des Gebirges gelagert (ſ. Landſch. S. 50.). In der Nähe oberhalb des Dorfes die Ruine Montfort oder Neumontfort (ſ. S. 49 und 142.). Götzis und Montfort gehört jetzt dem Grafen von Wolkenſtein, einem tyroliſchen Geſchlechte. Das Schloß hatte dem Zahn der Zeit lange getrotzt und ſtand im J. 1616 „noch ziemlich im Weſen, mit Weingärten, Gütern, Fiſchenzen und Gilten;“ war aber ſchon damals eine Pfandſchaft Oeſterreichs. Unter dem Schloſſe eine alte, gemauerte Clauſe, gegen Rankwil zu, jetzt ein Hof dieſes Namens; dahinter eine Capelle St. Oſwalds, einſt eine Wallfahrt zu St. Algaſt. Ueber dieſe Clauſe und den Wald ging vor Zeiten die Straße über den Arlenberg. Hier kommen aus den Schluchten des Gebirges der Ratzbach und der Frutzbach hervor und ſtürzen, als wilde Bergwaſſer, dem Rheine zu.

Vor Götzis gegen den Rhein liegt auf einem ſchönen, grünen, vereinzelt aus der Ebne aufſteigenden Hügel die Ruine Neuenburg, einſt Sitz der Thumb von Neuenburg, die zuvor auf Neuenburg ob Untervatz in Bündten ſaßen; die Veſte kam aber frühzeitig an Montfort und 1365 an Oeſterreich. Ein ähnlicher, nur höherer Berg iſt der mit vorzüglichem, frühe reifendem Wein bewachſene Kummern, mit einem Dorf (Kemorgen ſ. oben) und einem Embs'iſchen Schloſſe. Auch der Becksberg, Birkach und der Bodelberg waren einſt ſchöne Luſthäuslein.

Dem von Götzis nach Altenſtadt wandelnden liegt zur Rechten am Rheine Mainingen, ein kleines Dorf an dem ſchönen, ſtillen Föhrenwaſſer Melankenbach; zur Linken Rangkwil (ſ. S. 50. 65.). Von ſeinem Landgerichte ſ. S. 87. Es hieß Rangkwil in Müſinen; eine ſchauerliche Volksſage knüpft ſich an daſſelbe. Der h. Fridolin aus Schottland war, im 7. Jahrhundert nach Seckingen am Rhein gekommen, wo er ein Frauenkloſter baute; dort lebten zwei reiche, adlige Brüder: Urſo und Landolph. Urſus gab mit ſeines Bruders Bewilligung ſeinen ganzen Landes- und Güterantheil jenem Kloſter; aber nach ſeinem Tode unterwand ſich Landolph der Güter, und entzog ſie dem Kloſter mit Gewalt. Dem h. Fridolin, der dieſer Unbill widerſprach, wurde höhniſch zur Antwort gegeben, er ſollte den (verſtorbenen) Geber als Zeugen aufrufen und vor Gericht ſtellen. Alsbald machte ſich der h. Fridolin auf nach Glarus, wo des edlen Urſo Grab war, ſtellte ſich auf daſſelbe, ließ es aufthun und rief den Todten mit Namen: der ſtund auf, und Fridolin nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Rheinthal gen Rangkwil auf den Reichstag, zehen Stunden Weges. Dort fand er den Landgrafen und ſeinen Widerſacher Landolph ſitzen. Da ſprach der auferweckte Todte: „Bruder, warum haſt du meine Seele der Güter beraubt, die mir zuſtunden?“ O Herr, ſprach dieſer, von Entſetzen ergriffen, nimm dein Theil wieder hin, dazu will ich auch mein Theil dem Kloſter Fridolins vergaben!“ Da wurde der Todte von dem Heiligen wieder zur Ruhe gebracht, und das Stift zu Seckingen erhielt doppelt, was ihm geraubt war. — Das Landgericht zu Rangkwil hatte den Arlenberg, das Gebiet des Wallen- und des Bodenſee's unter ſeiner Gerichtsbarkeit, auch zwölf bis ſechzehn Grafen und Freiherren (darunter die Grafen von Montfort, Toggenburg, Moſar, Metſch, Werdenberg, Sargans, Sonnenberg) zu Schöffen und Landrichtern. Das Bündniß der Eidgenoſſen und Churwahlen that ihm vielen Eintrag, doch war es noch im 16. Jahrh. in Thätigkeit. In der Nähe von Rangkwil liegt St. Peter, eine der älteſten Pfarren im ganzen Land und Valdona (vallis dominae) ein im Jahr 1386 geſtiftetes Frauenkloſter. — Bei Rangkwil ſtehen die Ruinen von Altmontfort.

Das Dorf iſt auch bekannt durch den fabelnden Chroniſtenſchreiber des Hauſes Montfort Thomas Lirer v. Rankwil, der nach ſeiner eignen Angabe im Jahr 1133 ſchrieb, und von deſſen Chronik eine aus dem 15ten Jahrh. ſtammende Ueberarbeitung zum erſtenmal zu Ulm im Jahr 1476 gedruckt erſchien und von Wegelin mit einem Commentar herausgegeben worden iſt (Lindau 1761). Lirer ſcheint aus poetiſchen Quellen geſchöpft zu haben.

Feldkirch, die vorderöſterreichiſche Grafſchaft, gränzt nördlich an den Rhein, öſtlich an Hohenems, weſtlich an die Herrſchaft Bludenz und ſüdlich an Vaduz, und wird von dem Rhein und dem Illfluß der aus den Gebirgen des Wallgau's und Montafort ſich herabwälzt, und eine Stunde unter Feldkirch bei einer ſchönen Tannen-Aue, die Rothau genannt in den Rhein fällt, bewäſſert. Das Land hat Wein im Ueberfluß, gute Viehweiden und einigen Feldbau, der aber für die Bedürfniſſe nicht hinreicht. Die Grafſchaft iſt ſehr gebirgigt und holzreich. An Ortſchaften umfaßt ſie außer der Stadt Feldkirch die Dörfer Bendern, Blauen, Oſchans, Eſthens, Fraſtenz, Geſtiß, Gutenberg, Mauren, Schlings, Triſen, Tiſig. Um Feldkirch ſucht man die Estiones des Strabo, auf deren Sitz in dieſer Gegend das Eſthnergebirge (im landſchaftlichen Theil von uns fälſchlich Oeſtnerberge geſchrieben) und das Dorf Eſthens hin zu deuten ſcheinen.

Feldkirch die Stadt, ... Einwohner. Sitz eines öſterreich. Landgerichts. Klein aber ſehr wohl gebaut, thürmereich, mit breiten Straßen, bedeckten Hallen an den Häuſern. Wirthshaus: Sonne (Poſt). Zwei Kirchen, zwei Klöſter, ein Gymnaſium mit ſechs Klaſſen, geiſtlichen Lehrern und einem Rektor. Einige Kirchen auſſerhalb der Stadt. Sitz des Biſchofs von Vorarlberg. Vorſtadt diſſeits der Ill. Ueber die Lage ſ. S. 50 f. Auf einem Hügel liegt das Schloß Schattenburg, einſt Reſidenz eines Aſtes der Grafen von Montfort. Die Vorſtadt iſt mit der Stadt durch eine künſtliche, bedeckte Brücke von einem einzigen Bogen verbunden. Um die Stadt her iſt hohes Gebirge; (Aelpele nennt es der Feldkircher), rechts und links ſind der Schellenberg und Lanzengaſt, geſchichtlich berühmt. Durch die Straße über den Arlenberg wächſt der Stadt Feldkirch viele Durchfuhr. Die Stadt ſelbſt iſt nicht ungewerbſam; es werden bedeutend viel Holzwaaren hier verfertigt, auch hat ſie Spezereihandel. Um die Stadt iſt viel Weinbau, Kirſchbaumzucht und anderer Obſtbau (Kirſchgeiſt), um Fraſtenz Tabakbau.

In der Kirche von Feldkirch ſieht man noch die Grabmale einiger Grafen von Montfort; und im Kapuzinerkloſter wird der Kopf des heiligen Fidelis gezeigt.

Geſchichtliches der Stadt: Die alten Topographen ſagen, da wo jetzt Altenſtatt ſteht, ſey urſprünglich eine Anſiedelung bei einer St. Peterskapelle geweſen, die Campus Petri geheißen habe. Wirklich hat Tſchudi in alten Urkunden gefunden ecclesia Sancti Petri ad Campos i. e. Feldkirchia. Daß Feldkirch eine römiſche Colonie Namens Valcircum geweſen, iſt ein Traum Vadians. Hingegen ſtand in der Nähe auf einem hohen Berge, das alte Clunia (ſ. Geſch.) Als nun ein Aſt der Grafen von Montfort ſeine Wohnung unterhalb der Schlößer Alt- und Neumontfort auf Schattenburg nahm und dahin auch Hof und Dienſtleute zog, fiengen dieſe um das Schloß an ihre Häuſer zu bauen, ſprengten auch einen Schwibbogen zu einer Landſtraße über die Ill und legten ſo den Grund zu der neuen Stadt, daher die Straße unter dem Schloße vom Marſtall bis zum Rathhaus noch „in der neuen Stadt“ heißt. Etliche Jahre hernach verſchaffte Graf Albrecht von Montfort der Stadt von Kaiſer Heinrich VII. alle Freiheiten, wie ſie Lindau beſaß. Herr Heinrich von Feldkirch, der Sänger, oder ein andrer ſeines Geſchlechts hatte der wilden Ill ein ſchönes Felſenbett gegraben, in dem ſie noch dahin rauſcht. Als Rudolph von Werdenberg im Jahr 1375 Stadt, Schloß und Grafſchaft Feldkirch an den Herzog von Oeſterreich um 36000 fl. verkaufte, ſicherte er derſelben ihre Privilegien und Freiheiten z. B. das hohe und niedre Gericht in ihrem kleinen Bezirk u. ſ. w. Unter Oeſterreichs Herrſchaft genoſſen die Bürger auch wirklich Schutz und Gunſt, ſie fiengen erſt recht zu bauen an; die Stadt hatte ihr eignes Geſchütz und Zeughaus, gutes Mühlwerk, einen Wochenmarkt, und vier ſehr frequente Roßmärkte. In der Stadt ſtand ein Johanniter-Comthurhaus, das Graf Hugo von Feldkirch im Jahr 1218 geſtiftet und das im Jahr 1611 vom Kloſter Weingarten erkauft wurde; das Kapuzinerkloſter nächſt an der Stadt erbaute der ehrſame Rath im Jahr 1605. Im Jahr 1415, als Herzog Friedrich von Oeſterreich den Pabſt Johann entführt hatte (Geſch. ſ. S. 1561.) und ihn Kaiſer Sigmund deßwegen bekriegte, zog Graf Friedrich von Toggenburg, der Biſchof von Chur und die Churwahlen ſamt den Lindauern vor Feldkirch, und belagerten es vergeblich, bis ſich Herzog Friedrich mit Land und Leuten an den Kaiſer ergab, da ergab ſich Feldkirch auch. Als aber im Jahr 1416 der Herzog aufs neue ungehorſam ward, unterzog ſich ſein Bruder Herzog Ernſt der Landesverwaltung, und verpfändete Feldkirch (1417) an den Grafen von Toggenburg; allein der widerſpenſtige Friedrich hatte die Stadt beſetzt, hielt des Bruders Contract nicht, und gab Feldkirch nicht heraus. Da zog der Graf von Toggenburg vor Feldkirch; die Zürcher hatten ihm 200 wohlgerüſteter Knechte, und ihre größten Büchſen geſandt. Bald darauf kamen auch die Conſtanzer zu ihm, und brachten eine Wurfmaſchine, den großen Schupfer genannt, mit, der 10 Centner ſchwere Steine warf. Fünfzehen Tage lang beſchoſſen ſie Stadt und Schloß, eroberten und beraubten beide, und Feldkirch mußte dem Grafen von Toggenburg huldigen. Nach Friedrichs Tod kam jedoch (im Jahr 1436) die Herrſchaft durch Einlöſung wieder an Oeſterreich und wurde durch einen adeligen Landvogt regiert, in bürgerlichen Sachen hatte ſie aber ihre eigne Regierung, die aus einem Bürgermeiſter, einem Syndicus und 3 andern Räthen beſtand.

In der Revolutionsgeſchichte wurde der Paß von Feldkirch berühmt durch Hotze's, des öſterreichiſchen Generale muthvolle und entſcheidende Vertheidigung gegen Maſſena, der am 11. März 1799 nach Stürmung der Schanzen bei Feldkirch ſchon bis vor die Thore der Stadt gedrungen war. Ebenſo entſchloſſen wehrte ſich General Jellachich zu Feldkirch im Jahr 1800 gegen den franzöſiſchen General Molitor, der ſchon die Schanzen von Hohenems und die furchtbareren in den Sümpfen von Götzis geſtürmt hatte, und über Rangkwil nach Altenſtatt vorgedrungen war; aber hier ergriffen die Oeſterreicher die Offenſive wieder und ſchlugen ſich ſo tapfer (beſonders der Landſturm, kräftige Bergbewohner des Vorarlbergs), daß Molitor bis über Rangkwil zurückgetrieben wurde. Dennoch räumte Jellachich, durch den Muth der Franzoſen über ihre Anzahl getäuſcht, am andern Tage Feldkirch, und das franzöſiſche Corps zog ungehindert über St. Luzienſteig nach Graubünden.

In der Nähe von Feldkirch am Gebirge, auf der Straße nach Bludenz, liegt Fraſtenz, berühmt durch den großen Sieg den im Schwabenkriege von 1499 die Eidgenoſſen über die Oeſterreicher und die Völker des ſchwäbiſchen Bunds davongetragen. Von ihren Feinden fielen bei 3000; ſie ſelbſt verloren nur 11 Mann, aber darunter ihren Hauptmann Heinrich Wolleb. Ihre Beute beſtand aus 100 Büchſen, einer Menge Harniſche, Pulver und anderem Gut.

B. Das Ländchen Vaduz.

Dieſe Grafſchaft, welche an den Gränzen Schwabens, zwiſchen den Vorarlbergiſchen Ländern Oeſterreichs, dem Rhein, Tyrol und Graubündten liegt, und mit der Herrſchaft Schellenberg ein Ganzes ausmacht, das ein einziges Oberamt bildet, 2½ Quadratmeilen im Umfange, mit 5000 katholiſchen Einwohnern, die einigen Weinbau treiben, meiſt aber von Viehzucht, Holzhandel und Spinnen für die Schweizerfabrikanten ſich nähren, gehört als ſouveränes Eigenthum dem Fürſten von Liechtenſtein, dem es eine Rente von 40000 fl. jährlich abwirft. Das Ländchen Schellenberg gehörte ehemals den Edeln von Schellenberg, kam im 15ten Jahrhundert an die von Brandis, von dieſen 1507 durch Heirath an die Grafen von Sulz, im Jahr 1614 durch Kauf an Kaſpar von Hohenems, und im Jahr 1699 ebenfalls durch Kauf mit Vaduz an das Haus Liechtenſtein (ſ. Geſch. S. 278.). Die Frauen des Landes zeichnen ſich durch eine eigenthümliche Tracht, namentlich durch rothe Strümpfe, wie die Bewohnerinnen der Baar in Oberſchwaben, aus.

Die Hauptorte durch die, oder an denen vorbei unſer Weg führt, ſind:

Schellenberg, Schloß auf dem Eſchnerberge, Stammſchloß der alten Herren von Schellenberg, die ihren Urſprung ins 9te Jahrhundert hinausdatieren, und vor wenigen Jahren ausgeſtorben ſind, mit dem in Hüfingen verſtorbenen Freiherrn Joſ. Anton.

Mauren, Pfarrdorf.

Benderen, das alte Rhätiſch-römiſche Benedurum, wenn es wahr iſt, was Tſchudi beiläufig ſagt, daß er in einer alten Urkunde des Kloſters Schänis die Namen Benedurum und Eſtiones gefunden.

Schan, (Scona), in ſehr fruchtbarem Gau gelegenes Dorf. Flache Schindeldächer mit Steinen belaſtet. Jenſeits des Rheins, gegenüber von Schan liegen Gambs und Grabs; rechts liegt die ſogenannte Landvogtewald.

Vaduz Flecken, 1800 Einwohner. Wirthshaus: Adler. Hauptort der Grafſchaft mit dem auf einer ſteilen, mit Buchen bewachſnen Felswand, oberhalb des Fleckens gelegenen alten Schloſſe Vaduz, das die Unwiſſenheit der Einwohner jezt Liechtenſtein betittelt, und wo der Förſter und ein Küchenmeiſter des Fürſten wohnen. Es hat ſtarke Mauern und Thürme. Im Dorf iſt eine alte Kapelle mit einem Begräbniſſe derer von Werdenberg. Der Liechtenſteiniſche Landvogt hat ein Amthaus im Flecken.

Trieſen, Dorf links an der Straße, zur Grafſchaft Vaduz gehörig. Rechts der Rhein; er fließt hier den Bergen ſehr nahe und iſt mit hohen Bäumen, die der Anwohner Alben (Albern) nennt, ganz eigenthümlich bewachſen. Jenſeits des Rheines liegt Sewelen und Wartau.

Balzers, ebenfalls zur Grafſchaft Vaduz und Schellenberg gehöriges Pfarrdorf; auf einem ſchönen Hügel, dem Rhein zu, ſteht ganz iſolirt auf einem runden Hügel das Schloß

Gutenburg (oder Gutenberg) eine ſchöne Burg in mächtigen Trümmern (vergl. S. 51), an den Gränzen der Grafſchaft Vaduz, und Oeſterreich gehörig, gegenüber Sargans und dem Schollberg. Die alten Bewohner der Burg waren wahrſcheinlich Edelknechte und Dienſtmänner der Grafen von Werdenberg. Nach Thomas Lirers abentheuerlicher Chronik baute Kaiſer Curio ſeinem zweiten Sohne Eglof von Wartau die Gutenburg bei Balzers. Wartau liegt aber Gutenburg gegenüber, auf dem linken Rheinufer.

St. Luzienſteig, (beim Austritt aus dem Dorfe Balzers anfangend.) Vergl. S. 51. 52. Auf einer ſanft anſteigenden Höhe an der Straße gelegne bündtneriſche Gränzſchanze mit ſtattlichem ſteinernen Thor und einem mit einem Piquete, das die Päſſe beaugenſcheinigt, beſezten Wachthauſe. Ueber dem Thore die Ueberſchrift: S. P. R. Rhaet. in Alpin. Foed. vet. ad eliv D. L. Propugnac. ad hunc mod. rest. cur. MDCCII. Links zur Seite erheben ſich die furchtbaren Gebirgsmaſſen des Falkniß, und hier beginnt der eigentliche Eintritt in die Gebirgswelt. Ehe man die Luzienſteige erreicht, hängt links auf einer kleinen Alp ein einziges Bergdörfchen, Gutſchen genannt, deſſen Bewohner manchmal mehrere Monate vor Schnee nicht in das Thal herabkommen können, und nur auf dem Umwege von einer ſtarken Stunde in die Ebene gelangen.

Den Namen Luzienſteig hat der Ort von dem fabelhaften Könige der Britannen, Lucius, den die Sage ums J. Chr. 176

zuerſt

zuerſt das Chriſtenthum in die wilden Gebirge Rhätiens bringen, und dieſe Pfade wandeln läßt. Ehemals ſtand hier ein kleines Klöſterlein für wenige Brüder. Die uralte Kirche ſteht noch; es wohnt aber nur ein Meßner da. Im Schwabenkriege von 1499 eroberten hier die Graubündtner die kaiſerliche Landwehre hinter dem Schloſſe Gutenberg und erlegten 400 Mann; die übrigen entrannen auf Gutenberg, die Bündtner beſetzten Balzers, und belagerten ſpäterhin die Burg Gutenberg, fiengen auch zum Schein an, es zu unterminiren, um den Feind aus ſeinem Vortheile zu reißen; es gelang ihnen aber nicht.

Von Luzienſteig geht man in einer Stunde in das reizend gelegene Bündtneriſche Städtchen Mayenfeld herab.

Proſpecte, Panoramen und andere Kunſtwerke vom Bodenſee.

Proſpecte:

In der G. Ebner'ſchen Kunſthandlung in Stuttgart:

Der Bodenſee, Gabe der Erinnerung an deſſen Umgebungen. 1te Lieferung enthält: Das Dampfſchiff Wilhelm in Friedrichshafen. — Waſſerburg. — Wolfegg. — Conſtanz. — Bregenz. — Mörsburg. — Das Dampfſchiff Max in Conſtanz. — Die Waldburg. — Das Schloß Friedrichshafen. — Ruine des Schloſſes Montfort bei Langenargen. — Lindau. — Rorſchach.

Bei Keller und Füßli in Zürich:

(Größe 10' auf 7' franz. Maaß. Preis des illum. Bl. 2 fl. 15 kr. ſchwarz 41 ¾ kr.)

Lindau. — Rorschach. — Constance. — L'île de Reichenau. — Salenstein près Constance. — Souvenirs du lac de Constance (ſchwarz 2 fl. 45. kr. illum. 13 fl. 15 kr.)

In der Herzberg'ſchen Kunſthandlung in Augsburg:

Vue de la ville de Constance (color. 1 fl. 12 kr.).

Bei Bleuler und Comp. bei der Rheinbrücke in Schaffhauſen:

Meinau (26' Br. 18' Höhe) 16 fl. 30 kr. Reichenau (ebenſo) 16 fl. 30 kr. — Conſtanz (17½ Br. 15' H.) 7 fl. — Langenargen (ebenſo) 7 fl. — Der Hafen in Rorſchach 1 fl. — Mörsburg 4 fl. 15 kr.

[Weitre Proſpekte, von welchen wir aber nicht wiſſen, ob ſie noch zu haben ſind, giebt Hartmann in ſeinem Werk über den Bodenſee noch folgende an:

Bei Matth. Pfenninger in Zürich:

Conſtanz 1 fl. 30 kr. — Rorſchach 30 kr. — Horn 40 kr.

Bei Monty in Genf.

Buchhorn und Hofen, gez. v. J. Kuſter, 1795. 1 fl. 45 kr.

Bei J. Peter Fehr in St. Gallen:

2 Anſichten von Lindau, größeres Format. Zuſ. 5 fl. 30 kr.
3 . . . . . kleineres Format à 1 fl. 15 kr.
4 . . . . Bregenz, à 1 fl. 15 kr. (alle von J. C. Mayer in Lindau gezeichnet und geätzt.)

Bei Niklaus Matt in Konſtanz.

Konſtanz. — Reichenau. — Maynau. — Lehnerhof, Landgut am Rhein. — Das Hörnli, Kreuzlinger Luſtſchloß. — Agerſtenbach am Unterſee. — Die Kirche zu Ermatingen. — Die Kirche zu Obergell auf Reichenau. — (die 6 letztern St. in kleinerm Form.) alle von F. Späth in Konſtanz, von Hauer in Augsburg geätzt. Zuſammen 16 fl. 30 kr.] Bei Maler Hug in Konſtanz: ein Panorama von Konſtanz und mehrere Ausſichten vom Bodenſee und ſeinen Umgebungen.

[Bei Felix Späth in Konſtanz.

Ueberlingen. — Konſtanz. — Langenargen. — Waſſerburg. (alle von Späth gez. von Savin geätzt) à 3 fl.

Bei Reinermann in Baſel:

Maynau, 5 fl. 30 kr.

Bei Gabriel Lory in Neuchatel:

Ausſicht der Stadt Lindau, 22 fl.]

In den ſchweizeriſchen Kunſthandlungen:

Lory von Bern. Anſicht von Lindau in Aquarell oder auch in Gouache Pr. 6 Louisd'or. (Hauptblatt).

Panoramen:

Ausſicht der Alpenkette und des Bodenſee's gezeichnet auf Heiligenberg in Schwaben von Heinrich Keller. Zürich bei Füßli und Comp. zur Meiſen. (kolor. 11 fl.)

Panorama gezeichnet auf der Waldburg in Schwaben von Heinrich Kraneck. Stuttgart in der G. Ebner'ſchen Kunſthandlung. (lithograph. ſchwarz. 2 fl. 12 kr.).

Andere Kunſtwerke:

1. Denkmale deutſcher Baukunſt des Mittelalters am Oberrhein in lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Erſte Lieferung, die Kirchen in Konſtanz. Freiburg bei Herder. 1825 gr. Fol. (iſt in Konſtanz bei Seemüller zu haben).
2. Sammlung der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden in Bezug auf Kunſt und Geſchichte, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von J. Bergmann Konſtanz 1828. 1ſtes und 2tes Heft. Gr. Fol.

„Hr. Bergmann giebt uns in dem 1ſten Hefte: 1. Eine Anſicht der ehemaligen Dominikanerkirche auf der Inſel, die im J. 1235 gebaut wurde, und in einer Nebenkapelle die Gebeine des berühmten Em. Chryſoloras bewahrt; 2. das Portal des ehemaligen Stifts Petershauſen, aus dem Ende des 10ten Jahrhunderts; 3. das Seitenportal des Doms in Conſtanz von der Mittagſeite, wovon der Giebel neu iſt. Die Kirche ſelbſt iſt aus der Mitte des 11ten Jahrhunderts; 4. die Anſicht der Stadt Conſtanz von der Oſtſeite, wo Kaiſer Conſtantinus Chlorus ein Kaſtell errichtet hatte; 5. die Thüren der Münſter Kirche auf der Inſel Reichenau, noch aus dem Anfang des 9ten Jahrhunderts; 6. den Sarg des Evangeliſten Marcus in der Reichenau. Dieſer Sarg, noch aus der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts iſt zum Theil noch im byzantiniſchen Styl, doch zeigt ſich in einzelnen Gruppen ſchon etwas mehr Freiheit und Bewegung; 7. Grabmal der Biſchöfe Burkhard und Heinrich im Dom zu Conſtanz, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Das zweite Heft enthält: 1. Den Dom von der Weſtſeite, mit trefflicher Schnitzarbeit am Portal; 2. Anſicht der Kirche zu St.

Stephan. Sie wurde im Jahr 1486 vollendet; 3. Grabmal des Biſchofs Otto III. aus dem 15. Jahrh.; 4. Kreuzgang im Dom. Eine der ſchönſten Parthieen dieſes Gebäudes; 5. das heilige Grab, in einer Rotunde des Doms, aus dem 16ten Jahrhundert, aber wahrſcheinlich nach einer Zeichnung des früher auf derſelben Stelle geſtandenen, nachher zerſtörten Grabes; 6. dieſe Platte zeigt, in zwei Abtheilungen, vier kreisförmige Bilder am Giebel des äußern Chorſchluſſes, die weit älter ſind als der Dom, und drei Tempelherrn-Statuen am Eingange in das oben erwähnte heil. Grab. Auch die Figuren, wenn gleich von beſſerer Zeichnung, ſcheinen uns auf eine frühere Zeit zu deuten, und eine nähere Unterſuchung könnte vielleicht, in Hinſicht auf die Geſchichte des Doms, zu intereſſanten Reſultaten führen. Selbſt die vom Künſtler gewählten Motive haben etwas ſehr eigenthümliches und bedeutſames (S. Kunſtblatt von 1826 Nr. 48.).“

IV.

Zugabe von Gedichten.

I.

Die Schöpfung des Bodenſee's.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem ſchöpferiſchen Geſchäfte
Die Waſſer und den Grund bewegt;
Und als ſich nun die Tiefen ſenkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen ſich mit Bächen tränkten,
In See'n ſich ſchloß der Waſſer Schatz;

Da ſchuf ſich auch die Rieſenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felſenbette
Aus ſeinem Eispalaſte los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell ins offne Land
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geiſt getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch iſt ſein Ruheſitz geblieben
Und Wälder grünen um ihn her,
Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt ſich der heitern Lüfte Zelt,
Es ſpiegelt ſich, indem ſie ſchreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des erſten Sabbaths Ruhe ſchlief,
Ließ ſich der Bote Gottes ſchauen

Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da ſcholl gleich donnernden Poſaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Flut mit Staunen
Und ſie vernahmen Gottes Wort:

„Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieſelt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ſtröme, Fluß, nur ſtolz einher,
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, — der Menſch, erſcheint.

Erſt lebt ein dumpf Geſchlecht, vergeſſen
Sein ſelbſt, im Walde mit dem Thier,
Dann herrſcht ein Fremdling ſtolz, vermeſſen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert ſich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und ſchleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug ans Ufer her;
Er hat noch nichts vom Herren erfahren,
Sein Gott iſt Eiche, Fluß und Meer.
Doch ſchläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchſten Kraft und Güte
In ſeinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten ſenden,
Die ſagen ihm von Gottes Sohn
Die bauen mit getreuen Händen
In [illegible] Wäldern ſeinen Thron.
Dort wird das Licht des Geiſtes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befruchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell

Dann werden ſich die Haine lichten,
Wie ſich der Menſchen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du ſegenreiches Feld,
Die Rebe ſtrecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und ſchwerbeladne Schiffe ſchwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchſten Krone tragen,
Statthalter ſeiner Königsmacht,
An dieſen Ufern aufgeſchlagen
Sonnt oft ſich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden,
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du biſt das Herz der Welt geworden
O Land, und aller Länder Zier!

Drum ſind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je ſein Land erhob.
Das eine ſind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Geſang,
Das andre ſind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnſt du deinen Ruhm, du walleſt
Mit hochgehobner Bruſt, o See!
Doch daß du dir nicht ſelbſt gefalleſt,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh:
Es ſpiegeln ſich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer trauern
Von lang vergoſſnem Bürgerblut.

Sey nur getroſt: Du blüheſt wieder,
Du wiſcheſt ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, ſüße Lieder
Sie tönen am Geſtade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeſchichte,

Sie hält nicht mehr am Uferſand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch ſtilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz ſoll voll von Fiſchen ſeyn.
Dein Volk nährt ſich vom eignen Brote,
Und trinkt den ſelbſtgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geſchlecht im Glück
Von ſeinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende dein Geſchick!“

Der Engel ſprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt ſich an,
Es rauſcht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm ans Licht herauf,
Der Strom hat Mühe ſich zu münden,
Und ſucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der ſchwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeſchriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Waſſer, ſein das Land,
Und was verheiſſen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

II.

Der Reiter und der Bodenſee.

Mündlich.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodenſee;

Noch heut mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume giengen, die Felſen aus;

So fliegt er hin eine Meil', und zwey,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrey;

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt ſein Ohr;

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort gehts, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe gibt er den ſcharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See! wie weit mags ſeyn?“

Die Maid ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Nachen ſtiegeſt du.“

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm', in die Höh':
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?“

Sie rufet das Dorf herbey zu der Mähr',
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter die Greiſe ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fiſch.“

Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſ't noch die grauſe Gefahr.

Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

III.

Des Fiſchers Haus.

(Vergl. S. 112.)

Sein Haus hat der Fiſcher gebaut,
Es ſtehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut ſich's beſchaut,
Als ſpräch' es: wer kann mich fällen.

Die Mauern, die ſind ſo dicht,
Voll Korn und Wein ſind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, ſchirmenden Hügeln,
Die laſſen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der Weſt mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fiſcher ſteht,
Es ſpielt ſein Nez in den Wellen,
Umſonſt ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Geſtade;
Kein armes Fiſchlein entflieht,
Das kleinſte nicht findet Gnade.

Auf ſteiget kein Waſſerweib
Euch zu retten, ihr ſtillen, ihr guten!
Und lockt mit dem ſeeligen Leib
Ihn hinab in die ſchwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrſcher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So ſpricht er und ſchnellt in die Höh'
Den ſchweren Angel im Bogen.

Und euer Leben iſt aus,
Der Fiſcher, mit frohem Behagen.

Er tritt in das ſtattliche Haus,
An den harten Stein euch zu ſchlagen.

Er legt ſich auf weichen Pfühl
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, ſo ſicher und kühl,
Wo Hamen und Angel ſäumen!

Da regt ſich das Leben im Grund,
Da wimmelts von Karpf' und Forelle,
Da nagts mit geſchäftigem Mund
Und ſchlüpft unters Ufer im Quelle.

Und frühe beym Morgenroth
Der Fiſcher kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache ſchafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr ſie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die ſchweigende Flut
Iſt unter das Haus gedrungen;

Bis daß in ſinkender Nacht,
Wo der Fiſcher träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige kracht,
Verſinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet ſich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es ſchlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie ſchwinden, ſie ſetzen ſich nieder,
Es ſpielen im freyen Reich
Die Fiſche, die fröhlichen, wieder.

IV.

Des Feindes Tod.

(Vergl. S. 91.)

Wo vom Berg die Felſen rollen,
Wo kein Waſſer friedlich fließt,
Nur im Sturze ſich ergießt,
Wo die langen Donner grollen.

Dort in Rhätiens finſtern Gründen,
Wo ſich die Natur bekriegt,
Wald und Sturm im Kampfe liegt,
Kann der Menſch nicht Ruhe finden.

Feindſchaft zeugt in ſeiner Seele
Dort der Elemente Streit,
Und die Fürſten ſind entzweit
Um den Sitz in Hayn und Höhle.

Seine finſtern Thäler neidet
Rudpert drum dem Adalbert;
Jeder greifet nach dem Schwert,
Ob ſie ſchon der Waldſtrom ſcheidet.

An der überſpritzten Klippe,
Kämpfen ſie im Waſſerſchaum,
Kämpfen, wo für zween iſt Raum
Auf der wald'gen Felſenrippe.

Dann im Anger und im Thale
Jeder mit ergrimmtem Trotz,
Jeder auf dem wild'ſten Roß;
Lang erhitzt ſich Stahl am Stahle.

Beyder Muth iſt ſtets der gleiche,
Beyder Sehne gleich geſtählt,
Beyde gleicher Haß beſeelt,
Keiner weicht dem letzten Streiche.

Bis die Herrſcherin der Gegend
In den Streit ſich miſcht, Natur

Irre macht der Roſſe Spur,
Felſen in die Wege legend.

Rudpert ſchwanket auf dem Pferd
Und es bäumet ſich das Thier,
Und mit zornigem Gewieh'r
Schleudert es den Herrn zur Erde.

Und man hört die Waſſer toben,
Weil es ſtille ward vom Kampf,
Nur im grauen Nebeldampf
Kämpft der Wind im Walde droben.

Auf des Feindes Angeſichte
Kehrt mit Frieden ein der Tod,
Wiſchet ab des Zornes Roth,
Ueberziehts mit blaſſem Lichte.

Und es nahet ſich der Leiche
Abgeſtiegen von dem Pferd
Auch der Sieger Adalbert,
Schaut ins Antlitz ihm, ins bleiche.

Lauter bey des Grabes Stille
Schlägt lebend'ges Menſchenherz,
Groll und Zorn flieht niederwärts,
Und die Bruſt bewegt der Wille.

Jetzt erbarmt ihn erſt der Schöne,
Die das Schickſal für ihn ſchlug,
O wie holde Züge trug
Dieſer Jüngling, werth der Thräne!

Und er hat den Feind umfangen,
Wie den Bruder ſeiner Wahl: —
Da zuerſt durchs wilde Thal
Iſt des Friedens Geiſt gegangen.

Und die Sonne dringet nieder
Durch der Nebel alte Nacht,
Daß der grünen Wildniß Pracht,
Fels und Strom, von Licht glänzt wieder.

Wie den Sieger, auf der Bahre,
Führet den gefallenen Feind

Adalbert durchs Thal und weint,
Als um eines Freundes Jahre.

In die eigne Gruft gebettet
Legt er ihn nach Kampf und Noth;
Lieb' und Freundſchaft aus dem Tod
Hat er endlich ſich gerettet.

Sey Natur im Kampf geſchieden,
Krieg der blinden Kräfte Ruhm:
Als ſein heilig Eigenthum
Pflege doch der Menſch den Frieden!

V.

St. Fridolin und der Todte.

(Vergl. S. 475.)

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolph hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes iſt, gieb Gotte!
Iſt dein Bruder nicht entſchlafen?“

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden,
Liegt zu Glaris in der Klauſe.“

„Warum ärnteſt du die Felder,
Die dem Herren zu ſchneiden wären,
Warum fälleſt du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?“

„Wageſt du's, den Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im hei'gen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?“

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und beſſer träume.“

Aber Landolph ſprach mit Lachen:
„ „Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen!“ “

„ „Kannſt du ihn herauf beſchwören
Wenn zu Rangkwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſts Lug, den du erdichtet!“ “

Fridolin auf ſolche Tücke
Würdiget kein Wort zu ſprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloſter, an dem Stabe
Zog der Greis durchs Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

„Auf, erwach in Gottes Namen
Ruft er, Urſo! heb' den Rücken:
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,
Steigt mit ihm die Felſenwände
Auf, bis an der Gletſcher Decken.

Durch das Hochgebirge ſchreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel ſpreitet
Um das Paar, das Geiſtergleiche.

Wie der Morgen ſchon ſich wittert,
Steigen ſie vom Felsgeſteine,
Und es ſieht's der Senn', erzittert,
Daß ihms geht durch Mark und Beine.

Aber Landolph im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen.
Mit dem erſten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeſchlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu ſprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann ſich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und ſcharf; und hohle Worte
Werden draußen ſchon geſprochen.

Durch die Thüre kommt geſchritten
Fridolin mit ſeiner Leiche.
Landolph in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubſt du meine Seele,
Bruder!“ Wehts ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge dieſem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gieb zurück, was du genommen,
Laß getroſt ins Grab mich wallen!“

Landolph ſank ins Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben:
Und behalte neu das Deine!“

Doch es wandte ſich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte ſich, die müde, bleiche.
Nach der ſtillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blaſſe Strahlen,
Sah man längs dem Berg ſie ſtreifen.
Bis ſie in den Wald ſich ſtahlen.

Und vom ſchrecklichen Gerichte
Eilet Landolph heim zum Rheine
Mit erbleichtem Angeſichte.
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloſter ein zum Erben,
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum ſanften Sterben,
Ruht beym Bruder in dem Grabe.

VI.

Graf Gero von Montfort.

(Vergl. S. 120.)

Von Montfort wars der greiſe Graf,
Geſättigt von dem Leben,
Der ſah den blauen See im Schlaf.
Und ſtille Kähne ſchweben.
Auf Waſſer, Erd' und Himmel Ruh;
Da flog ſein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er ſeine Knechte,
Hat ſie belobt und gut bedacht.

Nimmt Abſchied vom Geſchlechte,
Verläßt die Herrſchaft und das Schloß
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er ſauſen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershauſen,
Dazu ein Schiff, die Seegel voll;
O wie ſein Herz von Sehnſucht ſchwoll!

Sankt Peters Haus, die ſtille Statt,
Von Wellen leis beſpület,
Sein Geiſt ſich auserleſen hat,
Vom Ird'ſchen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Luſt und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt ins Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloſter das Gewinn,
Sie ſtoßen ab vom Hafen;
Schon ſchwimmt das Schiff auf blauer Flut.
Wie wird dem Greiſe da zu Muth!

Er ſpricht gerührt: „o fühlet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Waſſer auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes *) Riff
Geboren ward ich einſt im Schiff.“

„Und wenn ich in dem Nachen bin,
So ſanft geſchaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter liſpelt in mein Ohr
Und ſingt ein Schlummerlied mir vor.“

---

*) Horn heißt am Bodenſee ſo viel als Landzunge.

Derweil ſie ſegeln friſch nach vorn;
Da übermannts den Grafen,
Sie ſind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu ſchlafen.
Und bey der Ruder gleichem Schlag
Er ſchlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das ſüße Wiegenlied
So hell in ſeinen Ohren;
Er ſchlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie ſo tief ich ſchlief!“

Er ſchloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu ſchlafen.
Steh Nachen ſtill, nicht eile du!
Dein Gaſt iſt ſchon im Hafen;
Der Abt zu ſeinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Troſt verſieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauſcht die Flut, die einſt ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
Im ſüßen Frieden, frey von Harm,
Ruht er, der Welle dort im Arm.

VII.

Conradin.

(Vergl. S. 158 f. 150 f.)

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blühet der See *), es blüht der Baum,
Es blühet ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum.

---

*) Ueber dieſe Erſcheinung ſ. S. 302 f.

Wie eine Roſenknoſpe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge, wellenblau.
Der Leyer, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm
Und herrſcht vom Lorbeerkranz umſchlungen
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So rufet dich ein ſchwanker Thron,
Vertrau dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! –

Er höret keine Warnungsſtimme
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben ſteht ſein Sinn.

So geb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne ſeel'ges Band!

Hauch' ihm entgegen Lebensluſt,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduſt!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt!

Was iſt's? er läßt die Leyer fallen,
Er ſpringt ans Ufer, greift zum Schwerdte,
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd.

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt;
Er will der Väter Thron beſteigen –
Und wandelt auf das Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze
Du grünes ſeebeſpültes Land?
Was willſt du, Luſt, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr wart geſchmückt zu Freud' und Wonne,
Dem letzten Staufen dientet ihr;
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es iſt aus mit eurer Zier!

VIII.

Die Maid von Bodmann*).

Es ſchwillet aus den Wellen
Die grüne Mayenau;
Dort ſitzt bey dem Geſellen
Eine reine, ſüße Frau:
Von Bodmann iſts die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blüthenland
Hat ſie ihm zugeſagt.

„Ruh' aus in meiner Laube,
Und ſinge Lieder mir:
Der Apfel und die Traube,
Sie blühn, ſie reifen dir!“
Da ſprach Herr Hug von Langenſtein,
Und ſprang empor vom Raſen:
„Nicht alſo ſoll es ſeyn!

Mir iſt ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Lebensherrn!
So iſt er krank und altersmatt,
Den Sohn in friſcher Jugend
Schickt er an ſeiner Statt.“

Nicht traurig ſoll der Wille
Des Vaters ſeyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er ſchaut ſie brünſtig an:
„Ich kehre heim, du ſüße Braut!
Vertrau dem Chriſt im Himmel,
Und bleib mir hold und traut!“

---

*) Man findet dieſe Sage lieblich erzählt in der S. 142 angeführten bei Seemüller in Conſtanz erſchienenen Schrift des M. Sepp. von Eppishuſen.

Er ſchwingt ſich in den Nachen,
Die Flut trägt ihn davon.
Den Vater gut, den Schwachen,
Vertritt der ſtarke Sohn.
Der Gram um ſeine treue Maid
Er wird zu grimmen Streichen.
Davon erliegt der Heid'!

*

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt im Haus,
Bis bey den Saracenen
Der lange Streit iſt aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar,
Sie ſchaut hinaus nach Einem,
Den wird ſie nicht gewahr.

Der Herbſtwind rauſcht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War alles denn ein Traum?
Und endlich ſauſt der Winterſturm:
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthum.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerſtrahl
Die böſe Kunde troffen;
Sie ſitzet ſtumm im Saal.
Es kam der Freyer Schwarm herbey:
Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebet noch die Treu!

Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebet noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend ſey;
Man beut ihm Freyheit, Gold und Ehr,
Wenn er vom Glauben läßet,
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr ſie trauern,
Sie ſinken flehnd aufs Knie,
Er in den ſchwarzen Mauern
Auf grünem Eiland ſie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor ſein Ohr gebracht.

Der Engel ſprach zum Ritter:
„Auf, opfre dich dem Herrn,
So ſpringt dein Kerkergitter,
So leitet dich ſein Stern!“
Der Ritter denkt der ſüßen Frau'n,
Die Minne ſoll er opfern;
Doch ach! er darf ſie ſchaun!

Und einem Ritterorden
Gelobt er ſich im Traum; —
Sieh da, erfüllt iſt worden,
Was ſchien unmöglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor ſteht offen
In ſternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wiſſenſchaft,
So zieht er, wohlerfahren,
Gott ſtärket ſeine Kraft.
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felſenriffe
Bringt ſchnell und ſicher ihn
Auf einem Chriſtenſchiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter deutſchem Blüthenſchnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenſchäumen,
Entſtiegen vom Morgenthau,
Mit Roſen, Reben, Bäumen
Blüht grün die Mayenau;
Und eine ſelige Geſtalt
Die Arm' entgegen breitend
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird ſein Auge trüber,
Sein Haupt fällt auf die Bruſt,
Er lenkt den Kahn vorüber
Von Liebe weh und Luſt.
Im Walde vor dem Landcomthur
Spricht er: im deutſchen Orden
Will Gott er dienen nur!

Und einen Freund er ſendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er ſpendet
Der herzgeliebteſten Frau.
Da liſcht die Hochzeitsfackel aus,
Die ihr im Geiſt entglommen,
Und ſtarb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Er wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da zog ein Rebenblüthenduft
So ſüß Erinnerungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Iſt nun die Seele hell,
Die Flur, die ſie umringet,
Zertheilt ihr Nachen ſchnell;
Es geht die ſchöne blaue Maid
Durch ferne Lande ſchweigend
Im Duft der Liebe Leid.

Bald ward die Thür [illegible],
Und [illegible] [illegible] ins [illegible],
Und vor des [illegible] [illegible]
Den [illegible], [illegible] [illegible].
Sie sprach: „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
In [illegible] [illegible]
Ein [illegible] [illegible].“

Es [illegible] [illegible] der [illegible]
Und [illegible] der [illegible] [illegible]
Und [illegible] [illegible] in [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible]
Dem [illegible] [illegible] [illegible] es [illegible]
Herr [illegible], der [illegible],
Der werde [illegible] [illegible]!“

Der [illegible] [illegible] [illegible]
Der [illegible] [illegible] [illegible]:
Da war der Mensch [illegible].
Wie dankte sie dem Herrn,
Da [illegible] sie [illegible] in dem [illegible],
Da [illegible] [illegible] im Herzen
[illegible] des [illegible] [illegible].

„[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Der [illegible] Ihm [illegible]!
Ihm [illegible] die [illegible] [illegible],
Der [illegible] [illegible] Ihm [illegible]!
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible], in der [illegible]
Da [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!“

Wenn die [illegible] [illegible]
Wo sie [illegible] die [illegible],
Das hat dem [illegible] [illegible],
[illegible] ist die [illegible].
Doch in dem [illegible] [illegible]
Da [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ein [illegible] [illegible] [illegible];

„O Gottesmutter, liebe,
Du hast geführt mein Schiff
Aus sturmbewegtem Meere
Hierher an's Felsenriff.
Doch sanfte Still' und stille Ruh',
Die hab' ich nie gefunden.
Wann deckt das Grab mich zu!“

IX.

Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen.

(Vergl. S. [illegible] und [illegible].)

Im Kessel zu Bodmann, da liegt er im Grund,
Des letzten Bodmer, des aus den Flammen,
Den Vater, gerettet vom Morgengrauen *),
Dem Kessel sich schmiegt' vor dem Feuerwallen.

Und was erzeugt der mächtige Brand,
Ein neuer Schmuck sein erneut's mit Dank,
Er hängt's in den Keller nicht friedlich ein,
Er ruft den Jüngling zum Trunke herein.

Und wie in den Becher mein Naß schäumt,
Das Dunkel der alten Geschichten sich hebt,
Und wie der Wein an die Lippe sich schmiegt,
Die Sage beginnt schon, die freundliche naht.

Sie fahren zu Bodmann beim fröhlichen Mahle,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Ritter und Damen,
Das edele, schönste Geschlecht am See.

---

*) s. S. 295.

Der Gäſte verklangen vom Sommerwinde,
Sie tranken und tanzten beim [illegible].
So war ich dein treu' und dein blieb meine Lieb;
Der Abend von feſtlicher Luſt iſt nicht [illegible].

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des ſtürmenden [illegible] [illegible] Wind,
Die Wolken ſammelten ſich dort beim Strand,
Doch gehen die Lampen im Schloſſe nicht aus.

Die Gäſte die langen Tiſche auf und Tiſche ein,
Die Weiſen auch führen den nächtlichen Reigen,
Es ſprühen die Kerzen im Glanz und Saal,
Die Blume der holden mit reichem Strahl.

Und in der Schwärme und der Lieder Geſang
Spielt heimlich des Donners verhallender Klang,
Doch zaubert im Saale das Spiel und der Sieg,
Da ſchleicht durch die Decke der [illegible] [illegible].

Und Flammen umwerfen den mächtigen Saal
Erſchallen die Gäſte, entfliehen das Mahl,
O Becher und Flammen, wie glänzt ihr ſo hell,
O herrliche Gelage, wie erliſchſt du ſo ſchnell!

Der Vater, die Mutter, ſie [illegible] [illegible];
Ach, drinnen in der Tiefe der ſchlafende Sohn!
Die zuckende Flamme ſchlägt ſchnell hinaus,
Es kracht auf die Decke das brennende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall.
Sie hat es entriſſen der Flamme [illegible],
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

Sie ſtößt einen Schrei durch Wind und Flammen.
Im Schloß iſt vernichtet der alte Stamm,
Da wiſſen ſie drinnen das theure Haupt
Das Zweiglein, das neue, und trägen's hinaus.

Es rettet der [illegible] den [illegible];
O Kind, iſt's dein Schickſal, iſt's nicht dein Glück!
Die Dornen ſind dir mit [illegible],
Und bleibt in der Flammen des Hauſes zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war.
Da baute stolz über Schutt und Graus
Der letzte Bodmann sein steinernes Haus.

Der letzte Bodmann der erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Keſſel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim festlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie singen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenkten dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Keſſel, daraus ist erblühet das Haus
Im Keſſel soll er ihn trinken aus.
Er soll der versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Ahnen gedenken bey jedem Zug.

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich fühle die Gluth.
Es drehet der Keſſel, der eherne, sich,
Wald, Himmel und Waſſer umtanzen mich.

Doch treibet im Kopf mich der Königswein,
Getroſt bey dem Wunder, dem seltsamen, fromm;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Keſſel steht stille, mein Aug' wird klar.

So schauet die Burg uns den See und das Land.
Gott hüte Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen in ihrem Innern,
So seyen es Ströme von Königswein!

X.

Die ſeltne Kur.

(Vergl. S. 747.)

Ein Ritter iſt der Herr von Eor,
Der reichſte Mann am Rheine.
Er angelt an dem See den Lachs
Und jagt den Hirſch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenlang den Pfad,
Und preßt die würzigſten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Iſt nicht ſein Wuchs ſo ſchlank und hoch,
Wie's einem Mann gebühret,
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Bruſt gewölbt und ſtark der Arm,
Wie's gern ein Mägdlein rühret?

An Leib und Seel' ihm nichts gebricht,
Er wär' ein ſtolzer Degen,
Hätt' er zu viel nur Eines nicht,
Zu viel, das iſt kein Segen.
Ach, an dem wohlgeſtalten Kopf
Des edlen Ritters hieng ein Kropf,
Der blieb' wohl unterwegen!

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesſeufzer ſchwer,
Und ſteigt mit ihm zu Bette.
Er zieht ihn auf den Boden ſchier
Und drückt beim feſtlichen Turnier

Da ſtrengten weit die Schönſten ſich,
So gut den Spott er führte,
Bis endlich eine, tugendlich
Und arm, ein Mitleid ſpürte.
Dem Ritter thut es ſelber leid,
Als ihm den Hals die ſchöne Maid
Arg vor dem Munde verſchnürte.

Er zieht mit ihr ins neue Schloß
Im Forſt auf Felſengrunde;
Dort zeigt ihr der Genoß
Die Güter in der Runde,
Sie lebt in Freud' und Ueberfluß,
Drum trägt ſie gern den Ueberguß
An ihres Herren Schlunde.

Und ſchöne Kinder ſchenkt ſie ihr,
Dem Ritter gleich geſtaltet,
Nur daß der Kropf ſich nimmer ſchwer
Auf ſchlanken Hälſen waltet.
Doch nimmt der Vater ſie aufs Knie,
Den ſchweren Athem ſtrömen ſie,
Daß er die Stirne faltet.

Ein ſolcher Kropf verträgt ſich ſchlecht
Nicht mit der Vaterwürde.
Drum wird das Leben ihm zur Laſt,
Wie ſeines Halſes Bürde,
Er athmet, wie er pflegte, tief,
Und zog, als ihn die Fehde rief,
Fern aus dem Hof und Hürde.

Was ſoll ich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen!
Drum in den wilden Kampf geſchwind,
Die andern mich erſchlagen!
Er ſprengte fort und aus dem dichten Wald
Bringt ſchon der Feinde Hinterhalt,
Eh' es begann zu tagen.

Er ſieht nimmer von ſeinem Troß,
Er ſiegt wider Willen.
Der wilde Gegner ſchwenkt ſein Roß,
Und andere ſterben im Stillen:
Allein dem Freiherrn dünket's nicht gut,
Ihn dürſtet nach dem eigenen Blut,
Er will ſein Loos erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Fehde.
Steh! ſchreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten ſeine Rede;
Da hieß es ehrlich: nimm und gib,
Nach manchem Wechſelſtoß und Hieb
Zu Boden fielen Beide.

Von ſeinem Bergeswagen ſieht Gar,
Der Ritter von dem Streite,
Doch ſchwinget ſeinen Speer da ſtracks
Der wunde, todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet ſich noch ſeines Falls,
Neigt ſich und liegt als Leiche.

Und hocherhoben von ſeinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht iſt ſein Athem und ſein Muth,
Ihm dünkt der Tod nicht bitter.
Still grüßt er Weib und Kinder klein,
Er ſchläft zu ſanftem Schlummer ein,
Wie nach der Ernt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauern Hütte,
Gebettet und gepflegt brav,
In ſeiner Knappen Mitte.
Geſund vom Fuß bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf,
Dank jenem Meiſterſchnitte!

O Zeichen, das an ihm geſchehn,
Ihn hat der Feind curieret:
Wie ſtattlich iſt er anzuſehn,
Wie ihn jetzt alles zieret:
Das hohe Haupt, das braune Haar,
Das feine Kinn, das Schulternpaar,
Der Hals, ganz ſchmal geſchnüret:

So reitet er zum Felſenhaus
Das aus dem Walde blinket;
Zum Fenſter ſchaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket;
Sie ſieht die herrliche Geſtalt,
Die Bruſt von einem Seufzer wallt,
Ihr Blick zu Boden ſinket.

„Ein Bot' iſt's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten ſchau' ich gern;“
Denkt ſie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! wer in Luſt
Drückt ſtolz und ſelig ſie an die Bruſt,
Hängt ihr verſunken am Munde?

Die Kinder ſtrecken nach ihm aus
Dem ſchönen Mann, die Hände,
Und Jubel hallt durchs ganze Haus,
Durchdröhnt die Felſenwände.
Sein Stamm, der höchſte reich belaubte
Hoch trug der edle Aar das Haupt
Bis an ſein ſelig Ende.

XI.

Der Fleiſcher von Conſtanz.

(Vergl. S. 144.)

Wohl wehret ſich die alte, die freie Stadt,
Den herrlichen römiſchen Namen ſie hat,
Und römiſchen Muth
Und deutſches Blut
Und Chriſtenglauben,
Den ſoll ihr der ſpaniſche Henker nicht rauben:

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und dringen zur hallenden Brücke hervor.
Es hört es der Rhein,
Da rauſchet er drein,
Es ruft die Stürme
Der See mit der toſenden Wellen Gethürme.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr' und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil.
Sonſt ſchlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er ſie ſchlachten
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zurückwehrend im Schwarm,
Den Aermel geſtülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich.
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er ſie ordentlich wandern.

O weh, ihr Brüder! vermißt ihr ihn?
Es doppelt der ſpaniſchen Heer ſich die Reihn.
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle
Alle Feinde verdämmet der kühne Geſelle

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,
Sie packen in Eil
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren;
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die faſſen die Zwei:
Und wollt ihr Ein Leben, ſo opfr' ich euch drei!
Er hält ſie umſpannt,
Er drängt ſie zum Rand,
Er ſendet die Blicke
Hinab zu dem ſchäumenden Rhein von der Brücke.

Und ſchnell ans Geländer, eh Andere nahn,
Drückt er ſie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn ſtürzen im tödtlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verſchlinget die Flut;
Lang wiegt ſie, lang trägt ſie den Bürger gut.
Jetzt zeigt ſie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den ſchlanken.

Da ſucht ihn das fremde Geſchoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
Ins feſtliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort ſchläft ohne Traum er den ſüßeſten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf.
Man trägt, man raubt
Ob ſeinem Haupt
Freiheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben!

XII.

Geſellſchaftslied auf dem Schiffe.

Stimmt an den Sang, die grünen Wogen lauſchen
Im alten Schwabenmeer,
Sobald ihr ſingt, beginnen ſie zu rauſchen
Und hüpfen um Euch her.

Und ſie durchſtrömt der Geiſt der fernen Zeiten,
Wo rings der Strand erklang,
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten
Aus hundert Burgen drang.

Das Land iſt ſtumm, das Ufer unbeſungen,
Verſunken iſt die Luſt,
Doch aus den Waſſern hat ſie ſich geſchwungen,
Und lebt in unſrer Bruſt.

Im leichten Haus, das auf der Woge ſchwimmet,
Da wohnt der leichte Muth,
Da wiegt ſich jede Freude groß, da glimmet
Auch jeder Hoffnung Gluth.

Der Ruderſchlag verſtärkt den Schlag der Herzen,
Freundſchaft und Lieb' erwacht;
O blickt umher, wie ſüß die Wellen ſcherzen,
Drum ſcherzt auch ihr und lacht!

Der frohe Sinn, der unſern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Schiffers Saal.

Und heiter glänzet im Vorüberſchweben
Der Thurm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben
Umwallt von Blüth' und Blatt.

Dort vom Geſtade ſchwingen ſich die Reben —
So ſagt, wo habt ihr Wein?
Im Doppelſtrom durchſchwimmen wir das Leben,
Schenkt ein, ſchenkt ein, ſchenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen ſchlafen: —
Doch iſt des Glücks zuviel;
Es ſinkt die Sonn', es öffnet ſich der Hafen,
Ach, ſchon ſind wir am Ziel!

Doch tragen wir die Luſt des Elementes
Hinaus in Stadt und Land,
Verbunden ſtets, denn das iſt kein Getrenntes,
Was Lieb' und Luſt verband!

Im Herzen lebt, von Sonnenſchein umfloſſen,
Der treuen Freunde Bild,
Die blaue Flut wallt ewig drum ergoſſen,
Der Nachen wiegt es mild.

So ſüße Fahrt laßt uns durchs Leben träumen,
Da lebt ſichs noch ſo gern;
Und wenn's auch ſtürmt wenn bleich die Wogen ſchäumen,
Der Hafen iſt nicht fern!

Anhang.

Die Fahrten beider Dampfboote.

I. Das Würtembergiſche Dampfboot, der Wilhelm.

Ueber Entſtehung, Erbauung, Größe, Structur u. ſ. w. dieſes Bootes haben wir S. 309 die nöthigen Nachrichten gegeben. Hier noch einiges Nachträgliche. Der Erbauer, Herr Church hatte durch die bisher von ihm erbauten mehreren Dampfſchiffe hinlänglich ſeine gründlichen Kenntniſſe in dieſem Fach erprobt, und man war gewiß, daß er es an Nichts würde fehlen laſſen, was dieſem neuen Dampfboote die möglichſte Vollkommenheit geben konnte. Die genaue Unterſuchung deſſelben durch die königlichen Commiſſarien hat dieß bewährt: die Dampfmaſchine von 20 Pferde Kraft, aus der vorzüglichen Fabrik der Herren Fawcett und Compagnie in Liverpool wurde als eine der vollkommenſten gefunden; die Conſtruction des Bootes befriedigte in Hinſicht auf Solidität und Zweckmäßigkeit jede Anforderung. Für die Sicherheit gegen das Zerſpringen iſt außer dem, daß bei niederer Preſſion dieſer Dampfmaſchinen keine Gefahr denkbar iſt, durch Sicherheitsventile und dadurch noch geſorgt, daß der Dampfkeſſel von ſehr ſtarken geſchlagenen Eiſen verfertigt iſt. Gegen Feuersgefahr iſt beſonders dadurch vorgeſehen, daß die Feuerung im Dampfkeſſel angebracht, mithin der Feuerungsraum von Waſſer umgeben, und an der Dampfmaſchine ſolche Einrichtung getroffen iſt, daß durch ein Uebermaß von Waſſer jedes ausbrechende Feuer gelöſcht werden könnte. Da das Schiff mit einem Verdecke verſehen iſt, ſo ſind die Waaren gegen jedes Ungewitter und Verderben geſichert, und die Reiſenden ſind ohnehin in der Cajüte geſchützt, die ihnen die möglichſte Bequemlichkeit gewährt. Dabei werden letztere weder durch die Hitze noch durch heftige Bewegung der Räder beläſtigt, indem dieſes 100 Fuß lange, 16 Fuß breite und 7 Fuß hohe Boot bei einer

Einſenkung von 2 Fuß 10 Zoll ohne Ladung, und 3$^1/_2$ Fuß mit Ladung, bei oft 40 Räderumdrehungen in Einer Minute, doch ſo ſanft geht, daß man nur bei den ſtärkſten Wellenanſchlägen die Bewegung derſelben fühlen kann. Der Verbrauch des Holzes auf der Fahrt zwiſchen Friedrichshafen und Rorſchach iſt nur etwas Weniges über 1$^1/_2$ Meß Tannenholz. Die erſte Verſuchsfahrt des Wilhelms geſchah am 24. December 1824 bei ungeſtümem Wetter, während andere Schiffe es gar nicht wagten auszulaufen, mit ſeiner vollen Ladung von 800 Centnern, von Friedrichshafen nach Rorſchach. Das Schiff machte den mehr als 4 Stunden weiten Weg gegen den heftigen Wind in 2$^1/_2$ Stunden hin, und ausgeleert in 1$^3/_4$ Stunden bei ziemlich ſtarken Wellen zurück. Das kleine Poſtſchiff das zu gleicher Zeit abfuhr, kam erſt drei Stunden nach dem Dampfboot in den Rorſchacher Hafen. —

Um die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf dem Verdecke des Schiffes zu erhöhen, wurde im Jahre 1826 ein großes Zelt darauf angebracht, das nach Bedürfniß leicht abgenommen werden kann.

Die regelmäßigen Fahrten dieſes Schiffes zwiſchen Friedrichshafen und Rorſchach ſind folgende:

Univ. Bibl.
München

Abfahrt des Wilhelm im Sommerhalbjahre:

Abfahrts-Stationen		Mittel-Stationen.		Nacht-Stationen.
	Abfahrt	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft.
Dienſtag.	von Friedrichshafen 3$^1/_2$ Uhr Morgens	in Rorſchach 6 Uhr Morgens von Rorſchach zurück Mittags 1 Uhr		in Friedrichshafen 3$^1/_2$ Uhr Nachmitt.
Mittwoch.	von Friedrichshafen 4$^1/_2$ Uhr Morgens	in Rorſchach 7 Uhr Morgens von Rorſchach zurück Mittags 1 Uhr		in Friedrichshafen 3$^1/_2$ Uhr Nachmitt.
Donnerſtag.	von Friedrichshafen 4 Uhr Morgens	in Rorſchach 7$^1/_2$ Uhr Morgens		in Rorſchach geblieben.
Freitag.	von Rorſchach 4 Uhr Morgens	A in Friedrichshafen 6$^1/_4$ Uhr Morgens von da ab 7 Uhr Morgens	B in Rorſchach 9$^1/_2$ Uhr Morgens von da ab 1 Uhr Mittags	in Friedrichshafen 3$^1/_2$ Uhr Nachmitt.

Im Winterhalbjahre

richtet ſich die Abfahrt von Friedrichshafen nach dem Anbruche des Tages und die Abfahrt von Rorſchach dann immer mehr oder weniger nach der Ankunftszeit in dieſem Orte. Die Tage bleiben dieſelben.

Ueberfahrts Preiſe für die Reiſenden:

Von Friedrichshafen nach Rorſchach: Erſter Platz 30 kr. zweiter Platz (Cajüte) 18 kr. Bei Spazierfahrten von Friedrichshafen nach Rorſchach und zurück iſt der Preis 1 fl. 12 kr. Auf entferntere Plätze, wozu öfters ein ganzer Tag verwendet wird, ſteigt der Preis bis auf 2 fl. 24 kr.

II. Das Dampfboot Max Joſeph.

Dieſes Schiff wurde im Jahre 1824 auf Koſten des Freiherrn von Cotta und des Herrn Church zu bauen angefangen, erſt mit Königlich Bayriſchen und zuletzt auch mit Großherzoglich Badiſchen Privilegien begabt.

Der Max Joſeph iſt 95 Schuh lang und 26 Schuh breit.

Seine innere Einrichtung beſteht in zwei Magazinen für Kaufmannsgüter u. ſ. w., einer Cajüte für Reiſende die ſich am hinteren Bug befindet und aus dem Raum, in welchem die Maſchine und der Dampfkeſſel aufgeſtellt ſind.

Beide Magazine enthalten einen cubiſchen Raum von zuſammen 3625° 44'. Nimmt man an, daß in einen Raum von einem Cubikſchuh im Durchſchnitt 30 Pf. verladen werden können, ſo würden ſich in die zwei Magazine 108.750 Pf. oder circa 1087 Centner verladen laſſen.

Die Cajüte iſt 9 Schuh lang, 13°, 5' breit, auf 3 Seiten mit Sitzbänken verſehen und faßt bequem 20 Perſonen.

Der Raum worin die Maſchine aufgeſtellt iſt, iſt 19°, 5' lang 12°, 6' breit, und faßt nebſt dem Keſſel und der Maſchine noch 2 Klafter Holz.

Hat das Schiff keine weitere Ladung als die Dampfmaſchine, welche circa 300 Centner wiegt, ſo ſenkt es ſich 2°, 8' bis 2°, 9' tief unter den ruhigen Waſſerſpiegel. Das Schiff ſenkt ſich jedesmal mit einer Belaſtung von 7250 Pf. einen Zoll tiefer ein, ſo, daß es mit circa 25 Schiffs-Tonnen 3 Fuß 3 Zoll im Waſſer geht.

Mit der Laſt von 1087 Centner, welche ſich nach obiger Berechnung in die zwei Magazine verladen läßt, würde das Schiff nahe an 4 Fuß 3 Zoll tief im Waſſer gehen.

Der Bau des Max Joſeph iſt unten flach, mit einem eichenen Gerippe auf einem eichenen Kiel mit Hinter- und Vorder-Stämm. Die Bodenrippen ſind 5. 5 Zoll dick und 7 Zoll breit, verlieren aber aufwärts allmählig. Sie ſind mit einem eiſernen Reif, der 2 Zoll breit iſt und um das ganze Geripp herumläuft, zuſammengehalten.

Bis jetzt war der Max Joſeph ebenſowenig als der Wilhelm mit Segeln verſehen; erſterer wird aber eben jetzt damit ausgerüſtet.

Die Dampfmaſchine des Max Joſeph iſt nach dem Syſteme des Herrn Watt und Boulton mit niederer Preßkraft von Herrn Fawcett und Littledales in Liverpool erbaut. Sie iſt ein Doppelwirker und nach Watts ſelbſtberechneter Tabelle von 16 Pf. Stärke. Sie beſteht aus dem Dampfkeſſel, der Steuerung nach der neueren Art, mit halbcylindriſchen Schiebladenventilen, dem Dampfcylinder von Gußeiſen, einem gewöhnlichen Condenſator mit Speiſe- und Warmwaſſerpumpe, einer Balancierung und vier Zahnrädern, durch welche die Kraft der Maſchine auf die zwei großen Ruderräder angebracht wird.

Seine Verſuchsfahrten machte dieſes Boot am 5. Dec. 1824 und am 22. April 1825; das letztemal die kühne Rheinfahrt von Conſtanz bis Schaffhauſen 12 Stunden Wegs in 3¾ Stunden abwärts; aufwärts in 10 Stunden, wobei es die Brücken von Conſtanz, Stein am Rhein, und Dießenhofen glücklich paſſirte, und den Strom im eigentlichen Sinn überwand.

Wir fügen folgendes Verzeichniß der Fahrten des Max Joſeph von und nach allen Häfen des Bodenſee's bei:

Abfahrt des Max Joseph im Sommerhalbjahre:

Abfahrts-Stationen		Zwiſchen-Stationen		Nacht-Stationen.
	Abfahrt	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft.
Montag.	von Conſtanz 5 Uhr Morgens	in Ueberlingen 7 Uhr Morgens	in Sernatingen 8 Uhr Morgens. 1 Uhr Nchmtg. ab. 2 Uhr Nchmt. in Ueberlingen	in Konſtanz 1¼ Uhr Nachmittags
Dienſtag.	von Conſtanz 8 Uhr Morgens	in Rorſchach 12 U. Mittags. 3 U. Nchmt.		in Conſtanz 7 Uhr Abends
Mittwoch.	von Conſtanz 9 Uhr Vormittags	in Ueberlingen 11 U. Vorm. 5 U. Nchm. ab	in Conſtanz 7 Uhr Abends	in Conſtanz
Donnerſtag.	von Conſtanz 5 Uhr Morgens	in Ueberlingen 7 Uhr Morgens	in Sernatingen 1¼ U. Morg. 1 U. Nchm. ab in Ueberlingen 2 Uhr Nachmittag	in Conſtanz 1¼ Uhr Nchmt.
Freitag.	von Conſtanz 9 Uhr Morgens	in Rorſchach 1 Uhr Mittag		in Rorſchach
Samſtag.	von Rorſchach 6 Uhr Vormittags	in Lindau 8 Uhr Vormittags 12 Uhr Mittag ab	in Rorſchach 2 U. Nchm. 3 U. N. ab in Conſtanz 7 Uhr Abends	in Conſtanz
Sonntag.	Conſtanz Spazierfahrten nach verſchiedenen Richtungen, welche vorher bekannt gemacht werden.			

Abfahrt des Max Joſeph im Winterhalbjahre:

C.	Abfahrts-Stationen	Zwiſchen-Stationen.		Nacht-Stationen.
	Abfahrt.	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft und Abfahrt.	Ankunft.
Montag.	von Conſtanz 8 Uhr Morgens	in Ueberlingen 10 Uhr Morgens	in Ermatingen 12 Uhr Mittags Nachmittags 3 U. ab nach Ueberlingen. Ankunft daſ. 5 Uhr.	in Conſtanz 7¼ Uhr Abends
Dienſtag.	von Conſtanz 8 Uhr Morgens	in Rorſchach 12 Uhr Mittags, 3 Uhr Nachmittags ab		in Conſtanz 7 Uhr Abends
Mittwoch.	von Conſtanz 9 Uhr Morgens	in Ueberlingen 11 Uhr Vormittags 5 Uhr Abends ab		in Conſtanz 7 Uhr Abends
Donnerſtag.	Wie Montag			
Freitag,	Samſtag und Sonntag, wie das Sommerhalbjahr.			

Ueberfahrtspreiſe d. Max Joſeph für Reiſende mit Innbegriff 50 Pf. Gepäckes, und des Trinkgeldes für das Schiffsvolk.

(Anm. — Kinder unter zehn Jahren bezahlen die Hälfte.)

	Erſter Platz		Zweiter Platz	
	fl.	kr.	fl.	kr.
Von Conſtanz nach				
Rorſchach . . .	1	12	—	36
Lindau	1	40	—	48
Ueberlingen . . .	—	42	—	20
Sernatingen . .	—	51	—	36
Bregenz	2	—	1	—
Von Lindau nach				
Rorſchach . . .	—	48	—	20
Conſtanz . . .	1	40	—	48
Ueberlingen . . .	2	18	1	—
Sernatingen . .	2	36	1	12
Bregenz	—	24	—	18
Von Sernatingen nach				
Ueberlingen . . .	—	24	—	18
Conſtanz	—	54	—	36
Rorſchach	1	54	—	48
Lindau	2	36	1	12
Bregenz	2	42	1	20

	Erſter Platz		Zweiter Platz	
	fl.	kr.	fl.	kr.
Von Rorſchach nach				
Lindau	—	48	—	20
Conſtanz	1	12	—	36
Ueberlingen . . .	1	40	—	40
Sernatingen . .	1	51	—	48
Bregenz	—	54	—	36
Von Ueberlingen nach				
Sernatingen . .	—	24	—	18
Conſtanz	—	12	—	20
Rorſchach . . .	1	40	—	40
Lindau	2	18	1	—
Bregenz	2	30	1	12
Von Bregenz nach				
Lindau	—	24	—	18
Rorſchach . . .	—	54	—	36
Conſtanz	2	—	1	—
Ueberlingen . . .	2	30	1	12
Sernatingen . .	2	42	1	20

Bemerkungen für beide Schiffe:

Jeder Mitreiſende hat ½ Stunde vor der bezeichneten Abfahrtszeit ſamt ſeinem Gepäcke auf dem Dampfſchiffe ſich einzufinden und den unangenehmen Fall ſich ſelbſt zur Laſt zu legen, wenn er dieſe Beſtimmung überſehen und zu ſpät kommen ſollte. Auf dem Schiffe ſelbſt hat ſich Jedermann nach dem dort angehefteten Reglement zu benehmen.

Beide Schiffe können auch für beſondre Fahrten gemiethet werden.

Regiſter

über

das Merkwürdigſte in landſchaftlicher, hiſtoriſcher und topographiſcher Hinſicht.

Abkürzungen: Geſchl. — Geſchlecht. Schl. — Schloß. St. — Sanct. Top. — Topographiſcher Theil. Geſch. — Geſchichtlicher Theil. Landſch. — Landſchaftlicher Theil des Werks. Rthl. — Rheinthal. — K. Kaiſer, König, — M. — Kl. Kloſter.

A.

Aach, Flüßchen. Top. 296 f.
Acronius, Lacus — 69. 558 f.
Adelheit, Rud. v. Gegenk. Gemahlin 122.
Adilgozzo. 125.
Aepli, Arzt in St. Gallen 451.
Aeſcher, kaiſ. Oberſt im 30jährigen Krieg 265.
Agathias, byzant. Geſchichtſchr. über die Alemannen 77. vergl. Top. 409.
Agerſtenbach, 435.
Albrecht v. Oeſter. K. 169. 170.
Alemannen am See 66 — 74. 75 — 77. Alemannien 95. Hercules Alemannicus, Götzenbild 565. (Ums J. 1764 befand es ſich in der Churpfälziſchen Alterthümer-Kammer. Sattler allg. Geſch. Würt. I, S. 879.).
Alfonſo Vives, ſtürmt **Conſtanz** 240 ff.
Allenſpach, Dorf. Geſch. 87. 261. Top. 554.
Allgäu 90. 182.
Allmannsdorf Geſch. 87. Topogr. 550.
Altdorf, bei Ravensb. Stammſchl. d. Welfen 95. 127. 130.
Altenburg d. i. Hiltisried 119.
Altenrhein. Dorf 102. Top. 418.
Altenſtadt. Rthl. 477.
Altnau. Dorf 458.
Altſchhauſen 275.
Altſtädten. Stadt im Rheinth. Landſch. 45. Geſch. 87. 102. 189. Top. 456 ff. Schlößer und Geſchl. Sänger 144. — 277 f. 457.
Altwinden. Hof 400.
Amenhauſen. Dorf; Sänger 157.
Ammianus Marcellinus über den See 68 — 70. 309.
Amphibien am See 325.
Annenſchloß. St. — bei Rorſchach 279.
Appenzellerkrieg 181 ff.
Arbetio. röm. Feldherr 68.
Arbon. Stadt. Ausſicht 53 — 56. Geſch. 78 — 79. 85. 150

105—184. 210. 236. Top. 290. Not. 332 f.
Arbon-gau 90.
Arbor Felix (Arbon) 65. 66. 74.
Arenenberg. Schl. 155. Topogr. 445.
Argen-gau 90.
Argen Fl. 296.
Arnulph K. 107.
Aſinius Quadratus über die Alemannen 66.
Aſt. Dietmar von — Sänger im Rindal 1[illegible].
Athelſtans, K. v. Engl. Geſandtſch. in St. G. 111.
Au, Dorf, Rthl. 455.
Auguſta Vindelicorum 65.
Auſonius, röm. Dichter 71 Note.
Azmoos, Dorf im Rhthl. 465.

B.

Balgach. Hof Rthl. 102. 105. Geſchl. 151. 465. Top. 456.
Balzers. Dorf Rthl. 480.
Bankholzen. Filial 555.
Bannried, das Dorf 417.
Bardo, byzant. Feldherr 362.
Barbatio, röm. Feldherr 68.
Batisheim. Hof Top. 555.
Bäumli. Dörfchen 414.
Bauernkrieg 222 ff.
Baumannshaus, Weiler 432.
Belaunen, Volk 64.
Benderen, Dorf Rthl. 246. (Benedurum) 479.
Beringen. Dorf; Sänger 159.
Berlingen. Dorf 444.
Bernatingen. Dorf 92.
Bernang. Hof Rthl. 103. Top. 455. Geſchl. 151. 445. 278.
Bernang am Unterſee; ſ. Berlingen.
Bernhard, Karls des Dicken Sohn 97.
Beroald, Graf 88.
Berolbingen. Geſchl. 445 f.
Bertha, des Kammerboten Frau 108 ff.
Bertha, K. von Burgund 11
Berthold, d. Kammerbote 108 f
Berthold, Graf von Kärnth
121. 125.
Bettnang, Filial 555.
Biberach, erwähnt 256. 2
Birnau. Alt-, Dorf 378. Ne
16. 378. 386.
Biſſula, alemann. Mädch
71 f. Not.
Blarer, v. Wartenſee Edle 18
v. Gyrsberg, Conſtanzer Geſch
235. 241. 280.
Blatten. Burg. Rthl. 144. 27
Top. 460.
Blatten. Schloß am See 4
Blühen, das — des See's. T
302 f.
Bodenſee. Fahrt über denſelb
30—33. Geſchichtl. 60.
65. 105. 105. 164 f.
dung deſſelben u. ſ. w. T
287 ff. ſeine jetzige Geſtalt. La
Größe. Tiefe u. ſ. w. 292
Clima 297 ff. Phänomene
dem See 300 ff. Schiffa
und Fiſcherey 303 ff. Ueber
Namen des Bodenſee's. T
555 ff.
Bodmann, Schloß. Ausſ
21. 22. Geſch. 74. 89. 95. 1
Top. 552 f. Geſchlecht: 160
175. 280. **Hochbodman**
Schl. 280.
Bodungo, alemann. Stadt
Böhringen. Dorf. Top. 5
Bohlingen. Schl. u. Dorf 1
Bondorf, Edle 165.
Bottikhofen, Dorf 439.
Bozheim J. v. 235 Not.
Bregenz. Stadt. Ausſicht.
genzerklauſe 28. 29. Geſch.
80 f. 122 v. d. Appenz. be
467 v. Wrangel erobert im
Kr. 270 f. 273. Top. 40
Bregenz, Grafſchaft und Kr
Top. 411 f.
Bregenz. Grafen von —
245 f.
Bregenzerwald, Top. 40

Breunen. Volk 64.
Brigantier. Volk 63.
Brigantium 18. 63. 64. 65. 74.
Brigantiniſcher See 64. 535.
Brixanten. Volk 61. 64.
Buch. Hof 455.
Buchberg, der. Ausſicht 447.
Büchel. Dorf. Schl. 460.
Buchenſtein. Schl. und Geſchl. Rthl. 145. 278.
Buchholz. Schl. Rthl. 455.
Buchhorn 102. 127. 163. 169. 252. 259. 266. ſ. Friedrichshaf.
Buchs. Dorf im Rthl. 102. Top. 464 f.
Buccelin, alemann. Herzog 75.
Burgen am See 140 ff.
Bürglin auf der Reichenau: Ausſicht 563.
Burg. Schl. Rthl. 145.
Burg, auf Burg. Kirchſpiel. Alterthümer 447 f.
Burgberg. Schl. 283. 578.
Burkharde. Geſchl. der 96. B. I. Herzog von Alem. 110. 111 ff. II. H. v. A. 114 f.
Burkhard, ingenitus, Abt von S. G. 107. anderer Abt v. S. G. 117.
Burkhard. Mönch auf Reichenau 156. (nicht Abt).

C.

Cadold. Biſchof v. Novarra 96.
Cäſar, Jul. 56.
Campodunum. vindelic. Stadt 63.
Carl der Große 93. der Dicke 95 ff. ſein Grab 561. der vierte, K. 176 ff.
Carl Martell 75. 87. 90. 588.
Carolinger am See 92 ff.
Catenaten. Volk 61.
Celten am See 555. Not.
Chriſtina. ſchwed. Kriegsgaleere auf dem See 260.
Chryſoloras. byzant. Gelehrter in Conſt. begraben 192 f.
Clariſegg. Landſitz 545.
Clauſe. Paß bei Bregenz. Top. 415.
Clima des Bodenſee's. Topogr. 297 ff.
Clunia. röm. Stadt bei Feldkirch 65.
Columbanus. irländ. Miſſionär am See 79 ff.
Comus (Como) gelegentlich erwähnt 56. 58.
Conchylien am See. Topogr. 331 ff.
Conrad. K. I am See 105 f. IIte 119. IIIte 126. IV. 157.
Conrad. Abt auf Reichenau 156. (nicht Mönch).
Conradin 138. am See 150 f. 150 f.
Conſtantinesweiler. verſchw. Dorf Rthl. 105.
Conſtantinus I. Chlorus 67. II. 67.
Conſtanz. Stadt. Ausſicht 15 16. Geſch. 67. 78. 85. 93. 126. 135 f. 181. 210. 219. 221. Conſt. Kaufleute 118. Reichstage 126. 128 f. Friede von 130. Handel 132. Brand 137. Kirchenverſammlung 189 ff. Schweizerfrieden 211. Plappartkrieg 211 f. Reformation 236 f. 237 f. Spaniſcher Sturm 239 ff. Von Guſtav Horn belagert 257 ff. Wiederholt vor C. 265. Top. von Conſtanz 540 ff.
Conſuaneten. Volk 61. Konſuanten 64. (Ptolem.)
Corval. Vicomte de — franz. Commandant zu Ueberlingen im 30j. Kr. 266 f.
Curia 65.

D.

Dagobert 76 f. 353.
Damaſia. vindelic. Stadt 65.
Dettingen. Tettingen; Gängerhorf 162 f. Top. 551.
Diepoldsau. Rthl. 102. 105. 159.

Dieboldsburg. wo? 108. 158.
Dieſſendorf. 380.
Dingelsdorf. 551.
Dio Caſſius. Geſchichtſchr. 61.
Donau, gelegentlich erwähnt 62.
Dornbüren. Dorf Rhtl. Geſch. 103. Top. 471.
Dornbürner Ach. Flüßchen. Landſch. 48. Top. 295.
Dottenwil. Dorf und Schloß. Ausſicht 420 f.
Dreißigjähriger Krieg am See 251 ff.
Druſus (Cl. Nero) 59.
Duglas. ſchwed. Generallieutenant am See 276.

E.

Eberhard Truchſäß von Waldburg. Biſch. v. Conſtanz 136.
Ebnet, das — Gegend bei Embs 472.
Ebroin. Majordomus Dagoberts II 85.
Eckeharde, o. Ettelharde; mehrere gelehrte Mönche in S. G. 115 f. 125 f. 132.
Eckhard. Abt von Reichenau 123.
Egelshofen. Dorf 439.
Egino, Biſch. v. Verona, Alemanne 93. 563.
Egino. Biſch. v. Conſt. 99.
Egnach. Gericht und Dorf 453.
Eichberg. Dorf im Rhtl. 457.
Eichhorn, das — Landzunge 120.
Eiſenried. Almende bei Altſtädten 457.
Embs. Flecken Rhtl. 102. Top. 472 f. Hohenembs v Geſchlecht; Rud. v. Hohenembs. Sänger 147 f. Rud. v. Embs. Ritter 185. Marx Sittich von Embs 252 f. weitre Geſch. des Geſchl. 256 f. 278 f. 279. 475 f. Bad Embs 473.
Ende, v. — Geſchl. 278.
Engelbert. Abt S. G. 115.
Engen. Merkw. Kirche daſ. 569.
Emmishofen, Dorf Top. 444.
Enriquez. ſpan. General am See im 30j. Kr. 264 f.
Eppishauſen. Dorf. Sitz des Freiherrn von Laßberg. Bibliothek daſ. 434 ff.
Erchanger, der Kammerbote 105 ff.
Erchenwald. Ebroins Hauptmann 85.
Erißkirch. Dorf 594.
Erlach. weimar. General im 30j. Krieg 264 ff.
Erlebald. Mönch auf Reichenau 100.
Ermenrich. Mönch auf Reichenau 100.
Ermatingen. Geſch. 87. Top. 445.
Ernſt v. Schwaben 119 f.
Eſchenz Ober- und Unter-Dörfer und Geſchl. 89. 92. 157. Top. 446 ff. Alterthümer, ebendaſelbſt.
Eſtionen. Volk 63. 476.
Eſthens. Dorf 476.
Eſtnerberg, bei Feldkirch (Estiones) 51. 476.
Eugensberg. Landſitz 444.
Exsientia (Eſchenz) 446.

F.

Falkenſtein. Burg und Geſchl. 131. 149. 280. 420. Berthold, Abt von S. G. Sänger 138. 151.
Falkniß. Gebirg in Graubündten 51. 52.
Feldbach. Dorf, Burg, Geſchl. und Kloſter 156. Top. 445.
Feldkirch. Stadt im Rheinthal. Landſchaftl. 44. 50. Geſch. 60. 105. 179. 210. 219. 267. Sänger 142. Top. 476 ff.
Ferdinand I. K. am See 243.
Fiden, St. — Dorf 429.
Fiſchbach. Dorf 92. 269. Top. 592.
Fiſcherey auf dem See 504 ff.

Fiſcharten im See Top. 525. ff.
Fiums (Flums) Rthl. 102. 278.
Flottillen auf dem Bodenſee 60. 275 f. 307 f.
Flora der Seeufer 535 ff.
Florus, Geſchichtſchr. 60.
Flüſſe, die ſich in den See ergießen 295 ff.
Föhn, Wind, auf dem See. Top. 590.
Fontenas, Dorf und Geſchlecht. Top. 465.
Forſt auf dem — bei Altſtädten. Ausſicht 457.
Forſtegg, Burg im Rheinthal. Landſch. 46. Geſch. 134. 186. 247. 248. Top. 461.
Forſtſee der — Rthl. 471.
Fortifels (Montfort) Burg 131. 142. 143.
Fortnans, Edle 163.
Forum Tiberii (Kaiſerſtuhl) 60.
Franken, Volk 75 ff.
Franz, Abt S. G. 230 f.
Fraſtenz, Schlacht bei — 218. 478.
Frauenberg (der) bei Bodmann. Ausſicht 21. Top. 552.
Fraßnacht, Hof 533.
Freudenberg, der — bei St. Gallen. Ausſicht 39. 429.
Freudenberg, Ruine im Rthl. 47. Geſch. 142. 209 f. Top. 464.
Freudenfels, Burg 157. 546.
Freudenthal, Schl. und Dorf 352.
Freundsberg, G. von — 233.
Fridolin, ſchott. Miſſionär 78. 475.
Friedingen, Dorf 160 Schloß 282. Top. 369.
Friedrich v. Staufen 123.
Friedrich I. der Rothbart K. am See 128 ff.
Friedrich II. K. am See 135 ff.
Friedrich von Oeſterr. der Appenzellerfeind 184 ff. Pabſt Johanns Freund 191 ff. 197. 201 206.
Friedrich III. K. am See 216.
Friedrichshafen, Stadt und Schl. Ausſicht 24. 25. Geſch. ſ. auch Buchhorn. Im 30j. Kr. 259 f. Top. 592 ff.
Friſchenberg, Ruine im Rthl. 45. Top. 462
Fürſtenberg, Grafen, Geſchl. 278. Wolfgang 217. 220. Albrecht 265.
Fußach, Dorf. Top. 215.

G.

Gaienhofen, Dorf und Burg 158. Top. 555.
Gaißau, Dorf. Top. 445.
Gallonda, Berg in Graubündten 46.
St. Gallen, Stift. Geſch. 86. 93. 97 ff.
St. Gallen, Stadt. Geſch. 114. 180 ff. Reformat. 234. 236 ff. Top. 421 ff. Bibliotheken daſ. 425 ff. Fabriken und Handel 428 f. Umgegend 429.
St. Gallenſtein, der — bei Bregenz 514.
Gallus St. irländ. Miſſionär am See 79 ff. ſeine Begleiter 79. gründet St. Gallen 83 ff. ſtirbt 85. ſeine Geſinnung 88.
Gambs, Dorf im Rthl. 45. 101. Top. 462 f.
Gaſter (Castrum) 66.
Gattenhorn, Filial 550. 158.
Gauen und Gaugrafen Alemanniens 90.
Gaunodurum, helvet. Stadt 56. 447 f.
Gebhardsberg, bei Bregenz. Ausſicht 29. 30. Top. 513 f.
Gebhardsweiler 508.
Gehrenberg, Berg bei Markdorf. Ausſicht 13. Geſch. 102.
Geiſtescultur am See 97 ff.
Geognoſtiſche Nachrichten vom Seeufer 510—519.
Germann, Abt S. G. 257.
Gero, Gr. v. Montfort 120.

Gerold von Buſſen, Schwager Carls d. Gr. 93. 362.
Goldach, Ober- und Unter-Dorf 101. 102. Top. 420.
Goldach, Fluß. Top. 290.
Goldbach, Dorf 573.
Gottfried v. Alemannien 87.
Gottlieben, Dorf 132. Schl. 455. Top. 442.
Gozbert, Alemanniſcher Edler 89. — G. Abt v. St. G. 97.
Götzenbild (Hercules Alemannicus) Top. 363.
Götzis, Dorf R. 275. Top. 474 f.
Grabs, (Quaradaves, Quadravedes) Dorf im Rheinthal 44. Geſch. 83. 102. Geſchlecht 143. Top. 468.
Greifenſtein, Schloß 417.
Gremblich v. Jungingen G. 283.
Greplang (crappalonga) Burg Rthl. 145.
Grimmenſtein, Schloß Rthl. 145. 175. 185. 278.
Grießern, Dorf Rthl. 459.
Grubbach, Dorf Rthl. 459.
Grimoald, Erzkanzler 98.
Grünenberg, Hof 355.
Grünenſtein, Schl. Rthl. 145. 185. 278. Top. 455.
Gundelzen, Dorf 355.
Gundelhart, Dorf 445.
Gunzo, fränk. Gaufürſt in Ueberlingen 78.
Güſſen v. Güſſenberg, Edle 164.
Güſſen, Schloß 275. 276.
Gutenberg, Burg im Rheinthal 51. 210. Top. 480.
Güttingen, Dorf und Geſchl. 102. 151. Top. 438. Schloß mit Ausſicht ebendaſ.
Güttingen, Dorf 552.
Gutſchen, Dörſchen Rthl. 480.
Gyrſperg, Schloß und Geſchl. 155. Top. Ausſicht 441.

H.

Haag oder Im Haag, Dorf. Rthl. 462.
Hadewig, Herzogin v. Alemannien 114. 115 ff.
Hagenwil, Dorf u. Geſchl. 454.
Hallnau, Höfe 391.
Hangnau, Dorf 391.
Hauptlisberg bei St. Gallen, Schlacht 145.
Hauſen ſ. Huſen.
Haldenhof, bei Sernatingen, Ausſicht 27. Top. 573.
Hard, Dorf Top. 414 f. Schlacht 216 f.
Hard, Landſitz 443.
Hard, Dorf bei Conſtanz 550.
Hard, Rthl. 459.
Hardegger, Sänger 145.
Hartmann, Abt in S. G. 98.
Hartmut, Abt v. S. G. 98.
Haslach, Geſchl. 151.
Heerbruck, Schl. Rthl. 145.
Hegäu, 228.
Hegne, Dorf. Top. 554.
Heidenmauer zu Lindau 405 f.
Heiligenberg, Grafen von — 124. Werdenberg — Heiligenberg 179.
Heiligenberg, Schloß. Ausſicht 6—8. Top. 381 ff. Geſch. 275. 283.
Heinrich, Truchſäß von Waldburg 138.
Heinrich I. K. am See 112. III. K. 120 f. IV. K. 121. V. K. 126. VI. K. 152 ff.
Heinrich III. v. Bayern, am See 118.
Heldsberg, Schl. Rthl. 145.
Helmsdorf, Sängerburg 165. 285. 592.
Hemmenhofen, Dorf 355.
Hepidan S. G. Mönch 126.
Hergotha, Bregenzerin 187.
Hermann I. Herz. v. Alem. 113. II. u. IIIte 148 ff.
Hermann der Lahme, Mönch auf Reichenau 155.
Hermentines, verſchw. Dorf im Rthl. 105.
Herrenberg, Burg Rthl. 148. 465.

Hersberg, Schloß u. Geſchlecht 283. 392.
Hertler, Edelſitz 443.
Hetto, gel. Abt d. Reichenau 100.
Heydenlöcher, die — bei Sipplingen 375.
Hiltisried, Burg 159.
Hieronymus v. Prag in Conſt. verbrannt 201 – 205.
Hindelwangen, Dorf 572.
Hirzel aus Zürch 271.
Hirzenſprung, Dorf und Gegend Rhtl. 460.
Höfe und Huben 92.
Hochbodmann, Dorf 385.
Höchſt, am Rhein 90. 101 f. Top. 445.
Hochſtraß, Landſitz 441.
Hochſträßle bei Tettnang, Ausſicht 12.
Hofen, Dorf 444.
Hofen, Kloſter 127. 252. im 30j. Krieg 259. 393.
Hohenbregenz, Schloß zerſtört 270 ff.
Hohenems, Flecken 49. Geſchl. ſ. Embs. Alt-Ruine, Ausſicht 49. Geſch. 153.
Hohenfels, Alt — Schl. Ausſicht 23. Burg u. Sänger 161. 373.
Hohenhöwen, Burg u. Geſchl. 160. 175. 250 f. 283. Top. 568 f.
Hohenkaſten, Berg im Appenzell. Ausſicht 10.
Hohenklingen, Geſchlecht und Burg 146 f. Top. 552.
Hohenkrähen, Schloß. Ausſicht 11. Geſchl. 159. 281 f. Top. 566 f. ſeine Zerſtörung 567.
Hohenſax, Ruine. Landſchaft. 45. Geſch. 145. 146. Top. 462.
Hohenſtoffeln, Schloß. Ausſicht 11. 12. Geſchl. 159. Sänger 160. Kuno von St. Abt S. G. 181 ff. 186. — 289. Top. 568.
Hohentwiel, Schloß. Ausſicht 10. 11. 109. Kl. 115. 118. 125. Geſchl. 158. 282. im 30j. Kr. 250 – 269. Top. 564 ff. Geognoſt. 519. 566.
Homburg, Geſchl. 160. Schl. Top. 569.
Homisheim, Hof 355.
Horaz über die Rhätier und Vindelicier 60.
Horn, Guſt. der Schwede am See 75.
Horn, Dorf 451.
Horn und Hornſtaad, Filiale 555.
Hove, General. Sein Grab zu Bregenz 442.
Hub, Weiler. Poſt 436.
Hub, Rhtl. 457.
Hügli, Joh. Prieſter, zu Mörsburg enthauptet 225. 235 f.
Hunfried, Sohn eines Hausmeiſters Carl d. Gr. Stifter eines edeln Geſchl. 94.
Huſen, Burg. Friedrich v. H. Sänger 158 f. 455.
Huß, Johann 193 ff. 197 ff. verbrannt 200 f.

J.

Jäger v. Jägersberg, würtemb. geh. reg. Rath 268.
Jeirinesowa, verſchw. Dorf im Rhtl. 105.
Jouringa ſ. Ueberlingen.
Iller, Fluß 50.
Immenſtaad, Dorf 392.
Johannes, Biſch. von Conſtanz 85.
Johann XXIII., Pabſt 189 ff. 196 ff. 198. 206.
St. Johann Höchſt ſ. Höchſt.
Jonſchwil im Thurgau, Steinſitz der Ekkeharde 155.
Jons Rüti, Dorf 429.
Jörgenſchild, Sanct —, Adelsbund 186 ff.
Iſo, gelehrter S. G. Mönch 98.
Iſny, Reform. 238. 30j. Kr. 274.
Ittendorf, Dorf, Schl. u. Geſchlecht 283. 390.

Ißnang. Dorf 355.
Judenverfolgungen 178 f.
Julian, Kaiſer 68.
Jungingen, Greimloch von —, Geſchl. 250.
Juthiungen, Volk 70.

K.

Kaltofen Schl. Rthl. (jetzt Stettenberg) 165.
Kaltebrunn, Dorf. Geſch. 87.
Kammerboten, 91. die K. Erchanger und Berchtold 105 ff.
Kamor. Weg dahin 459.
Kargegg. Schl. u. Geſchl. 285. Top. 352.
Kaſtell, Schl. bei Conſt. 127.
Kattenhorn, Dorf und Geſchl. 132. 158.
Kaufhaus zu Conſtanz 204.
Kempten, Bauernaufruhr 227. 30j. Krieg 256.
Kenelbach, Kloſter bei Bregenz 49.
Kenzingen, Geſchlecht, Sänger 155. Biſchof von Conſtanz u. ſeine Fehde 173 ff.
Keßwil, Dorf. Geſch. 102. Top. 457. Adel 458.
Keßler, Joh. aus S. G. 223. 451.
Kilweiher, See 385.
Kirchberg, Schloß u. Geſchlecht 285. 391.
Klautinatier, Volk 63.
Klingen, Hohen- Alten- und Klingenberg; Burgen. Geſchlechter und Sänger 154 f. 158. 175. — 282.
Klingenzell, Probſtey. Ausſicht 446.
Klöſter 91. 124 ff.
Kobel, Rthl. 102.
Kobelwald, der — 105.
Kobelwies, Bad 458 Höhlen 458.
Komorgen (Kummorn). Dorf und Weinberg im Rthl. 475 f.
Königseggwald. Verſteinerungen 515 f.
Königsmark ſchwed. G
am See im 30j. Krieg 26
Konſuanten oder Conſua
61. 64.
Kräzernbrücke bei S. G.
Kreuzlingen, Kl. 127.
459 f.
Kugel, hoher —, Berg im
Kuno Abt S. G. 181 ff. 1
Kunſtwerke v. Bodenſee
Kuzenhauſen. Hof 391.

L.

Lambert. S. G. Mönch 49
Landegg. Sängerburg 15
Landrecht Alemanniens 91
Landſchlacht. Dorf Geſch.
Top. 458.
Langenargen. Flecken.
ſicht 25. 26. Geſch. 92.
394 f.
Langenrhein. Dorf 352.
Langennickenbach. Dorf
Langenſtein, Sänger a
Maynau 162.
Lanzengaſt, Berg Rthl.
Lauterach. Dorf 101. Top
Flüßchen. Top. 295.
Lech. Fluß gelegentlich er
59. 64.
Leiblach, Fl. 295.
Leinwandhandel am See
Lenzer Alemannen (Lentie
67 ff. 71.
Leunen, Volk 64.
Leuthar. alemann Herz. 7
Leutkirch 102.
Licaten. Volk 61. (Plin.)
Likattier. 65. (Strabo.)
Likatier. 66. (Ptolem.)
Liebenfels. Burg 157.
445.
Lieblach. Dorf 102.
Liechtenſtein. Fürſten v. —
Lienz. Dorf Rthl. 460.
Liggeringen, Dorf 352.
Lindau, Stadt. Ausſicht 26 —
Geſch. 92. 94. 102. 113. R
tag 216. — 220 f. Refor

237. 238. Dreissigj. Kr. 251. 252. 255. Belagerung 271 ff. 275. Top. 400 ff. Stift 401 f.
Linzgau, 90.
Lochau, Dorf 444.
Logseen, die — 291. Not.
Lothar, K. 95.
Ludwig der Fromme 95.
Ludwig II. K. 95.
Ludwig der Bayer, K. am See 172 f.
Lungen, bei Ueberlingen. Aussicht 378.
Luitfried, Herz. v. Alem. 86.
Luitfried, Neffe der Kammerboten 108.
Luitbold. H. v. Alem. 113 f.
Luitward, Carls des Dicken Rath 96.
Lützelburg, v. — württemberg. geh. Reg. Rath 268.
Lützelstetten, Filial 351.
Lupfen, Geschl. 281.
Luxburg, Schloß 433 f. Stahlquelle das. 434.
Luziensteig, Paß in Graubündten 52. 480 f.
Lustenau, Reichshof. Rthl. Geschichte 103. 246. Top. 470 f.
Lyrer oder Lirer, Thomas — Chronikenschreiber 396. 476.

M.

Mägdeberg, Burg 160. 177. 282. Top. 367 f.
Magia, röm. Stadt 65.
Magnoald Galls Schüler 86. 88.
Maier der Klöster 132.
Mainingen, Dorf, Rthl. 475.
Maltendorf, Rthl. 465.
Mammern, Dorf und Geschl. 102. 156. Top. 445.
Mangold, Graf 119. 362. B. v. Const. 364.
Maningen, Dorf 102.
Mannenbach, Dorf u. Gschl. 444.
Mansfelds Freibeuter am See 252.
Manzell, 102. 392.
Marbach, Hof im Rthl. 87. am See Dorf, Burg u. Geschl. 158. 355. Top. 456.
St. Margarethen, Dorf, Rthl. 454.
Maria Billstein, Rthl. Wallfahrt u. Aussicht 470.
Markdorf, Stadt. Aussicht 12. Gesch. 102. 122. 266. Topogr. 390 f.
Markelfingen, Dorf. Gesch. 87. Top. 354.
Martin V. Pabst 205—207.
Martinsbrücke, 450.
Martinstobel, Burg 149. 420.
Maurach, Dorf 378. 386.
Mauren, Dorf, Rthl. 479.
Maximilian K. am See 216. 219 ff.
Maximus oder Maximinus, erster Bischof von Constanz 78.
Maynau, Insel. Aussicht 25. 26. Gesch. 162. im 30j. Krieg 272. 274. Top. 351.
Mehrerau, Kl. 125. Top. 442.
Melankenbach, der — Rthl. 475.
Meldegg, Schlösser 280.
Mels, Rthl. 102. 467.
Memmingen, erwähnt 256.
Mercy, bayr. Oberst im 30j. Kr. 259. 262. 267 f.
Messingen, Dorf 352.
Meyer, Olion und Hofmann, Handelsh. zu Rorschach 249.
Meyer, Kaufm. in Arbon 433.
Mitten, Dorf 92.
Mötteli-Rappenstein, Geschlecht 279. Mötteli-Schloß 419.
Monstein, Dorf. Alterthum Rthl. 105. Top. 454.
Montfort, Neu-. Ruine 50. Top. 474. Alt-, Ruine 475. Alt- und Neu- 142.
Montfort, Grafengeschl. Gesch. 92. 102. 122. 131. 140 ff. 167. 170. 172. 184. 230. 238. 277. Wilhelm, Abt v. S. G. 168 ff. 170 f. Zerfall des Geschl. 178 ff.

Montigeln, Dorf. Rthl. 459.
Moring. Hans Conſtanziſcher Bildhauer 554.
Mörsburg, Stadt. Ausſicht 24. Geſch. 157. Not. 163. Belagerung 175 f. Top. 586 ff.
Mortagne, ſchwed. General 270.
Moſar, Grafen von — 145.
Mosburg, Ruine 151. (wo die Worte: **im Kyburgiſchen**, als ungehörig zu ſtreichen ſind). Top. 438.
Moſer, Joh. Jak. auf Hohentwiel 365.
Müller v. Friedberg in St. Gallen 451.
Münſterlingen, Frauenkloſter 438 f.
Mundpratten von Conſtanz. Geſchlecht 156.

N.

Nagelshauſen, Hof 442.
Neidingen, in der Bertholdsbaar 96.
Nellenburg. Landgrafſch. Schl. 285. Top. 571 f. Alterthüm. daſ. 572.
Neuenburg, Schl. a. See 156 f. 445.
Neuenburg, Schl. im Rthl. 273. 274. Top. 474.
Neuravensburg bei Lindau. 169. 249.
Nidberg, Burg Rthl. 145. 209 f. 468.
Niederzell, Pfarre auf Reichenau. Top. 565.
Nonnenhorn, Dorf 599.
Nördlingen, erwähnt 254.
Notitia Imperii, 66.
Nötkersberge und **Notkersegg** bei St. Gallen 429.
Notker, gelehrte Mönche in St. Gallen 98. 101. 119. 125.
Nußdorf, Filial 585.

O.

Obercaſtelen, Schlöſſer 441.
Oberndorf, Schlößch. Rthl. 472.
Oberrieden, Hof 386.
Oberriedt, Dorf Rthl. 459.
Oberſtad. Hof und Burg 1
Top. 556.
Oberzell. Pfarre auf der
chenau. Merkw. Kirche.
565.
Oeningen, Dorf 92. Top. 5
Stift 258. Oeninger St
bruch 556.
Oeningen, Grafen von —
157.
Onfridingen, wo? 160.
Oſſa, k. k. Oberſter und Kri
kommiſſär 255 f. 256. 26
Otherſchwang. Dorf 92.
Othmar, Alemanne. Abt
St. Gallen 89 f.
Otto, B. v. Conſtanz 122.
Otto IV. Gegenw. am See

P.

Papſtwahl zu Conſtanz 2
Pappenheims Volk am See
Paradies, das — bei Conſt.
Patrik Ruthwen, ſchwed.
Maj. 255.
Payer v. Rheinegg. Geſchl.
Peſt am See 177. 250.
Petershauſen. Kl. 117.
Peutingeriana tabula
Pfänder, Berg bei Bre
Ausſicht 415.
Pfeffers, Bad. Beiläufi
wähnt 47.
Pfinn (ad fines) 66.
Pflanzberg, der, Edelſitz.
ſicht 441 f.
Pflanzen am See. Top. 5
Pflummern, v. —. Bü
meiſter zu Ueberlingen 264.
Pfullendorf, Straße 5.
ſchaft 150. 275.
Philipp, K. 135.
Plancus, Munatius 58.
Plinius über den See un
Gegend 61. 555 f.
Podamicus Lacus. Top.
Poggio, der Florentiner
205.

Pollweil v., k. Komiſſ. zu Conſtanz 242.
Pomponius Mela, röm. Geograph über den See 63. 555.
Priminius, Gründer des Kloſters Reichenau 87 f.
Procopius, Byzantin. Geſchichtſchr. 73. Not.
Ptolemäus, griech. Geogr. 64.

R.

Raberach, Geſchl. 283.
Radolph o. Ratold, Biſch. v. Verona, Alemanne 97.
Radolphszell, Stadt Geſch. 97. 152. 251. 259. 256. im 30j. Krieg 260. Top. 554 f.
Räfis, Dorf im Rthl. 465.
Ragaz, Dorf im Rthl. 47. Top. 468 f.
Raitnau, bei Lindau 86. Geſchlecht 284.
Ramsberg, Burg 102. Edle 165.
Ramſchwag, Burgen und Geſchlecht 144. 151. 166. 169 f. 277. 280.
Randegg, Schl. 158.
Rangkwil, Dorf. Landſch. 50. Geſch. 68. Not. 87. 210. Top. 475.
Rappenſtein, Schl. 280.
Ratbert, Mönch in S. G. 98.
Ravensburg, Stadt. Ausſicht 12. Geſch. 127. Reform. 238. 30j. Kr. 256. 266. 274. 275. 276.
Rebſtein, Schl. Rthl. 145. 456.
Rebholdern, Weiler 456.
Reformation am See und im Rthl. 225. 254. ff. 244 f.
Reginbert, Mönch auf Reichenau 100.
Reichenau, Inſel. Kloſter. Ausſicht 17 — 19. Geſch. 60. Gründung des Kloſters 87 f. 100. 115. 122. 238. im 30j. Kr. 268. Topogr. 557 — 565.
Reichenthal, Ulr. von — 191.
Reiſchach, Geſchl. 280. 282.
Rhätier, Volk 56 — 58. 61.
Rhätia, 73. 90.
Rhätikon, Gebirge in Graubündten 47.
Rhein, der Strom 56. 287 f. ſein alter Lauf. Top. 288 ff.
Rheinegg, Stadt. Ausſicht 58. Geſch. 151. 154. 188 f. Top. 416 f.
Rheingau, 87. 90. 102.
Rheinthal, Landſchaftl. 41 — 52. Geſch. Reform. 259. Gränzen 245. Top. 452 f.
Rickenbach, Langen- Kurz-, Dörfer 458. 459.
Rieden, Schloß 48. 415.
Ringliegshauſen, Dorf 554.
Rielaſingen, Dorf 566.
Ritteradel, 132.
Rohan Duc de — franz. General 262.
Romanshorn, (Romani cornu.) Landſchaftl. 32. Geſch. 86. Not. 92. Top. 336 f.
Romiswanden, Fil. 454.
Rohr, **Rohrſpitze**, Top. 415.
Rorſchach, Flecken. Landſch. 52. 58. Geſch. 88. 102. Kloſterbau 214 ff. Schloß 236. Top. 418 f.
Rorſchach, Geſchlecht 181. 149. 279.
Roſegg o. Roſenegg Schloß 158. 265. Top. 566.
Roſenberg, Schl. im Rthl. 455.
Rotmonten, Berg bei St. G. 101. 429.
Ruchengau in Rhätien 74.
Rucinaten, Volk 61. **Rhunikaten** 64.
Rudhart, Gaugraf 89.
Rudolph v. Habsburg, K. 165 — 168 u. ff.
Rudolph v. Rheinfelden H. von Schwaben u. Gegenkönig 121 ff.
Rugium, alemann. Stadt 74.
Ruhs, Phänomen auf dem See 302.
Rüthi o. Reuthi Dorf R.

Ruodmann Abt v. Reichen. 116.
Ruodpert, Graf v. Argengau 95.
Ruprecht, K. am See 188.
Rälſega. Schloß 517.

S.

Salenſtein, Schlöſſer 155. Top. 557 f. Ausſicht 555.
Salez, Rthl. 102. Top. 461 f.
Salis, Geſchl. 270. 271.
Salmannsweiler, ehem. Kloſter. Bibliothek u. ſ. w. Kirche 519 f.
Salmſach, Dorf und Stift 102. Top. 536.
Salomo, Biſchöfe v. Conſt. Ite 94. IIIte 103 ff.
Sandeck, Burg 87. Top. 555.
Sänger am See 136 ff.
Säntis, Berg 107.
Sargans, Landſch. und Stadt 210. 255. Bezirk 460 f. Reform 225. Top. 456 ff. Werdenberg-Sargans, Geſchl. 179. Sarganſerkrieg 208—210. Abblühen des Geſchl. 212.
Sarne, Fluß; Sarunetes Volk 467.
Saſpach. 117.
Sax, Freiherrngeſchlecht im Rthl. 131. 155 ff. 185. 187 ff. 255. zwei Sänger 145 f. Zerfall 215. 247 f. Ulrich v. Hohenſax 215. 222. Philipp von Albert ermordet 248.
Schaltbiers im See. Top. 551.
Schan, Dorf. Rthl. 479.
Schappler, Chriſtoph, Verf. der 12. Art. der Bauernſch. 225.
Schattenburg, Schloß von Feldkirch. Top. 476.
Schellenberg der —, Rthl. 476. 479.
Schienen, Dorf u. Geſchl. 158. Top. 557. Verſteinerungen daſ.
Schiffarth auf dem See 505 ff.
Schiffsbau. 506 ff.
Schlaitheimer Wein auf der Reichenau. Top. 558.
Schmittern. 459.
Schneider D. Sein Grab zu Bregenz 512.
Schnüfis. Rthl. 102.
Schollberg, der —, im Rthl. 10. 165 f.
Schopfeln, Schl. auf Reichenau. Top. 565 f.
Schrezburg, die — 100. 158. 556. 557.
Schultheiſſe. 90.
Schuſſen. Fl. Top. 290.
Schwaben. Herzogthum 150.
Schwäbiſches Ufer des Oberſee's. Landſchaftl. 27—70. des Rheinth. Landſch. 57 ff.
Schwabenkrieg 216 ff.
Schwaderloch bei Conſtanz. Schlacht 217 f.
Schweizerkrieg. 208.
Schweizerufer des Oberſee's. Landſch. 73—50. des Unterſee's. Landſch. 19. 20. d. Rthls. 51—57.
Scrinesbach, verſchw. Dorf. Rthl. 105.
Seefelden, Weiler. Top. 590.
Seefelder Aach. Fl. Top. 290.
Seehof, der —, bei Steißlingen 569.
Sennwald. Dorf im Rheinthl. Landſch. 55. Geſch. 85. Top. 461.
Sernatingen, Dorf. Ausſicht 21. Top. 572.
Sewelen. Dorf. Rthl. 142. Top. 465.
Sidonius Apollinaris, Dichter 71.
Sidonius. Biſch. v. Conſt. 89.
Siegfried. Neff. Salomo III. 109.
Sigmund. K. 190. 193 ff.
Sigmaringen, Stadt; Straße 5.
Singenberg, Sängerburg 151 f.
Sintlas, Sintloch, Sintleoz auſrai. Landvogt 87.
Sintram, Schönſchreiber. Mönch in S. G. 99.
Sipplingen. Dorf. Alterthümer 23. Top. 575.

Sparr, kaiſ. General im 30j. Kr. 265 ff.
Spechtshard. Schl. 283
Staad. Dorf 318.
Städte, ihr Emporkommen 175 f. Städtebund 176 f. 182.
Stammheim. Dorf 102. 108. Sänger 157.
Stauden. Ober- Unter- Dörfer im Rthl. 465.
Staufen. Schlößchen 139. Top. 366.
Steckborn. Stadt 132. Geſch. 155. Top. 444 f.
Stein am Rhein. Stadt und Kl. Landſch. 20. Geſch. 118. Top. 450 ff.
Stein. Inſel im Rhein 89
Steinach. Dorf 101. 102. Unter- und Ober- 331. Geſchlecht 131. 150. (Blicker v. St. Sänger.) 279 f.
Steinach. Kl. Top. 296. B. 319.
Steineck. 102.
Steinmüller. Gelehrter 316.
Steißlingen. Dorf 369.
Stiegen. Hof 356.
Stockach. Kl. Top. 290.
Stockach. Stadt. Top. 370 f. Schweizerbelagerung 219. von Herzog Ulr. v. Würtemberg belagert 228.
Stockmeyer. Würtemb. Keller auf Hohentwiel 268 f.
Stoffeln ſ. Hohenſtoffeln.
Stoß. Appenzeller Berg. Ausſicht 45. Schlacht 185.
Strabo. Geograph. über den See 61. 65. 355.
Stühlingen. Gräflich. Bauernaufruhr 225.
Studenhof. der — 442.
Stürme auf dem See 301 f.
Sueven 72 ff.
Sulzberg. Schl. 139. Geſchl. 279.
Summerowe. Edle 161.

T.

Tablat. Dorf 329.
Tabula Peutingeriana 65.
Tägermoos, das — bei Conſtanz 340.
Tägerwilen. Dorf 431.
Tamina, die —. Bergſtrom im Rthl. 37.
Tancrede v. Sicil. Sohn auf Hohenems 155.
Tanneck. Sängerburg des Heinrich v. Rugge 155.
Tatto, Mönch auf Reichenau. 100.
Tegelſtein. Schloß Top. 400.
Tettnang. Stadt und Schloß. Ausſicht 18. Geſch. 102. 172. 252. Top. 395 f.
Thal. rhein. — Geſchl. der Taler. Sänger 157.
Thal. Dorf 317.
Theobald. Gottfrieds von Alem. Sohn 88. 90.
Thüringen. Dorf 92.
Tiberius. auf dem See 59. 60.
Tiefenbacher. Regiment in Lindau 255.
Tiguriner. helvetiſcher Gau 55. 56.
Treitſchnalt. v. K. K. Commandant in Lindau 255.
Tribeldingen. Dorf 217. Top. 335.
Triefen. Dorf im Rthl. 380.
Tſchudi. Geſchl. 279.
Tutilo. Mönch in S. G. 98.
Twiel ſ. Hohentwiel.

U.

Ueberlingen (Iburningen). Ausſicht 20. Geſch. 78. 95. 129. 152. 171. 231 f. 237. Tage daſ. 238 f. 250 f. 252. 259. 256. im 30j. Krieg 259. 266 ff. Top. 373 ff. Bad 376 f. Chronik 377. Ausſichten und Umgebungen 378 f.
Ueberlingen am Ried. Dorf. 355.
Ueberlingerſee. Ausſichten u. Anſichten 20 — 23.
Uldingen. Unter- und Ober-. Dörfer

Uſkirch, Dorf 578.
Ulriche Aebte v. S. G. ſie 122.
Ulrich VIII. (Rösch Ulr) Abt von S. G. 214 ff.
Ulriche, von Bregenz. Geſchl. 106 f.
Ulrich, Herz. v. Würtemb. 228. 282.
Ungarn (die), Volk am See 105 ff. 112 f.
Untercaſtelen, Hof 442.
Unterſee. Ausſichten 19. 20. Geſch. 90. 132. Top. 289. 295.
Untra, von —, Geſchl. 147. 278.
Urnauer Aach, Fl. Top. 296.
Uttwil, Dorf. Geſch. 102. Top. 437.

V.

Vadian, Bürgerm. v. S. G. Gelehrter 222. 430.
Vaduz, Herrſch. und Flecken im Rthl. 51. Geſch. 179. 212. 278. Top. 479 f.
Valdona, Frauenkl. Rthl. 475.
Varnbüler, Geſchl. in St. G. 215. 430.
Veitsberg, bei Ravensburg. Ausſicht 12. Geſch. 274 f.
Vemania, röm. Stadt 65. 66.
Venetus, Lacus — 63. 335.
Vennonen, **Venoſten** **Vennoneten**, Völker 63.
Verona, geleg. erwähnt 56. 58.
Verſteinerungen. S. 515. 556. 557. 450.. 444.
Vilters, Dorf im Rthl. 468.
Vindoniſſa (Windiſch) 78.
Vinnona, alte Stadt 63.
Vindelicier, Volk 59.
Vizthum v. Eckſtadt; kaiſ. Commandant v. Lindau im 30j. Kr. 258 ff. 262.
Vögel am See. Top. 519 ff.
Vögliseck, Ausſicht 39.
Vogtsſchildhüsli bei Rorſch. 419.
Vorarlberg 469 ff.

W.

Waldburg, Truchſäß v. Geſchl. 131. 164. 215. 284. Eberhard B. v. Conſt. 166. Georg Tr. von W. (Bauernjörg) 227 ff. 238. Top. 596 ff. hier auch die Geſchichte des Geſchlechts.
Waldſee, Stadt 176. 238. 250. Schloß 229.
Wallenſtein droht an den See zu kommen 255 f.
Walwies, Dorf. Geſch. 102. 117. 370.
Waldburg, Schl. Ausſicht 9. 10.
Waltram, Tonſetzer, Mönch in S. G. 98.
Waltramsberg, der — bei S. G. 101.
Walzenhauſen Appenz. Dorf. Ausſicht 454.
Wand, die hohe —, Berg im R. 46.
Wangen, Stadt 92. 102. 274.
Wangen, Dorf 356. (Verſteinerungen)
Wanas, Dorf im Rthl. 468.
Wanner, luth. Pf. in Conſtanz 235. Not.
Warin, Gaugraf 89.
Wartau. Dorf u. Ruine im R. 46. Top. 46. 163. 179.
Wartberg, Burg des Sängers vom Warte. 152.
Wartegg. Schloß 279. 417.
Wartenberg, Ibrg von — Abt v. S. G. 180 f.
Wartenſee, Geſchl. 131. 149. 185. 279. Schloß 417 f.
Wartenſtein. Schloß Rheinthal 134.
Waſſerburg, Dorf 92. Top. 599 f.
Weiberburg, bei Kufſach 212.
Weiler am See, Fil. 548.
Weinbau am See 101.
Weingarten. Kl. 252. 255.
Weinſtein. Schl. R. 145. 456.
Welfen (Geſchl.) 95. 121. 126 f. 130.

Wendenvölker, am See 63.
Wenzel, K. 177.
Werd, im —, Rheininſel. Alterthümer Top. 447.
Werdenberg, Schloß. Anſicht 44. 45. Top. 464. Geſchlecht 131. 144 ff. 167. 169. Zerfall 178 ff. 212 ff. Rudolph von Werdenberg 184 ff. Grafſchaft verkauft 222. 278.
Werdenberg, Stadt. Top. 463.
Werner Gr. v. Kyburg 119.
Wetterſee. Fabel davon 503.
Wettin, Mönch auf Reichen 100.
Wiborade, die h. 113. 429.
Wichenſtein Schl. Rthl. 145.
Widerhold, Commandant von Hohentwiel 260 ff. 276.
Widihorn. Hof 457.
Widnau, Rthl. 102. 359.
Wiggen, die —, Schloß 418.
Wil, Stadt 92. 186.
Williams engl. Flotille 307.
Willimar, chriſtl. Presbyter zu Arbon 78 ff.
Winkelheim, David von — zu Stein 351.
Winterſtetten, Geſchl. 131. Sänger 164.
Wolfegg, Schloß 229.
Wolfegg, Oberſt v. — kaiſerlicher Commandant von Conſtanz 282 f. ſpäter von Lindau 271.
Wolffurt, Ruine 49. 414.
Wolfhalden, appenz. Dorf 53. Schlachten 185. 211.
Wolfsberg, Schl. 155. 443.
Wolfram v. Eſchenbach über den Bodenſee 164.
Wolleb, Schweizerheld 216. 218. 478.
Wollmatingen, Dorf. Top. S. 555 f.
Wrangel, Guſt. Schwed. General im 30j. Kr. am See 269 ff.
Wurzach, 230.

Z.

Zabarella, Kardinal ſtirbt in Conſtanz 203.
Zaſius, Rechtsgelehrter 245.
Zenten in Alemannien, Zentrichter u. ſ. w. 60.
Zollikofer, Kanzelredner 431.
Zum Hof, Weiler 456.
Zürcherböcke, die — auf Hohenkrähen 281 f.
Zwingenſtein, Schl. und Geſchlecht Rthl. 145. 278. Topographie 455.
Zwingli, der Reformator, zu St. Gallen 236.

Berichtigungen und Zuſätze.

(Der Leſer wird die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Entſtellung des Druckes [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] nur die [illegible] [illegible] [illegible].)

Seite Zeile

6. 10. v. u. Anm.: [illegible] [illegible] [illegible] l. [illegible] [illegible] Erinnerungen
— 7. v. u. ſt. [illegible] l. [illegible]
8. 4. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 15. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
9. 6. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
9. 3. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 9. v. o. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu ſtreichen
9. 6. v. o. ſt. zwei Stunden l. drei Stunden
10. 10. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
10. 18. v. o. Das Wort [illegible] iſt auszuſtreichen
— 14. v. o. ſt. [illegible] [illegible] [illegible] l. [illegible]
19. 7. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
20. 22. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 26. v. o. ſt. das Gaſthaus [illegible] [illegible] l. das Gaſthaus zum [illegible] [illegible] [illegible]
22. Anm. ſt. [illegible] l. [illegible]
26. 24. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
28. 27. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
30. 1. v. o. die Worte mit dem Rhein vereinigt ſind zu ſtreichen
32. 18. v. o. die Worte auf einer kleinen Inſel zu ſtreichen
— 11. v. o. ſt. [illegible] [illegible] l. [illegible] [illegible]
37. Das [illegible] iſt [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] iſt der Anfang der [illegible]
— 8. v. u. ſt. [illegible] l. [illegible]
46. 17. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
47. 7. v. o. ſt. eine [illegible] l. eine [illegible] Krümmungen
— 9. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
51. 13. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 26. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
57. 17. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
60. 11. v. o. ſt. [illegible] l. entfernen
67. 25. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible] (u. ſo immer, als das [illegible])
— * Note **) ſt. [illegible] l. [illegible]

Seite Zeile

91. Note *) (die St. Stephanskirche erſcheint nicht erſt 1184, ſondern ſeit 851.)

98. 21. v. o. ſt. Neſtar l. Neſtor

100. 1. v. u. ſt. Neſtar l. Neſtor

102. 4. v. o. ſt. Mammbüren (Mammern); wo der Rhein dem Unterſee entſtrömt iſt Stammheim (u. ſ. w.) l. Mammbüren (Mammern), wo der Rhein dem Unterſee entſtrömt; — ferner Stamheim (u. ſ. w.) (überhaupt lies ſtatt: Stammheim immer Stamheim mit einfachem m)

109. 15. v. o. ſt. drei Meilen l. drei Stunden

— Not. 1. v. u. ſt. ſich l. ſie

111. Not. Z. 2. ſt. Eme l. Eine

— Z. 7. ſt. Cunrad l. Conrad

ſt. Ridel l. Rudel

ſt. Adalbero l. Adalbert

119. 28. v. o. die Worte Ernſt und ſind zu ſtreichen

122. 20. v. o. iſt das Wort Kyburg zu ſtreichen

125. 29. v. o. iſt das Wörtchen und zu ſtreichen

130. 5. v. o. ſt. der junge Welf l. dem jungen Welf

— 28. v. o. ſt. 1185 l. 1165

136. 25. v. o. ſt. Thaerenfeld l. Thaerfeld

— 34. v. o. ſt. Hohenburg l. Homberg

138. 33. v. o. ſt. König in Jeruſ. l. K. zu J.

139. Note **) ſt. Biederſaal l. Liederſaal

140. Note *) Z. 4. ſt. accredirte l. accreditirte

141. 7. v. o. ſt. in l. oberhalb

141. Note Z. 4. v. u. ſt. Stiften l. Stiftern

145. 18. v. o. ſt. Jtunel l. Jtund

— 30. v. o. ſt. Fortnand l. Fortunat oder Fortunatus

150. Note *) iſt als falſch zu ſtreichen

151. 18. v. o. die Worte im Kyburgiſchen ſind zu ſtreichen

154. 7. v. o. ſt. im 15ten Jahrh. l. 13ten Jahrh.

155. 18. v. o. ſt. Kunzingern l. Kunzingen

155. 4. v. u. ſt. Ermatingern l. Ermatingen

156. 2. v. o. ſt. ſpäter l. ſonſt

— 17. v. o. ſt. befindet l. befand

— 20. 21. v. o. ſt. der Mönch Conrad und Abt Burkhard l. der Abt Conrad (von Zimmern) und der Mönch Burkhard

157. 12. v. o. ſt. 1160 l. 1180.

— 15. v. o. ſt. Oberhaus l. Hof

158. 23. v. o. ſt. die einſame Burg Randegg (dieſe Burg iſt nicht Randegg, das fern vom Wald am Dorfe gleichen Namens liegt)

159. 4. v. o. ſt. niedrigern Hügel l. Berg

160. 6. v. u. ſt. 1156 l. 1155

161. 4. v. u. ſt. im Damme l. im Hemen

167. 15. v. o. ſt. Feuerſeite l. Heirath (verweigert)

168. 20. v. o. ſind die Worte und Leben zu ſtreichen

168. 1. v. o. ſt. Conrad l. Conradin

Seite Zeile

163. 7. v. o. ſt. andrer Zweig — l. andres Geſchlecht dieſes Namens
— 8. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 11. v. o. ſt. der Dienſtleute der Grafen von Ramsberg l. der Edelleute von Ramsberg, Dienſtleute der Grafen von Heiligenberg
165. Note *) füge hinzu: „und [illegible] Beiträge"
167. 5. v. o. ſt. Güttlingen l. Güttingen
168. 7. v. o. ſt. aus l. und
— 12. v. o. ſt. Boiſenberg l. Landenberg
169. 4. v. o. ſt. Geierberg l. Geiſenberg
— 6. v. o. ſt. Balzers l. Balgers
170. 4. v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
174. 24. v. o. ſt. des Oberlands l. von Oberſchwaben
179. 14. v. o. ſt. Pievers l. Pfävers
181. 5. v. u. ſt. 17 Aug. l. 4 Juli
181. 10—21. (Dies beruht auf einer Verwechslung. Der dort gerühmte Graf Rud. von Werdenberg iſt **nicht** der Appenzeller Hauptmann.)
190. 16. v. o. ſt. Lauweite l. Lauweide
192. 16. v. o. ſt. Gatrati l. Galeazzo
193. 16. v. o. ſt. dem Marſchall von Sachſen l. dem Marſchall des deutſchen Reichs
194. 12. v. o. das Wort **Namens** zu ſtreichen. **Pfiſterin** heißt ſo viel als Bäckerin
196. 20. v. o. ſt. Freiberger l. Freiburger
197. 15. v. o. ſt. Bregenzerwald l. Schwarzwald
198. 10. v. u. ſt. vertheilte l. vertheidigte
200. 12. v. o. ſt. Marktplatz l. Marterplatz
209. 5. v. u. ſt. Heinrich von Tettnang l. Heinrich von Montfort zu Tettnang
211. 25. v. o. ſt. Bundesfreiheit l. Landesfreiheit
213. 4. v. o. ſt. Sachs l. Sax
216. 14. v. o. ſt. Baden l. Wasen
218. 27. v. o. ſt. Heinrich Randeck l. H. von R.
— 31 32. v. o. ſt. im Rheinthale l. an der Ill
219. 7. v. o. ſt. Hornbach l. Homburg
220. 5. v. u. ſt. Dorneck l. Dornach (Dieſe Schlacht iſt nicht richtig erzählt.)
221. 4. v. o. ſt. Pfalz l. Kaiſerkrönung
229. 13. v. o. ſt. Schlachtordnung l. Marſchordnung
ſtatt **Truchſeß** lies immer: **der Truchſeß**
235. 7. v. u. ſt. dieſen Landen l. dieſe Stadt
240. 18. v. o. ſt. Fürſten aus d. St. Galliſchen Landen l. H. und Ulrich
251. 1. v. u. ſt. Gerwil l. Gerwig Blarer
252. 9. v. o. ſt. Pellweiler l. Pellwil
256. 7. v. o. ſt. wurden l. waren
258. 17. v. o. ſt. Zahlungstermin l. Zeitungstermin
— 2. v. u. ſt. ſeine l. ihre

Seite Zeile

242 [illegible] v. u. die Worte „andre … Boden" ſind zu ſtreichen
255 [illegible] v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
266 26 v. o. ſt. bei l. zu
270 21 v. o. ſt. die letztern l. die letzteren
273 16 v. o. ſt. im Walden l. im [illegible]
276 [illegible] v. o. ſt. einigemal l. einmal
281 26 v. o. ſt. Ammann l. Landammann
283 15 v. o. (Widerſtand … Aargau hatte einige Edeln. Der Sitz der Lettinger aber iſt die ſogenannte Burg. — Die Gemeinden waren die Erben derer von Innwangen.)
288 25 v. o. ſt. [illegible] Zeit l. [illegible] Jahre
290 8 v. u. ſt. geſtaltet l. geſpaltet
290 18 v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
— 21 v. o. ſt. in dieſem See l. in dieſen See
291 Note Z. 1 ſt. Bündter l. Bündner
296 2 v. u. ſt. Emmenbrunnen l. Immenbrunnen
299 8 v. u. ſt. Algaier l. Algäuer
303 2 v. o. ſt. Radiſche l. Radieſche
306 2 v. o. ſt. die Gemeinen l. zu G.
— 15 (Seit 20 Jahren werden keine Lädinen mehr am Bodenſee gebaut.)
307 Note *) Z. 1 ſt. zu erbauen l. zuzurichten (aus vorhandenen Seeſchiffen)
308 Note Z. 2 ſt. Am 1ſten Nov. l. Am 11ten Nov.
15 ſt. im Unterſee l. am Oberſee
310 Note Z. 1 v. u. l. [illegible] bei [illegible] 2. May 1800
311 Note 1 Z. 3 v. o. l. über das gewöhnliche Verhalten
Z. 27 ſt. abſitzenden l. abſtehenden
Z. 29 ſt. Münden l. Münnen
312 Note Z. 6 v. o. ſt. Kornſchneider l. Hornſchieſer
Z. 10 v. u. ſt. Planen l. Pflanzen
Z. 2 v. u. ſt. Armeyen l. Armarmen
313 Nro. 10 ſt. [illegible] l. alle Jahre im Herbſt und Frühling
— — 31 ſt. Oedionemus l. Oedicnemus
— — 47 Z. 121 ſt. Chloropus Fusca, Mac. l. Chl. fusca, maculata
— — 33 Fulica atra, und F. aterrima ſind zwei verſchiedene Arten; die erſte iſt unter dem Namen Bölchen oder Belchen am ganzen See bekannt.
315 nach Nro. 20 fehlt anas bernicla
— Nro. 43 Der Name Blaſſente wird der anas boschas f. nie gegeben; wohl aber an einigen Orten der fulica atra, Belchen.
323 Nro. 61 Wurde vor mehreren Jahren von dem Fiſchermeiſter in der Mainau geſchoſſen.
325 Nach Nro. 67 fehlt: Colymbus glacialis, der Eistaucher; auch iſt der Unterſchied zwiſchen Colymbus und Podiceps nicht beachtet worden.

Seite Zeile

[illegible] Anm. 11 ſt. [illegible] l. [illegible]
[illegible] Z. 6 v. o. ſt. Cherseat l. Chersea
(Auch Coluber prester L. ſoll hier gefunden worden ſeyn.)
[illegible] Anm. 1. ſt. [illegible] l. [illegible] (Uebrigens iſt dieſe Behauptung nicht richtig.)
— Anm. 8. (Der [illegible] Name iſt [illegible].)
[illegible] Anm. 7. ([illegible] in den älteſten Urkunden [illegible].)
[illegible] Anm. 19. l. die [illegible]
— Anm. 27. (heißt am Bodenſee [illegible], und kommt am häufigſten im [illegible] vor.)
[illegible] (Bei Helix iſt die von Herrn Ferussac de Daudebard in der Nähe des Bodenſees entdeckte und von ihm ſo benannte Helix semilimax nachzutragen.)
— Zeile 9. v. u. ſt. im l. an
[illegible] 10 v. o. ſt. Brockh. l. Borkh.
[illegible] 6 v. o. ſt. Irtricularia l. utricularia
— 11 v. o. ſt. rhamnodes l. rhamnoides
— 16. v. o. ſt. arinaria l. arenaria (die armeria iſt gemein)
— 20 v. o. ſt. Topilago l. Tussilago
— (Bei Gentiana findet man ferner noch: Saxifraga oppositifolia. Gentiana pneumonanthe, asclepiadea, ciliata.)
[illegible] 11. v. u. ſt. [illegible] l. [illegible]
[illegible] 10 v. u. [illegible] iſt der Punkt zu ſtreichen
[illegible] (Unter den Künſtlern iſt der geſchickte Portraitmaler Herr Moosbrugger nachzutragen.)
[illegible] 9. v. o. ſt. auf ein Felſen über den See l. auf einem F. über dem See
[illegible] 8 v. u. ſt. [illegible]
[illegible] (Zu den Merkwürdigkeiten Radolphzells: das Grabmal Radolphs in der Kirche. [illegible] das Grabmal [illegible] von Stein am Rhein, der im J. [illegible] vertrieben hier Schutz fand und im J. [illegible] ſtarb. — Während des Bauernkriegs wehrten ſich die Städter tapfer gegen die Aufrührer und tauchten ſogar die Fahnen und [illegible] in den Bach. — Im dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt ſchwere Belagerung unter [illegible]. — Im J. 1796 wurde ſie von den Franzoſen [illegible]. — Radolphzell kam nach [illegible] an die Reichenau, ſpäter an Oeſterreich, dann an [illegible] und in der Folge wieder an Oeſterreich; endlich im J. 1805 an Württemberg und 1810 an Baden. Vergl. Wanderungen am Bodenſee S. [illegible] [illegible] iſt eine Chronik dieſer Stadt erſchienen.)
[illegible] 6. v. o. ſt. [illegible] Staaten l. [illegible] Staaten
[illegible] 7 v. o. ſt. den [illegible] l. den [illegible]
[illegible] 21 v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]
[illegible] 15 v. o. ſt. [illegible] l. [illegible]

Seite Zeile

376. 15. v. o. [Das vom See beſpülte Wirthshaus iſt der Löwe nicht der Adler.]

377. 15. v. o. ſt. Herr l. Herrn

379. 8. v. u. ſt. markgräflich l. großherzoglich

390. 5. v. o. ſt. Salem l. Salmannsweiler [den Namen Salem haben unwiſſende Mönche aufgebracht]

392. 4. v. o. ſt. Herſperg l. Hersberg

401. 20. v. o. ſt. Oberreitnau l. Oberraitenau

404. 6. v. o. iſt das Wörtchen an zu ſtreichen

408. Note *) ſt. 1895 l. 1805

416. 1. v. o. vor „Schweizerufer" muß die Zahl 5 geſetzt werden

417. 17. v. o. [der ſteinerne Tiſch ſelbſt iſt nicht mehr vorhanden. Der Ort heißt beim ſt. T.]

425. 9. v. o. ſt. habet donavit l. habet, donavit

— 1. v. u. ſt. meroringiſche l. merovingiſche

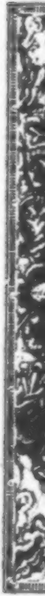
427. 23. v. o. ſt. nachläſſiger am l. nachläſſiger; am

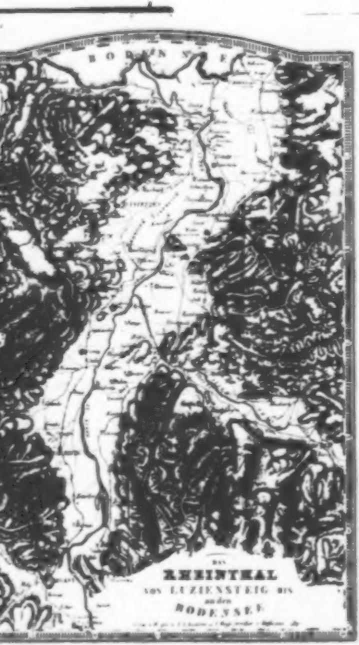
456. 6. v. u. [Hub, die Poſt, iſt ein Wirthshaus.]

— 2. v. u. ſt. Romanshorn und Romishorn l. R. oder R.

459. 14. v. u. [Nach dieſer Notiz iſt die im geſchichtlichen Theil angenommene Epoche der Einführung des Weinbau's am See zu berichtigen.]

500. 7. v. o. ſt. ſtreifen l. ſchweifen.




BODENSEE
DAS
RHEINTHAL
VON LUZIENSTEIG BIS
an den
BODENSEE

Maasstab [illegible]

Gedichte

von

Guſtav Schwab.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1828.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
An einen Freund iii

Lieder und vermiſchte Gedichte.

I. 1809 — 1811.

Zueignung. 1811. 5
Allgegenwart der Geliebten. 1809. 6
Liebe im Winter. An Thekla. 1810. . . . 8
An die Wände einer Bergkapelle angeſchrieben. 1810. 10
An die Geliebte. 1811. 12
An die Sterne. 1810. 13
Die ſtille Stadt. 1809. 15
Die Wolke am Sternenhimmel. 1810. . . . 16

Sonette.

Die Geſänge. 1809. 18
Weiblichkeit. 1810. 19
Deutſchheit. 1810. 20
Erdenkrieg und Himmelsfrieden. 1810. . . . 21
Maria mit dem todten Jeſus auf dem Schoß. Nach
einem Bilde. 1811. 22
An eine Weinende. 1811. 23

S.

II. 1811 — 1813.

Nachruf. 1811. 27
Liebe in der Fremde. 1811. 29
Morgenbegegnung. 1812. 30
Liebesmorgen. 1812. 32
Im Tempel. 1811. 33
Vermächtniß. 1811. 35
An einen Freund in's Stammbuch. 1812. . . 37

Sonette.

Auf eine Landcharte der Schweiz. 1811. . . 38
Todtenopfer für L. A. P. 1812. 39
Irrthum an Sophie. 1812. 40
Rechtfertigung an dieſelbe. 1812. 41
Nachtklage. 1813. 42

III. 1813 — 1815.

Tiſchgebet. 1813. 45
Schlittenlied. 1813. 47
Lied eines abziehenden Burſchen. 1814. . . 49
Einzug. 1814. 51
Abendſegen. 1814. 53
Das Schäferfeſt. 1814. 54
Troſt. 1814. 56
Erſte Liebe. 1814. 57
Vom Berge. 1814. 59
Wechſel. 1815. 60
An Pauline. 1815. 62
Auf ein Paar geſtickte Roſen. 1814. . . . 64
An Fouqué. Zur Heimkehr aus dem Feldzuge 1813. 66
Lied in der Mark. 1815. 68
Lied im Norden. 1815. 70

S.

Sonette.

Sonett an G., geblieben im Zweikampf. 1814. 72
An einen Greis. 1815. 74

IV. 1815 — 1819.

Dichterwehen. 1815. 77
Am 17. Februar 1815. 79
Erhörung. 1815. 81
Das Wort der Liebe. 1815. 82
Sonnenſchein. 1816. 83
Frühlingsmorgenlied. 1817. 85
Geſang der fliehenden Griechen von Parga. 1820. 87
Heloiſe an Abelard. 1820. 89

Sonette.

Am Sophientage. 1. 2. 1817. 91

V. 1820 — 1828.

Auf Ludwig Uhlands Hochzeit. 1820. 91
Mit Flemmings Gedichten. 1820. 97
Zum 17. Februar. 1822. 99
Aprilreiſe. 1822. 101
An den Geſang. Für den Stuttgarter Liederkranz. 1824. 109
Geſellſchaftslied auf dem Bodenſee. 1826. . . 111
Nachruf an Wilhelm Müller. 1827. . . . 114
Nachruf an Wilhelm Hauff. 1827. 116
Das Neckarthal bei Canſtadt. 1828. 118
Klaglied eines deutſchen Dichters. 1827. . . 120

Sonette.

Mit Flemmings Gedichten. 1821. 121
Antwort an einen jungen Dichter. 1821. . . 122

S.
An Aglae. 1824. 126
Der Wohllaut. In Matthiſſons Stammbuch. 1821. 127
An Auguſt Grafen von Platen. 1825. . . 128

Zeitgedichte.

Zum 18. Oktober 1814. 131
Kirchenbeſuch am 18. Oktober 1814. Sonett. . 131
An die deutſchen Frauen. 1814. 135
Oktaven bei der Todesfeier der Königin Catharina von Württemberg geſprochen. 1819. . . . 138
An Se. Maj. den König von Württemberg bei der Verfaſſungsfeier 1819 im Namen des Stuttgarter Gymnaſiums. 143
An denſelben. Bei der Geburt des Kronprinzen, im Namen des Stuttgarter Gymnaſiums. 1823. 145
Prolog bei Schillers Todesfeier. 1825. . . . 147
Prolog bei'm Eßlinger Liederfeſte. 1828. . . 151

Neujahrslieder.

1. Zum neuen Jahr. 1820. 157
2. Die neue Zeit. 1824. 159
3. An das Waſſer. 1825. 161
4. Gottes Engel. 1826. 161
5. Griechenlands Hoffnung. 1827. 168
6. Viſion am Jahresſchluß 1827. 171

Romanzen, Balladen, Legenden.

I. Freie Sagen.

Der Todesklang. 1814. 181
Des Fremden Königreich. 1824. 184
Blutrache. Nordiſche Sage in drei Romanzen. 1821. 190
Die Gottesbraut. 1823. 199
Das Opfer. 1823. 201

S.

II. Geſchichtliche und halbgeſchichtliche Sagen.

Kaiſer Heinrich. 1813. 213
Der Mönch und die Nonne. 1815. 216
Der große Churfürſt auf der Spreebrücke zu Berlin. 1813. 219
Die beiden Gleichen bei Göttingen. 1821. . . 222
Das Mahl zu Heidelberg. 1823. 227
Hans Hemmling. 1826. 232
Die Engelskirche auf Anatoliken. 1821. . . 242

III. Vermiſchte ſchwäbiſche Sagen.

Der Rieſe von Marbach. 1813. 249
Die Glocke vom Wunnenſtein. 1821. . . . 253
Das Eßlinger Mädchen. 1816. 260
Die Tübinger Schloßlinde. 1813. 264
Die Wurmlinger Kapelle. 1813. 268
Der Hirte von Teinach. 1816. 271
Der Vogt von Hornberg. In drei Romanzen. 1819. 275
Der Kellergeiſt. 1814. 284
Herzog Chriſtoph und ſein Schreiber. 1819. . 287
Des Löwen Junge. Schwank. 1821. . . . 290

IV. Sagen von der ſchwäbiſchen Alb.

Die Schwabenalb, als Einleitung. 1815. . . 299
Hans Koch von Ebingen. 1822. 303
Nicodemus Friſchlin's Vater. 1821. . . . 307
Die Heidenkapelle bei Belſen. 1821. . . . 313
Die Steinlacherin und der Ruſſe. 1822. . . 316
Schloß Lichtenſtein. 1816. 319
Die Feien des Urſulenberges. 1822. . . . 323
Der Schwur. 1822. 325

S

Die Achalm. 1815. 32
Herzog Ulrich vor Neuſen. 1822. 32
Der Bau des Reiſſenſteins. 1823. 33
Der Hohlenſtein in Schwaben. 1815. . . . 33
Everhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen. 1823. 33
Die Böhmenkönigin in Schwaben. 1824. . . 34
Der neue Staufenritter. 1814. 34
Die Weißwanger Kapelle. 1818. 35
Sage vom Schloß Lauterburg. 1823. . . . 35

V. Sagen vom Bodenſee und der Schweiz.

Die Schöpfung des Bodenſee's, als Einleitung. 1826. 35
Der Reiter und der Bodenſee. 1826. . . . 36
Des Fiſchers Haus. 1826. 36
Des Feindes Tod. 1826. 37
St. Fridolin und der Todte. 1826. . . . 37
Graf Gero von Montfort. 1826. 37
Conradin. 1826. 38
Die Maid von Bodmann. 1826. 38
Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen. 1826. 39
Die seltne Kur. 1826. 39
Der Fleiſcher von Conſtanz. 1826. 40
Rudolph und der Gerber. 1826. 40
Der Gant. 1826. 41
Die Thurbrücke bei Biſchoffszell. 1826. . . . 41

An einen Freund.

Du liebeſt nicht das laute Lieben,
Und, rühmt' ich Dich vor aller Welt,
Ich weiß, du hießeſt's übertrieben,
Wie Vieles, was Dir nicht gefällt.

Auch brauch' ich ja Dich nicht zu nennen,
Was ich Dir danke, ſag' ich nur,
Und Mancher wird Dich drinn erkennen,
Der deines Vorbilds Kraft erfuhr.

Daß ich geforſchet im Gemüthe,
Und nicht zum Worte Wort gereimt,
Daß ich erſtrebte keine Blüthe,
Die aus der Wurzel nicht gekeimt;

Daß ich, was ſchlicht iſt, was gedrungen,
Gewählt, oft gegen eig'nen Sinn,
Und wär' es mir nur halb gelungen —
Dein, Dein iſt meines Lieds Gewinn! —

Es klaget Deutſchland, weil zu frühe
Dein innig Saitenſpiel verklingt;
Du aber ruhſt von ſüßer Mühe,
Da ſchon Dein Lied aus Andern ſingt.

Denn wie ſo Viele, die ſich brüſten
Mit hochbewundertem Geſang,
Sie würden ſchamroth, wenn ſie wüßten,
Daß Du ſie lehrteſt ſolchen Klang!

Doch mich laß immer froh geſtehen,
Daß ich Dein ält'ſter Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt ſehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

Lieder und vermiſchte Gedichte.

I.

1809 — 1811.

Zueignung.

1811.

In das gelobte Land der Liebe
Hab' ich nur einen Blick gethan:
Drum ob ich tauſend Lieder ſchriebe,
Sind ſie nur alle Traum und Wahn.

Ich ſelbſt weiß nicht, was ich geſungen
Von Liebesluſt und Liebeslicht;
Es floh mir ſtammelnd von der Zungen,
Was ich geprieſen, ward mir nicht.

Doch Du betrat'ſt die ſel'gen Gränzen,
Nimm! — Lieb' um Liebe wurde Dir;
Du kannſt entziffern und ergänzen:
Enträthſ'le meine Lieder mir!

Allgegenwart der Geliebten.

Dort, wo durch zartes Rebengrün
Ein ſchmaler Steig ſich bahnet,
Der Blumen holdes Niederblühn
Mich an die Blüh'nde mahnet:
Wo vor dem engen Raſenplatz
Die Erde ſich entfaltet,
Und mit dem vollen Lebensſchatz
Der ſchöne Sommer waltet:

Dort iſt mir ſo die Ferne nah
Im tauſendfachen Bilde,
Hier in dem Quell, als Blume da
Erſcheint Sie im Gefilde.
Als Morgenwolke wiegt ſie ſich
Im Aether mir entgegen,
Und eine Thräne netzet mich
Aus ihrem Aug' im Regen.

Es iſt mir der Geliebten Geiſt,
Der in dem Vogel ſinget,
Der in des Stromes Welle kreiſt,
Die Zweig' als Licht durchdringet;
Es iſt ihr heil'ger Athem nur,
Der in dem Weſt mir fächelt,
Und lächelt mir die ſchöne Flur:
Iſt Sie's nur, die mir lächelt.

Ich werfe mich auf's weiche Moos
In gläubig ſüßem Drange,
Da wird der kalten Erde Schoos
So warm, wie ihre Wange.
Dann küſt' ich manches Liebeswort
Vor den verſchwieg'nen Fluren,
Ein herzlich Lied belebt mir dort
Die ſchweigenden Naturen.

Nach Ihr geſtaltet ſich die Welt,
Was will ich von der Menge?
Für mich hat dieß vergeſſ'ne Feld
Verſtändlichere Klänge.
Ich laſſe dir den Lärm, den Spott,
Lebendiges Gewimmel!
Mir hebt das Herz ein ſtiller Gott
In einen ſel'gen Himmel!

Liebe im Winter.

An Thekla.

Sie iſt ſo ſchön, des Winters ſtumme Gegend,
Wann rings die Flur im Schnee ſich blendend hebt,
Und über ihr den lichten Kreis bewegend,
Der Mond mit ſeinem Sternenheere ſchwebt:
Der Wandrer liebt die Fluren zu durchſchauen,
Nicht Wärme ſucht er, und nicht Frühlingsduft,
Ihm gnügt die Gabe dieſer kühlen Auen,
Des Himmels Strahl und eine reine Luft.

Da wandelt mir vor meinen kühlen Sinnen
Dein liebes Bild vorüber als ein Geiſt,
Und all mein Weſen wird ein ſtilles Minnen,
Ein leiſes Lied, das deine Güte preiſt.
Ich liebe dich, wie jene goldnen Sterne
In ihrem Strahl, der ohne Gluten glänzt,
Wie jenen Aether, der in dunkler Ferne
Mit liebevollem Blau das All umgränzt.

Es blüht nicht üppig unter deinen Füßen
Die Flur zu einem Blumenwald empor,
Und von den kahlen Bäumen tönt kein Grüßen
Von frohen Vogelſängen in dein Ohr.
Du blühſt allein auf dieſen weiten Feldern,
Vom weißen Schnee verkläret und verſchönt,
Ein Schweigen herrſcht im Thal und auf den Wäldern
Und deiner Züge Harmonie nur tönt.

Soll ich des Schönen Lieblichkeit gewahren,
So mag es wuchernd unter Blumen blühn;
Doch ſoll ſich ſeine Hoheit offenbaren,
So muß es einſam in der Nacht erglühn.
Will ſich die Liebe ganz als Fürſtin zeigen,
So flieht der Lenz, die fremde Blume fällt,
Empor aus todtem Eiſe muß ſie ſteigen,
Ein Blumenbeet, ein Frühling, eine Welt.

An die Wände einer Bergkapelle angeſchrieben.

Wie die Heiligen, die dich bewohnen,
Selig heiter ſteht dein milder Bau,
Wie herabgeſenkt aus beſſern Zonen
Adelſt du die abgeſchiedne Au.
Unter dir das irdiſche Gewimmel,
Ueber dir des Himmels ew'ge Ruh';
Und du ſchwebeſt zwiſchen Erd' und Himmel,
Lächelſt freundlich beiden zu.

Einen Platz nur haſt du von der Erde
Aufgenommen in dein ſtill Gebiet,
Einen, deſſen traurige Gebärde
Jede lebensfrohe Menge flieht.
Wo die ſchwarzen Kreuze deutend ſtehen,
Wo der Boden ahnungsvoll ſich ſchwellt,
Willſt du tief ein ernſtes Feld beſäen,
Für den Himmel, nicht die Welt.

Lieblich blicket nach dem Feld der Leichen
Aus den Fenſtern dein Marienbild,
Und ich flehe zu der Lebensreichen:
Mir auch lächle, Jungfrau, zart und mild!
Vielen haſt du Troſt und Heil geboten,
Und gelindert manchen herben Schmerz;
Biſt du eine Pflegerin der Todten,
Wecke denn mein ſterbend Herz!

Liebeskrank wird Liebe nur es heilen:
Deine Liebesüberſchwenglichkeit
Kannſt du ſie mit einer Jungfrau theilen,
Hold wie du, und züchtig und geweiht?
Gieb ihr nur von deiner, deiner Liebe,
Schenk' ihr nur die neigungsvolle Ruh',
Daß ſie ſo in ihrem reinen Triebe
Auf mich niederſchau', wie du!

Aber du, geheiligte Kapelle,
Laß, o laß mich Einmal nur mit Ihr
Betend knien auf deiner heil'gen Schwelle,
Vor der aufgethanen Himmelsthür!
Fällt von ihren gottdurchdrungnen Blicken
Einer liebend dann auf mich — o nun!
Laß mich todt, nach himmliſchem Entzücken,
Unter deinen Kreuzen ruhn!

An die Geliebte.

Sie faſſen nicht den ew'gen Schimmer,
Der dir aus deinen Augen geht,
So wie des Mondes heil'gen Flimmer
Kein irdiſches Gemüth verſteht.
Hell muß es, wie die Sonne, blenden,
Was dieſer Welt gefällt und lacht,
Muß alles mit dem Tage enden,
Denn für den Schlaf iſt ihre Nacht.

Mir wird dein Leben erſt entfaltet,
Wann alles rings in Schatten fällt;
Ich weiß, ſo lang die Sonne waltet,
Von dir kein Gleichniß auf der Welt.
Du gehſt in unbemerkter Fülle
Einſam vorüber und verwirrt,
Ein Stern, der ſich aus Nacht und Stille
In dieſes fremde Licht verirrt.

O dann erſt, wann der Abend dichter
Sich um die ſtille Erde ſchließt,
Und wann der Schein verwandter Lichter
Auf dich vom blauen Himmel fließt;
Dann erſt, du namenloſes Weſen,
Du Stern des Himmels, faſſ' ich dich,
Und mein' in deinem Blick zu leſen,
Beim Strahl des Monds, du liebeſt mich.

An die Sterne.

Wann die Seele klar und helle
Ihres Glückes ſich bewußt,
Und im Herzen rauſcht die Quelle
Himmliſcher und reiner Luſt:
Mag den Blick nichts mehr erfreuen,
Als der vollen Sterne Schein,
Wie ſie aus den nächt'gen Bläuen
Leuchten in die Welt hinein.

Oft auch ſtand ich ſchon verkläret
So in eurem hellen Glanz,
Nach den lichten Höhn gekehret,
Leuchtend und geflügelt ganz;
Schaut' euch nach mit hellen Sinnen,
Froh, als hätt' ich euch in Luſt
Selbſt gezeugt im Buſen drinnen,
Und geboren aus der Bruſt.

Aber heute winkt ihr bleicher,
Blinkt ihr ſchöner aus der Luft;
Schwebet durch die Wölklein weicher
Und umhüllt von zartem Duft.
Heute liegt ein tiefes Sehnen
Euch im ſeelenvollen Blick;
Wie des Auges Glanz in Thränen
Haltet ihr den Schein zurück.

Heute webt in meinem Herzen
Eine gleiche Dämmerung,
In den Nebeln ſüßer Schmerzen
Schwimmt die Liebe licht und jung;
Schaut bald durch zerriſſ'ne Streifen,
Flüchtet bald in ſich hinein,
Ihre Strahlen träumend ſchweifen
In dem Herzen aus und ein.

Stille Liebe, bleiche Sterne,
Lächelt weinend, träumt euch wach!
Tief im Zwitterlichte gerne
Dämmert euch die Seele nach.
Kehren doch zur großen Wonne
Stern' und Thränen bald zurück,
Sterben in dem Licht der Sonne,
Und in der Geliebten Blick!

Die ſtille Stadt.

Nenne mir die ſtille Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat,
Deren düſtere Gemächer
Sanft ſich bauen grüne Dächer:
Ueber ihrer Häuſer Zinne
Wandelt ernſt der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen faſſet ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morſche Dach,
Und die Wölbung ſinket nieder,
Daß er ſtürzt in das Gemach.
Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn,
Alle liegen ſtumm und ſchaurig,
Mögen keinen Gruß ihm thun.
Die erſchloſſ'ne Pforte kündet
Ihm ſein ewig Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet
Bald ein Bettlein recht und ſchlecht.
Iſt des Prunkens müde worden,
Schickt ſich in den ſtillen Orden,
Legt ſich nieder in der Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat.

Die Wolke am Sternenhimmel.

„Welch eine Saat von goldnen Aehren
Durchwandl' ich dunkle Nachtgeſtalt?
Die ſchaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Athem rauh und kalt.
Ich bin ſo fremd auf dieſen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle ſchauen,
Doch bleib' ich mir ſo unbekannt.
Trüb glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieſer Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ew'ge Freude,
Da zieh' ich ſtörend mitten ein.
Ich darf nicht frei und ſicher gehen,
Bald führt mich eine leiſe Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen,
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich,
Sie ſchlagen fremd die Wimpern nieder,
Und ziehen hin, als flöhn ſie mich.
Wenn ſchüchtern dann mein Blick ſich hebet,
So fahren Flammen wild heraus,
Und will ich ſprechen, ſo erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.
Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn,
Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
Fremd dieſe hohe Schönheit an. —

Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich lüd' an ihre Bruſt zur Ruh'?
Wie iſt mir? Wehmuth löſ't in Thränen
Hell meine graue Nachtgeſtalt,
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Verſöhnend heilige Gewalt.“ —

Und liebend rauſcht's der Erd' entgegen,
Der Morgen kommt mit neuer Luſt:
Blau iſt die Luft, ein ſüßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Bruſt.

Die Geſänge.

Oft im Gewitter, Trübes mir zu ſchönen,
Erhuben ſich die Göttinnen des Sanges,
Der Donner hallte fürchterlichen Klanges;
Es war der Ode mächtig kühnes Tönen.

Die Elegie erſchien in Himmelsthränen;
Der Regen tropfte ernſt herab durch banges
Gewölk', ein Bild ſehnſüchtig weichen Dranges:
Des Liedes Sonne ſtillte bald ſein Sehnen.

Da ſah ich zart gewölbt, in lichter Bläue,
Von Regen eine Miſchung und von Sonne,
Im Farbenſchmelz den Regenbogen wallen.

Ob auch ein ferner Donner rollend dräue,
Sein Arm umfaſſet Berg und Thal in Wonne:
So lächelt tröſtlich das Sonett vor allen.

Weiblichkeit.

An dünnen Fäden lieblich aufgeſaitet,
  Hängt eine Leier unter Blumenduft.
  Es brauſt der Sturm hervor aus ſeiner Kluft,
  Der Felder mäht und mit den Eichen ſtreitet.

Du ſchwache Leier, dir iſt Tod bereitet,
  Wie magſt du trotzen keck in freier Luft?
  Doch horch, mit bangen Klagetönen ruft
  Sie ſchon dem Sturme, der gewaltig ſchreitet!

Jetzt rührt er an die Saiten, voll erklingen
  Und voller ſie; doch iſt nicht Flehn ihr Laut:
  Ein ſelig Brautlied ſingen ſie dem Winde.

So weißt auch du des Mannes Sturm zu zwingen;
  Wild iſt ſein Hauch: doch löſet er gelinde
  In deinen Ton ſich auf, du zarte Braut.

Deutſchheit.

1810.

Sie tönen alle laut in mir zuſammen
Die reinen Hymnen vaterländ'ſcher Dichter;
In meinem deutſchen Herzen wird es lichter:
Nicht ſchäm' ich mich, von ſolchem Volk zu ſtammen.

Ob auch erloſchen ſeines Muthes Flammen,
Doch immer aus geweihten Sängen ſpricht er;
Es hält der Kraft Ermunterer und Richter,
Der Dichtung Geiſt die Seelen noch beiſammen.

So ſchallet über die gefällten Eichen,
Und über des geſtürzten Haines Trümmer
Der Vögel lieblicher Geſang noch immer.

Sie ſingen ihre heil'gen Grabeslieder
Auf die gefall'nen Rieſenſtämme nieder,
Und Wiegenſang den neu aufblühnden Zweigen.

Erdenkrieg und Himmelsfrieden.

Es blickt der Erden Antlitz unverdroſſen
Jahrtauſende hinauf zur Himmelsau,
Hinein ins friedlich unbefleckte Blau;
Und hat doch tauſend Ströme Bluts vergoſſen.

Der Aether hält die Kämpfende umſchloſſen,
Die Winde ſäuſeln „Ruhe“ lind und lau,
Und auf das dunkle, wildempörte Gau
Kommt Sonn- und Mond- und Sternenſchein gefloſſen.

Wann, Erde, wirſt du ruhn von deinen Kriegen,
Und wann, antwortend, deines Himmels Blicken
Ein freundlich, friedlich Aug' entgegen ſchicken?

Wo nicht, ſo kehr' dein Angeſicht vom Himmel,
Im Glanz der Hölle lichte dein Getümmel,
Und laß in ihrem Arm dich drunten wiegen!

Maria mit dem todten Jeſus auf dem Schooß.

Nach einem Bilde.

So hielt ich dich, ein zartes Kind, umfangen,
Das erſte Lächeln blüht' auf deinem Munde,
Und ſanft gehoben aus des Herzens Grunde
Trat dir das Blut erröthend in die Wangen.

Sie ſind erbleicht: ihr junges Blut vergangen,
Es ſtrömt verſöhnend aus der Seitenwunde,
Das letzte Lächeln ſtirbt auf deinem Munde,
In deinem Blick das himmliſche Verlangen.

Und mitten doch in allem Weh und Leide,
In deinen Schmerzensanblick tief verloren,
Quillt mir ein ſanftes Licht in meinem Herzen.

Es faßt mich eine mütterliche Freude,
Mir wird, als hätt' ich dich in ſüßen Schmerzen
Jetzt eben erſt für's Heil der Welt geboren.

An eine Weinende.

Von Sphären weiß ich, die in lichten Kreiſen
Die Luft durchwandelnd überſchwenglich klingen,
Doch kann ihr Klang nur zu den Ohren dringen,
Die wohl vertraut ſind mit des Himmels Weiſen.

Ich ſelbſt vernahm in ſtiller Nacht den leiſen
Nachklang ſchon oft, wie ferner Saiten Schwingen;
Mir war, als ſängen ſie von ew'gen Dingen,
Als hört' ich Gott und ſeine Wunder preiſen.

Doch weiß ich auch hienieden lichte Sphären,
Dem ew'gen Born der Seligkeit entquollen,
In unnennbaren Harmonien klingend:

Es ſind die hellen, ahnungsvollen Zähren,
Die, Liebenden nur hörbar, Liebe ſingend,
Durch deiner Augen blauen Himmel rollen.

II.

1811 — 1813.

Nachruf.

Nur Eine laß von deinen Gaben,
Verſchwundne Liebe, mir zurück!
Nicht deine Freuden will ich haben,
Nicht dein beſeligendes Glück.

O ſchenke nur den Schmerz mir wieder,
Der ſo gewaltig mich durchdrang,
Den tiefen Sturm der Klagelieder,
Der aus der wunden Bruſt ſich ſchwang!

Ich will ja nicht ein fröhlich Zeichen,
Auch keinen Blick, kein freundlich Wort;
Nur nicht ſo ſtille laß mich ſchleichen,
Aus dieſer Ruhe treib mich fort!

Laß deine Wehmuth mich erfüllen,
Flieh weit, doch zieh mein Herz dir nach!
Gieb mir den Durſt, der nie zu ſtillen,
Gieb mir dein Leiden, deine Schmach!

Dein Seufzen, deine Laſt, dein Sehnen,
Was andre nur an dir verſchmähn —
O gieb mir Alles, bis mir Thränen
In meinen trocknen Augen ſtehn!

Liebe in der Fremde.

Endlich rauſcht des Stromes Welle,
Die ſo fremd mir klang, vertraut;
Berg und Thäler ſchauen helle,
Und der Geiſt der Flur wird laut.
Heimath iſt's in meiner Seele,
Heimiſch wird mir nun das Land;
Seit ich ſelbſt mir nicht mehr fehle,
Find' ich Alles rings verwandt.

Ja das macht, ich trag' im Herzen
Wieder nun ein liebes Bild:
Was verhüllt lag unter Schmerzen,
Tritt mit ihm hervor ſo mild.
Von den Augen fällt die Blindheit,
Feld und Wald im alten Schein
Laden mich, wie in der Kindheit,
Mit den trauten Stimmen ein.

Hoffnung führt mich auf die Fluren,
Die ich ſonſt nur irr durchſtreift;
O und nach geliebten Spuren
Ueberall mein Auge ſchweift!
Jeder Weg, der zu ihr gehet,
Iſt mir wie ſchon längſt bekannt;
Jeder Boden, drauf ſie ſtehet,
Iſt mein altes Vaterland.

Morgenbegegnung.

Sie iſt an mir vorbeigegangen,
Mit flücht'gem Gruße, ſchnell und kalt,
Kein Schimmer flog auf ihre Wangen,
Kein Licht durchzückte die Geſtalt.

Wie anders haben meine Träume
Mir ſie noch dieſe Nacht geſtellt!
Da wandelte ſie durch die Bäume,
So ganz von Freundlichkeit erhellt;

Und neigte ſich zu ſüßem Grüßen
Mit ſo getreuem Angeſicht:
Ich ſah den Himmel ſich erſchließen,
Ich zweifelte, ich ſchwankte nicht.

Ich weiß nicht, wie es iſt ergangen,
Ich lag ihr in dem zarten Arm;
Ich hielt das theure Kind umfangen,
Fühlt' all ihr Leben voll und warm.

Mir duftete der Strauß entgegen,
Der keuſche Wächter ihrer Bruſt,
Es war mir ihres Herzens Regen,
All ihre Seele mir bewußt.

So hielt der Traum mich ſtill und lange
Verſenkt in ruhigen Genuß.
Da endlich drückt' er Wang' an Wange
Und ſchied mit einem ſel'gen Kuß.

Ich war erwacht, ich eilt' ins Freie,
Seltſam bewegt von Lieb' und Wahn;
Und, wie im Schlaf, ſo kam auf's Neue
Alsbald die Süße mir heran.

Wie dacht' ich meines Traumes wieder!
Meint', Alles wäre ſo geſchehn;
Ich ſchlug verſchämt die Augen nieder,
Und wagte kaum, ſie anzuſehn.

Ich ſchielte bang nach meinem Glücke —
Sie ſah nicht auf, ſie winkte kaum:
Ach, dieſe Lippen, dieſe Blicke,
Sie wiſſen nichts von meinem Traum!

Geh' denn, du armes Lied, und ſage,
Was ich ihr ſtets verſchweigen muß!
Erfleh' von Ihr mit deiner Klage
Nur einen holden Morgengruß!

So wird der Traum mir zur Geſchichte,
Und tritt in's wache Leben ein:
Seh' ich auf ihrem Angeſichte
Den kurzen, lieben Widerſchein.

Liebesmorgen.

Gelagert ſprachlos ſaßen wir im Kreiſe,
Ein Jeder ſann den Morgenträumen nach;
Da öffnete die Pforte ſich, und leiſe
Tratſt du herein und ſtandſt in dem Gemach,
Und neigteſt dich nach deiner holden Weiſe,
Verſchämt und kaum vom erſten Schlummer wach,
Und blickteſt ſchüchtern auf, uns mit den ſüßen
Schlaftrunk'nen Aeuglein halb im Traum zu grüßen.

Iſt das der Blick, der aus der Locken Kranze
So ſtolz hervorgeleuchtet und geſiegt?
Iſt das die Bruſt, die ſonſt bei Feſt und Tanze
In weicher Seide ſchwellend ſich gewiegt?
O wie ſie nun ſich, frei von allem Glanze,
So fromm in die beſcheidnen Tücher ſchmiegt!
Wie ſchmückt das Haar ſo ſchlicht der Stirne Bogen,
Wie hat der Blick ſich ſcheu zurückgezogen!

O dürft' ich als die Meine dich begrüßen
In dieſer keuſchen, ſtillen Morgentracht,
Wo nur der Sonne Lichter dich umfließen,
Nicht eitler Lampenſchein und falſche Pracht.
O dürft' ich dieſen milden Reiz umſchließen,
Nach jeder einſam durchgehofften Nacht
Dir liebend in dein Morgenantliß blicken,
An's Herz dich, den verhüllten Himmel, drücken!

Im Tempel.

Der Prieſter ſchweigt, es ſendet die Gemeine
Von halbbewegten Lippen ſtumme Bitte;
Verklärend gießet ihre Heil'genſcheine
Die Sonne nieder in der Beter Mitte.
Dort ſteht, von ihrem Glanz umwallt, die Meine,
Die Hände faltet ſie nach frommer Sitte,
Und neiget jetzt mit friedlicher Gebärde
Ihr ſchönes Haupt demüthiglich zur Erde.

Du ſel'ges Kind! wie fühl' ich deine Nähe!
Kommt doch des Geiſtes Strahl auf mich hernieder;
In meiner Bruſt, ſo oft ich nach dir ſehe,
Thut ſich der Himmel auf und quellen Lieder;
Und wie ich ganz in dich verloren ſtehe,
Gebiert dein heil'ger Sinn in mir ſich wieder;
Mein Auge ſenkt, mein Haupt ſich, wie das deine,
Und dein Gebet, dein Weſen wird das meine.

Da weckt mich wunderbar aus meiner Stille
Der Glocken Klang und des Geſanges Wogen:
Es kommt dein Bild in unnennbarer Fülle
Auf allen Tönen nach mir zugeflogen,
Mein Geiſt ergießt ſich durch die ird'ſche Hülle,
Von Liedern und Gebeten hingezogen;
Von *deinem* Geiſt wird er geführt nach oben,
Die Engel hört am Thron den Herrn er loben.

Und wie nun ſchweigen Glocken und Geſänge,
Blick' ich, erwacht, hinab, Sie noch zu finden;
Dort wandelt Sie zur Thüre mit der Menge —
Froh, ohne Sehnſucht, ſeh' ich ſie verſchwinden;
In meinem Ohr ja hallen noch die Klänge,
Die mich an ſie, wie Prieſterſegen, binden.
Ich bin mit ihr vor Gottes Stuhl getreten,
Und mir war klar: erhöret ſey mein Beten.

Vermächtniß.

An die Freunde *).

Es kommt die Zeit, da ich nicht mehr zu ſagen,
Was dieſes Lied euch deuten ſoll, vermag;
Da dieſer Mund auf eure Grüß' und Fragen
Tief ſchweigen wird, und nun mein lezter Tag
Mir ohne Sang und Luſt wird nächtlich tagen:
Drum eh' dies Leben hemmt der jähe Schlag,
So lang' es noch beim Frohen bleibt und Alten,
Hört, wie ich's ewig wiſſen will gehalten.

Soll ich der Erſte ſeyn, der von euch ſcheidet,
Sollt ihr mich ſtarr und ſtille liegen ſehn,
So ſoll der Anblick, d'ran der Schmerz ſich weidet,
Vor eurer Seele ſchnell vorübergehn;
Nie ſoll das Bild des Freundes, wie er leidet,
Und wie er ſtumm im Tode muß vergehn,
Sein bleiches Antlitz nie, wann ihr in Freuden
Den Bund erneut, euch Wein und Lied verleiden.

Nein! wie ihm Luſt und Liebe ſtets gelungen,
Wie er, lebendig ſteh'nd im Brüderkreis,
Hoch den Pokal in feſter Hand geſchwungen
Zu der verſammelten Gemeine Preis;
Bei ſchönen Namen feſtlich angeklungen,
Die Wangen glühend und die Blicke heiß;
Und mit Geſang zur brüderlichen Flechte
Euch rings geboten ſeine deutſche Rechte:

---

*) Durch einen Traum veranlaßt.

So ſoll er Allen vor der Seele ſtehen,
Als führt' er noch ein Leben unter euch,
Als könntet ihr ihn hören noch und ſehen,
Als wär' er froh und allen Andern gleich.
Ihr müßt nicht glauben, daß aus euren Nähen
Er lang entſchwunden, fern vom Freudenreich,
Nur unter'm Boden, den ihr fröhlich tretet,
Sein Lager tief und ſtille ſich gebettet.

So bleibe denn bei euren Bundesfeſten
Kein Sitz noch Glas zu ſeiner Ehre leer;
Noch eine Lück' auch in dem treuen, feſten,
Verſchlungnen Kranz der Brüderhände mehr.
Denkt nur, wie er den theuren Kreis am beſten
Beherrſchen kann vom blauen Himmel her,
Und wie er blickt auf die verbundnen Rechten,
Ein Bundesglied, aus ſternenhellen Nächten.

An einen Freund ins Stammbuch.

An Schwabens treu vereinigende Weine,
Bei denen wir manch frohes Feſt begangen:
An Schwabens Mädchen, und vielleicht an Eine,
Die unter ſchwäb'ſchen Tänzen dich beſangen;
An Schwabens Freunde, die getreu, wie keine,
An Brüdern feſt, wie an Geliebten, hangen:
An dieſe drei ſoll dich mit ſüßem Ahnen
Mein vaterländ'ſcher Name ſtets gemahnen.

Und wirſt du deß in nord'ſcher Heimath inne,
Wird dann ein ſanft Gefühl zurück dich ziehen;
Kommt dir der liebe Frühling vor die Sinne,
Wie der im fernen Schwabenland mag blühen;
Denkſt du an ſchwäb'ſchen Wein und ſchwäb'ſche Minne,
Und wie für dich dort alte Freunde glühen;
So denk' auch mein, und bei viel theuren Bildern
Laß mein Bild auch dir deine Sehnſucht mildern.

Auf eine Landcharte der Schweiz.

Das ernſte Land mit ſeinen Felſenſtegen,
Abgründen, Bergesrieſen, eiſ'gen Zinnen,
Es drängte meinen wanderluſt'gen Sinnen
Auf dieſem Blatte furchtbar ſich entgegen.

Wer ſchützet mich auf den umdrohten Wegen,
Verbeut dem Schnee, jäh vom Gebirg zu rinnen,
Und wird mir hell, kann ich die Höh'n gewinnen,
Das Wunderland zu meinen Füßen legen?

Da mahnt es mich, daß auch mein ſüßes Leben
All dieſe Berg' und Thäler jüngſt durchzogen:
Schnell hab' ich neu die Charte durchgeflogen.

Wie hell und freundlich alle Klüft' und Höhen,
Um die der Liebe Morgenſchimmer wehen!
O nur hinein! iſt denn der Weg nicht eben?

Todtenopfer für L. A. P.

War mir ein heiter Liebesloos gefallen,
Ein ſel'ger Tanz, ein Gruß auf ſtillen Auen:
Ich eilt' hinweg, ganz dir mich zu vertrauen,
In deine Bruſt goß ich mein Glück vor Allen.

Auch heute tret' ich aus den theuren Hallen,
Noch glaub' ich Sie zu hören und zu ſchauen;
Nun ſuch' ich Dich, und muß in Still und Grauen
Einſam nach deinem friſchem Grabe wallen.

Die Freude rauſchet noch vor meinen Ohren,
Und webt mir auf die Lippen ſüße Lieder:
Du ſchläfſt, und Antwort hoff' ich, ach, vergebens.

O dränge doch aus meiner Bruſt verloren
In deinen Todestraum ſich miſchend nieder
Zu deiner Gruft ein heitrer Ton des Lebens!

Irrthum.

An Sophie.

Du fandeſt mich um alte Liebe klagen,
Dein freundlich Auge ſah mich tröſtemd an;
Wie bald genaß ich von dem finſtern Wahn,
Und ſah in dir die neue Hoffnung tagen!

Ich hörte dich ſo milde Worte ſagen,
Ich ſah mitleidig meinem Schmerz düch nahn:
Von dir hofft' ich mein Heil neu zu empfahn,
Und glücklichere Liebe wollt' ich wagen.

Und du nun ſelbſt, die mich zuerſt ermuthet,
Zu freundlichem Vertrauen mich bewogen,
Du ſtöß'ſt dies Herz zurück, ſeit dir es ſchlägt?

Den Balſam, den du lindernd aufgelegt,
Haſt du der halbgeheilten Wund' entzogen,
Und ſiehſt nun ruhig, wie ſie doppelt blutet.

Rechtfertigung.

An Dieſelbe.

O zürne nicht, daß ich muß offen tragen
Mein ſehnend Herz, von Liebesglut verzehrt;
Was Hoffnung leiſ' als Blüthe hat genährt,
Das haben ſchnell zur Frucht gereift die Klagen.

Verborgen hab' ich's lang, mit ſcheuem Zagen;
Dem Liede ſelbſt, es zu geſtehn, verwehrt;
Zu werden dein, durch ſtille Treue, werth,
Und dich zu rühren durch ein fromm Entſagen.

Nun aber mein Bemühen iſt verloren,
Nun Gegenliebe mir dein Blick verſagt,
Und du dir ach! ein fremdes Herz erkoren:

Was bleibt von Furcht und Hoffnung noch dem Armen?
O gönn' ihm, daß er laut im Liede klagt,
Von Liebe fern, laß ihn im Schmerz erwarmen.

Nachtklage.

Ein holder Jüngling, ſagen uns die Alten,
Erſcheint allnächtlich an der Ruheſtätte,
Er neigt ſich ſinnbethörend über's Bette,
Still weiß er mit des Mohnes Kraft zu walten.

Das iſt der Schlaf, er glättet alle Falten,
Zerreißt des Lebens ew'ge Bilderkette,
Und, daß er von des Tags Getrieb' uns rette,
Führt er den Reigen ſüßer Traumgeſtalten.

Ich ſah ihn lange nicht, es naht ſtatt ſeiner
Ein ander Bild mir ſchon ſeit vielen Nächten,
Ein holdes Mägdlein iſt es anzuſehen.

Doch nicht erbarmt es, wie der Schlaf, ſich meiner,
Und, lächelt's gleich aus dunkeln Lockenflechten,
In Angſt und Liebesſchmerz muß ich vergehen.

III.

1813 — 1815.

Tiſchgebet.

Du haſt uns aufgeſetzet
Von deinem guten Wein:
Wenn wir uns dran geletzet,
Laß, Herr, es uns gedeihn!

Du läſſeſt es nicht fehlen
An Liedern hell und gut,
So gieb uns friſche Kehlen,
Und frohen Liedermuth!

Und wem du zu den Reben
Und zu dem luſt'gen Sang
Ein Liebchen wollteſt geben,
Dem laß es noch recht lang!

In Züchten und in Ehren
Bewahr' ihm ihren Kranz;
Und wenn du's kannſt gewähren,
So gieb ſie bald ihm ganz!

Und nun, zu allen Liedern,
Zu Lebens Ernſt und Scherz,
Gieb uns verbundnen Brüdern
Ein immer reines Herz!

Gieb uns ein deutſches Leben,
Und kommt die letzte Noth,
So wolleſt du uns geben
Auch einen deutſchen Tod!

Schlittenlied.

Unter muntrer Glöcklein Schallen
Raſchelt's wie ein Elfenzug,
Freudig drein die Peitſchen knallen,
Alles ſchwindet hin im Flug:
Roſſe, Reiter, in der Mitten
Muthig die beſonnten Schlitten,
Die, in Sammt und Pelz gehüllt,
Niedlich Feenvolk erfüllt.

Kaum begonnen hat die Wonne;
Iſt ſchon wieder alles aus?
Weg aus Duft und Schnee und Sonne
Sollen wir ins dumpfe Haus?
Doch es öffnen ſich die Thüren
Unter luſt'gem Muſiciren;
Freundlich ſteht zu Tanz und Mahl
Aufgeſchmückt der kleine Saal.

Eilig ſtreift die Winterhülle
Jedes ſchöne Kind von ſich,
Schmuck und hell, in ſüßer Fülle,
Leuchten alle ſommerlich;
Wiſſen mit den ſtillen Blicken
Ach! ſo lieblich zu beglücken,
Holde Rede klingt darein —
Kann es wohl noch Winter ſeyn?

Wie ſich's tanzt ſo freudig heute,
Sich's noch beſſer ſchmaust und ſingt!
Wenn, die Freundlichen zur Seite,
Glas mit Glas zuſammenklingt;
Wenn, was Keiner wagt zu ſagen,
Jeder darf zu ſingen wagen;
Rauſcht das Lied, und glüht der Wein —
Kann es wohl noch Winter ſeyn?

Draußen ſpielet licht und leiſe
Mit dem Schnee der Mondenſchein;
Fromm beſchickt man ſich zur Reiſe,
Fliegt im hellen Traum herein,
Wirft ſich träumend hin aufs Bette,
Und um jede Schlummerſtätte
Wogt im Schlafe Tanz und Sang
Noch die ganze Nacht entlang.

Wer, zur Hand die treue Leier,
Dieſes kleine Lied erdacht,
Preist zum letzten Mal die Feier
Solcher ſchönen Winternacht:
Wann die Flocken wieder flüſtern,
Wohnt er unter den Philiſtern;
Fahrt kehrt wieder, Sang und Klang, —
Doch vergeſſen iſt er lang!

Lied eines abziehenden Burſchen.

Nach der Weiſe: Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus ꝛc.

Bemooſter Burſche zieh' ich aus,
Behüt dich Gott, Philiſters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſeyn.

Fahrt wohl ihr Straßen grad und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Geſang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben iſt nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durſtig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie ſteht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehſt mir umſonſt, o Carcer, nach.
Für ſchlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sey dir ein Pereat gebracht!

Du aber Mühl' und ſchalle noch,
Geh' alter Waſſerboden, doch!
Es ſtärkt den Greis die Wiſſenſchaft,
So ſtärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, ſchau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und haſt du mich vergeſſen ſchon,
So wünſch' ich dir nicht böſen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch ſey er feſt gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht iſt mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl du Muſenſtadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht ſchwer,
Auf friſchem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächſten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, ſey's weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Einzug.

Da bin ich nun, ihr Berge blau,
Du fremdes Dorf, du neue Au!
Ich hab' das Alte gar vergeſſen,
Mir iſt, als hätt' ich's nie beſeſſen.
Empfangt mich freundlich, Wald und Feld,
Als käm' ich eben erſt zur Welt.
Tief hinter mir in Duft und Schaum
Liegt die vergang'ne Zeit als Traum;
Der Sommer fällt mir kaum noch ein
Mit ſeinem lieben Sonnenſchein:
Damit ich ihn nicht ſollt' vermiſſen,
Verſchied er unter Regengüſſen;
Der Herbſtwind wehte mit Gebraus,
Und löſchte rings die Blumen aus;
Auf macht' er ſelber mir die Thür,
Und ging die laub'ge Bahn mir für.
Ich ließ die Hütte ruhig ſtehen,
Ich habe mich nicht umgeſehen;
Und daß es mich nicht ſollte reu'n,
Schlug hinter mir der Blitz darein.
Mein Liebchen auch mit Vorbedacht
Hat mir das Scheiden leicht gemacht,
Um allen Gram mir zu erſparen,
Weil ich nun ſollte von ihr fahren,
Daß ich mich könnt' ſo leichter faſſen,
Hat ſie mich ſelbſt zuvor verlaſſen.

So ſey es! hier im friſchen Schnee
Vergrab' ich all mein altes Weh.

Und will es wieder Frühling werden,
So keimt auch mir Luſt aus der Erden;
Ein neues Hüttlein läßt ſich bau'n,
Ein neuer Sommer läßt ſich ſchau'n,
Und unter Euch, ihr fremden Kinder,
Ein neues Schätzlein auch nicht minder!

Abendſegen.

Dank, Vater! dir für Leid und Luſt
Und was du mir gegeben.
Laß mich, wie dieſes liebe Heut,
Mein Morgen auch erleben.
Erfüll' mir keinen thör'gen Wunſch,
Das Gute laß nicht ſäumen,
Und was du mir nicht geben kannſt,
Ei, davon laß mich träumen!

Das Schäferfeſt.

Drüben auf den grünen Feldern,
Drüben zwiſchen dunkeln Wäldern
Wogt das bunte Schäferſpiel;
Munt're Knaben aus dem Städtchen,
Raſche Mädchen
Sputen ſich zum frohen Ziel.

Jahre ſind's, da ſtand ich drüben,
Ließ ſie tummeln ſich und üben,
Sah mich nicht am Spiele blind,
Neben mir im Glanz der Auen,
Zuzuſchauen,
Stand das allerſchönſte Kind.

Als ſie ſo zu ſchau'n ſich mühte,
Reines Bild in Engelsgüte,
Bot ich ſchirmend ihr die Hand.
Wie ihr's aus den Aeuglein blinkte,
Dankend winkte,
Wie der Gruß ihr lieblich ſtand.

Drunten war ein Laufen, Scherzen,
Aber mir im innern Herzen
Regte ſich geheimes Leid.
„Könnt' ich, ach, zum ſüßen Minnen
Dich gewinnen,
Schäferin im ſchönſten Kleid!“

Alſo ging ich von dem Feſte,
Hatte wohl erſchaut das Beſte,
Leuchtend ſtieg das Bild mir auf.
Und ſo ward mein ganzes Leben,
Ihr ergeben,
Nur ein heißer Schäferlauf.

Wieder ſind ſie heut bei'm Spiele,
Jagen nach dem ſchönen Ziele,
Sie und mich ſieht Keiner dort!
Ach! wie Anders iſt es heute,
Fremde Leute
Stehen an dem liebſten Ort.

Kümmerts mich, wer heute ſieget,
Wer am Ziele ſich vergnüget,
Wer das Kleinod an ſich zieht?
Fraget nicht, ob ich's errungen —
Ausgeſungen,
Ausgeſungen ſey mein Lied!

Troſt.

Wie iſt ſie mir erſchienen,
So bleich, ſo lieb im Traum!
So ernſter edler Mienen
Sah ich ſie wachend kaum.

Einſt wird ſie wiederkommen
So himmliſch hell und gut,
Im Himmel aller Frommen,
In höh'rer Liebesgluth.

Was iſt's, wenn ſie im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihr gern vergeben,
Daß ſie mich nicht verſteht:

Beſucht ſie nur in Träumen
Mich noch auf dieſer Welt,
Iſt nur in Himmelsräumen
Ein Haus für uns beſtellt!

Erſte Liebe.

Wo biſt du, Zeit der Plage,
Der ungeſtillten Luſt?
Ruhſt du, o Gluth und Klage?
Wirſt du ſo mild, Verluſt?

Die Sonne ſchon im Sinken
Verklaret ihren Schein,
Die Bäum' und Büſche winken,
Die Quellen flüſtern drein.

Und ſchon erwachſt du wieder,
Du erſtes Lieb'sgefühl,
Ihr reinen Jugendlieder,
Du frommes Bilderſpiel!

O Hoffnung, nicht Verlangen!
O Sehnſucht, nicht Begier!
Ein Beten und ein Bangen
Scheu vor der Himmelsthür.

Ein Ja aus allen Trieben,
Und wieder keuſches Nein;
Das iſt das erſte Lieben,
Das erſte muß es ſeyn!

Das iſt die Lieb' auf Erden
In halber Kinderzeit;
Erfüllet wird ſie werden
In jener Herrlichkeit.

Verlieren und Entſagen,
Das macht auf Erden reich;
Das Finden und Erjagen
Iſt für das Himmelreich.

Vom Berge.

Wir treten aus dem hohen Wald,
Vom Morgenlicht erhellt:
In ſonnenfreundlicher Geſtalt
Grüßt uns die weite Welt.

Was leuchtet dort im hellen Strahl?
Das iſt das Felſenſchloß.
Ahnſt du, mein Herz, den hohen Saal?
Ahnſt Ritter ſchön und Roß?

Was blinket aus dem tiefen Thal?
Das iſt der alte Fluß.
Ahnſt du die Nixen ohne Zahl,
Der Nymphen luſt'gen Gruß?

Was glänzt im Nebel dort wie Gold?
Das iſt ein Städtchen gar.
Ahnſt du die Mägdlein ſchmuck und hold,
Mit krauſem Lockenhaar?

Das Felsſchloß, das iſt öd' ſo ſehr,
Kein Ritter hauſt mehr dort;
Wohl rauſcht der Fluß, doch iſt er leer,
Die Nymphen all' ſind fort.

Doch in die Stadt da ziehn wir ein,
Die iſt ganz voll und hell.
Gegrüßet ſeyd, ihr Jungfräulein,
O kommt an's Fenſter ſchnell!

Wechſel.

O Liebe, falſche Trügerin,
Mit Luſt und Koſen Kriegerin,
In Demuth ſtolze Siegerin,
Wie haſt du mich betrogen!
Aus kühler Abgeſchiedenheit,
Aus einſamer Zufriedenheit,
Aus aller Glut Vermiedenheit
Auf's neu herausgelogen!

Die dunkeln Locken mied ich ſchon,
Von bleichen Wangen ſchied ich ſchon,
Mit dem Verlangen ſtritt ich ſchon
Nach braunem Augenſterne;
Ich von den regen Blicken ſüß
Nicht ferner mich berücken ließ
Ich andern Sieg ſie pflücken hieß,
Nur mir vom Herzen ferne.

Doch blonder Locken Helligkeit,
Doch blauen Aug's Gefälligkeit,
Doch ſchlanker Glieder Schnelligkeit.
Die däuchten mir nicht fährlich;
Die Blicke Glut nicht ſprühende,
Die Wangen zart erblühende,
Die Lippen feucht erglühende,
Mir ſchien, ſie meinten's ehrlich.

Nicht ſchmachtende Geduldigung,
Nicht eifernde Beſchuldigung,
Nur Scherz und Gruß und Huldigung,
Nur Spiel mit Lock' und Lippen!
Nicht dacht' ich ach! der Freudige,
Muthwillig froh Geſchmeidige,
Das heimlich bitter leidige,
Verliebte Gift zu nippen.

Wie höhnen nun die Brüder mich,
Wie brennt es durch die Glieder mich,
Wie ſtrahlt verderbend wider mich
Die leichte, ſchlanke Blonde!
So blauer Augen ſchnelle Gluth,
So gelber Locken helle Fluth!
Brauſ' auf mein Herz und ſchwelle Blut,
Wie Meereswell' im Monde!

An Pauline.

Zwar von ſtolzen Haargeflechten
Iſt mir jüngſt ein Wort entfahren *);
Doch mit deinen blonden Haaren,
Liebes Kind! will ich nicht rechten.

Von der ächten deutſchen Farbe,
In ſo ſchön gewundnen Glocken
Senken ſich die goldnen Locken
Reich, wie unſrer Felder Garbe;

Wallen um die Schultern lieblich,
Ach! das will von Stolz nicht ſagen;
Sicher war's in alten Tagen
So bei deutſchen Frauen üblich!

Dazu, liebes frommes Mühmchen! —
(Was errötheſt du ſo züchtig?)
Leuchten blauvergißmeinnichtig
Deine Aeuglein, wie ein Blümchen.

So voll Demuth iſt ihr Lächeln,
Jede Locke muß beſcheiden,
Selbſt die ſtolzeſte, dich kleiden,
Dienſtbar immer dich umfächeln.

---

*) Siehe das Lied: „An die deutſchen Frauen.“ unter den Zeitgedichten.

Endlich, wenn dein Mund geſprochen,
Wenn aus der geweihten Stille
Nun die ganze Roſenfülle
Deiner Lippen aufgebrochen:

Wenn ſich zu den ſanften Tönen
Jetzt dein Haupt beginnt zu regen,
Sich die Locken mitbewegen,
Dein Bejahen hold verſchönen —

Nein! den ſüßen Haargeflechten
Soll kein Tadel wiederfahren!
Mit ſo ſchönen blonden Haaren
Wahrlich! wär' es ſchwer zu rechten!

Auf ein Paar geſtickte Roſen.

Nach Blumen trugen wir Verlangen,
Doch lag der Winter auf den Au'n:
Da ſeyd ihr lieblich aufgegangen,
Faſt wie ein Wunder anzuſchau'n.

Doch iſt's kein Wunder mehr zu nennen
Für den, der eure Saat belauſcht;
Er ſah die Himmelsröthe brennen,
Aus der ſich euer Glanz berauſcht.

Es nahte ſich an jedem Morgen
Still eine roſ'ge Gärtnerin,
Die ſtellte früh, mit leiſen Sorgen,
Vor euer weiches Beet ſich hin.

Sie ſtreut' in tauſend lichten Fädchen
Den Samen auf den weißen Grund,
Und Morgenroth ergoß das Mädchen
Auf euch von Wangen und von Mund.

Und leuchtend über Mund und Wangen
Ergoſſen auf die kleine Hand
Zwei Sonnen, freundlich aufgegangen,
Den holden Schimmer unverwandt.

Und auch den zarten Fingerſpitzen
Entquoll ſo leiſe Kraft und Licht,
Und zückte mit geheimen Blitzen
Durch euer rothes Angeſicht.

So ſeyd ihr in dem ſelt'nen Scheine
Zu ſolcher Frühlingsgluth gediehn:
So hell und himmliſch lächeln keine,
Auf die nur ird'ſche Sonne ſchien.

O Morgenroth, o lichte Sonnen!
Glückſelig, wer in eurem Glanz
Den ew'gen Frühling ſich gewonnen,
Den ewig blüh'nden Roſenkranz!

An Fouqué.

Zur Heimkehr aus dem Feldzuge 1813.

O willkommen, lieber Sänger,
Trittſt du unverletzt herein?
Darf es uns hinfort nicht länger
Bang um dich im Herzen ſeyn?

Ja, wir wiſſen's, heiß in Liedern
Haſt du nach dem Tod begehrt;
Doch der Himmel, wohl uns Brüdern!
Hat den ernſten Wunſch verwehrt.

Freilich, ſchön bedäucht es Allen,
Wäre nach der deutſchen Schlacht
Jeder Held, der drin gefallen,
Dort bei deinem Lied erwacht.

Freilich, einen edlern Todten
Kann der Väter ſel'ge Hand
Nicht erwinken ſich zum Boten
Vom befreiten Vaterland.

Droben ſtänd'ſt du, aus der Wunde
Strömt' ein heil'ger Strahl von Blut,
Und aus deinem Liedermunde
Lobgeſang auf deutſchen Muth.

Doch ſie wiſſen's lange droben,
Engel thaten's ihnen kund,
Und ein Jauchzen und ein Loben
Schüttert durch des Himmels Rund.

Und die alten Preußendichter,
Voller, als ſie's hier gethan,
Schlagen jubelnd vor dem Richter
Ihre deutſchen Harfen an.

Bleibe du noch der Lebend'gen,
Edler Freiherr, Troſt und Licht!
Hilf den Argen ferner bänd'gen,
Wie durch's Schwert einſt, durch's Gedicht!

Warte, bis der goldne Friede
Unſer deutſches Land begrüßt,
Fei're den erſt noch im Liede,
Bis dich ſpäter Schlummer küßt.

Früh genug, den du geſungen,
Weckt der große Karl dich dort,
Folko hält dich treu umſchlungen,
Sigurd beut den reichen Hort.

Alt und junge deutſche Brüder
Freu'n ſich dort bei deinem Sang;
Alle ſehn wir da dich wieder;
Bleibe nur — es iſt nicht lang!

Lied in der Mark.

Schad' iſt's um den blauen Himmel,
Schad' iſt's um den Sonnenſchein,
Schad' um's luſtige Gewimmel
Wohnungsloſer Vögelein!
Sonn' und Luft hat kein Ergötzen,
Scheint und weht auf öden Sand,
Vogel kann ſich nirgends ſetzen,
Weil kein Schattenbaum im Land!

Nur um Eines iſt's nicht Schade,
Eines mag ich gerne ſehn:
Wenn bebend auf Sandespfade
Zwei der zärt'ſten Füßchen gehn;
Wenn begrüßen mich zwei Augen,
Rein und hell, nordhimmelblau,
Draus ſich läßt mehr Wonne ſaugen,
Als aus Wald und Blumenau!

Wunderſchöne, nord'ſche Blume,
Aus der kalten Mark erblüht,
Dir allein zu Troſt und Ruhme
Sonne noch und Himmel glüht;
Auf das öde Land zu blicken,
Kann ſie nimmermehr gereun:
Darf nur ſie dir Lichter ſchicken,
Darf nur er dir Lüfte weihn.

Möge dir der Herr behüten
Deines Hauptes Lockenlaub,
Deiner Wang' und Augen Blüthen,
Deiner Wimpern Blumenſtaub,
Deiner Lippen ſüße Früchte,
Deinen Wuchs, du ſchlankes Reis!
Wenn ich von dir ſing' und dichte,
Grünt der Sand und blüht das Eis!

Lied im Norden.

Stehen denn die nord'ſchen Winde
Und das fremde Baumgeſaus
Auch im Bund mit meinem Kinde,
Daß ſie ſprechen leiſe, linde,
Südlich ihren Namen aus?

Weil ich einmal ſie verloren,
Wollt' ich hin, wo's von ihr ſchweigt,
Aber unheraufbeſchworen
Klingt der Nam' in meinen Ohren,
Und allwärts ihr Bild ſich zeigt.

Wenn ich durch ein Dörflein ziehe,
Abends in dem letzten Schein,
Ruft's wohl hier und da: Sophie!
Wie ich zitt're, wie ich glühe,
Glaube gar, Sie wird es ſeyn!

Aber die dann kömmt gegangen,
Trägt ein fremdes Angeſicht,
Blaues Auge, rothe Wangen,
Blonder Haare ſeid'nes Prangen, —
Ach du biſt die Meine nicht!

Weiter muß ich einſam gehen,
Nach dem dunkeln Lockenhaar,
Ewig mit verlornem Spähen
Nach den ſtillen Wangen ſehen,
Und dem braunen Augenpaar.

Waldesbäume, rauſcht ihr wieder?
Nun ſo ſprecht: gedenkt ſie mein?
Doch ihr liſpelt trübe Lieder,
Beugt die Häupter ſchüttelnd nieder,
Wie zu einem langen Nein.

Ferne durch die Luft getragen
Rauſcht der Oſtſee Klang daher;
Dieſen Gang noch will ich wagen,
Wenn die Wellen nach mir ſchlagen,
Werf' ich Lieb' und Schmerz in's Meer.

Sonette an G.,

geblieben im Zweikampfe am 10. März 1811.

1.

O möchte mir dein traurig Bild erſcheinen,
Dein bleiches Angeſicht der letzten Stunde,
Der bange Schrei, das Blut der Todeswunde:
Ich wüßte, du biſt hin, ich könnte weinen.

Jetzt will's der Geiſt noch immer ſich verneinen,
Du ſchwebſt vor ihm, der Freudige, Geſunde,
Der Wangen Roth, das Lächeln in dem Munde
Zum holden Lebensbild will ſich's vereinen.

So ſeh' ich dich an meiner Seite zechen;
Muthwillig ſchüttelnd mit den Lockenhaaren
Weißt du von bunten Mährchen viel zu ſagen.

Doch plötzlich muß das frohe Bild zerbrechen,
In Dunſt und Nebel iſt es hingefahren,
Und fern hör' ich die Todesſchwerter ſchlagen.

2.

Getäuſcht haſt du uns oft mit eiteln Mähren,
Das Wunderbarſte keck uns vorgedichtet,
Und wenn wir dann uns glaubig aufgerichtet,
Da freut' es dich, des Trugs uns zu belehren!

Nun willſt du wieder einmal uns bethören?
Vom grauſen Kampf, der blutig ſich geſchlichtet,
Und wie der Zufall fürchterlich gerichtet,
Vom eignen Tode läſſeſt gar du hören?

O tritt hervor, du haſt dich g'nug verborgen!
Komm, widerſprich dem gräßlichen Gerüchte:
Es läßt der Tod im Wort nicht mit ſich ſcherzen.

Doch ſtill und ſtumm vergeht der rothe Morgen,
So iſt es denn nicht eitle Truggeſchichte,
Und durch die Gaſſen geht der Ruf der Schmerzen!

An einen Greis.

Ein halb Jahrhundert lang haſt du geleeret
Des Weines und der Liebe Freudenbecher;
Muthwillig Liebender, unmäß'ger Zecher,
Zum Maas hat dich das Alter erſt bekehret.

Doch bleibeſt du, wo Traubenflor ſich nähret,
Wo Mädchenblüth', ein lobeswarmer Sprecher,
Die Flamme brennt nur ruhiger, nicht ſchwächer,
Ein Feuer, das nur wärmt und nicht verzehret.

So wird, was einſt mißfiel an dir, zur Zierde,
Als Jugend lebt's in deinen alten Tagen;
Vergebe dir der Himmel deine Fehle:

Uns Menſchen rührt ſo friedliche Begierde,
Der groben Hülle hat ſie ſich entſchlagen,
Und wandelt nun als Geiſt durch deine Seele.

IV.

1815 — 1819.

Dichterweben.

Weiß ich, was ich thu' und will?
Wird mir doch ſo wohl und ſtill!
Regt ſich's doch in meinem Herzen,
Halb von Freude, halb von Schmerzen!

Liebt' ich nicht ſo feſt und treu
Ohne Raſt und ohne Reu',
Glaubt' ich, daß ſich meine Seele
Jetzt ein neues Lieb erwähle!

Wenn ich wär' ein Blumenbeet,
Glaubt' ich, Lenz käm' angeweht,
Und ein Treiben und ein Träumen
Sey's von Knoſpen und von Keimen.

Wenn ich gar ein Mägdlein wär',
Freut' und ängſtigt' ich mich ſehr,
Denn ich meint', ein zweites Leben
Thät' mir unterm Herzen beben!

Nun, ich bin ein feſter Mann!
Was es doch wohl werden kann?
Ja mir däucht, ich ſey geneſen —
Ei, es iſt ein Lied geweſen!

Am 17. Februar 1815.

So feir' ich denn mit Thränen
Einſamen Leiertönen
Den freudenreichen Tag!
Sie möcht' ich grüßend küſſen,
Und kann, ach, doch nicht wiſſen,
Wie es zu ihr gelangen mag.

Verbund'nen treuen Seelen
Kann's nie an Boten fehlen
Zu ew'gem Wechſelgruß,
Da giebt es keine Ferne,
Sie ſchauen in die Sterne,
Da regnet Brief herab und Kuß.

Du lichte, nächt'ge Bläue,
Du nimmſt den Schwur der Treue
Von meinen Lippen auf;
Er ſäuſelt wohl hinüber,
Er weht an ihr vorüber,
Sie aber achtet nicht darauf.

Ich will ſie nicht bethören,
Mag ſie es überhören,
Mag ich vergeſſen ſeyn!
Dringt, was ich für ſie flehe,
Nur zu der ew'gen Höhe,
Nur in den treuen Himmel ein

Laß ihr die Wangen blühen,
Die dunkeln Augen glühen,
O du der Liebe Hort!
Doch wen ſie ſoll entzünden
In ſeines Herzens Gründen,
Dem ſchenk' auch ihre Huld ſofort.

Für mich nicht will ich bitten,
Ich habe mir erſtritten
Ein feſt und ruhig Herz!
Nur, kann ſie nichts erwiedern,
So ſpar' auch andern Brüdern
Unangehörter Liebe Schmerz.

Doch willſt du Lieb' und Leben
Dem keuſchen Buſen geben,
So thu's in dieſem Jahr!
Ich will es fröhlich ſchauen,
Laß ſchweben aus dem Blauen
Den Brautkranz ihr in's dunkle Haar.

Erhörung.

Was iſt das für ein Drängen
In meiner armen Bruſt?
Ein Ahnen von Geſängen,
Ein Trieb nach neuer Luſt?

Der Geiſt hebt ſein Gefieder,
Das Herz ſchlägt ſo geſund,
Es regen ſich die Lieder
Auf dem verſtummten Mund.

Sie liſpeln alle leiſe,
Ich ſelbſt vernehm' es kaum,
Manch alte ſel'ge Weiſe,
Manch langvergeſſnen Traum.

Doch Eines hör' ich deutlich
In meinem wirren Sinn,
Doch Eines klingt ſo bräutlich
Durch alle Weiſen hin:

„Sie horcht, ſie winkt dir nieder,
Die dich ſo ſchwer betrübt;
Du liebeſt wirklich wieder,
Und ja, du wirſt geliebt!“

Das Wort der Liebe.

O aller Berge Quellen,
Tönt mit berauſchten Wellen
Vernehmlich durch die Luft,
O aller Thäler Bäume,
Säuſelt mir leiſe Träume,
Und ſendet ſüßen Duft!

Es ſollen alle Sinne
Der Freude werden inne,
Die heut mein Herz begeht,
In allen Farben, Tönen
Lebe das Wort der Schönen,
Das mir im Geiſte ſteht!

Der Liebe Wort, das zitternd,
Und inniglich erſchütternd
Durch meine Seele dringt,
In ew'gen Wiederhallen
Hör' ich es rings erſchallen,
So daß es nie verklingt.

Und wenn die Quellen ſchweigen
Und wenn die Bäume neigen
Ihr Haupt in welker Zier;
Im Herzen ewig klingen,
Blühen und lieblich ſingen
Wird doch das Wort von Ihr.

Sonnenſchein.

1816.

Alle Blüthe war verdorben
In der trüben Regenzeit,
Aller Sang war ausgeſtorben,
Keine Freude weit und breit.
Was geſpielt im Herzen munter,
Ganz erſtarrt war Lieb' und Luſt,
Alle Lieder tauchten unter,
Wagten ſich nicht aus der Bruſt.

Auf der hohen Alpenkette,
Wo die ſchönen Burgen ſteh'n,
Wo die Sagen um die Wette
Durch die alten Trümmer gehn,
Sah man nur den Nebel heuer
Und des Regens ew'gen Fall,
In dem mooſigen Gemäuer
Schliefen die Geſchichten all'.

Endlich ſcheint die Sommerſonne
Ueber ihr vergeſſ'nes Land,
Und zu ungewohnter Wonne
Zieht es an ſein Feſtgewand,
Das mit Perlen iſt bethauet,
Das mit Gold iſt überſtickt;
Weil der Himmel nicht mehr grauet,

Von den Burgen weh'n die Sagen,
In dem kleinen Liedermund
Bringt der Vogel ſie getragen
Und der Dichter macht ſie kund,
Der die friſcheſten der Lieder
Singt in ſeines Herzens Drang:
Was als Sonne ſcheinet nieder,
Keimet auf als Blüm' und Klang.

Frühlingsmorgenlied.

Viel erwart' ich gar von euch
Friſchen Morgenlüften,
Viel von dir, du Waldgeſträuch
Mit den Lenzesdüften.

Erſtlich ſollt ihr meine Bruſt,
Die erkrankte, heilen,
Sollt ihr neue Lebensluſt,
Neue Kraft ertheilen.

Und wenn dieſes iſt geſchehn,
Möcht' ich doch nicht leben,
Wenn nicht euer Duft und Wehn
Beſſ'res wollte geben.

Dichters Bruſt hat nicht genug
An geſundem Hauchen,
Will, aus jedem Athemzug
Soll ein Lied ihr tauchen.

Solche Lieder, Morgenwind!
Sollſt du in ihm wecken,
Die mit junger Saat geſchwind
Seine Lippen decken.

aur

Und du Duft von Blum' und Laub,
Sollſt dich d'rauf ergießen,
Daß mit zartem Blüthenſtaub
Sie befruchtet ſprießen.

Bis ihm wird die frohe Bruſt
Ganz geneſen wallen,
Und das reife Lied mit Luſt
Von der Lippe fallen.

Geſang der fliehenden Griechen von Parga.

Als eine Stadt von den Engländern an die Türken übergeben ward.

Frei aus dem Neugriechiſchen.

Männer.

Unſer Schwert liegt auf der Erde,
Wie ein ausgelöſchter Blitz.
Fern vom unterjochten Heerde
Birg' uns, Meer! in deinem Sitz.

Aber, wenn wir nun zerſchellen
Am verborgenen Felſenriff:
Laß' uns deine bittern Wellen
Treiben an kein engliſch Schiff!

In den Hafen würd' es laufen,
An des Feindes Uebermuth
Unſ're Leichen zu verkaufen,
Wie jetzt unſer Haus und Gut!

Frauen.

Grüne Lorbern, friſche Roſen!
Nicht mehr werdet ihr gepflückt,
Nicht mehr unſ're freudeloſen
Häupter je mit euch geſchmückt.

O ihr Vögel in den Hainen!
Bach! und Wind! Mit eurem Klang
Wird ſich fürder nicht vereinen
Unſrer hellen Stimme Sang.

Ach, der Lieder Ton muß haſſen,
Und der Blumen Ueberfluß,
Wer, wie wir, auf ewig laſſen
Seiner Väter Boden muß.

Greiſe.

Eher hat der Held Liaſſa
Nicht des Volkes Feind bezeugt,
Hat ſein Haupt nicht vor dem Baſſa,
Nicht vor dem Vezier gebeugt.

Baſſa war die Feuerröhre,
Und das Schwert war ihm Vezier!
O Liaſſa! ſieh und höre!
Deinem Beiſpiel folgen wir!

Unſer Stamm ſoll ſich zerſtreuen,
Und auf des Gebirges Höh'n
Wollen wir, wie alte Leuen,
Einſam in der Irre gehn!

Heloiſe an Abelard.

Uebertragung aus dem Latein.

Ruhe ſey dem Abgemühten,
Dem von Liebespein Durchglühten;
Bei den Seligen zu ſeyn
Flehend bat er,
Und jetzt trat er
In des Heilands Tempel ein.

In des Grabes finſtrer Zelle
Wird's dem Frommen ſternenhelle,
Und bald ſelber wie ein Stern
Aus dem Dunkeln
Wird er funkeln,
Angeſtrahlt vom Glanz des Herrn.

Heil dir! Sieger mit der Krone,
Bräutigam in heller Zone!
Die dir ſolchen Gruß gebracht
Wankt im Sehnen
Heißer Thränen,
Deine Wittwe, durch die Nacht.

Mein iſt er, obgleich entnommen
Zur Genoſſenſchaft der Frommen,
Würdiger jetzt lieb' ich ihn.
Deinem Fehle,
Kranke Seele,
Ward durch ſeinen Tod verziehn.

Mit dir theilt' ich deinen Kummer,
Laß mich theilen deinen Schlummer,
Laß auch mich in Zion ſeyn.
Lös' aus Leide
Führ' in Freude
Mein beſchwertes Leben ein.

Fördert, Heilige! mein Beten,
Woll', o Tröſter, mich vertreten! —
Welche Wonne trifft mein Ohr?
Welches Schüttern
Süßer Cythern?
Ja, es iſt der Engel Chor.

Am Sophientage.

1.

Von jener Weisheit, die vor Gottes Thronen
Verſtändig, heilig, einig, mannichfaltig,
Rein, freundlich, ſanft und klar und doch gewaltig,
Von Anbeginn mitſchöpfend durfte wohnen:

Von ihr, die alldurchleuchtend Millionen
Von Sternenheeren tränkt und vielgeſtaltig
In allem Dinge wirket, lebenshaltig,
Und, wen ſie liebt, will überſchwänglich lohnen:

Von ihr haſt du nicht blos des Namens Schöne,
Der deinem holden Weſen ruft, bekommen,
An ihres Geiſtes Strahl biſt du zu kennen;

Und wenn der ſeligſte der Erdenſöhne
Dir in die Augen ſchaut, die tiefen, frommen,
Fühlt er, daß man Sophia muß dich nennen.

2.

Der Monat, der, von Sonnenglanz umfloſſen,
Was nur die Erde Blühendes mag tragen,
In ſeinen einunddreißig ſüßen Tagen
Mit warmer Frühlingsluſt hält eingeſchloſſen:

An dem auf allen Bäumen Blüthen ſproſſen,
Die Roſen ſich aus ihren Knoſpen wagen,
Die Liljen in die blauen Lüfte ragen,
Und Alles Duft und Licht hat übergoſſen;

Wie ſollte dem die höchſte Zierde fehlen,
In dem ſich finden alle Lieblichkeiten,
Sollt' er das Lieblichſte nicht in ſich zählen?

Nein! mitten recht in ſeinem Heiligthume,
Von wannen alle Schimmer ſich verbreiten,
Erwächſt dein Name mir, die ſchönſte Blume.

V.

1820 — 1828.

Auf Ludwig Uhlands Hochzeit.

Wohl dem, der das errungen,
Was unſer Freund errang,
Dem, wie ihm viel gelungen,
Das Leben auch gelang.

Zum Kranz der Bürgertugend,
Den ihm das Volk verlieh,
Zum Kranz der ew'gen Jugend,
Der ſüßen Poeſie,

Reicht Sie den Kranz der Liebe,
Im Stolz der treuen Bruſt,
Die mit dem ſchönſten Triebe
Zu ſchalten frei gewußt.

Jetzt wird aus Ihrem Bilde
Der Dichtkunſt Born genährt;
Jetzt wird von Lieb' und Milde
Das ſtrenge Recht verklärt.

Drum Heil dir, Paar! am Ziele,
Heil in dein neues Haus!
Ich weiß, es ſprechen Viele
Mit mir den Segen aus.

Viel Freunde ſprechen's, ächte,
Die Eure Wonne labt,
Es ſprechen's die Geſchlechte,
Die Ihr verbunden habt.

Und wem des Mannes Ringen
Den vaterländ'ſchen Muth
Geſtählt; und wem ſein Singen
Zum Herzen trieb das Blut:

Heil rufen ſie dem Bunde,
Sie jubeln Alle drob:
Drum gönnt auch meinem Munde
Das ungeſäume Lob.

Die Liebe mag verdunkeln
Jedweden andern Stern,
Doch ihr zur Seite funkeln
Läßt ſie die Freundſchaft gern.

Mit Flemmings Gedichten.

An einen Kritiker.

Sollt' es auch kein Dichter ſeyn,
Iſt's doch eine Sängerkehle,
Die aus friſcher, voller Seele
Sang ein Lied, nicht ohne Fehle,
Doch vom Staub der Erde rein.

Was die Welt noch Ew'ges hegt:
Freundſchaft, ſteter Treue Siegel,
Liebe, beſſ'rer Zukunft Spiegel,
Mannes Pfad durch Haft und Riegel —
Davon iſt ſein Herz bewegt.

Wandernd in das ferne Land,
Konnt' er ſingen, immer ſingen,
Ließ durch kalte Steppen dringen,
Ließ in dumpfer Hitze klingen
Jeden Troſt, den er empfand.

Schüttelt uns das Leben kalt,
Drückt es uns mit ſeinen Gluthen,
Will uns langer Pfad entmuthen,
Alt' und neue Wunde bluten:
Hier iſt Balſam mannigfalt.

Luſt im Glück und Heil im Schmerz!
Solch ein Sang iſt nie verloren;
Sprödes Koſten laß den Thoren,
Saug' ihn ein mit offnen Ohren,
Laß ihn ſtrömen in das Herz!

um 17. Februar 1822.

Seine Hoffnung und ſein Sehnen
Iſt's, was an der Liebſten Feſt
Unter Seufzern, unter Thränen,
Jünglings Leier tönen läßt.
Wer in ſeines Weibes Arme,
Zwiſchen Kinderwiegen, ruht,
Wie kann der von Liebesharme
Singen und von Sehnſuchtsgluth?

lber — Miteinander lieben,
ohnt es keinen Leierklang?
eil die Blüthe Frucht getrieben,
önt vom Baum kein Vogelſang?
nders mag das Lied erſchallen,
ber jubeln wird es doch.
rühling würde nicht gefallen,
olgte nicht ein Sommer noch.

iteinander zu erſtreben,
iteinander zu verſtreun,
nd zu nehmen, und zu geben,
nd nach Leide ſich zu freun;
iteinander zu verlachen
tolz und Geiz der armen Zeit,
ns das Andre zu bewachen
dem Strom der Eitelkeit; —

Miteinander zu entbrennen,
Wo's die höchſten Güter gilt,
Eins des Andern Herz zu kennen,
Das von Freiheitsliebe ſchwillt,
Aus der tücht'gen Kinder Augen
Jugendluſt und Hoffnungsmuth,
Und für's Alter Troſt zu ſaugen,
Und zu flehn zum höchſten Gut; —

Miteinander ſo zu pflegen
Jeden irdiſchen Gewinn,
Daß ſich kehrt beim Erdenſegen
Zu dem ew'gen Heil der Sinn; —
Wenn am freudenreichen Morgen
Solch Gefühl iſt Liedes werth:
Nun, ſo bleib' es nicht verborgen,
Ström' es aus am eig'nen Heerd!

Aprilreiſe.

1.

Ausmarſch.

Angelegt den Sommerrock,
Auf, ergriffen Hut und Stock,
Himmel ſteht im blau'ſten Kleide,
Erd' in ihrer grünſten Seide.

Ei, wie lacht des Wandrers Herz
Heut' am letzten Tag im März,
Wann iſt wo ein Mai erſchienen
Mit ſo hellen, heitern Mienen?

Luſt und Licht, und Farb' und Gluth!
In den Adern ſchwillt das Blut,
Heißt uns ferne Reiſen wagen
In ſo wunderbaren Tagen.

Morgen grüßet mich April,
Was doch der erſt bringen will?
Rings um tauſend Knospen träumen,
Morgen blühn ſie von den Bäumen!

2.

Am andern Morgen.

Ueber Nacht das Thal beſchneit,
Ueber Nacht ward's Winterszeit!
Schneeweiß blühn alle Bäume,
Das ſind mir Blüthenträume!

3.

Auf dem Buſſenberge.

Weithin, weithin wollt' ich ſtreifen
Auf des freien Hügels Rand,
Der den Blick läßt ferne ſchweifen
In der Schneegebirge Land.

Dort im Grünen und im Blauen
Auf dem alten Mauerſtein
Durch das Fernrohr ſpähend ſchauen,
Welche Wonne wird es ſeyn!

Solchen Wunſch in meinem Herzen
Hört der launigte April,
Fängt mit Flocken an zu ſcherzen,
Zaubert her mir, was ich will.

Meine Röhre kann ich drücken
Ruhig in das Futteral,
Darf mich nicht zur Ferne bücken:
Schneegebirg' iſt überall!

4.

Havingen auf der Alp.

Sey mir willkommen Städtchen,
In dieſer ſchlimmen Zeit!
Hat dich Aprilgeſtöber
Auf das Gebirg verſchneit?

So finſter und ſo enge
Mag wohl kein andres ſeyn,
Es nimmt der Straßen Länge
Dein kleines Rathhaus ein.

Und niest einmal die Schildwacht
An deinem obern Thor,
Gleich ſchallt ein helles Proſit
Vom unterſten empor!

Doch bin ich armer Wandrer
An deinem Obdach froh,
So durſtig iſt kein Andrer,
Und mude keiner ſo.

In einer grauen Stube
Reichſt du mir Speis' und Trank;
Dir thau'n die Phantaſieen
Des Dichters auf zum Dank.

Die Thore will ich zimmern
Aus ew'gem Cedernholz,
Ein goldnes Dach ſoll ſchimmern
Auf Thurm und Kirche, ſtolz.

Ich pflanze Bäum' und Reben
Auf deiner kahlen Au,
Und über alles wölb' ich
Des Sommerhimmels Blau.

Dann zahl' ich meine Zeche;
Leb' wohl, du ſel'ger Ort!
Ich muß durch Berg und Fläche
In Schnee und Regen fort!

5.

Im Bergwirthshaus.

Braunes Bier und ſaure Geſichter!
Saures Bier, brauner Augen Lichter,
Hell und freundlich, treu und gut: —
Wirthin, mir wird wohl zu Muth!

6.

Riedlinger politiſche Zeitung.

Wahrlich, auch die Zeitungsblätter
Haben heut' Aprilenwetter,
Geſtern blies noch gar zu lind,
Gar zu lau darin der Wind.

Selig hießen die Monarchen,
Daß die Kriegesfurien ſchnarchen;
Heut' in dieſer Sturmesnacht
Plötzlich ſind ſie aufgewacht.

Mahmud ſitzt im Kaiſerſaale,
Ali's Kopf ſteckt auf dem Pfahle,
Und aus finſtrer Wolke Sitz
Stürmt der Hagel, ſchießt der Blitz.

Auf zum Kampf, ihr Erdengötter!
Doch iſt's nur Aprilenwetter,
Und im Oſten führt der Mai
Gold'nes Morgenroth herbei.

7.

Auf der Bergweide.

Laß dich den Schnee durchdringen,
Laß dich den Sturm durchwehn:
Denn, kann die Lerche ſingen,
So kannſt du wohl noch gehn!

8.

Im Lauterthal.

Was lachen mich die Männer,
Die ſchmucken Mädlein aus,
Daß ich ſo eifrig ſchaue
Nach dem zerfallnen Haus?

Daß ich ſo ſehnlich folge
Des Fluſſes krummem Lauf,
Daß ich ſo rüſtig ſteige
Den hohen Berg hinauf?

Sie mögen es nicht glauben,
Daß mir durch Thal und Höhn
Die Luſt den Schritt beflügelt
Bei dieſer Stürme Wehn;

Sie loben Stadt und Ebne
Und ſchielen halb mit Neid
Auf meine weichen Hände
Und auf mein ſtädtiſch Kleid.

Ihr Männer des Gebirges!
Es thut mir herzlich weh,
Daß ihr die Nahrung kärglich
Abzwinget eurem Schnee;

Daß euren ſchlanken Töchtern
Die Laſt den Rücken beugt,
Und euer Berg dem Durſte
Kein Tröpfchen Weins erzeugt.

Doch däucht mir noch viel bittrer,
Als euer Durſt und Schweiß,
Daß euer Geiſt vom Schönen,
Von Gottes Bild nichts weiß.

Die Noth, an der ihr zehret,
Der euer Leib ſich bückt,
Hat euch in's Herz gefreſſen,
Hat euch den Sinn erdrückt!

In Seiner Leidenswoche
Durchwandl' ich dieſes Thal:
Er kennet jeden Kummer,
Er heilet jede Qual!

Geb' Er dem Jahre Segen,
Daß es euch tränkt und ſpeiſt,
Und loſe dann die Binde
Von dem verhüllten Geiſt!

9.

Abſchied vom Gebirge.

Schnee und Blüthe hängt am Baum,
Doch gewinnt die Blüthe Raum,
Lacht ſich von den Flecken
An der Sonne trocken.

Das Gebirg liegt hinter mir,
Ferne winkt der Ebne Zier,
Mai hat ſie durchwoben;
Du, April, bleib' droben!

Drunten blüht es ohne Schnee,
Drunten thut kein Froſt mir weh,
Wehn die Lüfte linder,
Blüh'n mir Weib und Kinder!

Flügle, Wandrer, deinen Schritt,
Nimm die leichten Lieder mit,
Die in ſolchen Mühen
Dennoch mochten blühen.

Iſt ein Ton auch halb verweht,
Irgendwo ein Reim verdreht,
Was April gedichtet,
Wird nicht ſtreng gerichtet!

An den Geſang.

Für den Stuttgarter Liederkranz.

Melodie: Im Kreiſe froher, kluger Zecher ꝛc. *)

Wir kommen, uns in dir zu baden,
Geſang, vor dein kryſtall'nes Haus;
Dein Rauſchen hat uns eingeladen,
Geuß nur die klaren Wellen aus;
Denn deine reiche Fülle beut,
Was ſtarke Männerſeelen freut.

Die *Liebe* wogt auf deinen Wellen,
Und ſtrömt in dir durch jedes Herz;
Du lehreſt ihre Seufzer ſchwellen,
Und löſeſt heilend ihren Schmerz.
Aus deinem Spiegel wallt ihr Glück
In tauſendfachem Strahl zurück.

Der feſte *Glaube*, will er wanken,
In deinem Quelle ſtärkt er ſich;
Da wachſen Flügel dem Gedanken,
Dem Auge tagt es wonniglich.
Es ſchaut in deiner blauen Fluth
Den Himmel und das ew'ge Gut.

---

*) Vierſtimmig geſetzt von *Kocher*.

Die Freiheit kommt auf dir geſchwommen,
Hat deiner Arche ſich vertraut;
Wird ihr das kühne Wort genommen,
So tauchet ſie ſich in den Laut;
Sie ſchifft aus Griechenland und Rom,
Ein ſel'ger Schwan, auf deinem Strom.

Wenn deine Wogen uns umſchlingen,
So wiſſen wir, was Freundſchaft heißt.
So ſtark und einig, wie wir ſingen,
So ſtark und einig iſt ihr Geiſt.
Viel Kehlen und ein einz'ger Sang,
Viel Seelen in verbund'nem Drang.

Auch dieſes glüh'nde Blut der Reben
Wird erſt in deiner Miſchung mild;
Du machſt, daß mit ihm rein'res Leben
In allen unſern Adern quillt;
Du ſtimmeſt unſern Gläſerklang:
Gedeihe, feſtlicher Geſang!

Ja, deinen Segen zu verbreiten,
Haſt du uns Brüder ausgeſandt;
Wir wollen deine Ströme leiten
Hinaus in's liebe Vaterland;
Und wo ſie fließen, wo ſie glüh'n,
Soll Glaube, Freiheit, Liebe blüh'n!

Geſellſchaftslied auf dem Bodenſee.

Melodie: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher ꝛc.

Stimmt an den Sang, die grünen Wogen lauſchen
Im alten Schwabenmeer,
Sobald ihr ſingt, beginnen ſie zu rauſchen,
Und hüpfen um euch her.

Und ſie durchſtrömt der Geiſt der fernen Zeiten,
Wo rings der Strand erklang,
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten
Aus hundert Burgen drang.

Das Land iſt ſtumm, das Ufer unbeſungen,
Verſunken iſt die Luſt —
Doch aus den Waſſern hat ſie ſich geſchwungen,
Und lebt in unſrer Bruſt.

Im leichten Haus, das auf der Woge ſchwimmet,
Da wohnt der leichte Muth,
Da wiegt ſich jede Freude groß, da glimmet
Noch jeder Hoffnung Gluth.

Der Ruderſchlag verſtärkt den Schlag der Herzen,
Freundſchaft und Lieb' erwacht;
O blickt umher, wie kühn die Wellen ſcherzen,
Drum ſcherzt auch ihr und lacht!

Der frohe Stoß, der unſern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Aethers Saal.

Und heller glänzet im Vorüberſchweben
Der Thurm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben
Umwallt von Blüth' und Blatt.

Dort vom Geſtade ſchwingen ſich die Reben —
So ſagt, wo habt ihr Wein?
Im Doppelſtrom durchſchwimmen wir das Leben,
Schenkt ein, ſchenkt ein, ſchenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen ſchlafen:
Doch iſt des Glücks zuviel;
Es ſinkt die Sonn', es öffnet ſich der Hafen,
Ach, ſchon ſind wir am Ziel!

Doch tragen wir die Luſt des Elementes
Hinaus in Stadt und Land,
Verbunden ſtets, denn das iſt kein Getrenntes,
Was Lieb' und Luſt verband!

Im Herzen lebt, von Sonnenſchein umfloſſen,
Der treuen Freunde Bild,
Die blaue Fluth wallt ewig d'rum ergoſſen,
Der Nachen wiegt es mild.

So ſüße Fahrt laßt uns durch's Leben träumen,
Da lebt ſich's noch ſo gern;
Und wenn's auch ſtürmt, wenn bleich die Wogen ſchäumen,
Der Hafen iſt nicht fern!

Nachruf an Wilhelm Müller.

Des Himmels Schützlinge, die Sänger
Der Erd' und ihrer Lieblichkeit,
Hieß das Geſchick ſonſt gütig länger
Verweilen in der flücht'gen Zeit.

Es gab den graugelockten Greiſen
Die junge Leier in den Arm,
Und ließ ſie Wein und Liebe preiſen
Von langer Spätlingsſonne warm.

Doch dich, der an der Jugend Borne
Die unerſchöpften Lieder ſang,
Und lächelte, wenn nicht im Zorne
Die Leier, Freiheit fordernd, klang:

Ach, warum riß vom Quell der Muſen,
Und aus der treuen Liebe Wacht,
Und von des Herzensfreundes Buſen
Dich früh die ſchwarze Mitternacht?

Wir fragen nicht — du warſt der Bote
Von eines Volkes Auferſtehn,
Geſandt noch vor dem Morgenrothe,
Und bei der kühlen Lüfte Wehn.

Da hat dein Sang ſich aufgeſchwungen,
Noch eh' der Tag im Oſten graut;
Jetzt iſt die Sonne durchgedrungen:
Wohl dir, du haſt ſie noch geſchaut.

Der Hauch in deinen Liedern lebte,
Der einſt Hellenenbruſt geſchwellt,
Vor dem verklärten Auge ſchwebte
Des Jugendvolkes Götterwelt.

Und deine Sendung war vollendet;
Da trat aus der Geſtalten Chor
Der ſanfte Jüngling, abgewendet,
Mit der geſenkten Fackel vor.

Still griffeſt du zum Wanderſtabe,
Du zogſt noch durch dein Erdenland,
Und grüßteſt auf dem Weg zum Grabe
Noch manches Herz, das dich verſtand.

Und ſchiedſt, und ließeſt deine Lieben;
Dein reicher Morgen war gelebt;
Uns aber iſt dein Lied geblieben,
Das durch die Bruſt lebendig bebt.

Nachruf an Wilhelm Hauff.

Im Namen der Freunde gedichtet und am Grabe geſprochen.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfſt du über viel Geſtalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor dieſem Auge, das du ſchloſſeſt, wallten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es ſchnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unſern Blicken her,
Nur, der es ſchuf, der ſchauet es nicht mehr.

Aus Luſt und Laune mußt' Er bald heraus,
Und kurze Friſt ward Ihm zum Ernſt gegeben:
Die Liebe führt' ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerſchmetterte das Leben,
Da ward vertraut Er mit des Grabes Graus,
Und neue Bilder ſah Er um ſich ſchweben:
Den Blick verſenkt' Er in den ſchwarzen Schlund:
Laßt mich zum Freunde! ſprach ſein kranker Mund.

Und Weib, und Kind, und Ruhm — beſcheeret kaum —
Schon ſchwand's vor Ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum,
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz
Nichts als der frühe, grüne Lorberkranz.

Doch weinet ihr um den entfloh'nen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben:
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preiſt,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

Das Neckarthal bei Cannſtadt.

Auf eine Landſchaft von Steinkopf.

Zarter Ueberflug von Licht,
Das aus frühem Nebel bricht!
Welch ein Thal aus fernen Landen
Iſt vor meinem Blick erſtanden?

Weiche Hügel hingeſtreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern überſäumet,
Drob ein Morgenhimmel träumet.

Reifen mag in Höh'n und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht,
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelſängen.

Dörfer ſtehn in halber Nacht —
Welch Geſchlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeſchlagen,
Blauer Fluß, woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durch's Geſträuche lockt der Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderſtätte.

Aber hell in's Thal hinaus
Blickt ein heitres Säulenhaus,
Lädt zu kühlem Sitz den müden
Wandrer ein in dieſem Süden.

Ach das Bleiben auf den Höhn,
Ach das Ziehen iſt ſo ſchön!
Soll ich wandern, ſoll ich weilen?
Soll ich ruhen, ſoll ich eilen?

Doch wie wird mir, iſt's kein Traum?
Biſt du's, trauter Früchtebaum?
Winkſt aus wohlbekannter Laube
Du mir, heimathliche Traube?

Nein, es iſt kein fernes Thal,
Schwaben, Schwaben allzumal!
Welch ein herrlich Land mein eigen,
Muß mir's erſt der Maler zeigen?

Nicht zur duft'gen Ferne hin
Strebe, ruheloſer Sinn!
O wie ſüß im Nachbarthale
Ruhet ſich's im Sonnenſtrahle!

Klagelied eines deutſchen Dichters.

Wohl euch, ſo lang ihr etwas werdet,
Und eure junge Kraft erprobt:
Man rühmt euch, wie ihr euch gebärdet,
Man findet's löblich, wenn ihr tobt.

Doch weh, wenn etwas ihr geworden,
Wenn ausgegohren eure Kraft;
Wenn in der ächten Sänger Orden
Mit Ruh' und Tiefe nun ihr ſchafft.

O wie alsdann man euer Dichten
Mit einem andern Stabe mißt,
Dann will euch jeder Knabe richten,
Der immer wird und niemals iſt.

Dann ſeyd ihr, wie der Sclav' in Ketten:
Er thue recht — wen kümmert das?
Doch nichts kann vor dem Grimm ihn retten,
Wenn er nur Einmal ſich vergaß.

So — ſchafft ihr Großes, ſchafft ihr Rechtes?
Das iſt ja nur verdammte Pflicht!
Doch machet Einmal nur nicht Rechtes:
Das duldet, das verzeiht man nicht.

Drum ſeufzt, wer Stümper iſt geweſen,
Und nicht mehr iſt: o wär' ich's noch!
Dann würde mich mein Deutſchland leſen,
Und die Kritik, ſie riefe: Hoch!

Sonett.

Mit Ueberſendung von Flemmings Gedichten an ein Paar im Dörflein Winzerhauſen.

Mein Flemming! dich, auf Reiſen wohlerfahren,
Auch heute ſend' ich dich auf eine Reiſe,
Wenn du noch ſängſt, zu dieſer Wand'rung Preiſe,
Fürwahr, nicht würdeſt du die Stimme ſparen.

Im Maienmond, von dem in jungen Jahren
Du trunken ſangeſt faſt in jeder Weiſe,
Durchwanderſt du das Land in ſtetem Kreiſe
Von roſ'gen Bäumen, Reben, Blumenſchaaren.

Umringt von grauen Burgen, ſüßer Mahnung
An deine Zeit, begrüßt dich Winzerhauſen,
Und füllt dein Dichterherz mit Herbſtesahnung.

Und, o wie ließeſt du dein Brautlied ſchallen,
Sähſt du zur dichten Rebenlaube draußen
Ein ſelig Paar im Abendlichte wallen!

Antwort an einen jungen Dichter.

1.

Daß du bei Sinnengluth und Witzesgaben
Und Phantaſie, in fremder Form Gewand,
Entbehren glaubſt zu können den Verſtand,
Und Geiſt, Bethörter, wähneſt ſchon zu haben,

Mein Hohn wird ſich daran fürwahr nicht laben;
Mich dauert's, wenn ein anvertrautes Pfand
Verſchleudert wird in Uebermuth und Tand,
Und wenn ein junges Roß zu Tod' will traben.

Auch hoff' ich's ja, du lernſt dereinſt erkennen
Die Schranke deiner Kraft und wirſt, geſchult,
Mit Luſt und Ernſt auf rechter Bahn dich treiben:

Doch Andrer Freundſchaft kann für dich entbrennen,
Erſt wenn dein Ich nicht mit ſich ſelbſt mehr buhlt:
So lang laß uns geſchied'ne Leute bleiben.

Univ.-Bibl. München

2.

Was thu' ich, deine Thorheit auszureuten!
Der Ernſt, ich weiß es, nicht iſt er für Alle,
Auch du ſprichſt redlich, daß er dir mißfalle;
So laß dir mit der Schellenkappe läuten!

Ich will dein Herz mit einem Gleichniß deuten:
Mir kommt es vor, wie eines Gaſthofs Halle;
Das Haus ertönt von mannichfachem Schalle,
Von Herrn und Knechten, Dirnen wallt's und Bräuten.

Und ausgehängt als Schild haſt eine Sonne
Von blankem Blech, die Luſt da drin zu malen,
Herbei zu locken vieler Zecher Schwärme;

Dann einmal über's and're rufſt du: Wonne!
Legſt drunter dich, als ob ſie leucht' und wärme,
Ja, pflegſt ein Blumenbeet mit ihren Strahlen.

3.

Das iſt doch Hohn! das gleicht doch bitterm Spotte!
Ja, mein Verſprechen hab' ich ſchlecht gehalten,
Du kennſt der Laune tückiſche Gewalten,
Sie ſpornt das Flügelpferd oft aus dem Trotte.

Doch ſpotte du der Spöttereien Motte!
Denn haſt du rechte Schätze zu verwalten,
Die fürchten keines Witzes Spukgeſtalten,
Und liegen, wo nicht Roſt ſie frißt, noch Motte.

Geh, nimm dir ein Sonett aus dieſem Horte,
Fein, ſtolz, gedankenreich, mit gift'ger Spitze!
Schnell' ab vom Bogen ſeine gold'nen Worte!

Hier ſteh' ich, Freund, und meine Bruſt iſt offen.
So waffne dich doch nur mit einem Blitze!
Wie will ich jubeln, wenn ich bin getroffen!

4.

Zu guter Letzt': — O wollteſt du mich hören!
Könnt' ich mit meinem Ernſt, mit meinen Scherzen,
Die beide quellen aus gleich warmem Herzen,
Dich in dem Thun, dem unheilvollen, ſtören!

O hätt' ich Einen doch von jenen Chören,
Die Geiſter bei der Auferſtehung Kerzen
Hineingeſungen in die tiefſten Schwärzen
Der Seele Fauſt's, den Wahnſinn zu beſchwören!

Schon ſetzt er an die giftgefüllte Schaale,
Da klingt es leiſe mit den Engelszungen,
Er hält, er horcht, und ſeine Thränen fließen.

Du auch, du ſitzeſt ſchon bei'm Götzenmahle,
Und Gift iſt's, was du gierig willſt genießen. —
O würd' ein Lied von Engeln dir geſungen!

An Aglae.

Wie ſahn wir blühen dich vor wenig Wochen,
Holdſelig lächelnd unter deinen Kleinen
Wie eine Roſe zwiſchen Knospen ſcheinen,
Die deine Schönheit vielfach ausgeſprochen.

Jetzt hat der eitle Schimmer dich beſtochen,
Dich abgeriſſen von dem Kranz der Deinen,
Die Welt, die loſe Dirne, mußt' erſcheinen,
Und hat die ſchöne Blume ſich gebrochen.

Durchzittert dich nicht je und je ein Schaudern?
Los biſt du von der Wurzel, von den Zweigen,
Und wirſt verwelken am gemeinen Buſen! —

So flüſtern hinter dir die keuſchen Muſen;
Du kehrſt dich ab und eileſt nach dem Reigen:
„Was wollen dieſe Mägde mit mir plaudern?“

Der Wohllaut.

In Matthiſſon's Stammbuch.

Wo ſtrömet ihr, in dunkle Nacht begraben,
Des heil'gen Wohllauts unverſiegte Quellen?
Im dichten Hain forſch' ich nach euren Fällen;
Ihr rauſchet klangreich durch mein altes Schwaben!

Wie glücklich iſt, wem eure ſüßen Gaben
Aus reicher Ader ſelbſt entgegenſchwellen,
Wem ſeine Lippen in den blauen Wellen
Der lautern Fluth ſich keuſch gebadet haben.

Ihm tönt ſein Sang zurück aus tauſend Kehlen,
Und, wie in eines klaren Waſſers Grunde,
Beſpiegeln ſich in ſeinem Lied die Seelen.

Ja, glücklich iſt das fremde Lied zu preiſen,
Das je, verſchönt, entwandelt ſeinem Munde,
In goldnen Klang verkehrt er dumpfe Weiſen.

An Auguſt Grafen von Platen.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfriſchet!
Das war kein Mahl aus Orients fremder Küche;
Das mundet anders, als die kalten Sprüche,
Die der Hyperbeln Würze heiß gemiſchet!

Wein, lautern Wein haſt du mir aufgetiſchet,
Erzogen auf durchſonntem Steingebrüche,
Glüht er im Kelch, dampft auf in Wohlgerüche,
Und ſchäumt, daß ihn kein Tadel überziſchet.

Im Innerſten hab' ich's bekennen müſſen:
Du biſt, du biſt der heil'gen Sänger Einer,
Vor deren Geiſt der meinige ſich beuget.

Ja, ſelig iſt die Luſt, die ſchafft und zeuget;
Doch eine — heut empfind' ich's — iſt nicht kleiner:
Die Luſt, begabt're Geiſter zu begrüßen.

eitgedichte.

Zum 18. Oktober 1814.

Wie ſollen wir ihn recht begehen
Den Tag der Freiheit? fragt nicht lang!
Seht ihr die Tempel Gottes ſtehen,
Hört ihr der Morgenglocke Klang?

Erſt tretet in der Kirche Mitten,
Und weiht ihn mit Gebeten ein;
Sie haben ihn mit Gott erſtritten,
Mit Gott ſoll er gefeiert ſeyn.

Fängt es dann lichter an zu tagen,
So geht an deutſchem Feld vorbei,
Und laßt von jedem Thal euch ſagen,
Von jedem Hügel: wir ſind frei!

Winkt gleich kein Segen von den Reben,
Scheint gleich die Sonne nicht mehr warm:
Sieg, Freiheit, Friede, Luſt und Leben,
Wem ſolches ward, der iſt nicht arm.

Und Manchem liegt vom edlen Weine
Noch viel in tiefer Keller Schacht;
Bei Sonnen- und Kometen-Scheine
Wuchs er gedeihlich Tag und Nacht.

Noch in der Knechtſchaft uns geboren
Lag trüb im Faß der beſte Wein,
Doch hatt' er kaum erſt ausgegohren,
Da glänzt' uns Moskau's Flammenſchein.

Drauf zugenommen von der Stunde
Hat er an ſüßer, deutſcher Gluth,
Und als von Leipzig kam die Kunde,
Bot er begeiſternd ſeine Fluth.

Und nun, da ringsum die Gefilde
In Ruhe feiern, frei und frank,
Hat er zur Kraft geſellt die Milde,
Ein rechter deutſcher Friedenstrank!

Heut' ſpendet eure reiche Habe,
Vertheilet ihn mit rechtem Maas,
Und ſchenket von der Gottesgabe
Dem ärmſten Bruder auch ein Glas.

Vergeßt am heil'gen Tage Keinen!
Auf Alle ließ der Herr der Welt
Der Freiheit Sonne niederſcheinen,
Ein Feſt ſey Allen heut beſtellt.

Von Höhen töne dann und Niedern
Ein fröhlicher Zuſammenklang,
Ein Lebewohl gefall'nen Brüdern,
Dem freien Volk ein Lebelang.

Kirchenbeſuch am 18. Oktober 1814.

Die Sonne lichtet ſich in Morgenbläue,
Will hell ihr ſiegreich freies Land beſcheinen;
O dumpfe Stadt, wirſt du dich nicht vereinen,
Den Herrn zu preiſen für die ew'ge Treue?

Verſchloſſen ſtehen deine Tempelbäue,
Die Glocke ruft zur ſchönſten Feier Keinen;
Doch tret' ich in die Kirche, — Dank dem kleinen
Halb offnen Pförtlein dort — daß ich mich freue.

Ihr Heil'genbilder rings, ſo fromme, ſchlichte,
Laßt euch durch meinen leiſen Tritt nicht ſtören,
Ihr feiert betend wohl des Tags Geſchichte!

O Kirche, ſel'ger, als bei vollen Chören,
Von Gott erfüllt, durchſtrahlt vom Morgenlichte!
Wer iſt's, der *dieſen* darf den Eingang wehren?

An die deutſchen Frauen.

1814.

Nun uns Freiheit iſt erſtritten
In Gedanken, That und Wort,
Schaffet denn die fremden Sitten
Ihr auch, deutſche Frauen, fort!

Iſt nur erſt aus euern Herzen
Aller welſche Sinn verbannt,
Jenes Locken, Buhlen, Scherzen —
Weicht von ſelbſt der andre Tand.

Rühmt nicht lange hier und dorten
Vaterländiſchen Verein;
All' auf einmal aller Orten
Sollen deutſche Weiber ſeyn.

Nicht in hohen Saales Mitte,
In der alten Eitelkeit,
Nach der üpp'gen Frankenſitte,
Wird die deutſche Tracht geweiht!

Fromm und mild ſoll ſie gedeihen
Still in jedem Kämmerlein,
Wandeln ſoll ſie dann im Freien,
Eingeweiht vom Sonnenſchein.

Nicht in ſtolzem Haargeflechte,
Nicht in Sammt- und Seide-Glanz
Sollt ihr ſuchen euch das Rechte,
Kinder unſres deutſchen Lands.

Kränze ſchweben von den Eichen
Euch von ſelbſt in's ſchlichte Haar,
Friſche Waldesblüthen reichen
Eurer Bruſt zum Schmuck ſich dar.

Eure lieben Angeſichter
Sind noch aus der alten Zeit,
Wie ſie Maler uns und Dichter
Einſt getreulich konterfeyt.

Jene herrlichen Geſchlechter
Haben Schönſtes auch gekannt,
Wählet ihrer hohen Töchter
Edel zierliches Gewand.

Vieles wirkten ſie und weben
In dem ſtillen Frauenkreis,
Alſo möget ihr erproben
Neu den anererbten Fleiß.

Wie ſich's Einmal dann geſtaltet,
Biet' es ſtets dem Fremden Trutz,
Denn was wechſelt und veraltet,
Iſt nur eitler, welſcher Putz.

Ganz in ſeine ſtrenge Hülle
Schließ' es rings die Glieder ein,
Unerforſcht, wie euer Wille,
Sollen eure Reize ſeyn.

Mag der Fremde lüſtern ſpähen,
Schweigend, eingehüllt in Zucht
Wird die deutſche Jungfrau ſtehen,
Unzugänglich, unverſucht.

Von des Landes treuen Söhnen
Ehrerbietig angeſchaut,
Reine Wünſche nur zu krönen,
Wächst ſie ſtill heran zur Braut.

Solches ſingen wir in Liedern
Dichtend euch, ihr Frauen rein!
Wollt es mit der That erwiedern,
Deutſch an Leib und Seele ſeyn!

Wußt' ein deutſcher Mann zu ſchlagen
Treu und feſt die eig'ne Schlacht,
Wiß' ein deutſches Weib zu tragen
Fromm und rein die eig'ne Tracht!

Oktaven

bei der Todesfeier der verewigten Königin Catharina
von Württemberg Maj. im Stuttgarter Muſeum,
nach Muſik und Rede, vor Aufführung des Mozart'ſchen
Requiem, geſprochen, am 21. Januar 1819.

Der Herzen Zug, die gern zuſammentrauern,
Hat euch zu dieſem ernſten Feſt verbündet;
Ihr kamt, des Redners Wort in dieſen Mauern
Zu hören, das die Sehnſucht neu entzündet.
Dann hat Muſik mit ihren heil'gen Schauern
Euch euer eigenes Gefühl verkündet.
Die Dichtkunſt ſchließt ſich an der Töne Klagen:
Was iſt ihr Amt, was ſoll die Muſe ſagen?

Ihr himmliſch Vorrecht iſt, in ew'ges Leben
Das Schöne, das der Welt entflieht, zu faſſen:
Der Nachempfindung ſoll ſie Dauer geben,
Die uns vom Guten bleibt, das uns verlaſſen;
Sie ſoll ſein Bild aus gold'nen Strahlen weben,
Und vor die Augen halten es, die naſſen;
Sie ſoll die Fürſtin, über der wir weinen,
Im Glanz des Lebens laſſen uns erſcheinen.

D'ru
Die
Wo
Ein
Wo
Und
Seht
In j

Nicht
Sie
Dem
Und
Jetzt
Ihm
Da
Und

Den
Erſch
Sie
Bis
Den
Um
Der
Der

So
Und
Entg
Es d

, weg aus dieſen florumhüllten Wänden,
uſe führet uns in jene Zeit,
unde kam, daß an des Nordens Enden
olk der Flamme ſeine Stadt geweiht,
h begann des Himmels Zorn zu wenden,
o ſein Winter uns zuerſt befreit.
ihr Sie, wo die erſten Feinde fallen,
ner Freiheit Morgenröthe wallen?

müßig ſchlägt Ihr Herz nur bei den Kämpfen,
ſammelt ſelbſt, Sie wappnet eine Schaar,
Schlachthorn folget Sie, den Pulverdämpfen,
ſteht an Frankreichs Gränze mit dem Zaar.
unterliegt der zarte Leib den Krämpfen,
droht vom mächt'gen Geiſte die Gefahr.
am der Bote von Paris geeilet,
ſie ſtand auf und wandelte geheilet.

Heldenmuth nach Würdigkeit zu lohnen
ien die Liebe von des Himmels Höh'n,
ſchwebte forſchend ob den deutſchen Thronen,
ſie ſich einen Sieger auserſehn;
Königsſohn, dem friſche Lorberkronen
ſeine jugendlichen Schläfe wehn.
Freiheitskämpfer hat die Braut gefunden,
heut'ge Tag iſt's, ach! der Sie verbunden!

kam die Fernbewunderte gezogen,
ließ ſich leuchtend ſehen in dem Land;
gegen ſtrömten Ihr des Volkes Wogen.
deutete manch ausgeſtreckte Hand

Dem Nordſchein zu, der an des Himmels Bogen,
Doch als ein Segen bringend Zeichen ſtand.
O dieſes wunderſchöne Licht aus Norden,
Warum iſt's nicht zur vollen Sonne worden?

Die Fürſtin kam, in Ihren Augen brannte
Nicht blos das Feuer, das den Völkerkrieg
Entflammen half, den Zweifelmuth verbannte,
Den Männern ſelbſt vorleuchtete zum Sieg;
Das Feuer auch, das milde Strahlen ſandte,
Aus dem der Geiſt des Friedens ſchaffend ſtieg;
Und wie Sie Einen hatt' in Lieb' umfangen,
Sah man ihr Herz am ganzen Volke hangen.

Schnell ahnet Liebe, wo es gilt, zu retten,
Leicht war das Wohlthun in der großen Noth;
Doch alle Kräfte ſo zuſammenketten,
Daß Eins dem Andern Hülf' und Leben bot;
Und aufzurichten jene Segensſtätten,
Wo Leib und Seele fand ihr täglich Brod: —
Das konnte nicht dem Herzen blos gelingen,
Ein königlicher Geiſt mußt' es vollbringen.

Und als das Werk ſtand in der ſchönſten Blüthe,
Als die vom Sturm ermüdete Natur
Zu dieſem Thun das Füllhorn ihrer Güte
Belohnend ausgoß auf die weite Flur,
Und Ihr von Dank entzündetes Gemüthe
Des Herrn mitſchaffende Gewalt erfuhr;
Und nun die guten Jahre ſollten kommen:
Ward ſolche Königin von uns genommen.

Wohl Manchem wacht jetzt eines von den ſchönen,
Den weiſen Worten Ihres Mundes auf;
Das wird der Muſe Stammeln übertönen,
nd leuchtender beſchwört's Ihr Bild herauf,
nd ſprechen werden die beredten Thränen,
Die aus der Hütte nehmen ihren Lauf.
a, zeuget mir, ihr Armen, Kranken, Wunden!
ob ihr das Wirken dieſer Frau empfunden!

nd wohin ſoll nun dieſe Lieb' und Treue,
ie ſchmerzlich uns im wunden Herzen brennt?
Wen haben wir, der ſich daran erfreue,
er den Gefühlen eine Stätte gönnt?
blickt auf Ihn, dem jeden Tag auf's Neue
ie Sehnſucht Ihren theuren Namen nennt!
aßt Ihn die Tiefen unſrer Liebe ſchauen,
aßt uns mit Ihm der Herrin Denkmal bauen.

in Denkmal bauen Ihrem freien Streben,
as einſt zerriß der Sklaverei Geflecht,
in Denkmal, das auf ew'ge Zeit Ihr Leben
erherrliche bei'm kommenden Geſchlecht;
uf Ihrem Grabe ſoll ſich ſtolz erheben
es Thrones Würde, wie des Volkes Recht:
o halte ſich, von Ihrem Geiſt durchdrungen,
Liebeseintracht Fürſt und Volk umſchlungen.

d dann ein Denkmal Ihrem frommen Sinne,
er mütterlich das ganze Land gepfleget;
as Armenhaus, die Schule werd' es inne,
aß noch Ihr Herz in tauſend Herzen ſchläget;

Und ſtets vollkommnere Geſtalt gewinne,
Was Sie geſchaffen, was Sie angereget,
Und Ihre Zucht und Ihre reine Tugend
Soll Tempel bau'n im Herzen unſrer Jugend.

Und weiter braucht das Lied euch nicht zu ſagen,
Denn unſre Seelen füllet Ihre Nähe;
Und Antwort kommt auf alle bangen Fragen,
Auf alle Zweifel nieder aus der Höhe.
Gehoben ſind wir über eitle Klagen:
Der Wille des Allwaltenden geſchehe!
Jetzt laßt die heiligen Geſänge fließen,
Um Ihres Bildes Glorie ſich ergießen.

An Seine Majeſtät den König von Württemberg.

Bei der Verfaſſungsfeier 1819. Im Namen des Stuttgarter Gymnaſiums.

Jüngſt noch in den großen Alten,
Deren Blätter wir entfalten,
Laſen wir von Freiheit viel,
Von Geſetz und Bürgertugend,
Und von einer kräft'gen Jugend,
Welche rang nach ſolchem Ziel.

Da erzählten uns die Väter,
Du und Deines Volks Vertreter
Seyen eins zu gleichem Bund,
Wir, die Blüthe des Geſchlechtes,
Sollen wurzeln in des Rechtes
Neu von Dir geſchaff'nem Grund.

Unſre jungen Herzen brannten,
Unſre Lippen jubelnd nannten,
Unſre Augen ſuchten Dich.
Endlich, nach der fernen Reiſe,
Unter Deines Volkes Preiſe
Zeigt Dein theures Antlitz ſich.

Blick' auf Deine jüngſten Söhne!
In der ältern Brüder Töne,
Vater, ſtimmen ſie mit ein.
Laß ſie jauchzen, denn ſie ahnen,
Was es heißt, die Unterthanen
Eines ſolchen Fürſten ſeyn.

An denſelben.

Bei der Geburt des Kronprinzen. Im Namen des Stuttgarter Gymnaſiums.

Wir ſingen, Fürſt, zu Deinen Füßen
Ein Lied, das uns die Liebe lehrt,
Den Neugebornen zu begrüßen,
Den Dir und uns der Herr beſcheert.
Wir ſind des Hauſes freud'ge Söhne,
Auch Du drückſt an die Bruſt den Sohn:
Drum hörſt Du lächelnd unſre Töne,
Der Jugend Jubel um den Thron.

Du haſt manch Licht uns leuchten laſſen
In unſrer Kindheit Dämmerung,
Wir werden's erſt als Männer faſſen: —
Doch heute freut ſich Alt und Jung;
Ein kindlich Herz kann heut empfinden,
Was uns der Himmel ſchmecken läßt;
Ach, keine Kunſt iſt's, zu erfinden
Ein Lied zu ſolchem Wiegenfeſt.

Ein Lied, das jedes Herz geſungen
Zu des Geſchützes Freudenhall,
Ein Lied, das durch die Luft geklungen
Mit aller Glocken frommem Schall.
Wir wollten zu der Schule wallen,
Des Vaterlandes weiſer Zier:
Da hörten wir's vom Thurme ſchallen,
Und zu dem Tempel eilten wir.

Dort ſcholl ein Sang, aus Luſt gewoben,
Von Hoffnung, Dankbarkeit und Muth
Zum treuen Himmel aufgehoben,
Und flehte für das neue Gut.
Und aus der Zeit bewegten Fluthen
Stieg vor uns auf der Zukunft Reich:
Wir ſah'n ein Volk von Freien, Guten,
Und einen Sohn, dem Vater gleich!

Das ſchauten wir am frohen Morgen,
Das Herr! ſey Deiner Güte Lohn,
So mögen ſich der Mutter Sorgen
Bezahlen an dem theuren Sohn;
Mit Deinem Volk iſt Gottes Segen,
Es geht getroſt der Ferne zu;
Auch wir, wir wachſen ihr entgegen,
So furchtlos und ſo treu, wie Du!

Geſ

D
Zu
G
D
Ei
D
D
S

De
Se
Ja
De
In
Sc
Wi
Wi

We
We
Ni
Du
We
Ent
Wa
Ver

Prolog.

rochen im Stuttgarter Liederkranze, bei Schillers Todes-
feier, den 9. Mai 1825.

Zum edleren Geſang ſind wir verbunden,
n jenem, den kein böſer Mißlaut ſtört;
emeines ſoll auf immer ſeyn verſchwunden,
as Menſchliche, das Reine nur gehört:
n Haupt, ein Führer ward von uns gefunden,
en Jedes als den keuſchen Sänger ehrt,
en früher Tod für Alles, was nach oben
ich ſehnlich kehrt, zum Schutzgeiſt hat erhoben.

n längſt Geſchied'nen kommen wir zu feiern,
ein Todestag liegt hinter uns ſchon weit,
, ſchon als Nachwelt preißen wir den Theuern,
r mit uns könnte wandeln in der Zeit;
deß wir ſtimmen unſre matten Leiern,
ng' er vielleicht das ſchönſte Lied noch heut;
r Vielen, die wir fröhlich ſtreben, ſproſſen,
r könnten blühen, ſeine Zeitgenoſſen.

s wäre nicht aus deinem Geiſt entſprungen,
s hätte ſich, der deutſchen Kunſt zum Preis,
ht deiner königlichen Stirn entſchwungen,
Herrlicher — noch jetzt ein rüſt'ger Greis —
nn du in reifer Fülle fortgeſungen,
räthſelt, dargeſtellt mit heil'gem Fleiß,
s in dem Schacht der Zeiten und der Herzen
borgen quillt von Leben, Luſt und Schmerzen.

Was Gutes ward geglaubt, gewünſcht, betrauert,
Das du nicht mitempfunden hätteſt warm;
Was hätte Trefſliches geblüht, gedauert,
An dem nicht mitgeſchaffen ſtark dein Arm,
Wie hätte Mitgefühl dich tief durchſchauert,
Wo Hoffnung je verwandelt ward in Harm:
Wie hätte Leid und Freude dich durchdrungen,
Und Lied um Lied ſich draus emporgerungen.

Und der du ſtets das fremde Streben ehrteſt,
Nicht ſtolz und kalt auf deinen Ruhm beſchränkt,
O Freude, wenn du Jüng're nun belehrteſt,
Dein Aug' auf jeden Blüthenkeim geſenkt;
Dem Troß Nachahmender mit Würde wehrteſt,
Indeß dein Geiſt verwandte Geiſter tränkt:
O wohl dem, der, um ſeine Stirn geſchlagen,
Ein Reis aus deinem Kranze dürfte tragen!

Im Reich des Schönen iſt ein Krieg entglommen,
Man wägt, verwirft, lobpreiſet und verdammt,
Beſonnen hätteſt du das Wort genommen,
Der Eintracht Herold, die vom Himmel ſtammt;
Und Ruh' und Milde wär' auf uns gekommen,
Geübet hätteſt du das Friedensamt:
Und, wenn ſich junge Kraft zu viel vermeſſen,
Den Genius geſchirmt, dein ſelbſt vergeſſen. —

Es brauſ't die Welt, und um die höchſten Schätze
Des Erdenlebens tobt der Kampf noch laut:
Du kannteſt Völker, Sitten und Geſetze,
Sahſt, wer auf Felſen, wer auf Sand gebaut;
Du wußteſt, was ein Gott iſt, was ein Götze,
Du hätteſt uns manch Warnungswort vertraut;
Dein heller Blick, für Ewigkeiten offen,
Lehrt' uns, nicht Alles von der Stunde hoffen.

Du aber hätteſt dich der Zeit bemächtigt,
Und ſinnend ſie in deinem Haupt bewegt,
Und Niemand hätte dich darob verdächtigt,
Wenn ſie dein freier Geiſt uns ausgelegt;
Dein Ernſt, dein Treuſinn hätte dich berechtigt,
Zu ſagen, was die Welt für Wünſche hegt:
Gerungen hätteſt du mit der Geſchichte,
Das Bitterſte gemildert im Gedichte.

So ſtändeſt jetzo du, in Silberhaaren,
Wie jene Sänger in der alten Zeit,
Ein hoher Lenker ganzer Geiſterſchaaren,
Und ſelbſt die Höchſten ſchauten's ohne Neid;
Ein frommer Greis, gelautert, hocherfahren,
Würd'ſt du befragt um Zeit und Ewigkeit,
Und ernſte Denker, edle Künſtler, Dichter,
Sie riefen dich als ihres Strebens Richter.

Und ach! vielleicht, jetzt, wo die Abendſtunde
Des Lebens nahte, das bei uns begann:
Jetzt ſehnteſt du dich nach des Thales Grunde,
In dem zuerſt dein Geiſt empfand und ſann,
In dem zuerſt aus dem beredten Munde
Der Dichtung Strom ſo voll und ſchäumend rann:
Jetzt würdeſt du im heimathlichen Schwaben
Des Lenzes Blüthenduft geathmet haben.

O reiche Wallfahrt auf den vollen Wegen,
Wenn es nun hieße: heute kommt er, heut!
Wie wollten wir des theuren Hauptes pflegen,
Was kann dich freuen, Meiſter? ſprich, gebeut!
Die alten Freunde bringen wir entgegen,
Daß Ihr der Jugend holden Traum erneu't,
Aus Liederblüthen haben wir, die jungen,
Beſcheidentlich dir einen Kranz geſchlungen.

Du lebſt — doch ach! du lebſt nur im Geſange,
Dort ſteht dein Bild, wie es dein Freund uns gab *);
Doch du biſt fern, du ſchlummerſt ja ſchon lange,
Dich zog des eig'nen Liedes Ruf hinab;
Hinab? hinauf, wohin zum Leierklange
Du lenkteſt, rüſt'ger Pilger, deinen Stab,
Dort längſt erwacht, vom kurzen Weg nicht müde,
Stehſt du und horcheſt unſrem frommen Liede.

Wir ſenden dir die Klänge deiner Leier,
Der ewig tönenden, zum Gruß empor,
Sie dringen mächtig durch der Wolken Schleier,
Und rühren droben manch unſterblich Ohr,
Ja, ſie verklären unſre ſchwache Feier,
Ja, ſie begeiſtern unſrer Hörer Chor;
Wie Körner fallen ſie in's Herz, und Saaten
Erblühen d'raus in Liedern und in Thaten.

---

*) Die Büſte Schillers von Dannecker war in der Verſammlung aufgeſtellt

Prolog.

Geſprochen beim Feſte aller ſchwäbiſchen Liederkränze im Lokal der Predigerkirche zu Eßlingen, den 26. Mai 1828.

Zu feiern einen Schmaus dem Ohre
Durchzogen wir bekränzte Thore,
Gleich Kämpfern auf olymp'ſcher Bahn;
Den Muſen, wie in alten Tagen,
Iſt hier ein Lager aufgeſchlagen,
Zum Wettſang ſtrömt das Volk heran.

Wie heißt die Stadt, zu der wir wallen,
Mit ihren Thürmen, ihren Hallen?
O hätt' ich einen Pindarsmund!
Wie ſtöſſe mir am Tag der Lieder
Die Hymne von der Lippe nieder,
Und thät' ihr Lob den Horchern kund!

Erſt eilt des Neckars leiſe Welle
Vorbei an einer kleinen Zelle,
D'rin ruht ein Heiligengebein 1):
Doch ſchon iſt es ein Platz der Ehren,
Und mit des Reiches Glanze kehren
Schon deutſche Könige hier ein 2).

Und bald, wie Staufens großen Söhnen
Verliehen wird ihr Haupt zu krönen,
Und nun die Schwaben Meiſter ſind,
Da dehnet ſich die enge Klauſe,
Da wurdeſt du im Königshauſe,
O Stadt! ein ſorgenfreies Kind.

Der Rothbart baut an deinem Thurme 3),
Der Philipp nimmt in Kampf und Sturme
Doch deiner jungen Mauern wahr 4).
Des größten Friedrichs Adler ſchmücket
Dein graues Thor, und unverrücket
Bewacht es noch ſein Löwenpaar 5).

O Zeit des ſchwäbiſchen Geſanges!
Da rauſchte brüderlichen Klanges
Das Lied zum Neckarwellenſchlag;
Ein Meiſter war auch dir gegeben,
Du Stadt der Blüthen und der Reben,
Der ſang von deinem Maientag 6).

Auch dieſes Haus ward jetzt gegründet,
In dem ſich unſer Lied entzündet;
Der Staufe Heinrich baut' es aus 7);
Doch fiel er vom geraubten Throne,
Da nahm ſein Weib vom Haupt die Krone,
Und trat mit ihr in *dieſes Haus*.

„Ihr Mönche! gebt dies Gold den Armen,
Ihr Mönche! flehet um Erbarmen,
Fleht für die Seele meines Herrn!“ —
Werth iſt dies Weib, daß man ſein denket,
Das auch der Krone Gold verſchenket,
Als unterging der Ehre Stern.

Bald bleichten, Stadt! auch deine Sterne,
Als nun ein Henker in der Ferne
Das Beil für Staufens Enkel ſchliff;
Da ſang der Meiſter deiner Schule:
Er warnte Gott auf ſeinem Stuhle,
Als Habsburg nach der Krone griff [8]).

Doch war in dem kein Feind gekommen,
Ein Bürgerfreund, ein Freund der Frommen;
Dir wurde Rudolph herzlich lieb [9]).
Er baut an Kirchen dir und Brücken,
Er ſtärkt die Burg in deinem Rücken,
Er ſichert dich vor jedem Dieb.

Da wardſt du groß im Lauf der Zeiten,
Und um dich buhlen, um dich ſtreiten
Zween Könige mit Heeresmacht [10]).
Sie ſprengen in des Neckars Fluthen
Mit Roß und Mann, die Waſſer bluten —
Im Frieden ſchauſt du auf die Schlacht.

Im Frieden bauſt du kühn aus Quadern
Die Kirche [11]), die den Aſt von Adern,
Den ſchlanken Thurm zur Höhe treibt;
Es ſtehn die hellen Fenſterbogen
Mit lichten Bildern überzogen,
In deren Glas die Sonne bleibt.

Nun waren deine Tempel fertig
Und ihres Gottes neu gewärtig;
Da zückt herein der Morgenſtrahl,
Erneut, gereinigt iſt der Glaube,
Es reifet deine dunkle Traube
Jetzt für den Kelch im Abendmahl 12).

Und alles Schöne muß gedeihen,
Die Künſte blühn, die Bürger reihen
Sich ein zum wackern Meiſterſang 13),
Und lieblich läßt die Stimme tönen
Ein heller Chor von deinen Söhnen,
Gelehrig, zu der Orgel Klang 14).

Zwar kam noch Manches, dich zu quälen,
Wovon die Enkel noch erzählen,
Und Krieg 15) und Peſt 16) ging über dich;
Doch blieb dein ſtattlich Bürgerleben,
Und dein erfinderiſches Streben
Rührt fröhlich an dem Strome ſich.

Und auch vom Berg dein Nachbar droben,
Mit dem ſich Fehde lang erhoben 17),
Hat dir an Ehre nichts geraubt;
Sein glücklich Kind biſt du zu ſchauen 18),
Du lehneſt dich, mit Selbſtvertrauen,
Geſchirmt an ſein gekröntes Haupt.

Zeig' immer ſtolz dein Prachtgelände,
Die ſchmucken Werke deiner Hände 5),
Dein Thal vom Segen Gottes voll,
Und deine grauen Alterthümer,
Der Burg und der Kapellen Trümmer,
Die Kindeskind noch ſchauen ſoll.

Du pflegſt auch unſres Liedes Blüthe,
Nimm unſern Dank für deine Güte,
Für gaſtlich aufgethanes Thor.
Den unſern ſoll dein Chor durchdringen,
Es hall' ein rein, ein kräftig Singen,
Ein Lobgeſang in Aller Ohr!

* * *

Anmerkungen.

1) Die Pfarrkirche von Eßlingen war urſprünglich eine Zelle, in welcher die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten.

2) Der Gegenkönig Rudolph hält eine Verſammlung in Eßlingen im Jahr 1077.

3) Mündliche Sage, durch die theilweiſe Bauart der Hauptkirche und ihrer Thürme wahrſcheinlich gemacht.

4) Otto IV. verleiht Eßlingen das Stadtrecht 1200. Sein Gegenkönig Philipp hält daſelbſt Reichsverſammlung. 1202.

5) Kaiſer Friedrich II. umfing Eßlingen mit Mauern und Graben. Noch ſteht von ihm das „Wolfsthor," über deſſen Bogen ein Adler, zu beiden Seiten des Thorwegs zwei in Stein ausgehauene Löwen, das Wappenſymbol der Herzoge von Schwaben.

6) Der Schulmeiſter von Eſſelingen. Minneſänger. (Maneſſ. II. 93 f.) ſingt „vom lichten Maienſchein."

7) Das Predigerkloſter, von Heinrich VII. im Jahr 1233 erbaut. Als er 1235 wegen Empörung gegen ſeinen Vater abgeſezt, in einem Gefängniſſe den Tod fand, gab ſeine Gemahlin Margarita ihre Krone dem Prior des Predigerkloſters in Eßlingen, um ſie unter die Armen auszutheilen. — Dieſe Kirche, längſt nicht mehr zum Gottesdienſte gebraucht, war für das Liederfeſt aufs Geſchmackvollſte mit Maien und Blumenkränzen ausgeſchmückt.

8) Gott un sich ze dinem Riche
Also das Er dir nit erschliche
Dinen Himel ane wer.

Schulm. v. Essel.
a. a. O.

9) Die Bürger nannten ihn zulezt immer ihren lieben Kaiſer.

10) Ludwig der Baier und Friederich von Oeſterreich im Jahr 1316.

11) Die Frauenkirche mit ihrem herrlichen, durch Quaglio's Zeichnung allbekannten Thurm, erbaut im Jahr 1440.

12) Eßlingen reformirte ſeit 1522.

13) Auch in Eßlingen beſtand eine Meiſterſängerſchule.

14) Dr. Lucas Oſiander der ältere gründete im Jahr 1598 das Alumneum zu Eßlingen, deſſen Zöglinge hauptſächlich in der Kirchenmuſik unterrichtet wurden.

15) Mélac's Einfall im Franzoſenkriege von 1688; im Revolutionskriege das Treffen bei Eßlingen am 21. Juli 1796.

16) Im Jahr 1361 und 1614.

17) Die Grafen von Würtemberg lebten in beſtändigen Kriegen mit der Reichsſtadt Eßlingen. S. hierüber, wie über das bisherige: Geſchichte der Stadt Eßlingen v. J. J. Keller, Pfarrer in Pleidelsheim. 1814.

18) Seit 1802.

19) Eßlingen hat ausgezeichnete Fabriken.

Neujahrslieder.

1.

Zum neuen Jahr 1820.

Es geht der Wunſch, der holde Knabe,
Am neuen Jahr von Haus zu Haus,
Sieht ſich in eines Jeden Habe
Wohl um, und ſpürt die Lücken aus.
Er geht, im Himmel zu beſtellen,
Wohin er, irdiſch zwar gezeugt,
Doch wie ein Götterkind, mit hellen
Von Luſt bewegten Schwingen fleugt.

Wer will die Bitten alle zählen,
Die er mit Lächeln übernimmt,
Das Heer, das ihm aus tauſend Kehlen,
Von Seufzern leiſ' entgegen ſchwimmt!
Was Geiz begehrt, was Ehre fodert,
Was Armuth weinend ihm empfiehlt,
Was aus verliebtem Sehnen lodert,
Was aus beklemmter Bruſt ſich ſtiehlt!

Doch Eines iſt, was edle Herzen
Dem Himmelsboten anvertrau'n,
Die nicht aus Lüſten und aus Schmerzen
Des Pöbels ihre Zukunft bau'n;

Die ſelbſt ihr Leben nur empfinden
Als eines großen Leibes Glied:
Eins iſt, was ſie dem Wunſche künden,
Und alſo lautet es im Lied:

Flieg' auf durch dieſe Nebelſchichte,
Die unſern Winterhimmel drückt,
Und flehe zu dem ew'gen Lichte,
Daß es uns ſeine Sonne ſchickt;
Wohl zittert durch der Wolken Decke
Ein Strahl nach dieſen, jenen Gau'n,
Doch Gottes Sonnenſchein erſtrecke
Sich über alle deutſchen Au'n!

Wir bitten um des Himmels Gaben
Für kein verworfenes Geſchlecht:
Es trug ſo lang ſein Haupt erhaben,
Auf Licht und Leben hat's ein Recht:
Bei Allen, die im Lande wohnen,
Sey es in dieſem Jahre Licht,
Licht in den Hütten, auf den Thronen:
Hinauf, o Wunſch! und ſäume nicht!

2.

Die neue Zeit.

1821.

Selt'nes ward von uns erlebet,
Einer von den großen Tagen;
Ja, die Weltuhr hat geſchlagen,
Daß die Mitternacht erbebet.

Funkelnd glänzten die Geſtirne
Einem neuen Tag entgegen,
Auf der Erde keimte Segen,
Und der Menſch erhub die Stirne.

Morgenwolken roth und blutig
Kamen d'rauf herangezogen,
Nebel kamen aufgeflogen,
Doch das Herz blieb feſt und muthig.

Bis der Strahl vom Himmel zückte,
Bis die Stürme heulten wüthend,
Und die alte Nacht ſich brütend
Auf die müden Häupter drückte.

Und es zagten alle Frommen,
Und es ſeufzte der Gerechte:
»Soll vergehen dieß Geſchlechte,
Noch bevor die Sonn' iſt kommen?«

Sieh, da tönet eine Stimme,
Macht ſich Bahn zu aller Herzen,
Durch die Seufzer, durch die Schmerzen,
Durch das Element im Grimme:

„Einſt geſchieht des Himmels Wille,
Ihr geht unter All' im Ringen,
Aber Er wird es vollbringen,
Und die Weltuhr ſteht nicht ſtille.“

„Wollt ihr in die Räder fahren?
Wollt ihr am Gewichte zerren?
Wißt ihr's nicht? vor Gott dem Herren
Iſt ein Tag gleich tauſend Jahren!“

3.

An das Waſſer.

1825.

Wir ſtehen an des Jahres Schwelle,
Ein Thor der Zeit iſt aufgethan;
Doch hinter uns wogt deine Welle,
Du tobend Element, uns an.
Wir blicken rückwärts noch mit Schrecken:
Folgſt du uns durch die Pforte nach?
Willſt wieder unſre Fluren decken,
Und wallen über unſer Dach?

Was in der Zukunft ſey verborgen,
Wir brüteten darob ein Jahr,
Wir ſtritten uns um unſre Sorgen; —
Da brauſt uns nahe die Gefahr;
Die Völker hören auf zu hadern,
Sie ſchweigen ſtaunend, grau'n-erfüllt,
Indeß dein Strom aus allen Adern
Der alten Erde zornig quillt.

Willſt du den Boden wieder freſſen,
Der einſt entſtiegen deinem Schooß?
Zürnſt du dem Menſchen, der vermeſſen
Dich furchet auf dem ſtolzen Floß?

Der ſpielend, mit beſeelten Dämpfen,
Durch deine wilden Wogen ſchlüpft,
Und trotz der Winde grimmen Kämpfen
Das leichte Boot an's Ufer knüpft?

Du wirſt ihn doch nicht unterwerfen:
Aus deiner Tiefe ſtrömſt du nur,
Ihm deſſen Willen einzuſchärfen,
Der Herr iſt über die Natur;
Erkennet er des Schöpfers Stärke,
Und übt in Demuth ſeinen Geiſt,
So ſchützt ihn der bei'm guten Werke,
Der deine Fluth ſich legen heißt.

Er brauchet dich zu ſeiner Ehre,
Sein Wort bezeichnet dir die Bahn;
Hier ſchwelleſt du den Fluß zum Meere,
Und klopfeſt an Palläſten an;
Dort ſchützeſt du der Helden Nachen
Die ſtolzer Dränger Schrecken ſind,
Und wiegſt die Freiheit im Erwachen
Auf deinem Pfühl, das zarte Kind.

Und wo mit unbarmherz'gen Fluthen
Dein Strom des Armen Flur erreicht,
Da öffnet Gott die Hand der Guten,
Da wird des Nachbarn Herz erweicht;
Da ſprießt in tauſend gold'nen Aehren
Die reiche Saat des Mitleids auf,
Und, wo er meinte zu verheeren,
Entkeimet Segen deinem Lauf.

So diene denn dem Herrn der Erde
Im neuen Jahr, du dunkle Kraft!
Wir glauben, daß er ſchirmen werde,
Was Leib und Seele Heil verſchafft.
Und ob den Himmel Nacht umzogen,
Und ob ein Sturm die Welt durchweht:
Wir ſehen ſeinen Friedensbogen,
Der über allen Waſſern ſteht.

4.

Gottes Engel.

1826.

Seiner Boten Einen
Aus der Engel Schaar
Läßt der Herr erſcheinen
Jedes neue Jahr.

Aus der Zeiten Pforte
Schwebt der Himmelsgeiſt,
Den er ſeine Worte
Uns verkünden heißt.

Oft erſcheint ein Engel
Fried' iſt er genannt,
Der den Liljenſtängel
Neigt ob allem Land:

In die Beete nieder
Sinkt der Blumenſtaub,
Da erwachen wieder
Blüth' und Frucht im Land.

Oft herab zur Erde
Fleugt der Engel Krieg,
Mit dem Racheſchwerde
Gottes oft der Sieg;

Und als Schnitter ſtehen
Sie in reifer Welt,
Fangen an zu mähen
Wie es ihm gefällt. —

Wen hat er geſendet
Uns in dieſes Jahr?
Wen, emporgewendet
Wird der Blick gewahr?

Ach, es iſt der ernſte
Diener, iſt der Tod!
Trägt bis an das fernſte
Ufer ſein Gebet.

Einem Fürſtengreiſe
Schob er jüngſt den Arm
Unter's Haupt, das leiſe
Fortſchläft ohne Harm.

Dann von Thron zu Throne
Zog er, und dem Zaar
Nahm die gold'ne Krone
Er vom blonden Haar;

Und worauf hienieden
Sein Gedanke ſann:
Zu dem ew'gen Frieden
Zeigt' er ihm die Bahn.

Und es geht der Engel
Weiter ſeinen Pfad,
Vor ihm grünt der Mängel
Und der Sünden Saat.

Gräber ſtehen offen:
Doch — was kommen mag —
Freunde, laßt uns hoffen,
Gottes iſt der Tag.

Laßt den Dichter ſchwärmen,
Laßt ihn prophezei'n,
Sonnen ſich und wärmen
An der Ahnung Schein:

Fremden Regionen
Eilt der Engel zu,
Euch, ihr Hütten, Thronen,
Gönnt er lange Ruh'!

Dort wo müde Streiter
Bang gen Himmel ſehn,
Wo Egyptens Reiter
Dicht, wie Mauern, ſtehn:

Dorthin ſeht ihn ſiegen,
Seht ihn unbemerkt
In den Reihen liegen,
Die kein Andrer ſtärkt!

Iſt er nicht der alte
Würger ohne Schlacht,
Deſſen Köcher ſchallte
In der Mitternacht?

Der die Erſtgebornen
In Egypten ſchlug,
Bis daß Halbverlornen
Wurde frei der Zug?

Schreite, Gottes Bote,
Nur in's neue Jahr!
Was dein Blick auch drohte,
Uns droht nicht Gefahr.

Unſre Herzen ſchwellen,
Sind in Hoffnung froh:
Stürmt, ihr Meereswellen,
Ueber Pharao!

5.

Griechenlands Hoffnung.

1827.

Es ging das Jahr in mattem Schlummer
Verachtet ſeinem Ende zu,
Im Oſten wühlt der alte Kummer,
Und um uns her iſt Grabesruh';
Das Licht der Wahrheit — mag's erſterben!
Das Volk der Freiheit — mag's verderben!

Geht, hoffet noch auf Wunderwerke,
Und glaubt, daß euer roſt'ger Stahl,
Hineingeſandt, die Schwachen ſtärke,
Zu trotzen Feinden ohne Zahl!
Geht, reicht den Weibern, Kindern, Greiſen,
Fünf Gerſtenbrode, ſie zu ſpeiſen!

So ſprach der Zweifel, hohen Hauptes
Ging er durch unſre Straßen hin;
Den Geiz erfreut's, die Schwäche glaubt es,
Der kalten Bosheit däucht's Gewinn:
Jetzt iſt die letzte Glut verglommen,
Ja, bleiern wird die Nacht jetzt kommen!

Und anderwärts hebt ſchon die Schande,
Die Thorheit ſchon ihr Banner dreiſt: —
Da regt ſich an Europens Rande

Der niebezwungne, freie Geiſt;
Jm Land, um das die Fluthen wallen,
Läßt Ein Mann ſeine Stimme ſchallen.

Wer heftet nicht auf Jhn die Blicke,
Von deſſen Mund die Rede weht,
Daß durch die langſamen Geſchicke
Der Zeit ein Fieberſchauer geht,
Und daß von ſeinem Wink erſchüttert
Der dumpfe, ferne Süden zittert!

war gilt es nicht dem armen Volke,
Das ſchmachtend nach dem Retter blickt,
uf das die ſteh'nde Wetterwolke
Vertilgungsſtrahlen niederſchickt:
och darf das eine Leid ſchon hoffen,
Wenn and'rem Leid ein Ohr ſteht offen.

die ihr Worte habt wie Schwerter,
eſchwingte Schiffe, Waffen, Gold:
ort drängt die Wuth, die Noth noch härter,
ls wo der Mönch die Fahn' entrollt;
ort, wo das Sichelſchwert ſeit Jahren
ild durch die fremde Saat gefahren.

ie Saat des Korns, die Saat der Helden,
er Mütter und der Kinder Saat!
n Haufen liegen ſie und melden,
as dort der Schnitter niedertrat!
ort helft, dort ſtellt euch an die Spitze,
ort ſchleudert rettend eure Blitze.

Ihr aber, ihr in allen Landen,
Die noch erweichet andrer Noth,
Auf, laßt uns rütteln an den Banden,
Auf, theilet euren Biſſen Brod;
Daß hier und dort ein Arm, der bebet,
Erſtarkt zum Kampfe neu ſich hebet.

Die Zeit blickt uns mit Hoffnungsaugen
Tiefſinnig funkelnd, fragend, an;
Jetzt will ſie Herzen, welche taugen,
Jetzt rüſt'ge Wandler ihrer Bahn.
Drum nicht mehr lau, nicht mehr verzaget;
Laßt wirken uns, ſo lang es taget!

6.

Viſion.

Am Jahresſchluß 1827.

Vorbereitet
Sind die Geſchicke der Welt.
In allen Zonen drängt ſich aus dem Boden
Die Saat hervor,
Decket mit ihrem Sammte
Die Erd', als einem Feſtgewand,
Und harrt des befruchtenden Donners.

Wen in den zögernden Himmel
Sendet die Erde hinauf
Zum Vater
Mit dem Flehen der Völker,
Daß ihm gefalle zu lenken
Seiner Allwiſſenheit Strahl
Auf des Menſchengeſchlechts arbeitende Flur,
Und zu ſenden ſchaffende Allmacht?

Einer aus ſeines Königes Rath
Steht auf.
Kaum erhöhet, räumt er
Den erſten Platz.
Erſchrocken ſehen's,
Denn ſie liebten ihn, die Menſchen;
Doch bei der Wellen Triumphlied,
Die ſein Eiland umſchlingen,
Wandelt hinauf er zu Gott.

Vor des Höchſten Throne
Wirft er ſich nieder und ſpricht:
„Begonnen iſt, o Herr, dein Werk!
Die in der Völker irrenden Händen
Lange geſchwankt,
Gefaßt hab' ich die Fackel
In *meine* Hand,
Habe ſie hoch gehoben in die Luft.
Sie zündet! riefen die Thoren,
Aber ſie leuchtete nur.

Ein Sämann ging ich aus
In ihrem Scheine,
Warf in langdurchwühlten,
Lockeren Boden
Körner des Heils.
Sprießen ſollte ſie
Den Geſchlechtern der Erde allen,
Deiner Freiheit köſtliche Frucht.

Frei im geſelligen Tauſch
Mögen die Schätze des Erdballs
Rollen von Lande zu Land;
Frei wandle das vernünftige Wort,
Frei glühe der fromme Glaube
In jeder Menſchenbruſt;
Frei diene der Bürger dem Geſetz,
Jede Feſſel falle,
Von der neuen Welt jungbrauſenden Strömen
Bis zu des Eurotas verſiegender Fluth.

Nicht geraubt, wie der Titanenſohn,
' ich dein Licht;
dein eigen Geheiß
lt ich's den Völkern vor,
der Erde beſorgte,
eifelnde Herrſcher
en mir, trauend, Gnade genickt,
en gefüget die mächtigen Hände
dreifaltigem, heiligem,
iheitſpendendem Bund.

Und jetzo fleh' ich:
nicht umſonſt ſeyn
iner Erdenſöhne Thun.
s die Höchſten wollen,
s die Niedrigſten hoffen,
s meines Lebens Licht verzehrt hat,
haff' es, du ewiges Licht!“

Und nieder zu des Thrones Stufen
nkte der Allmächtige
n harrenden Geiſt;
eingewiegt ward er
m tiefen, träumeloſen Schlaf
r Ewigkeit.

Bis daß die Zeit gekommen war,
berührte der Herr
s Unſterblichen Haupt,
der fernen Erde Getümmel
herauf in Aug' und Ohr,
ihn weckt' ein ſchmetternder Donner.

Und im Schlummer halb
Rief der ſelige Geiſt:
„Ich höre meiner Herren Schiffe!“
Und nieder ſtaunet er, erwacht:
Er ſchaut die griechiſche Bucht,
Und der berſtenden Kiele Qualm.

Eines Welttheils Jubel
Dröhnt durch ſein wunderbar faſſendes Ohr.

Aber bange durchläuft ſein Blick
Die entrollten Lande,
Denn mehr als Eins
Iſt, was ihn kümmert.

Nach dem Norden ſchaut er,
Wo das rieſige Land
Bewaffnete gebiert, wie Drachenſaat.
Doch aus der Zaare Pallaſt
Tönt ihm entgegen
Der Selbſtverläugnung
Lautrer, Frieden betheuernder Schwur.

Weiter,
Nach der heimiſchen Inſel
Schweift ſein ſorgliches Aug'.
Aber am Ruder dort
Sieht er ſein eig'nes
Herrliches Schattenbild
Immer die Straße noch weiſend ſtehn,
Und den Steuermann ihm gehorchen.

Und hinüber zur Seine
get der Blick.
de, welch Wunder
altet ſich dort?
Lande des Aufruhrs, im Lande des Bluts,
dlich, in des Geſetzes Schatten,
r der einverſtand'nen Menge
ſendem Flüſtern
et die Volksgemeinde ſich um.
die Krone glänzt,
die Freiheit wird
rdunkelt,
in Albion, unter ihr leuchten.

Und auch anderswo ſtrahlt's;
Einigkeit Geiſt
t ſegnend ein
eſpalt'nen Gauen.
ſinken,
der Welt zum Beiſpiel
en weiſe Fürſten
freien Völker tauſchenden Markt.

Aber fern im Süden
t er die Lande dunkel,
geröthet
der Zwietracht Brand und Mord.
an der fremden
ſten Küſte
die Gerechtigkeit Wacht,
es bebt der Raubſtaat
alter Jahrhunderte
ich reifendem Plan.

Sinnend blickt Jener hinab,
Da verſchwindet das Geſichte vor ihm,
Und die Erde
Mit ihrem Lärm und Glanz
Sinkt hinab in die wolkige Tiefe.

Doch im durchſtrahlten Gemüthe
Lebt der Glaube an's Licht,
Und mit dem Danke der Menſchheit
Wirft der ſelige Geiſt
Schweigend ſich nieder am Throne des Herrn.

Und der Sänger erzählt,
Was er träumend geſehn,
Wenn in den Himmel
Sich verlieren darf ſeine Seele.

Lächelnd vernimmt es,
Unglaubig, die Menge;
Sie ſchauet nur den Keim,
Den niedrig ſproſſenden;
Gleichgültig wandelt ſie
Ueber den ſchwarzen Kern,
Den die Hoffnung dem Boden vertraut.
Dem Dichter aber iſt's gegeben,
Schon offen zu ſchau'n
Im Kern und im Keim,
Die dereinſt erſcheint,
Die Frucht und die duftende Blume.

Romanzen, Balladen, Legenden.

I.

Freie Sagen.

Der Todesklang.

Es ſteht an Finnlands Gränzen
Ein feſtes Schloß erbaut,
Das in des Mondes Glänzen
Weit über die Lande ſchaut.

Zu Füßen ihm in Eile
Schießt bodenlos ein Fluß,
Man hört auf eine Meile
Fernher den rauſchenden Guß.

Dort iſt ſeit alten Tagen
Oft ſchon in ſtiller Nacht
Ein Klingen, ein ſüßes Klagen
Hellmahnend aufgewacht.

Wem gilt es wieder heute?
Es iſt ein mächtiger Troß,
Der Hauptmann und ſeine Leute,
Gekommen als Wach' auf's Schloß.

Der Hauptmann in dem Saale
Liegt ſchon im halben Schlaf,
Geküßt vom Mondenſtrahle
Ein ſchöner, ſchwediſcher Graf.

„Wer drunten muſiciret,
Und ſpielt ſo ſchöne Stück'?
Wer mir zu Ehren rühret
So holde Feldmuſik?“

Die Tön' ach! die dich laden,
Spielt einer, den du nicht kennſt:
Ich ſeh's wohl tauchen und baden
Im Fluſſe das Geſpenſt.

„Es tragen mich die Laute
Auf Flügeln in's Schwedenland,
Dort ſitzt die Liebe, die Traute,
Was ſtützt ſie ſich auf die Hand?“

Sie möchte wohl ſitzen in Thränen,
Wär' ihr dein Loos bekannt;
Du fliegeſt auf dieſen Tönen
In ein gar ander Land!

Im Schlafe ſchon ſpricht der Knabe:
„Nun, glaub' ich, ſchlummr' ich ein!
Mir träumt', ich läg' im Grabe,
Ich zög' in Himmel ein!“

Ach Träumen iſt es nimmer,
Du junger Schwedengraf!
Dein Haupt im Mondenſchimmer
Neigt ſich zum ewigen Schlaf.

Der Geiſt taucht unter in Schweigen,
Er hat ſein Werk vollbracht;
Die Wellen fallen und ſteigen,
Der Fluß rauſcht durch die Nacht.

Des Fremden Königreich.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürſten viel,
Die Fluth ſie rufet und rauſchet,
Die Sonne lächelt und lauſchet.

Der König ſprach: „einſt rang ich ſo gut,
Einſt fühlt' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe ſchäumen,
Heut möcht' ich von Jugend träumen!

O ſäh' ich Einen kämpfen, wie mich!
Wallt' Einem das Blut ſo königlich!
Auf ſetzt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!

Schaut her, wie ſtrahlt mein Purpurgewand,
Wie leuchtet das Kind an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe.“

Da huben ſich alle vom Fürſtengeſchlecht,
Sie warfen den Speer, ſie kämpften gerecht,
Doch ſo iſt's Keinem gelungen,
Wie einſt der Alte gerungen.

er Jungfrau Blick irrt auf der Fluth,
er Greis erſchaut ſich nicht Jugendmuth,
a kommt auf den wallenden Wogen
in Schifflein herangeflogen.

rin rudert mächtig ein einz'ger Mann,
ls hätt' er die Wellen in ſeinem Bann,
en Kahn hat an's Land er geſchwungen,
ſt rüſtig herausgeſprungen.

in Jüngling iſt's im leichten Rock,
it baarem Haupt und gelbem Gelock,
r trägt kein ritterlich Waffen,
ſt doch zum Kampfe geſchaffen.

ie Ritter ſtanden im Harniſch blank,
a war doch keiner ſo ſtark und ſchlank,
ie Augen waren, die blauen,
o blitzend an keinem zu ſchauen.

nd kecklich tritt er in den Kreis,
as Haupt er neigt vor dem König leis,
och vor der Maid, der ſüßen,
a beugt er es, tief zu grüßen.

em König er gefiel ſo ſehr,
r ließ ihm reichen Schild und Speer:
Du biſt ein herrlicher Knabe,
n kühnem Kampfe dich labe.“

Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürſtenſöhnen jung,
Mit ſeinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.

Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor ſeiner Stärk' und Schöne
Verbleichten die Heldenſöhne.

Und roſig roth die Jungfrau ward,
Und dem König däucht' er von rechter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu ſchmücken.

Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„So ſprich, von wannen du biſt, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten,
Die haben dich mir verrathen!“

Der Knabe ſchaut an ſein Purpurkleid,
Anſchaut' er die roſige, lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.

Er ſprach: „Mein Reich liegt fern ſo ſehr,
Weit drüben im tiefen, dunkeln Meer,
Dort ſteigt es aus dem Schaume.“
Der Jüngling ſprach, wie im Traume.

Doch ragt ſein Haupt aus dem Purpur hehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es ſteht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm ſchon lang' die Krone.

Da rief der König: „Dein Blut iſt ächt,
Fürwahr du biſt von Fürſtengeſchlecht,
Ich geb' dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!“

Ja, ſetze ſie nur in deinen Kahn,
Du ruderſt mächtig, ſo rudre voran,
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg' ich, dein Reich zu ſchauen!

Sie ſpringen in's Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er flieget hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag' und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.

Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forſcht und forſcht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick der ſinket zu Grunde,
Als ſucht' er es tief im Sunde.

Was hebet ſich dort im Abendlicht?
Ein Fels iſt's, d'ran ſich die Woge bricht!
Was ſchaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.

„O ſchiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber ſchnell am verfallenen Bau,
Wo, beid' einander zum Grauſen,
Nur Räuber und Geiſter hauſen!"

Da ſpricht er: „Lieb, was wirſt du bleich?
O Lieb, das iſt mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein and'res hab' ich auf Erden!"

„Mein Vater war wohl ſtolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erſchlagen, nicht ſanft geſtorben,
Sein' Hab' und Gut verdorben."

Und ſicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brandende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felſen ragende Zinken,
Wo mooſige Thürme winken.

„O Knabe, wo iſt das Brautgemach?" —
„„Dort zwiſchen den Mauern ohne Dach!""
„Wo harren die Edelknaben?" —
„„Dort fliegen und krächzen die Raben!""

Da ſchaut er ſie an, der Knabe ſpricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergötzen,
Du ſiehſt es an mit Entſetzen!"

„Und eh' du verfluchest das Leben dein,
Eh' laß uns zuſammen begraben ſeyn,
Eh' laß zu den Felſenriſſen
In den Strudel nieder uns ſchiffen!“

Er hält ſie im Arme bleich und ſtumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwiſchen den ſteinernen Rippen;
Dann ſchleudert er's an die Klippen. —

Mit Segeln voll, mit Maſten lang,
Mit froher Flagge, mit Freudengeſang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.

Der Greis ſucht ſeiner Tochter Reich,
Er ſieht nicht an das Eiland bleich,
Er ſchifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

Blutrache.

Nordiſche Sage in drei Romanzen.

1.

Herr Thorſtein in der Halle ſitzt,
Der blinde Greis in Schmerzen,
Ein Enkel liegt in ſeinem Arm
Und weinet ihm am Herzen.

Wo iſt dein Vater, kleines Kind? —
Sein Feind hat ihn erſchlagen.
So tröſte dich die Mutter dein! —
Todt iſt ſie von dem Klagen.

So hüte doch Allvater dich,
Laſſe dich in Frieden ſchlafen,
Und wachſen hoch und werden ſtark,
Bis du den Feind kannſt ſtrafen!

In der Halle ſitzt der blinde Greis,
Er ſegnet ſeinen Enkel:
„Mein Aug' iſt dunkel, mein Arm iſt ſchwach,
Es beben meine Schenkel.“

„O ſänke nicht die welke Hand,
So oft ich ſie will heben!
Was kann ich ſo in halbem Tod,
Und du mit halbem Leben?“

So ſitzt der blinde Greis und klagt;
Da pocht es an die Pforte,
Und öffnet leis und ruft herein
Zur Schwelle die flücht'gen Worte:

„Die Braut ſie mir raubten, es war dein Sohn
Dabei, und den hab' ich erſchlagen;
Und willſt du ihn rächen, es werden dich
Die alten Füße nicht tragen.“

„Schnell iſt mein Tritt, irr' iſt mein Gang,
Dem Wolf gleich in der Wüſten,
Es ſoll nach meinem rothen Blut
Vergebens euch gelüſten.“

„Doch Buße biet' ich dir genug:
Du kannſt den Beutel nicht ſchauen,
So höre raſſeln des Silbers Klang,
Deinen Ohren magſt du trauen!“

Er ſchwingt den ſchweren Beutel hoch,
Steht harrend unter der Schwelle;
Doch aus den blinden Augen ſpringt
Dem Greis die zornige Quelle.

„Weh mir, daß ich nicht wandeln kann
Wohl mir, daß ich nicht kann ſehen!
Es darf in meiner Halle Thor
Des Sohnes Mörder mir ſtehen.“

„Er labt den Blick an meiner Fauſt,
Die nicht mehr weiß zu ſchlagen;
Er meint, daß ich das liebſte Kind
Im Beutel müſſe tragen.“

„Aus dem Herzen, wo den Sohn ich trag',
Aus dem Herzen hol' ich die Waffen;
Die Flüche ſchick' ich nach dir aus,
Die ſollen mir Rache ſchaffen.“

„Den Fluch all' deinem Tritt und Schritt
Und deinem ſchnöden Gelde,
Ich hab' ihn längſt hinaus geſandt
Er harret dein im Felde.“

„Er gehet um in meinem Stamm,
Er ſchreit in Aller Ohren;
Du, wandle nur aus meinem Haus,
Biſt überall verloren!“

So ſitzt der blinde Greis im Stuhl,
Rührt keines ſeiner Glieder,
Und ſchlägt mit ſeiner Stimme Schall
Den Mörder doch darnieder.

2.

Und draußen pfeift ihm zu der Sturm,
Es ſpinnt ihn ein der Regen,
Es ſauſen ihm die Speere nach,
Und klirren Schwerter entgegen.

In Wind und Wetter ſchickt nach Ihm
Des Greiſen Flüche der Norden;
Die Kämpfer hielten über ihn Tag,
Und friedlos iſt er worden.

Er ſchweifet in den Klüften um,
Sucht Wohnung in den Wäldern
In ſpäter Abenddämm'rung Grau'n
Wagt er ſich nach den Feldern.

Da kehrt er bei den Kämpen ein,
Läßt Salz und Brod ſich geben,
Er deckt die Augen mit der Hand
Und ißt mit Haſt und Beben.

Doch zündet man die Lampen an,
So fährt er auf vom Sitze,
Daß nicht verrathend ihm der Strahl
In's Mörderantlitz blitze.

Entwichen iſt er auf die Flur; —
Die mit ihm Brod gebrochen,
Sie wetzen das Meſſer hinter ihm;
Die Schuld will ſeyn gerochen.

Es ſcheucht's ihn in dem Land umher
Fünf ſchöne Jünglingsjahre;
Ihm kommt kein Becher mehr zur Hand,
Kein Kranz mehr in die Haare.

Bei ſeinen Feinden wohnt die Braut,
Er weiß nicht, was ſie treibet.
Er weiß nicht ob ſie weint oder lacht
Und ob ſie ein Anderer weibet.

Und wie das fünfte Jahr iſt um,
Wankt er zu Thorſteins Schwelle;
Der blinde Greis dort ſitzt er noch
Im Gram auf der alten Stelle.

Es ſtürzt der Jüngling vor ihn hin:
„Bei dir iſt kein Vergeben,
Ich lege mein Haupt in deinen Schooß,
Dein Fluch läßt mich nicht leben.“

Dem Greiſe zuckt's wie Jugendkraft
In ſeinen welken Armen,
Die Fäuſte faſſen des Feindes Haupt,
Sie faſſen es ohn' Erbarmen.

Doch als er hielt ſo feſt gedrückt
Das Haupt an ſeinen Lenden,
Am warmen Leben ſchaudert's ihn
Den Fluch doch zu vollenden.

Da kommt ſein junger Enkel auch
Zu Kindesluſt geſprungen,
Und um den Fremdling, wie zum Schutz,
Hält er den Arm geſchlungen.

Jetzt will dem Alten, aufgethaut
Die Fauſt nicht länger ſich ballen,
Jetzt läßt er über des Jünglings Haupt
Die Finger ſpielend wallen:

„Deine Wang' iſt weich, deine Stirn' iſt hoch,
Dein Haar iſt lang und flachſen;
Es ſitzt das Haupt am beſten doch
Da, wo es iſt gewachſen.“

„Ja, trag' es auf dem ſchlanken Hals
Zu meinem Hof und Garten;
Du ſollſt an Sohnes Statt mein Feld,
So lang' ich's will, mir warten!“

„Fäll' Holz aus meinem Walde dort,
Bau' dir ein Haus daneben!
Jetzt wird mir wohl und däucht mir gar,
Mein Kind ſey wieder am Leben.“

Der Jüngling ſchnellte ſein Haupt empor,
Hat raſch ſich aufgeſchwungen.
Dem blinden Greiſen die Zähr' entquoll,
Die Thräne ſtrömte dem Jungen.

3.

Der Enkel wächſt mit Luſt heran,
Wie Nordlands Knaben blühen;
Um wenig Jahre ſey es noch,
Iſt er zum Mann gediehen.

Die Stunden, die flogen ſchnell dahin,
Wie man ein Liedlein ſinget;
Das Feld gedieh, das Haus ſtieg auf,
Der Greis ſaß wie verjüngert.

Es hing ihm eine Wolke wohl
In ſeiner Stirne Falten;
Der Jüngling fragt nicht, dient ſo treu,
Bis es erfreute den Alten.

Doch wie die Zeit nun ſchneller ging,
Sah man ihn ſtille ſitzen,
Und aus den hohlen Augen war's,
Als wollt' ein Feuer blitzen.

Zuletzt das Schweigen doch er brach,
Das manchen Tag gedauert.
Er ſprach: „ſtellt mir den Enkel her!“
Er rief's, von Schmerz durchſchauert.

„Großvater, laß nicht führen mich!
Auch Frühling wird's im Norden,
Du ſiehſt nicht, wie ich gewachſen bin,
Ich bin ein Jüngling worden.“

Der ſchlanke Knabe, der eilt herzu,
Ihn faßt der Greis mit Zittern,
„Ja,“ ruft er, „Sommer im Norden werd's,
Ich horche den Ungewittern!“

„Weh mir, es ſproſſet ihm ſchon der Bart,
Es ſchwellen die Glieder, die Knochen,
Er iſt ein Mann geworden und hat
Den Vater noch nicht gerochen!“ —

„Blutrache, heilig, alt Geſetz,
Wie unſre Götter und Eichen,
Vor dir muß unſeres Hauſes Fried'
Und Liebe mir heut erbleichen!“

„Seht ihr es nicht? mir däucht, ich ſeh's, —
Und bin ich doch blind ſo lange —
Wie ſeine Augen funkeln wild!
Du dort, iſt dir nicht bange?“

„O weh', du haſt mir gedient ſo fromm,
Haſt's wie ein Sohn getrieben!
Du ſollteſt führen in's neue Haus
Die Braut, die dir treu geblieben.“

„Jetzt kannſt du bei mir nicht bau'n dein Haus,
Bei mir dein Weib nicht freien.
Wie ſoll in ſeinem Angeſicht
Dir dein Geſchlecht gedeihen?“

„Nimm dir aus Kammer und Stall ein Theil,
Was mir der Sohn ſollt' erben!
So lange die Rach' in dem Knaben ſchläft,
Fleuch, fleuch! du ſollſt mir nicht ſterben!“

„Zur fernſten Orkneysinſel zeuch!
Dort, hinter der Fluthen Walle,
Dort bau von meinem Gute dir
Eine feſte, helle Halle!“

„Dort lebe ſicher und zeug' ein Kind
Für deines Alters Tage!
Und keiner ſey, — nimm hin den Wunſch —
Der dir den Sohn erſchlage!“

Die Gottesbraut.

Aus des Kloſters Hallen
Schallt der Jungfrau'n Sang,
Die zur Kirche wallen
Bei der Glocken Klang;
Alle Gott geweiht,
Haben ſie der Zeit
Abgeſagt und ihrer Wonne,
Kehren ſich zur ew'gen Sonne.

Was an ihnen blühet,
Blüht zu ſeinem Ruhm,
Was in ihnen glühet,
Iſt ſein Heiligthum.
Ihrer Jugend Stern
Leuchtet vor dem Herrn,
Was ein Weib auf Erden ſchmücket,
Opfern ſie, der Welt entrücket.

Hoher Stirne Bogen,
Langes goldnes Haar,
Jungen Buſens Wogen
Bringen ſie ihm dar;
Farb'ger Wangen Blut,
Rother Lippen Glut,
Was da freut und treibt das Leben,
Haben ſie ihm hingegeben.

Doch, die Jüngſte ſchauet
Dort am letzten Platz,
Die erſt heut vertrauet
Ihm den reichen Schatz!
Welcher Brauen Kranz!
Welcher Augen Glanz!
Welchen Strahl von Sehnſuchtsblicken
Sieht man ſie gen Himmel ſchicken!

Roſſe hört man ſcharren
Vor dem Kloſterthor,
Einen Jüngling harren
Siehet man davor:
Sein entzündet Hirn
Färbet Aug' und Stirn
Mit der ird'ſchen Flamme Gluthen,
Die aus dunkler Tiefe fluthen.

An des Thores Gitter
Frägt die Schaffnerin:
Was begehrt der Ritter
Im empörten Sinn? —
„Aus dem ſchwarzen Haus
Sendet Sie heraus!
Drinnen glühn zwei Sonnenaugen
Die für eure Nacht nicht taugen!“

Seine Waffen tönen
Durch der Hallen Gang,
Daß man's höret dröhnen
In der Jungfrau'n Sang.

Alle beten laut,
Doch die fromme Braut,
Wie ſie hört die frechen Worte,
Wandelt ſchweigend durch die Pforte.

In der ſtillen Zelle
Durch das Fenſterlein,
Nach des Himmels Helle,
Nach der Sonne Schein
Kehrt ſie noch einmal
Ihrer Augen Strahl,
Löſet mit dem Stahl ſich leiſe
Dann der Augen gold'ne Kreiſe.

Schließt die Perlen beide
Von erloſchnem Schein,
Blutiges Geſchmeide,
In die Kapſel ein,
Zieht den Schleier vor,
Wanket an das Thor:
„Was du willſt, ſey dir beſchieden,
Laß des Himmels Braut in Frieden!“

Zitternd langt der Ritter
Nach der weißen Hand
Durch das ſtrenge Gitter;
Als die Frau verſchwand.
Keinen Händedruck?
Doch er hält den Schmuck!
Unterpfand der ſüßen Triebe!
Erſtes Zeichen ihrer Liebe!

„Aus der dunkeln Hülle,“
Wonneglühnd er ſpricht,
„Komm in deiner Fülle,
Kleinod, an das Licht!
Wirſt ein Wiederſchein
Ihrer Augen ſeyn!“ —
Und er ſieht die matten Sonnen,
Und das Blut iſt ihm geronnen.

Als er auf den Pfühlen
Aus des Wahnſinns Nacht,
Wieder war im kühlen
Morgenhauch erwacht,
Ward in Reu' und Schmerz
Ihm ein and'res Herz,
Und das Licht, das Sie verloren,
Ihm im dunkeln Geiſt geboren.

Und im Flehen trat er
Vor den Herrn des Lichts,
Einen Strahl erbat er
Seines Angeſichts;
Denn es wandelt blind
Gottes frömmſtes Kind!
Daß der Sünder ſey errettet,
Hat ſie ſich in Nacht gebettet!

Aus des Kloſters Hallen
Schallt der Jungfrau'n Sang,
Die zur Kirche wallen
Bei der Glocken Klang.

Eine ſteht verhüllt;
Aber Dank erfüllt
Werfen ſich beim Liederſchalle
Um ſie her die Schweſtern alle.

Hinter ihrem Schleier
Glänzt's wie Sternenlicht,
Das ſchon frei und freier
Durch die Wolken bricht;
Wie ein Wunder lauſcht's,
In dem Schleier rauſcht's;
Endlich ſinkt vom Haupt er nieder,
Und die Kirche ſtrahlet wieder.

Denn es ſteht die Reine
Wunderbar erhellt,
Wie im Sonnenſcheine
Einer andern Welt;
Und ein Augenpaar
Groß und fromm und klar
Sendet ſeiner Sterne Flammen
Zu dem Gott, von dem ſie ſtammen.

Das Opfer.

In einem Reich gen Morgen
Da glühte der Sonne Brand,
Da ſchaut' in ſchweren Sorgen
Der König auf ſein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Verſiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder,
Weh, daß ich es ſchauen muß!“

„Was hilft mir Scepter tragen?
Kann ich zum Strome: Fleuß!
Kann ich zur Wolke ſagen:
Die kühle Fluth ergeuß! — ?“
So hat er lang in Kummer
Von Tag' zu Tage gedacht,
So ſeufzt' er, ohne Schlummer,
Von Nacht zu heißer Nacht.

Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzte die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es ſchallten Trauerpſalme
Davon kein Strauch genas,
Und welk ſtand jede Palme,
Als wäre ſie junges Gras.

Die fetten Aecker darben,
Kein Dampf ſteigt aus dem Kraut,
Verblüht ſtehn, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er ſchaut.
Nicht weht ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr,
Nicht ſingt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.

Und unter den Zelten lagen
Die Menſchen krank und matt,
Von glüh'nder Peſt geſchlagen
Auf ſchwüler Lagerſtatt.
Und war die Sonne geſunken,
Nach langem, heißem Lauf,
So ſprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.

Da deckte mit beiden Händen
Der König ſein Geſicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volke den Jammer nicht?
Gebt mir ein gnädig Zeichen,
Vor keiner Laſt will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen,
Nur, eh'rner Himmel, ſprich!“

Da ſprachen zu ihm die Götter
Durch ſeiner Prieſter Mund:
„Du wirſt des Landes Retter,
Und ſchleußt mit uns den Bund,

Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer du geſtellt,
Das unter des Prieſters Beile
Uns recht willkommen fällt!“

Er läßt Altäre zieren,
Der Hundert führt man drei
Von Schafen und von Stieren,
Die ſtattlichſten, herbei.
Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk' am Himmel ſtand,
Mit lautem Schalle flehet
Der König und ſein Land.

Doch als die Prieſter hoben
Den blanken Opferſtahl,
Die Thiere begannen zu toben,
Und ſtarben in Wuth und Qual.
Es ſchaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Der König in tiefer Trauer
Ging wieder in ſein Haus,
Durchwachte die Nacht in Schauer,
Und trat früh Morgens heraus.
„Ich weiß,“ ſprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh' von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil!“

Zween Knaben, widerſtrebend,
Bringt man, der Jugend Licht: —
„Weh!“ ruft der König bebend,
„Der Himmel will ſie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt ſie ganz!
Da droben aber funkelt
Die Sonn' in hellerem Glanz!“

Den König faßt ein Grauen,
Doch ſpricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen,
Die Knaben führet fort!“
Drei Mägdlein, jung, unſchuldig,
Führt man herbei bekränzt,
Sie neigen ſich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.

„Laßt ab, laßt ab!“ ruft wieder
Der König zagend aus:
„Die Flamme ſinket nieder
Erliſcht in Dampf und Graus!“
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft,
Der König verſchließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.

Und an dem vierten Morgen
Tritt er an's Tageslicht,
Gewichen ſind die Sorgen
Von ſeinem Angeſicht.

Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt,
Er ſitzt auf ſeinem Throne
Mit hohem, frohem Haupt.

Er ſpricht: „Ich hab' ein Zeichen,
Ich weiß, was ich ſoll thun;
Mir ſagten's der Väter Leichen
Die in der Halle ruh'n.
Es liegt in Balſamdüften
Jung, fröhlich von Geſtalt,
Dort Mancher in den Grüften,
Und ich bin grau und alt!“

Er ſtieg von ſeinem Throne,
Zu Boden warf er ſich,
Bleich wurde da die Krone, —
Der Sonne Schimmer wich;
Und wie er vor dem Volke
Inbrünſtig betend fleht,
Da flog empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.

Er ſprach: „Ihr Götter! funden
Hab' ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut.
Empfangt, empfangt mein Leben,
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken ſegnend beben,
Mir aber ſchickt den Blitz!“

Und als er aufſtand, fertig,
Den Tod erfleh'nd als Gunſt,
Umarmt' allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunſt.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen,
Es legt ſich nur der Staub,
Es ſäuſelt nur der Regen,
Still durch der Bäume Laub.

Die Menge ſtaunt und lauſchet,
Der Wind kühlt ab die Gluth,
Der Regen ſtrömt und rauſchet,
Er wird zu Guß und Fluth,
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt,
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von ſel'ger Thrän' es ſchwillt.

Die Vögel fangen zu ſingen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß ſich zu ſchwellen, zu ſchlingen
In ſeiner alten Bahn.
Es tönen der Prieſter Lieder,
Der Dichter Harfe klingt,
Das Volk es wirft ſich nieder,
Den Scepter der König ſchwingt.

G

II.

eſchichtliche und halbgeſchichtliche Sagen.

Kaiſer Heinrich.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der ſich in der Mitternacht,
Wo die frömmſten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernſte Bilder nach ihm faſſen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regenſpurger Gaſſen
Geht er nach Sanktheimeran.

Junges Heldenantlitz betend
Möcht' ein ſchöner Anblick ſeyn,
Dieſer zum Altare tretend
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein ſel'ges Ende,
Nicht um irdiſch Heil und Glück.

Als er aufſtand, ſchien's vom Rücken
Ueber ihn, als wie ein Licht,
Staunend thät er um ſich blicken,
Sieht ein heil'ges Angeſicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Biſchof ſtand,
Der mit hoher Hand, wie ſchwörend,
Zeigte nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürſt mit bangem Herzen
Auf ein römiſch Sechſe trifft.
„Will mich Gott ſo bald erhören?
Herr, ich glaub's auf eure Hand,
Hebt ſie nicht ſo ernſt zum Schwören!“
Sprach der Held, und Alles ſchwand.

Wie ſechs Stunden ſind vergangen,
Harrt' er fromm auf ſeinen Tod,
Doch es ſchien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenroth.
Wie der ſechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig iſt,
Doch es giebt der Herr dem Frommen
Neue heitre Lebensfriſt.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der ſechste Mond erſcheint,
Würd'ger ſtets vor Gott zu treten,
Doch es war nicht ſo gemeint.

Aber ernſte Todsgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und ſo lebt er ſonder Wanken
Heilig bis in's ſechste Jahr.

Und in hoher Kirche ſtand er
Leuchtend um das ſechste Jahr,
Und auf ſeinem Haupte fand er
Röm'ſche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem deutſchen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zwei und zwanzig Jahre heilig
Herrſcht' er ohne Fluch und Spott,
An die röm'ſche Sechſe treulich
Dacht' er, und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben
Hielt ihn Gott des Lebens werth,
Weil den Himmel er konnt' erben,
Ward ihm auch das Reich beſcheert.

Der Mönch und die Nonne[*]

Einſt auf der Wartburg Abends friſch,
Vor ſeinem braunen Eichentiſch,
Dem theuren Erbſtück von der Mutter
Saß bei der Arbeit Doktor Luther.
Am deutſchen Bibelbuch, dem lieben,
Hatt' er ein gutes Theil geſchrieben:
Er legte hin die Feder ſein,
Er ſchaute nach dem Gitterlein,
An Berg und Thal, den Gotteswerken,
Sich Auge, Herz und Hand zu ſtärken.
Was trübt ihm ſeinen frommen Muth?
Was treibt ihm nach der Stirn das Blut?
Ja klärlich auf dem Berge drüben
Sieht er ſein Spiel den Argen üben.
Da ſteht von Felſen aufgebaut,
Er hat's bis heut noch nicht geſchaut,
Ganz hell ein Mönch und eine Nonne,
Die küſſen ſich bei'm Schein der Sonne.
O ſchamlos greuliches Gebild!
Iſt's nicht genug, daß frech und wild
In den verſchloſſ'nen Klostermauern
Des Satans böſe Lüſte dauern,
Darf er ſie offen aller Welt
Noch malen unter's Himmelszeit?

---

[*] Dieſen Namen führt noch jetzt ein ſo geſtaltetes Felsſtück auf der alten Wartburg.

Der Doktor ſchauet nach den Feldern,
Ob kein Entſetzen in den Wäldern,
Ob nicht die Luft in Zornesflammen
Ein ſchwarz Gewitter zieh zuſammen?
Doch in dem hellſten Sonnenſtrahl
Die Bäume rauſchen allzumahl,
Und in den wunderlichen Stein
Schlingt Moos und Blume ſich hinein.
Iſt das von Gott, kommt das vom Uebel? —
Wie er noch ſinnt, fällt auf die Bibel
Ein lichter Abendſonnenſtreif,
Juſt auf 'nen Spruch, als goldner Reif.
„Wie konnt' ich — ſpricht er — lange ſinnen!
Antwort muß doch wohl ſeyn da drinnen.
O gieb mir, du wahrhaftigs Buch,
Aufſchluß zu Segen oder Fluch!“
So lieſ't er fort, wo er geblieben,
Da ſteht's im Sonnengold geſchrieben:
„Ein Biſchof ſoll unſträflich rein,
Soll Mann von Einem Weibe ſeyn!“
Da geht ihm auf ein helles Licht:
Ach nein, das kommt vom Böſen nicht!
Spricht Gottes Wort auch von den Dächern,
Nicht blos in einſamen Gemächern,
So darf's in Felſen und Geſtein
Wohl auch klar ausgeſprochen ſeyn.
So hat er d'rauf gekämpft, geſtritten,
Und bald geführt in ſeine Hütten
Trotz Papſt und Teufel, keck und laut
Aus einem Kloſter ſich die Braut.

Seit öffnen ſich die ernſten Pforten
Der dunkeln Kloſter aller Orten;

Viel Schleier ſind zurückgewallt,
Manch eine liebliche Geſtalt
Steht betend wohl noch am Altare,
Doch mit dem Brautſchmuck in dem Haare;
Ja Nonn' und Mönch mit Steineshaupte,
Weil Doktor Luther es erlaubte,
Sie küſſen ſich auf dieſen Tag,
Geh' ſchauen, wer es ſchauen mag;
Ich hab's geſehn im Abendſchein,
Die Berge blickten freundlich d'rein,
Die Sonne hatt' ihr Wohlgefallen: —
Gott ſchenk' ſo ſüßen Kuß uns Allen!

Der große Churfürſt

auf der Spreebrücke zu Berlin.

Fragment *).

— Hört, wie es ergangen:
Ich ging mit Scheu und halbem Bangen
In dieſer kaum verſchwund'nen Nacht
Vorüber an des Bildes Pracht.
Es rauſchten wunderlich die hellen
Und mondbeglänzten Fluſſeswellen,
Und warfen klar den Schein zurücke
Des ehrnen Bildes auf der Brücke.
Es war mir, als ob all ſich nahten
Die Geiſter ſeiner großen Thaten,
Und hielten wunderbaren Tanz
Rings um die Säul' im Mondenglanz.
Da kam mir bei die alte Sage,
Daß ſie ſich dreh' bei'm Zwölfeſchlage.
Ein thöricht Mährlein iſt's, ich dacht',
Indem ſo ſchlägt es Mitternacht.
Da fängt der Boden an zu beben,
Ein träum'riſch Wiehern anzuheben

---

*) Aus einem Feſtſpiele entlehnt, das ich zu Berlin im Jahr 1815 meinem theuren Freunde Franz Horn für ſeinen Geburtstag, den 30. Julius gedichtet, und das durch Freunde des Hauſes aufgeführt wurde. Die obige Rede war der Muſe der Geſchichte in den Mund gelegt.

Beginnt das mächt'ge Roß von Erz;
Und mählig, ſieh! — mir ſchlug das Herz —
Dreht ſich der Fürſt mit ſeinem Pferde
Das hoch ſich aufbäumt von der Erde.
Und wie es wieder ſtehet feſt,
Er alſo ſich vernehmen läßt:
„Ich ſah nach allen Seiten hin
In meiner guten Stadt Berlin,
Ich halt' um jede Mitternacht
Noch immer treue Fürſtenwacht;
So ſchaut' ich jetzo nach den Linden,
Dort iſt mein treu'ſter Freund zu finden,
Er iſt auch deiner, Kind! — Franz Horn,
Ein Mann von deutſchem Schrot und Korn;
Ich mocht' ihn immer gern erblicken
Als Jüngling wandeln dieſe Brücken,
Da ſchlug mir an die eh'rne Bruſt
Sein tücht'ger Scherz oft recht mit Luſt,
Denn freudig hat er mein gedacht,
So oft er dieſen Weg gemacht.
Und was er mir gethan als Mann,
Du weißt's recht gut, du triebſt ihn an.
Wer mich in ſeinem Buch geleſen,
Der kennt mein Handeln und mein Weſen,
Von meinem Leibe zeugt dies Erz,
In ſeinem Buche wohnt mein Herz.
Er feiert einen ſchönen Tag,
Darum ich ihn wohl grüßen mag.
Geh', treues Kind, und ihm bedeute,
Daß ich ſein denk' im Himmel heute:
Und will er mein noch ferner denken,
Werd' ich ihm Kraft und Segen ſchenken,

Zu ſchreiben von der Preußenkrone
Und von dem König, meinem Sohne!“ –
Er ſchwieg, hin ſank ich an der Säule,
Und ſchlummert' eine gute Weile,
Und wie ich wieder aufgewacht,
Da war vergangen ſchon die Nacht,
Und hieher kam ich, ihm's zu künden. –

Die beide Gleichen bei Göttingen.

Wer hat die Gleichen ſich beſchaut?
Sie ſind am gleichen Tag gebaut,
Und auf dem Doppelhügel
Schwingt Ein Wind ſeine Flügel.

Jetzt liegen ſie in Schutt und Rauch,
Doch kommt heran des Liedes Hauch
Und webt zur rechten Stelle
Die Burgen hoch und helle.

Zwei Brüder bauten raſch daran
Nach gleichem Sinn und gleichem Plan,
Die Mauern grüßten zuſammen
Des Abendrothes Flammen.

Die Thore wölbten ſich zugleich,
Die Maurer führten gleichen Streich,
Bis beider Thürme Spitzen
Ein Morgenroth ſah blitzen.

Und wo die Wände brüderlich
Die eine kehrt zur andern ſich,
Sie ließen zu beiden Seiten
Sich den Altan bereiten.

Dann mit der Sonne frühſtem Strahl
Die guten Brüder jedesmal
Sie grüßten ſich querüber
Und hatten ſich deſto lieber.

Und mit dem letzten Abendlicht
Nicht ließen ſie die ſüße Pflicht,
Sie winkten ſich wie Kinder,
Und ſchliefen um ſo linder.

Auch ihre Söhne hielten's ſo;
Darüber Anger und Wald war froh,
Thät ſchöner, als in ganz Sachſen,
In ſolcher Eintracht wachſen.

Und auch der Söhne Söhne noch,
Sie grüßten ſich wie Brüder doch
Mit Kuß und Liebeszeichen,
Dort vom Altan der Gleichen.

So ging's in's zehnte, zwölfte Glied,
Bis Einer ſonder Erben ſchied;
Doch, welcher es war von Beiden,
Die Sage will's nicht entſcheiden.

Wie dieſer fühlt ſein Ende nah'n,
Läßt er ſich tragen zum Altan,
Er ruft von drüben vor Sterben
Den einen Sohn zum Erben.

Von Lieb' und Eintracht predigt er
Den beiden Gleichen theure Mähr;
Sturmwolken trieb der Winter,
Ein Spätroth ſtand dahinter.

D'rauf ſchlief der alte Gleichen ein,
Bald drüben auch der Vetter ſein,
Und von den Schlöſſern nieder
Da ſchauten Brüder wieder.

Doch war nicht Fried' und Freude ſeit,
Die Erbſchaft zeugte böſen Streit;
Da führten ihre Bahnen
Sie nicht zu den Altanen.

Der eine zog gen Süden aus,
Vom Norden kam der andr' in's Haus,
Sie ſuchten ſich Genügen
In wilden Fehdezügen.

Der Wald erſeufzte von dem Schall,
Es klagte laut der Widerhall
Ja, ihrer Schlöſſer Mauern
Die fingen an zu trauern.

Und weil der Väter Eintracht wich,
Gebeugte Feinde regten ſich:
„Leicht iſt's, mit den Entzweiten,“
Frohlockten ſie, „zu ſtreiten.“

Und dichte Haufen zogen bald
Herauf durch beider Berge Wald.
Zurück in ihre Gleichen
Die Brüder mußten weichen.

Sie dachten wohl an des Vetters Wort,
Doch fochten ſie im Streite fort,
Sie hatten im Schwertertönen
Nicht Zeit ſich zu verſöhnen.

Auch iſt umringt ſchon beider Burg,
Und keiner kann zum andern durch,
Zuſammen konnten ſie ſiegen,
Allein muß jeder erliegen.

Und jetzt geſprengt iſt beider Thor,
Und mordend ſteigt der Feind empor,
Er ſchwingt die Siegesfahne —
Da treten ſie zum Altane.

Das erſtemal ſie grüßen ſich
Von Herzen laut und brüderlich;
Den Speer in hohen Handen,
Wohl haben ſie ſich verſtanden.

Sie winken mit den Augen hell,
Sie werfen ihre Speere ſchnell,
Die in den Lüften ſauſend
Durchkreuzen hoch ſich, brauſend;

Und jeder trifft des andern Herz
Sie winken und ſinken ohne Schmerz;
Da fangen an zuſammen
Die Burgen aufzuflammen.

Und ſpät im tiefen Schutt und Sand
Die Leichen man beiſammen fand; —
Sturmwolken trieb der Winter,
Ein Spätroth ſtand dahinter.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Biſchofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie ſahen da ſie liegen
Im Sommerſonnenſchein.

Umſonſt die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umſonſt des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von ſeinem Schloſſe
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt ſpringen auf die Roſſe
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen ſeiner ſpotten,
Da ſind ſie ſchon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger ſchwingt.
Vom Hügel ſieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürſten ſammt dem Troß.

Zu hinterſt an der Mauer,
Da ragt ein Thurm ſo feſt,
Das iſt ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Neſt;
Dort ſollen ſie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finſt'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme raſten
Der Württemberger Utz,
Der Biſchof hält ein Faſten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten ſchon in Sorgen
Um Leib und Leben ſeyn,
Da trat am andern Morgen
Der ſtolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn geſtiegen,
In meinen hellen Saal!
Ihr ſollt nicht fürder liegen
In Finſterniß und Qual.

Ein Mahl iſt euch gerüſtet,
Die Tafel iſt gedeckt,
Drum wenn es euch gelüſtet,
Verſucht ob es euch ſchmeckt!“

Sie lauſchen mit Gefallen,
Wie er ſo lächelnd ſpricht,
Sie wandeln durch die Hallen.
An's gold'ne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es ſatzten ſich die Fürſten;
Da mocht' es ſeltſam ſeyn!
Sie hungern und ſie dürſten
Beim Braten und beim Wein;
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir nichts?
Worüber iſt zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?“

„Es ſchickt zu meinem Tiſche
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar ſeine Fiſche,
Den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja ſonſt erfahren,
Was meine Pfalz beſcheert!
Was wollt ihr heute ſparen,
Wo Keiner es euch wehrt?“

Die Fürſten ſäh'n verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürſtlich iſt dein Biſſen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermiſſen!
Wo ließeſt du das Brod?"

„„Wo ich das Brod gelaſſen?""
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm ſaßen,
Mit ſeiner Augen Blitz;
Er that die Fenſterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da ſah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie ſprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof iſt da zu ſchauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Roſſes Huf und Klauen
Iſt alles Feld zerſtampft.

„Nun ſprecht, von weſſen Schulden
Iſt ſo mein Mahl beſtellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr beſä't mein Feld,

Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.–

„Ihr ſeht der Weſtwind fächelt
In Stoppeln und Geſträuch;
Ihr ſeht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
D'rum ſendet flugs die Schlüſſel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüſſel
Das Brod den rechten Platz!–

Hans Hemmling.

1.

Aus Brügge reitet im Niederland
Ein königlicher Held,
Er iſt der kühne **Karl** genannt,
Ihm ſteht kein Feind im Feld.

Sein Auge ſchwarz und ſchlummerlos
Schießt in die Ferne weit,
Es ſucht in der Alpen Rieſenſchoos
Des frei'ſten Volkes Streit.

Es glänzt ſein Leibrock purpurroth
Von Edelſtein und Gold,
Zög' ihm den Einer ab im Tod,
Der hätte reichen Sold!

Doch legt darum ſein Panzer ſich
Mit undurchdrung'ner Wehr,
Zehntauſend Lanzen fürchterlich
Sie ſtarren um ihn her.

Der Fürſten und der Grafen Schaar
Umringt ihn hoch zu Pferd,
Und eines jeden Haupt fürwahr
Iſt einer Krone werth.

Nicht ſeines Gleichen hat das Heer
An Zahl und Herrlichkeit,
Es wogt an Glanz und Trotz ein Meer,
Strömt über weit und breit.

Und wie des Herzogs Roß ſich bäumt,
Alle Roſſe ſteigen in Luſt,
Und wie ſein Herz von Siegen träumt,
Glüht aller Ritter Bruſt.

Der preiſt ſein Schwert, der ſchwingt mit Macht
Das Banner im Morgenwind,
Mit ſeines ſtählernen Kleides Pracht
Blitzt der die Augen blind.

So wallt vorüber mit leichtem Zug
In Gold und Stahl das Heer,
Noch Einer reitet im letzten Zug
Den drückt kein Panzer ſchwer.

Und in der Hand kein Schwert ihm blitzt,
Der Waffen iſt er baar,
Und ſtatt des Helms die Mütze ſitzt
In ſeinem ſchlichten Haar.

Doch ſchweift ſein Blick ſo frei und hell
Wohl über den ganzen Schwarm,
Es wohnt in ſeinem Aug' ein Quell
Von farbigem Leben warm.

Er ſieht ſich die Geſtalten an,
Als wären ſie ſein zumeiſt,
Was er geſchaut, in hellem Wahn
Lebt's fort in ſeinem Geiſt.

Und hätteſt du gefragt den Herrn,
Den Herzog von Burgund:
Wer reitet dir dort im Heere fern?
Geſprochen hätte ſein Mund:

„Ein kunſtbegabter Meiſter iſt's,
Er tauget nicht zur Schlacht,
Doch hab' ich geſiegt mit Hülfe Chriſt's,
So dient er meiner Pracht.

So dient er mir zu Ruhm und Ehr',
So glänzt an meiner Wand
Der Feinde Tod, mein mähend Heer,
Mein Sieg, von ſeiner Hand.“ —

Und hätteſt du dann geſchaut hinein
Tief in des Meiſters Bruſt:
O was für wonniger Farben Schein
Aufſtrahlte dort in Luſt!

Doch iſt es nicht der wilde Krieg,
Der kümmert wenig ihn!
Doch iſt es nicht des Herzogs Sieg,
Den ſein Geiſt läßt erblühn.

Ein and'res Leben entfaltet ſich
Aus dieſes Heeres Glanz,
Ein ander Bild ſtrahlt königlich
Geziert mit and'rem Kranz.

Er trägt in ſeiner Bruſt die Welt,
Die Keiner noch geſchaut,
Der als ein nied'rer Erdenheld
Der Erdengröße vertraut.

Hans Hemmling iſt's, der Maler gut,
An ſel'gen Bildern reich;
Die Andern ſchauen im Geiſte Blut,
Und hören des Schwertes Streich.

Sie treiben die Pferde mit wildem Sporn,
Sie jagen durch Saat und Flur,
Der kühne Herzog reitet vorn,
Sie folgen alle der Spur.

2.

Zu Brügg' um Thor und Mauer
Da ſchweigt der Tag wie die ſtille Nacht,
Da hat ſo finſt're Trauer
Der lange, blutige Krieg gebracht.

Viel Ritter ſind geſunken
In der Berge Schlucht, in dem kalten Schnee,
Viel Roſſe haben getrunken
Von der kühlen Fluth im tiefſten See.

Es ritt durch Tag und Nächte
Der Herzog auf ſeiner erſten Flucht,
Dann hub er die wunde Rechte
Und prüft' auf's neue des Schwertes Wucht.

Und iſt auf's neue gezogen
Hinaus, zu rächen des Heeres Schmach,
Und kommt kein Bote geflogen?
Und ſagt das Volk nicht die Kunde nach?

Und kehrt ſich nicht die Trauer
In Siegesruf und Freudengelag?
Der Wächter von der Mauer
Er ſpähet hinaus den langen Tag.

Da pocht zur Abendſtunde
Zuletzt an's Thor ein kranker Knecht;
Es ſchleicht ſein Fuß, von der Wunde,
Von der Flucht in's ferne Land geſchwächt.

Die Lumpen, die ihn decken,
Verkünden Jammer und eitel Noth,
Die Glieder lähmt der Schrecken,
Im Antlitz wohnt der blaſſe Tod.

O Bote, voll des Leides!“
er Wächter von der Zinne ſchalt,
Das Heer vergaß des Eides,
luch über deine Jammergeſtalt!“

„Mein Amt war nicht zu ſchlagen,““
prach d'rauf der Mann mit Herzeleid,
„Doch kann ich zeugen und ſagen,
ie liegen Alle, getreu dem Eid.““

So ſprich, die vierzig Tauſend?
ie mähet' alle der wilde Sturm?“
„Ja nieder warf er ſie brauſend,
er des Schweizers Speer und vor Nancy's Thurm.““

Weh mir! ſo mußt' erbleichen
er Purpurrock des kühnſten Herren?“
„Der hängt als Siegeszeichen
chon lang im hohen Münſter zu Bern.““

Den Herzog — hat ihn gerettet
in rabenſchwarzes ſchnelles Pferd?“ —
„Das liegt im Eiſe gebettet,
as ſtolze Haupt zur Tiefe gekehrt.““

So ward der Herr gefunden?
Knecht, ſo ſprich! haſt du kein Ohr?“
Mich ſchmerzen meine Wunden,
ach auf, mach auf, du Wächter, das Thor!““

3.

Es lag der arme kranke Knecht
Im milden Haus geborgen,
Lang ſprach er irre von Mordgefecht,
Vom letzten, blut'gen Morgen.

Er ſah im wachen Traum die Noth,
Den Schwarm der Feinde, der Raben,
Die Banner geſunken, die Edlen todt,
Den Herrn im Eis begraben.

Bis daß ein Schlummer lang und tief
Sich ſeiner Qual erbarmte,
Und was in ihm von Leben ſchlief,
In Ruhe lind erwarmte.

Jetzt hebt ſein Auge leuchtend ſich,
Auf ſpringt er von dem Bette,
Es fragt der Fremdling freudiglich
Nach Pinſel und Palette.

Die Diener ſprechen: „Krankheitswahn
Hat ihm den Sinn verſtöret!“
Sie ſeh'n einander fragend an,
Sie bringen, was er begehret.

„Nein Freunde, ſpricht er, es iſt kein Traum!
Gönnt mir das muthige Streben!
Was ich erlebt, das war nur Schaum,
Jetzt naht das wahre Leben!“

d auf das öde Tuch mit Macht,
it kühnen Pinſelſtrichen,
rbreitet er der Farben Pracht,
e heut noch nicht verblichen.

ans Hemmling! tönt's im Hoſpital,
ans Hemmling! auf den Gaſſen,
it Bürgern füllet ſich der Saal,
e können das Glück nicht faſſen.

Das Heil will wieder mit uns ſeyn,
cht alles iſt verloren!
e Ehre ſtellet ſich wieder ein
unſern ſchwarzen Thoren.“

r Meiſter lächelt ſelig, ſtill,
hrt fort und fort zu malen,
d immer größ're Wonne will
s ſeinem Bilde ſtrahlen.

n fernen Burgen führt er her
e Kön'ge mit Geleite,
ch nicht mit wildem Kriegesheer
unheilvollem Streite.

e alle treibt ein frommer Muth,
cht Feindſchaft, die ſich brüſtet,
r Kleider hohe Farbengluth
t nicht der Stolz gerüſtet.

Die Demuth wölbt den grauen Bau,
Legt in die Krippe den Knaben,
Und ſetzt zu ihm die ſel'ge Frau,
Und reicht ihm dar die Gaben.

Und Gottes Friede ſchwebet mild
Um die geweihte Stätte,
Der Meiſter ſteht vor ſeinem Bild
Mit dankendem Gebete.

Das iſt der Herr, das iſt der Held,
In deſſen Dienſt er lebet,
Das iſt die heilige Wunderwelt,
Die ſtets ſein Aug' umſchwebet.

Es zückt die Kraft ihm durch die Hand,
Er wird in vielen Bildern
Das überird'ſche Vaterland,
Das höchſte Leben ſchildern.

Und Meer und Ström' und Berg und Thal,
Was Herrlich's er geſehen,
Verklärt von ſeines Pinſels Strahl
Wird alles auferſtehen.

In tauſend Zügen wird er licht
Der Menſchheit Bild uns malen,
Und in Ein göttlich Angeſicht
Vereinen alle Strahlen.

So ſchafft der Meiſter zu Gottes Ehr',
Es leuchten ſeine Werke,
Wo blieb der Herzog und ſein Heer?
Der Stolz, der Glanz, die Stärke?

Hinunter muß der Erde Pracht
In düſtern Grabeshügel,
Das Rechte rettet aus der Nacht
Die Kunſt auf ew'gem Flügel.

Die Engelskirche auf Anatolikon *).

⏑ ´ ⏑ ´
⏑ – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ⏑

Es lacht ein Eiland Mit Feigenbäumen,
Mit Roſenlauben, Mit Rebenranken,
Wie ſonſt es ſchaffen Nur die Gedanken,
Wie man's nur ſchauet In Morgenträumen.

Es regt ein Volk ſich Auf ſeinen Hügeln,
Das ſpricht die Sprache, Die alte, traute,
Die zu uns redet Mit Geiſterlaute;
Und Freiheit deckt es Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze Der heil'gen Engel,
Den Cherubinen Iſt es vertrauet,
Von Marmor ſtehet Ihr Haus gebauet,
Im weißen Kleide, Rein, ohne Mängel.

Wohnt auch die Trauer In ſolchem Lande?
Warum verödet Die Roſenlauben?
Warum kein Liedchen Bei'm Saft der Trauben?
Kein Tauſch der Waaren Am regen Strande?

---

*) Kleine Inſelſtadt am Eingange des levantiſchen Meerbuſens, an Reiz der Lage Venedig vergleichbar. — Die Begebenheit berichtet uns die Allgemeine Zeitung vom 25ſten Februar 1824.

nacht, es wimmelt Dort auf den Waſſern,
argt ſich hinter Den Felſenriſſen:
eer von Maſten, Von fremden Schiffen,
rimmig Heer iſt's Von Chriſtenhaſſern!

riechenvölkchen, Willſt du verzagen?
Schwert der Väter, Haſt's nicht geſchwungen?
nit der Freiheit Nicht Muth errungen? —
h g'nug und Schwerter Sie zu erſchlagen!“

ſind's zu viele!“ — Haſt du nicht Mauern?
u nicht Schanzen, Dich klug zu decken? —
Thürm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
ehn Geſchlechter Wohl überdauern!“ —

lüh'n nicht Früchte Dir g'nug dahinter?
hren, Feigen, Und Oel die Menge? —
naht kein Hunger, Der mich bedränge:
nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter.“

eins vergaß mir Natur zu ſpenden:
Quell mir ſprudelt Aus ihren Brüſten;
kauft' ich Waſſer An fernen Küſten,
wehrt der Feind mir An allen Enden!“

ſonſt des Blutes Hab' ich vergoſſen,
Herz des Feindes Das Blei geſendet!
Kraft verſieget, das Leben endet!
hickt den Durſt mir, Den Bundesgenoſſen!“

Da will das Auge Sich traurig ſenken. —
Doch ſieh! Die Menge, Die gläub'ge, wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen ſchallet:
„O Gott im Himmel, Du kannſt uns tränken!“

„Machſt deinen Engel Zu Wind und Wolke,
Machſt deine Diener Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe Zermalmt zuſammen,
Da ſtürzt der Dränger Vor deinem Volke!“

„Heut nach der Erde Geheimſter Ader
Laß deine Geiſter, Die treuen, ſpüren;
Wenn erſt die Quellen Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer Des Feinds Geſchwader!“

„Erhör' uns, Retter!“ So tönt's von Allen.
Hat er vernommen Die fleh'nde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlünde donnern, Die Kugeln fallen.

Und eine flieget Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verſtummt in Schrecken,
In ſeine Mitte Fährt ſie hernieder.

Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt ſo gierig In ſeinen Ritzen;
Da hört ihr's ſprudeln, Da ſeht ihr's ſpritzen: —
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.

gel Gottes Sey hoch willkommen!
ährſt als Donner Aus glüh'nden Blechen;
ngſt aus den Tiefen In Waſſerbächen,
's gilt zu retten Das Volk der Frommen!

höpfet Jeder Vom heil'gen Quelle,
alle Glieder Dringt Engelsſtärke,
chreiten fürder Zum großen Werke,
aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.

auſend Kugeln Schickt aus den Schlünden
heil'gen Inſel Der Feind vergebens,
all' erlöſchen, Im Strom des Lebens:
muß die Freiheit Sich ewig gründen.

III.

Vermiſchte ſchwäbiſche Sagen.

Der Rieſe von Marbach.

Seht ihr wie freundlich ſich die Stadt
Im Neckarfluß beſchauet?
Wie ſie ſich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik ſpricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Rieſe drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in ſeinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier ſein finſt'res Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Rieſenhaus,
Ganz ſchwarz und unbehauen,
Grub er ſich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf ſie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es ſey der Rieſe, ſagt das Buch,
Aus Aſia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bacchus ſey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längſt verſchwunden ſind
Der Wald iſt ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umſonſt mit ſeinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schloſſes Felſengrund
Verſunken iſt in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieſer Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine ſechszig Jahr' es ſind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geſchwind,
Kein Rieſe zwar von Leibe:
Von Geiſt ein Rieſe wunderſam,
Als ob der alte Heidenſtamm
Ein junges Reis noch treibe.

Und als er groß gewachſen war,
Da ſang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Arg's und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenſpiel,
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

Auf einmal ward er ſtiller jetzt,
Begann ein ernſtes Dichten,
Er las, in fremdes Land verſetzt,
Tiefſinnige Geſchichten,
Doch ward in des Gedankens Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiſte drauf in's ſpan'ſche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon geſungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hatt' er noch nicht empfunden *).

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf ſeinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh'
Es mocht' ihm nicht genügen,

---

*) Der Leſer wird berückſichtigen, daß dieſe Zeilen kurz nach dem großartigen Kampfe Spaniens gegen Napoleon gedichtet ſind.

Es ſaß der edle Rieſengeiſt,
Jn ſich gekehret als verwaiſt,
Und ſeine Lieder ſchwiegen.

Da plötzlich ſieh! erhebt er ſich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte, ſtolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerſtreuet.
Es zieht vor uns ſein Wallenſtein
Jn's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebesſterben,
Maria wirft ſich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze ſteht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und, ach, da kommt der freie Tell
Mit ſeinen Eidgenoſſen:
Jhm folgt der gute Sänger ſchnell,
Er hat den Zug beſchloſſen,
Er ſingt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Rieſen ſproſſen.

Die Glocke vom Wunnenſtein.

Es ſteigt ein ſchöner Hügel,
Er ſteht voll Wald und Wein;
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und ſo rein.
Er trägt umſonſt von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt ſein Haupt voll Sonne
Bis ſpät zum Abendlicht.

Und wenn ihr ſtehet droben
Und ſeht die gold'ne Flur,
Wenn es euch drängt, zu loben
Die herrliche Natur;
Wollt ihr im Lied euch laben,
Durch drei der Lande hallt's:
Durch Franken und durch Schwaben
Und in die blaue Pfalz.

Wohl lauſchte heil'gen Klängen
Die graue Vorzeit ſchon:
Eine Glocke ſah man hängen,
Die gab ſo hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn ſie geſchwungen ward,
Von frommen Kloſterfrauen
Geſchenk von ſelt'ner Art.

Wenn man ſie hörte nieden
Im Dorf und nahen Thal,
Da legten ſich im Frieden
Die Menſchen nach dem Mahl.
Sie ſchliefen bei dem Klange,
Nach heißem Sommertag,
Und ihnen war nicht bange
Vor Blitz und Wetterſchlag.

In ihrem Erz da lebte
So ſegenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte,
Laut ſchlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört' man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und ſah ſie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horcht' aller Wolken Schaar,
Daß ſie in ſcheuem Grimme
Zerſtäubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Albgebirge bald,
Und rechts ab mit Geſchmetter
Zum fernen Odenwald.

Und weh den ſchönen Fluren,
Durch die ſie zogen hin,
Wo auf die grauſen Spuren
Die Morgenſonne ſchien!

Doch an des Berges Fuße
Das Dörflein ſicher lag,
Da ſchaute mit heiter'm Gruße
Herein der junge Tag.

Den dichten Blumenlauben
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirſchen hatte, die Trauben
Ein ſüßer Thau getränkt.
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudezähren
Der Menſchen Antlitz nur.

Da ſah mit ſtillem Neide
Heilbronn, die reiche Stadt,
Daß ſolche Wetterſcheide
Das arme Dörflein hat.
Es muß ſie wohl gelüſten,
Der Klang tönt gar ſo hold;
Wozu liegt in den Kiſten
Das Silber und das Gold?

Des Schatzes Augen lauern
Mit tückiſch rothem Schein;
Sie bieten ihn den Bauern,
Er lacht aus off'nem Schrein,
Sie ſind bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Bald hat die ſchwachen Herzen
Der eitle Glanz bethört:
„Es läßt ſich ja verſchmerzen,
Daß man ſie nicht mehr hört!
Was kann ein Erz, das blinde?
Hell blickt des Goldes Strahl!
Auch haben wir Berg' und Winde,
Die ſchützen unſer Thal!“ —

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke ſteigt vom Thurm,
Es tönt, wie banges Stöhnen,
Zerriſſ'ner Klang im Sturm.
Auf einen ſtolzen Wagen
Läd't ſie das Stadtvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft ſtockt der Roſſe Lauf.

Und wie ſie langſam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken ſich rührten,
Sich ſenkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten ſcheue Blitze
Den Boden bleich und ſtumm.

Und als ſie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da ſprach in ihre Ohren
Der Donner ein zornig Wort;

Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt iſt es Zeit zu läuten,
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber ſtürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk' auf Wolke thürmet
Des Himmels finſt'rer Sitz.

Wie bang ſie horchen Alle
Zum Glockenthurm empor,
Nicht tönt von ander'm Schalle
Denn ſchwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuſer und volle Scheuern
Ergreift der Flamme Schwall.

Die Felder ſind zerſchlagen,
Die Bäume ſind zerſchellt,
Von Beten und von Klagen
Erſchallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach unſ'rem Thurme
Den ſtummen Fluch gebracht!“

So löſen ſie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mählig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt ſie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das ſchwarze Thor.

Zwölf ſtarke Roſſe ziehen
Am Wagen ſchnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, ſeyd nicht träge,
Fort mit dem ſchlimmen Gaſt! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen ſie der Laſt.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock' erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat ſchnell ſich angeſchicket,
Löſ't ſeine Stiere geſchwind.

Er ſpannt ſie vor den Wagen
Und ſchickt die Roſſe fort,
Die Bürger ſteh'n und zagen —
Denn auf ſein Schmeichelwort

Ermannen ſich die Thiere,
Sie ziehen rüſtig, leicht,
Am Dorfe ſind die Stiere
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzlicher Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angſt entnommen,
Das Dörflein auferſteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen ſtand ſein Segen
Verwaiſ't und unbewacht.

Es ſtand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenſtrahls,
Und wieder ſah man ſchimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niederſank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von ſelbſt der fromme Klang.

Das Eßlinger Mädchen.

Melac, der Franzen General
Mit ſeinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal,
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da ſitzt er ſchon,
Man hört ihn lachend ſprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerſt auf den Wall
Am Pulverdampf ſich labend,
Der wolkig zieht, mit ſeinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein ſtehen,
Daraus ein ſchönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er iſt in welſcher Glut entbrannt:
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in dieſem Schwabenland
So viele ſchöne Gaben;
Mir will der Wein in dieſem Thal
Schier wie der heim'ſche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'ſchen Schäferſtunden!“

Noch an demſelben Abend ſteht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt ſein Ruf ergeht:
Will ſie nicht ſeyn verloren,
Soll ſie alsbald die ſchöne Magd
Dem argen Dränger ſenden,
Sonſt raucht die Stadt, ſobald es tagt,
Von tauſend Feuerbränden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutſch geklungen:
„Von einer freien Reichesſtadt
Wird ſolches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall
Wenn keine Seel' verdorben,
Und ſterben unſ're Töchter all,
So ſind ſie keuſch geſtorben!“

Der and're Morgen dämmert ſtill,
Die Glocken alle ſchallen,
Die Stadt als Eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da ſchmückt ſich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt,
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinſte ſeiner Töchter?

Durch Freund' und Feinde frei ſie geht,
Die Magd mit ſtillem Tritte,
Hinauf bis wo die Fahne weht
Von Melac's Lagerhütte.

Geſprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küſſe Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft ſich in die Waffen ſtolz:
Sie ſollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will ſeine Brunſt ſich kühlen.

Wie er will ſchreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem erſten Sonnenſtrahl
Die Jungfrau vor ſich ſtehen;
Mit ihrem Häublein ſpielt das Licht
Als einem Heil'genſcheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutſchen Sinnes Reine.

Nicht Angſt, nicht and're Regung zuckt
Durch ihre ſchlanken Glieder,
Die Bruſt mit friſchem Strauß geſchmückt
Wallt friedlich unter'm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet ſind,
Schlicht ſind die blonden Locken,
Sie ſchaut ihm, wie ein fragend Kind
In's Antlitz unerſchrocken.

So deutſcher Schönheit klares Licht
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf ſein geblendet Angeſicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt iſt ihm das welſche Wort
Auf ſeiner ſchnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geſchwungen.

Hinaus mit ſeiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesſtrahl
Aus ihrem Augenſterne. —
Die Glocken ſind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgeſtalt,
Siegreich und unverloren.

Die Tübinger Schloßlinde.

1.

Und wie ſollt' ich dein vergeſſen,
Du getreue Muſenſtadt,
Die mein ganzes Herz beſeſſen
Und mich wohl gepfleget hat.

Von dir ſingen, von dir ſagen
Könnt' ich gar viel Leid und Freud',
Doch, nicht iſt's aus fernen Tagen,
Ach! mir iſt, als wär's erſt heut!

Aber heute gieb mir Kunde
Tief aus deiner alten Zeit,
Als dich von dem ſchwäb'ſchen Bunde
Ulrich, unſer Herr, befreit.

Zwar er kam in ſchwerem Zorne,
Schlug dir ein dein zagend Schloß,
Daß die Sträucher und die Dorne
Standen auf den Trümmern bloß.

Doch er hat es neu erbauet,
Stark und fürſtlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf, und ſchauet,
Wie es noch ſo ſtattlich ſteht!

Stolz auf ſeinem ſchlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rath der weiſen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen ſchwenken
Den Studenten alter Art.

Vor den Thoren vom Barette
Wirft der Fürſt ein Lindenreis:
„Wachs' und blüh' an dieſer Stätte
Als ein Bäumlein grün und weiß!“

Keiner wagt es drauf zu treten,
Frommer Boden hüllt es ein,
Unter Jubeln und Gebeten
Geht der Zug zur Burg hinein.

2.

Als ſie funfzehn Jahr geſtanden,
Sah'n ſchon alle Steine grau,
Vieles hatten überſtanden
Fürſt zumal und Fürſtenbau.

Denn das ſpan'ſche Kriegsgewitter
War gezogen durch das Land;
Doch am Thor die ſteinern' Ritter
Hielten unbezwung'nen Stand.

Und die Linde vor den Thoren
Rauſchte freudiglich herein,
Bis von Fürſtenhand erkoren,
Freie Wächterin zu ſeyn.

Rauſcht' und blühte funfzehn Jahre,
Bis ein Winter wieder kam,
Der den Herzog auf der Bahre
Von dem treuen Schloſſe nahm.

Mit der welken Blätter Zittern
Flüſterte ſein Baum herein,
Und das edle Paar von Rittern
Jetzt ſchien es erſt von Stein.

Lehrer viel und Schüler wallen
Durch die Straßen ſchleichend bang.
Aus den Sälen, aus den Hallen
Tönt ein frommer Sterbeſang.

Doch die graue Landesveſte
Zeuget noch von ihrem Herrn,
Hätten gleich die fremden Gäſte
Sie zerſtöret gar zu gern *).

---

*) Die Franzoſen im Jahr 1688.

Und der Baum der blüht noch immer
Seit manch hundert Sommern aus,
Ziert mit grüner Zweige Schimmer
Manchen freien Muſenhut.

Horch, ſie rauſcht im Abendwinde,
Wandle, Herze, durch dein Schloß,
Komm' und pflück' von deiner Linde
Einen friſchen Blüthenſproß!

Die Wurmlinger Kapelle.

Von Calw Graf Anſelm lag am Tod,
Ein ſtark und frommer Grafe,
Er ging mit vollen Sinnen ein
Zum allerliebſten Schlafe;

Er prüfte mit dem Auge ſo hell,
Als zög' er hinaus auf's Jagen,
Er ſprach mit ſeiner Zunge ſo klar,
Als rief er im Feld zum Schlagen.

Er ſprach: ich kann durch's Fenſter ſeh'n
Den Kirchhof mit den Steinen,
Die Sonne mag ihn mit ihrem Licht
Nicht Einmal Jahrs beſcheinen.

Ich habe gelebt auf Bergen frei
In Schlachten und in Siegen,
Ueber Berge zog ich in's heilige Land,
Auf Bergen möcht' ich liegen.

Es iſt vergangen kein einziger Tag,
Daß ich nicht zog in die Ferne,
Ich führ' als todt in die weite Welt
Noch Einmal gar zu gerne.

So ſpannt vor einen Wagen bald
Ein tüchtig Paar von Stieren,
Die ſchickt mit meinem Sarg hinaus,
Doch keiner ſoll ſie regieren.

Und wenn ſie halten auf einem Berg,
Macht dort mir ein Grab zur Stelle,
Und baut zu Gottes Ehren auf
Eine heilige Kapelle.

Und als der Graf verſchieden war,
That man nach ſeinem Willen,
Auf ſchwarzem Wagen zwei ſchwarze Stier'
Zieh'n ſteinernen Sarg im Stillen.

Sie ziehen mitten durch's Ackerfeld,
Es will es keiner wehren,
Der Pflüger weicht und betet fromm
Dem todten Herrn zu Ehren.

Sie zieh'n vom Morgen bis zur Nacht,
Und wieder bis zum Morgen,
Da machen ſich die Diener auf,
Zu ſuchen und zu ſorgen.

Sie fragen nach der irren Spur
Mit Worten lange, mit Blicken,
Bis ſie auf einem ſteilen Berg
Fern das Geſpann erblicken.

Der Berg ragt wie ein Thurmesdach,
Dahin ſie ihn getragen,
Die Stiere brachten ihn wohl hinauf,
Der Sarg fiel nicht vom Wagen.

Die Diener ſtellen ſich um den Sarg,
Sie ſingen zu Gottes Preiſe,
Daß er ſo wohl gelingen ließ
Dem Herrn die letzte Reiſe.

Von vielen Dörfern tönt herauf
Ein frommes Grabgeläute,
Die Berge glüh'n in der Sonne Gold,
Als ob ſie ihm Blumen ſtreute.

Und wie den Sarg man öffnet noch,
Des Grafen Aug' iſt offen,
Als hätt' ihn Berges Luft und Licht
Mit weckender Macht getroffen.

Auch liegt der Abendſonne Schein
So roth auf Lippen und Wangen:
Es war, als wäre der bleiche Tod
Vor ſeinem Strahl vergangen.

Doch ſenkten ihn die Diener ein
Nach ſeinem Wunſch, zur Stelle,
Als Grundſtein weihten ſie den Sarg
Zur heiligen Kapelle.

Von drunten kommen auf deren Klang
Seitdem viel Todte zu ſchlafen,
Das ganze, tiefe Dorf will ruh'n
Auf hohem Berge bei'm Grafen.

Der Hirte von Teinach.

Bei Teinach lag ein Hirte,
Und ſchlief im grünen Gras,
Derweil ſein Heerdlein irrte,
Und friſche Kräuter las;
Den führt' um ein Jahrhundert
Ein ſelt'ner Traum zurück,
Er ſtand und warf verwundert
In's Dörflein ſeinen Blick.

Die Häuſer, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie ſtanden jung und lachend
Mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt iſt zu ſchauen
Das ſchöne Gotteshaus,
Fing man erſt an zu bauen,
Und hieb den Grundſtein aus.

Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig
Noch ſtanden ſie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

Und ohne lang zu fragen
Ward's ihm im Traume klar,
Daß der im gold'gen Kragen
Der Herzog ſelber war.
Das Neu'ſte drein zu ſtiften
Tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften,
Und neuem, edlem Wein.

Da wird erſt von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu ſüßer Labe
Der Herr den Durſt ſich ſtillt.
Und ſieh', da fällt dem Fürſten
Der Hirt' in das Geſicht,
Er ſieht ihm an ſein Dürſten,
Reicht ihm das Glas und ſpricht:

„Trink', Freund! es iſt der beſte
Aus meinem Neckarthal,
Du kommſt zu ſolchem Feſte
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte ſich das Glas,
Und eben wollt' er nippen, —
Da wacht er auf im Gras.

Er blickt um ſich erſchrocken,
Er fühlt die Hand ſich leer,
Er fühlt den Mund ſich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!

Wein läßt ſich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Iſt ihm davon gelaufen
Der Heerde ſchönſter Stier.

Er richtet ſich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu ſuchen
Beginnt er ſeinen Lauf;
Bis wo in Büſchen ſtille
Sich birgt ein alt Geſtein,
Von dort hört er Gebrülle,
Und mählig dringt er ein.

Ihm iſt, als träumt' er wieder,
Er ſteht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl!
Und hinten in der Ecken
Da liegt und ſchlürft der Stier,
Was mag ſich dort verſtecken?
Springt eine Quell' herfür?

Fürwahr es iſt die Quelle,
Von der du träumteſt, Hirt!
Ein Wein iſt's, klar und helle,
Der das Geſtein durchirrt.
Das Faß iſt lang zerſtoben,
Er ſelbſt ward rings zu Stein,
Drinn' er ſich aufgehoben
Als hundertjähr'gen Wein.

Von dieſem ſelben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen,
Daß du erwacht ſo bald;
Du hätt'ſt getrunken Neuen:
Jetzt iſt er wunderalt!

Der Vogt von Hornberg.

In drei Romanzen.

1.

In jener Zeiten Schwere,
Wo Luthers fromme Lehre
Die uns zu Gottes Ehre
Der theure Brenz gebracht,
Noch hülflos in der Wiege
Bedrängt vom ſchweren Kriege,
Geängſtet ward vom Siege
Der ſpan'ſchen Heeresmacht:

Da hat es ſich begeben,
Daß noch ein rechtes Leben,
Ein muthiges Beſtreben
Im Dörflein Gutach war.
Dort lehrte noch zur Stunde
Mit ſeinem freien Munde,
Aus ſeines Herzens Grunde,
Ein Pfarrer fromm und klar.

So ſtand er ohne Sorgen,
An einem Sonntagsmorgen
Im Kanzelſtuhl geborgen,
Um den die Menge wogt:

Da kommt mit raſchen Schritten
In andrer Hörer Mitten
Durch's Kirchenthor geſchritten
Des Hornbergs neuer Vogt.

„'S iſt keiner von den Böſen!
Jedoch den Text ihm leſen,
Mag doch nicht übel weſen!“
Der Pfarrer bei ſich ſpricht:
Er fordert die verdammten,
Ungläubigen Beamten,
Die all' der Höll' entſtammten,
Vor Gottes Strafgericht.

Als er der langen Predigt
Mit Poltern ſich entledigt,
Für Schweiß und Müh' entſchädigt,
Steigt er vergnügt herab;
Ihm naht der Vogt mit Nicken,
Mit Gruß und Händedrücken:
„Laßt euch zu Mittag blicken,
Ehrwürd'ger, ſchlagt's nicht ab!“

Was iſt's? er muß wohl kommen!
Er ſaß und aß beklommen,
Doch als er eingenommen
Den guten Neckarwein,
Und ihn der Vogt von Herzen
Ergötzt mit ehrbar'n Scherzen,
Wollt' ihn ſchon reu'n und ſchmerzen
Das übermäß'ge Schrei'n.

Behaglich war es Beiden;
Da ſprach der Vogt bei'm Scheiden
Zuletzt: „Herr! kennt ihr's meiden,
So predigt nicht ſo ſtreng!
Das Schimpfen und das Schelten,
Glaubt mir, es frommet ſelten,
Und wem es juſt ſoll gelten,
Dem macht's um's Herz nicht eng.“

Das zieht dem guten Alten
Die Stirn' auf's neu' in Falten;
Er ſpricht halb ungehalten,
Halb aber noch im Scherz:
„Ihr werdet mich nicht fragen,
Doch wenn ihr's könnt ertragen,
Was hier die Leute ſagen,
So leg' ich's euch an's Herz:“

„Er fiſchet nicht im Trüben,
Mag Trunk und Spiel nicht üben,
Treibt kein verbot'nes Lieben,
Fürwahr, Er iſt kein Vogt!
O, laßt die Leute ſchmähen,
Sie werden's nicht verſtehen: —
Ihr ſcheut das Kirchengehen!
Fürwahr, ihr ſeyd ein Vogt!“

2.

Er predigt' immer länger,
Er predigt' immer ſtrenger,
Da ward die Bruſt ihm enger,
Da ward die Lung' ihm krank;
Bis daß er widerſtrebend,
Des Amtes ſich begebend,
Vom heißen Fieber bebend,
Auf's Siechenbette ſank.

Er mußte lange liegen,
Kein Schlummer mocht' ihn wiegen,
Der Troſt ging ihm verſiegen,
Er lag ſo gar allein.
Es fingen die Gedanken
Im Zweifel an zu wanken;
Da ſtellte bei dem Kranken
Des Vogts Beſuch ſich ein.

Der naht ſich ſeinem Bette
Rückt ihm die Lagerſtätte,
Greift Alles in die Wette
Mit Magd und Diener an;
Bringt labende Geſchenke,
Erfüllt die leeren Schränke
Mit Speiſ' und mit Getränke,
Und pflegt den kranken Mann.

So kommt und kommt er wieder,
Und ſetzt ſich zu ihm nieder,
Indem er fromm und bieder
Manch tiefes Troſtwort ſpricht;
Aus ſeinem Munde quellen
Die ſchönſten Bibelſtellen;
Von Thränen glänzt, von hellen,
Des Kranken Angeſicht.

Des Vogtes Worte riefen
Die Hoffnungen, die ſchliefen,
Des Glaubens tiefſte Tiefen
Aus ſeiner Seele Grund.
Das Wort, das er, entzündet,
Vorlängſt dem Volk verkündet,
Verklärt, verherrlicht findet
Er's in des Tröſters Mund.

Das dringt in ſeine Säfte,
Erneuert ihm die Kräfte,
Belebet das Geſchäfte
Der ringenden Natur.
Jetzt heilt, was war verwundet,
Was krank war, das geſundet,
Und Trank und Speiſe mundet:
Vollendet iſt die Kur.

Die Frühlingsboten ſangen,
Da kam ihn zu umfangen
Zum letztenmal gegangen
Der Vogt, ſein Troſt und Hort.

„Ich ziehe meiner Gaſſen,
Bin dieſes Amts entlaſſen;
Laßt eure Hand mich faſſen:
Gott ſey mit eurem Wort!“

Der Pfarrer, tief ſich neigend,
Auf ſeine Hand ſich beugend,
Dann auf die Bruſt ſich zeigend,
Auf die erſtarkte, ſpricht:
„O könntet ihr hier leſen,
Wie ſie ſich fühlt geneſen!
Wer ihr auch ſeyd geweſen:
Ein Vogt, Herr! ſeyd ihr nicht!“

3.

Jetzt predigt er ſo milde,
Nach ſeines Meiſters Bilde,
Das Wort in dem Gefilde
Wuchs unter ſeiner Hand.
Und Friedenstauben flogen,
Und über wilden Wogen
Erſchien der Regenbogen:
Der Feind zog aus dem Land.

Da trocknete die Zähre,
Da reifte froh die Aehre,
Da hub die gute Lehre
Das müde Haupt in Kraft.

Den frommen Rath der Alten
Sah man zu Stuttgart walten,
Die Kirche ſich entfalten
Befreit aus langer Haft.

Und wo durch's Kriegestoben
Sich eine Stimm' erhoben,
Das laut're Wort zu loben,
Die hallt in aller Ohr.
Drum, wo wer unbethöret
In ſchwerer Zeit gelehret,
Den rief man hochverehret
Vor allem Volk hervor.

Da macht ſich auf die Reiſe
Zu ſeines Amtes Preiſe,
Beſchieden vor die Greiſe,
Von Gutach unſer Hirt:
Daß ihm gelohnet werde,
Weil ſich von ſeiner Heerde
Trotz Jammer und Beſchwerde
Kein Schäflein hat verirrt.

Er kommt mit Furcht und Beben;
Er hat in ſeinem Leben
Nicht viel ſich abgegeben
Mit hoher Obrigkeit.
Er will im Vorſaal bleiben,
Da ſitzen viel und ſchreiben;
Die Angſt ſich zu vertreiben
Hat er da gute Zeit.

Die Diener lernt er kennen,
Die hin und wieder rennen,
Jetzt wagt er ſich zu nennen,
Er will gemeldet ſeyn.
„Seyd Ihr's? Euch kann's nicht fehlen!
Ja, Herr, ihr dürft nur wählen,
Euch ſteht, auf meine Seelen,
Bei'm Brenz im Brett ein Stein!“

„„Bei'm Brenz? bei'm Probſt und Rathe?
Der Kirche Hort im Staate,
Der drin in dem Senate
Den hohen Vorſitz führt?
Wann hat mich der geſehen?
Wie ſollte das ergehen,
Daß ſeines Geiſtes Wehen
Mein niedrig Haupt berührt?““

Ein geht er zu der Pforten
Mit ſolchen Zweifelsworten;
Doch wen erblickt er dorten?
Iſt auch ſein Auge klar?
In Seide, Sammt und Spitzen
Mit gold'nem Kreuze blitzen,
Zu oberſt ſieht er ſitzen
Den Vogt von Hornberg gar!

Der ſtreckt mit Gruß und Segen,
Wie alte Freunde pflegen,
Die treue Hand entgegen:
„Gelobt ſey Jeſus Chriſt!

Ihr habt wohl unterdeſſen
Den Flüchtling gar vergeſſen,
Der als ein Vogt geſeſſen
Zu euren Füßen iſt?"

„Ihr aber ſeyd mir theuer,
Getreulich dacht' ich euer,
Und eurer Worte Feuer
Hat oft mich noch durchglüht;
Wie kann man euch vergelten?
Ihr ſeyd ein Hirte ſelten,
Zumal ſeit ihr mit Schelten
Euch nicht vergeblich müht."

„„Für Sorgen und Beſchwerden,""
Spricht jener, „„kann auf Erden
Kein größ'rer Lohn mir werden,
Als ſolches Mannes Wort.
Jetzt geh' ich ruhig ſchlafen;
Und, wollt ihr mich nicht ſtrafen,
So laßt mich bei den Schafen
Zu Gutach fort und fort!""

„„Wie will ich dort erzählen
Den lieben, frommen Seelen,
Will ihnen nicht verhehlen,
Daß ihr den Vogt nicht logt.
Ihr ſeyd, was ihr geweſen,
Zum Vogt ſeyd ihr erleſen;
Ihr ſeyd, zu Trotz dem Böſen
Herr Brenz! des Himmels Vogt!""

Der Kellergeiſt.

„Was tritt da vor mein Bett zu Nacht
Duftneblige Geſtalt?
Ich bin doch wahrlich ganz erwacht,
Iſt das noch Traums Gewalt?“

„Was drängſt du dich ſo wüſt hervor
Aus meiner öden Stirn,
Du ungefüges Träumechor,
Bleib drinne mir im Hirn!“

Doch nimmer weicht das dunkle Bild
Scheint's gleich nur Duft und Schaum,
Es winkt ſo haſtig, blickt ſo wild:
O nein, das iſt kein Traum!

Der Hausherr ſpringt vom Lager auf,
Zerſtoben iſt's, wie Spreu;
Er wirft ſich murrend wieder d'rauf,
Da gleich erſcheint es neu.

Und wie es kommt zum drittenmal,
Wirft er ſich in ſein Kleid,
Er ſtellt ſich mitten in den Saal
Zu Schutz und Trutz bereit.

Auf Kettenklirren, Geiſterſchritt
Spitzt er ſein horchend Ohr,
Doch aus der tiefen Stille tritt
Nur ſachtes Pochen vor.

Mit wunderlicher Gegenwart
Treibt's ihn durch Saal und Flur,
Es tönt ſo leis, es tönt ſo zart,
Wer kommt ihm auf die Spur?

Im Hauſe wird nun Alles wach,
Und Alles hört den Laut;
Sie geh'n dem ſtillen Geiſte nach,
So arg es ihnen graut.

Zur Treppe führet ſie der Lauf,
Und drunten ſind ſie ſchon,
Da ſteiget von dem Keller auf
Vernehmlich ganz der Ton.

„Die Weine ſind mir gar zu lieb,
Es ſoll mir keiner dran,
Geiſt oder Teufel ſey der Dieb,
Ich will ihn dennoch fahn!“

Und mit der Leuchte durch das Thor
Tritt keck der Hausherr ein,
Da ſtellt ſich laut bei ſeinem Ohr
Das Muſiciren ein.

Das war das allergrößte Faß —
Da ſtand der Geiſt? o nein!
Nur war der Boden kühl und naß
Nur plätſchernd rann der Wein.

Ein ſchlimmer Wächter war der Hahn,
Ganz offen ſtand er gar,
Und wie's zu Boden tropfend rann,
Da tönt' es warnend klar.

„Dem guten Kellergeiſt ſey Dank,
Den ich am Bett gewahrt,
Er hat den allerbeſten Trank
Mir gnädiglich bewahrt!“

Wohl manchem ſitzt er in den Kopf,
Den warnt er nimmermehr,
Er quält mit Durſt den armen Tropf
Bis ſeine Fäſſer leer.

Doch wen er lieb hat, tränkt er gern,
Und hält doch ſich're Wacht,
So that er noch an unſerm Herrn
Dies Wunder jüngſt zu Nacht.

Und der beſungen dieſen Spaß,
Der kennt den Geiſt gar wohl,
Hätt' er nur erſt ein eigen Faß,
So füllte der's ihm voll.

Herzog Chriſtoph und ſein Schreiber.

Herzog Chriſtophs Kammerſchreiber
War Franz Kurz, der Poſſentreiber,
Obwohl im geheimen Rath
Er ganz ernſt und ſittig that.
Auf dem Stühlchen ſaß er unten;
Wenn die Herren Räth' im bunten,
Weiten Kreiſe ſaßen ſinnend,
Lange Reden floßen rinnend,
Sah man flink ihn mit der zieren
Feder ſtill protokolliren.
Keiner von den Herren dachte,
Wie Franz Kurz im Herzen lachte,
Wenn ein ſchiefes Wörtlein fiel;
Rüſtig lief ſein Federkiel;
Aber heimlich hinterdrein
Gab er's preis bei'm Gläschen Wein.

Einmal doch, da ward's ihm ſauer,
Als der Bürger und der Bauer
Ward mit Worten arg mißhandelt,
Recht in Unrecht gar verwandelt;
Und die alten weiſen Münde
Ihm die allerfeinſten Gründe
Zudiktirten für die Lehre:
Volk, wie Schaf, ſey für die Scheere.
Kaum hielt er die Sitzung aus;
Und als Jeder ging nach Haus,

Blieb er noch im Saale ſtehen,
Das Geſchrieb'ne durchzuſehen;
Stößt die Akten in die Scheide,
Greift nach einem Stücklein Kreide;
Von Muthwill' und Zorn entbrannt,
Schreibt er an die Tafelwand
Mit großmächt'ger Schrift: „Ei nu!
Es geht wunderlich hier zu!“
Dann, die Akten in der Taſche,
Will er wandern zu der Flaſche.
Auf der Treppe wird's ihm bang:
Einer über kurz und lang,
Kann es leſen, und ein Jeder
Kennt die Züge ſeiner Feder.
Ihn verlangt nach keiner Wäſchen,
Beſſer iſt's, es auszulöſchen!
So hinauf zum Saale wieder;
Doch ihm rieſelt's durch die Glieder,
Vor der Thüre macht er Halt,
Sorglich blickt er durch den Spalt:
Sieh! da tritt zur andern Thür —
Weh! — der Herzog ſelbſt herfür: —
Meiſter Kurz ſteht auf der Schwelle,
Wie am Eingang zu der Hölle;
Durch den Spalt ſieht er mit Schrecken,
Wie der Herr die Schrift entdecken,
Alsbald näher treten thät;
Leſend davor ſtille ſteht.
Und jetzt wird er auch ſich drehen,
Wird den argen Schreiber ſehen;
Dann fahr' wohl du guter Dienſt,
Morgenſuppe, Beigewinnſt!
Soll er fliehen, ſoll er bleiben?

Doch, was mag der Herzog ſchreiben,
Der zur Kreide ſelber greift,
Während er die Schrift durchläuft?
„Es geht wunderlich hier zu!“
Schreibeſt Kammerſchreiber du!
Und dein Herzog nimmt die Kreide,
Sich zum Scherz, dir nicht zum Leide,
Schreibt er bei in guter Ruh:
„Und Franz Kurz hilft auch dazu.“

Des Löwen Zunge.

Schwank.

Höret was ſich in der Stadt
Löwenthal begeben hat:

Auf dem Marktplatz war, dem grauen,
Bis auf dieſe Zeit zu ſchauen
Dort ein Kunſtwerk ſelt'ner Art,
Aus dem Alterthum bewahrt.
Auf dem Brunnen, der aus Stein
Gießt ein Waſſer hell und rein,
Stand, entlehnt vom Wappenſchild
Unſrer Stadt, ein Marmorbild.
Muthig, wachſam, aufgerichtet,
Stolz wie ihn die Fabel dichtet,
Schön und furchtbar anzuſehn
Sah man einen Löwen ſtehn;
Auf dem ſchlanken Säulenſteine
Ruhen ſeine Hinterbeine,
Aber beide Pfoten vorn
Reckt er aus in edlem Zorn.
Und, als dürft' er Beute machen,
Gähnt er mit dem weiten Rachen,
Spitze Zung' aus off'nem Schlunde,
Nach dem Brauch der Wappenkunde.
Wer ihn ſah, verwundert ſtand,
Pries des alten Künſtlers Hand,
Der dem Stein ein ſolches Leben,
Solchen Schmuck der Stadt gegeben.

Unterdeſſen iſt's gekommen,
Daß ein Feuer iſt entglommen,
Das am ganzen Markt gezehrt,
Doch den Brunnen nicht verſehrt.
D'rauf begann man friſch zu bauen,
Daß der Markt ward ſchön zu ſchauen,
Da erſtieg das Rathhaus neu:
Gegenüber ſtand der Leu.
Wer ein neues Rathhaus hat,
Wählt auch einen neuen Rath,
Daß in der erneuten Halle
Auch die Weisheit neu erſchalle.
Solches that auch Löwenthal:
Bald erſchien zum erſtenmal
In des edlen Rathes Kreis
Der gelahrte Stadtſchultheiß.
Welche wird wohl heut berathen
Erſte von dem großen Thaten,
Daß das weiſe Regiment
Jeder gleich zu Anfang kennt?
Sinnend iſt mit finſtern Brauen
Dort der Schultheiß anzuſchauen,
Hat durch's Fenſter unverwandt
Starre Blicke lang geſandt.
Endlich fährt er nach dem Sitz,
Auf den Lippen Schwert und Blitz:
„Trifft uns ſo verruchte Schmach,
Ruft er, ſchon am erſten Tag?
So die Ehrfurcht frech verletzen,
Höhniſch trotzen den Geſetzen!
Seyd ihr blind, ihr Herrn Collegen?“ —
Nein, ſie glotzen ihm entgegen. —
„Nun ſo ſchaut durch's Fenſter doch,

Schauet, knirſcht und läugnet noch!
Dort, das unverſchämte Thier,
Das aus lauter'm Mitleid wir,
Als wir neu gebaut die Gaſſen,
Altes Machwerk, ſtehen laſſen,
Gegen das geſammte Haus
Streckt es ſeine Zung' heraus.“

Da durchbebt das Haus der Schall,
Kaum gebaut droht es den Fall;
Denn das Zürnen ſeiner Räthe
Rüttelt an der feſten Stätte.
Ruhe ſchafft der Schultheiß wieder:
Schlägt die Leidenſchaften nieder,
Weil er ſchleunig Recht verſpricht,
Auf der Stelle hält Gericht.
Sechſe ſchreien, zu den Flammen
Schnell die Beſtie zu verdammen!
Dieſer Rath behaget allen,
Bis es einem eingefallen,
Daß der Löwe ſey von Stein:
Darum ſtimmen ſie mit Nein.

„Nun ſo werfe man den Graus
Ewig aus der Stadt hinaus.“
Weiſer Antrag! Doch bei Seite
Legt man ihn nach langem Streite:
„Wer des Volkes Launen weiß,
Spricht der kluge Stadtſchultheiß,
Hofft von dieſem Mittel wenig:
Heute ſind ſie unterthänig,
Morgen fluchen ſie dem Rath,
Der nicht, was ſie wollten, that;

Flugs erſcheinet übernacht
Auch das Thier auf alter Wacht,
Grinzt mit ſeiner böſen Fratzen
Daß wir dann erſt möchten platzen!
Horcht auf meinen Rath, ihr Herrn,
Den mir giebt mein guter Stern.
Sey dem Gliede, das geſündigt,
Unbarmherz'ger Tod verkündigt,
Und noch vor der heut'gen Nacht
Sey's vom Steinmetz raſch vollbracht.
Iſt nur erſt die Zunge fort,
Mag es ſteh'n am alten Ort.
Hat es keine Zung' im Schlund,
Iſt's, wie ohne Zahn ein Hund!“

Eilig wird der Spruch vollzogen,
Schon iſt von des Volkes Wogen
Rings der ganze Markt umwallt,
Denn das Rathhausglöcklein ſchallt.
Dem verſtockten Delinquenten
Wird der löblichen Regenten
Gnädigs Urtheil publicirt,
Alſo bald der Streich geführt:
Und mit Einem Hammerſchlag
Drunten auch die Zunge lag.
Volk und Rath muß herzlich lachen,
Wie ſo albern gähnt ſein Rachen,
Bang und ſchläfrig, dumm und faul,
So iſt's gar kein Löwenmaul!
Nur der Steinmetz, der's vollbracht,
Hat ein trüb Geſicht gemacht;
Denn es fühlten ſeine Geiſter
Etwas von dem alten Meiſter,

Und ihn dauert's, daß man ſchände
So das Kunſtwerk ſeiner Hände.

Aber ſtolz auf ſeine That
Zieht der hochwohlweiſe Rath
In des Stadtſchultheißen Haus,
Feiert ſie mit einem Schmaus.
Als nun bei'm gefüllten Becher
Der gehöhnten Würde Rächer
Bis zur ſpäten Mitternacht
Wohlbehaglich durchgewacht,
Legt ein jeder ſeine Glieder
Auf den eig'nen Lorbeer nieder;
Und am tiefſten ſchnarcht zum Preis
Seines Weins der Stadtſchultheiß.
Doch ein furchtbar Traumgeſicht
Gönnt ihm ſeine Ruhe nicht;
Unter jähem Donnerſchlage
Macht ein Blitz die Nacht zum Tage.
Fieber ſchüttelt ſeinen Leib,
Und ein rieſenhaftes Weib
Steht vor ſeinem Bette plötzlich,
Blickt aus ſchönem Aug' entſetzlich,
Steht und weichet nicht vom Ort.
Jener ſpricht ein ſtammelnd Wort:
„Frau, wer ſeyd ihr, mit Vergunſt?“ —
„„Wiſſe, Menſch; ich bin die Kunſt.
Wohn' ich doch ſelbſt bei Barbaren;
Haſt du nie von mir erfahren,
Daß du gegen mich zuerſt
Deine blöde Weisheit kehrſt?
Du verdienteſt, daß mein Blitz
Führ' in deinen ſchnöden Witz.

Deiner Thorheit jammert mich,
Darum, Wurm, verſchon' ich dich,
Doch damit ihr ungeſtraft
Nicht mein edles Bildwerk traft,
Zeichne meines Hohnes Stempel
Euch zum ewigen Exempel,
Und wer euren Markt beſuchet
Schaue, wie ich ihn verfluchet!“

Nebel hüllt die Göttin ein,
Und der Schultheiß iſt allein;
Leib und Seel' erſtarrt zu Eis
Liegt er lang in kaltem Schweiß.
Sieh! da hat ſein Ehgemahl,
Das im erſten Sonnenſtrahl
An die Wirthſchaft friſch gegangen,
Lauten Jammer angefangen,
Ruft den Mann an's Fenſter ſchnell,
Wo der Markt wird eben hell.
„Wehe,“ ſpricht er, „wuchs dem Leuen
Eine Zunge wohl von Neuen?“
„„Wollte Gott, nur das, doch ſchau,
Schau doch ſelber!““ ſchreit die Frau.

Und er ſchaut im Morgenroth,
Was vom Brunnen nieder droht:
Auf der ſchmucken Säulen Spitzen,
Steht aus plumpem Stein er ſitzen
Einen Eſel grau und ſchändlich,
Und ſein Ohrenpaar unendlich,
Juſt dem Rathhaus zugenickt,
Und kein Leu wird mehr erblickt.
Wohl erkennt er da mit Zagen

Schon die Hand, die ihn geſchlagen;
Zu dem Steinmetz ſchickt er doch;
Eine Hoffnung bleibet noch:
Eh' der Leute Spott ihn geißelt,
Iſt die Schmach herabgemeißelt!

Jener kommt, und in der Bruſt
Birgt er ſchauend kaum die Luſt;
An das Werk er dennoch gehet,
Weil der Herr ſo ängſtlich flehet.
Doch umſonſt iſt alles Eilen,
Denn es brechen Meißel, Feilen,
Und den mächtigen Granit
Nimmt kein Keil und Hammer mit;
Mit der Säul' iſt er vermählt,
Alle Kraft umſonſt ſich quält. —
Und der Meiſter fleucht die Stätte;
Und der Schultheiß kreucht in's Bette,
Birgt die Schaam im Federnpfühl,
Und das Ohr vor dem Gewühl,
Das ſich auf dem Markte ſammelt,
Schrecken, Spott und Flüche ſtammelt.

Was da weiter iſt geſchehn,
Leſer, magſt du fragen gehn;
Wirſt du zu der Stadt geführet,
Deren Markt ein Eſel zieret;
Leſer, das iſt Löwenthal,
Dort erfährſt du's wohl einmal.

IV.

Sagen von der ſchwäbiſchen Alb.

Die Schwabenalb.

Als Einleitung.

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gem Eichengrund,
Und vor mir Kett' auf Kette
Du feſtes Alpenrund!

Ich ſing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entſtehn,
Ich brauche nur zu ſagen,
Was ich ringsum geſehn.

Ganz ferne dort zur Linken,
In roſ'gem Abendſchein,
Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Roſenſtein.

Geſang! vorüberſchwelle
An ſeiner Felſenkluft;
Mit leuchtender Kapelle
Der fromme Rechberg ruht.

Ich ſpend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So ſchau' ich nach der Stätte
Wo Hohenſtaufen graut.

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man ſänge, ſie zu ſchildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.

Wer forſcht nach Staufens Preiſe,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geiſterweiſe
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Vorüber nun an Bergen,
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg von Särgen,
Umlagern dieſes Schloß.

Durch Höh'n und Thaler flüchtig,
Bis zu dem ſcharfen Eck:
Dort aber ſieht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Mit Felſen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht ſein Spiel,
Zu ſchau'n und zu erzählen
Giebt's hier des Ernſten viel.

Man hat dich laſſen ſchleifen,
Vergeſſ'ner Waffenſaal!
Wie neu erbaut, o Neufen,
Glänzſt du im Sonnenſtrahl.

Und ſüß tönt's, wie die Cither,
Aus deiner Hallen Grund! –
Dort ſang dein edler Ritter
Von Liebchens rothem Mund *).

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernſt herab,
Mit morſchen Thurmeserkern,
Mit ſeines Dichters Grab **).

Wie ſchmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe ſich und Halm
Um deinen ſchlanken Gipfel,
Du herrliches Achalm! –

Dort, wo die Eichen ſproſſen,
Wo Heidenmäler ſtehn,
Von Farren und von Roſſen
Noch ſprechen jene Höh'n.

---

*) Gottfried von Neufen, der Minneſänger. – „Der Neufeyer ſingt von ſeiner Frauen rothem Munde.“ So charakteriſirt ihn ein anderer alter Dichter.

**) Nikodemus Friſchlin's.

Doch Blick und Lied in vollern,
In ſchnellern Bahnen zieht!
Das iſt ja Hohenzollern,
Was noch ſo ſonnig glüht!

Der Staufen iſt geſunken
In abendliche Nacht,
Du aber ſiehſt noch, trunken
Von königlicher Pracht!

Und höher, höher ziehet
Der Sonne letzter Strahl,
Bis er auch dir entfliehet,
Und deine Stirn iſt fahl.

Und Duft und Nebel füllet,
Was rings von Bergen ſieht,
Und Herz und Lied ſich hüllet
In ſchweigendes Gebet.

Hans Koch von Ebingen.

Hans Koch, der veſte Bürger ſitzt
Zu Stuttgart in der Landſchaft,
Ein guter Sinn und Seckel ſchützt
Die Ehre ſeiner Standſchaft.
Er weiß, er hat ein eignes Haus,
D'rum macht er ſich ſo viel nicht d'raus,
Weg von der Bruſt zu ſprechen.

Ein milder Herr der Ludwig iſt,
Liebt ſeine Unterthanen,
Doch auch den Wein zu jeder Friſt,
Und zecht, wie ſeine Ahnen.
Und weil er will des Volkes Heil,
So nehmen auch die Stände Theil
An manchem guten Mahle.

Einſt ſitzen ſie bei ihm zu Tiſch,
Hans Koch an ſeiner Seite;
Es ruft der Fürſt: „getrunken friſch!
Kraft braucht's zu neuem Streite!“
Da mehret ſich ein jeder Stand,
Prälaten und das ganze Land
Zur Eintracht ſtimmt der Becher.

Herrn Hans verſchwimmet Stand und Rang
Im weiten Meer des Weines;
„O Herre!“ ſpricht er, gar nicht bang,
„Verſprechet mir ein Kleines!

Wie mir's bei Euch gefallen hat,
Führt Euch der Weg durch meine Stadt,
Laßt's Euch bei *mir* gefallen!"

O weh, das kecke Wort verſtöret,
Und ſchlägt die Zecher nieder,
Und ein Gehorſamsfieber fährt
Den Herrn durch alle Glieder.
Da tröſtet ſie des Herzogs Blick,
Er winkt mit gnädigem Genick:
„Wie ſollt' ich's Euch verſagen!"

Und friedlich nach dem frohen Schmaus
(Der Herr gab ſeinen Segen)
War bald der heiße Landtag aus,
Ging Jeder ſeiner Wegen,
Nach Ebingen der alte Hans,
Er mäſtet Schwein', er ſtopft die Gans,
Er eichet alle Fäſſer.

Nach kaum zween Monden führt die Fahrt
Auf Hohentwiel den Fürſten;
Bei Ebingen im Tannenbart
Fängt es ihn an zu dürſten;
Da klopft es an des Hanſen Thür:
„Lieb- und Getreuer, komm herfür,
Jetzt ſollſt du Wort mir halten!"

Und wie ſich thun die Thüren auf,
Iſt ſchon der Tiſch gedecket,
Dem Fürſten und dem Dienerhauf,
Das Feſtmahl weidlich ſchmecket,

Der Herzog lobet's den ganzen Hof,
Der Ritter trank, der Knappe ſof,
Der Jagdhund kaut' am Troge.

„Ei Koch, ei Koch! ihr ſeyd ein Koch!
Ihr backet gute Krapfen!
Und wächſt ein feines Weinlein doch
An euren Tannenzapfen.
Heil eurem Haus und ewig Ehr!
Nur Eines fehlt: was iſt er leer
Der Platz zu meiner Rechten?“

„Das Beſte kommt, o Herr, zuletzt!“
Spricht Hans mit tiefem Neigen.
„Mit beſſ'rem Wein den Tiſch beſetzt!
Ihr Geiger, ſpielt den Reigen!“
Da thut ſich auf ein Seitenthor,
Ein roſig Mägdlein tritt hervor,
Den Brautſchmuck in den Haaren.

„Ei ſchauet,“ ruft Herr Ludwig, „ſchaut!“
Er ruft's mit Wohlgefallen.
„So lang bargſt du die ſchöne Braut,
Die Tochter in den Hallen?“
Da nimmt Herr Hans das ſüße Kind,
Das goldgeſchmückte, führt geſchwind
Dem Herzog es zur Seite.

„Ein Wittwer ſeyd Ihr, Gott's erbarm!
Mein Haus iſt ohne Schulden!
Schmuck iſt mein Mägdlein, iſt nicht arm,
Sie bringt euch tauſend Gulden!

Herr! euer iſt die ſchöne Braut,
Für dieſes Mahl euch angetraut
Zu euren rechten Handen!“

Der Herzog ſieht ſich an die Maid,
Ja, ſie iſt ohne Tadel.
Ihr reiner Leib in ſeidnem Kleid,
Er iſt von Gottes Adel.
Drum ſchämet auch der Fürſt ſich nicht,
Sich mit dem ſchönen Kind verſpricht
Auf dieſes Mahles Freuden.

Er ſteckt ihr an ein Fingerlein
Von lauteren Demanten,
Er ſetzt ſie an die Seite ſein
Beim Schall der Muſikanten,
Und mit des reichen Mahls Beſchluß
Darf ſie dem Bräutigam den Kuß
In Ehren nicht verwehren.

Drauf ſattelt man dem Herrn das Roß,
Er dankt von ganzer Seele,
Er lädt den Vater auf ſein Schloß
Auf Gaumen und auf Kehle;
Nur auf dem Landtag, bittet er,
Da ſoll fortan der werthe Schwäher
Den Schwiegerſohn bedenken.

Nikodemus Friſchlin's Vater.

Es wachſen Dichter viel in Schwaben:
Von welcher Art und welchen Gaben
Mag eines Dichters Vater ſeyn?
Er iſt die Rebe zu dem Wein,
Er iſt die Wurzel zu der Blume:
Die wirken zu der Kinder Ruhme,
Die Rebe mit dem herben Saft,
Die Wurzel mit der ſtillen Kraft;
So ſind im Dunkeln ſie geſchäftig:
Drum ſoll man, wann die Blüth' iſt kräftig,
Und wann der Moſt quillt aus den Preſſen,
Der Reb' und Wurzel nicht vergeſſen.
Indeß der Kinder Lebenslauf
In Luſt und Wonne glänzet auf,
So ſchlummern ſie, wann jene glühen,
Den Winterſchlaf nach Laſt und Mühen.
Drum ſoll man ſie vergeſſen nicht:
Ihr treues Thun war ihr Gedicht. —
Den Sänger preist ihr mit Bedauern,
Der von der wald'gen Feſte Mauern,
Wo er durch ſeines Fürſten Haß
Verwelkt im einſamen Gelaß,
(Ein Reis will nicht im Kerker blühen,
Ein Wein im Faſſe nicht verglühen,)
Sich an dem ſelbſt geſchaff'nen Seil
Durch kühnen Sprung verſucht ſein Heil,
Und weil zerriß das mürbe Band,
Zerſchellt ward an der Felſenwand.

Man ſah ihn liegen, als es tagte,
So gräßlich, daß ſein Todtfeind *) klagte,
Und weinte laut und ſprach im Harm:
„O hätt' ihn aufgefaßt mein Arm!“
Er lebt in Liedern, die noch klingen;
Mich laßt von ſeinem Vater ſingen,
Vom Stamm, der trug die edle Frucht,
Die früh fiel in die Felſenſchlucht.

Sein Vater war ein Pfarrherr treu,
Der ſtreut', als Gottes Wort ward neu,
Mit ſtetem Fleiß die gold'nen Körner,
Und reutet' aus die ſchlimmen Dörner,
Die auch im Schwabenland gewachſen,
Mit Luthers guter Art aus Sachſen.
So ward er von der Kirche Rath
Geſendet hie und dort zur Saat;
Die ſtreut' er fröhlich in der Milde
Der vaterländiſchen Gefilde,
Er wurde wohl durch's halbe Land,
Zuletzt zur rauhen Alb geſandt.
Er denkt: es iſt ſchon recht und billig,
Der Ackermann muß froh und willig
An jedem Boden ſich verſuchen
Und keiner harten Erde fluchen.
Auch blieb er fröhlich Jahr um Jahr
Bei ſeiner Arbeit immerdar.

Die Hoffnung hat ihn nicht betrogen,
Er hat ein gut Geſchlecht erzogen,
Und nicht ſo kalt war, wie ſein Land,

---

*) Martin Cruſius.

Des Volkes Herz, Will' und Verſtand.
Doch konnt' er nicht den Wunſch verſchweigen,
In's warme Thal hinab zu ſteigen.
Und lachend ſprach er manchesmal:
Wenn nur zu Berge, wie im Thal,
Der Elemente viere wären,
So hielt' er wohl das Feld in Ehren. —
Nun aber ſind auf meiner Alb
Der Elemente nur dritthalb.
Wohl obenan ſteht Luft und Wind,
Und ihrer mehr als nöthig ſind.
Das zweite, ſpricht er, iſt das Feuer,
Denn wo viel Wald, iſt Holz nicht theuer,
Die Erde iſt das halbe dritte,
Sie blickt kaum aus der Felſen Mitte;
Das vierte fehlt, das Waſſer, gar,
Da ſtrömt kein Fluß, kein Brünnlein klar;
Im Keller liegt ein ſaurer Wein,
Der muß für mich das vierte ſeyn!—
Drum als man ihn zu Thale ließ,
Meint' er zu ſeyn im Paradies.
Ein freundlich Dorf thät ihn erwarten,
Ein reicher Obſtwald rauſcht' im Garten,
Die Saat aus fetter Erde ſproß,
Und manches helle Brünnlein floß.
So war Natur ihm heimgegeben:
Doch prüfen ſollt' ihn auch das Leben. —
In ſeiner Dorfgemeinde ſchwieg
Der Geiſt noch nicht vom Bauernkrieg.
Drum dachten ſie vor allen Pflichten,
Freiheit und Gleichheit aufzurichten;
Beſchloſſen alsbald unter ſich,
Daß in dem Dorfe männiglich,

So wie die Reih' an Jeden käme,
Der Schafe Hut er übernähme:
Das ſollte gelten Arm und Reich
Und Haupt und Gliedern, allen gleich.
Drum, als die Reih' am Pfarrer war,
Entbietet ihm der Schultheiß gar,
Er ſoll am Tage Sankt Baptiſt
Schafhirte ſeyn die ſchuld'ge Friſt.
Friſchlinus ſpricht: „mein Freund, ihr irrt,
Bin ich doch euer Seelenhirt,
Und nicht beſtellt zu allem Weiden,
Die Schaf' und Seelen abzuweiden.“
Doch keine Widerrede gilt,
Der Bauer will's, er dräut und ſchilt.
„Nun an Johann des Täufers Tage,
Denkt Friſchlin, ziemt ſich keine Klage:
Der ward im härenen Gewand
Von Gott zur Wüſten ausgeſandt;
Heuſchrecken waren ſeine Koſt: —
Du kannſt, erquickt von Fleiſch und Moſt,
Ein kurzes in des Morgens Schauern
Auf blüh'ndem Felde wohl verdauern.“
Vor Sonnenaufgang ſteht er auf,
Und treibt hinaus der Schafe Hauf.
Ein guter Hirt im Kirchenrock,
Ein guter Hirt am Schäferſtock,
Weiß er die beſten, grünſten Wieſen
Der ſchönen Heerde zu erkieſen.
So weidet er fünf Stunden fort,
Da läutet drinnen es im Ort
Der Morgenpredigt erſtes Zeichen;
„Jetzt,“ ſpricht er, „iſt es Zeit zu weichen,
Ihr guten Schaf', ich hab' euch gern,

Doch hüt' ich and're noch dem Herrn:
Ihr findet ohne mich den Segen,
Freßt, was euch eben iſt gelegen,
Die andern finden's nicht ſo leicht,
Sie brauchen Predigt oder Beicht.“

Die Heerde ſchickt er ſo feldein,
Dicht an ein fettes Aeckerlein.
Und wandelt wohlgemuth und munter
Den Rein hinab in's Dorf hinunter;
Und auf dem Weg zum Gotteshaus
Trifft ihn der Schulz und lacht ihn aus:
„Nun, Pfarr, wie hat es euch geſchmeckt?“ —
„„Den Schäflein iſt der Tiſch gedeckt —
Spricht jener — laßt nun euch bedienen,
Und nach der Kirche ſchaut nach ihnen.““
Der Schultheiß aber hat nicht Ruh,
Er wandelt ſtracks dem Felde zu;
Den Pfarrer darf er ſchelten nicht,
Den rufet ab die größ're Pflicht,
Doch er muß nach der Heerde ſchauen,
Er darf ſie nicht ihr ſelbſt vertrauen,
Der Weg iſt kurz, das Feld iſt nah',
Zur Predigt iſt er wieder da.
Er geht und ſchauet ſich ringsum:
Die Schafe ſind doch nicht ſo dumm;
Die Wieſe haben ſie verlaſſen,
Und gehn auf einen Acker graſſen,
Auf dem die junge Sommerſaat
Juſt ſtand im rechten Feſttagsſtaat.
Und wie er näher tritt und ſchaut,
Den Schulzen überläuft's, ihm graut;
Das dumme Vieh, es hat, vermeſſen,

Das eig'ne Feld ihm abgefreſſen! —
Er eilt in's Dorf mit ſtillem Grimm,
Dem Pfarrer ſoll es gehen ſchlimm. —
Das Lied erſchallt noch aus dem Tempel,
Der Schulz muß geben das Exempel.
Er muß zur Kirche; ſtumm und bleich
Sitzt er, und ſinnet ob dem Streich.
Der Pfarrer auf der Kanzel droben
Beginnt in frommem Wort zu loben
Johann den Pred'ger in der Wüſte,
Wie er das Heil der Welt begrüßte;
Dann zeiget er des Pred'gers Pflicht,
Die geiſtlich iſt, und irdiſch nicht:
Erleuchten ſoll er, tröſten, ſtrafen,
Ein Hirte ſeyn von Chriſti Schafen.
Das alles, demuthsvoll und mild,
Beweiſt er an des Täufers Bild.
Daß manches Herz ward reuevoll,
Aus manchem Aug' ein Tropfe quoll.
Dem Schulz auch anders war zu Muth,
Es legte ſich ſein hitzig Blut,
Und eh' der Segen zugemeſſen,
Hat er das Ackerfeld vergeſſen.
Der Pfarrer lenkte heim den Schritt,
Und nahm viel hundert Grüße mit,
Ja, Viele zogen ab die Mützen,
Die ſie heut morgen ließen ſitzen,
Und auch der Schultheiß zu ihm trat,
Sein Aug' ihn zu vergeſſen bat,
Er reicht die Hand und ſpricht beſcheiden:
„Herr Pfarr! ihr ſollt nicht ferner weiden!“

Die Heidenkapelle bei Belſen.

Es brauſt der Sturm, es flammt der Blitz,
Der Mutter fehlt ihr Kind,
Da geht ſie aus in finſt'rer Nacht,
Im Regen und im Wind.

Sie pocht umſonſt bei'm Nachbar an,
Sie geht von Haus zu Haus:
„Dein Kindlein ging im Sonnenſchein
In's grüne Thal hinaus!“

Sie fragt den Hirten auf dem Feld,
Ob er ſich nicht beſinnt?
„Ja nach dem Berge wandelt' es,
Nicht kam zurück dein Kind!“

Sie geht hinaus in's dunkle Feld,
Der Donner ſchreckt ſie nicht,
Sie freut ſich auf der Blitze Strahl,
Sie hat kein and'res Licht.

„O zeiget mir den finſtern Berg,
Lenkt mich in meiner Noth,
Und ſcheinet mir mein Kindlein an,
Lebendig oder todt!“

Der Berg ſteht in dem Blitzesſchein
Starr, daß es iſt ein Graus;
Ein Vater, der ſein Kind verlor,
Sieht nicht betrübter aus.

Und wieder hüllt ihn Dunkel ein,
Und wieder wird es hell;
Zu ſeinen Füßen ruhet grau
Die heidniſche Kapell.

Sie ſtehet feſt und hebt ihr Haupt
Als wie gebaut erſt heut,
Ihr mißgeſtaltes Götzenbild,
Es grinzet ungeſcheut.

„O weh, mein Kind, mein armes Kind,
Wenn du dich bärgeſt dort!
Wenn dich gepeitſcht die Schreckennacht
In den verfluchten Ort!

Mein Kind muß opfern am Altar,
Es dient dem böſen Geiſt!
Fall' über mich, du bleicher Berg,
Der Erde Fugen, reißt!“

Die Mutter kommt zur runden Thür,
Die ſtehet offen ſtets,
Doch tritt zu ihr kein Wand'rer ein,
Und pfleget des Gebets.

Die Wolken ſind geflohen fort,
Die Donner hallen aus,
Der Sternen und des Mondes Schein,
Der wandelt keck voraus.

Da faßt die Mutter ſich ein Herz,
Sie geht zum Tempel ein,
Ihr ſüßes Kind ruht am Altar
Getroſt im Mondenſchein.

Es lächelt mit den Lippen bleich,
Wie man im Traume thut,
Und blinkend in halboff'ner Hand
Ein ſilbern Gröſchlein ruht.

Kennt ihr der Engel Groſchen nicht?
Sie geben ihn zu Pfand,
Wenn führen wollen ſie ein Kind
Mit ſich in's Vaterland.

Und mit dem Silber ſpielt das Kind
Bis Schlaf ſein Auge deckt,
Und bis der Sterne Silberſtrom
Das zugeſchloſſ'ne weckt.

Die Mutter wirft ſich auf die Knie,
Sie weinet ſtill und lauſcht,
Wie durch das alte Heidenhaus
Des Engels Flügel rauſcht.

Sie küßt ihr Kind, es athmet nicht,
Es ſchläft ja ſchon ſo tief,
Bei ſeinem Hirten iſt's zu Haus
Das Lamm, das irre lief.

Die Steinlacherin und der Ruſſe.

Dort ſteht der fremde Feldhauptmann
Den Mägden zu Gefallen,
Er ſieht ſich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen.

Ein Mägdlein tritt zuletzt heraus,
Die ſchönſt' im ganzen Flecken,
Sie ſchickt die blauen Augen aus,
Und ruft ſie heim vor Schrecken.

Es ſäumt geheimnißvoll der Flor
Die langen Augenlieder,
Es drängt die keuſche Bruſt hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern ſich
Des Haares braune Flechten,
Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Sie ſchreitet fürder mit dem Buch
Zu Hauſe fromm und munter,
Noch ferne glänzt das blaue Tuch,
Es wallt den Leib herunter.

Der Kriegsmann geht, im Blicke Gluth,
Wie tiefdurchglühte Kohlen,
Dem Wirth befiehlt ſein Uebermuth,
Die junge Magd zu holen.

Die bärt'ge Lippe rühret er
Zu raſchem, kurzem Worte,
Da trägt der Wirth ein Herz gar ſchwer
Zu ſeines Nachbars Pforte.

Der graue Vater hört's mit Harm,
Hat ſeinen Gram verborgen:
„Komm,“ ſpricht er, „Kind, an meinem Arm;
Laß den im Himmel ſorgen!“

So führt er ſie dem Hauſe zu,
Er wappnet ſich zum Streite:
„Nach meinem Kind, Herr, fragteſt du?
Hier ſteht es mir zur Seite.“

Die Jungfrau lehnt ſich an den Greis,
Mit zagendem Vertrauen,
Es war an ſeiner Locken Eis
Ihr Blüthenhaupt zu ſchauen.

Der Jüngling aber ſtellt ſich fern,
Er ſcheut, ſie zu verletzen,
Er winkt mit regem Augenſtern,
Bis ſie ſich beide ſetzen.

Dann ſetzt er ſich zu unterſt an,
Wo er im Sonnenlichte
Sich recht ergehn und laben kann
Auf ihrem Angeſichte.

Er blickt in ihrer Wangen Blut,
In ihrer Augen Bläue,
Die Hand ihm auf der Stirne ruht,
Er ſchaut, und ſchaut auf's Neue.

Da weicht aus ſeiner Bruſt die Pein,
Da wird ſein Auge milde,
Sein Sinn wird ſtill, ſein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde.

Es läßt ſein Mund aus rauhem Bart
Ein kindlich Lächeln ſchauen,
Bethränte Blicke weben zart
Sich unter dunkeln Brauen.

Dann ſteht er auf und reißt ſich los,
Langt nach des Vaters Händen,
Er warf ein Gold ihm in den Schooß,
Und thät ſich ſchweigend wenden.

Schloß Lichtenſtein.

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieſer abgeſchied'nen Au',
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menſchen ſatt,
Auf den Bergen ſucht ſie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schloſſes Grund,
Zu jeder Seiten gähnt ein Schlund,
Die Treppen müſſen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegoſſen ſeyn.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt ſicher auf ihrem Thurm,
Sie ſchauet tief in's Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie in's Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenſchein,“
Spricht ſie, „der Wälder Klang iſt mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch beſtellt.“

Mit dieſem Spruch ſie lebt' und ſtarb,
Davon das Schloß ſich Ruhm erwarb,
Seit wohnte drauf manch ein Menſchenfeind,
Und ward in der Höhe Gottes Freund.

Und als vergangen hundert Jahr,
Ein Menſchenfeind auch droben war,
Lang hatt' er an keinen Menſchen gedacht,
Da pocht' es einsmals an zu Nacht.

„Es iſt ein einz'ger vertrieb'ner Mann,
Der Welt Feind wohl er ſich nennen kann,
Herr Ulrich iſt's von Württemberg,
Zu Gaſte will er auf dieſen Berg.“

Der And're hat ihm aufgemacht,
Er nimmt des Fürſten wohl in Acht;
Er zeiget ihm das finſt're Thal,
Das weit ſich dehnt im Mondenſtrahl.

Der Herzog ſchaut hinunter lang,
Er ſpricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegſt du, mein Land!“

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja!
Iſt Erde fern, doch Himmel nah;
Wer ſchaut hinauf, und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?““

Da hebt der Herzog ſeinen Blick,
Und ſieht nicht wieder auf's Land zurück;
Von Nacht zu Nacht wird er nicht ſatt,
Bis er es wohl verſtanden hat.

Und als nach manchem ſchweren Jahr
Er wieder Herr vom Lande war,
Da hat er Alles wohl beſtellt,
Und hieß ein Freund von Gott und Welt.

Wie hat er erworben ſolche Gunſt?
Wo hat er erlernet ſolche Kunſt?
In des Himmels Buch, auf Lichtenſtein,
Da hat er's geleſen im Sternenſchein.

* * *

Das Schloß zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Förſterhaus;
Doch ſchonet ſein der Winde Stoß,
Meint, es ſey noch das alte Schloß.

Und einſam iſt es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäſte fröhlich Heer,
Aus einer Höhle *) kommen ſie,
Doch Menſchenfeinde ſind es nie.

---

*) Der Nebelhöhle, die ſeitdem durch Wilh. Hauff's vortreffliche Schilderung in ſeinem Roman Lichtenſtein wohl allen meinen deutſchen Leſern bekannt geworden. Nach ihrer jährlichen Erleuchtung ſammeln ſich die Beſucher derſelben auf Lichtenſtein.

Manch holdes Mädchenangeſicht
Läßt leuchten ſeiner Augen Licht,
Da führt mit Recht in ſolchem Schein
Das Schloß den Namen Lichtenſtein.

Die Männer ſtolz, die Mägdlein friſch,
Sie ſitzen alle um Einen Tiſch,
Die Erde lächelt herauf ſo hold,
Es ſtrahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie ſpenden von des Weines Thau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten ſie, dies Schlößlein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn ſie ab, mit einer Bruſt
Voll Gotteslieb' und Menſchenluſt,
Dann ſteht im ſpäten Sternenſchein
Einſam und ſelig der Lichtenſtein.

Die Feien des Urſulenberges.

Wenn die Nebel Schleier weben
Um Gebirg und Flur,
Regt in der Natur
Sich ein and'res Leben.

Aus den Blumen, die ſich neigen
In der Erde Kluft,
Vor des Winters Luft,
Ihre Seelen ſteigen.

Anzuſchau'n wie zarte Weiber
Schweben ſie heraus
Aus des Berges Haus,
Jungfräuliche Leiber.

Mit dem Blau der Genziane,
Mit der Lilje Glanz,
Mit des Roſenbrands
Gluthen angethane;

Flattern, wenn ſie Lichter ſehen,
In die Hütten, wo
Spinnerinnen froh
Seid'ne Faden drehen.

Setzen an der Mägde Kunkel,
Luft'ge Gäſte, ſich,
Spinnen emſiglich
Durch der Nächte Dunkel.

Und von ihren Lippen wallen
Worte leicht und leis,
Gold'ner Sagen Preis,
Die behagen Allen.

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ew'ger Nacht
In dem kühlen Schacht
Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeiſter Treiben,
Fürſtlichem Geſchlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Waſſerweiben.

Und die Spindel rollet Allen
Luſtig durch die Hand,
Bis daß an der Wand
Morgenlichter wallen.

Da entſchlüpfen ſchnell die Frauen:
An des Bergs Geſtein
Sind die ſel'gen Fei'n
Nebeln gleich zu ſchauen.

Doch der Flachs iſt abgeſponnen,
Und die Spindel ruht,
Und ein zehnfach Gut
Jede hat gewonnen.

Der Schwur.

Begebenheit aus der neueſten Zeit.

Und hab' ich gebuhlt mit meiner Magd,
Herr Richter, ſo ſey es Gott geklagt,
So will ich kein ehrlich Sterben
Auf weichem Polſter erwerben.

Der reiche Bauer zögert nicht,
Zu Urach ſchwört er's vor Gericht,
Er macht mit ſeinem Schwure
Die Liebſte ſein zur Hure.

Am ſpäten Abend aus dem Thor
Geht er den Alpenſteig empor,
Er ließ die Magd wohl weinen,
Und an der Bruſt den Kleinen!

Was murrſt du, alter Waſſerfall?
Was ſchüttelt ihr die Häupter all,
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr ſuchen?

Die hohen Felſen ſtehn zu Hauf,
Sie heben den weißen Finger auf,
Die Bauern alle die andern
Mit Eile, mit Eile wandern.

Der Eine ſchleichet hinterher,
Sein Athem wird ihm kurz und ſchwer,
Zu des Geſteines Klötzen
Wankt er, ſich hinzuſetzen.

Die andern ſchau'n ſich nach ihm um,
Es ſchallt kein Tritt, der Wald iſt ſtumm,
Da ſtocken ihre Reden,
Sie gehen weiter im Oeden.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr iſt, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

O weh, ſie kennt die Stimme wohl,
Wie tönet ſie ſo bang und hohl,
Die einſt ſo hell geklungen,
Die Zucht ihr fortgeſungen!

Es zieht ſie zu der Felſenwand;
Sie beugt ſich ſchauend über den Rand,
Der Mond ſchleicht vor, zu leuchten,
Dort liegts im Grund, im feuchten.

Tief unten zwiſchen Strauch und Baum,
Und zwiſchen Fels und Waſſerſchaum,
Da röchelt, in Qual und Reue,
Zerſchellt der Ungetreue.

Des Herrn Gericht, wie biſt du ſchnell!
Es ſcheint der Mond ganz kalt und hell;
Es wirft die Magd ſich nieder,
Und drunten ſtöhnts nicht wieder.

Die Achalm.

Der Führer ſpricht zum Wandrer:

Da ſteht noch Thurm und Burgverließ
Vom Schloß, das ich genannt,
Doch wie es einſt vor Zeiten hieß,
Iſt Keinem mehr bekannt.

Die alte Sage ſpricht es kaum
Noch halbvernehmlich nach,
Wie einſt die Burg auf dieſem Raum
Vor zorn'ger Fehde brach.

Der Letzte war es vom Geſchlecht,
Der hier beſtritten ward,
Von Arme ſtark, von Sinn gerecht,
Nach frommer Stammesart.

Er ſchirmt' und ſchützte Hof und Haus
Lang vor der ſtärkern Macht,
Da trieben ihn die Flammen aus,
Und mitten in die Schlacht.

Er ließ den Bau wohl ſtürzen ein,
Er ſah nicht hinter ſich,
Den Boden wollt' er doch befrei'n,
Der keinem Feuer wich. —

Den Pfeil, den todesträchtigen,
Empfängt ſein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verſchlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort: Ach allm —
Das hat gewiß getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Pſalm.

Ja ſelbſt dem Feinde klang es ſchön,
Das ernſte Scheidewort,
Er baute friſch auf dieſen Höhn,
Und hieß Achalm den Ort.

Das Menſchenwerk zerfallen iſt,
Der Berg ſteht feſt und hoch,
Achalm ſo heißt zu dieſer Friſt
Sein Gottesname noch.

Ihr Wand'rer, die ihr ſinnet viel,
Vergeßt nicht jenes Ach!
Ihr Mägdlein hier auf Tanz und Spiel,
Denkt fromm der Allmacht nach!

Herzog Ulrich vor Neufen.

Müd vom Schlagen und vom Siegen
Zieht der Herzog durch ſein Land,
Droben ſieht er Neufen liegen
Auf der dräu'nden Felſenwand.
Heißer Strahl der Frühlingsſonnen
Brennt auf Reiter und auf Roß —
Wäre doch das Neſt gewonnen!
Ruft der Landgraf, ſein Genoß.

Und ſo reiten ſie die Stege
Durch den kühlen Wald hinauf;
Lauſcht kein Hinterhalt im Wege?
Regnen keine Kugeln drauf?
Nein, es iſt kein Feind zu ſpüren,
Alle Zinnen ſtehen leer,
Auf bequemen Brücken führen
Durch den Burgwall ſie das Heer.

Aus dem Schloſſe tönt entgegen
Ihnen nicht Geſchützes Knall,
Sondern Prieſters Wort und Segen,
Und ein heller Orgelſchall.
Und von mehr als Einer Schüſſel
Süßer Dampf herüber weht,
Und der Burgvogt mit dem Schlüſſel
Vor dem offnen Thore ſteht.

„Ritter Berthold, du Verwegner,
Sprich, was macht denn dich ſo zahm?
Du mein Feind und ew'ger Gegner,
Biſt du worden blind und lahm?

Aber deine Blicke glänzen,
Wie kein blindes Auge glüht!
Und dein Haus ſchickt ſich zu Tänzen,
Wie kein Lahmer drum ſich müht!“

„Herr!“ erwiedert’ ihm der Ritter,
Warf ſich vor des Herzogs Fuß:
„Seyd nicht eurem Knechte bitter,
Nennt auch feig nicht ſeinen Gruß.
Mir iſt heut ein Sohn geboren,
Meines Hauſes erſter Stern;
Wird mir der, — hab’ ich geſchworen, —
Will ich huld’gen meinem Herrn.“

„In der Kirche, den zu taufen,
Stehet mir der Burgpfaff ſchon.
Seyd ihr nicht zu müd vom Raufen,
Werdet Pathen meinem Sohn!
Nicht vergeſſen ſolche Gnade
Wird der Vater und das Kind,
Die zu Neuſens ſteilem Pfade
Hundert Jahr lang Wächter ſind!“

Ei, gelegen kommt den Fürſten
Solche Ladung nach dem Kampf,
Die nach kühlem Weine dürſten,
Schielen nach der Schüſſeln Dampf.
Und der Herzog reicht dem Degen
Freundlich die Verſöhnungshand,
Schenkt dem Knaben ſeinen Segen,
Und ein ſchön Stück Ackerland.

Der Bau des Reiſſenſteins.

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felſenloch,
Drinn aus ſeiner langen Nacht
Iſt der Rieſe Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch ſein ſchwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Rieſenſaal.

Und er ſehnt ſich nach dem Licht,
Weilt in ſeinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er ſtand
Auf der andern Felſenwand.

Wie am Berg der Donner grollt,
So ſein Wort zu Thale rollt:
„Zwerglein! menſchliches Geſchlecht,
Diene mir beim Bau als Knecht!“

Wimmelnd kommen ſie heran,
Maurer, Steinmetz, Zimmermann;
Bauen all' auf ſein Geheiß
In des Angeſichtes Schweiß.

Fertig ſteht der Rieſenſtein,
Wurzelt in dem Felſen ein,
Wölbt den Saal zu Luſt und Ruh,
Streckt den Thurm dem Himmel zu.

An dem höchſten Fenſterloch
Fehlt ein einz'ger Nagel noch,
Und der Schloſſer zagend ſpricht:
„Da hinaus gelang' ich nicht!“

„Schad' iſt's doch um das Gebäu,
Denn es ſteht ſo frank und frei,
Wenn der Wandrer es beſchaut,
Spricht: es iſt nicht ausgebaut.“

Doch der Rieſ' im Augenblick
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenſter den hinaus,
Daß es Allen iſt ein Graus.

„Hämm're, meine Hand iſt feſt,
Daß ſie dich nicht ſinken läßt!
Schlag den Nagel in den Stein
Zwiſchen Erd' und Himmel ein!“

Draußen hängt er ſo mit Schreck,
Doch er wagts und hämmert keck,
Nieder läßt der Heim ihn ſacht:
„Zwerg, du haſt es wohl gemacht!“

Schreitet aus dem hohen Saal
Mächtig über Berg und Thal,
Langt aus ſeiner Höhle Thor
Einen goldnen Schatz hervor.

Auf dem hellen Heimenſtein
Nehmen ſie den Baulohn ein,
Maurer, Steinmetz, Zimmerknecht,
Jedem widerfährt ſein Recht.

Doch zum Schloſſer ſpricht er: „Sohn,
Nimm du hin den reichſten Lohn!
Halt dich an den Boden feſt,
Hämm're gut dein Zwergenneſt!“

Der Hohlenſtein in Schwaben *).

Hoch droben bei dem Dörflein Hart
Man noch ein Felſenloch gewahrt,
Es iſt im tiefen Wald gelegen
Ab von den Feldern und den Wegen,
Es trennt der Stein ſich in zwei Falten
Als hätt' ihn Sturm und Bliz geſpalten,
Er ſcheint für Fuchs und Eul' allein
Ein trüb unheimlich Haus zu ſeyn,
Doch iſt es bald dreihundert Jahr,
Da ward zum Fürſtenſchloß er gar;
Da ſtand in ihm, das Haupt gebückt,
Den Rücken an die Wand gedrückt,
Die Arme knapp in's Kreuz geſchlagen,
Schon ſeit zwei Nächten und zwei Tagen
Ulrich der Herr vom ganzen Land,
Hatt' nichts, als dieſe Felſenwand.
Die Bündler hatten ihn vertrieben,
Sind auf den Ferſen ihm geblieben:
Und hätt' ihn nicht der Felſenſpalt,
Und der verwachſne Buchenwald
In ſeine dunkle Hut genommen,
Er wär' um's Leben auch gekommen.
So aber zogen mit Geſchrei
Und wildem Fluchen ſie vorbei.
Und als es nun den müden Fürſten
Begann zu hungern und zu dürſten,
Fing er zu klagen an und beten,

---

*) Bei Nürtingen, nicht auf der Alb, aber doch nahen Angeſichte derſelben.

Ob ihn der Herr nicht g'nug zertreten;
Hätt' es der ſchmale Raum erlaubt,
Er wär' gekniet mit bloßem Haupt.
Da rauſcht es in den nahen Zweigen,
Zwei Männer ſieht er niederſteigen.
Nicht Feinde ſind es, wild erboſt,
'S iſt guter Unterthanen Troſt;
Sie kommen nicht zu ſahn, zu lauern,
Es ſind vom alten Schlage Bauern,
Von denen Eberhard im Bart
Gerühmt die ächte Landesart,
Daß ihrem Schooß allnacht ohn' Grauen
Sein fürſtlich Haupt er wollt' vertrauen.
Wie die den Herzog hier erkunden,
Sie wiſſen nicht, wen ſie gefunden,
In's Dörflein führen ſie ihn gern
Als einen arm verirrten Herrn.
Sie koſen traulich mancherhande,
Wie's gute Sitt' im Schwabenlande,
Sie klagen von den harten Tagen,
Und wie das Land ſey ſchwer geſchlagen,
Der Herzog flüchtig und verbannt, —
Doch der wohl hätt's verdient um's Land!
Mit Steuern und mit wildem Jagen
Thät er es unaufhörlich plagen,
Bis endlich Gott der Herr ihn lehrt',
Daß ihm's nicht alſo ganz gehört.
Der Herzog, ſchamroth, ſah zur Erden,
Er ſprach: das ſoll ſchon anders werden;
Sie aber ſagen drauf mit Lachen:
Er wird es doch nicht beſſer machen,
Und wenn er's in der Noth verſpricht,
Kommt er nur wieder, hält er's nicht.

Derweil ſind ſie in's Dorf gekommen,
Und haben ihn in's Haus genommen.
Er drückt und bückt ſich durch die Thür,
Doch kommt ihm alles köſtlich für;
Wie ſchmeckt die harte Bank ihm; hei!
Wie mundet ihm der ſchwarze Brot!
Er nimmt vom alten Schranke dort
Das neue, deutſche Bibelwort,
Er lieſt in Andacht die Propheten
Von Fürſtenſtraf' und Volkesnöthen;
Und wie er drauf ſich macht davon,
Spricht er: Gott euch für jetzt belohn',
Daß ihr den Ulrich mochtet ſpeiſen,
Und ihm ſein Regiment verweiſen!
Er eilt hinaus, ſie glaubens kaum,
Und war es ihnen lang ein Traum;
Doch als das Land ward wiederbracht,
Sind ſie gar fröhlich aufgewacht;
Mit Kriegsdienſt, Steuern, böſen Frohnen
Hieß er das ganze Dorf verſchonen,
Doch ward der Türk' im Reich erblickt,
Da hat es Einen Mann geſchickt,
Und gegen die Franzoſen neulich,
Da ſchickt' es mehr als Einen treulich.

Alſo hat ſeit dreihundert Jahren
Das Dörflein Hart es wohl erfahren,
Daß es den Herzog auf der Flucht
Gerettet aus der Felſenſchlucht.

Eberhard der Gütige

Zu Göppingen am Brunnen.

Ach Graf, ihr ſeyd ſo bleich und krank,
Euch kann der kühle Felſentrank
Aus unſerm Quell nicht heilen!
Nehmt Abſchied euch von Berg und Flur,
Und denkt an eure Seele nur,
Sie will von hinnen eilen!

Der Arzt mit traur'gem Geſicht
Zum güt'gen Eberhard es ſpricht;
Mit Lächeln der es höret:
„Dich lob' ich, daß du ehrlich biſt,
Doch hat mich noch zu dieſer Friſt
Die Warnung nicht verſtöret."

„„O ſchmäht nicht, Herr, die treue Kunſt!""
„Nicht ſchmäh' ich, doch des Himmels Gunſt
Gab mir ein beſſ'res Zeichen.
Wohl fertig bin ich längſt zu gehn,
Doch eh' zwei Dinge ſind geſchehn
Darf ich noch nicht erbleichen!"

„Du ſiehſt mich an und glaubſt mir nicht,
So höre, was des Herrn Geſicht
Im Traume mir verheißen:

Mir ſoll, eh' läßt das blüh'nde Weib,
Die Nachbarin, den jungen Leib,
Das Lebensband nicht reißen.“

Der Arzt blickt aus dem Fenſter bang,
Es ruht die Straße breit und lang,
In öder Mittagsſtunde,
Nur aus dem ſtillen Nachbarhaus
Ein grauer Prieſter wankt heraus,
Und fleht mit leiſem Munde.

Der Graf ermannet ſich und ſpricht:
Verbergt mir, frommer Vater, nicht,
Wem habt ihr zugeſprochen?
Da ruft ihm zu der ernſte Greis:
Es hat ein jung und blühend Reis
Der Gärtner abgebrochen!

Und mit dem heil'gen Sakrament,
Und mit dem Docht, der zagend brennt,
Wankt ſo der Alte weiter:
Doch ob der Arzt auch ſeufzt und ſchweigt,
Und ſein betrübtes Antlitz neigt,
Des Grafen Blick iſt heiter!

„Ja zarte Blumen welken bald!
Die Bäume ſtehn und werden alt,
Drum bleib' ich ungeſtorben!
Mein zweiter Traum mir treu verſpricht,
Daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
Eh' daß ein Baum verdorben!“

„Siehſt du dort in des Hofes Raum
Den ſchlanken, mächt'gen Eichenbaum?
Er grünt vom Fuß zum Gipfel.
Das iſt der zweite ſich're Spruch,
Ihr legt mich nicht in's Leichentuch,
Eh denn verdorrt ſein Wipfel.“

Und ſieh, der Sonne Schein vergeht,
Und ſieh, die ſchwüle Windsbraut weht,
Am Himmel zürnt das Wetter,
Der erſte Strahl der niederfährt,
Der hat den Eichenſtamm verſehrt,
Verſengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt ſich von ſeinem Sitz,
Er glaubt dem Donner und dem Blitz,
Er hört des Herren Stimme.
„Ich komme bald, ich bin bereit,
Laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
Nicht ford're mich im Grimme!“

Hin wankt er, wo der Quell ſich rührt,
Vom Prieſter und vom Arzt geführt,
Zu beichten und zu lauſchen.
Er ſchlummert ein bei'm Sprudel hell,
Erwachend hört er dann den Quell
Des ew'gen Lebens rauſchen.

Die Böhmenkönigin in Schwaben.

Nach der Weiſe: Mag ich Unglück nicht widerſtahn rc. *).

O Böhmenland mit Bergen ſtolz,
Mit dunklem Holz,
Mit ſüßen friſchen Quellen!
Was höreſt du für frommen Schall
Im Widerhall
Aus deinen Thälern ſchwellen?
Wer ſingt ſo ſchlicht
Vom Glaubenslicht?
Wer wiegt ſo fein
Den Kummer ein
Auf ſanften Liedeswellen?

Maria, deine Königin,
Erneut im Sinn,
Die hat ſo hell geſungen,
Durch Ungarn und durch Böhmen iſt
Von Jeſus Chriſt
Ihr heilig Lied gedrungen;
Wohl durch das Schloß,
Wohl durch den Troß,
Bis in den Saal
Zum Ehgemahl
Hat es ſich frei geſchwungen.

---

*) Dies Lied, aus welchem der ſechſte Vers unſerer Romanze entlehnt iſt, ſchreibt die Sage der Königin Maria zu.

Herr Ludwig ſteht im Eiſenkleid,
Macht ſich bereit,
Will mit dem Türken ringen.
Er ſpricht ergrimmt: „wer darf ſo frei
Von Ketzerei
An meinem Hofe ſingen?
Auf Rieſen wag'
Ich jetzt den Schlag;
Da kommt der Zwerg
Von Wittenberg,
Legt meinem Weibe Schlingen!“

„Drum wand're, Frau, aus meinem Haus
Zur Fern' hinaus,
Laß dich nicht Fürſtin nennen!
Leg' ab dein würdig Königskleid,
Laß das Geſchmeid
Von deinem Halſe trennen!
Fleuch meinen Grimm,
Die Harfe nimm,
Ja ſing' dich fort
Von Ort zu Ort,
Ich mag dich nicht mehr kennen!“

Sie ſchaut ihn an voll Lieb' und Treu'
Doch ohne Reu',
Sie that, wie er befohlen.
Durch Berg und Thal, ihr wohlbekannt,
Im Böhmerland
Sie wandelt fort verſtohlen;
Ein Schloß bald lauſcht,
Ein Quell bald rauſcht;

In's Saitenſpiel
Sie endlich fiel,
Da ſang ſie unverhohlen:

„Richt', wie ich woll', ich jetzt mein Sach,
(Weil ich bin ſchwach,
Und Gott mich Furcht läßt finden)
So weiß ich, daß kein' G'walt bleibt feſt;
Iſt's allerbeſt', —
Das Zeitlich' muß verſchwinden.
Das ew'ge Gut
Macht rechten Muth,
Dabei ich bleib',
Mag' Gut und Leib;
Gott helf' mir's überwinden!“

Und wo die Elb' im Grunde toſt,
Trat ſie getroſt
Hervor in fremde Lande;
Die fromme, ſchöne Harfnerin
Sie ziehet hin
Im ärmlichen Gewande;
Hoch iſt ihr Muth,
Grüßt Sachſen gut,
Wo ſchon das Licht
Durch Wolken bricht;
Da wird ihr leicht die Schande.

Doch ſehnt ſie ſich in's Ferne weit,
Zur Einſamkeit
In tiefen Thalgewinden.

Wann birgt ſie wieder Felſenwand?
O Böhmenland,
Wo wird ſie neu dich finden?
O Brunn, o Wald,
Vom Lied durchhallt!
O Berges Schutz,
Du Menſchentrutz!
Sie ſah euch all' verſchwinden!

So wallet ſie durch's eb'ne Land
Im flachen Sand,
Bis ſie zur Stätt' iſt kommen,
Wo ſchöne Hügel, rund und grün,
Drauf Reben blühn,
Sie wieder aufgenommen.
Doch weilt ſie nicht;
Im Abendlicht
Steigt wie ein Traum
Ein Bergesſaum,
Dort ruft das Ziel der Frommen.

Das iſt die theure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Eb'ne winket,
Wo man auf Haiden hoch und kühl
Fern vom Gewühl
Die reinen Lüfte trinket,
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;
Man wandert ſchnell,
Bis man am Quell
Im Waldesſchatten ſinket

Und als ſie durch der Thäler Pfad
In Wälder trat,
Aus denen Felſen ſtiegen,
Und als ſie auf den Spitzen rings
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen,
Da ſang ſie hell
An einem Quell,
Da flog der Hall
Vom Bergeswall
Wie Engelsſtimmen ſtiegen.

„Ich habe dich mein Böhmenland,
Von Gott geſandt,
Willſt du mich hier umſchließen.
Es ſteigt dein Berg, es ſchießt in's Thal
Dein Waſſerſtrahl,
Und deine Wälder ſprießen!
Auch Gottes Licht
Iſt ferne nicht!
Es rauſcht, es muß
Des Heiles Fluß
Bald durch dies Land ſich gießen!“

Vom Berge grüßet alt und grau
Ein Schloß *) die Frau,
Zerriſſen, ausgeſtorben.
Dort zieht die fremde Herrin ein,
Ein Kämmerlein

---

*) Beim Bade Ueberlingen.

Hat ſie ſich bald erworben;
Sie ſingt voll Ruh
Den Trümmern zu:
„Kein G'walt bleibt feſt,
Sey's allerbeſt',
Das Zeitlich' iſt verdorben!“

Sie wallt an jedem Tag den Weg,
Den Felſenſteg,
In's tiefe Dorf hernieder,
Ein Heilbrunn, wie im Vaterland,
Quillt aus dem Sand,
Und labt die müden Glieder;
Im Kirchlein ſteht
Sie oft und fleht
Für den Gemahl
Um Gottes Strahl;
Sie ſingt viel Sehnſuchtslieder.

So lebet ſie von Jahr zu Jahr,
Selbſt arm, ſie war
Der Armen Troſt und Segen.
Da tönt im Dorf ihr einſt von Krieg,
Von Türkenſieg
Verworrne Klag' entgegen.
„O Frau, ſo fromm!
Komm, bete, komm!
In Ungarn iſt
Der Widerchriſt!
Ein König iſt erlegen!“

„Es liegt des Königs Ludwig Rumpf
Verſenkt im Sumpf,
Sein Haupt iſt abgeſchlagen!“
Die Fürſtin ſtarrt, es bricht in Schmerz
Das treue Herz,
Sie kann nicht weiter fragen.
Die Harfe ſchweigt,
Ihr Haupt ſich neigt,
Sie ſinket um
Verbleicht und ſtumm,
Wird todt hinweggetragen.

Ihr eignes Lied, das ſangen leis,
Zu Gottes Preis,
Viel Mägdlein fromm und Knaben;
Da ward ſie, wie im Vaterland,
Am Bergesrand
Beim kühlen Quell begraben,
Ihr Lob erſchallt,
Durch Thal und Wald,
Sie harrt des Herrn,
Sie ruhet gern,
Die fremde Frau, in Schwaben.

Der neue Staufenritter.

Wer wandert nach dem Hohenſtaufen
Durch den verſtörten Tannenwald?
Die Stürme wehn, die Bäume traufen,
Der Regen ſpinnt ſich trüb und kalt.
Das iſt kein Wetter mehr zum Reiſen!
Dort winkt ein gaſtlich helles Dach:
Er läßt ſich nicht in's Trock'ne weiſen,
Es ruft der Wirth umſonſt ihm nach.

Das eben ſey das rechte Wetter,
Meint er, zur alten Burg zu gehn;
Wie ruft des Donners dumpf Geſchmetter,
Wie muß ſie ſchön im Blitze ſtehn!
Die Klänge ſind es, die nicht altern,
Die Lichter, die nicht ausgebrannt,
Und ſeit den ernſten Mittelaltern
Iſt droben wohl ihr Spiel bekannt.

Jetzt iſt er ganz hinauf geklommen,
Er ſtellt ſich auf die Trümmer hin,
Er hat ihn wahrlich mitgenommen
Zur rechten Statt den rechten Sinn.
Mit ſeinem ernſten Angeſichte,
Mit ſeinem ſturmdurchwehten Kleid
Steht er in dem Gewitterlichte
Faſt wie ein Geiſt aus jener Zeit.

Und wie ein Lied aus jenen Tagen
Erhebt er ſeinen ſtolzen Sang,
Der ringt ſich über Leid und Klagen
Hinauf zum hellen Freudeklang;
Er hat von ſeiner Burg geſprochen,
Wie ſie der bitt're Feind zerſtört;
Er ruft mit Luſt: ſie iſt zerbrochen,
Weil dieſe beſſ're mir gehört.

Dann hat er weiter noch geſungen
Von ſeiner ungetreuen Braut;
Da hätte bald ſein Lied geklungen,
Wie ein bewegter Seufzerlaut.
Doch herrlich über alle Schmerzen
Empor das hohe Lied ſich reißt,
Er ſingt von Ihr aus feſtem Herzen
Als einem abgeſchiednen Geiſt.

„Iſt gleich mein Haus zerbrochen immer,
Zerbrochen auch mein edles Herz,
So ragen doch die hohen Trümmer
Mit Luſt und ſtolz noch himmelwärts:
Und hieher hab' ich mich geflüchtet,
Verſtoßen aus der neuen Welt:
Wer je gekämpft, geliebt, gedichtet,
Für den iſt Wohnung hier beſtellt.“

„Nun denn, ihr alten Heldengeiſter,
So ſchämt euch des Genoſſen nicht!
Ihr weitgeprieſ'nen Sangesmeiſter,
Nehmt freundlich mich in Lehr' und Pflicht!

O kommt hervor, ihr treuen Frauen,
Mit hoher Minne Leid vertraut,
Laßt mich in euer Antlitz ſchauen,
Und tröſtet mich für meine Braut!“

Der Ritter hat ſchon lang geſchwiegen,
Der Donner rollt noch immer fort;
Man ſieht ihn oft im Blitze liegen,
Ganz ſanft und ſelig liegt er dort,
Geſchloßnen Auges, blaſſer Wangen;
Iſt's Schlaf, iſt's Tod, ich weiß es kaum;
Doch ſicher träumt er ohne Bangen
Von Staufen einen lichten Traum!

Die Weißwanger Kapelle.

Die Ritter von dem Roſenſtein,
Sie ritten aus beim Sonnenſchein,
Sie ritten aus mit ihren Knappen,
Wenn mit den düſtern Nebelkappen
Die Berge regendurſtig nickten,
Und in die Eb'ne finſter blickten,
Ja, wenn das Wetter blitzt' und kracht',
Sie ritten aus in ſchwarzer Nacht;
Denn immer war der Fang gelungen,
Wenn durch die ſtillen Niederungen
Ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
Und ſich're Fahrt die Straße log.
Jetzt zogen ſie an einem Morgen,
Noch war die Welt in Schlaf geborgen,
Von ihrem hohem Felſen aus,
Zur Eb'ne nach dem Gotteshaus.
Das hob ſich aus den grünen Matten
In ſeiner Linden kühlem Schatten,
Als fürchtet' es, umrankt mit Laub,
Von keiner Seite Hohn und Raub.
Es hingen an den ſchmucken Wänden,
Geſtiftet rings von frommen Händen,
Die Weihgeſchenke ſilbern, golden,
Marien dargebracht, der Holden;
Dem Gläubigen zur Augenweide,
Dem Räuber zur geheimen Freude.
Dahin lenkt ſich der Ritterzug,
So raſch ging nie der Pferde Flug;

Der Boden iſt ſo feſt und trocken,
Die goldnen Sonnenſtrahlen locken,
Und höhnend ſpricht die freche Schaar:
Wie iſt der Himmel hell und klar,
Unendlich wolkenlos und blau!
Maria winkt, die ſchöne Frau,
Dort aus der Fenſter Glanz verſtohlen,
Die Gaben ihrer Gunſt zu holen.
Ein einzig Silberwölklein helle
Schwebt lächelnd über der Kapelle;
Die Reiter flügeln ihren Lauf;
Die kleine Wolke ſteiget auf —
Erſt duftig in dem Sonnenlichte,
Drauf, ſich entfaltend, Schicht' auf Schichte:
Sie traben an von Gluth ermattet,
Da fühlen ſie ſich jäh beſchattet;
Die Sonn' iſt hin, die Wolke grau
Lauft über in des Himmels Blau. —
„Was iſt's? noch ſchreckt uns nie ein Regen!
Dort winkt uns die Kapell' entgegen!“
Sie ſprengen rüſtig an zum Ziele;
Herab vom Roß, hin geht's zur Diele,
Sie treten zu den Hallen ein,
Des Silbers winkt, des Goldes Schein,
Die Jungfrau ſehn ſie in der feuchten
Geſteine Glanz entgegenleuchten:
Ausſtrecken ſie die freche Hand —
Da zückt es durch die Deckenwand,
Ein einz'ger Blitzſtrahl fährt hernieder;
Die gold'gen Wände leuchten wieder,
Die ganze Wolke rauſcht herein,
Ein Regenguß, durch Wand und Stein;
Er ſchwemmt der wilden Räuber Leichen,

Begleitet von des Donners Streichen,
Fort aus dem Heiligthum mit Macht.
Da leuchtet neu der Sonne Pracht,
Da lacht das Feld verklärt, erneuet,
Die ganze Schöpfung ſteht erfreuet,
Es wölbt ein ſel'ges Himmelblau
Sich über dem geſchirmten Bau.

Sage vom Schloß Lauterburg.

„Laß ihn pochen, laß ihn pochen,
Liebchen, wer auch draußen iſt;
Sollſt mein Leibgericht ja kochen,
Weil du noch allein mir biſt!“

Sprach's der Buhle vor der Küchen
Zu der falſchen Edelfrau;
Aber draußen pochts mit Flüchen
Vor dem Schloß im Waldesgau.

An dem Feuer ſtand die Böſe;
Macht ſie nur die Glut ſo roth?
Der herein will mit Getöſe
Iſt ihr Mann, oder iſt der Tod.

Beide nahen der zum Schrecken,
Die gebrochen hat die Zucht,
Schauer kommen wohl der Kecken;
Ja, ihr Mann iſt's, der ſie ſucht.

Aus dem Wald kommt er gezogen,
Abends, auf die kurze Jagd,
Nach dem Buhlen hergeflogen,
Eh' die Schande wird vollbracht.

Und ſie rührt mit beiden Händen,
Gießet Milch und miſchet Salz,
Zwiſchen rothen Feuerbränden
Praſſelt in dem Topf das Schmalz. —

„Weib! wirſt du nicht ein mich laſſen,
Haut mein Schwert entzwei das Thor!“
Und die Falſche muß erblaſſen,
Und der Buhle fährt empor,

Eilt zum Stall nach ſeinem Pferde,
Sich zu retten vor der Wuth;
Und es läuft die Frau vom Heerde,
Steigt hinab im kranken Muth.

Doch die Welle zürnt im Keſſel,
Und die Flamme leckt hinein,
Und das Feuer bricht die Feſſel,
Lodert auf in wildem Schein.

Heerd und Küche ſtehn in Flammen;
Eh die Hausfrau drunten iſt,
Schlägt die Glut um ſie zuſammen,
Gönnt dem Buhlen keine Friſt.

Durch die Wände fährt das Feuer,
Und der heiße Rachegeiſt
Frißt an Haus und Hof und Scheuer,
Bis die letzte Fuge reißt.

Mit dem Jagdſpeer und dem Hunde
Steht der Ritter vor dem Haus,
Und der Brand, der bis zum Grunde
Zehret, löſcht allmählig aus.

Da entwandelt er dem Haine
In der letzten Flamme Schein,
Baut ſich aus dem Schutt der Steine
Eine Hütte, ſchwarz und klein,

Birgt ſich vor dem Licht der Sonne,
Friſtet kaum des Lebens Laſt,
Jagt im Walde ſonder Wonne,
Legt ſich nieder ohne Raſt.

V.

Sagen vom Bodenſee und der Schweiz.

Die Schöpfung des Bodenſee's.

Als Einleitung.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem ſchöpfriſchen Geſchäfte
Die Waſſer und den Grund bewegt:
Und als ſich nun die Tiefen ſenkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen ſich mit Bächen tränkten,
In See'n ſich ſchloß der Waſſer Schatz:

Da ſchuf ſich auch die Rieſenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felſenbette
Aus ſeinem Eispalaſte los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geiſt getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch iſt ſein Ruheſitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;

Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt ſich der heitern Lüfte Zelt,
Es ſpiegelt ſich, indem ſie ſchreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des erſten Sabbaths Ruhe ſchlief,
Ließ ſich der Bote Gottes ſchauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da ſcholl gleich donnernden Poſaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Fluth mit Staunen
Und ſie vernahmen Gottes Wort:

„Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieſelt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ſtröme, Fluß, nur ſtolz einher!
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, — der Menſch, erſcheint.

Erſt lebt ein dumpf Geſchlecht, vergeſſen
Sein ſelbſt, im Walde mit dem Thier,
Dann herrſcht ein Fremdling ſtolz, vermeſſen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert ſich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und ſchleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott iſt Eiche, Fluß und Meer.
Doch ſchlaft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchſten Kraft und Güte
In ſeinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten ſenden,
Die ſagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern ſeinen Thron.
Dort wird das Licht des Geiſtes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibts in tiefem Dunkel hell.

Dann werden ſich die Haine lichten,
Wie ſich der Menſchen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du ſegenreiches Feld,
Die Rebe ſtrecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und ſchwerbeladne Schiffe ſchwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchſten Krone tragen,
Statthalter ſeiner Königsmacht, —
An dieſen Ufern aufgeſchlagen,
Sonnt oft ſich ihres Hofes Pracht.

Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du biſt das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum ſind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je ſein Land erhob.
Das eine ſind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Geſang,
Das and're ſind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnſt du deinen Ruhm, du walleſt
Mit hochgehobner Bruſt, o See!
Doch daß du dir nicht ſelbſt gefalleſt,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es ſpiegeln ſich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.

Sey nur getroſt! Du blüheſt wieder,
Du wiſcheſt ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, ſüße Lieder,
Sie tönen am Geſtade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeſchichte,
Sie hält nicht mehr am Uferſand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch ſtilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz ſoll voll von Fiſchen ſeyn,
Dein Volk nährt ſich vom eignen Brote,
Und trinkt den ſelbſtgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geſchlecht im Glück
Von ſeinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende dein Geſchick!“

Der Engel ſprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt ſich an,
Es rauſcht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe ſich zu münden,
Und ſucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der ſchwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeſchriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Waſſer, ſein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Der Reiter und der Bodenſee.

Mündlich.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodenſee;

Noch heut mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felſen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt ſein Ohr;

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort gehts, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe gibt er den ſcharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mags ſeyn?“

Die Maid ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Nachen ſtiegeſt du.“

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fiſch!“

Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſ't noch die grauſe Gefahr.

Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Des Fiſchers Haus.

Sein Haus hat der Fiſcher gebaut,
Es ſtehet dicht an den Wellen,
In der blauen Fluth ſich's beſchaut,
Als ſpräch' es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die ſind ſo dicht,
Voll Korn und Wein ſind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, ſchirmenden Hügeln,
Die laſſen den Nord nicht ein,
Sie umhaucht nur der Weſt mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fiſcher ſteht,
Es ſpielt ſein Netz in den Wellen,
Umſonſt ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Geſtade;
Kein armes Fiſchlein entflieht,
Das kleinſte nicht findet Gnade.

Auf ſteiget kein Waſſerweib,
Euch zu retten, ihr ſtillen, ihr guten!
Und lockt mit dem ſeligen Leib
Ihn hinab in die ſchwellenden Fluthen.

„Ich bin der Herrſcher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So ſpricht er und ſchnellt in die Höh'
Den ſchweren Angel im Bogen.

Und euer Leben iſt aus,
Der Fiſcher, mit frohem Behagen,
Er tritt in das ſtattliche Haus,
An den harten Stein euch zu ſchlagen.

Er legt ſich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, ſo ſicher und kühl,
Wo Hamen und Angel ſäumen!

Da regt ſich das Leben im Grund,
Da wimmelts von Karpf' und Forelle,
Da naats mit geſchäftigem Mund
Und ſchlüpft unters Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fiſcher kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache ſchafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr ſie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die ſchweigende Fluth
Iſt unter das Haus gedrungen;

Bis daß in ſinkender Nacht,
Wo der Fiſcher träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Verſinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet ſich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es ſchlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie ſchwinden, ſie ſetzen ſich nieder,
Es ſpielen im freien Reich
Die Fiſche, die fröhlichen, wieder.

Des Feindes Tod.

Wo vom Berg die Felſen rollen,
Wo kein Waſſer friedlich fließt,
Nur im Sturze ſich ergießt,
Wo die langen Donner grollen.

Dort in Rhätiens finſtern Gründen,
Wo ſich die Natur bekriegt,
Wald und Sturm im Kampfe liegt,
Kann der Menſch nicht Ruhe finden.

Feindſchaft zeugt in ſeiner Seele
Dort der Elemente Streit,
Und die Fürſten ſind entzweit
Um den Sitz in Hain und Höhle.

Seine finſtern Thäler neidet
Rudpert drum dem Adalbert;
Jeder greifet nach dem Schwert,
Ob ſie ſchon der Waldſtrom ſcheidet.

An der überſpritzten Klippe,
Kämpfen ſie im Waſſerſchaum,
Kämpfen, wo für zween iſt Raum
Auf der wald'gen Felſenrippe.

Denn im Anger und im Thale
Jeder mit ergrimmtem Troß,
Jeder auf dem wild'ſten Roß;
Lang erhitzt ſich Stahl am Stahle.

Beider Muth iſt ſtets der gleiche,
Beider Sehne gleich geſtählt,
Beide gleicher Haß beſeelt,
Keiner weicht dem letzten Streiche.

Bis die Herrſcherin der Gegend
In den Streit ſich miſcht, Natur,
Irre macht der Roſſe Spur,
Felſen in die Wege legend.

Rudpert ſchwanket auf dem Pferde,
Und es bäumet ſich das Thier,
Und mit zornigem Gewieh'r
Schleudert es den Herrn zur Erde.

Und man hört die Waſſer toben,
Weil es ſtille ward vom Kampf,
Nur im grauen Nebeldampf
Kämpft der Wind im Walde droben.

Auf des Feindes Angeſichte
Kehrt mit Frieden ein der Tod,
Wiſchet ab des Zornes Roth,
Ueberzieht's mit blaſſem Lichte.

Und es nahet ſich der Leiche
Abgeſtiegen von dem Pferd
Auch der Kämpfer Adalbert,
Schaut in's Antlitz ihm, in's bleiche.

Lauter bei des Grabes Stille
Schlägt lebend'ges Menſchenherz,
Groll und Zorn flieht niederwärts,
Und die Bruſt bewegt der Wille.

Jetzt erbarmt ihn erſt der Schöne,
Die das Schickſal für ihn ſchlug,
O wie holde Züge trug
Dieſer Jüngling, werth der Thräne!

Und er hat den Feind umfangen,
Wie den Bruder ſeiner Wahl: —
Da zuerſt durchs wilde Thal
Iſt des Friedens Geiſt gegangen.

Und die Sonne dringet nieder
Durch der Nebel alte Nacht,
Daß der grünen Wildniß Pracht,
Fels und Strom, von Licht glänzt wieder.

Wie den Sieger, auf der Bahre,
Führet den gefall'nen Feind
Adalbert durchs Thal und weint,
Als um eines Freundes Zähre.

In die eigne Gruft gebettet
Legt er ihn nach Kampf und Noth;
Lieb' und Freundſchaft aus dem Tod
Hat er endlich ſich gerettet.

Sey Natur im Kampf geſchieden,
Krieg der blinden Kräfte Ruhm:
Als ſein heilig Eigenthum
Pflege doch der Menſch den Frieden!

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolph hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes iſt, gieb Gotte!
Iſt dein Bruder nicht entſchlafen?"

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden,
Liegt zu Glaris in der Klauſe."

„Warum ärnteſt du die Felder,
Die dem Herrn zu ſchneiden wären,
Warum fälleſt du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?"

„Wageſt du's, den Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?"

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und beſſer träume."

Aber Landolph ſprach mit Lachen:
„„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen!““

„„Kannſt du ihn herauf beſchwören
Wenn zu Rankweil wird gerichtet,
Wohl, dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſt's Lug, den du erdichtet!““

Fridolin auf ſolche Tücke
Würdiget kein Wort zu ſprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke
Der durch Gräber konnte brechen.

Und von Säckingen am Rheine
Aus dem Kloſter, an dem Stabe
Zog der Greis durchs Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat bei'm Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

„Auf, erwach in Gottes Namen,“
Ruft er, „Urſo, wehr' den Tücken;
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Hand' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,
Steigt mit ihm die Felſenwände
Auf, bis an der Gletſcher Decken.

Durch das Hochgebirge ſchreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel ſpreitet
Um das Paar, das geiſtergleiche.

Wie der Morgen ſchon ſich wittert,
Steigen ſie vom Felsgeſteine,
Und es ſieht's der Senn', erzittert,
Daß ihm's geht durch Mark und Beine.

Aber Landolph im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen,
Mit dem erſten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeſchlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu ſprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann ſich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und ſcharf; und hohle Worte
Werden draußen ſchon geſprochen.

Durch die Thüre kommt geſchritten
Fridolin mit ſeiner Leiche,
Landolph in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubſt du meine Seele,
Bruder!“ Wehts ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge dieſem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gieb zurück, was du genommen,
Laß getroſt in's Grab mich wallen!“

Landolph ſank in's Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!“

Doch es wandte ſich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte ſich, die müde, bleiche,
Nach der ſtillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blaſſe Strahlen,
Sah man längs dem Berg ſie ſchweifen,
Bis ſie in den Wald ſich ſtahlen.

Und vom ſchrecklichen Gerichte
Eilet Landolph heim zum Rheine,
Mit erbleichtem Angeſichte
Ordnet er zu Haus das Seine.

Sezt das Kloſter ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum ſanften Sterben,
Ruht bei'm Bruder in dem Grabe.

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greiſe Graf,
Geſättiget von dem Leben,
Der ſah den blauen See im Schlaf,
Und ſtille Kähne ſchweben,
Auf Waſſer, Erd' und Himmel Ruh;
Da flog ſein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er ſeine Knechte,
Hat ſie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abſchied vom Geſchlechte,
Verläßt die Herrſchaft und das Schloß
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er ſauſen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heil'gen Petershauſen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie ſein Herz von Sehnſucht ſchwoll!

Sankt Peters Haus, die ſtille Statt,
Von Wellen leis beſpület,
Sein Geiſt ſich auserſehen hat,
Vom Ird'ſchen abgekühlet:
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Luſt und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloſter das Gewinn,
Sie ſtoßen ab vom Hafen,
Schon ſchwimmt das Schiff auf blauer Fluth,
Wie wird dem Greiſe da zu Muth!

Er ſpricht gerühret: „o fühlet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Waſſer auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes *) Riff
Geboren ward ich einſt im Schiff.“

„Und wenn ich in dem Nachen bin,
So ſanft geſchaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter liſpelt in mein Ohr
Und ſingt ein Schlummerlied mir vor.“

Derweil ſie ſegeln friſch nach vorn:
Da übermannt's den Grafen,
Sie ſind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu ſchlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er ſchlummernd auf dem Schiffe lag.

---

*) Horn heißt am Bodenſee ſo viel als Landzunge.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das ſüße Wiegenlied
So hell in ſeinen Ohren;
Er ſchlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie ſo tief ich ſchlief!“

Er ſchloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu ſchlafen.
Steh Nachen ſtill, nicht eile du!
Dein Gaſt iſt ſchon im Hafen;
Der Abt zu ſeinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Troſt verſieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauſcht die Fluth, die einſt ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
Im ſüßen Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Conradin.

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See *), es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum.

Wie eine Roſenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm,
Und herrſcht vom Lorberkranz umſchlungen
In ſeiner Väter Eigenthum.

---

*) Ueber dieſe Erſcheinung ſ. Schwabs Bodenſee S. 302 f.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So rufet dich ein ſchwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh' du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsſtimme,
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lied' und Leben ſteht ſein Sinn.

So gieb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne ſeel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt!

Was iſt's? er läßt die Leyer fallen,
Er ſpringt an's Ufer, greift zum Schwerdt,
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt;
Er will der Väter Thron beſteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze
Du grünes ſeebeſpültes Land?
Was willſt du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr ſchmücktet euch zu ſeiner Wonne,
Hin iſt er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen iſt nicht mehr!

Die Maid von Bodmann *).

Es ſchwillet aus den Wellen
Die grüne Maienau;
Dort ſitzt bei dem Geſellen
Eine reine, ſüße Frau;
Von Bodmann iſt's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland
Hat ſie ihm zugeſagt.

„Ruh' aus in meiner Laube,
Und ſinge Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, ſie reifen dir!"
Da ſprach Herr Hug von Langenſtein,
Und ſprang empor vom Raſen:
„Nicht alſo ſoll es ſeyn!"

„Mir iſt ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Lebensherrn!
So iſt er krank und altersmatt,
Den Sohn in friſcher Jugend
Schickt er an ſeiner Statt."

---

*) Man findet dieſe Sage lieblich erzählt in der bei Seemüller in Conſtanz erſchienenen Schrift des M. Sepp. von Eppishauſen.

Nicht traurig ſoll der Wille
Des Vaters ſeyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er ſchaut ſie brünſtig an:
„Ich kehre heim, du ſüße Braut!
Vertrau' dem Chriſt im Himmel,
Und bleib mir hold und traut!“

Er ſchwingt ſich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den Schwachen,
Vertritt der ſtarke Sohn.
Der Gram um ſeine treue Maid
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid'!

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt im Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit iſt aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar,
Sie ſchaut hinaus nach Einem,
Den wird ſie nicht gewahr.

Der Herbſtwind rauſcht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War alles denn ein Traum?
Und endlich ſauſt der Winterſturm:
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthurm.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerſtrahl
Die böſe Kunde troffen;
Sie ſitzet ſtumm im Saal.
Es kam der Freier Schwarm herbei:
Die Hoffnung iſt geſtorben,
So lebet noch die Treu'! —

Die Hoffnung iſt geſtorben,
So lebet noch die Treu':
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend ſey;
Man beut ihm Freyheit, Gold und Ehr',
Wenn er vom Glauben läſſet:
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr ſie trauern,
Sie ſinken fleh'nd auf's Knie,
Er in den ſchwarzen Mauern
Auf grünem Eiland ſie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor ſein Ohr gebracht.

Der Engel ſprach zum Ritter:
„Auf, opf're dich dem Herrn,
So ſpringt dein Kerkergitter,
So leitet dich ſein Stern!“
Der Ritter denkt der ſüßen Frau'n,
Die Minne ſoll er opfern;
Doch ach! er darf ſie ſchau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er ſich im Traum; —
Sieh da, erfüllt iſt worden,
Was ſchien unmöglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor ſteht offen
In ſternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wiſſenſchaft,
So zieht er, wohlerfahren,
Gott ſtärket ſeine Kraft,
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felſenriffe
Bringt ſchnell und ſicher ihn
Auf einem Chriſtenſchiffe
Der Herr zur Heimath hin;
Bald unter deutſchem Blüthenſchnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenſchäumen,
Erfriſcht vom Morgenthau,
Mit Reben, Wieſen, Bäumen,
Winkt grün die Maienau;
Und eine ſelige Geſtalt
Die Arm' entgegen breitend
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird ſein Auge trüber,
Sein Haupt fällt auf die Bruſt,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Luſt.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutſchen Orden
Will Gott er dienen nur!

Und einen Freund er ſendet
Zur grünen Maienau,
Den lezten Gruß er ſpendet
Der herzgeliebten Frau.
Da loſch die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geiſt entglommen,
Und ſtarb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So ſüß Erinn'rungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jezt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die ſie umringet,
Zertheilt ihr Nachen ſchnell;
Es geht die ſchöne blaſſe Maid
Durch ferne Lande ſchweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreiſter,
Und kecker wird ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meiſter,
Den oberſten, ſie tritt.
Sie ſprach: „Nehmt hin, was noch iſt mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inſelein!“

„Es ſcheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe d'rauf,
Und Früchte glüh'n in Wonne,
Und Saaten gehen auf.
Doch Eines, Eines bitt' ich nur,
Herr Langenſtein, der Ritter;
Der werde dort Comthur!“

Der Meiſter ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunſch erhöret,
Wie dankte ſie dem Herrn!
Da ſchied ſie, Thränen in dem Blick,
Da glänzet hell im Herzen
Zugleich des Liebſten Glück.

„So ſind doch Ihm die Reben,
Die Felder Ihm gebaut!
Ihn wird die Laub' umweben,
Die mich und Ihn geſchaut!
Und wo zuſammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch ſein Gebet!“

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo ſie verweint die Zeit,
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben iſt ihr Leid;
Doch in dem neuen Ordenshaus,
Da tönte durch die Wellen
Ein ernſter Sang hinaus: —

„O Gottesminne, hehre,
Du haſt gelenkt mein Schiff
Auf ſturmbewegtem Meere
Vorbei am Felſenriff.
Doch ſanfte Still' und wahre Ruh',
Die hab' ich nie genoſſen,
Wann deckt das Grab mich zu?“

Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen.

Im Keſſel zu Bodmann, da ſteh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein *),
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felſengeſtein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jezt erndet's mit Dank,
Er ſperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge ſchaut,
Das Dunkel der alten Geſchichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir ſchwillt,
Die Sage hervor ſchon, die ſprudelnde, quillt.

Sie ſaßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Roſen und Schnee,
Das edelſte, ſchönſte Geſchlecht am See.

Viel Gäſte beglänzet vom Sonnenſchein,
Sie tranken und ſangen bei'm Königswein,
So wie ich heut trink' und heut ſinge mein Lied:
Der Abend von feſtlicher Luſt ſie nicht ſchied.

---

*) S. Bodenſee S. 33[illegible].

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des ſtürmiſchen Sees verſtohlenem Kind,
Die Wolken ſammeln ſich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schloſſe nicht aus.

Die Gäſte ſie tanzen Thür' aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reih'n,
Es ſprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze die ſpähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmei und der Flöte Geſang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauſchet im Saale das Spiel und der Witz,
Da ſchlägt durch die Decke der zackigte Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Erſticken die Gäſte, verzehren das Mahl,
O Waſſer und Himmel, wie glänzt ihr ſo hell,
O herrlich Geſchlecht, wie vergehſt du ſo ſchnell!

Der Vater, die Mutter, ſie liegen ſchon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall,
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie hat es enthoben der Wiege geſchwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

Sie ſtößt einen Keſſel durch Glut und Flamm',
Im Schloß iſt verlodert der edle Stamm,
Da ſchließt ſie beſonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und ſchleudert's hinaus.

Es rollet der Keſſel den Berg hinab;
O Kind, iſt's dein Wieglein, iſt's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt ihm mit Mutterblick,
Und ſinkt in die Flammen des Hauſes zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachſen war,
Da baute ſtolz über Schutt und Graus
Der letzte Bodmann ſein ſteinernes Haus.

Der letzte Bodmann der erſte ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel ſo hold,
Die Flamm' hat im Keſſel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter bei'm fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem feſtlichen Saal,
Sie ſitzen, ſie trinken vom Königswein,
Sie ſchenken dem Wand'rer ihn freundlich ein.

Im Keſſel, daraus iſt erblühet das Haus,
Im Keſſel ſoll er ihn trinken aus,
Er ſoll der verſunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug.

Mein Lied iſt geſungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich ſpüre die Glut,
Es drehet der Keſſel, der eherne, ſich,
Wald, Himmel und Waſſer umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein,
Getroſt bei dem Wunder, dem ſeltſamen ſeyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Keſſel ſteht ſtille, mein Auge wird klar.

Es ſchauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte Haus und Geſchlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja ſenden hinein,
So ſeyen es Ströme von Königswein!

Die ſeltne Kur.

Ein Ritter iſt der Herr von Sar,
Der reichſte Mann am Rheine,
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirſch im Haine;
Er reitet an der eig'nen Saat
Vorüber meilenlang den Pfad,
Und preßt die wärmſten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Iſt nicht ſein Wuchs ſo ſchlank und hoch,
Wie's einem Mann gebühret,
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Bruſt gewölbt und ſtark der Arm,
Wie's gern ein Mägdlein kühret?

An Leib und Seel' ihm nichts gebricht,
Er wär' ein ſtolzer Degen,
Hätt' er zu viel nur Eines nicht,
Zu viel, das iſt kein Segen:
Ach, an dem wohlgeſtalten Kopf
Des edlen Ritters hing ein Kropf,
Der blieb' wohl unterwegen!

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesſeufzer ſchwer,
Und ſteigt mit ihm zu Bette,
Er zieht ihn auf den Boden ſchier
Und drückt beim feſtlichen Turnier
Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein ſich,
So gut den Speer er führte,
Bis endlich eine, tugendlich
Und arm, ein Mitleid ſpürte,
Dem Ritter that es ſelber leid,
Als ihm den Hals die ſchöne Maid
Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr in's hohe Schloß
Im Forſt auf Felſengrunde;
Dort zeiget ihr der Ehgenoß
Die Güter in der Runde;
Sie lebt in Freud' und Ueberfluß,
Drum trägt ſie gern den Ueberſchuß
An ihres Herren Schlunde.

Und ſchöne Kinder lächeln ihr,
Dem Ritter gleich geſtaltet,
Nur daß der Köpfe ſchmucke Zier
Auf ſchlanken Hälſen waltet,
Doch nimmt der Vater ſie auf's Knie
Den ſchweren Athem fürchten ſie,
Daß er die Stirne faltet.

Ein ſolcher Kropf verträgt ſich faſt
Nicht mit der Vaterwürde,
Drum wird das Leben ihm zur Laſt,
Wie ſeines Halſes Bürde;
Er athmet, wie er pflegte, tief,
Und zog, als ihm die Fehde rief,
Fern aus von Hof und Hürde.

Was ſoll ich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen?
Drum in den wilden Kampf geſchwind,
Sie mögen mich erſchlagen!
Er ſpricht's und aus dem dichten Wald
Bricht ſchon der Feinde Hinterhalt,
Eh' es begann zu tagen.

Er ficht umringt von ſeinem Troß,
Er ſieget wider Willen,
Der wilde Gegner ſchwenkt ſein Roß,
Und möchte flieh'n im Stillen:
Allein dem Freiherrn däucht's nicht gut,
Ihn dürſtet nach dem eig'nen Blut,
Er will ſein Loos erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Oede.
Steh! ſchreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten ſeine Rede;
Da hieß es ehrlich: nimm und gieb,
Nach manchem Wechſelſtoß und Hieb
Zu Boden fielen Beede.

Von ſeinem Beigewicht Herr Sax,
Der Andre von dem Streiche,
Doch ſchwinget ſeinen Speer da ſtracks
Der wunde, todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet ſich noch ſeines Falls,
Reckt ſich und liegt als Leiche.

Und überſtrömt von ſeinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht iſt ſein Athem und ſein Muth,
Ihm dünkt der Tod nicht bitter,
Still grüßt er Weib und Kinder klein,
Er ſchläft zu ſanftem Schlummer ein,
Wie nach der Aernt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauren Hütte,
Gebettet und gepflegt brav,
In ſeiner Knappen Mitte,
Geſund vom Fuß bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf,
Dank jenem Meiſterſchnitte!

O Zeichen, das an ihm geſcheh'n,
Ihn hat der Feind kuriret!
Wie ſtattlich iſt er anzuſeh'n,
Wie ihn jetzt alles zieret:
Das hohe Haupt, das braune Haar,
Das freie Kinn, das Schulternpaar,
Der Hals, ganz ſchmal geſchnüret!

So reitet er zum Felſenhaus,
Das aus dem Walde blinket;
Zum Fenſter ſchaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket:
Sie ſieht die herrliche Geſtalt,
Die Bruſt von einem Seufzer wallt,
Ihr Blick zu Boden ſinket.

„Ein Bot' iſt's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten ſchau' ich gern!“
Denkt ſie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! wer in Luſt
Drückt ſtolz und ſchön ſie an die Bruſt,
Hängt ihr verjüngt am Munde?

Die Kinder ſtrecken nach ihm aus,
Dem ſchönen Mann, die Hände,
Und Jubel hallt durch's ganze Haus,
Durchdröhnt die Felſenwände.
Sein Stamm, der blühte reich belaubt,
Hoch trug der edle Sar das Haupt
Bis an ſein ſelig Ende.

Der Fleiſcher von Conſtanz.

Wohl wehrt ſich die alte, die freie Stadt,
Den herrlichen römiſchen Namen ſie hat,
Und römiſchen Muth,
Und deutſches Blut,
Und Chriſtenglauben,
Den ſoll ihr der ſpaniſche Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor,
Und dringen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauſchet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der toſenden Wellen Getöne.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr' und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil.
Sonſt ſchlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er ſie ſchlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zuvorderſt im Schwarm,
Den Aermel geſtülpet, mit nervigtem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er ſie ſpöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlaſſet ihr ihn?
Es doppelt der ſpaniſchen Heer ſich, ſie flieh'n,
Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geſelle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,
Sie packen in Eil'
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren;
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die faſſen die Zwei:
Und wollt ihr Ein Leben, ſo opfr' ich euch drei!
Er hält ſie umſpannt,
Er drängt ſie zum Rand,
Er ſendet die Blicke
Hinab zu dem ſchäumenden Rhein von der Brücke.

Und ſchnell an's Geländer, eh' Andere nah'n,
Drückt er ſie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn ſtürzen im tödtlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verſchlinget die Fluth;
Lang wiegt ſie, lang trägt ſie den Bürger gut,
Jetzt zeigt ſie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den ſchlanken.

Da ſucht ihn das fremde Geſchoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
In's feſtliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort ſchläft ohne Traum er den ſüßeſten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf.
Man trügt, man raubt
Ob ſeinem Haupt
Freiheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben.

Rudolph und der Gerber.

Der König Rudolph ſacht' im Schritt
Durch eine Straße Baſels ritt;
Die hohen Häuſer, ganz von Stein,
Sie leuchten ſeinen Augen ein;
Viel, nach der ſtolzen Art zu bauen,
Sind Edelſitzen gleich zu ſchauen;
Mit Schiefer blank das Dach geſchirmt,
Der Erker künſtlich aufgethürmt,
Daraus geſchmückte junge Frauen
Mit Schaam und Neugier auf ihn ſchauen.
„Traun, dieſe Stadt iſt wohlgethan,
Wie fangen das die Bürger an?
An Haus, an Gut, im Schooß der Ehen,
Mit allem ſind ſie wohl verſehen!“
So in Betrachtung ſtill verſenkt
Das Roß er um die Ecke lenkt,
Doch Lieblich's juſt hier nichts er ſiehet,
Ja gar den Athem an ſich ziehet,
Denn auf der off'nen Straße haut
Auf eine rohe muffige Haut,
Die auf das Holz er ſpannt', ein derber,
Unaufgeputzter, bärt'ger Gerber.
Er denkt, und lüftet ſeinen Helm:
„Das iſt denn doch ein armer Schelm,
Der hat wohl auch nichts zu genießen
Von Milch und Honig, die hier fließen;
Daß er ſich einen Pfennig ſpart,

Macht mit dem Schinder er halbpart.
Sein Duft iſt wahrlich kaum zu tragen;
Ein ſpöttlich Wort muß ich ihm ſagen!“
D'rum wie der König ritt vorbei,
So ſeufzt' er einmal oder zwei
Und ſpricht zu ſich halb leis, halb laut:
„Der gerbt' auch keine ſtinkende Haut,
Wenn hundert Mark des Jahrs er hätt',
Dazu ein ſchönes Weib im Bett.“
Der Gerber d'rauf beſinnt ſich nicht,
Er ſchaut dem König in's Geſicht:
„Herr, ſagt ihr das zu meinen Ohren,
So iſt an mir der Wunſch verloren.
Im Scherze wünſchet ihr mir das,
Was ich beſitz' im vollen Maas.“
Der König ſieht ihn ſtaunend an:
„Treib deinen Spott mit mir nicht, Mann!
Denn wiſſe, wenn ich abgeſeſſen,
Die Ecke hab' ich nicht vergeſſen,
Und aus der Herberg' eil' ich her:
Nach deinem Schatz verlangt mich ſehr.“
So ritt er fürder ohne Fährde,
Der Gerber neigt ſich bis zur Erde,
Dann tritt er eilig in ſein Haus,
Zieht Schurz und Mütz' und Kittel aus,
Thut ab den Schmutz im warmen Bade,
Und ſchmückt ſich auf des Königs Gnade:
Da wird ein Sammtrock angelegt,
Von Federn das Barett ſich regt,
Und von der Bruſt herab mit Prangen
Läßt er ein gülden Kettlein hangen:
Wie er wohl ſonſt im Sonntagsſtaat
Am höchſten Feſt zur Kirche naht.

Dann ruſet er der Frauen fein,
Die eilt an den verwahrten Schrein:
Dort harret, künſtlich zugerichtet,
Die feine Leinwand aufgeſchichtet,
Dort leuchten Purpurwatt und Seide,
Der friſche Schmuck vom Hochzeitkleide.
Ihr Beſtes wählt das junge Weib,
Und ſchmücket ſich den reinen Leib;
Sie heißt die zarten, krauſen Spitzen
Am weißen Halſe zierlich ſitzen,
Sie wölbt das Mieder nach der Bruſt,
Die Seide ſchwillt und fällt mit Luſt,
Sie windet Bänder, knüpfet Schlingen,
Die Finger zieret ſie mit Ringen,
Sie kämmt ihr langes gold'nes Haar,
Und badet ſich die Aeuglein klar;
Die Zucht, die Schönheit überglüht
Die Wange, daß ſie lieblich blüht.

Derweil durch's lange Hinterhaus
Ziert man die hohen Stuben aus,
Und Zimmer thut ſich auf an Zimmer,
Als ſchloße ſich die Reihe nimmer;
Und mitten ſetzt im größten Saal
Der reiche Mann ein fürſtlich Mahl;
Die leckerſten Gerichte ſchmücken
Die volle Tafel zum Erdrücken,
Was da ſteht auf damaſt'nem Grund,
Verſchmähet auch kein Königsmund;
Aus gold- und ſilbernen Pokalen
Sieht man den edlen Rheinwein ſtrahlen;
Und oben an zum reichen Mahl

Setzt er ſein ſchönes Ehgemahl;
Er ſelbſt ſich an die Thüre ſtellt,
Ganz ſchmuck und ſtattlich Wache hält.
Dort ſtand er eine kleine Weile,
Als ſchon ein Edelknecht mit Eile
Vor die geputzte Schwelle trat
Und rief: „Mein Herr und König naht!“
Und bald im Reitersrocke ſchlicht
Trat ein mit freundlichem Geſicht,
Und ſah mit Staunen, ſtarr und ſtumm
Herr Rudolph rings im Saal ſich um.
Und endlich ſprach er: „Traun, verirrt
Hat ſich das Glück zu Euch, Herr Wirth!
Ich glaub' ich bin der Bürgersmann,
Und poche bei dem König an!
Ja, ſolcher Zimmer, ſolcher Schätze,
Am Tiſch ſo wohlbeſetzter Plätze,
Und ſolcher Königin bei'm Schmaus
Wär' werth ein fürſtlich Herrenhaus!“
Mit dieſen Worten ſetzt' er ſich
Zur holden Wirthin tugendlich
Und auf den Stuhl zu ſeiner Linken
Thät er den Gerber niederwinken.
Er trinkt vom gold'nen Rheinwein gern,
Ein ſchöner Mund kredenzt dem Herrn;
Läßt zum Kapaun ſich nicht erſt bitten,
Den ihm der Nachbar zugeſchnitten.
Wie er nun guter Dinge war,
Nicht trunken von dem Weine zwar,
Doch trunken von dem Reiz der Schönen,
Und lüſtern faſt, den Mann zu krönen,
Der doch ſchon halb ein König ſchien,
Lockt' er mit ſolchen Worten ihn:

„Hört, Freund, es will mir nicht gefallen,
Daß ihr bei ſolchen Schätzen allen
Die ſchmutzige Handthierung treibt;
So reich begabt, ſo ſchön beweibt,
Da ſolltet ihr zu Hofe fahren,
Ihr ſeyd in euren beſten Jahren;
Bracht's doch ein ſchlichter Graf zum Thron,
Zum Ritter bringt's ein Bürger ſchon.
Auch euch, Frau Wirthin, ſoll's nicht reuen,
Ihr braucht euch nicht am Hof zu ſcheuen,
Man huldigt euch, man beugt ſich tief,
Die Schönheit iſt ein Adelsbrief.“
Der Herr in's Reden ſich verlor,
Der Gerber kratzt ſich hinter'm Ohr,
Er denkt: „wenn mir des Königs Gnade
So ſäß' in's Neſt, das wär' doch ſchade!“
Er hat ſein Haus ſo klug beſtellt,
Er kennet wohl den Lauf der Welt;
Was ſoll er Witz und Wahrheit ſparen,
Am beſten iſt's, g'radaus gefahren.
„Großmächt'ger Herr!“ erwiedert er,
„Euch widerſprechen iſt zwar ſchwer,
Doch ſeyd ihr gut, da darf ich's wagen,
Wie mir's um's Herz iſt, euch zu ſagen.
Mein Handwerk hat mich reich gemacht,
Drum ehr' ich es und nehm's in Acht;
Der Stolz, der Glanz, das üpp'ge Leben
Macht Schätze kleiner, ſtatt zu geben;
So hab' ich auch die ſchöne Braut
Erworben mir mit mancher Haut,
Die ihrem Vater ich gegerbt,
Von dem ich Kunſt und Geld ererbt.
Ging' ich mit ihr auf andern Wegen,

Glaubt mir, es brächte keinen Segen.
Verborgenheit thut immer gut.
Seht, wenn ich ſo mit frohem Muth
Vor meiner Thür' die Häute gerbe
Und zum Erworb'nen eins erwerbe,
Da ſucht die Neugier und der Neid
Nichts hinter meinem ſchmutz'gen Kleid;
Ich koſte ſtill mein Abendmus,
Den Becher Weins, des Weibes Kuß.
Bei allem ſolchen müßt' ich beben,
Wär' ich verdammt zum Herrenleben:
Da ſchenkt' ich meinen alten Wein
Den Neidern und den Feinden ein,
Da mäſtet' ich mit meinen Braten
Die Herrn, die morgen mich verrathen,
Am Ende ſchmückt' ich gar mein Weib
(Gott wend' es!) fremdem Zeitvertreib."
Da hub der König ſich vom Mahl
Und ſchritt mit Schweigen durch den Saal,
Dreht ſich noch einmal an der Schwelle,
Und ſprach verdrüßlich: „Sprich, Geſelle,
Du hüteſt ängſtlich Weib, Geld, Wein,
Was ließeſt du denn mich herein?"
Der Gerber ließ ſich nicht bethören
Noch durch den finſtern Blick verſtören:
„Ich habe," ſprach er feſt und laut,
„Auf euer Königsherz getraut.
Was iſt's, wenn, der uns alle ſchützet,
Dacht' ich, bei meinem Weibe ſitzet!
Hätt' ich's mit Euch zu thun allein,
Noch heut wollt' ich am Hofe ſeyn."
Roth ward und freundlich da der König,
Im Herzen ſchämt' er ſich nicht wenig,

Daß juſt zum Wort des Gerbers nicht
Auch ſein Gewiſſen Amen ſpricht.
Er reicht die Hand ihm hold bei'm Scheiden,
Die Frau befahl er ſtolz zu kleiden,
Noch ſchöner, denn's der Mann vermag;
Doch als er über Jahr und Tag
Durch Baſel wieder kam geritten,
Und ſah auf jener Straße Mitten
Bei ſeiner Haut den Gerber ſteh'n,
Hieß er ſein Roß wohl fürbaß geh'n,
Und rief ihm erſt von weitem zu:
„Verzehre, Freund, dein Mahl in Ruh'!“

Der Gaſt.

Wie leuchten die Lichter im Schloſſe ſo helle!
Herr Chriſtoph von Gamſtein, der frohe Geſelle,
Er hält in dem Saale zum letzten Mal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen verthaten's, er hat's nicht verſchuldet,
Was er nicht verbrochen gelaſſen er duldet,
Geht luſtig in's Elend, das Leid, er verzeiht's,
Leicht endet der Letzte des leichten Geſchlechts.

Doch daß er ſo fröhlich vom Gute kann ſcheiden,
Kein Kummer die Luſt ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt' aus dem Saal
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umſchattet die blauenden Augen,
Draus mag er ſich Strahlen der Hoffnung entſaugen;
Ihr bleichet kein Schmerz auf der Wange das Roth,
Ihr ſchwellet den Buſen kein Seufzer der Noth.

Drum weil er den Schatz ſich, den edlen, gerettet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum ſich gebettet,
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög' er zum Tanze, gen Baſel zum Rath.

Das Haus und die Güter, die ſchönſten im Lande,
Er gab ſie ſchon lange den Herren zum Pfande,
Sie ſitzen mit Mantel und Kragen geſchmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt;

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen;
Es ſchließt ſich der Kauf unter Lachen und Scherzen,
Am Ende da ſpricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Eins gebet mir drein, und eins hätt' ich ſo gern!“

„Die blinkenden Thaler, ſie müſſen ach! wandern;
Die goldenen Gülden gehören ſchon Andern;
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glaſt,
So ſchenkt mir ein einziges Stücklein Damaſt.“

„Ich ſelber, ich will nichts von Sammt und von Seiden,
Doch möcht' ich mein ehlich Gemahl mit bekleiden,
Sie iſt wie ein Engel aus himmliſchen Höh'n,
Sie iſt für den Kittel der Armuth zu ſchön.“

Wohl rühret die Männer des Rathes die Bitte,
Bei ehrlichen Bürgern iſt gütige Sitte;
Und ſtrebende Seide, gewichtig und ächt,
Die macht ihm ein Schneider von Baſel zurecht.

Und knapp an die quellenden Glieder ſie fügend
Bekleidet der Ritter das Weib ſeiner Jugend,
Er führet ſie unter das niedrige Dach,
Als tret' er mit ihr in ein Fürſtengemach.

Er pflanzt und er erntet, ſie webet und ſpinnet,
Sie lächelt ſo lieblich, er küßt und er minnet;
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Geſicht,
Doch Liebe nicht weicht und Genüge weicht nicht.

Die Thurbrücke bei Biſchofszell.

Wer hat dieſen ſteinernen Bogen
Ueber die wilde Thur gezogen?
Daß der Wand'rer die Straße lobet,
Daß das Waſſer vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürſt im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geſchlagen?

Oder richtet für Mann und Roſſe
Sie der Ritter vom hohen Schloſſe,
Und indeß ſein Haus zerfallen,
Iſt ſein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr ſchauet,
Manneswerk hat ſie nicht erbauet;
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg ſie über dem Felſengrunde.

Die dort auf der Burg gehauſet
Hörte wie die Woge brauſet,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Guſſe des Regens ſchwellen.

Und den Nachen am ſtein'gen Lande,
Der vom Strande führt zum Strande,
Sah ſie drüben ſich drehn und wiegen:
Wehe, wenn Einer hineingeſtiegen.

Ehe gedacht ſie den Gedanken,
Sieht ſie ihn mit zwei Wanderern ſchwanken,
Die ſie ſchauet, es ſind in Schöne
Ihre jungen, einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret,
Finden ſie den Strom empöret,
Haben doch, die rüſtigen Jungen,
Kecklich in den Kahn ſich geſchwungen.

Doch es laſſen ſich die Wellen
Nicht wie Thiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als ſie den Kahn ſah umgeſchlagen.

Wie ſie nun in langem Harme
Breitet' ihre beiden Arme
Bey den Wellen, den ſchaumesbleichen,
Ueber ihrer Kinder Leichen,

Mußte ſie der Mütter gedenken,
Die noch konnten ſchau'n verſenken
In den ſchnell empörten Wogen
Söhne, die ſie ſich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,
Wenn ſie Andern kann erſparen
Solches Leid, wie ſie's erfahren.

Und noch ehe ſie ausgetrauert,
Ward gemeißelt und gemauert,
Ward der Strom in's Bett gezwänget
Und die hohe Brücke geſprenget.

Sah ſie dann oft fröhliche Knaben
Ueber den Pfad von Steine traben,
Und die ſchäumenden Waſſer höhnen,
Die in felſiger Tiefe tönen;

Und mit leichtem Tritte wallen
Mütter hinter den Kindern allen,
Sieh da fließen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk, das fromme, dauert,
Aber ſie hat ausgetrauert,
Höret die Waſſer nicht mehr toben,
Iſt bei den jungen Söhnen droben.

Gedichte

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

I. Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Würtemberg *). 1816 — 1818.

Einladung. 1819. 3
1. Wie Herzog Ulrich den Hans von Hutten erſchlug 5
2. Wie Herzog Chriſtoph geboren ward 8
3. Wie Chriſtoph getauft ward 10
4. Der Zug durch den Schönbuch 12
5. Herzog Ulrichs Flucht 15
6. Wie das Tübinger Schloß belagert ward . . 16

---

*) Die geſchichtlichen Belege für die Begebenheiten, ja für jede einzelnen Umſtände derſelben, die in dieſem Gedichte erzählt werden, und deren keiner bloße Erfindung iſt, finden ſich der erſten Ausgabe dieſer Romanzen einverleibt. Die der neunten (neu hinzugekommenen) Romanze zu Grunde liegende Anekdote erzählt Pfiſter (Herz. Chr. Bd. I. S. 78.); der Dichter hat ſich nur erlaubt, den Schauplatz aus der Stadt Weißenhorn in ein württembergiſches Gränzdorf zu verlegen.

Seite

7. Wie ſich das Schloß ergiebt 19
8. Wie Chriſtoph gefangen ward 20
9. Chriſtoph und das Lamm 22
10. Chriſtoph zu Inſpruck 24
11. Chriſtoph vor dem Kaiſer 25
12. Was Chriſtoph zu Wien widerfuhr 28
13. Wie Chriſtoph mit dem Kaiſer Karl zur Krönung zog 30
14. Chriſtoph geht mit auf den Reichstag . . . 32
15. Die Belehnung 33
16. Wie der Landgraf Philipp von Heſſen für Chriſtoph bat 36
17. Wie Chriſtoph ohne Menſchen-Troſt war . 39
18. Chriſtoph iſt in Gefahr nicht verlaſſen . . 40
19. Chriſtophs Flucht 44
20. Wie Chriſtoph vor dem ſchwäbiſchen Bunde ſprach 46
21. Wie Ulrich ſein Land wieder erobert . . . 48
22. Wie Chriſtoph die Kunde vernahm 50
23. Chriſtoph zieht heim und dann nach Frankreich 54
24. Wie Chriſtoph ſeines Vaters Ungnade erfuhr 57
25. Wie Kaiſer Karl dem König Franz den Krieg erklärte 59
26. Was Chriſtoph in dem Kriege that und litt; und wie ihm gelohnt wurde 61
27. Wie Chriſtoph aus ſchwerer Krankheit genas 64
28. Wie Chriſtoph gerechtfertigt wird 67
29. Chriſtoph wird von Mördern überfallen . . 69
30. Chriſtophs Rache 72
31. Chriſtoph und der Pabſt 73
32. Wie Chriſtoph abermal vor dem Kaiſer ſtand 75
33. Chriſtophs Liebe 77

Seite
34. Wie ſich Ulrich mit ſeinem Sohn ausſöhnte . 79
35. Wie Chriſtoph zu ſeiner Mutter kam . . . 81
36. Wie Chriſtoph in's Land kam und ſeinem Vater gehorſam war 84
37. Wie Chriſtoph ſich vermählt. Schluß. . . . 88

Romanzen von Robert dem Teufel, nach der altfranzöſiſchen Volksſage.

An Ludwig Uhland. 1820. 93
1ſte Romanze 95
2te " 98
3te " 101
4te " 105
5te " 107
6te " 109
7te " 111
8te " 114
9te " 117
10te " 120
11te " 123
12te " 125

Die Legende von den heiligen drei Königen. In zwölf Romanzen. 1820.

1. Wie auf einen Berg im Morgenlande zwölf Sternſeher geſetzt wurden 133
2. Wie der Stern erſchien 135
3. Wie drei Könige ſich aufmachten, dem Sterne nachzuziehen 137
4. Wie die Könige fuhren 139
5. Wie die Könige zuſammen kamen 140

Seite
6. Wie die Könige in Jeruſalem einzogen und zu Herodes kamen 142
7. Was den Königen auf ihrer Fahrt nach Bethlehem begegnete 146
8. Wie die Könige zu Bethlehem das Kind Jeſus fanden und es anbeteten 149
9. Wie Joſeph mit der Jungfrau und dem Kinde floh 155
10. Wie Herodes die Kindlein in Bethlehem ermorden ließ 157
11. Wie die Könige nach Hauſe kamen und was weiter geſchah 159
12. Wie die Könige Abendmahl hielten und ſtarben 162

IV. Die Kammerboten in Schwaben. Geſchichtliche Sage in dreizehn Mähren. 1821.

1. Der Kammerboten Sieg und Unmuth . . . 167
2. Biſchof Salomo flieht vor den Kammerboten . 168
3. Die Kammerboten ſchwören Urphede . . . 171
4. Des Biſchofs Spott 172
5. Der Kammerboten Rache 174
6. Der Biſchof und Frau Bertha 179
7. Die Kammerboten erhöhen ſich 182
8. Die Kammerboten erniedrigt 183
9. Der Biſchof wird befreit 185
10. Erchinger und Bertha 188
11. König Conrad, beſchickt 189
12. Der König läßt ſich nicht erbitten 191
13. Der Kammerboten Tod 193

Seite

V. **Walther und Hiltgund**, epiſche Dichtung. Nach dem Lateiniſchen des Ekkehard. 1822. 1825.

1. Wie der Hunnenkönig Etzel gegen drei Könige zog 199
2. Walther, Hagen, Hiltgund bei König Etzel. Hagen entflohen 201
3. Wie Walther für König Etzel ſtritt und zu Hiltgund kam 209
4. Wie Walther die Hunnen trunken machte und mit Hiltgund entfloh 216
5. Wie Walther und Hiltgund über die Donau und bis zum Rheine zogen 221
6. König Günther kommt mit ſeinen Mannen vor den Wasgenſtein zu Walther 226
7. Wie Günther den Schatz verlangt und ſeine Recken mit Walther ſtreiten 233
8. Wie Walther weiter ſtritt 238
9. Walther erſchlägt Hagens Neffen 243
10. Wie der Feinde Liſt mißlang 248
11. Wie Günther Flucht heuchelte und Walther ſchlief 252
12. Wie Walther vom Wasgenſtein abzog und auf Günther und Hagen ſtieß 256
13. Walther kämpft mit Günther und Hagen . . 260
14. Wie die drei Recken Frieden machten . . . 265

VI. **Der Möringer.** Schwäbiſche Sage in vier Romanzen. 1824.

1ſte Romanze 273
2te " 277
3te " 280
4te " 283

Seite

VII. Der Appenzeller Krieg. In neun Romanzen. 1825.

Einladung 293
1. Die Appenzeller tagen 297
2. Wie der Propſt geſtraft ward 303
3. Wie die Schwabenſtädte Abt Kuno Hülfe ſenden 306
4. Die Schlacht am Speicher 309
5. Appenzell kommt in der Freunde Hand . . 313
6. Unterwaldens Traum 318
7. Wer der Appenzeller Feldhauptmann ward . 321
8. Die Schlacht am Stoß 324
9. Abt gefangen 331

VIII. Ein Morgen auf Chios. Dialogiſirte Erzählung. 1822. 337

IX. Nachtrag zu den ſchwäbiſchen Romanzen des erſten Theils.

Das Gewitter 369

I.

Romanzen

aus dem

Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Württemberg.

Einladung.

1819.

Iſt wo ein Volk, das, ähnlich
Den Männern jener Zeit,
Auf Ruhe hoffet ſehnlich
Nach mannichfachem Streit;
Das ohne Scheu und Reue
Sich für ſein Recht bewegt;
Doch Lieb' und ächte Treue
Für ſeinen Fürſten hegt?

Iſt wo ein Fürſt, der gerne
Nach frommen Ahnen ſchaut,
Der Leitung ihrer Sterne
In dunkler Nacht vertraut;
Der, vom Geſchick verwundet,
Den Ernſt des Lebens ſpürt,
Und ſtill den Pfad erkundet,
Den Gott die Seinen führt?

Euch hebt von alten Tagen
Das Lied den Nebelflor,
Da treten ihre Sagen
Im Farbenglanz hervor:
Von einem Volk umgeben,
Das niemals Liebe log,
Seht hier ein Fürſtenleben,
Wie's Gottes Hand erzog!

Verſchmähet nicht die Kunde,
Die ſchlicht und unverſchönt,
Auch nicht aus ſtolzem Munde
Geprieſ'nen Sängers tönt.
Oft ſingt mit ſchwachem Schalle
Ein Knab' in's Waldesthal:
Des Berges Widerhalle
Antworten all' zumal.

So laſſet meine Worte,
Vom Sang euch zugeweht,
Anklopfen an der Pforte,
Die nach dem Herzen geht.
Vielleicht, daß in den Seelen
Das Lied euch widerhallt,
Und daß aus euren Kehlen
Ein mächtiger's erſchallt.

1.

Wie Herzog Ulrich den Hans von Hutten erſchlug.

Es ſtand ein ſchwarz Gewitter
Ob allem Schwabenland,
Die Herren und die Ritter,
Der ganze Baurenſtand,
Sie fühlten's wohl, wie Schwüle
Und Nacht auf ihnen lag,
Sie hofften all' auf Kühle,
Sie wollten es wäre Tag.

Kein Wetter war's, das droben
In Wolken hat den Sitz,
Mit hörbarlichem Toben,
Mit ſichtbarlichem Blitz.
Es zog ſich ſtill zuſammen
In jedem Herzensgrund,
Und that mit bleichen Flammen
Sich nur von innen kund.

Am Himmel, da war Wonne,
Und lautres Frühlingsblau,
Es ſchien die Maienſonne
So hell auf Wald und Au'.

Herr Ulrich kam geritten,
Der Herzog, auf die Jagd,
Tief nach des Schönbuchs *) Mitten
Hatt' er ſich aufgemacht.

Voran zog das Geleite,
So war's dem Herzog lieb,
Dieweil an ſeiner Seite
Herr Hans von Hutten blieb.
Oft ſah man bei einander
Die beiden edlen Herrn;
Jetzt reiten ſie ſelbander,
Wie thäten ſie's nicht gern?

Was aber ſchweigen heute
Die Beiden alſo ſtill?
Ob heimlich wohl auf Beute
Ein jeder lauern will?
Zuletzt erhebt die Stimme
Herr Ulrich zwar, und ſpricht,
Doch iſt's im halben Grimme,
Und freundlich iſt es nicht:

„Herr Hans, was ſeh' ich blinken
An eurem Finger, wie Gold?
Fürwahr, mich will bedünken,
Daß ich es kennen ſollt'!
Von einer ſchönen Frauen
Iſt es ein werthes Pfand,
So laßt es mich beſchauen
Und zeigt mir eure Hand!“

---

*) Der Schönbuch, ein großer Forſt zwiſchen Stut
und Tübingen.

„Ich darf es wohl euch nennen!“
Alsbald der Andre ſpricht,
„Ich glaub', ihr werdet's kennen,
Und ich verläugn' es nicht!
Das Ringlein, das ihr gulden
Am Finger mir ſeht glühn,
Die Herzogin in Hulden
Hat mir's im Spiel geliehn!“

Da fährt's wie Wetterleuchten
Dem Ulrich durch's Geſicht:
„Habt ihr noch mehr zu beichten,
Verrätheriſcher Wicht?
Wer hat euch heißen treiben
Mit meinem Trauring Scherz?
Die Antwort will ich ſchreiben
Mit Blut in euer Herz!“

„Zur Hölle will ich euch ſchicken,
Um Leib und Leben euch wehrt!“
Er blitzt nicht mehr mit Blicken,
Er blitzt mit ſeinem Schwert.
Es donnern ſeine Flüche,
In mörderiſcher Luſt
Rennt er mit Einem Stiche
Den Ritter durch die Bruſt.

Der Herzog läßt ihn ſinken
Ins tiefe Maiengrün,
Er ſieht das Ringlein blinken,
Und in der Sonne glühn.

Da kommt ihm keine Reue,
Vom Roſſe ſteigt er ab,
Er faßt den Feind auf's Neue,
Er läßt ihn nicht ins Grab.

Den Gürtel von der Leiche
Löst er mit wilder Haſt,
Hängt auf an einer Eiche
Die unglückſel'ge Laſt.
Das led'ge Roß verkündet
Unheil der Ritterſchaar,
Sie eilt herbei und findet
Den Greuel offenbar.

Da hören's Alle mit Grauſen,
Was er verübet hat,
Wie des Gewitters Brauſen
Gemahnt ſie dieſe That.
Wie man bei'm erſten Schmettern,
Des Donners denken mag:
Jetzt fängt es an zu wettern,
Das war der erſte Schlag.

2.

Wie Herzog Chriſtoph geboren ward.

Noch waren's wen'ge Tage,
Schon ging von Ort zu Ort
Durch's ganze Land die Sage
Von ſolchem blut'gen Mord:

Da drang zu aller Ohren
Der Glocken heller Ton,
Zu Urach ward geboren
Dem Herrn der erſte Sohn.

Die Fürſtin ward entbunden
Bei nächtlichem Kerzenlicht,
Wie da die Sterne ſtunden,
Erkundet hab' ich's nicht;
Wohl aber ſah's auf Erden
Nicht hell und friedlich aus,
Und wie's auch möge werden,
Es hofft kein Heil dies Haus.

Die Mutter ſchweigend drücket
Den Knaben an das Herz,
Der Vater ſeitwärts blicket
In Unmuth und in Schmerz.
Er kann nicht froh und muthig
Vor ſeiner Wiege ſtehn,
Als müßt' ihn, wie er blutig,
Das kleine Kindlein ſehn.

Er ſieht im Geiſt ſchon kommen
Die ſchwere Reiches-Acht,
Er ſieht ſein Land genommen,
Den Sohn in fremder Macht.
Und nun er ſoll verderben
Mit Leuten und mit Land,
Nun hat ihm einen Erben
Der Hölle Hohn geſandt!

Ihr Alpen, die ihr ſchaurig
Umlagert Urach's Thal,
Seyd ihr auch bang und traurig,
Theilt ihr des Herzogs Qual?
Ihr ſteht in Felſenfeſte,
Ihr ſaht ſo manche Zeit!
Ihr hoffet doch das Beſte,
Euch beugt nicht ſolches Leid.

Mich däucht, ihr habt gelauſchet
In jener Lenzesnacht,
Mit Wäldern froh gerauſchet,
Mit Bächen Gruß gebracht.
Im Maiendonnerwetter
Ward euch geoffenbart,
Daß dieſem Land ein Retter
Im Thal geboren ward.

3.

Wie Chriſtoph getauft ward.

Vom Rieſen hört man ſagen,
Der durch des Stromes Fluth
Ein Kindlein hat getragen
Auf ſtarken Schultern gut.
Und mitten in den Wogen
Da ward das Kind ſo ſchwer,
Daß er hinab gezogen
Bald in die Tiefe wär'.

Und wie er fragt mit Schrecken,
Wen er mit Armen hält,
Thät ihm das Kind entdecken:
„Du trägſt den Herrn der Welt!“
Da kämpft der alte Heide
Sich mächtig durch den Fluß,
Das Kind tauft ihn mit Freude:
„Heiß du Chriſtophorus!“

Derſelbe Nam' gegeben
Ward auch dem Fürſtenkind,
Das aus der Taufe zu heben
Sie jetzt verſammelt ſind.
Mit ſeinen frommen Händen
Ein greiſer Probſt es hält,
Der von des Landes Ständen
Zum Zeugen iſt beſtellt.

Denn die beſtimmt zum Frieden
Sind zwiſchen Herrn und Land,
Zu knüpfen ſind beſchieden
Von Anbeginn das Band,
Die einſt dem Fürſten rathen
Zu ſeines Volkes Glück,
Es fall' auf ſie als Pathen
Des Knaben erſter Blick.

Ihn wiegt im Arm gelinde,
Der prieſterliche Greis,
Er betet über dem Kinde
So brünſtiglich und leis:

„O mögeſt du auf Erden,
Wie es dein Name ſpricht,
Ein Chriſtusträger werden,
Von Chriſto laſſen nicht!

„Es kommen ernſte Zeiten,
Der Geiſt mir's prophezeiht,
Im Reich will ſich bereiten
Ein heil'ger Glaubensſtreit:
O mögeſt du verfechten
Dereinſt das wahre Heil,
Geleiten hin zum Rechten
Dein auserwähltes Theil.“

„Dann mögen die Fluthen brauſen,
Die Stürme durch das Land
Mit wildem Flügel ſauſen,
Dich hat der Herr geſandt;
Durch dieſes Stromes Wellen
Sollſt du ihm tragen den Sohn,
Und in dem Land beſtellen
Ihm ſeinen wahren Thron!“

4.

Der Zug durch den Schönbuch.

Ein Rufen und ein Schreiten
Geht durch den Schönbuchwald,
Was mag es doch bedeuten,
Das alſo lärmt und ſchallt?

Vier Jahr ſind's, daß nicht freute
Den Fürſten mehr die Jagd;
Wer mag denn bürſchen heute
In ſpäter Mitternacht?

Herr Wilhelm *) führt die Jäger,
Der Bayernherzog, an;
Daß Feinde ſind die Schwäger,
Das iſt nicht wohlgethan.
Zur Rache treibt den Bayern
Die Fürſtin, die entflohn,
Er will nicht lange feyern,
Er ſinnt auf böſen Lohn.

Sie tummeln ihre Roſſe,
Sie reiten ſo gedrang,
Sie führen ſondre Geſchoſſe,
Sie gehn auf ſeltnen Fang.
Es ziehn vom Schwabenbunde
Die Jäger durch's Gefild,
Sie ſpüren in die Runde
Nach einem Fürſtenwild.

Doch unter Büſchen und Bäumen
Verirren ſie ſich bald;
Es hilft kein Sinnen und Säumen,
Kein Weg ſich zeigt im Wald,

---

*) Ulrichs Schwager, oberſter Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, der mit Verjagung des Herzogs Ulrich beauftragt worden. — Die Herzogin war nach München entflohen.

Da ragt mit kühnen Zweigen
Ein Eichbaum hoch hervor,
Er ſcheint den Weg zu zeigen,
Er wölbt ſich, als zum Thor!

Sie ſteigen aus dem Bügel
Und lagern ſich in's Gras.
Dort hebet ſich ein Hügel
Im Mooſe. Was iſt das?
Und viele Reiter haben
Umzingelt ſchon den Platz:
„Wohlan, und laßt uns graben,
Da liegt fürwahr ein Schatz!“

So forſchen ſie nach Schätzen,
Und hatten lang geharrt,
Da wurde mit Entſetzen
Ein Leichnam ausgeſcharrt.
„Herr Gott! es iſt mein Neffe!“
Schreit dort ein Ritter *) auf —
Verruchter Mörder! treffe
Dich meines Degens Knauf!“

„O Wunder ohne Gleichen!
Sein Leib iſt nicht verzehrt;
Die Züge ſind, die bleichen,
Vom Moder nicht verſtört.
Noch klebet an den Haaren
Das rothe Blut und ſchreit;
So ſchreit es ſeit vier Jahren:
Wann kommt die Rachezeit?“

---

*) Der berühmte Ulrich von Hutten, der mit bei'm Zuge
war und dieſe Geſchichte in einem Briefe ſelbſt erzählt.

Drauf ſandten ſie den Todten
Nach Eßlingen hinab,
Und weiter, mit den Boten,
Bis in der Väter Grab.
Die Ritter aber ſaßen
Auf ihren Roſſen ſchon:
Jetzt kennen ſie die Straßen,
Und zieh'n ergrimmt davon.

5.

Herzog Ulrichs Flucht.

Ein Baum blüht um den andern,
Es grünt in Wald und Schlucht,
Das iſt eine Zeit zum Wandern,
Doch keine Zeit zur Flucht.
Es muß der Herzog fliehen
Wohl durch das grüne Land,
Die Feind' ihn rings umziehen,
Kein Volk hat er zur Hand.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen wehn,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerſtehn;
Nur Tübingen, die Feſte,
Verſpricht noch Wehr und Trutz:
Dort nahmen der Ritter Beſte
Des Herzogs Kinder in Schutz.

Weit hinter ihm ſchon grauet
Das alte, treue Schloß,
Er wendet ſich, er ſchauet
Von ſeinem flücht'gen Roß:
„Ihr Herren und Ritter droben,
Bewahrt mir meine Kind',
Ich will euch lohnen und loben,
Wenn ſie gerettet ſind!“

Sie ſtrecken ihm entgegen,
So Sohn als Töchterlein,
Mit ſeinem Vaterſegen
Soll er die Kindlein ſei'n.
Er ringt in heißem Sehnen,
Er hat ſich abgewandt:
Abſchied ſagt er mit Thränen
Den Kindern und dem Land.

6.

Wie das Tübinger Schloß belagert ward.

Du alter Landesadel,
Jetzt ſteh' und halte dich gut,
Beſchütz' uns ohne Tadel
Das junge Fürſtenblut.
Ein Kleinod iſt gefaſſet
In dieſes Schloſſes Ring:
Weh euch, wenn ihr es laſſet,
Wenn es verloren ging!

Rechberger, Kaltenthäler,
Und edler Namen viel,
Spricht wohl einſt der Erzähler,
Daß ihr gewannt das Spiel?
Daß ihr, wie ihr geſchworen,
Des Landes Hoffnungsſtern
Aus unbeſiegten Thoren
Geführt, den jungen Herrn?

Wie oder wird man melden,
Daß ihr in letzter Noth
All habt gelitten als Helden
Den ſtolzen Rittertod?
Noch zwei und ſechzig ſtehen
Der Namen in dem Saal *) —
Iſt's euch zur Ehre geſchehen,
Iſt es ein rühmlich Mahl?

Wohl euch! man ſieht euch kämpfen,
Euch fallen aus dem Schloß!
In ſchwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt ſich Mann und Roß.
Ihr ſchlagt euch immer kecker
Bergunter alle zumal;
Jetzt ſprengt ihr durch den Necker,
Jetzt fechtet ihr im Thal!

---

*) Noch im Jahr 1816. Seitdem iſt jener ganze Flügel des Tübinger Schloſſes zur Univerſitäts-Bibliothek umgeſchaffen worden.

Bei'm Dörflein Derendingen
Ein ſeltner Feind euch droht,
Berühmt im Lanzenſchwingen
Der fremde Stratiot *).
Es ſtammt die Heldenjugend
Aus altem Griechenblut,
Mit deutſcher Rittertugend
Will meſſen ſich ihr Muth.

Sie ſprengen auf leichtem Pferde,
Sie werfen mit ſichrer Hand,
Doch eurem Ritterſchwerde,
Dem halten ſie nicht Stand.
Der Hauptmann fällt vom Roſſe,
Die Feinde geſchlagen ſind.
Heil dir auf deinem Schloſſe,
Du junges Fürſtenkind!

Der Hauptmann, der gefangen,
Georg Samaras genannt,
Er iſt zu Grabe gegangen
In dieſem fremden Land.
Geſtorben iſt er in Ehren,
Der tapfre Kriegesmann;
Wer ſich nicht mehr kann wehren,
Doch rühmlich ſterben kann.

Halt feſt an dem Gedanken,
Du edle Ritterſchaar!
Denn deine Thürme wanken,
Dein Korn und Wein iſt gar.

---

*) Albaneſen, die im Bundesheere dienten.

Für deinen Landeserben,
Für keinen fremden Bund,
Iſt Dir vergönnt zu ſterben
Auf vaterländ'ſchem Grund.

7.

Wie ſich das Schloß ergiebt.

Iſt es denn worden Frieden
Am heil'gen Oſtertag?
Die feindlich ſonſt geſchieden,
Die halten ja Gelag'!
Sie ſitzen vor den Thoren
Bei einem kühlen Wein,
Doch brüllt's in ihre Ohren,
Und lädt ſie donnernd ein!

Sie laſſen ſich nicht ſtören
Vom Donner und vom Blitz,
Des Herrn Urſtänd zu Ehren
Nur toſet ihr Geſchütz! —
Glaubt ihr, der Chriſt im Himmel,
Er hörte nicht lieber Krieg,
Er ſäh' nicht lieber Getümmel,
Als ſeiner Feinde Sieg?

In dieſer Morgenſtunde
Der Herr ſtieg aus dem Grab,
Ihr ſteigt zum Höllenbunde
Von eurem Schloß hinab!

An dieſem Tag der Treue,
Des Himmels Siegesfeſt,
Der Ritter ohne Scheue
Sein Fürſtenkind verläßt!

„Ich bin nicht mit geſeſſen
In eurem böſen Rath,
Ich habe nicht vergeſſen,
Welch einen Schwur ich that.
Ich kann zum Herzog tragen
Den unbefleckten Muth,
Und will auf's Neue wagen
Für ihn mein adlig Blut!“

So ſprach ein Herr von Heuen,
Ein alter Rittersmann,
Der blieb in rechten Treuen
Dem Herzog zugethan.
Das war von Sechzig Einer,
Der ſo geſprochen hat,
Doch hört und lobt ihn Keiner:
Geſiegt hat der Verrath.

8.

Wie Chriſtoph gefangen ward.

Wie ſonſt man zu erziehen
Die Fürſtenerben pflegt,
Iſt es ein ſtet Bemühen,
Daß jeder Diener trägt,

Wenn ſie mit ihnen ſchreiten
Luſtwandelnd in das Thal,
Zu zeigen und zu deuten:
„Seht! das wird eu'r einmal!“

Zu Tübingen vom Schloſſe
Sieht man ein weites Land,
In Wagen, Fuß und Roſſe
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Kapellen
Auf fernen Bergen ſtehn,
Und untenhin die Wellen
Des ſtillen Fluſſes gehn.

Auf dieſe Segensauen
Hat mancher Fürſt wohl ſchon
Geſchauet mit Vertrauen,
Und ſie gezeigt dem Sohn.
Das man jetzt trägt hinunter,
Iſt auch ein Fürſtenkind;
Es blickt in's Thal ſo munter,
Wo ſeine Lande ſind.

Kein Vater ihm zur Seite,
Zu ſagen: Das iſt dein: — ?
Wo bleibt denn das Geleite,
Der Diener ſtolze Reihn?
O weine, Knabe, weine,
Schau nicht ſo froh in's Land!
Es iſt nicht mehr das Deine,
Dein Vater iſt verbannt.

Du ſelber biſt gefangen,
Und mußt nun auch hinaus;
Die Berge nach dir langen,
Es ſeufzt das alte Haus.
Von dieſen Blüthenbäumen,
Dadurch dich führt die Flucht,
Wird deine Sehnſucht träumen,
Und iſt dein Feind die Frucht!

9.

Chriſtoph und das Lamm.

So zieht er eingeſchloſſen
Von lauter fremden Herrn,
Von lauter wilden Roſſen,
Die Freunde blieben fern.
In manchem Dorf wohl treten
Die Leute vor das Haus:
Was hilft ihr Weinen und Beten?
Er reitet wieder hinaus!

Am letzten Haus im Lande,
Da halten die Reiter ſtill,
Es hängt ein Schild am Rande,
Das Kind man ſtärken will.
Und wie dem armen Knaben
Sich aufthut eine Thür',
Da ſpringt mit frohem Traben
Ein weißes Lamm herfür.

Das ſchmiegt, wie mit Erbarmen,
Sich an das holde Kind:
Er faßt es mit den Armen,
Drückt an die Bruſt es lind.
Vom Aelternarm vertrieben,
Bewacht, gemeiſtert ſcharf,
Hat er doch, was er lieben,
Und was er herzen darf.

Er reicht von ſeiner Speiſe,
Von ſeinem Trank dem Thier.
Dann heißts: „Fort auf die Reiſe!
Das Lamm, Herr Prinz, laßt hier.“
Das Lämmlein will nicht weichen,
Als führt' er es am Band;
Es hüpft, es giebt ihm Zeichen,
Will mit in's fremde Land.

Sie ſehen nicht die Bitten
Im Kinderblicke ſtumm:
„Was zögert ihr! geritten!
Seht euch ſo viel nicht um!“
Da faßt ein Herz der Knabe,
Und ruft dem Wirthe zu:
„Mein armes Lämmlein labe,
Du guter Landsmann, du!“

„Gieb ihm recht fette Biſſen,
Richt' Milch ihm reichlich an,
Bett' ihm auf warmen Kiſſen,
Vergiß nichts, lieber Mann!

Gewiß, ich komme wieder,
Denn zahl' ich Alles Dir!“
Der Knabe winket nieder,
Fort jagt mit ihm ſein Thier.

10.

Chriſtoph zu Inſpruck.

Zieh mit ihm in die Bande,
Mit deinem Fürſten, Lied!
Sag deinem Vaterlande
Auf lange Zeit Abſchied.
Sing aus dem tiefen Grunde
Der Thäler vom Tyrol,
Wo aus des Knaben Munde
So mancher Seufzer quoll.

Denn Waiſenkinder wiſſen
Von ihren Eltern doch,
Von letzten theuren Küſſen,
Von Abſchiedsworten noch:
Der aber muß erſt fragen,
Als wie ein Findelkind,
Und will ihm Niemand ſagen,
Wer ſeine Eltern ſind.

Doch, Herr! erhältſt du dieſen
Für ſeiner Väter Thron,
Haſt du gleich zugewieſen
Ein ſchweres Loos dem Sohn.

Willſt du ihn halten ferne
So lang vom eignen Heerd,
So iſt es, daß er lerne,
Wie viel die Heimath werth.

Den du haſt eſſen laſſen
Als Knaben fremdes Brod,
Der wird dereinſt nicht praſſen
Bei ſeines Volkes Noth.
Zum Beſten wird er nützen
Das Leid und die Gefahr,
Er wird die Waiſen ſchützen,
Der mehr als Waiſe war.

11.

Chriſtoph vor dem Kaiſer.

„Ich hab' der Schreiber viele,
Sie horchen Nacht und Tag,
Sie rühren ihre Kiele,
Sie ſchreiben was ich mag;
Doch möcht' ich einen haben,
Unſchuldig, jung und treu,
'Nen feinen Edelknaben,
Der mein Vorleſer ſey!“

So hört man einſtens ſagen
Den Kaiſer Karl zu Wien,
Es ward das Wort getragen
Nach allen Seiten hin.

Da kommt viel edle Jugend
Mit ihren Lehrern an,
Von deren Kunſt und Tugend
Man Gutes rühmen kann.

Der Kaiſer prüft die Geiſter,
Und nichts entgeht dem Herrn,
Er ruft den würd'gen Meiſter,
Den Michael Tiffern:
„Wohl iſt zu mir gedrungen,
Wie ihr ſo tüchtig lehrt:
Hier führt ihr einen Jungen,
Er ſcheint des Lehrers werth!“

Wie iſt euch das geglücket,
Erzählt und redet frei,
Daß er ſo muthig blicket,
Und doch ſo fromm dabey?
Wohl leicht iſt zu erregen
Ein's edlen Knaben Muth,
Allein der Demuth pflegen
Läßt ſchwer bei jungem Blut!“

Da ſprach der treue Meiſter:
„Herr! Beid's iſt nicht mein Werk.
Der Knabe, Chriſtoph heißt er,
Ein Prinz von Württemberg!
Dem ward als Erbe von oben
Des Vaters Muth beſcheert,
Die Demuth hat der droben
Durch's Elend ihn gelehrt.“

Der ſchmucke Fürſtenknabe
Lieſt nun dem Kaiſer vor,
Er ſchickt mit ſeltner Gabe
So reinen Ton dem Ohr,
So klug die Worte ſchallen,
Er trifft den Sinn ſo recht:
Der Herr wählt ihn aus Allen
Zu ſeinem Edelknecht.

So hat ihn durch den Jammer,
Aus der Verbannung Nacht,
Bis in des Kaiſers Kammer
Die Hand des Herrn gebracht.
Und nichts iſt da geweſen
So groß, und nichts ſo klein,
Der Knabe durft' es leſen,
Und hielt's im Herzen ſein.

Denn von des Kaiſers Stuhle
Geht manches weiſe Wort,
Das er in keiner Schule
Vernommen hätt' ſofort.
Doch mocht' er oft auch denken:
„Wollt' mir der Himmel noch
Dereinſt mein Erbe ſchenken,
Viel anders macht' ich's doch!“

Als nun der Kaiſer merkte,
Wie klug er worden war,
Und wie ſein Geiſt ſich ſtärkte,
Da dacht' er an Gefahr:

„Der Knab' ſoll mit mir reiten
Nach Augsburg auf den Tag,
Dort ſoll er ſehn bei Zeiten,
Wie's mit ihm werden mag!“

12.

Was Chriſtoph in Wien widerfuhr.

So wuchs heran der Knabe
Zu Wien, der Kaiſerſtadt,
Wohl nutzend alle Gabe,
Die Gott verliehen hat;
Schon männlich vor den Jahren,
Beherzt und ohne Scheu,
In Nöthen und Gefahren
Dient er dem Herren treu.

War wo das Volk empöret:
Er ſtand am Kaiſer dicht;
Doch war dem Sturm gewehret,
So übt er ſtill die Pflicht.
Des Morgens zu berichten
Dem Kaiſer klug bereit;
Des Abends in Geſchichten
Vertieft der alten Zeit.

Er las in Römerſagen
Der alten Welt Geſchick,
Von Roms glorreichen Tagen,
Von ſeiner Feldherrn Glück;

Wie mancher Fürſt in Banden
Dem Sieger folgen mußt';
Er hat es wohl verſtanden,
Und ſchlägt an ſeine Bruſt.

Da weckt's am ſtillen Abend
Ihn einſt vom Leſen auf;
Durch alle Straßen trabend
Erſcheint's im hellen Lauf.
So wunderbare Bärte,
Und Leib und Haupt ſo bunt,
Mit krummem Sichelſchwerte, —
Das iſt der Türkenhund!

Das iſt der kühne Krieger,
Der Sultan Soliman,
Der kommt als frecher Sieger
In Wien's Vorſtädten an.
O Jüngling! nicht im Buche,
Nicht in der fernen Zeit,
Hier auf der Straßen ſuche
Um Weltherrſchaft den Streit.

Hier gilt's, ob ferner ſiegen
Noch ſoll das röm'ſche Reich,
Ob jetzt es ſoll erliegen
Vor der Barbaren Streich.
Ach, hätt' der Knab' in Handen
Jetzt ſtatt des Buchs ein Schwert,
Er zeigt' auch in den Banden
Des Fürſtenhuts ſich werth!

Er föchte für die Krone,
Und theilte Sieg und Ruhm,
Und bäte drauf zum Lohne
Keck um ſein Fürſtenthum. —
Jetzt kann er ſich kaum retten
An treuen Lehrers Hand;
Er flieht die neuen Ketten,
Und liegt im alten Band!

13.

Wie Chriſtoph mit Kaiſer Karl zur Krönung zog.

Die Türken hat vom Throne
Der Kaiſer fortgeblitzt:
Aufſetzen läßt die Krone
Er ſich mit Freuden itzt.
Die rechte Kaiſerwürde
Hat er noch nicht geſchmeckt,
So lang die goldne Bürde
Nicht ſeinen Scheitel deckt.

Und ſolches ſoll geſchehen
Auf dem ital'ſchen Feld;
Auf würd'germ Boden ſtehen
Kann ja kein Fürſt und Held.
Die röm'ſchen Siegesmäler,
Sie winken ihm im Glanz;
Die üpp'gen Blüthenthäler,
Sie bieten ihm den Kranz.

In des Gefolges Mitten
Zieht Chriſtoph dort auch hin;
Denn vieler Städte Sitten,
Und vieler Menſchen Sinn,
Der Fürſten heimlich Trachten,
Des Pabſtes Uebermuth,
Das alles ſoll beachten
Das junge Fürſtenblut.

Das füget Gott zum Zeichen,
Daß nicht ſolch edles Haupt
Im Dunkel ſoll erbleichen,
Des Fürſtenſchmucks beraubt.
Den, der ſchon wohl erfahren
Die Welt als Knabe kennt,
Sollt' ihn der Herr nicht ſparen
Zu weiſem Regiment?

In meinem dunkeln Liede
Soll das euch ſeyn ein Troſt,
Soll das euch ſeyn ein Friede,
Wenn es noch feindlich toſt;
Wenn hüllt in Wolkenfalten
Stets tiefer ſich der Held:
Getroſt! er wird behalten,
Verklärt im Kampf, das Feld!

14.

Chriſtoph geht mit auf den Reichstag.

„Der Knab' ſoll mit mir reiten
Nach Augsburg auf den Tag,
Dort ſoll er ſehn bei Zeiten,
Wie's mit ihm werden mag.“
So habt ihr hören ſagen
Den Kaiſer Karl zu Wien,
Drum ſehen wir, zu tagen,
Ihn jetzt gen Augsburg ziehn.

Steigt deine Hoffnung wieder,
Iſt nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlſt dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland!
Von hier nach deinen Gauen
Iſt es ein einz'ger Sprung;
O wappne mit Vertrauen
Dein Herz ſo kühn und jung!

Hörſt du die muth'ge Sprache,
Womit der Glaube ſicht?
Hoff' du für deine Sache
Drum auch ein recht Gericht!
Denn Gottes wahre Streiter,
Sie ſchützen auch das Recht;
Vermögen ſie's: nicht weiter
Biſt du des Kaiſers Knecht.

15.

Die Belehnung.

Genug hat man geklaget
Seit einem halben Jahr,
Gerechtet und geklaget,
Und iſt nicht einig zwar;
Doch will man ruhn ein wenig,
Man will ein Feſt begeh'n,
Es ſoll der Böhmenkönig
Empfangen ſeine Leh'n.

Wo linden Herbſtwinds Flügel
Um grüne Fluren webt,
Und auf dem nahen Hügel
Die Wellenburg ſich hebt,
Dort wogt des Volks Getümmel,
Dort ſteht zur Feſtlichkeit
Hoch unter freiem Himmel
Der Kaiſerſtuhl bereit.

Von ſolcher goldnen Sonne
Glanzvollem Strahlenſpiel,
Von ſolcher Blumenwonne
Weiß ſonſt der Herbſt nicht viel:
Denn wie ſonſt über den Blüthen
Die Sonne, wenn es lenzt,
So über den Fürſtenhüten
Die Kaiſerkrone glänzt.

Und wie ringsum zu ſtehen
Um Blumen pflegt das Gras;
So ließ das Volk ſich ſehen,
Das rings unendlich ſaß —
Und letztlich kam geritten,
Der König Ferdinand:
Da ward zum Amt geſchritten,
Die Fürſten ſind zur Hand.

Wie er nun dreimal reitet
Gemächlich um den Thron,
Von aller Blick begleitet,
Bei der Drommeten Ton;
Sieht man die Fahnen wehend
Sich rollen auf im Wind,
Drauf, als in Flammen ſtehend,
Die Wappenſchilder ſind.

Zuerſt die blut'ge Fahne,
Das Feldpanier des Reichs,
Dann auf dem rothen Plane
Der Balken Oeſterreichs.
Von Kärnthen die drei Leuen,
Von Steyr das Pantherthier,
Und Helm und Schildereien,
Und andre Wappenzier.

Zuletzt nach manchem Bilde
Kommt noch ein Fähnlein klein,
Drauf ſtehn in zierem Schilde
Drei feine Hirſchhörnlein.

Wer weiß ſo gut zu bürſchen,
Wer iſt der Jägersmann,
Der ſolchem edlen Hirſchen
Die Hörner abgewann?

„Der Bayer ging zur Bürſche,
Er hatt' einen großen Hund:
Den hetzt er nach dem Hirſche,
Es war der ſchwäbiſch' Bund *).
Der fing das Thier wohl draußen
Im Württemberger Land,
Er hat, davon zu ſchmauſen,
Dem Kaiſer es geſandt!“

So ſpricht das Volk mit Höhnen,
Wie es die Fahn' erblickt;
Doch Einer ſteht in Thränen,
Verlaſſen und gebückt;
Iſt mit dem Fürſtenkleide
Nur angethan zum Hohn:
Das iſt in tiefem Leide
Herrn Ulrichs junger Sohn.

Aus ſeiner Väter Lande
Ward er als Kind gerafft,
Geſchleppet in die Bande,
Gehalten lang in Haft.
Nun wird er frei, zu ſehen,
Im Angeſicht der Welt,
Wie hier ſein Erb' als Lehen
Dem Feind wird zugeſtellt.

---

*) Ein Volkswitz aus jener Zeit.

Ach weh! daß er muß hören —
Und dazu ſtille ſeyn —
Auf ſeine Länder ſchwören,
Und nicht darf rufen: Nein!
Ach weh! daß er muß ſehen,
Wie auf das Bibelbuch
Ein Eidſchwur darf geſchehen,
Der ſeines Erbes Fluch!

Er ſieht's, wie an die Fahnen
Ein ſtolzer Fremdling rührt,
An's Banner, das die Ahnen
Frei in der Schlacht geführt.
Wie mit gezücktem Schwerde
Des Kaiſers Majeſtät
Vor ſeiner Muttererde
Als ſtrenger Cherub ſteht.

16.

Wie der Landgraf Philipp von Heſſen für Chriſtoph bat.

Als nun ſo ganz vergeſſen,
Der Fürſtenjüngling ſtand,
Da jammert ſein den Heſſen,
Er nahm ihn bei der Hand.
Er zog ihn aus dem Reihen
Hervor, den Herzogs-Sohn,
So warfen ſie zu Zweien
Sich vor des Kaiſers Thron.

Da ſchwiegen die Poſaunen,
Da blickte nah und fern
Das Volk mit leiſem Staunen
Auf dieſe beiden Herrn.
So ſtill ward's in der Runde,
So ſchwieg der weite Ring,
Daß aus des Heſſen Munde
Kein Wort verloren ging.

Er ſprach: „Mein Herr und Kaiſer!
Der Wort' ich wenig find';
Ihr ſeyd ja wohl viel weiſer,
Als ich und dieſes Kind.
Ihr werdet wohl erwägen,
Was dieſem Knaben frommt;
Doch ſey's euch nicht entgegen,
Wenn er hier vor euch kommt.“

„Ihr wollt ein Land verſchenken,
Deß Fürſt geächtet irrt:
Mein Bruder, mögt ihr denken,
Wird ſeyn ein beſſ'rer Hirt.
Ich will es ſelber meinen,
Doch lieget hier ein Kind,
Das bittet ab mit Weinen
Des Vaters Schuld und Sünd'.“

„Nicht um des Ulrichs Tugend,
Um willen ſeiner Treu,
Nein! um des Chriſtophs Jugend
Sey eure Gnade neu.

Ihr wißt, in dieſem Sohne
Lebt eine Fürſtenſeel':
Entziehet eurer Krone
Nicht dieſes Reichsjuwel!“

„Es iſt ja ſchlechte Gabe
Um das verſtörte Land;
Es krächzt darob der Rabe,
Die Peſt nimmt überhand;
Es ſeufzet was dort lebet,
Der Hunger herrſchet drin;
Wenn ihr's dem König gebet,
Es iſt ihm kein Gewinn!“

Das war des Landgrafs Rede,
Der edle Jüngling weint;
Und iſt kein Fürſt ſo ſchnöde,
Daß er jetzt wär' ihm feind.
Der neue Lehensträger,
Er ſelber ſcheint gerührt,
Als zaudert' und erwög' er,
Was ſich zu thun gebührt.

Und ſelbſt die rohe Menge
Bewegt das fleh'nde Wort,
Es pflanzt ſich durch's Gedränge
Ein heimlich Murmeln fort.
Da ſpricht mit tauben Ohren
Der Karl: „Iſt's ihm ſo werth —
Durch's Schwert hat er's verloren,
Er nehm' es mit dem Schwert!“

17.

Wie Chriſtoph ohne Menſchentroſt war.

In dieſer ſchwülen Stunde
Schaut um der Dichter ſich,
Ob er nicht wo erkunde
Ein Bruderherz für dich.
Doch leider die Geſchichte
Hat nicht das Lied ſo lieb,
Daß ſie nach ihm ſich richte,
Nach ſeinem Drang und Trieb.

Einſt wird ein Freund dir blühen
Zunächſt am deutſchen Thron,
Ein Troſt nach langen Mühen,
Der Max, der Königsſohn.
Mit ihm beſprichſt du weiſe
Des Glaubens heil'gen Krieg,
Und freuſt mit ihm dich leiſe
Bei jedem neuen Sieg.

O ſchönes Wechſellieben!
Du ſchickſt ihm Alles ſein,
Was fromme Streiter ſchrieben,
Er dankt mit Ungarwein.
Und wenn ihm einſt die Krone
Des Vaters Tod beſchert:
Wie ſonſt dem Kaiſerſohne,
Bleibſt du dem Kaiſer werth *).

---

*) S. Maximilians II und Chriſtophs Briefwechſel in Lebret's Magazin der Staaten- und Kirchengeſchichte. Bd. IX.

Doch der dein Freund ſoll werden,
Er iſt noch fremd und klein,
Auf ferner, ſpan'ſcher Erden
Hüllt ihn die Windel ein;
Dein Erbe raubt ſein Vater,
Sein Ohm häuft auf dich Spott,
Wo iſt dein Freund und Rather?
Wohl dir, dein Freund iſt Gott!

18.

Chriſtoph iſt in der Gefahr nicht verlaſſen.

Seit jener Lehensfeier,
An der ein Jüngling laut
Auftrat als rechter Freier
Um die entführte Braut;
An der das Amt zu werben
Der Landgraf übernahm;
Seitdem ſann auf Verderben
Der Karl dem Bräutigam.

Das Schwabenland, es blühte
Als holde Braut ſo nah;
Des Jünglings Wange glühte,
Je mehr er nach ihr ſah.
Und auch der treue Vetter,
Der kühne Werbersmann,
Sah wie ein drohend Wetter
Den ſcheuen Räuber an.

Drum, nach dem Türkenkriege,
Als nun der Karl den Schritt
Nach ſeiner Kindheit Wiege
Hinlenkte, nach Madrid,
Hieß er den Württemberger
Auch ziehen mit der Schaar,
Der ihm ein Dorn und Aerger
In ſeinen Augen war.

Noch merkt im ſtillen Muthe
Der nicht des Kaiſers Sinn.
Da ward an Hab' und Gute
Er's auf der Wand'rung in;
Das raubt ihm ohne Strafe
Das ſpaniſche Geſind,
Als wär' er Türkenſklave,
Nicht deutſches Fürſtenkind.

Und als nun ſo in Trauer,
Den letzten in dem Zug,
Sein Roß ihn durch die Schauer
Tyrol'ſchen Eiſes trug;
Dieweil vor ſeine Seele
Das Bild der Kindheit trat,
Wo auch in dies Gethäle
Ihn ſchleppte der Verrath;

Da hub zu ſeiner Seite
Der einz'ge Reiter an,
Den er hatt' im Geleite,
Tiffern, der treue Mann:

„Ihr ſollt nicht weiter ziehen,
Ich hab' es wohl bedacht;
Laßt uns, o Herr! entfliehen
Durch der Gebirge Nacht!“

Der Jüngling ſprach erſtaunet:
„Das iſt ein ſeltſam Wort,
Das ihr in's Ohr mir raunet,
Daß ich ſoll fliehen fort.
Wohin doch ſoll ich gehen,
Das nicht des Kaiſers iſt?
Und wie kann ich beſtehen
Vor ſeiner ſpan'ſchen Liſt?“

„Auch mag ich nicht entweichen
Als wie ein feiger Knecht;
Ich werde doch erreichen
Mit Gott mein gutes Recht.
Mein Vater bleibt nicht liegen;
Der Heſſe ſteht und wacht;
Sie werden ehrlich ſiegen,
Mit Bitt', oder auch mit Schlacht!“

„„Und doch wird's euch nicht frommen!“
Tiſſern, der treue, ſpricht;
„„Wenn ſie zu ſuchen kommen,
Sie finden euch ja nicht!
Erkennen woll'n die Thoren
Euch an dem Lockenhaar:
Ihr aber ſeyd beſchoren
Zu einem Mönche baar.““

„„In ſpan'ſchen Kloſtermauern
Wohnt ihr, im här'nen Kleid;
Wer weiß um euer Trauern,
Wer ahnet euer Leid?
Deutſchland kämpft um den Glauben,
Das Recht in Deutſchland ficht;
In eurem dumpfen, tauben
Gemäuer hört ihr's nicht!““

Das Wort, das hat gewandelt
Den Jüngling plötzlich um.
Er ſpricht: „Nein, würd' gehandelt
Nur um ein Fürſtenthum,
Das wollt' ich nicht erwerben
Durch eine heimliche Flucht:
Vom Vater wollt' ich's erben,
Als wohl erkämpfte Frucht!“

„Jetzt aber ſollte modern
Mein Geiſt und frommer Muth,
Derweil die Flammen lodern
Der deutſchen Glaubensglut?
Ich ſah zu Augsburg ſtreiten!
In's Kloſter geh' ich nicht!
Ja, Meiſter, laß uns reiten,
Mir winkt das neue Licht!“

19.

Chriſtoph's Flucht

So nächtlich auf der Reiſen
Verlaſſen ſie den Troß;
Und mit verkehrten Eiſen
Beſchlagen beid' ihr Roß,
Daß nicht die Spur verkünde
Den Feinden ihren Weg;
Dann geht es durch die Gründe
Und über den Felſenſteg.

Die guten Roſſe jagen,
Als ging's auf ebner Erd',
Bis es beginnt zu tagen;
Da hinkt des Fürſten Pferd.
Es zeigt hiſpan'ſche Reiter
Von fern das Morgenlicht,
Das treue Thier will weiter,
Bis es zuſammen bricht.

Der junge Fürſt zu Fuße
Stand in dem fremden Wald,
Er ſchwang zum Morgengruße
Sein friſches Schwert alsbald:
„Ich laſſe mich nicht fangen,
Ich ſterb' in dieſer Noth!
Wohl vor dem Kloſter bangen
Darf mir, nicht vor dem Tod!“

Mit ſtrafender Geberde
Sprach aber: „das ſey fern!“
Und ſtieg dabei vom Pferde
Der treue Mann Tiffern.
„Es darf ein Fürſtenleben
Nicht ſo ſich bieten feil,
Mein Roß will ich euch geben,
Darauf entweicht in Eil’!“

„Ihr zögert es zu nehmen?
Was weint ihr über mir?
Soll mich an Treu’ beſchämen
Dort euer todtes Thier?
Das Thier hat euch getragen,
Bis daß es niederfiel;
Von mir ſoll keiner ſagen:
Er wich von ihm am Ziel!“

Zugleich mit raſchem Schwunge
Setzt er auf’s Pferd den Herrn,
Das mit behendem Sprunge
Rennt in des Waldes Kern.
Auf alle Vorſicht denkt er,
Das todte Roß ſogleich,
Die Spur zu tilgen, ſenkt er
Abſeits in einen Teich.

Er ſelbſt verbirgt im Moore,
In Schilf und Büſchen ſich,
Und harrt im feuchten Rohre,
Bis daß der Tag verblich.

An ihm vorüber flogen
Die Knecht', es ſpäht' ihr Blick,
An ihm vorüber zogen
Sie Abends leer zurück.

Da tritt er aus dem Schilfe,
Und danket auf den Knie'n,
Daß Gott der treuen Hilfe
Hat das Gedeihn verliehn;
Daß er ihn läſſet ärnten
Die Früchte ſeiner That;
Darauf ſucht er durch Kärnthen
Ins Bayerland den Pfad.

Er kommt auf langen Wegen
Nach Landshut vor das Schloß,
Dort wiehert ihm entgegen
Im Hof ſein treues Roß.
Erlöst von allem Harme
Schaut aus des Ohmes *) Haus,
Und recket ſeine Arme
Der Chriſtoph nach ihm aus.

---

*) Herzogs Ludwig von Bayern.

20.

Wie Chriſtoph vor dem ſchwäbiſchen Bund ſprach.

Jeßt endlich grüßt der Friede
Das junge Fürſtenherz;
Es iſt das Unglück müde,
Es iſt erſchöpft der Schmerz.

Nichts über ihn gewinnen
Kann Schmach, Verrath und Liſt;
Laßt ſehn, ob er nach innen
Auch unverwundlich iſt.

In der Verſuchungsſtunde
Wird er ſich zeigen ächt?
Zu Augsburg vor dem Bunde
Steht er und will ſein Recht.
Um Tübingen und Neufen
Fleht er, das ihm gebührt.
Wird er nicht weiter greifen,
Von falſchem Rath verführt?

Die Herzoge von Bayern,
Sie flüſtern ihm ins Ohr:
Jetzt ſey's nicht Zeit zu feiern,
Jetzt ſoll er treten vor!
Er ſoll für ſich begehren
Des Vaters Herzogthum:
Der Kaiſer werd's gewähren,
Sie wollen werben drum.

Der fromme Sohn erwiedert:
„Meint ihr, ihr lieben Herrn,
Weil ich zum Knecht erniedert,
Vom Vater lebte fern,
Und kenn' ihn nicht bis heute,
Kenn' ihn mein Herz auch nicht?
Und mir drum nichts bedeute
Das Wörtlein Kindespflicht?“

„Wohl ward mir theu'r in Banden
Des Vaterlandes Schatz;
Ich nähm' in keinen Landen
Für ſolches Erb' Erſatz;
Doch mit des Vaters Ehre
Erkauf' ich's, mit Verrath!
Wie ſollt' ich das? wie wäre
Das Württemberger That?"

21.

Wie Ulrich ſein Land wieder erobert.

„Der Herzog iſt gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hat's dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld!" *)
Das ſind die Maienlieder,
Die man zu Stuttgart ſingt,
Weil es doch einmal wieder
Nach langer Zeit frühlingt.

Denn endlich iſt zerſprungen
Der böſe, *ſchwäb'ſche Bund*:
Da hat ſein Schwert geſchwungen
Der Fürſt zur guten Stund';
Fußvolkes dreißigtauſend,
Sechstauſend raſche Pferd',
Er zog mit ihnen brauſend
Nach ſeiner Väter Heerd.

---

*) Volkslied.

Zu Roß mit ihm geſeſſen
Ein guter Hauptmann iſt:
Philipp, der Fürſt von Heſſen,
Er gönnt dem Feind nicht Friſt.
Er hat das Knie'n verſchworen,
Der Karl hat ihn belehrt:
Was, wer durch's Schwert verloren,
Das nehm' er mit dem Schwert!

Es liegt das Städlein Laufen
In ſeiner Reben Pracht;
Dort laſen ſie zu Hauſen
Die Trauben in der Schlacht;
Dort hielten ſie nicht wenig
Am Neckar ihren Schmaus,
Und leerten da dem König
Den ganzen Weinberg aus.

Mit Männern und mit Roſſen
Sie rückten luſtig vor;
Zu Stuttgart bleibt verſchloſſen
Kein Herz und auch kein Thor:
Doch vor den offnen Thoren
Der Herzog inne hält;
Gehuldigt und geſchworen
Wird hier im freien Feld.

Und vor des Himmels Klarheit,
Am ſonnenhellen Tag,
Wird in dem Wort der Wahrheit
Beſtätigt der Vertrag.

Er ſteht ja vor den Mauern
Als fremder Sieger nicht;
Die alten Rechte dauern,
Auflebt die alte Pflicht.

Wie er nun eingezogen
In ſeine gute Stadt,
Genug der Luſt geſogen,
Und Gruß vernommen hat;
Da ſchickt er einen Boten
Nach Augsburg ab vom Thron:
„Erwache von den Todten,
Chriſtoph! mein lieber Sohn!“

22.

Wie Chriſtoph die Kunde vernahm.

Zu Augsburg ſaß im Saale
Herr Chriſtoph bei dem Schmaus,
Und leerte die Pokale
Mit einem Landsmann aus.
Wenn einer ſolchen finden
Auf fremdem Boden kann,
Nicht ſüßers mag empfinden
Ein württemberg'ſcher Mann.

Er war wohl ſtolz, zu zechen
Mit ſolchem Herrn zugleich,
Von dem man hörte ſprechen
Im ganzen deutſchen Reich.

Der mit ihm ſaß zu Tiſche,
Herr Schertlin *) war's, der Held;
Lorbeeren, alt' und friſche,
Trug er vom Siegesfeld.

Wie der erzählt dem Fürſten
Von ſeinem Siegerflug,
Da mochte den wohl dürſten
Nach Andrem, als dem Krug.
Und wie er vom Remsthale
Und lieber Heimath ſpricht:
Da ſenkt der Fürſt beim Mahle
Den Becher, und trinkt nicht.

Und zu derſelben Stunde
Der Bote trat herein;
Dem Fürſten bracht' er Kunde,
Wie ſie ſich ſchickt zum Wein.
Er ſoll nach Stuttgart kommen
In ſeines Vaters Haus,
Das Land iſt eingenommen,
Und die Verbannung aus. —

Wie einer, der gefallen
Im Kampfgewühl der Schlacht,
Bei des Geſchützes Hallen,
Wenn droben er erwacht,

---

*) Der Kaiſerliche Hauptmann, Ritter Schertlin von Burdenbach, Befehlshaber des Fußvolks im Türkenkriege, gebürtig aus Schorndorf.

Staunt ob dem ſeel'gen Frieden,
Zu dem er iſt entrückt,
Und, wunderbar geſchieden
Vom Toſen, um ſich blickt:

So ſah bei dieſen Worten,
Gehoben aus dem Drang,
Sich vor der Heimath Pforten
Der Fürſt, und ſtaunte lang.
Wie er nun ſo ſaß ſchweigend
Ob dem Gedanken hold,
Da reicht der Bot' ihm, neigend,
Ein Trinkgeſchirr von Gold:

Die Herren von Eßlingen,
Sie wollen dies Geſchenk
Dem Sohn des Herzogs bringen,
Der Nachbarſchaft gedenk.
Es ſoll der Herr vergeſſen,
Wenn er ihn führt zum Mund,
Daß ſie auch mit geſeſſen
Sind einſt im ſchwäb'ſchen Bund!

Das füllt nun bis zum Rande
Der Jüngling hoch erfreut,
Er leert es aus zum Pfande
Der ew'gen Einigkeit.
Er reicht es auch dem Ritter,
Der auf ſich ſelber ſchmält,
Denn ihm will dünken bitter,
Daß er im Kampf gefehlt.

„Ja, hätt' ich müſſen dienen
Der Stadt nicht und dem Reich,
Ich wäre wohl erſchienen
Mit rüſt'gem Volk ſogleich.
Doch ſandt' ich in der Stille
Dem Ulrich manchen Knecht;
Mir gibt der gute Wille
Auf dieſen Trunk ein Recht.“

Der Jüngling ſpricht: „o trinket
Auf mein und euer Heil!
Ja, Herr! von nun an winke
Uns beiden gleiches Theil.
Ihr ſpracht zu mir voll Wonne
Vom guten Vaterland,
Von heimathlicher Sonne:
Das wird mir jetzt bekannt!“

„Doch wenn ich nun geblicket
In Vaters Antlitz hab',
Und wenn ich nun gebücket
Mich in der Schweſter *) Grab,
Dann will ich auch mich kleiden,
Wie ihr, in blankes Erz,
Und will zu neuem Scheiden
Ermuntern dies mein Herz.“

„Noch bin ich nur gewandelt
Als Knecht durch dieſe Welt,
Noch hab' ich frei gehandelt
Nicht unter'm Himmelszelt;

---

*) Seiner ſiebzehnjährigen Schweſter Anna, die zu Urach im Jahr 1530 an der Peſt geſtorben war.

Jetzt will ich mich erproben
Als deutſchen Fürſtenſohn,
Daß mich mein Volk ſoll loben,
Und ſchmücken mir den Thron!“

23.

Chriſtoph zieht heim, und dann nach Frankreich.

Der Fürſt in raſchem Zuge
Sprengt nieder von der Alp;
Er lächelt ſie an im Fluge,
Und grüßet ſie nur halb.
Aus tiefen Thalesengen
Ihm die Geburtsſtadt winkt,
Daran ſein Herz zu hängen
Ihm noch nicht zeitig dünkt.

Er lag an Vaters Herzen,
Und riß ſo ſchnell ſich los,
Daß Grüßen, Luſt und Scherzen
All wie ein Traum zerfloß:
Daß nur in dem Gedichte
Der leiſe Nachhall bleibt,
Und daß uns die Geſchichte
Davon kein Zeugniß ſchreibt.

Wo wir ihn wiederſchauen,
Das iſt im fremden Land,
Das iſt in Frankreichs Gauen,
Dahin er ward geſandt.

Wird er aus Königsſtamme
Sich holen ein Gemahl?
Wird in der Kriegesflamme
Sich härten er den Stahl?

Das Eine beut der König,
Das Andre wählt ſein Sinn;
Die Ruhe däucht ihm wenig,
Die That däucht ihm Gewinn.
Wem endlich iſt gefallen
Der Freiheit ſpätes Loos,
Wirft der mit Wohlgefallen
Sich in des Friedens Schooß?

Jetzt weiß er, daß er Arme
Und junge Hände hat,
Seitdem er ringt im Schwarme
Mit Frankenrittern glatt.
Er ſtrebet ohn' Ermüden
In allem Spiel zum Sieg,
Und übt ſich, noch im Frieden,
In Lauf und Kampf, zum Krieg.

In ſolchem Zeitvertreibe
Staunt man den Jüngling an:
Die Kraft im tücht'gen Leibe
Verkündigt deutſchen Mann,
Das feine Wort und Weſen
Ein Fürſtenkind verheißt,
Und in den Augen leſen
Läßt ſich der Chriſtengeiſt.

Der ſchützet ihn im Spiele,
Daß es nicht ſündlich wird,
Daß er ſich von dem Ziele,
Dem guten, nicht verirrt;
Daß wo ſo frech ſich brüſten
Die Laſter hinter Pracht,
Kein ſündliches Gelüſten
In ſeiner Bruſt erwacht.

Wohl zittern treue Herzen
Im Vaterland für ihn,
Weil vor den welſchen Scherzen
Pflegt deutſche Zucht zu fliehn.
Ein kühner Sprecher und Schreiber *)
Schickt ihm die Weiſung zu:
„Laßt unſre Töchter und Weiber,
So ihr heimkehrt, in Ruh'!“

Herr Chriſtoph ſelber wandelt
Nach frommem, deutſchem Brauch,
So viel er treibt und handelt,
Er betet fleißig auch;
Wohl regen ſich die Mängel,
Welt lockt und Jugend lacht:
Doch hält ein guter Engel,
Tiffern bei ihm die Wacht.

Dem König aber, ſelten
Dünkt ſolch ein Fürſtenblut,
Er läßt die Tugend gelten,
Die ſelber er nicht thut:

---

*) Reinhard von Sachſenheim, der ihm [illegible] ſchreiben mußte.

„Ihr führet beßre Waffen,
Als Frankreich ſchmieden kann,
Herr Prinz! ihr ſollt mir ſchaffen
Zehntauſend deutſche Mann.“

24.

Wie Chriſtoph ſeines Vaters Ungnade erfuhr.

Von ſeinem fernen Volke
Iſt Werbung ſchwer zu ziehn,
Des Vaterzornes Wolke
Er kann ihr nicht entfliehn;
Weil dieſer mit Entrüſtung
Des Sohns Beginnen hört,
Und Pferd und Harniſchrüſtung
Zu ſenden ihm verwehrt.

Was mag den Vater kränken,
Der ihm den Ruhm mißgönnt?
Ob er, bethört von Ränken,
Den treuen Sohn verkennt?
Mit muthigen Gedanken
Zieht der gen Hagenau;
Dort ſteht ſein Volk in blanken
Rüſtungen auf der Au'.

Schon zwanzig Feldhauptleute,
Achttauſend Knechte ſchon!
Er fühlt ſich mächtig heute,
Der deutſche Fürſtenſohn.

Bis ihm aus ſichrem Munde
Ein traurig Wort erſchreckt,
Bis ihm die böſe Kunde
Wird endlich aufgedeckt.

Das tödtet ihm die Wonne,
Die Luſt des Augenblicks,
Es färbt ihm ſchwarz die Sonne
Des aufgegangenen Glücks.
Ein böſer Argwohn lauert
Auf ihn in Ulrichs Haus,
Es bricht, daß es ihn ſchauert,
Der Fürſt in Drohung aus:

„Du ſtehſt nach meinem Lande,
Du arg mißrathnes Kind!
Kaum ledig erſt der Bande,
Dein Herz auf Böſes ſinnt.
Drum, wenn ihr mein Verderben,
Du und der Bayer, ſucht;
Es will ich dich enterben,
Das hab' ich dir geflucht!"

Zuſammen vor den Lügen
Fährt da der Fürſtenſohn:
„Der Bayer kann betrügen;
Ich ſteh' vor Gottes Thron;
Von dieſer ſchweren Sünde
Iſt mein Gewiſſen rein!
Wie kann mit armem Kinde
Der Vater bitter ſeyn!"

„Verberg' ich hinter Schleiern
Mich in des Ferd'nands Rath?
Verkehr' ich mit dem Bayern,
Beſtifter' ich arge That?
Ich ſollt' auf Oeſtreich achten,
Ein Mann in Frankreichs Sold?
O zeigten bald die Schlachten,
Ob ich dem Kaiſer hold!“

25.

Wie Kaiſer Karl dem König Franz den Krieg erklärt.

Ein ernſter Herold ſchreitet
Durch Frankreich Stadt für Stadt,
Bis daß er wohlgeleitet
Paris gefunden hat;
Hält trotziglich und muthig
Ein Schwert, mit dem er droht,
Deß eine Seite blutig,
Die andre flammenroth.

Mit ſtolzen Worten wendet
Zu König Franz er ſich:
Dein Herr und Meiſter ſendet,
Karl, unſer Kaiſer, mich.
Thuſt du ihm nicht den Willen,
So wird mit Mord und Brand,
Blick auf dies Schwert! erfüllen
Bald ſeine Macht dein Land.

Der Ritter über hundert,
Sie ſpringen zürnend auf;
Herr Chriſtoph unverwundert
Denkt: Ja! das iſt ſein Lauf!
Den kenn' ich! Herzogthümer,
Die ſind ihm längſt zu klein,
Er tritt auf ihre Trümmer,
Und fodert Kronen ein!

Der König ſtellt, wie Sitte
Gebeut, und Völkerrecht,
Den Herold in die Mitte,
Und ſchickt den ſtolzen Knecht:
„Bring' deinem Herrn, du Dreiſter,
Dieß Kreuz aus meiner Hand:
Der ſey mein Herr und Meiſter,
Und ſey mit meinem Land!“

Und vorwärts geht's, zu kriegen,
In die Savoier Flur.
Auch Chriſtophs Banner fliegen,
Nicht wenig Fähnlein nur —
Nein, drei und zwanzig flattern,
Zehntauſend drunter gehn:
Jetzt ziſchet nur, ihr Nattern!
Das darf der Vater ſehn!

26.

Was Chriſtoph in dem Kriege that und litt; und wie ihm gelohnt wurde.

Es ſind verhüllte Bahnen
Die du betreten wirſt;
Schon zähleſt du mehr Fahnen,
Als Jahre, junger Fürſt!
Voran ſind deine Blicke,
So ſieheſt du, wie dicht
Zur Seite dir die Tücke
Des Neides wandelt, nicht.

Den Feldhauptmann gewogen
Glaubſt du dir, ehrlich Herz!
Sein Witz hat dich betrogen,
Sein holder Blick, ſein Scherz!
Im innerſten Gemüthe
Haßt er den Fremdling dich,
Und vieler Andern Güte
Schließt Groll und Grimm in ſich.

Wo Aſti's Schanzen ragen,
Am Rande ſeines Wall's,
Da eiferſt du zu ſchlagen,
Im Harniſch bis zum Hals;
In Tagesgluth, im Schauer
Der Nächte ſtehſt du dort,
Erſpäheſt an der Mauer
Zum Sturm den beſten Ort.

Es iſt dein Thun und Dulden
Gerichtet nur nach vorn;
Doch ohne dein Verſchulden
Zum Rückzug bläſt das Horn;
Und die am feigſten fliehen,
Die ſagen ſich ins Ohr,
„Der Fremdling wird's geziehen:
So kömmt er nicht empor!“

Noch biſt du nicht erzogen
Zum rechten Heldenthum;
Ein Herz wird leicht betrogen
Durch frühen Kriegesruhm.
So ſollt du jetzo kämpfen
Nicht mehr mit Fleiſch und Blut;
Dir droht aus Höllendämpfen
Gezeugte Feindesbrut!

Erſt lagert ſich entſetzlich
Vor deinem Zelt die Peſt;
Da fällt dir drinnen plötzlich
Der beſten Männer Reſt.
Doch rühret dir die grauſe
Den Heldenleib nicht an,
Friſch gehſt du aus dem Hauſe
Des Morgens deine Bahn.

Doch, was der Peſt mißlungen,
Das welſche Gift vermag's,
Iſt ſchmeichelnd eingedrungen
Beim Mahle des Mittags.

Es hat durch alle Glieder
Den ſtarken Leib verſucht;
Doch deine Kraft ringt's nieder,
Und zwingt es auch zur Flucht.

Und weiter gehſt du, müde,
Doch aufrecht, nach dem Kampf,
Es winkt dir ja der Friede,
Der Schlaf, nach gift'gem Krampf.
Dort leuchtet mit den Thürmen
Das gaſtliche Lyon,
Es wird den Krieger ſchirmen,
Den kühnen Fürſtenſohn.

Jetzt iſt er in dem Hafen,
Hier wohnt nicht Gift noch Peſt,
Hier kann er ruhn und ſchlafen,
Der Adler grüßt ſein Neſt.
Sieh da, mit welchen Blicken
Schaut ihn der Städter an?
Sie haften zum Erdrücken
Auf dieſem deutſchen Mann.

Es iſt die unbezwungne,
Die letzte Höllenmacht,
Iſt der vom Neid gedungne
Giftmiſcher, der Verdacht.
Die Lüge haſchet lüſtern
Nach ſeiner ſchönſten That.
Von Aſti hört er flüſtern,
Von Flucht und von Verrath.

Zu viel, zu viel des Giftes!
Dafür iſt keine Kraft,
Das Herz, das Mittel trifft es,
Und ſtockt den Lebensſaft.
Zuſammen muß er fallen,
Das Blut muß rückwärts fliehn;
Des Fiebers Schleier wallen
Erbarmend über ihn.

27.

Wie Chriſtoph aus ſchwerer Krankheit genas.

Wo in der Gluthwerkſtätte
Die Krankheit heimlich ſchafft,
Im dunkeln Leidensbette,
Da regt ſich manche Kraft:
Oft muß die Hülle ſpringen,
Der Geiſt bricht ſich ein Thor;
Oft geht aus ſolchem Ringen
Das Leben neu hervor.

Und wenn nun überwunden
Das Fieber nicht mehr wühlt,
Wenn ſich der Leib geſunden,
Der Geiſt ſich denken fühlt:
Erwacht iſt da der Kranke
Zu einem beſſern Seyn,
Im Licht wohnt ſein Gedanke,
Und Will' und Herz iſt rein.

Hat er gehaßt, gemieden?
Jetzt weiß er nichts von Groll!
Er ſinnt nur, wie er Frieden
Und Liebe ſtiften ſoll.
Denn über fließt ſein Leben
Von frommer Luſt geſchwellt.
Warum, in ſolchem Streben
Iſt er nicht Herr der Welt?

So wallt es von Entwürfen
Dem Fürſten auch im Traum,
Als er auf's neu zu ſchlürfen
Begann des Lebens Schaum.
Sein Geiſt zerſprengt die Bande,
Er fliegt durch Raum und Zeit,
Trägt ihn in ſeine Lande,
Und Herzog iſt er heut: —

„Was ſoll zuerſt des Guten
Im lieben Land geſchehn?
Zeigt mir, wo Wunden bluten,
Sagt mir's, wo Lippen flehn!
Ich kann nicht Alles wiſſen,
Ich darf nichts thun allein;
Des Volkes Sprecher müſſen
Um mich verſammelt ſeyn!“

„Willkommen, treue Stände,
Nach heiligem Vertrag!
Reicht hülfreich mir die Hände,
Sprecht, was das Land vermag.

Gebt, mehr nicht, als ihr könnet!
Wacht über eurem Gut!
Doch mir, dem Fürſten, gönnet,
Daß er das Beſte thut.“

„Laßt mich die Kirch' erneuen,
Laßt mich die Schule bau'n;
Des Glaubens Schatz getreuen
Haushaltern anvertrau'n.
Dafür ſey zugerüſtet
Ein heil'ges Kirchengut,
Und wehe, wem gelüſtet
Darnach der frevle Muth!“

„Laßt pflanzen in die Klöſter
Mich unſrer Jugend Saat,
Daß Lehrer draus und Tröſter
Ausgehen in den Staat.
Dann, wann ich meinen Gauen
Geſchafft ihr Heil und Recht,
Dann will ich Häuſer bauen
Für mich und mein Geſchlecht!“

In Frankreich iſt's geweſen,
Wo von der Krankheit kaum
Ein deutſcher Fürſt geneſen
Geträumt hat dieſen Traum.
In Frankreich, wo nur Pflichten
Das Volk, nicht Rechte zählt,
Geſetzen und Gerichten
Des Bürgers Stimme fehlt.

O ſagt nicht: „Was ſind Träume
Von einem Fürſtenſohn!
Sie werden eitel Schäume,
Wenn er beſteigt den Thron!“
Nein, blickt auf unſre Fluren;
Seht, ihr Verwunderten,
Noch dieſes Traumes Spuren
Nach drei Jahrhunderten!

28.

Wie Chriſtoph gerechtfertigt wird.

Der Hölle war's mißlungen;
So glückt es jetzt vielleicht;
Ein Mörder iſt gedungen,
Der vor ſein Bette ſchleicht.
Von Gott geſandt, nicht ſäumet
Des Freundes Arm: Zurück!
Wo ein Geſalbter träumet
Von ſeines Volkes Glück!

Der Mord iſt abgewendet,
Die Krankheit iſt geflohn;
Der Fürſt ſteht auf und ſendet
Den Diener nach dem Thron.
Ihn ſchmerzt, als aller Schade,
Gekränkter Leumund mehr,
Er will, ſtatt jeder Gnade,
Nur offenes Verhör.

„Was bringſt du Bot'? — Ein Schreiben!
Es iſt des Königs Hand!
Er will mir gnädig bleiben —
Er hat mich nie verkannt —
Doch, weil ſich's juſt zu Ende
Mit dieſem Kriege ficht,
So braucht er meiner Hände
Und Söldner fürder nicht!“

„Hab' ich nicht mehr erworben,
Als dieſen ſchlechten Troſt,
Als dieſen Dank, verdorben
Von der Verläumdung Froſt?
Bringt mir das Roß, ihr Knechte!
Er reiſ't und iſt nicht fern,
Daß ich die Treu' verfechte
Noch heut vor meinem Herrn!“ —

Als in des Hofes Lager
Der deutſche Jüngling trat,
Da grüßt' ihn, blaß und hager
Mit Höhnern manch ein Rath;
Drauf, als er vor den König
Gelaſſen ward allein,
Da waren ihrer wenig
Von Furcht und Schrecken rein.

Und als der Herr ihn führte
An ſeiner Hand heraus,
Und, was ihm wohl gebührte,
Mit Lob ihn ſtattet' aus:

So beugten ſie ſich Alle
Vor ſeinem Angeſicht;
Und rückten mit der Falle
Fürſichtig aus dem Licht.

29.

Chriſtoph wird von Mördern überfallen.

Das Fürſtenkind aus Schwaben,
Das bei dem Kaiſer ſaß,
Vor allen Edelknaben
Geehrt, ihm zierlich las:
Steht jetzt in Jugendfriſche,
Vom Loorbeer ſchon bekränzt,
An eines Königs Tiſche,
Als Mundſchenk, und kredenzt.

Es zählt, wer ohne Schranken
Gebeut, nicht viel auf Treu';
Ihm werden die Gedanken
Bei Trunk und Mahle ſcheu.
Der königliche Zecher,
Ja, dem vertraut er feſt,
Dem er des Mundes Becher
Zum Füllen überläßt.

Drum ſtand auch beim Bankette
Der Fürſt in ſtolzer Glut!
Ihm ließ die goldne Kette,
Der Treue Lohn, ſo gut.

Die Wonne blickte ſelig
Aus ſeinem Aug' heraus:
Man ſah's; er ward allmählig
Im fremden Land zu Haus.

Und weil die frohe Jugend
Der ganzen Welt vertraut,
Und eine fromme Tugend
Auf Andrer Unſchuld baut;
Zog, als das Mahl beſchloſſen,
Er ohne Wehr und Wacht,
Mit wenig Feldgenoſſen
Zur Herberg' in der Nacht.

Doch ſeine Feinde ſpotten
Der deutſchen Ehrlichkeit;
Schon lauerten die Rotten
An jedem Eck bereit.
So ritt er durch die Gaſſen
Der finſtern Stadt entlang,
Als plötzlich, ihn zu faſſen,
Hervor ein Haufe ſprang.

Die deutſchen Männer kehren,
Der andern Waffen bloß,
Mit ihren Seitenwehren
Entgegen ſich dem Stoß.
Es ſind der Lanzenknechte
Bei fünfzig, oder mehr,
Auch ſtürmen zum Gefechte
Die falſchen Bürger her.

Daß ſich zwölf Deutſche ſchlagen
Mit hundert an der Zahl,
Das war in dieſen Tagen
Wohl nicht das erſte Mal;
Das aber wär' ein Zeichen,
Daß Gott ſie ſelbſt gedeckt:
Läg' unter allen Leichen
Kein Deutſcher ausgeſtreckt.

Sie ſtiegen von den Roſſen,
Er, und ſein kleiner Bund;
Schon war das Blut gefloſſen,
Die tapfre Hand ihm wund;
Und jetzt — Herr hilf und rette! —
Trifft ſeine Bruſt ein Schwert: —
Da hat die goldne Kette
Des Herzens Weg verſperrt.

Zerhauen fällt zur Erde
Der treue Königslohn;
Und Bahn mit ſeinem Schwerde
Macht ſich der Fürſtenſohn.
Ihm wird die wunde Rechte
Von keinem Kampf erſchlafft,
Es ſiegt die ungeſchwächte,
Die keuſche Jugendkraft.

Hier ſtürzt ein Miſſethäter,
Dort liegt ein andrer bleich,
Da wanken die Verräther,
Da weichen ſie dem Streich.

So ſchlugen ſich die Zwölfe
Bis in den ſichern Port,
Und heulend flohn die Wölfe
Vor Sonnenaufgang fort.

30.

Chriſtophs Rache.

Am andern Tage ſtunden
Im hellen Mittagslicht
Zehn Frevler ſchon gebunden
Vor Chriſtophs Angeſicht.
Die Schuldigſten von Allen
Hat König Franz geſandt,
Und ſchenkt ſie nach Gefallen
Zu ſtrafen, ſeiner Hand.

Wie zittern die Verbrecher
Vor dem, der jüngſt als Feind
So furchtbar, jetzt als Rächer
Viel ſchrecklicher erſcheint.
Noch kennen ſie die Sprache,
Die er zu ihnen ſpricht,
Noch ahnen ſie die Rache,
Die er bereitet, nicht:

„Geht hin, ſeyd los der Bande!
Ihr ſeht, kaum bin ich wund.
Bereuet eure Schande!“
So ſprach ſein deutſcher Mund.

„Es zahlten's mit dem Leben
Genung auf offnem Feld.
Die haben mir gegeben
Für euch das Löſegeld.“

31.

Chriſtoph und der Papſt.

Dort, wo aus Blumenranken
Ein ew'ger Frühling blickt,
Wohin der Arzt die Kranken,
Die aufgegeb'nen ſchickt;
Zu Nizza will verweilen
Ein hoher, ſtolzer Greis,
Zwei Kranke möcht' er heilen;
Sie nahn auf ſein Geheiß.

Aus Spanien kommt der Eine,
Der Kaiſer iſt's im Glanz;
Der Andre von der Seine,
Der iſt der König Franz.
Sie ſind ſeit langen Jahren
Erkrankt an Haß und Neid;
Das macht den Türkenſchaaren
Kein großes Herzeleid.

Ja, koſtbar iſt die Stunde,
Der Feind des Glaubens ſchnaubt;
Drum ruft zum Friedensbunde
Der Kirche greiſes Haupt.

Sein Denken iſt ein Handeln,
Sein Wille wird vollbracht;
Es ſcheint mit ihm zu wandeln
Eine unſichtbare Macht.

Ob ſich der Kaiſer weigert,
Der Stolz des Königs bäumt,
Die Eiferſucht ſich ſteigert,
Die alte Galle ſchäumt:
Es ſiegt des Biſchofs Wollen,
Was er ſpricht, muß geſchehn:
Auf zehen Jahre ſollen
Die Waffen ſtille ſtehn.

Und Fürſt und Diener neigen
Sich ehrerbietiglich;
Sie Alle nahn mit Schweigen
Dem heil'gen Vater ſich.
Die nie gebeugten Rücken
Sieht man ſich bis zum Fuß
Des ſtolzen Mannes bücken,
Den er geſtreckt zum Kuß.

Wer iſt denn wohl der freie,
Der kühne Jüngling dort,
An welchem nun die Reihe;
Der doch nicht geht vom Ort?
Dem kommt ja der Gedanke
Zum Winken und Nicken kaum!
Es gleicht fürwahr der Schlanke
Dem deutſchen Eichenbaum.

Er ſpricht zu jenen Rittern
Im blonden Lockenhaar;
Und aufrecht ohne Zittern
Bleibt mancher von der Schaar.
Der Marſchall winkt erbangend,
Er warnt ihn freundlich, ſtill;
Den Dienſt von ihm verlangend,
Wie Kirch' und Petrus will:

„O ſeht, wie dort im Grunde
Der König zürnend bebt!
Wie auf des Pabſtes Munde
Das gift'ge Lächeln ſchwebt!“
Du ſtreuſt verlorne Saaten!
Mit keinem ſolchen Kuß
Kann der den Herrn verrathen:
Er heißt Chriſtophorus!

32.

Wie Chriſtoph abermal vor dem Kaiſer ſtand.

Wo Fürſten ſich umarmen,
Da ſprießt der Gnade Keim,
Gefangnen winkt Erbarmen,
Verbannte kehren heim.
So war auch Freud' und Frieden
Am Tiſch zu Aquamort;
Zwei Kön'ge, jüngſt geſchieden,
Jetzt küſſen ſie ſich dort.

Der Becher kreiſt im Saale,
Des Königs Mundſchenk ſteht
Mit ſchäumendem Pokale
Vor Karols Majeſtät.
Der Kaiſer ſieht des Schenken
Erbleichend Angeſicht;
Er ruft: „Was ſoll ich denken?
Biſt du's, mein Knabe, nicht?“

„So ſeht mir doch den Jungen!
Wie er gedieh'n iſt fein!
Wie du mir biſt entſprungen,
Da wareſt du gar klein!“
So glühend, ſo betroffen
Sah man den Jüngling nie;
Er ſenkt, in ſtummem Hoffen,
Sich auf das Eine Knie.

„Erhebet mir den Knaben!“
Spricht Karl, „er ſoll an mir
Ein'n gnäd'gen Kaiſer haben!
Gelobet ſey es hier!
Empfangen ſoll er billig
Dereinſt ein freies Land,
Auf ewig löſen will ich
Des Afterlehens Band!“ *)

---

*) Der Kaiſer hielt nicht Wort.

33.

Chriſtophs Liebe.

Und friedlicher und leiſer
Floß nun ſein Leben hin;
Verſöhnet war der Kaiſer,
Geneigt des Königs Sinn.
Er ruhte vom Gewühle
Des Leides, wie der Luſt;
Da wurden die Gefühle
Vernehmbar in der Bruſt.

Da goß, wie auf die Welle,
Die nach den Stürmen ruht,
Des Sternenhimmels Helle,
Des Mondes ſtille Glut, —
Sich in ſein Herz die Liebe,
Beſchien die Seele ganz,
Und überlief die Triebe
Mit ihrem ſel'gen Glanz.

Es leuchtet ihm aus Norden
Ein wundervoller Stern,
Er iſt geſehen worden
Beim König Chriſtiern.
Nach Frankreich kommt kein Däne,
Der nicht Elsbetha nennt,
Der nicht die fromme Schöne,
Die Königsſchweſter kennt.

Hat er vielleicht die Milde
Geſeh'n als Kind einmal?
Hat aus des Malers Bilde
Getroffen ihn der Strahl?
Hat er im Traum geſchauet
Der fernen Schönheit Licht?
Ward's ihm im Geiſt vertrauet?
Die Sage weiß es nicht.

Das aber weiß die Sage,
Daß ſeitdem Jahre geſchwind
Verſchwunden ihm wie Tage,
Und Tage wie Stunden ſind.
Bis daß die Feld-Trommete,
Die nach dem Türken fragt,
Ihm eine ſchnelle Röthe
Durch ſeine Wangen jagt.

So lang' es gilt zu kämpfen
Für Glauben und Vaterland,
Will er das Feuer dämpfen,
Von dem er iſt entbrannt.
Wenn er ſich hat die Krone
Des Siegs erkämpft im Zug,
Dann fordert er am Throne
Die Königsbraut mit Fug.

34.

Wie ſich Ulrich mit ſeinem Sohn ausſöhnte.

Doch ſollt' es anders werden,
Ihm ſcheint ein neues Licht
Auf dieſer dunkeln Erden,
Daran er dachte nicht.
Zwar treibt's ihn auf die Reiſe;
Denn er iſt vaterlos,
Er reißt ſich eine Waiſe,
Von keinem Mutterſchooß.

Er ſah den Vater bleiben
Von argem Wahn umgarnt,
So treulich ihn ſein Schreiben
Vor wahren Feinden warnt *).
Und dennoch unerkaltet
Blieb ſein verſtoßnes Herz,
Denn herrlicher entfaltet
Die Treue ſich im Schmerz.

Da ſpringt des Eiſes Rinde
Zuletzt im Maien ab.
Er kann dem einz'gen Kinde
Nicht zürnen bis in's Grab.
Und oft, wenn ihm das Leiden
Am kranken Fuße **) nagt,
Gedenkt er an ein Scheiden
In ſolchem Grimm, und zagt.

---

*) Chriſtoph warnt in einem Schreiben aus Frankreich, vom 23. Juni 1540, ſeinen Vater vor den Umtrieben der Schweizer.

**) Das Podagra, an dem Herzog Ulrich im Alter litt.

Und mit dem Vaterſegen,
Mit gutem Gruß und Wort,
Schickt er, dem Sohn entgegen,
Die Räthe ſchleunig fort.
Wie wurde bei der Kunde
Dem Fürſten wonnig wohl,
Die aus dem Schwabenmunde
Mit Herzenslauten quoll!

Herr Ulrich will entſagen
Dem lang' gehegten Groll;
Will, daß in alten Tagen
Der Sohn ihm nahen ſoll.
Nur, daß er nicht zum Raube
Dem Satan worden iſt,
Daß ihn bewohnt der Glaube,
Und nicht der Antichriſt!

„O! hält mich ſonſt nichts weiter
Vom Vaterherzen fern?“
So ſprach der Jüngling heiter:
„Geht, ſaget meinem Herrn,
Recht zu des Glaubens Schule
Ward Frankreich mir beſtellt;
Ich ſah in ſeinem Pfuhle
Den Fürſten dieſer Welt!“

„Ich ſah in Scheiterhaufen
Des Himmels Licht verkehrt,
Ich ſah in Feuertaufen
Die Gläubigen verzehrt.

Zu eines Menſchen Füſſen
Lag Fürſt und Volk im Wahn,
Und beteten mit Küſſen
All' einen Götzen an!“

„Wohl blieben meine Pfade
Gerecht und ungeſtört;
Mich hat die holde Gnade
Des Königs nicht bethört,
Und fürder wollt' ich wandern,
Den Türken zu beſtehn;
Doch jetzo laſſ' ich's Andern,
Will Vater und Mutter ſehn!“

35.

Wie Chriſtoph zu ſeiner Mutter kam.

Die Abendwolken zogen
Ob Münchens Schloſſe hin;
Dort ſaß im Fenſterbogen
Die Württembergerin.
Sie ſaß in dichten Schleiern,
Wie eine Wittwe ſchier;
Und rechts und links die Bayern,
Die Brüder neben ihr.

Die Fürſtin ſchaute mitten
Hinaus in's offne Feld,
Durch welches kam geritten
Ein ſchöner Kriegesheld.

Er gab dem Roß die Sporen;
Und, eh ſie fragen kann:
Wer hält vor unſern Thoren?
Trat ein der fremde Mann.

Es iſt an Kleid und Haltung
Ein Franzmann dieſer Gaſt;
Doch ſeines Leibs Geſtaltung
Iſt zu gewaltig faſt.
Ob ſchon in fremder Zungen
Er ſchnell zu grüßen wußt',
Es hat doch halb geklungen,
Als käm's aus deutſcher Bruſt.

Noch ſann auf den Willkommen
Das Bayerfürſtenpaar,
Als längſt ein Licht entglommen
Im Mutterherzen war.
Die Fürſtin lag entzündet
In ſeinen Armen ſchon;
Mit Freuden ſie verkündet:
„Ihr Herrn, es iſt mein Sohn!“

„Ich ließ ihn in der Wiegen,
Dort, als ich mußte fliehn,
Das kleine Knäblein liegen,
Doch wohl erkenn' ich ihn.
Wie helle Thränen ſcheinen
In ſeinem Augenlicht!
Ich kenne dich am Weinen,
Du liebes Angeſicht!“

„Doch welch ein Arm, zu ſchützen,
Iſt dir gewachſen, Kind!
Wie, ſich darauf zu ſtützen,
Die Schultern tüchtig ſind!
Verlaſſen und verloren
Iſt nimmer ſolche Frau,
Die ſich zum Schirm geboren
So ſtolzer Glieder Bau!“

Da boten ihrem Neffen
Die Fürſten auch die Hand:
„Läßt du dich endlich treffen,
Du junger Held, im Land?
Du wollteſt uns entfliehen,
Weil die Trommete tönt;
Zum Vater mußt du ziehen,
Denn Alles iſt verſöhnt!“

Noch lag der Sohn mit Schweigen
An ſeiner Mutter Bruſt;
Denn ſeine Seufzer ſteigen,
Und ſtören ihm die Luſt.
„Verſöhnt!“ wie gierig ſchlürfte
Das ſchöne Wort er ein.
Ach, daß er's glauben dürfte,
Und ganz zufrieden ſeyn!

Er ſiehet ja noch immer
Die Eltern nicht vereint,
Die Mutter, trotz dem Schimmer
Der Freude, hat geweint.

Er ſelber darf ſich rüſten,
Zum Vater geht ſein Schritt.
Die Mutter mag's gelüſten,
Doch wandert ſie nicht mit.

36.

Wie Chriſtoph in's Land kam und ſeinem Vater gehorſam war.

Darf ſich der Rath verſammeln
Zu Stuttgart vor dem Thor,
Die erſten Grüße ſtammeln,
Und tritt er nun hervor?
Sieht von den Dächern nieder
Das Volk auf ihn mit Luſt?
Wirft man ihm Kränz' und Lieder
An ſeine Siegerbruſt?

Darf er in Hoffnung trachten
Nach einer Königsbraut,
Die längſt auf ſeine Schlachten
Mit ſtiller Luſt geſchaut?
Und reiſt er ſo, vom Segen
Der Liebe tief erquickt,
Dem treuen Volk entgegen
Das ſehnlich auf ihn blickt?

Nein, keine ſolche Feier
Führt ihn in's Land zurück,
Es nähert ſich im Schleier
Des Leides, ſelbſt das Glück.

Drum führt's ihn in die Schauer
Des Schwarzwalds, einſam, ſtill;
Wo ſein in öder Mauer
Der Vater warten will.

Zu Neuenbürg im Grunde
Der Tannen ragt ein Schloß;
Dort ſteigt zur Abendſtunde
Der Fürſt von ſeinem Roß.
Kein Auge ſoll es ſchauen,
Wie ihn der Ulrich ſpricht:
Dem Sohne mag er trauen,
Dem Volke traut er nicht.

Und Chriſtoph iſt's zufrieden;
Ja, ſüßer wird er nun,
Von aller Welt geſchieden
Am Vaterherzen ruhn.
Es öffnet ſich die Pforte,
Die ihm den Vater zeigt: —
Verſucht euch nicht ihr Worte,
Und Liederklänge ſchweigt!

Sie hatten Mahl gehalten,
Herr Ulrich ſchickt nach Wein.
Es ſoll vom beſten Alten,
Soll rother und weißer ſeyn.
Er läßt die Futterale
Von Sammet bringen her,
Und ziehet zwei Pokale
Daraus von Golde ſchwer.

Mit ſeinem rothen, heißen
Gießt er den einen auf;
Mit ſeinem ſanften, weißen
Füllt er den andern d'rauf.
Und einen Becher hält er
In jeder Hand empor,
Und alle beide ſtellt er
Zuletzt dem Sohne vor.

Und ſprach: „mein Kind, bedenke
Dich, eh du nippen willſt.
Nicht rüſt' ich dieß Getränke,
Daß du den Durſt dir ſtillſt.
Ich möchte dich vermählen,
Mich ſchmerzet nur die Wahl,
Drum ſollſt du ſelber wählen
Von Zweien ein Gemahl."

„Schau an die beiden Weine;
Fürwahr, ſie ſind gleich gut!
So ſüß wie Milch der eine,
Der andre wie Feuergluth.
So weiß ich dir zwei Frauen,
Jetzt trink', und wähle, Kind!
Doch darauf darfſt du bauen,
Daß beide lieblich ſind."

Wie iſt es doch geworden
Um's Herz dem jungen Herrn?
Es blinkte grad' aus Norden
Durch's Fenſter ein goldner Stern:

„Was lockſt du, himmliſch Zeichen?
Ich muß gehorſam ſeyn!“
So greift er nach dem bleichen,
Dem ſtillen, weißen Wein.

„Nach Anſpach ohne Weiters!“
So rief der Vater aus.
„Fort, in des frommen Streiters,
Des Brandenburgers Haus!
Ihm blüht von ſechzehn Jahren
Ein ſchönes Töchterlein!
Du ſollſt zur Werbung fahren,
Und bald getrauet ſeyn!“

Ja, ja, das konnt' ich hoffen
Von deinem ſanften Sinn!
Du haſt das Beſte troffen,
Das Milde zum Gewinn.
Mir haben einſt die Alten
Vom Herben eingeſchenkt:
Ich hab' ein Weib erhalten,
Das mich noch heute kränkt!“

„Dir iſt ein beſſres Leben
Vom Vater aufgeſpart;
Ich will dir übergeben
Die Grafſchaft Mömpelgart.
Dort lerneſt du bei Zeiten
Beherrſchen Haus und Land;
Jetzt aber mußt du reiten,
Geh, ſey in Gottes Hand!“

Er eilt, auf's Roß zu ſteigen,
Küßt ſeines Vaters Mund,
Und trabt hinaus mit Schweigen
In den beſchneiten Grund.
Verlieren und Entſagen,
Das macht auf Erden reich.
Das Finden und Erjagen
Iſt für das Himmelreich!

37.

Wie Chriſtoph ſich vermählt.

Schluß.

Kein heitres Feſt verſchönte
Des Paares Ehrentag,
Kein Hochzeitreigen tönte,
Man ſah kein Feſtgelag;
Die Braut trug kein Geſchmeide!
Da ſie das Jawort gab.
Sie ſtand im Trauerkleide
Auf ihres Vaters Grab.

So gieſſet ſich die Wehmuth
Auf das verlobte Paar,
Und Chriſtophs ſtille Demuth
Sie leuchtet am Altar!
Er nimmt die letzte Spende
Der Trübſal willig an,
Und danket ihr am Ende
Der ernſten Jugendbahn.

Der Trübſal, die von oben,
Ein Engel Gottes kam,
Und ihn, der Wieg' enthoben,
In fremde Bande nahm.
Ihn auf dem Fürſtentage
Vor Augsburg heimgeſucht,
Und ihn mit weiſem Schlage
Getrieben auf die Flucht.

Der Trübſal, die als Wache
Mit ihm gen Frankreich zog,
Und Gift und Feindesrache
Zu Freud' und Ehre wog.
Die ſeinem Mauerbrecher
Die welſche Stadt verſchloß,
Und in des Sieges Becher
Heilſame Wermuth goß.

Der Trübſal, die es fügte,
Daß ſelbſt des Vaters Herz
Sich nicht am Sohn vergnügte,
Nicht neigte ſeinem Schmerz;
Die hieher ihn beſchieden,
An einer Waiſe Hand:
Und die ihn jetzt zum Frieden
Nach Mömpelgart verbannt.

Ja in der Trübſal Feuern
Ward ſolch ein Fürſtenerz
Gereinigt, ward zum theuern,
Zum lautern Gold dieß Herz.

Noch ruhet es im Tiegel
Noch allen leuchtet's nicht.
Bald ſprengt der Herr den Riegel,
Und fördert es an's Licht.

Und bei des Feuers Wallen
Ertönte dieſer Sang.
Die Flamme ſinkt. Verhallen
Mag auch des Liedes Klang.
Dem ſchüchternen Gedichte
Gehört der Jüngling an,
Doch aus der Weltgeſchichte
Steigt herrlich auf der Mann.

II.

Romanzen

von

Robert dem Teufel.

Nach der altfranzöſiſchen Sage.

An Ludwig Uhland.

1820.

Getroffen in der Sagen Schacht
Warſt Du auf dieſes Gold;
Geſtalt und Glanz von deiner Kunſt
Es einſt empfangen ſollt'.

Auf And'res lenkte dich der Geiſt,
Nach einem größern Ziel;
Dein Sinnen und dein Dichten ward
Zum hohen Trauerſpiel.

Da beut mir deine Gunſt den Stof
Zum Bilden freundlich an:
Ich nehm's mit banger Fröhlichkeit,
Will thun, ſo viel ich kann.

Vergeſſe, wer den Liederkranz
Mit ſeinen Händen faßt,
Daß Du zu flechten ihn gedacht,
Und nicht geflochten haſt.

Man trinkt wohl an dem Brunnenrohr
Wenn man nicht kann am Quell:
Und was der Meiſter nicht ſchaffen will,
Das ſchaffet der Geſell.

1.

Zu Rouen in der Normandie
Der Herzog Hubert ſaß,
Die Herzogstochter von Burgund
Er ſich zum Weib erlas.

Fromm war er und an Gute reich,
Doch eins war ſeine Qual:
Ihm lächelte kein holdes Kind
Vom ſchönſten Eh'gemahl.

Der Herzog und die Herzogin
Sie hofften lange Zeit,
Kein Sehnen half und kein Gebet,
Kein Werk der Mildigkeit.

Drum als einſt Hubert inbrünſtiglich
Sein traurig Weib umſchloß,
Da wandte ſie ſich ab von Gott
Unglaubig, hoffnungslos.

Sie ſprach bei ſich: des Himmels Herr
Hat meinen Leib verflucht:
Du Geiſt der Hölle, hilf du mir,
So weih ich dir die Frucht!

Den Stund' empfing ſie einen Sohn,
Trug ihn acht Monden lang,
Und durch den neunten kämpfte ſie
Mit Wehen lang' und bang.

Das ganze Schloß lag auf den Knie'n,
Bis daß es war vollbracht;
Ein Wetter zog am Himmel auf,
Der Mittag ward zur Nacht.

Und Blitz und Donner folgten ſich,
Und alle Winde vier
Sie kämpften um das alte Schloß,
Es kracht' und ſtürzte ſchier.

Und als das Wetter war vorbei
Mit Blitz und Donner und Wind,
Da fiel der Sonne Strahl herein
Auf das geborne Kind.

Ein Knabe war es, groß und ſtark,
Als lebt er ſchon ein Jahr
Zween Zähne blinkten ihm aus dem Mund,
Das Haupt war ſchwarz von Haar.

Und aus dem Auge ſchoß ein Licht,
Wie wilder Blitze Glut,
Und ſeine Stimme hallte tief,
Wie ferner Donner thut.

Zur heil'gen Taufe trug man ihn,
Robert ward er genannt.
Den Prieſter, der ihn ſegnete,
Den ſchlug er auf die Hand.

Die Amme biß er in die Bruſt,
Er ſchrie als wie ein Mann,
Zu reden er nach einem Jahr,
Mit einem Fluch begann.

An Bosheit und an Leibeskraft
Gewaltig, wuchs er auf,
Die Straßen lief er auf und ab,
Rannt' alles um im Lauf.

Und alle Knaben in der Stadt
Den Teufel hießen ſie ihn.
Er kommt, Robert der Teufel kommt:
Sah man ſie ſchrei'n und flieh'n.

Zur Schul' und Kirche ging er nicht,
Und wußte nichts von Gott.
Er fürchtet' Höll' und Himmel nicht,
Er trieb mit beiden Spott.

Den Lehrer ſtach ſein Meſſer todt,
Den ihm der Vater gab,
Er warf das Buch ihm auf den Bauch:
„Da! nimm es mit in's Grab!“

Da ſeufzten Vater und Mutter tief
Ob ſeiner Jugend Grimm:
Was machen wir aus unſrem Sohn?
Er iſt ſo groß und ſchlimm!

Zuletzt da ſprach die Herzogin:
„Gebt ihm den Ritterſchlag!
Vielleicht daß dann ſich zu der Kraft
Die Sitte geſellen mag.“

2.

In ſeiner Freiherren Mitte ſtand
An einem Pfingſtentag
Herr Hubert, ſeinem Sohn verlieh
Er hier den Ritterſchlag.

Doch der geberdete ſich ſcheu,
Und murmelt' in den Bart:
Was kümmert mich mein Ritterthum,
Nicht laß ich von der Art!

Der Herzog ging und ließ den Sohn
Bei ſeines Adels Zier:
Sie ſollten freu'n und tummeln ſich
Zum feſtlichen Turnier.

Vergangen keine Stunde war,
So kam ein Bot' herbei —
„Wie hält Robert, der Ritter, ſich?
Geſteht mir's frank und frei!“

„„Ach, Herr! ihr ſchuft uns einen Feind,
Und keinen Rittersmann!
Vor ſeinem Stoß und Schlag beſteh'n
Nicht Roß und Reiter kann!““

„„Zehn Pferde fielen unter ihm,
Die er geſpornt zu Tod',
Der beſten Kämpfer liegen drei
Vor ihm in Todesnoth.““

„„Und keiner hat ein ganzes Bein,
Und einen ganzen Arm.
Ja, wie ein Teufel wüthet er
In unſrer Ritter Schwarm.““

„„Ihn bringt kein Heroldswort zurück,
Und kein Trompetenruf;
Den Vater wird er hören doch,
Der ihn zum Ritter ſchuf!““

So eilt der Herzog ſelbſt hinaus,
Fand keinen Kämpfer mehr;
Es war das Feld von Todten voll,
Und von Lebend'gen leer.

Und Robert ſtand und ſtützte ſich
Auf ſeine Lanze ſtumm,
Er ſah den Vater lachend an
Und kehrte fliehend um.

Und zog ergrimmt durch's weite Thal
Auf Haus- und Kirchenraub.
Er zwang die Weiber zu ſeiner Luſt,
Und warf die Männer in Staub.

Da kam zu ihm der Knechte Trupp,
Vom Vater ausgeſandt,
Sie ſollten führen ihn zu Hof,
Doch er ſie faßt' und band.

Die Augen ſticht er ihnen aus,
Und ſchickt ſie fort und ſpricht:
„Ihr werdet beſſer ſchlafen drauf:
Euch ſtört kein Morgenlicht!“

Der Herzog flehte für den Sohn
Zu aller Gnade Born,
Doch als er ſah die blinde Schaar,
Da ſprang er auf im Zorn.

Da rief er alle Richter auf
In ſeinem ganzen Land,
Hat alle Lanzenknechte fort,
Den Sohn zu fah'n, geſandt.

Mit ſeinen Zähnen, Wuth entbrannt,
Verzweifelt, knirſchte der:
„Aus allem Land zu mir, zu mir
Kommt Räuber und Mörder her!“

„Der Sohn führt mit dem Vater Krieg,
Ein Kampf iſt's, der euch ehrt;
Was ſchlug er auch zum Ritter mich,
Was gab er mir ein Schwerdt?“

Da ſtrömten all' herbei zu ihm
Die argen Buben bald.
Robert der Teufel führt ſie an,
Sie ziehn zum finſtern Wald.

3.

Im allertiefſten Felſenthal,
Wo nie geſtanden ein Haus,
Wo nie ein Menſch vernommen noch
Der Bäum' und Waſſer Gebraus.

Dort baute ſeine Räuberburg
Robert aus Felſenſtein.
Bald hörte man am Waldesſaum
Ergriff'ne Wandrer ſchrei'n.

Bald röthete des Kaufherrn Blut
Der Straße reinen Sand,
Manch leeren Wagen umgeſtürzt
Man in dem Graben fand.

Und in dem ſchwarzen Felſenſchloß
Dort häufte ſich das Gut,
Dahin zu dringen keine Schaar
Fand weder Weg noch Muth.

In ſeinem Höllenfrieden lag
Robert der Teufel drin.
Da kam ihm, einſam auszuzieh'n,
Einmal der kecke Sinn.

Es ritt der grimme Ritter aus
Im frühen Sonnenſtrahl;
Ein blauer Morgenhimmel hing
Hoch ob dem düſtern Thal.

Da tönet aus dem grünen Wald
Ein Singen her von fern.
Einſiedler ſind's, ſie wandeln friſch,
Und loben Gott den Herrn.

Von ſieben Straßen kamen ſie,
Die Sieben, hergewallt,
Sie trafen ſich zum erſtenmal,
Und ſangen, daß es hallt.

„Hei! rief der Wilde, treff ich hier
Sangvögel ein ganzes Neſt?
Heraus, mein durſtig Ritterſchwert:
Zum ungewohnten Feſt!“

Mit ſieben Schlägen wirft er ſie
Zu Boden all', o Graus! —
Sie hauchen in dem Lobgeſang
Die frommen Seelen aus.

Er reitet aus dem Waldgebüſch
Ins offne Sonnenlicht.
Blut deckt ſein Kleid, und Blut die Hand,
Und Blut das Angeſicht.

So brauſt er durch die Wälder hin
Auf ſeinem wilden Roß.
Da leuchtet aus der Ferne her
Ein hell und luſtig Schloß.

4.

„Sag' an, du Hirte! welchem Herrn
Das Schloß gehören mag?" —
„„Das Luſtſchloß iſt's der Herzogin,
Dort hält ſie heut' Mittag.""

„„Und wenn ihr ſeyd ein Fleiſchersmann,
(Man ſieht's am blut'gen Wams)
So bringt dazu den Braten her
Des Ochſen oder Lamms!""

Zieht Robert nicht ſein rauchend Schwerdt,
Zu züchtigen den Scherz?
Er hört es nicht, er zähmt den Gaul.
Er hält, ihm pocht das Herz.

„Die Herzogin, die Mutter hier?
Hab' eine Mutter ich?
Die Mutter hat mir nichts gethan,
Sie wartet wohl auf mich!"

„Fort, fort! ich will die Mutter ſeh'n!“
So träumt er auf dem Roß.
Jetzt iſt er ſchon am Gartenzaun,
Und reitet nach dem Schloß.

Er ſah noch nie ſo freundlich aus,
Seitdem er auf der Welt;
Nur Schade, daß ſein Aufzug iſt
Nicht freundlicher beſtellt.

Denn als die Diener ihn erblickt,
Die vor dem Schloſſe ſteh'n,
Sie flohen fort, als thäte ſie
Der wilde Sturm verweh'n.

Robert der Teufel! hallt es rings,
Heult's aus dem Schloß hervor;
Und niemand nimmt das Pferd ihm ab,
Er muß es binden an's Thor.

Er ſiehet ſich erſchrocken um:
„Kommt mir denn keiner nah?
Bin ich ein Jud', hab' ich die Peſt?
Zur Mutter will ich ja!“

Die Waffen wirft er in das Gras,
Er geht ins Schloß hinein.
Gelaßnen Tritts durchwandelt er
Der Zimmer offne Reih'n.

An einem Spiegel ſtreift er hin,
Da ſchaudert er zurück;
Die eigne blutige Geſtalt
Erſcheint vor ſeinem Blick.

Er taumelt, lehnt ſich an die Wand,
Er ſpricht: „Jetzt werd' ich's inn'!
Nicht wußt' ich es auf dieſen Tag,
Daß ich ein Mörder bin!“

Es drängt ein neuer Name ſich
In ſeinen Mund herauf:
„O Gott!“ ruft er aus tiefer Bruſt,
Und: „Mutter, Mutter!“ drauf.

Und zu der Mutter trat er ein;
Die wandte ſich entſetzt.
Er rief: „So bleibt doch, edle Frau!
Euch muß ich ſprechen jetzt!“

Da trat er ſittig vor ſie hin,
Und ſprach mit ſanftem Muth:
„Ich hab' euch lange nicht geſehn,
Ich bin doch euer Blut!“

„So ſagt mir an, woher es kommt,
Daß ich ſo grauſam bin.
Hab' ich vom Vater das ererbt,
Iſt es der Mutter Sinn?“

„Es kommt vom Vater und Mutter doch
Dem Sohne die Natur.
Von wem hab' ich den böſen Geiſt?
O zeiget mir die Spur!“

Die Herzogin zu Boden fiel,
Das Haupt, ſie reicht' es dar:
„„O hau' es ab mit Einem Schlag,
Mein iſt die Schuld fürwahr!““

„„Denn weil mein Leib war unfruchtbar
So lange, trübe Zeit,
Hab' ich vom Teufel dich erfleht,
Und ihm die Frucht geweiht!““

Der Sohn ſie richtet' eilig auf,
Sprach ſchmerzlich und betrübt:
„Soll ich die Mutter morden auch,
Hab' ich nicht g'nug verübt?“

Dann warf er ſelbſt zu Boden ſich,
Und weinte lang' und rief:
„Die Teufel rütteln an Seel' und Leib!
O Hölle! wie ſchwarz und tief!“

Doch endlich ſprang er mächtig auf,
Zerriß ſein blutig Kleid,
Und ſprach: „Sie zwingt mir doch nicht ab
Die Reu' und das tiefe Leid.“

„Und mit der Reu' und mit dem Leid
Klopf ich am Himmel an.
Lebt wohl, geliebte Mutter, wohl!
Ich gehe meine Bahn."

„Der Herzog ſoll nicht zürnen mehr
Auf ſeinen ſchlimmen Sohn.
Ich löſe meine Seele bald,
Ich geh' vor Gottes Thron."

5.

Die Mutter ſah ihm zweifelnd nach,
Sie rang die Händ' um ihn;
Doch Robert ſtieg getroſt zu Roß,
Nach ſeiner Burg zu zieh'n.

Er trat ins dunkle Räuberhaus:
Am Tiſche ſchwelgten die;
Sie ſtanden auf und ließen ſich
Vor ihrem Herrn auf's Knie.

„Ja, knieet," ſprach er, „immerhin,
Fürwahr, ich ſchau' es gern;
Doch knieet All' hinfort mit mir
Vor einem andern Herrn!

Und Buße predigt er der Schaar;
Denn ſeinen Lippen hell
Entſprudelte das fromme Wort
Aus neu gegrab'nem Quell.

Da brach das rohe Sündenvolk
In lautes Lachen aus:
„Seit wann fällt es dem Teufel ein,
Zu gehen ins Siedelhaus?“

„Nein, Meiſter, ſchlagt euch's aus dem Sinn:
Wir ſind einmal verflucht;
Wir haben's angefangen toll,
Wir wollen's treiben verrucht!“

Doch Robert ſchob den Riegel zu
Und murmelte bei ſich:
„Nun mach' dich ehrlich, altes Schwert!
Mit mir bekehre dich!“

Da fuhr er unter ſie mit Macht:
„So fahrt zur Höll' hinab!
Es ſoll den Teufel heute reu'n,
Daß er mir Stärke gab!“

Sie fielen um vor ſeinem Schwert:
Robert ging aus der Thür;
Er zog den Schlüſſel ab, und ritt
Aus ſeinem Wald herfür.

Und als er an ein Kloſter kam,
Trat er in Demuth ein.
Robert der Teufel! ſchrie der Abt,
Und kreuzte ſich im Schrei'n.

Er aber nahm den Zitternden
An der erſtarrten Hand,
Und ſprach: „Nehmt dieſen Schlüſſel hier
Als meiner Reue Pfand!“ —

„Tragt ihn zu meinem Vater bald:
Der führt zu meinem Schloß.
Die Räuber liegen all' erwürgt;
Den Raub — er geb ihn los!“

„Mir aber gebt ein Bußgewand
Statt dieſem blut'gen Kleid.
Erzählt, wie ihr geſehen habt
Robert des Teufels Leid.“

Drauf zog er ſeine Waffen aus,
Das Roß verlangt' er nicht;
In ſeinem här'nen Pilgerrock
Ging er des Weges ſchlicht.

6.

Er wandert über Berg und Thal,
Bis daß er kam nach Rom,
Bis daß er am Chardonnerſtag
Betrat Sankt Peters Dom.

Durch alle Wachen drängt' er ſich,
Und durch das Beterchor;
Er ſchiebt ſich unter Stoß und Schlag
Bis zu dem Pabſte vor.

Der Pabſt ſtand an dem Hochaltar,
Verkündend in dem Herrn
Erbarmen, Gnade, Segen, laut,
Den Sündern nah und fern.

Und vor den heil'gen Vater wirft
Sich Robert auf den Stein;
„Erbarmen!“ ſeufzet er, „auch mir!
Tilgt meiner Sünde Pein!“

Der Pabſt bot ihm die rechte Hand:
„„Freund, was begehreſt du?
Sag' an, bekenne deine Noth,
Auf daß dir werde Ruh'!““

Drauf beichtet Robert ihm ins Ohr
Der Mutter böſen Schwur,
Und wie er auf die Welt gebracht
So grauſame Natur;

Und wie es ihn zum Morden trieb,
Zum ſchnöden Kirchenraub.
Und jede That und jedes Wort
Bekennet er im Staub.

Da rief der Pabſt erſtaunet aus:
„O Wunder Gottes! ſeht,
Das iſt Robert der Gräßliche,
Der hier als Pilger ſteht!“

Und alles Volk entſatzte ſich,
Als es das Wort vernahm,
Daß das der Teufel Robert ſey,
Der Gott und Welt war gram.

Der heil'ge Vater ſpricht, und hebt
Die Hand zu Gottes Thron:
„Bei dem kein Ding unmöglich iſt,
Ja, der vergiebt dir, Sohn!“

„Geh nach Montalto, wo im Wald
Der frömmſte Siedler iſt.
Der wird dich lehren Buße thun,
Und kehren zu dem Chriſt.“

Vom Boden ſtehet Robert auf;
In ſeinem Geiſt iſt's Licht,
Und eine Morgenröthe deckt
Sein ritterlich Geſicht.

7.

Er trat zum Eremiten ein
Im frühen Morgenlicht:
„Einſt ſchlug ich ſieben Siedler todt —
Verſtoßet ihr mich nicht?“

„„An dieſer That erkenn' ich euch,““
Verſetzt der Eremit,
„„Ihr ſeyd der ſchreckliche Normann;
Was bringt mir euer Tritt?““

„Er bringt euch weder Leid noch Luſt,
Er ſucht bei euch das Heil.
Zur Pflege ſendet euch der Pabſt
Mein unvergänglich Theil.“

„Zeigt meinem Geiſt den heil'gen Chriſt,
Die Seele dürſtet mir!
Und helft mir tödten in der Bruſt
Durch ſtrenge Buße das Thier!“

Der Greis umſchloß ihn mit dem Arm,
In heißen Thränen froh;
Das Weib, das ſeinen Groſchen fand,
Gewiß, das weinte ſo!

Die Lagerſtatt, die magre Koſt
Theilt er mit ihm getreu;
Und nährt den Geiſt, und macht das Herz
Durch Gotteswort ihm neu.

Da mußte fort der finſtre Gaſt,
Der Mörder von Beginn,
Der ihn als ſich'res Eigenthum
Gewähnt zu haben inn'.

Sein Augenſtern ward hell und ſtill,
Sein wildes Haar ward glatt,
Die Wangen überflog ein Roth,
Sein Leib ward Gottes Statt.

Drauf ſprach er: „Herr, mit ſüßem Trank
Haſt du mich g'nug erquickt,
Jetzt gieb mir auch vom bittern Kelch,
Wie's Büßenden ſich ſchickt."

„Gemordet hab' ich und geflucht,
Geſchändet und gepraßt;
Leg' auf mein ſündenvolles Haupt
Die allerſchwerſte Laſt."

„„So höre,"" ſprach der Siedler da:
„„Denn ſolches will dein Gott:
Du warſt der Schrecken aller Welt,
Sey aller Welt ein Spott!""

„„Geh' durch die Stadt als wie ein Narr,
Dein flüchevoller Mund —
Der ſchließe ſich und werde ſtumm,
Und ſpeiſe mit dem Hund.""

„„Und für den tauſendfachen Mord,
Den du verübt im Wahn,
Setz' an ein großes Leben einſt
Das eigne Leben dran!""

Und Robert ging mit ſtummem Kuß,
Mit tiefer Beugung fort,
Und für das ſtrenge dankt ſein Herz,
Wie für das milde Wort.

8.

Mit offnem Munde, ſtierem Aug',
Im buntgeſtickten Rock
Durchtaumelt' er die Straßen Rom's
An ſeinem Pilgerſtock.

Und hinter ihm der Kinder Schaar,
Die werfen ihn mit Koth,
Und lachen, wenn er mit dem Stab
In blödem Grinzen droht.

Und alle Fenſter werden voll:
„Ein Narr, ein Narr! ſeht her!“
Da ſammelt er mehr Volk um ſich,
Als wenn er weiſe wär'?

Jetzt kommt er an des Kaiſers Schloß,
Er ſpreizet ſeine Bein',
Er ſieht's mit dummem Staunen an,
Und wackelt ſo hinein.

Der Kaiſer ſaß beim Mittagsmahl
Mit hundert ſtolzen Herrn,
Und neben ihm ſein Töchterlein,
Das ſtrahlte wie ein Stern.

„Wer iſt es, der dort harrt am Eck?“
(Der Kaiſer deutet und ſpricht),
„Man ſieht es wohl, er iſt ein Narr;
Schad' um ſein ſchön Geſicht!“

„Der arme Narr! ihn hungert wohl?
Man biet' ihm Speiſ' und Wein!“
Doch Robert ſchüttelt mit dem Kopf,
Als wollt' er ſagen: Nein!

„Ihm fehlt die Sprache!“ ſagt ein Knecht; —
Da ſchaut ſich nach ihm um,
Und ſeufzt des Kaiſers Töchterlein;
Denn wiſſet, ſie war ſtumm.

Nach einer Weile wirft ein Bein
Der Kaiſer unter den Tiſch;
Er wirft es ſeiner Dogge hin,
Die es erſchnappet friſch.

Da ſtürzt zur Erde Robert ſchnell,
Und zankt ſich mit dem Thier,
Dort faßt das Bein und billt der Hund
Und Robert faßt es hier.

Am Knochen beide nagten lang',
Bis Robert es gewann;
Der Kaiſer lacht', es ging am Tiſch
Ein laut Gelächter an.

Des Kaiſers ſtummes Töchterlein
Nicht konnte lachen laut;
Und könnte ſie, ſie thät' es nicht,
Ihr Auge war bethaut,

Als ſie zu Boden ſah gebeugt
So ritterliches Haupt,
Gekrümmt ſo ſchlank gewachſ'nen Leib,
So lockig Haar beſtaubt.

Und Robert ſah vom Boden aus
Den mitleidsvollen Blick.
Er aber, büßend, beugte nur
Noch tiefer das Genick.

So ward er mit dem Hunde ſatt
Wohl unter des Kaiſers Tiſch;
D'rauf lief er in die Gartenluſt
Zum Vogel und zum Fiſch.

Wo ſprudelte die Waſſerkunſt,
Da trank er aus dem Quell,
Die Jungfrau an dem Fenſter ſtand,
Und weinte Thränen hell.

Und als es Abend worden war,
Ging er, der Buße froh,
Mit in den engen Hundeſtall,
Und legte ſich auf's Stroh.

So büßt' er Tag' und Jahre lang,
Und trug das ſchwere Joch,
Und niemand dachte mehr an ihn; —
Die ſtumme Jungfrau doch!

9.

Die ſtumme Jungfrau blüht heran,
Sie war des Hofes Luſt.
Das Auge ſprach, es ſprach die Stirn,
Es ſprach die wallende Bruſt.

Der Seneſchall am Kaiſer war
Der nächſt' im ganzen Land:
Er wurde zu der hohen Magd
In heißer Lieb' entbrannt.

Doch als er vor die Jungfrau trat,
Das Aug' ſie niederſchlug,
Die Stirn umwölkte ſich, der Bruſt
Entfloh kein Athemzug.

Und als er bei dem Vater warb,
Sprach der: „Es darf nicht ſeyn,
Kein Diener ſoll, es ſoll ein Fürſt
Mir um die Fürſtin frein!“

Von Stunde meidet er den Hof,
Er meidet bald die Stadt,
Und weiß es niemand, wo der Fuß
Ihn hingetragen hat.

Vergangen war der dritte Mond,
Ein Bote kam vom Meer;
„Es ſteigt der Saracen' an's Land,
O Herr, ein zahllos Heer!“

Eh ſieben Tage noch vergehn,
So ſind ſie vor dem Wall;
Und der die fremden Haufen führt,
Iſt euer Seneſchall!“

Der Kaiſer rief die Ritter auf,
In ſeinem ganzen Land:
„Das Reich und dieſes ſtumme Kind
Leg' ich in eure Hand;“

Dazu küßt' er ſein Töchterlein
Auf den verſchloßnen Mund,
Ein jeder Ritter ſchwang ſein Schwerdt,
Und ſchwur im Herzensgrund.

So zog das auserwählte Heer
Zur Schlacht gerüſtet aus.
Die Kaiſerstochter blieb zurück
In dem verlaßnen Haus.

Sie warf ſich auf ihr Angeſicht,
Vom wilden Feind bedroht;
Dem, der der Stummen Flehn vernimmt,
Dem klagte ſie die Noth.

Und wie ſie zu dem Fenſter trat,
Gekräftigt vom Gebet,
Sah ſie wie ſeinen alten Gang
Zur Quelle Robert geht.

Er beugt in's Becken tief ſein Haupt
Von Locken überwallt;
Sein Mund im Waſſerſpiegel küßt
Die lieblichſte Geſtalt.

Doch ſpringt er eilig wieder auf,
Zur Buße fertig ganz;
Da blendet ihm ſein Angeſicht
Ein überird'ſcher Glanz.

Ein lichter Jüngling ſteht vor ihm,
Mit einem weißen Roß.
Er reicht ihm Silberwaffen blank,
Und deutet auf das Schloß.

Und Robert ſenkte ſich auf's Knie,
Da war der Jüngling fort,
Ihm aber aus der Seele ſtieg
Des Eremiten Wort.

Er drückt den Helm in das Gelock,
Den Panzer ſchnallt er an;
Und fröhlich greift er nach dem Schwerdt,
Iſt wieder Rittersmann!

Er ſchwingt ſich auf das weiße Roß.
Die Jungfrau ſieht's von fern:
Den ſie als Narren hat geliebt,
Er ward ein Engel des Herrn!

10.

Wer kann empörtem Liebeszorn
Auf Erden widerſtehn?
Durchdrungen von des Führers Grimm
Kämpft ſo der Sarazen.

Wie raſſelnd in erſtürmter Burg
Auf Mauer Mauer fällt,
Das mächtig rieſige Geſtein
Kein Band zuſammen hält:

So wanket eine Ritterſchaar,
Und ſtürzt zur andern hin,
Und ungeſchirmet ragt das Haupt
Des Kaiſers mitten drinn.

Und auf den Stufen klemmt der Feind
Beerzter Leichen an;
Ermüdet ſinkt des Kaiſers Arm
Jetzt iſt's um ihn gethan! —

Was für ein ſilbernes Gewölk
Treibt dort der Sturmwind her?
Ein weißes Roß, ein Ritter iſt's
In Silberwaffen ſchwer.

Er wirft ſich in die dichte Schlacht
Tief in der Feinde Knäu'l.
Des Kaiſers Nähe ſäubert er
Von aller Heiden Gräu'l.

Die Ritter ruft er um ſich her,
Die hingeſtürzten auf,
Sie hau'n, es geht mit jedem Hieb
Ein Feindesleben drauf.

Wo iſt der wilde Seneſchall
Mit ſeiner Liebeswuth?
Geflohen iſt er an das Meer
Vor dieſer heil'gen Glut.

Doch auch der weiße Ritter iſt
Verſchwunden nach der Schlacht.
„Wo iſt der Engel, ruft der Fürſt,
Durch den mich Gott bewacht?“

Die beſten Ritter eilen fort
Sie fänden ihn ſo gern.
Heim kehret mit gebroch'nem Speer
Bald einer zu dem Herrn.

„Herr! an der Mauer traf ich ihn;
Er gab mir nicht Beſcheid,
Da warf ich meinen Speer nach ihm
Es that mir herzlich Leid.“ —

Doch Robert floh zum Garten hin,
Und nach dem klaren Quell,
Darein vom Fenſter niederfiel
Eine Freudenthräne hell.

Er ſtieg vom Roß, zog ab den Schmuck,
Und Roß und Rüſtung ſchwand;
In ſeinem bunten Narrenkleid
Er auf der Erde ſtand.

Sein blutig Angeſicht er wuſch,
Und aus der Seite ſein
Zog er die Lanzenſpitz' heraus,
Und barg ſie ins Geſtein.

Mit Gras ſtillt' er der Wunde Blut
Und hinkte nach dem Schloß;
Dort ſtieg der Kaiſer eben ab
Von ſeinem Kriegesroß.

Univ. Bibl.
München

„Du hinkeſt, wund iſt dein Geſicht,
Und blutig iſt dein Haar!
Du armer Knecht, ſie ſchlugen dich!
Derweil ich ferne war!“

Da flog die Tochter aus dem Schloß,
Dem Vater an die Bruſt.
Sie deutet wohl, ſie blickt und winkt,
Ihr iſt ſo viel bewußt.

„Nicht wahr, daß du mich wieder ſiehſt,
Das weckt dich aus der Ruh?
Und dauert dich der kranke Narr?
Du fromme Tochter Du!“

11.

„Wo find' ich meinen Retter doch,
Den beſten Helden, wo?“
Am andern Morgen ſchwer betrübt
Rief aus der Kaiſer ſo.

„„Herr Kaiſer! folgſt Du meinem Rath,
Sprach drauf ein Ritter klug,
So ſende hundert Boten aus,
Du haſt ja deren gnug!““

„„Die laß verkünden: weſſen Roß,
Und weſſen Waffen weiß,
Und weſſen Seite Lanzenwund,
Der komm' auf dein Geheiß.““

„„Die Lanzenſpitze bring' er mit:
Paßt ſie zu meinem Speer,
(Ich bin es, der den Weißen warf)
So iſt es wahrlich der!““

Der Kaiſer ſprach: „Ein gutes Wort
Ging dir aus deinem Mund.
Hinaus ihr Boten in das Land,
Und thut mir ſolches kund!“

„Und füget bei: wer von mir wird
Für dieſen Mann erkannt;
Die einz'ge Tochter werde ſein,
Dazu mein halbes Land!“

Und Robert ſaß im Hundeſtall
So müde, krank und wund;
An ſeiner Seite lag und leckt'
Ihm ſeine Schwäre der Hund.

Die Botſchaft aber drang durch's Reich
Und kam zum Seneſchall,
Der an des Meeres Ufer lag
Geſchleudert wie ein Ball.

Die Liebe wachte wohl in ihm,
Und gab ihm Liſt in's Herz,
Daß er die Lanzenſpitze ſtieß
Sich in die Seite mit Schmerz.

Dann ſucht' er ſich ein weißes Pferd,
Thät weiße Waffen an,
Und mit geſchloßnem Helmviſier
Ritt er zur Stadt hinan.

„Er kommt, der weiße Ritter kommt!
Gebt Kron' und Scepter her!
Und kleidet mir mein Töchterlein
In Gold und Seide ſchwer!“

„Den heil'gen Vater rufet mir,
Und fort in Peters Dom!
Er ſoll ſie heute trauen noch
Im Angeſicht von Rom!“

12.

Wo Robert als ein Pilgersmann
Einſt vor dem Pabſte ſtand,
Und für ſein abgeängſtet Herz
Den Weg zur Buße fand:

Da ſtand der Kaiſer herrlich jetzt,
Da ſtand die ſchönſte Maid,
Den Brautkranz in dem ſchwarzen Haar,
Im goldnen Hochzeitkleid.

Der Pabſt auch ſteht am Hochaltar,
Verkündend in dem Herrn
Erbarmen, Gnade, Segen laut
Den Sündern nah und fern.

Und wo durch alle Reihen Volks
Sich fromm der Pilger ſchlich,
Da drängt jetzt keck und ſtolz hervor
Der weiße Ritter ſich.

Wie war die Jungfrau doch ſo bleich
Und glich nicht einer Braut!
Weil ihr vor dem in Lichtgeſtalt
Verhüllten Böſen graut.

Zum Kaiſer trat der Falſche hin,
Zur Erde neigt er ſich
Die Seite reißt er zeugend auf
Und zeigt den Lanzenſtich.

Und zieht die Spitze draus hervor; —
Da kommt ein Ritter her:
„Laßt ſehn ob ſie die Probe hält
An dem zerbrochnen Speer!

Ei ſchaut! an eurem Lanzenſtück
Das Holz iſt himmelblau!
Der Saracene führt es ſo!
Doch mein Speer, der iſt grau!“

Auf ſchaut der Kaiſer, auf der Pabſt,
Und alles Volk wird ſcheu.
Der Weiße ſchrie: „Du warfſt mich nicht,
Du biſt's nicht, meiner Treu!“

„Ein andrer war's mit gelbem Haar,
Deins aber iſt ja braun!
Ein andrer war's mit blauem Speer,
Und du trägſt einen grau'n!“

So freche Zuverſicht, ſie macht
Den Ritter ſelbſt verzagt.
Und auch der Kaiſer wendet ſich,
Er zweifelt ſchon und fragt.

Der Jungfrau färbt ein edler Zorn
Ihr bleiches Angeſicht,
Ihr Mund wie eine Roſe quillt,
Die aus der Knoſpe bricht.

Das Wort ſucht einen Ausgang ſich,
Es ſtrömt ihr in den Blick,
Es dringt aus der gehobnen Bruſt,
Es flieht und kehrt zurück.

Der Kaiſer endlich winkte zu
Dem Fremdling mit der Hand,
Da zückte durch die Maid ein Blitz,
Da riß der Zunge Band.

„Nein dieſer, dieſer iſt es nicht!
Glaubt meinem erſten Wort!
Ach ganz ein Andrer hat's gethan,
Mit dieſem Lügner fort!“

„Der war's, der mit den Hunden ißt,
Und trinket aus dem Quell.
Ach, daß mein Mund gefeſſelt war,
Das Auge ſah ſo hell!“

„Dort bei dem Springquell im Geſtein
Die Lanzenſpitze liegt;
O ſucht den frömmſten Dulder auf,
Der hat für mich geſiegt;“

Zwei Diener eilten, der zum Quell,
Und der zum Hundeſtall.
Da ſtach die Lanzenſpitze ſich
In's Herz der Seneſchall.

Sie öffneten das Helmviſier: —
Der ſchlimmſte Feind es iſt!
O wohl dir, Jungfrau, die zum Heil
Enthüllteſt du die Liſt!

Da ward ein Murmeln in dem Dom,
Es kam der eine Knecht,
Die Lanzenſpitze hielt er hoch:
„Ja wahrlich, ſie iſt ächt!“

Da brach in Jubel aus das Volk,
Denn wie vom Himmel ein Strahl,
So theilt die Menge mit raſchem Schritt
Ein Ritter in blankem Stahl.

Vor ſeiner Rüſtung Himmelsglanz
Iſt grau des Todten Kleid.
Ihn grüßt mit ſel'gem lautem Gruß
Die neu belebte Maid.

Die Menge die den Tempel füllt,
Sie jauchzt ihm zu und ſchrie:
Er iſt's! Der heil'ge Robert iſt's,
Herzog der Normandie!

Doch Robert warf ſich auf die Knie:
„Hab' Dank, allmächt'ger Gott!
Daß meine Reue dir gefiel,
Mein Leid, mein Schmerz, mein Spott!“

Der Kaiſer nahm ſein Purpurkleid:
„Ein Herzog biſt du ſchon!
Wirf dieſen Kaiſermantel um,
Mein Erbe, mein lieber Sohn!“

Der Pabſt ihm bringt die ſel'ge Braut,
Die ſtumm war nur vor Luſt,
Ihr roſig Antlitz ſenkte ſich
Auf ſeine blanke Bruſt.

Und Robert ſchlang den Arm um ſie:
„O Vater auf den Höh'n —
Ich weiß daß du geſtorben biſt —
Woll' auf uns niederſeh'n!“

„O Mütterlein, Du lebſt noch,
Die Hölle gabſt du mir!
Wie wirſt du weinen überlaut,
Bring' ich den Himmel dir!“

III.

Legende

von den

eiligen drei Königen.

In zwölf Romanzen.

Wenn was irgend iſt geſchehen,
Hört man's noch in ſpätern Tagen,
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' iſt angeſchlagen;
Und ſo laßt von dieſem Schalle
Euch erheitern, Viele, Viele,
Denn am Ende ſind wir alle
Pilgernd, Könige, zum Ziele.

Weimar, den 1. Juni 1821.

Goethe.

1.

Wie auf einen Berg im Morgenlande zwölf Sternſeher geſetzt wurden.

Umſtrömt von feiner Kräuter Düften
Und überwallt von edlem Holz,
Der höchſte, ſteigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz;
Steil iſt der Pfad und lang die Reiſe,
Doch oben herrlich Tag und Nacht;
Auf ſeinem Gipfel ſtehn zwölf Greiſe
Und ſchauen in des Himmels Pracht.

Sie hüllen ſich in die Gewande,
Und ſchlummern über jeden Tag,
Der unter ihnen auf die Lande
Umſonſt ſein Licht verbreiten mag.
Sie laſſen ſich vom Nachthauch wecken,
Der durch der Bäume Wipfel fährt;
Den Sternen, die den Himmel decken,
Iſt dann ihr Auge zugekehrt.

Mit allen Wunderzeichen ſchimmert
Das Buch des Himmels aufgerollt;
Was unten nur wie Silber flimmert,
Das leuchtet hier wie reines Gold.

Ward in den Sternen je geleſen
Der irdiſchen Geſchicke Pfand;
So iſt es dieſer Berg geweſen,
Auf dem der Seher Gottes ſtand.

Auch dieſe ſtreben zu erkunden
In dem Geſtirn des Himmels Rath,
Doch haben ſie noch nicht gefunden
Ihr Saatkorn in der reichen Saat;
Den Stern, der herrlich, überſchwenglich,
Vor allen andern ſtrahlenvoll,
Ein Licht, ein Feuer unvergänglich
Den blinden Heiden zünden ſoll.

Den Stern, den Bileam verkündigt,
Der einem König ſtrahlen wird,
Der einſt die ganze Welt entſündigt,
Und herrſchen ſoll, der Völker Hirt.
So lautete der Spruch des Weiſen
An das erſtaunte Morgenland;
Das rief den himmelskund'gen Greiſen
Zu wachen auf des Berges Rand.

Die Hoffnung kürzt des Weges Ferne,
Sie ebnet rings den ſteilen Pfad,
Erhellt die alten Augenſterne,
Macht den gebeugten Nacken grad'.
Und iſt im Tod ihr Blick zerronnen,
Den langes Forſchen aufwärts zog,
So wecken ihn die tauſend Sonnen,
Zu denen ſeine Sehnſucht flog.

2.

Wie der Stern erſchien.

So gingen Viele zu den Sternen,
Die ſahen den Verheiß'nen nicht,
Und andre ſtiegen auf, zu lernen,
Von wannen ſchiene doch ſein Licht.
Und dieſe ſchieden auch im Glauben
Und ſtarben hin in Hoffnungsluſt,
Kein Zweifel kam, den Stern zu rauben,
In die erhellte Heidenbruſt.

Und Zwölfe blieben's ihrer immer,
Sie harrten aus im Glanz der Nacht,
Sie ſchliefen bei des Tages Schimmer,
Von ſtern'gen Träumen angelacht.
Noch lagen ſie, in die Gewande
Gehüllt, in Abends erſtem Duft,
Da weckte ſie ein Glanz am Rande,
Wo ſich berühren Erd' und Luft.

Die Blicke glüh'n, die Herzen ſchwellen,
Denn, einer Morgenröthe gleich,
Seh'n ſie den Oſten ſich erhellen,
Und alle Sterne werden bleich;
Es ſteigt, es ſteigt — es iſt die Sonne,
Zu nennen iſt ein Stern es nicht,
Getrunken hat er aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes ſelbſt ſein Licht.

Er ſendet lange, gold'ne Strahlen,
Nicht, wie die andern Sterne thun,
Die heute matt in ihrem fahlen,
Verſchwomm'nen, armen Glanze ruh'n.
In ganzen Strömen gießt er nieder,
Das Licht, das ſeinem Kern entflammt,
Als ſchlüg' ein Adler ſein Gefieder,
So wallt ſein Strahl, und fleugt und flammt.

Die Zwölfe ſandten Zeichentöne
Ins nebeleingehüllte Land,
Dieweil der Stern in ſeiner Schöne,
Den Berg verklärend, ſtille ſtand.
Er ſtand und wich nicht mit dem Dunkel,
Er ſpielte mit dem Morgenthau;
Die Sonne kam, es drang ſein Funkel
Unausgelöſcht hinab zur Au'.

Da ward ein Jubel und ein Schrecken,
Als man gewahrte Berg und Thal,
Mit zweier Sonnen Schein ſich decken,
Und Alles glüh'n im Doppelſtrahl.
Es war, als ob mit Zungen ſängen
Die Lichter hell einander an,
Es war, als ſpräch's in tauſend Klängen:
Seht, euren König zu empfah'n!

3.

Wie drei Könige ſich aufmachten, dem Sterne nachzuziehen.

Drei Kön'ge machten da ſich auf,
(Doch keiner wußte von dem Andern),
Die merkten auf des Sternes Lauf,
Und huben an mit ihm zu wandern.
Schon lange harrten ſie des Herrn,
Den des Propheten Wort verkündet,
Der Sehnſucht Funken hat der Stern
Zur lichten Flamme jetzt entzündet.

Ein jeder nun bereitet ſich,
In den drei fern geſchiednen Landen,
Mit Opfern, Gaben, königlich,
Zierrathen, köſtlichen Gewanden.
Und Mäuler und Kameele drückt
Die Laſt der aufgelad'nen Güter,
Manch gutes Saumroß geht gebückt,
Und nebenher die Schaar der Hüter.

Und jeder, neben and'rem Gut,
Nimmt ſeines Landes eig'ne Gaben;
Des Gold's und der Geſteine Glut
Sucht aus der König der Araben;
Der Herr von Saba drückt den Saft
Des edlen Weihrauchs aus dem Baume,
Dem dunkeln Myrrhenkraut entrafft
Der Tharſerfürſt von ſeinem Flaume.

Was zu des Leibes Nothdurft frommt,
Lädt jeder auf, zur langen Reiſe;
„Von Jakob's fernem Volke kommt
Der Herr der Herren!“ ſprach der Weiſe.
Dorthin zieht ſie das Sterngebild,
Doch weiß es keiner von dem andern:
Einöde voll Gewürm und Wild
Trennt ihre Pfade, die ſie wandern.

Sie rüſten große Heeresmacht,
Den Neugebornen zu empfangen.
Sie ſehn im Geiſte ſchon die Pracht,
Der königlichen Hofburg prangen;
Sie bau'n im Geiſte den Pallaſt,
Das Cedernthor, die Marmelſtiege; —
Und drinnen ſchläft in Duft und Glaſt
Der Königsſohn in goldner Wiege.

Denn ſolch' und größ're Herrlichkeit
Verſpricht der Stern, der golden leuchtet,
Und all' das funkelnde Geleit
Mit ſeines Lichtes Thau befeuchtet:
Wo ſolche Strahlen mild und klar
Sich auf die dunkeln Wege ſtreuen,
Ja, müßten ziehen ſie ein Jahr,
Es will ſie dennoch nicht gereuen.

4.

Wie die Könige fuhren.

Doch war die Reiſe noch ſo fern
So ging die Fahrt doch wunderleicht,
Vor jedem wandelt hin der Stern,
Der Sterne, Mond und Sonne bleicht.
Kein Hunger kam, kein Schlaf auf ſie,
Es war ein ew'ger, gleicher Tag,
Nach keinem Futter ſchnaubt ihr Vieh,
Es gehn die Hufen Schlag auf Schlag.

In keiner Herberg' hält der Zug,
Ihn lockt nicht Luſt, ihn hemmt nicht Qual,
Durch Stepp' und Fruchtfeld geht's im Flug
Durch Land und Waſſer, Berg und Thal.
Weit offen iſt der Städte Thor,
Sie ſtäuben durch mit Roß und Mann,
Der Klang fährt durch der Städter Ohr,
Das Auge kaum ſie ſchauen kann.

Dann zeuget die zerſtampfte Flur,
Daß es kein wüſtes Traumbild war,
Und jeder ſpricht: ſiehſt du die Spur?
Und ſaheſt du die blanke Schaar?
Woher, wohin kam dieſer Hauf?
Gilt es um einen Königsthron? —
So fährt die Sage bangend auf,
Doch Jene ſind ſchon längſt davon.

5.

Wie die Könige zuſammen kamen.

Als nun die zwölfte Nacht vergangen,
Die doch war keine Nacht zu nennen;
Da ward ein Nebel umgehangen,
Daß auch erloſch des Sternes Brennen.
Da blieb der Sonne Licht verborgen,
Da mußte, von der Nacht befallen,
Das erſte Mal ſeit dreizehn Morgen
Der Zug der Fürſten mühſam wallen.

Auf eines Hügels Feldgeſteinen
Hielt an der Eine mit dem Traben;
Er lagerte ſich mit den Seinen,
Das war der König der Araben.
Sie ſahn ſich in den Finſterniſſen
Vergebens um nach Stern und Sonnen,
Sie lagen ohne nur zu wiſſen
Was ſie für Stätte ſich gewonnen.

Da tönte nebenan Getoſe,
Als ob vom Roß auch Andre ſtiegen,
Da raſchelt es im Bergesmooſe,
Als thäten Andre neben liegen.
Und Antwort ward auf das Gebrülle
Der Stier' in des Araben Heerde: —
Jetzt ſtieg empor des Nebels Hülle,
Und Tag ward wieder auf der Erde.

Er ſtand auf eines Kreuzwegs Mitten,
Ihm gegenüber hielt ein Andrer,
Vom zweiten Pfade hergeſchritten,
Ein männlich wohlgethaner Wandrer;
Und hinter ihm die Schaar der Reiter,
Der Schaafe Heerden, der Kameele;
Da zieht von beiden keiner weiter,
Ein Staunen fliegt durch beider Seele.

Und noch ſind ſie im Schau'n verloren,
Da kömmt auf drittem Weg ein Dritter,
In einer ſtolzen Schaar von Mohren,
Er ſelbſt ein junger, ſchwarzer Ritter.
„Was bringt euch," rief er, „aus der Ferne,
So edlen Mann, ſo würd'gen Greiſen?
Wärt ihr geführt von einem Sterne,
Wie ich, ihr würdet luſt'ger reiſen!"

Der Zweite ſprach: „Wohl einem Sterne
Vertraut' ich meine feſten Tritte!
Nicht blindlings zieht ein Mann zur Ferne,
Nach ſich'rem Gut lenkt er die Schritte!"
Der erſte ſprach: „Es muß den Greiſen
Ein helles Licht zum Wandern laden,
Mich hieß das Licht der Seele reiſen,
Ein Himmelslicht ſchien meinen Pfaden."

Ein Jeder ſprach's in ſeiner Zungen,
Als wär's die eigne, däucht's dem Andern;
Ein Jeder weiß, vom Geiſt durchdrungen,
Woher, wohin, zu wem ſie wandern.

Sie reichen ſich die Hand zum Bunde,
Sie ſind Ein Herz und Eine Seele;
Sie küſſen ſich mit Brudermunde,
Und loben Gott mit ein'ger Kehle

Der Nebel zwar, der aufgeſtiegen,
Hat ihrem Blick den Stern verborgen,
Doch ſich zu Füßen ſehn ſie liegen,
Das Ziel (ſo glauben ſie) der Sorgen.
Da liegt ſie an des Berges Tiefen,
Zu der des Sternes Strahlen luden,
Sie ruht im Schatten der Oliven,
Die königliche Stadt der Juden.

O wüßtet ihr, auf welchem Hügel,
Ihr Fürſten euer Zug gehalten,
Und warum ſeiner Strahlen Flügel
Der Stern darob nicht mag entfalten!
Nicht iſt er in der Stadt geboren,
Nicht ſuchet da den Königserben;
Doch dieſer Hügel iſt erkoren,
Darauf er ſoll am Kreuze ſterben!

6.

Wie die Könige in Jeruſalem einzogen und zu Herodes kamen.

Der Nebel ſchwand im Sonnenlichte,
Da glänzte Tempel, Burg und Stadt;
Als nun die Schaar, die reiche, dichte,
Durch die erhellten Thore trat.

Erfüllung wurde da den Worten:
„Es kommt, o Stadt! mit Gold und Gut
Der Heiden Kraft, und deine Pforten
Umlagert der Kameele Flut.“

Doch zitterten, die drinnen wohnen,
Als ſie die Heereskraft erblickt,
Die Völker, die aus fernen Zonen
Der Aufgang, der erregte, ſchickt.
Die Stadt, ſie faſſet ſie nicht alle,
Der Markt iſt voll, es ſtockt das Thor,
Die Andern lagern ſich am Walle,
Und liegen, wie ein Feind, davor.

Da dachte man der Väter Zeiten,
Die ſahen all' der Völker Zahl,
Um Wall und Mauer feindlich ſtreiten,
Und ſie beſtürmen all'zumal.
Da ward manch banges Wort gehöret:
„Der Indier iſt da, der Mohr!
Der Ahnherr hat die Stadt zerſtöret,
Wer weiß, was uns der Enkel ſchwor!“

Den alten König aus dem Schlafe,
Auch den Herodes weckt der Klang,
Er hört es nah'n wie Himmelsſtrafe,
Er ſieht vom Fenſter aus den Drang.
Bald merkt er, wie der laute Schrecken
In ſtille Freude ſich verkehrt,
Die Neugier lispelt an den Ecken,
Was ihr der Fremden Mund beſchert.

Er hört das leiſe Wort der Leute:
„Geboren iſt, den Gott verheißt!“
Und des Propheten Spruch tritt heute
Gerüſtet vor den finſtern Geiſt.
Die Schriftgelehrten heiſcht geſammt er,
Die Prieſter, in den hohen Rath,
Und frägt: „Wo iſt, von wannen ſtammt er,
Der nach der Schrift Verheiſſung naht?“

Sie ſprachen all’ aus einem Munde:
„„Du kenneſt des Propheten Wort,
Nicht deutet es, o Herr, die Stunde,
Doch wohl bezeichnet es den Ort:
Du kleines Bethlem biſt erkoren,
Vor allem Juda ſey erfreut!
Der Herzog wird aus dir geboren,
Der ſeinem Iſrael gebeut.““

Der König hat genug vernommen,
Er ſendet nach den Fremden aus,
Er bittet ſie, zu ihm zu kommen,
Man führet ſie heimlich in ſein Haus;
Da treten herrlich ausgeſchmücket
Die Fürſten vor ſein Angeſicht;
Er ſteht ſo ärmlich, ſo gebücket:
Nein! ſolch ein König iſt er nicht!

Doch ſprechen ſie mit würd’gem Neigen:
„Wir ſeh’n, du biſt der Fürſt des Land’s;
Du woll’ſt das Königskind uns zeigen,
Das aufging, dieſes Volkes Glanz.

Es deutete was da geſchehen,
Ein alter Seherſpruch uns ſchon,
Wir haben ſeinen Stern geſehen;
Sprich! iſt's dein Enkel, iſt's dein Sohn?“

Doch der, im Herzen ſchwer betrübet,
Sprach da mit lächelndem Geſicht,
In aller Falſchheit wohlgeübet:
„„In meinem Hauſe ſuchet nicht.
Es künden die Prophetengeiſter
Wohl einen andern, größern Herrn!
Auch mir erzählten's meine Meiſter,
Und ich — fürwahr, ich hört' es gern.““

„„Drum ſagt mir, wann ſein Stern erſchienen,
Erforſchen möcht' ich es mit Fleiß;
Ich ſelber, glaubt mir, will ihm dienen,
Sobald ich ſeine Stätte weiß.
Es laſſen ihn die alten Kunden
Aus Bethlem, Davids Stadt, erſtehn.
Eilt, ſagt mir's, wenn ihr ihn gefunden;
Nicht dürft ihr mich vorüber geh'n!““

Er ſchweigt, und aus des Buſens Schwärzen
Füllt ſich ſein Angeſicht mit Nacht;
Den frommen Blick, die lichten Herzen
Der Kön'ge nicht es irre macht;
Sie künden ehrlich Tag und Stunde,
Daran das Licht erſchienen iſt,
Sie grüßen mit getreuem Munde,
Und ziehen weiter nach dem Chriſt.

Und Drommedar' und Stier' und Schaafe
Und Roß und Mann zieh'n aus der Stadt,
Jeruſalem legt ſich zum Schlafe,
In dem es vor gelegen hat.
Nur in dem Schloß, da wacht und zittert
Herodes vor der Fremden Wort;
Er rechnet hin und her, er wittert
Trug und Verrath; er ſinnt auf Mord.

7.

Was den Königen auf ihrer Fahrt nach Bethlehem begegnet.

Wie lieblich grünend ſtehn die Auen,
Durch die der Pfad nach Bethlem führt,
Wie vollbelaubte Hügel ſchauen
Ins Thal, das keinen Winter ſpürt.
Es weiß nichts von des Hagels Schlägen,
Und bleibt im Sommer unverſengt,
Es wird zur Zeit der kalten Regen
Mit warmem Frühlingsguß beſprengt.

Durch ſolches geht die Winterreiſe
Der Könige mit Lenzesmuth;
Die Sonne ſinkt, da gießt ſich leiſe
Durch's grüne Feld Smaragdenglut.
Die Berge ſind von Golde trunken,
Der Bäche Silber leuchtet fern;
Wohl iſt die Sonne längſt verſunken,
Doch über ihnen geht der Stern.

Heut wandelt er mit ihren Tritten,
Er geht ſo feſt, ſo raſch voran;
Ja, ſeine Strahlen gleichen Schritten,
Und laſſen Spuren ihrer Bahn.
Wie wenn ein lichter Regenbogen
Durch's Thal, nicht durch die Wolken geht,
So haben ſie den Pfad gezogen,
Und eine Furche Golds geſä't.

Dort liegt an eines Hügels Saume
Gelagert eine Hirtenſchaar,
Erweckt aus ihrem erſten Traume
Hat ſie der Stern ſo wunderklar.
Er deckt mit weißen, weichen Lichtern
Der Schaafe ſchlummernd Häuflein ganz,
Und auf den frommen Angeſichtern
Der Hirten ſpiegelt ſich ſein Glanz.

Da kommt der Fürſten Heer gezogen,
Die Hirten richten ſich empor;
Auf flücht'gem Roß herbeigeflogen
Sprengt an der Tharſis-Fürſt, der Mohr:
„Erzittert nicht, ihr Hirtenleute!
Wir ſind kein feindlich Kriegesheer;
Wir fallen nicht auf euch nach Beute,
Wir werfen nicht nach euch den Speer!“

Ihm tritt ein ernſter Greis entgegen,
Neigt ſich und ſpricht: „Gewalt'ge Herrn!
Es iſt ein Wunder allerwegen:
Hier ſolches Heer und dort der Stern!

Doch ſchreckt uns nicht, was wir gewahren,
Und blendet dieſer Glanz uns nicht,
Denn wißt, wir ſahn des Himmels Schaaren,
Und ſchauten mehr als Sternenlicht.“

„Wir lagen ſtill bei unſrer Heerde; —
Dreizehnmal ward ſeit dem es Nacht —
Da goß ſich Klarheit auf die Erde,
Da wallt’ ein Glanz um uns mit Macht,
Da hatt’ im Kleid, aus Licht gewoben,
Ein Jüngling ſich herab geſenkt,
Ein Hirte däucht’ es uns, der droben
Des Himmels goldne Schaafe tränkt.“

„Er ſprach: Getroſt! ich bin Verkünder
Des Heils, das heut euch wiederfährt:
Euch iſt der Heiland aller Sünder,
Der Chriſt, in Davids Stadt beſcheert.
Bewahrt das Wort von meinen Lippen,
Sucht, bis das Zeichen ſich erfüllt:
Ihr findet dort in einer Krippen
Ein Kind in Windeln eingehüllt!“

„Er ſprach’s, und alsbald war die Menge
Der Himmelsſchaaren um ihn her,
Da rauſchten ſelige Geſänge,
Da wogt’ um uns des Lichtes Meer.
Wir aber gingen anzubeten,
Wir kennen unſern König jetzt:
Seit hat von Erden-Luſt und Nöthen
Uns nichts erfreut, uns nichts entſetzt.“

Nun wurden Kön'ge bald und Hirten
Zu freudigen Geſprächen eins,
Und Beider Heerden traulich irrten
Vermengt im Glanz des Sternenſcheins.
Da war nicht Jude mehr und Heide,
Sie waren Beid' ein Volk des Herrn.
Zu einem Reich berufen Beide,
Vom Engel die, und die vom Stern.

8.

Wie die Könige zu Bethlehem das Kind Jeſus fanden und es anbeteten.

Vor Bethlems Mauern hält der Zug;
Da luden ſie von den Kameelen,
Was jedes edler Schätze trug,
Gold, Silber, Purpurkleid, Juwelen;
Sich ſelbſt ſie ſchmückten königlich,
Den höchſten König zu empfangen,
Und hinter ihnen reihte ſich
Die Heereskraft in ſtolzem Prangen.

Der greiſe König Melchior,
Dem, als der Stern, das Auge flammte,
Ging wie ein Prieſter Allen vor,
Im faltenreichen Purpurſammte:
Das blaue Stahlgewand umſchließt
Den Balthaſar, wie angeboren;
Aus Rothgold, wie aus Feuer, ſprießt
Das ſchwarze Haupt Jaſpar des Mohren.

So zieh'n ſie durch den kleinen Ort
In tiefen, fragenden Gedanken;
Doch macht des Engels ſeltſam Wort
Den Greiſen und den Mann nicht wanken.
Dem Jüngling nur, dem Mohren, pocht
Das Herz noch zweifelnd an die Rippen:
Zu räumen hat er nicht vermocht
Die Königswürde mit der Krippen.

Doch nicht mehr zweifeln läßt der Stern,
Er hält in ſeines Laufes Mitte,
Feſt, unbeweglich krönt ſein Kern
Das Haupt von einer morſchen Hütte.
Ein grau, zerfallen, alt Geſtein,
Ein Strohdach kärglich überkleidet:
Soll das des Königs Wohnung ſeyn?
Ja! ſpricht der Greis, der Stern entſcheidet!

Umringt iſt ſchnell der ſchnöde Stall
Von aller Erde Herrlichkeiten.
Es drängt ſich rings der Diener Schwall,
Der Gaben reichſte zu bereiten.
Die Fürſten treten ein gebückt,
Das Sternlicht fließet durch die Wände,
Sie ſind von ſolchem Strahl durchzückt,
Daß ſich ihr Haupt ſenkt in die Hände.

Als ſie den Blick nun aufgethan,
Und all' das Licht gelernt ertragen,
Wer doch vermag, was da ſie ſahn,
Der es nicht ſelbſt geſchaut, zu ſagen?

Da wird die ſtolze Sprache ſtumm;
Doch iſt ein Schein davon geblieben!
Schau dich nach frommen Bildern um,
Dort findeſt, Sänger, du's geſchrieben.

In dem zerfallenen Gebäu,
Da ſitzt bei'm Eſelein und Rinde
Im öden Stall, auf armem Heu,
Ein ſtilles Weib bei ihrem Kinde.
Ein Weib? O ſchaut ihr Angeſicht!
Fürwahr, ſie weiß von keinem Manne,
Mit jungfräulichem Augenlicht
Hält ſie der Erde Luſt im Banne.

Und doch, es iſt ihr eigner Sohn,
Den ſie hält mütterlich umſchlungen;
Sie hat, entſtrömt dem Himmelsthron,
Des Allerhöchſten Kraft durchdrungen.
Der ſtolze Mutterblick es ſagt,
Es ſagt's die Hand auf reinem Herzen,
In dem's von Gottes Luſt nur tagt,
Und nachtet nur von Gottes Schmerzen.

Nicht Krone brauchet ſolche Frau,
Nicht der Gewänder farb'ge Gluten;
Nur eines Mantels Dunkelblau
Sieht man den reinen Leib umfluten,
Und, als der ächten Gottesbraut,
Wallt ihr um's Haar der weiße Schleier;
Doch allverklärend überthaut
Der Stern ſie mit dem ew'gen Feuer.

Der Stern beſtrahlt das zarte Kind,
Das Angeſicht von Milch und Roſe,
Es iſt, wie and're Kinder ſind,
Ruht hülflos, nackt, im Mutterſchooße.
Es liegt ſo ſtill und wonniglich,
Daß ſie im Schauen ſind verloren;
Und willig beugt der Nacken ſich
Des ſtolzen, jugendlichen Mohren.

Verwirrt von ſolcher Lieblichkeit
Vergaßen ſie der reichen Gaben,
Das Nächſte, was der Diener beut,
Das Kleinſte ſie ergriffen haben.
Ein wenig Goldes faßt der Greis,
Der Mann ſtreut Weihrauch auf's Geſchirre,
Der Jüngling ſucht in Thränen heiß,
Und greift — nach einer Handvoll Myrrhe.

Die Jungfrau neigt ſich mildiglich
Zu eines jeglichen Geſchenken,
Ihr Blick füllt mit dem Geiſte ſich,
Er ſcheint in Deutung ſich zu ſenken:
Dem Gott wird Weihrauch dargebracht,
Gold wird dem Könige geboten:
Doch Myrrhe? Myrrhe ſchmückt die Nacht
Des Grabes, und die Gruft der Todten?

Gott, König, Menſch dem Tod geweiht!
Sie ringt mit dem verborgnen Sinne:
Ob ſie dem Staunen Worte leiht? —
Die Fürſten werden es nicht inne,

Sie ſind dem König zugewandt,
Sie ruh'n in Andacht vor der Krippe,
Und drücken ſtill die zarte Hand
Des Kindes an die heiße Lippe.

Doch lenkt den weiſen Melchior
Der Geiſt auf ſeine beſte Gabe:
Den gold'nen Apfel langt er vor,
Er war einſt Alexanders Habe;
Zu ſeines Zepters Schmuck beſtellt,
Des runden Weltalls köſtlich Zeichen,
Geſchmelzt vom Zins der ganzen Welt; —
Was läßt ſich mehr dem Kinde reichen?

Mit ſeinem Blick und ſeinem Hauch
Hat dieſes kaum den Ball berühret,
Sieh! der verſtob zu Aſch' und Rauch;
Wohin er fuhr, ward nicht verſpüret. —
Verwandelt iſt das Angeſicht
Des Kindes da vor ihren Blicken,
Auf ſeinen Wangen wohnt das Licht,
In dem die Himmel ſich erquicken.

Und welch ein Aug' — ein Aug' iſt ſein,
Geformt aus Gottes Feuerflammen;
Ein Aug', — es ſpricht: Die Welt iſt mein,
Ich kann erlöſen und verdammen! —
Jetzt taget es in ihrem Geiſt,
Die alten Finſterniſſe fliehen,
Und die entſetzte Zunge preiſt
Des Schöpfers Macht, vor der ſie knieen. —

Wer aber ſteht zur Seite ſtill,
Und ſinnt, auf ſeinen Stab gelehnet,
Andächtig, was da werden will,
Nicht an ſo Herrliches gewöhnet?
Ein wohlbejahrter, frommer Mann,
Ein treuer, irdiſcher Berather:
Sprich, wo man beſſern finden kann
Zu ſolches Kindes Pflegevater?

Der nimmt die Kön'ge bei der Hand,
Und führt ſie freundlich aus der Klauſe.
Sie ſtehen lang noch umgewandt
Vor dem zerfallnen, alten Hauſe,
Iſt es doch wie ein grauer Reſt
Geſtürzten Tempels anzuſchauen.
Der Gott der drinn ſich niederläßt,
Der wird ihn herrlich wieder bauen!

So ſtanden in Gedanken ſie,
Und zogen fürbas in Gedanken;
Doch da begann der Roſſe Knie,
Und der Kameele Tritt zu ſchwanken.
Und Hungers, Durſtes, Schlafs Gewalt
Fing an im Haufen ſich zu regen;
Und ſelbſt die Fürſten mußten bald
Zu Mahl und Schlaf ſich niederlegen.

Und ſieh! ein Traumbild warnt ihr Herz,
Es nahen zarte Kinderſeelen,
Und winken ihnen, heimathwärts
Sich einen andern Pfad zu wählen.

„Nicht in Herodes falſches Haus!“
Hell klingt das Wort in ihren Ohren.
Sie wachen auf, ſie ziehen aus —
Nacht iſt's, der Stern iſt längſt verloren.

9.

Wie Joſeph mit der Jungfrau und dem Kinde floh.

Es ging der Kön'ge Zug hinaus,
Und manche Nacht kam ohne Stern,
Und öde war's im dunkeln Haus:
Da trat der Engel ein des Herrn.
Sein Auge, ſchauend in der Nacht,
Ruht auf der Jungfrau, auf dem Sohn,
Den ſelig ſchlummernden, und ſacht
Berührt des Vaters Ohr ſein Ton:

„Fleuch nach Egypten, Mann, geſchwind;
Harr' aus, bis ich dich rufe dort:
Herodes Mordſtahl ſucht das Kind:
Mit ihm und mit der Mutter fort!“
In Joſephs Traume ſpiegelt ſich
Des Boten ſelige Geſtalt,
Der Schlaf entfloh, der Engel wich,
Aufſteht er mit Marien bald.

Das Eſ'lein aus dem Stall er führt,
Er löst es mit dem Opfergold.
Und ſorgſam dann, wie ſich's gebührt,
Hebt er hinauf die Jungfrau hold;

Das Knäblein ſchläft an ihrer Bruſt,
Er wandelt, an dem Zaum die Hand,
Und mit der Morgenſonne Luſt
Sind ſie ſchon weit im offnen Land.

Der Inderſchätze reiches Gut
Es hat ſich wunderlich geſchmiegt,
In einem Bündelein es ruht,
Das auf des Thieres Rücken liegt.
Und leicht und fröhlich geht die Fahrt,
Und überall auf ihrer Spur
Die Menſchen werden beßrer Art,
Und freundlicher wird die Natur.

Die Lüfte bleiben warm und rein,
Der Berg wird eben ihrem Schritt,
Und in den öden Wüſteney'n
Entſproſſen Roſen ihrem Tritt.
Und ſtehen wo im Heidenland
Die Götzenbilder, rieſig, ſtumm:
Wo nur ihr Pfad ſich hingewandt,
Da wanken ſie und ſtürzen um.

Und nach der zwölften Tagfarth ſchon
Winkt aus Egyptens heißem Sand
Und beut den kühlen Blumenthron
Ein ſelig blühend Inſelland:
Dort iſt der Himmel ewig hell,
Dort athmen ſie des Balſams Duft,
Dort ruhen ſie am ſchatt'gen Quell,
Und harren, bis der Engel ruft.

10.

Wie Herodes die Kindlein in Bethlehem ermorden ließ.

Zu Bethlehem am ſelben Tage,
Da Joſeph mit dem Kind geflohen,
Erhebet ſich Geheul und Klage,
Da jammern Frauen, Würger drohen,
Und gehn, wie Tiger in der Wüſten,
Auf Raub mit mörderiſchem Muthe;
Da miſchet an der Mutter Brüſten
Die Milch ſich mit des Säuglings Blute.

Das kleinſte Kind wird nicht verſchonet,
Muß, eh' es lächeln kann, verderben,
Und dem ſchon Luſt im Auge wohnet,
Nicht Gnade kann ſein Blick erwerben.
Dort ruft mit halbgelöſter Zunge
Ein anderes dem Vater lallend;
Da kommt ein Schwert mit raſchem Schwunge
Ihm in ſein ſtammlend Bitten fallend.

Und nieder ſchaut von dem Gebürge
Auf die mit Blut getränkten Matten,
In das Geſchrei, in das Gewürge,
Der Stammfrau jammervoller Schatten.
Eins um das Andre ſieht ſie faſſen,
Sie weint, ſie ruft, ſie kann's nicht hindern,
Rahel will ſich nicht tröſten laſſen,
Denn es iſt aus mit ihren Kindern.

Doch des Herodes Henkersknechte,
So ſicher ſie auch ſpäh'n und ſchlagen,
Sie treffen nimmermehr das Rechte:
Das wandert ſänftiglich getragen. —
In ſeinen Traum am Mutterherzen
Verirrt ſich nicht der Mörder Toben;
Es iſt ein Kind, zu andern Schmerzen
Und andrem Sterben aufgehoben.

Ein Mann, wird er das Land durchwandeln,
Und Zeichen thun und göttlich lehren,
Mit ſeinem Wort, mit ſeinem Handeln
Zum Himmelreiche viel bekehren,
Zu einem Reich, vor dem kein König
Den Thron mit Morde braucht zu wahren,
Zu einem Reich, dem unterthänig
Nur Seelen ſind und Engelſchaaren.

Er aber, dieſes Reiches Gründer,
Er wandelt nicht den Weg zum Throne,
Er geht den Weg verdammter Sünder,
Von Dornen trägt er eine Krone.
Er wird am Kreuz den Fluch der Erde,
Die Welt erlöſend, göttlich büßen;
Den Geiſt durchbohrt von einem Schwerde
Steht ſeine Mutter ihm zu Füßen.

11.

Wie die Könige nach Hauſe kamen und was weiter geſchah.

Die Kön'ge, die in dreizehn Tagen
Der wundervolle Stern geführt,
Daß ſie von keiner Reiſe Plagen,
Von keines Wegs Verdruß geſpürt,
Seit ſie zuſammen heimwärts kehren,
Wie langſam geht ihr Zug voran,
Daß ihnen ewig däucht zu währen
Die jüngſt ſo raſch durchflog'ne Bahn.

Bald gähnt ein Schlund vor ihrem Fuße,
Bald ſteigt ein Berg vor ihnen auf,
Vor einem brückenloſen Fluſſe
Steht jetzo, jäh gehemmt, ihr Lauf.
Und iſt er überbaut, durchſchwommen,
So wandern ſie im öden Land;
Und wenn ſie in's bewohnte kommen
Faßt Niemand ihres Worts Verſtand.

Doch wo durch Zeichen und durch Worte
Sie öffnen können Aug' und Ohr,
Erzählen ſie von ihrem Horte,
Und bringen ihre Wunder vor.
Mit Demuth und mit ganzer Liebe
Beſchreiben Mutter ſie und Kind,
Und wecken heißer Sehnſucht Triebe,
Wo Menſchen, die es hören, ſind.

Und ziehen fort, am Leib ermüdet,
Am Geiſte fröhlich und getroſt,
Im Herzen ſeliglich befriedet,
Wenn um ſie Sturm und Wetter tost.
Es trennt ſich keiner von dem andern,
Und endlich, nach dem zweiten Jahr,
Sieht man hinauf den Berg ſie wandern,
Wo erſt der Stern erſchienen war.

Dorthin beſcheiden ſie die Fürſten,
Und ihrer Völker manchen Mann,
Die nach des Sternes Heile dürſten —
Und kündigen das Wunder an.
Da regen ſich mit froher Schnelle
Der Arme viel von Jung und Alt,
Und eine freudige Capelle
Glänzt auf des Berges Spitze bald.

Der Götter trübe Mißgebilde
Sie blieben dieſem Tempel fern,
Man ſah da nur in ſel'ger Milde
Des Kindes Bild in einem Stern.
Jetzt ekelte vor ihren Göttern
Der Völker aufgethanem Sinn,
Sie gingen fort, ſie zu zerſchmettern,
Und ſtellten Stern und Kindlein hin.

Drauf haben leiblich ſich geſchieden,
Die frommen Kön'ge Hand aus Hand,
Und trugen ihres Kindes Frieden
Ein jeder in ſein eigen Land;

Doch ihre Herzen allerwegen,
Die blieben bei einander ſtets;
Und jährlich kamen ſie zu pflegen
In der Capelle des Gebets.

Und jedesmal ſo oft ſie kamen,
Da wußten ſie der Wunder viel,
Verkündeten, wie guter Saamen
In ſo viel neue Herzen fiel.
Von unſichtbarer Hand getrieben,
Wird ihnen leicht ihr Fürſten-Amt,
Ein kindlich Hoffen, Glauben, Lieben
Hat ihrer Völker Herz entflammt.

Gar manches Jahr verging den Frommen
In ſolches Kinderglaubens Strahl,
Und auf dem Berg zuſammen kommen
Sind ſie ſchon mehr denn dreißigmal.
Es war der König der Araben
Gebeugter, hundertjähr'ger Greis;
Des Mohrenjünglings Haupt umgaben
Die ſonſt ſo ſchwarzen Locken weiß.

Und alſo knieten einſt die Greiſen
Zuſammen vor des Kinds Altar,
Und um die drei, da ſtand der weiſen,
Der edlen Morgenländer Schaar.
Da kam zu der geweihten Schwelle
Herein ein ſchlichter Pilgersmann,
Er ſchaut ſich um in der Capelle,
Er hebt getroſt die Botſchaft an.

Es iſt ein Bote von dem König!
Wie horcht der Männer glaubig Ohr!
Wie wußten ſie ſeither ſo wenig,
Welch neues Bild ſchwebt ihnen vor!
O martervolle Kreuzerhöhung!
O Tod von unerforſchter Art!
O wunderbare Auferſtehung!
O wonnereiche Himmelfahrt!

Der Bote bringt die rechten Kunden,
Er hat kein Traumbild ausgehegt,
Hat in des Meiſters Seitenwunden
Die zweifelsbange Hand gelegt.
Er ging, und auf dem Pilgerlaufe
Rief ſeinen Herrn und Gott er aus,
Und heute fordert er zur Taufe
Die Greiſen in des Kindes Haus.

12.

Wie die Könige Abendmahl hielten und ſtarben.

Vom Geiſte waren ſie erfüllet,
Getauft mit ſeines Feuers Glut;
Vom prieſterlichen Kleid umhüllet,
Hoch hielten ſie des Mittlers Blut
In einer goldnen Opferſchaale,
Und hoch des Mittlers Leib empor,
Und riefen zu dem Abendmahle
Die Brüder in des Tempels Chor.

Hier theilten ſie die hohen Gaben
Mit milden Händen ſelig aus,
Wie ſie einſt froh geopfert haben
In dem zerfall'nen Tempelhaus.
Jetzt kommt das Opfer von dem Kinde,
Das überſchwengliche, herab,
Das Opfer, das vertilgt die Sünde,
Und das den Stachel nimmt dem Grab.

Als wunderbar mit Trank und Speiſe
Sie darauf Alle rings erfreut,
Da nahte ſich der Greis dem Greiſe,
Das Mahl dem Andern jeder beut.
Wie ward ihr welkes Haupt erhoben,
Wie ward ihr müdes Herz erquickt!
Und auf ihr Antlitz ward von oben
Ein lichter Strahl herabgeſchickt.

Und feurig brennt es durch die Scheiben,
Das Haus füllt ſich mit weicher Glut;
Die Steine wollen Roſen treiben,
Die Wände färben ſich wie Blut,
Der Kön'ge Purpur ſteht in Flammen,
Im Jugendſchein ihr Angeſicht. —
Woher ſtrömt ſo viel Licht zuſammen?
Der Stern iſt's, der durch Wolken bricht!

Da hebt der Greiſe Blick ſich trunken,
Und ſenkt ſich wieder ſänftiglich;
Da iſt ihr altes Haupt geſunken,
Als neiget' es zum Schlafe ſich;

Da weichen Knie und alle Glieder
Des ſüßen, ew'gen Schlummers Drang:
Da legt ihr Geiſt die Hülle nieder,
Der ſich hinauf zum Sterne ſchwang.

Es lächelt nieder auf die Leichen
Sein Lebenslicht der Stern noch lang.
Der Bote winkt mit ſtillem Zeichen,
Da hebet ſich ein Grabgeſang.
Den Erſtlingen der Helden ſchallet
Der Brüder ſchmerzlich ſüßer Ton,
Und in die Erdenklage hallet
Der Engel Lob vor Gottes Thron.

IV.

Die Kammerboten in Schwaben.

Geſchichtliche Sage in dreizehn Mähren.

Seinem Freunde, dem Herrn Dr. Pfiſter,
dem Geſchichtſchreiber Schwabens.

1.

Der Kammerboten Sieg und Unmuth.

„Wir haben Eiſen und Schwerter, fünf Finger in jeder Fauſt,
Dazu ein Herz im Leibe — jetzt komm, wenn du dir trauſt!“
So ſprachen, als dem Reiche die Ungarfürſten drohten,
Herr Erchinger und Berchtold, des Königs Kammerboten.

Und mit dem Bayer Herzog, der hatte gleichen Sinn,
Aus ihrem Schwaben ritten ſie, fort bis an den Inn;
Dort fanden ſie den Ungarn, ſie ſtritten und ſie hieben,
Dem Feind am Leben Ritter nicht dreißig ſind geblieben.

Drauf zogen ſie mit Ehren nach Schwaben in ihr Gau,
Im Bodenſee da ſpiegeln ſich ihre Burgen grau.
Herr Erchinger küßt fröhlich ſein junges Eh'gemahl:
„Sag' an, was ſpricht der König zu unſrer Schwerter Strahl?“

„Der König wird euch danken, euch danken mit dem Wort,
Doch eure Leben ſchenkt er dem ſtolzen Biſchof dort:

Herr Salomo zu Conſtanz, der ärndtet eure Felder,
Der mäht auf euren Wieſen und jagt durch eure Wälder!“

Spricht Erchinger mit Zürnen: „Sitzt nicht auch ſeine Buhle
Im Münſter als Aebtiſſin zu Zürich auf dem Stuhle?
Was ſoll dem nicht gelingen, es iſt ein weiſer Mann,
Der viele Bücher leſen und Ritter erben kann!“

Da kommt ſein Bruder Berchtold mit Rittern und mit Roſſen,
Dem iſt von Scham und Rache das Antlitz übergoſſen,
Da kommt ihr Neffe Luitfried, an Sinne jung und Jahren,
Der möchte gern dem Pfaffen in Küch' und Keller fahren.

Die dunkeln Abendwolken, die winken zu der That,
Es braust der See im Sturme mit wohlgemeintem Rath,
Da fahren ſie hinüber und reiten gen Sankt Gallen,
Dort wollen ſie den Biſchof im Kloſter überfallen.

2.

Biſchof Salomo flieht vor den Kammerboten.

Die Nacht war aufgeſtiegen in Nebeln ſchwarz und kühl,
Der Biſchof lag nicht träumend im Kloſter auf dem Pfühl,
Es hatten ſeine Späher die Schiffe wohl erſchaut,
Sie hatten wohl vernommen der ſtampfenden Roſſe Laut.

m knie't er fern, geborgen, im finſtern Turbenthal,
m findet durch die Tannen den Weg des Mondes Strahl,
zieht vor ihm wild wogend die Töß einen Waſſerwall —
kniet er und betet zu ſeinem heiligen Gall.

um ihn treue Brüder in ſchwarzer Kloſtertracht,
liegen rings am Boden noch dunkler als die Nacht,
gießt das brünſt'ge Flehen in ihre Herzen Licht,
ottes naher Hülfe verzweifelt keiner nicht.

on dem Boden raffet ſich auf Herr Salomo,
gt ſich nicht auf's Lager von weichem Moos und Streu,
ht aus ſeinem Buſen ein Pergament und Stift,
orgt des Mondes Lampe zu einer eiligen Schrift.

hlimmen Boten Frevel, der ſeinem Hauſe droht,
ngſt der fernen Brüder, die ew'ge Flucht und Noth,
rzen, klaren Worten umfaßt er alle Klagen,
eißt's den ſchnellſten Diener zu König Arnulph tragen.

s er abgefertigt durch Kluft und Wald den Knecht:
unſrem heil'gen Meiſter," ſprach er, „Sankt Gall ſein Recht!
ben ihm gelobet ein Haus am Zufluchtsort,
aßt noch vor der Rettung uns löſen unſer Wort."

Sie rufens nach mit Freuden, vergeſſen iſt der Jammer,
Sie ſchütteln aus der Kutte die Axt, die Säge, den Hammer;
Sie fällen ſchlanke Stämme und zimmern ſie zur Wand,
Und fügen in die Lücken Geſteine zwiſchen Sand.

Und wie in's Thal vom Berge nun blickt die Morgenhelle,
Sieht ſie ſchon Mauern ſtehen und Fenſter ſchon und Schwelle,
Die Brüder bau'n und bauen im heißen Sonnenſtrahl,
Am Abend blinkt das Häuslein, als ſtünd' es längſt im Thal.

Die zweite Nacht ſchon wohnen ſie unter Dach und Fach,
Sie halten ſich mit Flehen und lieblichen Liedern wach;
Am zweiten Morgen nahet ein Bote von Sankt Gallen,
Er ſieht die Waldkapelle, er jauchzt vor Wohlgefallen.

„Heraus, heraus ihr Brüder, du frommer Abt, heraus!
Zieht ein in euer altes, verlaßnes, ſchönes Haus!
Die neue Kirche räumet dem heil'gen Siedler Gall,
Verjagt hat er die Feinde, er brachte ſie zu Fall!“

„Sie fanden in dem Kloſter bei uns nichts nach Verhoffen,
Verſperrt die vollen Käſten, die leeren Kammern offen;
Und als ſie gingen ſuchen nach Euch, Herr Abt, hinaus,
Da fingen des Königs Knechte ſie vor dem Gotteshaus!“

3.

Die Kammerboten ſchwören Urphede.

Zu Mainz vor Arnulphs Stuhle die Fürſten ſtehn im Amt,
Die Kammenboten bringt man gebunden und verdammt.
Alsbald, wie die erblicken den Biſchof ihm zur Seiten,
Zur letzten Stunde thät ſich ihr Herz da bald bereiten.

Da ſcholl das Wort des Königs: „ihr wißt, was ihr geſündigt,
Der Fürſten Urtheil werd euch im Kerker angekündigt!
Doch brauch ich meiner Gnade, die Schuld iſt euch verziehen,
Der Biſchof hat euch ledig, dem danket auf den Knieen!“

„Denn ob euch wohl gelüſtet nach ſeinem Leib und Gute,
Doch keine Rache nehmen wollt' er an eurem Blute,
Und ſelber trat er heimlich zu mir in mein Gemach,
Er flehte zu vergeſſen, was euer Haß verbrach.“

„Und leicht hätt' ich euch mögen, ihr frechen Alemannen,
Zum Tode laſſen führen wohl, oder ferne bannen;
Nur eures Feindes Reden erweichten meinen Sinn,
Wo flüchtet ſich die Strenge vor ſolchen Bitten hin?“

„So knieet mir und ſchwöret, Urphede treu zu halten,
Nicht wird zum zweiten Male ſtatt Rechtes Gnade walten.
Bei meiner Krone Würden, verehret meinen Schwur,
Ihr ſterbt, wenn ihr dem Biſchof ein Härlein krümmet nur!“

Da knieten ſie und ſchwuren, Erchinger drang's zum Herzen,
Es macht dem ſtolzen Feinde des Feindes Großmuth Schmerzen;
Doch dumpf, mit ſchwerer Zunge ſpricht Berchtold ſeinen Eid,
Daß ihm die That mißrathen, thut ihm noch heute Leid.

4.

Des Biſchofs Spott.

Herr Arnulph iſt erbleichet, Herr Ludwig iſt geſtorben,
Es hat der Franke Conrad den deutſchen Thron erworben.
Die Zeit heilt nicht blos Wunden, ſie heilt auch Groll und Haß,
Der Biſchof und die Boten verſöhn ſich wieder baß.

Zu Conſtanz bei dem Biſchof der neue König ſaß,
Was man im Wald erjaget, beim frohen Mahl man aß.
Der Biſchof ſaß beim König hoch an dem goldnen Tiſche,
Und drunten an langer Tafel der Ritter bunt Gemiſche.

Die Kammerboten ſaßen am eignen Täfelein;
Die hohen Herren mochten nicht bei den niedern ſeyn.
Den König bewirthen Herren, die Boten Edelknaben,
Mit Speiſ' und Trunk die Ritter gemeine Knechte laben.

Mit ſtolzem Wohlbehagen die Kammerboten ſaßen,
Den König und den Biſchof Erchingers Blicke maßen;
Man ſetzt uns eigne Stühle, denkt er, das iſt zu loben!
Doch mir gefiel es beſſer, ſäß' ich beim Biſchof droben!

Und
Als m
Herrn
Doch
Der
Er ſch
Doch
Und w
Er hat
Die wi
Er lieſ
Schickt
Sie na
Sie leg
Der
Der
Da war
Geſchich
Wo ſah
Ja, da

Berchtold ſchweift ſo gierig durch's Fenſter mit den Augen,
ollt' er Stadt und Felder des Biſchofs in ſich ſaugen.
Luitfried in dem Haufen der Ritter mundet's faſt;
wär' er Wirth noch lieber im Hauſe hier als Gaſt.

Biſchof kann in Schriften und Menſchenherzen leſen,
aut durch Aug' und Mienen bis in ihr tiefſtes Weſen;
ränket ihn gar wenig ein machtlos wünſchend Herz,
ill er ſie auch ſtrafen, ſo iſt's mit einem Scherz.

mit langen Bärten ein ſtattliches Paar Hirten,
nkt er aus dem Stalle die Boten zu bewirthen.
ſie herrlich ſchmücken mit ritterlichem Kleid,
ſie zum Tiſch der Herren, den Knechten war's nicht leid.

hten, ritterliche, mit ſittigen Gebärden,
ten friſch Erjagtes, ſich neigend, auf die Erden,
ne mit Geweihen bracht' einen mächt'gen Hirſch,
dre einen Bären, als eben von der Pirſch.

den Kammerboten recht königlich zu Muth:
et uns von Rittern ſo Herrliches zu gut?
man die dem König ihr ſchönſtes Wild beſcheren?
hten ſie, in Schwaben, da hält man uns in Ehren!

Drauf wollten ſie den Herren erwiedern ihren Gruß,
Erhoben ſich vom Stuhle und ſcharrten mit dem Fuß,
Und zogen von dem Haupte die ſammtenen Barette,
Da lachten mit dem König die Ritter in die Wette.

Und lächelnd ſprach der Biſchof: „Es hat, geſtrenge Herrn!
Der Bart euch nur betrogen, der ſchöne Bart von fern,
Die meine Gab' euch bringen, ſind Ritter nicht, glaubt mir,
Sie hätten denn geritten den Eſel oder Stier!“

Und ſchallendes Gelächter gellt wieder in ihren Ohren.
Was wollen ſie doch machen? Urphed iſt ja geſchworen;
Sie ſtanden auf und riefen: „Wir haben ſatt, bei Gott!
Behaltet die Beſcherung, uns g'nügt an eurem Spott.“

5.

Der Kammerboten Rache.

„Sie ſagen, wir ſind Boten! Doch Boten wird ihr Lohn;
Uns iſt er vorenthalten, ſpricht Berchtold, lange ſchon!“
Spricht Erchinger: „Sie ſagen, wir ſeyns mit Herzogs Rechten!
Der Herzog zieht vorm Heere, nicht hinter des Pfaffen Knechten.“

„Ja hinter des Pfaffen Knechten!“ die Knappen rufen aus,
Die ſitzen in dem Dorfe, verſperren uns das Haus!“

Herr Luitfried ſpornt das Rößlein, daß flattert ſeine Mähne,
Er ſchwingt das Schwert im Winde und beißt ſich auf die Zähne.

So ritten ſie im Felde, das war ein trüber Zug;
Sie hatten Recht geſprochen im Land nach Amt und Fug,
Sie waren arbeitsmüde, ſie dachten an den König,
Wie viel iſt ihres Dienſtes, und ſeines Danks wie wenig.

Und wie ſie finſter ſinnen, mit bittern Worten handeln,
Da ſehen ſie ein Häuflein dem luſt'gen Wald entwandeln;
Auf ihrem Antlitz ſtehet der herben Mühe Schweiß,
Doch denen, die dort kommen, macht keine Sorge heiß.

Es iſt auf zierem Roſſe der Biſchof Salomo,
Er ſchauet alle Tage ſo freundlich und ſo froh,
Er reitet ſo behaglich, im Schlaf kommt ihm der Segen,
Zwei fette Knechte folgen, die wohl des Bauches pflegen.

Und eh' er's will und denket, ſo führen ihn die Schritte
Des ſichern Roſſes mählig hinein in jener Mitte.
Er ſieht's und zieht in Falten ſein heit'res Angeſicht,
Doch grüßt er, wie ſich's ziemet, und hält ſie auf und ſpricht:

„Ein Jahr iſt's, daß ich's dulde, ja, noch verſchwieg' ich's gern,
Doch weil mir jetzt der Himmel euch ſendet, edle Herrn,
So will ich Aug' im Auge hier ſchauen euch und klagen;
Was hilft es hin und wieder verdroßne Briefe tragen?“

„Iſt es denn ganz vergeſſen, was ihr mir habt geſchworen?
Mein Vogt, er hauſet friedlich vor eures Schloſſes Thoren,
Wann iſt ihm beigekommen, zu fallen in das Eure,
Ihr aber brechet kecklich zu ihm in Haus und Scheure!“

„Wann ſind wir ausgebrochen?“ erwidern ſtolz die Reiter,
Zu eurem Heil, Herr Biſchof, tragt eure Lüge weiter!“
Doch jener ſtand und höhnet: „Ihr freilich bleibt zu Haus,
Es thaten's eure Söldner, wer ſchickt ſie doch nur aus?“

Als das die Knappen hörten, ſie rückten rechts und links
Dem Biſchof dicht zum Leibe und harrten eines Winks,
Und ihre Herren langten ans Schwert mit ſtummem Grimme,
Um ſchaute ſich der Biſchof, hob lauter ſeine Stimme:

„Gedenket, Herrn, des Tages, wo ihr vor Arnulph ſtandet,
Roth waret von den Schulden und keine Worte fandet,
Und ich, den ihr gekränket, ging vor des Königs Thron,
Ich bat euch los vom Tode, gebt ihr mir ſo den Lohn?“

Das Schwert ein frecher Jüngling, der Luitfried, zog und ſchalt:
„Rühmſt du dich, ſchändlicher Pfaffe, der üppigen Gewalt,
Da du in Schmach und Feſſeln geworfen meine Vettern?
Ihr Herrn, o ſoll er leben? Soll ich ihn nicht zerſchmettern?“

Er zuckt, den Streich zu führen, da halten die Boten ihn,
Des Biſchofs Diener einen ſieht man das Schwert da zieh'n,

Er will den Herren retten, er haut nach Luitfried muthig—
Getroffen von dem Knappen ſtürzt er vom Gaule blutig.

Wenn wo einmal gefloſſen im Streit unſchuldig Blut,
So treibt zu weiterm Frevel die Mörder blinde Wuth.
Jetzt zerren ſie den Biſchof an dem geweihten Kleide,
Sie ſtoßen ihn vom Roſſe und ſchleppen ihn durch die Heide.

In einer ſchlechten Schenke ſie kehren mit ihm ein,
Rath wird ob ihm gehalten von Knechten und von Frei'n.
Herr Luitfried über alle ſchreit hin, daß es ein Graus:
„Haut ihm die rechte Hand ab, ſtecht ihm die Augen aus!“

Da ſteht in ihrem Haufen ein alter, treuer Knecht,
Der hat kein Theil genommen am Zank und am Gefecht,
Der wagt's, beſchwört die Herren bei ihrem Heil und Leben,
Sie ſollen frei den Biſchof, und ohne Lösgeld, geben.

In Erchinger ſich reget ſein ritterlich Gemüthe,
Nach Herrſchaft geht ſein Streben — Großmuth iſt ihre Blüthe —
Doch Berchtold treibt die Gierde, der Haß und Neid, er ſprach:
„Ei Bruder könnt ihr zögern? Denkt an des Mahles Schmach!“

Drauf ſprach ſein Bruder: „Höret, laßt uns ihn gut verſorgen,
Uns liegt in Allgäu's Alpen ein feſtes Schloß geborgen,

Die Dippoldsburg, ihr kennt ſie, es rinnt in klaren Wellen
Ein Bach durch's Obſtgelände mit ſpielenden Forellen."

„Nun, flucht dazwiſchen Luitfried, ſo ſorget auch für Fiſch,
Für gute Faſtenſpeiſen auf dieſes Pfaffen Tiſch,
Ich kenne wohl die Gärten, das Schloß, den Bach, die Wieſe,
Dort lebt er nicht im Kerker, er wohnt im Paradieſe!"

„Dafür, mein Vetter, ſey euch, ſpricht Erchinger, nicht bange!
Wenn es ein Paradies iſt, ſo hat's auch ſeine Schlange.
Es hat mein Weib, Frau Bertha, dort ihren Sommerſitz,
Hegt Taubenſinn für Freunde, für Feinde Schlangenwitz."

„Ja, grimm iſt ſie, ſprach Berchtold, um keine Liſt verlegen!"
„Wenn das iſt, nicket Luitfried, die wird ſein alſo pflegen,
Daß ihn im Paradieſe, deß hab' ich keinen Zweifel,
Bei Wein und Obſt und Fiſchen verhungern läßt der Teufel."

„Uns aber laßt nicht ſäumen! Erchinger letztlich ſpricht,
Der König auch, er ſäumet mit Acht und Strafe nicht!
Hier ragt der Thurm von Conſtanz und dort die Feſte Twiel;
Weht da erſt unſ're Fahne, dann ſchreiten wir zum Ziel."

So nahmen ſie dem Biſchof ſein ſchönes, hohes Pferd;
„Er iſt nur einer Märe, ſpricht grimm der Berchthold, werth!"

Sie gaben ihn den Knechten und jagten ſtolz davon;
Die zogen mit ihm zur Veſte wohl unter Spott und Hohn.

6.

Der Biſchof und Frau Bertha.

Frau Bertha ſaß im Schloſſe zu Dippoldsburg und ſann,
Sie dacht' auf kluge Rache für ihren lieben Mann:
„Der König wird gewonnen, des Biſchofs Gunſt begraben,
Und Erchinger thront herrlich, des Königs Vogt, in Schwaben."

Da tritt mit Jubelrufe zu ihr herein ein Knecht:
„Heil iſt mit eurem Hauſe und Sieg mit eurem Recht!
Daß eure Hand den Kerker, den tiefſten, ſchnell bereite,
Wir haben ihn gefangen, ſchon bringt ihn das Geleite!"

„Du träumſt! es iſt ja Friede," ſeufzt das geſtrenge Weib,
„Und eitle Jagd im Walde des Mannes Zeitvertreib!
Das Reich iſt ruhig drauſſen, da fängt er keine Feinde,
Und die im Lande lauern, ach! heißen unſre Freunde!"

„Nein, fortan iſt's entſchieden," ſprach jener, „hohe Frau!
Der Erzfeind, den ihr meinet, droht nimmer eurem Gau!
Den Salomo, den ſtolzen, geſchleppt von unſern Händen,
In eure Haſt und Wahrung will Erchinger ihn ſenden!"

Da ward dem ſchönen Weibe die roſ'ge Wange blaß,
Sie jubelt nicht, vergeſſen hat ſie des Feindes Haß,
Die klugen Augen ſpähen erſtarrt hinaus ins Weite,
Als ob aus fernem Dunkel ein Schreckenbild ihr ſchreite.

Und endlich ruft ſie jammernd: „O weh der ſchlimmen That!
Wer hat für das Geſchicke, das uns ereilet, Rath?
O wär' ich dort geweſen! Jetzt wird uns Gut und Ehren
Das thörichte Beginnen vor Gott und Welt zerſtören!“

Dann faltet ſie die Hände: „O du, verleih mir Kraft,
Deß Wille Wein aus Waſſer, und Blut aus Weine ſchafft!
Verwandle du mein Haſſen, — der Meinen Heil zu Liebe,
Daß es den Todfeind rühret, — in brünſt'ger Treue Triebe!“

„Drum ausgeſchmückt die Zimmer, die Teppiche geſpreitet!
Ein herrlich Mahl gerüſtet! ein lindernd Bad bereitet!“
Des Haares lange Flechten löst ſie mit ſolchem Worte,
Legt an die Trauerkleider und wanket nach der Pforte.

Der Biſchof kam ermattet den Berg herauf geritten,
Verſpottet und geſchlagen, in wilder Söldner Mitten;
Da fällt ſie vor ihm nieder, und faßt mit zarter Hand
Und drückt an ihre Lippen ſein ſtaubiges Gewand.

„O Herr!“ beginnt ſie zitternd, „der blinden Feinde Wüthen,
Kann deine Magd es irgend mit frommem Dienſt vergüten,
So laß es dir gefallen, und ſteige von dem Roß,
Und nimm, es iſt dein eigen, Beſitz von meinem Schloß!“

Dann wirft auf ihre Knappen ſie einen ſtrengen Blick,
Die trotzigen, ſie ſenken gehorchend ihr Genick,
Und von denſelben Händen, die ihn mit Schmach geſchlagen,
Wird er vom Roß gehoben und ſanft in's Schloß getragen.

Zwar liſpeln ſie und hoffen der grimmen Frau Verrath,
Der Biſchof ſteigt mit Zweifeln in das bereite Bad,
Beim Mahl und auf dem Lager iſt ihm bald wohl, bald bange,
Er träumt vom Paradieſe, dann träumt er von der Schlange.

Und wenn ihn die Ermattung mit kurzem Schlummer deckt,
Das Schmettern der Trommeten, der Wächter Schrei ihn weckt,
Dann fährt er auf, erwartet den Mörder bei der Nacht,
Bis er am andern Morgen im ſichern Bett erwacht.

Frau Bertha kommt gegangen, ſezt ſich mit ihm zu Tiſche,
Sie koſtet ſeines Weines und ißt von ſeinem Fiſche,

Nur fromme Prieſter dienen dem Herrn zu jeder Friſt,
Fürwahr, er muß vergeſſen, daß er gefangen iſt.

7.

Die Kammerboten erhöhen ſich.

Sie ſtehen auf den Zinnen der Felſenfeſte Twiel,
Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöſter und durch Städte,
Hier iſt kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Alemannen mit ſeiner Berge Schnee,
Mit ſeinem blauen Auge, dem klaren Bodenſee,
Mit ſeinen gelben Haaren, dem Aehrenſchmuck der Auen,
Recht wie ein deutſches Antlitz iſt ſolches Land zu ſchauen.

Auf ſeinen Glanz hernieder von ihren hohen Mauern
Sehn ſie mit heißer Liebe, ſehn ſie mit finſterm Trauern:
„Und ſolches Land ſoll beben vor eines Königs Hauch?
„Und ſolches Land ſoll blühen für eines Pfaffen Bauch?“

Erchinger ſeufzt das erſte, das zweite Berchtold ſpricht;
„Und hat es andre Männer,“ ruft Luitfried, „ſelber nicht?“
Jetzt klirren mit den Schwertern die Ritter und die Mannen,
„Heil, Erchinger“ — ſo ſchallt es — „Herzog der Alemannen!“

Sie rufen es hinunter in's freie Land von oben,
Es wird von ihren Armen der Fürſt empor gehoben;
Sie bieten ihn entgegen zur Huldigung der Welt,
Sie halten ihn zur Weihe hinauf zum Himmelszelt.

Der neue Herzog muſtert mit weiſem Blick die Schaaren,
Er giebt der Hälfte ſorglich des Berges Schloß zu wahren,
Die alten Schlachterprobten, die führt er aus dem Haus,
Und zieht, ſein Heer zu werben, in's Schwabenland hinaus.

8.

Die Kammerboten erniedrigt.

Der Alemannen Herzog liegt in dem ſtillen Wald,
Sein Roß geht auf der Weide, kein Huf und Horn erſchallt,
Auf ſeinem Fürſtenhute ſanft ruht er ohne Kummer,
Und träumt von Königskronen im ſüßen Morgenſchlummer.

Es ſchlafen ſeine Treuen, ein einz'ger Ritter wacht,
Iſt hin und her gewandelt, Herr **Burkhard**, in der Nacht.
Auf Twiel hat er den Herzog im Arm empor geſchwungen,
Seit iſt der Neid ihm bitter in's ſtolze Herz gedrungen.

Ein Herr iſt er, ein mächt'ger, der viel im Lande gilt,
Mit Söldnern und mit Burgen wär' er der Boten Schild.
Wenn der verräth die Freunde, darf er auf Hohes zählen:
Er geht, des Biſchofs Vetter verkauft er ihre Seelen.

Von Ramswag war's, der Siegfried, der ſammelt ſeine Knechte,
Beut auf die nahen Edeln aus Salomo's Geſchlechte,
Und eh' die Nacht vergangen, hat er den Wald umringt,
Sein Feldgeſchrei ertönet, noch eh' die Lerche ſingt.

Wie weckt dich's, armer Herzog, aus deinen Morgenträumen!
Wie ſchnell mußt du die Lande, die du beherrſcheſt, räumen!
Du ſtand'ſt im Purpurmantel gekrönt auf einem Thron,
Erwachet mußt du kämpfen, im Hemd, ein Erdenſohn!

Die ritterlichen Streiter, was können ohne Waffen
Sie gegen Helm und Harniſch der wachen Feinde ſchaffen?
Herr Erchinger und Berchtold, von Zorn und Wunden roth,
Sie ſinken, doch erbarmt ſich der Fallenden kein Tod.

Umſonſt wehrt mit den Händen ſich Luitfried, mit den Füßen,
Er muß den Jugendingrimm in kühlen Feſſeln büßen;
Auch deinen Herzog führt man, o Alemannen Land!
Hervor aus Waldes Dickicht in ſchwerer Ketten Band.

Jetzt ſieht man trotz'ge Boten im Allgäu ſprengend jagen,
Wer eilt zum Frankenlande, dem König es zu ſagen?
Herr Burkhardt ſchleppt nicht Feſſeln, er jagt zu Roß davon,
Er holt von Conrad's Stuhle ſich des Verrathes Lohn.

9.

Der Biſchof wird befreit.

Zum Biſchof trat Frau Bertha verſtört in das Gemach;
„Frau, ward euch ſchlimme Kunde?“ der Biſchof gütig ſprach,
„Iſt euer Mann verloren?“ — „Nein, nein doch!“ jene ſpricht;
„Auf Hohentwiel da trotzt er dem König in's Geſicht!“

„Als Alemannenherzog läßt er den Gruß mir ſagen,
Und ſchleunig ſoll ich, ſchleunig, Euch, Herr, in Feſſeln ſchlagen,
Mit allen meinen Knechten gen Twiel euch führen laſſen!
Doch nimmermehr vollbring' ich's, ihr dürft nicht ſo erblaſſen!“

„Ich weiß ja, dies Beginnen, es bringt uns nimmer Heil,
An ſeinem Herzogthume verlang' ich keinen Theil!
Drum durch ein heimlich Pförtlein entlaſſ' ich euch zu Nacht;
O, werde meiner Treue, Herr, einſt von euch gedacht!“

„Iſt's möglich?“ rief da Jener, „willſt du von Schmach und Ketten,
Du, mitten jetzt im Siege, du von dem Tod mich retten?
O nimm, du fromme Feindin, den armen Handſchlag an,
Wann ſoll ich dir vergelten, was du an mir gethan?“

„Hilf Gott!“ rief bald die Herrin, die durch das Fenſter ſchaut,
„Was iſt das für ein Haufe, was iſt das für ein Laut!
Herr! denke deines Wortes! ſiehſt du den Grimmen dort?
Er führt kein Freundeswappen, er ſpricht kein Freundeswort!“

Und drunten ſchrie die Stimme, daß durch die Wand es dröhnt:
„Herr Siegfried läßt euch ſagen: Wenn ihr ihn länger höhnt,
Wenn ihr nicht alsbald ſendet herab uns Chriſti Knecht,
Den Dreien, die euch theuer, geſchieht noch heut ihr Recht!“

„Den Erchinger, den Berchtold, den Luitfried haben wir,
An eurer Burg drei Ecken ſie ſollen hangen hier,
Sie ſollen hangen bleiben, bis ſie die Sonne gebraten,
Vor euer aller Augen, für ihre Miſſethaten!“

Als ſolches Wort vernahmen die Knappen in dem Haus,
Sie dachten an ſich ſelber, ſie flohen feig hinaus,
Sie brachen durch das Pförtlein, das heimlich offen ſtand,
Doch Bertha führt den Biſchof zum Thor an ihrer Hand.

Da ſpornten ihre Roſſe, als ſie den Biſchof ſahn,
Der Führer und die Knechte den Burgweg jauchzend hinan,
Doch Salomo ließ keinen hinein zum offnen Thor:
Sie mußten Herrin und Habe zu ſchirmen geloben vor.

Und als er nun geſchwungen ſich auf ein ſchmuckes Pferd,
Wollt' er den Abſchied bieten der treuen Herrin werth;
Doch die blieb ihm zur Seiten: „Ich laſſe nicht von dir,
Jetzt kannſt du mir vergelten, o laß, Herr, nicht von mir!“

Und mit geſenktem Haupte, den Sinn von Sorgen ſchwer,
(Sie wollte nicht zu Roſſe) ging neben ihm ſie her;
Auf allem Weg umringt' ihn des Volkes froher Drang,
Sie kommen in Siegfried's Lager mit Jubel und Geſang.

10.

Erchinger und Bertha.

Zum Tode bleich ſaß Bertha beim Biſchof in dem Zelt,
Er frägt: „Was kann ich ſchaffen, das euren Gram erhellt?“
Da ſprach ſie leiſe Worte von ihrem blaſſen Munde:
„Laß meinen Mann mich grüßen, o Herr, auf eine Stunde.“

Er würd' ihr größ're Bitte, könnt' er's, gewähren gern,
So ſchickt er zu dem Vetter nach dem gefang'nen Herrn,
Und ſcheidet aus dem Zelte. — Bei ſolchem Wiederſehn
Darf nicht der Feind als Zeuge, wenn er auch weinte, ſtehn.

Sie ſitzt, das Haupt geſenket und harrend in der Ecke,
Da theilt ſich, eh' die Augen ſie hebt, des Zeltes Decke,
Und Erchinger in Feſſeln ſteht vor dem bleichen Weib,
Und überſchaut den Jammer auf dem verwelkten Leib.

Und Bertha hebt die Blicke, ſie ſieht den hohen Mann,
Der mit gebund'nen Händen ſie nicht umarmen kann.
Baarhaupt und ohne Waffen, wie einer von dem Troſſe;
Ach, wie ſo herrlich ritt er zuletzt aus ihrem Schloſſe!

Da hebt ſie ſich vom Stuhle, ſie kann kein Wörtlein ſagen,
Sie kann um den Verſtummten nur ihre Arme ſchlagen,
Daß ſeine Ketten klirren, drückt ſie ihn an das Herz,
Wie ſtrömet aus vier Augen in Thränen da der Schmerz.

Sie weint in ſolcher Fülle, die Zähren gingen aus,
Es drang ihr aus den Augen das dunkle Blut heraus,
An ſeinem Halſe blieb ſie mit lautem Schluchzen hangen,
Eh' ſie ein Wort geſprochen, die Stunde war vergangen.

Die wilden Kriegesknechte, die an des Zeltes Falten
Gelauſcht, ſie ſelbſt nicht konnten der Thränen ſich enthalten,
Sie treten zu dem Biſchof, berichten, was ſie ſahn;
Die bittern Schmerzen enden, das däucht ihm wohlgethan.

Er kommt in's Zelt gegangen, da trennen ſich die Beide,
Sie treten ihm entgegen mit Schaam und bitterm Leide,
Und um den Hals des Gatten den Arm geſchlungen, zieht
Ihn Bertha ſehnlich nieder, bis daß er mit ihr kniet.

Da hat ſich von dem Feinde der Feind nicht abgewandt,
Auf die gebeugten Häupter legt er die Prieſterhand:
„Verziehen iſt es,“ ſpricht er, „ſo viel an mir gelegen.
Das andre ſteht beim König. Nehmt hin des Himmels Segen!“

11.

König Conrad, beſchickt.

Der König Conrad ſchließet in Sachſen und in Franken
Empörte Gauen wieder in ſeiner Herrſchaft Schranken;
Nach mühevollem Tage, nach durchgewachter Nacht,
Ruht er auf ſeinem Lager und denkt: es iſt vollbracht.

Was nahen ſeine Diener mit Schrecken und mit Scheu?
Er hebt ſich in dem Bette: „Rührt ſich der Aufruhr neu?“
„Nein Herr! doch weil in Franken ihr wohnet, tobt's in Schwaben,
In ihrem Zwang den Biſchof die Kammerboten haben!“

„Was?“ ruft der König zitternd, es reißt ihm die Geduld,
Von ſeinem Antlitz weichet die königliche Huld,
Und aus dem Bett geſprungen, hebt er zum Streich die Rechte,
Zum Maaße bringt ihn wieder der Anblick ſeiner Knechte.

Daß Urphed' iſt gebrochen, empört ſein fürſtlich Blut,
Und daß der Freund in Banden, das kränket ſeinen Muth,
Und als ihm von dem Hohne berichteten die Seinen,
Da mußt' er gehn bei Seiten und in der Stille weinen.

Du ſteigſt zur rechten Stunde, Herr Burkhard, von dem Roß,
Laß' dich nur ſchleunig führen in deines Königs Schloß.
Sonſt haßt er die Verräther: doch hört aus deinem Munde
Jetzt er das Heil des Freundes, hoch lohnt er dir die Stunde!

„Gottlob!“ ruft aus der König und ſchüttelt ihm die Hand,
„Ja recht zum Heile hat ſich das Unheil mir gewandt!

t erſt beherrſch' ich Schwaben! von dieſen Kammerboten
ſang' ich's endlich! heute ſchreib' ich ſie zu den Todten!“

hl ahnt bei dieſen Worten Herr Burkhard blut'ge That,
ſelbſt mit Grauen ſieht er das Wachsthum ſeiner Saat!
gebens iſt ſein Flehen: Urphede ward gebrochen,
auf des Königs Stirne das Urtheil ſteht geſprochen.

12.

Der König läßt ſich nicht erbitten.

r Erchinger, Herr Berchtold, Herr Luitfried, alle Drei,
wiſſen aus blut'gen Schlachten ſchon lang, was ſterben ſey.
Häupter aufgerichtet und mit verſchloßnem Munde,
hören die Gefang'nen des Todes finſtre Kunde.

r König ſchwieg ein Kleines und wartet' auf ihr Fleh'n,
ſah ſie frei und herrlich wie andre Fürſten ſteh'n.
führt man einen Ritter hervor auf ſein Geheiß,
hub er ſich und wandte ſich an der Fürſten Kreis:

„Laßt uns den Tag nicht ſchließen mit Richten und mit Strafen,
Des Königs Luſt iſt lohnen die Treuen und die Braven.
Es brauchet einen Herzog, mir deucht's, der Alemann,
Der Gottes Diener ſcheuet und Frevler hält im Bann.“

„Und ſolches iſt Herr Burckhard, ein edler Herr in Schwaben,
Den will ich mit der Würde, ſo es euch liebt, begaben,
Sonſt heut noch, der im Frevel den Fürſtenhut geraubt,
Im Wahn, als wär' er Herzog, dem Henker ſtolz das Haupt.“

Das bricht den edlen Boten ihr unbezwungnes Herz,
Verrathen ſeyn vom Freunde, macht mehr als Sterben Schmerz.
Die Fürſten alle willig den Schwabenherzog grüßen,
Der aber wirft erröthend ſich zu des Herzogs Füßen.

„Der Diener mußte ſchweigen, dem Fürſten gönnt ein Wort!
Laßt mich erflehen Gnade für meine Schwaben dort!
Ja habt ihr mich geſetzet zum Schutz der Alemannen,
Wollt nicht die beſten Ritter aus meinem Gäu verbannen!“

Der Biſchof auch ſtürzt weinend dicht vor den König hin:
„Nehmt mir die Laſt vom Herzen, ich fleh' euch auf den Knie'n!
Sie haben ja geſündigt an keines Andern Gut,
Nicht ſey um meinetwillen vergoſſen ſolches Blut!“

Ihr Freunde,“ ſprach da Conrad, mit unbewegten Augen,
Wie könnte, der nur rechtet für ſich, der König taugen?
cht muß er Allen ſprechen, dem Freien und dem Knecht,
d wo die Schwäche zweifelt und bettelt, doppelt Recht!“

Wollt’ ich der Gnad’ auch folgen, des weichen Herzens Spur,
o bände mich doch Arnulph’s, des alten Königs, Schwur:
„Wenn ihr dem Biſchof krümmet ein Härlein, ſollt ihr ſterben!““
r Herren, Königs Eide ſind heilig allen Erben!“

Drum führet in den Kerker mir die Gefangnen fort
d ſprecht von ihrem Handel hinführo mir kein Wort!“
e Fürſten dienſtgehorſam die Häupter alle neigten,
lein das Haupt erhoben, die nichts mehr fürchten, zeigten.

13.

Der Kammerboten Tod.

Adingen im Allgäu, an einem rothen Morgen,
e Sonne hielt im Nebel den hellen Schein verborgen,
rt ſtanden viele Schwaben und ſchauten unverwandt,
s rollten von dem Beile drei Häupter in den Sand.

In ſchwarzem Trauerkleide bald fromme Diener kamen,
Die Köpfe mit den Rümpfen ſie von der Stätte nahmen,
Sie trugen ſie zur Kirche wohl in ein ehrlich Grab,
Das ihnen da der Biſchof zu letzter Liebe gab.

Denn als er ſchaute wallend in's Allgäu das Gedränge,
Zu Conſtanz in dem Saale ward es ihm bang und enge,
Und an demſelben Morgen macht er ſich ſtille fort,
Tritt vor die Reichsverſammlung und bittet um das Wort.

Und ſelber da beginnt er ſich höchlich zu verklagen:
Er hat das Haupt den Schwaben, den edlen, abgeſchlagen,
Zu Conſtanz bei dem Mahle, da hat geſä't ſein Hohn
Die That, die jetzt den Armen gebracht ſo bittern Lohn.

„Umſonſt ſagt mir Herr Conrad: Es war verdienter Spott!
Vergeben mir die Menſchen, doch nicht vergiebt mir Gott;
Drum wolle mir der König die Pilgrimſchaft vergönnen,
Daß ich des Herrn Verweſer die Sünde mag bekennen!“

So nimmt er Urlaub, langen; beſchickt daheim ſein Haus
Und ſendet ſeine Boten zur Dippoldsburg hinaus:
„Wird es der ſtillen Wittwe, der traurigen, gefallen,
Mit ihm den Gang des Troſtes zum fernen Rom zu wallen?“

Der Bote kehret wieder, verweilt iſt er nicht lang:
„Frau Bertha, die ihr ſuchet, ſie ging ſchon andern Gang;
Vor eilte ſie dem Gatten auf ſeinem dunkeln Pfade,
Sie ſtand ſchon vor ihm drüben und flehte dort um Gnade!“

Wohl faßte da den Biſchof ein ſehnliches Verlangen,
Zu ſeyn von dieſen Beiden im Frieden dort empfangen.
Er legt die Biſchofsmütze, die goldnen Kleider ab,
Und greifet weinend, einſam nach ſeinem Hirtenſtab.

„Laß ab, den Mann zu reizen, Herr König, rath' ich dir!
Im Felde ſchlägt er Feinde, wenn ihn umringen vier,
Hier nahet ihm kaum Einer: — doch wich er ſonſt der Ehren,
Drum ſend' ihm einen Herold, leicht mag den Schatz er dir gewähren!“

Der Rath gefiel dem König, er war von Herzen froh,
Nicht gerne mocht er kämpfen; von Metz Herrn Gamelo,
Das war ein ſchmucker Degen, den thät' er zu ihm ſenden,
Den ſah mit ſtolzen Worten man da zu Walther bald ſich wenden:

„Geſell! du ſollt mir ſagen, wie du geheißen biſt?
Von wannen du gekommen, wohin du fährſt zur Friſt?“
Walther ſprach unerſchrocken: „Du ſelbſt zuvörderſt ſprich,
Kamſt du aus eignem Willen, wie, oder ſchickt ein Andrer dich?“

„Dich läßt der mächt'ge König, Herr Günther,“ ſprach er, „fragen,
Dem ſollt du Rede ſtehen und dein Beginnen ſagen!“
Da ſprach aber Walther: „Was iſt das für ein Brauch,
Daß man die Wandrer fräget? Doch wohl, ich ſag' ihm ſolches auch!“

„Walther bin ich geheißen, aus der Weſtgothen Land,
Mich hat zum König Etzel der Vater fern geſandt;

Gedient hab' ich als Geißel dem Hunnen lange Zeit,
Zu wandern in die Heimath hab' ich mich angeſchicket ſeit!“

„Wohl, daß du das geſteheſt,“ ſprach Gamelo da laut,
„Das Roß mit ſamt den Schätzen, dazu das Mägdlein traut,
Das gieb alsbald dem König, ſo läßt er dir das Leben,
Eine Burg auch, gut und feſte, die will dir ſeine Gnade geben.“

Da rief Herr Walther muthig: „Wer iſt's, der alſo ſprach?
Hat er mich ſchon berühret, zwingt mich des Kampfes Schmach?
Hat mir auf meinen Rücken die Hände gedreht ſein Riemen?
Wer das gethan hat Walthern, dem mögen ſolche Worte ziemen!“

„Doch höre mich, mein Degen! erläßt er mir den Streit,
Armbänder, gold'ne, hundert, die ſind ihm wohl bereit!“
Die Antwort trug der Franke den Recken auf den Plan,
Da rieth Herr Hagen treulich, ſo zu dem König er begann:

„Herr, nimm, was er geboten, es macht uns alle reich,
Du kennſt nicht Walthers Tugend, nie ſahſt du ſeinen Streich.

V.

Walther und Hiltgund,

epiſche Dichtung.

Nach dem Lateiniſchen des Ekkehard.

1.

Wie der Hunnenkönig Ezel gegen drei Könige zog.

Zu Worms hielt Hof Herr **Giebich**, der Frankenkönig gut,
Dem kam da frohe Mähre, die höhet' ihm den Muth,
Ja war er viele Jahre ſo fröhlich nicht geweſen:
Sein Eh'gemahl, es iſt ihm ein's ſchönen Knaben heut' geneſen.

Den Knaben hieß er **Günther**; er rüſtet' reiche Feſte,
Er rief aus ſeinen Landen die allererſten Gäſte,
Daß ſie da Lanzen brechen vor dem König und der Frauen,
Und wenn ſie ruh'n vom Spiele, des Königs Erben ſollten ſchauen.

Und wie die Gäſte ſaßen um König Giebich her,
Da ward ihr Muth geſchwächet, da kam viel ſchlimme Mähr':
Die Hunnen kamen gezogen weit von der Donau her,
Viel, wie die Stern' am Himmel und wie der Sand am weiten Meer.

Da ward der Frankenkönig auf ſeinem Stuhle bleich:
„Es iſt der grimmige Etzel, der iſt ſo ſtark und reich,
Mein Volk und gutes Waffen mag ihm nicht widerſtehen,
Geb' ich ihm nicht mein Beſtes, nicht ſehen wir ihn dannen gehen."

Drauf ſprach ein alter Franke: „Wohl kenn' ich Hunnenſitte,
Die möget ihr nicht halten mit Gaben oder Bitte,
Die zieh'n aus keinem Lande, darein ſie kommen ſind,
Sie führen denn als Geiſel mit ſich des Königs eig'nes Kind!"

„Weh mir um meinen Günther, um meines Alters Luſt!"
Rief Gibich aus, der König, „er [illegible] noch an der Bruſt.
Wie ſoll er ohne Mutter im fremden Lande leben!
Wie leb' ich ohne den Knaben? fürwahr, der wird ihm nicht gegeben!"

„So höret mich, Herr König," der alte Kämpe ſprach,
„Der Knab' iſt euer Leben, ſein Leid, das wär' uns Schmach.
Wir möchten ihn behalten, wenn ihr uns einen zeigt,
Deß Stamm ſo alt und würdig, daß ſich der eure vor ihm neigt!"

Sprach Gibich bald, der König: „Ich weiß ein'n edlen Knaben,
Dem liegen der Väter Väter in Troje ſchon begraben,

---

trach
Der

Mit
Die
Und
In de

Es lie
Er la
Da fu
Dem

Und m
Mit ſe
Dort
Der H

Hiltg
Ihr we
Recht

Aus h

Als we
Und üb

ſ fein Geſchlecht iſt älter, als meines weiſen mag,
Knab' iſt eine Waiſe, der wär' uns nüz an dieſem
Tag.“

allen ſeinen Fürſten hielt da der König Rath,
riethen ihm mit Fleiße, daß er den Schaz aufbot,
ſendete Goldes dem Ezel, dazu den jungen Hagen;
dieſer Mähr' und andrer ihr Wunder höret von ihm
ſagen.

ß der König Ezel gefallen ſich das Gold,
d den ſchönen Knaben und war ihm gut und hold.
nd die Frankenboten mit leichtem Muth geſchieden,
Vater an die Wiege des Sohnes brachten ſie den
Frieden.

weiter in die Lande der König Ezel zog,
ſchnellem Heereszuge nach den Burgunden flog,
ſaß der König Henrich auf einem feſten Thron,
at eine einz'ge Tochter, die war ihm lieber als
ein Sohn.

und ſie war geheißen, vier Winter war ſie alt,
r von ſüßen Engeln geliehen die Geſtalt,
ie ein feines Perlein blinkt aus des Meeres Ge-
ſteinen,
gendem Geſinde ſah man am Hof ſie herrlich
ſcheinen.

n der Boden dröhnte von fremder Hufen Tos,
r ihm die Küſte von ſtarker Schilde Stoß,

Der König von Burgunden ſah von dem Thron m
Bangen:
Im Oſten ſtatt der Sonnen ein funkelnd Heer war au
gegangen.

„Weh mir, es iſt der Etzel, weh mir um meine Kron
Es wirft der Donaufiſcher das Netz in meine Saone!
Der die gewalt'gen Franken mit ſeinem Arm umſtric
Er fiſchet wohl mein Perlein, das mir ſo ſüß entgeg
blickt!“

Da rüſtet' ſich der König, er zog von ſelber aus,
Die ungezählten Schätze, die führt er aus dem Hauſ
So kam er nach dem Heere bis zu des Etzels Zelten,
Ihm klopft das Herz im Leibe: ob er die Buße lä
gelten!

Er lud ſie von den Roſſen, dem Etzel thät's gefallen
Doch einen Schatz noch ſucht' er, den mißt' er gar
allen:
„Herr König von Burgunden, ihr kennt der Hun
Brauch,
Das Gold kann euch nicht frommen, ihr gebt denn e
Kind mir auch!“

Da mußte man ihm bringen das ſüße Kind Hiltgun
Der Vater küßte ſie weinend auf ihren hellen Mund
Auf einem guten Saumroß ließ ſie Herr Etzel trage
So zog ſie hin mit Trauern, von der das Lied ſoll
gen und ſagen.

Und weiter in die Lande der König Ezel zog,
Mit ſchnellem Heereszuge zu den Weſtgothen flog,
Dort ſaß Alphar, der König, auf einem guten Thron,
Ein Knäblein von ſechs Jahren war ihm ſein Erb' und einz'ger Sohn.

Walther, ſo hieß der Knabe, der blühte wie ein Reis,
Das einſt, zur Eiche gewachſen, wird aller Bäume Preis,
Herr Henrich und Herr Alphar, als ſie da ſahen liegen
Die ſüßen Kinder träumend: ſie ſie verlobten in der Wiegen.

Und wie Herr Alphar hörte von ſeines Sohnes Braut,
Daß die der König Ezel ihm raubte, klagt' er laut,
Er klagte noch: die Hunnen da ſtanden vor den Thoren,
Seit hat der König ſelber den eignen Sohn dazu verloren.

„Bezwungen ſind die Franken, die herrlichen Burgunden,
Wer ſetzt ſich wider den Hunnen? wer hat ſich unterwunden?“
Drum ſandt' er, eh' Herr Ezel gefordert, reichen Lohn,
Und ſchickt' dazu mit Leide zum Geiſſel ſeinen jungen Sohn.

Da ſah man bald die Hunnen zur Donau wieder fahren,
Hei! was da fuhr von Schätzen und was da zog von Schaaren;
Es ritt der König Ezel und Hagen und Hiltgund,
Zuletzt der zarte Walther, den macht das Lied euch herrlich kund!

Und Franken und Burgunden und der Weſtgothen Land
Ein jegliches hat gelaſſen ein werthes Unterpfand;
Der Franke ſich getröſtet; es blieb der junge König
Herr Günther da im Lande: den lobt die Mähr' euc
aber wenig.

2.

Walther, Hagen, Hiltgund bei König Eze
Hagen entflohn.

Als nun in Hunnenlande der König Ezel kam,
Er unter ſeine Augen die ſchmucken Knaben nahm;
Hagen der ſtarke Knabe, breit von Achſel und Bru
Walther ſchlank und lieblich, ſie waren Beide ſeine Lu

Er hielt ſie nicht wie Geiſſel, wie Erben zog er ſie,
Von ſeinem Angeſichte kamen ſie da nie;
Mehr wie die Hunnenritter ſie waren klug von Sinne
Von allen Kriegeskünſten leicht mochten Kunde ſie
winnen.

Wie ſie gewachſen waren, daß ſie mochten Schilde trag
Und ſchon im kühnen Spiele mit Schwertern konnt
ſchlagen,
Da ſtellt' er ſie zuvörderſt in aller Kämpfer Reihn;
Wohl traut' er ihnen beiden, ſie ſollten ihm Schaarmeiſ
ſeyn.

So fügt' es Gott vom Himmel, daß die gefang'ne Ma
Hildegund, die vielſüße, als ſie in ſchmuckem Kle

Von Helchen ward geſtellet, des Königs Ehegemahl,
Fand Gnade vor der Königin mit ihrer Augen hellem Strahl.

Sie wuchs wohl reich an Sitten und fleißig mit den Händen,
Thät dienend von der Herrin treulich den Blick nicht wenden;
Die Königin wohl dachte: „Wie iſt das Kind ſo klug;
Die Jungfrau mag ich ſetzen über allen meinen Schatz mit Fug.“

So war ſie in der Kammer recht einer Fürſtin gleich,
Spenden und verſchließen den Schatz ſie durfte reich;
Wohl daß ſie Herr Walther nimmermehr mochte ſehen,
Daß er ihr war verlobet, das mocht' er heimlich ſich geſtehen.

Da warf den Speer er ſchneller, beſſer ſchwang er ſein Schwerdt,
Da klirrt er mit dem Schilde, das war dem König werth,
Darüber mahnt' ihn heimlich und ſchalt der ſtarke Hagen:
„Du dienſt ſo gern dem Feinde, das muß ich wahrlich an dir klagen!“

„„Ja thät' ich es dem Etzel, du mein Genoſſe traut! —
Sprach da leiſe Walter; — ſo thu' ich's meiner Braut!
Hildegund die Perle, die iſt in Helchens Kammer,
Ich hab' ſie nicht geſchauet, doch ſänftet ſie mir allen Jammer.““

„Geſippt und wohl befreundet iſt dir die ſchöne Magd,
Dazu dir an der Wiege verlobt und zugeſagt,
So lerneſt ihr du dienen, das kann ich nimmer ſchelten,
Hagen ſprach es traurig — wem aber ſoll mein Dienen gelten?“

„Mir iſt Kunde kommen von meines Herren Tod.
Günther, der iſt jetzt König, dem thät' wohl Hülfe noth;
Er iſt ein Kind von Jahren, wohl braucht er treue Mannen,
Was thu' ich bei dem Feinde? O wär ich lange ſchon von dannen!“

„In ſeinen Freunden dienen, dem Fürſten und dem Lieb,
Die ſich das Herz erſehen, — da frommt des Schwerdtes Hieb;
Da iſt der Klang des Schildes erſt hell und wonnereich,
Hei, wie wollt' ich da fechten, und müßt' ich liegen heut noch bleich!“

Da ging der ſtarke Hagen, fort ſchritt er ohne Wanken,
Man ſah's, er war getröſtet von kühnlichen Gedanken,
Walther ging hin zum König, Hiltgundens er gedacht,
Bald fand man Hagen entflohen zu ſeinen Franken über Nacht.

Zornig wurde der König und herzlich doch betrübt,
Den feſten Knaben hatt' er gepfleget und geliebt.
„Ich wollt' ihm wohl vergeben, möcht' er nur wieder kommen.“
Sein Wunſch der ward erfüllet, das mochte keinem Hunnen frommen!

Als nun Frau Helche hörte, wie traurig ihr Gemahl,
Da trat ſie aus der Kammer und ſchritt in ſeinen Saal,
Sie wollte heimlich reden, ihr folgten keine Frauen,
Allein die junge Hiltgund, der thät ſie gern ihr Herz vertrauen.

Sie neigte da dem König, er bot ihr traurig Gruß,
Er ſprach: „Den Feinden nimmer man ſich vertrauen muß,“
Und ſcheele Blicke warf er, der ſchönen Magd entgegen,
Doch thät die milde Rechte auf's Haupt ihr bald Frau Helche legen:

„Dieß Kind dient mir getreulich, ſchaut es nur ſelber an.
Wie mocht' euch Herr, gefallen Hagen, der finſtre Mann?
Aus ſeinen tiefen Augen ſah dem der falſche Sinn;
Könnt ihr behalten Walthern, das iſt euch beſſerer Gewinn!“

„Walther der fromme Knabe, der thut euch nimmer Schmach.“
Hei, bleich und roth ward Hiltgund, als ſo die Königin ſprach —
„Den haltet feſt mit Liebe, gebt ihm eine Hunnenfrauen!“
Wie ſchlug das Herz der Jungfrau, wie thäten ihr da Thränen thauen!

Der Rath gefiel dem König, er küßte da zur Stund'
Die minnigliche Helchen auf ihren rothen Mund,
In ihre Kammern hieß er die Frauen wieder gehen,
Darauf gebot er Walthern, er ſollte zeitig vor ihm ſtehen.

Es kam der ſchlanke Knabe, geſenkt hielt er das Haupt;
So ſteht ein Baum, ein junger, vom Winterſturm entlaubt,
Der Freund war ihm entflohen, der Jugend halbe Blüthe,
Ja thät' es nicht die Liebe, nichts tröſtete ſein arm Gemüthe.

Herr Etzel ſah ihn trauern, gar wohl ihm das behagte:
„Du biſt ein treuer Degen, wenn es dein Mund nicht ſagte,
Dein traurig Auge zeuget, daß Dir des Hagens Liſt,
Du vielgetreuer Diener, recht in das Herz gedrungen iſt.“

Es ſchwieg der edle Walther, mocht' nichts dawider ſagen,
Ob auch das Herz er fühlte nicht alſo treulich ſchlagen;
Drum ſpricht der König Etzel: „Weil du mir treu und hold,
So hol' aus meinen Schätzen dir edeles Geſtein und Gold.“

„Ja ſchmücke dich auf's beſte, den Maiden zu gefallen,
Du ſiehſt an meinem Hofe ſie hin und wieder wallen,
Die ſchönſte ſollſt du freien zu einem ehlichen Weib“ —
Das Wort das ging dem Walther wie kaltes Eis durch ſeinen Leib.

„Und ob ich noch ſo treulich und noch ſo redlich dien',“
Jn ſeinem Herzen ſprach er's, „jetzt muß ich wahrlich fliehn,
Bei Lieb' allein iſt Treue, bei der verlobten Braut;“
Da ſchaut' er auf mit Aengſten, verſtellte Worte ſprach er laut:

„Wie mögt ihr ſo bedenken, Herr, euren niedern Knecht,
Heißt Hunnenrecken freien in edeles Geſchlecht;
Ja, hießet ihr mich trauten, ihr möchtet nichts gewinnen,
Nicht tauget der zu Felde, der alſo jung beginnet minnen.“

„Jetzt hab' ich keine Sorge, jetzt bin ich frei und frank,
Nichts lachet meinen Augen, als wenn mein Schwert iſt blank,
Doch bau' ich meine Felder, und nimm' ein weiblich Weib,
So ſinnt mein Herz im Kampfe verzagt auf ſüßen Zeitvertreib.“

„So aber, Herr und Vater, ſo dien' ich euch allein,
Und mag zu allen Thaten bereit und rüſtig ſeyn,
Ruft mich am hellen Tage, mich hält der Pflug nicht fern,
Um Mitternacht begehrt mich, mein einſam Lager laſſ' ich gern.“

Wohl ward der edle Jüngling zu ſolchen Worten roth,
Dem Hunnenkönig Ezel, nicht kund ward ihm die Noth,
Ja mit gefügen Worten ließ er ſich bald berücken;
Und rüſtig dient' ihm **Walther**, bis daß die Flucht ihm möchte glücken.

3.

Wie Walther für König Ezel ſtritt und zu Hiltgund kam.

Dem König kamen Boten aus überwund'nem Land,
Sie hat ſein treuer Markgraf, der ihm dort ſaß, geſandt,

Er gehrte ſchneller Hülfe, denn die ſein Schwerdt
zwungen,
Erheben ſich auf's Neue, mit Macht ſie hatten ihn u
rungen.

Da rief Herr Etzel Walthern vor ſeinen hohen Thron
„Du haſt in mancher Fehde dich wohl erprobet, Soh
Daß du bei mir geſchulet, das ſoll der Feind mir ſpüre
Mich hält jetzt andre Sorge, drum ſollt du heut
Heer mir führen.“

Wie auch in ſeinem Herzen Herr Walther dacht' an Finc
Das war es, was ſein Sehnen gehofft und lang geſuch
Was ihn der Hunnen König gelehrt in Krieg und Friede
Hätt' er's ihm nicht bezahlet, er wäre nimmermehr
ſchieden.

Drum neigt' er ſich von Herzen und glühten ſeine Blic
Die Locken wallten fröhlich, als er bog das Genicke,
Er ſprach: „Du ſollt erfahren, o Herr, an dieſem Ta
Daß dir kein Hunnenkämpe mit beſſ'rer Treue dien
mag.“

Da führte bald dem Fürſten man vor ein herrlich Ro
Als er feſt ſaß im Sattel: „Du treuer Kampfgenoß,
Tief ſeufzet er im Herzen — ach daß du fern biſt, Hage
Rittſt du an meiner Seite, viel fröhlicher da wollt'
ſchlagen!“

Als er nun kam zum Heere, nun ſah die Harniſche bli
Und auf den Roſſen Tauſend und aber Tauſend ſitzen

Sie grüßten mit den Schilden den jungen Führer gut:
Da ſprach er helle Worte, da ward gehöht ſein kranker Muth.

Sie ritten durch weite Felder auf einen Bogenſchuß
Hin zu des Feindes Lager: da grüßte ſie wilder Gruß,
Der Pfeile viel aus Buchen mit Ahorn kreuzten ſich,
Als ob im Nordwind ſtöbernd der dichte Schnee die Luft durchſtrich;

Die Pfeile waren verſchoſſen, die Wurfſpieß' all verſandt,
Da rief Herr Walther mächtig: „die Schwerdter nimmt zur Hand!
Gedenkt der alten Thaten, ihr Hunnen, ſo muß es glücken!“
Sie zogen blitzende Schwerter, die Schilde ſie warfen auf den Rücken.

Und Roß an Roß gedränget, hub ſich des Kampfes Luſt,
Da borſt manch guter Märe von wildem Stoß die Bruſt,
Von blanker Schilde Buckeln gedrängt wich mancher Reiter,
Und wo die meiſten fielen, Herr Walther focht, der kühne Streiter.

Zur Rechten und zur Linken ſchlug er viel Wunden roth,
Da ſchrieen die Feind': es kämpfet mit ihnen der grimme Tod;
Sie warfen ihre Schilde zurück, den Kampf ſie ließen,
Sie wandten um, den Gaulen die Zügel ließen alle ſchießen.

Da warf der Hunne folgend die Flücht'gen in den Staub,
Und auf die Leichen ſtürzt' er begierig nach dem Raub;
Doch als das Feld voll Todter Herr Walther ſchaute liegen,
Das krumme Horn da blies er, und inne hielt er mit dem Siegen.

Und von der nächſten Eiche das Laub er fröhlich brach,
Die erſten Reihen folgten dem Führer jauchzend nach;
Ja, wie zu neuem Kampfe, zum Walde folgen die Schaaren.
Bis tauſend grüne Kränze von Helmen flatterten und Haaren.

So zogen ſie mit Jubel zurück in's Hunnenland,
Drauf hat ſich jeder Kämpe zu ſeinem Sitz gewandt,
Herr Walther aber eilte ſtracks nach des Königs Thron,
Die Flucht darnach zu nehmen gedacht' er ſich zum einz'gen Lohn.

Wie liefen des Hauſes Vögte mit Haſt die Burg hernieder!
Wie grüßten ſie den Fürſten und grüßten immer wieder,
Wie ſtritten ſie zu halten des edlen Siegers Pferd!
Sie huben ihn aus dem Sattel, ſo hoch ſie hielten ihn und werth.

Sie ließen ihn nicht ruhen: wie alles ſey ergangen?
In kurzen Worten ſtillte Herr Walther ihr Verlangen;
Dann eilt' er wegemüde zum Hof und hohen Saal,
Den König zu begrüßen, leicht mag es ſeyn das letztemal!

Der Saal der war verlaſſen, Herr Ezel jagt' im Wald,
Vor ſeines Schatzes Thüren ſaß eine Magdgeſtalt,

Die hütete getreulich auf ihrer Frau Geheiß,
Das war die ſüße Hiltgund, der ſeligen Jungfrauen Preis.

Als er ſie letzt geſchauet, war ſie vier Winter alt,
Sechs Winter auch er ſelber, doch kannt' er die Geſtalt;
Sie ſtand vor ſeinen Augen noch wie ein ſüßes Kind;
An ſeinen rothen Wunden den Helden kannte ſie geſchwind.

Nur daß die Wang' ihr röther, das Aug' ihr lichter war,
Als er im Geiſt geſchauet ſo manches lange Jahr,
Nur daß den hohen Jüngling des Sieges Glanz umſchwebte,
Und er viel ſchöner leuchtet', als er der Magd im Herzen lebte.

Nicht zögerte Herr Walther, umſchloß die Jungfrau traut,
Und drückt' auf ihre Lippen den Kuß, wie einer Braut;
Seltſam ihr war zu Muthe, ſie ließ die Blicke ſinken;
Er ſprach: „wie lechz' ich müde! gieb, holde Magd, mir du zu trinken!“

Und einen goldnen Becher ſie füllt' ihm bald mit Wein,
Er weiht' ihn mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnend ein,
Er hielt ihn in der Linken, mit ſeiner rechten Hand
Faßt' er der Jungfrau Rechte, die hohe Magd da ſchweigend ſtand.

Er trank mit ſchnellen Zügen den Wein ſo hell wie Gold,
Die leere Schale reicht' er der edlen Fürſtin hold,
Und ſehnlich ſprach er: „Gute! wir ſind in gleichem Leide,
Gefangen, arme Geiſſel, wie lang verlobet alle beide.“

Der Blick ihr glühte ſittig, ſie ward da weiß und roth;
Sie meinte wohl er ſpottet' in ihrer großen Noth,
Sie ſprach: „Ich bin gefangen, fern von der Freunde
Schutz,
Doch ſollſt du, Herr, mir nimmer mit ſchnödem Hohne
bieten Trutz!“

„Was heuchelt deine Zunge, das doch dein Herz ver-
dammt?
Gehöht hat dich der König zu ſeinem höchſten Amt,
Nach edlen Hunnentöchtern muß kehren ſich dein Lieben,
Doch ſollſt du mich nicht ſchmähen, daß arme Magd ich
bin geblieben!“

Da blickte wohl der Jüngling aus offnen Augen klar,
Es ſtrömt' auf Stirn und Wangen die Lieb' ihm wun
derbar;
Er rief: „Was haſt du Zweifel! O wollteſt du mi
trauen!
Wie ließe dich die Minne wohl meines Herzens Tief
ſchauen!“

Anſchaut' ihn die Jungfrau, kein Zweifel ihr da kam,
Es faßte rechte Liebe das Herz ihr wunderſam,
Sie ſtürzt' ihm vor die Füße: „Hier, Herr, iſt dein
Magd,
So ſprich, ich will gehorchen, was auch dein ſüßer Mun
mir ſagt!“

Er hub ſie auf mit Thränen, er lag an ihrer Bruſt,
„Jetzt,“ ſprach er, „iſt das Fliehen mir Ernſt un
rechte Luſt;

Fern von der Heimath hielt mich am Feinde feſt das Lieben,
Wie mocht' ich doch entweichen, wär' Hiltgund ferne mir geblieben!"

„„Ja lehre, Herr, mich fliehen, dir folg' ich immer nach!""
„Du hüteſt ſeines Schatzes" — der Jüngling klüglich ſprach,
„Leicht füllſt du zwei der Kiſten mit goldenen Armbanden,
Traute, die ſind unſer, die ſtahl er aus der Väter Landen."

„Dann nimm den Helm des Königs und auch ſein eiſern Kleid,
Künſtlich vom Schmied gehämmert, nicht ſträube du dich, Maid!
Wagt' er es Fürſten-Kinder zu ſchleppen in die Bande?
Wir nehmen kleine Buße, das ſey ſein königlich Gewande!"

„Viermal zwei ſtarke Schuhe fertige deine Hand
Mir, und ſo viel dir ſelber zur Reiſ' in's ferne Land,
Vom Schmiede ſchaffe dir heimlich zwei krumme Angeln gut,
Das Mittagsmahl am Wege beut uns der Fiſche ſchnelle Brut."

„So fülle du zwei Kiſten, das andre laß mich ſorgen,
Herrliches Mahl bereit' ich dem Heer nach ſieben Morgen,
Dem König und den Fürſten reich' ich da Meth und Wein,
So viel ihr Herz begehret, bis daß ſie trunken ſchlafen ein."

„Selber will ich ſchlürfen mit alſo ſchmalen Lippen,
Wie pfleget ihr Jungfräulein beim Mahle wohl zu nippen,
Dann laß' uns heimlich fliehen, wenn alles um uns ruht,
Rüſte dich wohl, traut Herze, denſelben Anſchlag wahre gut!“

So ſprach der hohe Walther, die Minne macht' ihn klug;
Bis dieſen Tag geſonnen hatt' er noch nie auf Trug.
Mit herzelieben Küſſen da ſchieden dieſe beyde;
Die Flucht ſeit ihnen brachte viel Sorgen und viel grimmes Leide.

4.

Wie Walther die Hunnen trunken machte und mit Hiltgund entfloh.

Nach ſieben Morgen Walther ließ reiche Tafeln decken,
Groß und rund und herrlich; den König und die Recken
Lud er da zu Tiſche, das Recht gab ihm der Sieg,
Schier gleich war er dem Ezel, ſeit er ſo wohl vollbracht den Krieg.

Der Saal der war gezieret mit ſchönen Teppichen breit,
Mit Purpur und mit Seiden ein Thron ſtand da bereit,
Darauf ſetzt' er den König, er thät ihn ſittig grüßen,
Die Fürſten ließ er lagern an beiden Seiten ihm zu Füßen.

andern edeln Degen der Diener führt an's Mahl,
dert Tiſche ſtanden voll Speiſe in dem Saal.
was da die Knechte viel edler Richten brachten,
en die verzehret, da kamen erſt die beſten Trachten.

ſeidenen Tiſchtuchen die gold'nen Krüge glänzten,
umenden Meth aus denen Jungfrauen da kredenzten,
edle Fürſtentöchter, Hiltgund war unter ihnen,
ſah mit klugem Fleiße wohl auf des Herren Wink und Mienen.

alle trieb ſie Walther zu Speiß und edlem Trank,
aß da manchem Helden müde das Haupt ſchon ſank,
enn es gälte kämpfen, ſie würden nicht erliegen!
nur den König kein hoher Becher kann beſiegen.

ſah der Wirth den Herren und ſeine Fürſten ſäumen,
eß die ſchnellen Diener alsbald die Tiſche räumen,
rößten Napf er fordert, künſtlich und hoch erhaben
äter fromme Thaten ſtanden in Gold darauf gegraben.

ſprach er keck und ſcherzend, als wär' er warm vom Wein
r doch nur genippet mit ſchmalen Lippen fein):
rink's euch zu, Herr König, verherrlicht euer Reich,
ißt die andern Recken am guten Trunk euch werden gleich!"

Der König lachte ſchallend, der Saal klang hoch und weit,
Er nahm mit beiden Händen den Becher tief und breit,
Mit zweien raſchen Zügen trank er ihn aus zu Grunde,
Nachthun hieß er die Andern — in Schlummer ſank ſein Haupt zur Stunde.

Die holden Jungfrau'n eilten, zierlich geſchmückte Schenken,
Aus fünfzig weiten Krügen die Recken all zu tränken,
Es füllt zu hundertmalen und leeret ſich der Becher,
Da fingen an zu ſtammeln wie kleine Kindlein all' die Zecher.

Einer nach dem Andern ſie taumelten mit Lallen
Auf von den ſchönen Sitzen; ſie warfen in den Hallen
Zu tiefem Schlaf ſich nieder zerſtreuet hier und dort;
Herr Ezel ſchläft tief athmend auf ſeinem hohen Throne fort.

Zuletzt am Schenketiſche Hiltgunde ſtand allein,
Und neben ihr Herr Walther hoch in der Kerzen Schein,
Mitten unter Schläfern: hätt' er das Haus entzündet,
Keiner wär' da geweſen, der es dem Andern hätte verkündet.

Da koſtet's ihnen Beiden nicht ein leiſes Wort,
Eins wußte wohl vom Andern, ging Jed's an ſeinen Ort,
Die Jungfrau nach dem Schatze, ſtill öffnet ſie das Schloß,
Herr Walther zu dem Löwen, ſo war genannt ſein muthig Roß.

Es war das gute Streitroß bald aus dem Stall gebracht,
Es hatt' ihm helfen ſiegen in ſeiner letzten Schlacht,
Es ſollt' ihm helfen treulich aus Hunnenlande ziehen;
Wie ſoll das wohl ergehen? Der Löw' hat nicht erlernet fliehen!

Doch ſtand das Thier gerüſtet, es biß wohl in den Zaum,
Es ſtampfte mit den Füßen, es athmet' unter Schaum,
Da kam die ſchlanke Jungfrau, ſie trug mit kühnen Liſten
Und hängt' an beide Seiten dem Roß die wohlgefüllten Kiſten.

Herr Walther trat gewappnet jetzt aus dem hohen Haus,
Roth wehte der Buſch vom Helme, ſo ziehen Rieſen aus,
Die recht' und linke Seite die hat er wohl bewehrt,
Rechts hing ein ſcharfes Waffen, und links ein doppelſchneidig Schwert.

Um ſeine Knöchel ſchloſſen die goldnen Schienen ſich,
Vor ſeinem Kettenpanzer der Sterne Licht verblich,
Den Schild hält ſeine Linke, ſeine Rechte ſchwang die Lanze,
Zu jedem Kampf gerüſtet, ſo ſchritt er in des Mondes Glanze.

Zur andern Seiten wallte die Maid mit ſachten Schritten,
Sie hielt den Zaum des Roſſes, der Löwe ging in Mitten,
So ſchwebte die luſt'ge Feie dem Rieſen ſchlank zur Hand,
Wie ſtille Geiſter zogen ſie durch das finſtre Hunnenland.

Es ging mit großen Schritten Herr Walther keck und ſtumm,
Die zarte Jungfrau bangend, ſie ſah ſich vielmal um,

Und flog einmal ein Vogel, und rauſcht ein Wind durch
Land,
Da zitterte der Angel, den ſie hielt in der ſchwank
Hand.

Und als der Morgen graute, verließen ſie die Felder,
Und mieden Menſchenſtätten und ſtiegen in die Wälde
Kein Felsſtein war ſo ſpitzig, ſie klommen ihn hinan;
Wer nach der Heimath wandert, wie rüſtiglich der ſchre
ten kann!

Und als der Morgen graute, die Hunnen wachten au
Wie ſie gelagert ruhten, die Hall' entlang zu Hauf,
Und auch der König hub ſich von ſeinem Ruhebette;
Darauf ihn ſpät die Diener getragen von des Mahl
Stätte.

Herr Etzel ſchwankte fürder zur Halle mit ſchweren Tritte
In ſeinen beiden Händen das Haupt er wiegte mitten
Er ſchalt den ſchlechten Schlummer und ſeinen wüſt
Kopf:
„Uebel mir zugetrunken haſt, Walther, du den goldn
Topf!“

„Wo biſt du Walther, Walther! laß uns zuſammen klag
Es wird der Trunk von geſtern nicht beſſer dir behagen
Dem Führer da zu danken auf taumelten die Hunnen
Der nächten ausgegoſſen den Wein und Meth als
dem Brunnen.

Sie ſuchten aller Orten und konnten ihn nicht finden
Der König ſcheltend lachte: „Fürwahr in tiefen Schlün

Hat Walther ſich gebettet, daß ihn das Morgenlicht,
Das rings vertreibt den Schatten, aus ſeinem Rauſch erwecke nicht!“

Da ſcholl es nach der Hallen empor wie laute Klage,
Da ſah man aus der Kammer treten am hellen Tage
Helchen, die hohe Fürſtin, die rief ſo kläglich aus:
„Wehe mein Herr und König! Fluch deinem Meth und deinem Schmaus!“

„Hiltgund, eure Schenkin, iſt nächten mir entflohn,
Fort iſt auch der Walther, der ſtützet' uns den Thron!
Unſers Schatzes Hälfte ſie ſtahlen aus der Kammer!“
Das Kleid riß da von oben bis unten Etzel ſich im Jammer.

5.

Wie Walther und Hiltgund über die Donau und bis zum Rheine zogen.

Walther und ſeine Traute ſie flohen ohne Raſt,
Sie bargen ſich im Walde mit ihrer gold'nen Laſt,
Am Tage bis zum Abend; des Nachts ſie weiter zogen;
Am andern Morgen ſtanden ſie vor der Donau lichtem Bogen.

Bald zu dem klaren Waſſer ſich neigte die Jungfrau gut,
Da wo der lautre Himmel ſich ſpiegelt in der Flut,
Den Angel ließ ſie ſpielen tief in den runden Wellen,
Bis ſie mit reichem Fange konnt' in die Höh' ihn fröhlich ſchnellen.

Herr Walther ſaß daneben, er ſchaut' in guter R
In dunkelblauen Wogen dem Bild der Lieben zu,
Er hub ſich dann und ſuchte den Waſſervogel auf
Das Wild im dichten Buſche ſein ſchneller Sp
haſcht' im Lauf.

Den Fang ſie brieten luſtig und ſchmausten a
Strand,
Und fuhren auf der Fähre wohl in ein ander Lan
Die Fiſche biſſen ſo reichlich dort in der Jungfrau
Sie führten mit die Fülle, ſie hatten ihrer n
Mangel.

Sie zogen ohne Fährde, der König Ezel lag
Auf ſeinem Bette klagend die Nacht und auch de
Ganz er vergaß des Schlummers, des Trankes u
Speiſen,
Er wälzte ſich hin und wieder, als ſteckt' ihm
Bruſt ein Eiſen.

Und Walther durch die Donau am zweiten Morge
Noch hatte da der König von ihnen keine Spur.
Doch hub er ſich vom Lager und ſprach da wie
Wort:
„Von meinen Hunnenrecken wen ſend' ich na
Knechte fort?“

„Hab' ich ihn gefangen, ich will im gold'nen Kl
Ihn in den Boden ſtecken, daß ihm die Flucht e
Wer bringt mir ihn, ihr Fürſten, Markgrafen oder
Herrlich will ich dem lohnen!“ — Ihm war i
Schweigen bitter.

Ja keiner mocht' ihn fangen, ſie ſchwiegen mit Bedacht,
Sie kannten Roß und Reiter noch wohl von mancher Schlacht;
Er war ihr Wirth geweſen, deß hatten ſie ihn lieb,
Sie wollten ihn nicht jagen, wie man erſpähet einen Dieb.

Walther und Hildegunde fortwanderten zwei Wochen,
Seit daß ſie von dem Schmauſe mit Liſten aufgebrochen.
Vierzehen Tagereiſen mochten hinter ihnen ſeyn,
An einem hellen Mittag gewahrten ſie den grünen Rhein.

Wie ſie doch fröhlich wurden und aller Sorgen baar!
Sie wuſchen Aug' und Stirne ſich in den Fluthen klar,
Sie ſchauten weit hinüber in alle Frankenlande,
Dort lag ſo gaſtlich Wormes, Herrn Günthers Stadt am ebnen Strande.

Sie führte durch die Wogen ein alter Ferge friſch,
Dem reichte ſtatt des Lohnes Herr Walther ſeine Fiſch',
Er hatt' ſie wohl bewahret ſeit ſeinem letzten Mahle,
Deß freute ſich der Ferge, bot feil ſie vor des Königs Saale.

Die ſah der Küchenmeiſter, er that einen guten Kauf,
Der Koch zum Abendmahle ſtellt' ſie Herrn Günthern auf,
Gewürzt und wohlbereitet; der König prüft ſie bald,
Er ſprach: „Mir däucht gar ſeltſam der Fiſche Schmack und auch Geſtalt.

„In allem unſerm Rheine fängt man dergleichen nicht,
Noch in den guten Weihern, noch in den Bächen licht;
Wo habt ihr die erhandelt? Nicht ſollt ihr's uns verbergen!“
Der Küchenmeiſter führte heran des Rheines alten Vergen.

Der Verge ſprach; „Herr König, ich ſaß an meinem Rhein,
Da kam ein ſelt'ner Wandrer wohl zu der Fähre mein,
In Stahl er war gekleidet, als ging er hin zu ſtreiten,
Beſchwert mit Schild und Lanze, doch mocht' er rüſtig immer ſchreiten.“

„Und hinter ihm da wallet' ein zartes Jungfräulein,
So ſchön hat ſich geſpiegelt noch keine in dem Rhein,
Mir däucht, ſie war entſprungen ein Meerweib aus der Flut,
Ein muthig Roß zur Seite, das lenkte ſie am Zügel gut.“

„Zwei Kiſten, breite, große, die trug das ſtarke Roß;
Die Mähne ſchüttelnd ſprang es mit Macht in meinen Floß;
Da zitterten die Kiſten und dröhnten als von Golde,
Dieſelben Fiſch' der Wandrer da reichte mir zum Vergenſolde.“

Am Tiſch ſaß mit dem König der Frankenrecke **Hagen**,
Der rief in hellen Freuden: „Herr König, laßt euch ſagen!

Das iſt der Gothe Walther, das iſt mein Zeltgenoß,
Er kommt aus Hunnenlande! die Braut, die leitet ihm das Roß!“

Aufſprang König Günther, nicht aß er von dem Fiſch,
Er ſtürzte mit den Füßen den wohlbeladnen Tiſch;
„Wohl, daß ich es erlebet!“ das rief er unverholen,
„Mein iſt der Schatz, der Etzel hat meinem Vater den geſtohlen!“

„Knechte, das Roß mir bringet! zu lang' iſt ſchon geſäumet;
Zwölf meiner beſten Recken! die Mären aufgezäumet!“
Uebel gefiel das Hagen, nicht mocht' er mit ihm reiten,
Wie ſollt' er den bekämpfen, dem er geſtritten an der Seiten?

Nach ihren Mären liefen die Degen aus dem Saal,
Sie legten an die Brünnen und all' ihr Kleid von Stahl;
Gerüſtet ward Herr Günther, ſein Waffen ſah man blitzen,
Am umgeworfnen Tiſche der Hagen blieb da ſtille ſitzen.

Günther, der junge König, er ſah den ſtarken Recken,
Daß er ſaß unbereitet, deß übernahm ihn Schrecken;
Da ſprach er zu ihm gütig: „So wollt ihr mir verſagen?
Wo aber bleibt die Märe von Günthern und dem treuen Hagen?“

Sein Roß da ſattelt' Hagen; er war dem Herrn
Pflicht:
„Ich wahr' euch, Fürſt, im Kampfe, doch ſelber ſt
ich nicht!
Und wolltet ihr mir folgen, ſo zög' er hin in Fried
Wer den geſehn im Streite, von ihm gar gerne bl
geſchieden!“

Wie da der König ſchaute, daß Hagen mit ihm ritt,
Sein Waffen ſchien ihm beſſer, ſich'rer des Roſſes Tri
Der Arm war ihm geſtärket, gedoppelt war ſein Mu
Gar leichtlich zu gewinnen meint er der großen Schä
Gut.

6.

König Günther kommt mit ſeinen Mannen
vor den Wasgenſtein zu Walther.

Herr Walther zog vom Rheine, die Braut ging ih
zur Hand,
Dazu der treue Löwe, ſie wanderten durch's Land,
Bis ſie zu Bergen kamen, da waren Wälder groß,
Da lief das Wild zu Schaaren, da ſcholl der Hund' un
Hörner Tos.

Wasgau war geheißen das Land, durch das ſie gingen,
Der Wald da wurde ſchwärzer, die Berge ſie umfingen
Sie kamen hoch zu Felſen, der Einer war geſpalten
Zu einer tiefen Höhle, da mochten gerne Räuber halten

Hohe braune Steine thürmten ſich in die Luft,
Mächtig zu beiden Seiten ſie wölbten ſich zur Kluft:
Ein Mann ſchier mochte langen von einer zur andern Wand,
Ein Kämpe mochte leichtlich dort ihrer Zwölfen halten Stand.

Davor auf ſchönem Hügel wuchs weiches junges Gras;
„Eine gute Schlummerſtätte,“ ſprach Walther, „wäre das!“
Noch hatt' er nicht geſchlafen, denn auf den Schild geſtützt,
Der Jungfrau auf dem Wege hatt' er den ſüßen Schlaf geſchützt.

Die ſchweren Waffen legt' er zum erſtenmale nieder,
Er warf auf weichen Boden die wegemüden Glieder,
Bei ihm ſaß Hildegunde, ſein Haupt lag ihr im Schooß;
O was er ſüßer Ruhe da bei der Braut zuerſt genoß!

Er ſprach: „Auf dieſem Hügel ich laſſe dir die Hut,
Und deine klaren Augen, die ſehen weit und gut,
Drum wenn du Staub ſiehſt wallen drunten im eb'nen Land,
Nicht haſtig du mich wecke, du ſollt es thun mit ſachter Hand.“

So ſchlummert' er in Frieden, die Jungfrau hielt das Roß,
Mit ihrem linken Arme den Lieben ſie umſchloß,
Sie ließ die lichten Blicke hinab zur Eb'ne ſchweifen,
Dort ziehen nur die Wolken und nur des Rheines Nebelſtreifen.

Günther und ſeine Recken wohl von dem Rheine fuhre
Sie mochten lange ſuchen, im Staub da fand er Spure
Er ſchrie von eitler Freude, wild ſpornet' er ſein Ro
„Geflogen jetzt, ihr Degen! fürwahr der Schatz iſt g
und groß!“

Da ſtoben von den Mären Staubwolken in die Lüfte,
Wohl ſah es Hildegunde: „Das ſind nicht Nebeldüfte
Sie ſprach in ihrem Sinne, zu fürchten ſie begann;
Mit flacher Hand da weckte ſie ſacht den herzgeliebt
Mann.

Er hob ſein Haupt vom Schlummer, er rieb das Au
hell,
Die Maid ihm thät berichten; wie ſprang er auf
ſchnell,
Er zog ſich an das Eiſen, er nahm den Schild u
Speer,
Er prüfet' in den Lüften die Schwerter beide blank u
ſchwer.

Es ſah die Jungfrau ſchimmern die Lanzen durch
Wald:
„Weh mir, es ſind die Hunnen!“ zur Erde fiel
bald,
Sie hub ihn an zu flehen: „Umſonſt war, Herr, d
Werben,
Soll nicht der Feind mich minnen, ſo laß von dein
Schwert mich ſterben!“

Zornig da rief Herr Walther: „Und ſollte noch m
Schwert
Mir Feinde niederwerfen, das gegen dich gekehrt?

Beſchau' dir doch das Waffen, es hat aus viel Gefahren
Mir wohl davon geholfen, es wird uns wahrlich heut' bewahren!“

Da ſandt' er erſt die Blicke zum Thale gegen den Oſt,
Bald ſprach der Held mit Lächeln: „Mein Lieb', o ſey getroſt!
Nicht ſind es Hunnen-Recken, Heil uns! es ſind die Franken,
Und ſiehſt du denn nicht Hagen? am Helme kenn' ich den, am blanken!“

Und weiter ſprach er fröhlich: „Vor dieſem Felſenthor,
Gieb acht, wie ſtolze Rede raun' ich den Degen in's Ohr:
Daheim bei ſeinem Weibe nicht rühme ſich ein Mann,
Daß ungeſtraft er Walthern von ſeinen Schätzen abgewann!“

Das Wort ihm däuchte thöricht, ſobald er es geſprochen,
Zu Boden fiel er büßend, daß es bleib' ungerochen,
Dann zählet' er die Recken, die Maid ihn hörte ſagen:
„Und kämen ſie zu ſtreiten — nicht fürcht' ich Einen, auſſer Hagen!“

Es ſah vom Thale drunten Herr Hagen hoch empor,
Wie der ſah ſtehen Walthern vor ſeinem Felſenthor,
Rechts und links die Steine, daß nur ein einzler Mann
Dem Helden mochte nahen, zu warnen treulich er begann:

Wenn wir uns unterwinden des Kampfs, es mag nich frommen,
In einem ſchweren Traume, Herr, iſt mir ſolches vor gekommen."

„Ich ſah dich nächt im Traume mit einem Bäre ſtreiten,
Du rangeſt lang', da zerrt' er ein Bein dir von de Seiten,
Da lief ich dir zur Hülfe, das wollte wenig taugen:
Er riß mir aus drei Zähne, dazu gar Eines von de Augen."

Da ſchrie der König Günther in Zorn und Uebermuth
„Weh, aus der Art zu ſchlagen pflegt nimmermehr di Brut!
Ich war ein kleiner Knabe, die Recken hört' ich ſagen
Wie Albrian, dein Vater, viel Kämpfe klüglich au geſchlagen."

Wär' es erlaubt, mit Waffen zu ſchäd'gen ſeinen Herr
Das Schwert im Grimme Hagen gezogen hätte gern;
Den Muth der Degen zähmte, der Dienſtmann treu i Pflicht;
Er ſprach: „Ich will vom Kampfe, will auch von eure Schatze nicht!"

Wohl ſah er über Achſel den König grollend an;
Da ritt von ihnen ferne Hagen, der ſtarke Mann,
Abſeits mit ſeinem Roſſe nach einem grünen Hügel,
Zuzuſchaun dem Kampfe, dort ſprang der Degen au dem Bügel.

7.

Wie Günther den Schatz verlangt und ſeine Recken mit Walther ſtreiten.

Und aber ſandte Günther den Recken gut von Metz,
„Das“ — ſprach er, „ſollt du ſagen — iſt meines Herrn Geſetz,
Daß du den Schatz, den ganzen, legſt zu des Königs Füßen!
Und will er nicht, ſo laß' ihn mit ſeinem Leben dir es büßen.“

Himmelblau war ſein Panzer, ſein Helm gelb wie ein Stern,
So ſprengt' er an zu Roſſe und rief es ſchon von fern;
Nicht Antwort gab da Walther, obwohl er es vernommen,
Er ließ den wilden Recken da zu ſich immer näher kommen.

Da flog herauf vom Thale Herr Gamelo von Metz,
Er lauter ſchrie mit Dräuen: „Das iſt des Herrn Geſetz,
Daß du den Schatz, den ganzen, legſt zu des Königs Füßen,
Und willſt du nicht, ich laſſe mit deinem Leben es dich büßen!“

Nicht müde ward Herr Walther, er ſprach gar feſt und ſtill:
„Was hab ich ihm geraubet, daß er es wieder will?

Was lieh er mir, das Wucher, ſo groſſen, je getra
Um was will er mich büßen? hab' ich ihm Leut'
Land geſchlagen?“

„Doch höre mich, mein Degen, erläßt er mir
Streit,
Armbänder ſind zweihundert ihm von dem Schat
reit!“ —
Den Schild ſtieß da der Franke tief in den Ellenb
Den Speer ſchwang ſeine Rechte, der iſt hoch durc
Luft geflogen.

Doch mied der ſchlanke Walther das ſauſende Geſch
Daß dicht zu ſeiner Seiten den Boden traf der S
„Und willſt du es ſo haben!“ der ſtarke Recke ſpra
Er ſtemmte ſich, die Lanze ſandt' er dem kecken
nach.

Es hatt' an ſeine Hüfte gegriffen mit der Rechte
Der Franke nach dem Schwerte, da wollt' er
fechten;
Da kam des Walthers Lanze, ſo mächtig war ihr
Daß ſie durch Schild und Rechte bis in die W
fuhr dem Roß.

Die Märe da zu raſen vor großem Schmerz bega
Sie bäumte ſich zu ſchütteln in's Gras den R
mann,
Ihn hielt die ſtrenge Lanze feſt an das Thier geb
Die faßt' er mit der Linken, ſie wollt' er ziehen a
Wunden.

So waren ihm die Hände gefeſſelt alle zwei,
Herr Walther ſah ihn zerren, er rannte bald herbei,
Er zog ihm aus die Lanze, ſtieß ihm in's Herz das Schwert,
Da fiel der blut'ge Reiter und über ihn das wunde Pferd.

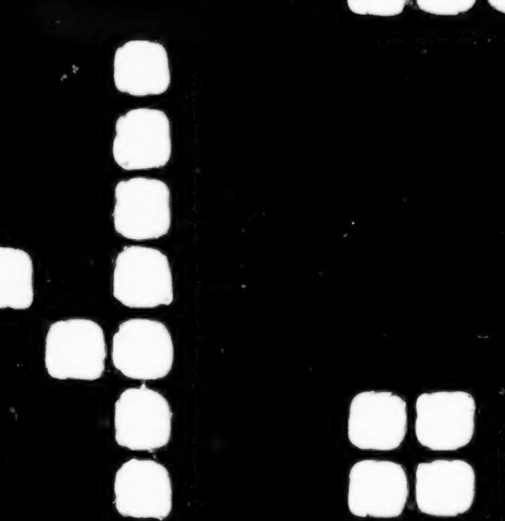
Laut ſeufzeten die Recken, Herr Skaramund vor Allen,
Das war ſein Ohm, der jetzo von Walthers Hand gefallen,
Er flog heran mit Grimme, zween Lanzen in der Hand,
Herr Walther ohne Schrecken ſchaut' auf ihn nieder unverwandt.

Da ſchrie der Jüngling, ſchüttelnd mit Zorn des Helmes Schweif:
„Auf was biſt du ſo trotzig, auf welche Hoffnung ſteif?
Nicht gehr' ich deines Schatzes, und wollteſt du mir geben,
Ich mag von dir nichts fordern, als nur allein des Ohmes Leben!“

„Mich treffe deine Lanze“ ſprach Walther da geduldig,
„Wenn ich an dieſem Streite, wenn anderwärts ich ſchuldig.“
Der Franke warf die Lanze, derweil Herr Walther ſprach,
Und mit gewalt'gem Wurfe dreht' er die zweite grimmig nach.

1

00



Die erſte mied Herr Walther, die zweit' abtrieb ſein Schild,
Da ritt herzu der Franke, ſein Schwert er zückte wild,
Der Hieb drang nicht zur Stirnen, er blieb im Helme ſitzen,
Hell klang es, lichte Funken ſah man vom blauen Stahle blitzen.

Der Jüngling wollte wenden, auf Flucht ſtand ihm ſein Sinn,
Den Speer da ſandte Walther, der traf ihn unter dem Kinn;
Der Held zog ihn vom Roſſe, das Schwert er ihm da raubt',
Und mit dem eignen Waffen abſchnitt er ihm das bleiche Haupt.

Die Degen ſah'n mit Grauſen zum Hügel auf vom Thal,
Einzig der ſtolze Günther ermahnte ſie zumal:
„Wohlauf! jetzt iſt er müde, jetzt gilt's ein kleines Sterben,
So läßt er uns die Schätze, ja gar ſein eigen grimmig Leben!“

Werhard ritt aus, der dritte, reizt' ihn mit neuem Krieg,
Er hoffte, ferne ſtreitend, vom ſichern Bogen Sieg;
Er ſpannt' und ſchoß von weitem, doch jenem war's ein Spiel,
Er mied der Pfeile viele, ſo ſcheucht' er mit dem Schilde viel.

Zuletzt da war der Köcher ihm von Geſchoſſen leer,
Werhard griff zu dem Schwerte, lang war das und ſchwer,
Er flog heran, er fluchte: „Dem Pfeil entfleuchſt du, Dieb!
Laß ſehn, ob du ſo liſtlich entweichſt des Schwertes ſchwerem Hieb!“

„Lang ſchon,“ ſprach lachend Walther, „verdrießt mich dein Verzug!
Doch kommt mein Speer dir immer fürwahr noch früh genug!“
Er ſprach's und vorwärts ſtemmt' er ſich mit der ganzen Bruſt,
So ſchleudert' er die Lanze, das war zu ſchauen grauſe Luſt.

Auf's Roß war ſie gezielet, die Bruſt ihm ſie zerriß,
Die Märe ſtieg und wiehernd den Reiter ſtürzen ließ;
Und eh' vom jähen Falle der wieder ſich erhoben,
Das Thier, das ſich gebäumet, doch ſtürzt' es über ihn von oben.

Da ſprang hinzu Herr Walther, zog ihn ins Felſenhaus
Und riß ihm aus der Scheide das eig'ne Schwert heraus,
Er faßt' ihn an dem Haupte, macht' ihn des Helmes baar,
Und um die ſtarke Linke ſchlang er das lange gelbe Haar.

Jammernd ſah da der Knabe zu ſeinem Feind empor,
Es ſchallte da ſein Flehen hell durch das Felſenthor,
Des Schimpfs gedachte Walther, nicht jammert' ihn des Armen,
Von ſeinem ſchlanken Halſe hieb er das Haupt ihm ohn' Erbarmen.

8.

Wie Walther weiter ſtritt.

Drei Leichen ſah da Günther auf blut'gem Raſen liegen,
Sein Grimm nicht wollte weichen, wohl dacht' er noch zu ſiegen;
Da trieb er die Genoſſen zu neuem Kampfe fort,
Sich mocht' er nicht geſtehen, daß er ſie ſendet' in den Mord.

Der jetzo kam geritten, das war Herr Eckfried,
Der ſeine Sachſenheimath ob einer Blutſchuld mied;
Ihn trug mit bunten Flecken ein hohes, rothes Roß,
Fremd war der Held an Mienen, fremd von Gewand und von Geſchoß.

Wie den ſah kommen Walther, ſo ſeltſam angethan,
Er hub mit ſchnöden Worten ihn da zu fragen an:
„Biſt du ein leiblich Weſen, du flüchtiger Geſelle?
Biſt der Waldelfen einer, aus Luft geſchaffen oder Welle?“

Da kam dem fremden Recken das Lachen vor dem Schelten:
„Man hört's an deiner Sprache, du biſt vom Stamm der Celten,
Die führen auf der Zunge allein des Schwertes Blitz,
Und wiſſen wohl zu ſiegen mit eines eitlen Wortes Witz!“

Da ſprach zu ihm Herr Walther: „Komm nur heran zu fechten!
Komm, laß dich nur berühren einmal von meiner Rechten!
Dann geh' zu deinen Sachſen und mach' es ihnen kund,
Ob ich ſey der Wald-Elfe, der ſpuket in dem Wasgengrund!“

„Nun, wer du biſt,“ ſprach Jener, „erfahren will ich's bald!“
Die Lanze mit dem Riemen los ſchnellt' er mit Gewalt,
Doch dauert' es nicht lange, zurück ſie war geflogen,
Mit ſtarkem Schildesbuckel der Walther hat ſie umgebogen.

Auch gab der bald ihm Antwort mit ſeinem ſchweren Spieß:
„Das iſt des Waldrichs Waffen, Wald-Elf! das trifft gewiß!“
Und mitten durch den Panzer, durch Holz und Leder ging
Der Ger, und durch das Hemde, bis in der Lunge feſt er hing.

Und auf den Boden rollte der Jüngling von dem Roß,
Weh, was des rothen Blutes ein Bach da von ihm floß!
Sein Pferd da faßte Walther, er trieb es hinter ſich;
Der Anger fern vom Blute dort grünte fröhlich, wonniglich!

Hadwart im blinden Muthe hat um des Königs Schild,
Er ſprengt' heran, der Fünfte, zu Roſſe hoch und wild.
Der meinte gar, der Lanze hätt' er mit Fug entbehrt,
Er warf ſie zu den Freunden, und einzig traut' er auf ſein Schwert.

Doch als er kam geritten, fand er den Weg verrammelt
Von tapfrer Recken Leichen, die lagen da verſammelt;
Sein Roß ſich bäumte ſchnaubend, ihn ſchauderte doch nicht,
Herab er ſprang und rannte vor ſeines Feindes Angeſicht.

Da blitzt' in ſeinen Waffen Herr Walther fröhlich auf,
Begunnte recht zu loben des Feindes grimmen Lauf:
„Nach einem Mann zu Fuße die Andern kamen traben!
Du biſt ein Feind zu preiſen, willſt nimmer ſchnöden Vortheil haben!“

Bald Antwort gab ihm Hadwart, die war von übelm Klange:
„Roll' hinter'm Schuppenpanzer dich nur zuſammen, Schlange,

Weich' aus den langen Geren, entfleuch dem gift'gen Pfeil,
Vor meiner Rechte Streichen find'ſt du in keinen Liſten Heil!“

„Und möchteſt du mich tödten, es ſoll dir doch nicht frommen,
Mir würden die Geſellen, die Blutsverwandten kommen,
Und würdeſt du ein Vogel und zögeſt Flügel an,
Sie ſchöſſen aus den Lüften dich nieder auf der flücht'gen Bahn!“

„Gehorch' du meinem Rathe, leg' ab den bunten Schild,
Darnach den König lüſtet, ſo wird er dir noch mild!“
„Nein,“ rief da Hildegunde, die ſüße Maid, voll Bangen,
„Den Schild, den guten Hüter, mein Walther, halt' ihn feſt umfangen!“

Sich kehrte Walther lächelnd: „Laß' dir nicht bange ſeyn,
Leg' du getroſt zu Boden den goldgefüllten Schrein,
Den du ſo fern herüber gebracht aus Hunnenland.“
Dann ſprach Herr Walther wieder zu ſeinem grimmen Feind gewandt:

„Den Schild ſoll ich verlaſſen? das iſt ein dummer Rath;
Ich bin ihm treu verbunden, der mir ſo gütlich that,
Er ſtand für mich dem Feinde, ward oft ſtatt meiner wund,
Ja, wär' er nicht, mit Walthern nicht ſprächeſt du zu dieſer Stund!“

„Auf denn,“ rief zornig Hadwart, „willt du den Schild nicht geben,
So nehm' ich zu dem Schilde dir Roß, Gold, Braut und Leben!“
Er ſprach's und aus der Scheide riß er das Schwert heraus,
Der Waffen wildes Blitzen ſchaut' an der Wasgenſtein mit Graus.

Die beiden kühnen Helden, von Heimath fern geſchieden,
Nah' kamen ſie einander in bitterem Unfrieden;
Doch Jener ſorglich rannte mit ſeinem Speere wider,
Er hemmte nicht den Streich nur, er riß das gute Schwert ihm nieder.

Da glänzt' es aus dem Graſe zu ſeinem Herrn hinauf;
Wie der war ohne Waffen, rückwärts nahm er den Lauf.
Er dachte ſich zu bergen in dichten Waldgeſträuchen;
„Wie,“ rief da Walther höhnend, „willt ohne meinen Schild du weichen?“

Zugleich mit beiden Händen faßt' er die Lanze fein,
Und ſchleudert ſie dem Feinde tief in den Rücken ein;
„Jetzt nimm auch, das du gehrteſt!“ ſprach drauf der Recke wild:
Und auf den Hingeſunk'nen nachdonnerte der ſchwere Schild.

Mit raſchem Schritte naht' er und nahm den Schild zurück,
Und kniet' ihm auf den Nacken, und tiefer in's Genick

Trieb er die blut'ge Lanze bis in den Boden ein,
Dem Feinde brach das Auge, aus ging ihm alles Lichtes Schein.

9.

Walther erſchlägt Hagens Neffen.

Der Sechste kam zu Roſſe, das war der Patafrid,
Als den ſah reiten Hagen, ob er die Fehde mied,
Doch nieder von dem Hügel ſcholl da ſein Wort im Wind,
Denn der jetzt wollte ſtreiten, war ſeiner Schweſter leiblich Kind.

„Weh' dir, du junger Knabe, dir iſt nicht Fechtens Noth!
Schau' im geſpaltnen Felſen dort ſteht und höhnt der Tod!
Laß' ab; fürwahr, den Walther, du kannſt ihn nicht beſtehen!“ —
Der Knabe ſtolz, die Warnung ließ er im Winde wohl verwehen.

Und fürder trotzig ritt er; wohl mochte da Herrn Hagen
Auf ſeinem Hügel hören laut ſeufzen man und klagen:
„Was richt' ich deiner Mutter, ich viel Elender, aus?
Wer ſoll dein Weib dir tröſten, die du geführt ins neue Haus?“

Vom Hügel ſolches Jammern dem Walther kam zu Ohren;
Gern hätt' er da den Reiter gelaſſen unverloren
Um des Genoſſen willen; wohl ſcheut' er ihn zu treffen,
Er gütig drum zu ſprechen begann zu Hagens blondem Neffen:

„Du biſt ein tapfrer Knabe, gebrauche meinen Rath:
Spar' dir dein junges Leben zu glücklicherer That!
Es lügt dir dein Vertrauen, ſchau' dieſe blut'gen Recken!
Du möchteſt durch dein Sterben den ſchlimmſten Feind mir leicht erwecken!“

„Was kümmert dich mein Sterben, du Mordgeſell!“ ſprach der;
„Jetzt iſt es Zeit zu kämpfen, das Koſen wird dir ſchwer!“
Er ſchüttelt Haupt und Locken in heller Jugend Glanze,
Mit feſtem Auge zielt' er und ſchleuderte die ſpitze Lanze.

Leicht ſtörte die im Schwunge des Walthers ſich'rer Speer,
Doch wüthend durch den Felſen fuhr nach der grimme Ger;
Vorüber an dem Feinde, bis zu der Jungfrau Füßen
Sah man die ſtarre Lanze ſich in den tiefen Boden ſpießen.

Die Maid zuſammen zückte mit einem bangen Laut,
Erhub doch bald ſich wieder, und blickt' auf Walther traut;

s Herz ihr thät erzittern, ob er noch möchte leben —
ſtand er, hoch und herrlich, die Maid nicht ſah
man weiter beben.

aber ſchaute Walther den zarten Knaben an,
hieß ihn gütlich weichen von dieſer Todesbahn;
aber zog ſein Schwert aus, und rannt' und ſchwang
es wild;
, wie ein ſchäumender Eber, ſtand Walther ſtill
und wog den Schild.

zu dem Streiche holte der Neffe Hagens aus;
's Knie ſich ſenkte Walther, ihn deckte wie ein Haus
s Schildes hoch Gewölbe, da riß der kühne Hieb
, der ihn führte, nieder, ſein Schwert ihn da zu
Boden trieb.

ſprang der ſtolze Walther, ſich Jener langſam hub,
kampfesmüden Glieder er unter'm Schild begrub,
kam des Walthers Lanze, ſcharf, wie des Schwertes
Schneide,
rchſchnitt ſie Schild und Panzer, und drang bis in
das Eingeweide.

ſenkt' auf ſeine Wunde das Haupt der Patafrid,
s von des Feindes Rumpfe alsbald Herr Walther
ſchied;
t kam das Wild im Walde, zu halten dort den
Schmaus;
h Hagen blickte Walther; o weh! wie ſah der grim-
mig aus.

Den Knaben ſchwur zu rächen Gerwit, ein ſtarker Held,
Er ſprengte mit dem Pferde herüber durch das Feld,
Und wo der Leichenhaufen den ſchmalen Pfad beſchloß,
Mit einem Sprunge ſetzte darüber hin das gute Roß.

Ueber des Feindes Leiche lag Walther noch gebogen,
Als auf ſein Haupt geſchleudert die Streitaxt kam geflogen;
Den Schild kaum konnt' er heben und lenken ab den Streich,
Sein blutig Schwert, geborgen im Graſe, fand er nicht ſogleich.

Zurück ſprang er im Felſen, zur Lanze gut er griff,
Da ward ein grimmes Streiten, keiner ein Wörtlein rief;
Die Wuth die ſpornte Gerwit zu rächen all' die Recken,
Zum erſten Male Walther ſein Leben dachte nur zu decken.

Er wehrte den Streich vom Leibe, der ihm entgegen flog,
Hinwiederum ſchlug Walther, da Jener rückwärts bog,
Ihm kam wohl viel zu Hülfe, daß länger war ſein Speer,
Im Kreis das Roß trieb Gerwit, bis daß der Feind ihm müde wär'.

Das Spiel ihm währte lange, da ward Herr Walther wild,
Mit ſeiner langen Lanze hub er des Feindes Schild,

Bald ba
Mit du

Sein He
Da ſah

Die Reck
Den Ka

Nicht wi

‥ Und w
Und wol

Seit wa

„So wi

Hei, wa
Ihr mög

Eh' ich

hnte durch die Weiche ſich einen Weg der Stoß,
mpfem Schrei vom Pferde der Feind zur Erde
rücklings ſchoß.

upt ſich holte Walther zum neuen Siegeszeichen,
man doch die Franken zurück mit Schauder
weichen;
en all' den König ſie huben an zu bitten,
mpf, den ſiegeloſen, doch ſollt' er laſſen
ungeſtritten.

ch der König **Günther**, er ſprach in blinder
Wuth:
ollt ihr nicht abwiſchen der Kampfgenoſſen Blut?
t nicht auch erſchließen dem Feind des Blutes
Born?
un zeugt Leid bei Helden ſo feige Furcht und
keinen Zorn?“

rd er ohne Wunden den Schatz zur Heimath
bringen!
s man wird da Lieder von unſern Thaten ſingen!
et Ruhm, ganz neuen, zu Worms euch wohl
erwerben!
mag mit euch ziehen, fürwahr, hier will ich
lieber ſterben!“

10.

Wie der Feinde Liſt mißlang.

So zündet' er mit Worten die zagen Helden an,
Daß Einer vor dem Andern ſich drängte nach der Bahn,
Entgegen bitterm Tode, doch war der Pfad ſo ſchmal,
Er ließ zum Kampf nur Einen der kühnen Männer auf einmal.

Herr Walther, als die Recken gezweifelt noch zu kommen,
Den Helm hat er vom Haupte derweil ſich abgenommen;
Er ließ im Winde fliegen ſein langes, gelbes Haar,
Er thät den Schweiß abtrocknen, der floß ihm von der Stirne klar.

Doch als er ſo ſich kühlte, den Gaul da ſpornte ſchnell,
Und ritt voran der Randolf, ein rüſtiger Geſell,
Er zielte mit dem Speere dem Feinde grad auf's Herz,
Den grimmen Stoß dem Walther wehrt' ab des Panzers gutes Erz.

Ein kleines war erſchrocken, dann ſtieß Herr Walther bald
Seitwärts die ſchwere Lanze mit ſeines Schilds Gewalt.
Doch eh' er griff zum Helme, ſein Schwert der Franke führt';
Er hieb ihm ab zwei Locken, den Scheitel hat er nicht berührt.

er hub den Arm er zu einem zweiten Hieb,
ild vorſtreckte Walther, daran das Waffen blieb.
d umſonſt verſucht' es, und zerrt' an ſeinem Schwert,
zurück ſprang Walther, riß ihn am eignen Schwert vom Pferd.

e Bruſt dann trat er, er ſprach es grimmig laut:
eines kahlen Scheitels ſich rühme deine Braut!
du von der Stirne zwei Locken mir geraubt?
dein Haar zur Sühne!“ ſo hieb er ihm vom Rumpf das Haupt.

ot, ſo hieß der Neunte, der führt' ein eiſern Beil,
derlich geknüpfet war an ein dreifach Seil;
das Beil geworfen dem Walther in den Schild,
en die Genoſſen, bis daß ſie faheten das Wild.

hwang der kecke Streiter und warf das blanke Beil,
ſen gift'ge Schlangen vom Baume wie ein Pfeil;
n Schild und Speere die Kampfgenoſſen hin,
Walthers Schilde mit Kräften ſah man alle zieh'n.

te faßte Helmnot, an zwei der Enden drehen
nan von Straßburg Trogunt, von Speyer Tanaſt ſehen,

Und an dem dritten Ende der König ſelber ſtand,
Nicht ſchämt' er ſich zu ziehen am ſchnöden Seil mit feiger Hand.

Einander zu ſie ſchrieen: „Läßt er vom Schild erſt ab,
Dann bringen wir lebendig ihn gar zur Haft hinab!“
So riefen ſie, es hallte vom Schrei der Waldesraum,
Der Schweiß troff von den Stirnen, doch Walther ſtand als wie ein Baum.

Zuletzt da war er ſelber der eitlen Mühe ſatt,
Er wog ſein gutes Waffen, er ſtrich den Panzer glatt,
Sein Haupt war baar des Helmes, den Schild auch ließ er los,
Helmnot mit ſeinen Helfern damit zur Erde niederſchoß.

Da ſprang hinzu Herr Walther und hieb durch Helm und Stirn,
Dem, der das Beil geſchleudert, hinein bis in das Hirn
Und nieder bis zum Nacken mit ſeines Schwertes Wucht,
Zu Boden ſank da Helmnot und Trogunt taumelt' auf zur Flucht.

Er floh zu ſeinem Schilde, da ward er in das Bein
Von Walthers Ger getroffen, im Laufe hielt er ein,
Und mit geſundem Schritte voran lief Alphars Sohn,
Er nahm den Schild des Feindes, er hob ihn hoch, den Siegeslohn.

In ſeinem Geiſt ergrimmet ſchaut um der wunde Recke,
Da langt' er an den Felſen, da riß er aus der Ecke
Mit ſtarken Manneshänden ein halbgelöſet Stück,
Nach ſeinem eignen Schilde ſandt' er dem Feinde das zurück.

Da ward das Holz des Schildes vom Steine ſo geſpalten,
Daß mühlich ihn das Leder zuſammen mochte halten;
Was konnte das doch helfen dem armen Knaben wund,
Er ſchwang, ins Knie geſunken, ſein Schwert und ſprach mit krankem Mund:

„Mich mag die böſe Stunde, nicht deine Tugend fällen!
O hätt' ich einen Schild nur und einen Kampfgeſellen!
Komm' immerhin und hole zum Schild auch dir mein Schwert!“
„Ich komme ſchon!“ rief Walther, er hatt' es lächelnd angehört.

Er fiel dem kranken Helden in den geſchwungnen Arm,
Ein Streich ſollt' ihn erlöſen von Wunden und von Harm,
Da kam mit ſeinem Schilde Herr Tanaſt umgekehrt,
Mit dem er bald vom Freunde den ſchlimmen Streich hat abgewehrt.

Von Trogunt ließ da Walther, es kehrte ſich ſein Zorn
Nach dem verweg'nen Schirmer, er ſchlug und traf ihn vorn,
Und hieb ihm aus der Achſel das Schulterblatt heraus,
Dazu ins Eingeweide, daß fuhr die Seele bald ihm aus.

Als er aus Freundes Munde das letzte Röcheln hörte,
Vom Flehen ließ da Trogunt und ſich zum Fluchen kehrte;
An ſeinen Hals wand Walther der Kette Goldgeflecht:
„Geh ſag' es deinen Freunden, wie gut du droben ſie gerächt!“

Er riß ihn mit der Kette zu ſeinem Freunde nieder,
Und Fels und Waldung tönte von ſeinem Falle wider,
Da lagen um den König erſchlagen die Genoſſen,
Umſonſt in ſeinem Dienſte das edle Blut war da vergoſſen.

11.

Wie Günther Flucht heuchelte und Walther ſchlief.

Da hub er an zu ſeufzen, Herr Günther ſtieg zu Pferd,
Er flog hinauf zum Hügel, da fand er abgekehrt
Hagen, den Helden ſitzen, mit finſterem Geſicht,
Er ſaß auf ſeinem Schilde, des Königs Gruße neigt' er nicht.

Doch bat ihn da Herr Günther mit Worten viel und fein,
Er möcht' ihm in dem Kampfe jetzt ein Geſelle ſeyn;
Mit Zorn erwiedert Hagen: „Was ſoll mein träges Blut?
Ihr ſchaltet meinen Vater, wie bin ich euch zum Kampfe gut!“

b von deinem Grimme!“ der König wieder bat,
zürneſt du den Worten? ſo zürne doch der That!
orte ſühn' ich leichtlich mit viel herrlichen Gaben;
er ſühnt dir den Neffen? ſchau' hin, dort liegt er unbegraben!“

ches Wort er hörte, Herr Hagen wurde roth,
t' an Walthers Treue, und an des Neffen Tod,
ch des Königs Bitten ihn jammerte zu ſehen:
ne das ward Günther, nicht ließ er ab mit Ernſt zu flehen.

n dem grünen Hügel erhub der Hagen ſich;
ch: „mein Herr! ich folge, wohin du führeſt mich,
n den Schlund mit Wiſſen mag auch ein Held nicht ſpringen,
lſen ihn zu fahen, das mag uns nimmermehr gelingen!“

t er in ſeinem Thore, ja, käm' ein ganzer Bann,
rd' ihn mehr nicht achten, denn einen einzeln Mann,
nn auch alle Franken zu Fuß und Roſſe kämen,
h kein ander Ende denn die erſchlag'nen Helden nähmen.

aß uns kläglich weichen, uns hilft verſtellte Flucht;
um des Waſgenwaldes dort weiß ich eine Schlucht,
nd wir wohl geborgen, wir laſſen die Roſſe graſen,
er vorbeigezogen, ſo kämpfen wir auf offnem Waſen.“

Das Wort, das lobte Günther, den Helden er umfing,
Er herzet ihn mit Küſſen, an ſeinem Mund er hing;
So zogen ſie zuſammen in ihren Hinterhalt,
Die guten Roſſe ſandten ſie weiden auf den Anger bald.

Die Sonne war geſunken, die Nacht, die kam gethaut,
Im Felſen ſtand Herr Walther allein mit ſeiner Braut;
Ob er doch fürder zöge, ſann er in ſchweren Sorgen,
Der arge Kuß des Königs nicht war geblieben ihm verborgen.

Er ſann, ob ſie wohl mochten zur Stadt gezogen ſeyn,
Zu nahn am frühen Morgen in friſcher Kämpfer Reihn,
Wie, oder ob ſie lägen im nahen Wald verſteckt;
Ihn ängſteten irre Pfade, mit Dorn und Diſteln tief bedeckt.

Die holde Maid in Sorgen der Held ſah ſehnlich an,
Da maß er Thor und Felſen, zu ſprechen er begann:
„Laß bleiben uns bis Morgen, die Nacht iſt niemand lieb,
Herr Günther ſoll nicht ſagen, ich ſey entronnen wie ein Dieb!“

Drauf hub er an von Zweigen und Dornen einen Zaun
Sich und der Frau zum Schutze bei'm Eingang zu erbau'n,
Dann, als das Werk war fertig, ſchaut' er mit Gram hinab,
Dort wo zu Thale lagen der Kämpfer Leichen ohne Grab.

Dann mit verhülltem Haupte gen Morgen fiel er nieder,
Das Schwert er zückt', es blinkte vom Glanz der Sterne wieder,

---

Er ſ
Und

„Ich

Dein

Jetzt

Laß

Auf
Sech
Zwei

Die

Die
Vom
Und
Und

Die
Sie

Da
Die

hte zu dem König, der alles weiß und ſieht,
ohne deſſen Willen auf weiter Erde nichts geſchieht.

danke dir, Allvater! Dein Schirm und Schutz iſt groß,
Arm hat mich bewahret, vor Schimpf und vor Geſchoß!
hör' auch dieß mein Flehen: in deines Himmels Hallen,
mich die Helden grüßen, die heut' vor meinem Schwert gefallen!“

ſprang er vom Gebete, die Roſſe fing er ein,
 ihrer waren blieben, der König floh mit drei'n
fraß des Schwertes Schärfe, das Zwölfte das ritt Hagen,
Sechſe hat Herr Walther in ſichre Bande ſich geſchlagen.

Rüſtung er ſich löste, legt' hin den müden Leib,
ſchweren Streiche dampfend, und tröſtete das Weib,
tärkte ſich mit Speiſe die kampfesmatten Glieder,
auf dem Schild ſich dehnend, legt' er zur ſüßen Ruh' ſich nieder.

Maid zu ſeinen Haupten bewachte ſeinen Schlummer,
ſah den Helden lächeln, da wich ihr Angſt und Kummer,
ub ſie an zu ſingen, das war von ſüßem Hoffen,
Aeuglein, ſchlummertrunken, ſie mit dem Liede ſich hielt offen.

Doch als der Nacht, der dunkeln, die Hälfte war vergangen,
Abſtreifte da Herr Walther, den Schlaf der ihn umfangen,
Die Feinde ſchon er wittert' im erſten Morgenglanze,
Da hieß die Magd er ſchlummern, und ſtützte raſch ſich auf die Lanze.

Und lieblich ſah er liegen das Mägdlein ohne Noth,
Auf ihrem Angeſichte, da ſchlief das Morgenroth,
Er aber ſtand zu lauſchen mit Sorgen an dem Zaun,
Er wachte bei der Jungfrau, bis ſich der lichte Tag ließ ſchau'n.

12.

Wie Walther vom Wasgenſtein abzog und auf Günther und Hagen ſtieß.

Die kühlen Lüfte hauchten, es thaut' ihm Bart und Haar,
Er ſpürte wohl den Morgen, daß der nicht ferne war,
Da dacht' er auf die Reiſe, er ſtieg hinab in's Feld
Die Waffen der Erſchlag'nen zog von den Leichen ab der Held.

Nicht thät er ſie entblößen, ließ allen ihr Gewand;
Armſchienen und Halsbergen, die nahm er ſich zur Hand,
Die Schwerter ſammt den Gürteln, Panzer und Helme glatt
Die lud er auf vier Roſſe, und ging zurück zur Lagerſtatt.

Die Jung
Er ſelbſt
Sein eige
Den Zaun

Ein Roß
Mit helle
Er horcht'
Nicht eine

Als alles
Hinab zu
Die Roſſe
Die Maid

Zu hinter
Wohl käm
Geritten
Um ſich d

„Weh un
„Ich ſeh'
Und aber
Auf, Her

„Nein, M

Eh' nach

frau er erwecket und ſatzt' auf's fünfte Pferd,
ſprang auf das ſechste, rüſtig und wohlbewehrt,
n Roß, den Löwen, am Zügel führt' er nach,
den riß er nieder, den Felspfad zogen ſie gemach.

nach dem andern ging zwiſchen Felſen ſchmal,
n Auge Walther hernieder ſpäht' in's Thal,
ob nicht ein Flüſtern ertönte, nicht ein Schritt,
s Zaumes Knittern, nicht eines dumpfen Hufes Tritt.

doch blieb ſtille, da ritt er aus dem Spalt,
n grünen Anger wohl aus dem dunkeln Wald,
mit der Beute, die trieb er jetzt voran,
auch mit den Kiſten vorn ließ er reiten auf dem Plan.

t ritt er ſelber, den Löwen ſich zur Seiten:
n ſie von hinten, dacht' er, mit ihm zu ſtreiten;
auſend Schritte ſie waren oder mehr,
e Jungfrau ſchaute, wie ward ihr da der Athem ſchwer!

, o Walther, Walther!“ zu klagen ſie begann,
vom Hügel nieder dort reiten einen Mann,
ſeh' ich einen! o wär' ich nicht geboren!
r, und laß uns fliehen, ſonſt ſind wir doch zuletzt verloren!“

Laid, nicht mag ich fliehen, eh' ſeyen wir verdorben,
o vielem Lobe um Schande ſey geworben!

Auch mag aus ſolchen Nöthen uns dennoch Rettung werden,
Am Zaum nimm du den Löwen und flieh zum Walde mit den Pferden!“

Die Magd gehorchte zagend, und Walther griff zum Schild,
Er warf den Ger und ſprengte darnach ſein Rößlein wild,
So dacht' er zu erproben des fremden Thieres Sitten;
Günther bald und Hagen, die kamen auf ihn zugeritten.

Da ſchrie der ſtolze König: „Jetzt komm und ſtreite, Hund!
Jetzt fletſcheſt du die Zähne nicht mehr im Felſengrund!
Vertoſet iſt dein Bellen! wohl iſt dir's dort gelungen!
Laß ſeh'n, ob auch im Felde das Glück, im offnen, du gedungen!“

Kein Wörtlein ſprach da Walther, als wär' er taub und ſtumm,
Abwandt' er ſich von Günther, nach Hagen ſchaut er um:
„Halt ſtill ein kleines, Hagen, an dich kehrt ſich mein Wort,
Wer nahm doch Freundes Treue ſobald aus deiner Bruſt mir fort?“

„Magſt du dich nicht beſinnen, iſt es denn gar ſo lang,
Daß du dich ſchwer gelöſet aus freundlichem Umfang,
Von deines Walthers Herzen drüben in Feindesland?
Seit haſt du, ungekränket, dein Waffen gegen mich gewandt!“

„Hei! wen

Wie wird

Gewiß er n
Mit mir w

„Ja mir

Was du mi
Ich hätte w
So fürcht'

„Ach, was
Da wir zuſ
In fernen
Wie ich verg

„Wie oft du
Und ſteht in
Du kannſt n

Komm', laß'

Finſter blickt
„Jetzt ſprich

Doch haſt du
Vor meinem

n mich ſieht Herr Hagen, ſo dacht' ich unterwegen,
er doch zum Gruße mir fröhlich geh'n entgegen!
ird mich zwingen, lang bei ihm auszuruhn!
ird er die Reiſe nach meines Vaters Reiche thun!“

ard gar ſchon bange, wo ich's fänd' aufzuheben,
r würd'ſt an Haben, an überreichen geben.
ohl geſchworen: wenn ich nur Hagen fand,
ich keinen Recken in dieſem fremden Frankenland.“

iſt doch geworden aus unſ'rer Kinderluſt,
ammen ſpielten und lagen Bruſt an Bruſt?
Hunnenlanden — gedünket es dich nicht, —
aß des Vaters ob deinem treuen Angeſicht?“

mir geſchworen, mich immerdar zu lieben,
deinem Herzen nichts mehr davon geſchrieben?
icht zürnen, Hagen! komm', ſey mir wieder hold!
' des Schildes Buckel dir füllen mit dem rothen Gold!“

e Hagen, nicht barg er ſeinen Grimm:
t du weiſe Worte, Herr Walther, das iſt ſchlimm! —
Treu' gebrochen und deinen Arm gebraucht;
Angeſichte hat meiner Freunde Blut geraucht!“

„Haſt du mich nicht geſehen, mein Waffen nicht erkannt?
Und biſt in argem Streite doch gegen uns entbrannt?
Und doch, aus Freundsgemüthe möcht' es dir ſeyn vergeben:
Eins aber ſchreit um Rache, geraubt haſt du mein halbes Leben!“

„Der Jugend zarte Blüthe, das Kleinod hell von Glanze,
Den goldgelockten Neffen, den fällte deine Lanze!
Das kann dein Gold nicht ſühnen, das reißt am alten Band,
Das Blut des ſüßen Knaben, das forder' ich von deiner Hand!“

Als das geſprochen Hagen, ſprang er vom Roß in's Feld,
Daſſelbe that auch Günther, Herr Walther auch, der Held;
Sie hielten hoch die Schilde, ſie kämpften nicht ſogleich,
Sie ſtanden unbeweget und jeder wartet' auf den Streich.

13.

Walther kämpft mit Günther und Hagen.

Da brach den Frieden endlich und hub mit aller Macht
Den Ger, den langen, ſchweren Herr Hagen zu der Schlacht,

t wohl gefiel das Walthern, wie der ſo ziſchend flog,
ückte ſich, ja ſorglich den Schild er ſchief entgegen bog.

Ger glitt ab, als wär' es an glattem Marmelſtein,
äg fuhr er in den Boden bis an den Schaft hinein;
n flog des Königs Lanze, die kam aus grimmer Hand,
war der Wurf nicht mächtig, ſie fuhr kaum in des Schildes Rand.

Schild Herr Walther ſchüttelt' und nieder fiel der Speer,
Franken ob dem Zeichen erſeufzten beide ſchwer,
Schmerz doch wich dem Zorne; ſie zogen ihre Schwerter,
deckend mit den Schilden bedrängten ſie den Helden härter.

ecklich an Blick und Waffen war Walther anzuſchaun,
chleuderte die Lanze, daß Beede faßt' ein Graun;
von des Königs Schilde ward ſie zurückgeſendet
fiel zu Walthers Füßen, die hätte Günther gern entwendet.

richt war ſein Beginnen, doch nickt' er dem Geſellen,
Wink begriff wohl Hagen, voran thät er ſich ſtellen,
Feind reizt' er zum Kampfe, der König ließ vom Fechten,
bückte ſich zur Erde nach Walthers Speere mit der Rechten.

Er faßte gut die Lanze, die zog er leiſe fort,
Doch Walthers Muth und Auge ſaß noch am rechten Ort;
Der ſtritt mit Hagen rüſtig, dann, eh' es Günther dachte,
Die linke Ferſe drückt' er auf Hand und Lanze feſt, nicht ſachte.

Gefangen lag der König, ihm zitterten die Knie,
Und ſpöttlich fragt' ihn Walther: „Ei, Herr, was ſuchſt du hie?“
Drauf hätt' er mit dem Schwerte das Haupt ihm bald geſpalten,
Hätt' Hagen nicht mit Eile den Schild vor ſeinen Herrn gehalten.

Nach Walthers Antlitz führt' er dazu des Schwertes Streich,
Der ſchirmte ſich erſchrocken, da wich ſein Fuß zugleich.
Alsbald ſtand auf der König, doch zittert' er und zagte,
Bis er mit Schaam und Zürnen ſich in den Kampf auf's Neue wagte.

So ſtritten ſie mit Walther bis in die neunte Stunde,
Wenn dieſer ward bedränget, wehrt' jener ab die Wunde,
Der Held wohl bei ſich dachte: „Weh, wie die Sonne glüht!
Will dir das Glück nicht helfen, noch machen ſie dich Kampfes müd'!“

Dann hub er ſeine Stimme, laut ſchrie er an den Hagen:
„Wie lange wirſt du fliehen, mich necken und mich jagen?

weiß, du haſt wohl Stacheln, biſt ja ein Hagedorn!
ſuch' es denn zu ſtehen, komm' näher, greif' mich an von vorn!“

dacht' ihn zu ermüden Herr Hagen, ſtark von Kraft,
wich ihm aus im Streite, doch Walther ſchwang den Schaft,
Speer er ſandte mächtig, in Hagens Schild der fuhr,
ch riß er bis zum Panzer, dem Leibe kam er auf die Spur.

wie den Speer er ſandte, zugleich Herr Walther lief,
König mit dem Schwerte, den traf er alſo tief,
von dem Rand des Schildes ein Eck herunter ſprang,
daß durch Hüft' und Schenkel des Schwertes ſcharfe Schneide drang.

ſeinen Schild der König fiel nieder von dem Streich,
Günthern er ſah ſinken, da ward der Hagen bleich,
zu dem zweiten Hiebe Herr Walther ſchon ſich ſtreckte,
en vergaß ſich ſelber, den Herrn mit ſeinem Haupt er deckte.

n Helm war wohl geſchmiedet, gut fing er auf den Hieb,
vor die Funken ſtoben, Walthern war das nicht lieb;

Sein Schwert das war geſprungen, die Splitter ſchlugen auf,
Im Graſe bald ſie glänzten und ohne Wucht hielt er den Knauf.

Zum erſten Male Walther vergaß der Klugheit Rath,
Er warf den Knauf zu Boden, nicht wußt' er, was er that;
Von Zorn er wurde thöricht und Hagen kam gerannt,
Mit ſeinem guten Schwerte hieb er ihm ab die rechte Hand.

Als er die Hand ſah fallen, die vielen Fall gebracht,
Sein liebſtes Glied, die Tapfre, vor Walthern ward es Nacht:
Doch zückt' er nicht zuſammen, ſein Sinn, der blieb doch hell,
Den wunden Arm er ſteckt ihn in ſeines Schildes Riemen ſchnell.

Und nach dem kurzen Waffen griff ſeine linke Hand
(Das er zur rechten Seite aufhing im Hunnenland),
Da ſtürzt' er grimm auf Hagen, hat Rache ſich erſtritten,
Hagen, dem ſchildeloſen, ſein rechtes Aug' ward ausgeſchnitten.

Nieder fuhr ihm das Waffen vom Schlaf bis in den Mund,
Da ſtieß es aus drei Zähne, die Lippe riß es wund,

fiel von großen Schmerzen Herr Hagen in den Sand,
wankte ſelber Walther, er ſank ins Gras zu ſeiner Hand.

14.

Wie die drei Recken Frieden machten.

den, den hätten nimmer geſchloſſen die Geſunden;
ver athmeten die Helden, ſo ſchloſſen ihn die Wunden.
lag des Walthers Rechte, dort lag des Königs Bein,
Hagens zitternd Auge: wer mochte da wohl Sieger ſeyn?

ſprach der tapfre Walther: „So theil' ich auch mein Gut!
haben drum geworben ein Jeglicher mit Blut.“
alich und laut Herr Walther der Maid rief in den Wald,
Roſſen und mit Schätzen die ſchöne Magd kam alſobald.

n ſaßen auf dem Anger, der König aber lag,
kranken Helden treulich die fromme Jungfrau pflag,
Blutes Strom ſie ſtillte mit Blumen, die ſie fand,
en und weiche Tücher ſie Allen um die Wunden band.

Der ſtarke Recke Walther, obwohl er da ſaß wund,
Des Endes war er fröhlich und lachend ſprach ſein Mund:
„Von meines Löwen Rücken hol' uns den Krug mit Wein,
Dazu des Ezels Becher, du ſüße Magd, und ſchenk' uns ein!“

„Den erſten Trunk, dem Hagen ſollt du den freundlich reichen,
Kämpen auf aller Erden ſieht man nicht ſeines Gleichen.
Wohl dem Herrn, dem er dienet, wohl dem Freund, den er liebt,
Doch wehe, wen er haſſet, ja ſchlimmern Feind es nimmer giebt!“

„Jungfrau, den zweiten Becher, den reiche kecklich mir,
Mehr als die Andern alle, hab' ich erduldet hier;
Zuletzt ſoll Günther trinken, er wird noch immer ſatt,
Liegt er auch krank an Wunden, doch iſt er nicht vom Kampfe matt!“

Die Jungfrau thät mit Freuden, wie ihr befohlen war,
In einen goldnen Becher den Wein ſie ſchenkte klar;
Herrn Hagen ſie kredenzte den Trunk lieblich und friſch,
Schönere Schenkin ſtehen ſah man an keines Königs Tiſch.

Wohl war ihm dürr der Gaumen vom Kampf und von der Wunde,
Doch führte nicht den Becher Herr Hagen zu dem Munde;

Er ſprach: „Nein, reich' ihn Walthern, dem Bräutigame dein,
Vor mir und Allen leuchtet des edlen Helden Tugendſchein!“

Die Maid that ſeinen Willen, zuerſt Herr Walther trank,
Nach ihm ſo thät es Hagen; am Leib ſie waren krank,
An Muth doch unbeſieget, ſie huben an zu ſcherzen;
Der König trank für Dürſten, doch that er es mit ſchwerem Herzen.

Herr Walther und Herr Hagen, wie ſie gewechſelt lang
Der Speere Saus in Lüften, der Schild' und Schwerter Klang,
Jetzt wechſelten ſie Worte, zierlich gedreht und ſpitz;
Herüber und hinüber, wie jüngſt die Lanze, fuhr der Witz.

„Geh' hin und jage Hirſche durch deinen Forſt,“ ſprach Hagen,
„Du könnteſt von dem Pelze gar ſchmucke Handſchuh' tragen;
Doch ſcheer' ein Schaaf daneben, füll' dir den Aermel aus;
Wann in den Wald ein Jäger ging ohne rechte Hand hinaus?“

„Wenn du jagſt, hei!“ ſprach Walther, „das wird ein Jagen ſeyn!
Ich jage nach den Hirſchen und du verfehlſt das Schwein;

Zwei Augen braucht der Jäger, du haſt ein einzig's nur,
Kaum überſieht's die Hunde, verloren iſt des Thieres Spur."

„Und um dein feines Buhlen," rief Hagen da mit Scherzen,
„Wie zierlich mit der Linken wirſt du die Braut nicht herzen!
Es wappnet ſich, es ſpeiſet kein Mann, wie du, zu Land,
Das Schwert führſt du zur Rechten, den Löffel in der linken Hand!"

„Du haſt es freilich beſſer, dir dient ein Ding für zwei,
Denn kommſt du heim," ſprach Walther, „ſo kochſt du einen Brei;
Dein Bauch verlangt nach Speiſe, den Brei reichſt du dem Mund,
Dein Auge darf der Salbe, du machſt es mit dem Brei geſund!"

So ſcherzten ſie bei'm Weine, das war kein ſchwerer Streit,
Sie reichten ſich die Hände zu Treu' und Einigkeit.
Des Hagens Rechte ſchüttelt Herr Walther mit der Linken,
Mit ſeinem linken Auge ſah man den Hagen freundlich winken.

Sie küßten ſich zu ſcheiden, zu Roſſe bald ſie hoben
Den wunden König Günther, ihr Dienſt der war zu loben;

Er ritt ſo gut er konnte, Herr Hagen treu daneben,
Seit hat er um den Fürſten im Kampf gelaſſen Leib und Leben.

Gen Worms zu Thal ſie zogen, Herr Walther ritt bergein,
Die Jungfrau mit dem Löwen ritt an der Seite ſein.
Seit hat er ſie gefreiet am Hofe zu Burgund:
Ein Sänger ſang beim Mahle von Walthers Flucht mit Hildegund.

VI.

Der Möringer.

Schwäbiſche Sage in vier Romanzen.

1.

Das war der edle Möringer,
Der ſprach zu ſeiner Frau,
Die ſchönſte war es weit und breit
Im ganzen Donaugau;

So ſprach er um den Hahnenſchrei:
„Herzliebes Weib, ſieh zu!
Du ſollt mein harren ſieben Jahr!“
Er küßte ſie dazu.

„Mich treibt nicht Fürwitz, alle Welt
Hab' ich genug durchrannt;
Ein ſtreng Gelübde treibt mich fort,
Hin in Sankt Thomas Land.“

„Von Jahr zu Jahre hab' ich geſäumt,
Ich mochte nicht von dir;
Jetzt mahnt es mich bei Tag und Nacht,
Läßt keinen Frieden mir.“

Da ſprach die Frau gar trauriglich,
Betrübet war ihr Muth:
„Weh! wem befehlt ihr, edler Herr,
All euer Land und Gut?“

„Und wenn es wohl geborgen iſt,
So bleib' ich doch allein!
Wer ziehet unſer Kind, wer ſoll
Mein treuer Pfleger ſeyn?“

Der Ritter gut, er tröſtet ſie:
„O traure nicht ſo ſehr,
Mir dienet manch' ein werther Mann,
Der pflege deiner Ehr'.“

„Das Töchterlein das ziehen uns
Die frommen Kloſterfrau'n;
Einſt lüft' ich ſelbſt den Schleier ihr,
Und will als Braut ſie ſchau'n.“

„Und deiner Ehren trau' ich wohl,
Du biſt von guter Art.
Jetzt gieb mir Urlaub, zarte Frau,
Ich will auf Gottes Fahrt!“

„Der ſegne dich und hab' uns all'
In ſeiner treuen Hut;
Sankt Thomas auch, der edle Herr,
Sey uns ein Helfer gut!“

Da ging der fromme Möringer
Aus ſeiner Kammer für;
Der Kämm'rer mit dem Becken ſtand
Und harrte vor der Thür.

Er nahm ihm ab das Morgenkleid,
Reicht' ihm das Waſſer dar;
Es wuſch der Herr ſich mit der Hand
Sein lichtes Auge klar.

Dann ſchauet er den Diener an,
Sein Haar das war ganz grau.
„Dir,“ ſprach er, „du getreuer Knecht,
Befehl' ich meine Frau!“

„Ich find' an dir der Tugend viel,
Drum pflege du ſie mir:
Nach ſieben Jahren kehr' ich heim,
Ja, reichlich lohn' ich's dir.“

Der Kämm'rer doch ſprach tugendlich:
„O Herr, es iſt nicht gut:
Die Frauen tragen lange Haar
Und einen kurzen Muth.“

„Bei eurer Habe bleibet heim,
Wenn ich euch rathen mag.
Nicht möcht' ich pflegen eurer Frau,
Nicht über ſieben Tag'.“

Die Rede däuchte fremd dem Herrn,
Er trat beſchwert hinaus.
Von Neuſen fand, den jungen, er
Da ſtehen vor dem Haus.

Er ſah ihn an, er dachte wohl,
Wie treu der ſey geſinnt:
Es iſt ein Jüngling von Geſtalt,
Von Herzen noch ein Kind.

Er ſprach: „Von Neuſen, junger Herr,
Ihr liebſter Diener mein!
Ihr ſollt ein Pfleger meinem Weib
Auf ſieben Jahre ſeyn.“

„Ihr Leben ganz befehl' ich euch
Und den geliebten Leib.
Wie dort der Herr vom Kreuze ſprach:
Dies iſt dein Sohn, o Weib!“

Der junge Herr von Neuſen, ei!
Wie neigt er fröhlich ſich:
„Herr, zeuch hinaus, wohin du willſt,
Nicht weiter kümm're dich!“

„Und wär'ſt du aus auch dreißig Jahr',
Noch pflög' ich ihrer gern.“
Da zog der edle Möringer
Getroſt hinaus zur Fern'.

2.

Und ſieben Jahre waren um
Bis zu dem letzten Tage;
Herr Möringer, in Thomas Land,
Ruht' aus im grünen Hage.

Es lief um ihn das fremde Volk
Es blühten ſelt'ne Kräuter;
Von manchem Abentheuer müd',
Schlief ein der Gottesſtreiter.

Und wie er lag, das Angeſicht
Gen Himmel ſtill gekehret,
Da ward von einem böſen Traum
Der edle Herr beſchweret.

Ein Engel ihm zur Seite ſtand,
Deß Wort hat er vernommen:
„Zeit iſt's, erwache, Möringer!
Eil', in dein Land zu kommen!"

„Der junge Neufen führet heut
Dein Weib in ſeine Kammer!"
Da wacht' er auf, den grauen Bart
Rauft' er ſich aus im Jammer.

„Weh mir, wie reu't mich meine Frau!
Weh mir, um Land und Leute!
Daß ich muß fern geſchieden ſeyn,
Wie ſoll ich's ändern heute?"

„So weit ich ſchau', iſt fremdes Land,
Gebirge, Kett' um Kette,
Und könnt' ich fliegen wie mein Blick,
Nicht käm' ich heut' zur Stätte.“

„Die ich gebracht zur Würdigkeit,
Die ſchändet mich an Ehren!
Sankt Thomas, bei der Marter dein,
Du wolleſt mich erhören!“

„Du haſt in dieſem fremden Land
Gethan der Wunder viele:
Wenn du mir Gottes Hülfe ſchickſt,
So komm' ich wohl zum Ziele!“

Da war dem edlen Möringer
Ein Troſt ins Herz gegeben;
Drum, als er brünſtig ſo gefleht,
Schnell wollt' er ſich erheben.

Doch war ſein Leib ſo krank und ſchwer
Von Leid und großem Kummer,
Er ſank zurück von Müdigkeit
Und fiel in neuen Schlummer.

Und als er aus dem Schlaf erwacht,
So höret er es rauſchen,
Sein Auge noch geſchloſſen war,
Sein Ohr begann zu lauſchen.

Es war ſo wohlbekannter Laut:
Sein Blick thät ſich erhellen,
Da floß vor ihm der Donauſtrom
Mit ſeinen alten Wellen.

Da gehet neben ihm das Rad
Von ſeines Schloſſes Mühle,
Da ſäuſelt ihm ein Eichenbaum
Hernieder Abendkühle.

Und auf dem Hügel glänzt die Burg
Im letzten Sonnenſcheine;
Dort wohnen Weib und Mannen ihm,
O weh, ſind es noch ſeine?

Doch ſpringt er auf, nach ſeinem Haus
Die Arm' er ſehnlich breitet:
„Sankt Thomas, frommer Bote, Dank!
Du haſt mich wohl geleitet!“

Zur Mühle ging er ein, er war
Ein armer Mann zu nennen;
Den Herrn, den edlen Möringer,
Den mochte keiner kennen.

5.

„O Müller, ſey mir treu geſinnt:
Weißt von der Burg nicht neue Mähr?
Ich bin ein fremder Pilgersmann,
Doch war ich droben wohl ſchon eh'r.

Der Müller ſprach, er wundert ſich:
„Kommt ihr aus alſo fernem Land?
Die ſchlimme Mähr, die Jeder weiß,
Iſt euch allein ſie nicht bekannt?“

„Ich weiß der Abentheuer viel:
Der junge Herr von Neufen freit;
Das Weib des edlen Möringer,
Das will ihn ehlich nehmen heut'.“

„Man ſpricht, der edle Ritter ſey
In fremden Landen blieben todt.
Das iſt mir leid und groß Beſchwer,
Gott woll' ihm helfen aus der Noth!“

„Gott gnade meinem lieben Herrn!
Von ihm hab' ich mein Gut und Ehr';
Ja, tröſte Gott die Seele ſein!
Ach, daß er immer bei uns wär'!“

Da ging das Wort dem Möringer
In's Herz von ſeinem gutem Knecht;
„Dienſtmann und Weib vergaßen mich,
Des Knechtes Treue blieb mir ächt!“

Er ſprach: „ich wünſch' euch gute Nacht!
Und hört, wenn euer Wort iſt wahr, —
Habt in der Kammer ihr ein Weib,
So geht nicht fort auf ſieben Jahr!“

„Auch dem Geſellen trauet nicht,
Von Herzen fromm, von Alter zart:
Die böſe Luſt kommt mit der Zeit,
Und mit den Jahren wächſt der Bart.“

Dann wandelt er den Pfad hinauf:
„Nun rathe Gott, wie greif' ich's an,
Daß mir nicht wehren meine Burg,
Die ſonſt mir waren unterthan.“

Da ſtand er in dem Dämmerlicht
Vor ſeiner eignen Burg am Thor;
Er klopft mit harter Fauſt daran,
Der Thorwart rief: wer iſt davor?

„Um Gott! nicht lange ſäume dich,
O Freund! ſag' an der Frauen dein:
Es iſt hienieden vor der Burg
Ein müder Pilgrim, will hinein.“

„Nur eine ſchlechte Gab' er heiſcht,
Sie ſoll darob nicht ſehen ſcheel,
Um Gottes Willen und Sankt Thoms,
Um Möringers, des edlen, Seel'!“

Als ſolches Wort die Frau gehört,
Sie ſprach: „ſchleuß auf, ſchleuß auf das Thor!
Um Gottes willen und Sankt Thoms,
Nicht ſoll er warten lang' davor!“

„Ja, gieb dem armen Pilgersmann
Zu eſſen ſatt ein ganzes Jahr!“ —
Der Frau an ihrem Hochzeittag
Die Freude doch verdorben war.

Da ward der edle Möringer
Gelaſſen in die Burg hinein.
Er ſprach: „Herr Chriſt, ich danke dir;
Daß ich hier wieder bin, iſt dein.“

Doch mußt' er in der eignen Burg
Ein armer Pilger einſam ſtehn;
Er ſah ſich um im weiten Hof,
Kein Knecht ihm mocht' entgegen gehn.

Obwohl erſtanden erſt vom Schlaf,
Däucht' er ſich da ſo müd' und krank,
Nicht hatt' er hundert Schritt gethan,
Mußt' doch ſich ſetzen auf die Bank.

Er ſchaut' hinauf zum Ritterſaal;
Der glänzte wie zu ſelber Zeit,
Als eine tugendſame Braut
Der edle Möringer gefreit.

Die alten Weiſen ſpielten auf
Die Lautner und die Pfeifer all',
Doch anders ſchlug dem kranken Herrn
Das Herz zu ihrem lauten Schall.

Wohl ward ihm kleine Weile lang,
Doch tritt er nicht in ſeinen Saal,
Die Mannen ſind in andrer Pflicht,
Ein Andrer küßt ſein Ehgemahl.

4.

Und droben in dem Ritterſaal
Saß Bräutigam und Braut,
Die Lampen brannten immer hell,
Die Pfeifen klangen laut.

Sie pflogen wohl des reichen Mahls,
Bis nun die Stunde kam;
Daß in die Kammer mit der Braut
Ging ein der Bräutigam.

Da ſtand der beſte Dienſtmann auf,
Deß Haar und Bart war weiß,
Es ſprach zu ſeinem jungen Herrn
Ein gutes Wort der Greis.

„Ihr ehret, däucht mir, edler Herr,
Des Schloſſes Sitte gern,
So laßt mich eins berichten noch
Von Möring, meinem Herrn."

„Es ſchlief kein Gaſt in ſeiner Burg,
Er ſänge denn ein Lied;
Ein Pilgrim draußen auf der Bank
Sitzt einſam, wegemüd'.“

„Gelabet hat ihn euer Wein,
Und eure Speiſ' erquickt;
Vielleicht er ſingt euch noch ein Lied,
Wie ſich's zum Feſte ſchickt.“

Der junge Herr von Neufen horcht
In Fröhlichkeit dem Wort;
Er ſprach: „Wie gingen ohne Lied
Die werthen Gäſte fort?“

„Ihr Pfeifer hört zu gellen auf,
Ihr todten Lauten, ſchweigt!
Viel lieblicher ein helles Lied
Aus Menſchenkehlen ſteigt!“

Man rief den Pilgrim in den Saal,
Der trat zur Thüren ein,
Zur Erde ſenket er den Blick,
Als blendet' ihn der Schein.

Er leget, den er nicht gebraucht,
Zur Seite ſeinen Stab;
Er ſchüttelt von dem Rock den Staub
Des fernen Landes ab.

Da reichen ſie die Harf' ihm dar,
Er griff mit Schmerzen drein:
„Ich weiß ein einzig traurig Lied,
Es wird euch nicht erfreu'n!“

„Es hat mich's in Sankt Thomas Land
Ein fremder Mann gelehrt;
Doch wollt ihr's haben anders nicht,
So ſey es euch gewährt!“

„Zu ſchweigen immer — ſang er drauf —
Hatt' ich wohl eh' gedacht;
Seit hat mich eine ſchöne Frau
Zum Singen doch gebracht.“

„Alt bin ich, was ich ſchaffen mag;
Zwar junget ſie nicht viel,
Doch weil mein Bart iſt gar ſo grau,
Schielt ſie nach jüng'rem Spiel.“

„Sie ſucht' ſich einen jungen Mann,
Seit ward der Herr ein Knecht,
Und eine alte Schüſſel iſt
Zur Hochzeit ihm gerecht.“

„Mit Ruthen züchtige das Weib,
Das alſo ſünd'gen kann:
Räch' an der alten Braut mich du,
Steh' auf, du junger Mann!“

So ging des Pilgers Liedlein aus,
Und ſtille war's im Saal,
Die Lauten und die Pfeifen hell
Noch ſchwiegen allzumal.

Und als die Frau das Lied gehört,
Trübt ſich ihr Auge klar;
Und einen goldnen Becher reicht
Dem Pilger ſchnell ſie dar.

Es geußt der Schenk den Becher voll
Mit altem, klarem Wein;
Da ſenkt den Ring von rothem Gold
Der Möringer hinein.

Er ſprach bei ſich: „du treuer Ring,
O wende du mein Leid!
Und trau mir an zum zweitenmal
Die herzgeliebte Maid!“

Und laut ſprach er: „Geſelle traut!
Komm, Schenke, diene mir!
Und trage mir vor deine Frau
Den goldnen Becher hier!“

„Ja, liebſter Pilger!“ ſprach der Schenk,
Er ſprach es tugendlich,
Den Becher trug er vor die Frau
Und neigt' in Züchten ſich:

„Ach, Frau, nehmt hin, ach liebſte Frau!
Kehrt her das Angeſicht!
Es ſendet ihn der Pilger euch,
Verſchmäht den Becher nicht!“

Da neigte ſie das Angeſicht,
Schaut' in des Bechers Grund,
Dort winkt' ihr aus der klaren Flut
Das Ringlein roth und rund.

„Das iſt mein Herr, der Möringer!“
Sie rief's, „mein Herr iſt hie!“
Auf ſprang ſie da vom Hochzeitmahl,
Und fiel vor ihm in's Knie.

„Willkommen ſeyd, mein lieber Herr!
Wo bliebt ihr doch ſo lang?
Obwohl ihr ſeyd des Leides voll,
Nicht ſey euch fürder bang!“

„Die Ehre mein, die hab' ich noch,
Sankt Thomas ſey's gedankt!
Mein Mund brach ſein Gelübde nur,
Mein Wille hat gewankt.“

„Und dünkt mein Frevel euch zu groß,
So mauert nur mich ein!
Doch bleibet fröhlich, lieber Herr,
Denn euer Haus iſt rein!“

Der junge Herr von Neuſen auch
Zu ſeinen Füßen ſank:
„Ich ſchwör' es, Herr, die Frau iſt rein,
Ich bin an Ehren krank!“

„Gebrochen hab' ich Treu' und Eid,
Euch Weib und Gut geraubt!
Ja, rächet immer euren Schimpf
Und ſchlagt mir ab das Haupt!“

Da ſprach der edle Möringer
In ſeinem Pilgerkleid:
„Käm' aus der Fern' ich dazu her,
Mir thät' es wahrlich leid!“

„Gott hielt uns all' in ſeiner Hut,
Er hat es wohl gelenkt:
Sprich, Weib, wo iſt mein Töchterlein,
Daß niemand ſein gedenkt?“

„Herr, aus dem Kloſter kam ſie heut,
Ach, Herr, wie ſprachſt du doch?
„„Einſt lüft' ich ſelbſt den Schleier ihr;““
Sieh, Herr, ſie trägt ihn noch!“

Da trat aus ihrem Kämmerlein
Die Jungfrau ſchmuck und ſchlank.
„Nun, wohl gediehen iſt ſie doch,
Sankt Thomas, habe Dank!“

Ihr nahm der Vater alſobald
Den Schleier vom Geſicht,
Er ſprach: „Ei ſchauet, junger Herr,
Gleicht ſie der Mutter nicht?“

„Nehmt hin die Hälfte meines Guts,
Werbt um das Mägdlein traut;
Euch ziemt die junge Tochter ſein,
Laßt mir die alte Braut!“

Da hub der edle Möringer
Sein reuig Weib empor;
Da ſtand der junge Ritter auf,
Ihm lieh die Maid ihr Ohr.

Die Frauen waren beide zart,
Die Herren wohlgethan.
Ihr Pfeifer, feiert länger nicht,
Die Hochzeit hebt ſich an!

VII.

Der Appenzeller Krieg.

In neun Romanzen.

Einladung.

Folget meines Liedes Stimme
Nach dem allerſtillſten Thal,
Sicher vor des Sturmes Grimme,
Nicht verbrannt vom Sonnenſtrahl,
Ruh' und Kühlung zwiſchen Hügeln,
Matten grün und Himmel hell;
Kommt, laßt uns den Schritt beflügeln,
Bis wir ſind im Appenzell.

Kühe weiden, Bienen ſaugen,
Gras und Blume ſtehn ſo dicht,
Sättigt die vergnügten Augen,
Suchet Baum und Rebe nicht.
Wenn ihr von den Bergen kommet
Fehlt euch Speiſe nicht und Trank,
Milch und Honig — was euch frommet --
Harret auf der Ruhebank.

Satt und fröhlich ſollt ihr werden,
Setzt euch vor das kleine Haus;
Hütten breiten ſich, wie Heerden
Auf dem grünen Anger aus.

Niedrig und geborgen ſtehen
Sie auf friedevollen Au'n,
Wer es ſiehet, muß geſtehen:
Hier iſt lieblich Hütten bau'n.

Hier wohnt Hochmuth nicht, noch Schande,
Froh iſt Alles, Alles gleich;
Wer iſt König hier im Lande,
Macht es in der Armuth reich?
Wenn ihr nach dem König fraget,
Ruft das Volk Euch lachend zu:
„Hinten ſitzt er, wo's mittaget,
Herrſcht ſchon lang in guter Ruh'!“

„Dort auf dem granit'nen Throne
Tauſendjährig ſitzt der Greis,
Trägt von Felſen eine Krone,
Schnee färbt ſeine Scheitel weiß.
Der beſchirmet unſre Saamen,
Deckt mit ſeinem Leib das Land,
Iſt mit edlem Fürſtennamen:
Hoher Säntis rings genannt.

Seltſam Volk, deß Hütten Wälle,
Deſſen Reichthum Schaaf und Rind,
Schatz und Vorrathskammer Ställe,
Deſſen Fürſten Berge ſind!
Wer hat dir dein Loos geſchaffen,
Ohne Wunſch und ohne Harm?
Sieh, da heißt es: unſre Waffen!
Sieh, da ruft es: unſer Arm!

Und ins Wort der braunen Hirten
Stimmt der Mund der Weiber ein;
Die den Wandrer mild bewirthen, —
Wollen nicht vergeſſen ſeyn.
Denn es ſiegten mit die Frauen,
Und wenn's auch ihr Arm nicht that,
That's ihr Antlitz, ſtreute Grauen
Auf des Feindes flücht'gen Pfad.

Nun, bereitet iſt die Kunde:
Grünes Thal, ſo ſey uns hold!
Laß aus deinem dunkeln Grunde
Strömen ſie, wie flüſſig Gold.
Lieblich, wie der Wieſen Blume,
Sonder Schmuck, wie deine Flur,
Glänze ſie vom lautern Ruhme
Deiner frommen Helden nur.

1.

Die Appenzeller tagen.

Seht! die Gipfel färben ſich
Mit der erſten Morgenhelle,
Drunten noch in Nacht gehüllt
Liegt des Abtes feſte Zelle,
Wo der finſtre Vogt ihm hauſet,
Der den Bauern hält als Knecht;
Doch der Herr ſitzt in Sankt Gallen
Und verſchließt ſein Ohr dem Recht.

Aber von den Bergen ſteigt
Nieder auf den Felſenſtegen
Rüſtig Sennenvolk ins Thal,
Aus den Hütten hochgelegen;
Und die in der Tiefe wohnen
Harren ſchon auf grünem Plan;
So, indem der Dränger ſchlummert,
Bricht der Tag der Freiheit an.

Arme Hinterſaſſen ſind's,
Laſſen ihrer doch nicht ſpotten.
Wie ſie kommen, Dorf um Dorf,
Stellen ſie ſich auf in Rotten.

Ohne Namen und Geſchlechter,
Ohne Brauch und Obrigkeit,
Doch beginnen ſie zu tagen,
Denn ſie lehrt's die ſchlimme Zeit.

Eines Haupt ſieht man im Kreis
Ueber andre Häupter ragen,
Der die grauſten Locken hat,
Der viel weiß aus alten Tagen,
Der die Freiheit jung geſehen
Drüben ob und nid dem Wald: —
„Ihr ſollt die Gemeinde führen,“
Ruft das Volk, „Herr An der Hald'!“

Und es nimmt der Greis das Wort:
„Wer zu klagen hat, der klage!
Wem der Herr ein Leid gethan,
Wen ein Vogt gekränkt, er ſage!
Was wir ſchuldig ſind zu leiſten,
Geben wir dem Abte gern,
Unrecht mögen wir nicht dulden,
Nicht vom Diener, noch vom Herrn!“

Hundert Stimmen wurden laut,
Murrten, wie des Fluſſes Wellen,
Daß der Vogt im Schlafe dacht':
Iſt die Sitter*) denn im Schwellen?
Doch er ſchlummert fort im Schloſſe,
Und zur Stille mahnt der Greis;
Der nur ſoll zum Volke reden,
Der gewiſſe Kunde weiß.

---

*) Das Hauptflüßchen Appenzells.

Alsbald hebet Einer an
Wie dort Abt und Probſt es treiben,
Gehn auf Fiſch- und Vogelfang,
Mögen nicht im Kloſter bleiben.
Und ein Andrer hat's geſehen:
Bei den ehrenwerthen Frau'n,
Läßt der Abt im heil'gen Münſter
Seiner Kammer Metze ſchau'n.

Anderhalde ſprach, der Greis:
„Möget ihr ihn drüber richten?
Solches ſündigt er dem Herrn,
Mahn' ihn der an ſeine Pflichten!
Kümmert's uns, wenn hinter'm Berge
Einer lebt im wilden Braus?
Bleibe rein nur unſre Kammer,
Heilig unſer Gotteshaus.“

„Darum bringet andres vor:
Wem ward Gut und Blut beleidigt?
Wer bedarf's, daß gegen Schmach
Ihn der Brüder Arm vertheidigt?“
Und zween Männer traten klagend
Vor das Volk, in bittrem Leid;
Blut'ge Wunden trug der Eine,
Und der Andr' ein Trauerkleid:

„Meint ihr,“ ſchrie der Erſte laut,
„Daß ich trage Schwertes Wunde?
Vor dem Helfenberger Schloß
Hetzt' auf mich der Probſt die Hunde!

Jagen fand er mich im Walde,
Rief erboſt: „„Die Bürſch' iſt mein,
Und der Bauer ſoll mir frohnen,
Soll nicht ſelber Jäger ſeyn.““

„Und der Edelleute Troß,
Die ihn trotziglich umringen,
Pfeifen ſeinen Doggen bald,
Daß ſie mich zu Boden zwingen.
In der Nacht bin ich geflohen,
Wie ein ſcheues Wild gejagt;
Macht er uns zum Thier des Waldes?
Das ſey Gott und euch geklagt!“

Der im Trauerkleide ſprach:
„Rettet mir des Hauſes Ehre!
Wer da lebt, der wehret ſich,
Todte nur ſind ohne Wehre.
Nicht mehr ſicher in der Erde
Sind ſie vor der Vögte Wuth;
Meines Vaters Leiche rufet
Laut, wie dieſes Mannes Blut.“

„Als im kühlen Boden wir
Geſtern ihn mit Leid begraben:
Kömmt der Vogt von Schwendi her,
Will des Alten Leibrock haben.
Ihm gebühret, ſpricht er trotzig,
Jedes Todten beſtes Kleid. —
„„Herr! wir haben ihn im Sarge
Mit geſchmückt, es iſt uns leid!““

„Und der Grimme geht an's Grab,
In dem Herzen hegt er Arges,
Läßt den Boden wühlen auf,
Zerrt am Deckel ſeines Sarges,
Oeffnet, zwingt den ſtarren Vater
Noch einmal ans Tageslicht,
Zieht dem Leichnam ab die Hülle
Vor der Kinder Angeſicht!“

Mit Entſetzen horcht das Volk,
Aber eh' den Spruch es waget,
Theilt ein Weib der Männer Kreis:
„Hört mich,“ ſchreit ſie, „weil ihr zaget!
Wär' ein Bote mir geblieben,
Hätt' ich gern euch den geſandt;
Doch es liegt mein Mann ermordet,
Und mein Söhnlein iſt verbrannt!“

„Friſch und fröhlich war der Mann,
Mocht' ein keckes Wörtlein ſagen:
Sieh! von Bußnang kommt der Probſt
Grimm zu Roß, läßt ihn erſchlagen;
Heißt mich aus der Hütte treiben,
Hinter mir liegt Haus und Kind.
Jetzt erſt wirft er drein die Flamme,
Daß die Aſche fliegt im Wind!“

„Gott des Zorns, gieb Manneskraft
Meinem Arm zu meinen Schmerzen,
Oder gieb, barmherz'ger Gott,
Dieſen Männern Mutterherzen!

Daß die Väter in dem Lande
Mögen ſprechen frei und warm,
Daß die Mütter können lächeln,
Ihre Kinder auf dem Arm!“

Als das arme Weib ſo ſprach,
Huben ſie den Arm, den ſtraffen;
Und erröthend rief der Greis:
„Männer, ſagt, wo habt ihr Waffen?“ —
„„Seyd getroſt, Herr Underhalde!
Haus und Stall ſind voll davon:
Bickelhauben, Hellebarden,
Panzer harren lange ſchon!““

Und er ſprach: „So komm' hervor,
Steige hinter unſern Bergen!
Die du Mord und Brand geſchaut,
Und den Gräuel an den Särgen!
Zeuge für uns, Gottes Sonne!
Daß der Krieg nicht unſre Schuld,
Denn die wilden Frevel riſſen
Aus der Seele die Geduld!“

Bald ſind's keine Hirten mehr,
Blanker Harniſch glänzt an Allen,
Und der Greis eilt durch den Wald
Zu den Freunden in Sankt Gallen;
Die gen Bußnang, die zur Zelle,
Schaaren klimmen hier und dort,
Morgen vor dem Helfenberge
Sagen ſie dem Probſt ein Wort.

2.

Wie der Probſt geſtraft wird.

Auf dem Helfenberger Schloſſe,
In des Thurgau's fettem Thal,
Sitzt der Probſt mit edlen Herren,
Hält beim rothen Wein das Mahl.
Aber röther als der Wein
Fängt der Himmel an zu ſtrahlen,
In den klaren Teichen ſehn
Sie die dunkle Glut ſich malen.

Bußnang ſteht in düſtern Flammen,
Keßwyl's alter Thurm, er raucht,
Enn' und Bürglen glühn zuſammen,
Eins vom andern angehaucht.
Qualm erfüllt das grüne Thal,
Immer ſteigt die Flamme heller,
Und im Fliehen ruft ein Knecht:
„Herr, ach Herr, die Appenzeller!“

Und es hebt der Vogt von Schwendi
Blaß und zitternd ſich vom Mahl,
Und der Vogt der Abteszelle
Stürzet flüchtig in den Saal.
Aus dem Schlaf ward er gejagt,
Mit dem erſten Morgenſchimmer,
Und der Hirte hinter ihm
Riß die Burg in Schutt und Trümmer.

Oede wird es an den Tiſchen,
Zu den Waffen ruft der Probſt,
Doch ihn warnt ein frommer Ritter:
„Herr! umſonſt iſt's, daß du tobſt.
Als du Vater ſchlugſt und Kind,
Und auf Menſchen hetzteſt Hunde,
Brannten deine Burgen ſchon
War gekommen deine Stunde!“

„Lege gütlich dich zum Ziele;
Was du that'ſt im Zornesmuth,
Büße mit gelinden Worten,
Kluge Reu' macht vieles gut!“
Zag und trotzig ſpricht der Probſt:
„Seht ihr Bürger von Sankt Gallen?
Mit den Bauren hand'l ich nicht;
Bürger laß ich mir gefallen.“

Und den Feinden vor der Veſte
Thut ſich auf das alte Thor;
Würd'ge Bürger von Sankt Gallen
Bringen ihr Begehren vor.
Freundlich von dem rothen Wein
Schenkt der Probſt den ernſten Gäſten;
Ihnen, nur den Hirten nicht,
Uebergiebt er ſeine Veſten.

Doch die ſchlichten Appenzeller
Trauen ihrem Feinde nicht,
Es gelüſtet ſie, zu ſchauen
Ihres Gegners Angeſicht.

Der ſo vielen Leids gethan,
Selber wollen ſie ihn hören,
Kam aus ſeinem Mund der Eid,
Wollen ſie ihm Frieden ſchwören.

Als ſie zornig dieß bedeutet,
Thut ſich auf das alte Thor,
Und auf ſeines Schloſſes Brücke
Tritt der ſtolze Probſt hervor.
Zitternd unter ſeinem Schritt
Schwankt das Brett und bebet lange,
So, den Abgrund unter ſich,
Steht der Herr und ſchwöret bange.

Und die Schaar betrübter Ritter
Ziehet ſtille mit ihm aus.
Auch der Hirte ſchwur ihm redlich,
Wandelt ohne Groll nach Haus.
Einſam, aufrecht ſteht die Burg
Zwiſchen den verheerten Auen,
Darf, geſchirmt von Männereid,
Hoch auf Trümmer niederſchauen.

3.

Wie die Schwabenſtädte Abt Kuno Hülfe ſenden.

Wandrer mögen gerne ſpähen
Von dem Vögliſeck ins Land,
Sich den blauen See beſehen,
Und die Städte längs dem Strand.
Bregenz unter düſtern Fichten,
Helles Lindau, Inſelſtadt,
Mörsburg zwiſchen Wein und Früchten,
Koſtnitz, das den Rheinſtrom hat!

Aber das iſt's nicht, was heute
Sieht der Appenzeller Hirt,
Deſſen Blick die offne Weite,
Finſtrer Sorgen voll, durchirrt.
Er zählt nur die Männerſchaaren,
Die aus Schwabens Städten ziehn,
Er ſieht nur die Schiffe fahren,
Alle her und keine hin.

Wie von giftigen Gewürmen
Wimmelt das Geſtade ſchon,
Fröhlich von Sankt Gallens Thürmen
Lädt ſie ein der Glocken Ton.
Und ein Wiehern ſteigt von Pferden
Aus dem tiefen Thal herauf;
Nach der Heimath mit den Heerden
Eilt der Hirt in ſchnellem Lauf.

Drunten meldet er die Kunde;
Und, die Panzer angethan,
Fängt in ſeinem Wieſengrunde
Appenzell zu tagen an.
Doch wer ſoll dir Kundſchaft bringen
Aus der feindevollen Stadt,
Völklein, das zu ſolchen Dingen
Wenig Witz und Gabe hat?

Greif' nur muthig zu den Wehren,
Führe deinen Landshauptmann;
Wirſt du doch die Welt bald lehren,
Was die kluge Unſchuld kann.
Deine Töchter werden Boten,
Ziehen zu dem Feind mit Luſt;
In den Miedern bebt, den rothen,
Muthig eine treue Bruſt.

Durch die Thore von Sankt Gallen,
Wo der Wächter ſtehn genug,
Läßt man doch die Mägde wallen
Mit der Milch im ſchmucken Krug.
Denn die Städter in dem Saale
Mit des See's bejahrtem Moſt
Tränkt der Abt, doch zu dem Mahle
Taugt der Alpen fette Koſt.

Und die Jungfrau'n ſtehen drinnen
Zierlich in des Kloſters Flur,
Spähn mit klugen Weiberſinnen,
Kommen vielem auf die Spur:

Wo Herr Kuno mit den Schwaben
Hält beim Becher lauten Rath;
Wenn ſie g'nug erlauſchet haben,
Gehn ſie heim auf ſteilem Pfad. —

Jene tagten auf der Wieſe,
Bis die Schaar der Töchter kam,
Und zum Vater eilet dieſe,
Die zum rüſt'gen Bräutigam:
„Männer! weiter nicht geſäumet,
Auf, gen Speicher dieſe Nacht!
Wenn ſie meinen, daß ihr träumet,
Haltet vor dem Lande Wacht!“

Und zweihundert ſind gerüſtet,
Eh' der Mond am Himmel ſcheint,
Die nach kühnem Kampf gelüſtet
Gegen zehnmal ſtärkern Feind.
Einen klugen Schaarenmeiſter
Hat das treue Schwyz geſandt;
Stille ziehen ſie wie Geiſter,
Nächtlich auf des Berges Rand.

Ueber ihren Häuptern gehet
Trüb und roth ein ſelt'ner Stern,
Wie den Scheitel Haar umwehet,
Wallt ein Schweif um ſeinen Kern.
Wohl iſt er ein finſtres Zeichen,
Wo er ſcheint, da fließet Blut;
Fließ' es denn von unſern Streichen,
Denken ſie im hohen Muth.

4.

Die Schlacht am Speicher.

In dem grünen Speicherwald,
Drunter ſchmucke Häuſer liegen,
Werden freie Männer bald
Fröhlich ſterben oder ſiegen.
Von dem Sternenhimmel ſieht
Gott auf ſie, der Herr der Schlachten,
Wo das fromme Häuflein kniet,
Betend hier zu übernachten.

„Wenn es ſeyn mag,“ flehen ſie,
„Laß, o Herr! uns hier geneſen!
Oder ſey der Boden hie
Uns zum Kirchhof auserleſen!
Wer ſich fliehend umgewandt,
Werd' auf fremder Erd' erſchlagen,
Nicht das freie Vaterland
Soll im Schooße ſolchen tragen!“

Und der erſte Sonnenſtrahl
Lächelt, wie ſie ſprechen Amen,
Als die Feinde von dem Thal
Nach den Höh'n geſtiegen kamen;
Vorn die Edeln, hoch zu Roß,
Die im Sattel ſtählern ſitzen,
Ihnen folgt ein kecker Troß
Leichtbewehrter Bogenſchützen.

Doch ſie ſind die letzten nicht,
Die bergan behende laufen:
Hinten erſt im Sonnenlicht
Glänzen die gewalt'gen Haufen.
Dicht, wie Blumen in dem Lenz,
Funkeln Helme, winken Hüte;
Conſtanz, Ravenſpurg, Bregenz
Sendet ſeiner Männer Blüthe.

Und die Kirche ſchickt den Bann
Fluchend in des Hirten Ohren,
Pfaffe, Bürger, Edelmann
Haben Schmach ihm heut geſchworen.
„Will der Bauer," ſprechen ſie,
„Gegen uns ſein Haupt erheben?
Nieder muß er auf das Knie,
Muß erſt betteln um ſein Leben!"

Hättet ihr geſchauet ihn,
Ei, wie würdet ihr ihn loben,
Den er lag ſchon auf den Knie'n,
Jetzt erſt hat er ſich erhoben.
Ja, vor Gott hat er gekniet,
Doch vor euch denkt er zu ſtehen;
Ob er ſchon zurück ſich zieht,
Klug verborgen auf den Höhen.

Einſam trifft der Feind den Wald,
Ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
Kann den raſchen Zug nicht hemmen.

Aus der Städter rüſt'gen Reih'n
Treten vor die Zimmerleute,
Stoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, biſt unſre Beute!“

Sieh da! von den höchſten Höh'n
Raſſelt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schloſſen weh'n,
Und zerſprengt die vordern Glieder.
Und die Roſſe bäumen ſich,
Drängen an's Gehölz den Reiter,
Und wenn vornen Einer wich,
Weichen hinten zehen Streiter.

Dann in den verwirrten Zug
Schießt der Pfeil und fährt die Lanze,
Jetzt herunter erſt im Flug
Stürmt der Hirt vom Bergeskranze.
Auf die dichten Haufen ein
Haut er mit dem ſtarken Arme,
Und vergebens muß es ſeyn,
Wehrt ſich einer aus dem Schwarme.

Denn es fliegt der Alpenhirt
Hüpfend auf die Felſenſtücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
Unter ſeinem ſichern Blicke,
Bis des Kloſters Knechte fliehn,
Die zuerſt, wie feige Weiber,
Stürzen auf die Andern hin,
Wie auf's ſcheue Vieh die Treiber.

Hunderte, ſie möchten's gern,
Kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten ſtehn von fern,
Schnelle Gemſen gilt's zu jagen.
Hier und dort, als edles Wild,
Hält ein Häuflein noch von Rittern,
Dem die Bruſt von Grimme ſchwillt,
Daß die Andern feige zittern.

Doch erliegen ſie dem Streit,
Oder fliehen mit dem Heere,
Da zerreißt ſein Wappenkleid,
Wem noch lieb iſt Ritterehre.
„Neben Pfaffen kämpfen wir,
Neben Söldnern ſchnöder Städte!
Weiche von uns Stammeszier!
Fall' zu Boden, goldne Kette!“

Endlich ſteht nur Einer noch
Als des Ahnenruhms Bewahrer,
Stolz, von Wuchſe rieſig hoch,
Vom Geſchlecht der edlen Blarer.
Ein dreifältig Panzerhemd
Deckt ihn wider alle Streiche:
Seinen Rücken angeſtemmt,
Ficht er unter einer Eiche.

Den beſteht vom Berge ſich
Doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, ſo fäll' ich dich!“
Hebt die Schleuder dann zum Schwunge.

Einen ſpitzen Stein er ſchießt
Ihm ſo flink durch's Helmesgitter,
Daß das Blut ſich draus ergießt,
Und zu Boden ſtürzt der Ritter.

Drauf herab hat ſich die Flucht
In Sankt Gallens Thal gezogen,
Zwanzig Hirten in die Schlucht
Sind ihr kühnlich nachgeflogen;
Werfen einen Feuerbrand
Vor den Thoren in die Mühle,
Und gemach aus Feindesland
Ziehn ſie in der Morgenkühle.

Und kein Schwert, kein Schild mehr klirrt;
Auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
Schaut in beide Thäler nieder.
Höret aus dem Appenzell
Freien Volkes Jubel ſchallen,
Und ein Todtenglöcklein hell,
Tönt herüber aus Sankt Gallen.

5.

Appenzell kommt in der Freunde Hand.

Von des Säntis eiſ'gen Klüften
Bricht ein friſcher Südwind aus,
Weht mit ungebundnen Lüften
Durch das leere Gotteshaus;

Schwingt ſich über Feld und Hügel
An des Bodenſeees Strand,
Leiht den Schiffen ſeine Flügel,
Jagt ſie heim ins Schwabenland.

In die halbverbrannten Veſten
Kehrt zurück der Edelmann,
Bauet an den ſchwarzen Reſten,
Daß er ſicher wohnen kann.
Aus der falſchen Stadt Sankt Gallen
Flieht ins veſte Wyl der Abt,
Weil des Kloſters offne Hallen
Schon der kühne Hirt umtrabt.

Appenzell iſt los des Feindes
Und ſein Volk, der Bande frei,
Lehnt ſich auf den Arm des Freundes,
Der ihm in der Noth ſtand bei.
Löri kommt, der Hirtenbube,
Aus dem Schwyzerland heran,
Das im Feld und Rathhausſtube
Hülfe ſchickt, ſechshundert Mann.

Und die Männer mögen's leiden,
Daß der Löri für ſie kürt,
Folgen willig und beſcheiden,
Wenn er ihre Rotten führt.
Ihres Gleichen iſt der Knabe,
Der ins Thal herunter ſtieg
Schlicht, an ſeinem Hirtenſtabe,
Mitzukämpfen heil'gen Krieg.

Aber der da kam zu Fuße
Schwinget bald ſich auf ein Roß,
Steuer ſchreibt er, fordert Buße,
Hält ſich grober Knechte Troß.
In des Volkes Rath erſchien er
Nicht wie andre Hirten mehr,
Denn es trägt ihm nach der Diener,
Wie dem Edelmann, den Speer.

Auf dem Speicher, wo im Streite
Freier Männer Stirne troff,
Zehrt er von der Siegesbeute,
Hält wie große Herren Hof.
Schickt den Hirten auf die Höhen:
Wildprett liebt er auf dem Tiſch!
Aus des Säntis tiefen Seeen
Fängt man ihm den beſten Fiſch.

Denn er glaubt, vom Wein bethöret,
Ihrer aller Herr zu ſeyn:
„Was dem Gotteshaus gehöret,“
Schreit er, „Leut' und Land ſind mein!“
Als er das im Rauſch geſprochen,
Flogen Steine nach dem Wicht,
Doch die Schwyzer, losgebrochen,
Laſſen von dem Führer nicht.

Und die Ritter in dem Thale,
Und der Abt im Schloß zu Wyl,
Freuen wieder ſich beim Mahle,
Halbgewonnen iſt ihr Spiel:

„Sagt, iſt das nicht Gottes Rache,
Daß es dazu kam ſo ſchnell,
Daß ein Bub' führt ſolche Sprache,
Und regiert im Appenzell?“

Regt ſich in dem Land kein Rächer?
Hebet ſeinen Arm kein Held?
Ach, der Schwyzer iſt ihr Sprecher,
Und der Schwyzer führt im Feld!
So verſtreut ſind ihre Rotten,
So getheilt iſt ihre Macht,
Daß die Fremden ihrer ſpotten,
Und der Nachbar ſie verlacht.

Doch des Volkes Seufzen wendet
Nicht umſonſt ſich himmelwärts:
Löri's Auge wird verblendet,
Und verhärtet wird ſein Herz.
Wie die Städte friedlich ſprechen
Auf dem Tag zu Winterthur,
Denkt den Frieden er zu brechen,
Sinnt auf Raub und Beute nur.

Haſtig führt er ſeine Schaaren
Auf das Dörflein Zuckenried,
Fromme Hirten bei ihm waren,
Sangen ihm kein gutes Lied.
Dennoch bundsvergeſſen fährt er
In das Dorf mit Brand und Mord,
Rings das ſchöne Feld verheert er,
Zieht beladen wieder fort.

Hinter ihm die Bauern fluchen,
Höret er's nicht, hört's doch Gott!
An der Mühle dunkeln Buchen
Hallt's wie wilder Reiter Trott.
Die von Conſtanz ſind's, die Städter,
Rächen grimm den Friedensbruch,
Auf ihn nieder, wie im Wetter,
Fährt und trifft des Himmels Fluch.

Zwar die Hirten all', die treuen,
Kämpfen für den falſchen Freund;
Appenzell! — laß dich's nicht reuen —
Dir zum Glücke ſiegt der Feind!
Laß nur fliehen deine Schaaren;
Deinem Hauptmann iſt ein Pfeil
In die falſche Bruſt gefahren,
Jetzt erblüht dir wieder Heil!

Seht, die wackern Männer tragen
Fromm den Wunden aus der Schlacht.
„Sey, weil ihn der Herr geſchlagen,
Seiner Sünde nicht gedacht!“
Sprechen ſie, — und auf dem Speicher
Pflegen ſie mit Sorgen fein,
Aber immer wird er bleicher,
Stirbt zuletzt in Reu' und Pein.

Seiner Seele halten Meſſen
Sie im frommen Appenzell,
Haben nicht des Leibs vergeſſen,
Laden ihn zu Roſſe ſchnell,

Führen ihn durch Berg und Thale
Gen Einſiedeln in ſein Grab;
Wieder blickt mit heiter'm Strahle
Gottes Sonn' ins Land herab.

6.

Anderhalde's Traum.

Mit gekrümmtem Rücken ſitzt
In dem Stuhl Herr Anderhalde,
Sah von ferne, wie es blitzt',
Hirtenſchwert im Speicherwalde;
Labt ſein Haupt im Sonnenſchein
An der Freiheit gold'nem Morgen,
Kann er nicht mehr mit befrei'n,
Denken kann er doch und ſorgen.

Und es pflücken oft im Traum
Hochbejahrte Greiſe wieder
Von der Jugend grünem Baum
Ahnungsbilder, Wunderlieder;
Was ſie da gehört, geſchaut,
Jüng're wird es unterweiſen;
So auch neiget ſich ergraut
Jetzt zum Traum das Haupt des Greiſen.

Ein Geſicht führt ihn empor,
Wo mit ſeinem grünen Rücken
In die Berge der Kamor *)
Und ins Thal zugleich darf blicken.

---

*) Ein Berg zur Gebirgskette des Alpſteins gehörig. Vorberg des Säntis.

In des Alpſteins Rieſenkluft
Schaut er, kann das Rheinthal grüßen,
Thur- und Hegau winkt im Duft,
Appenzell zu ſeinen Füßen.

Und ihm dünket menſchenleer
Seiner Heimath Thalgelände,
Keine Hütten hin und her
Sind gebaut durch kluge Hände.
Der Bewohner harrt es ſtumm,
Sitter nur und Urnäſch *) brauſen,
Schauernd ſieht der Greis ſich um:
Wer wird kommen, hier zu hauſen?

Luft und Erde jetzt erſchallt
Als von Flügelſchlag und Tritten,
Und es wimmelt aus dem Wald,
Kommt mit Fittichen und Schritten:
Thiere ſind's in bunter Schaar,
Wollen Herrn des Landes werden,
Und ein ſchwarzer, ſtolzer Aar
Schlägt den Fittich vor den Heerden.

Drüben kommen ſie vom Stoß **),
Falken, Schwäne, Greifen, Drachen;
Brüllend, wiehernd, Stier und Roß,
Wölfe mit dem blut'gen Rachen;
Eber wühlen mit dem Zahn,
Mit dem Rüſſel Elephanten,
Stürzen auf den grünen Plan
Nieder von des Berges Kanten.

---

*) Flüſſe Appenzells.
**) Waldrücken zwiſchen dem Rheinthal und Appenzell.

Bange ſchaut der Greis zu Grund:
Läßt das Land ſich die gefallen?
Alſobald im Alpenſchlund
Murrt es, daß die Felſen hallen.
Staunend blickt er um ſich her:
Denn hervor aus ſieben Thälern
Stürzt der Alpen Herr, der Bär,
Läßt das Hausrecht ſich nicht ſchmälern.

Droben iſt er ſchon am Wald,
Fährt den Thieren in die Hüften,
Bäumt ſich, ſteht und ſtreitet bald
Gegen Schnäbel in den Lüften;
Stürzt zurück auf Wolf und Stier,
Rachen gähnen gegen Rachen,
Bald, umringt, erliegt er ſchier; —
Da mußt' Anderhald' erwachen.

Und erprobte Männer läßt
In das Haus er ſchleunig bitten,
Spricht: „Ihr Brüder, haltet feſt,
Den auf's Neue wird geſtritten.
Vor dem Auge ſteht mir hell,
Wer ſich für den Abt wird rüſten:
Oeſtreichs Adler, Appenzell,
Will in deinem Horſte niſten.“

„Ritter bringt er, kühn und wild,
Wie die Thier' auf Helm und Wappen,
Alle ſah mein Traum im Bild
Stolze Herren, freche Knappen,

Wolfurt, Schwaneck, Greifenſtein,
Trautburg mit dem Haupt des Stieres;
Ach, es wird kein Ende ſeyn
Dieſes grimmigen Gethieres!“

„Aber dich, o Völklein, auch
Sah ich ſtreitbar abgebildet,
Wie nach grauer Väter Brauch
Deine Gauen ſich beſchildet.
Deiner Wälder altes Wild
Führeſt du zu deinem Zeichen:
Schwarzer Bär im gelben Schild,
Keinem Thiere wirſt du weichen!“

„Nur getroſt hinauf zum Stoß,
Dorthin durft' ich träumend blicken,
Stier und Drachen, Greif und Roß,
Dorther wird's der Adler ſchicken.
Ja, dein Leben gilt es, Bär!
Laß ihn fühlen deine Klauen,
Einer nur, du oder er,
Wohn' hinfort in dieſen Gauen!“

7.

Wer der Appenzeller Feldhauptmann ward.

Drauſſen tagt die Landsgemeine
Wieder in dem Wieſenthal,
Denn es ſammeln ſich am Rheine
Stolze Ritter ohne Zahl.

Kämpfen ſollen ſie ſchon morgen,
Arm und Waffen ſind bereit,
Eins nur fragen ſie mit Sorgen:
Wer ſoll Führer ſeyn im Streit?

Eh' ſie den gefunden haben,
Sehn die Rotten durch das Feld
Einen ſchlanken Reiter traben,
Rüſtig wie ein Kriegesheld.
Den ſchmückt herrliches Geſchmeide!
Männer, hört! das iſt kein Hirt;
Der in ſeinem Herrenkleide
Sich in unſern Rath verirrt.

Ey! das ließ Herr Anderhalde
Doch nicht träumen ſich im Schlaf!
Drüben aus der Burg am Walde
Iſt's der Werdenberger Graf;
Hält und ſteigt von ſeinem Pferde,
Naht den Hirten ohne Trutz,
An der armen Bauern Heerde
Sucht der edle Ritter Schutz.

Und er ſprach: „Mir kam zu Ohren,
Daß euch Oeſterreich bekriegt,
Bin ich euch zu hochgeboren,
Nachbarn, daß ihr mir's verſchweigt?
Wiſſet nur, ich bin vertrieben,
Bin ein arm und einſam Haupt!
Was vom Erbe mir geblieben,
Hat der Herzog mir geraubt!“

„Ihr ſeyd frei und reich zu nennen,
Ich bin ärmer als ein Knecht,
Eure Namen wird man kennen,
Ausgeblüht hat mein Geſchlecht.
Stolze Herren mögt ihr haſſen,
Ich bin nicht des Haſſes werth,
Nichts hat mir der Feind gelaſſen,
Als mein Herz und als mein Schwert.“

„Kann ein Ritterſchwert euch frommen,
Und ein Herz von Zorn entbrannt,
Nun ſo heißt auch mich willkommen,
Laßt mich ſchirmen euer Land.
Wenn der Streit iſt ausgeſtritten,
Gönnt mir eures Thales Raſt,
Nehmt mich auf in eure Hütten,
Pfropft mich auf den wilden Aſt!“

Spricht's und löst die goldne Scheide
Seines Schwertes aus dem Gurt,
Reißt den Wappenſchild vom Kleide,
Vor dem Volk, das freudig murrt.
Pflückt den Federſchmuck des Hutes,
Leget ab, was ſtolz und fremd,
Fordert ſich getroſten Muthes
Ein gemeines Hirtenhemd.

Und der Männer Wohlgefallen
Bricht mit lautem Jubel aus,
Der in langen Widerhallen
Rollt bis an der Felſen Haus.

Und dem neuen Bundsgenoſſen
Rufet die Gemeine zu:
„Edler Herr, es iſt beſchloſſen,
Unſer Feldhauptmann biſt du!“

Rudolph, zu dem Hirtenkleide
Legt ſich ſchlichte Rüſtung an,
Führet Sie, dem Feind zum Leide,
Weislich auf der Kriegesbahn;
Vor den kühnen Schaaren reitet
Er auf adeligem Roß,
Und dem Traume folgend, ſchreitet
Raſch das Heer empor zum Stoß.

8.

Die Schlacht am Stoß.

An den Gräbern zu Sankt Gallen
Hat er lang ſein Schwert gewetzt!
Muthig durch die dichte Waldung
Dringt empor der Adel jetzt,
Haut den Weg ſich mit der Axt,
Bäum' und Feinde wirft er nieder,
Von den lauten Schlägen hallt
Dumpf des Rheinthals Keſſel wieder.

Weh! der Hirten Vorhut weichet,
Uli Rotach führt ſie an,
Iſt zu eilig vorgedrungen
Auf gewohnter Siegesbahn.

Und ſein Haufen wankt erdrückt
Von dem eiſernen Gewichte,
Dreißig ſtürzen rechts und links,
Vor des Führers Angeſichte.

Von den Seinigen verlaſſen
(Viele ſtarben, wenig flohn),
Siehet ſich umringt der Uli
Und zwölf Ritter ihn bedrohn.
Eines Sennen Hütte ſteht
Einſam an des Waldes Saume,
Bietet ſeinem Rücken Schutz,
Und ſo ficht er wie im Traume.

Denn von ſeiner grimmen Gegner
Hochgehob'nem, rundem Schild
Gähnt ihn an mit off'nem Rachen
Mannichfaches, grauſes Wild;
Der von Ramswag hält ihm vor
Ein entſetzlich Paar von Löwen,
Ein gehörntes Flügelthier
Dräut im Schilde des von Höwen.

Doch die Löwen und den Drachen
Fällt der Appenzeller Bär,
Bald auf ihren Schilden liegen
Beide Kämpfer ſtumm und ſchwer.
Zornig mit dem Vogel Greif
Drängt ſich vor der Greifenſteiner;
Von der Streitart fallen ſie,
Mann und Vogel, auf ſteht keiner.

Und geſchirmt vom Dach der Hütte
Beut der Held noch Neunen Trutz,
Wolfurt ſucht und Ebersberger
Hinter Wolf und Eber Schutz.
Aber den durchfährt der Speer,
Und der Andre ſtürzt vom Schwerde:
Sieben kämpfen aufrecht noch,
Fünfe liegen auf der Erde.

Sechs umringen Jenen ſtreitend,
Einer aber nimmt ſich Friſt,
Facht ein Feuer an im Laube,
Sinnt auf eine böſe Liſt.
Nicht umſonſt führt er im Schild
Eine feuerſpei'nde Schlange,
Schleudert ſeinen Feuerbrand
Nach des Daches Ueberhange.

Und des Hirten Stirn umwirbelt
Tückiſch bald der finſtre Rauch,
Blinzend wehrt er ab die Streiche,
Und der Flamme glüh'nden Hauch;
Seinen Geiſt befiehlt er Gott,
Denn jetzt ſtürzt das Dach zuſammen;
So erliegt der fromme Held
Nicht dem Schwerte, nein, den Flammen!

Von dem ſchweren Kampf mit Einem
Ruh'n die ſieben Ritter aus,
Ueber ſich hoch auf dem Berge
Hören ſie der Schlacht Gebraus;

Denn es rang der Edlen Heer
Siegreich ſich empor nach oben,
Kämpfend weicht der Hirt zurück,
Immer ferner hallt das Toben.

Endlich auf dem höchſten Gipfel
Mit der neuen Brüder Schaar
Hält der kluge Werdenberger,
Keine Flucht ihr Weichen war;
Freilich iſt ihr Häuflein dünn,
Und der Feinde ſind dreitauſend,
Doch dem Himmel trauen ſie: —
Und am Himmel regt ſich's brauſend.

Auf des ſchwülen Föhens Flügel
Zieht's vom hohen Säntis her,
Wolken ſchichten ſich auf Wolken,
Liegen auf dem Walde ſchwer.
Blitzesſchein erhellt die Schlacht,
Wie auf Roſſen fliegt das Wetter,
Gottes Feldpoſaune dröhnt
Mit dem hallenden Geſchmetter.

Und auf ihren Ruf ergießen
Sich des Regens Ströme dicht,
Zwar den Hirten in den Rücken,
Doch den Rittern in's Geſicht.
Auf dem Boden glatt und naß
Haſten nicht der Männer Schritte,
Da vom Pferde ſpringt der Graf,
Stellt ſich in der Hirten Mitte.

„Ahmet mir nach,“ ſchreit er, „Brüder!
Streifet ab vom Fuß den Schuh!
Jetzt geflogen ſichern Trittes
Auf die ſchwanken Feinde zu!“
Barfuß rennt der Held voran,
Zu der Donner lautem Hallen
Läßt die Streitaxt er zuerſt
In die dichten Haufen fallen.

Pfeil und Wurfſpies fliegt herunter,
Schwerter blitzen kühn darein,
Und die kaum verlaßnen Hügel
Nimmt der Hirte wieder ein.
Sorglich zieht der Feind zurück
Seine feſtgeſchloßnen Glieder;
Aber links, vom Bergesrand,
Was bewegt ſich dort hernieder?

Hirt und Ritter ſchaun und zögern:
Eine lange, ſtille Schaar,
Ziehen blendende Geſtalten
Längs den Höhen wunderbar.
Woher kommt das neue Heer?
Grauſen faßt das Herz der Ritter:
Hat Geſpenſter ausgeſpie'n
Dieſes hölliſche Gewitter?

Auch der Hirte ſinnt mit Staunen,
Wie ihm Hülfe kommen ſoll;
Plötzlich ruft der Werdenberger
Laut und heil'ger Freude voll:

„Kämpfen wir nicht heut im Herrn,
Brüder, am Frohnleichnamsfeſte?
Seine Heerſchaar ſendet er,
Engel ſind es, Himmelsgäſte!“

Und hernieder von dem Gipfel
Wallt der lange, fremde Zug;
Weiße, wogende Gewande
Flattern in des Windes Flug.
Tauſend Arme heben ſich
Halb zu beten, halb zu ſchlagen,
Und darüber rollt und blitzt
Gottes glüh'nder Donnerwagen.

Ein Entſetzen faßt die Feinde,
Rücklings ſtürzen ſie hinab,
Und der Fels und feuchter Raſen
Und der Rheinſtrom wird ihr Grab.
Tauſende mit edlem Blut
Haben Wald und Flur gedünget,
Und des Volkes Freiheit ſteigt
Aus der Schlacht empor verjünget.

Und verſchwunden iſt das Wetter,
Abendſonne ſcheinet klar;
Droben auf der Höhe wartet
Immer noch die weiße Schaar.
Und der Hirte klimmt empor:
Wird er Engel Gottes ſchauen? —
Sieh! da ſtehn im Sonnenglanz
Seine Töchter, ſeine Frauen!

Sollten ſie zu Hauſe ſitzen,
Von der Männer Geiſt erfüllt?
Nein! in langes Hirtenhemde
Haben ſie den Leib gehüllt.
Nicht vergebens folgten ſie
Ihres Herzens kühnem Schlage;
Und bezahlet ihre Schuld
Haben ſie dem großen Tage.

Fröhlich an der Männer Seite
Schauen ſie in's grüne Thal:
Rebenhügel, blüh'nde Gärten,
Burgen glühn im Abendſtrahl;
Und dazwiſchen ſtrömt der Rhein,
Wälzt vergoldet ſeine Wogen;
Morgen ins gelobte Land
Kommen Hirten eingezogen!

„Brüder!“ ſpricht der Werdenberger,
„Vorher gilts noch einen Strauß,
Denn es horſtet noch der Adler
Drüben in Sankt Gallens Haus!
Erſt den Herzog fortgejagt!
Erſt den Abt in Wyl gefangen!“ —
„Nein,“ jauchzt ihm der Hirte zu,
„Erſt gen Werdenberg gegangen!“

9.

Abt gefangen.

Auf der Burg zu Werdenberg
Lebt es wieder in den Mauern,
Und der Herr im Hirtenhemd
Sitzt, ein Bauer, zwiſchen Bauern.
Leert den Becher an der Seite
Seiner Retter oft und gern,
Und die Hirten grüßen willig
Grafen ihn und gnäd'gen Herrn.

In Sankt Gallen auf der Flucht
Iſt der Herzog angekommen,
Hat umſonſt den Häuptlisberg
Mit der edlen Schaar erklommen;
Wie ein Dieb muß er entweichen,
Denn die Bürger zornig droh'n;
Treibt mit wenig wunden Rittern
Auf des Sees Wellen ſchon.

Und vor Wyl *) ſteht jetzt der Hirt
Mit den Widdern, mit den Böcken;
Weithin höret man durch's Thal
Seine ſchlimme Heerde blöcken;
Denn die Köpfe ſind von Eiſen,
Rütteln an den Mauern laut,
Daß Herrn Kuno drinn, dem Abte,
Vor den wilden Stößen graut.

---

*) Stadt im Thurgau.

Auch die Leiter ſteht zum Sturm
Und das Pech zum Brand gerichtet,
Bange wird der Söldner Schaar,
Die dem Herrn ſich hat verpflichtet:
Denn es tobt der Feind von auſſen,
Und der Bürger drinnen murrt,
Holt die Axt ſich aus der Kammer,
Um den Leib ſchnallt er den Gurt.

Vor der Stadt erſchallt das Horn;
Doch da füllen ſich die Gaſſen,
Söldner ſind ein feiges Volk,
Haben ihren Herrn verlaſſen,
Wallen mit dem Bürger friedlich
Vor der Stadt gewölbtes Thor,
Stehn geſchäftig an dem Graben,
Schieben ſelbſt die Brücke vor.

Durch die Straſen zieht der Hirt,
Seine hellen Fahnen fliegen,
Rechts und links nicht ſchaut er um,
Eilet zu des Schloſſes Stiegen,
Seinen alten Feind zu fahen,
Der ihm ſo viel Leides that,
Und auf freier Männer Nacken
Mit dem ſtolzen Fuſe trat.

In dem Saale ſizt der Abt
Einſam in dem groſen Schloſſe,
Höret ſeiner Feinde Ruf
Und das Wiehern ihrer Roſſe;

Aber ſeinen Willen beugen
Lehret die Gefahr ihn nicht;
In dem Stuhle bleibt er ſitzen,
Läßt ſie nahen, zürnt und ſpricht:

„Kommet immer, faſſet mich,
Hirten, weiland meine Knechte!
Taucht in des Geſalbten Blut
Eure mörderiſche Rechte!
Doch ein Gott im Himmel waltet,
Meines frommen Kloſters Schild,
Und ein Kaiſer herrſcht auf Erden,
Der die Miſſethat vergilt!“

„In den Kerker, in das Grab
Magſt du, freches Volk, mich legen;
Dich ereilet doch mein Fluch,
Was du thuſt, bringt keinen Segen:
Schlagen wird dich Gottes Winter
Vor Bregenz, das du bekriegſt,
Und am See ſitzt König Ruprecht,
Und zertritt dich, wenn du liegſt!“

Vögliſcherz, der muntre Hirt,
Der der Brüder Schaaren führet,
Rede ſtehet er dem Abt,
Sittſamlich, wie ſich's gebühret:
„Wäre Gott mit euch, nicht läge,
Herr! auf euch ſein Arm ſo ſchwer!
Schelten laſſen wir uns gerne,
Schaden mögt ihr uns nicht mehr!“

„Was die Zukunſt Böſes bringt,
Sorget nicht, wir werden's tragen;
Ruprecht iſt ein alter Mann,
Wird uns nicht zu Boden ſchlagen:
Leichtlich ſchließen ſich zwei Augen,
Wenn ſie noch ſo zornig glüh'n,
Doch ein freies Volk ſtirbt nimmer,
Wird in ew'ger Jugend blüh'n."

„Aber jetzt, wenn's Euch geliebt,
Folgt uns, Herr! und ſteigt zu Pferde!"
Und ſie hoben ihn auf's Roß,
Zogen mit ihm ohne Fährde.
Schweigend thut er ihren Willen,
Sieht ſie an mit ſcheuem Blick; —
Doch in's Kloſter von Sankt Gallen
Führen ſie ihn fromm zurück.

Laſſen in der offnen Pfalz
Ihn die Hand zum Schwure heben:
In des freien Volkes Schutz
Will er ſtill und friedlich leben.
Als ſie das von ihm erlanget,
Ziehn die guten Männer ab,
Legen Schwert und Helm zur Seite,
Greifen zu dem Hirtenſtab.

Und in's tiefe, ſtille Thal
Steigt die alte Ruhe nieder,
Nur der Heerden froh Gebrüll
Hallt vom hohen Säntis wider.

Nimmer wird die grüne Matte
Mit der Hirten Blut getränkt,
In der freien Volksgemeinde
Tagt der Landmann ungekränkt.

Und ein Kirchlein auf dem Stoß
Läßt die Glocke jährlich ſchallen;
Das erzählt dem Pilger laut,
Von der Fehde mit Sankt Gallen.
Dort, im dichten Waldgebüſche
Steht es, wo der Frauen Schaar,
Wie ein Heer von Siegesengeln
Leuchtend einſt erſchienen war.

VIII.

Ein Morgen auf Chios.

1822.

Der Schauplatz des Geſprächs iſt die Villa eines Franken *). Als Sprechende treten auf: Eine Frau aus Chios. — Ein fünfzehnjähriger Knabe, ihr Bruderssohn. — Ein Prieſter, ſein Erzieher. — Ein Franke, der Eigenthümer der Villa. — Zuletzt: ein Athener, Bruder der Frau und Vater des Knaben.

Frau. Knabe.

Frau.

Mein Knabe! nein, nicht immer war es ſo,
Nicht unſer Eiland ſtets in Blut getaucht;
Seit wenig Tagen trag ich Trauerkleider.
Noch war dieß Land der Inſeln Paradies,
Als jüngſt dein Vater dich, mein tapfrer Bruder,
Fort von den Schiffen hierher uns geſandt.

Knabe.

Warum nicht ließ er mich dem Element,
Den frommen Wogen und des Himmels Lüften?
Hätt' unſer treues Meer ſich auch empört,
Mit dieſen Gräueln hätt' es nicht gedroht!

---

*) So heißen im türkiſchen Reiche alle chriſtlichen Europäer, die nicht Griechen ſind.

Frau.

Dem Baſſa folgten eure ſchnellen Schiffe,
Der neuen Flotte, die von Stambul kam,
Und gegen ſeine ſchwimmenden Palläſte
Gerüſtet, ſchlüpften keck die Kähne hin:
Vor ſolchem Kampfe flüchtet man die Jugend.

Knabe.

Ja, ſprach er, wie nach Salamis und Trözen
Die freien Väter vor der Perſerſchlacht
Ihr Liebſtes, Weib und Kind, geflüchtet hätten,
Und nach dem Siege fröhlich heimgeführt:
So ſchick' er mich nach einer ſel'gen Inſel,
Homeros hab' auf ihr das Licht erblickt *),
Und walt' als Schutzgeiſt über ihrer Flur.
Die wiſſe nichts vom Krieg', und was wir ſuchen,
Halb hätt' es da der Grieche ſchon ſeit lang! **)

Frau.

Der ſchönen, halben Freiheit! thöricht Wort!

Knabe.

In ſichern Dörfern wohnten dort die Griechen,
Kein Sklavengeld bezahle dort der Kopf,
Und durch die Straßen wandle kein Barbar.

---

*) Die Stadt Chios iſt eine von den ſieben Städten, die ſich um die Ehre ſtreiten, Homers Geburtsort zu ſeyn.

**) Scio (Chios) verdankte dem Maſtixſtrauch ſeinen bisherigen Wohlſtand und ſeine Vorrechte. Es ſtand unter einer Sultanin, hatte faſt keine Steuern zu entrichten, und 68 Dörfer waren blos von Griechen bewohnt. In den letzten Zeiten hatte es eine hohe Schule und eine Druckerei.

Und auch die Gärten blühten fröhlicher,
Wo nicht aus dürrem Sande ſich der Pfirſchen,
Der goldenen Orangen Frucht erzeugt;
Nein, helle Quellen ſprudeln von den Bergen,
Und Brünnlein irren durch die Wieſen hin,
Und aus den Gärten hebe ſich die Stadt
Mit ſchönen Häuſern, all' aus Stein erbaut;
Und eines ſey der Muſen Tempel worden;
Der alten Väter Weisheit wohnet da,
Des heil'gen Sängers Lied entrollt man dort,
Dort ſitzen rings die Lehrer der Hellenen:
Die hohe Schule harr' auch meiner dort.

Frau.

So war's vor wenig Wochen. — Wär's noch ſo, —
Nicht ſchützt' ein Franke jetzt mich!

Knabe.

Fröhlich trug
Das Boot mich der erſehnten Küſte zu;
Uns beiden, mir, und meiner Jugend Führer,
Dem weiſen Prieſter, — laut ſchlug uns das Herz,
Als wir den heil'gen Boden jetzt betraten.

Frau.

Was aber ſaht ihr?

Knabe.

Ach, kein friedlich Land,
Kein Land, durchtönt von ſeines Sängers Liedern!
Ein Schreckensruf nur hallte längs dem Strand,
Und flüchtend Landvolk ſtrömte durch die Fluren.
Vor ihnen her, landeinwärts, flog ein Haufe,

Bewaffnet, aber nicht zur Schlacht geſchickt,
Und Flüche heult' ihm mancher Flüchtling nach.

Frau.

Die Samier waren's, die Verräther, die
Zum blinden Aufruhr unſern edlen Muth
Emporgeregt, und nun die erſten floh'n.

Knabe.

Bald hörten wir, der Baſſa ſey gelandet,
Und keine Sicherheit als im Gebirg;
Doch irrten wir noch an den Ufern hin,
Ob nicht ein offner Pfad zur Stadt und euch
In feſter Mauern Schutz uns bringen möchte.
O Muhme! welcher Anblick ward uns jetzt:
Wir ſahn die Stadt im goldnen Früchtewald,
Doch wilde Flammen loderten zum Himmel,
Und aus dem Feuer ſtieg ein Jammerſchrei.
Wir kehrten die entſetzten Blicke weg,
Mit Sehnſucht rückwärts ſchauend nach der See:
Doch, weh! was trugen ihre blauen Wellen?
Entſtellte Leichen ſchwammen gräßlich drauf
Von greiſen Männern und von ſchwachen Frauen,
Bald überſtrömt, bald ſichtbar in der Flut.
Zuletzt —

(Der Prieſter und der Franke erſcheinen im Hintergrunde.)

ſoll ich verkünden, was ich ſah? —
Da trieben paarweiſ', noch im Tod umſchlungen,
Unſchuld'ger Kindlein Leiber auf dem Waſſer,
Und ſchwammen um die Greiſ' und Mütter her. —
Was thuſt du, Muhme? Du verhüllſt dich ja —

Der Franke.

Halt ein, mein Sohn! ihr ward ein Kind erwürgt.

Knabe

(wirft ſich weinend an des Prieſters Bruſt).

Wo bin ich, Vater? — Gott, in welchem Ort,
In welcher Zeit? — O nein, das iſt das Land nicht,
Das den Homeros zeugte, 's iſt das Land
Von dem er ſang — iſt ſeines Liedes Vollendung!
Dort liegt — ſie raucht vom Brande, den ſein Sang
Uns weiſſagt — Ilios, die Jammerſtadt!
Ihr Reichthum iſt geſunken in den Staub,
Und ihre Söhne liegen rings erſchlagen.
Gekommen iſt der Mann, der ohn' Erbarmen
Vernichtet, wegrafft, was noch Odem hat,
Er ſchont kein Kind, auch das im Mutterleib
Verborg'ne nicht — o weine, teukriſch Weib,
Sie kommen in die Knechtſchaft dich zu führen!

Der Franke.

O Knabe! keine Troërin ſitzt hier,
Und der Barbar iſt, nicht der Grieche, Sieger.

Frau

(aufſchauend, zum Knaben).

Sprich beſſre Worte, Neffe! ſag', welch Wunder
Dich mir gerettet in die Arme führt.

Der Prieſter.

Sein Herz iſt überwältigt. Laſſ' ihn weinen.
Der Gräuel trieb uns tief in das Gebirg,
An manchem blut'gen Stein, an mancher Frucht —
Unnennbar, gräßlich hing ſie von den Bäumen —

Vorbei; durchkreuzend manchen Feindestritt,
Mit Scheu und Zittern flogen wir hinauf.
Doch uns begegnete kein Feind, zur Stadt
Hatt' alle ſchon der Beute Glanz gelockt.
Wir aber lagen ſchmachtend im Gebirge,
Und harrten aus bis in die dritte Woche.
Da naht ein Haufe Flüchtiger heran,
Ein edler fremder Führer an der Spitze —
Geſtalt und Kleidung zeigten uns den Franken;
Vertrag und Würde gab ihm Recht und Macht,
Der Unglückſel'gen Schutz zu ſeyn —

Der Franke
(zur Frau).

Es war
Der Conſul — den ihr kennt — mein Freund.

Der Prieſter.

Voll Güte
Erforſcht er unſre Namen, freundlich weiſt er
Auf ſicherm Pfad' uns dieſer Villa zu,
Empfiehlt uns Euch; ihn ſcheut und Euch der Baſſa;
Wen Ihr beſchützt, dem wird kein Haar gekrümmt.

Knabe
(richtet ſich aus dem Schooß des Prieſters auf).

Wenn ihr ſo mächtig ſeyd, ihr Fremdlinge,
Warum habt ihr den Wüthrich werden laſſen?

Der Franke.

Betrogen hat er unſer fromm Vertraun.

Knabe.

Seit wann vertraut man ſich dem Raſenden?

Der Franke.

Ein ſchriftliches Verſprechen ſtellt' er aus,
Verzeihung allen, die ſich unterwürfen.

Knabe.

Was thatet ihr mit dieſem ſchönen Blatt?

Der Franke.

Wir trugen freudig es von Dorf zu Dorf.

Knabe.

Wohnſt du ſchon lange, wo der Türke herrſcht?

Der Franke.

In Chios wohn' ich, wo er milder iſt.

Knabe.

In Chios mild! — Kaum zähl' ich fünfzehn Jahr,
Doch weiß ich, wenn der Muſelmann uns ſchwört
Und freundlich wird, — dann zittert erſt das Opfer.

Der Franke.

Jenſeits des Meers die Freunde ſchrieben uns,
Es ſey der Kapudan ein weiſer Mann,
Im Kriege tapfer, doch im Rathe mild,
Von edlen Sitten, gütig, liebenswürdig.

Frau
(ſich erhebend).

So mögen ſeine Liebe ſie empfinden,
Wie ſie mein Land, mein Haus empfunden hat!
Umſchlingen möge ſie ſein blut'ger Arm,
Ans Herz ſie drücken, wie dies Inſelland,
Das ihm ſo roth, ſo ſtill am Buſen liegt.

Ja, nur ein Strahl, nur Einer von den Blicken,
Womit er mein zerſchmettert Kind betrachtet,
Fall' in ihr Aug' und ſättige das Herz
Mit dieſes Freundes Liebenswürdigkeit!

Der Prieſter.

Die Mutter ſpricht, der man das Kind gemordet,
Verzeiht ihr. — Unſre Männer wollen frei ſeyn,
Am liebſten frei durch eignen Arm; ſie danken
Dem Fremden warm, der ihnen hülfreich naht,
Sie zürnen dem nicht, der ſich klug zurückzieht.

Der Franke.

Ich glaube dir. Auch trag' ich gern ihr Wort:
Krank iſt auch mein Herz von dem Gräßlichen;
Unbillig aber iſt's, die Schuld des Uebels,
Das durch den Damm, den wir ihm ſetzten, brach,
Auf unſer ſchuldlos, redlich Haupt zu laden.

Frau.

Wir meſſen Niemand unſer Unglück bei.

Der Franke.

Ihr ſolltet's: eigner Unbeſonnenheit!

Der Prieſter.

Wenn uns ein Retter höhnet, das iſt hart.

Der Franke.

Fern ſey der Hohn. Doch kann ich mir verbergen,
Was ich geſehn, was jetzt ich ſchauen muß?
Wie war mir, als vor vielen Jahren ich
Herüber kam durch eure feſten Lande,
Durch euren traurigen Peloponnes,

Durch's öde, ſtumme Land der Tyrannei,
Auf eurer Flur ein wirthlich Haus zu bauen?
Ein freies Griechenvolk — ſo fand ich euch;
Der Handel wühlt' am Hafen, auf dem Markte,
Die Früchte blühten ungezehndet rings,
Die Schule tönt', und aus den Preſſen flogen
Der alten Geiſter Blätter in das Land,
Und was ihr Beſſ'res als die Alten habt,
Was unter Feindes Druck und Joch euch tröſtet,
Der Chriſtenglaube — lautlos, eingeengt,
Verbirgt er drüben ſich, mit Angſt geübt;
Hier aber, nach der erſten ſüßen Nacht,
Als Morgens mich der Blumen Duft erweckte,
Den kühle Seeluſt durch die Fenſter weht: —
Wie ward mir, als mit ihm der Glocken Klang,
Der lang entbehrte, mir entgegen flog?*)
O ſicher habt ihr's tiefer ſelbſt empfunden
Dies reiche Glück; und jetzt —

Frau.

Jetzt, edler Herr,
Iſt es zerſtört, und kehrt wohl nimmer wieder!
Mir ſtürzten auf mein beſtes Gut die Trümmer:
Erſchlagen iſt mein Kind; doch glaubet mir
(Beſchauet nicht ſo trüb mein ſchwarzes Kleid),
Noch nicht verdammen kann ich das Gefühl,
Das mich an's Fenſter riß, das meinen Mund
Mit Jubel und mit Siegesruf erfüllte,
Als durch die Straßen zog der Samier.

---

*) Unter die mannichfaltigen Vergünſtigungen, die Chios genoß, gehörten auch die Glocken der 22 Maſtixdörfer, die einzigen in Griechenland.

Der Franke.

Seltſames Weib! es glühet euer Aug',
Als wäre jener Tag der Freiheit Anfang!

Frau.

Es war ein Morgen ohne Abend. — Ihr
Habt mir erzählt vom feſten Griechenland,
Und von der Knechtſchaft, die ihr dort geſchaut:
Dagegen mochten wir wohl frei erſcheinen;
Wir ſelber ſchienen's uns. Jetzt aber ſprecht:
Jetzt, wo die Freiheit ſpriest im Griechenland,
Wo Sommerglut brennt in die Winterſaaten,
In Siegeshoffnung Jeder ſterben darf,
Und der Tyrann vertilgt wird weit und breit —
Sprecht, konnten wir noch länger ſtille ſitzen,
Zufrieden mit der milden Dienſtbarkeit,
Ihm Weihrauch ſuchen*) und ihm Weihrauch ſtreun?
Daß wir gehofft, wer will uns das verargen,
Daß wir gewagt, — uns richtet der Erfolg.

Knabe
(zur Frau).

O Muhme, du haſt meines Vaters Geiſt,
Haſt deines Gatten Geiſt, der auf den Schiffen
Das Steuer lenkt und mit der Rechten ficht.
O wärſt du mit mir in den hölzern Mauern,
Wohin Themiſtokles die Seinen rief.
Ja dort iſt unſre Stadt, dort unſer Reich
Noch immer; dort iſt Salamis und Troja:
Dorthin, Homeros, heil'ger Schatte, zeuch,

---

*) Der Maſtix iſt das eigenthümliche Produkt von Scio.

Und hauch' ein Lied auf deiner Kämpfer Lippen!
Doch dein Geburtsland fleuch mit uns, es ruht
Ein alter Fluch darauf, die Götter zürnen!

(zum Prieſter.)

Iſt's nicht ſo, Meiſter?

Prieſter
(lächelnd).

Heidniſch redeſt du,
Kommſt, ein Hellene, von Athene's Schule:
So will ich heidniſch erſt dir Antwort geben.
Wohl liegt ein Fluch auf dieſem Eiland längſt,
Und wie die Götter ſtets das Rechte wählen,
So übten ſie ein ſtreng Vergeltungsrecht;
Denn höre, wie die alte Sage ſpricht*):

Ein großer Frevel gegen alle Menſchheit,
Von manchem Chriſtenſtaat noch heut verübt,
Ging einſt von dieſem kleinen Chios aus.
Der Freiheit Feind war ſtets der Menſch zumeiſt,
Nicht Schickſal, nicht Ungunſt der Elemente,
Nicht wilder Thiere reißendes Geſchlecht
Zwang ſo den Menſchen wie der eigne Stamm.
So nöthigten Theſſalier und Spartaner
Die Stämme, die ſich unterjocht ihr Stahl,
Zur Dienſtbarkeit auf Kind und Kindeskind.
Doch damals galt des Stärkern eiſern Recht.
Dieß Chios aber, Knabe, mit dem Schwert
Sich Knechte zu erwerben ungeſchickt,

---

*) Nach den Geſchichtſchreibern Theopomp und Nymphodor von Syrakus bei Athenäus, Buch VI. Kap. 18. gegen das Ende.

Erſann ſich bald ein ſchändlicheres Mittel.
An Früchten und an ſüßem Weine reich
Langt' es hervor den Schatz aus ſeinen Kammern,
Und nach den Barbarländern Aſiens
Hinüber flogen ſeine ſchnellen Ruder:
Dort auf der Knechtſchaft altem Boden that
Alsbald ein Markt ſich auf; die treuen Knechte
Des Hauſes bot der Morgenländer feil,
Und der Chiote tauſchte fröhlich ein;
Die beſten führt' er ſeiner Inſel zu,
Die andern bot er Griechenland zu Kaufe.
Das ſchnöde Beiſpiel war gegeben, Kind;
Es ward der Menſch, der freie Menſch, zur Waare.
Da wandten ſich die Götter zürnend ab,
Ein Aufſtand fuhr in die gekauften Horden;
Sie machten ſich mit Mord und Gräueln frei.
Der keckſte ſelber ſtand auf hohem Berge,
Und rief herab in die beſtürzte Stadt:
„Hört, was der Götter Mund durch mich verkündet:
Vergebens kämpft ihr gegen uns, es rächt
Ein Gott, was ihr der Menſchheit Leid's gethan;
Und ewig bleiben Sklaven eure Geißel!“

Und immer neu, Jahrhunderte hindurch
Empörten ſich die Knechte wider ſie;
Und jetzt — und jetzt — der Türken wild Geſchlecht,
Die eure Greiſe würgen, eure Kinder,
Die Weiber ſchleppen auf den Sklavenmarkt: —
Tartaren ſind ſie, Knechte der Araben, —
Doch machten ſie die Herrn zu Knechten bald.
Ja heute, ſchrecklich, ſchrecklicher als vor
Erfüllt der Fluch ſich: Sklaven eure Geißel!

Knabe.

Ha, ich erkenn' euch, grauſe Herrſcherinnen!
Ihr tretet aus der Dichtung Kreis heraus,
Ihr ſchreitet wieder hin durch unſer Leben,
Erinnyen! — O fort aus dieſem Land,
Fort, Muhme, zeuch den Vater, zeuch den Ohm
Mir weg, denn nichts vermag ihr tapfrer Arm!
Verloren ſind ſie gegen ſolche Feinde!

Der Prieſter.

Getroſt, mein Sohn, ich ſprach ein heidniſch Wort;
Jetzt laß mich wahrhaft, chriſtlich Antwort geben.
Der Gott, der jene Götter hat geſtürzt,
Hat auch des Schickſals dunkle Macht gebrochen;
Er ſtrafet nicht im Enkel noch den Ahn;
Er ſtraft die Schuld, doch will er nicht vernichten.
Kraft gibt die Strafe dem Gezüchtigten,
Die Ruthe, die da ſchlägt, reicht er zum Schlagen.
Ihr habt die Knechte ſiegreich oft vertrieben,
Und juſt an jenem Ankerplatz, wo jetzt
Der grimme Baſſa mit den Schiffen lagert,
Vor fünfzig Jahren haben eure Väter
Der Muſelmannen Flotte dort verbrannt.

Der Franke.

Die Ruſſen aber lenkten dort den Sieg *).

Der Prieſter.

Ich weiß es wohl, daß wir verlaſſen ſind;
Und dennoch — dennoch muß ich fröhlich ſeyn,
Mein Herz iſt voll von Gottes höchſtem Troſte.

---

*) Bei Tſcheſme im J. 1770, unter Orlow.

Frau.

Und wunderbar — mir ſelber überzieht
Ein höheres Gefühl den tiefen Gram,
Und Freudezähren dünken mir die Thränen.

Knabe.

Dein Wort, mein Lehrer, macht auch mich getroſt.

Der Prieſter.

Auch iſt noch alle Hoffnung nicht verloren,
Ich kenne dieſes Land von alter Zeit,
Noch manches Schloß, noch manches feſte Kloſter
Beut der Zerſtörung und der Flamme Trutz.
Dort ſammelt leicht und hält ſich eine Schaar,
Kaſtellen gleich erhebt ſich Reamont,
Das Kloſter, das der große Konſtantin —

Der Franke.

Kannſt du noch hoffen, leichtes Griechenvolk?
Luftſchlöſſer bauſt du auf dem Leichenfelde!
Vergißt du deines Würgers Allmachtswink,
Und die Polypenarme ſeiner Flotte?

(Zum Prieſter.)

Zudem — das Wort blieb auf der Zunge mir,
Als wir eintraten, du vom Frühgebet,
Ich von der Morgenwacht auf dem Gebirg;
Des Knaben Pfeil, auf's Herz der armen Frau
Gezielt, ließ mich die Kunde nicht vollenden;
Jetzt höret ſie, denn Pflicht wohl däucht es mir,
(Weil eitle Hoffnung blinde That erzeugt)
Der Träume ſüße Täuſchung euch zu nehmen.
Von allen Flüchtigen auf dem Gebirg

Einſtimmig wird mit Schrecken mir berichtet,
Es ſey nicht lange Zeit nach Mitternacht
(Ihr lagt, am ſpäten Abend angekommen,
Im erſten, tiefen Schlaf mit mir) ein Knall,
Ein ungeheurer, in ihr Ohr gedrungen,
Wie wenn ein ganzes Schloß führ' in die Luft.

Frau.

Der Schlummer einer Mutter ohne Kind
Gehörſam iſt er; ich vernahm den Streich,
Ein Donner im Gebirge däucht' es mir.

Der Franke.

So donnert es bei heitrem Himmel nicht.

Der Prieſter.

Die Alten hielten's für ein großes Zeichen.

Der Franke.

Schon ſpricht man, daß es Reamoni war;
Weithin bedeckte rothe Glut den Himmel.

Der Prieſter.

Fliegt in die Luft, ihr Schlöſſer! berſtet, Klöſter!
Weich', Erdenhülfe! — Gottes Arm hat Rath.

Frau
(ängſtlich).

Von welcher Seite, ſagt man, kam der Schall?

Der Franke.

Von Oſten.

Der Prieſter
(aufmerkſam).

Dorthin liegt nicht Reamont.

Frau
(in ängſtlicher Bewegung).

Dort iſt der Hafen, dort ſind unſre Schiffe —
Dort iſt der Gräßliche! — Gerechter Gott:
Mein Mann, mein Bruder!

Knabe.

Vater! o mein Vater!

Stimme draußen.

Mein Sohn ruft mir, er lebt, laßt mich hinein!

(Alle kehren ſich nach der Pforte, der Franke öffnet, herein tritt)

Der Athener
(auf den Knaben zueilend und ihn umfaſſend).

Du lebſt! der Wüthrich hat dich nicht erwürgt!
Du lebſt, das iſt des Sieges erſter Lohn!

Alle.

Sieg??

Der Athener
(reicht dem Prieſter die Hand).

Treuer Führer, ja!

(zum Franken).

Ja, meines Sohnes
Großmüth'ger Retter!

(umarmt die Frau).

Sey willkommen Schweſter!

Dein Gatte lebt, er lenkte gut ſein Schiff.
Weh mir, du trauerſt?

Frau.

Nichts von meinem Leid,
Jetzt nichts. Du ſprachſt von Sieg. Sag' an! wir zittern.

Der Franke.

Sieg? Wo? und gegen wen? wo war der Baſſa?

Der Athener.

Er war, da ſagſt du recht, er iſt nicht mehr.

(Alle umringen ihn).

Frau
(gen Himmel).

Mein Kindlein, hörſt du's?

Der Prieſter.

Gottes Arm hat Rath.

Knabe.

Und jene furchtbaren, gethürmten Schiffe?

Der Athener.

Sie brennen, wieſen leuchtend mich hieher.

Der Franke.

So ſandt' euch Gott den Blitz zum Bundesgenoſſen?

Der Athener.

Den Blitz, den unſre Hand geſchleudert hat.

Der Prieſter.

Laßt ihn erzählen, unterbrecht ihn nicht.

Der Athener.

Wir ſegelten dem Würger gegenüber,
Die Wuth und die Verzweiflung in der Bruſt,
Zum off'nen Kampfe waren wir entſchloſſen.
Denn wie dem Fieberkranken Gluth und Kraft
Durch die verzehrten, welken Glieder zückt,
So riß der Zorn an unſern ſchwachen Kähnen. —

Der Thor! mit ſeiner Flotte Rieſenmacht,
Vertilgen konnt' er uns in dieſem Wahn:
Er aber wich mit unſerm Nah'n zurück,
Und legte feſt ſich im Kanal vor Anker,
Stumm, unbeweglich, harrend auf's Geſchick.

Als nun ſo leichenſtill die Flotte lag,
Flog ein Gerücht durch's griechiſche Geſchwader:
Der Todesengel ſey von Chios kommen,
Vom Feld der unbegrab'nen Brüder her,
Die Peſt hab' er dem Feinde zugehaucht.
Zwar eitle Sage war's, doch ſieht ein Schwacher
Von ferne nur die Hand des Herrn erhoben,
So hebt er ſtark zum eig'nen Streich den Arm.
Dort drüben auf Ipſara's Inſelfels
(Die Vorwelt nennt ihn ſchon *), man ſieht auf ihm
Die blut'gen Ufer eures Chios dämmern,
Zuſammen traten dort der Schiffe Häupter
Und pflogen Rath. Das Rechte fand ſich bald.

Drei ſchmucke Schiffe werden ausgerüſtet,
Blank, wie der Väter hölzern Roß vor Troja,
Mit Waarenballen friedlich überdeckt,

---

*) Pſora.

Doch in dem Bauche lauern Flamm' und Streiter.
Denn als der Rath bekannt ward in dem Volk,
Da hatten ſich zweihundert bald gemeldet,
Jüngling' und Männer, zum gewiſſen Tod,
Zum ungewiſſen Sieg.

Knabe.

Du warſt dabei,
Mein Vater?

Der Athener.

Ja, den erſten Brander führt' ich.

Frau.

Mein Mann?

Der Athener.

Des zweiten Steuer lenkte der.

Knabe.

Wär' ich ein Mann, könnt' ich den dritten führen!

Der Athener.

Geſchworen hatten wir auf's heil'ge Kreuz,
Zu ſterben, oder unſern Feind zu tilgen;
Der Prieſter Segen ruht' auf unſerm Haupt:
So ſegelten wir friſch nach dem Kanal,
Und in des Feindes grimmig Angeſicht.

Der Franke.

Iſt's möglich, ließ er ohne Sorg' euch nah'n?

Der Athener.

Wir hatten fremde Päſſe nachgemalt.

Der Franke.

Man wird euch zeihen, daß ihr ſie geraubt.

Der Prieſter.

Uns raubt man zu der Freiheit auch den Ruf,
Kein Wunder wär's, wir ſelber würden Räuber!
Doch ſind wir's nicht; wohl aber ward uns Liſt,
Des Schwachen Stachel gegen ſeinen Dränger.
Doch weiter. —

Der Athener.

Auf der Flotte war ein Feſt:
Der große Bairam hatte ſchon begonnen,
Sie ruhten aus von allem Kriegeswerk,
Geſang und Reigen tönte von den Schiffen,
Entgegen ſchwamm uns nur ein einzig Boot.
Unſchuld'ge Männer ſieht's auf den Verdecken.
Harmloſe Franken, Handelsleute ſind wir,
Den Aſiaten bringen wir das Kraut,
Das dampfend ihre träge Ruh' erquickt.
So laſſen ſie uns ein in ihre Reih'n,
Willkommen ſind wir; an des Feindes Bord
Eil' ich, dem Kapudan den Paß zu bringen.

Frau.

Dem Kapudan! Du, Bruder, ſtandſt vor ihm?

Der Athener.

Die ſtolzen Schiffe ſah ich da gereiht,
Zu Griechenlands Vertilgung ausgerüſtet,
Vom Herrn in unſre ſchwache Hand gelegt.
Voran das Admiralſchiff, wie ein Schloß,
Umringt von andern niedrigern Pallaſten,

Sie wären herrlich, ſtände jenes nicht.
Dahinter glänzten in den breiten Gaſſen
Der ſtattlichen Fregatten ſchöne Wahl,
Und ringsum lagen zahllos die Galeeren.
Der Türke zeigt mir alles an mit Fleiß;
Genau betracht' ich mir im glüh'nden Schein
Des Abendroths, das mit den Wellen ſpielt,
Die Schiffe, die in Blut zu ſchwimmen ſcheinen;
Und jedes Lage präg' ich wohl mir ein.
So kommen wir bei'm Admiralſchiff an.
„Die Siegesfahne“ heißt's! — Ein ſchöner Name,
Sprach ich, und dachte: blutroth ſollſt du bald
Uns flackern in der Nacht, ein Siegspanier!
Wir ſtiegen zu des Schiffes Seiten ein,
Wir wandeln durch die Fluren und Kajüten,
Und manche Zierrath weiſt mein Führer mir,
In Prunkgemächern ſeht ihr's ſchöner nicht.
Doch meine Blicke ſpäh'n nach einem Raum,
Mein Auge ſucht die Pulverkammer nur;
Der Buhle nach des Liebchens Kämmerlein
Kann ſehnlicher im Abendſtrahl nicht ſchau'n.
Und endlich tret' ich bei dem Baſſen ein;
Der Dollmetſch überreicht ihm unſre Päſſe,
Fern auf der Schwelle blieb ich ehrfurchtsvoll.

Auf Polſtern lag er, nach Barbarenſitte,
Gekreuzt die Bein', im bunten Feierkleid.
Aus rother Binde quoll das reiche Haar,
Die runden Augen rollten zwiſchen Locken,
Von Mord geſättigt blickten freundlich ſie;
Der Nacken bog, der nervige, ſich halb;
Behaglich auf die mächt'ge Bruſt geſenkt,

Schien mir ſein Haupt wie eines Opferſtieres,
Der friedlich auf der fetten Weide liegt.

Er ſchwenkte das Papier in ſeiner Hand;
Ein leichtes Mißtrau'n zuckt' ihm durch die Braunen,
Doch bald behagt ihm der gemalte Brief,
Die wohlbekannten, guten Unterſchriften;
Zum Dollmetſch redet er ein gnädig Wort:
Man ſoll mir ſeines Schiffes Franken zeigen.

Prieſter. Frau. Knabe.

Was? Franken auch bei dieſem Henkersknecht?

Der Franke.

O Schmach! doch *meines* Stammes ſind ſie nicht.

Knabe.

Gewiß, des euren nicht, ihr ſeyd zu gut,
Ihr ſeyd nicht für uns, und nicht wider uns,
Nein — ihr ſeyd *halb* für uns, ſeyd vieles halb:
Euch wollt' ich nennen, welchen Stamms ihr ſeyd!

Der Prieſter.

Wie übermüthig macht der Sieg dich, Knabe!

Der Athener.

Da wandelt' ich durch hundert Schlünde hin,
Die gegen uns ihr Feuer ſpeien ſollten;
Von Chriſtenhänden waren ſie bedient,
Und Chriſtenhände richteten die Segel,
Und Chriſten hielten für den Türken Rath;
Aus jenem Volk, das auf den Fluthen herrſcht,
Das frei iſt auf dem eig'nen Inſelland,
Und das die Freiheit keinem andern gönnt.

Da ſchüttelten die Hand mir die Verräther;
Sie konnten fühlen ſchon an ihr die Gluth,
Die ihnen drohte. — Doch ich ging davon.
Nach Sonnenuntergang traf ich die Meinen,
Und führte dicht ſie vor das Feldherrn-Schiff,
Wo wir ganz ungeſtört den Anker warfen.

So mit der gift'gen Natter an der Bruſt
In tiefen Schlummer ſank des Feindes Flotte,
Wir aber harrten bis zur Mitternacht;
Da ſtiegen aus der Schifflein Grund die Männer,
Und regſam ward's, und rings mit ſtiller Haſt
Verſenken wir ins Meer die falſchen Ballen,
Und machen unſern Todespfeilen Raum.
Kunſtreiche Feuerwerker zählen wir,
Ihr Auge ſpäht herab von dem Verdeck,
Und wo von einem hohen Linienſchiff
Die trübe Leuchte winkt durch Nacht und Nebel,
Dahin zielt ihr geſchweiftes Brandgeſchoß;
Und endlich ziſchend fliegen die Raketen,
Und ſpeien aus der Kugel hohlem Aug'
Hoch in den Lüften ſchon das glüh'nde Pech,
Und ſchießen feurig nieder auf den Raub.

Und ſieh! in einem Augenblicke ſteh'n
Drei Linienſchiff' um uns in hellen Flammen;
Gut zielt, wem Rache ſeinen Bogen ſpannt.
Ein Heulen ſtieg aus ihrem tiefen Raum,
Ein grauſer Widerhall von Chios Klagen,
Und heller loderten die Flammen auf,
Als eurer Stadt Palläſten ſie entwallte.
Das Feldherrnſchiff nur ſtand noch ſchwarz und ſtumm
(Wir ſahen's hell im Schein der andern Flammen),

Weh! dachten wir, das Beſte ward verfehlt!
Doch ſchnell iſt unſer Rath, die eig'nen Schiffe,
Die pecherfüllten, ſetzen wir in Brand,
Und rudern auf den brennenden herzu,
Bis ſie ſich klammern an des Schiffes Rippen;
Dann werfen wir in die Schaluppen uns,
Und keiner von den Unſern iſt verſehrt.
Da fängt es an in ſeinem Eingeweide
Zu toſen und zu krachen dumpf und ſchwer;
Unſicher auf der Fluth ſchwankt ſeine Laſt,
Die Seiten krümmen ſich, gleich einem Wurm,
Lebendig wird's, doch ringt's auch mit dem Tod;
Und endlich, wie ein Drach' aus ſeiner Kluft, —
Die Hunde haben ihm den Bauch zerriſſen,
Und ſpringen bellend an den Seiten auf,
Und rechts und links droht mit dem Speer der Jäger;
Das Unthier wälzt im ungeheuren Schmerz
Hervor ſich aus der Höhle, gift'ger Hauch
Steigt aus dem Rachen; berſtend ſtürzt es um: —
So brach das Schiff aus ſeiner Bucht hervor,
Verzweiflung riß es von dem Anker los,
Und ſchwarzer Qualm entſtieg den mächt'gen Rippen;
Entgegen unſern Schifflein wankt die Laſt:
Jetzt gilt's zu rudern, jetzt durch Brand und Feind,
Wenn uns ſein Sturz nicht mitbegraben ſoll!
Da fliegen wir zurück und um uns her
Kracht mancher Maſt, und unſre Brander wüthen,
Der Schrecken wehrt die Feinde von uns ab,
Und pfeilſchnell ſind wir an des Lagers Ende.

Jetzt überſchaut das Auge ſich den Brand,
Der frißt ſchon an dem Haufen klein'rer Schiffe,
Und ſteht geſättigt von den großen ab.

Doch plötzlich flammt das Admiralſchiff auf,
Die Flamme hat das Pulver aufgefunden,
Das ſich mein Auge geſtern ausgeſpäht.
Mit einem Donner, den kein Himmel kennt,
Wirft es ſein Eingeweid' in alle Lüfte,
Und es erbebt' in unſrer Bruſt das Herz.

(Der **Franke** hebt die Hände gen Himmel. **Pauſe.**)

Knabe.

Standſt du in dieſem großen Augenblick
Auf deinem Ida, Lenker unſrer Schlachten,
Der Götter Vater und der Menſchen, Zeus? —
Doch nein, es war ein größerer als du!
Es iſt der Gott, den mir mein Lehrer zeigt,
Der Heilige, Gerechte, der Vergelter —
In dieſer That ſchau' ich ſein Angeſicht!

Der Franke
(aus Gedanken erwachend).

O Baſſa, treibt dein Leichnam auf der Fluth?

Frau.

Der Himmel iſt gerecht, er gönnt ihm nicht
Den Gnadenſtoß, wie dem gemeinen Sünder!
Nein, halbverbrannt muß er auf unſerm Strand,
Er muß auf unſern Leichenhügeln liegen,
Und freſſen muß ein Gei'r ihm an der Bruſt!

Knabe
(zum Vater).

Und jene hundert Fremden auf dem Schiff!
Die Flamme, denk' ich, iſt neutral geweſen,
Wie *ſie* es ſind!

Der Athener.

Laß das dem Himmel, Sohn!

Der Prieſter.

Wir wollen unſer Nachgefühl begraben,
Es ſey ein reiner Sieg vor Gott dem Herrn;
Nichts laßt uns denken, als: wir ſind gerettet.

Der Athener.

Ich ſag' euch nichts vom Jubel unſrer Flotte,
Von unſrer Führer muthigem Entſchluß,
Nach Tſchesme vor dem Feinde noch zu ſegeln,
Und was dort naht, von Gluth und Schrecken krank,
An unſres Eilands Rande zu verbrennen.
Ihr ſelber auf mein Fahrzeug folget mir,
Hinüber müßt ihr nach dem feſten Lande,
Denn hier in Chios iſt kein Bleiben mehr.
Der Pfad iſt ſicher, offen iſt das Meer;
Die Zukunft ſteht in eines Andern Hand,
Doch dieſer Augenblick, der iſt uns eigen,
Und heute ſprech' ich: Griechenland iſt frei!

Der Franke.

Die Binde fällt von meinem Aug', ich weiß —
Jetzt weiß ich wahrlich, daß ihr Griechen ſeyd,
Und der bei Salamis war euer Ahn;
Was auch die klugen Forſcher mögen ſagen,
Die That wiegt hundert Ahnentafeln auf!
Ja, Griechen! ich bin euer, nehmt mich hin,
Was mir von Kraft aus alten Schlachten übrig,
Was Friedenskünſte meinem Haus beſcheert,
Nützt es, ſo gut ihr könnt! Auf, laßt uns gehn!

Der Athener.

Das iſt der zweite Sieg, den wir errungen!

Der Franke.

Wär' ich der Einz'ge, wär's ein ſchlechter Sieg,
Doch ich bin's nicht allein! nein, glaubet mir,
Wenn dieſe Kunde wandelt über's Meer,
Sie lenkt noch Vielen meines Volks den Sinn,
Und mancher Wankelmüthige wird gläubig.
Die Gaben werden ſtrömen, mancher Arm
Wird ſich bewegen, mancher Fuß wird wandern,
Und aller Auge ſchaut nach Griechenland,
Und aller Herz ſchlägt höher bei dem Namen.

Der Knabe
(nähert ſich dem Franken beſcheiden, ſeine Hand ergreifend).

Mein Retter, welch ein Thor bin ich geweſen;
Weil ihr nicht lodert, meint' ich, brennt ihr nicht.
O laßt mich unter Thränen euch geſtehn:
Ihr ſeyd das einz'ge Volk doch, das uns *liebt*,
Ihr ſeyd das einz'ge Volk doch, das uns *gleicht*!

Frau.

Ihr Männer, Mann bin ich mit euch geweſen,
Die Siegesbotſchaft hat mein Herz geſtärkt,
Hat hoch mich über mich emporgeriſſen!
Jetzt kehr' ich wieder ein bei mir, jetzt wird
Es ſtill, und Abſchied nehmen ſoll ich jetzt
Von meiner Inſel, Abſchied von dem Grabe
Des Sohnes, das ich nirgend finden kann.
Jetzt will das Weib, die Mutter will ihr Recht;
Laßt mich hinaus, verwehrt mir keine Klage!

Fließt meine Thräne? zittert mir das Knie?
Glaubt nicht, daß ich das Vaterland vergeſſen!

(Verhüllt ſich und geht ab. Alle wenden ſich.)

Der Prieſter
(im Abgehen).

O Chios! deine Glocken ſind zerſprungen,
Und deine heil'gen Tempel ſind zerſtört,
Doch dieſe That, ſie hat ſo laut geklungen,
Daß ewig man in aller Welt ſie hört;
Und wo zu Gottes Preiſe wird geſungen,
Und wo man noch bei Gottes Allmacht ſchwört,
Denkt man des Donnerſchlags auf Chios Waſſern,
Und zagt nicht mehr vor Spöttern und vor Haſſern!

IX.

Nachtrag

zu den

ſchwäbiſchen Romanzen des erſten Theils.

Das Gewitter *).

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind;
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —.
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

Das Kind ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Wie will ich ſpielen im grünen Hag,
Wie will ich ſpringen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

---

*) Am 30. Juni 1828 ſchlug der Bliz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergiſchen Stadt Tuttlingen, und tödtete von zehn Bewohnern deſſelben vier Perſonen weiblichen Geſchlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erſte 71, die lezte 8 Jahre alt. Siehe Schwäb. Merkur, 8. Juli 1828, Nr. 163.

Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich ſelber ich rüſte mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid,
Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er ſollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag:
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen ſind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

~~Erinnerungen~~, Empfindungen, Gedanken
und
Landſchaftsgemälde.

Ueberſetzt
von
Guſtav Schwab und Franz Demmler.

Erſter Band.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts
München
Bibliothek

D
NIV.
M.

Vorwort.

Was ich hier gebe, iſt weder ein Buch noch eine Reiſebeſchreibung: ich habe nicht daran gedacht, weder das Eine noch das Andere zu verfaſſen. Ein Buch oder vielmehr ein Gedicht über den Orient hat Hr. von Chateaubriand in ſeinem Wegweiſer geſchaffen; dieſer große Schriftſteller und Dichter ging über jenes Land der Wunder nur hin, hat aber ewige Spuren ſeines Genius auf den von ſo vielen Jahrhunderten ſchon aufgerührten Staub gedrückt. Er iſt nach Jeruſalem als Pilger und als Ritter, die Bibel, das Evangelium und die Kreuzzüge in der Hand, gezogen. Ich bin dort einzig als Dichter und Philoſoph vorübergegangen; ich habe tiefe Eindrücke in meinem Herzen, hohe, fruchtbare Lehren in meinem Geiſte mit zurück gebracht. Die Studien, welche ich über die Religionen, die Geſchichte, die Sitten, die Ueberlieferungen, die verſchiedenen Geſtaltungen der Menſchheit gemacht habe, ſind für mich nicht verloren. Dieſe Studien, welche den ſo engen Horizont des Gedankens erweitern, welche der Vernunft die großen Aufgaben der Religion und Geſchichte vorlegen, welche den Menſchen zwingen, ſeine Bahn nochmals zu durchlaufen, die Ueberzeugungen, die er auf's Wort hin angenommen, zu prüfen, und für neue die Formel zu finden; jene große und erhabene Erziehung des Gedankens durch den Gedanken, durch die Orte, durch die Thatſachen, durch die Vergleichung verſchiedener Zeiten, verſchiedener Sitten, verſchiedener Glaubensmeinungen, — ſie ſind alle im geringſten nicht für den Reiſenden, den Dichter oder Philoſophen verloren; ſie ſind die Elemente ſeiner Dichtung und ſeiner Philoſophie für die Zukunft. Wenn er die unzählige Menge von Eindrücken, Bildern, Gedanken, in welchen das Land und die Menſchen zu Dem ſprechen, der ſie befragt, geſammelt, eingetheilt, geordnet, in's Licht geſtellt, und das Reſultat daraus gezogen hat, wenn ſeine Seele und ſeine Ueberzeugungen dazu reif ſind, dann iſt es an ihm, zu ſprechen, und er theilt ſeine Gedanken, ob gut oder ſchlimm, ob wahr oder falſch, entweder in poetiſcher, oder in philoſophiſcher Form der Mitwelt mit. Er ſpricht ſein Wort aus, das Wort, welches auszuſprechen jeder Denker berufen iſt. Dieſer Zeitpunkt wird vielleicht auch für mich kommen; bis jezt habe ich ihn noch zu erwarten.

An eine Reiſebeſchreibung, das heißt an eine vollſtändige, getreue Beſchreibung der Länder, die man durchſtreift hat, der Ereigniſſe, welche dem Reiſenden perſönlich begegnet ſind, ein Geſammtbild der Eindrücke, welche Orte, Menſchen, Sitten auf den Reiſenden machten, habe ich noch weniger gedacht. Für den Orient iſt hierin ſchon Etwas geſchehen, in England früher, und im gegenwärtigen Augenblick in Frankreich, mit einer Gewiſſenhaftigkeit, einem Talent und Glück, welches zu übertreffen ich mir nie ſchmeicheln darf. Hr. von Laborde ſchreibt und malt mit dem Talent des Reiſenden in Spanien, und dem Pinſel unſerer erſten Künſtler. Hr. Fontanier, Konſul in Trapezunt, gibt uns in einer Reihenfolge genaue lebendige Bilder des ottomaniſchen Reichs, und die Korreſpondenz aus dem Orient von Hrn. Michaud, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ſeinem jungen verdienſtvollen Mitarbeiter, Hr. Poujoulat, genügt allen Anſprüchen, welche hiſtoriſche, moraliſche und maleriſche Wißbegier hinſichtlich des Orients machen kann. Hr. Michaud, ein erfahrner Schriftſteller, gediegener Mann, klaſſiſcher Geſchichtsſchreiber bereichert die Beſchreibung der Orte, welche er durchgeht, mit allen für ihn lebendigen Erinnerungen der Kreuzzüge; er kritiſirt die Orte durch die Geſchichte und die Geſchichte durch die Orte; ſein reifer, forſchender Geiſt bricht ſich eine lichte Bahn durch die Vergangenheit, wie durch die Sitten der Völker, die er beſucht, und ergießt das Salz ſeines pikanten und zierlichen Verſtandes über die Sitten, die Gebräuche, die Civiliſationen, welche er durchgeht; er iſt der in Kenntniſſen und Jahren vorausgerückte Mann, welcher den jungen Menſchen an der Hand führt, und ihm mit dem Lächeln der Ueberlegenheit und Ironie die für ihn neuen Scenen zeigt. Herr Poujoulat iſt ein Dichter und ein Maler; ſein Styl, das Gepräge und den Farbenton der Oertlichkeiten an ſich tragend, gibt ſie glänzend und noch ganz mit dem warmen lokalen Lichte wieder. Man fühlt es, daß die heißen Strahlen der Sonne des Orients noch aus ſeiner jugendlichen, fruchtbaren Phantaſie leuchten, während er an ſeinen Freund ſchreibt; ſeine Zeilen ſind Bruchſtücke des Landes ſelbſt, das er uns noch ganz in ihrem angebornen Glanze ſtrahlend überbringt. Die Verſchiedenheit dieſer gegenſeitig ſich ergänzenden Talente macht die Korreſpondenz aus dem Orient zu der vollſtändigſten Sammlung, welche wir über dieſes wunderherrliche Land wünſchen könnten; zugleich iſt ſie die mannichfaltigſte und anziehendſte Lektüre.

Für die Geographie iſt noch wenig bis jezt gethan, aber ohne Zweifel werden die Arbeiten des Hrn. Caillet, eines jungen Offiziers vom Generalſtab, mit welchem ich in Syrien zuſammentraf, bald veröffentlicht werden, und für uns das Gemälde dieſes Theils der Erde vervollſtändigen. Hr. Caillet hat drei Jahre damit zugebracht, die Inſel Cypern, Karamanien und die verſchiedenen Theile von Syrien mit jenem Eifer, jener Unermüdlichkeit zu erforſchen, welche die wiſſenſchaftlich gebildeten Offiziere der franzöſiſchen Armee charakteriſiren. Seit Kurzem in ſein Vaterland zurückgekehrt, bringt er Nachweiſungen mit, welche für die Expedition Napoleons von großem Nuzen geweſen wären, und welche Andern zur Vorbereitung dienen könnten.

Die Notizen, welche ich mich beſtimmen ließ, hier den Leſern zu geben, haben keines dieſer Verdienſte. Ich gebe ſie ungerne, ſie taugen für Nichts, als für meine Erinnerungen, ſie waren für Niemand beſtimmt, als für mich ſelbſt. Weder

Gelehrſamkeit, noch Geſchichte, noch Geographie, noch Sittengemälde ſind darin; ich dachte nicht von ferne an das Publikum, als ich ſie ſchrieb: und wie ſchrieb ich ſie? Manchmal Mittags während der Raſt unter dem Schatten einer Palme oder den Ruinen eines Denkmals der Wüſte, noch öfter Abends unter unſerem vom Winde oder Regen gepeitſchten Zelte bei dem Scheine einer Kienfackel; den einen Tag in der Zelle eines maronitiſchen Kloſters auf dem Libanon; an einem andern unter dem Schaukeln einer arabiſchen Barke oder auf dem Verdeck einer Brigg mitten in dem Geſchrei der Matroſen, dem Wiehern der Pferde, unter Zerſtreuungen und Unterbrechungen jeder Art, wie ſie auf einer Land- oder Seereiſe vorkommen; oft acht Tage ohne zu ſchreiben; oft die ſparſamen Blätter eines Albums dadurch verlierend, daß Schakals ſie zerriſſen, oder der Schaum des Meeres ſie durchnäßte.

Nach Europa zurückgekehrt, hätte ich allerdings dieſe Fragmente von Eindrücken wieder durchſehen, zuſammenfaſſen, ſie in Ordnung bringen, ihnen eine Geſtaltung geben und eine Reiſebeſchreibung daraus machen können. Aber ich habe ſchon geſagt, eine Reiſebeſchreibung zu verfaſſen, fiel mir nicht ein. Dazu wäre Zeit, Freiheit des Geiſtes, Aufmerkſamkeit, Arbeit nöthig

geweſen; von dieſem Allem hatte ich Nichts aufzuwenden. Mein Herz war gebrochen, mein Geiſt abweſend, meine Aufmerkſamkeit zerſtreut, meine Muße dahin; ich mußte dieſe Notizen in's Feuer werfen oder ſie geben, wie ſie waren. Umſtände, deren Auseinanderſezung zu Nichts führen, haben mich zu dem leztern Entſchluſſe bewogen; ich bereue es jezt, aber es iſt zu ſpät.

Wenn Jemand in dieſen Blättern mehr ſucht, als die flüchtigſten, oberflächlichſten Eindrücke eines Reiſenden, der überall, ohne ſich aufzuhalten, vorüberzieht, ſo möge er ſie zum Voraus wieder aus der Hand legen. Sie können kein Intereſſe haben als für Maler; dieſe Notizen ſind faſt ausſchließlich maleriſch; es iſt der geſchriebene Blick, der kurze Geſichtskreis eines Wanderers, der auf ſeinem Kameele oder auf dem Verdecke ſeines Fahrzeugs ſizt, indem er die Landſchaften vor ſich vorüberfliehen ſieht, und um Morgen noch eine Erinnerung davon zu haben, einige farbloſe Kreidenſtriche auf den Blättern ſeines Tagebuchs zieht. Manchmal vergißt der Reiſende die Scene, die ihn umgibt, zieht ſich in ſich ſelbſt zurück, ſpricht mit ſich ſelbſt, und hört ſeine freudigen und traurigen Gedanken an; er ſchreibt dann auch die Empfindungen nieder, die er in der Ferne gehabt hat, damit der Wind auf dem Ocean oder in der

Wüßte ſie ihm nicht für ſein ganzes Leben entführe, und damit ihm für eine andere Zeit ein Andenken bleibe, wenn er zum heimathlichen Heerde zurückkehrt, und er ſucht, eine erſtorbene Vergangenheit wieder zu beleben, erkalteten Erinnerungen neue Gluth zu geben, und die Glieder der Lebenskette, welche die Begebenheiten ſo oft auseinander geriſſen haben, wieder zu knüpfen. Hier denn dieſe Notizen: Intereſſe können ſie keines haben; Glück können ſie keines machen; Nachſicht haben ſie nur zu viel Recht, anzuſprechen.

In der gegenwärtigen deutſchen Ueberſezung ſind die Gedichte durch Guſtav Schwab, der proſaiſche Theil durch Franz Demmler übertragen worden.

Alphons von Lamartine's
Reiſe in den Orient
in den Jahren 1832 und 1833.
Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landſchaftsgemälde.

— Marſeille, 20. Mai 1832. —

Meine Mutter hatte von ihrer Mutter, als dieſe auf dem Sterbebette lag, eine ſchöne Bibel von Royaumont erhalten, in welcher ſie mich leſen lehrte, als ich noch ein kleines Kind war. Dieſe Bibel enthielt auf jeder Seite Kupfer, welche heilige Gegenſtände darſtellten: Sara, Tobias mit ſeinem Engel, Joſeph, Samuel, hauptſächlich jene ſchönen patriarchaliſchen Scenen, wo die feierliche und urſprungliche Natur des Orients alle Handlungen des einfachen und wunderbaren Lebens der erſten Menſchen umgab. Wenn ich meine Aufgabe gut hergeſagt und die halbe Seite der heiligen Geſchichte beinahe ohne Fehler geleſen hatte, deckte meine Mutter zum Lohne dafür das Bild auf, und ließ es mich, das

Buch offen auf den Knieen haltend, betrachten, während ſie mir dazu die Erklärung gab. Sie war von der Natur mit einer eben ſo frommen als zarten Seele, und einer äußerſt empfänglichen und lebendigen Einbildungskraft begabt; alle ihre Gedanken waren Gefühle und alle dieſe Gefühle wurden zum Bilde, ihr ſchönes, edles und einnehmendes Geſicht ſpiegelte in ſeinen ſtrahlenden Zügen Alles wieder, was in ihrem Herzen glühte, was in ihren Gedanken ſich geſtaltete, und der gemüthvolle, feierliche und bewegte Silberton ihrer Stimme gab Allem, was ſie ſprach, einen Ausdruck von Kraft, Anmuth und Liebe, deſſen Klang jetzt noch, nach ſechs Jahren, ſeit dem er, ach! verſtummt iſt, in meinem Ohre wiederhallt. Der Anblick dieſer Bilder, die Erklärungen und poetiſchen Commentare meiner Mutter flößten mir ſeit meiner zarteſten Kindheit Geſchmack und Neigung für Alles Bibliſche ein; von der Liebe zu den Geſchichten bis zu dem Verlangen, die Orte zu ſehen, wo ſie ſich zugetragen hatten, war nur Ein Schritt. Seit meinem achten Jahre brannte ich vor Verlangen nach einer Reiſe zu den Bergen, auf welche Gott ſich einſt herniederließ; zu den Wüſten, wo die Engel Hagar die verborgene Quelle zeigten, um ihr armes verbanntes und vor Durſt verſchmachtendes Kind zu erfriſchen; zu den Strömen, welche dem irdiſchen Paradies entfloſſen; zu dem Himmel, wo man auf Jacobs Leiter die Engel auf und niederſteigen ſah. Dieſes Verlangen erloſch niemals in mir: ich träumte immer ſeither von einer Reiſe in den Orient, wie von einem großen Akte meines innern Lebens; unabläſſig ging ich in Gedanken mit einer

großartigen religiöſen Epopee um, deren hauptſächlichen Schauplatz jene ſchönen Gegenden bilden würden, auch ſchwebte mir vor, die Zweifel des Geiſtes, die Verworrenheiten des Glaubens müßten dort ihre Löſung, ihre Beruhigung finden. Endlich mußte ich dort die Farben zu meinem Gedichte ſchöpfen, denn das Leben war für meinen Geiſt immer ein großes Gedicht, wie für mein Herz ein Leben der Liebe. Gott, Liebe und Poeſie, dieß ſind die drei Worte, die ich auf meinen Grabſtein geſchrieben wünſchte, wenn ich je einen Grabſtein verdiene.

Dieß nun iſt die Quelle, aus welcher die Idee floß, die mich jetzt nach Aſiens Geſtaden treibt. Dieß ſind die Gründe, warum ich in Marſeille bin, und ſo vieler Mühſeligkeit mich unterziehe, um ein Land zu verlaſſen, welches ich liebe, wo ich Freunde habe, wo die Gedanken von verſchwiſterten Seelen mir eine Thräne weihen und mir folgen werden.

— 22. Mai. Marſeille. —

Ich habe ein Fahrzeug von 250 Tonnen gemiethet, deſſen Bemannung aus 16 Leuten beſteht. Der Kapitän iſt ein herrlicher Mann. Sein Geſicht hat mir gefallen. Seine Stimme hat den geſezten und biedern Ton unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit und eines reinen Gewiſſens; eben ſo geſezt iſt der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie und ſein Blick hat jenen feſten, freien und lebhaften Strahl, der auf ſchnelle, energiſche und gedachte Entſchließung deutet. Dabei iſt er freundlich, höflich und ein Mann von guter Erziehung. Ich habe ihn ausgeforſcht, mit der Sorgfalt, welche man natürlicherweiſe in der Wahl eines Mannes anwendet, dem man nicht bloß ſein Vermögen und ſein Leben anvertrauen will, ſondern auch das Leben ſeiner Frau und ſeines Kindes, wo dann das Leben von drei Weſen zu einem einzigen concentrirt iſt. Möge Gott uns behüten und unſer Führer ſeyn.

Der Name des Fahrzeugs iſt „die Alceſte." Der Kapitän iſt Hr. Blanc von la Ciotat. Der Rheder iſt einer der würdigſten Geſchäftsmänner von Marſeille, Hr. Bruno-Roſtand. Er überhäuft uns mit zuvorkommender Gefälligkeit. Er ſelbſt hat lange Zeit in der Levante ſich aufgehalten, und iſt ein unterrichteter, den wichtigſten Unternehmungen gewachſener Mann; in ſeiner Vaterſtadt haben ihm ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Talente eine Achtung verſchafft, welche ſo groß iſt, als ſein Vermögen. Dieſes Glücks genießt er ohne Prahlerei, und im Kreiſe einer liebenswürdigen Familie iſt ſeine einzige Beſchäftigung, die anererbten Grundſätze von Loyalität und Tugend auf ſeine Kinder überzutragen. Und ähnliche Familien findet man in dieſem Lande in allen Klaſſen der Geſellſchaft! Schöne Einrichtung des Familienlebens, wo ſie die gleiche Heiligkeit der Sitten, den gleichen Adel der Geſinnungen, die gleichen forterbenden Eigenſchaften in der Hütte, in dem Geſchäfszimmer und in dem Schloſſe beſchützt, hegt und fortpflanzt!

— 25. Mai. —

Marſeille behandelt uns wie wenn wir Kinder ſeines ſchönen Himmels wären; es iſt ein Land der Großmuth, der Herzlichkeit und poetiſcher Seelen, ſie empfangen die Dichter wie Brüder, ſie ſind ſelbſt Dichter, und ich habe unter den Männern des Gemeinweſens, der Geſellſchaft, der Akademie, ſo wie unter den jungen kaum in's Leben getretenen Leuten eine Maſſe von Charaktern und Talenten gefunden, welche dazu geſchaffen ſind, nicht bloß ihrer Vaterſtadt, ſondern auch ganz Frankreich Ehre zu machen. Der Süden und der Norden Frankreichs ſcheint mir in dieſer Beziehung den Provinzen, welche im Mittelpunkte liegen, bei weitem überlegen. Die Einbildungskraft erſchlafft in den mittleren Regionen, in den allzu gemäßigten Klimaten, ſie braucht eine excentriſche Temperatur. Die Poeſie iſt die Tochter der Sonne oder ewigen Froſts: Homer oder Oſſian, Taſſo oder Milton.

— 28. Mai. —

Ewig werde ich in meinem Herzen das Andenken an das Wohlwollen der Marſeiller bewahren. Sie wollen, ſcheint es, in mir die Beklemmung vermehren, welche das Herz bedrückt, wenn man im Begriffe iſt, das Vaterland zu verlaſſen, ohne zu wiſſen, ob man es je wieder ſehen wird. Auch werde ich die Namen der

Männer behalten, welche hauptſächlich ſich mir gefällig bewieſen und deren Andenken mir wie der letzte ſüße Eindruck des vaterländiſchen Bodens bleiben wird: Herr J. Freyſſinet, H. v. Montgrand, die HH. v. Villeneuve, H. Vangaver, H. Autran, H. Dufeu, H. Jauffret u. ſ. w. Alles Männer, ausgezeichnet durch vorzügliche Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, Gelehrte, Männer vom Verwaltungsfach, Schriftſteller oder Dichter; möchte es mir einſt möglich werden, ſie wieder zu ſehen, um ihnen bei meiner Rückkehr den ganzen Tribut der Erkenntlichkeit und Freundſchaft zu zahlen, welchen ſo ſüß iſt, ſchuldig zu ſeyn, ſo ſüß, heimzuzollen.

Dieſen Morgen ſchrieb ich folgende Verſe bei einer Spazierfahrt auf dem Meer, zwiſchen den Inſeln von Pomègue und der Küſte der Provence; ſie ſind ein Lebewohl an Marſeille, welches ich mit den Gefühlen eines Sohnes gegen ſeine Mutter verlaſſe. Es ſind auch einige Stellen darunter, welche in meinem Herzen auf eine frühere Zeit und eine weitere Ferne hinweiſen.

An die Akademie von Marſeille.

Wenn eines raſchen Segels Falten ich
Hingebe, was von Ruh' und Glück mir ward,
Wenn ich des tück'ſchen Elementes Flug
Zween Theile meines Lebens, Weib und Kind,
Vertraue, wenn ſo reicher Zukunft Luſt
So vieler Herzen Schlag dem Wogenſpiel,
Dem Sand, den Wolken überlaſſen will,
Ohn' andres Pfand für eine Wiederkunft
Als einen Maſt, vom Mittagswind gebeugt:
So iſt's nicht, weil des Goldes Durſt ein Herz,
Das beſſ're Schätze ſich geſammelt, quält,
Nicht, weil an mir die heiße Sucht nach Ruhm,
Den noch vergänglicheren, zehrend frißt,
Noch, weil in unſ'rer böſen Zeit das Glück
Mir Dante's Koſt, das Salz des Elends, beut,
Weil wankelmüthiger Parteien Zorn
Die väterliche Schwelle mir zerbrach.

Nein, weinend laß' in eines Thales Grund
Ich ſchattenvolle Bäume, Feld und Haus,
Noch warm von der Erinnerungen Schaar,
Von manchem Blick am Horizont begrüßt.
Dort winken Ruheplätzchen mir im Holz,
Wo das Parteigeräuſch nicht wiederhallt,

Wo ſtatt des bürgerlichen Sturms mein Ohr
Nur Freud' und Benedeiungen vernimmt.

Dort zittert, weil ihn unſer Bild umgibt,
Ein greiſer Vater, wenn der dumpfe Laut
Des Windes durch die alten Zinnen fährt,
Erhebt ſich, betet zu dem Herrn des Sturms,
Den Wind zu meſſen nach der Segel Kraft;
Und fromme Bauern, Diener ohne Herrn,
Die ſuchen auf dem Raſen unſ're Spur;
Und Hunde, die ſich ſonnen vor der Thür,
Bei meinem Namen murren liebevoll.

Mir wurden Schweſtern, an der gleichen Bruſt
Genährte, Zweige, die am ſelben Aſt
Sanft wiegen ſollte gleicher Wind, wie mich;
Und Freunde, deren Herzensblut iſt mein's,
Sie leſen mir im Auge, mir im Geiſt;
Und unbekannte Herzen hab' ich auch,
In denen mir die Muſe lauſcht, ein Ohr
Geheimnißvoller Freunde hat mein Vers,
Hat einen unſichtbaren Widerhall,
Auf meinem Pfade hier und dort zerſtreut
Der mir zurückſchickt meiner Laute Klang.

Doch Triebe hat der Geiſt, ſelbſt die Natur
Erforſcht ſie nicht, gleich jener Vögel Trieb,
Der über breiter Waſſer Tiefen ſie
Zu fremder Nahrung führt, in Einem Flug.
Was ſuchen ſie im öſtlichen Revier?
Giebt's Moos und Stroh nicht unter unſrem Dach?
Nicht Garben, gelb von unſrem Sonnenſtrahl,
Aus denen Korn für ihre Jungen fällt?

Mir auch, wie ihnen, ward mein täglich Brod,
Wie ſie, hab' ich den Berg, des Fluſſes Schaum,
Und meiner Wünſche Durſt iſt größer nicht:
Doch wandr' ich, gleich wie ſie, und kehre heim,
Mich treibt's, wie ſie, dem Morgenrothe zu.
Noch hab' ich nicht mit Aug' und Hand berührt
Der Menſchheit erſten Sitz, die Erde Hams,
Aus welcher Gott das Menſchenherz geformt;
Noch hab' ich auf dem Sandmeer nicht geſchifft,
Mich ſchläfernd nicht auf dem Kameel gewiegt,
Am dreibepalmten Hebronsborne nicht
Den nie geſtillten Durſt beſänftiget,
Noch nicht auf meinem Mantel unterm Zelt
Geruht im Staub, drauf Hiob ſich gewälzt,
Noch nicht beim Wellenſchlag des Seegeltuchs
Die Träume Jakobs in der Nacht geträumt.

Ja, von den ſieben Blättern dieſer Welt
Blieb Eines noch zu leſen übrig mir:
Ich weiß nicht, wie die Sterne flimmern dort,
Die Bruſt dort athmet, ſchwer vom Nichts gedrückt,
Das Herz dort ſchlägt, wenn es den Göttern naht.
Ich weiß nicht, wie, an einer Säule Fuß,
Zum Ohr des Sängers, welcher unter ihr
Von alten Tagen tiefbeſchattet ſteht,
Der Grashalm redet, und die Erde ſummt,
Und im Vorübergehn die Welle murrt.

Noch hört' ich nicht im alten Cederwald
Der Völker Lärm und ſeinen Wiederhall;
Noch ſah ich nicht herab vom Libanon,
Wie unter Gottes Finger ſich der Flug
Prophet'ſcher Adler ſenkt auf Tyr's Pallaſt.

Mein Haupt hat auf der Erde nicht geruht,
Wo von Palmyra nur der Laut noch lebt,
Mein Fuß hat, tönend durch die Einſamkeit,
Noch nicht erſchüttert Memnon's leeres Reich.

Aus ſeiner Tiefen Abgrund hört' ich noch
Des Jordans Schluchzen nicht, der tiefer weint,
In noch erhabeneren Klagen rauſcht,
Als ſie der Seher *) ihm einſt zugeſtöhnt.
Noch hab' ich meiner Seele nicht gelauſcht
Im Hall der Grotte, wo das Flammenlied
Dem Königsbarden in der Nächte Schoos
Die Harfe glühend aus den Fingern rang.

Und noch nicht ging ich auf der Gottesſpur,
Wo unterm Oelbaum unſer Herr geweint;
Hab' auf den Wurzeln dort noch nicht geſucht
Die Thränen, die kein Engel trocknen kann;
Hab' hohe Nächte dort noch nicht gewacht,
Im Garten, wo, in blut'gem Todesſchweiß,
Von unſern Sünden und von unſrem Leid
Den Widerhall vernahm ein einzig Herz.

Die Stirne ſenkt' ich noch nicht in den Staub,
Dem, ſcheidend, ſeinen Fuß Er eingedrückt,
Den Stein hat noch mein Kuß nicht ausgehölt,
Wo ſeine Mutter Ihn begraben, Ihn
Gehüllt in ihrer Thränen Spezerei.
Noch nicht zerknirſcht ſchlug ich an meine Bruſt,
Wo Er die Zukunft durch den Tod errang,

---

*) Jeremias.

Die offnen Arm' entgegenhielt der Welt,
Und, ſie zu ſegnen, neigete ſein Haupt.

Seht! darum reiſ' ich, darum wag' ich jetzt
Den Reſt von Tagen, nichts hienieden werth!
Gleich iſt's, an welchem Strand ein Winterwind
In dürrem, ſchattenloſem Baume ſpielt.
Der Thor! ſo ruft die Menge, — thöricht ſelbſt!
Nicht Jeder findet überall ſein Brod;
Des Wanderſängers Brod iſt der Gedank',
Ihn machen ſeines Gottes Werke ſatt.

Leb wohl denn, Vater, Schweſtern, lebet wohl!
Leb wohl, im Nußbaumſchatten, weißes Haus!
Lebt wohl, ihr müſſ'gen Renner dort im Gras!
Und ach, mein treuer Hund, allein bei'm Heerd!
Es ängſtet euer Bild mich, folgt mir nach,
Ein warnungsernſter Schatten meines Glücks!
Ach! ſey die Stunde, die uns wieder eint,
Nicht auch ſo zweifelhaft, nicht auch ſo ernſt!

Und Erde du, mehr Spiel von Wind und Fluth,
Als dieſes Brett, drauf mein Geſchick ſich wiegt,
Die du der Welt Schickſal im Schooße trägſt!
Lebwohl! dein Ufer ſchwindet meinem Blick!
Zerreiſſe bald ein Lichtſtrahl das Gewölk,
In das ſich Tempel, Thron, Volk, Freiheit hülle,
Entflamme reiner auf dem heil'gen Strand
Dir deinen Leuchthurm von Unſterblichkeit!

Und du, Marſeille, das, an Frankreichs Thor
Gelagert, gaſtlich deinen Hafen wölbſt,

Der, Hoffnung ſtrahlend, über dieſem Meer
Der Schiffe Flügeln zeigt ſein Adlerneſt,
Wo meine Hand manch liebe Hand noch drückt,
Mein Fuß noch zögernd, voll von Liebe, weilt:
Empfang im Vaterland den letzten Wunſch,
Den erſten, wenn ich wiederkehre, nimm!

— 13. Juni. —

Wir haben auf unſerem Fahrzeug, das für ſo manchen Monat unſere Wohnung ſeyn wird, einen Beſuch gemacht. Es iſt in kleine Kajüten abgetheilt, wo wir für eine Hängematte und einen Koffer Platz haben. Der Kapitän ließ kleine Fenſter durchſtechen, dieſe werfen ein wenig Licht in die Kajüten und laſſen friſche Luft ein, wir können ſie öffnen, wenn das Waſſer nicht zu hoch geht, oder die Brigg nicht auf der Seite liegt. Das große Gemach bleibt Madame Lamartine und Julia aufbehalten. Die Kammerfrauen ſchlafen in dem Kämmerchen des Kapitäns, das dieſer ſo gefällig war, uns abzutreten. Wenn das Wetter ſchön iſt, ſpeiſen wir auf dem Verdeck unter einem Zelt, welches unten am großen Maſt angebracht iſt. Die Brigg iſt reichlich mit Vorräthen aller Art verſehen, welche eine zweijährige Reiſe in Länder ohne Hilfsquellen erfordern kann. Eine, ausſchließlich aus der geſchichtlichen und poetiſchen Literatur, ſo wie aus der der Reiſebeſchreibungen ausgeleſene, Bibliothek von fünfhundert Bänden iſt die ſchönſte Zierde des großen Gemaches. Waffenbündel ſtehen in den Ecken gruppirt, und ich habe außerdem ein eigenes Arſenal von Flinten, Piſtolen und Säbeln angeſchafft, um uns und unſere Leute zu bewaffnen. Die griechiſchen Piraten machen die Gewäſſer des Archipels unſicher, wir ſind entſchloſſen, uns auf's Aeußerſte zu vertheidigen, und ſie, ſo lange wir nicht das Leben verloren haben, nicht an Bord zu laſſen; habe ich ja zwei Leben zu vertheidigen, die mir theurer ſind, als das eigene. Vier Kanonen ſind auf dem Verdeck, und die Schiffsmannſchaft, wohl kennend das Loos, das der unglücklichen Matroſen wartet, welche von den Griechen gefangen gemacht werden, ſind entſchloſſen, lieber zu ſterben, als ſich ihnen zu ergeben.

— 17. Juni 1832. —

Ich nehme drei Freunde mit mir. Der erſte iſt einer von jenen Menſchen, welche die Vorſehung auf unſern Weg ſendet, wenn ſie vorausſieht, daß wir einer Stütze bedürfen, die unter dem Unglück oder unter der Gefahr ſich nicht beugt — Amédée von Parſeval. Schon ſeit der zarteſten Jugend verband uns eine Zärtlichkeit, welche keine Epoche unſeres Lebens vermindert gefunden hat. Meine Mutter liebte ihn, wie einen Sohn, ich habe ihn ſtets geliebt, wie einen Bruder; jedesmal, wenn ein Schlag des Schickſals mich traf, war er bei mir, oder kam, um ſeinen Theil daran, den hauptſächlichſten Theil, ja, wenn er konnte, das ganze Unglück auf ſich zu nehmen. Es iſt ein Herz, welches nur in fremdem Glücke lebt, nur von fremdem Unglück leidet: als ich vor fünfzehn Jahren in Paris verlaſſen, krank, vernichtet, verzweifelnd und dem Tode nahe war, durchwachte er die Nächte neben der erlöſchenden Flamme meines Lebens; wenn ich irgend ein angebetetes Weſen verlor, kam immer er, um den Schlag ſanfter auf mich fallen zu laſſen; bei dem Tode meiner Mutter traf er gleichzeitig mit der unglücklichen Nachricht bei mir ein, und begleitete mich zweihundert Meilen weit bis zu ihrem Grabe, wo es mich vergeblich nach dem letzten Lebewohl drängte, das ſie an mich gerichtet, das ich aber nicht vernommen hatte! Später . . . ! Doch das Unglück iſt für mich noch nicht zu Ende, und ich werde ſeine Freundſchaft erfahren, ſo oft es gilt, die Verzweiflung in meinem Herzen zu ſtillen, und ſo lange er Thränen hat, um ſie mit den meinigen zu vermiſchen.

Außerdem ſind zwei edle, geiſtreiche, unterrichtete Männer, Freunde, wie man ſie ſich nur wünſchen mag, angekommen, um uns auf unſerer Pilgerfahrt zu begleiten. Der eine iſt der Unterpräfekt Hr. v. Capmas, welcher durch die Julirevolution um ſeine Carrière gebracht wurde, und welcher die Wechſelfälle einer harten und ungewiſſen Zukunft dem fernern Beſitze ſeiner Stelle vorzog: ein Eid war ſeiner Loyalität zuwider, ſchon darum, weil er den Schein des Eigennutzes auf ihn geworfen hätte. Er iſt einer von den Männern, welche einem Ehrenſcrupel gegenüber Nichts in Anſchlag bringen, und bei welchen die politiſchen Neigungen mit aller Wärme und Reinheit in dem Gemüthe wurzeln.

Unſer fernerer Begleiter iſt ein Arzt von Hondſchooten, Hr. de la Royère. Ich lernte ihn bei meiner Schweſter kennen zu der Zeit, als ich meinen Reiſeplan machte. Die Reinheit ſeiner Seele, die originelle und naive Anmuth ſeines Geiſtes, das Großartige in ſeinen politiſchen und religiöſen Anſichten überraſchte mich. Ich wünſchte ihn mit mir zu nehmen, und zwar bei weitem mehr, um moraliſchen Nutzen von ihm zu ziehen, als aus Fürſorge für die Geſundheit; ich habe mir ſeither deßwegen Glück gewünſcht, und lege viel mehr Werth auf ſeinen Charakter, als auf ſeinen Geiſt und ſeine Talente, obgleich er deren ſehr hervorſtechende beſitzt. Wir ſprechen viel mehr über Politik, als über mediziniſche Gegenſtände. Seine Anſichten und Ideen über die Gegenwart und Zukunft Frankreichs ſind groß gedacht, und keineswegs durch Neigung für oder Widerwillen gegen Perſonen befangen. Er weiß, daß die Vorſehung in ihrem Werke keine Partei nimmt, und er ſieht, wie ich, in der menſchlichen Politik Ideen und keine Eigennamen. Sein Gedanke iſt auf das Ziel gerichtet, unbekümmert darum, durch wen oder auf welchem Wege man dahin gelangen ſoll, ſein Geiſt kennt kein Vorurtheil, keine Befangenheit, nicht einmal die ſeines religiöſen Glaubens, welcher aufrichtig und warm iſt.

Sechs Domeſtiken, beinahe Alle alte Diener des väterlichen Hauſes, oder in ihm geboren, bilden vollends unſern Haushalt. Sie alle gehen mit Freuden und nehmen perſönlichen Antheil an der Reiſe. Jeder glaubt, für ſich ſelbſt zu reiſen, und trozt freudig den Mühſeligkeiten und Gefahren, welche ich ihnen keineswegs verheimlicht habe.

— Auf der Rhede vor dem kleinen Golf von Montredon
vor Anker liegend, den 10. Juli 1832. —

Ich habe die Reiſe angetreten: ſchon iſt unſer ganzes Schickſal den Fluthen heimgegeben. Ich hänge mit dem vaterländiſchen Boden nur noch zuſammen durch den Gedanken an die geliebten Weſen, die ich dort zurückgelaſſen, haupſächlich durch den Gedanken an meinen Vater und meine Schweſtern.'

Um mir ſelbſt zu erklären, wie ich, der ich ſchon die Grenze der Jugend, die Epoche des Lebens, wo der Menſch ſich von der idealen Welt zurückzieht, um in die Welt der materiellen Intereſſen zu treten, erreicht habe, mein ſchönes und friedliches Leben in Saint-Point, die unſchuldigen Freuden des heimathlichen Heerdes, welchen eine Gattin lieblich machte, ein Kind verſchönerte, verlaſſen konnte; um mir ſelbſt zu erklären, ſage ich, wie ich jezt auf dem weiten Meere fremden Landen und einer unbekannten Zukunft entgegenſteure, muß ich zu der Quelle aller meiner Gedanken zurückkehren, um dort die Urſachen meiner Neigung und meines Geſchmacks für dieſe Reiſe zu ſuchen. — Auch die Einbildungskraft hat ihre Bedürfniſſe, ihre Leidenſchaften. Ich bin geboren als Dichter, das heißt als ein mehr oder weniger Kundiger der ſchönen Sprache, welche Gott durch ſeine Werke zu allen Menſchen, zu einigen aber deutlicher, redet. In der Jugend vernahm ich dieſes Wort der Natur, dieſe Rede, welche nicht in Lauten, ſondern in Bildern ſpricht, in den Bergen, in den Wäldern, an den Seen, am Rande der Abgründe und der Waldſtröme meiner Heimath und der Alpen; ich überſezte ſogar einige von jenen Anklängen, ~~welche mich gerührt~~ hatten, in die Schriftſprache, wo ſie wieder andere rührten, aber bald genügten ſie mir nicht mehr; ich hatte die wenigen göttlichen Worte erſchöpft, welche Europa dem Menſchen ſpärlich vorlallt, ich ſchmachtete darnach, andere zu hören auf klangreicheren, glänzenderen Geſtaden. Meine Einbildungskraft war verliebt in das Meer, in die Wüſten, die Gebirge, die Sitten, die göttlichen Fußſtapfen im Orient. In meinem ganzen Leben war der Orient der Gedanke meiner trüben Tage in dem Thale meiner Geburt, während der Nebel des Herbſtes und des Winters. Mein Leib, wie meine Seele iſt ein Kind der Sonne; Licht iſt ihm Bedürfniß, und er bedarf jenes Lebensſtrahls, nicht wie ihn das Geſtirn des Tags aus dem zerriſſenen Wolkenſchooße des Occidents, ſondern wie es ihn aus der Tiefe des purpurnen Himmels ſpendet, der der Mündung des Feuerofens gleicht; er bedarf jener Strahlen, welche nicht bloß ein Schimmer ſind, ſondern unter welchen, wenn ſie wie ein heißer Regen herabfallen, die weißen Felſen und die blinkenden Zacken der Bergſpizen verglühen und welche den Ocean röthen, wie eine auf ſeinem Spiegel ſchwimmende Feuersbrunſt. Es war mir Bedürfniß, eine Erdſcholle von dem Lande, welches das Land des erſten

Menſchenpaars, das Land der Wunder war, auszugraben und in der Hand zu kneten, und zu ſehen, zu durchſtreifen den Schauplatz des Evangeliums, wo das große Drama des Kampfes göttlicher Weisheit mit dem Irrthum und der Verkehrtheit des Menſchengeſchlechts ſich zutrug; wo die ſittliche Wahrheit ſich zum Märtyrer machte, um mit ihrem Blute den Samen einer vollkommeneren Civiliſation zu befruchten. Ferner war ich und bin beinahe immer geweſen Chriſt nach Herz und Phantaſie; meine Mutter hatte mich dazu gebildet: einigemal, in den weniger guten und weniger reinen Tagen meiner erſten Jugend, hatte ich aufgehört, es zu ſeyn; aber Unglück und die vollkommene Liebe, deren Flamme Alles, was ſie ergreift, auch reinigt, drängten mich ſpäter mit vereinter Kraft zurück zu dem früheren Aſyle meiner Gedanken, zu den Tröſtungen des Herzens, welche man für ſeine Erinnerungen und ſeine Hoffnungen wieder anſpricht, wenn die geräuſchvollen Stimmen des Herzens im Innern verſtummen, wenn, nach dem Erlöſchen einer Leidenſchaft oder nach einem Tode, der uns Nichts zu lieben übrig läßt, die ganze Leere des Lebens uns fühlbar wird. Das Chriſtenthum des Gefühls war wiederum eine ſüße Gewohnheit meines Nachdenkens geworden, oft hatte ich mir geſagt: Wo iſt die vollkommene, ausgemachte, unumſtößliche Wahrheit? Wenn ſie irgend wo iſt, ſo iſt ſie im Herzen, in der gefühlten Deutlichkeit, gegen welche keine Vernünftelei etwas vermochte. Die Wahrheit des Geiſtes aber iſt nirgends vollkommen; ſie iſt bei Gott und nicht bei uns, der Kreis unſeres Auges iſt zu enge, um einen einzigen Strahl von ihr

einzuſchlucken, alle Wahrheit für uns iſt nur relativ; das Nützlichſte für den Menſchen wird auch zugleich das Wahrſte ſeyn, die Lehre, welche am reichſten an göttlichen Tugenden iſt, wird auch die ſeyn, welche die meiſten göttlichen Wahrheiten enthält, denn was gut iſt, iſt wahr; ſo weit ging meine religiöſe Logik, meine Philoſophie verſtieg ~~ſich nicht höher~~, ſie verbot mir die Zweifel, die untergrabenden Zwiegeſpräche der Vernunft mit ſich ſelbſt, ſie ließ mir jene Religion des Herzens, welche ſo gut mit allen den unendlichen Empfindungen des Seelenlebens ſich verträgt; welche Nichts zerſtört, und Alles zum Frieden kehrt.

— 10 Juli, Abends 7 Uhr. —

Ich ſagte zu mir: dieſe Pilgerfahrt, wenn nicht des Chriſten, doch wenigſtens des Menſchen und Dichters würde meiner Mutter ſo ſehr gefallen haben! Ihre Seele war ſo glühend und färbte ſich ſo ſchnell und ſo innig nach den Eindrücken der Orte und Gegenſtände! Dieſe Seele würde entzückt worden ſeyn vor dem jetzt leeren heiligen Schauplatz des großen Drama's des Evangeliums, des vollendeten Drama's, wo die menſchliche und die göttliche Parthie der Menſchheit, jene kreuzigend und dieſe gekreuzigt, ihre Rolle ſpielten. Dieſe Reiſe des geliebten Sohnes muß ihr noch in dem himmliſchen Wohnort, wo ich ſie ſehe, zulächeln; ſie wird über uns wachen, ſie wird ſich wie eine zweite Vorſehung zwiſchen uns und die Stürme, zwiſchen uns und den Simun, zwiſchen uns und den Araber der Wüſte ſtellen! In allen Gefahren wird ſie der Schutzgeiſt ſeyn für ihren Sohn, für die, die ihre Tochter geworden iſt und für ihre Enkelin, den ſichtbaren Engel unſeres Geſchicks, den wir überall hin mit uns führen. Sie liebte ſie ſo ſehr! Ihr Blick ruhte mit einer ſo unausſprechlichen Zärtlichkeit, mit einer ſo innigen Wonne auf dem lieblichen Geſichte des Kindes, der letzten und ſchönſten Hoffnung ihrer reichen Nachkommenſchaft! und wenn nun etwas Unkluges an dieſem Unternehmen iſt, über das wir ſo oft zuſammen geträumt haben, ſo wird ſie dort oben mir verzeihen um der Triebfedern willen, die da ſind: Liebe, Poeſie und Religion.

— Am gleichen Tag Abends. —

Die Politik läßt auch hier nicht von uns; eine nahe Zukunft eröffnet eine ſchöne Ausſicht für Frankreich; eine Generation wächſt heran, welche durch den Geiſt ihres Zeitalters von unſern Zwiſten und gegenſeitigen Anklagen von vierzig Jahren her vollkommen befreit ſeyn wird; wenig kümmert es ſie, ob man dieſem oder jenem unſerer alten gehäſſigen Partheinamen angehört hat, ſie haben die Streitigkeiten nichts angegangen; in ihrem Geiſte iſt weder Vorurtheil noch Rachegeiſt. Rein und voll Kraft ſteht ſie da bei dem Eintritt in eine neue Laufbahn mit der Begeiſterung einer Idee; aber wir erfüllen noch dieſe Laufbahn mit unſerem Haſſe, unſeren Leidenſchaften und unſern alten Händeln. Wie gerne würde ich ſie in ihrem Namen betreten, wie gerne meine Stimme mit der ihrigen vermiſcht haben auf der Rednerbühne, wo jetzt Nichts ertönt, als Wiederholungen, welche in der Zukunft kein Echo haben, wo man ſich mit Namen von Menſchen bekämpft! Die Stunde wäre da, den Leuchtthurm der Vernunft und der Moral über unſern politiſchen Stürmen anzuzünden und die Formel zu finden für das neue geſellſchaftliche Symbol, das die Welt zu ahnen und zu begreifen anfängt, für das Symbol der Liebe und Milde unter den Menſchen, die Politik des Evangeliums. Ich für meinen Theil habe mir keinen Egoiſmus in dieſer Hinſicht vorzuwerfen, ich hätte dieſer Pflicht ſelbſt meine Reiſe, dieſen Traum meiner Phantaſie ſeit ſechszehn Jahren aufgeopfert. O, daß der Himmel Männer erwecke! Unſere Politik macht dem Menſchen Schande und entlockt den Engeln Thränen. Das Schickſal gibt in jedem Jahrhundert der Menſchheit eine Stunde, um ſich neu zu geſtalten; dieſe Stunde iſt die Revolution, und die Menſchen verſcherzen ſie, indem ſie ſich untereinander zerfleiſchen, und der Rache die Stunde weihen, die ihnen von Gott für die Wiedergeburt und den Fortſchritt geſchenkt iſt.

— Am gleichen Tag. — Immer noch vor Anker. —

Die Juliusrevolution, welche mich tief bekümmerte, weil ich aus angeſtammter Neigung die alte und ehrwürdige Familie der Bourbonen liebe, denen die Liebe und das Blut meines Vaters, meines Großvaters und aller meiner Verwandten geweiht war, und denen auch das meinige, hätten ſie gewollt, zu Dienſte geſtanden wäre, — dieſe Revolution hat mich nicht erbittert, da ſie mich nicht überraſchte. Ich ſah ſie von weitem kommen, neun Monate vor dem verhängnißvollen Tag war der Sturz der neuen Monarchie für mich in den Namen der Männer geſchrieben, welchen ihre Führung anvertraut war. Dieſe Männer waren ergeben und treu, aber ſie gehörten einer andern Zeit, einem andern Gedanken an, ſie wollten in einem Sinne fortſchreiten, der von dem der Idee des Jahrhunderts durchaus verſchieden war, dieſe Losreißung war in ihrem Geiſte vollbracht, ſo mußte ſie auch bald in die That übergehen, nur Tage und Stunden gehörten dazu. Ich beweinte dieſe Familie, welche mir zu dem Schickſal und der Blindheit des Oedipus verdammt ſchien! Hauptſächlich beklagte ich die unnöthige Trennung zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft. Die eine hätte für die andre von ſo großem Nutzen ſeyn können! Die Freiheit, der ſociale Fortſchritt wären eine ſo wichtige Quelle von Kraft geweſen, hätten die alten königlichen Häuſer, die alten Familien, die alten Tugenden, ſie als ebenbürtig anerkennen wollen! Es wäre ſo politiſch, ſo wohlthätig geweſen, Frankreich nicht in zwei Lager, in zwei Intereſſen zu trennen, ſondern Hand in Hand mit einander zu gehen, während die einen ihre Schritte beſchleunigt, die andern etwas eingehalten hätten, um auf dem Wege beiſammen zu bleiben! Alles dieſes iſt Nichts mehr, als ein Traum, den man zwar mit Bedauern ſchwinden ſehen, aber nicht die Zeit damit verſchleudern muß, ihn noch einmal zu träumen. Es gilt, zu handeln und vorwärts zu ſchreiten, ſo will es ein göttliches Geſetz! Ich bedaure, daß die ſogenannte königliche Partei, welche ſo viele Fähigkeiten, ſo viele einflußreiche Namen, ſo viele Tugenden unter ſich zählt, in der Julifrage einen Halt machen will. Sie war nicht compromittirt in dieſer Angelegenheit, da dieſe nur eine Angelegenheit des Palaſt's, der Intrike und der Koterie war, an welcher die große Majorität der Royaliſten keinen Antheil hatte. Es iſt immer ehrenwerth, fremdem Unglück ſeine Theilnahme zu ſchenken, aber man muß nicht freiwillig an einem Fehler, den man nicht begangen hat, Theil nehmen; ſo mußte man den Fehler jener Staatsſtreiche und der rückgängigen Bewegung auf denen liegen laſſen, die ſie zu verantworten hatten, die ehrwürdigen Opfer eines unglücklichen Irrthums beklagen und beweinen und jene ehrenhafte Vorliebe für ſie keineswegs abläugnen; man mußte die ferne liegenden aber legitimen Hoffnungen nicht von ſich weiſen, und im Uebrigen in die Reihen der Mitbürger zurücktreten, und denken, ſprechen, handeln, kämpfen mit der Familie der Familien, — mit dem Vaterlande! Jedoch laſſen wir das! Wir werden Frankreich in zwei Jahren wiederſehen; Gott beſchütze es mit Allem was wir dort Theures und Vortreffliches unter allen Parteien zurücklaſſen.

— 11. Juli 1832. — Unter Seegel. —

Heute, Morgens halb ſechs Uhr gingen wir unter Seegel. Einige Freunde von kurzer Bekanntſchaft, aber vieler Anhänglichkeit, waren der Sonne vorausgeeilt, um uns einige Meilen in die See hinaus zu begleiten, und ihr Lebewohl länger hinauszuſchieben. Unſere Brigg glitt über eine Meeresfläche, ſpiegelglatt, durchſichtig und blau, wie das Waſſer einer Quelle in ſchattiger Felshöhle; kaum ſchwankte ſie unter dem Gewicht der Raaen, der langen ſeegelbeladenen Arme des Fahrzeugs, ſanft bald herüber bald hinüber; ein junger Mann von Marſeille *) ſprach wunderſchöne Verſe, worin er den Winden und Fluthen ſeine Wünſche für uns anvertraut; wir wurden weich gemacht durch die Trennung vom Lande, durch die Gedanken, welche zum Ufer zurückflogen, und hin durch die Provence zu meinem Vater, meinen Schweſtern, meinen Freunden eilten, — durch dieſes Lebewohl, dieſe Verſe, durch das ſchöne Schattenbild von Marſeille, welches unſern Blicken immer ferner und immer kleiner wurde, durch das unendliche Meer, welches für lange Zeit unſere einzige Heimath werden ſollte.

O Marſeille! o Frankreich! du verdienteſt ein beſſeres Loos; dieſe Zeit, dieſes Land, dieſe Jugend wären würdig, einen wahrhaften Dichter zu ſchauen, einen von jenen Männern, welche eine neue Welt, eine neue Epoche für die Geſchichte des Schönen auf Erden erſchaffen, aber ich, ich fühle es wohl, bin Nichts, als einer der Menſchen ohne das Gepräge der Ewigkeit, deren Bedeutung vorübergeht und erliſcht, von denen einige Seufzer ein Echo gefunden haben, weil das Echo poetiſcher iſt, als der Dichter. Doch gehörte ich meinem Sehnen nach einer andern Zeit an, und oft habe ich einen andern Menſchen in mir gefühlt; unermeßliche, unabſehbare Horizonte, leuchtend in philoſophiſcher, epiſcher, religiöſer, neuer Dichtung eröffneten ſich mir, aber, zur Strafe einer ſinnloſen verlorenen Jugend ſchloſſen ſie ſich nur zu ſchnell wieder. Ich fühlte, daß ſie für meine phyſiſchen Kräfte zu großartig waren, ich ſchloß die Augen, um nicht verſucht zu ſeyn, mich in den Abgrund zu ſtürzen. Fahrt denn wohl ihr Träume von Genie und geiſtiger Wolluſt! Es iſt zu ſpät! Vielleicht werde ich den Umriß einiger Scenen geben und einige Lieder leiſe vor mich hin ſingen, aber aus Allem wird ſprechen: Vollenden es Andere! und ich ſehe es mit Wonne, es kommen Andere. Niemals war die Natur in Verheißungen von Genie's fruchtbarer, als in unſern Tagen. Welche Männer in zwanzig Jahren, — wenn ſie Alle zu Männern werden!

Wenn indeſſen Gott mich erhören wollte, ſo würde meine ganze Bitte darin beſtehen: Ein Gedicht nach meinem Herzen und nach dem ſeinigen! Ein ſichtbares, lebendiges, beſeeltes, farbenreiches Bild ſeiner ſichtbaren Schöpfung und ſeiner unſichtbaren: es wäre eine ſchöne Erbſchaft, die ich dieſer Welt der Finſterniß, der Zweifel und der Düſterheit zurückließe, eine Speiſe, um ſie zu laben, und ſie um ein Jahrhundert zu verjüngen. O könnte ich es ihr, könnte ich es wenigſtens mir ſelbſt geben, wenn auch keine Seele außer mir einen Vers davon hören ſollte!

---

*) Hr. Autran.

— Am gleichen Tage, drei Stunden in der See. —

Der Oſtwind, der uns den Weg ſtreitig macht, bläst ſtärker; das Meer zeigt und ſchäumt und der Kapitän erklärt, daß wir die Küſte wieder gewinnen und in einer Bai zwei Stunden von Marſeille vor Anker gehen müſſen. Wir ſind nun da; die Wogen ſchaukeln uns leiſe; die See ſpricht, wie die Matroſen ſagen; man hört von ferne ein Gemurmel herankommen, ähnlich dem Geräuſch, das aus großen Städten ertönt; die drohende Rede des Meers, die erſte, welche wir von ihm vernehmen, hallt feierlich wieder in den Ohren und der Bruſt derer, die für eine ſo lange Zeit ſo vertraut mit ihm werden wollen.

Zur Linken erblicken wir die Inſeln von Pomègue und das Schloß von If, eine alte Burg mit runden grauen Thürmen, welche die Krone eines nackten Schieferfelſen bilden; vor uns auf dem ſteilen und von weißlichen Felſen durchſchnittenen Ufer zahlreiche Landhäuſer, deren Gärten, mit Mauern eingefaßt, nichts ſehen laſſen, als die Gipfel des Buſchwerks und die grünen Bogen der Weinlauben; ungefähr eine Meile weiter im Lande erhebt ſich auf einer einzeln ſtehenden kahlen Anhöhe das Fort und die Kapelle von Notre-Dame-de-la-Garde, eine Wallfahrt für die Seeleute aus der Provençe vor ihrer Abfahrt und nach ihrer Rückkehr bei allen ihren Reiſen. Dieſen Morgen machte, ohne daß wir es wußten, noch vor Tag, zur gleichen Stunde, wo der Wind unſere Seegel ſchwellte, eine Frau aus Marſeille mit ihren

Kindern ſich auf, um auf der Spitze jenes Berges für uns zu beten, ihr befreundetes Auge ſah ohne Zweifel von dort unſer Schifflein wie einen weiſſen Punkt auf dem Meere.

Welche Welt, die Welt des Gebets! Welches unſichtbare, aber ſo mächtige Band, das Weſen, ſie mögen ſich kennen oder nicht, im vereinten oder getrennten Gebete für einander verknüpft. Es ſchien mir immer, das Gebet, dieſer ſo wahre Inſtinkt unſerer unmächtigen Natur ſey die einzige wirkliche, oder wenigſtens die größte Kraft des Menſchen! Der Menſch begreift ſeine Wirkung nicht, doch was begreift er? Das Bedürfniß, welches den Menſchen zwingt zu athmen, beweist ihm allein, daß die Luft zu ſeinem Leben nothwendig iſt! Eben ſo beweist der Inſtinkt zum Gebet der Seele die Wirkſamkeit des Gebets; beten wir denn: Und Du, der Du uns dieſe wunderbare Sprache mit Dir, mit unſichtbaren Weſen und Welten eingegeben haſt, Du, mein Gott, erhöre uns reichlich! ja gib uns noch mehr, als wir Dich bitten!

— Am gleichen Tage, eilf Uhr Abends. —

Der Mond ſcheint glänzend ſich zwiſchen den Maſten, den Raaen, den Tauen zweier Kriegsbriggs zu wiegen, welche nicht weit von uns zwiſchen unſerem Ankerplatze und den ſchwarzen Bergen des Var liegen; jedes Tau nimmt ſich für das Auge auf dem blauen und purpurnen Grunde des nächtlichen Himmels aus, wie die Faſern eines rieſigen, entfleiſchten Skelets, aus der Ferne in dem bleichen, ſtarren Lichte der Lampen von Weſtminſter oder Saint-Denis geſehen. Morgen ſollen dieſe Skelete neu aufleben und wie wir, die Schwingen wieder entfalten und gleich den Vögeln des Oceans dahin fliegen, um an fremden Geſtaden auszuruhen. Wir hören auf dem Verdeck, wo ich bin, das ſchrillende und gezogene Pfeifen des Schiffsmeiſters, der die Manövers commandirt, das Wirbeln der Trommel, den Ruf des Schiffsoffiziers. Die Flaggen gleiten von den Maſten; die Boote und Schaluppen werden an Bord gezogen wie durch haſtige, lebendige Bewegung eines beſeelten Weſens. Alles, an Bord ihrer Schiffe und des unſrigen, wird ſtille.

Sonſt ſchlief der Menſch auf dem tiefen und treuloſen Bette des Meers nicht ein, ohne das Herz und die Stimme zu Gott zu erheben, ohne ſeinen Schöpfer zu preiſen unter dieſen Geſtirnen, in der Mitte aller dieſer Fluthen, aller dieſer Berggipfel, aller dieſer Reize und dieſer Gefahren der Nacht; Abends wurde an Bord der Schiffe ein Gebet verrichtet! Seit der Julirevolution geſchieht es nicht mehr. Das Gebet iſt erſtorben auf den Lippen des alten Liberalismus des 18. Jahrhunderts, der nichts lebendiges in ſich hatte, als ſeinen erkältenden Haß gegen das, was der Seele angehört. Dieſer heilige Seufzer des Menſchen, welchen die Kinder Adams bis auf uns mit ihren Freuden oder Leiden ſich überliefert hatten, iſt in Frankreich in unſern Tagen des Streits und der Leidenſchaft erſtickt; wir haben Gott in unſere Zwiſtigkeiten hineingezogen. Der Schatten Gottes jagt gewiſſen Menſchen Schrecken ein. Dieſe Inſekten, Heute geboren, um Morgen zu ſterben, deren unfruchtbare Aſche in wenigen Tagen in die Winde zerſtäuben, deren gebleichte Gebeine die ewige Woge auf irgend eine Klippe werfen wird, ſcheuen ſich, durch Wort oder Geberde das unendliche Weſen zu bekennen, das die Himmel und die Meere preiſen; ſie verſchmähen es, den zu nennen, der es nicht verſchmäht hat, ſie zu erſchaffen; und warum dieß? weil dieſe Menſchen eine Uniform des Geiſtes tragen, weil ſie bei einer gewiſſen Anzahl von Weſen ihre Rechnung ſchließen und weil ſie ſich Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts nennen. Glücklicherweiſe geht das neunzehnte Jahrhundert vorüber, und ich ſehe ein beſſeres kommen, ein wahrhaft religiöſes Jahrhundert, wo die Menſchen, wenn ſie auch Gott nicht in gleicher Sprache und gleichen Symbolen, doch wenigſtens überall in Symbolen und in allen Sprachen bekennen werden.

— In derſelben Nacht. —

Ich ging eine Stunde auf dem Verdeck des Schiffes auf und ab, allein und in jenen trüben oder tröſtenden Betrachtungen verſunken; ich betete leiſe im Herzen und mit den Lippen die Gebete, welche ich von meiner Mutter, als ich ein Kind war, gelernt hatte; die Verſe, die Pſalmenabſchnitte, welche ich ſie ſo oft, während ſie in den Alleen der Gärten von Milly ſpazieren ging, vor ſich hin murmeln hörte, ſtiegen in meiner Erinnerung auf, und ich fühlte eine innige und tiefe Wonne ſie jetzt durch das Geräuſch der Wellen und des Windes in jenes immer offene Ohr zu ſprechen, für welches kein Ton des Herzens oder der Lippen je verloren iſt. Das Gebet, welches man von Jemanden darbringen hörte, den man liebte, und den man ſterben ſah, iſt doppelt heilig. Wer unter uns zieht die Gebete, in denen ihn ſeine Mutter unterwieſen hat, nicht den ſchönſten Lobgeſängen vor, die er ſelbſt verfaſſen könnte. Deßwegen wird, was für eine Religion auch unſere Vernunft, wenn ſie gereift, ſich bildet, das Gebet Chriſti immer das Gebet des Menſchengeſchlechts ſeyn. So nur verrichtete ich mein Abend- und Seegebet, für die Frau, die keine Gefahr anſchlagt, um ihr Loos mit dem meinen verknüpft zu halten, für unſer ſchönes Kind, das während der Zeit auf dem Verdecke in der Schaluppe mit der Ziege ſpielte, welche ihm ihre Milch reichen ſoll, und mit den ſchönen freundlichen Windſpielen, welche ſeine weißen Händchen lecken und ſeine langen blonden Haare beknuſpern.

— 12. — Morgens, unter Seegel. —

Während der Nacht hat der Wind ſich gedreht und iſt friſch geworden; ich hörte in meiner Kajüte auf dem Mitteldeck über mir die Tritte, die Stimmen und den wehmüthigen Geſang der Matroſen, ſo wie das Geraſſel der Kette an dem Anker, welchen man an dem Vordertheil des Schiffes aufhing. Man ſpannte die Seegel wieder und wir fuhren ab. Ich ſchlief ein. Als ich

erwachte, und die Stückpforte öffnete, um die Küſten Frankreichs zu betrachten, denen wir geſtern noch nahe geweſen waren, erblickte ich nichts als das unabſehbare, leere, kahle, rauſchende Meer mit zwei einſamen hohen Seegeln, die in dieſer Ferne ohne Horizont ſich erhoben, wie zwei Gränzpfähle, wie zwei Pyramiden der Wüſte.

Die Wogen liebkoſten ſanft die dichten, gewölbten Seiten meiner Brigg und plauderten anmuthig unter meinem kleinen Fenſter, bis zu welchem einigemal der Schaum in leichten weißen Streifen aufſtieg; es war das taktloſe, verworrene, bald leiſer, bald lauter durcheinander lärmende Geräuſch, wie bei dem Gezwitſcher der Schwalben an einem Berge, wenn die Sonne über ein Kornfeld aufgeht. Es gibt gewiſſe Uebereinſtimmungen zwiſchen den Elementen, wie es im Allgemeinen eine gibt zwiſchen der materiellen Welt und der Welt des Gedankens. Jeder Gedanke hat ſeinen Wiederſchein in einem ſichtbaren Objekte, welches ihn wie ein Echo wiederholt, ihn wiederſtrahlt wie ein Spiegel, und ihn auf eine gedoppelte Art vernehmbar macht: den Sinnen durch das Bild und dem Geiſte durch den Gedanken; dieß iſt die unendliche Poeſie der zweifachen Schöpfung! die Menſchen nennen ſie ein Gleichniß, das Vergleichende aber iſt das Genie. Die Schöpfung iſt Nichts, als ein Gedanke unter Tauſenden von Formen. In Gleichniſſen reden iſt die Kunſt oder der Inſtinkt, neue Worte aufzufinden in der göttlichen Sprache der univerſellen Analogien, in deren Beſitz der Höchſte allein iſt, von denen er aber gewiſſen Menſchen einige zu enthüllen verſtattet. Deßwegen waren der Prophet als heiliger Dichter, und der Dichter als profaner Prophet ehemals überall als göttliche Weſen angeſehen. Jetzt betrachtet man ſie als unverſtändige oder wenigſtens unnütze Weſen, und das iſt ganz logiſch; wenn ihr als das All betrachtet die materielle, mit Händen zu greifende Welt, den Theil der Natur, der ſich in Ziffern, Räumlichkeiten, Geld und phyſiſche Genüſſe auflöſen läßt, ſo thut ihr wohl daran, die Menſchen zu verachten, welche ſich mit Nichts befaſſen, als mit dem Kultus des moraliſch Guten, der Idee Gottes und jener Sprache der Bilder und geheimnißvollen Beziehungen zwiſchen dem Sichtbaren und dem Unſichtbaren! Was beweiſt ſie denn, dieſe Sprache? Gott und Unſterblichkeit! Das iſt für Euch — Nichts!

— 15. Juli, vor Anker in dem kleinen Golfe von la Ciotat. —

Der günſtige Wind, der für einen Augenblick ſich erhoben hatte, hörte bald auf, unſere Seegel zu ſchwellen. Sie fielen an den Maſten herab, und ſo glitt das Schiff nur ganz leiſe auf den ſchwachen Wogen dahin. Ein ſchönes Bild jener Charaktere, denen es an Willenskraft, dieſem Winde der menſchlichen Seele gebricht, ſchwankender Charaktere, welche denen, die ſie beſitzen, ſelbſt zur Laſt werden; ſie reiben durch Schwäche mehr auf, als die muthigen Anſtrengungen, zu welchen ein unbeugſamer Wille thatkräftige und thätige Menſchen hinreißt, ebenſo wie die Schiffe auf einem ruhigen und windſtillen Meere ſich bei weitem mehr abmühen, als unter den Stößen eines friſchen Windes, der ſie vorwärts treibt, und ſie auf den ſchäumenden Wogen aufrecht erhält.

Sey es durch Zufall oder durch eine geheime Veranſtaltung unſerer Schiffleute — wir fanden uns durch den Wind genöthigt, um drei Uhr in den lachenden Golf von la Ciotat, einer kleinen Stadt auf der Küſte der Provence einzulaufen, wo unſer Kapitän und beinahe alle unſere Matroſen ihre Wohnungen, ihre Frauen und Kinder haben. Unter einem kleinen Hafendamm, der von einem anmuthigen, ganz mit Weinreben, Feigen- und Olivenbäumen überwachſenen Hügel hervorſpringt, wie eine freundliche Hand, welche das Ufer den Matroſen bietet, ließen wir den Anker fallen. Das Waſſer iſt ganz ohne Welle, ſo durchſichtig, daß wir in einer Tiefe von zwanzig Fuß die Seekieſel und die Muſcheln erglänzen, die langen Seepflanzen hin und herwogen, und Tauſende von Fiſchen mit ſchillernden Schuppen durcheinander ſich bewegen ſehen; es ſind die verborgenen Schätze des Meers, das eben ſo reich, eben ſo unerſchöpflich an Vegetation und an Bewohnern iſt, als das Land. Das Leben iſt wie die Intelligenz überall. Die ganze Natur iſt belebt, die ganze Natur fühlt und denkt. Wer dieß nicht ſieht, hat niemals der unverſiegbaren Fruchtbarkeit des ſchöpferiſchen Gedankens ſeine Betrachtung zugewendet. Dieſer Gedanke durfte und konnte niemals ſtille ſtehen, das unendliche Weltall iſt bevölkert, und wo das Leben iſt, da iſt auch Empfindung, unſtreitig hat der Gedanke ſeine verſchiedenen Grade, aber nirgends eine Lücke. Wollt ihr einen phyſiſchen Beweis hiefür? Nun ſo betrachtet einen Waſſertropfen unter dem Sonnenmikroſcop, ihr werdet dort Tauſende von belebten Welten ſehen, Welten in der Thräne eines Inſekts! Und wenn es euch möglich wäre, eine von dieſen tauſend Welten noch einmal zu zerlegen, ſo würden euch Millionen weitere Weltenkreiſe entgegentreten. Wenn ihr von dieſen ſchrankenloſen und unendlich kleinen Welten euch mit Einemmale zu den unzähligen Himmelskugeln des Firmaments erhebt, wenn ihr euch verſenkt in die Milchſtraße, dem unberechenbaren Staubmeere von Sonnen, von welchen jede einen größeren Umkreis beſchreibt, als die Erde und der Mond, ſo erliegt der Verſtand unter dem Gewichte der Berechnung; aber die Seele erträgt es, und jauchzt, ihre Stelle in dieſem Werke zu haben, zu haben die Kraft, es zu begreifen, zu haben ein Gefühl, um dafür den Schöpfer zu preiſen und anzubeten. O mein Gott! welch' ein würdiger Tempel iſt die Natur für den, der Dich in ihr ſucht, der Dich darin unter allen Formen findet, und der einige Sylben von ihrer Sprache verſteht, die zwar ſtumm iſt, aber Alles ſagt.

— Golf von la Ciotat, den 14. Abends. —

Der Wind iſt ausgeſtorben und nichts verkündet ſeine Rückkehr. Die Oberfläche des Golfs hat keine Welle, die See iſt ſo eben, daß man auf ihr da und dort die Eindrücke von den durchſichtigen Flügeln der Moskito's gewahr wird, welche auf dieſem Spiegel flattern, und allein ihn jezt trüben. Zu ſolchem Grade der Ruhe und der Zahmheit kann das Element ſich herabſtimmen, das die Dreidecker trägt, ohne ihr Gewicht zu ſpüren, das Meilenweite Strecken vom Ufer abreißt, Hügel wegſpült und Felſen ſpaltet, das Berge in der Wuth ſeiner brauſenden Wogen zerſchmettert. Nichts iſt ſo ſanft, als Was ſtark iſt.

Wir ſteigen an's Land auf die dringenden Bitten unſers Kapitäns, der uns ſeiner Frau vorſtellen und uns ſein Haus zeigen will. Der Ort gleicht den lieblichen Städten des Königreichs Neapel auf der Küſte vor Gaeta. Alles iſt wonnig, freundlich und heiter, das Leben in dem ſüdlichen Klima iſt ein ununterbrochenes Feſt. Glücklich der Menſch, der unter ſonnigem Himmel geboren wird, und ſtirbt. Dreimal glücklich der, der ſeinen Wohnort, das Haus und den Garten ſeiner Väter an den Ufern des Meeres hat, von welchem jede Welle ein Funken iſt, der ſein Licht und ſeinen Glanz auf das Land wirft! Mit Ausnahme der hohen Gebirge, welche die helle Beleuchtung ihrer Gipfel und Horizonte von dem Schnee borgen, der ſie bedeckt, und von dem Himmel, in den ſie ſich tauchen, kann keine Gegend im Innern des Feſtlandes, ſo lachend, ſo anmuthig ſie auch durch Hügel, Bäume und Flüſſe gemacht werden mag, ſich mit der Schönheit der Gegenden meſſen, welche die Meere des Südens beſpülen. Das Meer iſt für Naturſcenen das, was das Auge für die Schönheit eines Geſichtes iſt, ſie erleuchtet ſie, gibt ihnen jenen Strahl, jene Phyſiognomie, welche ſie lebendig, ſprechend, entzückend macht, und das Auge verblendet, das ſie betrachtet.

— Am gleichen Tag

Es iſt Nacht, das heißt was man Nacht nennt in dieſem Klima. Wie viele weniger helle Tage habe ich auf dem ſammtenen Raſen der Hügel von Richmond in England, in den Nebeln der Themſe, der Seine, der Saône, oder des Genfer See's geſehen! Der Vollmond ſteigt am Firmamente auf, indem er unſere ſchwarze Brigg, welche in einiger Entfernung vom Damm liegt, im Schatten läßt; auf ſeiner Bahn hat er wie einen Streifen von rothem Sand hinter ſich gelaſſen, mit dem er die eine Hälfte des Himmels beſtreut zu haben ſcheint; die andre Hälfte iſt blau, und wird immer bleicher, je näher er kommt. Ungefähr in einer Entfernung von zwei Meilen zwiſchen zwei kleinen Inſeln, von denen die eine ſteile und wie das Koliſeum in Rom gelbe Felſen hat, und die andre violett iſt, wie die Blumen der Syringe, erblickt man durch eine Täuſchung der Augen das Zauberbild einer großen Stadt; man ſieht Dome, Paläſte mit blendenden Façaden, lange in einem ſanften und hellen Lichte verſchwimmende Quai's, zur Rechten und Linken ſcheinen die weißen Wogen wie ein Rahmen das Bild zu umgeben, man würde glauben, Venedig oder Malta mitten in den Fluthen gebettet vor ſich zu ſehen. Es iſt weder eine Inſel, noch eine Stadt, es iſt der Widerſchein des Mondes, wo ſein Strahl ſenkrecht auf das Meer fällt; näher bei uns fallen die Strahlen mehr auseinander und dehnen ſich mehr auf der Fläche, ſo daß ſie zwiſchen den beiden azurnen Ufern wie ein Strom von Gold und Silber hinwallen. Zu unſerer Linken dehnt der Golf bis zu einer erhabenen Spitze die lange, dunkle Kette ſeiner ungleichen und zackigen Hügel; rechts iſt ein enges Thal, da wo es ſich ſchließt, entſpringt eine ſchöne Quelle unter dem Schatten einiger Bäume, den Hintergrund bildet ein etwas höherer Hügel, bis an den Gipfel mit Olivenbäumen beſezt, welche die Nacht ſchwarz färbt; von dem Gipfel dieſes Hügels bis zu dem Meere herab tauchen graue Thürme und weiße Häuschen aus dem einförmigen Dunkel der Olivenwälder auf, und ziehen den Blick und die Gedanken zu menſchlicher Wohnung. Noch weiter, am äußerſten Ende des Golfs ſteigen drei ungeheure Felſen unmittelbar aus dem Spiegel der Fluthen auf; bizarr geformt, gerundet wie Kieſel, welche durch Wogen und Stürme abgeglättet ſind, aber dieſe Kieſel ſind Berge, rieſenhafte Spielereien des urſprünglichen Oceans, von dem unſere Meere ohne Zweifel nur ein ſchwaches Abbild ſind.

— 15. Juli. —

Wir haben das Haus des Kapitäns unſerer Brigg beſucht. Es iſt eine artige, beſcheidene, aber aufgepuzte Wohnung; die junge Frau empfing uns, leidend und niedergeſchlagen über die beſchleunigte Abreiſe ihres Gatten. Ich bot ihr an, mit uns an Bord zu gehen, und uns während der Reiſe zu begleiten, welche viel länger werden ſollte, als die gewöhnlichen Reiſen eines Handelsſchiffs; ihre Geſundheit ließ es nicht zu, und ſo ſollte ſie nun einſam, ohne Kinder und krank lange Tage, vielleicht Jahre ohne die Gegenwart ihres Gatten verleben. Ihr ſanftes und ſinniges Geſicht trug das Gepräge ihrer melancholiſchen Zukunft während der Einſamkeit ihres Herzens. Das Haus glich einem flamändiſchen Hauſe: die Wände waren mit Abbildungen der Schiffe tapezirt, welche der Kapitän kommandirt hat, er führte uns nicht weit von da, um uns im freien Felde ein Haus zu zeigen, wo er, obgleich noch jung, ſich ein Aſyl vorbereitete, in das er ſich einſtens von den Wogen und Stürmen zurückziehen wollte. Ich freute mich, die ländliche Niederlaſſung geſehen zu haben, wo dieſer Mann ſchon zum Voraus Ruhe und Glück für die Zeit des Alters ſich zu beſorgen gedachte. Ich lernte immer gerne den Heerd, die häuslichen Umſtände derer kennen, mit welchen ich in dieſer Welt zu thun bekam. Es iſt ein Stück von ihnen ſelbſt, eine zweite, außer ihnen liegende Phyſiognomie, welche den Schlüſſel zu ihrem Charakter und ihren Schickſalen gibt.

Der größte Theil unſerer Matroſen iſt ebenfalls aus dieſer Gegend. Freundliche, gottesfürchtige, fröhliche, arbeitſame Leute, welche den Wind, den Sturm, die Wogen mit der gleichen ruhigen und ſchweigſamen Regelmäßigkeit bearbeiten, mit welcher unſere Ackerleute in Saint-Point die Egge und den Pflug handhaben; ſie ſind die Ackerleute des Meers, friedlich und ſingend, wie die Leute in unſern Thälern, wenn ſie im Strahl der Morgenſonne, durch die langen dampfenden Furchen auf den Abhängen der Hügel dahingehen.

— 18. Juli. —

Frühe erwacht, hörte ich dieſen Morgen auf dem unbeweglich ruhenden Verdecke die Stimmen der Matroſen vermiſcht mit dem Krähen des Hahns und dem Blöcken unſerer Ziege und unſerer Schafe. Einige Stimmen von Frauen und Kindern machten die Täuſchung vollkommen; ich hätte glauben können in dem getäfelten Zimmer einer Schweizerhütte an dem Ufer des Zürcher See's oder bei Solothurn zu ſeyn. Ich ſtieg hinauf, es waren die Kinder einiger unſerer Matroſen, welche von ihren Müttern zu ihren Vätern gebracht wurden. Dieſe ließen ſie auf den Kanonen reiten, hielten ſie über die Baluſtrade des Schiffs hinaus, legten ſie in die Schaluppe, wiegten ſie in der Hangematte mit einer Zärtlichkeit in der Stimme, und Thränen in den Augen, wie man ſie bei Müttern oder Ammen findet. Brave Leute mit einem ehernen Herzen gegen Gefahren, und einem Weiberherzen gegen die, welche ſie lieben, ungeſchlacht und ſanft wie das Element, mit dem ſie zu ſchaffen haben. Der Mann, ſey er Hirte oder Seefahrer: wenn er Familie hat, hat er ein für menſchliche und edle Empfindung weiches Herz. Der Familienſinn iſt die zweite Seele der Menſchheit; die Geſetzgeber der neuern Zeit haben dieß allzuſehr vergeſſen, ſie denken an Nichts, als an Nationen und an Individuen, und kümmern ſich Nichts um die Familie, die einzige Quelle kräftiger und reiner Bevölkerung, das Heiligthum der Sitten und Gebräuche, wo alle geſellſchaftlichen Tugenden ihren Brennpunkt haben. Die

Geſetzgebung, ſelbſt nach [illegible] war in dieſer Beziehung barbariſch, ſie entfremdet den Menſchen dem Familienſinn, ſtatt ihn dazu anzuleiten! Der Hälfte der Männer verbietet ſie, eine Frau, ein Kind, einen Heerd und einen Grundbeſitz zu haben, ſie war dieſe Güter Allen ſchuldig, ſo bald ſie ins Mannesalter gekommen ſind, und durfte ſie nur Verbrechern entziehen. Die Familie iſt der Staat im verkürzten Maßſtab, aber ſie iſt ein Staat, wo die Geſetze natürlich ſind, weil ſie aus Gefühlen beſtehen. Aus der Familie ausſchließen hätte die große Strafe, die größte Beſchimpfung ſeyn können, welche das Geſetz hätte ausſprechen dürfen, dieſes wäre die einzige Todesſtrafe einer chriſtlichen und menſchlichen Geſetzgebung geweſen; die Hinrichtung hätte ſchon ſeit Jahrhunderten abgeſchafft ſeyn ſollen.

Juli, immer noch vor Anker wegen des widrigen Winds. —

Eine Meile weſtlich auf der Küſte ſind die Berge wie mit Keulenſchlägen zerſchmettert; ungeheure Trümmer liegen da und dort zu den Füßen der Gebirge herabgefallen, oder unter den blauen und grünlichen Fluthen des Meers, das jene beſpült. Das Meer bricht ſich an ihnen ohne Unterlaß, und aus der Woge, die mit wechſelndem, dumpfem Geräuſch gegen die Felſen ſtürzt, ſcheinen ſich Zungen von weißem Schaum zu recken, welche die ſalzigen Ufer belecken wollen. Dieſe aufge[illegible] man ſie Felſen nennen konnte — ſind in ſolcher Verworrenheit durch einander geworfen und gequetſcht, daß ſie eine unzählige Menge von engen Schluchten, Hohlwegen, wiederhallenden Grotten und düſtern Höhlen bilden, in welchen allein die Kinder von zwei oder drei nahe liegenden Fiſcherhütten die Pfade, die Windungen und den Ausgang kennen. Eine dieſer Höhlen, in die man durch den gedrückten Bogen einer natürlichen von einem ungeheuren Granitblock bedeckten Brücke gelangt, geht auf das Meer hinaus und öffnet ſich in einem engen und dunkeln Thal, welches das Meer ganz mit ſeinen Fluthen, hell und eben, wie das Firmament in einer ſchönen Nacht erfüllt. Dieß iſt ein den Schiffern wohlbekannter Schlupfhafen, wo, während außen die Wogen brauſen und ſchäumen, und mit ihren Schlägen die Küſten erſchüttern, die kleinſten Barken Schutz finden; man bemerkt dort nicht einmal jenes leichte Sprudeln einer Quelle, die ſich in ein Waſſerbecken ergießt. Das Meer behält dort jenes ſchöne in's Grünliche ſpielende Gelb, welches das Auge der Maler von Seeſtücken ſo gerne ſieht, welches ſie aber niemals genau wieder geben können, indem das Auge mehr ſieht, als die Hand nachahmen kann.

Auf beiden Seiten dieſer Seelandſchaft wird am äußerſten Rande die Ausſicht begränzt durch zwei beinahe ganz glatte düſtere Felſenmauern von einer Farbe, welche etwa der einförmigen des Hammerſchlags gleicht, einige Zeit, nachdem er aus dem Ofen gefallen iſt. Keine Pflanze, kein Moos findet an ihnen eine Ritze, ſich auszubreiten und Wurzel zu ſchlagen, um hier die Gewinde von Schlingpflanzen und von jenen Blumen flattern zu laſſen, welche man ſo oft auf den Felswänden von Savoyen in Höhen ſchweben ſieht, wo Gott allein ihre Düfte einathmen kann; kahl, aufrecht, ſchwarz, für das Auge zurückſtoßend, ſind ſie zu Nichts da, als um die Hügel mit Weinreben und Olivenbäumen, welche hinter ihnen wachſen, vor der Seeluft zu ſchützen. Sie ſind Bilder jener Menſchen, welche eine Epoche oder eine Nation beherrſchen, allen Unbilden der Zeit und ihrer Stürme ausgeſetzt, um ſchwächere und glücklichere Menſchen zu beſchützen. Im Hintergrunde des Schlupfhafens wird das Meer etwas breiter, krümmt ſich, nimmt eine hellere Farbe an, je mehr das Tageslicht hereinfällt, und läuft endlich in einem ſchönen Waſſerbecken aus, das auf einem Grunde von violetten, wie zu Sand zermalmten Muſcheln ruht. Tritt man nun aus der Schaluppe, in der man bis hieher gefahren iſt, ſo findet man zur Linken in der Höhlung einer Schlucht eine friſche und reine Quelle von ſüßem Waſſer; wendet man ſich zur Rechten, ſo trifft man einen ſteinigen, ſteilen, ungleichen, von wilden Feigen- und Azerolbäumen beſchatteten Ziegenpfad, welcher von den angebauten Ländereien hier zu den einſamen Fluthen herabführt. Wenige Landſchaften auf meinen Reiſen haben mich ſo überraſcht, ſo angezogen. Es iſt jene vollkommene Verſchmelzung der Kraft mit der Anmuth, welche in der Harmonie der Elemente, wie in dem belebten und denkenden Weſen den Schlußſtein des Schönen bildet. Es iſt jene geheimnißvolle Vermählung der Erde mit dem Meer, überraſcht, ſo zu ſagen, in ihrer innigſten und verborſten Verſchmelzung. Es iſt ein Bild der abgeſchiedenſten Ruhe und Einſamkeit neben dem ungeſtümen und lärmenden Schauplatz der Stürme und zunächſt an dem Brauſen der Wogen, eines der zahlreichen Meiſterſtücke der Schöpfung, welche Gott überall, gleichſam um ſich an den Contraſten zu ergötzen, ausgebreitet hat, welche er aber mit Vorliebe auf den unerſteiglichen Spitzen ſteiler Gebirge, in der Tiefe unzugänglicher Schluchten, auf den unbetretbarſten Klippen des Oceans verbarg, wie Kleinode der Natur, die ſie nur ganz ſelten einfachen Menſchen, Schäfern, Fiſchern, Reiſenden, Dichtern, oder der frommen Betrachtung der Einſiedler enthüllt.

— 14. Juli 1832. —

Um zehn Uhr erhebt ſich ein Weſtwind; wir lichten um drei Uhr die Anker; bald haben wir keinen andern Horizont, als Himmel und Waſſer, — das Meer funkelt, — die Brigg bewegt ſich ſanft und gleitend — das Gemurmel der See iſt ſo regelmäßig, als das Athmen einer Menſchenbruſt. Dieſer regelmäßige Takt der Fluthen, des Windes in den Seegeln findet ſich in allen Bewegungen der Natur, und überall wo ſie ſich hören läßt; ſollte ſie nicht auch Athem ſchöpfen? Ja, ohne Zweifel, ſie athmet, ſie lebt, ſie denkt, ſie hat ihre Leiden, ihre Freuden, ſie fühlt, ſie betet ihren göttlichen Urheber an. Er hat den Tod nicht erſchaffen, das Leben iſt der Stempel aller ſeiner Werke.

— 15. Juli 1832 auf offener See, 8 Uhr Abends. —

Wir haben die lezten Kuppen der grauen Gebirge auf den Küſten Frankreichs und Italiens allmählig hinabſinken ſehen, bald hatte die dunkelblaue Linie des Meers am Horizont Alles unter ſich begraben, das Auge durchſchweift in dem Augenblick, wo der heimiſche Horizont verſchwindet, den leeren wogenden Raum umher, wie ein Unglücklicher, der nach und nach alle Gegenſtände ſeiner Neigungen und Gewohnheiten verloren hat, und deſſen Herz vergeblich ſucht, wo es ausruhen möge.

Der Himmel wird die große und einzige Scene der Betrachtung, dann fällt der Blick wieder herab auf dieſen in dem weiten Raume zu Nichts verſchwindenden Punkt, auf dieſes enge Schiff, das Weltall für die, die es an Bord hat.

Der Schiffsmeiſter iſt an dem Steuerruder; ſein männliches und leidenſchaftloſes Geſicht, ſein feſter und aufmerkſamer Blick, bald auf den Kompaß gerichtet, um dort nach der Nadel zu ſehen, bald auf das Vorderdeck, um durch den Fockmaſt hindurch den Lauf des Schiffs durch die Wellen hin zu beobachten; ſein rechter auf dem Steuerruder ruhender Arm, welcher mit Einem Ruck die gewaltige Maſſe des Schiffs bewegt — Alles zeigt an ihm die Wichtigkeit ſeines Geſchäfts, den Mann, dem das Schickſal des Fahrzeugs, das Leben von dreißig Perſonen auf der breiten Stirne brütet und in die kräftige Hand gelegt iſt.

Vorn auf dem Verdecke bilden die Matroſen verſchiedene Gruppen, ſizend, ſtehend, auf die Planken von leuchtendem Tannholz hingeworfen oder auf die in mächtige Spirale zuſammen gewundene Taue; die einen beſſern alte Seegel mit eiſernen Nadeln aus, wie junge Mädchen, welche ihren Brautſchleier oder den Vorhang ihres jungfräulichen Lagers ſticken; die andern lehnen ſich über die Baluſtrade, und betrachten, jedoch ohne ſie zu ſehen, die ſchäumenden Wogen, ſo wie wir gedankenlos auf einen ſchon hundertmal gemachten Pfad blicken, dabei blaſen ſie gleichgültig die Rauchwolken ihrer rothen thönernen Pfeifen in den Wind. Dieſe geben den Hühnern in langen Trögen zu trinken; jene halten ein Bündel Heu in der Hand, um es die Ziege abrupfen zu laſſen, indem ſie mit der andern Hand ihre Hörner halten; wiederum andere ſpielen mit zwei ſchönen Schafen, welche zwiſchen den beiden Maſten in der hohen aufgehängten Schaluppe liegen; dieſe armen Thiere heben den Kopf unruhvoll über den Rand, und da ſie Nichts ſehen, als die wogende mit weißem Schaum bedeckte Fläche, blöcken ſie nach dem Felſen und dem trockenen Mooſe ihrer Berge.

Für das Hintertheil des Fahrzeugs bildet den Horizont dieſer ſchwimmenden Welt das ſpitzige Vorderdeck, über welches der Boogſprietmaſt, nach der See geſenkt, hinausragt; dieſer Maſt vor dem Schiffe her nimmt ſich aus, wie der Stachel eines Seeungeheuers. Durch das Wogen des Meers, das man in der Mitte, im Schwerpunkt des Schiffs beinahe gar nicht fühlt, beſchreibt das Vorderdeck langſame, mächtige Schwingungen. Bald ſcheint es dem Schiff den Weg nach einem Stern des Firmaments anzuweiſen, bald es in eines der tiefen Thäler des Oceans verſenken zu wollen, denn das Meer ſcheint unaufhorlich zu ſteigen und zu fallen, wenn man auf dem äußerſten Ende eines Schiffes ſteht, welches durch ſeine Maſſe und ſeine Länge die Wirkung der ſchaukelnden Wogen noch vergrößert.

Wir, durch den großen Maſt von jener Scene des Seemannlebens abgeſondert, haben unſere Size auf dem Halbverdeck, wo wir mit den Offizieren auf und abgehen, um die untergehende Sonne und die ſteigenden Wogen zu betrachten.

Mitten unter dieſen männlichen, ernſten, nachdenklichen Geſichtern ſieht man ein Kind mit aufgelösten und über das weiße Gewand hinwallenden Locken, das ſchöne, roſige, glücklich heitere Geſichtchen von einem unter ihrem Kinn geknüpften Matroſenſtrohhut eingefaßt; es ſpielt mit der weißen Kaze des Kapitäns, oder mit einem geſtern ausgenommenen Neſte von Seetauben, welche unter der Laffette einer Kanone liegen und denen ſie von ihrem Abendbrod vorbrockt.

Indeſſen ſteht der Kapitän, ſeine Seeuhr in der Hand und wartet, ſtille nach Weſten blickend, genau auf die Sekunde, wo die Scheibe der Sonne, zur Hälfte gebrochen, die Fluthen zu berühren und darin, ehe ſie ganz unterſinkt, einen Augenblick zu ſchwimmen ſcheint, dann erhebt er die Stimme und ruft: Meine Herrn das Gebet! Alle Geſpräche ſtocken, alle Spiele enden, die Matroſen werfen ihre noch glimmende Cigarre in die See, nehmen die rothwollene griechiſche Müze ab, halten ſie in der Hand, und werfen ſich zwiſchen den beiden Maſten auf die Kniee nieder. Der Jüngſte unter ihnen ſchlägt das Gebetbuch auf und ſingt das Ave maris stella und die Litaneien in einer zarten, wehmüthigen und ernſten Weiſe, welche mitten im Meer von jener ängſtlichen Melancholie der lezten Tagesſtunden eingegeben worden zu ſeyn ſcheint, wo alle Erinnerungen an das Land, an die heimiſche Hütte und ihren Heerd dieſer einfachen Menſchen aus den Herzen in die Gedanken aufſteigen. Die Schatten der Nacht legen ſich wieder auf die Fluthen und halten bis zum Morgen in ihrer gefährlichen Dunkelheit die Bahn der Schiffer und das Leben ſo vieler Weſen gefangen, welche keinen Leuchthurm mehr haben, als die Vorſehung, und keine Zuflucht, als die unſichtbare Hand, welche ſie auf den Fluthen erhält. Wenn das Gebet nicht mit dem Menſchen ſelbſt geboren wäre, ſo müßte es hier erfunden werden von Menſchen, welche allein ſind mit ihren Gedanken und ihren Schwachheiten vor dem Abgrunde des Himmels, in welchem ihre Blicke ſich verlieren, neben dem Abgrunde der Fluthen, von welchen eine zerbrechliche Planke ſie trennt; in dem Gebrauſe des Meers, das wie mit Stimmen von tauſend wilden Thieren knurrt, pfeift, heult und brüllt, in den Stoßen des Windes, der in jedem Tau einen ſcharfen Ton hören läßt; bei dem Herannahen der Nacht, welche alle Gefahren vergrößert und alle Schrecken vervielfältigt. Aber das Gebet iſt niemals erfunden worden; es ſtieg aus dem erſten Seufzer, aus der erſten Freude, dem erſten Schmerze des menſchlichen Herzens auf, oder vielmehr der Menſch iſt zu Nichts geboren als zum

Beſtimmung hienieden; alles Uebrige geht vor ihm oder mit ihm unter, aber der Ruf des Lobes, der Bewunderung oder der Liebe, welchen er zu ſeinem Schöpfer während ſeiner irdiſchen Laufbahn ertönen läßt, geht nicht unter; alle Jahrhunderte hindurch erhebt er ſich wieder und ertönt in dem Ohre Gottes, wie das Echo ſeiner eigenen Stimme, wie ein Wiederhall ſeiner Herrlichkeit; er iſt das Einzige, was vollkommen göttlich in dem Menſchen iſt, und was er mit Freude und mit Stolz von ſich geben kann, denn dieſer Stolz iſt eine Huldigung gegen den, der ihrer allein würdig iſt, eine Verehrung des unendlichen Gottes.

Kaum hatten wir dieſe oder ähnliche Gedanken, jeder in der Stille in uns getragen, als auf der Seite des Schiffs, welche gegen Oſten ſieht, ein Schrei Julia's ſich erhob: Eine Feuersbrunſt auf dem Meere, ein brennendes Schiff! Wir ſtürzten hin, um dieſes Feuer in der Ferne auf den Fluthen zu ſehen. In der That ſchwamm ein breiter Feuerklumpen auf dem äußerſten öſtlichen Horizonte des Meers; in wenigen Minuten aber, als er ſich erhob und rundete, erkannten wir, daß es der Vollmond war, welchen die Nebel vor dem Weſtwinde her mit einem feurigen Schein umgaben, und welcher langſam aus den Fluthen aufſtieg, wie eine Scheibe von rothglühendem Eiſen, welche der Hammerſchmied mit ſeinen Zangen aus dem Feuerofen nimmt, und über das Waſſer hält, in welchem er ſie löſchen will. Auf der entgegengeſezten Seite des Himmels hatte die Scheibe der eben untergegangenen Sonne im Weſten gleichſam

eines unbekannten Landes ähnlich war. Unſere Blicke drehten ſich zwiſchen dieſen herrlichen himmliſchen Erſcheinungen von einem Borde des Schiffs zum andern. Nach und nach erloſch der Schein dieſer doppelten Dämmerung; tauſend Sterne erſtanden über unſern Häuptern, wie wenn ſie unſern Maſten, welche von einem zum andern vorwärts ſchritten, zum Führer hätten dienen wollen; man kommandirte das erſte Viertel der Nacht, und entfernte Alles vom Verdeck, was die Manöuvers hätte ſtören können, und die Matroſen kamen Einer nach dem Andern zu dem Kapitän, um zu ſagen: Gott ſey mit uns.

Ich ging noch einige Zeit auf dem Verdeck ſtill auf und nieder, dann ſtieg ich hinab und dankte Gott in meinem Herzen, daß er mir verſtattet hatte, dieſe mir unbekannte Geſtalt ſeiner Natur zu ſehen. Mein Gott! Mein Gott! Deine Werke zu ſehen unter allen ihren Geſtalten, Deine Herrlichkeit zu bewundern auf Bergen oder auf den Meeren, anzubeten und zu preiſen Deinen Namen, den keine Sprache ausſprechen kann, das iſt die Fülle des Lebens hienieden! Vermehre unſere Tage, um die Liebe und die Anbetung in unſern Herzen zu vermehren! Dann wende das Blatt um, und laß uns in einer andern Welt die unendlichen Wunder des Buches Deiner Größe und Deiner Güte leſen!

— 16. Juli 1832 auf offener See. —

Wir haben die ganze Nacht und den ganzen Tag eine günſtige Fahrt gehabt, doch ging die See hoch. Abends weht ein friſcher Wind, es bilden ſich Wogen und rollen heftig an die Planken der Brigg; der Mond ſcheint glänzend und ſeine Strahlen ſchießen wie Ströme eines hellen und wogenden Lichts durch die breiten flüſſigen Thäler dahin, welche zwiſchen den hohen Wellen gefurcht ſind. Dieſer verſchwimmende Glanz des Mondes gleicht den fließenden Bächen, und den Waſſerfällen von geſchmolzenem Schnee in dem Bette der grünen Thäler des Jura und der Schweiz. Das Schiff fällt und ſteigt träge durch jede dieſer tiefen Schluchten. Das erſtemal auf unſerer Reiſe hören wir das Krachen, gleichſam Aechzen des Holzes, die gequetſchten Planken der Brigg geben bei dem Stoße jeder Welle Laute von ſich, welche ſich mit Nichts vergleichen laſſen, als mit den lezten brüllenden Tönen eines mit dem Beile geſchlagenen Stiers, der in den Zuckungen des Todeskampfs auf der Seite liegt. Zu dieſem Geräuſche, während es Nacht iſt, kommt das Getöſe von hunderttauſend Wogen, die rieſenhaften Sprünge des Schiffs, das Krachen der Maſte, das Pfeifen der Windſtöße, welche Wolken von ſchäumendem Waſſerſtaub aufrühren, die man auf dem Verdecke ziſchend niederregnen hört; die dumpfen und haſtigen Tritte der Schiffleute, welche nach einzelnen, feſten und kurzen Worten des kommandirenden Offiziers die Manövers ausführen; Alles dieß bildet ein Ganzes von eigenthümlichen, ſchrecklichen Tönen, welche das Herz viel tiefer erſchüttern, als der Kanonendonner auf dem Schlachtfelde. Solche Scenen muß man mitgemacht haben, um das Leben der Seeleute in ſeiner ganzen mühſeligen Geſtalt kennen zu lernen, und ſeine eigene phyſiſche und moraliſche Empfindlichkeit ſchäzen zu können.

So ging die ganze Nacht ſchlaflos dahin. Bei Tagesanbruch läßt der Wind etwas nach, und die Wellen entbinden ſich nicht mehr, das heißt, ſie ſind nicht mehr mit Schaum eingefaßt; Alles kündigt einen ſchönen Tag an, wir erblicken durch den farbigen Nebel die hohen und langen Bergketten von Sardinien. Der Kapitän verſpricht uns zwiſchen dieſer Inſel und Sicilien ein Meer, ſo ruhig und eben wie ein See. Wir ſeegeln acht Meilen in der Stunde, manchmal auch neun, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde treten die Umriſſe der ſchimmernden Küſten, gegen welche uns der Wind treibt, reiner heraus, die Buchten hohlen ſich, die Vorgebirge ſpringen hervor, die weißen Felſen erheben ſich auf den Fluthen, und die Häuſer und angebauten Gefilde laſſen ſich auf den Ufern immer beſſer unterſcheiden. Mittags kommen wir dem Eingang des Golfs von San-Pietro nahe, aber im Augenblick, wo wir die ihn ſchließenden Klippen umſchiffen wollen, ſtößt ein Wind, der plözlich ſich erhoben hat, mit aller Macht in die Seegel, und fängt ſich in der See, welche von der Nacht her noch hoch ging, ſo daß ſich wahre Hügel von Wellen anthürmen; der ganze Horizont iſt Nichts als ein großer ſchäumender Waſſerfall, das Schiff ſteigt bei jeder Woge bis auf ihren Kamm, dann ſtürzt es ſich beinahe ſenkrecht in die dazwiſchen liegende Tiefe; umſonſt ſtrengen wir uns an, in dem Golfe Zuflucht zu ſuchen. Im Augenblick, wo wir das Kap umſeegeln, um einzulaufen, ſtürzt aus jedem Thale, aus jeder Bucht der Küſte ein wüthender, wie ein Flug von Pfeilen ziſchender Wind, und wirft die Brigg auf die Seite; kaum hat man Zeit die Seegel aufzurollen; nur die niedern laſſen wir aufgeſpannt, um den Wind zu preſſen; der Kapitän läuft ſelbſt an die Stange des Steuerruders, worauf es wie ein von kräftiger Hand in kurzem Zügel gehaltenes Pferd über den Schaum der Bucht dahin zu ſtolziren ſcheint; die Fluthen kommen auf der Seite, gegen welche das Schiff ſich neigt, bis an Bord, und die ganze linke Flanke iſt bis zum Kiel außer Waſſer; ſo ſeegeln wir ungefähr zwanzig Minuten in der Hoffnung, die kleine Rhede vor der Stadt von San-Pietro zu erreichen, und ſchon ſehen wir die Weinberge und die kleinen Häuschen bis auf Kanonenſchußweite, aber der Sturm vermehrt ſich und der Wind ſtößt auf das Schiff, daß es wie eine Kugel aus dem Rohre dahinfliegt; ſo ſind wir gezwungen nachzugeben und unter vieler Gefahr das Schiff zu wenden mitten in dem heftigſten Angriff des Windſtoßes. Es gelingt uns; wir kommen aus dem Golf durch daſſelbe Manöuvre, durch das wir eingelaufen ſind, und befinden uns wieder in offener, fürchterlicher See. Die Anſtrengung der Nacht und des Tages flößt uns das lebhafte Verlangen ein nach einem Zufluchtsort vor der zweiten Nacht, welche wir allen Anzeichen nach noch ſtürmiſcher zu fürchten haben. Der Kapitän entſchließt ſich, Alles, ſelbſt den Bruch ſeiner Maſten zu wagen, um einen Ankerplatz an der Küſte von Sardinien zu finden. Einen ſolchen verſpricht uns der Golf von Palma, einige Meilen von dem Punkte, wo wir uns befinden. Nachdem wir zwei Stunden mit dem Sturm gekämpft haben, gewinnen wir die Oberhand und laufen, wie ein Seevogel mit hängenden Flügeln, in die ganze Tiefe des ſchönen Golfs von Palma ein. Der Sturm hat ſich nicht gelegt, wir hören das ununterbrochene Rauſchen der offenen See auf drei Meilen hinter uns; der Wind pfeift noch immer in unſerem Takelwerk, aber in dieſem von hohen Bergen eingefaßten Baſſin kann er nichts aufrühren, als Schaumblaſen, mit welchen er das Verdeck benezt und kühlt; endlich laſſen wir den Anker auf drei Kabellängen von der Küſte von Sardinien in einen Grund von Seepflanzen und in ruhiges kaum noch Wellenſchlagendes Gewäſſer fallen. Eine herrliche Empfindung für den Seereiſenden, wenn er, unter Mühe und Arbeit dem Sturme entronnen, endlich die eiſerne Ankerkette klirren hört, welche ihn an einem gaſtlichen Ufer feſthalten ſoll! So bald der Anker angebiſſen hat, entrunzeln ſich die gefalteten Geſichter der Matroſen, man ſieht, daß ebenſo ihre Gedanken ruhig werden; ſie ſteigen in das Mitteldeck hinab, um ihre durchnäßten Kleider zu wechſeln, und bald kommen ſie wieder in ihrem Sonntagsanzug herauf, und geben ſich ganz dem friedlichen Leben hin, das ſie am Lande führen. Müſſig, heiter, plaudernd ſizen ſie mit gekreuzten Armen auf dem Geländer des Schiffs oder rauchen ihre Pfeife, indem ſie gleichgültig die Landſchaften und Häuſer des Ufers betrachten.

— 17. Juli 1832. —

In dieſer friedlichen Bucht vor Anker liegend frühſtücken wir auf dem Verdeck unter einem Seegel, welches uns als Zelt dient; die ausgebrannte, aber maleriſche Küſte von Sardinien iſt vor uns ausgebreitet. Eine bewaffnete Schaluppe von zwei Kanonen läuft von der Inſel S. Antioco zwei Meilen von uns aus, und ſcheint ſich zu nahern. Wir unterſcheiden ſie bald beſſer; ſie hat Seeleute und Soldaten an Bord; in kurzer Zeit iſt ſie ſo nahe bei uns, daß man ſich zurufen kann; ſie fragt uns aus und gibt uns auf, an's Land zu gehen, wir berathen uns, und ich entſchließe mich, den Kapitän der Brigg dahin zu begleiten. Wir bewaffnen uns mit mehreren Flinten und Piſtolen, um Widerſtand zu leiſten, wenn man uns etwa mit Gewalt zurück halten ſollte, und fahren in dem kleinen Boote ab. Nahe bei der ſardiniſchen Barke, welche uns vorausſeegelt, angekommen, ſteigen wir in der Tiefe der Bucht an's Ufer. Das Geſtade iſt eine unangebaute und ſumpfige Ebene. Weißer Sand, groſe Diſteln, einige Aloeſtauden, hie und da Buſchwerk eines Geſträuchs mit fahler grauer Rinde, deſſen Blatt dem der Ceder gleicht, Schwärme von wilden Pferden, welche, frei auf dieſen Haiden weidend, im Galopp anſprengen, um uns zu betrachten und auszuſpüren, und dann wiehernd davon laufen, wie ein Flug von Raben; eine Meile von uns graue, kahle Berge mit einigen Spuren einer, wiewohl nur verkrüppelter Natur auf ihren Abhängen; ein afrikaniſcher Himmel über den verkalkten Gipfeln; ein ödes Schweigen auf allen dieſen Fluren, das unheimliche und verlaſſene Ausſehen, welches alle die ungeſunden Gegenden in der Romagna in Calabrien oder entlang den pontiniſchen Sümpfen haben: dieß iſt die Scene; die Schauſpieler ſind ſieben oder acht Männer mit hübſchem Geſicht, erhabener Stirne, kühnem und wildem Auge, zur Hälfte nackt, in zerlumpten Uniformen, bewaffnet mit langen Karabinern und in der andern Hand lange Rohrſtangen haltend, mit welchen ſie unſere Papiere in Empfang nehm'en, oder uns reichen, was ſie uns zu bieten haben. Ich antworte auf ihre Fragen in ſchlechtem neapolitaniſchem Patois, ich nenne ihnen einige ihrer Landsleute, mit welchen ich während meiner Jugend in Italien in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, und nun werden die Leute, welche früher unverſchämt und herriſch geweſen waren, höflich und verbindlich; ich kaufe ihnen ein Schaf, welches ſie auf dem Strande zerlegen. Wir ſchreiben, ſie nehmen das Papier in die Spalte, welche ſie an dem Ende eines langen Rohrſtängels angebracht haben, ſie ſchlagen Feuer, reißen einige grüne Zweige von dem Geſträuch, welches das Ufer bedeckt, zünden ſie an und halten unſere Papiere, vorher ſchon in Seewaſſer getaucht, in den Rauch des Feuers, ehe ſie dieſelben berühren. — Sie verſprechen uns, heute Abend einen Flintenſchuß abzufeuern, zum Zeichen, daß wir wieder an's Ufer kommen ſollen, wenn unſere übrigen

Vorräthe an Gemüſe und ſüßem Waſſer bereit ſeyn würden. — Hierauf nehmen ſie aus ihren Fahrzeugen einen ungeheuren Korb mit Seeſchnecken, *frutti di mare,* und bieten uns dieſe an, ohne dafür irgend eine Bezahlung annehmen zu wollen.

Wir kehren an Bord zurück — Mußeſtunden köſtlicher Betrachtungen, auf dem Hinterdeck des vor Anker liegenden Schiffes verlebt, während noch der Sturm von den Spitzen der beiden Vorgebirge her ertönt, welche uns decken, und während wir noch den Schaum der hohen See dreißig bis vierzig Fuß an den goldgelben Wänden dieſer Vorgebirge aufſteigen ſehen.

— 18. Juli 1832. —

Auf einem ſpiegelhellen und ebenen Meer aus dem Golf von Palma ausgelaufen — ein leichter Hauch des Weſts, kaum hinreichend um den Thau der Nacht abzutrocknen, welcher auf den gezackten Blättern der Maſtixbäume, dem einzigen Grünen auf dieſen ſchon afrikaniſchen Küſten, liegt; — auf offener See, ruhiger Tag, ein ſanfter Wind, mit welchem wir ſechs bis ſieben Meilen in der Stunde machen; — ſchöner Abend; — ſternhelle Nacht; — auch das Meer ſchläft.

— 19. Juli 1832. —

Wir erwachten fünfundzwanzig Meilen von der Küſte von Afrika. Ich leſe die Geſchichte des heiligen Ludwigs wieder, um mir die nähern Umſtände ſeines Todes auf der Küſte von Tunis, nahe bei dem Kap von Carthago, welches wir dieſen Abend oder Morgen ſehen ſollen, in's Gedächtniß zu rufen.

Ich konnte mir in meiner Jugend nicht erklären, warum gewiſſe Völker mir eine ſo zu ſagen angeborene Antipathie einflößten, während andere mich durch einen unbewußten Reiz immer wieder anzogen und zu ihrer Geſchichte zurückführten. — Bei dieſen leeren Schatten der Vergangenheit, bei den todten Erinnerungen an Nationen fühlte ich genau dieſelbe gebieteriſch mich leitende Neigung für oder wider, wie bei den Phyſiognomien der Menſchen, mit welchen ich lebe, oder welche mir vorkommen. — Ich werde angezogen und abgeſtoßen in der phyſiſchen Bedeutung des Worts; bei dem erſten Anſehen, mit Einem Blick habe ich einen Mann oder eine Frau für immer beurtheilt. Vernunft, Ueberlegung, ſelbſt Gewalt, welches Alles ich oft gegen dieſe erſten Eindrücke anwendete, vermögen hierin Nichts. Wenn einmal das Metall ſein Gepräge in der Münze erhalten hat, ſo möget ihr es zwiſchen euren Fingern hin und her wenden, dennoch behält es daſſelbe; — ſo bei meiner Seele, — ſo bei meinem Geiſt. — Dieß iſt das Eigenthümliche der Weſen, bei welchen der Inſtinkt ſchnell, ſtark, augenblicklich, unbeugſam iſt. Man fragt ſich: was iſt dieſer Inſtinkt? und man erkennt, daß er die höchſte Vernunft iſt, aber die angeborene, die nicht durch Nachdenken gewonnene Vernunft; wie Gott ſie gemacht hat, nicht wie der Menſch ſie findet. — Er wirkt auf uns ein, wie das Licht auf uns einwirkt, ohne daß das Auge die Mühe hat, es zu ſuchen. — Er beleuchtet Alles mit dem erſten Strahl. — Die Eingebung in allen Künſten, wie auf dem Schlachtfelde iſt ebenfalls dieſer Inſtinkt, dieſe Vernunft der Ahnung. Auch das Genie iſt Inſtinkt und keineswegs durch Logik oder Anſtrengung zu erwerben. Je mehr man nachdenkt, deſto mehr erkennt man, daß der Menſch Nichts von dem Großen und Schönen eigen hat, was ihm gehört, was aus ſeiner Kraft oder ſeinem Willen kömmt; ſondern daß durchaus Alles, was er vollkommen Schönes hat, unmittelbar von der Natur und von Gott kömmt. — Das Chriſtenthum, welches Alles weiß, hat dieß vom erſten Tage an begriffen. — Die erſten Apoſtel fühlten dieſe unmittelbare Wirkung der Göttlichkeit in ſich, und riefen von der erſten Stunde an: Alle gute Gabe kommt von Gott.

Kommen wir auf die Völker zurück. — Ich habe niemals die Römer zu lieben vermocht, und niemals konnte ich auch nur den geringſten herzlichen Antheil an Carthago nehmen, troz ſeines Unglücks und troz ſeines Ruhms. — Hannibal iſt mir immer vorgekommen, wie ein General der oſtindiſchen Kompagnie, der einen induſtriellen Feldzug, eine glänzende heroiſche Handelsoperation auf den Ebenen des Thraſimenus ausführte. Dieſes Volk, undankbar, wie alle egoiſtiſchen Völker, belohnte ihn dafür mit der Verbannung und dem Tod. — Sein Tod aber war ſchön, war pathetiſch und verſöhnt mich mit allen ſeinen Triumphen, ſchon von Kindheit auf wurde ich durch ihn gerührt. — Es gibt für mich, — und die ganze Menſchheit könnte ſie fühlen — eine erhabene, heroiſche Harmonie zwiſchen dem höchſten Ruhm, dem höchſten Genie, und dem höchſten Unglück. — Dieß iſt eine jener Schickſalswahrheiten, welche in den Menſchenherzen immer ihre Wirkung, ihren traurigen und doch wohlthuenden Anklang findet! In der That es gibt keinen anerkannten Ruhm, keine vollkommene Tugend ohne Undank, Verfolgung und Tod. — Chriſtus war das göttliche Beiſpiel hievon, und ſein Leben wie ſeine Lehre ſind eine Auflöſung jenes geheimnißvollen Räthſels des Looſes der großen Männer durch das Schickſal des Gottmenſchen.

Erſt ſpäter machte ich die Entdeckung: das Geheimniß meiner Neigungen für oder gegen die Geſchichte gewiſſer Völker liegt in dem Weſen der Einrichtungen und der Handlungsweiſe dieſer Völker ſelbſt. — Völker, wie die Phönizier, wie die von Tyrus und Sidon und die Carthager, Staaten, welche die Erde blos zu ihrem Nuzen verwenden und die Größe ihrer Unternehmungen nach Nichts abmeſſen, als nach der materiellen gemeinen Nüzlichkeit ihres Erfolgs; — für ſolche Völker fühle ich, wie Dante, ich ſehe ſie an und gehe vorüber.

,,Non ragionar di lor, ma guarda e passa!"

Sprechen wir nicht davon. — Sie waren reich und glücklich, das iſt Alles. — Sie wirkten für keine, als für ihre Zeit, die Nachwelt hat nicht Zeit, ſich mit ihnen zu befaſſen. — *Receperunt mercedem.*

Aber jene Nationen, welche, um die Gegenwart, von der ſie wohl wußten, daß ſie vorübergehe, wenig beſorgt, durch einen erhabenen Inſtinkt nach Unſterblichkeit, durch einen unerſättlichen Durſt nach Nachruhm die Idee der Nation über der Gegenwart und die Aufgabe des Menſchengeiſtes über Wohlſtand, Reichthum und materiellem Nuzen ſich dachten; — welche Generationen und Jahrhunderte daran ſezten, auf ihrer Bahn eine ſchöne und ewige Spur ihres vorübergehenden Daſeyns zu hinterlaſſen; — jene uneigennüzigen und edelmüthigen Nationen, welche alle großen und gewichtigen Ideen des Menſchengeiſtes aufboten, um Weisheit, Geſezgebung, Theogonien, Künſte, Syſteme daraus zu erſchaffen, ſo wie jene, welche Marmor und Granitmaſſen in Bewegung ſezten, um Obelisken und Pyramiden daraus zu bauen, eine erhabene Herausforderung an die Macht der Zeit, eine ſtumme Sprache, mit welcher ſie in allen Zeiten zu hohen und groß denkenden Seelen reden werden; — jene poetiſchen Nationen endlich, wie die Aegyptier, die Juden, die Hindu's, die Griechen, welche die Politik idealiſirten und in ihrem Volksleben dem göttlichen Princip, dem Geiſt die Herrſchaft einräumten über das menſchliche Princip, den Nuzen, — ſie liebe und verehre ich, ſie ſuche ich auf und bete ihre Spuren, ihre Denkmale, ihre geſchriebenen, gebauten oder gemeiſelten Werke an; ich lebe in ihrem Leben, ich wohne als bewegter und parteiiſcher Beobachter dem rührenden oder heroiſchen Drama ihres Geſchickes bei, und

durchſeegle gerne die Meere, um einige Tage auf ihrer Aſche zu verträumen und um ihrem Andenken den Gruß der Nachwelt zu bringen; ſie haben ſich um die Menſchheit verdient gemacht, denn ſie haben ihre Gedanken über dieſen Kothball, über dieſe flüchtige Zeit erhoben. — Sie haben gefühlt, geſchaffen zu ſeyn für ein höheres und weiter reichendes Geſchick, und da ſie ſelbſt ſich die Unſterblichkeit nicht geben konnten, welches der Traum jedes edlen und großen Herzens iſt, ſagten ſie zu ihren Werken: Machet ihr uns unſterblich, tretet ihr für uns ein, ſprechet ihr von uns zu denen, welche die Wüſte durchſtreifen oder über die Fluthen des joniſchen Meeres ſeegeln werden, vor dem Sigeiſchen Kap, oder vor dem Vorgebirge von Sunium, wo Plato mit Prophetenſtimme eine Weisheit lehrte, welche noch die Weisheit der Nachwelt ſeyn wird.

Dieß waren meine Gedanken, während ich das Vordertheil des Schiffs, wo ich ſaß, die Fluthen des afrikaniſchen Meeres durchrauſchen hörte und jede Minute auf den roſenfarbenen Duft des Horizonts blickte, ob ich nicht das Kap von Carthago bemerke.

Der Wind legte ſich, das Meer wurde ſtill und der Tag entſchwand, während wir vergeblich in die Ferne nach der neblichen Küſte Afrika's blickten: Abends erhob ſich ein ſtarker Windſtoß, das Schiff herüber und hinüber geſchaukelt, niedergedrückt unter Seegeln, welche den vom Blei getroffenen Schwingen eines Seevogels gleichen, erſchütterte uns durch das ſchreckliche Gekrache eines einſtürzenden Hauſes das in ſeinen Seiten ertönte;

ich bringe die Nacht auf dem Verdecke zu, den Arm um ein Tau geſchlungen; aus weißlichen Wolken, welche ſich wie ein hoher Berg in den tiefen Golf von Tunis zuſammendrängen, zucken Blitze und ertönen die fernen Schläge des Donners. Afrika erſchien mir, wie ich es mir immer dachte, ſeine Geſtade vom Feuer des Himmels durchzuckt und die Kalkfelſen auf ſeinen Gebirgsgipfeln von Wolken verhüllt. Je näher wir kommen, und je mehr das Kap von Biſerta und nachher das von Carthago aus der Dunkelheit heraustritt, und uns entgegen zu kommen ſcheint, deſto lebendiger ſteigen alle die großen Bilder, alle die fabelhaften oder heroiſchen Namen, welche auf dieſen Geſtaden einſt erklangen, in meiner Erinnerung auf, und rufen mir die poetiſchen oder hiſtoriſchen Dramen in's Gedächtniß zurück, denen nach einander dieſe Gegenden zum Schauplaze dienten. Virgil, wie alle Dichter, welche die Wahrheit, die Geſchichte und die Natur überbieten wollen, hat das Bild der Dido bei weitem mehr verderbt, als verſchönert. — Die geſchichtliche Dido, Wittwe des Sichäus, und treu den Manen ihres erſten Gatten, läßt auf dem Kap von Carthago ihren Scheiterhauſen bauen, und beſteigt ihn; ein erhabenes und freiwilliges Opfer reiner Liebe und einer Treue, welche ſelbſt im Tode dauert. Und dieß wäre nicht ſchöner, nicht heiliger, nicht pathetiſcher, als die kalten Galanterien, welche der römiſche Dichter ihr in den Mund legt, nebſt dem lächerlichen und frommen Aeneas, und ihrer verliebten Verzweiflung, welche bei dem Leſer unmöglich ein Mitgefühl erwecken kann?!

Aber die *Anna soror*, das darauf folgende herrliche

Lebewohl, ſo wie das unſterbliche Gebet, werden Virgils Fehler jederzeit gut machen.

Die hiſtoriſche Parthie von Carthago iſt poetiſcher als ſeine Poeſie. Der himmliſche Tod und die Beſtattung des heiligen Ludwig; — der blinde Beliſar; — Marius, bei den wilden Thieren unter den Ruinen von Carthago, ſelbſt ein wildes Thier, die Verbrechen Roms ſühnend; — der unglückliche Tag, wo, ähnlich dem Skorpion, der, von Feuer umringt ſich ſelbſt mit dem giftigen Stachel tödtet, Carthago, eingeſchloſſen von Scipio und Maſſiniſſa, ſelbſt das Feuer an ſeine Gebäude und Reichthümer legt; — die Gattin Hasdrubals, eingeſchloſſen mit ihren Kindern im Jupiterstempel, welche ihrem Gatten vorwirft, daß er nicht zu ſterben gewußt habe, und dann mit eigener Hand den Brand anzündet, der ſie und ihre Kinder und Alles, was noch vom Vaterlande übrig iſt, verzehrt, um den Römern Nichts zu laſſen, als die Aſche; — Cato von Utika, die beiden Scipionen, Hannibal, alle dieſe Namen erheben ſich neu auf dem verlaſſenen Kap, wie aufrechtſtehende Säulen vor einem niedergeſtürzten Tempel. — Das Auge erblickt Nichts, als ein nacktes Vorgebirge, welches ſich aus einem öden Meere erhebt, einige leere oder von ihren eigenen Trümmern erfüllte Ciſternen, einige in Ruinen zerfallene Waſſerleitungen, einige von den Fluthen verwüſtete und von dem Meere wieder enthüllte Dämme; daneben eine Barbarenſtadt, wo ſelbſt dieſe Namen unbekannt ſind, wie die Menſchen, welche zu lange leben, und fremd werden in ihrem eigenen Lande. Aber es iſt genug an der Vergangenheit, wo ſie von ſolchem

Glanze der Erinnerung umfloſſen iſt. — Und weiß ich doch ſelbſt nicht, ob mir dieſe Erinnerungen der Vergangenheit, abgeſondert in der Mitte ihrer Ruinen, nicht lieber ſind, als profanirt und geſtört in dem Geräuſch und dem Gedränge neuer Generationen. Es iſt mit Ruinen, wie mit Gräbern: — mitten im Tumulte einer großen Stadt, in dem Kothe der Straßen beleidigen, betrüben ſie das Auge und ſind ein dunkler Flecken für dieſes ganze lärmende und bewegte Leben; — aber in der Einſamkeit, am Strande des Meers, auf einen verlaſſenen Kap, an einem wilden Ufer bringen uns drei von Jahrhunderten vergelbte und vom Blitz zerſchmetterte Steine zu Betrachtungen, zum Nachdenken, zu Träumen oder zu Thränen.

Die Einſamkeit und der Tod, die Einſamkeit und die Vergangenheit, welche der Tod für Begebenheiten iſt, paaren ſich nothwendig in den Gedanken der Menſchen. Ihr Akkord iſt eine geheimnißvolle Harmonie; ſo denke ich mir die Scenen entſchwundener Zeiten bei weitem lieber auf dem nackten Vorgebirge von Carthago, auf dem melancholiſchen Kap von Sunium, auf der verlaſſenen und unſichern Küſte von Päſtum, als auf den Tempeln, den Bögen, den Koliſeen des untergegangenen Roms, welche das lebende Rom mit der Gleichgültigkeit der Gewohnheit, oder der Entheiligung der Vergeſſenheit unter ſeinen Füßen tritt.

— 20. Juli 1832. —

Um zehn Uhr wird der Wind etwas ſanfter und wir können uns auf das Verdeck machen. Indem wir ſieben Meilen in der Stunde ſegeln, befinden wir uns bald auf der Höhe der abgeſondert liegenden Inſel Pantellaria, der ehemaligen Inſel der Kalypſo, jetzt noch entzückend durch ihre afrikaniſche Vegetation und die Friſche ihrer Thäler und ihres Waſſers. Hieher verbannten die römiſchen Kaiſer nach einander die wegen politiſcher Verbrechen Verurtheilten.

Sie erſcheint uns nicht anders, als wie ein ſchwarzer aus dem Meere aufſteigender Kegel, bis zu zwei Dritteln ſeiner Höhe mit einem weißen Nebel bedeckt, den der Nachtwind auf ihn geworfen hat. Kein Schiff kann hier landen, die Inſel hat keinen Hafen, als für die kleinen Barken, welche die aus Neapel und Sicilien Verbannten hieher führen, die ſchon ſeit zehn Jahren zur Buße für einige vorſchnelle Träume von Freiheit hier ſchmachten.

Wehe den Menſchen, die in jeder Rückſicht vor ihrer Zeit voraus ſind! ſie erliegen unter ihrer Zeit. — Und dieß iſt unſer Loos, ihr unpartheiiſchen, politiſchen, rationellen Männer Frankreichs. — Frankreich iſt noch anderthalb Jahrhunderte hinter uns zurück. — Es will überall nur Männer und Ideen, welche dieſer oder jener Sekte oder Parthei angehören: was fragt man nach Vaterlandsliebe und Vernunft? — Die Verblendung forderr Haß, Händel, gegenſeitige Verfolgung, und die wird Frankreich auch ſo lange haben bis es von den Waffen, deren es ſich durchaus bedienen will, tödtlich verwundet, fällt, oder ſie weit von ſich wirft, um ſich zu der einzigen Hoffnung politiſcher Verbeſſerung, um ſich zu Gott und zu ſeinem Geſez und zu der Vernunft, dem angeborenen Geſeze zu wenden.

— 21. Juli 1832. —

Bei meinem Erwachen ſcheint das Meer nach einer ſtürmiſchen Nacht mit dem von geſtern noch übrigen Winde zu ſpielen; — der Schaum bedeckt es nur noch in Flocken, wie ſie, ſchon halbgetrocknet, auf den Weichen des müden Pferdes nach einem tüchtigen Rennlauf liegen, oder wie ſie dieſes aus ſeinem Gebiſſe ſchüttelt, wenn es ungeduldig nach einem neuen Lauf das Haupt auf und nieder ſchüttelt. — Die Wogen bewegen ſich ſchnell, unregelmäßig, jedoch leicht, nicht tiefgehend, durchſichtig; dieſes Meer gleicht einem ſchönen Haferfeld, welches nach einer Regennacht unter einem ſanften Morgenwinde ſich wiegt; — wir ſehen die Inſel Gozzo und Malta hinter dem Nebel auf fünf oder ſechs Meilen am Horizont heranſchwimmen.

— 22. Juli. — Ankunft in Malta. —

Je mehr wir uns Malta nähern, deſto mehr erhebt ſich die niedere Küſte und die Einzelnheiten treten hervor; jedoch iſt es ein düſterer und einförmiger Anblick; bald bemerken wir die Feſtungswerke und die durch die Hafen gebildeten Buchten. Ein Schwarm von kleinen Barken, jede mit zwei Ruderern bemannt, ſteuert aus dieſen Buchten hervor und eilt dem Vordertheil unſeres Schiffes zu; die See iſt hoch und die Wogen ſtürzen ſie manchmal in die tiefe Furche, welche unſer Fahrzeug in dem Meere zieht; ſie ſcheinen beinahe vom Meere verſchlungen, die Fluth erhebt ſie wieder, ſie rudern uns nach, tanzen an den Seiten unſerer Brigg dahin, und werfen uns kleine Taue zu, um uns auf die Rhede zu bugſiren.

Die Lootſen ſagen uns eine Quarantaine von zehn Tagen an, und führen uns in den abgeſonderten Hafen unter den hohen Feſtungswerken von Valetta; der franzöſiſche Conſul, Hr. Miège, benachrichtigt den Gouverneur, Sir Frederick Ponſonby, von unſerer Ankunft, dieſer verſammelt einen Geſundheitsrath und unſere Quarantaine wird auf drei Tage beſchränkt. —

Wir erhalten die Vergünſtigung, eine Barke beſteigen und Abends eine Spazierfahrt auf den Kanälen machen zu dürfen, welche eine Verlängerung des Quarantainenhafens bilden. — Es iſt Sonntag. — Die glühende Sonne des Tags iſt in der ruhigen engen Bucht des Golfes untergegangen, welcher hinter dem

Vorderdeck unſeres Schiffes liegt; die See iſt dort eben und glänzend, mit einem leichten Anſtrich von Bleifarbe, gerade wie friſch gearbeitetes Zinn. Der Himmel darüber iſt orangefarb in's roſenröthliche ſpielend. — Je höher über unſern Häuptern und je mehr vom Weſten entfernt, deſto mehr entfärbt er ſich; im Oſten iſt er ein blaſſes dem Grauen ſich näherndes Blau und erinnert nicht mehr an den glänzenden Azur von Neapel, oder ſelbſt an die dunkle Tiefe des Firmaments über den ſavoyiſchen Alpen. — Die Farbe des afrikaniſchen Himmels theilt die glühende Atmosphäre und das rauhe ernſte Anſehen dieſes Welttheils; der Wiederſchein jener kahlen Berge ſteckt das Firmament mit Trockenheit und Gluth an, und der brennende Staub der dürren Sandwüſten ſcheint ſich in die ſie umgebende Luft zu miſchen, und die Wölbung der Erde zu trüben. — Unſere Ruderer führen uns langſam einige Toiſen vom Strande hin. — Das platte Geſtade neben einem Ufer, welches nur wenige Zoll über das Meer ſich erhebt, iſt eine halbe Meile lang mit einer Reihe von Häuſern bedeckt, von welchen eines an das andere ſtößt, und welche ſich ſo viel möglich den Fluthen zu nähern ſcheinen, um ihre Friſche zu athmen und ihr Gemurmel zu hören. — Es mag eines der Häuſer, eine der Scenen geſchildert werden, welche uns auf jeder Schwelle, auf jeder Terraſſe, auf jedem Balkon wieder begegnen. Denkt man ſich dieſe Scene, dieſe Anſicht vervielfältigt durch die Reihe von fünf bis ſechshundert gleichen Häuſern hin, ſo wird man ein genaues Bild von dieſer Landſchaft haben, welche einzig iſt für einen Europäer, der weder

Sevilla, noch Granada, noch Cordova kennt; es iſt ein Bild, welches man ganz und mit allen einzelnen Zügen in's Gedächtniß graben muß, um es einſtens in der trüben düſtern Einförmigkeit unſerer Städte im Occident ſich wieder vor die Seele rufen zu können. Wenn dieſe Erinnerungen in unſerem Gedächtniſſe während unſerer Tage, ja Monate von Schnee, Nebel und Regen wieder aufſteigen, ſo gleichen ſie einem Stück heiteren Himmels, welches plözlich während eines langen Sturms ſich zeigt. — Ein wenig Sonne für das Auge, ein wenig Liebe für das Herz, ein Strahl des Glaubens oder der Wahrheit für die Seele, Das iſt immer das Nemliche. Ohne dieſe drei Tröſtungen für die Verbannung auf die Erde kann ich nicht leben. — Meine Augen ſuchen den Orient, mein Herz iſt Liebe, mein Geiſt gehört zu denen, welche in ſich einen Inſtinkt nach Licht, nach einer unantaſtbaren Deutlichkeit tragen, für welche es zwar keinen Beweis gibt, welche aber nicht trügt, und welche tröſtet. Hier denn das Bild! —

Ein goldenes, ſanftes, heiteres Licht, wie das, welches aus dem Auge und den Zügen eines jungen Mädchens ſtrahlt, ehe die Liebe eine Falte auf ihrer Stirne gefurcht und einen Schatten auf ihr Auge geworfen hat. — Dieſes Licht, gleichmäßig über das Waſſer, das Land und den Himmel verbreitet, fällt auf die weißen und gelben Steine der Häuſer, und läßt alle Umriſſe der Geſimſe, alle Kanten der Winkel, alle Geländer der Terraſſen, alle Verzierungen an den Balkonen rein und nett auf dem Horizont ſich abzeichnen unter dem Zittern und Schwanken der dunſtigen Luft, aus welcher unſer Occident eine Schönheit für ſeine Kunſtwerke macht, weil er den Fehler ſeines Klima's nicht verbeſſern kann. Dieſe Beſchaffenheit der Luft, dieſe weiße, gelbe, goldene Farbe des Steins gibt dem geringſten Gebäude im Süden ein beſtimmtes und nettes Ausſehen, welches dem Auge wohlthut, und es angenehm überraſcht. — Jedes Haus ſieht aus, nicht wie wenn es Quader auf Quader mit Kitt und Sand gebaut, ſondern aufrecht, wie es da iſt, aus einem natürlichen Fels gehauen, und nur ſo auf den Boden hingeſezt worden wäre, gleich einem aus dem Schooße der Erde ſich erhebenden Felsſtück, eben ſo dauerhaft als die Unterlage ſelbſt. Zwei breite geſchmackvolle Pilaſter erheben ſich auf den beiden Ecken der Façade, indem ſie blos bis zur Höhe von einem und einem halben Stockwerk reichen, hier krönt ſie ein zierliches in glänzendem Stein ausgehauenes Geſimſe, das ſelbſt wiederum einer reichen und maſſiven Baluſtrade zur Unterlage dient. Dieſe Baluſtrade zieht ſich ganz um den Giebel herum, und erſezt jene platten, unregelmäßigen, ſpizigen, bizarren Dächer, welche in unſern Häuſerſammlungen, unſern ſogenannten Städten in Frankreich, Deutſchland und England alle Architektur verunzieren und jede mit dem Horizont harmoniſch laufende Linie zerſtören. Zwiſchen dieſen beiden breiten Pilaſtern, welche einige Zoll über die Façade hervorragen, ſind von dem Architekten blos drei Oeffnungen angebracht, ein Portal und zwei Fenſter. — Das Portal, hoch, breit, mit einem Bogen ruht mit der Schwelle nicht auf der Linie der Straße, ſondern nach außen lehnt ſich eine freie Treppe an, welche

ſieben bis acht Fuß vom Hauſe ausläuft, und, umgeben von einer ſteinernen ausgehauenen Baluſtrade, eben ſo wohl als Vorplaz, wie als Eingang in's Haus benüzt wird. — Die Beſchreibung einer dieſer Treppen möge für alle gelten. — Einer oder zwei Männer mit weiſſer Weſte, dunkelfarbigem Geſichte und afrikaniſchem Auge ſind mit einer langen Pfeife in der Hand, an der Seite des Portals nachläſſig auf einen Divan von Binſen hingeſtreckt; vor ihnen ſtüzen ſich in verſchiedenen Stellungen drei junge Frauen anmuthig auf das Geländer und ſehen uns ſtillſchweigend zu, wie wir vorbeirudern, oder belächeln unter ſich unſern fremdartigen Aufzug. — Ein ſchwarzes Röckchen fällt nicht weiter, als bis auf die Mitte des Beins herab, dazu kommt ein weißes Mieder mit faltigen fliegenden Aermeln; der Kopfpuz beſteht blos aus den ſchwarzen Haaren; über die Schultern und den Kopf iſt ein Halbmantel, von ſchwarzer Seide wie das Röckchen, geworfen und bedeckt die Hälfte des Geſichts, eine Schulter und den Arm, welcher den Mantel feſthält; dieſer Mantel von leichtem Stoff, bildet, wenn er vom Winde gebläht wird, die Form eines aufgeblaſenen Seegels auf einem Boote, und, in grillenhafte Falten gelegt, verhüllt er bald und bald entſchleiert er das geheimnißvolle Geſicht, das er umgibt, und das ihm mit Luſt zu entſchlüpfen ſcheint. — Die einen erheben anmuthig den Kopf zu andern jungen Mädchen, welche ſich über den obern Balkon lehnen und ſie mit Orangen und Granatäpfeln werfen, die andern laſſen ſich von jungen Männern mit langen ſchwarzen dichtbehaarten Schnurrbärten, in kurzen runden Weſten und weißen Pantalons mit rothen Gürteln unterhalten. — Auf der Bruſtmauer der Treppe ſizen zwei Abbés im ſchwarzen Rock mit ſilbernen Schnallenſchuhen, im traulichen Geſpräch begriffen, und laſſen breite, grüne Fächer ſpielen, während am Fuße der Treppe ein ſchöner Bettelmönch mit nackten Füßen, die bleiche kahle weiße Stirne unbedeckt, den Leib in ſein grobfaltiges, braunes Gewand eingehüllt, daſteht, wie eine Statue der Dürftigkeit auf der Schwelle des reichen und glücklichen Mannes, und mit unbefangenen, ſorgloſen Blick dieſe Scene des Glücks, des Wohlbehagens und der Fröhlichkeit betrachtet. — Im obern Stockwerk gewahrt man auf einem geräumigen Balkon, welchen ſchöne Karyatiden ſtüzen und eine indiſche mit Vorhängen und Franzen garnirte Viranda bedeckt, eine Familie von Engländern, dieſen in Seelenruhe glücklichen Beſizern des jezigen Malta. Einige mauriſche Ammen mit funkelnden Augen und dunklem, bleifarbigem Geſicht halten einige von jenen ſchönen engliſchen Kindern in den Armen, deren blondgelockte Haare und weiß und roſige Haut der Sonne von Kalkutta, wie der von Malta oder Korfu trozen. Wenn man dieſe Kinder unter dem ſchwarzen Mantel und den glühenden Blicken dieſer halbafrikaniſchen Weiber ſieht, möchte man ſie mit ſchönen weißen Lämmern vergleichen, welche an die Brüſte einer Tigerin der Wüſte gelegt ſind. — Auf der Terraſſe geht eine andere Scene vor ſich; Engländer und Malteſer führen ſie zuſammen aus. — Auf einer Seite ſieht man einige junge Mädchen von der Inſel, die Guitarre im

wilden Nationalmelodie trillernd, auf der andern eine junge ſchöne Engländerin, melancholiſch auf ihren Ellenbogen geſtüzt, welche, gleichgültig die lebendige vor ihren Augen vorgehende Scene betrachtend, in einem der unſterblichen Dichter ihres Vaterlandes blättert.

Zugleich ſieht man auf dem Sande des Quais die arabiſchen von engliſchen Offizieren gerittenen Pferde mit fliegenden Mähnen und die malteſiſchen Gefährte, eine Art von Sänfte auf zwei Rädern, mit einem einzigen barbaresken Pferde beſpannt, dem der Kutſcher zu Fuße im Galopp folgt, und deſſen Zügel an einem rothen, mit langen Franzen beſezten Gurt befeſtigt ſind, während ſeine Stirne mit der Reſilla oder der rothen bis auf den Gurt herabhängenden Müze der ſpaniſchen Maulthiere bedeckt iſt. Mit wildem Geſchrei ſtürzen ſich nackte Kinder in das Meer und ſchwimmen unter unſerer Barke, in dem nahen Hafen ertönt der Geſang der Griechen oder der Sicilianer, welche dort vor Anker liegen und von dem Verdeck eines Fahrzeugs zum andern ſich im Chore antworten, ein Geſang, welcher mit den einförmigen, kurz abgeſtoßenen Tönen der Guitarre durch all das ſchrille Geräuſch wie ein ſanftes Summen der Abendluft hindurchdringt. Faßt man nun dieß Alles in Einem Bilde zuſammen, ſo wird man eine Idee von einem Sonntagabende auf dem Quai der Empſida haben.

— 21. Juli 1832. —

Zu freiem Verkehr in dem Hafen der Stadt Valetta eingelaufen; — der Gouverneur, Sir Frederick Ponſonby, von ſeinem Landgute zurückgekommen, um unſern Beſuch anzunehmen, empfängt uns im Palaſte des Großmeiſters um zwei Uhr. — Herrliches Geſicht eines ehrenhaften engliſchen Mannes; — Rechtſchaffenheit iſt der phyſiognomiſche Ausdruck dieſer Männergeſichter; — erhabener Anſtand, Würde und Adel iſt der Typus des wahren engliſchen Vornehmen. — Wir bewundern den Palaſt; — herrliche und würdige Einfachheit; — Schönheit in der Maſſe und Entkleidung von leeren Zierrathen im Aeußern und Innern; weite Säle; — lange Galerien; — ernſte Gemälde; — breite, ſanfte, hallende Treppen; — Waffenſaal von zweihundert Fuß Länge, in welchem Rüſtungen von allen Epochen der Geſchichte des Johanniterordens zu ſehen ſind; — Bibliothek von 40,000 Bänden, wo wir von dem Direktor, dem Abbé Bollanti empfangen werden, einem jungen malteſiſchen Geiſtlichen, dem vollkommenen Bilde eines römiſchen Abbé aus der alten Schule; — ein ſanftes, durchdringendes Auge, ein nachdenklicher und lächelnder Mund, eine bleiche und ausdrucksvolle Stirne, zierliche und gerundete Sprache, einfaches, natürliches, feines Betragen. — Wir ſprechen lange mit einander, denn er iſt einer von jenen Männern, welche zu einer langen, lebhaften und reichhaltigen Unterhaltung ſich am beſten eignen; er hat, wie beinahe alle Geiſtlichen von Auszeichnung, die mir in Italien aufſtießen, etwas Trauriges, Gleichgültiges und in das Schickſal Ergebenes an ſich, welches von der edlen und würdigen Reſignation einer geſtürzten Macht ſich herſchreibt. — Auferzogen neben — ſelbſt auf den Ruinen einer zerfallenen Vergangenheit haben ſie von dorther die Melancholie und die Sorgloſigkeit über die Gegenwart eingeſogen. — Wie, ſagte ich zu ihm, ein Mann, wie Sie, erträgt die geiſtige Verbannung und die Gefangenſchaft, in der Sie in dieſem verlaſſenen Palaſt bei dem Staube dieſer Bücher leben? — Es iſt wahr, ſagte er, ich lebe allein, und lebe traurig; der Horizont dieſer Inſel iſt ſehr beſchränkt; das Aufſehn, welches meine Schriften erregen könnten, würde ſich nicht weit ausdehnen, und ſelbſt der Ruf anderer Männer an andern Orten dringt kaum bis hieher; aber meine Seele ſieht jenſeits dieſes Kreiſes einen freieren weiteren Horizont, wohin meine Gedanken gerne ihren Flug nehmen; wir haben über uns einen ſchönen Himmel, um uns eine warme Luft, und vor unſern Blicken dehnt ſich ein weites blaues Meer; für das Leben unſerer Sinne iſt das genug, und das Leben des Geiſtes, wo hat es mehr die Richtung nach Innen als in der Stille und der Einſamkeit?! — So ſteigt dieſes Leben gerade auf zu der Quelle, von der es ausgefloſſen iſt, zu Gott, ohne durch die Berührung mit der Wirklichkeit und die Sorgen der Welt ſein Ziel zu verlieren und ſich zu verfälſchen. — Als der heilige Paulus, da er das fruchtbare Wort des Chriſtenthums den Nationen zu bringen ausgezogen war, vor Malta Schiffbruch litt und drei Monate hier bleibend das Senfkorn ausſtreute, beklagte er ſich nicht über ſeinen Schiffbruch und ſeine Verbannung, welche dieſer Inſel die frühere Bekanntſchaft des göttlichen Worts und der göttlichen Sittenlehre einbrachte; ſoll ich mich beklagen, ich, der ich auf dieſen ſtarren Felſen geboren bin, wenn der Herr mir dieſen Kreis anweist, um die göttliche Wahrheit hier, wo ſo viele Wahrheiten nahe am Erlöſchen ſind, zu erhalten? Dieſes Leben hat ſeine Poeſie, ſezte er hinzu; wenn ich einmal von den Klaſſifikationen und den Katalogen frei bin, ſchreibe ich vielleicht dieſe Poeſie der Einſamkeit und des Gebets nieder! — Ich verließ ihn mit Bedauern, und mit dem Wunſche ihn wieder zu ſehen.

Die Hauptkirche der Inſel, die des heiligen Johannes, hat alle die Ehrwürdigkeit, welche man von einem ſolchen Gebäude an einen ſolchen Orte erwarten kann, groſſartig, edel und reich; — die Schlüſſel von Rhodus, von den Rittern nach ihrem Unterliegen mitgenommen, ſind auf den beiden Seiten des Altars aufgehangen als Symbole eines ewigen Schmerzes oder einer für immer geſcheiterten Hoffnung; — eine herrliche Kuppel, ganz von Calabreſe gemalt, ein Werk, würdig des neuen Roms in ſeiner ſchönſten Epoche der Malerei.

Ein einziges Gemälde überraſcht mich in der Aufnahmskapelle, es iſt von Michael Angelo Caravaggio, welchen die Ritter zu jener Zeit auf die Inſel berufen hatten, um die Kuppel der Sanct Johanniskirche zu malen; er unternahm das Werk, aber die Heftigkeit und Reizbarkeit ſeines Charakters überwältigten ihn, er befürchtete ein lange dauerndes Werk und reiste ab,

indem er ſein Meiſterſtück, die Enthauptung Johannes des Täufers, zurückließ. Wenn die heutigen Maler, welche dem Romanticismus als Syſtem zugethan ſind, ſtatt durch die Natur auf ihn zu verfallen, dieſes herrliche Gemälde ſehen würden, ſo müßten ſie finden, daß die Erfindung, welche ſie für ſich anſprechen, ſchon vor ihnen gemacht iſt. — Hier iſt eine dem Baume entſproſſene Frucht, keine künſtliche, aus Wachs geknetete und mit falſchen Farben bemalte; — maleriſche Stellungen, kräftige Ausführung, tiefes Gefühl, Wahrheit und Würde mit einander vereint; Lebhaftigkeit des Kontraſts und doch Einheit und Harmonie, das Schöne mit dem Schauerlichen zuſammen, — dieß ſind die Züge des Gemäldes, eines der ſchönſten, die ich je in meinem Leben geſehen habe. Es iſt das Ideal, nach welchem die Maler der heutigen Schule ſtreben; ſie mögen aufhören zu ſuchen, hier iſt Alles, was ſie verlangen. — So gibt es nichts Neues in der Natur und in den Künſten: — Alles, was man thut, iſt ſchon einmal gethan, Alles, was man ſagt, iſt ſchon einmal geſagt, Alles, was man träumt, iſt ſchon einmal geträumt. Jedes Jahrhundert iſt das Plagiat eines andern Jahrhunderts, denn, Wer wir auch ſeyn mögen, wir vergängliche, flüchtige Schatten von Künſtlern und Denkern, ahmen auf verſchiedene Arten ein unveränderliches ewiges Vorbild nach, und dieſes Vorbild iſt die Natur, dieſer Eine mannichfaltige Gedanke des Schöpfers!

— 25. Juli 1832. —

Oben herab von dem Obſervatorium, welches den Palaſt des Großmeiſters beherrſcht; — umfaſſende Ausſicht auf die Städte, die Hafen und Gefilde von Malta; — kahle, form- und farbloſe Felder, ausgedörrt, wie eine Wüſte; — die Stadt gleicht der Schale einer auf einem Felſen geſtrandeten Schildkröte, man möchte ſagen, ſie ſey aus einem einzigen natürlichen Felsblock gehauen; — Scenen auf den terraſſenförmigen Dächern bei Anbruch der Nacht; — Frauen ſizen auf dieſen Terraſſen. — So ſah David die Bathſeba. — Nichts anmuthigeres und reizenderes, als dieſe weißen oder ſchwarzen Figuren, welche, gleich Schatten im Mondſcheine auf den Dächern dieſer Häuſermaſſe erſcheinen. — Man ſieht die Frauen nirgends, als hier, in der Kirche oder auf ihren Balkonen; ihre ganze Sprache iſt die der Augen, alle Liebe iſt ein langes, durch keine Worte entheiligtes Geheimniß; — ein langes Drama knüpft und löst ſich ſo ohne Worte. — Dieſes Schweigen, dieſe Erſcheinungen zu beſtimmten Stunden, dieſe Begegnungen am gleichen Orte, dieſe Vertraulichkeiten aus der Ferne, dieſe gegenſeitige Zeichenſprache iſt vielleicht die erſte, göttlichſte Sprache der Liebe, dieſes Gefühls, welches für Worte zu hoch iſt, und welches, wie die Muſik, in einer beſondern Sprache ausdrückt, Was die gewöhnliche Sprache nicht ausdrücken kann.

Ein ſolcher Anblick, ſolche Gedanken verjüngen die Seele; — ſie laſſen uns den einzigen unerſchöpflichen

Reiz, welchen Gott über die Erde verbreitet hat, fühlen, und bedauern, daß die Stunden des Lebens ſo flüchtig und ſo gemiſcht ſind. — Zwei Gefühle würden dem Menſchen — und hätte ſein Leben die Dauer der Felſen — genügen, Gott und die Liebe. — Gott und die Liebe ſind die zwei einzigen, oder vielmehr der einzige Gedanke der ſüdlichen Völker; ſie ſuchen auch nichts Weiteres, ſie haben genug. — Wir beklagen ſie, — wir ſollten ſie beneiden! — Was haben unſere erkünſtelten Leidenſchaften, die lärmende Bewegung unſerer leeren Gedanken gemein mit jenen zwei wahren Gedanken, welche das Leben dieſer Kinder der Sonne beſchäftigen, was haben ſie gemein mit der Religion und der Liebe, deren eine die Gegenwart, die andre die Zukunft entzückend macht! obgleich das Vorurtheil der entgegengeſezten Meinung iſt, hat mich die tiefe, ſelten getrübte Ruhe der ſüdlichen Phyſiognomien, und das reiche Maß von Geſeztheit, Heiterkeit und Glück überraſcht, welches aus dem gewöhnlichen Leben und den Geſichtern dieſer wortarmen Maſſe ſpricht, die vor Jedermanns Augen athmet, lebt, liebt und ſingt; und der Geſang, iſt er nicht das Ueberfließen des Glücks und der Empfindung einer zu vollen Seele?! Man ſingt zu Rom, zu Neapel, zu Genua, zu Malta, in Sicilien, in Griechenland, auf den joniſchen Inſeln, auf dem Ufer, auf den Fluthen, auf den Dächern; man hört Nichts, als das langſame Recitativ des Fiſchers, des Matroſen, des Schäfers, oder den abgeſezten dumpfen Ton der Guitarre während der heiteren Nächte. — Dieß iſt Glück, man mag ſagen, was man will. — Sie ſind Sklaven, ſagt ihr? Was wiſſen ſie davon? Sklaverei oder Freiheit! Konventionelles Unglück oder Glück! Das Unglück oder das Glück liegen dem Menſchen in einem viel engeren Kreiſe. Was kümmert es dieſe friedliche Menge, welche in Sicilien, Malta oder am Bosphorus die Seeluft athmet, oder in den wärmenden Strahlen der Sonne ruht, ob das Geſez für ſie von einem Prieſter, einem Paſcha, oder einem Parlament gemacht iſt. Aendert dieß etwas an ihren Verhältniſſen zu der Natur, den einzigen, welche ſie beſchäftigen? Nein, gewiß nicht; jeder freie, wie jeder abſolute Staat löst ſich immer wieder in einzelne mehr oder weniger gefühlte ſklaviſche Verhältniſſe auf. Wir ſind Sklaven der veränderlichen und launenhaften Geſeze, die wir ſelbſt uns erſchaffen, ſie Sklaven des unveränderlichen Geſezes des Stärkeren, welches Gott ihnen ſezt. Bei dem Allem kommt es, Was Glück oder Unglück betrifft, auf das Gleiche heraus, Was Menſchenwürde und Fortſchritt der menſchlichen Intelligenz und Sittlichkeit, — Nein! Nein! — und doch müſſen wir die Frage noch vorher unterſuchen, ehe wir dieſes Nein ſo beſtimmt ausſprechen. — Man nehme auf's Gerathewohl hundert Menſchen aus dieſen ſklaviſchen, und hundert aus unſern ſogenannten freien Völkern, und wäge ab. — Wo findet ſich mehr oder weniger Tugend und Sittlichkeit? — Ich weiß es wohl, aber es ſchaudert mich, es zu ſagen. — Wenn einer es leſen ſollte, würde er mich der Parteilichkeit für den Deſpotismus oder der Verachtung der Freiheit beſchuldigen, aber — er würde ſich täuſchen! Ich liebe die Freiheit, als ein ſchwieriges Streben, welches die Menſchheit

veredelt, wie ich die Tugend wegen ihres Verdienſtes und nicht wegen der Belohnung liebe, aber es handelt ſich um Glück und ich unterſuche als Philoſoph und ſpreche, wie Montaigne: *Was weiß ich?* Gewiß iſt wahr, daß unſere politiſchen Fragen, welche in unſern Lyceen, unſern Kaffeehäuſern oder unſern Klubbs mit ſo großer Wichtigkeit behandelt werden, aus der Ferne, mitten aus dem Ocean, von der Höhe der Alpen, von dem Standpunkte hoher philoſophiſcher oder religiöſer Forſchung aus betrachtet ſehr winzig ſich ausnehmen. — Dieſe Fragen intereſſiren Niemand, als einige Menſchen, welche Ueberfluß an Auskommen und Zeit haben, die Menge hat mit Nichts, als mit der Natur zu ſchaffen, eine gute, ſchöne, göttliche Religion, das iſt die beſte Politik für die Maſſe. Dieſes Lebensprincip mangelt der unſrigen, und dieß iſt auch der Grund, warum wir ſtraucheln, fallen und noch einmal fallen und nicht vorwärts kommen; der Lebenshauch mangelt uns; wir erſchaffen Formen, aber ſie bleiben ohne Seele. — So gebe Du, Gott! uns Deinen Geiſt, damit wir nicht verderben.

— Malta, 28. 29. u. 30. Juli 1832. —

Wir wurden durch eine Unpäßlichkeit Julia's genöthigt, uns länger in Malta aufzuhalten. Sie erholt ſich und wir entſchließen uns nach Smyrna zu gehen, indem wir Athen berühren. Dort werde ich meine Frau und mein Kind zurücklaſſen, und von da allein reiſen, um Kleinaſien zu durchſtreifen, und dann die andern Partien des Orients zu beſuchen. Wir lichten den Anker und ſind im Begriff den Hafen zu verlaſſen, als ein Seegel aus dem Archipel ankömmt, und die Nachricht von der Wegnahme mehrerer Fahrzeuge durch griechiſche Seeräuber bringt, wobei die Schiffsmannſchaft niedergehauen worden ſey. Nun gibt uns der franzöſiſche Konſul, Hr. Miège, den Rath, einige Tage abzuwarten; der Kapitän Lyons von der engliſchen Fregatte „Madagaskar" bietet uns an, unſere Brigg bis Nauplia in Morea zu begleiten, und uns ſelbſt an's Schlepptau zu nehmen, wenn unſere Brigg der Fregatte nicht nachkommen ſollte; dieſes Anerbieten ſtellt er mit aller verbindlichen Lebensart, welche deſſen Werth vermehren kann: wir nehmen es an und fahren Mittwoch den 1. Auguſt, acht Uhr Morgens, ab. Kaum ſind wir im Meer, als der Kapitän, deſſen Schiff fliegt und uns weit hinter ſich läßt, ſeine Seegel auf die Seite legt, um uns zu erwarten. — Er wirft uns im Meere eine Tonne zu, an welcher ein Tau befeſtigt iſt, dieſe beiden fiſchen wir auf und folgen dann, wie ein Jagdpferd hinter der Koppel, der ſchwimmenden Maſſe, welche die Wogen durchſtreift, und unſer Gewicht gar nicht zu bemerken ſcheint.

Ich kannte den Kapitän Lyons nicht, ſo wie er auch mich nicht dem Namen nach kannte; er kommandirte ſeit ſechs Jahren eines der Schiffe von der engliſchen Station in der Levante, und in Malta habe ich ihn bei Niemand getroffen, da er Quarantaine hielt; dennoch war dieſer Offizier einer andern, gegen die

unſrige oft eiferſüchtigen und feindſeligen Nation auf das erſte Anzeichen von unſerer Seite entſchloſſen, einen Umweg von zwei oder drei Tagen zu machen, und ſein Schiff und ſeine Mannſchaft einem oft ſehr gefährlichen Manöuvre (dem Bugſiren) zu unterziehen, vielleicht die Seeleute an ſeinem Bord über ſeine Gefälligkeit für einen unbekannten Franzoſen murren zu hören, und das Alles aus reinem Edelmuth und dem Mitgefühl für die Unruhe einer Frau und für ein leidendes Kind. — Ein Bild des engliſchen Offiziers in ſeiner ganzen perſönlichen Großmuth, und eines Mannes in der ganzen Würde ſeines Charakters und Berufs! Nie werde ich dieſe Gefälligkeit, nie dieſen Mann vergeſſen. Er kommt täglich einigemal zu uns an Bord, um ſich nach unſerem Befinden zu erkundigen und uns die Verſicherungen des Vergnügens zu erneuern, das er empfinde, unſer Beſchützer zu ſeyn, und ich ſehe in ihm einen der loyalſten und offenſten Männer, die ich je getroffen habe. Nichts an ihm erinnert an jene Rohheit, die man gewöhnlich den Seeleuten zuſchreibt; die Feſtigkeit des Mannes, der gewöhnt iſt mit dem furchtbarſten der Elemente zu kämpfen, vermählt ſich auf ſeinem noch jungen und ſchönen Geſichte mit der Sanftmuth der Seele, der Hoheit der Denkungsart und der Anmuth des Charakters.

Obgleich durchaus fremd in Malta angekommen, ſehen wir doch nicht ohne Wehmuth ſeine weißen Mauern in die See ſich hinabſenken. — Dieſe Häuſer, welche wir erſt noch vor wenigen Tagen mit Gleichgültigkeit betrachteten, haben jezt eine Phyſiognomie und eine

Sprache für uns. Wir kennen ihre Bewohner, und wohlwollende Blicke folgen von ſeinen hohen Terraſſen den Seegeln unſerer beiden Schiffe von Ferne.

Die Engländer ſind ein moraliſch und politiſch großes, aber im Allgemeinen kein geſelliges Volk. Wenn ſie aus dem Kreiſe der heiligen ſüßen Vertraulichkeit des Familienlebens, welches den Mittelpunkt ihrer Geſellſchaft bildet, treten, ſo geſchieht es nicht zum Vergnügen oder aus dem Bedürfniß nach Mittheilung der Empfindungen und Neigungen, ſondern der allgemeine Brauch und Eitelkeit ſind dabei ihre Triebfeder. Eitelkeit iſt die Seele der engliſchen Geſellſchaft, aus ihr fließt die kalte, abgemeſſene, etiquettenreiche Form der Geſellſchaft, ſie iſt die Mutter jener Abſtufungen nach Rang, Titel, Würden, Reichthümern, nach welchen die Menſchen allein gelten, und welche machen, daß man von dem Menſchen gänzlich abſieht, und von Nichts mehr die Rede iſt, als von Namen, Titel und geſellſchaftlicher Form. — Sind ſie in ihren Kolonieen anders? — Ich möchte es nach dem, was wir in Malta erlebt haben, glauben. Kaum angekommen, empfingen wir von Allem, was dieſer ſchönen Kolonie angehört, die uneigennützigſten und herzlichſten Beweiſe von Antheil und Wohlwollen. Unſer Aufenthalt dort war Nichts, als ein glänzender Kreis ununterbrochener Gaſtfreundſchaft. — Sir Frederick Ponſonby und ſeine Gemahlin Lady Emilie Ponſonby, ſind ein Ehepaar, gemacht, um überall, der eine die tugendhafte und edle Einfachheit der engliſchen Vornehmen, die andere, die Sanftmuth und die liebliche Beſcheidenheit ihrer Landsmänninnen hohen Rangs würdig zu repräſentiren, — ebenſo wie ſie, haben die Familien Sir Frederick Hankey's, des Herrn und Madame Nugent, des Herrn Greig, des ehemaligen Botſchafters in Spanien, Herrn Freyre, uns weniger wie Reiſende, als wie Freunde aufgenommen. Wir haben acht Tage bei ihnen verlebt, und werden ſie vielleicht nie wieder ſehen, aber ihre verbindliche Herzlichkeit läßt einen Eindruck in uns zurück, welcher bis auf den Grund des Herzens geht. Malta war für uns die Kolonie der Gaſtlichkeit; neben der Gaſtfreiheit findet ein gewiſſer ritterlicher Anſtrich, welcher an die alten Beſitzer mahnt, ſich in dieſen Paläſten wieder, die jezt in dem Beſitze einer Nation ſind, würdig des hohen Rangs, den ſie in der civiliſirten Welt einnimmt. Man kann die Engländer nicht lieben, aber es iſt unmöglich, ſie nicht zu achten.

Die Regierung von Malta iſt hart und engherzig; es iſt der Engländer, welche für die Welt die Lehrer der Freiheit waren, nicht würdig, auf einer ihrer Beſitzungen zwei Klaſſen von Menſchen zu haben, Bürger und Freigelaſſene.

Die Provinzialregierung und Lokalparlamente ließen ſich in den engliſchen Kolonieen ganz leicht mit der höchſten Repräſentation des Mutterlandes vereinigen. Die Keime der Freiheit und Nationalität, welche man an Völkern eroberter Beſitzungen reſpektirt, ſind für die Zukunft Keime der Tugend, der Kraft und der Würde, die der ganzen Menſchheit zu Gute kommen. Der Schatten der engliſchen Flagge ſollte nur freie Menſchen decken.

— 1. Auguſt 1832. Mitternacht. —

Nachdem wir dieſen Morgen bei einer hohen See abgeſeegelt ſind, überraſchte uns zwölf Meilen im Meer eine abſolute Windſtille; von keiner Himmelsgegend her ein Wind, wenn nicht von Zeit zu Zeit einige verlorene Windſtöße die Seegel der beiden Schiffe anfliegen; ſie bringen dann in den großen Seegeln eine rauſchende Schwingung, ein unregelmäßiges Flattern hervor, welches ſich dem konvulſiviſchen Flügelſchlag eines ſterbenden Vogels vergleichen läßt; das Meer iſt eben und glatt, wie eine Säbelklinge; nicht ein Wellchen; aber in weiten Zwiſchenräumen gleiten breite cylindriſche Wallungen unter dem Schiffe hin und erſchüttern es, wie ein Erdſtoß. Die ganze Maſſe von Maſten, Raaen, Tauen und Seegeln kracht und zittert dann, wie unter einem zu derben Wind. Wir kommen nicht eine Linie in der Stunde vorwärts, die Orangenſchaalen, welche Julia in das Meer wirft, ſchwimmen ohne beſtimmte Richtung um die Brigg, und der Lenker des Steuerruders ſieht gleichgültig nach den Sternen, ohne daß die Ruderſtange ſeine ausgeſtreckte Hand in Bewegung ſezt. Wir haben das Schlepptau, welches uns an der engliſchen Fregatte feſthielt, losgebunden, weil die zwei Schiffe, da ſie nicht ſteuern konnen, ſich der Gefahr ausſezten, in der Finſterniß auf einander zu ſtoßen.

Wir ſind gegenwärtig ungefähr fünfhundert Schritte von der Fregatte entfernt. Die brennenden Lampen leuchten durch die Stückpforten aus den geräumigen und

ſchönen Gemächern der Offiziere rings um das Hintertheil des Schiffs. Eine Schiffslaterne, welche das Auge mit einem der Lichter des Firmaments verwechſeln kann, ſteigt auf und leuchtet von der Spize des Beſanmaſts, um uns während der Nacht zum Sammelzeichen zu dienen. Während unſere Blicke auf dieſen ſchwimmenden Leuchtthurm geheftet ſind, der uns führen ſoll, erhebt ſich plözlich eine entzückende Muſik aus der beleuchteten Fregatte und ertönt unter der Ueberſchattung der Seegel, wie unter dem wiederhallenden Gewölbe einer Kirche.

Die Harmonieen wechſeln, indem ſie ſich mehrere Stunden lang ablöſen, und auf dieſem reizenden ſchlafenden Meer, alle Töne erklingen laſſen, welche wir in den köſtlichſten Stunden unſeres Lebens gehört haben. Alle muſikaliſchen Reminiscenzen aus unſern Städten, unſern Theatern, unſern ländlichen Melodieen kehren wieder, und tragen unſere Gedanken nach Zeiten, welche nicht mehr ſind, zu Weſen, von welchen jezt der Tod oder die Zeit uns trennt.

Morgen, ja in einigen Stunden werden vielleicht die ſchrecklichen Töne des Sturms, unter welchem die Maſte erkrachen, die verdoppelten Schläge der Wogen auf die hohlen Seiten unſeres Fahrzeugs, der Nothſchuß, der Donner, die krampfhaften Stimmen zweier ſich bekriegenden Elemente, und des Menſchen, der gegen ihre vereinte Wuth kämpft, an die Stelle dieſer heitern und erhabenen Muſik treten.

Dieſe Gedanken ſteigen in allen Gemüthern auf, und ein vollkommenes Stillſchweigen herrſcht auf den beiden Verdecken. Jeder erinnert ſich einiger jener ausdrucksvollen Melodieen, welche ſeinem Gedächtniſſe tief ſich eingegraben, als er ſie einſtens in glücklicher oder düſterer Stimmung ſeines Gemüthslebens hörte; Jeder denkt mit größerer Zärtlichkeit an das, was er zurückgelaſſen hat. Man ängſtigt ſich über den Troz, mit dem der Menſch die Stürme gleichſam heraus zu fordern ſcheint. Es ſind Momente, die man ſich für immer in das Herz ſchreiben muß, in den wenigen Minuten ihrer Dauer reicher an Eindrücken, Farbe und Leben, als ganze Jahre in dem proſaiſchen Kreislaufe des Alltagslebens hingebracht. Das Herz iſt voll und möchte überfließen. In ſolchen Augenblicken fühlt auch der gewöhnlichſte Menſch ſich Dichter in allen Fibern, in ſolchen Augenblicken drängt die endliche und unendliche Welt ſich durch alle Poren, in ſolchen Augenblicken möchte der Menſch vor Gott offenbar werden, oder wenigſtens einem gleichfühlenden Herzen oder allen Menſchen in der Sprache der Geiſter verkünden, Was in ſeinem Geiſte vorgeht; dann möchte das Herz in Lieder ſich ergießen, würdig der Erde und des Himmels, wenn es nur eine Sprache gäbe; aber dafür gibt es keine und namentlich bei uns Franzoſen keine; nein, wir haben keine Sprache für die Philoſophie, die Liebe, die Religion, die Poeſie, die Mathematik iſt die Sprache unſeres Volkes; ihre Worte ſind trocken, ſcharf und wie farbloſe Schriftzüge. — Laßt uns denn ſchlafen gehen.

— 2 Uhr Morgens — gleiches Datum. —

Ich kann nicht ſchlafen; — meine Gefühle waren zu ſehr aufgeregt, ſo beſteige ich wieder das Verdeck; — wir wollen denn malen; — der Mond iſt unter dem orangefarbenen Nebel verſchwunden, deſſen Schleier allein den Horizont abgränzt. — Es iſt tiefe Nacht, aber eine Nacht auf dem Meere, das heißt auf dem durchſichtigen Elemente, welches auch den geringſten Schein des Firmamentes wiederſtrahlt, und auf welchem der Tag die Fußſtapfen des Lichtes zu laſſen ſcheint. Dieſe Nacht iſt nicht ſchwarz, ſie iſt nur blaßfärbig, wie Perlen, gleich einem Spiegel, wenn das Licht bei Seite oder hinter ihn geſtellt iſt. Selbſt die Luft ſcheint leblos zu ſchlummern auf dieſem glatten Wellenbette. Kein Laut, kein Hauch, ſelbſt kein Schlag des Seegels an die Raa, kein ſprudelnder Schaum, der auf den Seiten der Brigg, welche ebenfalls zu ſchlafen ſcheint, ſeine Streifen zöge.

Ich betrachtete dieſe ſtumme Scene der Ruhe, der Leere, des Stillſchweigens und der Heiterkeit: ich athmete dieſe laue, ſanfte Luft, von der die Bruſt weder Wärme, noch Kälte, noch irgend einen Druck fühlt und ich ſagte zu mir: eine ſolche Luft muß es ſeyn, welche man in dem Lande der Seelen, in den Regionen der Unſterblichkeit, in jener göttlichen Atmosphäre athmet, wo Alles unvergänglich, voll Wonne und Vollkommenheit iſt.

Eine andere Anſicht am Horizont. — Ich hatte die engliſche Fregatte vergeſſen, während ich nach der entgegengeſezten Seite hin ſah; ſie lag auf einige Kabellängen von uns in der See; zufällig kehre ich mich um und meine Blicke fallen auf dieſen majeſtätiſchen Koloß, der unbeweglich, rieſengleich, ohne das mindeſte Schwanken ſeines Kiels, wie auf einem Fußgeſtell von polirtem Marmor ruht.

Die ſchwarze ungeheure Maſſe des Schiffrumpfs erhob ſich dunkel aus der ſilbernen Fläche, und zeichnete ſich auf dem blauen Grunde des Himmels, der Luft und des Meeres; kein Hauch von Leben drang aus dem prachtvollen Gebäude; Nichts ſagte dem Auge oder dem Ohre, daß es von ſo vielem Verſtande und Leben beſeelt, daß es von ſo vielen denkenden und handelnden Weſen beſeelt ſey. Man hätte es fur eines der großen ohne Steuerruder dahinſchwimmenden Wracke halten können, welche der Schiffer mit Schauder in der Einſamkeit der Südſee ſich begegnen ſieht, auf denen keine Stimme ubrig geblieben iſt, um zu melden, wie ſie geſcheitert ſind, namenloſe Todtenregiſter ohne Datum, welche das Meer einige Tage noch herumſchwimmen läßt, ehe es ſie ganz in ſeine Fluthen begräbt.

Ueber dem dunkeln Rumpfe des Fahrzeugs war die Wolke aller ſeiner Seegel maleriſch gruppirt, und bildete eine Pyramide an ſeinen Maſten hinauf. Sie erhoben ſich von Abſaz zu Abſaz, von Raa zu Raa, in tauſend bizarre Formen ausgezackt, in breiten tiefen Falten niedergerollt, ähnlich den vielen hohen Thürmchen, welche auf einem gothiſchen Schloſſe die Hauptthürme umgeben;

ſie hatten weder die Bewegung, noch die wie Gold glänzende Farbe der Seegel, welche man bei Tage ſieht; unbeweglich, düſter, von der Nacht mit einer ſchiefergrauen Farbe bemalt, hätte man ſie für einen Flug von rieſigen Fledermäuſen oder unbekannten Seevögeln halten können, welche abgemattet ſich an einem ungeheuren Baum, einer über den andern drängen und preſſen, und im Mondenſcheine einer Winternacht an ſeinem kahlen Stamme hängen. Der Schatten dieſer Wolke von Seegeln lief von ſeiner Spize noch über uns hinweg und verdeckte uns die Hälfte des Horizonts. Niemals ſtieg ein koloſſaleres und ſonderbareres Geſicht des Meers dem Geiſte Oſſian's in ſeinen Träumen auf. Hier war alle Poeſie der Fluthen. Die blaue Linie des Horizontes fiel mit der des Himmels zuſammen; Alles, was über und unter ihr ruhte, hatte das Anſehen eines einzigen ätheriſchen Fluidums, in welchem wir ſchwämmen. Dieſe verſchwimmende Fluthenmaſſe ohne Geſtalt, wie ohne Gränzen ſteigerte den Eindruck der rieſenhaften Erſcheinung der Fregatte auf den Fluthen, und verſezte die Seele in dieſelbe Täuſchung, wie das Auge. Es war mir, als würde die Fregatte und die luftige Pyramide ihrer Seegelmaſſe, als würden wir Alle zuſammen ſelbſt in die Höhe gehoben, und wie Himmelskörper durch die flüſſigen Abgründe dahin geſuhrt, durch Nichts getragen, nur durch eigene innere Kraft die azurne Leere des Weltenfirmaments durchſchweifend.

Mehrere ähnliche Tage und Nächte auf dem Meere zugebracht; flache See bei Windſtille; glühender Himmel; ungeheure Wogen rollen aus dem Adriatiſchen

Meerbuſen in das mittelländiſche Meer, es ſind gewal
tige Cylinder, leicht kanellirt und Morgens und Abend
vergoldet, wie die Säulen von Rom oder Päſtum.

Ich bringe die Tage auf dem Verdeck zu; ic
ſchreibe einige Verſe an Hrn. von Montherot, meine
Schwager:

Freund, mehr als Freund, Blutsfreund und Seelenbruder,
Deß feuchter Blick mir an den Strand gefolgt:
Trotz ſo viel Fluthenſchaum, und Luft und Himmel,
Die hinter mir ſich breiten, denk' ich dein,
Denk' ich der Ruh', die wir am Bachesrand,
Wo Weid' und Eſpe ſchatteten, genoſſen,
An unſer langſam Wandeln, ſüß Geſpräch,
Vermengt mit deinem oder meinem Vers;
Dem deinen, Sohn des Blitzes, Sohn des Lächelns,
Den du nicht zuckend von der Leier raubſt,
Den deine läſſ'ge Hand von Tag zu Tag
Bei'm Hauch des Geiſtes ſtreuet auf den Pfad,
Thauperlen gleich, die jeder Morgen weint —
Vereinigt würden ſie zu einem Strom:
Jetzt fallen ſtill ſie vor des Wandrers Fuß,
Auſſaugt die Sonne den beſcheidnen Regen,
Einathmet ſie der Wind als trocknen Duft. —
Kommt Zeit, kommt Sorge; jede Jahreszeit
Hat ihre Frucht; eh' mein Gedanke noch
Zum Alter der Vernunft herangereift,
Als kleines Kind, das mit der Mutter ſpielt,
Und das ein Wahn entzücket oder ſchreckt,
Da ahmt' ich andrer Kinder Spiele nach,
Und redet' ihre Sprache, that wie ſie!

Mit Lenzesanfang, wenn die Knoſpe ſchwillt,
Ging hin ich, wo die Rinde ſchwitzt den Saft,
Dem Bergſtrom nach an meines Hofes Fuß,
Der Hängeweide friſchen Zweig zu ſchneiden;
Den jungen Saft erwärmte da mein Hauch,
Die Rinde löſt' ich ungeſpaltet ab,
Beſeelte ſie mit meinem Hauch, und bald
Flog unter meinen Fingern in den Hayn
Ein klagend ſüßer Ton, hinausgeathmet;
Ein Ton — von keinem Kunſtgeſetz gelenkt,
Ein leer Geräuſch, ein unbeſtimmt Gemurmel,
Der Woge Schall, der Lüfte Rauſchen gleich,
Man liebt den Hall, man ſuchet keinen Sinn;
Es iſt ein Vorſpiel früherwachten Geiſts,
Der ſingt, bevor er ſingt; weint, eh' er weint.

Die Zeit iſt hin, mein Mittag iſt gekommen,
Gelitten hab' ich, in mir wuchs mein Geiſt.
Den Athem, der mich preßt, vermöchte nicht
Das Schilfrohr mehr, der Kinderkram, zu faſſen;
Es gibt kein Wort, kein irdiſch Sylbenmaß,
Kein Kriegsklarin, kein frommes Harfenſpiel,
Das nicht zerſprengte meines Geiſtes Hauch,
Es knickt ſein Stoß, es zehrt ſein Feuer Alles.
Um auszuhallen ſeinen mächt'gen Laut,
Verzichtet' er auf Erdenſprache längſt;
Es riſſe das zerbrechliche Symbol,
Und Donner würden an die Worte ſtoßen,
Die Kinder ſprächen, ſchüttelnd ihre Stirn:
„Er rede leiſer, Herr! ſonſt ſterben wir!“

Er ſpricht nicht mehr mit ihnen, ſpricht mit ſich,
Lautloſe Sprache, jenes höchſte Wort,

Das nie geſchrieben eine Hand von Fleiſch,
Das Seele ſpricht zu Seele, Geiſt zu Geiſt!
Der ird'ſchen Redeweiſen ganz entwöhnt,
Schafft er ſich ſo der trüben Oede Troſt.
In meinem Innern murrt er unaufhörlich,
Ein immer wogend, immer brauſend Meer;
An meines Hauptes Schläfe hämmert er,
Durchdringend, mit des Sturmflugs Brauſelaut,
Er hallt in mir gleich einem Strom der Nacht,
Wo jede Woge fortrauſcht, und heran;
Gleich Donners Widerhall im Hochgebirg,
Der tauſendfach zur Ebne niedergrollt;
Wie ſchweren Winterwindes ehrner Klang,
Der niederfällt in's Meer vom Libanon;
Wie an beſtäubtem Vorgebirg die Fluth,
Die ſich als Berg herwälzt, und ſinkt als Schaum.

Erwarte drum nicht Verſe mehr von mir,
Wo der Gedanke, zierlich abgeſchnellt
Vom wohlklangvollen Bogen, und als Reim
Auf zwei gleichend'gen Worten, ſanft ſich wiegend,
Gefällig nach des Tones Laune tanzt.
Der kalte Gleichhall widert meinem Ohr,
Und wenn Vergangenheit in mir erwacht,
Wenn ſich aus klaren Oſtens ſtummer Oede
Mein Antlitz lächelnd euch entgegen kehrt:
Wenn, an die Freunde denkend, die wie ich
Erblicken werden dieſes Morgenroth,
Mein Geiſt ſich in den ihren gießen will:
So ſendet und verlangt mein ſchlagend Herz
In andrer Sprach' ein ſüßes Angedenken.
Gebet! du Flügelball, du ſtarkes Wort,
Du einigeſt in Einem tiefen Seufzer

Was da ſich liebt, machſt ſichtbar für das Herz
Vielhundert theure Weſen, ſammelſt ſie,
Die fern zerſtreuten, all vor Gottes Thron.
Du bildeſt den unſichtbaren Verkehr
Der Jugend mit den Himmelsgütern allen;
Allſprache, die man auch im Himmel ſpricht,
Je höher ſie ſich hebt, je mehr verſtanden;
Du ew'ger Weihrauch, der den Geber ſo
Wie den Empfänger durchglüht und durchduftet!

So offenbaret ſich mein Herz dir, Freund!
Denn was hienieden man von Worten ſpricht,
Iſt nichts vor mir. Und frägſt du mich: warum?
So folge meinem windgeblähten Seegel,
Komm hierher, wo die Welt vorüberging,
Wo auf verwiſchtem Reich Einöde blüht,
Wo Götter, Helden, Weiſe birgt das Grab;
Leb' hier drei Nächte, ſieh drei Thäler an.

Ich ließ den Boden hinter mir, der uns
Mit ſeinem Lärm noch weit auf's Meer verfolgt,
Europa, voll von Sturz, Gekrach' und Kampf,
Wo Stund' um Stunde Trümmer niederfallen,
Wo zween verſchiedne Geiſter, ſtets im Streit,
Zerbrochne Tempel, Throne, Bräuche, Sitten
Sich wild entgegenſchleudern, rings umher
Die Erde, die ſie einſchlingt, eben machen
Für Gottes Geiſt, der ungeſehen naht.

Mein Schiff von unſichtbarer Hand geſtoßen,
Schlupft' hin, und kräuſelte des Weges Schaum;
Es hatte ſeines Lagers Horizont
Zum Schlummer zwölfmal über ſich gebreitet

Der Sonnengott, und wieder hatt' er ſich
Mit frohem Schwung erhoben in die Luft
Vom Meeresſtrande, wie ein Feueradler;
Der Seegel Fittich hängt, es ſchläft der Maſt;
Der Anker beißt in Sand. Hier iſt Athen!

Es iſt die Stunde, wo in alter Zeit
Die laute Stadt, nachdem ihr kurze Friſt
Die Nacht des Schlummers Finger aufgedrückt,
Erwachend, bald im Ruhm, bald in der Schande,
Die Wogen ihres Lebens ſpielen ließ.
Ein jeder Wind trieb ſie dem Ziele zu,
Das Jedem ſich der Ehrgeiz ausgeſteckt,
Zur Tugend dieſe, zur Parteiung die,
Pericles auf den Markt, Themiſtokles
An's Ufer, zu den Waffen die Heroen,
Zum Säulengang die Weiſen, in's Exil
Den Ariſtides, Socrates zum Tod,
Und vom Verbrechen zu der Reu' das Volk.
Ich aber ſteh' am Fuß des Parthenon,
Ein Mann im Türkenbund bewacht das Thor,
Ich höre nahn den Tag, ich wandl' und ſchaue.

Von des Cithäron Höhn geht aus der Strahl,
Fällt auf den Umriß hundert kahler Gipfel,
Herab die Flanken bis zum Fuß, entlang
Die Felder bis zur Mündung des Cephiſſus,
Doch ungefärbt, und nicht zurückgeſtrahlt;
Kein Feuerglanz auf ferner Städte Dächern;
Kein Rauch, der in des Morgens Hauche wallt;
Nicht Höfe ſchwebend an der Berge Hang;
Den Moderboden überfliegend fällt
Das Licht zur Erde todt und glanzlos nieder,

Und nur Aurora's allerhöchſter Strahl
Vergoldet über mir den Parthenon,
Dann ſchleicht er ungern durch die ſchwarzen Zinnen,
Wo, Pfeif' im Mund, der Janitſchare ſchlaft,
Und, wie beweinend den zerbrochnen Kranz,
Erliſcht er an des Theſeustempels Stirn.
Zween ſchöne Strahlen, auf zwei Trümmern ſpielend,
Iſt Alles, was noch ſchimmert von Athen.

— 6. Auguſt 1832. — Auf dem Meer. —

Den 6., Mittags, erblickten wir unter den weißen Wolken des Horizonts die ungleichen Gipfel der Gebirge Griechenlands; der Himmel war blaßgrau, wie auf der Themſe oder der Seine im Oktober; ein Gewitter zerreißt gegen Abend die ſchwarze Nebeldecke, welche ſich auf dem Meere dahin zieht; der Donner rollt, Blize zucken und ein ſtarker Südoſtwind weht uns die feuchte Kühle unſerer herbſtlichen Regenwinde zu.

Der Wind führt uns aus unſerer Richtung und wir befinden uns ganz nahe bei der Küſte von Navarin; wir unterſcheiden die beiden kleinen Inſeln, welche die Einfahrt zu ſeinem Hafen ſchließen, und den ſchönen Berg mit zwei Kuppen, welcher über Navarin liegt. Hier iſt es, wo die Kanonen Europa's dem neu erwachten Griechenland gerufen haben; und Griechenland entſprach dem Ruf ſchlecht; von dem Joche der Türken durch den Heldenmuth ſeiner eigenen Sohne und den Beiſtand Europa's befreit, wird es jezt ſeiner eigenen Wuth zum Raub; es vergoß das Blut Kapo-d'Iſtria's, der ſein ganzes Leben der Sache Griechenlands geweiht hatte. Der Mord eines ſeiner erſten Bürger iſt eine uble Eröffnung für die Aera der neuen Auferſtehung der Tugend. Es iſt ſchmerzlich, daß der Gedanke an ein großes Verbrechen als einer der erſten bei dem Anblick dieſes Landes ſich aufdringt, wo man Vorbilder der Vaterlandsliebe und des Ruhmes ſucht.

Je näher man dem Golf von Modon kömmt, deſto mehr treten die Ufer des Peloponnes mit ihren Einzelnheiten hervor, indem ſie dem ſchwimmenden Nebel, der ſie einhullt, entſteigen. Dieſe Ufer, von denen die Reiſenden mit Geringſchäzung ſprechen, ſcheinen mir im Gegentheil von der Natur eine ſehr ſchöne Zeichnung empfangen zu haben: große Bergkuppen, liebliche Wellenlinien; kaum kann ich meine Blicke davon trennen. Die Scene iſt leer, aber es liegt in ihr eine Fülle von Vergangenheit; die Erinnerung bevölkert hier Alles! Dieſe ſchwärzliche Gruppe von Hügeln, Vorgebirgen, Thälern, welche das Auge hier wie eine kleine Inſel auf dem Ocean in ihrer ganzen Ausdehnung umfaßt, und welche auf der Karte Nichts iſt, als ein kleiner Punkt, hat allein mehr Lärm, mehr Ruhm, mehr Glanz, mehr Tugenden und mehr Verbrechen hervorgebracht, als alle Erdtheile zuſammen. Dieſer Fleck von Inſeln und Gebirgen, von wo beinahe zugleich Miltiades, Leonidas, Thraſibul, Epaminondas, Demoſthenes, Alcibiades,

Perikles, Plato, Ariſtides, Sokrates, Phidias ausgingen; dieſes Land, welches die Heere des Xerxes von zwei Millionen verſchlang, welches ſeine Kolonieen nach Byzanz, nach Aſien, nach Afrika ſchickte, welches die Künſte des Geiſtes, ſo wie die Künſte der Hand erſchuf oder erneuerte und ſie in anderthalb Jahrhunderten zu einer Hohe der Vollkommenheit emporhob, wo ſie unübertroffene Vorbilder geworden ſind; dieſes Land, deſſen Geſchichte unſere Geſchichte, deſſen Olymp immer noch der Himmel unſerer Phantaſie iſt; dieſes Land, von welchem aus Philoſophie und Dichtung ihren Flug nach der übrigen Halbkugel genommen haben, und wohin ſie, wie Kinder zu ihrer Wiege, immer wieder zurückkehren, dieſes Land liegt jezt vor mir. Jede Woge fuhrt mich ihm zu, und ſchon beruhre ich es. Sein Anblick rührt mich tief, weniger jedoch, als wenn dieſe Erinnerungen nicht in meinem Geiſte welk geworden wären, weil ſie meinem Gedächtniß eingetrichtert wurden, ehe mein Geiſt ſie verſtand. Griechenland iſt für mich ein Buch, deſſen Schonheiten getrübt ſind, weil man es uns leſen ließ, ehe wir es verſtehen konnten.

Indeſſen iſt nicht alle Entzückung dahin. Noch iſt fur alle dieſe große Namen der Reſt eines Echo's in meinem Herzen geblieben. Etwas heiliges, ſüßes, Weihrauch duftendes ſteigt mit dieſen Horizonten in meiner Seele auf. Ich danke Gott, einen flüchtigen Blick auf dieſes Land geworfen zu haben, dieſes Land der Schopfer großer Thaten, wie Epaminondas ſein Vaterland nannte.

Während meiner ganzen Jugend ſehnte ich mich zu thun, was ich jezt thue, zu ſehen, was ich jezt ſehe. Ein endlich befriedigter Wunſch iſt ein Glück. Der Anblick dieſer ſo oft geträumten Horizonte gibt mir ein Gefühl, wie ich in meinem ganzen Leben jedesmals bei der Erreichung Deſſen, was ich ſehnlich wünſchte, gehabt habe: ein ſtilles, beſchauliches Vergnügen, das ſich in ſich ſelbſt zurückziehe, eine Ruhe des Geiſtes und der Seele, welche einen Augenblick ſtille ſtehen und ſagen: Wir wollen einmal hier ein Halt machen und es uns wohl ſeyn laſſen; im Grunde aber laſſen dieſe glücklichen Augenblicke des Geiſtes und der Phantaſie ziemlich kalt, es fehlt ihnen das Glück der Seele, welches nur in der menſchlichen oder göttlichen Liebe, aber in der Liebe immer liegt.

– Gleiches Datum. – Abends. –

Wir ſegeln köſtlich bei einem günſtigen Winde, der uns zwiſchen das Kap Matapan und die Inſel Cerigo hintreibt.

Ein griechiſcher Pirat nähert ſich uns, während die Fregatte einige Meilen weit in der See iſt, um ein verdächtiges Fahrzeug zu verfolgen. Die griechiſche Brigg iſt eine Kabellänge von uns; wir beſteigen Alle das Verdeck und rüſten uns zum Gefecht; unſere Kanonen ſind geladen, das Verdeck iſt mit Flinten und Piſtolen bedeckt. Der Kapitän fordert den Kommandanten der griechiſchen Brigg auf, ſich zurückzuziehen. Dieſer, fünfundzwanzig gut bewaffnete Leute auf unſerem Verdeck bemerkend, entſchließt ſich, die Enterung nicht zu wagen, und entfernt ſich, jedoch um zum zweitenmale wiederzukehren, wobei er beinahe ganz an unſer Fahrzeug herankommt. Wir wollen feuern; nun zieht er ſich zurück, entſchuldigt ſich nochmals und bleibt eine Viertelſtunde lang auf Piſtolenſchußweite. Er gibt vor, er ſey, wie wir, ein Kauffahrtheifahrer, der dem Archipel zuſteure. Ich betrachte die Schiffsmannſchaft; nie habe ich Geſichter geſehen auf welchen Verbrechen, Mord und Raub in ſcheußlichern Zügen geſchrieben geweſen wäre. Man bemerkt funfzehn bis zwanzig Banditen, einige in albaneſiſcher Tracht, andere mit Fetzen von europäiſchen Kleidern, an ihrem Borde ſitzend, liegend oder manoupirend. Alle ſind mit Piſtolen und Dolchen bewaffnet, deren Griffe von getriebener Silberarbeit glänzen. Auf dem Verdeck iſt ein Feuer angezündet, an welchem zwei bejahrte Weiber Fiſche kochen. Ein junges Mädchen von fünfzehn bis ſechszehn Jahren erſcheint von Zeit zu Zeit bei dieſen Megären, ein himmliſches Geſicht, die Erſcheinung eines Engels unter dieſen Höllengeſtalten. Eine der alten Weiber nöthigt ſie mehrere Male nach dem Mitteldeck zurück, ſie geht weinend hinunter, ein Streit erhebt ſich, wahrſcheinlich wegen dieſes Umſtands, zwiſchen einigen Männern von der Beſazung des Schiffs. Zwei Dolche ſind gezogen und gezückt, aber der Kapitän, der bisher gleichgültig, an das Steuerruder gelehnt, ſeine Pfeife geraucht hat, wirft ſich zwiſchen die Banditen, ſtürzt einen auf den Boden, und Alles wird ruhig. Die junge Griechin ſteigt wieder herauf, trocknet die Thränen mit den langen Flechten ihrer Haare und ſezt ſich unter dem großen Maſte nieder. Eines der alten Weiber kniet hinter der Jungfrau und kämmt ihr die herabwallenden Haare. Der Wind wird friſch. Der Pirat nimmt die Richtung auf das Kap oberhalb Cerigo, in einem Augenblick hat er alle Seegel aufgeſpannt und iſt bald Nichts mehr, als ein weißer Punkt am Horizont.

Wir legen unſer Schiff auf die Seite, um die Fregatte zu erwarten, welche, um ſich uns anzukündigen, einen Kanonenſchuß abfeuert. In wenigen Stunden hat ſie uns getroffen. Der griechiſche Pirat, den ſie verfolgte, iſt ihr entwiſcht. Er iſt in eine der unfahrbaren Buchten der Küſte eingelaufen, wohin ſie ſich bei ähnlichen Fällen immer zurückziehen.

— Am gleichen Tag. — Eilf Uhr. —

So oft meine Seele von ſtarken Eindrücken bewegt wird, fühle ich das Bedürfniß, Jemanden zu ſagen oder zu ſchreiben, Was ich fühle, um eine neue Freude als Antheil an der meinigen und einen Wiederhall Deſſen, was mich gerührt hat, zu finden. Das Gefühl Eines Herzens für ſich allein iſt kein vollkommenes, der Menſch iſt gedoppelt erſchaffen.

Ach! wenn ich jezt um mich blicke, finde ich eine große Leere. Nur Julia und Mariane*) allein füllen ſie aus, aber Julia iſt noch ſo jung, daß ich ihr Nichts ſage, als Was ihr Alter faſſen kann. Sie iſt für uns die ganze Zukunft, bald die ganze Gegenwart, aber die Vergangenheit, wo iſt ſie ſchon?!

Die Seele, welche ſich am meiſten über mein Glück in dieſem Augenblick gefreut hatte, iſt meine Mutter. In Allem, was mir begegnet, ſey es glücklich oder traurig, wenden ſich meine Gedanken unwillkührlich nach ihr. Ich glaube ſie zu ſehen, zu hören, mit ihr zu ſprechen, ihr zu ſchreiben. Jemand, deſſen man ſich erinnert, iſt nicht abweſend; Wer ſo durchaus und ſo mächtig in uns lebt, iſt für uns nicht todt. Darum weiſe ich ihr, wie zu ihren Lebzeiten immer ihren Theil an meinen Empfindungen zu, die ſo ſchnell und nach ihrem ganzen Umfang die ihrigen wurden; welche ſich in dem Sonnenſcheine ihrer Phantaſie, einer Phantaſie, die ewig jugendlich blieb, verſchönerten, belebten und erwärmten. Ich ſuche ſie in meinen Gedanken, in der beſcheidenen frommen Einſamkeit von Milly, wo ſie uns erzog, wo ſie an uns dachte, während das wechſelnde Schickſal meiner Jugend uns trennte. Ich ſehe ſie, wie ſie meine Briefe erwartete, erhielt, las und kommentirte, indem ſie ſich noch mehr als ich in meinen Empfindungen berauſchte. Eitler Traum! ſie iſt nicht mehr, ſie wohnt in der Welt des wahren Seyns; unſere flüchtigen Träume ſind nicht mehr für ſie, aber ihr Geiſt iſt mit uns, er kehrt bei uns ein, er folgt uns, beſchüzt uns; unſer Verkehr mit ihr reicht hinüber in die Regionen der Ewigkeit.

So habe ich vor dem reifen Alter den größten Theil der Weſen verloren, welche ich hienieden am meiſten geliebt habe, und von welchen ich am meiſten geliebt worden bin. Das Leben meiner Liebe hat ſich in einen engen Kreis zuſammengezogen, mein Herz hat auf Erden keine Zuflucht mehr, als einige wenige Herzen, und meine Erinnerung keinen Ruhepunkt, als einige Gräber; ich lebe mehr mit den Todten als mit den Lebenden; wenn Gott noch zwei oder drei Schläge auf meine Umgebung fallen ließe, ſo würde ich, ich fühle es, ganz von mir ſelber losgeriſſen, denn ich würde mich nicht mehr in Andern betrachten, nicht mehr in Andern lieben, und nur ſo iſt es mir mehr möglich: mich zu lieben.

---

*) Frau von Lamartine.

Als ich noch ſehr jung war, liebte ich mich in mir ſelbſt: die Kindheit iſt ja egoiſtiſch. Damals war es gut in einem Alter von ſechszehn, achtzehn Jahren, als ich noch nicht mich ſelbſt, und noch weniger das Leben kennen gelernt hatte; jezt aber habe ich viel zu lange gelebt, viel zu viel erfahren, um noch auf die Form der Exiſtenz viel zu halten, die man das menſchliche Ich nennt. Und, lieber Gott, was iſt denn auch ein Menſch, welche Erbärmlichkeit, die mindeſte Wichtigkeit auf das zu legen, Was Ich fühle, Was Ich denke, Was Ich ſchreibe! Welche Stelle nehme Ich in der Welt ein? Welche Lücke werde Ich in der Welt zurücklaſſen? Eine Leere von einigen Tagen in einem oder zwei Herzen, einen Plaz in der Sonne; meinen Hund, der mich ſuchen wird; Bäume, die ich liebte, und die erſtaunt ſeyn werden, mich nicht mehr in ihren Schatten kommen zu ſehen: das iſt Alles! und auch das wird ſeiner Zeit vorbei ſeyn. Man fängt die Eitelkeit ſeines Daſeyns erſt ſeit dem Tage zu fühlen an, wo man Niemanden mehr nothwendig iſt, ſeit der Stunde, wo man keine Liebe mehr genießen kann; die einzige Wirklichkeit hienieden, ich habe es immer gefühlt, iſt die Liebe, und zwar die Liebe unter allen ihren Formen.

— 7. Auguſt. — Abends 6 Uhr. —

Lakoniens hohe Küſten ſind da, nur auf einige Kanonenſchüſſe uns vor Augen. Wir fahren unter einem angenehmen Winde ihrer Länge nach hin, und ſie gleiten majeſtätiſch an uns vorüber. Auf das Backholz des Schiffes gelehnt, fange ich mit meinen Blicken dieſe klaſſiſchen Formen der Gebirge Griechenlands ein, um mich ihrer wieder erinnern zu können; ſie rollen vor mir vorüber, wie Wellen von Felſen oder Erde; bald höher, bald niedriger, gruppiren ſie ſich vor mir, wie vor dem Geiſte Oſſians die Wolken über dem Vaterland ſeiner Seele. Ich bringe eine oder zwei Stunden hin, indem ich ſtille die Hügel und die klangreichen Namen dieſer erſtorbenen Länder vor meiner Schau vorübergehen laſſe. Die Chromiosgebirge, auf welchen der Eurotas entſpringt, ragen mit ihren runden Gipfeln hoch in die Lüfte, der Sonnenball ſinkt herab zu ihnen und ſeine Strahlen fallen auf ſie, wie auf Dome von vergoldetem Kupfer, indem er um ſich her ſein Wolkenbette in Gluth ſezt, jene Gipfel werden durchſichtig, wie die Luft, die ſie umhüllt, und von der man ſie kaum unterſcheiden kann, man ſollte darauf ſchwören, man ſehe durch ſie hindurch den Glanz einer andern ſchon untergegangenen Sonne, oder den fernen Wiederſchein einer ungeheuren Feuersbrunſt.

Einer unter dieſen Bergen ſtellt unter anderen ſich unſern Blicken in der Form eines umgeſtürzten Halbmonds dar; er ſcheint ſich ſo weit auszuhölen, als nöthig iſt, um für das Geſtirn des Tags, deſſen Scheibe in dem Goldſtaub des aus ihm aufſteigenden Duftes niederrollt, eine Furche zu öffnen. Die Bergſäume, welche der Sonne am nächſten ſind, die ſie aber ſchon überſchritten hat, malen ſich in violettem Purpur oder blaſſer Lilafarbe, ſie ſchwimmen in einem Farbenmeer, ſo reich als die Palette eines Malers; näher bei uns ſcheinen einige ſchon in die den Schatten des Abends gehüllte Höhen von ſchwarzen Wäldern bedeckt; die auf dem vorderſten Grunde endlich, denen wir nahe ſegeln und deren Wände der Schaum beſprüzt, ſind ſchon ganz in Nacht verſenkt, das Auge unterſcheidet Nichts mehr, als einige Buchten, welche den zahlreichen Piraten dieſer Küſten zur Zuflucht dienen, und einige Vorgebirge, welche, wie Napoli di Malvaſia, Städte oder Feſtungen auf ihrem ſteilen Rücken tragen. Dieſe Berge, ſo vom Verdecke eines Schiffs geſehen, während die Nacht ſie mit ihrem tauſendfältigen Farbenzauber überkleidet, ſind vielleicht die ſchönſten irdiſchen Formen, die meine Augen bis jezt geſehen haben; dabei ſchwimmt das Fahrzeug in ſo ſanfter Neigung, wie ein beweglicher Balkon auf dem Meer dahin, das mit ſeinem Kiele vertraulich koſend murmelt; die Luft iſt ſo lau, ſo wohlriechend, die Seegel tönen ſo anmuthig unter jedem Hauch des Abendwinds, beinahe Alles, was ich liebe, iſt da, iſt glücklich, ruhig, in Sicherheit, und theilt meine Betrachtungen, meine Genüſſe. Julia und ihre Mutter lehnen ſich neben mir an die Taue. Das Geſicht des Kindes erglänzt bei allen den Anſichten, allen den hiſtoriſchen Namen und Thatſachen, welche ihre Mutter ihr, ſo weit ſie ihrer Faſſungskraft anpaſſend ſind, erzählt; ihre Augen gleiten mit den unſern über alle die Schaupläze hin, deren wunderbare Dramen ihm ſchon bekannt ſind; es liegt etwas Geniales in ihrem Blick; man ſieht darin die tiefe, lebendige, warme, ſchnelle Empfänglichkeit eines Gemüths, welches unter dem glühenden liebenden Gemüthe ihrer Mutter ſich entfaltet; ſie ſcheint ſo viel zu genießen, als wir, hauptſächlich, weil ſie uns angeregt und glücklich ſieht; denn die Seele dieſes Kindes lebt in den unſrigen; eine Thräne tritt in ihre Augen, wenn ſie mich traurig und in mich verſunken ſieht; ihre Züge ſind immer ein Abbild der meinigen, unſer Lächeln in allen unſern freudigen Gefühlen darf nie auf ein ähnliches Lächeln von ihren Lippen erſt warten; — wie ſchön iſt ſie ſo! —

Ich habe lange Zeit und unter allen ihren Geſtalten die Gebirge von Rom und Sabinum geſehen; dieſe übertreffen ſie an Mannichfaltigkeit der Gruppirung, Erhabenheit der Formen, und blendendem Glanze ihrer Tinten, ihre Umriſſe ſind unendlich mannichfach; man brauchte ein ganzes Buch, um auszudrücken, Was ein Gemälde auf Einen Blick beſagt, aber um ſie in ihrer ganzen phantaſiereichen Schönheit zu ſehen, muß man ſie bei ſinkendem Tage betrachten; dann ſind ſie, wie in den Tagen ihrer Jugend, von Wäldern und grünen Weiden, mit ländlichen Hütten, Heerden und Hirten, und doch von Nichts bedeckt, als von Schatten! ſo hat die Geſchichte der Männer, die ſie berühmt gemacht haben, auch der Nebel der Vergangenheit und der Blendwerke der Entfernung nöthig, um unſere Gemüther anzuziehen und hinzureißen; denn in dieſer traurigen Welt darf man Nichts beim hellen Mittag im Lichte der Gegenwart betrachten, und es gibt Nichts ſo vollkommen Schönes, als wie das Ideal es aufſtellt; die Täuſchung iſt überall ein nothwendiges Element des Schönen, ausgenommen in der Jugend und in der Liebe.

— Gleiches Datum — 8 Uhr Abends. —

Der Wind wird friſcher; wir ſegeln durch eine angenehme See vor der Mündung mehrerer Golfe, wir nähern uns dem Kap San-Angelo, dem alten Kap Malia: bald werden wir es erreichen.

— 8. Auguſt — Morgens. —

Der Wind iſt ausgeblieben, wir ſind die Nacht hindurch, ohne vorwärts zu kommen, nicht weit von dem Kap Malia gelegen.

— Gleiches Datum — Mittags. —

Der Wind iſt ſanft und treibt uns gegen das Kap. Die uns bugſirende Fregatte höhlt vor uns eine gerade, ſprudelnde Straße aus, auf der wir ihr durch Schaumflecken, welche ihr Kiel im Dahineilen aufquirlt, nachfliegen. Der Kapitän Lyons, welcher dieſe Striche genau kennt, will uns im Vorbeifahren das Vergnügen der Ausſicht auf das Kap und die Ländereien in einer Entfernung von höchſtens hundert Toiſen genießen laſſen.

Am äußerſten Ende des Kap's San-Angelo oder Malia, welches ſich weit in's Meer hineinzieht, fängt die enge Straße an, welche furchtſame Seeleute vermeiden, indem ſie die Inſel Cerigo links laſſen. Dieſes Kap iſt das Kap der Stürme für die griechiſchen Matroſen. Die Piraten allein bieten ihm Troz, weil ſie wiſſen, daß man ſie dorthin nicht verfolgt. Der Wind fällt von dieſem Kap mit ſolcher Wuth und Heftigkeit auf das Meer, daß er oft lockere Felsſteine von den Bergen bis auf das Verdeck der Fahrzeuge wirft.

Auf dem ſteilen und unzugänglichen Abhang, welcher die von Stürmen und dem Schaume der Wogen zugeſchliffene Spize des Kap's bildet, hat der Zufall drei vom Gipfel losgeriſſene Felsblöcke in ihrem Fall aufgehalten und in halber Schwebe feſtgehängt. Sie hängen da wie ein Neſt von Seevögeln über dem ſchäumenden Abgrunde. Ein wenig röthliche Erde, ebenfalls durch die drei ſchiefen Felſen aufgehalten, gibt hier fünf oder ſechs verkrüppelten Feigenbäumen Plaz, zu wurzeln, und dieſe hängen mit ihren gekrümmten Aeſten und ihren breiten graulichen Blättern über dem lärmenden Abgrund, der zu ihren Füßen wirbelt. Das Auge kann keinen Weg, keine Böſchung entdecken, auf welchen man zu dieſem kleinen Abſenker von Vegetation gelangen konnte. Indeß unterſcheidet man ein kleines niedriges Haus unter den Feigenbäumen, grau und düſter, wie der Fels, der ihm zum Stüzpunkt dient, ſo daß es für den erſten Blick mit ihm zuſammenfließt. Auf dem platten Dach erhebt ſich ein kleines leeres Ohrgewölbe, wie über dem Thor der italieniſchen Klöſter; rechts ſieht man antike Ruinen mit einem Rauhgemäuer von rothen Backſteinen, wo drei Arkaden ſich öffnen; dieſe führen zu einer kleinen Terraſſe, welche vor dem Hauſe ſich dehnt. Ein Adler hätte ſich geſcheut, ſeinen Horſt auf einen ſolchen Fleck zu bauen, unter einem immer glühenden Himmel, ohne einen Baumſtamm, ohne ein Buſchwerk zum Schuze gegen den immer heulenden Wind, gegen das ewige Gebrauſe des Meers, gegen den Schaum, welcher unaufhörlich den glatten Felſen bedeckt. Gut denn! ein Menſch hat gethan, was ſelbſt ein Vogel kaum gewagt hätte, ein Menſch hat hieher ſeine Zuflucht genommen. Er lebt hier; wir bemerkten ihn, es iſt ein Eremite. Wir umſegelten das Kap ſo nahe, daß wir ſeinen langen weißen Bart, ſeinen Stab, ſeine Kapuze von braunem Filz, ungefähr wie ſie die Matroſen im Winter tragen, unterſchieden. Er warf ſich auf die Knie, während wir vorbeifuhren, das Angeſicht gegen das Meer gewendet, wie wenn er die Hilfe des Himmels für die unbekannten Fremden auf dieſer gefährlichen Bahn hätte anrufen wollen. Der Wind, welcher einem aus den Schluchten von Lakonien entgegenwüthet, ſo bald man den Felſen des Kap's umſchifft hat, fing an, in unſern Seegeln zu ſpielen, indem er die beiden Fahrzeuge hin und her warf und im Wirbel drehte, und die See, ſo weit man ſehen konnte, mit Schaum bedeckte. Ein neues Meer eröffnete ſich vor uns. Der Eremit beſtieg, um uns noch weiterhin mit ſeinen Blicken zu folgen, den Kamm eines der drei Felſen und wir konnten ihn dort auf den Knieen unbeweglich liegen ſehen, ſo lange wir das Kap im Auge behielten.

Wer iſt dieſer Mann? er muß eine dreifach geſtählte Seele haben, um dieſen gräßlichen Ort zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, es gehört ein nach ſtarken und ewigen Anregungen dürſtendes Herz und eben ſolche Sinne dazu, um in dieſem Geierneſte zu hauſen, allein mit einem Horizont ohne Gränzen, mit den Stürmen und dem Brüllen des Meers: das einzige Schauſpiel für ihn iſt von Zeit zu Zeit ein vorüberfahrendes Schiff, das Krachen der Maſten, das Zerreißen der Seegel, der Nothſchuß, das Rufen der Matroſen in Todesnoth.

Dieſe drei Feigenbäume, dieſer kleine unzugängliche Fleck, dieſes Schauſpiel des krampfhaften Kampfes der Elemente, dieſe rauhen, ernſten, zur Betrachtung auffordernden Eindrücke für die Seele war einer der Träume meiner Kindheit und meiner Jugend. Durch einen Inſtinkt, welchen Menſchenkenntniß ſpäter beſtätigte, habe ich nirgends mir je das Glück gedacht, als in der Einſamkeit; damals verſezte ich blos die Liebe dahin, jezt würde ich die Liebe, Gott und den Gedanken dorthin mit mir nehmen; dieſe zwiſchen Meer und Himmel aufgehangene Einöde durch den unaufhörlichen Angriff der Winde und der Fluthen erſchüttert, wäre jezt noch einer der Reize für mein Herz. Es iſt die Stellung des Vogels auf dem Gebirge, der noch mit den Füßen den ſpizen Gipfel des Felſen berührt, aber ſchon mit den Flügeln ſchlägt, um ſich höher in die Regionen des Lichtes zu ſchwingen. Kein Menſch von geſundem Geiſt und Herz würde nicht in einem ſolchen Aufenthalt ein Heiliger oder ein großer Dichter, oder vielleicht beides. Welch erſchütternder Schlag des Schickſals mußte fallen, um mir ſolche Gedanken, ſolche Wünſche einzuflößen, mußte fallen, um hieher andre Menſchen zu werfen, die ich jezt ſehe! Gott weiß es. Und auf jeden Fall ein gemeiner Menſch kann es nicht ſeyn, der die Luſt und das Bedürfniß gefühlt hat, ſich wie die hängende Liane an die Wände eines ſolchen Abgrundes feſt zu klammern, und einſam mit ſeinen Gedanken vor Gott und der Natur ſich während eines ganzen Lebens im Tumulte der Elemente, in der furchtbaren Harmonie der Stürme zu wiegen.

— Gleiches Datum. —

Einige Meilen vom Kap wird das Meer wieder fahrbarer. Leichte griechiſche Schaluppen ohne Verdeck, mit einem Seegeldach fahren an uns in den tiefen Furchen der Wogen vorüber. Sie ſind voll Frauen und

Kinder, welche nach Hydra fahren, um Melonen und Trauben zu verkaufen. Bei'm leichteſten Lüftchen neigen ſie ſich ſo tief zum Meere nieder, daß ihre Seegel ſich darin nezen; oft ſind ſie vor unſere Augen durch die Fluth und den Schaum verborgen; ſie ſteigen aber wieder auf, wie ein auf dem Waſſer ſchwimmender Kork. Was für ein Leben, das beinahe alle Griechen führen! ihr Element iſt das Meer, ſie ſpielen damit, wie die Kinder in unſern Weilern an den Waldbächen. Die Bahn des Geſchicks iſt für dieſes Land von der Natur vorgezeichnet: es iſt das Meer.

— Vom gleichen Datum. —

Wir ſehen die fernen Bergſpizen der Inſel Kreta, welche ſich uns zur Rechten erheben, wir ſehen den ſchneebedeckten Ida, welcher von hier aus erſcheint, wie die hohen Seegel eines Schiffes auf den Meer.

Wir laufen in einen weiten Golf ein, es iſt der von Argos; den Wind hinter uns her ſteuern wir ſo ſchnell, wie ein Flug Seemöven dahin; die Felſen, die Berge, die Inſeln an beiden Ufern fliehen wie düſtere Wolken vor uns vorüber. Die Nacht bricht ein, ſchon erblicken wir den Hintergrund des Golfs, der zehn Meilen in die Tiefe ſich dehnt; die Maſten von drei Geſchwadern malen ſich wie ein winterlicher Wald auf dem Grunde des Himmels und des ebenen Landes von Argos. Bald iſt vollkommene Finſterniß, Feuer leuchten von dem Abhang der Gebirge und in den

Wäldern, wo die griechiſchen Hirten ihre Schafe hüten; die Schiffe feuern den Abendkanonenſchuß ab. Wir ſehen nach einander alle Stückpforten der ſechszig vor Anker liegenden Fahrzeuge wie die von Reverberen beleuchteten Straßen einer großen Stadt; in dieſes Labyrinth von Schiffen laufen wir ein, und werfen bei tiefer Nacht die Anker aus, in der Nähe eines kleinen, die Rhede vor Nauplia auf der Vorderſeite der Stadt beherrſchenden Forts, und im Schatten des Schloſſes von Palamedi.

— 9. Auguſt. —

Ich ſtehe mit der Sonne auf, um endlich den Golf von Argos, Argos ſelbſt und Nauplia, die gegenwärtige Hauptſtadt von Griechenland, in der Nähe zu beſehen. Gänzliche Täuſchung: Nauplia iſt ein erbärmlicher Flecken, gebaut am Strande eines tiefen ſchmalen Meerbuſens, auf einem Streifen Landes, der von den hohen Gebirgen, welche dieſe ganze Kuſte decken, abfällt; die Häuſer haben keinen fremdartigen Charakter, ſie ſind nach Art der gewöhnlichſten Wohnungen der Dorfer in Frankreich oder Savoyen gebaut. Der größte Theil liegt in Trümmern, und die Wandſtücke der von den Kanonen des lezten Kriegs zuſammengeſchoſſenen Mauern liegen noch mitten in den Straßen. Zwei oder drei neue Gebäude mit rohen Farben bemalt, erheben ſich auf dem Quai, einige Kaffeehäuſer und hölzerne Buden laufen auf Pfahlwerken in's Meer aus. Dieſe Kaffeehäuſer

und Balkons auf dem Waſſer ſind von einigen hundert Griechen in ihrer ausgeſuchteſten, aber ſehr ſchmuzigen Tracht bedeckt; ſie ſizen oder liegen auf den Planken oder dem Sande, tauſend maleriſche Gruppen bildend. Alle Phyſiognomieen ſind ſchön, aber trübe und wild, das Gewicht des Müſſiggangs liegt ſchwer auf aller ihrer Haltung; die Trägheit der Neapolitaner iſt ſanft, heiter und freundlich, es iſt die Sorgloſigkeit des Glücks; die Trägheit der Griechen iſt dumpf, mürriſch und düſter; es iſt ein Laſter, das ſich ſelbſt beſtraft. Wir wenden unſere Augen von Nauplia, um die ſchöne Feſtung von Palamedi zu bewundern, welche alle die Gebirge, von denen die Stadt beherrſcht wird, beſtreicht. Die Mauren mit ihren Schießſcharten gleichen den Zacken eines naturlichen Felſen.

Aber wo iſt Argos? Ein weites, unfruchtbares und kahles Blachfeld, von Sümpfen durchſchnitten, dehnt ſich um den Hintergrund des Meerbuſens, auf allen Seiten iſt es von grauen Gebirgen begränzt. Im Hintergrunde dieſes Blachfelds, ungefähr zwei Meilen in dem Lande, bemerkt man eine Anhohe, welche einige befeſtigte Mauern auf ihrem Gipfel trägt, und mit ihren Schatten einen in Trümmer liegenden Flecken beſtreicht: das iſt Argos. Ganz nahe dabei iſt das Grab Agamemnons. Aber was gehen mich Agamemnon und ſein Reich an? Dieſes alte Gerümpel der Geſchichte und Politik hat das Intereſſe der Jugend und der Wahrheit verloren. Lieber mochte ich ein Thal Arkadiens ſehen; ich liebe einen Baum, eine Quelle unter dem Felſen, einen Roſenlorbeer am Fluſſe, unter dem eingeſtürzten Bogen einer mit Lianen überrankten Brücke mehr, als das Denkmal eines jener klaſſiſchen Königreiche, welche mir Nichts in die Seele rufen, als die Langeweile, die ſie mir einſt in meiner Kindheit gemacht haben.

— 10. Auguſt. —

Wir haben zwei Tage in Nauplia verlebt; Julia macht mir von Neuem bange. Ich bleibe noch einige Tage, um ihre vollige Wiederherſtellung abzuwarten. Wir ſind auf dem Lande, in dem Zimmer eines ſchlechten Gaſthofs, gegenüber von einer Kaſerne griechiſcher Truppen. Die Soldaten liegen den ganzen Tag im Schatten der eingeſtürzten Mauerſtücke mitten in den Straßen und auf den Pläzen der Stadt; ihr Anzug iſt reich und maleriſch; ihre Züge tragen das Gepräge des Elends, der Verzweiflung und all' der rohen Leidenſchaften, welche der Bürgerkrieg in dieſen wilden Seelen entzündet und nährt. Die entſchiedenſte Anarchie herrſche in dieſem Augenblick in Morea. Jeden Tag triumphire eine Faktion über die andre, und wir hören Flintenſchuſſe der Klephten der Kolokotroni's, welche auf der andern Seite des Meerbuſens ſich gegen die Truppen der Regierung ſchlagen. Von jedem Boten, der aus dem Gebirge kommt, hört man die Anzündung einer Stadt, die Plünderung eines Gebiets, die Niedermezelung einer Bevolkerung durch eine der Parteien, welche gegen ihr eigenes Vaterland wüthen. Man kann nicht

aus den Thoren von Nauplia gehen, ohne ſich den Flintenſchüſſen auszuſezen. Der Fürſt Karadja hat die Güte, mir als Geleite eine Abtheilung ſeiner Palikaren anzubieten, um das Grab Agamemnons zu beſuchen, und der General Corbet, der die franzöſiſchen Truppen kommandirt, will gefällig ein Detaſchement ſeiner Soldaten dazu ſtoßen laſſen, aber ich ſchlage es aus, ich will nicht zum Beſten einer leeren Neugierde einige Menſchenleben preisgeben, um mir ewige Vorwürfe darüber machen zu müſſen.

— 12. Auguſt 1832. —

Dieſen Morgen wohnte ich einer Sizung des griechiſchen Parlaments bei; der Saal iſt ein bretterner Schuppen; die Wände und das Dach bilden tannene Planken, übel zuſammengefügt; die Deputirten ſizen auf erhobenen Bänken rings um eine Tenne von Sand, ſie ſprechen von ihren Pläzen aus.

Wir ſezten uns, um ſie kommen zu ſehen, auf einen Stein an der Thüre des Saals. — Sie kommen nach einander zu Pferd, jeder in mehr oder minder zahlreicher Begleitung, je nachdem er als Häupling von Wichtigkeit iſt. Der Deputirte ſteigt vom Pferde, und ſeine Palikaren, welche herrliche Waffen tragen, gruppiren ſich in einiger Entfernung auf der kleinen Ebene, die den Saal umgibt. Dieſe Ebene ſtellt das Bild eines Lagers oder einer Karavane dar.

Die Haltung der Deputirten iſt kriegeriſch und ſtolz; ſie ſprechen ohne Untereinander, ohne Unterbrechung, mit einer aufgeregten, aber feſten, gemeſſenen und harmoniſchen Stimme. Es ſind nicht mehr die rohen Geſichter, welche auf den Straßen von Nauplia das Auge abſtoßen, es ſind die Häupter eines Heldenvolks, welche noch die Flinte oder den Säbel in der Hand haben, mit denen ſie für ihre Freiheit kämpften, und welche die Mittel zur Befeſtigung des Triumphes dieſer Freiheit berathen. Ihr Parlament iſt ein Kriegsrath.

Man kann ſich nichts Einfacheres und zugleich Impoſanteres denken, als den Anblick dieſer Nation in Waffen, wie ſie auf den Trümmern ihres Vaterlands, unter einem im freien Felde errichteten Bretterdach ſich berathet, während an der Thüre zu dieſem Senat die Soldaten ihre Waffen blank putzen, und die Pferde ungeduldig, den Gebirgspfad wieder zu betreten, wiehern. Es gibt unter dieſen Häuptlingen Köpfe von wunderbarer Schönheit, Intelligenz und Heroismus, es ſind die der Bergbewohner. Die griechiſchen Kaufleute von den Inſeln laſſen ſich leicht an den weichlicheren Zügen und dem verſchmizten Ausdruck ihrer Phyſiognomieen erkennen. Der Handel und der Müſſiggang in ihren Städten haben den Adel und die Kraft auf ihren Geſichtern verwiſcht, um ihnen das Gepräge gemeiner Gewandtheit und Liſt, das ſie charakteriſirt, aufzudrücken.

— 15. Auguſt 1832. —

Ein bezauberndes Feſt, welches der Admiral Hotham, der die engliſche Station auf der Rhede vor Nauplia kommandirt, uns an ſeinem Bord gibt. Er läßt uns ſein Schiff, einen Dreidecker, beſuchen, und für uns ein Scheintreffen zur See ausführen. Ein Schiff mit ſechshundert Mann Beſazung, ſo im Augenblick des Gefechts geſehen, iſt das Meiſterſtück menſchlichen Verſtandes.

Ein vortrefflicher Mann, deſſen Geſicht und Manieren jene ſeltene Miſchung von dem Adel eines alten Kriegers und der wohlwollenden Sanftmuth des Philoſophen an ſich tragen, ein Charakter, welcher den ſchönen Mannesgeſichtern der engliſchen Ariſtokratie eigen iſt. Er bietet uns eines ſeiner Kriegsfahrzeuge an, um uns bis nach Smyrna zu begleiten. Ich ſchlage dieß aus und gehe den Herrn Admiral Hugon, den Befehlshaber des franzöſiſchen Geſchwaders, um dieſe Gefälligkeit an. Er iſt ſo gütig, uns die Brigg le Genie, unter dem Kommando des Kapitäns H. Cuneo d'Ornano, zu geben; doch wird uns dieſe blos bis Rhodus geleiten.

Ich ſpeiſe bei Hrn. Rouen, dem franzöſiſchen Miniſter in Griechenland; dieſen Poſten hätte ich ſelbſt unter der Reſtauration bekleiden ſollen. Er wünſcht mir Glück, daß ich ihn nicht erhalten habe. Herr Rouen, welcher alle die ſchlimmen Tage der griechiſchen Anarchie durchgemacht hat, ſeufzt nach ſeiner Erlöſung. Er weiß ſich über das Harte ſeines Exils zu tröſten, indem er ſeine Landsleute bei ſich aufnimmt und mit einer ausgemachten Anmuth und Herzlichkeit die hohe Protektion Frankreichs in einem Lande vertritt, das man in ſeiner Vergangenheit und Zukunft lieben muß.

– 15. Auguſt 1832. –

Ich ſchreibe Nichts: meine Seele iſt welk und düſter wie die abſcheuliche Gegend, die mich umgibt: Nackte Felſen, röthliches oder ſchwarzes Land, kriechendes und beſtaubtes Buſchwerk, wo der eiſige Nordwind ſelbſt im Monat Auguſt, durch die Erntefelder von Schilf pfeift: das iſt die ganze Landſchaft. Dieſer Fleck von Griechenland iſt Nichts, als das Leichentuch eines Volkes, es gleicht einem alten Grab, aus dem ſeine Gebeine genommen, und ſelbſt die Steine zerſtreut und von Jahrhunderten gebräunt ſind. Wo iſt die ſo gerühmte Schönheit von Griechenland? wo iſt ſein goldener, durchſichtiger Himmel? Alles iſt düſter und wolkig, wie in einer Schlucht von Savoyen oder der Auvergne in den lezten Tagen des Herbſtes. Die Heftigkeit des Nordwinds, welcher auf den rauſchenden Wogen herzieht und ſelbſt den Grund des Golfs, wo wir vor Anker liegen, nicht verſchont, hindert uns abzuſegeln.

– 17. Auguſt 1832. – Auf dem Meer. – Vor Anker liegend vor den Gärten von Hydra. –

Endlich ſind wir geſtern Nacht unter einem angenehmen Südoſtwind abgeſegelt; wir ſchliefen auf unſern Hangematten. Um 7 Uhr ſind wir außerhalb des Golfs; das Meer iſt ſchön und ſchlägt harmoniſch an die Wände der Brigg. Wir ſind in dem Kanal, welcher zwiſchen dem Feſtlande und den Inſeln Hydra und Spezzia hinläuft.

Gegen Mittag ſind wir an der Küſte des Feſtlandes gegenüber von Hydra feſtgehalten. Furchtbare Windſtöße, welche von allen Gegenden der Windroſe herbeiſtürmen, machen die Manouvers gefährlich. Unſere Seegel ſind zerriſſen, wir riskiren den Bruch unſerer Maſten; drei Stunden lang kämpfen wir ohne Unterlaß gegen den wüthenden Orkan; die Matroſen ſind von Mattigkeit erſchöpft; der Kapitan wird um das Loos des Fahrzeugs beſorgt, endlich gelingt es ihm, eine ſichere Zuflucht zu finden an einer ſteilen Küſte und einem den Seeleuten bekannten Ankerplaz gegenüber von einem reizenden Hügel, den man die Gärten von Hydra nennt. Hier werfen wir den Anker aus, eine Meile vom Ufer und nicht weit von der Kriegsbrigg le Genie, welche die nemliche Fahrt gemacht hat.

Ein Raſttag auf einem immer bewegten Meere, unter Stößen des Windes, der in unſern Maſten pfeift: wir betreten die Küſte; es iſt die anmuthigſte Gegend, die wir bis jezt in Griechenland beſucht haben: hohe Berge beherrſchen die Landſchaft, auf ihrem Abhang ſieht man noch mehrere Erdſchichten und Grasplaze von blaſſem Grün; ſie fallen ſanft ab und bergen ihren Fuß in einem Olivengehölz; weiter hin dehnen ſie ſich in matten Böſchungen bis zum Kanal von Hydra aus, welcher zu ihren Füßen mehr wie ein breiter Fluß, als wie ein Meer dahinfließt. Hier bieten ein oder zwei Landhäuſer, umgeben mit Gärten und Baumgütern, einen Ruhepunkt für das Auge. Man überſieht angebaute Triften, Gruppen von grünen Kaſtanienbäumen und Eichen, Heerden, einige griechiſche Landleute, welche auf dem Felde arbeiten; wir laſſen unſere Hunde los, jagen den ganzen Tag auf dem Gebirge, und kommen mit Wildbrät heim.

Die Stadt Hydra, welche die ganze kleine Inſel dieſes Namens bedeckt, glänzt auf der andern Seite des Kanals, weiß, helle ſchimmernd wie ein geſtern behauener Stein. Dieſe Inſel bietet dem Auge nicht einen Zoll breit Landes dar: Alles iſt Stein; die Stadt bedeckt Alles; die Häuſer ſind ſenkrecht an einander gereiht, es war die Zuflucht der Handelsfreiheit, des Reichthums der Griechen während der Herrſchaft der Türken. Man kann das Wachſen oder Sinken der Civiliſation eines Volkes nach der Lage ſeiner Städte und Dörfer meſſen: wenn die Sicherheit und Unabhängigkeit im Steigen ſind, kommen die Städte von den Bergen in die Ebene herab; wenn Tyrannei und Anarchie überhand nehmen, ſteigen ſie wieder auf die Felſen oder ſuchen in den Winkeln des Meeres Zuflucht. Im Mittelalter waren

Univ. bibl.
München

die Städte in Italien, am Rhein und in Frankreich Adlerhorſte auf der Spize unzugänglicher Felſen.

— Gleiches Datum. —

Die Nacht iſt ruhig. Wir verleben einen köſtlichen Abend auf dem Verdeck. Morgen werden wir abſegeln, wenn der Nordwind nicht mit der gleichen Gewalt wiederkehrt.

— 18. Auguſt 1832. — In der See. —

Wir haben drei Uhr Morgens den Anker gelichtet. Ein leicht zu bemeiſternder Wind geſtattete uns geſtern, uns der Spize des Feſtlandes, welche ſich in das Meer von Athen hineinzieht, zu nähern, aber hier fiel uns ein neuer Sturm an, noch ſtärker als der geſtrige; wir waren einige Zeit von den beiden Fahrzeugen getrennt, welche zur Begleitung mit uns ſchifften. Das Meer iſt zu einer ungeheuern Höhe geſtiegen, wir rollten von einem Abgrund zum andern, während die Seegel in die Fluthen tauchten und der Schaum auf das Verdeck ſprizte. Der Kapitän beſteht darauf, das Kap zu umſegeln, nach mehreren Stunden unwirkſamer Manövers gelingt es ihm; ſo ſind wir auf offener See, aber der Wind iſt ſo ſtark, daß die Brigg ſich beträchtlich vom Ufer entfernt. Wir ſind gezwungen, gegen das Kap zu ſteuern in der Richtung der Berge, welche auf der andern Seite des Meers von Athen emporragen. Wir ſegeln zehn Meilen in einem Nebel von Waſſerſtaub, unter Flocken von Schaum, welcher von dem Vordertheil des Schiffes und von ſeinen Seiten herandringt. Von Zeit zu Zeit erheitert ſich der Horizont und läßt uns das Kap Colonna *) ſehen, welches vor uns ſich erhebt. Wir hoffen dieſen Abend am Fuße dieſer Säulen vor Anker zu legen und das Andenken des göttlichen Plato zu begrüßen, der zweitauſend Jahre vor uns auf dieſem gleichen Vorgebirge von Sunium der Betrachtung lebte. Meine Blicke haften auf dem Horizont der Berge von Athen, von wo der Wind uns zurückſtößt. Endlich bei Sonnenuntergang wird der Wind ſanfter, wir nähern uns dem Lande bei der Inſel Aegina. Beinahe eine Windſtille überfällt uns, indem wir zwiſchen jener Inſel und dem Feſtlande in Sicherheit ſind, und wir laufen bei ſinkender Nacht in einen andern Meerbuſen ein, welcher von der Inſel und den ſchönen Ufern von Korinth gebildet wird. Die See iſt wie ein Spiegel, und es iſt uns, als ſchifften wir auf einem wellenloſen Fluſſe, deſſen unmerkliche Strömung uns bis zu dem Ankerplaze trage. Wir werfen den Anker aus im Augenblick, wo die Nacht auf einen unermeßlichen, entzückenden See fällt, welchen dunkle Berge umgeben, und wo der Strahl des aufgehenden Mondes mit ſeinem weißen Lichte auf die Akropolis von Korinth und die Säulen des Tempels von Aegina fällt. Wir ſind einige

---

*) Colonne: Colonna und die Säule.

Anm. d. Ueberſ.

hundert Schritte von der Inſel, gegenüber von Gärten, welche ſchöne Platanen beſchatten. Einige weiße Häuſer erglänzen aus dem grünen Grunde. Raſt und ruhiges Abendeſſen auf dem Verdeck nach einem Tage voll Gefahr und Strapaze; ein Leben, wie das der Reiſenden und andern Leute auf dem Lande.

Zu unſrer Rechten dehnt die Inſel Aegina, indem ſie ihre ſchwarzen jähen Abhänge in einander verſchmelzen läßt, nach einem Golf eine mit einigen Cypreſſen, Weinſtocken und Feigenbäumen bepflanzte Erdzunge aus; die Stadt begränzt ſie: dieſe iſt weniger bizarr gelegen, als die wenigen griechiſchen Städte, die wir bisher geſehen haben, das Gymnaſium, von Kapo-d'Iſtria errichtet, ragt aus der Mitte hervor: — ihr Muſeum — ich gehe nicht hin .... ich bin der Muſeen ſatt, — Kirchhöfe für die Künſte — abgeriſſene Trümmer des Orts, des Geſchicks und des Ganzen ſind ja todt; ein Marmorſtaub, der kein Leben mehr hat. — Ich ſteige allein an's Land und bringe zwei köſtliche Stunden in einem Garten von Cypreſſen und Orangen zu, der Georgio-Bey von Hydra gehört. Zehn Uhr kehre ich auf's Schiff zurück. Wie ich den Fuß von der Schiffsleiter ſeze, finde ich das Verdeck buchſtäblich zur Hälfte von Haufen von Waſſer- und andern Melonen, und von ungeheuren Körben mit Trauben aller Formen und Farben, von denen einige drei bis vier Pfund wägen, bedeckt; dazu kamen Feigen aus Attika und alle Blumen, welche die Jahreszeit und das Klima liefern konnten. Man ſagt mir, daß dieß Alles von dem Gouverneur von Aegina, von Nikolas Scuffo iſt, welcher von meinem griechiſchen Lootſen geſtern gehört hatte, daß ich durch den Golf komme, und nun, um mich zu beſuchen, mit einer Barke, voll von jenen Geſchenken ſeines Landes herbeigeſeegelt war. Er erkannte in meinem Namen einen Freund Griechenlands, und brachte mir den erſten Zoll des Glücks, welches ſo viele großmüthige Herzen für daſſelbe herbeigewünſcht haben! Er hat einen zweiten Beſuch auf den Abend angeſagt, ich aber bitte den Kapitän Cuneo d'Ornano um ein Boot, und fahre nach Aegina, um den Gouverneur meine Dankſagung zu machen; da ich ihm auf dem Meere begegne, kehren wir auf meinem Fahrzeug zurück. Ein ausgezeichneter Mann von geiſtreicher Unterhaltung; wir ſprachen von Griechenland, von ſeinem künftigen Zuſtand und jeziger Kriſe; ich ſehe mit Bedauern, daß der religiöſe Sinn in Griechenland erloſchen iſt; der unwiſſende Klerus iſt verachtet; der Handelsgeiſt iſt nicht tugendkräftig genug, um ein Volk zu erwecken; ich fürchte für das griechiſche; bei der erſten europäiſchen Kriſe wird es wiederum in Verfall gerathen; es ſind, wie in Italien, die intelligenteſten, muthigſten Männer, glänzende Individuen, aber kein gemeinſames Band — Griechen, keine griechiſche Nation!

Den 18., Mittags von Aegina abgefahren, ſehen wir die Sonne in dem goldenen Thale auf der Landenge von Korinth zwiſchen Akrokorinth und den Bergen von Attika unterſinken; ſie entflammt dieſe ganze Partdie des Himmels, und hier ſehen wir zum erſtenmale jenen Glanz des Firmaments, der dem Oriente ſeinen Reiz und ſeine Glorie gibt. Salamis, das Grab für Xerxes Flotte, iſt nur wenige Schritte von uns; eine graue Küſte, ſchwärzliches Land, ohne andern Reiz, als ſeinen Namen; ſeine Seeſchlacht und das Andenken des Themiſtokles erwerben ihm den ehrfurchtvollen Gruß des Seereiſenden. Die Gebirge von Attika ragen mit ihren ſchwarzen Spizen über Salamis hervor, und zur Rechten auf einem der niederen Gipfel von Aegina erhebt ſich über dieſen Naturſchauplaz, einem der ſchönſten aus der Geſchichte, vergoldet von den lezten Strahlen der Sonne, der Tempel des Jupiter Panhellenios, und wirft ſeinen alten Heiligenſchein auf die Erinnerungen vergangener Zeiten an dieſem Orte; die religiöſe Betrachtung der Menſchheit miſcht ſich in Alles und heiligt Alles, aber die Religion der Griechen, eine Religion des Geiſtes und der Phantaſie, und nicht des Herzens, macht auf mich nicht den mindeſten Eindruck; man weiß, daß dieſe Götter Nichts waren, als das Spiel der Poeſie und der Kunſt, erdichtete, erträumte Götter; nichts Ehrwürdiges, nichts Wirkliches, nichts aus der Tiefe der Natur und der Seele Geſchöpftes vor Sokrates und Plato! Mit ihnen fängt die Religion der Vernunft an! Nach ihnen kommt das Chriſtenthum, welches von ſeinem göttlichen Stifter das Wort und den Schlüſſel der menſchlichen Beſtimmung erhalten hatte! . . . Die Zeitalter der Barbarei, welche es bis zu uns zu durchlaufen hatte, haben es oft verunſtaltet und verfälſcht, aber wäre es in die Hände von lauter Menſchen, wie Plato oder Sokrates gefallen, an welchem Ziele ſtünden wir jezt? Wir werden, Dank ſey es Ihm, durch Ihn und mit Ihm zum Ziele kommen.

Es tritt Windſtille ein, und wir ſchwimmen ſechs Stunden ohne Bewegung auf dem durchſichtigen Meere in den farbigen Nebeln des Meers von Athen. Die Akropolis und das Parthenon treten vor dem Pentheliſchen Berge, dem Berge Hymettus und Anchesmus beſonders hervor, und erheben ſich auf drei Meilen von uns, gleich einem Altare; in der That Athen iſt ein Altar der Götter, das ſchönſte Fußgeſtell, auf welchem die Jahrhunderte die Statue der Menſchheit aufrichten konnten! Heut zu Tage iſt der Anblick düſter, traurig, ſchwarz, kahl, niederſchlagend, ein Stein für das Herz; nichts Lebendiges, Grünes, Anmuthiges, Beſeeltes; eine erſchopfte Natur, welche Gott allein beleben konnte; die Freiheit würde hier nicht genügen; — auf dieſen unfruchtbaren Bergen, auf dieſen Kaps mit zerfallenen Tempeln, auf dieſen ſumpfigen oder ſteinigen Haiden, welche Nichts mehr haben, als wohlklingende Namen, ſtehe für den Dichter und den Maler geſchrieben: „es iſt zu Ende"! Ein apokalyptiſches Land, welches von irgend einem göttlichen Fluch, von irgend einem großen Wort des Propheten getroffen ſcheint, — ein Jeruſalem der Nationen, in welchem es nicht einmal mehr ein Grab gibt! Dieß iſt der Eindruck von Athen und aller Ufer von Attika, der Inſeln und des Peloponnes.

Morgens, 19. Auguſt, kommen wir auf dem Piräus an, und werfen den Anker aus. Die Pferde erwarteten uns auf dem Strande des Piräus. — Ich finde einen Eſel, auf welchen wir einen Frauenſattel für Julia anbringen, und wir reiten zu. Eine halbe Meile lang iſt das Feld vollkommen unbebaut und kahl, obgleich der Boden leicht, gut zu bearbeiten und fruchtbar iſt. Die Türken haben während des Kriegs die Olivenbäume verbrannt, von welchen ein Wald ſich bis an das Meer ausſtreckte; einige ſchwarze Stämme ſtehen noch. Wir reiten in das Geholz von Oliven- und Feigenbäumen ein, welches die vor Athen liegende Hügelgruppe, wie mit einem grünenden Gürtel umgibt.. — Wir folgen dem noch ſichtbaren Grundbau einer der langen von Themiſtokles gebauten Mauern, welche den Piräus mit der Stadt vereinigten. Einige türkiſche Waſſerbehälter in Form von Schöpfbrunnen, von ländlichen, in rohen Stein gehauenen Trögen umgeben, finden ſich in abgemeſſenen Zwiſchenräumen. Griechiſche Bauern und einige türkiſche Soldaten liegen daneben und geben ſich gegenſeitig zu trinken. — Endlich reiten wir unter den hohen Wällen und den ſchwarzen Felſen, auf welchen das Parthenon gebaut iſt, vorüber. — Das Parthenon ſelbſt ſcheint uns nicht größer, ſondern im Gegentheil kleiner zu werden, je näher wir kommen. — Die Wirkung dieſes Gebäudes, des ſchönſten, welches nach dem Urtheile aller Zeiten je eine Menſchenhand errichtet, entſpricht, ſo geſehen, keineswegs der Erwartung, die man von ihm hegt, und die pomphaften Phraſen der Reiſenden, Maler oder Dichter, fallen einem traurig auf's Herz, wenn man die Wirklichkeit ſo weit hinter ihnen zurückbleiben ſieht. — Es iſt nicht vergoldet, wie von verſteinerten Strahlen der griechiſchen Sonne; es ſchwebt nicht in den Lüften, wie eine Luftinſel, die ein göttliches Denkmal trägt; es glänzt nicht ferne über Meer und Land wie ein Leuchtthurm, der da ſagt: Hier, hier iſt Athen! hier hat der Menſch ſein Genie erſchöpft und die Nachwelt zum Wettkampf herausgefordert! — Nichts von Alle Dem. — Ueber eurem Haupte ſeht ihr unregelmäßig ſich alte ſchwärzliche Mauern erheben, welche mit weißen Flecken gezeichnet ſind. — Dieſe Flecke ſind von Marmor, Trümmer der Denkmale, welche die Akropolis ſchon vor ihrer Wiederherſtellung durch Perikles und Phidias umringten. Die Krone dieſer Mauern, an welche von Abſtand zu Abſtand ſtützende Nebenmauern ſtoßen, bildet ein viereckiger byzantiniſcher Thurm und venetianiſche Zinnen. — Sie umgeben eine breite Anhöhe, welche beinahe alle geheiligten Denkmale der Theſeusſtadt in ſich ſchloß. Auf dem äußerſten Ende dieſer Anhöhe, auf der Seite des ägeiſchen Meeres zeigt ſich das Parthenon, oder der Tempel der Minerva, der dem Haupte des Zeus entſprungenen Jungfrau. — Dieſer Tempel, deſſen Säulen ſchwärzlich ſind, iſt hier und dort mit Flecken von einer glänzenden Weiße bezeichnet: es ſind die Mahle von den Kanonenſchüſſen der Türken, oder von dem Hammer der Bilderſtürmer. Seine Form iſt ein längliches Viereck; es ſcheint zu nieder und zu klein für ſeine Stellung als klaſſiſches Denkmal. — Es ſpricht nicht von ſelbſt: Ich bin es, ich bin das Parthenon, ich kann nichts Anderes ſeyn. — Man muß ſeinen Führer fragen, und wenn er geantwortet hat, iſt man noch im Zweifel: weiterhin am Fuße der Akropolis kommt man durch ein dunkles niedriges Thor, unter welchem einige Türken in Lumpen neben ihren reichen und ſchönen Waffen liegen, und man iſt in Athen. — Das erſte der Be-

trachtung werthe Denkmal iſt der Tempel des Zeus Olympios, deſſen prächtige Säulen ſich einſam auf einem öden, kahlen Plaze zur Rechten Deſſen, was einſt Athen war, erheben, ein würdiger Portikus der Ruinenſtadt. Einige Schritte von da traten wir in die Stadt, das heißt, in ein unentwirrbares Labyrinth von ſchmalen Gaſſen, beſät mit Trümmern von eingeſtürzten Mauern, mit zerbrochenen Ziegeln, mit bunt durcheinander geworfenen Steinen und Marmorſtücken. Bald tritt man in den Hof eines eingeſtürzten Hauſes hinab, bald klettert man auf die Treppe, oder gar auf das Dach eines andern, und unter dieſen kleinen, weißen, gemeinen Wohnungen, Ruinen von Ruinen, finden ſich einige unreinliche und ſtinkende Hohlen, worin Familien von griechiſchen Bauern aufeinander gepfropft und begraben ſind. — Hie und da traten einige Frauen mit den ſchwarzen Augen und dem lieblichen Munde der Athenerinnen bei dem Hufſchlag unſerer Pferde auf ihre Thürſchwelle, lächelten uns wohlwollend und erſtaunt zu, und gaben uns den anmuthigen Gruß von Attika: Willkommen, fremde Herren, in Athen. Nach einem Ritt von einer Viertelſtunde kamen wir auf einem ähnlichen Schauplaz der Verwüſtung und der nemlichen Haufen von eingeſtürzten Mauern und Dächern, bei der beſcheidenen Wohnung Hrn. Gaspari's, des Agenten des griechiſchen Konſulat's in Athen an. Ich hatte ihm Morgens den Brief geſchickt, der mich ſeiner Gefälligkeit empfahl. Dieß hatte ich nicht nothig: Gefälligkeit iſt der Charakter aller unſerer Agenten im Ausland. Hr. Gaspari empfing uns wie unbekannte Freunde und während ſein

Sohn ausging, um für uns in irgend einem der noch aufrechtſtehenden Häuſer von Athen ein Unterkommen zu ſuchen, präſentirte uns eine ſeiner Töchter, eine Athenerin, ein ſchönes und liebliches Bild jener erblichen Schönheit der Frauen ihres Landes, mit Geſchäftigkeit und Beſcheidenheit gefrornen Orangenſaft in antikgeformten Gefäßen von poröſer Erde. Nachdem wir uns einen Augenblick in dieſem anſpruchsloſen Aſyl einer einfachen und herzlichen Gaſtlichkeit erfriſcht hatten, der man unter einem glühenden Himmel achthundert Meilen von ſeiner Heimath am Schluſſe des Tages, nach Sturm, Hize und Staub mit ſo wohlthuenden Gefühlen begegnen mußte, führte uns Hr. Gaspari in die untere Stadt ebenfalls durch Ruinen, zu einem weißen, reinlichen, erſt kurz erbauten Hauſe, wo ein Italiener M**** eine Wirthſchaft errichtet hatte. Einige mit weißem Kalk getünchte und reinlich meublirte Zimmer, ein von einer Quelle und ein wenig Schatten gekühlter Hof, am Fuß der Treppe eine ſchöne Löwin aus weißem Marmor, Früchte und Gemüſe im Ueberfluß, der von Herrn von Chateaubriand geſchmähte Honig des Hymettus, griechiſche Dienſtboten, eifrig und verſtändig, und des Italieniſchen kundig, Alles dieß gab dieſer Herberge mitten in der von Allem entblößten Troſtloſigkeit Athens einen doppelten Werth.

Man würde auf einer Reiſe durch Italien, England oder der Schweiz kein beſſeres Wirthshaus antreffen. Möchte es ſich halten können und zum Troſt und Behagen aller künftigen Reiſen emporblühen. Aber freilich hatte leider ſchon ſeit acht und vierzig Tagen kein

Fremder ſeine Schwelle betreten und ſeine Einſamkeit geſtört.

Am Abend kam Hr. Gropius und bot uns verbindlich alle ſeine Dienſte an, uns Athen zu zeigen, und uns über Alles Auskunft zu geben. Eben ſo glücklich als Hr. von Chateaubriand, welchen einſt ein Herr Fauvel durch die Ruinen von Athen führte, hatten wir an Hrn. Gropius einen zweiten Fauvel, welcher ſeit zwei und dreißig Jahren in Athen einheimiſch iſt, und welcher, wie ſein Meiſter, die Wohnung ſeiner alten Tage neben den Trümmern einer Stadt aufgeſchlagen, wo er ſeine Jugend zugebracht hatte, und welche er, ſo viel er es vermochte, zum hundertſten Male jezt aus ihrem poetiſchen Staube hervortreten ließ. Hr. Gropius, öſtreichiſcher Konſul in Griechenland, ein Mann von Wiſſenſchaft und Geiſt vereinigt mit der gewiſſenhafteſten und tiefſten Kenntniß des Alterthums jenen Charakter naiver Gutmüthigkeit und harmloſer Anmuth, welcher der Typus der wahren und würdigen Söhne des gelehrten Deutſchlands iſt. Ungerecht von Lord Byron in ſeinen beißenden Bemerkungen über Athen angegriffen, vergalt er dem Andenken des großen Dichters nicht Böſes mit Böſem; er ärgerte ſich blos darüber, daß durch jenen ſein Name von Ausgabe zu Ausgabe herumgezogen und der Handelſucht fanatiſcher antiquariſcher Ignoranten preisgegeben wurde, aber er mochte ſich nicht rechtfertigen, und wenn man an Ort und Stelle Zeuge der beſtändigen Anſtrengungen iſt, welche dieſer ausgezeichnete Mann aufwendet, um ein Wort an einer Inſchrift, ein fehlendes Stück an einer Statue, oder eine

Form oder ein Datum an einem Denkmal herzuſtellen, iſt man zum Voraus verſichert, daß Hr. Gropius niemals Was er anbetet, gemein gemacht, niemals mit dem edelſten, uneigennüzigſten aller Studien, mit dem der Alterthümer einen ſchnöden Handel getrieben hat.

Bei einem ſolchen Manne wiegen für einen unwiſſenden Reiſenden, wie ich bin, die Tage Jahre auf. — Ich bat ihn, mich mit allen zweifelhaften Alterthümern, mit allen blos hergebrachten Celebritäten, und allen ſyſtematiſchen Schönheiten zu verſchonen. Ich verabſcheue die Lüge und das Erzwungene überall, am meiſten aber in der Bewunderung. Ich will Nichts ſehen, als Was Gott oder der Menſch Schönes erſchaffen hat; die gegenwärtige, wirkliche, fühlbare, zu dem Auge und der Seele ſprechende Schönheit, nicht die, welche dem Orte und der Epoche entnommen iſt: hiſtoriſche oder kritiſche Schönheit, — die iſt für die Gelehrten; — für uns Dichter iſt die in die Augen und das Gefühl fallende, wir ſind keine Weſen der Abſtraktion, ſondern Natur- und Inſtinkt-Menſchen: ſo habe ich viele Mal Rom durchſtreift, ſo habe ich die Meere durchſchifft und die Berge beſtiegen, ſo habe ich die Weiſen, die Geſchichtſchreiber und die Dichter geleſen, ſo habe ich Athen beſucht!

Es war ein ſchöner reiner Abend: die verzehrende Sonne tauchte nieder in einem violetten Nebel auf dem ſchmalen ſchwarzen Strich, welcher die Landenge von Korinth bildet, und traf mit den lezten Strahlenbüſcheln die Zinnen der Akropolis, die ſich wie eine Thurmkrone über dem breiten wallenden Thale herumziehen, in welchem der Schatten Athens ſchweigend ſchläft. Wir zogen auf namen- und ſpurloſen Pfaden aus, indem wir jeden Augenblick auf eingeſtürzte Gartenmauern, oder auf Häuſer ohne Dächer oder auf zerbröckelte Trümmer längs des Attiſchen Sandbodens trafen; je mehr wir gegen den Grund des tiefen öden Thals hinabkamen, welches der Tempel des Theſeus, der Pnyx, der Areopag und der Hügel der Nymphen beſchattet, deſto größer erſchien' uns die Ausdehnung der neuen Stadt, welche auf unſrer Linken ſich hinſtreckt, und nicht anders ausſieht, als Alles, was wir bisher geſehen haben. Ein verworrener, geſtaltloſer, düſterer, ungeordneter Haufe von eingeſtürzten Hütten, von Mauerſtücken, welche noch aufrechtſtehen, von eingefallenen Dächern, von verwüſteten Gärten und Höfen, übereinander geworfenen Steinen, welche den Weg ſperren und unter den Füßen glitſchen, und Alles dieß in der Farbe erſt entſtandener Trümmer, jenem matten, trüben, unbeſtimmten Grau, welche für das Auge nicht einmal die Heiligkeit vergangener Zeiten, noch das Anziehende hat, was man ſonſt an Ruinen findet. — Keine Vegetation, ausgenommen drei oder vier Palmbäume, vergleichbar den türkiſchen Minareten, welche auf der zerſtörten Stadt aufrechtſtehen geblieben ſind; hin und wieder einige Häuſer von gemeinen modernen Formen, von einigen Europäern oder Konſtantinopolitaniſchen Griechen erſt in der neueſten Zeit erbaut, in dem Style, wie die Gebäude unſerer Dörfer in Frankreich oder England, hohe Dächer ohne Anmuth, zahlreiche enge Fenſter, keine Terraſſe, keine architektoniſche Linie, keine Verzierung; — Wehnungen auf ein Menſchenleben, gebaut, um auf's Neue zerſtört zu werden, nirgends eines jener Prachtgebäude, welche ein civiliſirtes Volk mit dem Vertrauen errichtet, daß ſie für die jezige wie für ungeborne Generationen dauern werde. — Mitten in dieſem Chaos, einige wenige Stücke von der Rennbahn, einige ſchwärzliche Säulen von dem Triumphbogen Adrian's oder Lazora's, der Dom des Windthurms oder der Lazeran des Diogenes, welcher zwar das Auge auf ſich zieht, aber nicht feſſelt. Vor uns ſtieg immer größer der Tempel des Theſeus aus dem grauen Hügel hervor, auf dem er ruht, einſam und auf allen Seiten freiſtehend, auf ſeinem Fußgeſtell von Felſen noch ganz aufrecht; — dieſer Tempel iſt für wiſſenſchaftliche Kenner nach dem Parthenon der ſchönſte, welchen die Griechen ihren Göttern oder Heroen errichtet haben.

Durch das, was ich darüber geleſen, von der Schönheit dieſes Denkmals vollkommen überzeugt, wunderte ich mich nicht wenig, als ich näher kam und mich kalt und ohne Eindruck fühlte; mein Herz hätte gerührt ſeyn, meine Augen bewundern mögen; Nichts von dem. — Ich fühlte Nichts, als Was einem bei einem Werk ohne Fehler aufſtoßt, ein negatives Vergrügen; — einen wirklichen und ſtarken Eindruck, eine neue mächtige, unwillkürliche Wonne? — Nein! — Dieſer Tempel iſt zu klein; es iſt ein vornehmes Spielzeug für die Kunſt, kein Denkmal für die Götter, für die Menſchen, für Jahrhunderte. Nur einen einzigen Augenblick war ich in Entzückung, als ich an der weſtlichen Ecke des Tempels, auf ſeinen lezten Stufen ſizend, zugleich mit der prächtigen Harmonie ſeiner Formen, und der majeſtätiſchen Schönheit ſeiner Säulen, den leeren und düſteren Raum ſeiner Säulenhalle und auf ſeinem innern Frieß die wundervollen Basreliefs mit den Schlachten der Centauren und Lapithen überſchaute; von oben herab, durch die Oeffnung in der Mitte verbreitete der blauglänzende Himmel ſein geheimnißvollfreundliches Licht über die Geſimſe und die hervorſpringenden Figuren der Basreliefs, ſo daß ſie zu leben und ſich zu bewegen ſchienen. Die großen Künſtler jeder Art haben allein dieſe Gabe, Leben zu ſchaffen, aber ach! auf Koſten ihres eigenen! — Im Parthenon ſind nur zwei Figuren übrig geblieben, Mars und Venus, halbzerquetſcht von zwei übergroßen Bruchſtücken des Geſimſes, welche auf ihre Köpfe herabgegleitet ſind; aber dieſe zwei Figuren allein haben für mich einen größeren Werth als Alles, was ich in meinem Leben von Bildhauerei geſehen habe: in ihnen iſt Leben, wie es nie auf der Leinwand oder in dem Marmor war. Man fühlt ſich von dem Gewicht, das ſie erdrückt, ſchmerzhaft angeregt, man möchte ihren Gliedern, die ſich zu biegen ſcheinen, Erleichterung verſchaffen, indem man ſelbſt ſich unter dieſe Maſſe ſtellt; man fühlt es, daß Phidias Meiſel in ſeiner Hand bebte und glühte, als dieſe himmliſchen Geſtalten ſeinen Fingern entſprangen. Man fühlt — und es iſt keine Täuſchung, es iſt Wahrheit, ſchmerzliche Wahrheit — man fühlt, daß der Künſtler den Formen und den Adern der Weſen, die er erſchuf, von ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit, von ſeinem Blute eingoß, daß es noch immer ein Theil ſeines Lebens iſt, den man in dieſen lebenden Formen, in dieſen Gliedern, bereit ſich zu bewegen, in dieſen Lippen, bereit zu ſprechen, pulſiren ſtehe.

Nein, der Tempel des Theſeus iſt ſeines Ruhmes nicht werth; er iſt nicht lebend, wie ein Denkmal, er ſagt Nichts von dem, was er ſagen ſoll; Schönheit iſt es unbeſtreitbar, aber kalte und todte Schönheit, von der der Künſtler allein den Leichenſchleier zu heben und den Staub wegzukehren gehen ſollte; ich für meinen Theil bewundere ihn, aber gehe von dannen, ohne irgend eine Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen. Die ſchönen Steine der Säulen am Vatikan, die majeſtätiſchen, koloſſalen Schatten Sankt Peters in Rom ließen mich beim Abſchied niemals ohne Wehmuth, ohne Hoffnung der Wiederkehr.

Weiter oben, nachdem man einen ſchwarzen mit Diſteln und röthlichen Kieſeln bedeckten Hügel erklettert hat, gelangt man zu dem Pnyx, dem Schauplaz der ſtürmiſchen Verſammlungen des Atheniſchen Volks und der unſtäten Triumphe ſeiner Redner und Günſtlinge. Mächtige ſchwarze Felsblöcke, von welchen einige bis zu zwölf oder dreizehn Kubikfuß haben, ruhen übereinander, und trugen die Terraſſe, wo das Volk ſich verſammelte. Noch weiter oben auf eine Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten ſieht man einen ungeheuren Quader, in welchem Stufen gehauen ſind, die ohne Zweifel dem Redner dienten, die Tribüne zu beſteigen; von dieſer aus überſah man das Volk, die Stadt und das Meer; kein Zug von Schönheit findet ſich hier, welcher das Volk des Perikles charakteriſirt, man wird an Rom gemahnt; aber die Erinnerungen ſind ſchön. — Von hier herab ſprach Demoſthenes und beruhigte das Volksmeer, welches noch ſtürmiſcher war, als das Aegeiſche, das er ebenfalls hinter ſich rauſchen hören konnte. Ich ſezte mich nieder, allein, in Gedanken, indem ich ohne Mühe mir die ganze Geſchichte, die hier ſpielte, vor der Seele vorübergehen ließ, und ſie iſt die ſchönſte, die gedrängteſte, die bewegteſte von allen, wo Menſchen das Schwerdt oder die Rede handhabten. Welche Zeit für das Genie! und wie viel Genie, Größe, Weisheit, Verſtand und Tugend (denn nicht weit von da ſtarb Sokrates) für dieſe Zeit! Heut zu Tage glaubt man in Europa und hauptſächlich in Frankreich, ein ſolches Athen, wie es damals war, ſey für die jezige Zeit Etwas Gemeinalltägliches. — Aber nur der auserwählte Kern von Europa und Frankreich konnte ein Athen bilden, die Maſſe ſind noch Barbaren! Man denke ſich, Demoſthenes rede ſeine glühende, klang- und farbenreiche Sprache zu einer Volksverſammlung in einer unſerer jezigen Städte, Wer würde ihn verſtehen? Die Ungleichheit der Erziehung und der Aufklärung iſt das große Hinderniß für unſere ganze moderne Civiliſation. Das Volk iſt Meiſter, aber es iſt nicht fähig, es zu ſeyn, deßwegen wirkt es überall zerſtörend und erſchafft nirgends etwas Schönes, Dauerndes, Erhabenes! Die Athener alle verſtanden Demoſthenes, kannten ihre Sprache, und wußten ihre Geſezgebung und ihre Künſte zu beurtheilen. Es war ein Volk von auserleſenen Menſchen, es hatte die Leidenſchaften des Volkes aber nicht ſeine Unwiſſenheit; es beging Verbrechen, aber keine Dummheiten. Jezt iſt es nicht mehr ſo, und deßwegen ſcheint bei den großen Völkermaſſen der neuen Zeit die Demokratie, obwohl vom Rechte gefordert, dennoch in der Ausführung unmöglich. — Die Zeit allein kann die Völker fähig machen, ſich ſelbſt zu regieren. — Sie werden durch ihre Revolutionen erzogen.

Das Loos eines Redners, wie Demoſthenes und Mirabeau, der einzigen dieſes Namens würdigen, iſt reizender, als das des Philoſophen oder des Dichters; der Redner theilt den Ruhm des Schriftſtellers und die Macht der Maſſen, auf welche und durch welche er wirkt, er iſt ein königlicher Philoſoph, wenn er Philoſoph iſt; aber ſeine furchtbare Waffe, das Volk, zerſchellt in ſeinen Händen, und verwundet oder tödtet ihn ſelbſt; Was er thut, Was er ſagt, Was er bei der Menſchheit in Anregung bringt, Leidenſchaften, Principien, vorübergehende Intereſſen, Alles dieß iſt ſeiner Natur nach nicht dauernd, nicht ewig: der Dichter dagegen, und ich verſtehe unter Dichter Jeden, der Ideen in Erz, Stein, Proſa, gebundener oder ungebundener Rede erſchafft, der Dichter führt Nichts aus, als Was in der Natur und dem menſchlichen Herzen unvergänglich iſt; — die Zeiten ſchwinden, die Sprachen ſterben aus, aber er lebt immer in ſeinem ganzen Weſen fort, immer Er ſelbſt, gleich groß, gleich neu, mit gleicher Macht auf die Seelen ſeiner Leſer; ſein Loos iſt weniger menſchlich, aber deſto göttlicher! er ſteht über dem Redner.

Schön wäre es, beide Looſe zu vereinigen: kein Menſch hat es gethan; es iſt jedoch Nichts, was die Vereinigung der Handlung und des Gedankens in einer

vollkommenen Intelligenz unmöglich machte, die Handlung iſt ja die Tochter des Gedankens; aber die Menſchen, welche auf jeden überwiegenden Vorzug eiferſüchtig ſind, geſtehen niemals zwei Mächte auf Einen Kopf zu, ſie ſind weniger freigebig als die Natur! Sie ächten in dem Reiche der That Den, der im Reiche der Intelligenz und des Wortes ſich auszeichnet; — ſie wollen nicht, daß Plato wirkliche Geſeze mache, daß Sokrates auch nur Einen Marktflecken regiere.

Ich ſchickte zu dem türkiſchen Baſſa Juſſuf-Bey, dem Kommandanten von Attika, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, mit meinen Freunden die Citadelle zu beſteigen und das Parthenon zu beſuchen. — Er ſchickte mir einen Janitſcharen zur Begleitung. — Wir gingen den 20. Morgens dahin und Hr. Gropius mit uns. — Alles verſchwindet vor dem unvergleichlichen Eindruck des Parthenon, dieſes Tempels der Tempel, von Setinus auf Anordnung des Perikles gebaut und von Phidias ausgeſchmückt; — das einzige, jedes andere ausſchließende Urbild des Schönen für die Baukunſt wie für die Bildhauerei, — eine Art von göttlicher Offenbarung der idealen Schönheit, wie ſie eines Tages ein einzig und vor Allem künſtleriſches Volk erfaßte und der Nachwelt in unvergänglichen Marmorblöcken und in Bildhauereien, welche ewig leben werden, überlieferte. Dieſes Denkmal, ſeine Lage, ſein natürliches Fußgeſtell, ſeine mit unerreichbaren Statuen geſchmückten Treppen, ſeine großartigen Formen, bis auf das Kleinſte hinaus von vollendeter Ausführung, ſeinen Stoff, ſeine Farbe, ein verſteinertes Licht, Alles in ein Ganzes zuſammengefaßt, erzwingt ſeit Jahrhunderten Bewunderung, ohne ſie zu ſättigen; und wenn man auch nicht Mehr davon ſieht, als ich geſehen habe, wenn man es ſieht mit ſeinen majeſtätiſchen Trümmern, verſtümmelt von den venetianiſchen Bomben, von der Exploſion eines Pulverthurms unter Moreſini, von dem Hammer Theodors, von den Kanonen der Türken und Griechen, ſeine Säulen in ungeheuren Blöcken auf dem Boden liegend, ſeine Kapitäler zerfallen, ſeine Triglyphen von den Agenten Lord Elgin's ausgebrochen, ſeine Statuen von engliſchen Schiffen fortgeführt, ſo bleibt doch noch genug übrig, um zu fühlen, daß es das vollkommenſte Gedicht iſt, in Stein auf die Tafel der Erde geſchrieben; dabei aber fühle ich immer noch, es iſt zu klein, die Wirkung verſagt oder iſt zerſtört. Ich bringe köſtliche Stunden hin, gelagert in den Schatten der Propyleen, die Augen auf den zertrümmerten Giebel des Parthenon gerichtet; ich fühle das ganze Alterthum hier in ſeiner göttlichſten Schöpfung; das Uebrige iſt der Worte nicht werth, die man zu ſeiner Beſchreibung braucht. Der Anblick des Parthenon ſtellt mehr, als die Geſchichte die koloſſale Größe eines Volkes dar. Perikles ſoll nicht ſterben! Welche übermenſchliche Civiliſation, welche für ein ſolches Gebäude einen Mann gefunden hat, um es hervorzurufen, einen Künſtler, um es zu erdenken, einen Bildner, ſeine Zierrath zu erfinden, Bildhauer, um ſie auszuführen, Arbeiter, um den Stoff zu bemeiſtern und dazu ein Volk, um es zu bezahlen und Augen, um das Werk zu begreifen und zu bewundern! Wo wird man eine ähnliche Epoche und ein ähnliches Volk finden? Nichts deutet dahin. Je älter der Menſch wird, deſto mehr verliert er die für die Künſte nothwendige Lebenskräftigkeit, Begeiſterung und Uneigennüzigkeit. — Dem Parthenon zur Seite ſind die Propyleen und der Tempel des Erechtheus oder der Karyatiden, ſelbſt Meiſterſtücke, welche aber neben jenem großen Meiſterſtück verſchwinden; die Seele, welche von dem Anblick des erſten jener Gebäude zu ſtark getroffen iſt, hat keine Kraft mehr, um die andern zu bewundern. Jenes geſehen muß man ſich davon machen, weniger die Zerſtörung dieſes übermenſchlichen Menſchenwerks, als die Unmöglichkeit beklagend, daß je ein Menſch ſeine Hoheit und Harmonie erreichen ſollte; — es iſt eine von den Offenbarungen, welche der Himmel der Erde nie zweimal gibt; es iſt wie mit dem Gedichte vom Hiob oder dem Hohenliede, wie mit den Geſängen Homers oder der Muſik Mozarts. Dergleichen geſchieht, wird geſehen, vernommen, und nachher nie mehr bis zum Ende aller Tage; — glückliche Menſchen, welche die Träger eines ſolchen göttlichen Hauches ſind; ſie ſterben, aber ſie haben der Menſchheit gezeigt, Was der Menſch ſeyn kann, und Gott ruft ſie zu ſich, um ihn in andern Welten in einer noch mächtigeren Sprache zu verherrlichen! Ich durchirre ſtumm den ganzen Tag dieſe Ruinen, und kehre zurück mit einem von Formen und Farben geblendeten Auge, das Herz voll Erinnerungen und Bewunderung. Das Gothiſche iſt ſchön, aber es fehlt ihm an Ordnung und Licht, dieſen zwei Grundpfeilern der ganzen ewigen Schöpfung! Fahre denn für immer wohl, alles Gothiſche!

Unter allen Büchern iſt, nach meiner Meinung eine

Ueberſezung am ſchwerſten zu ſchreiben. Reiſen aber iſt überſezen: die Aufgabe nemlich, dem Auge, dem Gedanken, der Seele des Leſers die Eindrücke und Gefühle wiederzugeben, welche die Natur oder menſchlichen Denkmale in ihm hervorgebracht haben. Man muß zugleich zu beobachten, zu fühlen und darzuſtellen fähig ſeyn, und zwar darzuſtellen nicht mit Linien und Farben, die leichte und einfache Arbeit des Malers, ſondern mit Worten, mit Ideen, welche weder Töne, noch Linien, noch Farben in ſich ſchließen. Dieſe Betrachtungen kamen mir, während ich auf den Stufen des Parthenon ſaß, Athen und die Olivengehölze des Piräus und das ägeiſche Meer vor Augen, und über meinem Haupte den Schatten von dem Frieſe des Tempels der Tempel. — Ich wollte mit mir ein lebendiges und geſchriebenes Andenken an dieſen Augenblick meines Lebens davon tragen! Ich fühle, daß dieſes ſo erhabene und maleriſche Marmorchaos vor meinen Augen hier einſt aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden werde, und ich wünſchte es einſt in der Alltäglichkeit meines künftigen Lebens wiederfinden zu können. — Beſchreiben wir es denn: — es wird zwar nicht das Parthenon ſeyn, aber wenigſtens ein Schatten jenes großen Schatten, welcher heute vor meiner Seele vorüberirrt.

Mitten in den Ruinen, welche einſt Athen waren und welche die Kanonen der Griechen und Türken zerſtäubt und über das ganze Thal und die zwei Hügel, auf denen die Stadt Minerva's ſich ſtreckte, hingeſchleudert haben, erhebt ſich ein auf allen Seiten ſteil aufſteigender Berg. — Ungeheure Mauern umgeben ihn; ſie ruhen auf einem Grunde von marmornen Bruchſtücken, höher oben Trümmer von Frieſen und antiken Säulen, und an einigen Orten auf der Spize venetianiſche Zinnen. Dieſer Berg gleicht einem prächtigen Fußgeſtell, von den Göttern ſelbſt ausgehauen, um ihre Altäre darauf zu ſezen. Sein Gipfel, eben gemacht, um die Grundfläche der Tempel aufzunehmen, hat nicht mehr als fünfhundert Fuß in die Länge und dreihundert Fuß in die Breite. Er beherrſcht alle Hügel, welche das Gebiet des alten Athens bildeten, die Penthcliſchen Thäler, das Flußgebiet des Iliſſus und die Ebene des Piräus, ferner die Kette von Thälern und Anhöhen, welche ſich bis Korinth hinſtreckt, endlich das von Inſeln beſäete Meer von Salamis und Aegina, wo auf Bergeshöhen der Giebel von dem Tempel des Zeus Panhellenios erglänzt. — Dieſe Ausſicht iſt auch noch heute bewundernswürdig, während alle dieſe Hügel kahl daſtehen und wie polirtes Erz in den Strahlen der Sonne von Attika wiederglänzen. Aber welch' einen Horizont mußte Plato vor Augen gehabt haben, als Athen lebendig und mit ſeinen tauſend unteren Tempeln prangend zu ſeinen Füßen gleich einem überfüllten Bienenſtock rauſchte; als die große Mauer des Piräus voll regen Lebens bis an das Meer eine Bahn auf Stein und Marmor zog, wo das Volk von Athen unaufhörlich hin- und herwogte; da der Piräus ſelbſt und der Hafen von Phalerum und das Meer von Athen und der Golf von Korinth mit Wäldern von Maſten und mit blinkenden Seegeln bedeckt waren; wo die Abhänge aller Berge, von denen an, hinter welchen Marathon ſich birgt, bis zur Akropolis von Korinth, ein Amphitheater von vierzig Meilen im Halbkreis, von Wäldern, Weiden, Olivenbäumen und Weinſtöcken durchſchnitten waren, und Dörfer und Städte ihren glänzenden Gürtel ſchmückten.

Ich ſehe hier die tauſend Wege, welche von dieſen Bergen herabführen, auf den Abhängen des Hymettus ſich hinziehend; in alle die Krümmungen der Schluchten und Thäler hinein, welche alle, wie Betten von Waldſtromen gegen Athen zu ausmünden. — Ich höre das Geräuſch, welches von dort ſich erhebt, die Hammerſchläge der Steinhauer in den Marmorbrüchen des Pentheliſchen Bergs, das Rollen der Blöcke, welche den Abſturz ſeiner Böſchungen entlang fallen, und all das Getöſe, welches die Zugänge einer großen Hauptſtadt mit Leben und Geräuſch erfullt. Auf der Seite der Stadt ſehe ich auf dem heiligen Wege, welcher in den Abhang der Akropolis ſelbſt eingehauen iſt, die fromme Bevölkerung von Athen heranſteigen, um Minerva anzurufen, und den Weihrauch aller ihrer Hausgottheiten gerade an dem Orte dampfen zu laſſen, wo ich jezt ſize und nur den Staub dieſer Tempel einathme.

Laßt uns das Parthenon neu aufbauen; es iſt ein Leichtes, es hat ja Nichts verloren, als ſeinen Frieß und ſein inneres Fachwerk. Die äußern, von Phidias mit gehauenem Zierrath geſchmückten Mauern, die Säulen, oder wenigſtens Trümmer von ihnen ſind noch da. Das Parthenon war ganz aus weißem Marmor gebaut, welchen man Pentheliſchen nannte, nach dem nahen Berge, von dem er genommen war. Er beſtand in einem länglichen Viereck mit einem Säulengang von ſechs und vierzig Säulen Doriſcher Ordnung umgeben. — Jede Säule hatte am Fuße ſechs Schuh im Durchmeſſer, ihre Höhe war vier und dreißig Schuh. Die Säulen ruhen auf dem Boden des Tempels ſelbſt und haben keine Baſis. An beiden Enden war ein Portikus mit ſechs Säulen. Der Umfang des Gebäudes überhaupt war zweihundert achtzig Fuß in die Länge, und hundert und zwei Fuß in die Breite, ſeine Höhe ſechs und ſechszig Fuß. Es bot für das Auge Nichts, als die erhabene Einfachheit ſeiner architektoniſchen Linien. — Es war ein einziger ſteinerner Gedanke, eine Einheit und auf den erſten Blick verſtändlich, wie der antike Gedanke. — Man mußte näher treten, um den Reichthum des Materials und die unnachahmliche Vollendung der Verzierungen und der Einzelnheiten zu betrachten. Perikles wollte eben ſo einen Sammelplaz fur alle Meiſterſtucke des Genies und der Menſchenhand, als einen der Verehrung der Götter geweihten Ort daraus machen, oder vielmehr es war der griechiſche Genius in ſeiner ganzen Fülle, der hier unter dieſem Zeichen ſich ſelbſt als eine der Gottheit dargebrachte Huldigung darſtellte. Die Namen Aller, welche fur das Parthenon einen Stein behauen oder eine Statue modellirt haben, ſind unſterblich geworden.

Vergeſſen wir die Vergangenheit, und betrachten wir jezt, wie die Jahrhunderte, der Krieg barbariſcher Religionen und ſtupider Völker es ſeit mehr als zweitauſend Jahren mit Füßen treten!

Dem weißen Säulenwalde fehlen nur einige Säulen: ſie ſind in ganzen glänzenden Blöcken auf die Fußboden oder auf die benachbarten Tempel niedergefallen:

einige blieben, wie die groſſen Eichen in dem Wald von Fontainebleau an die andern angelehnt; andere ſind über die hohe Bruſtmauer, welche die Akropolis einfaßt, hinausgeſtürzt und liegen in mächtigen, zerbrochenen Stücken übereinander, wie in einem Steinbruch die Abfälle der Blöcke, welche der Architekt ausgeſchoſſen hat. Auf den Seiten ſind ſie mit jener Sonnenkruſte vergoldet, mit welcher die Jahrhunderte den Marmor überziehen: ihr Bruch iſt weiß, wie geſtern verarbeitetes Elfenbein. Sie bilden auf dieſer Seite des Tempels ein chaotiſches Marmorgerölle von allen Formen und Farben, ſchichtenweiſe durcheinander geworfen in der bizarrſten, erhabenſten Unordnung. Von ferne könnte man glauben, den Schaum ungeheurer Wogen zu ſehen, welche daher kommen, um ſich an der Brandung eines Kaps zu brechen. Das Auge kann ſich nicht davon losreißen; man betrachtet ſie, man folgt ihnen mit dem Blick, man bewundert ſie und beklagt ſie mit dem Gefühle, das man für Weſen hegen würde, welche Bewußtſeyn des Lebens haben oder gehabt haben. Es iſt die erhabenſte Wirkung einer Zerſtörung, welche Menſchen hervorbringen konnten, da es die Zerſtörung des Schönſten iſt, was ſie je geſchaffen haben.

Wenn man unter dem Säulengang und dem Portikus eintritt, könnte man glauben, das Gebäude ſey eben erſt vollendet worden; die innern Mauern ſind ſo wohl erhalten, die Oberfläche des Marmors ſo hell und glatt, die Säulen ſo aufrecht, die ganz gebliebenen Theile des Gebäudes ſo unverſehrt, daß Alles erſt aus den Händen des Arbeiters zu kommen ſcheint; nur iſt der lichtglänzende Himmel das einzige Dach des Parthenons, und durch die Riſſe in den Mauern verſenkt ſich das Auge in den weiten, reichen Horizont von Attika. Der ganze Boden umher iſt mit Bruckſtücken von Bildwerk oder architektoniſchen Trümmern überſät, welche nur auf die Hand zu warten ſcheinen, die ſie auf ihren Plaz in einem für ſie bereiten Denkmale aufſtellen ſollte. — Die Füße ſtraucheln in Einem fort über die Meiſterſtücke des griechiſchen Meiſels; man hebt ſie auf, man wirft ſie wieder weg, um ein noch merkwürdigeres aufzuheben, endlich begibt man ſich der unnüzen Mühe; Alles iſt ja hier in Staub zerfallenes Meiſterwerk. — Die Schritte drücken ſich einem Sande von Marmor ein; endlich betrachtet man ihn gleichgültig, und bleibt fühllos und ſtumm in die Betrachtung des Ganzen verſunken, und in die tauſend Gedanken, welche jedem dieſer Trümmer entſteigen. Dieſe Gedanken ſind von der gleichen Natur, wie die Scene, wo man ſie faßt; ſie ſind ernſt, wie die Ruinen zuſammengeſtürzter Tempel, wie die majeſtätiſchen Zeugen der menſchlichen Nichtigkeit; aber ſie ſind dabei heiter, wie der Himmel über unſern Häuptern, von einem harmoniſchen reinen Lichte umfloſſen, erhaben, wie der Fels, der die Akropolis trägt, und über der Erde zu ſchweben ſcheint, ergeben und fromm, wie dieſes durch einen göttlichen Gedanken geſchaffene Denkmal, das Gott vor ſich einſtürzen ließ, um noch göttlicheren Gedanken Plaz zu machen. Ich empfinde hier keine Traurigkeit; die Seele fühlt ſich leicht, obgleich nachdenklich, meine Gedanken umfaſſen die Ordnung des göttlichen Willens, des menſchlichen Geſchicks, und bewundern, daß es dem Menſchen gegeben wurde, in den Künſten und in materieller Civiliſation zu einer ſolchen Höhe ſich zu erheben; ſie begreifen, daß Gott in der Folge dieſe bewundernswerthe Form einer unvollkommenen Idee zerbrochen hat, daß die Einheit Gottes, welche Sokrates eben an dieſen Orten ſelbſt endlich erkannte, allen den Religionen, welche die Phantaſie der erſten Zeiten geboren hatte, den Lebenshauch entzog; daß dieſe Tempel unter ihren Göttern zuſammenſtürzten: die Idee eines einzigen Gottes, in einer Seele lebend, iſt mehr werth, als dieſe Marmorhallen, wo man nur ſeine Schatten anbetete. Dieſe Idee hatte keiner Tempel nöthig, von Menſchenhänden erbaut: die ganze Natur iſt der Tempel, wo ſie anbetet. Je mehr die Religionen ſich vergeiſtigen, deſto weniger ſieht man Tempel; das Chriſtenthum ſelbſt, welches den gothiſchen Styl erſchuf, um ihn mit ſeinem Hauche zu beleben, läßt nach und nach ſeine Baſiliken in Trümmer fallen. Die tauſende von Statuen ſeiner Halbgötter ſteigen immer mehr von ihren luftigen Fußgeſtellen um ſeine Dome her herunter; es bildet ſich ſelbſt um, ſeine Tempel werden kahler und einfacher, je mehr es ſich von dem Aberglauben ſeiner finſtern Zeitalter reinigt; und je mehr es der großen Idee wieder den Vorrang gibt, welche ſie einſt auf der Erde fortpflanzte, der Idee des einigen von der Vernunft verbürgten Gottes, deſſen Anbetung die Tugend iſt!

Beſuch beim Paſcha.

Den 20. Abends ging ich, um Juſſuf, dem Bey von Negroponte und Athen zu danken; ich trat in einen mauriſchen Hof; die breiten Gallerien der zwei Stockwerke waren von kleinen Säulen aus ſchwarzem Marmor getragen. In der Mitte des Hofs war ein leerer Brunnen, ringsumher Ställe. Ich ſtieg eine Treppe hinauf, an deren Fuß mehrere Spahi's aufgeſtellt waren, und man führte mich zu dem Bey. Im Hintergrunde eines weiten reichen Gemachs, deſſen Wände von Tafelwerk in kleinen, mit Blumen, Arabeſken und Gold ausgemalten Feldern überzogen waren, ſaß der Bey auf türkiſche Art in der Ecke eines breiten Divan's von indiſchem Stoff; — ſein Kopf war in den Händen ſeines Barbiers, eines ſchönen jungen Mannes in ſehr reicher militäriſcher Tracht mit prächtigen Waffen im Gürtel; acht oder zehn Sclaven in verſchiedenen Stellungen waren im Zimmer zerſtreut. Der Bey ließ mich um Entſchuldigung bitten, daß er ſich von mir während ſeiner Toilette hatte überraſchen laſſen, und bat mich, auf den Divan nicht weit von ihm Plaz zu nehmen; ich ſezte mich und die Unterhaltung begann. Wir ſprachen von dem Ziel meiner Reiſe, von dem Zuſtand Griechenlands, von den neuen durch die Londoner Konferenz beſtimmten Gränzen, von den beendigten Unterhandlungen Stratford-Cannings, Alles Dinge, worüber der Bey in tiefſter Unwiſſenheit ſich zu befinden ſchien, und über welche er mich mit dem lebhafteſten Intereſſe ausfragte. Bald brachte ein Sklave eine lange Pfeife, deren Spize Bernſtein und deren Rohr mit gefalteter Seide überzogen war; er näherte ſich mir mit abgemeſſenen Schritten, indem er zur Erde blickte; nachdem er genau die Entfernung des Punkts auf dem Boden berechnet hatte, von welchem aus die Pfeife bis zu meinem Munde reichen würde, ſtellte er ſie nieder, ging im Zirkel, um ihre Stellung nicht zu verrücken, kam dann mit halber Wendung des Körpers auf mich zu und legte mir, ſich verneigend, die Bernſteinſpize in die Hand, ſo daß ſie zu meinem Munde führte. Nun verneigte ich meinerſeits mich gegen den Paſcha, der meine Begrüßung erwiederte, und wir begannen zu rauchen. Ein weißer Atheniſcher Windhund mit gelber Zeichnung an dem Schweif und den Ohren ſchlief zu den Füßen des Bey. Ich machte ihm mein Kompliment über die Schönheit dieſes Thiers und fragte ihn, ob er Jäger ſey. Er verneinte es, ſagte mir aber, daß ſein, gerade in Negroponte ſich befindender, Sohn dieſe Uebung leidenſchaftlich liebe; hiezu fügte er, er habe mich in den Straßen von Athen mit einem ebenfalls weißen Windhund, aber von kleinerer Race gehen ſehen, den er unvergleichlich gefunden habe, wenn ich mehrere ſolche hatte, würde es ihm das größte Vergnügen verurſachen, einen ähnlichen zu beſitzen. Ich verſprach ihm, bei meiner Rückkehr in mein Vaterland ihm einen zukommen zu laſſen zum Zeichen meiner dankbaren Erinnerung an ſeine Gefälligkeiten in Athen. — Hierauf brachte ein anderer Sklave den Kaffee in kleinen Taſſen von chineſiſchem Porzellan, welche in kleine Geflechte von vergoldetem Silberdraht eingeſchloſſen waren.

Das Geſicht dieſes Türken hatte ganz den Ausdruck, den ich nachher bei allen Muſelmännern antraf, welche ich in Syrien und der Türkei zu ſehen Gelegenheit hatte; Adel, Sanftmuth und jene ruhige, heitere Reſignation, welche dieſen Menſchen die Lehre von der Prädeſtination und den wahren Chriſten der Glaube an eine Vorſehung gibt; — Beides die gleiche Verehrung des göttlichen Willens —: die eine bis zum Unſinn und Irrthum getrieben, die andere ein trauriger und wahrer Ausdruck der allumfaſſenden und erbarmenden Weisheit, welche über das Loos von Allem wacht, was ſie geſchaffen hat. Wenn eine Ueberzeugung eine Tugend ſeyn könnte, ſo wäre der Fatalismus oder vielmehr der Providentismus die meinige. Ich glaube an die allumfaſſende, immer wirkſame, immer gegenwärtige Thätigkeit des Willens Gottes: nur das Böſe in uns widerſezt ſich Dem, was dieſer göttliche Wille immer als Gutes hervorbringt. So oft unſer Geſchick aus der Bahn gewichen, verfehlt, verkehrt iſt, werden wir bei näherer Betrachtung immer finden, daß Dieß durch unſeren, durch menſchlichen, d. h. verdorbenen, verkehrten Willen ſo gekommen iſt; wenn wir nur den göttlichen immer guten Willen allein walten ließen, ſo würden wir ſelbſt immer gut und immer glücklich ſeyn! Uebel würde es keines geben! Dieſe Säze des Korans ſind Nichts, als umgewandeltes Chriſtenthum, aber auch dieſe Umwandlung konnte ſie nicht entſtellen! Dieſer Kultus iſt voll Tugend und ich liebe dieſes Volk, denn es iſt das Volk des Gebets!

— 22. Auguſt 1832. —

Lebhafte Beſorgniſſe wegen der Geſundheit meiner Tochter; — trauriger Spaziergang zu dem Tempel des Zeus Olympios und dem Stadium. Von dem Waſſer des ſchlammigen und ſtinkenden Baches getrunken, welches der Illiſſus iſt! Kaum fand ich ſo viel Waſſer, um meinen Finger damit zu netzen: — Trockenheit, Kahlheit, Farbe des Hammerſchlags durch die ganze Landſchaft von Athen! O ihr Thäler Rom's, ihr vergoldeten Gräber der Scipionen, und du grüne dunkle Quelle der Egeria! Welcher Unterſchied! Auch der Himmel von Rom übertrifft den ſo viel geprieſenen von Attika! —

— 23. Auguſt 1832. —

In der Nacht abgezogen. — Schöne Morgenröthe unter den Olivenwäldern des Piräus, während wir zur See gehen. —

Die Kriegsbrigg le Genie unter dem Kapitän Cuneo d'Ornano erwartete uns und wir lichten die Anker. Ein angenehmer Nordwind treibt uns in drei Stunden vor das Kap Sunium, deſſen gelbe Säulen wir an dem Horizont als die ewig lebendigen Denkzeichen für das Wort griechiſcher Weisheit jenes Plato's ſehen, deſſen Schüler ich ſeyn würde, wenn nicht Chriſtus gelehrt, gelebt, gelitten und im Tode vergeben hätte.

Eine gräßliche Nacht mitten unter den Cykladen zugebracht. — Der Wind läßt bei Tagesanbruch nach. — Angenehme, ſanfte Fahrt bis zum Abend. Nachts wüthender Windſtoß zwiſchen der Inſel Amorgo und Stampalia. — Schmerzliches Aechzen des Schiffs, dumpfe Schläge der Wogen an dem Hintertheil des Schiffs; Schlingern, welches uns bald auf dieſe, bald auf jene Woge treibt. Ich bringe die Nacht hin, indem ich das Kind pflege und auf dem Verdeck auf und ab gehe. Schmerzliche Nacht! Wie oft zitterte ich, wenn ich bedachte, daß ich ſo viele Leben auf Eine Wagſchale gelegt! Wie glücklich wäre ich, wenn ein himmliſcher Geiſt Julia unter die friedlichen Schatten von Saint-Point hintragen wollte! Mein Leben, das für mich ſchon zur Hälfte vorüber iſt, hat für mich ſelbſt mehr als die Hälfte ſeines Werths verloren; aber dieſes Leben, das noch mir gehört, das in dieſen ſchönen Augen glänzt, in dieſer jungen Bruſt klopft, iſt mir hundertmal theurer, als das meine; für dieſes beſchwöre ich inſtändig den Hauch, der die Wogen anſchwellt, der Wiege zu ſchonen, die ich ihnen ſo unklugerweiſe anvertraut habe: — Ich werde erhört; die Wogen ebnen ſich, der Tag erſcheint, die Inſeln fliehen hinter uns; Rhodus zeigt ſich zur Rechten in dem fernen trüben Nebel des Horizonts von Aſien, und die hohen Gipfel auf der Küſte von Karamanien, weiß wie der Schnee der Alpen, erheben ſich glänzend über den verſchwimmenden Wolken der Nacht: — Aſien iſt vor uns! —

Der Eindruck überſteigt den der griechiſchen Horizonte! man fühlt eine ſanftere Luft; das Meer und der

Himmel ſind von einem ruhigeren und bläſſeren Blau; die Natur iſt in majeſtätiſcheren Maſſen gezeichnet! ich athme und fühle, daß ich in eine weitere und höhere Gegend eintrete! Griechenland iſt klein, gemartert, geplündert; es iſt das Skelet eines Zwergs! hier iſt nun das eines Rieſen! Schwarze Wälder ziehen ſich auf den Abhängen der Berge von Marmoriza hin, und man ſieht von weitem die Waldſtröme mit weißem Schaum in die tiefen Schluchten von Karamanien fallen.

Rhodus ſteigt wie ein grüner Strauß aus dem Schooße der Fluthen auf, die leichten anmuthigen Minarete ſeiner weißen Moſcheen ragen über ſeine Wälder von Palmen, Johannisbrodbäumen, Sykomoren, Platanen und Feigenbäumen hervor; — ſie ziehen von weitem das Auge des Schiffers auf jene köſtlichen Räume der türkiſchen Kirchhöfe, wo man jeden Abend die Muſelmänner, auf den Raſen der Gräber ihrer Freunde gelagert, ruhig ihre Pfeiſe rauchen und plaudern ſieht, wie Schildwachen, welche warten, daß man ſie ablöſe, wie träge Menſchen, welche gerne auf ihr Bette liegen und vor der Stunde der Ruhe einen Schlaf verſuchen. — Zehn Uhr Morgens iſt unſere Brigg auf Einmal von fünf oder ſechs türkiſchen Fahrzeugen unter vollen Seegeln, welche vor Rhodus kreuzen, umgeben; eines von ihnen nähert ſich auf Stimmweite und befragt uns franzöſiſch; — man begrüßt uns mit Höflichkeit, und bald werfen wir unſere Anker auf der Rhede von Rhodus aus, mitten unter ſechs und dreißig Kriegsfahrzeugen des Kapudan-Paſcha Halil-Paſcha. Zwei franzöſiſche Kriegsfahrzeuge, das eine ein Dampfſchiff „der Sphynx" unter dem Kapitän Sarlat, das andere eine Korvette „der Aktäon" unter dem Kapitän Vaillant, liegen nicht weit von uns vor Anker. Die Offiziere kommen zu uns an Bord, um uns nach Neuigkeiten aus Europa zu fragen. Abends bedanken wir uns bei dem Befehlshaber der Brigg le Genie, dem Herrn von Ornano; — er fährt mit dem Aktäon zurück. — Wir werden allein unſere Fahrt nach Cypern und Syrien fortſezen.

Zwei Tage in Rhodus zugebracht, um dieſe türkiſche Stadt zu beſehen: — Orientaliſcher Charakter der Bazars, mauriſche Buden von geſchniztem Holz — Ritterſtraße, wo jedes Haus noch unverſehrt jene Schildchen über ſeiner Thüre trägt, wie man ſie an den alten Häuſern in Frankreich, Spanien, Italien und Deutſchland ſieht. — Rhodus hat ſchöne Ueberreſte ſeiner alten Befeſtigungswerke; die reiche Vegetation Aſiens auf ihnen und um ſie her gibt ihnen mehr Anmuth und Schönheit, als die von Malta haben: — ein Orden, welcher ſich von einer ſo prächtigen Beſizung vertreiben laſſen konnte, empfing den Todesſtoß! Der Himmel ſcheint dieſe Inſel zu einem Vorpoſten gegen Aſien gemacht zu haben: — eine Macht, welche ihrer Meiſter wäre, würde zugleich den Schlüſſel des Archipels, von Griechenland, Smyrna, den Dardanellen, dem ägyptiſchen Meer und dem Meer von Syrien in Händen haben: — Ich kenne auf der ganzen Welt weder eine ſo ſchöne militäriſche Lage zur See, noch ein lachenderes und fruchtbareres Land. — Die Türken haben biſher den Charakter der Unthätigkeit und Schläfrigkeit geprägt, welchen ſie überall mit ſich führen! Alles iſt hier in Faulheit und eine gewiſſe Art von Elend verſunken: aber dieſes Volk, welches Nichts ſchafft, Nichts erneut, Nichts zerbricht und zerſtört, läßt wenigſtens die Natur um ſich her frei walten: es reſpektirt die Bäume ſelbſt bis in die Mitte ſeiner Straßen und Wohnungen; Waſſer und Schatten, das einſchläfernde Gemurmel und die wollüſtige Friſche ſind ſeine erſten, ſeine einzigen Sorgen. Man erkennt auch, wenn man ſich in Europa oder Aſien einem Lande, das den Türken gehört, nähert, es von fern an der reichen dunkeln Decke von Grün, welche anmuthig auf ihm wogt: — Bäume, um ſich in ihrem Schatten nieder zu ſezen, ſpringende Quellen, um bei ihrem Geplätſcher zu träumen, die Stille der Moſcheen mit den ſchlanken Minarets, welche auf jedem Schritte aus dem Schooße eines heiligen Bodens emporragen, dieß iſt Alles, was dieſes Volk bedarf, und aus dieſer ſüßen philoſophiſchen Apathie tritt es nie heraus, als um ſeine Renner der Wüſte zu beſteigen und ohne Furcht dem Tode für ſeinen Propheten und ſeinen Gott entgegen zu fliegen. Das Dogma des Fatalismus hat aus ihm das tapferſte Volk der Welt gemacht, und obgleich das Leben ihm leicht und ſanft iſt, ſo verſpricht ihm der Koran zum Lohne der Aufopferung für ſeine Sache ein um ſo viel beſſer geträumtes Leben, daß man nur wenig ſich anzuſtrengen braucht, um aus dieſer Welt zu einer himmliſchen Welt, die der Türke voll Schönheit, Ruhe und Liebe ſtrahlend vor ſich ſieht, ſich zu erheben! Es iſt die Religion der Helden! Aber dieſe Religion wurde matt in dem Glauben des Muſelmanns, und der Heldenmuth erſtarb mit dem Glauben, der ſein Princip war. Je weniger die Menſchen, ſey es an ein Dogma oder an eine Idee glauben, deſto weniger freiwillig um deſto weniger gerne werden ſie ſterben. — Es iſt wie in Europa: warum ſterben, wenn das Leben beſſer iſt, als der Tod? wenn es nichts Unſterbliches zu gewinnen gibt, dadurch, daß man ſich für eine Pflicht aufopfert? Auch der Krieg wird nach und nach in Europa erlöſchen, bis ein Glaube, ſey es was für einer es wolle, in dem Herzen des Menſchen auflebe, und lauter ſpreche, als der niedrige Inſtinkt zum Leben.

Reizende Frauengeſtalten geſehen, Abends auf der Terraſſe im Mondenſcheine ſizend. — Es iſt das Auge der Frauen von Italien, aber ſanfter, ſchüchterner, von Zärtlichkeit und Liebe durchdrungen; — es iſt der Wuchs der griechiſchen Frauen, aber gerundeter und gelenkiger, mit lieblicheren, anmuthigeren Bewegungen. — Ihre Stirne iſt breit, eben, weiß, glatt, wie die der ſchönſten Frauen von England oder der Schweiz, aber die regelmäßige, gerade und breite Linie der Naſe gibt der Phyſiognomie mehr Majeſtät und antiken Adel. — Die griechiſchen Bildhauer wären noch vollkommener geweſen, wenn ſie ihre Modelle von aſiatiſchen Frauengeſichtern genommen hätten! Und es iſt für einen Europäer, der an die leidenſchaftlichen Züge, an die angeſpannten zuſammengezogenen Geſichter der europäiſchen Frauen, namentlich der in den Salons, gewohnt iſt, ſo wohlthuend, Geſichter zu ſehen, ſo einfach, ſo rein, ſo ruhig, als der Marmor, der aus dem Steinbruch kommt, Geſichter, welche nur Einen Ausdruck haben, den der Ruhe und der Zärtlichkeit, und in denen das Auge eben ſo ſchnell und leicht lieſt, als in den großen Schriftzügen einer herrlichen Prachtausgabe.

Die Geſellſchaft und die Civiliſation ſind offenbar Feinde der ſchönen Geſichter. Sie vervielfachen zu ſehr die Eindrücke und Empfindungen, und da die Phyſiognomie unwillkührlich das Gepräge von dieſen annimmt und behält, ſo wird ſie verwirrt und verfälſcht; ſie hat Etwas Verworrenes und Ungewiſſes, das ſeine Einfachheit und ſeinen Reiz zerſtört, es iſt eine Sprache, welche zu viele Worte hat, und welche nicht mehr verſtändlich iſt, weil ſie zu reich iſt.

— 27. Auguſt 1832. —

Mittags gehen wir von Rhodus nach Cypern unter Seegel, wir haben einen herrlichen Abend. Meine Blicke ſind nach Rhodus gerichtet, welches endlich im Meere unterſinkt. — Dieſe Inſel erfüllt mich mit Gefühlen der Wehmuth, wie eine Erſcheinung, die man beleben möchte; ich würde meinen feſten Wohnſiz auf ihr nehmen, wenn ſie nicht ſo abgeſondert von der lebenden Welt wäre, an welche Geſchick und Pflicht uns knüpft! Welche köſtlichen Ruhepläze an den Wurzeln der hohen Berge, auf dieſen Abhängen, welche von allen Bäumen Aſiens beſchattet ſind! Man zeigte mir ein prächtiges, dem alten Paſcha gehöriges Haus, umgeben von drei großen und reichen Gärten, welche von reichlichen Quellen bewäſſert und von reizenden Kiosken geſchmückt ſind. — Man verlangt dafür 16,000 Piaſter, das heißt vier tauſend Franks: ein wohlfeiles Glück! —

— 28. Auguſt 1832. —

Das Meer iſt ſchön, aber träge, kein Wind; ungeheure Wellen rollen majeſtätiſch von Weſten unter das Hintertheil unſeres Schiffes und werfen uns drei Tage und drei Nächte lang bald auf die eine, bald auf die andere Seite! unerträgliche Marter, eine Bewegung ohne Fortſchritt! — es iſt das Rollen der Tonne in der Unterwelt! Am vierten Tage bemerken wir die öſtliche Spize von Cypern, ein Tag geht hin, die Inſel entlang zu ſegeln, wir gehen erſt am ſechsten Tage auf der Rhede von Larnaka vor Anker.

Herr Bottu, franzöſiſcher Konſul in Cypern, erkannte das Fahrzeug, auf dem er uns eingeſchifft wußte. Er ſchickt eine der Perſonen des Konſulats zu uns an Bord, um uns einzuladen, bei ihm abzuſteigen und eine Gaſtfreundſchaft anzunehmen, auf die wir durch Nichts, als durch ſeine Verbindlichkeit und Liebenswürdigkeit einen Anſpruch haben: — ich nehme es an; — wir ſteigen an's Land: — vorzüglicher und herzlicher Empfang von Herrn und Madame Bottu; — Hr. Perthier und Hr. Guillois, Attachés bei dem Konſulat, überhäufen uns mit der gleichen zuvorkommenden Güte, wir machen und erhalten Beſuche; Geſchenke, Kaffee und Cyperwein, von Hrn. Matthei, einem der Vornehmen von Cypern geſchickt. —

— 31. Auguſt. —

Zwei Tage auf Cypern zugebracht; Reiz der Ruhe nach einer langen Seefahrt; — Pflege der unerwartetſten und liebenswürdigſten Gaſtfreundſchaft; dieß war der Zuſtand meines Geiſtes auf Cypern: aber dieß iſt Alles. Dieſes Land, welches man mir wie eine Oaſe der Inſeln des Mittelmeers dargeſtellt hatte, gleicht durchaus den kahlen, unfreundlichen, nackten Inſeln des Archipels, — es iſt das Gerippe eines jener zauberiſchen Eiländer, wohin das Alterthum den Schauplaz ſeiner poetiſchſten Kulte verlegt hatte; es iſt wahr, in der Eile, in Aſien anzukommen, habe ich nur mit dem Auge die entfernten maleriſchen Scenen beſucht, deren, wie man ſagt, die Inſel eine Fülle aufzuweiſen hat; bei meiner Rückkehr will ich mich einen Monat lang auf Cypern aufhalten, und die Berge Cyperns, jeden einzeln durchſtreifen.

Die Inſel iſt auf allen ihren Theilen fruchtbar; Orangen, Oliven, Feigen, Weintrauben, Baumwolle, Alles geräth hier, ſelbſt das Zuckerrohr. Dieſes gelobte Land, dieſes ſchöne Königreich für einen Kreuzfahrer oder für einen Genoſſen Napoleons nährte ſonſt bis zwei Millionen Menſchen; nun beſteht die ganze Bevölkerung aus dreißigtauſend griechiſchen Einwohnern und einigen Türken. Nichts wäre leichter, als ſich dieſer Herrſchaft zu bemächtigen; ein Abenteurer würde mit einer Handvoll Soldaten und einigen Millionen Piaſtern Alles gewinnen; aber Europa, welches Kolonieen ſo ſehr nöthig hätte, iſt dagegen, daß man eine zu ſeinen Gunſten daraus macht; die Eiferſucht der Mächte käme den Türken zu Statten, ſie würde den Saamen der Zwietracht in die Eroberung ſtreuen, und der Eroberer hätte das Loos des Königs Theodor. — Wie Schade, es iſt ein ſchöner Traum; acht Tage würden ihn in Wirklichkeit verwandeln.

— Im Meer. — Von der Inſel Cypern abgefahren 2. September 1832. —

Wir ſind geſtern um Mitternacht unter Seegel gegangen. Unſere Freunde von Cypern, die HH. Bottu und Perthier, haben den Abend mit uns auf dem Verdeck der Brigg zugebracht und uns erſt um Mitternacht verlaſſen. Wir nehmen die lebhafteſten Gefühle des Dankes mit uns für die wahrhaft freundſchaftliche Aufnahme, welche Hr. und Madame Bottu uns zu Theil werden ließen. Es iſt etwas Seltſames um das Geſchick des Reiſenden, überall ſtreut er Neigungen, Erinnerungen, Sehnſucht aus: er verläßt niemals ein Geſtade ohne das Verlangen und die Hoffnung, wieder zu kehren und Die wieder zu finden, die er einige Tage zuvor noch nicht kannte. Kömmt er an, ſo iſt auf dem Lande, auf dem ſein Blick umherſchweift, ihm Alles gleichgiltig, reiſt er ab, ſo fühlt er, daß Augen und Herzen ihm von dem Ufer folgen, das er hinter ſich entfliehen ſieht; er läßt Etwas von ſeinem eigenen Herzen dort zurück; dann trägt ihn der Wind gegen einen andern Horizont, wo die nemlichen Eindrücke ſich erneuern werden. Reiſen heißt durch Kommen und Gehen, durch vergnügliches Zuſammenſeyn und Lebewohl die Eindrücke vervielfältigen, welche der Gang eines angeſeſſenen Lebens nur in ſeltenen Abſchnitten darbietet; es heißt hundertmal im Jahre die Fälle des gewöhnlichen Lebens erfahren, Weſen, welche die Vorſehung auf unſern Weg führt, kennen zu lernen, lieb zu gewinnen und zu verlieren. Abreiſen iſt wie ſterben, wenn man jene fernen Länder verläßt, wohin das Geſchick den Reiſenden nicht zweimal führt. Reiſen iſt: ein langes Leben in wenige Jahre zuſammenfaſſen; eine der ſtärkſten Uebungen, die der Menſch ſeinem Herzen wie ſeinem Verſtande auflegen kann. Der Philoſoph, der Politiker, der Dichter, ſollten Viel gereiſt ſeyn. Aenderung des moraliſchen Horizontes iſt Aenderung der Ideen.

— 3. September 1832. —

Wir erwachen auf offener See. Wir ſehen nicht mehr die weißen Küſten der Inſel, nicht mehr den gerundeten Gipfel des Olympos. Das Meer iſt ruhig, wie ein weiter See; ein dichter ſilberfarbiger Nebel faßt auf allen Seiten den Horizont ein. Ein ſchwacher, ungleicher und träger Wind erſtirbt in unſern breiten Seegeln. Eine ſenkrechte Sonne brennt auf dem Verdeck, das wir begießen, um es zu kühlen. Alles liegt auf den Stangen, auf den Tauen, lautlos, ohne Bewegung, die Stirne von Schweiß triefend. Es fehlt die Luft zum Athmen; — es iſt ein wahrer Simun auf dem Meer. Es kommt mir vor, als athmeten wir ſchon zum Voraus die dunſtige glühende Atmosphäre, wo die Sonne auf den Sand der Wüſte fällt, von der wir noch hundert und fünfzig Meilen weit entfernt ſind. — So gehen die Tage hin. Man hat nicht die Kraft, zu ſprechen, ja nicht einmal, zu leſen. Ich ſchlage einige mal die Bibel auf, um die Stellen nachzuſehen, die den Libanon betreffen, bald ſollen ſeine Gipfel, als die erſten von Aſien, unſerm Auge ſichtbar werden. Ich leſe die Geſchichte des Herodes in dem Geſchichtsſchreiber Joſephus.

— 4. September 1832. —

Gleiche Windſtille, gleiche Gluth des Himmels. Das Meer dampft von Hize, ſein todtes Waſſer iſt von einem Dunſte bedeckt, den kein Windhauch zerſtreut. An der Gränze unſeres Geſichtskreiſes bemerken wir leichte Wellen, welche einige verlorene Winde auf der Meeresfläche ziehen: Wir ſehen eine von ihnen langſam an die Brigg herankommen, indem ſie dem Meere ein wenig lebendige Farbe gibt, und unſere Seegel leicht anſchwellt; das Fahrzeug knarrt und rührt vorn etwas Schaum auf. Die Bruſt erweitert ſich, man nähert ſich dem Bord, woher der Wind gekommen iſt, und fühlt einige Kühlung über ſeine Stirne und über ſeine feuchten Locken hingleiten; drauf kehrt die Windſtille und die vorige Hize wie die eines Glühofens wieder. Das Waſſer, das wir trinken, iſt lau; Niemand hat die Kraft, zu eſſen. Wenn dieſer Zuſtand ferner dauerte, würde der Menſch nicht mehr lange es aushalten. Glücklicherweiſe haben wir nur noch ſechs Wochen lang dieſe Hize zu fürchten, ſie wird Mitte Oktobers aufhören.

— 4. September 1832. —

Von fünf bis acht Uhr trieb uns ein friſcher Wind, der aus dem Golf von Alexandrette herkam, einige Meilen. Wir müſſen beinahe die Hälfte des Wegs zwiſchen Cypern und den Küſten von Syrien gemacht haben; vielleicht ſehen wir, wenn wir morgen erwachen, die Küſten.

— 5. September 1832. —

Als ich erwachte, hörte ich das leichte Gemurmel, welches das Schiff verurſacht, wenn es durch die Wellen hingleitet. Ich beeilte mich, auf das Verdeck zu ſteigen, um die Küſten zu ſehen, aber man ſah noch Nichts. Die in dieſen Gewäſſern häufigen Strömungen konnten uns weiter geführt haben, als wir ſchäzten; vielleicht waren wir auf der Höhe der untern Küſten von Idumäa oder der von Aegypten. Die Ungeduld übte über uns Alle ihr Recht.

— Gleiches Datum. — 2 Uhr. —

Der Kapitän der Brigg hat die Gipfel des Libanon erkannt. Er ruft mich, um ſie mir zu zeigen. Ich ſuche ſie umſonſt in dem flammenden Nebel, wo ſein Finger mir ſie zeigt. Ich ſehe Nichts, als den durchſichtigen Dunſt, welchen die Hize aufſteigen läßt, und über ihnen einige Wolkenlager von matter weißer Farbe. Er beſteht darauf, ich ſehe nochmals hin, aber vergeblich. Alle Matroſen zeigen mir lächelnd den Libanon; der Kapitän kann nicht begreifen, daß ich nicht, wie er, ihn ſehe. — Wo ſuchen Sie ihn denn? ſagt er; Sie blicken zu ſehr in die Ferne; hier, näher über unſern Häuptern; — in der That ich erhob die Augen und ſah die weiße und vergoldete Spize des Sannin's, der im Firmamente über uns ſchwebte. — Der Nebel des Meers verhinderte mich, ſeinen Fuß und ſeine Mitte zu ſehen. Sein Haupt allein erſchien ſtrahlend und heiter in dem blauen Grunde des Himmels; es iſt einer der erhabenſten und ſüßeſten Eindrücke, die ich je auf meinen langen Reiſen gefühlt habe. Es war das Land, wohin ich mit allen Gedanken der Gegenwart, als Menſch und als Reiſender mich ſehnte, es war das heilige Land, wohin ich von ſo ferne her wanderte, um die Erinnerungen der urſprünglichen Menſchheit aufzuſuchen; es war das Land, wo ich in einem entzückenden Klima, im Schatten von Palmen und Orangebäumen, am Ufer von ſchneeigen Waldſtrömen, auf einem friſchen grünenden Hügel, für all das Theuerſte, was ich auf der Welt hatte, für meine Frau und Julia eine Ruheſtätte ſuchte. Ich zweifle nicht, daß ein oder zwei unter dieſem ſchönen Himmel verlebte Jahre die Geſundheit Julia's kräftigen werden, welche ſeit ſechs Monaten mir bange Vorgefühle erregt. Ich begrüße dieſe Berge von Aſien, wie ein Aſyl, wohin Gott ſie führt, um ſie zu heilen; eine geheime innige Freude erfüllt mein Herz; ich kann meine Augen vom Libanon nicht losreißen.

Wir ſpeiſen auf dem Verdeck unter dem Schatten des aufgeſpannten Zeltes. Der Wind hält an und belebt ſich mehr und mehr, wie die Sonne ſinkt. Jeden Augenblick laufen wir auf das Vordertheil des Schiffs, um den Lauf des Fahrzeugs nach dem Geräuſch zu meſſen, das es verurſacht, indem es das Meer durchfurcht; endlich wird der Wind friſch, die Wellen kräuſeln ſich, wir ſeegeln fünf Meilen Stunde für Stunde, die Flachen der hohen Berge dringen aus dem Dunſt hervor und kommen wie Vorgebirge in den Lüften auf uns zu; wir fangen an, die tiefen ſchwarzen Thäler, welche auf den Küſten ſich eröffnen, zu unterſcheiden; die Schluchten ſind durchleuchtet, die Felſenſpizen ragen und werden deutlich, die erſten Hügel nahe am Meer runden ſich, nach und nach glauben wir Dörfer auf dem Abhang der Hügel und große Klöſter zu erkennen, welche, wie gothiſche Burgen, die zwiſchen liegenden Berge krönen. Jeder Gegenſtand, den wir mit dem

Blicke erfaſſen, iſt eine Wonne für das Herz; Alles iſt auf dem Verdecke. Jeder macht ſeinen Nachbar auf einen Gegenſtand aufmerkſam, der ihm entgangen iſt; der eine ſieht die Cedern Libanons, wie einen ſchwarzen Flecken auf den Seitenflächen eines Berges, der andere wie einen Thurm auf den Bergſpizen von Tripolis; jeder glaubt den Schaum der Waſſerfälle auf den Abſchüſſen der Abgründe zu unterſcheiden. — Man möchte vor Nacht noch das ſo oft geträumte, ſo oft erſehnte Ufer erreichen; man zittert, es möchte im Augenblick, wo man ſich ihm nähert, eine neue Windſtille das Fahrzeug auf den Fluthen, die uns jezt ſo ungeduldig machen, einſchläfern, oder es möchte ein widriger Wind von der Küſte blaſen, und uns in das Meer von Kandia zurücktreiben; dieſes Meer von Syrien, ein von den Gipfeln des Libanon und des Taurus eingefaßter ungeheurer Golf, iſt tückiſch gegen die Seeleute; Was hier der Sturm nicht thut, thut Windſtille, oder Strömungen; dieſe Strömungen führen die Schiffe unwiderſtehlich weit, weit von ihrer Bahn, und dann gibt es an den Küſten keine Hafen, man muß auf gefährlichen Rheden eine weite Strecke vom Ufer entfernt, vor Anker gehen; die See iſt auf dieſen Rheden beinahe immer hohl und reißt die Anker los; wir werden nicht ruhig und unſerer Ankunft ſicher ſeyn, als bis wir an das Land geſtiegen ſind. Während wir dieſe Betrachtungen anſtellen, und zwiſchen Hoffnung und Furcht dahin ſchwimmen, ſinkt auf Einmal die Nacht hernieder, nicht wie in unſern Klimaten in langſamer und ſtufenweiſer Dämmerung, ſondern wie ein Vorhang, den man über Himmel und

Erde zieht. Alles erliſcht und verſchwindet auf den dunkeln Flächen des Libanon, und wir ſehen Nichts mehr, als die Sterne, zwiſchen denen unſere Maſten ſich ſchaukeln. Auch der Wind legt ſich; die See ſchläft und wir ſteigen alle in unſere Kajüten hinab, in der Ungewißheit über den morgigen Tag.

Ich ſchlafe nicht; mein Geiſt war zu ſehr aufgeregt, ich hörte die bretternen Wände hindurch, welche mein Gemach von dem Julia's trennen, den Hauch meines ſchlafenden Kindes, und mein ganzes Herz ruhte auf ihr. Ich dachte daran, daß ich Morgen viel beruhigter über dieſes theure Leben ſchlafen werde; ich bereute, es dem Meere preisgegeben zu haben, ein Sturm konnte es in ſeiner Blüthe knicken. Ich betete in Gedanken zu Gott, mir dieſe Unklugheit zu vergeben, mich nicht dafür zu ſtrafen, daß mein Vertrauen zu ihm zu mächtig war, und ich ihn mehr gebeten habe, als wozu ich das Recht hatte: Sie iſt ein ſichtbarer Engel, welcher zu gleicher Zeit für ſein eigenes Geſchick und für das von uns Allen zum Schuzgeiſt wird. Der Himmel wird ihre Unſchuld, ihre Reinheit als Löſegeld annehmen; er wird ihr zu Liebe hin und zurück unſer Führer ſeyn. Sie wird im ſchönſten Alter des Lebens, in dem Alter wo, ſo zu ſagen, alle Eindrücke ſich mit uns verkörpern, und eigene Elemente unſerer Exiſtenz werden, Alles geſehen haben, was es Schönes in der Natur, in der Schöpfung gibt; die Erinnerungen ihrer Kindheit werden die wunderbaren Denkmale, die Meiſterſtücke der Künſte in Italien ſeyn; Athen und das Parthenon werden in ihrem Gedächtniß wie vaterländiſche Gegenden

leben; die ſchönen Inſeln des Archipels, der Taurus, die Gebirge des Libanon, Jeruſalem, die Pyramiden, die Wüſte, die Zelte Arabiens, die Palmen Meſopotamiens werden das Geſpräch ihres vorgerückten Alters ſeyn; Gott hat ihr Schönheit, Unſchuld, Genie und ein Herz gegeben, worin Alles in edlen, erhabenen Gefühlen ſich entzündet; Was ich dazu thun konnte, habe ich gethan, indem ich ſie in die wunderbarſten und entzückendſten Gegenden der Erde führte! Welches Weſen wird ſie, zwanzig Jahre alt, werden. — Alles wird Glück, Frömmigkeit, Liebe und Wunder in ihrem Leben ſeyn! Ach! und Wer würdig, es durch ſeine Liebe zu vollenden? Ich weinte und betete heiß und innig, denn nie kann ich ein mächtiges Gefühl in dem Herzen haben, ohne daß es ſich im Unendlichen ſchließt, ohne daß es ſich nicht in einer Hymne oder einer Anrufung auflöst, an Den, der das Ziel aller unſerer Gefühle iſt, an Den, der ſie alle hervorruft und alle aufzehrt; — an Gott.

Als ich einſchlafen wollte, hörte ich auf dem Verdeck beſchleunigte Schritte, wie zu einem Manöuvre; ich war erſtaunt, denn ſeit langer Zeit hatte vollkommene Stille geherrſcht, und die See ließ ſich nur in einem ganz kleinen Geräuſch der Wogen hören, die mir anzeigten, daß die Brigg noch vorwärts ſteuerte. Bald hörte ich die klirrenden Ringe der Ankerkette ſich gewichtig von der Schiffswinde entrollen; darauf fühlte ich den derben Stoß, unter welchem das ganze Fahrzeug erzittert, wenn der Anker auf feſten Grund gefallen iſt und in den Sand oder das Meergras eingebiſſen hat.

Ich ſtand auf und öffnete mein ſchmales Fenſter. Wir waren angekommen; wir waren auf der Rhede vor Beirut; ich bemerkte auf dem fernen Ufer einige zerſtreute Lichter, und hörte das Bellen der Hunde auf dem Strand. Es war der erſte Laut, der von der Küſte von Aſien kam; er freute mich im Herzen. Es war Mitternacht. Ich brachte Gott meinen Dank, und ſank in einen tiefen ruhigen Schlaf; Niemand außer mir war unter dem Verdeck wach geweſen.

— 6. September 1832. —

Wir waren vor Beirut, einer der bevölkertſten Städte der ſyriſchen Küſte, dem alten Berytus, welches unter Auguſt eine römiſche Kolonie wurde und von dieſem den Namen Felix Julia erhielt. Dieſe Bezeichnung als eine glückliche wurde ihr wegen der Fruchtbarkeit ihrer Umgebungen, ſeinem unvergleichlichen Klima und ſeiner herrlichen Lage gegeben. Die Stadt nimmt einen reizenden Hügel ein, welcher in ſanfter Böſchung gegen das Meer abfällt, einige Vorſprünge von Land oder Felſen ragen in die Fluthen hinein und tragen türkiſche Feſtungswerke von der maleriſchſten Wirkung; die Rhede iſt durch eine Erdzunge gebildet, welche das Meer vor den Oſtwinden ſchüzt; dieſe ganze Erdzunge iſt, wie die ſie umgebenden Hügel mit der reichſten Vegetation bedeckt; überall ſind Maulbeerbäume gepflanzt und erheben ſich von Stufe zu Stufe auf künſtlichen Terraſſen; die Johannisbrodbäume mit dem dunkeln Grün und der

prachtvollen Krone, die Feigenbäume, die Platanen, die Orangen-, Granaten- und eine Menge anderer Bäume oder Stauden, welche unſerem Klima fremd ſind, entfalten auf allen Partieen des Meers in unſerer Nähe den harmoniſchen Schleier ihrer verſchiedenen Blätter; weiter hin auf den erſten Abhängen der Gebirge berühren die Olivenwälder die Landſchaft mit ihrem grauen aſchfarbenen Grün; ungefähr eine Meile von der Stadt fangen die hohen Bergketten des Libanon an ſich zu erheben; ſie öffnen hier ihre tiefen Buchten, wo das Auge ſich in dem fernen Dunkel verliert, ergießen ihre breiten Waldbäche, welche zu Flüſſen geworden ſind, und ſchlagen verſchiedene Richtungen ein, die einen nach Tyrus und Sidon zu, die andern gegen Tripolis und Latakia, und ihre ungleichen Gipfel, in den Wolken ſich verlierend oder in dem Wiederſchein der Sonne weiß erglänzend, gleichen unſern von ewigem Schnee bedeckten Alpen.

Der Quai von Beirut, welchen die Wogen in Einem fort beſpülen und manchmal mit Schaum bedecken, war mit einem Haufen von Arabern bedeckt in der ganzen Pracht ihrer glänzenden Trachten und ihrer Waffen. Man ſah ein eben ſo geſchäftiges Gewimmel, als auf dem Quai unſerer großen Seeſtädte; einige europäiſche Fahrzeuge lagen nicht weit von uns vor Anker, und die Schaluppen, mit Waaren von Damaskus und Bagdad beladen, fuhren unaufhörlich zwiſchen dem Ufer und den Schiffen hin und her; die Häuſer der Stadt erhoben ſich in unregelmäßigen Gruppen, indem die Dächer der einen andern als Terraſſen dienten; dieſe Häuſer mit platten Dächern, einige mit Baluſtraden, welche mit

Schießſcharten verſehen ſind; dieſe runden Scheiben, dieſe Gitter mit gemaltem Holz, welche die Fenſter wie ein Schleier orientaliſcher Eiferſucht hermetiſch verſchließen, dieſe Palmkronen, welche im Steine zu wurzeln ſchienen und über die Dächer emporragten, wie wenn ſie den Augen der in den Harems gefangenen Frauen ein wenig Grün hätten zutragen wollen, Alles dieſes feſſelte unſere Blicke und kündigte uns den Orient an; wir hörten den ſcharftönenden Schrei der Araber der Wüſte, welche auf dem Quai ſich herumzankten, und das rauhe, klagende Geſeufze der Kameele, welche Schmerzenstöne ausſtoßen, wenn man ſie die Kniee beugen läßt, um Laſten aufzunehmen. Mit dieſem neuen und für unſere Augen ſo anziehenden Schauſpiel beſchäftigt dachten wir nicht daran, unſer neues Vaterland zu betreten. Die franzöſiſche Flagge wehte indeß an der Spize einer Stange auf einem der höchſten Häuſer der Stadt und ſchien uns einzuladen unter ihrem Schatten von unſerer langen, mühſeeligen Schiffahrt auszuruhen.

Wir hatten aber zu viele Leute und zu viel Gepäck, um die Landung zu wagen, ehe wir uns auf dem Lande umgeſehen und ein Haus, wenn wir eines finden konnten, ausgewählt hatten. Ich ließ meine Frau, Julie und zwei meiner Begleiter auf der Brigg und ließ das Boot in die See ſezen, um auf Erkundigung auszugehen.

In wenig Minuten war ich über das ebene, ſilberfarbige Meer auf dem Sande angekommen, und einige Araber, mit nackten Beinen, trugen mich auf ihren Armen bis zum Eingange einer düſtern und ſteilen Straße,

welche zum franzöſiſchen Konſulat führte. Der Konſul, Hr. Huys, an welchen ich Briefe hatte, und den ich ſelbſt ſchon in Marſeille ſah, war noch nicht angekommen. Ich fand an ſeiner Stelle Hrn. Jorelle, Geſchäftsführer des Konſulats und franzöſiſchen Dragoman in Syrien, einen jungen Mann, deſſen anziehendes und wohlwollendes Geſicht ſchon zum Voraus zu ſeinen Gunſten einnimmt; auch rechtfertigen die vielen Gefälligkeiten, die wir ihm während unſeres langen Aufenthalts in Syrien zu verdanken hatten, dieſen Eindruck vollkommen. Er bot uns einen Theil der Wohnung des Konſulats als erſte Zuflucht an, und verſprach, uns ein Haus in der Umgegend der Stadt ſuchen zu laſſen, wo wir unſer Quartier aufſchlagen könnten. In wenigen Stunden hatten die Schaluppen verſchiedener Fahrzeuge und die Laſtträger von Beirut unter der Aufſicht der Janitſcharen des Konſulats die Ausſchiffung der Unſrigen und unſerer Vorräthe aller Art bewerkſtelligt, und noch vor Nacht waren wir Alle auf dem Land, vor der Hand bei Hrn. Jorelle logirt, und von ihm und ſeiner Gattin auf's ſorgſamſte und aufmerkſamſte verpflegt. Es iſt ein köſtlicher Augenblick, wenn der Reiſende nach einer langen ſtürmiſchen Ueberfahrt kaum in einem unbekannten Lande angekommen von einer lachenden in Wohlgerüche gehüllten Terraſſe auf das Element, das er endlich für lange Zeit verläßt, und auf die Brigg herabſieht, die ihn durch die Stürme getragen hat und die noch auf dem hohlgehenden Meere vor der Rhede tanzt, wenn er dann den Blick auf das ſchattige friedliche Land wirft, das ihn umgibt und auf alle die Scenen des Lebens am

Lande, welche einem ſo ſüß erſcheinen, wenn man lange davon entfernt war: es iſt ein Gefühl, ähnlich dem der Geneſung nach einer langen Krankheit, in den Eindrücken der erſten Stunden und Tage, die man zu Lande nach einer Seereiſe zubringt. Wir genoßen dieſes Gefühl den ganzen Abend. Madame Jorelle, eine junge reizende Frau, in Aleppo geboren, hat die reiche edle Kleidung der arabiſchen Frauen beibehalten; Turban, geſtickte Weſte, einen Dolch im Gürtel; wir konnen nicht aufhören, dieſe herrliche Tracht zu bewundern, welche ihre ganz orientaliſche Schönheit noch erhöhte.

Als die Nacht gekommen war, bediente man uns mit einem Abendeſſen nach europäiſcher Weiſe, in einem Kiosk, deſſen breite Gitterfenſter ſich nach dem Hafen öffneten, und wo der erfriſchende Abendwind mit der Flamme der Wachskerzen ſpielte; ich ließ einen Flaſchenkeller von franzöſiſchen Weinen erbrechen, welche ich dieſem Feſte der Gaſtlichkeit beifügte, und ſo brachten wir unſern erſten Abend hin, indem wir von dem doppelten Vaterlande ſprachen, von dem, das wir verließen, und dem, das wir jezt aufſuchten; Fragen über Frankreich wechſelten mit Fragen über Aſien. Julia ſpielte mit den langen Flechten einiger arabiſcher Frauen oder einiger ſchwarzer Sklavinnen, welche uns beſuchten; ſie bewunderte die für ſie neuen Trachten; ihre Mutter flocht ihre langen Locken nach Art der Frauen von Beirut, und man machte ihr ihren Shawl als Turban auf dem Kopf zurechte. Ich habe unter allen den Frauengeſichtern, welche ſich meinem Gedächtniß eingeprägt haben, nichts Reizenderes geſehen, als das Geſichtchen Julia's, in dem

Kopfputz eines Turbans von Aleppo, mit gegrabenen Goldplättchen und Ketten von Goldzechinen, die Flechten ihrer Haare über die beiden Schultern herabhängend, mit dem erſtaunten, auf ihre Mutter und mich gerichteten Blick, und einem Lächeln, welches zu ſagen ſchien: Freut euch und ſehet, wie auch ich ſo ſchön bin.

Nachdem wir hundertmal vom Vaterlande geſprochen, alle Namen der Orte und Perſonen, auf welche die gemeinſame Erinnerung uns führen konnte, genannt, und uns alle die gegenſeitigen Nachweiſungen gegeben hatten, die uns intereſſiren konnten, ſprach man von der Poeſie; Madame Jorelle bat mich, ſie einige Stücke franzöſiſcher Dichtung hören zu laſſen, und überſezte ſelbſt uns einige poetiſche Bruchſtücke aus Aleppo. Ich ſagte ihr, daß die Natur immer durchaus poetiſcher ſey, als die Dichter, und daß ſie ſelbſt in dieſem Augenblick, zu dieſer Stunde, in dieſer ſchönen Gegend bei'm Mondenſcheine, in dieſer fremdartigen Tracht, mit der orientaliſchen Pfeife in der Hand und den Dolch mit diamantenem Griff ein viel ſchönerer Gegenſtand für die Poeſie ſey, als alle, die wir bis jezt blos in Gedanken durchlaufen haben. Als ſie mir darauf antwortete, daß es ihr ſehr angenehm ſeyn würde, wenn ſie in einigen für ſie gemachten Verſen ein Andenken an unſere Reiſe hätte, um es ihrem Vater nach Aleppo zu ſchicken, trat ich einen Augenblick bei Seite und brachte ihr folgende Verſe, welche kein Verdienſt haben, als den Ort, wo ſie geſchrieben ſind, und das Gefühl des Dankes, welches ſie mir einflößte.

Da biſt's? du kommſt, von dem Weihrauch des Dichters zu koſte
Wüſtenwind athmende Tochter vom zaubriſchen Oſten?
Blume vom Garten Aleppo's, erſchloſſene, welche
Bulbül ſich kühr'te, zu ſingen im offenen Kelche!

Trägt man auch Düfte der Staude des Balſams entgegen,
Hängt an den Zweig der Orange gepflückten Segen?
Leiht man der Orientsröthe des Morgens noch Flammen?
Sterne dem Himmel, wenn nächtlich er funkelt zuſammen?

Reime geziemen dir nicht! doch, o ſchönſte der Frauen,
Willſt das entzückendſte Dichtergebilde du ſchauen,
Selber betrachte dich hier in dem marmornen Becken,
Deinigem gleich wirſt in Verſen kein Bild du entdecken.

Wenn in dem gittergewölbten Kiosk du am Abend,
Dich am durchwandelnden Mondlicht und Meereshauch labe
Sitzeſt im Schmelze der Matten Palmyrens, der hellen,
Während aufdampfet der Mokka mit bitteren Wellen;

Wenn du das Rohr des Jasmines, umgoldet von Falten,
Führeſt an die lieblichen Lippen, die leiſe ſich ſpalten,
Roſigen Duft dir in Zügen erathmeſt, in vollen,
Daß in der Tiefe die Sprudel des Waſſers dir grollen;

Wenn die geflügelte, wogende Wolke dich koſet,
Wohlgeruchathmender Dampf dich berauſchend umkoſet,
Und in den ſüßen, von dir uns kredenzeten Düften
Fernſte Träume von Jugend und Liebe ſich lüften;

Wenn du uns ſchilderſt des irrenden Arabers Stute,
Träumend die Kinderhand Zügel uns zeiget und Ruthe,
Und aus dem ſchiefen geſchleuderten Blize der Augen
Araberblicks triumphirende Blicke dir tauchen;

Wenn dir der Arm, wie der Henkel der Urne gerundet,
Stüzet die Stirne, die Ruhe voll Anmuth verkündet;
Wenn dann die nächtliche Lampe mit plözlichem Flimmer
Blinkt an des feurigen Dolchs diamantenem Schimmer:

Was hat die flüſternde Sprache mit all ihren Hallen,
Was hat die ſinnende Stirn' an den Dichtern uns allen,
Was hat ein ſeufzender Athem der friſcheſten Seele
Friſch'res und Tief'res als dich, o du Kind ohne Fehle!

Mir iſt vorüber die Zeit der entknoſpenden Blüthe,
Wo ſich die Liebe durchduftend erſchließt dem Gemüthe,
Und die Bewunderung nur im ergriffenen Herzen
Schickt nach der Schönheit die Schimmer erkalteter Kerzen.

Meinem verkühlenden Geiſt iſt die Harfe das Leben!
Aber was hätt' ich, ein werdender Jüngling, gegeben,
Was nicht geſungen für Eine der Flocken voll Düfte,
Die mit zerſtreuter Lippe du hauchſt in die Lüfte!

Was — für den Umriß, mit bannendem Finger gezogen,
Wenn die Geſtalt dir die Strahlen des Monds überflogen,
Und an der Mauer unſichtbare Hände den Schatten
Flüchtig entworfen, den holden, vergänglichen, hatten!

Wir konnten uns nicht von dieſer erſten Scene des arabiſchen Lebens losreißen. Endlich gingen wir, um nach drei Monaten das erſtemal in Betten auszuruhen und zu ſchlafen, ohne die Wellen zu fürchten. Ein heftiger Wind brauſte auf der See, indem er die Mauern der hohen Terraſſe erſchütterte, unter welcher unſer Schlafgemach war, und uns ſo den Werth einer ſichern Ruheſtelle nach ſo vielen Stürmen um ſo annehmlicher fühlen ließ. Ich dachte daran, daß Julia und meine Frau für ſo lange Zeit außer aller Gefahr geſezt ſeyen, und überlegte, ſo lange ich noch wachte, die Mittel, ihnen einen angenehmen und ſichern Aufenthalt zu bereiten, während ich ſelbſt die Bahn meiner Reiſen in die Gegenden verfolgen würde, deren Schwelle mein Fuß ſchon betreten hatte.

— 7. September 1832. —

Ich ſtand mit dem Tage auf, und öffnete die Klappthüre von Cedernholz, dem einzigen, womit in dieſem ſchönen Klima das Schlafgemach verſchloſſen iſt. Mein erſter Blick fiel auf das Meer und auf die blinkende Küſtenkette, welche von Beirut bis zu dem Kap Batoun, die Hälfte des Wegs nach Tripolis, ſich in die Runde zieht.

Nie hat der Anblick eines Gebirgs einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht. Der Libanon hat einen Charakter, den ich weder an den Alpen, noch an dem Taurus geſehen habe: es iſt eine Miſchung von impoſanter Erhabenheit der Linien und der Gipfel mit der Anmuth der Einzelheiten und der Verſchiedenheit der Farben; es iſt ein Gebirge, feierlich wie ſein Name; es ſind die Alpen unter dem Himmel Aſiens, ihre luftigen Gipfel in die tiefe Heiterkeit eines ewigen Glanzes tauchend. Es ſcheint, die Sonne ruhe ewig auf den vergoldeten Kanten dieſer Kämme; die blendende Weiße, mit welcher ſie dieſelben bemalt, läßt ſich mit der des Schnees verwechſeln, welcher bis zur Mitte des Sommers auf den höchſten Gipfeln bleibt. Die Kette dehnt ſich vor dem Auge auf eine Länge von wenigſtens ſechzig Meilen, von dem Kap von Saide, dem alten Sidon, bis zu den Umgebungen von Latakia, wo ſie ſich zu ſenken anfängt, um das Taurusgebirge ſeine Wurzeln in den Ebenen von Alexandrette faſſen zu laſſen.

Bald erheben ſich die Ketten des Libanon beinahe ſenkrecht über dem Meer mit Dörfern und großen Klöſtern, welche an ihren Abſtürzen hängen, bald ſpringen ſie von dem Ufer ab und bilden unermeßliche Golfe, indem ſie grüne Flächen oder Streifen von goldfarbenem Sand zwiſchen ſich und den Fluthen laſſen. Seegel durchſchiffen die Golfe, um auf den zahlreichen Rheden, in welche die Küſte ausgezackt iſt, zu landen. Die Farbe des Meers iſt hier ganz dunkelblau, und obgleich es beinahe immer hohl geht, rollen die Wogen, groß und breit, in weiten Schichten an das Ufer, und ſtrahlen die Gebirge wieder, wie ein fleckenloſer Spiegel. Dieſe Wogen verbreiten überall an der Küſte ein dumpfes, harmoniſch verworrenes Geräuſch, welches bis zu den Schatten der Weinberge und der Johannisbrodbäume dringt, und die Gelände mit Leben und Wohllaut erfüllt. Mir zur Linken war die Küſte von Beirut nieder, es war eine zuſammenhängende Reihe von kleinen Landzungen mit Grün überzogen und gegen das Meer nur durch eine Linie von Felſen und Klippen geſchüzt, welche größtentheils von antiken Ruinen bedeckt ſind. Weiterhin erheben ſich Hügel von röthlichem Sand, ähnlich dem der Wüſten Aegyptens, wie ein Kap, und dienen den Schiffern zum Merkzeichen. Auf der Spize dieſes Kaps ſieht man die Gipfel eines Waldes von italieniſchen Pinien, und das Auge, über ihre zerſtreuten Stämme hingleitend, ruht nun auf den Abhängen einer anderen Kette des Libanon bis zu dem vorſpringenden Vorgebirge, welches Tyrus (das heutige Sur) trägt.

Als ich mich von der dem Meere entgegengeſezten Seite abwendete, erblickte ich die hohen Minarete der Moſcheen wie einzeln ſtehende kleine Säulen in die blaue wogende Luft des Morgens hineinragen; die mauriſchen Feſtungswerke, welche die Stadt beherrſchen und in deren Mauerrizen ein Wald von Schlingpflanzen, wilden Feigen und Levkojen wurzelt; die oval gezackten Vertheidigungsmauern, die gleichen Gipfelreihen der Maulbeerbäume, mit welchen die Ländereien bepflanzt ſind, hie und da platte Dächer und weiße Mauern von Landhäuſern oder Wohnungen ſyriſcher Landleute; und jenſeits deſſen endlich die Grasplätze der gerundeten Hügel von Beirut, welche alle maleriſche Gebäude, griechiſche, maronitiſche oder auch türkiſche Klöſter und Moſcheen tragen, und von Laubwerk und Anblümung, wie die fruchtbarſten Hügel von Grenoble oder Chamberry bedeckt

ſind. Den Hintergrund bildet immer der Libanon, mit tauſend Krümmungen in gigantiſchen Maſſen ſich gruppirend, indem er ſeine großen Schatten wirft oder ſeine hohen Schneegipfel über alle die Scenen dieſes Horizontes hin erglänzen läßt.

— Gleiches Datum. —

Ich habe den ganzen Tag damit zugebracht, die Umgebungen von Beirut zu durchſtreifen, um einen Ort zu finden, an dem ich eine Wohnung einrichten könnte. Nun habe ich fünf Häuſer gemiethet, welche eine Gruppe bilden, und welche ich durch hölzerne Treppen, Galerien und Oeffnungen verbinden werde. Jedes Haus hier beſteht aus Nichts, als aus einem Raum unter der Erde, welcher als Speiſekammer dient, und einem Zimmer, in dem die ganze Familie ſchläft, ſie mag ſo zahlreich ſeyn als ſie will. In einem ſolchen Klima iſt das terraſſenförmige Dach die eigentliche Wohnung. Auf dieſen bringen die Frauen und Kinder die Tage und oft die Nächte zu. Vor dem Hauſe zwiſchen den Stämmen einiger Maulbeer- oder Olivenbäume baut der Araber einen Heerd von drei Steinen, und hier bereitet ihm ſeine Frau ſein Mahl. Man ſpannt an einem Stock eine Strohmatte von den Wänden des Hauſes zu den Aeſten der Bäume. Die ganze Haushaltung wird unter dieſem Schuzdach betrieben. Die Frauen und Töchter ſind hier den ganzen Tag niedergekauert, beſchäftigt, ihre langen Haare zu kämmen und zu flechten, ihre Schleier zu waſchen, ihre Seide zu wirken, ihr Geflügel zu füttern, oder unter einander zu ſpielen und zu plaudern, wie in unſern Dörfern im mittäglichen Frankreich Sonntag Morgens die Mädchen ſich unter der Thüre ihrer Hütten verſammeln.

— Gleiches Datum. Abends. —

Der ganze Tag wurde dazu verwendet, die Brigg zu entladen, und das Gepäck unſerer Karavanen von der Stadt nach unſerer Wohnung zu bringen. Jedes von uns wird ſein Zimmer haben. Ein weites Feld mit Maulbeer- und Orangebäumen dehnt ſich um die fünf vereinigten Häuſer, und gibt Jedem Raum einige Schritte vor ſeiner Thüre zu machen, und ein wenig Schatten, um ſich zu kühlen. Ich habe Aegyptiſche Matten und Tapeten von Damaskus gekauft, um uns als Betten und Divans zu dienen. Ebenſo fand ich ſehr fleißige und geſcheidte arabiſche Zimmerleute, welche ſich bereits an die Arbeit gemacht haben, uns Thüren und Fenſter zu verfertigen; ſchon dieſen Abend werden wir in unſerem neuen Quartier ſchlafen.

— 8. September 1832. —

Nichts Köſtlicheres, als unſer Erwachen nach der erſten Nacht, die wir in unſerer Wohnung zubrachten. Wir haben das Frühſtück auf die geräumigſte unſerer Terraſſen bringen laſſen, und mit den Blicken unſere ganze Umgegend gemuſtert.

Die Wohnung iſt zehn Minuten von der Stadt. Der Weg hieher iſt von ungeheuren Aloeſtauden beſchattet, deren dornige Blätter die Häupter der Vorübergehenden überragen. Man geht einige antike Bogen und einen viereckigen Thurm entlang, welcher von dem Emir der Druſen, Fakardin, gebaut iſt, und heut zu Tage einigen Schildwachen von der Armee Ibrahim Baſſa's, die von dort aus das ganze Gebiet überſehen, zum Beobachtungspoſten dient. Man ſchlüpft darauf zwiſchen den Stämmen von Maulbeerbäumen mitten durch, und kommt zu einer Gruppe von niedrigen Häuſern, welche in Bäumen verborgen ſind und an welche ein Gehölz von Orangen- und Citronenbäumen ſtößt. Dieſe Häuschen ſind unregelmäßig, das in der Mitte erhebt ſich, wie ein viereckiger pyramidenförmiger Thurm anmuthig über die andern. Die Dächer von ihnen allen ſind durch einige hölzerne Stufen mit einander verbunden und bilden ſo ein Ganzes, bequem genug für Fremdlinge, welche ſo lange Tage in dem Mitteldeck eines Kauffahrteiſchiffs verlebt haben.

Einige hundert Schritte von uns läuft das Meer in das Land ein; von hier aus, über die grünen Häupter der Citronenbäume und Aloeſtauden hinweg geſehen, gleicht es einem ſchönen Landſee oder einem breiten Fluß, von dem man nur ein Stück ſieht. Einige arabiſche Barken liegen hier vor Anker und wiegen ſich ſanft in unmerklichen Schwingungen. Wenn wir auf die höhere Terraſſe ſteigen, verwandelt ſich dieſer ſchöne See in einen ungeheuren Golf, auf einer Seite durch die mauriſche Burg von Beirut, und auf der andern von den düſtern, ungeheuren Wänden der Bergkette, welche gegen Tripolis zuläuft, geſchloſſen. Aber gegenüber von uns erweitert ſich der Horizont: Anfangs läuft ſeine Linie über eine wunderſchöne bebaute Fläche, welche von ſonnendichten Bäumen eingefaßt iſt; hier und dort ſind ſie mit Häuſern gleich den unſrigen beſät, welche mit ihren Dächern, wie Seegel über einen grünen Ocean emporragen. Hierauf verengert er ſich zwiſchen einem langen, anmuthigen Hügel, auf deſſen Gipfel ein griechiſches Kloſter ſeine weißen Mauern und blauen Kuppeln zeigt; etwas höher über dieſen Kuppeln ſchweben einige Piniengipfel. Der Hügel fällt in Stufen ab, welche von ſteinernen Mauern geſtützt ſind, und Wälder von Oliven- und Maulbeerbäumen tragen. Das Meer beſpült ſeine lezten Stufen, und macht darauf eine Wendung, weiterhin dehnt ſich dann eine zweite Fläche mit einer Vertiefung um einen Fluß durchſtrömen zu laſſen, der, nachdem er lange neben grünen Eichengehölzen ſich hingeſchlängelt hat, in den Golf ſich ergießt, deſſen Gewäſſer von ihm an der Küſte gelb gefärbt wird. Dieſe Fläche endet erſt an dem goldfarbigen Gelände der Gebirge. Dieſe ſteigen nicht in Einem Wurf auf, mächtige, wie ungeheure Blöcke ausſehende Hügel, von denen die einen rund, die andern viereckig ſind, bilden ihren Anfang; die Gipfel dieſer Hügel bedeckt ein wenig Vegetation, jeder von ihnen trägt entweder ein Kloſter oder ein Dorf, welches im Sonnenſchein ſtrahlt und den Blick feſſelt. Die Wände der Hügel glänzen wie Gold. Es

ſind Lager von gelbem Sandſtein, welche von Erdbeben zerbrochen ſind, und in deren jedem einzelnen Stück das Licht in Strahlen ſich ſpiegelt. Ueber dieſen erſten Anhöhen erhebt ſich der Libanon in breiteren Schichten; es finden ſich hier Gebirgsebenen von einer oder zwei Meilen, ungleich, hohl, gefurcht, durchbrochen von Schluchten, tiefen Betten von Waldſtrömen und dunkeln Klüften, worin der Blick ſich verliert; nach dieſen Gebirgsebenen fangen die hohen Berge an wieder beinahe ſenkrecht emporzuſteigen; indeß ſieht man wie ſchwarze Flecken die Cedern und Tannen, die ſie bekränzen, und einige unzugängliche Klöſter und unbekannte Dörfer, welche auf ihren Abſtürzen aufgehangen ſcheinen. Auf dem ſpizigſten Gipfel dieſer zweiten Kette ſtehen rieſenhaft ſcheinende Bäume, wie eine dünne Behaarung um eine kahle Stirne. Man unterſcheidet von hier aus ihre ungleichen gezackten Wipfel, ſie gleichen den Schießſcharten auf der Bruſtmauer einer Citadelle.

Hinter dieſen zweiten Gebirgsketten fängt endlich der eigentliche Libanon an; man kann nicht unterſcheiden, ob ſeine Abhänge ſteil oder ſanft aufſteigen, ob ſie nackt oder von Vegetation bedeckt ſind; die Entfernung iſt zu groß. Seine Seitenflächen verlieren ſich bei der Durchſichtigkeit der Luft in dieſer ſelbſt, und ſcheinen einen Theil von ihr zu bilden; man ſieht Nichts, als den ſchwankenden Wiederſtrahl des Sonnenlichts, welches ſie einhüllt, und die entflammten Kämme, welche mit den purpurnen Wolken des Morgens zuſammenfließen und wie unzugängliche Inſeln in dem Ocean des Firmaments ſchweben.

Wenn unſere Blicke von dieſem erhabenen Horizont der Gebirge wieder herabſinken, finden ſie keinen Ruhepunkt als auf den garbenförmigen Kronen der auf dem Lande da und dort gepflanzten Palmbäume, auf den grünen ſchwankenden Wipfeln der Pinien, welche in kleinen Gruppen auf der Ebene oder dem Rücken der Hügel verbreitet ſind, auf den Hecken von indiſchen Feigen oder andern Fettpflanzen, deren ſchwere Blätter wie ſteinerne Zierrathen auf die kleinen Mauern von halber Mannshöhe, welche die Terraſſen ſtüzen, herabfallen. Dieſe Mauern ſelbſt ſind mit Blumengeflechten, Epheu, wilden Reben, blühenden Zwiebelgewächſen von allen Farbenſchattirungen und Trauben von allen Formen überkleidet, daß man die Steine nicht unterſcheiden kann, aus denen dieſe Mauern gebaut ſind: es ſind blos grüne blühende Wälle.

Ganz nahe bei uns endlich, unter unſern Augen bieten zwei oder drei den unſrigen ähnliche Häuſer, halb von den Kronen der Orangebäume mit Blüthen und Früchten bedeckt jene belebten maleriſchen Scenen dar, welche jeder Landſchaft erſt das Leben geben. Araber auf Matten ſizend rauchen auf den Dächern der Häuſer. Einige Frauen liegen, um uns zu ſehen, in den Fenſtern, und verſtecken ſich, ſo bald ſie merken, daß wir auf ſie blicken. Unter unſerer Terraſſe ſelbſt halten zwei arabiſche Familien, Väter, Brüder, Frauen und Kinder ihr Mahl im Schatten einer kleinen Platane auf der Schwelle ihrer Häuſer; und einige Schritte von da unter einem andern Baume kleiden ſich einige junge ſyriſche Mädchen von unvergleichlicher Schönheit ganz im Freien an, und beſtecken ihre Haare mit weißen und rothen Blumen. Eine darunter hat ſo lange und dichte Haare, daß ſie von ihnen ganz bedeckt wird, ſo wie die Aeſte einer Trauerweide den Stamm auf allen drei Seiten umhängen; blos, wenn ſie die wallenden Locken ſchüttelt, ſieht man ihre ſchöne Stirne und ihre von naiver Heiterkeit glänzenden Augen dieſen natürlichen Schleier einen Augenblick durchbrechen. Sie ſcheint ſich über unſere Bewunderung zu freuen; ich werfe ihr eine Hand voll Ghazis zu, kleine Goldſtücke, von denen die Syrierinnen ſich Halsſchmuck und Armbänder verfertigen, indem ſie dieſelben mit einer Seidenſchnur einfädeln. Sie legt die Hände zuſammen und hält ſie über den Kopf, um mir zu danken, dann tritt ſie in das niedrige Gemach, um ſie ihrer Mutter und Schweſter zu zeigen.

— 12. September 1832. —

Habib Barbara, ein ſyriſcher Grieche, der ſich zu Beirut niedergelaſſen hat, und deſſen Haus in der Nähe von dem unſrigen iſt, dient uns als Dragoman, d. h. als Dolmetſcher. Während zwanzig Jahren in dieſer Eigenſchaft bei verſchiedenen franzöſiſchen Konſulaten Dienſte leiſtend, ſpricht er franzöſiſch und italieniſch; er iſt einer von den gefälligſten, verſtändigſten Menſchen, die ich auf meinen Reiſen getroffen habe; ohne ſeinen und Hrn. Jorelle's Beiſtand würden wir unendliche Ungelegenheiten gehabt haben, bis wir in Syrien unſere vollkommene Unterkunft gefunden hätten; er verſchafft uns einige Domeſtiken, theils Griechen, theils Araber; ich kaufe für den Anfang ſechs arabiſche Pferde zweiter Raze und bringe ſie, wie die Leute hier zu Lande thun, unter freiem Himmel auf einem Plaze vor der Thüre unter, die Füße mit einem eiſernen Ring gefeſſelt und an einen in die Erde geſteckten Pfahl feſtgebunden. Neben den Pferden laſſe ich ein Zelt für die Sais, oder arabiſchen Stallknechte aufrichten. Dieſe Leute ſcheinen gutmüthig und verſtändig; die Pferde ſelbſt kennen uns nach zwei Tagen und wittern uns wie die Hunde. Habib Barbara ſtellt uns ſeiner Frau und Tochter vor, welche er in wenigen Tagen verheirathen will: er ladet uns zu ihrer Hochzeit ein: neugierig, eine ſyriſche Hochzeit mit anzuſehen, nehmen wir es an, und Julia bereitet ihre Geſchenke für die Braut vor. Ich gebe ihr eine kleine goldene Uhr, wovon ich für vorkommende ähnliche Fälle einen Vorrath mitgenommen habe; ſie legt eine kleine Perlenſchnur dazu. Wir reiten aus, um die Umgegenden von Beirut kennen zu lernen; — herrliches arabiſches Pferd der Madame Jorelle; Geſchirr von blauem Sammt mit Silberbeſchläg; Bruſtriemen mit geſchlagenen Buckeln von demſelben Metall, welche auf der Bruſt des ſchönen Thiers in Guirlanden flattern und erklingen. Hr. Jorelle verkauft mir eines ſeiner Pferde für meine Frau; ich laſſe arabiſche Sättel und Zäume für vierzehn Pferde machen.

Ungefähr eine Viertelſtunde öſtlich von der Stadt hat der Emir Fakardin einen Pinienwald auf einer ſandigen Ebene angelegt, welcher ſich zwiſchen dem Meer und der Ebene von Bagdad, einem ſchönen arabiſchen Dorfe am Fuße des Libanons hinziehe: der Emir pflanzte, wie man ſagt, dieſes prächtige Gehölz, um den Einbrüchen der ungeheuren Hügel von rothem Sand, welche ein wenig weiterhin ſich erheben und Beirut und ſeine reichen Pflanzungen zu verſchütten drohten, einen Wall entgegenzuſezen. Der Wald iſt herrlich gediehen; die Baumſtämme ſind ſechszig und fünfundvierzig Fuß hoch, von Einem Schuſſe, und breiten einer zum andern ihre mächtigen unbeweglichen Häupter, welche einen ungeheuren Raum mit Schatten bedecken; Sandwege ziehen ſich durch die Stämme der Pinien durch, und bieten dem Hufe der Pferde den weichſten Boden dar. Das übrige Terrain iſt von dem leichten Flaum eines mit Blumen vom brennendſten Roth beſäten Raſens bedeckt; die Zwiebel der wilden Hyazinthen ſind ſo ſtark, daß ſie unter dem Tritt der Pferde nicht zerquetſcht werden. Durch die Säulenreihe der Baumſtämme hindurch ſieht man auf einer Seite die weißen und röthlichen Dünen, hinter welchen das Meer ſich verbirgt, auf der andern die Ebene von Bagdad und den Lauf des Fluſſes in dieſer Ebene, dann eine Ecke des Golfs, der von dem Lande am Horizont gleichſam mit Rahmen eingefaßt, wie ein kleiner See erſcheint, die zwölf oder fünfzehn arabiſchen Dörfer auf den lezten Abdachungen des Libanon, und endlich die Gruppen des Libanon ſelbſt, der zu dieſen Scenen den Hintergrund bildet. Die Beleuchtung iſt ſo deutlich, die Luft ſo rein, daß man an einigen Orten die Formen der Cedern oder Johannisbrodbäume oder die großen Adler unterſcheidet, welche in dem Ocean des

Aethers ſchwimmen, ohne die Flügel zu bewegen. Dieſer Pinienwald iſt gewiß die herrlichſte von allen Landſchaftsparthieen, die ich je in meinem Leben geſehen habe. Der Himmel, die Berge, die Schneekuppen, der blaue Horizont des Meers, und der rothe traurige der Sandwüſte; die Schlangenlinien des Fluſſes, die einzeln ſtehenden Häupter der Cypreſſen; die garbenförmigen Wipfel der Palmbäume, welche hie und da auf dem Lande ſtehen; der anmuthige Anblick der Hütten, auf deren Dächer Orangebäume und Reben niederfallen und ſie bedecken; der ernſte Anblick der hohen maronitiſchen Klöſter, welche auf die gefurchten Abhänge des Libanons große Schatten oder breite Streiflichter fallen laſſen; die Karavanen von Kameelen, welche mit Waaren von Damaskus beladen, ſtille durch die Baumſtämme hinziehen; Banden von armen Juden, auf Eſeln reitend, in jedem Arm zwei Kinder haltend; Frauen in weiße Schleier gehüllt auf Pferden, welche nach dem Takt der Pfeife und des Tambourins gehen, und umgeben von einem Haufen von Kindern, welche in rothe, goldgeſtickte Stoffe gekleidet vor ihren Pferden hertanzen; einige arabiſche Reiter, welche um uns den Dgerid reiten, während die Mähnen ihrer Pferde buchſtäblich den Sand kehren; einige Gruppen von Türken, welche vor einem grün umgebenen Kaffeehauſe ſizend die Pfeife rauchen oder ihr Gebet verrichten; ein wenig weiter öde Sandhügel ohne Ende, welche in der Abendſonne wie Gold erglänzen, und auf denen der Wind Wolken von glühendem Sand aufrührt; endlich das dumpfe Brauſen des Meeres, welches ſich in das harmoniſche Geräuſch in den Wipfeln

der Pinien und den Geſang von tauſend unbekannten Vögeln miſcht, — Alles dieſes bringt in dem Gemüthe des Spaziergängers die erhabenſte, ſanfteſte und zugleich wehmüthigſte Miſchung der Empfindungen hervor, welche je meine Seele überwältigte; dieß iſt jezt die Heimath für meine Träume, und alle Tage werde ich zu ihr zurückkehren.

— 16. September 1832. —

Wir haben dieſe Tage in dem Vergnügen zugebracht, die Menſchen, die Sitten, die Orte überhaupt kennen zu lernen, und in der unterhaltenden Angewöhnung an die Einzelnheiten einer Niederlaſſung im Schooße eines ganz neuen Landes. Unſere fünf Häuſer ſind durch die Beihilfe unſerer Freunde und der arabiſchen Handwerker zu einer Art italieniſcher Villa geworden, wie jene, die wir zu andern Zeiten auf den Bergen von Lukka oder auf den Küſten von Livorno mit ſo viel Luſt bewohnt haben. Jedes von uns hat ſein Zimmer; ein Salon, zu welchem eine mit Blumen bedeckte Terraſſe den Vorplaz bildet, iſt der Mittelpunkt der Vereinigung. Hier haben wir Divans angebracht, und auf Brettchen die Schiffsbibliothek aufgeſtellt; meine Frau und Julia haben die Mauern Fresko bemalt, und auf einem Tiſche von Cedernholz ihre Bücher, ihre Neceſſaires und alle jene kleinen weiblichen Gegenſtände ausgebreitet, welche in London und Paris die Marmor- oder Mahagonytiſche zieren; hier verſammeln wir uns in den glühenden Stunden des Tags, denn Abends iſt unſer Salon in freier Luft auf der Terraſſe ſelbſt; hier empfangen wir die Beſuche von allen Europäern, welche der Handel mit Damaskus, deſſen Vorplaz Beirut iſt, in dieſem ſchönen Lande feſthält. Der ägyptiſche Gouverneur für Ibrahim Baſſa iſt gekommen, um uns mit einer mehr als europäiſchen Anmuth und Herzlichkeit ſeinen Schuz und ſeine Dienſte während unſeres Aufenthalts hier und während unſerer beabſichtigten Reiſen anzubieten. Ich habe ihm heute ein Diner gegeben; er iſt ein Mann, der in keiner Geſellſchaft Etwas verderben würde. Als alter Soldat des Baſſa von Aegypten hegt er für ſeinen Gebieter, hauptſächlich aber für Ibrahim jene blinde Ergebenheit und jenes Vertrauen auf ſein Glück, welches ich mich erinnere, einſt bei den Generalen des Kaiſers geſehen zu haben; aber in dieſer türkiſchen Ergebenheit liegt etwas viel Rührenderes und Edleres, weil es ſeine Quelle in einem religiöſen Gefühl, und nicht in perſönlichem Intereſſe hat. Ibrahim Baſſa iſt das Geſchick, iſt Allah für ſeine Offiziere; Napoleon war für die ſeinigen Nichts, als ihr Ruhm und ihr Ehrgeiz. Er ließ ſich den Champagner wohl ſchmecken und fugte ſich in alle unſere Gebräuche, wie wenn er niemals andere gekannt hatte; Pfeifen und mehrmals wiederholter Kaffee füllte die Zeit nach dem Eſſen aus. Ich ſtellte ihm einen Brief an Ibrahim Baſſa zu, in welchem ich dieſem die Ankunft eines Europäiſchen Reiſenden in dem ſeinen Waffen unterworfenen Lande melde, und ihn um den Schuz bitte, den man von einem Manne erwarten muß, der die Sache der Europäiſchen Civiliſation verficht. Ibrahim iſt vor nicht langer Zeit mit ſeinem Heere durchgezogen; er iſt gegenwärtig ſeitwärts von Homs, einer großen Stadt zwiſchen Aleppo und Damaskus in der Wüſte, und hat wenige Truppen in Syrien gelaſſen; die hauptſächlichſten Städte, wie Beirut, Saide, Jaffa, Acre, Tripolis ſind nach einem Uebereinkommen mit Ibrahim von den Soldaten des Emir Beſchir oder Großfürſten der Druſen, welcher den Libanon beherrſcht, beſezt. Dieſer Fürſt hat Ibrahim nicht widerſtanden; er hat, wenigſtens ſcheinbar, die Sache der Türken nach der Einnahme von Saint-Jean-d'Acre durch Ibrahim verlaſſen, und verſchmilzt ſeine Truppen mit denen des Baſſa. Wenn Ibrahim bei Homs geſchlagen würde, ſo könnte ihm der Emir Beſchir den Rückzug verſperren und die Trümmer der Aegyptier zu Nichte machen. Dieſer Fürſt, gewandt und kriegeriſch, herrſcht ſchon ſeit vierzig Jahren über das ganze Gebirge des Libanon. Er hat die Druſen, die Metuali's, die Maroniten, die Syrier und Araber, welche unter ſeiner Herrſchaft leben, zu Einem Volk verſchmolzen; er hat Söhne, kriegeriſch wie er, welche er als Gouverneure in die ihm von Ibrahim anvertrauten Städte ſchickt; einer von ihnen iſt auf eine Viertelmeile von hier, in der an den Libanon ſtoßenden Ebene mit fünf bis ſechshundert berittenen Arabern gelagert. Wir ſollen ihn ſehen, er hat uns bekomplimentiren laſſen.

Ein Araber erzählte mir heute den Einzug Ibrahim's in Beirut. Als er auf einige Entfernung vor dem Thor, einen Hohlweg durchritt, deſſen Seitenböſchungen mit Schlingwurzeln und kriechendem Geſträuch bewachſen ſind, erhob ſich eine ungeheure Schlange aus dem Geſtrüppe, kam, langſam auf dem Sande kriechend, näher bis unter die Füße von Ibrahim's Pferd; das Pferd erſchrickt, bäumt ſich, und einige Sklaven, welche dem Baſſa auf dem Fuße folgen, machen ſich auf, die Schlange zu tödten, aber Ibrahim winkt ihnen, zurück zu bleiben, zieht ſeinen Säbel, haut der Schlange, welche vor ihm ſich aufrichtete, den Kopf ab, und tritt die Stücke unter den Füßen ſeines Pferdes; die Menge ſtößt einen Schrei der Bewunderung aus, und Ibrahim, ein Lächeln auf den Lippen, ſezt ſeinen Ritt fort, entzückt über dieſen Umſtand, welcher ein ſicheres Vorzeichen für ihn iſt, daß er über die Araber ſiegen wird. Dieſes Volk ſieht keinen Vorfall im Leben, keine Naturerſcheinung, ohne daran einen prophetiſchen und moraliſchen Sinn zu knüpfen; iſt es eine dunkle Erinnerung jener erſten vollkommenern Sprache, welche einſt die Menſchen kannten, einer Sprache, in welcher die ganze Natur durch die ganze Natur ſich erklärte? iſt es eine größere Lebhaftigkeit der Phantaſie, welche unter den Dingen Beziehungen ſucht, die der Menſch nicht erfaſſen kann? Ich weiß es nicht, aber ich neige mich zu der erſtern Erklärung; die Menſchheit hat keine Inſtinkte ohne Motive, ohne Zweck, ohne Urſache; der Inſtinkt der Prophezeihung hat alle Zeitalter, alle Völker, hauptſächlich die Urvölker gequält; die Prophetengabe mußte oder konnte vielleicht exiſtiren; aber es iſt eine Sprache, zu der der Menſch den Schlüſſel verloren hat, als er aus jenem höhern Zuſtand, aus jenem Eden trat, von dem alle Völker eine verworrene Ueberlieferung haben; damals ſprach ohne Zweifel die Natur eine höhere, klarere Sprache zu dem Geiſte des Menſchen; er begriff die verborgene Beziehung aller natürlichen Begebenheiten, und ihre Verkettung konnte ihn zu dem Verſtändniß künftiger Wahrheiten oder Ereigniſſe führen, denn die Gegenwart iſt immer der ſchöpferiſche untrügliche Keim der Zukunft, es kommt nur darauf an, ihn zu ſehen und zu begreifen.

— 17. September 1832. —

Immer das gleiche Leben. Der Tag geht hin, indem wir Beſuche von Arabern und Franken annehmen und heimgeben und die köſtlichen Umgebungen unſerer Wohnungen durchſtreifen: Wir haben ebenſo viel Verbindlichkeit als Güte bei den europäiſchen Konſuln in Syrien gefunden, welche der Krieg alle in Beirut zuſammengeführt hat. Der ſardiniſche Konſul, Hr. Bianco, der öſtreichiſche, Hr. Laurella, die engliſchen, Hr. Farren und Hr. Aboſt, haben uns in kurzer Zeit mit allen Arabern in Verbindung geſezt, welche uns bei unſeren Reiſeplanen nach dem Innern Vorſchub leiſten können. Es iſt unmöglich, eine beſſere Aufnahme und größere Gaſtfreundſchaft zu finden. Einige von dieſen Herren haben lange Jahre in Syrien gewohnt, und ſtehen in Beziehung mit arabiſchen Familien in Damaskus, Aleppo, Jeruſalem, welche wiederum mit den vornehmſten Scheikh's der Araber der Wüſte, die wir durchziehen wollen, Verbindungen haben. Wir bilden uns ſo zum Voraus eine

Kette von Empfehlungen und gaſtfreundſchaftlichen Beziehungen auf verſchiedenen Linien, welche uns bis Bagdad führen können.

Hr. Jorelle hat mir einen vorzüglichen Dragoman oder Dolmetſcher in der Perſon des Hrn. Mazoyer verſchafft, einem jungen Mann von franzöſiſchem Urſprung, welcher aber, in Syrien geboren und erzogen, in der gelehrten Sprache und den verſchiedenen Dialekten der Gegenden, welche wir durchziehen wollen, ſehr bewandert iſt. Er iſt heute bei mir eingetreten, und ich überlaſſe ihm die Oberaufſicht über den arabiſchen Theil meines Hausweſens. Dieſer Theil beſteht aus einem Koch von Aleppo, Namens Abulias, aus einem jungen Syrier von hier, Namens Elias, welcher ſchon im Dienſte der Konſuln war, und etwas Franzöſiſch und Italieniſch verſteht; aus einem jungen ſyriſchen Mädchen, welche ebenfalls Franzöſiſch verſteht; endlich aus fünf oder ſechs griechiſchen, arabiſchen, ſyriſchen Stallknechten aus verſchiedenen Gegenden Syriens, welche unſere Pferde zu beſorgen und die Zelte aufzuſchlagen haben, und uns als Geleite auf den Reiſen dienen ſollen.

Die Geſchichte unſeres arabiſchen Kochs iſt zu merkwürdig, als daß man nicht ihr Andenken aufbewahren ſollte.

Er war Chriſt, jung und verſtändig, und hatte in Aleppo einen kleinen Handel mit inländiſchen Stoffen, welche er, auf einem Eſel reitend, ſelbſt bei den nomadiſchen Stämmen verkaufte, die im Winter ihre Standquartiere in der Umgegend von Antiochien aufſchlagen. Sein Handel ging gut, aber da ihm ſeine Eigenſchaft als Ungläubiger einige Beſorgniß verurſachte, hielt er es für gerathen, ſich mit einem mahomedaniſchen Araber von Aleppo zu aſſociren. Hiedurch konnte der Handel nur gewinnen, und Abulias war nach Verfluß weniger Jahre einer der angeſehenſten Kaufleute des Landes; aber er wurde von den Reizen einer jungen ſyriſchen Griechin bezaubert, und man wollte ſie ihm nur unter der Bedingung geben, daß er Aleppo verlaſſe und in die Umgegend von Saide ziehe, wo die Eltern ſeiner ſchönen Geliebten wohnten. So mußte er ſein Vermögen flüſſig machen, wobei ein Streit zwiſchen den beiden Aſſociés über die Theilung der gemeinſchaftlich erworbenen Reichthümer ſich erhob. Der mahomedaniſche Araber legte nun dem armen Abulias eine Falle: er beſtellte Zeugen, welche in einem Verſteck ihn in einem Streit mit ſeinem Aſſocié, Mahomed ſchmähen hörten: ein peinliches Verbrechen für einen Ungläubigen. Abulias wurde vor den Baſſa geſchleppt und zum Strange verurtheilt. Der Spruch wurde vollzogen, aber da der Strick brach, fiel der unglückliche Abulias zu den Füßen des Galgens nieder, und wurde für todt auf dem Richtplaze gelaſſen. Indeſſen hatten die Eltern ſeiner Verlobten es von dem Baſſa ausgewirkt, daß ihnen ſein Leichnam zugeſtellt wurde, um ihn mit den Gebräuchen ihrer Religion zu beerdigen, ſie trugen ihn in ihr Haus, und da ſie an Abulias Lebenszeichen bemerkten, brachten ſie ihn wieder in's Leben, verbargen ihn einige Tage in einem Keller, und begruben, um keinen Verdacht bei den Türken zu erregen, einen leeren Sarg. Dieſe hatten aber von dem Betruge Wind bekommen und Abulias wurde auf's Neue verhaftet im Augenblick, wo er bei Nacht aus den Thoren der Stadt entſchlüpfte. Vor den Baſſa gebracht, erzählte er dieſem, wie er ganz unabhängig von ſeinem eigenen Willen gerettet worden war. Der Baſſa ließ ihm nun, einem Text im Koran zu Folge, der für dem Angeklagten günſtig war, die Wahl, ob er zum zweitenmal gehangen oder ein Türke werden wollte. Abulias zog das Leztere vor, und übte einige Zeit lang die islamitiſchen Religionsgebräuche. Nachdem ſein Abenteuer vergeſſen war und ſeine Bekehrung außer Zweifel ſchien, fand er Mittel, aus Aleppo zu entkommen und ſich nach Cypern einzuſchiffen, wo er zum Chriſtenthum zurückkehrte. Er heirathete die Frau, die er liebte, ſtellte ſich unter den Schuz der Franzoſen, und konnte ungeſtraft in Syrien auftreten, wo er ſeinen Handel als Hauſirer bei den Druſen, den Maroniten und Arabern fortſezte. Dieß iſt der Mann, wie wir ihn bei der Reiſe in dieſen Gegenden nöthig hatten. Sein Talent als Koch beſteht darin, auf freiem Felde aus dornigem Geſtrüppe und trockenem Kameelsmiſt Feuer anzumachen; einen kupfernen Topf an zwei Stöcken, deren Enden ſich kreuzen, aufzuhängen, und darin Reis, Hühner oder Stücke Schaffleiſch zu ſieden. Auch erhizt er runde Kieſel am Feuer, und wenn ſie beinahe roth glühend ſind, überzieht er ſie mit einem Teig von Gerſtenmehl: dieß iſt unſer Brod.

— 19. September 1832. —

Meine Frau und Julia wurden heute von der Frau und der Tochter eines arabiſchen Häuptlings aus der Nähe eingeladen, den Tag im Bade zuzubringen; dieß iſt die geſellſchaftliche Vergnügung der Frauen im Orient. Ein Bad wird vierzehn Tage vorher angeſagt, wie in Europa ein Ball. Hier eine Beſchreibung des Bads, wie ſie uns Abends von meiner Frau gegeben wurde.

Die Badeſäle ſind ein öffentlicher Ort, zu welchem, damit die Frauen ihn allein für ſich haben, der Zugang den Männern jeden Tag bis zu einer beſtimmten Stunde, wenn es ſich aber von einem Bad für eine Braut handelt, wie heute, den ganzen Tag verboten iſt. Die Säle ſind von einem ſchwachen Licht erhellt, das durch gemalte Scheiben in den kleinen Kuppeln einfällt. Die Fußböden beſtehen aus Marmor in Feldern von verſchiedener Farbe, ſehr kunſtreich ausgearbeitet. Die Mauern ſind ebenfalls mit Marmor überkleidet, der in Moſaik gearbeitet oder in Geſimſen und kleinen mauriſchen Säulen ausgehauen iſt. Die Wärme in dieſen Säulen ſteigt nach Graden auf: die erſten haben die Temperatur der äußern Luft, die zweiten ſind lau, die andern werden immer heißer, bis auf die lezte, wo der Dampf des beinahe kochenden Waſſers aus den Baſſin's aufſteigt, und die Luft mit einer erſtickenden Hize erfüllt. Es gibt durchaus kein Baſſin in der Mitte des Saales; es ſind blos immerlaufende Hahnen, welche ungefähr einen halben Zoll breit Waſſers auf den marmornen Boden gießen, wo es in Rinnen abläuft, aber ſtets wieder erſezt wird. Was man im Orient ein Bad nennt, iſt keine vollkommene Eintauchung, ſondern eine ſtufenweis warme Beſprizung, und die Wirkung des Dampfes auf die Haut.

Zweihundert Frauen von der Stadt und der Umgegend waren dieſen Tag zum Bade eingeladen, unter ihnen mehrere junge Europäiſche Frauen; jede kam, in das weite Tuch von weißer Leinwand eingehüllt, welches die reiche Kleidung der Frauen bedeckt, wenn ſie ausgehen. Sie waren alle von ihren ſchwarzen Sklavinnen oder ihren freien Dienerinnen begleitet; wie ſie kamen, ſezten ſie ſich in Gruppen zuſammen auf die hingebreiteten Matten und Polſter in dem erſten Gemache nieder; ihre Dienerinnen nahmen ihnen das Tuch ab, das ſie verhüllte, und ſie erſchienen in der reichen maleriſchen Pracht ihrer Kleider und ihres Schmucks. Dieſe Trachten ſind ſehr mannichfaltig durch die Farbe der Stoffe und die Anzahl und den Glanz der Kleinodien, aber der Schnitt der Kleider iſt unförmlich.

Die Bekleidung beſteht aus Beinkleidern mit weiten Falten aus geſtreiftem Atlas, an dem Gürtel mit einem Gewebe von rother Seide geſchürzt, und unter dem Knöchel mit einer goldenen oder ſilbernen Spange zuſammengehalten: das Ueberkleid iſt von Goldbrokat, vorn offen und unter der Bruſt geſchloſſen, indem es dieſe bloß läßt. Die Aermel ſind unter der Achſelhöhle zuſammengezogen und dann von dem Ellenbogen bis zur Handwurzel offen, ſie laſſen ein Hemd von leichtem

Seidenzeug ſehen, welches auch den Buſen bedeckt. Noch über dieſem Kleide tragen ſie eine ſammtene Weſte von brennenden Farben, mit Hermelin oder Zobel gefüttert, und auf allen Nahten mit Gold geſtickt; die Aermel ſind gleichfalls offen.

Die Haare ſind oben auf dem Kopfe abgetheilt; ein Theil fällt auf den Hals herab, das übrige iſt in Zöpfen geflochten, welche bis auf die Füße hinunterwallen, indem ſie eine Verlängerung von ſeidenen Treſſen haben, welche die Haare nachahmen. Kleine Zwickel von Gold oder Silber hängen an der Spize dieſer Treſſen und ziehen ſie durch ihr Gewicht über die ganze Länge des Körpers hinab; der Kopf der Frauen iſt außerdem mit kleinen Perlen, Ketten von eingefädelten Goldzechinen, und natürlichen Blumen beſät, Was alles mit unglaublicher Verſchwendung angebracht und untereinander gemiſcht iſt. Es iſt, wie wenn man geradezu ein Schmuckkäſtchen auf dieſe mit Blumen und Kleinodien übergoſſenen Haare ausgeſchüttet hätte. Dieſer barbariſche Luxus iſt von der maleriſchſten Wirkung an jungen Geſichtern von fünfzehn bis zwanzig Jahren; auf dem Scheitel tragen einige Frauen noch dazu eine kleine Müze von getriebenem Gold in der Form eines umgeſtürzten Bechers, aus der Mitte dieſer Müze erhebt ſich eine goldene Eichel, welche eine Perlenquaſte trägt, die über das Hinterhaupt hinabwallt.

Die Füße ſind nackt und ihre Beſchuhung beſteht aus Pantoffeln von rothem Saffian, welche die Frauen im Gehen ſchleppen.

Die Arme ſind mit Spangen von Gold, Silber, Perlen bedeckt; die Bruſt mit mehreren Halsbändern, welche ein goldenes Geflechte bilden, oder auch ſind Perlenſchnüre um den bloßen Hals geſchlungen.

Als alle Frauen beiſammen waren, ließ ſich eine wilde Muſik vernehmen; Frauen, deren Oberleib ganz einfach nur mit rother Gaze verhüllt war, ſtießen ein ſchrilles, herzbrechendes Geſchrei aus, und ſpielten auf der Pfeife und dem Tambourin; dieſe Muſik hörte den ganzen Tag nicht auf, und gab dieſer Scene des Vergnügens und der Feſtlichkeit einen Charakter von durchaus barbariſchem Gelärme und Wahnſinn.

Als die Braut erſchien, begleitet von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen, in einer ſo prächtigen Kleidung, daß ihre Haare, ihr Hals, ihre Arme und ihre Bruſt gänzlich verſchwanden, mit einem Schleier bedeckt, an welchem Guirlanden von Goldſtücken und Perlen flatterten, — ergriffen ſie die Badegäſte und zogen ihr alle ihre Kleider Stück für Stück aus; während dieſer Zeit wurden die andern Frauen von ihren Sklavinnen entkleidet und die verſchiedenen Ceremonieen des Bads begannen. Man ging, fortwährend unter dem Geräuſche der nemlichen Muſik, und immer unter den wunderlichſten Ceremonieen und Worten von einem Saal in den andern; man nahm Dampfbäder, dann Abwaſchungsbäder, dann ließ man auf die Frauen die wohlriechenden mit Seife getränkten Waſſer laufen, darauf fingen endlich die Spiele an, und die Frauen thaten, verſchiedentlich ſich geberdend und ſchreiend, Was junge Schulknaben thun, wenn man ſie zum Flußbade führt, ſich beſprizend, ſich den Kopf unter das

Waſſer tauchend oder ſich Waſſer in's Geſicht werfend; dabei ertönte die Muſik lauter und ſchrillender, ſo oft einer dieſer kindiſchen Streiche das ſchallende Gelächter der jungen arabiſchen Mädchen erregte. Endlich verließ man das Bad; die Sklavinnen und Dienerinnen flochten die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen auf's Neue, knüpften ihnen die Halsbänder und Spangen wieder um, ließen ſie in die ſeidenen Ueberkleider und die ſammtenen Weſten ſchlüpfen, legten die Kiſſen auf den Matten zurecht in den Sälen, deren Fußboden man getrocknet hatte, und brachten aus Körben und ſeidenen Taſchen die zur Erfriſchung mitgebrachten Vorräthe hervor; dieſe beſtanden aus Backwerk und Konfekt aller Art, in welchem die Türken und Araber Ausgezeichnetes leiſten, aus Sorbet, Orangenblüthwaſſer und allen den kühlenden Getränken, deren ſich die Orientalen zu jeder Stunde des Tags bedienen. Die Waſſerpfeife wurde auch für die älteſten Frauen herbeigebracht, und wohlduftende Rauchwolken erfüllten und verdunkelten bald die Atmosphäre; der Kaffee, in kleinen Taſſen ſervirt, welche ſelbſt in durchbrochenen Gefäßen von Gold und Silberdraht eingeſchloſſen waren, ging unaufhörlich herum und die Geſpräche belebten ſich; darauf kamen Tänzerinnen, welche nach derſelben Muſik Aegyptiſche Tänze und die einförmigen Verſchlingungen Arabiens ausführten. So ging der ganze Tag hin und erſt bei ſinkender Nacht führten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Dieſe Ceremonie des Bads findet gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit Statt.

— 20. September 1832. —

Nachdem wir hier uns vollſtändig eingerichtet haben, beſchäftige ich mich damit, meine Karavane für die Reiſe nach dem Innern von Syrien und Paläſtina zu organiſiren. Ich habe vierzehn arabiſche Pferde, die einen vom Libanon, die andern von Aleppo oder aus der Wüſte gekauft, und habe Sättel nach der Weiſe des Landes machen laſſen, reich mit ſeidenen, goldenen oder ſilbernen Franzen geziert. Der Reſpekt richtet ſich bei den Arabern nach dem Luxus, den man zeigt; man muß ſie blenden, um auf ihre Phantaſie Eindruck zu machen, und um mit vollkommener Sicherheit durch ihre Stämme zu reiſen; ich laſſe unſere Waffen in Stand ſezen und kaufe die ſchönſten, um unſere Karvas damit auszurüſten. Dieſe Karvas ſind Türken, welche die Janitſcharen erſezen, die die Pforte ſonſt den Botſchaftern oder den Reiſenden, welche ſie unter ihren Schuz nahm, zugeſtand; ſie ſind zugleich Soldaten und Amtsperſonen, beinahe wie die Gendarmeriekorps in den europäiſchen Staaten. Jeder Konſul hat deren einen oder zwei, welche ſeiner Perſon zugegeben ſind; ſie reiſen zu Pferd mit ihnen, ſagen ſie in den Städten, durch welche ſie kommen, an, und benachrichtigen den Scheikh, den Baſſa, den Gouverneur; ferner laſſen ſie das Haus in der Stadt oder dem Dorfe, das ihnen auszuwählen beliebt, für ſie rüſten; ſie beſchüzen mit ihrer Gegenwart und ihrem Anſehen jede Karavane, der ſie beigegeben

ſind, und tragen mehr oder weniger glänzende Kleidung, je nach dem Luxus oder der Wichtigkeit der Perſon, welche über ſie verfügt. Die europäiſchen Botſchafter oder Konſuln ſind die einzigen Fremden, welche das Recht haben, ſie zu halten, aber durch die Verbindlichkeit Herrn Jorelle's und die Güte des Aegyptiſchen Gouverneurs in Beirut hat man mir mehrere von ihnen zugeſtanden. Ich laſſe davon zu Hauſe zur Bedienung meiner Frau und Julia's und zu ihrer Sicherheit, wenn ſie auszugehen haben, und nehme den jüngſten, den verſtändigſten und den tapferſten mit mir, um an der Spize unſerer Reiſegeſellſchaft zu reiten. Dieſe Leute ſind gutmüthig, dienſtfertig, aufmerkſam und haben beinahe kein Bedürfniß, als ſchöne Waffen, ſchöne Pferde und ſchöne Kleider; ſie leben wie alle andern Araber von Fladen aus Gerſtenmehl und von Früchten; ſie ſchlafen im Freien unter den Maulbeerbäumen der Gärten oder unter einem Zelte, welches ich neben dem Ort, wo die Pferde ſind, aufſchlagen ließ.

Der ſardiniſche Konſul, Herr Bianco, welchen wir jeden Tag bei uns ſehen wie einen Freund von mehreren Jahren her, erleichtert uns dieſe Anordnungen, welche mich über die Sicherheit meiner Frau und meiner Tochter während meiner Abweſenheit beruhigen und zu unſerer eigenen Sicherheit auf der Reiſe beitragen ſollen; ich kaufe Zelte und er leiht mir das ſchönſte von den ſeinigen.

— 22. September 1832. —

Die erſtickende Hize des Septembers hält unſere Abreiſe noch einige Zeit auf. Wir bringen den Tag hin, indem wir Beſuche bei unſern Nachbarn, Griechen, Arabern, Maroniten machen, und die ihrigen annehmen, und dabei Verhältniſſe anknüpfen, welche uns dieſen Aufenthalt angenehm machen müſſen. Wir würden nirgends in Europa mehr Wohlwollen und beſſere Aufnahme finden, als man hier im reichſten Maße uns zu Theil werden läßt; dieſe Völker ſind gewöhnt in ihrem Lande keinen Europäer ankommen zu ſehen, als ſolche, welche dem Handel ergeben ſind, und bei denen alle Beziehungen einen eigennüzigen Zweck haben; ſie begreifen Anfangs nicht, daß man kommt, bei ihnen zu wohnen und zu reiſen, einzig um ſie, ihre ſchöne Natur und ihre in Trümmern liegende Denkmale kennen zu lernen; ſie ſehen daher vor allen Dingen die Abſichten des Reiſenden mit Mißtrauen an, und da ſie aus Ueberlieferungen den Glauben haben, daß in allen Ruinen Schäze verborgen ſeyen, denken ſie, wir haben das Geheimniß, dieſe zu heben, und dieß ſey der Zweck unſers Aufwands und unſerer Mühſeligkeiten: wenn man ſie aber einmal überzeugen konnte, daß man nicht in ſolcher Abſicht reist, daß man einzig kommt, um die Schöpfung Gottes in einem der ſchönſten Länder der Welt zu bewundern, die Sitten zu ſtudiren und die Menſchen zu beſuchen und lieb zu gewinnen; wenn man ihnen

Geſchenke anbietet, ohne Etwas dafür zu fordern, als ihre Freundſchaft; wenn man einen Arzt und eine Apotheke bei ſich hat, und ihnen Recepte, Berathung, Arzneien unentgeldlich zukommen läßt; wenn ſie ſehen, daß der Fremde, der zu ihnen kommt, bei den andern Franken gefeiert und geachtet iſt, daß er ein ſchönes Fahrzeug hat, das ihn nach ſeinem Belieben von Hafen zu Hafen trägt, und das durchaus ſich weigert, irgend einen Handelsgegenſtand aufzuladen, ſo wird ihre Phantaſie von einer Idee von Macht, Größe und Uneigennüzigkeit betroffen, welches alle ihre Syſteme umſtürzt, und ſie gehen ſchnell von dem Mißtrauen zur Bewunderung und von der Bewunderung zur Ergebenheit über.

Dieß iſt ihre Stimmung gegen uns. Unſer Hof iſt unaufhörlich von Arabern aus dem Gebirge, von maronitiſchen Mönchen, druſiſchen Scheikhs, von Frauen, Kindern und Kranken angefüllt, welche ſchon ſeit vierzehn, zwanzig Tagen kommen, um uns zu ſehen, uns um Rath zu fragen und uns ihre Gaſtfreundſchaft anzubieten, wenn wir durch ihr Land kommen ſollten; beinahe alle ſchicken Geſchenke an Wein oder an Früchten des Landes voraus. Wir nehmen ſie gut auf, geben ihnen Kaffee und kühlen Sorbet zu trinken und ich ſchenke ihnen zur Erwiederung ihrer Angebinde europäiſche Stoffe, einige Waffen, eine Uhr, kleine Schmuckſachen von geringem Werth, von welchen ich einen großen Vorrath mitgebracht habe; ſie kehren entzückt über unſern Empfang zurück und verbreiten weit hin den Ruf des Emir Frangi, des Frankenfürſten, wie ſie mich nennen; in allen Umgebungen von Beirut und in der Stadt ſelbſt habe ich keinen andern Namen; und da dieſes Anſehen uns bei unſern abenteuerlichen Zügen in allen Gegenden von großem Nuzen ſeyn kann, ſo hatten Herr Jorelle und die europäiſchen Konſuln die Güte, ſie nicht zu enttäuſchen und den unbedeutenden Dichter für einen in Europa mächtigen Mann gelten zu laſſen.

Man kann ſich keine Vorſtellung davon machen, mit welcher reißenden Schnelligkeit die Neuigkeiten in Arabien von Mund zu Mund gehen; man weiß ſchon in Damaskus, Aleppo, Latakia, Saide, Jeruſalem, daß ein Fremder angekommen iſt und dieſe Gegenden durchziehen will. In einem Lande, wo die Begebenheiten und die Geiſter ſo wenig Bewegung erfahren, wird das kleinſte ungewöhnliche Ereigniß ſogleich zum Gegenſtand der Unterhaltung, und geht dann mit der Schnelligkeit des Worts von einem Stamm zu dem andern herum; die reizbare, aufgeregte Phantaſie der Araber vergrößert Alles, und malt es aus, und in vierzehn Tagen iſt ein Ruf auf hundert Meilen herum begründet. Dieſe Eigenthümlichkeiten des Landes hier, welche einſt Lady Stanhope unter Umſtänden, die den unſern beinahe gleich waren, erprobte, ſind zu günſtig für uns, als daß wir uns darüber beklagen ſollten. Wir laſſen ſie gewähren, und ich bleibe, ohne ſie zu enttäuſchen bei den eingebildeten Titeln, Reichthümern und Tugenden, mit welchen die arabiſche Phantaſie mich begabt hat, um ſie in der Folge demüthig abzulegen, wenn ich in die wahren Verhältniſſe meiner angeborenen Mit-

— 27. September. —

Wir haben die ganze Nacht auf der Hochzeit der ſyriſchen Griechin zugebracht. Die Ceremonie fing mit einer langen Proceſſion griechiſcher, arabiſcher und ſyriſcher Frauen an, von denen die einen zu Pferd, die andern zu Fuß durch die Aloe- oder Maulbeeralleen gekommen ſind, um der Braut während dieſes ermüdenden Tages beizuſtehen. Schon ſeit mehreren Tagen und Nächten verläßt eine beſtimmte Anzahl dieſer Frauen das Haus Habib's nicht und läßt unaufhörlich Schreie, Geſänge, und ein ſcharftönendes, gezogenes Heulen hören, ähnlich den ſchrillenden Tönen, welche die Winzer und Mähder auf den Hügeln unſeres Frankreichs während der Heuernte und der Weinleſe ausſtoßen. Dieſes Geſchrei, dieſe Klagetöne, dieſes verabredete Weinen und Jauchzen ſoll die Braut mehrere Nächte vor der Hochzeit hindern, zu ſchlafen. Die ältern und jungen Leute von der Familie des Bräutigams thun ihrerſeits das Gleiche und laſſen ihn ſeit acht Tagen beinahe keine Ruhe genießen. Wir können die Gründe zu dieſem Gebrauche uns durchaus nicht denken. —

Nachdem wir in die Gärten des Hauſes von Habib eingeführt waren, ließ man die Frauen in das Innere des Divans treten, um der jungen Braut ihre Komplimente zu machen, ihre Kleidung zu bewundern und die Ceremonien mit anzuſehen. Uns ließ man im Hofe, war eine Tafel nach europäiſcher Art gedeckt, und mit einer Menge von eingemachten Früchten, von Honig- oder Zuckerzeltchen, von Liqueurs und Sorbet beladen, und man erneuerte dieſe Erfriſchungen ſo oft die zahlreichen Gäſte ſie verzehrt hatten. Es glückte mir, ausnahmsweiſe in den Divan der Frauen eingeführt zu werden, im Augenblick, wo der griechiſche Erzbiſchof den hochzeitlichen Seegen gab. Die junge Braut ſtand aufrecht an der Seite ihres Verlobten, vom Kopfe bis zum Fuß in einen rothen mit Gold geſtickten Gazeſchleier eingehüllt. Einen Augenblick lüftete der Prieſter den Schleier und der junge Mann konnte zum erſtenmale Die ſehen, an die er ſein Leben knüpfte; ſie war von bewunderungswürdiger Schönheit. Die Abmattung und die innere Bewegung überzogen ihre Wangen mit einer Bläſſe, welche noch gehoben wurde durch den Wiederſchein des rothen Schleiers, durch die unzähligen Kleinodien von Gold, Silber, Perlen, Diamanten, mit denen ſie bedeckt war, und die langen Flechten ihrer ſchwarzen Haare, welche um ihren ganzen Wuchs herabwallten; ihre Augenlieder, ſo wie die Brauen und die Augenränder waren ſchwarz gefärbt, die Spizen ihrer Finger und Nägel waren mit Mennig roth gemalt in mauriſchen Schildereien und Zeichnungen. Alles dieß gab ihrer hinreißenden Schönheit für uns einen Charakter von Neuheit und Feierlichkeit, von dem wir lebhaft getroffen waren. Der Bräutigam hatte kaum Zeit, ſie zu betrachten. Er ſelbſt ſchien erſchöpft und halbtodt von den Anſtrengungen der Nachtwachen und den Beläſtigungen, mit welchen dieſe bizarren Gebräuche die

Kräfte ſelbſt der Liebe erſchöpfen. Der Biſchof nahm aus den Handen eines ſeiner Prieſter einen Kranz von natürlichen Blumen, ſezte ihn auf den Kopf des Mädchens, nahm ihn zurück und pflanzte ihn auf die Haare des jungen Mannes, nahm ihn dann noch einmal und ſezte ihn wieder auf den Schleier der Braut, und ließ ihn ſo mehreremale von einem Kopf zum andern gehen. Hierauf wurden eben ſo die Ringe an den Fingern der beiden hin und her geſchoben. Sie brachen dann das gleiche Brod und tranken den heiligen Wein aus demſelben Becher, worauf man die Neuvermählte nach den Gemächern, wohin die Frauen ihr allein folgen durften, führte, um noch einmal ihre Toilette zu wechſeln. Der Vater und die Freunde des Bräutigams führten ihrerſeits ihn in den Garten, wo man ihn am Fuße eines Baumes niederſizen ließ, um welchen alle Männer ſeiner Familie verſammelt waren. Alsbald kamen die Muſiker und Tänzer und ſezten bis zu Sonnenuntergang ihre barbariſchen Symphonieen, ihre ſchrillen Töne und ihre Verdrehungen um den jungen Mann her fort, der am Fuße des Baumes eingeſchlafen war, während ſeine Freunde vergeblich ihn jeden Augenblick zu erwecken ſuchen.

Als die Nacht gekommen war, führte man ihn in einer Proceſſion allein nach dem Hauſe ſeines Vaters. Erſt nach acht Tagen iſt es dem neuen Ehemann erlaubt, ſeine Frau abzuholen und zu ſich zu führen.

Die Frauen, welche mit ihrem Geſchrei das Haus Habib's erfüllten, entfernten ſich etwas ſpäter. Nichts war maleriſcher, als dieſe ungeheure Proceſſion von

Frauen und jungen Mädchen in den fremdartigſten, glänzendſten Trachten, bedeckt mit funkelnden Edelſteinen, jede von ihren Dienerinnen und Sklavinnen umgeben, welche Kienfackeln trugen um ihnen zu leuchten, ſo daß ihr Zug durch die langen engen Aloe- und Orangenalleen bis zu dem Meeresufer ſich dehnte, während ſie manchmal ſtille ſchwiegen, manchmal ein Geſchrei ausſtießen, welches neben den Wogen oder unter den großen Platanen am Fuße des Libanon ertönte. Wir kehrten in unſere Wohnung zurück, die in der Nähe von Habib's Landhauſe liegt, und hörten dort noch die Unterhaltungen der zur Familie gehörigen Frauen; wir beſtiegen unſere Terraſſen, und noch lange folgten unſere Augen den umherirrenden Lichtern, welche auf allen Seiten durch die Bäume der Ebene in die Runde flackerten.

— 29. September 1832. —

Man ſpricht von einer Niederlage Ibrahim's. Wenn die Aegyptiſche Armee ſich zurückziehen müßte, dürfte man ſich vor der Rache der Türken, welche jezt von den Chriſten des Libanon unterdrückt ſind, fürchten, und Exceſſe könnten in den Landhäuſern Statt finden, namentlich in ſolchen, wie das unſere. Ich entſchließe mich, zur Vorſicht auch ein Haus in der Stadt zu miethen, und habe dieſen Morgen eines gefunden, wo wir alle logiren können; es beſteht, wie alle arabiſchen Paläſte, aus einem kleinen dunkeln Korridor, welcher in einer Thüre mit gedrücktem Bogen nach der Straße ſich öffnet; dieſer Korridor führt in einen innern Hofraum, der mit Marmor gepflaſtert und von Divans oder offenen Sälen umgeben iſt. Im Sommer ſpannt man ein Zelt über dieſen Hof, und hier halten ſich die Araber auf, um Beſuche zu empfangen; ein Springbrunnen plätſchert in der Mitte des Hofs; wenn kein fließendes Waſſer da iſt, befindet ſich wenigſtens ein geſchloſſener Waſſerbehälter in einer der Ecken. Von dieſem Hofe gelangt man in mehrere große Gemächer, deren Boden ebenfalls aus Marmor in Moſaik oder in Platten beſteht, und welche bis zu halber Mannshöhe entweder mit Marmor, der in Niſchen, Pfeilern und kleinen Brunnen ausgehauen iſt, oder mit Getäfel aus gelbem Cedernholz von bewundernswerther Arbeit ausgeſchmückt ſind. Die erſte Abtheilung dieſes Divans iſt um eine Stufe niederer als die zweite Hälfte, und dieſe zweite Hälfte des Gemachs iſt mit einer hölzernen, zierlich geſchnizten Baluſtrade eingefriedigt; die Sklaven und Diener halten innerhalb der erſten Abtheilung aufrechtſtehend die Kaffeetaſſe, den Sorbet oder die Pfeife in der Hand; die Herren ſizen in der zweiten, an Polſter gelehnt auf Teppichen; überall findet man im Hintergrunde des Gemachs eine kleine hölzerne Treppe, welche im Getäfel verborgen iſt, und welche zu einer Art hoher Tribüne führt, die den Grund des Zimmers einnimmt. Von dieſer Tribüne gehen auf einer Seite kleine runde Fenſter, welche mit Gitterwerk geziert ſind, auf die Straße hinaus; die Seite nach dem Zimmer zu iſt ebenfalls mit Gitterwerk aus geſchniztem Holz verſehen, an welchem die Tiſchler des Landes alle Kunſt ihrer Zeichnung und Arbeit aufwenden; dieſe Tribünen ſind ſehr ſchmal und können Nichts faſſen, als einen mit Matrazen und ſeidenen Kiſſen bedeckten Divan; hieher ziehen ſich die reichen Türken oder Araber Nachts zurück; die andern begnügen ſich, Kiſſen auf dem Boden auszubreiten, worauf ſie denn ganz angekleidet, und ohne andere Decke ſchlafen, als die ſchweren ſchönen Pelzwerke, mit denen ſie gewöhnlich bekleidet ſind.

Aehnlicher Gemächer ſind in meinem Hauſe fünf oder ſechs im erſten Stockwerk, und eben ſo viel im zweiten, außerdem eine große Anzahl von kleinen hohen und getrennten Stübchen für die europäiſchen Domeſtiken; die Janitſcharen, die Sai's, die arabiſchen Domeſtiken liegen an der Thüre gegen die Straße oder im Hofe, man bekümmert ſich nicht um eine Ruheſtelle oder ein Bett für ſie; das Volk hier hat kein anderes Bett, als den Boden und eine Aegyptiſche Strohmatte; die Schönheit des Klima's hat Alles vorgeſehen, und wir ſelbſt machen die Erfahrung, daß es keinen köſtlicheren Betthimmel gibt, als dieſes ſchöne ſternenreiche Firmament, wo die leichten Lüfte des Meers ein wenig Kühle herbeiwehen, und zum Schlafe anreizen; es gibt hier keinen oder wenig Thau, und es genügt, ſich die Augen mit einem ſeidenen Sacktuch zu bedecken, um ſo ohne alle Unbequemlichkeit in freier Luft zu ſchlafen.

Dieſes Haus iſt Nichts, als eine ſichere Zuflucht für meine Frau und mein Kind, im Fall Ibrahim Baſſa ſich zurückziehen ſollte; ich begnügte mich, die Schlüſſel zu mir zu nehmen, und wir werden es nicht

bewohnen, außer wenn das übrige Land nicht mehr bewohnbar ſeyn ſollte. Unter dem Schuze der europäiſchen Konſuln, in einer von Mauern umſchloſſenen Stadt, neben einem Hafen, wo ununterbrochen Schiffe von allen Nationen vor Anker liegen, kann Reiſenden dort keine Gefahr drohen. Ich habe das Haus in der Stadt für ein Jahr um tauſend Piaſter, d. h. ungefähr um dreihundert Francs, gemiethet; die fünf Häuſer auf dem Lande koſten mich zuſammen nicht mehr als dreitauſend Piaſter, alſo haben wir im Ganzen um dreizehnhundert Francs ſechs Häuſer, von denen das in der Stadt allein in Europa wenigſtens vier oder fünftauſend Francs koſten würde.

Auf einer Erdzunge links vor der Stadt befindet ſich eine der reizendſten Beſizungen, die man auf der Welt wünſchen möchte; ſie gehört einem türkiſchen Negozianten, dem ich den Vorſchlag machen ließ, ſie mir abzutreten; vermiethen wollte er ſie nicht, er bot mir aber an, ſie mir um dreißigtauſend Piaſter, d. h. für ungefähr zehntauſend Franks zu verkaufen; ſie iſt mitten in einem ſehr großen Garten gelegen, welcher mit Orangen, Weinreben und Feigenbäumen bepflanzt und von einer ſchönen Felſenquelle bewäſſert iſt; die See umgibt ſie auf zwei Seiten, der Schaum beſpült den Fuß der Wände; die ganze ſchöne Rhede von Beirut mit den vor Anker liegenden Fahrzeugen dehnt ſich vor den Blicken, und man hört das Rauſchen des Windes in ihrem Takelwerk; an ſie ſtößt ein altes mauriſches Schloß, das mit ſchönen grünen Grasplätzen durch Brücken verbunden iſt, und deſſen hohe Zinnen ſich dunkel auf dem weißen Hintergrunde, welchen die Schneegipfel des Sannin's bilden, ſich abzeichnen, indem ſie durch ihre Zwiſchenräume die Schildwachen Ibrahim's ſehen laſſen, welche dort, die Blicke auf's Meer gerichtet, auf- und abgehen.

Das Haus iſt bei weitem ſchöner, als das, welches ich gemiethet habe. Alle Mauern ſind mit wunderſchön ausgehauenem Marmor oder Cederngetäfel von ungemein reicher Arbeit bekleidet, immerwährende Springbrunnen plätſchern mitten in den Zimmern zu ebener Erde, und hervorſpringende Balkone mit Gitterwerk verſehen, welche ſich um die obern Stockwerke herumziehen, machen es den Frauen möglich, ohne geſehen zu werden, Tag und Nacht im Freien ſich auf ihnen aufzuhalten, und ihre Blicke von dem wunderbaren Schauſpiel des Meeres, der Berge und der belebten Scenen des Hafens bezaubern zu laſſen. Dieſer Türke hat mich recht gut aufgenommen; er bewirthete mich reichlich mit Sorbet, Pfeifen und Kaffee und führte mich ſelbſt in allen Gemächern des Hauſes herum, indem er einen ſchwarzen Eunuchen vorausſchickte, um ſeinen Frauen anzuzeigen, daß ſie ſich in einen Pavillon im Garten zurückziehen ſollten, aber als wir in ihr Gemach oder Harem kamen, war der Befehl noch nicht ausgeführt, und wir bemerkten fünf oder ſechs junge Frauen, die einen höchſtens von fünfzehn bis ſechszehn, die andern von zwanzig bis dreißig Jahren, in der ſchönen, anziehenden Tracht der arabiſchen Frauen und der ganzen Unordnung ihrer häuslichen Toilette; ſie erhoben ſich eilends von ihren Matten und ihren Divans und entliefen mit nackten Beinen und Füßen, einige warfen in der Haſt einen Schleier über ihr Geſicht, andere trugen kleine Kinder an den Brüſten mit allem natürlichen Gefühl der Scham und der Verwirrung bei einer ſolchen Ueberraſchung. Sie ſchlüpften in einen dunkeln Korridor und der Eunuch ſtellte ſich vor die Thüre. Der arabiſche Negoziant ſchien über dieſen Umſtand durchaus weder verlegen noch ärgerlich und wir beſuchten die inneren Gemächer des Harems, wie wir in einem Hauſe in Europa hätten thun können.

Beſuch bei Lady Eſther Stanhope.

Lady Eſther Stanhope, Nichte Pitt's, verließ nach dem Tode ihres Onkels England und durchreiſte Europa. Jung, ſchön und reich, wurde ſie überall mit der Aufmerkſamkeit und dem Intereſſe aufgenommen, welche ihr Rang, ihr Vermögen, ihr Geiſt und ihre Schönheit ihr erwerben mußten, aber ſie weigerte ſich beharrlich, ihr Loos mit dem Looſe auch ihrer würdigſten Bewunderer zu verbinden, und nach Verfluß einiger in den Hauptſtädten Europa's verlebter Jahre ſchiffte ſie ſich mit einem zahlreichen Gefolge nach Konſtantinopel ein. Man hat niemals die Urſache dieſer freiwilligen Verbannung aus dem Vaterlande errathen: die Einen ſchrieben ihn dem Tode eines jungen engliſchen Generals zu, der in jener Zeit in Spanien fiel, und welchen eine ewige Trauer in dem Herzen der Lady Eſther lebendig erhalten ſollte;

die Andern einfach einem Geſchmack an Abenteuern, welchen man in dieſer jungen Dame bei ihrem unternehmenden und muthvollen Charakter wohl vermuthen konnte. Wie dem ſeyn mochte, ſie reiste ab, lebte einige Jahre in Konſtantinopel und ſchiffte ſich endlich nach Syrien auf einem engliſchen Fahrzeug ein, welches den größten Theil ihrer Schäze und einen unermeßlichen Werth an Koſtbarkeiten und Geſchenken jeder Art an Bord hatte.

Der Sturm trieb das Fahrzeug in den Golf von Makri, auf der Küſte von Karamanien, gegenüber von der Inſel Rhodus: es ſcheiterte an einer Klippe einige Meilen vom Ufer. Das Schiff war in wenigen Augenblicken zerſchellt, und die Schäze der Lady wurden von den Fluthen verſchlungen; ſie ſelbſt entging kaum dem Tode; auf einem Trümmer des Fahrzeugs wurde ſie auf eine kleine unbewohnte Inſel getragen, wo ſie vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung und Hülfe zubrachte; endlich fanden ſie Fiſcher von Marmoriza auf, und führten ſie nach Rhodus, wo ſie ſich dem engliſchen Konſul zu erkennen gab. Dieſes unglückliche Ereigniß machte ihren Entſchluß durchaus nicht lauer. Sie begab ſich nach Malta und von da nach England. Dort ſammelte ſie die Trümmer ihres Vermögens, und veräußerte einen Theil ihres Grundbeſizes gegen eine Leibrente, belud zum zweitenmale ein Schiff mit Reichthümern und Geſchenken für die Gegenden, die ſie durchſtreifen wollte und ſeegelte ab. Die Reiſe war glücklich, und ſie ſtieg bei Latakia, dem alten Laodicea zwiſchen Tripolis und Alexandrette auf der ſyriſchen Küſte an's Land. Sie ließ ſich in der Umgegend nieder, lernte das Arabiſche, umgab ſich mit lauter Perſonen, die ihr bei den Verhältniſſen mit den verſchiedenen arabiſchen, druſiſchen, ſyriſchen Völkerſchaften des Landes Vorſchub leiſten konnten, und bereitete ſich, wie ich es jezt ſelbſt thue, auf die Entdeckungsreiſen in die weniger gangbaren Gegenden von Arabien, Meſopotamien und die Wüſte vor.

Nachdem ſie mit der Sprache, der Tracht, den Sitten und Gebräuchen des Landes gehörig vertraut war, brachte ſie eine zahlreiche Karavane zuſammen, belud Kameele mit reichen Geſchenken für die Araber und durchſtreifte alle Gegenden Syriens. Sie hielt ſich zu Jeruſalem, Damaskus, Aleppo, Koms, Balbeck und Palmyra auf: an dieſem lezten Ort war es, wo die zahlreichen herumziehenden Stämme der Araber, welche ihr den Zugang zu dieſen Ruinen erleichtert hatten, ſich vierzig bis funfzig tauſend Mann ſtark um ihr Zelt verſammelten, und, entzückt von ihrer Schönheit, Anmuth und ihrem hohen Anſtand, ſie als Königin von Palmyra ausriefen und ihr Fermans zuſtellten, durch welche beſtimmt wurde, daß jeder unter ihrem Schuze ſtehende Europäer mit aller Sicherheit die Wüſte und die Ruinen von Palmyra beſuchen dürfe, vorausgeſezt jedoch, daß er ſich verpflichtete, einen Tribut von tauſend Piaſtern zu bezahlen. Dieſer Vertrag beſteht noch, und würde von den Arabern getreulich gehalten, wenn man ihnen nur ſichere Proben von dem Schuze der Lady Stanhope gäbe.

Bei ihrer Rückkehr von Palmyra ſollte ſie von einem andern zahlreichen arabiſchen Stamm entführt werden, welcher mit denen von Palmyra in feindlichen Verhältniſſen ſtand. Durch einen der Ihrigen davon in Kenntniß geſezt, verdankte ſie ihre und ihrer Karavane Rettung einem ſtarken Nachtmarſch und der Schnelligkeit ihrer Pferde, welche in vier und zwanzig Stunden eine unglaubliche Strecke durch die Wüſte zurücklegten. Sie kam nach Damaskus zurück, wo ſie einige Monate unter dem Schuze des türkiſchen Baſſa verweilte, dem ſie von der Pforte dringend empfohlen worden war.

Nachdem die Lady in allen Gegenden des Orients bald da bald dort ſich aufgehalten hatte, wählte ſie endlich wieder einen feſten Wohnſiz in einer beinahe unzugänglichen Einſamkeit auf einem der Berge des Libanon, nahe bei Saide, dem alten Sidon. Der Baſſa von Saint-Jean-d'Acre, Abdallah-Baſſa, welcher für ſie große Ehrfurcht und eine unbegränzte Ergebung hegte, räumte ihr die Reſte eines Kloſters und das von Druſen bewohnte Dorf Dgioun ein. Hier baute ſie mehrere Häuſer und umgab ſie mit einer Ringmauer, wie unſre Feſtungen im Mittelalter: ſie legte dort künſtlich einen reizenden Garten nach Art der Türken an mit Blumen und Fruchtbäumen, Rebengängen und Kiosken, reich in arabiſchen Bildwerken und Malereien ausgeſchmückt, mit Waſſern, welche in Marmorrinnen liefen, mit Springbrunnen in der Mitte der Fußböden in den Kiosken, und mit Alleen von Orangen-, Feigen- und Citronenbäumen. Hier verlebte Lady Stanhope mehrere Jahre in einem durchaus orientaliſchen Luxus, umgeben mit einer großen Anzahl von europäiſchen oder arabiſchen Dragomans, von einem zahlreichen Gefolge von Frauen, von ſchwarzen Sklavinnen, und in freundſchaftlichen,

ſelbſt politiſchen Beziehungen mit der Pforte, mit Abdallah-Baſſa, mit dem Emir Beſchir und namentlich mit den arabiſchen Scheikhs der Wüſten von Syrien und von Bagdad.

Bald kam ihr noch bedeutendes Vermögen herab durch den Zerfall ihrer Umſtände, welche unter ihrer Abweſenheit Noth litten, und ſie ſah ſich auf ein Einkommen von dreißig bis vierzigtauſend Franken beſchränkt, die noch immer für das Gefolge hinreichen, welches Lady Stanhope genöthigt iſt, zu halten. Die Perſonen, welche ſie von Europa mitgebracht hatte, waren indeß geſtorben oder von ihr weggezogen; die Freundſchaft der Araber, welche immer durch neue Geſchenke und Blendwerke erhalten werden mußte, wurde lauer: der Verkehr ſtockte, und Lady Eſther verfiel in die gänzliche Abgeſchiedenheit, in der ich ſelbſt ſie fand; hier aber entfaltete ihr heldenmüthiger, eiſerner Charakter alle die Energie, all die beharrliche Willenskraft ihrer Seele. Sie dachte nicht darauf, einen Schritt zurückzuthun; ſie vermißte die Welt und die Vergangenheit nicht, ſie beugte ſich nicht unter der Verlaſſenheit, unter dem Unglück, unter der Ausſicht auf das Alter und die Vergeſſenheit bei ihren Mitlebenden: ſie blieb allein, wo ſie noch iſt, ohne Bücher, ohne Journale, ohne Briefe von Europa, ohne Freunde, ſelbſt ohne ihrer Perſon ergebene Diener; ihre einzige Umgebung waren einige Negerinnen und ſchwarze Sklavenkinder, und eine gewiſſe Anzahl von arabiſchen Bauern, um ihren Garten und ihre Pferde zu beſorgen und über ihre perſönliche Sicherheit zu wachen. Man glaubt allgemein im Lande, und meine Beziehungen mit ihr begründen dieſen Glauben in mir ſelbſt, daß ſie die übernatürliche Kraft ihrer Seele und ihres Willens nicht einzig aus ihrem Charakter, ſondern aus gewiſſen überſpannten religiöſen Ideen ſchöpft, in welchen ſich der Illuminismus von Europa mit einigen orientaliſchen Glaubensmeinungen, hauptſächlich über die Wunder der Aſtrologie verbinden. Bei Alle dem iſt Lady Stanhope ein großer Name im Orient und ein Gegenſtand der Bewunderung in Europa. Da ich ſo nahe bei ihr war, wünſchte ich ſie zu ſehen: ihr Geſchmack an der Einſamkeit und einem abgeſchiedenen beſchaulichen Leben ſtimmte augenſcheinlich ſo ſehr mit meinem eigenen zuſammen, daß ich die größte Luſt fühlte, zu erproben, welche Berührungspunkte vielleicht zwiſchen uns Statt finden konnten. Es iſt aber für einen Europäer Nichts ſchwerer, als bei ihr vorgelaſſen zu werden; ſie ſträubt ſich gegen jeden Verkehr mit den Reiſenden aus England, ſelbſt mit den Gliedern ihrer Familie; ich hatte daher nur wenig Hoffnung, mich ihr vorſtellen zu dürfen, und hatte dazu keinen Empfehlungsbrief: da ich jedoch wußte, daß ſie immer noch einige entfernte Beziehungen mit den Arabern von Paläſtina und Meſopotamien unterhielt, und daß eine Empfehlung von ihrer Hand bei dieſen Stämmen mir vom größten Nuzen bei meinen künftigen Streifereien ſeyn würde, ſo entſchloß ich mich einen Araber mit folgendem Briefe zu ihr zu ſchicken.

„Milady!

„Wie Sie, ein Reiſender, wie Sie fremd im Orient, wie Sie Nichts verlangend, als den Schauplaz ſeiner Natur, ſeiner Ruinen und der Werke Gottes zu beſuchen, bin ich mit meiner Familie in Syrien angekommen. Ich würde für einen der intereſſanteſten Tage meiner Reiſe den rechnen, an dem ich eine Frau kennen gelernt hätte, welche ſelbſt ein Wunder des Orients iſt, deſſen Boden ich jezt betrete."

„Sollten Sie ſo gütig ſeyn, mich vorlaſſen zu wollen, ſo laſſen Sie mir den Tag anſagen, an welchem es Ihnen gefällig iſt, und thun Sie mir zu wiſſen, ob ich allein kommen ſoll, oder ob ich einige meiner Freunde mit mir nehmen darf, welche die Ehre, Ihnen vorgeſtellt zu werden, nicht geringer anſchlagen würden, als ich ſelbſt."

„Möchte dieſe Bitte, Milady, Ihrer Höflichkeit nicht abnöthigen, mir Etwas zuzugeſtehen, was der Gewohnheit Ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit zuwider wäre. Ich verſtehe zu gut den Werth der Freiheit und den Reiz der Einſamkeit, um nicht Ihre Weigerung zu verſtehen und zu achten."

Genehmigen Sie ꝛc."

Ich durfte nicht lange auf Antwort warten; den 30., um drei Uhr Nachmittags, kam der Stallmeiſter Lady Stanhope's, welcher zu gleicher Zeit ihr Arzt iſt, zu mir mit dem Auftrag, mich nach Dgioun, dem Wohnort dieſer außerordentlichen Frau zu geleiten.

Wir zogen um vier Uhr ab. Ich reiste in Geſellſchaft des Doktor Leonardi, des Hrn. v. Parſeval, eines Domeſtiken und eines Führers; wir waren Alle zu Pferde. Eine halbe Stunde von Beirut kam ich durch ein Gehölz herrlicher Tannen, von dem Emir Fakardin auf einem hohen Vorgebirge regelmäßig angepflanzt, — ein Punkt mit wunderſchöner Ausſicht, wo die Reichthümer der Vegetation des Occidents, der Weinſtock, der Feigen-, der Maulbeerbaum und die pyramidenförmige Pappel mit einigen erhabenen Säulenſtämmen orientaliſcher Palmen ſich vereinen, deren breite Blätter der Wind auf dem blauen Grunde des Himmels wie einen Helmbuſch auseinander weht. Einige Schritte weiter tritt man in eine Art von Wüſte von rothem Sande ein, der in ungeheuren beweglichen Wellen, gleich denen des Oceans angehäuft iſt. Den Abend wehte eine ſtarke Luft, und der Wind durchfurchte, kräuſelte, wirbelte den Sand wie er die Wogen des Meeres aufrührt und peitſcht. — Keine Spur von Menſchen oder Thieren war auf dieſem Sandmeer zu ſehen; unſer einziger Wegweiſer war das Getöſe der Fluthen auf einer Seite, und die durchſichtigen Kuppen der Spize des Libanon auf der andern. Wir fanden bald wieder eine Art von Weg oder Pfad, welcher mit ungeheuren Quaderblöcken beſät war. — Dieſer Weg, der an dem

bis nach Aegypten fortläuft, führte uns bis an
Trümmern liegendes Haus, dem Ueberbleibſel ei-
ten befeſtigten Thurms, wo wir die finſtern Stun-
r Nacht zubrachten, auf eine Schilfmatte gelagert
n unſere Mäntel gehüllt. — Sobald der Mond
gangen war, beſtiegen wir unſere Pferde wieder.
s war eine der ſternhellen Nächte, wo die voll-
enſte Heiterkeit in den Tiefen des Aethers, zu wel-
ir aus ſo weiter Ferne hinaufblicken, zu herrſchen,
er die Natur um uns her zu ſeufzen und in un-
henden Krämpfen ſich zu winden ſcheint. — Der
ſe Anblick der Küſte vermehrte ſeit einigen Mei-
eſen widrigen Eindruck. — Wir hatten mit der
nerung die ſchönen ſchattigen Abhänge, die grü-
Thäler des Libanon hinter uns gelaſſen. Holpe-
hügel von oben bis unten mit ſchwarzen, grauen
eißen Steinen, den Trümmern von Erdbeben, be-
hoben ſich ganz in unſerer Nähe. Zu unſerer Lin-
d Rechten entrollte das Meer, ſeit dem Morgen
nem dumpfbrauſenden Sturme in die Höhe getrie-
ſeine gewaltigen drohenden Wogen, welche wir an
chatten, die ſie vor ſich her warfen, von ferne kom-
ahen; ſie ſchlugen dann an das Ufer, jede mit ei-
Donnerſchlag, und trieben ihren reichlichen, ſpru-
n Schaum bis auf den Rain von feuchtem Sand,
em wir ritten, indem ſie die Füße unſerer Pferde
al unter Waſſer ſezten, und uns ſelbſt mit ſich zu
drohten; ein Mond, ſo hell als eine Winterſonne,
trahlen genug auf das Meer fallen, um uns ſeine
ſehen zu laſſen, beleuchtete aber unſern Weg nicht

ſo deutlich, um das Auge über die Gefährlichkeiten des Wegs ſicher zu belehren. — Bald ergoß ſich von der Spize der Gebirge des Libanon der Schein einer Feuerglut durch den weißen oder düſtern Nebel des Morgens, und verbreitere über die ganze Scene ein fahles bleiches Licht, welches weder Tag noch Nacht iſt, weder den Glanz des einen, noch die Heiterkeit der andern hat; eine für Auge und Gemüth peinliche Stunde, ein Kampf zwiſchen zwei ſich entgegengeſezten Principien, von welchem die Natur manchmal das betrübende Bild darbietet, welchen man aber noch viel öfter in ſeinem eigenen Herzen wieder findet. — Sieben Uhr Morgens verließen wir ſchon bei einer verzehrenden Hize Saide, das alte Sidon, welches in die Fluthen vorſpringt, wie ein ruhmvolles Denkmal einer vergangenen Herrſchaft; wir erkletterten kahle, zerriſſene Kreidehügel, welche, unmerklich von Abſaz zu Abſaz aufſteigend, uns zu dem einſamen Aufenthalt führten, den unſere Augen vergeblich ſuchten. Sobald wir eine Anhöhe erklettert hatten, entdeckten wir eine neue höhere, die man wiederum zu erklettern oder zu umgehen hatte; Berge reihten ſich an Berge, wie die Ringe einer dichten Kette, indem ſie Nichts zwiſchen ſich ließen, als tiefe weiße Schluchten, mit graulichen Felſenquadern beſät. Dieſe Berge ſind durchaus ohne alle Vegetation und Erdboden. Es ſind Skelette von Hügeln, welche die Gewäſſer und die Winde ſchon ſeit Jahrhunderten abgeſchält haben. — An einem ſolchen Orte hätte ich mir keineswegs den Aufenthalt einer Frau gedacht, welche die Welt geſehen und auf der ganzen Erde zu wählen hatte. — Endlich von der

Höhe eines dieſer Felſen herab fielen meine Augen auf ein tieferes, breiteres Thal, auf allen Seiten von majeſtätiſcheren, aber nicht weniger kahlen Bergen begränzt. Mitten in dieſem Thal wurzelte der Berg Dgioun wie die Baſis eines breiten Thurms und rundete ſich in zirkelformigen Felſenſchichten, welche gegen den Gipfel zu ſich enger zuſammenzogen und endlich eine Ebene von einigen hundert Toiſen im Durchmeſſer bildeten, auf der eine ſchöne reizende grüne Vegetation war. Eine weiße Mauer, an deren eine Ecke ſich ein Kiosk anlehnte, umgab dieſe grüne Maſſe. — Dieß war der Aufenthalt der Lady. Wir erreichten ihn um Mittag. Das Haus iſt nicht Das, was man in Europa, nicht einmal, was man im Orient ſo nennt, es iſt eine unordentliche wunderliche Zuſammenſezung von zehn oder zwölf kleinen Häuschen, von denen jedes nur ein oder zwei Zimmer ohne Fenſter zu ebener Erde hat, und welche von einander durch kleine Hofe oder Gärten getrennt ſind, Was einen Anblick gewährt, wie die armen Klöſter, welche man in Italien oder Spanien auf den hohen Bergen trifft, und welche den Bettelorden gehören. Nach ihrer Gewohnheit war Lady Stanhope vor drei oder vier Uhr Nachmittags nicht zu ſehen. Man führte uns in eine Art enge Zelle, ohne Fenſter und Möbeln, bediente uns mit einem Frühſtück, und wir warfen uns auf einen Divan, das Erwachen der unſichtbaren Gebieterin dieſer romantiſchen Räume erwartend. — Ich ſchlief; um drei Uhr klopfte es an meiner Thüre, und man meldete mir, daß ich erwartet werde; ich kam durch einen Hof, einen Garten, einen offenen Kiosk, von Jasmin umrankt, darauf durch zwei oder drei düſtere Korridors, und wurde von einem kleinen Negerkinde von ſechs bis acht Jahren in das Kabinet der Lady Eſther geführt. — Hier herrſchte ein ſo tiefes Dunkel, daß ich kaum die edlen, ernſten, ſanften und majeſtätiſchen Züge der weißen Geſtalt in orientaliſcher Tracht unterſcheiden konnte, welche ſich von dem Divan erhob und gegen mich kam, indem ſie mir die Hand bot. Lady Eſther ſcheint fünfzig Jahre zu zählen; ſie hat jene Züge, wie ſie die Jahre nicht verwiſchen können; die Friſche, die Farbe, die Grazie ſchwinden mit der Jugend dahin; aber wenn die Schönheit in der Form ſelbſt liegt, in der Reinheit der Linien, in der Würde, in der Majeſtät, in dem geiſtigen Ausdruck eines Männer= oder Frauengeſichts, ſo ändert ſie ſich zwar in den verſchiedenen Epochen des Lebens, aber ſie verſchwindet nie. Dieß iſt der Fall bei der Lady. — Sie trug auf dem Kopf einen weißen Turban, und hatte um die Stirn ein wollenes Band von Purpurfarbe, welches auf beiden Seiten des Haupts zu den Schultern hinab fiel. Ein langer gelber Kaſchemirſhawl, ein weites türkiſches Kleid von weißer Seide mit flatternden Aermeln umfloß ihre ganze Geſtalt in einfachen majeſtätiſchen Falten, und man ſah nur durch die Oeffnung, welche dieſe erſte Tunika auf der Bruſt ließ, ein zweites Kleid von geblümtem perſiſchem Stoff, das bis an den Hals hinaufging, wo es von einer Perlenagraffe zuſammengehalten war. — Türkiſche Halbſtiefel von gelbem mit Seide geſticktem Saffian vollendeten die ſchöne orientaliſche Tracht, in der ſie ſich mit der Unbefangenheit und Grazie einer Perſon bewegte, welche ſeit ihrer Jugend niemals eine andere getragen hat.

— Sie ſind, fing ſie an, weit her gekommen, um eine Einſiedlerin zu ſehen; ſeyn Sie denn willkommen; ich nehme wenig Fremde an, kaum einen oder zwei des Jahrs; aber Ihr Brief hat mir gefallen, und ich wünſchte, eine Perſon kennen zu lernen, welche wie ich, Gott, die Natur und die Einſamkeit liebt. — Uebrigens haben mir einige Umſtände geſagt, daß unſere Geſtirne befreundet ſind, und daß wir uns gegenſeitig zuſagen werden. Ich bemerke mit Vergnügen, daß mein Vorgefühl mich nicht getäuſcht hat. Ihre Züge, die ich jezt ſehe, und das bloße Geräuſch Ihres Tritts, während Sie über den Korridor gingen, haben mir genug von Ihnen geſagt, um nicht zu bereuen, daß ich einwilligte, Sie bei mir zu ſehen. — Sezen wir uns, um zu plaudern. — Wir ſind ſchon Freunde. — Wie, ſagte ich, Milady, beehren Sie ſo ſchnell mit dem Namen eines Freundes einen Mann, deſſen Namen und Leben Ihnen gänzlich unbekannt ſind? Sie wiſſen nicht, Wer ich bin. — Es iſt wahr, entgegnete ſie, ich weiß weder Wer Sie nach dem Sinne der Welt ſind, noch Was Sie gethan haben, während Sie mit den Menſchen lebten; aber ich weiß bereits, Was Sie vor Gott ſind. Halten Sie mich nicht für eine Närrin, wie mich oft die Welt nennt, ich kann dem Verlangen nicht widerſtehen, mit Ihnen ganz offenherzig zu ſprechen. Es gibt eine Wiſſenſchaft, welche heut zu Tage in Ihrem Europa ſich verloren hat, eine Wiſſenſchaft, welche aus dem Oriente ſtammt, wo ſie nie untergegangen iſt, wo ſie noch lebt.

— Ich beſize ſie. — Ich leſe in den Sternen. Wir ſind alle Kinder irgend eines dieſer himmliſchen Lichter, welche unſere Geburt beherrſchten, und deſſen glücklicher oder unglücklicher Einfluß in unſern Augen, auf unſerer Stirne, in unſern Zügen, in den Lineamenten unſerer Hand, in der Form unſeres Fußes, in unſern Bewegungen, unſerem Gange geſchrieben iſt; wohlan denn, ich kenne Sie, wie wenn ich ein Jahrhundert mit Ihnen gelebt hätte. — Wollen Sie, daß ich Ihnen Sie ſelbſt enthülle? Wollen Sie, daß ich Ihnen Ihr Geſchick vorausſage? — Hüten Sie Sich wohl, Milady, antwortete ich ihr lächelnd; ich läugne Nichts, was ich nicht kenne; ich werde nicht behaupten, daß in der ſichtbaren und unſichtbaren Natur, wo Alles zuſammenhängt, Alles verkettet iſt, untergeordnete Weſen, wie die Menſchen nicht unter dem Einfluſſe höherer, wie die Engel und die Geſtirne ſtehen, aber ich habe ihre Offenbarungen nicht nöthig, um mich ſelbſt — Verderbniß, Schwäche, Elend! — kennen zu lernen. — Was aber das Geheimniß meines künftigen Geſchicks betrifft, ſo fürchtete ich die Gottheit, welche ſie mir verhüllt, zu entheiligen, wenn ich ein geſchaffenes Weſen darum befragte. — Hinſichtlich der Zukunft glaube ich an Nichts, als an Gott, Freiheit und Tugend. — Glauben Sie, Was Sie darüber wollen, es thut Nichts zur Sache, ſagte ſie darauf; Was mich betrifft, ſo ſehe ich deutlich, daß Sie unter dem Einfluſſe drei glücklicher, mächtiger und guter Geſtirne geboren ſind, welche Sie mit eben ſolchen Eigenſchaften begabt haben, und welche Sie zu einem Ziele fuhren werden, das ich, wenn Sie wollen, Ihnen

ſchon heute anzeigen kann. — Gott führt Sie hieher, um Ihre Seele zu erleuchten; Sie ſind einer von den Menſchen voll Sehnſucht und gutem Willen, die er zu Werkzeugen für die wunderbaren Werke braucht, welche er bald bei den Menſchen in Ausführung bringen wird. — Glauben Sie an das Reich des erſchienenen Meſſias? — Ich bin als Chriſt geboren, ſagte ich, damit ſey Ihnen geantwortet. — Chriſt! erwiederte ſie mit einem leichten Anflug von Humor; — auch ich bin Chriſtin; aber hat nicht der, den Sie Chriſtus nennen, geſagt: „ich ſpreche zu Euch noch in Gleichniſſen, aber der nach mir kommt, wird im Geiſte und der Wahrheit reden.“ — Gut, das iſt Der, den wir erwarten, der Meſſias, der noch nicht gekommen iſt, aber nicht lange mehr ausbleiben wird, den unſere Augen ſehen werden, und für deſſen Ankunft Alles in der Welt ſich jezt vorbereitet! — Was antworten Sie? und wie möchten Sie die eigenen Worte des Evangeliums, die ich Ihnen angeführt habe, ableugnen oder verdrehen? Welches ſind Ihre Beweggründe, an Chriſtus zu glauben? — Erlauben Sie mir, ſagte ich hierauf, Milady, mit Ihnen in eine ſolche Erörterung nicht einzugehen, ich gehe darin mit mir ſelbſt nicht ein. — Es gibt zwei Arten des Lichts für den Menſchen: die eine erleuchtet den Verſtand, iſt der Erörterung, dem Zweifel unterworfen, und führt nicht ſelten bloß zum Irrthum und zur Verirrung; die andere erleuchtet das Herz und täuſcht niemals, denn ſie iſt zu gleicher Zeit Klarheit und Ueberzeugung. Gott allein beſizt die Wahrheit anders, und zwar als Wahrheit an ſich; wir haben ſie nur als Glauben! — Ich glaube an Chriſtus, weil er auf die Erde die heiligſte, fruchtbarſte und göttlichſte Lehre gebracht hat, deren Strahl je auf die Intelligenz des Menſchen fiel. — Eine ſo himmliſche Lehre kann nicht die Frucht der Täuſchung und der Lüge ſeyn. — Chriſtus hat geſprochen, wie die Vernunft ſpricht. — Man erkennt eine Lehre an ihrer Moral, wie den Baum an ſeinen Früchten; die Früchte des Chriſtenthums — ich ſpreche mehr von ſeinen zukünftigen, als von ſeinen ſchon hervorgebrachten und verſtümmelten — ſind unendlich, vollkommen und göttlich; — daher iſt die Lehre ſelbſt göttlich; — daher iſt ihr Stifter ein göttliches Wort, wie er ſich ſelbſt nannte. — Dieß iſt der Grund, warum ich Chriſt bin, dieß die ganze religiöſe Erklärung, die ich mir ſelbſt gebe; mit andern laſſe ich mich nicht darauf ein; man beweiſt dem Menſchen Nichts, als Was er ſchon glaubt. Aber endlich, entgegnete ſie, finden Sie denn die ſociale, politiſche und religiöſe Welt in einem guten Zuſtande? Fühlen Sie nicht, Was die ganze Welt fühlt: das Bedürfniß, die Nothwendigkeit einer Offenbarung durch einen Erlöſer, einen Meſſias, welchen wir erwarten und welchen wir ſchon in unſerer Sehnſucht ſehen? — Was dieß betrifft, antwortete ich, ſo iſt es andere Frage. — Mehr als ich leidet und ſeufzt kein Menſch in dem allgemeinen Seufzen der Natur, der Menſchen, der Staaten. — Keiner ſchlägt die ungeheuren ſocialen, politiſchen und religiöſen Mißbräuche höher an, als ich. — Keiner hofft mehr, als ich, auf einen Heiland für dieſe unerträglichen Uebel der Menſchheit. Keiner iſt lebhafter überzeugt, daß dieſer Heiland nur ein göttlicher ſeyn

könne! — Wenn Sie Dieß auf einen Meſſias warten heißen, ſo warte ich wie Sie, auf ſeine baldige Erſcheinung, ſeufze noch mehr, als Sie danach; wie Sie, und mehr als Sie ſehe ich in dem erſchütterten Glauben des Menſchen, in dem Tumulte ſeiner Ideen, in der Leere ſeines Herzens, in der Verſchlimmerung ſeines geſellſchaftlichen Zuſtands, in dem wiederholten Wanken ſeiner politiſchen Inſtitutionen alle Symptome einer Umkehrung und dem zu Folge einer nahe bevorſtehenden Erneuerung. Ich glaube, daß Gott immer genau in dem Augenblick ſich zeigt, wo Alles, was menſchlich heißt, nicht mehr zureicht, wo der Menſch geſteht, daß er für ſich ſelbſt Nichts vermag. — Die Welt iſt auf dieſem Punkte. Ich glaube an einen Meſſias, der unſerer Epoche nahe bevorſteht; aber unter dieſem verſtehe ich nicht Chriſtus, der uns nichts Neues an Weisheit, Tugend und Wahrheit zu geben hat, ſondern den, von dem Chriſtus geſagt hat, daß er nach ihm kommen werde, jenen heiligen Geiſt, immer wirkſam, immer dem Menſchen beiſtehend, immer ihm nach Zeit und Bedürfniß offenbarend, Was er zu thun und zu wiſſen hat. — Ob dieſer göttliche Geiſt in einem Menſchen oder einer Lehre, in einer Thatſache oder einer Idee ſich verkörpert, darauf kommt es nicht an, er iſt immer der gleiche; Menſch oder Lehre, Thatſache oder Idee, ich glaube an ihn, ich hoffe auf ihn, ich rufe ihn an! Sie ſehen nun, daß wir uns wohl verſtändigen können, und daß unſere Geſtirne nicht ſo weit von einander abſtehen, als unſere Unterhaltung Sie vielleicht glauben laſſen konnte. — Sie lächelte; ihre Augen, einigemal etwas feucht geworden, während ich ihr das Bekenntniß meiner chriſtlichen Philoſophie ablegte, verklärten ſich in einer Milde des Blicks und einem Lichte, welche beinahe übernatürlich zu nennen waren. — Glauben Sie, Was Sie wollen, hob ſie wieder an, Sie ſind nichts deſto weniger einer von jenen Männern, auf die ich harrte, welche die Vorſehung wir ſendet, und welche einen großen Theil von dem Werke zu erfüllen haben, das ſich vorbereitet; bald werden Sie nach Europa zurückkehren; mit Europa iſt es zu Ende; Frankreich allein hat noch einen großen Beruf zu erfüllen; Sie werden Theil daran nehmen; wie? weiß ich noch nicht, aber wenn Sie es wünſchen, kann ich es Ihnen dieſen Abend ſagen, nachdem ich Ihre Geſtirne darüber befragt habe. — Ich kenne ſie noch nicht alle, ich ſehe für jezt nur drei, ich unterſcheide vier, vielleicht fünf, wer weiß? noch mehrere. Eines von ihnen iſt mit Beſtimmtheit Merkur, er gibt der Intelligenz und dem Worte Klarheit und Farbe; Sie müſſen Dichter ſeyn: Dieß liegt in dem obern Theile Ihres Geſichts; weiter unten ſtehen Sie unter der Herrſchaft von ganz verſchiedenen, beinahe einander entgegengeſezten Sternen, es iſt dort ein Einfluß von Energie und Thätigkeit; auch die Sonne, ſagte ſie gleich darauf, wirkt dort in der Haltung Ihres Hauptes und in der Art, wie Sie es nach der linken Schulter zu fallen laſſen. — Danken Sie Gott: es gibt wenige Menſchen, welche unter mehr, als Einem Geſtirne geboren ſind, wenige, deren Geſtirn glücklich iſt, und noch wenigere, deren Geſtirn, ſelbſt wenn es günſtig iſt, nicht in dem bösartigen Einfluſſe

eines entgegengeſezten Geſtirns ein Gegengewicht findet. Sie dagegen haben deren mehrere, und alle ſind in Harmonie, um Ihnen zu dienen, alle vereinigen ſich hülfreich zu Ihren Gunſten. Wie iſt Ihr Name? — Ich ſagte ihr ihn. — Ich habe ihn noch nie gehört, erwiederte ſie mit dem Accente der Wahrheit. — Ein Beweis, Milady, Was der Ruhm iſt. — Ich habe in meinem Leben einige Verſe gemacht, denen zu Liebe mein Name bei allen literariſchen Echo's in Europa Millionen Male genannt wurde; dieſes Echo iſt aber zu ſchwach, um über Ihr Meer und Ihre Berge zu dringen, hier bin ich ein ganz neuer, völlig unbekannter Menſch, ein Name, der noch nie ausgeſprochen wurde! Um ſo mehr fühle ich mich von dem Wohlwollen geſchmeichelt, das Sie mir ſo reichlich zu Theil werden laſſen, ich verdanke es nur Ihnen und mir. — Ja, ſagte ſie, Dichter oder nicht, ich liebe Sie, ich hoffe auf Sie; ſeyn Sie verſichert, wir werden uns wiederſehen; Sie werden in den Occident zurückkehren, aber es wird nicht lange anſtehen, ſo werden Sie wieder nach dem Oriente kommen: er iſt Ihr Vaterland. — Iſt wenigſtens, antwortete ich, das Vaterland meiner Phantaſie. — Lachen Sie nicht, entgegnete ſie, er iſt Ihr wirkliches Vaterland, das Vaterland Ihrer Väter. Ich bin deſſen gewiß; betrachten Sie Ihren Fuß! — Ich ſehe Nichts daran, ſagte ich, als den darauf liegenden Staub Ihrer Wege, über welchen ich in einem Salon des altväteriſchen Europa's erröthen würde. — Keineswegs Das, fing ſie auf's Neue an, ich hatte Dieß ſelbſt nicht wahrgenommen. — Betrachten Sie: der Bug Ihres Fußes iſt ſehr erhaben, und zwiſchen Ihrer Ferſe und den Zehen findet ſich, wenn Ihr Fuß auf der Erde iſt, ein hinreichender Zwiſchenraum, daß das Waſſer ohne Sie zu benezen durchfließen kann. — Dieß iſt der Fuß der Araber, der Fuß des Orients; Sie ſind ein Sohn dieſer Gegenden, und wir nähern uns der Zeit, wo Jeder in das Land ſeiner Väter zurückkehren wird. — Wir werden uns wiederſehen. — Ein ſchwarzer Sklave trat jezt ein, warf ſich, die Stirne auf dem Teppich und die Hände auf dem Kopf, vor ihr nieder, und ſagte ihr einige arabiſche Worte. — Gehen Sie, ſagte ſie darauf, es iſt für Sie ſervirt; ich will mich mit Ihnen beſchäftigen, und in der Verwirrung meiner Ideen über Ihre Perſon und Ihre Zukunft einen helleren Blick gewinnen; ſpeiſen Sie ſchnell und kehren Sie wieder; ich ſelbſt ſpeiſe nie mit Jemanden; ich lebe höchſt mäßig; Brod, Früchte, zur Zeit wo das Bedürfniß ſich fühlbar macht, genügen mir; ich darf keinem Gaſte zumuthen, ſich meiner Art und Weiſe zu unterziehen. — Nun wurde ich unter einem Laubgange von Jasmin und Roſenlorbeer an das Thor ihres Gartens geführt. Der Tiſch war für mich und Herrn von Parſeval gedeckt; wir ſpeisten ſehr ſchnell, aber ſie wartete ſelbſt nicht einmal ab, bis wir von der Tafel aufſtanden, ſondern ſchickte Leonardi, um mich zu ihr zu rufen. Ich lief hin, und traf ſie, eine lange orientaliſche Pfeife rauchend; worauf ſie auch mir eine bringen ließ. Da ich ſchon zu ſehr gewöhnt war, die eleganteſten und ſchönſten Frauen des Orients rauchen zu ſehen, ſo fand ich nichts Anſtößiges mehr in dieſer zierlichen gleichgiltigen

Stellung, in dieſen wohlduftenden Rauchwolken, welche in leichten Säulen den Lippen einer ſchönen Frau entſtiegen, und die Unterhaltung unterbrachen, ohne ſie zu erkälten. So ſprachen wir lange Zeit und immer über den Lieblingsgegenſtand, das einzige, geheimnißvolle Thema dieſer außerordentlichen Frau, einer modernen Magierin, welche wenigſtens jeden Falls an die berühmten Magierinnen des Alterthums erinnerte, — eine Circe der Wüſten. Es ſchien mir, die religiöſen Lehren der Lady Eſther waren eine geſchickte, wenn auch verworrene Miſchung der verſchiedenen Religionen, in deren Mitte ſie ſich verbannt hat; ſie war geheimnißvoll, wie die Druſen, deren Myſterium ſie, vielleicht einzig in der Welt, kennt; in das Schickſal ergeben, wie ein Muſelman und gleich ihm Fataliſtin; erwartete mit den Juden den Meſſias und bekannte ſich zu der Anbetung Chriſti und zu der Ausübung ſeiner auf Liebe gebauten Moral. Nimmt man noch dazu die fantaſtiſchen Farben und die übernatürlichen Träume einer von dem Orient belebten und durch Einſamkeit und Beſchauung erhizten Phantaſie, vielleicht noch einige Mittheilungen der arabiſchen Aſtrologen, ſo wird man eine Idee von dieſem erhabenen und dabei bizarr zuſammengeſezten Charakter bekommen, den es freilich bequemer iſt, Narrheit zu nennen, als ihn zu enträthſeln und zu begreifen. — Nein dieſe Frau iſt keine Närrin. Die Narrheit, welche ſich mit zu deutlichen Zügen in den Augen malt, iſt keineswegs in ihrem ſchönen feſten Blick geſchrieben; die Narrheit, welche ſich immer in der Unterhaltung verräth, indem ſie den Faden des Geſprächs unwillkürlich durch tolle, unordentliche und ausſchweifende Sprünge zerreißt, läßt ſich durchaus nicht in den erhabenen, mit myſtiſchen Schleiern bedeckten, aber logiſchen, fortlaufenden, zuſammenhängenden und kräftigen Geſprächen der Lady Eſther wahrnehmen. Wenn ich es ausſprechen ſoll, möchte ich lieber ſagen, es ſey eine freiwillige, ſtudirte Narrheit, welche ſich ſelbſt kennt, und ihre Gründe hat, um als Narrheit zu erſcheinen. — Die mächtige Bewunderung, welche ihr Genie über die arabiſchen Völkerſchaften um die Gebirge her ausgeübt hat und noch ausübt, beweist genug, daß dieſe vorgebliche Narrheit nur ein Mittel iſt. Für die Menſchen dieſes Wunderlandes, deren Einbildung noch bunter und duftiger iſt, als der Horizont ihrer Sandebenen und ihrer Meere, bedarf es des Wortes Mahomed's oder der Lady Stanhope, bedarf es des Verkehrs mit den Sternen, der Prophezeihungen, der Wunder, des zweiten Geſichtes des Genie's! — Von Anfange an begriff dieß Lady Stanhope durch den umfaſſenden Blick ihrer wahrhaft höheren Intelligenz; nachher vielleicht, wie alle mit mächtigen, intellektuellen Fähigkeiten begabten Weſen führte ſie ſelbſt ſich in die Irre, und wurde die erſte Proſelytin des Symbols, das ſie für andere geſchaffen hatte. — Dieß iſt der Eindruck, den jene außerordentliche Frau auf mich gemacht hat. Man kann nicht mit Einem Wort ſie beurtheilen oder charakteriſiren; ſie iſt eine Statue mit ungeheuren Dimenſionen: — man kann über ſie kein Urtheil fällen, als wenn man ſich auf ihren Geſichtspunkt ſtellt. — Es würde mich nicht überraſchen, wenn eine nahe Zukunft einen Theil des Geſchickes verwirklichte, das ſie für ſich

ſelbſt ſich verſpricht: ein arabiſches Reich, ein Thron in Jeruſalem! — Die mindeſte politiſche Bewegung in der Gegend des Orients, wo ſie wohnt, konnte ſie darauf erheben. — In dieſer Hinſicht, ſagte ich zu ihr, kann ich Ihrem Genie nur einen Vorwurf machen, und zwar den, daß die Umſtände Sie zu ſchüchtern gefunden, und daß Sie Ihr Schickſal noch nicht auf die Höhe erhoben haben, auf welche daſſelbe Sie fuhren konnte. — Sie ſprechen, war ihre Antwort, wie ein Mann, der noch zu viel an den menſchlichen Willen und nicht genug an die unwiderſtehliche Herrſchaft des Geſchicks allein glaubt; meine Kraft ruht ganz in ihm. — Ich erwarte, ich rufe nicht herbei; ich altere, mein Vermögen hat ſich bedeutend vermindert, ich bin gegenwärtig auf dieſem einſamen Felſen allein und mir ſelbſt überlaſſen; dem erſten Wagehals preisgegeben, der meine Thoren ſprengen wollte; umgeben von einer Schaar untreuer Domeſtiken und undankbarer Sklaven, welche mich alle Tage plündern und ſelbſt hie und da mein Leben bedrohen. Noch jüngſt verdankte ich mein Leben nur dieſem Dolche, deſſen ich mich bedienen mußte, um meine Bruſt gegen das Meſſer eines ſchwarzen Sklaven zu vertheidigen, den ich auferzogen habe. Aber unter allen dieſen Plackereien des Schickſals bin ich glücklich, auf Alles antworte ich mit dem heiligen Wort des Muſelmann: Allah Kenim! Gottes Wille! und ich erwarte mit Zuverſicht die Zukunft, von der ich Ihnen geſagt habe, und über welche ich Ihnen den gleichen ſichern Glauben einflößen möchte, den ich ſelbſt habe.

Nachdem wir mehrere Pfeifen geraucht und mehrere Taſſen Kaffee, welchen ſchwarze Sklaven von Viertelſtunde zu Viertelſtunde brachten, genoſſen hatten, ſagte ſie zu mir: Kommen Sie, ich will Sie in ein Heiligthum, wohin ich keinen Profanen dringen laſſe, in meinen Garten führen. Wir ſtiegen mehrere Stufen hinab und mit wahrem Entzücken durchging ich mit ihr einen der ſchönſten türkiſchen Gärten, die ich im Oriente geſehen habe. — Schattige Weinlauben, deren grüne Bogen die funkelnden Trauben des gelobten Landes wie Tauſende von Kronleuchtern trugen; Kiosken, wo gehauene Arabesken mit Jasmin und rankenden Gewächſen, den Lianen Aſiens ſich verſchlangen; Baſſins, wo ein, freilich künſtliches, Waſſer eine Meile weit her kam, um in dem marmornen Becken zu ſpringen und zu rieſeln; Alleen von allen Fruchtbäumen Englands, Europa's und dieſer ſchönen Klimate; grüne Grasplätze mit blühenden Stauden beſät, und Marmoreinfaſſungen um Gruppen von Blumen, die meinem Auge neu waren. — Dieß war der Garten; — wir ſezen uns nach einander in jedem der Kioske nieder, mit denen er geziert iſt, und nie fiel die unerſchöpfliche Unterhaltung der Lady Eſther aus dem myſtiſchen Tone oder verließ ſie den erhabenen Gegenſtand dieſes Morgens. Da das Schickſal, ſagte ſie endlich, Sie hieher getrieben hat, und eine ſo erſtaunliche Sympathie zwiſchen unſern Geſtirnen mir erlaubt Ihnen anzuvertrauen, Was ich ſo vielen Profanen verbergen würde, ſo kommen Sie, und ich werde Ihre Augen ein Wunder der Natur ſehen laſſen, deſſen Beſtimmung Niemand, als mir und meinen Adepten bekannt iſt; — die Prophezeihungen des Orients hatten es ſeit langen Jahrhunderten vorhergeſagt, und Sie ſelbſt ſollen urtheilen, ob dieſe Vorherſagungen erfüllt ſind. Sie öffnete ein Gartenthor nach einen kleinen innern Hofraum, wo ich zwei herrliche arabiſche Stuten erſter Raçe und einer ſeltenen Vollendung der Formen bemerkte. Kommen Sie näher, ſagte ſie, und betrachten Sie dieſe rothbraune Stute; ſehen Sie, ob die Natur an ihr nicht Alles erfüllt hat, was über die Stute, die den Meſſias tragen ſoll, geſchrieben ſteht: — ſie wird ganz geſattelt zur Welt kommen. — In der That ſah ich an dieſem ſchönen Thier ein Spiel der Natur, welches ſeltſam genug war, um die bei halbbarbariſchen Völkern gewöhnliche Leichtgläubigkeit zu blenden; — die Stute hatte in den Weichen hinter den Schulterblättern eine ſo breite und tiefe Höhlung, welche ſo gut die Form eines türkiſchen Sattels nachahmte, daß man mit Wahrheit ſagen konnte, ſie ſey ganz geſattelt zur Welt gekommen, und man konnte ſie in der That reiten, ohne bis auf die Steigbügel das Bedürfniß eines künſtlichen Sattels zu fühlen; — dieſe im Uebrigen herrliche Stute ſchien an die Bewunderung und die Ehrfurcht, welche Lady Stanhope und ihre Sklaven ihr bezeigten, gewöhnt und die Würde ihrer künftigen Beſtimmung zu ahnen; niemals hat ſie Jemand beſtiegen, und zwei arabiſche Stallknechte pflegen und bewachen ſie ununterbrochen, ohne ſie einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren. Eine andere weiße, nach meiner Anſicht viel ſchönere Stute theilt mit der des Meſſias die Ehrfurcht und die Sorge der Lady; auch ſie hat noch

Niemand geritten. Lady Eſther ſagte mir es nicht ausdrücklich, aber ſie ließ mich merken, daß, obgleich die Beſtimmung der weißen Stute weniger heilig ſey, ſie dennoch ebenfalls eine geheimnißvolle und wichtige habe, und ich glaubte zu errathen, daß Lady Stanhope ſie für ſich ſelbſt bis auf den Tag aufbehielt, wo ſie an der Seite des Meſſias in dem wieder eroberten Jeruſalem ihren Einzug halten würde. Nachdem man dieſe beiden Thiere auf einem Grasplaz außerhalb der Ringmauer der Feſtung hin und her geführt hatte, wobei wir an ihrer Gelenkigkeit und Anmuth unſere Freude hatten, kehrten wir zurück, und ich wiederholte bei Lady Eſther meine Bitten, mir zu erlauben, meinen Freund und Reiſegefährten Herrn von Parſeval, der mir gegen meinen Willen zu ihr gefolgt war, ihr vorzuſtellen, nachdem er ſchon zu dem Morgen vergeblich auf die Gunſt gewartet hatte, mit der ſie ſo ſehr geizt. — Sie willigte endlich darein, und wir traten alle drei unter Dach, um den Abend oder die Nacht in dem kleinen Salon, welchen ich ſchon beſchrieben habe, zuzubringen. Wieder erſchienen der Kaffee und die Pfeifen mit orientaliſcher Verſchwendung, und bald war der Salon von ſolchen Rauchwolken angefüllt, daß die Geſtalt der Lady von uns nur noch durch eine Atmosphäre, gleich der magiſchen Athmosphäre bei Beſchwörungen, hindurch von uns geſehen wurde. Sie ſprach ebenſo kräftig, ebenſo anmuthig und reichhaltig, aber unendlich weniger über Uebernatürliches, und über Gegenſtände, welche ihr weniger heilig waren, als ſie im ganzen Verlauf des Tags, während wir allein waren, gethan hatte. — Ich hoffe, ſagte ſie auf Einmal,

Sie ſind Ariſtokrat, ich zweifle nicht daran, indem ich Sie ſehe. — Sie täuſchen ſich, Milady, war meine Antwort. Ich bin weder Ariſtokrat, noch Demokrat; ich habe genug gelebt, um auf der Münze der Menſchheit die beiden Prägeſeiten zu ſehen; ich bin Menſch und ausſchließlicher Parteigänger für Das, was den ganzen Menſchen, ſey er auf der Spize oder an dem Fuße der ſocialen Stufenleiter geboren, beſſern und vervollkommnen kann; ich bin weder für das Volk, noch für die Großen, ſondern für die Menſchheit im Ganzen; und ich ſchreibe weder ariſtokratiſchen, noch demokratiſchen Inſtitutionen die ausſchließliche Kraft zu, die Menſchheit zu vervollkommnen, dieſe Kraft iſt nur in einer göttlichen Moral, der Frucht einer vollkommenen Religion! Die Civiliſation der Völker iſt ihr Glaube! — Dieß iſt wahr, erwiederte ſie, aber deſſen ungeachtet bin ich, wenn ich auch anders möchte, Ariſtokratin, und, ſezte ſie hinzu, Sie werden mir zugeſtehen, daß, wenn es in der Ariſtokratie Laſter gibt, dieſen wenigſtens hohe Tugenden zur Seite ſtehen, welche ſie ſühnen und aufwiegen, während ich in der Demokratie viele Laſter, und zwar von der niedrigſten, gehäſſigſten Art ſehe, aber vergeblich hohe Tugenden ſuche. — Es iſt nicht ſo, Milady, entgegnete ich: es gibt auf beiden Seiten Laſter und Tugenden, aber bei den hohen Klaſſen ſind dieſe Laſter ſelbſt wieder glänzende Seiten, bei den niedern dagegen zeigen ſie ſich in ihrer ganzen Nacktheit und verwunden das moraliſche Gefühl des Beobachters bei weitem mehr; der Unterſchied beſteht in der Erſcheinung, nicht in dem Weſen; aber wirklich iſt das gleiche Laſter ein viel großeres Laſter bei dem Reichen, der Erziehung und Bildung genoſſen hat, als bei dem Menſchen ohne Aufklärung und Nahrung, denn bei dem einen iſt das Laſter eine Geburt der freien Wahl, bei dem andern eine Geburt der Nothwendigkeit; verachten Sie es überall, und noch bei weitem mehr bei der laſterhaften Ariſtokratie; urtheilen Sie aber über die Menſchen nicht nach Klaſſen, ſondern nach überhaupt menſchlicher Eintheilung; die Großen würden die Laſter des Volks haben, wenn ſie das Volk wären, und das Volk die Laſter der Großen, wenn ſie die Großen wären! Die Wage iſt gleich, wägen wir nicht weiter ab. — Gut denn, gehen wir darüber hin, ſagte ſie; aber laſſen Sie mir den Glauben, daß Sie Ariſtokrat ſind, ſo gut wie ich; es würde mir zu ſchmerzlich ſeyn, Sie unter die jungen Franzoſen zählen zu ſollen, die den Abſchaum des Volkes gegen alle Notabilitäten aufwiegeln, welche Gott, die Natur und die Geſellſchaft geſchaffen haben, und die das ganze geſellſchaftliche Gebäude ſtürzen, um die Trümmer zu einem Fußgeſtell ihrer eigenen Niedrigkeit zu machen. — Nein, ſagte ich, beruhigen Sie Sich; ich gehöre nicht zu dieſen; ich bin nur einer von Deren, welche bei aller Achtung Deſſen, was über ihnen iſt, Den nicht verachten, der in der Geſellſchaft unter ihnen ſteht, deren Wunſch oder Traum es ſeyn würde, alle Menſchen, unabhängig von ihrem Grade in der willkürlichen Hierarchie der Politik, zur gleichen Aufklärung, zur gleichen Freiheit, zur gleichen moraliſchen Vollkommenheit zu berufen! da Sie religiös ſind, da Sie glauben, daß Gott

Meſſias erwarten, der Alles wieder zum Guten kehren ſoll, ſo denken Sie ohne Zweifel, wie jene und wie ich. — Ja, erwiederte ſie, aber ich beſchäftige mich nicht mehr mit menſchlicher Politik, ich habe genug daran, ich habe zu viel davon während zehn Jahren, die ich in dem Kabinette meines Oheims, des Herrn Pitt zugebracht habe, geſehen, ich hörte damals in meiner Umgebung die Intriken von ganz Europa beſprechen; — ich habe, noch jung, die Menſchheit verachtet, und will Nichts mehr davon reden hören, Alles, was die Menſchen für die Menſchen thun, iſt fruchtlos! die Formen ſind mir gleichgiltig. — Mir auch, ſagte ich. Der Grund der Dinge iſt Gott und die Tugend! — Ich denke genau ſo, antwortete ſie, ſprechen wir denn nicht mehr davon, wir ſind ſchon einverſtanden.

Wir gingen nun auf weniger ernſte Gegenſtände ein, und ſcherzten über ihre Ahnunsgabe, vermöge welcher ſie einen ganzen Menſchen auf den erſten Blick nach der bloßen Betrachtung ſeines Geſtirns aufzufaſſen im Stande ſey, ich ſezte ihre Weisheit auf die Probe, und fragte ſie über zwei oder drei Reiſende von meiner Bekanntſchaft, welche ſeit fünfzehn Jahren ihr vorgekommen waren, und war erſtaunt über die vollkommene Richtigkeit ihres Blicks hinſichtlich zweier dieſer Männer. Sie ſezte unter anderem mit einer wunderbaren Geiſtesſchärfe den Charakter von einem derſelben, der mir vollkommen bekannt war, auseinander, und zwar einen Charakter, der auf den erſten Blick ſchwer zu begreifen iſt, großartig, aber unter dem einfachſten und verführe-

mein Erſtaunen vollkommen machte und mich das uner
ſchütterliche Gedächtniß dieſer Frau am meiſten bewun
dern ließ, war, daß dieſer Reiſende ſich nur zwei Stun
den bei ihr aufgehalten hatte, und daß ſechszehn Jahr
zwiſchen dem Beſuche dieſes Mannes und dem Urthei
verfloſſen waren, das ſie jezt auf meine Bitte nach de
Eindruck fällte, welchen er damals auf ſie gemacht hatt
Die Einſamkeit koncentrirt und ſtärkt alle Fähigkeite
der Seele. — Die Propheten, die Heiligen, die große
Männer haben es gar wohl begriffen und ſie alle treib
ihre Natur, die Einſamkeit oder eine geſonderte Stellun
unter den Menſchen zu ſuchen.

Buonaparte's Name fiel wie immer in die Unte
haltung. Ich glaubte, ſagte ich zu ihr, Ihr Fanati
mus für dieſen Mann würde eine Schranke zwiſche
uns ſezen. — Ich war, erwiederte ſie, von Nichts f
natiſch angeregt, als von ſeinem Unglück und von Mi
leid für ihn. — Ich auch, entgegnete ich, ſo verſtehe
wir abermals einander.

Ich konnte mir nicht erklären, wie eine religiö
und moraliſche Frau die bloße Kraft ohne Religion
ohne Moral und ohne Freiheit verehren und lieben ſollt
Buonaparte war ohne Widerſpruch ein großer Wiede
erbauer; er ſtellte die ſociale Welt her, beobachtete abe
nicht genug Rückſicht in der Wahl der Elemente, au
denen er ſie wieder zuſammenſezte; er knetete ſeine St
tue aus Koth und perſönlichen Intereſſen, ſtatt ſie au
göttlichen und moraliſchen Gefühlen, aus Tugend un
Freiheit auszuhauen! —

So verging die Nacht, indem unbefangen und oh

Affektation von Seite der Lady Eſther alle die Gegenſtände, welche bei einer durchaus zufälligen Unterhaltung ein Wort aufbringt und verſchwinden läßt, an die Reihe kamen. — Ich bemerkte, daß in dieſer hohen, feſten Intelligenz keine Saite verſagte, daß alle Taſten einen richtigen, ſtarken und vollen Ton anſchlugen, einzig vielleicht die Saite der Metaphyſik ausgenommen, welche zu viel Spannung und Einſamkeit verſtimmt oder auf eine Höhe geſchraubt hatten, wo ſie ſterbliches Verſtändniß überſtieg. — Wir trennten uns mit einem aufrichtigen Bedauern von meiner, mit der Bezeigung eines verbindlichen Bedauern von ihrer Seite.

Kein Lebewohl, ſagte ſie zu mir, wir werden uns auf dieſer Reiſe oftmals wiederſehen und noch öfter auf andern Reiſen, zu denen Sie jezt den Plan noch nicht gefaßt haben. Gehen Sie zur Ruhe und erinnern Sie Sich, daß Sie eine Freundin in den Einöden des Libanon zurucklaſſen. — Sie gab mir die Hand; ich führte die ihrige nach Art der Araber zu meinem Herzen und wir gingen.

Am andern Morgen vier Uhr waren wir, Hr. von Parſeval und ich zu Pferde auf dem ſteilen Abhange, welcher von ihrer Einſiedelei bis in das tiefe Thal des Belusſtromes abfällt; wir ſezten trocken über das durch den Sommer ausgetrocknete Gewäſſer, und fingen an, die hohen Berge des Libanon zu erklettern, welche Dgioun von Deir-el-Kammar oder dem Mondskloſter, dem Palaſte des Emir Beſchir, des ſouveränen Fürſten der Druſen und aller Gebirge des Libanon trennen. Lady Eſther hatte uns ihren Arzt als Drageman, und einen ihrer

Stallknechte als Führer mitgegeben. — Nach einem Ritt von zwei Stunden kamen wir in einem Thale an, tiefer, enger, maleriſcher, als irgend eines von denen, durch welche wir ſchon gekommen waren. Zur Rechten und zur Linken erhoben ſich, wie zwei ſenkrechte, drei bis vierhundert Fuß hohe Wälle, zwei Bergketten, welche erſt kurz einer vom andern geriſſen zu ſeyn ſchienen durch einen Hammerſchlag des Weltenſchöpfers, oder vielleicht durch das Erbeben der Erde, das den Libanon in ſeinen innerſten Tiefen erſchütterte, als der Menſchenſohn, nicht ferne von dieſen Gebirgen ſelbſt, ſeine Seele Gott befehlend jenen Seufzer aushauchte, der dem Reich des Irrthums, der Unterdrückung, der Lüge ein Ende machte und der neugeſchaffenen Welt den Odem der Wahrheit, der Freiheit und des Lebens einblies. — Gigantiſche Blöcke, von den beiden Seiten des Gebirgs losgeriſſen, wie von Kinderhänden in dem Bette eines Baches hingeſtreute Kieſel, bildeten das ſchauerliche, unermeßlich tiefe, ſtarre Bette dieſes trocken liegenden Stroms; einige dieſer Steinmaſſen waren höher und länger als große Häuſer. Einige waren wie feſte, der Ewigkeit trozende Würfel ſenkrecht geſtellt, andere, welche auf ihren Kanten ſchwebten und durch den Druck anderer unſichtbarer Felſen gehalten wurden, ſchienen, noch im Fallen begriffen, immer fortzurollen, und boten das Bild einer gerade vor ſich gehenden Zerſtörung, eines unaufhörlichen Falls, eines Chaos von Steinen, eines unerſchöpflichen Guſſes von Felſen, düſter gefärbt, grau, ſchwarz, feuerfarb und weiß marmorirt, ohne Glanz; verſteinerte Wellen eines Granitfluſſes; nicht ein Tropfen Waſſers in

den tiefen Zwiſchenräumen dieſes von der glühenden Sonne Syriens verkalkten Flußbettes; nicht ein Gras, ein Halm, eine Ranke, weder in dieſem Flußgrund noch auf den gezackten ſteilen Abhängen an den beiden Seiten des Abgrunds, es war ein Ocean von Steinen, eine Katarakte von Felſen, der die Verſchiedenheit der Formen, die Mannigfaltigkeit ihrer Lagen, die Bizarrerie ihrer Fälle, das Spiel von Schatten oder Licht auf ihrer Seiten- oder Grundfläche die Bewegung und Flüſſigkeit zu borgen ſchien. Wenn Dante in einem ſeiner Höllenkreiſe die Hölle der Steine, der Dürre, der Zerſtörung, des Verfalls der Dinge, des Einſturzes der Welten, der Vergänglichkeit der Zeiten hätte ſchildern wollen, hätte er ganz einfach nur die Scene hier nachbilden dürfen: — es iſt ein Strom der lezten Stunden der Welt, wenn das Feuer Alles zerſtört haben und die Erde, ihre Eingeweide enthüllend, Nichts ſeyn wird, als ein verſtümmelter Block von verkalkten Steinen unter den Schritten des furchtbaren Richters, der ſie heimzuſuchen kommen wird. Wir verfolgten dieſes Thal des Jammers zwei Stunden lang, ohne daß die Scene eine andere Aenderung erlitt, als durch die verſchiedenen Windungen, in denen der Fluß ſich durch die Gebirge hinzog, und die mehr oder minder gräßliche Art, mit der die Felſen in ihrem Bette, das gleichſam ein Steinſchaum bedeckte, ſich gruppirten. — Nie wird das Bild dieſes Thales in meiner Phantaſie ſich verwiſchen. Dieſes Land mußte das erſte, das Land der Poeſie, des Schauerlichen und der menſchlichen Klagen ſeyn; der pathetiſche, großartige Ton der Prophetieen drängt ſich hier in ihrer wilden, pathetiſchen und großartigen Natur dem Gefühle auf. Alle die Bilder der bibliſchen Poeſie ſind in großen Buchſtaben auf das gefurchte Antliz des Libanon und ſeiner vergoldeten Spizen, ſeiner rieſelnden, wie ſeiner ſtummen und todten Thäler eingegraben. Der göttliche Geiſt, die übernatürliche Inſpiration, welche die Seelen und die Harfen des poetiſchen Volkes, zu dem Gott in Symbolen und Bildern ſprach, durchwehte, traf ſo die Blicke der heiligen Barden von ihrer Kindheit an mächtiger, und nährte ſie mit einer kräftigern Milch als uns alte blaſſe Erben der alterthümlichen Harfe, uns, die wir Nichts vor Augen haben, als eine niedliche, ſanfte und kultivirte Natur, eine Natur, civiliſirt und farblos, wie wir. —

Mittags erreichten wir die hohen Gebirge, die wir zu überſteigen hatten. Wir fingen an, die ſteilſten Pfade hinabzureiten, wo die Füße unſerer Pferde auf dem rollenden Geſtein erbebten, das allein uns von dem Abſturz ſchied. Nachdem wir eine Stunde ſo geritten waren, bemerkten wir, um einen Hügel biegend, das fantaſtiſche Schloß von Dytédin nahe bei Deir-el-Kammar. Wir ſtießen einen Schrei der Ueberraſchung und Bewunderung aus, und hielten mit einer unwillkürlichen Bewegung die Pferde an, um die neue, maleriſche, orientaliſche Scene zu betrachten, welche ſich vor unſern Blicken eröffnete.

Einige Schritte von uns ſtürzte ein ungeheurer Waſſerfall aus der Schleuſe einer Mühle und fiel fünfzig bis ſechzig Fuß tief auf Felſen herab, an welchen er ſich in verſchiedenen Waſſerſcheiben brach; das Geräuſch dieſes Waſſerfalls und die Friſche, welche ſie in der Luft verbreitete, und welche nahe genug kam, um unſere brennende Stirne zu befeuchten, bereitete köſtlich unſere Sinne auf die Bewunderung vor, der ſie ſich ſo gerne hingaben. Dieſer Waſſerfall verlor ſich in den tiefen Schluchten, deren Grund wir nicht bemerken konnten, und über ihm eröffnete ſich ein trichterförmiges Thal vom Fuß bis zur Spize mit Weinreben, Maulbeer- und Feigenbäumen bepflanzt, wo die Erde überall von dem friſcheſten, wie hingehauchten Grün überkleidet war. Einige ſchöne Dörfer hingen in Terraſſen auf den Böſchungen aller der Berge, welche das Thal von Deir-el-Kammar umgaben. Auf einer einzigen Seite erweiterte ſich der Horizont und ließ über einige weniger hohe Gipfel des Libanon hinweg das ſyriſche Meer ſehen — Ecce mare magnum! ſagt David — da unten das blaue Meer mit ſeinen ungeheuren Wogen, ſeinem Brauſen und ſeiner unzähligen Gewürmen! — David war vielleicht hier, als er jenen poetiſchen Ausruf von ſich gab. In der That bemerkt man das Meer von Aegypten, mit tieferer, blauerer Färbung als der Himmel, und in der Ferne mit dem Horizont durch den dunſtigen violetten Nebel verſchwimmend, welcher alle Ufer auf dieſem Theile von Aſien einhüllt. Im Hintergrunde dieſes ungeheuren Thales wurzelt der Hügel von Dytédin, welcher den Palaſt des Emirs trägt, und erhebt ſich gleich einem unermeßlichen Thurm, indem Felſen, mit Epheu bedeckt, ſich an ihn lehnen, in deren Riſſen und Zacken Garben von grünen Ranken wurzeln. Dieſe Anhöhe ſtieg bis auf das Niveau des abſchüſſigen Weges, auf dem wir ſelbſt kletterten; ein ſchmaler, dumpfer Abgrund trennte uns von ihm. Auf ſeiner Spize einige Schritte von uns dehnte ſich über die ganze Platte des Dptedin der mauriſche Palaſt des Emirs majeſtätiſch mit ſeinen viereckigen, mit runden Fenſtern und Zinnen verſehenen Thürmen; lange Galerieen erhoben ſich übereinander, und man ſah die Pfeiler in langen Reihen der Arkaden, leicht und ſchlank wie die Stämme der Palmbäume, deren luftige Wipfel ſie überragen; die weiten Höfe liefen in ungeheuren Treppen von der Spize des Bergs bis zu den Ringmauern der Befeſtigungswerke herab; an dem äußerſten Ende des geräumigſten von dieſen Höfen, auf welche unſere Blicke von der Höhe, auf der wir ſtanden, hinabfielen, zeigte ſich uns die unregelmäßige Façade des Frauenpalaſtes, mit leichten, zierlichen Säulenhallen verziert, deren ausgeſchnizte und durchbrochene Pfeiler von unregelmäßigen ungleichen Formen bis an das Dach aufſtiegen, und wie einen Sonnenſchirm die leichten Wölbungen von gemaltem Holz trugen, welche dieſem Palaſte als Portikus dienten. Eine marmorne Treppe mit Geländern, von Marmor in Arabesken ausgehauen, führte von dieſem Portikus zu dem Thore des Frauenpalaſts. Dieſes mit bunten Holzarten eingelegte und in Marmor eingerahmte Thor, über welchem arabiſche Inſchriften angebracht waren, umgaben ſchwarze Sklaven, prächtig gekleidet und mit ſilbereingelegten Piſtolen und Damascener Säbeln, welche von Gold und gegrabenen Verzierungen funkelten; die weiten Höfe ſelbſt, welche vor dem Palaſte lagen, waren mit einer Maſſe von Dienern, Hofleuten, Prieſtern oder Soldaten in allen den bunten maleriſchen Trachten angefüllt, welche die ſechs Völkerſchaften des Libanon, Druſen, Chriſten, Armenier, Griechen, Maroniten, Metualis, auszeichnet. Fünf bis ſechshundert Pferde mit langen Seilen an Füßen und Kopf gebunden, durchzogen die Höfe, geſattelt, aufgezäumt und mit glänzenden Schabraken von allen Farben bedeckt; man ſah Gruppen von Kameelen, die einen gelagert, die andern aufrecht ſtehend, noch andere auf den Knieen, um ſich auf- oder abladen zu laſſen. Auf der höchſten Terraſſe fochten junge Pagen, gegen einander reitend, den Dgerid, legten ſich auf ihre Pferde nieder, um ſich auszuweichen, kamen dann in vollem Laufe wieder angeſprengt, um ihre entwaffneten Gegner anzugreifen, und führten mit bewundernswerther Lebhaftigkeit und Anmuth alle die haſtigen Evolutionen aus, welche dieſes kriegeriſche Spiel erfordert. — Nachdem wir dieſe für uns neue orientaliſche Scene einige Augenblicke betrachtet hatten, näherten wir uns dem ungeheuren maſſiven Thore des erſten Hofes an dem Palaſte; er war von Arabern bewacht, welche mit Flinten und langen leichten Lanzen, ähnlich einem langen Schilfrohr bewaffnet waren. — Hier gaben wir die Briefe ab, die wir an den Fürſten hatten. Wenige Augenblicke nachher ſchickte er uns ſeinen erſten Arzt, Hrn. Bertrand, einen in Syrien geborenen Franzoſen, der noch die Sprache und die Erinnerungen ſeines Vaterlandes beibehalten hatte. — Dieſer geleitete uns in die Wohnung, welche die Gaſtlichkeit des Emirs uns bot, während ſchwarze Sklaven unſer Gefolge und unſere Pferde in einen anderen Flügel des Palaſtes führten. Unſer Gelaß beſteht aus einem artigen Hofe, verziert mit arabesken Pilaſtern, mit einem in ein weites Marmorbecken fallenden Springbrunnen in der Mitte; um dieſen Hof her ſind drei Zimmer und ein Divan, das heißt ein Gemach, welches geräumiger iſt, als die andern und von einer Arkade gebildet wird, die ſich gegen den erſten Hof öffnet, und weder Thüren noch Vorhänge hat, die ſie ſchließen; es iſt ein Durchgang zu einer Straße, die dem faullenzenden Muſelmane als Garten dient, und deren immerwährender Schatten für ſie den der Bäume erſezt, welche zu pflanzen ſie zu träge ſind, indem ſie nicht einmal die Kraft haben, ſie da zu ſuchen, wo die Natur ſie für ſie wachſen läßt. Unſere Zimmer in dieſem herrlichen Palaſt hätten dem ärmſten Bauern unſerer Hütten zu armſelig geſchienen; die Fenſter hatten kein Glas: ein im Orient unbekannter Luxus, troz des ſtrengen Winters in dieſen Bergen; weder Betten, noch Möbeln, noch Seſſel; Nichts als die nackten verſchoſſenen Wände von Ratten- und Eidechſenlöchern durchbrochen, ein unebener Fußboden von geſchlagener mit gehacktem Stroh gemengter Erde. Sklaven brachten Schilfmatten, welche ſie auf dieſem Fußboden ausbreiteten und Teppiche von Damaskus, mit denen ſie wiederum dieſe Matten bedeckten; hierauf trugen ſie einen kleinen Tiſch von Bethlehem herbei, mit Perlmutter ausgelegt; dieſe Tiſchchen haben keinen halben Fuß im Durchmeſſer und eben ſo iſt ihre Höhe; ſie gleichen einem Stück von einer zerbrochenen Säule, und tragen Nichts, als eine Platte, auf welche die Muſelmänner die fünf oder ſechs Schüſſeln ſtellen, die ihre Mahlzeit ausmachen.

Unſer Mittageſſen, welches auf dieſen Tiſch geſtellt war, beſtand aus einem Pilau, einer Platte mit geſtockter Milch, welche man mit Oel miſcht, und einigen Stücken gehackten Hammelfleiſches, das man mit gekochtem Reiß verſtampft und damit eine Art von Kürbis füllt, die unſern Gurken gleicht. Dieß iſt in der That das ausgeſuchteſte und ſchmackhafteſte Gericht, welches man im ganzen Orient eſſen kann; das Getränke war reines Waſſer, welches man aus irdenen langhalſigen Näpfen trinkt, die man von Hand zu Hand gehen läßt, indem man das Waſſer in den offenen Mund gießt, ohne daß das Gefäß die Lippen berührt. Weder Meſſer, noch Löffel, noch Gabeln; man ißt mit den Händen, jedoch vermindern die vielen Abwaſchungen für die Muſelmänner das Anſtößige dieſer Gewohnheit.

Kaum war unſer Mahl beendigt, als der Emir uns ſagen ließ, daß er uns erwarte. Wir kamen durch einen geräumigen Hof, welcher mit Springbrunnen und einem Portikus von hohen ſchlanken Säulen verziert war, die aus der Erde aufſtiegen und das Dach des Palaſtes trugen, dann wurden wir in einen ſehr ſchönen Saal geführt, deſſen Fußboden aus Marmor beſtand, und deſſen Plafonds und Wände von Konſtantinopolitaniſchen Malern mit zierlichen Arabesken in lebhaften Farben ausgemalt waren. Waſſerſtrahle murmelten in den Ecken des Gemachs, und im Hintergrunde hinter einem Säulengang, in welchem die Zwiſchenräume der Säulen mit Gitterwerk oder Glas verzäunt waren, ſah man einen ungeheuren Tiger den Kopf auf den gekreuzten Pfoten liegend ſchlafen. — Das halbe Zimmer war angefüllt von Schreibern mit ihren langen Röcken und ihrem ſilbernen Schreibzeug, welchen ſie ſtatt des Dolches im Gürtel ſtecken haben, von reich gekleideten und bewaffneten Arabern; von Negern und Mulatten, welche die Befehle ihres Gebieters erwarteten, und einigen ägyptiſchen Offizieren, welche europäiſche Weſten und griechiſche Müzen von rothem Tuch mit einer bis auf die Schulter hinabhängenden blauen Trodbel trugen. Die andere Abtheilung des Gemachs war ungefähr einen Fuß hoher und ein langer Divan von rothem Sammt zog ſich ganz in ihr herum. Der Emir war in der Ecke dieſes Divans niedergekauert. — Er war ein ſchöner Greis mit lebhaftem durchdringendem Auge, friſcher und blühender Farbe, mit grauem herabwallendem Bart. Ein weißer Rock mit einem Kaſchemirgürtel geſchloſſen, bedeckte ihn ganz, der funkelnde Griff eines langen breiten Dolchs trat aus den Falten ſeines Rocks oben an der Bruſt hervor und trug eine diamantene Garbe von dem Umfang einer Orange. — Wir grüßten ihn nach der Sitte des Landes, indem wir unſere Hand zuerſt an die Stirn, dann an die Bruſt führten, worauf er unſern Gruß mit Anmuth und einem Lächeln erwiederte, und uns ein Zeichen gab, näher zu kommen und auf dem Divan an ſeine Seite niederzuſizen. — Ein Dolmetſcher lag zwiſchen ihm und uns auf den Knieen. Ich nahm das Wort und bezeigte ihm das Vergnügen, das ich fühlte, das ſo ſchöne und intereſſante Land zu beſuchen, welches er mit ſo viel Feſtigkeit und Weisheit beherrſche, und ſagte unter Anderem zu ihm, daß das ſchönſte Lob, welches ich ſeiner Regierung machen konne, das ſey, mich hier zu befinden; die Sicherheit der Straßen, der Reichthum der Kultur, die Ordnung und die Friedlichkeit in den Städten, ſeyen ſprechende Zeugen von den Vorzügen und der Gewandtheit des Fürſten. — Er dankte mir und ſtellte über Europa, und hauptſächlich über die Politik Europa's in dem Kampfe der Türken und Aegyptier, eine Maſſe von Fragen an mich, welche das Intereſſe, das die leztere Frage für ihn hatte, und Kenntniſſe und eine Vertrautheit mit den Umſtänden verriethen, die für einen Fürſten des Orients ſehr ungewöhnlich waren. Man brachte wiederholte Male Kaffee und lange Pfeifen und die Unterhaltung dauerte beinahe eine Stunde lang ununterbrochen fort.

Ich war von dem Verſtand, der Aufklärung und den edeln, würdigen Manieren des greiſen Fürſten ganz bezaubert und erhob mich nach der langen Unterhaltung, um ihn in ſeine Bäder zu begleiten, die er ſelbſt uns zeigen wollte. Dieſe Bäder beſtehen aus fünf bis ſechs Sälen mit einem Fußboden von Marmor in Feldern, deren Kuppeln und Wände mit Stuckarbeit überzogen und von Malern aus Damaskus mit vielem Geſchmack und Zierlichkeit in Waſſerfarben ausgemalt waren. Strahle von warmem, kaltem oder lauem Waſſer ſprangen aus dem Fußboden und verbreiteten ihre Temperatur in den Sälen. Der lezte Saal war ein Dampfbad, wo wir keine Minute es aushalten konnten. Mehrere ſchöne weiße Sklaven, den Oberleib nackt, die Beine in Shawls von roher Seide gewickelt, hielten ſich in dieſen Sälen auf, bereit, ihre Dienſte als Badeknechte zu leiſten. Der Fürſt lud uns ein, das Bad mit ihm zu nehmen; wir ſchlugen es aus, und ließen ihn in den Händen ſeiner Sklaven, welche ſich anrüſteten, ihn zu entkleiden.

Wir gingen von da mit einem ſeiner Stallmeiſter, um die Höfe und die Ställe zu beſuchen, wo ſeine prächtigen arabiſchen Zuchtpferde angebunden waren. Man muß die Ställe von Damaskus, oder die des Emir Beſchir beſucht haben, um eine Idee von den arabiſchen Pferden zu bekommen. Dieſes herrliche zierliche Thier verliert von ſeiner Schönheit, ſeiner Zahmheit und ſeiner maleriſchen Form, wenn man es von ſeinem Geburtslande und ſeinen heimathlichen Gewohnheiten in unſere kalten Klimate, in die Dunkelheit und die Einſamkeit unſerer Ställe verpflanzt. Man muß es ſehen vor der Thüre des Zeltes der Araber der Wüſte, den Kopf zwiſchen den Beinen, die lange ſchwarze Mähne wie einen beweglichen Sonnenſchirm ausbreitend, und mit dem Schweife, deſſen Spize immer purpurn bemalt iſt, ſeine glatten Weichen wie von polirtem Kupfer oder Silber bewedelnd; man muß es ſehen in der Pracht ſeiner mit Gold und Perlenſtickereien beſezten Schabracken, mit einem blauen oder rothen von Gold oder Silber durchwirkten ſeidenen Neze, mit klingenden, flatternden Neſteln, welche von ſeiner Stirne bis auf ſeine Nüſtern fallen, und mit denen es bei jeder Schwingung des Halſes den glühenden, großen, verſtändigen, ſanften und ſtolzen Ball ſeiner hervorſtehenden Augen abwechſelnd bald verhüllt, bald entſchleiert; hauptſächlich muß man es ſehen, wie es hier war: in einer Maſſe von zwei bis dreihundert Pferden; die einen auf dem Staube des Hofes gelagert, die andern mit eiſernen Ringen gefeſſelt und an lange Stricke gebunden, welche durch dieſe Höfe gehen, andere, die ſich losgemacht haben, auf dem Sande mit einem Sprunge über die Reihen der Kameele ſezend, die ſich ihrem Laufe entgegenſtellen; dieſe an der Hand von jungen ſchwarzen, mit ſcharlachenen Weſten bekleideten Sklaven, legen liebkoſend ihren Kopf auf die Schulter dieſer Kinder; andere frei, ohne Koppel, ſpielen gleich Füllen auf einer Wieſe, eines ſpringt gegen das andere auf, oder reiben ſie die Stirne gegen einander, oder belecken ſich gegenſeitig ihr ſchönes ſilberglänzendes Haar; alle betrachten uns mit einer unruhigen, neugierigen Aufmerkſamkeit wegen unſerer europäiſchen Tracht und unſerer fremden Sprache, bald aber werden ſie zuthulich, und recken zierlich den Hals nach unſern Liebkoſungen und dem ſchmeichelnden Schnalzen unſerer Hand. Unglaublich iſt die Beweglichkeit und Durchſichtigkeit der Phyſiognomie dieſer Pferde, wenn man nicht ſelbſt Zeuge davon geweſen iſt. Alle ihre Gedanken malen ſich in ihren Augen und in der krampfhaften Bewegung ihrer Backen, ihrer Lippen, ihrer Nüſtern, mit eben ſo viel Deutlichkeit, als die Eindrücke der Seele auf einem Kindergeſichte. Als wir uns ihnen das erſtemal näherten, verzogen ſie das Geſicht mit Geberden des Widerwillens und der Neugierde gerade ſo, wie man ſie an einem Menſchen von ſtarken Eindrücken beim Anblick eines unvorhergeſehenen und beunruhigenden Gegenſtandes hätte ſehen können. Unſere Sprache hauptſächlich fiel ihnen auf und ſezte ſie in lebhaftes Erſtaunen; die Bewegung ihrer Ohren, welche ſie ſpizten, und zurück oder vorwärts bogen, zeigte ihre Ueberraſchung and ihre Unruhe. Vor Allem bewunderte ich einige Stuten von unſchätzbarem Werth, welche für den Gebrauch des Emirs ſelbſt beſtimmt ſind. Ich ließ durch unſern Dolmetſcher dem Stallmeiſter für eine der hübſcheſten bis auf zehntauſend Piaſter antragen, aber eine Stute vom erſten Geblüt ſchlägt der Araber um keinen Preis los, und ich konnte dießmal keinen Kauf machen.

Wir kehrten gegen das Ende des Tages in unſere Wohnung zurück, und man brachte uns ein Abendeſſen, ähnlich dem Mittagsmahl. Mehrere Offiziere des Emir gaben uns unſern Beſuch heim. Herr Bertrand, ſein erſter Arzt, brachte den Abend mit uns zu. Mit Hilfe von ein wenig Franzöſiſch und Italieniſch, das ihm aus Familienerinnerungen geblieben war, war es uns möglich, uns zu unterhalten. Er gab uns die intereſſanteſten Nachrichten über das innere Leben des Emirs der Druſen. Dieſer Fürſt hatte, obgleich ſchon zwei und ſiebenzig Jahre alt, und nachdem er erſt neulich ſeine erſte Frau verloren, der er ſein ganzes Vermögen verdankte, ſich auf's Neue verheirathet. Wir bedauerten, ſeine neue Frau nicht haben ſehen zu können: ſie iſt, wie man ſagt, außerordentlich ſchön. Sie iſt erſt fünfzehn Jahre alt, eine Circaſſiſche Sklavin, welche der Emir in Konſtantinopel kaufen ließ und welche er, ehe er ſie heirathete, zur Chriſtin machte. Der Emir nämlich ſelbſt iſt Chriſt, ja Katholik, oder vielmehr, er iſt, wie das Geſez in allen toleranten Ländern für alle offiziell anerkannte Kulte ſeines Landes; Muſelman für die Muſelmanen, Druſe für die Druſen, Chriſt für die

Chriſten. Er hat Moſcheen und eine Kirche in ſeiner Reſidenz, aber ſeit einigen Jahren iſt die Religion ſeiner Familie und ſeines Herzens der Katholizismus. Seine Politik iſt ſo beſchaffen und der Schreck ſeines Namens ſo befeſtigt, daß ſein Chriſtenglaube den muſelmaniſchen Arabern, den Druſen und den Metuali's, welche unter ſeiner Herrſchaft leben, weder Mißtrauen, noch Widerwillen einflößt. Er übt Gerechtigkeit gegen Alle, und Alle hegen die gleiche Achtung vor ihm.

Abends nach Tiſch ſchickte der Emir einige ſeiner Muſiker und Sänger zu uns, welche arabiſche Verſe zu unſerer Ehre improviſirten. Er hat unter ſeinen arabiſchen Dienern ſolche, welche einzig dieſer Art von Ceremonie gewidmet ſind. Sie ſind genau Das, was die Troubadours in den Schlöſſern des Mittelalters waren, oder in Schottland die Volksdichter. Hinter dem Kiſſen des Emirs oder ſeiner Söhne ſtehend, während dieſe ihre Mahlzeit einnehmen, ſingen ſie Verſe zum Lobe der Herren, denen ſie dienen, oder der Gäſte, welchen der Emir eine Ehre erweiſen will. Wir ließen uns durch Herrn Bertrand einige dieſer poetiſchen Toaſte überſezen: ſie waren im Ganzen Nichts ſagend, oder von ſo geſuchten Ideen, daß es unmöglich ſeyn würde, ſie mit den unſerer Sprache anpaſſenden Ideen und Bildern wieder zu geben.

Hier der einzige etwas klare Gedanke, den ich in meinem Album aufgezeichnet finde.

„Euer Schiff hat Flügel, aber der Renner der Wüſte hat auch Flügel. Seine Nüſtern, wenn er über unſere Berge fliegt, rauſchen wie die Seegel des Schiffes im Winde. Die Bewegung ſeines eilenden Galopps iſt wie das Schwanken des Schiffe für die Herzen der Schwachen, aber er erfreut das Herz des Arabers. Möchte ſein Rücken ein Siz der Ehre für Euch ſeyn und Euch oft nach dem Divan des Emirs tragen."

Unter den Schreibern des Emirs befand ſich damals einer der größten Dichter Arabiens. Als er von andern ſyriſchen Arabern hörte, daß ich ſelbſt ein europäiſcher Dichter ſey, ſchrieb er mir Verſe, immer voll von jener Affektation und jenem geſuchten Weſen, immer verderbt durch jenes Spiel mit Worten, welche der Charakter der veralteten Sprachen und Civiliſationen ſind, worin man aber nichts deſto weniger auf eine bedeutende Erhabenheit des Talents und eine weit größere Ordnung der Ideen trifft, als wir in Europa es uns vorſtellen.

Wir ſchliefen auf den Kiſſen des Divans, welche man auf einer Matte ausgebreitet hatte, unter dem Rauſchen der Waſſerſtrahle in den Gärten, in den Höfen, in den Sälen dieſes Theils des Palaſtes. Als es tagte, ſah ich durch die Gitter hindurch mehrere Muſelmanen, welche in dem großen Hofe des Palaſtes ihr Gebet verrichteten. Sie breiten einen Teppich auf der Erde aus, um nicht den Staub zu berühren; einen Augenblick ſtehen ſie aufrecht, dann verneigen ſie ſich in einem fort und berühren mehremal den Teppich mit der Stirne, das Geſicht immer gegen die Moſchee gerichtet; dann legen ſie ſich mit dem platten Bauch auf den Teppich nieder, ſchlagen die Stirne auf den Boden, erheben ſich und fangen in vielen Wiederholungen die gleichen Ceremonien von Neuem an, indem ſie dieſelben Stellungen wieder annehmen und Gebete murmeln. Ich konnte niemals auch nur die mindeſte Lächerlichkeit in dieſen Stellungen und dieſen Ceremonien finden, ſo wunderlich ſie auch unſerer Unkenntniß erſcheinen. Die Phyſiognomie der Muſelmanen iſt ſo ſehr von religiöſem Gefühl, welches ſie durch dieſe Geberden ausdrücken, durchdrungen, daß ich immer eine tiefe Ehrfurcht vor ihrem Gebet hegte; das Motiv heiligt Alles. Ueberall, wo die göttliche Idee in den Menſchen fällt und wirkſam wird, gibt ſie ihm eine übermenſchliche Würde. Man kann ſagen:

— Ich bete nicht, wie du, aber ich bete mit dir den gemeinſamen Herrn an, den Herrn, den du zu erkennen und zu ehren glaubſt und den Willen haſt, wie ich ihn ſelbſt unter einer andern Form erkennen und ehren will. Es kommt mir nicht zu, dich zu belachen, Gottes Sache iſt es, über uns zu richten.

Wir brachten den Morgen damit zu, die Paläſte der Söhne des Emirs, welche nicht weit von dem ſeinigen ſind, eine kleine katholiſche Kirche, ganz ähnlich unſern modernen Dorfkirchen in Frankreich oder Italien, und die Gärten des Palaſtes zu beſuchen. Der Emir Beſchir hat einen andern ländlichen Palaſt, ungefähr eine Meile von Dptédin bauen laſſen. Dieß iſt das einzige Ziel ſeiner Spazierritte und beinahe der einzige Weg, wo ein Pferd, ſelbſt ein arabiſches, ohne Gefahr galoppiren kann; überall ſonſt ſind die Pfade, welche nach Dptèdin führen, ſo ſteil und an dem Rand ſo ſcharfer Abgründe hingezogen, daß man ſelbſt im Schritt nur mit Zittern ſie paſſiren kann.

Ehe wir Dptédin und Deir-el-Kammar verließen, ſchrieb ich folgende merkwürdige, durchaus wahre Notizen nieder, die ich an Ort und Stelle über den gewandten greiſen Krieger, welchen wir beſucht hatten, ſammelte.

Notizen

über den Emir Beſchir.

Beim Tode des lezten Nachkommen des Emir Fakardin, ging die Herrſchaft über das Gebirge in die Hände der Familie Chab über. Dieſe Familie hat ſich auf dem Libanon erſt ſeit ungefähr hundertzehn Jahren niedergelaſſen, worüber die alten Chroniken der Wüſte von Damaskus Folgendes berichten.

Gegen das Ende des erſten Jahrhunderts der Hegira, zur Zeit, wo die Heere Abubekers Syrien anfielen, bedeckte ein Mann von hoher Tapferkeit, Namens Abdallah aus dem kleinen Dorfe Bet-Chiabi in der Wüſte von Damaskus ſich bei der Belagerung dieſer Stadt mit Ruhm und wurde unter den Mauern derſelben getödtet. Der muſelmaniſche Heerführer überhäufte dafür ſeine Familie mit Wohlthaten, und dieſe verließ darauf Bet-Chiabi und ſiedelte ſich in Housbaye auf dem Antilibanon an. Dort findet man noch den urſprünglichen

Stamm dieſer Familie, aus welcher der Nebenzweig ſtammt, der Heut zu Tage den Libanon beherrſcht.

Der Emir Beſchir, einer der Abkömmlinge Abdallah's, wurde ſchon in früher Jugend verwaist. Sein Vater, der Emir Haſſem, war mit dem Kakempelze bekleidet worden und hatte den Herrſcherring empfangen, als ſein Oheim, der Emir Milhem, die Herrſchaft niederlegte, um ſeine Tage in friedlicher Zurückgezogenheit zu beſchließen; aber die Verwaltung Haſſem's war ungeſchickt und ohne Energie, und Milhem, genöthigt, die Herrſchaft wieder zu ergreifen, mußte die Fehler ſeines Neffen wieder gut machen, und die Unruhen niederſchlagen, welche ſeine Unerfahrenheit aufgeregt hatte.

So ging, wie Volney berichtet, die Gewalt darauf nach einander von Manſur an Yuſſef, der eine Vater, der andere Sohn von Milhem, über. Als Yuſſef die Regierung antrat, war der Emir Beſchir nicht älter als ſieben Jahre. Yuſſef nahm ihn zu ſich und ließ ihn ſorgfältig erziehen. Einige Jahre nachher, nachdem er in ihm einen lebhaften und muthigen Geiſt entdeckt hatte, ließ er ihn an ſeinen Regierungsgeſchäften Antheil nehmen.

In dieſer Epoche beunruhigte der Baſſa von Acre, Djezar, der Nachfolger von Dahor, ſeit langer Zeit den Emir Yuſſef durch feindliche Angriffe und unerſchwingliche Zölle. Der Krieg brach aus, aber Beſchir konnte ſeinem Oheim bei dieſer Expedition nicht folgen; erſt 1784 nahm er an der zweiten Expedition gegen Djezar-Baſſa Theil. Der junge Beſchir, damals ein und zwanzig Jahre alt, lief große Gefahr bei der Stadt Riade, deren ſich die Druſen bemächtigt hatten. Von einem Truppenkorps des Baſſa verfolgt und genöthigt, die Stadt zu räumen, fand er ſich auf ſeinem Rückzug durch den Feind abgeſchnitten. Die Lage war kritiſch: Beſchir ſprengte mit ſeinem Pferde lebhaft gegen eine Mauer, und ſtürzte ſich unter einem Regen von Kugeln von dieſer hinab; glücklicherweiſe wurde er von keiner getroffen, aber ſeinem Pferde koſtete der Sturz das Leben.

Nach dem Libanon zurückgekehrt, machte ſich der Emir Beſchir ganz ausſchließlich an die Geſchäfte, um Ordnung in die Verwaltung des Emirs Yuſſef zu bringen; bald erwachte der Ehrgeiz in ſeiner Seele; er erinnerte ſich, Weſſen Sohn er war, und, obgleich arm, trachtete er nach der unumſchränkten Herrſchaft; ſeine Manieren und ſein Muth hatten ihn die Freundſchaft mehrerer mächtiger Familien zugezogen; er arbeitete darauf hin, noch andere für ſich zu gewinnen, welche der ſchlechten Verwaltung des Emirs Yuſſef überdrüſſig waren, und war ſo glücklich, eine angeſehene und ſehr einflußreiche Familie in ſein Intereſſe zu ziehen, nemlich die Familie Kantar, deren Haupt der gewandteſte Mann damals im Libanon, und unermeßlich reich war, und den Titel Scheikh Beſchir, das heißt, groß und berühmt, trug. Dem Emir Beſchir fehlte nur eine Gelegenheit; und dieſe fand ſich.

Seit 1785, der Epoche, wo Djezar-Baſſa Yuſſef die Herrſchaft wieder zuſtellte, deren er ihn länger als ein Jahr lang beraubt hatte, waren die Feindſeligkeiten zwiſchen dieſen beiden Fürſten gänzlich eingeſtellt. Der Emir Yuſſef ſchickte alle Jahre nach Saint-Jean-d'Acre

Offiziere, welche ihm den Pelz mit den gewöhnlichen Komplimenten zurückbrachten; indeß fürchtete er immer ein Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Baſſa, welches auch nicht lange ausblieb.

Im Jahr 1789 kam es zu einem gewaltſamen Bruch zwiſchen den beiden Fürſten, und der Emir Yuſſef, nicht im Stande Widerſtand zu leiſten, entſchloß ſich, abzudanken. Beſchir ſtand im Anſehen; Yuſſef liebte ihn, rief ihn zu ſich, und rieth ihm, nach Saint-Jean-d'Acre zu gehen und den Herrſcherring zu fordern. Beſchir weigerte ſich anfänglich, und gab ſeinem Oheim zu verſtehen, daß er ſich dann genöthigt ſehen müßte, ihn aus ſeinen Staaten zu entfernen, da dieß der Baſſa fordern würde, und ſeine Gegenwart im Libanon eine ewige Nahrung der Parteien wäre. Yuſſef hatte zwei Gründe, als er ſeinem Verwandten jene Maßregel vorſchlug: einmal wollte er verhindern, daß die Regierung von ſeiner Familie komme, dann aber wollte er, wenn Beſchir die Schwierigkeiten ausgeglichen haben würde, die Herrſchaft, ſey es durch Uebereinkunft, oder Waffengewalt wieder an ſich reißen.

Er blieb daher bei ſeinem Vorſchlag, und auf ſein Verſprechen hin, daß er das Land verlaſſen wolle, ſo bald Beſchir die Regierung angetreten, reiste der junge Fürſt nach Saint-Jean-d'Acre. Djezar-Baſſa nahm ihn gütig auf, vertraute ihm die Herrſchaft über den Libanon an, und gab ihm achttauſend Mann, um ſeine Macht zu befeſtigen und ſich des Emirs Yuſſef zu bemächtigen. Beſchir, an der Brücke von Geſſer-Cadi angekommen, ſchrieb ſeinem Oheim, theilte ihm die Inſtruktionen mit, die er vom Baſſa bekommen hatte und forderte ihn auf, ſich zurückzuziehen. Der Emir Yuſſef ging nun über Gibel nach Kesruan, wo er ſeine Anhänger verſammelte. Beſchir vermehrte ſeine Soldaten mit denen, die er von Acre mit bekommen hatte, und marſchirte gegen Yuſſef, auf den er in Kesruan traf, lieferte ihm eine Schlacht und brachte ihm einen bedeutenden Verluſt an Leuten bei; indeſſen vergingen mehrere Monate ohne entſcheidende Reſultate.

Um dem Streit ein Ende zu machen, ſchickte Yuſſef einen Expreſſen nach Saint-Jean-d'Acre, welcher dem Baſſa, wenn er ihm die Herrſchaft wieder zuſtellen wollte, einen größeren Tribut verſprach, als Beſchir zahlte. Djezar willigte ein, rief ihn nach Acre, ſtellte ihm den Pelz wieder zu, und gab ihm, um Beſchir zu verjagen, eben die achttauſend Leute, welche gegen ihn gefochten hatten. Der Emir Beſchir zog ſich in den Diſtrikt von Mar-Meri zurück, von wo aus er auf den Sturz ſeines Nebenbuhlers hinarbeitete, indem er noch mehr verſprach, als der Emir Yuſſef geboten hatte; der Baſſa nahm es an, und Yuſſef wurde von Neuem gezwungen, den Plaz zu räumen. Er kehrte nach Acre zurück, um neue Intriguen anzuſpinnen, aber Beſchir bot 4000 Beutel (jeden von 500 Vierzig-Centimesſtücken), wenn er Yuſſef tödtete, indem er ſo den Unruhen, welche das Gebirge aufregten, ein Ziel ſezen wollte.

Djezar befand ſich damals in Damaskus. Sein Zollverwalter (ein Grieche, der ſein ganzes Vertrauen beſaß und der in ſeiner Abweſenheit als Baſſa von Acre angeſehen wurde), unterhandelte in ſeinem Namen und

benachrichtigte ſeinen Gebieter von dem Handel, den er geſchloſſen hatte. Dieſem gefiel Anfangs der Vorſchlag, er ratifizirte die Uebereinkunft und befahl, den Emir Yuſſef und ſeinen Miniſter Gandur zu greifen.

Kaum hatte Djezar den Befehl abgeſandt, als er ihn reute; es ſchien ihm, als fördere die Feindſchaft der beiden Fürſten ſeine Intereſſen mehr, er ſchickte daher einen zweiten Befehl, welcher den erſten widerrief; aber, ſey es daß er zu ſpät kam, oder daß der Miniſter gewonnen war, der Emir Yuſſef wurde gehängt. Dieſe Exekution ſezte den Baſſa in Zorn, er begab ſich nach Acre, forderte Rechenſchaft über der Sache, ſagte, er ſey getäuſcht worden und ließ ſeinen Zollverwalter und mit ihm ſeine ganze Familie, ſo wie einige Perſonen, welche beſchuldigt waren, die Hände in der Sache gehabt zu haben, ertränken.

Djezar konfiszirte die unermeßlichen Schäze ſeines Günſtlings, und ſchrieb einen Brief voll Vorwürfe an den Emir Beſchir. Der Ton dieſer Depeſche zeigte dieſem jungen Fürſten, daß er kompromittirt ſey. Er ſuchte bei dem Baſſa ſich zu rechtfertigen; dieſer verſtellte ſich bis zu der Epoche der Wiedererwählung des Gouverneurs, wo Djezar den Fürſten einlud, nach Saint-Jean-d'Acre zu kommen, um die Inveſtitur mit ſich vornehmen zu laſſen.

Er kam ohne Mißtrauen in Begleitung ſeines Miniſters des Scheikhs Beſchir; aber kaum waren ſie angekommen, als man ſie in ein Gefängniß warf, wo ſie während einer Gefangenſchaft von achtzehn bis zwanzig Monaten alle Arten von Uebeln zu erdulden hatten.

Der Zweck Djezar's bei dieſer Behandlung war, ſie dazu zu bringen, ein reiches Löſegeld zu bezahlen; aber der Fürſt hatte Nichts, er hatte zu kurz regiert, um ſchon Schäze angehäuft zu haben; ſein Miniſter trat für ihn ein. Dieſer ſchickte zu dem Baſſa heimlich die Wittwe eines druſiſchen Fürſten, Seſt-Abbus, mit welcher er in ſehr genauen Verhältniſſen ſtand; er gab ihr den Auftrag, dem Baſſa die geforderte Summe anzubieten, und ſich zu ſtellen, als müſſe ſie ihre eigenen Koſtbarkeiten verſezen, um das Löſegeld voll zu machen. Sie machte ſich auf den Weg. Es war eine geſchickte, kühne Frau von ſehr großer Gewandtheit. Sie traf den Baſſa in Acre, und wußte ihn ſo ſehr durch die Grazie ihrer Perſon und ihres Geiſtes zu gewinnen, daß Djezar die Summe, die er anfänglich gefordert hatte, bedeutend herabſezte. Die Inveſtitur wurde an dem Emir Beſchir vollzogen, und dieſer gelangte bei dem Baſſa wieder zu vollen Gnaden.

Während dieſer Gefangenſchaft hatten ſich der Bruder des Emir Yuſſef und ſein Vetter, der Emir Kaidar von Bubda der Gewalt bemächtigt und die nothwendigen Maßregeln genommen, um den Emir Beſchir zu verhindern, in ſeine Staaten zurückzukehren, wenn Djezar ihm die Freiheit wieder ſchenken ſollte. Als der Fürſt aus dem Gefängniſſe war, hielt er es nicht für klug, ſchon in der Mitte der Seinigen zu erſcheinen, und ſchickte ſeinen Miniſter, den Scheikh Beſchir ab, damit er die öffentliche Stimmung ausſpüren ſollte, indem er ſelbſt ſich in das Dorf Homs begab, um den Erfolg ſeiner Verhandlungen abzuwarten. Er arbeitete noch außerdem darauf hin, den Emir Abbets, den druſiſchen Fürſten von Solima für ſich zu gewinnen, welcher bis dahin ſich neutral gehalten hatte und bei Druſen und Chriſten, hauptſächlich denen im Diſtrikt von Marcaeutre des höchſten Anſehens genoß.

Der Emir Abbets hielt die Sache des Emirs Beſchir für die gerechte, nahm Partei für ihn, und drang in ihn, zu ihm zu kommen. Da die Kommunikation ſehr erſchwert war, ſchickte er ihm die Depeſche durch einen Italiener, einen Laienbruder des Kloſters zu Solima. Beſchir erſchien nun in der Mitte ſeiner Anhänger, deren Zahl durch die Geſchenke und die Gewandtheit des Scheikh Beſchir vermehrt worden war, ſtürzte ſich mit Ungeſtüm auf das Heer ſeiner Nebenbuhler, zerſtreute ſie, nahm die beiden Prinzen gefangen und ließ ſie ohne weitere Umſtände ſtranguliren.

Unangefochtener Beſizer der Macht heirathete nun der Emir Beſchir die Wittwe eines türkiſchen Fürſten, der wie er aus der Familie Chab war, und den er zwei Jahre vorher hatte umbringen laſſen. Dieſe Verbindung machte ihn zum Herrn eines ungeheuren Vermögens. Noch vor der Hochzeit ließ er die Prinzeſſin, welche von außerordentlicher Schonheit war, taufen. Dieſe Ehe war eine der glücklichſten. Im Alter von acht und ſechzig Jahren wurde die Prinzeſſin von einer Schwäche und Lähmung befallen, welche ihr den Gebrauch der Beine raubte; dennoch zeigten ſie ſich als das Muſter der innigſten Zärtlichkeit und vollkommenſten Eintracht.

Bei ſeinem Tode hatte der Emir Yuſſef drei Kinder von zartem Alter zurückgelaſſen. Giorgios-Bey und ſein Bruder Abdallah erzogen ſie ſorgfältig, in der Hoffnung durch ſie werde einſt die Partei Yuſſefs wieder erſtehen und den Emir Beſchir ſtürzen; dieſer aber triumphirte über alle dieſe Widrigkeiten und blieb im friedlichen Genuſſe der Gewalt bis zum Jahr 1804.

Ereigniſſe von der höchſten Wichtigkeit begaben ſich in Aegypten: Buonaparte, in Syrien mit einem Armeekorps eingefallen, kam vor Saint-Jean-d'Acre an, welches ihm die Thore des Orients öffnen mußte. Der franzöſiſche General lud durch dringende Briefe und Emiſſäre den Fürſten des Libanon ein, in ſeine Intereſſen einzugehen und ihm zu dem Beſize des Plazes zu helfen. Der Emir Beſchir antwortete, er ſey geneigt, ſich mit ihm zu vereinigen, aber erſt nach der Einnahme von Acre. Einem Franzoſen, der einſt dem Emir Vorwürfe machte, daß er nicht mit Enthuſiasmus der Sache der Franzoſen ſich angeſchloſſen, und ſo vielleicht die Wiedergeburt des Orients verzögert habe, antwortete er: „Troz des lebhaften Verlangens, das ich fühlte mit dem General Buonaparte mich zu verbinden, troz des tiefen Haſſes, den ich gegen den Baſſa hegte, konnte ich mich nicht zu der Sache der franzöſiſchen Armee ſchlagen. Die fünfzehn oder zwanzigtauſend Mann, die ich von dem Gebirge hätte ſchicken können, hätten zu dem Erfolg der Belagerung Nichts beigetragen. Hätte Buonaparte den Plaz ohne meinen Beiſtand gewonnen, ſo hätte er ohne Schlacht ſich des Gebirgs bemächtigt, denn die Druſen und Chriſten harrten ſehnlichſt

auf ihn; hätte ich im Gegentheil den General Buonaparte unterſtüzt, und wir hätten den Plaz nicht gewonnen (was eingetroffen wäre), ſo hätte der Baſſa mich feſtnehmen oder hängen laſſen. Wer wäre mir dann zu Hilfe gekommen? Welchen Schuz hätte ich anrufen ſollen? den von Frankreich . . . welches ſo fern lag, mit England und Europa alle Hände voll zu thun hatte, und ſelbſt von Bürgerkrieg und Parteiungen zerriſſen war? . . . .“

Der General Buonaparte begriff die Lage des Fürſten Beſchir, und machte ihm zum Beweis ſeiner Freundſchaft eine herrliche Flinte zum Geſchenk, welche Beſchir zum Andenken des großen Feldherrn aufbewahrt hat.

Ehe wir den Faden der Ereigniſſe, welche dem Sturze der Partei des Emirs Yuſſef folgten, wieder aufnehmen, mag es paſſend ſeyn, eine Begebenheit zu erzählen, welche vielleicht den Baſſa Djezar ſo grauſam und blutdürſtig machte.

In den erſten Jahren ſeiner Regierung ging er, wie gewöhnlich war, der Karavane, welche von einer Wallfahrt nach Mekka zurückkam, entgegen. (In der Folge wurde der Baſſa von Damaskus mit dieſer Ceremonie beauftragt, und der von Acre war nur noch gehalten zu den Unkoſten der Karavane beizuſchießen, und den Arabern der Wüſte ſeinen Tribut zu leiſten.) Die Mameluken, denen Djezar in ſeiner Abweſenheit die Bewachung ſeines Serails anvertraut hatte, ſprengten deſſen Thüren, und überließen ſich der ganzen Brutalität ihrer viehiſchen Triebe. Der Baſſa kam zurück, und, weit entfernt, bei ſeiner Annäherung zu fliehen, bemächtigten ſich die Mameluken des Schazes und ſperrten die Thore der Stadt, entſchloſſen, Gewalt der Gewalt entgegenzuſezen. Mit dem ſchwachen Geleite, welches er bei ſich hatte, konnte Djezar nicht ſiegen: indeß ließen ihm die Mameluken ſagen, daß, wenn er ihnen erlauben wollte, mit ihren Waffen und Pferden abzuziehen, man ihm die Thore der Stadt öffnen werde; wenn nicht, ſo nehmen ſie den Krieg an, und würden lieber die Waffen in der Hand ſterben, als ſich ergeben.

Djezar-Baſſa hatte nicht lange Zeit, ſich zu beſinnen; er wußte, daß er wegen ſeiner Erpreſſungen bei den Türken eben ſo gut, wie bei den Chriſten verhaßt war; auch war ihm wohlbekannt, daß, wenn der Emir Yuſſef von ſeiner Lage in Kenntniß geſezt werden ſollte, dieſer ſich mit den Mameluken verbinden, und gegen ihn einen Krieg führen würde, der ſehr mißlich für ihn werden könnte.

Er geſtand den Mameluken ihre Forderungen zu, und dieſe entfernten ſich in aller Haſt, während der Baſſa in die Stadt einzog. Kaum war Djezar in ſeinem Palaſte, als er ſeine Reiterei zur Verfolgung der Flüchtlinge abſchickte, Was jedoch vergeblich war; die Mameluken kamen geſund und wohlbehalten in Aegypten an. Djezar kehrte dann die Rache gegen ſeine Frauen: er ließ alle ſtäupen, dann in eine große Grube werfen und ſie mit lebendigem Kalk bedecken. Nur ſeine Favoritin nahm er von dieſer barbariſchen Exekution aus, dieſe ließ er in ihren Schmuck und ihre ſchönſten Gewänder kleiden und ſo in einer Kiſte eingeſchloſſen in's Meer werfen

Dieſes Ereigniß verdüſterte den Charakter Djezar's. Er war geizig und raubſüchtig; nun wurde er grauſam und blutdürſtig; er ſprach von Nichts mehr, als von Naſen abſchneiden, Ohren abhauen, Augen ausreißen. Im Augenblick ſeines Todes, als er ſchon nicht mehr ſprechen, und keine Exekution mehr befehlen konnte, machte er gegen die, die ihn umgaben, Zeichen, indem er auf ſein Bettkiſſen wies. Glücklicherweiſe wurde er nicht verſtanden. Man fand nach ſeinem Tode eine lange Liſte von Perſonen, die er zum Tode verurtheilt hätte, wenn er geneſen wäre. Seine Unmenſchlichkeit folgte ihm bis zum Tode.

Kommen wir auf den Fürſten Beſchir zurück. Als die Söhne des Emir Yuſſef groß genug waren, um die Macht anzuſprechen, beſchloſſen Giorgios-Bey und Abdallah ihre Plane in's Werk zu ſezen. Sie benüzten einen Augenblick der Erkältung zwiſchen Djezar und dem Emir Beſchir und brachten die Partei ihrer Mündel zum Aufſtand. Der Emir, unverſehens angefallen, war genöthigt ſich nach Huran zurückzuziehen, und ſprach die Vermittlung des Baſſa's von Acre an, deſſen Geiz und Habſucht er ſchmeichelte. Djezar intervenirte, und brachte es zu einem Vertrag, welcher die beiden Parteien verſöhnte, Beſchir aber bei weitem mehr begünſtigte, da er dieſem das Land der Druſen anwies, indem den Söhnen Yuſſefs das von Gibel-und Kesruan blieb.

Dieſer Vertrag wurde wenige Jahre nur gehalten. Die Söhne Yuſſefs ſuchten alle nur möglichen Mittel auf, um ihren Feind zu ſtürzen. Sie waren ſtärker, und ſo gelang es ihnen; da Djezar die Vorſtellungen

Beſchirs nicht mehr hören wollte, wurde die Uſurpation ſanktionirt. Nun hatte der Emir keine andere Auskunft mehr, als ſich dem Vicekonig von Aegypten in die Arme zu werfen.

Der engliſche Admiral Sidney Smith befand ſich in dieſer Epoche mit einigen Schiffen in den Seeſtrichen von Syrien. Beſchir bat ihn, ihn an Bord zu nehmen und nach Aegypten zu führen. Nachdem er einige Monate zur See geblieben war, und Cypern, Smyrna, Candia und Malta berührt hatte, ſtieg er bei Alexandrien an's Land, wo er den Vicekönig aufſuchte, gefolgt von einigen Freunden, die ihm im Unglück treu geblieben waren.

Der Vicekonig ließ ihm eine der ſchmeichelhafteſten Aufnahmen zu Theil werden, und behandelte ihn mit allen Rückſichten, welche ſeiner Lage gebührten, überhäufte ihn mit Geſchenken, und ließ ihn auf einem der Schiffe Sidney Smith's überführen, indem er ihm einen Brief voll Vorwürfen und Drohungen an Djezar mitgab, in welchem er dieſem die Weiſung gab, den Emir Beſchir wieder in ſeine Herrſchaft einzuſezen.

Der Vicekönig war mächtig: Djezar-Baſſa beeilte ſich, ihm zu gehorchen, denn der Ton der Depeſche ließ ihn merken, daß er Nichts verſäumen dürfe, um den Emir Beſchir zufrieden zu ſtellen. Er ſchärfte daher den Söhnen Yuſſefs, welche keinen Widerſtand zu leiſten wagten, ein, ſich in Allem an den Vertrag zu halten, und bis zu ſeinem Tode herrſchte zwiſchen den beiden Parteien der tiefſte Friede.

Der Emir Beſchir verließ ſich indeſſen nicht ganz auf den bloßen Schuz von Mehemed-Ali; er ſah die Partei der drei Fürſten ſich von Tag zu Tag mehren und fürchtete, irgend einem Komplott zu unterliegen, denn er kannte den glühenden Rachedurſt, welcher ſie gegen ihn belebte. Die Geſchicklichkeit ihrer Miniſter, Giorgios-Bey und Abdallah, vermehrte noch ſeine Unruhe. Er entſchloß ſich, die Sache mit ihnen durch einen entſcheidenden Schlag, welcher ſeine Gegner in Schrecken ſezen ſollte, zu Ende zu bringen. Zur Ausführung ſeines Plans benüzte er die Inveſtitur des Soliman-Baſſa, der auf Djezar folgte. Zu jener Epoche ſchien Alles im Libanon ruhig: die drei Fürſten regierten im Frieden ihre Provinzen, und ſchienen aufrichtig der Oberherrlichkeit ſich zu unterwerfen, welche in dem Vertrag ihrem Feinde zugeſprochen war, während ihre Miniſter insgeheim Alles für einen neuen Angriff vorbereiteten.

Der Emir Beſchir kam ihnen zuvor. Durch ſeine Vertrauten von dem günſtigen Augenblick unterrichtet, beſchied er Giorgios-Bey nach Deir-el-Kammar unter dem Vorwand von Geſchäften; zu gleicher Zeit warf ſich ſein Bruder, der Emir Haſſem, auf Gibel, bemächtigte ſich der Fürſten und ließ Abdallah hängen. Die drei Brüder wurden nach Yong-Michael geführt, wo man ihnen die Augen ausſtach. Ihre Güter wurden zu Nuzen des Emir Beſchir eingezogen. Bei der Nachricht von dieſen Ereigniſſen ſtürzte ſich Giorgios-Bey aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes, und fiel zu Tode, Was den Emir nicht abhielt, ihn hängen zu laſſen, um für ſeine Feinde ein Beiſpiel aufzuſtellen. Fünf Häuptlinge von Deir-el-Kammar und ein Bruder des Scheikh's Beſchir, Alle aus dem Hauſe Gruimbelad-el-Bescantar, beſchuldigt, den beſiegten Fürſten beigeſtanden zu haben, wurden zum Tode geführt, und ihre Güter konfiscirt.

Nach dieſen Exekutionen bemächtigte ſich der Fürſt Beſchir der höchſten Gewalt über den ganzen Libanon, indem er ſeinem Bruder den Befehl über Kesruan gab, deſſen Hauptort Ghaſir iſt; als der Leztere kurze Zeit nachher ſtarb, beſchuldigte man den Emir Beſchir, ihn vergiftet zu haben, weil er ihn im Verdacht ehrgeiziger Plane gehabt hätte. Dieſe Beſchuldigung iſt grundlos, die öffentliche Meinung hat darüber ihr Urtheil gefällt.

Gegen das Jahr 1819 empörten ſich die Länder von Gibel-Biscarra, von Gibes und Kesruan bei Gelegenheit einer Kontribution, welche die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Die Rebellen entſchloſſen ſich auf Anſtiften des Biſchofs Yuſſef, den Emir Beſchir in dem Lande der Druſen, wo er ſich damals befand, anzugreifen. Der Fürſt ließ ihnen nicht Zeit, ihre Kräfte zu ſammeln und ſuchte ſie ſelbſt an der Spize eines kleinen Armeekorps auf, nachdem er ſeinem Obergeneral, dem Scheikh Beſchir den Befehl gegeben hatte, ihm mit dreitauſend Mann, welche er in der Eile zuſammengerafft hatte, zu folgen. Der Emir fiel in das Land von Gibes ein, und kampirte in einem Thale des Diſtrikts von Ghuſta, zwiſchen Djani und dem Gebiet von Ghaſir. In der Nacht und am Morgen des darauf folgenden Tages unterhielten mehrere feindliche Detaſchements, welche die Höhen beſezt hatten, ein lebhaftes Feuer gegen ihn. Sein Zelt wurde von Kugeln durchlöchert, dennoch, und Troz der inſtändigen Bitten ſeines Sohnes Halil wollte er die Stellung nicht ändern. Als der Tag weiter vorgerückt war, und das Feuer des Feindes ſtärker wurde, glaubte Beſchir; die Rebellen haben Zuwachs an Streitkräften bekommen, und wollen ihm den Rückzug abſchneiden. Er erhob ſich dann von ſeinem Teppich, auf welchem er während des ganzen Feuers ſizen geblieben war, ſtieg zu Pferde und marſchirte mit ſeinem kleinen Geleite grade dem Feinde entgegen. Dieſer zerſtreute ſich, ſo wie er ſich näherte, ohne Widerſtand, und er gelangte nach Gibes, wo er kräftige Maßregeln nahm, um die Vermehrung der Streitkräfte für die Inſurgenten zu verhindern.

Sein Obergeneral, der Scheikh Beſchir, welcher ihm in kleinen Tagemärſchen folgte, ging über den Hundsfluß und ſezte ſich mit ſeinen dreitauſend Leuten in den Beſiz der zwei erſten Ortſchaften von Kesruan, Yong-Michael und Yong-Monsback, welche auf ſeinem Wege lagen; am Tage dieſer Eroberung arretirten die Vorpoſten einen Prieſter, welcher Depeſchen an den Biſchof Yuſſef bei ſich trug, als der Scheikh Beſchir dieſe Schriften geleſen hatte, gab er dem, der ihm ſie gebracht, ſeinen Kangiar und befahl ihm den Prieſter zu tödten, auf dem nemlichen Plaze, wo er aufgegriffen worden war.

Wenige Stunden nachher hatte ein anderer geheimer Bote das gleiche Loos.

Am folgenden Tag ſezte ſich der Scheikh Beſchir wieder in Marſch, beſezte ohne Widerſtand Kesruan, und ließ Alle ſtranguliren, deren Namen ihm der

Emir auf einer Note, die er ihm ſchickte, vorgezeichnet hatte.

So kam er bis Gibel-Biscarra, wo er mit dem Fürſten, der von Gibes kam, zuſammentraf. Der Emir Beſchir blieb neun Tage in dieſer Provinz, während welcher er die Empörung vollends erſtickte, indem er alle Rebellen von Rang in den drei Diſtrikten von Gibes, Kesruan und Gibel-Biscarra aufhängen oder ſtranguliren ließ; mehreren andern gab man die Baſtonade, und forderte außerdem noch ein Löſegeld von ihnen, das ſie ruiniren mußte.

Unter dieſen Leztern war ein armer alter Mann von fünf und ſiebzig Jahren, welcher zu 70 Beuteln verurtheilt war; er konnte ſie nicht bezahlen; ſein Sohn ſchrieb ihm, daß er eine Anleihe machen wolle, indem er ihn bat, ihm hiezu zu bevollmächtigen; der Alte erwiderte, daß er Nichts bezahlen werde, indem er dabei Ausdrücke gebrauchte, welche wenig ſchmeichelhaft für den Fürſten waren. Der Brief wurde aufgefangen, und der Alte zu der Strafe der Folter verurtheilt; einem ſo großen Schmerz konnte der unglückliche, ſchon vom Alter gedrückte Greis nicht widerſtehen, als er auf den Befehl des Scheikh Beſchir nach Hauſe gebracht wurde, ſtarb er nach zwanzig leidensvollen Tagen; ſein Sohn war der Erbe der Verurtheilung ſeines Vaters; ſeine Güter wurden zu Nuzen des Emirs eingezogen, und ihm von dieſem nicht mehr, als 1000 Piaſter gelaſſen.

Nun zog der Emir Beſchir nach Eden hinauf, kam durch den Cederndiſtrikt und langte dann auf der andern Seite des Gebirgs in Baalbeck an, während der Scheikh Beſchir die inſurgirte Provinz beſezte. In Baalbeck ankommend, beorderte der Fürſt ſeinen Obergeneral auf dem gleichen Wege, auf dem er ſich gehalten hatte, zurückzukehren und die drei Provinzen mit einer Kontribution von vierhundert Beuteln (jeden zu 500 Stück) zu belegen.

Es wäre ein Wunder zu nennen, daß der Fürſt vom Libanon mit dreitauſend Mann einen Aufruhr in drei ſo ſtarken Provinzen unterdrücken konnte, erinnerte man ſich nicht, daß die Inſurrektionen bloß vereinzelt waren, und daß die Partei Beſchirs in dieſen Provinzen ſelbſt viel dazu beitrug, den Triumph über ſie zu gewinnen.

Der Baſſa von Damaskus hatte in dieſer Zwiſchenzeit einen Aga nach dem Thale Beka mit dem Auftrag geſchickt den Zehnten der Länder, welche unter ſeinem Paſchalik ſtanden, dem Gebrauche gemäß zum voraus zu erheben. Dieſer Offizier drang in dem Dorfe Haunia ein, welches unter dem Fürſten des Libanon ſtund und trieb Kontributionen in Vieh und Geld auf. Die Einwohner, welche ſich nicht darein geben wollten, benachrichtigten den Emir Beſchir, der dem Aga in einem Schreiben ſeinen Aerger darüber ausdrückte; der Aga kümmerte ſich nicht im Mindeſten um dieſe Vorſtellungen, führte die größten Erpreſſungen aus, und kehrte nach Hauſe zurück; darüber erzürnt, gab der Fürſt Beſchir dem Baſſa von Acre Nachricht davon, indem er ſein Rachegefühl in ſehr energiſcher Art ausdrückte. Abdallah, ſey es aus Achtung für Beſchir, ſey es, daß er ſich perſönlich an dem Aga rächen wollte, gab dem

Baſſa von Damaskus auf, ihn ſtrenge zu beſtrafe dieſer antwortete ausweichend, ſich darüber wunder wie großen Antheil der Baſſa von Acre an Angelege heiten nehme, welche Chriſten angeben. Dieſe Antwo ſchickte Abdallah an Beſchir, indem er ihn aufforder ſelbſt an dem Baſſa von Damaskus Rache zu nehme Der Fürſt vom Libanon raffte in der Haſt zehntauſen Mann zuſammen und ſchlug die Richtung nach Damas kus ein; der Baſſa zog ihm entgegen, und es ka mehreremale zwiſchen beiden Armeen zum Kampf, wobe der Vortheil immer auf Seiten des Fürſten Beſchi blieb.

Während dieſer Zeit gab Abdallah einen falſche Ferman aus, worin er dem Baſſa von Damaskus fü ſeines Paſchaliks entſezt und dieſes mit dem von Acre vereinigt erklärt. Der Baſſa von Damaskus aber wendete ſich an die benachbarten Baſſen und den Hof von Konſtantinopel, von welchem der Baſſa von Acre zum Tode verurtheilt und der Fürſt Beſchir von ſeiner Herrſchaft abgeſezt wurde. Der Emir war ſchon vor den Thoren von Damaskus, als dieſer Ferman ankam. Da er ſah, daß der von Abdallah ausgegangene unterſchoben war, hielt er es für gerathen, ſich nach der Provinz von Deir-el-Kammar zurückzuziehen; und als er erfuhr, daß ihm das Loos Abdallah's bevorſtehe, floh er von dort in die Gegend von Beirut, wo er den Gouverneur erſuchte, ihn mit ſeinem Geleite einzulaſſen. Dieſer verweigerte es, indem er vorſchüzte, die Gegenwart des Emirs würde einen Aufruhr in der Stadt veranlaſſen. Hierauf that der Fürſt ſeinem Bruder, dem

Emir Abbets, dem er den Oberbefehl über das Gebirge gelaſſen hatte, zu wiſſen, daß er in ſeine Staaten zurückkehren und den Weg der Waffen gegen die hohe Pforte einſchlagen wolle, worauf ihm jener antwortete, daß das Gebirge ohne Lebensmittel und Geld ſey, und daß er ihm wohlmeinend rathe, ein ſo gefährliches Unternehmen nicht zu wagen.

Unter dieſen traurigen Verkettungen blickte der Fürſt abermals auf Aegypten, und wandte ſich an einen Franken, den er bat, ihm die Mittel, Syrien zu verlaſſen, zu erleichtern. Hr. Aubin ließ ihn zwiſchen Beirut und Saide auf einem franzöſiſchen Fahrzeug, welches nach Alexandrien fuhr, einſchiffen. Nach ſeiner Abreiſe machten der Scheikh Beſchir und der Emir Abbets, der Bruder des Emir Beſchir, mit den verbündeten Baſſa's gemeinſchaftliche Sache und bewarben ſich eifrig um die Herrſchaft im Gebirge. Dieß war die Quelle der Spaltungen, welche im Jahre 1823 den Libanon zerfleiſchten.

Die Truppen der Verbündeten belagerten Saint-Jean-d'Acre vom Juli 1822 bis April 1823 ohne Erfolg, worauf ſie dann dieſe Operation aufgaben. Damals erdachte der junge, außerordentlich geizige Baſſa von Acre ein Mittel, ſich dem Tribute, welchen er der Pforte ſchuldig war, zu entziehen. Zu dieſem Zweck ließ er die Offiziere, welche den Tribut abführten, bei Latakia ermorden und ſich das Geld durch die Mörder geben. Hierauf beklagte er ſich bei der Pforte über den durch ſeine eigenen Agenten ausgeführten Mord und den Raub einer Summe, welche dem Großherrn gehört habe, durch welche Niederträchtigkeit er erſtlich hoffte, den

Tribut von ſich abzuwälzen, und zweitens den Baſſa von Latakia verdächtig zu machen, dem dann der Großherr die ſeidene Schnur ſchicken und ſein Paſchalik mit dem von Acre vereinigen würde. Abdallah Baſſa täuſchte ſich.

Der Großherr, von der Tücke des Baſſa von Acre in Kenntniß geſezt, forderte ſeinen Kopf zum zweitenmale. Was vermochten aber gegen Acre die Baſſa's von Damaskus, Aleppo und Adana mit 12000 Mann von allen Waffengattungen, ſchlecht disciplinirt, ohne Artillerie, um Breſche ſchießen zu können, nur mit einigen Stücken von grobem Kaliber, für welche die Kugeln zu klein waren; mit 3 oder 4000 Kavalleriſten ohne Bagage und einer Infanterie, welche Tag und Nacht damit zubrachte, unter dem Zelte ihre Pfeife zu rauchen. Abdallah-Baſſa, Herr des erſten feſten Plazes des Orients, bereitete auch ohne Furcht eine kräftige Vertheidigung vor.

Eine engliſche Korvette, welche auf der Rhede vor Anker lag, bot einen Offizier von ſeinem Bord an, um die Artillerie der Belagerer zu leiten. Die Baſſa's nahmen es an und ſtellten die Feuerſchlünde unter ſeinen Befehl. Nach drei Tagen aber ſah er, daß er mit den Türken niemals den Plaz gewinnen könne, da dieſe mit ihren Kanonen ſich nicht den Mauern nähern wollten, welches das einzige Mittel war, Breſche zu machen.

Troz der Armee der Baſſa's blieb Abdallah ruhig. Auf der Landſeite hatte er von ſo ſchlecht organiſirten Truppen Nichts zu fürchten, und antwortete auf ihre Kanonenſchüſſe mit Kleingewehrfeuer, um zu zeigen, wie ſehr er ihren Angriff verachte. Er hatte gut bezahlte

Soldaten; Lebensmittel und Kriegsvorrath wurde ihm von Fahrzeugen aus Aſien und Europa im Ueberfluß zugeführt; man vermuthete ſogar von ihm, er ſtehe im Einverſtändniß mit den Griechen auf Morea.

Der Emir Beſchir, welcher damals ſchon unter dem Schuze des Vicekönigs von Aegypten ſtand, unterhielt eine regelmäßige Korreſpondenz mit Abdallah, welcher durch Vermittlung Mehemed-Ali's bei der Pforte um Frieden und Verzeihung einkam. Hatte der Baſſa auch von der Landſeite aus Nichts zu fürchten, ſo mußte er beſorgen, der Divan von Konſtantinopel möchte den Plaz zur See blokiren, und ſo ſeine Verbindung mit dem Ausland abſchneiden, Was ſein Volk in Hungersnoth geſtürzt, ſeine Soldaten empört, und ihn genöthigt hätte, ſeinen Hals ſelbſt in die ſeidene Schlinge der hohen Pforte zu ſtrecken. Der Divan verzieh ihm, wohl wiſſend, daß Abdallah den Plaz den Inſurgenten von Morea hätte übergeben können, er verdammte ihn aber zu einer Geldſtrafe von 4000 Beuteln und den Kriegskoſten.

Der Vicekönig, der die Vergebung für Abdallah Baſſa ausgewirkt hatte, forderte und erhielt ſie auch für den Emir Beſchir, welcher ſeine Herrſchaft wieder übernahm. Er benuzte dieſen Umſtand, um dem Divan ſeinen Kredit fühlen zu laſſen, und einen unmittelbaren Einfluß auf den Fürſten vom Libanon zu gewinnen, deſſen politiſche Intereſſen heut zu Tage mit denen von Mehemed-Ali verknüpft ſind.

Ende des Jahres 1823 landete der Emir Beſchir bei Saint-Jean-d'Acre, um mit Abdallah die Koſten der Belagerung und die Summe, welche er für ſeinen Theil an der Schuld zu übernehmen hatte, in Richtigkeit zu bringen.

Bei ſeiner Rückkehr nach dem Libanon forderte er eine Kontribution von tauſend Beuteln, denn er befand ſich in Folge ſeiner Verbannung und der Koſten, welche ſein Aufenthalt in Aegypten veranlaßt hatte, in keiner ſehr glänzenden Lage. Da ſein Volk ebenfalls arm war, und er es durch eine ſo ſtarke Auflage nicht gegen ſich aufbringen mochte, beſchloß er, ſeinen alten Obergeneral, den Scheikh Beſchir, zahlen zu laſſen, indem er ſo Rache für die Intriken nehmen wollte, die er in Verbindung mit ſeinem Bruder Abbets gegen ihn geſponnen hatte, um den Emir von der Herrſchaft im Gebirge zu verjagen. Der Scheikh Beſchir weigerte ſich, zu bezahlen, und zog ſich nach Karan, einer Provinz des Libanon zurück: hierauf kam er wieder nach ſeinem Palaſt von Moktura, wo er ſich mit dem Prinzen Abets darüber verſtändigte, Beſchir zu ſtürzen; es gelang ihm ſogar, drei junge Brüder des Fürſten, welche bis dahin ganz ruhig in ihren Provinzen geblieben waren, in die Verſchwörung zu ziehen.

Dieſe Verſchwörung hätte für den Emir Beſchir verderblich werden können, wäre ihm nicht Abdallah-Baſſa zur Seite geſtanden.

Der Scheikh Beſchir wurde verfolgt und auf dem flachen Lande von Damaskus mit einem Geleite von zweihundert Perſonen gefangen gemacht; er hätte leicht ſich retten können, aber auf die Verſicherung, welche ihm ein türkiſcher Offizier gab, daß der Fürſt vom

n ihm verzeihen werde, gab er ſich in ſeine Ge-
und wurde nach Damaskus geführt. Hier beraubte
on ſeiner Kleider, band ihm die Hände, eine auf
uſt, die andere auf den Rücken und warf ihn in
fängniß, wo er mehrere Monate blieb. Sein
wurde in Konſtantinopel ausgemacht, und er
ode verurtheilt. Als man ihm die ſeidene Schnur
erblaßte er nicht, und bat nur, man möchte ihn
m Baſſa und dem Fürſten ſprechen laſſen; als
er ihm ſagte, Dieß ſey doch von keinem Nuzen
, da ſeine Verurtheilung von Konſtantinopel aus-
unterwarf er ſich ſeinem Schickſal. Er wurde
lirt, darauf ſein Haupt abgeſchlagen und ſein
n in Stücken zerhauen und den Hunden vor-
n.

ieſe Exekution fand Statt am Anfange des Jah-
24. Darauf traf die Verhaftung die drei Brü-
Fürſten; es wurde ihnen die Zunge ausgeſchnitten
Augen ausgeſtochen, und ſie hierauf mit ihren
n verbannt und jeder in ein von dem andern
es Dorf abgeführt. Von da an herrſchte Ruhe
anon, die Chabs genoſſen der Gewalt im Frieden,
ſe einer thätigen Polizei, welche der Emir im
ſeiner Herrſchaft einrichtete und der Freundſchaft
h-Baſſa's, der die innigen Bande wohl kannte,
elche der Fürſt mit Mehemed-Ali verknüpft war.
ieß iſt die Politik, welche der Emir Beſchir bis
ſen Tag verfolgt hat, und Alles zeigt an, daß
ernerhin mit Erfolg in der neuen Kriſis verfol-
d, in die ihn der Kampf Mehemed-Ali's mit

dem Ottomaniſchen Reiche geſezt hat; der Emir nahm keinen Theil an dem Kriege bis zu dem Augenblick, wo Ibrahim-Baſſa, der Sieger von Saint-Jean-d'Acre, Abdallah-Baſſa beſiegt und gefangen ſeinem Vater nach Aegypten ſandte und in Syrien einbrach; damals mußte der Fürſt vom Libanon ſich erklären, und nach dem Brauche der Orientalen, ſah er in dem Siege den Finger Gottes und ſtellte ſich auf die Seite des Glücks. Nichts deſto weniger that er es mit dem Anſchein des Bedauerns und behielt ſich gegenüber der Pforte aller Wahrſcheinlichkeit nach die Ausrede vor, als ſey er zu dem Bündniß gezwungen worden. Es ſteht zu glauben, daß, wenn Ibrahim-Baſſa's Sache Rückſchritte machte, der Emir Beſchir ſich auf's Neue auf die Seite der Türken ſchlagen und dieſen helfen würde, die Araber zu unterdrücken; Ibrahim, der in dieſe zweideutige Politik Mißtrauen ſezt, kompromittirt, ſo viel er kann, den Fürſten; er nöthigte ihn, ihm einen ſeiner Söhne und mehrere ſeiner beſten Reiter mitzugeben, um ihn nach Homs zu begleiten, und ſeine andern Söhne, von den Bergen herabgezogen, führen im Namen der Aegypter das militäriſche Regiment über die Hauptſtädte von Syrien.

Der Kopf des Emir Beſchir hängt an dem Triumphe Ibrahim-Baſſa's zu Homs; wenn dieſer beſiegt iſt, wird die Reaktion der Türken gegen die Chriſten des Libanon unverſöhnlich ſeyn; auf der andern Seite, wenn Ibrahim Meiſter von Syrien bleibt, wird er nicht lange eine von ihm unabhängige Macht ohne Argwohn anſehen, und wird verſuchen, ſie entweder durch Politik zu Nichte zu machen oder ſie durch Vernichtung der Familie Chab auf immer zu ſtürzen. Wäre der Emir Beſchir noch jünger und thätiger, ſo könnte er dieſen beiden auf ihn abgeſehenen Planen Widerſtand leiſten und für lange Zeit, vielleicht für immer ſeine und ſeiner Söhne Herrſchaft auf den unwegſamſten, bevölkertſten und reichſten Theile von Syrien feſtſezen; die Bergbewohner, welche unter ſeinem Befehle ſtehen, ſind tapfer, verſtändig, disciplinirt; die Wege, auf denen man zu dem Mittelpunkt des Libanon gelangt, ſind ungangbar; die Maroniten, die im Libanon immer zahlreicher werden, würden dem Emir durch den gemeinſchaftlichen Chriſtenglauben und den Haß gegen türkiſche Herrſchaft ergeben bleiben. Das einzige Hinderniß gegen die Schöpfung einer neuen Macht in dieſen Gegenden iſt der Unterſchied der Religionen zwiſchen den Maroniten, den Druſen und den Metuali's, welche den Libanon beinahe in gleicher Anzahl bewohnen; das ſtärkſte Nationalband iſt, oder vielmehr war bisher die Gemeinſchaft religiöſer Meinungen. Die ſteigende Civiliſation führt die religiöſe Meinung auf Individualismus zurück, und andere Gemeinintereſſen bilden die Nationalität; da dieſe Intereſſen weniger ehrwürdig ſind, als das Intereſſe der Religion, ſo wird das Nationalgefühl nach und nach ſchwächer; denn Was gibt es ſtärkeres für den Menſchen, als ſein religiöſes Gefühl, ſeine Lehre, ſeinen innerſten Glauben? Es iſt die Stimme ſeiner Intelligenz, der Gedanke, in welchem alle andern aufgehen: Sitten, Geſeze, Vaterland, Alles liegt für ein Volk in ſeiner Religion; und deßwegen, glaube ich, wird der Orient ſich ſo ſchwer zu einer einzigen großen Nation geſtalten, deßwegen das türkiſche Reich untergeben. Nirgends ſieht man ein Zeichen eines Gemeinlebens, nirgends Symptome, daß eine Nationalität möglich ſey, als in den Theilen des Reichs, wo die Stämme vom nemlichen Kultus beiſammen wohnen; bei der griechiſchen und aſiatiſchen Bevölkerung, bei den Armeniern, den Bulgaren und den Serviern; überall ſonſt ſieht man Menſchen, aber keine Nation.

Ende der Notizen über Emir Beſchir.

— 3. October 1832. —

Ich ritt heute die niedern Abhänge des Libanon hinab, welche von Deir-el-Kammar ſich gegen das mittelländiſche Meer ziehen und habe in einem einzeln wohnenden Khan dieſer Gebirge ein Nachtlager gefunden.

Fünf Uhr Morgens ſtiegen wir im Hofe des Emirs zu Pferde. Wenn man aus dem Thore des Palaſtes tritt, kommt man anfänglich auf einen in Fels gehauenen Pfad, welcher rings um den Hügel von Dptédin führt, Links und Rechts von dieſen Pfaden ſind die Erdflächen, auf welche die künſtlichen Terraſſen ſich ſtüzen, mit Maulbeerbäumen bepflanzt, und wunderſchön angebaut. Der Schatten der Bäume und der Weinreben bedeckt überall den Boden und zahlreiche Bäche, von den arabiſchen Gärtnern geleitet, fließen, in Rinnen ſich theilend, von der Höhe des Berges, und bewäſſern die Wurzeln der Bäume und die Gärten. Der rieſige Schatten des Palaſts und der Terraſſen von Dptédin ſtreift über dieſe ganze Scene hin, und folgt Einem bis an den Fuß der Anhöhe, wo man dann wiederum einen andern Berg zu erklettern hat, auf deſſen Gipfel die Stadt von Deir-el-Kammar liegt. Nach einem Ritt von einer Viertelſtunde waren wir dort angekommen. Deir-el-Kammar iſt die Hauptſtadt des Emir Beſchir und der Druſen; die Stadt zählt eine Bevölkerung von zehn bis zwölftauſend Seelen. Aber ausgenommen ein altes Gebäude, mit mauriſcher Bildhauerei und hohen Balkonen verziert, welches vollkommen den Reſten eines unſerer alten Schlöſſer des Mittelalters gleicht, hat Deir-el-Kammar Nichts von einer Stadt, noch weniger von einer Hauptſtadt; es gleicht vollkommen einem Flecken von Savoyen oder der Auvergne, einem großen Dorfe einer der entlegenen Provinzen Frankreichs. Es war erſt Tagesanbruch, als wir durchkamen; Heerden von Stuten und Kameelen zogen aus den Höfen der Häuſer und verbreiteten ſich auf den Pläzen und Straßen der Stadt, welche nicht gepflaſtert ſind; auf einem Plaze, etwas geräumiger als die andern, waren einige ſchwarze Zelte von Zingari aufgeſchlagen; Menſchen, Kinder, Frauen, halbnackt, oder in den ungeheuren Ueberwurf von weißer Wolle gehüllt, der ihre Bekleidung ausmacht, waren um ein Feuer niedergekauert, und kämmten ſich die Haare oder ſuchten ſich die Inſekten, welche ſie verzehrten. Einige Araber im Dienſte des Emir ritten vorüber in ihrem prachtvollen Koſtüm, mit herrlichen Waffen im Gürtel und eine zwölf bis fünfzehn Fuß lange Lanze in der Hand. Die einen kamen mit Neugikeiten von Ibrahim-Baſſa's Armee für den Emir, die andern zogen nach der Küſte, um die Befehle des Fürſten den Abtheilungen zu überbringen, welche von ſeinen Sohnen befehligt und in der Ebene gelagert ſind. Nichts iſt impoſanter und reicher, als die Kleidung und Bewaffnung dieſer druſiſchen Krieger. Ihr mächtiger Turban, um den ſich zierlich aufgerollte Shawls von brennenden Farben ſchlängeln, wirft auf ihr gebräuntes Geſicht und ihre ſchwarzen Augen einen Schatten, welcher das Majeſtätiſche und den Ausdruck wilder Kräftigkeit in ihren Phyſiognomieen noch erhöht; lange Schnurrbärte bedecken die Oberlippe und fallen über beide Mundwinkel herab; eine Art kurzer Tunika von rother Farbe iſt eine Uniformstracht für alle Druſen und Gebirgsbewohner; ſie iſt, je nach der Wichtigkeit und dem Reichthum Deſſen, der ſie trägt, in Baumwolle und Gold oder blos in Baumwolle und Seide geſtickt, und hübſche Zeichnungen, wo die Verſchiedenheit der Farben gegen das Gold oder Silber des Gewebes abſticht, glänzen auf der Bruſt oder dem Rücken. Mächtig weite Beinkleider mit tauſend Falten bedecken die Beine; die Beſchuhung beſteht aus Halbſtiefeln von rothem, und über dieſen aus Pantoffeln von gelbem Saffian; gefütterte Weſten mit hängenden Aermeln ſind über die Schultern geworfen. Ein ſeidener oder ſaffianlederner Gürtel, ähnlich dem der Albaneſer, umgibt den Leib mit zahlreichen Falten und dient dem Reiter dazu, ſeine Waffen zu tragen. Man ſieht immer die Griffe von zwei oder drei Kangiars oder Yatagans, Dolchen oder kurzen orientaliſchen Säbeln aus dieſem Gürtel hervorragen und auf

der Bruſt glänzen; gewöhnlich vollenden die Kolben von zwei oder drei Piſtolen dieſes tragbare Arſenal. Die Araber haben außerdem eine Lanze, deren Schaft aus einem dünnen, geſchmeidigen und harten Holze iſt, gleich einem langen Schilfrohr. Dieſe Lanze, ihre Hauptwaffe, iſt mit ſeidenen Troddeln und Schnüren verziert; gewöhnlich halten ſie dieſelbe in der rechten Hand, die Eiſenſpize gegen den Himmel und den Stamm beinahe auf dem Boden; wenn ſie aber ihre Pferde in Galopp ſezen, ſchwingen ſie ſie wagerecht über dem Kopfe, und werfen ſie in ihren kriegeriſchen Spielen auf eine unglaubliche Weite, worauf ſie, ſich bis zur Erde hinabneigend, ſie wieder aufnehmen. Bevor ſie die Lanze werfen, geben ſie ihr lange eine oscillirende Bewegung, was die Kraft des Wurfs noch bei weitem vermehrt und ſie bis an ein Ziel trägt, welches ſie bezeichnen. Wir begegneten den Tag über einer ziemlich großen Zahl dieſer Reiter. Der Emir Beſchir hatte uns ſelbſt einige ſolche als Führer und als Ehrenwache mitgegeben; alle grüßten uns mit äußerſter Höflichkeit und hielten ihre Pferde an, um uns den Weg frei zu laſſen.

Ungefähr zwei Meilen von Deir-el-Kammar hat man eine der ſchönſten Ausſichten des Libanon, die man ſich nur vorſtellen kann. Auf einer Seite öffnen ſich beinahe Einem unter dem Fuße die tiefen Schluchten, in die man hinab muß; auf der andern Seite bedeckt das Schloß von Dptédin pyramidenformig den Gipfel der mit Grün überdeckten und von ſchäumenden Waſſern durchfloſſenen Anhöhe; und vor uns entrollen ſich die Berge, die einen dunkel, die andern vom Licht getroffen, indem ſie bis an's Meer ſtufenweiſe niedriger und immer niedriger werden, wie eine Katarakte von Hügeln, und bergen ihren Fuß entweder in grünem Olivengehölz, oder in ziegelfarbigen Sandſtreifen das Ufer von Beirut entlang. Hie und da iſt die Farbe des Geländes an dieſen Bergen und die abwechſelnden Linien ihres unermeßlichen ſchrägen Horizonts unterbrochen und durchſchnitten durch die Wipfeln von Cedern, Tannen und Pinien mit ihren reichen Kronen, und zahlreiche Dörfer glänzen zu ihren Füßen oder auf ihren Gipfeln. Das Meer begrenzt dieſen Horizont, man verfolgt, wie auf einer Charte oder einem Plan in erhobener Arbeit, die Ausſchnitte, Schweifungen, Wellenlinien der Küſten, Kaps, Vorgebirge, Golfe auf ſeinem Ufer, vom Karmel bis zum Kap Batrun, in einer Strecke von fünfzig Meilen. Die Luft iſt ſo rein, daß man ſich einbildet, in wenigen Stunden Punkte erreichen zu können, zu welchen hin man drei oder vier Tagereiſen braucht. Auf dieſe Entfernung fließt auf den erſten Blick das Meer ſo mit dem Firmament zuſammen, welches den Horizont berührt, daß man anfänglich die beiden Elemente nicht zu unterſcheiden vermag, und daß die Erde in einem ungeheuren doppelten Ocean zu ſchwimmen ſcheint. Nur wenn man mit mehr Aufmerkſamkeit auf das Meer blickt und die kleinen weißen Seegel auf ſeinem blauen Schooße ſieht, kann man ſich Rechenſchaft von Dem geben, was man ſieht. Ein leichter, mehr oder weniger goldfarbener Dunſt ſchwimmt auf der äußerſten Linie der Fluthen und trennt den Himmel und das Waſſer. Zu Zeiten erhoben ſich leichte Nebel auf den Seitenflächen der Berge im Morgenwinde, lösten ſich ab, wie weiße von einem Vogel dem Winde preisgegebene Federn, und wurden hin zum Meere getragen, wo ſie in den Strahlen der Sonne, welche anfing, brennend zu werden, ſich verdünſteten. Wir verließen ungern dieſe herrliche Scene, und ritten einen Weg hinab, ſo gefahrvoll, wie ich auf den Alpen noch keinen geſehen habe. Der Abſturz iſt ſenkrecht, der Weg keine zwei Fuß breit, bodenloſe Abgründe begränzen ihn auf einer, Felſenwände auf der andern Seite, der Boden des Wegs iſt mit Felsgerölle, oder mit Steinen belegt, welche ſo ſehr von den Waſſern, den Eiſen der Pferde und dem Huf der Kameele abgeglättet ſind, daß dieſe Thiere ſorgfältig einen Plaz ſuchen müſſen, um ihren Fuß darauf zu ſezen; da ſie immer auf der gleichen Stelle auftreten, ſo haben ſie zulezt Höhlungen in den Stein eingedrückt, worin ihr Huf einige Zoll tief ſich einſenkt, und nur durch dieſe Höhlungen, welche dem Eiſen des Pferds einen Punkt geben, worauf es ſich ſtäupern kann, iſt es dieſen Thieren möglich, ſich zu halten. Von Zeit zu Zeit ſtößt man auch auf zwei Fuß hohe, in den Stein gehauene Stufen oder auf runde Granitblöcke, über welche hinwegzukommen unmöglich wäre, welche man daher umgehen muß und zwar auf Verbindungspfaden, kaum ſo breit, als das Thier nöthig hat, um zu gehen: ſo ſind beinahe alle Wege auf dieſem Theile des Libanon. Von Zeit zu Zeit werden die Berge ſteil oder platten ſich ab, und man reitet bequemer auf Lagern von gelbem Staub, von Sandſtein oder fruchtbarer Erde. Man kann nicht begreifen, wie es in einem ſolchen Lande ſo viele ſchöne Pferde geben und wie ihr Gebrauch ſo allgemein ſeyn kann. Kein Araber, ſo unwegſam ſein Dorf oder Haus gelegen ſeyn mag, verläßt es anders, als zu Pferde, wir ſahen ſie ſorglos, die Pfeife im Munde, Abhänge hinabgehen oder reiten, auf welchen die Ziegen unſerer Gebirge kaum geklettert wären.

Nachdem unſer Weg uns anderthalb Stunden abwärts geführt hatte, fingen wir an, den Grund der Schlucht zu ſehen, über die wir zu ſezen und die wir dann zu verfolgen hatten. Ein Fluß brauste in ihren Tiefen, noch verſchleiert durch den Nebel über ſeinen Waſſern und die Krone der Nuß- und Johannisbrodbäume, der Platanen und perſiſchen Pappeln, welche auf den lezten Abfällen der Böſchung wuchſen. Schöne Quellen entſprangen Rechts von dem Wege aus Grotten der mit tauſend unbekannten Schlingpflanzen bedeckten Felſen, oder aus den graſigen oder mit den Blumen des Herbſtes beſäten Triſten. Bald bemerkten wir zwiſchen den Bäumen am Ufer des Fluſſes ein Haus, und ſezten auf einer Furth über. Hier hielten wir, um unſere Pferde ausruhen zu laſſen, und um ſelbſt einen Augenblick eine der außerordentlichſten Gegenden zu betrachten, die wir auf unſerer Streiferei getroffen hatten.

Der Grund der Kluft, in die wir hinabgekommen waren, war ganz mit dem Gewäſſer des Fluſſes ausgefüllt, der um einige in ſein Bette geſtürzte Felſenmaſſen ſprudelte. Hie und da wurzelten auf Inſeln von fruchtbarer Erde einige gigantiſche zu übermäßiger Höhe ſich erhebende Pappeln, welche ihren pyramidenförmigen Schatten auf den Abhang des Gebirgs warfen, wo wir uns geſezt hatten. Die Waſſer des Fluſſes zur Linken drängten ſich zwiſchen zwei Granitwände, welche ſie geſpalten zu haben ſchienen, um ſich darin zu verſenken. Dieſe Wände erhoben ſich vier bis fünfhundert Fuß hoch und glichen, indem ſie auf ihrer höchſten Höhe ſich gegen einander neigten, einer ungeheuren durch die Macht der Zeit in ſich ſelbſt zerfallenen Arkade. Hier ragten die Wipfel italieniſcher Pinien wie Levkojenſträuße auf altem Gemäuer, empor und entfalteten ſich in düſterem Grün auf dem lebhaften grellblauen Farbenton des Himmels. Rechts ſchlängelte ſich die Schlucht ungefähr eine Viertelmeile weit zwiſchen weniger ſchmalen und ſteilen Ufern hin; das Waſſer des Fluſſes breitete ſich ungezwungen aus, eine Menge von kleinen Inſeln oder grünenden Vorſprungen umfaſſend; alle dieſe Inſeln und Erdzungen waren von der reichſten anmuthigſten Vegetation bedeckt. Es war das erſte Mal, daß ich ſeit den Ufern der Rhone und der Saône die Pappel wieder ſah. Sie warf ihren blaſſen, ſchwankenden Schleier über dieſes ganze Flußthal; aber da ſie nicht von Menſchenhand gepflanzt oder abgeäſtet iſt, wächſt ſie hier in Gruppen und breitet frei ihre Aeſte mit bei weitem mehr Majeſtät, Verſchiedenheit der Formen und Anmuth aus, als in unſern Gegenden. Zwiſchen dieſen Baumgruppen und einigen andern von Schilf und großen Rohrſtängeln, welche ebenfalls die Inſeln bedeckten, bemerkten wir die zertrümmerten Bögen einer von den alten Emirn des Libanon erbauten und ſeit mehreren Jahrhunderten zerfallenen Brücke. Jenſeits dieſer Ruine öffnete ſich die Schlucht völlig in eine ungeheure innere Scene von Thälern, Ebenen und Hügeln, beſät mit Dörfern, welche von Druſen bewohnt ſind, Alles wie ein Amphitheater von einer zirkelförmigen Kette hoher Gebirge umgeben. Jene Hügel waren beinahe alle grün und von Pinienwäldern bedeckt. Die Dörfer, eines über dem andern hängend, ſchienen für das Auge ganz aneinander zu ſtoßen; aber als wir durch einige gekommen waren, bemerkten wir, daß die Entfernung von einem zum andern bedeutend war durch die Schwierigkeiten der Wege und die Nothwendigkeit, die tiefen Klüfte, welche ſie trennen, ab und wieder aufzuſteigen. Es gibt unter dieſen Dörfern ſolche, von welchen man leicht die Stimme eines Mannes wenn er aus einem Dorfe ſpricht, in dem andern vernehmen kann, wo man aber dennoch, um von einem in's andere zu kommen, eine Stunde braucht. Was die Wirkung dieſer ſchönen Landſchaft noch erhöhte, waren zwei mächtige Klöſter, gleich Feſtungen auf dem Gipfel zweier Hügel hinter dem Fluſſe gelegen, ſie ließen ſich mit zwei von der Zeit geſchwärzten Granitblöcken vergleichen: das eine iſt von Maroniten bewohnt, welche ſich der Erziehung junger, zu Prieſtern beſtimmter Araber widmen. Das andere war verlaſſen und gehörte ehemals der Kongregation der Lazariſten auf dem Libanon; es diente gegenwärtig zwei jungen Jeſuiten zum Aſyl und zur Zuflucht, welche auf die Bitte des maronitiſchen Biſchofs von ihren Orden hergeſchickt waren, um für die arabiſchen Lehrmeiſter wiederum Lehrer und Vorbild zu ſeyn; ſie leben hier in vollkommener Einſamkeit, in Armuth und exemplariſcher Heiligkeit. (Ich lernte ſie ſpäter kennen.) Der eine lernt arabiſch und verſucht umſonſt

einige Druſen der benachbarten Dörfer zu bekehren: er iſt ein Mann von vielem Geiſt und Aufklärung; der andere beſchäftigt ſich mit der Heilkunſt und durchzieht die Dorfer, indem er unentgeldlich die Medikamente vertheilt; alle beide ſind bei den Druſen und ſelbſt bei den Metuali's geachtet und geliebt. Sie konnen jedoch auf keine Fruchte ihres Aufenthalts in Syrien hoffen. Die maronitiſche Geiſtlichkeit iſt ſehr anhänglich an die römiſche Kirche, dabei hat ſie aber ihre eigenen Ueberlieferungen, Unabhängigkeit, und eine eigene Disciplin, welche ſie nicht von dem Geiſte der Jeſuiten verdrängen laſſen würde; ſie iſt die wahre geiſtige Autorität, die Regentin aller Geiſter im Libanon, und würde ſehr bald in thätigen und rührigen Europaiſchen Korporationen Nebenbuhler haben, Was ſie mit Recht beunruhigen müßte.

Nachdem wir eine halbe Stunde auf dieſem entzückenden Punkte uns verweilt hatten, beſtiegen wir unſere Pferde wieder und fingen an, die ſteile Wand, die ſich vor uns erhob, zu erklettern. Der Weg wurde mehr und mehr ungeſchlacht, wie er ſich gegen die lezte Kette des Libanon, die uns noch von den Küſten Syriens trennte, hinaufzog; aber je weiter wir nach Oben kamen, deſto impoſanter, großartiger wurde der Anblick des ungeheuren Keſſels, den wir zu unſerer Rechten ließen.

Der Fluß, den wir bei unſerem Ruheplaz verlaſſen hatten, ſchlängelte ſich mitten durch dieſe von Wellenlinien leichter Hügel durchbrochene Ebene und breitete ſich einigemal in einen blauen, glänzenden Spiegel aus, wie die Seen der Schweiz. Die ſchwarzen Hügel, auf ihren Gipfeln von Piniengruppen bedeckt, unterbrachen jeden Augenblick ſeinen Lauf, und theilten ihn vor unſern Augen in tauſend glänzende Eckchen. Von einem Ort zum andern erhoben ſich Hügel aus der Ebene, häuften ſich, oder lehnten ſich aneinander, alle mit blumigen Triften bedeckt, da und dort in großen Zwiſchenräumen Bäume mit reicher Krone tragend, welche dunkle Schatten auf ſie warfen. Große Wälder von Cedern und Tannen zogen ſich weiter oben von den hohen Gipfeln herab und erſtarben in einzelnen Gruppen um die zahlreichen Dörfer her, deren Terraſſen, Balkone und runde Fenſter wir aus dem grünen Grunde der Tannen ſich erheben ſahen. Die Bewohner mit ihrem ſchönen Scharlachmantel bedeckt, und die Stirne mit ihrem rothen reichfaltigen Turban umgeben, ſtiegen auf ihre Terraſſen um uns vorüber reiten zu ſehen, und ſteigerten ſelbſt durch den Glanz ihrer Kleidung und ihre majeſtätiſche Haltung den prachtvollen, fremdartigen, maleriſchen Effekt der Landſchaft. Ueberall ſprangen ſchöne türkiſche Brunnen beim Ein- oder Ausgang dieſer Dörfer. Die Frauen und Mädchen, welche mit ihren langen, engen Krügen Waſſer zu holen kamen, ſtanden gruppenweiſe um das Waſſerbecken, und verſchoben eine Ecke ihres Schleiers, um uns zu ſehen. Die Bevölkerung erſchien uns herrlich. Männer, Frauen, Kinder, Alle mit dem Ausſehen der Kraft und der Geſundheit. Die Frauen ſind ſehr ſchön. Die Geſichtszüge trugen im Allgemeinen das Gepräge des Stolzes und des Edelmuths ohne den Ausdruck der Rohheit.

Wir wurden überall höflich und freundlich gegrüßt. In allen dieſen Weilern bot man uns Gaſtfreundſchaft an, die wir nicht annahmen und ungefähr drei Stunden lang ſteile Abhänge unter Tannenwäldern hin erkletterten. Endlich langten wir auf dem lezten weißen und nackten Kamm der Gebirge an, und mit Einem Blick entfaltete ſich der unermeßliche Horizont der ſyriſchen Küſte vor uns. Es war ein Anblick, ganz verſchieden von dem, welchen wir ſeit einigen Tagen vor unſern Augen gehabt hatten: es war der Horizont von Neapel, von dem Gipfel des Veſuvs oder den Höhen von Caſtellamare aus geſehen. Das ungeheure Meer war zu unſern Füßen, ohne Begränzung, oder blos mit einigen zerſtückelten Wolken an dem äußerſten Ende der Wogen. Unter dieſen Wolken hätte man glauben können, ein Land zu ſehen, das Land von Cypern, welches dreißig Meilen weit in der See liegt, zur Linken den Berg Karmel, und an der Gränze des Geſichtskreiſes zur Rechten, die endloſe Küſtenſtrecke von Beirut, Tripolis, Latakia, Alexandrette; endlich, durch die vergoldeten Nebel des Abends undeutlich geſehen, einige glänzende Spizen der Taurusgebirge; dieß konnte aber eine Täuſchung ſeyn, denn die Entfernung iſt übermäßig. Unmittelbar zu unſern Füßen fing der Berg wieder an ſich zu ſenken, zuerſt ſteil über Felſen und die dürre Haide der Kuppe, auf welcher wir ſtanden, dann wurde die Böſchung ſanfter und ging von Gipfel zu Gipfel, anfänglich über die grauen Häupter Felsbedeckter Hügel, dann über die dunkelgrünen Kronen von Pinien, Cedern, Johannisbrodbäumen und grünen Eichen; weiterhin über ſanftere Abhänge, über das blaſſere, mehr in's Gelbe ſpielende Grün der Maulbeerfeigenbäume und der Platanen: endlich kamen graue Hügel, ganz ſammetglänzend in dem Laube der Olivengehölze. Alles erloſch und erſtarb in der ſchmalen Ebene, welche den Libanon vom Meer trennt. Hier ſah man auf den Kaps alte mauriſche Thürme, welche das Ufer decken; im Hintergrunde der Meerbuſen Städte oder große Dörfer mit ihren in der Sonne glänzenden Mauern, die Einſchnitte des Meers zwiſchen der Sandfläche, die vom Ufer abgehenden Barken, die in den Häfen aus- und einlaufenden Seegel. Hauptſächlich Beirut und Saide, umgeben von den reichen Ebenen mit Oliven, Citronen, Maulbeerbäumen, mit ihren Minarets, den Kuppeln ihrer Moſcheen, ihren Schlöſſern und ihren Zinnenbedeckten Mauern, ſtiegen aus dieſem Ocean von Farben und Linien auf, und hielten die Blicke auf zwei in die Fluthen vorſpringenden Punkten feſt. Jenſeits der Ebene von Beirut fing der große Libanon, durch den Lauf des Fluſſes unterbrochen, wieder an, ſich zu erheben, Anfangs gelb und goldbraun wie die Säulen von Päſtum; dann grau und dunkel, weiterhin in der Region der Wälder grün und ſchwarz; endlich ragten ſeine Schneegipfel empor, die in dem durchſichtigen Himmel zu verſchwimmen ſchienen; hier ruhten die hellen Strahlen des Tags in ewiger Heiterkeit auf einem Lager von nie erlöſchender Weiße. Weder Neapel noch Sorrent, weder Rom noch Albano haben einen ſolchen Horizont.

Nachdem wir ungefähr zwei Stunden abwärts geritten waren, fanden wir unter herrlichen Platanen neben einer Quelle einen einſam ſtehenden Khan. Es iſt nöthig, ein für allemal eine Beſchreibung von Dem zu geben, was man in Syrien, überhaupt im ganzen Orient einen Khan nennt; es iſt eine Hütte, deren Wandmauern ohne Kitt ſchlecht zuſammengefügt ſind, und dem Wind und Regen freien Lauf laſſen. Dieſe Steine ſind durchaus von dem Rauche des Heerds geſchwärzt, welcher unaufhörlich durch ihre Zwiſchenräume hindurchdringt. Die Mauern ſind ungefähr ſieben bis acht Fuß hoch; ſie ſind von einigen rohen Stücken Holzes mit der Rinde, und einigen dicken Aeſten überkleidet; das Ganze iſt von dürrem Geſträuch überſchattet, welches als Dach dient; in dem innern Raum iſt der Fußboden nicht belegt, er iſt ein Lager von Staub oder Koth. Ein oder zwei Poſten dienen dem Dach zur Stüze, man hängt den Mantel oder die Waffen des Reiſenden daran. In einer Ecke iſt ein kleiner erhöhter Heerd auf einigen rohen Steinen; auf dieſem Heerd brennt unaufhörlich ein Kohlenfeuer, woran ein oder zwei kupferne Kaffeetöpfe ſtehen, welche immer mit dickem mehligem Kaffee, der gewöhnlichen Erfriſchung und dem einzigen Bedürfniß der Türken und Araber, gefüllt ſind. Die Hütte hat gewöhnlich zwei dem eben beſchriebenen ähnliche Gemächer. Ein oder zwei Araber ſind gegen eine Abgabe, welche ſie dem Baſſa bezahlen, ermächtigt, Prieſter dieſer Tempel der Gaſtfreundſchaft zu ſeyn, und den Karavanen Kaffee und Fladen von Gerſtenmehl zu verkaufen. Wenn der Reiſende an der Thüre dieſer Khan's ankömmt, ſteigt er von dem Kameele oder dem Pferde ab, läßt die Strohmatten und die Teppiche von Damaskus, welche ihm zum Lager dienen ſollen, auspacken: man breitet ſie in einem Winkel des durchgeräucherten Hauſes aus; dort ſezt er ſich, läßt ſeine gewöhnliche, oder ſeine Waſſer-Pfeife anzünden, und wartet, bis ſeine Sklaven etwas trockenes Holz zuſammengebracht haben, um ihm ſein Mahl zu bereiten. Dieſes beſteht gewöhnlich in zwei bis drei Fladen, auf einem heißen Kieſel kaum gar gemacht, und in einigen Stücken gehackten Hammelfleiſchs, welches man mit Reiß in einem kupfernen Topfe kochen läßt. Meiſtens findet man in dem Khan weder Reiß, noch Hammelfleiſch zu kaufen, und begnügt ſich dann mit Fladen und dem herrlichen friſchen Waſſer, welches niemals in der Nähe der Khans fehlt. Die Dienerſchaft, die Sklaven, die Mukra's (Kameelführer), bleiben im Freien um den Khan her. Gewöhnlich iſt in der Nähe irgend ein berühmter, Jahrhunderte alter Baum, welcher von Ferne der Karavane als Kennzeichen dient; meiſtens iſt es eine ungeheure Maulbeerfeige, ein Baum, welchen ich in Europa nie geſehen habe; er iſt ſo dick, wie die dickſten Eichen, und erreicht ein noch höheres Alter, als dieſe; ſein Stamm hat oft dreißig bis vierzig Fuß im Umfang, hie und da noch bei weitem mehr; ſeine Aeſte, welche fünfzehn bis zwanzig Fuß über der Erde beginnen, breiten ſich wagerecht aus, zuerſt bis auf eine ungemeine Weite, dann gruppiren ſich nach und nach die obern Aeſte kegelförmig und haben von Ferne die Form unſerer Buchen. Der Schatten dieſer Bäume,

welche die Vorſehung da und dort wie ein gaſtliches Dach auf dem brennenden Boden der Wüſte gepflanzt zu haben ſcheint, breitet ſich weithin von dem Stamme aus, und es iſt nichts Seltenes, ſechzig Stück Kameele und Pferde und eben ſo viel Araber während der Hize des Tages unter einem einzigen von dieſen Bäumen gelagert zu ſehen. Aber hier, wie überall, trifft man mit Schmerz auf jene Fahrläſſigkeit der Orientalen und ihrer Regierung. Dieſe Platanen, welche für die Bedürfniſſe der Karavanen, als natürliche Herbergen ſorgfältig erhalten werden ſollten, ſind der ſtumpfſinnigen Unvorſichtigkeit Derer, die ſich darunter ſchatten, überlaſſen; die Araber zünden ihr Feuer am Fuße des Maulbeerfeigenbaums an, und der größte Theil dieſer ſchönen Bäume hat einen von dem Feuer jener Heerde ganz geſchwärzten und ausgehöhlten Stamm. Unſere kleine Karavane richtete ſich unter einem dieſer majeſtätiſchen Bäume ein, und wir brachten die Nacht hin, in unſere Mäntel gehüllt auf einer Strohmatte in einer Ecke des Khan's gelagert.

— 4. October 1832. —

Wir ſind dieſen Morgen von dem Khan abgezogen und nach einem Ritt von einigen Stunden auf den jähen Abſtürzen des Libanon kamen wir bei den ſchönen Dörfern an, welche nahe an der Küſte liegen. Hier verſchwindet alle die Rauhigkeit der Berge, und man kömmt zwei Stunden mitten durch die lachendſten und beſt angebauten Hügel, die man ſich nur denken kann. Es iſt wie in Toskana. Die Stützmauern tragen überall Terraſſen von Erde, wo dazwiſchen gepflanzte Weinſtöcke und Bäume Gewächſe jeder Art beſchatten, ohne ſie am Gedeihen zu hindern. Dörfer, wo Alles Ordnung, Frieden, Arbeitſamkeit, Wohlhabenheit verräth, ſind über die Hügel gebreitet; die Häuſer oder vielmehr Burgen der Scheikhs beherrſchen ſie, wie ehemals unſere Gothiſchen Burgen unſere Flecken. Ungeheure Klöſter von maronitiſchen Mönchen nehmen die Gipfel der Anhöhen ein, wie Feſtungen. Man ſieht die Mönche aus- und eingehen, welche die Pflugſchaar in dem Felde führen, oder ausgehen, um Laub von den Maulbeerbäumen zu ſammeln. Die Araber, ohne Unterſchied des Geſchlechts, arbeiten auf dem Felde und betrachten uns, wie wir vorüberreiten, mit einem Lächeln über unſere europäiſche Trachten. Der Scheikh und ſeine vornehmſten Diener ſitzen gewohnlich auf einem Teppich vor dem Thore ſeiner Burg, oder unter dem Schatten eines Maulbeerfeigenbaums mitten im Wege; er raucht, und begrüßt uns, indem er die Hand auf's Herz legt, und zu uns ſagt: Sala el kaer! der Tag ſey geſegnet für euch, Reiſende!

Endlich erreichen wir das flache Land und reiten durch ein grünes Gewölbe, gebildet durch das lange Rohr, die Palmen, die Weinreben, die Maulbeer- und Feigenbäume. Von Zeit zu Zeit tritt das einſam ſtehende Haus des arabiſchen oder ſyriſch-griechiſchen Pflanzers aus dieſem Laubwald; ſchöne junge Mädchen mit enthülltem Geſicht tragen Waſſerkrüge auf dem Kopfe, und der Vater und die Mutter arbeiten unter den Maulbeerbäumen an jenen ſchönen buntſeidenen Stoffen, deren Fäden ſie von einem Baum zum andern ziehen, und welche ſie wirken, indem ſie in ihrem Schatten gehen. Schottland, Sachſen, Savoyen, die Schweiz bieten dem Reiſenden nicht mehr Scenen des Lebens, des Glücks und des Friedens dar, als der Fuß der Gebirge des Libanon, wo man erwartet, Nichts zu finden, als Barbaren.

— 5. October 1832. —

Ich habe meine Frau und mein Kind in guter Geſundheit und damit beſchäftigt gefunden, unſer Winterquartier zu verſchönern und auszuſchmücken, und brachte einige Tage bei ihnen zu, ehe ich nach Paläſtina und Aegypten abreiſte. Ibrahim-Baſſa hat einen entſcheidenden Sieg bei Homs erfochten; er dringt gegen Karamanien vor und wird über den Taurus gehen, indem er die Türken zurückwirft. Es iſt keine Urſache mehr, über die Sicherheit und Ruhe des Landes hier ſich Sorgen zu machen. Ich werde vollkommen ruhig über Das, was mir im Leben am theuerſten iſt, reiſen.

Unſere neuen Freunde von Beirut, die HH. Bianco, Jorelle, Farren, Laurella, Aboſt werden in meiner Abweſenheit für alle Fälle, die ſich ereignen könnten, Sorge tragen. Ich rüſte meine Karavane definitiv zu, und werde ſo bald abreiſen, als der erſte Regen die Hize von dreißig Graden, welche gegenwärtig auf der Küſte von Syrien herrſcht, ſich gemildert haben wird.

Ende des erſten Bandes.

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken
und
Landſchaftsgemälde.

Ueberſezt
von
Guſtav Schwab und Franz Demmler.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1835.

BIBL. UNIV. MONAC.

Universitäts-Bibliothek München

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landſchaftsgemälde.

Reiſe von Beirut, Syrien und Paläſtina hindurch nach Jeruſalem.

— 8. October 1832, drei Uhr Nachmittags. —

Abgeritten mit achtzehn Reit= oder Laſtpferden, aus denen die Karavane beſteht. — Nachtlager im Khan, drei Stunden von Beirut; der gleiche Weg, wie der ſchon beſchriebene zur Lady Stanhope. — Am andern Tag Morgens drei Uhr aufgebrochen, über den Fluß Tamur, den alten Tamyris geſezt; blühender Roſenlorbeer an ſeinen Ufern. — Wir folgen dem Geſtade, wo der Schaum der Wellen die Füße unſerer Pferde benezt.

Schatten der zerſtörten Stadt, von der es Alles, ſelbſt den Namen verloren hat; keine Spur der vergangenen Größe. Ein zirkelförmiger Damm, durch ungeheure Felſen gebildet, umgibt ein mit Sand angefülltes Hafenbecken, und einige Fiſcher mit ihren Kindern treiben, die Beine im Waſſer, eine Barke ohne Maſt und Seegel in's Meer, das einzige Seegemälde dieſer zweiten Königin der Meere. Zu Saide ritten wir zu dem franzöſiſchen Khan hinab, dem unermeßlichen Palaſte unſeres vormaligen Handels in Syrien, wo unſere Konſuln alle Nationen unter der Flagge Frankreichs verſammelten. Es gibt hier keinen Handel, keine Franzoſen mehr; in Saide, in dem ungeheuren verlaſſenen Khan iſt nur ein alter, achtungswerther Agent Frankreichs, Hr. Giraudin, übrig geblieben, welcher hier ſeit fünfzig Jahren in der Mitte ſeiner ganz orientaliſchen Familie lebt, und uns in dem Lande, wo die alte Gaſtfreundſchaft ſich ganz erhalten hat, eine Aufnahme ſchenkt, wie man ſie reiſenden Landsleuten angedeihen läßt. — Bei dieſer trefflichen Familie geſpeiſt und einige Stunden geſchlafen; — Süßigkeit einer ſo genoſſenen, unerwarteten, verſchwenderiſchen Gaſtfreundſchaft; — das Waſſer, um die Hände zu waſchen, von den Söhnen des Hauſes dargereicht; die Mutter und die Frauen der beiden Söhne immer auf den Beinen, mit der Beſorgung der Tafel beſchäftigt. — Um vier Uhr wieder zu Pferde in Begleitung der Söhne und Freunde der Familie Giraudin. — Dgeridritte, ausgeführt von einem derſelben, der ein herrliches arabiſches Pferd reitet. — Zwei Stunden von Saide Abſchied und Dankſagungen. — Noch zwei Stunden geritten, dann unter unſern Zelten am Meer bei einer ſchönen, el Kantara genannten, Quelle gelagert. — Gigantiſcher Baum, der die Karavane beſchattet. — Reizender Garten, der ſich bis zu den Fluthen des Meers hinabzieht. Eine mächtige Karavane von Kameelen breitet ſich um uns auf der gleichen Stelle aus. — Nacht unter dem Zelte; Wiehern der Pferde, Schreie der Kameele, Rauch der abendlichen Feuer, durchſcheinendes Licht der Lampe durch den geſtreiften Zeug des Zeltes. — Gedanken an ein ruhiges Leben, an die Heimath, die Familie, welche in der Seele aufſteigen, während man müde und voll Gluth das Haupt auf den Sattel niederlegt, der ſtatt des Kopfkiſſens dient. — Morgens, während die Mukra's und die Sklaven die Pferde zäumen, reißen zwei oder drei Araber die Pflöcke des Zeltes aus; ſie rütteln an dem Pflock, welcher als Pfeiler dient; er fällt, und das weit ausgebreitete Tuch, welches eine ganze Familie von Reiſenden bedeckt hat, gleitet und fällt ſelbſt zur Erde herab als ein kleiner Ballen Zeug, den ein Kameeltreiber unter den Arm nimmt und an den Sattel ſeines Thiers hängt; es bleibt auf dem leeren Plaze, auf welchem wir ſo eben noch wie an einem bleibenden Wohnort uns eingerichtet hatten, Nichts übrig, als ein kleines verlaſſenes Feuer, das noch raucht und bald in der Sonne erliſcht; ein wahres, treffendes, lebendiges Bild des Lebens, wie es ſo oft in der Bibel beſchrieben wird, und das mich jedesmal tief rührte, ſo oft es ſich meinen Augen darbot.

Kantara vor Tag verlaſſen. Einige kahle felſige Hügel erſtiegen, welche als Vorgebirge in das Meer vorſpringen. Weiterhin von dem Gipfel des lezten höchſten dieſer Hügel, ſtellt ſich Tyrus dar als die Krone der mächtigen unfruchtbaren Anhöhe. — Zwiſchen dem Meer und den lezten Höhen des Libanon, welche in jähem Abfall bis hieher ſich erſtrecken, dehnt ſich eine Ebene von ungefähr acht Meilen in die Länge und eine oder zwei in die Breite; dieſes Blachfeld iſt nackt, gelb, mit dornigem Geſtrüppe bedeckt, welches von den Kameelen der Karavanen im Vorüberziehen abgefreſſen wird. Von ihm aus erſtreckt ſich eine Halbinſel in das Meer, von dem Feſtlande durch eine mit dem goldfarbigen Sande bedeckte Straße getrennt, welchen der Wind von Aegypten hertreibt. Tyrus, von den Arabern Heut zu Tage Sur genannt, wird von dem ſpizigſten Ausläufer dieſes Vorgebirgs getragen und ſcheint aus den Fluthen ſelbſt hervorzuſteigen; — von ferne würde man es noch eine ſchöne, neue, weiße, lebendige Stadt nennen, welche ſich im Meere ſpiegelt; es iſt aber Nichts als ein ſchöner Schatten, der verſchwindet, ſo bald man näher kommt. — Einige hundert baufällige, beinahe verlaſſene Häuſer; die Araber verſammeln dort Abends ihre große Heerden von Schafen und ſchwarzen Ziegen mit hängenden Ohren, welche vor uns auf der Ebene vorbeiziehen, und das iſt das Tyrus von Heute! Es hat keinen Hafen auf dem Meere, keine Straße auf das Land; ſeit langer Zeit ſchon ſind die Prophetieen an ihm in Erfüllung gegangen. Wir ritten ſtille, mit der Betrachtung dieſes Leichentuchs, dieſer Aſche eines Reiches beſchäftigt, die wir unter unſeren Füßen traten. — Wir verfolgten einen Pfad mitten in den Ländereien von Tyrus, zwiſchen der

Stadt und den grauen nackten Hügeln, welche der Libanon noch dem Rande der Ebene noch auswirft, kamen dann ſelbſt auf die Höhe der Stadt, und berührten einen Sandſtreif, welcher ihr Heut zu Tage als einziger Schuzwall dient, und ſie am Ende zu begraben droht. Ich gedachte der Prophetieen, und ſuchte in meinem Gedächtniſſe einige der ſprechendſten Drohungen, welche der göttliche Geiſt Ezechiel eingegeben hatte. Ich fand ſie nicht in Worten, aber in der kläglichen Wirklichkeit wieder, welche mir vor Augen lag. Einige meiner Verſe, welche ich beim Abſchiede von Europa nach dem Orient hingeworfen hatte, ſtiegen allein in meinem Gedächtniſſe auf:

Noch hört ich nicht im alten Cedernwald
Der Völker Lärm und ſeinen Wiederhall;
Noch ſah ich nicht herab vom Libanon
Wie unter Gottes Finger ſich der Flug
Prophetiſcher Adler ſenkt auf Tyrs Palaſt.

Den dunkeln Libanon hatte ich nun zwar vor mir; aber, ſagte ich zu mir ſelbſt, die Phantaſie hat mich getäuſcht: ich ſehe weder die Adler, noch die Geier, welche um die Prophetieen zu erfüllen unaufhörlich von den Bergen herabfliegen ſollten, um in Einem fort dieſen Leichnam einer von Gott verworfenen, und gegen ſein Volk feindſeligen Stadt zu zerfleiſchen. Im Augenblick, als ich dieſe Bemerkung bei mir ſelbſt machte, zeigte ſich etwas Großes, Wunderliches, Unbewegliches, uns zur Linken, auf der Spize eines ſenkrecht abſtürzenden Felſen, welcher hier in der Ebene bis auf die Straße der Karavane vorſpringt. Es glich fünf Statuen von ſchwarzem Geſtein, auf den Fels, wie auf ein Fußgeſtell geſezt, aber nach einigen beinahe unmerklichen Bewegungen dieſer koloſſalen Figuren ſchloſſen wir, es ſeyen arabiſche Beduinen, in ihre Sackförmigen Gewänder von ſchwarzem Ziegenhaarzeug gehüllt, welche uns von der Höhe des Hügels vorüberziehen ſehen wollten. Als wir endlich nur noch fünfzig Schritte von der Anhöhe entfernt waren, ſahen wir eine dieſer fünf Geſtalten die weiten Flügel entfalten und ſie gegen ihre Seiten ſchlagen mit einem Geräuſch wie das eines Seegels, das man im Winde flattern läßt. Wir erkannten fünf Adler, größer als ich ſie je auf den Alpen, oder in den Käfigen der Menagerien in unſern Städten geſehen habe. Sie flogen, als wir näher kamen, nicht auf und rührten ſich nicht: wie Könige der Wüſte auf dem Rand der Felſen ſizend, betrachteten ſie Tyrus wie einen heiligen Bezirk, der ihnen gehörte und wohin ſie ſich zurückzuziehen hätten. Sie ſchienen ihn nach göttlichem Rechte zu beſizen, als Werkzeuge eines Befehls, den ſie vollſtreckten, und einer prophetiſchen Rache, welche ſie gegen die Menſchen und dieſen zum Troz auszuführen den Beruf hätten. Ich konnte nicht müde werden, dieſe gegenwärtig wirkende Prophetie, dieſe wunderbare Erfüllung göttlicher Drohungen, von welcher der Zufall uns zu Augenzeugen machte, zu betrachten. Niemals hatte etwas Uebernatürlicheres auf meine Augen und meiner Phantaſie alle Zügel der Vernunft anlegen, um nicht hinter den fünf Rieſenadlern die große, ſchauerliche Geſtalt des Dichters der Rache, Ezechiel, zu ſehen, ſich über ſie erhebend und mit dem Finger nach der Stadt deutend, welche Gott ihnen zum Raube angewieſen, während der Sturm des göttlichen Grimms die wallenden Locken ſeines weißen Bartes bewegte und das Feuer himmliſchen Zornes aus ſeinen Prophetenaugen leuchtete. Wir hielten auf vierzig Schritte: die Adler machten keine Bewegung, außer daß ſie verhöhnend den Kopf drehten, um uns ebenfalls zu betrachten: endlich ritten zwei aus unſerer Mitte von uns ab, und, die Flinten in der Hand, bis hin an den Felſen, aber ſie flohen noch nicht. — Einige ſcharfe Flintenſchüſſe bewogen ſie, träge aufzufliegen, aber ſie kamen ſelbſt wieder in Schußweite und flatterten lange über unſern Häuptern umher, ohne von unſern Kugeln getroffen zu werden, wie wenn ſie hätten ſagen wollen: „Ihr könnet uns Nichts anhaben, wir ſind ja die Adler Gottes."

Jezt ſah ich, daß die poetiſche Einbildung mir die Adler von Tyrus unter der Wirklichkeit, nicht ſo ſchön und übernatürlich vorgemalt hatte, als ſie waren, und daß in dem *Mens divinior* der Dichter, und ſelbſt der unbedeutendſten, Etwas von jenem ahnenden prophetiſchen Geiſte liegt, welcher die Wahrheit ſagt, ohne ein klares Bewußtſeyn von ihr.

Um Mittag, nach einem Ritt von ſieben Stunden kamen wir in der Mitte der Ebene von Tyrus bei einem Plaze an, welchen man die Brunnen Salome's

Behälter eines klaren laufenden Waſſers, welches zwei Meilen von Tyrus, wie durch Zauber aus einem nieder gelegenen, dürren, ausgemergelten Boden dringt, jeder dieſer Behälter iſt künſtlich zwanzig Fuß hoch über die Höhe des Bodens erhoben, und immer bis zum Rande gefüllt, daher ſie unaufhörlich überſtrömen; der Strom des Waſſers treibt Mühlräder; es läuft bis nach Tyrus durch Leitungen, halb antik, halb modern, welche ſich recht hübſch an dem Horizonte ausnehmen. — Man ſagt, Salome habe dieſe drei Brunnen gebaut, um Tyrus und ſeinen König Hiram für die von ſeiner Seemacht beim Tempelbau geleiſteten Dienſte zu belohnen.

Hiram hatte den Marmor und die Cedern des Libanon beigeführt. Jene ungeheuren Brunnen haben jeder wenigſtens ſechzig bis achtzig Fuß in die Runde; man kennt ihre Tiefe nicht, der eine hat gar keinen Grund; Niemand hat je erfahren können, durch welche geheimnißvolle Waſſerleitung die Quellen der Gebirge hieher geführt werden konnten. Wenn man ſie unterſucht, iſt es durchaus nicht unſtatthaft, zu glauben, es ſeyen mächtige Arteſiſche Brunnen, welche ſchon damals vor ihrer Wiedererfindung in der neueſten Zeit erfunden waren.

Um fünf Uhr von den Brunnen Salome's aufgebrochen; — zwei Stunden auf der Ebene von Tyrus geritten; — Nachts am Fuße eines hohen ſenkrecht ſteilen Gebirgs am Meer angekommen, welches das weiße Kap oder Raz-el-Abiad bildet; der Mond erhob ſich über dem dunkeln Gipfel des Libanon, zu unſerer Linken, und nicht hoch genug, um ſeine Seitenflächen zu erhellen;

ſein Strahl fiel, uns im Schatten laſſend, auf große Bruchſtücke von weißem Geſtein, wo ſein Licht glänzte, wie eine Flamme auf dem Marmor; an dieſem Geſtein, welches bis in die Mitte der Wellen geworfen war, brach ſich ihr blinkender Schaum, der beinahe bis zu uns ſprizte; man hörte Nichts, als das dumpfe periodiſche Geräuſch der Fluth, welche gegen das Kap andrang, und mit jedem Stoße das ſchmale Geſimſe, auf dem wir über den Abgrund ſchwebend ritten, erſchütterte; in der Ferne erglänzte das Meer wie ein ſilberner Waſſerfall und da und dort ſprang ein dunkles Kap in ſeinen Schooß aus, oder drang eine tiefe Höhle in das zerriſſene Gelände der Berge ein; hinter uns dehnte ſich die Ebene von Tyrus; man unterſchied ſie noch undeutlich an den krauſen Randſtreifen von goldbraunem und gelbem Sand, welche zwiſchen dem Lande und dem Meere ihre Umriſſe zogen; der Schatten von Tyrus ſtieg auf der äußerſten Spize eines Vorgebirgs empor, und der Zufall, ohne Zweifel, hatte auf ſeine Ruinen allein einen hellen Schein geworfen, ſo daß man es von ferne für einen Leuchtthurm hätte halten mögen; es war aber nur der Leuchtthurm ſeiner Oede und Verlaſſenheit, welcher keinem Schiffe zum Leitzeichen diente, für Nichts leuchtete, als für unſere Augen, und keinen Blick auf ſich zog, als den des Mitleids über Trümmern. Dieſer Weg am Abgrunde hin, mit aller Abwechslung, Erhabenheit, Feierlichkeit der Nacht, des Mondes, des Meers und der tiefen Schluchten dauerte ungefähr eine Stunde, — unter den Stunden, welche Gott mir auf der Erde zu ſehen geſchenkt hat, gewiß

eine von denen, die meinem Gedächtniſſe am tiefſte
eingegraben haben! ein erhabenes Thor, um Morg
dem Boden der Wunder einzugehen! zu dieſem Land
Denkmale, noch ganz bedeckt mit den Spuren des
und neuen Verkehrs zwiſchen Gott und dem Menſch

Als wir von der Spize dieſes Kaps hinab
hatten wir die gleiche Ausſicht, welche uns im H
weg überraſcht hatte: Abſtürze, eben ſo tief, e
hallend, eben ſo weiß gefärbt vom Schaume, e
von mächtigem Bruche von rollenden weißen S
beſät, öffneten ſich unter unſern Füßen und vor
Augen; das Meer brach ſich hier mit dem g
Rauſchen, welches uns die ganze ſturmvolle Kü
Syrien, wie die alten hebräiſchen Dichtungen ſie n
entlang begleitete; der Mond, ſchon höher am H
ſtehend, erhellte dabei dieſe zugleich lärmvolle u
Scene, und vor uns eröffnete ſich die weite Ebe
Ptolemais: es war neun Uhr Abends im Octobe
ſere Pferde, von einem dreizehnſtündigen Ritt
ſezten langſam ihre eiſenbeſchlagenen Hufe auf die
ſchimmernden Felſen, welche einzig die Straßen
rien bilden, unregelmäßige ſteinerne Stufen, über
man in Europa nie wagen würde zu reiten; wi
von Müdigkeit erſchöpft, hauptſächlich aber tief
von der Großartigkeit des Schauſpiels und der ſi
genden Erinnerungen des Tages, gingen ſtillſch
zu Fuße, unſere Pferde am Zügel führend und d
bald auf das Meer, das wir durchſchiffen mußt
unſere heimathlichen Berge und Flüſſe wieder z
bald auf die dunkle, lange geradlinige Kuppe des

Karmel gerichtet, welcher anfing, ſich auf den äußerſten Gränzen des Horizonts abzuzeichnen. Wir langten bei einer Art von Khan, das heißt bei einer halb zerſtörten Wohnung an, wo ein armer Araber einige Feigenbäume und Kürbiſſe zwiſchen den Rizen der Felſen neben einer Quelle pflanzt; die Wohnung war von einigen Kameeltreibern von Nablus beſezt, welche Getreide für Ibrahims Heer führen, die Quelle in dem heißen Herbſte verſiegt; deſſen ungeachtet pflanzten wir unſere Zelte auf einem mit runden, rollenden Geſtein bedeckten Boden, banden unſere Pferde an einen Block, und tranken ſehr haushälteriſch einige Tropfen von dem friſchen Waſſer, das wir noch von den Brunnen Salomo's her in unſern Krügen hatten. — Von der Ebene von Tyrus und den Niederungen der Berge an fangt das Waſſer an, auszugehen; die Quellen ſind fünf bis ſechs Stunden von einander entfernt, und oft trifft man, wenn man ankommt, in dem Becken des Brunnens Nichts mehr, als einen ausgetrockneten, dürren Schlamm, der die Fußſtapfen von Kameelen und Ziegen trägt, welche zulezt ihren Durſt hier geſtillt haben.

Am 11. brachen wir die Zelte beim Scheine von Tauſenden von Sternen auf, welche in den zu unſern Füßen ausgebreiteten Fluthen ſich ſpiegelten, dann ritten wir ungefähr eine Stunde über die lezten Hügel hinab, welche das weiße Kap, oder Raz-el-Abiad bilden, und betraten die Ebene von Acre, dem alten Ptolemais.

Die Belagerung von Acre durch Ibrahim Baſſa hatte in den neueſten Zeiten die Stadt zu einem Haufen von Trümmern gemacht, unter welchen zehn bis zwölf tauſend Leichname neben Tauſenden von Kameelen begraben waren. Ibrahim, ſiegreich und ſich beeilend, ſeine wichtige Eroberung außer der Gefahr eines möglichen Glückwechſels zu ſezen, beſchäftigte ſich damit, die Mauern und die Häuſer von Acre wieder aufzubauen; — alle Tage zog man aus dieſen Trümmern Hunderte von halbverwesten Leichnamen hervor; die faulen Dünſte, die Haufen von todten Körpern hatten die Luft in der ganzen Ebene verderben, wir zogen ſo weit als möglich von den Mauern vorüber, und machten um Mittag bei dem arabiſchen Dorfe, „die Waſſer von Acre", Halt unter einem Gehölze von Granaten-, Feigen- und Maulbeerbäumen und neben den Mühlen des Baſſa; um fünf Uhr brachen wir wieder auf, um unter einem Olivenwäldchen auf der Spize der erſten Hügel von Galiläa unſer Lager aufzuſchlagen.

Den 12. machten wir uns beim erſten Tageslichte wieder auf den Weg; zuerſt kamen wir über einen Hügel mit Olivenbäumen und grünen Eichen bepflanzt, welche in Gruppen, oder unter dem benagenden Zahn der Ziegen und der Kameele als niederes Gebüſche wuchſen. Als wir auf der andern Seite dieſes Hügels angekommen waren, zeigte ſich uns das ganze heilige Land, das Land von Kanaan; es war nicht das nackte, ſteinige, unfruchtbare Land, das Gewimmel von niedrigen, kahlen Bergen, wie man uns das gelobte Land vorſtellt auf das Wort einiger befangener Schriftſteller hin, oder einiger Reiſenden, welche in der Eile, anzukommen und zu beſchreiben, von den unermeßlichen, mannichfaltigen Beſizungen der zwölf Stämme Nichts geſehen haben, als

Felſenpfad, welcher zwei Tagereiſen weit von Jaffa
Jeruſalem führt; — von ihnen getäuſcht erwartete
Nichts, als Das, was ſie beſchrieben; das heißt ein
d ohne Ausdehnung, ohne Horizont, ohne Thäler,
Ebenen, ohne Baume und ohne Waſſer; ein Land,
en ganze Füllung in einigen grauen oder weißen un-
utenden Bergen beſteht, wo der räuberiſche Araber
Schatten einiger Schluchten ſich verbirgt, um den
überziehenden zu plündern. — So iſt vielleicht die
aße von Jeruſalem nach Jaffa; aber hier iſt Judäa,
wir es am erſten Tage geſehen haben von der Höhe
Hügel, welche die Ebene von Ptolemais einfaſſen;
wir es wieder gefunden haben auf der andern Seite
Hügel von Sebulon, von Nazareth, und am Fuße
Berges Hermon oder Karmel; wie wir es durch-
iſt haben in ſeiner ganzen Breite und Mannichfaltig-
von den Höhen, welche Tyrus und Sidon beherr-
n bis zu dem See Tiberias, von dem Berge Tabor
zu den Gebirgen von Samarien und Nablus, und
da bis zu den Mauern von Sion. — Vor uns
rſt die Ebene von Sebulon, wir befinden uns zwiſchen
i Erhöhungen des Bodens, welche kaum den Namen
Hügeln verdienen; das Bette, welches durch ihre
oppelte Abdachung vor uns ausgehöhlt wird, bildet
Weg, auf dem wir reiten; dieſer Weg iſt bezeich-
durch den Tritt der Kameele, welcher hier ſchon
rtauſend Jahre lang den Staub ſtampft, oder die
iten, tiefen Löcher, welche das Gewicht ihrer Füße,
ſie immer auf die gleiche Stelle ſezen, in einem wei-
, zerreiblichen Geſtein, das man von dem Kap von

Tyrus bis zu dem erſten Sande der ſyriſchen Wüſte antrifft, ausgehöhlt hat. Zur Rechten und Linken ſind zwei Anhöhen von zwanzig zu zwanzig Schritten, von Flecken eines verſchiedenartigen Buſchwerks beſchattet, welches nie ſeine Blätter verliert; in etwas größeren Zwiſchenräumen erheben ſich Bäume mit knorrigen Stämmen, nervigen, durchbrochenen Aeſten, ſtarrem, dunkelfarbigem Laub; meiſtens ſind es Eichen von einer beſondern Art, deren Stamm leichter und ſchlanker iſt, als bei denen in Europa, und deren ſammtartiges rundes Blatt nicht gezackt iſt, wie bei der gewöhnlichen Eiche; der Johannisbrodbaum, die Terebinthe, noch ſeltener die Platane und der Maulbeerfeigenbaum machen vollends die Bekleidung dieſer Hügel aus; von den andern Bäumen kenne ich den Namen nicht: einige haben Nadeln, wie die Tannen oder Cedern, andere, und dieß ſind die ſchönſten, gleichen nach der Farbe ihrer Rinde, der Zierlichkeit und dem zarten, gelblichen Farbenſpiel ihrer Blätter ungeheuren Weiden, welche ſie jedoch an Ausbreitung, Dicke und Höhe weit übertreffen. — Die zahlreichſten Karavanen können um ihren koloſſalen Stamm neben einander ſich aufhalten und mit ihrem Gepäcke und ihren Kameelen unter ihrem Schatten lagern; in den häufigen weiten Zwiſchenräumen, welche dieſe verſchiedenen Bäume auf den Abhängen der Hügel frei laſſen, brechen weißliche, und noch viel öfter bläulich graue Felsbänke aus dem Boden, und ragen in der Sonne empor, wie die kräftigen Muskeln an einem ſtarken menſchlichen Knochengerüſte, welche im Alter mehr hervortreten, und die Haut, die ſie umgibt, im Augenblick durchbrechen zu wollen ſcheinen; — zwiſchen den Felsbänken oder Blöcken aber wuchert ein ſchwarzer, leichter und tiefgehender Erdboden, welcher ununterbrochen, wenn man nur wenig ihn bearbeiten wollte, Getreide, Gerſte, Mais hervorbrachte, oder Wälder von dornigem Geſträuch, wilden Granatbäumen, Jerichoroſen, und ungeheuren Diſteln mit Stängeln von einer Höhe, welche bis zu dem Kopfe der Kameele reicht. Die Beſchreibung von einem dieſer Hügel paßt ſo ziemlich für alle, und die Phantaſie kann ſich nach ihr die Wirkung vorſtellen, die ſie machen, ſo oft man ſie in einem Reiſebild des heiligen Landes angeführt findet. Wir ritten nun zwiſchen dieſen beiden Hügeln fort, und fingen an, allmählig uns abwärts zu ziehen, indem wir das Meer und die Ebene von Ptolemais hinter uns ließen, als wir die erſte Ebene des Landes von Kanaan bemerkten; es war die Ebene von Sebulon, das Gartenland, das dem Stamme dieſes Namens zugehörte.

Rechts und Links vor uns fielen die Hügel, welche wir ſo eben überſtiegen hatten, anmuthig in einem Einbug auseinander, wie zwei erſterbende Wogen, welche or dem Vordertheil eines Schiffes ſanft verſchwimmen nd harmoniſch ſich ausbreiten; der Zwiſchenraum, wel- hen ſie ließen, und welcher ſtufenweiſe ſich erweiterte, ar wie eine nicht ſehr tiefe Bucht, die das flache Land das Gebirge einſchnitt; dieſe Bucht oder dieſer Golf auf dem Lande, eben und fruchtbar, bildete bald ein breiteres Thal; und da, wo die beiden Hügel, welche es noch umgaben, gänzlich erſtarben, ſenkte ſich das Thal und bildete eine leicht ovale Ebene, deren beide ſich zuſpizende Enden unter dem Schatten von zwei andern Hügelreihen ſich verbargen. Dieſe Ebene kann nach dem Augenmaß eine und eine halbe Meile breit und drei bis vier Meilen lang ſeyn. Von der Anhöhe, auf der wir uns befanden, wo die Hügel von Acre ausmünden, fiel unſer Blick natürlicherweiſe auf jene Ebene, verfolgte ſie unwillkürlich durch ihre geſchweiften Einbiegungen bis in die ſchmalſten Schluchten, welche ſie bildete, indem ſie zwiſchen die Wurzeln der Gebirge eindrang, die ſie begränzen. Zur Linken reckten die goldfarbigen und durchfurchten Kuppen des Libanon, gleich Pyramiden kühn ſich in das dunkle Blau eines Morgenhimmels: zur Rechten erhob ſich der Hügel, welcher uns trug, unmerklich immer mehr, je weiter er von uns abſtand, und bildete, indem er mit andern Hügeln zuſammenfallen zu wollen ſchien, verſchiedene Höhengruppen, die einen kahl, die andern mit Oliven- und Feigenbäumen überkleidet, und auf ihrer Spize ein türkiſches Dorf tragend, deſſen weißer Minaret mit der dunkeln Cypreſſenkolonnade, welche beinahe überall die Moſchee umgibt, einen Kontraſt bildet. Uns gerade gegenüber bildete der Horizont, welcher die Ebene von Sebulon begränzte, und ſich vor uns in einer Strecke von drei bis vier Meilen ausdehnte, eine Perſpektive von Hügeln, Bergen, Thälern, Himmel, Licht, Duft und Schatten, welche in einer ſolchen Harmonie der Farben und Linien geordnet, in ſo glücklicher Zuſammenſtellung verſchmolzen, mit ſo lieblicher Symmetrie verbunden, und durch ſo verſchiedene Effekte abwechſelnd gemacht war, daß mein Auge ſich nicht davon losreißen konnte, und daß, während ich in meinen Erinnerungen aus den Alpen, aus Italien oder Griechenland vergeblich nach Etwas ſuchte, womit ich dieſes magiſche Geſammtbild vergleichen könnte, ich ausrief: „Es iſt ein Pouſſin oder Claude Lorrain.“ — In der That, Nichts kann der großartigen Anmuth dieſes Horizonts von Kanaan gleichkommen, als der Pinſel zweier Maler, denen der göttliche Genius der Natur jene Schönheit offenbarte. Man wird jene Zuſammenſtimmung des Großen und Sanften, des Starken und Zierlichen, des Maleriſchen und Fruchtbaren nirgends finden, als in den Phantaſie-Landſchaften jener beiden großen Männer oder in der unnachahmlichen Natur des ſchönen Landes, das wir vor uns hatten, und das die Hand des größten höchſten Malers ſelbſt zeichnete und färbte, um einem noch unſchuldigen Hirtenvolke zur Wohnung zu dienen. Im Vorgrunde am Fuße der Gebirge, ungefähr eine halbe Meile in der Ebene, ſtieg eine ſchroffe Höhe, ganz abgeſondert von allen umgebenden Hügeln, ſo zu ſagen, aus der Erde auf, wie ein natürliches Fußgeſtell, welches von der Natur einzig dazu beſtimmt war, eine feſte Stadt zu tragen. Ihre Seitenflächen erhoben ſich beinahe ſenkrecht von dem Grunde der Ebene bis zu der Spize dieſes Altars von Erde; ſie glichen vollkommen dem von Menſchenhand abgeſteckten und aufgeführten Wall eines befeſtigten Plazes.

Der Gipfel ſelbſt, ſtatt ungleich und gerundet zu ſeyn, wie alle Gipfel der Hügel oder Berge, war geebnet und abgeplattet, wie wenn er darauf wartete, mit einer Stadt oder Feſtung überbaut zu werden, wenn das Volk käme, zu deſſen Wohnplaz das Land hier beſtimmt war. In allen den reizenden Ebenen des Landes Kanaan habe ich ſeither die gleichen Anhohen in der Form von gleichſeitig oder länglich viereckigen Altären wieder geſehen, welche offenbar dazu beſtimmt waren, den erſten Wohnſizen einer furchtſamen ſchwachen Nation zum Schuze zu dienen; dieſe ihre Beſtimmung iſt ſo deutlich in ihrer einzeln ſtehenden, bizarren Geſtaltung vorgezeichnet, daß man ſchon, wenn man ihre Maſſe betrachtet, nicht mehr glauben kann, ſie ſeyen von dem Volke aufgeführt, das ſie mit ſeinen Städten bedeckte. — Hätte denn eine ſo kleine Nation je ſo viele ungeheure Erdfeſtungen erbauen können, von welchen Xerxes Heere auch nicht eine hätten ſtürzen können?! Zu welchem Glauben man ſich auch bekennen mag, man müßte blind ſeyn, wenn man nicht eine beſondere Beſtimmung, ſey es von der Natur oder von der Vorſehung, in dieſen feſten Pläzen an dem Ein- und Ausgang aller Ebenen von Galiläa und Judäa erkennen wollte. Hinter dieſer Anhöhe, wo die Phantaſie ohne Mühe eine alte Stadt mit ihren Mauern, ihren Wällen und Thürmen wieder aufbaut, ſtiegen die erſten Hügel ſtufenweiſe von der Ebene auf, indem ſie auf ihren Seitenflächen Oliven oder Eichengehölze, wie graue und ſchwarze Flecken trugen. Zwiſchen dieſen Hügeln und den höheren dunkleren Bergen, denen ſie zur Unterlage dienten, und die ſie majeſtätiſch überragten, ſchäumte ohne Zweifel ein Waldſtrom, oder dünſtete ein tiefer See bei der erſten Hize der Morgenſonne; denn ein weißbläulicher Nebel zog ſich in dieſen Luftregionen hin, und verſchleierte gleichſam, um ſie mehr in die Ferne zu drängen, die zweite Bergreihe leicht mit dem durchſichtigen Vorhang, welchen da und dort die Strahlenbüſchel der Morgenröthe durchbrachen. Noch ferner und höher ſtieg eine dritte ganz düſtere Bergkette in gerundeten ungleichen Wölbungen auf, und gab dieſer lieblichen Landſchaft jenen Anſtrich von Majeſtät, Kraft und Ernſt, welcher überall, wo ſich Schönheit durch ſich ſelbſt oder durch Kontraſt darſtellt, ſich wiederfinden muß. Von Zeit zu Zeit war dieſe dritte Kette durchbrochen, und der Blick ſchweifte auf die weite Perſpektive eines Himmels von matter Silberfarbe, auf welchem einige Wolken mit leichtem roſenfarbigem Anſtrich ſchwammen; hinter dieſem herrlichen Amphitheater endlich tauchten zwei oder drei Kuppen des fernen Libanon empor, wie in den Himmel hineinragende Vorgebirge, welche, indem ſie zuerſt den lichten Strahlenregen der über ihnen ſchwebenden Sonne auffingen, ſo durchſichtig erſchienen, daß man das zitternde Licht des Himmels, welchen ſie uns verhüllten, durch ſie hindurch zu ſehen glauben konnte. Ueber dieſem Schauſpiel lacht das heitere, warme Gewölbe des Firmaments in der klaren Färbung des Lichts, mit der Beſtimmtheit der Schatten, welche eine Atmoſphäre von Aſien charakteriſirt; auf der Ebene ſteht ein Khan in Trümmern oder ſind ungeheure Heerden von röthlichen Kühen, weißen Kameelen und ſchwarzen Ziegen zerſtreut, welche mit langſamen Schritten herbeiziehen, um ein zwar ſpärlich zugemeſſenes, aber klares wohlſchmeckendes Waſſer aufzuſuchen; einige Arabiſche Reiter durchbrauſen auf ihren leichten Rennern die Ebene, ganz glänzend im Schmuck ihrer ſilberbelegten Waffen und ſcharlachenen Gewänder; einige Frauen kommen aus den benachbarten Dörfern, in ihre langen himmelblauen Gewänder gekleidet, mit einem breiten Gürtel, deſſen Enden ſie auf der Erde nachſchleppen, und einem mit Schnüren von venetianiſchen Goldzechinen geſchmückten Turban, dazu denke man ſich auf den Abhängen der Hügel einige türkiſche und arabiſche Weiler, deren ſteinfarbige Mauern und Häuſer ohne Dach mit den Felſen des Hügels ſelbſt in Eins zuſammenfließen, während Wolken von azurnem Rauch hie und da zwiſchen den die Dörfer umgebenden Olivenbäumen und Cypreſſen aufſteigen, und man da und dort vor den Füßen der Pferde einige, wie Tröge ausgehöhlte, Steine, (Gräber der Patriarchen), einige Schafte von Granitſäulen, und einige gehauene Kapitäler um die Quellen her trifft, und man hat das treueſte und genaueſte Gemälde der köſtlichen Ebene von Sebulon, von Nazareth, von Saffuri und von der des Tabor. Ein ſolches Land, wiederum mit einer neuen jüdiſchen Nation bevölkert, von verſtändigen Händen bebaut und bewäſſert, von einer tropiſchen Sonne befruchtet, von ſelbſt die Gewächſe des Nuzens und des Reizes für den Menſchen hervorbringend, von dem Zuckerrohr und der Banane bis zu der Weinrebe und dem Getreide der gemäßigten Klimate und der Ceder und der Tanne der Alpen; — ein ſolches Land, ſage ich, würde noch Heut zu Tage das gelobte Land ſeyn, wenn die Vorſehung ihm ein Volk und die Politik der Ruhe und der Freiheit wieder geben wollte.

Von der Ebene von Sebulon ritten wir über leicht aufſteigende Berge hinweg, welche noch ausgedörrter waren, als die erſten, nach dem Dorfe Saffuri: — Saphora in der heiligen Schrift, Diocäſarea bei den Römern, — zu der Zeit des Herodes Agrippa nach Jeruſalem der größten Stadt von Paläſtina.

Eine große Zahl von Steinblöcken, zu Gräbern ausgehöhlt, zeigte uns den Weg bis zu dem Gipfel des runden Hügels, auf welchem Saffuri lag; als wir auf der erſten Anhöhe anlangten, ſahen wir eine einzelne Granitſäule, welche noch aufrechtſtand, und den Plaz bezeichnete, wo ein Tempel war; ſchöne Kapitäle mit Bildhauerarbeit lagen zu den Füßen der Säule zu Boden, und ungeheure Trümmer von gehauenen Steinen, von einigen großen römiſchen Denkmalen genommen, waren überall zerſtreut, und dienten den Feldern der Araber als Gränzzeichen bis auf ungefähr eine Meile von Saffuri, wo wir anhielten, um der Mittagsraſt zu genießen. Eine nie verſiegende Quelle von herrlichem Waſſer ſpringt hier für die Einwohner von zwei oder drei Thälern; ſie iſt mit einigen Gebüſchen von Feigen- und Granatbäumen umgeben; wir lagerten uns in ihrem Schatten, und mußten länger als eine Stunde warten, ehe wir für unſere Karavane Waſſer bekommen konnten, ſo groß war die Anzahl der Heerden von Kühen und Kameelen, welche die Arabiſchen Hirten von allen Seiten des Thals herbeitrieben; unzählige Triebe von ſchwarzen Ziegen und Kühen zogen ſich über die Ebene und die Abhänge der Hügel hin, welche gegen Nazareth zu ſich erheben.

Ich legte mich, in meinen Mantel gehüllt, unter dem Schatten eines Feigenbaums, nicht weit von der

Quelle nieder, und betrachtete lange dieſe Scene alter Zeiten. Unſere Pferde waren um uns her zerſtreut, die Füße mit Ringen gefeſſelt, ihre türkiſchen Sättel auf dem Rücken, die Mähne herabhängend, den Kopf gebückt und den Schatten ihrer eigenen Mähne ſuchend; unſere Waffen, Säbel, Flinten, Piſtolen hingen über unſeren Häuptern an den Zweigen der Granaten- und Feigenbäume. — Arabiſche Beduinen, blos in ein Stück von ſchwarz und weiß geſtreiftem Stoff aus Ziegenhaar gehüllt, ſaßen nicht weit von uns im Kreiſe herum, und betrachteten uns mit dem Blicke eines Geiers. Die Frauen von Saffuri, genau ſo gekleidet, wie die Frauen Abrahams und Jakobs, mit einer in der Mitte des Leibs geſchürzten blauen Tunika, worüber eine zweite weiße in geblähten Falten zierlich herabfällt, trugen auf ihren mit einem blauen Turban aufgepuzten Köpfen leere wagerecht liegende Urnen, oder hielten ſie ſie gefüllt ebenfalls auf den Köpfen aufrecht, indem ſie dieſelben mit den beiden Händen ſtüzten, wie die Karyatiden auf der Akropolis; andere Mädchen, in der gleichen Tracht, wuſchen an der Quelle und lächelten unter ſich, indem ſie auf uns blickten; noch andere, in reichere Gewänder gekleidet, den Kopf mit Schnüren von Piaſtern oder Goldzechinen bedeckt, tanzten unter einem breitäſtigen Granatbaum in einiger Entfernung von uns und der Quelle; ihr Tanz, ſanft und langſam war eine einförmige Runde, von Zeit zu Zeit mit Schritten ohne Kunſt aber nicht ohne Anmuth begleitet; — die Frau iſt mit der Anmuth geſchaffen, die Sitten, die Tracht können in ihr jenen Reiz der Schönheit, der Liebe nicht verfälſchen, welcher ſie umgibt, und überall ihr Geſchlecht verräth; dieſe arabiſchen Frauen waren nicht verſchleiert, wie alle die, welche wir bis jezt im Orient geſehen hatten, ihre Züge, obgleich leicht tatowirt, hatten eine gewiſſe Feinheit und Regelmäßigkeit, welche ſie vor der türkiſchen Raçe auszeichnete; ſie tanzten und ſangen in Einem fort, ſo lange unſer Halt dauerte, und ſchienen keineswegs beleidigt von der Aufmerkſamkeit, mit welcher wir ihren Tanz, ihren Geſang und ihre Kleidung betrachteten. Man ſagte uns, daß ſie beiſammen ſeyen, um die Hochzeitsgeſchenke zu erwarten, welche ein junger Araber für eine der Mädchen von Saffuri, die ihm verlobt war, zu kaufen nach Nazareth gereist war; wir begegneten wirklich den Geſchenken am gleichen Tage auf der Straße: ſie beſtanden in einem Sieb, um das Mehl durchzuſchütteln und es von der Spreu zu ſondern, einem Stück Baumwollenzeug und einem Stück von reicherem Stoff zu einem Kleide für die Braut.

An dieſem Tage fingen für mich neue Empfindungen an, ganz verſchieden von denen, welche meine Reiſe bisher mir eingeflößt hatte; — ich war mit den Augen, dem Verſtande, dem Geiſte gereist, nicht mit der Seele und dem Gemüthe, wie jezt, wo ich das Land der Wunder betrat, das Land Jehovah's und Chriſti; das Land, deſſen Namen alle von meinen kindlichen Lippen ſo viele hundertmale geſtammelt wurden, deſſen Bilder alle meiner jungen zarten Phantaſie die erſte Färbung gaben, das Land, wo für mein ſpäteres Leben die ſüßen Lehren der Religion, der zweiten Seele unſerer Seele an's Licht gebracht wurden; ich fühlte, wie etwas

Todtes, Kaltes ſich in mir belebte und erwärmte, ich fühlte, Was man fühlt, wenn man unter tauſend unbekannten fremden Geſtalten das Geſicht einer Mutter, einer Schweſter, oder einer geliebten Frau erkennt! Was man fühlt, wenn man von der Straße in einen Tempel tritt: etwas Geſammeltes, Inniges, Zartes, Tröſtendes, das man ſonſt nicht an ſich erfährt.

Der Tempel für mich war dieſes Land der Bibel, des Evangeliums, wo ich meine erſten Fußſtapfen eben erſt eingedrückt hatte! Ich betete zu Gott in der ſtillen Tiefe meines Gemüths, und dankte ihm, mir verſtattet zu haben, daß ich lange genug gelebt, um meine Augen auf dieſes Allerheiligſte im gelobten Lande zu werfen; von dieſem Tage an, während des ganzen Verlaufs meiner Reiſe in Judäa, Galiläa, Paläſtina waren die verkörperten poetiſchen Empfindungen, welche mir der Anblick und die Nennung der Orte verurſachten, mit einem viel lebendigeren Gefühle von zarter Ehrfurcht gemiſcht, wie wenn ſie Erinnerungen geweſen wären; meine Reiſe wurde oft ein Gebet, und die beiden Arten von Enthuſiasmus, welche meiner Seele am natürlichſten waren, der Enthuſiasmus für die Natur und ihren Urheber, fanden ſich beinahe alle Morgen eben ſo friſch, eben ſo lebendig wieder, wie wenn ſo viele welke, austrocknende Jahre ſie in meinem Buſen nicht hin und her gerührt hätten! Ich fühlte, daß ich noch Menſch war, indem ich mich vor den Schatten des Gottes meiner Jugend ſtellte. — Bei dem Beſuche der Orte, die durch eines der Ereigniſſe, welche die Geſtalt der Welt umgewandelt haben, geheiligt ſind, erwacht ein ähnliches

Gefühl in uns, wie es der Reiſende erfährt, der mühevoll den Lauf eines mächtigen Fluſſes, wie des Nil oder des Ganges verfolgt, um dieſen zu erforſchen, und ihn an ſeiner verborgenen unbekannten Quelle zu betrachten; auch war es mir, als ich die lezten Hügel, welche mich von Nazareth trennten, erſtieg, als ſollte ich jene große fruchtreiche Religion an ihrer Quelle ſchauen, welche ſchon ſeit zweitauſend Jahren her von den Höhen der Galiläiſchen Gebirge herab auf die ganze Erde ſich ausgebreitet, und ſo viele Menſchengeſchlechter mit ihrem reinen belebenden Tranke erfriſcht hat. Hier, in der Höhlung des Felſen, den ich unter meinen Füßen trat, war die Quelle; dieſer Hügel, deſſen lezte Abſtufungen ich überſtieg, hatte das Heil, das Leben, das Licht, die Hoffnung der Welt in ſeinem Schooße getragen, denn hier, einige Schritte von mir, nahm das Muſterbild der Menſchheit ſeinen irdiſchen Urſprung, um ſie durch ſein Wort und Beiſpiel aus dem Meere des Irrthums und der Verderbniß zu ziehen, worin das Geſchlecht der Sterblichen verſunken war. Wenn ich die Sache als Philoſoph betrachtete, war dieß der Punkt, von dem das größte Ereigniß ausging, welches je die moraliſche und politiſche Welt bewegte, ein Ereigniß, deſſen Gegenwirkung allein noch der intellektuellen Welt einen Reſt von Bewegung und Leben einflößt! Von hier ging aus dem Dunkel, dem Elend, der Unwiſſenheit der Großeſte, Gerechteſte, Weiſeſte, Tugendhafteſte der Menſchen aus; hier war ſeine Wiege! hier der Schauplaz ſeiner Thaten und rührenden Predigten! von hier war er noch jung ausgegangen mit einigen unwiſſenden Männern von dunkler Geburt, denen er das Vertrauen auf ſeinen Genius, die Begeiſterung für ſeine Sendung einflößte, um kühn und mit Bewußtſeyn einem Zuſtande der Geiſter und der Dinge die Spize zu bieten, der zu ſchwach war, ihm zu widerſtehen, aber ſtark genug, ihm den Tod zu bringen! . . . Von hier, ſage ich, war er ausgegangen, um den Tod und die Weltenherrſchaft der Zukunft ſich zu erringen! Von hier war das Chriſtenthum entfloſſen, eine dunkle Quelle, ein unbemerkter Waſſertropfen der Höhle des Felſen von Nazareth, in welchem zwei Sperlinge ſich nicht hätten nezen können, welchen ein Sonnenſtrahl aufgeſaugt hätte, und welcher wie ein großer geiſtiger Ocean, Heut zu Tage alle Abgründe menſchlicher Weisheit ausgefüllt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ſeine unverſiegbaren Fluthen getaucht hat. Auch wenn meine Seele nicht an die Göttlichkeit jenes Ereigniſſes geglaubt hätte, würde ſie erſchüttert worden ſeyn, als ich mich ſeinem urſprünglichen Schauplaz näherte, und ich hätte mein Haupt entblößt und meine Stirne gebeugt vor dem verborgenen Schickſalsſchluß, der aus einem ſo ſchwachen, unmerklichen Anfang ſo Großes hervorgehen ließ.

Wenn ich aber das Myſterium des Chriſtenthums als Chriſt betrachtete, welch ein Ort, hier unter dieſem Stück des blauen Himmels, im Grunde dieſes ſchmalen düſtern Thals, im Schatten dieſes kleinen Hügels, deſſen alte Felſen alle noch geſpalten ſchienen von dem freudigen Erbeben, da ſie das Wort gebaren und trugen, oder von dem Erbeben des Schmerzes, da ſie das geſtorbene Wort begruben; hier war der verhängnißvolle,

gebenedeite Punkt der Erde, welchen Gott von aller Ewigkeit her auserwählte, um in einem göttlichen Kinde ſeine Wahrheit, ſeine Gerechtigkeit und ſeine Liebe Menſchgeworden auf die Erde zu ſenden; hier wehte einſt der göttliche Hauch über eine arme Hütte, die Wohnung der niedrigſten Arbeit, der Einfalt des Geiſtes und der Dürftigkeit; hier belebte er in dem Schooße einer unſchuldigen, reinen Jungfrau ein Etwas, ſüße, zart, erbarmend, wie ſie, leidend, geduldig, ſeufzend, wie der Menſch, mächtig, übernatürlich, weiſe und ſtark, wie ein Gott; hier durchlief der Gottmenſch die Bahn unſerer Unwiſſenheit, unſerer Schwachheit, unſerer Mühſeligkeit und unſeres Elends, während der dunkeln Jahre ſeines verborgenen Lebens, hier hatte er ſich gewiſſermaßen im Leben geübt, und die Erde vorher bearbeitet, ehe er ſie durch ſein Wort belehrte, durch ſeine Wunder heilte, und durch ſeinen Tod wiedergebar: hier hatte ſich der Himmel geöffnet, und auf die Erde ſeinen Menſchgewordenen Geiſt, ſein Donnerwort geworfen, um bis an das Ende der Tage die Sünde und den Irrthum zu vernichten, um unſere Tugenden und unſere Laſter wie durch das Feuer des Schmelztiegels zu erproben, und vor Gott, dem Einzigen, Heiligen, das Rauchopfer, welches niemals mehr erlöſchen ſoll, das Rauchopfer des neuen Altars, den Weihrauch der allgemeinen Liebe und Wahrheit anzuzünden.

Als ich dieſe Betrachtungen anſtellte, das Haupt geſenkt und die Stirne mit tauſend andern noch gewichtigern Gedanken belaſtet, bemerkte ich zu meinen Füßen im Grunde eines, auf den beiden Abhängen in Form eines Keſſels oder Landſee's ausgehöhlten Thals, die weißen, anmuthig gruppirten Häuſer von Nazareth. Die griechiſche Kirche, der hohe Minaret der türkiſchen Moſchee, und die langen hohen Mauern des Kloſters der lateiniſchen Väter ließen ſich zuerſt unterſcheiden; einige Straßen von weniger großen, aber zierlich orientaliſch geformten Häuſern, waren um jene geräumigeren Gebäude hingezogen, und von Geräuſch und regem Leben erfüllt. Um das ganze Thal oder den Keſſel von Nazareth waren Gruppen von hohen ſtachligen Kaktusſtöcken, von Feigenbäumen, welche ihrer herbſtlichen Blätter beraubt waren, und Granatbäumen mit leichtem Laub von einem zarten gelblichen Grün, da und dort, wie es der Zufall fügte, gepflanzt, und verliehen der Landſchaft Friſche und Anmuth, wie die Blumen des Feldes um einen Dorfaltar. Gott allein weiß, Was damals in meinem Gemüthe vorging, aber mit einer unwillkürlichen, ſo zu ſagen unfreiwilligen Bewegung befand ich mich zu den Füßen meines Pferdes, im Staube knieend auf einem der blauen ſtaubigen Felſen des abſchüſſigen Pfades, welchen wir hinabritten. So blieb ich einige Minuten in ſtummer Betrachtung, wo alle Gedanken meines Lebens, als Skeptiker und als Chriſt, ſich ſo in meinem Kopfe zuſammendrängten, daß es mir unmöglich war, einen einzigen zu unterſcheiden. Einzig entſchlüpften meinen Lippen die Worte: *Et Verbum caro factum est, et habitavit in nobis.* Ich ſprach ſie mit dem erhabenen, tiefen, dankenden Gefühle, welches ſie in ſich ſchließen, und dieſer Ort gibt ſie ſo natürlich ein, daß ich die Ueberraſchung erlebte, Abends, als ich am Allerheiligſten der Lateiniſchen Kirche anlangte, ſie mit goldenen Buchſtaben auf der Marmortafel des unterirdiſchen Altars in dem Hauſe Mariens und Joſephs anzutreffen. Darauf neigte ich ehrfurchtsvoll das Haupt gegen den Boden, welchem Chriſtus entſproſſen war, küßte ihn im Stillen, und benezte mit einigen Thränen der Reue, der Liebe und der Hoffnung, dieſes Land, welches deren ſo viele fließen ſah, und ſo viele trocknete, und bat es um eine kleine Gabe von Wahrheit und Liebe.

Wir kamen am Kloſter der Lateiniſchen Väter von Nazareth an, als die lezten Strahlen des Abends kaum noch die hohen gelben Mauern der Kirche und des Kloſters vergoldeten. Ein weites eiſernes Thor öffnete ſich vor uns; unſere Pferde gleiteten im Eintreten aus, ſo daß die glänzenden, hallenden Steinplatten des Kloſtervorhofs unter den Eiſen ihrer Hufe erdröhnten. Die Pforte ſchloß ſich hinter uns und wir ſtiegen vom Pferde gerade vor der Pforte der Kirche ſelbſt, wo einſt die beſcheidene Wohnung der Mutter war, deren Schooß die unſterbliche Frucht getragen, deren Brüſte einen Gott geſäugt. Der Superior und der Pater Guardian waren beide abweſend. Einige neapolitaniſche und ſpaniſche Brüder, beſchäftigt, das Getreide des Kloſters vor dem Kloſterthore ſchwingen zu laſſen, empfingen uns ziemlich kalt und führten uns in einen weiten Korridor, an welchen die Zellen der Mönche und die für die Fremden beſtimmten Zimmer ſtoßen. Hier warteten wir lange, bis der Pfarrer von Nazareth kam, der uns dann mit Höflichkeiten überhäufte und für jeden ein Zimmer und ein Bett zurüſten ließ. Von dem Ritt und dem Sturm der Gefühle den Tag über erſchöpft, warfen wir uns auf unſere Betten, indem wir auf den folgenden Tag verſchoben, die heiligen Orte zu beſehen, weil wir wünſchten, uns den Geſammteindruck nicht dadurch zu verkümmern, daß wir nur obenhin unſern Blick auf die geweihten Pläze, deren Bereich wir ſchon betreten, geworfen hätten.

Ich ſtand mehrere Male in der Nacht auf, um mein Herz und meine Stimme zu Gott zu erheben, der an dieſem Orte Den auserwählt hatte, welcher ſein Wort aller Welt bringen ſollte.

Am andern Tage kam ein italieniſcher Pater, um uns in die Kirche und in das unterirdiſche Allerheiligſte zu führen, welches einſt das Haus der heiligen Jungfrau und des heiligen Joſephs war. Die Kirche iſt ein breites hohes Schiff von drei Abtheilungen; die oberſte Abtheilung nimmt das Chor der Väter des heiligen Landes ein, welches mit dem Kloſter durch eine Hinterthüre zuſammenhängt: die untere Abtheilung iſt für die Gläubigen, und iſt mit dem Chor und dem Hochaltar durch eine ſchöne Treppe mit doppeltem Steige und vergoldetem Geländer verbunden. Von dieſem Theil der Kirche führt unter dem Hochaltar eine Treppe von einigen Stufen zu einer kleinen Kapelle und einem Altar von Marmor, welche von ſilbernen Lampen erleuchtet ſind, und den Raum einnehmen, an welchem die Tradition die Verkündung vorgehen läßt. Dieſer Altar iſt unter dem halb natürlichen, halb künſtlichen Gewölbe eines Felſen errichtet, an welchen ohne Zweifel das heilige Haus ſich anlehnte. Hinter dieſem erſten Gewölbe dienten, wie man ſagt, zwei unterirdiſche noch dunklere Räume, wo jezt Altäre ſtehen, als Küche und als Keller für die heilige Familie. Dieſe Traditionen, mehr oder weniger getreu, mehr oder weniger durch das fromme Bedürfniß des leichtgläubigen Volkes oder das Verlangen verfälſcht, welches bei den eine ſo koſtbare Reliquie beſizenden Mönchen natürlich war, ihr Intereſſe durch Vervielfältigung der Einzelheiten zu ſteigern, haben vielleicht einige gutgemeinte Erfindungen an das mächtige Andenken des Ortes angereiht; es liegt aber außer Zweifel, daß das Kloſter, vornemlich die Kirche urſprünglich an derſelben Stelle gelegen war, wo die Wohnung des göttlichen Erben des Himmels und der Erde ſtand. Als ſein Name kurz nach ſeinem Tode, wie das Licht einer neuen Morgenröthe, ſich verbreitete, und ſeine Mutter und ſeine Jünger noch lebten, mußten ſie ſicherlich einander den Kultus der Liebe und des Schmerzes über die Abweſenheit ihres göttlichen Meiſters mittheilen, und oft ſelbſt und mit den neuen Chriſten an die Orte gehen, wo ſie Den leben, reden, handeln und ſterben geſehen hatten, welchen ſie jezt anbeteten. Keine menſchlich fromme Liebe konnte ſo treu die Ueberlieferungen eines dem Gedächtniß theuren Orts bewahren, als es die Frömmigkeit der Gläubigen und der Märtyrer that. Man kann hierin in Bezug auf die hauptſächlichſten Schaupläze des Erlöſungswerkes, auf die Wärme eines im Werden begriffenen, und auf die wachſame Aufmerkſamkeit eines unſterblichen Kultus ſich verlaſſen. Wir warfen uns auf dieſen Steinen, unter dieſem Gewölbe, welche Zeugen des unbegreiflichſten Geheimniſſes der göttlichen Liebe gegen die Menſchen ſind, auf die Kniee nieder und beteten. — Die Begeiſterung des Gebets iſt gleichfalls ein Geheimniß zwiſchen dem Menſchen und Gott: wie die Schamhaftigkeit wirft es einen Schleier über das Gemüth und verbirgt den Menſchen Das, was blos für den Himmel iſt. Wir beſuchten auch das geräumige bequeme Kloſter, ein Gebäude, ähnlich allen Klöſtern in Frankreich oder Italien, wo die Lateiniſchen Väter eben ſo frei, mit eben ſo viel Sicherheit und Oeffentlichkeit die Ceremonieen ihres Kultus ausüben, als ſie in einer der Straßen von Rom, der Hauptſtadt der Chriſtenheit, thun konnten. In dieſer Hinſicht hat man die Muſelmanen bedeutend verläumdet. Die religiöſe Toleranz, oder, möchte ich lieber ſagen, die religiöſe Ehrfurcht ſind tief in ihren Sitten gewurzelt. Sie ſind ſelbſt ſo religiös, und betrachten die Freiheit ihrer Religionsübungen mit ſo eiferſüchtigen Blicken, daß die Religion anderer Menſchen das Lezte iſt, gegen welches ſie ſich einen Eingriff erlauben. Sie haben eine Art Scheu vor einer Religion, deren Symbol die ihrige beleidigt; aber Verachtung und Haß hegen ſie nur für einen Menſchen, der den Allmächtigen überhaupt in keiner Sprache anbetet; ſolche Menſchen begreifen ſie nicht, ſo gegenwärtig iſt ihrem Gemüth immer der lebendige Gedanke an Gott, und beſchäftigt fortwährend ihre Seele. — Fünfzehn bis zwanzig ſpaniſche und italieniſche Väter leben in dieſem Kloſter, beſchäftigt, das Lob des göttlichen Kindes und den Preis ſeiner Mutter in eben dem Tempel zu ſingen, wo jene arm und unbekannt

lebten. Einer von ihnen, den man den Pfarrer von Nazareth nennt, iſt noch beſonders mit der Beſorgung der chriſtlichen Gemeinde in der Stadt beauftragt, welche ſieben bis achthundert katholiſche Chriſten, zehntauſend ſchismatiſche Griechen, und nicht mehr als Eintauſend Muſelmanen zählt. Die Väter führten uns im Verlaufe des Tags in die maronitiſchen Kirchen, in die alte Synagoge, wo Jeſus als Kind gleich einem Manne ſich in dem Geſez unterweiſen ließ, das er einſtens zu reinigen hatte, und in die Werkſtätte, wo der heilige Joſeph ſein beſcheidenes Gewerbe als Zimmermann trieb. Wir bemerken mit freudiger Ueberraſchung die Achtung und Verehrung, welche die Einwohner von Nazareth, ſelbſt die Türken, den Vätern des heiligen Landes überhaupt zu Theil werden laſſen. Einem Biſchof würde in den Straßen einer katholiſchen Stadt nicht mehr Ehre, nicht mehr Aufmerkſamkeit erwieſen, als dieſe Ordensbrüder hier genießen. Verfolgung gegen einen Prieſter liegt bei weitem weniger in den Sitten des Orients, als in denen von Europa; wenn ein ſolcher zum Märtyrer zu werden wünſchte, ſo dürfte er am wenigſten dorthin gehen.

— 14. October 1832. —

Um vier Uhr Morgens nach dem Berge Tabor aufgebrochen, welchen man als den Ort der Verklärung bezeichnet, Was jedoch unwahrſcheinlich iſt, weil zu jener

Epoche der Gipfel des Berges mit einer römiſchen Citadelle bedeckt war. Die einzelnſtehende Lage und das Erhabene dieſes reizenden Berges, welcher wie ein grüner Strauß aus der Ebene von Esdrelon aufſteigt, bewirkten, daß man ihn zu den Zeiten des heiligen Hieronymus zum Schauplaz dieſer geheiligten Scene erwählte. Man hat auf dem Gipfel eine Kapelle errichtet, wo die Wallfahrer die heilige Meſſe hören; es wohnt kein Prieſter dort, ſie kommen von Nazareth hin. Als wir am Fuße des Berges Tabor — eines Kegels von vollkommener Regelmäßigkeit, durchaus mit Vegetation und Eichen bedeckt — angekommen waren, verließ uns der Führer. — Ich ſezte mich allein unter eine ſchöne Eiche, ungefähr an dem Ort, wohin Raphael auf ſeinem Gemälde die von der Klarheit in der Höhe geblendeten Jünger ſezt, und wartete, bis der Prieſter das Meßopfer brachte. Man zeigte es uns aus der Höhe durch einen Piſtolenſchuß an, damit wir uns auf den natürlichen Stufen dieſes rieſenhaften Altars auf die Kniee vor Dem niederwerfen konnten, welcher dieſen Altar errichtet und das funkelnde Gezelt, das ſich über ihn wolbt, ausgeſpannt hat.

Mittags nach dem Jordan und dem Galiläiſchen Meer abgeritten; — in einer Stunde die niedrigen und ziemlich ſchattenreichen Hügel überſtiegen, welche die Wurzeln des Berges Tabor tragen; — in eine weite Ebene von acht Meilen in der Länge und von mehr, oder wenigſtens eben ſo viel in der Breite eingeritten. — In der Mitte ein in Trümmern liegender Khan mit der Architektur des Mittelalters. — Wir kommen durch mehrere Dörfer

armer Araber, welche die Ebene anbauen; jedes Dorf hat in einiger Entfernung einen Brunnen und einige Feigen- und Granatbäume, welche nicht weit von dieſem gepflanzt ſind. Dieß iſt die einzige Spur von Behaglichkeit. Die Häuſer laſſen ſich nicht unterſcheiden, außer wenn man ſchon recht nahe iſt. Es ſind Hütten von ſechs bis acht Fuß Höhe, eine Art Würfel von geknetetem Lehm und gehacktem Stroh, mit Terraſſenförmigem Dach. — Dieſe Dächer werden benüzt, wie ſonſt die Höfe. Hier iſt das Hausgeräthe, eine Decke und eine Matte. — Die Kinder und Frauen halten ſich beinahe immer hier auf; die Frauen ſind nicht verſchleiert, ihre Lippen ſind blau bemalt, der Ring um die Augen mit der gleichen Farbe, um die Lippen und auf den Wangen ſind ſie leicht tatowirt. Ihre Bekleidung beſteht aus einem einzigen blauen Hemde, welches mit einem weißen Gürtel über der Hüfte geſchürzt iſt; Alle haben das Anſehen des Elends und des Leidens. Die Männer ſind mit einem Mantel ohne Naht bedeckt aus einem ſchweren, in ſchwarzen und weißen Streifen formlos gewirkten Stoffe, die Beine, die Arme, die Bruſt tragen ſie bloß. Nachdem wir in einem Ritt von ſechs Stunden dieſe gelbliche und ſteinige, aber fruchtbare Ebene zurückgelegt haben, ſehen wir auf Einmal den Boden vor uns ſich ſenken und entdecken das unermeßliche Thal des Jordan und die erſten azurnen Streifen des See's Genezareth oder des Galiläiſchen Meers, wie es die Alten und das Evangelium nennen. Bald breitet es ſich ganz vor unſern Augen aus, auf allen Seiten, ausgenommen nach Süden, von einem Amphitheater von grauen und ſchwarzen Gebirgen umgeben. An ſeinem ſüdlichen Ende, unmittelbar zu unſern Füßen wird es ſchmäler, und eröffnet ſich, um den Fluß der Propheten, den Fluß des Evangeliums, den Jordan, ausfließen zu laſſen!

Der Jordan fließt aus dem See in einer Schlangenwindung, dann, ungefähr fünfzig Schritte davon, gleitet er in die niedrige, ſumpfige Ebene von Esdrelon, und fließt darauf in einem leichten Sprudel, indem er ſein erſtes Gemurmel hören läßt, hindurch unter den zertrümmerten Bogen einer Brücke mit römiſcher Architektur. Dorthin nehmen wir unſere Richtung über einen jähen, ſteinigen Abhang, um ſein durch die Erinnerungen zweier Jahrhunderte geweihtes Waſſer zu begrüßen. In wenigen Minuten ſind wir an ſeinem Ufer: wir ſteigen vom Pferde, und baden den Kopf, die Füße und die Hände in ſeinen Wellen, die ſo ſüß, ſo lau, ſo bläulich ſind, wie die Waſſer der Rhone, wo ſie aus dem Genferſee tritt. Der Jordan verdient, ſo wie er in dieſer Gegend iſt, wo ſein Lauf beinahe die Mitte erreicht hat, den Namen eines Fluſſes in einem Lande von größerem Maßſtabe nicht; aber er iſt dennoch bei weitem bedeutender, als der Eurotas und der Cephiſſus und alle die Flüſſe, deren fabelhafte oder hiſtoriſche Namen ſchon frühe in unſerem Gedächtniß wiedertönten, und uns ein Bild von Gewalt, reißender Schnelle und reichem Gewäſſer vormalen, welches der Anblick der Wirklichkeit zerſtört. Der Jordan iſt ſelbſt hier mehr, als ein Waldſtrom; obgleich wir jezt am Ende eines Herbſtes ohne Regen ſtehen, fließt er ſanft in einem ungefähr hundert Fuß breiten Bette mit einem Spiegel von zwei oder drei Fuß Tiefe, klar, helle, durchſichtig, ſo daß man die Kieſel auf ſeinem Boden zählt, und von einer der ſchönſten Farben, welche je das Waſſer haben kann, nemlich ganz dem tiefen Blau eines Firmaments von Aſien, ja von einer noch tiefern Färbung, als der Himmel ſelbſt, wie ein Bild, welches ſchöner iſt, als ſein Gegenſtand, wie ein Spiegel, welcher an Dem, was er widerſtrahlt, die Farbe erhöht. Zwanzig bis dreißig Schritte von ſeinem Bette iſt das Ufer, das er gegenwärtig trocken läßt, mit Steingerölle, mit Schilf und einigen noch blühenden Roſenlorbeerſtöcken beſät. Dieſes Ufer liegt ungefähr fünf bis ſechs Fuß tiefer als die Ebene, und zeigt den Umfang des Fluſſes in der Jahreszeit, wo ſeine Waſſer die gewöhnliche Fülle haben. Dieſer Umfang muß nach meiner Schäzung acht bis zehn Fuß in die Tiefe und hundert bis hundertzwanzig Fuß in die Breite betragen. Er iſt weiter oben und weiter unten in der Ebene ſchmaler, aber dann iſt er eingezwängter und tiefer und die Stelle, wo wir uns befinden, iſt eine von den vier Furthen, welche der Fluß auf ſeinen ganzen Lauf hat. Ich trank mit der hohlen Hand von dem Waſſer des Jordan, von dem Waſſer, welches ſo viele göttliche Dichter vor mir getrunken hatten, von dem Waſſer, welches über das unſchuldige Haupt des freiwilligen Opferlamms floß. Ich fand dieſes Waſſer vollkommen ſüße, von einem angenehmen Geſchmack und einer großen Klarheit. Die Gewohnheit, welche man bei Reiſen im Orient annehmen muß, Nichts als Waſſer zu trinken, und macht den Gaumen zu einem vortrefflichen Richter über die Eigenſchaften eines neuen Waſſers. Dem Waſſer des Jordans mangelte nur eine dieſer Eigenſchaften, die Friſche. Es war lau; obgleich meine Lippen und meine Hände von einem Ritt von eilf Stunden ohne Schatten in einer verzehrenden Sonne erhizt waren, fühlten meine Hände, meine Lippen und meine Stirne den Eindruck von Lauheit, als ſie das Waſſer dieſes Fluſſes berührten.

Wie alle Reiſenden, welche aus weiter Ferne nach ſo vielen Mühſeligkeiten und Gefahren kommen, um dieſen ſonſt königlichen Fluß in ſeiner Verlaſſenheit zu beſuchen, füllte ich einige Flaſchen mit ſeinem Waſſer, um ſie Freunden zu bringen, welche nicht ſo glücklich waren, als ich, eben ſo füllte ich meine Piſtolenholfter mit Kieſeln, welche ich an ſeinen Ufern zuſammen las. Hätte ich doch auch die heilige prophetiſche Begeiſterung, welche er ſonſt den Barden dieſer heiligen Ufer einflößte, und vor Allem Etwas von jener Heiligkeit und Reinheit des Geiſtes und Herzens mit mir nehmen können, welche er ohne Zweifel annahm, als mit ihm der reinſte, der heiligſte unter den Söhnen Adams getauft wurde. Ich ſtieg hierauf wieder zu Pferde und machte die Runde bei einigen Pfeilern, welche die Brücke oder die Waſſerleitung, von der ich oben geſprochen habe, getragen hatten; ich ſah Nichts, als die entartete Mauerarbeit an allen römiſchen Bauwerken aus dieſer Epoche, weder Marmor, noch Bildhauerei, noch Inſchrift; kein Bogen war mehr zu ſehen, aber zehn Pfeiler ſtanden noch, und man konnte die Fundamente von vier oder fünf andern unterſcheiden; jeder Bogen war von ungefähr zehn Fuß

Weite, — Was ſo ziemlich mit dem Umfang von hundertzwanzig Fußen zuſammenſtimmt, welche ich nach dem Augenmaß dem Jordan beimeſſen zu müſſen glaubte.

Was ich übrigens hier von der Breite des Jordans geſchrieben, hat keinen andern Zweck, als die Befriedigung der Neugier von gewiſſen Perſonen, welche ſelbſt von den Bildern ihrer Gedanken ſich ein richtiges, genaues Maß bilden, und nicht die Waffen von Feinden oder Vertheidigern des chriſtlichen Glaubens borgen möchten, da dieſe Waffen auf beiden Seiten nur bemitleidenswerth ſind. Was kommt es aber darauf an, ob der Jordan ein Bach oder ein Fluß iſt? ob Judäa ein Fleck mit unfruchtbaren Felſen oder ein köſtlicher Garten? ob dieſes Gebirge nur ein Hügel oder jenes Königreich nur eine Provinz iſt? Menſchen, die ſich über ſolche Fragen gegen einander erbittern und bekämpfen, ſind eben ſo von Sinnen, als Die, welche glauben, eine Religion von zweitauſend Jahren geſtürzt zu haben, wenn ſie mit aller Mühe verſuchten, der Bibel eine Unrichtigkeit nachzuweiſen, oder an den Prophetieen etwas nicht Eingetroffenes ausfindig zu machen. Sollte man nicht, wenn man dieſe großen Kämpfe über ein von beiden Seiten mißverſtandenes oder falſch erklärtes Wort hört, glauben, die Religionen ſeyen geometriſche Säze, welche man durch eine Rechnung feſtſtellt, oder durch einen Beweis widerlegt, und die Generationen der Gläubigen und Ungläubigen ſtehen da, ganz bereit, das Ende der Erörterung abzuwarten, und dann unverzüglich auf die Seite des beſten Logikers oder des gelehrteſten und geiſtreichſten Antiquars zu treten? Unfruchtbare Zänkereien, welche Niemanden abſpenſtig machen und Niemand bekehren! Durch Logik laſſen ſich Religionen nicht erörtern, nicht feſtſtellen, nicht zerſtören! ſie ſind von allen Geheimniſſen der Natur und des Menſchengeiſtes das geheimnißvollſte und unerklärlichſte! ihre Quelle iſt der Inſtinkt des Herzens und nicht Vernünftelei! ſie ſind wie die Winde, welche von Oſten oder Weſten blaſen, von denen aber Niemand die Urſache oder den Ausgangspunkt kennt, ſie blaſen, Gott allein weiß, woher? Gott allein weiß, warum? Gott allein weiß, wie viele Jahrhunderte und aus welchen Gegenden der Erde? Sie ſind, weil ſie ſind; man nimmt ſie an und verläßt ſie nicht mit Willkür, nicht auf das Wort aus dieſem oder jenem Munde hin; ſie machen mehr einen Theil des menſchlichen Herzen, als des menſchlichen Geiſtes aus. — Wo iſt der Menſch, der ſagen kann: ich bin Chriſt, weil ich eine entſcheidende Antwort in dieſem Buche oder einen unauflöslichen Einwurf in einem andern gefunden habe? Jeder Menſch von geſundem Gefühl und Verſtand wird, wenn man ihn zur Rechenſchaft über ſeinen Glauben auffordert, antworten: Ich bin Chriſt, weil jeder Nerv meines Herzens chriſtlich iſt, weil die Gefühle meiner Seele und meines Geiſtes für dieſe Lehre ſtimmen, weil ich von der Luft meiner Zeit lebe, ohne zu wiſſen, von Was die Zukunft leben wird.

Man ſah zwei Dörfer an den ſteilen Ufern des See's Genezareth hängen, das eine jenſeits des Jordans auf eine Viertelſtunde uns gerade gegenüber, das andere einige hundert Toiſen uns zur Linken auf dem dieſſeitigen Ufer des Fluſſes. Wir wußten nicht, von

welcher Art die Araber waren, welche dieſe Dörfer bewohnten, und man hatte uns gerathen, auf unſerer Hut zu ſeyn und uns vor einem Ueberfall von Seiten der Araber des Jordans in Acht zu nehmen, da dieſe Niemanden gerne ihre Ebene und ihren Fluß ungeſtört paſſiren laſſen. Wir waren gut beritten, gut bewaffnet und die plozliche, unerwartete Eroberung Syriens durch Mehemed-Ali hatte alle Araber ſo ſehr in Furcht und Erſtaunen niedergeſchlagen, daß der Augenblick gut gewählt war, um gewagte Streifereien in ihr Gebiet zu unternehmen; ſie wußten nicht, Wer wir waren, warum wir mit ſo viel Selbſtvertrauen bei ihnen reisten, und konnten ganz natürlich auf die Vermuthung gerathen, es folgen uns Streitkräfte auf dem Fuße nach, welche denen, die ſie gegen uns aufbringen konnten, weit überlegen wären; die Furcht vor Morgen, die Beſorgniß vor einer nahen Rache, verbürgte uns daher die nöthige Sicherheit auf unſerem Zuge. In dieſer Ueberzeugung ließ ich mitten in dem zulezt erwähnten arabiſchen Dorfe das Nachtlager zurüſten; ſeinen Namen weiß ich nicht; es iſt gebaut (wenn man je unformliche Blöcke von Lehm und Stein Gebäude nennen will) auf dem äußerſten Rande des erhobenen Ufers, welcher das Galiläiſche Meer beherrſchte. Während unſere Araber unſere Zelte aufſchlugen, ſtieg ich allein den abſchüſſigen Abhang hinab, welcher zum See führt; er beſpülte ihn murmelnd, und beränderte ihn mit einem Streifen von leichtem Schaum, welcher verſchwand und wieder anflog, ſo oft die kurz gebrochenen, ſchnell wogenden Wellen wiederkehrten, ähnlich den Wellen eines ruhigen tiefen Meers, welche auf dem Sande in dem Hintergrunde eines Golfs erſterben; kaum hatte ich Zeit, mich in ſeinen Fluthen, dem Schauplaz von ſo vielen Handlungen des großen modernen moraliſchen Gedichts, — des Evangeliums, zu baden, und für meine Freunde einige Hände voll ſeiner Muſcheln zu ſammeln; ſchon war die Sonne hinter den hohen vulkaniſchen, ſchwarzen Kuppen der Hochebene von Tiberias untergeſunken, und einige Araber, welche mich allein hinabſteigen geſehen hatten und auf dem Ufer umherſtreiften, konnten durch die Gelegenheit in Verſuchung geführt werden; ich ging nun, während ich wieder hinaufſtieg, die Flinte in der Hand, gerade auf ſie los; ſie betrachteten mich und grüßten mich, die Hand auf das Herz legend; ich trat in's Zelt zurück; wir ſtreckten uns auf unſern Matten aus, von Müdigkeit erſchöpft, aber die Hand immer an den Waffen haltend, um bei dem erſten gefährlichen Anzeichen auf den Beinen zu ſeyn; keine Unterbrechung ſtörte die Stille und den Schlaf dieſer ſchönen Nacht, in der wir durch Nichts eingewiegt wurden, als durch das ſanfte, koſende Geräuſch des Meeres Jeſu Chriſti, wie es gegen die Ufer anſchlug; durch den Wind, welcher in harmoniſchen Stößen zwiſchen den angeſpannten Seilen unſerer Zelte ſpielte, und durch die frommen Gedanken und die heiligen Erinnerungen, welche dieſes Geräuſch bei jeder Abwechſlung in uns erweckte; als wir am andern Tage bei anbrechender Morgenröthe aus unſern Zelten traten, um noch einmal hinabzugehen und uns im See zu baden, ſahen kämmten, einige Hirten, beſchäftigt, Kühe und Ziegen für uns zu melken, und die nackten Kinder des Dorfs, welche vertraulich mit unſern Pferden und Hunden ſpielten; der Hahn krähte, das Kind weinte, die Mutter ſäugte oder wiegte es, wie in einem der friedlichen Weiler in Frankreich oder der Schweiz. Wir wünſchten uns Glück, eine Streiferei in den ſo gefürchteten und ſo wenig gekannten Theil von Galiläa gewagt zu haben und zweifelten nicht, daß der gleiche friedliche Empfang uns erwartete, wenn wir uns in Arabien noch weiter vor wagen wollten; wir beſaßen alle Mittel, mit Sicherheit Samarien und die Gegend von Nablus, dem alten Sichem, zu durchreiſen durch die Güte des Hrn. Cottafago, welcher ſehr vielen Einfluß in dieſer Gegend hat, und uns anbot, uns durch ſeine mächtigen arabiſchen Freunde anmelden, und durch ſeinen Bruder geleiten zu laſſen.

Eine eigenthümliche Unruhe des Gemüths veranlaßt mich, auf dieſen Weg Verzicht zu leiſten, und den von Nazareth und dem Berge Karmel wieder einzuſchlagen, wo ich expreſſe Boten und Briefe von Beirut erwarte.

Indeſſen ſtiegen wir wieder zu Pferde, um die heiligen Ufer des See's Genezareth bis zu der Grenze des Meers von Tiberias entlang zu reiten. Die Karavane entfernte ſich ſtille von dem Dorfe, wo wir geſchlafen hatten, und zog auf dem weſtlichen Ufer des See's, einige Schritte von den Fluthen entfernt, auf einem Geſtade von Sand und Kieſeln hin, welches da und dort mit einigen Büſchen von Roſenlorbeer und ei-

Linken ſtreckte ſich eine Kette abſchüſſiger, ſchwarzer, kahler Hügel, welche von tiefen Schluchten durchhöhlt und auf denen hier und dort ungeheure vulkaniſche Steine zerſtreut waren; dieſe Hügelkette lief das ganze Ufer entlang, auf dem wir ritten, und verbarg, indem ſie in einem düſtern kahlen Vorgebirge beinahe bis in die Mitte des Meeres auslief, uns die Stadt von Tiberias und den Hintergrund des See's auf der Seite des Libanon. Keiner von uns gab einen Laut von ſich, alle Gefühle waren innig, gepreßt und tief, ſo laut ſprachen die heiligen Erinnerungen in der Seele eines Jeden von uns. Ich für meinen Theil habe nie einen Ort angetroffen, der ſtärker und bezaubernder zu meinem Herzen ſprach. Ich habe immer gerne den Schauplaz der Orte beſucht, wo einſt Menſchen, ſowohl unter den Lebenden als unter den Todten, gewohnt hatten, die ich kannte, bewunderte, liebte oder verehrte. Die Gegend, welche ein großer Mann während ſeiner irdiſchen Laufbahn bewohnte oder vorzugsweiſe liebte, erſchien mir immer als die getreueſte, ſprechendſte Reliquie von ihm ſelbſt, als ein materielles Abbild ſeines Genius, eine ſtumme Offenbarung eines Theils ſeiner Seele, eines lebendigen fühlbaren Commentars ſeines Lebens, ſeiner Handlungen und ſeiner Denkungsart. In meiner Jugend brachte ich einſame beſchauliche Stunden zu, gelagert unter den Olivenbäumen, welche die Gärten des Horaz beſchatten, im Angeſicht der bezaubernden Waſſerfälle von Tibur; oft lagerte ich mich Abends beim Geräuſche des ſchönen Meers von Neapel unter den hängenden Ranken der Weinreben, neben der Stelle, an welcher Virgil die

Ruheſtätte für ſeine Aſche wünſchte, weil hier die ſchönſte, ſüßeſte Gegend war, auf welcher ſeine Blicke ruhten. Um wie viel ſpäter brachte ich Morgen und Abende unter den ſchönen Kaſtanienbäumen in jenem kleinen Charmettes-Thale zu, wo das Andenken an Jean-Jacques Rouſſeau mich durch die Sympathie ſeiner Empfindungen, ſeiner Träume, ſeiner Leiden und ſeines Genius feſſelte; ſo hielt ich es noch mit mehreren andern Schriftſtellern, deren Namen und Schriften in mir mächtig angeklungen haben. Ich wollte ſie ſtudiren, ſie kennen lernen an den Orten, welche ſie geboren oder auf ſie eingewirkt hatten, und beinahe immer entdeckt der Blick eines tiefer ſehenden Auges eine geheime innige Beziehung zwiſchen dem Vaterland und dem großen Manne, zwiſchen der Scene und der handelnden Perſon, zwiſchen der Natur und dem von ihr geſchaffenen und beſeelten Genius. Aber es war nicht mehr ein großer Mann oder ein großer Dichter, deſſen Lieblingsaufenthalt ich hier beſuchte; — es was der Menſch der Menſchen, der göttliche Menſch, die Natur, der Geiſt, die Tugend im Fleiſche, die Menſchgewordene Gottheit, deren Fußſtapfen ich anbetete auf den Ufern ſelbſt, wo der Gottmenſch am meiſten wandelte, auf den Fluthen ſelbſt, die ihn trugen, auf den Hügeln ſelbſt, wo er ſich niederſezte, auf den Steinen, wo ſein Haupt ruhte. Er hatte mit ſeinen ſterblichen Augen dieſes Meer, dieſe Fluthen, dieſe Hügel, dieſe Steine geſehen, oder vielmehr dieſes Meer, dieſe Fluthen, dieſe Hügel, dieſe Steine hatten ihn geſehen; hundertmale hatte er dieſen Weg betreten, auf dem ich jezt ehrfurchtsvoll hinſchritt, ſeine Füße hatten den Staub aufgerührt, der jezt unter den meinigen aufflog; während der drei Jahre ſeines göttlichen Beruf geht und kommt er in Einem fort von Nazareth nach Tiberias, von Jeruſalem nach Tiberias; er fährt in den Fiſcherbarken auf dem Galiläiſchen Meere, beſchwichtigt auf ihm die Stürme; ſchreitet auf dem Meere dahin und reicht ſeinem gleich mir ſchwachgläubigen Apoſtel die Hand, die göttliche Hand, die ich mehr als jene nöthig habe in furchtbareren Stürmen von Meinungen und Ideen.

Das große, geheimnißvolle Schauſpiel des Evangeliums geht beinahe ganz auf dieſem See, auf ſeine Ufern und auf den Bergen, welche ihn umgeben un auf ihn hernieder ſehen, vor ſich. Hier iſt der Or wo er unter den niedrigſten der Menſchen ſeine Jünge erwählte, um zu bewahren, daß die Kraft ſeiner Leh in ſeiner Lehre ſelbſt und nicht in ihren unmächtige Werkzeugen liegt. Hier iſt Tiberias, wo er dem heil gen Petrus erſcheint, und mit drei Worten das ewig heilige Reich ſeiner Kirche gründet. Hier iſt Kapernaum hier das Gebirge, wo er die ſchöne Bergpredigt hal hier das, auf welchem er die neuen Seeligkeiten in Ge predigt; — hier das, wo er ausruft: *Misereor sup turbam!* und mit einigen Broden und Fiſchen eine gan Volksmaſſe ſättigt, wie ſein Wort das Leben der See gebiert und vermehrt; hier der Golf des wunderbar Fiſchzugs; hier das ganze Evangelium mit ſeinen rü renden Gleichniſſen und ſeinen zarten köſtlichen Bilder welche uns gerade ſo erſcheinen, wie ſie ſeinen Zuhöre erſchienen, als er auf das Lamm, den Schafſtall, d guten Hirten, die Lilie des Feldes mit dem Finger deutete; hier endlich das Land, welches der Heiland der ganzen Erde vorzog, welches er erwählte, um es zu der Vorhalle ſeines geheimnißvollen Drama's zu machen, wo er während ſeines dreißig Jahre lang dunkeln Lebens ſeine Eltern und Freunde im Fleiſche hatte; wo dieſe Natur, deren Schlüſſel er beſaß, ihm im höchſten Reize erſchien; hier jene Berge, wo er gleich uns die Sonne aufgehen und niederſinken ſah, welche ſeine ſterblichen Tage ſo kurz abmaß; hier war es, wohin er kam, um auszuruhen, nachzudenken, zu beten und Gott und Menſchen zu lieben. —

Syrien — Galiläa.

[illegible] October 1832. —

Das Galiläiſche Meer, welches an dem ſüdlichen Ende, wo wir zuerſt ſeine Ufer betreten hatten, ungefähr eine Meile breit iſt, erweitert ſich anfänglich unmerklich bis zu der Höhe von Bethmaus, der Spize des Vorgebirgs, welches uns die Stadt Tiberias verbarg; von hier an eröffnen ſich die Berge, welche es bisher einzwängen, auf beiden Seiten in breiten Golfen, ſo daß es ſich in ein ungeheures, beinahe rundes Becken geſtaltet, wo ſein Bett eine Ausdehnung von ungefähr zwölf bis funfzehn Meilen in die Runde hat. — Dieſes Waſſerbecken hat keine regelmäßige Form, die Gebirge ziehen ſich nicht bis auf den Waſſerſpiegel, bald ſpringen ſie etwas vom Ufer ab, und laſſen zwiſchen ſich und dem Meere eine kleine niedrige Ebene, fruchtbar und grün wie die Ebenen von Genezareth; bald theilen ſie ſich auseinander, um ſeine blauen Fluthen in die Golfe zu ihren Füßen eindringen zu laſſen, welche ſie umſchließen und beſchatten. — Die Hand des lieblichſten Malers konnte keine geründetere, weichere, mannichfaltigere Umriſſe ziehen, als die, welche die Hand des Schöpfers dieſen Bergen gegeben hat; ſie ſcheint die evangeliſche Scene vorbereitet zu haben für das Werk der Gnade, des Friedens, der Verſöhnung und der Liebe, welches einſt hier zu Stande kommen ſollte! Im Oſten, von den Kuppen des Jelboe an, den man im Süden erblickt, bis zu den Gipfeln des Libanon, welche im Norden ſich zeigen, bilden die Berge eine geſchloſſene, aber in weichen Wellenlinien fließende Kette, deren düſtere Bogen von Zeit zu Zeit ſich abzuſpannen ſcheinen, hie und da aber auseinander brechen um ein Stückchen Himmel durchſcheinen zu laſſen. Dieſe Berge laufen auf ihren Gipfeln nicht in jenen ſcharfen Zacken, nicht in jenen von den Stürmen abgeſchliffenen Felſen aus, welche ihre verwitterten Spizen dem Blize und den Winden preisgeben, und immer den hohen Gebirgsketten ein altes, ſchauerliches, trümmerhaftes Anſehen verleihen,

welches das Herz traurig macht, indem es den Geiſt erhebt. — Sie fallen in mehr oder weniger breiten, mehr oder weniger jähen Gipfeln ab, von welchen die einen mit einigen zerſtreuten Eichen bedeckt ſind, die andern mit grünem Buſchwerk; dieſe mit einer kahlen, aber fruchtbaren Erde überkleidet, welche noch die Spuren einer mannichfaltigen Anpflanzung trägt, einige andere blos von dem Lichte der Morgen- oder Abendſonne, welches über ihre Oberfläche hingleitet und ſie mit einem hellen Gelb, oder mit einer blauen oder violetten Färbung übergießt, reicher, als ſie je der Pinſel nachbilden könnte. Obgleich ihre Seiten niemals ſo abfallen, daß ein wirkliches Thal ſich geſtaltete, bilden ſie dennoch keinen immer gleichen Wall; ſie höhlen ſich von Zeit zu Zeit in tiefen breiten Buchten aus, wie wenn die Berge unter ihrem eigenen Gewicht zuſammengebrochen wären, und die natürlichen Abwechſelungen des Lichtes und Schattens machen aus dieſen Schluchten lichte oder dunkle Flecke, welche das Auge anziehen und die Einförmigkeit der Umriſſe und der Farbe unterbrechen. Weiter in der Tiefe ſenken ſie ſich in ſich ſelbſt zuſammen und ſpringen da und dort in Hügeln oder runden kleinen Bergen in den See aus: ein ſanfter, lieblicher Uebergang zwiſchen ihren Gipfeln und dem Waſſerſpiegel, der ſie wiederſtrahlt. Beinahe nirgends bricht das Geſtein durch die vegetabiliſche Rinde, mit der ſie reichlich überkleidet ſind, und dieſes Arkadien Judäa's vereinigt ſo überall mit der Erhabenheit und dem Ernſt einer Gebirgsgegend das Bild einer mannichfaltigen Fruchtbarkeit und Fülle der Erde. Fiele nur noch der Thau des Hermon auf ſeinen Schoos! — An der Spize des See's gegen Norden ſenkt ſich dieſe Bergkette nach der Ferne zu ab; man unterſcheidet von Weitem eine Ebene, die in den Fluthen erſtirbt, und an dem Rande dieſer Ebene eine weiße Maſſe von Schaum, welche ziemlich hoch auf dem Meere zu ſchwimmen ſcheint. Es iſt der Jordan, welcher ſich von hier aus in den See ſturzt, ihn durchlauft, ohne ſein Gewaſſer mit ihm zu miſchen, und ruhig, ſtille und rein an der Stelle, die wir beſchrieben haben, von ihm ausfließt. Das ganze nordliche Ende des Galilaiſchen Meers iſt von einem Strich von Feldern begränzt, welche angebaut ſcheinen, man unterſcheidet dort die gelben Stoppeln der lezten Erndte und weite Felder mit Schilf, welchen die Araber uberall pflanzen, wo eine Quelle ſich findet, die ſeine Wurzel befeuchtet.

Auf der weſtlichen Seite habe ich die vulkaniſchen Hügel ſchon gezeichnet, an denen wir ſeit Tagesanbruch fortzogen. Sie dauern in ihrer Einformigkeit bis nach Tiberias. — Große Haufen von ſchwarzen Steinen, welche von den noch offenen Schlunden von ungefahr hundert erloſchenen vulkaniſchen Kegeln ausgeſpieen ſind, durchkreuzen jeden Augenblick die ſteilen Abhange dieſes duſtern traurigen Ufers. Der Weg hatte fur uns keine Abwechslung, als durch die bizarre Form und die fremdartigen Farben der hohen Maſſen von geſtockter Lava, welche um uns her zerſtreut waren, und durch die Trümmer von Mauern, Thoren zerſtorter Städte, und zu Boden geſturzten Saulen, auf welche unſere Pferde bei jedem Schritte ſtießen. Die Ufer des Galiläiſchen Meeres auf dieſer Seite waren, ſo zu ſagen, nur eine einzige Stadt. Dieſe Reihen von Trümmern vor uns, die Menge von Städten und die Pracht der Bauart, welche man noch an ihren verſtümmelten Bruchſtücken erkennt, rufen mir den Weg in's Gedächtniß der den Veſuv entlang von Caſtellamare nach Portici führt. — Wie dort ſchienen die Ufer des See's Genezareth ſtatt der Saatfelder und Waldungen Städte zu tragen. — Nach einem Ritt von zwei Stunden langten wir auf der Spize eines in den See vorſpringenden Vorgebirgs an, und die Stadt Tiberias zeigte ſich auf Einmal vor uns wie eine wieder in's Leben getretene glanzvolle Erſcheinung einer Stadt von zweitauſend Jahren. Sie bedeckt den Abhang eines ſchwarzen kahlen Hügels, der jäh gegen den See abfällt, und iſt von einer viereckigen Mauer umgeben, an welche fünfzehn bis zwanzig mit Zinnen verſehene Thürme ſich lehnen. Die Spizen von zwei weißen Minarets ragen allein über dieſe Mauern und dieſe Thürme empor, und die ganze übrige Stadt ſcheint ſich vor dem Araber hinter dieſen hohen Mauern zu verbergen, und dem Auge Nichts darzubieten, als die niedrige einförmige Kuppel ſeiner grauen Dächer, welche der abgehauenen Schale einer Schildkröte gleicht.

Hier im türkiſchen Mineralbad von Bethmaus Halt gemacht. Eine einſamſtehende Kuppel von herrlichen Trümmern römiſcher oder hebräiſcher Bäder. — Wir laſſen uns im Saale des Bades ſelbſt nieder. — Ein Becken mit fließendem Waſſer gefüllt, mit einer Hize von 100 Grad Fahrenheit. Ein Bad genommen. — Eine Stunde geſchlafen. Wieder zu Pferde geſtiegen.

Sturm auf dem See, welchen zu ſehen ich ſehnlichſt wünſche. — Ein Waſſer, grün wie der Schilf, der es umgibt. — Bleifarbiger, blendender Schaum. — Sehr hohe gepreßte Wogen. — Großes Geräuſch der Wellen an dem vulkaniſchen Geſtein, welches ſie aufrollen, jedoch keine Barke in Gefahr, ſo weit die Ausſicht reicht. — Keine einzige iſt auf dem See. — Um Mittag während eines Sturms und eines Regens in Tiberias eingeritten. — In die Lateiniſche Kirche geflüchtet. — Wir laſſen Feuer mitten nach der verlaſſenen Kirche, der erſten chriſtlichen, bringen.

Tiberias, wie es inwendig iſt, verdient ſogar nicht einmal dieſen oberflächlichen Blick: — eine unordentliche ſchmierige Sammlung von einigen hundert Wohnungen, welche den arabiſchen Hütten von Lehm und Stroh gleichen. — Wir werden Franzöſiſch und Deutſch angeſprochen von einigen polniſchen oder deutſchen Juden, welche am Ende ihrer Tage, da ſie Nichts mehr zu erwarten haben, als die ungewiſſe Stunde des Todes, ihre lezten Augenblicke in Tiberias, an den Ufern ihres Meers, und im Herzen ihres theuren Landes ſelbſt zubringen wollen, um unter ihrer Sonne zu ſterben, wie Abraham und Jakob. — Sterben an der Ruheſtätte ſeiner Väter. — Beweis der unauslöſchlichſten Liebe des Vaterlandes. — Man würde vergeblich es läugnen, — es gibt eine Sympathie, eine Verwandtſchaft zwiſchen dem Menſchen und dem Lande, aus deſſen Erde er geformt wurde, von dem er ausging. — Es iſt wohlgethan, iſt ſüße, das Bischen Staub, das man von ihm für wenige Tage geborgt hat', ihm wieder an Ort und Stelle heimzugeben.

Gib, o mein Gott, daß auch ich in dem Lande und neben dem Staube meiner Väter ruhen möge.

Ein Ritt von neun Stunden, ohne auszuruhen, führt uns durch Kana, dem Schauplaz des erſten Wunders des Erlöſers. — Ein hübſches türkiſches Dorf, zierlich über dem Rande eines Keſſels mit fruchtbarer Erde hängend, welcher von grünen, mit indiſchen Feigen, mit Eichen und Olivenbäumen bedeckten Hügeln umgeben iſt. — Granatbäume, drei Palmen und Feigenbäume umher. — Frauen und Heerden um die Tröge der Brunnen her. — Haus des heiligen Bartholomäus, des Apoſtels, im Dorfe. — Zur Seite das Haus, wo das Wunder des in Wein verwandelten Waſſers Statt fand: — es liegt in Trümmern ohne Dach. — Die Ordensbrüder zeigen noch die Krüge, welche den wunderbaren Wein enthielten. — Mönchiſche Ausſchmückungen, welche überall den einfachen reichen Stoff der religiöſen Traditionen entſtellen.

Nachdem wir am Brunnen von Kana einige Zeit ausgeruht und unſern Durſt geſtillt haben, reiten wir beim Mondenſchein weiter gegen Nazareth. — Wir kommen durch einige ziemlich gut bebaute Ebenen, hierauf über eine Reihe von Hügeln mit Holz bewachſen, welche immer höher wurden, je näher man gegen Nazareth kommt. Nach einem Ritt von drei und einer halben Stunde kommen wir bei den Pforten des Lateiniſchen Kloſters in Nazareth an, wo wir auf's Neue aufgenommen werden.

Als ich erwachte, erſtaunte ich, eine Stimme zu hören, welche mich Italieniſch grüßte: es war die eines alten franzöſiſchen Vicekonſuls in Saint-Jean-d'Acre, des Hrn. Cattafago, eines in ganz Syrien ſehr bekannten und angeſehenen Mannes, welchen ſein Titel als Europäiſcher Agent, ſeine Freundſchaft mit Abdallah, dem Baſſa von Acre, ſein Handel und ſeine Reichthümer in dem Lande berühmt und einflußreich gemacht haben. Er iſt noch Oeſtreichiſcher Konſul in Saint-Jean-d'Acre. Seine Tracht war ſeiner doppelten Eigenſchaft als Araber und Europäer gemäß. Er war mit einem rothen mit Hermelin gefütterten Pelze bekleidet, und trug einen dreieckigen Hut, der Auszeichnung der franzöſiſchen Agenten im Orient; dieſer Hut datirt ſich von dem Feldzug nach Aegypten, er iſt der Nachlaß, welchen irgend ein General von Buonaparte's Brigade zu frommem Andenken aufbewahrte: man ſezt ihn blos auf bei offiziellen Gelegenheiten, bei Audienzen beim Baſſa, oder wenn ein Europäer durch's Land kommt. Man glaubt dadurch ihm ſeine heimathlichen Götter zu zeigen. Herr Cattafago war ein kleiner alter Mann, mit der geiſtreichen, kräftigen, durchdringenden Phantaſie der Araber; ſeine Augen, voll von einem durch Wohlwollen und Höflichkeit gemäßigten Feuer, erleuchteten ſein Geſicht mit dem Strahl eines höheren Verſtandes. Man begriff beim erſten Blick die Ueberlegenheit, die ein ſolcher Mann über Araber und Türken gewinnen mußte, welche im Allgemeinen jenes Princips der Thätigkeit ermangeln, das in den Augen des Hrn. Cattafago ſich rührte und in ſeinen Bewegungen ſich verrieth. Er hielt in der Hand ein Paket mit Briefen an mich, welche er ſo eben durch einen Kurier Ibrahim-Baſſa's von der ſyriſchen

Küſte erhalten hatte, und eine Reihenfolge von franzöſiſchen Zeitungen, welche er ſelbſt hält. Er dachte mit Recht, es müſſe für einen reiſenden Franzoſen eine Ueberraſchung und ein Vergnügen ſeyn, ſo mitten in der Wüſte und tauſend Meilen von ſeinem Vaterlande entfernt, friſche Neuigkeiten aus Europa zu treffen. Ich las die Briefe, welche mir immer einige Unruhe über die Geſundheit Julia's verurſachten. Hr. Cattafago verließ mich, indem er mich bat, zu ihm zum Frühſtück in einen Pavillon zu kommen, den er zu Nazareth erbaut hatte, und wo er einſam die heißen Tage des Sommers hinbrachte und ich ſchlug die Zeitungen auf. Das Erſte, was mir in die Augen fiel, war mein Name: es war ein Blatt des Journal des Debats, wo man Verſe anführte, welche ich bei meiner Abreiſe von Frankreich an Walter Scott gerichtet hatte. Ich ſtieß auf die, deren trübe unruhige Stimmung ſo gut zu der Scene paßte, in welche der Zufall ſie mir geſchickt hatte, der Scene der größten Revolutionen des Menſchengeiſtes, wo der Geiſt Gottes die Menſchen ſo mächtig aufgerührt, und von wo aus die neuſchöpferiſche Idee des Chriſtenthums ihren Flug durch die Welt genommen hatte, wie jezt eine Idee, noch eine Tochter des Chriſtenthums, das andere Ufer des Meeres aufrührt, von wo meine Töne mir gekommen waren.

An Walter Scott.

Zuſchauer du des großen Menſchentrauerſpiels,
Ermüdeter! auf rauhem Wege läßt du uns;
Nicht Sänger, nicht Prophete bleibt den Völkern mehr,
Den Weg durch's Lied zu fördern, an der Spize zieh'nd.
Ein Thronenbeben ſchüttelt' ab die Könige,
Taglang beſteht ein Häuptling, mondenlang ein Reich.
Des menſchlichen Gedankens ungeſtümer Hauch,
Nachtgleiche, welche brennend auf die Seele drückt,
Geſtattet Keinem Sterblichen, ja, der Hoffnung nicht,
Aufrecht ſich zu erhalten in der höchſten Macht.
Die Stärkſten nacheinander ſtößt zu oberſt er,
Schlägt ſie mit Schwindel, ſtürzet in die Tiefe ſie.
Nach Retter und nach Stüze ſchreit umſonſt die Welt,
Die Zeit, die ſtärkre, ziehet fort uns unter ſich.
Geht tief die See, ſo zwinget jedes Kind ſie ab,
Doch klein iſt jeder Einzelne, wenn groß die Zeit.
Sieh! Kön'ge, Bürger, Wehrmann oder Volkstribun
An Alle rührt und Keinen wählet Gottes Hand.
Die Macht, ein reißend und verzehrend Meteor,
Fällt auf die Stirn uns, richtet uns und ſchlingt uns ein.
Es iſt vorbei, meerüber weht der Hauch des Worts,
Das Chaos brütet über einer neuen Welt,
Und für die Erde, welche baar des Zepters iſt,
Ruht jezt das Heil bei Allen und bei Keinem mehr!
Am ſchweren Schlingern eines neuen Oceans,
Und an des Himmels, an des Schiffes Schwankungen,

Und an den Rieſenwogen über unſerm Haupt
Fühlt man's: ein Sturmkap ſchiffet jezt der Menſch vorbei,
Und unter Donner fährt er, in der Finſterniß,
Durch einer neuen Menſchheit ſtürm'ſchen Wendekreis.

Ich las dieſe Verſe, wie wenn ſie von einem Andern geweſen wären, ſo gänzlich hatten ſie ſich aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht. Auf's Neue wurde ich von dem Gefühle befallen, das mir ſie ſonſt eingeflößt hatte, von jenem Gefühl des allgemeinen Schwankens der Dinge, dem überall verbreiteten Schwindel und der Verblendung des menſchlichen Geiſtes, welcher zu reißend ſchnell vorwärts ſchreitet, um ſich von ſeinem Gange Rechenſchaft zu geben, der aber ein Sehnen nach einem neuen unbekannten Ziel in ſich trägt, wohin Gott ihn durch den rauhen abſchüſſigen Weg geſellſchaftlicher Kataſtrophen führt. Dabei bewunderte ich die wunderbare Macht der Verbreitung des Gedankens durch die Preſſe und den Journalismus, wodurch ein Gedanke, der mir vor ſechs Monaten in Saint-Point aufſtieg, mich jezt wie ein Kind, das ſeinen Vater wieder ſucht, wieder traf, und in die alten Echos von Nazareth Stimmen einer Sprache rief, welche zwar noch jung, aber dennoch ſchon die Sprache der Welt iſt.

— 30. October 1832. —

Im Pavillon des Hrn. Cattafago mit einem ſeiner Brüder, und einigen Arabern das Frühſtück eingenommen. Auf's Neue die Umgebungen von Nazareth durchſtreift; den Stein auf dem Berge beſucht, wohin, nach der Sage, Jeſus ging, um mit ſeinen erſten Jüngern das Mahl einzunehmen. Hr. Cattafago gibt mir Briefe nach Saint-Jean-d'Acre und den Muezzelin von Jeruſalem mit.

Den 21., ſechs Uhr Morgens, brechen wir nach Nazareth auf. Alle Spaniſchen und Italieniſchen Väter des Kloſters, im Hofe verſammelt, drängen ſich um unſere Pferde und geben uns, die Einen Wünſche und Gebete für unſere Reiſe, die Andern friſche Vorräthe, herrliches erſt dieſe Nacht gebackenes Brod, Oliven und ſpaniſche Chokolade mit auf den Weg. Ich gebe dem Superior als Bezahlung ſeiner Gaſtfreundſchaft fünfhundert Piaſter. Was einige junge ſpaniſche Väter nicht hindert, mir ganz leiſe eine Bitte in's Ohr zu ſagen und heimlich einige Hände voll Piaſter in Empfang zu nehmen, um Taback und die andern kleinen mönchiſchen Annehmlichkeiten zu kaufen, welche ihrer Einſamkeit zur Zerſtreuung dienen. Die Reiſenden haben eine romanhafte falſche Beſchreibung von dieſen Klöſtern des heiligen Landes gemacht; Nichts iſt weniger poetiſch und weniger religiös, wenn man ſie in der Nähe ſieht. Die Idee iſt groß und ſchön. Es reißen ſich Männer von den Vorzügen der Civiliſation des Occidents los, um ihre Exiſtenz Preis zu geben und ein Leben von Entbehrungen und einem Märtyrerthum bei den Verfolgern ihres Kultus und an den Orten ſelbſt zu ſuchen, wo die Myſterien ihrer Religion das Land geheiligt haben. Sie faſten, ſie wachen, ſie beten mitten unter den Schmahungen der Turken und der Araber, damit doch noch ein wenig chriſtlicher Weihrauch in allen den Gegenden dampfe, von wo das Chriſtenthum ſeinen Urſprung genommen hat. Sie ſind die Wächter der heiligen Wiege und des heiligen Grabes; der Engel des Gerichts wird ſie allein an dieſem Plaze finden, wie die heiligen Frauen, welche neben dem leeren Grabe wachten und beteten. Alles Dieß iſt ſchon und groß in der Idee, aber in der Wirklichkeit muß man alles Großartige davon abziehen. Es gibt keine Verfolgung, kein Martyrerthum hier; in der ganzen Umgebung dieſer Hoſpitien ſteht eine chriſtliche Bevolkerung unter dem Regimente der Monche dieſer Kloſter. Die Turken beunruhigen ſie keineswegs, im Gegentheil ſie beſchuzen ſie. Dieſe ſind das toleranteſte Volk auf der Erde, welches am Beſten den Gottesdienſt und das Gebet begreift, in welcher Sprache und unter welcher Form ſie ſich ihm darſtellen mogen. Sie haſſen Nichts, als den Atheismus, welchen ſie mit Recht als eine Erniedrigung des menſchlichen Verſtandes, bei weitem mehr als eine Beleidigung gegen die Menſchheit, als gegen das unläugbare Weſen, gegen Gott anſehen. Ueberdieß ſind dieſe Klöſter unter dem gefurchteten, unverlezlichen Schuze der chriſtlichen Machte, welche durch ihre Konſuln vertreten ſind. Auf eine Klage vom Superior ſchreibt der Konſul dem Baſſa und augenblicklich iſt Juſtiz geſchafft. Die Monche, welche ich im heiligen Lande geſehen habe, bieten ſo wenig das Bild des Martyrerthums dar, unter welchem man ſie ſich ſchmeichelhafter Weiſe vorſtellt, daß ſie mir vielmehr als die Glucklichſten, Geachtetſten, Gefurchtetſten unter den Einwohnern dieſer Länder erſchienen. Sie bewohnen eine Art von feſten Schlöſſern, ähnlich unſern alten mittelalterlichen Burgen; dieſe Schlöſſer ſind unverlezbar, von Mauern umgeben, und mit eiſernen Thoren geſchloſſen; die Thore ſchließen ſich blos für die katholiſche Bevölkerung der Nachbarſchaft auf, welche den Gottesdienſten beizuwohnen kommt, um einige fromme Belehrung zu holen, und mit Achtung und Ergebenheit die Gebühren des Altars zu bezahlen. Ich ging niemals in Begleitung eines der Väter durch die Straßen einer der ſyriſchen Städte, ohne daß die Frauen und Kinder gekommen wären, um ſich auf die Hand des Prieſters nieder zu bücken, und die Hand und den Saum des Rocks zu küſſen. Selbſt die Türken, weit entfernt, ſie zu beleidigen, ſchienen die Achtung zu theilen, die ihnen auf ihrem Wege erwieſen wurde.

Indeſſen, Wer ſind dieſe Mönche? Im Allgemeinen Bauern aus Spanien und Italien, welche jung in die Klöſter ihres Vaterlandes getreten waren, und in ihrem Mönchsleben ſich langweilend, wenigſtens durch den Anblick fremder Gegenden einige Abwechslung darein zu bringen wünſchten, und daher begehrten, nach dem heiligen Lande geſchickt zu werden. Ihr Aufenthalt in den Häuſern ihres Ordens im Orient dauert im Allgemeinen nicht länger als zwei oder drei Jahre. Ein Schiff kommt, um ſie zurückzunehmen, und andere für ſie zu bringen. Die, welche das Arabiſche lernen und ſich dem Dienſte der katholiſchen Bevölkerungen der Städte weihen, bleiben lieber hier und bringen oft ihr ganzes Leben hier zu. Ihre Beſchäftigungen und ihr Leben ſind ganz wie bei unſern Landgeiſtlichen, ſie finden aber in ihrem Kreiſe mehr Hochachtung und Ergebenheit. Die andern bleiben in dem Bereich des Kloſters eingeſchloſſen, oder gehen, um ihre Pilgerfahrt zu machen, von einem Hauſe zum andern, bald ſind ſie zu Nazareth, bald zu Bethlehem, einige Zeit in Rom und einige Zeit in Jaffa, oder in dem Kloſter des heiligen Johannes in der Wüſte. Sie haben keine andere Beſchäftigung, als den Kirchendienſt und Spaziergänge im Garten oder auf den Terraſſen des Kloſters. Keine Bücher, keine Studien, keine nüzliche Thätigkeit. Die Langeweile zehrt ſie auf; Kabalen bilden ſich im Innern des Kloſters; die Spanier verläumden die Italiener, die Italiener die Spanier. Wir wurden wenig erbaut von den Gereden, welche unter den Mönchen von Nazareth die einen über die andern führten. Nicht Einen unter ihnen fanden wir, der die geringſte vernünftige Unterhaltung über die Gegenſtände ihres Berufes ſelbſt führen konnte, mit welchen ſie doch am vertrauteſten hätten ſeyn ſollen; keine Bekanntſchaft mit dem heiligen Alterthum, mit den Kirchenvätern, mit der Geſchichte der Orte, die ſie bewohnten. Alles lief auf eine gewiſſe Anzahl unter dem Volke gangbarer lächerlicher Traditionen hinaus, welche ſie ſich ohne Prüfung überliefern und dann den Reiſenden zum Beſten geben; gerade ſo, wie ſie ihnen die Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit der chriſtlichen Araber des Landes angeſchwazt hat. Sie ſeufzen Alle nach dem Augenblick ihrer Befreiung und kehren nach Italien oder Spanien zurück ohne Früchte weder für ſich, noch für die Religion. Uebrigens ſind die Vorrathskammern des Kloſters trefflichſt verſehen; in den Kellern finden ſich die beſten Weine, welche das Land hervorbringt. Sie allein verſtehen ihn zu bereiten. Alle zwei Jahre kommt ein Schiff von Spanien und bringt dem Pater Superior die Rente, welche die katholiſchen Mächte, Spanien, Portugal und Italien ihnen ſchicken. Dieſe Summe, vergrößert durch fromme Gaben von Chriſten in Aegypten, Griechenland, Konſtantinopel und Syrien, trägt ihnen, wie man behauptet, ein Einkommen von drei bis viermal hunderttauſend Francs. Dieſe werden nach Verhältniß der Anzahl der Mönche und den Bedürfniſſen der Gemeinde unter den verſchiedenen Klöſtern vertheilt. Die Gebäude ſind gut unterhalten und Alles in den Häuſern, die ich beſucht habe, deutet auf Wohlhabenheit, ſelbſt verhältnißmäßigen Reichthum.

Ich habe nichts Anſtößiges in dieſen Mönchsklöſtern des heiligen Landes geſehen. Unwiſſenheit, Müſſiggang, Langeweile ſind die drei Schäden, welche man heilen ſollte und heilen könnte.

Jene Männer ſchienen mir einfach, von aufrichtigem aber fanatiſchem Glauben. Einige in Nazareth erſchienen mir ſelbſt wie wahre Heilige vom glühendſten Glauben und der thätigſten Menſchenliebe, demüthig, ſanft, geduldig, freiwillige Diener ihrer Brüder und der Fremden. Ich bewahre ihre friedlichen reinen Phyſiognomieen in meiner Erinnerung eben ſo wie das Andenken an ihre Gaſtlichkeit. Auch ihre Namen weiß ich recht wohl; aber Was kümmert es ſie, ob ſie in der Welt bekannt werden, wenn nur der Himmel ſie kennt, ob auch ihre Tugenden im Schatten ihres Kloſters, in deren Verborgenheit ſie ihr Vergnugen finden, begraben bleiben.

Gleiches Datum.

Nachdem wir Nazareth verlaſſen, reiten wir einen Berg entlang, der mit Feigenbaumen und Kaktusſtöcken uberkleidet iſt. Zur Rechten öffnet ſich ein grünes ſchattiges Thal; ein hubſches Landhaus, welches das Auge an unſere europaiſchen Wohnungen erinnert, ſteht einſam auf einem der Abhange dieſes Thals. Es gehort einem Arabiſchen Geſchäftsmann aus Saint-Jean-d'Acre. Die Europäer laufen in den Umgebungen von Nazareth keine Gefahr; eine beinahe ganz chriſtliche Bevolkerung ſteht zu ihren Dienſten. Nach einem Ritt von zwei Stunden erreichen wir eine Reihe von kleinen Thälern, welche lieblich zwiſchen Hügeln ſich hinziehen, die von ſchonen grünen Wäldern bedeckt ſind. Dieſe Wälder trennen die Ebene von Kaipha von dem Bezirk von Nazareth und der Wüſte des Berges Tabor. Der Berg Karmel, eine hohe Gebirgskette, welche aus dem Flußbette des Jordan aufſteigt, und in ſchroffem Abfall am Meere endigt, fangt zu unſerer Linken an, ſeine Linien zu entfalten, welche in dunkelgrünen Farbetonen auf einem tiefblauen Himmel hinfließt, der in dem warmen Dunſte zittert, wie die erhizte Luft vor einem Feuerofen. Seine ſteilen Abhange ſind mit einer reichen ſtarken Vegetation beſät. Ueberall liegt eine Decke von Gebüſch, uber welches da und dort die hohen Stamme der Eichen emporragen; graue, von der Natur in bizarren, koloſſalen Formen ausgeſchnittene Felſen dringen von Zeit zu Zeit durch dieſen grünen Ueberzug und ſpiegeln die brennenden Sonnenſtrahlen wieder. Dieß iſt unſere Ausſicht zur Linken, ſo weit das Auge reicht; zu unſern Füßen ſenkten ſich die Thäler, welche wir verfolgten, in ſanften Abhängen und fingen an, ſich nach der ſchönen Ebene von Kaipha zu öffnen. Wir überſtiegen die lezten Anhöhen, welche uns von ihr trennten und verloren ſie einen Augenblick aus dem Geſicht, nur um ſie bald wieder zu finden. Dieſe Anhöhen zwiſchen Paläſtina und dem an der See liegenden Syrien, bilden eine der ruhigſten und zugleich feierlichſten Landſchaften, welche wir bis jezt geſehen haben. Hie und da laſſen die Eichen, welche ihrem natürlichen Wachsthum überlaſſen ſind, lichte Strecken, mit einem ebenſo ſammtenen Raſen bekleidet, als unſere Wieſen im Orient; dahinter ſteigt die Kuppe des Tabor wie ein majeſtatiſcher mit grünen Kränzen verzierter Altar in dem flammenden Himmel auf, und noch in weiterer Ferne zittert der blaue Gipfel der Gebirge von Gelboë und der Hügel von Samarien in dem wogenden Horizonte. Der Karmel wirft in weiten Falten ſeinen düſtern Vorhang auf einer Seite der Scene, und der Blick, indem er ihm folgt, läuft bis zum Meere fort, welches Alles einfaßt, wie bei den ſchönſten Landſchaften der Himmel. Wie viele Stellen ſah ich mir hier nicht in Gedanken aus, um mein Haus, eine ländliche Feſtung, darauf zu bauen und mit einigen Freunden aus Europa und einigen hundert jener jungen Leute, welche in unſern übervölkerten Gegenden durchaus keine

Ausſicht für die Zukunft haben, hier eine Kolonie zu gründen. Die Schönheit der Gegend und des Himmels, die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannichfaltigkeit der Aequinoktialerzeugniſſe, welche hier von dem Lande zu erwarten ſtehen; die Leichtigkeit, mit welcher man ſich hier Arbeiter zu niedrigen Preiſen verſchaffen kann; die Nähe von zwei ungeheuren, fruchtbaren, bewäſſerten, unangebauten Ebenen; die geringe Entfernung des Meers für die Ausfuhr der Erzeugniſſe, die Sicherheit, welche man gegen die Araber des Jordans durch Errichtung von leichten Befeſtigungen an der Mündung dieſer Hügelreihe ohne viele Umſtände ſich verſchaffen könnte: Alles beſtimmte mich, dieſen Theil von Syrien für eine Unternehmung zum Zwecke des Ackerbaus und der Civiliſation zu wählen, welche ich ſeither beſchloſſen habe.

— Gleiches Datum. Abends. —

Wir ſind um die Mitte des Tags von einem Gewitter überfallen worden. Ich habe wenige ſo fürchterliche geſehen. Die Wolken erhoben ſich ſenkrecht, wie Thürme über dem Karmel; bald hatten ſie den langen Kamm dieſer Gebirgskette bedeckt. Der Berg, noch vor Kurzem noch ſo hell und freundlich, iſt nach und nach in die rollenden Wogen des Dunkels gehüllt, welches hie und da von den Streifen des Feuers durchzuckt iſt. Der ganze Horizont ſenkte ſich in wenigen Minuten nieder und kam immer näher zu uns herab. Der Donner hatte keine Schläge, es war ein bloßes majeſtätiſches Rollen, ununterbrochen und betäubend, wie das Geräuſch der Wogen am Meeresſtrande während eines ſtarken Sturms. Die Blize rieſelten wahrhaft wie Feuerſtröme vom Himmel auf die dunkeln Abhänge des Karmel; die Eichen des Gebirgs und der Hügel, wo wir noch waren, bogen ſich wie Rohrſtängel; der Wind, welcher aus den Schluchten und den Höhlen hervorbrach, würde uns zu Boden geſtürzt haben, wenn wir nicht von unſern Pferden geſtiegen wären, und hinter einer Felſenwand in dem trockenen Bette eines Waldſtroms ein wenig Schuz gefunden hätten. Die dürren, vom Sturm aufgejagten, Blätter flogen über unſere Köpfe hin wie Wolken, und die Aeſte der Bäume regneten um uns her. Ich erinnerte mich der Bibel und der Wunder des Elias, des vertilgenden Propheten auf ſeinem Gebirge; ſeine Grotte lag nicht ferne.

Das Gewitter dauerte nicht länger, als eine Viertelſtunde. Wir tranken von dem Regenwaſſer, welches in den Filzdecken unſerer Pferde ſich geſammelt hatte. Nach einigen Augenblicken Raſt, beinahe in der Mitte des Wegs von Nazareth nach Kaipha zogen wir unſere Straße weiter an dem Fuße des Berges Karmel hin, das Gebirg zur Linken, einen Bach zur Rechten. Der Karmel, an welchem wir auf dieſe Art ungefähr vier Stunden lang hinritten, bot uns überall den gleichen ernſten, feierlichen Anblick dar. Es iſt eine rieſenhafte, beinahe ſenkrechte Mauer, überall mit Gebüſch und wohlriechenden Gewächſen überkleidet. Nirgends iſt das Geſtein nackt; einige vom Berge losgeriſſene Trümmer ſind bis in die Ebene hereingerollt. Sie ſind wie Citadellen, welche die Natur aufgerichtet hat, um den Dörfern der Arabiſchen Ackerbauern zur Grundmauer und zum Schuze zu dienen. Wir trafen nur auf eines dieſer Dörfer, zwei Stunden, ehe man die Stadt Kaipha ſieht. Die Häuſer ſind nieder, ohne Fenſter und mit einem Terraſſenförmigem Dach bedeckt, welches ſie gegen den Regen ſchüzt. Oben richten die Araber durch eine von Baumſtämmen getragenen Laube ein zweites grünendes Stockwerk ein, welches ſie während des Sommers bewohnen. Dieſe Terraſſen ſind von Männern und Frauen bedeckt, welche uns vorübergehen ſahen und uns Schmähungen zuriefen; dieſe Leute hier haben ein wildes Ausſehen; indeß wagte keiner von dem Hügel herab zu kommen, um uns mehr in der Nähe zu beleidigen.

Um ſieben Uhr kamen wir gegen Kaipha, deſſen Dome, Minarete und weiße Mauern, wie in allen Städten des Orients, auf eine gewiſſe Entfernung einen glänzenden heitern Anblick gewähren. Kaipha erhebt ſich am Fuß des Karmel auf einem Geſtade von weißem Sande am Ufer des Meers. Dieſe Stadt bildet das Ende eines Bogens, deſſen anderes Ende Saint-Jean-d'Acre iſt. Ein zwei Meilen breiter Golf trennt die beiden: dieſer Golf iſt eines der reizendſten Meergeſtade, auf welchen das Auge des Seemanns ruhen kann. Saint-Jean-d'Acre mit ſeinen von den Kanonen Ibrahim Baſſa's und Napoleons durchlöcherten Mauern, mit der durchbrochenen Kuppel ſeiner zerfallenen Moſchee, mit den Seegeln, welche in ſeinem Hafen aus- und einlaufen, zieht den Blick auf einen der wichtigſten und durch den

Krieg berühmteſten Pälze; der Karmel wirft ſeinen großen Schatten auf dieſe Ebene; Kaipha, wie eine Schweſter von Saint-Jean-d'Acre, nimmt die andere Seite des Golfs ein, und ſpringt in's Meer vor mit ſeinem kleinen Hafendamm, in welchem einige Arabiſche Briggs ſich ſchaukeln; über Kaipha ein Wald von dicken Olivenbäumen, noch höher ein in den Fels gehauener Weg, welcher zu der Spize des Karmel führt. Hier bilden zwei geräumige Gebäude die Krone des Bergs; das eine ein Luſthaus des Baſſa's von Acre, Abdallah; das andere ein erſt neuerdings von den Almoſen der Chriſtenheit errichtetes Kloſter der Ordensbrüder vom Berge Karmel, worauf eine mächtige dreifarbige Fahne weht, um uns den Beiſtand und den Schuz von Franzoſen anzukündigen; ein wenig tiefer als das Kloſter ſind in den Granit des Berges ſich einſenkende ungeheure Höhlen: — die berühmten Grotten der Propheten. Dieß war die Landſchaft, welche uns entgegentrat, als wir in die ſtaubigen engen Straßen von Kaipha einzogen. Die erſtaunten Einwohner ſahen unſere lange Karavane mit Schrecken vorüberziehen. Wir kannten Niemand; wir hatten keine Herberge, keine Gaſtfreundſchaft anzuſprechen. Der Zufall führte uns einen jungen Piemonteſer in den Weg, welcher ſeit der Einnahme und Zerſtörung von Saint-Jean-d'Acre die Dienſte eines Vice-Konſuls von Sardinien verſah. Hr. Bianco, Sardiniſcher Konſul in Syrien, hatte ihm ohne unſer Wiſſen geſchrieben und ihn gebeten, uns aufzunehmen, wenn wir durch Kaipha kommen ſollten. Er redete uns an, erkundigte ſich nach unſern Namen und führte uns an das Thor des kleinen Hauſes, wo er mit ſeiner Mutter und ſeinen zwei jungen Schweſtern lebte. Wir ließen unſere Pferde und Araber am Meeresufer neben der Stadt ſich lagern und traten bei Hrn. Malagamba ein; dieß iſt der Name jenes jungen liebenswürdigen Vice-Konſuls, des einzigen Europäers, welcher ſeit der vollkommenen Zerſtörung von Acre durch die Aegyptier auf dem verwüſteten Schlachtfelde noch geblieben iſt.

Ein kleiner Hof und eine hölzerne Treppe führen zu einer kleinen von den Blättern der Palmbäume überdeckten Terraſſe: hinter dieſer Terraſſe befinden ſich zwei nackte, blos mit einem Divan, dem einzigen unentbehrlichen Möbel der Reichen und Armen im ganzen Orient, umgeben; einige Blumentöpfe auf der Terraſſe, ein Vogelhaus mit niedlichen grauen Tauben, welche die Schweſtern Herrn Malagamba's füttern; an den Wänden Geſtelle, auf welchen Taſſen, Pfeifen, Liqueurgläſer, ſilberne Rauchpfännchen für die Wohlgerüche, hölzerne mit Perlmutter überzogene Kruzifixe ſtehen, welche zu Bethlehem verfertigt ſind: — Dieß iſt das ganze Geräthe dieſes armen Hauſes, wo eine mittelloſe Familie für einen Gehalt von tauſend Piaſtern (ungefähr dreihundert Francs) eine der Mächte unſeres Europa's repräſentirt.

Madame Malagamba, die Mutter, empfing uns mit den im Lande gebräuchlichen Ceremonieen. Sie bot uns die Wohlgerüche und duftenden Waſſer, und kaum hatten wir, den Schweiß von der Stirne trocknend, uns auf den Divan niedergelaſſen, als ihre Töchter, zwei himmliſche Erſcheinungen, aus dem anſtoßenden Zimmer traten, und uns Orangenblüthwaſſer und Konfekt auf Platten von chineſiſchem Porzellan präſentirten. Die Schönheit hat eine ſolche Gewalt über unſere Seele, daß wir, obgleich vom Durſte verzehrt, und von einem Ritt von zwölf Stunden erſchöpft, in ſtummer Betrachtung vor dieſen zwei jungen Mädchen geblieben wären, ohne das Glas an die Lippen zu ſezen, wenn nicht die Bitten der Mutter uns gedrängt hätten, anzunehmen, Was ihre Töchter uns boten. Hier war der ganze Orient, wie ich ihn in meinen ſchönen Jahren geträumt hatte, das in's Leben getretene Ideal der bezaubernden Bilder ſeiner Erzähler und Dichter. Eines dieſer Mädchen war nicht mehr als ein Kind, der liebliche Wiederſchein ihrer Schweſter, wie es Bilder gibt, welche nur andere Bilder wieder geben. Nachdem ſie uns alle Gefälligkeiten der einfachſten und zugleich poetiſchſten Gaſtfreundſchaft angeboten hatten, nahmen die jungen Mädchen ebenfalls an der Seite ihrer Mutter Plaz auf dem Divan gegenüber von uns. Wie gerne möchte ich dieſes Gemälde in Worte faſſen, um es in dieſen Notizen ſo lebendig zu erhalten, wie es in meinem Gedächtniſſe iſt, aber wir haben zwar in uns die Fähigkeit, die Schönheit in allen ihren Schattirungen, allen ihren Zartheiten, allen ihren geheimnißvollen Zügen zu faſſen, aber Nichts, als ein ſchwankendes, abſtraktes Wort, um auszuſprechen, Was Schönheit iſt. Hierin liegt der Triumph der Malerei; mit Einem Zuge gibt ſie wieder und bewahrt ſie für Jahrhunderte die hinreißende Wirkung des Geſichtes einer Frau, von der der Dichter blos ſagen kann: Sie iſt ſchön; man muß es ihm dann auf's Wort glauben, aber ſein Wort iſt kein Gemälde.

Die jüngere Tochter hatte ſich auf dem Teppich niedergeſezt, die Beine untergeſchlagen und den Ellenbogen auf die Kniee ihrer Mutter geſtüzt; indem ſie das Geſicht etwas vorwärts neigte, erhob ſie bald ihre blauen Augen, um ihrer Mutter ihre naive Verwunderung über unſer Ausſehen und unſere Sprache anzudeuten, bald richtete ſie dieſelben mit einer anmuthigen Neugierde nach uns, ſenkte ſie aber ſogleich wieder und verbarg ſie unter ihren langen ſchwarzen ſeidenen Augenwimpern, während eine neue Röthe ihre Wangen färbte, oder ein leichtes, übel verhehltes Lächeln ihre Lippen ſchwellte. Unſere eigenthümliche Tracht war neu für ſie, und das Wunderliche unſerer Gebräuche verurſachte ihr immer ein neues Erſtaunen; vergeblich machte ihr ihre Mutter ein Zeichen, ihre Verwunderung nicht zu zeigen, indem ſie fürchtete, wir möchten beleidigt werden: die Einfachheit und Naivität ihrer Gefühle kam auf dem jungen ſechszehnjährigen Geſichte immer wieder zum Vorſchein, und ihre Seele malte ſich in jedem Ausdruck ihrer Züge mit einer ſolchen Anmuth, mit einer ſo unverſchleierten Deutlichkeit, daß man ihre Gedanken unter ihrer Haut ſah, ehe ſie ihrer nur ſelbſt bewußt wurde. Das Spiel der Sonnenſtrahlen, welche durch den Schatten auf ein klares Waſſer gleiten, iſt nicht ſo beweglich, ſo durchſcheinend, als dieſe Phyſiognomie. Wir konnten unſere Augen nicht davon losreißen, und waren ſchon durch den Anblick dieſes Geſichts allein erfriſcht, das keiner von uns je vergeſſen wird.

Mademoiſelle Malagamba hat jene Art von Schönheit, welche man nirgends treffen kann, als im Orient: die vollendete Form, wie ſie an der griechiſchen Statue iſt; die im Blick geoffenbarte Seele, wie man es bei den ſüdlichen Raçen ſieht, und das Einfache im Ausdruck, wie es nirgends mehr ſich findet, als bei den Urvölkern; wenn dieſe drei Bedingungen der Schönheit in einer einzigen Frauengeſtalt zuſammentreffen, und auf einem Geſichte mit der erſten Blüthe der Jugend ſich verſchmelzen; wenn das träumeriſche ſchwärmeriſche Nachdenken in dem Blicke mit feuchtem Strahle ſanft ein Augenpaar erleuchtet, durch welches hindurch man bis auf den Grund der Seele leſen kann, weil die Unſchuld nicht glaubt, Etwas mißtrauiſch verſchleiern zu müſſen; wenn die Zartheit der Umriſſe, die jungfräuliche Reinheit der Linien, die Zierlichkeit und Geſchmeidigkeit der Formen dem Auge jene wonnige Reizbarkeit des für die Liebe geborenen Weſens offenbaren, und ſo ſehr die Seele mit den Sinnen in Eins zuſammenfließen laſſen, daß man nicht weiß, ob man fühlt, oder bewundert — dann iſt die Schönheit vollendet und man empfindet bei ihrem Anſchauen jene vollkommene Befriedigung der Sinne und des Herzens, jene Harmonie des Genuſſes, welche nicht mehr Das iſt, was wir Liebe nennen, ſondern welche die Liebe der Intelligenz iſt, die Liebe des Künſtlers, die Liebe des Genie's für ein vollkommenes Werk. Man ſagt dann: hier iſt gut ſeyn, und man kann ſich nicht von der Stelle losreißen, auf welche man ſich erſt noch mit Gleichgiltigkeit niedergeſezt hat, ſo ſehr iſt die Schönheit das Licht des Geiſtes und der unbeſiegbare Reiz des Herzens.

Ihre orientaliſche Tracht erhöhte noch mehr die Reize ihrer Perſon; ihre langen Haare, tiefblond mit leichtem Goldblick, waren auf dem Haupte in tauſend Zöpfen geflochten, welche auf beiden Seiten auf ihre nackten Schultern herabfielen; ein durcheinander geworfenes Gemiſch von Perlen, eingefädelten Goldzechinen, weißen und rothen Blumen, war über ihre Haare hingeſtreut, wie wenn eine volle Hand in ein Schmuckkäſtchen gegriffen, ſich dann auf den Zufall hin über dieſem Kopfe geöffnet, und ohne Wahl jenen Regen von Blumen und Schmuck darauf fallen gelaſſen hätte; Alles ſtand ihr gut an, Nichts kann einen ſechszehnjährigen Kopf verunſtalten; ihre Bruſt war nach der Weiſe der Arabiſchen Frauen bloß; eine Tunika von Muſſelin, in ſilbernen Blumen geſtickt, war mit einen Shawl um die Weichen geſchürzt; ihre Arme waren in die flatternden Aermel einer bis an den Ellenbogen offenen Weſte von grünem Tuch geſchlüpft, deren Schöße frei bis auf die Hüften herabfielen; weite Beinkleider mit tauſend Falten vollendeten dieſen Anzug, und ihre nackten Beine waren über dem Knöchel des Fußes mit zwei Spangen von getriebenem Silber umſchloſſen. Eine dieſer Spangen war mit kleinen ſilbernen Schellen verziert, deren Geräuſch die Bewegung ihrer Füße begleitete. Kein Dichter hat je eine ſo reizende Erſcheinung beſchrieben. Die Aïde Lord Byron's im Don Juan, hat Einiges von Mademoiſelle Malagamba, ſie iſt aber noch weit entfernt von jener Vollendung der Anmuth, Unſchuld, reizenden Verwirrung, wonnigem Schmachten und lachender Heiterkeit, welche in dieſen noch kindlichen Zügen ſich verſchmelzen. Ich grabe ſie in mein Gedächtniß, um ſie ſpäter als das Urbild der reinen Schönheit und Liebe in einem Gedicht zu malen, in welchem ich meine Empfindungen heiligen will.

Dieſe Reiſeſzene hätte einen ſchönen Gegenſtand zu einem Bilde für einen Maler abgegeben, wenn er bei uns geweſen wäre. Unſere reichen und maleriſchen türkiſchen Trachten, unſere Waffen aller Art, auf dem Boden um uns her ausgebreitet, unſere Windhunde, zu unſeren Füßen liegend, dieſe drei gegenüber von uns auf einem Teppich von Aleppo niedergekauerten Frauengeſtalten, ihre Haltung voll Einfalt, Fremdartigkeit und Unbefangenheit, der Ausdruck ihrer Phyſiognomieen während ich ihnen meine Reiſen erzählte, oder wir unſere Europäiſchen Gebräuche mit der Art von Gaſtlichkeit verglichen, welche ſie uns anboten; die Rauchpfännchen, welche in einer Ecke brannten, indem ſie die Abendluft mit Wohlduft erfüllten; die antiken Formen der Gefäſſe, in denen man uns den Sorbet oder die wohlriechenden Getränke bot, — Alles dieſes mitten in einem halbzerſtörten Zimmer, welches nach dem Meere zu offen iſt, und wo die Zweige eines Palmbaums, der im Hofe wächst, durch die weiten Oeffnungen ohne Fenſter hereindringen: — ich bedaure, daß ich dieſes Bild meinen Freunden nicht ſo darſtellen kann, wie es in meiner Phantaſie lebt.

Madame Malagamba iſt eine auf Cypern geborne Griechin; hier heirathete ſie in einem Alter von vierzehn

Jahren Hrn. Malagamba, einen reichen fränkiſchen Negozianten, welcher zu gleicher Zeit Konſul in Larnaka war. Unglück und Revolutionen brachten das Vermögen des Hrn. Malagamba herunter; er ging nach Acre, um eine kleine Konſularagentenſtelle zu ſuchen, ſtarb dort, und hinterließ ſeine Frau und vier Kinder, durchaus von Allem entbloͤſt. Sein Sohn, ein junger durch Rechtſchaffenheit und Verſtand ſich auszeichnender Mann, wurde von einigen Konſuln zu Geſchäften verwendet, und erhielt endlich die Stelle als Sardiniſcher Agent in Kaipha. Mit dem ſchwachen Einkommen dieſer prekären Stelle unterhält er ſeine Mutter und Schweſtern. Man ſagte uns, die älteſte Schweſter, ſo ſchön als die, welche wir ſo ſehr bewunderten, habe einem der jungen Ordensgeiſtlichen des Kloſters von Kaipha, welcher Gelegenheit bekommen, ſie von der Terraſſe des Kloſters aus zu ſehen, eine ſolche Leidenſchaft eingeflößt, daß er auf ein engliſches Fahrzeug flüchtete, und zur proteſtantiſchen Religion überging, damit er um ſie freien könnte, darauf habe er alle Mittel verſucht, um ſie unter verſchiedenen Verkleidungen zu entführen. Man glaubte ihn zu jener Epoche noch in einer Stadt der ſyriſchen Küſte verborgen, um ſein Vorhaben auszuführen; aber die Türkiſchen Behörden wachten über die Sicherheit dieſer Familie; und wenn die Mönche, welche über die Angehörigen ihres Ordens die willkürlichſte, unerbittlichſte Juſtiz üben, den Flüchtling entdeckten, ſo würde er in ewiger Gefangenſchaft für die unſinnige Liebe büßen, welche dieſe gefährliche Schönheit in ihm entzündet hat. Dieſe Schweſter ſahen wir nicht.

Die Nacht brach ein, wir mußten uns endlich von dieſer bezaubernden Herberge losreißen und im Kloſter des Berges Karmel eine Zuflucht ſuchen. Herr Malagamba war hingegangen um den Vätern die zahlreichen Gäſte anzuſagen, welche zu ihnen kamen. Wir machten uns auf und waren, um den Gebräuchen des Landes nachzugeben, genöthigt, Madame und Mademoiſelle Malagamba zu geſtatten, unſere Hand nach ihren Lippen zu führen, darauf ſtiegen wir zu Pferde.

Der Berg Karmel fängt von Kaipha aus nach einem Ritt von einigen Minuten an; wir kamen hinauf durch eine ziemlich ſchöne, auf der Spize des Kaps ſelbſt in den Stein gehauene Straße. Jeder Schritt, welchen wir thaten, entdeckte uns einen neuen Horizont über das Meer, über die Hügel von Paläſtina und über die Geſtade von Idumäa. In der Mitte des Wegs trafen wir auf einen der Väter von Karmel, welcher ſeit vierzig Jahren ein kleines Haus bewohnt, das den Armen in Kaipha als Hoſpiz dient; alle Tage ſteigt er zweimal den Berg auf und ab, um mit ſeinen Brüdern zu beten. Der ſanfte Ausdruck von Heiterkeit der Seele und Freundlichkeit des Herzens, welcher in allen ſeinen Zügen erglänzte, fiel uns auf. Dieſen Ausdruck eines friedlichen nie zu trübenden Glücks findet man nirgends, als bei Menſchen von einfacher ungekünſtelter Lebensart und edelmüthiger Entſagung. Die Leiter des Glücks ſteigt abwärts: man findet es häufiger in den niedern Verhältniſſen des Lebens, als in den höheren Stellungen. Gott gibt den einen an innerem Glück, Was er andern an Glanz, Namen, Vermögen ertheilt. Davon habe ich ſchon oft den Beweis erlebt. Man gehe in einen Salon, ſuche den Mann, deſſen Geſicht die innigſte Zufriedenheit ausſpricht, und frage ihn nach ſeinem Namen: gewiß iſt es ein Unbekannter, Armer, von der Welt Hintangeſezter. Die Vorſehung offenbart ſich überall.

An der Pforte des ſchönen Kloſters, welches heut zu Tage, neu erbaut in blendender Weiße, auf dem ſpizigſten Gipfel des Kaps vom Karmel ſich erhebt, erwarteten uns zwei Väter. Sie waren die einzigen Bewohner dieſer ungeheuren prächtigen Wohnung der Mönche, und nahmen uns wie Landsleute und Freunde auf, indem ſie drei Zellen zu unſerer Verfügung ſtellten, jede mit einem Bett, einem im Orient ſeltenen Möbel, mit einem Tiſch und einem Stuhl. Unſere Araber richteten ſich in den geräumigen inneren Höfen des Kloſters ein. Man bediente uns mit einem Abendeſſen von friſchen Fiſchen und Gemüſe, welches auf den Felſen des Gebirgs gepflanzt war. Wir brachten nach ſo vieler Anſtrengung einen köſtlichen Abend zu, auf den breiten Balkonen ſizend, welche das Meer und die Höhlen der Propheten beherrſchen. Der Mond ſchwamm helle auf den Wellen, deren Geräuſch und Kühle bis zu uns drang. Wir trafen die Abrede, in dieſem Aſyl den folgenden Tag zu raſten, um unſere Pferde ausruhen zu laſſen, und unſere Vorräthe zu erſezen; denn wir waren im Begriff, eine neue Gegend zu betreten, wo wir weder Stadt, noch Dorf, ſelten eine Quelle mit ſüßem Waſſer mehr finden ſollten: wir ſahen fünf Tage in der Wüſte vor uns.

— 22. October 1832. —

Raſttag in dem Kloſter des Berges Karmel zug
bracht, wobei wir die Gegenden auf dem Berge u
die Hohlen des Elias und der Propheten durchſtreiſte
Die hauptſächlichſte dieſer Hohlen, offenbar von M
ſchenhand in den härteſten Fels gehauen, iſt ein Sa
von auſſerordentlicher Höhe; ſie hat keine andere Au
ſicht, als das gränzenloſe Meer, und man hört k
andres Geräuſch, als das der Fluthen, welche ſich u
aufhorlich am Rande des Kaps brechen. Die Tradit
nen ſagen, es ſey hier die Schule, wo Elias die W
ſenſchaften der Myſterien und der höheren Poeſie lehr
Der Ort war trefflich gewählt, und die Stimme
alten Propheten, des Lehrers von einem unzähligen G
ſchlecht anderer Propheten mußte majeſtätiſch wiederto
in dem hohlen Schooße des Gebirgs, welches ſo v
Spuren ſeiner Wunder trug und dem er ſeinen Nam
gelaſſen hat. Die Geſchichte des Elias iſt eine der w
derbarſten des heiligen Alterthums; er iſt der Rieſe
heiligen Barden. Wenn man ſein Leben und ſeine furc
bare Rache lieſt, möchte man glauben, er habe
Donner des Herrn als Seele in ſich getragen, und
Element, auf welchem er zum Himmel erhoben wur
ſey das Element, woraus er geboren worden ſey.
iſt eine ſchöne lyriſche oder epiſche Geſtalt in d
Gedichte der alten Myſterien der jüdiſchen Civiliſati
Ueberhaupt iſt die Epoche der Propheten, um ſie hi

riſch zu betrachten, eine der am wenigſten begreiflichen in dem Leben jenes flüchtigen Volkes. Man bemerkt indeß, und hauptſächlich in der Epoche des Elias, den Schlüſſel zu jener ſonderbaren Organiſation der Körperſchaft der Propheten. Augenſcheinlich waren ſie eine heilige, gelehrte Klaſſe, immer in Oppoſition gegen die Könige; geheiligte Tribunen des Volkes, das ſie mit Geſängen, Gleichniſſen, Drohungen aufregten oder beſchwichtigten; ſie bildeten Parteiungen in Israel, wie Heut zu Tage das Wort und die Preſſe bei uns; bekämpften ſich unter einander, zuerſt mit der Waffe des Worts, nachher mit der Steinigung und dem Schwerdt; rotteten ſich von der Erde aus, wie man Elias mit Hunderten thun ſieht; unterlagen dann, wenn die Reihe an ſie kam, und machten andern Beherrſchern des Volkes Plaz. Nie hat die eigentlich ſogenannte Poeſie eine ſo große Rolle in dem politiſchen Drama, in den Schickſalen der Civiliſation geſpielt. Die Vernunft oder die Leidenſchaft, je nachdem ſie wahre oder falſche Propheten waren, ſprach durch ihren Mund nur die energiſche harmoniſche Sprache der Bilder. Es gab hier keine Redner, wie in Athen oder in Rom; der Redner iſt zu ſehr Menſch! es gab dort Nichts, als Hymnen und Klagegeſänge; der Dichter iſt göttlich!

Wie ließe jene glühende, farbenreiche, ſchwärmeriſche Phantaſie nicht in einem ähnlichen Volke eine ſolche Herrſchaft des geſungenen Worts vorausſezen! wie ſollte man ſich wundern, daß dieſe Dichtungen, abgeſehen von ihrem hohen religiöſen Sinn, ein ſo vollendetes, unnachahmliches Denkmal von Genie und Anmuth ſind: der

Preis der Dichter damals war der Staat ſelbſt. Ihre Begeiſterung unterwarf ihnen das Volk; ſie zogen es mit ſich zum Verbrechen oder zum Heldenmuth. Sie machten die ſchuldigen Könige erzittern, und ſtreuten ihnen Aſche auf das Haupt oder halfen ihnen zum Triumph über ihre Feinde, indem ſie die Vaterlandsliebe im Herzen ihrer Mitbürger erweckten, oder riefen ihnen in der Verbannung und Sklaverei die Hügel von Zion und die Freiheit der Kinder Gottes in's Andenken. Es wundert mich, daß unter allen den großen Dramen, welche die moderne Dichtkunſt aus der Geſchichte der Juden geſchöpft hat, ſie noch nie dieſes wunderbare Drama der Propheten ergriff. Es iſt ein ſchöner Geſang in der Weltgeſchichte.

— Gleiches Datum. —

Ich komme von einem einſamen Spaziergang auf den duftenden Abhängen des Karmel zurück. Ich ſaß unter einem Erdbeerbaum ein wenig über dem ſchroffen Weg, welcher von dem Kloſter aus nach dem Gipfel des Berges führt, indem ich das Meer betrachtete, welches mich von ſo vielen Dingen und Weſen trennt, die ich geliebt habe, nicht aber von ihrem Andenken. Ich ging mein entſchwundenes Leben wieder durch, und rief mir ähnliche Stunden zurück, welche ich auf verſchiedentlichen Ufern in ſo verſchiedenen Gedanken verlebt habe: ich fragte mich, ob denn das wirklich Ich ſelbſt ſey, der hier auf dem einſamſtehenden Gipfel des Berges

Karmel, einige Meilen von Arabien und der Wüſte ſize, und warum ich da ſey; wohin ich gehe; wohin ich zurückkehre; welche Hand mich führe; Was ich wiſſentlich, oder unwiſſentlich auf dieſen ewigen Streifereien durch die Welt ſuche! Es koſtete mich Mühe, mir aus den ſo entgegengeſezten und unerwarteten Erſcheinungen meines kurzen Daſeyns ein einziges Weſen, Ein Ich zuſammen zu ſezen, aber die ſo lebendigen, deutlichen, gegenwärtigen Eindrücke aller der Weſen, die ich geliebt und verloren habe, erwachten alle mit einem tiefen beklemmenden Gefühle in demſelben Herzen wieder und bewieſen mir nur zu ſehr, daß jene Einheit, welche ich in meinem Leben nicht wieder traf, in meinem Herzen ohne Lücke ſich vorfand, und ich fühlte, wie meine Augen naß wurden, indem ich die Vergangenheit überblickte, wo ich Nichts ſah, als fünf oder ſechs Gräber, worin mein Glück fünf oder ſechsmal begraben wurde. Darauf, nach meinem Inſtinkt, wenn meine Gefühle zu ſtark werden und mein Gemüth zu erdrücken drohen, wandte ich ſie mit religiöſer Erhebung hinauf zu Gott, zu dem unendlichen Weſen, welches Alles in ſich aufnimmt, in ſich begräbt, Alles wieder gebiert; ich betete zu ihm, unterwarf mich ſeinem ewig guten Willen und ſprach: Alles iſt gut, weil Du es gewollt haſt; hier bin ich; führe mich auch fortan Deine Wege und nicht die meinigen; leite mich, wohin Du willſt, und wie Du willſt, weiß ich ja, daß Du mein Führer biſt; nur erhelle von Zeit zu Zeit meine Finſterniß durch eine der Strahlen der Seele, welche, wie ein Bliz, uns für einen Augenblick mitten in unſerer finſtern Nacht einen Horizont zeigen; nur laß mich die Stuze jener unſterblichen Hoffnung fühlen, die Du auf der Erde gelaſſen haſt, wie eine Stimme von Denen, welche nicht mehr ſind, damit ich ſie bei Dir wiederfinde, und ſie mich erkennen und wir uns lieben in der unausſprechlichen Vereinigung, welche Du, ſie, und wir bilden werden! Dieß iſt mir genug, um auf dem Wege, der ohne Ziel ſcheint, voran und bis zum Ende zu ſchreiten. Gib aber, daß der Weg nicht zu rauh ſey für meine ſchon wunden Füße.

Ich erhob mich erleichtert, und machte mich daran, einige Handvoll von den wohlriechenden Kräutern zu ſammeln, von welchen der ganze Karmel balſamiſch duftet. Die Väter des Kloſters machen daraus eine Art von Thee, welcher viel wohlriechender iſt, als die Menthe und der Salbei unſerer Gärten. Bald wurde ich aus meinen Gedanken und meiner Kräuterleſe aufgeſtört durch die Schritte zweier Eſel, deren Hufeiſen auf dem glatten Geſtein des Weges ertönten. Zwei Frauen, von Fuß bis zu Kopf in ein langes weißes Tuch gehüllt, ſaßen auf den Eſeln, ein junger Mann hielt den Zügel der Thiere, und zwei Araber gingen dahinter, auf dem Kopfe große Schilfkorbe tragend, welche mit Servietten von geſticktem Muſſelin bedeckt waren. Es war Herr Malagamba, ſeine Mutter und Schweſter, welche in's Kloſter heraufritten, um mir Reiſevorräthe anzubieten, welche ſie während der Nacht zubereitet hatten. Einer der Körbe war mit kleinen Broden, gelb wie Gold, und von einem ausgeſuchten Geſchmack, angefüllt, ein köſtlicher Fund in einer Gegend, wo das Brod unbekannt mit einigen Flaſchen herrlicher Weine von Cypern oder dem Libanon, und jenem zahlloſen Backwerk, der Leckerei der Orientalen. Ich ließ die Körbe durch die Araber in das Kloſter bringen, und wir ſezten uns, um einen Augenblick über das Mißgeſchick der Madame Malagamba zu ſprechen. Der Ort war ſehr reizend; es war unter zwei oder drei großen Olivenbäumen, welche eines der Becken beſchatten, die an einem kleinen Rain des Berges Karmel die Quelle des Propheten Elias von Fels zu Fels fallend ausgehöhlt hat. Die Araber hatten die Teppiche von ihren Eſeln auf dem Raſen um die Quelle her ausgebreitet, und die beiden Frauen, die Schleier auf die Schultern zurückgeſchlagen, auf dieſem Reiſedivan am Ufer des Waſſers ſizend, in der reichſten, glänzendſten Tracht, bildeten eine dem Auge des Malers ſehr wünſchenswerthe Gruppe. Ich ſelbſt ſaß, ihnen gegenüber, auf dem Geſimſe des Felſen, über welchen die Quelle herabfiel. Reichliche Thränen benezten die Augen der Madame Malagamba, indem ſie ſo über die Zeiten ihres Glücks, über ihre unglückliche Kataſtrophe, ihr gegenwärtiges Elend, ihre Flucht von Saint-Jean-d'Acre und ihre mütterliche Sorge wegen der Zukunft ihres Sohnes und ihrer reizenden Tochter mit mir ſprach.

Mademoiſelle Malagamba hörte dieſes Geſpräch mit der ſorgloſen Ruhe der erſten Jugend an; ſie unterhielt ſich damit, die Blumen, auf welchen ſie ſaß, in Sträuße zu binden; nur als die Stimme ihrer Mutter bewegter wurde und Thränen aus ihren Augen fielen, ſchlang die Tochter den Arm um den Hals ihrer Mutvon ſilbergeſticktem Muſſelin, welches ſie in der Hand hielt; als hierauf das Lächeln auf das Geſicht ihrer Mutter wiederkehrte, beſchäftigte ſie ſich auf's Neue mit ihrer kindlichen Unterhaltung und ſtellte ihren Strauß in Schattirungen zuſammen. Ich verſprach den armen Frauen bei meiner Rückkunft in Europa mich ihrer und ihrer ſo unerwarteten Gaſtfreundſchaft zu erinnern, und mich bei meinen Freunden in Turin für einige Beförderung des jungen Konſularagenten in Kaipha zu verwenden, worauf die Hoffnung, obgleich ſo entfernt und ungewiß, in das Herz der Madame Malagamba wiederkehrte, und das Geſpräch eine andre Wendung nahm. Wir ſprachen von den Sitten des Landes und der Einförmigkeit des Lebens der Arabiſchen Frauen, deren Gebräuche die Europäerinnen, welche in Arabien leben, ebenfalls anzunehmen gezwungen ſind. Mademoiſelle Malagamba und ihre Mutter hatten niemals eine andere Lebensart gekannt, und verwunderten ſich im Gegentheil über Das, was ich ihnen von Europa erzählte. Für einen einzigen Mann und einen einzigen Gedanken im Innern ihrer Gemächer zu leben; den Tag auf dem Divan mit dem Flechten der Haare hinzubringen, mit Anmuth die zahlreichen Koſtbarkeiten zu vertheilen, welche ſie bei ihrer Kleidung verwenden; die friſche Luft des Gebirgs oder des Meeres von der Höhe einer Terraſſe oder durch das durchbrochene Gitter der Fenſter zu genießen; einige Schritte unter den Orangen- und Granatbäumen eines kleinen Gartens zu thun, um am Rande eines Beckens, welches der Waſſerſtrahl mit ſeinem Gemurmel belebt, ſorgen, mit ihren Händen den Teig zum Brode, den Sorbet, die Backwerke zu bereiten, Einmal in der Woche den Tag im Bade in der Geſellſchaft aller jungen Mädchen der Stadt zuzubringen, und einige Strophen der arabiſchen Dichter, jede Strophe mit der Guitarre begleitend, zu ſingen, Dieß iſt das ganze Leben der Frauen im Orient. Die Geſellſchaft exiſtirt für ſie nicht, auch haben ſie jene Parteileidenſchaften nicht, welche die Geſellſchaft hervorruft; wenn ſie jung und ſchön ſind, ſind ſie ganz der Liebe, ſpäter ganz den Sorgen des Hausweſens und den Kindern gewidmet. Iſt dieſe Civiliſation nicht ſo viel werth, als eine andere? Während wir ſo über zufällige Dinge ſprachen, kam mein Dragoman, ein in Arabien geborner und in der Arabiſchen Literatur ſehr bewanderter junger Mann, der mich in der Umgebung des Kloſters geſucht hatte, und nun bei der Quelle traf; er brachte einen andern jungen Araber mit, welcher von meiner Ankunft in Kaipha gehört hatte, und von Saint-Jean-d'Acre gekommen war, um die Bekanntſchaft eines abendländiſchen Dichters zu machen. Dieſer junge Mann, der, auf dem Libanon geboren, in Aleppo erzogen worden war, hatte ſich durch ſein dichteriſches Talent berühmt gemacht. Ich ſelbſt hatte ſchon oft von ihm ſprechen gehört und hatte mir einige von ſeinen Dichtungen überſezen laſſen. Er brachte mir einige davon, von welchen ich ſpäter die Ueberſezung geben werde. Nachdem er ſich zu uns an die Quelle geſezt, ſprachen wir lange Zeit mit Hilfe meines Dragomans miteinander. Da der Tag ſich indeſſen neigte, wir zwei Dichter nun hier ſind und der Zufall uns von zwei ſo entgegengeſetzten Punkten der Welt, an einem ſo reizenden Orte, in einer ſo ſchönen Stunde und in Gegenwart einer ſo vollendeten Schönheit zuſammengeführt hat, ſollten wir, ein Jeder in ſeiner Sprache, unſer Zuſammentreffen und die Empfindungen, welche dieſer Augenblick in uns hervorruft, durch einige Verſe feiern. Er lächelte und zog aus ſeinem Gürtel den Schreibzeug und die Feder aus Schilfrohr, welche ein Arabiſcher Schreiber immer bei ſich hat, wie der Reiter ſeinen Säbel, darauf traten wir beide einige Schritte zurück, um einen Augenblick unſere Verſe zu überdenken. Er kam viel früher damit zu Stande, als ich. Hier zuerſt ſeine Verſe und dann die meinigen. Man wird darin den Charakter der beiden Poeſieen erkennen; ich habe indeſſen nicht nöthig, zu bemerken, wie viel alle Sprachen durch Ueberſetzung in eine andere verlieren.

„In den Gärten von Kaipha ſteht eine Blume, der Sonne Strahl ſucht ſie durch das Gitter der Blätter des Palmbaums."

„Dieſe Blume hat ſanftere Augen, als die Gazelle, Augen, — ſie gleichen dem Tropfen Waſſers in der Muſchel des Meeres."

„Dieſe Blume hat einen ſo berauſchenden Duft, daß der Scheikh, welcher vor der Lanze eines andern Stammes flieht, auf der Stute ſchneller als der Waſſerfall, ihn ſpürt im Vorüberflug und anhält, ihn zu athmen."

„Der Wind des Simun (Samum) raubt von den Gewändern des Reiſenden alle andern Wohlgerüche, aber niemals raubt er dem Herzen den Duft dieſer wundervollen Blume.“

„Man findet ſie am Rande einer Quelle, welche ohne zu murmeln zu ihren Füßen ſprudelt.“

„Junges Mädchen ſage mir den Namen deines Vaters, und ich ſage dir den Namen dieſer Blume.“

Hier die Verſe, die ich zu Stande gebracht hatte, und ſogleich durch meinen Dragoman in's Arabiſche überſezen ließ.

Quelle von ſpiegelndem Blau, wenn ſich in den Schatten der Büſche
Dir an den grünenden Rand Lilla, die träumende, ſezt,
Ueber das Waſſer geneigt, ihr Bild in die ruhende Fluth ſtreut,
Wie in den ſtehenden Golf ſchauet ein Abendgeſtirn:
Siehe da kräuſeln ſich dir, aufſchauernd, die ſchlafenden Fluthen,
Und es verſchwindet der Sand oder der Schilf dir im Grund,
Aber es füllen dafür ſich die Wellen mit Reiz und mit Tag dir;
Suchet den Himmel der Blick, ſucht er ihn jezt nur bei dir.
Abglanz biſt du ſofort von Zaubererſcheinungen, Abglanz
Strahlender Augen, ſo blau, wie dich die Blumen umblühn,
Und perlmutterner Zähn, herlächelnd aus roſigen Lippen,
Und erathmender Bruſt lieblichen Zwillingspaars.

Blumendurchflochtener Locken, gebeugt vom eig'nen Gewicht
Und Armbändergeſchmucks, hebend der Arme Karmin;
Schimmernder Perlen im Grunde der Fluth, man hofft
faſſen.
Wie um den goldigen Sand tauchende Finger ſich mi
Quelle! mit breitender Hand bang ſchirm' ich den ſchwim
den Schatten,
Fürchtend, ein ſpielender Wind möchte das Alles verw
Ja, und die Lippen, ſie ſehnen ſich mir, voll Neid auf
Ufer,
Auszutrinken die Fluth, welche dein Bildniß beſchwebt
Aber wenn Lilla ſich hebt, wenn lächelnd ſie folget der M
Biſt du im dunkelen Bett ärmliches Waſſer mir nur!
Ach, dich koſt' ich umſonſt mit dem Finger: die Well'
bitter,
Schlamm und Fliege beſleckt (jezo bemerk' ich's!)
Blau!
Und nun ſprech' ich zu dir, Jungfrau! wie du wirkſt a
Welle,
Wirkt auf die Seele mir ein, Holde, dein ſtrahlender G
Schimmert dein Auge darin, Tag iſt's und wonnige Freu
Hüllet dein Auge ſich ein, iſt's in der Seele mir Na

Uebrigens verſtand das junge Mädchen, für
wir dieſe Verſe Franzöſiſch und in Arabiſcher Sc
ſprache gedichtet hatten, weder Franzöſiſch noch Ara
ſondern blos ein wenig Italieniſch.

— 25. October 1832. —

Mit Sonnenaufgang verließen wir friſch und rüſtig das Kloſter vom Berge Karmel und ſeine zwei herrlichen Mönche und machten uns auf den Weg, indem wir die ſteilen Pfade einſchlugen, welche vom Kap an das Meer führen. Hier traten wir in die Wüſte ein; ſie zieht ſich zwiſchen dem ſyriſchen Meer, deſſen Küſten hier platt, ſandig und in kleinen Golfen ausgezackt ſind, und den Gebirgen hin, welche eine Fortſezung des Berges Karmel bilden. Dieſe Gebirge ſenken ſich unmerklich gegen Galiläa zu; ſie ſind ſchwarz und kahl; die Felſen durchbrechen oft die Decke von Erdreich und Gebüſch, welche ihnen geblieben iſt; ihr Anblick iſt düſter und unfreundlich; nur der ſie umfließende Glanz des blendenden Lichtes, und die ideale Majeſtät der Vergangenheit, welche ſie umgibt, geben ihnen Geſtalt und Intereſſe; von Zeit zu Zeit iſt die Kette, welche ſie ungefähr zehn Meilen lang ziehen, durchbrochen, und ein nicht ſehr tiefes Thal eröffnet ſich dem Blick; im Grunde oder auf den Seitenabhängen des Thals ſehen wir deutlich die Ueberreſte eines feſten Schloſſes und ein großes Arabiſches Dorf, welches unter den Mauern des Schloſſes ausgebreitet daliegt; der Rauch der Häuſer ſteigt auf und wirbelt ſich an den Bergwänden des Karmel hin und lange Reihen von Kameelen, ſchwarzen Ziegen und röthlichen Kühen ziehen von dem Dorfe nach der Ebene, welche wir durchreiten; einige Araber zu Pferde, mit Lanzen bewaffnet und blos mit ihrer Decke von weißer Wolle bekleidet, die Beine und die Arme nackt, reiten an der Spize und zur Seite dieſer Hirtenkaravanen, welche die Heerden an die einzige Quelle führen wollen, die wir ſeit vier Stunden getroffen haben. Dieſe Quellen waren ehemals von den Bewohnern der Städte, welche alle am Meere lagen, entdeckt und gegraben worden: die jezigen Araber haben dieſe Städte ſeit Jahrhunderten ſchon verlaſſen; es iſt Nichts mehr davon übrig, als der Brunnen, und ſie machen alle Tage den Weg von ein oder zwei Stunden, um das Waſſer aufzuſuchen und ihre Heerden zu tränken. Wir ritten den ganzen Tag über Trümmer von Mauern, und über Moſaikſtücke, welche aus dem Sande hervorragen; an dem Wege zieht ſich gleichſam eine Allee von Ruinen hin, welche den Glanz und die ungeheure Bevölkerung dieſer Ufer in den vergangenen Zeiten beurkunden.

Seit dem Morgen hatten wir am Horizont, an dem Ufer des Meeres, eine ungeheure Säule vor uns, auf welcher die Sonnenſtrahlen abprallten und welche größer oder kleiner zu werden ſchienen, je nachdem wir näher oder ferner waren. Als wir hinzu kamen, erkannten wir, daß dieſe Säule eine verworrene Maſſe herrlicher Ruinen iſt, welche verſchiedenen Epochen angehören; wir unterſchieden zuerſt eine ungeheure Mauer, nach Form, Farbe und Behauung der Steine einer Wand des Koliſeums in Rom ganz ähnlich. Dieſe Mauer von auſſerordentlicher Höhe ragt einzelnſtehend, ausgeſchweift über ein Stück anderer Ruinen von Griechiſcher oder Römiſcher Bauart empor; bald entdeckten wir jenſeits dieſer Mauer die zierlichen, wie eine Spizenarbeit von Stein durchbrochenen Reſte von einem Mauriſchen Monument, einer Kirche oder Moſchee, oder vielleicht beidem nacheinander; darauf eine Reihe von andern aufrechtſtehenden Trümmern, ſchön erhalten, in verſchiedenen andern antiken Bauarten; der Sandweg, welchen unſere Mukra's verfolgten, führte uns nahe genug an dieſen merkwürdigen Trümmern der Vergangenheit vorüber, über deren Daſeyn, Namen und Entſtehungszeit wir in völliger Unwiſſenheit uns befanden.

Ungefähr eine halbe Meile von dieſer Gruppe von Denkmalen ſteigt die Meeresküſte auf, und der Sand verwandelt ſich in Geſtein. Dieſes iſt auf eine Ausdehnung von ungefähr einer Meile im Umkreis überall von Menſchenhand behauen; man möchte es eine Urſtadt nennen, in den Fels gegraben, ehe die Menſchen die Kunſt verſtanden, das Geſtein der Erde zu entreißen und ſeine Wohnungen auf ihrer Oberfläche aufzurichten; es iſt wirklich eine jener unterirdiſchen Städte, von denen die älteſte Geſchichte ſpricht, oder wenigſtens eine ungeheure Nekropolis, eine Todtenſtadt, welche in vollem Sinn des Worts die Erde oder das Geſtein im Umkreis von den großen Städten der Lebenden unterhöhlten; aber die Form des Geſteins und der unzähligen darein gehauenen Höhlen deutet, nach meiner Meinung, eher auf einen Aufenthalt von Lebendigen. Dieſe Höhlen ſind geräumig, ihre Thore hoch; zu den Thoren führen zahlreiche breite Treppen, auch ſind Fenſter in den natürlichen Felſen gehauen, um Licht in dieſe Wohnungen fallen zu laſſen, und dieſe Thüren und Fenſter gehen auf Straßen, welche tief in die Eingeweide des Hügels gehauen waren. Wir verfolgten mehrere dieſer tiefen breiten Straßen, wo Geleiſe die Spur von Fahrwegen zeigen. Eine Menge von Adlern, Geiern und unzähligen Wolken von Staaren flogen bei unſerer Annäherung aus dieſen Felshohlen auf; kriechendes Gebüſche, Mauerbluthen, Myrthen und Feigenſtämme wurzeln in dieſen Straßen von Steinen und überziehen die Wände dieſer langen Gange. An einigen Stellen hatten die alten Bewohner den Hügel mit dem Meiſel völlig durchſtochen und Kanale gebohrt, welche das Meerwaſſer einlaſſen und dem Blick die Ausſicht auf einen Theil des Golfs geſtatten, welchen die See hinter der Stadt bildet. Es iſt eine Landſchaft von ganz neuem Charakter, zugleich ernſt und ſtarr wie der Fels, und lachend und licht wie die uber dem blauen Meere hereinſcheinende Luft, und wie dieſe Wälder von Pflanzen, welche von ſelbſt in den Spalten des Granits wuchern. Wir zogen eine Weile in dieſen wunderſamen Labyrinthen umher und kamen endlich wieder am Fuße der großen Mauer und der Mauriſchen Monumente an, welche wir vor uns gehabt hatten; hier hielten wir einen Augenblick ſtille, um uns zu berathen. Dieſe Ruinen ſtehen in üblem Rufe; hier verbergen ſich oft Arabiſche Räuberbanden, welche die Karavanen plundern und niedermachen. Man hatte uns in Kaipha gerathen, ihnen auszuweichen oder in Schlachtordnung, und ohne einem von unſern Leuten zu erlauben, ſich von dem Kern der Karavane zu entfernen, vorüber zu ziehen. Die Neugierde trug den Sieg davon über die Vorſicht; wir konnten dem Verlangen nicht

widerſtehen, Monumente zu unterſuchen, von welchen der alten und neuen Geſchichte Nichts bekannt iſt: wir wußten nicht, ob ſie verlaſſen oder bewohnt waren. Am Fuße der Ringmauern angekommen, welche ſie noch umgeben, bemerkten wir die Lucke, durch die wir einzudringen hatten. Im gleichen Augenblick erſchien auf dem Sandſtreif, welcher uns noch von dem Eingang trennte, ein Trupp berittener Araber, die Lanze in der Hand, und ſtürzte ſich auf uns; wir waren überraſcht, aber dennoch gefaßt; in der Hand die geladenen Doppelflinten und im Gürtel die Piſtolen ritten wir auf die Araber zu, worauf ſie plözlich ſtille hielten; nun ritt ich von unſerer Karavane ab, indem ich ihr aufgab, unter den Waffen zu bleiben, und naherte mich jenen mit meinen beiden Reiſegefährten und meinem Dragoman; wir parlamentirten, und der Scheikh geleitete uns mit ſeinen vornehmſten Reitern ſelbſt bis zu der Mauerlücke, indem er den Arabern im Innern befahl, uns mit Achtung zu begegnen und uns die Monumente unterſuchen zu laſſen; nichts deſto weniger hielt ich es für klug, nur eine Abtheilung von meinen Leuten mit mir zu laſſen; die übrigen blieben auf einen Flintenſchuß von dem Hügel gelagert, bereit, uns zu Hilfe zu eilen, wenn wir in eine Schlinge gefallen ſeyn ſollten. Dieſe Vorſicht war nicht unnüz, denn wir trafen im Innern der Mauern eine Maſſe von zwei bis dreihundert Arabiſcher Beduinen, Weiber und Kinder mit eingerechnet. Um aus dieſen Ruinen zu kommen, gibt es nur Einen Ausgang und wir würden leicht gefangen genommen und erſchlagen geweſen ſeyn, waren dieſe Barbaren nicht durch die Macht im Reſpekt gehalten worden, welche wir außen zurückließen, und welche ſie viel höher ſchäzen konnten, als ſie wirklich war. Wir hatten nemlich Sorge getragen, nicht alle unſere Leute zu zeigen, einige Mukra's waren mit Abſicht zurückgelaſſen worden, und lagerten auf einer Anhöhe, von welcher aus ſie geſehen werden konnten.

So bald wir durch die Lücke gekommen waren, befanden wir uns in einem Labyrinth von Pfaden, welche um die eingeſtürzten Trümmer der großen Mauer und anderer antiker Gebäude ſich zogen, welche wir nach und nach entdeckten. Dieſe Pfade oder Straßen hatten keine regelmäßige Richtung, ſondern der Fuß der Araber, der Kameele und Ziegen hatten ſie zufällig neben dem Schutte hingezogen. Die Familien des Stamms hatten ſelbſt Nichts aufgebaut; ſie hatten ſich blos alle die Höhlungen, welche der Einſturz der gigantiſchen Steine bildeten, zu Nuze gemacht, indem die einen ſelbſt unter Säulenſchaften oder in ihrem Fall durch andere Trümmer aufgehaltenen Kapitälern, andere unter einem Stück Zeug von ſchwarzem Ziegenhaar Obdach ſuchten, welches, von einem Pfeiler zum andern geſpannt, ein Dach bildete. Der Scheikh ſelbſt, ſeine Frauen und Kinder, welche ohne Zweifel den Palaſt des Dorfes beſaßen, hatten alle ihre Wohnung beim Eingange der Stadt in dem Schutte eines Römiſchen Tempels auf einem ſehr hohen Hügel, über dem Wege, auf welchem wir einritten; ihr Haus beſtand aus einem ungeheuren Steinblock mit Bildhauerarbeit, welcher beinahe ſenkrecht hing, auf einer ſeiner Ecken auf andere unordentlich durcheinander gerollte, wie

in ihrem Fall aufgehaltene Blocke geſtüzt. Dieſes Chaos von Steinen ſchien wahrhaft noch einzuſtürzen, und im Begriff die Frauen und Kinder zu begraben, welche über uns ihre Kopfe aus dieſer künſtlichen Höhle ſtreckten. Die Frauen waren nicht verſchleiert, ſie hatten keine andere Bekleidung, als ein blaues baumwollenes Hemd, welches die Bruſt offen, und die Beine nackt läßt, und um den Leib mit einem kupfernen Gürtel geſchloſſen iſt. Dieſe Frauen erſchienen mir ſchön, troz der Ringe, welche ihre Naſe durchbohrten und der wunderlichen Tatowirungen, mit welchen Wangen und Hals beſtreift waren. Die Kinder waren nackt, und ſaßen oder ritten auf den gehauenen Steinblöcken, welche die Terraſſen dieſer ſchrecklichen Wohnungen bilden; einige ſchwarze Ziegen mit langen hangenden Ohren kletterten dieſen Kindern zur Seite an dem Thore dieſer Grotten, und betrachteten uns, wie wir vorüberzogen, oder ſprangen über unſere Köpfe, indem ſie über den tiefen Pfad, auf welchem wir ritten, von einem Block zum andern ſezten. Wir ſahen da und dort einige Kameele in der friſchen, durch die Zwiſchenräume der Trümmer gebildeten Höhlung gelagert, welche ihren Kopf nachdenklich und ruhig über die Säulenſtucke und die eingeſtürzten Kapitäler empor reckten. Bei jedem Schritt war die Scene neu, und zog unſere Aufmerkſamkeit lebhafter auf ſich. Ein Maler würde tauſend Gegenſtände von noch nie geſehener maleriſcher Wirkung in der immer neuen und unerwarteten Form finden, in welcher die Wohnungen der Stämme mit den Reſten von Theatern, Bädern, Kirchen, Moſcheen, die dieſen Erdwinkel bedecken, gemiſcht und durcheinander geworfen ſind. Je weniger der Menſch gethan hat, um ſich in dieſem Chaos einer zerſtörten Stadt ein Obdach zu ſchaffen, deſto mehr ſind dieſe Wohnungen von dem launenhaften Zufall, nach welchem dieſe Monumente zuſammenfielen, improviſirt, deſto poetiſcher und überraſchender iſt die Scene. Die Frauen melkten ihre Ziegen auf den Abſtufungen des Amphitheaters; Schafheerden ſprangen Stück für Stück aus dem gewölbten Fenſter eines Emirpalaſts oder einer gothiſchen Kirche aus den Zeiten der Kreuzzüge. Scheikhs rauchten niedergekauert ihre Pfeifen unter dem ausgehauenen Joch eines römiſchen Bogens und Kameele waren mit ihren Zäumen an die kleinen mauriſchen Säulen der Pforte eines Harems gebunden. Wir ſtiegen vom Pferde, um die hauptſächlichſten Trümmer in ihren Einzelheiten zu beſehen. Die Araber machten uns große Schwierigkeiten, als wir den Wunſch bezeugten, in das Innere des großen Tempel einzutreten, welcher am Ende der Stadt auf einem Felſen am Ufer des Meeres ſteht. Wir brauchten bei jedem Hof, bei jeder Mauer, welche wir zu überſteigen hatten um dorthin zu gelangen, eine neue Beſchwörung und waren ſelbſt genöthigt, Drohungen anzuwenden, um ſie zu nöthigen, uns den Durchgang frei zu laſſen. Die Frauen und Kinder entfernten ſich, indem ſie Verwünſchungen gegen uns ausſtießen; der Scheikh zog ſich einen Augenblick zurück, und die Männer zeigten auf ihren Geſichtern und ihren Geberden alle Zeichen des Mißvergnügens; aber das ſchlecht verhehlte Gefühl von Unentſchloſſenheit und Furchtſamkeit, welches wir auch in ihren Manieren bemerken konnten, ermuthigte uns nicht nachzugeben, und wir traten halb mit ihrem Willen, halb mit Gewalt in das Innere dieſes lezten und erſtaunenswürdigſten der Denkmale ſelbſt.

Ich kann nicht ſagen, Was es iſt; es iſt von Allem Etwas in ſeiner Bauart, ſeiner Form und ſeiner Verzierung; ich bin geneigt, zu glauben, daß es ein antiker Tempel iſt, welchen die Kreuzfahrer zu der Zeit, als ſie in Syrien Cäſarea und die angränzenden Geſtade beſaßen, in eine Kirche und ſpäter die Araber in eine Moſchee verwandelt haben. Die Zeit, welche mit den Werken und Gedanken der Menſchen ihr Spiel treibt, verwandelte das Gebäude in Staub, und das Knie des Kameels beugte ſich jezt auf den Platten, wo einſt die Kniee von drei oder vier Generationen wechſelnder Religion ſich nacheinander vor verſchiedenen Gottheiten gebeugt hatten. Die Grundlagen des Gebäudes ſind offenbar von griechiſcher Architektur aus einer Epoche des Verfalls; mit dem Entſtehen der Kuppeln nimmt die Architektur den Mauriſchen Grundcharakter an; die Fenſter, urſprünglich Korinthiſch, ſind mit vieler Kunſt und Geſchmack in Mauriſche mit runden Scheiben und leichten paarweiſe angebrachten Säulen verwandelt; Was von den Kuppeln noch beſteht, iſt mit Arabesken von ausgezeichneter Vollendung und Zartheit verziert. Das Gebäude hat acht Seiten; jede der durch die achteckige Form hervorgebrachten Vertiefungen umſchloß ohne Zweifel einen Altar, nach den Niſchen zu urtheilen, die den Theil der Mauern zierten, an welchen die Altäre ſich anlehnen mußten. Der Theil im Mittelpunkt des Tempels war auch von einem Hauptaltar beſezt, man kann es aus der Erhohung des Bodens auf dieſer Stelle des Tempels ſchließen. Dieſe Erhöhung muß von den Stufen hervorgebracht ſeyn, welche den Altar umgaben. Die Wände ſind halb eingefallen, und geſtatten dem Auge eine ſtellenweiſe Ausſicht auf das Meer und die Klippen, welche es begränzen; Schlingpflanzen hängen in Laub- und Blumenbüſcheln aus den zerriſſenen Gewölben herab, und Vögel mit rother Kehle und Wolken von blauen Schwalben zwitſcherten in dieſen luftigen Lauben, oder hüpften die Karnieße entlang. Die Natur fängt ihren Lobgeſang an, wo der Menſch den ſeinigen geendigt hat. Aus dieſem unbekannten Tempel tretend durchzogen wir zu Fuß die verſchiedenen kleinen Gäßchen des Dorfs, indem wir bei jedem Schritt auf merkwürdige Trümmer und unerwartete Scenen trafen, welche durch dieſe Miſchung von wilden Sitten mit den ſchönen Denkmalen erſtorbener Civiliſationen hervorgebracht wurden. Wir ſahen eine große Anzahl von Frauen in den kleinen Höfen ihrer Hütten mit den verſchiedenen Verrichtungen des Hirtenlebens beſchäftigt; die einen woben Stoffe von Ziegenhaar; die andern machten ſich damit zu thun, die Gerſte zu mahlen und Reiß zu kochen; ſie ſind im Allgemeinen ſehr ſchön, groß, kräftig gebaut, mit Sonneverbraunter Farbe, aber mit dem Ausſehen von Friſche und Geſundheit. Ihre ſchwarzen Haare waren mit eingefädelten Silberpiaſtern bedeckt, ſie hatten Ohrgehänge und Halsbänder, welche aus dem gleichen Zierrath beſtanden; wie ſie uns vorbeiziehen ſahen, ſtießen ſie ein Geſchrei der Ueberraſchung aus, und folgten uns bis zu andern Häuſern. Keiner der Araber bot

uns nur das mindeſte Geſchenk an; wir aber glaubten, ihnen ſelbſt welche bieten zu müſſen; nur mit Vorſicht verließen wir den Bezirk ihres Dorfes. Niemand vom Stamme folgte uns, und wir ſchlugen unſere Zelte eine Viertelmeile von der großen Mauer auf im Hintergrunde eines kleinen, ebenfalls von antiken Mauern umgebenen Golfs, welcher einſt der Hafen dieſer unbekannten Stadt geweſen war. Die Hize war zweiunddreißig Grade; wir badeten uns im Meere unter einem alten Damme, welchen die Wogen noch nicht ganz fortgeriſſen haben, während unſere Sai's die Zelte aufſchlugen, den Pferden Etwas Gerſte gaben und an einem Bogen, welcher wahrſcheinlich dem Hafen als Thor diente, ein Feuer anzündeten.

Die Araber gaben dieſem Ort einen Namen, welcher „gehauener Fels“ heißen ſoll. Die Kreuzfahrer nennen ihn in ihren Chroniken Caſtel Peregrine (Schloß der Wallfahrer); ich konnte aber den Namen der dazwiſchen liegenden, Griechiſchen, Judiſchen oder Römiſchen Stadt nicht ermitteln, zu welcher die großen Reſte gehörten, die uns angezogen hatten. Am folgenden Tag zogen wir weiter, die Meeresufer entlang, bis nach Cäſarea, wo wir gegen die Mitte des Tags anlangten; am Morgen waren wir über einen Fluß gekommen, welchen die Araber Zirkah nennen, und welcher der Krokodilsfluß des Plinius iſt.

Cäſarea, die alte glänzende Hauptſtadt des Herodes, hat keinen einzigen Einwohner mehr; Nichts deſto weniger ſind ſeine Mauern, welche der heilige Ludwig während ſeines Kreuzzugs erbaute, unverſehrt, und würden auch heute noch einer modernen Stadt als Befeſtigungswerke herrlich zu Statten kommen. Wir ritten über den tiefen Graben, der ſie umgibt, auf einer beinahe in der Mitte ihrer Ringmauer angebrachten ſteinernen Brücke, und traten in ein Labyrinth von Steinen, offenen Kellern, Reſten von Gebäuden, Bruchſtücken von Marmor und Porphyr, mit welchen der Boden der alten Stadt beſät iſt; drei Schakals ſprangen aus dem Schutte auf, welcher unter den Hufen unſerer Pferde ertönte; wir ſuchten den Brunnen auf, an den man uns gewieſen hatte, und fanden ihn mit Mühe an dem öſtlichen Ende der Ruinen, wo wir uns dann lagerten. Gegen Abend kam ein junger Arabiſcher Hirte mit einer unzählbaren Heerde von ſchwarzen Kühen, Schafen und Ziegen; er brachte ungefähr zwei Stunden damit zu, in Einem fort dieſe Thiere zu tränken, welche geduldig warteten, bis die Reihe an ſie kam, und ſich in Ordnung zurückzogen, nachdem ſie getrunken hatten, wie wenn ſie von Schafhunden geleitet wären. Dieſer Knabe ritt ganz nackt auf einem Eſel; er kam zulezt aus den Ruinen von Cäſarea, und ſagte uns, daß er alle Tage ungefähr zwei Meilen weit die Heerde ſeines in dem Gebirge wohnhaften Stammes zur Tränke hertreibe. Dieß war die einzige Perſon, welche wir in Cäſarea trafen, der Stadt, wo Herodes nach Joſephus alle Wunder der Griechiſchen und Römiſchen Künſte aufgehäuft, und einen künſtlichen Hafen gegraben hatte, in welchem die ganze Seemacht von Syrien Schuz fand. Cäſarea iſt die Stadt, wo der heilige Paulus gefangen lag und zu ſeiner und des erwachenden Chriſtenthums

Vertheidigung jene ſchöne Rede hielt, welche in dem ſechsundzwanzigſten Kapitel der Apoſtelgeſchichte aufbewahrt iſt. Der Hauptmann Cornelius und der Evangeliſt Philippus waren von Cäſarea, und von dem Hafen von Cäſarea aus ſchifften ſich die Apoſtel ein, um das Wort des Evangeliums in Griechenland und Italien auszuſtreuen.

Wir brachten den Abend hin, indem wir bei den Gebäuden der Stadt umhergingen und Bruchſtücke von Bildhauerei ſammelten, welche wir jedoch aus Mangel an Transportmitteln auf dem Plaze zu laſſen genöthigt ſind. — Eine ſchöne Nacht unter der Waſſerleitung von Cäſarea zugebracht.

Die Reiſe durch eine Sandwüſte fortgeſezt, die an einigen Stellen mit Gebüſch und ſelbſt mit Eichenwäldern bedeckt iſt, welche den Arabern zum Aufenthalt dienen. Hr. v. Parſeval ſchläft zu Pferde ein; die Karavane kömmt vor ihm voraus; wir bemerken, daß er zurück iſt; zwei Flintenſchüſſe ertönen aus der Ferne; wir reiten im Galopp ab, um ihm zu Hilfe zu eilen, indem wir ſelbſt einige Piſtolenſchüſſe abfeuern, um die Araber zu erſchrecken; glücklicherweiſe war er nicht angegriffen worden; er hatte ſeine zwei Ladungen auf Gazellen abgeſchoſſen, welche über die Ebene liefen. Wir langen Abends, ohne auf einen einzigen Tropfen Waſſer getroffen zu ſeyn, bei dem Arabiſchen Dorfe El-Mukhalid an. Eine ungeheure Maulbeerfeige, wie ein natürliches Zelt die Seitenwand eines nackten, ſtaubigen Hügels bedeckend, zieht uns an und dient uns zum Obdach. Unſere Araber gehen nach dem Dorfe, um den Weg nach dem Brunnen zu erfragen; man zeigt ihn uns, und wir eilen alle dahin. Wir trinken, baden uns den Kopf und die Arme, und kommen zu unſerer Lagerſtätte zurück, wo unſer Koch das Feuer unter dem Fuß eines Baums angezündet hat. Sein Stamm iſt ſchon von dem Feuer der Tauſenden von Karavanen verkohlt, welche nacheinander ſeinen Schatten genoſſen haben. Alle unſere Zelte und Pferde ſind von ſeinen ungeheuren Aeſten überragt. Der Scheikh von El-Mukhalid kommt, um mir einige Melonen zu bringen; er ſezt ſich unter meinem Zelte nieder, frägt mich nach Neuigkeiten von Ibrahim Baſſa, und bittet mich um einige Arzneimittel für ſich und ſeine Frauen. Ich gebe ihm einige Tropfen Kolniſches Waſſer und lade ihn ein, mit uns zu Nacht zu ſpeiſen. Er nimmt es an. Wir haben die größte Mühe von der Welt, ihn wieder los zu werden.

Die Nacht iſt glühend heiß. Ich kann es nicht unter meinem Zelte aushalten, ſtehe auf, und ſeze mich unter einen Olivenbaum neben dem Brunnen nieder. Der Mond erhellt die ganze Gebirgskette von Galiläa, welche in zierlichen Wellenlinien am Horizont ſich hinzieht, ungefähr zwei Meilen von der Stelle, wo ich gelagert bin. Es iſt die ſchönſte Linie des Horizonts, welche je meine Augen geſehen haben. Die erſten Zweige der Perſiſchen Syringe, welche voll Blumentrauben im Frühling hängen, haben keine friſchere und ſchattirtere Violettfarbe, als dieſe Berge jezt, wie ich ſie betrachte. Je näher der aufſteigende Mond ihnen kommt, deſto tiefer erſcheint ihre Schattirung, und wird purpurn; ihre Formen ſcheinen beweglich, wie die der großen

Wogen, welche man bei einem ſchönen Sonnenuntergang auf offener See ſieht. Alle dieſe Berge haben einen Namen oder knüpft ſich eine Erzählung aus der erſten Geſchichte an ſie an, welche unſere Kindesaugen auf den Knieen unſerer Mutter geleſen haben. Ich weiß, daß Judäa da iſt mit ſeinen Wundern und ſeinen Ruinen; daß Jeruſalem hinter einem dieſer Hügel liegt; daß ich von ihm nur noch durch einige Stunden Wegs getrennt bin, daß ich ſo einem der erſehnteſten Zielpunkte meiner langen Reiſe mich nähere. Ich freue mich dieſes Gedankens, wie der Menſch ſich jedesmal freut, ſo oft er einen der Zwecke, wenn auch den nichtsſagendſten, erreicht, welche irgend eine Leidenſchaft ihm vorgezeichnet hat; ich bleibe eine oder zwei Stunden, um dieſe Linien, dieſe Farben, dieſen durchſichtigen, roſenfarbenen Himmel, dieſe Einſamkeit, dieſes Stillſchweigen, meinem Gedächtniß einzuprägen. Die Feuchtigkeit der Nacht fällt und benezt meinen Mantel; ich kehre in mein Zelt zurück und ſchlafe ein. Kaum war ich eine Stunde eingeſchlummert, als ich durch ein leichtes Geräuſch erweckt wurde; ich hebe mich auf den Ellenbogen und blicke um mich. Eine der Ecken des Zeltvorhangs war zurückgeſchlagen, um den Nachtwind herein zu laſſen; indem der Mond das Innere vollkommen erleuchtete, ſah ich einen ungeheuren Schakal ſich vorſichtig hereinſchleichen, und ſeine Feueraugen mir zur Seite funkeln; ich griff nach meiner Flinte mit der Bewegung des Schreckens, worauf er in Galopp davon lief, und ich wieder in den Schlaf ſank. Noch einmal erweckt ſah ich den Schakal zu meinen Füßen, indem er die Falten meines Mantels mit der Schnauze aufwühlte, im Begriff, mein ſchönes Windſpiel zu packen, das auf der gleichen Matte mit mir ſchlief, ein allerliebſtes Thier, welches ſeit acht Jahren mich nicht einen Tag verlaſſen hat, und welches ich, wie einen Theil von mir ſelbſt mit Gefahr meines Lebens vertheidigen würde. Glücklicherweiſe hatte ich es mit einem Zipfel meines Mantels zugedeckt und es ſchlief ſo tief, daß es Nichts gehört, Nichts gefühlt hatte, und die Gefahr nicht fürchtete, in der es ſchwebte; eine Sekunde ſpäter und der Schakal ſchleppte es fort und erwürgte es in ſeiner Höhle. Auf einen Schrei, den ich ausſtieß, erwachten meine Gefährten; ich war ſchon aus dem Zelte und hatte einen Flintenſchuß los gefeuert, aber der Schakal war ferne, und am andern Morgen zeigte keine Spur von Blut, daß meine Rache geglückt ſey.

Wir brechen auf bei den erſten Strahlen der Sonne, welche die Hügel von Judäa beſtreifen, und verfolgen die wellenförmige Anhöhen, von welchen aus wir das Meer aus dem Geſichte verlieren; die Hize ſezt uns ſehr zu, und die tiefſte Stille herrſcht während des ganzen Ritts; um eilf Uhr kommen wir, von Durſt und Müdigkeit erſchöpft, bei den ſteilen Ufern eines Fluſſes an, welcher langſam mit ſeinem dunkeln Gewäſſer zwiſchen zwei mit langem Rohr eingefaßten Geſtaden dahin rollt, man muß ganz an ſeinen Waſſerſpiegel hinkommen, um ihn zu bemerken. Heerden von wilden Büffeln lagern in dem Schilf und dem Fluß und zeigen ihre Köpfe außerhalb des Waſſers; in dieſer Stellung

trachten uns, ohne eine Bewegung zu machen; wir ſezen auf einer Furth über den Fluß und kommen an einen verlaſſenen Khan. Dieſer Fluß heißt Heut zu Tage bei den Arabern Nahr-el-Arſuf. Das alte Apollonia muß ungefähr hieher verſezt werden, wenn man es nicht an einem andern Fluſſe ſuchen will, über welchen wir eine Stunde nachher kamen, und den man jezt Nahr-el-Petras nennt.

Wir ſtrecken uns auf unſere Matten aus in den friſchen dunkeln Kellern, welche allein von dem alten Khan übrig geblieben ſind. Kaum ſaßen wir um eine Platte von kaltem Reiß, welche uns der Koch als Frühſtück vorgeſezt hatte, als eine mächtige Schlange, acht Fuß lang und ſo dick wie ein Arm, aus einem der Löcher der alten Mauer, unter welcher wir Obdach gefunden hatten, hervorkroch und ſich zwiſchen unſern Beinen auszurecken begann. Wir ſtürzten, um vor ihr zu flüchten, gegen den Eingang des unterirdiſchen Gemachs, aber ſie überholte uns und verlor ſich langſam, indem ſie ihren Schweif, wie die Sehne eines Bogens erzittern ließ, in dem Schilfe, welcher den Fluß einfaßte. Ihre Haut war vom ſchönſten Dunkelblau. Wir ſträubten uns, unſer Lager wieder einzunehmen, aber die Hize war ſo ſtark, daß wir uns wohl dazu entſchließen mußten, und auf unſere Sätteln einſchliefen, unbeſorgt vor ähnlichen Beſuchen, welche unſern Schlaf unterbrechen konnten.

Um vier Uhr Nachmittags ſtiegen wir wieder zu Pferde. Ich bemerkte auf einem Hügel in geringer Entin der Hand, von einem jungen Sklaven zu Fuß begleitet. Der Reiter ſchien zu jagen: er hielt jeden Augenblick ſein Pferd an, und ſah mit einer Miene von Ungewißheit und Befangenheit uns vorbeiziehen. Plözlich ſezte er ſeine Stute in Galopp, näherte ſich mir, und fragte mich in Italieniſcher Sprache, ob ich nicht der Reiſende ſey, welcher in dieſem Augenblick Arabien durchziehe, und von welchem die Europäiſchen Konſuln die alsbaldige Ankunft in Jaffa angemeldet hätten. Ich nenne mich, und er ſpringt vom Pferde und will mir die Hand küſſen. — Ich bin, ſagte er zu uns, der Sohn von Hrn. Damiani, dem franzöſiſchen Vicekonſul in Jaffa. Durch Briefe, welche ein Engliſches Fahrzeug von Saide brachte, von Ihrer Ankunft unterrichtet, reite ich ſeit mehreren Tagen in dieſem Revier auf die Gazellenjagd, um Sie zu treffen und Sie in das Haus meines Vaters zu führen. Unſer Name iſt Italieniſch, unſere Familie ſtammt aus Europa; ſeit einer undenklichen Zeit iſt ſie in Arabien anſäſſig: wir ſind Araber, aber wir haben ein Franzöſiſches Herz und würden es als eine Schande und Beſchimpfung für unſere Geſinnungen betrachten, wenn Sie die Gaſtfreundſchaft eines andern Hauſes, als des unſrigen annehmen wollten. Denken Sie daran, daß wir Sie zuerſt getroffen haben, und daß im Orient, Wer einen Fremden zuerſt trifft, ein Recht darauf hat, ihn bewirthen zu dürfen. Ich ſage Ihnen dieß, ſezte er hinzu, weil viele andere Häuſer in Jaffa durch Briefe, welche daſſelbe Fahrzeug gebracht hat, davon unterrichtet ſind, daß Sie durchkommen, und, ſo bald mein Sklave Ihre Ankunft in der

Stadt gemeldet hat, Ihnen entgegeneilen werden. Kaum hatte er ſeine Rede geendet, als er dem jungen Arabiſchen Sklaven einige Arabiſche Worte ſagte, worauf dieſer, die Stute ſeines Herrn beſteigend, in einem Augenblick hinter den Sandhügeln verſchwunden war, welche den Horizont begränzten. Ich ließ Hrn. Damiani eines meiner Handpferde geben, welches mich begleitete, ohne daß es geritten wurde, und wir ſchlugen langſam die Straße von Jaffa ein, welche wir noch nicht bemerkten. Nach einem Ritt von zwei Stunden ſahen wir auf der andern Seite des Fluſſes, über welchen wir noch zu ſetzen hatten, ungefähr dreißig Reiter in den reichſten Anzügen mit glänzenden Waffen, und auf Arabiſchen Pferden von der größten Schönheit, welche auf dem Ufer des Fluſſes ſich herumtummelten. Sie ſprengten mit ihren Pferden bis in das Waſſer, ſtießen ein Geſchrei aus und feuerten Piſtolenſchüſſe ab, um uns zu begrüßen: es waren die Söhne, die Verwandten, die Freunde der vornehmſten Einwohner von Jaffa, welche uns entgegenkamen. Jeder von ihnen ritt zu mir heran, und begrüßte mich beſonders, worauf ich ihm durch meinen Dragoman, oder, wenn er Italieniſch verſtand, in dieſer Sprache antwortete; ſie machten ſich um uns her, und indem ſie da und dort auf dem Sande hin und herſprengten, gaben ſie uns das Schauſpiel jener Dgérid-Ritte, in welchen die Arabiſchen Reiter das ganze Feuer ihrer Pferde und alle Gewandtheit ihrer Arme in's Licht ſetzen. Wir nähern uns Jaffa und die Stadt fing an, ſich vor uns auf dem Hügel zu erheben, welcher in das Meer vorſpringt. Der Anblick iſt zauberiſch, wenn man von der

Seite der Wüſte herkommt. Im Weſten iſt die Stadt von dem Meere beſpült, welches hier immer in ungeheuren ſchäumenden Wogen gegen die Klippen antreibt, welche die Umgebung ihres Hafens bilden. Auf der Nordſeite, wo wir herkamen, iſt ſie von köſtlichen Gärten umgeben, welche durch einen Zauber aus der Wüſte aufzuſteigen ſcheinen, um dieſe Wälle zu überſchatten; wir reiten unter dem hohen duftenden Gewölbe eines Walds von Palmen, von Granatbäumen mit ihren rothen Blüthen, von Meercedern mit ſpizen Nadeln, mit Citronen-, Orangen-, Feigen-, Limonien-Bäumen, welche ſo groß ſind als in Europa die Nußbäume, und unter der Laſt ihrer Früchte und Blüthen ſich beugen: die Luft iſt Nichts, als ein von der Seeluft aufgerührter und verbreiteter Wohlgeruch; der Boden iſt ganz weiß von Orangenblüthen, und der Wind ſpielt mit ihnen wie bei uns mit den dürren Blättern im Herbſte: von Strecke zu Strecke bieten Türkiſche Brunnen in Marmormoſaik von verſchiedenen Farben mit kupfernen, an Ketten angefeſſelten Schalen dem Vorübergehenden ihr klares Waſſer dar, und ſind immer von einer Gruppe von Frauen umgeben, welche ſich die Füße waſchen und in Urnen von antiker Form Waſſer ſchöpfen. Aus dieſem Ocean von balſamiſchem Grün taucht die Stadt auf mit ihren weißen Minareten, ihren gezackten Terraſſen, ihren Balkonen von Mauriſcher Bauart, gegen den weißen Sandgrund abſtechend, den hinter ihr im Oſten die ungeheure Wüſte hinzieht, welche zwiſchen ihr und Aegypten liegt. Bei einem dieſer Brunnen entdeckten wir auf Einmal eine dritte Kavalkade, an deren Spize auf einer weißen Stute Herr Damiani der Vater, Konſularagent mehrerer Europäiſcher Nationen und eine der angeſehenſten Perſonen in Jaffa, ritt. Seine groteske Tracht brachte uns zum Lächeln: er ſteckte in einem alten himmelblauen, mit Hermelin gefütterten und mit einem Gürtel von karmoiſinrother Seide zuſammengehaltenen Kaftan; ſeine nackten Beine ragten aus einer weiten Hoſe von ſchmuzigem Muſſelin hervor, auf dem Kopfe trug er einen ungeheuren dreieckigen Hut, welcher von den Jahren abgeſchaben und von Schweiß getränkt, die vielfachen Dienſte zur Schau trug, welche er im Aegyptiſchen Feldzug geleiſtet. Aber der vorzügliche Empfang und die patriarchaliſche Herzlichkeit hielten auf unſern Lippen das Lächeln zurück und ließen in unſern Herzen für Nichts Raum, als für die Dankbarkeit, welche wir ihm bezeugten. Er war von mehreren ſeiner Schwiegerſöhne, ſeiner Kinder und Enkel begleitet; alle zu Pferde, wie er. Einer ſeiner Enkel, ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, welcher ſich auf einer Arabiſchen Stute ohne Zaum um ſeinen Großvater herumtummelte, iſt eine der bewundernswürdigſten Knabengeſtalten, welche ich in meinem Leben geſehen habe.

Herr Damiani ritt vor uns voraus, und führte uns mitten durch eine ungeheure Volksmaſſe, welche ſich um unſere Pferde drängte, bis an die Pforte ſeines Hauſes, wo unſere neuen Freunde uns begrüßten und uns der Pflege unſeres Wirthes überließen.

Das Haus Hrn. Damiani's iſt klein, aber wunderſchön gelegen auf dem höchſten Punkte der Stadt

Küſte von Gaza und Askalon nach Aegypten hin, und des ſyriſchen Uferlandes auf der Nordſeite. Um die Zimmer herum und auf ihnen ſind offene Terraſſen, wo der Seewind ſpielt und von denen aus man auf zehn Meilen in der See das kleinſte Seegel bemerkt, welches durch den Golf von Damiette ſteuert. Dieſe Zimmer haben keine Fenſter, das Klima macht ſie überflüſſig. Die Luft hat immer die laue Temperatur unſerer ſchönen Frühlingstage; ein ſchlecht gezimmerter ſchräger Fenſterladen iſt der einzige Schirm, welchen man zwiſchen ſich und die Sonne ſezt. Man theilt mit den Vögeln des Himmels die Wohnungen, welche der Menſch für ſich ſelbſt zubereitet hat: in dem Salon des Herrn Damiani ſaßen auf den hölzernen Geſimſen, welche ſich rings um die Wände zogen, Hunderte von Schwalben mit rother Kehle neben dem Chineſiſchen Porzellan und den ſilbernen Schalen und den Pfeifenröhren, welche zur Zierde dort aufgeſtellt waren. Sie hüpften den ganzen Tag über unſern Köpfen umher und wiegten ſich ſogar während des Abendeſſens auf den kupfernen Armen der Lampe, welche zum Mahle leuchtete.

Die Familie beſteht aus Hrn. Damiani dem Vater, einer zwiſchen einem Patriarchen und einem Italieniſchen Kaufmann ſchwankenden Geſtalt, wobei jedoch das Patriarchaliſche vorherrſcht; aus Madame Damiani der Mutter, einer ſchönen Arabiſchen Frau, welche als Mutter von zwölf Kindern noch in ihren Formen und ihrer Farbe den Glanz und die Friſche der Türkiſchen Schönheit behalten hat; aus einigen Töchtern, beinahe von welchen wir ſchon den älteſten kennen. Die zwei andern zeigten ſich uns gleich zuvorkommend und förderlich. Die Frauen kamen nicht in die Gemächer herauf. Sie erſchienen nur Einmal in ceremoniöſer Kleidung mit ihren reichſten Kleinodien bedeckt, und kamen auf Ein Gericht zu uns zu Tiſche. Die übrige Zeit waren ſie beſchäftigt, für uns das Mahl in einem kleinen inneren Hof zuzubereiten, wo wir ſie beim Ein- und Ausgehen im Hauſe bemerkten. Ebenſo wenig ſezten ſich die jungen Leute während des Mahles zu uns, in der Ehrfurcht erzogen, welche die Sitten des Orients den Söhnen gegen ihren Vater vorſchrieben. Sie blieben hinter ihrem Vater ſtehen, und gaben darauf Acht, daß es den Speiſenden an Nichts mangelte.

Kaum in's Haus eingetreten empfingen wir den Beſuch einer großen Zahl von Einwohnern, welche kamen, um uns Glück zu wünſchen und uns ihre Dienſte anzubieten. Man trank den Kaffee, brachte Pfeifen, und der Abend ging in den für uns intereſſanten Geſprächen hin, welche unſere Neugierde hervorrief. Der Gouverneur von Jaffa, den ich durch meinen Dolmetſcher hatte bekomplimentiren laſſen, kam alsbald um uns ſelbſt ſeinen Beſuch heimzugeben. Er war ein junger ſchöner Araber, auf's reichſte gekleidet, deſſen Manieren und Sprache den Adel des Herzens und die ausgeſuchte Artigkeit ſeiner Lebensart beurkundeten. Ich habe wenig ſchönere Mannsköpfe geſehen. Sein ſchwarzer ſorgfältig gepflegter Bart fiel in glänzenden Wellen herab und breitete ſich Fächerartig auf ſeiner Bruſt aus; ſeine funkelten, ſpielte fortwährend mit dem Barte, und fu darin in Einem fort hin und her, um ihn zu wirbel und zu ſchlichten. Sein Blick war ſtolz, wie im Al gemeinen der Blick aller Türken. Man fühlt, daß die Menſchen Nichts zu verbergen haben, weil ſie ſtark ſin und ſtark ſind ſie, weil ſie ſich niemals auf ſich ſelb und eine eitle Geſchicklichkeit ſtüzen, ſondern immer a die Idee des Alles lenkenden Gottes, auf die Vorſehun welche ſie das Schickſal nennen. Man verſeze einen Türke unter zehn Europäer, und man wird ihn immer erkenne an der Hoheit des Blicks, an dem Ernſt des Gemüth welcher durch Gewohnheit ſeinen Zügen eingeprägt i und an der edlen Einfachheit des Ausdrucks. Der Go verneur hatte von Mehemed-Ali und Ibrahim Baſ Briefe bekommen, welche mich ihm kräftig empfahle Dieſe Briefe habe ich. Ich ließ ihn einen andern vo Ibrahim leſen, welchen ich bei mir trug. Hier de Inhalt:

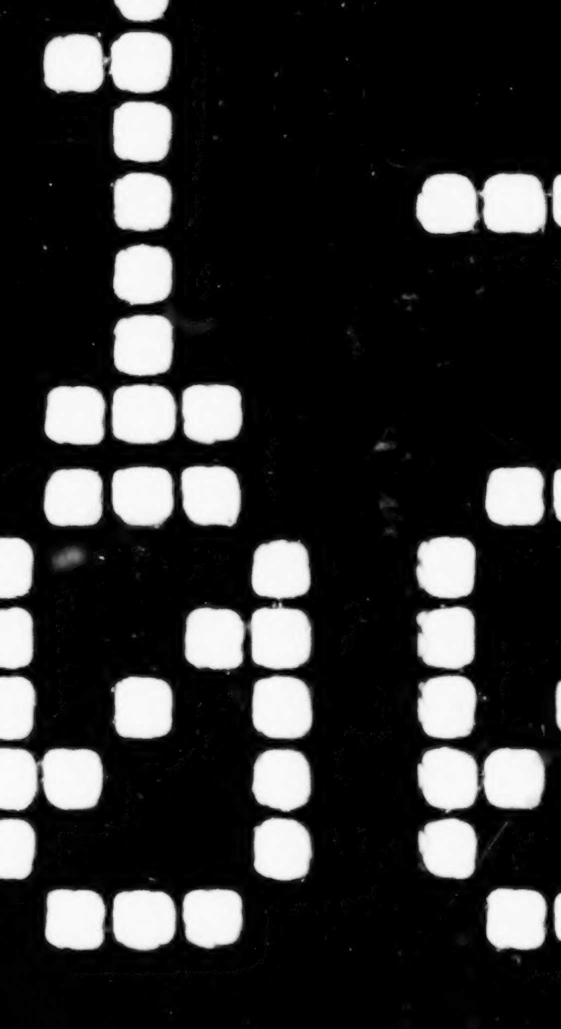
„Ich bin davon in Kenntniß geſezt, daß unſ „Freund — (hier mein Name) mit ſeiner Familie un „einigen Reiſegefährten aus Frankreich angekommen iſ „um die meinen Waffen unterworfenen Provinzen z „durchziehen und unſere Geſeze und Sitten kennen z „lernen. Mein Wille iſt, daß du und alle ihr mei „Gouverneure in den Städten oder Provinzen, die Kon „mandanten der Flotte, die Generale und meine Herr „kommandirenden Offiziere, ihm jeglichen Beweis v „Freundſchaft zu Theil werden laſſet, und ihm a „Dienſte leiſtet, zu welcher meine gute Geſinnung geg

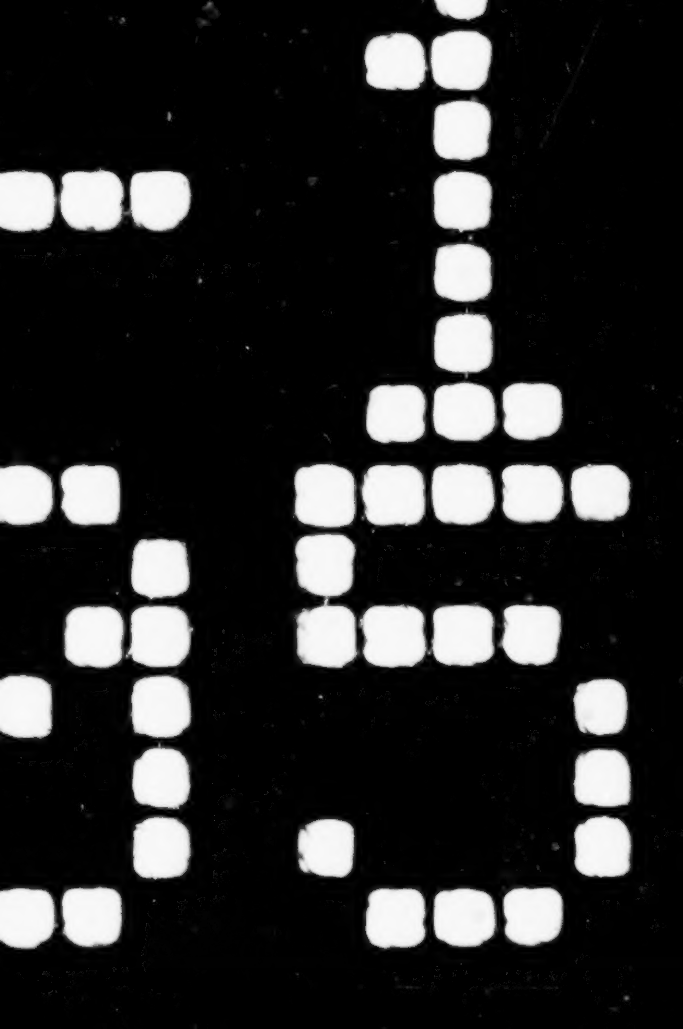
„wenn er es verlangt, die Wohnungen, Pferde und „Lebensmittel, deren er für ſich und ſein Gefolge bedarf, „verſchaffen. Ihr werdet für ihn die Mittel beſorgen, „alle Theile unſerer Staaten, die er zu ſehen wünſcht, „zu beſuchen; ihr werdet ihm ein ſo zahlreiches Geleite „geben, als ſeine Sicherheit, für welche ihr mit eurem „Kopfe haftet, erfordern wird; und ſelbſt wenn es we„gen der Araber Schwierigkeiten koſten würde, in ge„wiſſe Provinzen unſerer Herrſchaft vorzudringen, ſo „werdet ihr eure Truppen marſchiren laſſen, um ſeine „Streifzüge ſicher zu machen; u. ſ. w."

Der Gouverneur führte dieſen Brief nach ſeiner Stirne, nachdem er ihn geleſen hatte, und ſtellte mir ihn darauf wieder zu, dann fragte er mich, Was er thun könne, um den Befehlen ſeines Herrn gehörig nachzukommen und erkundigte ſich nach den Orten, wohin ich gehen wolle. Ich nannte Jeruſalem und Judäa. Bei dieſen Worten erhob er, ſeine Offiziere, die Väter vom Kloſter des heiligen Landes in Jaffa ein Geſchrei; ſie gaben vor, dieſer Plan ſey unmöglich auszuführen; die Peſt ſey mit der beunruhigendſten Heftigkeit in Jeruſalem, Bethlehem und auf der ganzen Straße ausgebrochen, ſie ſey ſogar in Ramla, der erſten Stadt, durch welche man kommt, wenn man nach Jeruſalem reist; der Baſſa habe Alles einer Quarantaine unterworfen, was aus Paläſtina zurückkomme; geſezt, ich würde tollkühn genug ſeyn, um mich hin zu wagen und glücklich genug, nicht von der Peſt befallen zu werden, würde ich vielleicht mehrere Monate lang nicht wieder nach Syrien zurückkehren können; die Klöſter endlich wo die Fremden im heiligen Lande gaſtfreundlich aufgenommen werden, ſeyen alle geſchloſſen; wir würden in keinem derſelben aufgenommen werden, und es ſey durchaus nothwendig die Reiſe, welche ich in das Innere von Judäa vorhabe, auf eine andere Epoche und eine günſtigere Jahreszeit zu verlegen.

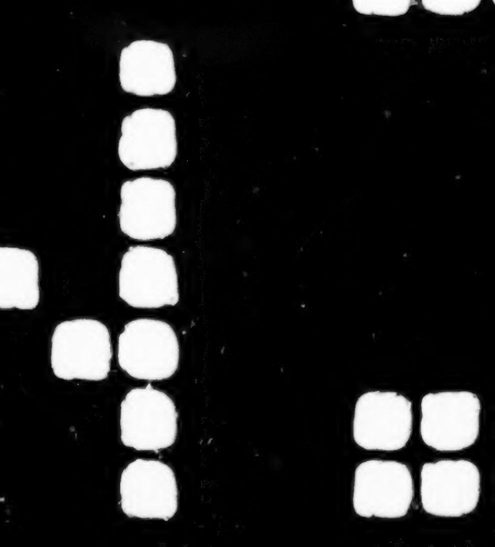
Dieſe Neuigkeiten waren ſehr niederſchlagend für mich, erſchütterten aber meinen Entſchluß nicht. Ich antwortete dem Gouverneur, daß obgleich ich in einer andern Religion geboren ſey, als der ſeinigen, ich nicht weniger, als er, den allerhochſten Willen Allah's anbete, daß ſeine Gottesverehrung auf ein Schickſal, die meinige auf eine Vorſehung ſich berufe; daß aber dieſe beiden verſchiedenen Worte nur den Einen Gedanken ausdrücken: Gott iſt groß! Gott iſt der Herr! Allah kerim! ich ſey von ſo weiter Ferne hergekommen, über ſo viele Meere, ſo viele Berge und Thäler, um die Quellen zu beſuchen, von denen aus das Chriſtenthum in die Welt gefloſſen ſey, um die heilige Stadt der Chriſten zu ſehen und die heiligen Orte mit den Geſchichten zu vergleichen; ich ſey nun ſchon zu weit vorangekommen, um mich zurückzuziehen und einen beinahe ſchon ausgeführten Plan auf ungewiſſe Zeiten und Umſtände ankommen zu laſſen; das Leben eines Menſchen ſey Nichts, als ein Waſſertropfen im Meer, ein Sandkorn in der Wüſte, und es ſey nicht der Mühe werth, es zu zählen; übrigens, Was geſchrieben ſtehe, bleibe geſchrieben, wenn Allah mich vor der Peſt mitten unter den Peſtkranken in Paläſtina bewahren wolle, ſo ſey ihm dieß ein ebenſo Leichter, als mich mitten im Sturme vor den Wellen, oder

vor den Kugeln der Araber an den Ufern des Jordans zu behüten; folglich beharre ich darauf, in das Innere vorzudringen, und Jeruſalem ſelbſt zu betreten, wie groß auch die Gefahr für mich ſeyn würde; Was ich aber für mich beſchließe, könne und wolle ich nicht für Andere feſtſtellen, ich überlaſſe es allen meinen Freunden, allen meinen Dienern, allen den Arabern, welche mich begleiteten, mir zu folgen oder in Jaffa zu bleiben, wie es ihr Wille ſey. Der Gouverneur, nach einem Ausruf über meine Unterwerfung unter den Willen Allah's, ſagte mir, er dulde nicht, daß ich mich den Gefahren der Reiſe und der Peſt allein ausſeze, er wolle unter den in Jaffa garniſonirenden Truppen einige muthige und disciplinirte Soldaten auswählen laſſen, welche er ganz unter meinen Befehl ſtelle, und welche meine Karavane während des Marſches und meine Zelte während der Nacht bewachen ſollten, um uns vor der Berührung mit Peſtkranken zu ſchüzen; auch ſchickte er im Augenblick einen Reiter an den Gouverneur von Jeruſalem, ſeinen Freund, ab, um ihm meine Reiſe anzuzeigen und mich ihm zu empfehlen, worauf er ſich zurückzog. Wir, meine Freunde und ich, berathſchlagten uns dann; ſelbſt meine Diener wurden zu dieſer Berathung über Das, was wir thun wollten beigezogen. Nach einigem Zogern entſchloſſen ſich alle einmüthig, das Glück auf die Probe zu ſezen, und lieber die Peſt zu wagen, als darauf zu verzichten, Jeruſalem zu ſehen. Die Abreiſe wurde auf übermorgen feſtgeſezt. Wir legten uns auf den Matten und den Divans im Saale





B



tern in dem Zimmer umherhüpften.

Der Tag ging hin, indem wir die empfangenen Beſuche bei'm Gouverneur und dem Superior des Kloſters vom heiligen Lande zu Jaffa heimgaben; Lezterer iſt ein ehrwürdiger Spaniſcher Ordensgeiſtlicher, welcher ſchon ſeit der Epoche, in der die Franzoſen hier waren, in Jaffa wohnt, und welcher uns die Vergiftung der Peſtkranken als wahr beſtätigte.

Jaffa oder Yaffa, das alte Joppe der Schrift, iſt einer der älteſten berühmteſten Hafen der Welt. Plinius ſpricht von ihm, als von einer ſchon vor der Sündfluth beſtandenen Stadt. Hier wurde nach der Tradition Andromeda an den Felſen gefeſſelt und dem Seeungeheuer preisgegeben; hier baute Noah die Arche; hier landeten nach der Anordnung Salomo's die Cedern des Libanon, um zum Tempelbau verwendet zu werden. Der Prophet Jonas ſchiffte ſich hier achthundertzweiundſechszig Jahre vor Chriſtus ein. Der heilige Petrus erweckte hier die Tabitha. Die Stadt wurde in den Zeiten der Kreuzzüge von dem heiligen Ludwig befeſtigt. Im Jahr 1799 nahm ſie Napoleon im Sturm und mezelte die Türkiſchen Gefangenen nieder. Sie hat einen abſcheulichen Hafen blos für Barken und eine ſehr gefährliche Rhede, wie wir ſelbſt bei unſerer zweiten Reiſe zur See erfuhren. Man zählt fünf bis ſechstauſend Einwohner, Türken, Araber, Armenier, Griechen, Katholiken und Maroniten. Jede dieſer Gemeinden hat eine Kirche. Das Lateiniſche Kloſter iſt prächtig. Man arbeitete an ihrer Verſchönerung noch, als wir durchkamen, wir erprobten aber

Gemächer öffneten ſich für uns ebenſo wenig, als für alle die Fremden, welche wir in Jaffa trafen. Sie ſtehen öde, während die Pilger mit Mühe in irgend einem erbärmlichen Türkiſchen Khan Obdach ſuchen, oder der koſtſpieligen Gaſtfreundſchaft irgend eines armen Dachs eines Jüdiſchen oder Armeniſchen Einwohners von Jaffa heimfallen.

Sobald man außerhalb der Mauern von Jaffa iſt, betritt man die große Wüſte von Aegypten. Damals entſchloſſen, auf dieſer Straße nach Kairo zu reiſen, ließ ich einen Kurier nach El-Arich abgehen, um dort Dromedare zu dem Zug durch die Wüſte zu miethen. Auf dieſe Art läßt ſich die Reiſe von Jaffa nach Kairo in zwölf bis fünfzehn Tagen machen; die Straße nöthigt aber zu großen Entbehrungen und bietet manche Schwierigkeiten dar. Die Befehle des Gouverneurs von Jaffa und die Verbindlichkeit der angeſehenſten Einwohner der Stadt, welche mit denen von Gaza und El-Arich in Verbindung ſtehen, hatten deren viele für mich aus dem Wege geräumt.

Der Gouverneur ſchickte uns einige Reiter und acht Fußſoldaten, welche er aus den tapferſten und ordentlichſten Leuten des Aegyptiſchen Truppendepot's, welches ihm geblieben war, ausgewählt hatte. Sie kampirten ſchon dieſe Nacht vor unſerer Thüre. Bei Sonnenaufgang waren wir zu Pferde. Wir trafen an dem Thore der Stadt gegen Ramla zu, eine Maſſe von Reitern, welche allen in Jaffa wohnenden Nationen angehörten. Sie ritten den Dgérid um uns, und begleiteten uns bis zu einem herrlichen von Maulbeerfeigen und Palmbäumen beſchatteten Brunnen, welchen man nach einem Ritt von einer Stunde trifft. Hier feuerten ſie zu unſern Ehren ihre Piſtolen ab, und ſchlugen den Rückweg nach der Stadt ein. Es iſt unmöglich, die Neuheit und Pracht der Vegetation zu beſchreiben, welche auf den beiden Seiten vor den Reiſenden ſich entfaltet, wenn man Jaffa verläßt. Zur Rechten und Linken iſt es ein bunter Wald von allen möglichen Fruchtbäumen und blühenden Geſträuchen des Orients. Dieſer Wald, durch Hecken von Myrthen, Jasmin und Granatbäumen in Felder abgetheilt, iſt von kleinen Kanälen bewäſſert, welche den ſchönen Türkiſchen Brunnen entfließen, von denen ich ſchon geſprochen habe. In jeder dieſer Abtheilungen ſieht man einen offenen Pavillon oder ein Zelt, unter welchen die Familie, der ſie angehören, einige Wochen im Frühling oder im Herbſt zuzubringen kommt. Drei Pflöcke und ein Stück Tuch bilden ein Landhaus für dieſe glücklichen Familien. Die Frauen ſchlafen auf Matten und Kiſſen unter dem Zelte, die Männer in freier Luft unter dem Gewölbe von Citronen- und Granatbäumen. Die Melonen- und Waſſermelonenſtöcke, die Feigenbäume von zweiunddreißig Arten, welche dieſe reizenden Orte beſchatten, verſorgen den Tiſch; kaum gibt man von Zeit zu Zeit ein Lamm bei, das die Kinder aufgezogen haben, und das man wie in den Zeiten der Bibel an feſtlichen Tagen als Opfer ſchlachtet. Jaffa iſt der erſte Ort im ganzen Orient, welchen ein Liebhaber der Natur und der Einſamkeit für ſich wählen ſollte, um hier den Winter zuzubringen. Das Klima

iſt im Herbſt der unentſchiedenſte Uebergang zwiſchen dem der verzehrenden Wüſten Aegyptens und den Regen der Syriſchen Küſte. Wenn ich Herr über die Wahl meines Wohnorts wäre, würde ich den Fuß des Libanon, Saide, Beirut oder Latakia während des Herbſtes, die von den Seewinden und dem friſchen Hauch aus dem Cedernthal und den nahen Gebirgsgletſchern gekühlten Höhen des Libanon während der Hize des Sommers und im Winter die Gärten von Jaffa bewohnen. Jaffa hat in ſeinem Himmel und ſeinem Boden etwas Großartigeres, Feierlicheres, Farbenreicheres als irgend eine Gegend, durch welche ich gekommen bin. Das Auge ruht hier nirgends, als auf einem Meere, gränzenlos und blau wie ſein Himmel; auf den ungeheuren Sandgeſtaden der Aegyptiſchen Wüſte, wo der Horizont nur von Zeit zu Zeit durch das Profil eines Kameels unterbrochen wird, welches wogend wie eine Welle vorwärts ſchreitet; und auf den grünen und gelben Wipfeln zahlloſer Orangengehölze, welche um die Stadt ſich drängen. Alle Trachten der Einwohner oder der Reiſenden, welche die Straßen hier beleben, ſind maleriſch und fremdartig. Man ſieht Beduinen von Jericho oder Tiberias in ihr ungeheures weißes Wolltuch gekleidet; Armenier mit langen blau und weiß geſtreiften Röcken; Juden aus allen Gegenden der Erde in allen Trachten der Welt, einzig durch ihre langen Bärte und den Adel und die Majeſtät ihrer Züge charakteriſirt: ein königliches Volk, welches an ſeine Sklaverei ſchlecht ſich gewöhnt hat, und in welchem man hinter der in's Auge fallenden Niedrigkeit des Lebensunterhalts und der Niederdrückung ihres gegenwärtigen Zuſtands die Erinnerung und die Gewißheit großer Schickſale entdeckt; Aegyptiſche Soldaten in rothe Weſten gekleidet, welche durch die Lebhaftigkeit des Blicks und die Schnelle des Marſches vollkommen den franzöſiſchen Conſcribirten gleichen. Man merkt, daß das Genie und die Thatkraft eines großen Mannes in ſie übergegangen iſt und ſie für einen unbekannten Zweck beſeelt; dazu Türkiſche Aga's, welche ſtolz auf Pferden aus der Wüſte über die Straße reiten, begleitet von Arabern und ſchwarzen Sklaven; arme Familien Griechiſcher Pilger in der Ecke einer Straße ſitzend und aus einem hölzernen Napf gekochten Reiß oder Gerſte eſſend, welchen ſie ſparen, um damit bis zur heiligen Stadt auszureichen; arme Jüdiſche Frauen, nur halb bekleidet, und unter der Laſt eines ungeheuren Sacks mit Lumpen beinahe erliegend, indem ſie Eſel vor ſich hertreiben, deren beide Körbe mit Kindern jedes Alters vollgepfropft ſind.

Wir ritten fröhlich weiter, indem wir von Zeit zu Zeit die Schnelligkeit unſerer Pferde gegen die der Arabiſchen verſuchten, welche die HH. Damiani und die Söhne des Vicekonſuls von Sardinien ritten. Dieſe beiden jungen Leute, Söhne eines reichen Arabiſchen Negozianten von Ramla, welcher zur Zeit in Jaffa etablirt war, wünſchten uns bis Ramla zu begleiten: ſie hatten Morgens ihre Sklaven vorausgeſchickt, um uns das Haus ihres Vaters und das Abendeſſen zuzurüſten. Außerdem hatten wir noch einen fernern Begleiter, welcher ſich freiwillig an unſere Karavane angeſchloſſen hatte, und uns durch die bizarre Pracht ſeiner Europäiſchen Kleidung überraſchte: es war ein junger Mann von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, mit einem jovialen und grotesken, aber feinen, geiſtvollen Geſicht. Er hatte einen ungeheuren Turban von gelbem Muſſelin, einen grüner Rock von dem Schnitt unſerer Hofkleider, mit ſtehendem Kragen und langen Schößen, auf allen Nähten mit reicher Goldſtickerei verbrämt; anliegende Beinkleider von weißem Sammt, Stulpſtiefel mit ſilbernen Sporen. Ein Kangiar vertrat die Stelle des Hirſchfängers, und ein Paar Piſtolen, mit getriebener Silberarbeit überzogen, ſahen aus dem Gürtel hervor und ſtießen gegen die Bruſt.

Schon in ſeiner Kindheit aus Italien ausgewandert, war er, ich weiß nicht durch welche Wege des Schickſals nach Aegypten geworfen worden und befand ſich ſeit einigen Jahren in Jaffa oder Ramla, wo er ſeine Kunſt in den Bergen Judäa's auf Koſten der Scheikhs oder der Beduinen ausübte, Was ihn nicht reich machte. Seine Unterhaltung ergötzte uns höchlich, und ich hätte gewünſcht, ihn mit mir nach Jeruſalem und in die Gebirge des todten Meers zu nehmen, welche er vollkommen zu kennen ſchien; da er aber ſeit mehreren Jahren im Orient gelebt, hatte er die unüberwindliche Scheu vor der Peſt gefaßt, wie ſie die Franken hier bekommen, und keiner meiner Anerbietungen gelang es, ihn davon abzubringen. Während der Peſt, ſagte er, bin ich nicht mehr Arzt; ich kenne nur Ein Mittel dagegen: gehörig ſchnell ſich davon zu machen, in gehöriger Entfernung ſich zu halten, und gehörig lange weg zu bleiben, damit einen das Uebel nicht erreichen kann. Er nahm gegen uns die Miene des Mitleids an, als gegen Schlachtopfer, welche beſtimmt wären, in Jeruſalem den Tod zu finden, und rechnete darauf, von einer ſo großen Anzahl von Leuten, wie wir waren, nur wenige wieder zu ſehen. — Es ſind wenige Tage, ſagte er zu mir, daß ich in Acre war; ein von Bethlehem zurückkehrender Reiſender klopfte an die Pforte der Väter des heiligen Franziskus und ſie öffneten. Sie waren zu ſieben. Zwei Tage darauf waren auf Befehl des Gouverneurs die Thore des Kloſters vermauert, und der Pilger und die ſechs Ordensbrüder innerhalb vierundzwanzig Stunden geſtorben.

Indeſſen fingen wir an, den Thurm und die Minarete von Ramla zu bemerken, welche vor uns aus einem Olivengehölz ſich erhoben, deſſen Stämme ſo dick ſind, als unſere älteſten Eichen.

Ramla, einſt Ephraim Rama, iſt das alte Arimathia des Neuen Teſtaments; es enthält ungefähr zweitauſend Familien. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, gründete hier ein Lateiniſches Kloſter, welches noch beſtehe: die Armenier und Griechen beſizen hier ebenfalls Klöſter durch die Beiſteuer der Pilger ihrer Nationen, welche in's heilige Land kommen. Die alten Kirchen ſind in Moſcheen verwandelt worden; in einer der Moſcheen befindet ſich das aus weißem Marmor gearbeitete Grabmal des Mameluken Ayoud-Bey, welcher bei der Ankunft der Franzoſen aus Aegypten ſich flüchtete und in Ramla ſtarb. Sogleich beim Eintritt in die Stadt erkundigten wir uns, ob die Peſt hier ſchon wüthe; zwei Ordensbrüder, von Jeruſalem angekommen, waren den gleichen Tag daran geſtorben: das Kloſter ſtand in Quarantaine. Unſere neuen Freunde aus Jaffa führten uns in ihr in der Mitte der Stadt gelegenes Haus. Ein Araber, wie man ſagt, ein ehemaliger Keßler, aber ein liebenswürdiger, vortrefflicher Mann, bewohnte die Hälfte dieſes Hauſes und verſah die Obliegenheiten eines Konſularagenten, ich weiß nicht für welche Nation in Europa; dieß gab ihm das Recht, eine Europäiſche Fahne auf dem Dache ſeiner Wohnung zu haben, Was ein Schuz gegen die Plackereien der Türken und Araber iſt. Ein treffliches Abendeſſen erwartete uns: wir hatten das Vergnügen Seſſel, Betten, Tiſche, alle Geräthſchaften von Europa zu finden, und wir nahmen noch einen Vorrath von friſchem Brod mit, welches wir der Verbindlichkeit unſerer Wirthe verdankten. Am Morgen des folgenden Tags nahmen wir Abſchied von allen unſern Freunden von Jaffa und Ramla, indem ſie uns nicht weiter begleiteten, und zogen ab, allein begleitet von unſern Aegyptiſchen Reitern und Fußſoldaten. Die Marſchordnung richtete ich folgendermaßen ein: zwei Reiter ungefähr fünfzig Schritte vor der Karavane voraus, um die Araber und Jüdiſchen Pilger, welche uns begegnen konnten, bei Seite zu bringen und in einiger Entfernung von unſern Leuten und Pferden zu halten; zur Rechten und Linken, uns zur Seite, die Fußſoldaten: wir ritten Einer nach dem Andern in einem Reihen, das Gepäck in der Mitte. Eine kleine Rotte unſerer beſten Reiter bildete die Nachhut, mit dem Befehl weder einen Menſchen, noch ein Thier dahinten zu laſſen. Wenn ein Haufe von verdächtigen Arabern ſich zeigte, mußte die Karavane Halt machen

Univ. Bibl.
München

und ſich in Schlachtordnung ſezen, während die Reiter, Dolmetſcher und ich auf eine Rekognoscirung ausgingen. Auf dieſe Art hatten wir wenig von den Beduinen und der Peſt zu fürchten, und ich muß ſagen, daß dieſe Marſchordnung von unſern Aegyptiſchen Soldaten, den Türkiſchen Reitern und meinen eigenen Arabern mit einem ängſtlichen Gehorſam und einer Aufmerkſamkeit gehalten wurde, welche dem beſt disciplinirten Korps von Europa Ehre gemacht hätte. Wir behielten ſie während fünfundzwanzig Tagen, die wir unterwegs waren, in den verwickeltſten Lagen bei. Ich hatte nie Jemand einen Vorwurf zu machen: dieſen Maßregeln verdankten wir, daß wir mit heiler Haut durchkamen.

Einige Zeit nach Untergang der Sonne kamen wir am Ende der Ebene von Ramla an, bei einem in den Fels gegrabenen Brunnen, welcher ein kleines Kürbisfeld bewäſſert. Wir waren am Fuße der Gebirge von Judäa: ein kleines hundert Schritte breites Thal öffnete ſich zu unſerer Rechten; wir zogen hinab: hier fängt die Herrſchaft der Arabiſchen Räuber dieſer Gebirge an. Als die Nacht einbrach, hielten wir es für gerathen, unſer Lager in dieſem Thale aufzuſchlagen: wir ſchlugen unſere Zelte ungefähr zweihundert Schritte von dem Brunnen auf. Auf einem Hügel, welcher die Straße von Jeruſalem beherrſcht, ſtellten wir eine Vorwache auf, und während man unſer Abendeſſen rüſtete, gingen wir aus, um auf den Hügeln, welche man von unſern Zelten aus im Geſichte hat, Rebhühner zu jagen: wir erlegten mehrere, und trieben aus den Felſen eine Menge kleiner Adler auf, welche ſie bewohnen. Sie flogen mit Geſchrei im Kreiſe über unſern Köpfen, und kamen wieder auf uns zu, nachdem wir auf ſie geſchoſſen hatten. Alle Thiere fürchten ſich vor dem Feuer und dem Losſchießen der Gewehre, der Adler allein ſcheint es zu verachten und mit der Gefahr zu ſpielen, ſey es, daß er ſie nicht kennt, oder daß er ihr trozt. Von der Höhe eines jener Hügel herab bewunderte ich den maleriſchen Anblick unſeres Lagers, mit unſern Pikets von Arabiſchen Reitern auf den Hügel, unſere Pferde da und dort um unſere Zelte angebunden, unſere Mukra's auf der Erde ſizend und mit dem Puzen unſrer Schabracken und Waffen beſchäftigt, und das Feuer durch das Tuch unſerer Zelte ſcheinend, indem es ſeine leichten Rauchſäulen, welche der Wind umbog, umher verbreitete. Wie würde ich dieſes Nomadenleben unter einem ſolchen Himmel lieben, wenn es möglich wäre, Alle, die man auf Erden liebt, und nach denen man ſich ſehnt, dann bei ſich zu haben. Umherziehenden Hirtenvölkern, wie den Arabern Meſopotamiens gehört die ganze Erde. Es iſt mehr Poeſie in Einem ihrer Tage, als in ganzen Jahren unſeres Stadtlebens. Der Menſch, indem er von dem civiliſirten Leben zu viel verlangt, feſſelt ſich ſelbſt an ſeinen Boden; er kann ſich nicht davon losreißen, ohne jene Unzahl von überflüſſigen Dingen aufzugeben, deren Genuß ihm zum Bedürfniß geworden iſt. Ich wollte, das ganze Leben wäre ohne Aufhören eine Reiſe, wie jezt dieſe, und, wenn nicht Bande der Neigung mich an Europa feſthielten, würde ich ſie ſo lange fortſezen, als meine Kräfte und mein Vermögen reichten.

Wir waren an den Gränzen der Stämme von

Ephraim und Benjamin. Die Quelle, an der unſere Zelte aufgeſchlagen waren, heiſt noch der Brunnen Hiob's.

Wir brechen vor Tag auf, und verfolgen zwei Stunden lang ein ſchmales, unfruchtbares, ſteiniges Thal, welches durch die Räubereien der Araber berüchtigt iſt. Die Gegend hierum iſt ihren Streifzügen am meiſten ausgeſezt; ſie können durch eine Menge von ſchluchtenreichen Thälern, welche durch unbewohnte Hügel bedeckt ſind, hieher gelangen, ſich hinter den Felſen und Gebüſchen in Hinterhalt legen und von hier aus ſich auf die Karavanen ſtürzen. Der berüchtigte Abugoſch, der Häuptling der Arabiſchen Stämme in dieſem Gebirge, hat den Schlüſſel dieſer nach Jeruſalem führenden Päſſe inne; er öffnet oder ſchließt ſie nach Gutdünken und brandſchazt die Reiſenden. Sein Hauptquartier iſt einige Meilen von uns in dem Dorfe Jeremia. Wir warten jeden Augenblick darauf, ſeine Reiter erſcheinen zu ſehen: wir begegnen Niemanden, ausgenommen einem jungen Aga, einem Verwandten des Gouverneurs von Jeruſalem, auf einer Stute von der ausgezeichnetſten Schönheit, begleitet von ſieben oder acht Reiſigen. Er grüßte uns höflich und ſtellte ſich mit ſeinem Gefolge in Ordnung, um uns vorbeiziehen zu laſſen, ohne unſere Pferde oder Kleidung zu berühren.

Ungefähr eine Stunde von Jeremia, verengt ſich das Thal und Bäume bedecken den Weg mit ihren Aeſten. Es befindet ſich hier ein alter Brunnen und die Reſte eines zerſtörten Kiosks; man kömmt eine Stunde weit auf einem ſteilen unebenen Weg, welcher in der Mitte der Gehölze in den Felſen gegraben iſt, aufwärts und bemerkt mit Einemmal zu ſeinen Füßen auf der andern Seite des Hügels das Dorf und die Kirche von Jeremia. Die Kirche, jezt Moſchee, ſcheint in den Zeiten des Königreichs von Jeruſalem unter den Luſignan's prächtig aufgebaut zu ſeyn. Das Dorf beſteht aus vierzig bis fünfzig, ſo ziemlich zerſtörten, an dem Abhang der beiden Hügel hängenden Häuſern, welche ſich um das Thal herumziehen. Einige zerſtreute Feigenbäume und Weingärten deuten auf eine Art von Kultur: wir ſehen Heerden um die Häuſer her ſich ausbreiten; einige Araber, in prächtige Kaftans gekleidet, rauchen ihre Pfeifen auf der Terraſſe des anſehnlichſten Gebäudes, hundert Schritte von dem Weg, auf dem wir hinabreiten. Fünfzehn bis zwanzig Pferde ſind geſattelt und gezäumt im Hofe des Hauſes angebunden. So bald die Araber uns bemerken, ſteigen ſie zu Pferde und reiten in langſamem Schritt gegen uns. Wir treffen gegenüber vom Dorfe auf einem großen unbebauten Plaze aufeinander, welchen fünf oder ſechs ſchöne Feigenbäume beſchatten.

Es iſt der berüchtigte Abugoſch und ſeine Familie. Er ritt allein mit ſeinem Bruder auf mich zu: ſein Gefolge blieb zurück. Sogleich ließ ich auch das meinige anhalten und näherte mich mit meinem Dolmetſcher. Nach den üblichen Begrüßungen und den unendlichen Höflichkeitsbezeugungen, welche jedem Geſpräch mit Arabern vorhergehen, fragte mich Abugoſch, ob ich nicht der Fränkiſche Emir ſey, den ſeine Freundin, die Königin von Palmyra, Lady Stanhope, unter ſeinen Schuz geſtellt, und in deſſen Namen ſie ihm die herrliche Weſte von Goldſtoff geſchickt habe, mit welcher er bekleidet war, und die er mir mit Stolz und Dankbarkeit zeigte. Ich wußte Nichts von dieſem ſo verbindlich in meinem Namen gemachten Geſchenke der Lady Stanhope, aber ich antwortete, daß ich in der That der Fremde ſey, welchen dieſe berühmte Frau der Großmuth ihrer Freunde in Jeremia anvertraut habe; daß ich ganz Paläſtina, wo die Herrſchaft Abugoſch's anerkannt ſey, beſuchen wolle, und daß ich ihn bitte, die nöthigen Befehle zu geben, damit Lady Stanhope ihm keine Vorwürfe zu machen habe. Bei dieſen Worten ſtieg er, ſo wie ſein Bruder, vom Pferde, rief einige Reiter ſeines Gefolges herbei und ließ Matten, Teppiche und Kiſſen bringen und auf der Stelle, wo wir waren, ausbreiten; darauf drang er mit ſo lebhaften Bitten in uns, abzuſizen, und auf dieſem ländlichen Divan Plaz zu nehmen, daß es uns unmöglich war, es ihm abzuſchlagen. Da die Peſt zu Jeremia herrſchte, trug Abugoſch, welcher wußte, daß die Europäer in der Quarantaine ſtehen, Sorge, unſere Kleider nicht zu berühren, und ſtellte ſeinen Divan und den ſeiner Brüder auf einige Entfernung uns gegenüber: wir unſerer Seits nahmen nur die Stroh- und Schilf-Matten an, da dieſe dafür gelten, daß ſie die Peſt nicht fortpflanzen. Man brachte den Kaffee und Sorbet. Wir hatten eine lange allgemeine Unterredung; hierauf bat mich Abugoſch, mein Gefolge zu entfernen, indem er ſelbſt das ſeinige zurücktreten ließ, um mir einige geheime Mittheilungen zu machen, deren Inhalt ich hier nicht aufzeichnen kann. Nachdem wir ſo einige Minuten geplaudert hatten, ließ er ſeine Brüder,

ich meine Freunde wieder herbeikommen. — Kennt man meinen Namen in Europa? fragte er mich. — Ja, antwortete ich: die Einen ſagen, Sie ſeyen ein Räuber, der die Karavanen plündere und niedermezle, und, als ein grauſamer Feind der Chriſten, die Franken zu Sklaven mache; die Andern verſichern, Sie ſeyen ein tapferer, großmüthiger Fürſt, der die Räuberei der Araber in den Gebirgen unterdrücke, die Straßen ſicher mache, und die Karavanen beſchüze, dabei ſeyen Sie der Freund aller ihrer Freundſchaft würdigen Franken. — Und Sie, fragte er weiter, wofür werden Sie mich ausgeben? — Ich werde ſagen, entgegnete ich, daß ich Sie geſehen habe, daß Sie ebenſo mächtig und gaſtfrei ſind, als ein Fürſt der Franken, daß man Sie verläumdet hat, und daß Sie verdienen, alle Europäer zu Freunden zu haben, welche wie ich Ihr Wohlwollen und den Schuz Ihres Säbels erprobt haben. Abugoſch ſchien entzückt. Er und ſeine Brüder ſtellten noch eine große Menge von Fragen an mich über die Gebräuche der Europäer, über unſere Kleider, unſere Waffen, welche ſie ſehr bewunderten, und wir trennten uns. Im Augenblick des Scheidens gab er einem ſeiner Neffen und einigen Reiſigen Befehl, ſich an die Spize unſerer Karavane zu ſtellen und mich nicht zu verlaſſen, ſo lange ich in Jeruſalem oder der Umgegend bleibe; ich dankte ihm und wir zogen ab.

Abugoſch führt die wirkliche Herrſchaft über ungefähr vierzigtauſend Araber der Gebirge in Judäa, von Ramla bis nach Jeruſalem, und von Hebron bis nach den Gebirgen von Jericho. Dieſe Herrſchaft, welche ſeit einigen Generationen bei ſeiner Familie blieb, beruht auf keinem andern Titel, als dem ihrer Macht ſelbſt. In Arabien ſtreitet man ſich nicht über den Urſprung oder die Legitimität der Gewalt; man erkennt ſie an und unterwirft ſich ihr, ſo lange ſie beſteht. Eine Familie iſt älter, zahlreicher, begüterter, als eine andere: das Oberhaupt dieſer Familie hat natürlich größern Einfluß auf den Stamm; der Stamm ſelbſt, geſchickter oder tapferer im Kriege angeführt, wird ohne Anfechtung der herrſchende. Dieß iſt der Urſprung aller dieſer Oberherrlichkeiten der Häuptlinge, welche man überall in Aſien anerkennt. Die Macht bildet und erhält ſich, wie eine natürliche Sache; Alles geht von der Familie aus, und iſt einmal die Thatſache dieſes Uebergewichts anerkannt und hat es ſich in den Sitten und Gebräuchen feſtgeſezt, ſo wird der Gehorſam etwas Kindliches und Religiöſes. Es müſſen große Ereigniſſe und ungeheure Unglücksfälle eintreffen, um eine Familie zu ſtürzen; und dieſer, ſo zu ſagen, freiwillige Adel erhält ſich Jahrhunderte lang. Man begreift die Feudalherrſchaft nie ſo gut, als wenn man in dieſen Gegenden gereist iſt; man ſieht, wie ſich im Mittelalter alle jene Familien, alle jene Lokalgewalten bildeten, welche über Burgen, Dörfer, Provinzen herrſchten. Es iſt der erſte Grad der Civiliſation. Je mehr die Geſellſchaft ſich vervollkommnet, deſto mehr werden dieſe kleinen Gewalten von größeren verſchlungen; die Municipalitäten erſtehen, um das Recht der Städte gegen das abnehmende Uebergewicht der Feudalhäuſer zu beſchüzen. Dann erheben ſich die großen Königreiche, welche ihrer Seits die unnüzen Municipalprivilegien vernichten, dann kommen die andern ſocialen Phaſen, deren Erſcheinungen zahllos und von uns noch nicht alle gekannt ſind.

Wir waren ſchon ziemlich weit von Abugoſch und ſeinem organiſirten Räubervolke entfernt. Sein Neffe ritt vor uns auf dem Wege nach Jeruſalem. Ungefähr eine Meile von Jeremia entfernt, verließ er die Straße und ſchlug Felſenpfade zur Rechten ein, welche einen von Myrthen und Terebinthen bedeckten Berg durchſchneiden. Wir folgten ihm. Die neueſten Nachrichten aus Jeruſalem, welche uns Abugoſch mitgetheilt hatte, lauteten ſo, daß es für uns eine abſolute Unmöglichkeit war, jene Stadt zu betreten. Die Peſt griff jeden Tag mehr um ſich; ſechszig bis achtzig Perſonen wurden ihr täglich zum Opfer; alle Hoſpitien und Klöſter waren geſchloſſen. Wir hatten nun den Entſchluß gefaßt, vorerſt in die Wüſte Johannis des Täufers auf den ſteilſten Gebirgen Judäas, ungefähr zwei Meilen von Jeruſalem, zu ziehen, in dem Kloſter der Lateiniſchen Mönche, welche dort hauſen, für einige Tage Zuflucht zu ſuchen, und dann nach den Umſtänden unſere Maßregeln zu nehmen. Nach dieſer Einöde führte der Weg, welchen der Neffe Abugoſch's uns einſchlagen ließ. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden auf abſcheulichen Wegen unter einer verzehrenden Sonne geritten waren, fanden wir auf der andern Seite des Bergs eine kleine Quelle und den Schatten einiger Olivenbäume, wo wir Halt machten. Die Gegend war erhaben! wir beherrſchten das ſchwarze tiefe Terebinthenthal, wo David den rieſigen Philiſter mit ſeiner Schleuder erlegte. Die Stellung der beiden Heere iſt ſo deutlich in der Umgränzung des

Thals und dem Fall und der Beſchaffenheit des Bodens gegeben, daß, wenn man es geſehen hat, man unmöglich mehr im Zweifel ſeyn kann. Der trockene Waldſtrom, an deſſen Ufern David die Kieſel auflas, zog ſeine weißliche Linie mitten durch das enge Thal, und bezeichnete, wie in der Erzählung der Bibel, die Trennung der beiden Lager. Ich hatte weder eine Bibel, noch eine Reiſebeſchreibung zur Hand, Niemand konnte mir Aufſchluß über die Oertlichkeiten oder über den alten Namen der Gebirge und Thäler geben; aber die Phantaſie meiner Kindheit hatte ſo lebendig und mit ſo viel Wahrheit nach den Erzählungen und Abbildungen der heiligen Bücher die Geſtaltung der Orte, das natürliche Ausſehen der Schaupläze des Alten und Neuen Teſtaments ſich vorgeſtellt, daß ich ſogleich das Terebinthenthal und das Schlachtfeld Sauls erkannte. Als wir im Kloſter angekommen waren, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mir durch die Väter die Richtigkeit meiner Ahnung beſtätigen zu laſſen. Meine Reiſegefährten konnten es nicht glauben. Das Gleiche war mir in Sephora mitten in den Hügeln von Galiläa begegnet. Ich hatte auf einen, mit einem zerſtörten Schloſſe bedeckten Hügel mit dem Finger gedeutet und ihn mit Namen als den wahrſcheinlichen Ort der Geburt der heiligen Jungfrau bezeichnet. Am folgenden Tag ging es mir auffallender Weiſe ebenſo mit dem Wohnſize der Makkabäer in Modin; als ich am Fuße eines ausgedörrten Bergs vorbeikam, auf welchem die Trümmer einer Waſſerleitung lagen, erkannte ich das Grab der lezten großen Bürger des Jüdiſchen Volkes und ich ſagte die Wahrheit, ohne vorher ſie gekannt zu haben. Die Phantaſie des Menſchen enthält mehr Wahrheit, als man denkt; ſie baut nicht immer mit Traumgeſtalten, ſondern ſie geht ihre Bahn durch eine vom Inſtinkt eingegebene Verkettung der Dinge und der Bilder, durch welche ſie ſicherere und deutlichere Reſultate ausbeutet, als die Wiſſenſchaft und die Logik. Ausgenommen die Thäler des Libanon, die Ruinen von Baalbek, die Geſtade am Bosphorus in Konſtantinopel, und die erſte Ausſicht auf Damaskus von der Höhe des Antilibanon, habe ich beinahe nie einen Ort und einen Gegenſtand getroffen, deſſen erſter Anblick mir nicht wie eine alte Erinnerung war! Haben wir zweimal, oder tauſendmal gelebt? iſt unſer Gedächtniß nicht mehr, als ein getrübter Spiegel, den der Geiſt Gottes wieder belebt? oder haben wir wohl in unſerer Phantaſie die Kraft, zu ahnen und zu ſchauen, ehe wir wirklich ſehen? Unauflösbare Fragen!

Um zwei Uhr Nachmittags, reiten wir die ſteilen Abhänge des Terebinthenthals hinab, ſezen trockenen Fußes über den Fluß und ſteigen auf Treppen, welche in den Fels gehauen ſind, zu dem Arabiſchen Dorfe Sankt Johannis des Täufers hinauf, das wir vor uns erblicken. Araber mit wilder Phyſiognomie betrachten uns von der Höhe der Terraſſen ihrer Häuſer; die Kinder und die Frauen drängen ſich um uns in den engen Straßen des Dorfes; die Ordensbrüder, erſchreckt von dem Auflaufe, welchen ſie von ihrem Dach herab ſehen, von der Menge unſerer Pferde und Leute, und von der Peſt, welche wir ihnen zuſchleppen konnten, weigern ſich, die eiſernen Pforten ihres Kloſters zu öffnen. Wir machen unſern Weg wieder zurück und kampiren auf einem Hügel in der Nähe des Dorfs, indem wir die Hartherzigkeit der Mönche verwünſchen. Ich ſchicke meinen Dragoman an ſie, um noch einmal mit ihnen zu unterhandeln, und ihnen die Vorwürfe zu machen, die ſie verdienen. Während dieſer Zeit ſteigt die ganze Volksmaſſe von den Dächern herab; die Scheikhs umgeben uns und ihr Geſchrei vermiſcht ſich mit dem Wiehern unſerer erſchreckten Pferde; eine ſchreckliche Verwirrung herrſcht in unſerer ganzen Karavane; wir laden unſere Flinten. Der Neffe Abugoſch's, welcher auf das Dach eines Hauſes in der Nähe des Kloſters geſtiegen iſt, wendet ſich abwechſelnd bald an die Ordensbrüder, bald an das Volk. Endlich erhalten wir durch Kapitulation den Zutritt in das Kloſter; eine kleine eiſerne Pforte öffnet ſich uns; wir gehen Einer nach dem Andern, indem wir uns bücken, hinein und laden unſere Pferde ab, welche wir nach uns ziehen. Der Neffe Abugoſch's und ſeine Arabiſchen Reiſigen bleiben außen und kampiren vor der Pforte, die Mönche, bleich und verſtört, zittern uns anzurühren; wir beruhigen ſie, indem wir ihnen unſer Wort geben, daß wir ſeit Jaffa mit Niemand in Berührung gekommen ſind, und daß wir nicht nach Jeruſalem gehen werden, ſo lange wir in dem Aſyl bleiben, das wir ihnen abmiethen. Auf dieſe Verſicherung tritt eine neue Heiterkeit auf die aufgeregten Geſichter; man führt uns in die weiten Korridors des Kloſters; Jedem von uns wird eine kleine Zelle angewieſen, welche mit einem Bett und einem Tiſch verſehen und mit einigen Spaniſchen, heilige Gegenſtände vorſtellende, Kupferſtichen geziert. Unſere Soldaten, unſere Araber und Pferde ließ man in einem unangebauten Garten des Kloſters ihr Lager aufſchlagen; Stroh und Gerſte werden über die Mauern geworfen; man ſchlachtet für uns auf der Straße Schafe und ein Kalb, welche als Geſchenk von Abugoſch geſchickt wurden, und während mein Arabiſcher Koch mit den dienenden Brüdern unſer Mahl in der Kloſterküche zubereitet, geht Jeder von uns in ſeine von dem Gebirgswind gekühlte Zelle, um einen Augenblick Ruhe zu genießen, oder die fremdartige Ausſicht um das Kloſter her zu betrachten.

Das Kloſter des heiligen Johannes iſt ein Hilfskloſter des Stifts zum heiligen Lande in Jeruſalem. Die Mönche, welche Alter, Gebrechlichkeit, oder Geſchmack an tieferer Abgeſchiedenheit, dem Kloſterleben anhänglicher machen, werden in dieſes Haus geſchickt. Das Kloſter iſt groß und ſchön, umgeben von Gärten, welche in den Fels gehauen ſind, von Höfen, von Keltern, um den herrlichen Wein von Jeruſalem zu bereiten; die Mehrzahl von ihnen beſtand aus alten Spaniern, welche den größten Theil ihres Lebens mit der Ausübung des geiſtlichen Amtes in Jeruſalem, Bethlehem, oder andern Städten Paläſtinas hingebracht hatten. Einige waren Novizen, welche erſt kurz von ihren Klöſtern in Spanien angekommen waren; die acht oder zehn Tage, welche wir bei ihnen zubrachten, haben in uns den beſten Eindruck ihres Charakters, ihrer Mildthätigkeit und der Reinheit ihres Lebens zurückgelaſſen. Der Pater Superior hauptſächlich iſt das vollendetſte

Muſter chriſtlicher Tugenden, ein Muſter von Einfalt, Sanftmuth, Demuth, unerſchütterlicher Geduld, jederzeit liebreicher Verbindlichkeit, immer wohlangebrachtem Dienſteifer, unermüdlicher Sorgfalt gegen ſeine Kloſterbrüder und gegen Fremde ohne Anſehen des Rangs oder Reichthums, von einem ungeſchminkten, und zugleich thätigen und beſchaulichen Glauben, von einer Heiterkeit des Gemüths, der Rede und der Miene, welche keine Widerwärtigkeit je trüben konnte. Er iſt eines der ſeltenen Beiſpiele davon, Was die vollkommene Durchdringung des religiöſen Princips in einer menſchlichen Seele hervorbringen kann; er hängt nur noch durch die ſichtbare Geſtalt mit dem äußerlichen Daſeyn zuſammen; die Seele iſt ſchon in etwas Uebermenſchliches, Engliſches, Vergöttertes umgeſtaltet, was der Bewunderung zwar ausweicht, aber dennoch ſie gebieteriſch fordert. Wir alle, Herren oder Diener, Chriſten oder Araber, waren gleich getroffen von dem ſchöpferiſchen Eindruck der Heiligkeit dieſes Geiſtlichen; ſeine Seele ſchien über alle die Väter und Brüder des Kloſters ausgeſtrömt zu ſeyn, denn wir bewunderten in ihnen allen nach verſchiedenen Graden Etwas von den Eigenſchaften des Superiors, und dieſes Haus der Mildthätigkeit und des Friedens hat eine unauslöſchliche Erinnerung in uns gelaſſen. Der Mönchsſtand in der Epoche, in welcher wir leben, hat immer meiner Intelligenz und meiner Vernunft einen tiefen Widerwillen eingeflößt, aber die Geſtaltung des Kloſters Sankt Johannis des Täufers, würde geeignet ſeyn, jenen Widerwillen zu zerſtören, wenn ſie nicht eine Ausnahme wäre, und wenn je Das, was der Natur, der Familie und dem Staate zuwider iſt, eine zu rechtfertigende Einrichtung ſeyn könnte. Die Klöſter des heiligen Landes ſind übrigens nicht unter dieſem Fall mit einbegriffen; ſie ſind der Welt nützlich durch die Zuflucht, welche ſie den Pilgern des Abendlandes darbieten, durch das Beiſpiel chriſtlicher Tugenden, und endlich dadurch, daß ſie allein eine Verbindung zwiſchen gewiſſen Theilen des Orients und den Nationen des Occidents offen erhalten.

Die Väter weckten uns Abends, um uns in's Refektorium zu führen, wo ihre und unſere Diener unſer Mahl bereitet hatten. Dieſe Mahlzeit beſtand, wie an allen Tagen, die wir im Kloſter zubrachten, aus Pfannkuchen, aus Stückchen Schöpſenfleiſch, am Spieße gebraten, und aus einem Pilau von Reiß. Man gab uns zum erſtenmal herrlichen weißen Wein aus den Weinbergen der Umgegend, den einzigen, der in Judäa bekannt iſt. Die Väter der Wüſte Johannis des Täufers verſtehen allein, ihn zu bereiten; ſie liefern ihn in alle Klöſter von Paläſtina: ich kaufte eine kleine Tonne, welche ich nach Europa übermachte. Während der Mahlzeit gingen alle Mönche im Speiſezimmer auf und nieder, indem ſie nach einander ſich mit uns unterhielten; der Pater Superior gab Acht, daß uns Nichts abgehe, bediente uns oft mit eigener Hand, und ging, um für uns in den Schränken des Kloſters die Liqueure, die Chokolade und alle die kleinen Leckerbiſſen zu holen, welche ihm von dem lezten aus Spanien gekommenen Schiffe übrig geblieben waren. Nach dem Abendeſſen ſteigen wir mit ihnen auf die Terraſſen des Kloſters:

es iſt der gewöhnliche Spaziergang der Mönche zur Zeit der Peſt, und ſie bleiben ſo oft mehrere Monate des Jahrs eingeſchloſſen; übrigens, ſagten ſie zu uns, iſt dieſe Abſperrung weniger peinlich für uns, als Sie denken, denn ſie gibt uns das Recht, unſere eiſernen Thore vor den Arabern des Landes zu ſchließen, welche uns unaufhörlich mit ihren Beſuchen und Forderungen beläſtigen. Wird die Quarantaine aufgehoben, ſo iſt das Kloſter immer voll von dieſen unerſättlichen Leuten; die Peſt iſt uns lieber, als die Nothwendigkeit, ſie bei uns zu ſehen; — ich begriff Dieß, da ich ſie ſelbſt kennen gelernt hatte.

Das Dorf Sankt Johannis in der Wüſte liegt auf einem Hügel, der auf allen Seiten von tiefen dunkeln Thälern, zu deren Grund der Blick nicht durchdringt, umgeben iſt. Die Seitenabhänge dieſer Thäler, welche auf allen Seiten den Fenſtern des Kloſters entgegenſehen, fallen beinahe ſenkrecht über die grauen Felſen ab, welche ihre Grundlage bilden. Dieſe Felſen ſind von tiefen Höhlen durchbrochen, welche die Natur gebildet hat, und welche die Einſiedler der erſten Jahrhunderte noch tiefer machten, um dort das Leben der Adler und Tauben zu führen. Da und dort ſieht man auf weniger abſchüſſigen Abhängen einige Rebenpflanzungen, welche ſich über die Stämme der kleinen Feigenbäume erheben, und rankend auf den Fels niederfallen. Dieß iſt das Ausſehen aller dieſer Einöden. Eine graue, mit einem gelblichen Grün gefleckte Farbe bedeckt die ganze Landſchaft, vom Dach des Kloſters taucht der Blick in bodenloſe Abgründe; einige ärmliche Wohnungen von mahomedaniſchen und chriſtlichen Arabern ſind im Schatten des Kloſters auf den Felſen gruppirt. Dieſe Araber ſind die rohſten, tückiſchſten unter allen Menſchen. Sie erkennen die Gewalt Abugoſch's an. Der Name Abugoſch's machte die Mönche erblaſſen. Sie konnten nicht begreifen, durch welche Macht der Ueberredung oder der Gewalt dieſer Häuptling uns eine ſolche Aufnahme geſchenkt und ſeinen eigenen Neffen zum Führer gegeben habe; ſie vermutheten, es ſtecke irgend ein großer diplomatiſcher Zuſammenhang darunter und baten mich unaufhörlich um Verwendung bei dem Tyrannen ihrer Tyrannen. Wir kehrten zurück, als die Nacht eingebrochen war, und brachten den Abend auf dem Korridor des Kloſters zu in angenehmer Unterhaltung mit dem trefflichen Pater Superior und den guten Spaniſchen Vätern. Sie waren Fremdlinge in Allem, keine Neuigkeit von Europa drang durch dieſe unwegſamen Berge. Es war ihnen unmöglich, von der neuen franzöſiſchen Revolution Etwas zu begreifen. Endlich, ſagten ſie am Schluſſe unſerer Erzählung, geht Alles gut, wenn nur der König von Frankreich katholiſch iſt, und Frankreich fortfährt, die Klöſter des heiligen Landes zu beſchützen. Sie ließen uns ihre Kirche ſehen, ein allerliebſtes kleines Schiff, auf der Stelle gebaut, wo der Vorläufer Chriſti geboren wurde, und mit einer Orgel, ſo wie mit einigen mittelmäßigen Gemälden aus der Spaniſchen Schule verziert.

Am folgenden Tag konnten wir dem Verlangen nicht widerſtehen, wenigſtens von Weitem einen Blick auf Jeruſalem zu werfen.

feſt; es wurde ausgemacht, daß wir einen Theil unſerer Leute, unſerer Pferde und unſeres Gepäcks im Kloſter laſſen; daß wir mit uns blos die Reiſigen Abugoſch's, die Aegyptiſchen Soldaten und die Arabiſchen Bedienten, welche zur Beſorgung unſerer Sattelpferde unentbehrlich waren, mit uns nehmen; daß wir die Stadt nicht betreten, ſondern uns begnügen wollten, um ſie herum zu reiten, indem wir die Berührung mit den Einwohnern vermeiden; daß in dem Fall, wo durch Zufall oder ſonſt dieſe Berührung Statt fände, wir nicht mehr begehren ſollten, in's Kloſter wieder eingelaſſen zu werden, und dann in der Umgegend von Jeruſalem kampiren würden. Nachdem dieſe Bedingungen angenommen waren, ohne eine andere Bürgſchaft als unſer Wort und unſere Wahrhaftigkeit, zogen wir ab.

Jeruſalem.

Den achtundzwanzigſten Oktober, fünf Uhr Morgens, brachen wir auf aus der Wüſte Sankt Johannis des Täufers. Wir erwarteten die Morgenröthe zu Pferde in dem von hohen Mauern umſchloſſenen Hofe des Kloſters, um nicht in der Finſterniß mit den verpeſteten

Berührung zu kommen. Um fünf ein halb Uhr ſind wir auf dem Wege; wir reiten einen Berg hinauf, der ganz von ungeheuren grauen Felsſtücken beſät iſt, welche in Blocken an einander hängen, wie wenn der Hammer ſie behauen hätte. — Einige rankende Weinreben mit vom Herbſte vergelbten Blättern, ziehen ſich durch kleine umgebrochene Felder in den Zwiſchenräumen der Felſen, und ungeheure ſteinerne Thürme, denen ähnlich, von welchen das Hohelied ſpricht, erheben ſich in dieſen Weinbergen. — Feigenbäume, deren Gipfel ſchon von Blättern entblöst iſt, ſind auf den Grenzen der Weinberge gepflanzt und laſſen ihre dunkeln Früchte über den Felſen herabfallen. — Zu unſerer Rechten biegt ſich die Wüſte des heiligen Johannes, wo die Stimme ertönte, — *Vox clamavit in deserto* — wie ein ungeheurer Abgrund zwiſchen fünf oder ſechs hohen ſchwarzen Bergen ein, und in dem Zwiſchenraum, welchen ihre felſigen Gipfel laſſen, öffnet ſich der Horizont des Aegyptiſchen Meeres von Schaum bedeckt vor unſern Augen: — zu unſerer Linken, ganz nahe bei uns iſt die Ruine eines antiken Thurms oder Schloſſes auf der Spize eines ſehr hohen Hügels, welche wie Alles was ſie umgibt, nach und nach zuſammenfällt. Zu ſeinen Füßen, am Abhang des Gebirgs wachſen einige Weinranken und bilden über dieſen zerfallenen Bögen einige Lauben von gelblichem, blaſſem Grün; eine oder zwei Therebinthen wachſen einſam in dieſen Trümmern; es iſt Modin, die Burg und das Grab der lezten Helden der heiligen Geſchichte — der Makkabäer. — Wir laſſen dieſe in den höchſten

Strahlen der Morgenſonne ſchimmernden Ruinen hinter uns; dieſe Strahlen verſchwimmen nicht, wie in Europa in einem zitternden, unbeſtimmten Schein, ſondern ſie brennen in einem durchaus glänzenden blendenden Lichte; ſie ſchießen von der Höhe der Berge, welche uns Jeruſalem verbergen, wie in einem Mittelpunkt zuſammengefaßte feurige Pfeile von verſchiedenen Farbetönen, die an dem Himmel mehr und mehr auseinander fallen, je weiter ſie ſich von jenem Mittelpunkte entfernen; die einen ſind von einem leichten Silberblau, die andern von matter weißer Färbung; dieſe von einem zarten, am Rande bläſſeren Roſenroth, jene von einer brennenden gleich einer Feuersbrunſt heißen Feuerfarbe, — durch ſtufenweiſe aufeinander folgende Tinten getheilt und doch harmoniſch zuſammenſtimmend; ſie gleichen einem glänzenden Regenbogen, deſſen Kreis etwa ſich am Firmament gebrochen und ſo in den Lüften zerſtreut hätte: — es iſt das dritte Mal, daß dieſe ſchöne Erſcheinung der Morgenröthe oder des Sonnenuntergangs ſich uns unter dieſer Geſtalt darſtelle, ſeit wir in der gebirgigen Region von Galiläa und Judäa ſind: es iſt der Morgen oder Abend, wie die alten Maler ihn vorſtellen, ein Bild, welches Dem falſch erſcheinen würde, der nicht Augenzeuge von der Wirklichkeit geweſen iſt. — Je höher der Tag ſteigt, deſto mehr vermindert ſich der beſtimmte Glanz und die azurne oder brennende Farbe jeder dieſer Lichtſtangen, und verſchwimmt in dem allgemeinen Glanze der Atmosphäre; der Mond, welcher roſenroth und feuerfarbig noch über unſern Häuptern hängt, wird bleicher, bekommt eine Perlmutterfarbe, und verſchwindet nach und nach in der Tiefe des Himmels, wie eine Scheibe von Silber, deren Farbe immer blaſſer wird, je weiter ſie in einem tiefen Waſſer hinabſinkt. — Nachdem wir über einen zweiten Berg gekommen waren, noch höher und nackter, als der erſte, öffnet ſich der Horizont auf einmal zur Rechten, und läßt die ganze Strecke zwiſchen den lezten Gipfeln von Judäa, wo wir ſind, und der hohen Gebirgskette von Arabien ſehen. Dieſe Strecke ſchwimmt ſchon in dem wallenden dunſtigen Lichte des Morgens; über die untern Hügel hinaus, die mit einem Geröll von grauen, zerſchmetterten Felsblöcken zu unſern Füßen liegen, unterſcheidet das Auge Nichts, als dieſe blendende Strecke, welche einem ungeheuren Meer vollkommen ähnlich iſt, ſo täuſchend, daß wir glaubten, jene Schattirungen dunkler Schatten, und matter ſilberfarbigen Flecken zu ſehen, welche der anbrechende Tag auf einem ruhigen See in glänzenden oder dunkeln Tinten malt. Auf den Ufern dieſes eingebildeten Meers, ein wenig Links von unſerem Horizont, ungefähr eine Meile von uns, beleuchtete die Sonne einen viereckigen Thurm, einen ſchlanken Minaret, und die langen gelben Mauern einiger Gebäude, welche einen niedrigen Hügel überragen, und deren Grundboden der Hügel ſelbſt uns verdeckte; aber an einigen Zinnen der höchſten Mauern, an dem ſchwarzblauen Gipfel einiger Kuppeln, welche hinter dem Thurm und dem großen Minaret emporſtiegen, erkannte man eine Stadt, von der wir nur den höchſten Theil ſehen konnten, und welche an den Abhängen des Hügels hinab gebaut war: es konnte Nichts ſeyn, als Jeruſalem; wir glaubten uns noch weiter davon entfernt, und Jeder von uns, indem er aus Furcht, ſeine Täuſchung zerſtört zu ſehen, nicht wagte, den Führer zu befragen, genoß ſtillſchweigend dieſen erſten, verſtohlen auf die Stadt zeworfenen Blick, und mir rief Alles den Namen Jeruſalem in die Seele. Sie war es, die Tochter Zions: ſie zog ſich in matter dunkelgelber Färbung auf dem blauen Grunde des Firmaments und dem ſchwarzen des Oelbergs hin. Wir hielten unſere Pferde an, um die geheimnißvolle blendende Erſcheinung zu betrachten. Jeder Schritt, den wir nach den tiefen dunkeln Thälern zu unſern Füßen zu machen hatten, entzog uns mehr von der Ausſicht auf die Stadt: hinter den hohen Mauern und den niedern Kuppeln von Jeruſalem, erhob ſich ein breiter hoher Hügel in einer zweiten Linie, dunkler als die, welche die Stadt deckte und trug: dieſer zweite Hügel bildete für uns den Rand und die Gränze des Horizonts. Die Sonne ließ ſeine weſtliche Seite im Schatten; da ſie mit ihrem Strahl ſeine einer Kuppel ähnliche Spize ſcharf abſchnitt, ſchien dieſe durchſichtig in dem Lichtmeere zu ſchwimmen, und man erkannte die unbeſtimmte Gränze zwiſchen Himmel und Erde nur an einigen großen dunkeln Bäumen, welche auf dem höchſten Gipfel gepflanzt waren und durch welche hindurch die Sonne ihre Strahlen warf; es war der Oelberg, mit den nemlichen Oelbäumen, welche Zeugen ſo vieler auf der Erde und im Himmel aufgezeichneter Tage wurden, befeuchtet von göttlichen Thränen, von dem gleich Blutstropfen rinnenden Schweiß, und ſeit der Nacht, die ſie geheiligt hat, von den Thränen und dem Schweiſſe ſo vieler anderer. Man unterſchied undeutlich einige andere, welche dunkle Flecken auf ſeine Abhänge warfen, dann ſchnitten die Mauern von Jeruſalem den Horizont ab, und bargen den Fuß des heiligen Berges: näher bei uns, unmittelbar unter unſern Augen war Nichts, als die ſteinige Wüſte, welche den Zugang zu einer Stadt von Steinen bildet: dieſe ungeheuren gebrochenen Felsmaſſen von einer einförmigen aſchgrauen Farbe, ſtrecken ſich ununterbrochen von der Gegend an, wo wir ſind, bis zu den Thoren von Jeruſalem. Die Hügel ſenken und heben ſich, ſchmale Thäler biegen und ſchlängeln ſich um ihre Wurzeln hin; unter dieſen Thälern erweitern ſich einige da und dort, wie um das Auge zu täuſchen und ihm Vegetation und Leben zu verſprechen; aber Alles iſt Stein, Hügel, Thäler, Ebenen; es iſt nur ein einziges zehn bis zwölf Fuß tiefes Lager von geſprengten Felſen, welche nicht mehr Zwiſchenraum zwiſchen ſich laſſen, als das Gewürme braucht, um durchzukriechen und das Kameel, um den Fuß darin zu brechen. Wenn man ſich ungeheure Mauern von koloſſalen Steinen denken will, wie die des Koliſeums oder der großen Römiſchen Theater, welche in Einem Stück umgefallen wären, und dann den ſie tragenden Boden mit mächtigen Bruchſtücken bedeckten, ſo wird man einen genauen Begriff von der Lage und der Natur der Felſen bekommen, welche überall dieſe lezten Außenwerke der Stadt der Verwüſtung bedecken. Je näher man kommt, deſto mehr drängen ſich die Steine an einander und erheben ſich wie ewige Lawinen, bereit den Vorüberziehenden zu begraben. Die lezten Schritte, welche man zu machen hat, ehe man Jeruſalem entdeckt, führen den Wanderer durch einen ſtarren, traurigen Hohlweg, welchen dieſe Felſen bilden, indem ſie über die Kopfhöhe weit hinausragen und Nichts ſehen laſſen, als den Himmel im Zenithe: wir waren in dieſem lezten traurigen Paſſe, und ritten eine Viertelſtunde darin hin, als die Felſen auf Einmal zur Rechten und Linken auseinander ſprangen, ſo daß wir den Mauern Jeruſalems gerade gegenüber ſtanden, ohne daß wir zweifeln konnten, daß ſie es waren. Ein leerer Raum von einigen hundert Schritten lag noch allein zwiſchen uns und dem Thore von Bethlehem: dieſer Raum, trocken und abhängig, wie die Bruſtwehren, welche die feſten Pläze Europa's in weitem Kreiſe umgeben, und von ebenſo troſtloſem Ausſehen, als jene, öffnete ſich zur Rechten und lief in ein enges in ſanftem Abfall ſich ſenkendes Thal aus, auf der Linken trug er mehrere Olivenſtämme, unter der Gewalt der Sonnenhize und der Stürme halb darniederliegend, wenn man will, verſteinert, wie der unfruchtbare Boden, dem ſie kümmerlich entſproßten. Das Thor von Bethlehem, von zwei auf dem Giebel mit gothiſchen Zinnen verſehenen Thürmen beherrſcht, aber öde und ſtill, wie jene alten Thore verlaſſener Burgen, lag offen vor uns. Wir blieben einige Minuten unbeweglich, um es zu betrachten; zwar brannten wir vor Begierde, durch daſſelbe einzureiten, aber die Peſt ſtand in der Periode ihrer höchſten Anſteckungskraft in Jeruſalem, und man hatte uns ja in dem Kloſter Sankt Johannis des Täufers in der Wüſte nur auf das feierlichſte Verſprechen hin aufgenommen, die Stadt nicht zu betreten. Wir betraten ſie nicht — indem wir uns Links wandten, ritten wir langſam die hohen Mauern entlang, welche auf der andern Seite einer tiefen Schlucht, oder eines Grabens gebaut waren, wo wir von Zeit zu Zeit die Grundſteine der alten Ringmauer des Herodes bemerkten. Bei jedem Schritt trafen wir auf die Türkiſchen Kirchhöfe, mit ihren weißen von einem Turban bedeckten Grabmälern; auf dieſen Kirchhöfen, deren Einſamkeit die Peſt jede Nacht bevölkerte, waren da und dort Gruppen von Türkiſchen und Arabiſchen Frauen zu ſehen, welche ihre Gatten oder Väter zu beweinen kamen. Einige Zelte waren auf den Gräbern aufgeſchlagen, und ſieben, acht Frauen lagen auf den Knieen, ſchöne Kinder, die ſie ſäugten, auf den Armen haltend, und ließen von Zeit zu Zeit lange gezogene Wehklagen, Trauergeſänge oder Gebete, hören, deren religiöſe Melancholie ſehr gut zu der Scene des Jammers ſich ſchickte, welche vor unſern Augen lag. Dieſe Frauen waren nicht verſchleiert; einige waren jung und ſchön; ſie hatten Körbe voll künſtlicher, mit brennenden Farben bemalter Blumen neben ſich, welche ſie ganz um das Grab her pflanzten, und mit Thränen benezten. Von Zeit zu Zeit neigten ſie ſich in friſcher Rührung zur Erde, und ſangen dem Todten einige Verſe ihrer Klage, indem ſie ganz leiſe mit ihm zu ſprechen ſchienen; hierauf legten ſie ſtille das Ohr an das Grabmal mit der Miene, als wollten ſie eine Antwort abwarten. Dieſe Gruppen von Frauen und Kindern, welche den ganzen Tag daſaßen, um zu weinen, waren das einzige Zeichen von Leben und menſchlicher Anſiedelung, das wir trafen, ſo lange wir um die Mauern herumritten: ſonſt erhob ſich kein Geräuſch, kein Rauch: einige Tauben, welche von den Feigenbäumen zu den Zinnen und von den Zinnen zu den Ufern der heiligen Teiche flogen, waren die einzige Bewegung, der einzige murmelnde Laut in dieſem ſtummen, öden Umkreis.

Halbwegs auf dem Pfade, der uns nach dem Kidron und dem Fuße des Oelbergs führte, ſahen wir eine tiefe, offene Grotte, nicht weit von dem Graben der Stadt, unter einem gelblichen Felsberge. Ich wollte mich hier nicht aufhalten, ſondern zuerſt Jeruſalem ſehen und Nichts als Jeruſalem und zwar ganz auf Einen Blick mit ſeinen Thälern und Hügeln, ſeinem Joſaphat und ſeinem Kidron, ſeinem Tempel und ſeinem heiligen Grab, ſeinen Ruinen und ſeinem Horizont.

Darauf ritten wir vor dem Thor von Damaskus vorüber, einem allerliebſten Denkmal von Arabiſchem Geſchmack, an welches zwei Thürme ſich anlehnen; es öffnet ſich in einem weiten, hohen, zierlichen Ohrgewölbe, und iſt in arabesken Zinnen in Geſtalt von ſteinernen Turbanen ausgezackt. Wir wandten uns dann zur Rechten gegen den Winkel der Stadtmauern, welche auf der Nordſeite ein regelmäßiges Viereck bilden; indem wir zur Linken das tiefe dunkle Thal von Gethſemane haben, deſſen Grund der trocken liegende Kidron einnimmt und ausfüllt, verfolgten wir bis zu dem Thore des heiligen Stephan einen ſchmalen an die Mauern ſtoßenden Weg, unterbrochen durch zwei Teiche, in deren einem Chriſtus den Lahmen heilte. Dieſer Pfad zieht ſich auf dem ſchmalen Rande hin, welcher die Schlucht von Gethſemane und das Thal Joſaphat beherrſcht: an dem Sankt Stephansthore iſt er abgebrochen in der Richtung gegen die ſenkrechten Terraſſen zu, welche den Tempel Salomonis trugen und Heut zu Tage die Moſchee Omar's tragen; ein ſteiler breiter Abſturz fällt auf Einmal zur Linken ab nach der Brücke, welche über den Bach Kidron nach Gethſemane und dem Olivengarten führt. Wir ritten über die Brücke und ſtiegen dann wieder ab gegenüber von einem herrlichen Gebäude von gemiſchter Architektur, aber einem ernſten, antiken Charakter. Dieſes Gebäude, wie begraben im tiefſten Thale von Gethſemane, deſſen ganze Breite es einnimmt, iſt das muthmaßliche Grab der Mutter Gottes: es gehört den Armeniern, deren Klöſter am fürchterlichſten von der Peſt heimgeſucht waren. Das Heiligthum des Grabes ſelbſt betraten wir nicht; ich kniete blos auf der Marmortreppe des Hofes nieder, welcher vor dieſem hübſchen Tempel liegt, um Die anzurufen, deren zarte fromme Verehrung jede Mutter ihr Kind ſchon frühe lehrt; als ich mich erhob, bemerkte ich hinter mir eine Strecke von ungefähr einem Morgen, welche auf einer Seite an das hohe Ufer des Baches Kidron ſtieß auf der andern ſich ſanft nach der Wurzel des Oelberges erhob. Eine kleine ſteinerne Mauer ohne Mörtel aufgebaut, umgibt dieſes Feld, und acht Olivenbäume, dreißig bis vierzig Schritte von einander gelegen, bedecken daſſelbe beinahe ganz mit ihrem Schatten. Dieſe Olivenbäume gehören unter die dickſten dieſer Art, welche ich je getroffen habe: die Tradition führt ihr Alter bis auf den denkwürdigen Todeskampf des Gottmenſchen zurück, der ſie erwählte, um unter ihnen ſein göttliches Bangen zu verbergen. Ihr Ausſehen würde zur Noth die Tradition, die ſie zu einem Gegenſtand der Verehrung macht, beſtätigen; ihre ungeheuren Wurzeln, ſo wie die hundertjährigen Schößlinge haben die ſie bedeckende Erde und Steine emporgelüpft, und indem ſie ſich mehrere Fuß hoch über den Boden erheben, bieten ſie dem Pilger natürliche Ruhepunkte dar, wo er knieen oder ſich ſezen kann, um die heiligen Gedanken in ſich aufzunehmen, die aus ihren ſchweigſamen Wipfeln herniederſteigen. Ein knotiger, gefurchter, von dem Alter wie mit tiefen Runzeln durchhöhlter Stamm ſteigt, eine mächtige Säule, über dieſe Gruppen von Wurzeln, und neigt ſich, wie von der Laſt der Jahre gebeugt und niedergedrückt, zur Rechten oder Linken, ſo daß man ſeine verſchlungenen Zweige, welche die Axt um ſie zu verjüngen, hundertmal abgehauen hat, mit Händen greifen kann. Dieſe alten plumpen Aeſte, welche gegen den Stamm ſich zurückbeugen, tragen andere, jüngere, die ſich ein wenig gegen den Himmel erheben, aus dieſen ragen einige einzelne Schoße von Einem oder zwei Jahren empor, mit ſpärlichem Laub an der Spize, und einigen blauen Oliven, welche ihnen ein dunkles Anſehen geben, und wie himmliſche Reliquien dem chriſtlichen Wanderer auf den Weg fallen. Ich entfernte mich von der Karavane, welche an dem Grabe der heiligen Jungfrau geblieben war und ſezte mich auf die Wurzeln des abgeſondertſten, älteſten dieſer Olivenbäume; ſeine Ueberſchattung verbarg mir die Mauern von Jeruſalem; ſein mächtiger Stamm entzog mich den Blicken der Hirten, welche ſchwarze Schafe auf dem Abhang des Oelbergs hintrieben. Ich hatte Nichts vor Augen, als die tiefe zerriſſene Schlucht des Baches Kidron, und die Wipfel von einigen andern Olivenbäumen, welche in dieſer Gegend die ganze Breite des Thales Joſaphat bedecken. Kein Geräuſch erhob ſich aus dem trockenen Bette des Baches, kein Laub zitterte auf dem Baum, ich ſchloß eine Weile meine Augen, und verſezte mich in Gedanken in jene der Erlöſung des Menſchengeſchlechtes vorhergehende Nacht, in der der göttliche Geſandte den Leidenskelch bis auf die Hefe trank, ehe er von der Hand der Menſchen den Tod, als den Lohn für ſeine göttliche Botſchaft erhielt. Ich ſprach meinen Theil an dem Heile an, welches er der Welt um einen ſo hohen Preis brachte; ich ſtellte mir die Fluth von bangen Gefühlen vor, welche das Herz des Menſchen überſchwemmen mußten, als er mit Einem Blicke alle die Finſterniß, Bitterkeit, Eitelkeit und Unbilden des menſchlichen Geſchicks überſah; als er allein die Laſt von Schuld und Unglück auf ſich nehmen wollte, unter welcher die ganze Menſchheit gebückt und ſeufzend durch dieſes enge Jammerthal hingeht; als er es klar erkannte, daß man den Menſchen keine neue Wahrheit, keinen neuen Troſt bringen könne, als um den Preis ſeines Lebens; als er vor dem Schatten des Todes, welchen er ſchon über ſich fühlte, zurückſchaudernd zu ſeinem Vater ſprach: „iſt's möglich, ſo nimm dieſen Kelch von mir!“ Und ich, ein jammervoller, unwiſſender Menſch, ich konnte am Fuße dieſes Baumes ebenfalls über die menſchliche Schwachheit ausrufen: Herr! laſſe alle dieſe bittern Kelche vor mir vorübergehen und gieße ſie in jenen Kelch aus, der ſchon für uns Alle getrunken iſt. — Er hatte die Kraft, ihn bis auf die Hefe zu trinken; — er kannte dich, hatte dich geſehen; er wußte, warum er ihn trinken ſollte; er wußte, welches unſterbliche Leben in ſeinem Grabe von drei Tagen ſeiner harrte; ich aber, o Herr, von Was weiß ich, außer von dem Leiden, das mein Herz breche und der Hoffnung, die er mich gelehrt hat?

Ich erhob mich und bewunderte die göttliche Wahl dieſes Orts, der zum Schauplaz des Schmerzlichſten in dem Leiden des Gottmenſchen beſtimmt war. Es war ein enges, eingezwängtes, tiefes Thal, im Norden durch düſtere nackte Höhen geſchloſſen, welche die Gräber der Könige trugen, im Weſten von dem Schatten der dunkeln gigantiſchen Mauern einer Stadt der Ungerechtigkeit beſtrichen, und von einem Bach durchzogen, der ſeine bittern gelblichen Wellen über die zerbrochnen Felſen des Thales Joſaphat hinrollte. Einige Schritte von da löst ſich ein dunkler nackter Fels wie ein Vorgebirge vom Fuß des Berges ab, und trägt, über dem Kidron und dem Thale hängend, einige alte Gräber von Königen und Patriarchen, in gigantesker bizarrer Architektur gehauen, und überragt wie die Brücke des Todes das Thal der Wehklagen.

Zu jener Zeit waren ohne Zweifel die jezt halbnackten Abhänge des Oelberges von dem Waſſer der Teiche und dem noch fließenden Bach Kidron benezt. Granat-, Orangen- und Olivenbäume bedeckten mit einem dichteren Schatten das ſchmale Thal von Gethſemane, welches wie ein Herd von Schmerzen in dem engſten, finſterſten Grunde des Thales Joſaphat ſich aushöhlt. Der Mann der Schmach, der Mann der Schmerzen konnte hier wie ein Verbrecher ſich verbergen zwiſchen den Wurzeln einiger Bäume, zwiſchen dem Geſtein des Baches, unter dem dreifachen Schatten der Stadt, des Berges und der Nacht; er konnte von hier aus hören die heimlichen Tritte ſeiner Mutter und ſeiner Jünger, welche den Weg hieher gingen, um ihren Sohn, ihren Meiſter zu ſuchen; — das verworrene Geräuſch, die ſtumpfſinnigen Rufe der Stadt, welche über ſeinem Haupte ſich erhoben, aus Freude, die Wahrheit beſiegt und die Gerechtigkeit verbannt zu haben, und das ſeufzende Gemurmel des Kidron, welcher zu ſeinen Füßen hinfloß, und bald ſeine Stadt zerſtört und ſeine Quellen durch den Fall einer ſündigen, blinden Nation eingeſtürzt ſehen ſollte. Konnte Chriſtus den Ort für ſeine Thränen beſſer wählen? konnte er mit dem blutigen Schweiße ein Feld befeuchten, welches mehr vom Elend geackert, von Traurigkeit benezt, von Thränen bewäſſert geweſen wäre.

Ich ſtieg wieder zu Pferde, und indem ich jeden Augenblick den Kopf wandte, um Etwas mehr von dem Thale und der Stadt gewahr zu werden, erkletterte ich in einer Viertelſtunde den Oelberg; jeder Schritt, welchen mein Pferd auf dem nach dem Gipfel führenden Wege machte, entdeckten mir ein Viertel, ein Gebäude weiter von der Stadt. Ich kam auf dem Gipfel an, wo eine in Trümmern liegende Moſchee iſt, welche den Plaz bedeckt, an dem Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung zum Himmel fuhr; ich wandte mich ein wenig Rechts von dieſer Moſchee, um zu zwei zerbrochenen Säulen zu gelangen, welche am Fuße einiger Olivenbäume zu Boden lagen, auf einer Platte, von der aus man zugleich Jeruſalem, Zion, die Thäler von Sankt-Saba, welche zum todten Meere führen, und das todte Meer ſelbſt erblickt, welches zwiſchen den Gipfeln der Gebirge und dem ungeheuren von den verſchiedenen Bergſpizen durchbrochenen Horizont ſchimmert, der von den Gebirgen Arabiens begränzt wird; hier ſeze ich mich nieder: die Scene vor mir iſt dieſe: —

Der Oelberg, auf deſſen Gipfel ich ſize, ſtreckt ſich in jähem, ſteilem Abſturz hinab bis zu dem tiefen Abgrund, welcher ihn von Jeruſalem trennt, und welcher das Thal Joſaphat heißt. Aus dem Hintergrunde dieſes düſtern ſchmalen Thals, deſſen nackte Seitenwände beinahe ganz mit weißem und ſchwarzem Geſtein, wie mit Leichenſteinen bedeckt und geſprenkelt ſind, ſteigt ein Hügel von mächtigem Umfang an, deſſen jäher Abſturz der Böſchung eines eingeſtürzten hohen Walles gleicht; kein Baum kann hier Wurzel faſſen; ſelbſt kein Moos kann hier ſein Gewebe ankleben; der Abfall iſt ſo ſteil, daß die Erde und die Steine unaufhörlich durcheinander rieſeln, und bietet dem Auge Nichts dar, als eine Fläche von trockenem, ausgedörrtem Sand, ähnlich den von der Stadt herabgeſtürzten Aſchenhaufen. Ungefähr in der Mitte dieſes Hügels oder natürlichen Walles nehmen hohe ſtarke Mauern, welche auf ihrer äuſſern Fläche nicht behauen ſind, ihren Anfang, indem ſie ihren Römiſchen oder Hebräiſchen Grundbau unter der Aſche ſelbſt bergen, welche ihren Fuß bedeckt, und erheben ſich hier fünfzig, hundert, und weiterhin zwei bis

dreihundert Fuß über die Oberfläche der Erde. — Die Mauern ſind von drei Stadtthoren durchbrochen, von welchen zwei zugebaut ſind, und nur Eines uns gegenüber offen iſt, aber ſo leer und öde ſcheint, wie wenn es nur in eine unbewohnte Stadt führte. Die Mauern ragen noch über dieſe Thore hinaus und tragen eine breite geräumige Terraſſe, welche auf der öſtlichen Seite von Jeruſalem ſich bis auf zwei Drittel ſeiner Länge hinzieht; dieſe Terraſſe kann nach dem Augenmaß tauſend Fuß lang und fünf bis ſechshundert Fuß breit ſeyn; ſie iſt beinahe ganz wagerecht gebaut, ausgenommen in ihrer Mitte, wo ſie ſich unmerklich einbaucht, wie wenn ſie das Auge an das nicht ſehr tiefe Thal erinnern wollte, welches einſt die Veſte Zion von der Stadt Jeruſalem trennte. Dieſer herrliche Altan, welcher ohne Zweifel von der Natur vorbereitet, aber offenbar von Menſchenhand vollendet wurde, war das erhabene Fußgeſtell, auf dem ſich der Tempel Salomo's erhob: er trägt Heut zu Tage zwei Türkiſche Moſcheen: die eine, El-Sakara, ſteht in der Mitte des Altans gerade auf der Stelle, welche der Tempel eingenommen haben muß; die andere am ſüdöſtlichen Ende der Terraſſe, und ſtößt an die Mauern der Stadt. Die Moſchee Omars, oder El-Sakara, ein wundervolles Gebäude von Arabiſcher Architektur, iſt ein Block von Stein und Marmor in ungeheurem Maßſtabe, mit acht Seiten; jede Seite iſt mit ſieben in Ohrgewölben auslaufenden Arkaden verziert; über dieſer erſten architektoniſchen Reihe iſt ein Terraſſenförmiges Dach, aus dem eine andere Reihe von gedrängteren Arkaden aufſteigt, über welchen eine zierliche Kuppel ſich wölbt, bedeckt von ehemals vergoldetem Kupfer; — die Mauern der Moſchee ſind mit blauem Email überkleidet, zur Rechten und Linken ziehen ſich breite Wände hin von leichten Mauriſchen Kolonnaden begränzt, entſprechend den acht Thoren der Moſchee. Jenſeits dieſer von dem ganzen übrigen Gebäude völlig getrennten Bogengängen dehnen ſich die Altanen und endigen, die eine an der Nordſeite der Stadt, die andere an den Mauern der Südſeite. Hohe, wie vom Zufall geſäte Cypreſſen, einige Olivenbäume und grünes anmuthiges Geſträuch, welche da und dort zwiſchen den Moſcheen wachſen, erheben ihre zierliche Architektur und die blendende Farbe ihrer Mauern durch ihre pyramidiſche Form und ihr dunkles Grün, mit welchem ſie auf der Façade der Tempel und den Kuppeln der Stadt ſich abzeichnen. — Jenſeits der beiden Moſcheen und dem Standpunkte des Tempels dehnt ſich ganz Jeruſalem und ſpringt, ſo zu ſagen, vor uns empor, ohne daß dem Auge ein Dach oder ein Stein entginge, wie der erhaben gearbeitete Plan einer Stadt, welchen der Künſtler etwa auf einem Tiſche ausbreitete. Dieſe Stadt iſt nicht, wie man ſie uns dargeſtellt hat, ein geſtaltloſer verworrener Haufe von Trümmern und Aſche, auf welchen einige Hütten von Arabern hingeworfen, und einige Zelte von Beduinen aufgeſchlagen ſind; nicht wie Athen ein Chaos von Staub und eingefallenen Mauern, wo der Reiſende umſonſt den Schatten von Gebäuden, die Spur von Straßen, das Traumbild einer Stadt ſucht; — ſie iſt eine in Licht und Farbe erglänzende Stadt, und bietet den Augen den edlen Anblick ihrer unberührten, Zinnenbedeckten Mauern, ihrer blauen Moſcheen mit weißem Säulengange und ihrer Tauſenden von glänzenden Kuppeln, auf welche das Licht einer herbſtlichen Sonne fällt und in blendendem Dufte wiederſtrahlt; man ſieht die Façaden ihrer Häuſer, von der Zeit und der Gluth des Sommers mit der goldbraunen Färbung der Gebäude von Päſtum oder Rom übergoſſen, ihre alten Thürme, die Wächter ihrer Mauern, an denen kein Stein, keine Schießſcharte, keine Giebelzacke fehlt; endlich mitten in dieſem Ocean von Häuſern und dieſer Maſſe von kleinen Kuppeln, welche ſie bedecken, eine ſchwarze gedrückte Kuppel, breiter als die andern, und von einer andern weißen überragt: — es iſt das heilige Grab und die Schädelſtatte: von hier aus verſchwinden ſie, wie verſenkt, in dem unermeßlichen Labyrinth von Kuppeln, Gebäuden und Straßen, welche ſie umgeben; es iſt ſchwer, ſo von der dortigen Lage der Schädelſtätte und des Grabes ſich überzeugt zu halten, da ſie nach den Ideen, welche das Evangelium an die Hand gibt auf einem einſamſtehenden Hügel außerhalb der Mauern und nicht im Mittelpunkt von Jeruſalem ſich befinden ſollten! Die Stadt, nachdem ſie auf der Seite von Zion ſich zuſammengezogen hatte, erweiterte ſich ohne Zweifel auf der Nordſeite, um mit ihren Ringmauern die beiden Schaupläze zu umfaſſen, welche ihre Schande und ihr Ruhm geworden ſind, den Schauplaz der Hinrichtung des Gerechten und der Auferſtehung des Gottmenſchen.

Dieß iſt die Stadt von der Höhe des Oelbergs herab! Sie hat keinen Horizont hinter ſich, weder im Weſten noch im Norden. Die Linie ihrer Mauern und

Thürme, die Spizen ihrer zahlreichen Minarete, die Gewölbe ihrer blinkenden Dome zeichnen ſich nackt und grell auf einem blauen Himmel, wie er im Orient iſt, ab und die Stadt, ſo auf der breiten hohen Grundfläche, die ſie trägt, ſich darſtellend, ſcheint noch ganz in dem alten Glanze der Prophetenzeit zu leuchten und nur auf ein Wort zu warten, um aus ſiebzehn nacheinander folgenden Zerſtörungen in blendender Jugendlichkeit hervorzutreten und das neue Jeruſalem zu werden, welches aus dem Schooße der Wüſte, in leuchtender Klarheit aufſteigt.

Es iſt die glänzendſte Erſcheinung, welche das Auge von einer Stadt haben kann, die nicht mehr iſt; denn ſie ſcheint noch zu beſtehen und zu ſtrahlen, wie eine Stadt voll Jugend und Leben; indeſſen, wenn man ſie aufmerkſamer betrachtet, bemerkt man, daß es in der That Nichts iſt, als eine ſchöne Viſion von der Stadt Davids und Salomo's. Kein Geräuſch erhebt ſich auf ſeinen Pläzen und Gaſſen; es gibt ſelbſt keine Straßen mehr, welche zu ſeinen Thoren gegen Oſten oder Weſten gegen Süden oder Norden führen; es giebt nur einige Pfade, welche wie der Zufall es fügte ſich zwiſchen dem Geſtein durchſchlängeln, wo man auf Nichts ſtoßt, als auf einige halbnackte, auf ihren Eſeln reitende Araber, auf einige Kameeltreiber von Damaskus oder einige Frauen von Bethlehem oder Jericho, welche auf ihrem Kopf einen Korb mit Trauben von Engaddi, oder mit Tauben tragen, um ſie unter den Terebinthen außerhalb der Thore der Stadt zu verkaufen. Wir ſaßen den ganzen Tag den Hauptthoren von Jeruſalem gegenüber, und machten die Runde um die Mauer, wobei wir vor allen andern Thoren der Stadt vorbeikamen. Niemand ging aus oder ein; ſelbſt der Bettler ſaß nicht an dem Grenzpfahl; die Schildwache zeigte ſich nicht auf der Schwelle; wir ſahen Nichts; die gleiche Oede, das gleiche Stillſchweigen beim Eingang einer Stadt von dreißigtauſend Seelen während der Stunden des Tags, wie wenn wir ihn vor den ausgeſtorbenen Thoren von Pompeji oder Herkulanum zugebracht hätten! Wir ſahen Nichts, als vier Leichenzüge, welche ſtille aus dem Thor von Damaskus die Mauern entlang gegen die Türkiſchen Kirchhofe ſich kehrten; und, als wir am Zionsthore vorbeikamen, einen am Morgen an der Peſt geſtorbenen armen Chriſten, den vier Todtengräber nach dem Griechiſchen Kirchhofe trugen. Sie gingen nahe an uns vorüber, ſtreckten den Leichnam des Verpeſteten in ſeine Kleider eingehüllt auf dem Boden aus und begannen, ihm ſtille ſein leztes Bett zu den Füßen unſerer Pferde zu graben. Der Boden um die Stadt her war noch friſch von ähnlichen Begräbniſſen aufgewühlt, welche durch die Peſt jeden Tag Zuwachs erhielten; das einzige vernehmbare Geräuſch außerhalb der Mauern von Jeruſalem iſt die eintönige Wehklage der Türkiſchen Frauen, welche ihre Todten beweinten! Ob die Peſt die einzige Urſache von der Leerheit der Straßen und des tiefen Stillſchweigens in und um Jeruſalem war, weiß ich nicht, doch glaube ich es nicht, denn die Türken und Araber kehren ſich nicht von der Geiſſel Gottes ab, da ſie überzeugt ſind, daß man überall von ihr getroffen werden, und ihr auf keinem Wege entgehen könne. — Eine erhabene Denkungsart, welche ſie aber zu traurigen Folgen führt.

Zur Linken von dem Altan, dem Tempel und den Mauern von Jeruſalem, ſenkt ſich auf Einmal der Hügel, der die Stadt trägt, erweitert ſich dann und dehnt ſich vor dem Auge in ſanften Abhängen, welche hie und da durch einige Terraſſen von rollenden Steinen geſtüzt ſind. Dieſer Hügel trägt auf ſeinem Gipfel einige hundert Schritte von Jeruſalem eine Moſchee und eine Gruppe von Türkiſchen Gebäuden, welche ſo ziemlich einem Weiler in Europa gleichen, aus dem ſeine Kirche und ſein Glockenthurm emporragen. Es iſt Zion, die Burg, das Grab Davids! Es iſt der Schauplaz ſeiner Eingebungen und ſeiner Vergnügungen, ſeines Lebens und ſeines Todtenſchlafs; ein für mich doppelt heiliger Ort, von welchem aus jener göttliche Sänger ſo oft das Herz gerührt und das Gemüth hingeriſſen hat. Er iſt der Erſte unter den Dichtern des Gefühls, der König der Lyriker! Niemals hat die Saite eines Menſchen in ſo innigen, eindringlichen, ernſten Akkorden ertönt; niemals hat ſich das Gemüth des Dichters ſo hoch erhoben, ſo richtig ſich ausgeſprochen; niemals die Seele eines Menſchen vor Gott und Menſchen in ſo zarten, ſo anklingenden, ſo erſchütternden Gefühlen ſich entfaltet. Alle die geheimſten Seufzer des menſchlichen Herzens haben ihre Stimme und ihre Laute auf den Lippen und der Harfe dieſes Mannes gefunden! Wenn man ſich nach der entfernten Epoche zurückdenkt, wo ſolche Geſänge auf der Erde ertönten, wenn man bedenkt, daß damals die lyriſche Poeſie der kultivirteſten Nationen Nichts beſang, als den Wein, die Liebe, das Blut und die Siege der Muſen und Renner in den Eliſchen Spielen, wird man von einer tiefen Bewunderung ergriffen bei den geheimnißvollen Tönen des königlichen Propheten, der zu dem allmächtigen Gotte ſpricht, wie ein Freund zum Freunde, der ſeine Wunder begreift und preist, ſeine Gerichte bewundert, ſeine Barmherzigkeit anruft und ein ſchon zum Voraus ertöntes Echo der evangeliſchen Poeſie erſcheint, indem er die ſüßen Worte Chriſti wiederholte, ehe er ſie gehört hatte, Prophet oder nicht, ja ob man ihn als Philoſoph oder Chriſt betrachtet, Niemand wird an dem königlichen Barden eine Inſpiration abläugnen, wie ſie keinem andern Menſchen verliehen wurde. Leſe Jemand den Horaz oder Pindarus nach einem Pſalm! Mir wenigſtens iſt es nicht möglich.

Ich, ein demüthiger Dichter einer Zeit des Verfalls und des Stillſchweigens, ich würde, wenn ich zu Jeruſalem gelebt hätte, den Ort meines Aufenthalts und den Hügel meiner Ruhe gerade da gewählt haben, wo David den ſeinigen wählte: — auf Zion. Es iſt die ſchönſte Ausſicht von Judäa, Paläſtina und Galiläa. Jeruſalem iſt zur Linken mit dem Tempel und ſeinen Gebäuden, auf welchen der Blick des Königs oder des Dichters ſchwärmen konnte, ohne geſehen zu werden. Von hier konnten fruchtbare in erſterbenden Abhängen niederfallende Gärten ihn bis zum Bette des Stroms führen, deſſen Schaum und Gemurmel er ſo gerne hörte. — Weiter in der Tiefe öffnet und erweitert ſich das Thal, von Feigen=, Granat=, Olivenbäumen beſchattet; auf einem dieſer über das laufende Waſſer hängenden

Felſen, in einer dieſer hallenden Grotten, erfriſcht durch die Ausdünſtung und das Gemurmel der Waſſer, unter einigen Terebinthen, den Ahnen der Terebinthe, die jezt mich deckt, erwartete ohne Zweifel der heilige Dichter den Hauch, deſſen Eingebungen ſo melodiſch aus ihm tönten! Warum kann ich ihn nicht mehr hier finden, um die Betrübniß meines Herzens und des Herzens aller Menſchen zu ſingen in dieſer unruhigen Zeit, wie er ſeine Hoffnungen ſang in einem Zeitalter jugendlichen Glaubens. Aber es gibt keinen Geſang mehr in dem Herzen der Menſchen, die Verzweiflung ſingt ja nimmermehr, und ſo lange nicht ein neuer Strahl herabfallen wird auf die umdunkelte Menſchheit unſerer Tage, ſo lange wird die Leier überall verſtummt bleiben und der Menſch wird ſtille hingehen zwiſchen zwei Abgründen des Zweifels, ohne geliebt, gebetet, geſungen zu haben! — Doch ich kehre zur Burg Davids zurück. Seine Blicke tauchen in das damals grünende, waſſerreiche Thal Joſaphat; eine weite Oeffnung in den Hügeln nach Oſten führt von Abhang zu Abhang, von Gipfel zu Gipfel, von Wellenlinie zu Wellenlinie, bis zu dem Becken des todten Meers, welches unten den Strahl des Abends in ſeinen ſchweren dichten Waſſern wiedergibt, wie ein dicker Venetianiſcher Spiegel, der dem Licht, welches über ihn hinzieht, eine matte bleierne Farbe verleiht. Es iſt nicht, wie die Phantaſie es ſich vorſtellt, ein in einem traurigen farbloſen Horizonte verſteinerter See; es iſt von hier aus einer der ſchönſten Seen der Schweiz oder Italiens, ſein ruhiger Waſſerſpiegel ſchläft zwiſchen den hohen Gebirgen Arabiens, die, wie die Alpen, ſo weit man ſieht, hinter ſeinen Fluthen ſich hinziehen, und zwiſchen den hohen pyramiden- oder kegelförmigen, leichtgezackten und blinkenden Gipfeln der hohen Gebirge von Judäa. Dieß iſt die Ausſicht von Zion. — Gehen wir weiter! —

Es findet ſich hier eine andere Scene der Landſchaft von Jeruſalem, die ich mir ſelbſt in's Gedächtniß prägen möchte, aber ich habe nicht Pinſel, nicht Farbe. Es iſt das Thal Joſaphat, das in den Ueberlieferungen von drei Religionen berühmte Thal, wohin Juden, Chriſten und Mahomedaner die ſchauerliche Scene des jüngſten Gerichts verlegen, — das Thal, das ſchon in ſeinem Umkreiſe die größte Scene der evangeliſchen Geſchichte geſehen hat: die Thränen, die Seufzer und den Tod Chriſti! — das Thal, wo alle Propheten nacheinander vorübergingen, in dem ſie einen Ruf der Trauer oder des Schreckens ausſtießen, der noch dort wieder zu hallen ſcheint; das Thal, welches eines Tags das mächtige Rauſchen des Stromes von Seelen hören ſoll, die vor Gott ſich drängen, und ſelbſt zu ſeinem verhängnißvollen Richterſpruch ſich ſtellen.

— Am gleichen Tage. —

Wir kehren, ohne irgend eine Bedingung des mit den Mönchen geſchloſſenen Vertrags verlezt zu haben, nach dem Kloſter des heiligen Johannes der Wüſte zurück, und werden mit einem Vertrauen und einer Liebe aufgenommen, welche uns rühren müſſen, denn wenn wir nicht Männer von Ehre wären, wenn nur Einer von unſern Arabern unſerer wachſamen Aufſicht entgangen wäre und mit denen verkehrt hätte, welche mitten durch uns hindurch die Verpeſteten trugen, hätten wir vielleicht dem ganzen Kloſter den Tod gebracht.

— 29. October 1832. —

Fünf Uhr Morgens brachen wir mit allen unſern Pferden, unſerem Geleite, den Arabern Abugoſch's und vier von dem Gouverneur von Jeruſalem geſchickten Reitern auf. Wir ſchlugen unſer Lager auf doppelte Büchſenſchußweite von den Mauern auf, neben einem Türkiſchen Kirchhof, der ganz mit kleinen Zelten bedeckt iſt, wohin die Frauen zu weinen kommen. Dieſe Zelte ſind voll von Frauen, Kindern und Sklaven, welche Körbe mit Blumen tragen, die ſie für jeden Tag um das Grab her aufſtellen. Unſere Reiter von Nablus reiten allein in die Stadt, um den Gouverneur von unſerer Ankunft zu benachrichtigen. Während ſie unſere Botſchaft ausrichten, ziehen wir unſere Stiefel, unſere Schuhe aus, nehmen unſere tuchenen Steigbügel ab, da dieſe für den Anſteckungsſtoff der Peſt ſehr empfänglich ſeyn ſollen, und ziehen Papuſchen (Pantoffel) von Saffian an, darauf reiben wir uns mit Oel und Knoblauch, einem Verwahrungsmittel von meiner Erfindung, da es eine in Konſtantinopel bekannte Thatſache iſt, daß die Oelhändler und Oelträger am wenigſten der Anſteckung unterworfen ſind.

Nach Verfluß einer halben Stunde ſehen wir aus dem Thore von Bethlehem den Kiaja des Gouverneurs, den Dolmetſcher des Kloſters der Lateiniſchen Mönche, fünf oder ſechs Reiter in Kleidungen von auffallenden Farben, Rohrſtöcke mit goldenen oder ſilbernen Knöpfen tragend, endlich unſere eigenen Reiter von Nablus und einige ebenfalls berittene Pagen kommen. Wir gehen ihnen entgegen, ſie bilden eine Reihe um uns her und wir reiten durch das Thor von Bethlehem ein. Die Leichen von drei in der vergangenen Nacht an der Peſt Geſtorbenen ziehen im gleichen Augenblick heraus, und wir ſtreiten uns einen Augenblick unter dem düſtern Gewölbe des Eingangs in die Stadt mit ihren Trägern um den Weg. Unmittelbar nachdem wir aus dieſem Gewölbe getreten ſind, befinden wir uns an einem Kreuzweg, durch kleine elende Häuſer und einige unangebaute Gärten gebildet, deren Ringmauern eingeſtürzt ſind. Wir ſchlagen die breiteſte Straße des Kreuzwegs ein, verfolgen ſie einen Augenblick und ſie führt uns an einer oder zwei ebenſo dunkeln, engen, ſchmuzigen Straßen vorbei; wir ſehen in dieſen Straßen Nichts, als die Leichenzüge, welche in eiligem Schritte vorbeigehen, indem ſie unter dem Befehl und dem aufgehobenen Stock der Janitſcharen der Regierung ſich auf der Seite der Mauern halten und hie und da einige Brod- und Früchtenhändler, mit Lumpen bedeckt, ihre Körbe auf den Knieen, auf der Schwelle von kleinen Buden ſitzend, und ihre Waaren ausrufend nach der Art der Hallen in unſern groſſen Städten. Von Zeit zu Zeit erſcheint eine verſchleierte Frau an dem mit hölzernem Gitter verſchloſſenen Fenſter dieſer

Häuſer, ein Kind öffnet eine niedere, düſtere Thüre, und geht, um den Bedarf des Tages für die Familie zu kaufen. Dieſe Straßen ſind überall mit Trümmern und mit aufgehäuftem Unflath bedeckt, hauptſächlich aber mit Lappen von Tuch oder blaugefärbtem Baumwollenzeug, die der Wind vor ſich her treibt, wie welke Blätter, ſo daß wir ihre Berührung nicht vermeiden können. Durch dieſen Unflath und dieſe Fezen, mit denen im Orient das Pflaſter der Straßen bedeckt iſt, pflanzt ſich die Peſt am meiſten fort. Bis hieher ſahen wir in den Straßen von Jeruſalem Nichts, was eine Hauptſtadt für eine ganze Nation verriethe, kein Zeichen von Reichthum, Bewegung und Leben; der Anblick von außen hatte uns getäuſcht, wie ſchon ſo oft bei andern Städten Griechenlands und Italiens. Der elendeſte Weiler der Alpen oder Pyrenäen, die verrufenſten Gäßchen unſerer Vorſtädte, wo ſie nur von den niedrigſten Klaſſen der Handwerker bewohnt ſind, haben mehr Reinlichkeit, Luxus und Zierlichkeit, als dieſe verlaſſenen Straßen der Königin der Städte. Wir begegnen Niemand, als einigen berittenen Beduinen auf Arabiſchen Stuten, deren Fuß in den Lücken des Pflaſters ausgleitet oder ſich verſenkt. Dieſe Leute haben nicht den edlen ritterlichen Anſtrich der Arabiſchen Scheikhs von Syrien und dem Libanon. Sie haben eine rohe Phyſiognomie, das Auge des Geiers und die Tracht eines Räubers.

So ritten wir einige Zeit in dieſen Straßen, welche alle ſich gleichen, umher, nur hielt uns von Zeit zu Zeit der Dolmetſcher des Lateiniſchen Kloſters an, indem er auf ein verfallenes Türkiſches Haus, ein altes Thor, deſſen Holz von Würmern durchfreſſen war, und die Trümmer eines Mauriſchen Fenſters hinzeigte und ſagte: Hier iſt das Haus der Veronika, das Thor des ewigen Juden, das Fenſter des Richthauſes; Worte, welche nur einen peinlichen Eindruck machen, da ſo offenbar das moderne Anſehen und die ſprechende Unwahrſcheinlichkeit dieſer willkürlichen Deutungen ſie Lügen ſtrafen; fromme Täuſchungen, welche Niemand zur Laſt gelegt werden können, da ſie ſich von weiß nicht Wem? herſchreiben und man ſie vielleicht ſchon ſeit Jahrhunderten den Pilgern wiederholt, deren unwiſſende Leichtgläubigkeit ſelbſt ſie erfunden hat. — Man zeigt uns endlich das Dach des Lateiniſchen Kloſters, aber wir können das Innere nicht beſuchen. Die Mönche ſtehen in Quarantaine, das Kloſter iſt zur Zeit der Peſt geſchloſſen. Ein kleines Haus allein, welches dazu gehört, bleibt für die Fremden offen unter der Leitung des Pfarrers von Jeruſalem, eines von den Ordensbrüdern; es hat nur Ein oder zwei Gemächer; da dieſe beſezt ſind, gehen wir nicht hinein. Man führt uns in einen kleinen viereckigen Hof, von allen Seiten umgeben mit hohen Arkaden, welche Terraſſen tragen; es iſt der Hof eines Kloſters. Die Mönche kommen auf die Terraſſen und unterhalten ſich einige Augenblicke mit uns Spaniſch und Italieniſch. Keiner von ihnen ſpricht Franzöſiſch; die wir ſehen, ſind beinahe Alle Greiſe mit ſanfter, ehrwürdiger, glücklicher Phyſiognomie. Sie empfangen uns mit Heiterkeit und Herzlichkeit, und ſchienen höchlich zu bedauern, daß die herrſchende unglückliche Seuche ihnen alle Berührung mit Gäſten verbietet, die, wie wir, der Möglichkeit ausgeſezt ſind, mit der Peſt angeſteckt zu werden und anzuſtecken. Wir theilen ihnen Neuigkeiten aus Europa mit; ſie bieten uns die Leiſtungen an, die ihnen das Land möglich macht. Ein Fleiſcher ſchlachtet Schafe für uns im Hofe. Man läßt friſche Brode an einer Schnur von der Terraſſe herab. Auf dem gleichen Wege erhalten wir von ihnen einen Vorrath von Kreuzen, Roſenkränzen und andern frommen Merkwürdigkeiten, von denen ſie immer einen reichen Schaz haben, wogegen wir ihnen Almoſen und Briefe zukommen laſſen, welche ihre Freunde in Cypern und Syrien uns mitgegeben haben. Jeder Gegenſtand, der von uns zu ihnen geht, wird vorher einer ſtrengen Räucherung unterworfen, darauf in ein Gefäß mit kaltem Waſſer getaucht, und endlich in einem an einer Schnur hängenden kupfernen Becken ganz auf der Höhe der Terraſſe der Luft ausgeſezt. Dieſe armen Mönche ſcheinen über die Gefahr, die ſie umgibt, erſchrockener, als wir. Sie haben ſchon ſo oft die Erfahrung zu machen gehabt, daß eine leichte Unvorſichtigkeit in der Beobachtung der Geſundheitsregeln in wenig Augenblicken einem ganzen Kloſter zum Verderben wurde, ſo daß ſie dieſelben mit einer pedantiſchen Gewiſſenhaftigkeit beobachten. Sie können nicht begreifen, wie wir freiwillig und mit ſolcher Fröhlichkeit des Herzens uns in dieſen Ocean von Anſteckung hineinwerfen konnten, von welchen ein einziger Tropfen hinreicht, um für ewig blaß zu machen. Im geraden Widerſpruch mit ihnen, will der Pfarrer von Jeruſalem, der durch ſein Amt gehalten iſt die Gefahr ſeiner Beichtkinder zu theilen, uns bereden, die Peſt ſey gar nicht hier.

Unſere Unterhaltung mit den Mönchen dauerte ungefähr eine halbe Stunde, darauf rief ſie die Glocke zur Meſſe. Wir machten ihnen unſere Dankſagungen, und ſie wünſchten uns Glück auf die Reiſe; darauf ſandten wir die heiligen Gegenſtände und die Lebensmittel, welche uns mitgegeben worden ſind, nach der Stätte, wo wir unſer Lager aufgeſchlagen hatten, und verließen den Kloſterhof.

Nachdem wir einige andere Straßen hinabgeritten waren, den eben beſchriebenen ähnlich, befanden wir uns auf einem kleinen Plaz, mit der Ausſicht auf ein Eckchen Himmel und den Oelberg; zu unſerer Linken führten uns einige Stufen, die man hinabzuſteigen hatte, zu einem offenen Vorhof. Auf dieſen heraus ging die Façade der Kirche des heiligen Grabes. Dieſe iſt ſchon ſo oft und ſo gut beſchrieben, daß ich ſie nicht auf's Neue beſchreiben will. Von Außen hauptſächlich iſt es ein großes ſchönes Denkmal der Byzantiniſchen Epoche; die Architektur daran iſt ernſt, feierlich, großartig und reich für die Zeit, in der ſie erbaut iſt, es iſt ein würdiges Zelt, von der Frömmigkeit der Menſchen auf dem Grabe des Menſchenſohnes erbaut. Dieſe Kirche ſteht, verglichen mit Dem, was die nämliche Zeit hervorgebracht hat, bei weitem höher, als alles Andere. Die viel koloſſalere Sophienkirche iſt bei weitem barbariſcher in ihrer Form; ſie iſt von Außen Nichts, als ein Berg von Steinen, an den Hügel von Steinen ſich anlehnen; das heilige Grab dagegen iſt eine luftige durchmeiſelte Kuppel, wo die kunſtgerechte zierliche Behandlung der Thore, Fenſter, Kapitäler und Karnieße der Maſſe noch dazu den unſchäzbaren Werth einer geſchickten Arbeit verleiht, wo der Stein gleichſam zum Spizenſchmuck geworden iſt, um würdig zu ſeyn, an dieſes dem höchſten menſchlichen Gedanken errichtete Denkmal angereiht zu werden; wo der Gedanke ſelbſt, der es errichtet hat, in den Einzelnheiten, wie in dem Ganzen des Gebäudes geſchrieben ſteht. Es iſt wahr, daß die Kirche des heiligen Grabes Heut zu Tage nicht mehr ſo iſt, wie die heilige Helena, die Mutter Konſtantin's ſie baute, die Könige von Jeruſalem friſchten ſie wieder auf und verſchönerten ſie mit Zierrathen von jener halborientaliſchen und halbmauriſchen Architektur, für die ſie Geſchmack und Vorbilder im Orient gefunden hatten. Aber ſo, wie jezt ihr Aeußeres iſt, mit ihrer Byzantiniſchen Maſſe und ihren Griechiſchen, Gothiſchen, Arabiſchen Verzierungen, ſelbſt mit den Riſſen, den Wundenmalen der Zeit und der Barbaren, welche noch auf ihrer Façade zurückgeblieben ſind, bildet ſie keinen Widerſpruch mit der Idee von ihr, mit der man ihr naht, ebenſo wenig mit der, die ſie ausdrückt, man fühlt bei ihrem Anblick keineswegs jenen peinlichen Eindruck einer großen Idee, welche ſchlecht wiedergegeben iſt, im Gegentheil, man ſagt ſich unwillkürlich: Hier iſt, Was ich erwartete. Der Menſch hat beſtens ausgeführt, Was in ſeinen Kräften ſtand. Das Denkmal iſt des Grabes nicht würdig, aber es iſt — würdig des Geſchlechtes, das dieſes große Grab ehren wollte; und mit dieſem erſten, ernſten Eindruck tritt man in den gewölbten düſtern Vorplaz des Schiffs ein. Beim Eingang in dieſen Vorplaz, der gegen den Vorhof des Schiffes ſelbſt ſich öffnet, Links in einer tiefen geräumigen Niſche, in welcher ehemals Statuen ſtanden, haben die Türken ihren Divan angebracht; ſie ſind die Wächter des heiligen Grabes, das ſie allein das Recht haben zu ſchließen und zu öffnen. Als ich vorbeiging, waren fünf oder ſechs ehrwürdige Türkengeſtalten mit langen weißen Bärten auf dieſem mit reichen Teppichen von Aleppo bedeckten Divan niedergekauert; Kaffeetaſſen und Pfeifen lagen auf dieſen Teppichen um ſie her; ſie grüßten uns mit Würde und Anmuth und gaben einem der Aufſeher Befehl, uns in allen Theilen der Kirche umher zu begleiten. Ich bemerkte an ihren Geſichtern, in ihren Ausdrücken oder Geberden Nichts von jener Unehrerbietigkeit, deren man ſie beſchuldigt. Sie treten nicht in die Kirche ein, ſie ſind an der Thüre und ſprechen mit dem Ernſte und der Ehrfurcht, welche der Ort und der Gegenſtand des Beſuchs fordern. Durch den Krieg Beſizer des heiligen Denkmals der Chriſten, zerſtören ſie es nicht, werfen ſeine Aſche nicht in den Wind; ſie erhalten es in gutem Stande, und unterhalten eine Ordnung, eine Polizei, eine ſchweigſame Ehrfurcht, welche die chriſtlichen Gemeinden, die es ſich untereinander ſtreitig machen, weit entfernt ſind ſelbſt hier zu beobachten. Sie wachen darüber, daß dieſe Allem, was den Chriſtennamen trägt, gemeinſame Reliquie für Alle aufbehalten bleibe, damit jede Gemeinde nach einander ungeſtört die Verehrung üben könne, die ſie dem heiligen Grabe zollen will. Ohne die Türken wäre dieſes Grab, welches die Griechen und Katholiken und die unzähligen Verzweigungen des chriſtlichen Glaubens ſich ſtreitig machen, ſchon hundertmal ein Gegenſtand des Haders geworden, und wäre zwiſchen dieſen gehäſſigen und eiferſüchtigen Gemeinden nach einander als ausſchließlicher Beſiz von der einen zu der andern gegangen, wo dann ohne Zweifel die triumphirende Gemeinde ihren Gegnern den Zutritt verboten hätte. Ich ſehe nicht, Weſſen man die Türken beſchuldigen oder warum man ſie ſchmähen will. Jene vorgebliche brutale Intoleranz, die ihnen Unwiſſende zur Laſt legen, beurkundet ſich durch Nichts, als gerade durch die Toleranz und die Ehrfurcht für Das, was andere Menſchen verehren und anbeten. Ueberall, wo der Muſelman die Idee Gottes in dem Glauben ſeiner Mitmenſchen ſieht, beugt er ſich voll Verehrung. Er iſt der Ueberzeugung, daß die Idee die Form heiligt. Mögen die Chriſten ſich aufrichtig prüfen und fragen, Was ſie gethan haben würden, wenn die Wechſelfälle des Kriegs ihnen Mekka und die Kaaba in ihre Hände gegeben hätten. Würden die Türken aus allen Theilen Europas und Aſiens dorthin kommen dürfen, um den im Stande erhaltenen Denkmalen des Islamismus ihre Verehrung darzubringen?!

Am Ende der Vorhalle befanden wir uns in dem geräumigen Gewölbe der Kirche. Der Mittelpunkt dieſes Gewölbs, welchen die Lokaltraditionen für den Mittelpunkt der Erde ausgeben, iſt mit einem Grabmal beſezt, welches in dem großen eingeſchloſſen iſt, wie ein in einen andern gefaßter Edelſtein. Dieſes innere Denkmal iſt ein längliches Viereck, verziert mit einigen Pilaſtern, einem Karnieß und einer marmornen Kuppel, Alles in einem ſchlechten Geſchmack mit gezwungener bizarrer Zeichnung; es wurde 1817 von einem Europäiſchen Architekten wieder aufgebaut auf Koſten der Griechiſchen Kirche, die es gegenwärtig beſizt. Ganz um dieſen innern Raum des Grabes her zieht ſich das Gewölb unter der großen äußern Kuppel; man geht frei herum und trifft von Pfeiler zu Pfeiler geräumige tiefe Kapellen, von welchen jede einem der Myſterien des Leidens Chriſti geweiht iſt; ſie enthalten alle einige wirkliche oder vorgebliche Denkmale der Scenen der Erlöſung; der Theil der Kirche, welcher nicht außerhalb der Kuppel iſt, gehört ausſchließlich den ſchismatiſchen Griechen; eine Scheidewand von gemaltem Holz mit Gemälden aus der griechiſchen Schule, theilt dieſes Schiff von dem andern ab. Troz der bizarren Verſchwendung von ſchlechten Malereien und Verzierungen aller Arten, mit denen die Wände und der Altar überladen ſind, macht das Ganze einen ernſten religiöſen Eindruck; man fühlt, daß das Gebet unter allen Formen dieſes Heiligthum ſich zu eigen gemacht und alles Das angehäuft hat, was abergläubiſche, aber inbrünſtige Geſchlechter vor Gott Köſtliches zu haben glaubten; eine in den Fels gehauene Treppe führt von hier zu dem Gipfel des Kalvarienberges, worauf die drei Kreuze gepflanzt waren: der Kalvarienberg, das Grab und mehrere andere Schaupläze des Drama's der Erlöſung finden ſich ſo unter dem Dach Eines Gebäudes von mäßigem Umfang zuſammen. Dieß ſcheint zwar wenig mit den Erzählungen der Evangelien zuſammenzuſtimmen und man iſt keineswegs darauf gefaßt, das Grab Joſephs von Arimathia außerhalb der Mauern von Zion, fünfzig Schritte vom

Kalvarienberg, dem Ort für die Hinrichtungen, welcher mit modernem Gemäuer umgeben iſt, zu finden; aber die Traditionen lauten einmal ſo, und haben ſich überwiegende Geltung verſchafft. Der Geiſt geräth nicht mit ſich in Streit über ſolche Schaupläze, wenn zwiſchen der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit und der Tradition nur wenige Schritte liegen; ſey es da oder dort geſchehen, auf jeden Fall geſchah es nicht weit von der Stelle, die man uns zeigt. Nach einem Augenblick tiefen, ſchweigſamen Nachdenkens, welches wir in jedem dieſer Orte dem Andenken widmeten, deſſen Spuren er trägt, traten wir wieder in den Raum der Kirche zurück, und von hier in das innere Denkmal, welches dem Grab ſelbſt als ſteinerner Vorhang oder Hülle dient; es iſt in zwei Allerheiligſte Gemächer getheilt; in dem erſten befindet ſich der Stein, auf welchem die Engel ſaßen, als ſie den heiligen Frauen antworteten: er iſt nicht mehr hier, er iſt auferſtanden; das zweite und lezte enthält das heilige Grab, welches noch durchaus mit einer Art von weißem Marmor überkleidet iſt, wodurch der urſprüngliche Beſtand des Felſen, in welchen das Grab gebauen war, dem Auge ganz entzogen wird. Ewige Lampen von Gold und Silber erhellen dieſe Kapelle und Weihrauch dampft Tag und Nacht; die Luft, die man athmet, iſt lau und balſamiſch; wir traten, Jeder einzeln, geſondert ein, ohne einem der Diener des Tempels zu erlauben, mit uns hineinzutreten, ſo daß wir von dem erſten Gemache durch einen Vorhang von karmoiſinrother Seide getrennt waren. Wir bezweckten damit, daß kein Blick die Feierlichkeit des Ortes oder die Innigkeit der Gefühle ſtöre, welche er Jedem einflößt nach ſeiner Gemüthsart und dem Maß und der Beſchaffenheit ſeines Glaubens an das große Ereigniß, welches dieſes Grab in's Gedächtniß ruft; jeder von uns blieb ungefähr eine Viertelſtunde innen, und keiner kehrte mit trockenen Augen zurück. Wie auch die Geſtalt iſt, welche die innern Betrachtungen, die Jahre, die verſchiedenen Stimmungen des Herzens und Geiſtes in einem Menſchen ſeinen religiöſen Gefühlen gegeben haben, ſey es, daß er den Buchſtaben des Chriſtenthums, die Glaubenslehren ſeiner Mutter feſthält, oder, daß ſein Chriſtenthum philoſophiſch und verſtändig iſt, daß Chriſtus für ihn ein gekreuzigter Gott iſt, oder er in ihm Nichts ſieht, als den heiligſten durch die Vernunft zum Gott erhobenen Menſchen, der von der höchſten Wahrheit begeiſtert in den Tod geht, um von ſeinem Vater zu zeugen; ſey es, daß Jeſus in ſeinen Augen der Sohn Gottes oder der Menſchenſohn, die Menſch gewordene Gottheit oder die Gott gewordene Menſchheit iſt, immer wird das Chriſtenthum die Religion ſeiner Erinnerungen, ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie ſeyn, und nie wird ſich chriſtlicher Geiſt durch des Jahrhunderts oder des Lebens Stürme ſo verflüchtigen, daß nicht die Seele, in die er gehaucht iſt, ſeinen erſten Anflug beibehält, und daß nicht der Anblick der Schaupläze und der ſichtbaren Denkmale ſeiner erſten Gottesverehrung in ihm ſeine Eindrücke wieder verjüngt, und ihn mit feierlichem Beben durchzuckt. Für den Chriſten und den Philoſophen, für den Moraliſten wie für den Geſchichtsſchreiber iſt dieſes Grab die Gränze, welche zwei Welten, die alte Welt und die neue Welt ſcheidet, und der Ausgangspunkt einer Idee, durch welche die Welt neu geſchaffen worden iſt; einer Civiliſation, die Alles umgeſtaltet; eines Worts, das den ganzen Erdball durchtönt hat; es iſt das Grab der alten Welt und die Wiege der neuen; es gibt hienieden keinen Grundſtein eines ſo ungeheuren Gebäudes; kein Grab, das ſolche Früchte getragen hat; keine Lehre, drei Tage oder drei Jahrhunderte in den Schooß der Erde gelegt, hat mit ſolch ſiegender Gewalt den Stein zerbrochen, den der Menſch auf ihr Grab gewälzt, keine hat den Tod zur Lüge gemacht durch eine ſo glanzvolle und für die Ewigkeit dauernde Auferſtehung.

Ich trat als der Lezte zum heiligen Grabe ein, mit einem von dieſen überſchwenglichen Gedanken beſtürmten Geiſte und einem von jenen innigen Gefühlen aufgeregten Herzen, welche ein Geheimniß bleiben zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Seele, zwiſchen dem denkenden Inſekt und dem Schöpfer: dieſe Gefühle laſſen ſich nicht beſchreiben; ſie ſteigen auf mit dem Dampfe der frommen Lampen, mit dem Wohlgeruch der Rauchfäſſer, mit dem dumpfen, undeutlichen Gemurmel der Seufzer; ſie fallen mit den Thränen, welche in die Augen treten bei dem Andenken an die erſten Namen, die wir in unſerer Kindheit ſtammelten, an Vater und Mutter, welche ſie uns lehrten, an Brüder, Schweſtern, Freunde, mit denen wir ſie liſpelten; alle die frommen Gefühle, die unſere Seele zu allen Epochen des Lebens aufregten, alle die Gebete, welche aus unſeren Herzen und von unſern Lippen aufſtiegen, im Namen Deſſen, der uns ſeinen und unſern Vater anrufen lehrte; alle die freudigen und traurigen Stimmungen des Gemüths, deren Sprache dieſe Gebete waren, wachen auf im Grunde der Seele, und bringen durch ihren dumpfen Wiederhall jene Betäubung des Verſtandes, jene weiche Stimmung des Herzens hervor, welche nicht nach Worten ſucht, ſondern ſich auflöst in thränenden Augen, in einer gepreßten Bruſt, in geſenkter Stirne und einem Munde, der ſich ſchweigend an den Stein eines Grabes heftet. So blieb ich lange zu dem himmliſchen Vater flehend, hier, an dem Orte ſelbſt, wo das ſchönſte der Gebete das erſtemal gen Himmel ſtieg; ich betete für meinen Vater hienieden, für meine Mutter in einer andern Welt, für alle Lebenden, für alle Todten, mit denen ja das unſichtbare Band nie zerriſſen iſt, denn die Gemeinſchaft der Liebe währet ewiglich; die Namen von allen Weſen, die ich gekannt und geliebt habe, und von denen ich geliebt worden bin, floſſen von meinen Lippen auf den Stein des heiligen Grabes. Erſt nachher betete ich für mich ſelbſt; mein Gebet war inbrünſtig und kraftvoll; ich bat um Wahrheit und Muth vor dem Grabe Deſſen, der die meiſte Wahrheit in dieſe Welt gebracht hat und mit der höchſten Ergebenheit für dieſe Wahrheit geſtorben iſt, zu deren lebendigem Ausdruck Gott ihn gemacht hat; nie werde ich die Worte vergeſſen, die ich in dieſer Stunde der Kriſis für mein inneres Leben liſpelte. Vielleicht war ich erhört: eine große Klarheit der Vernunft und der Ueberzeugung verbreitete ſich in meinem Geiſte und ſchied viel deutlicher den Tag von der Finſterniß, den Irrthum von der Wahrheit; es gibt im Leben Augenblicke, in denen die Gedanken des Menſchen, lange zweifelnd, ſchwankend und verſchwimmend wie die Fluthen eines Stromes ohne Bette, am Ende ein Ufer finden, an dem ſie ſich brechen, und dann ſich in ſich ſelbſt zurückziehen in neuen Geſtaltungen und einem Laufe, deſſen Richtung ihrer bisherigen ganz entgegengeſezt iſt. Ein ſolcher Augenblick war es damals für mich: Der die Herzen und Gedanken erforſcht, weiß es, und ich ſelbſt werde es vielleicht eines Tages begreifen. Es war ein heiliges Räthſel in meinem Leben, das erſt ſpäter ſich löſen wird.

— Gleiches Datum. —

Beim Herausgehen aus der Kirche des heiligen Grabes verfolgten wir den Leidensweg, von dem Herr von Chateaubriand eine ſo poetiſche Beſchreibung gegeben hat. Nichts Auffallendes, nichts Beglaubigtes, nichts Wahrſcheinliches; Gebäude von moderner Bauart, überall von den Mönchen den Pilgern für unbeſtreitbare Denkzeichen der verſchiedenen Stationen Chriſti ausgegeben. Nicht einmal zweifeln kann das Auge, aller Glauben an dieſe Lokaltraditionen iſt ſchon zum Voraus durch die Geſchichte der erſten Jahre des Chriſtenthums zerſtört, wo in Jeruſalem kein Stein auf dem andern blieb, und die Chriſten während ziemlich langer Jahre aus der Stadt verbannt blieben. Jeruſalem hat mit Ausnahme der Teiche und der Königsgräber kein Denkmal aus einer jener großen Epochen behalten: einige Lagen allein ſind erkennbar, wie die Lage des Tempels, die durch ſeine Terraſſen angezeigt iſt, und auf der Heut zu Tage die ungeheure, ſchöne Moſchee Omar-el-Sakara ſich befindet; der Berg Zion, auf dem das Kloſter der Armenier und das Grab Davids liegt; aber nur an der Hand der Geſchichte und mit dem Auge des Zweifels kann man bei dieſen Ortsbeſtimmungen etwas einigermaßen Genaues ermitteln. Außer den Mauern der Terraſſen über dem Thale Joſaphat trägt kein Stein das Gepräge ſeines Alters in ſeiner Form und Farbe; Alles liegt im Staub oder ſtammt aus neuerer Zeit. Der Geiſt irrt ungewiß über den Horizont der Stadt, ohne zu wiſſen, wo er ausruhen ſoll; aber das Ganze der Stadt, bezeichnet durch den Umfang des Hügels, der ſie trägt, durch die verſchiedenen Thäler, welche ringsum an ſie ſtoßen, und hauptſächlich durch das tiefe Thal des Kidron, iſt ein Denkmal, an deſſen Alterthümlichkeit ſich das Auge nicht täuſchen kann; hier lag Zion; eine bizarre unglückliche Lage für die Hauptſtadt eines großen Volkes; viel eher war es eine natürliche Feſtung für eine kleine Nation, welche von der Erde vertrieben ſich mit ihrem Gott und ihrem Tempel auf einen Boden flüchtet, den Niemand das Intereſſe hat, ihm ſtreitig zu machen; auf Felſen, welche keine Straßen zugänglich machen, in Thälern ohne Waſſer, in einem rauhen unfruchtbaren Klima, keinen Horizont, als die von innerem vulkaniſchem Feuer verkalkten Berge, die Berge von Arabien und Jericho und ein verpeſtetes Meer ohne Ufer und Schiffahrt, das todte Meer! — So liegt Judäa, ſo der Wohnplaz eines Volkes, deſſen Schickſal es war, zu allen Zeiten ſeiner Geſchichte geächtet zu ſeyn, und dem die Nationen ſelbſt dieſe gleich dem Horſte eines Adlers auf der Spize dieſer Gebirgsgruppe hingeworfene Hauptſtadt ſeiner Achtung ſtreitig machten: indeſſen trug dieſes Volk die große Idee der Einheit Gottes mit ſich, und was in dieſer Elementar-Idee Wahres lag, genügte, um es von andern Völkern getrennt zu halten, um es ſtolz auf ſeine Achtung und vertrauend auf ſeinen Vorſehungsglauben zu machen.

— Gleiches Datum. —

Nachdem wir die verſchiedenen Viertel der Stadt durchſtreift hatten, welche ebenſo öde, ſo elend, ſo verfallen waren, als die, durch welche wir in die Stadt eingezogen waren, ritten wir nach der Seite der berühmten Moſchee zu, welche die Stelle des Tempels Salomo's einnimmt. Der Gouverneur von Jeruſalem hat ſein Serail in einem Gebäude, welches an die Gärten und Mauern der Moſchee ſtößt. Wir gingen zu ihm, um ihm unſern Dank zu ſagen. Der Hof des Serails war von vergitterten Gefängniſſen umgeben, wo wir einige Geſtalten von Banditen aus Jericho und Samarien bemerkten, welche auf ihre Befreiung oder den Säbel des Baſſa warteten. Reiter, zu den Füßen ihrer Pferde liegend, Scheikhs der Wüſte und Araber aus Nablus waren da und dort auf den Treppen oder unter den

Schoppen gelagert, indem ſie die Stunde des Divans erwarteten. Der Gouverneur, als er unſere Ankunft erfuhr, ſchickte ſeinen Sohn zu uns, um uns einzuladen, hinauf zu kommen. Dieſer junge, ungefähr dreißig Jahre alte Mann iſt der ſchönſte unter allen Arabern, vielleicht unter allen Menſchen, welche ich je geſehen habe. Kraft, Anmuth, Verſtand und Sanftmuth drücken ſich in ſeinen Zügen mit einer ſolchen Harmonie aus, und ergänzen zugleich in ſeinem blauen Auge mit einer ſo anziehenden Deutlichkeit, daß wir Alle ſtaunten, als wir ihn ſahen. Er iſt ein Samaritaner. Der Gouverneur von Jeruſalem, ſein Vater, iſt der mächtigſte unter den Arabern von Nablus. Während der Herrſchaft der Türken von Abdallah, dem Baſſa von Acre verfolgt und öfters im Kriege mit ihm, war er genöthigt, mit ſeiner Familie in die Gebirge jenſeits des todten Meeres zu flüchten; der Sieg Ibrahim Baſſa's über Abdallah hatte ihn in ſein Vaterland zurückgeführt. Er gelangte hier wieder zu ſeinen Reichthümern und ſeinem Anſehen, vertrieb ſeine Feinde aus dem Land, und der Baſſa von Aegypten, um den Ausfall ſeiner Aegyptiſchen Truppenmacht in Judäa zu füllen, vertraute ihm das Gouvernement von Samarien und Jeruſalem an. Er hatte keine andern Truppen, als einige hundert Reiter aus ſeinem Stamm, mit welchen er die Ordnung und die Herrſchaft Ibrahims über die Bevölkerung in der Umgegend aufrecht erhielt. Wir traten in den Divan, einen großen Saal ohne alle Verzierung, als einige Teppiche auf den Matten, Pfeifen und Kaffeetaſſen auf dem Boden. Der Gouverneur, umgeben von einer großen

Anzahl von Sklaven, bewaffneten Arabern und einigen auf den Knieen liegenden Sekretären, welche auf ihren Händen ſchrieben, war damit beſchäftigt, Recht zu ſprechen und ſeine Befehle auszutheilen. Bei unſerem Eintritt erhob er ſich und kam auf uns zu. Er ließ die Teppiche des Divans, da ſie die Peſt fortzupflanzen vermögen, wegnehmen und dafür Aegyptiſche Matten hinlegen, welche nicht anſteckungsfähig ſind. Wir ſezten uns, worauf man uns Kaffee und Pfeifen präſentirte. Als mein Dragoman ihm in meinem Namen die üblichen Höflichkeitsbezeigungen machte, und ich ihm ſelbſt für alle die Veranſtaltungen dankte, die er getroffen hatte, damit Fremde, wie wir, ohne Gefahr die durch ihre Religion geheiligten Orte beſuchen konnten, ſo antwortete er mir mit einem verbindlichen Lächeln, daß er blos ſeine Schuldigkeit gethan habe; die Freunde Ibrahims ſeyen auch die ſeinigen, und er für jedes Haar auf ihrem Kopfe verantwortlich; er ſey bereit, für mich nicht blos zu thun, Was er ſchon gethan habe, ſondern wenn ich es befehle, ſelbſt mit ſeinen Truppen auszuziehen und mich überall hin innerhalb der Gränzen ſeines Gouvernements zu begleiten, wohin ich aus Neugierde oder Religionsgefühlen zu gehen wünſchen möchte; ſo ſey es der Befehl des Baſſa. Hierauf befragte er uns über Neuigkeiten von dem Kriegsſchauplaz und über das Intereſſe, welches die Mächte von Europa an dem Schickſal Ibrahims nehmen. Ich gab ihm eine Antwort, welche ſeinen innerſten Gedanken zuſagen mußte: Europa bewundere in Ibrahim Baſſa einen civiliſirenden Eroberer; in dieſer Hinſicht nehme es Antheil an ſeinen

Siegen; es ſey Zeit, daß der Orient die Wohlthaten einer beſſern Verwaltung genieße, der Baſſa von Aegypten ſey der bewaffnete Miſſionär der Europäiſchen Civiliſation in Arabien; ſeine Tapferkeit und Taktik, welche er von uns geliehen habe, geben ihm die Gewißheit, den Groß-Weſſir, welcher ihm nach Karamanien entgegenrücke, zu beſiegen; allem Anſchein nach werde er hier einen großen Sieg erfechten und auf Konſtantinopel zu marſchiren; hier werde er nicht zwar einziehen dürfen, weil die Europäer es ihm noch nicht geſtatten, aber durch ihre Vermittlung werde er den Frieden auswirken und Arabien und Syrien fortwährend unter ſeiner Souveränetät behalten. Dieß war der Punkt, der dem alten Rebellen von Nablus tief in's Herz griff, ſeine Blicke verſchlangen meine Worte, ſein Sohn und ſeine Freunde neigten ihren Kopf über den meinigen, um kein Wort von dieſer Unterhaltung zu verlieren, welche für ſie die prophetiſche Bürgſchaft einer langen und friedlichen Herrſchaft in Samarien war. Als ich den Gouverneur in ſo guter Laune ſah, bezeigte ich ihm das Verlangen, in die Moſchee Omar's zwar nicht einzutreten, da ich wüßte, daß Dieß den Sitten des Landes zuwider war, aber ſie wenigſtens von außen zu beſehen. — Wenn Sie es verlangen, war ſeine Antwort, ſo wird Alles für ſie aufgeſchloſſen werden, aber ich würde riskiren, die Muſelmanen der Stadt auf's äußerſte zu reizen: ſie ſind noch unwiſſend; ſie glauben, durch die Gegenwart eines Chriſten im Innern der Moſchee würden ſie große Gefahr laufen, weil eine Prophezeihung ſagt: daß Alles, was ein Chriſt im Innern von El-

Sakara Gott bittet, eintreffen ſolle, und ſie zweifeln nun nicht, daß ein Chriſt dort Gott um den Untergang der Religion des Propheten und die Ausrottung der Muſelmanen bitten würde. Ich für meine Perſon, fuhr er fort, glaube nicht daran: alle Menſchen ſind Brüder, da ſie alle, jeder in ſeiner Sprache den gemeinſchaftlichen Vater anbeten; er gibt nie den einen Etwas auf Koſten der andern; er läßt ſeine Sonne ſcheinen über die Anbeter aller Propheten; die Menſchen wiſſen Nichts, aber Gott weiß Alles; Allah Kerim! Gott iſt groß! — Dieß geſagt, neigte er lächelnd ſein Haupt. Gott bewahre mich, entgegnete ich ihm, ich werde nie für die Ausrottung eines Volkes beten, ſondern für die Erleuchtung und das Glück aller Kinder Allah's. Bei dieſen Worten ſtanden wir auf; er führte uns durch einen Korridor an ein Fenſter ſeines Serails, welches auf die äußern Höfe der Moſchee hinausging. Von hier aus konnten wir das Ganze dieſer Anſicht nicht ſo gut überſchauen, als von dem Oelberge herab: wir ſahen Nichts, als das Gemäuer der Kuppeln, einige Mauriſche Säulenhallen von der zierlichſten Architektur und die Gipfel der Cypreſſen, welche in den innern Gärten wachſen. Ich nahm von dem Gouverneur Abſchied, indem ich ihm ankündigte, daß es mein Plan ſey, acht bis zehn Tage in der Umgegend der Stadt zu kampiren, und am folgenden Tage nach dem todten Meer, dem Jordan, nach Jericho und dem Fuß der Gebirge des ſteinigen Arabiens abzureiſen. Wir ritten aus Jeruſalem durch das gleiche Thor von Bethlehem, neben welchem unſere Zelte heute aufgeſchlagen worden waren, und brachten den übrigen

Tag damit zu, alle merkwürdigen oder heiligen Stellen um die Mauern der Stadt zu beſuchen.

— Gleiches Datum. —

Der Abend ging hin, indem wir die Abhänge durchſtreiften, welche im Süden von Jeruſalem zwiſchen dem Grabe Davids und dem Thal Joſaphat ſich hinziehen. Dieſe Abhänge ſind die einzige Seite der Stadt, welche einen Anſchein von einiger weniger Vegetation hat. Beim Sonnenuntergang ſezte ich mich gegenüber von dem Oelberge nieder, vier bis fünfhundert Schritte oberhalb der Quelle Siloah, beinahe an der Stelle, wo die Gärten Davids waren: Joſaphat iſt zu meinen Füßen; die hohen Mauern der Terraſſen des Tempels ſind etwas weiter über mir zur Linken, ich ſehe die Gipfel der ſchönen Cypreſſen, welche ihre pyramidenförmigen Häupter über den Säulenhallen der Moſchee El-Akſa erheben und die Orangenlauben, welche den ſchönen Brunnen des Tempels, der Orangenbrunnen genannt, überſchatten. Dieſer Brunnen erinnert mich an eine der köſtlichſten Traditionen Orientaliſcher Erfindung, welche von den Arabern fortgepflanzt oder erhalten worden ſind. Sie erzählen, Salomos Wahl der Stelle für die Moſchee habe folgenden Urſprung.

Jeruſalem war ein angebautes Feld; zwei Brüder beſaßen den Theil der Flur, wo Heut zu Tage der Tempel ſich erhebt; einer dieſer Brüder war verheirathet und hatte mehrere Kinder, der andere lebte allein; ſie bebauten gemeinſchaftlich das Feld, das ſie von ihrer Mutter geerbt hatten; als die Zeit der Erndte gekommen war, banden die beiden Brüder ihre Garben und machten zwei gleiche Haufen daraus, die ſie auf dem Felde ließen.. Während der Nacht kam dem nicht verheiratheten Bruder ein guter Gedanke; er ſagte zu ſich: Mein Bruder hat eine Frau und Kinder zu ernähren, es iſt nicht Recht, daß mein Theil ſo ſtark iſt, als der ſeinige; ſo will ich denn von meinem Haufen einige Garben nehmen, und ſie insgeheim zu den ſeinigen hinzuthun, er wird es nicht merken und kann ſie alſo auch nicht ausſchlagen. Er that, wie er gedacht hatte. In derſelben Nacht wachte ſein Bruder auf und ſagte zu ſeiner Frau: Mein Bruder iſt jung, er lebt allein und ohne Gehilfen, und hat Niemand, der ihm bei ſeiner Arbeit beiſteht und in ſeiner Mühſeligkeit tröſtet; es iſt nicht Recht, daß wir von dem gemeinſchaftlichen Acker ebenſo viel Garben nehmen, als er; darum wollen wir aufſtehen und insgeheim auf ſeinen Haufen eine Anzahl Garben tragen, er wird es Morgen nicht merken, und ſo kann er ſie nicht ausſchlagen. Und ſie thaten, wie ſie gedacht hatten. Am andern Morgen ging jeder der Brüder auf's Feld und war ſehr überraſcht, zu ſehen, daß die beiden Haufen noch immer gleich ſeyen; weder der Eine noch der Andere konnte ſich in ſeinem Herzen dieſes Wunder erklären; ſie wiederholten während mehrerer darauf folgender Nächte das Gleiche, aber da Jeder von ihnen zu dem Haufen ſeines Bruders die gleiche Anzahl von Garben hinzulegte, blieben die Haufen immer gleich, bis ſie in einer Nacht, da ſie alle Beide auf die Lauer geſtanden waren, um die Urſache dieſes Wunders zu ergründen, einander trafen, wie Jeder die Garben trug, die er dem Andern beſtimmt hatte.

Nun ſollte ein Ort, wo ein ſo guter Gedanke zwei Menſchen zugleich und mit ſolcher Beharrlichkeit in den Sinn gekommen war, ein Gott wohlgefälliger Plaz werden, und die Menſchen weihten ihn und wählten ihn aus, um hier ein Gotteshaus zu bauen.

Welche liebliche Tradition! wie athmet ſie alle die naive Gutmüthigkeit der patriarchaliſchen Sitten! wie einfach, antik, natürlich iſt die Eingebung, welche die Menſchen treibt, Gott einen Ort zu weihen, wo die Tugend der Erde entſproßte! Solcher Legenden habe ich bei den Arabern Hunderte gehört. Man athmet die Luft der Bibel in allen jenen Gegenden des Orients.

Der Anblick des Thales Joſaphat ſtimmt ganz zu der Beſtimmung, welche die chriſtlichen Ideen ihm anweiſen. Es gleicht einem weiten Grabe, welches jedoch zu eng für die Wogen des Menſchengeſchlechts iſt, die hier ſich anhäufen ſollen. Von allen Seiten von Denkmalen der Trauer beherrſcht, auf ſeinem ſüdlichen Ende von dem Felſen Siloah eingezwängt, der wie ein Bienenkorb des Todes, ganz von Grabgewölben durchhöhlt iſt; an der Gränze ſeines großen Leichenfelds die Gräber Joſaphats und Abſalons, pyramidenförmig in den natürlichen Fels gehauen, und auf einer Seite von den dunkeln Hügeln des Berges der Verſuchung, auf der andern von den Wällen des eingeſtürzten Tempels überſchattet; —

es war ein Ort, in welchen die Natur ſelbſt einen gewiſſen heiligen Schauer gelegt und welchen ſie frühe beſtimmt hatte, zum Rabenſteine einer groſſen Stadt zu werden, ein Ort, wohin die Einbildungskraft der Propheten ohne Zwang die Scenen des Todes, der Auferſtehung und des Gerichtes ſezen mußte. Man ſtelle ſich das Thal Joſaphat vor wie einen mächtigen von Bergen eingezwängten Paß, wo der Kidron, ein breiter dunkler Bach mit traurigem Gewäſſer in wehklagendem Gemurmel hinſchleicht; wo breite Schluchten nach den vier Himmelsgegenden ſich öffnen und erweitern, um die vier Todtenzüge von Oſten und Weſten, von Norden und Süden hereinzulaſſen; die ungeheuren Stufen der Hügel ziehen ſich dann gleich einem Amphitheater umher, um den unzähligen Kindern Adams Plaz zu machen, die da kommen, um der Endauflöſung des groſſen Drama's der Menſchheit jeder nach ſeinem Theil anzuwohnen — aber Nichts von dem Allem. Das Thal Joſaphat iſt Nichts, als eine natürliche Vertiefung zwiſchen zwei einige Hundert Fuß hohen Bergchen, von denen der eine Jeruſalem trägt und der andere die Kuppe des Oelbergs; die Wälle von Jeruſalem würden durch ihren Einſturz den größten Theil des Thales ausfüllen; keine Schlucht mündet aus in daſſelbe; der Kidron, welcher einige Schritte weiter oben der Erde entquillt, iſt Nichts als ein Waldſtrom, welcher im Sommer durch den Andrang des Regenwaſſers gebildet wird, das einigen Olivenfeldern über den Königsgräbern entfließt, in der Mitte des Thals führt eine Brücke über ihn, gerade gegenüber von einem der Thore Jeruſalems; er iſt einige Schritte breit und das Thal iſt hier nicht breiter, als ſein Bett. Der Lauf dieſes waſſerloſen Fluſſes bezeichnet blos ein ſteiles Bette mit weißen Kieſeln auf dem Grunde der ganzen Schlucht. Das Thal Joſaphat mit Einem Wort gleicht durchaus einem jener Graben am Fuße der hohen Feſtungswerke einer groſſen Stadt, wo der Abfluß der Stadt im Winter ſeinen Unflath abſezt, wo einige arme Bewohner der Vorſtädte ſich um ein Winkelchen Land ſtreiten, um Gemüſe darauf zu pflanzen und wo die ſich ſelbſt überlaſſenen Ziegen und Eſel auf den ſteilen Abhängen das im Schmuze und Staube verwelkte Gras abrupfen. Verſeze man ſich auf ein Leichenfeld mit Grabſteinen von allen Religionen der Welt und man wird das Thal des Gerichts vor Augen haben.

— Gleiches Datum. —

Hier vor mir der Brunnen Siloë, die einzige Quelle in dem Thale, die Quelle der Begeiſterung für die Könige und die Propheten; ich weiß nicht, wie ſo viele Reiſenden Mühe haben konnten, ihn zu finden, und ſich noch über die Stelle ſtreiten, wo er lag. Hier iſt er vor mir voll kriſtallenen, ſchmackhaften Waſſers, ſeinen kühlen Dunſt in der glühenden ſtaubigen Atmoſphäre des Thals verbreitend, mit ſeinem Gewölbe von Steinblöcken, die von Jahrhunderten abgeglättet und in ihren Fugen mit feuchtem Mooſe und immergrünen

Schlingpflanzen durchwachſen ſind, auf zwanzig Stufen in den Fels ſich hinabſenkend, deſſen Gipfel die Burg Davids trug. Die Stufen ſeiner Treppen von dem Fuße der Frauen von Siloah, welche ihre Krüge zu füllen hieher kommen, ausgetreten, ſchimmern wie Marmor. Ich ſteige hinab und ſeze mich einen Augenblick auf dieſe kühlen Platten nieder; ich höre, um mich ſpäter daran erinnern zu können, auf das leichte Sprudeln der Quelle, waſche meine Hände und Stirne in ihrem Waſſer, und wiederhole die Verſe Milton's, um ihre ſo lange verſtummten Inſpirationen mir zu erflehen. Es iſt die einzige Stelle in der ganzen Umgegend, wo dem Reiſenden vergönnt iſt, ſeinen Finger zu nezen, ſeinen Durſt zu ſtillen, ſein Haupt im Schatten eines kühlen Felſen und einiger grünen Flecke niederzulegen. Einige kleine Gärten, von den Arabern von Siloah mit Granat- und andern Bäumen bepflanzt, bilden um den Brunnen ein Bosket von einem blaſſen Grün. Er befeuchtet ſie mit dem Ueberfluß ſeines Waſſers. Hier endet das Thal Joſaphat. Etwas tiefer zieht eine kleine Ebene mit ſanftem Fall den Blick in die weiten tiefen Schluchten der vulkaniſchen Berge von Jericho und Sankt-Saba und das todte Meer begränzt den Horizont.

Ufer des Jordan, jenſeits der Ebene von Jericho einige Meilen von der Mündung des Fluſſes in das todte Meer.

Geſtern, am 30. October, reiſte ich Morgens 7 Uhr von Jeruſalem ab mit meiner ganzen Karavane: den ſechs Soldaten Ibrahim Paſſa's, dem Neffen Abugoſch's und vier Reiſigen dieſes Häuptlings. Wir machen den Weg um die Stadt hinab nach dem Thale Joſaphat, reiten Längs des Oelberges hinauf, laſſen den *Mons Offensionis* zur Rechten und überſteigen die Bergkette, welche die Fortſezung des Oelberges bildet an ihrem ſüdlichen Ende. Am Dorfe Bethania angekommen, welches noch von einigen Arabiſchen Familien bewohnt iſt, erkennen wir hier die Reſte eines chriſtlichen Denkmals. Es findet ſich hier eine gute Quelle. Ein Araber ſchöpft eine Stunde lang Waſſer, um unſere Pferde zu tränken und unſere an den Sätteln unſerer Thiere hängenden Krüge zu füllen. Von hier an gibt es bis Jericho auf einem Wege von zehn bis zwölf Stunden kein Waſſer mehr. Wir brachen von Bethania um vier Uhr Nachmittags wieder auf, und reiten zwei Stunden lang auf einem breiten Wege mit künſtlich angelegtem Fall hinab, der in die ſchroffen ohne Abſaz ſich abſchneidenden Wände der Berge gehauen iſt. Dieß iſt die einzige Spur einer gebauten Straße, die ich im Orient geſehen habe; es war der Weg nach Jericho und den fruchtbaren Ebenen, welche vom Jordan beſpült ſind. Er führte zu den

Beſizungen der Stämme Israel's, welche den ganzen Lauf dieſes Fluſſes und die Ebene von Tiberias bis zu der Gegend von Tyrus und dem Fuße des Libanon als Erbtheil haben. Sie führte nach Arabien, Meſopotamien und von da nach Perſien und Indien, Länder, mit welchen Salomo ſeine großen Handelsverbindungen angeknüpft hatte. Ohne Zweifel war er der Schöpfer dieſer Straße, auch kam das Jüdiſche Volk das erſtemal, als es von dem ſteinigen Arabien herabzog, über den Jordan, um ſich ſeines Erbtheils zu bemächtigen. Wenn man Bethania verläßt, trifft man weder auf Wohnungen, noch auf Anpflanzung mehr; die Berge ſind durchaus von aller Vegetation entbloßt; es iſt Nichts als Geſtein oder Felſenſtaub, den der Wind hin und her bläst, wie es ihm gefällt, und ein ſchwärzliches Aſchgrau bedeckt wie ein Leichentuch dieſes ganze Land. Von Zeit zu Zeit brechen die Berge auseinander und ſpalten ſich in enge tiefe Buchten, in Abgründe, wohin kein Weg führt, wo das Auge Nichts um ſich her ſieht, als die ewige Wiederholung derſelben Scenen. Beinahe alle dieſe Berge haben vulkaniſches Ausſehen. Die auf ihren Seitenwänden oder der Straße von dem Gewäſſer des Winters angeſchwemmten Steine gleichen Blöcken einer Lava, welche von Jahrhunderten gehärtet und aufgeriſſen iſt. Man ſieht ſelbſt da und dort auf den Rundungen der Hügel jenen leichten Anflug von gelblicher Schwefelfarbe, welche man auf dem Veſuv oder Aetna bemerkt. Es iſt unmöglich, dem Gefühle des Schauders und der Traurigkeit, welches dieſe Landſchaft einflößt, lange zu widerſtehen. Es iſt eine Beklemmung des Herzens, ein Schmerz für die Augen. Wenn man auf dem Gipfel von einem dieſer Berge iſt, und der Horizont dem Blicke einen Augenblick ſich öffnet, ſieht man, ſo weit das Auge reicht, Nichts, als ſchwärzliche Bergketten, kegelförmige oder abgeſtumpfte Gipfel, welche einer über dem andern aus dem grellen blauen Grunde des Himmels heraustreten; es iſt ein gränzenloſes Labyrinth von Gebirgspäſſen von allen Formen, zerriſſen, zerbrochen, in rieſenhafte Stücke geſpalten, die einen mit den andern durch ähnliche Hügelreihen verbunden, mit Schluchten, in denen man wenigſtens das Rauſchen eines Waldſtroms zu hören hoffen ſollte, wo aber Nichts ſich rührt, wo man keinen Baum, kein Gras, keine Blume, kein Moos entdecken kann; Trümmer einer verkohlten Welt, eine Aufkochung der brennenden Erde, deren verſteinerte Schaumblaſen jene Wogen von Erde und Stein gebildet haben. Um ſechs Uhr trafen wir im Grunde einer Schlucht auf die Mauern einer in Trümmern liegenden Karavanſerei und eine Quelle, welche von einer kleinen mit Sentenzen aus dem Koran beſchriebenen Mauer eingefaßt war. Die Quelle fällt Tropfen für Tropfen in das ſteinerne Becken, ſo daß unſere Araber vergeblich ihre Lippen daranheften; während wir unſere Pferde im Schatten der Karavanſerei einen Augenblick ausruhen laſſen; wir ſind ſo lange hinabgeritten, daß wir glauben ſchon auf der gleichen Höhe mit der Ebene von Jericho und dem todten Meere zu ſeyn; ſchon von der Hize und den Strapazen des Tages niedergedrückt, machen wir uns wieder auf den Weg; unſere Arabiſchen Reiter ſchmeicheln uns mit der Hoffnung, in einigen Stunden Jericho zu erreichen; indeſſen ſinkt der Tag von Minute zu Minute tiefer, und die Finſterniß vermehrt durch ihre Schauer die der Schluchten, wo wir ſind. Nach einem Ritt von einer Stunde im Grunde dieſes Thals befinden wir uns noch auf den ſteilen Abhängen einer neuen Bergkette, welche endlich die lezte ſcheint, ehe wir in die Ebene von Jericho hinabkommen; die Nacht verhüllt uns den Horizont gänzlich; wir haben nicht einmal genug Helle, um zu unſern Füßen die bodenloſen Abgründe zu unterſcheiden, in die der geringſte Fehltritt unſerer Pferde uns ſtürzen könnte; unſere Krüge ſind leer, der Durſt verzehrt uns; einer der Samaritaner ſagt unſerem Dragoman, er kenne eine Quelle in der Nachbarſchaft, worauf wir uns entſchließen, Halt zu machen, wo wir waren, ob er vielleicht wirklich ein wenig Waſſer entdecken könnte; nachdem wir eine halbe Stunde gewartet, kömmt der Samaritaner zurück und ſagt uns, er habe die Quelle nicht finden konnen; wir müſſen weiter reiten, und haben noch vier Stunden Wegs zu machen; nachdem wir die Araber von Nablus an die Spize der Karavane geſtellt, wird jedem Reiter die Weiſung gegeben, Schritt für Schritt ſeinem Vormann zu folgen, ohne ſeine Fußſtapfen zu verlaſſen; das tiefſte Stillſchweigen herrſcht unter der ganzen Truppe; die Nacht iſt ſo dunkel geworden, daß man nicht den Kopf ſeines Pferdes ſieht; man folgt ſeinem Vormann nach dem Geräuſche der Tritte, jeden Augenblick hält die Karavane an, weil die vorderſten Reiter den Weg vorher unterſuchen, aus Furcht, in den Abgrund zu ſtürzen; wir ſteigen Alle ab, um beſſer vorauszutaſten zu

können; ſehr oft ſind wir genöthigt anzuhalten auf ein Geſchrei von der Spize oder dem Schweife der Karavane her; ein Pferd iſt geſtrauchelt, ein Mann iſt gefallen; wir ſind manchmal auf dem Punkt, gänzlich anzuhalten und unbeweglich auf unſerem Plaze zu warten, bis dieſe lange tiefe Nacht vorübergegangen ſeyn würde; aber der Vortrab reitet voran, und ſo müſſen wir folgen; nach drei Stunden einer ſolchen Angſt hören wir ein großes Geſchrei und Flintenſchüſſe an der Spize der Karavane; wir glauben, die Araber von Jericho greifen uns an; jeder von uns rüſtet ſich, auf's Gerathewohl Feuer zu geben, wir erfahren, daß es unſere Araber von Nablus ſind, welche vor Freude ſchreien und ihre Waffen losſchießen, weil wir das Ende des übles Weges erreicht haben; wir fühlen in der That den Weg zu unſern Füßen ein wenig ebener werden; ich will wieder zu Pferde ſteigen; mein junger Arabiſcher Hengſt, welcher Waſſer in der Nähe wittert, bäumt ſich, und indem ich ihn zu bemeiſtern ſuche, ſtürzt er mit mir einen Rain hinab; Niemand bemerkt es, ſo ſchwarz iſt die Nacht, ich laſſe den Zügel nicht aus der Hand, und indem ich mich im Sattel zurecht ſeze, überlaſſe ich das Thier ſeinem Inſtinkt, ohne zu wiſſen, ob ich auf einem ſchmalen Rande des Bergs oder auf dem Grunde einer in die Ebene ſich höhlenden Schlucht hinreite; das Pferd ſprengt wiehernd fort im Galopp und hält erſt an den Ufern eines breiten nicht ſehr tiefen Fluſſes, der von dornigem Geſträuch eingefaßt iſt, und hier ſchwemmt es ſich; ich höre zu meiner Linken das Schreien und die Piſtolenſchüſſe der Araber, welche mein Verſchwinden bemerkt haben und mich nun in der Ebene ſuchen; ich ſehe durch die Blätter des Gebüſchs hindurch ein Feuer brennen, und lenke mein Pferd nach jener Seite und in wenigen Minuten befand ich mich am Eingang meines Zelts, das am Ufer deſſelben Fluſſes aufgeſchlagen war; es war Mitternacht; wir aßen ein in das Waſſer getauchtes Stück Brod und ſchliefen ein, ohne zu wiſſen, wo wir waren, und nicht begreifend, durch welches Wunder wir auf Einmal aus jener Wüſte ohne Schatten und Waſſer an die Ufer eines Fluſſes gebracht waren, der bei dem Scheine unſerer Fackeln und unſeres Heerdes mit ſeinem Ueberhang von Weiden und den Flecken von Schilf und Kreſſe uns wie ein Alpſtrom erſchien.

Es iſt ein Ausſpruch Herrn von Chateaubriand's, Taſſo habe, als er ſein befreites Jeruſalem ſchrieb, eine Inſpiration jener Gegenden gehabt; jedoch ein ſo großer Bewunderer Taſſo's ich bin, ſo geſtehe ich, daß ich von dieſer Seite ihn nicht loben möchte, denn unmöglich hat Jemand den Charakter der Gegenden weniger aufgefaßt, und mehr an den Sitten fälſchlich erdichtet, als er gethan hat, aber allerdings ſind Gegenden und Sitten von keinem Belang, denn nicht in ihnen, im Herzen liegt die Dichtung; hätte er aber je eine Inſpiration gehabt, ſo hätte er an die Ufer dieſes Fluſſes hier jene Herminia kommen laſſen müſſen, als ſie auf ihrem Renner mit fliegendem Zügel floh, und hier hätte ſie den Arkadiſchen, nicht Arabiſchen Hirten getroffen, von dem er uns eine ſo hinreißende Schilderung gibt.

Als wir, wie ſie, an dem Gezwitſcher von Tauſend Vogeln, welche auf den Zweigen der Bäume umherflogen, und an dem Rauſchen des Waſſers auf ſeinem Kieſelbette, erwachten, traten wir aus unſern Zelten, um uns in der Gegend auszufinden, in welche die Nacht uns gebracht hatte. Die Berge von Judäa, über die wir Tags zuvor gekommen waren, blieben ungefähr eine Meile hinter uns im Weſten; ihre Kette, überall kahl und gezackt, ſtreckte ſich, ſo weit man ſah, im Süden und Norden, und ferner und ferner bemerkten wir weite Klüfte, die nach der Ebene mündeten und aus denen die Dünſte der Nacht hervorſtrömten wie breite Flüſſe, und ſich dann in Nebeldecken auf dem Sandmeere an den Ufern des asphaltiſchen Sees ausbreiteten. Im Oſten ſchied uns eine weite Sandwüſte von den Ufern des Jordans, den wir nicht unterſcheiden konnten, von dem todten Meer und den blauen Gebirgen des ſteinigen Arabiens. Dieſe Berge, zu dieſer Stunde auf dieſe Entfernung geſehen, erſchienen uns durch das Spiel der Schatten auf der Rundung ihrer Seitenwände und in ihren Thälern angebaut und mit ungeheuren Wäldern bedeckt, dabei ahmten die weißlichen Schluchten, welche ſie durchfurchen, täuſchend den Sturz und den blendenden Schimmer der Fluthen eines Waſſerfalls nach. Dieß entſpricht jedoch nicht der Wirklichkeit; als ich näher kam, erkannte ich, daß ſie in größerem Maßſtabe keinen andern Anblick boten, als den kahlen, öden der Gebirge von Judäa. Um uns her war Alles lachend und friſch, obgleich unangebaut; das Waſſer gibt Allem Leben, ſelbſt der Wüſte, und die leichten Gebüſche, welche wie künſtliche Gehölze in Gruppen von je zweien oder dreien an ſeinen Ufern ſich ausbreiteten, erinnerten uns an die anziehendſten Gegenden des Vaterlands. Wir ſtiegen zu Pferde; obgleich wir nicht weiter als Eine Stunde von Jericho mehr entfernt ſeyn konnten, bemerkten wir weder Mauern noch Rauch in der Ebene, und wußten daher nicht recht, wohin wir unſere Richtung zu nehmen hatten, als ungefähr dreißig auf herrlichen Pferden reitende Beduinen zwiſchen zwei Sandhügeln hervorrückten und im Galopp auf uns anſprengten. Es war der Scheikh und die angeſehenſten Einwohner von Jericho, welche, von unſerer Ankunft durch einen Araber des Gouverneurs von Jeruſalem unterrichtet, uns aufſuchten, um ſich an uns anzuſchließen. Wir kannten die Araber der Wüſte von Jericho nur nach dem Rufe ihrer Räuberei und Rohheit, welchen ſie in ganz Syrien beſitzen, und wußten im erſten Augenblick nicht, ob ſie als Freunde oder Feinde zu uns kamen; aber Nichts in ihrem Betragen während mehrerer Tage, die ſie bei uns blieben, zeigte eine ſchlimme Abſicht von ihrer Seite. Zahm gemacht durch den Schreck vor Ibrahim's Namen, als deſſen Emiſſäre ſie uns anſehen zu müſſen glauben, ließen ſie uns Alles zu Theil werden, was ihr Land uns bieten konnte, freien Durchzug durch die Wüſte, das Waſſer ihrer Brunnen, und etwas Gerſte und Hirſe zum Futter für unſere Pferde. Ich dankte dem Scheikh und ſeinen Freunden für das Geleite, das ſie uns anboten; ſie vereinigten ſich mit unſerer Truppe, und zu unſeren Seiten da und dort über die Sandhügel hinrennend, verſchwanden ſie und kamen wieder zum Vorſchein mit der Schnelligkeit des Windes. Ich bemerkte hier ein Pferd von bewundernswerther Schönheit und Schnelligkeit, das der Bruder des Scheikhs ritt, und gab meinem Dragoman auf, es mir um jeden Preis zu kaufen. Da aber ähnliche Anerbietungen ſich geradezu nicht ohne eine Art von Beleidigung für das Zartgefühl des Eigenthümers des Pferdes machen laſſen, bedurfte es einer Unterhandlung von mehreren Tagen, um mich in den Beſitz dieſes ſchönen Thiers zu ſetzen, das ich meiner Tochter beſtimmte und auch wirklich gab.

Jericho.

Nach einem Ritt von einer Stunde befanden wir uns, ohne mehr daran zweifeln zu können, am Fuße der Wälle von Jericho; dieſe Wälle waren wahre Mauern von zwanzig Fuß Höhe und fünfzehn bis zwanzig Fuß Dicke, aus Dornenbüſcheln, welche übereinander angehäuft und mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit aneinandergereiht waren, um Menſchen und Thieren den Weg zu verſperren: Befeſtigungswerke, welche zwar nicht bei dem Schalle der Trompete eingefallen wären, welche aber der Feuerbrand des Hirten oder Simſons Füchſe eingeäſchert hätten. Dieſes Bollwerk von dürrem Dornengeſtrüppe hatte drei weite immer geöffnete Thore, welche ohne Zweifel Arabiſche Schildwachen bei Nacht bewachten. Vor dieſen Thoren verbeikommend ſahen wir auf den breiten Dächern einiger Lehmhütten in den maleriſchſten Stellungen gruppirt alle Frauen und Kinder der Stadt der Wüſte, welche ſich drängten und übereinander emporreckten, um uns vorbeiziehen zu ſehen. Dieſe Frauen, deren Schultern und Beine nackt waren, hatten zur Bekleidung ein Stück blauen Baumwollenzeug, in der Mitte des Körpers mit einem kupfernen Gürtel zuſammengehalten, Arme und Beine mit mehreren ſilbernen und goldenen Spangen umgeben, die Haare gekräuſelt und über den Hals hinabwallend; einige von ihnen trugen reiche mit unzähligen Zechinen und Piaſtern durchwickelte Flechten, welche wie ein Harniſch auf Bruſt und Schultern fielen. Es waren ausgezeichnete Schönheiten darunter, doch hatten ſie Nichts von dem ſanften, beſcheidenen, ſchüchternen, wollüſtig ſchmachtenden Ausſehen der Arabiſchen Frauen von Syrien. Es ſind keine Frauen mehr; es ſind weibliche Barbaren; ſie haben in Blick und Haltung das gleiche Feuer, die gleiche Kühnheit, die gleiche Rohheit, wie die Beduinen. Es befanden ſich mehrere Negerinnen unter ihnen, welche keine Sklavinnen zu ſeyn ſchienen. Die Beduinen heirathen ohne Negerinnen oder Weiße, auch hat die Farbe keinen Einfluß auf den Rang. Dieſe Frauen ſtießen wilde Schreie aus und lächelten, als ſie uns vorbeiziehen ſahen, die Männer dagegen ſchienen ihre unartige Neugier zu tadeln und zeigten Nichts als eine ernſte Achtung. Nicht weit von den Dornmauern kamen wir an zwei oder drei Häuſern von Scheikhs vorbei; ſie ſind von Lehm gebaut, der in der Sonne getrocknet iſt, und haben nur einige Fuß Höhe; die mit Matten und Teppichen bedeckte Terraſſe iſt das anſehnlichſte Zimmer, in dem ſich die Familie beinahe Tag und Nacht aufhält. Vor der Thüre iſt eine breite Bank von Lehm, wo man einen Teppich für den Häuptling ausbreitet. Hier hauſt er vom Morgen an, umgeben von ſeinen vorzüglichſten Sklaven, indem er Beſuche von ſeinen Freunden empfängt. Der Kaffee und die Pfeife dampfen unaufhörlich. Ein großer Hof umgibt das Haus, voll von Pferden, Kameelen, Ziegen und Kühen. Beinahe immer ſind zwei oder drei ſchöne Stuten geſattelt und gezäumt für den Gebrauch des Gebieters.

Wir hielten nicht länger, als einige Augenblicke bei dem Lehmpalaſte des Scheikhs an, der uns Waſſer, Kaffee und die Pfeife anbot und ein Kalb und mehrere Schafe für unſere Karavane ſchlachten ließ; auch erhielten wir geſchrotene Hirſenkörner, Hühner und Waſſermelonen zum Geſchenk, und der Scheikh mit fünfzehn bis zwanzig der angeſehenſten Araber der Stadt ritt uns vor, als wir wieder abzogen; in der Umgegend von Jericho trafen wir einige gut gebaute Mais- und Hirſenfelder, einige Orangen- und Granatgärten, auch umgaben einige ſchöne Palmbäume die wenigen Häuſer in der Umgegend der Stadt; weiterhin wird Alles wieder Sandwüſte. Dieſe Wüſte iſt eine ungeheure Ebene mit mehreren Abfällen, welche wie in regelmäßigen Stufen einer natürlichen Treppe ſich bis zum Jordan abſenken; das Auge ſieht Nichts, als eine einzige in Einem fortlaufende Ebene, aber nachdem man eine Stunde weit geritten iſt, befindet man ſich auf Einmal am Rande einer dieſer Terraſſen, und man kömmt einen jähen Abhang hinab, darauf reitet man noch eine Stunde, und trifft einen neuen Abſaz und ſo weiter fort. Der Boden iſt ein weißer feſter Sand, mit einer dichten Salzkruſte bedeckt, die ohne Zweifel von den Nebeln des todten Meers erzeugt wird, welche im Verdünſten ſie zurücklaſſen; es gibt hier keinen Stein, keine Erde, ausgenommen, wo man ſich den Ufern des Fluſſes oder den Bergen nähert; überall hat man einen ziemlich weiten Horizont und man kann auf eine bedeutende Entfernung einen in der Ebene galoppirenden Araber unterſcheiden. Da dieſe Wüſte der Schauplaz der Räuberei der Araber, der Plünderung und Niedermezlung der Karavanen iſt, welche von Jeruſalem nach Damaskus, oder von Meſopotamien nach Aegypten ziehen, benüzen jene einige von dem fliegenden Sande gebildete Hügel, oder werfen ſelbſt künſtliche Erhöhungen auf, um ſich den Blicken der Reiſenden zu entziehen und ſie von ferne ſchon beobachten zu können; ſie graben dabei ein Loch in den Sand auf dem Gipfel dieſer Anhöhen, und verbergen ſich und ihre Pferde darin. So bald ſie eine Beute ſich nähern ſehen, ſtürzen ſie mit der Schnelligkeit eines Falken hervor, gehen, um ihren Stamm zu benachrichtigen und kommen dann zuſammen zum Angriff: Dieß iſt ihr einziges Gewerbe, ihr einziger Ruhm; ihre Civiliſation iſt Mord und Raub, und ſie ſehen in den Erfolgen dieſes Treibens den gleichen Ruhm, wie unſere Eroberer in der Unterjochung einer Provinz. Ihre Dichter — denn ſie haben welche — feiern in ihren Verſen jene Scenen der Barbarei, und pflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht das Ehrengedächtniß ihrer Großthaten,

d. h. ihrer Verbrechen fort. Den Pferden vornehmlich wird in dieſen Erzählungen ihr Theil an dem Ruhm zugemeſſen; hier eine, die uns der Sohn des Scheikhs unterwegs vortrug:

„Ein Araber und ſein Stamm hatten in der Wüſte die Karavane von Damaskus angegriffen; der Sieg war vollſtändig und die Araber wollten ſchon ihre reiche Beute einpacken, als die Reiter des Baſſa's von Acre, welche dieſer Karavane entgegenkamen, ſich unverſehens auf die ſiegreichen Araber ſtürzten, eine große Anzahl tödteten, und die andern zu Gefangenen machten, und mit Stricken gebunden nach Acre führten, um ſie dem Baſſa zum Geſchenke zu machen. Abu-el-Maſch, dieß iſt der Name des Arabers, von dem er uns ſagte, hatte in dem Gefechte eine Kugel in den Arm bekommen; da ſeine Wunde nicht tödtlich war, banden ihn die Türken auf ein Kameel, und ſchleppten, nachdem ſie ſich ſeines Pferdes bemächtigt, Pferd und Reiter mit ſich fort. Am Abend des Tages, an welchem ſie in Acre eintreffen ſollten, kampirten ſie mit ihren Gefangenen in den Gebirgen von Saphadt; dem verwundeten Araber waren die Beine mit einem kupfernen Ringe zuſammengefeſſelt und er neben dem Zelte ausgeſtreckt, in welchem die Türken ſchliefen. Während der Nacht, da er von dem Schmerz ſeiner Wunde wach gehalten wurde, hörte er ſein Pferd bei den andern um die Zelte her nach orientaliſcher Art angebundenen Pferden wiehern; er erkannte ſeine Stimme und da er dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, noch einmal mit dem Gefährten ſeines Lebens zu ſprechen, ſchleppte er ſich auf den Händen und Knieen mühſam auf dem Boden fort, bis er endlich bei ſeinem Roſſe anlangte. „Armer Freund, ſagte er zu ihm, was ſollſt du bei den Türken thun? man wird dich einkerkern unter dem Gewölbe eines Khans mit den Pferden eines Aga oder Baſſa; die Frauen werden dir nicht mehr Kameelsmilch, Gerſte oder Hirſe in der hohlen Hand bringen; du wirſt nicht mehr frei in der Wüſte umherjagen wie der Wind von Aegypten her, und nicht mehr wirſt du die Waſſer des Jordan mit deiner Bruſt zertheilen, das deine gleich dem Schaume weiße Mähne kühlte; aber wenigſtens, wenn auch ich ein Sklave bin, ſollſt du frei ſeyn! nimm, gehe, kehre zu dem Zelte zurück, das du kennſt, gehe, meiner Frau zu ſagen, daß Abu-el-Maſch nicht mehr wiederkehren wird, ſchlüpfe mit deinem Kopfe zwiſchen den Vorhängen des Zeltes hinein, um die Hand meiner kleinen Kinder zu lecken!“ So ſprechend hatte Abu-el-Maſch mit ſeinen Zähnen das Seil von Ziegenhaaren abgebiſſen, mit welchem die Arabiſchen Pferde angebunden ſind, und das Pferd war frei; als es aber ſeinen Herrn verwundet und gefeſſelt zu ſeinen Füßen ſah, begriff das treue verſtändige Roß vermöge ſeines Inſtinkts, Was keine Sprache ihm hätte ſagen können; es ſenkte den Kopf, beroch ſeinen Herrn, packte ihn mit den Zähnen an dem kupfernen Gürtel, den er um den Leib hatte, rannte dann im Galopp davon und brachte ihn bis zu ſeinen Zelten. Als es dort angekommen ſeinen Gebieter vor die Füße ſeiner Frau und Kinder abgeladen hatte, ſtarb das Thier vor Erſchöpfung; der ganze Stamm beweinte es, die Dichter beſangen ſeinen Ruhm, und ſein Name lebt fort in dem Munde der Araber von Jericho.“

Wir haben keinen Begriff von der Höhe des Verſtandes und der Anhänglichkeit, zu welcher die Gewohnheit, mit der Familie zu leben, von den Kindern geliebkoſt, von den Frauen gefüttert zu werden, von der Stimme des Gebieters Lob oder Tadel zu hören, den Inſtinkt des Arabiſchen Pferdes ſteigern. Das Thier iſt ſchon ſeiner Raçe nach viel verſtändiger und zahmer, als die Raçen unſerer Klimate; eben ſo iſt es bei allen Thieren in Arabien. Die Natur hat ihnen mehr Inſtinkt, mehr Zutraulichkeit gegen den Menſchen gegeben, als bei uns. Sie erinnern ſich noch beſſer der Tage von Eden, wo ſie noch freiwillig der Herrſchaft des Königs der Natur unterworfen waren. Ich ſelbſt habe oft in Syrien geſehen, wie Vögel des Morgens gefangen wurden, und Abends vollkommen gezähmt waren, indem es weder eines Käfigs, noch eines Fadens um die Füße bedurfte, um ſie bei der Familie zurückzuhalten, die ſie angenommen hatte, ſondern ſie frei auf den Orangen- oder Maulbeerbäumen des Gartens umherflatterten und auf den Ruf kamen, um ſich von ſelbſt auf den Finger der Kinder, oder den Kopf der jungen Mädchen zu ſezen.

Das Pferd des Scheikhs von Jericho, welches ich kaufte und ritt, kannte mich ſchon nach wenigen Tagen als ſeinen Herrn: es wollte ſich von keinem andern mehr beſteigen laſſen, und trabte durch die ganze Karavane hindurch, um auf meinen Ruf herbeizukommen, obgleich meine Sprache ihm eine fremde Sprache war.

Sanft und liebkoſend gegen mich und an die Pflege meiner Araber gewöhnt, ging es friedlich und verſtändig im Reihen der Karavane dahin, ſo lange wir nur Türken, Türkiſch gekleideten Arabern oder Syriern begegneten; aber ſelbſt ein Jahr nachher, wenn es einen auf einem Pferde der Wüſte reitenden Beduinen witterte, wurde es auf Einmal ein ganz anderes Thier; ſein Auge entflammte ſich, ſein Schweif erhob ſich und peitſchte ſeine Weichen wie eine Geiſſel; es ſtellte ſich auf die Hinterbeine und ging lange ſo unter der Laſt des Sattels und des Reiters, ein Wiehern hörte man dann nicht von ihm, ſondern es ſtieß einen kriegeriſchen Schrei aus, ähnlich dem Tone einer ehernen Trompete, einen Schrei, daß alle unſere Pferde erſchraken und anhielten, indem ſie die Ohren ſpitzen, um es zu hören.

— Gleiches Datum. —

Nach einem Ritt von fünf Stunden, während deſſen der Fluß immer weiter ſich von uns zu entfernen ſchien, kamen wir auf der lezten Terraſſe an, an deren Fuß er hinſtrömen mußte, aber obgleich wir nur noch zwei bis dreihundert Schritte von ihm entfernt waren, bemerkten wir immer noch Nichts, als die Ebene und die Wüſte vor uns, und keine Spur weder eines Thals noch eines Fluſſes. Dieß iſt, wie ich glaube, jene Täuſchung der Wüſte, welche einige Reiſende zu dem Glauben brachte, den man hie und da ausſprechen hört, als

fließe der Jordan in der Wüſte von Jericho mit ſchlammigem Waſſer auf einem Bette von Kieſeln und zwiſchen ſandigen Ufern hin. Dieſe Reiſenden konnten nicht bis zum Fluſſe vordringen und da ſie von ferne ein weites Sandmeer ſahen, konnten ſie ſich nicht vorſtellen, daß eine friſche, tiefe, köſtlich ſchattige Oaſe in der Vertiefung der Terraſſen dieſer einförmigen Sandwüſte liege, und die bis an den Rand ſchwellenden Fluthen und das murmelnde Bette des Jordan mit einer grünen Einfaſſung umgebe, um die ihn die Themſe ſelbſt beneiden würde: und dennoch iſt es ſo. Wir ſelbſt ſtanden überraſcht und entzückt, als wir, am Rande der lezten Platte angekommen, welche mit Einemmale ſich unter unſern Füßen verlor und in ein ſteiles Thal abfiel, eines der lieblichſten Thäler vor Augen bekamen, auf dem je unſere Blicke geruht hatten. Wir ſtürzten im Galopp hinab, angezogen von der Neuheit des Schauſpiels und dem Reiz der Friſche der Wäſſerung und des Schattens, mit dem dieſes Thal erfüllt war; überall ſah man Nichts, als Wieſen vom ſchönſten Grün, wo da und dort Büſchel von blühendem Schilf oder Zwiebelpflanzen wuchſen, deren große bunte Blumenkronen den Raſen und den Fuß der Bäume mit Sternen von allen Farben beſäten; Gehölze von Stauden mit langen biegſamen Stängeln, welche wie Helmbüſche um ihre vielen Stämme herabfielen; große Perſiſche Pappeln, mit leichtem Laub, nicht wie unſere beſchnittenen Pappeln Pyramidenförmig ſich erhebend, ſondern wie die Eichen nach allen Seiten ihre nervigen Aeſte frei ausbreitend, mit einer Rinde, welche glatt und weiß in den flimmernden Strahlen der Morgenſonne leuchtete; Wälder von Weiden jeder Art, ſo groß und dicht, daß es unmöglich war, hindurch zu kommen, ſo gedrängt ſtanden die Bäume, während unzählige Lianen, die ſich zu ihren Füßen ſchlängelten und von einem Stamm zum andern flochten, ein undurchdringliches Nez zwiſchen ihnen bildeten. Dieſe Wälder erſtreckten ſich auf den beiden Ufern des Fluſſes nach oben und unten, ſo weit man ſehen konnte. Wir mußten vom Pferde ſteigen und unſer Lager in einer der lichten Stellen des Waldes aufſchlagen, um zu Fuße bis nach dem Waſſer des Jordans zu gelangen, den wir hörten, ohne ihn zu ſehen. Nur mit Mühe drangen wir durch, bald durch das Gewirre des Waldes, bald durch das lange Gras, bald durch die hohen Rohrſtängel, endlich fanden wir eine Stelle, wo der Raſen allein das Ufer bildete, und benezten unſere Hände und Füße in dem Fluſſe. Er kann hundert bis hundertzwanzig Fuß in der Breite haben; ſeine Tiefe ſcheint beträchtlich, ſeine Strömung iſt reißend, wie die der Rhone in Genf; ſeine Waſſer ſind blaßblau, leicht getrübt von der Beimiſchung des grauen Bodens, den er durchfließt, den er unterhöhlt und von dem wir von Zeit zu Zeit mächtige Stücke in ſeinen Waſſerſpiegel einſtürzen hörten: ſeine Ufer ſind ſchroff, aber er füllt ſie bis zum Fuße des Schilfs und der Bäume, mit denen ſie bedeckt ſind. Dieſe Bäume, jeden Augenblick von dem Waſſer unterminirt, laſſen ihre Wurzeln darin hinunter flattern; oft gänzlich entwurzelt und auf der zuſammenfallenden Erde jedes Stüzpunkts entbehrend hängen ſie mit allen ihren Aeſten und Blättern in dem Waſſer, ſo daß dieſe ſich

darin nezen und wie grüne Bogen von einem Ufer zum andern ragen. Von Zeit zu Zeit wird einer dieſer Bäume mit dem Fleck Erde, der ihn trägt, fortgeriſſen und ſchwimmt auf dem Fluß mit allen ſeinen Blättern, mit ſeinen losgeriſſenen und an ſeinen Zweigen ſich herumſchlingenden Lianen, ſeinen jezt unter Waſſer geſezten Neſtern, und ſeinen noch immer auf ſeinen Aeſten ſich wiegenden Vögeln; wir ſahen mehrere vorbeiſchwimmen, während der wenigen Stunden, die wir auf dieſer reizenden Oaſe zubrachten. Der Wald zieht ſich an allen Windungen des Jordans hin, und umflicht ihn mit einer ununterbrochenen Guirlande von Zweigen und Blättern, welche ſich in's Waſſer tauchen, wodurch ſie in ſeinen leichten Wellen ein Gemurmel hervorrufen. Eine zahlloſe Menge von Vögeln bewohnt dieſe undurchdringlichen Wälder. Die Araber rathen uns an, nicht ohne Waffen hineinzugehen und nur mit Vorſicht vorzudringen, weil dieſe dichten Baumſchläge der Schlupfwinkel für Löwen, Panther und Tigerkazen ſind. Wir ſahen keine, aber hörten oft in dem Schatten des Dickichts ihr Brüllen und ſonſtige Töne, ähnlich denen, welche die großen wilden Thiere von ſich geben, wenn ſie durch das Dickicht der Wälder brechen. Wir durchſtreiften während einer oder zwei Stunden die gangbaren Strecken am Ufer dieſes ſchönen Fluſſes. In einigen Gegenden hatten die Araber von den wilden Stämmen der Gebirge des ſteinigen Arabiens, an deren Fuß wir waren, den Wald angezündet, um durchzudringen oder um Holz zu bekommen: es blieb eine große Anzahl von Stämmen übrig, welche blos durch die Rinde hindurch verkohlt waren;

aber neue Sproſſen waren um die verbrannten Bäume her aufgeſchoſſen und die Schlingpflanzen dieſes fruchtbaren Bodens hatten die verdorrten Bäume und die jungen Schoße ſo durchwebt, daß der Wald dadurch nur ſeltſamer, keineswegs aber weniger dicht und üppig wird. Wir ſammelten einen mächtigen Vorrath von Zweigen von Weiden, Pappeln, und den andern Bäumen mit langen Ruthen und ſchöner Rinde, deren Namen ich nicht alle weiß, um unſern Freunden in Europa Geſchenke damit zu machen, und trafen wieder im Lager ein, deſſen Plaz die Araber während unſerer Streiferei am Ufer des Fluſſes gewechſelt hatten.

Sie hatten eine noch lieblichere und für das Aufſchlagen der Zelte viel geeignetere Stelle entdeckt, als alle, welche wir eben durchzogen hatten; es war eine Wieſe mit ſo feinem und buſchigem Gras, wie wenn es von einer Schafheerde abgerupft geweſen wäre. Da und dort warfen einige zerſtreute Stauden mit breiten Blättern, einige junge Platanen und Maulbeerfeigenbäume einen Schatten auf dieſen Grasplaz, in welchem wir uns lagerten und unſere Pferde Kühlung fanden. Der Jordan, der nur zwanzig Schritte von da floß, hatte ſich eine kleine nicht ſehr tiefe Bucht in der Mitte jener lichten Stellen gegraben, und ſeine Waſſer wirbelten zu den Füßen von zwei oder drei großen Pappeln. Ein gangbarer Abhang führte bis zum Fluß und geſtattete uns, unſere ermüdeten Pferde eines nach dem andern hinzuführen und uns ſelbſt darin zu baden. Hier ſchlugen wir unſere Zelte auf, um für den Reſt des Tags Halt zu machen.

Am folgenden Morgen, 2. November, zogen wir unſeres Wegs in der Richtung gegen die höchſten Berge des ſteinigen Arabiens weiter; je nach den Windungen des Jordans kamen wir von dieſem ab und trafen dann wieder auf ihn, während wir dem todten Meere immer mehr uns näherten. Nicht weit von dem Laufe des Fluſſes in einer Gegend, die ich nicht zu benennen wußte, ſtehen dort die immer noch impoſanten Reſte einer Burg der Kreuzfahrer, die von ihnen offenbar gebaut wurde, um dieſe Straße zu bewachen. Dieſes Gebäude iſt jezt unbewohnt, und dient im geraden Gegentheil jezt den Arabern zum Hinterhalt, von welchem aus ſie die Karavanen plündern. Es macht mitten in dieſem Sandmeere den Eindruck, wie ein auf dem Horizont der See einſamſtehendes Wrack. Näher bei dem todten Meere laſſen die wellenlinigen Hebungen des Terrains nach; der Abfall neigt ſich unmerklich gegen das Ufergeſtade, der Sand wird ſchlammig und die Pferde, indem ſie bei jedem Schritt beinahe ſtecken bleiben, kommen mit Mühe vorwärts. Als wir endlich den Wiederſchein der Fluthen bemerkten, konnten wir unſere Ungeduld nicht länger mehr bezähmen; wir ſezten uns in Galopp, um uns in die erſten Wogen zu ſtürzen, welche glänzend wie geſchmolzenes Blei vor uns auf dem Sande ſchliefen. Der Scheikh von Jericho und ſeine Araber, die uns immer noch folgten, glaubten, wir wollen den Dgérid mit ihnen reiten, und ritten in die Ebene hinaus, kamen dann wieder auf uns zurück, zückten, indem ſie ein Geſchrei ausſtießen, ihre langen Rohrlanzen, wie wenn ſie uns hätten durchbohren wollen, darauf hielten ſie ihre Pferde an, warfen ſie auf die Hinterbeine zurück, ließen uns vorbeireiten, und ritten von Neuem ab, um wiederzukehren. Ich kam durch die Schnelligkeit meines Turkomaniſchen Pferdes zuerſt an, aber auf dreißig bis vierzig Schritt von den Wogen, iſt das mit Erde vermiſchte Sandlanger ſo feucht und hat einen ſo ſumpfigen Grund, daß mein Pferd bis zum Bauche einſank und ich glaubte, im Schlamme erſtickt zu werden, doch kam ich wieder heraus, wir ſaßen ab und näherten uns zu Fuße dem Ufer. Das todte Meer iſt ſchon von mehreren Reiſenden beſchrieben. Ich habe weder ſeine ſpecifiſche Schwere, noch das Verhältniß der Salzbeſtandtheile unterſucht, welche ſein Waſſer enthält. Weder Bereicherung für die Wiſſenſchaft; noch für die Kritik wollte ich hier ſuchen. Ich kam einzig und allein an daſſelbe, weil es in meinem Wege, mitten in einer berühmten Wüſte lag, ſelbſt berühmt dadurch, daß zwei Städte in ihm untergegangen ſind, welche einſt da ſich erhoben, wo ich jezt ſeine ſtarren Fluthen ſich dehnen ſah. Seine Ufer ſind nach Oſten und Weſten zu flach, gegen Norden und Süden umſchließen es die hohen Gebirge von Judäa und Arabien, welche beinahe bis in ſeine Fluthen hineinragen. Die von Arabien ſpringen indeß etwas mehr ab, hauptſächlich auf der Seite der Einmündung des Jordans, wo wir damals waren. Dieſe Ufer ſind gänzlich öde; die Luft iſt unrein und ungeſund. Wir erprobten ſelbſt ihren ſchädlichen Einfluß während der Tage, die wir in der Wüſte zubrachten. Eine gewiſſe Schwere des Kopfs und ein fieberhaftes Gefühl befiel uns, und verließ uns nicht eher, als bis wir dieſe Atmoſphäre hinter uns hatten. Man bemerkt von hier aus keine Inſel. Indeſſen glaubte ich dennoch zwei zu unterſcheiden an der Gränze des Horizonts auf der Seite von Idumäa. Die Araber wiſſen Nichts davon. Das Meer hat in dieſer Gegend eine Länge von wenigſtens dreißig Meilen, und ſie wagen ſich nie weit an ſeinem Ufer hinab. Kein Reiſender konnte je eine Umſchiffung des todten Meers verſuchen; es wurde ſogar nicht einmal auf ſeinem andern Ende, noch auf ſeinen Ufern von Judäa und Arabien geſehen. Wir ſind, glaube ich, die Einzigen, welche es mit aller Freiheit auf drei Seiten beſchauen konnten, und wenn wir mehr Zeit aufzuwenden gehabt hätten, würde Nichts uns gehindert haben, Dielen von Libanoncedern von Jeruſalem oder Jaffa uns zu beſtellen, um an Ort und Stelle eine Schaluppe bauen zu laſſen, und dieſes wunderbare Binnenmeer nach allen Seiten kennen zu lernen. Die Araber, welche in der Regel keinen Reiſenden ſo nahe kommen laſſen, und deren Vorurtheile dagegen ſind, daß Jemand dieſes Meer beſchiffte, fügten ſich ſo ſehr allen unſern Wünſchen, daß ſie unſerem Vorhaben niemals Etwas in den Weg gelegt hätten. Gewiß hätte ich es ausgeführt, wenn ich zum Voraus hätte wiſſen können, welche Aufnahme dieſe Araber uns zu Theil werden ließen. — Aber es war zu ſpät; wir hätten nach Jeruſalem ſchicken und Zimmerleute kommen laſſen müſſen, um die Barke zu bauen; Dieß hätte mit der Schiffahrt uns wenigſtens drei Wochen weggenommen und unſere Tage waren gezählt; ich verzichtete daher auf das Unternehmen, jedoch nicht ohne innern Kampf. Ein künftiger Reiſender wird, in gleichen Umſtänden mit mir, es leicht ausführen können, um auf dieſe Naturerſcheinung und dieſes geographiſche Räthſel das Licht zu werfen, nach welchem Kritik und Wiſſenſchaft ſchon ſo lange ſich ſehnen.

Das Ausſehen des todten Meers iſt weder trübe, noch traurig, außer für das Gemüth. Für das Auge iſt es ein ſchimmernder See, deſſen ungeheure ſilberne Fläche das Licht und den Himmel wiederſtrahlt, wie ein Venetianiſcher Spiegel; ſchön ausgeſchnittene Gebirge werfen ihren Schatten bis an ſein Ufer. Man ſagt, es gebe keine Fiſche in ſeinen Waſſern und keine Vögel an ſeinem Strande. Ich weiß Nichts davon; ich ſah weder Sturmvögel, noch Möven, noch jene ſchöne weiße, den Seetauben gleichende Vögel, welche den Galeeren auf dem Bosphorus folgen; aber einige hundert Schritte vom todten Meer erlegte ich mehrere Vögel, welche von dem ſumpfigen Ufer des Jordans aufflogen und wilden Enten glichen. Wenn die Luft an dem Meere tödtlich für ſie wäre, kämen ſie nicht ſo nahe, um ſeinen mephitiſchen Dünſten zu trozen. Ebenſo wenig bemerkte ich die verſunkenen Ruinen der Städte, welche man, wie die Sage geht, ein wenig unter der Oberfläche ſeiner Wogen ſieht. Die Araber, welche mich begleiteten, wollen wiſſen, man bemerke ſie hie und da. Ich verfolgte lange Zeit das Ufer dieſes Meers, bald auf der Seite von Arabien, wo der Jordan ſich in daſſelbe ergießt, (dieſer Fluß iſt hier, wie die Reiſenden ihn beſchreiben, eine Pfüze von ſchmuzigem Waſſer in einem kothigen Bette) bald auf der Seite der Gebirge von Judäa, wo die Ufer ſich heben und hie und da die Geſtalt von leichten Dünen annehmen. Der Waſſerſpiegel bot überall den gleichen Anblick: glänzend, azurblau, unbeweglich. — Die Menſchen haben die Fähigkeit, welche Gott ihnen in der Geneſis gab, die Fähigkeit, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, recht gut behalten. Dieſes Meer iſt ſchön; es ſchimmert, es übergießt mit dem Wiederſchein ſeiner Fluthen die ungeheure Wüſte, die es beſpült; es zieht das Auge an und macht Eindruck auf das Gemüth; aber — es iſt todt; hier iſt keine Spur von Bewegung und Geräuſch: ſein Gewäſſer, zu ſchwer für den Wind, rollt nicht in tönenden Wogen dahin, und nie ſpielt der Schaumgürtel ſeiner Brandung auf den Kieſeln ſeiner Ufer: es iſt ein verſteinertes Meer. Wie hat es ſich gebildet? Offenbar wie die Bibel ſagt und die Wahrſcheinlichkeit beſtätigt: da es der ungeheure Mittelpunkt der vulkaniſchen Bergketten iſt, die ſich von Jeruſalem nach Meſopotamien und vom Libanon nach Idumäa hinziehen, öffnete ſich ein Krater in ſeinem Schooße, zur Zeit, wo ſieben Städte ſeine Ebene bevölkerten. Die Städte mögen durch das Erdbeben eingeſtürzt ſeyn; der Jordan, welcher, wie man beinahe nicht anders annehmen kann, damals durch jene Ebene lief, und in das rothe Meer ſich ergoß, wurde dann durch die aus der Erde aufgeſtiegenen und in den Kratern von Sodom und Gomorrha ſich wieder verſenkenden vulkaniſchen Hügel plözlich aufgehalten und bilden ſo dieſes Meer, deſſen Gewäſſer von Salz, Schwefel und Pech, den gewöhnlichen Nahrungsſtoffen oder Erzeugniſſen der Vulkane geſchwängert iſt:

ſo iſt der wahrſcheinliche Hergang der Sache. Dieß vergrößert und verkleinert Nichts an der Handlung des allumfaſſenden ewigen Willens, den die Einen ein Wunder, die Andern Natur nennen; Natur und Wunder, iſt denn Das nicht ganz das Gleiche, und iſt denn das Weltall etwas Anderes, als ein Wunder von Ewigkeit zu Ewigkeit?!

— Gleiches Datum. —

Wir kommen auf dem nördlichen Ufer des todten Meers, auf der Seite des Thales von Sankt-Saba wieder an. Die Wüſte hat in dieſer Gegend bei weitem mehr Abwechslung; ſie iſt von ungeheuren Erd- und Sandwellen durchfurcht, die wir jeden Augenblick zu umgehen oder zu überſteigen haben. Die Reihe unſerer Karavane zeichnet ſich in einer Wellenlinie auf dem Rücken dieſer Wogen, wie eine lange Flotte auf dem Meer, von der man die verſchiedenen Fahrzeuge nach einander bemerkt und wieder in den Furchen der Wogen aus den Augen verliert. Nach drei Stunden Wegs, hie und da über kleine Ebenen, wo wir im Galopp reiten, dann wieder an tiefen Sandſchluchten hin, wo unſere Pferde ſtürzen, bemerken wir vor uns den Rauch der Häuſer von Jericho. Die Araber reiten von uns ab, und ſprengen nach jener Richtung zu. Nur zwei bleiben bei uns, um uns den Weg zu zeigen. Wie wir Jericho uns nähern, kommen uns die angeſehenſten

von jenen Arabern wieder entgegen. Wir lagern in der Mitte eines von einigen Palmbäumen beſchatteten Feldes, wo ein kleiner Bach fließt. Unſere Zelte ſind ſchnell aufgeſchlagen, und wir finden, Dank ſey es den Geſchenken jeder Art, welche die Araber in unſer Lager gebracht haben, ein Abendeſſen bereit. Der Araber, der das ſchöne Pferd ritt, das ich mit mir nehmen wollte, ſchien ſelbſt das Turkomaniſche Pferd zu bewundern, welches ich Tags zuvor geritten hatte. Als das Geſpräch mit leichter Wendung auf unſere beiderſeitigen Pferde gebracht war, loben ſie einige von den meinigen. Ich ſchlage ihm vor, ſein Pferd gegen das Turkomaniſche zu tauſchen; wir reden den ganzen Abend hin und her über das Aufgeld, das ich ihm geben ſollte: es kommt aber Nichts zu Stande. Jedesmal, wenn ich auf ſeinen Preis mich einlaſſe, bezeigt er einen ſolchen Schmerz, ſich von ſeinem Pferde zu trennen, daß wir ſchlafen gehen, ohne einen Handel geſchloſſen zu haben. Am folgenden Tage im Augenblick der Abreiſe, wo ſchon alle Pferde geſattelt und gezäumt ſind, mache ich ihm noch einige Anbote; endlich entſchließt er ſich, ſelbſt mein Turkomaniſches Pferd zu beſteigen, er reitet es im Galopp über die Ebene: von den glänzenden Eigenſchaften des Pferdes verführt, ſchickt er mir das ſeinige durch ſeinen Sohn. Ich ſtelle ihm neunhundert Piaſter zu, beſteige das Pferd und reiſe weiter. Der ganze Stamm ſchien es mit Bedauern fortgehen zu ſehen: die Kinder ſprachen zu ihm, die Frauen zeigten mit Fingern auf daſſelbe, und der Scheikh kam immer wieder, um es zu betrachten und einige kabaliſtiſche Zeichen über daſſelbe zu machen, wie die Araber zur Vorſicht bei allen Pferden thun, die ſie kaufen oder verkaufen. Das Thier ſelbſt ſchien zu wiſſen, daß es jezt Abſchied nehme, und ſenkte traurig ſeinen von einer herrlichen Mähne beſchatteten Kopf, indem es zur Linken und Rechten die Wüſte mit einem betrübten unruhigen Blick betrachtete. Das Auge der Arabiſchen Pferde iſt eine vollſtändige Sprache. Mit ihrem ſchönen Auge, deſſen feuriger Augapfel aus dem großen mit Blut marmorirten Weiß heraustritt, ſagen und begreifen ſie Alles.

Seit einigen Tagen hatte ich unterlaſſen das von meinen Pferden zu reiten, welches ich allen andern vorzog. In Folge der unzähligen abergläubiſchen Meinungen der Araber gibt es ſiebzig gute oder ſchlimme Zeichen für das Horoskop eines Pferdes, und ihre Kenntniß iſt eine Wiſſenſchaft, welche beinahe alle Leute in der Wüſte kennen. Das Pferd, von dem ich ſpreche, und welchem ich den Namen Libanon gab, weil ich es in dieſen Gebirgen gekauft hatte, war ein junger, großer, ſtarker Hengſt, muthig, unermüdlich und klug, und während der fünfzehn Monate, die ich es ritt, bemerkte ich auch nicht den Schatten eines Fehlers an ihm; aber es hatte in dem zufälligen Strich ſeiner ſchönen aſchgrauen Haare auf der Bruſt eines von jenen Merkmalen, welches die Araber für ein ſchlimmes Vorzeichen halten. Ich war darauf aufmerkſam gemacht worden, als ich es kaufte; aber ich hatte es mit der einfachen und ihrem Urtheil angemeſſenen Bemerkung an mich gebracht, daß ein für einen Mahomedaner ungünſtiges Zeichen für einen Chriſten ein günſtiges ſey. Darauf wußten ſie Nichts

zu antworten, und ich ritt Libanon allemal, wenn ich längere Tagereiſen oder ſchlechtere Wege vor mir hatte. Wenn wir uns einer Stadt oder einem Stamme näherten, und man der Karavane entgegen kam, ſo machten die Araber oder Türken, von der Schönheit und Lebhaftigkeit des Thiers überraſcht, mir Komplimente darüber und ſtaunten es an mit dem Auge des Neids; aber wenn nach einigen Augenblicken der Bewunderung das verhängnißvolle Zeichen, welches jedoch ein wenig von dem ſeidenen Halsband, und dem am Halſe hängenden Amulet, welches jedes Pferd immer trägt, bedeckt war, ſich zeigte, ſo veränderten die Araber ihr Geſicht, traten mit einer ernſten betrübten Miene auf mich zu und bedeuteten mir durch Zeichen, dieſes Pferd nicht mehr zu reiten. In Syrien hatte dieß wenig zu ſagen, aber in Judäa und unter den Stämmen der Wüſte fürchtete ich, es möchte meinem Anſehen Eintrag thun und jenen, Ehrfurcht und Gehorſam fordernden, Zauberſchein zerſtören, der uns umgab. Ich zweifle nicht daran, daß wir einen großen Theil der Ehrerbietung und Furcht, welche uns umgab, der Schönheit von zwölf bis fünfzehn Arabiſchen Pferden zu danken hatten, die wir ritten oder die uns folgten. Ein Pferd in Arabien iſt das Vermögen eines Mannes: Dieß gilt für Alles und erſezt Alles: ſie faßten eine hohe Meinung von einem Franken, der ſo viele Pferde beſaß, und zwar ſo ſchöne, als ihr Scheikh oder der Baſſa.

Wir kehren nach Jeruſalem durch das gleiche Thal zurück, durch welches wir bei Nacht im Herweg gekommen ſind. Ehe wir in den erſten Gebirgspaß einreiten, ſehen wir auf einer ſchönen weiten Platte, welche die Ebene beherrſcht, einige deutliche Spuren von antikem Bauwerk, und wir kommen auf die Vermuthung, daß hier die wahre Stelle iſt, wo das alte Jericho lag. Es bedurfte großer Fortſchritte der Civiliſation, um die Städte in Ebenen zu bauen. Man täuſcht ſich nie, wenn man die alten Städte auf Höhen ſucht.

In dieſen Paß verſezt das rührende Gleichniß vom Samariter die Scene der Mißhandlung und der Barmherzigkeit. Es ſcheint, daß ſchon ſeit den Zeiten des Evangeliums dieſe Thäler in üblem Rufe ſtanden.

Ermüdende Tagereiſe durch die Eintönigkeit eines Wegs von vierzehn Stunden und die übermäßige Hize der Sonne, welche von den ſteilen Seitenwänden der Thäler wiedergeſtrahlt wird; wir begegnen während dieſer vierzehn Stunden Niemand, als einem Arabiſchen Hirten, welcher eine zahlloſe Heerde von ſchwarzen Ziegen auf einem Hügel weiden ließ.

— 2. November 1832. —

Neben dem Teiche Salomo's, unter den Mauern von Jeruſalem.

Da wir einen Tag dem Gebete weihen wollten an dem Orte, nach welchem alle Chriſten ſich wenden, wie alle Mahomedaner nach Mekka, forderten wir den Mönch, welcher allein die geiſtlichen Verrichtungen für Jeruſalem

beſorgte, auf, für unſere lebenden und todten Verwandten, für unſere Freunde von allen Zeiten und Orten, für uns ſelbſt endlich, das Gedächtniß des großen ſchmerzlichen Opfers zu feiern, das dieſe Erde mit dem Blute des Gerechten befeuchtet hatte, damit die Liebe und die Hoffnung daraus entſproßte. Wir wohnten dem Gottesdienſte bei mit allen den Gefühlen, wie ſie jedem ſeine Erinnerungen, ſeine Schmerzen, ſeine Verluſte, ſeine Wünſche und ſein verſchiedenes Maß von Frömmigkeit und Glauben einflößten; zum Tempel und Altar wählten wir die Grotte von Gethſemane in der Schlucht des Thales Joſaphat; dieſe Höhle am Fuße des Oelbergs war es, wohin nach den Traditionen Chriſtus einigemale ſich zurückzog, um der Verfolgung ſeiner Feinde und der ungelegenen Gegenwart ſeiner Schüler ſich zu entziehen; hier beſchäftigte er ſich mit ſeinen himmliſchen Gedanken und bat ſeinen Vater, daß er den allzu bittern Kelch, den er ſelbſt ſich gefüllt hatte, wie wir alle die unſern füllen, ferne von ſeinen Lippen vorübergehen laſſen möchte; hier gab er am Tage vor ſeinen Tod ſeinen drei Freunden auf, bei Seite zu bleiben und nicht einzuſchlafen, mußte ſie aber dreimal wecken, ſo bereit iſt der Eifer der menſchlichen Liebe zu erſchlaffen; hier endlich brachte er jene drei gräßlichen Stunden des Todeskampfs zu, jene Stunden des unausſprechlichen Ringens zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Willen und Inſtinkt, zwiſchen der Seele, welche ſich befreien will, und der Materie, welche widerſtrebt, weil ſie blind iſt! hier ſchwizte er Blut und Waſſer aus und ſprach, müde des Kampfes mit ſich ſelbſt, ohne daß der Sieg der Vernunft ſeinem Gemüthe den Frieden gegeben hätte, jene Schlußworte, Worte, welche den ganzen Menſchen und den ganzen Gott in ſich faſſen, welche die Weisheit aller Weiſen geworden ſind und die Grabſchrift für jedes Leben, die einzige Inſchrift für alle geſchaffenen Dinge werden ſollten: Mein Vater, nicht mein ſondern Dein Wille geſchehe!

Die Lage dieſer in den Fels des Kidron eingegrabenen Grotte iſt unter allen denen, welche die fromme Leichtgläubigkeit des Volks jeder der Scenen des evangeliſchen Drama's angewieſen hat, eine der wahrſcheinlichſten und vielleicht durch das Ausſehen der Oertlichkeit ſelbſt am beſten gerechtfertigt. Hier iſt ja das in dem Schatten des Todes gelegene Thal, der unter den Mauern der Stadt verborgene Abgrund, die tiefſte und offenbar damals von den Menſchen am meiſten vermiedene Höhle, wo Chriſtus, der alle Menſchen zu Feinden haben mußte, weil er gekommen, um allen ihren Lügen den Krieg zu erklären, von Zeit zu Zeit eine Zuflucht ſuchen und ſich in ſich ſelbſt zurückziehen mußte, um nachzudenken, um zu beten und um zu leiden! Der trübe Bach Kidron fließt einige Schritte von da; damals war es Nichts, als ein Kloak von Jeruſalem; der Oelberg macht hier eine Biegung, um mit den Hügeln zuſammenzuſtoßen, welche die Gruft der Könige enthalten und bildet hier gleichſam einen gekrümmten Ellenbogen, wo Maſſen von Terebinthen, Oliven- und Feigenbäumen ſtehen; jene Fruchtbäume, welche das arme Volk immer, ſelbſt in dem Staub des Felſen, um eine große Stadt her pflanzt, mußten den Eingang der Grotte verbergen; überdieß war jene Stelle durch die Trümmer, welche Jeruſalem berührten, nicht verdeckt und unkenntlich gemacht. Die Jünger, welche mit Chriſtus gewacht und gebetet hatten, konnten hieher wiederkehren und, indem ſie auf den Fels und die Bäume deuteten, ſagen: Hier war es! Ein Thal verſchwindet nicht wie eine Straße und der kleinſte Fels dauert länger, als der prachtvollſte Tempel.

Die Grotte von Gethſemane und der Fels, welcher ſie bedeckt, ſind gegenwärtig von den Mauern einer kleinen verſchloſſenen Kapelle eingefaßt, deren Schlüſſel in den Händen der Lateiniſchen Mönche von Jeruſalem bleibt. Dieſe Grotte und die ſieben Olivenbäume des nahen Grundſtücks gehören ihnen; die Pforte, in den Fels gehauen, geht auf den Hof einer andern Kapelle hinaus, das man das Grab der heiligen Jungfrau nennt; dieſes gehört den Griechen; die Grotte iſt tief und hoch und in zwei gewölbte Räume getheilt, welche durch eine Art unterirdiſchen Portikus miteinander zuſammenhängen. Es ſind hier mehrere ebenfalls in den natürlichen Fels gehauene Altäre; man hat dieſes von der Natur gebildete Heiligthum eben ſo wenig durch künſtliche Zierrathen verunſtaltet, als alle andern des heiligen Grabs; das Gewölbe, der Boden und die Wände beſtehen aus Nichts, als aus dem Felſen ſelbſt, der noch von der Höhlenfeuchtigkeit des Bodens, der ihn umgibt, wie von Thränen träufelt; nur hat man über jedem Altar eine ſchlechte Schilderung der Scene des Todeskampfs Chriſti mit den Engeln, welche ihm den Todeskelch reichen, fleiſchfarben, in Lebensgröße auf

Kupferplatten gemalt angebracht; wenn man dieſe ſchlechten Figuren wegnehmen wollte, da ſie doch diejenigen verdrängen, welche die fromme Einbildungskraft ſo gerne im Schatten dieſer leeren Grotte ſich erſchafft, — wenn man die von Thränen benezten Blicke frei und ohne ſichtbare Bilder zu dem Gedanken ſich emporheben ließe, deſſen dieſes Dunkel ſo voll iſt, ſo würde dieſe Grotte die wohlerhaltenſte und heiligſte Reliquie der Hügel von Zion ſeyn, aber freilich müſſen die Menſchen an Allem was ſie anrühren, immer etwas verderben! Und hätten ſie doch nur blos die Steine und die Trümmer an dieſen ſichtbaren Schaupläzen verfälſcht und verdorben, aber Was haben ſie gemacht aus den Säzen, den Lehren, den Beiſpielen dieſer Religion der Vernunft, der Einfachheit, der Liebe und der Demuth, welche der Menſchenſohn für ſie mit ſeinem Blute verſiegelte! Wenn Gott es zuläßt, daß eine Wahrheit auf die Erde fällt, ſo iſt das Erſte, daß die Menſchen ſie ſchmähen und ihren Träger ſteinigen; dann reißen ſie jene Wahrheit an ſich, welche ſie nicht mit ihm tödten konnten, weil ſie unſterblich iſt; ſie iſt die Beute, die ſie von ihm nehmen, und die ſie als ihr Erbe anſprechen; aber ſie faſſen ſie, wie den Edelſtein, welchen verruchte Räuber dem himmliſchen Pilgrim entreißen, in ſo viele Irrthümer ein, daß ſie unkenntlich wird, bis der Tag auf's Neue über ſie erglänzt und die Weisheit, nach Jahrhunderten den Diamant von ſeiner Faſſung ablöſend, ſagt: hier iſt das Wahre, hier iſt das Falſche; auf dieſer Seite iſt die Wahrheit, auf jener der Irrthum! Dieß iſt der Grund, warum alle Religionen zwei Naturen haben, deren Verbindung die Geiſter ſtaunen macht: eine Natur für das Volk, Wunder, Legenden, ſchmachvoller Aberglaube, eine unreine Miſchung, mit welcher die Jahrhunderte der Unwiſſenheit und der Finſterniß den Gedanken des Himmels vermengen und trüben, und eine philoſophiſche und vernünftige Natur, welche man glänzend und unwandelbar wiederfindet, wenn man mit der Hand den menſchlichen Roſt abwiſcht, eine Natur, welche, an dem ewigen, unzerſtörbaren Lichte der Vernunft betrachtet, jene Wahrheit rein und unverkümmert wiederſtrahlt und jedes Verhältniß und jede Intelligenz mit jenem Glanze der Wahrheit und Liebe erhellt, hinter welchem man ſieht und liebt das offenbare Weſen, Gott!

— Gleiches Datum. —

Nicht weit von der Grotte von Gethſemane iſt ein kleines Eckchen Erde, noch von ſieben Olivenbäumen beſchattet, welche die Volksſage als dieſelben Bäume bezeichnet, unter denen Jeſus ausruhte und weinte. Dieſe Olivenbäume tragen in der That wirklich auf ihren Stämmen und Wurzeln das Datum von achtzehn Jahrhunderten, welche ſeit jener großen Nacht verfloſſen ſind. Die Stämme ſind ungeheuer und wie alle jene alten Olivenbäume aus einer großen Anzahl von Sproſſen zuſammengeſezt, welche unter der gleichen Rinde mit dem Baume Ein Fleiſch geworden zu ſeyn ſcheinen, und gleichſam einen Bündel verbundener Säulen bilden. Ihre Zweige ſind beinahe ausgedörrt, tragen aber immer noch einige Oliven. Wir ſammelten die, welche den Boden unter den Bäumen bedeckten; ſchüttelten einige mit frommer Beſcheidenheit und füllten damit unſere Taſchen, um ſie als Reliquien dieſes Landes unſern Freunden mitzubringen. Ich begreife, daß es für eine chriſtliche Seele ſüß ſeyn muß zu beten, die Steine von Oliven jener Bäume durch die Finger abrollend, deren Wurzeln vielleicht Jeſus mit ſeinen Thränen befeuchtete und befruchtete, als er ſelbſt zum Leztenmale auf der Erde betete. Wenn es nicht die nämlichen Stämme ſind, ſind es ſicherlich Sprößlinge jener heiligen Bäume, Nichts aber ſpricht dafür, daß man ſie nicht für die nämlichen halten dürfe. Ich habe alle Theile der Erde durchreiſt wo der Olivenbaum wächſt; dieſer Baum dauert Jahrhunderte aus, Nirgends aber habe ich dickere gefunden, obgleich er hier in einem ſteinigen, dürren Boden gepflanzt iſt. Ich habe ſogar auf den Gipfeln des Libanon Cedern geſehen, welche die Arabiſchen Volksſagen bis auf die Jahre Salomo's zurückdatirten. Es iſt nichts Unmögliches: die Natur hat gewiſſen Gewächſen eine längere Dauer gegeben, als den Reichen; manche Eichen haben mehr als Eine Dynaſtie vorüberſchwinden ſehen, und die Eichel, die wir mit unſern Füßen treten, der Olivenſtein, den ich durch meine Finger ſchlüpfen laſſe, der Cedernapfel, den der Wind ſchaukelt, werden wachſen, blühen und ihre Schatten auf die Erde werfen, wenn die Hunderte von Generationen, welche auf uns folgen, der Erde ihre Handvoll Staub heimgegeben haben werden, die ſie nach einander von ihr geliehen haben. Dieß iſt kein Beweis von Verachtung der Schöpfung gegen uns. Die Bedeutung jedes Weſens richtet ſich nicht nach der Dauer, ſondern nach der innern Kraft ihrer Exiſtenz. Es liegt mehr in Einer Stunde des Gedankens, der Betrachtung, des Gebets oder der Liebe, als in einem ganzen Daſeyn eines rein ſinnlichen Menſchen. Es iſt mehr Leben in einem Gedanken, der in einem für die Berechnung nicht meßbaren Zeittheil, in dem Millionentheil einer Sekunde die Welt durchfliegt und zum Himmel ſich erhebt, als in achtzehn Jahrhunderten des Pflanzenlebens der Olivenbäume, die ich jezt vor mir habe, oder in den fünfundzwanzig Jahrhunderten der Cedern des Libanon.

— Gleiches Datum —

Wir frühſtückten, auf den Stufen der Quelle Siloë ſizend. Ich ſchrieb einige Verſe nieder, zerriß das Papier und warf die Fezen in die Quelle. Das Wort iſt eine ſchartige Waffe. Die ſchönſten Verſe ſind die, welche man nicht ſchreiben kann. Die Worte jeder Sprache ſind unzulänglich, und jeden Tag findet das Herz des Menſchen in den Schattirungen ſeiner Gefühle, und die Einbildungskraft in den Eindrücken der ſichtbaren Welt Dinge, welche der Mund nicht ausſprechen kann, da es ihm an Worten dafür fehlt. Das Herz und das Gemüth des Menſchen ſind Muſiker, gezwungen, eine endloſe Muſik auf einem Klavier zu ſpielen, welches blos einige wenige Töne anſchlägt. Man ſollte eher ſchweigen. Das Stillſchweigen iſt eine ſchöne Muſik in gewiſſen Augenblicken. Der Geiſt vernimmt ſie, und Gott verſteht ſie: das iſt genug.

— Gleiches Datum. —

Indem ich das Thal Joſaphat wieder hinaufgehe, komme ich an dem Grabe Abſalons vorbei. Es iſt ein Felsblock, der wiederum ſelbſt in den Felsblock des Berges Silhoa gehauen iſt, ohne daß er von dem urſprünglichen Geſtein, das ſeine Unterlage bildet, losgeriſſen wäre. Es hat ungefähr dreißig Fuß Höhe und zwanzig Fuß Breite auf allen ſeinen Seiten; dieß jedoch nur auf's Gerathewohl angegeben, denn ich meſſe Nichts aus: die Meßſtange iſt für den Architekten. Seine Form iſt: ein Viereck als Grundlage mit einer Griechiſchen Pforte und Korinthiſchem Karnieß, oben auf dieſem Viereck ſteht eine Pyramide. Kein Römiſcher oder Griechiſcher Charakter. — Ernſtes, bizarres Ausſehen, wobei wie bei den Aegyptiſchen Denkmalen, die Beſtimmung und die Neuheit ſogleich in's Auge fällt. Die Juden hatten keine eigene Architektur. Sie liehen von Aegypten, von Griechenland, aber, wie ich glaube, hauptſächlich von Indien; dorther ſcheinen mir die Ideen, wie die Künſte zu ſtammen. Indien iſt die Mutter von Aſſyrien, Chaldäa, Meſopotamien, Syrien, der großen

Städte der Wüſte wie Baalbeck, dann folgen als Geburten von ihm Aegypten, dann die Inſeln, wie Kreta und Cypern, dann Etrurien, dann Rom; darauf kam die Nacht, und das Chriſtenthum, anfänglich von der Platoniſchen Philoſophie, dann von der barbariſchen Unwiſſenheit des Mittelalters gepflegt, gebar unſere Civiliſation und unſere modernen Künſte. Wir ſind jung, und treten kaum in das Mannesalter. Eine im Denken, in den ſocialen Formen und den Künſten neue Welt, wird wahrſcheinlich noch vor Verfluß weniger Jahrhunderte aus der großen Ruine des Mittelalters hervorgehen, an der wir noch ſtehen. Man merkt, daß die moraliſche Welt mit ihrer Frucht ſchwanger gehe, die ſie unter Krämpfen und Schmerz gebären wird; indem das geſchriebene und durch die Preſſe vervielfältigte Wort der Erörterung, der Kritik, der Forſchung über Alles zum Träger wird, indem es das Licht aller Intelligenzen auf jeden Punkt der Geſchichte oder des Streits ruft, führt es unwiderſtehlich das Zeitalter der Vernunft für den Menſchen herbei. Offenbarung für Alle durch Alle. — Wiederſtrahl des göttlichen Lichtes, der Vernunft und Religion, durch alle Centren der Menſchheit. — Man könnte ein ſchönes Buch machen aus der Geſchichte des göttlichen Geiſtes in den verſchiedenen Phaſen der Menſchheit; aus der Geſchichte der Gottheit im Menſchen, wo man dieſes religiöſe Prinzip finden würde, das Anfangs in den erſten bekannten Zeiten des Menſchengeſchlechtes durch Inſtinkte und blinde Triebe handelte; darauf durch die Stimme der Propheten, *Mens divinior* ſang; darauf ſich auf den Tafeln des Geſetzgebers offenbarte, unter den geheimnißvollen Weihen der Indiſchen, Aegyptiſchen, Hebräiſchen Theokratien. Als ſeine mythologiſchen Formen, veraltet und von der Leichtgläubigkeit der Menſchen erſchöpft waren, ſah man ihn einzeln zerſtreut in den großen philoſophiſchen Schulen von Griechenland und Kleinaſien vergeblich nach allgemeinen Symbolen ringen, bis das Chriſtenthum die ganze ſpekulative und beſtrittene Wahrheit in jenen zwei großen praktiſchen und unbeſtreitbaren Wahrheiten zuſammenfaßte: Anbetung eines einzigen Gottes; Liebe und Brüderlichkeit unter allen Menſchen. Das Chriſtenthum ſelbſt, verdunkelt und durch die Leichtglaubigkeit der Jahrhunderte, die es zu durchlaufen hatte, mit Irrthümern vermiſcht, wie jede Lehre, welche Volkseigenthum geworden iſt, ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, ſich durch ſich ſelbſt umzugeſtalten, mit einem mehr vernünftigen Aufſchwung von den überſchwenglichen Geheimniſſen, in die man es eingehüllt hat, ſich zu reinigen, und ſeine göttlichen Lichtvollkommenheiten mit der der religiöſen Vernunft zu verſchmelzen, die es zuerſt geboren und ſo hoch über den Horizont der Menſchheit gehoben hat.

— Gleiches Datum. —

Ein wenig über der Stelle, wo das Thal des Kidron ſeinen Anfang nimmt, im Norden von Jeruſalem, kamen wir über einige Felder mit röthlichem fruchtbarerem Boden, mit einem Olivengehölz bedeckt. Ungefähr

fünfhundert Schritte von der Stadt kamen wir an den Rand eines tiefen Steinbruchs, in welchen wir hinabſtiegen. Zur Linken ſtreckte ſich ein reich gemeißelter Block nach der ganzen Länge des Steinbruchs, und ließ unten eine enge Oeffnung ſehen, welche von Erde und eingeſtürzten Steinen halb geſchloſſen war. Ein Menſch konnte zur Noth auf Händen und Füßen hineinkriechen. Wir ſchlüpften hinein, da wir aber weder Fackeln noch Feuerzeug bei uns hatten, kamen wir bald wieder heraus, und beſuchten die innern Gemächer nicht; es waren die Gräber der Könige. Das prachtvoll gearbeitete Frieß von der ſchönſten Griechiſchen Arbeit, welches über dem äußern Felſen angebracht iſt, deutet durch dieſe Verzierung des Denkmals auf die blühendſte Epoche der Künſte in Griechenland; indeß ſtammt es vielleicht von Salomo her, denn wer kann wiſſen, Was dieſer große Fürſt von dem Genie Indiens und Aegyptens entlehnte?

— 3. November 1832. —

Die Peſt, welche mehr und mehr in Jeruſalem und den Umgegenden wüthet, erlaubt uns nicht, in Bethlehem einzukehren, wo das Kloſter und die heilige Kapelle geſchloſſen ſind. Indeſſen beſteigen wir Abends unſere Pferde, und nachdem wir eine Hochebene von ungefähr zwei Meilen öſtlich von Jeruſalem durchritten haben, kommen wir auf eine Höhe in geringer Entfernung von Bethlehem, von welcher aus man die kleine

Stadt ganz überſieht. Kaum ſind wir hier gelagert, als eine zahlreiche Kavalkade von Arabern aus Bethlehem kommt, und mir vorgeſtellt zu werden verlangt. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſagen ſie mir, daß ſie an mich abgeſchickt ſeyen, um mich zu bitten, eine Verminderung des Tributs auszuwirken, mit welchem Ibrahim Baſſa ihre Stadt belegt habe; ſie haben durch das Gerücht und von den Arabern Abugoſch's, ihres Häuptlings, erfahren, daß Ibrahim Baſſa mein Freund ſey, und mir gewiß keine abſchlägige Antwort geben werde, wenn ich ſeine Gnade für ſie in Anſpruch nehme. Da die Araber von Bethlehem das abſcheulichſte Geſindel iſt, immer im Kriege mit ihren Nachbarn ſich befindet und das Lateiniſche Kloſter von Bethlehem brandſchazt, ſo antwortete ich ihnen mit Ernſt, indem ich ihnen ſtrenge Vorwürfe über ihre Räubereien machte: ich werde zwar auf ihr Erſuchen Rückſicht nehmen, und es dem Baſſa vortragen, aber unter der Bedingung, daß ſie die Europäer, die Pilger und hauptſächlich die Kloſter von Bethlehem und der Wüſte Sankt-Johannis in Ruhe laſſen; würden ſie ſich die geringſte Verletzung des Burgfriedens gegen jene armen Mönche zu Schulden kommen laſſen, ſo ſey der feſte Entſchluß Ibrahims, ſie bis auf den lezten Mann auszurotten, oder ſie in die Wüſten des ſteinigen Arabiens zu vertreiben. Außerdem ſagte ich noch, was einen lebhaften Eindruck auf ſie zu machen ſchien, daß wenn die Kräfte Ibrahim Baſſa's nicht zureichen, die Baſſa's von Europa entſchloſſen ſeyen, ſelbſt zu kommen, um ſie zur Vernunft zu bringen; vor der Hand aber ſollten ſie nur

den Tribut bezahlen. Von dieſem Tage an bis zu meiner Abreiſe, hatte ich immer in meinem Gefolge eine gewiſſe Anzahl Beduinen-Scheikhs aus Bethlehem, Hebron und der Wüſte Sankt-Johannis, welche mich unaufhörlich mit Bitten um die Herabſetzung des Tributs beſtürmten, troz aller meiner Bemühungen, ihrer los zu werden. Als ich in das Lager in dem Thale bei dem Teiche Salomo's zurückkam, erhielt ich den Beſuch Abugoſch's, welcher mit ſeinem Oheim und ſeinem Bruder kam, um ſich nach Neuigkeiten bei uns zu erkundigen. Ich gebe ihm Kaffee und die Pfeife, und wir verplaudern eine Stunde vor der Thüre meines Zelts, jeder unter einem Olivenbaum ſizend.

— Gleiches Datum. —

Ein Kurier von Jaffa bringt mir Briefe von Europa und Beirut und ſtellt ſie mir unter den Wällen von Jeruſalem zu. Dieſe Briefe beruhigen mich über die Geſundheit meiner Tochter; aber da ſie als Nachſchrift zu dem Briefe ihrer Mutter beifügt, daß ſie durchaus wünſche, ich möchte in dieſem Augenblick nicht nach Aegypten reiſen, beſtelle ich meine Kameelkaravane in El-Ariſch wieder ab und entſchließe mich, auf der Küſte von Syrien zurückzureiſen. Wir brechen unſere Zelte ab, ich ſchicke dem Kloſter ein Geſchenk von fünfhundert Piaſtern, ungerechnet fünfzehnhundert Piaſter, die ich ihnen für Roſenkränze, Reliquien, Kruzifixe u. dgl.

bezahlt habe, und wir ſchlagen von Neuem die Straße nach der Wüſte Sankt-Johannis ein.

Das Ausſehen von Jeruſalem im Allgemeinen läßt ſich mit wenigen Worten ſchildern: Berge ohne Schatten, Thäler ohne Waſſer, Erde ohne Grün, Felſen ohne Schauerlichkeit und Großartigkeit; einige Felsblöcke von grauem Geſtein, welche aus der zerbröckelten durchriſſenen Erde hervorſtehen, von Zeit zu Zeit daneben ein Feigenbaum, eine Gazelle oder ein Schakal, der verſtohlen aus den Spalten des Geſteins hervorſchlüpft; einige Weinſtöcke, die auf der graulichen oder röthlichen Aſche des Bodens hinkriechen, hie und da eine Gruppe von blaſſen Olivenbäumen, welche einen unbedeutenden Fleck von Schatten auf die ſchroffen Seitenwände eines Hügels werfen; an dem Horizont eine Terebinthe oder ein dunkler Johannisbrodbaum, der traurig und einſam aus dem Blau des Himmels heraustritt; — dieß iſt das Land; ein reiner tief klarer Himmel, in welchem niemals ein Wölkchen ſchwimmt oder ſich mit dem Purpur des Abends und des Morgens färbt; auf der Seite von Arabien ein mächtiger Abgrund zwiſchen den dunkeln Gebirgen, die Blicke bis nach den blendenden Fluthen des todten Meers und dem violetten Horizont der Gebirgskuppen des Moabiterlandes leitend; kein Windhauch, der in den Giebeln oder den dürren Aeſten der Olivenbäume murmelte; kein ſingender Vogel, keine in der kahlen Furche zirpende Grille: ein vollkommenes ewiges Stillſchweigen in der Stadt, auf den Wegen, auf der Flur. So war Jeruſalem während der Tage, die wir unter ſeinen Mauern zubrachten. Ich hörte dort Nichts,

als um unſere Zelte her das Wiehern meiner Pferde, welche von der Sonnenhize ungeduldig gemacht mit ihren Füßen den Boden zu Staub ſcharrten, und den melancholiſchen Geſang des Muezzelin, der von den Minareten herab die Stunde rief, oder die gedehnten Wehrufe der Türkiſchen Leidtragenden, welche in langen Zügen die Peſtleichen auf die verſchiedenen Kirchhöfe begleiteten, welche die Mauern umgeben. Jeruſalem, wo man ein Grab beſuchen will, iſt ſelbſt das Grab eines Volkes, aber ein Grab ohne Cypreſſen, ohne Inſchrift, ohne Denkmale; ein Grab, aus dem man die Steine gebrochen hat, und deſſen Aſche die Erde, die es umgibt, mit Trauer, Stillſchweigen und Unfruchtbarkeit zu bedecken ſcheint. Wir warfen, indem wir von dannen zogen noch mehrere Blicke darauf von der Höhe jedes Hügels herab, auf dem wir die Stadt noch bemerken konnten, endlich ſahen wir zum Leztenmal die Kronen von Olivenbäumen auf dem Oelberg, welche noch lange im Horizonte ſchwimmen, nachdem man ſchon die Stadt aus dem Auge verloren hat, in den Himmel hinabtauchen und verſchwinden wie die Kronen von blaſſen Blumen, welche man in ein Grab wirft.

Wir ſollten indeß noch einmal hieher zurückkommen, aber ach! nicht mehr mit den gleichen Gefühlen; nicht mehr, um hier über das Unglück Anderer zu weinen, ſondern um über unſere eigenen Schmerzen zu ſeufzen, und den Boden mit unſern Thränen zu tränken, der ſchon ſo viele eingeſchluckt und getrocknet hat.

Geſtern hatte ich mein Zelt auf einem ſteinigen Felde aufgepflanzt, auf dem einige knotige, verkrüppelte

Olivenſtämme wuchſen, unter den Mauern von Jeruſalem, einige Hundert Schritte von dem Thurm Davids entfernt, nicht weit unter dem Brunnen Siloë, welcher noch über die ausgetretenen Steinplatten ſeiner Grotte hinfließt, nicht weit von dem Grabe des königlichen Dichters, der ihn ſo oft beſungen hat. Die hohen dunkeln Terraſſen, welche ehemals den Tempel Salomo's trugen, erhoben ſich zu meiner Linken, ihre Krone bildeten die drei blaue Kuppeln und die leichten luftigen Säulen der Omarsmoſchee, welche Heut zu Tage über den Trümmern des Hauſes Jehovah's ſteht. — Die Stadt Jeruſalem, in der die Peſt wüthete, war ganz mit den Strahlen einer blendenden Sonne übergoſſen, welche auf ihren tauſend Kuppeln, ſeinem weißen Marmor, ihren Thürmen von goldfarbigem Stein, auf ihren von Jahrhunderten und dem ſalzhaltigen Winde des Asphaltſee's abgeſchliffenen Mauern ſich wiederſpiegelten; kein Geräuſch ſtieg auf aus ihrem ſtummen Umkreis, der dem Lager eines Sterbenden glich: ihre weiten Thore waren offen und man bemerkte von Zeit zu Zeit den weißen Turban und den rothen Mantel des Arabiſchen Soldaten, eines unnützen Wächters dieſer verlaſſenen Thore: Nichts ging ein und aus; der Morgenwind allein wirbelte den auf den Straßen wogenden Staub auf und ſchuf für einige Zeit das Trugbild einer Karavane; wenn aber das Lüftchen vorüber war und in den Zinnen des Piſanthurms oder den drei Palmbäumen vor dem Hauſe des Kaiphas erſtorben war, fiel der Staub wieder nieder, die Wüſte trat auf's Neue hervor und keines Kameels, keines Laſtthiers Schritt hallte wieder auf dem Pflaſter der Straße; nur öffneten ſich von Viertelſtunde zu Viertelſtunde die zwei eiſernen Flügel an den Thoren von Jeruſalem und wir ſahen die an der Peſt Geſtorbenen von zwei nackten Sklaven auf einer Bahre vorübertragen nach den rings um uns aufgeworfenen Gräbern zu. Einigemal geleitete ein langer Zug von Türken, Arabern, Armeniern und Juden die Leiche, indem ſie zwiſchen den Olivenbäumen ſingend in Reihen vorüberzogen; ſie kehrten dann langſamen Schrittes und ſchweigend zur Stadt zurück; öfter noch waren die Todten allein, und wenn die beiden Sklaven die Erde oder den Sand des Hügels einige Fuß tief ausgegraben und das Opfer der Seuche in ſein leztes Bette gelegt hatten, ſezten ſie ſich auf dem Hügel ſelbſt, den ſie eben aufgeworfen hatten, nieder und theilten ſich in die Kleider des Todten, zündeten dann ihre langen Pfeifen an und rauchten ſtille, indem ſie den Rauch ihrer Tſchibuks betrachteten, wie er in leichten blauen Säulen aufſtieg und zierlich in der klaren, lebendigen, durchſichtigen Luft dieſer Herbſttage ſich verlor. Zu meinen Füßen dehnte ſich das Thal Joſaphat wie ein weites Grab; der ausgetrocknete Kidron durchfurchte es mit einer weißlichen Spalte, welche durchaus mit ſtarken Kieſeln beſät war, und die Seitenwände der beiden Hügel, welche ſie begränzen, waren ganz weiß von Gräbern und gemeiſelten Turbans, dem ſtehenden Grabmal der Osmanli's: ein wenig zur Rechten ſenkte ſich der Oelberg und gab zwiſchen den zerſtreuten Ketten der vulkaniſchen nackten Bergkegel von Jericho und Sankt-Saba dem Horizont Raum, ſich zu erweitern und zwiſchen den ungleichen Gipfeln der Cypreſſen wie eine beleuchtete Allee ſich hinzuziehen: der Blick fiel von ſelbſt darauf, von dem Azur- und Bleiglanz des todten Meers angezogen, welches am Fuße der Abſtufungen dieſer Berge ſchimmerte, und weiter hinten begränzte die blaue Gebirgskette des ſteinigen Arabiens den Horizont. Begränzen iſt jedoch nicht das richtige Wort, denn dieſe Berge ſchienen durchſichtig wie Kriſtall, und jenſeits ſah man oder glaubte zu ſehen, wie ein wogender unbeſtimmter Horizont weiterhin ſich dehnte und in dem Dunſtkreis einer in Purpur und einem blendenden Weiß gemalten Luft verſchwamm.

Es war die Stunde des Mittags, wo der Muezzelin von der höchſten Galerie des Minarets die Sonne beobachtet und die Stunde und das ſtündliche Gebet abſingt; eine lebendig beſeelte Stimme, welche weiß, Was ſie ſagt und ſingt, nach meiner Meinung bei weitem höher zu ſchäzen, als die bewußtloſe Stimme der Glocken auf unſern Kathedralen. Meine Araber hatten meinen Pferden, welche um mein Zelt her mit den Füßen an eiſernen Ringen gebunden waren, aus Säcken von ſchwarzen ziegenhaarenem Zeug Gerſte gegeben; dieſe ſchönen ſanften Thiere ſtanden unbeweglich, ihr Haupt geſenkt unter dem Schatten ihrer langen auseinander fliegenden Mähne, während ihr ſilbergraues Haar unter den Strahlen einer ſenkrechten Sonne ſchimmerte und dampfte. Die Männer waren unter dem Schatten des dickſten Olivenbaum beiſammen; ſie hatten auf der Erde ihre Matten von Damaskus ausgebreitet und rauchten, indem ſie ſich Geſchichten der Wüſte erzählten, oder Verſe des Antar's ſangen.

Antar, dieſes Urbild des herumziehenden Arabers, zugleich Hirte, Krieger und Dichter, hat in ſeinen Nationaldichtungen die Wüſte nach allen Theilen geſchildert; er iſt epiſch, wie Homer, klagend, wie Hiob, verliebt, wie Theokrit, philoſophiſch, wie Salomo; ſeine Verſe, welche eben ſo wie der Rauch des Tombachs aus der Waſſerpfeife die Phantaſie des Arabers aufregen oder einſchläfern, ertönten mit ihren Gutturalen in der belebten Gruppe meiner Sai's, und wenn der Dichter die klingende Saite an dieſen wilden, aber empfänglichen Seelen ſtärker und inniger angeſchlagen hatte, hörte man ein leichtes Murmeln von ihren Lippen; ſie falteten die Hände, hoben ſie über das Ohr, neigten den Kopf und riefen: Allah! Allah! Allah!

Später wurde ich durch die Erinnerung an die Stunden, in denen ich jene mir unverſtändlichen Verſe hörte, veranlaßt, ſorgfältig einige Bruchſtücke Arabiſcher Volksdichtungen, hauptſächlich des Heldengedichts Antar zuſammenzuſuchen. Ich war ſo glücklich, mir eine gewiſſe Anzahl davon zu verſchaffen, die ich mir von meinem Dragoman während der Winterabende, die ich auf dem Libanon zubrachte, überſezen ließ. Ich ſelbſt konnte allmälig das Arabiſche etwas verſtehen, aber nicht genug, um es zu leſen; mein Dolmetſcher überſezte die Stücke des Gedichts in das Italieniſche und ich wiederum überſezte ſie Wort für Wort in's Franzöſiſche. Ich bewahre dieſe in Europa unbekannte poetiſche Verſuche auf, und laſſe ſie am Schluſſe dieſes Bandes einrücken.

Das Antargedicht iſt, wie eben geſagt, die Nationaldichtung des herumziehenden Arabers, es ſind die heiligen Bücher ſeiner Phantaſie. Wie oft ſah ich nicht die Gruppen meiner Araber, den Abend um das Feuer meines Bivouaks gekauert, den Hals emporrecken, das Ohr neigen, und das Feuerauge gegen einen ihrer Kameraden richten, der ihnen einige Stellen dieſer wunderbaren Dichtungen herſagte, während eine aus ihren Pfeifen aufſteigende Rauchwolke über ihren Häuptern die fantaſtiſche Atmosphäre der Träume bildete und unſere Pferde, das Haupt über ſie geſenkt, ſelbſt aufmerkſam auf die eintönige Stimme ihrer Gebieter zu horchen ſchienen. Ich ſezte mich nicht weit von ihrem Kreiſe und hörte ebenfalls zu; ob ich gleich die Worte nicht verſtand, verſtand ich doch die Stimme, das Spiel der Phyſiognomieen, das Beben der Zuhörer und ich machte mir ein Bild ihrer rührenden, dramatiſchen, wunderbaren Erzählungen, die ich mir ſelbſt herſagte. So glaube ich, auch wenn ich eine melodiſche leidenſchaftliche Muſik höre, die Worte zu vernehmen, und die Poeſie der geſungenen Sprache offenbart und ſpricht mir die der geſchrieben; ſoll ich Alles ſagen? — ich habe nie eine Dichtung geleſen, welche mit jener Poeſie ſich vergleichen ließe, die ich in der mir unverſtändlichen Sprache der Araber hörte; da die Phantaſie die Wirklichkeit immer überflügelt, glaubte ich die patriarchaliſche Urpoeſie der Wüſte zu hören; ich ſah das Kameel, das Pferd, die Gazelle, ich ſah die Oaſe mit den gelblichgrünen Palmwipfeln über die mächtigen Dünen rothen Sandes emporragen, ich ſah die Kämpfe der Krieger und die jungen Arabiſchen Schönheiten, im Handgemenge geraubt und wieder gewonnen, und in ihren Befreiern ihre Geliebten erkennend. Ich erinnere mich hiebei, daß ich immer mit bei weitem größerem Vergnügen einen fremden Dichter in der abſcheulichſten, fadeſten Ueberſezung geleſen habe, als im Original ſelbſt; das ſchönſte Original läßt immer irgend Etwas im Ausdruck zu wünſchen übrig, und die ſchlechte Ueberſezung zeigt den Gedanken, das poetiſche Motiv blos an; die Phantaſie, indem ſie ſelbſt das Motiv mit Worten ausſchmückt, die ſie für eben ſo durchſchimmernd hält, als die Idee, genießt ein vollſtändiges ſelbſtgeſchaffenes Vergnügen. Da die Unendlichkeit im Gedanken liegt, dichtet ſie es auch dem Ausdruck an; die Luſt iſt auf dieſe Art unendlich. Um dieſe Luſt ſich zu verſchaffen, muß man bis auf einen gewiſſen Grad Muſiker oder Dichter ſeyn, aber Wer iſt dieß nicht? —

Antar, zugleich der Held und der Dichter des herumziehenden Arabers, iſt von uns wenig gekannt; wir wiſſen ſeine Geſchichte nur kümmerlich, nicht einmal das genaue Datum ſeiner Exiſtenz kennen wir. Einige Gelehrte behaupten, er habe im ſechszehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung gelebt. Die Lokaltraditionen ſezen ſein Leben viel früher. Antar war nach den zum Theile ſeinem Gedicht entnommenen Nachrichten ein Negerſklave, welcher durch ſeine Thaten und Tugenden ſeine Freiheit, und durch die Gewalt der Liebe und ſeines Heldenmuths ſeine Gebieterin Abla gewann. Das Antarlied iſt nicht wie die Geſänge Homers ganz in Verſen geſchrieben, ſondern in poetiſcher Proſa von dem reinſten klaſſiſchen Arabiſchen, mit Verſen durchmengt. Was das Eigenthümlichſte an dieſem Gedichte iſt, — der in Proſa geſchriebene Theil der Erzählung, iſt unendlich vorzüglicher als die eingewebten lyriſchen Fragmente. Der poetiſche Theil hat etwas Geſuchtes, Gezwungenes und die Manier einer im Verfall ſich befindenden Literatur; dagegen aber iſt Nichts einfacher, natürlicher, wahrhaft leidenſchaftlicher als der erzählende Theil. Alles, was ich von Arabiſchen Gedichten, antiken oder modernen, geleſen habe, leidet mehr oder weniger an der unglücklichen geſuchten Manier, gleich den metriſchen Dichtungen im Antar; es ſind, wenn nicht Wortſpiele, doch Spiele mit Ideen, mit Bildern, eher gemacht, den Geiſt zu ergözen, als das Herz zu rühren. Die Kunſt muß Jahrhunderte durchlaufen, ehe ſie den einfachen erhabenen Ausdruck der Natur erreicht. Für die Araber ſind die Verſe Nichts, als eine ſinnreiche Art mit ihrem Geiſte oder mit ihren Empfindungen zu ſchäkern, wovon ich jedoch einige religiöſe Dichtungen ausnehme, welche ungefähr vor dreißig Jahren von einem Maronitiſchen Biſchof auf dem Libanon geſchrieben ſind: ich habe davon einige Fragmente, würdig der Orte, die ſie eingeflößt haben und der heiligen Gegenſtände, denen jener fromme Kloſterbruder ſeinen kräftigen Genius geweiht hatte. Jene religiöſen Dichtungen ſind feierlicher und inniger, als irgend eine von denen, die ich in Europa kenne; es liegt darin Etwas von der Sprache des Hiob, von der Größe Salomo's und der Melancholie Davids.

Ich bedaure, daß nicht ein geübter Orientaliſt für uns den ganzen Antar überſezt; dieß wäre mehr werth, als eine Reiſebeſchreibung, denn es gibt keinen treueren Spiegel der Sitten, als ein Gedicht; und auch unſere

eigene Phantaſie wird verjüngt durch ſo neue Farben, wie Antar ſie in ſeiner Einſamkeit ſchöpfte; jenes Gedicht wäre ſo lieblich, wie Arioſt, ſo rührend wie Taſſo zu leſen. Ich zweifle nicht, daß die Italieniſche Poeſie Arioſt's und Taſſo's die Schweſter der Arabiſchen iſt: die gleiche Ideenverknüpfung, welche den Alhambra, Sevilla, Granada und einige unſerer Kathedralen hervorbrachte, ſchuf das befreite Jeruſalem und die reizenden Dramen des Dichters von Reggio. Antar iſt intereſſanter, als Tauſend und Eine Nacht, weil er weniger wunderbar iſt. Alles Intereſſe iſt aus dem menſchlichen Herzen und aus den wahren oder wahrſcheinlichen Abenteuern des Helden und ſeiner Geliebten geſchöpft. Die Engländer haben eine beinahe vollſtändige Ueberſezung dieſes köſtlichen Gedichts, wir beſizen davon nicht mehr, als einige in unſeren literariſchen Sammlungen zerſtreute Bruchſtücke. Der Leſer wird durch die Unvollkommenheit der am Ende dieſes Bandes angefügten Stücke hindurch kaum die wunderbaren Schönheiten des Originals zu erkennen im Stande ſeyn.

Einige Schritte von mir beweinte eine Türkiſche Frau ihren Gatten auf einem jener kleinen Denkmale von weißem Stein, mit welchem alle Hügel um Jeruſalem her beſät ſind: ſie ſcheint ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahre alt zu ſeyn, und niemals ſah ich ein ſo hinreißendes Bild des Schmerzens. Ihr Profil, das ihr zurückgeworfener Schleier mich ſehen ließ, hatte die Reinheit der Linien der ſchönen Köpfe im Parthenon, ihre Haare waren blond, mit einem Bronze- und Goldblick, wie das Kupfer der antiken Statuen, eine ſehr geſchäzte Farbe in dieſem Lande der Sonne, deren fortwährender Widerſchein ſie gleichſam iſt; ſie waren vom Kopfe losgebunden und fielen um ſie her, indem ſie buchſtäblich den Boden kehrten; ihre Bruſt war nach dem Brauch der Frauen jenes Theils von Arabien vollkommen enthüllt, und wenn ſie ſich niederbückte, um den Stein des Turbans zu umfangen, berührten ihre nackten Brüſte die Erde und gruben ihre Form in den Staub ein, wie in dem herrlichen Epos des Hrn. von Chateaubriand der Sand des Grabes noch die Form des ſchönen Buſens der in ihm begrabenen Atala abzeichnet. Sie hatte das Grab und den Boden umher mit allen Arten von Blumen beſtreut; ein ſchöner Teppich von Damaskus war zu ihren Füßen ausgebreitet, und auf ihm ſtanden einige Blumentöpfe, und ein Korb mit Feigen und Gerſtenfladen, denn dieſe Frau mußte den ganzen Tag hier weinend zubringen. Ein in die Erde gegrabenes Loch, welches auf das Ohr des Todten zugehen ſollte, diente ihr als Sprachrohr nach jener andern Welt, in welcher der ruhte, den ſie zu beſuchen kam. Von Zeit zu Zeit beugte ſie ſich gegen dieſe Oeffnung, wie wenn ſie auf Antwort wartete; darauf fing ſie wieder an zu ſingen, indem ſie fortweinte. Ich verſuchte, ob ich nicht einige Worte verſtehen könnte, welche ſie ſo murmelte, und welche bis zu mir herüber drangen; aber mein Arabiſcher Dragoman konnte ſie weder auffaſſen, noch wiedergeben. Wie bedaure ich dieſen Verluſt! Welche Geheimniſſe der Liebe und des Schmerzes! Welche Seufzer, beſeelt von dem ganzen Leben von zwei auseinander geriſſenen Herzen, mußten jene undeutlichen und in Thränen erſtickten Worte enthalten! Wenn je Etwas einen Todten erwecken konnte, ſo waren es ſolche Worte, von einem ſolchen Munde gelispelt.

Zwei Schritte von dieſer Frau unter einem ſchwarzen Tuch, das über zwei in die Erde geſteckte Rohrſtängel geſpannt war, um als Sonnendach zu dienen, ſpielten ihre zwei kleinen Kinder mit drei ſchwarzen Abyſſiniſchen Sklavinnen, welche wie ihre Gebieterin auf dem von dem Teppich bedeckten Sande niedergekauert waren. Dieſe drei Frauen, alle jung und ſchön, mit ſchlanken Formen und dem Adlerprofil der Abyſſiniſchen Neger, waren in verſchiedenen Stellungen umher gruppirt, wie drei aus Einem Block gehauene Statuen. Die eine hatte ein Knie auf dem Boden, und hielt auf dem andern eines der Kinder, das ſeine Arme nach der Seite ausſtreckte, auf welcher ſeine Mutter weinte; die andere hatte ihre Beine unter ſich geſchlagen, die gefalteten Hände wie die heilige Magdalena von Canova in den Schooß legend, der mit einem Schurze von blauem Tuch bedeckt war; die dritte ſtand aufrecht, ein wenig über ihre beiden Gefährtinnen gebeugt, und wiegte, ſich Links und Rechts ſchaukelnd, an ihrem von der Natur kaum erſt angedeuteten Buſen das kleinſte der Kinder, das ſie einzuſchläfern ſuchte. Wenn das Schluchzen der jungen Witwe bis zu den Kindern drang, fingen dieſe an, zu weinen, und die drei ſchwarzen Sklavinnen, nachdem ſie dem Seufzen ihrer Gebieterin mit dem ihrigen geantwortet hatten, begannen ſanfte Weiſen zu ſingen, um die beiden Kinder zu begütigen.

Es war Sonntag; zweihundert Schritte von mir hinter den hohen dicken Mauern von Jeruſalem, hörte ich in einzelnen Tönen das ferne ſchwache Echo des Abendgottesdienſtes aus der dunkeln Kuppel der Griechiſchen Kirche herüberdringen. Die Hymnen und Pſalmen Davids erhoben ſich von fremden Stimmen in einer neuen Sprache vorgetragen nach dreitauſend Jahren auf denſelben Hügeln, auf denen ſie vom Geiſte eingegeben worden waren; und ich ſah auf den Terraſſen des Kloſters einige Geſtalten alter Mönche des heiligen Landes auf- und abgehen, ihr Brevier in der Hand und jene ſo viele Jahrhunderte hindurch in verſchiedenen Sprachen und Rythmen Gott dargebrachten Gebete murmeln.

Und ich, ich war hier, um alles Dieß zu beſingen, um die Jahrhunderte an ihrer Wiege zu ſtudieren, um den unbekannten Strom einer Civiliſation, einer Religion bis an ſeine Quelle hinauf zu verfolgen; um von dem Geiſte der Orte und dem verborgenen Sinne der Geſchichten und Denkmale erfüllt zu werden auf dieſen Fluren, welche der Ausgangspunkt für das neue Weltalter wurden, und um mit einer wirklicheren Weisheit und einer wahreren Philoſophie die ernſte gedankenvolle Poeſie der Epoche zu pflegen, in der wir jezt leben.

Dieſe zufällig meinen Augen ſich darbietende Scene, welche ich unter die Tauſende meiner Reiſeerinnerungen eintrug, zeigte mir beinahe vollſtändig die Beſtimmung und die Phaſen aller Poeſieen. Die drei ſchwarzen Sklavinnen, wie ſie die Kinder mit den naiven ungekünſtelten Geſängen ihres Vaterlands einwiegten — die Hirten- und Lehrpoeſie der Kindheit der Nationen; die Türkiſche ihren Gatten beweinende Witwe, indem ſie auf die Erde niedergeworfen ihre Wehklagen ſingt, die elegiſche leidenſchaftliche Poeſie, die Poeſie des Herzens; die Soldaten und Arabiſchen Kameeltreiber die kriegeriſchen, verliebten, wunderbaren Fragmente des Antar vortragend; die epiſche und kriegeriſche Poeſie von nomadiſchen oder erobernden Völkern; die Griechiſchen Mönche, indem ſie auf ihren einſamen Terraſſen die Pſalmen ſingen, die heilige lyriſche Poeſie der Zeitalter des Enthuſiasmus und der religiöſen Erneuerung; und ich, der ich ſinnend unter meinem Zelte über die ganze Erde hiſtoriſche Wahrheiten oder Gedanken ſammle, die Poeſie der Philoſophie und der Betrachtungen, die Tochter einer Epoche, wo die Menſchheit ſich ſelbſt ſtudirt und über ſich ſelbſt philoſophirt, ſogar bis zu den Geſängen, welche ihre Mußeſtunden erheitern ſollen.

Dieß iſt die ganze Poeſie der Vergangenheit, aber Was wird ſie in der Zukunft ſeyn? . . . .
. . . .
. . . .

Bemerkung des Verlegers.

Ehe der Verfaſſer Jeruſalem und die Grotten von Gethſemane verläßt, die er ſo eben geſchildert hat, rücken wir Verſe ein, welche er vierzehn Monate nach dem Verluſte ſeines einzigen Kindes niederſchrieb, und deren Scene und Bilder ſich auf die damals von ihm beſuchten Orte beziehen. Dieſe Verſe, welche er uns gütigſt erlaubt hat, in dieſen Band einzuſchalten, ſind niemals veröffentlicht, oder ſelbſt auch nur von ſeinen innigſten Freunden geleſen worden.

Man wird Dieß begreifen, wenn man ſie lieſt.

Gethſemane,

oder

der Tod Julia's.

Von Mutterbuſen an war ich ein Kind des Schmerzens,
Die Thräne ſtatt des Bluts in meinen Adern quillt,
Und ſelbſt nicht dieſe mehr, die Zähren meines Herzens
Verſteinert hat ſie Gott, ſie floſſen ihm zu mild.
Mein Honig iſt das Salz, die Trauer meine Freude,
Ein brüderlich Gefühl zieht mich zu jeder Gruft;
Es feſſelt mich kein Weg, wo nicht ein Bild von Leide,
Ein Bild mir von Zerſtörung ruft.

Seh ich ein grünend Feld, und drüber Himmelshelle,
Ein ſanftes Thal, das Meer im aufgeſchloſſ'nen Arm;
Vorüber eil' ich dann! das iſt nicht meine Stelle,
Das iſt ein Plaz für Glück, ſprech' ich in bittrem Harm.
Nur wo man ſeufzet, hallt's in meinem Geiſte wieder,
Mein Herz iſt nur zu Haus, da wo geweinet ward.
Am liebſten leg' ich mich auf einen Boden nieder,
Wenn er von Aſch' und Thränen hart.

Und fragtet ihr, warum? ich könnt' es euch nicht ſagen,
Es ſchlüge wild empor des bittern Abgrunds Schmerz;
Und Schluchzen fände nur mein Mund anſtatt der Klagen,
Doch wenn ihr leſen wollt, ſo reiß' ich auf mein Herz.
In jede Fiber iſt des Mordes Dolch gedrungen,
Und ihre Zuckung quält im lezten Kampf ſich ab;
Ein Kirchhof iſt mein Herz, der Todte gnug verſchlungen,
Mein ganzes Weſen iſt ein Grab.

Und drum, dem Strand genaht, wo Chriſt zur Welt gekommen,
Begehrt' ich nicht zu ſchau'n der Oerter Heiligkeit,
Wo man die Predigten des ew'gen Worts vernommen,
Wo Palmen vor den Fuß die Armen ihm geſtreut;
In ſeinen Einzug ſich das Hoſianna miſchte,
Die Zähre heil'ger Frau'n die Hand beregnete,
Mit der er von der Stirn ſich Schweiß und Flammen wiſchte,
Und kleine Kinder ſegnete.

Führ' hin mich, wo man weint, führ' hin mich, frommer Vater,
Zum Trauergarten, drin der Heiland ſich entſchloß,
Verlaſſen von der Welt, verlaſſen von dem Vater,
Zu ſchwizen Todesſchweiß, der unter Blut ihm floß.
Laß mich allein darin; ich auch, ich möchte fühlen
Wie viel hier Schmerz gebar endloſer Stunde Noth.
Laß den Verzweifelnden im Todeskampfe wühlen!
Hier iſt mein Gottesdienſt, der Tod.

Am ſtaub'gen Oelberg iſt mir der Altar errichtet,
Im Schatten jenes Walls, vor welchem Zion fiel,
Wo auf der Sonne Strahl die tiefe Schlucht verzichtet,
Der Kidron halbverſiegt hinſikert ohne Ziel.
Hier hüllt ſich Joſaphat in ſeine Hügelfalten,
Und Trümmer kleiden hier, wie Gras, den Boden ein,
Und hohler Stämme lang geſchlungne Wurzeln ſpalten
Der Gräber berſtendes Geſtein.

Dort zwiſchen Felsgeklüft wölbt ſich die dunkle Grotte,
Wo einſt des Menſchen Sohn den Todeskelch geſchmeckt;
Wo er, erwartend ſchon die mörderiſche Rotte,
Die Freundſchaft, welche ſchlief, dreimal umſonſt geweckt.
Der Boden blutet noch von Tropfen jenes Kelches,
Die aufzuſchlürfen ſich die Lippe zitternd ſenkt,
Der Felſen Rippe mahnt noch an das Opfer, welches
Mit feuchtem Schweiß die Wände tränkt.

Da ſaß ich auf dem Stein, die Stirn in beide Hände
Gelegt, und dachte, was die Gottesſtirn gedacht;
Dann ging ich bei mir durch vom Urſprung bis an's Ende
Die Thränen, deren Lauf mein Leben hohl gemacht.
Ich nahm, und nahm auf's neu', und wiegte meine Laſten,
Ich zählte Tod um Tod, um Leben Leben ab,
Bis endlich meinen Geiſt, den irren, Träume faßten,
Und führten — Himmel! — wo hinab?

Nicht ferne war im Schirm des Mutterarms zu finden,
Mein Kind, mein Töchterlein, mein Bangen, ach! mein Glück;
Ich ſah die Stirn' ihr ſich von Lenz zu Lenz erſt runden,
Ihr Geiſt war, wie ihn gern der Himmel ruft zurück.
Sein Bild war nimmermehr aus ihrem Aug' zu ſcheiden,
Bei ihrem Strahlenblick folgt' Alles ihrem Gehn,
Und keinen Vater gab's, der, ohne mich zu neiden,
Sie hätte können wandeln ſehn.

Sie war's, was ich allein aus langem Sturm geborgen,
Die einz'ge Liebesfrucht aus Blumenüberfluß,
Für meinen irren Herd ein ew'ger Feſtesmorgen,
Sie, Thräne ganz beim Gehn, beim Kommen ſie ganz Kuß.
Sie auf mein Fenſter mir ein Strahl der Frühlingsſonne,
Ein zwitſchernd Vögelein, das von dem Mund mir trank,
Nachts neben meinem Bett ein Athem leiſer Wonne,
Und bei'm Erwachen ein Umfang.

Mehr noch! ſie war das Bild von meiner Mutter Zügen,
Von ihrem Auge war ihr Aug' ein Wiederſchein,
Ich ſah Vergangenheit vor mir als Zukunft liegen,
Mit neuem Antliz ſchien's mein altes Glück zu ſeyn.
Aus ihrer Stimme klang mir ein Jahrzehnt von Glücke,
Die Luft ward voll von Reiz, wenn ſie durchſchritt den Saal,
Es ſtieg die Thräne mir in's Aug' bei ihrem Blicke,
Ihr Lächeln ward mein Sonnenſtrahl.

Auf ihre Stirne flog mein leiſeſter Gedanke,
Ihr blaues Auge war des meinen Spiegel nur,
Bei meiner Sorge trübt' und nezte ſich der blanke,
Durch klares Waſſer ſo ſchwimmt eines Schattens Spur.
In ihrer eignen Bruſt war nur das Milde waltend,
Es ſchwebt' ein ſtrenger Zug um ihre Lippe nie,
Als wenn in Mutterhand ſie beide Hände faltend,
Vor ihrem Gott ſich ſenkt' in's Knie.

Es träumte mir, gefolgt ſey mir anher die Süße,
Und lieg' auf meinem Schoos in ihrer Schönheit Licht,
Auf meinen Armen ruh' der Hals hier, dort die Füße,
Es ſenkte ſich mein Haupt liebreich auf ihr Geſicht.
Auf dieſe Stirne, die, im Vaterarm verborgen,
Des ſeidnen Lockenhaars gebräuntes Gold umfloß,
Indeß den Perlenreih'n ein Lächeln ohne Sorgen
Aus offnem Lippenpaar umgoß.

Zu ſchöpfen mein Gemüth, ihr Herz mir zuzuſchicken,
Hob immer, immer ſich ihr Aug' empor zu mir,
Gott aber weiß allein, was in den weichen Blicken
Für Flammen funkelten, womit ich wacht' ob ihr.
Die Lippen wußten nicht, worauf ſich laſſen nieder,
Sie aber rief ſie her, als wie ein ſpielend Kind,
Bot jezo mir den Mund und jezt die Wange wieder,
Und zog ſie weg im Kuß geſchwind.

Und ſo ſprach ich zu Gott im von ihr trunknen Sinne:
„Mein Gott! ſo lang' ich leb' in dieſer Augen Schein,
Hab' ich Danklieder nur für dich und Gottesminne;
Dieß Blüthenleben iſt für mich mein einzig Seyn.
Gieb ihr das Beſte, das beſtimmt war meinem Sterne;
Auf thu' vor meinem Schritt ihr ganzes Hoffnungsglück;
Schmück' ihr das Lager aus, und zeig' ihr aus der Ferne
Der Gattin liebliches Geſchick!"

Indeß' in Wonn' ich nun und im Gebet erwarme,
Bemerket nicht mein Blick, bemerket nicht mein Geiſt,
Daß ſchwerer immer wird die Stirn' auf meinem Arme,
Und daß ihr Fuß die Hand mir wie ein Stein durcheiſt.
Julia! Julia! wie kommt's, daß du erblaſſeſt?
Woher die feuchte Stirn? der Farbe Wechſelflug?
So ſprich, ſo lächle doch! ich bange, und du ſpaſſeſt?
Schlag' auf das Aug', es iſt genug!

Allein der blaue Tod bezog die Roſenſchwelle
Der Lippen, wo erſtickt verſuchtes Lächeln floh,
Der Athem ging verkürzt in immer bang'ner Schnelle,
Ein Fittich, eh er ſinkt, ſchlägt auf und nieder ſo.
Das Ohr auf ihrer Bruſt horcht' ich dem Kampf des Leibes,
Und als der lezte Hauch die Seele fortgeführt,
Da ſtarb mein Herz in mir, wie todte Frucht des Weibes,
Die kalt es unter'm Herzen ſpürt.

Und auf dem ſtarren Arm mehr tragend als mein Leben, —
Wie nach dem Todesſtreich ein Menſch noch Schritte thut, —
So ſtand ich auf und ging zu dem Altar mit Beben,
Und auf den lauen Stein legt' ich mein Fleiſch und Blut;
Die Lippe ſog ſich ein in ihre Augenlieder,
Die Stirne, Marmor ſchon, war warm faſt, wie zuvor,
So wie das Neſt aus dem mit jungem Luftgefieder
Ein Vögelchen jüngſt flog empor.

Und alſo wogte mir in einer ew'gen Stunde
Vorbei ein Meer von Angſt, Jahrhunderte von Pein.
Der Schmerz an Herzens Statt wohnt' in des Buſens Grunde.
Ich ſprach: „mein Gott! nur ſie, nur ſie, ſonſt Nichts, war mein!
In dieſer Liebe war verſunken all mein Lieben,
Sie hatte mir erſezt, was mir der Tod geraubt,
Sie war die einz'ge Frucht, die auf dem Aſt geblieben,
Nachdem ein Sturm den Baum entlaubt."

„Sie war der einz'ge Ring von der zerbroch'nen Kette,
Der einz'ge blaue Streif an meinem Himmelszelt.
Und daß recht ſüßen Klang im Haus ihr Name hätte,
Ward in dem Taufbund ihr der tönendſte geſellt.
Sie war mein Alles mir, mein Regen und Bewegen,
Die Stimme, die mir hold allüberall gelacht;
Allſtund für meinen Blick die Sorge wie der Segen,
Sie war mir Morgen, Abend, Nacht."

„Der Spiegel, drin mein Herz in ſeinem Bild mich liebte,
Mein reinſter Lebenstag, auf dieſe Stirn gebannt;
Ein ſteter Strahl von Glück, den keine Wolke trübte,
Auf Einem Angeſicht, Herr! deiner Gaben Pfand.
Der Mutter ſüße Laſt, mir um den Hals gegeben,
Aug, meines Auges Glanz, Laut, meiner Stimme Laut;
Geiſt, meinem Geiſt entrafft, von meinem Leben Leben,
    Ein Himmel, der mich angeſchaut."

„So nimm ſie, ſprach ich, nimm! Gerechtigkeit, furchtbare,
Und ſtille deinen Durſt nach Todeskampf und Tod:
Ich ſelber bring' ſie dar auf deinem Nachtaltare;
Jezt hab' ich ihn geleert: zerbrich den Kelch der Noth.
Mein Lebenshauch! Mein Kind! hier liegt es, dir zu Füßen,
Geſchnitten hab' ich nur vom Haupt zwei Locken ihr,
Worein ſie geſtern erſt mich einſchlang unter Küſſen.
    Geblieben iſt nur dieſes mir!"

Und ſchluchzend wacht' ich auf. Der Stein, den ich erkohren
Zu ruhen, war genezt von einem blut'gen Schweiß.
Die Hand, die nach der Stirn' ich führte, war gefroren,
Und unterm Augenlied die Zähren waren Eis.
Ich floh, nicht ſchneller fliegt der Aar aus Felſengrunde,
Von meinem Hauſe ſcholl erdrücktes Jammerſchrei'n:
Die Liebe hatte noch verzögert ihre Stunde;
    Sie wartete, zu ſterben, mein.

Und jezt iſt Alles todt in meiner dürren Hütte,
Zwei Augen, vor mir ſtets, ſind ſtets von Thränen ſchwer.
Ich warte, doch auf was? ſenk' — ach wohin? die Schritte,
Ich öffne meinen Arm, ich ſchließ' ihn, er bleibt leer.
Von gleicher Farbe wie die Nächte, ſind die Tage,
Gebet und Hoffnung ſind in meinem Buſen todt.
Doch — es iſt Gottes Hand. O Seele, keine Klage!
Beug ſtill dich unter ſein Gebot!

8. November 1832 —

Den Abend und die Nacht in der Wüſte Sankt-Johannis zugebracht, um von unſern herrlichen Mönchen Abſchied zu nehmen, deren Andenken uns nie verlaſſen wird; die Erinnerung der beſcheidenen und vollkommenen Tugenden bleibt in der Seele wie der Weihrauchduft eines Tempels, durch den man gegangen iſt; wir bezahlten die guten Väter mit einem Almoſen, das kaum hinreichte, um ſie für die ihnen von uns verurſachten Unkoſten zu entſchädigen; die Gefahr, in die wir ſie geſezt hatten, rechneten ſie für Nichts; ſie baten mich nur, ſie dem gefürchteten Schuze Abugoſch's zu empfehlen, welchen ich in Jeremia wiederſehen ſollte. Wir brachen vor Tag auf, um der zudringlichen Begleitung der Beduinen von Bethlehem und der Wüſte Sankt-Johannis zu entgehen, welche nicht müde wurden, mir zu folgen, und ſelbſt anfingen, Drohungen gegen mich zu gebrauchen. Acht Uhr Morgens hatten wir die beiden Gebirge hinter uns, auf welchen das Grab der Makkabäer liegt, und ſaßen unter den Feigenbäumen von Jeremia, die Pfeife rauchend und Kaffee trinkend, mit Abugoſch, ſeinem Ohm und ſeinen Brüdern. Abugoſch überhäufte mich mit neuen Beweiſen von Achtung und Wohlwollen; er bot mir ein Pferd an, welches ich ausſchlug, nicht Willens, ſelbſt ihm ein Geſchenk zu machen, da dieß dem Tribute ähnlich geſehen hätte, den er den Pilgern auferlegt, obgleich ſie Ibrahim davon freigeſprochen hat; doch ſtellte ich die Kloſterbrüder von Sankt-Johannis, Bethlehem und Jeruſalem unter ſeine Obhut. Ich erfuhr ſeither, daß er wirklich ſie von der ewigen Belagerung der Beduinen der Wüſte befreit habe; damals aber, als ich ihn um ſeinen Schuz für die armen in die Gebirge verbannten fränkiſchen Mönche bat, dachte er wahrſcheinlich nicht daran, daß acht Monate ſpäter er mich um meine Verwendung für die Befreiung ſeines gefangen nach Damaskus geführten Bruders bitten werden müſſe, und daß es mir dann vergönnt ſeyn werde, ihm meinerſeits von Nuzen zu ſeyn. Nachdem der Kaffee getrunken und unſere Pferde erfriſcht waren, brachen wir wieder auf, begleitet von der reichen Bevölkerung von Jeremia, und ſchlugen unſer Lager jenſeits Ramla auf, in einem herrlichen Olivengehölz, welches die Stadt umgibt. Von Müdigkeit erſchöpft und ohne Lebensmittel, ließen wir die Mönche des Kloſters zum heiligen Lande um Gaſtfreundſchaft bitten; ſie verweigerten ſie uns, als Verpeſteten, was wir auch wohl ſeyn konnten, und ſo mußten wir uns das Abendeſſen aus dem Sinn ſchlagen und ſchliefen unter dem Geräuſch des Seewindes ein, der in den Wipfeln der Olivenbäume ſpielte. Hier brachten die heilige Jungfrau, Joſeph und das Kind auf der Flucht nach Aegypten die Nacht auf dem Felde zu. Dieſe Gedanken verſüßten unſere Nachtruhe.

Von Ramla ſechs Uhr Morgens aufgebrochen, nach Jaffa zum Frühſtück bei Hrn. Damiani angekommen; — einen Tag zugebracht, um auszuruhen und die Vorräthe für unſere Rückreiſe auf der Küſte von Syrien zuzurüſten.

Nichts Köſtlicheres, als dieſe Reiſen in Karavanen, wenn das Land ſchön iſt; wenn die friſchen Pferde bei Sonnenaufgang auf einem ebenen, ſandigen Boden leicht dahintraben; wenn die Gegenden ohne Einförmigkeit ſich folgen; und namentlich wenn die See, grün und blau zu den Füßen der Pferde ſich ausbreitend, mit dem kühlen Windhauch, der auf ihren beweglichen, regelmäßigen Wellen ſich erzeugt, von Zeit zu Zeit das Geſicht des Wanderers erfriſcht und ihn mit den ſtaubigen Tropfen ſeines Schaumes beſprizt; — Dieß iſt das Vergnügen, das wir genoſſen indem wir den reizenden Golf entlang zogen, der Kaipha von Saint-Jean-d'Acre trennt. Die Wüſte, welche durch die Ebene von Sebulon gebildet wird, iſt zur Rechten von hohen Schilfröhren und den Wipfeln der Palmbäume verdeckt, welche eine Scheidewand zwiſchen den Strand und dem Lande bilden: man reitet auf einem Lager von feinem weißem Sand, der unaufhörlich von der Woge beſpült wird, welche hier brandet und bis hieher ihre weißen, kannelirten Wogen treibt; der Golf, im Oſten eingeſchloſſen von der hohen Spize des Berges Karmel, den ſein Kloſter überragt, im Weſten von den zerfallenen Mauern von Saint-Jean-d'Acre, gleicht einem weiten See, wo kleine Barken ſich ungeſtraft auf den Fluthen wiegen können; dieß trifft jedoch nicht zu; die Küſte von Syrien, überall gefährlich, iſt es in noch höherem Grade in dem Golf von Kaipha: die Fahrzeuge, welche ſich hieher flüchten und, um den Sturm zu vermeiden, auf einem

wenig feſten Grunde die Anker auswerfen, werden häufig an die Küſte geſchleudert; traurige, maleriſche Trümmer beſtätigten Dieß unſern Blicken nur zu ſehr; das ganze Geſtade iſt mit Wracks von halbgeſcheiterten, im Sande begrabenen Schiffen angefüllt; einige zeigen noch ihr zertrümmertes Vorderdeck, auf welchem die Seevögel niſten, viele ragen nur noch mit den Maſten aus dem dem Sande hervor; dieſe unbeweglichen, laubloſen Bäume gleichen den Kreuzen, welche wir auf die Aſche derer pflanzen, die nicht mehr ſind: es ſind einige darunter, welche noch ihre Raaen und ihr Takelwerk haben, das, in dem ſalzigen Dunſte der See verwittert, um den Maſt her hängt. Die Araber rühren dieſe Trümmer von geſtrandeten Schiffen nicht an; blos der Zeit und den Winterſtürmen bleibt es anheimgeſtellt, ihre Zerſtörung zu vollenden, oder werden ſie allmälig im Sande begraben. Wir ſahen hier, wie beinahe an allen andern Meeren Syriens, wie die Araber fiſchen. Ein Mann, der ein kleines aufgewickeltes Nez über ſeinem Haupte ſo hält, daß er es jeden Augenblick auswerfen kann, geht einige Schritte in die See hinein, indem er Ort und Stunde ſo wählt, daß die Sonne hinter ihm iſt, und das Waſſer beleuchtet ohne ihn zu blenden. Er wartet auf die Wogen, welche über einander ſich drängend kommen, um ſich zu ſeinen Füßen auf die Klippen oder den Sand zu ergießen. In jeden Schaumfleck ſieht er nun mit durchdringendem geübten Blick, und wenn er bemerkt, daß ein Fiſch darin iſt, ſo wirft er ſein Nez aus im Augenblick, wo die Welle ſich bricht und mit ihrer Ebbe Was ſie gebracht hat wieder fortreißen wurde: das Nez fällt, die Woge zieht ſich zurück und der Fiſch iſt gefangen. Es gehört eine etwas hohe See dazu, wenn auf der Syriſchen Küſte dieſe Fiſcherei zu Stande kommen ſoll; wenn das Meer ruhig iſt, findet der Fiſcher Nichts darin, und das Waſſer wird nicht durchſichtig, als wenn ſeine Wellen auf der Oberfläche des Meeres ſich emporheben.

Der verpeſtete Geruch der Schlachtfelder kündigte uns die Nähe von Sain-Jean-d'Acre an; wir waren nur noch eine Viertelſtunde von ſeinen Mauern entfernt. Es iſt ein Trümmerhaufen; die Kuppeln der Moſcheen ſind durchbrochen, in den Mauern ſind ungeheure Breſchen und die Thürme ſind in den Hafen geſtürzt; die Stadt hatte in der jüngſt vergangenen Zeit eine Belagerung von einem Jahre ausgehalten und war von den vierzigtauſend Helden Ibrahims im Sturm genommen worden.

Man kennt in Europa die Politik des Orients ſchlecht; man dichtet ihr Zwecke an, ſie hat nur Launen, Pläne, ſie hat nur Leidenſchaften, eine Zukunft, ſie hat nur Heute und Morgen; man wollte in dem Steigen Mehemed Ali's die vorbedachte Handlungsweiſe eines lange genährten, wachſenden Ehrgeizes ſehen, es war Nichts, als daß das Schickſal ihn mit ſich fortriß, ihn von einem Schritt zum andern, und endlich ſo weit führte, daß er den Thron ſeines Oberherrn erſchütterte und eine Hälfte von deſſen Reiche eroberte: eine neue Laune des Glücks kann ihn noch weiter bringen.

Der Urſprung des Kampfes iſt folgender: Abdallah, der Baſſa von Acre, welcher als junger unbedeutender Mann zu dem Gouvernement von Acre durch Gunſt und Zufall gekommen war, hatte ſich gegen den Großherrn empört; beſiegt rief er die Verwendung des Baſſa's von Aegypten an, der ſeine Begnadigung vom Divan erkaufte. Abdallah, der bald vergaß, Was er Mehemed verdankte, weigerte ſich gewiſſe Bedingungen zu erfüllen, die er zur Zeit ſeines Unglücks gelobt hatte. Ibrahim marſchirt, um ihn dazu zu nöthigen; er trifft auf unerwarteten Widerſtand; ſein Grimm erwacht; er fordert von ſeinem Gebieter neue Truppen; ſie kommen und werden zum zweitenmale zurückgeſchlagen. Mehemed-Ali wird der Sache müde, und ruft ſeinen Sohn von dem heißbegehrten Kampfe zurück; Ibrahims Eigenliebe widerſtrebt, er will unter den Mauern von Acre ſterben, oder die Stadt ſeinem Vater unterwerfen. Endlich erzwingt er nach blutigem Kampfe den Einzug in die Thore der Stadt. Abdallah, gefangen gemacht, erwartet den Tod. Ibrahim beſcheidet ihn unter ſein Zelt, ſagt ihm einige bittere Spöttereien und läßt ihn nach Alexandria bringen. Statt des Säbels oder der ſeidenen Schnur ſchickt ihm Mehemed-Ali ſein Pferd, läßt ihn im Triumphe einziehen, und ihn neben ſich auf dem Divan ſizen, macht ihm die größten Lobeserhebungen über ſeine Tapferkeit, ſeine Treue gegen den Sultan, und gibt ihm einen Palaſt, Sklaven und ungeheure Einkünfte.

Abdallah verdiente dieſe Behandlung durch ſeine Tapferkeit: in Acre mit dreitauſend Osmanli's eingeſchloſſen, hatte er der geſammten Streitmacht von Aegypten ein Jahr lang zu Land und zur See widerſtanden; für Ibrahim, wie für Napoleon hatte das Glück vor dieſem Felſenriß geſtuzt; hätte der Großherr, um Was Abdallah ihn vergeblich bat, ihm einige Tauſend Mann zu Hilfe geſchickt oder hätte er nur zwei oder drei von jenen ſchönen Fregatten in das Syriſche Meer ſtechen laſſen, welche unnüz vor den Werften des Bosphorus vor Anker ſchlieſen, ſo wäre es um Ibrahim gethan geweſen, und er nach Aegypten mit der Ueberzeugung von der Unmacht ſeines Zornes zurückgekehrt; aber die Pforte blieb ihrem fataliſtiſchen Syſtem getreu und ließ den Untergang ihres Baſſa's ſich vollenden. Der Wall von Syrien war eingeſtürzt und der Divan erwachte aus ſeinem trägen Schlafe erſt, als es zu ſpät war. Indeſſen ſchrieb Mehemed-Ali ſeinem General, er ſolle zurückkehren, aber dieſer, ein kühner Abenteurer, wollte die Schwäche des Sultans und ſein Glück auf's Aeußerſte erproben und rückte vor. Zwei glänzende, ihm nur ſchlecht ſtreitig gemachte Siege, der von Homs in Syrien und von Konieh in Kleinaſien machten ihn zum unangefochtenen Meiſter von Arabien, Syrien, und aller der Königreiche Pontus, Bithynien, Kappadozien, welche Heut zu Tage Karamanien bilden. Die Pforte konnte ihm noch den Rückzug abſchneiden, und, in ſeinem Rücken Truppen ausſchiffend, von den Städten und Provinzen, wo er keine hinreichende Garniſonen laſſen konnte, wieder Beſiz nehmen; ein Korps von ſechstauſend Mann, in die Defileen des Taurus und von Syrien geworfen, hatte an Ibrahim und ſeiner Armee eine leichte Beute gehabt, und ihn mitten in ſeinen Siegen gefangen gemacht. Die Türkiſche Flotte war unendlich zahlreicher, als die Flotte Ibrahim's; oder vielmehr die

Pforte hatte eine ungeheure prachtvolle Flotte, Ibrahim blos zwei oder drei Fregatten; aber ſeit dem Beginn des Feldzugs hatte ſich Halil-Baſſa, ein junger Mann von zierlichem Betragen, der Liebling des Sultans und von ihm zum Kapudan-Baſſa ernannt, auf dem Meere vor den ſchwachen Kräften Ibrahim's zurückgezogen; mit eigenen Augen ſah ich ihn in die Rhede von Marmorizza auf der Küſte von Syrien im Grunde des Golfs von Macri ſich einſchließen. War er einmal mit ſeinen Schiffen in dieſen Hafen eingelaufen, deſſen Zugang wunderbar eng iſt, ſo konnte Ibrahim mit zwei Fahrzeugen ihn hindern, wieder auszulaufen. Er verließ jene Rhede auch wirklich nicht mehr, und den ganzen Winter hindurch, während die militäriſchen Operationen auf den Küſten von Syrien am wichtigſten und entſcheidendſten waren, erſchienen die Schiffe Ibrahim's allein auf dieſen Meeren, und brachten ihm ungehindert Verſtärkungen und Munition; indeß war Halil-Baſſa weder ein Verräther, noch ein Feigling; aber einen ſolchen Gang nimmt das Geſchick eines Volkes, welches unbeweglich bleibt, während Alles umher vorwärts ſchreitet: der Nationen Glück iſt ihr Genius; der Genius der Muſelmanen erzittert gegenwärtig vor dem Genius des lezten ſeiner Baſſa's; man weiß den übrigen Verlauf dieſes Feldzugs, welcher an Alexanders Kriege erinnert; unſtreitig iſt Ibrahim ein Held und Mehemed-Ali ein groſſer Mann; aber ihr ganzes Glück ruht auf ihren beiden Köpfen; dieſe zwei Männer weniger, ſo gibt es kein Aegypten, kein Arabiſches Reich, keine Makkabäer des Islamismus mehr, und der Orient kommt an den

Occident durch jenes unumſtößliche Geſez der Dinge, welches die Herrſchaft dahin gibt, wo das Licht iſt.

— Gleiches Datum. —

Der Sand, welcher den Golf von Saint-Jean-d'Acre einfaßt, wurde immer ſtinkender. Wir bemerkten jezt Knochen von Menſchen, Pferden, Kameelen auf dem Sande hingekollert, von der Sonne gebleicht und von dem Schaume der Wogen benezt. Bei jedem Schritte vermehrten ſich dieſe Beinhaufen vor unſern Augen. Bald erſchien der ganze Strich zwiſchen dem Feſtlande und dem Meere davon bedeckt und der Hufſchlag unſerer Pferde ſcheuchte jeden Augenblick Schaaren von wilden Hunden, ſcheußlichen Schakaln und Raubvögeln auf, welche ſeit zwei Monaten damit beſchäftigt waren, die Ueberbleibſel des gräßlichen Feſtmahles abzunagen, das die Kanonen Ibrahim's und Abdallah's ihnen vorgeſezt hatten. Die einen ſchleppten im Entfliehen die Glieder von ſchlecht eingeſcharrten Menſchen mit ſich fort, die andern Keulen von den Pferden, an denen noch die Haut hing; einige auf entfleiſchten Schädeln von Kameelen ſizende Adler flogen, als wir uns näherten, mit zornigem Geſchrei auf, und ſtürzten ſich, ſelbſt als wir nach ihnen ſchoſſen, wieder auf ihre ſchauderhafte Beute. Das hohe Gras, der Schilf, die Stauden auf dem Geſtade waren eben ſo mit dieſen Ueberreſten von Menſchen und Thieren durchſtreut. Ueberall traf man nur auf das Nachſpiel des Kriegs. Der Typhus, der ſchon ſeit

mehreren Monaten in Acre wüthete, raffte hin, Was die Waffen verſchont hatten; kaum blieben zwölf bis fünfzehnhundert Menſchen in einer Stadt von ebenſo viel tauſend Seelen übrig, und jeden Tag warf man neue Leichen außerhalb der Mauern hin oder in's Meer, welche dann die See wieder im Grunde des Golfs ausſpie oder die Schakals auf dem Felde aufſcharrten. Wir kamen bis an das öſtliche Thor dieſer unglücklichen Stadt. Die Luft war nicht zu athmen; wir traten nicht ein, ſondern indem wir uns Rechts die eingefallenen Mauern entlang zogen, wo einige Sklaven arbeiteten, kamen wir über das Schlachtfeld nach ſeiner ganzen Ausdehnung, von den Stadtmauern an bis zu dem Landhaus der alten Baſſa's von Acre, welches mitten in der Ebene eine oder zwei Stunden vom Meeresufer gelegen iſt. Als wir näher zu dieſem prachtvollen Hauſe kamen, an welches zierliche Kioske von indiſcher Bauart ſtießen, ſahen wir lange Furchen, etwas höher als die, welche der Pflug in unſerem feſten Boden zieht. Dieſe Furchen konnten ungefähr eine halbe Meile lang und ebenſo breit ſeyn; der Rücken der Furche erhob ſich ein oder zwei Fuß über den Boden; es war der Kampfplaz Ibrahim's und das Grab von funfzehntauſend Kriegern, die er in dieſen Gräbern einſcharren ließ; wir ritten lange Zeit mühſelig über dieſen Boden, der ſo viele Opfer des Ehrgeizes und der Laune eines von den Menſchenkindern, die man Helden nennt, kaum überdeckte.

Nachdem wir unſere Pferde in einen ſchärfern Schritt geſezt hatten, während ihre Hufe immer an die Leichname anſtießen und die Knochen zertraten, welche die

Schakals aus der Erde geriſſen hatten, ſchlugen wir unſer Lager ungefähr eine Stunde von dieſem traurigen Orte an einer reizenden Stelle dieſer Ebene auf, welche ganz von fließendem Waſſer befeuchtet und von Palmen, Orangen- und ſüßen Limonienbäumen beſchattet iſt, außerhalb des Windes von Saint-Jean-d'Acre, deſſen üble Dünſte hinter uns her waren. Dieſe Gärten, wie eine Oaſe in die kahle Ebene von Acre geworfen, waren von dem verlezten Baſſa, dem Nachfolger des berühmten Djezar-Baſſa angelegt worden; einige arme in Hütten von Erde und Lehm geflüchtete Araber lieferten uns Orangen, Eier und Hühner; wir hielten hier unſer Nachtlager.

Am folgenden Tag konnte Hr. von Laroyère kaum von ſeiner Matte aufſtehen, um das Pferd zu beſteigen, alle ſeine von Schmerz erſtarrten Glieder ließen nicht die geringſte Bewegung zu. Er fühlte die erſten Symptome des Typhus, die er vermöge ſeiner ärztlichen Kenntniſſe beſſer als wir zu unterſcheiden wußte. Da jedoch der Ort weder eine Unterkunft, noch Hilfsmittel darbot, um einen Kranken zu pflegen, eilten wir fort, ehe die Krankheit ernſtlicher wurde und ſchlugen unſer Nachtlager fünfzehn Meilen von da in der Ebene von Tyrus auf, an dem Ufer eines von ungeheurem Schilf beſchatteten Fluſſes, nicht weit von einer einſamſtehenden Ruine, welche aus der Zeit der Kreuzfahrer zu ſtammen ſcheint. Die Bewegung und die Hize hatten Hrn. von Laroyère wieder etwas aufgeholfen. Wir betteten ihn unter ſeinem Zelte und gingen aus, um Enten und anderes wildes Geflügel zu ſchießen, das in wahren Wolken aus dem Schilf an den Ufern des Fluſſes aufflog. Dieſe Vögel bildeten für die ganze Karavane die Mahlzeit dieſes Tages.

Den folgenden Tag trafen wir am Meeresufer in einer köſtlichen, von Seecedern und herrlichen Platanen beſchatteten Gegend einen Türkiſchen Aga mit einem zahlreichen Gefolge von Menſchen und Pferden. Wir ließen uns unter einem Baume nieder, nahe bei der Quelle, nicht weit von dem andern Baume, wo der Aga frühſtückte. Seine Sklaven führten ſeine Pferde auf und nieder. Ich erſtaunte über die Vollendung der Formen und der Leichtigkeit eines jungen Arabiſchen Hengſtes aus reinem Geblüt, und ſchickte meinen Dragoman ab, um mit dem Aga darüber zu unterhandeln. Wir ſchickten ihm Einiges aus unſerem Reiſevorrath von Lebensmitteln und ein Paar Piſtolen mit Perkuſſionsſchlöſſern zum Geſchenk. Ich ließ meine Pferde vor ihm aufführen, um das Geſpräch auf eine ungezwungene Art darauf zu bringen. Dieß gelang, aber die Schwierigkeit lag darin, ihm vorzuſchlagen, mir das ſeinige zu verkaufen. Mein Dragoman erzählte ihm, einer von unſern Reiſegefährten ſey ſo krank, daß er kein Pferd von einem genugſamen ſanften Gang finden könne, um es reiten zu dürfen. Hierauf bemerkte der Aga, er beſize eines, auf deſſen Rücken man den Kaffee im Galopp trinken könne, ohne einen Tropfen zu verſchütten. Dieß war gerade jenes von mir bewunderte ſchöne Thier, das ich ſo lebhaft für den Gebrauch meiner Frau wünſchte. Nach langen Umſchweifen kamen wir zum Handel und ich führte das Pferd, das ich zum Andenken an den

Ort und die Quelle, wo ich es gekauft hatte, El Kantara nannte, mit mir fort. Ich beſtieg es ſogleich, um es für den übrigen Tag beizubehalten, und nie hatte ich ein ſo leichtes Thier geritten. Man fühlte weder die elaſtiſche Bewegung ſeiner Schultern, noch das Auftreten ſeines Fußes auf dem Geſtein, noch das leichte Gewicht ſeines Kopfs im Zaume. Bei nicht allzu langem hochgetragenem Hals hat es Füße, wie eine Gazelle; — man glaubte auf einem Vogel zu ſitzen, deſſen Flügel unmerklich den Reiter vorwärts tragen. Auch lief es beſſer, als alle Arabiſchen Pferde, mit denen ich die Probe gemacht habe. Sein Haar war perlgrau. Ich gab es meiner Frau, welche während unſeres ganzen Aufenthalts im Orient kein anderes mehr reiten wollte. Stets werde ich dieſes vollkommene Pferd vermiſſen. Es war in Khoraſſan geworfen und erſt fünf Jahre alt.

Abends kamen wir an dem Brunnen Salomo's an, und frühe am andern Tag ritten wir in Saide ein, geleitet von den Franken des Landes und den Söhnen des Herrn Giraudin, unſeres herrlichen Vicekonſuls in Saide. Ebenfalls trafen wir Herrn Cattafago, welchen, ſo wie ſeine Familie wir in Nazareth kennen gelernt hatten. Er hatte in dieſer Stadt ein Haus gebaut und beſchäftigte ſich mit Vorbereitungen für die Hochzeit einer ſeiner Töchter. Da das alte Sidon keine Spur ſeiner vergangenen Größe mehr zeigt, überließen wir uns ganz der liebenswürdigen Gaſtfreiheit des Hrn. Giraudin und dem Vergnügen, mit dieſem intereſſanten Greiſe über Europa und den Orient zu plaudern. Patriarch in dem Lande der Patriarchen geworden, zeigte er uns an ſich und ſeiner Familie das Bild von allen patriarchaliſchen Tugenden, ebenſo waren ſeine Sitten ganz aus jener Zeit der Einfalt und Unſchuld.

Der Typhus charakteriſirt ſich mit allen Symptomen in der wachſenden Krankheit des Hrn. von Laroyère. Da er nicht mehr aufſtehen kann, um zu Pferde zu ſteigen, ſo miethen wir ein Schiff, um ihn zur See nach Beirut zu führen; wir reiſen mit dem Reſt der Karavane weiter; ich ſchicke Lady Stanhope einen Boten, um ihr für die gefälligen Schritte zu danken, die ſie zu meinen Gunſten bei dem Häuptling Abugoſch gemacht hat, und ſie zu bitten, die Gelegenheiten zu ergreifen, welche ſich darbieten würden, meine nächſtfolgende Ankunft den Arabern der Wüſte von Beka, Baalbek und Palmyra zu melden.

— 5. November 1832. —

In einem verlaſſenen ſchlechten antiken Gebäude auf dem Meeresufer übernachtet; während der Nacht einige Verſe auf die Blätter meiner Bibel geſchrieben; Freude, ſich Beirut nach einer ſo glücklich vollendeten Reiſe zu nähern; auf dem Wege einen Reiter getroffen, der mir einen Brief meiner Frau bringt; Alles geht gut: Julia blüht vor Geſundheit; man erwartet mich, um einige Tage in dem Kloſter Antura auf dem Libanon, bei dem katholiſchen Patriarchen, der uns einladen ließ, zuzubringen. Vier Uhr Nachmittags ein ſchrecklicher Sturm; die Wolkendecke ſcheint plötzlich auf die Berge uns zur Rechten einzubrechen; das Geräuſch des Hinundherwogens dieſer dichten Wolken an den Spizen des Libanons, durch welche ſie zerriſſen werden, miſcht ſich mit dem Rauſchen der See, die ſelbſt einem von einem wüthenden Winde aufgepeitſchten Schneefelde gleicht. Der Regen fällt nicht wie im Occident in mehr oder weniger gedrängten Tropfen, ſondern in fortlaufenden gewaltigen Strömen, welche auf Menſchen und Pferd mit Schlägen auffallen, wie die Hand des Sturmes; das Tageslicht iſt gänzlich verſchwunden; unſere Pferde gehen durch Waſſerſtröme, die ſich mit dem Steingerölle miſchen, und laufen jeden Augenblick Gefahr, in das Meer geriſſen zu werden. Als der Himmel ſich entſchleierte und aufhellte, befanden wir uns am Rande der Platte, auf der die Fichten Fakardins ſtehen, eine halbe Meile von der Stadt; die Heimath macht auf die Thiere Eindruck, wie auf die Menſchen; diejenigen unter meinen Pferden, welche in dieſer Gegend ſich erinnerten, daß ſie ſchon öfters uns hieher getragen haben, obgleich ſie jezt von einem Wege von dreihundert (franz.) Meilen erſchöpft ſind, wiehern, ſpizen die Ohren und ſtampfen vor Freude auf den Sand; ich laſſe die Karavane langſam unter den Fichten hinziehen; ſeze meinen „Libanon" in Galopp, und werfe mich mit einem vor Ungeduld und Freude zitternden Herzen in die Arme meiner Frau: Julia war in ein benachbartes Haus gegangen, um mit den Töchtern des Fürſten vom Berge zu ſpielen, der während meiner Abweſenheit Gouverneur von Beirut geworden iſt; ſie hatte von der Terraſſe herab mich ankommen ſehen; ich höre ſie, wie ſie nun ſelbſt herbeikommt und ſagt: — Wo iſt er? Iſt er es? — Sie tritt herein, ſtürzt in meine Arme, bedeckt mich mit Liebkoſungen, läuft dann im Zimmer umher, ihre ſchönen Augen von Freudethränen glänzend, die Arme emporhebend und immer wieder ausrufend: Ach! wie bin ich ſo vergnügt! wie bin ich ſo vergnügt! dann kommt ſie wieder, um ſich auf meine Kniee zu ſezen und mich noch einmal zu umarmen. Zwei junge Jeſuiten vom Libanon waren da zum Beſuch bei meiner Frau; aber ich konnte lange kein höfliches Wort an ſie richten: ſie ſelbſt blieben in ſchweigender Bewunderung ſtehen vor dieſem naiven, leidenſchaftlichen Ausdruck der Zärtlichkeit einer Kindesſeele für ſeinen Vater, und vor dem himmliſchen Glanze, mit welchem das Glück die Schönheit dieſes ſtrahlenden Geſichts erhöhte; unſere Freunde kamen mit unſerem Gefolge an, und füllten die Maulbeerfelder mit unſern Pferden und unſern Zelten.

Mehrere Tage der Ruhe und des Glücks unter Beſuchen unſerer Freunde von Beirut zugebracht; die Söhne des Emirs Beſchir, auf Befehl Ibrahims von den Bergen herab gekommen, um das Land beſezt zu halten, welches zu Gunſten der Türken aufzuſtehen drohe, ſind in dem Thale Nahr-el-Kelb ungefähr eine Stunde von mir gelagert.

— 7. November 1832. —

Der Sardiniſche Konſul, Hr. Bianco, der ſchon ſeit langen Jahren mit jenen Prinzen in Verbindung ſteht, ladet uns zu einem Mittagsmahl ein, das er ihnen gibt. Sie kommen in prächtige, ganz mit Goldfäden geſtickte Kaftans gekleidet; ihr Turban iſt ebenfalls aus den reichſten Kaſchemirſtoffen zuſammengeſezt. Der älteſte der Prinzen, welcher das Heer ſeines Vaters kommandirt, hat einen Dolch, deſſen Griff durchaus mit Diamanten von unſchäzbarem Werthe überzogen iſt. Ihr Gefolge iſt zahlreich und ſonderbar: mitten unter einer großen Anzahl von Muſelmanen und ſchwarzen Sklaven iſt ein Barde, der durch ſeine Ausſtattung vollkommen den Barden des Mittelalters gleicht; ſeine Verrichtungen beſtehen darin, die Tugenden und Thaten ihres Gebieters zu beſingen, ihm Geſchichten zu erzählen, wenn er ſie zu ſeiner Unterhaltung rufen läßt, während des Mahls hinter ihm ſtehen zu bleiben, um Verſe, eine Art politiſcher Toaſte zu ſeinen oder ſolcher Gäſte Ehren zu improviſiren, die der Prinz auszeichnen will. Auch ein maronitiſch-katholiſcher Kaplan oder Beichtvater iſt da, welcher niemals, ſelbſt bei der Tafel nicht, ihn verläßt und dem allein der Zutritt in's Harem erlaubt iſt: es iſt ein Mönch mit jovialer kriegeriſcher Geſtalt, ganz ähnlich Dem, was wir einen Regimentsalmoſenier nennen. Der Kaplan vermöge ſeines kirchlichen Charakters ſizt bei Tiſche, während der Dichter ſtehen bleibt. Die Prinzen, namentlich der älteſte, ſcheinen durchaus nicht verlegen über unſere Gebräuche, ebenſo wenig über die Gegenwart der Europäiſchen Frauen. Sie unterhalten ſich nach einander mit uns, mit der gleichen Anmuth der Lebensart, der gleichen Auswahl, der gleichen Unbefangenheit des Geiſtes, wie wenn ſie an dem gebildetſten Hofe von Europa aufgezogen worden wären. Die orientaliſche Civiliſation ſteht mit der unſrigen immer auf gleicher Höhe, weil ſie älter und in ihrem Urſprung reiner und vollkommener iſt. Für ein vorurtheilsfreies Auge iſt zwiſchen dem Adel, der Schicklichkeit und der ernſten Grazie der Arabiſchen, Türkiſchen, Indiſchen, Perſiſchen Sitten und den unſrigen kein Vergleich. Man merkt an uns die neugebackenen Völker, welche kaum aus der rohen, plumpen, unvollkommenen Civiliſation getreten ſind: an ihnen die Kinder von gutem Hauſe, Völker, welche eine alte Weisheit und Tugend geerbt haben. Ihr Adel, welcher Nichts iſt, als die Nachkommenſchaft urſprünglicher Tugenden, ſteht auf ihrer Stirne geſchrieben, und iſt allen ihren Gebräuchen eingeprägt; Pöbel gibt es bei ihnen nicht. Die moraliſche Civiliſation, die einzige, welche ich als Etwas anſchlage, iſt überall gleich. Der Hirte und der Emir ſtammen aus derſelben Familie, ſprechen dieſelbe Sprache, üben dieſelben Gebräuche, theilen dieſelbe Weisheit, und haben in demſelben Umfang das Althergebrachte zum Eigenthum, welches das eigenſte Weſen eines Volkes iſt.

Zum Nachtiſch fließen Weine von Cypern und vom Libanon in Strömen; die chriſtlichen Araber und die Familie des Emirs Beſchir, welche chriſtlich iſt oder es zu ſeyn glaubt, genießen bei Gelegenheit ohne Schwierigkeit davon. Man trinkt Toaſte auf den Sieg Ibrahims, die Befreiung des Libanon, auf die Freundſchaft der Franken und der Araber; endlich bringt der Prinz einen aus auf die Damen dieſes Feſtes: worauf ſein Barde auf ſeinen Befehl Arabiſche Verſe improviſirte, die er recitativiſch aus vollem Halſe ſang, und deren Sinn ungefähr folgender iſt. —

Trinken wir den Saft Edens, der berauſcht und das Herz erfreut des Sklaven und des Fürſten. Es iſt Wein von den Reben, welche Noah ſelbſt pflanzte, als die Taube ſtatt des Oelzweigs ihm die Weinſchößlinge brachte. Durch dieſes Weines Kraft wird der Dichter zum Fürſten und der Fürſt zum Dichter. Trinken wir denn auf das Wohl dieſer jungen ſchönen Frankenfrauen, welche von dem Lande kommen, wo jede Frau eine Königin iſt. Das Auge der Frauen von Syrien iſt ſüße, aber verſchleiert. In den Augen der Töchter des Occidents liegt mehr Trunkenheit, als in dem durchſichtigen Becher, den ich trinke.

Wein trinken und das Antliz der Frauen betrachten iſt für den Muſelman doppelte Sünde; für den Araber iſt es eine zweifache Wonne und ein doppelter Preis Gottes.

Der Kaplan ſchien von dieſen Verſen ſehr entzückt, und ſang die Refrains des Barden mit, indem er lächelte und ſein Glas leerte; der Prinz ſchlug uns eine Falkenjagd vor, den gewöhnlichen Zeitvertreib aller Fürſten und Scheikhs von Syrien. Von hier aus brachten die Kreuzfahrer dieſen Brauch nach Europa.

— 9. November 1832. —

Das Wetter iſt mit Ausnahme einiger Windſtöße auf dem Meer und einiger Regenſchauer, ſo ſchön, als in Frankreich im Mai. So bald die Regen angefangen haben, fängt auch ein neuer Frühling an; die Mauern der Terraſſen, welche die angepflanzten Abhänge des Libanon und die fruchtbaren Anhöhen von Beirut ſtüzen, haben ſich in wenigen Tagen mit ſolcher Vegetation bedeckt, daß die Erde ganz unter Moos, Gras, Lianen und Blumen verborgen iſt: die grüne Gerſte überdeckt wie ein Teppich alle die Felder, welche bei unſerer Ankunft Nichts waren, als Staub; die Maulbeerbäume, die ihre zweiten Blätter treiben, bilden um die ganze Runde der Häuſer her Wälder, durch welche die Sonne nicht dringen kann; man bemerkt da und dort die in der Ebene zerſtreuten Häuſer, welche aus dieſem grünen Ocean auftauchen, und die Griechinnen und Syrerinnen in ihrer reichen, bunten Tracht, gleich Königinnen, welche auf den Pavillons ihrer Gärten Luft ſchöpfen; kleine in dem Sand gebahnte Wege führen von einem Hauſe, von einem Hügel zum andern durch die zuſammenhängenden Gärten, welche vom Meer bis zu dem Fuße des Libanon fortlaufen; folgt man ihnen, ſo trifft man mit jedem Schritt auf der Schwelle dieſer kleinen Häuſer die hinreißendſten Scenen des patriarchaliſchen Lebens; Frauen und junge Mädchen unter einem Maulbeer- oder Feigenbaum an ihrer Thüre niedergekauert, ſticken reiche wollene Teppiche in kecken bunten Farben, andere binden die Enden von Seidenfaden an ferne Bäume, und ziehen ſie, langſam gehend und ſingend von einem Baume zum andern; die Männer dagegen gehen rückwärts ebenfalls von einem Baume zum andern, damit beſchäftigt, ſeidene Stoffe zu wirken, indem ſie das Schiffchen werfen, das ihnen dann ein anderer wieder zurückwirft; die Kinder liegen in Wiegen von Schilf oder auf Matten im Schatten; einige ſind an Orangenzweigen ſchwebend aufgehangen; die fetten Schafe von Syrien mit ungeheurem ſchleppendem Schwanz zu plump, um ſich bewegen zu können, lagern in Löchern, welche man zu dieſem ausdrücklichen Behuf in der friſchen Erde vor der Thüre eingräbt; eine oder zwei ſchöne Ziegen mit langen hängenden Ohren wie unſere Jagdhunde, und hie und da eine Kuh vollenden das ländliche Gemälde; ebenſo ſteht immer das Pferd des Herrn dabei, mit der prachtvollen Schabrake bedeckt und immer bereit, beſtiegen zu werden; es gehört zur Familie und ſcheint Antheil an Allem zu nehmen, was umher geſprochen wird; ſeine Züge beleben ſich wie die eines menſchlichen Geſichts: wenn ein Fremder kommt und mit ihm ſpricht, ſpitzt es die Ohren, hebt die Lippen, bläst ſeine Nüſtern auf, dreht ſeinen Kopf nach dem Winde und beriecht den Unbekannten, der es liebkost; ſeine ſanften, aber tiefen ſeelenvollen Augen glänzen wie zwei Kohlen unter dem langen ſchönen Haarbuſch ſeiner Stirne. Die Griechiſchen, Syriſchen und Arabiſchen Landmannsfamilien, welche dieſe Häuſer am Fuße des Libanon bewohnen, haben nichts Wildes, Barbariſches an ſich; unterrichteter, als die Landleute in unſern Provinzen, können ſie

Alle leſen, verſtehen Alle die beiden Sprachen, das Griechiſche und Arabiſche; ſie ſind ſanft, friedlich, arbeitſam und mäßig; die ganze Woche mit dem Anbau des Bodens und Seidenweberei beſchäftigt, iſt Sonntags ihre Erholung, daß ſie mit ihren Familien den langen Ceremonieenreichen Meſſen des Griechiſchen oder Syriſchen Gottesdienſtes anwohnen; darauf kehren ſie nach Hauſe um ein etwas ausgeſuchteres Mahl einzunehmen, als an den Werktagen; die Frauen und jungen Mädchen, in ihre reichſten Gewänder gekleidet und die Haare geflochten und ganz mit Orangenblüthen, hochrothen Levkojen und Nelken überſät, bleiben mit ihren Freundinnen und Nachbarinnen vor der Thüre der Häuſer ſitzen. Es wäre unmöglich die bewundernswerthen maleriſchen Gruppen, welche dann jene Frauen in dem Reichthum ihrer Tracht und in ihrer Schönheit auf dem Lande bilden, mit der Feder zu ſchildern. Ich ſehe hier alle Tage Geſichter von jungen Frauen oder Mädchen, wie Raphael ſie nie, ſelbſt in ſeinen künſtleriſchen Entzückungen nie ſchaute. Es iſt bei weitem mehr, als Italieniſche, als Griechiſche Schönheit; es iſt die Reinheit der Form, die Zartheit der Umriſſe, mit Einem Wort, alles Das, was die Griechiſche und Römiſche Kunſt uns Vollendetes hinterlaſſen haben, aber Dieß iſt noch bezaubernder gemacht durch eine ungeſchminkte, einfache Naivetät des Ausdrucks, durch ein heiteres wollüſtiges Schmachten, durch einen himmliſchen Tag, den der Blick der blauen, von ſchwarzen Wimpern eingefaßten Augen auf ihren Zügen verbreitet, und durch eine Feinheit des Lächelns, eine Harmonie der Verhältniſſe, eine belebte

Weiße der Haut, eine unbeſchreibliche Durchſichtigkeit des Teints, einen Metallblick der Haare, eine Grazie der Bewegungen, eine Fremdartigkeit des Geberdenſpiels und einen bewegten Perlenton der Stimme, welche die junge Syrierin zur Houri des Paradieſes der Augen machen. Dieſe wunderbaren und ſehr vielgeſtalteten Schönheiten ſind dabei etwas außerordentlich Gewöhnliches; ich mache keine Stunde Wegs auf dem Lande, ohne einigen zu begegnen, welche nach den Quellen gehen oder von da kommen mit ihren Etruskiſchen Urnen auf den Schultern und ihre nackten Beine mit Silberſpangen umſchloſſen; die Männer und jungen Burſche ſezen ſich am Sonntag zur einzigen Erholung auf die am Fuße irgend eines großen Maulbeerfeigenbaumes, nicht weit von einem Brunnen ausgebreiteten Matten; hier bleiben ſie den ganzen Tag unbeweglich, um wunderbare Geſchichten zu erzählen und erzählen zu hören, von Zeit zu Zeit eine Taſſe Kaffee, und eine Taſſe friſchen Waſſers trinkend; die andern ſind auf der Höhe der Hügel und man ſieht ſie dort friedlich gruppirt unter ihren Weinſtöcken oder ihren Olivenbäumen, allem Anſcheine nach mit Entzücken die Ausſicht auf das Meer, welches jene Anhöhen beherrſchen, die Klarheit des Himmels, den Geſang der Vögel und alle jene inſtinktartigen Vergnügungen des reinen einfachen Menſchen zu genießen, welche unſere Volksmaſſen für den lärmenden Rauſch der Schenke oder den Nebel des wilden Gelages hingegeben haben. Nie waren ſchönere Schaupläze der Schöpfung von reinerem und ſchönerem Leben beſeelt; die Natur iſt hier eigentlich ein ewiger Hymnus auf die Güte des Schöpfers, und kein Mißton, keine Scene des Elends oder des Laſters trübt für den Fremden die entzückende Harmonie dieſes Lobgeſangs; — Männer, Frauen, Vögel, Thiere, Bäume, Berge, Meer, Himmel, Luft, — Alles iſt ſchön, Alles iſt rein, Alles iſt glänzend und fromm.

— 10. November 1852. —

Dieſen Morgen ging ich frühe aus, um mit Julia den von den Griechen San-Dimitri genannten Hügel, ungefähr eine Meile von Beirut, zu durchſtreifen, wobei wir uns dem Libanon nähern und in ſchiefer Richtung der krummen Linie des Meeres folgen mußten. Zwei meiner Araber begleiteten uns, der eine als Wegweiſer, der andere, um Julia's Pferde neben dem Kopfe zu bleiben, und ſie in ſeinen Armen aufzufangen, wenn das Pferd allzu lebhaft werden ſollte. Als die Wege zu ſteil wurden, ſtiegen wir einen Augenblick ab und durchſtreiften zu Fuße die natürlichen oder künſtlichen Terraſſen, welche die grünbewachſenen Stufen des ganzen Hügels von San-Dimitri bilden. In meiner Kindheit vergegenwärtigte ich mir oft dieſes irdiſche Paradies, dieſes Eden, das in den Erinnerungen aller Nationen fortlebt, ſey es als ein ſchöner Traum, oder als Tradition vollkommener Zeiten und ſeeligern Wohnorts; ich folgte Milton in ſeinen köſtlichen Schilderungen dieſer entzückenden Räume, wo unſere erſten Eltern weilten;

aber hier, wie überall überflügelt die Natur unendlich die Phantaſie. Gott hat dem Menſchen nicht gegeben, ſo Schönes zu träumen, als er geſchaffen hat. Ich hatte ein Eden geträumt, nun kann ich ſagen, ich habe es geſehen.

Als wir eine halbe Stunde unter dem Schatten der Indiſchen Feigen hingeritten waren, welche alle Wege auf dieſer Ebene überwölben, kamen wir nach und nach auf ſchmalern, ſteilern Pfaden hinauf, welche alle auf Plateau's führen, die ſtufenweiſe übereinander liegen, und von denen man den Horizont des Landes, des Meers und des Libanons immer mehr überſieht. Dieſe Plateau's von mittlerer Breite ſind alle mit Waldbäumen umgeben, die in unſern Klimaten unbekannt ſind und deren Nomenklatur ich unglücklicherweiſe nicht anzugeben weiß; ihr Stamm, der Schwung ihrer Aeſte, die neuen fremdartigen Formen ihrer kegelförmigen, fliegenden, pyramidenartigen, oder adlergleich ſich ausbreitenden Gipfel, geben dieſer Pflanzeneinfaſſung eine Anmuth und eine Neuheit des Anblicks, welche genugſam daran erinnern, daß man in Aſien iſt. Auch ihr Laub hat alle Formen, alle Färbungen, von dem dunkeln Grün der Cypreſſen bis zu der graugrünen Farbe der Olivenbäume; von den breiten Blättern des Chineſiſchen Maulbeerbaumes an, von denen jedes ein hinreichender Sonnenſchirm für ein Kind wäre, bis zu dem leicht ausgeſchnittenen Laube des Thee- und Granatbaums und der andern unzähligen Gebüſche, deren Blätter dem Kraute der Peterſilie gleichen und gleichſam leichte Spizendraperieen zwiſchen dem Auge und dem Himmel bilden. Dieſe Gehölze entlang ziehen ſich grüne Wieſen, welche in ihrem Schatten ſich mit Blumen bedecken. Der innere Raum auf den Plateau's iſt mit Gerſte beſät und in einer Ecke bezeichnen zwei oder drei Palmgipfel oder die dunkle runde Krone eines Johannisbrodbaums die Stelle, wo ein Arabiſcher Landbauer ſeine Hütte gebaut hat, umgeben von einigen Weinſtöcken, einem Graben, der durch die grünen Paliſſaden der mit ihren dornigen Früchten bedeckten Indiſchen Feige geſchüzt iſt, und von einem kleinen Orangengarten, beſät mit Nelken und Levkojen für den Haarſchmuck ſeiner Töchter. Wenn der Weg zufällig uns an die Thüre eines von dieſen gleich Neſtern für Menſchen in dem wogenden Grün gebauten Häuschen führte, ſahen wir auf den Zügen ihrer glücklichen, gutmüthigen Bewohner weder Ueberraſchung, noch Laune, noch Zorn. Sie bewillkommten uns, die Schönheit Julia's belächelnd, mit dem frommen Gruße der Orientalen: Saba el Kair, der Tag möge für euch geſeegnet ſeyn. Einige baten uns, unter ihrem Palmbaum anzuhalten; ſie brachten, je nachdem ſie reich waren, eine Matte oder einen Teppich, und boten uns Früchte, Milch oder Blumen aus ihrem Garten. Dieſe nahmen wir mehreremale an, und verſprachen ihnen, bei'm Wiederkommen ihnen einige Dinge aus Europa zu ſchenken. Ihre Höflichkeit und Gaſtfreundlichkeit waren jedoch durchaus uneigennüzig. Sie lieben die Franken, weil ſie für alle Krankheiten Rath wiſſen, weil ſie die Kräfte von allen Pflanzen kennen und denſelben Gott, wie ſie, anbeten.

Von einer dieſer Bergſtufen ſtiegen wir zur andern;

überall dieſelben Scenen, dieſelbe Einfriedigung durch Bäume, dieſelbe Moſaik der Vegetation auf dem Terrain, welches dieſe umgaben; nur erweiterte von Stufe zu Stufe ſich der herrliche Horizont, während die untern Plateau's von den höheren herab geſehen, ſich ausnahmen wie ein Damenbrett von allen Farben, auf dem die Staudenhecken, durch optiſche Täuſchung näher zuſammengerückt und gruppirt, helle und dunkle Felder zu unſern Füßen bildeten. Wir verfolgten dieſe Plateau's von Höhe zu Höhe, indem wir von Zeit zu Zeit wieder in die Thäler, die ſie trennen, hinabſtiegen; dieſe ſind noch tauſendmal ſchattenreicher und köſtlicher als die Höhen; alle verſchleiert von dem Ueberhang der Bäume auf den über ihnen liegenden Terraſſen, alle begraben in jenen Wogen duftender Vegetation, doch dabei an ihrer Mündung eine ſchmale Ausſicht auf die Ebene und das Meer gewährend. Da die Ebene verſchwindet, weil ſie viel tiefer liegt, als dieſe Thäler, ſcheinen ſie unmittelbar auf den Strand auszulaufen, ihre Bäume treten dunkel über die Wogen hervor und wir ergözten uns einigemal daran, am Fuße eines Palmbaums ſizend die Seegel der Schiffe, welche in der Wirklichkeit vier oder fünf Meilen von uns entfernt waren, langſam von einem Baum zum andern gleiten zu ſehen, wie wenn ſie auf einem See ſteuerten, deſſen unmittelbares Ufer dieſe Thäler wären.

Wir kamen endlich ganz auf's Gerathewohl fortſchlendernd nach der vollkommenſten, entzückendſten Lage. Ich werde öfter hieher wiederkehren.

Es iſt ein Hochthal, offen nach Oſten und Weſten, zwiſchen den lezten Verſenkungen der Hügelkette ſich hinziehend, welche in das große Thal vorſpringt, wo der Nahr-Beirut fließt. Es gibt keinen Ausdruck für die wunderherrliche Vegetation, mit welcher der Grund und die Seitenwände dieſes Hochthals überkleidet ſind; obgleich zwei Seiten ſeiner Wände aus Fels beſtehen, ſind ſie ſo mit Geflechten jeder Art überzogen, ſo von Feuchtigkeit ſickernd, welche Tropfen für Tropfen austräufelt, ſo tapeziert mit Büſcheln von Farrnkräutern, wohlriechenden Pflanzen, Lianen, Epheu und Geſträuch, das in den unmerklichſten Spalten wurzelt, daß man am Ende nothwendig daran irre wird, ob denn Das, was mit ſolchem Wachsthum wuchert, wirklich der natürliche Fels ſey. Es iſt ein dichter Teppich von einem oder zwei Fuß Dicke; ein gepreßter Pflanzenſammet, mit verſchiedenen Farbenſchattirungen, überall mit Sträußen von unbekannten Blumen in tauſend Formen und mit tauſend Gerüchen beſät, welche bald wie die gemalten Blumen auf einem in unſern Salons ausgebreiteten Stoffe unbeweglich ſchlafen, bald wenn der Meereshauch ſie durchſäuſelt, ſich mit den Blättern und Aeſtchen erheben, aus denen ſie wie die Seide eines wider den Strich geſtreichelten Thieres auffliegen, in wogenden Tinten ſich ſchattiren und einem Strom von Grün und Blumen gleichen, der in duftenden Wogen dahinfließt. Dann erheben ſich mit dem berauſchenden Strome der Düfte Maſſen von Inſekten mit gefärbten Schwingen, unzählige Vögel, welche auf den Zweigen der nahen Bäume ſich wiegen; die Luft iſt erfüllt von ihren Stimmen, die ſich antworten, von dem Summen von Weſpen- und Bienenſchwärmen, und jenem dumpfen Dröhnen der Erde im Frühling, welches man, vielleicht nicht mit Unrecht für den vernehmbaren Laut der Tauſenden von Vegetationen ihrer Oberfläche hält. Die Thautropfen der Nacht fallen von jedem Blatt, glänzen auf jedem Grashalm und erfriſchen das Bette dieſes kleinen Thals, je höher die Sonne ſteigt und ihre Strahlen über die daſſelbe umhüllenden hohen Baumgipfel und Felſen ſchießen läßt.

Wir frühſtückten hier am Rande einer Höhle, in welche zwei Gazellen bei dem Rauſchen unſrer Tritte ſich geflüchtet hatten. Wir hüteten uns wohl, das Aſyl dieſer lieblichen Thiere zu verlezen, welche für dieſe Einöden Das ſind, was das Lamm unſern Wieſen, und die zahmen Tauben den Dächern oder den Höfen unſerer Hütten.

Das ganze Thal war mit dem gleichen beweglichen Ueberzug von Laubwerk, Moos, Vegetation bedeckt: jeder Schritt zwang uns zu einem Ausruf; ich erinnere mich Nirgends in der Natur ſo viel Leben an Einem Plaze aufgehäuft und überſtrömend geſehen zu haben. Wir folgten dieſem Thal nach ſeiner ganzen Länge, indem wir uns von Zeit zu Zeit ſezten, wo der Schatten am kühlſten war, und mit der Hand über das Gras fuhren, um die Thautropfen daraus ſpringen zu laſſen, und die balſamiſchen Wohlgerüche und die Wolken von Inſekten daraus aufzuſcheuchen, welche wie ein Goldſtaub aus dem Graſe aufflogen. Ja! Gott iſt groß, und ſie muß tief und unendlich ſeyn, die Quelle, aus der alles dieſes Leben, alle dieſe Schönheit, aller dieſer Seegen fließt! wenn es in einem einzigen kleinen Winkel der Natur ſo viel zu ſehen, zu ſtaunen, zu bewundern gibt, wie wird es erſt ſeyn, wenn der Vorhang der Welten für uns aufgehoben iſt und wir das Ganze ſeines Werkes ohne Ende beſchauen dürfen! Es iſt unmoglich zu ſehen und nachzudenken, ohne jene innere Deutlichkeit zu fühlen, in der die Idee Gottes wiederſtrahlt. Die ganze Natur iſt mit glänzenden Bruchſtücken des Spiegels beſät, in denen Gott ſich malt.

Gegen die weſtliche Mündung des Thals wird der Himmel weiter und ſeine Wände niedriger, der Boden ſenkt ſich allmälig unter den Schritten; die glänzenden Schneegipfel des Libanon ragen in den von glühenden Düften zitternden Himmel hinein: von dieſen ewigen Schneekuppen fällt der Blick auf die ſchwarzen Flecken von Fichten, Cypreſſen oder Cedern, dann in die tiefen Schluchten, auf denen der Schatten ruht, wie in ſeinem Neſte, hierauf auf die goldfarbigen Felszacken, zu deren Füßen ſich die Maronitiſchen Höhen und die Dörfer der Druſen ſtrecken; den Schluß des Ganzen bildet eine Einfaſſung von Olivengehölzen, welche am Rande der Ebene erſterben. Die Ebene ſelbſt, welche ſich zwiſchen den Hügeln, wo wir waren, und zwiſchen den Wurzeln des Libanon dehnt, kann eine Meile in die Breite haben. Sie iſt wellenförmig, und wir überſahen nicht mehr als ungefähr zwei Meilen ihrer Länge; das Uebrige blieb uns durch Hügel verborgen, welche mit ſchwarzen Fichtenwäldern bedeckt waren. Der Nahr-Beirut, oder Fluß Beirut, welcher einige Meilen von hier einer der tiefſten ſteinigſten Schluchten des Libanon entfließt, theilt die Ebene in zwei Hälften. Er fließt lieblich mit vollem

Waſſer, bald in ſeine von Zuckerrohrähnlichem Schilf begränzten Ufer eingezwängt, bald überſtrömend auf grüne Matten, oder unter Maſtixbäumen hin, indem er da und dort kleine glänzende See'n in der Ebene bildet. Alle ſeine Ufer ſind mit Vegetation bedeckt, und wir unterſchieden Eſel, Pferde, Ziegen, ſchwarze Büffel und weiße Kühe, in Heerden den Fluß entlang ſich ausbreitend, und Arabiſche Hirten, welche auf dem Rücken ihrer Kameele trocken über den Fluß ſezten. Noch weiter ſah man auch auf den erſten Abhängen des Berges, in ihre ſchwarze Kutte mit Matroſenkapuzen gekleidet, Maronitiſche Mönche, welche unter den Olivenbäumen ihres Feldes ſtille den Pflug hinzogen. Man hörte die Glocke des Kloſters, die ſie von Zeit zu Zeit zum Gebete rief. Dann hielten ſie ihre Stirne an, lehnten den Peitſchenſtock an die Pflugſtange, warfen ſich einige Minuten auf die Knie, und ließen ihre Thiere ausſchnauben, während der Athem ihrer Bruſt zum Himmel ſtieg.

Als wir noch weiter vorkamen, wo der Weg ſich nach dem Fluſſe hinabzog, erblickten wir auf Einmal das Meer, das uns die Thalwände bis jezt verborgen hatten, und die breitere Mündung des Beirutfluſſes, der ſich in ihm verlor. Nicht weit von der Mündung führt eine beinahe zerfallene romantiſche Brücke mit ſehr hohen Bogen ohne Bruſtwehr über den Fluß; eine lange Karavane von Damaskus, welche nach Aleppo reiſte, zog gerade darüber; man ſah ſie eins und eins, die Einen auf einem Dromedar, die Andern zu Pferde, aus dem Rohr hervorkommen, das die Widerlager der Brücke beſchattet, langſam bis auf die Höhe der Bogen

hinanreiten, hier einen Augenblick mit ihrem Thier und ihrer bunten bizarren Tracht auf dem blauen Hintergrunde des Meers ſich abzeichnen, dann wieder von dem Giebel dieſer Ruinen ſich hinabziehen, worauf ſie dann mit ihrem langen Zuge von Eſeln und Kameelen unter dem Geſträuche von Schilf, Roſenlorbeer und Platanen verſchwanden, welche das andere Ufer des Fluſſes beſchatten. Ein wenig weiterhin ſah man ſie auf dem Sandgeſtade wieder hervorkommen, wo die hohen Wellen ihre Schaumſtreifen bis an den Fuß der Thiere hintreiben; endlich verbargen ſie mächtige, ſchroffe Felſen eines hervorſpringenden Kaps, welche zugleich, indem ſie in das Meer hineinlaufen, den Horizont begränzen. An der Mündung des Fluſſes hatte das Waſſer eine doppelte Färbung: auf der hohen See blau und grün, mit beweglichem Diamantenſchimmer, und gelb und trübe in der Gegend, wo das Gewäſſer des Fluſſes mit ſeinen Wellen kämpfte, und ſie mit dem goldfarbigen Sande bemalte, den er unausgeſezt von dem Strande mit fortriß. Siebzehn in dem Golf vor Anker liegende Fahrzeuge wiegten ſich ſchwerfällig auf den hohen Wellen, die auf ihm immer ihre Furchen ziehen, und ihre Maſten ſenkten und hoben ſich wie lange Rohre unter den Stößen des Windes. Die Maſte der Einen waren kahl, wie die Bäume im Winter, die andern, die ihre Seegel ausbreiteten, um ſie an der Sonne trocknen zu laſſen, glichen jenen großen weißen Vögeln dieſer Meere, welche dahinfliegen, ohne daß man ihre Flügel ſich bewegen ſieht. Der Golf, noch glänzender, als der Himmel über ihm, ſpiegelte einen Theil der Gletſcher des Libanon und die Kloſter mit gezackten Mauern auf den hervorſpringenden Felszacken wieder. Einige Fiſcherbarken ſteuerten mit vollen Seegeln vorüber und kamen um in dem Fluſſe ſich ſicher zu legen. Das Thal, durch das wir ziehen, die Abhange gegen die Ebene zu, der Fluß unter den Pyramidenförmigen Bogen, das Meer mit ſeinen Felsbuchten, und die ungeheure Maſſe des Libanon mit ſeinen unzähligen Abwechslungen; jene Schneepyramiden, die wie Silberkegel ſich in die Tiefen des Himmels tauchten, wo das Auge ſie wie Sterne wieder ſuchte; das kaum bemerkliche Summen der Inſekten um uns her; der Geſang von tauſend Vogeln auf den Bäumen, das Brüllen der Büffel oder die beinahe wie menſchliche Stimmen tonenden Klagelaute des Kameels der Karavanen; das dumpfe, periodiſche Rauſchen der mächtigen Wogen, die ſich bei der Mündung des Fluſſes an dem Sande brechen; der unbegränzte Horizont des Mittelmeers; der in Schlangenlinien ſich ziehende grüne Horizont des Flußbettes zur Rechten; die ausgezackte rieſenhafte Wand des Libanon gerade gegenüber; das ſtrahlende heitere Gewolbe des Himmels, blos unterbrochen durch die Gebirgskuppen oder die kegelförmigen Kronen der großen Baume; die Lauigkeit und die Balſamdufte der Luft, in der Alles zu ſchwimmen ſchien, wie ein Bild in dem durchſichtigen Waſſer eines Schweizerſee's: — alle dieſe Anſichten, dieſe Töne, dieſe Schatten, all' dieſes Licht, alle dieſe Eindrücke, machten jene Scene zu der erhabenſten und zugleich lieblichſten Landſchaft, in der je meine Augen ſich berauſcht haben! Und Was war Dieß für Julia? Sie war ganz gerührt, ganz

ſtrahlend, ganz von der Beklemmung der innern Wonne erzitternd; und ich prägte ſo gerne ſolche Schauſpiele ihrer kindlichen Phantaſie ein! Gott iſt hier in treuerem Gemälde gegeben, als auf den Blattern aller Katechismen: er malt ſich hier in Zügen, die ſeiner würdig ſind; die ſchrankenloſe Schonheit, der ungemeſſene Seegen einer vollkommenen Natur offenbaren ihn, wie er iſt, der Seele des Kindes; dieſe phyſiſche und materielle Schönheit uberſezt ſich für daſſelbe in ein Gefuhl von moraliſcher Schonheit. Man laßt den Künſtler die Statuen Griechenlands ſehen, um ihm den Inſtinkt für das Schone einzuſtoßen. Man ſoll die junge Seele die großen ſchonen Scenen der Natur ſehen laſſen, damit das Bild, das ſie ſich von ihrem Schöpfer bildet, ihrer und ſeiner würdig ſey!

Wir ſtiegen wieder zu Pferde am Fuße des Hügels, in der Ebene, am Ufer des Fluſſes, ſezten uber die Brücke und ritten einige mit Wald bewachſene Hugel des Libanon hinauf bis zu dem erſten Kloſter, welches gleich einer feſten Burg, ſich auf einem Fußgeſtelle von Granit erhob. Die Monche kannten mich durch den Verkehr mit ihren Arabern, und ließen mich in ihr Kloſter ein. Ich durchging die Zellen, das Refektorium, die Kapellen. Die Monche, von der Arbeit zurückkehrend, waren in dem weiten Hof damit beſchäftigt, die Ochſen und Büffel auszuſchirren: dieſer Hof hatte das Ausſehen einer großen Pächterei; er war angefüllt mit Pflügen, mit Zugvieh, mit Dünger, mit Geflügel, mit allem Behör des Landlebens. Die Arbeit ging ohne Geräuſch, ohne lärmendes Geſchrei, aber auch ohne ein affektirtes Stillſchweigen vor ſich, wie bei Männern, welche von natürlichem Schicklichkeitsgefühl belebt, nicht aber von einer ſtrengen unbeugſamen Regel beherrſcht ſind. Die Geſichter dieſer Männer waren ſanft und heiter, und athmeten Frieden und Zufriedenheit: es war das Bild einer Gemeine von Arbeitern. Als die Stunde der Mahlzeit geſchlagen hatte, traten ſie in's Refektorium ein, nicht mit einander, ſondern eins und eins, oder zu zwei und zwei, je nachdem ſie früher oder ſpäter ihre augenblickliche Arbeit beendigt hatten. Ihr Mahl beſtand, wie alle Tage, aus zwei oder drei Fladen von geknetetem und auf einem heißen Stein mehr getrocknetem als gebackenem Mehl, aus Waſſer und fünf in Oel eingemachten Oliven: hie und da wird noch ein wenig Käſe oder geſtockte Milch beigegeben; Dieß iſt die ganze Nahrung dieſer Kloſterbrüder, ſie nahmen ſie ſtehend, oder auf der Erde ſizend ein. Alle Möbeln unſerer Gegenden ſind ihnen unbekannt. Nachdem wir ihrem Mittagmahl angewohnt und ſelbſt ein Stück Fladen gegeſſen und ein Glas herrlichen Wein vom Libanon getrunken hatten, den uns der Superior vorſezen ließ, beſuchten wir einige der Zellen: ſie ſind ſich einander ganz gleich. Ein kleines Zimmer von fünf bis ſechs Quadratfuß mit einer Matte von Schilf und einem Teppiche iſt die ganze Möblirung, und einige an die Wand genagelte Heiligenbilder, eine Arabiſche Bibel, einige Syriſche Manuſcripte ihre ganze Verzierung. Eine lange innere, mit Stroh bedeckte Galerie dient allen dieſen Zellen zur Flur. Die Ausſicht, die man aus den Fenſtern dieſes Kloſters, wie beinahe aus allen Kloſtern

genießt, iſt wunderſchön; die erſten Abhänge des Libanon, die man gerade vor den Augen hat, die Ebene und der Beirut-Fluß, die luftigen Wipfel der Fichtenwälder, welche ſich auf dem rothen Hintergrunde der Sandwüſte abſchneiden, dann das Meer, überall eingerahmt in ſeine Kaps, ſeine Golfe, ſeine Buchten, ſeine Felſen, mit den weißen Seegeln, welche daſſelbe durchſtreifen: — Dieß iſt der Horizont, den dieſe Mönche beſtändig vor Augen haben. Sie machten uns einige Geſchenke mit trockenen Früchten und Schläuchen mit Wein, welche auf Eſel geladen wurden, und wir verließen ſie, um auf einem andern Weg nach Beirut wiederzukehren. Später werde ich mehr von ihnen ſprechen.

Wir kamen ſteile Stufen hinab, welche in hervorſpringende Blöcke eines gelben zarten Sandſteins gehauen ſind, der die unterſten Flächen des Libanon alle bedeckt. Der Weg zieht ſich um dieſe Blöcke herum; in den Zwiſchenräumen des Felſen wurzeln einige Geſträuche und einige Pflanzen. Es ſind daran bewundernswürdige Blumen, ähnlich den Tulpen unſerer Gärten, aber unendlich größer. Wir jagten mehrere Gazellen und einige Schakals auf, welche in den durch dieſes Geſtein gebildeten Hohlungen hauſen. Eine große Menge von Rebhühnern, Wachteln und Schnepfen flog bei'm Hufſchlag unſerer Pferde auf. Auf der Ebene angekommen, trafen wir wieder auf Wein-, Gerſten- und Palmenpflanzungen; wir waren ungefähr in ihr zur Hälfte mitten durch dieſe reiche Vegetation gekommen, als wir am Fuße eines geräumigen, mit einem Walde von Italieniſchen Pinien bedeckten Hügels mit weiten lichten

Stellen ankamen, auf denen wir von ferne Heerden von Kameelen und Ziegen bemerkten. Dieſer Hügel verbarg uns den Nahr-Beirut, über den wir auf ſeinem ſüdlichen Theile ſezen wollten. Wir verloren uns unter dem hohen dunkeln Gewölbe dieſer ſchönen Pinien, und nachdem wir ungefähr eine Viertelſtunde geritten waren, hörten wir auf Einmal ein großes Geſchrei, das Rauſchen der Tritte einer Menge von Männern, Weibern und Kindern, welche von der Seite herkamen, und das Wirbeln der Trommeln, die Töne der Pfeife und der Sackpfeife, und in Einem Augenblick darauf waren wir von fünf bis ſechshundert Arabern von fremdartigem Ausſehen umgeben. Die Häuptlinge, in prachtvollen, aber ſchmuzigen und zerfezten Anzügen, kamen an der Spize ihrer Muſik auf uns zu, verbeugten ſich und machten gegen uns Zeichen der Begrüßung, die dem Anſcheine nach voll Ehrfurcht waren, die wir aber nicht verſtehen konnten. Ihre Geberden und ihr Geſchrei, welches von den Geberden und dem Geſchrei des ganzen Stammes begleitet war, halfen uns ihre Worte auslegen. Sie baten, ſo zu ſagen, nöthigten uns, ihnen in das Innere des Waldes zu folgen, wo ihr Lager aufgeſchlagen war; es war einer von den Stämmen der Kurden, welche von den benachbarten Provinzen Perſiens kommen, um den Winter bald in den Ebenen von Meſopotamien, in der Umgegend von Damaskus, bald in denen von Syrien zuzubringen, wobei ſie ihre Familien und ihre Heerden mit ſich führen. Sie nehmen von einem Gehölz, einer Ebene, einem Hügel, welche verlaſſen ſind, Beſiz und richten ſich hier für fünf oder ſechs Monate ein. Da ſie noch mehr Barbaren ſind, als die Araber, fürchtet man allgemein ihre Einfälle und ihre Nachbarſchaft; ſie ſind die bewaffneten Zigeuner des Orients.

Umgeben von dieſer Maſſe von Männern, Frauen und Kindern ritten wir einige Minuten unter den Tönen dieſer wilden Muſik, und unter dem Geſchrei dieſer Menge, die uns mit einer halb lächerlichen, halb drohenden Neugierde betrachteten. Wir befanden uns bald in der Mitte des Feldes vor der Thüre des Zeltes von einem der Scheikhs des Stammes. Sie ließen uns abſizen, ſtellten unſere Pferde unter die Obhut einiger junger Kurden und brachten uns Karamaniſche Teppiche, auf welchen wir uns am Fuße eines Baumes niederſezten. Die Sklaven des Scheikhs boten uns Pfeifen und Kaffee; die Frauen des Zeltes brachten Kameelsmilch für Julia. Das Ausſehen dieſes Lagers wilder Nomaden mitten im Dunkel eines Fichtenwalds, verdient beſchrieben zu werden.

Der Wald war an dieſer Stelle dünn geſät und von geräumigen lichten Stellen durchſchnitten. Am Fuße jedes Baums hatte eine Familie ihr Zelt: die Zelte beſtanden meiſtens aus Nichts, als aus einem Stück ſchwarzen Tuchs aus Ziegenhaar, welches mit einer Schnur an den Baumſtamm gebunden und auf der andern Seite von zwei in die Erde geſteckten Pflöcken gehalten war. Dieſes Tuch umfaßte oft nicht den ganzen Raum, den die Familie einnahm, ſondern blos auf der Wind- oder Sonnenſeite fiel ein Lappen herab, um das Zelt im Schatten zu halten und dem Feuer des Heerds zum Schuze zu dienen. Man ſah darin kein Geräthe, wenn man nicht anders darunter einige auf ihrem Bauche liegende Krüge, in welchen die Frauen Waſſer holen, einige Schläuche von Ziegenhaut, Säbel und Flinten, in Bündeln an den Aeſten der Bäume aufgehangen, die Matten, die Teppiche und einige da und dort auf den Boden umhergeworfene Kleidungsſtücke von Männern oder Frauen verſtehen will. Einige dieſer Araber hatten zwei oder drei viereckige Koffer von rothgemaltem Holz mit Zeichnungen von Nägeln mit vergoldeten Köpfen, um darin ihre Habſeeligkeiten aufzubewahren. Ich ſah nicht mehr, als zwei oder drei Pferde bei dem ganzen Stamm. Der größte Theil der Familien hatte Nichts um das Zelt her, als ein liegendes und wiederkauendes Kameel, mit ſeinem hohen, verſtändigen, aufgerichteten und gegen das Zelt gewendeten Haupte, einige ſchöne Ziegen mit langen ſchwarzen Seidenhaaren und hängenden Ohren, dazu Büffel und Schafe: beinahe Alle hatten noch außerdem einen oder zwei herrliche Jagdhunde von großem Wuchs und weißem Haar. Dieſe Hunde waren gegen die Gewohnheit bei den Türken fett und gut gepflegt: ſie ſchienen ihre Herren zu kennen, woraus ich ſchließe, daß dieſe Stämme ſich ihrer zur Jagd bedienen. Die Scheikhs ſchienen eine unumſchränkte Gewalt zu genießen, und das geringſte Zeichen von ihnen ſtellte die Ordnung und das Stillſchweigen wieder her, welche durch unſere Ankunft unterbrochen worden waren. Etliche Kinder, welche aus Neugierde einige kleine Unarten gegen uns begangen hatten, ließen ſie im Augenblick von den Männern, die um uns her waren, greifen

und ferne von uns in eine andere Abtheilung des Lagers bringen. Die Männer waren in der Regel groß, ſtark, ſchön und wohlgebaut, ihre Kleider zeugten nicht von Armuth, ſondern nur von Nachläſſigkeit. Einige hatten Weſten von Seide mit Gold- oder Silberfäden untermiſcht und blauſeidene Pelze, mit reichem Futter ausgeſchlagen. Gleich ausgezeichnet waren ihre Waffen durch die gegrabenen und getriebenen Arbeiten, mit denen ſie verziert waren. Die Frauen waren weder eingeſchloſſen, noch verſchleiert; ſie waren ſelbſt halbnackt, beſonders die jungen Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren. Ihre ganze Kleidung beſtand aus weitgefalteten Hoſen, welche die Beine und Füße nackt ließen; ſie hatten alle ſilberne Spangen über dem Fußknöchel. Der Oberleib war mit einem Hemd von Baumwollen- oder Seidenſtoff bedeckt, das mit einem Gürtel geſchürzt war, und Bruſt und Hals bloß ließ. Ihre Haare, durchgängig dunkelſchwarz, waren in langen bis auf die Ferſen herabhängenden Zöpfen geflochten, welche mit eingefädelten Geldſtücken verziert waren: auch die Lenden und den Hals umgab ein Nez mit eingefädelten Piaſtern, welche bei jedem Schritt einen Ton von ſich gaben, wie die Klapperſchlange. Dieſe Frauen waren nicht groß, nicht weiß, nicht beſcheiden, nicht zierlich, wie die Syriſchen Araberinnen; ebenſo wenig hatten ſie die rohe, furchtſame Miene der Beduinenfrauen; ſie waren im Allgemeinen klein, mager, mit ſonnegebräunter Geſichtsfarbe, aber fröhlich, lebhaft, munter, leichtfertig, und tanzten und ſangen nach den Tönen ihrer Muſik, welche keinen Augenblick mit ihren muntern belebten Melodieen aufgehört hatte. Sie begegneten unſern Blicken durchaus ohne Verlegenheit und zeigten keine Schaam über ihre beinahe völlige Nacktheit vor den Männern ihres Stammes. Die Männer ſelbſt ſchienen keine Obergewalt über ſie auszuüben; ſie begnügten ſich damit, über ihre unartige Neugierde gegen uns zu lächeln und drängten ſie nur ſanft und ſcherzend zurück. Einige der jungen Mädchen waren außerordentlich hübſch und anziehend: ihre ſchwarzen Augen waren alle an dem Rande der Augenlieder mit Mennig bemalt, was dem Blick eine größere Lebhaftigkeit gibt. Ebenſo waren ihre Beine und Hände mahagonifarben bemalt: Zähne, weiß wie Elfenbein, deren Glanz die blau tatowirten Lippen und ihre ſonneverbrannte Farbe noch erhöhten, gaben ihren Phyſiognomieen und ihrem Lächeln einen wilden, jedoch nicht rohen Charakter: ſie glichen jungen Provençalinnen oder Neapolitanerinnen, nur mit höherer Stirne, ungezwungenerem Gang, freierem Lächeln und natürlichern Manieren. Ihr Geſicht gräbt ſich tief in's Gedächtniß, weil man nicht zweimal Geſichter von dieſem Charakter ſieht.

Es ſammelte ſich um uns ein Kreis von hundert bis zweihundert Perſonen des Stammes; als wir ihr Lager, ihre Geſtalten und ihre Arbeiten genugſam betrachtet hatten, machten wir ein Zeichen, daß wir wieder zu Pferde zu ſteigen wünſchten. Alsbald waren unſere Pferde wieder vorgeführt; da ſie von dem fremden Anblick, dem Geſchrei dieſer Maſſe und den Tönen des Tamburins erſchreckt waren, nahmen auf das Geheiß des Scheikhs zwei Frauen Julia auf und trugen ſie bis an das Ende des Waldes; der ganze Stamm begleitete

uns bis hieher. Wir ſtiegen wieder zu Pferde; ſie boten uns eine Ziege und ein junges Kameel zum Geſchenke an, was wir ausſchlugen und ihnen dagegen ſelbſt eine Handvoll Türkiſche Piaſter, welche die jungen Mädchen unter ſich theilten, um ſie an ihr Halsband anzureihen, und zwei Goldghazis für die Frauen des Scheikhs gaben. In einiger Entfernung von dem Walde trafen wir wieder auf den Fluß; wir ſezten über ihn auf einer Furth; unter den Roſenlorbeeren, welche ihn einfaſſen, trafen wir noch ungefähr hundert junge Mädchen von dieſem Kurdenſtamm, welche von Beirut zurückkamen, wohin ſie gegangen waren, um irdene Krüge und einige Stücke Stoff für eine Braut aus ihrem Stamme zu kaufen; ſie hatten hier Halt gemacht und tanzten im Schatten, indem jede eines der Haushaltungs- oder Kleidungsſtücke ihrer Geſpielin in der Hand hielt; ſie folgten uns lange Zeit, indem ſie ein wildes Geſchrei ausſtießen und ſich an Julia's Kleid und die Mähne unſerer Pferde hängten, um einige Geldſtücke zu bekommen; wir warfen ihnen welche zu; ſie flohen und ſtürzten ſich alle in den Fluß, um wieder in's Lager zu kommen.

Nachdem wir über den Nahr-Beirut geſezt und die andere Hälfte der angebauten und von jungen Palmbäumen und Fichten beſchatteten Ebene hinter uns hatten, ritten wir in die Hügel von rothem Sand ein, welche ſich öſtlich von Beirut zwiſchen der See und dem Flußthal ſtrecken; es iſt ein Stück von der Aegyptiſchen Wüſte an den Fuß des Libanon geworfen und von reizenden Oaſen umgeben; der Sand iſt rothgelb wie der Oker und fein wie Staub, den man nicht mit den

Fingern greiſen kann; die Araber ſagen, dieſe Wüſte von rothem Sand ſey hieher nicht von den Winden getragen oder von den Wogen angeſchwemmt, ſondern von einem unterirdiſchen Strome ausgeworfen worden, welcher mit den Wüſten von Gaza und El-Ariſch zuſammenhänge; ſie behaupten, es gebe Sandquellen, wie Waſſerquellen, und um dieſe ihre Meinung zu erweiſen, berufen ſie ſich auf den Sand des Meeres, welcher in der That von dem dieſer Wüſte ganz verſchieden iſt. Die Farben ſtechen ſo ſehr von einander ab, als die Farbe eines Granitlagers von der eines Marmorbruchs. Wie dem auch ſeyn möge, dieſer von unterirdiſchen Flüſſen ausgeworfene oder von den Stürmen des Winters hieher gewehte Sand dehnt ſich in einer Runde von fünf bis ſechs Meilen, und erhebt ſich in Bergen oder ſenkt ſich in Thälern, deren Form mit jedem Sturme wechſelt; kaum iſt man einige Zeit in dieſen wogenden Labyrinthen geritten, ſo wird es unmöglich, ſich mehr auszufinden; die Sandhügel verdecken Einem den Horizont auf allen Seiten und es gibt keinen Weg über die Oberfläche dieſer Wogen; das Pferd und das Kameel gehen hier vorüber ohne eine merklichere Spur zu laſſen, als eine Barke auf dem Waſſer; das geringſte Lüftchen verwiſcht Alles; einige dieſer Dünen waren ſo ſteil, daß unſere Pferde kaum ſie erklettern konnten, und wir drangen nur vorſichtig vorwärts, um nicht in den zahlreichen Schluchten dieſer Sandmeere verſchüttet zu werden; man findet hier keine Spur von Vegetation, außer etwa die Knollen von einigen Zwiebelpflanzen, welche von Zeit zu Zeit unter den Füßen der Pferde hinrollen; der Eindruck dieſer beweglichen Einöden iſt traurig und düſter; es iſt ein Sturm ohne Brauſen, aber mit allen Bildern des Todes. Wenn der Samum (Simun), der Wind der Wüſte, ſich erhebt, ſo wogen dieſe Hügel, wie die Wellen des Meers, und begraben, ganz ſtille über ihre Thäler einſtürzend, das Kameel der Karavane; ſie rücken alle Jahre um einige Schritte vor auf die angebauten Landſtriche, die ſie umgeben, und man ſieht an ihrem Rande Wipfel von Palmen oder Feigenbäumen, welche ausgedorrt über ihre Oberfläche hervorragen gleich Maſten von Schiffen, die im Meere verſunken ſind: wir hörten kein Geräuſch, als den fernen dumpfen Wellenſchlag der See, die ſich eine Meile von uns an den Klippen brach; die untergehende Sonne bemalte den Kamm dieſer Hügel von rothem Sande mit einer Farbe, ähnlich der des glühenden Eiſens, wie es aus dem Feuerofen kommt, oder überfluthete ſie, wenn ihr Strahl in die Thäler fiel, mit Flammen, wie die Gänge eines brennenden Hauſes; von Zeit zu Zeit, wenn wir uns auf dem Gipfel eines Hügels befanden, entdeckten wir die weißen Kuppen des Libanon, oder das Meer, das mit ſeinen Schaumſtreifen die langen ausgeſchweiften Ufer des Golfs von Saide einfaßte; dann kamen wir wieder in die Sandſchluchten hinab und ſahen Nichts mehr über uns, als den Himmel. Ich ritt hinter Julia, welche ſich mit ihrem ſchönen von der Strapaze und der innern Aufregung höher gefärbten Geſichtchen gegen mich zurückwandte, und ich las in ihren Augen, deren Blick mich zu fragen ſchien, ihre aus Schreck, Begeiſterung und Vergnügen gemiſchtem Gefühle. Das Rauſchen der See wurde ſtärker, und kündigte uns ihre Nähe an, und auf Einmal entdeckten wir das hohe ſchroffe Ufer zu den Füßen unſerer Pferde: es lag wenigſtens zweihundert Fuß über dem Mittelländiſchen Meer; der Boden feſt und unter unſern Tritten ertönend, obgleich er noch mit einer leichten Rinde von weißem Sand bedeckt war, ließ merken, daß unter den Sandwogen Felſengrund lagerte, und in der That war es das Geſtein, das alle Küſten von Syrien einfaßt. Zufällig waren wir an einen der Punkte dieſer Küſte gekommen, wo der Kampf der Klippen und des Waſſers dem Auge das ſeltſamſte Schauſpiel bot; der wiederholte Stoß der Fluthen oder das Erdbeben hatte an dieſer Stelle von der Felſenmaſſe der Küſte ungeheure Blöcke losgeriſſen, welche in's Meer geſtürzt und dort aufrecht ſtehend von den Wogen ſeit Jahrhunderten ſchon beleckt, abgeſpült, geglättet wurden und nun die wunderlichſten Geſtalten angenommen hatten; ungefähr hundert Fuß von uns ſtand einer dieſer Felſen, der, aus dem Meer auftauchend, mit ſeiner Spize über die Höhe des Ufers emporragte; die Wogen hatten ihn durch ihre unaufhörlichen Schläge endlich in der Mitte geſpalten und ihn zu einer Rieſenpforte gemacht, gleich der Oeffnung eines Triumphbogens. Die innern Wände dieſes Bogens waren geglättet und ſchimmernd, wie Karrariſcher Marmor; wenn ſich die Wellen zurückzogen, ſo blieben dieſe Wände außerhalb des Waſſers, rieſelnd von dem Schaum, der den Fluthen nachzog; kehrte dann die Woge zurück, ſo ſtürzte ſich das Waſſer mit Donnergebrülle wieder in den Bogen zurück, füllte ihn bis an ſeine Wölbung, und ſprang in einem Strom von neuem

Schaum hervor, der gleich wüthenden Zungen bis zu der Spize des Felſen hinanfuhr, von wo er dann in Strahlen und als Waſſerſtaub wieder herabfiel; die Pferde ſchauderten jedesmal bei dieſer Wiederkehr der Wogen zuſammen, und wir konnten unſere Augen nicht losreißen von dieſem Kampf der beiden Elemente. Eine halbe Stunde weit iſt die Küſte von dieſem prachtvollen Spiel der Natur überfluthet; man ſieht hier Thürme mit gezackten Giebeln, ganz bedeckt von Neſtern von Seeſchwalben, natürliche Brücken, welche das Ufer und die Klippen verbinden, und unter denen man im Vorüberreiten die unterirdiſchen Waſſer rauſchen hört; an gewiſſen Stellen trifft man auf Felſen, welche, durchbrochen von den Stößen der Wogen, den Schaum des Meers unter unſern Füßen wie aus Röhren eines Springbrunnens hervorſtürzen laſſen; das Waſſer hebt ſich einige Fuß über die Erde in einer ungeheuren Säule, dann fällt es murmelnd in ſeine Abgründe zurück, wenn die Fluth ſich zurückgezogen hat; die See ging in dieſem Augenblick ſehr hoch, ſie kam in breiten und hohen blauen Hügeln heran, reckte ſich in durchſichtigen Scheiben empor, indem es zu den Felſen anrollte, und ſtürzte hier mit einem ſolchen Krachen zuſammen, daß das Ufer weithin erzitterte und wir glaubten, die Meerbrücke vor unſern Blicken erzittern zu ſehen. Nach den ſtillen ſchauerlichen Einöden, durch die wir eben gekommen waren, der ſchrankenloſe Anblick eines ungeheuren von Fahrzeugen leeren Meers in den Abendſtunden, wo die erſten Schatten anfangen, ſeine Abgründe braun zu färben; — dieſe rieſigen Brüche der Küſte und das tobende

Geräuſch der Wogen, welche machtige Felſen aufrollten, wie die Fuße eines Vogels die Korner des Sandes; — dieſe Stöße des Windes an unſere Stirne und an die Mähne unſerer Pferde; das ungeheure unterirdiſche Echo, das die dumpfen Donner des Sturmes vervielfältigte: — alles Dieß ſtürmte auf unſere Seele mit ſo verſchiedenen, ſo feierlichen, ſo mächtigen Empfindungen ein, daß wir nicht mehr ſprechen konnten, und daß Thränen der Ruhrung in den Augen Julia's erglänzten!

Wir kehrten ſtille in die Wüſte von rothem Sande zurück, und durchzogen ſie da, wo ſie am ſchmalſten iſt, in der nächſten Richtung gegen die Hügel von Beirut, und befanden uns bei Sonnenuntergang in dem großen Pinienwald des Emirs Fakardin. Hier fand Julia ihre Sprache wieder, wendete ſich gegen mich und ſagte zu mir im Taumel ihrer Wonne: — Nicht wahr, wir haben den ſchönſten Spaziergang gemacht, den es nur je in der Welt gibt. Wie groß iſt Gott, fuhr ſie fort, und wie gut iſt er gegen mich, daß er mich auserwählt hat, ſo ſchöne Dinge ſchon ſo jung ſehen zu dürfen.

Es war Nacht, als wir vor der Thüre unſerer Wohnung vom Pferde ſtiegen; wir machten Plane zu andern Ausflügen während der Tage, die uns noch vor der Reiſe nach Damaskus ubrig blieben.

Völkerſchaften des Libanon.

Die Maroniten.

Die Maroniten, von denen ich oben geſprochen, haben einen dunkeln Urſprung. Die Geſchichte, ſo unvollſtändig und fabelhaft in Allem, was ſich auf die erſten Jahrhunderte unſerer Aera bezieht, ſchwankt hin und her zwiſchen verſchiedenen Entſtehungsarten, die man ihren Inſtitutionen zuweist. Sie haben nur wenige Bücher, ohne Kritik und ohne Gewähr; — indeß da man ſich immer eher an Das halten muß, was ein Volk von ſich ſelbſt weiß, als an die leeren Forſchungen und Vermuthungen des Reiſenden, gebe ich hier, Was aus ihrer eigenen Geſchichte hervorgeht. Ein heiliger Einſiedler, Marron, lebte ungefähr um das Jahr 400. Theodorich und der heilige Chryſoſtomus erwähnen ſeiner. Marron bewohnte die Wüſte und da ſeine Schüler ſich in die verſchiedenen Gegenden Syriens verbreiteten, bauten ſie hier mehrere Klöſter; das anſehnlichſte war in der Umgegend von Apamea an den fruchtbaren Ufern des Orontes. Alle damaligen Syriſche Chriſten, welche nicht mit der Kezerei der Monotheleten angeſteckt waren, flüchteten ſich in den Umkreis dieſer Klöſter und dieſes Umſtandes wegen erhielten ſie den Namen Maroniten. Volney, welcher mehrere Monate unter ihnen lebte, ſammelte die beſten Nachrichten über ihren Urſprung;

ſie ſtimmen ungefähr mit denen überein, die ich ſelbſt aus Lokaltraditionen zuſammengetragen habe. Wie dem ſey, die Maroniten bilden Heut zu Tage ein Volk, mit der reinſten theokratiſchen Regierungsform, die der Zeit widerſtanden iſt: eine Theokratie, welche, unausgeſezt bedroht von der Tyrannei der Muſelmanen, genöthigt war, gemäßigt und mehr als ſchüzende Gewalt aufzutreten, und welche Grundſäze bürgerlicher Freiheit ſproſſen ließ, reif, in dieſem Volke ſich zu entfalten. Die Nation der Maroniten, welche nach Volney im Jahr 1784 ſich auf hundertundzwanzigtauſend Seelen belief, zählt Heut zu Tage mehr, als zweimal hunderttauſend und wächst jeden Tag an. Ihr Territorium beträgt hundertfünfundzwanzig Quadratmeilen, jedoch mit willkürlichen Gränzen; es erſtreckt ſich von dem Gelände des Libanon in die Thäler oder Ebenen, die ihn umgeben, je nachdem die Ueberfülle der Bevölkerung neue Dörfer gründet. Die Stadt Zarkle an der Mündung des Thales Beka, gegenüber von Baalbek, welche vor zwanzig Jahren kaum tauſend bis eilfhundert Seelen hatte, zählt jezt zehn bis zwölftauſend, und vermehrt ſich noch jeden Tag.

Die Maroniten ſind dem Emir Beſchir untergeben und bilden mit den Druſen und den Metuali's eine Art von deſpotiſcher Konföderation unter der Herrſchaft dieſes Emirs. Obgleich die Glieder dieſer drei Nationen verſchieden nach Urſprung, Religion und Sitten ſind, ſo daß ſie beinahe nie in Einem Dorfe ſich vermiſchen, ſo hält ſie doch das Intereſſe der Vertheidigung einer gemeinſamen Freiheit und die kräftige politiſche Hand

des Emirs Beſchir in Einem Bande zuſammen. Sie bedecken mit ihren zahlreichen Einwohnerſchaften den Raum zwiſchen Latakia und Saint-Jean-d'Acre auf der einen und zwiſchen Damaskus und Beirut auf der andern Seite. Von den Druſen und Metuali's werde ich noch beſonders ſprechen.

Die Maroniten haben die innerſten Thäler und die höchſten Ketten der Hauptgruppe des Berges Libanon inne, von den Umgebungen von Beirut bis nach Tripolis in Syrien. Die Abhänge dieſer Berge gegen das Meer zu ſind fruchtbar, von zahlreichen Flüſſen und nie verſiegenden Waſſerfällen bewäſſert; ſie tragen Seide, Oel, Gerſte und Getreide; die Höhen ſind beinahe unzugänglich und der nackte Fels ſticht beinahe überall aus den Seitenwänden dieſer Gebirge hervor, aber die unermüdliche Thätigkeit dieſes Volks, das Nirgends eine ſichere Zuflucht für ſeine Religion hatte, als hinter dieſen ſchroffen Wänden und Schluchten, hat ſelbſt den Fels fruchtbar gemacht; von Stufe zu Stufe bis zu den lezten Gebirgskämmen, bis zu dem ewigen Schnee hinauf, wurden Terraſſenmauern aus den Blöcken des Steingerolls errichtet; auf dieſe Terraſſen wurde die wenige fruchtbare Erde getragen, welche die Waſſer in die Schluchten führten, ſelbſt der Fels mußte ſeinen Staub hergeben, um den Boden durch die Miſchung mit jener Erde fruchtbar zu machen, und ſo wurde der ganze Libanon zu einem Garten voll von Maulbeer-, Feigen- und Olivenbäumen und von Getreide gemacht; der Reiſende kann ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen, wenn er ganze Tage lang die ſchroffen Gebirgswände überſteigen hat, welche Nichts ſind, als ein Steinblock, und er auf Einmal in dem Hintergrunde einer tiefen Schlucht oder der Platte einer Gebirgspyramide ein ſchönes Dorf aus weißen Steinen erbaut ſieht, mit einer zahlreichen und wohlhabenden Bevölkerung, mit einem Mauriſchen Schloß in der Mitte und einem bei Seite liegenden Kloſter, mit einem Strom, der ſeinen Schaum zu den Füßen des Dorfes ſprudelt, und ganz umher einen Horizont von Vegetation und Grün, wo Pinien, Kaſtanien- und Maulbeerbäume den Weinſtock oder die Mais- und Fruchtfelder beſchatten. Dieſe Dörfer hängen manchmal beinahe ſenkrecht übereinander; man kann von einem Dorf zum andern einen Stein werfen, und den Ruf verſtehen, dennoch erfordert die Abſchüſſigkeit des Bergs ſo viele Krümmungen und Umwege, um die Verbindungsſtraße zwiſchen ihnen zu ziehen, daß man eine oder gar zwei Stunden braucht, um von einem Weiler zum andern zu kommen.

In jedem dieſer Dörfer findet man einen Scheikh, eine Art von Feudalherrn, welcher die Verwaltung und die Juſtiz des Ortes unter ſich hat. Dieſe Verwaltung und Juſtiz, welche von den Scheikhs ſummariſch und im bloßen Polizeiwege gehandhabt werden, ſind jedoch nicht unumſchränkt, noch ohne Appellation. Die hohe Verwaltung ſteht dem Emir und ſeinem Divan zu; die Juſtiz ſteht eines Theils unter der höhern Entſcheidung des Emirs, andern Theils unter der der Biſchöfe. Der Emir und die kirchliche Behörde theilen ſich nämlich in die Jurisdiktion. Der Patriarch der Maroniten nimmt für ſich die Entſcheidung in allen Fällen ausſchließlich in Anſpruch, wo das bürgerliche Geſez mit dem religiöſen in Konflikt kommt, wie bei Heirathen, Diſpenſationen, Scheidungen. Der Fürſt hat die größte Schonung gegen den Patriarchen und die Biſchöfe zu beobachten, denn die Gewalt des Klerus über die Gemüther iſt übermächtig und nicht zu erſchüttern. Der Klerus beſteht aus dem von den Biſchöfen gewählten und von dem Pabſt beſtätigten Patriarchen, aus einem von dem Pabſt aus Rom geſchickten Legaten, der in dem Kloſter von Antura oder Kanubia reſidirt, aus den Biſchöfen, den Superioren der Klöſter und den Pfarrern. Ungeachtet die Römiſche Kirche das Gebot des Cölibat's bei den Prieſtern in Europa ſtreng aufrecht erhalten hat, und einige ihrer Schriftſteller in dieſer Anordnung der Kirchenzucht ein dogmatiſches Geſez ſehen wollen, war ſie dennoch genöthigt, in dieſem Punkte im Orient nachzugeben; und die Maronitiſchen Prieſter, obgleich eifrige und warme Katholiken, ſind verheirathet. Dieſe Erlaubniß zu heirathen, erſtreckt ſich jedoch weder auf die Mönche, welche beiſammen leben, noch auf die Biſchöfe. Die Abgeſchiedenheit, in welcher die Arabiſchen Frauen leben, die Einfalt der patriarchaliſchen Sitten dieſes Volkes und die Gewohnheit benehmen dieſem Gebrauch der Maronitiſchen Geiſtlichkeit alles Anſtößige. Und weit entfernt, daß er, wie man uns bereden möchte, der Reinheit der prieſterlichen Sitten, der Achtung des Volkes für die Diener der Kirche, oder den Lehren der Konfeſſion geſchadet hätte, kann man im Gegentheil mit Wahrheit ſagen, daß in keinem Lande von Europa die Geiſtlichkeit ſo rein und ſo ausſchließlich ihrem frommen Berufe lebt, in keinem ſo angeſehen und von ſolcher Gewalt über das Volk iſt, als dort. Wenn man die Vorſtellung verwirklicht ſehen will, welche die Phantaſie von der Zeit des entſtehenden reinen Chriſtenthums ſich macht: die Einfalt und die Gluth des urſprünglichen Glaubens, die Reinheit der Sitten, die Uneigennützigkeit der Diener der Liebe, den prieſterlichen Einfluß ohne Mißbrauch, das Anſehen ohne Herrſchergewalt, die Armuth ohne Bettelhaftigkeit, die Würde ohne Hochmuth, das Gebet, die Nachtwachen, die Mäßigkeit, die Keuſchheit, die Handarbeit, muß man zu den Maroniten kommen. Auch der ſtrengſte Philoſoph wird in der öffentlichen Stellung und dem Privatleben dieſer Prieſter, welche die Vorbilder, die Rathgeber und die Diener des Volkes geblieben ſind, keine Verbeſſerung zu machen finden.

Es beſtehen noch ungefähr hundert Maronitiſche Klöſter von verſchiedenen Orden auf dem Libanon. Dieſe Klöſter ſind von zwanzig bis fünfundzwanzigtauſend Mönchen bewohnt. Aber die Mönche ſind weder reich noch Bettler, weder die Unterdrücker noch die Blutſauger des Volks. Es ſind Vereinigungen von einfachen arbeitſamen Mönchen, welche, ein Leben des Gebets und der Freiheit des Geiſtes ſich zur Aufgabe machend, auf die Sorge verzichten, eine Familie zu erziehen, und ſich Gott und der Mutter Erde in einem dieſer frommen Ruheorte weihen. Ihr Leben iſt, wie ich es erſt eben geſchildert habe, das Leben fleißiger Landleute. Sie geben ſich mit der Zucht des Viehes oder der Seidenwürmer ab, ſie ſpalten das Geſtein, ſie bauen mit eigenen Händen die Terraſſenmauern ihrer Felder, ſie graben, ſie ackern, ſie ärndten. Die Klöſter beſizen wenig Grund und Boden und nehmen nicht mehr Mönche auf, als ſie ernähren können. Ich habe lange unter dieſem Volke gelebt, ich habe mehrere dieſer Klöſter beſucht, und niemals hörte ich von irgend einem Anſtoß ſprechen, den einer dieſer Mönche gegeben hätte. Auch nicht die leiſeſte Klage beſteht gegen ſie; jedes Kloſter iſt Nichts, als ein armes Pachtgut, das freiwillig übernommen wird und deſſen Bearbeiter keinen weitern Lohn erhalten, als Dach und Fach, die Nahrung eines Einſiedlers und die Gebete in ihrer Kirche. Nüzliche Beſchäftigung iſt ſo ſehr Geſez für den Menſchen, ſo ſehr die Bedingung des Glücks und der Tugend hienieden, daß ich keinen einzigen dieſer Einſiedler ſah, welcher nicht auf ſeinen Zügen das Gepräge der Seelenruhe, der Zufriedenheit und der Geſundheit getragen hätte. Die Biſchöfe haben eine unumſchränkte Gewalt über die Klöſter, welche ſich unter ihrer Gerichtsbarkeit befinden. Dieſe Gerichtsbarkeit hat einen ſehr geringen Bezirk. Jedes große Dorf hat ſeinen eigenen Biſchof.

Die Maroniten, ſtammen ſie nun von den Arabern oder Syriern ab, theilen alle die Tugenden ihrer Geiſtlichkeit und bilden im ganzen Orient ein Volk für ſich; man möchte ſie eine Europäiſche Kolonie nennen, durch Zufall plözlich unter die Stämme der Wüſte verſchlagen; ihre Phyſiognomie iſt jedoch Arabiſch; die Männer ſind groß, ſchön, mit freiem ſtolzem Blick und ſanftem geiſtigem Lächeln; blaue Augen, Adlernaſe, blonden Bart, edle Geberde, ernſte Gutturalſtimme, höfliche Manieren ohne Niederträchtigkeit, prächtige Kleidung und glänzende Waffen; – wenn man durch ein Dorf kommt und den Scheikh an der Thüre ſeiner mit Zinnen verſehenen Behauſung ſizen ſteht, ſeine ſchönen Pferde im Hofe an Pflöcken angebunden, und um ihn her die Vornehmen des Dorfs gekleidet in ihre reichen Pelze, mit ihren Gürteln von rother Seide voll Yatagans und Kangiars mit ſilbernem Heft, als Kopfpuz einen Turban aus verſchiedenfarbigen Stoffen mit einem breiten auf die Schulter herabfallenden Bande von purpurrother Seide, ſo möchte man glauben, ein Volk von Königen zu ſehen; ſie lieben die Europäer wie Brüder; ſie ſind mit uns durch das Band der Religionsgemeinſchaft, dem ſtärkſten von allen verbunden; ſie glauben, wir beſchüzen ſie durch unſere Konſuls und unſere Geſandten gegen die Türken; ſie nehmen in ihren Dörfern unſere Reiſenden, unſere Miſſionäre, unſere jungen Dolmetſcher, die ſich im Arabiſchen unterrichten wollen, auf, wie man in einer Familie Verwandte aus der Ferne aufnimmt; der Reiſende, der Miſſionär, der junge Dolmetſcher werden der liebe Gaſt der ganzen Gegend. Man logirt ihn im Kloſter oder bei dem Scheikh ein, Was das Land hervorbringt, wird ihm im Ueberfluß geliefert; man führt ihn auf die Falkenjagd; ſelbſt in die Frauengeſellſchaften geſtattet man ihn mit allem Vertrauen den Zutritt; man ſpricht voll Achtung mit ihm, und knüpft Freundſchaftsbande mit ihm an, welche nicht mehr zerreißen und deren Andenken von den Häuptlingen der Familien zu den Kindern forterbt. Ich zweiſle nicht daran, daß, wenn dieſes Volk bekannter und die herrliche Gegend, in der ſie wohnen, ofter beſucht wäre, viele Europäer ſich unter den Maroniten niederlaſſen würden: Schönheit der Gegend, wunderbare Vollkommenheit des Klima's, mäßiger Preis aller Gegenſtände, Uebereinſtimmung der Religion, gaſtfreundliche Sitten, Alles vereinigt ſich um das Wohnen bei dieſem Volke wünſchenswerth zu machen; und ich, wenn der Menſch ſich gänzlich von ſeinem Boden losreißen könnte, wenn er nicht da leben müßte, wo Gott ihm ſeine Wiege und ſein Grab angewieſen hat, ſeine Mitbürger zu lieben und ihnen zu dienen, wenn je das Loos einer unfreiwilligen Verbannung mich träfe, — ich würde Nirgends ein ſüßeres Aſyl finden, als in einem jener friedlichen Dörfer der Maroniten, am Fuße oder auf den Höhen des Libanon, im Schooße eines einfachen, religiöſen, gutmüthigen Volkes, mit der Ausſicht auf das Meer und die hohen Gletſcher, unter der Palme oder dem Orangenbaum eines der Gärten dieſer Klöſter. Die vorzüglichſte Polizei, bei weitem mehr das Ergebniß der Religion und Sittlichkeit, als der Geſezgebung herrſcht in der ganzen Umgebung des von den Maroniten bewohnten Landes; man reiſt hier allein ohne Führer Tag und Nacht, ohne Raub oder Gewaltthätigkeit zu fürchten; Verbrechen ſind hier beinahe unbekannt; der Fremde iſt heilig für den mahomedaniſchen Araber, noch mehr aber für den chriſtlichen; ſeine Thüre ſteht ihm zu jeder Stunde offen; er ſchlachtet ihm ſein Zicklein, um ihm eine Ehre zu erweiſen, er überläßt ihm ſeine Schilfmatte, um ihm Plaz zu machen.

In allen dieſen Dörfern iſt eine Kirche oder eine

Kapelle, in welcher die Ceremonieen des katholiſchen Gottesdienſtes in Syriſcher Form und Sprache gefeiert werden. Bei dem Evangelium wendet ſich der Prieſter wieder um gegen die Anweſenden und verlieſt ihnen das Tages-Evangelium Arabiſch. Die Religionen, welche länger dauern als die Geſchlechter der Menſchen, behalten ihre heilige Sprache, wenn die Völker die ihrige verloren haben.

Die Maroniten ſind tapfer und geborne Krieger, wie alle Bergbewohner; ſie erheben ſich zu dreißig bis vierzigtauſend Mann auf das Wort des Emirs Beſchir, ſey es, um die unzugänglichen Straßen ihrer Berge zu vertheidigen, oder um in die Ebene einzufallen und Damaskus oder die Städte von Syrien in Schrecken zu ſezen. Die Türken wagen nie in den Libanon einzudringen, wenn dieſe Völker im Frieden unter ſich ſind; die Baſſa's von Acre und Damaskus ſind nie dorthin gekommen, außer wenn bei inneren Zwiſtigkeiten ſie der eine oder der andere Theil zu Hilfe rief; ich weiß nicht, ob ich mich täuſche, aber ich glaube, große Beſtimmungen konnten dieſen Maroniten aufbehalten ſeyn, einem nach ſeinen Sitten, ſeiner Religion und ſeiner Tapferkeit jungfräulichen, unverdorbenen Volke, einem Volke, das die von der Tradition der Patriarchen zugeſchriebenen Eigenſchaften, Eigenthum, ein wenig Freiheit, viel Patriotismus, beſizt, und welches durch die Gleichheit der Religion und die Verhältniſſe des Handels und des Kultus von Tag zu Tag mehr von der Civiliſation des Occidents in ſich aufnimmt. Während Alles umher unmächtig wird und veraltet, ſcheinen ſie allein ſich zu verjungen und neue Kräfte zu erlangen; je volksleerer Syrien werden wird, deſto weiter werden ſie aus ihren Bergen herabkommen, und Handelsſtädte am Meeresufer grunden, die fruchtbaren Ebenen urbar machen, die Heut zu Tag nur den Schakals und den Gazellen angehören, und eine neue Herrſchaft gründen in den Ländern, wo die alten Reiche zu Grabe gehen; wenn Heute unter ihnen ein Mann von Kopf, aus den Reihen der allmächtigen Geiſtlichkeit oder aus dem Schooße einer der verehrten Emirs- oder Scheikhsfamilien, aufſtände, der die Zeit verſtehen und mit einer der Europäiſchen Mächte ſich verbinden würde, ſo würde er leicht die Wunder Mehemed-Ali's, des Baſſa's von Aegypten erneuern, und ſeinem Nachfolger den wahren Keim eines Arabiſchen Reiches hinterlaſſen. Europa iſt dabei betheiligt, daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehe; es hätte an ihm eine ganz ausgemachte Kolonie auf jenen ſchönen Geſtaden; und Syrien, das ſich aus einer chriſtlichen, gewerbsfleißigen Nation wieder bevölkerte, bereicherte das Mittelländiſche Meer mit einem Handel, der eingeſchlafen iſt, öffnete die Straße nach Indien, triebe die nomadiſchen und barbariſchen Stämme des Orients zurück und erweckte neues Leben im Orient: es liegt hier mehr Zukunft, als in Aegypten. Aegypten hat blos einen Mann, der Libanen hat ein Volk.

Die Druſen.

Die Druſen, welche mit den Metuali's den Hauptkern der Bevölkerung des Libanon bilden, haben lange Zeit für eine Europäiſche, von den Kreuzfahrern im Orient zurückgelaſſene Kolonie gegolten. Nichts Widerſinnigeres. Was ſich am längſten bei den Völkern erhält, iſt die Religion und die Sprache: die Druſen ſind Gözendiener und ſprechen Arabiſch; ſie können daher nicht von einem fränkiſchen und chriſtlichen Volke abſtammen; das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie wie die Maroniten ein Arabiſcher Stamm der Wüſte ſind, daß ſie, ſich ſträubend, die Religion des Propheten anzunehmen und von den neuen Gläubigen verfolgt, ſich in die unwegſamen Einöden des Libanon geflüchtet haben mögen, um ihre Götter und ihre Freiheit zu vertheidigen. Dieß iſt ihnen geglückt; ſie haben oft die Oberherrſchaft über die Völker beſeſſen, welche mit ihnen Syrien bewohnen, und die Geſchichte ihres ausgezeichnetſten Häuptlings, des Emirs Fakar-el-Din, deſſen Namen wir in Fakardin abgekürzt haben, hat ſie, ſelbſt in Europa, berühmt gemacht. Dieſer Fürſt tritt am Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in der Geſchichte auf. Zum Gouverneur der Druſen ernannt, gewinnt er das Vertrauen der Pforte. Er treibt die wilden Stämme von Baalbek zurück, befreit Tyrus und Saint-Jean-d'Acre von den Einfällen der Arabiſchen Beduinen, verjagt den Aga von Beirut, und macht dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz. Vergeblich, daß ihn die Baſſa's von Aleppo und Damaskus bedrohten, oder bei dem Divan verklagten; er beſticht ſeine Richter und triumphirt durch Liſt oder Gewalt über alle ſeine Feinde. Indeß faßt die Pforte, ſchon ſo oft von der wachſenden Macht der Druſen in Kenntniß geſezt, den Entſchluß, ſie zu bekämpfen und rüſtet eine furchtbare Expedition. Der Emir Fakar-el-Din ſucht zu temporiſiren. Er hatte mit den Fürſten Italiens Verbindungen und Handelsverträge geſchloſſen und geht nun ſelbſt, um die Hilfe in Anſpruch zu nehmen, welche dieſe Fürſten ihm verſprochen haben. Er läßt die Regierung in den Händen ſeines Sohnes Ali, ſchifft ſich in Beirut ein, und flieht an den Hof der Medicis in Florenz. Die Ankunft eines mahomedaniſchen Fürſten in Europa erregt Aufſehen. Man ſtreut das Gerücht aus, Fakar-el-Din ſey ein Abkömmling der Fürſten des Hauſes Lothringen; die Druſen leiten ihren Urſprung von den Gefährten eines Grafen von Dreux her, welche nach den Kreuzzügen im Libanon zurückgeblieben ſeyen. Vergeblich erwähnt der Geſchichtsſchreiber Benjamin von Tudela der Druſen noch vor der Zeit der Kreuzfahrer: der gewandte Abenteurer wußte ſelbſt jene Meinung zu nähren, um die Europäiſchen Herrſcher für ſein Schickſal zu intereſſiren. Nach neunjährigem Aufenthalt in Florenz kehrt der Emir Fakar-el-Din nach Syrien zurück. Sein Sohn Ali hatte die Türken zurückgeſchlagen und die von ſeinem Vater eroberten Provinzen unverſehrt erhalten, dem er jezt die Herrſchaft wieder zuſtellte. Der Emir, verweichlicht durch die Künſte und Wollüſte in Florenz, vergißt, daß Bedingung ſeiner Herrſchaft iſt: ſeinen Feinden Achtung und Schrecken einzuſtößen. Er baut in Beirut prächtige Paläſte, verziert, gleich den Italieniſchen, mit Statuen und Gemälden, welche gegen die Vorurtheile der Orientalen anſtoßen. Seine Unterthanen werden erbittert; der Sultan Amurad IV. wird gereizt, und ſchickt von Neuem den Baſſa von Damaskus mit einem mächtigen Heere gegen Fakar-el-Din. Während der Baſſa den Libanon herabzieht, blokirt eine Türkiſche Flotte den Hafen von Beirut. Ali, der älteſte Sohn des Emirs, der Gouverneur von Saphadt, wird bei der Bekämpfung der Armee des Baſſa's von Damaskus getödtet. Fakar-el-Din ſchickt ſeinen zweiten Sohn an Bord des Admiralſchiffs, um den Frieden zu erbitten. Der Admiral behält dieſes Kind gefangen zurück, und weist jede Unterhandlung ab. Dadurch beſtürzt, ergreift der Emir die Flucht, und ſchließt ſich mit einer Anzahl von ergebenen Freunden auf dem unzugänglichen Fels Nilka ein. Nach einer vergeblichen Belagerung von einem ganzen Jahre ziehen ſich die Türken zurück. Fakar-el-Din iſt frei und macht ſich wieder auf den Weg nach ſeinen Bergen; aber verrathen von einigen der Genoſſen ſeines Glücks wird er den Türken ausgeliefert und nach Konſtantinopel geführt. Er wirft ſich Amurad zu Füßen, und dieſer Fürſt behandelt ihn Anfangs mit Großmuth und Wohlwollen. Er gibt ihm einen Palaſt und Sklaven, aber kurze Zeit nachher wird auf einen Verdacht Amurad's hin der tapfere unglückliche Fakar-el-Din ſtrangulirt. Die Türken, welche in ihrer Politik dabei ſtehen bleiben, den Feind, der ihnen verdächtig iſt, aus dem Wege zu räumen, und übrigens die Gewohnheiten der Völker und die hergebrachten Geſezgebungen der Familien achten, ließen Fakar-el-Din's Nachkommen die Regierung; erſt vor hundert Jahren ging durch den Tod des lezten Sprößlings des berühmten Emirs der Scepter des Libanon an eine andere Familie, die der Chab's über, welche aus Mekka ſtammt, und deren gegenwärtiges Oberhaupt, der alte Emir Beſchir, Heut zu Tage über dieſe Gegenden herrſcht.

Die Religion der Druſen iſt ein Myſterium, welches kein Reiſender je zu durchdringen vermochte. Ich habe mehrere Europäer kennen gelernt, die ſchon ſeit langen Jahren mitten unter dieſem Volke leben, und die mir geſtanden, in dieſer Hinſicht Nichts zu wiſſen. Lady Stanhope macht gewiß eine Ausnahme von allen Andern durch ihren fortwährenden Aufenthalt unter den Arabern dieſes Stammes und durch die Ergebenheit, welche ſie dieſen Menſchen einflößt, deren Sprache ſie ſpricht und deren Sitten ſie angenommen hat, aber auch ſie wußte mir Nichts zu ſagen, als daß die Religion der Druſen ein Myſterium ſey. Der größte Theil der Reiſenden, welche über ſie geſchrieben haben, nimmt an, ihre Gottesverehrung ſey Nichts, als ein Schisma des Mahomedismus. Ich bin überzeugt, daß ſie ſich täuſchen. Ausgemachte Thatſache iſt, daß die Religion der Druſen ihnen erlaubt, alle Gottesdienſte der Völker, mit denen ſie zuſammen ſind, äußerlich mitzumachen; daher kam die Meinung, ſie ſeyen ſchismatiſche Mahomedaner. Daran iſt nichts Wahres. Sie beten das Kalb an, dieß iſt das einzige Bethätigte. Sie haben Einrichtungen, wie die Völker des Alterthums. Sie ſind in zwei Kaſten getheilt, die Akkals oder die, welche wiſſen, und die Djahels oder die, welche nicht wiſſen; je nachdem ein Druſe zu dieſer oder jener Kaſte gehört, übt er dieſe oder jene Form des Gottesdienſtes. Moſes, Mahomed, Jeſus ſind Namen, die bei ihnen in Achtung ſtehen. Sie verſammeln ſich einen Tag in der Woche, jeder an dem Ort, der dem Grade entſpricht, zu dem er gelangt iſt, und hier verrichten ſie den Gottesdienſt. Während der Ceremonieen ſind Wachen ausgeſtellt, daß kein Profaner den Eingeweihten nahen kann. Augenblicklicher Tod wäre die Strafe der Verwegenen. Die Frauen werden zu dieſen Myſterien zugelaſſen. Die Prieſter oder Akkals ſind verheirathet. Sie haben eine Prieſterhierarchie. Das Haupt der Akkals oder der Pabſt der Druſen wohnt in dem Dorfe El-Mutna. Nach dem Tode eines Druſen verſammelt man ſich um das Grab, und vernimmt Zeugniſſe über ſein Leben; ſind die Zeugniſſe günſtig, ſo ruft der Akkal: Sey dir der Allmächtige gnädig! ſind ſie ungünſtig, ſo ſchweigt der Prieſter und die Umſtehenden. Das Volk glaubt allgemein an Seelenwanderung; wenn das Leben des Druſen rein geweſen iſt, ſo wird er als ein von dem Glück begünſtigter, tapferer und von ſeinen Mitbürgern geliebter Mann wieder in's Leben treten, war er niedrig und feig, ſo wird er unter der Geſtalt eines Kameels oder eines Hundes wiederkehren.

Die Schulen für Kinder ſind zahlreich; die Akkals leiten ſie. Man lehrt im Koran leſen. Manchmal, wenn die Anzahl der Druſen in einem Dorfe nur gering iſt, und es an Schulen mangelt, laſſen ſie ihre Kinder mit denen der Chriſten unterrichten; wenn ſie dieſelben ſpäter in ihren geheimnißvollen Gottesdienſt einweihen, verwiſchen ſie aus ihrem Geiſte die Spuren des Chriſtenthums. Die Frauen werden zu der Prieſterwürde zugelaſſen, wie die Männer; Scheidung iſt häufig; der Ehebruch läßt ſich mit Geld abkaufen; die Gaſtfreundſchaft iſt heilig und keine Drohung, kein Verſprechen würde jemals einen Druſen dazu bringen, ſelbſt einem Fürſten den Gaſt auszuliefern, der ſeinem Dache ſich anvertraut hat. In der Epoche der Seeſchlacht von Navarin flüchteten die Europäiſchen Bewohner der Städte Syriens, da ſie die Rache der Türken fürchteten, mehrere Monate zu den Druſen, und lebten hier in vollkommener Sicherheit. Alle Menſchen ſind Brüder: iſt ihre ſprichwörtliche Moral gleich der des Evangeliums, aber ſie halten ſie beſſer, als wir. Unſere Worte ſind evangeliſch, unſere Geſeze heidniſch.

Nach meiner Meinung ſind die Druſen eines der Völker, deren Quelle ſich in der Nacht der Zeiten verliert, deren Alter aber bis in die fernſte Vergangenheit hinaufſteigt; ihre Race ſteht von der phyſiſchen Seite in mancher Beziehung mit der Jüdiſchen und die Anbetung des Kalbes konnte mich auf den Glauben bringen, daß ſie von jenen Völkern des ſteinigen Arabiens abſtammen, welche die Juden zu dieſer Art der Gözendienerei trieben, oder daß ſie Samaritaniſchen Urſprungs ſind. Gewöhnt indeß an eine Art von Verbruderung mit den chriſtlichen Maroniten und das Joch der Mahomedaner verwünſchend, zahlreich, begütert, gelehrig, den

Ackerbau und den Handel liebend, werden ſie leicht Ein Ganzes mit dem Maronitiſchen Volke ausmachen, und mit ihnen in der Civiliſation gleichen Schritt halten, wenn man nur ihre religioſen Gebräuche achtet.

Die Metuali's.

Die Metuali's, welche ungefähr den dritten Theil der Einwohnerſchaft des untern Libanon bilden, ſind Mahomedaner von der in Perſien herrſchenden Sekte Ali's; die Türken gehören zu der Sekte Omar's. Dieſes Schisma im Islamismus kam im 36ten Jahre der Hegira auf; die Anhänger Ali's verfluchen Omar als den Uſurpator des Kalifat's; Huſſein und Ali ſind ihre Heiligen; gleich den Perſern eſſen und trinken ſie nicht mit den Bekennern einer andern Religion, als der ihrigen, und zerbrechen das Glas oder die Schüſſel, deren der Fremde ſich bedient hat. Sie betrachten ſich als verunreinigt, wenn ihre Kleider die unſern berühren; indeß da ſie in Syrien im Allgemeinen ſchwach und verachtet ſind, ſo ſchicken ſie ſich in die Zeit, und ich habe mehrere in meinen Dienſten, welche dieſe intoleranten Vorſchriften nicht ſehr ſtrenge beobachten. Man kennt ihren Urſprung; ſie waren gegen das ſechszehnte Jahrhundert Meiſter von Baalbek; als ihr Stamm anwuchs, breitete er ſich zuerſt über das Gelände des Antilibanon aus, um t. Wüſte von Beka her; ſpäter rückten ſie weiter, und miſchten ſich unter die Druſen, auf dem Theile der Gebirge, welcher das Land zwiſchen Tyrus und Saide beherrſcht; der Emir Yuſſef, unruhig über ihre Nachbarſchaft, bewaffnete die Druſen gegen ſie und drängte ſie zurück gegen Saphadt und die Gebirge von Galiläa; Daher, Baſſa von Acre, nahm ſie auf und ging 1760 ein Bündniß mit ihnen ein; ſie waren ſchon ſtark genug um zehntauſend Reiter zu ihm ſtoßen zu laſſen; zu dieſer Zeit nahmen ſie Beſiz von den Ruinen von Tyrus, dem am Meere liegenden Dorfe, das Heut zu Tage Sur heißt. Sie bekämpften mit Macht die Druſen, und rieben das fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarke Heer des Emirs Yuſſef völlig auf; ſie waren ſelbſt nur fünfhundert Mann, aber die Wuth und der Rachedurſt machten ebenſo viel Helden aus ihnen, und die innern Streitigkeiten, welche die Druſen zwiſchen dem Emir Manſur und dem Emir Yuſſef ſpalteten, trugen zu dem Siege der Metuali's bei; ſie fielen von Daher, dem Baſſa von Acre ab, und dieſer Abfall war die Urſache ſeines Verderbens und ſeines Todes. Djezar-Baſſa, ſein Nachfolger, nahm dafür an ihnen grauſame Rache. Seit dem Jahr 1777 arbeitete Djezar-Baſſa unabläſſig an der Vernichtung dieſes Volkes; dieſe Verfolgungen brachten ſie dazu, ſich mit den Druſen zu verſöhnen; ſie kehrten zu der Partei des Emirs Yuſſef zurück, und, obgleich nicht mehr ſtarker als ſieben bis achttauſend Streiter, leiſteten ſie mehr, als die zu Deir-el-Kammar verſammelten Druſen und Maroniten; ſie bemächtigten ſich für ſich allein der Feſtung Mar-Djebba und ließen achthundert Arnauten über die Klinge ſpringen;

im folgenden Jahre aus Baalbek nach einem verzweifelten Widerſtande verjagt, flüchteten ſie ſich fünf bis ſechshundert Familien ſtark zu den Druſen und Maroniten; ſpäter kehrten ſie wieder in das Thal zurück und haben noch heut zu Tage die herrlichen Ruinen von Heliopolis in ihrem Beſiz; aber der größte Theil der Nation blieb auf den Bergen und Thälern des Libanon gegen Sur zu; in den lezten Zeiten war die Herrſchaft zu Baalbek Gegenſtand eines wüthenden Kampfes, zwiſchen zwei Brüdern aus der Familie Harfuſch, Djadjah und Sultan; ſie entriſſen ſich nach einander dieſen Trümmerhaufen und verloren in dieſem Krieg mehr als achtzig Perſonen aus ihrer eigenen Familie. Seit 1810 herrſchte der Emir Djadjah definitiv über Baalbek.

Die Anſarier.

Volney gibt über die Nation der Anſarier, welche den weſtlichen Theil der Gebirgsketten des Libanon und die Ebene von Latakia inne hat, die richtigſten Nachrichten. Ich wußte Nichts beizufügen. Gözendiener, wie die Druſen, bedecken ſie ihre Religionsgebräuche mit dem Dunkel der Weihe, aber ſie ſind barbariſcher. Ich will mich allein mit dem Theil ihrer Geſchichte beſchäftigen, welcher bis zum Jahr 1807 zurückgeht.

Zu dieſer Zeit verließ ein Stamm der Anſarier, indem er mit dem Oberhaupte in Streit zu ſeyn ſich

anſtellte, ſein Gebiet in den Bergen, und kam zu dem Emir von Maszyad, den er um Zuflucht und Schuz bat. Der Emir, mit allem Eifer eine ſo günſtige Gelegenheit ergreifend, ſeine Feinde dadurch zu ſchwächen, daß er Spaltungen bei ihnen unterſtüzte, nahm die Anſarier nebſt ihrem Scheikh Mahmud in den Mauern von Maszyad auf, und trieb die Gaſtfreundlichkeit ſo weit, daß er einen Theil der Einwohner aus ihren Wohnungen trieb, um den Flüchtlingen Plaz zu machen. Während einiger Monate war Alles ruhig; eines Tages aber, als der größte Theil der Ismaeliten von Maszyad die Stadt verlaſſen hatte, um auf den Feldern zu arbeiten, warfen ſich auf ein gegebenes Zeichen die Anſarier auf den Emir und ſeinen Sohn, erdolchten ihn, bemächtigten ſich des Schloſſes, machten alle Ismaeliten nieder, die ſie in der Stadt trafen, und ſteckten dieſe in Brand. Am andern Tage kam eine große Anzahl von Anſariern nach Maszyad, um zu den Vollführern dieſes abſcheulichen Komplots zu ſtoßen, von den ein ganzes Volk während vier oder fünf Monaten das Geheimniß bewahrt hatte. Gegen dreihundert Ismaeliten waren zu Grunde gegangen. Der Reſt war nach Hama, nach Homs oder Tripolis geflohen.

Die religiöſen Gebräuche und die Sitten der Anſarier haben Burckhardt zu dem Gedanken gebracht, ſie ſeyen ein aus Indoſtan ausgewanderter Stamm; gewiß iſt, daß ſie ſich in Syrien lange Zeit vor der Eroberung durch die Ottomanen feſtgeſezt haben; einige von ihnen ſind noch jezt Gözendiener. Die Verehrung des Hundes, welcher bei den alten Syriern ein Gegenſtand der Verehrung geweſen zu ſeyn, und dem Hundsfluß, dem Nahr=el=Kelb, bei dem alten Berytus, ſeinen Namen gegeben zu haben ſcheint, hat ſich, wie man ſagt, bei einigen Familien der Anſarier erhalten. Dieſes Volk iſt herunter gekommen und wäre von den Druſen und Maroniten leicht vertrieben oder zu Sklaven gemacht.

18. November 1832.

Ich komme von einem Ausflug nach dem Kloſter Antura, einem der ſchönſten und berühmteſten auf dem Libanon zurück.

Beirut verlaſſend reitet man eine Stunde das Meeresufer entlang unter einem Gange von Bäumen von allen Blättern und Formen. Der größte Theil beſteht aus Fruchtbäumen, Feigen, Granaten, Orangenbäumen, Aloe's und aus dem Rieſen unter den Bäumen, aus Maulbeerfeigen, deren unzählige, kleinen Feigen ähnliche Früchte nicht an Stielen wachſen, ſondern dem Stamme und den Zweigen gleich Mooſen anhängen. Nachdem wir über den Fluß geſezt ſind auf der Römiſchen Brücke, die ich früher beſchrieben, verfolgt man eine ſandige Ebene bis zum Kap Batrun, das durch einen in's Meer vorgeſchobenen Arm des Libanon gebildet wird. Dieſer Arm iſt Nichts als ein Fels, in welchen man im Alterthum oben an ſeinem Geſimſe eine Straße gehauen hat, von der man eine herrliche Ausſicht genießt. Die Seitenwände dieſes Felſen ſind an mehreren Gegenden mit Griechiſchen, Lateiniſchen und Syriſchen Inſchriften und mit Figuren bedeckt, welche in den Stein ſelbſt gehauen und deren Symbole und Bedeutung verloren gegangen ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſich auf die Verehrung des Adonis beziehen, welche ehemals in dieſen Gegenden blühte; er hatte nach den Traditionen Tempel und eine Leichenfeier nahe an dem Orte, wo er ſein Ende fand. Dieſer, glaubt man, liege am Ufer des Fluſſes, über den wir ſo eben geſezt haben. Kommt man von dieſer hohen maleriſchen Straße herab, ſo bekömmt die Landſchaft auf Einmal einen andern Charakter. Der Blick verſenkt ſich in eine enge tiefe Schlucht, welche ganz von dem Hundesfluſſe Nahr=el=Kelb angefüllt iſt. Er läuft ſtille zwiſchen zwei ſenkrechten zwei oder dreihundert Fuß hohen Felswänden dahin, und füllt an einigen Stellen das ganze Thal aus; an andern läßt er einen ſchmalen Strich zwiſchen ſeinem Waſſer und dem Felſen. Dieſer Strich iſt mit Bäumen, Zuckerrohr, Schilf und Lianen bedeckt, welche ein dickes grünes Gewölbe über ſeine Ufer und hie und da über ſein ganzes Bette hin bilden. Man ſieht einen in Trümmer liegenden Khan auf dem Felſen am Ufer des Waſſers, gegenüber von einer Brücke mit hohen Bogen, die man nur mit Zittern paſſirt. In die Seitenwände des Felſen, welche dieſes Thal bilden, hat die Geduld der Araber einige Pfade mit ſteinernen Stufen eingegraben, welche beinahe ſenkrecht über dem Fluß hängen, welche man aber dennoch zu Pferde auf= und abſteigen muß. Wir überließen uns dem Inſtinkt und dem leichten ſichern Hufe unſerer Pferde, aber es war unmoglich, bei gewiſſen Stellen die Augen nicht zu ſchließen, um nicht die Hohe der Stufen, die Spiegelglatte der Felſen, die Steile des Wegs und die Tiefe des Abgrunds zu ſehen. An dieſer Stelle ſturzte vor einigen Jahren der lezte Legat des Pabſtes bei den Maroniten durch einen Fehltritt ſeines Pferdes in den Abgrund und büßte das Leben ein. Am Ende dieſes Wegs befindet man ſich auf hohen Plateau's, welche mit angebautem Land, mit Weinbergen, und kleinen Maronitiſchen Dorfern gänzlich bedeckt ſind. Man bemerkt auf einer Anhohe vor ſich ein artiges neues Haus von Italieniſcher Bauart, mit einem Portikus, Terraſſen und Baluſtraden. Es iſt die Wohnung, welche Monſignor Lozanna, Biſchof von Abydos und gegenwärtiger Legat des heiligen Stuhls in Syrien ſich fur ſeinen Winteraufenthalt bauen ließ. Den Sommer uber wohnt er in dem Kloſter Kanobia, der Reſidenz des Patriarchen, und dem Hauptorte fur die Maronitiſche Kirche. Dieſes Kloſter, noch viel hoher auf dem Gebirge gelegen, iſt beinahe unzugänglich und im Winter im Schnee begraben. Monſignor Lozanna, ein Mann von feinem Betragen, Romiſchen Manieren und zierlichem Wize mit grundlicher Gelehrſamkeit und einem feſten, ſchnellſehenden Verſtand, wurde glucklich von dem Romiſchen Hofe dazu auserſehen, bei der hohen Maronitiſchen Geiſtlichkeit ſein politiſcher Repräſentant zu ſeyn und den katholiſchen Einfluß feſtzuhalten. Er ware der Mann fur Wien oder Paris; er iſt ein Urbild von einem jener Romiſchen Prälaten, welche die großen edlen von Alters her vererbten diplomatiſchen Lehren jener

Regierung empfangen haben, bei welcher die Kraft Nichts, und die Gewandtheit und perſonliche Würde Alles gilt. Monſignor Lozanna iſt Piemonteſer; er wird ohne Zweifel nicht lange in dieſen Einoden bleiben, Rom wird ihn nuzlicher auf einem ſturmiſchern Theater verwenden. Er iſt einer von den Mannern, welche das Gluck verdienen, und deren Schickſal ſchon zum Voraus auf ihrer thatkräftigen, verſtändigen Stirne geſchrieben ſteht. Mit Recht tragt er bei den Volkern hier einen orientaliſchen Luxus, eine feierliche Gemeſſenheit der Kleidung und der Manieren zur Schau, ohne welche die Leute in Aſien weder die Heiligkeit, noch die Macht anerkennen. Er hat die Arabiſche Tracht angenommen; ſein mächtiger, ſorgfältig gekämmter Bart, wallt in goldenen Locken über ſein langes purpurnes Gewand herab, und ſeine Arabiſche Stute von reinem Blut, glänzend und gelehrig in ſeiner Hand, nimmt es mit der ſchonſten Stute der Scheikhs der Wüſte auf. Wir wurden ihn bald gewahr, indem er uns mit einem zahlreichen Gefolge entgegenkam und leicht uber die Felsabſtürze hingaloppirte, wo wir nur vorſichtig vorwärts ritten. Nach den erſten Begrüßungsworten fuhrte er uns in ſeine reizende Villa, wo Erfriſchungen unſerer harrten; bald darauf geleitete er uns nach dem Kloſter Antura, in welchem ſeine einſtweilige Wohnung war. Zwei junge Lazariſtiſche Prieſter, welche nach der Julirevolution Frankreich verlaſſen hatten, bewohnen gegenwärtig allein dieſes ſchöne geräumige, von den Jeſuiten erbaute Kloſter; die Jeſuiten haben mehreremale verſucht, ihre Miſſion und ihren Einfluß bei den Arabern zu befeſtigen;

nie und auch noch Heut zu Tage ſcheint ihnen kein günſtigerer Erfolg zu blühen. Der Grund davon iſt ganz einfach: es liegt kein politiſches Element in der Religion der Menſchen des Orients; ganz getrennt von der bürgerlichen Macht verleiht ſie weder Einfluß, noch einen Wirkungskreis im Staat; der Staat iſt mahomedaniſch, der Katholicismus hat freien Spielraum, aber kein menſchliches Mittel, um zur Herrſchaft zu gelangen, und überall waren es ja menſchliche Mittel, welche die Jeſuiten in ihrer religiöſen Wirkſamkeit anzuwenden ſuchten und anwendeten; das Land hier war nicht für ſie. Die Religion iſt hier in orthodoxe und ſchismatiſche Gemeinden getheilt, und ihre Säze gehören gleichſam zum Blute, zum forterbenden Geiſte der Familien. Ein zurückſtoßender unverſöhnlicher Haß herrſcht zwiſchen den verſchiednen chriſtlichen Gemeinden noch bei weitem mehr, als zwiſchen den Türken und Chriſten. Die Bekehrungen ſind unmöglich, wo der Religionswechſel ein Schimpf wäre, der einen Stamm, ein Dorf, eine Familie brandmarkte, ja ihm den Tod brachte; von den Mahomedanern ohnehin iſt es unerhört, daß man einen von ihnen bekehrt hätte. Ihre Religion iſt ein praktiſcher Deismus, deſſen Moral in ſeinem Prinzip das Gleiche iſt mit der des Chriſtenthums, ausgenommen die Göttlichkeit des Sohnes. Das Dogma des Mahomedanismus iſt Nichts, als der Glaube an die durch einen Menſchen geoffenbarte göttliche Eingebung, der weiſer und von dem himmliſchen Ausfluß reichlicher bedacht war, als alle ſeine Mitmenſchen; ſpäter hat man der Miſſion Mahomeds einige wunderbare Handlungen beigemiſcht; aber dieſe Wunder der Islamitiſchen Legenden ſind nicht der Grundſtein ihrer Religion und nicht angenommen von den aufgeklärteren Türken. Alle Religionen haben ihre Legenden, ihre abgeſchmackten Traditionen, ihre populäre Seite; die philoſophiſche Seite des Mahomedanismus iſt rein von ſolchen plumpen Beimiſchungen. Er iſt Nichts, als Ergebung in den Willen Gottes und Liebe gegen die Menſchen. Ich habe eine große Anzahl von tief religiöſen Türken und Arabern geſehen, welche an ihrer Religion Nichts gelten ließen, als Was ſie Vernunftgemäßes und Menſchliches hat. Ihre Vernunft brauchte dann ſich nicht anzuſtrengen, um Säze zu begreifen, die gegen ſie anſtreben. Dieß iſt der praktiſche und beſchauliche Theismus. Man bekehrt keinen ſolchen Menſchen; wohl kann man von dem Dogma des Wunders zu dem einfachen Dogma herunterkommen, aber man erhebt ſich nicht von dem einfachen Dogma zu dem des Wunders.

Dem Unternehmen der Jeſuiten ſtand bei den Maroniten auch noch ein anderes Hinderniß im Wege. Durch das Weſen ihrer Lehrart ſelbſt erſchaffen ſie leicht Partheien, religiöſe Spaltungen in der Geiſtlichkeit und dem Volke; ſie flößen durch die Gluth ihres Eifers ſelbſt entweder Begeiſterung oder Haß ein. Nichts um ſie her bleibt lau: die hohe Maronitiſche Geiſtlichkeit, obgleich einfach und gutmüthig, konnte nie zu der Feſtſezung einer religiöſen Körperſchaft bei ihnen gut ſehen, die einen Theil der katholiſchen Bevölkerung ihrer geiſtigen Herrſchaft abſpenſtig gemacht hatte. Es beſtehen daher in Syrien keine Jeſuiten mehr. Nur in den lezten Jahren ſind zwei junge Väter dort wieder aufgetreten, der eine ein Franzoſe, der andere ein Deutſcher, welche ein Maronitiſcher Biſchof hatte kommen laſſen, um an der von ihm gegründeten Maronitiſchen Schule zu lehren. Ich lernte dieſe herrlichen Leute kennen, alle beide voll Glauben und durchdrungen von einem uneigennützigen Eifer. Sie verſäumten Nichts, um bei ihren Nachbarn, den Druſen, einigen Ideen des Chriſtenthums Eingang zu verſchaffen; aber die Wirkſamkeit ihrer Schritte beſchränkte ſich darauf, daß ſie in Familien, in welche ſie unter dem Vorwand, ärztlichen Rath zu geben, ſich Zutritt verſchafft hatten, kleine Kinder insgeheim, ohne Wiſſen der Eltern, tauften. Sie ſchienen mir wenig aufgelegt, ſich den etwas von Ignoranz zeugenden Anordnungen der Maronitiſchen Biſchöfe hinſichtlich des Unterrichtes zu fügen, und ich glaube, daß ſie nach Europa zurückkommen werden, ohne daß es ihnen gelungen iſt, den Geſchmack an einem höher gefaßten Unterrichte, hier einheimiſch zu machen. Der Franzöſiſche Vater war einer Profeſſur in Rom oder Paris würdig.

Das Kloſter Antura ging nach der Ausſterbung des Jeſuitenordens an die Lazariſten über. Die zwei jungen Väter, welche daſſelbe bewohnten, waren oft zu uns zum Beſuche nach Beirut gekommen; wir hatten an ihnen ebenſo liebenswürdige, als unerwartete Geſellſchafter: ſie waren gutmüthig, einfach, beſcheiden, einzig beſchäftigt mit ernſten hohen Studien, mit dem Gange der Dinge in Europa in jeder Hinſicht immer auf dem Laufenden, und theilten ſelbſt die uns mit ſich fortreißende Bewegung der Geiſter; ihre umfaſſende gelehrte Unterhaltung entzückte uns um ſo mehr, als die Gelegenheiten dazu in dieſen Einöden ſeltener ſind. Wenn wir einen Abend mit ihnen zubrachten, im Geſpräch über politiſche Ereigniſſe unſeres Vaterlandes, über geiſtige Parteiungen, welche fielen, oder in Frankreich ſich erneuerten, über Schriftſteller, welche ſich die Preſſe ſtreitig machten, über Redner, welche nach einander die Rednerbühne eroberten, über die Meinungen der Zukunft, oder die Lehren der Simoniſten, hatten wir glauben können zwei Meilen von der Straße du Bac zu ſeyn, mit Leuten plaudernd, die den Morgen von Paris gekommen wären, um Abends dahin zurückzukehren. Dieſe Lazariſten waren zu gleicher Zeit Muſter von Heiligkeit und einer einfachen frommen Innigkeit. Der eine von ihnen war ſehr leidend: die ſcharfe Luft des Libanon ſetzte ſeiner Bruſt zu und kürzte die Zahl ſeiner Jahre ab. Er durfte ſeinen Obern nur Ein Wort ſchreiben, um nach Frankreich zurückberufen zu werden; — er wollte es nicht auf ſein Gewiſſen nehmen. Er kam, um Hrn. von Laroyère, den ich bei mir hatte, zu Rathe zu ziehen, und fragte ihn als Arzt, ob er ihm auf ſein Gewiſſen die förmliche Verſicherung geben könne, daß die Luft in Syrien für ſeine Konſtitution tödtlich ſey. Hr. von Laroyère, der ebenſo ängſtlich gewiſſenhaft iſt, als der junge Prieſter, wagte es nicht, es ausdrücklich zu bejahen, und der gute Mönch beſchied ſich und blieb.

Dieſe Geiſtlichen, in dieſem weiten Kloſter ſich verlierend, wo ſie Niemanden haben, als einen einzigen Araber, der ſie bedient, nahmen uns mit jener Herzlichkeit auf, die der Name des Vaterlands Denen einſtoßt, welche ferne von ihm ſich treffen. Wir verlebten zwei Tage mit ihnen: jeder von uns hatte eine ziemlich große Zelle mit einem Bett und Stühlen, Möbeln, welche in jenen Gebirgen nicht gebräuchlich ſind. Das Kloſter liegt in einem Thalgrunde am Fuße eines Fichtengehölzes, aber dieſes Thal, halb ſo hoch als der Libanon, hat durch eine Schlucht eine unbegränzte Fernſicht auf die Küſten und das Meer von Syrien; der Reſt des Horizontes beſteht aus Spizen und ſcharfen Zacken von grauen Felſen, auf welchen Dörfer oder große Maronitiſche Klöſter liegen. Einige Tannen, Orangen und Feigenbäume wachſen da und dort unter dem Schuze der Felſen an Strömen und Quellen: es iſt eine Neapel und dem Golf von Genua gleichzuſtellende Gegend.

Das Kloſter Antura liegt in der Nähe eines Maronitiſchen Frauenkloſters, deſſen Nonnen den angeſehenſten Familien des Libanon angehören. Von den Fenſtern unſerer Zellen ſehen wir die jungen Syrierinnen, welche die Ankunft einer Schaar von Fremden in ihrer Nachbarſchaft ſehr lebhaft zu intereſſiren ſchien. Dieſe Frauenklöſter haben hier durchaus keinen Nuzen für die Geſellſchaft. Volney ſpricht in ſeiner Reiſe nach Syrien von dieſem Kloſter bei Antura, wo eine Frau, Namens Hindia, wie man ſagte, ſchauerliche Grauſamkeiten an ihren Novizen verübte. Der Name und Geſchichte dieſer Hindia ſind in jenen Gebirgen noch ſehr wohlbekannt. Nachdem ſie während langer Jahre auf Befehl des Maronitiſchen Biſchofs eingekerkert geweſen war, gewannen ihre Reue und ihre gute Aufführung ihr die Freiheit wieder. Es war eine nach Willenskraft und Phantaſie

fanatiſche Frau, welcher es gelungen war, mit ihrem Fanatismus eine gewiſſe Anzahl einfältiger, leichtgläubiger Seelen anzuſtecken. Arabien iſt das Land der Wunder; Alles faßt hier Wurzel und jeder gläubige oder fanatiſche Mann kann hier leicht zum Propheten werden: Lady Stanhope iſt ein Beiſpiel mehr davon. Dieſe Hinneigung zum Wunderbaren hat zwei Urſachen, ein ſehr entwickeltes religiöſes Gefühl, und den Mangel an Gleichgewicht zwiſchen Phantaſie und Vernunft. Geſpenſter erſcheinen nur bei Nacht; jedes unwiſſende Land iſt von Wundern voll.

Die Terraſſe des Kloſters Antura, wo wir uns einen Theil des Tages ergeben, iſt von herrlichen Orangebäumen beſchattet, welche ſchon Volney als die ſchönſten und älteſten von Syrien anführt: ſie haben in Nichts verloren; fünfzigjährigen Nußbäumen unſerer Länder ähnlich, werfen ſie auf den Garten und das Dach des Kloſters ihren dichten, balſamiſchen Schatten, und tragen auf der Rinde ihrer Stämme die Namen Volney's und engliſcher Reiſender, welche gleich uns einige Augenblicke zu ihren Füßen zugebracht haben.

Die Gebirgsgruppe, in welcher Antura einbegriffen iſt, iſt unter dem Namen Kesruan oder die Kette von Kaſtravan bekannt; dieſe Gegend erſtreckt ſich vom Nahr-el-Kébir bis zum Nahr-el-Kelb. Es iſt das eigentlich ſogenannte Land der Maroniten: dieſes Land gehört ihnen; hieher allein erſtrecken ſich ihre Privilegien, obgleich ſie von Tag zu Tag ſich mehr über das Land der Druſen verbreiten, und ihre Geſeze und Sitten dorthin tragen.

Das Haupterzeugniß dieſer Gebirge iſt die Seide. Der Miri oder die Grundſteuer wird nach der Zahl der Maulbeerbäume angeſezt, welche jeder beſizt. Die Türken treiben von dem Emir Beſchir einen oder zwei Miri's als Tribut ein, und der Emir legt außerdem mehrere andere für eigene Rechnung um; troz Dem, und troz der Klagen der Maroniten über die Unmäßigkeit der Abgaben, ſind dieſe Steuern bei weitem nicht mit Dem zu vergleichen, was wir in Frankreich oder England bezahlen. Nicht der Betrag der Steuer, ſondern ihre Willkürlichkeit und Unregelmäßigkeit iſt es, was eine Nation bedrückt. Wenn die Steuer in der Türkei geſezlich und feſtbeſtimmt wäre, würde man ſie nicht fühlen; aber wo die Abgabe nicht durch das Geſez geregelt iſt, da gibt es kein Eigenthum oder vielmehr das Eigenthum iſt ungewiß und wankend; der Reichthum eines Volkes iſt die gute Begründung ſeines Eigenthums. Jeder Scheikh eines Dorfs legt die Steuer um und eignet ſich ſeinen Theil davon zu. -- Im Grunde iſt dieſes Volk glücklich; ſeine Beherrſcher fürchten es, und wagen es nicht, ſich in ſeinen Provinzen niederzulaſſen; ſeine Religion iſt unbeſchränkt und geehrt; ſeine Klöſter, ſeine Kirchen bedecken die Gipfel der Hügel; ſeine Glocken, welche es liebt, wie eine Stimme der Freiheit und Unabhängigkeit, läuten Tag und Nacht in den Thälern zum Gebet; es wird von ſeinen eigenen Häuptlingen regiert, welche nach dem Gebrauche aus ſeinen vornehmſten Familien gewählt oder durch geerbtes Recht eingeſezt werden; eine ſtrenge, aber gerechte Polizei, unterhält die Ordnung und die Sicherheit in den Dörfern; das Eigenthum iſt anerkannt, verbürgt, vom Vater auf den Sohn übergehend; der Handel iſt aktiv; die Sitten vollkommen einfach und rein. Ich habe kein anderes Volk in der Welt geſehen, welches auf ſeinen Zügen mehr das Bild der Geſundheit, des Edelmuths und der Bildung getragen hätte, als die Leute auf dem Libanon. Der Volksunterricht, obgleich auf Leſen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus beſchränkt, iſt hier allgemein und gibt den Maroniten ein unbeſtrittenes Uebergewicht über die andern Syriſchen Völkerſchaften. Ich wüßte ſie mit Niemand zu vergleichen, als mit den Bauern in Sachſen oder Schottland.

Wir machten den Rückweg nach Beirut am Ufer des Meeres hinab. Die Berge, welche die Küſte begränzen, ſind mit Klöſtern bedeckt, gebaut in dem Style der mittelalterlichen Villa's um Florenz. Auf jeder Anhöhe liegt ein Dorf, oben ein Pinienwald, während ein Waldſtrom in glänzendem Waſſerfall in eine Schlucht hinabſtürzt. Kleine Fiſcherhafen öffnen ſich auf dieſer ganzen ausgezackten Küſte, und ſind voll von kleinen an die Dämme oder den Fels angebundenen Barken. Schöne Pflanzungen von Reben, Gerſte, Maulbeerbäumen ziehen ſich von den Dörfern zum Meere. Die Glockenthürme der Klöſter und Kirchen erheben ſich auf dem dunkeln Grün der Feigen oder der Cypreſſen; ein Geſtade von weißem Sand ſcheidet den Fuß der Gebirge von dem gleich einem Fluſſe klaren blauen Waſſerſpiegel der See. Es ſind hier zwei Meilen Landes, welche das Auge des

Reiſenden täuſchen könnten, wenn er ſich nicht erinner daß er achthundert Meilen von Europa entfernt iſt: konnte glauben, auf den Ufern des Genferſee's zwiſc Lauſanne und Vevay, oder an den zauberiſchen Geſta der Saône zwiſchen Mâcon und Lyon zu ſeyn; nur in Antura der Rahmen des Gemäldes majeſtätiſc und wenn er die Augen erhebt, ſieht er die Schneek pen des Sannin, welche den Himmel ſpalten, wie Flammenzungen einer Feuersbrunſt. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Bemerkung des Verlegers.

Hier wurde das Tagebuch des Verfaſſers unterbrochen. Anfangs Decembers verlor er ſeine einzige Tochter; ſie wurde in zwei Tagen dahingerafft, im Augenblick, als ihre in Frankreich erſchütterte Geſundheit von der Luft Aſiens vollkommen hergeſtellt ſchien; ſie ſtarb in den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter in dem Landhaus bei Beirut, welches Herr von Lamartine für den Winteraufenthalt ſeiner Familie eingerichtet hatte. Das Fahrzeug, das von Herrn von Lamartine nach Europa zurückgeſchickt worden war, ſollte erſt im Mai 1833 wiederkommen, die Küſte von Syrien berühren und die Reiſenden mit zurücknehmen: ſie blieben ſieben Monate im Libanon nach dieſem traurigen Ereigniß, niedergedrückt von dem Schlag, mit den die Vorſehung ſie getroffen hatte, und ohne eine Zerſtreuung für ihren Schmerz, als in den Thränen ihrer Reiſegefährten und ihrer Freunde. Im Monat Mai kam die Brigg Alceſte nach Beirut zurück, wie es ausgemacht war; die Reiſenden, um der unglücklichen Mutter einen weitern Schmerz zu erſparen, beſtiegen nicht mehr das gleiche Fahrzeug, das ſie glücklich und voll Vertrauen, mit dem lieblichen Kinde, welches ſie verlieren ſollten, hieher gebracht hatte. Herr von Lamartine hatte den Leichnam ſeiner Tochter einbalſamiren laſſen, um ihn nach Saint-Point zu bringen, an welchem Orte begraben zu werden, ſie noch in den lezten Augenblicken den Wunſch ausſprach. Er vertraute dieſes heilige Pfand der Brigg Alceſte, welche neben ihm her ſeegeln ſollte und miethete ein zweites Fahrzeug, die Brigg Sophie, Kapitän Coulonne, um ſich auf dieſer mit ſeiner Frau und ſeinen Freunden einzuſchiffen.

Das Tagebuch ſeiner Bemerkungen fängt erſt vier Monate nach ſeinem Unglück wieder an.

Ehe er Syrien verließ, beſuchte er Damaskus, Baalbek, und mehrere andere entfernte merkwurdige Punkte; Dieß iſt der Gegenſtand der Bemerkungen, welche mit dem dritten Bande beginnen.

Bruchſtücke

aus dem

Antarliede.

Bruchſtücke

aus dem

Antarliede.

Erſtes Bruchſtück.

Eines Tags, als Antar zu ſeinem Oheim Mallek gekommen war, war er angenehm überraſcht, durch die freundliche Art, wie er aufgenommen wurde. Dieſe für ihn neue Freundlichkeit verdankte er den lebhaften Vorſtellungen des Königs Zohéir, welcher am Morgen ſelbſt Mallek ſehr ſtark zugeſprochen hatte, endlich das Verlangen ſeines Neffen zu bewilligen und ihm ſeine Baſe Abla zu geben, die er leidenſchaftlich liebte. Man ſprach von Zurüſtungen zur Hochzeit, und als Abla von ihrem Vetter wiſſen wollte, Was er dazu vorhabe, ſagte er: „ich will Alles thun, was dir belieben mag.“ — „Nun, entgegnete ſie, ich fordere für mich Nichts, als „Was ſchon für Andere geſchehen iſt: Was Kaled-Eben-„Mohareb gethan hat bei ſeiner Heirath mit ſeiner Baſe

„Djida." — „Unſinnige, rief ihr Vater mit zorniger „Miene, Wer hat dir davon erzählt; nein, mein „Neffe, fuhr er dann fort, dieſes Beiſpiel wollen wir „nicht befolgen." Antar aber, der ſeinen Oheim ſo gut geſtimmt gegen ſich ſah, und ſeine Baſe zufrieden zu ſtellen wünſchte, bat ihn, ihm das Nähere über dieſe Hochzeit zu erzählen. — „Meine Frauen, ſagte ſie, welche „gekommen ſind, um mir über deine Rückkehr Glück zu „wünſchen, haben mir darüber Folgendes berichtet: Kaled „tödtete am Tage ſeiner Hochzeit tauſend Kameele und „zwanzig Löwen, — die Leztern mit eigener Hand. Die „Kameele gehörten dem Malaeb-El-Aſſené, einem unter den tapferſten Kriegern berühmten Emir. Er ſpeiſte „drei Tage lang drei große Stämme, die er zu Gaſt „geladen hatte. Jede Schüſſel enthielt ein Stück Löwenfleiſch. Die Tochter des Königs Eben-El-Nazal führte „die Naka, *) welche Djida ritt, am Stricke." — „Was „iſt an allem Dieſem ſo Wundergroßes? entgegnete „Antar. Bei dem Könige von Lanyam und Hattim, „keine Andere ſoll deine Naka führen, als Djida ſelbſt, „den Kopf ihres Gatten in einem Sack an ihrem Halſe „hängend."

Mallek ſchmälte ſeine Tochter, die Sache ſo gewendet zu haben, indem er ſich unzufrieden ſtellte, während doch er es war, der im Geheimen den Frauen aufgegeben hatte, Abla alles Dieß zu erzählen, um Antar in Verlegenheit zu bringen. Nach dem Schwur ſeines Neffen, der mit Allem zufrieden war und die Unterhaltung abbrechen wollte, ließ er Wein einſchenken in der Hoffnung, er werde gegen ſeine Tochter ſich zu immer Mehrerem verpflichten.

Als am Ende des Abends Antar ſich entfernte, bat ihn Mallek, die Forderungen Abla's zu vergeſſen, indem er ihn ſo verſteckterweiſe daran erinnern wollte. Nach Hauſe gekommen, hieß Antar ſeinem Bruder Chaibub ihm ſein Pferd El-Abgea zu rüſten und reiste alsbald fort in der Richtung gegen den Berg Beni-Tnailek. Unterwegs erzählte er Chaibub, Was ihm jenen Abend bei Abla begegnet war. — „So ſey dein „Oheim verflucht, welcher abſcheuliche Mann! Von „Wem hätte denn Abla gewußt, Was ſie dir erzählt „hat, wenn nicht von ihrem Vater, der ſich deiner entledigen will, indem er dich in große Gefahren ſtürzt." So rief Antar's Bruder, er aber ſchenkte ſeinen Worten nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, ſagte ihm, er ſolle ſein Pferd antreiben, um einen Tag früher anzulangen: ſo ſehr lag es ihm an, ſein Verſprechen zu erfüllen; darauf ſprach er folgende Verſe:

„Ich durchziehe die ſchlimmen Wege während des Dunkels der Nacht. Hin durch die Wüſte reite ich, voll von dem glühendſten Muthe ohne Gefährten, als meinen Säbel, niemals zählend die Feinde. Folget mir, Löwen! — ihr werdet den Boden überſät von Leichen finden zur Speiſe den Vögeln des Himmels."

„Kaled *) führt ſeinen Namen mit Unrecht, ſeit ich ihn ſuche. Djida ſollte nicht mehr ſich rühmen."

---

*) Kameelweibchen.

*) Glücklich.

„Ihr Land iſt nicht mehr in Sicherheit: bald werden Tiger allein es bewohnen."

„Abla, empfange zum Voraus meine Glückwünſche über Alles, was deinen Triumph zieren ſoll!"

„O du, deren Blicke, tödtenden Pfeilen gleich, mich mit unheilbaren Wunden verlezen, wo du biſt iſt ein Paradies, wo du fehleſt, verzehrendes Feuer."

„O Allan-El-Fandi, ſey geſeegnet von dem allmächtigen Gott."

„Ich habe einen Wein getrunken, ſüßer als Nektar; denn es kredenzte mir ihn die Hand der Schönheit."

„So lange ich das Licht ſehen werde, will ich ihren Werth preiſen und wenn ich ſterbe für ſie, wird mein Name nimmermehr untergehen."

Als er geendigt hatte, fing der Tag zu dämmern an. Er ſezte ſeinen Weg nach dem Stamme Beni-Zobaid fort. Kaleb, der Held dieſes Stammes, genoß darin größeres Anſehen, als ſelbſt der König. Er war ſo gefürchtet, daß vor ſeinem Namen allein die benachbarten Stämme erbebten. Seine und ſeiner Baſe Djida Geſchichte iſt folgende.

Zwei Emir's, Mohareb, der Vater Kaled's und Zaher, der Vater Djida's, herrſchten über die Beduinen, welche man Beni-Aumaya nannte, und welche durch ihre Tapferkeit berühmt waren. Sie waren Brüder. Der ältere, Mohareb, war der unumſchränkte Herrſcher, Zaher ſtand unter ſeinen Befehlen. Eines Tages hob in Folge eines lebhaften Streits Mohareb die Hand gegen ſeinen Bruder auf, der dann mit einem Herzen voll Verdruß nach Hauſe kam. Als ſeine Frau die Urſache ſeiner heftigen Aufregung erfuhr, ſagte ſie zu ihm: „Du ſollteſt eine ſolche Schmach nicht dulden, du der „tapferſte Krieger des Stammes, der wegen ſeiner Kraft „und ſeines Muthes berühmt iſt." „Ich mußte, war „ſeine Antwort, den ältern Bruder achten." — „Gut „denn, verſezte ſeine Frau; ſo gehe und ſchlage deine „Wohnung anderswo auf: bleibe nicht hier in der Erniedrigung: folge den Vorſchriften eines Dichters in „folgenden Verſen:

„Begegnet dir Widerwärtigkeit oder Unglück an einem Orte, ſo verlaß ihn und laſſe das Haus ſeinen Erbauer vermiſſen."

„Dein Unterhalt iſt überall der gleiche, aber iſt einmal deine Seele verloren, ſo wirſt du ſie nicht wiederfinden."

„Man muß nie einen andern mit ſeinen Geſchäften beladen, beſſer iſt es, man thut ſie ſelbſt."

„Die Löwen ſind ſtolz, ſo lange ſie frei ſind."

„Früher oder ſpäter erliegt der Menſch ſeinem Geſchicke, Was liegt an dem Orte, wo er ſtirbt."

„Folge doch dem Rathe der Erfahrung."

Dieſe Verſe brachten Zaher zu dem Entſchluß, mit Allem, was ihm gehörte, fortzuziehen, im Augenblick, da er abreiſen wollte, ſprach er folgende Verſe:

„Ich gehe ferne von euch tauſend Jahre, jedes tauſend Meilen lang. Wenn ihr, damit ich bliebe, tauſend Aegypten geben wolltet, von tauſend Nils bewäſſert, würde ich es vorziehen, mich von euch und euren Ländern zu entfernen, indem ich zu meiner Rechtfertigung nur den Spruch ſagte, wie es keinen zweiten gibt: Der Menſch muß die Orte fliehen, wo die Barbarei herrſcht.“

Zaher machte ſich auf den Weg und ging bis nach dem Stamm Beni-Aſſak, wo er beſtens aufgenommen und zum Häuptling erwählt wurde. Zaher willigte ein und blieb.

Einige Zeit nachher bekam er eine Tochter, Djida genannt, welche er für einen Knaben ausgab und welche unter dem Namen Giaudar aufwuchs. Ihr Vater ließ ſie mit ſich reiten, übte ſie in den Waffen, und entwickelte ſo ihre natürlichen Anlagen und ihren Muth. Ein Gelehrter von dem Stamme unterrichtete ſie in der Kunſt, zu leſen und zu ſchreiben, in welcher ſie reißende Fortſchritte machte. Sie war ein vollkommenes Weſen, denn zu allen dieſen ihren Eigenſchaften kam noch eine wunderbare Schönheit. Auch ſagte man von allen Seiten: Glücklich die Frau, die der Emir Giaudar heirathen wird.

Ihr Vater war gefährlich krank geworden und da er ſich dem Tode nahe glaubte, ließ er ſeine Frau rufen und ſagte zu ihr: „Ich beſchwöre dich, gehe nach meinem Tode keine neue Heirath ein, welche dich von deiner Tochter trennen würde; ſondern richte es ſo ein, „daß ſie fortwährend für einen Mann gelte. Wenn „du nach meinem Tode hier nicht die gleiche Achtung „mehr genießen ſollteſt, ſo kehre zu meinem Bruder zurück: er wird, ich bin deſſen gewiß, dich gut aufnehmen. Halte ſorgfältig deine Reichthümer zuſammen. „Das Geld wird dir überall Achtung verſchaffen. Sey „freigebig und leutſeelig, du wirſt dafür belohnt werden.“

Nach einem Krankenlager von einigen Tagen erholte ſich Zaher; Giaudar ſezte ſeine kriegeriſchen Züge fort und gab bei jeder Gelegenheit ſolche Beweiſe von Tapferkeit, daß ſprichwörtlich geſagt wurde: „Hütet euch, dem Stamme Giaudar's zu nahe zu kommen.“

Um auf Kaled zu kommen, ſo folgte er ſeinem Vater Mohareb zu den täglichen Uebungen, an denen die Tapferſten des Stammes Antheil nahmen. Es war ein wahrer Krieg, der jedesmal Wunden koſtete; Kaled fand darin einen Anlaß zu dem eifrigen Streben, ein gefürchteter Krieger zu werden, ein Streben, welches durch den Ruf von der Tapferkeit ſeines Vetters noch mehr angefeuert wurde: er brannte vor Begierde, ihn zu ſehen, aber, da er die Mißverhältniſſe kannte, die zwiſchen ihren Eltern herrſchten, wagte er nicht, Etwas zu dieſem Zwecke zu thun. Im Alter von fünfzehn Jahren war Kaled der tapferſte Krieger ſeines Stammes geworden, als er das Unglück hatte, ſeinen Vater zu verlieren; er wurde an ſeiner Stelle gewählt, und da er die gleichen herrlichen Eigenſchaften zeigte, wie er, ſo hatte er in Kurzem allgemeine Achtung und Anſehen gewonnen. Eines Tages ſchlug er ſeiner Mutter vor, ſeinen Oheim zu beſuchen, ſie machten ſich auf den Weg, reiche Geſchenke an Pferden, Schabracken, Waffen u. ſ. w. mit ſich nehmend; Zaher nahm ſie beſtens auf, und überhäufte ſeinen Neffen, deſſen Ruf bis zu ihm gedrungen war, mit Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit; Kaled umarmte zärtlich ſeinen Vetter Giaudar und faßte eine lebhafte Zuneigung für ihn während der kurzen Zeit, die er bei ſeinem Oheim zubrachte; jeden Tag beſchäftigte er ſich mit ſeinen kriegeriſchen Uebungen, und entzückte Giaudar, der in ihm einen vollendeten Krieger ſah, voll Muth und Edelſinn, leutſeelig, beredt und männlich ſchön; ſie brachten die Tage ganz und ſelbſt ein Theil der Nächte mit einander zu. Am Ende war Giaudar's Neigung für Kaled ſo heftig, daß er eines Tags zu ſeiner Mutter kam und zu ihr ſagte: Wenn mein Vetter ohne mich zu ſeinem Stamme zurückkehrt, werde ich vor Gram ſterben, denn ich liebe ihn bis zur Verzweiflung. — Ich bin weit entfernt, dich darüber zu tadeln, antwortete die Mutter; du haſt Recht, ihn zu lieben, denn er hat Alles, um zu gefallen; er iſt dein Vetter; ihr ſeyd von gleichem Blut, beinahe von gleichem Alter, er wird nie eine beſſere Parthie finden können, als dich; aber laſſe mich zuerſt mit ſeiner Mutter ſprechen, um ihr dein Geſchlecht zu entdecken; warten wir bis Morgen; wenn ſie, wie gewöhnlich, zu mir kommt, werde ich ſie von Allem unterrichten; wir werden die Heirath ausmachen und mit einander ziehen.

Am andern Tage kämmte ſie Djida die Haare zur Stunde, wo gewöhnlich Kaled's Mutter kam; und als dieſe, in das Zelt eintretend fragte, wer das ſchöne Mädchen ſey, erzählte ſie ihr Djida's Geſchichte und daß ihr Vater Willens ſey ſie in Mannskleider verkappt zu halten. — Ich entdecke es dir, ſetzte ſie hinzu, weil ich ſie deinem Sohne zur Frau geben will. — Ich gebe gerne meine Einwilligung dazu, erwiederte Kaled's Mutter. Welche Ehre für meinen Sohn, dieſe einzige Schönheit zu beſitzen! — Sie ging dann, um Kaled aufzuſuchen, und erzählte ihm die Geſchichte, indem ſie verſicherte, daß es keine Frau gebe, deren Schönheit ſich neben die ſeiner Baſe ſtellen dürfe. So gehe denn, ſagte ſie zu ihm, ſie von deinem Oheim dir zur Frau zu erbitten, und wenn er ſie dir geben will, wirſt du der Glücklichſte der Sterblichen ſeyn.

Ich war entſchloſſen, antwortete Kaled, mich nie von meinem Vetter Giaudar zu trennen, ſo ſehr hing mein Herz an ihm; da er aber ein Mädchen iſt, will ich Nichts mit ihm gemein haben; ich ziehe die Geſellſchaft der Krieger, die Schlachten, die Elephanten- und Löwenjagd dem Beſitz der Schönheit vor; es ſoll von dieſer Heirath keine Rede ſeyn, denn ich will ſogleich abreiſen. — Wirklich ordnete er die Rüſtung zur Abreiſe an, und nahm Abſchied von ſeinem Oheim, der ihn fragte, Was ihn denn zu ſolcher Eile treibe, und ihn bat, noch einige Tage zu bleiben. — Unmöglich, ſagte Kaled, mein Stamm iſt ohne Haupt, ich muß zu ihm zurückkehren. Bei dieſen Worten machte er ſich auf den Weg mit ſeiner Mutter, welche von Djida's Mutter Abſchied genommen und ihr ihre Unterredung mit ihrem Sohn mitgetheilt hatte.

Als Djida die Weigerung ihres Vetters erfuhr, gab ſie ſich dem lebhafteſten Schmerze hin, und konnte nicht eſſen, nicht ſchlafen, ſo mächtig war ihre Leidenſchaft für Kaled. Als ihr Vater ſie in dieſem Zuſtande ſah, hielt er ſie für krank und nahm ſie nicht mehr mit zu den kriegeriſchen Uebungen. Eines Tags, als er ausgezogen war, um einen feindlichen Stamm zu überfallen, ſagte ſie zu ihrer Mutter: — Ich will nicht ſterben für Jemand, der mich mit ſo wenig Rückſicht behandelt hat; mit Hilfe der Vorſehung will ich ihn zur Vergeltung alle Schmerzen, ſelbſt die der Liebe fühlen laſſen. Darauf erhob ſie ſich mit der Wuth einer Löwin, ſtieg zu Pferd, indem ſie ihrer Mutter ſagte, ſie gehe auf die Jagd und reiste unter der Maske eines Beduinen von Kegiaz zu dem Stamme ihres Neffen. Sie wohnte bei einem der Häuptlinge, der ſie für einen Krieger gehalten und beſtens aufgenommen hatte. Am andern Morgen ſtellte ſie ſich bei der von ihrem Vetter geleiteten kriegeriſchen Uebung ein und begann mit ihm einen Kampf, welcher bis Mittag dauerte. Der Kampf beider Helden erregte die Bewunderung aller Zuſchauer. Kaled, äußerſt erſtaunt einen Krieger zu treffen, der ihm die Spize bieten konnte, befahl, ihn mit aller möglichen Achtung zu behandeln. Am andern Morgen begann der Kampf auf's Neue und wurde am dritten und vierten Tage noch fortgeſezt. Während dieſer ganzen Zeit that Kaled alles Mögliche, um zu erfahren, Wer der Fremdling ſey, aber umſonſt. Am vierten Tag dauerte der Kampf bis zum Abend, ohne daß während dieſer ganzen Zeit es dem Einen gelungen wäre, den Andern zu verwunden; als er zu Ende war, ſagte Kaled zu ſeinem Gegner: im Namen Gottes, der dir ſo viele Tapferkeit gegeben, laſſe mich dein Vaterland und deinen Stamm wiſſen! Darauf warf Djiba ihre Maske ab und ſagte zu ihm: ich bin Die, welche, in dich verliebt, dich heirathen wollte, und die du verſchmäht haſt, indem du, wie du ſagteſt, Kampf und Jagd dem Beſiz einer Frau vorzogſt; ich bin gekommen, um dich den

Muth und die Tapferkeit Derjenigen kennen zu lehren, die du von dir geſtoßen haſt. — Nach dieſen Worten nahm ſie ihre Maske wieder vor und ging heim, indem ſie Kaled traurig, ohne Faſſung, ohne Kraft und Muth zurückließ; er war ſo von Liebe hingeriſſen, daß er am Ende das Bewußtſeyn verlor. Als er wieder zu ſich kam, hatte ſein Geſchmack für den Krieg und die Jagd der wilden Thiere der Liebe Plaz gemacht; er ging heim und ſchilderte ſeiner Mutter mit lebhaften Farben ſeine plözliche Aenderung, indem er ihr von ſeinem Kampfe mit ſeiner Baſe erzählte. — Du verdienſt, Was dir begegnet iſt, antwortete ſie ihm; du wollteſt mir damals nicht glauben; deine Baſe handelt, wie ſie ſoll, indem ſie dich für deinen Stolz gegen ſie beſtraft. Hiegegen machte Kaled ihr bemerklich, daß er nicht in der Verfaſſung ſey, ihre Vorwürfe zu etragen und daß er eher Mitleid nothig habe, dabei bat er ſie inſtändig, um ſeine Baſe für ihn zu werben. Sie reiste alsbald zu Djida's Stamm, für ihren Sohn beſorgt, den ſie in einem kläglichen Zuſtande zurückließ.

Djida, nachdem ſie ſich zu erkennen gegeben hatte, war nach Hauſe zurückgekehrt: ihre Mutter war unruhig über ihre Abweſenheit; ſie erzählte ihr nun ihr Abenteuer und ſezte ſie in Erſtaunen durch die Erzählung einer ſo großen Tapferkeit. Drei Tage nach ihrer Rückkunft kam Kaled's Mutter an und begehrte ſogleich Djida zu ſprechen; ſie ſagte ihr, daß ſie aus Auftrag ihres Vetters komme, um eine Verbindung zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen, und erzählte ihr zugleich von dem traurigen Zuſtand, in welchem ſie ihn verlaſſen habe. — Eine ſolche Heirath iſt von nun an unmöglich, erwiederte Djida, ich werde niemals Den heirathen, der mich verſchmäht hat, aber ich wollte ihm eine Lehre geben und ihn für ſo viele Leiden beſtrafen, die er mir verurſacht hat. — Als ihre Tante ihr vorſtellte, daß, wenn er ihr wehe gethan, er im jezigen Augenblick viel unglücklicher ſey, als ſie; verſezte Djida: und wenn ich ſterben ſollte, will ich niemals ſeine Frau werden. — Da ihr Vater noch nicht zurück war, konnte Kaled's Mutter nicht mit ihm reden. Weil ſie überdieß ſah, daß ſie über Djida Nichts vermöge, kehrte ſie zu ihrem Sohne zurück, den ſie liebekrank und ſehr verändert antraf; ſie gab ihm von dem Erfolge ihrer Bemühungen Nachricht, Was ſeine Verzweiflung und ſeine Leiden noch vermehrte. Es bleibt dir nur noch Ein Mittel, ſagte ſie: nimm alle Häuptlinge deines und der verbündeten Stämme mit dir und gehe ſelbſt um bei ihrem Vater um ſie zu werben, wenn er ſagt, er habe keine Tochter, erzähle ihm deine Geſchichte, er wird nicht lange läugnen können und zulezt genöthigt ſeyn, deinem Verlangen nachzugeben.

Kaled rief auf der Stelle ſeine Häuptlinge und Aelteſten des Stammes zuſammen, und theilte ihnen mit, Was ihm begegnet war; dieſe Erzählung erregte ihr Erſtaunen. „Es iſt eine wunderbare Geſchichte, ſagte „Mehdi Karab, einer von ihnen; ſie verdiente mit goldener Tinte geſchrieben zu werden. Wir wußten nicht, „daß dein Oheim eine Tochter hatte; wir kannten nur „einen Sohn Giaudar; woher iſt ihm dieſe Heldin geworden? Wir werden dich begleiten, wenn du um

„ihre Hand zu werben gehen wirſt; Niemand iſt ihrer „würdiger, als du.“

Als Kaled erfahren, daß ſein Oheim zurückgekommen ſey, zog er aus mit zwanzig der angeſehenſten Häuptlinge ſeines Stammes und mit hundert Reiſigen; reiche Geſchenke waren nicht vergeſſen. Zaher nahm ſie beſtens auf, ohne die ſchnelle Rückkehr ſeines Neffen zu begreifen, deſſen Zuſammentreffen mit ſeiner Tochter ihm unbekannt war. Am vierten Tage nach ſeiner Ankunft küßte Kaled die Hand ſeines Oheims, und bat ihn, ihm ſeine Tochter zur Frau zu geben, indem er ihn einlud, mit ihm zurückzukehren, um ſeinen alten Wohnſiz wieder einzunehmen. Als Zaher verſicherte, daß er nur einen Knaben Giaudar habe, wie er ſagte, das einzige Kind, das Gott ihm gegeben, erzählte ihm Kaled Alles, was ſich zwiſchen ihm und ſeiner Baſe zugetragen hatte; durch dieſe Erzählung verwirrt, blieb Zaher einige Augenblicke ſtille, hierauf ſagte er, ich glaubte nicht, daß dieſes Geheimniß jemals entdeckt werden würde, da es aber nun anders gekommen iſt, ſo haſt ja du größere Anſprüche auf die Hand meiner Tochter, als irgend Einer und ich gebe ſie dir. — Der Preis für Djida wurde ſodann vor Zeugen auf tauſend röthliche Kameele, mit den ſchönſten Erzeugniſſen Yemen's beladen, feſtgeſezt, dann ging Zaher zu ſeiner Tochter, und that ihr zu wiſſen, Was er eben mit Kaled ausgemacht hatte. — Ich verſtehe mich dazu, antwortete ſie, unter der Bedingung, daß an meinem Hochzeittag mein Vetter tauſend Kameele ſchlachten wird, die er von denen von Melaeb-el-Aſſene vom Stamme Beni-Hamer zu nehmen hat. — Ihr Vater, indem er zu dieſer Forderung lächelte, bat ſeinen Neffen, ſie anzunehmen; dieſer bewog durch ſeine Bitten ſeinen Oheim nach ſeiner Heimath mit zu ziehen und ſo machten ſie ſich am folgenden Tage auf den Weg; Zaher wurde bei dem alten Stamme mit Aufmerkſamkeit und Höflichkeit überhäuft und gelangte dort zum erſten Rang.

Am Tage nach ſeiner Ankunft überfiel Kaled an der Spize von tauſend auserleſenen Kriegern den Stamm Beni-Hamer, lieferte ihm eine blutige Schlacht, verwundete Melaeb gefährlich, nahm ihm eine größere Anzahl von Kameelen, als Djida gefordert, ab und kehrte triumphirend nach Hauſe. Einige Tage nachher, als er ſeinen Oheim bat, die Hochzeit zu beſchleunigen, ſagte ihm ſeine Baſe, er werde ſie nie unter ſeinem Zelte ſehen, wenn er nicht die Frau oder die Tochter eines der mächtigſten Emirs von Kail entführe, um ihr den Strick ihres Laſtthiers am Tage ihrer Hochzeit zu halten, denn ich will, ſezte ſie dazu, daß alle die jungen Mädchen mich beneiden. Um dieſer neuen Forderung zu genügen, griff Kaled an der Spize einer zahlreichen Armee den Stamm von Nihama-Eben-el-Nazal an, bemächtigte ſich zulezt in Folge mehrerer Gefechte der Tochter Nihama's, Aniame, und führte ſie mit ſich fort. Da Djida Nichts mehr von ihm zu fordern hatte, begann er die Jagd auf die Löwen. Den Abend vor ſeiner Hochzeit, als er dieſer Jagd ſich hingab, traf er auf einen Krieger, welcher, gegen ihn anſprengend, ihm zurief, ſich zu ergeben und ſo lieb ihm ſein Leben ſey, im Augenblick vom Pferde zu ſteigen; ſtatt aller Antwort machte Kaled auf dieſen unbekannten Feind einen lebhaften Angriff; der Kampf wurde furchtbar und dauerte länger als eine Stunde; ermüdet endlich von dem Widerſtand eines Gegners, den er nicht beſiegen konnte, ſagte Kaled: „Du Sohn eines verfluchten Geſchlechts, Wer biſt du? zu welchem Stamme gehörſt du? warum ſtörſt du mich in einer für mich ſo wichtigen Jagd? Fluch über dich! wenigſtens möchte ich wiſſen, ob ich mich gegen einen Emir oder gegen einen Sklaven ſchlage." Darauf hob ſein Gegner das Viſir ſeines Helmes und ſagte lachend: „Wie kann ein Kriegsmann dieſe Sprache gegen ein junges Mädchen führen?" Kaled erkannte ſeine Baſe und vermochte, von Schamgefühl überwältigt, nicht, ihr zu antworten. „Ich dachte, fuhr Djida fort, du ſeyſt verlegen über deine Jagd und bin gekommen, um dir zu helfen." — „Beim Allmächtigen, rief Kaled, nie habe ich einen Krieger getroffen, ſo tapfer als du, Königin der Schönen!" Sie trennten ſich darauf, indem ſie ausmachten, am Abend auf der gleichen Stelle ſich wieder zu treffen, wo ſie wirklich wieder zu einander ſtießen, nachdem Kaled einen Löwen und Djida ein Männchen und ein Weibchen getödtet hatte. Sie verließen ſich dann, mehr und mehr Eines von dem Andern entzückt.

Die Hochzeit dauerte drei Tage unter Vergnügungen aller Art. Mehr als tauſend Kameele und zwanzig Löwen wurden getödtet. Leztere von Kaled's eigener Hand, außer den zweien, welche Djida auf der Jagd erlegt hatte. Aniame führte die Naka, welche Djida ritt, am Halfterſtrick. Die beiden Eheleute fühlten ſich überſchwänglich glücklich.

Zaher ſtarb einige Zeit nach der Heirath, indem er den Oberbefehl ſeinen beiden Kindern, Kaled und Djida hinterließ. Bald wurde dieſes Heldenpaar der Schreck der Wüſte.

Kommen wir auf Antar und ſeinen Bruder zurück. Als ſie in den Bezirk des Stammes gekommen waren, ſchickte Antar ſeinen Bruder aus, um die Beſchaffenheit des Terrains und die Lage von Kaled's Zelt auszukundſchaften, damit er die Maßregeln für den Angriff darnach einrichten könnte. Chaibub kam am andern Tage ihm zu melden, daß ſein Glück über die Niederträchtigkeit ſeines Oheims ſiege, da Kaled nicht zu Hauſe ſey. — „Es ſind, ſagte er, bei dem Stamme nicht „mehr als hundert Reiter um Djida. Ihr Gatte iſt „mit Mehdi-Karab abgereiſt, und ſie iſt damit beauftragt, über die allgemeine Sicherheit zu wachen. Jede „Nacht reitet ſie aus mit ungefähr zwanzig Reitern, „um die Runde zu machen, und entfernt ſich hie und „da von ihnen, wie mir die Sklaven geſagt haben." Antar, über dieſe Nachricht erfreut, ſagte zu ſeinem Bruder, er hoffe Djida dieſen Abend ſchon gefangen zu nehmen, ſeine Aufgabe ſey dann, ihren Begleitern den Weg zu verſperren, damit ſie nicht den Stamm benachrichtigen konnten, der ſie verfolgen würde. „Wenn du, „ſezte er hinzu, einen Mann entkommen läßeſt, haue „ich dir die rechte Hand ab." „Ich werde Alles thun, „was du befiehlſt, antwortete Chaibub, da ich hier bin, „um dir zu helfen." — Sie blieben den ganzen Tag

verſteckt, und näherten ſich dem Stamm erſt nach Sonnenuntergang. Bald ſahen ſie mehrere Reiter auf ſich zukommen. Djida war an ihrer Spize und ſang folgende Verſe:

„Dicht iſt wohl der Staub der Roſſe, aber der Krieg iſt mein Leben."

„Die Löwenjagd iſt Ruhm und Triumph für andere Krieger, nicht aber für mich."

„Die Sterne wiſſen, daß vor meiner Tapferkeit die meiner Väter erbleicht."

„Wer wagt es, mir zu nahen, wenn ich bei Nacht Wald und Ebene durchſtreife?"

„Mehr als Jemand habe ich mir Ruhm erfochten, indem ich die tapferſten Krieger zu Boden geſtreckt."

Als Antar dieſe Verſe gehört hatte, hieß er ſeinem Bruder, ſich Links zu halten, er ſelbſt wandte ſich Rechts und ſtieß ſein Kriegsgeſchrei mit einer ſo ſtarken Stimme aus, daß er Schrecken unter die zwanzig Reiter von dem Gefolge Djida's brachte. Ohne Zeit zu verlieren, ſtürzte ſich Antar auf ſie, hieb ihr Pferd mit einem Säbelſtreich nieder und ſchlug ſie ſelbſt ſo ſtark an den Kopf, daß ſie die Beſinnung verlor. Er verließ ſie, um ihre Begleiter zu verfolgen, machte in kurzer Zeit zwölf davon nieder und jagte die andern in die Flucht. Chaibub, der ihnen den Weg vertrat, tödtete ſechs durch Pfeilſchüſſe und Antar, der ihm zu Hilfe eilte, ſtreckte die beiden Andern nieder. Darauf hieß er ſeinen Bruder, Djida alsbald zu binden, ehe ſie ihrer Sinne mächtig würde, und für ſie ein Pferd der getödteten Reiter wegzunehmen. Aber Djida, nachdem ſie eine Stunde ohne Beſinnung geblieben, war wieder zu ſich gekommen und hatte von einem ledigen Pferde, das ſie vorfand, Beſiz genommen. Durch Antar's Stimme aufmerkſam gemacht, zog ſie ihr Schwerdt und ſagte zu ihm: „Sohn „eines verfluchten Geſchlechts, ſchmeichle dir nicht, Djida „in deine Gewalt fallen zu ſehen. Ich bin hier, um „dich in den Sand niederzuſtrecken; nie würdeſt du mich „zu Boden geſehen haben, hätteſt du nicht das Glück „gehabt, mein Pferd zu tödten." — Bei dieſen Worten ſtürzte ſie ſich auf Antar mit der Wuth einer Löwin, die ihr Junges verloren hat. Dieſer hielt ſich tapfer gegen den Angriff und einer der furchtbarſten Kämpfe entſpann ſich zwiſchen ihnen, ohne entſchiedenen Vortheil auf einer oder der andern Seite. Alle Beide waren von Müdigkeit erſchöpft. Chaibub wachte von ferne darüber, daß Djida keine Hilfe gebracht werden konnte, während dieſe verzweifelten Widerſtand leiſtete, in der vergeblichen Hoffnung auf helfende Freunde. Endlich ſtürzte ſich Antar auf ſie und griff ſie bei der Kehle, ſo daß ſie auf's Neue das Bewußtſeyn verlor. Er benüzte Dieß, um ſie zu entwaffnen und ihr die Arme zu binden. Chaibub rieth nun ſeinem Bruder abzuziehen, ehe die Ereigniſſe der Nacht bei Djida's Stamm und ihren Verbündeten verlauteten, da dieſe dann ihre Verfolgung ſich angelegen ſeyn laſſen würden. Antar wies dieſen Rath von ſich, indem er nach Beni-Abeß nicht ohne Beute zurückkehren wollte. — „Wir können, ſagte er, „die ſchönen Heerden dieſes Stammes nicht ſo dahinten „laſſen, man müßte ja ſonſt noch einmal zu der für „Abla's Hochzeit beſtimmten Friſt wieder kommen. Erwarten

„wir den Tag; wenn ſie auf die Weide ausziehen, wollen wir uns ihrer bemächtigen, und dann „nach Beni-Abeß heimkehren."

Am Morgen, als die Heerden auf die Weide getrieben wurden, nahm Antar tauſend Naka's und tauſend Kameele mit ihren Führern weg, übergab ſie Chaibub zur Abführung und blieb zurück, um die Wächter zu vertreiben, unter denen er ein großes Blutbad anrichtete. Die, welche entrinnen konnten, liefen zu ihrem Stamm, um anzuſagen, ein einziger Krieger, ein Neger habe alle ihre Heerden weggenommen, und ſey nach der Niedermezelung eines großen Theils von ihnen allein auf dem Kampfplaz zurückgeblieben, erwartend, daß man ihn angreife. Wir glauben, fügten ſie hinzu, daß er Djida getödtet oder gefangen genommen hat. — „Gibt „es in der Welt einen Krieger, der Djida Stand halten oder gar ſie beſiegen konnte? ſagte Giabe, einer „der gefeiertſten Häuptlinge." Die Andern, welche wußten, daß ſie den Abend zuvor ausgezogen war, und ſie nicht zurückkommen ſahen, dachten, ſie ſey vielleicht auf der Jagd. Sie kamen mit einander überein, auf jeden Fall ſogleich ſich aufzumachen, um ſich der Heerden wieder zu bemächtigen, ritten zu zwanzig und dreißig ab und trafen bald auf Antar, der zu Pferde auf ſeiner Lanze geſtüzt den Kampf erwartete. Alle riefen ihm aus Einem Munde zu: — „Unſinniger! wer biſt du, „daß du auf dieſe Weiſe einen gewiſſen Tod ſuchſt?" — Ohne ſie einer Antwort zu würdigen, machte Antar einen ungeſtümen Angriff auf ſie, und troz ihrer Anzahl, (ſie waren zu achtzig) ſprengte er ſie mit Leichtigkeit auseinander, nachdem er mehrere von ihnen getödtet hatte. Dann gedachte er, ſeinen Bruder wieder aufzuſuchen, fürchtend, die Hirten möchten ſeiner Meiſter geworden ſeyn, aber wie er ſich auf den Weg machte, ſah er mitten in der Wüſte einen gewaltigen Staub aufſteigen, und ſagte in der Meinung, es ſey der Feind: „Heute gilt es, ſich als Mann zu zeigen.“ – Als er weiter ritt, begegnete er Chaibub, der zu ihm zurückkehrte, worauf er ihm fragte, Was er mit Djida und den Heerden angefangen habe. — „Als die Hirten, war „Chaibub's Antwort, jenen Staub bemerkten, empörten „ſie ſich und wollten nicht mehr weiter, indem ſie ſagten, es ſey Kaled mit ſeinem Heer. Ich habe drei „davon getödtet, da ich aber wußte, daß du allein gegen „Alle ſtehſt, bin ich gekommen, um dir zu helfen.“ — „Elender, entgegnete Antar, du haſt dich gefürchtet und „Djida und die Heerden verlaſſen; aber ich ſchwöre es „bei dem Allmächtigen, ich werde Heute Wunder thun, „von denen man noch in künftigen Jahrhunderten ſagen „ſoll!“ — Bei dieſen Worten ſtürzte er Djida nach, welche die Hirten nach der Entfernung Chaibub's losgebunden hatten. Sie war zu Pferde, aber leidend und ohne Waffen. Antar, nachdem er vier von den Hirten getödtet, ohne daß er die Andern hätte aufhalten können, verfolgte Djida, welche zu dem heranrückenden Heer zu entkommen ſuchte, in der Meinung, es ſey von ihrem Stamme. Als ſie aber mitten unter den Reitern war, hörte ſie wiederholt die Worte von ihnen: — „Antar, tapferer Held, wir kommen, dir zu helfen, „obgleich du Deſſen nicht nöthig haſt.“

Es war in der That das Heer von Beni-Abeß, von dem Könige Zobeir in Perſon befehligt. Da dieſer Fürſt Antar nicht mehr ſah und fürchtete, ſein Oheim möchte ihn nach ſeiner Gewohnheit in irgend eine gefährliche Unternehmung verwickelt haben, ſo hatte er zu Chidad, deſſen Vater geſchickt, um von dieſem Nachricht zu bekommen. Da ſie ihm dieſer nicht geben konnte, hatte er Mallek fragen laſſen, der eben ſo wenig von ihm zu wiſſen vergab. Darauf hatte Chidad Abla, deren Aufrichtigkeit er kannte, gefragt und da er von ihr Alles erfahren, davon den König unterrichtet, deſſen Söhne, gegen Mallek aufgebracht, ſogleich entſchloſſen waren ſich aufzumachen, um Antar zu ſuchen, indem ſie ſagten, wenn ſie ihn geſund und wohl anträfen, ſo werden ſie alsbald bei ſeiner Rückkehr ſeine Hochzeitfeier begehen, ſey er aber todt, ſo werden ſie Mallek umbringen, da dieſer Schuld an dem Verluſt dies für den Stamm ſo hochwerthen Helden ſey. Da der König von dem Plane ſeiner beiden Söhne Chaß und Maalek hörte, beſchloß er, ſich ſelbſt an die Spize ſeiner tapferſten Krieger zu ſtellen, und verließ ſeinen Stamm mit einem Gefolge von viertauſend Reitern, unter welchen auch Mallek war. Unterwegs fragte dieſer den König, Was er vorhabe, worauf Zobeir ihm antwortete: „Ich „will Antar ſuchen, um ihn aus der Falle zu ziehen, „in die du ihn getrieben haſt.“ Ich verſichere Euch, antwortete Mallek, daß ich Nichts von dem Allem weiß. Abla allein iſt ſchuldig: um der Sache ein Ende zu machen, will ich heimkehren um ihr den Kopf abzuſchneiden! Hier fiel Chaß ihm in's Wort: auf mein

Wort, Mallek, es wäre beſſer, du wäreſt todt; wenn es nicht aus Ehrfurcht gegen meinen Vater und aus Freundſchaft gegen Antar wäre, wurde ich dich um einen Kopf kürzer machen. — Bei dieſen Worten ſchlug er ihn ungeſtüm mit ſeinem Kurbaſch, indem er ihm befahl, ſich mit den Seinigen wieder zu entfernen.

Zu dem Stamme zurückgekehrt, verſammelte Mallek ſeine Verwandten und Freunde und zog ab mit ſiebenhundert von den Seinigen. Rabek, einer der beruhmteſten Häuptlinge und Heroné-Eben-El-Wuard begleiteten ihn mit hundert ausgewählten Reitern. Sie ritten den ganzen Tag, und am Abend ſchlugen ſie ihre Zelte auf, um Rath zu halten und auszumachen, wohin ſie ziehen ſollten und mit welchem Stamme ſie ſich verbinden konnten. „Wir ſind, ſagte Rabek, mehr als ſiebenhundert. Warten wir hier auf Nachrichten von Antar; „wenn er den Gefahren entrinnt und glücklich nach Beni-Abeß zurückkomme, ſo kommt Zohëir beſtimmt bald „zurück, um uns aufzuſuchen; wenn er umkommt, wollen „wir noch weiter von hier uns niederlaſſen.“ Da dieſer Rath durchdrang, blieben ſie an jener Stelle. Zohëir war immer weiter gezogen, um Antar zu ſuchen, und traf ihn, während er Djida verfolgte. Dieſer wurde das Leben geſchenkt, aber ſie von Neuem gebunden und Chaibub's Obhut anvertraut.

Sobald Antar den König bemerkte, ſtieg er vom Pferde und küßte ihm die Sandale, indem er ſagte: „Herr! du thuſt zu viel für deinen Sklaven; wozu ſich „ſo viel Mühe meinetwegen machen?“ — „Wie willſt „du, antwortete Zohëir, daß ich einen Helden wie dich „allein in feindlichem Lande laſſe? Du hätteſt mich von „den Forderungen deines Oheims in Kenntniß ſezen ſollen: „entweder hätte ich ihn zufrieden geſtellt, indem ich dir „von meinen eigenen Heerden gab, oder hätte ich dich „bei deiner Unternehmung begleitet.“

Antar dankte ihm, und grüßte die beiden Söhne des Königs, Chaß und Maalek, und ſeinen Vater Chidad, der ihm ſagte, Was mit Abla's Vater vorgegangen war. „Mein Oheim, ſagte Antar, kennt meine Liebe „zu ſeiner Tochter und mißbraucht ſie, aber Gott und „dem Schrecken, den unſer König Zohëir einflößt, ſey „es gedankt, ich bin zum Ziel meines Vorhabens gekommen, und wenn ich nur fünfzig Reiter bei mir „gehabt hätte, würde ich aller Heerden von drei Stämmen, welche von Niemand vertheidigt waren, mich „bemeiſtert haben; da ich aber Euch hier treffe, wollen „wir zuſammen gehen, um ſie wegzunehmen. Es ſoll „nicht geſagt werden, der König ſey umſonſt in's Feld „gezogen. Er ſoll einen oder zwei Tage hier ausruhen, „während wir dieſe Stämme ausplündern.“

Zohëir billigte dieſen Vorſchlag, und ließ die Zelte auf der Stelle ſelbſt aufſchlagen, indem er den Kriegern, welche an der Unternehmung Theil nahmen, vor Allem einſchärfte, die Frauen mit Achtung zu behandeln. Sie blieben drei Tage aus, während deren ſie beinahe ohne Kampf eine ſo beträchtliche Beute machten, daß der König ganz verwundert darüber war.

Am andern Tag, als der Befehl zur Abreiſe gegeben war, machte ſich das Heer auf den Rückweg nach dem Stamme, indem Alle ſich freuten, ausgenommen Djida, welche die Reiſe auf einem von einem Neger geführten Kameel, umgeben von mehreren Reitern, machte. Nach einem Ritt von drei Tagen nach dem Stamme, lagerten ſie in einer weiten Ebene. Da Antar ſie glücklich gelegen für eine Schlacht fand, machte ihm der König bemerklich, daß ſie gleich günſtig für die Jagd ſey; — „aber, ſagte Antar, ich liebe Nichts, als den „Krieg, und es ſchmerzt mich, wenn ich lange ohne „Kampf bin.“ — Einige Stunden hernach bemerkte man einen dicken Staub, welcher gegen das Lager heranzukommen ſchien. Bald ſah man das Eiſen der Speere erglänzen, dann hörte man Weinen und Schmerzensrufe. Zobeir in der Meinung, es ſey das Heer Kaleb's, welches den Stamm Beni-Amar angegriffen hatte und nun mit ſeinen Gefangenen zurückkehre, ſagte zu Antar, er möchte ſich zum Kampfe rüſten. „Seyd ohne Sorge, erwiederte dieſer, in Kurzem werden alle dieſe Krieger in Eurer Gewalt ſeyn.“ Er ordnete dann alle Rüſtungen an, indem er zehn Reiter und mehrere Neger zurückließ, um die Beute zu bewachen. Er brannte vor Begierde, ſich mit dem Feinde zu meſſen.

Ehe wir fortfahren, iſt es nöthig, daß der Leſer das Heer kennen lerne, das heranzog. Kaleb, welcher mit fünftauſend Kriegern und den beiden Häuptlingen Kaiß-Eben-Mouſchek und Mehdi-Karab ausgezogen war, um Beni-Amar anzugreifen, hatte das Land verlaſſen gefunden. Die Einwohner waren benachrichtigt worden, und hatten ſich mit ihren Reichthümern in die Gebirge zurückgezogen. Er hatte daher keine Beute gemacht, und da er zurückkehrte ohne daß er auch nur ein einziges Kameel hätte wegzuführen können, ſo hatten ihn ſeine Gefährten aufgefordert, den Stamm Beni-Abeß, der reichſten des Landes zu überfallen. Kaleb war auf dem Weg nach dieſem Stamm auf das Lager des Vaters Abla's geſtoßen, hatte es angegriffen, und nach einer Schlacht von einem ganzen Tage die Krieger, die es bildeten, ſo wie die Frauen und Heerden in ſeine Gewalt gebracht. Abla, in die Hände Kaleb's gefallen, freute ſich über ein Unglück, das ſie von einer Heirath rettete, welche ihr Vater ſie zwingen wollte mit einem ſeiner Verwandten, Amara, einzugehen; ſie möchte lieber gefangen ſeyn, denn einem Andern, als Antar angehören. Unaufhörlich rief ſie nach ihm: „Theurer Antar wo biſt „du? daß du nicht ſehen kannſt, in welcher Lage ich „bin!“ — Als Kaleb einen Gefangenen fragte, wer die Frau ſey, die ſo oft den gleichen Namen ausrufe, ſo antwortete dieſer, ſie heiße Abla, und habe von ihrem Vetter gefordert, ihr Djida zu bringen, um ihr den Halfterſtrick ihrer Naka am Tage ihrer Hochzeit zu halten. — „Wir trennten uns von unſerm Stamm, ſetzte „er hinzu, weil wir bei dieſer Unternehmung den König „Zobeir nicht begleiten wollten, der mit allen den Seinen ausgezogen iſt, ausgenommen dreihundert, welche „unter dem Befehl Warka's, eines ſeiner Söhne zurückgeblieben ſind, um Beni-Abeß zu bewachen.“ — Ueber dieſe Nachricht ergrimmt, hatte Kaleb Mehdi-Karab an der Spitze von tauſend Kriegern abgeſchickt, um ſich der Frauen und der Heerden von Beni-Abeß zu bemächtigen, mit dem Befehl, alle Männer, die er treffen würde, niederzumachen. Er ſelbſt war weiter gezogen, um zu ſeinem Stamme zurückzuziehen, indem er auf dem Wege ſeine Gefangene ſehr ſchlecht behandelte, und in lebhafter Unruhe wegen Djida war. Um ſeinen Gram aufzuheitern, ſprach er folgende Verſe:

„Ich habe Roſſe geführt mit Eiſen gewappnet, Krieger auf ihnen furchtbarer als die Löwen.“

„Ich war im Lande von Beni-Kennad, von Beni-Amar und Beni-Kebal. Als ich herankam floh das Volk in die Berge.“

„Beni-Abeß ſchwebet in großer Gefahr, ſein Volk wird weinen Tag und Nacht.“

„Alle die dem Blutbad entrennen, ſind gefallen in meine Macht.“

„O der Mädchen, deren ſchöne Augen von Thränen perlen! — Sie rufen Beni-Abeß zu Hilfe, aber Beni-Abeß iſt in Ketten.“

„Zobeir iſt ausgezogen mit ſeinen Kriegern, um den Tod zu ſuchen in einem Lande, wo die Frauen tapferer ſind, als die Männer. Wehe ihm, wenn man mir Wahres geſagt! Er hat das Gewiſſe gelaſſen für das Ungewiſſe.“

„Der Tag der Schlacht wird zeigen, welcher von uns Beiden ſich getäuſcht.“

„Mein Schwerdt freut ſich in meiner ſiegreichen Hand. Die Waffe meines Feindes weint blutige Thränen.“

„Die furchtbarſten Krieger erzittern bei meinem Anblick.“

„Mein Name ſtört ihren Schlaf, wenn die Angſt ihnen erlaubt, einige Ruhe zu genießen.“

„Wenn ich nicht fürchtete, zu ſehr des Hochmuths beſchuldigt zu werden, ſo würde ich ſagen, mein Arm allein genüge, um das Weltall aus den Angeln zu heben.“

Kaled, der ſeines Weges weiter gegangen war, befand ſich damals dem Heere von Beni Abeß gegenüber. Da das Weinen und das Klaggeſchrei der Gefangenen zu den Ohren Antar's und ſeiner Krieger kam, glaubten ſie befreundete Stimmen zu hören, und benachrichtigten Zobeir hievon, der auf der Stelle einen Reiter, Namens Abſi, abſandte, um den Feind auszukundſchaften. Kaled, der ihn von ferne bemerkte, rief: „Da „kommt ein Abgeſandter von Beni-Abeß, der mir Vor„ſchläge machen will, ich will keinen hören. Ich habe „im Sinn einen Vernichtungskrieg zu führen; aber wo„her haben ſie die Beute, die ſie mit ſich führen? ohne „Zweifel werden ſie ſich ihrer bemächtigt haben, ſo lange „Djida auf der Löwenjagd war.“ Darauf ſchickte er Zebaide, einen ſeiner Krieger, dem Abgeſandten Zobeir's entgegen, mit dem Befehl, ihn zu fragen, welchen Auftrag er habe, und ſich nach dem Loſe Djida's zu erkundigen. Als ſie zuſammengetroffen waren, nahm Zebaide das Wort: „Du, der du kommſt, um hier den „Tod zu ſuchen, beeile dich zu ſagen, was dich her„führt, ehe dein Kopf von deinen Schultern fliegt.“ — „Ich verachte deine leeren Drohungen, antwortete Abſi, „bald werden wir uns auf dem Schlachtfelde wieder finden. „Ich komme in drei Angelegenheiten hieher. Ich melde „dir, daß wir uns eurer Frauen und Heerden bemächtigt haben. Ich benachrichtige dich, daß wir unter

„der Anführung des tapfern Antar's eine furchtbare „Schlacht liefern werden. Ich will mich nach der Beute „erkundigen, die ihr bei euch habt, denn wir wiſſen, „daß ihr die drei Stämme Beni-Kellab, Beni-Amar „und Beni-Ketal angegriffen habt; ich habe ausgeredet, „antworte!“ — „Zu dieſer Beute, erwiederte Zebaide, „ſind wir ohne Mühe gelangt; der Schreck vor Kaled's „Name genügte.“ — Hierauf erzählte er, Was man ſchon weiter oben hinſichtlich Abla's Vater geleſen hat, indem er noch beifügte, daß tauſend Krieger abgeſchickt ſeyen, um Beni-Abeß zu überfallen: „nun, fuhr er „fort, frage ich dich um Nachrichten über Djida.“ „Sie iſt gefangen, antwortete Abſi, und liegt an ihren „Wunden krank.“ — „Wer konnte ſie beſiegen, ſie, die „ſo tapfer iſt, als ihr Gatte! ſagte der Abgeſandte „Kaled's.“ — „Ein Held, dem Nichts widerſteht, An„tar, der Sohn Chidad's, antwortete Abſi.“

Die beiden Abgeſandten hatten ihren Auftrag erfüllt und kamen nun, um ihren Häuptlingen Rechenſchaft abzulegen. Abſi bei ſeiner Ankunft rief: — „O Beni-Abeß ſtürze zu den Waffen, um die Schmach abzuwaſchen, die Beni-Zobaid dir zugefügt.“ — Darauf wandte er ſich an Zobeir und ſprach die folgenden Verſe:

„Beni-Abeß vom Feinde überfallen, bleibt entvölkert. Ein verheerender Sturm hat die Stelle durchſauſt, das Echo allein iſt geblieben.“

„Man hat euch eurer Güter beraubt; die Männer ſind niedergemacht; eure Kinder und Frauen in der Gewalt des Feindes. Höret ihre Wehklagen: ſie rufen eure Hilfe an. Beni-Zobaid triumphirt, stürzet los zur Rache."

„O Antar, sähest du die Verzweiflung Abla's! wie sie die ihrer Geſpielinnen noch überſteigt!"

„Ihre Kleider ſind von Thränen getränkt: die Erde ſelbſt iſt befeuchtet."

„Abla du Schöne der Schönen."

„Laufet zu den Waffen! der Tag iſt gekommen, zu ſiegen oder zu ſterben. Der Tod folge den Streichen eurer furchtbaren Arme."

Bei dieſen Verſen konnte ſich Zoheir der Thränen nicht enthalten. Alle Häuptlinge, die ihn umgaben, theilten ſeine Bekümmerniß. Antar allein fühlte eine Art von Vergnügen, als er das traurige Loos ſeines Oheims erfuhr, der die Urſache ſeines ganzen Unglücks war: aber ſeine Liebe hieß ihn ſchnell das Vergnügen der Rache vergeſſen.

Als der Abgeſandte Kaled's zu dieſem zurückgekommen war, zerriß er ſeine Kleider, indem er folgende Verſe ſprach:

„O Beni-Zobaid, du biſt von den Kriegern von Beni-Abeß überfallen worden, die auf Pferden daher brausten raſch wie der Wind."

„Deine köſtlichſten Güter ſind geraubt."

„Wirſt du großmüthig ſeyn gegen die, welche ſogar deine Frauen entführt haben."

„O Kaled, konnteſt du Djida ſehen, die Augen in Thränen gebadet!"

„Du, der furchtbarſte der Krieger, eile, mit dem Säbel in der Hand, die Feinde anzugreiſen."

„Der Tod der Tapfern iſt vorzuziehen einem Leben ohne Ehre."

„Die Abſcheulichen ſollen uns nicht mit dem Namen von Feiglingen beſchimpfen können."

Bei dieſen Verſen gab Kaled ergrimmt Befehl, in die Schlacht zu ſtürzen. Als Zoheir dieſe Bewegung ſah, rückte er ebenſo mit den Seinigen vorwärts. Berg und Thal erzitterte als die beiden Heere auf einander anrückten. Zoheir wandte ſich zu Antar mit den Worten: „der Feind iſt zahlreich, dieſer Tag wird gräßlich „ſeyn." — „Herr, antwortete Antar, der Menſch ſtirbt „nur Einmal. Der Tag iſt endlich gekommen, nach „dem ich mich geſehnt habe. Hätte auch Kaled die „Mächtigſten unter den Königen bei ſich, ich werde unſere Frauen und Kinder befreien, oder untergehen." Darauf ſprach er folgende Verſe:

„Der Mann, was auch ſeine Lage ſeyn mag, ſoll nie die Verachtung ertragen."

„Der Mann, der großmüthig iſt gegen ſeine Gaſtfreunde, iſt ihnen die Hilfe ſeines Armes ſchuldig."

„Man muß das Geſchick zu ertragen wiſſen, wenn die Tapferkeit nicht den Sieg verleiht."

„Man muß ſeine Freunde beſchüzen und ſeine Lanze röthen in dem Blute ſeines Feindes."

„Der Menſch, der dieſe Tugenden nicht hat, verdient keine Achtung."

„Was uns geraubt worden iſt, werde ich heute wieder gewinnen."

„Die höchſten Berge ſollen erzittern vor der Schlacht, die ich liefern will."

„Abla freue ſich, ihre Gefangenſchaft iſt ihrem Ende nahe."

Als Chaß dieſe Verſe hörte, rief er: „daß deine „Stimme immer ſich hören ließe, du, der alle Gelehrten „an Beredtſamkeit und alle Krieger an Muth übertrifft."

Ehe es zum Handgemenge kam, gab Kaled den Befehl, ſo viel möglich Gefangene zu machen.

Antar hielt ſich auf Seite der jenſeitigen Gefangenen, um zu verſuchen, ob er nicht Abla befreien könnte, aber er fand ſie von einer beträchtlichen Anzahl von Reitern bewacht. Kaled drängte ſich ebenſo auf der Seite vor, wo Djida ſich befand, indem er ſich ſchmeichelte, Beni-Abeß werde ſich keine ganze Stunde vor ihm halten. Vor Allem griff er die Krieger an, welche Zoheir umgaben, und es gelang ihm, Chaß zu verwunden. Deſſen Vater vertheidigte ſich wie ein Löwe und der Kampf dauerte bis zu Tagesende; das Dunkel allein trennte die beiden Heere, und ſie zogen ſich in ihre Lager zurück. Nach Wundern der Tapferkeit zurückkehrend erfuhr Antar vom König, daß Kaled ſeinen Sohn verwundet habe. „Beim Allmächtigen, verſezte er, morgen „werde ich zuerſt Kaled beſiegen; ich hätte es heute gethan, aber ich ſuchte Abla zu befreien, ohne daß es „mir gelungen wäre. Wenn einmal Kaled getödtet oder

„gefangen iſt, wird ſeine Armee alsbald ſich zerſtreuen „und wir werden dann unſere alten Freunde erretten „können. Beni-Zobaid wird ſehen, wer den Andern „an Tapferkeit übertrifft.“

„Tapferſter der Tapfern, antwortete Zobeir, ich „zweifle nicht am Erfolg, aber ich kann mich der Angſt „nicht enthalten, wenn ich bedenke, daß Meddi-Karab „an der Spitze einer ſtarken Macht von Kriegern ausgezogen iſt, um unſern Stamm zu überfallen, der einzig von meinem Sohne Warka und einer kleinen Anzahl „der Unſrigen bewacht iſt. Ich fürchte, es möchte ihm „glücken, ſich unſerer Frauen und Kinder zu bemächtigen. Was wird aus uns werden, wenn wir Morgen „nicht Sieger bleiben?“ — Antar verhieß, die Sache am andern Tage zu Ende zu bringen, ſie nahmen ein kleines Mahl ein und zogen ſich in ihre Zelte zurück, um einiger Ruhe zu genießen. Statt wie die Andern ſich dieſer hinzugeben, wechſelte Antar ſein Pferd, und brach auf, um ſeine Runde zu machen, begleitet von Chaibub, dem er unterwegs ſeine fruchtloſen Verſuche erzählte, Abla zu befreien. „Glücklicher als du, ſagte „Chaibub zu ihm, habe ich nach vielen Anſtrengungen „ſie heute zu ſehen bekommen, und zwar Folgendermaßen. „Als ich ſah, daß der Kampf in der Ebene ſeinen Anfang genommen hatte, machte ich einen großen Umweg „durch die Wüſte, und kam auf der Stelle an, wo ſich „die Gefangenen befanden. Ich ſah Nabek, ſeinen Bruder Heroné-Eben-el-Wuard, deinen Oheim Mallek, „ſeinen Sohn und die andern Krieger unſeres Stammes „queer über Kameele gebunden; bei ihnen waren die

„Frauen, Abla in ihrer Mitte, deren ſchöne Augen von „Thränen floßen. Sie ſtreckte die Arme nach unſerm „Lager aus, indem ſie rief: O Beni-Abeß iſt keiner „deiner Söhne, der käme, um uns zu befreien, nicht „Einer, der Antar von der traurigen Lage Kunde geben „könnte, in welcher ich bin? — Hundert Krieger umgaben die Gefangenen, wie ein Ring einen Finger umgibt, dennoch verſuchte ich Abla zu entführen, aber „ich wurde erkannt und verfolgt. Fliehend ſchoß ich „auf die Nachſezenden Pfeile ab. So brachte ich den „ganzen Tag hin, indem ich unaufhörlich den Angriff „erneuerte, und dann immer wieder verfolgt wurde. „Ich habe mehr als fünfzehn ihrer Reiter getödtet. — „Aber du ſiehſt die betrübte Lage Abla's.“ — Dieſe Erzählung brachte Antar zu Thränen, er ſchnaubte Rache. Auf einem großen Umweg kamen ſie endlich am Ziel ihrer Beſtimmung an.

Als der Tag anbrach, warteten die beiden zum Kampf gerüſteten Heere, um handgemein zu werden, nur noch auf die Befehle ihrer Häuptlinge, als bei Beni-Abeß ſich die Nachricht verbreitete, Antar ſey verſchwunden. Dieſe Schreckenspoſt entmuthigte die Krieger Zobeir's, indem ſie ſich von da an ſchon für beſiegt anſahen. Er machte einen Waffenſtillſtand, um Antar's Rückkehr abzuwarten, als man in der Ferne einen Staub ſich erheben ſah, welcher, näher kommend, ſich noch vermehrte. Zulezt hörte man ein verzweifeltes Klagegeſchrei. Dieſes dritte Heer feſſelte die Aufmerkſamkeit der beiden andern. Bald konnte man Reiter unterſcheiden, ſchlank, wie junge Aeſte, ganz mit Eiſen bedeckt, und freudig in den

Kampf ſtürzend. An ihrer Spize ritt ein Krieger, hoch wie eine Ceder und feſt wie ein Fels: die Erde erzitterte unter ſeinen Schritten. Vor ihm zogen Männer auf Kameele gebunden, und von Reitern umgeben, welche mehrere nicht gerittene Pferde führten. Dieſe Reiter riefen: Beni-Zobaid, und ihre Stimmen erfüllten die Wüſte. Es war Mehdi-Karab, der von Kaled abgeſchickt war, um Beni-Abeß zu plündern. Er kehrte zurück, nachdem er ſich glücklich ſeines Auftrags entledigt. Wirklich hatte er, bei dem Stamme gegen Sonnenuntergang angelangt, alsbald aller Pferde, der beſten Kameele und mehrerer Töchter aus den erſten Familien ſich bemächtigt, aber Warka, der in der Haſt die wenigen Krieger zuſammengerafft, die zu ſeiner Verfügung ſtanden, ihn verfolgt. Als Mehdi-Karab ſich erreicht ſah, hatte er ſeine Beute unter dem Geleite von zweihundert Kriegern vorausgeſchickt, und Warka's Schaar angegriffen, welcher, obgleich ſchwächer an Zahl, bis zu Tagesende einen verzweifelten Kampf lieferte. Da Beni-Abeß nun die Hälfte der Seinigen verloren hatte, und Warka gefangen war, ſtäubten die Uebrigen auseinander. Nachdem dieß geſchehen war, hatte ſich Mehdi-Karab auf den Weg gemacht, und da er ſeinen Ritt beſchleunigte, kam er gerade noch an, um Theil an dem Kampf zu nehmen, der jezt beginnen ſollte. Er ſtellte ſich ſogleich in Schlachtordnung. Als Zobeir Dieß ſah, rief er: „So iſt meine Beſorgniß verwirklicht! Doch Was „liegt daran, der Säbel mag entſcheiden. Alles lieber, „als die Schande, unſere Frauen in Sklaverei geführt „und einen Körper ohne Seele werden zu ſehen.“

Mit Jubel empfangen erkundigte ſich Mehdi-Karab, nachdem er ſeinen Zug erzählt hatte, nach Kaled und erfuhr mit Beſtürzung, daß er geſtern Abend um Wache zu halten zu Pferde geſtiegen, und noch nicht zurückgekehrt ſey. Er verbarg ſeine Unruhe, und ſtürzte ſich mit Ungeſtüm auf Beni-Abeß, gefolgt von allen den Seinigen, während dieſe ihren Schlachtruf ausſtießen. Die Krieger Zobeir's hielten dieſen furchtbaren Angriff verzweifelt aus, indem ſie lieber ſterben, als getrennt von ihren Freunden leben wollten. Ströme von Blut rannen über das Schlachtfeld. Mittags war der Sieg noch unentſchieden, aber Beni-Abeß wurde nach und nach ſchwächer. Der Feind richtete eine gräßliche Verheerung in ſeinen Reihen an. Zobeir, der ſich mit ſeinen Kindern und den angeſehenſten Häuptlingen auf dem linken Flügel befand, und das Mitteltreffen und den rechten Flügel wanken ſah, war in der größten Verlegenheit, da er nicht wußte, wie er ſein Heer, das auf dem Punkte ſtand, ſich zu zerſtreuen, noch halten ſollte, als er auf Einmal hinter dem Feinde eine Schaar von tauſend auserleſenen Kriegern bemerkte, welche riefen: „Beni-Abeß.“ Sie waren von Antar befehligt, welcher gleich einem ehernen Thurm mit Eiſen bedeckt in aller Haſt herbeiſtürzte, Chaibub voran, der mit mächtiger Stimme rief: Wehe euch, Söhne Beni-Zobaid's! Suchet euer Heil in der Flucht. Entziehet euch dem Tode, der über euch regnen wird. Wenn ihr mir nicht glaubet, ſo hebet die Augen auf, und ſehet auf der Spize meines Speers das Haupt eures Führers Kaled-Eben-Mohareb.

Zweites Bruchſtück.

Da Antar während ſeiner Gefangenſchaft in Perſien dem Könige dieſes Landes große Dienſte erwieſen hatte, ſchenkte ihm dieſer Fürſt die Freiheit, und entließ ihn, indem er ihn mit reichen Geſchenken an Geld, Pferden, Sklaven, Heerden und Waffen von allen Arten überhäufte. Auf dem Wege traf Antar einen durch ſeine Tapferkeit berühmten Krieger, der Abla gefangen genommen hatte, er tödtete ihn und fuhrte ſeine Baſe mit ſich heim. Da er nicht mehr weit von ſeinem Stamme entfernt war, ließ er ſich bei ſeinen Verwandten anmelden, die ihn ſchon lange todt glaubten; die Nachricht von ſeiner Rückkehr erfullte ſie mit Jubel, und ſie zogen ihm entgegen, begleitet von den angeſehenſten Häuptlingen und dem König Zoheir ſelbſt. Als Antar ſie bemerkte, warf er wonnetrunken ſich zur Erde nieder, um den Steigbügel des Königs zu küſſen, dieſer aber umarmte ihn; die andern Häuptlinge preßten ihn in ihre Arme; Amara, ſein verſchmähter Nebenbuhler allein ſchien unzufrieden.

Seinem Herrſcher zu Ehren ritt Antar auf dem Wege ihm zur Seite, indem er die Obhut über ſeine Braut zehn Negern anvertraute, welche während der Nacht auf ihren Kameelen einſchliefen. Abla, welche in ihrem Haudag das Gleiche gethan, befand ſich, als ſie erwachte, zu ihrem Schrecken ferne von der Truppe; ihr Geſchrei erweckte die Neger, welche nunmehr bemerkten, daß ihre Thiere einen andern Weg genommen hatten. Während ſie ſich entfernten, um zu verſuchen, den rechten Weg ausfindig zu machen, war ſie aus ihrem Haudag ausgeſtiegen, als ſie ſich auf Einmal von einem Reiter ergriffen ſah, der ſie fortführte und hinter ſich auf das Pferd ſezte; es war Amara, der, wüthend uber die Achtung, welche man ſeinem Nebenbuhler bezeugte, ſich entfernt hatte und da er ſeine Baſe allein traf, es fur gut fand, ſich ihrer zu bemächtigen; als ſie ihm dieſe eines Emirs unwurdige Feigheit vorwarf, antwortete er ihr: „ich will lieber dich entführen, als vor Aerger ſterben, wenn ich dich als die Frau Antar's ſehen müßte." Darauf zog er weiter und ſuchte bei einem machtigen, gegen Beni-Abeß feindlichen Stamm Zuflucht. Während deſſen waren die Neger, welche den Weg wieder gefunden hatten, zuruckgekommen und nahmen den Haudag wieder auf, ohne daran zu denken, daß etwa Abla nicht mehr darin ſizen konne. Antar hatte den König bis zu deſſen Wohnung begleitet, und kam zuruck, um ſeine Braut aufzuſuchen, aber zu ſeinem Schrecken fand er ſie nicht mehr in ihrem Haudag; ſeine Nachfragen bei den Negern blieben ohne Erfolg, er ſtieg vom Pferde und ritt mehrere Tage umher, um Abla zu ſuchen, indem er den Verluſt Abla's beklagte und folgende Verſe ſprach:

„Der Schlaf flieht mein Augenlied: meine Thränen haben meine Wangen durchfurcht."

„Meine treue Liebe iſt meine Qual und läßt mir keine Ruhe."

„Wir haben uns noch ſo wenig geſehen, daß meine Leiden dadurch nur vermehrt werden konnten.“

„Dieſe Entfernung, dieſe unaufhörlichen Trennungen zerreißen mein Herz. Beni-Abeß, wie ſehne ich mich nach deinen Zelten.“

„Wie viele vergeblichen Thränen habe ich ferne von meiner zärtlichen Freundin geweint.“

„Nicht länger wollte ich glücklich bei dir ſeyn, als die Augenblicke, die ein Geizhals zuließe, ſeine Schäze zu ſehen.“

Von langen fruchtloſen Nachforſchungen zurückgekehrt, beſchloß Antar ſeinen Bruder Chaibub unter einer Verkleidung abreiſen zu laſſen; dieſer kam nach langer Abweſenheit zurück und ſagte ihm, daß er Abla bei Maſarey-Eben-Maharn entdeckt, der ſelbſt ſie Awara entführt habe, um ſie zu heirathen; da ſie aber nie ſich darein geben wolle, ſo ſtelle ſie ſich närriſch, und ihr Räuber, um ſie zu beſtrafen, zwinge ſie, in ſeinem Hauſe zu dienen, wo ſie immer mit der ſchlechteſten Behandlung der Mutter Maſarey's zu kämpfen, und die härteſten Arbeiten zu verrichten habe. Ich habe ſie dich nennen gehört, ſezte Chaibub hinzu, indem ſie folgende Verſe ſprach:

„Kommt, um mich zu befreien, meine Vettern, oder unterrichtet wenigſtens Antar von meiner traurigen Lage.“

„Meine Leiden haben meine Kräfte erſchöpft; alles Unglück ſtürzt auf mich ein, ſeitdem ich ferne von dem Löwen bin.“

„Ein leichter Wind reichte hin, mich krank zu machen, denket euch, Was ich in dieſer leidensvollen Lage zu erdulden habe.“

„Meine Geduld iſt zu Ende; meine Feinde müſſen zufrieden ſeyn: welche Erniedrigungen, ſeit ich den Helden meines Herzens verloren habe!“

„Wenn es möglich iſt, komme zu mir Antar, der Löwe allein kann die Gazelle beſchüzen.“

„Felſen würden meines Unglücks ſich erbarmen.“

Antar, der nicht weiter hören wollte, brach augenblicklich auf, und nach langen blutigen Kämpfen gelang es ihm, Abla zu befreien.

Gedanken aus dem Antarliede.

„Wenn deine Feinde ſich fürchten ſollen vor deinem Schwerdt, bleibe nicht, wo du verachtet biſt.“

„Bleibe bei den Zeugen deines Triumphs, oder ſterbe glorreich, die Waffen in der Hand.“

„Sey Deſpot mit den Deſpoten, ſchlecht mit den Schlechten.“

„Wenn dein Freund dich verläßt, ſuche nicht, ihn wieder zu gewinnen, verſchließe aber dein Ohr den Verläumdungen ſeiner Nebenbuhler.“

„Es gibt kein Schuzdach gegen den Tod."

„Lieber kämpfend ſterben, als in Sklaverei leben."

„Während ich zu den Sklaven gezählt werde, dringt der Ruf meiner Thaten durch die Wolken gen Himmel."

„Ich verdanke meinen Ruhm meinem Schwerdte, nicht dem Adel meiner Geburt."

„Meine Großthaten werden den Kriegern von Beni-Abeß, welche verſucht ſeyn ſollten, meine Geburt gering zu ſchazen, Achtung vor ihr einfloßen."

„Die Krieger und die Streithengſte ſelbſt ſind da, um die Thaten meines Armes zu bezeugen."

„Ich bin mit meinem Pferde wahrend der Hize des Gefechts, mitten in den Feind, in den Staub der Schlacht geſtürzt;

„Ich tummelte heraus, mit Blut beſprengt, daß mein Roß ſich über meine Thatenluſt ohne Gleichen beklagte;

„Zu Ende der Schlacht, hatte es nur noch Eine Farbe."

„Ich tödtete ihre furchtbarſten Krieger, Rabiha-Hafreban, Giaber-Eben-Mehalka und der Sohn von Rabiha-Zaberkan blieb auf dem Schlachtfeld."

„Zabika *) ſchmäht mich, daß ich bei Nacht mich der Gefahr ausſeze, ſie fürchtet, ich werde der Uebermacht unterliegen."

---

*) Antar's Mutter.

„Sie möchte mich ſchrecken durch den Tod, wie wenn man ihn nicht nothwendig eines Tages erleiden müßte."

„Der Tod, ſagte ich ihr, iſt eine Quelle, aus der man früher oder ſpäter trinken muß."

„Höre doch auf dich zu quälen, denn, ſterbe ich nicht, ſo muß ich erſchlagen werden."

„Ich will alle Könige beſiegen, ſie liegen ſchon zu meinen Füßen, fürchtend den Schlag meines furchtbaren Armes."

„Selbſt die Tiger und die Löwen ſind mir unterthan."

„Die Streitroſſe bleiben duſter, wie wenn ſie ihre Herren verloren hätten."

„Ich bin der Sohn eines Weibes mit ſchwarzer Stirne, mit Straußenbeinen und Haaren gleich Pfefferkornern."

„Du, der du von dem Stamme heimkehrſt, Was begibt ſich dort?"

„Bringe meine Grüße ihr, deren Liebe mich vom Tode errettet."

„Meine Feinde wünſchen meine Demüthigung; trauriges Loos! meine Niedergeſchlagenheit iſt ihr Triumph."

„Wenn eure Geſeze erlauben, mich zu todten, befriedigt euer Verlangen; Niemand wird Rechenſchaft von euch fordern."

Antar hatte ſich einſt in die Mitte der Feinde geſtürzt, und verſchwand vor den Augen der Seinigen, welche fur ſein Leben fürchtend ſich rüſteten ihm Hilfe zu bringen; als er wieder zum Vorſchein kam, das

Haupt des feindlichen Heerführers in Händen haltend, ſprach er folgende Verſe:

„Wenn nicht mein Säbel ſich in dem Blute des Feindes färbt, daß es von ſeiner Schärfe trieft, kommt kein Schlaf auf meine Augen, ſelbſt, wenn ich darauf verzichten muß, Abla in meinen Träumen zu ſehen.“

„Ich bin thatenluſtiger als der Tod ſelbſt; denn ich brenne vor Begierde, auch die hinzuraffen, die er noch länger verſchonen möchte.“

„Der Tod, wenn er meine Thaten ſieht, muß mich achten. Die Arme der Beduinen werden kurz ſeyn gegen mich, den furchtbarſten Krieger, gegen mich, den raſenden Löwen; gegen mich, deſſen Schwerdt und Speer den Seelen ihre Freiheit gibt.“

„Wenn ich den Tod ſehe, will ich ihm einen Turban machen aus meinem Säbel, deſſen Glanz vom Blute verſchleiert iſt.“

„Ich bin der Löwe, der Alles beſchüzt, was ihm angehört.“

„Meine Thaten werden unſterblich ſeyn.“

„Meine ſchwarze Farbe wird weiß, wenn die Hize der Schlacht mein Herz durchbebt; meine Liebe ſteigt auf's Aeußerſte, keine Ueberredung hat dann noch Gewalt über mich.“

„Sey mein Nachbar immer triumphirend, mein Feind gedemüthigt, voll Furcht und ohne Zuflucht.“

„Bei'm Allmächtigen, der die ſieben Himmel geſchaffen und der die Zukunft kennt, ich werde nicht aufhören zu kämpfen, als bis mein Feind niedergemacht iſt, ich, der Löwe der Erde, immer bereit zum Kriege.“

„Meine Zuflucht iſt in dem Staube des Schlachtfeldes.“

„Ich jagte die Feinde in die Flucht, indem ich den Leichnam ihres Führers zur Erde warf.“

„Sehet das Blut, das von meinem Säbel trieft.“

„O Beni-Abeß rüſte dich zum Triumph und rühme dich eines Negers, der einen Thron im Himmel hat.“

„Frage nach meinem Namen bei den Säbeln und Lanzen, ſie werden dir ſagen, daß ich Antar *) heiße.“

Der Vater Abla's, der Antar ſeine Tochter nicht geben wollte, hatte den Stamm während ſeiner Abweſenheit verlaſſen. Als der Held bei ſeiner Rückkehr ſeine Baſe nicht fand, ſprach er folgende Verſe:

„Was ſoll ich die Liebe läugnen, die ich zu Abla trage, wenn meine Thränen den Schmerz bezeugen, den ihre Abweſenheit mir verurſacht? Fern von ihr wird das Feuer, das mich verzehrt, täglich glühender; ich wußte die Leiden nicht zu verbergen, die unaufhörlich ſich erneuern.“

„Meine Geduld vermindert ſich, während mein Verlangen, ſie wieder zu ſehen, immer zunimmt.“

„Gott allein klage ich die Tyrannei meines Oheims, da Niemand mir helfen will.“

„Meine Freunde, die Liebe tödtet mich, den Starken, den Furchtbaren.“

„O Tochter Mallek's, ich verſage meinem ermüdeten Körper den Schlaf; könnte er denn auf einem glühenden Bette darein verfallen?“

---

*) Ein Tapferer.

„Ich weine ſo, daß ſelbſt die Vögel meinen Schmerz kennen und mit mir weinen werden."

„Ich küſſe den Boden, wo du warſt; vielleicht kühlt ſeine Friſche das Feuer meines Herzens."

„O ſchöne Abla, mein Geiſt und mein Herz ſind verirrt, während deine Heerden unter meiner Hut ſicher ſind."

„Habe Mitleid mit meinem traurigen Zuſtand, ich will dir treu bleiben in Ewigkeit."

„Vergeblich freuen ſich meine Nebenbuhler, mein Leib wird keine Ruhe genießen."

Bruchſtücke Arabiſcher Dichtungen.

Ein Kalif verirrte ſich auf der Jagd, nachdem er ſein Geleite verloren hatte und kam zu einer Quelle, wo drei junge Beduinenmädchen Waſſer ſchöpften; als er zu trinken verlangte, ließen ſich alle drei angelegen ſeyn, ihm ihren Krug zu bieten. Von ihrer Gefälligkeit entzückt, wollte der Kalif ſie belohnen, aber da er kein Geld bei ſich hatte, zerbrach er mehrere ſeiner goldenen Pfeile und theilte die Stücke unter ſie aus. Jede dankte ihm in Verſen.

Die Erſte ſprach:

„Wenn deine Pfeile von Gold ſind, ſo ſoll diß deine Großmuth ſelbſt gegen den Feind zeigen. Du gibſt ſo den Verwundeten Mittel ſich heilen zu laſſen, und den Todten ihre Leichenkoſten zu zahlen."

Die Zweite ſprach:

„In den Schlachten ſpendet deine zu offene Hand ihre reichen Gaben ſelbſt deinen Feinden; deine Pfeile ſind von koſtbarem Metall, um zu zeigen, daß der Krieg dich nicht hindert, Geſchenke auszutheilen."

Die Dritte ſprach:

„In den Tagen der Schlacht ſchleudert er gegen die Feinde Pfeile von maſſivem Gold, damit die Verwundeten nicht hilflos ſeyen und die Todten ihre Leichentücher kaufen können."

Ein Araber, der ein junges Mädchen dadurch zum Erröthen brachte, daß er ſie anſah, ſagte zu ihr:

„Meine Blicke haben Roſen auf deine Wangen geſät; warum mir verbieten ſie zu pflücken? Das Geſetz erlaubt, daß, der gepflanzt hat, ärndte."

Tanbé-Eben-Homager machte eine große Zahl von Verſen für ſeine Freundin Lailla-el-Akeatikal; unter Anderm folgende:

„Wenn nach meinem Tode Lailla-el-Akeatikal zu meiner Ruheſtätte kömmt, um mir zu rufen, daß ich ihr antworte, wird meine Stimme durch die Erde und die Steine dringen, die mich bedecken, oder das Echo meines Grabes ſelbſt wird ſich hören laſſen."

Tanbé's Leidenſchaft war ſo ſtark, daß ſie ihn tödtete. Einige Zeit nachher ritt Lailla, die ſich verheirathet hatte, nicht weit von ſeinem Grabe vorüber, begleitet von ihrem Gatten und dieſer ſagte ihr, ſie ſolle hingehen mit dem Narren zu ſprechen, um zu ſehen ob er ihr antworte, wie er in ſeinen Verſen verſprochen hatte. Da ſie ausweichen wollte, befahl es ihr ihr Gatte in vollem Zorn. Gezwungen zu gehorchen, wendete ſie ſich mit ihrem Kameele gegen das Grab, und als ſie dort angekommen war, rief ſie, Tandé biſt du da?

Bei dieſen Worten flog ein großer Vogel aus einem nahen Buſche auf und machte das Kameel ſcheu, ſo daß es zurückſchaudernd Lailla zu Boden warf. Sie fiel zu Tode und wurde neben Tandé begraben.

Ehnaſſondi ſagte zu mir:

„Ich habe erfahren, daß du blutige Thränen weinteſt, ſo groß war deine treue Liebe; warum ſind dieſe Thränen weiß geworden?"

Ich antwortete.

„Es iſt von mir weder Vergeſſen, noch Untreue, aber bei dem vielen Weinen hat die Zeit meine Thränen gebleicht."

Ende des zweiten Bandes.

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken
und
Landſchaftsgemälde.

Ueberſetzt
von
Guſtav Schwab und Franz Demmler.

Dritter Band.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1835.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken
und Landſchaftsgemälde.

Landſchaftsgemälde und Gedanken
in
Syrien.

Am 28. März reiſe ich von Beirut nach Baalbek und Damaskus ab; die Karavane beſteht aus ſechsund zwanzig Pferden und acht bis zehn Fußgehenden Arabern zur Bedienung oder zum Geleite.

Wenn man Beirut hinter ſich hat, kömmt man durch Hohlwege, welche in einem rothen Sande ſich hinziehen und auf beiden Seiten mit allen möglichen Blumen Aſiens eingefaßt ſind: alle Formen, alle Düfte des Frühlings; Indiſche Feigen, Dornſtauden mit Blumentrauben, gelb wie Gold, ähnlich dem Ginſter unſerer

Berge; Reben, die ſich von Baum zu Baum ſchlingen; ſchöne Johannisbrodbäume mit dunkelgrünem, erzfarbigem Blatte, verſchlungenen Aeſten, einem Stamm mit brauner, glatter, ſchimmernder Rinde, der ſchönſte Baum in dieſer Himmelsgegend: — nach einer halben Stunde kommt man auf der Spize der Halbinſel an, welche das Kap von Beirut bildet: ſie läuft als eine zugerundete Zacke in das Meer aus; ihr Stüzpunkt iſt eine ſchöne weite Ebene, durch welche der Nahr-Beirut läuft. Dieſe waſſerreiche, angebaute, beinahe überall mit ſchönen Palmen, grünen Maulbeerbäumen und Fichten mit breitem, dichtem Wipfel bepflanzte Ebene erſtirbt unter den erſten Felſen des Libanon. Von dem Scheitelpunkte der Ebene von Beirut dehnt ſich die herrliche Scene von Fakar-el-Din oder Fakardin: es iſt der Spaziergang von Beirut; hier reiten die Arabiſchen, Türkiſchen und Europäiſchen Reiter ihre Pferde zu, und führen den Djerid aus; hier brachte ich ſelbſt jeden Tag einige Stunden zu Pferde zu, bald über die Sandwüſten hintrabend, welche den unermeßlichen blauen Horizont des Syriſchen Meeres beherrſchen, bald im Schritte hinreitend unter den Alleen von jungen Tannen, welche einen Theil dieſes Vorgebirgs bedecken: es iſt der ſchönſte Ort in der Welt, den ich kenne; — rieſengroße Pinien, die ſaftigen Stämme vom Seewind leicht gebogen und ihre breiten, ſonnenſchirmartig ausgebreiteten Gipfel gleich Kuppeln emporhebend ſind in Gruppen je zwei oder drei zuſammen, oder einzeln von zwanzig zu zwanzig Schritte auf einem goldfarbigen Sande gepflanzt, aus welchem da und dort ein leichter Sammtſtreifen von Raſen und Anemonen durchbricht. Sie ſind

von Fakar-el-Din geſezt, deſſen wunderbare Schickſale in Europa Ruf erlangt haben: und noch tragen ſie ſeinen Namen. Ich ſah jeden Tag einen Helden der neuern Zeit dieſe Bäume fällen, die ein anderer großer Mann gepflanzt hatte. Ibrahim Baſſa ließ einige von ihnen für ſeine Marine umbauen; aber es bleiben genug davon übrig, um von Ferne dem Auge des Schiffers und der Bewunderung des von der ſchönſten Naturſcene hingeriſſenen Menſchenherzens das Vorgebirge anzudeuten.

Von hier aus hat man, nach meiner Meinung, die glänzendſte Anſicht des Libanon: man iſt zu ſeinen Füßen aber noch ferne genug, um nicht in ſeinem Schatten zu ſtehen, ſo daß das Auge ihn in ſeiner ganzen Höhe erfaſſen, in das Dunkel ſeiner Schluchten tauchen, den Schaum ſeiner Ströme unterſcheiden und frei über die erſten an ihn ſich lehnenden Kegel hinfliegen kann, von denen jedes ein Maronitiſches Kloſter trägt, das über eine Baumgruppe von Pinien, Cedern oder dunkeln Cypreſſen emporragt. — Der Sannin, die höchſte, am meiſten pyramidiſche Spize des Libanon ragt über alle die untern Kuppen empor, und bildet mit ſeinem beinahe ewigen Schnee den majeſtätiſchen, veilchenblauen, roſenfarbenen Grund der Höhen des Gebirges, das in dem Firmamente ſich verſenkt, nicht wie ein feſter Körper, ſondern wie ein Dunſt, ein durchſichtiger Rauch, durch welchen hindurch man die andere Seite des Himmels zu gewahren glaubt: eine entzückende Erſcheinung bei den Gebirgen von Aſien, welche ich nirgends anders getroffen habe, an der ich alle Tage mich erfreue, ohne mir Rechenſchaft davon zu geben. — Auf der Südſeite ſenkt ſich der Libanon ſtufenweiſe bis zu dem vorſpringenden Kap von Saide, dem ehemaligen Sidon: Schnee tragen ſeine Kuppen nur noch hie und da auf zwei oder drei ferneren und über die andern Höhen, ſo wie über die ganze Kette des Libanon hervorragenden Spizen: ſie verfolgen, wie die Mauer einer zerſtörten Stadt, bald ſich hebend, bald ſich ſenkend, die Linie zwiſchen der Ebene und der See und erſterben in dem Dunſte des Weſten gegen die Galiläiſchen Gebirge zu an den Ufern des Meers Genezareth, das ſonſt auch der See Tiberias genannt wird. Auf der Nordſeite bemerkt man ein Eckchen Meer, das wie ein ſchlafender See in die Ebene eintritt, halb verborgen von dem dichten Grün des reizenden Hügels von San-Dimitri, des ſchönſten in Syrien. In dieſem See, deſſen Zuſammenhang mit dem Meer man nicht bemerkt, liegen immer einige Fahrzeuge vor Anker und wiegen ſich zierlich auf den Wellen, deren Schaum die Maſtixbäume, den Roſenlorbeer und die Indiſche Feigen benezt. Von der Rhede hebt eine urſprünglich von den Römern erbaute und von Fakar-el-Din wieder hergeſtellte Brücke ihre Bogen über den Beirutfluß, der die Ebene durchläuft, wo er Leben und friſches Grün verbreitet, und nicht weit von da in die Rhede ausmündet.

Dieſer Spaziergang iſt der lezte, den ich mit Julia machte. Sie ritt zum erſtenmal ein Pferd aus der Wüſte, das ich ihr vom todten Meere mitgebracht hatte, und deſſen Zügel ein Arabiſcher Dienſtbote hielt. Wir waren allein; — der Tag, obgleich im November, war ſo lichtglänzend, ſo warm, Alles ſo grün. Nie hatte ich dieſes wundervolle Kind ſo im Innerſten berauſcht geſehen

von der Natur, von Rührung, von Glück, zu ſeyn, zu ſehen, zu fühlen; jeden Augenblick wandte ſie ſich um, um ſich in einem Ausrufe Luft zu machen; und als wir über den Hügel von San-Dimitri durch die Ebene nach den Pinien gekommen waren, wo wir anhielten, ſagte ſie zu mir: „Nicht wahr, dieß iſt der längſte, der ſchönſte, der köſtlichſte Spaziergang, den ich in meinem Leben gemacht habe?“ — Und ach! es war der lezte! — Fünfzehn Tage nachher ging ich allein, weinend, unter denſelben Bäumen und hatte Nichts mehr, als im Herzen das bezaubernde Bild des himmliſchſten Weſens, das Gott mir zu ſehen, zu beſizen, zu beklagen gegeben hatte. — Ich lebe nicht mehr; die Natur iſt für mich nicht mehr belebt durch alles Das, was mich ſie doppelt in der Seele meines Kindes genießen ließ: — ich ſehe ſie noch an; ſie reißt noch meine Augen hin, aber mein Herz erhebt ſich nicht mehr durch ſie, oder wenn es ſich ohne mein Wiſſen für Minuten, für Augenblicke, erhebt, ſinkt es alsbald wieder kalt und gebrochen hinab in den Abgrund der verzweifelnden Trauer und des herben Weh's, in den es der Wille Gottes durch ſo viele unwiederbringliche Verluſte geworfen hat.

Auf der Weſtſeite wird das Auge angezogen von leichten, gleich der Gluth einer Feuersbrunſt rothen Sandhügeln, aus denen ein weißlich roſenfarbener Duft aufſteigt, ähnlich dem Wiederſchein der Mündung eines angezündeten Feuerofens; dann verfolgt der Blick die Linie des Horizonts, ſtreift über dieſe Wüſte hin und gelangt zu der tiefblauen durch das Meer gebildeten Linie, welche Alles begränzt, und in der Ferne mit dem Himmel zuſammenſchmilzt, in einem Nebel, der den Scheidepunkt zwiſchen beiden unbeſtimmt läßt. Alle dieſe Hügel, die ganze Ebene, alle Gebirgsabhänge tragen eine unzählige Menge von artigen einzeln ſtehenden Häuschen, von denen jedes ſeinen Maulbeerbaumgarten, ſeine Rieſenfichte, ſeine Feigenbäume hat, während außerdem da und dort in gedrängteren und noch mehr in das Auge fallenden Gruppen ſchöne Dörfer oder Kloſterbauten auf ihrem Fußgeſtell von Felſen ſich erheben und ferne auf das Meer die goldenen Strahlen der Morgenlandsſonne zurückwerfen. — Zwei bis dreihundert dieſer Klöſter ſind auf allen den Gebirgekämmen, den Vorgebirgen, und in den Schluchten des Libanon angebracht: es iſt das religiöſeſte Land unter der Sonne, das einzige vielleicht, wo das Beſtehen des Mönchthums noch nicht die Mißbräuche mit ſich geführt hat, die ihm anderwärts den Untergang brachten. — Dieſe Ordensbrüder, arm und Nuzen bringend, leben von der Arbeit ihrer Hände, ſind, um es eigentlich zu ſagen, Nichts als fromme Arbeiter und fordern von der Regierung und den Einwohnern Nichts als den Felſenwinkel, den ſie bebauen, Einſamkeit und ein beſchauliches Leben; ſie machen noch jezt durch ihr wirkliches Beſtehen mitten in Mahomedaniſchen Ländern die Schöpfung jener erſten Aſyle des erwachſenden, unterdrückten und verfolgten Chriſtenthums erklärlich, und ebenſo die wunderbare Vervielfältigung jener Zufluchtsörter religiöſer Freiheit in den Zeiten der Barbarei und der Verfolgung. Dieß war die Quelle ihres Urſprungs, und iſt noch der Grund ihres Beſtehens bei den Maroniten: auch ſind dieſe Mönche geblieben, Was

ſie ſeyn ſollten, und Was ſie Nirgends, außer ausnahmsweiſe mehr ſeyn können. Wenn bei dem jezigen Zuſtande der Staaten und der Religionen noch Mönchsorden beſtehen wollen, ſo können es keine ſolche mehr ſeyn, welche in einer Epoche für andere Bedürfniſſe und andere nothwendige Anſprüche der Zeit geſchaffen ſind; jede Zeit muß ihre Schöpfungen in Staat und Religion hervorbringen; die Bedürfniſſe der jezigen ſind aber nicht mehr die der erſten Jahrhunderte. — Die Mönchsorden der neuern Zeit haben nur zwei Aufgaben, welche ſie beſſer löſen können, als die Regierungen und die Kräfte des Individuums: die Menſchen zu unterrichten und ſie in ihrem leiblichen Elende zu tröſten. Schulen und Hoſpitäler ſind die einzigen Schaupläze der Thätigkeit, welche ihnen in der Bewegung der jezigen Zeit übrig bleiben, um aber den erſten dieſer Pläze auszufüllen, muß man vor allen Dingen ſelbſt an dem Lichte Theil nehmen, das man verbreiten will; — man muß unterrichteter und wahrhaft moraliſcher ſeyn, als die Volksmaſſe, die man zu belehren und zu beſſern hat. Kommen wir auf den Libanon zurück. —

Wir ſteigen zuerſt auf durch Pfade aus gelblichem Fels und leicht in das Roſenfarbene ſpielenden Sandſtein, welcher von ferne dem Gebirge jenen violetten und roſenröthlichen Farbenton gibt, der für das Auge ſo entzückend iſt. Nichts Merkwürdiges bis zu zwei Dritteln des Gebirgs: hier der Gipfel eines Vorgebirgs, das in ein tiefes Thal vorſpringt. — Eine der reizendſten Ausſichten, auf welche den Blick zu werfen Gott dem Menſchen vergönnt hat, iſt das Thal von Hammana: es iſt zu unſern

Füßen, indem es in einer tiefen dunkeln Schlucht anfängt, welche beinahe wie eine Grotte ſich in die höchſten Felſen und in den Schnee des Libanon, wo er am höchſten iſt, einſenkt: Anfangs unterſcheidet man dieſe nur an dem ſchäumenden Waldſtrom, der mit ihr von dem Gebirge abfällt, und in ſeinem Dunkel einen bewegten, lichten Streif zieht: ſie erweitert ſich in unmerklichen Abſtufungen immer mehr, wie ihr Fluß, der von Sturz zu Sturz immer breiter wird; auf Einmal macht die Schlucht eine Biegung nach Weſten, und indem ſie zierlich und in leichtgeſchwungenen Linien ausläuft gleich einem Bach, der in einen Fluß ſich ergießt, oder ſelbſt ein Fluß wird, mündet ſie in das Thal, und wird ſelbſt ein Thal; dieſes iſt im Durchſchnitt von einer der Gebirgsketten zur andern eine halbe Meile breit, gegen das Meer fällt es in regelmäßiger ſanfter Böſchung ab, der Boden ſenkt ſich oder hebt ſich zu Hügeln, je nachdem Felſen im Wege liegen; auf dieſen Hügeln trägt er Dörfer, welche durch Niederungen getrennt ſind, ungeheure von ſchwarzen Fichten eingefaßte Platten, auf deren angebauten Oberfläche er ein ſchönes Kloſter trägt; in den Vertiefungen ſtrömt das Waſſer in tauſend Stürzen und fließt ſchäumend und rauſchend dahin. Die beiden das Thal einſchließenden Seitenwände des Libanon ſind ſelbſt von ſchönen Fichtengruppen, Klöſtern, und hoch gelegenen Dörfern bedeckt, deren blauer Rauch auf ihren Abhangen hinzieht. Zur Zeit, da ich das Thal ſah, lagerte die Sonne auf dem Meere, und ſeine Strahlen, die Schluchten und Tiefen in einem geheimnißvollen Dunkel

ſter, die Dächer der Dörfer, die Gipfel der Tannen und die höchſten Spizen der Felſen, welche aus der Oberfläche der Berge aufſteigen; das Waſſer war groß, ſtürzte ſich von allen Geſimſen der Berge auf beiden Seiten und ſprang ſchäumend aus allen Felsſpalten, indem es mit zwei Silber- oder Schneearmen die ſchöne Plattform umgab, welche den Dörfern, Klöſtern und Tannengehölzen zur Unterlage diente. Sein Rauſchen, ähnlich den Tönen der Orgel in einer Kathedrale, ertönte von allen Seiten und betäubte das Ohr. Selten habe ich ſo tief die eigenthümliche Schönheit der Gebirgsausſichten gefühlt; eine düſtere, ernſte und doch ſanfte Schönheit von ganz anderer Natur als die Schönheiten der See oder der Ebenen; — eine Schönheit, welche das Herz auf ſich ſelbſt weiſt, ſtatt es zu öffnen, und welche mit dem religiöſen Gefühl im Unglück verwandt ſcheint; eine melankoliſche Zuſammenpreſſung, ſtatt der religiöſen Gefühle im Glück: Erweiterung des Herzens, Liebe und Freude.

Bei jedem Schritt, den wir entlang der Bergwand machen, ſtürzen oben über den Rand die Waſſerfälle auf unſere Häupter hernieder, oder ſchleichen ſie durch die Zwiſchenräume im Felſen dahin, den ſie ausgehöhlt haben als natürliche Rinnen dieſes hohen Bergdachs, welche, ſo weit das Gebirge abfällt, unaufhörlich tröpfeln. Das Wetter war neblich; der Sturm heulte in den Tannen und trieb von Zeit zu Zeit einen Schneeſtaub herbei, welcher, indem er vor dem flüchtigen Strahl der Märzſonne vorüberzog, ihn mit einem Farbenkranz umgab.

dächtniß bleiben, welchen der Zug unſerer Karavane über einen der Abhänge dieſer Waſſerfälle hervorbrachte. Die ſteinigen Seitenwände des Libanon höhlten ſich auf Einmal wie eine tiefe Bucht des See's zwiſchen Felſen; ein Waldſtrom, von einigen Granitblöcken aufgehalten, erfüllte mit ſeinen reißenden toſenden Wellen dieſe Gebirgsſpalte; der Staub des Waſſerfalls, welcher einige Klafter oben herabſtürzte, ſchwamm, vom Winde beliebig hin und hergeworfen, über den beiden Vorgebirgen von grauer dürrer Erde, welche die Bucht einfaßten und plözlich jäh abſtürzten zum Bette des Waldbachs, über welchen man ſezen mußte; ein ſchmales Geſimſe, zur Seite in dieſe Höhen gehauen, war der einzige Weg, auf welchem man zu dem Bette des Waldbachs hinunter kam, um über ihn zu ſezen. Nur Eins und Eins konnte man dieſen Weg betreten; ich war einer von den Lezten der Karavane: die lange Reihe der Pferde, der Packthiere und der Reiſenden ſtieg nach und nach zum Grunde des Thalſchlundes hinab, wo ſie ſich wandte und gänzlich in dem Nebel der Waſſer verſchwand, bis ſie allmälig auf der andern Seite auf dem gegenüberliegenden Geſimswege wieder zum Vorſchein kam, zuerſt eingehüllt in einen düſtern Duft, blaß und gelblich wie Schwefelrauch, darauf von einem weißen leichten Dunſt, ähnlich dem ſilberfarbigen Waſſerſchaum und endlich glänzend bemalt von den Strahlen der Sonne, welche ſie allmählig mehr zu beleuchten anfing, wie Leute und Roſſe auf der gegenüberliegenden Seite emporſtiegen: es war eine Scene aus Dante's Hölle, dem Auge in einem der ſchauerlichſten Geſichtskreiſe verwirklicht, die ſeine Einbildungskraft

erfinden könnte: aber Was iſt der Dichter vor der Natur? Wer wollte erfinden, nachdem Gott geſchaffen hat?

Hammana, ein Druſiſches Dorf, wo wir unſer Nachtlager halten wollten, erglänzte ſchon an der obern Oeffnung des Thales, welches ſeinen Namen trägt. Auf eine Zacke von ſpizigen zerſchmetterten Felſen hingeworfen, welche an den ewigen Schnee gränzen, iſt es von dem Hauſe des Scheikhs überragt, das ſelbſt auf einer noch höheren Zacke mitten im Dorfe liegt. Zwei tiefe Waldſtröme, in die Felſen eingezwängt und von Blöcken aufgehalten, an welchen ihr Schaum ſich bricht, durchſchneiden in allen Richtungen das Dorf; man kommt über ſie auf einigen Tannenſtämmen, ohne alle Bruſtwehr, auf welche man etwas Erde geworfen hat, und klettert zu den Häuſern hinauf. Die Häuſer wie alle auf dem Libanon und in Syrien erſcheinen von Ferne regelmäßig maleriſch und architektoniſch gebaut, ſo daß das Auge auf den erſten Blick getäuſcht wird, und glaubt, Gruppen von Italieniſchen Villen mit ihren Terraſſendächern und ihren mit Baluſtraden verzierten Balkonen zu ſehen. Das Haus des Scheikhs von Hammana überbietet an Zierlichkeit, Anmuth und Würde Alles, was ich von dem Palaſte des Emirs Beſchir in Deir-el-Kammar-an in dieſer Art geſehen habe. Man kann es mit Nichts vergleichen, als mit einem unſerer wunderbarſten gothiſchen Schlöſſer des Mittelalters, ſo wie wir wenigſtens nach ihren Ruinen uns ein Bild von ihnen machen können, oder auch, wie die Malerei ſie uns ſchildert. Bogenfenſter, mit Balkonen verziert, eine weite hohe Pforte, ebenfalls mit einem Bogen, der wie ein Portikus über die

Schwelle vorſpringt; zwei ſteinerne Bänke, mit Arabeſken ausgehauen und an die beiden Pfeiler der Pforte ſtoßend, ſieben oder acht ſteinerne Stufen, frei im Zirkel bis zu einer geräumigen von zwei oder drei ungeheuren Maulbeerfeigenbäumen überſchatteten Terraſſe führend, wo das Waſſer unausgeſezt in ein Marmorbecken fließt: dieß iſt die Scene. Sieben oder acht bewaffnete Druſen, in ihrer vornehmen buntfarbigen Tracht, den ungeheuren Turban auf dem Haupte, in kriegeriſcher Haltung, ſcheinen den Befehl ihres Gebieters zu erwarten; einer oder zwei Neger mit blauen Weſten bekleidet, einige junge Sklaven oder Pagen ſizend oder auf den Stufen der Freitreppe ſpielend, weiter oben endlich unter dem Bogen der großen Pforte ſelbſt der Scheikh mit der Pfeife in der Hand ſizend, mit einem ſcharlachenen Pelze bedeckt, und uns, wo wir vorüberziehen, mit der Haltung der Gewaltigkeit und der Ruhe betrachtend: dieß die Perſonen. — Dazu denke man ſich noch zwei junge ſchöne Frauen, deren eine unter einem hohen Fenſter des Gebäudes auf dem Ellenbogen ſich ſtüzt, die andere auf einem Balkon über der Pforte aufrecht ſteht.

Wir ſchlafen in Hammana in einem Gemach, das man ſchon ſeit einigen Tagen für uns bereit gehalten hatte. — Wir ſtehen vor Sonnenaufgang auf, und erſteigen die lezte Spize des Libanon. Dieß dauert anderthalb Stunden; man iſt endlich in den Gletſchern, und verfolgt durch eine Hochebene, welche durch die Erhebungen der Hügel eine leichte Abwechslung erleidet, wie auf dem Gipfel der Alpen, den Schlund, welcher zur andern Seite des Libanon führt. Nach zwei Stunden eines mühſeligen Weges durch zwei bis drei Fuß Schnee entdeckt man zuerſt die hohen und ebenfalls noch ſchneebedeckten Gipfel des Antilibanon, dann ſeine nackten dürren Abhänge, dann endlich die ſchöne weite Ebene von Beka, welche eine Fortſezung zu dem Thale von Baalbek zur Rechten bildet. Dieſe Ebene fängt bei der Wüſte von Homs und von Hama an, und endigt erſt an den Gebirgen von Galiläa gegen Saphadt zu; hier läßt ſie allein einen ſchmalen Paß für den Jordan, der nach dem Meer von Genezareth läuft. — Es iſt eine der ſchönſten, fruchtbarſten Ebenen von der Welt, aber kaum angebaut; immer von den herumziehenden Arabern unſicher gemacht, die Bewohner von Baalbek, Zakle und andern Städten des Libanon wagen kaum, ſie anzuſäen. Sie iſt von einer großen Menge von Flüſſen und nie verſiegenden Quellen bewäſſert, und bot dem Auge, als wir ſie ſahen, mehr den Anblick eines Sumpfs oder eines ſchlecht ausgetrockneten See's, als den einer Länderei.

Nach vier Stunden langen wir unten in der Stadt Zakle an, und der Griechiſche Biſchof, in Aleppo geboren, nimmt uns auf und räumt uns mehrere Zimmer ein. Wir ſcheiden am 30., um die Ebene von Beka zu durchziehen und in Baalbek zu übernachten.

Ruinen von Baalbek.

Wenn man Zakle, eine hübſche chriſtliche Stadt am Fuße des Libanon auf der Grenze der Ebene gegenüber vom Antilibanon, verläßt, verfolgt man zuerſt die Wurzeln des Libanon, indem man wieder hinauf nach Norden die Richtung nimmt; man kommt bei einem in Trümmer liegenden Gebäude vorbei, auf deſſen Trümmern die Türken das Haus eines Derwiſchs und eine Moſchee von großartigem maleriſchem Eindruck gebaut haben. — Es iſt nach den Arabiſchen Traditionen das Grab Noah's, deſſen Arche auf dem Gipfel des Sannin ſtehen blieb und der das ſchöne Thal von Baalbek bewohnte, wo er lebte und begraben wurde. Einige Ueberreſte von antiken Bogen und Gebäuden aus den Griechiſchen oder Römiſchen Zeiten beſtätigen hier die Traditionen. Man ſieht wenigſtens, daß dieſer Ort zu allen Zeiten durch irgend eine große Erinnerung geheiligt war; der Stein iſt da, ein Zeuge der Geſchichte. Wir zogen vorüber, nicht ohne uns im Geiſte nach jenen altersgrauen Zeiten zu verſezen, wo die Kinder des Patriarchen, jene neuen von einem einzigen Vater herſtammenden Menſchen dieſe Urgegenden bewohnten und Civiliſationen und Gebäude gründeten, welche Räthſel für uns geblieben ſind.

Wir brauchten ſieben Stunden, um die ſchräge Ebene zu durchziehen, die nach Baalbek führt. Als wir über den Fluß kamen, der die Ebene durchſchneidet, wollten unſere Arabiſchen Begleiter uns nöthigen, Rechts um zu machen und in einem Türkiſchen Dorfe drei Meilen von Baalbek unſer Nachtlager zu nehmen. Mein Dragoman konnte ſich keinen Gehorſam verſchaffen und ich war genöthigt, mein Pferd im Galopp auf die andere Seite des Fluſſes zu treiben, um die beiden Häuptlinge der Karavane zu zwingen uns zu folgen. Ich ſtürzte, die Reitpeitſche in der Hand auf ſie los; ſchon bei der Drohung ſtimmten ſie ihren hohen Ton völlig herab und begleiteten uns, freilich nicht ohne zu murmeln.

In der Nähe des Antilibanon erhebt ſich die Ebene und wird dürrer und ſteiniger. Anemonen und Schneeglöckchen ſo zahlreich als die Kieſel zu unſern Füßen. — Wir bemerkten allmälig eine ſchwarze Maſſe, welche aus den weißlichen Wänden des Antilibanon hervortrat. Es war Baalbek, aber wir konnten noch Nichts unterſcheiden. — Endlich kamen wir bei der erſten Ruine an. Dieß iſt ein kleiner achteckiger Tempel von Säulen aus rothem Aegyptiſchen Granit getragen; dieſe Säulen ſind offenbar urſprünglich im Maßſtabe einer bedeutenden Höhe gehauen, die einen haben Schnecken zu Kapitälern, die andern keine Spur davon, nach meiner Meinung wurden ſie hieher erſt in einer ganz neuen Zeit gebracht, gehauen und aufgerichtet, um die mützenförmige Kuppel einer Türkiſchen Moſchee oder das Dach eines Santonkloſters zu tragen; — Dieß mag ſich aus den Zeiten Fakar-el-Din's herſchreiben. Das Material daran iſt ſchön; auch finden ſich an der Arbeit des Geſimſes und der Kuppel Spuren von Kunſtgefühl, aber dieſe Materialien ſind offenbar Bruchſtücke von Ruinen, von einer ſchwächern Hand und mit ſchon verdorbenem Geſchmack wieder zuſammengefügt. Der Tempel iſt ungefähr eine Viertelſtunde von Baalbek. Ungeduldig zu ſehen, was das früheſte Alterthum uns Schönes, Geheimnißvolles hinterlaſſen hat, beſchleunigten wir den Schritt unſerer ermüdeten Pferde, deren Hufe da und dort über Marmorblocke, Säulenſtücke und umgeſtürzte Kapitäler zu ſtraucheln anfingen: alle Ringmauern der Felder in der Nähe von Baalbek ſind mit dieſen Trümmern gebaut; unſere Alterthümler fänden in jedem Stein ein Räthſel. Einige Kultur ließ ſich wahrnehmen, und mächtige Nußbäume, die erſten, die ich in Syrien wieder ſah, erhoben ſich zwiſchen uns und Baalbek, indem ſie bis zwiſchen die Ruinen der Tempel trieben, die ihre Aeſte uns verbargen. Endlich kamen dieſe zum Vorſchein: es iſt nicht, Was man eigentlich einen Tempel, ein Gebäude, eine Ruine nennt; es iſt ein Hügel von Architektur, welcher mit Einemmal aus der Ebene aufſteigt, in einiger Entfernung von den wirklichen Hügeln des Antilibanon. Man ſchleppt ſich zwiſchen Trümmern hin bis zu einem Arabiſchen in Trümmern liegenden Dorfe, das Baalbek heißt. Wir ritten eine der Seiten dieſes Hügels von Ruinen entlang, auf welchem ein Wald von zierlichen Säulen, von der Abendſonne vergoldet, ſich erhob und das Auge mit dem halben, matten Farbentone des Parthenons oder des Koliſeums in Rom anſtrahlte! Unter dieſen Säulen tragen einige in zierlich geſtreckter Reihe noch ihre unverſehrten Kapitäler, ihre reich gemeißelten Karnieße und bilden die Einfaſſung von marmornen Mauern, welche die Heiligthümer umſchließen. Einige andere lagern ganz gegen jene Mauern, welche ſie ſtüzen, wie einen Baum, deſſen Wurzel zerfreſſen, deſſen Stamm aber noch friſch und geſund iſt; andere in noch größerer Anzahl ſind da und dort in ungeheuren Stücken von Marmor oder Stein auf den Abhängen der Hügel, in den tiefen Gräben, die ſie umgeben, ſelbſt zu dem Bette

des Fluſſes hin, der zu den Füßen der Hügel läuft, zerbröckelt umhergeſtreut. Auf dem Gipfel dieſes Steinbergs erheben ſich nicht weit vom innern Tempel einſam ſtehend ſechs Säulen von rieſigerem Wuchſe, wir werden ſpäter ſehen, Was ſie in dieſer Abſonderung von andern Gebäuden zu bedeuten haben. Geht man weiter hin zu den Fußen der Alterthümer, ſo hören die Säulen und die Architektur auf und man ſieht Nichts mehr, als rieſengroße Mauern, welche, von ungeheuren Steinen gebaut, beinahe Alle Spuren von Bildhauerei tragen; es ſind Trümmer einer andern Epoche, deren man ſich in der entferntern Epoche bediente, in welcher die jezt im Schutt liegenden Tempel errichtet wurden.

Wir reiſten dieſen Tag nicht weiter; der Weg lief von jenen Ruinen ab und führte uns ebenfalls durch Ruinen, unter Gewölben, welche von dem Hufſchlage unſerer Pferde wiedertönten, zu einem unter dem Schutt gebauten Häuschen; es war der Palaſt des Biſchofs von Baalbek, welcher, mit ſeinem violetten Pelz bekleidet und von einigen Arabiſchen Bauern umgeben, uns entgegenkam und uns nach ſeiner beſcheidenen Thüre führte. Die geringſte Bauernhütte in Burgund oder der Auvergne hat mehr Luxus und Eleganz als der Palaſt des Biſchofs von Baalbek: ein ſchlecht zuſammenhaltendes Mauerwerk ohne Fenſter und Thor, deſſen Dach, zum Theil eingefallen, den Regen auf einen Fußboden von Lehm hereinſtrömen läßt, dieß iſt das Gebaude; im Grunde des Hofes zogen indeß eine reinliche, neugebaute Mauer von Blocken aus Travertin, ein Thor und ein Fenſter von Mauriſcher Architektur, deſſen Bogengräthen aus wundervoll die Kirche von Baalbek, die Kathedrale dieſer Stadt, wo einſt andere Götter ihren glänzenden Thron hatten; es iſt die Kapelle, in welcher die wenigen Arabiſchen Chriſten, die unter dieſen Trümmern ſo vieler Gottesdienſte leben, ſich verſammeln, um unter reinerer Form die nämliche Gottheit anzubeten, deren Gedanke die Menſchen aller Jahrhunderte durchdrang und bei ihnen ſo viele Steine und Ideen in Bewegung ſezte. Wir legten unter dieſem gaſtfreundlichen Dache unſere Mäntel ab, und banden unſere Pferde an die Pflöcke auf dem geräumigen Grasplaz zwiſchen dem Hauſe des Prieſters und den Ruinen; darauf zündeten wir ein Feuer aus Geſtrüppe an, um unſere vom Regen des Tages durchnäßten Kleider zu trocknen und ſpeisten in dem kleinen Hofe des Biſchofs zu Nacht auf einem aus einigen Steinen von den Tempeln gebildeten Tiſche, während in der nahen Kapelle die Litaneien des Abendgebets in einem wehmüthigen Geſange ertönten, und die ernſte wohlklingende Stimme des Biſchofs ſeiner frommen Heerde die Gebete in gedämpftem Tone vorſagte; dieſe Heerde beſtand aus einigen Arabiſchen Hirten und mehreren Frauen. Als dieſe Landleute der Wüſte aus der Kirche traten, und bei uns ſtehen blieben, um uns zu betrachten, ſahen wir nur freundliche Geſichter und wohlwollende Blicke und hörten Nichts, als verbindliche, gemüthliche Worte, jene rührenden Grüße, jene ausführlichern naiven Wünſche der Urvölker, die noch keine leere Formel für den Gruß des Menſchen an den Menſchen haben, ſondern in einer kleinen Zahl von Worten,

---

oder Abend anwendbar ſind, Alles zuſammenfaſſen, was nur die Gaſtlichkeit Rührendes und ihren Gäſten Erſprießliches, und was ein Reiſender dem Reiſenden für den Tag, die Nacht, den Weg und die Heimkehr wünſchen kann. Wir waren Chriſten: Dieß war genug für ſie: gemeinſame Religionen ſind die mächtigſte Sympathie zwiſchen Völkern; — eine zwiſchen Menſchen gemeinſame Idee iſt mehr als ein gemeinſames Vaterland! und die Chriſten im Orient, verloren in dem ſie umgebenden Mahomedanismus, der ſie bedroht und ſchon oft verfolgte, ſehen in den Chriſten des Occidents immer ihre Beſchüzer für die Gegenwart und ihre Befreier für die Zukunft! Europa weiß nicht genug, welch mächtigen Hebel es an dieſen chriſtlichen Völkerſchaften hat, um den Orient an dem Tage in Bewegung zu ſezen, wo es ihm beliebt, ſeine Blicke dorthin zu werfen und dem Lande, dem eine nothwendige unvermeidliche Umgeſtaltung nahe bevorſteht, die Freiheit und die Civiliſation zu geben, der es ſo fähig und ſo würdig iſt: es iſt, glaube ich, Zeit, eine Europäiſche Kolonie in dieſem Herzen Aſiens zu Stande zu bringen, die Civiliſation der neuern Zeit Orten wieder zu geben, von denen die Civiliſation der Alten ausgegangen iſt, und ein mächtiges Reich zu bilden aus den großen Fezen des Türkiſchen Reichs, das durch ſeine eigene Maſſe einſtürzt und keinen Erben hat als die Wüſte und den Staub der Ruinen, über denen es zuſammenbricht. Nichts iſt leichter, als ein neues Denkmal auf dieſem verſchütteten Boden aufzurichten und fruchtbaren Menſchengeſchlechtern die unverſiegbaren Quellen für eine Bevölkerung zu öffnen, die der Mahomedanismus durch ſeine fluchwürdige Verwaltung verſtopft hat; wenn ich ſage fluchwürdig, will ich den Charakter des Mahomedanismus keineswegs einer brutalen Rohheit beſchuldigen, der nicht in ſeiner Natur liegt, ſondern einer ſtrafbaren Sorgloſigkeit; eines unheilbaren Fatalismus, welcher ohne Etwas zu zerſtören, Alles um ſich her zerfallen läßt. Die Türkiſchen Einwohner ſind geſund, gut und moraliſch; ihre Religion iſt nicht ſo abergläubiſch und ſich abſchließend, als man ſie uns ſchildert, aber ihre paſſive Reſignation, der Mißbrauch ihres Glaubens an die in das Reich der Sinnlichkeit eingreifende Regierung der Vorſehung tödtet die Fähigkeiten des Menſchen, indem ſie Alles in Gott ſezt; Gott handelt nicht für den Menſchen; der den Beruf hat, für ſeine eigene Sache ſelbſt zu handeln, er iſt Zuſchauer und Richter der menſchlichen Handlungen; der Mahomedanismus hat die göttliche Rolle ergriffen; er hat ſich zum unthätigen Zuſchauer des göttlichen Handelns aufgeſtellt; er bindet den Menſchen die Hände, und der Menſch geht freiwillig in dieſer Unthätigkeit unter. Dieß bei Seite muß man der Religion Mahomeds alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſie iſt nichts Anderes, als eine ſehr philoſophiſche Gottesverehrung, welche dem Menſchen nur zwei große Pflichten auferlegt hat: Gebet und Liebe. — Dieſe zwei großen Ideen ſind in der That die zwei höchſten Wahrheiten jeder Religion; der Mahomedanismus leitet aus ihnen ſeine Toleranz ab, welche andere Religionen ſo grauſam aus ihren Dogmen verbannt haben. In dieſer Beziehung iſt er auf der Bahn religiöſer Vollkommenheit weiter gekommen, als viele Religionen, welche ihn ſchmähen und verkennen. Der Mahomedanismus kann ohne Zwang und Mühe in ein Syſtem religiöſer und bürgerlicher Freiheit eintreten, und eines der Elemente einer großen Staatenverbindung in Aſien bilden; er iſt ſeiner Natur nach moraliſch, geduldig, gefaßt, voll Liebe und Toleranz; alle dieſe Eigenſchaften machen ihn geeignet zu einer, in dem Lande, in welchem er herrſcht, nothwendigen Verſchmelzung; dort iſt Helle, nicht Ausrottung von Nöthen; er iſt gewöhnt, in Frieden und Eintracht mit den chriſtlichen Religionen zu leben, die er ſelbſt in ſeinen heiligſten Städten, wie Damaskus und Jeruſalem frei ſchalten und walten gelaſſen hat; die Regierung kümmert ihn wenig, hat er Gebet, Gerechtigkeit und Liebe, ſo iſt er befriedigt. Man kann in der ganz menſchlichen, ganz politiſchen, ganz ehrgeizigen Europäiſchen Civiliſation ihm wohl ſeinen Plaz in der Moſchee und in der Sonne oder dem Schatten gönnen!

Alexander hat Aſien mit dreißigtauſend Griechiſchen und Macedoniſchen Soldaten erobert; — Ibrahim hat das Türkiſche Reich geſtürzt mit dreißig bis vierzigtauſend Kindern Aegyptens, welche Nichts verſtanden, als eine Flinte zu laden und in gleichem Schritte zu marſchiren. Ein Europäiſcher Abenteurer mit fünf oder ſechstauſend Soldaten von Europa könnte mit leichter Mühe Ibrahim ſtürzen und Schritt für Schritt vorrückend Aſien erobern von Smyrna bis Baſſora und von Kairo bis Bagdad; er dürfte nur ſeine Operationen hauptſächlich auf die Maroniten des Libanons ſtüzen, ſie in ſeinem Rücken, während er verdränge, organiſiren, und die Chriſten im Orient als Mittel der Thätigkeit, der Verwaltung und der Rekrutirung benüzen; die Araber der Wüſte ſelbſt würden ſich auf ſeine Seite ſchlagen, ſo bald er ſie bezahlen könnte: ſie haben keine andere Religion, als das Geld, ihr Gott wird immer der Säbel und das Geld bleiben: mit dieſem Laſter kann man ſie lange genug halten, ſo daß ihre Unterwerfung unvermeidlich wird; ſie würden ſelbſt dazu helfen; nachher würde man ſie mit ihren Zelten weiter in die Wüſte zurücktreiben, die ihr einziges Vaterland iſt; nach und nach würde man ſie an eine mildere Civiliſation gewöhnen, für die ſie jezt in ihrer Umgebung kein Vorbild haben.

Wir ſtanden mit der Sonne auf; ihre erſten Strahlen fielen auf die Tempel von Baalbek und gaben dieſen geheimnißvollen Ruinen jenen Glanz ewiger Jugend, welche die Natur nach Belieben ſelbſt Dem, was die Zeit zerſtört hat, zu ertheilen weiß. Nach einem kurzen Frühſtück wollten wir in der Nähe betrachten, Was wir bis jezt erſt aus der Ferne bewundert hatten; wir zogen langſam auf den künſtlichen Hügel zu, um über die verſchiedenen Maſſen von Architektur, die ihn bilden, einen genügenden Ueberblick uns zu verſchaffen, und bald kamen wir bei ihm an auf der Nordſeite, unter dem Schatten der Rieſenmauern ſelbſt, welche auf dieſer Seite die Ruinen umgeben: — ein ſchöner Bach, über ſein Bett von Granit hinaus angeſchwollen, ſtrömte zu unſern Füßen und bildete da und dort kleine See'n von klarem fließendem Waſſer, das rings um die von den Mauern herabgefallenen ungeheuren Steine und die im Bette des Baches begrabenen Bildhauereien murmelte und ſchäumte. Wir ſezten über den Baalbekfluß auf einer jener Brücken, welche die Zeit auf dieſe Art über ihn gebaut hat, und ſtiegen durch eine enge und ſteile Lücke hinauf zu der Terraſſe, welche dieſe Mauern umgab: bei jedem Schritte, bei jedem Stein, den unſere Hände betaſteten und unſere Blicke maßen, preßte unſere Bewunderung, unſer Staunen uns einen Ausruf der Ueberraſchung durch dieſes Wunderwerk aus. Jeder der Quaderſteine dieſer Ringmauer war wenigſtens acht bis zehn Fuß lang und fünf bis ſechs hoch und eben ſo breit. Dieſe Blöcke, als Menſchenwerk ungeheuer, ruhen ohne Verbindungsmittel übereinander und beinahe alle tragen Spuren der Bildhauerei aus einer Indiſchen oder Aegyptiſchen Periode. Man ſieht beim erſten Anblick, daß dieſe eingeſtürzten oder umgeworfenen Steine urſprünglich zu einem ganz andern Zwecke dienten, als zu dem, eine Terraſſen- oder Ringmauer zu bilden, und daß ſie die koſtbaren Materialien der Urdenkmale waren, deren man ſich ſpäter bediente, um die Denkmale der Griechiſchen und Römiſchen Zeiten zu umzäunen. Es war eine gewöhnliche, ich glaube, ſogar religiöſe Sitte bei den Alten, wenn ein heiliges Gebäude vom Kriege oder von der Zeit eingeſtürzt war oder die vorgeſchrittenen Künſte durch Erneuerung verbeſſern wollten, die Materialien zu den Zugangsgebäuden der wiederhergeſtellten Denkmale zu verwenden, ohne Zweifel damit nicht durch gemeinen Gebrauch Steine entheiligt würden, welche der Schatten der Götter berührt hatte; vielleicht geſchah es auch aus Achtung vor den Ahnen und in der Abſicht, daß Menſchenwerke aus verſchiedenen Epochen nicht unter die Erde begraben würden, ſondern immer noch den Stempel der Frömmigkeit der Menſchen und der allmäligen Fortſchritte der Künſte tragen ſollten: der gleiche Fall iſt es bei dem Parthenon, wo die Mauern der Akropolis, von Perikles wieder erbaut, die zu dem Tempel der Minerva verarbeiteten Materialien enthalten. Viele Reiſende der neuern Zeit ſind dadurch, daß ſie dieſen frommen Gebrauch der Alten nicht kannten, in Irrthum verfallen und haben ſo zuſammengeſezte Gebäude aus dem höchſten Alterthum für barbariſche Schöpfungen der Türken oder der Kreuzfahrer erklärt.

Einige der Mauerſteine waren bis zwanzig und dreißig Fuß lang und ſieben bis acht Fuß hoch.

Oben an der Lücke angekommen, wußten wir nicht wohin wir unſere Blicke wenden ſollten: überall marmorne Thore von wunderbarer Höhe und Weite, Fenſter oder Niſchen mit der wundervollſten Bildhauerarbeit eingefaßt; Bogengewölbe mit ausgeſuchten Zierrathen geſchmückt; Stücke von Karnießen, Geſimſen, oder Kapitälern, ſo dicht auf einander, wie der Staub zu unſern Füßen; Kuppelgewölbe über uns; Alles ſo geheimnißvoll, in Unordnung durcheinander, Meiſterſtücke der Kunſt, Trümmer der Zeit, unerklärliche Wunder um uns her: kaum hatten wir einen Blick der Bewunderung auf eine Seite hin geworfen, als ein neues Wunder unſere Augen nach einer andern zog. Jede Erklärung der Form oder der religiöſen Bedeutung der Denkmale wurde durch eine andere zu Nichte gemacht. In dieſem Labyrinth von Vermuthungen verloren wir uns unnüzerweiſe: keine Einbildungskraft, kein Verſtand kann ſich die heiligen Gebäude einer Zeit oder eines Volkes wieder zuſammen ſezen, von denen er weder Religion, noch Sitten bis auf den Grund kennt. Die Zeit nimmt ihre Geheimniſſe mit ſich dahin, und läßt der Wiſſenſchaft Räthſel zum Erbe, um mit ihr zu ſpielen und ſie zu täuſchen. Bald verzichteten wir darauf, irgend ein Syſtem über das Ganze dieſer Ruinen aufzubauen, und begnügten uns damit, anzuſchauen und zu bewundern, ohne etwas Anderes zu begreifen, als die Rieſengewalt des menſchlichen Genius, und die Macht der religiöſen Idee, welche ſolche Maſſen in Bewegung ſezen und ſo große Meiſterſtücke zur Vollendung bringen konnten. — Wir waren noch von der zweiten Scene der Ruinen getrennt durch innere Gebäude, welche uns die Ausſicht auf die Tempel verſperrten. Allem Anſcheine nach waren wir erſt in der Wohnung der Prieſter oder auf dem Territorium einiger beſonderer Kapellen, welche einem unbekannten Gebrauche geweiht waren. Als wir dieſe viel reicheren Bauwerke hinter uns hatten, lag die zweite Scene der Ruinen vor unſern Augen. Viel breiter, viel länger, noch viel verzierter, als die erſte, die wir verlaſſen hatten, zeigte ſie unſern Blicken eine ungeheure Plattform in länglichem Viereck; die Fläche des Fußbodens war häufig unterbrochen durch erhöhte Bruchſtücke von einem Pflaſter, das ganzen, jezt zerſtörten Tempeln oder Tempeln ohne Dach angehört zu haben ſchien, bei welchen die in Baalbek angebetete Sonne auf ihre Altäre herniederſehen konnte. Ganz um dieſe Plattform her ſteht eine Reihe von Kapellen, verziert mit wunderſchön gemeiſelten Niſchen, mit

Frießen, Geſimſen, Kuppeln von der vollendetſten Arbeit, aber aus einer Epoche, wo der Geſchmack ſchon verdorben war: man begegnet dem Gepräge jener Vorliebe für das Ueberladene aus der Epoche des Verfalls bei den Griechen und Römern. Um jedoch dieſen Eindruck zu fühlen, muß man ſchon das Auge an der Betrachtung der reinen Denkmale von Athen oder Rom geübt haben: jedes andere Auge würde durch die Pracht der Formen und die Vollendung der Verzierung geblendet. Der einzige Fehler hier iſt das Uebermaß des Reichthums: der Stein wird erdrückt durch ſeine eigene üppige Pracht und auf allen Seiten laufen an den Mauern Marmorkanten herum. Es ſtehen noch beinahe unverſehrt acht bis zehn dieſer Kapellen, welche nie eine andere Geſtalt gehabt zu haben ſcheinen; ſie ſind offen gegen das längliche Viereck, das ſie umgeben, ohne Zweifel wurden hier die Myſterien des Baaldienſtes öffentlich gefeiert. Ich wage nicht, die tauſend Erſtaunen und Bewunderung erregende Gegenſtände zu beſchreiben, welche jeder dieſer Tempel, jeder dieſer Steine dem Auge des Zuſchauers darbietet. Ich bin weder Bildhauer noch Architekt; ich kenne ſogar den Namen nicht, mit welchem man den Stein je nach dieſer oder jener Stellung, nach dieſer oder jener Form benennt, und ſpreche nur ſchlecht in einer unbekannten Sprache, aber jene allgemein verſtändliche Sprache, welche das Schöne zu dem Auge ſelbſt des Unwiſſenden redet, und das Geheimnißvolle und Antike zu dem Geiſte und dem Gemuth des Dichters, — ſie verſtehe ich, und niemals vernahm ich ſie ſo ſtark, als in dem Marmor-Chaos von Formen und Myſterien, welche in jenem wunderreichen Hofe ſich durcheinanderdrängen.

Und doch war es noch Nichts gegen Das, was wir gleich darauf entdecken ſollten. — Wollte man ſich in Gedanken die Ueberreſte der Tempel des Jupiter Stator in Rom, des Koliſeums, des Parthenon's vervielfältigt vorſtellen, ſo würde man ſich einen Begriff machen können von dieſer Scene der Architektur; bis hieher war kein Wunder als die wunderbare Anhäufung ſo vieler Merkwürdigkeiten alter Zeit, ſo vieler Reichthümer und ſo vieler Arbeit innerhalb einer einzigen Ringmauer, in Einem Geſichtskreis, mitten in der Wüſte und unter den Ruinen einer beinahe unbekannten Stadt: — wir riſſen uns langſam los von dieſem Schauſpiel und gingen gegen Süden, wo der Giebel von ſechs rieſengroßen Säulen ſich wie ein Leuchtthurm über dieſem Trümmerfelde erhob; um dorthin zu gelangen, waren wir genöthigt, durch äußere Ringmauern, durch hohe Vorpläze über Fußgeſtelle und Grundmauern von Altären vorzudringen, welche überall den Raum zwiſchen dieſen Säulen und uns verſperrten: endlich kamen wir an ihrem Fuße an. Stillſchweigen iſt die einzige Sprache des Menſchen, wenn Das, was er fühlt, das gewöhnliche Maß ſeiner Empfindungen überſteigt; ſtumm betrachteten wir dieſe ſechs Säulen und maßen mit unſern Blicken ihren Durchmeſſer, ihre Höhe, und ihre wundervoll ausgemeiſelten Architrave und Karnieße; ſie haben ſieben Fuß im Durchmeſſer und mehr als ſiebzig Fuß in die Höhe, und beſtehen dabei nur aus zwei oder drei Blöcken, welche ſo vollkommen zuſammengefügt ſind, daß man kaum die Verbindungslinie unterſcheiden kann; ihr Material iſt ein Stein von leicht in die Goldfarbe ſpielendem Gelb, welches die Mitte hält zwiſchen dem Glanz des Marmors und dem matten Lichte des Travertins; die Sonne fiel noch auf einer Seite auf ſie und wir ſezten uns einen Augenblick in ihren Schatten; große, den Adlern ähnliche Vögel flogen von dem Geräuſch unſerer Tritte verſcheucht von ihren Kapitälern auf, wo ſie ihr Neſt haben und, indem ſie wiederkehrten, um ſich auf die Akanthusblätter an ihren Karnießen zu ſezen, pickten ſie dieſe mit dem Schnabel und bewegten ihre Flügel, wie lebendige Verzierungen dieſer wunderbaren Ueberreſte: dieſe Säulen, welche einige Reiſende für die Ueberbleibſel eines Ganges von hundert und vier Fuß Länge und ſechsundfünfzig Fuß Breite hielten, der ehemals zu einem Tempel geführt habe, ſcheinen mir offenbar die äußere Verzierung deſſelben Tempels ſelbſt geweſen zu ſeyn. Wenn man den kleinen Tempel, der in der Nähe noch mit allen ſeinen Theilen ſich erhalten hat, mit aufmerkſamen Auge unterſucht, ſo ſieht man, daß er nach dem gleichen Plane erbaut iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß nach der Zerſtörung des erſten durch ein Erdbeben man den zweiten nach dem gleichen Modell baute; daß man ſelbſt zu ſeiner Erbauung einen Theil der ganz gebliebenen Materialien des erſten Tempels verwendete; daß man blos die für eine Periode des Verfalls zu rieſenhaften Verhältniſſe verminderte, daß man die durch ihren Sturz zerbrochenen Säulen umänderte, daß man Die, welche die Zeit verſchont hatte, als ein heiliges Andenken an das alte Denkmal ſtehen ließ:

wäre es anders, ſo müßten um die ſechs Säulen her, die ſtehen geblieben ſind, noch die Trümmer von andern ſich finden, und Alles deutet im Gegentheil darauf, daß die Arena, die ſie umgibt, ſeit den älteſten Zeiten leer und von Trümmern gereinigt war, und daß ein reicher Vorhof noch zu den Ceremonieen eines Gottesdienſtes um ſie her diente.

Gegen Süden hatten wir noch einen andern Tempel vor uns, der auf dem Rande der Platform ungefähr vierzig Schritte von uns ſtand; es iſt das am beſten erhaltene prächtigſte Denkmal des Alterthums in Baalbek, ich möchte ſagen, in der ganzen Welt; wenn man eine oder zwei Säulen des Periſtyls wieder aufrichtete, welche gegen die Seite der Platform hingerollt ſind, und das Haupt noch an die unverſehrten Wände des Tempels lehnen; wenn man einige Deckenverzierungen, welche vom Dache in den Vorplaz herabgefallen ſind, wieder an ihren Plaz ſezte und einen oder zwei gemeiſelte Blöcke der innern Thüre wieder aufrecht ſtellen wollte; wenn endlich der Altar, wiederhergeſtellt aus ſeinen im Vorhof umherliegenden Trümmern, ſeine alte Stelle und Form annehmen würde, ſo dürfte man nur die Götter wieder herbeirufen und die Prieſter und das Volk hereinführen; ſie würden ihren Tempel ſo vollſtändig, ſo unverſehrt, ſo glänzend im Steinſchliff und dem Wiederſchein des Lichtes finden, als am Tage, wo er aus den Händen des Baumeiſters hervorging. Dieſer Tempel hat kleinere Verhältniſſe, als der, an welchen die ſechs koloſſalen Säulen erinnern; er iſt umgeben von einem Portikus von Säulen der Korinthiſchen Ordnung;

jede von dieſen hat ungefähr fünf Fuß im Durchmeſſer und fünfundvierzig Fuß Höhe des Schafts; die Säulen ſind jede aus drei übereinander gelegten Blöcken zuſammengeſezt; ſie ſtehen neun Fuß eine von der andern und eben ſo weit von der innern Wand des Tempels; auf den Kapitälern der Säulen liegt ein reiches Architrav und ein wundervoll gemeiſeltes Karnieß. Das Dach dieſes Periſtyls iſt von mächtigen konkaven Steinblöcken gebildet, welche mit dem Meiſel in vertiefte Felder ausgehauen ſind, von denen jedes einen Gott, eine Göttin oder einen Helden darſtellt; wir erkannten einen von Jupiters Adler entführten Ganimed; einige von dieſen Blöcken ſind herunter auf den Boden zu Füßen der Säulen gefallen; wir maßen ſie; ſie haben ſechszehn Fuß Breite und beinahe fünf Fuß Dicke, die Ziegel dieſer alten Bauwerke! Das innere Portal des Tempels, welches von eben ſo mächtigen Blöcken gebildet wird, hat zweiundzwanzig Fuß Breite; ſeine Höhe konnten wir nicht meſſen, weil andere Blöcke an dieſer Stelle herabgeſtürzt ſind und es zur Hälfte bedecken. Das Ausſehen der gemeiſelten Steine, welche die Vorderſeite dieſes Portals bilden, und ihr Mißverhältniß zu dem übrigen Gebäude laſſen mich vermuthen, daß es das Portal des großen Tempels iſt, das man hier eingeſezt hat; die myſteriöſen Bildhauereien, welche ſie zieren, ſind nach meiner Meinung aus einer ganz andern Epoche, als aus der Antoniniſchen und von einer unendlich weniger reinen Arbeit; ein Adler, einen Kaduceus in den Krallen haltend, ſpreizt ſeine Flügel über der Oeffnung; aus ſeinem Schnabel wallen Gewinde von Bändern oder Ketten herab, welche an ihren Enden von zwei Ruhmesgöttinnen gehalten werden. Das Innere des Tempels iſt mit Pfeilern und Niſchen von der reichſten und überladenſten Bildhauerei verziert; einige der Bruchſtücke von Bildhauerei, welche auf dem Vorhof zerſtreut ſind, nahmen wir mit uns. Man trifft einige ganz unverſehrte Niſchen, welche gerade aus der Werkſtätte des Künſtlers zu kommen ſcheinen. Nicht weit von dem Eingang des Tempels fanden wir ungeheure Oeffnungen und unterirdiſche Treppen, welche uns in Gebäulichkeiten hinunter führten, deren Gebrauch man nicht errathen kann; Alles iſt gleich großartig und prachtvoll; es waren ohne Zweifel die Wohnungen der Hohenprieſter, die Verſammlungsorte der Prieſter, vielleicht auch königliche Wohnungen; ſie erhielten das Licht von Oben oder von den Seiten der Plattform, an welche dieſe Gemächer ſtoßen. Aus Beſorgniß, uns in dieſen Labyrinthen zu verirren, beſuchten wir nur einen kleinen Theil von ihnen, ſie ſcheinen ſich durch die ganze Ausdehnung des Hügels hinzuziehen. Der Tempel, den ich eben beſchrieben, liegt auf dem ſüdweſtlichen Ende des Häuſerhügels von Baalbek; es bildet gerade die Ecke der Plattform. Als wir aus dem Periſtyl traten, befanden wir uns an dem Rande des Abſturzes; wir konnten die Rieſenſteine meſſen, welche das Fußgeſtelle der ganzen Gruppe dieſer Bauwerke bilden; es erhebt ſich ungefähr dreißig Fuß über die Oberfläche der Ebene von Baalbek, und iſt aus Steinen gebaut, deren Maſſe ſo ungeheuer iſt, daß, wäre ſie nicht von glaubwürdigen Reiſenden verbürgt, die Einbildungskraft der Menſchen Heut zu Tage unter der Unwahrſcheinlichkeit erläge; die Phantaſie der Araber ſelbſt, welche täglich dieſe Wunderwerke vor Augen haben, ſchreibt ihre Erbauung nicht den menſchlichen Kräften zu, ſondern denen der Genien oder übernatürlichen Mächten. Wenn man bedenkt, daß dieſe Blöcke von gehauenem Granit eine Länge haben, die ſich bei einigen bis auf ſechsundfünfzig Fuß beläuft, bei fünfzehn bis ſechszehn Fuß Breite und einer unbekannten Dicke, und daß dieſe ungeheuren Maſſen übereinander zwanzig bis dreißig Fuß über den Boden geſchichtet ſind, daß ſie aus entfernten Steinbrüchen genommen, hieher gebracht und bis zu einer ſolchen Höhe emporgehoben werden mußten, um den Fußboden der Tempel zu bilden, ſo ſchreckt man zurück vor einer ſolchen Probe menſchlicher Kräfte; das Wiſſen unſerer Tage hat Nichts, was ein ſolches Werk erkläre, und man darf ſich nicht darüber wundern, daß die Phantaſie dann ihre Zuflucht zum Uebernatürlichen nimmt. Dieſe Wunderbauten ſind offenbar nicht aus der Zeit der Tempel, ſie waren ein Geheimniß für die Alten, wie für uns; ſie ſind aus einer unbekannten Epoche, vielleicht ſchon vor der Sündfluth; wahrſcheinlich haben ſie nacheinander Tempel getragen, welche verſchiedenen, ſich folgenden Gottesverehrungen geweiht waren. Das Auge des einfachen Beobachters unterſcheidet auf dem Ruinenhügel von Baalbek fünf bis ſechs Generationen unter den Bauten, welche verſchiedenen Epochen angehören. Einige Reiſende und einige Arabiſche Schriftſteller ſchreiben dieſe Urgebäude Salomo zu, dreitauſend Jahre vor unſerer Zeit. Er baute, ſagt man, Tadmor und Baalbek in der Wüſte. Die Geſchichte Salomo's ſpukt überall in der Einbildungskraft der Orientalen; dieſe Vermuthung aber, wenigſtens ſo weit ſie die Rieſenbauten von Heliopolis betrifft, iſt keineswegs wahrſcheinlich. Wie hätte ein König von Israel, welcher ſelbſt keinen Seehafen zehn Meilen von ſeinen Bergen beſaß, welcher genöthigt war, die Seemacht Hirams des Königs von Tyrus zu borgen, um ihm die Cedern des Libanon zuzuführen, — wie hätte ein ſolcher Fürſt ſeine Herrſchaft bis jenſeits Damaskus und bis Baalbek ausgedehnt haben ſollen? wie hätte ein Fürſt, der, als er den Tempel der Tempel, das Haus des einzigen Gottes in ſeiner Hauptſtadt erbauen wollte, Nichts dazu verwendete, als zerbrechliches Material, das der Zeit nicht trozen und keine dauernde Spur zurücklaſſen konnte, hundert Meilen von ſeinem Volke in unbekannten Wüſten Denkmale erbauen können, welche aus unvergänglichen Materialien aufgeführt ſind? Hätte er nicht lieber ſeine Kraft und ſeinen Reichthum auf Jeruſalem gewendet? und Was iſt in Jeruſalem übrig geblieben, das auf ähnliche Denkmale deutete, wie die zu Baalbek? Nichts: Salomo kann daher unmöglich der Erbauer von dieſen ſeyn. Ich glaube eher, daß dieſe ungeheuren Steinmaſſen, ſey es von jenen erſten Menſchengeſchlechtern, welche alle Urgeſchichten Rieſen nennen, ſey es von den Menſchen vor der Sündfluth, in Bewegung geſezt wurden. Man verſichert, daß nicht weit von da in einem Thale des Antilibanon, Menſchenknochen von ungeheurer Größe anzutreffen ſeyen; dieſes Gerücht iſt bei den nahen Arabern ſo beſtimmt angenommen, daß der Generalkonſul Englands in Syrien, Hr. Farren, ein Mann von hoher wiſſenſchaftlicher Bildung, den Vorſaz gefaßt hat, dieſe geheimnißvollen Gräber an Ort und Stelle zu unterſuchen. Die orientaliſchen Traditionen, und ſelbſt das Denkmal, das auf dem ſogenannten Grab Noah's in geringer Entfernung von Baalbek aufgerichtet iſt, verlegen hieher den Wohnort des Patriarchen, die erſten von ihm abſtammenden Menſchen konnten noch lange den Wuchs und die Kraft behalten, welche die Menſchheit vor der gänzlichen oder theilweiſen Ueberſchwemmung des Erdballs beſeſſen hatte; dieſe Bauten können ihr Werk ſeyn. Ja und wenn wir auch annehmen wollten, das Menſchengeſchlecht habe nie das jezige Maß ſeiner Größe überſchritten, ſo kann das Maß des menſchlichen Verſtandes ſich geändert haben: Wer ſagt uns, ob jene jugendlichere Intelligenz nicht vollkommenere mechaniſche Vorrichtungen erfunden habe, um leicht wie ein Sandkorn dieſe Maſſen in Bewegung zu ſezen, welche jezt die vereinte Kraft von hunderttauſend Menſchen nicht von der Stelle rücken würde. Wie dem auch ſey, einige dieſer Steine von Baalbek, deren Länge ſogar bis auf zweiundſechszig Fuß ſich beläuft bei einer Breite von zwanzig und einer Dicke von funfzehn Fuß, ſind die wunderbarſten Maſſen, welche je die Menſchheit in Bewegung geſezt hat. Die größten Steine der Pyramiden von Aegypten ſind nicht länger als achtzehn Fuß, und ſind nur Blöcke, welche ausnahmsweiſe an beſtimmten Stellen angebracht wurden, um gewiſſen Theilen des Gebäudes eine vorwiegende Feſtigkeit zu geben.

Kommt man nach der nördlichen Wand der Plattform, ſo ſind die Stüzmauern noch eben ſo wohl erhalten, aber die Maſſe der Materialien, aus denen ſie beſtehen, iſt nicht ſo außerordentlich. Die Steine haben indeß im Allgemeinen eine Länge von zwanzig bis dreißig und eine Breite von acht bis zehn Fuß. Dieſe Mauern, bei weitem älter, als die oben ſtehenden Tempel, ſind grau gefärbt und da und dort in den Fugen von Löchern durchbrochen. An dem Rande dieſer Oeffnungen haben Schwalben ihre Neſter, auch wurzeln Büſchel von grünen Sträuchern und Mauerblumen in ihnen. Die ernſte düſtere Farbe der Grundſteine ſticht ab gegen die glänzende Goldfarbe der Tempelwände und der Säulenreihen auf ihnen. Bei Sonnenuntergang, wenn ihre Strahlen zwiſchen den Pfeilern ſich durchſpielen und in flammenden Wellen zwiſchen den Schnörkeln und Akanthusblättern der Säulen hinrieſeln, erglänzen die Tempel wie von Gold auf einem ehernen Fußgeſtelle. Wir ſtiegen durch eine Mauerlücke auf der ſüdlichen Wand der Plattform hinab. Hier ſind einige Säulen eines kleinen Tempels mit ihrem Architrav in den Bach geſtürzt, der dieſe cyklopiſchen Mauern entlang fließt. Dieſe ungeheuren Säulenſtücke, zufällig in dem Bette des Baches und auf dem jähen Abhang des Grabens gruppirt, ſind auf der Stelle geblieben, wohin ihr erſter Sturz ſie geworfen hat, wo ſie ohne Zweifel auch ewig liegen bleiben werden; einige Nuß- und andere Bäume haben zwiſchen dieſen Blöcken ausgeſchlagen, bedecken ſie mit ihren Aeſten und umranken ſie mit ihren mächtigen Wurzeln. Die rieſigſten Bäume gleichen geſtern gepflückten Rohrſtängeln neben dieſen verſtümmelten Säulenſchaften von zwanzig Fuß Umfang und dieſen Bruchſtücken von Akanthusblättern, von denen ein einziges das halbe Bette des Fluſſes ausfüllt. Nicht weit von da nach Norden öffnete ſich vor uns in der Seitenwand der Plattform ein ungeheurer durchlaufender Gang. Wir ſtiegen hinab. Das Licht, welches durch die beiden Ausgänge einfiel, erhellte ihn hinlänglich, wir verfolgten ihn nach ſeiner ganzen Länge von hundert Fußen; er zieht ſich unter der ganzen Ausdehnung der Tempel hin. Bei einer Höhe von dreißig Fuß ſind die Wände und das Gewölbe von Blöcken gebildet, welche uns durch ihre Maſſen in Erſtaunen ſezten, ſelbſt nach denen, die wir eben erſt angeſehen hatten. Dieſe Blöcke, mit dem Meiſel aus Travertin gehauen, haben eine ungleiche Größe, größtentheils ſind ſie zehn bis zwanzig Fuß lang; das Gewölbe iſt in vollem Bogen gebaut, die Steine ohne Mörtel zuſammengefügt; wir konnten uns die Beſtimmung dieſes Ganges nicht denken. An dem öſtlichen Ende hat das Gewölbe noch eine höhere geräumigere Ausmündung, die ſich unter der Plattform der von uns zuerſt beſuchten Tempel hinzieht. Wir traten hier wieder an's Tageslicht und trafen den Fluß, kärglich durch unzählige von den Plattformen herabgeſtürzte Bruchſtücke von Bauwerken hinſchleichend, und die ſchönen Nußbäume, welche in dem Marmorſtaube wuchſen. Die andern antiken Gebäude in Baalbek, vor uns in der Ebene zerſtreut, zogen unſere Blicke auf ſich, Nichts aber konnte uns intereſſiren nach Dem, was wir ſo eben durchgegangen hatten. Wir warfen im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf vier Tempel, welche in Rom noch Wunder ſeyn würden, welche aber hier als zwerghafte Werke erſcheinen. Dieſe Tempel, die einen von achteckiger Form und ſehr hübſchen Verzierungen, die andern viereckig mit Periſtylen von Säulen aus Aegyptiſchem Granit, ſelbſt aus Porphyr, ſcheinen mir aus der Römiſchen Epoche. Der eine von ihnen hat in den erſten Zeiten des Chriſtenthums als Kirche gedient; noch unterſcheidet man chriſtliche Symbole. Er iſt jezt ohne Dach und liegt in Trümmern; die Araber plündern ihn je nachdem ſie eines Steines benöthigt ſind, um ihr Dach zu ſtüzen, oder eines Trogs, um ihre Kameele zu tränken.

Ein Bote des Emirs der Araber von Baalbek ſuchte uns auf und traf uns hier. Er kam, um uns im Namen des Fürſten eine glückliche Ankunft zu wünſchen, und uns zu bitten, einem Djeridritt beizuwohnen, einer Art Turnier, das er zu unſern Ehren am andern Morgen unter den Tempeln geben wollte. Wir bezeugten ihm unſern Dank, nahmen die Einladung an, und ich ſchickte meinen Dragoman, nebſt einigen von meinen Janitſcharen ab, um in meinem Namen dem Emir einen Beſuch zu machen. Wir kehrten wieder in das Haus des Biſchofs zurück, kaum hatten wir aber ein Stück Fladen und in Reis gekochtes Hammelfleiſch von der Zubereitung unſerer Kameeltreiber gegeſſen, als wir ſchon wieder uns aufmachten, um ohne Führer auf's Gerathewohl um den Ruinenhügel her zu ſtreifen oder die Tempel zu beſuchen, zu welchen wir Morgens den Weg kennen gelernt hatten. Jeder von uns blieb in Betrachtung der Trümmer oder bei einer Ausſicht ſtehen, auf die er geſtoßen war, und rief von Ferne ſeine Gefährten herbei, um ſeinen Genuß zu theilen; man konnte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit auf keinen Gegenſtand richten, ohne einen andern aufzugeben und ſo überließen wir uns zulezt dem Zufall unſerer Entdeckungen. Die Schatten des Abends, welche langſam von den Bergen von Baalbek herabfielen und nach einander die Säulen und Ruinen in ihr Dunkel hüllten, erhöhten noch den geheimnißvollen maleriſchen Eindruck dieſes zauberiſchen Werkes fabelhafter Menſchen und Zeiten; wir fühlten hier, Was wir ſind, verglichen mit der Maſſe und der ewigen Dauer dieſer Bauten: — Schwalben, die einen Sommer in den Riſſen dieſer Steine niſten, ohne zu wiſſen, für Wen oder durch Wen ſie geſammelt ſind. Die Ideen, welche dieſe Maſſen in Bewegung ſezten, dieſe Blöcke anhäuften, ſind uns unbekannt; der Marmorſtaub, über den unſere Schritte gehen, weiß Mehr davon, kann es aber nicht ſagen; in einigen Jahrhunderten werden eben ſo die kommenden Geſchlechter, wenn ſie die Trümmer unſerer heutigen Bau- und Kunſtwerke beſuchen, ohne eine Antwort zu bekommen, fragen, wofür wir gebaut und gemeiſelt haben. Die Werke des Menſchen dauern länger, als der Gedanke, der ſie erſchafft; Bewegung iſt das Geſez des Menſchengeiſtes; auf irgend einem Punkte ſchon abſchließen zu wollen, iſt der Traum ſeines Hochmuths und ſeiner Unwiſſenheit; Gott iſt ein Ziel, das immer weiter ſich hinausſchiebt, je näher ihm die Menſchheit kommt; wir ſchreiten immer vor, wir langen aber niemals dort an; das große Bild Gottes, das der Menſch von Kindesbeinen an in ſeiner Phantaſie feſtzuhalten und in ſeinen Tempeln einzukerkern ſucht, wird immer größer, überſchwillt die Enge des Gedankens und

den Raum der Tempel und läßt die Tempel leer und die Altäre zuſammenſtürzen, um den Menſchen aufzurufen, ihn da zu ſuchen, wo er immer mehr ſich offenbart, im Gemüthe, in der Intelligenz, in der Tugend, in der Natur, im Unendlichen!

— Gleiches Datum. Abends. —

Glücklich, Wer Flügel hat, um über vergangene Jahrhunderte hinzuſchweben, um auszuruhen auf den wunderbaren Schöpfungen des Menſchen, um hier in die Abgründe des Gedankens über die Beſtimmung des Sterblichen zu tauchen, um mit dem Auge den Weg des Menſchengeiſtes zu meſſen, wie er Schritt für Schritt in dieſem Halbdunkel der Philoſophieen, der Religionen, der aufeinanderfolgenden Geſezgebungen vorwärts ſchreitet, um wie der Schiffer auf Meeren ohne ſichtbare Ufer die Höhe zu meſſen, zu errathen, in welchem Punkt der Zeit er ſelbſt lebt und zu welcher Offenbarung der Wahrheit und Göttlichkeit Gott das Geſchlecht berufen hat, zu dem er gehört.

— Baalbek, 29. März, Mitternacht. —

Ich ging allein auf dem Hügel der Tempel im Mondenſchein, um nachzudenken, zu beten und zu weinen. Gott weiß, Was ich beweine und immer beweinen werde, ſo lange mir ein Gedächtniß und eine Thräne bleibt. Nachdem ich für mich und für Die gebetet, die ein Theil von meinem Ich ſind, betete ich für alle Menſchen. Das große eingeſtürzte Zelt der Menſchheit, auf deſſen Trümmern ich ſaß, flößte mir ſo ſtarke, heiße Empfindungen ein, daß ſie beinahe von ſelbſt ſich in Verſen ergoſſen, der natürlichen Sprache meines Gemüths, ſo bald ich mich nach Innen kehre. Ich ſchrieb ſie dieſen Morgen an Ort und Stelle auf dem Steine nieder, wo mein Gefühl ſie mir dieſe Nacht eingab:

Verſe geſchrieben zu Baalbek.

Geheimnißvolle Wüſten, deren breit
Geſtreckte Hügel die Gebeine ſind
Von Städten, deren Name längſt verhallt;
Felsblöcke vom Ruinenſtrom gerollt;
Vertrocknet Strombett ungeheuren Volks;
Ihr Tempel, deren Marmorfundament
Gebirg, wie einen Baum, entwurzelt hat;
Abgründe, groß genug für Flüſſelauf;
Pfadloſer Säulen ordnungslos Gewirr;
Von Pfeilern und von Bogen tiefer Paß,
Wo, wie in Wolken, ſich der Mond verirrt;
Ihr Kapitäler, die das Aug vermiſcht,
Auf unſrer Erdenrinde Rieſenſchrift;

Euch zu berühren, in die Tiefen euch
Zu bringen, kam ein Mann von Weſten her.

Der Seepfad ſeines Schiff's hat hundertmal
Vor ihm den Wellenhorizont entrollt;
Sein Leben warf er in des Abgrunds Nacht;
Sein Fuß hat auf den Gipfeln ſich verbraucht;
Die Sonn' hat ihm ſein Zelttuch angebrannt;
Gebrüder, Freunde zehrten ab um ihn;
Und kommt er je zurück, ſo ſtuzt ſein Hund
Und kennt des Herren Stimm' und Hand nicht mehr.
Ihm fiel auf ſeinem Weg der Augenſtern
Verloren in das Grab hinab, ſein Kind,
Das ihm ſein Licht, ſein ewig Leben war.
Vergeſſen wird er ſterben, kinderlos.
Und nun ſizt er auf einer Trümmerwelt
Und horcht nur auf des Windes Hohngeziſch,
Ein Zentner liegt ihm auf der Stirn und Bruſt,
Gedank' und Herz iſt hin — — —

Der Reſt gehört zu innig dem innerſten Leben des Vaters und Dichters an.

— Gleiches Datum. —

Ich hatte die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Sannin's überſtiegen, und war von dem mit ſeinem Diadem von Cedern gekrönten Libanon nach einer langen mühereichen Tagreiſe in die kahle unfruchtbare Wüſte von Heliopolis hinabgekommen. An dem für uns noch ferne liegenden Horizonte, auf den lezten Abſtufungen der ſchwarzen Berge des Antilibanon ſprang eine ungeheure Gruppe von gelben Ruinen, vergoldet von der untergehenden Sonne, aus dem Dunkel des Gebirgs hervor und erglänzte wieder in den Strahlen des Abends. Unſere Führer deuteten mit dem Finger darauf und riefen: Baalbek! Baalbek! Es war in der That das Wunder der Wüſte, das fabelhafte Baalbek, das glänzend aus ſeinem unbekannten Grabe hervortrat, um uns von Zeiten zu erzählen, deren Gedächtniß der Geſchichte verloren gegangen iſt. Wir ritten langſam auf unſern ermüdeten Pferden darauf zu, die Blicke auf die rieſenhaften Mauern, die ſchimmernden, koloſſalen Säulen geheftet, welche, je näher wir kamen, deſto umfangreicher, größer und länger zu werden ſchienen: ein tiefes Stillſchweigen herrſchte in unſerer ganzen Karavane; Jeder fürchtete, einen Eindruck dieſer Stunde zu verlieren, wenn er ſeine Empfindungen jezt Andern mittheilte. Die Araber ſelbſt hielten ſich ſtille, und ſchienen gleichfalls einen mächtigen ernſten Eindruck dieſes Schauſpiels zu empfinden, welches das ganze Gemüth in Einem Gefühle feſſelt. Endlich langten wir bei den erſten Säulenſtücken, den

erſten Marmorblöcken an, welche die Erdbeben bis über eine Meile weit von den Bauten, wie ein Orkan die dürren Blätter von dem Baume hingeworfen und angehäuft hätte; die tiefen geräumigen Steinbrüche, welche wie Thalſchluchten die dunkeln Seiten des Antilibanon ſpalten, öffneten ſchon ihre Abgründe unter dem Hufe unſerer Pferde: dieſe ungeheuren Becken von Steinen, deren Wände die tiefen Spuren des Meiſels behalten haben, welcher ſie ſprengte, um andere Hügel von Steinen daraus aufzubauen, zeigten noch einige rieſenhafte Blöcke halb aus ihrem Grunde abgelöst, und andere auf ihren vier Flächen behauen, welche auf Nichts zu warten ſchienen, als auf die Karren oder die Arme von Rieſengeſchlechtern, um ſie von der Stelle zu bringen. Ein einziger von dieſen Bauſteinen von Baalbek war zweiundſechszig Fuß lang, bei einer Breite von vierundzwanzig und einer Dicke von ſechszehn Fuß. Einer unſerer Araber ſtieg vom Pferde, ließ ſich in den Steinbruch hinab, kletterte auf dieſen Stein, indem er ſich an den eingehauenen Löchern und dem Mooſe hielt, das hier Wurzel geſchlagen hat, und lief mit wildem Geſchrei oben auf der Plattform umher; aber das Piedeſtal erdrückte durch ſeine Maſſe den Menſchen unſerer Zeit; der Menſch verſchwand vor ſeinem Werk; es bedürfte der vereinten Kraft von ſechszigtauſend heutiger Menſchen, um dieſen Stein allein aufzuheben und die Plattformen von Baalbek enthalten noch koloſſalere, welche auf eine Höhe von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß gehoben ſind, um Säulengänge zu tragen, die mit dieſen Grundſteinen im Verhältniß ſtehen.

Wir zogen unſern Weg weiter, die Wüſte zur Linken und die wellenförmigen Berge des Antilibanon zur Rechten, indem wir einige kleine von den Arabiſchen Hirten angebaute Felder, und das Bette eines breiten Fluſſes entlang kamen, welcher zwiſchen den Ruinen ſich hinſchlängelte, und an deſſen Ufer einige Nußbäume emporragen. Die Akropolis oder der künſtliche Hügel, welcher alle die großen alten Bauten von Heliopolis trägt, zeigte ſich uns hie und da zwiſchen den Aeſten und über den Gipfel dieſer großen Bäume; endlich lag ſie ganz vor uns, und die ganze Karavane hielt an, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Keine Feder, kein Pinſel könnte den Eindruck ſchildern, welchen dieſer einzige Anblick auf das Auge und die Seele macht. Zu unſern Füßen, in dem Flußbette, mitten in den Feldern um alle Baumſtämme her, lagen Blöcke von rothem oder grauem Granit, von blutfarbigem Porphyr, von weißem Marmor; wir ſahen einen gelben Stein, ſo glänzend, wie Pariſcher Marmor; Bruchſtücke von Säulen, gemeiſelte Kapitäler, Architrave, Schnecken, Karnieße, Geſimſe, Fußgeſtelle, Glieder von Statuen, die auf das Geſicht zur Erde gefallen waren, lagen zerſtreut und ſchienen zu zucken; alles Dieß unordentlich durcheinander, in Haufen gruppirt, hin und hergeworfen und nach allen Seiten hin rieſelnd, wie die Lava eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reichs auswirft: kaum ein ſchmaler Pfad, um durch dieſen Auskehricht der Künſte ſich durchzuwinden, der den ganzen Boden bedeckt. Das Hufeiſen unſerer Pferde glitſchte jeden Augenblick aus und ſchmetterte bei jedem Schritte an den geſchliffenen Akanthusblättern der Karnieße, oder dem ſchneeigen Buſen eines weiblichen Torſo's: das Waſſer des Baalbekfluſſes allein brach ſich durch dieſe Betten von Bruchſtücken eine Bahn und wuſch mit ſeinem murmelnden Schaum die Marmortrümmer, die ſeinem Lauf im Wege ſtanden.

Jenſeits dieſes Gerölls von Trümmern, welche wahre Dünen von Marmor bilden, erhebt ſich der Hügel von Baalbek, eine Plattform von tauſend Fuß Länge und ſiebenhundert Fuß Breite, ganz von Menſchenhand in gehauenen Steinen gebaut, von denen einige fünfzig bis ſechszig Fuß lang, und fünfzehn bis ſechszehn Fuß hoch ſind, die meiſten jedoch nicht über fünfzehn bis dreißig *). Dieſer Hügel von gehauenem Granit ſtellte ſich uns von ſeiner öſtlichen Seite dar mit ſeinen tiefen Grundlagen und ſeinen unermeßlichen Verkleidungen, wo drei Granitſtücke einen hundertvierundzwanzig Fuß langen Raum bilden und beinahe viertauſend Quadratſchuh ausfüllen; mit den weiten Oeffnungen ſeiner unterirdiſchen Gewölbe, worein das Waſſer des Fluſſes ſich ergoß, und ein Gemurmel hervorbrachte, ähnlich den fernen Klängen der großen Glocken unſerer Kathedralen. Auf dieſer ungeheuren Plattform zeigte ſich uns das äußerſte Ende

---

*) Der Leſer möge bei dieſen Wiederholungen ſich der Vorrede des Verfaſſers erinnern, in welcher er ſich entſchuldigt, daß ihm nicht die Stimmung geworden ſey, ſeine Notizen zu einem durchaus abgerundeten Ganzen zu ordnen; wahrſcheinlich waren die vorhergehenden Briefe und der vorliegende beſtimmt, in Eins zuſammen zu ſchmelzen.

Anm. d. Ueberſezers.

der großen Tempel, auf dem Horizonte emporſtrebend, blau und roſenfarb oder goldgelb. Einige von dieſen verlaſſenen Bauten ſchienen ganz unverſehrt, als ob ſie erſt geſtern aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen wären; andere zeigten Nichts mehr, als Ueberreſte, welche noch aufrecht ſtanden, einſam ſtehende Säulen, ſchief hängende Mauerſtücke und Frontons ohne Wand: das Auge verlor ſich in den blinkenden Säulengängen dieſer verſchiedenen Tempel und der zu ſehr in der Höhe begränzte Horizont hinderte uns, das Ende dieſer Steinmaſſen abzuſehen. Die ſechs Rieſenſäulen des großen Tempels, welche majeſtätiſch noch ihr reiches koloſſales Geſimſe tragen, überragten die ganze Scene und verloren ſich in dem blauen Himmel der Wüſte, wie ein luftiger Altar für die Opfer eines Rieſenvolkes.

Wir hielten blos einige Minuten an, nur um einen flüchtigen Blick auf Das zu werfen, was wir auf einem ſo weiten, gefahrvollen Wege zu beſuchen gekommen waren; und da wir endlich uns verſichert hatten, daß wir am folgenden Tage den Anblick haben ſollten, den keine Träume uns vormalen konnten, ritten wir weiter. Der Tag neigte ſich; wir mußten eine Zuflucht ſuchen, entweder unter einem Zelt, oder unter einigen Bogen dieſer Ruinen, um zu übernachten und von einem Ritt von vierzehn Stunden auszuruhen. Wir ließen den Ruinenberg und eine große von Trümmern weiß überſäte Strecke links liegen und ritten über einige von Ziegen und Kameelen abgefreſſene Grasplätze, auf einen Rauch zu, der einige hundert Schritte von uns aus einer Gruppe von Ruinen aufſtieg, unter welchen einige Arabiſche Häuſer zu bemerken waren. Der Boden war uneben und bergig, und hallte unter den Hufen unſerer Pferde wieder, wie wenn die unterirdiſchen Gewölbe, über die wir hinritten, unter ihren Füßen ſich aufthun wollten. Wir langten an der Thüre einer niedrigen Hütte an, welche halb durch eingeſtürzte Marmorblöcke bedeckt war, und deren Thüre und das ſchmale Fenſter ohne Glas und Laden aus Marmor und Porphyr gebaut waren, den ein wenig Kalk ſchlecht zuſammenhielt. Ein kleines ſteinernes Obergewölbe von einem oder zwei Fuß erhob ſich über der Plattform, welche dieſem Gebäude zum Dache diente, in ihm wiegte ſich eine kleine Glocke, wie man ſie über der Grotte der Einſiedler malt; es war der biſchöfliche Palaſt des Arabiſchen Biſchofs von Baalbek, welcher in dieſer Wüſte über ſeine kleine Heerde von zwölf bis fünfzehn chriſtlichen Familien von der Griechiſchen Gemeinde, die ſich in dieſe Wüſte verloren hatten, und von dem wilden Stamm der unabhängigen Araber von Beka wachte. Bis jezt hatten wir kein lebendes Weſen geſehen, außer den Schakals, welche zwiſchen den Säulen des großen Tempels umherliefen, und den kleinen Schwalben mit roſenrothem Seidenhals, welche wie eine orientaliſche architektoniſche Verzierung die Karnieſe der Plattform umgaben. Der Biſchof, durch das Getümmel der Karavane aufmerkſam gemacht, kam alsbald herbei und bot uns, unter ſeiner Thüre ſich verneigend, Gaſtfreundſchaft an. Es war ein ſchöner Greis mit ſilberweißen Haaren und Barte, ernſtem, ſanftem Geſichte, edlem, angenehmem, kräftig betontem Ausdruck der Rede, ganz ähnlich dem Bilde des Prieſters in einem

Gedicht oder Roman, und vollkommen würdig, ſein Geſicht voll Frieden, Ergebung und Liebe an dieſem feierlichen, dem Nachdenken geweihten Schauplaze von Ruinen zu zeigen. Er ließ uns in einen kleinen innern Hof treten, deſſen Boden gleichfalls mit Splittern von Statuen, mit Bruchſtücken von Moſaik und antiken Vaſen überſät war und nachdem er uns ſein Haus, d. h. zwei kleine niedrige Kammern ohne Möbeln und Thüren eingeräumt hatte, trat er ab, und machte uns, wie es im Orient Sitte iſt, zu unumſchränkten Gebietern ſeines Hauſes. Während unſere Araber um das Haus her die eiſernen Pflöcke in den Boden ſchlugen, um an Ringen die Füße unſerer Pferde anzubinden, und andere im Hofe ein Feuer anzündeten, um uns einen Pilau zu bereiten und Gerſtenfladen zu backen, gingen wir aus, um einen zweiten Blick auf die antiken Bauten zu werfen, die uns umgaben. Die großen Tempel ſtanden vor uns, wie Statuen auf ihrem Fußgeſtell: die Sonne warf den lezten ungewiſſen Strahl auf ſie, der langſam von einer Säule zur andern zog, gleich dem Schimmer der Lampe, welche der Prieſter nach dem Hintergrunde des Allerheiligſten mitnimmt: die tauſend Schatten der Säulenhallen, der Pfeiler, der Altäre breiteten ſich zitternd auf dem weiten Steinwalde aus, und erſezten nach und nach auf der Akropolis den Glanz an dem Marmor und dem Travertin: weiter in der Ebene war es ein Ozean von Ruinen, welche ſich hinzogen ſo weit man ſah; man hätte ſie Steinwogen nennen mögen, die ſich an einer Klippe brechen, und einen ungeheuren Strand mit ihrem weißen Schaum bedecken. Nichts ragte aus dieſem Meere

von Trümmern hervor, und die Nacht, welche von den ſchon ſich graufärbenden Höhen einer Gebirgskette ſich herabſenkte, hüllte ſie nach und nach in ihren Schatten ein. Wir blieben einige Augenblicke ſtill vor dieſem Schauſpiel ſizen und kehrten langſam in den kleinen Hof des Biſchofs zurück, der von dem Heerde der Araber erleuchtet war.

Auf einigen Bruchſtücken von Karnießen und Kapitälern ſizend, welche in dem Hofe als Bänke dienten, verzehrten wir raſch das frugale Mahl des Reiſenden in der Wüſte, und blieben einige Zeit, um uns vor Schlafengehen mit Dem zu beſchäftigen, was unſere Gemüther erfüllte. Der Heerd erloſch, aber der Vollmond erhob ſich leuchtend am klaren Himmel, und erhellte, indem er an dem zackigen Giebel einer großen Mauer und dem durchbrochenen Steingitter eines aus dem Hofe nach der Wüſte hinaus gehenden arabesken Fenſters vorbeizog, den Raum um uns her mit einem klaren Schimmer, der auf allen Steinen wiederſtrahlte. Stillſchweigen und träumende Gedanken kamen über uns; Was wir zu dieſer Stunde, an dieſem Plaze, ſo weit von der lebendigen Welt in dieſer Welt des Todes dachten, in Gegenwart ſo vieler ſtummer Zeugen einer unbekannten Vergangenheit, welche aber alle unſere kleinen Theorien von Geſchichte und Philoſophie der Menſchheit über den Haufen wirft; Was in unſerem Geiſte oder unſeren Herzen, unſern Syſtemen, unſern Ideen, und vielleicht auch in unſern individuellen Erinnerungen und Gefühlen ſich regte, — Gott allein weiß es, und unſere Zungen verſuchten nicht, es auszuſprechen; ſie hätten befürchtet, die

Feierlichkeit jener Stunde, jenes Geſtirns und jener Gedanken zu entheiligen; wir ſchwiegen. Mit Einemmal drang ein ſanfter liebeathmender Klagegeſang, ein ernſtes und leidenſchaftlich betontes Murmeln aus den Ruinen hinter der großen von Bogenfenſtern durchbrochenen Wand hervor, deren Dach uns in ſich ſelbſt zuſammen zu ſtürzen ſchien; dieſes unbeſtimmte durcheinander ſummende Murmeln belebte, dehnte ſich, wurde bald ſtärker und lauter, und wir unterſchieden einen von mehreren Stimmen im Chor ausgeführten Geſang, welcher in eintöniger, melankoliſcher, zarter Weiſe ſich hob und wieder ſank, erſtarb und wiederkehrte, und ſich ſelbſt antwortete: es war das Abendgebet, welches der Arabiſche Biſchof mit ſeiner kleinen Gemeinde verrichtete in dem Raume, der ſeine Kirche geweſen war, in einem von Trümmern eingezäunten Plaze, die in neueſter Zeit ein Stamm heidniſcher Araber angehäuft hatte. Nichts hatte uns auf dieſe Muſik der Seele vorbereitet, von der jede Note ein Gefühl oder ein Seufzer des menſchlichen Herzens iſt, als ſie in dieſer Einöde, mitten in der Wüſte aus ſtummen Steinen hervordrang, welche von Erdbeben, von Barbaren und von der Zeit angehäuft waren. Wir waren tief erſchüttert und begleiteten mit dem Aufſchwung unſerer Gedanken, mit unſerem Gebet und der ganzen Poeſie unſeres Gemüths dieſe Töne einer heiligen Dichtung, bis die geſungenen Litaneien ihren eintönigen Refrain geendigt hatten und die lezten Seufzer dieſer frommen Stimmen in der gewohnten Stille der alten Trümmer verhallten.

— Gleiches Datum. —

Ueber den Tempeln vergaßen wir das Schauſpiel des Djerids, das der Fürſt von Baalbek uns geben wollte; wir brachten den ganzen Morgen damit zu, ſie von Neuem zu durchlaufen. Vier Uhr kamen einige Araber, um uns zu benachrichtigen, daß die Reiter in der Ebene oberhalb der Tempel ſeyen, aber ungeduldig über unſer Ausbleiben ſich entfernen wollten; der Fürſt glaube, dieſes Schauſpiel möchte uns nicht angenehm ſeyn, da wir zögerten, uns dabei einzufinden, er bitte uns daher, in ſein Serail zu kommen, ſo bald wir hier unſere Neugierde befriedigt hatten; er habe uns dort eine andere Unterhaltung vorbereitet. Dieſe Toleranz des Häuptlings eines wilden Stammes von Arabern, welche die Gefürchtetſten in der Wüſte ſind, überraſchte uns. In der Regel erlauben die Araber und ſelbſt die Türken den Fremden nicht, irgend eine Ruine alter Denkmale zu beſuchen; ſie glauben, dieſe Trümmer enthalten ungeheure von Genien oder Dämonen bewachte Schäze und die Europäer kennen die Zauberworte, um ſie zu heben; da ſie nun nicht wollen, daß man ſie wegnehme, ſo geben ſie außerordentlich Acht auf die Franken in dieſen Gegenden; wir dagegen waren hier ganz uns ſelbſt überlaſſen; wir hatten ſelbſt keinen Arabiſchen Führer bei uns, und die Kinder des Stamms hatten ſich aus Ehrfurcht entfernt. Ich weiß nicht, woher dieſe ehrerbietige Nachgiebigkeit des Emirs von Baalbek in dieſer Hinſicht ſtamme; vielleicht hält er uns für Emiſſäre

Ibrahim Baſſa's. Thatſache iſt, daß wir zu wenig zahlreich ſind, um einem ganzen Stamme von fünf bis ſechshundert Männern, welche an den Kampf gewöhnt ſind, und vom Raube leben, Furcht einzuflößen; indeſſen wagen ſie nicht, ſich uns zu nähern, uns zu befragen, oder uns in irgend Etwas, was wir thun wollen, Hinderniſſe in den Weg zu legen; wir konnten einen Monat in den Tempeln bleiben, Ausgrabungen veranſtalten, die koſtbarſten Bruchſtücke der Bildhauerarbeiten mit uns nehmen, ohne daß irgend Jemand, Wer es auch ſeyn möchte, uns daran hinderte. Hier, wie bei dem todten Meer, bedaure ich lebhaft, nicht ſchon zum Voraus die günſtige Stimmung dieſer Stämme für uns gekannt zu haben: ich hatte Arbeiter und Kameele mitgenommen und die Wiſſenſchaft und die Muſeen bereichert.

Wir gingen, als wir die Tempel verließen, nach dem Pallaſte des Emirs. Verlaſſene, aber weniger wichtige Ruinen trennen den Hügel mit den großen Tempeln oder die Akropolis von Baalbek von dem neuen Baalbek, welches von Arabern bewohnt iſt. Dieſes iſt nur ein Haufe von Häuſern, welche hundertmal in den unaufhörlichen Kriegen zerſtört worden ſind; die Einwohner niſten, wie ſie können, ſich in die von ſo vielen Trümmern gebildeten Höhlen ein; einige Baumäſte, einige Strohdächer decken die Wohnungen, deren Thüren und Fenſter oft aus den Bruchſtücken der wundervollſten Trümmer gebildet ſind.

Der von dieſen Ruinen der neuen Stadt eingenommene Raum iſt ungeheuer; er ſtreckt ſich ſo weit, als man ſieht, und zwei niedrige Hügel, deren Wellenlinien über die große Ebene emporragen, ſind mit dem weiß erglänzenden Trümmern überdeckt; der Eindruck iſt traurig und ſchroff. Dieſe Trümmer der neuern Zeit erinnern an die von Athen, die ich vor einem Jahre geſehen habe. Das matte, rohe Weiß der zur Erde liegenden Mauern und der zerſtreuten Steine hat Nichts von der Majeſtät und der Goldfarbe der ächten antiken Ruinen; es gleicht einem unermeßlichen Strand mit dem Schaume des Meeres bedeckt. Der Palaſt des Emirs iſt ein ziemlich weiter Hof, umgeben von Gebäuden von verſchiedenen Formen; das Ganze läßt ſich ſo ziemlich einem erbärmlichen Pachthof in unſern ärmſten Provinzen vergleichen: das Thor. war von einer Anzahl von bewaffneten Arabern bewacht; die Maſſe drängte ſich nach innen; die Wachen machten uns Plaz und führten uns hinein. Der Hof war ſchon von allen Häuptlingen des Stammes und von einer großen Menge Volks angefüllt. Der Emir und ſeine Familie, ſo wie die angeſehenſten Scheikhs, mit prächtigen, aber zerlumpten Kaftans und Pelzen bekleidet, ſaßen auf einer über die Menge erhabenen Eſtrade, welche an das Hauptgebäude angebaut war. Hinter ihnen war eine Anzahl von Dienern, bewaffneten Leuten und ſchwarzen Sklaven. Der Emir und ſein Gefolge erhob ſich bei unſerer Ankunft; man half uns einige ungeheure Stufen erſteigen, welche von unregelmäßigen Blöcken gebildet wurden und als Treppe zu der Eſtrade dienten; nach den gewöhnlichen Begrüßungen ließ uns der Emir neben ſich niederſizen, man brachte mir die Pfeife, und das Schauſpiel begann.

Eine Muſik, beſtehend aus Trommeln, Tamburins, ſchrillenden Pfeifen und eiſernen Triangeln, welche mit einem Eiſenſtab geſchlagen wurden, gab das Zeichen und vier oder fünf Schauſpieler, auf die groteskeſte Art, die einen als Männer, die andern als Weiber gekleidet, traten in die Mitte des Hofes vor, und führten die wunderlichſten, ausgelaſſenſten Tänze aus, wie ſie nur das Auge dieſer Barbaren ertragen kann. Dieſe Tänze dauerten länger als eine Stunde, von Zeit zu Zeit untermiſcht mit einigen Worten, Geberden und Wechſelungen der Kleider, welche mir irgend eine dramatiſche Intention anzudeuten ſchienen. Eine einzige Sache war verſtändlich, die gräßliche, ekelhafte Sittenverderbniß der Maſſe des Volkes, welche ſich in den Bewegungen der Tänzer kund gab: ich wandte die Augen ab; der Emir ſelbſt ſchien über dieſe anſtößige Vergnügungen ſeines Volkes zu erröthen, und drückte, wie ich, durch ſeine Geberden Verachtung aus; aber das Geſchrei und der Jubel der übrigen Zuſchauer brach zur Belohnung der Schauſpieler immer gerade im Augenblick aus, wo die ſchmuzigſten Unanſtändigkeiten in den Wendungen des Tanzes ſich ausdrückten.

Dieſe tanzten auf dieſe Art ſo lange fort, bis ſie, von Müdigkeit erſchöpft und in Schweiß gebadet, nicht mehr die immer wachſende Schnelligkeit des Taktes aushalten konnten; ſie kugelten zu Boden und man trug ſie weg. Die Frauen wohnten dieſem Schauſpiele nicht bei; die des Emirs jedoch, deren Harem auf den Hof heraus ging, genoſſen es aus ihren Zimmern und wir wurden ihrer durch die hölzernen Gitter gewahr, wie ſie ſich an's Fenſter drängten, um den Tänzern zuzuſehen. Die Sklaven des Emirs brachten uns Sorbet und Eingemachtes jeder Art, ebenſo das ausgeſuchteſte Getränk aus gefrornem Granatſaft mit Orangenblüthe in kriſtallenem Becher; andere Sklaven brachten uns muſſelinene mit Gold geſtickte Servietten, um uns den Mund abzuwiſchen. Auch Kaffee wurde mehremale ſervirt und die Pfeifen unaufhörlich wieder erneuert; ich ſprach eine halbe Stunde mit dem Emir; er ſchien mir ein Mann von geſundem Verſtand und Wiz, weit über dem Grade der Bildung ſtehend, den man ihm nach den plumpen Vergnügungen ſeines Volkes vielleicht hätte zumuthen mögen; er iſt ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, eine ſchöne Geſtalt, von den würdigſten, edelſten Manieren und der abgemeſſenſten Höflichkeit, lauter Dinge, welche der niedrigſte Araber wie ein Geſchenk ſeines Klima's, oder wie eine Erbſchaft einer vor Alters ſchon beſtandenen Civiliſation beſizt. Seine Kleidung und ſeine Waffen zeigten die größte Pracht. Seine wunderſchönen Pferde waren in dem Hofe und auf dem Wege zerſtreut; er bot mir eines der ſchönſten davon an und fragte mich mit der zarteſten Diskretion über Europa, über Ibrahim, über den Zweck meiner Reiſe mitten in dieſen Wüſten; ich antwortete mit einer angenommenen Zurückhaltung, die ihm den Glauben einflößen konnte, meine Abſicht ſey eine ganz andere, als die, Säulen und Ruinen zu beſuchen; endlich bot er mir an, mich durch ſeinen ganzen Stamm durch die unbekannte Bergkette des Antilibanon, über die ich kommen mußte, bis nach Damaskus zu begleiten. Dieſes Anerbieten nahm ich nur rückſichtlich einiger Reiter an, welche mir zum Geleite und Schuz dienen ſollten; ich entfernte mich, begleitet von allen Scheikhs, welche uns bis vor die Thüre des Griechiſchen Biſchofs zu Pferde folgten. Hier gab ich Befehl zur Abreiſe auf Morgen, und wir verplauderten den Abend mit dem ehrwürdigen Wirthe, den wir ſo bald wieder verlaſſen ſollten; einige hundert Piaſter, die ich ihm als Almoſen für ſeine Gemeinde zurückließ, waren die Bezahlung der Gaſtfreundſchaft, die wir bei ihm genoſſen hatten. Er verſprach uns ſogar, ein Kameel abgehen zu laſſen, beladen mit einigen Bruchſtücken von Bildhauerei, die ich nach Europa mit zu nehmen wünſchte, Was er auch treulich vollführte; bei meiner Rückkehr nach Syrien traf ich dieſe köſtlichen Trümmer an, indem ſie ſchon vor mir in Beirut angekommen waren.

— 31. März 1833. —

Wir reiſten von Baalbek vier Uhr Morgens ab; die Karavane beſtand aus unſerer gewöhnlichen Anzahl von Kameelführern, Arabern, Dienern, Begleitern und aus acht Reitern von Baalbek, welche zwei bis drei hundert Schritt vor der Karavane vorausritten; der Tag fing an zu dämmern im Augenblick, wo wir über den erſten Hügel kamen, der gegen die Kette des Antilibanon aufſteigt; dieſer iſt ganz von ungeheuren tiefen Steinbrüchen durchhöhlt, aus welchen die wunderbaren Bauten hervorgegangen ſind, die wir noch ſo eben geſehen. Die Sonne fing an, ihre Giebel zu vergolden und ſie

glänzten zu unſern Füßen in der Ebene wie Goldblöcke; wir konnten unſere Augen nicht davon losreißen und hielten wohl zwanzigmal an, ehe wir ſie gänzlich aus dem Geſichte verloren; endlich verſchwanden ſie für immer hinter dem Hügel und wir ſahen jenſeits der Wüſte Nichts mehr, als die dunkeln oder ſchneeigen Gipfel der Gebirge von Tripolis und Latakia, welche in dem Firmamente auftauchten.

Die Anfangs weniger hohen Berge, über welche wir kommen, ſind ganz nackt und beinahe ausgeſtorben. Der Boden iſt in der Regel arm und unfruchtbar, die Erde da wo ſie bebaut iſt, röthlich. Es gibt auch anmuthige Thäler mit ſanften, wellenförmigen Abhängen, über welche der Pflug ohne Schwierigkeit gehen könnte. Wir treffen weder Reiſende, noch Dörfer, noch Einwohner bis gegen Mittag, wo wir am Eingange einer tiefen Schlucht, die von einem gerade trocken liegenden Fluſſe durchſchnitten iſt, Halt machen. Wir finden eine Quelle unter einem Felſen: das Waſſer iſt reich und köſtlich, und wir füllen damit die an den Sätteln unſerer Pferde hängenden Krüge. Nach zwei Stunden Ruhe machen wir uns wieder auf den Weg.

Wir reiten zwei Stunden lang auf einem jähen ſteilen Pfade längs der Seitenwand eines hohen Berges von nacktem Fels hin. Das Thal zu unſerer Rechten, welches immer tiefer wird, iſt von einem breiten Flußbette ohne Waſſer durchfurcht. Ein völlig nackter Berg von grauem Geſtein erhebt ſich auf der andern Seite, wie eine ſenkrechte Mauer. Wir ziehen nun wieder gegen die andere Mündung dieſer Schlucht hinab. Zwei von unſern Pferden, mit Gepäck beladen, kollern gegen den Abgrund zu. Die Matrazen und Divanteppiche, mit welchen ſie beladen ſind, halten den Fall auf, und es gelingt uns, ſie zu retten. Wir ſchlagen am Ausgang der Schlucht neben einer herrlichen Quelle unſer Lager auf. — Die Nacht mitten in dieſem unbekannten Labyrinthe der Gebirge des Antilibanon zugebracht. Die Gletſcher ſind nur fünfzig Schritte über uns. Unſere Araber haben unter einer Grotte, zehn Schritte von der Stelle, wo wir unſer Zelt aufgeſchlagen haben ein Feuer aus Geſtrüppe angezündet. Der Schein des Feuers dringt durch die Leinwand und erhellt das Innere des Zeltes, in welchem wir Schuz gegen die Kälte ſuchen. Die Pferde, obgleich mit ihren Liber's, Decken von Filz, bedeckt, wiehern vor Schmerz. Die ganze Nacht hören wir die Aegyptiſchen Reiter und die Reiter von Baalbek unter ihren Mänteln vor Kälte ſchnattern. Wir ſelbſt, obgleich mit einem Mantel und einer dicken wollenen Decke bedeckt, können die eiſige Alpluft nicht ertragen. Wir ſteigen ſieben Uhr Morgens wieder zu Pferde und allmälig nehmen wir in der herrlich glänzenden Sonne unſere Mäntel und unſere Kaftans ab. Um acht Uhr kommen wir in eine ſehr hohe Ebene durch ein großes Arabiſches Dorf, deſſen Häuſer geräumig und die Höfe mit Vieh und Geflügel angefüllt ſind, wie in Europa. Wir halten uns nicht auf. Dieſe Leute ſtehen in Feindſchaft mit den Arabern von Baalbek und Syrien. Es ſind beinahe unabhängige Völkerſchaften, welche mehr Beziehungen mit denen von Damaskus und Baalbek unterhalten. Sie ſcheinen reich und arbeitſam. Alle Ebenen

um dieſes Dorf her ſind angebaut. Wir ſehen Männer, Frauen, Kinder auf den Feldern. Man ackert mit Ochſen. Wir treffen auf Scheikhs mit ſchönen Pferden und reicher Ausrüſtung, welche von Damaskus herkommen oder dort hin reiſen: ihre Geſichter ſind roh und wild; ſie werfen ſchlimme Blicke auf uns und ziehen vorüber, ohne zu grüßen. Die Kinder rufen uns Schimpfworte zu. Im nächſten Dorfe, zwei Stunden von dem erſten, bekommen wir kaum einige Hühner und etwas Reiß zum Mittagsmahl der Karavane zu kaufen. Wir ſchlagen ſechs Uhr Abends unſer Lager auf in einem hohen Felde über einer Gebirgsſchlucht, welche gegen einen Fluß ſich hinziehe, den wir von Ferne erglänzen ſehen. In unſerer Nähe iſt ein kleiner Waldbach, welcher ſprudelnd in die Schlucht ſtürzt, und in dem wir unſere Pferde tränken. Das Klima iſt noch rauh. Vor uns an der Mündung der Schlucht erheben ſich pyramidiſch gruppirte Felszacken, welche ſich in dem Himmel verlieren. Keine Vegetation auf dieſen ſchroffen Höhen; die graue oder ſchwarze Farbe des Geſteins ſticht ab gegen die helle Klarheit des Himmels, in den ſie ſich tauchen.

— 1. April 1833. —

Morgens ſechs Uhr zu Pferde geſtiegen. Herrlicher Tag. — Den ganzen Tag, ohne Halt zu machen, weiter gereiſt, zwiſchen ſteilen Bergen hin, welche nur durch enge Schluchten getrennt ſind, wo Bäche von geſchmolzenem

Schnee hinfließen. — Nicht ein Baum, nicht ein Moos auf den Seitenwänden dieſer Berge. Ihre wunderlichen, kecken, zerriſſenen Formen geben ihnen das Anſehen von menſchlichen Gebäuden. Einer von ihnen erhebt ſich auf allen Seiten ſenkrecht wie eine Pyramide; er kann eine Meile im Umfang haben. Man kann nicht abſehen, wie es je möglich geweſen ſeyn ſollte, ihn zu erſteigen. Keine ſichtbare Spur von Pfaden oder Stufen: dennoch ſind alle ſeine Abhänge von Menſchenhand mit hohlen Räumen von jeder Größe durchgraben. Es finden ſich eine Menge von großen und kleinen Zellen, deren Thüren mit dem Meiſel in verſchiedenen Formen ausgehauen ſind. Einige dieſer Grotten, deren Eingang über unſern Häuptern ſich öffnet, haben kleine Terraſſen von natürlichen Felsmauern vor ihren Thüren. Man ſieht Ueberreſte von Tempeln, noch aufrechtſtehende Säulen auf dem Fels: man möchte es einen verlaſſenen Bienenſtock von Menſchen nennen. Die Araber von Damaskus ſagen, die Chriſten von Damaskus haben dieſe Höhlen gegraben. Ich glaube in der That, daß es eine jener Thebaisſtädte iſt, wohin die erſten Chriſten in den Zeiten des Mönchthums oder der Verfolgung ſich flüchteten. Der heilige Paulus hatte eine große Kirche in Damaskus geſtiftet und dieſe Kirche, welche lange blühte, hatte alle Phaſen und Verfolgungen aller andern Kirchen im Orient durchzumachen.

Wir laſſen dieſen Berg zur Linken, bald iſt er hinter uns. Wir ſteigen einen jähen Pfad über beinahe ungangbare Abſtürze nach einem offenern und breitern Thale hinunter. Ein reizender Fluß erfüllt es. Die Vegetation beginnt wieder an ſeinem Ufer: Weiden, Pappeln, ungeheure Bäume, mit Zweigen, die auf eine wunderliche Art gebogen ſind, und mit dunkeln Blättern wachſen in den Zwiſchenräumen der Felſen, welche den Fluß einfaſſen. Wir verfolgen dieſe reizenden Ufer beinahe eine Stunde lang immer unmerklich abwärts kommend. Der Fluß begleitet uns murmelnd und ſchäumend zu den Füßen unſerer Pferde. Die hohen Gebirge, welche die Schlucht bilden, in der der Fluß läuft, treten zurück und runden ſich zu breiten, holzbewachſenen Gruppen, die von den Strahlen der Abendſonne beleuchtet ſind; es iſt die erſte Ausſicht auf einen Fleck von Meſopotamien; wir bemerken mehr und mehr die weiten Thäler, welche in der großen Ebene der Wüſte von Damaskus bis Bagdad ausmünden. Das Thal, wo wir ſind, biegt ſich in ſanftem Kreiſe und wird ſelbſt breiter. Rechts und Links von dem Fluß bemerken wir allmälig Spuren von Anbau, wir hören fernes Gebrülle von Heerden. Gärten von Aprikoſenbäumen, ſo groß wie Nußbäume, bilden die Einfaſſung des Wegs. Bald ſehen wir zu unſerer großen Ueberraſchung Hecken, welche wie in Europa die Baum- und Küchengärten ſcheiden, die mit Gemüſe und blühenden Fruchtbäumen bepflanzt ſind. Schranken oder hölzerne Thore ſchließen hie und da den Eingang dieſer ſchönen Gärten. Der Weg iſt breit, eben, gut unterhalten, wie in den Umgebungen einer großen Stadt von Frankreich. Keiner von uns wußte Etwas von dem Vorhandenſeyn dieſer entzückenden Oaſe mitten in den unwegſamen Gebirgen des Antilibanon. Wir näherten uns offenbar einer Stadt oder einem

Dorfe, deſſen Namen wir nicht kannten. Ein Arabiſcher Reiter, dem wir begegnen, ſagt uns, wir befinden uns nahe bei einem großen Dorfe, Zebdani: ſchon ſahen wir den Rauch ſich zwiſchen den Gipfeln der hohen Bäume erheben, mit denen das Thal beſät iſt; wir reiten in die Straßen ein; ſie ſind breit, gerade, mit einem ſteinernen Fußpfad auf beiden Seiten. Die Häuſer ſind groß und mit Höfen voll Vieh und mit vollkommen bewäſſerten und angepflanzten Gärten umgeben. Die Frauen und Kinder zeigen ſich an den Thüren, um uns vorbeiziehen zu ſehen, und empfangen uns mit offener, lächelnder Miene. Wir erkundigen uns, ob eine Karavanſerei vorhanden ſey, in welcher wir die Nacht zubringen konnten, man verneint es; da Zebdani nicht an der Straße liegt, kommt nie eine Karavane durch. Wir kommen, nachdem wir lange im Zirkel durch die Straßen des Dorfs herum geritten ſind, auf einen großen Plaz am Ufer des Fluſſes. Hier kündigt uns ein Haus, welches, größer als die andern, eine Terraſſe zum Vorplaz hat und von Bäumen umgeben iſt, die Wohnung des Scheikhs an. Ich reite vor mit meinem Dragoman und frage nach einem Hauſe, wo ich die Nacht zubringen konnte. Die Sklaven gehen, um den Scheikh zu benachrichtigen; er ſelbſt kommt herbei: es iſt ein ehrwürdiger Greis mit weißem Bart, offenen, angenehmen Geſichtszügen. Er bietet mir ſein ganzes Haus an mit einem Dienſteifer und einer Anmuth der Gaſtfreundſchaft, die ich nirgends anderwärts getroffen habe. Im Augenblick ergreifen ſeine zahlreichen Sklaven und die angeſehenſten Einwohner des Dorfs unſere Pferde am Zügel, führen ſie in einen geräumigen Schuppen, laden ſie ab und bringen Haufen von Gerſte und Stroh herbei. Der Scheikh läßt ſeine Frauen in ihr Gemach ſich zurückziehen, führt uns zuerſt in ſeinen Divan, wo man uns Kaffee und Sorbet aufwartet, darauf überläßt er uns alle Gemächer ſeiner Wohnung. Er fragt mich, ob ich wolle, daß ſeine Sklaven mir ein Mahl bereiten. Ich bitte ihn, mir zu erlauben, daß mein Koch ihnen dieſe Mühe erſpare, er möchte mir nur ein Kalb und einige Schafe verſchaffen, um unſere ſeit Baalbek erſchöpften Vorräthe zu erneuern. In wenigen Minuten ſind die Schafe und das Kalb herbeigebracht und von dem Fleiſcher des Dorfs getödtet; und während unſere Leute uns das Abendeſſen zurichten, ſtellt uns der Scheikh die angeſehenſten Einwohner des Dorfes, ſeine Verwandten und Freunde vor. Er bittet mich ſelbſt um Erlaubniß, ſeine Frauen bei Frau von Lamartine einzuführen. Sie wünſchten ſehnlichſt, ſagte er, eine Frau aus Europa zu ſehen, um ihre Kleider und ihren Schmuck zu betrachten. Wirklich gingen die Frauen des Scheikh verſchleiert durch den Divan, in dem wir waren, in das Zimmer meiner Frau. Sie waren zu drei: eine ſchon ältliche, welche die Mutter der beiden andern zu ſeyn ſchien. Die beiden jungen waren ausgezeichnet ſchön, und ſchienen voll Ehrfurcht, Ergebenheit und Anhänglichkeit gegen die ältere. Meine Frau machte ihnen einige kleine Geſchenke, die ſie dann ihrerſeits erwiederten. Während dieſes Beſuchs hatte uns der ehrwürdige Scheikh von Zebdani auf eine Terraſſe geführt, die er ganz neben ſeinem Haus an dem Ufer des Fluſſes aufgebaut hatte.

Pfeiler in das Bett des Fluſſes ſelbſt gepflanzt, tragen einen mit Teppichen bedeckten Fußboden; rings umher zieht ſich ein Divan und ein ungeheurer Baum, denen gleich, die ich ſchon an der Seite des Wegs geſehen hatte, bedeckt mit ſeinen Schatten die Terraſſe und den Fluß nach ſeiner ganzen Breite. Hier brachte der Scheikh nach der Gewohnheit aller Türken ſeine Mußeſtunden zu unter dem Gemurmel und in der Friſche der Waſſer des Fluſſes, welcher unter ſeinen Augen ſchäumt, im Schatten des Baumes, und beim Geſange der Vögel, die dieſen bevölkern. Eine Brücke von Dielen führt zu dieſer hängenden Terraſſe. Es iſt eine der ſchönſten Lagen, die ich auf meine Reiſen getroffen habe. Das Auge gleitet über die lezten abgerundeten düſtern Bergrücken des Antilibanon hin, welche über die Pyramiden des „ſchwarzen Felſen" oder der Schneegipfel hervorragen; es folgt dem Fluſſe und ſeinen ſchäumenden Wellen abwärts zwiſchen den ungleichen Wipfeln der mannichfaltigen Waldbäume, welche ſeinen Lauf bezeichnen, und verliert ſich mit ihm in den abfallenden Ebenen Meſopotamiens, die wie ein grünender Golf in die Krümmungen der Gebirge einbiegen.

Als das Abendeſſen bereit war, bat ich den Scheikh, es mit uns zu theilen. Er nahm es mit Dank an und ſchien ſehr ergözt über die Art der Europäer, zu ſpeiſen. Wein trank er nicht und wir machten keinen Verſuch, ihn ihm aufzudringen. Das Gewiſſen des Muſelman's verdient die gleiche Achtung, wie das unſrige. Einen Türken zur Sünde gegen das Geſez verleiten, welches ſeine Religion ihm auflegt, ſchien mir immer ebenſo ſtrafbar, ebenſo abgeſchmackt, als einen Chriſten in Verſuchung zu führen. Wir ſprachen lange Zeit von Europa, von unſern Gebräuchen, die er ſehr zu bewundern ſchien. Er dagegen unterhielt uns mit der Schilderung der Art, wie er ſein Dorf regierte. Seine Familie herrſcht ſchon ſeit Jahrhunderten über dieſen privilegirten Kanton des Antilibanon und die Verbeſſerungen des Eigenthums, des Ackerbau's, der Polizei, der Reinlichkeit, welche wir im Vorüberziehen in Zebdani bewundert hatten, waren ein Werk dieſes trefflichen Scheikhgeſchlechts. So iſt es im ganzen Orient. Alles iſt Ausnahme und Unregelmäßigkeit. Das Gute pflanzt ſich ſchrankenlos fort, wie das Böſe. Wir konnten von dieſem reizenden Dorfe darauf ſchließen, Was dieſe Provinzen nach ihrer natürlichen Fruchtbarkeit werden könnten.

Der Scheikh bewunderte höchlich meine Waffen, hauptſächlich ein Paar Piſtolen mit Perkuſſionsſchlöſſern, und verhehlte ſchlecht das Vergnügen, das ihm ihr Beſiz verurſachen würde. Ich konnte ſie ihm jedoch nicht bieten. Es waren meine für ernſtliche Gelegenheiten beſtimmte Piſtolen, welche ich bis zu meiner Rückkehr nach Europa beibehalten wollte. Ich ſchenkte ihm eine goldene Uhr für ſeine Frau, und er nahm dieſes Geſchenk mit allem dem höflichen Widerſtreben an, welches wir gegen die Annahme eines ähnlichen in Europa bezeigen würden, und ſtellte ſogar ſich vollkommen zufrieden damit, ob ich gleich nicht zweifeln konnte, daß die Piſtolen ihm bei weitem lieber geweſen wären. Man brachte uns eine Anzahl von Kiſſen und Teppichen zu unſerem Nachtlager; wir breiteten ſie in dem Divan aus, wo er ſelbſt ruhte und ſchliefen unter dem Rauſchen des Fluſſes ein, der unter unſern Betten murmelt.

Den andern Morgen bei Tagesanbruch abgereiſt, — die andere Hälfte des Dorfes Zebdani durchzogen, welche noch ſchöner iſt, als die wir geſtern geſehen haben. Der Scheikh läßt uns von einigen berittenen Männern ſeines Stammes bis Damaskus das Geleite geben. Wir verabſchieden hier die Reiter des Emirs von Baalbek, da ſie auf dem Gebiete von Damaskus nicht mehr in Sicherheit wären. Eine Stunde lang reiten wir auf Wegen, welche von lebendigen Hecken eingefaßt ſind, eben ſo breit, als die in Frankreich und ſorgſam gepflegt. Ein Bogengang von Aprikoſen- und Birnbäumen bedeckt die Straße; Links und Rechts dehnen ſich Baumgärten ohne Ende, darauf angebaute Ländereien, von Leuten und Vieh angefüllt. Alle dieſe Baumgärten ſind von Bächen bewäſſert, welche von den Bergen zur Linken herabkommen. Die Berge ſind auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckt. Die Ebene iſt unermeßlich und hat keine andere Gränze für unſer Auge, als Wälder von blühenden Bäumen. Nachdem wir ſo drei Stunden wie mitten in den köſtlichſten Landſchaften wie in England oder der Lombardei hingeritten ſind, ohne daß Etwas uns an die Wüſte und die Barbarei erinnerte, treten wir in ein unfruchtbares rauheres Land ein. Die Vegetation und die Kultur verſchwinden beinahe gänzlich. Felshügel, kaum mit einem gelblichen Mooſe bedeckt, dehnen ſich vor uns, umgränzt von höheren grauen und öden Bergen. Wir halten Raſt unter unſern Zelten am Fuße dieſer Berge, fern von jeder menſchlichen Wohnung, und bringen die Nacht am Ufer eines tief eingezwängten Stromes zu, welcher wie ein Donner ohne Ende in einer Felſenſchlucht wiederhallt und ſchlammiges Waſſer und Schneeflocken hinwälzt.

Um ſechs Uhr zu Pferde. Es iſt unſer lezter Tag; wir nehmen vollends durchaus Türkiſche Kleidung an, um nicht in der Umgegend von Damaskus als Franken erkannt zu werden. Meine Frau kleidet ſich in die Tracht der Arabiſchen Frauen, und ein langer weißer Schleier umhüllt ſie von Kopf bis zu Fuß. Unſere Araber puzen ebenfalls ſich ſorgfältiger auf und zeigen mit dem Finger auf die Berge, die uns noch zu überſteigen übrig ſind, indem ſie uns zurufen: Scham! Scham! Dieß iſt nämlich der Arabiſche Name für Damaskus.

Die fanatiſche Einwohnerſchaft von Damaskus und der Umgegend macht dieſe Vorſicht von Seiten der Franken nöthig, die einen Beſuch in dieſer Stadt wagen. Die Damasker nähren allein unter den Orientalen immer größern religiöſen Haß und Abſcheu gegen Europäiſchen Namen und Tracht. Sie allein haben ſich geweigert, Konſuln oder ſelbſt nur Agenten von chriſtlichen Mächten zuzulaſſen. Damaskus iſt eine heilige Stadt, fanatiſch und frei, Nichts darf ſie entweihen.

Troz der Drohungen der Pforte, troz der noch mehr gefürchteten Intervention Ibrahim Baſſa's verweigerte die Bevölkerung von Damaskus beharrlich dem Generalkonſul von England in Syrien den Eingang in ihre Mauern. Zwei fürchterliche Aufſtände brachen bei der bloßen Nachricht von der Annäherung dieſes Konſuls in der Stadt aus. Wäre er nicht umgekehrt, er wäre in Stücke zerriſſen worden. Der Stand der Dinge iſt noch der gleiche; die Ankunft eines Europäers in Fränkiſcher Tracht gäbe die Loſung zu einer neuen Aufregung und wir ſind nicht ohne Unruhe, das Gerücht von unſerer Reiſe möchte ſchon nach Damaskus gedrungen ſeyn und uns ernſtlichen Gefahren ausſezen. Wir haben die beſtmoglichen Vorſichtsmaßregeln getroffen. Wir ſind alle in die ſtrengſte Türkiſche Tracht gekleidet. Ein einziger Europäer, der ſelbſt Arabiſche Gebräuche und Tracht angenommen hat, und für einen Armeniſchen Negozianten gilt, hat ſich ſeit mehreren Jahren der Gefahr ausgeſezt, eine ſolche Stadt zu bewohnen, um dem Handel des Küſtenlandes von Syrien und den Reiſenden nüzlich zu werden, welche ihr Geſchick in dieſe unwirthlichen Gegenden treibt. Dieß iſt Herr Baudin, Koſularagent von Frankreich und ganz Europa. Ehemaliger Agent der Lady Stanhope, die er auf ihren erſten Reiſen nach Baalbek und Palmyra begleitet hat, in der Folge von der Franzöſiſchen Regierung für den Ankauf von Pferden in der Wüſte angeſtellt, ſpricht Hr. Baudin Arabiſch wie ein Araber und hat Freundſchafts- und Handelsverhältniſſe mit allen herumziehenden Stämmen angeknüpft, welche Damaskus umgeben. Er hat eine Arabiſche Frau von Europäiſcher Herkunft geheirathet. Seit zehn Jahren lebt er in Damaskus, und troz der zahlreichen Verbindungen, die er angeknüpft, wurde ſein Leben mehreremale von der fanatiſchen Wuth der Einwohner von Damaskus bedroht. Zweimal war er genöthigt zu fliehen, um einem gewiſſen Tode zu entgehen. Er hat in Zakle, einer kleinen chriſtlichen Stadt, auf

den Abhängen des Libanon ein Haus gebaut, und dorthin flüchtet er ſich in den Zeiten der Volksaufregung. Herr Baudin, deſſen Leben in Damaskus in beſtändiger Gefahr ſchwebt, und der in dieſer großen Hauptſtadt das einzige Verbindungsmittel, den einzigen Anhaltspunkt für die Politik und den Handel Europa's darbietet, erhält von der Franzöſiſchen Regierung als einzige Belohnung ſeiner ausnehmenden Dienſte einen mäßigen Gehalt von 1500 Franken, während auf den andern Poſten der Levante die Konſuln, indem ſie mit aller Sicherheit und allem Lebensüberfluſſe umgeben ſind, ehrenwerthe reichliche Entſchädigungen erhalten. Ich kann die Gleichgiltigkeit und Ungerechtigkeit der Europäiſchen Regierungen, vornämlich der Franzöſiſchen nicht begreifen, mit welcher ſie einen jungen, verſtändigen, rechtſchaffenen, dienſtfertigen, beherzten und thätigen Mann, der ſeinem Vaterlande die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat und noch leiſtet, hintanſezen und ſtiefmütterlich behandeln konnten. Sie werden ihn verlieren!

Ich hatte Hr. Baudin vor'm Jahr in Syrien kennen gelernt und mit ihm meine Reiſe nach Damaskus verabredet. Nachdem er ſchon von meinem Aufbruch zur Reiſe und meiner demnächſt bevorſtehenden Ankunft unterrichtet war, ſchickte ich dieſen Morgen einen Araber zu ihm, um ihm die Stunde anzuzeigen, in der ich in der Umgegend der Stadt eintreffen würde, und ihn zu bitten, mir einen Führer zu ſchicken, der mir den Weg zeigen und mir ſagen ſollte, Was ich zu thun hätte.

Neun Uhr Morgens reiten wir einen von Landhäuſern und Gärten der Einwohner von Damaskus bedeckten Berg entlang. Eine ſchöne Brücke führt über den Waldſtrom am Fuße des Berges. Wir ſehen zahlreiche Reihen von Kameelen, welche Steine für neue Bauten tragen; Alles deutet auf die Nähe einer großen Hauptſtadt; eine Stunde weiterhin bemerken wir auf dem Gipfel einer Höhe eine kleine abgeſondert ſtehende Moſchee, die Wohnung eines mahomedaniſchen Einſiedlers; ein Brunnen läuft neben der Moſchee und kupferne Schalen, mit Ketten an dem Brunnen befeſtigt, erlauben dem Reiſenden, ſich abzukühlen; wir machen an dieſer Stelle, im Schatten eines Maulbeerfeigenbaums Halt; ſchon iſt die Straße von Reiſenden, Bauern und Arabiſchen Soldaten bedeckt; wir ſteigen wieder zu Pferde, und nachdem wir einige hundert Schritte aufwärts geritten ſind, kommen wir in einen tiefen Paß, zur Linken eingezwängt von einem Schieferberg, der ſenkrecht über unſern Köpfen aufſteigt, zur Rechten von einem dreißig bis vierzig Fuß hohen Felsrand; es geht jäh hinab und das Steingerölle gleitet unter den Hufen unſerer Pferde aus; ich ritt an der Spize der Karavane, einige Schritte hinter den Arabern von Zebdani; mit Einemmal halten ſie an und ſtoßen ein Freudengeſchrei aus, indem ſie mir eine Oeffnung in dem den Weg einfaſſenden Felsrand zeigen; ich reite hinzu und mein Blick verſenkt ſich in die herrlichſte fremdartigſte Ausſicht, die je ein Menſchenauge überraſcht hat; es war Damaskus und ſeine Wüſte ohne Gränzen einige hundert Schritte unter mir; der Blick fiel zuerſt auf die Stadt, welche, umgeben von ihren Wällen von gelbem und ſchwarzem Marmor mit unzähligen viereckigen in Zwiſchenräumen ſich an ſie anlehnenden Thürmen, in der Höhe blinkend mit gemeiſelten Giebeln, die noch ein Wald von Minareten von allen Formen überragt, durchſchnitten von den ſieben Armen des Fluſſes und von unzähligen Bächen, ſich ſo weit man ſah in einem Labyrinth von blühenden Gärten ausbreitete und da und dort ungeheure Arme nach der Wüſte ausſtreckte, welche überall durch den zehn Meilen ſich in die Runde ziehenden Wald von Aprikoſen, Maulbeerfeigen und andern Bäumen von allen Formen und jeder Art von Grün eingefaßt und beſchattet war; von Zeit zu Zeit ſchien ſich die Stadt unter dem Laubgewölbe dieſer Bäume zu verlieren, dann tauchte ſie weiterhin wieder auf gleichſam in breiten See'n von Häuſern, Vorſtädten, Dörfern; es war ein Labyrinth von Gärten, Baumgütern, Paläſten, Bächen, worin das Auge ſich verlor und von einem entzückenden Punkte ſich abwandte, nur um auf einen andern zu treffen. Wir ritten nicht weiter, alle uns an die ſchmale Oeffnung drängend, welche durch den Fels wie ein Fenſter durchgebrochen war, betrachteten wir, bald mit Ausrufungen, bald ſtillſchweigend das zauberiſche Schauſpiel, das ſich ſo plözlich und in ſeiner ganzen Fülle vor unſern Augen aufthat am Ende der Reiſe durch ausgedörrte Einöden und über Felſen, am Anfang einer andern Wüſte, welche erſt Bagdad und Baſſora zur Gränze hat, und welche zu durchziehen man vierzig Tage braucht: endlich ritten wir weiter; die Felswand zur Seite des Wegs, welche uns die Ebene und die Stadt verdeckte, wurde allmälig niedriger und ließ uns bald die unbeſchränkte Ausſicht auf den ganzen Horizont genießen; wir waren nur noch hundert Schritte von den Mauern der Vorſtädte entfernt; dieſe Mauern, umgeben von reizenden Kiosken und Landhäuſern von höchſt orientaliſcher Form und Architektur erglänzen wie eine goldene Ringmauer um Damaskus her; die viereckigen Thürme, welche an ſie ſtoßen und über ihre Linie ſich erheben, ſind mit Arabesken überzogen, von Bogengräthen durchbrochen, nicht mehr als nochmal ſo dick wie ein Schilfrohr; darüber zierlich ausgehauene Turbane als Zinnen; die Mauern ſind mit Steinen oder gelb und ſchwarzen Marmorplatten überkleidet, welche mit geſchmackvoller Symmetrie abwechſeln; die Wipfel der Cypreſſen und anderer großen Bäume, welche ſich über die Gärten und das Innere der Stadt erheben, ragen über die Mauern und die Thürme hervor und umkränzen ſie mit einem dunkeln Grün; die unzähligen Kuppeln der Moſcheen und der Paläſte einer Stadt von viermalhunderttauſend Seelen, ſpiegelten die Strahlen der Abendſonne wieder und die blauen glänzenden Wellen der ſieben Flußarme ſchimmerten und verſchwanden nach einander in den Straßen und den Gärten; der Horizont hinter der Stadt war gränzenlos wie das Meer, er floß mit dem purpurnen Rande des Feuerhimmels zuſammen, welchen noch der Wiederſchein des Sandes von der großen Wüſte mit Flammen bemalte; zur Rechten ſchoben ſich die breiten hohen Bergrücken des Antilibanon wie ungeheure Schatten hinter einander, indem ſie bald wie Vorgebirge in die Ebene vorſprangen, bald ſich wie tiefe Golfe öffneten, in denen die Ebene ſich verſenkte mit ihren Wäldern und großen Dörfern, von welchen einige bis zu dreißigtauſend Einwohnern

zählten; Arme des Fluſſes und zwei große See'n erglänzten hier in der dunkeln grünen Oberfläche, in der Damaskus begraben ſcheint; zu unſerer Linken erweiterte ſich die Ebene und erſt auf einer Entfernung von zwölf bis fünfzehn Meilen traf man die von dem Schnee weißen Gebirgskuppen wieder, welche in dem Blau des Himmels erglänzten, wie Wolken auf dem Ozean. Die Stadt iſt ganz von einem Wald von Fruchtbäumen umgeben, welchen wie in Neapel Weinreben durchflechten, und in Gewinden zwiſchen den Feigen-, Aprikoſen-, Birnen- und Kirſchenbäumen durchlaufen; unter dieſen Bäumen iſt der fette, fruchtbare und immer bewäſſerte Boden mit Gerſte, Korn, Mais und allen Hülſenfrüchten überdeckt, welche dieſes Land hervorbringt; kleine weiße Häuſer ſtechen da und dort aus dieſen grünen Wäldern hervor und dienen dem Gärtner zur Wohnung, oder der Familie des Eigenthümers als Vergnügungsort; dieſe Gärten ſind mit Pferden, Schafen, Kameelen, Turteltauben, mit Allem, was die Scenen der Natur lebendig macht, bevölkert; ſie ſind in der Regel einen oder zwei Morgen groß, und durch Mauern von Erde, welche man in der Sonne getrocknet hat, oder durch ſchöne lebendige Hecken von einander getrennt; eine Menge von ſchattigen Wegen, neben welchen ein fließender Waſſergraben ſich hinzieht, ſchlängeln ſich durch dieſe Gärten, gehen von einer Vorſtadt zur andern oder führen nach einigen Thoren der Stadt: ſie bilden ein Nez von zwanzig bis dreißig Meilen in die Runde um Damaskus her.

Wir ritten einige Augenblicke ſchweigend in dieſen erſten Labyrinthen der Baumgärten dahin, unruhig, daß wir den Führer nicht kommen ſahen, welcher uns angemeldet war; wir machten Halt: er erſchien endlich; es war ein armer, ſchlecht gekleideter Armenier, mit einem ſchwarzen Turban auf dem Kopf, wie ihn die Chriſten in Damaskus zu tragen gehalten ſind; er naherte ſich ohne Weiteres der Karavane, machte ein Zeichen, ſprach Etwas, und ſtatt in die Stadt durch die Vorſtadt und das Thor, das wir vor uns hatten, einzuziehen, folgten wir ihm Langs der Mauer, um die wir beinahe die ganze Runde zu machen hatten, durch ein Labyrinth von Gärten und Kioſken; endlich ritten wir durch ein ödes Thor ein, welches in der Nähe des Viertels der Armenier liegt. Das Haus Hrn. Baudin's, wo er die Güte hatte uns eine Wohnung zuzurüſten, liegt in dieſem Viertel. Man ſagte Nichts zu uns an dem erſten Thor der Stadt; nachdem wir durch dieſes gekommen waren, ritten wir lange Zeit an hohen Mauern mit vergitterten Fenſtern vorbei; die andre Seite der Straße nahm ein tiefer Kanal von fließendem Waſſer ein, welcher die Räder mehrerer Mühlen in Bewegung ſezte. Am Ende dieſer Straße wurden wir angehalten und ich horte einen Wortwechſel zwiſchen meinen Arabern und den Soldaten, welche ein inneres Thor bewachten, denn jedes Viertel hat ſein beſonderes Thor; ich wünſchte unerkannt zu bleiben, unſere Karavane ſollte für eine Karavane Syriſcher Kaufleute gelten, da aber der Wortwechſel ſich in die Lange zog und immer lauter wurde und da der Pobel anfing, ſich um uns zu verſammeln, gab ich meinem Pferde den Sporn und ritt an die Spize der Karavane vor. Es war ein Wachpoſten von Aegyptiſchen

Truppen, welche uns nicht einlaſſen wollten, weil ſie zwei Jagdflinten bemerkt hatten, die meine Arabiſchen Diener unter den Pferdedecken nur ſchlecht verſteckt hatten; ein Befehl des Scherif-Bei, des zeitigen Gouverneurs von Damaskus, verbot die Einfuhr von Waffen in die Stadt, wo man jede Nacht einen Aufſtand und die Niedermezelung der Aegyptiſchen Truppen befürchtete. Glücklicherweiſe hatte ich einen ganz neuen Brief von Ibrahim Baſſa in der Taſche; ich zog ihn heraus und ſtellte ihn dem Offizier zu, der den Poſten kommandirte; er las ihn, führte ihn an ſeine Stirne und ſeine Lippen und hieß mit einem Schwall von Entſchuldigungen und Komplimenten uns eintreten. Wir irrten einige Zeit in einem dunkeln Labyrinth von ſchmuzigen engen Straßen umher, welche von kleinen Häuſern gebildet wurden, deren Lehmwände auf uns einfallen zu wollen ſchienen; wir ſahen an den Fenſtern durch die Gitter hindurch reizende Geſtalten von jungen Armeniſchen Mädchen, welche bei dem Geräuſch unſeres langen Zugs von Pferden herbei gelaufen waren und uns vorüberreiten ſahen, indem ſie grüßende, freundliche Worte an uns richteten. Endlich hielten wir vor einer niedrigen engen Thüre in einer Straße, die man kaum paſſiren konnte, ſtiegen ab, kamen durch einen dunkeln Korridor mit niedriger Decke und befanden uns wie durch Zauberei in einem mit Marmor gepflaſterten Hof, der von Maulbeerfeigenbäumen beſchattet, von zwei Mauriſchen Brunnen gekühlt und von marmornen Säulengängen und reich verzierten Sälen umgeben iſt: wir waren bei H. Baudin. Dieſes Haus iſt, wie alle Häuſer der Chriſten von Damaskus, von Außen eine ſchlechte Hütte und inwendig ein herrlicher Palaſt. Die Tyrannei der fanatiſchen Einwohnerſchaft zwingt dieſe Unglücklichen, ihren Reichthum und ihren Wohlſtand unter dem Schein von Elend und Zerrüttung zu verſtecken. Man lud an der Thüre unſer Gepäck ab, füllte den Hof mit unſern Geräthen, unſern Zelten, unſern Sätteln und führte unſere Pferde in den Khan des Bazars.

Hr. Baudin räumte Jedem von uns ein artiges, nach morgenländiſcher Weiſe möblirtes Gemach ein, und wir ruhten auf ſeinen Divans und an ſeinem gaſtlichen Tiſche von den Strapazen eines ſo langen Wegs aus. Ein gekannter und geliebter Mann, den man mitten unter einer unbekannten Menge in einer fremden Welt trifft, iſt ein ganzes Vaterland; wir erprobten Dieß, als wir bei Hrn. Baudin uns befanden; die ſüßen Stunden, die wir über Europa und Aſien Abends bei'm Schimmer ſeiner Lampe, bei'm Rauſchen des Waſſerſtrahls in ſeinem Hofe verplauderten, ſind in meinem Gedächtniß und meinem Herzen geblieben, als eine der koſtlichſten Raſten auf meinen Reiſen: Hr. Baudin iſt einer von jenen ſeltenen Menſchen, welche die Natur fähig zu Allem gemacht hat, klarer, ſchnellblickender Verſtand, ein gerades feſtes Gemüth, unermüdliche Thätigkeit; in Europa oder Aſien, in Paris oder Damaskus, zu Lande oder zur See, er ſchickt ſich in Alles und findet uberall Glück und Heiterkeit, weil ſeine Seele, wie die des Arabers in die großen Grundgeſeze des Chriſtenthums und des Islamismus, Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes ſich ergeben hat, und weil in ihm

jene geiſtige Seite, jene Thätigkeit der Geiſteskräfte vorherrſcht, welche die zweite Seele des Europäers iſt. Seine Sprache, ſeine Haltung, ſeine Manieren haben den ganzen Wechſel der Geſtalt angenommen, wie ſein Schickſal. Sah man ihn mit uns über Frankreich und unſere bewegte Politik reden, ſo hielt man ihn für einen Mann, der geſtern aus Paris gekommen iſt und Morgen dahin zurückkehren will; ſah man ihn Abends auf ſeinem Divan liegend zwiſchen einem Kaufmann von Baſſora und einem Türkiſchen Pilger von Bagdad, die Pfeiſe oder das Waſſerrohr rauchend, träge die Ambraperlen des orientaliſchen Roſenkranzes zwiſchen den Fingern abrollend, den Turban auf der Stirne, die Papuſchen an den Füßen, alle Viertelſtunden ein Wort über den Preis des Kaffee's oder des Pelzwerks redend, ſo hätte man ihn für einen Sklavenhändler oder für einen aus Mekka zurückkehrenden Pilger erklärt. Es gibt keinen vollendeten Mann, als den, der viel gereist iſt und ein Duzendmal die Form ſeines Gemüths und ſeiner Lebensart geändert hat. Die beſchränkten gleichförmigen Gewohnheiten, die der Menſch in dem regelmäßigen Leben und der Eintönigkeit ſeines Vaterlandes annimmt, ſind Mühlen, welche alles kleiner mahlen: Gemüth, Philoſophie, Religion, Charakter, Alles iſt größer, richtiger, wahrer bei Dem, der die Natur und die Geſellſchaft aus verſchiedenen Geſichtspunkten geſehen hat. Es gibt eine Optik für die intellektuelle Welt, wie für die materielle. Reiſen, um die Weisheit zu ſuchen, war ein großes Wort der Alten; dieſes Wort wurde von uns nicht verſtanden; ſie reiſten nicht, um einzig und allein unbekannte Dogmen und die Lehren der Philoſophen aufzuſuchen, ſondern um Alles zu ſehen und Alles zu beurtheilen. Ich für meine Perſon bin beſtändig erſtaunt über die engherzige, kärgliche Art, mit der wir Dinge, Einrichtungen und Völker beſehen; wenn mein Geiſt ſich gehoben, mein Blick ſich erweitert hat, wenn ich gelernt habe, Alles zu begreifen, und dann gegen Alles tolerant zu ſeyn, ſo verdanke ich es einzig dem Umſtand, daß ich öfters die Scene und den Geſichtspunkt gewechſelt habe. Die Jahrhunderte in der Geſchichte, die Menſchen auf Reiſen, Gott in der Natur zu ſtudieren, Dieß iſt die große Schule; wir ſtudieren Alles in unſern elenden Büchern, und legen an Alles den Maßſtab unſerer kleinlichen Lokalgewohnheiten; Wer aber hat unſere Gewohnheiten und unſere Bücher geſchaffen? Menſchen, eben ſo klein, als wir. Oeffnen wir das Buch der Bücher; leben wir, ſehen wir, reiſen wir; die Welt iſt ein Buch, in welchem jeder Schritt uns ein Blatt umwendet; Wer nicht mehr, als Eines geleſen hat, Was weiß der? —

Damaskus.

— 2. April 1833. —

In die ſtrengſte Arabiſche Tracht gekleidet durchſtreifte ich dieſen Morgen die Hauptviertel von Damaskus einzig begleitet von Hrn. Baudin, aus Furcht, ein etwas zahlreicheres Beiſammenſeyn von unbekannten Geſichtern mochte die Aufmerkſamkeit auf uns ziehen. Wir mußten Anfangs uns lange Zeit durch die dunkeln, ſchmuzigen, winkligen Straßen des Armeniſchen Viertels durchwinden. Man mochte glauben, in dem elendſten Dorfe unſerer Provinzen ſich zu befinden. Die Häuſer ſind aus Lehm gebaut, ſie ſind gegen die Straße heraus von einigen wenigen kleinen vergitterten Fenſtern durchbrochen, deren Laden roth bemalt ſind. Sie ſind nieder und die Thüren mit gedrucktem Bogen glichen Stallthoren, beinahe überall vor dieſen Thüren befindet ſich ein Haufen von Unrath und eine Pfuze von Waſſer und Jauche. Wir haben indeſſen einige Häuſer der angeſehenſten Armeniſchen Negozianten betreten und ich war betroffen von dem Reichthum und dem Geſchmack dieſer Wohnungen im Innern. Wenn man durch die Thüre und einen dunkeln Korridor gekommen iſt, befindet man ſich in einem Hof, wo prächtige von einem oder zwei Maulbeerfeigenbäumen oder Perſiſchen Weiden beſchatteten Brunnen in Marmorbecken ſpringen. Der Hof iſt mit breiten Platten von polirtem Stein oder von Marmor gepflaſtert; Weinreben überkleiden die Wände. Dieſe ſind mit weißem oder ſchwarzem Marmor überzogen; fünf oder ſechs Thore, deren Pfeiler ebenfalls von Marmor ſind und, in Arabesken ausgehauen, in eben ſo viele Säle oder Salons führen, wo die Männer und Frauen der Familie ſich aufhalten. Dieſe Salons ſind weit und geräumig. Sie ſind von einer großen Anzahl von kleinen ſehr hohen Fenſtern durchbrochen, um unaufhörlich die äußere Luft frei durchſpielen zu laſſen. Beinahe alle beſtehen aus zwei verſchiedenen Flächen: aus einer niedrigern, wo die Diener und Sklaven ſich aufhalten und aus einer zweiten, um einige Stufen höher, welche von jener durch ein wunderſchön ausgearbeitetes Geländer von Marmor oder Cedernholz getrennt iſt. In der Regel murmeln ein oder zwei Brunnen in Waſſerſtrahlen in der Mitte oder den Ecken des Salons; dieſe ſind an ihrem Rande mit Blumenſcherben eingefaßt, zahme Schwalben und Tauben kommen ungeſcheut, um zu trinken und ſich auf den Rand der Becken zu ſetzen. Die Wände des Gemachs ſind bis auf eine gewiſſe Höhe von Marmor. Weiter oben ſind ſie mit Stukarbeit überkleidet und in Arabesken von tauſend bunten Farben bemalt, oft ſind ſie mit vergoldeten Zierrathen auf's reichſte ausgeſchmückt. Die Ausmöblirung beſteht aus herrlichen Perſiſchen oder von Bagdad ſtammenden Teppichen, welche überall den Marmor oder die Cederndielen bedecken, und in einer großen Anzahl von ſeidenen Kiſſen oder Matrazen, welche in der Mitte des Gemachs umhergelegt ſind und den Gliedern der Familie zu Sizen und Lehnen dienen. Ein mit koſtbaren Stoffen und noch unendlich feinern Teppichen bedeckter Divan zieht ſich im Grunde und an den Seiten des Zimmers umher. Die Frauen und Kinder ſind hier gewöhnlich niedergekauert oder ausgeſtreckt, beſchäftigt mit verſchiedenen häuslichen Arbeiten; der Herr des Hauſes hat gewöhnlich einen dieſer Salons für ſich allein; hier empfängt er die Fremden; man findet ihn gewöhnlich auf ſeinem Divan ſizend; ſein Schreibzeug mit langem Heft neben ſich auf dem Boden, und ein Blatt Papier auf ſein Knie oder ſeine linke Hand gelegt,

während er den ganzen Tag ſchreibt oder rechnet, da der Handel die einzige Beſchäftigung, die einzige Geiſtesthätigkeit der Bewohner von Damaskus iſt. Ueberall, wo wir die Beſuche heimgaben, die uns den Tag zuvor gemacht wurden, empfing uns der Hausherr mit Anmuth und Herzlichkeit; er ließ uns Pfeifen, Kaffee, Sorbet bringen und führte uns in den Salon, wo ſich die Frauen aufhalten. Welche Idee ich auch von der Schönheit der Syrierinnen hatte, welches Bild die Frauen von Rom und Athen im Geiſte zurückgelaſſen haben, der Anblick der Armeniſchen Frauen und jungen Mädchen von Damaskus hat Alles weit übertroffen. Beinahe überall haben wir Geſichter getroffen, wie ſie der Europäiſche Pinſel nie gezeichnet hat, Augen, wo das helle Licht der Seele in einem dunkeln Azur ſich wiederſpiegelt und in feuchten Sonnenſtrahlen heraustritt, wie ich ſie nie in dem Auge einer Frau erglänzen ſah; Züge von einer ſo ausgeſuchten Feinheit und Reinheit, daß der leichteſte, lieblichſte Pinſelſtrich ſie nicht nachahmen könnte, und eine ſo durchſichtige und doch zugleich mit ſo friſchen Farben belebte Haut, daß das zarteſte Roſenblatt von ihrem blaſſen Schimmer beſchämt werden müßte; die Zähne, das Lächeln, das markige Naturell der Formen und Bewegungen, der klare, metallreiche Silberton der Stimme, Alles bildet die ſchönſte Harmonie bei dieſen himmliſchen Erſcheinungen; ſie plaudern mit Anmuth und beſcheidener Zurückhaltung, aber ohne Verlegenheit, und wie wenn ſie die Bewunderung gewohnt wären, die ſie einflößen; ſie ſcheinen ihre Schönheit lange zu bewahren in dieſem balſamiſchen Klima und bei einem zurückgezogenen Leben und friedlicher Muße, wo die erkünſtelten Leidenſchaften der Geſellſchaft weder die Seele noch den Körper aufreiben. Beinahe in allen Häuſern, wo ich Zutritt erhielt, fand ich die Mutter ſo ſchön, als die Töchter, obgleich die Töchter ſchon funfzehn bis ſechszehn Jahre zu zählen ſchienen; ſie heirathen mit zwölf bis dreizehn Jahren. Die Trachten dieſer Frauen ſind die geſchmackvollſten und edelſten, die wir bis jezt im Orient bewundert haben: das Haupt blos, mit Haaren reich bedeckt, deren Zöpfe, mit Blumen durchflochten, mehreremale um den Kopf gewickelt ſind und in langen Flechten auf beiden Seiten des Halſes auf die nackten Schultern hernieder wallen; Gewinde von Goldſtücken und Perlenreihen in das Haar gemiſcht und auf dem Scheitel ein kleines Goldplättchen mit getriebener Arbeit angebracht; der Buſen beinahe blos; eine kleine Weſte mit weiten offenen Aermeln aus einem mit Silber oder Gold durchwirkten Stoffe; weite weiße Pantalons, welche in Falten bis auf den Fußknöchel niederfallen; der nackte Fuß in einem Pantoffel von rothem Saffian; ein langer Rock von Seide von auffallender Farbe, der von den Schultern niederfällt auf den Buſen und vorn an den Pantalons offen iſt, und über den Hüften allein mit einem Gürtel zuſammengehalten iſt, deſſen Enden bis auf die Erde niederfallen. Ich konnte meine Blicke nicht von dieſen reizenden Frauen losreißen; unſere Beſuche und Unterhaltungen zogen ſich überall in die Länge, und ich fand ſie eben ſo liebenswürdig, als ſchön; die Gebräuche von Europa, die Trachten und die Lebensart der Frauen im Abendland waren gewöhnlich der Gegenſtand des Geſprächs; ſie ſcheinen das Leben unſerer Frauen nicht zu beneiden, und wenn man mit dieſen reizenden Geſchöpfen ſpricht, wenn man in ihren Geſprächen und Manieren jene Anmuth, jene vollkommene Natürlichkeit, jene Gutmüthigkeit und Heiterkeit und jenen Frieden des Geiſtes und Herzens trifft, welche ſich ſo gut im Familienleben erhalten, weiß man nicht, Was ſie an unſern Damen von Welt zu beneiden hätten, welche Alles wiſſen, außer Was im Innern der Familie glücklich macht, und welche innerhalb weniger Jahre in dem geräuſchvollen bewegten Treiben unſerer Geſellſchaften ihre Seele, ihre Schönheit und ihr Leben vergeuden. Dieſe Frauen beſuchen ſich hie und da einander; ſie ſind ſogar nicht ganz von der Geſellſchaft der Männer ausgeſchloſſen; aber dieſe Geſellſchaft beſchränkt ſich auf einige junge Verwandte und Freunde der Familie, unter denen man, ihre Neigung und die Verhältniſſe der Familie berückſichtigend, ihnen ſehr frühe einen Verlobten auswählt. Dieſer Verlobte kommt dann von Zeit zu Zeit, um wie ein Sohn der Familie ſich in die Vergnügungen des Hauſes zu miſchen.

Ich traf hier einen Häuptling der Armenier von Damaskus, einen ausgezeichneten, ſehr unterrichteten Mann; Ibrahim hat ihn an die Spize ſeiner Nation in den Municipalrath geſezt, der die Stadt gegenwärtig regiert. Dieſer Mann, obgleich er nicht aus Damaskus gekommen iſt, hat die richtigſten, gründlichſten Kenntniſſe über den politiſchen Zuſtand von Europa, und insbeſondere von Frankreich, über die allgemeine Bewegung der Geiſter in unſerer Epoche; über die Umgeſtaltung der heutigen Regierungen und die wahrſcheinliche Zukunft der Civiliſation. Ich habe in Europa keinen Mann getroffen, deſſen Anſichten in dieſer Hinſicht beſtimmter und verſtändiger geweſen wären, und Dieß iſt um ſo erſtaunlicher, da er Nichts verſteht, als Latein und Griechiſch, und nie die Werke oder Journale des Occidents leſen konnte, in denen dieſe Fragen für die Faſſungskraft gerade Derer beſprochen werden, die ſie wiederholen, ohne ſie zu verſtehen. Eben ſo wenig hat er je Gelegenheit gehabt, mit ausgezeichneten Männern aus unſern Gegenden zu ſprechen: Damaskus iſt ein Ort ohne Beziehungen mit Europa; er hat Alles begriffen vermittelſt der Landkarte und einiger großer hiſtoriſcher und politiſcher Thatſachen, von denen die Kunde bis hieher gedrungen iſt, und welche ſein natürlicher forſchender Verſtand mit wunderbarem Scharfſinn entziffert hat. Ich war entzückt von dieſem Mann, und blieb einen Theil des Morgens bei ihm, um mich mit ihm zu unterhalten: er wird dieſen Abend und alle Tage wieder kommen; er ſieht, wie ich, Was die Vorſehung für den Orient und Occident vorzubereiten ſcheint durch die unvermeidliche Annäherung dieſer beiden Welttheile, indem ſie gegenſeitig ſich Raum, Bewegung, Leben und Licht mittheilen. Er hat eine Tochter, die ſchönſte Perſon, die wir je geſehen haben; die Mutter, noch jung, iſt ebenfalls reizend. Er hat mir ſeinen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren geſchickt, mit deſſen Erziehung er ſich viel zu ſchaffen macht; Sie ſollten, ſagte ich zu ihm, ihn nach Europa ſchicken, und ihm eine Erziehung geben laſſen, wie Sie bedauern, ſie nicht erhalten zu haben! ich will ihn beaufſichtigen. Wahrhaftig, antwortete er, ich denke gegenwärtig immer daran, und habe früher ſchon oft daran gedacht: aber Falls ſich der Zuſtand des Orients noch nicht ändert, welchen Dienſt würde ich meinem Sohn erweiſen, wenn ich ihm eine Erziehung gebe, welche ihn durch ſeine Kenntniſſe zu hoch über ſeine Zeit und über das Land ſtellt, in welchem er leben muß? Was wird er in Damaskus thun, wenn er mit der Aufklärung, mit den Sitten und dem Freiheitsſinn Europa's zurückkehrt? Wenn er Sklave ſeyn muß, iſt es beſſer, niemals etwas Anderes, als Sklave geweſen zu ſeyn.

Nach dieſen verſchiedenen Beſuchen verließen wir das Armeniſche Viertel, das von einem andern durch ein Thor getrennt iſt, welches alle Abende geſchloſſen wird. Ich traf eine breitere und ſchönere Straße; ſie wird durch die Paläſte der angeſehenſten Aga's der Stadt gebildet; Dieß iſt der Adel von Damaskus; die Façaden dieſer Paläſte auf die Straße heraus gleichen den langen Mauern von Gefängniſſen und Hoſpitälern, es ſind Wände von grauem Lehm; wenige oder keine Fenſter; von Zeit zu Zeit ein in einen Hof gehendes Thor; eine große Menge von Stallmeiſtern, Dienern, ſchwarzen Sklaven lagern im Schatten des Thors. Ich beſuchte zwei dieſer Aga's, Freunde von Hrn. Baudin; das Innere ihrer Paläſte iſt bewundernswürdig: ein geräumiger Hof, mit prächtigen Springbrunnen geziert und mit ſchattigen Bäumen bepflanzt; Salons, noch ſchöner und reicher verziert, als die der Armenier. Die Verzierung von mehreren dieſer Salons hat bis hunderttauſend Piaſter gekoſtet; Europa hat nichts Prächtigeres; Alles iſt in dem Arabiſchen Styl; einige von jenen Paläſten haben acht oder zehn Salons von dieſer Art. Die Aga's von Damaskus ſind in der Regel Abkömmlinge oder Söhne des Baſſa, welche auf die Ausſchmückung ihrer Wohnungen die von ihren Vätern erworbenen Schäze gewendet haben; es iſt der Nepotismus von Rom in andrer Form; ſie ſind zahlreich; ſie bekleiden die wichtigſten Aemter der Stadt unter den vom Großherrn geſchickten Baſſa's. Sie haben große Beſizungen an Ländereien in den Dörfern, welche Damaskus umgeben. Ihr Luxus beſteht in einem Palaſt, in Gärten, Pferden und Frauen; auf einen Wink des Baſſa fallen ihre Köpfe, und die Reichthümer, die Paläſte, die Gärten, die Frauen, die Pferde gehen an irgend einen neuen Liebling über, dem der Zufall gerade wohl will. Eine ſolche Geſezgebung fordert natürlich zum Genuß und zur Ergebung auf: Wolluſt und Fatalismus ſind die beiden nothwendigen Reſultate des orientaliſchen Deſpotismus.

Die beiden Aga's, denen ich meinen Beſuch machte, nahmen mich mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit auf. Der brutale Fanatismus des niedern Volkes von Damaskus reicht nicht bis in die höheren Regionen. Sie wiſſen, daß ich ein Europäiſcher Reiſender bin; ſie halten mich für einen geheimen Abgeſandten, welcher komme, um für die Könige von Europa über den Kampf zwiſchen den Türken und Ibrahim Erkundigungen einzuziehen. Ich bezeugte einem von ihnen meinen Wunſch, ſeine ſchönen Pferde zu ſehen und, falls er darein wil-

Sogleich ließ er mich

durch ſeinen Sohn und ſeinen Stallmeiſter in einen großen Stall führen, wo er dreißig bis vierzig der wunderſchönſten Pferde aus der Wüſte von Palmyra hält. Ich habe nie ſo viel Schönes beiſammen geſehen: es waren in der Regel Pferde von ſehr hohem Wuchs, mit dunkel- oder weißgrauem Haar, mit Mähnen, wie von ſchwarzer Seide, mit großen hervorſtehenden dunkelkaſtanienbraunen Augen, von bewundernswürdiger Kraft und Abhärtung, mit breiten platten Schultern und einem Schwanenhals. So bald dieſe Pferde mich eintreten ſahen, und eine fremde Sprache reden hörten, wandten ſie den Kopf nach mir, ſtuzten, wieherten und drückten ihr Erſtaunen und ihren Schreck durch ſchiefe, beſtürzte Blicke und durch Zuſammenziehen ihrer Nüſtern aus, das ihren ſchönen Köpfen den verſtändigſten und außerordentlichſten Ausdruck gab. Ich hatte ſchon Gelegenheit zu bemerken, um wie viel lebendiger und entwickelter der Geiſt der Thiere in Syrien iſt, als in Europa. Eine Verſammlung von Gläubigen, in der Moſchee von einem Chriſten überraſcht, hätte nicht beſſer in ſeinen Geberden und ſeinem Geſicht den Unwillen und den Schreck ausdrücken können, als dieſe Pferde thaten, da ſie eine unbekannte Sprache reden hörten. Ich liebkoste einige, und muſterte alle durch, ich ließ ſie in den Hof herausführen und wußte nicht auf welches ich meine Wahl fallen laſſen ſollte, ſo ausgezeichnet waren beinahe alle durch ihre Vollkommenheit: endlich entſchied ich mich für einen jungen dreijährigen Schimmelhengſt, der mir die Perle aller Pferde der Wüſte ſchien. Der Preis wurde zwiſchen Hrn. Baudin und dem Aga hin und her beſprochen und auf ſechstauſend Piaſter feſtgeſezt, die ich dem Aga zu bezahlen hatte. Das Pferd war erſt vor kurzer Zeit von Palmyra angekommen und der Araber, der es verkaufte, hatte fünftauſend Piaſter und einen herrlichen Mantel von Seide und Gold dafür bekommen. Das Thier, wie alle Arabiſchen Pferde, trug am Halſe ſeinen Stammbaum, in einem Säckchen von härnem Zeug und einige Amulette, um es gegen das böſe Auge zu ſchüzen.

Die Bazars von Damaskus durchſtreift. Der große Bazar iſt ungefähr eine halbe Meile lang. Die Bazars ſind lange Straßen mit ſehr hohen Gerüſten bedeckt, zu beiden Seiten Buden, Schoppen, Magazine, Kaffeehäuſer; dieſe Buden ſind eng und nicht ſehr tief; der Verkaufer ſizt auf den Knöcheln vor ſeiner Bude, die Pfeife im Mund oder das Waſſerrohr neben ihm. Die Magazine ſind mit Waaren aller Art angefüllt, hauptſächlich mit Indiſchen Stoffen, welche durch die Karavanen von Bagdad nach Damaskus zuſtrömen. Barbiere laden die Vorübergehenden ein, ſich die Haare ſcheeren zu laſſen. Ihre Schoppen ſind immer voll von Leuten. Eine Menſchenmenge, ebenſo zahlreich als die in den Galerieen des Palais-Royal, treibt ſich den ganzen Tag auf dem Bazar umher: der Anblick dieſer Maſſe iſt jedoch unendlich maleriſcher. Man ſieht Aga's, gekleidet in lange karmoiſinfarbene Pelze, mit Marder gefüttert, Säbel und Dolche reich mit Diamanten verziert, an dem Gürtel tragend; ihnen folgen fünf oder ſechs Höflinge, Diener oder Sklaven, welche ſchweigend hinter ihnen hergehen und ihre Pfeife und ihr Waſſerrohr tragen: ſie

ſizen einen Theil des Tages auf die äußern Divans der Kaffeehäuſer, welche an den die Stadt durchſchneidenden Waſſergräben gebaut ſind; ſchöne Platanen beſchatten den Divan: hier rauchen ſie und plaudern mit ihren Freunden; Dieß iſt außer der Moſchee das einzige Mittel der Mittheilung für die Einwohner von Damaskus. Hier bereiten ſich beinahe in der Stille die häufigen Revolutionen vor, welche dieſe Hauptſtadt mit Blut überſtrömen. Die ſtumme Gährung brütet lange, dann bricht ſie unerwartet auf Einmal aus. Das Volk ſtürzt zu den Waffen unter der Anführung irgend einer Partei, befehligt von einem der Aga's, und die Regierung geht für einige Zeit in die Hände des Siegers über. Die Beſiegten werden zum Tode geſchleppt oder flüchten ſich in die Wüſten von Baalbek oder Palmyra, wo die unabhängigen Stämme ihnen eine Zuflucht gewähren. Die Offiziere und Soldaten des Baſſa von Aegypten, beinahe ganz Europäiſch gekleidet, ſchleppen ihre Säbel auf den Trottoiren des Bazars; wir begegnen mehreren, welche uns ſtellen und Italieniſch ſprechen. Sie ſind in Damaskus auf ihrer Hut; das Volk ſieht ſie mit Abſcheu an, jede Nacht kann der Aufruhr ausbrechen. Scherif-Bei, einer der fähigſten Männer der Armee Mehemed-Ali's kommandirt ſie, und iſt der zeitige Gouverneur der Stadt. Er hat außerhalb der Mauern an den Ufern des Fluſſes ein Lager von zehntauſend Mann gebildet, und hält Garniſon in dem Schloß; er ſelbſt bewohnt das Serail. Die Nachricht von dem geringſten Nachtheil, welchen Ibrahim Baſſa in Syrien erlitten hätte, wäre die Loſung einer allgemeinen Schilderhebung und eines verzweifelten Kampfes in Damaskus. Die dreißigtauſend Armeniſchen Chriſten, welche die Stadt bewohnen, ſind in ſteter Angſt, ſie würden niedergemezelt, wenn die Türken die Oberhand gewännen. Die Muſelmanen ſind aufgebracht, daß Ibrahim Baſſa ſie und die Chriſten gleich geſtellt hat. Einige von den Lezteren mißbrauchen dieſen Augenblick der Toleranz und beleidigen ihre Feinde durch eine Verlezung ihrer Sitten, welche den Fanatismus aufreizt. Hr. Baudin hält ſich bereit, bei der erſten Nachricht nach Zarkle zu entfliehen.

Die Araber der großen Wüſte und von Palmyra ſind in Maſſe in der Stadt und treiben ſich auf dem Bazar umher: ihre ganze Kleidung beſteht in einem weiten Ueberwurf von weißem Wollenzeug, den ſie nach Art der antiken Statuen in Falten werfen. Ihre Geſichtsfarbe iſt bräunlich, ihr Bart ſchwarz, ihre Augen wild; ſie bilden Gruppen vor den Buden der Tabackshändler, und vor den Sattlern und Waffenſchmieden. Ihre Pferde, immer geſattelt und gezäumt, ſind in den Straßen und auf den Pläzen an Pflöcken angebunden. Sie verachten die Aegypter und die Türken; im Fall eines Aufſtands aber würden ſie gegen die Truppen Ibrahim's marſchiren. Dieſer hat ſie nicht weiter als bis auf eine Tagreiſe hinter Damaskus zurückdrängen können; er ſelbſt, als er über dieſe Stadt kam, marſchirte mit Artillerie gegen ſie. Sie ſind jezt ſeine Feinde. Ich werde in der Folge noch mehr über dieſe unbekannten Volksſtämme von der großen Wüſte und dem Euphrat ſprechen.

Alle Arten von Handel und Gewerbe haben ihr

beſonderes Viertel in den Bazars. Hier ſind die Waffenſchmiede, deren Buden nicht entfernt die prächtigen und berühmten Waffen darbieten, welche Damaskus einſt in dem Handel der Levante brachte. Jene Fabriken von bewundernswerthen Säbeln, wenn ſie je in Damaskus beſtanden haben, ſind ganz in Vergeſſenheit gerathen; man fabrizirt hier Nichts mehr, als Säbel mit ganz gewöhnlicher Härtung der Klinge und man ſieht bei den Waffenſchmieden Nichts als alte Waffen, beinahe ohne Werth. Vergeblich ſuchte ich nach einem Säbel und nach einem Dolch mit einer Klinge nach der alten Art. Dieſe Säbel kommen gegenwärtig von Khoraſſan, einer Perſiſchen Provinz, und auch dort werden ſie nicht mehr verfertigt. Es iſt noch eine gewiſſe Anzahl von ſolchen vorhanden, welche wie koſtbare Reliquien, von Hand zu Hand gehen, und einen unſchäzbaren Werth haben. Die Klinge von dem Säbel, den man mir zum Geſchenk gemacht hat, koſtete den Baſſa fünftauſend Piaſter. Die Türken und Araber, welche dieſe Klingen höher ſchäzen, als Diamanten, würden Alles in der Welt für eine ſolche Waffe geben; ihre Blicke funkeln von Begeiſterung und Verehrung, wenn ſie die meinige ſehen, und ſie führen ſie zur Stirne, wie wenn ſie ein ſo vollkommenes Werkzeug des Todes anbeten wollten.

Die Juweliere haben weder Kunſt, noch Geſchmack in der Faſſung ihrer Steine und ihrer Perlen; ſie haben aber ungeheure Vorräthe davon. Aller Reichthum der Orientalen iſt beweglich, um vergraben oder davon getragen werden zu können. Es gibt eine große Anzahl von dieſen Goldſchmieden. Sie legen Wenig aus; Alles iſt in kleinen Schmuckkäſtchen eingeſchloſſen, die ſie öffnen, wenn man einen Juwel von ihnen verlangt.

Die Sattler ſind die zahlreichſten und geſchickteſten Handwerker dieſer Bazars: Nichts in Europa gleicht dem Geſchmack, der Niedlichkeit und dem Reichthum der Prachtſchabraken, welche ſie für die Pferde der Arabiſchen Häuptlinge oder der Aga's des Bezirks verfertigen. Die Sättel ſind mit Sammt und von Gold und Perlen durchwirkter Seide überzogen. Die Halsriemen von rothem Saffian, welche in Franzen auf die Bruſt herabfallen, ſind ebenſo mit Troddeln von Silber und Gold und mit Büſcheln von Perlen verziert. Die Zäume, unendlich geſchmackvoller, als die unſrigen, ſind ebenfalls von Saffian von verſchiedenen Farben und mit Troddeln von Seide und Gold geſchmückt. Alle dieſe Gegenſtände ſind, im Vergleich mit Europa, ſehr wohlfeil. Ich habe zwei von den prächtigſten Zäumen, beide zuſammen für hundertzwanzig Piaſter (ungefähr fünfzig Franken) gekauft.

Die Eßwaarenhändler ſind Die, deren Buden die meiſte Ordnung, Eleganz, Reinlichkeit und Reiz für das Auge darbietet. Die Vorderſeite ihrer Buden iſt mit einer Menge von Körben eingefaßt, welche mit Gemüßen, getrockneten und Hülſenfrüchten angefüllt ſind, deren Namen ich nicht weiß, welche aber wunderbare Formen, und wie lakirte Farben haben, und glänzen, wie kleine gerade aus dem Waſſer kommende Kieſel. Brodkuchen von jeder Dicke und Qualität biegen vorn in der Bude aus. Es gibt davon eine unzählige Verſchiedenheit für die verſchiedenen Stunden und Mahlzeiten des Tags: ſie ſind ganz heiß, wie die Waffeln und von ausnehmend gutem Geſchmack. Nirgends habe ich ein ſo vollkommenes Brod getroffen, als in Damaskus; dabei koſtet es beinahe Nichts. Einige Garköche bieten auch den Gewerbsleuten oder den Spaziergängern auf dem Bazar ein Mittagsmahl an. Man ſieht bei ihnen weder einen Tiſch, noch Beſtecke: ſie verkaufen kleine Stückchen im Ofen geröſteten Hammelfleiſchs, von der Größe einer Nuß. Der Käufer trägt ſie auf einem der goldgelben Semmeln mit ſich fort und ſpeiſt ſie aus der Hand. Die zahlreichen Brunnen auf dem Bazar liefern ihm den einzigen Trank der Araber. Ein Menſch kann in Damaskus des Tags mit zwei Piaſtern oder ungefähr zehn Sous recht wohl leben. Das niedere Volk verzehrt blos halb ſo viel. Für zwei bis dreihundert Piaſtern des Jahrs kann man ein hübſches Haus haben. Mit drei bis vierhundert Franken jährlich hätte man hier ſein gutes Auskommen; es iſt in Syrien überall das Gleiche. Indem ich den Bazar durchſtreifte, kam ich zu dem Viertel der Verfertiger der Kiſten und Koffer: Dieß iſt ein ſtarkes Gewerbe, denn das ganze Hausgeräthe einer Arabiſchen Familie beſteht in einem oder zwei Koffern, in denen man die Siebenſachen und die Koſtbarkeiten aufbewahrt. Die meiſten dieſer Koffer ſind von Cedernholz, roth bemalt mit Verzierungen, welche durch goldene Nägel ausgeführt ſind. Einige ſind wunderſchön mit erhabener Arbeit verziert, und mit ſehr geſchmackvollen Arabesken bedeckt. Ich kaufte drei davon und ließ ſie durch die Karavane von Taraburtus weiter bringen. Der Geruch des Cedernholz erfüllt überall die Luft auf dem Bazar mit ſeinem Balſam, und dieſe Atmosphäre, gemiſcht aus den tauſend verſchiedenen Gerüchen aus den Buden der Tiſchler, den Magazinen der Spezereihändler und Droguiſten, von den Büchſen mit Ambra oder wohlriechendem Gummi, von Kaffee, von den unaufhörlich auf dem Bazar dampfenden Pfeifen, erinnern mich an den Eindruck den bei meiner erſten Durchreiſe Florenz auf mich machte, wo die Gerüſte von Cypreſſenholz die Straßen mit einem beinahe ähnlichen Dufte erfüllen.

Scherif-Bei, Gouverneur von Syrien für Mehemed-Ali, hat heute Damaskus verlaſſen. Die Nachricht von dem Siege, welchen Ibrahim bei Konieh über den Großvezier erfochten hat, iſt heute Nacht angekommen. Scherif-Bei macht ſich den Eindruck des Schreckens in Damaskus zu Nuze, um nach Aleppo zu gehen. Er läßt den Befehl über die Stadt in den Händen eines Aegyptiſchen Generals, dem ein Municipalrath zur Seite ſteht, welcher aus den erſten Gewerbsleuten aus allen den verſchiedenen Nationen gebildet iſt. Ein Lager von ſechstauſend Aegyptern und dreitauſend Arabern bleibt vor den Thoren der Stadt. Der Anblick, welchen dieſes Lager darbietet, iſt außerordentlich maleriſch; Zelte von allen Formen und Farben ſind im Schatten der großen Fruchtbäume an den Ufern des Fluſſes aufgeſchlagen. Pferde, in der Regel von ausgezeichneter Schönheit, ſind in langen Reihen an Seile gebunden von einem Ende des Lagers zum andern. Die nicht disciplinirten Araber zeigen ſich in der ganzen bizarren Verſchiedenheit ihrer Raçen, ihrer Waffen, ihrer Trachten: die Einen wie

eine Verſammlung von Königen oder Patriarchen, die Andern wie Räuber der Wüſte. Die Feuer der Bivouaks laſſen ihren bläulichen Rauch aufſteigen, den der Wind über den Fluß und die Gärten von Damaskus hintreibt.

Ich war bei der Abreiſe des Scherif-Bei anweſend. Alle vornehmen Aga's von Damaskus und die Offiziere des zurückbleibenden Korps waren im Serail verſammelt. Die weiten Höfe, welche die zerriſſenen Mauern des Schloſſes und des Serails umgeben, waren mit Sklaven angefüllt, die die ſchönſten Pferde der Stadt mit reichen Decken verziert an der Hand hielten. Scherif-Bei frühſtückte in den innern Gemächern. Ich trat nicht ein; ich blieb mit einigen Offizieren, Aegyptern und Italienern, in dem gepflaſterten Hof. Von hier aus ſahen wir die Menge Außen wogen, die Aga's ankommen, die ſchwarzen Sklaven, auf ihren Köpfen ungeheure zinnerne Platten vorbeitragen, welche die verſchiedenen Gerüchte des Mahls enthielten. Pferde des Scherif-Bei waren da; es ſind die ſchönſten Thiere, welche ich zu Damaskus geſehen habe, von Turkomaniſcher Raçe, bei weitem größer und ſtärker als die Arabiſchen Pferde; ſie gleichen großen Normanniſchen Pferden mit feineren und muskuloſeren Gliedern, leichterem Kopf, und dem großen, brennenden, ſtolzen, ſanften Auge der Pferde des Orients. Sie ſind alle röthlichbraun mit langen Mähnen: wahrhaft Homeriſche Pferde. Mittags machte ſich Scherif-Bei auf den Weg, gefolgt von einem ungeheuren Geleite zu Pferd bis zwei Meilen von der Stadt.

Mitten im Bazar finde ich den größten Khan des Orients, den Khan Haſſad-Baſſa's. Es iſt eine ungeheure Kuppel, deren kühnes Gewölbe, von Granitpfeilern getragen, an das von Sankt-Peter in Rom erinnert. Hinter dieſen Pfeilern ſind Magazine und Treppen, welche zu den obern Stockwerken führen, wo die Zimmer der Negozianten ſind. Jeder anſehnliche Negoziant miethet eines von dieſen Zimmern und hat hier ſeine koſtbaren Waaren und ſeine Bücher. Wächter ſind Tag und Nacht für die Sicherheit des Khans aufgeſtellt; zur Seite ſind große Ställe für die Pferde der Reiſenden und der Karavanen; ſchöne Brunnen erfriſchen den Khan; es iſt eine Art von Handelsbörſe für Damaskus. Das Thor des Khans Haſſad-Baſſa's iſt eines der nach den Einzelnheiten und dem großartigen Effekt reichſten Stücke Mauriſcher Architektur, das man in der Welt ſehen kann. Die Arabiſche Architektur findet ſich ganz darin wieder. Indeſſen iſt der Khan erſt ſeit vierzig Jahren gebaut. Ein Volk, welches Architekten hat, fähig ein Werk, wie den Khan Haſſad-Baſſa's zu zeichnen, und Handwerker, fähig es auszuführen, iſt nicht todt für die Künſte. Dieſe Khans ſind in der Regel von reichen Baſſa's gebaut, welche ſie ihrer Familie oder der Stadt laſſen, die ſie bereichern wollen. Sie tragen ſehr viel ein.

Ein wenig weiterhin ſah ich aus einer Thüre, welche auf den Bazar hinausgeht, den großen Hof oder den Vorplaz der Hauptmoſchee von Damaskus. Es war ehemals die dem Sankt-Johannes-Damascenus geweihte Kirche. Das Gebäude ſcheint aus der Zeit des heiligen Grabes in Jeruſalem, plump, groß und in jener Byzantiniſchen Bauart, welche den Griechiſchen Styl nachahmt,

um ihn zu verderben; es ſcheint aus Trümmern gebaut. Die großen Thore der Moſchee waren mit ſchweren Vorhängen geſchloſſen; ich konnte nicht in das Innere ſehen. Ein Chriſt konnte nur mit Lebensgefahr die Moſcheen betreten, da er dieſe durch ſeinen Eintritt entheiligte. Wir hielten nur einen Augenblick in dem Vorplaz, indem wir uns das Anſehen gaben, als kühlten wir uns an der Quelle ab.

— Gleiches Datum. —

Die Karavane von Bagdad iſt Heute angekommen. Sie beſteht aus dreitauſend Kameelen, und lagert vor den Thoren der Stadt. — Ich kaufte Ballen von Mokkakaffee, den man ſonſt nirgends ſich verſchaffen kann, und Indiſche Shawl's.

Die Karavane von Mekka wurde in Folge des Kriegs aufgehalten. Der Baſſa von Damaskus hat den Auftrag, ſie zu führen. Die Wachabiten haben ſie mehreremale auseinander getrieben. Mehemed-Ali hat dieſe gegen Medina zurückgedrängt. Die lezte Karavane, in Mekka von der Cholera angeſteckt, von Mattigkeit und Waſſermangel aufgerieben, ging beinahe ganz zu Grunde. Vierzigtauſend Pilgrime blieben in der Wüſte. Der Staub der Wüſte, welche nach Mekka führt, iſt Menſchenſtaub. Man hofft, dieſes Jahr werde die Karavane unter den Auſpizien Mehemed-Ali's reiſen können; aber es wird wenige Jahre mehr anſtehen, ſo werden die

Fortſchritte der Wachabiten dieſe frommen Pilgerfahrten für immer unmöglich machen. Die Wachabiten ſind die erſte große durch Waffengewalt ausgeführte Reform des Mahomedanismus. Ein Weiſer aus der Umgegend von Mekka, Abul-Wahiab, unternahm es, den Islamismus zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurück zu führen, Anfangs durch Worte, dann durch Gewalt bei den zu ſeinem Glauben bekehrten Arabern den Volksaberglauben, mit welchem Leichtgläubigkeit oder Betrug alle Religionen verfälſcht, auszurotten, und die Religion des Orients wieder zu einem praktiſchen und vernünftigen Deismus umzugeſtalten. Er hatte zu dieſem Zweck Wenig zu thun, denn Mahomed erklärte ſich ſelbſt nicht für einen Gott, ſondern für einen Menſchen, voll vom Geiſte Gottes, und predigte Nichts, als Einheit Gottes und Liebe gegen die Menſchen. Abul-Wahiab ſelbſt gab ſich nicht für einen Propheten, ſondern für einen bloß von der Vernunft erleuchteten Menſchen aus, und Dießmal machte die Vernunft die Araber fanatiſch, wie ſonſt die Lüge und der Aberglauben gethan haben. Sie haben in ſeinem Namen zu den Waffen gegriffen, Mekka und Medina erobert, den dem Propheten geweihten Kultus von aller Anbetung, die man an die Stelle der bloßen Verehrung ſezte, geſäubert, und dreimalhunderttauſend bewaffnete Miſſionäre drohten, die ganze Geſtalt des Orients zu verändern. Mehemed-Ali hat ihren Einfällen eine augenblickliche Schranke entgegengeſezt, aber der Wachabismus beſteht und pflanzt ſich fort in den drei Arabien, und bei der erſten Gelegenheit werden dieſe den Islamismus reinigende Völkerſchaften ſich bis

Jeruſalem, Damaskus, Aegypten verbreiten. So gehen die menſchlichen Ideen durch die Waffen ſelbſt unter, die ſie fortgepflanzt haben. Nichts iſt unzugänglich für das fortſchreitende Licht der Vernunft, dieſe gradweiſe, unvergängliche Offenbarung an die Menſchheit. Mahomed iſt aus den gleichen Wüſten, wie die Wachabiten hervorgegangen, um die Gözen zu ſtürzen und einen Dienſt ohne Opfer für den einigen, unſinnlichen Gott herzuſtellen. Nun kommt Abul-Wahiab an die Reihe, bricht den Pöbelglauben und ruft den Islamismus zur reinen Vernunft zurück. Jedes Jahrhundert hebt eine Ecke des Schleiers auf, welcher das große Bild des Gottes der Götter bedeckt, und enthüllt ihn hinter allen den Symbolen, welche in ihrer Nichtigkeit zuſammenfallen, als den Einigen, Ewigen, in der Natur Offenbaren, und ſeine Orakel durch das Gewiſſen Ertheilenden.

— Damaskus. 3. April. —

Den Tag damit zugebracht, die Stadt und die Bazars zu durchſtreifen. — Erinnerungen an den heiligen Paul lebendig bei den Chriſten von Damaskus. Ruinen des Hauſes, aus dem er Nachts in einem Korbe entfloh. Damaskus war einer von den erſten Orten, wo er das Wort ausſtreute, das die Welt umgeſtaltete. Dieſes Wort trug hier ſchnelle Früchte. Der Orient iſt das Land der Gottesverehrung, der Wunder, ſelbſt des Aberglaubens. Die große Idee, welche hier zu jeder

Zeit die Phantaſieen aufregt, iſt die religiöſe Idee. Alle Geſeze und Sitten dieſes Volks haben die Religion zur Grundlage. Im Occident iſt es nie ſo geweſen. Warum? Es ſind Sohne eines weniger edlen Geſchlechts, Kinder von Barbaren, die ſich dabei noch auf ihre Abſtammung Etwas zu Gute thun. Die Dinge ſind nicht an ihrem Plaze im Occident. Die erſte der menſchlichen Ideen kommt erſt hinter allen andern. Es iſt ein Land des Goldes oder des Eiſens, der Bewegung und des Lärmens, der Orient ein Land tiefen Nachdenkens, der Anſchauung und Anbetung. Aber der Occident geht mit Rieſenſchritten vorwärts, und wenn Religion und Vernunft, welche das Mittelalter in ſeinem Dunkel auseinanderriß, ſich in der Wahrheit, der Aufklärung und der Liebe zuſammengefunden haben werden, ſo wird der religiöſe Geiſt, der göttliche Hauch wieder die Seele der Welt werden und Wunder der Tugend, der Geſittung und des Genie's gebären. Amen, ja Amen!

— 4. April. Damaskus. —

Es ſind dreißigtauſend Chriſten in Damaskus und vierzigtauſend in Bagdad. Die Chriſten von Damaskus ſind Armeniſche oder Griechiſche. Einige katholiſche Prieſter beſorgen die von ihrer Gemeinde. Die Einwohner von Damaskus dulden die katholiſchen Mönche. Sie ſind an ihre Tracht gewohnt und ſehen ſie wie Orientalen an. Ich ſah dieſer Tage mehreremale zwei Franzöſiſche Lazariſtiſche Prieſter, welche ein kleines in dem

armſeeligen Viertel der Armenier verſtecktes Kloſter inne haben. Einer von ihnen, der Pater Pouſſous bringt die Abende mit uns zu. Er iſt ein herrlicher Mann, fromm, unterrichtet und liebenswürdig. Er führte mich in ſein Kloſter, wo er arme Arabiſche chriſtliche Kinder unterrichtet. Einzig und allein die Liebe zum Wohlthun hält ihn in dieſer Verlaſſenheit von Menſchen zurück, wo er unaufhorlich für ſeine Sicherheit zu fürchten hat. Deſſen ungeachtet iſt er fröhlich, heiter, gefaßt. Von Zeit zu Zeit erhält er durch die Karavanen von Syrien von ſeinen Obern in Frankreich Neuigkeiten und neue Unterſtüzungen und einige katholiſche Journale. Er lieh mir einige davon und Nichts ſchien mir ſeltſamer, als dieſe frommen oder politiſchen Stänkereien aus dem Viertel von Saint-Sulpice, an der Gränze der Wüſte von Bagdad hinter dem Libanon und Antilibanon, in der Nähe von Baalbek, zu leſen, mitten unter dem Gewimmel von andern Menſchen, welche mit andern Ideen ſich beſchäftigen, und wo der Lärm, den wir machen, und die Namen von unſern großen Männern des Tages nie wiedergetönt haben. Eitelkeit der Eitelkeiten Alles, außer Gott zu dienen und den Menſchen um Gottes willen. Nie iſt man mehr von dieſer Wahrheit durchdrungen, als auf Reiſen, wenn man ſieht, wie Wenig an einer Bewegung iſt, der das Meer ein Ziel ſezt, an dem Lärm, den ein Berg aufhält, an dem Ruhm, den eine fremde Zunge ſogar nicht einmal ausſprechen kann! Unſere Unſterblichkeit liegt in etwas Anderen, als in dieſer falſchen und kurzen Unſterblichkeit unſerer Namen hienieden.

Wir ſpeisten Heute mit einem greiſen Chriſten von Damaskus, welcher, über neunzig Jahre alt, den vollen Gebrauch ſeiner Körper= und Geiſteskräfte genoß. Ein herrlicher bewundernswürdiger Greis, der in ſeinen Zügen jene Heiterkeit des Wohlwollens und der Tugend trug, welche das Bewußtſeyn eines reinen frommen Lebens gibt, das ſich ſeinem Ende nähert! Er überhäuft uns mit Dienſtleiſtungen aller Art, und iſt für uns immer auf den Beinen, wie ein junger Mann. Außerdem bildeten der Vater Pouſſons, deſſen Gefährte, zwei Negozianten von Bagdad und ein vornehmer Perſer, der nach Mekka geht, die friedliche Abendgeſellſchaft auf den Divans des Hrn. Baudin mitten in dem Dampfe des Tabacks und des Tombachs, welcher die Luft verdunkelte und mit Wohlgeruch erfüllte. Mit Hilfe Herrn Baudin's und Herrn Mazoyer's, meines Dragoman's, ging die Unterhaltung mit ziemlicher Leichtigkeit vor ſich. Die vollkommenſte Einfachheit und Herzlichkeit herrſchte dieſen Abend unter Leuten von den vier Enden der Welt. Die Sitten von Indien, Perſien, die neueſten Ereigniſſe von Bagdad, der Aufſtand des Baſſa gegen die Pforte waren der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Der Einwohner von Bagdad war genöthigt geweſen, durch die Wüſte von vierzig Tagreiſen auf ſeinen Dromedaren mit ſeinen Schäzen und zwei jungen Franken zu fliehen. Er wartete mit Ungeduld auf Nachrichten von ſeinem Bruder, deſſen Tod er zu erfahren fürchtete. Man brachte ihn einen Brief von dieſem Bruder, während er mit uns ſprach. Er war gerettet und kam mit der Nachhut der Karavane an, die man noch erwartete. Er vergoß

Freudenthränen. Wir ſelbſt weinten, ſowohl durch ihn angeregt, als durch die traurigen Erinnerungen unſeres eigenen Unglücks. Dieſe Thränen, mit Augen, die niemals wieder an gemeinſamem Freundesheerde ſich treffen ſollten, zuſammengeweint, mitten in einer Stadt, wo wir nur durchreisten, dieſe Thränen vereinigten unſere Herzen und wir liebten als Freunde dieſe Menſchen, deren Namen ſogar nicht einmal unſerem Gedächtniſſe geblieben ſind.

— 4. April. —

Schrecklicher Sturm während der Nacht. Der hohe und von zahlreichen Fenſtern ohne Glas durchbrochene Pavillon, wo wir ſchliefen, zitterte wie ein Schiff unter dem Stoßwind. Der Regen drang in wenigen Augenblicken durch das Lehmdach, welches die Terraſſe des Pavillons bedeckt und überſchwemmte den Fußboden. Glücklicherweiſe waren unſere Matrazen über den Fußboden durch die Koffer von Damaskus emporgehoben; die Decken ſchüzten uns; aber am Morgen ſchwammen unſere Kleider in der Kammer umher. Aehnliche Stürme ſind in Damaskus nicht ſelten, ſie reißen oft die Häuſer mit ſich fort, deren Grund nicht von Marmor iſt. Das Klima iſt kalt und feucht während der Wintermonate. Reichlicher Schnee fällt von den Gebirgen. Dieſen Winter wurde die Hälfte der Bazars von dem Gewicht des Schnee's erdrückt und die Straßen waren zwei Monate lang geſperrt. Die Hize des Sommers iſt, wie man ſagt, unerträglich. Bis jezt merkten wir noch Nichts davon. Wir zünden alle Abende Kohlpfannen, hier zu Lande Mangalen genannt, an.

Ich kaufe einen zweiten Arabiſchen Hengſt von einem Beduinen, den ich am Thore der Stadt treffe. Ich laſſe den Reiter mir folgen, um mit ihm auf eine ſchickliche und natürliche Art den Kauf zu ſchließen. Das Thier von kleinerem Wuchſe, als das, welches ich vom Aga gekauft habe, iſt ſtärker und von ſeltener Behaarung, Pfirſichblüthfarbe. Es iſt von einer Raçe, deren Name den Sinn hat: König der Kniekehle. Man läßt es mir für viertauſend Piaſter. Ich beſteige es, um es zu prüfen. Es iſt weniger ſanft, als die andern Arabiſchen Pferde. Es hat einen wilden unbändigen Charakter, ſcheint aber unermüdlich. Ich werde Tedmor (dieß iſt der Arabiſche Name von Palmyra, den ich dem Pferde des Aga gegeben habe) von einem meiner Sai's an der Hand führen laſſen und Scham während der Reiſe reiten. Scham iſt der Arabiſche Name für Damaskus.

Ein Stammhäuptling von der Straße nach Palmyra, welchen Hr. Baudin hieher entbieten ließ, iſt hier angekommen; er übernimmt es, mich nach Palmyra zu führen und mich geſund und wohl wieder zurückzubringen, unter der Bedingung jedoch, daß ich allein und als Beduine der Wüſte gekleidet die Reiſe mit ihm mache; er will ſeinen Sohn bis zu meiner Rückkehr als Geiſſel in Damaskus laſſen. Wir berathen uns; ich wünſchte ſehnlich, die Ruinen von Tedmor zu ſehen; indeß da ſie weniger merkwürdig ſind, als die von Baalbek, da man wenigſtens zehn Tage hin und her brauchte und meine Frau mich nicht begleiten kann, da ferner der Augenblick gekommen iſt, wo wir am Meeresufer wieder uns zu treffen haben, indem unſer Schiff uns dort erwarten ſoll, verzichte ich mit Bedauern auf das Vergnügen dieſer Streiferei in die Wüſte; wir rüſten uns zur Rückkehr auf übermorgen.

— 6. April 1833. —

Wir reiſten von Damaskus heute acht Uhr Morgens ab; als wir durch die Stadt und die von der Menſchenmenge angefüllten Bazars kamen, hörten wir einiges Murmeln und einige Schimpfreden; man hält uns für Verſtärkungen von Ibrahim. Wir zogen aus der Stadt durch ein anderes Thor, als durch welches wir hineingekommen waren, ritten köſtliche Gärten entlang auf einem Weg am Ufer eines von herrlichen Bäumen beſchatteten Wegs, und erſtiegen den Berg, auf welchem wir eine ſo ſchöne Erſcheinung von Damaskus hatten: hier machten wir noch einmal Halt, um die Stadt noch einmal zu betrachten, und ein ewiges Bild von ihr in der Seele mit uns zu nehmen. Ich begreife, wie die Arabiſchen Traditionen nach Damaskus die Lage des verlorenen Paradieſes verſezen; kein Ort auf der Erde erinnert mehr an Eden. Die weite fruchtbare Ebene, die ſieben Arme des blauen Stromes, die ſie bewäſſern, die majeſtätiſche Einfaſſung durch die Gebirge, die glänzende See'n, welche den Himmel auf der Erde wiederſpiegeln, die geographiſche Lage zwiſchen zwei Meeren, die Vollkommenheit des Klima's, Alles zeigt, daß Damaskus wenigſtens eine der erſten von Menſchenkindern gebauten Städte war, einer der natürlichen Anhaltspunkte der umherirrenden Menſchheit in den erſten Zeiten; es iſt eine der von dem Finger Gottes auf der Erde vorgezeichneten Städte, eine vom Schickſal vorgezeichnete Hauptſtadt, wie Konſtantinopel. Es ſind die zwei einzigen Städte, welche nicht willkürlich auf die Karte eines Reiches hingeworfen, ſondern gebieteriſch durch die Geſtaltung der Oertlichkeit angedeutet ſind. So lange es Staaten auf der Erde gibt, wird Damaskus eine große Stadt ſeyn, und Stambul die Hauptſtadt der Welt; am Ausgang der Wüſte an der Ausmündung der Ebenen von Cöleſyrien und der Thäler von Galiläa, von Idumäa und dem Uferland der Meere von Syrien bedurfte es eines reizenden Ruhepunktes für die Karavanen von Indien: und Dieß war Damaskus. Der Handel hat den Gewerbsfleiß hervorgerufen; Damaskus läßt ſich mit Lyon vergleichen, eine ungeheure Manufakturſtadt; die Bevölkerung iſt nach Einigen viermalhunderttauſend, nach Andern zweimalhunderttauſend Seelen ſtark; ich weiß es nicht, und es iſt unmöglich, es zu wiſſen, man kann bloß Vermuthungen aufſtellen, im Orient gibt es keine genaue Schäzung, man muß nach dem Augenmaß urtheilen. Nach der Bewegung der Maſſe, welche die Bazars und Straßen überſchwemmt, nach der Anzahl der bewaffneten Männer, welche auf das Signal

zu Revolution oder Aufſtand aus den Häuſern ſtürzen, nach der Ausdehnung der Strecke Landes, welche die Häuſer einnehmen, wäre ich geneigt, zu glauben, daß die Stadt innerhalb ihrer Mauern zwiſchen zwei und dreimalhunderttauſend Seelen einſchließt. Wenn man jedoch die Stadt nicht willkürlich abgränzt und zu ihrer Einwohnerzahl alle Die zählt, welche die Vorſtädte und Dörfer bevölkern, die mit den Häuſern und Gärten dieſes ungeheuren Menſchenklumpens für das Auge zuſammenſchmelzen, ſo glaubte ich wohl, das Territorium von Damaskus nähre eine Million. Ich werfe einen lezten Blick darauf mit innigen Wünſchen für Hrn. Baudin und die herrlichen Männer, die unſern Aufenthalt dort ſicher und angenehm gemacht haben, und einige Schritte unſerer Pferde laſſen uns für immer von dem Anblick ſeiner Baumgipfel und ſeiner Minarete Abſchied nehmen.

Der Araber, der meinem Pferd zur Seite geht, zeigt mir am Horizont einen großen See, welcher am Fuß der Berge erglänzt, und erzählt mir eine Geſchichte, von der ich einige Worte verſtehe und die mir mein Dragoman verdolmetſchte.

Es war einmal ein Hirte, welcher die Kameelweibchen eines Dorfes am Ufer dieſes See's an einem einſamen unbewohnten Fleck dieſes hohen Berges hütete. Als er eines Tags ſeine Heerde tränkte, bemerkte er, daß das Waſſer des See's durch einen unterirdiſchen Ausgang abfloß und verſchloß dieſen mit einem großen Stein, ließ aber ſeinen Hirtenſtab hineinfallen. Einige Zeit darauf trocknete ein Fluß in einer Provinz von Perſien aus; der Sultan, der durch den Mangel an Wäſſerung ſein Land in Gefahr einer Hungersnoth ſah, befragte die Weiſen ſeines Reichs, und auf ihr Anrathen ſchickte er Abgeſandte in alle angränzenden Königreiche, um auf die Spur zu kommen, auf welche Art die Quelle ſeines Fluſſes abgeleitet oder ausgetrocknet ſeyn möchte. Dieſe Geſandten trugen den Hirtenſtab mit ſich, den der Fluß herbeigetrieben hatte. Der Hirte befand ſich in Damaskus, als dieſe Geſandten dort erſchienen; er erinnerte ſich ſeines in den See gefallenen Stabs, trat näher und ſah, daß der, den ſie in Händen hatten, der ſeinige war; ſogleich wurde ihm klar, daß ſein See die Quelle des Fluſſes ſey, und daß Reichthum und Leben eines Volkes in ſeiner Gewalt ſtehe. — Was wird der Sultan für Den thun, der ihm ſeinen Fluß wieder gibt? — fragte er die Geſandten. — Er wird ihm, war die Antwort, ſeine Tochter und die Hälfte ſeines Königreichs geben. — So geht denn, erwiederte er, ehe ihr zu Hauſe angekommen ſeyd, wird der verlorene Fluß Perſien wieder bewäſſern und das Herz des Sultans erfreuen. — Der Hirte ging hinauf in die Gebirge, und nahm den großen Stein weg und die Waſſer, welche wieder ihren Lauf durch den unterirdiſchen Kanal nahmen, erfüllten auf's Neue das Bette des Fluſſes. Der Sultan ſchickte neue Geſandte mit ſeiner Tochter an den glücklichen Hirten und gab ihm die Hälfte ſeiner Provinzen.

Dieſe wunderbaren Sagen erhalten ſich als ganz wahr geglaubt bei den Arabern; keiner von ihnen ſezt einen Zweifel in ſie, denn die Phantaſie hat keinen Zweifel.

— 7. April. —

Den Abend auf dem Abhang eines hohen Berges kampirt, nach einem achtſtündigen Ritt durch eine bergige, nackte, unfruchtbare und kalte Gegend. Wir werden von einer Karavane eingeholt, weniger zahlreich als die unſrige; es iſt der Kadi von Damaskus, der alle Jahre nach Konſtantinopel geſchickt wird und jezt wieder abgeht, um ſich in Alexandrette einzuſchiffen. Seine Frauen und Kinder machen die Reiſe in einem doppelten Koffer, der über den Rücken eines Laſtthiers gelegt iſt; in jeder Hälfte des Koffers befindet ſich eine Frau und mehrere Kinder; Alles iſt verſchleiert. Der Kadi reitet eine Viertelſtunde hinter ſeinen Frauen, begleitet von einigen berittenen Sklaven. Die Karavane zieht an uns vorüber und ſchlägt weiterhin ihr Lager auf. Während eines rauhen Tags ein Ritt von zehn Stunden bei ſtrenger Kälte durch vollkommen öde Thäler; eine Stunde lang kommen wir durch das Bette eines Stroms, wo große von den Bergen herabgerollte Steine jeden Augenblick den Pferden den Weg verſperren; ich reite eine oder zwei Stunden mein ſchönes Pferd Tedmor, um Scham ausruhen zu laſſen. Troz zwei Tagen einer ermüdenden Reiſe fliegt dieſes herrliche Thier wie eine Gazelle auf dem ſteinigten Boden der Wüſte dahin; in Einem Augenblicke hat es die beſten Renner der Karavane überholt; es iſt ſanft und verſtändig, wie der Schwan, von dem es die Weiße und den Schwung des Halſes hat:

ich werde es mit Scham und Saide nach Europa mitnehmen. So bald ich abgeſtiegen bin, entſchlüpft es mir und trabt wiehernd auf den Araber Manſor zu, der es pflegt und führt; es legt ſeinen Kopf auf ſeine Schultern, wie ein liebkoſender Hund. Der Araber und das Pferd verſtehen ſich vollkommen, wie es bei uns mit den Hunden der Fall iſt; Manſor und Daher, die trefflichſten unter meinen Arabiſchen Stallknechten, die ich in der Umgegend von Beirut zu mir genommen habe, und die ſeit beinahe einem Jahr in meinem Dienſte ſich befinden, ſind die treueſten, freundlichſten Menſchen: — nüchtern, unermüdlich, verſtändig, anhänglich an ihren Herrn und ihre Pferde, immer bereit, für uns zu kämpfen, ſo oft eine Gefahr drohen ſollte. Was würde nicht ein geſchicktes Oberhaupt mit Menſchen ſolcher Art ausrichten können! Hätte ich nur den vierten Theil der Reichthümer von dieſem oder jenem Bankier von Paris oder London, in zehn Jahren wollte ich die ganze Geſtalt von Syrien umändern; alle Elemente einer Wiedergeburt ſind hier vorhanden: es bedürfte nur einer Hand, um ſie zuſammen zu faſſen, eines richtigen Auges, um einen Grund zu legen, einer ſtarken Willenskraft, um ein Volk dort zuſammen zu bringen.

In einer Art von einſam ſtehenden Gaſthof auf einer Hochebene bleiben wir bei einer ausnehmenden Kälte über Nacht; wir finden etwas Holz, um ein Feuer in dem niedrigen Zimmer anzuzünden, wo wir unſere Teppiche ausbreiten.

Unſere Vorräthe von Damaskus ſind erſchöpft; wir laſſen einen Teig aus ein wenig Gerſtenmehl machen, das für unſere Pferde beſtimmt iſt, und eſſen dieſe bittern, ſchwärzlichen Fladen.

Mit Tagesanbruch aufgebrochen, zwölf Stunden geritten, in einemfort durch eine unfruchtbare, unbewohnte Gegend; endlich kommen wir bei einem kleinen Dorfe an, wo wir ein Obdach, Hühner und Reiß finden. Der Regen hat uns den ganzen Tag durchnäßt; wir ſind nur noch acht Stunden von dem Thale von Beka entfernt, aber wir betreten es erſt auf ſeinem öſtlichen Ende und weit unterhalb Baalbek.

— 8. April. —

Drei Uhr Nachmittags an der Wüſte von Beka angekommen. Die Karavane macht Halt und zaudert. Die Ebene von dem Punkte an, wo wir ſind, bis zu dem Fuße des Libanon, welcher auf der andern Seite wie eine Mauer emporragt, gleicht einem ungeheuren See, in deſſen Mitte einige dunkle Inſeln, die Gipfel von überſchwemmten Bäumen, und ungeheure antike Ruinen auf einem Hügel drei Meilen von uns auftauchen. Und wir ſollten uns ohne Führer auf's Gerathewohl in dieſe überſchwemmte Ebene wagen?! Indeſſen müſſen wir wohl, wenn wir es nicht darauf ankommen laſſen wollen, am folgenden Tage den Weg gar nicht mehr machen zu können, denn der Regen dauert fort, und die Waldbäche überſchwemmen die Wüſte von allen Seiten mit ihrem Waſſer. Wir reiten zwei Stunden lang auf den höchſten Stellen der Ebene, wodurch wir dem Hügel näher kommen, auf dem wir die großen Tempelruinen gewahr werden. Wir laſſen dieſe unbekannten Trümmer einer aus gleicher Zeit mit Baalbek ſtammenden Stadt, die Heut zu Tage keinen Namen mehr hat, zu unſerer Linken. Bruchſtücke von rieſengroßen Säulen ſind über die Abhänge der Hügel hingerollt, und lagern in dem Kothe zu unſern Füßen. Der Tag ſinkt, der Regen wird ſtärker, und wir haben nicht Zeit, zu dem Tempel hinan zu gehen. Nachdem wir dieſen Hügel hinter uns haben, können wir bloß noch ſo weiter reiten, daß unſere Pferde bis um's Knie im Waſſer gehen. Jeden Augenblick gleitet eines von unſern Laſtthieren aus, und kollert mit unſerem Gepäck in Gräben, aus welchen unſere Kameeltreiber ſie nur mit Mühe wieder herausziehen. Wir laſſen einen Araber zwanzig Schritte vor der Karavane herreiten, um das Terrain auszukundſchaften; aber wie wir in der Mitte der Ebene ankommen, da wo das Flüßchen von Baalbek ſein Bett zieht, geht uns der Boden unter den Füßen aus, und wir müſſen dreißig bis vierzig Fuß weit fortſchwimmen. Meine Araber, welche ſich in's Waſſer werfen, und den Kopf der Pferde aufrecht erhalten, bringen meine Frau und eine engliſche Kammerfrau, die ſie begleitet, glücklich hinüber: wir ſelbſt ſchwimmen durch, und kommen Alle auf dem gegenüberliegenden Ufer an. Es iſt beinahe völlig Nacht: wir beeilen uns den noch übrigen Weg durch das Thal zurückzulegen, während wir Dämmerlicht genug haben, um uns zurecht zu finden. Wir kommen bei einem oder zwei Gebäuden vorbei, welche

von einem wilden Stamme der Araber von Baalbek bewohnt ſind. Wenn ſie uns in dieſem Augenblick angriffen, ſo wären wir ihnen völlig preisgegeben: alle unſere Gewehre ſind nicht im Stande, Feuer zu geben. Die Araber ſehen uns von ihren Terraſſen herab vorüberreiten, und kommen nicht in den Koth herab. Endlich im Augenblick, wo die völlige Nacht hereinbricht, hebt ſich die Ebene wieder, und wir befinden uns im Trockenen auf den Landſtrichen, welche an den Libanon ſtoßen.

Wir nehmen die Richtung nach einem fernen Lichte, welches drei (franz.) Meilen von uns in einer Gebirgsſchlucht flackert: es muß die Stadt Zarkle ſeyn. Von Müdigkeit erſchöpft, von Froſt durchſchauert und vom Regen bis auf die Knochen durchweicht erreichen wir endlich die erſten Hügel, welche die Stadt tragen. Wie wir hier uns rufen und abzählen, bemerken wir, daß einer von unſern Freunden, Hr. von Capmas, uns fehle. Man hält, man ruft, man feuert einige Flintenſchüſſe los: keine Antwort. Wir ſchicken zwei Reiter ab, um ihn zu ſuchen und ziehen in Zarkle ein. Hier brauchen wir eine Stunde, um an einem Fluß hinauf zu reiten, der durch die Stadt fließt, und die einzige Brücke zu finden, welche von einem Viertel zum andern führt. Unſere erſchöpften Pferde können ſich kaum auf dem ſchlüpfrigen Pflaſter dieſer ſchroffen Brücke ohne Bruſtwehr halten. Endlich nimmt uns das Haus des Griechiſchen Biſchofs auf. Man zündet Feuer aus Reiſern in den Hütten an, welche den Hof umgeben. Der Biſchof leiht uns einige Matten und einige Teppiche. Wir trocknen uns. Die beiden Araber, welche ausgeſchickt waren, um unſern Freund zu holen, kommen mit ihm zurück. Man führt ihn beinahe ohnmächtig zum Heerde: er kommt zu ſich. Wir finden unten in unſern vom Waſſer durchſpülten Kiſten eine Flaſche Rhum; der Biſchof ſorgt uns für Zucker und wir bringen mit einigen Gläſern Punſch unſern halbtodten Reiſegefährten wieder ins Leben, während unſere Araber uns den Pilau zubereiten. Der arme Biſchof kann uns durchaus Nichts bieten, als Dach und Fach, dazu iſt die Neugierde der Frauen und Kinder von Zarkle ſo groß, daß ſie jeden Augenblick den Hof anfüllen, und die Thüren unſrer Zimmer einbrechen, um die beiden Fränkiſchen Frauen zu ſehen. Ich bin genöthigt, zwei bewaffnete Araber an das Hofthor zu ſtellen, um ihnen den Eintritt zu verſagen.

Am andern Tage Raſt in Zarkle, um unſere Kleider zu trocknen und unſere von der geſtrigen Durchnäſſung verdorbenen Reiſevorräthe zu erneuern. Zarkle iſt eine ganz chriſtliche Stadt, ſchon ſeit mehreren Jahren in einer Schlucht auf den lezten Wurzeln des Libanon gebaut: ſie verdankt ihre ans Wunder gränzende raſche Vergrößerung den verfolgten Familien der Armeniſchen und Griechiſchen Chriſten von Damaskus und Homs. Sie zählt ungefähr acht bis zehntauſend Einwohner, treibt großen Handel in Seide und vergrößert ſich jeden Tag. Von dem Emir Beſchir, dem ſouveränen Herrſcher des Libanon, in Schuz genommen, wird ſie nicht mehr durch die Streifereien der Stämme von Baalbek und dem Antilibanon beunruhigt. Die gewerbſamen, Ackerbau treibenden und thätigen Einwohner bauen die Hügel wunderſchön an, welche von der Stadt nach der Ebene ſich

ſenken, ſie wagen ſich ſogar daran, die nächſtgelegenen Parthieen der Wüſte urbar zu machen. Der Anblick der Stadt iſt ſehr außergewöhnlich: es iſt eine unordentliche Zuſammenſtellung von dunkeln Häuſern aus Lehm auf den ſteilen Abhängen der beiden durch einen Fluß getrennten Hügel gebaut. Die Schlucht, durch welche der Fluß ſtrömt, ehe er die Stadt und die Ebene durchfließt, iſt ein weiter tiefer Schlund, von ſenkrechten Felſen eingefaßt, welche von einander abſpringen, um den Fluß durch zu laſſen: er läuft von Platte zu Platte und bildet drei oder vier breite Waſſerfälle, welche in übereinander ſich erhebenden Stufen die ganze Queere jener Platten einnehmen. Der Schaum des Fluſſes überdeckt durchaus die Felſen, und das Geräuſch ſeiner Stürze erfüllt die Straßen von Zarkle mit einem unaufhörlichen dumpfen Gemurmel. Einige ziemlich zierliche Häuſer ſchimmern zwiſchen den grünen Pappeln und den hohen Reben über den Abſtürzen des Fluſſes. Hier iſt das für Nothfälle gebaute Haus unſeres Freundes, Herr Baudin; ein anderes iſt ein Maronitiſches Kloſter. Nachdem der Fluß ſeinen Lauf an den Häuſern vorbeigenommen hat, welche auf die bizarrſte Art an ſeinen hohen Ufern und über ſein Bette hängen, bewäſſert er ſchmale Ländereien und Wieſen, wo die Betriebſamkeit der Einwohner ſeine Waſſer in tauſend Gräben vertheilt. Alleen von Perſiſchen Pappeln erſtrecken ſich, ſo lange man an ihm hinabſieht, das Auge verfolgt ſie, wie einen grünen Bogengang bis zu der Wüſte von Baalbek und den Schneegipfeln des Antilibanon. Beinahe alle Einwohner ſind Syriſche Griechen oder Griechen von

Die Häuſer gleichen erbärmlichen Bauernhütten von Savoyen oder Brescia, aber in jedem derſelben ſieht man eine Bude, eine Werkſtätte, wo Sattler, Waffenſchmiede, ſelbſt Uhrmacher mit groben Inſtrumenten die Arbeiten ihres Handwerks verfertigen. Das Volk ſchien uns gut und gaſtfreundlich. Der Anblick von Fremden wie wir ſchien, weit entfernt ſie zu erſchrecken oder aufzuregen, ihnen angenehm zu ſeyn. Sie boten uns alle die kleinen Dienſte an, welche unſerer Lage angemeſſen waren und ſchienen ſtolz auf den wachſenden Wohlſtand ihrer Stadt. Zarkle ſcheint der erſte Keim einer großen Handelsſtadt zu ſeyn, dazu beſtimmt, gegenüber von Damaskus ein Vereinigungspunkt des Handels zwiſchen Chriſten und Mahomedanern zu werden. Wenn der Tod des Emirs Beſchir nicht die Einheit der Herrſchaft zerreißt, wodurch der Libanon ſtark iſt, ſo wird Zarkle nach zwanzig Jahren die erſte Stadt von Syrien ſeyn. Alle kommen herunter, ſie allein hebt ſich; alle ſchlafen, ſie allein arbeitet. Der Griechiſche Genius trägt überall hin das Princip der Thätigkeit, welches in dem Blute dieſer Europäiſchen Raçe liegt. Aber die Thätigkeit der Aſiatiſchen Griechen iſt nüzlich und fruchtbar; die der Griechen in Morea iſt Nichts als ein unfruchtbares Treiben durcheinander. Die Luft von Aſien ſänftigt das Blut der Griechen: hier ſind ſie ein außerordentlich ſanftes Volk, ſonſt gewaltthätig, oft barbariſch. Eben ſo iſt es mit der phyſiſchen Schönheit der Raçe. Die Griechiſchen Frauen von Aſien ſind das Meiſterſtück der Schöpfung, das Ideal der Grazie und der wollüſtig ſchmachtenden Augen. Die Griechinnen von Morea haben

reine aber harte Formen und Augen, deren düſteres ſtechendes Feuer nicht durch die ſanfte Weichheit der Seele und die Empfindſamkeit des Herzens gemildert wird: ihre Augen ſind brennende Kohlen; die Augen der Frauen von Aſien ſind eine Flamme, von feuchtem Nebelflor umſchleiert.

— Gleiches Datum. —

Der arme Biſchof von Zarkle iſt aus einer Familie von Aleppo, wo er die feine weichliche Lebensweiſe führte, welche in jener Stadt, dem Athen von Aſien, gewöhnlich iſt: er fühlt ſich in ſeiner jezigen Lage ohne Geſellſchaft, und ohne moraliſche Hilfsquellen wie in der Verbannung. Seine Manieren haben die Würde der ausgeſuchten Lebensart der Aleppiner beibehalten, aber bei ſeiner gänzlichen Entblößung von Allem kann er uns Nichts anbieten, als ſeine beſcheidene Wohnung. Wir ſprechen Italieniſch mit ihm. Ich gebe ihm bei der Abreiſe ein Almoſen von fünfhundert Piaſtern für ſeine Armen oder für ihn ſelbſt; denn er ſchien in einem an Elend gränzenden Zuſtande zu ſeyn. Einige Arabiſche und Griechiſche Bücher, unordentlich in ſeinem Zimmer durcheinander geworfen, und ein alter Koffer, der ſeine prächtigen Pelze und ſeine biſchöflichen Gewänder enthielt, waren ſein ganzer Reichthum. Ich nahm in Zarkle Führer mit, um den Libanon auf unbekannten Pfaden zu überſteigen. Die gewöhnliche durch die ungeheure Schneemenge, welche während dieſes Winters gefallen war. Anfangs ſtiegen wir über ziemlich ſanfte Abhänge hinauf, durch Hügel, welche mit Weinreben und Maulbeerbäumen bepflanzt waren. Bald gelangten wir in der Region der Felſen und der Waldbäche ohne Bette; wir kamen während ſechs Stunden über deren wenigſtens dreißig. Sie ſtrömen über ſo jähe Abhänge hinab, daß ſie nicht Zeit haben, ſich ein Bette zu graben: es iſt ein Vorhang von Schaum, welcher über den nackten Fels ſich hinrollt und mit der Schnelligkeit des Vogelflugs weiterzieht.

Der Himmel bedeckte ſich mit blaſſen Wolken, welche ſchon das Licht verdunkelten, obgleich der Tag noch nicht ſehr vorgerückt war; wir waren vollkommen begraben in dieſen Wolkenſchichten und oft ſahen wir die Spize der Karavane nicht mehr, da dieſe dunkeln Nebeldecken ſie einhüllten. Auch fing der Schnee an in ſtarken Flocken zu fallen, und bedeckte die Spur der Pfade, welche unſere Führer vergebens ſuchten; kaum hielten wir unſere müden Pferde zuſammen, da ihre Eiſen auf den abſchüſſigen Felsrändern ausglitſchten, die wir entlang zu reiten hatten. Die herrliche innere Anſicht des Thales von Baalbek und der Kuppen des Antilibanon mit den großen Ruinen der Tempel von Beka, von Streiflichtern getroffen, zeigten ſich uns nur auf Augenblicke durch die Wolken hindurch, wenn dieſe ſich ſpalteten; es war wie wenn wir am Himmel hinſchifften, und wie wenn der Boden, den wir unter uns hatten, nicht mehr zu der Erde gehörte zu der wir hinab ſahen. Indeſſen ließen ſich die Winde in den tiefen Schluchten hoch oben auf den Bergen in unterirdiſchen Trauertönen hören, ähnlich dem Gebrülle der hochgehenden See nach einem Sturme, ſie ſchoſſen wie Blize bald an unſern Köpfen, bald weiter unten an unſern Füßen vorüber, indem ſie wie verwelkte Blätter Maſſen von Schnee und einen Hagel von Steinen, ſelbſt große Felsblöcke vor ſich herrollten, ſo ſchnell, wie wenn ſie aus der Mündung einer Kanone fuhren; zwei unſerer Pferde wurden dadurch getroffen, und rollten mit unſerem Gepäcke in den Abgrund. Keiner von uns wurde getroffen; meine jungen Arabiſchen Hengſte, welche man an der Hand führte, ſchienen vor Schreck erſtarrt, ſie hielten kurz an, hoben die Nüſtern und ſtießen nicht ein Wiehern, ſondern Kehltöne aus, ähnlich dem menſchlichen Röcheln; wir ritten in geſchloſſenen Reihen, um gegenſeitig auf einander Acht zu haben und uns im Fall der Noth beizuſtehen. Die Nacht wurde immer dunkler und der Schnee, welcher gegen unſere Augen flog, benahm uns das wenige Licht, das uns noch leiten konnte. Der Wirbelwind erfüllte die ganze Schlucht, wo wir waren, mit einem kreiſenden Schnee, der ſich in Säulen bis zum Himmel erhob und in ungeheuren Scheiben wieder herabfiel, wie der Schaum der großen Wogen an den Klippen; es gab Augenblicke, wo es unmöglich war, zu athmen; unſere Führer hielten jeden Augenblick an, zauderten und feuerten Flintenſchüſſe ab, um die Richtung auszufinden; aber der Wind ließ Nichts wiederhallen, und das Feuer unſerer Gewehre machte kein ſtärkeres Geräuſch, als der Knall einer Peitſche. Als wir indeß immer tiefer in die Schlucht auf den lezten Höhen des Libanon hineinkamen, hörten wir mit

Schreck ein tiefes dumpfes, anhaltendes Gebrülle, welches jeden Augenblick ſtärker wurde, und gleichſam den Baß zu dieſem ſchauerlichen Konzert der entfeſſelten Elemente bildete; wir wußten nicht, von Was wir es herleiten ſollten; es kam uns vor, wie wenn ein Theil des Gebirgs einſtürzte und in Strömen von Felſen niederrollte, die dicken, dicht auf dem Boden hinziehenden Wolken verbargen uns Alles, wir wußten nicht, wo wir waren, als wir auf Einmal Pferde ohne Reiter und Maulthiere ohne Gepäck nebſt einigen Kameelen ſahen, welche über die ſchneebedeckten Abhänge des Berges hinflohen. Bald folgten ihnen Araber mit lautem Geſchrei; ſie ſagten uns, wir ſollten anhalten, indem ſie uns vierzig bis funfzig Schritte unter uns ein Gebäude zeigten, welches ſich an einen Felsblock lehnte, und welches wir vor den Nebelwolken nicht geſehen hatten; eine Rauchſäule und der Schein eines Heerds drangen aus der Thüre dieſer Hütte, deren Dach von ungeheuren Geäſten zur Hälfte von dem Orkan weggeriſſen war und über die Mauer hing, es iſt der einzige Ort auf dieſem Theile des Libanon, wo wir eine Zuflucht ſuchen können: der Khan von Murad-Bei; ein armer Araber bewohnt ihn während des Sommers, um den Karavanen von Damaskus, welche auf dieſer Straße nach Syrien ziehen, Gerſte und ein Obdach zu reichen. Mit Mühe ſteigen wir hinab auf Felsſtufen, welche unter einem Fußtiefen Schnee verborgen ſind; der Waldbach, welcher hundert Schritte unterhalb des Khans fließt und über welchen man ſezen muß, um die lezte Region des Gebirgs zu erſteigen, war mit Einemmal ein ungeheurer Fluß geworden, deſſen Gewäſſer Steinblöcke und Trümmer der Verwüſtung durch den Sturm hinwälzte. An ſeinem Ufer durch den Wirbelwind überraſcht und halb unter dem Schnee begraben hatten die Araber, auf die wir getroffen waren, ihren Kameelen und Maulthieren die Laſt abgenommen und ſie auf dem Plaze gelaſſen, um ſich in den Khan Murad's zu retten, dieſen fanden wir angefüllt von jenen Leuten und ihren Pferden; ſo war kein Plaz weder für uns, noch für unſere Pferde. Indeß war der Wind an dem Felsblock, der größer war, als ein Haus, weniger fühlbar und der von der Kuppe des Libanon herbeigeführte Schneeregen, der über unſere Köpfe hinzog, um in der Ebene auseinander zu ſtäuben, fing an, weniger dicht zu werden und ließ uns hie und da ein Eckchen Himmel ſehen, an welchem ſchon die Sterne glänzten. Der Wind legte ſich alsbald mit Einemmale; wir ſtiegen vom Pferde und ſuchten uns ein Obdach zu bereiten, nicht allein für die Nacht, ſondern vielleicht für mehrere Tage, wenn etwa der Waldbach, den wir hörten ohne ihn zu ſehen, uns noch fernerhin den Weg verſperren ſollte. Unter den Mauern des halb eingefallenen Khans und unter einigen Cederäſten, welche der Zeit das Dach bildeten, war ein Raum von zehn Quadratfuß, von Schnee und Koth überdeckt, wir kehrten den Schnee weg; ſo blieb noch ein Fuß tief weicher Koth, auf den wir unſere Teppiche legen konnten; wir riſſen aus dem Dach einige Zweige, die wir wie ein Weidengeflecht auf den ſchmierigen Boden legten. Dieſe Zweige hielten unſere Matten trocken; unſere Teppiche und Mäntel bildeten eine zweite Lage des Fußbodens;

wir zündeten ein Feuer an in einer Ecke dieſes kümme
lichen Obdachs und brachten ſo die lange Nacht vo
7. bis 8. April 1833 zu. Von Zeit zu Zeit erhob ſich d
Orkan wieder, nachdem er ſich gelegt hatte; es wa
wie wenn das Gebirg in ſich ſelbſt zuſammenfiele; d
ungeheure Fels, an welchen der Khan ſich lehnte, zitter
wie ein Baumſtamm, den ein Windſtoß hin und h
weht, und das Rauſchen des Waldſtroms erfüllte Hi
mel und Erde mit kläglichem Geheule. Wir ſchlief
indeß am Ende ein und erwachten ſpät während e
freundliche Sonne ihre glänzenden Strahlen auf d
Schnee warf. Die Araber, die uns Geſellſchaft gelei
hatten, waren abgereiſt; ſie hatten mit Glück verſuc
über den Waldbach zu ſezen; wir bemerkten ſie v
Weitem wie ſie die Hügel hinan kletterten, wohin
ihnen folgen mußten; auch wir brachen auf und ri
vier Stunden in einem Hochthale, wo wir, wie auf
Spize des Montblanc Nichts ſahen, als unter uns
Schnee und über uns den Himmel. Das Blenden
Augen, das düſtere Stillſchweigen, die Gefahr bei je
Schritt auf dieſen Wüſten von friſch gefallenem Sch
ohne die Spur von irgend einem Pfade machen
Uebergang über dieſe hohen Pfeiler der Erde, gleich
über den Rückgrat eines Welttheils, zu einem feierli
religiöſen Augenblick. Man beobachtet unwillkürlich je
Punkt am Horizont und am Himmel und jede Na
erſcheinung; ich ſah eine ſolche, welche mir wie ein ſ
ttes Bild in die Augen fiel und welche ich noch nie
beobachtet hatte, mit Einemmal trat mir auf der S
des Libanon auf dem Abhang einer runden Anh

welche halb von der Morgenſonne beſchienen war, ein prächtiger Regenbogen entgegen, nicht frei in die Luft aufſteigend wie ein Band zwiſchen dem Himmel und der Spize des Bergs, ſondern auf dem Schnee liegend und in konzentriſchen Kreiſen ſich zuſammenrollend, wie eine buntfarbige Schlange; es war gleichſam das Neſt des Regenbogens, auf der unzugänglichſten Kuppe des Libanon. Als die Sonne höher ſtieg und mit ihren hellen Strahlen über die Anhöhe hinſtreifte, ſchienen die Kreiſe des Regenbogens in tauſend ineinander fließenden Farben ſich zu regen und zu erheben; der Mittelpunkt dieſes Lichtſpirals erhob ſich wirklich von der Erde und ſtieg einige Klafter hoch gen Himmel, wie wenn er verſuchte hätte, zu der Sonne ſich aufzuſchwingen, dann zerfloß er in einem weißlichen Dunſte und flüſſigen Perlen, welche um uns niederfielen. Wir ſezten uns jenſeits der Schneeregion nieder, um unſere naſſen Schuhe an der Sonne zu trocknen; nach und nach bemerkten wir die tiefen dunkeln Thäler der Maroniten; in zwei Stunden waren wir unten in dem an dem oberen Ende des herrlichen Thales Hamana gelegenen Dorfe eben dieſes Namens, wo wir ſchon auf unſerem Hinwege nach Damaskus übernachtet hatten. Der Scheikh ließ uns drei Häuſer des Dorfs einräumen. Schon erglänzte die Abendſonne auf den mächtigen Blättern des Maulbeer- und Feigenbaums; Männer kamen mit ihren Pflügen vom Acker; Weiber und Kinder trieben ſich in den Wegen zwiſchen den Häuſern umher und begrüßten uns mit einem zutraulichen Lächeln; das Vieh kam vom Felde mit ſeinen Glocken; Tauben und Hühner bedeckten das Dach der

Terraſſen und die Glocken von zwei Maronitiſchen Kirchen tönten in langſamen Schlägen herüber durch die Wipfel der Cypreſſen, um den frommen Gottesdienſt des morgigen Tages anzukünden, der ein Sonntag war; es war ganz der Anblick und das friedliche Geräuſch eines ſchönen Dorfes von Frankreich oder Italien, das wir auf einmal hier trafen, indem wir aus den Abgründen des Libanon, den Wüſten von Baalbek, und den unwirthlichen Straßen von Damaskus herkamen: niemals vielleicht war ein Uebergang ſo überraſchend und ſo ſüße; wir entſchloſſen uns, den Sonntag bei dieſem ſchönen herrlichen Volke zuzubringen und einen Tag von dieſen langen Strapazen auszuruhen.

Einen Tag in Hamana zugebracht; der Scheikh und der Markt des Dorfes liefern uns reichliche Vorräthe; die Frauen von Hamana kommen den ganzen Tag zum Beſuch zu uns; ſie ſind unendlich weniger ſchön, als die Syrierinnen am Meeresufer; es iſt die reine Maronitiſche Race; ſie haben alle das Anſehen der Kraft und Geſundheit, aber zu ausgeſprochene Züge, ein etwas ſchroffes Auge und eine zu dunkle Geſichtsfarbe; ihre Tracht beſteht aus weißen Beinkleidern, darüber einen langen Rock von blauem Tuch, vorne offen und die Bruſt blos laſſend; Halsbänder von unzähligen Piaſtern hängen um den Hals, auf dem Buſen und über die Schultern. Die verheiratheten Frauen fügen zu dieſem Anzuge ein ſilbernes, ungefähr einen Fuß und manchmal anderhalb Fuß langes Horn, welches ſie auf ihren geflochtenen Haaren befeſtigen und das ſich in etwas ſchiefer Richtung auf der Stirne erhebt. Dieſes Horn mit gegrabener und getriebener Arbeit iſt an ſeiner Spize mit einem Muſſelin-Schleier verſehen, den ſie hier befeſtigen und mit welchem ſie ſich manchmal auch das Geſicht bedecken; ſie legen dieſes Horn niemals ab, außer beim Schlafengehen. Dieſer wunderliche Gebrauch, deſſen Urſprung man nur in den Verirrungen des menſchlichen Geiſtes ſuchen kann entſtellt ſie und macht alle Bewegungen des Kopfes und Halſes plump.

— 9. April. —

Von Hamana bei neblichem Wetter 6 Uhr Morgens aufgebrochen. Zwei Stunden auf den ſteilen nackten Abhängen der hohen Kamme des Libanon gegen die Ebenen von Syrien zu geritten. Das Thal, welches wir Rechts laſſen, wird zu unſern Füßen immer tiefer und breiter. Es kann hier ungefähr zwei Meilen breit und wenigſtens eine Meile tief ſeyn. Die durchſichtigen Wogen der Morgendünſte ziehen weich, wie Meereswellen auf ſeiner Oberfläche hin und laſſen Nichts aus ihm hervortreten, als die hohen Kuppen der runden Hügel, die Wipfel der Cypreſſen und einige Thürme von Dörfern und Maronitiſchen Klöſtern. Bald aber rollt der Seewind, der ſich erhebt, und, wie die Sonne höher ſteigt unmerklich ſtärker wird, langſam alle dieſe Dunſtwolken auf und faltet ſie zu weißen Schleiern zuſammen, welche ſich an den Gletſchern ankleben und ſich mit ihnen verſchmelzen, indem ſie auf ihnen leichte graue Flecken bilden. Das

Thal zeigt ſich in ſeiner ganzen Ausdehnung. Warum hat nicht das Auge eine Sprache, welche mit Einem Wort malt, wie es mit Einem Blicke ſieht? Ewig werde ich in meinem Andenken die unvergleichlichen Scenen und Eindrücke des Thales Hamana behalten. Ich bin über einem der tauſend Waldbäche, welche ſeine Seitenwände mit ihrem ſprudelnden Schaume durchfurchen und hin durch die Felsblöcke, die abhängigen Wieſen, die Cypreſſenſtämme, die Pappeläſte, die wilden Reben und dunklen Johannisbrodbäume in den Grund des Thales ſchlüpfen, wo ſie ſich zu einem einzigen Fluſſe ſammeln, der die ganze Länge deſſelben hinfließt. Das Thal iſt ſo tief, daß ich nicht auf ſeinen Grund ſehe; ich höre bloß von Zeit zu Zeit das tauſendfache Rauſchen ſeiner Waſſer und ſeiner Blätter; das Blöcken ſeiner Heerden und die fernen Silbertöne der Glocken ſeiner Kloſter. Der Schatten des Morgens liegt noch auf dem Bette der Schlucht, wo der Hauptfluß ſtrömt. Da und dort bei der Biegung einiger Hügel bemerke ich die weiße Schaumlinie, welche er in dieſem ſchwärzlichen Schatten zieht; auf der Seite des Thals, wo wir ſind, ſehe ich drei oder vier breite Platten in einer Entfernung von einer halben Meile von einander gleich natürlichen Fußgeſtellen ſich erhebend; ihre Seitenwände ſcheinen ſenkrecht und ſind von graulichem Granit. Dieſe zwei Platten von einer halben Meile im Umkreis ſind ganz mit Cederwäldern, mit Tannen und Pinien, mit breiten Wipfeln bedeckt; man unterſcheidet die großen ſchlanken Stämme dieſer Bäume, zwiſchen welchen das Licht des Morgens hindurch flimmert und ſpielt. Ihr dunkles ſtarres Laub wird von Zeit zu Zeit von leichten blauen Rauchſäulen aus den Hütten der Maronitiſchen Ackerbauern und den kleinen ſteinernen Obrgewölben unterbrochen, in welchen die Glocke der Dörfer hängt. Zwei große Kloſter, deren Mauern wie von Kupfererz glänzen, ziehen ſich über zwei von dieſen Fichtenplatten hin. Sie gleichen den Burgen des Mittelalters. Man bemerkt unter den Klöſtern Maronitiſche Mönche mit ihrer ſchwarzen Kapuze bekleidet, welche zwiſchen den Weinſtöcken und den großen Kaſtanienbäumen arbeiten. Zwei oder drei Dörfer um Felshügel her liegen in pyramidiſcher Form noch tiefer unten wie Bienenſtöcke um die Stämme von alten Bäumen her. Neben jeder Hütte ragen einige Büſche von blaſſerem Grün hervor; es ſind Granat-, Feigen- oder Olivenbäume, welche auf dieſer Stufe des Thals anfangen, Früchte zu tragen; jenſeits verliert ſich das Auge in den undurchdringlichen Schatten, der auf dem Grunde der Schlucht liegt. Schweift der Blick über dieſen Schatten hinüber und erhebt er ſich nach der gegenüber liegenden Gebirgswand, ſo ſieht er auf einigen Stellen ſenkrechte Wände von Granitartigen Felſen, die ſich bis zu den Wolken erheben. Ueber dieſen Mauern, welche von der Natur mit Zinnen verſehen zu ſeyn ſcheinen, bemerkt man Platten mit der herrlichſten Vegetation, Fichtenwipfel, welche über dem Rand dieſer Abſtürze ſchweben, ungeheure Kronen von Maulbeerfeigenbäumen, welche dunkle Flecken am Himmel bilden und hinter dieſen Wall von Vegetation noch die Glockenthürme von Dörfern und Kloſtern, bei denen man nicht errathen kann, wo der Zugang zu ihnen iſt. An andern Stellen ſind die Granitwände in breite Ausſchweifungen zerbrochen, wo der Blick ſich in die Nacht der Wälder verliert und Nichts unterſcheidet, als da und dort lichte ſich bewegende Punkte, welche die Betten der Waldbäche und die kleinen Seeen an den Quellen ſind. Sonſt brechen die Felſen plötzlich ab, ungeheure runde Erdwälle lehnen ſich an ſie an, wie ewige Feſtungswerke, ſie erſcheinen dann auf ihnen wie viereckige größere oder kleinere Thürme, hohe Thäler, welche das Auge kaum durchſchaut, öffnen ſich zwiſchen den Wällen von Schnee und Wäldern, hier fließt der Hauptfluß von Hamana herab, indem man ihn Anfangs wie eine Traufe von dem ungeheuren Schneedach herabrieſeln ſieht, darauf verliert er ſich in dem rauſchenden Becken von Waſſerfällen, wo er ſich in ſieben oder acht ſchimmernde Arme theilt, verſchwindet dann hinter Felsblöcken und ſchwärzlichen runden Hügeln und kommt wieder zum Vorſchein als ein einziges Band von Schaum, welches ſich auf den ſanften oder jähen Abhängen der Hügel je nach dem Wechſel des Terrains hin und her windet; er ergießt ſich endlich in das Hauptthal, in das er als ein Waſſerfall von hundert Fuß Breite und zweihundert Fuß Höhe hinabfällt. Sein Schaum, der aufſteigt und den der Wind hin und her treibt, bedeckt die Gipfel der mächtigen Fichten neben dieſem Waſſerfall mit fliegendem Regenbogen. — Zu meiner Linken erweitert ſich das Thal indem es gegen das Meeresufer abfällt und zeigt dem Blick die Abhänge ſeiner Hügel, welche mehr mit Bäumen bewachſen und mehr angebaut ſind; ſein Fluß ſchlängelt ſich zwiſchen Hügeln hin, an welchen Klöſter und

Dörfer liegen. Weiterhin recken die Palmbäume der Ebene hinter niedrigen Hügeln mit Olivenbäumen ihre helmbuſchartigen bräunlichgrünen Wipfel empor und bilden Einſchnitte in der langen Linie von goldfarbigem Sand, welche das Meeresufer bilden. Der Blick verliert ſich endlich in einer unbeſtimmten Ferne zwiſchen dem Himmel und den Wogen; das Einzelne an dieſem zauberiſchen Geſammtbilde iſt nicht weniger anziehend als der Anblick des Ganzen. Bei jeder Wendung um die Felſen, bei jedem Gipfel der Hügel, auf welchen der Weg Einen führt, trifft man einen neuen Horizont, wo die Waſſer, die Bäume, der Fels, die Ruinen von Brücken oder Waſſerleitungen, die Gletſcher, das Meer oder der flammende Sand der Wüſte in überraſchender Zuſammenſtellung dem Wanderer einen Ausruf des Erſtaunens und der Bewunderung abnöthigen. Ich habe Neapel und ſeine Inſeln, die Thäler der Apenninen und der Alpen, Savoyen und die Schweiz geſehen, aber das Thal von Hamana und einige andere Thäler des Libanon verwiſchen alle dieſe Erinnerungen. Die ungeheuren Felsmaſſen, die vielfachen Stürze des Waſſers, die Reinheit und tiefblaue Farbe des Himmels, der Horizont des Meeres, der ſie überall begränzt, die maleriſchen Umriſſe der Maronitiſchen Klöſter und Dörfer, welche wie Menſchenneſter auf Höhen ſchweben, vor denen der Blick ſchwindelt, endlich die Neuheit, das Fremdartige, die bald dunkle bald blaſſe Farbe der Vegetation, das Majeſtätiſche der Wipfel der großen Bäume, von deren Stämmen einige Granitſäulen gleichen: — Alles dieß gibt der Landſchaft eine feierliche Zeichnung und Färbung und erhebt die Seele in tieferen religiöſeren Rührungen, als ſelbſt die Alpen. — In jeder Landſchaft, wo nicht das Meer zum Geſammteindrucke mithilft, fehlt Etwas. Hier iſt das Meer, die Wüſte, der Himmel der majeſtätiſche Rahmen des Gemäldes und das entzückte Auge ſchweift unaufhörlich von dem Grunde der hundertjährigen Wälder, von dem Ufer der ſchattigen Quelle, von der Spize der luftigen Felszacken, von den friedlichen Scenen des Land- oder Kloſterlebens auf dem blauen von Fahrzeugen durchfurchten Waſſerſpiegel auf die Schneegipfel, die in den Himmel neben die Sterne tauchen, oder auf die gelben goldfarbigen Sandwogen der Wüſte, wo die Karavanen von Kameelen in der Ferne ihre Schlangenlinien ziehen. Aus dieſem unaufhörlichen Kontraſt entſteht der Schwung der Gedanken, entſtehen die feierlichen Eindrücke, welche aus dem Libanon, aus Felſenbergen, Poeſie und Entzücken ſchaffen.

— Gleiches Datum. —

Mittags unter unſern Zelten auf der halben Höhe des Libanon kampirt, um die Hize des Tages vorübergehen zu laſſen. Man führt einen Arabiſchen Kurier zu mir, der mich in Damaskus aufſuchen wollte. Er ſtellt mir ein Packet mit Briefen aus Europa zu, welche mir meine Ernennung zu der Kammer der Abgeordneten melden. Eine neue Bedrängniß zu ſo vielen andern. Unglücklicherweiſe habe ich dieſe Ernennung zu einer andern Zeit gewünſcht und mich um ein Zutrauen beworben, deſſen Beweis ich ohne undankbar zu ſeyn jezt nicht ablehnen kann. Ich werde gehen; wie wünſchte ich aber jezt, daß dieſer Kelch ferne von mir vorüberginge, ich habe keine Zukunft für meine Perſon mehr in dem Drama der politiſchen und polizirten Welt, deren Hauptſcene bei uns iſt, ich habe keine jener ehrgeizigen Leidenſchaften für Ruhm und Glück, welche die Haupttriebfedern der politiſchen Menſchen ſind; das einzige Intereſſe, das ich hier an leidenſchaftlichen Berathungen haben werde, wird das Intereſſe für das Vaterland und die Menſchheit ſeyn. Das Vaterland und die Menſchheit ſind abſtrakte Weſen für die Männer, welche den Augenblick für ſich gewinnen und um jeden Preis Intereſſen der Familien, der Kaſte oder der Partei triumphiren laſſen wollen. Was gilt die ruhige unpartheiiſche Stimme der Philoſophie in dem Tumulte der Thatſachen, die ſich durcheinander treiben und ſich bekämpfen? Wer ſieht die Zukunft und ihren ſchrankenloſen Horizont durch den Staub des Kampfes der Gegenwart hindurch? Doch Was thut's, der Menſch wählt weder ſeinen Weg, noch ſein Tagewerk, Gott gibt ihm ſeine Aufgabe durch die Umſtände und ſeine Ueberzeugungen. Er muß ſie löſen! Ich aber ſehe Nichts vor mir, als ein moraliſches Märtyrerthum in der ſchmerzlichen Probe, die er mir jezt auferlegt. Ich war für das Handeln geboren. Die Poeſie war in mir Nichts, als ein zurückgedrängtes Handeln; ich fühlte, und gab, zu unmächtig um zu handeln, Ideen und Gefühlen einen Ausdruck. Jezt aber liegt es mir nicht mehr an zu handeln.

der menſchlichen Dinge eingedrungen, um ihren Sinn nicht zu begreifen! Ich habe von allen den Weſen, bei denen mein handelndes Leben Anklang finden konnte, zu viel verloren, um nicht jeder Perſonlichkeit im Handeln überdrüſſig zu ſeyn. Ein Leben der Betrachtung, der Philoſophie, Poeſie und der Einſamkeit wäre das einzige Lager, wo mein Herz ruhen könnte ehe es einmal ganz bricht.

Rückkehr nach Beirut

und

Reiſe nach den Cedern Salomo's.

– 10. April 1833. —

Geſtern hier angekommen, zwei Stunden im Franziskaner-Kloſter zugebracht, bei der Gruft, in der ich meine ganze Zukunft begraben habe, die Brigg Alceſte, welche dieſe theuren Ueberreſte nach Frankreich bringen ſoll, iſt noch nicht da, ich miethe eine andere Brigg, die uns ſelbſt führen ſoll, wir laſſen dieſe neben her ſegeln; die Mutter ſoll ſich wenigſtens nicht in dem Zimmer aufhalten dürfen, wo der Leichnam ihres Kindes iſt! Während man die nöthigen Vorbereitungen für

den Transport einer ſo großen Anzahl von Reiſenden in der Brigg des Kapitäns Coulonne macht, werden wir Kesruan, das Syriſche Tripolis, Latakia, Antiochien und die Cedern des Libanon auf den lezten Gipfeln des Gebirgs hinter Tripolis beſuchen. Dieſen Morgen zahlreiche Beſuche von allen unſern Freunden von Beirut erhalten. Der Gouverneur, ein Maronitiſcher Fürſt; Habib Barbara, unſer Nachbar, der uns ſeit unſerer Ankunft, hauptſächlich ſeit unſerem Unglück ein ächtes Freundesherz gezeigt hat; Hr. Bianco, der Sardiniſche Konſul und Hr. Borda, ein junger liebenswürdiger Piemonteſer, Attaché bei dem religiöſen Konſulat, durch ein wunderliches Schickſal nach den Wüſten des Orients geworfen, während ſeine Erziehung, ſein Geſchmack, ſein Charakter einen ausgezeichneten Diplomaten an einem polizirten Hof von Europa aus ihm gemacht hätten; Hr. Laurella, Oeſterreichiſcher Konſul, Hr. Farren, Generalkonſul und Hr. Abbot, Spezialkonſul von England in Syrien, ein junger Franzöſiſcher Negoziant, Hr. Human, deſſen Geſellſchaft ſeit unſerer Ankunft hier uns eben ſo nüzlich, als angenehm geweſen iſt; Hr. Jorelle, erſter Dragoman des Konſulats, ein junger in Frankreich erzogener Mann, welcher, frühe in den Orient gekommen, die Türkiſche und Arabiſche Sprache, gleich als wären ſie ſeine Mutterſprache, in der Gewalt hat, rechtſchaffen, thätig, verſtandig aus Inſtinkt, gefällig, ein Mann, dem man ein Vergnügen durch jeden Dienſt macht, den man von ihm annimmt; endlich Hr. Guys, Franzöſiſcher Konſul in Syrien, ein ehrenwerther Repräſentant der National-Rechtſchaffenheit in dieſem Lande, wo ſein Charakter ihm die Verehrung der Araber verſchafft hat, da er jedoch erſt ſeit kurzer Zeit angekommen iſt, ſo haben wir ihn noch weniger geſehen, als ſeine Kollegen.

Wir behalten alle dieſe Namen von dieſen Männern im Gedächtniß, welche uns während eines Aufenthalts von einem Jahre bei ihnen mit rührender Güte überhäuft haben, und nie wird das Andenken, das Intereſſe und der Dank, die wir jedem Einzelnen ſchuldig ſind, in uns erlöſchen. Hätte ich ein Exil in der Welt zu ſuchen, um meine lebensmüden Tage im Schooße der Einſamkeit und einer entzückenden Natur zu vollenden: — ohne den Brief, den ich geſtern empfangen habe, ohne meinen alten Vater, deſſen Andenken mich unaufhörlich nach Frankreich ruft, bliebe ich hier, wo ich bin.

— 13. April 1833. —

Dieſen Morgen vier Uhr mit der gleichen Karavane abgereiſt, die ich nach Damaskus mitgenommen hatte. Längs des Seeufers bis zum Kap Batrun weiter gezogen — Orte, die ſchon früher beſchrieben ſind; — über Nacht geblieben in Djebail in einem Khan außerhalb der Stadt, auf einer die See beherrſchenden Anhöhe. Die Stadt hat keine Merkwürdigkeit, als eine Moſchee von chriſtlicher Architektur, welche ehemals eine Kirche war und wahrſcheinlich von den Grafen von Tripolis gebaut iſt. Man glaubt Djebail ſey das alte Land der Gibliten,

welche dem Könige Hiram die Steinblöcke lieferten, die zu dem Bau von Salomo's Tempel beſtimmt waren. Adonis Vater hatte hier ſeinen Palaſt und der Kultus ſeines Sohnes war der Kultus des ganzen umliegenden Theils von Syrien. Zur Linken der Stadt iſt ein durch die Zierlichkeit und die Zeichnung ſeiner verſchiedenen Befeſtigungsplane merkwürdiges Schloß. Wir ritten in die Stadt hinab, um den kleinen Hafen zu ſehen, wo einige Arabiſche Barken ſich ſchaukelten; ſie iſt beinahe ausſchließlich von den Maroniten bewohnt. Eine ſehr ſchöne, außerordentlich geputzte Araberin kam, um meiner Frau einen Beſuch zu machen, in die Karavanſerei; wir machten ihr einige kleine Geſchenke. Am folgenden Tag reisten wir weiter längs der Küſte und dem Fuß der Gebirge von Kaſtravan, welcher überall von der See beſpült wurde; wir lagerten uns unter unſern Zelten in einer wunderſchönen Gegend, wo das Gebiet von Tripolis ſeinen Anfang nimmt. Der Weg führt von der Küſte ab und wendet ſich plözlich Rechts, indem er in ein enges von einem Bach bewäſſertes Thal einbiegt; ungefähr eine Meile vom Meer wird das Thal auf einmal enger und iſt zulezt ganz geſchloſſen von einem Felſen von hundert Fuß Höhe und fünf bis ſechshundert Fuß Umfang; dieſer Fels, durch die Natur oder durch Menſchenhand von dem Berge neben ihm abgeſchnitten, trägt auf ſeinem Gipfel eine vollkommen erhaltene Gothiſche Burg, die Wohnung von Schakaln und Adlern. Treppen in den rohen Fels gehauen führen zu ſtufenweiſen Terraſſen, welche mit Thürmen und gezackten Mauern bedeckt ſind bis zu der oberſten Mau form, auf der ſich ein von ſpizbogigen Fenſtern durchbrochenes Luſtthürmchen erhebt; die Vegetation hat überall das Schloß, die Mauern, die Zinnen überwachſen, ungeheure Maulbeerbäume haben in den Sälen gewurzelt und ragen mit ihren mächtigen Kronen über das eingefallene Dach hervor; die in ungeheuren Büſchen herabfallenden Lianen, der um die Fenſter und die Thore ſich webende Epheu, die Flechten, welche überall den Stein bedecken, geben dieſem ſchönen Denkmal des Mittelalters das Anſehen eines Schloſſes von Moos und Stein, eine ſchöne Quelle fließt am Fuße des Felſen, beſchattet von drei der ſchönſten Bäume, die man ſehen kann; es iſt eine Art von Ulmen; der Schatten eines einzigen bedeckte unſere Zelte, unſere dreißig Pferde und alle die zerſtreuten Gruppen unſerer Araber..

Am folgenden Tag ritten wir eine ſteile Küſte auf einem weißen fetten Boden hin, auf welchem die Pferde kaum ſich halten konnten. Oben hat man eine ſchrankenloſe Ausſicht auf das ganze öſtliche Uferland von Syrien bis zu dem Golf von Alexandrette und dem Taurusgebirg, ein wenig Rechts ſieht man die Ebenen von Aleppo und die Hügel von Antiochien mit dem Flußgebiet des Orontes; ein Ritt von drei Stunden führt uns nach den Thoren von Tripolis; wir waren hier erwartet und eine Meile von der Stadt trafen wir auf einen berittenen Trupp von jungen Fränkiſchen Negozianten von verſchiedenen Nationen und von einigen Offizieren von der Armee Ibrahims, welche uns entgegenkamen. Der Sohn Hrn. Lombarts, eines Franzöſiſcheu Negozianten, der in Tripolis anſäßig iſt, bot uns im Namen

ſeines Vaters Gaſtfreundſchaft an; — wir fürchteten, ihm zur Laſt zu fallen und gingen nach dem Kloſter der Franziskaner; ein einziger Mönch bewohnte dieſes ungeheure Gebäude nnd empfing nns.

Zwei Tage in Tripolis zugebracht; — bei Herrn Lombart geſpeiſt; — Glück, eine Franzöſiſche Familie zu treffen, wo jeder Landsmann als Familienglied aufgenommen wird; Abends eine Stunde bei den Herrn Kathiſliſſe, Griechiſchen Negozianten nnd Konſuln Rußlands, zugebracht: dieſe Familie iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten im Syriſchen Tripolis anſäßig, wo ſie einen herrlichen Palaſt beſitzt; die Mutter und die Töchter des Hauſes ſind die drei durch ihre Schönheit und die Anmuth ihrer Manieren berühmteſten Frauen in Syrien, eine anziehende Miſchung von Aſiatiſcher Zurückhaltung mit der lieblichen Unbefangenheit der Griechiſchen Frauen und der vollendeten Höflichkeit der gebildetſten Frauen von Europa; ſie empfingen uns in einem geräumigen gewölbten Salon, der ſein Licht von oben empfing und durch ein Becken von fließendem Waſſer gekühlt wurde; ſie ſaßen auf einem halbzirkelförmigen Divan, welcher ſich um den Hintergrund des Saales zog; Alles war mit reichen Teppichen bedeckt und die Teppiche wieder mit Waſſerrohren, Pfeifen, Blumentöpfen und Sorbetbechern; dieſe drei Frauen in orientaliſche Tracht gekleidet boten jede nach ihrer eigenthümlichen Schönheit das wundervollſte Bild dar, welches das Auge eines Menſchen ſehen kann, wir brachten einen köſtlichen Abend in ihrer Geſellſchaft zu und verſprachen ſie im Rückweg wieder zu beſuchen.

Der Scheikh von Eden, dem lezten bewohnten Dorfe auf der Spize des Libanon war Oheim mütterlicher Seite von Hrn. Mazoyer, meinem Dolmetſcher. Durch ſeinen Neffen von unſerer Ankunft in Tripolis benachrichtigt, kam der ehrwürdige Scheikh mit ſeinem älteſten Sohn und einer Abtheilung ſeiner Diener von dem Gebirge herab; er machte mir einen Beſuch im Franziskaner-Kloſter und bot mir Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe in Eden an. Von Eden zu den Cedern Salomo's hatte man nur noch drei Stunden zu reiten und wenn der Schnee, welcher noch das Gebirge bedeckte, es verſtattete, ſo konnten wir von dort aus dieſe vielhundertjährigen Bäume beſuchen, deren Ruhm auf dem ganzen Libanon verbreitet iſt und ſchon aus der Zeit des großen Königs ſtammt; wir nahmen das Anerbieten an und die Abreiſe wurde auf den folgenden Tag feſtgeſezt.

Fünf Uhr Morgens waren wir zu Pferde. Der Karavane, welche noch zahlreicher, als gewöhnlich war, voran ritt der Scheikh von Eden, ein bewundernswürdiger Greis, deſſen Feinheit der Manieren, edle und leichte Hoflichkeit und prachtvolle Kleidung weit entfernt waren, an einen Arabiſchen Häuptling zu erinnern. Man hätte ihn für einen Patriarchen halten können, der an der Spize ſeines Stammes ritte; ſein Reitpferd war eine Stute aus der Wüſte, welche ihr goldbraunes Haar und ihre fliegende Mähne würdig gemacht hätte, einen jener Heroen von Jeruſalem zu tragen; ſein Sohn und die ausgezeichnetſten unter ſeinen Dienern ritten auf prächtigen Hengſten einige Schritte hinter ihm, dann kamen wir und zulezt die lange Reihe unſerer Kameeltreiber

und Sai's. Wenn man Tripolis verläßt, hat man eine wundervolle Ausſicht, man verfolgt die Ufer eines zwiſchen zwei Hügel eingezwängten Fluſſes, die ſchönſten Bäume und Wälder von großen Orangebäumen beſchatten dieſe Ufer; ein öffentlicher Kiosk, unter dieſen Bäumen erbaut, bietet ſeine balſamiſche Terraſſe den Spaziergängern dar, man kommt hierher raucht und trinkt Kaffee, während man die Kuhle vom Fluſſe her genießt; von hier aus bemerkt man durch einen kleinen freien Strich das Meer, das eine halbe Meile von der Stadt liegt, die ſchönen viereckigen von den Arabern erbauten Thürme auf den beiden Seiten des Hafens, und die zahlreichen Fahrzeuge, welche auf der Rhede liegen; wir kamen durch eine weite Ebene, welche angebaut und mit Olivenbäumen bepflanzt iſt. Auf dem erſten Hügel, der in dieſer Ebene gegen den Libanon zu ſich erhebt, mitten in einem Walde von Oliven- und Fruchtbäumen jeder Art, trafen wir auf eine mächtige Menge von Frauen und Kindern, welche auf beiden Seiten der Straße ſich aufgeſtellt hatten; es waren die Bewohner eines großen Dorfes, welches unter dieſen Bäumen liegt, und dem Scheikh von Eden zugehort, er bringt den Sommer in Eden und den Winter in dieſem Dorfe auf der Ebene zu. Dieſe Araber grüßten ehrfurchtsvoll ihren Fürſten, boten uns Erfriſchungen an, und eine Anzahl von ihnen machte ſich mit uns auf den Weg um Kälber und Schaafe für uns zu fuhren, und uns über die ſteilen Partieen des Gebirgs zu helfen. Vier Stunden lang ritten wir in Einem fort, bald in tiefen Thälern, bald auf dem Kamm von beinahe ganz kahlen Bergen. Wir machten

Halt am Ufer eines Waldſtroms, der von den Gipfeln von Eden herabfließt und Stücke von halbgeſchmolzenem Schnee mit ſich führte; ein Fels diente uns zum Schuze gegen den Wind, der Scheikh hatte uns ein großes Feuer anzünden laſſen; wir frühſtückten und ließen unſere Pferde an dieſem Orte ausruhen; der Weg nach oben wird nach und nach ſo ſteil, über nackte und gleich polirtem Marmor glatte Felſen hin, daß man unmöglich begreift, wie die Arabiſchen Pferde über ſie hinauf und vornämlich herunter kommen können; vier Araber zu Fuß umgaben jedes von den unſrigen, und unterſtüzten es mit der Hand und den Schultern; troz dieſer Hilfe ſtürzten mehrere auf dem Fels, aber ohne ernſtlichen Unfall. Dieſer ſchauerliche Weg oder vielmehr dieſe beinahe ſenkrechte Mauer führte uns nach zwei ermüdenden Stunden auf eine Felsplatte, wo unſer Blick in ein weites inneres Thal und das Dorf Eden ſich verſenkte, das auf deſſen höchſten Ende ſchon in der Schneeregion gebaut iſt. Ueber Eden iſt Nichts mehr, als eine ungeheure Pyramide von nacktem Fels; dieß iſt die lezte Zacke dieſer Partie des Libanon; eine kleine in Trümmern liegende Kapelle krönt ſeinen Gipfel, die Stürme des Winters nagen beſtändig an dieſem Fels und reißen ungeheure Blöcke von ihm los, welche bis in das Dorf rollen. Alle Felder der Umgegend ſind damit beſät und ſelbſt das Schloß des Scheikhs iſt von ihnen auf allen Seiten eingedrängt. Dieſes Schloß, dem wir uns näherten, iſt von einer durchaus Arabiſchen Architektur, die Fenſter haben paarweiſe Bogengräthe, welche durch zierliche kleine Säulen getrennt ſind, die Terraſſen, welche als Dach und als

Saal dienen, ſind von Zinnen umkränzt; an das gewölbte Thor lehnen ſich zwei Size von gemeiſeltem Stein, und ſelbſt die Sockeln des Thors ſind mit Arabesken überkleidet; der Scheikh war zuerſt abgeſeſſen und erwartete uns vor ſeinem Hauſe, ſein jüngſter Sohn, ein ſilbernes Rauchpfännchen in der Hand, ließ Wohlgerüche vor unſern Pferden dampfen und ſeine Brüder goßen uns wohlriechende Eſſenzen auf unſere Haare und Kleider. Ein herrliches Mahl erwartete uns in dem Saale, wo ganze Bäume auf dem weiten Heerde flammten; die ausgeſuchteſten Weine vom Libanon und von Cypern und eine ungeheure Menge von Braten bildeten das Mahl; nicht ſchlechter wurden unſere Araber im Hofe bewirthet; wir durchſtreiften am Abend die Umgebungen der Stadt; der Schnee bedeckte noch einen Theil der Felder; überall ſahen wir die Spuren einer reichen Kultur, das kleinſte Eckchen von urbarem Boden zwiſchen den Felſen trug ſeinen Weinſtock oder ſeinen Nußbaum; unzählige Quellen ſprangen überall zu unſern Fußen; künſtliche Kanäle führten ihr Waſſer in den Ländereien umher; da dieſe Ländereien am Abhange hinliefen, waren ſie von Terraſſen geſtüzt, die aus ungeheuren Steinblöcken erbaut waren; wir bemerkten ein Kloſter unter der Felszacke auf unſerer Linken und zahlreiche Dörfer ganz nahe bei einander auf allen Seitenwänden der Thäler.

— Gleiches Datum. —

Der Scheikh hat drei Araber auf dem Wege nach den Cedern abgeſchickt, um Kundſchaft einzuziehen, ob der Schnee uns geſtatte, bis zu jenen Bäumen vorzudringen. Die Araber ſagen bei ihrer Rückkehr, daß der Weg dorthin gänzlich verſperrt iſt; in einem engen Thale, durch das man gehen muß, um zu den Bäumen zu kommen, liegt ein vierzehn Fuß tiefer Schnee, da ich ſo nahe als möglich kommen möchte, bitte ich den Scheikh, mir ſeinen Sohn und einige Reiter mitzugeben, ich laſſe meine Frau und meine Karavane in Eden, beſteige das rüſtigiſte unter meinen Pferden, Scham, und bei Sonnenaufgang ſind wir auf dem Wege; dreiſtündiger Ritt über Gebirgskämme oder über Felder, welche von geſchmolzenem Schnee aufgeweicht ſind; ich komme am Rande des Thales der Heiligen an, dieß iſt eine tiefe Schlucht in die das Auge von den Felſen herab ſich verſenkt, noch eingezwängter, düſterer, feierlicher, als das von Hamana; an ſeinem oberen Ende, wo dieſes Thal in ſtetem Steigen an die Gletſcher gränzt, ſtürzt ſich ein herrlicher Waſſerfall hundert Fuß hoch und zwei bis dreihundert Klafter breit von der Höhe herab, das ganze Thal tönt wieder von dieſem Sturz und dem Rauſchen des Stroms, dem er ſein Waſſer zutreibt; auf allen Seiten rieſelt der Schaum an dem Felſen der Gebirgswand; an der Gränze des Geſichtskreiſes im Hintergrunde des Thals bemerken wir zwei große Dörfer, deren Häuſer kaum ſich von den durch den Waldſtrom

losgeriſſenen Felsblocken unterſcheiden, die Wipfel der Pappeln und Maulbeerbäume erſcheinen von hier aus, wie Büſchel Schilf oder Gras; man kommt in das Dorf Beſchierai auf Pfaden hinab, welche in den Fels gehauen und ſo ſteil ſind, daß man nicht begreifen kann, wie Menſchen es wagen mögen, ſie zu gehen, auch geſchieht auf ihnen öfters ein Unglück; ein Stein von dem Kamm auf dem wir ſind hinabgeſchleudert, fiel auf das Dach dieſes Dorfes, zu welchem hinab zu kommen wir über eine Stunde brauchen würden; über dem Waſſerfall und dem Schnee erſtrecken ſich ungeheure Eisfelder, welche wie Nebelwolken von einer abwechſelnd grünlichen und blauen Farbe wogen; ungefähr eine Viertelſtunde zur Linken in einer Art von halbzirkelförmigen Thale, das durch die lezten Gipfel des Libanon gebildet wird, ſehen wir einen breiten dunkeln Fleck auf dem Schnee; dieß ſind die berühmten Cederngruppen; ſie krönen wie ein Diadem die Spize des Gebirgs, von ihnen aus muß man die Verzweigungen der großen und zahlreichen Thäler ſehen, welche von hier abfallen; das Meer und der Himmel ſind ihr Horizont. Wir ſezen unſere Pferde im Schnee in Galopp, um ſo nahe als möglich an den Wald zu kommen, aber auf fünf bis ſechshundert Schritte von den Bäumen ſinken wir bis zu den Schultern der Pferde ein; wir ſehen, daß der Bericht der Araber genau der Wahrheit gemäß war, und daß wir darauf verzichten müſſen, jene Jahrhunderte alte Reliquien der Natur mit der Hand zu berühren; wir ſteigen vom Pferde und ſezen uns auf einem Fels nieder, um ſie zu betrachten.

Dieſe Bäume ſind die berühmteſten Alterthümer der Natur in der Welt; die Religion, die Poeſie und die Geſchichte haben ihnen gleichmäßig die Weihe gegeben. Die heilige Schrift feiert ſie an verſchiedenen Stellen. Sie ſind eines von den Bildern, welches die Propheten mit Vorliebe gebrauchen, Salomo wollte ſie für den Schmuck des Tempels verwenden, den er zuerſt dem einigen Gotte errichtete, ohne Zweifel bewogen durch den Ruf der Prache und Heiligkeit, welchen dieſe Wunder der Vegetation ſchon ſeit jener Epoche hatten. Gewiß ſind es dieſe, denn Ezechiel ſpricht von den Cedern von Eden, als von den ſchönſten des Libanon. Die Araber von allen Sekten haben eine alt hergebrachte Verehrung für dieſe Bäume, ſie ſchreiben ihnen nicht bloß eine Kraft des Wachsthums zu, welche ihnen ewiges Leben gibt, ſondern außerdem eine Seele, vermöge welcher ſie Zeichen von Weisheit und Vorherſehung von ſich geben, ähnlich dem Inſtinkt bei den Thieren und dem Verſtand bei den Menſchen. Sie kennen zum Voraus die Jahreszeiten, ſie bewegen ihre mächtigen Aeſte wie Glieder, ſie ſtrecken ihre Gelenke aus oder ſchließen ſie, ſie erheben ihre Aeſte gegen den Himmel oder neigen ſie gegen die Erde, je nachdem der Schnee fallen oder ſchmelzen will, es ſind göttliche Weſen unter der Form von Bäumen. Sie wachſen allein in dieſer Gegend der Gruppen des Libanon, ſie wurzeln weit über der Region, wo aller größere Pflanzenwuchs erſtirbt. Alles dieſes macht einen mächtigen Eindruck des Erſtaunens auf die Phantaſie der Völker des Orients, und ich weiß nicht, ob nicht die Wiſſenſchaft ſelbſt vor ihnen erſtaunen müßte,

— aber ach! Baſan verſchmachtet, der Karmel und die Blume des Libanon verwelken. — Dieſer Bäume werden mit jedem Jahrhundert weniger, die Reiſenden zählten ehemals ihrer dreißig bis vierzig, ſpäter ſiebzehn, noch ſpäter ein Duzend, jezt ſind es bloß noch ſieben, von denen ihre Maſſe vermuthen läßt, daß ſie aus der bibliſchen Zeit ſtammen und um dieſe alten Zeugen verfloſſener Jahrhunderte her, welche beſſer als die Geſchichte ſelbſt die Geſchichte der Erde kennen, welche, wenn ſie ſprechen könnten, uns von ſo vielen Reichen, Religionen und und Menſchengeſchlechtern, die verſchollen ſind, erzählen könnten, iſt noch ein kleiner Wald von gelberen Cedern übrig, welche mir eine Gruppe von vier bis fünfhundert Bäumen oder Büſchen zu bilden ſchienen. Jedes Jahr im Juni kommen die Einwohner von Beſchierai, von Eden, von Kanobin und allen den Dörfern der benachbarten Thäler herauf zu den Cedern und laſſen zu ihren Füßen eine Meſſe leſen. Welche Gebete ertönten unter dieſen Zweigen und wo iſt ein ſchönerer Tempel und wo ein Altar näher dem Himmel, wo ein Altarhimmel heiligerer und majeſtätiſcher als die lezte Platte des Libanon, der Stamm der Cedern und das Gewölbe dieſer heiligen Zweige, welche beſchattet haben, und noch beſchatten ſo viele Menſchengeſchlechter, die den Namen Gottes verſchieden ausſprechen, aber überall ihn in ſeinen Werken erkennen, und ihn in ſeinen natürlichen Offenbarungen anbeten; auch ich betete bei dieſen Bäumen, der harmoniſche Wind, der in ihren hallenden Zweigen wiedertönte, ſpielte in meinen Haaren und trocknete auf meinem Augenliede Thränen des Schmerzes und der Anbetung.

Wieder zu Pferd geſtiegen; drei Stunden auf den Platten geritten, welche die Thäler von Kadiſchah beherrſchen, hinabgezogen nach Kanobin, dem berühmteſten Maronitiſchen Kloſter in dem Thale der Heiligen — Ausſicht auf das Kloſter Deir-Serkis, das gegenwärtig einem oder zwei Einſiedlern überlaſſen iſt. Burkhardt traf hier 1810 einen alten Toskaniſchen Eremiten, welcher hier ſeine Tage vollendete, nachdem er Mißionär in Indien, Aegypten und Perſien geweſen war. — Anſicht von dem Kloſter Kanobin von einer ſchroffen Höhe herab, welche in das Thal vorſpringt wie ein Vorgebirge. Ich ſtelle mein Pferd den Arabern zu und lege mich in der Sonne nieder auf einer Felsſpize, von welcher das Auge ſenkrecht in den Abgrund des Thales der Heiligen ſich niederſenkt. Der Fluß Kadiſchah fließt zu den Füßen dieſes Felſen; ſein Bette iſt Nichts, als eine einzige Linie von Schaum, aber ich ſtehe ſo hoch, daß ſein Rauſchen nicht bis zu mir herauf dringt. Kanobin wurde, wie die Maronitiſchen Mönche ſagen, von Theodoſius dem Großen gegründet. Das ganze Thal der Heiligen gleicht einem ungeheuren natürlichen Schiff einer Kirche, deſſen Kuppelgewölbe der Himmel, deſſen Pfeiler die Gebirgskämme des Libanon und deſſen Kapellen die unzähligen Zellen von Eremiten ſind, die man in die Seitenwände des Felſen gegraben ſieht. Dieſe Einſiedeleien hängen über Abgründen, welche unzugänglich ſcheinen. Wie Schwalbenneſter ſind ſie auf allen Höhen der Wände des Thals angebracht. Die einen ſind Nichts als eine in den Stein gegrabene Grotte, die andern kleine Häuschen, zwiſchen den Wurzeln einiger Bäume auf den vorſpringenden Geſimſen der Berge gebaut. Das große Kloſter iſt unten an dem Ufer des Waldſtroms. Vierzig bis fünfzig Maronitiſche Mönche ſind hier, die einen mit Feldbau, die andern mit dem Drucke von Elementarbüchern für den Unterricht des Volkes beſchäftigt. Herrliche Mönche, welche die Söhne und die Väter des Volkes ſind, welche nicht von ſeinem Schweiſe leben, ſondern Tag und Nacht für das Emporkommen ihrer Brüder arbeiten; einfache Männer, welche auf keinen Reichthum, auf keinen Ruhm in der Welt Ausſicht haben. Arbeiten, beten, im Frieden leben, zufrieden und ungekannt von den Menſchen ſterben: — Dieß iſt der ganze Ehrgeiz der Maronitiſchen Mönche.

— Gleiches Datum. —

Geſtern ſtieg ich wieder von den höchſten Gipfeln dieſer Alpen hinab; ich war der Gaſt des Scheikhs von Eden, einem Arabiſchen Maronitiſchen Dorfe, das auf der ſpizigſten Zacke dieſer Gebirge an der Gränze der Vegetation gebaut und nur im Sommer bewohnbar iſt. Der edle, ehrwürdige Greis war, um mich aufzuſuchen mit ſeinem Sohne und einigen ſeiner Diener bis in die Umgegend des Syriſchen Tripolis gekommen und hatte mich in ſeinem Schloß von Eden aufgenommen mit der Würde der anmuthigen Herzlichkeit und der Zierlichkeit der Manieren, wie man ſie ſich von einem der alten hohen Herrn am Hofe Ludwigs XIV. denken dürfte.

Bäume brannten auf dem geräumigen Heerde; Braten von Schaafen, Ziegen, Hirſchen waren Haufenweiſe in den Sälen aufgeſtellt und die hundertjährigen Schläuche des goldenen Weins vom Libanon, durch ſeine Diener aus dem Keller herbeigebracht, floßen für uns und unſer Geleite. Nachdem wir einige Tage uns Zeit genommen hatten, dieſe ſchönen Homeriſchen Sitten, poetiſch, wie die Orte ſelbſt wo wir ſie fanden zu ſtudiren, gab mir der Scheikh ſeinen älteſten Sohn und eine Anzahl Arabiſcher Reiter mit, um mich zu den Cedern Salomos zu fuhren; berühmte Bäume, welche noch die höchſte Spize des Libanon heiligen und welche man ſchon ſeit Jahrhunderten als die lezten Zeugen des Ruhmes Salomos verehrt. Ich werde ſie hier nicht beſchreiben. Bei der Heimkehr von dieſer fur den Wanderer merkwürdigen Tagereiſe verirrten wir uns in die Felsbuchten und die zahlreichen hohen Thaler von denen dieſe Gruppe des Libanon auf allen Seiten zerriſſen iſt, und befanden uns auf Einmal an dem ſchroffen Rande einer ungeheuren Felsmauer von einigen tauſend Fußen in die Tiefe, welche das Thal der Heiligen umgiebt. Die Wände dieſes Granitwalls waren ſo ſenkrecht abgeſchnitten, daß ſelbſt die Ziegen des Gebirgs keinen Pfad hier hätten finden können, und daß unſere Araber genöthigt waren ſich mit dem Bauche auf die Erde zu legen und über den Abgrund ſich zu bücken, um den Grund des Thales zu entdecken. Die Sonne ſank, wir waren ziemlich weit geritten und hätten vielleicht mehrere Stunden noch zu machen gehabt um unſern verlornen Weg aufzufinden und wieder nach Eden zu gelangen; wir ſtiegen vom Pferde, vertrauten uns einem unſerer Führer an, welcher nicht weit von da eine in den natürlichen Fels von Maronitiſchen Monchen, den Bewohnern des Thals ſeit undenklichen Zeiten gehauene Treppe kannte, dann verfolgten wir einige Zeit den Rand des Felsgeſimſes und ſtiegen endlich auf dieſen ſchlüpfrigen Stufen auf eine vom Fels losgeriſſene Plattform hinab, welche dieſen ganzen Horizont beherrſchte.

Das Thal ſenkte ſich Anfangs in breiten ſanften Abhängen am Fuße der Schneefelder und der Cedern ab, welche einen ſchwarzen Fleck auf dem Schnee bildeten; hier zog es ſich über Wieſen von einem gelblichen zarten Grün hin, wie man es auf den hohen Gipfeln des Jura oder der Alpen ſieht. Eine Menge von flimmernden Waſſerſtrahlen, welche da und dort aus dem ſchmelzenden Schnee abfloßen, durchfurchten dieſe Raſenhügel und ſammelten ſich am Fuße der erſten Felſenſtufe zu einer einzigen Maſſe von Wellen und Schaum. Hier vertiefte ſich das Thal in jähem Abfall auf Einmal und vier- bis fünfhundert Fuß mit ihm ſtürzte der Strom und bedeckte, auf einer breiten Fläche ſich ausbreitend, bald den Felſen wie mit einem flüſſigen durchſichtigen Schleier, bald ſprang er in gewolbten Wogen von dem Felſen ab und endlich auf ungeheure ſpizige vom Gipfel losgeriſſene Granitblöcke fallend brach er ſich an dieſen in wallenden Scheiben, und lärmte wie ein ewiger Donner; der Wind wehte von dieſem Sturze gegen uns, indem er wie leichte Nebelwolken den Waſſerſtaub in tauſend Farben mit ſich führte, ihn da und dort über das ganze Thal hintrieb oder ihn als

Büſche und an die rauhen Stellen des Felſen anklebte. In ſeiner Verlängerung gegen Norden wurde das Thal der Heiligen immer tiefer und breiter, dann ungefähr zwei Meilen von dem Punkte an welchem wir uns befanden rückten zwei kahle und mit Schatten bedeckte Berge nahe gegen einander, indem ſie kaum eine Oeffnung von einigen Klaftern zwiſchen ihren Enden ließen, und hier verlor ſich das Thal mit ſeinen Wieſengründen, ſeinen hohen Reben, ſeinen Pappeln, ſeinen Cypreſſen und ſeinem Milchſtrom. Ueber den beiden kleinen Bergen, welche es gleichſam zuſammenſchnürten, bemerkte man an dem Horizont Etwas wie einen See von einer tiefblaueren Farbe als die des Himmels: es war ein Stück von dem Meer von Syrien, um welches andere Berge des Libanon einen Rahmen bildeten, ſo daß es das Anſehen eines Golfs bekam; dieſer Golf war zwanzig Meilen von uns entfernt, aber die Durchſichtigkeit der Luft zeigte ihn uns ſo nahe wie zu unſern Füßen, und wir unterſchieden ſelbſt zwei Fahrzeuge mit ihren Seegeln, welche zwiſchen dem blauen Himmel und dem blauen Meere ſchwebend perſpectiviſch verkleinert wie zwei an unſerem Horizont ſchwimmende Schwäne ſich ausnahmen. Dieſes Schauſpiel feſſelte Anfangs ſo ſehr unſere Blicke, daß wir ſie auf keine der Einzelheiten des Thales warfen, aber als die erſte Bezauberung vorüber war und unſer Auge durch den ſchwimmenden Dunſt des Abends und der Waſſer dringen konnte, that nach und nach eine Scene anderer Natur ſich vor uns auf. Bei jeder Wendung des Stroms, wo ſeine Brandung etwas Boden gelaſſen hatte, erhob ſich mit kecken Umriſſen ein

Maronitiſches Mönchskloſter, aus blutbraunen Steinen gebaut, auf dem grauen Fels, und ſein Rauch ſtieg zwiſchen den Wipfeln der Pappeln und Cypreſſen in die Lüfte empor. Um die Klöſter her zeigten ſich kleine dem Fels oder dem Strom abgekämpfte Felder, angebaut, wie die ſorgſamſt gepflegten Luſtbeete unſerer Landhäuſer, und da und dort bemerkte man dieſe Maroniten, in ihre ſchwarze Kapuze gekleidet, wie ſie von der Feldarbeit zurückkehrten, die einen mit dem Spaten auf der Schulter, die andern kleine Heerden von Arabiſchen Fohlen treibend, einige, die Pflugſterze in der Hand ihre Stiere zwiſchen den Maulbeerbäumen hinſtachelnd. Mehrere von dieſen Wohnungen des Gebets und der Arbeit ſchwebten mit ihren Kapellen und Einſiedeleien auf den Vorſprüngen von zwei ungeheuren Gebirgsketten, einige von ihnen waren wie die Höhlen des Rothwilds in den Fels gegraben, man bemerkte Nichts als die Pforte, über welcher in einem leeren Vorgewölbe die Glocke hieng und einige kleine unter dem natürlichen Gewölbe des Felſen eingehauene Teraſſen, wohin die alten und kranken Mönche die Luft zu athmen und ein wenig Sonne zu ſehen kamen; überall, wohin der Fuß eines Menſchen gelangen konnte, zu einigen an den Abgrund ſtoßenden Felsrändern konnte das Auge keinen Zugang ausfinden, aber gerade hier ſah man ein Kloſter, eine Einſiedelei, ein Bethaus und einige Geſtalten von Einſiedlern, welche um die Felſen und Gebüſche arbeitend, leſend oder betend hergiengen. Eines von dieſen Klöſtern war eine Arabiſche Druckerei für den Unterricht des Maronitiſchen Volks, und man ſah eine Maſſe von Mönchen kommen und gehen, und auf Hürden von Schilfrohr die weißen Blätter des naſſen Papiers ausbreiten. Nichts, wenn nicht der Pinſel es iſt, kann die Mannigfaltigkeit und das maleriſche Anſehen dieſer einſamen Wohnungen malen; jeder Stein ſchien ſeine Zelle, jede Grotte ihren Eremiten geboren zu haben, jede Quelle hat ihre Bewegung und ihr Leben, jeder Baum ſeinen Einſiedler unter ſeinem Schatten; überall wohin das Auge fiel ſah es das Thal, den Berg, die Abgründe ſich ſo zu ſagen unter ſeinem Blick beleben und eine Scene des Lebens, des Gebets, der Betrachtung aus dieſen ewigen Maſſen hervortreten oder ſich mit ihnen verweben, um ſie zu heiligen. Bald aber ſank die Sonne, die Arbeiten des Tages hörten auf und alle die ſchwarzen, im Thal zerſtreuten Geſtalten kehrten in die Grotten oder in die Klöſter zurück. Die Glocken läuteten von allen Seiten zur Heimkehr und zu der Abendmeſſe; die einen mit dem ſtarken dumpfen Schalle der großen Stürme auf dem Meer, die andern mit der leichten Silberſtimme der Vögel in den Kornfeldern, noch andere aus der Ferne klagend, wie Seufzer in der Nacht und der Wüſte; alle dieſe Glocken antworteten ſich von den beiden entgegengeſezten Seitenrändern des Thales, und die tauſend Echos der Grotten und der Abgründe hallten ſie ſich wieder in verworrenem ſich wiederholendem Gemurmel, vermiſcht mit dem Rauſchen des Stroms und der Cedern und der tauſend plätſchernden Stürze der Quellen und Waſſerfälle, von denen die beiden Seitenwände der Berge durchfurcht ſind. Bald darauf herrſchte einen Augenblick Stille und ein neues, ſüßeres, melancholiſcheres, ernſteres Geräuſche erfüllte das Thal; es war der Geſang der Pſalmen, welcher auf Einmal aus jedem Kloſter, jeder Kirche, jedem Bethaus, jeder Felſenzelle ſich erhob, ſich mit einander vermiſchte und in ſchmelzenden Tönen bis zu uns drang wie ein ungeheures Murmeln, indem es einer melodiſchen Klage des ganzen Thales glich, welches Eine Seele und Eine Stimme bekommen zu haben ſchien; hierauf durchwehte eine Wolke von Wohlgerüchen die Luft, welche Engel hätten athmen können wie jene himmliſchen Geiſter, als ſie zum erſtenmale über den Erdball ſchwebten, den ſie verlaſſen glaubten, und aus eben dieſen Thälern das erſte Gebet der Menſchen vernahmen; wir fühlten, wie die Stimme des Menſchen ſo fähig iſt, auch die todte Natur zu beleben und was die Poeſie hinieden am Ende der Zeiten ſeyn wird, wenn alle Gefühle des menſchlichen Herzens erloſchen und in einem einzigen verſchlungen ſeyn werden: Nichts als ein Gebet und ein Lobgeſang!

— 12. April 1833. —

Nach Tripolis mit dem Scheikh und ſeinem Stamm hinabgezogen; ich gebe ſeinem Sohn ein Stück Seideſtoff zu einem Divan; einen ganzen Tag lang die köſtlichen Umgebungen von Tripolis durchſtreift, nach Beirut am Meeresufer zurückgereist, fünf Tage damit zugebracht, unſer Gepäck auf der von mir gemietheten Brigg **Sophie** einzuſchiffen. Vorbereitungen

Aegypten; Abſchied von unſern Fränkiſchen und Arabiſchen Freunden; ich gebe mehrere von meinen Pferden ab, ſechs der ſchönſten laſſe ich unter der Führung eines Arabiſchen Stallmeiſters und drei meiner beſten Sai's abgehen, um durch Syrien und Karamanien die Reiſe zu machen, und mich am erſten Juli am Ufer des Golfs von Makri gegenüber von der Inſel Rhodus in Kleinaſien zu erwarten. Mit Tagesanbruch, 15. April 1833, brechen wir von dem Hauſe auf, wo Julia uns zum Leztenmal umarmte und für den Himmel von uns Abſchied nahm; den Fußboden ihres Zimmers tauſendmal geküßt und mit unendlichen Thränen befeuchtet. Dieſes Haus war für mich wie eine heilige Reliquie. Alles rief mir ihr Bild zurück, Vögel, Tauben, der Garten, ihr Pferd, die beiden jungen ſchönen Syriſchen Mädchen, welche kamen, um mit ihr zu ſpielen, und welche unter unſern Fenſtern im Garten wohnen. Sie ſind vor Tag aufgeſtanden und mit ihrem reichſten Puze angethan, weinen ſie, ſie ſtrecken die Hände nach uns aus und reißen die Blumen aus ihren Haaren; ich gebe jeder von ihnen als Andenken an Freunde aus fremdem Lande, welche ſie nie, außer in Gedanken wieder ſehen ſollen, ein Halsband von Goldſtücken auf ihre Hochzeit; die eine von ihnen, Anaſtaſia, iſt die ſchönſte der Frauen, die ich in Beirut geſehen. — Das Meer iſt wie ein Spiegel, die Schaluppen, bemannt mit unſern Freunden, welche uns bis an Bord begleiten wollen, folgen der unſrigen; wir gehen bei einem leichten Oſtwind unter Seegel; die Küſten von Syrien mit ihrem krauſen Rande von Sand eingefaßt, verſchwinden mit den Palmgipfeln;

die weißen Gipfel des Libanon folgen uns lange auf dem Meer; wir umſegeln während der Nacht das Vorgebirge des Karmel; mit Tagesanbruch ſind wir auf der Höhe von Saint-Jean-d'Acre, gegenüber von dem Golf von Kaipha. Die See iſt ſchön und die Wellen von einer Maſſe von Delphinen durchfurcht, welche um das Fahrzeug her hüpfen; Alles hat ein feſtliches freudiges Anſehen in der Natur und auf den Wellen um dieſes Schiff her, welches Herzen trägt, todt für alle Freuden und alle Heiterkeit; ich habe die Nacht auf dem Verdeck zugebracht, in welchen Gedanken! Mein Herz weiß es!

Wir ſegeln die niedern Küſten von Samarien entlang; Jaffa glänzt wie ein Kreidefels am Horizont auf einem Strand von weißem Sande, wir ſegeln dorthin, um einige Tage dort auszuruhen; meine Frau und diejenigen von meinen Freunden, welche mich auf meiner Reiſe nach Jeruſalem nicht begleiten konnten, wollen nicht ſo nahe am heiligen Grabe vorbeigehen, ohne einige Seufzer mehr dorthin zu tragen; der Wind wird Abends friſch; wir werfen ſieben Uhr auf der ſtürmiſchen Rhede von Jaffa die Anker aus; die See geht zu hoch, als daß man ein Boot ausſetzen konnte, wir Alle ſteigen erſt am folgenden Tage an's Land; eine Karavane iſt gerüſtet durch die Vorſorge der HH. Damiani, meiner alten Freunde, der Franzöſiſchen Agenten in Jaffa; ſie macht ſich um eilf Uhr auf den Weg, um in Ramla zu übernachten; ich bleibe allein bei Herrn Damiani zurück.

Fünf Tage hindurch allein die Umgegend durchſtreift: die Arabiſchen Freunde, welche ich bei meinen erſten Durchreiſen durch Jaffa kennen gelernt habe, führen mich in die Gärten, welche ſie in der Umgebung der Stadt beſizen, ich habe dieſe Gärten ſchon beſchrieben: Es ſind dichte Wälder von Orangen-, Citronen-, Granat- und Feigenbäumen, ſo groß wie in Frankreich die Nußbäume; eine Familie von Arabiſchen Landleuten lebt in einer daran ſtoßenden Hütte, man trifft dort eine Ziſterne oder einen Brunnen, einige Kameele, Ziegen, Schaafe, Tauben und Hühner; der Boden iſt mit abgefallenen Orangen und Limonien bedeckt, man ſchlägt ein Zelt auf an einem der Waſſerkanäle, welche den von Melonen und Gurken überſäten Boden bewäſſern; man breitet Teppiche aus, das Zelt iſt gegen das Meer zu offen, um den Seewind einzulaſſen, welcher von Morgens zehn Uhr bis Abends weht und an den Kronen der Orangebäume vorbeiziehend einen Blüthenregen von dieſen mit ſich führt und ſich mit Wohlgerüchen ſchwängert. Man ſieht von hier aus die Spizen der Minarete von Jaffa und die Schiffe, welche zwiſchen Kleinaſien und Aegypten hin und herſegeln. So bringe ich meine Tage zu; ich ſchreibe einige Verſe nieder über den einzigen Gedanken, der mich beſchäftigt; ich möchte hier bleiben: Jaffa von der ganzen Welt getrennt am Rande der großen Wüſte von Aegypten, deren Sand weiße Dünen um dieſe Orangenwälder her bildet, unter einem immer reinen und blauen Himmel, wäre ein vollkommener Aufenthalt für einen Menſchen, der des Lebens müde iſt und Nichts wünſcht, als einen Plaz in der Sonne. — Die Karavane kömmt zurück.

Ich bitte Frau von Lamartine um einige nähere

Nachrichten über Bethlehem und einige angränzende Gegenden, welche zu beſuchen mich bei meiner erſten Reiſe die Peſt gehindert hatte, ſie gibt mir ſie und ich ſchalte ſie hier ein.

„Als wir die Gärten von Joffa hinter uns hatten, galoppirten wir über eine ungeheure Ebene, welche damals mit gelb und violetten Diſteln beſezt war, von Zeit zu Zeit ſuchten große Heerden, welche ein mit einer langen Lanze bewaffneter Arabiſcher Reiter wie in den pontiniſchen Sümpfen vor ſich hertrieb, eine kärgliche Nahrung unter dem Gras, welches die Sonne noch nicht ganz verkohlt hatte, weiterhin uns zur Rechten und wie am Eingang der Ebene von El-Ariſch erhoben ſich einige Korbhaufen mit trockenem Gras bedeckt aus der Erde, wie Haufen von Heu, das von dem Sturm vergelbt iſt, ehe es der Schnitter einheimſen konnte: es war ein Dorf.“

„Als wir näher kamen, ſahen wir nackte Kinder gleich Lappländern aus dieſen kleinen umgeſtürzten Kegeln heraustreten, welche ihre Wohnungen bildeten, einige Frauen mit hängenden Haaren, kaum mit einem dunkelblauen Hemde bedeckt, verließen das Feuer, das ſie auf zwei Steinen anzündeten, um ihr Mahl zu bereiten und ſtiegen oben auf ihre Hütte hinauf, um uns länger nachſehen zu können.“

„Nach einem vierſtündigen Ritt kamen wir in Ramla an, wo wir von dem Agenten des Sardiniſchen Konſulats erwartet wurden, der die Güte hatte uns in ſeinem Hauſe aufzunehmen, da die Frauen nicht im Lateiniſchen Kloſter beherbergt werden konnten. Abends beſuchten wir einen alten Thurm eine Viertelmeile von der Stadt, welcher der Thurm der vierzig Märtyrer genannt und gegenwärtig von Dreh-Derwiſchen bewohnt iſt. Es war Freitag, der Sabbath nach ihrem Kultus, wir wohnten ihrem Gottesdienſte bei. — Zwanzig Derwiſche in einen langen Rock und eine ſpizige Muze von weißem Filz gekleidet, waren im Kreis in einem mit einem kleinen Geländer umgebenen Raum niedergekauert; der, welcher der Vorſteher zu ſeyn ſchien, eine ehrwürdige Geſtalt mit großem weißem Bart, ſaß Auszeichnungsweiſe auf einem Kiſſen, ſo daß ſein Plaz höher war, als der der Andern. Ein Orcheſter, beſtehend aus einem Nabi oder Fagott, aus einem Schubabe, einer Art Klarinette, und zwei verbundenen Trommeln, Nakariate genannt, ſpielte Melodieen, welche unſern Europäiſchen als der gräßlichſte Mißklang erſchienen. Die Derwiſche erheben ſich einer nach dem andern, gehen an dem Superior vorüber, begrüßen ihn, und fangen an, ſich im Kreiſe um ihre eigene Achſe zu drehen, die Arme ausgeſtreckt und die Augen gen Himmel gehoben. Ihre Bewegung, Anfangs langſam, belebt ſich mehr und mehr, ſteigert ſich zu einer außerordentlichen Schnelligkeit und wird am Ende wie ein Wirbelwind, ſo daß man an ihnen Nichts mehr genau unterſcheiden kann; ſo lange das Auge ihnen noch zu folgen im Stande iſt, ſcheinen ihre Blicke eine große Exaltation auszudrücken, bald aber verſchwimmt Einem Alles vor den Augen. Die Zeit, während welcher dieſer ſeltſame Walzer *) dauerte, wußte ich nicht

---

anzugeben, ſie ſchien mir aber unglaublich lange. Nach und nach verminderte ſich die Anzahl der Drehenden; von Müdigkeit erſchöpft ſanken ſie nach einander um und fielen in ihre erſte Stellung zurück; die lezten ſchienen beharrlich durchſezen zu wollen, ſo lange als möglich ſich zu drehen und mich befiel ein peinliches Gefühl, als ich die Anſtrengungen eines alten Derwiſchs ſah, der bis zum Ende dieſes wilden Tanzes herum ſchwankte und keuchte, um erſt nach den Andern aufzuhören; während dieſer Zeit unterhalten uns unſere Araber mit ihrem Aberglauben; ſie geben vor, daß, wenn ein Chriſt in Einem fort das Credo herſage, er dadurch den Muſelman zwinge, durch unwiderſtehlichen Antrieb immer fort ſich zu drehen, ſo lange bis er ſterbe, man habe davon viele Beiſpiele; einmal haben die Derwiſche Den entdeckt, der dieſen Zauber angewendet habe, und ihn gezwungen, das Credo verkehrt zu ſagen, dadurch habe denn die Behexung gerade im Augenblick, wo der Dreher habe ſterben wollen, aufgehört. Wir dagegen machen traurige Betrachtungen über die Schwäche der menſchlichen Vernunft, welche, gleich dem Blinden, ihren Weg nach dem Himmel durch Taſten ſucht, und ihn ſo oft verfehlt. Dieſe wunderlichen Ausſchweifungen, welche gewiſſermaßen den Menſchengeiſt entwürdigen, hatten indeß einen achtungswürdigen Zweck und ein edles Princip. Es war der Menſch, der Gott ehren wollte; die Einbildungskraft, die ſich durch die phyſiſche Bewegung hinaufſpannen und, wie es auch durch Opium geſchieht, bei jener göttlichen Betäubung, bei jener vollkommenen Vernichtung des Gefühls und

welche ihr erlaubt zu glauben, ſie habe ſich in die
endliche Einheit verſenkt und verkehre mit Gott. —
war vielleicht urſprünglich eine fromme Nachahmung
Bewegungen der Geſtirne, wie ſie vor dem Sch
ihren Reigen führen, vielleicht wirklich jene enthuſiaſt
leidenſchaftliche Inſpiration, welche einſt den David
trieb, vor der Bundeslade zu tanzen. Einige von
thaten, wie die Frau des Königsbarden und waren
Verſuchung, ſich über die Derwiſche luſtig zu ma
Sie erſchienen ihnen als Unſinnige, wie etwa Leute,
den Grund unſeres Gottesdienſtes nicht kennten, e
unſerer Möncheeinrichtungen, das Betteln unſerer K
ziner und die Geiſſelungen gewiſſer aszetiſcher D
närriſch genug vorkommen möchten; ſo abgeſchmackt
auch ein religiöſer Gebrauch der Vernunft auf den e
Blick erſcheinen mag, ein tieferer, höherer Verſtand
det immer etwas Ehrwürdiges darin: das Motiv,
ihn in's Leben ruft. Nichts, was auf die Idee G
Bezug hat, iſt lächerlich. Es iſt oft roh, manc
unſinnig, aber immer ernſt. Das Gewiſſen des Derw
iſt beruhigt, wenn er ſeinen frommen Walzer voll
hat, und er glaubt ſeine Drehungen haben die Ge
geehrt. Wenn wir es aber nicht für lächerlich h
ſind wir oft verſucht, Mitleid darüber zu fühlen,
ich weiß nicht, ob wir zu dem Einen mehr Recht h
als zu dem Andern. Wir ſelbſt, wo ſtünden wir
die Unterweiſungen des Chriſtenthums, das unſere
nunft erleuchtet hat; wäre ſie lichtvoller, als jener
Die Geſchichte hat eine treffende Antwort: Es
Einen Plato bei tauſend Götzendienern."

„Den Thurm verlaſſend treten wir in die Galerien eines in Ruinen liegenden Kloſters, welche zu einer unterirdiſchen Kirche führen: wir ſteigen mehrere Stufen hinab unter einem gedrückten Gewölbe, das von einer ſchönen Kolonnade getragen wird. Der Anblick einer unterirdiſchen Kirche ſchien mir immer von einem erhabenen und doch zugleich rührenden Eindruck auf das Menſchenherz zu ſeyn. Das geheimnißvolle Dunkel, die Einſamkeit dieſer ſtillen Hallen führen die Einbildungskraft nach jenen erſten Zeiten des Kultus zurück, da die Chriſten ſich in tiefe Grotten zurückzogen, um ihre Myſterien vor den Augen der Laien zu verbergen und ſich der Verfolgung zu entziehen. Im Orient ſchien der größte Theil der Kirchen gebaut, um jene urſprünglichen Aſyle zu verſchönern und mit allem verſchwenderiſchen Aufwand der Architektur die beſcheidenen Räume, in welchen der Glaube ſo lange Zeit ſich verbarg, zu verzieren, gleichſam um die Erniedrigungen und Beſchimpfungen der heidniſchen Herrſchaft zu rächen. Aber die Zeit der Verfolgungen ſollte für die unglücklichen Chriſten auf's Neue beginnen und der Name dieſes alten Gebäudes „die vierzig Märtyrer" dürfte zu dem Glauben führen, daß es den Gläubigen zur Zuflucht gedient habe, ohne ihnen Schuz gewähren zu können; jezt liegt Alles in Trümmern: die von den Kaiſern gebauten Schiffe und Säulenhallen haben den Siegern nicht mehr Achtung eingeflößt, als die beſcheidenen Grotten der erſten Jünger des Kreuzes. Die Gewölbe dienen als Ställe und die Klöſter als Kaſernen."

„Man ſieht noch einige Gräber aus den Zeiten der Kreuzfahrer, aber die Nacht hinderte uns länger zu verweilen, wir mußten nach unſerer Herberge zurück, und Zurüſtungen für unſere Karavane auf Morgen treffen. Der Aga von Ramla gab uns ein Geleite und befahl dem oberſten Kawaß mich in den Gebirgspäſſen, in die wir jezt einziehen ſollten, keinen Augenblick zu verlaſſen und bei Allem meine Befehle einzuholen. Die Ehrfurcht der Muſelmanen für die Europäiſchen Frauen ſticht ganz eigen ab gegen die Abhängigkeit, in der ſie die ihrigen halten. In der That, wir konnten die ausgezeichnete Aufmerkſamkeit und ausgeſuchte Höflichkeit dieſes Janitſcharen nicht genug loben. Beſtändig beſchäftigt mit der Arabiſchen Stute, die ich ritt, ſchien er erſchreckt, daß ich es wagte, ſie in Trab zu ſezen und begriff nicht, daß ich mich auf den ſteilen Bergen, die wir erſtiegen, im Gleichgewicht halten konnte. Er war uns ſpäter ſehr von Nuzen, als wir gerade in dieſen Schluchten einer Unzahl von Pilgern begegneten, welche aus Jeruſalem zurückkamen; ſie verſperrten uns den Weg, er aber zwang ſie uns den Pfad einzuräumen, der am wenigſten durch die Granitblöcke und die Wurzeln von Geſträuchen ungangbar gemacht war, welche die Böſchung einfaßte und uns hinderte, in den Abgrund zu ſtürzen; hätte er nicht ſein Anſehen geltend gemacht, ſo würde der lange immer vorwärts ſchreitende Zug, wenn die Hinteren die Vorderen gedrängt hätten, uns unfehlbar über den Haufen geworfen haben."

„Wenn man Ramla hinter ſich hat, führt die Straße zwei Meilen lang durch die Ebene; wir hielten am Jakobs-Brunnen, da wir aber keinen Eimer hatten um zu ſchöpfen und das Waſſer ſehr tief unten war, ſo zogen wir unſeres Weges weiter. Dieſes ganze Land hat ſo lebendige Spuren der bibliſchen Zeiten an ſich behalten, daß man ohne alle Ueberraſchung und Schwierigkeit die Traditionen annimmt, welche Jakobs Namen einem Brunnen geben, der noch beſteht und man erwartet eher den Patriarchen kommen zu ſehen und die Heerden Rahels zu tränken, als daß man an der Aechtheit des Ortes zweifelte. Erſt durch angeſtellte Betrachtungen kommt man dazu, zu ſtuzen und zu zweifeln, da die viertauſend ſeither verfloſſenen Jahre und die verſchiedenen Phaſen, welche die Menſchheit durchgemacht hat, vor die Phantaſie treten und den Glauben zum Wanken bringen; übrigens mußte in einer Ebene, wo man blos alle drei oder vier Stunden Waſſer findet, ein Brunnen, eine Quelle ein eben ſo wichtiger Gegenſtand in den vergangenen Jahrhunderten ſeyn, als heut zu Tage und ihr Name konnte ſich mit dergleichen religiöſen Gewiſſenhaftigkeit forterben, wie der der Thürme Davids oder der Ziſternen Salomos. Bald kommen wir in die Gebirge von Judäa; der Weg wird ſchwierig; bald läßt der Rand eines Abſturzes den Pferden nur ſo viel Raum, daß ſie mit ihren Hufen auftreten können, bald bilden Felsquader, über dem Pfad hingerollt und angehäuft, eine rohe Treppe, welche bloß Arabiſche Pferde fähig ſind, zu begehen; indeſſen wie Angſt erregend dieſer Weg auch iſt, ſo gibt es auf ihm doch keine einzige gefährliche Stelle, welche ſich mit denen auf der Straße von Hamana vergleichen ließe."

„Auf dem Gipfel der erſten Kuppe wenden wir uns einen Augenblick um, um eine herrliche Ausſicht über das ganze Land, das wir durchzogen haben bis zu dem Ufer jenſeits Jaffa zu genießen; obgleich um uns her Alles ruhig war, ſo kündigte doch der rothe ſchwüle Horizont des Meeres einen nahen Sturm an; ſchon bewegten drohende Wogen die Schiffe auf der Rhede; wir ſuchten das unſrige zu unterſcheiden, und dachten an Die welche an Bord geblieben ſind; meine traurigen Ahnungen waren nicht aus der Luft gegriffen: am folgenden Tag ſcheiterten mehrere Schiffe an dieſem gefährlichen Ufer und dem unſrigen, nachdem es lange Zeit auf ſeinem Anker hin und her geworfen war, riß unter einem gräßlichen Windſtoß ſein Kabeltau mitten entzwei.“

„Nachdem wir einige Augenblicke Halt gemacht reiten wir die Rückſeite des Berges hinab, um wiede andere hinauf zu ſteigen, bald durch Steingerolle, welches unter den Hufen unſerer Pferde hinkollert, bal auf dem Rande eines ſchmalen Geſimſes. Die Seiten zur Rechten und Linken ſind an einigen Orten ſtark mi Bäumen bewachſen; das glänzende Grün der ſchönen Büſche der Erdbeerſtauden und des Thymian-Lorbee ſtechen ab gegen das magere Laub der Maſtix- un Olivenbäume. Oft fehlte Nichts, als Waſſer, um di Landſchaft vollkommen zu machen, aber ein Schauſpie anderer Art erwartete uns. Eine Prozeſſion zahlloſe Pilger von allen Nationen, welche von Jeruſalem kamen zog gegenüber von uns von dem Gipfel eines nackte kahlen Berges hinab, indem ihre Linie ſich bis in di Schlucht hinein ſchlängelte, wo wir uns befanden. Nie mand vermag den maleriſchen Eindruck dieſer Scene, die Verſchiedenheit der Farben, der Trachten, des Aufzugs zu ſchildern; von dem reichen Armenier bis zu dem armen Mönch herab trug Alles dazu bei, ſie zu verſchönern. Nachdem wir den Eindruck im Ganzen bewundert hatten, hatten wir während der zwei Stunden, die wir aneinander vorbeizogen, alle Muße das Einzelne uns davon zu beſehen; bald war es ein Griechiſcher Patriarch in ſeiner ſchönen Tracht majeſtätiſch auf einem roth und goldenen Sattel ſitzend, den Zaum ſeines Pferdes von zwei Sai's gehalten, und von einer Maſſe zu Fuß gefolgt, ſo daß ſein Aufzug dem Triumphzug eines päbſtlichen Legaten im Mittelalter glich, bald war es eine arme Familie, deren Vater mit dem Pilgerſtab ein mit kleinen Kindern beladenes Maulthier führte, das älteſte, auf dem Hals des Thiers ſitzend, hielt einen Strick als Zaum und eine Kerze als Standarte. Andere Kinder, in Körbe zu beiden Seiten eingepackt, nagten an einigen Reſtchen von geſegnetem Brod, die Mutter bleich und abgemagert folgte mühſam, indem ſie das jüngſte ſäugte, das mit einem breiten Gürtel an ihren Buſen gebunden war, ſodann kam eine lange Reihe von Neubekehrten, von den jeder eine ungeheure Oſterkerze trug und mit einem einförmigen Naſenton Pſalmen ſang; weiterhin ſchienen Juden mit rothen Turbans, langen ſchwarzen Bärten und durchdringenden unheimlichen Augen im Herzen einen Kultus zu verfluchen, der ſie um ihr Erbtheil gebracht. Aus welchem Grunde befanden ſie ſich unter dieſem Chriſtenhaufen? Die Einen hatten ſich die Karavane zu Nutze gemacht, um das Grab Davids oder das Thal von Tiberias zu beſuchen, die Andern hatten darauf ſpekulirt, durch Lieferung der Lebensmittel ſich einen Gewinn zu machen. Von Zeit zu Zeit ragten unter der Maſſe der Fußgänger einige mit ungeheuren Ballen beladene Kameele hervor, begleitet von ihren Treibern in Arabiſcher Tracht: eine Weſte und weite braune Pantalons mit blauer Stickerei, den Kaſieh auf dem Kopfe; darauf kamen Armeniſche Familien; die unter dem großen weißen Schleier verborgenen Frauen, reiſten in einem Taktrewan, einer Art Käfig von zwei Maulthieren getragen; die Männer in langen Röcken von dunkler Farbe, den Kopf mit dem großen viereckigen Kolpak der Einwohner von Smyrna bedeckt, führten ihre Knaben an der Hand, deren ernſtes, nachdenkliches, berechnendes Ausſehen Nichts von dem leichten Muthe der Jugend durchdringen läßt; Griechiſche Matroſen und die Patrone von Seeräuberſchiffen, welche von den Hafen von Kleinaſien und dem Archipel, beladen mit Pilgern wie ein Sklavenſchiff mit Negern, gekommen waren, fluchten in ihrer energiſchen Sprache und beſchleunigten ihre Reiſe, um ſo ſchnell als möglich ihre Menſchenfracht wieder an Bord zu nehmen. Ein krankes Kind wurde auf einer Tragbahre getragen, umgeben von ſeinen Eltern, welche weinten, daß ihre Hoffnung auf eine plözliche Heilung durch ein Wunder, der Zweck ihrer frommen Wallfahrt, nicht eingetroffen war. — Auch ich weinte, ich hatte gehofft und gebetet, wie ſie; aber noch unglücklicher hatte ich ſelbſt nicht einmal die Ungewißheit über die Größe meines Unglücks . . .!"

„Zulezt kam ein Haufe unglücklicher zerlumpter

Kophten, Männer, Frauen und Kinder, die ſich mühſam fortſchleppten, wie wenn ſie aus einem Hoſpitale kämen. Dieſe ganze Truppe, von der Sonne verbrannt, vor Durſt keuchend, ging und ging immer vorwärts, um die Karavane zu erreichen, damit ſie nicht in dieſen Gebirgspäſſen verlaſſen zurückbleiben müßten; ich erröthete, mich zu Pferde zu wiſſen, unter dem Geleite von Janitſcharen, in der Geſellſchaft von ergebenen Freunden, welche mir alle Gefahr, alle Mühe erſparten, während ein ſo lebendiger Glaube Tauſende von Individuen angetrieben hatte, den Strapazen, der Krankheit, den Entbehrungen jeder Art zu trozen. Es waren ächte Pilger. Ich war bloß eine Reiſende."

„Zwiſchen dieſer erſten Gebirgskette und den lezten Höhen, welche Jeruſalem beherrſchen, befindet ſich ein hübſches Thal und das Dorf Jeremia. Wir kommen an der ehemaligen Griechiſchen Kirche vorbei, welche wie ſo viele andere jezt ein Stall iſt, als wir ungefähr fünfzig Araber ſahen, amphitheatraliſch auf der Seitenwand der Berge vertheilt und unter ſchönen Olivenbäumen niedergekauert. In der Mitte des Kreiſes auf einer Etwas über die andern hervorragenden Stelle war der Häuptling, der berüchtigte Abugoſch, aufrechtſtehend neben ihm ſein Bruder und ſein Sohn mit ihren Waffen bedeckt und ihre Pfeifen haltend; ihre Pferde, hinter ihnen an die Bäume gebunden, vollendeten das Bild. Bei der Herankunft unſerer Karavane ſchickte Abugoſch ſeinen Sohn, um mit unſerem Dragoman zu parlamentiren, der an unſerer Spize ritt. Nachdem er erfahren, daß das Geleite die Frau des Fränkiſchen Emirs nach Jeruſalem führe, den er wenige Monate zuvor kennen gelernt hatte, ließ er uns bitten, anzuhalten und Kaffee anzunehmen. Wir hüteten uns wohl, Dieß auszuſchlagen, und ließen uns, nachdem wir an unſere Kameeltreiber die Vorräthe für den Halt ausgetheilt hatten, auf eine kleine Entfernung von der Gruppe der Araber hinführen. Hier erforderte es unſere Würde, daß wir anhielten, bis ſie ihrerſeits ſich uns näherten, worauf ſich Abugoſch erhob und herbeikam, um Hrn. von Parſeval anzureden. Nachdem er uns alle Höflichkeit bezeigt und uns den Kaffee angeboten hatte, bat er mich um beſonderes Gehör. Ich ließ meine Leute vier Schritte zurücktreten und erfuhr durch Vermittlung meines Dragomans, daß einer ſeiner Brüder von den Aegyptern gefangen gehalten ſey, da er Hrn. von Lamartine einen ungemeinen Einfluß auf die Entſchließungen Ibrahim Baſſas zutraue, bitte er mich, ihn um ſeine Vermittlung bei dem Baſſa zu erſuchen, um ſeinen Bruder wieder freigelaſſen zu ſehen. Wir waren keinesweg ſo gewiß, in dem Anſehen zu ſtehen, das er uns zutraute, aber der Zufall wollte, daß ich ihm den Dienſt leiſten konnte, indem ich ſeine Sache bei dem Befehlshaber des Aegyptiſchen Heers verfechten ließ."

„Als wir bei Jeruſalem ankamen, war uns die Ausſicht auf die Mauern der Stadt durch ein großes Lager der Truppen von Ibrahim Baſſa verdeckt. Die Schildwachen treten vor, fragen uns aus, ſprechen mit unſerem Dragoman, und eröffnen uns den Weg mitten durch das Lager. Bald befinden wir uns vor dem Zelte des Generals. Die aufgehobenen Vorhänge zeigen uns

ihn ſelbſt, auf einem Divan von Kaſchemir ausgeſtreckt, umgeben von ſeinen Offizieren, welche theils ſtehen, theils auf Perſiſchen Teppichen ſizen; ihre Bekleidung von auffallender Farbe, mit ſchönem Futter eingefaßt und mit Gold geſtickt, ihre blinkenden Waffen, die ſchwarzen Sklaven, welche ihnen den Kaffee in den ſilbernen Taſſen boten, bildeten für uns eine glänzende neue Scene. Um dieſe Zelte her führten Sai's die ſchönſten Arabiſchen Hengſte zuſammengekoppelt, um den Schaum auf ihrem glänzenden Haare trocknen zu laſſen. Andere, an Pflöcke gebunden, wieherten voll Ungeduld, ſtampften auf die Erde, und warfen Feuerblicke auf eine Abtheilung von Reiterei, welche im Begriff war, abzugehen. Die Aegyptiſchen Truppen, beſtehend aus jungen Rekruten, in einem knappen, ganz anliegenden rothen Anzug, halb orientaliſch, halb europäiſch, ſtachen ab gegen die Araber in ihren weitfaltigen Gewändern. Und doch waren es dieſe kleinen, häßlichen, übel gebauten Aegypter, welche das Reich des Sultans bis zu dem Thore von Konſtantinopel erſchütterten!"

„Wir ziehen in die heilige Stadt durch das Thor von Bethlehem ein, indem wir uns ſogleich zur Linken wenden, um nach dem Bereich des Lateiniſchen Kloſters zu gelangen. Da die Frauen hier keine Aufnahme finden dürfen, nehmen wir Beſiz von einem gewöhnlich unbewohnten Hauſe, in welchem alle die Fremden untergebracht werden, wenn das Kloſter der Väter vom heiligen Lande ſchon voll iſt. Wir breiten Matrazen auf den für dieſen Zweck eingerichteten Bänken aus, in der Hoffnung von der heutigen Bewegung auszuruhen, um naue anſtrengerende ertragen zu können. Aber von Tauſenden von Inſekten, Muskitos, Flöhen und Wanzen angefallen, welche ohne Zweifel in dieſen öden Gemächern lange Zeit aller Nahrung entbehrt hatten, oder, noch ärgerlichere Vermuthung! von jenen zerlumpten Pilgern, die wir auf dem Wege trafen, zurückgelaſſen worden waren, wurde es uns unmöglich, zu ſchlafen, und man konnte ſtatt deſſen nur verſuchen, jene Gäſte abzuwehren, indem man unaufhörlich den Plaz wechſelte; auch ſuchte einer unſerer Reiſegefährten troz aller unſerer Mahnungen zur Geduld endlich ſeine Zuflucht im Kloſter ſelbſt. Der Schaffner kam, um uns zu beſuchen, indem er uns ſagte, daß wenn er von unſerer Ankunft benachrichtigt geweſen wäre, er eine beſſere Wohnung für uns zugerichtet hätte, zugleich verſprach er uns, für den folgenden Tag Alles anzuordnen. Ich ergieße mich in Entſchuldigungen, verſichere ihn, daß es uns an Nichts mangelt, und noch habe ich über unſerer weichlichen Empfindlichkeit zu erröthen gegenüber von dieſem beſcheidenen Apoſtel der Armuth und Entſagung.“

„Der Pater Schaffner war ein Spanier von überlegenem Geiſte, mit hoher Menſchen- und Sachkenntniß begabt. Während unſeres Aufenthalts in Jeruſalem hatte ich ganz beſonders Gelegenheit ſeine wohlwollende Güte, ſein Verdienſt, und den Nuzen ſeines Einfluſſes im Kloſter des heiligen Landes kennen zu lernen; aber kaum fünfzig Jahre alt ſollte er ſeine Prüfungszeit hienieden bald als Märtyrer enden; — im Augenblick, wo er vielleicht hoffte, einige Ruhe in ſeiner Heimath zu genießen. Nachdem er ſich kurze Zeit nach unſerer Abreiſe

eingeſchifft hatte, um nach Spanien zurückzukehren, wurde er mit fünfzehn andern Mönchen von Griechiſchen Matroſen nicht weit von der Küſte von Cypern ermordet. Ein muſelmaniſches Kind, das allein dem Blutbade entrann, verfolgte die Mörder und zeigte ſie an, worauf ſie in Karamanien feſtgenommen wurden.“

„Am folgenden Tag, als der Morgen dämmerte, begannen wir die heiligen Orte zu beſuchen. Hier aber muß ich inne halten und von den innigen Rührungen ſchweigen, welche dieſe Orte mir einflößten, da alle zu ſehr meine Perſon betrafen. Eben ſo will ich Nichts weiter über die von meinen Reiſegefährten ſchon beſchriebenen Straßen ſagen. Alle dieſe Eindrücke werde ich in meine Seele verſchließen, ich habe kein Bedürfniß, ſie aufzuzeichnen, ſie ſind zu tief, als daß ſie je aus meiner Erinnerung ſich verwiſchen könnten; wenn es Orte in der Welt gibt, welche die ſchmerzliche Gewalt beſizen, Alles wieder aufzuregen, was das menſchliche Herz mit Kummer und Trauer erfüllt, und dem inneren Schmerze ſo zu ſagen als ein verkörperter Schmerz zu entſprechen, ſo ſind es Die, wo ich war. Jeder Schritt, den man hier macht, tönt in der Seele wieder, wie die Stimme der Wehklage, und jeder Blick fällt auf ein Denkmal heiliger Trauer, welches unſern perſönlichen Kummer mit jenem unausſprechlichen Weh der Menſchheit zuſammenfließen läßt, das hier geduldet, verſöhnt und geheiligt wurde!“

„Von Jeruſalem fünf Uhr Morgens aufgebrochen, um in Bethlehem zu der Stunde anzukommen, in welcher man in der Grotte der Geburt die Meſſe lieſt;

voran ein alter Spaniſcher Mönch mit großem Bart, bedeckt mit einer ſchwarz und weiß breitgeſtreiften Machlah *); ſeine Füße berührten die Erde, da er nur auf einem ganz kleinen Eſel ritt; er war unſer Führer. Obgleich es ſchon im April war, wehte ein eiſiger Wind mit ſolcher Heftigkeit, daß er drohte, mich und mein Pferd über den Haufen zu ſtürzen; es waren die lezten Stöße des Sturmes auf dem Meer von Jaffa, welche bis zu uns drangen. Der Staub, welcher in Wirbeln aufflog, blendete mich; ich überließ die Zügel meiner Stute meinem Arabiſchen Stallknecht und zog meine Machlah feſter um mich, indem ich mich in die Betrachtungen verſenkte, welche die Straße, die ich zog, und die durch die Tradition geheiligten Gegenſtände hervorriefen. Dieſe Gegenſtände ſind zu bekannt, und ich will mich nicht mit ihrer Beſchreibung aufhalten; der Olivenbaum des Propheten Elias; — die Quelle, wo der Stern den Weiſen aus Morgenland erſchien; — die Gegend von Rama, wo die herzzerreißende Stimme erſchallte, die in meinem eigenen Buſen wiedertönte und in mir Empfindungen anregte, welche zu innig gefühlt ſind, als daß ſie wiedergegeben werden könnten.“

„Das Lateiniſche Kloſter zu Bethlehem war ſchon ſeit eilf Monaten durch die Peſt geſchloſſen, aber ſeit einiger Zeit hatte es keine neuen Opfer mehr gegeben, und als wir uns an der kleinen Pforte zeigten, welche dem Kloſter zum Eingang diente, öffnete ſie ſich für uns; nachdem wir Eins und Eins hineingegangen waren, indem wir uns unter dem engen und niedern Thore bückten, war unſere erſte Bewegung die des Erſtaunens, indem wir uns in einer majeſtatiſchen Kirche befanden; achtundvierzig Marmorſäulen, jede aus Einem Block, in zwei Reihen auf jeder Seite angebracht, bildeten fünf Schiffe, über welchen ein maſſives Gebälke von Cedernholz angebracht war, man ſuchte aber vergeblich den Altar oder die Kanzel; Alles war zerbrochen, zerriſſen, zuſammengeſchlagen, und eine grob gemauerte Wand theilte dieſe ſchöne, der Geburt des Kreuzes geheiligte Kirche und verbarg ſo den dem Gottesdienſt aufbehaltenen Theil, um welchen noch die chriſtlichen Gemeinden ſich ſtreiten. Das Schiff gehört den Lateinern, dient aber nur als Vorhalle zu dem Kloſter; man hat die große Pforte zugemauert und das kleine niedrige Thörchen, durch das wir gekommen ſind, gebaut, um dieſe verehrten Ueberreſte vor der Entheiligung der Arabiſchen Räuberhorden zu ſchüzen, welche zu Pferde bis zu dem Fuße des Altars vordrangen, um die Mönche zu brandſchazen; der Pater Superior empfängt uns mit Herzlichkeit; ſein ſanftes, ruhiges, glückliches Geſicht iſt eben ſo weit entfernt von der düſtern Strenge der Anachoreten, als der jovialen Sorgloſigkeit, die man den Mönchen zuſchreibt; er befragte uns über die Gegend, durch die wir gekommen ſind, über die Aegyptiſchen Truppen, welche ſo nahe bei ihnen ihr Lager aufgeſchlagen haben. Eilf Monate, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, hatten ihn begierig nach Neuigkeiten gemacht, und er war ganz beruhigt, als er hörte, daß Ibrahim Baſſa den chriſtlichen Völkerſchaften Syriens ſeinen Schuz angedeihen laſſe.“

---

*) Beduiniſchen Mantel.

„Nach einigen Augenblicken der Ruhe rüſten wir uns, die Meſſe in der Kapelle der Krippe zu hören; man zündet eine ſchwache Laterne an und wir ſteigen, die Väter voran, hinab bis zu einem langen Labyrinthe von unterirdiſchen Korridors, durch die man ſich durchzuwinden hat, um zu der heiligen Grotte zu gelangen. Dieſe unterirdiſchen Räume ſind voll von Erinnerungen und Gräbern: hier iſt das Grab des heiligen Hieronymus, das des heiligen Paulus, der heiligen Euſtochia, der Brunnen der unſchuldigen Kindlein; Nichts aber kann unſere Aufmerkſamkeit in dieſem Augenblicke feſſeln; das blendende Licht von dreißig bis vierzig Lampen unter einem kleinen Gewölbe im Hintergrunde vor uns zeigt uns den Altar, der auf der Stelle der Geburt gebaut iſt, und zwei Schritte weiter unten den der Krippe; dieſe natürlichen Grotten ſind zum Theil mit Marmor überkleidet, um ſie der frommen Unart der Pilger zu entziehen, welche die Wände zerhackten, um Bruchſtücke davon mitzunehmen; man kann aber noch den nackten Fels anrühren hinter den Marmorplatten, mit denen er bedeckt iſt, und der unterirdiſche Raum hat im Allgemeinen die Unregelmäßigkeit ſeiner urſprünglichen Form behalten; die Verzierungen haben dieſen Ort nicht wie einige andere heilige Stellen bis auf einen Grad verfälſcht, daß man an der Aechtheit des Orts zweifelt; hier dienen ſie nur dazu, den natürlichen Umfang zu bewahren: auch begreift man unter dieſen Gewölben und dieſen in den Felſen ſich vertiefenden Räumen wohl, daß ſie den Heerden zu Ställen dienten, welche die Hirten in der noch Heut zu Tage in der mit grünen Wieſen

überdeckten Ebene hüteten; ſie ziehen ſich weit unter der Plattform von Felſen hin, auf welchen die Kirche und das Kloſter emporragt, wie eine Citadelle; der äußere Ausgang der unterirdiſchen Räume, welcher mit der Wieſe zuſammenhing, wurde geſchloſſen, aber einige Schritte weiterhin kann man eine andere Höhle von gleicher Art beſuchen, welche die nämliche Beſtimmung hatte; — wir wohnen der Meſſe bei.“

„Die Stimmung der Seele, in der ich mich unglücklicherweiſe befand, macht mich unfähig, auszudrücken, welche Rührungen dieſe Räume und Ceremonien in mir hervorriefen; Alles in mir verſchlang ſich in einer tiefen ſchmerzlichen Wehmuth. Eine Arabiſche Frau, welche ihren Neugebornen auf dem Altare der Krippe taufen ließ, vermehrte noch dieſes zerreiſſende Gefühl. Nach der Meſſe kehren wir in das Kloſter zurück, nicht durch die unterirdiſchen Gänge, ſondern über eine breite bequeme Treppe, welche im Kreuz der Kirche hinter der Scheidewand endet, von der ich ſchon geſprochen habe; dieſe Treppe war ſonſt das gleichmäßige Eigenthum der Griechiſchen und Lateiniſchen Gemeinde, jezt nehmen ſie die Griechen allein fur ſich in Anſpruch, eine Anmaßung, über welche wir die Väter von Bethlehem ſich bitter beklagen horten; ſie wollten uns aufgeben, ihre Gegenanſprüche in Europa geltend zu machen, und nur mit Mühe konnten wir ſie überzeugen, daß wir, obgleich Franzoſen, nicht die Gewalt haben, ihnen Recht zu verſchaffen.“

„Die beiden Schiffe zur Seite, welche das Kreuz der alten Kirche bildeten, ſind zu beſondern Kapellen eingerichtet; die eine gehört den Armeniern, die andere den Lateinern. In der Mitte iſt der Hauptaltar, unmittelbar über der Grotte angebracht; der Chor iſt durch ein Gitter und durch eine Wand von vergoldetem Getäfel getheilt, welche das Allerheiligſte der Griechen verbirgt."

„Die Griechiſche Kirche im Orient iſt viel reicher, als die Römiſche; bei der Leztern iſt Alles beſcheiden und unanſehnlich, bei der Erſtern Alles glanzvoll und prunkend; die Eiferſucht, welche aus ihrer gegenſeitigen Stellung entſpringt, macht einen äußerſt peinlichen Eindruck; man ſeufzt, Ränke und Uneinigkeit an Orten zu ſehen, welche nur Liebe und Eintracht einflößen ſollten."

„Die Erbauung der Kirche wird, wie die der meiſten chriſtlichen Kirchen in Paläſtina, der heiligen Helena zugeſchrieben. Man wendet allerdings ein, daß ſie ſchon in ziemlich vorgerücktem Alter war, als ſie Syrien beſuchte und daher eine ſolche Zahl von Werken nicht mehr ſchaffen konnte, mir ſcheint aber, ihr ſchöpferiſcher Wille und ihr frommer Eifer konnte ihr die Hauptrolle der Thätigkeit anweiſen bei Ausführung von Gebäuden, welche von den Orden angefangen und erſt nach ihrem Tode vollendet wurden. Wir kehren in das Kloſter zurück, ein herrliches Mahl wird uns im Refektorium von dem guten Pater Superior angeboten, den wir mit Bedauern verlaſſen, da wir die Stunden, die uns übrig bleiben, benüzen wollen, um die Umgegend zu beſuchen. — Wie wir gegen die Ebene hinabziehen, zeigt man uns eine Grotte, wohin die Tradition ſagt, daß die heilige Jungfrau im Augenblick ihrer Reiſe nach Aegypten ſich

geflüchtet habe. Auf einigen Höhen über Bethlehem ſieht man die Ueberreſte von Thürmen, welche verſchiedene Stellen des Lagers der Kreuzfahrer bezeichnen, und welche den Namen dieſer Helden tragen. Wir laſſen ſie zur Linken, und ziehen rauhe mühſelige Pfade hinab."

„Nach einem Ritt von einer Stunde gelangen wir in ein ſchmales, eingezwängtes Thal, von einem klaren Bach bewäſſert. Es iſt der Garten Salomo's, der *hortus conclusus*, der im Hohenliede beſungen wird: wirklich bietet dieſer Fleck zwiſchen den felſigen Kuppen der Berge, welche ihn von allen Seiten umgeben, allein Gelegenheit zum Anbau dar, und das Thal iſt zu jeder Zeit ein herrlicher Garten, welcher, herrlich gepflegt, in ſeinem ſchönen feuchten Grün den auffallendſten Kontraſt mit der ſteinigen Dürre bildet, die ihn umgibt. Es kann eine halbe Meile lang ſeyn. Wir folgen dem Schlangenlauf des von Weiden beſchatteten Baches, indem wir bald ſeine raſigen Ufer entlang reiten, bald die Füße unſerer Pferde in ſeinem durchſichtigen, auf einem Grunde von glatten Kieſeln hinfließenden Waſſer baden, und hie und da von einem Ufer zum andern auf einer Cederndiele reiten; endlich langen wir unter Felſen an, welche den natürlichen Schluß des Thales bilden. Ein Landmann bietet ſich an, uns als Führer über ſie zu dienen, jedoch unter der Bedingung, daß wir abſitzen und unſere Pferde ſeinen Knaben zur Führung geben, welche ſie uns auf langen Umwegen oben auf dem Gipfel wieder zuführen würden."

„Wir ſchlagen den Weg Rechts ein, und ſteigen mühſelig eine Stunde hinauf; auf der Höhe angekommen, treffen wir die ſchönſten Reſte von Alterthümern, die wir je geſehen haben: drei ungeheure Ziſternen, in den natürlichen Fels den Abhang des Berges herab gebauen, eine über der andern Terraſſenförmig ſich erhebend. Die Wände ſind ſo reinlich, die Kanten ſo ſcharf, wie wenn ſie erſt eben vollendet wären. Ihr Rand, mit Platten belegt wie ein Quai, hallte unter den Tritten der Pferde. Dieſe ſchönen, mit durchſichtigem Waſſer angefüllten Becken auf dem Gipfel eines kahlen Gebirgs, erregen das Erſtaunen und geben eine große Idee von der Macht, welche einen ſo großen Plan faſſen und ausführen konnte; auch werden ſie Salomo zugeſchrieben. Während ich ſie betrachte, meſſen meine Reiſegefährten ſie aus; die erſte iſt die längſte, die lezte die breiteſte; ihre Oeffnung beträgt wenigſtens zweihundert Fuß; ſie geben, immer mehr ſich erweiternd, bis zum Gipfel hinauf, über der höchſten dieſer rieſenhaften Ziſternen befindet ſich eine kleine unter einigen grünen Büſchen verborgene Quelle, der fons signatus der Bibel, aus ihr allein fließt die Nahrung für dieſe Behälter, welche ſich ehemals in die Waſſerleitungen ergoßen, die das Waſſer bis nach dem Tempel von Jeruſalem führten; die Ueberreſte dieſer Waſſerleitungen finden ſich immer wieder auf unſerer Straße. Nicht weit von da umgeben Mauern mit Zinnen, wahrſcheinlich aus den Zeiten der Kreuzfahrer, einen Raum, an welchen die Tradition einen von Salomo's Frauen bewohnten Palaſt verſezt: es ſind keine Spuren übrig geblieben, und der Plaz, mit Miſt und Koth bedeckt, dient Heut zu Tage als Hof, in den ſich bei Nacht die Hirten mit ihrem

Vieh zurückziehen, welche in der Weidezeit hier ihren Aufenthalt nehmen, wie in der Schweiz auf den Alpen. Wir kehrten nach Jeruſalem zurück auf einer alten breiten gepflaſterten Straße, welche der Weg Salome's genannt wird, und kürzer und gerader iſt, als die, die wir heute Morgen geritten ſind; ſie führt nicht an Bethlehem vorbei; es war ſchon ſehr Nacht, als wir unter dem Gewölbe des Pilgerthores einzogen."

„Am 25. April, nachdem wir zum Letztenmal das heilige Grab beſucht hatten, baten wir den Geiſtlichen, der uns begleitete, uns die Runde von Außen um die Kirche herum machen zu laſſen, um über die Ungleichheiten des Bodens in's Reine zu kommen, woraus ſich die Vereinigung des Grabs und des Kalvarienbergs in dem gleichen Gebäude erklären läßt. Es iſt ſchwierig, die Kirche zu umgehen, da ſie von Gebäuden umgeben iſt, welche den Weg verſperren; als wir aber durch einige Höfe und Häuſer hindurch waren, glückte es uns, unſere Neugierde über die Punkte zu befriedigen, die uns intereſſirten. — Wir ſtiegen darauf wieder zu Pferde, um den Mauern der Stadt zu folgen und die Gräber der Könige zu beſuchen. — Nordlich von Jeruſalem, wenn man durch das Thor von Damaskus hinaus kommt, trifft man eine Höhlung in dem Felſen, die einen Hof von ungefähr einer halben Meile in die Tiefe bildet; dieſer Hof iſt auf drei Seiten durch die mit dem Meiſel gehauenen Wände des Felſen geſchloſſen, welche wie mit Bildhauereien ausgeſchmückte Wände ausſehen, deren Verzierungen in den Stein ſelbſt eingegrabene Thore, Pfeiler, Frieße von einer ſehr ſchönen Arbeit vorſtellen

Man kann annehmen, daß die ſtufenweiſe Erhebung des Bodens dieſe Hohlung mehrere Fuß hoch ausgefüllt hat, denn die Oeffnung zur Linken, durch die man in's Allerheiligſte gelangt, iſt ſo nieder, daß man nicht anders hineinkommen kann, als kriechend. Mit äußerſter Schwierigkeit glückte es uns, hineinzubringen, und einige Fackeln anzuzünden. Schaaren von Fledermäuſen, welche durch unſern Eintritt aufgeſcheucht worden waren, fielen uns an und kämpften ſo zu ſagen, um den Beſitz ihres Gebiete; wäre es uns ein Leichtes geweſen, uns zurückzuziehen, ich glaube, wir hätten vor ihnen Reißaus genommen. Nach und nach kamen ſie wieder zur Ruhe und wir konnten dieſe Begräbnißkammern unterſuchen. Sie ſind in den natürlichen Fels eingehauen. Die Kanten ſind ſo ſcharf und die Wände ſo glatt, wie wenn der Steinhauer ſie im Steinbruch polirt hätte. Wir beſuchten fünf von ihnen, ſie hingen unter ſich durch Oeffnungen zuſammen, an denen ohne Zweifel einige in Form von Thoren gehauene Steine angebracht waren, welche jezt auf dem Boden lagen und vermuthen ließen, daß jede Kammer geſchloſſen und verſiegelt war, als die Niſchen, in den Wänden angebracht, um die Sarkophagen oder Aſchenkrüge aufzunehmen, noch ihren Inhalt hatten. Wer waren die Bewohner dieſer mit ſo großen Koſten zugerüſteten Gemächer, oder wer ſollten ſie ſeyn? Eine nicht entſchiedene Frage: das Innere, welches einfach und großartig iſt, kann aus dem höchſten Alterthum herſtammen. Nichts läßt auf irgend ein Datum ſicher ſchließen. Die äußere Bildhauerei ſcheint von ſehr vollendeter Arbeit, und einem Geſchmack, der rein genug iſt,

um aus den frühſten Zeiten der Jüdiſchen Könige zu ſtammen. Seit ich aber Baalbek geſehen habe, ſind meine Ideen über die Vollkommenheit, welche die Kunſt ſchon vor dem bekannten Zeitalter erreicht hatte, ſehr modifizirt worden.“

„Wir ſezten unſern Spazierritt über einige Olivenfelder fort, und indem wir uns wieder in das Thal Joſaphat hinabzogen, kehrten wir Mittags durch die Mauern von Sion nach der Stadt zurück. — Das Grab Davids, der Saal des heiligen Abendmahls und die Armeniſche Kirche beſtimmten uns, den Weg durch dieſes Thor, Bab-el-Daud, zu nehmen; als wir jedoch das unterirdiſche Gemach beſuchen wollten, wohin die Tradition die Gebeine des Königsbarden verlegt, widerſezten ſich die Türken unſerem Vorhaben und ſagten uns, daß der Eingang hier durchaus verboten ſey; ſie glauben, ungeheure Reichthümer ſeyen in dieſem königlichen Gewölbe begraben und die Fremden beſizen das Geheimniß und kommen, um ſie aufzuſuchen und zu plündern.‘

„Der Saal des heiligen Abendmahls iſt groß, gewölbt, von Säulen getragen und durch die Zeit geſchwärzt. Wenn das altersgraue Ausſehen als Beweis gilt, trägt er die Spuren eines frühen Alterthums: da er auf dem Berg Sion gelegen war, damals außerhalb der Mauern der Stadt, wäre es wohl möglich, daß die Jünger ſich nach der Auferſtehung hieher zurückzogen und zur Zeit des Pfingſtfeſtes hier verſammelten, wie der Volksglauben, es behauptet. Indeſſen wurde zwar bei der Plünderung von Jeruſalem unter Titus Nichts ſtehen gelaſſen, als die Thürme und ein Theil der Mauern; aber die Lagen waren hinlanglich angedeutet und die erſten Chriſten mußten eine große Wichtigkeit darein ſezen, das Andenken daran durch ſpätere Bauten auf denſelben Orten, oft aus den Trümmern der alten Gebäude zu erhalten. Schilderungen der Einzelnheiten von Jeruſalem ſind jedoch nur Wiederholungen; nur Ein Wort, durchaus unabhängig von den religiöſen Erinnerungen, will ich über die Anſicht dieſes Dorfes der Gräber (Siloa) ſagen, das mir wie ein Gemälde vor Augen geblieben iſt. Dieſe ganze Einwohnerſchaft von wilden Arabern, welche ſich in Kellern und Begräbnißgrotten aufhält, würde für einen Maler eine der originellſten Scenen darbieten: man ſtelle ſich in dem tiefen Thale von Siloa Höhlen vor, deren Oeffnungen wie die Mündungen von Oefen ſich übereinander darſtellen, auf der Seitenwand eines Felſen zerſtreut, oder wie unregelmäßige Abtheilungen eines aufgebrochenen Bienenkorbs; in dieſen Grabhöhlen lebende Weſen, Frauen, Kinder, wie Geſpenſter aus der Wohnung der Todten heraustretend: — Ich weiß nicht, ob dieſer Gegenſtand ſchon behandelt worden iſt, ich glaube aber, er biete dem Pinſel zugleich alle Kontraſte und alle Harmonieen dar."

„Am 26. April werfen wir unſere lezten Blicke auf Jeruſalem und ſchlagen traurig den Rückweg nach Jaffa ein. Wie wir in das Thal von Jeremia einziehen, wird unſere Aufmerkſamkeit durch eine wilde Muſik gefeſſelt: wir bemerken aus der Ferne einen ganzen Arabiſchen Stamm, welcher auf der Seitenwand eines Hügels hinzieht, — ich ſchicke meinen Dragoman voraus;

— er kommt zurück, um uns zu ſagen, daß dieſe Leute verſammelt ſind, um dem Begräbniß eines Häuptlings beizuwohnen, und daß wir ohne Furcht weiter ziehen können. — Er erzählt uns darauf, der Häuptling ſey geſtern plözlich auf der Jagd geſtorben, weil er den Duft einer giftigen Blume eingeathmet habe; aber der bekannte Charakter der Araber von Nablus, deren Kleidung dieſe Leute tragen, brachte uns auf den Gedanken, daß er eher als Opfer der Eiferſucht irgend eines Häuptlings gefallen ſey. — Troz der kriegeriſchen Lebensart und der gebieteriſch-ſtolzen Weiſe dieſer Völker gleicht die Leichtgläubigkeit dieſer Naturvölker der Leichtgläubigkeit der Kinder; die Erzählung von Allem, was wunderbar iſt, entzückt ſie, und erregt kein Mißtrauen in ihrer Seele. — Einer von den uns befreundeten Arabern, ein Mann von vielem Verſtand und Wiſſen, verſicherte uns oft mit dem Tone der Ueberzeugung, daß ein Scheikh auf dem Libanon das Geheimniß der magiſchen Worte beſize, vermittelſt deren in den Urzeiten die rieſenhaften Blocke von Baalbek in Bewegung geſezt worden ſeyen, er ſey aber ein zu guter Chriſt, um ſie zu benüzen oder ſie zu verbreiten. — Wir beſchleunigten den Schritt unſerer Pferde und holten bald die Prozeſſion ein; in der Mitte wurde der Sarg auf einer Bahre getragen, bedeckt mit reichen Draperieen, obenauf der Turban des Osmanli's; Arabiſche Frauen, nackt bis an den Gürtel, die langen ſchwarzen Haare über die Schultern hinabwallend, den Buſen zerſchlagend, die Arme in die Luft werfend, gingen vor dem Leichnam her, indem ſie Trauergeſänge anſtimmten, die Hände rangen und ſich die

Haare ausrißen. Muſiker, welche den Tanbla und das Dabiera *) ſpielten, begleiteten ihre Stimmen mit dem fortwährenden eintönigen Getrommel. — An der Spize der Prozeſſion ritt der Bruder des Verſtorbenen; ſein Pferd, von ſchönen Angorafellen bedeckt, mit roth und goldenen Trobdeln, welche auf dem Kopfe und der Bruſt ſich hin und her ſchaukelten, bäumte ſich einigemal bei den Tönen dieſer unharmoniſchen Muſik; Prieſter in voller Amtstracht, erwarteten den Leichenzug vor einer Gruft mit einer Kuppel, welche eine freie Säulenhalle trug; — gegenüber befand ſich die in Trümmern liegende Kirche, deren Terraſſenförmiges Dach mit Frauen bedeckt war, welche, in lange weiße Schleier gehüllt, Opferprieſterinnen im Alterthum oder den Klageweibern an den Denkmalen von Memphis glichen. — Als der Häuptling ſich der Gruft näherte, ſtieg er vom Pferde und warf ſich in die Arme des Oberprieſters mit lebhaften Bezeugungen des Schmerzens; dieſer ermahnte ihn, ſich dem Willen Gottes zu unterwerfen und ſich würdig zu erzeigen, ſeinem Bruder in dem Oberbefehl über den Stamm nachzufolgen. Während dieſer Zeit kommt der Trauerzug an, legt den Leichnam nieder, ſtellt ſich in Ordnung um den kleinen Tempel her, und die Todtengeſänge ertönen noch durchdringender; dieſe Trauergeberden, dieſer Leichenprunk, dieſe Hymnen der Verzweiflung in einer für uns fremden Sprache, mit fremdem Ritus, ſchienen uns ein lebendiges Andenken an jene Klagegeſänge, mit denen Jeremias dieſes nämliche Thal erfüllte, und von der die bibliſche Welt noch das Echo iſt."

---

*) Eine Art große Trommel und Tamburin.

Abreiſe von Jaffa.

— Gleiches Datum. —

Wir ſchiffen uns auf einer ſchon hohen See ein, deren ungeheure Wellen wie Hügel von Schaum gegen die Felſen des Fahrwaſſers anſchlagen; man erwartet einen Augenblick hinter dieſen Felſen, bis die Woge vorbei iſt und treibt mit Hilfe der Ruder in die offene See; die Wellen kehren wieder, und heben die Schaluppe wie einen Kork auf ihrem Rücken, man ſinkt nieder wie in einen Abgrund, ſo daß man weder das Ufer, noch das Schiff ſieht; dann ſteigt man wieder auf, rollt nochmal hin, und der Schaum bedeckt die Schaluppe mit einem Regenſchauer; endlich kommen wir bei der Brigg an, aber ihre Bewegungen ſind ſo ſtark, daß man nicht wagt, ſich zu nähern, aus Furcht, man möchte von den Rhaaen getroffen werden, welche ſich in den Wellen nezen; man erwartet einen Stillſtand der Wellen; ein Tau wird ausgeworfen; die Schiffsleiter herabgelaſſen; wir ſind auf dem Verdeck. Der Wind wird widrig; wir bleiben auf zwei Ankern liegen, jeden Augenblick dem Schiffbruch ausgeſezt, wenn die ungeheure Bewegung der Wellen das Kabeltau zerreiſſen ſollte; Stunden ohſiſcher und moraliſcher Bedrängniß in dieſem gräßlichen Meere; den Abend und die Nacht hindurch pfeift der Wind mit ſchrillen Tönen, gleich den höchſten Noten der Orgel, durch die Maſte und das Takelwerk; das Schiff hüpft wie ein Widder, der mit ſeinen Hörnern die Erde ſtoßen möchte; das Vordertheil taucht ſich in's Meer und ſcheint jedesmal bereit, in den Abgrund zu ſtürzen, ſo oft die Woge kömmt und das Hintertheil emporhebt; man hört das Geſchrei der Arabiſchen Matroſen von einigen andern Fahrzeugen, welche die armen Griechiſchen Pilger nach Jeruſalem geführt haben. Dieſe kleinen Fahrzeuge, einige mit zwei bis dreihundert Frauen und Kindern beladen, verſuchen die Seegel aufzuziehen, um der Küſte zu entfliehen; einige fahren ganz nahe an uns vorüber; die Frauen ſtoßen ein Geſchrei aus, indem ſie die Hände nach uns ausſtrecken; die großen Wellen verſchlingen ſie und man ſieht ſie erſt in weiter Entfernung wieder; einigen dieſer Fahrzeuge gelingt es, ſich von der Küſte zu entfernen; zwei ſind auf die Brandung der Rhede von Gaza geworfen; unſere Anker geben nach und wir werden gegen die Felſen des innern Hafens getrieben; der Kapitän läßt einen andern auswerfen. Der Wind wird linder, und dreht ſich Etwas zu unſern Gunſten; wir ſeegeln davon, unter einem grauen, wolkigen Himmel gegen den Golf von Damiette zu; wir verlieren das Land gänzlich aus dem Geſicht; den Tag über haben wir eine gute Fahrt, aber Verläufer eines Sturms machen den Kapitän und den Lieutenant bedenklich; er bricht bei ſinkendem Tage aus; der Wind wird von Stunde zu Stunde friſcher, die See geht immer hohler; das Fahrzeug kracht und bebt; alle Taue pfeifen und zittern wie Metallſaiten; dieſe ſchrillen, klagenden Töne glichen den Wehklagen der Griechiſchen Frauen bei'm Leichenzuge ihrer Todten; wir ziehen nicht mehr Seegel auf; das Schiff rollt von einem Abgrund zum andern; und jedesmal, ſo oft es auf die Seite fällt ſcheinen ſeine Maſten wie entwurzelte Bäume ſich im Meere zu verſenken und die von ihrem Gewichte gepeitſchte Woge ſpringt wieder auf und bedeckt das Verdeck; Jedermann, ausgenommen die Schiffsmannſchaft und ich, iſt in das Mitteldeck hinabgeſtiegen; man hört das Seufzen der Seekranken und das Gerumpel der Kiſten und Möbeln, welche gegen die Seitenwände der Brigg anrollen. Die Brigg ſelbſt, troz ihrer ſtarken Fugen und der ungeheuren Stücke Holz, welche von einem Bord zum andern in ihr laufen, kracht und ſchmettert, wie wenn ſie auseinanderreißen wollte. Die Schläge der See an das Hintertheil hallen von Zeit zu Zeit wieder wie Kanonenſchüſſe; um zwei Uhr Morgens wird der Sturm noch heftiger; ich binde mich mit Stricken an den großen Maſt, um nicht von der Woge fortgeriſſen zu werden und in das Meer zu ſtürzen, da das Verdeck ſich beinahe ſenkrecht neigt. In meinem Mantel eingehüllt, betrachte ich dieſes erhabene Schauſpiel und ſteige von Zeit zu Zeit in das Mitteldeck, um meine auf ihrer Hängematte liegende Frau zu beruhigen. Der zweite Kapitän verläßt während dieſes gräßlichen Sturmes das Manöver nur, um von einem Gemach in's andere zu gehen, und jedem die Hilfe zu leiſten, die ſein Zuſtand erfordert: ein Mann von Eiſen gegen die

Gefahr, — mit dem Herzen einer Frau, wo es das Mitleid gilt; ſo geht die ganze Nacht hin. Bei Sonnenaufgang, den man an Nichts merkt, als an dem bleichen Lichte, das ſich allmälig auf den Wellen und den dichten Wolken verbreitet, wird der Wind keineswegs ſchwächer, ſondern er ſcheint eher noch zu wachſen; wir ſehen, ſo weit der Blick reicht, Hügel von ſchäumendem Waſſer hinter einander herkommen. Während ſie vorüberziehen, dreht ſich die Brigg nach allen Seiten, indem eine Woge ſie niederdrückt, die andere ſie wieder hebt; von einer Woge nach einer Richtung hingeſchoben, von einer andern aufgehalten, die ihr zugleich eine neue Wendung gibt, wirft ſie ſich bald auf dieſe, bald auf jene Flanke; ſie taucht ſich mit dem Vordertheil vorwärts nieder, wie wenn ſie ſich verſenken wollte; die See, welche unter ihr hinzieht, ergießt ſich auf das Hintertheil und ſtrömt von einem Bord zum andern; von Zeit zu Zeit hebt ſich das Fahrzeug wieder; das von dem Wind gepeitſchte Meer ſcheint keine Wogen mehr zu haben und Nichts als ein Feld von wirbelndem Schaume zu ſeyn; zwiſchen dieſen ungeheuren Waſſerhügeln gibt es gleichſam Ebenen, welche die Maſten einen Augenblick ruhen laſſen; bald aber gelangt man wieder in das Gebiet der hohen Wogen und man rollt von Neuem von Abgrund zu Abgrund. In dieſer ſchrecklichen Ungewißheit über unſer Schickſal geht der Tag hin; der Kapitän zieht mich zu Rathe: die Küſten von Aegypten ſind niedrig, man kann dahin geworfen werden, ohne es zu bemerken; die Küſten von Syrien ſind ohne Rhede und ohne Hafen; wir müſſen uns entſchließen, mitten

in dieſem Meer das Fahrzeug auf die Seite zu legen oder dem Wind zu folgen, der uns nach Cypern zu treibt. Dort würden wir eine Rhede und eine Zuflucht haben, aber wir ſind noch über achtzig Meilen davon entfernt; ich laſſe das Schiff die Richtung nach Cypern einſchlagen, der Wind treibt uns drei Meilen in der Stunde, die See geht aber immer noch ſo hoch, wie vorher. Einige Tropfen kalter Fleiſchbrühe halten die Kräfte meiner Frau und meiner Gefährten aufrecht, welche immer in ihren Hängematten liegen. Ich ſelbſt eſſe einige Stückchen Zwieback und rauche mit dem Kapitän und dem Lieutenant, immer in derſelben Stellung auf dem Verdeck, neben dem Kompaß, die Hände in die Taue geſchlungen, welche mich unter den Schlägen der Wogen feſthalten. Die Nacht wird noch gräßlicher; die Wolken hangen in's Meer herein, der ganze Horizont wird von Blizen zerriſſen; Alles um uns her ſteht im Feuer; der Strahl ſcheint aus den hochſchlagenden Wellen hervor zu zucken, welche mit den Wolken oben ineinander fließen; dreimal ſchlägt es um uns her ein; einmal, da gerade die Brigg von einer ungeheuren Woge auf die Seite geworfen iſt; die Rhaaen tauchen ſich in's Waſſer, die Maſten peitſchen die Wogen, der Schaum, der unter ihren Schlägen aufſprizt, hebt ſich wie ein zerriſſener Feuermantel empor, deſſen Fezen der Wind gleich flammenden Schlangen umhertreibt; die ganze Schiffsmannſchaft ſtößt einen Schrei aus; es iſt, wie wenn wir in den Krater eines Vulkans geſtürzt wären; es iſt der ſchrecklichſte wunderbarſte Effekt des Sturms, den ich während dieſer langen Nacht geſehen habe; neun Stunden

lang umbrüllt uns der Donner; jede Minute glau
wir unſere flammenden Maſte über uns zuſammenſtür
zu ſehen, um das Schiff in Brand zu ſtecken; am M
gen iſt der Himmel weniger bedeckt, aber das M
gleicht einer Maſſe kochender Lava; da der Wind
etwas legt und das Fahrzeug nicht mehr aufrecht erh
wird es von den Wellen heftiger geſchaukelt; wir mü
noch dreißig Meilen von Cypern ſeyn. Um eilf
bemerken wir Land; von Stunde zu Stunde wird
weißer: es iſt Limaſol, einer der Häfen jener In
wir ziehen alle Segel auf, um deſto beſſer unter
Winde zu ſeyn; wie wir näher kommen, legt ſich
See etwas; wir ſegeln die Küſten entlang, auf
Entfernung von ungefähr zwei Meilen; wir ſuchen
Rhede von Larnaka auf, wo wir ſchon die Maſten ei
großen Anzahl von Schiffen bemerken, welche wie
eine Zuflucht geſucht haben; der wüthende Wind erh
ſich auf's Neue und treibt uns in wenigen Augenblic
hin; die Brigg wird ſo heftig hingeriſſen, daß
fürchten, während wir den Anker auswerfen, unſer
beltau zu zerreißen; endlich iſt der Anker gefallen;
fällt einige Klafter weit weg und beißt in den Gru
ein. Noch iſt das Meer in der ſtürmiſchſten Bewegu
aber ſeine Wogen haben uns Nichts mehr an,
ſchaukeln uns nur noch gefahrlos hin und her; ich
die Stangen der Flaggen der Europäiſchen Konſuln
Cypern, welche uns begrüßen, und die Terraſſe
Konſulats von Frankreich, wo unſer Freund, H. Bo
uns durch Signale zu verſtehen gibt, daß er uns
komme: Alles bleibe an Bord; meine Frau könne

Herzzerreißen dieſe herrliche glückliche Familie nicht wiederſehen, wo ſie, damals ſelbſt ſo glücklich, vor fünfzehn Monaten Gaſtfreundſchaft genoß.

Ich ſteige mit dem Kapitän an's Land, ich empfange von Herrn und Madame Botta, und von den HH. Perthier und Guillois, jungen Franzoſen, welche dieſem Konſulat beigegeben ſind, die rührenden Beweiſe von Wohlwollen und Freundſchaft, welche ich von ihnen erwartete; ich beſuche Hrn. Mathei, einen Griechiſchen Bankier, an den ich empfohlen bin; wir ſchicken Vorräthe aller Art auf die Brigg; Hr. Mathei fügt dazu noch Geſchenke an Cyperwein und Syriſchen Schafen. Während ich die Umgebungen der Stadt mit Hrn. Botta durchſtreife, fängt der Sturm, der ſich gelegt hatte, wieder an; der Verkehr mit den Schiffen auf der Rhede iſt abgeſchnitten; die Wogen bedecken die Quai's und ſpritzen ihren Schaum bis zu den Fenſtern der Häuſer; ein Abend und eine Nacht, gräßlich für mich; ich bringe ſie auf der Terraſſe oder an dem Fenſter meines Zimmers auf dem Franzöſiſchen Konſulate zu, um die Brigg auf der Rhede im Auge zu behalten, wo meine Frau von ungeheuren Wogen umringt iſt, und ich zittere jeden Augenblick, die Anker möchten reißen und das Fahrzeug mit Allem, was mir von meinem Glück in dieſer Welt geblieben iſt, möchte auf die Klippen geworfen werden.

Am Abend des andern Tages wird die See endlich ruhig, wir kehren auf die Brigg zurück und bringen drei Stunden auf der Rhede zu, indem wir auf beſſeren Wind warten, während Herr Mathei und Herr

Betten fortwährend bei uns zum Beſuche ſind. Dieſer junge liebenswürdige Konſul war der unter allen Franzöſiſchen Agenten im Orient, welcher ſeine Landsleute am herzlichſten aufnahm und den Namen ſeiner Nation am meiſten ehrte; die Aufnahme, die er mir beidemale angedeihen ließ, hat in meinem Andenken eine Wucht von Dankbarkeit und eine aufrichtige Freundſchaft zurückgelaſſen; er war glücklich, umgeben von einer Frau nach ſeinem Herzen und Kindern, welche ihm alle Freude machten; ich höre, daß wenige Tage nach unſerem Aufenthalt dort ihn der Tod traf; ſein Amt war das ganze Einkommen ſeiner Familie, und er opferte dieſes Einkommen ganz ſeinen Pflichten als Konſul; ſeine arme Frau und ſeine ſchönen Kinder ſind nun allein der Dankbarkeit Frankreichs heimgegeben, dem er mit allen ſeinen Kräften diente und ihm Ehre brachte; möge Frankreich nicht erröthen dürfen, wenn es ſich ihrer erinnert!

— 20. April 1833. —

Unter Seegel gegangen; wechſelnde Winde; drei Tage damit zugebracht, die öſtliche Spize der Inſel zu umſchiffen, indem wir häufig an's Land ſtiegen; den Berg Olympos, Paphos und Amathunt geſehen; entzückender Anblick der Küſten und Berge von Cypern von dieſer Seite; dieſe Inſel wäre die ſchönſte Kolonie von Kleinaſien; ſie zählt jezt nicht mehr, als dreißigtauſend Seelen, während Millionen ſich auf ihr nähren, ja bereichern konnten, überall urbar, überall mit Holz bewachſen, bewäſſert, fruchtbar, mit natürlichen Rheden und Hafen auf allen Seiten; zwiſchen Syrien, Karamanien, dem Archipel, Aegypten und den Küſten von Europa gelegen: — es wäre der Garten der Welt.

— 3. Mai 1833. —

Morgens die erſten Gebirgskuppen von Karamanien bemerkt; das Taurusgebirge in der Ferne; zackige mit Schnee bedeckte Gipfel, wie die Alpen, von Lyon aus geſehen; ſanfte, wechſelnde Winde; ſternglänzende Nächte; bei Nacht in den Golf von Satalia eingelaufen; Ausſehen dieſes Golfs, wie eines Binnenmeers; der Wind legt ſich; das Fahrzeug ſchläft, wie auf einem See; wohin der Blick ſich wendet, trifft er auf einen Gebirgsrahmen um dieſe Buchten; Berge von allen Formen und Höhen fliehen hintereinander zurück, indem ſie hie und da zwiſchen ihren ungleichen Gipfeln Hochthäler laſſen, auf denen das Silberlicht des Mondes ſchwimmt; weiße Dünſte ziehen ſich an ihren Seitenwänden hin, und ihre Kämme tauchen ſich in ein blaßpurpurnes Lichtmeer; hinten erheben ſich die eckigen Kuppen des Taurus mit ſeinen Gletſchern, einige niedrige mit Holz bewachſene Kaps ziehen ſich in weiter Ferne in's Meer und kleine Inſeln ſpringen gleich vor Anker liegenden Schiffen vom Ufer ab; ein tiefes Stillſchweigen herrſcht auf der See und auf dem Lande; man hört Nichts als das Geräuſche, welches die Delphine machen, indem ſie von Zeit zu Zeit aus den Fluthen aufſpringen, um zu ſchäckern wie die Ziegen auf einer Wieſe. Die glatten, wie mit Silber und Geld marmorirten Wellen ſchienen kanellirt wie Joniſche zur Erde liegende Säulen; die Brigg erleidet nicht die mindeſte Schwingung; um Mitternacht erhebt ſich ein Landwind, der uns langſam aus dem Golf von Satalia an den Küſten von Kleinaſien hin bis zu der Höhe von Caſtelrozzo treibt; wir laufen in alle Golfe ein, indem wir beinahe das Land berühren; die Ruinen dieſes Landes, welches mehrere Königreiche bildeten, den Pontus, Kappadozien, Bithynien, jezt öde und unbewohnt, zeichnen ſich auf den Vorgebirgen ab; die Thäler und Ebenen ſind mit Wäldern bedeckt; die Turkomanen pflanzen hier ihre Zelte während des Winters auf; Sommers iſt Alles verlaſſen, ausgenommen einige Punkte der Küſte, wie Tarſus, Satalia, Caſtelrozzo und Marmorizza in dem Golf von Makri.

— Mai 1833.

Die Strömung längs der Küſten von Karamanien treibt uns gegen die Spize dieſes Feſtlandes und gegen die Mündung des Golfs von Makri; während der Nacht ziehen wir alle Seegel auf, um uns der Inſel Rhodus zu nähern; der Kapitän, der wegen des ſich erhebenden Weſtwinds die Nähe der Küſte von Aſien fürchtet, treibt uns wieder in die hohe See; wir erwachen, kaum im

Angeſichte von Rhodus. Nicht weit von uns ſehen wir unſere beiſegelnde Brigg Alceſte; die Windſtille hindert uns während des ganzen Tages, uns ihr zu nähern; Abends friſcher Wind, der uns in den Grund des Meerbuſens von Marmorizza treibt; um Mitternacht erhebt ſich der Landwind wieder; mit dem Tag laufen wir in den Hafen von Rhodus ein.

Mai 1833. —

Wir verwenden drei Tage darauf, die Umgebungen von Rhodus zu durchſtreifen; entzückende Gegenden auf der Seite des Berges, welche gegen den Archipel zu ſieht. Nach einem Weg von zwei Stunden den Strand entlang komme ich in ein von ſchönen Bäumen beſchattetes und von einem kleinen Bache bewäſſertes Thal; die Ufer des Baches, welche von Roſenlorbeer eingefaßt ſind, verfolgend lange ich auf einer kleinen Platte an, welche die lezte Abſtufung des Thales bildet; hier iſt ein kleines von einer armen Griechiſchen Familie bewohntes Haus; das Haus, beinahe ganz von den Zweigen der Feigen- und Orangenbäume bedeckt, hat in ſeinem Garten die Ruinen eines kleinen Tempels der Nymphen, eine Grotte und einige zerſtreut umherliegende Säulen und Kapitäler, halb unter dem Ephen und den Wurzeln der Geſträuche verborgen; oben einen Grasplaz, zwei bis dreihundert Schritt breit mit einer Quelle; hier wachſen zwei oder drei Maulbeerfeigenbäume;

einer von ihnen wirft allein ſeinen Schatten über den ganzen Grasplaz; es iſt der heilige Baum der Inſel; die Türken achten ihn und da der unglückliche Landmann einmal einen Zweig von ihm abhauen wollte, ließ ihm der Baſſa die Baſtonade geben. Es iſt nicht wahr, daß die Türken die Natur oder die Werke der Kunſt verunſtalten, ſie laſſen alle Dinge wie ſie ſind, das Einzige, wodurch ſie Altes zerſtören, iſt ihre Gewohnheit, Nichts auszubeſſern. Oberhalb des Grasplazes und der Maulbeerfeigenbäume tragen die ſenkrecht aufſteigenden Hügel Gehölze von Tannen, aus denen kleine Bäche abfließen, welche Schluchten in ihnen aushöhlen; weiterhin ragen die hohen Berge der Inſel empor und beſchatten die Hügel, den Grasplaz und die Quelle. Von der Quelle, an deren Rand ich mich niedergelegt habe, ſehe ich durch die Aeſte der Fichten- und Maulbeerfeigenbäume hindurch das Meer des Archipels von Aſien, welches einem mit Inſeln beſäten See gleicht, und die tiefen Golfe, welche zwiſchen den hohen dunkeln Bergen von Makri ſich einbiegen, alle mit Gletſchern gekrönt; ich höre Nichts, als das Rauſchen der Quelle, des Windes in den Blättern, den Flug einer Nachtigall, welche meine Gegenwart beunruhigt, den wehmüthigen Geſang der Griechiſchen Bäuerin, welche ihr Kind auf dem Dache ihrer Hütte wiegt. — Wie ſchön wäre der Ort vor ſechs Monaten fur mich geweſen!

Ich begegne auf einem Pfade der hohen Gebirge von Rhodus einem Cypriſchen Häuptling, auf Europäiſche Art gekleidet, aber mit einer Griechiſchen Müze auf dem Kopf und mit einem langen weißen Bart. Ich erkenne ihn, er heißt Theſeus; er iſt der Neffe des Patriarchen von Cypern; er hat ſich in dem Unabhängigkeitskriege ausgezeichnet. Als er nach der Pacifikation Griechenlands nach Cypern zurückkam, verſchafften ihm ſein Name, ſein Geiſt, ſeine Thätigkeit die Anhänglichkeit der Griechiſchen Bevölkerung dieſer Inſel. Zur Zeit des Aufſtands, welcher erſt kurz auf der Inſel ſtattfand, ſtellten ſich die Landleute unter ſeinen Befehl; er bot ſeinem Einfluſſe auf, ſie zu beruhigen, und nachdem er in Verbindung mit Hrn. Bottu, dem Franzoſiſchen Konſul, die Abſtellung einiger Mißbräuche ausgewirkt hatte, ließ er ſeine Truppen auseinander gehen und flüchtete ſich in das Franzoſiſche Konſulat, um der Rache der Türken zu entgehen. Ein Griechiſches Fahrzeug brachte ihn nach Rhodus, wo er nicht mehr ſicher iſt; ich biete ihm einen Plaz auf einer meiner Briggs an; er flüchtet ſich darauf; ich werde ihn, je nachdem er es wünſcht, nach Konſtantinopel, Griechenland oder Europa bringen. Es iſt ein Mann, der beſtändig mit dem Schickſal um ſein Leben und Vermögen würfelte; ein Mann von glänzendem Geiſte und ausgezeichneter Kühnheit, der alle Sprachen ſpricht, alle Länder kennt, von einer intereſſanten unerſchöpflichen Unterhaltung, ebenſo ſchnell im Handeln als im Denken; einer jener Männer, deren Natur Bewegung iſt, und welche gleich dem Sturmvogel ſich mit dem Strudel der Revolutionen erheben, um mit ihm zur Ruhe zurückzukehren. Die ſo geſchaffenen Menſchen ſind gewöhnlich unglücklich; man fürchtet ſie, man verfolgt ſie, ſie wären wunderbare Werkzeuge, wenn man ſie zu ihrem Werke zu benüzen verſtünde. — Ich ſchicke eine

Barke nach Marmorizza mit einem jungen Griechen, um dort meine Pferde zu erwarten, und meinen Sai's zu ſagen, daß ſie mich in Konſtantinopel treffen ſollen. Wir entſchließen uns, die Reiſe zur See zu machen, indem wir die Inſel der Küſte von Aſien und das Ufer des Feſtlandes beſuchen.

Um Mitternacht bei einem leichten Wind unter Seegel gegangen; das Kap Krio am Abend des erſten Tags umſegelt; ſchöne ſanfte Fahrt zwiſchen den Inſeln Piscopia, Niſyra und der bezaubernden Inſel Kos, dem Vaterlande Aeskulaps. Kos ſcheint mir nach Rhodus die lachendſte, anmuthigſte Inſel dieſes Archipels; reizende Dörfer, von ſchönen Platanen beſchattet, liegen an ſeinen Ufern; die Stadt iſt lachend, und hübſch gebaut. Am Abend ſind wir wie verirrt in einem Labyrinth von kleinen unbewohnten Inſeln; ſie ſind bis an die Waſſer hin mit einem Teppich von hohem Gras bedeckt; reizende Kanäle ziehen ſich zwiſchen ihnen hin und beinahe alle haben kleine Buchten, wo Fahrzeuge vor Anker legen konnten; welche reizenden Aufenthaltsorte für Leute, welche ſich beklagen, in Europa keinen Plaz zu haben! es iſt das Klima und die Fruchtbarkeit von Rhodus und Kos; ein ungeheures Feſtland iſt zwei Meilen weit entfernt; wir ſegeln raſtlos zwiſchen dem Feſtland und jenen Inſeln hin; wir ſehen die Sonne auf den großen Ruinen der Griechiſchen und Römiſchen Städte von Kleinaſien erglänzen. Am folgenden Tage erwachen wir in dem engen Boghaz von Samos zwiſchen dieſer Inſel und Ikaria; der hohe Berg, welcher beinahe allein die Inſel Samos bildet, iſt über unſern Häuptern, mit Felſen und Fichtengehölzen bedeckt; wir bemerken Frauen und Kinder mitten in dieſem Felſen. Die Einwohnerſchaft von Samos, in dieſem Augenblick im Aufſtand gegen die Türken begriffen, hat ſich in das Gebirge geflüchtet; die Männer ſind bewaffnet in den Städten und auf den Küſten. Samos iſt ein Berg vom Luzerner See von dem Himmel Aſiens erleuchtet; beinahe reicht ſein Fuß bis an das Feſtland; wir bemerken nur einen ſchmalen Kanal, der die Inſel von dieſem trennt. Ein Sturm überfällt uns in dem Golf von Scala-Nova, nicht weit von den Ruinen von Epheſus; wir laufen am Morgen in den Kanal von Scio ein und ſuchen ein Aſyl auf der durch Orloff hier ausgeführten Vernichtung der Ottomaniſchen Flotte berühmten Rhede von Tſchesme. Die reizende Inſel Scio dehnt ſich wie ein grüner Hügel jenſeits eines großen Fluſſes hin; ſeine weißen Häuſer, ſeine Städte, ſeine Dörfer, auf den ſchattigen Rücken ſeiner Hügel gruppirt, erglänzen zwiſchen den Orangenbäumen und Weinranken; das Uebrige deutet auf einen außerordentlichen, neuerblühenden Wohlſtand und eine zahlreiche Bevölkerung. Die Türkiſche Regierung konnte bei ihrem Deſpotismus nie den thätigen, gewerbſamen, Ackerbautreibenden Geiſt der Griechiſchen Bewohner dieſer ſchönen Inſeln unterdrücken, ich kenne Nichts in Europa, was das Bild eines größern Reichthums darböte, als Scio; es iſt ein Garten von einem Umfang von ſechszig Meilen.

Reiſe von einem Tage nach den Ruinen und den Mineralquellen von Tſchesme.

Das Meer iſt ruhig, wir gehen nach Smyrna unter Seegel; bei veränderlichem Winde fahren wir langſam an dem Ufer von Scio hin; die Gehölze ziehen ſich bis in's Meer herab; die Golfe haben alle ihre befeſtigten Städte und ihre Hafen, voll von kleinen Fahrzeugen; die kleinſte Bucht hat ihr Dorf, eine unzählige Menge von kleinen Seegelſchiffen mit Frauen und Griechiſchen Mädchen, welche zu ihrer Kirche gehen, ſtreicht an den Ufern hin; auf allen Rücken, in allen Schluchten der Hügel ſieht man eine Kirche oder ein Dorf ſchimmern; wir umſegeln die Spize der Inſel und finden einen uns entgegen wehenden Wind, der uns nach dem Golf von Smyrna treibt. Bis in die Nacht hinein genießen wir die Anſicht der ſchönen Wälder und großen Alpdörfer, welche an das weſtliche Ufer des Golfs ſtoßen; die Nacht bringen wir bei Windſtille, nicht weit von den Inſeln von Burla zu, wo wir die Feuer der Franzoſiſchen Flotte ſchimmern ſehen, welche hier ſeit ſechs Monaten vor Anker liegt; Morgens bemerken wir Smyrna, das ſich mit dem Rücken an einen ungeheuren Cypreſſenhügel im Hintergrund des Golfs anlehnt; hohe mit Zinnen verſehene Mauern ziehen ſich um den obern Theil der Stadt herum; ſchöne Felder, mit Holz bewachſen, ſtrecken ſich auf der Linken bis zu dem Gebirge. — Hier fließt der Fluß Meles; das Andenken an Homer ſchwebt für mich über allen Geſtaden Smyrna's; ich ſuche mit meinen Blicken den Baum am Ufer des damals noch unbekannten Fluſſes, wo die arme Sklavin die Frucht ihres Leibes zwiſchen dem Schilf bettete; dieſes Kind ſollte einſt mit ſeinem Ruhme zugleich den Namen des Fluſſes, und den Kontinent und die Inſeln verherrlichen. Jene Phantaſie, welche der Erde den Himmel gab, ſollte für uns das ganze göttliche und menſchliche Alterthum wiederſtrahlen; er wurde einſam an den Ufern eines Fluſſes geboren, wie der Moſes der Poeſie; er lebte elend und blind, wie jene Menſchgewordenen Götter der Inder, welche im Bettlergewande die Erde durchzogen und die man erſt nach ihrem Abſchiede als höhere Weſen erkannte. Die Gelehrſamkeit der neuern Zeit gibt ſich das Anſehen, in Homer keine Perſon, ſondern nur einen Geſammtnamen zu ſehen; es iſt eine von den tauſend und aber tauſend gelehrten Paradoxen, mit welchen die Menſchen die Deutlichkeit ihres innerſten Inſtinktes zu bekämpfen ſuchen; für mich iſt Homer ein einziger Menſch, der überall den gleichen Ton der Stimme, die gleichen Thränen des Herzens, die gleiche Färbung der Rede hat; die Annahme eines ganzen Geſchlechts von Homeriden ſcheint mir ſchwieriger als die eines Rieſengeſchlechts; die Natur ſchafft nie eine Reihe von Wundern; ſie macht einen Homer und fordert Jahrhunderte heraus, wieder ein ſolches vollkommenes Ganze von Vernunft, Philoſophie, Gefühl und Genie zu erſchaffen.

Ich ſteige bei Smyrna an's Land, um die Umgegend mit Herrn Salzani, einem Bankier und Negozianten von Smyrna, einem ebenſo gefälligen als liebenswürdigen Mann, zu durchſtreifen; drei Tage lang mache ich Gebrauch von ſeiner Güte; wir kehren jeden Tag zum Nachtlager auf die Brigg zurück; Smyrna hat gar Nichts von Dem, was ich von einer Stadt des Orients erwarte; es iſt Marſeille auf der Küſte von Kleinaſien, ein großer, hübſcher Handelsort, wo die Europäiſchen

Konſuln und Negozianten das Leben von Paris und London führen; ſchön iſt die Anſicht des Golfs oben von den Cypreſſen des Berges herab; bei'm Heruntergehen treffen wir am Ufer des Fluſſes, den ich gerne für den Meles halte, eine reizende Gegend nicht weit von einem Thore der Stadt; es iſt die Karavanenbrücke; der klare Fluß ſchleicht unter dem friedlichen Gewölbe der Maulbeerfeigenbäume und Cypreſſen hin; man ſezt ſich an ſeinen Ufern nieder und Türken bringen uns Kaffee und Pfeifen; wenn dieſe Wellen die erſten kindlichen Töne Homers vernommen haben, höre ich ſo gerne ihr ſanftes Gemurmel zwiſchen den Wurzeln der Platanen, ich führe ſie an meinen Lippen, ich waſche mit ihnen meine brennende Stirne; o könnte doch für die Welt des Occidents der Mann wieder erſtehen, der das Gedicht ſeiner Geſchichte, ſeiner Träume, ſeines Himmels ſchaffte; ein ſolches Gedicht iſt das Grab vergangener Zeiten, zu welchem eine ſpätere Zeit tritt, um die Erinnerungen verſchwundener Jahrhunderte zu verehren und durch ihre Todtenfeier die großen Thaten und Gedanken der Menſchheit zu verewigen; Wer ein ſolches Grabmal erbaut, der gräbt ſeinen Namen in die Standſäule ein, die er dem Menſchen errichtet, und lebt in allen Bildern, mit denen er die Welt der Ideen erfüllt hat.

Dieſen Abend führte man mich zu einem Greiſe, der allein mit zwei Griechiſchen Dienerinnen in einem kleinen Hauſe auf dem Quai von Smyrna lebt; die Treppe, das Vorgemach und die Zimmer ſelbſt ſind angefüllt mit Trümmern von Bildhauerei, von Planen von Athen in erhabener Arbeit und von Bruchſtücken von

Marmor und Porphyr; es iſt Herr Fauvel, unſer ehemaliger Konſul in Griechenland; verjagt von Athen, welches ſeine Heimath geworden war, und von dem er wie ein Sohn den Staub abgewiſcht hatte, um ſein Bild der Welt wieder zu geben, lebt er gegenwärtig arm und unbekannt in Smyrna; er hat hieher ſeine Götter mitgenommen, und bringt ihnen zu jeder Stunde ſeine Huldigung; Hr. von Chateaubriand ſah ihn in ſeiner Jugend, glücklich, mitten unter den wunderherrlichen Ruinen des Parthenons; ich ſah ihn alt und verbannt, von der Undankbarkeit der Menſchen mißhandelt, aber feſt und heiter im Unglück, und voll von jener natürlichen Philoſophie, welche Diejenigen das Unglück geduldig ertragen läßt, die ihre Schäze in ihrem Herzen tragen; ich brachte eine koſtliche Stunde des Selbſtvergeſſens zu, indem ich dieſem liebenswürdigen Greiſe zuhörte. — Ich fand in Smyrna einen jungen Mann von Talent wieder, den ich in Italien kennen gelernt hatte, Herr Deschamps, den Redakteur des Journal de Smyrne; er erinnerte ſich unſer und zeigte ſich ſehr theilnehmend. Trümmer des Saint-Simonismus ſind durch den Sturm nach Smyrna geworfen worden; auf's Aeußerſte gebracht ertrugen dieſe Jünger ihr Unglück mit der Ergebenheit und der Feſtigkeit einer ſtarken Ueberzeugung; zwei Briefe, die ich an Bord erhielte, beweiſen mir Dieß hinlänglich; — man muß neue Ideen nicht nach dem Widerwillen beurtheilen, den ſie dem Jahrhundert einflößen; alle großen Gedanken ſind als Fremdlinge in die Welt getreten; der Saint-Simonismus hat etwas Wahres, Großes, Fruchtbares in ſich; die Anwendung des Chriſtenthums auf den Staat, die Geſezgebung der brüderlichen Liebe; von dieſem Geſichtspunkt bin ich Saint-Simoniſt; nicht an Idee fehlte es dieſer geſcheiterten, nicht erſtorbenen Sekte, nicht Schüler gingen ihr ab; Was ihr mangelte, war, nach meiner Meinung, ein Haupt, ein Meiſter, ein Ordner; ich zweifle nicht, wenn ein Mann von Genie und Tugend, ein zugleich religiöſer und politiſcher Mann, der die beiden Elemente in einem faßlichen, weitausſehenden Geſichtskreis verſchmolzen hätte, an dem Ruder dieſer entſtehenden Idee geſtanden wäre, ſo hätte er ſie zur mächtigen Wirklichkeit umgeſchaffen; die Zeiten der Anarchie der Ideen ſind am günſtigſten für das Emporblühen kräftiger neuer Gedanken; die Geſellſchaft iſt, philoſophiſch betrachtet, in einem Zuſtand des Verfalls; ſie hat keine Leitung, kein Ziel, kein Haupt; ſie iſt auf den Inſtinkt der Erhaltung zurückgeführt; eine religiöſe, moraliſche, politiſche Sekte, welche ein Symbol, einen Ordensſpruch, einen Zweck, ein Haupt, einen Geiſt hätte, und feſten Schritts gerade mitten auf die Reihen der Unordnung losginge, würde unvermeidlich den Sieg davon tragen; ſie müßte aber der Menſchheit das Heil und nicht das Verderben bringen, und in ihr angreifen, Was ihr ſchadet, und nicht Was ihr nüzlich iſt; die Religion zur Vernunft und Liebe, die Politik zur chriſtlichen Brüderlichkeit und das Eigenthum zur Barmherzigkeit und allgemeiner Nüzlichkeit, ſeinem einzigen Rechtsanſpruch und ſeiner einzigen feſten Grundlage rufen; ein Geſezgeber fehle dieſen jungen, von Eifer gluhenden, und von einem Bedürfniß nach Glauben verzehrten Leuten, unter die man unſinnige Dogmen geworfen hat; die Männer, welche den Saint-Simonismus organiſirten, nahmen als erſtes Loſungswort an: Krieg auf Leben und Tod zwiſchen der Familie, dem Eigenthum, der Religion und uns! ſie mußten untergehen; man erobert die Welt nicht durch die Kraft eines Worts, man bekehrt ſie, man ſezt ſie in Bewegung, man bearbeitet ſie, und ſchafft ſie um; in dem Grade, als eine Idee nicht praktiſch iſt, iſt ſie nicht angemeſſen für die ſoziale Welt; die Menſchheit ſchreitet vom Bekannten zum Unbekannten, nicht aber vom Bekannten zum Abgeſchmackten — Dieß wird nur als Zwiſchenſpiel vor großen Revolutionen aufgenommen; man ſieht Zeichen auf der Erde und an dem Himmel; die Saint-Simoniſten ſind eines dieſer Zeichen geweſen; ſie werden ſich als eine Körperſchaft zerſtreuen, und ſpäter als Individuen die Anführer und Soldaten der neuen Armee ſeyn.

— 15. Mai 1833. —

Mit vollem Seegel aus dem Golf von Smyrna ausgelaufen; auf der Höhe von Vurla angelangt; auf Kanonenſchußweite von der Mündung des Golfs, ſtoßt die Brigg durch Ungeſchicklichkeit des Griechiſchen Lootſen auf eine Sandbank, ſie wird dadurch ſo erſchüttert, daß die Maſten zittern, und bleibt drei Meilen vom Lande unbeweglich liegen; die höher gehenden Wogen ſchlagen an ihre Seiten; wir ſteigen Alle auf's Verdeck; es iſt ein Augenblick von ruhiger feierlicher Beklemmung, wo ſo viele Leben an dem glücklichen oder unglücklichen Erfolg der Manövers hängen, die man verſucht; es herrſcht vollkommene Stille; nicht ein Zeichen von Schreck; der Menſch iſt groß in großen Umſtänden! nach einigen Minuten vergeblicher Anſtrengungen kommt uns der Wind zu Hilfe und dreht uns auf unſerem Kiel; die Brigg reißt ſich los und kein Leck iſt zu bemerken; wir laufen in das offene Meer ein, die Inſel Mitylene zur Rechten; — ſchöner Tag; wir nähern uns dem Kanal, welcher die Inſel vom Feſtlande trennt, aber der Wind wird ſchwächer; die Wolken häufen ſich über dem Meere an; bei Einbruch der Nacht erhebt ſich ein Wind aus dieſen Wolken, zugleich mit dem Blize; wüthender Sturm; völlige Dunkelheit; die beiden Briggs geben ſich Signale, um ſich nicht zu verlieren, und ſuchen die Rhede von Foglieri, dem alten Phocäa, zwiſchen den Felſen, welche die nördliche Spize des Golfs von Smyrna bilden; in zwei Stunden jagt uns die Gewalt des Windes zehn Meilen längs der Küſte hin; jeden Augenblick fällt ein Blizſchlag und pfeift in den Wogen; der Himmel, das Meer und die wiederhallenden Felſen der Küſte ſind von Blizen erleuchtet, welche den Tag erſezen und uns von Zeit zu Zeit den Weg zeigen; die beiden Briggs ſind beinahe ganz auf einander und wir zittern, an einander zu zerſchellen; endlich bringt uns ein während der finſtern Nacht gewagtes Manöver in die enge Mündung der Rhede von Phocäa, wir hören Rechts und Links die Wogen an den Felſen brüllen; eine falſche Drehung des Steuerruders würde uns in Stücke zertrümmern; wir ſind ganz ſtumm auf dem Verdeck, in Erwartung, daß unſer Schickſal ſich zum Guten wende; wir ſehen unſere eigene Maſten nicht, ſo finſter iſt die Nacht; mit Einemmale fühlen wir, daß die Brigg auf einer unbewegten Oberfläche hingleitet; einige Lichter erglänzen um uns her auf den Umkreis des Baſſin's, in das wir glücklich eingelaufen ſind und wir werfen die Anker aus, ohne zu wiſſen, wo? der Wind heult die ganze Nacht in unſern Maſten und unſern Rhaaen, wie wenn er ſie mit ſich fortreißen wollte, aber das Meer iſt unbeweglich.

Köſtliches Becken des alten Phocea von einer Meile im Umfang, ausgehöhlt wie eine zirkelförmige Feſtung zwiſchen lieblichen Hügeln, bedeckt mit rothbemalten Häuſern, mit Hütten unter Olivenbäumen, mit Gärten, rankenden Weinreben und hauptſächlich mit herrlichen Feldern von Cypreſſen, zu deren Füßen die weißen Grabſteine der Türkiſchen Kirchhöfe erglänzen; — an's Land geſtiegen; die Ruinen der Stadt beſucht, welche die Mutter Marſeille's wurde. Freundliche und wohlwollende Aufnahme in zwei Türkiſchen Häuſern; den Tag in ihren Orangengärten zugebracht. — Die See wird am dritten Tage ruhig und wir laufen um Mitternacht aus dem natürlichen Hafen von Phocäa aus.

— 17. Mai 1833. —

Wir verfolgten den ganzen Tag den Kanal von Mitylene, wo Lesbos war. Poetiſche Erinnerung an die einzige Frau des Alterthums, deren Stimme kräftig genug war, um Jahrhunderte durchzudringen. Es ſind einige Verſe der Sapho übrig, aber dieſe wenigen reichen hin, um ein Genie erſter Größe zu beurkunden. Ein Bruchſtück von einem Arm oder dem Rumpf einer Statue von Phidias ſagt uns, wie das ganze Meiſterwerk war. Das Herz, aus dem die Verſe der Sapho floßen, mußte eine grundloſe Tiefe voll Leidenſchaft und Bildern ſeyn. — Die Inſel Lesbos iſt in meinen Augen noch weit ſchöner, als Scio. Die Gruppen ſeiner hohen grünen Berge, auf denen Tannengipfel gleichſam Zacken bilden, ſind höher und ihre Zuſammenſtellung maleriſcher. Das Meer buchtet ſich tiefer in ſeinem weiten Golf ein; ſeine Hügel, welche über dem Meere hängen und eine ſo nahe Ausſicht auf Aſien haben, ſtehen einſamer und ſind unzugänglicher: ſtatt der zahlreichen Dörfer, welche in den Gärten von Scio zerſtreut ſind, ſieht man nur hie und da den Rauch einer Griechiſchen Hütte zwiſchen den Wipfeln der Kaſtanienbäume und Cypreſſen emporſteigen, daneben auf einer Felsſpize einige Hirten, welche große Heerden von weißen Ziegen hüten. — Am Abend umſchiffen wir bei einem immer günſtigen Winde die nördliche Spize von Mitylene und bemerken am Horizont vor uns in dem roſigen Dufte des Meers zwei dunkle Flecken, Lemnos und Tenedos.

— Gleiches Datum. —

Es iſt Mitternacht: die See iſt glatt, wie ein Spiegel; die Brigg ſchwimmt wie ein unbeweglicher

Schatten auf ihrer glänzenden Fläche; Tenedos tritt zu unſerer Linken aus den Fluthen hervor und verbirgt uns die offene See; zu unſerer Rechten, ganz nahe bei uns, ſtreckt ſich wie eine ſchwärzliche Schranke das niedrige, ausgezackte Ufer der Ebene von Troja. Der Vollmond, der ſich über dem ſchneebedeckten Gipfel des Berges Ida erhebt, verbreitet ein heiteres ſchwankendes Licht über die Kuppen der Berge, über die Hügel, über die Ebene; darauf fällt ſein Strahl auf die See, daß ſie erglänzt bis unter den Schatten unſerer Brigg, wie eine Lichtſtraße, auf der die Schatten nicht hinzugleiten wagen. Wir unterſcheiden die tumulos oder kleine kegelförmige Bergchen, welche die Tradition als die Gräber von Patroklus und Hektor bezeichnet; die große rothe Scheibe des Mondes, der an den Wellenlinien der Hügel hinzieht, gleicht dem blutigen Schilde des Achilles; kein Licht iſt auf dieſer ganzen Küſte, als ein fernes Feuer, das die Hirten auf einer Höhe des Ida angezündet haben; kein Geräuſch, als von dem Anſchlagen des Seegels, das keinen Wind hat, und von dem Schwanken des Maſts, durch das die große Rhaa ein Knattern hören läßt; Alles ſcheint ausgeſtorben, wie die Vergangenheit in dieſer trüben, ſtummen Scene. An die Taue des Fahrzeugs gelehnt, ſehe ich dieſes Land, dieſe Berge, dieſe Ruinen, dieſe Gräber wie den heraufbeſchworenen Schatten einer vergangenen Welt mit ſeinen dunſtigen Formen und unbeſtimmten Umriſſen, unter den ſchlafenden, ſchweigſamen Strahlen des Geſtirns der Nacht aus dem Schooße des Meeres hervortreten, und nach und nach verſchwinden, wie der Mond hinter den Gipfeln anderer Berge hinabſinkt; es iſt ein ſchönes Blatt aus dem Homeriſchen Geſange, das Ende jeder Geſchichte und jedes Gedichts: unbekannte Gräber, Ruinen ohne beſtimmten Namen, ein nacktes, düſteres Land, verworren beleuchtet von unſterblichen Geſtirnen; — und neue Zuſchauer, gleichgiltig an dieſen Ufern vorüberziehend, und das tauſendſte Mal die Grabſchrift jedes Dings wiederholend: Hier liegen —: ein Reich, eine Stadt, ein Volk, Helden; Gott allein iſt groß! und der Gedanke, der ihn ſucht und ihn anbetet, iſt allein unvergänglich.

Ich fühle kein Verlangen, die zweifelhaften Reſte der Ruinen von Troja mehr in der Nähe und bei Tage zu beſuchen; ich habe dieſe nächtliche Erſcheinung lieber, welche dem Gedanken erlaubt, dieſe Wüſten wieder zu bevölkern, und von Nichts beleuchtet wird, als von der bleichen Fackel des Mondes und der Poeſie Homers; und übrigens Was gehen mich Troja und ſeine Götter und Heroen an? das Blatt der Heldenwelt iſt für immer überſchlagen.

Der Landwind erhebt ſich; wir benüzen ihn, um nach und nach immer mehr den Dardanellen zuzuſteuern. Schon nahen ſich uns mehrere große Fahrzeuge, welche, wie wir, nach dieſem ſchwierigen Eingang ſich ziehen; ihre großen grauen Seegel gleiten wie die Flügel von Nachtvögeln ſtille zwiſchen unſerer Brigg und Tenedos hin; ich ſteige in das Mittelbeck hinab und ſchlafe ein.

— 18. Mai 1833.

Mit dem Tag erwacht: ich höre das ſchnelle Gleiten des Schiffs durch die kleinen Wellen des Morgens, welche wie der Geſang von Vögeln um die Seitenwände der Brigg ertönen; ich öffne die Stückpforte und ſehe auf einer Kette von niedrigen runden Hügeln die Schlöſſer der Dardanellen mit ihren weißen Mauern, ihren Thürmen und den Mündungen ihrer ungeheuren Kanonen; der Kanal iſt in dieſer Gegend nicht über eine Meile breit, er ſchlängelt ſich, wie ein ſchöner Fluß zwiſchen der Küſte von Aſien und Europa hin, welche ſich durchaus gleichen. Die Schlöſſer ſchließen dieſes Meer, wie die beiden Flügel eines Thors, aber bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Türkei und Europa's iſt es leicht, die Durchfahrt durch das Meer zu erzwingen, oder eine Landung zu veranſtalten und die Feſtungen von hinten zu nehmen; die Durchfahrt durch die Dardanellen iſt nur uneinnehmbar, wenn ſie von den Ruſſen bewacht wird.

Die reißende Strömung jagt uns ſchnell wie einen Pfeil vor Gallipolis und den Dörfern vorbei, welche am Ufer des Kanals liegen; wir ſehen die Inſeln des Meers von Marmora vor uns auftauchen; wir fahren an der Küſte von Europa zwei Tage und zwei Nächte lang hin, indem ein für uns ungünſtiger Nordwind weht. Morgens bemerken wir die Prinzeninſeln im Hintergrunde des Meers von Marmora in dem Golf von Nicäa, und zu unſerer Linken das Schloß der ſieben

Thürme und die luftigen Gipfel der unzähligen Minarete von Stambul, welche gegenüber von uns über die ſieben Hügel von Konſtantinopel ſich hinziehen. Bei dieſer Erſcheinung von Konſtantinopel, fühlte ich Nichts, als den peinlichen Eindruck der Ueberraſchung und der Entzauberung. Wie? ſagte ich zu mir, Dieß ſind die Meere, die Ufer, die Wunderſtadt, für welche die Herrn der Welt Rom und die Küſten von Neapel aufgaben? Dieß iſt die Hauptſtadt der Welt, auf Europa und Aſien gelegen, welche alle erobernde Nationen ſich ſtreitig machten, wie wenn ſie das Siegel der Weltherrſchaft wäre? Dieß iſt die Stadt, welche die Maler und Dichter ſich vorſtellen, als die Königin der Städte, auf ihren Hügeln und ihrem doppelten Meere ſich ausdehnend, umgeben von ihren Golfen, Thürmen, Bergen und alle Schäze der Natur und des Luxus des Orients in ſich ſchließend? Dieß vergleicht man dem Golf von Neapel, der eine weiß erglänzende Stadt in ſeinem weiten Amphiteaterförmigen Buſen trägt? mit dem Veſuv, deſſen goldener Gipfel ſich in Wolken von Rauch und Purpur verliert, mit den Wäldern von Caſtellamare, deren dunkles Laub in das blaue Luftmeer ſich taucht, und mit den Inſeln Procida und Iſchia mit ihren vulkaniſchen Gipfeln und ihren mit bräunlichen Rebengewinden und weißen Villa's bedeckten Hügeln, welche wie ungeheure von Gott ſelbſt an die Mündung des Hafens geworfene Wälle die Bai ſchließen. Ich ſehe hier Nichts, was jenem Schauſpiel zu vergleichen wäre, das immer meinen Augen eingeprägt bleibt; ich ſteure, es iſt wahr, auf einem ſchönen lieblichen Meer, aber die Ufer ſind flach, oder erheben ſich in einformigen, abgerundeten Hugeln; die Gletſcher des Olymps von Thracien, welche zwar am Horizonte erglänzen, ſind Nichts, als eine weiße Wolke am Himmel und nicht nahe genug, um die Landſchaft feierlich zu machen. Im Hintergrunde des Golfs ſehe ich Nichts, als dieſelben abgerundeten Hügel von gleicher Höhe, ohne Felſen, ohne Schluchten, ohne Ausſchweifungen, und Konſtantinopel, welches der Lootſe mir mit dem Finger zeigt, iſt Nichts, als eine weiße eingefriedigte Stadt auf einem großen Hügel der Küſte von Europa. War es da der Mühe werth, ſo weit herzureiſen, um eine ſolche Entzauberung zu erfahren? Ich wollte nicht mehr hinſehen; indeß führte der raſche Zug des Schiffes uns merklich näher; wir kamen hart an den ſieben Thürmen vorbei: einem ungeheuren Block von der ernſten grauen Bauart des Mittelalters, welcher am Meer ſich an die Ecke der Griechiſchen Mauern des alten Byzanz anlehnt; dann legten wir vor Anker, unter den Häuſern von Stambul in dem Meer von Marmora, mitten in einer Maſſe von Schiffen und Barken, welche wie wir durch die Heftigkeit des Nordwinds außerhalb des Hafens gehalten wurden. Es war fünf Uhr Abends, der Himmel war heiter und die Sonne ſchien helle; ich kam nach und nach von meiner Geringſchäzung Konſtantinopels zurück: die Ringmauern dieſes Theils der Stadt, maleriſch aus den Trümmern der antiken Mauern gebaut und von Gärten, Kiosken und rothbemalten hölzernen Häuschen überragt, bildeten den Vordergrund des Gemäldes, oben ſtiegen Terraſſen mit unzähligen Häuſern Pyramidenförmig auf, wie Treppen von Stufe zu Stufe, dazwiſchen die Kronen von Orangebaumen und die ſpizigen dunkeln Wipfel der Cypreſſen; weiter oben umgaben ſieben oder acht große Moſcheen den Hügel, und ihre durchbrochenen Minarete mit Mauriſchen Kolonnaden ragten in den blauen Himmel hinein mit ihren vergoldeten Kuppeldächern, welche in den Wiederſchein der Sonne wie Feuerkugeln erglänzten: die mit zartem Azur bemalten Mauern dieſer Moſcheen, die Bleidächer der Kuppeln um ſie her gaben ihnen das Anſehen und den durchſichtigen Firniß der Porcellänbauten. Hundertjährige Cypreſſen ſtanden neben dieſen Kuppeln mit ihren unbeweglichen dunkeln Wipfeln, die verſchiedenfarbigen Verblendungen der Häuſer der Stadt gaben dem ungeheuren Hügel den bunten Farbenglanz eines Blumengartens; kein Geräuſch drang aus den Straßen; kein Gitter an den unzähligen Fenſterchen öffnete ſich; keine Bewegung verrieth, daß die Stadt von einer ſolchen Menſchenmaſſe bewohnt ſey; Alles ſchien eingeſchlafen unter der gluhenden Sonne des Tags; der Golf allein, nach jeder Richtung hin mit Seegeln von allen Formen und allen Größen durchfurcht, gab ein Zeichen von Leben. Wir ſahen jeden Augenblick aus dem goldenen Horn (der Oeffnung des Bosphorus, dem eigentlichen Hafen von Konſtantinopel) Schiffe mit vollen Seegeln, welche an uns vorüber gegen die Dardanellen zu fahren, wir konnten aber den Eingang des Bosphorus nicht bemerken, noch ſelbſt ſeine Lage begreifen. Wir ſpeiſen auf dem Verdeck, gegenüber von dieſem zauberiſchen Schauſpiel; Türkiſche Kaiken kommen, um uns auszufragen, und uns Vorräthe und Lebensmittel

zu bringen; die Schiffer ſagen uns, daß die Peſt beinahe ganz aufgehort hat; um ſieben Uhr kommt Herr Truqui, Sardiniſcher Generalkonſul, von Offizieren ſeiner Legation begleitet, um uns einen Beſuch zu machen, und uns in ſeinem Hauſe in Pera eine Herberge anzubieten; es wäre keine Möglichkeit, in der erſt kurz durch Feuersbrunſt verwüſteten Stadt ein Unterkommen zu finden; die verbindliche Herzlichkeit, und das gewinnende Weſen Hrn. Truqui's ſchon beim erſten Auftreten, veranlaſſen uns, ſein Anerbieten anzunehmen. Da fortwährend ein widriger Wind weht, können die Briggs dieſen Abend den Anker nicht lichten: wir ſchlafen an Bord.

Konſtantinopel.

— 20. Mai 1833. —

Um fünf Uhr war ich aufgeſtanden und auf d
Verdeck; der Kapitän läßt ein Boot in die See ſez
ich beſteige es mit ihm, und wir ſegeln gegen die Mi
dung des Bosphorus zu, die Mauern von Konſtanti
pel entlang, welche das Meer beſpült. Nach einer Fa
von einer halben Stunde, zwiſchen einer Menge
Anker liegender Fahrzeuge durch, kommen wir an
Mauern des Serails, welche eine Fortſezung von
Stadtmauern ſind, und an dem äußerſten Ende
Hügels, der Stambul trägt, die Ecke bilden, welche
Meer von Marmora von dem Kanal des Bospho
und dem goldenen Horn, oder der großen innern R
von Konſtantinopel trennt; hier haben Gott und
Menſch, Natur und Kunſt, eifernd mit einander,
ſchönſten Punkt für das Auge hinverlegt oder erſchaf
auf welche der menſchliche Blick auf Erden fallen ka
ich vergaß für immer Neapel und ſeinen Zauber; Ee
dieſem prachtvollen und zugleich lieblichen Ganzen
vergleichen, hieße eine Schmähung der Schöpfung.

Die Mauern, welche die kreisförmigen Terraſſen
ungeheuren Garten des großen Serails tragen, wo

einige Schritte von uns zu unſrer Linken von der See getrennt durch ein ſchmales mit Platten belegtes Trottoir, das die Fluthen immer beſpülen, und wo die unaufhörliche Strömung des Bosphorus kleine murmelnde Wellen bildet, blau wie die Waſſer der Rhone in Genf; dieſe Terraſſen, welche ſich in unmerklichen Abſäzen bis zu dem Palaſte des Sultans erheben, deſſen vergoldete Kuppeldächer man durch die Wipfel rieſengroßer Platanen und Cypreſſen bemerke, ſind ſelbſt mit ungeheuren Cypreſſen und Platanen bepflanzt, deren Stämme die Mauern überragen, und deren Aeſte, über die Gärten hinaus ſich breitend, in Laubvorhängen in das Meer hineinhängen und die Kaiken beſchatten; die Ruderer hielten von Zeit zu Zeit in ihrem Schatten an; in abgemeſſenen Zwiſchenräumen ſind dieſe Baumgruppen unterbrochen von Paläſten, Pavillons, Kiosken, mit Bildwerk verzierten und vergoldeten Thoren, welche auf die See herausgehen, oder von Batterien mit kupfernen oder ehernen Kanonen von wunderlichen antiken Formen; die vergitterten Fenſter dieſer Seepaläſte, welche einen Theil des Serails bilden, haben die Ausſicht auf die Fluthen, und man ſieht durch die Sommerladen hindurch die Kronleuchter und Vergoldungen an den Decken der Gemächer; ebenſo fließen oben von den Gärten herab jeden Schritt weit zierliche Mauriſche Brunnen, in den Mauern des Serails niſchenartig angebracht, indem ſie murmelnd in Muſcheln von Marmor ſich ergießen, um die Vorübergehenden zu kühlen; einige Türkiſche Soldaten liegen neben dieſen Quellen und herrenloſe Hunde irren das Quai entlang; einige liegen ſogar in den Mündungen der

Kanonen von ungeheuren Kaliber. Je weiter das Boot längs dieſen Mauern hinruderte, deſto mehr erweiterte ſich vor uns der Horizont; die Küſte von Aſien kam näher, und die Mündung des Bosphorus wurde nach und nach dem Auge ſichtbar zwiſchen dunkelgrünen Anhöhen auf der einen Seite und auf der andern mit Hügeln, die in allen Farben des Regenbogens zu erglänzen ſchienen, hier hielten wir noch einmal Raſt; die lachende Küſte von Aſien, welche von uns ungefähr eine Meile entfernt iſt, zeichnete ſich zu unſerer Rechten, ganz durchſchnitten von breiten hohen Hügeln, deren Gipfel von ſchwarzen Wäldern mit ſpizigen Wipfeln bedeckt waren; ihre mit krauſen Bäumen durchwachſenen Seiten waren von rothbemalten Häuſern beſät, und über den Rand der ſchroffen Böſchungen hingen grüne Pflanzen und Maulbeerfeigenbäume, deren Aeſte ſich in's Waſſer tauchen; weiterhin erhoben ſich dieſe Hügel noch mehr, darauf fielen ſie wieder in grünen Strichen ab und bildeten ein breites hervorſpringendes Kap, welches ſcheinbar eine große Stadt trug; es war Scutari mit ſeinen großen weißen, einem königlichen Schloſſe ähnlichen Kaſernen, ſeinen mit glänzenden Minareten umgebenen Moſcheen, ſeinen Quai's und ſeinen Buchten, mit ſeinen Bazars, ſeinen Kaiken im Schatten von Rebengewinden oder unter Platanen, und dem dichten düſtern Cypreſſenwalde, welcher die Stadt bedeckt; durch ihre Zweige hindurch ſchimmerten wie mit traurigem Glanze die unzähligen weißen Grabſteine der Türkiſchen Kirchhöfe; jenſeits der Spize von Scutari, welche durch eine kleine Inſel begranzt wird, die eine kleine Kapelle trägt, und „das

Grab des jungen Mädchens" heißt, öffnete ſich der Bosphorus, und ſchien zwiſchen den dunkeln Bergen hinzufließen, deren Felswände vor- und zurücktretende Kanten, Raine und Wälder ſich auf beiden Ufern einander entſprachen, und zu deren Füßen, ſo weit man ſah, eine ununterbrochene Reihenfolge von Dörfern, vor Anker liegenden oder unter Seegel gehenden Schiffen, kleine von Bäumen beſchatteten Hafen, zerſtreuten Häuſern und mächtigen Paläſten mit ihren Roſengärten am Meer unterſchied.

Einige Ruderſchläge führten uns vorwärts gerade an die Spize des goldenen Horn's, wo man zugleich die Ausſicht auf den Bosphorus, auf das Meer von Marmora und endlich auf die ganze innere Anſicht des Hafens oder vielmehr des Binnenmeers von Konſtantinopel hat; hier vergaßen wir Marmora, die Küſte von Aſien und den Bosphorus, um mit einem einzigen Blicke das Baſſin des goldenen Horn's ſelbſt und die ſieben auf den ſieben Hügeln Konſtantinopels ſich hinbreitenden Städte, welche alle gegen den Meeresarm zuſammenlaufen, der die einzige unvergleichliche Stadt bildet, zu betrachten; mit Einem Blicke zu betrachten die Stadt, die Fluren, das Meer, den Hafen, das Flußufer, die Gärten, holzbewachſenen Berge, tiefe Thäler, einen Ozean von Häuſern, das Gewimmel der Schiffe und auf den Straßen, ruhige Seen und bezaubernde einſame Stellen, eine Ausſicht, welche kein Pinſel anders, als nach ihren Einzelnheiten wiedergeben könnte, und wo jeder Ruderſchlag Aug und Seele einen neuen Anblick, einem von den vorigen verſchiedenen Eindruck entgegenführt.

Wir ſegeln gegen die Hügel von Galata und Pera; das Serail wurde uns ferner und erſchien uns immer größer, je mehr das Auge die ungeheuren Umriſſe ſeiner Mauern und die Menge ſeiner Abſäze, ſeiner Bäume, ſeiner Kioſke und ſeiner Paläſte bemerken konnte. Ihm allein zu Liebe hätte man hier eine große Stadt bauen müſſen. Der Hafen höhlte ſich mehr und mehr vor uns, er zieht ſich wie ein Kanal zwiſchen den krummen Bergen im Kreiſe herum, und dehnt ſich je nach ſeinen Windungen in die Breite oder in die Länge. Dieſer Hafen gleicht keinem Hafen, er iſt vielmehr ein breiter Fluß wie die Themſe, auf beiden Seiten umgeben von Hügeln mit Städten überbaut, und auf dem einen wie dem andern Ufer bedeckt mit einer unendlichen Flotte von Schiffen, welche die Häuſer entlang in Gruppen vor Anker liegen. Wir fuhren durch dieſe unzählige Menge von Fahrzeugen hindurch, von denen die einen vor Anker lagen, die andern mit vollen Seegeln gegen den Bosphorus, gegen das ſchwarze Meer, oder das Meer von Marmora hinfuhren; Fahrzeuge von allen Formen, von allen Größen, allen Flaggen, von der Arabiſchen Barke an, deren Vordertheil vorſpringt und ſich wie der Schnabel der antiken Galeeren erhebt, bis zu den Dreideckern mit ihren von Erz ſchimmernden Wänden. Schwärme von Türkiſchen Kaiken, welche von einem oder zwei Ruderern in ſeidenen Wämſern geführt werden, kleine Barken, welche als Gefährte in den Seeſtraßen dieſer Amphibienſtadt dienen, fuhren zwiſchen dieſen großen Maſſen umher, ſich durchkreuzend, an einander rennend, ohne ſich umzuſtürzen, wie die Menge auf den öffentlichen Pläzen mit den Ellenbogen ſich ſtößt; Wolken von Alabaſtros, ſchönen weißen Tauben ähnlich, flogen bei ihrer Annäherung vom Meere auf, um ſich weiterhin wieder niederzulaſſen und ſich auf den Fluthen zu wiegen. Ich möchte keinen Verſuch machen, die Schiffe, die Fahrzeuge, die Briggs und Barken zu zählen, welche auf den Waſſern des Hafens von Konſtantinopel ruhig vor Anker liegen oder dahinſegeln, von der Mündung des Bosphorus und der Spize des Serails bis zu der Vorſtadt Eyub und den koſtlichen Thälern der ſüßen Waſſer. Die Themſe in London hat nichts Aehnliches aufzuweiſen. Es mag genug ſeyn, wenn ich ſage, daß, ungerechnet die Türkiſche Flotte und die Europäiſchen Kriegsfahrzeuge, welche in der Mitte des Kanals vor Anker liegen, die beiden Ufer des goldenen Horns auf eine Länge von ungefähr einer Meile, mit einer zwei bis dreifachen Reihe von Schiffen bedeckt ſind. Wir beſahen bloß die langen Schiffsreihen, deren Vordertheile nach der See gerichtet waren, und unſer Blick verlor ſich durch einen wahren Wald von Maſten hindurch im Hintergrunde des Golfs, der ſich dort verengerte und in das Land einbog, dann landeten wir am Fuße der Stadt Pera, nicht weit von einer prächtigen Bombardiererkaſerne, deren bedeckte Terraſſen mit Laffeten und Kanonen angefüllt waren. Ein wunderſchöner Mauriſcher Brunnen, in Form einer Indiſchen Pagode gebaut, deſſen ausgehauener und mit bunten Farben bemalter Marmor ſich ausnahm, wie eine Brüſſeler Kante auf einem Grund von Seide, ergießt ſein Waſſer auf einen kleinen Plaz. Der Plaz war mit Ballen, Waaren, Pferden, herrenloſen Hunden und mit Türken angefüllt, welche im Schatten rauchten; die Schiffer der Kaiken ſaßen auf den Randſteinen des Quai's, indem ſie ihre Herren erwarteten, oder die Vorübergehenden einluden; es iſt eine ſchöne Art von Leuten, deren Kleidung noch ihre Schönheit erhöht. Sie tragen eine weiße Hoſe, mit Falten, ſo weit wie die eines Weiberrocks; ein karmoiſinrother ſeidener Gürtel hält ſie in der Mitte des Körpers feſt; auf dem Kopfe haben ſie eine kleine rothwollene Griechiſche Müze, mit einer langen ſeidenen Trodbel, welche hinten hinabhängt. Der Hals und die Bruſt ſind nackt; ein weites Hemd, von roher Seide mit weiten hängenden Aermeln bedeckt Schultern und Arme. Ihre Kaiken ſind ſchmale, zwanzig bis dreißig Fuß lange und zwei bis drei Fuß breite Boote von gefirnißtem Nußbaumholz, welches glänzt, wie Mahagoni. Das Vordertheil dieſer Barken iſt ſo ſcharf, wie das Eiſen einer Lanze und zerſchneidet das Meer, wie ein Meſſer. Die ſchmale Form dieſer Kaiken machen ſie für die Franken, welche ſie nicht gewöhnt ſind, gefährlich und unbequem; ſie ſchlagen um bei dem geringſten Schaukeln, in welches ein ungeſchickter Fuß ſie verſezt. Man muß wie die Türken ſich auf den Boden dieſer Kaiken legen, und darauf Acht haben, daß das Gewicht des Körpers auf beiden Seiten der Barke gleich vertheilt werde. Es gibt ihrer von verſchiedener Größe, von ſolchen, welche Einen, bis zu ſolchen, welche vier bis acht Paſſagiere einnehmen können, alle aber haben die gleiche Form. Man zählt ſie nach Tauſenden in den Hafen von Konſtantinopel, und ungerechnet die, welche wie

Fiaker zu jeder Zeit dem Publikum zu Dienſte ſtehen, hat jeder wohlhabende Privatmann der Stadt eine zu ſeinem Gebrauch, deren Ruderer ſeine Bedienten ſind. Jedermann, der in der Stadt ſich umhertreibt um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, iſt genöthigt, mehrmals des Tags über das Meer zu ſezen.

Als wir dieſen kleinen Plaz verließen, kamen wir in die ſchmuzigen volkreichen Straßen eines Bazars von Pera. Ausgenommen die Tracht, bietet ſie den gleichen Anblick dar, wie die Umgebungen der Märkte unſerer kleinen Dörfer: Schoppen von Holz, wo man Paſtetchen und Fleiſch für das Volk gar macht; Buden von Barbieren, Tabacksverkäufern, Gemüſe- und Früchtehändlern; eine gedrängte geſchäftige Maſſe war in den Straßen; alle Trachten und alle Sprachen des Orients verwirrten Auge und Ohr; und außer dem Allem noch das Bellen der zahlreichen Hunde, welche die Pläze und Bazars füllen und ſich um die Ueberbleibſel beißen, welche man aus den Thüren wirft. Wir traten von da aus in eine lange, öde und ſchmale Straße ein, welche in ſteilem Abhang über den Hügel von Pera aufſteigt; die Gitterfenſter laſſen Nichts von dem Innern der Türkiſchen Häuſer ſehen, welche arm und verlaſſen ſcheinen; von Zeit zu Zeit ſticht der dunkle Wipfel einer Cypreſſe aus einer Einfriedigung von grauen, in Ruinen liegenden Mauern, und ragt unbeweglich in einen durchſichtigen Himmel hinein. Weiße und blaue Tauben ſind auf den Fenſtern und Dächern zerſtreut, und erfüllen die Straßen mit ihrem melancholiſchen Girren. Oben an dieſen Straßen dehnt ſich das ſchöne Viertel von Pera, von den Europäern, den Botſchaftern und den Konſuln bewohnt; dieſes Viertel gleicht durchaus einer unſerer armen Provinzſtädte; es waren hier einige ſchöne Paläſte von Botſchaftern, auf den abhängigen Terraſſen von Galata gebaut, jezt ſieht man Nichts mehr davon, als die zur Erde liegenden Säulen, die Bruchſtücke von geſchwärzten Mauern, und die eingeriſſenen Gärten; die Feuersbrunſt hat Alles verzehrt. Pera hat keinen Charakter, keine Originalität, keine Schönheit; man kann aus ſeinen Straßen weder das Meer, noch die Hügel, noch die Gärten von Konſtantinopel ſehen; man muß auf die Dächer oben hinaufſteigen, um den herrlichen Anblick zu genießen, welchen die Natur und der Menſch rings umher geſchaffen haben.

Herr Truqui empfing uns, wie ſeine Kinder; ſein Haus iſt geräumig, zierlich und wunderſchön gelegen. Die reichſten Möbel, die ausgeſuchteſten Speiſen, die zärtlichſte Pflege der Freundſchaft, die freundlichſte, liebenswürdigſte Geſellſchaft in ihm und ſeiner Umgebung treten für uns an die Stelle des Teppichs oder der Matte der Wüſte, des Pilau's des Arabers, der wilden Rauhigkeit des Seelebens. Kaum bei ihm untergebracht, empfange ich einen Brief von dem H. Admiral Rouſſin, dem Botſchafter Frankreichs in Konſtantinopel, welcher die Güte hat, uns Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe in Therapia anzubieten. Dieſe rührenden Beweiſe von Theilnahme und Verbindlichkeit, von unbekannten Landsleuten, im Unglück tauſend Meilen von der Heimath, wo man allein für ſich ſteht, genoſſen, laſſen eine tiefe Spur im Herzen des Reiſenden zurück.

— 21. 22. u. 23. Mai 1833. —

Einſchiffung der beiden Briggs. — Ausgeruht unter Beſuchen der angeſehenſten Negozianten von Pera. — In der anziehenden traulichen Geſellſchaft Hrn. Truqui's und ſeiner Umgebung zugebrachte Tage. — Streifereien in Konſtantinopel. — Allgemeine Ueberſicht über die Stadt. — Beſuch bei dem Botſchafter in Therapia.

— 23. Mai 1833. —

Wenn man mit Einemmale die wechſelnde, ſtürmiſche Scene des Meers, die dunkle ſchwankende Kajüte einer Brigg, und das ermüdende Schaukeln der Wogen verlaſſen hat; wenn man unter ſeinem Fuß einen feſten freundlichen Boden fühlt, umgeben von Menſchen, von Büchern, von allen Annehmlichkeiten des Lebens; wenn man Spaziergänge durch Wald und Feld vor ſich hat, und das längſt entwöhnte Leben am Lande wieder beginnt, empfindet man ein ganz inſtinktmäßiges und phyſiſches Vergnügen, deſſen man nicht ſatt werden kann; jedes Land, ſelbſt das wildeſte, entlegenſte iſt wie ein Vaterland, das man wiedergefunden hat. Ich erfuhr dieß ſchon viele Mal, wenn ich ſelbſt nur für einige Stunden an einer unbekannten öden Küſte landete; ein Fels, der gegen den Wind ſchüzt; ein Gebüſch, das den Regen oder die Sonne abhält, ein Sonnenſtrahl, der den Sand

erwärmt, auf dem man ſitzt; einige Eidechſen, we
zwiſchen den Steinen hinlaufen; Inſekten, welche um
flattern; ein aufgeſcheuchter Vogel, der näher fliegt,
einen Schrei des Schreckens ausſtößt; alles Dieß,
für den Menſchen, der zu Land wohnt, Wenig gilt,
eine ganze Welt für den müden Schiffer, welcher
Meer verläßt. Aber die Brigg iſt da, welche in
Golf auf einem hohlen Meere ſich ſchaukelt, und we
man bald wieder zu beſteigen hat. Die Matroſen
auf den Raaen, beſchäftigt, die großen zerriſſenen S
gel zu trocknen oder auszubeſſern; das Boot, wel
in den ſchäumenden, durch die Wellen gebildeten Hü
bald ſich hebt, bald wieder verſchwindet, fährt un
hörlich zwiſchen dem Fahrzeug und dem Ufer hin
her; es bringt Vorräthe an das Land, oder führt
ſches Waſſer vom Lande an Bord; die Matroſen
ſchen ihre bunten Hemden in der Quelle, und hän
ſie an den Maſtixbäumen des Ufers auf; der Kap
ſtudirt den Himmel, wartet, daß der Wind ſich dre
ſoll, um durch einen Kanonenſchuß die Paſſagiere
ihrem Leben der Entbehrung, der Finſterniß und
Bewegung zurückzurufen. Obgleich man bereit iſt,
zukommen, wünſcht man doch im Stillen, der wi
Wind möchte ſich nicht ſo bald legen, damit man d
die Nothwendigkeit noch gehalten ſey, das innige
gnügen länger zu koſten, das den Menſchen an die
knüpft. Man ſchließt Freundſchaft mit der Küſte,
dem kleinen Raſenplaz oder Gebüſch, die zwiſchen
Meer und den Felſen ſich hinziehen; mit der unter
Wurzeln einer alten Eiche verborgenen Quelle; mit

Eyben, den kleinen wilden Blumen, die der Wind zwiſchen den Spalten der Klippen unaufhörlich hin und her weht, und die man nie mehr ſehen wird. Wenn der Kanonenſchuß, der an Bord ruft, ertönt, wenn die Signalflagge aufgeſteckt iſt, möchte man beinahe dieſem namenloſen Winkel der Welt eine Thräne weinen, wo man Nichts gethan hat, als daß man auf ihm einige Stunden ſeine ermüdeten Glieder ausſtreckte. Schon ſehr oft erprobte ich dieſe angeborne Liebe des Menſchen für einen Fleck, wo er ein Obdach gefunden, ſey er auch gelegen, wo er wolle, einſam, unbekannt, auf einem verlaſſenen Ufer.

Hier aber dringen zwei verſchiedene Gefühle auf mich ein, das eine angenehm, das andere ſchmerzlich. Zuerſt das Vergnügen, das ich geſchildert habe, einen feſten Boden unter ſich zu haben, eine Diele, die Einen nicht unaufhörlich von einer Wand zur andern wirft, ein Bette, das nicht umfällt, freien Raum, ſo viel Schritte zu machen, als man will, große Fenſter, die man ſchließen oder öffnen kann, ohne fürchten zu müſſen, daß die ſchaumige Welle hereindringe; das Vergnügen, den Wind in den Vorhängen ſpielen zu ſehen, ohne daß er das Haus auf die Seite legt, in den Seegeln tobt, und die Matroſen treibt, mit ihren dumpf hallenden Tritten auf das Verdeck zu ſtürzen. Mehr als Das der freundſchaftliche Verkehr mit Europa, Reiſende, Kaufleute, Zeitungen, Bücher, Alles, was den Menſchen mit dem Menſchen durch Idee und Leben verknüpft: dieſe Theilnahme an der allgemeinen Bewegung der Dinge und des Gedankens, deren wir ſchon ſo lange beraubt

ſind. Noch mehr als das Alles die warme, aufmer
ſame, glückliche Gaſtfreundſchaft, und, um Alles vollend
zu überbieten, die Freundſchaft unſeres herrlichen Wirth
Hr. Jenqui, der eben ſo glücklich ſcheint, uns mit ſe
ner Pflege, ſeiner Gefälligkeit und allen den Tröſtunge
zu umgeben, die er uns verſchaffen kann, als wir glüc
lich ſind, ſie zu empfangen! Herrlicher Mann, wie i
nicht zwei auf meinen langen Reiſen angetroffen habe
Die Erinnerung an ihn wird mir ſüß ſeyn, ſo lan
ich dieſer Jahre der Pilgerſchaft gedenke, und mei
Gedanken werden ihm immer auf die Küſten von Aſi
oder Afrika folgen, wo ſein Schickſal ihn ſeine Tage
enden verdammt.

— Gleiches Datum. —

Wenn man aber, ohne es ſich bewußt zu ſey
dieſe erſten Freuden der Rückkehr an's Land gekoſtet ha
iſt man oft verſucht, ſich nach der unaufhörlichen U
gewißheit und dem bewegten Treiben des Schiffleben
zurückzuſehnen. Wenigſtens hat hier das Gemüth nic
Zeit, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, und die Abgrün
des Grams zu durchirren, welche der Tod in unſe
Buſen gegraben hat! Der Schmerz iſt wohl immer d
aber er wird jeden Augenblick durch irgend einen G
danken verwiſcht, der verhindert, daß ſein Gewicht
ſchwer auf die Seele falle: der Lärm, die Bewegun
umher; der unaufhörlich wechſelnde Anblick des Verdec
und des Meers; die Wogen, die ſich bäumen oder w

der ebnen; der Wind, der ſich dreht, ſich hebt oder wieder nachläßt; das Schauſpiel der Manövers, an denen man bei ungeſchlachtem Wetter oft ſelbſt Theil nehmen muß; die tauſend Zufälle eines Sturms bei Tag oder bei Nacht; die Stöße der Wogen; die vom Winde geraubten Seegel; die zerbrochenen Möbels, die im Mitteldeck umherrollen; die dumpfen unregelmäßigen Schläge des Meers an den zerbrechlichen Planken der Kajüte, in der man zu ſchlafen verſucht; die eiligen Schritte der Schiffleute, welche Einem über dem Kopf hin, von einem Bord zum andern rennen; das klagende Geſchrei der Hühner, welche der Schaum in ihren an den Fuß der Maſten befeſtigten Käfigen überſchwemmt; das Krähen der Hähne, welche nach finſtrer, ſtürmiſcher Nacht die erſten Sonnenſtrahlen bemerken; das Pfeifen des Logtau's, das man auswirft, um den Weg zu meſſen; der fremdartige, unbekannte, wunderliche, wilde oder liebliche Anblick einer Küſte, an die man Tags zuvor nicht dachte, und welche man bei Sonnenaufgang entlang fährt, indem man die Höhe ihrer Berge mißt und mit dem Finger auf ſeine Städte und Dörfer zeigt, welche wie Eisſtücke zwiſchen den Gruppen von Tannen erglänzen. — Alles Dieß reißt mehr oder weniger unſere Seele hin, gibt dem Herz einigen Troſt, läßt den Schmerz verfliegen, und betäubt den Gram durch die Beſchwerden der Reiſe; und dieſer ganze Schmerz fällt wieder mit ſeinem vollen Gewichte auf die Seele, ſo bald man das Ufer betreten, und der Schlaf in einem ruhigen Bette dem Menſchen ſeinen innigeren Gefühle zurückgegeben hat. Das Herz, welches nicht mehr durch die Außenwelt zerſtreut iſt,

befindet ſich allein bei ſeinen zerrütteten Gefühlen,
nen verzweifelnden Gedanken, ſeiner vereitelten Zukun
Man weiß nicht, wie man das frühere Leben ertrag
ſoll, das einförmige, leere Leben der Städte und
Geſellſchaft. Dieß fühle ich jezt, und zwar ſo tief, d
ich eine ewige Schifffahrt, eine endloſe Reiſe mit al
ihren Wechſelfällen und ſelbſt den beſchwerlichſten Z
ſtreuungen mir wünſche. Und Dieß leſe ich in den
gen meiner Frau noch bei Weitem mehr, als in mein
Herzen. Das Leiden eines Mannes iſt Nichts ge
das einer Frau, einer Mutter; eine Frau lebt in ein
einzigen Gedanken, einem einzigen Gefühle; Leben he
für eine Frau Alles beſizen, Tod, Alles verlier
Ein Mann lebt von Allem, ſey es gut oder ſchlim
Gott tödtet ihn nicht mit einem einzigen Streiche.

— 21. Mai 1833. —

Ich habe mich mit Journalen und Flugſchri
umgeben, welche erſt kurz aus Europa angekommen
und welche mir die Gefälligkeit der Botſchafter
Frankreich und Oeſtreich in reichem Maße zufließen l
Nachdem ich den ganzen Tag darin geleſen habe, we
ich in den Ideen beſtärkt, die ich aus Europa mitgen
men habe. Ich ſehe, daß der Gang der Dinge
Wendung nimmt, welche ein Politiker nach hiſtoriſ
und philoſophiſcher Analogie dieſem ſchönen Jahrhun
prophezeihen konnte. Das aufgeregte Frankreich w

ruhig; Europa, beängſtigt aber ſchüchtern, ſieht mit Eiferſucht und Haß zu, wagt jedoch nicht, ſich darein zu legen, es fühlt durch Inſtinkt — und dieſer Inſtinkt iſt prophetiſch — daß es das Gleichgewicht verlieren würde, wenn es eine Bewegung mache. Ich habe nie an den Krieg in Folge der Julirevolution geglaubt; Frankreich hätte nur dem unſinnigen Gedanken ſich preisgeben müſſen, anzugreifen; wenn Frankreich nicht angriff, konnte Europa nicht ſich gutes Muths in einen revolutionären Krater ſtürzen, in welchem man ſich verbrennt, ſtatt ſein Feuer zu löſchen. Die Juliregierung hat um Frankreich und ganz Europa ſich durch die einzige Thatſache ein großes Verdienſt erworben, daß ſie nach den drei Tagen den ungeduldigen blinden Eifer der kriegeriſchen Geiſter in Frankreich im Zaume hielt. Europa und Frankreich wären beide gleich verloren geweſen. Wir hatten keine Armeen, keinen Nationalgeiſt, den es ja nie ohne Einigkeit gibt; ein Krieg mit dem Ausland hätte auf der Stelle den Bürgerkrieg im Süden und Weſten Frankreichs entzündet, in ſeinem Gefolge Verfolgung und Plünderung überall. Keine Regierung hätte im Mittelpunkte des revolutionären Sturmes, in Paris, ſich halten können; während die Trümmer der von einem Patriotismus ohne Führer und ohne Zügel improviſirten Armeen auf unſern öſtlichen Gränzen ſich hätten aufreiben laſſen, hätte der Süden bis Lyon die weiße Fahne aufgepflanzt, der Weſten bis an die Loire die Vendeeiſchen Guerillas wiederhergeſtellt; und die Manufaktur treibenden Bevölkerungen von Lyon, Rouen, Paris, durch das Elend in Verzweiflung gebracht, in welches das Aufhören der

Arbeit ſie geſtürzt hätte, wären im Mittelpunkt losgebrochen und hätten, ſich Führer auf einen Tag wählend und ſie nach ihrer Laune zu Feldzugsplanen zwingend, in undisciplinirten Maſſen über Paris und die Gränzen ſich verbreitet. Eigenthum, Handel, Gewerbe, Kredit, Alles wäre zugleich untergegangen; man hätte gewaltſame Anleihen auflegen und Steuern eintreiben müſſen. Das Geld wäre vergraben worden, der Kredit erſtorben, die Verzweiflung hätte zum Widerſtand geführt, und der Widerſtand zur Plünderung, zum Mord, zur Hinrichtung in Maſſen; wäre einmal der blutige Weg betreten geweſen, ſo hätte es keinen Ausgang mehr gegeben, als Anarchie, Diktatur, Zerſtückelung. Alles Dieß aber hätte noch andere unerwartete, von ſelbſt kommende Bewegungen einiger Partheien in Europa in ſeinem Gefolge gehabt. Spanien, Italien, Polen, die Rheinufer, Belgien, Alles hätte nach und nach Feuer gefangen; ganz Europa wäre in einen Strom von Aufſtänden und Gegendruck hineingeriſſen worden, welchen mit jedem Augenblick die Geſtalt der Dinge verändert hätten. Wir wären, übel vorbereitet, in einen zweiten dreißigjährigen Krieg verwickelt worden. Der Genius der Civiliſation hat es nicht gewollt. Was ſeyn ſollte, iſt geſchehen. Man wird ſich nicht mehr bekämpfen, als bis man ſich gerüſtet, ſich kennen gelernt, gerechnet, Heerſchau gehalten und ſich in Schlachtordnung geſtellt haben wird; der Kampf wird ein regelmäßiger ſeyn, nicht mehr ein nächtliches Treffen.

Von Weitem ſieht man die Dinge beſſer, weil die Einzelheiten den Blick nicht verwirren und die Gegen-

ände ſich dem Blick in großen Maſſen darſtellen. Deß-
egen lehren Propheten und Orakelprieſter allein und
en der Welt entfernt; ſie waren Weiſe, welche die
inge nach ihrem Ganzen erforſchten und deren Urtheil
cht die kleinen Leidenſchaften des Tages trübten. Ein
ann der Politik muß ſich oft von der Scene entfer-
n, auf der das Drama ſeiner Zeit vor ſich geht, wenn
es beurtheilen und ſeine Löſung vorausſehen will.
orherſagen iſt unmöglich, das Vorherſchauen iſt nur
e Sache Gottes; aber vorausſehen iſt möglich, Dieß
dem Menſchen gegeben.

Ich frage mich oft, wohin dieſe große Bewegung
r Geiſter und der Zuſtände führen ſoll, welche, von
rankreich ausgegangen, die Welt bewegt, und ſie frei-
llig oder mit Gewalt in ihren Strudel hineinreißt.
h gehöre nicht zu Denen, welche in der Bewegung
os die Bewegung, das heißt den Tumult und die Un-
dnung der Ideen ſehen, welche die moraliſche und
litiſche Welt in jenen Endzuckungen glauben, welche
m Tode und dem Zerfall vorhergehen. Es iſt zugleich
e doppelte Bewegung: die des Zerfalls und der Wie-
rbelebung; der ſchöpferiſche Geiſt ſchafft, in dem Maße,
s der zerſtörende vernichtet; ein Glaube tritt an die
elle des andern; eine Form erſezt die andere; überall,
die Vergangenheit zuſammenſtürzt, tritt die Zukunft
on vorbereitet hinter den Trümmern hervor. Der
bergang iſt langſam und rauh, wie alle Uebergänge,
bei dem Fortſchritt die Leidenſchaften und Intereſſen
Menſchen ſich zu bekämpfen haben; wo verſchiedene
aſſen der Geſellſchaft, oder ganze Nationen einen un-

gleichen Schritt gehen; wo einige durchaus zurückdrängen wollen, während die Maſſe vorwärts ſchreitet; es gibt Verwirrung, Staub, Zerſtörung, Dunkel für Augenblicke, aber von Zeit zu Zeit zerſtreut der Wind die Staubwolke, welche den Weg und ſein Ziel verhüllt, und Die, welche auf der Höhe ſind, unterſcheiden den Gang der Maſſen, erkennen den Boden der Zukunft, und ſehen den kaum ſich erhebenden Tag an ungeheuren Horizonten leuchten. Ich höre immer um mich her, und ſelbſt hier, ſagen: „Die Menſchen haben keine Ueberzeugung mehr; Alles iſt der Vernunft jedes Einzelnen überlaſſen; es gibt in Nichts mehr einen gemeinſamen Glauben, weder in Religion, noch in Politik, noch in geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Ueberzeugungen und ein gemeinſamer Glaube ſind der Hebel der Nationen; iſt dieſer Hebel zerbrochen, ſo fällt Alles auseinander; das einzige Mittel, die Menſchen zu retten, iſt, ihnen ihre Ueberzeugungen wiederzugeben.“ Ueberzeugungen wiedergeben, volksthümliche Glaubensſäze wiedererwecken, nachdem ſie in den Gemüthern des Volkes erſtorben ſind; wiederherſtellen, Was die Zeit zerſtört hat, iſt ein unſinniges Wort, iſt ein Verſuch, gegen die Natur und den Geiſt der Geſchichte anzukämpfen, und in einem, der Vorſehung und den Thatſachen, welche ihren Gang bezeichnen, entgegengeſezten Sinn vorzuſchreiten; man kann an keinem Ziele anlangen, als wenn man in dem Sinne fortſchreitet, in welchem Gott die Ereigniſſe und Ideen leitet: der Lauf der Zeit geht niemals zurückwärts; nur nach ihrer unwiderſtehlichen Strömung zu kann man ſich und der Welt die Richtung geben, man kann ſie nicht aufhalten, oder gar zurückdrängen. Aber iſt es denn wahr, Was man ſagt, daß kein Licht mehr ſey in dem menſchlichen Verſtande; keine gemeinſame Ueberzeugung in dem Geiſte der Völker; kein von innen herauskommender, nicht das Gepräge der Individualität tragender Glaube in dem Gemüthe des Menſchengeſchlechts? Man hält dieſes Wort für etwas Großes, ohne es geprüft zu haben; es hat keinen Sinn. Wenn die Welt keine gemeinſame Idee, keinen Glauben, keine Ueberzeugung mehr hätte, würde ſie nicht in ſolcher Bewegung ſeyn; aus Nichts wird Nichts: *mens agitat molem.* Im Gegentheil es iſt in ihr eine ungeheure Ueberzeugung, ein fanatiſcher Glaube, eine undeutliche aber ſchrankenloſe Hoffnung, eine glühende Liebe, ein gemeinſames Symbol, welches, obgleich noch nicht feſt gefaßt, alle Intelligenzen, alle Gemüther, alle moraliſchen Kräfte dieſer Epoche treibt, drängt, aufrührt, an ſich zieht und zur dichten Maſſe konzentrirt; dieſe Revolutionen, dieſe Erſchütterungen, dieſer Sturz von Thronen, dieſe wiederholten rieſigen Bewegungen aller Glieder des alten Europa; dieſer Wiederhall in Aſien und Amerika; dieſer unbewußte, unwiderſtehliche Drang, welcher dem Willen der Individuen zum Troz den Geſammtkräften ſo viele Bewegung und Einheit gibt, alles Dieß iſt nicht eine Wirkung ohne Urſache; alles Dieß hat einen Sinn, einen tiefen verborgenen Sinn, welcher aber dem Auge des Philoſophen offenbar iſt. Dieſer Sinn iſt gerade Das, was ihr klaget verloren zu haben, und was ihr der heutigen Welt abſprechet: eine gemeinſame Idee, eine Ueberzeugung, ein ſoziales Geſez, eine Wahrheit, welche, unwillkürlich in alle Geiſter, unbewußt ſelbſt in den Geiſt der Maſſe eingedrungen, daran arbeitet, ſich in der Geſchichte mit der Kraft einer göttlichen Wahrheit, das heißt, mit einer unbeſiegbaren Kraft geltend zu machen. Dieſer Glaube iſt: Alles nach Vernunft; das Wort iſt ſein Organ; die Preſſe ſein Apoſtel; er verbreitet ſich über die Welt mit der Unfehlbarkeit und Innigkeit einer neuen Religion; er will nach ſeinem Bilde die Religionen, die Civiliſationen, die Staaten, die Geſezgebung neu erſchaffen, nachdem ſie unvollkommen geworden oder durch die Irrthümer und die Unwiſſenheit verfinſterter Jahrhunderte, durch die ſie zu gehen hatten, verfälſcht worden ſind; feſtſtellen will er — in der Religion den Einen vollkommenen Gott als Dogma, die ewige Moral als Symbol, das Gebet und die Liebe als Gottesdienſt; — in der Politik: die Menſchheit über der Nationalität! — in der Geſezgebung: ein Menſch gleich dem Andern, der Menſch Bruder des Menſchen, der Staat wie ein brüderlicher Austauſch von gegenſeitigen Dienſtleiſtungen und Pflichten, geregelt und verbürgt durch das Geſez; das Chriſtenthum durch die Geſezgebung geboten!

Er will es, und er führt es aus. Sagt noch, es gebe keine Ueberzeugungen, keinen gemeinſamen Glauben in den Menſchen dieſer Tage mehr. Seit dem Chriſtenthume hat noch nie ein ſo großes Werk mit ſo geringen Mitteln ſich verwirklicht. Ein Kreuz und eine Preſſe, — das waren die Hebel der zwei größten Bewegungen in der Civiliſation der Welt.

— 25 Mai. —

Dieſen Abend ſezte ich mich beim Glanze des Mondes, der auf dem Meere von Marmora bis zu den ewigen Gletſchern des Olympus wiederſtrahlte, allein unter den Cypreſſen der Leiter der Todten nieder. Dieſe Cypreſſenreihen, welche die unzähligen Gräber der Muſelmanen beſchatten, und von den Höhen von Pera bis an das Meer ſich hinabziehen, ſind von einigen mehr oder weniger ſteilen Pfaden durchſchnitten, die von dem Hafen von Konſtantinopel bis zu der Moſchee der Drehderwiſche führen. Niemand ging hier zu dieſer Stunde, und man hätte ſich hundert Meilen von einer großen Stadt entfernt glauben können, wenn nicht die tauſend Geräuſche des Abends, von dem Winde herübergetragen, in den zitternden Zweigen der Cypreſſen erſtorben wären. Alle dieſe ſchon durch die ſpäte Stunde gedämpften Geräuſche; der Geſang der Matroſen auf den Fahrzeugen, die Ruderſchläge der Kaiken in den Waſſern, die Töne der wilden Inſtrumente der Bulgaren, die Trommeln der Kaſernen und Arſenale, die Stimmen der Frauen, welche an ihren Gitterfenſtern ihre Kinder in den Schlaf ſingen, das lange Gemurmel der volkreichen Straßen und Bazars von Galata; von Zeit zu Zeit der Ruf der Muezzelin's von den Minareten herab oder ein Kanonenſchuß, das Retraitezeichen, welches von der am Eingange des Bosphorus vor Anker liegenden Flotte herüberdrang, und in den hallenden Moſcheen und den Hügeln ein Echo fand, das über das Baſſin des goldenen Horns hin unter den friedlichen Weiden des Thales der ſüßen Waſſer auf der Europäiſchen Küſte verklang. — Alle dieſe Geräuſche, ſage ich, verſchmolzen für Augenblicke in einem einzigen dumpfen unbeſtimmten Gemurmel und bildeten gleichſam eine harmoniſche Muſik, wo das Geräuſch der Menſchen, der erſterbende Athem einer großen Stadt, welche zu Schlafe geht, ſich, ohne daß man es unterſcheiden konnte, mit den Geräuſchen der Natur, dem fernen Wiederhall der Wogen und der Windſtöße vermiſchte, unter welchen die ſpizigen Gipfel der Cypreſſen ſich bogen. Es iſt einer der unendlichſten, gewichtigſten Eindrücke, die eine poetiſche Seele ertragen kann. Alles mengt ſich hier untereinander, der Menſch und Gott, die Natur und der Staat, die innere Bewegung und die melancholiſche Ruhe des Gemüths. Man weiß nicht, ob man mehr Theil nimmt an der großen Bewegung beſeelter Weſen, welche in dem ſich erhebenden Tumulte der Stimmen ſich freuen oder leiden, oder an der nächtlichen Friedlichkeit der Elemente, welche ebenfalls murmeln und die Seele über die Städte und Reiche hinauf zur Sympathie mit der Natur und Gott erheben.

Das Serail, eine ungeheure Halbinſel, verdunkelt von ſeinen Platanen und Cypreſſen, ſprang wie ein Waldbedecktes Kap zwiſchen zwei Meeren unter meinen Augen hervor. Der Mond glänzte weiß auf den zahlloſen Kiosken und die alten Mauern von Amurad's Palaſt traten wie ein Fels aus dem dunkeln Grün der Platanen heraus. Ich hatte die ganze Scene vor Augen und vor der Seele, wo ſo viele unglückliche oder glorreiche Drama's ſeit Jahrhunderten vor ſich gegangen waren. Alle dieſe Drama's traten vor meinen Augen mit ihren Perſonen und ihren blutigen oder ruhmvollen Spuren.

Ich ſah eine Horde aus dem Kaukaſus hervorbrechen, getrieben durch jenen Inſtinkt zur Wanderung, welchen Gott den erobernden Volkern gab, wie er ihn den Bienen gegeben hat, die einen Baumſtamm verlaſſen, um neue Schwärme zu bilden. Ich ſah die große patriarchaliſche Geſtalt Osmans mitten unter ſeinen Zelten und ſeinen Heerden, wie er ſein Volk bis nach Kleinaſien verbreitete, und allmälig bis nach Bruſſa vordrang, in den Armen ſeiner Sohne ſterbend, welche ſeine Statthalter geworden waren, und zu Orchan ſagend:

„Ich ſterbe gerne, da ich einen Nachfolger, wie „Dich zurücklaſſe; gehe, verbreite das göttliche Geſez, „den Gedanken Gottes, der uns in Mekka, am Kaukaſus aufgeſucht hat; ſey liebreich und gnädig, wie dieſes Geſez; nur ſo ziehen die Fürſten ihrer Nation den „Seegen Gottes zu! Laſſe meinen Leichnam nicht in „dieſem Lande, das fur uns nur eine Straße iſt, ſondern lege meine ſterblichen Reſte in Konſtantinopel, „dem Orte, den ich mir ſterbend bezeichne, zur Ruhe.“

Einige Jahre ſpater lagerte Orchan, der Sohn Osman's, in Scutari auf eben denſelben Hugeln, welche die Cypreſſen jezt mit dunklem Ueberzuge bedecken. Der Griechiſche Kaiſer, Kantakuzenus, durch die Noth gedrungen, gab ihm die ſchöne Theodora, ſeine Tochter, als fünfte Gemahlin für ſein Serail. Die junge Prinzeſſin fuhr unter dem Schalle der Inſtrumenten über dieſen Arm des Meers, wo jezt die Ruſſiſchen Schiffe liegen, und gab ſich zum unnuzen Schlachtopfer hin, um das Leben des Reiches noch ein Wenig zu friſten. Bald nahen die Söhne Orchan's dem Ufer mit einigen tapfern Soldaten; ſie bauen in einer Nacht drei Flöße, denen ſie mit Luft gefüllte Ochſenblaſen unterlegen, und fahren, von dem Dunkel begünſtigt, über die Meerenge; die Griechiſchen Schildwachen ſind eingeſchlafen. Ein junger Bauer, der bei Tagesanbruch an die Arbeit gehen wollte, begegnet den verirrten Ottomanen und zeigt ihnen den Eingang zu einem unterirdiſche Gewölbe, welches in das Innere des Schloſſes führt, und die Türken haben einen Fuß und eine Feſtung in Europa.

Mahomed II, der vierte Herrſcher darauf, antwortete den Griechiſchen Geſandten: — „Ich ſpinne keine „Unternehmung gegen euch; das Reich von Konſtantinopel „iſt auf ſeine Mauern beſchränkt." — Aber auch das ſo beſchränkte Konſtantinopel ließ den Sultan nicht ſchlafen; er läßt ſeinen Vezir wecken und ſagt zu ihm: — „Ich fordere Konſtantinopel von Dir; ich kann den Schlaf „auf dieſem Kopfkiſſen nicht finden; Gott will mir die Rö„mer in die Hände geben." In ſeiner wilden Ungeduld ſprengt er mit ſeinem Pferde in die Fluthen, welche ihn zu ertränken drohen. — „Auf! ſagt er zu ſeinen Soldaten, „am Tage des lezten Sturms behalte ich mir Nichts „vor, als die Stadt; das Gold und die Frauen ſind „euer. Die Herrſchaft über meine größte Provinz wird „Dem zu Theil, der zuerſt oben auf den Wällen ſeyn „wird." Die ganze Nacht iſt Land und Waſſer von unzähligen Feuern erleuchtet, welche an die Stelle des Tags treten, ſo ſehr drängte es die Ottomanen nach dem Tage, der ihnen ihre Beute liefern ſollte.

Während dieſer Zeit kam unter jene düſtere Kuppel der St. Sophienkirche der tapfere unglückliche Konſtantin, um in der lezten Nacht zu Gott für ſein Reich zu beten, und mit Thränen in den Augen zu kommuniziren; beim Anbruch der Morgenröthe ritt er aus, gefolgt von den Wehklagen und dem Schluchzen ſeiner Familie, und fand den Heldentod in der Breſche ſeiner Hauptſtadt; dieß war am 29. Mai 1453.

Einige Stunden ſpäter ſchlug die Axt die Thore der Sophienkirche ein; die Greiſe, die jungen Mädchen, die Mönche, die Nonnen erfüllten das ganze ungeheure Gebäude, deſſen Vorpläze, Galerieen, Kapellen, rieſengroße Gerüſte, Kuppeln und Plattformen die Bevölkerung einer ganzen Stadt zu faſſen vermögen; ein lezter Schrei erhob ſich zum Himmel, wie die Stimme des verröchelnden Chriſtenthums; in wenigen Augenblicken wurden ſechszigtauſend Greiſe, Frauen oder Kinder ohne Unterſchied des Rangs, Alters oder Geſchlechts paarweiſe zuſammengebunden, die Männer mit Stricken, die Frauen mit ihren Gürteln oder Schleiern. Dieſe Sklavenpaare wurden auf die Schiffe geworfen, in das Lager der Ottomanen geführt, beſchimpft, vertauſcht, verkauft, verhandelt, wie gemeines Vieh. Nie wurden ähnliche Wehklagen auf den beiden Ufern von Europa und Aſien gehört; die Frauen nahmen auf immer von ihren Gatten, die Kinder von ihren Müttern Abſchied, und die Türken trieben dieſe lebendige Beute auf verſchiedenen Wegen von Konſtantinopel nach dem Innern von Aſien. Konſtantinopel wurde in acht Stunden ausgeplündert. Darauf zog Mahomed II. durch das Thor der heiligen Roma ein, umgeben von ſeinen Veziren, ſeinen Baſſa's und ſeiner Leibwache. Er ſtieg ab vor dem Portale der Sophienkirche, und ſtieß mit ſeinem Yatagan einen Soldaten nieder, der die Altäre zerbrach. Er wollte Nichts zerſtören. Er formte die Kirche zu einer Moſchee um, und ein Muezzelin beſtieg zum Erſtenmale denſelben Thurm, von dem ich jezt die Stunde abſingen höre, um die Muſelmanen zum Gebet zu rufen, und unter einer andern Form den Gott zu verherrlichen, den man hier den Tag zuvor angebetet hatte. Von da begab ſich Mahomed II. in den verlaſſenen Pallaſt der Griechiſchen Kaiſer, und ſprach im Eintreten folgende Perſiſche Verſe:

„Die Spinne webt ihr Nez in dem Palaſte der „Herrſcher, und die Eule läßt ihren nächtlichen Geſang „ertönen in den Thürmen Eraſiab's!"

Der Leichnam Konſtantins wurde an dieſem Tage unter Haufen von Todten gefunden: Janitſcharen hatten einen prächtig gekleideten, im Todeskampfe liegenden Griechen rufen gehört: „Will kein Chriſt ſich finden, der mir das Leben nehme?" Sie hatten ihm den Kopf abgeſchnitten. Zwei auf ſeine Halbſtiefel in Gold geſtickte Adler und die Thränen einiger treuen Griechen ließen keinen Zweifel zu, daß dieſer unbekannte Soldat der unglückliche tapfere Konſtantin ſey. Sein Kopf wurde ausgeſtellt, damit die Beſiegten keinen Zweifel an ſeinem Tode und keine Hoffnung mehr nährten, ihn wieder erſcheinen zu ſehen; darauf wurde er mit allen dem Throne und dem Heldenmuthe gebührenden Ehren beerdigt.

Mahomed machte keinen Mißbrauch von dem Siege. Die religiöſe Toleranz der Türken zeigte ſich gleich in den erſten Handlungen. Er ließ den Chriſten ihre Kirchen und die Freiheit ihres öffentlichen Gottesdienſtes. Den Griechiſchen Patriarchen ließ er in ſeinem Amte. Er ſelbſt, auf dem Throne ſizend, ſtellte dem Mönch Gennadius das Kreuz und den Stab zu, und gab ihm ein reich geſchmücktes Pferd. Die flüchtigen Griechen retteten ſich nach Italien, und brachten dorthin den Geſchmack an theologiſchen Streitigkeiten, an Philoſophie und an den Wiſſenſchaften. Die in Konſtantinopel erloſchene Fackel warf ihre Funken hinüber über das Mittelländiſche Meer und entzündete ſich aufs Neue in Florenz und in Rom. Während dreißig Jahren einer Regierung, welche Nichts als eine fortwährende Eroberung war, vergrößerte Mahomed II. das Reich um zweihundert Städte und zwölf Königreiche. Er ſtarb mitten in ſeinen Triumphen und erhielt den Beinamen des Großen. Sein Andenken ſchwebt noch über den lezten Jahren des Volkes, das er nach Europa geſezt hat, und das bald ſein Grab wieder nach Aſien zurücktragen wird. Dieſer Fürſt hatte die Geſichtsfarbe der Tartaren, ein glattes Geſicht, tiefliegende Augen, ſeelenvollen durchdringenden Blick. Er hatte immer alle Tugenden und alle Laſter, wie die Politik ſie von ihm verlangte.

Bajazet II., der Ludwig XI. der Ottomannen, läßt ſeinen Sohn ins Meer werfen, und, ſelbſt von ſeinem Sohne Selim verjagt, flieht er mit ſeinen Weibern und Schäzen, und ſtirbt an dem Gift, das ihm ſein Sohn gemiſcht. Dieſer Selim läßt als einzige Antwort an ſeinen Vezir, der ihn fragte, wo er ſeine Zelte aufzuſchlagen habe, den Vezir ſtranguliren. Der Nachfolger des Vezirs ſtellt die gleiche Frage, und hat das gleiche Schickſal: ein Dritter läßt, ohne zu fragen, die Zelte nach allen vier Himmelsgegenden aufſchlagen, und als Selim fragt, wo ſein Lager ſey, antwortete ihm der Vezir: „überall, deine Soldaten werden dir folgen nach welcher Seite der Welt du dich wenden wirſt.“ — „So,“ antwortete der ſchreckliche Sultan, „ſo muß man mir dienen.“ Er iſt der Eroberer Aegyptens, auf einem herrlichen Throne am Nil ſitzend läßt er die ganze Maſſe der Unterdrücker dieſes ſchönen Landes vor ſich führen, und vor ſeinen Augen zwanzigtauſend Mameluken niederhauen. Ihre Leichname wurden in den Fluß geworfen. Alles Dieß ohne perſönliche Grauſamkeit, ſondern aus jener fataliſtiſchen Geſinnung, welche an ihre Sendung glaubt, und welche, um den Willen Gottes zu erfüllen, als deſſen Werkzeug ſie ſich fühlt, die Welt als ihre Eroberung anſieht, und die Menſchen, wie den Staub ihrer Füße. Die gleiche Hand, welche in dem Blute von ſo vielen tauſend Menſchen ſich gewaſchen hatte, ſchrieb Verſe, voll von Ergebung, von Sanftmuth und Philoſophie. Noch beſteht das Stück weißen Marmors auf das er folgende Sentenzen ſchrieb: — „Alles komme „von Gott; er gibt oder verweigert uns, um Was wir „ihn bitten, wie es ihm gefällt. Wenn Einer auf der Erde „Etwas aus ſich ſelbſt könnte, wäre er Gott gleich.“ Weiter unten lieſt man: „Selim, der Knecht der Armen, hat dieſe Verſe gedichtet und geſchrieben.“ — Nachdem er Perſien erobert, ſtirbt er, indem er ſeinem Vezir mildthätigen Erſaz an Familien, welche der Krieg zu Grund gerichtet hatte, auftrug. Sein Grab fand ſeine

Stelle neben dem Grabe Mahomeds II., mit der ſtolzen Inſchrift: „Heute iſt Sultan Selim zu dem Königreiche „des Himmels übergegangen, indem er die Herrſchaft „der Welt Soliman hinterließ.“

Ich ſehe von hier aus unter den Moſcheen die blendende Kuppel der Moſchee Solimans, eine der prachtvollſten von Konſtantinopel erglänzen. Er hatte ſeinen erſten Sohn, Mahomed, verloren, den er von der berühmten Roxelane gehabt hatte. Dieſe Moſchee iſt ein rührendes Denkmal ſeines Schmerzes. Um das Andenken ſeines Kindes zu ehren, ließ er eine Maſſe von Sklaven beiderlei Geſchlechts frei, indem er ſo Mitgefühl für ſeinen Schmerz erwecken wollte.

Bald ſollte der Umkreis dieſer Moſchee zum Schauplaze eines gräßlichen Schauſpiels werden. Soliman, gegen Muſtapha, den Sohn einer andern Frau, aufgereizt, laßt den Mufti kommen und fragt ihn: — „Welche Strafe verdient Zair, der Sklave eines Kaufmanns in dieſer Stadt, der ihm während einer Reiſe ſeine Gattin, ſeine Kinder, ſeine Schäze anvertraute? Zair brachte die Geſchäfte ſeines Herrn in Unordnung, machte einen Verſuch, ſeine Frau zu verführen, legte den Kindern Schlingen; welche Strafe verdient der Sklave Zair?“

„— Der Sklave Zair verdient den Tod, rief der Mufti, Gott ſey ihm gnädig!“

Soliman, auf dieſe Antwort gefaßt, beſcheidet Muſtapha in ſein Lager. Er kommt an, begleitet von Zeangir, einem Sohn Roxelanen's, welcher aber, weit entfernt, den Haß ſeiner Mutter zu theilen, gegen Muſtapha, ſeinen Bruder, die zärtlichſte Freundſchaft hegte.

Vor dem Zelte Soliman's angekommen, wird Muſtapha entwaffnet. Er tritt allein in die erſte Abtheilung deſſelben, welche von Jedermann verlaſſen war, und wo ein düſteres Stillſchweigen herrſchte. Vier Stumme ſtürzen ſich auf ihn, und mühen ſich ab, ihn zu erwürgen; er wirft ſie zu Boden, und will gerade ſich davon machen und das Heer, das ihn anbetet, zu Hilfe rufen, als Soliman, der dem Kampf der Stummen mit ſeinem Sohne zugeſehen, eine Ecke des Zeltvorhanges aufhebt, und jenen einen wüthenden Blick zuwirft. Bei dieſem Anblick erheben ſich die Stummen aufs Neue, und es gelingt ihnen, den jungen Prinzen umzubringen. Sein Leichnam wird auf einem Teppich vor dem Zelte des Sultans ausgeſtellt. Zeangir ſtirbt vor Verzweiflung auf dem Leichnam ſeines Bruders, und das Heer ſieht mit erſchrockenem Auge die unverſöhnliche Rache einer Frau, der die Liebe den unglücklichen Soliman unterthan gemacht hat. Muſtapha hatte einen Sohn von zehn Jahren: der Befehl zu ſeinem Tode iſt dem Sultan von Roxelane abgedrungen worden. Man hat einem Diener den geheimen Auftrag gegeben, die Wachſamkeit der Mutter des Kindes zu täuſchen. Man erſinnt einen Vorwand, um ſie in ein Luſthaus, nicht weit von Bruſſa, zu führen. Der junge Sultan war zu Pferde und ritt vor der Sänfte der Prinzeſſin her. Die Sänfte bricht; der junge Prinz kommt voraus, gefolgt von einem Verſchnittenen, der den geheimen Befehl zu ſeinem Tode hat. Kaum iſt er im Hauſe angekommen, als der Eunuch, der auf der Thürſchwelle ſtehen bleibt, ihm die ſeidene Schnur bietet. „Der Sulkan will, daß du zur Stunde ſterbeſt" ſagte er zu ihm. „— Dieſer Befehl iſt mir eben ſo heilig, als käme er von Gott ſelbſt," antwortete das Kind, und bietet ſeinen Hals dem Henker dar. Die Mutter kommt und findet den noch warmen Leichnam ihres Sohnes auf der Schwelle der Thüre. Die unſinnige Leidenſchaft Soliman's zu Roxelane ließ ihn mehr Verbrechen begehen, als man ſelbſt im Palaſt von Argos ſah. Die ſieben Thürme erinnern mich an den Tod des erſten Sultans, der von den Janitſcharen ermordet wurde. Osman, von ihnen in dieſes Schloß geſchleppt, fällt zwei Tage nachher unter dem Säbel des Vezirs Daud. Dieſer Vezir wird kurz nachher ſelbſt zu den ſieben Thürmen geführt. Man reißt ihm den Turban ab, und läßt ihn aus dem Brunnen trinken, in welchen der unglückliche Osman geworfen worden war, dann bringt man ihn in dem nämlichen Zimmer um, wo er ſeinen Gebieter umgebracht hat. Die Ada der Janitſcharen, aus der ein Soldat Hand an Osman gelegt hatte, wird auseinander geſprengt, und bis zur Auflöſung der Korps, antwortete, ſo oft ein Offizier die fünf und ſechzigſte Ada aufrief, ein anderer Offizier:

„Der Name dieſer Ada verderbe! der Name dieſer Ada möge für immer vernichtet ſeyn!"

Die Janitſcharen, den Tod Osmans bereuend, ſetzen Muſtapha ab, und bitten im Serail auf den Knieen um ein Kind von zwölf Jahren, um ihm die Herrſchaft zu übertragen. Er ſaß, mit einem ſilberſtoffenen Talar angethan, den kaiſerlichen Turban auf dem Haupte, auf einem tragbaren Throne, vier Offiziere der Janitſcharen heben ihn auf ihren Schultern, und tragen den jungen Herrſcher unter ſeinem Volke umher. Dieß war Amurad IV., würdig des Thrones, auf welchen Empörung und Reue ihn vor ſeiner Reiſe gehoben hatten.

Hier enden die Tage des Ruhms für das Ottomaniſche Reich. — Das Geſez Solimans, welcher befahl, daß die Kinder des Sultans im Serail bei Eunuchen und Frauen gefangen gehalten ſeyn ſollten, entnervte das Blut Osman's, und gab das Reich den Intriken der Eunuchen und den Empörungen der Janitſcharen Preis. Spärlich hie und da glänzen einige ſchöne Charaktere; aber ſie ſind ohne Kraft, da ſie ſchon frühe ſich daran gewohnt haben, ohne Willen zu ſeyn. Was man auch in Europa ſagen mag, das Reich iſt todt, und ſelbſt ein Held konnte ihm Nichts mehr geben, als einen Schein von Leben.

Das Serail, von Mahmud ſchon verlaſſen, iſt Nichts, als ein glänzendes Grab. Aber ſeine geheime Geſchichte wäre dramatiſch und rührend, wenn die Mauern ſie erzählen konnten!

Eine der ernſteſten und doch freundlichſten Geſtalten dieſes geheimnißvollen Dramas iſt die des unglücklichen Selim, welcher, abgeſezt und im Serail gefangen gehalten, weil er nicht das Blut ſeiner Neffen vergießen wollte, der Lehrer des jezigen Sultans Mahmud wurde. Selim war Philoſoph und Dichter. Der Lehrer war Konig geweſen, der Zögling ſollte es eines Tags werden. Während dieſer langen Gefangenſchaft der beiden Prinzen, ließ Mahmud, vom Zorn über die Nachläßigkeit eines Sklaven ſich hinreißen, und ſchlug ihn ins

Geſicht. — „Mahmud, ſagte Selim, wenn du durch „das läuternde Feuer der Welt gegangen ſeyn wirſt, „wirſt du dich nicht mehr ſo hinreißen laſſen. Wenn „du gelitten haben wirſt, wie ich, wirſt du Mitgefühl „haben für alle Leiden, ſelbſt für die eines Sklaven.“

Selims Schickſal war unglücklich bis zu Ende. Muſtapha Bairaktar, einer ſeiner getreuen Baſſas, welcher ſich für ſeine Sache bewaffnet hatte, kam in Konſtantinopel an, und zeigte ſich vor den Thoren des Serails. Der Sultan Muſtapha ließ ſich durch ſeine Wolluͤſte einſchläfern und war gerade in einem ſeiner Kioske am Bosphorus. Die Bosdangis vertheidigen die Thore, Muſtapha kehrt ins Serail zurück, und während Bairaktar die Thore mit Artillerie ſprengt, indem er fordert, daß man ihm ſeinen Gebieter Selim herausgebe, fällt dieſer unglückliche Fürſt unter dem Dolche des Kislar-Aga und ſeiner Eunuchen. Der Sultan Muſtapha läßt ſeinen Leichnam Bairaktar vorwerfen, dieſer ſtürzt ſich auf den todten Selim und bedeckt ihn mit Küſſen und Thränen. Man ſucht Mahmud, der ſich im Serail verborgen hat; man fürchtet, Muſtapha habe in ihm den lezten Tropfen des Blutes Osmans vergoſſen: man findet ihn endlich, unter Teppichvorhängen in einem dunkeln Winkel des Serails verſteckt. Er fürchtet, man ſuche ihn, um ihn umzubringen; man ſezt ihn auf den Thron; Bairaktar wirft ſich vor ihm nieder. Die Häupter der Anhänger Muſtapha's werden auf den Mauern aufgeſtellt; die Frauen in lederne Säcke genäht und in das Meer geworfen. Wenige Tage nachher wird Konſtantinopel ein Schlachtfeld. Die Janitſcharen lehnen ſich gegen Bairaktar auf, und begehren Muſtapha wieder zum Sultan, welchen die Gnade Mahmud's am Leben gelaſſen hatte. Das Serail wird belagert, die Feuersbrunſt verzehrt die Hälfte von Stambul; die Freunde Mahmuds fordern von ihm den Tod ſeines Vaters Muſtapha, welcher allein ſein und ihr Leben retten konnte; der Spruch erſtirbt auf ſeinen Lippen; er bedeckt ſich den Kopf mit einem Shawl, und wirft ſich auf ein Sopha. Man benüzt ſein Stillſchweigen und Muſtapha wird erwürgt. Mahmud, auf dieſe Art der lezte einzige Sprößling Osmans geworden, war ein für alle Parteien unverlezliches geheiligtes Weſen. Bairaktar hatte ſeinen Tod in den Flammen gefunden im Kampfe um das Serail, und Mahmud trat ſeine Regierung an.

Der Plaz Atmeidan, welcher von hier aus dunkel auf den weißen Mauern des Serails ſich zeichnet, iſt ein Zeuge der größten Regierungshandlung dieſes Fürſten, die Ausrottung der Janitſcharen. Dieſe Maßregel, welche allein das Reich verjüngen und wieder beleben konnte, hat Nichts zur Folge gehabt, als eine der blutigſten, traurigſten Scenen, wie ſie je in den Annalen eines Reiches vorkommen können. Noch iſt ſie auf allen den in Trümmern liegenden Gebäuden von Atmeidan in Spuren von Schüſſen und Feuersbrünſten geſchrieben. Mahmud faßte den Plan zu dieſem Streich als tiefdenkender Politiker, und führte ihn als Held aus; ein Zufall führte die lezte Empörung herbei.

Ein Aegyptiſcher Offizier ſchlug einen Türkiſchen Soldaten; die Janitſcharen ſezten ihre Offiziere ab. Der Sultan von Allem unterrichtet, und zu Allem entſchloſſen, war mit ſeinen vornehmſten Räthen in einem ſeiner Gärten in Beſchiktaſch am Bosphorus. Er eilt nach dem Serail, ergreift die heilige Standarde Mahomeds; die Mufti's und Ullema's, um die heilige Standarde verſammelt, rufen die Aufloſung der Janitſcharen aus. Die regelmäßigen Truppen und getreuen Muſelmanen bewaffnen und verſammeln ſich auf die Stimme des Sultans; er ſelbſt reitet an der Spize der Truppen des Serails; die auf dem Plaze Atmeidan verſammelten Janitſcharen reſpektiren ihn; er durchreitet mehrere mal ihre meuteriſchen Reihen; allein, zu Pferde, dem Tod von tauſend Händen ſich ausſezend, aber belebt von jenem übernatürlichen Muthe, welchen eine feſte Entſchließung einflößt. Dieſer Tag ſoll der lezte ſeines Lebens, oder der erſte ſeiner volligen Freiheit und ſeiner Macht ſeyn. Die Janitſcharen, taub gegen ſeine Stimme, weigern ſich, ihre Aga's wieder anzunehmen; ſie laufen von allen Seiten der Hauptſtadt, vierzigtauſend Mann ſtark, herbei. Die dem Sultan treu gebliebenen Truppen, die Kanoniere und Bosdangi's beſezen die Zugänge der Straßen, welche an das Hippodromion ſtoßen; der Sultan befiehlt Feuer zu geben, die Kanoniere zögern; ein entſchloſſener Offizier, Kara-Djehennem, läuft zu einer der Kanonen, feuert ſeine Piſtole auf das Zündkraut derſelben ab, und legt ſich bei den Salven der erſten Gruppen der Janitſcharen zu Boden. Die Janitſcharen weichen; die Kanonen ſpielen nach allen Richtungen des Plazes, die Feuersbrunſt verzehrt die Kaſernen; eingeſchloſſen in dieſen engen Raum, kommen tauſende von Menſchen unter den einfallenden Mauern, unter dem

Kugelregen und in den Flammen um; das Blutbad endet erſt mit dem Lezten der Janitſcharen. Hundert zwanzigtauſend Mann, welche in der Hauptſtadt allein dieſem Korps eingereiht waren, werden der Wuth des Sultans und des Volkes zur Beute. Die Fluthen des Bosphorus führen ihre Leichname nach dem Meer von Marmora; die Uebrigen bleiben nach Kleinaſien verwieſen, und kommen unterwegs um; das Reich iſt befreit. Der Sultan, jezt unumſchränkter, als irgend ein Fürſt es war, hat nur noch gehorſame Sklaven; er kann nach Gutdünken das Reich umwandeln, aber es iſt zu ſpät, ſein Genie hält ſeinem Muth nicht die Wage; die Stunde des Verfalls für das Ottomaniſche Reich hat geſchlagen; es gleicht dem Griechiſchen Kaiſerthum; Konſtantinopel wartet auf neue Beſtimmungen des Schickſals. Ich ſehe hier die Ruſſiſche Flotte, wie das ſchwimmende Lager Mahomed's II. von Tag zu Tag die Stadt und den Hafen enger einſchließen, ich ſehe die Feuer der Bivouaks der Kalmücken, auf den Hügeln Aſiens. Die Griechen kehren wieder unter dem Namen und der Tracht von Ruſſen; die Vorſehung weiß den Tag, an dem ein lezter Sturm von ihnen gegen die Mauern von Konſtantinopel, welches Heut zu Tage das ganze Reich iſt, dieſe erglänzende Stadt, die jezt zu meinen Füßen ihren lezten Schlaf ſchläft, mit Feuer, Rauch und Trümmern bedecken wird.

Der Punkt, von dem aus man die ſchönſte Ausſicht auf Konſtantinopel hat, iſt über unſerem Zimmer, oben auf einem Belvedere, welches Hr. Truqui auf dem Terraſſenformigen Dache ſeines Hauſes erbaut hat. Dieſes Belvedere beherrſcht die ganze Gruppe der Hügel von Pera, Galata und die Anhöhen, welche den Hafen auf der Seite des Thales der ſüßen Waſſer umgeben. Es iſt die Vogelperſpektive von Konſtantinopel und dem Meer. Man überſieht mit Einem Blicke Europa, Aſien, die Einfahrt des Bosphorus und das Meer von Marmora. Die Stadt liegt Einem zu den Füßen. Wenn man nur Einen Blick auf die Erde zu werfen hätte, ſo müßte es dieſer ſeyn. So oft ich hierauf ſteige — und ich ſteige mehremale des Tags herauf, und bringe den ganzen Abend hier zu — kann ich nicht begreifen, wie von ſo vielen Reiſenden, welche Konſtantinopel beſucht haben, ſo wenige das ſchwindelnde Entzücken gefühlt haben, das dieſe Scene über mein Auge und meine Seele gießt, und wie noch keiner ſie beſchrieben hat. Hat das Wort keinen Umfang, keinen Horizont, keine Farben, iſt die Malerei die einzige Sprache des Auges? Die Malerei ſelbſt hat Nichts von Allem hier wieder gegeben. Todte Linien, verſtümmelte Scenen, Farben ohne Leben. Aber die unberechenbare Abſtufung und Verſchiedenheit dieſer Tinten je nach dem Himmel und der Tageszeit, das harmoniſche Ganze und die koloſſale Großartigkeit dieſer Linien, die Bewegungen, das Verſchwimmende und Ineinanderſchmelzende dieſer Horizonte, die Bewegung der Seegel auf drei Meeren, das ſummende Leben der Bevölkerung zwiſchen dieſen Geſtaden, die Kanonenſchüſſe, deren Donner aus den Schiffen erſchallt, die Flaggen, welche von den Maſten herabgleiten oder luftig in der Höhe flattern, die Maſſe von Kaiken, der duftige Wiederſchein der Kuppeln der Moſcheen, die Spizen der Maſte und Minarete im Meer: alles Dieß, wo iſt es? Verſuchen wir es noch einmal!

Die Hügel von Galata und Pera und drei oder vier andere Hügel, ziehen ſich zu meinen Füßen zum Meere hin, von Städten in verſchiedenen Farben bedeckt; die Häuſer der einen ſind blutroth bemalt, die andern ſchwarz mit einer Menge blauer Kuppeln, welche ihre dunkle Färbung unterbrechen; zwiſchen jeder Kuppel erheben ſich Gruppen von Grün, gebildet von den Platanen, Feigenbäumen und Cypreſſen der kleinen Gärten, welche zu jedem Hauſe gehören. Auf großen leeren Räumen zwiſchen den Häuſern ſind angebaute Felder und Gärten, wo man Türkiſche Frauen bemerkt, bedeckt mit ihren ſchwarzen Schleiern, und mit ihren Kindern und Sklavinnen im Schatten der Bäume ſpielend; Schwärme von weißen Turteltauben ſchweben in der blauen Luft über dieſen Gärten und dieſen Dächern, und flattern wie weiße von dem Winde geſchaukelte Blumen über dem blauen Meere hin und her, welches den Hintergrund des Horizonts bildet — Man unterſcheidet die Straßen, welche gleich Wällen in Schlangenlinien nach dem Meere abfallen, und weite unten das Wogen der Volksmaſſe auf den Bazars, welch ein leichter durchſichtiger Schleier von Rauch einhüllt dieſe Städte oder dieſe Viertel von Städten ſind durc grüne Vorgebirge von einander getrennt, welche hölzern Paläſte und Kioske von allen Farbenſchattirungen krönen oder durch tiefe Schluchten, wo der Blick ſich zwiſche den Wurzeln der Hügel verliert, und aus welchen nu die Cypreſſenwipfel und die ſpizigen, glänzenden Gieb der Minarete hervorſtechen; an dem Meere angekomme verirrt ſich der Blick auf ſeinem blauen Spiegel in einem Labyrinth von Fahrzeugen, welche vor Anker liegen oder unter Seegel ſind; die Kaiken, wie Waſſervögel, die bald in Gruppen, bald beſonders auf dem Kanal ſchwimmen, durchkreuzen ſich nach allen Richtungen, von Europa nach Aſien, oder von Pera nach der Spize des Serails ſteuernd. Einige große Kriegsſchiffe fahren mit vollen Seegeln vorüber, verlaſſen den Bosphorus, begrußen das Serail mit ihren Kanonenſchüſſen, deren Rauch ſie einige Augenblicke einhüllt, wie graue Flügel, darauf treten ſie wieder aus ſeinem Schleier mit ihren weißen Seegeln glänzend hervor, und umſchiffen die hohen Cypreſſen und die mächtigen Platanen der Gärten des Großherrn, wie an ſie anſtoßend, um dann in das Meer von Marmora einzulaufen. Andere Kriegsfahrzeuge, — und dieß iſt die ganze Flotte des Sultans, — liegen zu dreißig oder vierzig an der Einfahrt des Bosphorus vor Anker; ihre ungeheuren Maſſen werfen einen Schatten auf die Waſſer an der Landſeite, man bemerkt nur fünf oder ſechs von ihnen ganz; der Hügel und die Bäume bedecken die übrigen theilweiſe, ihre hohen Seitenwände, ihre Maſten und Rhaaen, welche mit den Cypreſſen verſchlungen ſcheinen, bilden eine zirkelförmige Allee, welche ſich gegen den Hintergrund des Bosphorus hinzieht. Hier bilden die Gebirge der entgegengeſezten Küſte oder des Ufers von Aſien den Grund des Gemäldes: ſie ſind höher und grüner als die auf dem Europäiſchen Ufer; dichte Wälder umgürten ſie und ziehen ſich in die Schluchten hinein, welche ſie durchfurchen; ihre Wipfel, wie Gartenanbau bedeckt, Kioske, Galerien, Dörfer, kleine Moſcheen, welche ganz von hohen Bäumen, wie mit einem Vorhang umgeben ſind; ihre Buchten ſind ganz voll von Fahrzeugen, welche vor Anker liegen, von Kaiken mit Rudern, von kleinen Barken mit Seegeln; die große Stadt Scutari dehnt ſich in einer langen Strecke zu ihren Füßen hin, überragt von ihren ſchattigen Gipfeln und umgeben von ihrem dunkeln Cypreſſenwald. Eine ununterbrochene Reihe von Kaiken und Barken, beladen mit Aſiatiſchen Soldaten, mit Pferden oder Griechiſchen Landleuten, welche ihre Gemuſe nach Konſtantinopel bringen, zieht ſich zwiſchen Scutari und Galata hin, und öffnet ſich in Einem fort, um einer andern Plaz zu laſſen, welche aus dem Meer von Marmora ausfährt.

Langt das Auge auf der Seite von Europa an, aber von der andern Seite des Kanals vom goldenen Horn, ſo iſt der erſte Gegenſtand auf den es trifft, nachdem es über den blauen Waſſerſpiegel des Kanals hingeſtreift iſt, das Serail: es iſt die majeſtätiſchſte, mannigfaltigſte, prachtvollſte und doch zugleich wildeſte Landſchaft, die der Blick eines Malers ſuchen könnte. Die Spize des Serails ſpringt wie ein Vorgebirge vor, wie ein abgeplattetes Kap zwiſchen dieſen drei Meeren, gegenüber von Aſien; dieſes Vorgebirge von dem Portal des Serails, vom Meer von Marmora an bis zu dem großen Kiosk des Sultans, gegenüber von der Treppe von Pera, kann drei Viertelmeilen im Umfang haben; es iſt ein Dreieck, deſſen Grundlinie der Palaſt oder das Serail ſelbſt iſt, und deſſen längſte Seite gegen den innern Hafen oder den Kanal von Konſtantinopel hinaus geht; von dem Punkte aus, wo ich bin, überſieht man es ganz; es iſt ein Wald von ungeheuren Bäumen, deren Stämme wie Säulen aus Wänden und Terraſſen der Ringmauern hervorſtechen, und ihre Aeſte über die Kioske, über die Batterien und die Fahrzeuge des Meeres breiten; dieſe Wälder von einem düſtern, firnißartigen Grün, ſind durchſchnitten von grünen Raſenplätzen, von Blumenbeeten, von Baluſtraden, von Marmortreppen, von goldenen oder bleiernen Kuppeln, von Minareten, ſo dünn, wie die Maſten der Schiffe, und von den mächtigen gewölbten Dächern der Paläſte, Moſcheen und Kioske, welche dieſe Gärten umgeben; eine Ausſicht, ähnlich der auf die Terraſſen, Abhänge und Paläſte von Saint Cloud, von den gegenüberliegenden Ufern von Seine, oder den Hügeln von Meudon aus; dieſe ländlichen Gegenden ſind aber auf drei Seiten umgeben von dem Meer, und auf der vierten Seite von den Kuppeln zahlreicher Moſcheen, und überragt von einem Ocean von Häuſern und Straßen, welche das eigentliche Konſtantinopel, die Stadt Stambul bilden. Die Sankt-Sophien Moſchee, für den Orient, Was Sankt-Peter für Rom iſt, iſt ein unförmlicher Hügel von auf einander gehäuften Steinen, über den eine Kuppel ſich wölbt, welche in der Sonne erglänzt, wie ein Stern von Blei; weiterhin ſtreben die moderneren Moſcheen Achmed's, Bajazeths, Solimans und von Sultanieh empor in den Himmel mit ihren von Mauriſchen Galerien durchbrochenen Minareten; Cypreſſen, ſo dick, als der Schaft der Minarete, ſtehen daneben und ſtechen mit ihrem dunkeln Laube aufs ſtärkſte gegen den ſchimmernden Glanz der Gebäude ab; auf dem Gipfel des abgeplatteten Hügels von Stambul bemerkt man neben den Mauern der Häuſer und den ſchlanken Minareten einen oder zwei antike Hügel, von Feuersbrünſten geſchwärzt und von der Zeit mit Erzfarbe überzogen; dieß ſind einige Trümmer des alten Byzanz, welche noch auf dem Plaze des Hippodromions oder dem Plaze Atmeidan ſtehen; hier ziehen ſich auch in großartigen, architektoniſchen Verhältniſſen mehrere Paläſte des Sultans oder ſeiner Vezire hin; der Divan mit ſeiner Pforte, welche dem Reiche den Namen gegeben hat, iſt unter der Gruppe dieſer Gebäude; weiter oben, grell gegen den azurnen Horizont des Himmels abſtechend, ſteht eine glänzende Moſchee auf der Spize des Hügels, und blickt nach zwei Meeren; ihre goldene Kuppel, von den Strahlen der Sonne beſchienen, ſcheint eine Feuersbrunſt widerzuſtrahlen, und die Durchſichtigkeit ſeines Gewölbs und ſeines Gemäuers, über welches luftige Gallerien ſich hinziehen, gibt ihm das Anſehen eines Gebäudes von Silber oder bläulichem Porzellan; hier endet der Horizont auf dieſer Seite und das Auge fällt wieder auf zwei andere mächtige Hügel, ohne Unterbrechung bedeckt mit Moſcheen, Paläſten, gemalten Häuſern, bis in den Hintergrund des Haſens, wo das Meer allmälig weniger breit wird und ſich für das Auge unter den Bäumen in dem arkadiſchen Thale der ſüßen Waſſer an der Europäiſchen Küſte verliert; wenn der Blick wieder den Kanal hinaufdringt, ſtreift er über Maſtengruppen am Ufer der „Treppe der Todten,“ des Arſenals, und unter den Cypreſſenwäldern, welche die Seitenabhänge der Hügel bedecken, auf denen Konſtantinopel liegt; man ſieht dann den von den Genueſern erbauten Thurm von Galata gleich dem Maſte eines Schiffes aus einem Ocean von Dächern hervorſtechen, und zwiſchen Galata und Pera ſchimmern, ähnlich einem koloſſalen Gränzſtein zwiſchen den beiden Städten; endlich ruht es auf dem ſanften Waſſerſpiegel des Bosphorus, in dem er zwiſchen Europa und Aſien hin und her ſchwankt. Dieß iſt das Material zu dem Gemälde; wenn man aber zu dieſen Hauptzügen, die es bilden, den ungeheuren Rahmen hinzufügt, der es einfaßt und es aus dem Himmel und dem Meere heraushebt, die dunkeln Linien der Gebirge von Aſien, den niedrigen, dunſtigen Horizont des Golfs von Nikomedien, die Gebirgskämme des Olympus von Bruſſa, welche hinter dem Serail jenſeits des Meeres von Marmora ſich zeigen, und deren mächtige Gletſcher gleich Wolken in dem Firmamente ſchweben; wenn man zu dieſem majeſtätiſchen Ganzen noch die Anmuth und das unendliche Farbenſpiel der unzähligen Einzelnheiten hinzunimmt; wenn man ſich in Gedanken die verſchiedenen Effekte des Himmels, des Windes, der Tageszeit auf die See und auf die Stadt ausmalt; wenn man die Flotten der Kauffartheiſchiffe gleich Schwärmen von Vögeln von der dunkeln Waldſpize des Serails abſtoßen, mitten durch den Kanal hinſteuern, und langſam in den Bosphorus hineinſegeln ſieht, wo ſie dann neue Gruppen bilden; — wenn die Strahlen der untergehenden Sonne über die Spizen der Bäume und Minarete hinſtreifen, und wie der Schein einer Feuersbrunſt die rothen Mauern von Stambul und Scutari mit Flammen übermalen; wenn der friſcher oder linder werdende Wind das Meer von Marmora gleich einem See von geſchmolzenem Blei glättet, oder, die Waſſer des Bosphorus in leichten Wellen kräuſelnd, auf ihnen die glänzenden Maſchen eines ſilbernen Netzes zu ziehen ſcheint; wenn dann der Rauch der Dampfſchiffe ſich erhebt, und mitten zwiſchen den großen bebenden Segeln der Schiffe oder Fregatten des Sultans ſich wirbelt; wenn der Kanonenſchuß zum Gebet in langem Echo von dem Verdeck der Fahrzeuge der Flotte bis zu den Cypreſſen des Gottesakers wiederhallt; wenn das unendliche Geräuſch von ſieben Städten und Tauſenden von Fahrzeugen aus der Stadt und dem Meere von dem Winde bis zu der Teraſſe getragen wird, von der man hinabſchaut; wenn man bedenkt, daß der Himmel beinahe immer ſo tief blau und rein iſt; daß dieſe Meere und natürlichen Häfen beinahe immer ſicher und ruhig ſind; daß jedes Haus an dieſen langen Geſtalden eine Bucht iſt, wo ein Schiff zu jeder Zeit unter den Fenſtern vor Anker gehen kann, wo man unter dem Schatten der Platanen des Ufers Dreidecker baut, oder vom Stapel laufen läßt; wenn man ſich erinnert, daß man in Konſtantinopel iſt, der Königin unter den Städten von Europa und Aſien, gerade an dem Punkte, wo dieſe zwei Welttheile ſich freundlich die Hand geboten, oder ſich bekämpft haben; wenn man von der Nacht überraſcht wird in dieſer Betrachtung, der das Auge nie müde wird; wenn die Leuchtthürme von Galata, dem Serail und Scutari, und die Lichter der hohen Hinterdecke der Schiffe angezündet werden; wenn die Sterne nach und nach, einer nach dem andern, oder in Gruppen an dem blauen Firmamente erſcheinen und die dunkeln Gipfel der Küſte von Aſien, die Schneekuppen des Olympus, die Prinzeninſeln in dem Meer von Marmora, die düſtere Platte des Serails, die Hügel von Stambul und die drei Meere wie in ein blaues mit Perlen durchwirktes Nez hüllen, in welchem dieſe ganze Natur zu ſchwimmen ſcheint; wenn der ſanfteſte Schimmer des Firmaments, an dem das erſte Viertel des Mondes aufſteigt, noch hinlänglich Licht läßt, um die großen Maſſen dieſes Gemäldes zu ſehen, in dem er die Einzelheiten verwiſcht, oder ihren Kontraſt mildert, — ſo hat man zu jeder Stunde des Tags und der Nacht das prachtvollſte, entzückendſte Schauſpiel, das ein menſchlicher Blick genießen kann; — es iſt eine Trunkenheit der Augen, die ſich dem Gemüthe mittheilt, ein Schwindel des Auges und der Seele, und dieſes Schauſpiel genieße ich jeden Tag und jede Nacht ſeit einem Monat.

Da der Botſchafter von Frankreich mir den Vorſchlag gemacht hatte, ihn bei dem Beſuche zu begleiten, welchen alle neuangekommenen Geſandten das Recht haben, in der Sophieenmoſchee zu machen, ſo fand ich mich dieſen Morgen um acht Uhr hinter den Mauern des Serails bei einem Thore von Stambul ein, welches auf die See hinaus geht. Einer der vornehmſten Offiziere Sr. Hoheit erwartete uns am Ufer und führte uns zuerſt in ſein Haus, wo er uns Erfriſchungen hatte

rufen laſſen. Die Gemächer waren zahlreich und p
lich aufgeputzt, aber ohne weitere Möbel, als Diva
und Pfeifen. Die Divans lehnen an den Fenſte
welche gegen das Meer von Marmora hinaus ge
Das Frühſtück war auf Europäiſche Art ſervirt.
Gerichte allein waren national. Sie waren zahlr
und ausgeſucht, aber alle neu für uns. Nach dem Fr
ſtück gingen die Damen, um die Frauen des Türkiſ
Obriſten zu ſehen, welche für Heute in einem inn
Gemache eingeſchloſſen waren. Der Harem oder
Frauengemach war eben das, in welchem wir empfan
worden waren. Man verſah uns Alle mit Pantof
von gelbem Saffian, um ſie in der Moſchee anzuzieh
ſonſt hätten wir unſere Schuhe ausziehen und baar
hineingehen müſſen. Wir traten in den Vorhof der
phienmoſchee, umgeben von einer Anzahl von Gar
welche die Menge zurückdrängten, die ſich verſamm
hatte, um uns zu ſehen. Die Geſichter der Osma
hatten ein verdrießliches unzufriedenes Ausſehen.
bigotten Muſelmanen betrachten den Eintritt eines C
ſten als eine Entweihung ihrer geweihten Räume.
ter uns ſchloß man das Thor der Moſchee.

Die große Kirche der heiligen Sophie, von Kon
tin gebaut, iſt eines der mächtigſten Gebäude, das
Genius der chriſtlichen Religion auf der Erde geſch
hat; man merkt aber an der Barbarei der Kunſt, w
dieſe Maſſe von Steinen zuſammenfügte, daß ſie
Werk einer Zeit des Verfalls und des verdorbenen
ſchmacks iſt. Es iſt das verworrene plumpe Nach

Entwurf einer Kunſt, die ſich erſt verſuchte. Vor dem Tempel iſt ein langes, weites Periſtyl, bedeckt und geſchloſſen, wie das der Peterskirche in Rom. Granitſäulen von wunderbarer Höhe, aber in die Mauern eingezwängt und mit ihnen Eine Maſſe bildend, trennen dieſen Vorhof von dem Innern, wohin ein großes Portal führt; die Kirche iſt ringsum auf den Seiten mit herrlichen Säulen von Porphyr, Aegyptiſchem Granit und koſtbarem Marmor verziert; aber dieſe Säulen, von verſchiedener Dicke, Proportion und Ordnung ſind offenbar Trümmer, die man andern Tempeln entnommen und hier ohne Symmetrie und Geſchmack aufgeſtellt hat, wie Barbaren aus den verſtümmelten Bruchſtücken eines Palaſtes ein geringeres Gebäude aufführen. Rieſengroße Pfeiler von gewöhnlicher Steinhauerarbeit, tragen wie die von Sankt-Peter, eine luftige Kuppel, deren Effekt wenigſtens eben ſo majeſtätiſch iſt. Dieſe Kuppel, ehemals mit Moſaiken überkleidet, welche Wandgemälde an dem Gewölbe bildeten, wurden mit gelbem Mörtel übertüncht, als Mahomed II. von der Sankt Sophienkirche Beſitz nahm, um ſie zur Moſchee zu machen. Einige Parthieen dieſer neueren Ueberkleidung ſind abgefallen, ſo daß man die alte chriſtliche Verzierung wieder ſieht. Kreisförmige Gallerieen, an ungeheure Emporkirchen ſich anlehnend, ziehen ſich rings um die Kirche herum, da, wo die Kuppel ihren Anfang nimmt. Von hier aus iſt der Anblick des Gebäudes ſchön; ungeheuer, düſter, ohne Verzierungen mit ſeinen zerriſſenen Gewölben und ſeinen ehernen Säulen, gleicht es dem Innern einer koloſſalen Gruft, deren

gen. Nachdenken über die Vergänglichkeit der Wer
des Menſchen, der für Ideen baut, welche er für ew
hält, und der mit wechſelndem Glauben, das Buch od
den Säbel in der Hand, kommt, um dieſe Gebäude
bewohnen oder ſie zu zerſtören. In ihrem jezigen Z
ſtande gleicht die Sophienmoſchee einer Karavanſer
Gottes. Hier Säulen von dem Tempel von Epheſus, do
an der Kuppel die Bilder von Apoſteln mit ihrem ge
denen Heiligenſcheine, welche die hängenden Lampen d
Imam's betrachten. Als wir die Sankt-Sophienm
ſchee verlaſſen hatten, beſuchten wir die ſieben Haup
moſcheen von Konſtantinopel; ſie haben geringeren U
fang, ſind aber unendlich ſchöner. Man merkt wo
daß der Mohamedanismus ſeine eigene Kunſt hatte, ga
übereinſtimmend mit der lichten Einfalt ſeiner Idee, a
er dieſe einfachen, regelmäßigen, glänzenden Tempel
baute, ohne Schatten für ſeine Myſterieen, ohne Altä
für ſeine Opfer. Dieſe Moſcheen gleichen ſich alle na
Größe und Farbe; ſie haben große Höfe zum Verpla
umgeben von Klöſtern, wo die Schulen und Wohnung
der Imam's ſind. Herrliche Bäume beſchatten dieſe H
und zahlreiche Brunnen verbreiten das Geräuſch und
wollüſtige Kühle ihrer Waſſer. Minarete von wund
ſchöner Arbeit erheben ſich, wie vier luftige Gränzſte
in den vier Ecken der Moſchee. Sie erheben ſich üb
ihre Kuppeln. Kleine, zirkelförmige Gallerieen mit ein
Bruſtwehr von Stein, in durchbrochener Arbeit, ſpiz
ähnlich gebauen, umgeben in verſchiedener Höhe d
ſchlanken Schaft der Minarete; hier ſtellt ſich in ve
ſchiedenen Stunden des Tages der Muezzelin auf, u

die Stunde aufzurufen und die Stadt zu dem ſteten Gedanken des Mahomedaners, dem Gedanken an Gott, zu rufen. Ein nach den Gärten und den Höfen hin geöffneter Portikus, um einige Stufen über den Boden erhaben, führt zum Thore des Tempels. Der Tempel iſt ein viereckiger oder runder Raum, von einer Kuppel überragt, welche von zierlichen Pfeilern oder ſchönen kanellirten Säulen getragen wird. Eine Kanzel lehnt ſich an einen der Pfeiler. Das Fries wird gebildet aus Verſen des Koran's, welche in ſchmuckreichen Charakteren auf die Wand geſchrieben ſind. Die Wände ſind mit Arabesken bemalt. Eiſerne Drähte durchziehen die Moſchee von einem Pfeiler zum andern, und tragen eine Menge von Lampen, aufgehangenen Straußeneiern, Büſcheln von Aehren oder Blumenſträußen. Matten von Schilf und reiche Teppiche bedecken die Platten des Fußbodens. Der Effekt iſt großartig und einfach. Es iſt nicht ein Tempel, wo ein Gott wohnt, es iſt ein Haus des Gebets und der Betrachtung, wo die Menſchen ſich verſammeln, um den einzigen, allumfaſſenden Gott anzubeten. Was man Gottesdienſt nennt, findet in dieſer Religion keine Stelle. Mahomed predigte barbariſchen Völkerſchaften, bei denen der Gottesdienſt den Gott im Verborgenen hielt; ein jährliches Feſt, Abwaſchungen und Gebet in fünf verſchiedenen Abtheilungen des Tags, dieß war Alles. Kein Dogma, als der Glaube an einen Gott, Schöpfer und Vergelter; die Bilder unterdrückt, aus Beſorgniß, ſie möchten die ſchwache menſchliche Phantaſie in Verſuchung führen und das Gedächtniß Gottes in ſtrafbaren Götzendienſt verwandeln. Keine

Prieſter, oder wenigſtens jeder Gläubige fähig, die Verrichtungen des Prieſters zu üben. Die Prieſterſchaft bildete ſich erſt ſpäter durch Entartung. Jedesmal, ſo oft ich in die Moſcheen trat, heute und an andern Tagen, fand ich eine kleine Anzahl von Türken mit allen äußern Zeichen der frommen Inbrunſt und der vollkommenen Erſterbung des Geiſtes in der Andacht.

Im Hofe der Moſchee Bajazeth's ſehe ich das leere Grab Konſtantins. Es iſt eine Porphyrvaſe von ungeheurer Größe; ſie würde zwanzig Helden faſſen. Das Stück Porphyr iſt offenbar aus der Griechiſchen Epoche. Es iſt ein Bruchſtück von den Tempeln der Diana im Epheſus. Die Jahrhunderte leihen ſich ihre Tempel wie ihre Gräber, und geben ſie ſich leer zurück. Wo ſind die Gebeine Konſtantins? Die Türken haben ſein Grab in einen Kiosk eingeſchloſſen, und laſſen es nicht entheiligen. Die Gräber der Sultane und ihrer Familien ſind in den Gärten der Moſcheen, welche ſie erbaut haben, unter marmornen Kiosken, beſchattet von Bäumen und von Blumen umduftet. Waſſerſtrahlen murmeln neben oder in dem Kiosk, und die Gedächtnißfeier der Todten iſt ſo unſterblich bei den Muſelmännern, daß ich niemals an einem dieſer Gräber vorüber ging, ohne friſch gepflückte Blumenſträuße zu finden, welche auf der Pforte oder auf den Fenſtern dieſer zahlreichen Denkmale niedergelegt waren.

Ich bin den Kanal des Bosphorus von Konſtantinopel bis zu ſeiner Einmündung ins ſchwarze Meer hin und her gefahren, und will verſuchen, für mich einige Züge dieſer bezaubernden Natur zu ſkizziren. Ich glaubte nicht, daß der Himmel, das Land, die See und der Menſch mit einander ſo entzückende Landſchaften hervorbringen konnten. Der durchſichtige Spiegel des Himmels oder des Meers allein kann ihre Schönheit ganz überſehen und wiederſtrahlen: meine Phantaſie ſieht und bewahrt ſie ſo; meine Erinnerung aber kann ſie nur in einzelnen auf einander folgenden Parthieen behalten und ſchildern. Beſchreiben wir denn Ausſicht für Ausſicht, Kap für Kap, Bucht für Bucht, Ruderſchlag für Ruderſchlag. Ein Maler brauchte Jahre, um ein einziges der Ufer des Bosphorus wiederzugeben. Die Landſchaft wechſelt mit jedem Blick und bei jeder Veränderung erneuert ſie ſich eben ſo ſchön. Was kann ich aber mit einigen Worten ſagen?

Ich ſchiffte mich Morgens ſieben Uhr bei reinem Himmel und hellem Sonnenſchein mit vier Arnautiſchen Ruderern in einer jener langen Kaiken ein, welche das Meer durchſchneiden, wie ein Fiſch. Ein Dolmetſcher, zwiſchen mir und den Ruderern in der Barke liegend, erklärte mir Namen und Dinge. Wir ſteuerten Anfangs die Quai's von Tophana und ſeine Artilleriekaſerne entlang; die Stadt Tophana, welche ſich ſtufenweiſe mit ihren gemalten Häuſern erhebt, wie Blumenſträuße um eine marmorne Moſchee her, verlor ſich unter den hohen Cypreſſen des großen Todtenfeldes von Pera. Dieſer dunkle Baumſchlag bildet die ſer Seite. Wir ſchlüpften durch eine Maſſe von vor Anker liegenden Fahrzeugen und unzähligen Kaiken hin, welche die Beamten des Serails, die Miniſter und ihre Kiaja's und die Armeniſchen Familien, die die Arbeitsſtunde in ihre Comptoirs ruft, nach Konſtantinopel führten. Dieſe Armenier ſind eine herrliche Menſchenraçe, edel und einfach gekleidet mit einem ſchwarzen Turban und einem langen blauen Rock, der um den Leib mit einem weißen Kaſchemirſhawl gegürtet iſt. Ihre Formen ſind athletiſch: ihre Phyſiognomien verſtändig, aber gemein, die Geſichtsfarbe blühend, das Auge blau, der Bart blond; es ſind die Schweizer des Orients; arbeitſam, friedliebend, regelmäßig, wie ſie, aber eben ſo berechnend und habgierig; ſie verdingen ihren Handelsgeiſt an den Sultan oder die Türken; nichts Heldenmäßiges oder Kriegeriſches an dieſen Leuten. Der Handel iſt ihr Genie; ſie werden ihn unter jedem Herrn treiben. Sie ſind die Chriſten, welche am beſten mit den Türken ſympathiſiren. Sie gewinnen die Reichthümer, welche die Türken vernachläßigen, und häufen an, Was den Juden und Griechen entgeht: Alles iſt in ihren Händen. Sie ſind die Dolmetſcher von allen Baſſa's und Veziren. Ihre Frauen, deren eben ſo reine aber zartere Züge an die ruhige Schönheit der Engländerinnen oder der Bauerinnen der Schweizergebirgen erinnern, ſind bewundernswerth; die Kinder eben ſo. Die Kaiken ſind voll von ihnen. Sie bringen von ihren Landhäuſern Blumenkörbe mit, welche auf dem Vordertheil der Barke ausgebreitet ſind.

Wir wenden uns um die Spize von Tophana und gleiten im Schatten der großen Kriegsſchiffe der Ottomaniſchen Flotte hin, welche vor der Küſte von Europa vor Anker liegen. Dieſe ungeheuren Maſſen ſchlafen hier, wie auf einem See. Die Matroſen, wie die Türkiſchen Soldaten, mit rothen oder blauen Weſten bekleidet, lehnen ſich gleichgiltig an die Taue, oder baden ſich um den Kiel her. Große mit Truppen beladene Schaluppen fahren zwiſchen dem Land und den Schiffen hin und her, und die zierlichen Boote des Kapudan-Baſſa, von zwanzig Ruderern geführt, gleiten pfeilſchnell an uns vorüber. Der Admiral Tahir-Baſſa und ſeine Offiziere ſind mit braunen Ueberröcken bekleidet, auf dem Haupte den Fez, eine große Müze von rothem Wollzeug, die ſie tief in die Stirne und über die Augen hereindrucken, wie wenn ſie ſich ſchämten, ſich des edeln, zierlichen Turbans begeben zu haben. Dieſe Männer haben ein melankoliſches, reſignirtes Ausſehen: ſie rauchen ihre langen Pfeifen mit Ambraſpizen. Es liegen hier ungefähr dreißig Kriegsſchiffe von ſchöner Bauart, welche bereit zu ſeyn ſcheinen, unter Seegel zu gehen; es ſind aber weder Offiziere noch Matroſen darauf, und dieſe herrliche Flotte iſt Nichts, als eine Verzierung des Bosphorus. Während der Sultan ſie aus ſeinem Kiosk von Beglierbey betrachtet, der gerade gegenüber auf der Aſiatiſchen Küſte liegt, beſizen die zwei oder drei Fregatten Ibrahim-Baſſa's das Mittelländiſche Meer im Frieden und beherrſchen die Barken von Samos den Archipel. Einige Schritte von dieſen Schiffen auf dem Europäiſchen Ufer, an dem ich hin fahre, gleitet unſere Barke unter den Fenſtern eines langen prächtigen Palaſſes des Sultans vorüber, der gegenwärtig unbewohnt iſt. Er gleicht einem Amphibienpalaſte; die Wogen des Bosphorus, wenn ſie nur ein wenig von dem Winde gehoben werden, dringen bis zu den Fenſtern und ſprüzen ihren Schaum in die Zimmer zu ebener Erde. Die Stufen der Freitreppen tauchen ins Waſſer; die Gitterfenſter laſſen das Meer bis in die Höfe und Gärten ein. Hier ſind Remiſen für die Kaiken und Bäder für die Sultaninnen, welche hinter den Perſiſchen Sommerläden des Salons im Meere ſchwimmen können. Hinter dieſen im Meere liegenden Höfen erheben ſich die Gärten mit Gebüſchen von Springen und Roſen ſtufenweiſe in Teraſſen mit vergitterten und vergoldeten Kiosken. Dieſe Blumenwieſen verlieren ſich in Gehölzen von Eichen, Lorbeern und Platanen, welche die Abhänge bedecken und mit den Felſen ſich bis zu dem Gipfel des Hügels erheben. Die Zimmer des Sultans ſind offen und ich ſehe durch die Fenſter hindurch die reichen vergoldeten Geſimſe an den Plafonds, die kriſtallenen Kronleuchter, die ſeidenen Divans und Vorhänge. Die des Harems ſind mit dichtem, zierlich geſchniztem Gitterwerk verſchloſſen. Unmittelbar nach dieſem Luſtſchloß fängt eine ununterbrochene Reihe von Paläſten, Häuſern und Gärten an, welche den angeſehenſten Lieblingen, Miniſtern oder Baſſa's des Großherrn gehören. Alle ruhen auf dem Meer, wie um ſeine Lüfte zu athmen. Ihre Fenſter ſind offen; ihre Herren ſizen auf Divans in weiten, ganz von Gold und Seide ſchimmernden Sälen; ſie rauchen, plaudern, trinken Sorbet, indem ſie uns vorüberfahren ſehen. Ihre Zimmer gehen ebenfalls auf Terraſſen hinaus, welche mit Rebengeländern, Gebüſchen und Bäumen bedeckt ſind. Die zahlreichen Sklaven in reicher Tracht ſizen gewöhnlich auf den Stufen der Treppe, die zum Meere führt; die Kaiken, mit Ruderern bemannt, liegen am Fuße dieſer Treppen, bereit, die Herren dieſer reizenden Wohnungen aufzunehmen und fortzuführen. Ueberall bilden die Harems einen durch Gärten und Höfe von den Gemächern der Männer etwas getrennten Flügel. Sie ſind vergittert. Ich ſehe Nichts, als von Zeit zu Zeit einen hübſchen Kinderkopf, welcher zwiſchen den Oeffnungen des mit Blumen durchflochtenen Rebengeländers hervorduckt, um das Meer zu betrachten, und den weißen Arm einer Frau, welcher einen Laden öffnet oder ſchließt. Dieſe Paläſte, dieſe Häuſer ſind ganz von Holz, aber mit ſehr reicher Arbeit aufgeführt, mit Vordächern, Galerien, unzähligen Geländern, ganz verloren im Schatten der großen Bäume, in Schlingpflanzen, in Lauben von Jasmin und Roſen. Alle ſind von dem Strome des Bosphorus beſpült und haben innere Höfe, in welche das Meerwaſſer dringt, wieder abläuft und ſich wieder erſezt, und wo die Kaiken ſicher liegen. Der Bosphorus iſt überall ſo tief, daß wir nahe genug am Ufer vorüberfahren, um den balſamiſchen Duft der Blumen zu athmen und daß unſere Ruderer im Schatten der Bäume ausruhen können. Die größten Fahrzeuge ziehen an uns vorüber, und oft verwickelt ſich die Rhaa einer Brigg oder eines Schiffs in den Zweigen eines Baums, in den Ranken eines Rebengeländers oder in den Vorhängen eines Fenſters, und fliegt dahin, indem ſie abgeriſſene Zweige oder Fezen von dem Hauſe mit ſich fort nimmt. Dieſe Häuſer ſind durch Nichts von einander getrennt, als durch einige Baumgruppen auf vorſpringenden kleinen Landzungen, oder einige Felskanten, welche, mit Moos und Ephen bedeckt, ſich von dem Kamme der Hügel herabziehen und einige Fuß in die Fluthen vorſpringen. Von Zeit zu Zeit biegt ſich eine tiefere und breitere Bucht zwiſchen die beiden durch das hohle Bette eines Waldſtroms oder eines Bachs getrennten und geſpaltenen Hügel ein. Dann ſtreckt ſich ein Dorf auf den abgeflachten Ufern dieſer Golfe, mit ſeinen ſchönen Mauriſchen Bauern, ſeiner goldenen oder azurfarbenen Kuppel, und ſeinem ſchlanken Minaret, deſſen ſchlanke Spize die Geſpielin von denen der großen Platanen iſt. Die bemalten Häuschen erheben ſich amphitheatraliſch auf beiden Seiten und im Hintergrunde dieſer kleinen Golfe, mit ihren Façaden und ihren tauſendfarbigen Kiosken; auf dem Gipfel des Hügels ziehen ſich große Villa's hin, an welche hängende Gärten und Gruppen von Tannen mit breiten Kronen ſtoßen und den Horizont begränzen. Am Fuße dieſer Dörfer iſt ein Strand oder ein Hafendamm von Granit, blos einige Fuß breit; dieſer Strand iſt mit Maulbeerfeigenbäumen, Weinreben, Jasminbüſchen bepflanzt, welche ſich als Lauben bis zu der See ziehen, wo die Kaiken in ihrem Schatten liegen. Hier ſind eine Menge von Kauffartheiſchiffen und Briggs von allen Nationen vor Anker, gegenuber von dem Hauſe oder den Magazinen des Rheders, und oft iſt eine Brücke von dem Verdeck der Brigg nach dem Fenſter der Villa gelegt, welche dazu dient, die Waaren hinuber zu ſtapeln. Eine Maſſe von

Kindern, Gemüſe-, Datteln- und Früchtenhändlern treibt ſich auf dieſem Quai umher; es iſt der Bazar der Stadt und des Bosphorus. Matroſen von allen Trachten und Sprachen ſind hier mitten unter den Osmanlis gruppirt, welche niedergekauert auf ihren Teppichen neben dem Brunnen um einen Platanenſtamm her rauchen. Keine Anſicht der Dörfer von Luzern oder Interlaken kann eine Idee von der Anmuth und dem ausgeſucht maleriſchen Anblick dieſer kleinen Buchten des Bosphorus geben. Es iſt unmoglich, nicht einen Augenblick mit dem Rudern inne zu halten, um ſie zu betrachten. Man findet ſolche Städte, Hafen oder Dörfer beinahe alle fünf Minuten auf der erſten Hälfte der Küſte von Europa, das heißt, zwei bis drei Meilen lang. Sie werden dann etwas ſeltener, und die Landſchaft nimmt einen mehr landlichen Charakter an durch die wachſende Höhe der Hügel und das Dickicht der Wälder. Ich ſpreche hier nur von der Küſte von Europa, weil ich im Rückweg die Küſte von Aſien beſchreiben will, welche noch viel ſchoner iſt; man muß aber nicht vergeſſen, daß dieſe Küſte von Aſien nur einige Ruderſchläge von mir liegt; daß man oft ſo nahe bei der einen iſt, als bei der andern, indem man ſich in der Mitte des Kanals hält, an Stellen, wo er ſich verengert und ſich wendet, und daß die gleichen Scenen, die ich von Europa ſchildere, das Auge jedesmal bezaubern, ſo oft es nach der Küſte von Aſien blickt. Ich komme auf das Ufer zurück, dem ich nahe bin. Es iſt hier eine Stelle nach dem lezten dieſer naturlichen Hafen, wo der Bosphorus ſich wie ein breiter reißender Fluß zwiſchen zwei Felſen-

kaps einzwangt, welche ſenkrecht von den Bergen a
beiden Seiten abfallen; der ſich ſchlängelnde Kan
ſcheint für das Auge hier auf Einmal abgeſchloſſen; e
wenn man weiter vorkömmt, ſieht man wieder ihn ſ
entfalten und um das Kap von Europa ſich umbieg
darauf wird er breiter, einem See ähnlich, und ſe
Ufer tragen die beiden Städte Therapia und Bujukde
Von dem Fuße dieſer beiden Kaps von Felſen, wel
mit Baumen und Platten von reicher Vegetation üb
kleidet ſind, ziehen ſich bis zu ihrem Gipfel halb
Trümmer liegende Feſtungswerke hinauf, und ungeheu
weiße zinnenbedeckte Thürme ſtreben empor mit Zu
brucken und Luftthurmchen von der Form der ſchönſ
Gebaude des Mittelalters. Es ſind die berühmten Schlöſ
von Europa und Aſien, von welchen aus Mahomed
Konſtantinopel ſo lange belagerte und bedrohte, ehe er
die Stadt eindrang. Sie erheben ſich wie zwei we
Geſpenſter aus dem dunklen Grunde der Pinien und C
preſſen, wie wenn ſie die Einfahrt dieſer beiden Me
hätten ſchließen wollen. Ihre Thürme und Thürmch
wie ſie uber den dahin ſegelnden Schiffen ſchweben,
langen Epheuranken, welche gleich einem Kriegsman
über ihren halb zertrümmerten Mauern hängen,
grauen Felſen, welche ſie tragen, und deren Kanten a
dem Wald hervortreten, der ſie umgibt, die groß
Schatten, welche ſie auf das Waſſer werfen, mach
aus ihnen einen der charakteriſtiſchſten Punkte des B
phorus. Sein Anblick hört hier auf, ausſchließlich li
lich zu ſeyn, und wird bald anmuthig, bald erhab
Turkiſche Kirchhöfe dehnen ſich am Fuße jener Schlöſ

und die in weißen Marmer gehauenen Turbans ſtechen da und dort aus dem von den Fluthen umſpülten Buſchwerk hervor. Glückliche Türken! ſie finden ihren langen Schlummer immer in der Gegend, in dem Schatten der Gebüſche, die ſie am meiſten geliebt, am Ufer des Strom's, deſſen Gemurmel ſie entzückte, von den Tauben beſucht, die ſie während ihres Lebens fütterten, im Balſamdufte der Blumen, welche ſie pflanzten; wenn ſie die Erde nicht während ihres Lebens beſitzen, gehört ſie ihnen doch nach ihrem Tode an, und man verbannt die Ueberreſte von Denen, die man geliebt hat, nicht nach jenen gräßlichen Leichenfeldern, aus denen der Schauer jede fromme Gedächtnißfeier ferne hält.

Jenſeits der Schlöſſer wird der Bosphorus breiter; die Berge von Europa und Aſien erheben ſich düſterer und öder, allein die Meeresufer ſind da und dort mit weißen Häuschen und kleinen ländlichen Moſcheen beſät, welche auf einem Hügel, neben einem Brunnen und unter dem grünen Gewölbe einer Platane liegen. Das Dorf Therapia, der Wohnort der Botſchafter von Frankreich und England, bildet etwas weiter hin die Einfaſſung des Ufers, die hohen Wälder, welche daſſelbe überragen, werfen ihren Schatten auf die Terraſſen und die Grasplätze der beiden Paläſte; kleine Thäler ziehen, zwiſchen Felſen eingezwängt, ſich in Schlangenwindungen hin, und bilden die Gränze zwiſchen den beiden Mächten. Zwei Fregatten, eine engliſche und eine franzöſiſche, in dem Kanal, gegenüber von jedem Palaſt vor Anker liegend, ſind hier, um auf das Zeichen der Botſchafter zu warten, und den Flotten des Mittelmeers die Botſchaft des Kriegs oder des Friedens zu bringen.

Bujukdere, eine reizende Stadt im Hintergrunde des Golfs, den der Bosphorus bildet, gerade da, wo er ſich umbiegt, um ſich im ſchwarzen Meer zu verlieren, ſtreckt ſich wie ein Ueberzug von Paläſten und Villen auf den Abhängen der beiden dunkeln Berge. Ein ſchöner Hafendamm trennt die Gärten und Häuſer von der See. Die Ruſſiſche Flotte, beſtehend aus fünf Linienſchiffen, drei Fregatten und zwei Dampfbooten, liegt vor den Terraſſen der Paläſte Rußlands vor Anker, und bildet eine Stadt auf dem Waſſer, gegenüber der Stadt Bujukdere und ihren köſtlichen Schatten. — Die Boote, welche Befehle von einem Schiff zum andern tragen, die Barken, welche Waſſer an den Brunnen holen wollen, oder die Kranken zu einem Spaziergang ans Ufer führen, die Jachten der jungen Offiziere, welche in die Wette fahren, und deren Seegel, von dem Winde niedergedrückt, ſich in die Wellen tauchen; die Kanonenſchüſſe, welche in den tiefen Thälern von Aſien wiederhallen, und neue Schiffe ankündigen, die aus dem ſchwarzen Meere einfahren; ein Ruſſiſches Lager auf den verbrannten Seitenflächen des Rieſenbergs, gegenüber von der Flotte; zur Linken — der ſchöne Wieſengrund von Bujukdere mit ſeiner Gruppe von außerordentlich großen Platanen, von denen eine einzige ein ganzes Regiment überſchattet; die herrlichen Wälder der Paläſte von Rußland und Oeſtreich, welche auf dem Gipfel der Hügel Zacken bilden; eine Maſſe von zierlichen, mit Balkonen geſchmückten Häuſern, welche an die Quai's ſtoßen und deren Roſen und Syringen in Gewinden von den Terraſſen herab hängen; Armenier, mit ihren Kindern unaufhörlich hin und her fahrend in Kaiken voll Laubwerk und Blumen; der düſterere und ſchmalere Arm des Bosphorus, den man jezt gegen den neblichen Horizont des ſchwarzen Meeres zu entdeckt, andere Gebirgsketten, unten ganz mit Dörfern und Häuſern durchſät und bis in die Wolken mit ihren dunklen Wäldern ſich erhebend, wie ſchreckeneinflößende Gränzwächter zwiſchen den Orkanen und Stürmen des Meers, und der herrlichen Heiterkeit der Meere von Konſtantinopel; zwei feſte Schlöſſer, einander gegenüber auf jedem Ufer, mit ihren Batterien, ihren Thürmen und ihren Zinnen die vorſpringenden Höhen der beiden düſtern Kaps umkränzend; endlich eine doppelte Linie von Felſen mit Waldflecken, welche in den blauen Fluthen des ſchwarzen Meers erſtirbt: — Dieß iſt die Ausſicht von Bujukdere; dazu denke man noch, daß eine Reihe von Fahrzeugen unaufhörlich hin und her fährt, nach Konſtantinopel oder den Kanal herab, je nachdem der Wind von Norden oder Süden bläst; dieſe Fahrzeuge ſind manchmal ſo zahlreich, daß ich eines Tags, in meiner Kaike zurückkehrend, in weniger als einer Stunde beinahe zweihundert zählte. Sie ſegeln in Gruppen dahin wie Wandervögel. Wenn der Wind veränderlich iſt, ſo laufen ſie von einem Ufer zum andern, worauf ſie unter den Fenſtern von Aſien oder Europa wieder umwenden. Wird der Wind friſcher, ſo werfen ſie in einer der zahlloſen Buchten oder an der kleinen Spize des Bosphorus die Anker aus, und einen Augenblick nachher ziehen ſie von Neuem die Seegel auf. Indem ſo die Landſchaft durch dieſe Gruppen von Fahrzeugen unter Seegel oder vor Anker, und durch die verſchiedenen Stellungen, welche ſie die Ufer entlang annehmen, belebt und umgemodelt wird, wechſelt ihre Anſicht jede Minute, ſo daß der Bosphorus ein wunderbares Kaleidoscop wird.

In Bujukdere angekommen, nahm ich Beſitz von dem reizenden Haus auf dem Kay, wo Herr Truqui mir gaſtfreundlich eine zweite Herberge anbot; wir werden hier den Sommer zubringen.

— Gleiches Datum. —

Es ſcheint nach der Beſchreibung dieſer Küſte des Bosphorus, die Natur könne ſich nicht ſelbſt übertreffen, und keine Landſchaft könne über die, von welchen noch meine Augen entzückt ſind, den Sieg davon tragen. Nun bin ich die Küſte von Aſien entlang gefahren, indem ich dieſen Abend nach Konſtantinopel zurückkehrte, und ich finde ſie noch tauſendmal ſchöner, als die Küſte von Europa. Die Küſte von Aſien verdankt beinahe Nichts dem Menſchen, die Natur hat hier Alles gethan. Es gibt hier kein Bujukdere, kein Therapia, keine Paläſte der Botſchafter, keine Stadt der Armenier oder Franken, es gibt hier Nichts als Berge, Schluchten, welche ſie trennen, kleine Thäler mit einem Teppich von Raſen, welche zwiſchen den Wurzeln der Felſen ſich einbiegen, Bäche, welche ſich hinſchlängeln, Waldſtröme, welche auf ſie ihren weißen Schaum ſpruzen; Wälder, die auf ihren Abhängen ſich hinziehen, in ihre Schluchten dringen, und bis zum Ufer der zahlreichen Golfe der Küſte herab ſich erſtrecken; eine Verſchiedenheit der Formen und Tinten, und der grünen Farbe des Laubs, welche der Pinſel des Landſchaftmalers ſelbſt nicht erfinden konnte; einige einſam ſtehende Häuſer, von Matroſen oder Türkiſchen Gärtnern, von Strecke zu Strecke auf dem Strande ſich hinziehend, oder oben auf der Platte eines Waldbewachſenen Hügels gebaut, oder auf der Spize von Felſen gruppirt, an denen der Strom uns vorbeiführt, und ſich an ihnen in Wellen bricht, blau wie der nächtliche Himmel; einige weiße Seegel von Fiſchern, welche in den tiefen Buchten ſich hinziehen, und welche man von Platane zu Platane gleiten ſieht, wie ein trockenes Tuch, welches die Wäſcherin ausbreitet; zahlloſe Schwärme von weißen Vögeln, welche ſich auf den Wieſen am Ufer trocknen; Adler, die von den Bergen herab nach dem Meere zu fliegen; die verborgenſten Schlupfhafen, ganz geſchloſſen von Felſen und den Stämmen von ungeheuren Bäumen, deren Aeſte, mit reichem Laub bedeckt, ſich auf die Fluthen niederbeugen und auf dem Meere Lauben bilden, in welche die Kaiken einlaufen. Ein oder zwei Dörfer, im Schatten dieſer Schlupfhafen verborgen, mit ihren hinter denſelben auf grünen Abhängen gebauten Gärten und ihren Baumgruppen am Fuß der Felſen, mit ihren, von ſanften Wellen an ihrer Pforte geſchaukelten Barken, ihren Schwärmen von Tauben auf dem Dach, ihren Frauen und Kindern an den Fenſtern, ihren Greiſen, unter den Platanen am Fuße des Minarets ſizend; Ackerleute, welche in ihren Kaiken vom Felde heimkehren, andere, welche ihre Barken mit grünen Myrthenzweigen oder blühendem Haidekraut füllen, um ſie zu trocknen und im Winter zu brennen; hinter dieſen hängenden grünen Zweigen, welche über Bord herab wallen und in's Waſſer tauchen, bemerkt man weder die Barke noch den Ruderer, und man glaubt ein Stück von dem Ufer zu ſehen, welches, durch den Strom vom Lande losgeriſſen, mit ſeinem grünen Laubwerk und ſeinen noch duftenden Blumen auf dem Meere ſchwämme. Das Ufer bietet dieſen Anblick dar bis zum Schloß Mahomed II., welches auch von dieſer Seite den Bosphorus zu ſchließen ſcheint, wie einen Schweizerſee; hier ändert ſich ſein Charakter; die Hügel werden weniger rauh und niedriger, und ziehen ſanftere Linien um ihre engen Thäler; Aſiatiſche Dörfer, reicher und gedrängter, ſtrecken ſich längs den Ufern hin; die ſüßen Waſſer von Aſien, eine kleine, reizende, von Bäumen beſchattete und mit Kiosken und Mauriſchen Brunnen überſäte Ebene öffnet ſich vor dem Auge; eine große Menge von Fuhrwerken aus Konſtantinopel, eine Art hölzerner vergoldeter Käfige auf vier Rädern, von zwei Ochſen gezogen, ſind auf dieſen Graspläzen hin zerſtreut; Türkiſche Frauen mit dichten Schleiern entſteigen ihnen, und bilden Gruppen, indem ſie ſich am Fuße der Bäume oder am Meeresufer mit ihren Kindern und ihren ſchwarzen Sklavinnen niederſezen; weiter hin ſizen Männer, welche Kaffee trinken oder ihre Pfeife rauchen; die Verſchiedenheit der Farben an den Kleidern der Männer und Kinder, während der Schleier der Frauen nur einförmig braun iſt, bilden unter allen dieſen Bäumen das wunderlichſte Moſaik von Farbetönen, welche das Auge entzücken; die Ochſen und die zahmen Büffel kauen wieder auf den Wieſen; die Arabiſchen Pferde, bedeckt mit ſeideſammtenen und goldnen Reitzeug, ſtolziren neben den Kaiken her, welche in Maſſe landen, voll von Armeniſchen Frauen oder Jüdinnen; dieſe ſezen ſich entſchleiert auf dem Raſen am Ufer des Baches nieder, ſie bilden eine Kette von Frauen und jungen Mädchen in den verſchiedenſten Trachten und Stellungen; es ſind welche darunter von hinreißender Schönheit, welche die fremdartige Buntheit des Kopfpuzes und der Tracht noch erhebt. Ich ſah hier oft eine große Maſſe von Türkiſchen Frauen aus den Harems entſchleiert; ſie ſind beinahe alle von kleinem Wuchſe, ſehr blaß, mit trüben Augen und ſchmächtigem, kränklichem Ausſehen. Im Allgemeinen ſcheint mir das Klima von Konſtantinopel, troz dem, daß man es nach allen Verhältniſſen für geſund halten ſollte, ungeſund. Die Frauen verdienen bei weitem nicht den Ruf der Schönheit, den ſie genießen; die Armenierinnen und Jüdinnen allein erſchienen mir ſchön; welcher Abſtand aber noch gegen die Schönheit der Jüdinnen und Armenierinnen von Arabien, und hauptſächlich gegen den unbeſchreiblichen Reiz der Griechiſchen Frauen von Syrien und Kleinaſien! ein wenig weiter hin, hart am Ufer des Bosphorus, erhebt ſich der herrliche neue Palaſt, der gegenwärtig von dem Großherrn bewohnt iſt: Beglierbey, iſt ein Gebäude im Italieniſchen Geſchmack mit Indiſchem und Mauriſchem Anflug. Ein ungeheurer

Hauptbau mit mehreren Stockwerken, mit Seitenflügeln und innern Gärten; große Beete, bepflanzt mit Roſen, und von Springbrunnen bewäſſert, ſtrecken ſich hinter den Fahrzeugen zwiſchen dem Berg und dem Palaſte; ein ſchmales Quai von Granit trennt die Vordermauer von dem Meer.

Ich fuhr langſam unter dieſem Palaſte hin, wo unter Marmor und Gold ſo viele Sorgen und Schrecken wachen; ich ſah den Großherrn, auf einem Divan ſitzend, in einem der Kiosken am Meer; Achmet Baſſa, einer ſeiner jungen Lieblinge, ſtand neben ihm; der Sultan, dem unſre Europäiſche Kleidung auffiel, deutete mit dem Finger auf uns, wie um Achmet Baſſa zu fragen, wer wir ſeyen; ich grüßte den Aſiatiſchen Herrſcher auf Orientaliſche Weiſe, und er erwiederte freundlich meinen Gruß; Alle Sommerläden des Palaſtes waren aufgezogen, und man ſah die reichen Verzierungen dieſer herrlichen und köſtlichen Wohnung ſchimmern; der von den Frauen bewohnte Flügel, oder der Harem, war geſchloſſen; er iſt ungemein groß, man kennt aber die Anzahl der Frauen nicht, die ihn bewohnen; zwei ganz vergoldete Kaiken, jede mit vierundzwanzig Ruderknechten bemannt, harrten an der Pforte des Palaſtes am Meer; dieſe Kaiken ſind mit dem ausgeſuchteſten Geſchmack der Zeichnung von Europa, und mit aller Pracht des Orients gebaut; das Vordertheil der einen von ihnen, welches wenigſtens fünfundzwanzig Fuß vorſprang, wurde durch einen goldenen Schwan gebildet, der mit ausgebreiteten Flügeln die goldne Barke über die Wellen hin zu tragen ſchien; ein ſeidener Pavillon auf goldnen

Säulen bildete das Hintertheil, und reiche Kaſhemir-Shawle dienten als Siz für den Sultan; das Vordertheil der zweiten Kaike war ein befiederter goldner Pfeil, welcher, vom Bogen abgeſchnellt, uber das Meer zu fliegen ſchien. Ich hielt lange außerhalb des Geſichtskreiſes des Sultans an, um dieſen Palaſt und dieſe Gärten zu bewundern; Alles ſcheint hier mit einem vollendeten Geſchmack eingerichtet zu ſeyn: ich kenne Nichts in Europa, was dem Auge in koniglichen Wohnungen mehr Pracht und Feenglanz darböte; Alles ſchien gerade aus den Handen des Künſtlers zu kommen, noch rein mit ſchimmerndem Glanze und friſcher Malerei; die Dächer des Palaſtes ſind durch vergoldete Baluſtraden maskirt, und ſelbſt die Kamine, welche in Europa die Linien von allen unſern offentlichen Gebäuden verunſtalten, waren vergoldete und kanellirte Säulen, deren zierliche Kapitaler noch eine weitere Zierde des Palaſtes bildeten. Ich liebe dieſen Fürſten, welcher ſeine Kindheit in dem Schatten der Gefängniſſe des Serails zubrachte, jeden Tag vom Tode bedroht, im Mißgeſchicke von dem weiſen unglücklichen Selim unterrichtet, durch den Tod ſeines Bruders auf den Thron gehoben, während fünfzehn Jahren in der Tiefe ſeines Gemüths über der Befreiung des Reichs und der Wiederherſtellung des Islamismus durch die Vernichtung der Janitſcharen brütend; er führte dieſen Plan mit dem Heldenmuth und der Ruhe des Fatalismus aus, und trozte fortwährend ſeinem Volke, um es neu zu erſchaffen; ja, ich liebe ihn, dieſen Furſten, kühn und unempfindlich in der Gefahr, ſanft und mitleidig, wo er ſein Herz zu Rathe ziehen konnte; ohne Stüze neben ſich, ohne Werkzeuge, das Gute auszuführen, das er erdenkt; verkannt von ſeinem Volke, verrathen von ſeinen Baſſa's, zu Grunde gerichtet von ſeinen Nachbarn; verlaſſen vom Glück, ohne welches der Menſch Nichts vermag; aufrechtſtehend neben dem Einſturz ſeines Throns und ſeines Reichs, am Ende ſich ſelbſt aufgebend, und mit aller Haſt in die Wolluſte des Bosphorus ſich ſtürzend, um in ihnen die Spanne ſeines Daſeyns und den Schatten ſeiner Souveranetät noch vollends zu verzehren. Ein Mann von gutem und rechtſchaffenem Willen, aber von unzureichendem Genie und zu ſchwacher Willenskraft, ähnlich jenem lezten Griechiſchen Kaiſer, deſſen Stelle er einnimmt, und deſſen Geſchick ein Nachbild in dem ſeinigen zu finden ſcheint; würdig eines andern Volkes und einer beſſern Zeit, und fähig, wenigſtens als Held zu ſterben! Er war eines Tags ein großer Mann; die Geſchichte hat Nichts zu erzählen, was der Vernichtung der Janitſcharen zu vergleichen wäre; es iſt die mit der größten Kraft ausgedachte und mit dem größten Heldenmuth ausgeführte Revolution, von der es ſonſt kein ähnliches Beiſpiel gibt, ſie wird Mahmud ein eigenes Blatt in dem Buche der Geſchichte erwerben; aber warum iſt dieſes Blatt das einzige! Das Schwierigſte war gethan, die Tyrannen des Reichs waren niedergeſchmettert; er durfte nur wollen und fortfahren, wo er angefangen hatte, um dieſes Reich zu beleben, indem er es civiliſirte. Mahmud hielt inne. Iſt denn das Genie noch ſeltener als der Heldenmuth?

Aſien waldig und unbewohnt, bis Scutari, welches gleich einem Roſengarten auf der Spize eines Kaps beim Eingang des Meers von Marmora erglänzt; gegenüber ſtellt ſich die grüne Spize des Serails dem Auge dar, und zwiſchen der Küſte von Europa, umkränzt von ſeinen drei gemalten Städten und der Küſte von Stambul, welches in dem Glanze ſeiner Kuppel und Minarette ſchimmert, öffnet ſich der ungeheure Hafen von Konſtantinopel, wo die an beiden Ufern vor Anker liegenden Schiffe nur eine breite Gaſſe für die Kaiken laſſen. Ich gleite durch dieſes Labyrinth von Fahrzeugen wie auf einer Venetianiſchen Gondel unter dem Schatten der Paläſte hin, und ſteige bei der Treppe der Todten unter einer Cypreſſen-Allee an's Land.

— 29. Mai 1833. —

Ich wurde dieſen Morgen von einem jungen Manne aus Konſtantinopel auf den Sklavenmarkt geführt.

Nachdem wir die langen Straßen von Stambul längs der Mauren des alten Serails durchgangen hatten, und über mehrere prachtvolle, mit einer zahlloſen Menge von Käufern und Verkäufern angefüllte Bazars gekommen waren, gingen wir durch mehrere ſchmale Straßen bis zu einem kothigen Plaze hinauf, wo ſich das Thor eines andern Bazars vor uns öffnete; der Türkiſchen Tracht, in die wir gekleidet waren, und dem

Dialekt ſprach, verdankten wir, daß man uns in dieſen Menſchenmarkt einließ. Wie viel Zeit und wie viel auf einander folgende Offenbarungen an die Vernunft des Menſchen brauchte es, damit die Gewalt aufhörte, in ſeinen Augen ein Recht zu ſeyn, daß die Sklaverei für ein Verbrechen und eine Schmähung ſeines geiſtigen Weſens angeſehen wurde! welcher Fortſchritt, und wie viel läßt ſich davon noch verſprechen! Es gibt noch manche Dinge, welche bei uns nicht anſtoßen, welche aber in den Augen unſerer Nachkommen unbegreifliche Verbrechen ſeyn werden. Dieß waren meine Gedanken, als ich in dieſen Bazar trat, wo man das Leben, die Seele, den Leib, die Freiheit eines Andern verkauft, wie wir einen Ochſen oder Pferd, und wo man ſich für den geſezmäßigen Eigenthümer deſſen hält, den man ſo gekauft hat! Wie viele Geſezmäßigkeiten dieſer Art haben wir, von denen wir uns keine Rechenſchaft geben! aber ſie ſind es nun einmal, und man kann nicht Mehr von dem Menſchen fordern, als er verſteht. Seine Ueberzeugungen ſind ſeine Wahrheiten, er beſizt keine andern. Gott allein hat alle für ſich und vertheilt ſie an uns nach Verhältniß und Maß unſeres fortſchreitenden Verſtändniſſes.

Der Sklavenmarkt iſt ein weiter offener Hof, umgeben mit einer von einem Dach bedeckten Halle; unter dieſer Halle, welche gegen den Hof zu mit einer Mauer von halber Mannshöhe eingefaßt iſt, öffnen ſich Thüren, die in die Zimmer führen, wo die Händler die Sklaven feil bieten. Dieſe Thüren bleiben offen, damit die Käufer aus und ein gehen und die Sklaven beſehen können. Die Männer und die Frauen werden in geſonderten

Gemächern feil geboten; die Frauen ſind nicht verſchleiert. Außer den in dieſen niedrigen Gemächern eingeſchloſſenen Sklaven iſt noch eine große Menge in der Galerie unter der Halle und in dem Hofe ſelbſt aufgeſtellt. Wir gingen durch dieſe verſchiedenen Gruppen hin. Das Merkwürdigſte war eine ungefähr zwölf bis fünfzehn ſtarke Truppe von jungen Abyſſiniſchen Mädchen; eine an die andere ſich lehnend, wie jene antiken Kariatidengeſtalten, welche eine Vaſe auf ihrem Haupte halten, bildeten ſie einen Kreis, bei welchem alle Geſichter gegen den Zuſchauer gekehrt waren. Dieſe Geſichter waren in der Regel von großer Schönheit. Große Augen, Adlernaſe, ſchmale Lippen, ovaler, zarter Umriß der Wangen, lange ſchwarze Haare, glänzend wie Rabenflügel. Der nachdenkliche, traurige, ſchmachtende Ausdruck der Phyſiognomie macht aus den Abyſſinierinnen, troz ihrer Kupferfarbe, eine Race der bewundernswürdigſten Frauen; ſie ſind groß, von geſchmeidigem Wuchs, ſchlank, wie die Palmſtämme ihres ſchönen Landes. Ihre Arme wiſſen ſie mit hinreißender Zierlichkeit zu tragen und zu bewegen. Dieſe junge Mädchen haben zur Bekleidung Nichts, als ein langes Hemd von grobem bräunlichem Tuch. An den Beinen hatten ſie Bänder von blauen Glasperlen. Auf ihren Ferſen ſizend, unbeweglich, den Kopf auf die innere Fläche der Hand oder auf das Knie geſtüzt, betrachteten ſie uns mit Augen, ſo ſanft und traurig, als das Auge der Ziege oder des Lamm's, das auf unſern Dorfmärkten die Bäuerin am Strick hält und verkauft; manchmal ſagte eine ein Wort zu welche ein kleines Kind in ihren Armen trug und weinte, weil der Händler es ohne ſie an einen Kinderverkäufer losſchlagen wollte. Nicht weit von dieſer Gruppe waren ſieben oder acht kleine Neger, im Alter von acht bis zwolf Jahren, mit dem Ausſehen der Geſundheit und Frohlichkeit, ſie führten zuſammen ein Morgenländiſches Spiel aus, bei dem das Spielzeug aus kleinen Kieſeln beſteht, die man auf verſchiedene Weiſe in kleine, in den Sand gemachte Löcher vertheilt; während deſſen trieben ſich die Händler und Unterkäufer um ſie her, nahmen bald den einen, bald den andern am Arm, unterſuchten ihn aufmerkſam vom Kopf bis zum Fuß, betaſteten ihn, ließen ihn ſeine Zähne zeigen, um ſein Alter und ſeine Geſundheit zu beurtheilen, darauf kehrte das Kind, nachdem es einen Augenblick von ſeinem Spiel abgehalten worden iſt, eiligſt wieder zu demſelben zurück.

Ich ging ſofort durch die offenen Hallen hin, welche mit einer Menge von Sklaven und Käufern angefüllt waren. Die Türken, welche ſich mit dieſem Handel abgeben, gingen, mit prächtigen gefütterten Pelzen bekleidet, eine lange Pfeife in der Hand, unter den Gruppen umher, mit unruhigem, befangenem Geſichte und mit eiferſüchtigem Auge jeden in das Innere in ihrer Magazine von Männern und Frauen geworfenen Blick belauernd; da ſie uns für Araber oder Aegyptier hielten, wagten ſie nicht, uns den Eintritt in ihre Gemächer zu verſagen. Händler von kleinen Kuchen und trockenen Früchten durchwandelten die Galerie, indem ſie an die Sklaven von dieſen Eßwaaren verkauften. Ich ließ einige

Piaſter in die Hand eines von ihnen ſchlüpfen, daß er ſeinen Korb an eine Gruppe von kleinen Negerkindern vertheilte, welche mit aller Haſt dieſe Leckereien verſchlangen.

Ich bemerkte hier eine arme Negerin von achtzehn Jahren, eine ausgezeichnete, aber ſchroffe und gramvolle Schönheit. Sie ſaß auf einer Bank der Galerie, das Geſicht bedeckt und reich gekleidet, mitten unter einem Dutzend anderer Negerinnen in Lumpen, welche zu ſehr niedern Preiſen zum Verkauf ausgeboten waren; ſie hielt auf ihren Knieen einen herrlichen kleinen Knaben von drei oder vier Jahren, welcher ebenfalls prächtig gekleidet war. Dieſes Kind, ein Mulatte, hatte die edelſten Züge, den lieblichſten Mund und die verſtändigſten, ſtolzeſten Augen, die man nur immer ſich vorſtellen kann. Ich ſpielte mit ihm, und gab ihm Kuchen und Konfekt, das ich in einem Schoppen in der Nähe gekauft hatte; ſeine Mutter aber riß ihm aus den Händen, was ich ihm gegeben hatte, und warf es mit Zorn und Stolz auf den Boden. Sie hielt das Haupt geſenkt und weinte; ich glaubte, es ſey aus Furcht, getrennt von ihrem Sohne verkauft zu werden, und bat, gerührt von ihrem Unglück, Herrn Morlach, meinen gefälligen Führer, ſie mit dem Kinde auf meine Rechnung zu kaufen. Ich würde ſie zuſammen mit mir genommen und das ſchöne Kind aufgezogen haben, indem es bei ſeiner Mutter geblieben wäre. Wir wendeten uns an einen Mäkler von der Bekanntſchaft Herrn Morlachs, welcher mit dem Eigenthümer der ſchönen Sklavin und des Kindes zu handeln begann. Der Eigenthümer ſchien anfänglich wirklich Willens, ſie zu verkaufen, und die arme Frau ſchluchzte heftiger, und das Kind ſchlang ſeine Aermchen um den Hals ſeiner Mutter. Aber dieſer Handel war Nichts als eine Komödie von Seite des Verkäufers; als er ſah, daß wir ſogleich den hohen Preis geben wollten, den er für dieß Paar forderte, nahm er den Mäkler bei Seite und geſtand ihm, daß die Sklavin nicht zu verkaufen ſey, daß ſie einem reichen Türken angehöre, deſſen Sohn das Kind ſey; ſie betrage ſich im Harem zu ſtolz und zu unbändig, und um ſie zu beſſern und zu demüthigen, habe ihr Herr, wie wenn er ſich ihrer entledigen wollte, ſie auf den Bazar geſchickt, jedoch mit dem geheimen Befehl, ſie nicht zu verkaufen. Dieſe Maßregel wird oft angewendet, und wenn ein Türke unzufrieden mit einer Sklavin iſt, ſo iſt ſeine gewöhnliche Drohung, ſie auf den Bazar zu ſchicken; wir gingen daher weiter, und beſuchten nach einander eine Menge von Zimmern, von denen jedes vier oder fünf Frauen enthielt, beinahe alle ſchwarz und häßlich, aber mit dem Anſchein der Geſundheit. Die Meiſten ſchienen gleichgültig gegen ihre Lage, und luden ſelbſt zum Kaufe ein; ſie plauderten, lachten unter ſich und machten kritiſche Anmerkungen über die Geſichter derer, welche um ſie handelten. Eine oder zwei weinten und verbargen ſich im Hintergrunde des Zimmers, und kamen nur mit Widerſtreben hervor, um ſich auf der Eſtrade zur Schau zu ſtellen, auf der ſie ſaßen. Wir ſahen mehrere fortführen, welche ganz fröhlich mit dem Türken gingen, der ſie gekauft hatte, indem ſie ihr in ein Sacktuch gewickeltes Bündel aufbedeckten. Wir waren Zeugen von zwei oder drei Handlungen der Barmherzigkeit, um welche die chriſtliche Liebe die guten Muſelmanen beneiden würde. Türken kamen, um alte, wegen Alter und Schwachheit aus dem Hauſe ihrer Herren geſtoßenen Sklavinnen zu kaufen und führten ſie mit ſich fort. Wir fragten, zu was dieſe alten Frauen ihnen nützlich ſeyn könnten? Der Mäkler antwortete uns, es geſchehe Gott zu Liebe, und Herr Morlach ſagte mir, daß auf dieſe Art mehrere Muſelmanen auf den Märkten arme kranke Sklaven von beiden Geſchlechtern auffaufen laſſen, um ſie aus Barmherzigkeit in ihren Häuſern zu nähren.

Die lezten Zimmer, die wir beſuchten, waren halb geſchloſſen, und wir mußten uns einige Zeit um den Eintritt ſtreiten; hier war in jedem Zimmer nur eine einzige Sklavin, unter der Obhut einer Frau. Es waren junge, ſchöne Cirkaſſierinnen, welche neu aus ihrem Lande angekommen waren. Sie waren alle weiß gekleidet, mit ausgezeichneter Zierlichkeit und Koketterie. Ihre ſchönen Züge verriethen weder Kummer noch Erſtaunen, ſondern eine verachtende Gleichgültigkeit. Dieſe ſchönen weißen Sklavinnen aus Georgien oder Cirkaſſien ſind außerordentlich ſelten geworden, ſeitdem die Griechen nicht mehr die Serails bevölkern und Rußland den Frauenhandel verboten hat. Indeß erziehen die Georgiſchen Familien immer noch ihre Töchter für dieſen ſchändlichen Handel, und Schmuggler bringen von Zeit zu Zeit einige Ladungen. Der Preis dieſer ſchönen Gevon gewöhnlicher Schönheit nicht höher als zu fünf bis ſechshundert, und die ſchönſten um tauſend bis zwölfhundert Francs verkauft werden. In Arabien und Syrien bekommt man ſie um fünf bis ſechshundert Piaſter (120 bis 200 Francs). Eine dieſer Georgierinnen war eine vollendete Schönheit, zarte, ſinnige Züge, ein ſanftes, nachdenkliches Auge, eine Haut von wunderbarer Weiße und Glanz. Aber die Phyſiognomie der Frauen dieſes Landes iſt weit entfernt von dem Reize und der Reinheit der Frauen von Arabien: man merkt den Norden in dieſen Geſichtern. Jene Sklavin wurde unter unſern Augen für den Harem eines jungen Baſſa's von Konſtantinopel verkauft. Wir verließen mit betrübten Herzen und feuchten Augen dieſe Scene, welche ſich jeden Tag und jede Stunde in den Städten des Orients wiederholt, und kamen nachdenklich vom Bazar von Stambul zurück. So iſt es mit den ſtarren, unveränderlichen Geſezgebungen, ſie heiligen hundertjährige Barbareien und geben allen Verbrechen das Recht des Althergebrachten und der Legitimität. Die Fanatiker der Vergangenheit ſind eben ſo ſtrafbar und unheilbringend für di Menſchheit, als die Fanatiker der Zukunft; die Einen opfern den Menſchen ihrer Unwiſſenheit und ihren Erinnerungen, die Andern ihren Hoffnungen und ihrem Vorwiz. Wenn der Menſch handeln, denken, glauben wollte, wie ſeine Väter gethan haben, ſo würde da ganze Menſchengeſchlecht dadurch in Gözendienerei un Sklaverei verfallen. Die Vernunft iſt die Sonne de Menſchheit, ſie iſt die unfehlbare anzuwenden hat. Man muß fortſchreiten, um ihr zu folgen, wenn man nicht im Argen und in der Finſterniß bleiben will; man muß aber nicht ihr voraus eilen, um nicht in Abgründe zu ſtürzen. Die Vergangenheit begreifen, ohne ſie zurück zu wünſchen; die Gegenwart dulden, indem man ſie verbeſſert; auf die Zukunft hoffen, indem man ſie vorbereitet: — dieß iſt das Geſez für alle Weiſen und die Bedingung wohlthätiger Einrichtungen. Die Sünde gegen den heiligen Geiſt iſt jenes Ankämpfen gewiſſer Menſchen gegen die Verbeſſerung der Dinge, jene ſelbſtſüchtige, thörichte Anſtrengung, die moraliſche und ſociale Welt immer rückwärts zu ziehen, während Gott und die Natur ſie immer vorwärts treiben: die Vergangenheit iſt das Grab der entſchwundenen Menſchheit, man muß ſie achten, aber nicht ſich in ihr einſchließen und in ihr leben wollen.

Die großen Bazars von verſchiedenen Waaren und hauptſächlich der der Spezereien, ſind lange und breite gewölbte Galerien, eingefaßt mit Trottoirs und Buden, voll von Gegenſtänden des Handels aller Art. Waffen, Reitzeug, Juwelen, Eßwaaren, Saffianarbeiten, Indiſche und Perſiſche Shawls, Stoffe von Europa, Teppiche aus Damaskus und Karamanien, wohlriechende Waſſer und ſonſtige Parfümerien aus Konſtantinopel, Waſſer- und andere Pfeifen von allen Formen und jeder Art von Pracht, Ambra und Korallen, zum Gebrauche der Orientalen in Pfeifenſpizen gedreht; Tabak, in gehackter Form ausgelegt, oder wie Ballen braunen Papiers zu-

Magazine der Zuckerbäcker mit der zahlloſen Mannigfaltigkeit ihrer Konfekte, ihrer eingemachten Früchte und ihrer Zuckerwaaren jeder Art; Droguerieen, aus denen ein Wohlgeruch dringt, welcher alle Bazars balſamiſch erfüllt; Arabiſche Mäntel, aus Gold und Ziegenhaaren gewoben, Frauenſchleier, mit Silber und Goldflitterchen geſtickt: mitten unter dem Allem eine ungeheure, jeden Augenblick ſich erneuende Maſſe von Türken zu Fuß, die Pfeife im Mund oder in der Hand, von Sklaven gefolgt, verſchleierte Frauen, begleitet von Negerinnen, welche ſchöne Kinder tragen; Baſſa's zu Pferde, im Schritt durch dieſe gedrängte, ſchweigende Menge reitend; Türkiſche Fuhrwerke, mit vergoldeten Gittern verſchloſſen, langſam von Kutſchern mit langen weißen Bärten geführt, und voll von Frauen, welche von Zeit zu Zeit anhalten, um an den Thüren der Juwelenhändler zu feilſchen: dieß iſt die Anſicht aller dieſer Bazars. Sie würden mehrere Meilen lang ſeyn, wenn ſie zu einer einzigen Galerie verbunden wären. Dieſe Bazars, wo man unaufhörlich genöthigt iſt, ſich mit den Ellbogen durchzudringen, und wo die Juden die Kleider der an der Peſt geſtorbenen auslegen und verkaufen, ſind die fruchtbarſten Pflanzſchulen der Anſteckung. Die Peſt iſt dieſer Tage in Pera ausgebrochen mit fünf oder ſechs Todesfällen, und wir gingen mit Beſorgniß durch dieſe Maſſe, von der ſie vielleicht Morgen ein gutes Theil dahin raffen kann.

— 18. Juni. —

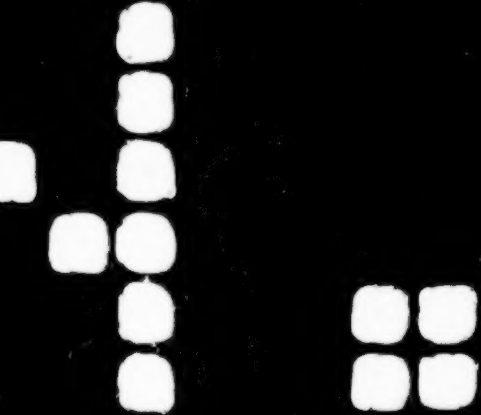
Tage, in unſerer Einſamkeit in Bujukdere zugebracht, den Bosphorus und das ſchwarze Meer vor unſern Augen; Studium, Lektüre am Abend; Fahrten nach Konſtantinopel, nach Belgrad und ſeinen unvergleichlichen Wäldern an der Küſte von Aſien nach der Einmündung des Euxiniſchen Meers zu dem Thale der Roſen, welches hinter den Bergen von Bujukdere liegt. Hieher gehe ich oft. Dieſes köſtliche Thal iſt von einer Quelle bewäſſert, zu der die Türken kommen, um Waſſer, Kühle, Roſenduft und den Geſang der Nachtigall zu genießen; an dem Brunnen fünf ungeheure Bäume; eine Laube als Kaffeehaus unter ihrem Schatten; jenſeits führt das ſich verengernde Thal zu einem Abhang des Bergs, wo zwei kleine künſtliche Seen aus Waſſer geſammelt ſind, welches aus einer Quelle fällt, unter dem die mächtigen Laubgewölbe der Platanen ſchlafen. Die Armenierinnen kommen am Abend mit ihren Familien hieher, um ſich an ihren Ufern niederzuſezen und ihr Abendbrod einzunehmen: junge Mädchen, welche zuſammen tanzen; anſtändige, ſtille Vergnügungen der Orientalen. Man ſieht, daß ein inniges Gemüth in ſich ſelbſt ſeine Freude hat. Sie haben mehr Gefühl für die Natur als wir. Nirgends hat der Baum und die Quelle aufrichtigere Verehrer; es iſt eine tief gefühlte Sympathie zwiſchen entlang fahre, ſo iſt hier eine Meile lang eine Kette von Frauen, jungen Mädchen und Kindern, welche ſtillſchweigend in Gruppen auf dem Rande des Quai's von Granit, oder auf der Bruſtwehr der Gartenterraſſen ſizen; ſie bringen hier köſtliche Stunden zu in Betrachtung des Meers, der Gehölze, des Mondes, indem ſie die friedliche Atmosphäre der Nacht einathmen. Unſer Volk fühlt Nichts von dieſen natürlichen Vergnügungen, es hat ſeine Empfindungen abgenüzt, nur Laſter können daſſelbe in Bewegung ſezen. Diejenigen, zu welchen die Natur noch laut genug ſpricht, um begriffen und verehrt zu ſeyn, ſind die Schwärmer und die Dichter: Tröpfe, welchen die Stimme Gottes in ſeinen Werken, die Natur, die Liebe und die ſtille Betrachtung genügen.

Ich finde in Bujukdere und in Therapia bei den Ruſſen und Diplomaten mehrere Perſonen meiner Bekanntſchaft wieder: den Grafen Orloff, Herrn von Butenieff, den Botſchafter Rußlands in Konſtantinopel, einen Philoſophen und Staatsmann. Baron von Stürmer, Interimsbotſchafter von Oeſtreich, überhäuft mich mit Güte. Politiſche Neuigkeiten aus Europa: der wichtigſte Punkt iſt gegenwärtig hier; werden die Ruſſen, welche in Aſien ein Lager und eine Flotte unter unſern Fenſtern haben, ſich zurückziehen? Ich zweifle nicht daran; man beeilt ſich nicht, eine Beute an ſich zu reißen, die Einem nicht entgehen kann. Der Graf Orloff ließ mich geſtern einen wunderſchönen Brief leſen, welchen Kaiſer Nikolaus ihm ſchrieb. Sein

lionen ſtellt, ſo geſchieht dieß, damit er in der höchſten Stellung der Welt ein Beiſpiel der Rechtſchaffenheit und redlichen Haltung ſeines Worts gebe. Ich bin dieſer Mann, ich will des Berufs würdig ſeyn, den ich von Gott empfangen habe. Sobald die Mißverſtändniſſe zwiſchen Ibrahim und dem Großherrn ausgeglichen ſind, warte ich nicht einen Tag, um die Flotte und die Armee zurück zu führen.“ Dieß iſt einmal eine edle Sprache, ein gut gewählte Stellung, ein fruchttragender Edelmuth. Konſtantinopel wird nicht davon fliegen, und die Noth wird die Ruſſen wieder herführen, welche ihre politiſche Rechtſchaffenheit einen Augenblick von hier entfernt.

— 20. Juni. —

Ich habe hier einen liebenswürdigen, ausgezeichneten Mann kennen gelernt, einen von jenen, welche ſtärker ſind als ihr widriges Geſchick, und welche die Welle, die ſie ertränken ſollte, dazu benüzen, um an's Ufer zu ſchwimmen, Herr Caloſſo, ein Piemonteſiſcher Offizier, kompromittirt, wie viele ſeiner Kameraden, in jenem Schattenſpiele einer Revolution im Jahr 1820, verbannt wie die andern, ohne Aſyl, und auf allen Seiten ohne Sympathie, kam nach der Türkei. Er ſtellte ſich dem Sultan vor, mit dem Anerbieten, ſeine Kavallerie zu formiren, und wurde ſein Liebling und militäriſcher Rathgeber. Rechtſchaffen, gewandt und behutſam, ſezte



0

den Miniſtern des Divans. Er machte ſich überall Freunde und wußte ſie ſich durch ſeine Verdienſte zu erhalten. Der Sultan erhob ihn zu Würden, ohne von ihm die Abſchwörung ſeiner Nationalität und ſeiner Religion zu verlangen. Er iſt gegenwärtig für alle Türken Ruſtem-Bey, und für die Franken ein gefälliger, liebenswürdiger Franke. Er ſuchte mich hier auf und bot mir Alles an, was ihn ſeine vertrauten Verhältniſſe im Divan und im Serail für mich thun laſſen konnten. Ueberall Zutritt, Freundſchaft von einigen der vornehmſten Beamten des Hofes, eine Leichtigkeit, Alles zu ſehen und Alles kennen zu lernen, welche nie einem chriſtlichen Reiſenden, ſelbſt nicht den Botſchaftern zu Theil wurde. Mit ſeinem Beiſtande rüſte ich mich zu einem vollſtändigen Beſuche des Serails, wohin ſeit der Lady Worthley Montagu Niemand eingedrungen iſt. Wir werden morgen verſuchen, zuſammen von dieſer geheimnißvollen Wohnung Einſicht zu nehmen, die er ſelbſt nicht kennt, wo er aber Bekanntſchaften mit den erſten Beamten des Palaſtes hat. Wir machten zuerſt Namuk-Baſſa unſern Beſuch, einem der jungen Günſtlinge des Großherrn, der mich zu einem Frühſtück in ſeiner Kaſerne in Scutari eingeladen und ſeine Pferde zu meiner Verfügung geſtellt hatte, um die Berge in Aſien zu beſuchen. Namuk-Baſſa war an dieſem Tage im Dienſte im Palaſte des Sultans zu Beglierbey am Ufer des Bosphorus. Wir landeten dort. Aus Rückſicht auf den Grad und die Beliebtheit Ruſtem-Bey's ließ man uns durch die Pforten ein, um die Umgebungen der Wohnung des Großherrn

einer kleinen Moſchee in einem Dorfe in Europa auf der andern Seite des Bosphorus, gegenüber von Beglierbey; ſeine Kaiken, prächtig ausgeſtattet, lagen vor Anker, das Quai entlang, welches an den Palaſt ſtößt, und ſeine herrlich ſchönen Arabiſchen Pferde wurden von den Stallknechten in den Höfen bereit gehalten, damit der Sultan ſie beſteigen konnte, um durch ſeine Gärten zu reiten. Wir traten in einen Flügel des Palaſtes, der von dem Hauptbau getrennt iſt, und wo die Baſſa's, die Offiziere vom Dienſt und der Stab des Palaſtes ſich aufhält. Wir durchgingen weite Säle, in denen eine Maſſe von Militärperſonen, Beamten und Sklaven ſich umhertrieb. Alles war in Bewegung, wie in einem Miniſterium oder Palaſte in Europa am Tage der Aufwartung. Das Innere dieſes Palaſtes war nicht mit Pracht möblirt: Divans und Teppiche, in Freske gemalte Wände und Kronleuchter von Kryſtall waren ſeine ganze Verzierung. Daß die Türken die Orientaliſchen Trachten, den Turban, den Pelz, die weite Hoſe, den Gürtel, den goldenen Kaftan für eine ſo erbärmliche, ſchlecht zugeſchnittene, lächerlich an ihnen ſich ausnehmende Europäiſche Kleidung aufgegeben haben, hat das ernſte, feierliche Ausſehen dieſes Volkes in ein ärmliches Fratzenbild der Franken verwandelt. Ein Diamantenſtern, welcher auf der Bruſt der Baſſa's und Veziere glänzt, iſt der einzige Schmuck, der ſie auszeichnet und an ihre alte Tracht erinnert. Man führte uns durch mehrere Salons, voll von Leuten, bis zu einem kleinen Saal, welcher an die äußern Gärten des Palaſtes des ſich zu uns, ließ uns die Pfeife und den Sorbet bringen, und ſtellte uns mehrere junge Baſſa's vor, welche mit ihm die Gunſt ihres Gebieters beſizen. Oberſten des Niſam, oder der regelmäßigen Truppen der Garde traten zu uns, und nahmen Theil an unſerer Unterhaltung. Namuk-Baſſa, der erſt kürzlich von ſeiner Botſchafterſtelle in Petersburg zurückgekehrt war, ſprach mit Geſchmack und Leichtigkeit Franzöſiſch; ſeine, den Ruſſen abgelernte Manieren waren die eines eleganten Europäiſchen Diplomaten. Er ſchien mir geiſtreich und fein. Halil-Baſſa, damals Kapudan-Baſſa, der ſeither die Tochter des Sultans geheirathet hat, ſpricht ebenfalls ſehr gut franzöſiſch; eben ſo iſt Achmet-Baſſa, ein junger, eleganter Osmanli, der alle Formen eines Europäers hat. Nichts in dieſem Palaſt erinnerte an einen Aſiatiſchen Hof, ausgenommen die ſchwarzen Sklaven, die Eunuchen, die vergitterten Fenſter der Harems, die ſchönen Schattenpartien und die blauen Waſſer des Bosphorus, auf welche unſere Blicke fielen, wenn ſie über die Gärten hinaus ſchweiften. Wir ſprachen mit Zartheit, jedoch offen von dem Zuſtand der Unterhandlungen zwiſchen Aegypten, Europa und der Türkei; von den Fortſchritten, welche die Türken in der Taktik, in der Geſezgebung und in der Politik der verſchiedenen Mächte hinſichtlich der Türkei gemacht und noch zu machen habe. Nichts in unſern Unterhaltungen verrieth, daß wir von Dem, was man Barbaren nennt, mit Barbaren ſprachen, und daß das Geflüſter unſerer Unterhaltung ſelbſt bis zum Ohr des Großherrn, dieſes Schattens Allah's,

gend und zierlich geführt, als in einem Salon von London oder von Wien. Dieſe jungen Menſchen, begierig nach Aufklärung und Fortſchritt, ſprachen von ihrer Lage ſelbſt mit einer edlen und rührenden Beſcheidenheit Als die Stunde des Gebets nahte, nahmen wir Abſchied von unſern Gaſtfreunden: die Bitte, dem Sultan perſönlich vorgeſtellt zu werden, verſchoben wir auf eine andere Gelegenheit. Namuk-Baſſa übergab uns einem Oberſt der Kaiſerlichen Garde, dem er aufgab, uns den Weg zu weiſen, und uns nach dem Vorhof der Moſchee zu führen, wohin der Sultan ſich begeben wollte. Wir ſezten über den Bosphorus, und wurden an das Thor der kleinen Moſchee ſelbſt, auf den Stufen, welche hineinführen, aufgeſtellt. Wenige Minuten nachher hörten wir die Kanonenſchüſſe der Flotte und der Forts ertönen, welche jeden Freitag der Hauptſtadt anzeigen, daß der Sultan ſich in die Moſchee begibt, und wir ſahen die beiden kaiſerlichen Kaiken von der Küſte von Aſien abſtoßen, und den Bosphorus gleich einem Pfeile durchfliegen. Kein Luxus von Pferden oder Wagen kommt der Orientaliſchen Pracht dieſer vergoldeten Kaiken nahe, deren Vordertheil, wie ein goldner Adler, zwanzig Fuß vor dem Bauch der Barke vorſpringt, deren vierundzwanzig Ruderer, gleichzeitig ihre langen Stangen hebend und ſenkend, den Schlägen eines ungeheuren Flügelpaars gleichen und jedesmal eine Maſſe von Schaum aufrühren, welche die Seiten der Kaike umgibt; Nichts endlich gleicht der Pracht dieſes Pavillons von Seide, Gold und Federn, deſſen zurückgeſchlagene Vorhänge den

Großherrn ſehen laſſen, ſizend auf einem Thron von Kaſhemir, ſeine Baſſa's und ſeine Admirale zu ſeinen Füßen. Als er am Ufer anlangte, erhob er ſich leicht, indem er ſich mit der Hand auf die Schulter Achmets und Namuk-Baſſa's ſtüzte; die Muſik ſeiner Garde, welche gegenüber von uns auf dem Plaze der Moſchee aufgeſtellt war, ließ ihre Fanfarren ertönen, und er ſchritt ſchnell durch die Reihen der Offiziere und Zuſchauer vorwärts. Der Sultan Mahmud iſt ein Mann von fünfundvierzig Jahren, mittlerem Wuchs und zierlicher, edler Haltung; ſein Auge iſt blau und ſanft, ſeine Geſichtsfarbe lebhaft und bräunlich, ſein Mund anmuthig und verſtändig; ſein ſchwarzer und gleich Metallſchmelz glänzender Bart wallt in dunkeln Locken auf ſeine Bruſt herab. Dieß iſt der einzige Ueberreſt der Nationaltracht, den er beibehalten hat; im Uebrigen, bis auf den Hut, würde man ihn für einen Europäer halten. Er trug Hoſen und Stiefel darüber, einen braunen Ueberrock und ein mit Diamanten geſticktes Koller, eine kleine Müze von rothem Tuch, auf welcher eine Troddel von koſtbaren Steinen angebracht war. Sein Schritt war ungleich, ſein Blick unruhig, es hatte ihn irgend etwas geärgert, oder beſchäftigte ihn eine Angelegenheit mehr als gewöhnlich; er ſprach mit Lebhaftigkeit und Unruhe mit den Baſſa's, die ihn begleiteten: als er in unſere Nähe auf die Stufen der Pforte kam, warf er uns einen wohlwollenden Blick zu, neigte leicht das Haupt, befahl durch einen Wink dem Namuk-Baſſa, die Bittſchrift zu nehmen, welche eine verſchleierte Türkiſche Frau ihm bot, und trat in die Moſchee. Er blieb darin nicht länger als zwanzig Minuten. Die kriegeriſche Muſik ſpielte während dieſer ganzen Zeit Stücke aus Opern von Mozart und Roſſini. Endlich trat er mit offenerem, heiterem Geſichte heraus, grüßte zur Rechten und zur Linken, ſchritt langſam dem Meere zu, und ſprang lachend in ſeine Barke. In Einem Augenblick ſahen wir ihn an der Küſte von Aſien ankommen und in ſeine Gärten von Beglierbey zurückkehren. Es iſt unmöglich, von der Phyſiognomie Mahmuds nicht überraſcht zu werden, und nicht im Herzen Wünſche zu hegen für einen Fürſten, deſſen Züge männliche Kraft und tiefes Gefühl ausſprechen. Aber dieſe Wünſche — ſie fallen in die Tiefe des Herzens zurück, wenn man an die düſtere Zukunft denkt, welche ihn erwartet. Wenn er ein wahrhaft großer Mann wäre, würde er ſein Schickſal ändern und die Widerwärtigkeiten beſiegen, die ihn umgeben. Noch iſt es Zeit: ſo lange ein Volk nicht todt iſt, hat es in ſich ſelbſt, in ſeiner Religion und Nationalität ein Prinzip der Energie und eines ſich neu gebärenden Lebens, welches ein gewandter und ſtarker Geiſt befruchten, in Bewegung ſezen, neu erſchaffen, und zu einer glorreichen Umbildung führen kann; Mahmud aber iſt nur ſeinem Herzen nach ein großer Mann. Furchtlos, wo es gilt, zu kämpfen und zu ſterben, wird ſein Wille ſchwach, wenn er handeln und regieren ſoll. Was auch ſein Schickſal ſeyn wird, die Geſchichte wird ihn beklagen und ehren. Er hat Großes verſucht; er begriff, daß ſein Volk todt ſey, wenn er es nicht umwandelte; Er hat die Axt an die erſtorbenen Aeſte des Baumes gelegt: er weiß Dem, was von dieſem Stamm geſund

und friſch geblieben iſt, keinen Saft und kein Leben zu geben; iſt dieß ſein Fehler? ich denke ſo. Was noch zu thun übrig blieb, war Nichts, in Vergleich mit der Ausrottung der Janitſcharen: in der Türkei war kein Widerſtand mehr. Das furchtſame, blinde Europa ſchmeichelte ſeiner Unentſchloſſenheit und Trägheit. Günſtige Gelegenheiten gingen verloren. Die Jahre verfloßen. Der kühne Ibrahim hat die Unpopularität des Sultans zu ſeinen Gunſten benüzt: Rußland wurde als Beſchüzerin angenommen, und dieſer ſchmachvolle Schuz eines natürlichen Feindes gegen einen aufrühreriſchen Sclaven hat den Islamismus empört: Mahmud hat Nichts mehr für ſich, als ſeinen perſönlichen Muth. Während er von Höflingen und Verräthern umgeben iſt, kann ein Aufſtand ihn vom Throne ſtürzen, und das Reich zu guter Lezt in Anarchie verſezen. Die Türkei hängt an dem Leben Mahmuds; das Reich und Er werden an einem Tage untergehen. Großes, verhängnißvolles Geſchick, welches die zwei ſchönſten Hälften von Europa und Aſien mit in ſeinen Sturz reißen wird.

— 21. Juni 1833. —

Um eilf Uhr ſtiegen wir bei der Treppe des alten Serails an's Land, und betraten die Straßen, welche es umgeben. Ich beſuchte im Vorbeigehen den Divan der Pforte, einen mächtigen Palaſt, wo der Groß-Vezir ſich aufhält und die Politik des Reiches beſprochen wird: er

hat nichts Merkwürdiges, als den Eindruck der Scenen, deren Schauplaz hier war; Nichts in dem Charakter des Gebäudes erinnert an ſo viele blutige Dramen. Es iſt ein großer Palaſt von gemaltem Holz mit einer Außentreppe, bedeckt mit einem in Schweifungen, nach Art der Indier und Chineſen ausgeſchnittenen Vordach. Die Säle ſind nackt und mit Matten bedeckt; wir gingen von da zu dem Plaze hinab, wo die furchtbare Pforte des Serails ſo oft ſich öffnete, um die blutigen Köpfe der Vezire, oder ſelbſt der Sultane dem Volke zu zeigen. Wir kamen durch dieſe Pforte ohne Hinderniß. Dem Publikum ſteht der Eintritt in den erſten Hof des Serails frei. Dieſer ungeheure Hof, mit ſchönen Baumgruppen bepflanzt, zieht ſich zur Linken gegen ein prachtvolles Münzgebäude hinab, modern, ohne allen orientaliſchen Charakter. Die Armenier, die Direktoren der Münze, empfingen uns und öffneten uns die Kaſſen, in denen die Koſtbarkeiten eingeſchloſſen waren, welche ſie für das Serail zu verarbeiten hatten. Ein Regen von Perlen und Diamanten, armſelige Reichthümer, welche ein Reich zu Grunde richten! So bald ein Staat ſich civiliſirt, wandeln ſich dieſe idealen Darſtellungen des Reichthums in einen wirklichen und fruchttragenden Reichthum, in Grundbeſiz und Kredit um. Ich bleibe nicht lange hier; wir treten in den lezten Hof des Serails ein, wohin Niemand Zutritt hat, außer den Beamten des Serails und den Borſchaftern am Tage ihres Empfangs: er iſt von mehreren Flügeln des Palaſtes und von Kiosken eingefaßt, welche von einander abgeſondert liegen: Wohnungen von Eunuchen, Garden und Sklaven, die Brunnen und die Bäume verbreiten hier Kühlung und Schatten. Als wir an der dritten Pforte ankamen, weigerten ſich die Soldaten, welche die Wache unter ſeiner Wölbung hielten, hartnäckig, uns einzulaſſen. Vergebens gab ſich Ruſtem-Bey dem Türkiſchen Offizier zu erkennen, der die Wache kommandirte: er hielt ihm die Befehle entgegen, die er habe, und verſicherte, er ſetze ſeinen Kopf auf's Spiel, wenn er mich einlaſſe. Wir kehrten traurig um, als uns der Kesnedar oder Großſchatzmeiſter begegnete, welcher von der Münze zurück kam, und in das Innere des Serails ging, wo er wohnt. Als ein Freund von Ruſtem-Bey, redete er dieſen an, und als er die Urſache unſeres Aergers erfuhr, hieß er uns ihm folgen, und führte uns ohne irgend eine Schwierigkeit in den Hof der Ikoglanen. Dieſer Hof, weniger geräumig als die erſtern, wird durch verſchiedene kleine Paläſte gebildet, in Form von Kiosken, mit niedlichen Dächern, welche ſieben bis acht Fuß über die Mauern vorſpringen, und von kleinen Mauriſchen Pfeilern von bemaltem Holze geſtützt ſind. Die Säulen, die Pfeiler, die Mauern und Dächer ſind ebenfalls von geſchnitztem und mit bunten Farben bemaltem Holze. Die Höfe und Gärten, durch die Zwiſchenräume gebildet, welche die unregelmäßig umher zerſtreuten Kiosken zwiſchen ſich laſſen, ſind ebenfalls unregelmäßig, mit ſehr ſchönen und ſehr alten Bäumen bepflanzt: ihre Aeſte fallen auf die Gebäude herab, und hüllen die Dächer und Terraſſen ein. Der rechte Flügel dieſer Gebäude wird von Küchen gebildet, deren durch den Rauch geſchwärzte zahlloſe Kamine und Außenwände ihren Einſturz befürchten laſſen. Man wird eine Vorſtellung von der Größe dieſes Gebäudes bekommen, wenn man weiß, daß der Sultan alle zum Hof und Palaſt gehörigen Perſonen ſpeiſt, und daß die Zahl dieſer Tiſchgenoſſen ſich auf wenigſtens zehntauſend jeden Tag beläuft. Ein wenig vorwärts vor dem Hauptgebäude der Küche iſt ein reizender, kleiner Palaſt, umgeben von einer Galerie oder Halle zu ebener Erde: dieß iſt die Wohnung der Pagen oder Ikoglanen des Serails. Hier läßt der Großherr die Söhne der Familien ſeines Hofes oder junge Sclaven erziehen, welche zum Dienſt des Serails oder des Reichs beſtimmt ſind. Dieſer Palaſt, der früher den Sultanen ſelbſt zur Wohnung diente, iſt auswendig und inwendig mit einer verſchwenderiſchen Pracht von getriebener Arbeit, Bildhauerei und vergoldeten Geſimſen verziert, welche den guten Geſchmack nicht ausſchließt. Die Plafonds ſind eben ſo reich, als die der ſchönſten Paläſte von Frankreich oder Italien; die Fußboden ſind Moſaik. Der Palaſt iſt in mehrere Säle, ungefähr von gleicher Größe, getheilt: dieſe Säle ſind Links und Rechts mit Niſchen und Klappſtühlen aus geſchnitztem Holze verbaut, ähnlich beinahe den Klappſtühlen von der ſchönſten Arbeit in den Chören unſerer alten Kathedralen. Jede von dieſen Niſchen bildet das Gemach eines Ikoglan's. Im Hintergrund iſt eine Eſtrade, wo er ſeine Kiſſen und Teppiche ausbreitet, und wo ſeine Kleidungsſtücke aufgehangen, oder in ſeinen Koffre von vergoldetem Holze eingeſchloſſen ſind. Ueber dieſen Niſchen iſt eine Art von Gerüſte angebracht, gleichmäßig vorſpringend, getheilt, verziert und geſchmückt, welche eben ſo viele Gemächer enthält, als die Abtheilung

Ganze erhält ſein Licht durch Kuppeln oder durch kleine Fenſter oben an dem Gebäude. Die jungen Ikoglanen, welche früher Zöglinge von Ruſtem-Bey waren, empfingen ihn mit rührender Freude und Zeichen der Anhänglichkeit. Ein lange erwarteter Vater würde nicht zärtlicher aufgenommen werden. Das vortreffliche Herz dieſer Knaben rührte ihn bis zu Thränen; ich ſelbſt war bewegt, als ich dieſe ſo freiwilligen und ſo aufrichtigen Zeichen von Liebe und Dankbarkeit ſah. Sie nahmen ihn bei der Hand und küßten die Schöße ſeines Ueberrocks. Ruſtem-Bey! Ruſtem-Bey! riefen ſie ſich einander zu, und alle liefen herbei zu ihrem Freunde, bebend und erröthend vor Rührung und Vergnügen. Er konnte ſich nicht losmachen von ihren Liebkoſungen: ſie ſagten ihm ſchmeichelnde Worte: Ruſtem-Bey, warum laßt Ihr uns ſo lange im Stich; Ihr wart unſer Vater, wir verſchmachten ohne Euch. Alles, was wir wiſſen, verdanken wir nur Euch. Allah und der Sultan ſchickten uns Euch, um Männer aus uns zu machen; wir waren Nichts, als Sklaven, Söhne von Sklaven. Der Name der Osmanlis war eine Schmähung, ein Spott von Europa; jezt werden wir ihn zu verfechten und ihm Ehre zu machen wiſſen. Sagt aber dem Sultan, er ſoll uns Euch wieder ſchicken, wir ſtudirten nicht mehr, wir kommen um vor Langweile und Verdruß. — Fünf oder ſechs dieſer jungen Leute von ſanftem, offenem, verſtändigem, außerordentlich ſchönem Geſicht, nahmen uns an der Hand, und geleiteten uns überall hin; ſie führten uns in ihren Erholungsſaal: dieß iſt ein Kiosk, umgeben von laufenden Brunnen,

welche aus den Mauern im Marmorbeken fließen; eine Treppe, in der Dicke der Mauer verborgen, führt nach dem Schenkzimmer, wo eine Menge von Sklaven, unter den Befehlen der Ikoglans ſtehend, immerfort Feuer für die Pfeifen, Kaffee, Sorbet, Waſſer und Eis für ſie bereit halten. Es befinden ſich alle Arten von Spielen in dem Salon; mehrere ſpielten Schach; ſie ließen uns Sorbet und Eis aufwarten, und, auf dem Divan gelagert, plauderten wir lange Zeit über ihre Studien und ihre Fortſchritte, über die Politik von Europa, über die Beſtimmung des Reichs: ſie ſprachen ſehr gut darüber; ſie knirſchten vor Unwillen über ihren gegenwärtigen Zuſtand, und ſprachen heiße Wünſche aus für das Gelingen der Neuerungsplane des Sultans. Nie ſah' ich einen lebhaftern Eifer für die Wiedergeburt eines Landes, als den, der die Augen und die Worte dieſer jungen Leute entflammte. Die jungen Italiener, zu denen man von Unabhängigkeit und Aufklärung ſpricht, erzitterten nicht in lebendigerer Aufregung. Ihre Geſichter ſtrahlten, während wir mit ihnen ſprachen. Die Aelteſten mochten zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt ſeyn, die jüngſten zwölf bis dreizehn. Ausgenommen in dem Marine-Waiſenhaus von Greenwich, ſah ich niemals ſchönere Geſichter, als die von einigen dieſer Kinder. Sie wollten uns nicht gehen laſſen, und begleiteten uns, ſo weit es ihnen erlaubt war, in alle Gärten, Höfe und Kioske umher. Einer oder zwei hatten Thränen in den Augen, als Ruſtem-Bey ſie verließ. Der Kesnedar war während deſſen gegangen, um den Eunuchen und den Hütern der Gärten und Paläſte Befehl zu geben, uns überall, wohin wir wünſchten, frei gehen zu laſſen. Im Hintergrunde des Hofes, etwas entfernter als der Palaſt der Ikoglanen, verſperrte uns ein großer Palaſt die Ausſicht und den Weg; hier wohnen die Sultane ſelbſt: er iſt, wie die Kioske und die Paläſte, die wir ſo eben beſucht haben, mit einer, durch die Verlängerung des Dachs gebildeten Galerie umgeben. Auf dieſe Galerie heraus gehen die unzähligen Thüren und Fenſter der Gemächer. Der Palaſt hat nur Ein Erdgeſchoß. Wir traten in große Säle ein, welche als Vorplaz dienen, und von welchen aus man zu verſchiedenen Zimmern gelangt. Dieſer Vorplaz iſt unregelmäßig, es iſt ein Labyrinth, gebildet durch die Pfeiler, welche das Dach und die Decken ſtüzen, und bei denen geräumige, kreisförmige Korridor's ihren Anfang nehmen, welche zu den Gemächern führen. Die Pfeiler, die Decken, die Mauern, Alles iſt von gemaltem und in Mauriſchen Verzierungen ausgeſchniztem Holze. Die Thüren der kaiſerlichen Zimmer waren offen; wir ſahen eine große Menge von ihnen, ſie glichen ſich beinahe alle, nach der Bauart und Verzierung der Plafonds und der goldenen Geſimſe. Hölzerne oder marmorne Kuppeln von arabesken Schnörkeln durchbrochen, durch welche ein ſanftes, verſchleiertes Licht hereinfällt, breite, niedrige Divans um die Wände her; keine Möbel, keine Size, als Teppiche, Matten und Käſten, Fenſter, welche einen halben Schuh über dem Fußboden anfangen, und welche auf Höfe, Galerien, Terraſſen und Gärten hinausgehen, dieß iſt Alles. Auf der Seite des Palaſtes, gegenüber von der, wo wir eingetreten waren, zieht ſich eine ſteinerne, Terraſſenförmige Plattform herum, gepflaſtert mit Marmorplatten. Ein ſchöner Kiosk, wo der Sultan ſizt, wenn er die Geſandten empfängt, liegt von dem Palaſte einige Klafter ab, einige Fuß über jene Plattform erhoben; er gleicht einer kleinen Mauriſchen Kapelle. Ein Divan füllt ihn aus, kreisförmige Fenſter umgeben ihn, man hat hier eine unbeſchränkte, wunderbare Ausſicht auf Konſtantinopel, den Hafen, das Meer von Marmora und den Bosphorus. Marmorbrunnen ſpringen in Waſſerſtrahlen auf der offenen Galerie, zwiſchen dieſem Kiosk und dem Palaſt. Es iſt ein köſtlicher Spaziergang. Die Zweige der Gebüſche und der Roſenſträuche von den Gärtchen, welche die kleinen, untern Terraſſen bedecken, ragen herauf über die Geländer und die Geſimſe, um den Palaſt mit balſamiſchem Dufte zu erfüllen. Einige Gemälde auf Marmor und auf Holz hängen an den Wänden: es ſind die Anſichten von Mekka und Medina; ich beſah ſie neugierig; dieſe Anſichten ſind wie Plane ohne Perſpektive: ſie entſprechen vollkommen der Beſchreibung, welche Ali-Bey von Mekka, der Kaaba und der Beſchaffenheit der verſchiedenen Denkmale der heiligen Stadt macht. Sie beweiſen, daß dieſer Reiſende wirklich ſie beſucht hat; was er von der Kreisförmigen Galerie ſagt, welche die Grundfläche der vorſtehenden Moſchee umgibt, wird durch ſeine Bilder beſtätigt.

Die Plattform des Palaſtes auf der linken Seite verfolgend, auf einem ſchmalen, durch hohe Terraſſen getragenen Balkon, gelangt man zu dem Harem, oder dem Palaſt der Sultaninnen. Er iſt geſchloſſen, nur einige Odalisken bewohnen ihn. Wir traten nicht näher zu dieſer, dem Auge verbotenen Wohnung, wir beſahen nur die vergitterten Fenſter und die koſtlichen Balkone, ebenfalls umgeben von Drahtgittern und mit Blumen durchwachſenen Sommerläden, wo die Frauen ihre Tage in Betrachtung der Gärten der Stadt und des Meers zubringen. Unſer Auge verſenkte ſich auf einer Menge von Beeten, eingefaßt mit marmornen Mauern, bewäſſert von Springbrunnen, und ſorgfältig und ſymmetriſch mit allen Arten von Blumen und balſamiſch duftenden Geſträuchen bepflanzt. Dieſe Gärten, zu welchen man auf Treppen hinabſteigt, und welche mit einander zuſammen hängen, haben hie und da auch zierliche Kioske; hier gehen die Frauen und Kinder des Harems ſpazieren und genieſſen die Natur.

Wir kamen an dem Abhang des Serails an, wo ſeine Fläche wieder nach dem Hafen und dem Meer von Marmora abfällt; dieß iſt der höchſte Punkt dieſer in der Welt einzigen Gegend, von wo aus der Blick alle Hügel und Meere von Konſtantinopel überſieht. Wir blieben lange Zeit hier ſtehen, um dieſe Ausſicht zu genießen; ſie iſt umgekehrt gerade die, welche ich von dem Belvedere in Pera herab beſchrieben habe. Während wir auf dieſer Terraſſe des Palaſtes waren, ſchlug die Stunde zur Mahlzeit, und wir ſahen eine große Menge von Sklaven vorübergehen, auf ihren Köpfen große zinnerne Platten tragend, welche das Mittagsmal der Offiziere, der Beamten, der Eunuchen und der Frauen des Serails enthielten. Wir wohnten mehreren dieſer Mahlzeiten bei; ſie beſtanden aus Pilaus, aus Geflügel, Kübehs, kleinen Klößen aus Reis und gehacktem Fleiſch, in einem Weinblatt gebraten, aus Hippenähnlichen Brotfladen und einer Schale Waſſers. Ueberall, wo der Sklave ſeinen Herrn traf, ſezte er das Eſſen nieder, bald in der Ecke des Saals des Palaſtes, bald auf der Terraſſe, im Schatten des Dachs, bald in den Gärten unter einem Baum, neben einem Springbrunnen.

Der Kesnedar ſuchte uns auf, und führte uns in den Kiosk, wo er wohnt, gegenüber von der Schazkammer des Serails; dieſe Schazkammer, wo ſo viele unberechenbare Reichthümer ſeit der Schöpfung des Reichs angehäuft ſind, iſt ein großes ſteinernes Gebäude, vor dem ein bedeckter Portikus ſteht; das Gebäude erhebt ſich nicht hoch über den Boden, die Thüren ſind niedrig, und die Gemächer liegen unter der Erde. Große Koffer von rothgemaltem Holze enthalten die Gold- und Silbermünzen. Man nimmt jede Woche eine beſtimmte Summe daraus für den Dienſt des Reichs. Es ſtanden mehrere unter dem Portikus, wir begehrten nicht hinein zu treten; man ſagte uns aber, daß außer den Gold- und Silberſtücken, dieſer Kesneh Haufen von Perlen und Diamanten enthalte. Dieß iſt wahrſcheinlich, nach der Gewohnheit der Sultane, immer hier aufzuhäufen, und nur in der hochſten Noth des Staats zu dieſen Schäzen ihre Zuflucht zu nehmen. Da aber der Werth koſtbarer Steine nur konventionell iſt, ſo würde der Großherr, wenn er ſie zu ſeinem Gebrauche verkaufen wollte, ihren Preis durch die große Menge, welche dadurch in den Handel käme, herab drücken, und, Was eine ungeheure Hülfsquelle für ſeine Finanzen ſcheint, iſt vielleicht nicht einmal eine.

Der Kesnedar, ein offener, heiterer, geiſtreicher Mann, führte mich in das Zimmer, das er bewohnt. Ich fand hier zum erſtenmal in der Türkei etwas weniges Luxus in den Möbeln, und einige Bequemlichkeiten, wie man ſie in Europa hat: die Divans waren hoch und mit ſeidenen Kiſſen bedeckt; es befanden ſich hier Tiſche, hölzerne Breter rings an den Wänden hin, auf dieſen Bretern Regiſter, Bücher, Landkarten und ein Erdglobus. Man brachte uns eingemachte Früchte und Sorbet. Wir ſprachen von den Künſten, den Wiſſenſchaften Europa's, verglichen mit dem Zuſtand der menſchlichen Kenntniſſe in dem Ottomaniſchen Reiche. Der Kesnedar ſchien mir eben ſo unterrichtet und vorurtheilsfrei als ein Europäer. Er faßte Alles auf, wünſchte, daß Mahmuds ſeine Verbeſſerungsverſuche gelingen möchten; aber da er ſchon alt war, und ſeine beſten Tage als vertrauter Beamter des Serails unter Vier Sultanen verlebt hatte, ſchien er Wenig zu hoffen und ſich philoſophiſch in die Zukunft zu ergeben. Er führte ein friedliches, einſames Leben in dieſem verlaſſenen Serail. Er befragte mich ein Langes und Breites über alle möglichen Gegenſtände: Philoſophie, Religion, Dichtung, Volksglauben in Europa, Regierungsart der verſchiedenen Staaten, ſowohl Monarchien als Republiken, Politik, Taktik; Alles ließ er mit einem richtigen Blicke, einer Gewandtheit des Urtheils und einem geſunden, denkenden Verſtande an ſich vorüber gehen, die mir wohl zeigten, daß ich es mit einem der ausgezeichnetſten Männer des Reichs zu thun hatte. — Er brachte einen Himmels- und einen Erdglobus herbei, und wünſchte, daß ich ihm die Bewegungen der Geſtirne und die Eintheilung der Erde erklärte. Er nahm Notiz von Allem, und ſchien entzückt. Er bat mich, bei ihm das Abendeſſen anzunehmen und die Nacht hier zuzubringen. Es koſtete uns viele Mühe, ſeine Bitten von uns zu weiſen, und wir konnten ſie nicht anders zum Schweigen bringen, als indem wir ihm ſagten, meine Frau und meine Freunde, welche mich im Serail wüßten, würden in einer tödtlichen Unruhe ſeyn, wenn ſie mich nicht wiederkehren ſehen würden. Ihr ſeyd in der That, erwiederte er, der erſte Franke, der je darinnen Eintritt erhalten hat, und dieß iſt ein Grund, warum ihr hier als Freund behandelt werdet. Der Sultan iſt groß, und Allah iſt für Alle. Er begleitete uns bis zu den innern Treppen, welche von der Plattform des Palaſtes des Sultans in das Labyrinth der kleinen Gärten des Harems führen, von denen ich geſprochen habe, und übergab uns der Fürſorge eines Offiziers der Boſtangi's, welcher uns von Kiosk zu Kiosk, von Beet zu Beet, — alle mit Blumen bepflanzt, alle mit Springbrunnen bewäſſert, — bis zu dem Thore einer hohen Mauer führte, welche die innern Paläſte des Serails von den großen äußern Raſenpläzen trennt. Hier befanden wir uns am Fuße der ungeheuren Platanen, welche mehr als hundert Fuß nach den Mauern und den hohen Balkonen des Harems hinauf wachſen. Dieſe Bäume bilden hier einen Wald und durchſchnittene Gruppen von grünen Graspläzen; weiter hin ſind Fruchtbäume und große Küchengärten, welche von Sklaven angebaut werden, die ihre Hütten unter den Bäumen haben. Bäche bewäſſern dieſe unregelmäßigen Pflanzungen. Nicht weit vom Harem befindet ſich ein alter prächtiger Palaſt Bajazeths, dem Epheu und den Nachtvögeln preisgegeben. Er iſt aus Stein und von bewundernswürdiger Arabiſcher Architektur. Man würde ihn mit leichter Mühe wieder herſtellen, und dann wäre er ſo viel werth, als das ganze Serail. Aber es gibt eine Sage, er ſeye von böſen Geiſtern bewohnt, und niemals betritt ihn ein Osmanli. Da ich allein war, trat ich in eines oder zwei der unterirdiſchen Gewölbe dieſes ſchönen Palaſtes, welche mit Trümmern und Steinen angefüllt waren. Die Mauern und die Treppen, die ich Zeit hatte, zu beſehen, ſchienen mir von der zierlichſten Arbeit. Hier, bei einem der Thore der Serailsmauern angekommen, gingen wir wieder zurück, immer unter einem Walde von Platanen, Maulberfeigenbäumen und Cypreſſen, den größten, die ich je geſehen habe, und machten die Runde durch die äußern Gärten. Dieſe führten uns bis zu den Ufern des Meers von Marmora, wo zwei oder drei herrliche Paläſte ſind, welche die Sultane während des Sommers bewohnen. Die Zimmer gehen nach dem Kanal hinaus, und werden unaufhörlich von der Seeluft gekühlt. Weiter hin tragen Raſenhügel kleine Moſcheen, Kiosken und Waſſerbeken, eingefaßt von marmornen Rahmen und beſchattet von ungeheuren Bäumen. Wir ſezten uns hier nieder bei den Blumen und den murmelnden Springbrunnen. Die hohen Mauern des Serails hinter uns, und vor uns einen Raſenabhang, der am Meere aufhörte; zwiſchen dem Meer und uns einen Baumſchlag von Cypreſſen und Platanen, welche die Ringmauer einfaſſen; jenſeits dieſer Baumwipfel die Fluthen des Meers von Marmora, die Prinzeninſeln, die Schiffe unter Seegel, deren Maſte von einem Baum zum andern gleiteten, Scutari, von den Strahlen der untergehenden Sonne geröthet: die vergoldeten Spizen des Rieſenbergs und die Schneekuppen der Berge Phrygiens als Rahmen zu dieſem göttlichen Gemälde.

Dieß iſt das Innere dieſer geheimnißvollen Wohnung, der ſchönſten der Erde, dem Schauplaze ſo vieler blutiger Scenen, wo das Ottomaniſche Reich ſeinen Urſprung nahm und ſich ausbreitete, wo es aber nicht ſterben wird, denn ſeit der Niedermezlung der Janitſcharen bewohnt es der Sultan Mahmud nicht mehr. Als einem ſanftmüthigen und dem Vergnügen ergebenen Mann, ſind ihm dieſe Blutſpuren ſeiner Herrſchaft zuwider. Vielleicht iſt er auch nicht ſicher mitten unter der fanatiſchen Einwohnerſchaft von Stambul, und zieht es vor, in ſeinen dreißig Paläſten an den Ufern des Bosphorus einen Fuß auf Aſien und einen Fuß auf ſeiner Flotte zu haben. Der Charakter dieſes wunderbaren Aufenthalts iſt weder Größe, noch Bequemlichkeit, noch Pracht, es ſind Hütten von vergoldetem Holze in durchbrochener Arbeit. Der Charakter dieſer Paläſte iſt der Charakter des Türkiſchen Volks: Verſtändniß und Liebe der Natur, der Inſtinkt nach ſchönen Gegenden, nach ſchimmernden Meeren, nach Schatten, Quellen, einem ungemeſſenen Horizonte, eingefaßt von den Schneekuppen der Berge, iſt der vorherrſchende Inſtinkt dieſes Volkes.

Man merkt an ihm die Erinnerung eines Hirten- und Ackerbautreibenden Volkes, welches ſich gerne ſeinen Urſprung zurück ruft, und deſſen ganzer Geſchmack einfach und ungekünſtelt iſt. Dieſes Volk hat den Palaſt ſeines Herrſchers, die kaiſerliche Hauptſtadt, auf den Abhang des ſchönſten Hügels geſezt, den es in ſeinem Reich, vielleicht in der ganzen Welt gibt. Dieſer Palaſt hat nicht die innere Ueppigkeit und die geheimnißvollen Zurüſtungen zum Vergnügen eines Europäiſchen Palaſtes; er hat Nichts als geräumige Gärten, wo die Bäume frei und ewig wachſen, wie in einem Urwald, wo die Waſſer murmeln, wo die Tauben girren; Zimmer mit zahlreichen, immer offenen Fenſtern; Terraſſen, über den Gärten und dem Meere ſich erhebend, vergitterte Kioske, wo die Sultane, hinter ihren Sommerläden ſizend, zugleich die Einſamkeit und den bezaubernden Anblick des Bosphorus genießen konnen. Es iſt in der Türkei überall das Gleiche, Herrſcher und Volk, Große und Kleine haben nur Ein Bedürfniß, Ein Gefühl in der Wahl und der Einrichtung ihrer Wohnung; eine ſchöne Ausſicht, einen ſchönen Horizont zu genießen, oder wenn die Lage und die Armuth ihres Hauſes ihnen dieß verſagt, wenigſtens einen Baum, Vögel, ein Schaaf, Tauben in einem Winkel der Erde um ihre Wohnung her zu haben. Auch iſt überall, wo eine hohe, erhabene oder anmuthige Lage ſich findet, eine Moſchee, ein Santonkloſter, eine Türkiſche Hütte angebracht. Es gibt keine Gegend, keinen Hügel, keinen lachenden Golf an den Küſten des Bosphorus in Europa und Aſien, wo nicht ein Baſſa oder ein Vezier ein Landhaus und einen Garten gebaut hätte. Sich im Schatten niederzuſezen, vor ſich einen herrlichen Horizont, über ſich ſchön belaubte Aeſte, neben ſich einen Brunnen, vor Augen die ländliche Flur oder das Meer, und hier Stunden und Tage in der Langenweile einer träumenden, gedankenloſen Betrachtung hinzubringen: dieß iſt das Leben des Muſelmanns; es erklärt die Wahl und die Einrichtung ſeiner Wohnungen; es erklärt auch, warum dieſes Volk unthätig und ſchweigſam bleibt, bis ſeine Leidenſchaften ihm einen Schwung und ſeine natürliche Energie geben, welche er zwar in ſich ſchlafen läßt, aber niemals verliert. Er iſt nicht geſprächig, wie der Araber, er macht wenig aus den Vergnügungen der Eigenliebe und der Geſellſchaft; die Freuden der Natur genügen ihm: er träumt, er denkt nach und betet. Es iſt ein Volk von Philoſophen; es leitet Alles aus der Natur her, und bezieht alles auf Gott, Gott iſt unabläßig in ſeinem Herzen und in ſeinem Munde, nicht aber als eine unfruchtbare Idee, ſondern als eine fühlbare, offenbare, praktiſche Wirklichkeit. Seine Tugend iſt die immerwährende Verehrung des göttlichen Willens, ſein Dogma Fatalismus. Bei dieſem Glauben erobert man die Welt und verliert ſie mit der gleichen Leichtigkeit und der gleichen Ruhe. Wir verlaſſen das Serail durch die Pforte, welche nach dem Hafen führt, und ich trete in den ſchönen Kiosk auf dem Quai, wo der Sultan ſizt, wenn ſeine Flotte zu einer Expedition ab-, oder von einer zurück ſegelt und ihren Herrſcher begrüßte.

— 22. Juni 1833. —

Zwei meiner Freunde verlaſſen mich und reiſen nach Europa ab; ich bleibe allein in Bujukdere mit meiner Frau und Herrn von Capmas.

— 25. Juni 1833. —

Zwei Tage in Belgrad zugebracht, einem Dorf mitten in dem Walde dieſes Namens, vier Meilen von Konſtantinopel; ungeheurer Eichenwald, der die Hügel bedeckt, welche zwiſchen dem Bosphorus und dem Meer von Marmora in gleicher Entfernung von beiden liegen, und der ſich beinahe ohne Unterbrechung bis zu dem Balkon fortzieht. Eine eben ſo wilde und anmuthige Gegend, als in irgend einem der Wälder von England, mit einem ſchönen Griechiſchen Dorf, erbaut in einem weiten Thale, mitten im Walde; Arkadiſche Wieſen, ein Bach, welcher unter den Stämmen der Eichen hinfließt. Herrliche künſtliche Seen in dem Keſſel der höhern Hügel, angelegt, um die Waſſer zu ſperren und die Brunnen in Konſtantinopel zu unterhalten. Gaſtfreundſchaft dort genoſſen bei Herrn und Madame Aléon, einem franzöſiſchen Bankier, deſſen Vater mit ihm in Konſtantinopel etablirt iſt; ſie beſitzen ein herrliches Landgut in Bujukdere und ein Jagdhaus in dem Dorfe Belgrad; eine liebenswürdige Familie, wo Feinheit der Lebensart, hohe Geſinnungen, Geiſtesbildung ſich mit der Grazie und der gemüthlichen Einfalt des Orients paaren. Ich treffe in Konſtantinopel einen andern, ganz Franzöſiſchen Geſellſchafter in Herrn Salzani, den Bruder meines Bankiers in Smyrna, einen wohlhabenden Mann, zugleich einen Mann von Herz und Geiſt, der uns als Landsleute und Freunde behandelt. Im allgemeinen ſteht die Fränkiſche Geſellſchaft in Konſtantinopel, beſtehend aus Beamten der Geſandtſchaft und der Konſulate, aus den Familien der Dollmetſcher und den Kaufleuten der verſchiedenen Europäiſchen Nationen, hoch über ihrem Rufe. Da ſie ſich zu einer kleinen Stadt zuſammen gemacht hat, ſo leidet ſie auch an den Fehlern der kleinen Städte, dem Gevatterweſen und den neckiſchen Eiferſüchteleien; aber man trifft auch hier Rechtſchaffenheit, Bildung, Feinheit, eine freundliche, herzliche Gaſtfreundſchaft gegen die Fremden. Man iſt hier auf dem Laufenden über Europa wie in Wien oder Paris; man nimmt gewaltigen Antheil an den Bewegungen, welche den Occident aufrühren. Es ſind hier Männer von Verdienſt, und Frauen von Grazie und hoher Tugend. Ich ſah' Salons in Pera, Therapia und Bujukdere, wo man geglaubt hätte, in einem der ausgezeichneten Salons unſerer großen Städte in Europa zu ſeyn, wenn man nicht die Augen auf den Bosphorus oder das goldene Horn geworfen hätte, welches am Fuße der Gärten zwiſchen den Blättern der Bäume ſchimmerte.

Fahrten nach den ſüßen Waſſern von Europa. Im Hintergrund des Hafens von Konſtantinopel nähern ſich die Hügel von Eyub und die, welche Pera und Galata tragen, einander unmerklich, und laſſen Nichts zwiſchen ſich, als einen ſchmalen Arm des Meers: zur Linken ſtreckt ſich die Vorſtadt von Eyub mit ihrer Moſchee, wo die Sultans bei ihrer Thronbeſteigung ſich mit dem Sabel Mahomeds umgürten laſſen, eine blutige Weihe der Kraft, der Religion des Muſelmaniſchen Deſpotismus. Dieſe Moſchee erhebt ſich in zierlicher Pyramidenform über die gemalten Häuſer der Vorſtadt, und die Spizen ſeiner Minarete verſchwimmen am Horizont mit den hohen, in Trümmer liegenden Griechiſchen Mauern von Konſtantinopel. Am Ufer des Kanals zieht ſich ein ſchöner Palaſt der Sultaninnen längs der Fluthen hin. die Fenſter ſind in gleicher Höhe mit dem Waſſer, die mächtigen buſchigen Wipfel der Bäume des Gartens überragen das Dach, und ſpiegeln ſich im Meere. Jenſeits iſt das Meer nicht Mehr als ein Fluß, der zwiſchen zwei Wieſen hinläuft. Hügel, Gärten und Gehölze bedecken dieſe ſchöne Ufer. Einige Bulgariſche Hirten ſpielen hier, auf den Felſen ſizend, die Sackpfeife, indem ſie Heerden von Pferden und Ziegen hüten; endlich iſt der Fluß nicht mehr als ein Bach, in welchem die Ruder der Kaiken an beiden Ufern anſtoßen, und wo die Wurzeln herrlicher Ulmen, auf ihren Geſtaden wachſend, die Schifffahrt hindern. Eine große Wieſe, beſchattet von Platanengruppen, dehnt ſich zur Rechten. Zur Linken ſteigt das Gelände mit Holz und Gras bewachſen auf; im Hintergrund verliert ſich der Blick zwiſchen den grünen, unregelmäßigen Säulenhallen der Bäume, welche den Bach beſchatten, der ſich zwiſchen ihnen hinſchlängelt. Dieß iſt der Schluß des ſchönen Hafens von Konſtantinopel, der Schluß des ungeheuren, ſchönen, ſtürmiſchen Mittelmeers. Man ſtrandet in einer ſchattigen Bucht im Hintergrunde eines Golfs von Wieſen, auf einer Bank von Raſen und Blumen, fern von dem Geräuſch und der Bewegung des Meers und der Stadt. Das Leben eines Menſchen, das ſo endete, — wie ſchön wäre ſein Ende! Einen ſolchen Schluß gebe Gott dem Leben meiner Freunde, welche heut zu Tage ſich in dem Getümmel der Welt umhertreiben und glänzen. Stille nach dem Lärm, ſanftes Dunkel nach dem blendenden Tageslicht, Ruhe nach der Aufregung; ein ſchattiger, einſamer Fleck, um über die Vergangenheit nachzudenken, und in Frieden und Freundſchaft mit der Natur und den Menſchen zu ſterben. Für mich ſelbſt habe ich keinen Wunſch mehr, und nicht einmal um Dieß bitte ich: meine Einſamkeit wird weder ſo ſchön, noch ſo ſüß ſeyn.

Aus der Kaike geſtiegen verfolge ich die Ufer des Bachs bis zu einem Kiosk, den ich zwiſchen den Bäumen ſchimmern ſehe. Bei jedem Stamm bemerke ich eine Gruppe von Türkiſchen und Armeniſchen Frauen, welche im Schatten ihre Mahlzeit einnehmen, umgeben von ſchönen Kindern, die auf der Wieſe ſpielen. Geſattelte Pferde mit prächtigem Reitzeug und Arabas, Fuhrwerke aus Konſtantinopel, mit Ochſen beſpannt, ſind auf der Wieſe zerſtreut. Vor dem Kiosk und um ihn her ſind ein Kanal und Teiche, in denen Schwanen ſchwimmen. Die Gärten ſind klein, aber die ganze Wieſe iſt Ein Garten. Hieher kam früher der gegenwärtige Sultan oft, um die heiße Jahreszeit hier zuzubringen. Er liebte dieſen lieblichen Aufenthalt, da dieſer einer Lieblings-Odaliske gefiel. Die Liebe hatte in dieſem Herzen Plaz gewonnen nach der Mezelei von Atmeidan, und mitten in der ſinnlichen Luſt des Harems ſtarb hier die ſchone Odaliske. Seit dieſer Zeit hat Mahmud dieſen Ort verlaſſen, das Grab der Odaliske wird, wie man ſagt, öfters von ihm beſucht, und gibt allein den Gärten dieſes verlaſſenen Palaſtes eine Weihe. Einen Tag im Grunde des Thales, unter dem Schatten der Bäume zugebracht. Verſe an V.... geſchrieben.

— 3. Juli 1833. —

Ich ſchiffte mich dieſen Morgen nach Konſtantinopel ein. Ich fuhr den Bosphorus hinauf, in das Meer von Marmora ein, und nachdem ich ungefähr zwei Stunden die äußeren Mauern entlang gefahren war, welche Stambul von dieſem Meere trennen, landete ich am Fuße des Schloſſes der ſieben Thürme. Wir hatten weder ein Teskereh, noch einen Führer. Die Türkiſchen Soldaten ließen uns nach vielen Schwierigkeiten in den erſten Hof dieſes blutigen Schloſſes ein, wohin die wurden, um den Tod zu erwarten, welcher niemals lange ausbleibt, wenn das Volk zugleich Richter und Henker iſt. Sechs oder ſieben Köpfe von enthaupteten Kaiſern rollten über die Stufe dieſer Treppe. Tauſende von weniger erhabenen Häuptern bedeckten die Zinnen dieſes Thurms. Der Wächter weigert ſich, uns weiter vorzulaſſen. Während er geht, um Befehle bei dem Kommandanten des Schloſſes einzuholen, öffnet ſich die Thüre eines niedrigen gewölbten Saals in dem öſtlichen Thurme. Ich mache einige Schritte, höre ein Gebrülle, von welchem das Gewölbe erbebt, und befinde mich gegenüber von einem ſchönen, ſtolzen, angeketteten Löwen. Der Löwe ſtürzt auf einen ſchönen Windhund, der mir folgte; der Windhund entſchlüpft ihm, und flüchtet ſich zwiſchen meine Beine. Der Lowe erhob ſich auf ſeine Hintertazen, aber ſeine Ketten hielten ihn an der Wand feſt. Ich trat heraus und verſchloß die Thüre. Der Wächter kam, um mir zu ſagen, daß er ſeinen Kopf auf's Spiel ſeze, wenn er mich weiter hinein führe. Ich entfernte mich, und trat aus der Stadtmauer durch eine Pforte von altem Gemäuer, welche nach dem Land führte. Die Mauern von Konſtantinopel fangen bei dem Schloß der ſieben Thürme, an dem Meer von Marmora an, und erſtrecken ſich bis zu den Gipfeln der Hügel, welche an die Vorſtadt Eyub, gegen das äußerſte Ende des Hafens zu, bei den ſüßen Waſſern von Europa, indem ſie ſo die ganze alte Stadt der Griechiſchen Kaiſer und die Stadt Stambul der Türkiſchen Sultane einfaſſen, auf der einzigen Seite des Dreicks, welche nicht vom

Meere beſchüzt iſt. Auf dieſer Seite hat Konſtantinopel keinen Schuz, als die unmerklichen Abhänge der Hügel, welche ſich in einer ſchönen, angebauten Ebene verlieren. Hier baute man jene dreifache Mauernreihe, an welcher ſo viele Stürme ſcheiterten, und hinter welchen das unglückliche Griechiſche Kaiſerreich ſich ſo lange für unvergänglich hielt. Dieſe bewunderungswürdigen Mauern beſtehen noch immer, und ſind nach dem Parthenon und Baalbek die majeſtätiſchſten Ruinen, welche die Stelle einer Herrſchaft bezeichnen. Ich ging dieſen Morgen auf ihrer äußern Seite an ihrem Fuße hin. Es ſind ſteinerne Terraſſen von fünfzig bis ſechzig Fuß Höhe, und hie und da fünfzehn bis zwanzig Fuß Dicke, überkleidet mit gehauenem Stein von einer ſchönen grauen Farbe; oft auch ſind ſie ganz weiß, und wie wenn ſie gerade von dem Meiſel des Steinhauers herkämen. Man iſt von ihnen getrennt durch alte Gräben, angefüllt mit Trümmern und fruchtbarer Gartenerde, in welcher die Bäume und die Mauerpflanzen ſchon ſeit Jahrhunderten Wurzeln geſchlagen haben, und einen unzugänglichen Wall bilden. Es iſt ein Urwald von dreißig bis vierzig Fuß Breite, mit Vogelneſtern angefullt, und mit Reptilien bevölkert. Manchmal verbirgt dieſer Wall die Wände und die viereckigen Thürme hinter ihm gänzlich bis zu ihren hohen Zinnen hinauf, welche man noch bemerkt. Oft erſcheint die Mauer wieder in ihrer ganzen Höhe, und ſpiegelt mit goldenem Glanze die Stralen der Sonne wieder. Sie iſt oben in Lücken von allen Formen ausgeſchweift, aus denen das Grün ſich herab zieht, wie in Bergſchluchten, indem es mit dem Laub und dem Buſchwerk in den Gräben verſchmilzt. Beinahe überall iſt ihr Giebel mit Vegetation umkränzt, welche über ſie herab hängt, und ein Geſimſe von Pflanzen mit Kapitälern und Schnörkeln von Lianen und Epheu bildet. Da und dort ſteigt aus den von Steinen und Staub gebildeten Haufen eine Platane oder eine Cypreſſe auf, welche mit ihren Wurzeln die Spalten dieſes Fußgeſtells durchſchlingt. Das Gewicht der Aeſte und der Blätter, und die Stöße des Windes, von denen dieſe luftigen Bäume unaufhörlich getroffen werden, haben ihre Stämme gegen Mittag gebogen, ſo daß ſie wie entwurzelt mit ihren mächtigen Aeſten hängen, auf denen eine Menge von Vögeln ihre Neſter angebracht haben. Alle drei- oder vierhundert Schritte trifft man einen der Doppelthürme von prachtvoller Bauart, mit ungeheuren Thorgewölben oder einem antiken Bogen zwiſchen dieſen Thürmen. Dieſe Thore ſind heut zu Tage meiſt vermauert, und die Vegetation, welche Alles umſponnen hat, Mauern, Zinnen, Thürmchen, vermählt ſich an dieſen Stellen auf's wunderlichſte mit Ruinen und Menſchenwerken. Es gibt hier Epheuwände, welche den Giebel der Thürme herab ſich ausſpannen, wie ein ungeheurer faltiger Mantel. Man ſieht hier Lianen, welche grüne Brücken mit Bogen von fünfzig Fuß von einer Lücke zur andern bilden; es ſind hier Beete von Levkoien, ſenkrecht auf den Mauern wachſend, welche der Wind unabläſſig wie Wellen von Blumen ſchaukelt; Tauſende von Gebüſchen bilden Zacken von verſchiedenem Laubwerk und bunten Farben. Aus dieſem Allem ſteigen Schwärme von Vögeln auf, wenn man einen Stein gegen die von dem lebendigen Teppich überkleideten Mauern oder in die Tiefe der Büſche wirft, die man zu ſeinen Füßen hat. Hauptſächlich ſahen wir eine große Menge von Adlern, welche die Thürme bewohnen, und den ganzen Tag in der Sonne über den Horſten flattern, in denen ſie ihre Jungen füttern u. ſ. w.

— Juli. —

Das gleiche einſame Leben in Bujukdere, den Abend auf dem Meer oder in dem Roſenthale zugebracht. Alle Wochen Beſuche von Herrn Truqui. Die guten Herzen haben allein in ſich eine tröſtende Eigenſchaft, Gott hat ihnen den einzigen Balſam gegeben, den er für die unheilbaren Wunden des Herzens hat, das Mitgefühl. —

Geſtern feierte der Graf Orloff, Kommandant der Ruſſiſchen Flotte und Armee, und außerordentlicher Geſandter des Kaiſers von Rußland bei der Pforte, den Erfolg ſeiner Sendung und ſeine Abreiſe durch ein kriegeriſches Feſt, das er dem Sultan auf dem Bosphorus gab. Die Gärten der Ruſſiſchen Geſandtſchaft in Bujukdere bedecken die waldbewachſenen Seiten eines Bergs, welcher den Golf ſchließt, und deſſen Fuß vom Meere beſpült wird. Man hat von den Terraſſen der Paläſte die Ausſicht auf den Bosphorus, in ſeiner doppelten Richtung nach Konſtantinopel und dem ſchwarzen Meere zu. Den ganzen Tag ertönten die Kanonen der Ruſſiſchen Flotte, welche zu den Füßen der Gärten vor unſern

Fenſtern vor Anker liegt, und ihre Flaggenbehangenen Maſten verſchwammen mit dem Grün der großen Bäume auf beiden Ufern. Das Meer war vom Morgen an mit keinen Fahrzeugen und Kaiken bedeckt, welche von Konſtantinopel fünfzehn- bis zwanzigtauſend Zuſchauer brachten, die ſich in die Kiosken, auf den Wieſen, auf den Felſen verbreiteten. Eine große Menge blieb in den Kaiken, welche, angefüllt mit bunt gekleideten Jüdiſchen, Türkiſchen, Armeniſchen Frauen, wie hingeſtreute Blumenſträuße auf dem Meere ſchwimmen. Das Lager der Ruſſen auf den Seitenwänden des Rieſenbergs, eine halbe Meile von der Flotte, tritt mit ſeinen weißen und blauen Zelten aus dem dunkeln Grün und den von der Sonne verbrannten Abhängen des Bergs hervor. Am Abend waren die Gärten der Ruſſiſchen Geſandtſchaft von Tauſenden von Lampen beleuchtet, welche an allen Zweigen der Bäume aufgehängt waren. Die Schiffe, ebenfalls illuminirt auf allen Maſten, auf allen Rhaaen, auf allen Tauen, glichen brennenden Fahrzeugen, auf denen die Batterien von der Hize der Feuersbrunſt losgehen. Ihre Seiten ſpieen Ströme von Blizen aus, und das Lager der Landungstruppen, erleuchtet von großen Feuern auf den Quai's und den Hügeln der Berge in Aſien, erglänzte in Lichtſtreifen auf dem Meere, und warf den Glutſchein eines Flammenmeers auf das ungeheure Bette des Bosphorus. Der Großherr kam mitten in dieſer funkelnden Nacht auf einem Dampfboote an, welches ſich unter den Terraſſen des Ruſſiſchen Palaſtes aufſtellte, damit er das Schauſpiel genießen konnte, das ihm gegeben war. Man ſah' ihn auf dem Verdeck, umgeben von ſeinen

Veziren und ſeinen Lieblings-Baſſa's. Er blieb an Bord, und ſchickte den Groß-Vezir ab, um dem Abendeſſen des Grafen Orloff beizuwohnen. Ungeheure Tiſche, unter den langen Platanenalleen aufgeſtellt, und andere Tiſche, in allen Boskets der Gärten verborgen, waren mit Gold und Silber bedeckt, welches den Schimmer der beleuchteten Bäume widerſtrahlte. In der dunkelſten Stunde der Nacht, kurz vor dem Aufgang des Mondes, ſtieg ein Feuerwerk, in Booten auf dem Waſſer getragen, aus der Mitte des Bosphorus, in gleicher Entfernung von den drei Ufern auf, ſtreifte über die Wellen hin, und verbreitete einen blutrothen Schein über die Berge, die Flotte und jene ungeheure Menge von Zuſchauern, deren Kaiken das Meer bedeckten. Nie gibt es ein ſchöneres Schauſpiel für das Auge des Menſchen. Man hätte ſagen mögen, das mächtige Gewölbe des Himmels habe ſich geſpalten und ein Stück einer Zauberwelt ſehen laſſen, mit Elementen, Bergen und Meeren von unbekannter Form und Farbe, und Tauſenden von dünſtigen, flüchtigen Schatten, welche auf Licht- und und Feuerwellen dahin ſchwimmen. Bald ſank Alles wieder in Stille und Nacht zurück, die Lampen, wie vom Hauche des Windes verlöſcht, verſchwanden von allen Rhaaen, aus allen Stückpforten der Schiffe, und der Mond, der aus einem Hochthale zwiſchen den Kämmen der beiden Berge aufſtieg, verbreitete ſein ſanfteres Licht auf dem Meer, auf deſſen Perlengrunde die ungeheuren ſchwarzen Maſſen der Schiffe und die Skelettähnlichen Geſtalten der Maſten, Rhaaen und der Taue an den Fahrzeugen gleich Geſpenſtern aufſtiegen. Der Sultan fuhr in ſeinem leichten Dampfboote zurück, deſſen Rauchſäule auf dem Meere hinzog, und ſtille verſchwand, wie ein Schatten, gekommen, um dem Sturze eines Reiches beizuwohnen.

Es war nicht Sardanapal, der mit dem Widerſcheine ſeines Scheiterhaufens die Trümmer ſeines zuſammen geſtürzten Thrones beleuchtete. Es war der Mörder eines wankenden Reiches, das gezwungen war, gegen einen aufrühriſchen Sklaven Hilfe und Schuz zu ſuchen, und bei einem Feſte zu ihrem Ruhme und ſeiner eigenen Demüthigung zu erſcheinen. Was konnten die alten Osmanlis denken, welche die Lichter des Lagers der chriſtlichen Barbaren und ihrer Freudenfeuer auf den heiligen Bergen Aſiens leuchten, ihren Schein auf die Kuppeln der Moſcheen niederfallen, und von ihrem Strale ſelbſt die alten Mauern des alten Serails widerglänzen ſahen! Was dachte Mahmud ſelbſt unter dem erzwungenen Lächeln ſeiner Lippen? Welche Schlange zerfraß ihm das Herz? Es lag in dieſem Feſte etwas ſo Schmerzliches, Etwas, was ihm das Herz brechen, und meiner Meinung nach hinreichend ſeyn ſollte, um ihm durch Reue den Heldenmuth wieder zu geben. Und doch war es auch wieder etwas ſo Tröſtendes für den Philoſophen, welcher eine Vorſehung erkennt und die Menſchen liebt. Es war jener Lauf der Zeiten und der Dinge, der ein ungeheures Reich in Trümmern zerfallen ließ, welches der Civiliſation der Hälfte des Orients im Wege ſtand, und der Schritt für Schritt nach dieſen ſchönen Ländern weniger abgelebte Menſchenraçen, menſchlichere Regierungen und Religionen von lebendigerer Entwicklung führte.

Ich ſpeiste heute bei dem Baron von Stürmer mit dem Kronprinzen von Baiern, welcher von Griechenland zuruck kommt und einige Tage in Konſtantinopel bleibt. Dieſer junge, wißbegierige Prinz, der ſich mit vielem Anſtande den Schein zu geben weiß, als vergaße er, daß ein Thron ſeiner harrt, ſucht die Unterhaltung von Männern, welche kein Intereſſe haben, ihm zu ſchmeicheln, und bildet ſich, indem er ſie anhört. Er ſelbſt ſpricht ſehr gut. Der König, mein Bruder, ſagte er zu mir, iſt noch im Zweifel über die Wahl ſeiner Hauptſtadt. Ich wünſchte Ihren Rath darüber zu hören. Die Hauptſtadt von Griechenland, antwortete ich, iſt ſchon durch die Natur des Ereigniſſes ſelber vorgezeichnet, welches Griechenland wieder hergeſtellt hat. Griechenland iſt in der Auferſtehung begriffen. Wenn man wieder auferſteht, ſo muß man wiedergeboren werden mit ſeiner Form und ſeinem Namen, mit ſeiner vollſtändigen Individualität. Athen mit ſeinen Ruinen und ſeinen Erinnerungen, iſt das Sammelzeichen für Griechenland, es muß in Athen wieder erſtehen, oder es wird nicht Mehr ſeyn, als Was es heute zu Tage iſt, ein armes, auf den Felſen des Peloponnes zerſtreutes Völkchen.

Abzug der ruſſiſchen Flotte und Armee. Sie wiſſen jezt den Weg, ſie haben die Augen der Türken daran gewöhnt, ſie zu ſehen. Der Bosphorus bleibt verlaſſen und ohne Leben.

Meine Arabiſchen Pferde kommen nach der Reiſe durch Klein-Aſien an. Tedmor, der ſchönſte und lebhafteſte von allen, iſt in Magneſia, beinahe am Ende der Reiſe, zu Grunde gegangen. Die Sais beweinten ihn, und weinen noch, indem ſie mir ſein Ende erzählen. Er war in allen Städten Karamaniens, durch welche er gekommen war, ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Die andern ſind ſo mager und ſo erſchöpft, daß ſie einen Monat ausruhen müßten, um die Reiſe durch die Europäiſche Türkei und Deutſchland machen zu konnen. Ich verkaufte die zwei ſchönſten an Herrn von Butenieff für den Marſtall des Kaiſers von Rußland, und die drei andern an verſchiedene Perſonen in Konſtantinopel. Immer werde ich Tedmor und Saide vermiſſen.

Ich habe mit Türken von Stambul und der Vorſtadt Eyub, den Beſizern von Fuhrwerken, wie ſie die Frauen durch die Straßen von Konſtantinopel führen, einen Handel gemacht; ſie vermiethen an mich fünf Araba's, jede mit vier Pferden beſpannt, um in fünf und zwanzig Tagen meine Frau und mich, Herrn von Capmas, meine Domeſtiken und unſer Gepäck nach Belgrad zu bringen. Ich dinge zwei Tartaren, um die Caravane zu führen, Maulthiertreiber, um unſere Betten, die Küche, die Bücherkiſten u. ſ. w. fortzubringen; ferner miethe ich ſechs Reitpferde für uns, auf die Fälle, wo die Wege uns nicht erlauben ſollten, uns der Araba's zu bedienen. — Der Preis für alle dieſe Pferde und Fuhrwerke iſt ungefähr viertauſend Franken. Ein vorzüglicher Dolmetſcher zu Pferd begleitet uns; die Abreiſe wird auf den 25. Juli feſtgeſezt.

— Juli. —

Dieſe Nacht um zwei Uhr von Konſtantinopel aufgebrochen; die Pferde und Fuhrwerke erwarteten uns in der Vorſtadt Eyub, auf einem kleinen Plaze, nicht weit von einem von Platanen beſchatteten Brunnen. Ein Türkiſches Kaffehaus iſt daneben. Die Menge verſammelt ſich, um uns abreiſen zu ſehen, aber wir erleiden weder eine Beleidigung, noch irgend einen Verluſt. Rechtſchaffenheit iſt die Tugend, die man auf den Straßen zu ſuchen hat! In der Türkei iſt ſie weniger häufig in den Paläſten. Die Türken, welche unter den Bäumen des Kaffehauſes ſizen, die Kinder, welche vorübergehen, helfen uns unſere Araba's und unſere Pferde beladen, und leſen ſelbſt die Gegenſtände, welche abfallen, oder welche wir vergeſſen haben, auf, um ſie uns zu bringen.

Wir machen uns bei Sonnenaufgang auf den Weg, Alle zu Pferde, indem wir die langen, einſamen, abſchüſſigen Straßen hinauf reiten, welche von der Vorſtadt Eyub nach den Griechiſchen Mauern von Stambul gehen. Wir reiten aus den Mauern auf einen nackten öden Hügel, auf dem eine prächtige Kaſerne liegt. Zwei Bataillons des Nizam-Dſchid, reguläre Truppen, exerziren vor der Kaſerne. Herr Truqui und die jungen Griechen ſeines Konſulats begleiteten uns. Wir trennten uns hier, und umarmten dieſen herrlichen Mann, der in dieſen Tagen der Abgeſchloſſenheit für uns ſo wahrhaft väterlich geſorgt hat. In der Verzweiflung iſt eine Freundſchaft von wenigen Monaten für uns eine Freundſchaft langer Jahre. Möge Gott dieſen wohlwollenden, liebreichen Mann belohnen, und ihm in den lezten Jahren ſeines Lebens ein Tröſter ſeyn. Wer weiß, ob wir ihn je hienieden wieder ſehen werden. Wir gehen auf eine lange und ungewiſſe Wanderung. Er bleibt zurück, traurig und krank, ferne von ſeiner Frau und ſeinem Vaterland. Umſonſt bemüht er ſich, uns ſeine Thränen zu verbergen; die unſrigen fallen auf ſeine zitternde Hand. Wir machen drei Meilen von Konſtantinopel Halt, um die Hize des Tags abzuwarten. Wir kommen durch eine Gegend voll Hügeln, von denen aus man das Meer von Marmora ſieht. Einige wenige Häuſer ſind auf den Feldern zerſtreut; keine Dörfer. Um vier Uhr machen wir uns wieder auf den Weg, und indem wir immerfort über niedrige, breite und nackte Hügel kommen, langen wir bei einer kleinen Stadt an, wo unſere Tartaren, die uns vorausgeeilt ſind, uns ein Haus haben zurüſten laſſen. Dieſes Haus gehört einer liebenswürdigen Griechiſchen Familie; drei reizende Frauen; Kinder von bewundernswürdiger Schönheit. Sie breiten für die Nacht Teppiche und Kiſſen auf den unnenen Diehlen des Fußbodens aus. Mein Koch findet Reiß, Hühner und Gemüſe im Ueberfluß. —

Unſere Karavane iſt drei Uhr Morgens wieder auf den Beinen. Einer meiner Tartaren reitet einige Stunden lang an der Spize der Truppe. Nach der Raſt um die Mitte des Tags, welche wir entweder am Rande eines Brunnens, oder unter dem Dache einer Karavanſerei genießen, empfängt er meine Befehle,, und reitet im Galopp nach der Stadt oder dem Dorfe, wo wir unſer Nachtlager halten ſollen. Er überbringt meine Briefe vom Groß-Vezir an den Baſſa, an den Aga, an den Ayam oder Herrn des Dorfes. Dieſe wählen das beſte Griechiſche, Armeniſche oder Judiſche Haus des Orts aus, und laſſen dem Eigenthümer ſagen, daß er es für Fremde rüſten ſoll. Sie laſſen Futter für die zwei und dreiſſig Pferde dahin bringen, aus denen unſere Karavane beſteht, und oft noch dazu ein Abendeſſen für uns. Der Ayam, begleitet von den angeſehenſten Einwohnern und von einigen Reitern, wenn es deren mehrere in der Stadt gibt, kommt uns auf eine gewiſſe Entfernung entgegen, und begleitet uns nach unſerer Wohnung. Sie ſteigen mit uns vom Pferde, führen uns ein, laſſen uns Pfeifen und Kaffee bringen, und kehren nach einigen Augenblicken nach Hauſe, wo ich ihnen bald nachher meinen Beſuch mache.

Von Konſtantinopel bis nach Adrianopel findet ſich Nichts Merkwürdiges, nichts Maleriſches, als die ungeheure Ausdehnung der unbewohnten Ebenen ohne Bäume, welche nur hie und da von einem eingezwängten und zur Hälfte ausgetrockneten Fluſſe durchſchnitten ſind,

welcher unter dem Bogen einer zertrümmerten Brücke hinfließt. Abends trifft man kaum ein ſchlechtes, von Obſtgarten umgebenes Dorf im Grunde eines Thals. Die Einwohner alle ſind Griechen, Armenier oder Bulgaren. Die Khans dieſer Dörfer ſind Hütten beinahe ohne Dächer, wo Menſchen und Pferde zuſammen gepfropft werden. So bleibt der Weg fünf Tage lang. Wir begegnen Niemanden; es iſt wie in der Syriſchen Wüſte. Nur ein Einziges Mal befinden wir uns mitten unter dreißig bis vierzig bulgariſchen Bauern, auf Europäiſche Art gekleidet, mit einer Müze von ſchwarzen Schaaffellen auf dem Kopfe. Sie machen den Weg nach Konſtantinopel unter der Muſik von zwei Sackpfeifen. Sie ſtoßen ein großes Geſchrei aus, wie ſie uns ſehen, und laufen auf uns zu, indem ſie uns um einige Piaſter bitten. Es ſind die Savoyarden der Europäiſchen Türkei. Sie gehen nach Konſtantinopel, um ſich als Hirten für die Pferde des Großherrn und der Baſſa's auf den Wieſen der ſüßen Waſſer von Aſien und Bujukdere zu verdingen. Sie ſind die Gärtner von Stambul.

Am ſechsten Tage Morgens bemerken wir Adrianopel am Ausgang dieſer Ebene in einem ſchönen Gebirgskeſſel. Die Stadt ſcheint ungeheuer; ihre ſchöne Moſchee ragt aus ihr hervor, es iſt nach der Sophien-Moſchee das ſchönſte religiöſe Gebäude der Türkei, erbaut von Bajazeth in den Zeiten, wo Adrianopel die Hauptſtadt des Reichs war. Die Felder ſind zwei Stunden von der Stadt an mit Getreide, Weinſtöcken und Fruchtbäumen jeder Art bepflanzt; das Ausſehen des Landes erinnert an die Umgegend von Dijon oder

Lyon. Eine Menge von Bächen ſchlängeln ſich durch die Ebene hin. Wir ziehen in eine lange Vorſtadt ein, durchreiten die Stadt, mitten durch eine Menge von Türken, Frauen und Kindern, welche ſich drängen, um uns zu ſehen, welche aber, weit entfernt, uns zu beläſtigen, uns Zeichen jeder Art von Achtung und Höflichkeit geben. Die Perſonen, die uns entgegen kamen, führen uns an das Thor eines ſchönen Hauſes, welches Herrn Vernazza, Sardiniſchem Konſul in Adrianopel zugehört.

Zwei Tage in Adrianopel, in dem reizenden Hauſe dieſes Konſuls zugebracht. Seine Familie iſt einige Meilen von hier, an den Ufern des Baches Maritza (dem Hebrus der Alten); reizende Anſicht von Adrianopel, Abends von der Höhe der Terraſſe Herrn Vernazza's herab. Die Stadt, beinahe ſo groß wie Lyon, iſt von drei Flüſſen bewäſſert: dem Hebrus, der Arda und dem Tundſcha; ſie iſt auf allen Seiten von Gehölz und Waſſer umgeben; die ſchönſten Gebirgsketten umgeben dieſes fruchtbare Thal. — Ein Gang zu der Moſchee, einem Gebäude, ähnlich allen Moſcheen, aber höher und geräumiger; unſere Künſte haben nichts Kühneres, Originelleres, Effektreicheres hervorgebracht, als dieſes Gebäude mit ſeinem Minaret, eine Säule, welche mehr als hundert Fuß am Schafte durchbrochen iſt.

Von Adrianopel wieder nach Philippopolis aufgebrochen; die Straße geht durch Hohlwege, durch Holzbewachſene und lachende, obgleich öde Rundthäler, zwiſchen den hohen Gebirgsketten Rhodopus und Hämus; drei Tagereiſen; ſchöne Dörfer; Abends bemerke ich in

der Ebene, drei Meilen von Philippopolis, einen Schwarm von Türkiſchen, Armeniſchen und Griechiſchen Reitern, welche im Galopp auf uns anſprengen. Ein ſchöner junger Mann, auf einem herrlichen Pferde reitend, kommt zuerſt heran und berührt mein Kleid mit dem Finger; er macht ſich dann an meine Seite; er ſpricht Italieniſch, und erklärt mir, daß, da er der erſte ſey, der mich berührt habe, ich ſein Haus annehmen müſſe, wie ſehr auch die andern Reiter mir mit Bitten anliegen würden, um mich anders wohin zu führen. Der Kiaja des Gouverneurs von Philippopolis kommt hierauf herbei, begrüßt mich im Namen ſeines Herrn, ſagt mir, daß der Gouverneur ein geräumiges und bequemes Haus, ſo wie ein Abendeſſen habe zurüſten laſſen, und daß er mich einige Tage in der Stadt zurückhalten wolle; ich beſtehe aber darauf, das Haus des jungen Griechen, Herrn Maurides, anzunehmen.

Wir reiten in Philippopolis ſechzig bis achtzig Mann ſtark ein; die Menge iſt unter den Fenſtern und in den Straßen, um dieſen Zug zu ſehen; wir werden von der Schweſter und den Damen des Herrn Maurides aufgenommen: — zierliches, geräumiges Haus, — ſchöner Divan mit vier und zwanzig Fenſtern, auf Europäiſche Art möblirt; der Gouverneur und der Vorſteher der verſchiedenen Nationen der Stadt kommen, um uns zu begrüßen und den Kaffee einzunehmen. Drei Tage in Philippopolis zugebracht, während welcher wir die ausgezeichnete Gaſtfreundſchaft des Herrn Maurides genießen, die Umgegend der Stadt durchſtreifen und Beſuche von Türken, Griechen und Armeniern empfangen und heimgeben.

Philippopolis iſt eine Stadt von dreißig tauſend Seelen, vier Tagereiſen von Adrianopel, acht Tagereiſen von Sophia, gelegen am Ufer eines Fluſſes, auf einem kleinen, einſam ſtehenden Berge von Felſen, mitten in einer weiten, fruchtbaren Ebene; es iſt eine der ſchönſten, natürlichſten Lagen einer Stadt; der Berg bildet ein Horn mit zwei Spitzen, welche beide gleich von Häuſern und Gärten überdeckt ſind, und die Straßen ziehen ſich, um den Fall ſanfter zu machen, in Schlangenlinien bis zu den Ufern des Fluſſes hinab, welcher ſelbſt kreisförmig um die Stadt fließt und ſie mit einem fließenden Waſſergraben umgibt; der Anblick der Brücken, der Gärten, der Häuſer, der großen Bäume, welche ſich an den Ufern des Fluſſes erheben, der waldbewachſenen Ebene, welche den Fluß von den Gebirgen Macedoniens trennt, dieſe Gebirge ſelbſt, deren Seitenwände von Waldbächen, welche mit ihrem Schaume weiß ſchimmern, durchſchnitten, und mit Dörfern oder großen Griechiſchen Dörfern beſät ſind, macht aus dem Garten des Herrn Mavrides eine der wunderbarſten Ausſichten der Welt; die Stadt iſt zur Hälfte mit Griechen, Armeniern und Türken bevölkert. Die Griechen ſind in der Regel unterrichtet und Handel treibend; die Vornehmſten unter ihnen laſſen ihre Kinder in Ungarn erziehen; die Gewaltherrſchaft der Türken ſcheint ihnen nur immer drückender; ſie ſeufzen nach der Unabhängigkeit ihrer Brüder in Morea. Ich lernte hier drei liebenswürdige junge Griechen kennen, nach ihren Geſinnungen und Energie

ihres Geiſtes würdig eines andern Schickſals und eines andern Vaterlandes.

Philippopolis verlaſſen, und in zwei Tagen eine artige Stadt, Tatar Bazargick, in einer angebauten Ebene erreicht; ſie gehört mit der ſie umgebenden Provinz einer der großen Türkiſchen Feudalfamilien, von denen es fünf bis ſechs Geſchlechter in Aſien und Europa gab, welche von dem Sultan anerkannt waren. Der junge Fürſt, welcher Tatar Bazargick beſizt und regiert, iſt der Sohn des ehemaligen Veziers Huſſein-Baſſa. Er empfängt uns mit einer ritterlichen Gaſtfreundlichkeit, und gibt uns ein am Ufer des Bachs, der die Stadt umgibt, neu erbautes Haus; dieſes Haus, geräumig, elegant, bequem, gehört einem reichen Armenier; kaum haben wir uns hier eingerichtet, als wir fünfzehn bis zwanzig Sklaven herankommen ſehen, von denen jeder eine zinnerne Platte auf dem Kopf trägt; ſie ſezten zu unſern Füßen auf die Diele eine Menge von Pilaus, Paſtetchen, Platten mit Braten und Zuckerbackwerk jeder Art aus der Küche des Prinzen nieder; man bringt zwei ſchöne Pferde zum Geſchenk für mich herbei, welche ich ausſchlage; ebenfalls bringt man Kälber und Schöpſe, um mein Gefolge zu ſpeiſen. — Den andern Morgen zuerſt ſehen wir den Balkan vor uns; die Bevölkerung dieſes ſchönen, mit Holz bewachſenen und abwechſelnd mit großen Dörfern und reichem Anbau bedeckten Gebirges bilden die Bulgaren. Wir ziehen den ganzen Tag an den Ufern eines Waldbachs hin, welcher in der Ebene Sümpfe bildet; am Fuße des Balkans angekommen, treffe ich alle die vornehmſten Einwohner des Bulgariſchen Dorfs Jeniköi, welche uns erwarten, die Zügel unſerer Pferde ergreifen, ſich Rechts und Links zu unſern Fuhrwerken ſtellen, ſie mit der Hand und den Schultern unterſtüzen, und einigemal in die Höhe heben, um das Rad zu hindern, über die abſchüſſigen Stellen des Wegs zu gleiten; ſo führen ſie uns in das elende Dorf, wohin meine Tartaren uns voraus geritten ſind; die Häuſer, auf den Seitenflächen oder den Gipfeln der beiden, durch eine tiefe Schlucht getrennten Hügel zerſtreut, ſind mit hübſchen Obſtgärten und Wieſen umgeben, Alle Berge ſind unten angebaut, und auf ihrem Rücken mit ſchönen Wäldern bedeckt; ihre Gipfel ſind Felſen; dieſe Bulgariſchen Häuschen ſind aus Flechtwerk gebaut und mit Baumzweigen bedeckt, welche noch ihre Blätter haben; wir nehmen ſieben bis acht ein, und unſere Maulthiertreiber, Tartaren und Reiter bivouakiren in den Obſtgärten; jedes Haus hat nur Ein Zimmer, und die nackte Erde dient als Fußboden; ich bekomme ein Fieber und eine Entzündung, als Folge des Kummers und der Strapazen; ich bringe zwanzig Tage in dieſer elenden Hütte ohne Fenſter, auf einer Matte zwiſchen Leben und Tod hin. Bewundernswürdige Aufopferung meiner Frau, welche fünfzehn Tage und fünfzehn Nächte neben meinem Strohbette zubringt, ohne ein Auge zu ſchließen; ſie ſchickt in die Sümpfe der Ebene, um Blutegel zu ſuchen; die Bulgaren finden endlich welche; ſechzig Blutegel auf die Bruſt und an die Schläfe verringern die Gefahr; ich fühle meinen Zuſtand, und denke Tag und Nacht an die verlaſſene Lage meiner Frau, wenn ich, vierhundert Meilen von jedem Troſte entfernt, in den Gebirgen von Macedonien ſterben

ſollte; gräßliche Stunden; ich laſſe Herrn v. Capinas rufen, und theile ihm meine lezten Verfügen auf den Fall meines Todes mit; ich bitte ihn, mich unter einem Baum eingraben zu laſſen, den ich im Herweg an der Straße geſehen hatte, mit dem einzigen, auf meinen Leichenſtein geſchriebenen Worte, das höher iſt als alle Tröſtungen: Gott. — Am ſechsten Tage des Fiebers, als die Gefahr ſchon vorüber war, hören wir ein Geräuſch von Pferden und Waffen im Hof! Mehrere Reiter ſizen ab; es iſt der junge, liebenswürdige Grieche von Philippopolis, Herr Maurides, mit einem jungen Macedoniſchen Arzt und mehreren Dienern, welche einige mit Mundvorräthen, Geräthen und Arzneien bepackte Pferde abluden. Ein Tartar, welcher über den Balkan reiſte, um nach Adrianopel zu gehen, hatte im Khan von Philippopolis angehalten und das Gerücht verbreitet, daß ein Fränkiſcher Reiſender von einer Krankheit befallen worden ſey, und in Jenikoy ſterben wolle; dieſes Gerücht gelangte zu den Ohren des Herrn Maurides Abends ſechs Uhr; er vermuthet, dieſer Franke ſey ſein Gaſt, ſchickt nach ſeinem Freunde, dem Arzte, verſammelt ſeine Domeſtiken, läßt Alles, was er nach ſeiner liebenden Vorſorge einem Kranken für nöthig hält, auf ſeine Pferde packen; reiſt in der Mitte der Nacht ab, reitet, ohne anzuhalten, und kommt, nachdem er zwei Tage unter Wegs war, um einem Unbekannten, den er niemals wieder ſehen wird, Hülfe, Arzneimittel und Troſt zu bringen. Dieß ſind Züge, welche die Seele erquicken, und die edelmüthige Natur des Menſchen an allen Orten und in allen Klimaten zeigen.

Herr Maurides traf mich beinahe geneſen an; ſeine Geſchäfte riefen ihn nach Philippopolis zurück; er reiſt am nämlichen Tage wieder ab, und läßt mir den jungen Macedoniſchen Arzt zurück; es war ein Mann von Talent und Kenntniſſen; er hatte ſeine mediciniſchen Studien in Semlin in Ungarn gemacht, und ſprach Latein; ſein Talent war uns von keinem Nuzen; die Zärtlichkeit, Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit meiner Frau hatten Alles erſezt; aber ſeine Geſellſchaft war wohlthuend für uns während der zwanzig tödtlichen Tage in Jeniköyz, welche die Krankheit brauchte, um ſich ſo weit zu verlieren, daß ich wieder Kräfte bekam, um ein Pferd zu beſteigen.

Der Fürſt von Tatar Bazargick, ſchon vom erſten Augenblick an von meiner Krankheit unterrichtet, gab mir nicht weniger rührende Beweiſe von Theilnahme und Gaſtfreundlichkeit. Er ſchickte mir jeden Tag Schaafe, Kalber für meine Leute, und während meines ganzen Aufenthalts in Jeniköyz blieben fünf oder ſechs Reiter von ſeiner Leibwache beſtändig in meinem Hofe mit geſattelten Pferden, bereit, meine geringſten Wünſche auszuführen. Während der lezten Tage meiner Geneſung begleiteten ſie mich auf Ritten in dem herrlichen Thale und auf den Gebirgen von Jeniköyz; der Fürſt ließ mir ſogar Sklaven anbieten; eine Abtheilung ſeiner Reiter begleitete mich bei meiner Abreiſe bis zu den Gränzen ſeiner Herrſchaft, ich konnte hier im Innern der Familien ſelbſt die Sitten der Bulgaren ſtudiren; es ſind die Sitten unſerer Schweizerbauern oder Savoyarden: dieſe Menſchen ſind einfach, ſanft, arbeitſam, voll Achtung für ihre Prieſter und voll Eifer für ihre Religion; dieſe iſt die Griechiſche. Die Prieſter ſind einfache Ackerbauern wie ſie. Die Bulgaren bilden eine Bevölkerung von mehreren Millionen Menſchen, welche unaufhörlich im Wachſen iſt; ſie leben in großen Dörfern und kleinen, von den Türken abgeſonderten Städten. Ein oder zwei Türken, von dem Baſſa oder Ayam abgeſandt, durchziehen das ganze Jahr dieſe Dörfer, um die Steuern einzuſammeln. Dieß und einige Frohnen ausgenommen, leben ſie in Frieden und nach ihren eigenen Gebräuchen. Ihre Tracht iſt die der Bauern in Deutſchland; die Frauen und die Mädchen kleiden ſich beinahe wie die in den Schweizergebirgen; ſie ſind hübſch, lebhaft, zierlich. Die Sitten ſchienen mir rein, obgleich die Frauen nicht mehr verſchleiert ſind, wie in der Türkei, und frei mit den Männern verkehren. Ich ſah ländliche Tänze bei den Bulgaren, wie in den Dörfern von Frankreich; ſie verachten und haſſen die Türken; ſie ſind vollkommen reif für die Unabhängigkeit, und werden mit den Serviern, ihren Nachbarn, die Grundlage der künftigen Staaten der Europäiſchen Türkei bilden. Das Land, das ſie bewohnen, wäre bald ein köſtlicher Garten, wenn nicht der blinde, dumme Druck, nicht der Türkiſchen Regierung, ſondern der Türkiſchen Verwaltung, ſie denſelben mit mehr Sicherheit bebauen ließe. Sie ſind leidenſchaftlich für ihr Land eingenommen.

Ich verlaſſe Jeniköyz und ſeine liebenswürdige Bewohner mit Wehmuth: es iſt ein entzückender Sommeraufenthalt; das ganze Dorf begleitete uns eine Meile in den Balkan hinein, und überhäufte uns mit Glückwünſchen und Segnungen; wir kamen über den Balkan in Einem Tage: die Berge gleichen ungefähr denen der Auvergne, überall gangbar und des Anbaues fähig; fünfhundert Arbeiter würden binnen kurzer Zeit die ſchönſte fahrbare Straße darüber anlegen. In drei Tagen kam ich in Sophia an, einer großen Stadt in einer von einem Fluß bewäſſerten Ebene; ein Türkiſcher Baſſa hatte hier ſeinen Wohnſiz; er ſchickte mir ſeinen Kiaja entgegen, und ließ mir das Haus eines Griechiſchen Kaufmanns anweiſen. Ich brachte hier einen Tag zu; der Baſſa ſchickte mir Kälber und Schaafe, und wollte kein Geſchenk annehmen. Die Stadt hat nichts Merkwürdiges. In vier kleinen Tagereiſen, bald über leicht zu überſteigende Berge, bald durch wunderbar fruchtbare, aber unbewohnte Thäler, kam ich in die Ebene von Niſſa, der lezten Türkiſchen Stadt, beinahe an den Gränzen von Servien; ich ritt der Karavane eine halbe Stunde voraus, die Sonne brannte heiß; ungefähr eine Meile von der Stadt ſah' ich einen mächtigen weißen Thurm, ſchimmernd wie Pariſcher Marmor, ſich mitten in der Ebene erheben; der Weg führte mich hin; ich näherte mich, gab mein Pferd einem Türkiſchen Kind zu halten, das mich begleitete, und ſezte mich im Schatten des Thurmes nieder, um einen Augenblick zu ſchlafen; kaum ſaß ich hier, als ich, die Augen nach dem Gebäude erhebend, das ſeine Schatten auf mich warf, ſah', daß ſeine Mauern, die ich für Marmor oder weißen Stein angeſehen hatte, aus regelmäßigen Lagen von menſchlichen Schädeln gebildet war. Dieſe Schädel und entfleiſchten Geſichter, vom Regen, von der Sonne gebleicht, und mit etwas Sand und Kalk verbunden, bildeten den Triumphbogen, unter deſſen Schatten ich lag; es können ungefähr fünfzehn- bis zwanzigtauſend ſeyn; an einige waren noch die Haare und flatterten im Winde wie Stein- oder Moosflechten; der Bergwind blies lebhaft und friſch, und da er die unzähligen Höhlungen der Köpfe, Geſichter und Schädel durchzog, gaben ſie ein klagendes heulendes Pfeifen von ſich; ich fand Niemand, der mir dieſes Denkmal der Barbarei erklären hätte können. Das Kind, welches die beiden Pferde am Zaume hielt, ſpielte mit kleinen Knochenſtückchen, welche zu den Füßen des Thurms in Staub zerfallen waren; ich war ſo von Müdigkeit, Hize und Schlaf niedergedrückt, daß ich einſchlief, das Haupt an dieſe Mauern von abgehauenen Köpfen geſtüzt; als ich erwachte, fand ich mich von der Karavane und einer großen Anzahl Türkiſcher Reiter umgeben, welche von Niſſa kamen, um uns bei unſerem Einzuge in die Stadt das Geleite zu geben; ſie ſagten mir, daß es die Köpfe von fünfzehntauſend Serviern ſeyen, welche der Baſſa bei dem lezten Aufſtand in Servien niedergemacht habe. Dieſe Ebene war das Leichenfeld dieſer edelmüthigen Inſurgenten, und dieſes Denkmal war ihre Gruft; ich grüßte mit dem Auge und dem Herzen die Ueberreſte dieſer heldenmüthigen Männer, deren abgehauene Köpfe das Gränzzeichen der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes geworden ſind. Servien, das wir nunmehr betreten wollten, iſt jezt frei, es war ein Freiheits- und Siegeslied, das der Wind aus den Bergen in dem Thurme der für ihr Vaterland geſtorbenen Servier ertönen ließ!

Bald werden ſie Niſſa ſelbſt beſitzen; mögen ſie dieſes Gebäude ſtehen laſſen! es wird ihre Kinder lehren, was die Unabhängigkeit eines Volkes werth iſt, indem es ihnen zeigt, mit welchem Preis ihre Väter ſie bezahlt haben.

Niſſa gleicht Sophia, und hat keinen beſondern Charakter. Wir bringen hier einen Tag zu. Nach Niſſa tritt man in die ſchönen Gebirge und in das Waldmeer von Servien ein. Dieſe Urwälder dehnen ſich ſo weit als man ſieht, indem ſie blos eine breite Straße ſich durchwinden laſſen, welche erſt neuerdings der Fürſt Miloſch, der unabhängige Befehlshaber von Servien, gebaut hat. Sechs Tage lang vertiefen wir uns in dieſen herrlichen, ununterbrochenen Schatten, indem wir kein anderes Schauſpiel haben, als die endloſen Säulenhallen der ungeheuren hohen Stämme der Buchen, die Schwärme von Blättern, welche der Wind aufrührt, die doppelten Reihen der Hügel und Berge, welche gleichförmig mit ihren hundertjährigen Eichen überdeckt waren.

Nur von Strecke zu Strecke, ungefähr alle fünf bis ſechs Meilen, wenn man in ein etwas breiteres Thal hinabkömmt, wo ein Bach ſich hinſchlängelt, ziehen ſich große Dörfer mit einigen hübſchen neuen weißen Häuſern, welche nach und nach aus dem Wald hervor treten, mit einer kleinen Kirche und einem Pfarrhauſe einen hübſchen Bach entlang mitten in Wieſen und Melonenfeldern. Die Einwohner, auf hölzernen Divans vor ihren Buden ſitzend, arbeiten in verſchiedenen Handwerkern; ihre Phyſiognomie, obgleich ſanft und gutmüthig, hat etwas Nordiſches, Energiſches, Stolzes, was beim erſten Blick an ein ſchon freies Volk erinnert, welches durchaus würdig iſt, es zu ſeyn; überall nimmt man uns mit Gaſtfreundlichkeit und Achtung auf; man rüſtet für uns das anſehnlichſte Haus des Dorfes zu; der Geiſtliche kommt, um ſich mit uns zu unterhalten; man trifft nach und nach in den Häuſern einige Europäiſche Möbel; die Frauen ſind nicht mehr verſchleiert; man ſieht auf den Wieſen und in den Wäldern Truppen von jungen Männern und Mädchen, welche zuſammen auf die Feldarbeit gehen und Nationalmelodien ſingen, die ſie Kuh-Ranz nennen. Dieſe jungen Mädchen ſind mit einem, unzählige Falten werfenden Hemde, das den Buſen und die Schultern bedeckt, und mit einem kurzen braunen oder rothen Röckchen von Wollzeug bekleidet; ihre Friſche, ihre Fröhlichkeit, die Klarheit ihrer Stirnen und Augen machen ſie den ſchönen Frauen in Bern oder in den Gebirgen von Luzern ähnlich. Hier verlaſſen uns unſere treuen Begleiter durch alle Konaks der Türkei: wir ſehen die Störche nicht mehr, deren große Neſter, gleich Wiegen von Schilf, den Giebel von allen Kuppeln der Moſcheen in der Europäiſchen Türkei krönen, und den zerfallenen Minarets zum Dache dienen; alle Abende, wenn wir in den Dörfern oder den verlaſſenen Khans ankamen, ſahen wir ſie zu zwei und zwei um unſer Zelt, oder um unſere Hütten her ſpazieren; die Kleinen, welche ihre langen Hälſe rings um das Neſt her, wie eine Hecke von Schlangen erheben, ſtrecken den Schnabel nach der Mutter aus, welche, ihre mächtigen Flügel halb ausbreitend, das Futter unter ſie vertheilt, das ſie aus den nahe liegenden Sümpfen bringt, und der Vater, welcher unbeweglich in ferner Höhe über dem Neſte ſchwebt, ſcheint dieſes rührenden Schauſpiels ſich zu freuen. Dieſe ſchönen Vögel ſind durchaus nicht wild; ſie ſind die Wächter des Dachs, wie die Hunde die Wächter des Hauſes ſind; ſie leben in Frieden mit den Schwärmen von Turteltauben, von denen überall die Giebel der Khans und der Moſcheen wimmeln, und verſcheuchen die Schwalben nicht. Die Türken leben ſelbſt in Frieden mit der ganzen belebten und unbelebten Schöpfung; Bäume, Vögel oder Hunde, Alles, was Gott erſchaffen hat, achten ſie; ſie erſtrecken ihre Barmherzigkeit ſelbſt auf jene armen Gattungen, welche bei uns verlaſſen oder verfolgt ſind. In allen Straßen ſind von Strecke zu Strecke Gefäße voll Waſſers für die Hunde des Viertels aufgeſtellt, und ſie machen hie und da im Tode fromme Stiftungen zu dem Zweck, daß man den Turteltauben, welche ſie während ihres Lebens nähren, Futterkörner gebe.

— 2. September 1833. —

Wir kamen dieſen Morgen aus den ewigen Wäldern Serviens, welche ſich bis zu den Ufern der Donau hinabziehen. Der Punkt, wo man zuerſt dieſen König der Flüſſe bemerkt, iſt ein von herrlichen Eichen bedeckter Hügel; wenn man ihn überſtiegen hat, ſieht man ihn zu ſeinen Füßen, wie einen ungeheuren blauen klaren See, mit Wäldern und Schilf eingefaßt und mit grünen Inſeln beſät; kommt man weiter vor, ſo ſieht man den Strom ſich zur Rechten und Linken ausbreiten, indem er zuerſt durch die hohen Holzbewachſenen Geſtade Serviens hinfließt, und ſich zur Linken in den Ebenen von Ungarn verliert. Die lezten waldigen Abhänge, welche gegen den Fluß abfallen, ſind eine der ſchönſten Gegenden der Welt. Wir übernachten am Ufer der Donau in einem ſerviſchen Dorfe.

Am folgenden Tage reiſen wir vier Stunden lang aufs Neue abwegs von dem Strome; das Land, wie alle Gränzländer, wird dürr, unangebaut und öde. Wir erſteigen gegen Süden die kahlen Hügel, von wo aus wir Belgrad zu unſern Füßen ſehen. Belgrad, ſchon ſo oft von den Bomben zuſammengeſchoſſen, liegt auf einem hohen Ufer der Donau. Die Dächer ſeiner Moſcheen ſind durchbrochen, die Mauern ſind zerriſſen, die verlaſſenen Vorſtädte mit Schutt und Ruinen überſät; die Stadt, ausſehend wie alle Türkiſchen Städte, zieht ſich in engen, krummen Straßen nach dem Fluſſe hinab. Semlin, die erſte Stadt Ungarns, erglänzt auf der andern Seite der Donau mit aller Pracht einer Europäiſchen Stadt; die Glockenthürme erheben ſich gegenüber von den Minareten; nachdem wir in Belgrad angekommen ſind, und in einem kleinen Gaſthauſe, dem erſten, das wir in der Türkei trafen, unſer Quartier aufgeſchlagen haben, ſchickt der Fürſt Miloſch einige ſeiner vornehmſten Offiziere zu mir, um mich einzuladen, einige Tage in der Feſtung, mehrere Meilen von Belgrad, wo ſein zeitiger Aufenthalt war, zuzubringen. Ich widerſtehe ihren Bitten, und beſtelle die Schiffe, um über die Donau zu ſezen; um vier Uhr gehen wir zu dem Fluſſe hinab; im Augenblicke, wo wir uns einſchiffen wollen, ſehe ich eine Gruppe von Reitern, beinahe Europäiſch gekleidet, auf dem Ufer heran ſprengen; es iſt der Bruder des Fürſten Miloſch, des Befehlshabers von Servien, welcher von ſeinem Bruder kommt, um mich aufs Neue zu bitten, daß ich mich einige Tage bei ihm aufhalten ſolle. Ich bedaure lebhaft, eine ſo verbindlich angebotene Gaſtfreundſchaft nicht annehmen zu können; aber mein Reiſegefährte, Herr von Capmas, iſt ſeit einigen Tagen ernſtlich krank, man hält ihn kaum auf dem Pferde, es iſt ein dringendes Bedürfniß für ihn, die Ruhe und die Pflege zu finden, welche eine Europäiſche Stadt und die Aerztliche Hilfe eines Lazareths bieten. Ich ſpreche eine halbe Stunde mit dem Prinzen, welcher mir ein eben ſo unterrichteter als leutſeliger und guter Mann erſchien; ich begrüße in ihm und ſeiner Nation die nahe Hoffnung einer unabhängigen Civiliſation, und ſeze endlich den Fuß in die Barke, die uns nach Semlin bringt; die Ueberfahrt dauert eine Stunde; der Fluß, breit und tief, hat Wellen wie das Meer, man fährt darauf die Wieſen und die Obſtgärten entlang, welche Semlin umgeben. — Drei Uhr Abends ziehen wir im Lazareth ein, wo wir zehn Tage bleiben ſollten. Jeder von uns hat eine Zelle und einen mit Bäumen bepflanzten Hof; ich verabſchiede meine Tartaren, meine Dragoman's, welche nach Konſtantinopel zurückkehren; Alle küſſen uns traurig die Hand, und ich kann ſelbſt nicht ohne zärtliche, dankbare Rührung dieſe einfache, rechtſchaffene Leute, dieſe treuen, edelmüthigen Diener gehen ſehen, welche mich führten, bedienten, bewachten, pflegten, und mir während der unzähligen Wechſelfälle der achtzehnmonatlichen Reiſe in fremdem Lande den Beweis lieferten, daß alle Religionen ihre göttliche Moral, alle Civiliſation ihre Tugend und alle Menſchen das Gefühl für das Rechte, das Gute und das Schöne haben, das in verſchiedenen Charakteren von der Hand Gottes in ihr Herz geſchrieben iſt.

Ende des dritten Bandes.

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken
und
Landſchaftsgemälde.

Ueberſetzt
von
Guſtav Schwab und Franz Demmler.

Vierter Band.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1835.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Alphons von Lamartine's

Reiſe in den Orient

in den Jahren 1832 und 1833.

Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken
und Landſchaftsgemälde.

Bemerkungen über Servien.

— Semlin, den 12. Sept. 1833, im Lazareth. —

Kaum hat man jene Wälder verlaſſen, denen ein neu erſtandenes, freies Volk entſproß, ſo bedauert man, es nicht genauer zu kennen, man möchte unter ihm leben, und mit ihm für ſeine Freiheit kämpfen. Man forſcht mit Liebe ſeiner Vergangenheit nach, und berechnet, welche Schickſale ſeine Tugenden und die Vorſehung ihm vorbereiten. Ich erinnere mich immer der Scene von Jagodina: wir bewunderten in einer Serviſchen Hütte eine junge Mutter, welche Zwillinge ſäugte, und deren drittes Kind auf dem Boden zu ihren Füßen mit dem

Yatagan ſeines Vaters ſpielte. Der Pope des Dorfs und einige von den angeſehenſten Einwohnern ſtanden im Kreiſe um uns her, und ſprachen zu uns mit Einfachheit und Begeiſterung von dem wachſenden Wohlſtand der Nation unter dieſer freien Regierung, von den Wäldern, die man lichtete, von den hölzernen Häuſern, welche ſich in den Thälern mehrten, von den zahlreichen Kinderſchulen, welche in allen Dörfern eröffnet waren: dieſe Männer, von denen die hinten ſtehenden ihre Köpfe über die Schultern derer vor ihnen vorſtreckten, ſahen alle ſtolz aus, und wie wenn ſie die Bewunderung beglückte, die wir ihnen zu Theil werden ließen; ihr Auge war belebt, ihre Stirne glühte von feurigen Regungen für ihr Vaterland, gleich als wäre der Ruhm und die Freiheit Aller der Stolz jedes Einzelnen. In dieſem Augenblick kam der Gatte der ſchönen Servierin, bei dem wir einquartiert waren, von dem Felde zurück, trat zu uns, grüßte uns mit jener Achtung und zugleich edlen Art, welche den wilden Völkern natürlich iſt; darauf miſchte er ſich in den Kreis der Dorfbewohner, und hörte mit den andern der Erzählung zu, welche der Pope uns von den Unabhängigkeitskämpfen gab. Als der Pope an der Schlacht von Niſſa war, wo dreitauſend Bergbewohner vierzigtauſend Türken dreißig Fahnen abnahmen, trat der Vater aus dem Kreiſe vor, nahm von dem Arm ſeiner Frau ſeine beiden ſchönen Knaben, und hob ſie mit dem Ausruf gen Himmel: das ſind Soldaten für Miloſch! So lange die Frauen fruchtbar ſeyn werden, wird es freie Servier in den Wäldern von Schumadia geben.

Die Geſchichte dieſes Volkes iſt, wie alle Urgeſchichten von Heldenvölkern, nur in Verſen niedergeſchrieben. Dieſe Geſänge eines National-Enthuſiasmus, dem Schlachtfelde entſtammt, von einer Reihe der Soldaten zur andern wiederholt, am Ende des Feldzugs in die Dörfer gebracht, ſind hier von der Tradition aufbewahrt worden. Der Pfarrer oder Schulmeiſter ſchreibt ſie nieder; einfache Melodien, aber aufgeregt, wie das Herz der Kämpfenden oder die Stimme des Familienvaters, der von weitem den Rauch aus den Dächern ſeiner Kinder begrüßt, begleiten ſie; ſie werden die volksthümliche Geſchichte der Nation; der Fürſt Miloſch hat zwei Sammlungen davon drucken laſſen, welche im Lande verbreitet ſind. Das Slaviſche Kind lernt leſen in dieſen rührenden Erzählungen der Thaten ſeiner Väter, und der Name des Befreiers von Servien iſt ſeinen erſten Erinnerungen eingeprägt. Ein Volk, das mit dieſer Milch genährt iſt, kann nie wieder zur Sklaverei zurückkehren. Ich begegnete oft mitten in dieſen Urwäldern in den tiefen Schluchten, wo man keine andere Bewohner vermuthet hätte, als wilde Thiere, Gruppen von jungen Burſchen und Mädchen, welche dahin zogen, indem ſie zuſammen dieſe Nationallieder ſangen, von denen unſere Dolmetſcher uns einige Worte überſezten. Sie unterbrachen einen Augenblick ihren Geſang, um uns zu grüßen, und uns vorüberziehen zu ſehen, darauf, wenn wir wieder verſchwunden waren, zogen ſie ſingend ihres Wegs weiter, und die dunkeln Hallen hundertjähriger Eichen und die Felſen, welche den Waldbach einfaßten, erzitterten und tönten lange wieder von dieſen Geſängen mit gezogenen Noten und eintonigem Refrain, welche dieſem Lande ein langes Glück verſprechen. Was ſagen ſie? fragte ich eines Tags den Dragoman, der ihre Sprache verſtand. — Hospodar, antwortete er mir, ſie ſagen ſo geringfügige Dinge, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſie Franken zu wiederholen. — Nun, ſo überſezt mir doch die Worte ſelbſt, die ſie in dieſem Augenblick ſingen. — Gut denn; ſie ſagen: „Möge Gott die „Waſſer der Morawa ſegnen, denn ſie haben die Feinde „der Servier erſäuft! Vervielfältige Gott die Eicheln „der Eichen von Schumadia, denn jeder dieſer Bäume „iſt ein Servier!“ — Und was wollen ſie damit ſagen? — Hospodar: ſie wollen ſagen, daß während des Kriegs die Servier einen Wall hinter den Stämmen dieſer Eichen fanden; ihre Wälder waren und ſind noch ihre Feſtungen; jeder dieſer Bäume iſt für ſie ein Kampfgenoſſe; ſie lieben ſie wie Brüder; auch als der Fürſt Miloſch, der gegenwärtig über ſie herrſcht, viele Bäume abhauen ließ, um durch die Wälder die lange Straße zu ziehen, über die unſer Weg uns führte, fluchten ihm oft deßhalb die alten Servier. Eichen abhauen, ſagten ſie, heißt Menſchen tödten. In Servien ſind die Bäume und die Menſchen Freunde.

Wenn man durch dieſe herrliche Waldeinſamkeit zieht, bemerkt das Auge, wohin es ſich wendet, Nichts, als den einförmigen, dunklen Baumſchlag der Eichen, welche die Thäler und Berge bedecken, ein wahrer Ocean von Laub, aus dem nicht einmal die Spize eines Minarets oder eines Kirchthurms hervorſticht; wenn wir dann von Zeit zu Zeit in die tiefen Schluchten hinab kamen, wo ein Bach rauſchte, oder der Wald ein wenig aufhörte, um einigen gut angebauten Feldern, einigen hübſchen neuen hölzernen Häuſern, Säge- und Mahlmühlen Plaz zu laſſen, die man am Ufer der Waſſer erbaute; wenn ich ferner die ungeheuern Heerden ſah, welche, von jungen, ſchönen und zierlich gekleideten Mädchen geführt, aus den Hallen der großen Bäume heraus ſich zogen, und Abends nach den Wohnungen zurück kehrten; wenn ich die Kinder ſah, wie ſie aus der Schule kamen, und den Popen auf einer hölzernen Bank an der Thüre ſeines hübſchen Hauſes ſizend, und die Greiſe, in das Gemeindehaus oder in die Kirche gehend, um ſich zu berathen, ſo glaubte ich mitten in den Wäldern von Nordamerika zu ſeyn, im Augenblick der Erſtehung eines Volkes oder der Niederlaſſung einer neuen Kolonie. Die Geſichter der Männer ſprachen von der Sanftheit, den Sitten, von der Abgeſchliffenheit einer alt hergebrachten Civiliſation, von der Geſundheit und dem Wohlbehagen dieſes Volkes; die Freiheit ſteht auf ihren Phyſiognomien und in ihren Blicken. Der Bulgare iſt gut und einfach, aber man merkt ihm an, daß er, obgleich im Begriff, ſich frei zu machen, noch einen Ueberreſt des Jochs trägt; er hat in der Haltung ſeines Kopfes, in dem Tone ſeiner Sprache und in der demüthigen Niedergeſchlagenheit ſeines Blicks Etwas, was deutlich zeigt, daß er die Türken und die Angſt vor ihnen noch nicht vergeſſen hat; er erinnert an die Savoyarden, jenes gute, herrliche Alpenvolk, welchem Nichts gebricht, als die Würde der Phyſiognomie und des Worts, welche alle anderen Tugenden veredelt. Der Servier dagegen erinnert an die Schweizer der kleinen Kantone, wo die reinen patriarchaliſchen Sitten und die kräftigen Hirtengeſtalten in vollkommenem Einklang ſtehen mit der Freiheit, welche den Mann, und dem ruhigen Muthe, welcher den Helden ausmacht. — Die jungen Madchen gleichen den ſchönen Frauen von Luzern und von Bern; ihre Tracht iſt beinahe die gleiche: ſehr kurze Röckchen von auffallender Farbe, die Haare in lange Zöpfe geflochten, ſo daß ſie bis auf die Ferſe hinab hängen. Die Sitten ſind rein, wie die der Hirten- und religiöſen Völker. Ihre Sprache, wie alle, welche von dem Slaviſchen abſtammen, iſt wohlklingend, muſikaliſch, mit gezogenen Endſylben. Man trifft bei ihnen bei allgemeinem Wohlſtand nur geringe Ungleichheit des Vermögens. Mit den Waffen allein treiben ſie einigen Luxus; ihre gegenwärtige Regierung iſt eine Art von Diktatur mit Repräſentation. Der Fürſt Miloſch, der Befreier von Servien, hat die unumſchränkte Gewalt beibehalten, welche ihm während des Kriegs die Nothwendigkeit zu ertheilen gebot. Nachdem er als Fürſt der Servier proklamirt war (1829), ſchwur das Volk ihm und ſeinen Nachfolgern den Eid der Treue. Die Türken, welche noch an der Verwaltung und an den Garniſonen der Feſtungen Theil nehmen, haben den Fürſten Miloſch ebenfalls anerkannt und verhandeln unmittelbar mit ihm. Er ſezte einen Senat und berathende Diſtriktsverſammlungen ein, welche bei der Erörterung und Entſcheidung der allgemeinen Angelegenheiten mitwirken; der Senat wird alle Jahre zuſammen berufen, die Abgeordneten der Dörfer verſammeln ſich in der Nähe des Wohnorts des Fürſten; ſie halten, wie die Männer in den Heldenzeiten, ihre berathenden Verſammlungen unter großen Bäumen. Der Fürſt ſteigt von dem Size herab, den er einnimmt, tritt zu jedem der Abgeordneten, befragt ihn, hört ſeine Antwort, merkt ſich ſeine Beſchwerden oder Rathſchläge, ſpricht mit ihm von den Angelegenheiten, erklärt ihm mit Freundlichkeit ſeine Politik, rechtfertigt ſich über die Maßregeln, welche zu ſtrenge oder widerrechtlich hätten ſcheinen können; Alles geht mit der edlen, ernſten Vertraulichkeit von Kriegern im Lager vor ſich, welche mit ihren Vorgeſezten ſprechen. Es ſind Ackerbautreibende bewaffnete Patriarchen. Die Idee Gottes hat bei ihren Berathungen wie bei ihren Schlachten die erſte Geltung: ſie kämpfen und regieren für ihre Altäre, wie für ihre Wälder; aber der Einfluß der Prieſter iſt hier auf das Gebiet der Religion beſchränkt. Am meiſten Einfluß haben die Kriegshäuptlinge, jener Geburtsadel, den ſie Woywoden nennen. Die Prieſterherrſchaft fängt niemals an, als wenn der Kriegszuſtand aufgehört hat, und der vaterländiſche Boden dem Volke unbeſtritten iſt. So lange ehrt das Vaterland vor Allem ſeine Vertheidiger, erſt nachher ehrt es die, welche es civiliſiren.

Die Bevölkerung von Servien beläuft ſich gegenwärtig auf eine Million, und wächſt reißend ſchnell an. Das ſanfte Klima, ähnlich dem von Frankreich zwiſchen Lyon und Avignon; die Fruchtbarkeit des noch nicht durch künſtlichen Anbau erſchöpften tiefen Erdbodens, der überall ſich mit der Vegetation der Schweizerwieſen bedeckt; der Reichthum an Flüſſen und Bächen, welche von den Bergen herab laufen, in den Thälern umherfließen, und da und dort mitten in den Wäldern Seen bilden; das Lichten der Wälder, wodurch, wie in Amerika, Ackerland und unerſchöpfliches Baumaterial gewonnen wird; die ſanften, reinen Sitten des Volks; der Schuz von Geſezen, auf welchen ſchon ein Lichtſtrahl von unſern beſten Europäiſchen ſich ſpiegelt; Bürgſchaft für die Bürgerrechte in Lokalrepräſentationen und berathenden Verſammlungen; die höchſte Gewalt endlich in zureichendem Maße in den Händen eines ſeines Berufs würdigen Mannes, des Fürſten Miloſch konzentrirt, von dem es ſich auf ſeine Nachkommen forterbt. — Alle dieſe Elemente des Friedens, der Civiliſation und des Glücks verſprechen, noch vor einem halben Jahrhundert die Bevölkerung von Servien bis auf mehrere Millionen zu ſteigern. Wenn dieſes Volk, wie es wünſcht und hofft, durch ſeine Vereinigung mit Bosnien, einem Theile von Bulgarien, und den kriegeriſchen Horden der Montenegriner, der Kern eines neuen Slaviſchen Reiches wird, ſo wird Europa aus den Trümmern der Türkei einen neuen Staat ſich erheben, und jene umfaſſenden, ſchönen Gegenden bedecken ſehen, welche zwiſchen der Donau, dem Adriatiſchen Meer und dem Balkan ſich hinzieht. Wenn die Verſchiedenheit der Sitten und der Nationalitäten zu ſehr dieſer Vermiſchung widerſtehen ſollte, ſo wird man wenigſtens in Servien eines der Elemente jener Föderation von Freiſtaaten oder Europäiſchen Schuzſtaaten ſehen, die beſtimmt ſind, die Lücke auszufüllen, welche das Verſchwinden des Ottomaniſchen Reiches in Europa wie in Aſien laſſen wird. Die Europäiſche Politik hat nichts Anderes zu wünſchen.

— 25. September 1833. —

Die Geſchichte dieſes Volkes müßte geſungen, nicht geſchrieben werden. Es iſt ein Gedicht, das noch zum Schluſſe reift; ich habe die hauptſächlichſten Thatſachen an Ort und Stelle geſammelt, aus dem Munde unſerer Freunde, welche zu uns zum Beſuch an das Gitter des Lazareths kommen. Unter einer Linde ſizend, auf dem Graſe, auf welches die ſchöne, ſanfte Sonne dieſer Gegenden ihre Strahlen gießt, bei Gemurmel der reißenden Wellen der nahen Donau, im Angeſicht der ſchönen Ufer und grünen Wälder, welche Servien nach der Seite von Ungarn hin als Wälle dienen, erzählen mir dieſe Männer in halb Orientaliſcher Tracht, mit dem männlichen, freundlichen Geſicht kriegeriſcher Völker, einfach die Begebenheiten, an denen ſie ſo viel Antheil genommen haben *). Obgleich noch jung und mit Wunden bedeckt, ſcheinen ſie den Krieg gänzlich vergeſſen zu haben, und beſchäftigen ſich mit Nichts, als mit dem öffentlichen Unterricht, mit Volksſchulen, mit Verbeſſerungen

---

*) Ich habe ſeither umſtändlichere und authentiſchere Nachrichten über die neuere Geſchichte von Servien erhalten; ich verdanke ſie einem Reiſenden, welcher vor mir in jenen Gegenden war, und den ich in Jaffa und Paläſtina traf, Herrn Adolph von Caraman. Dieſe Nachweiſungen, welche er während eines längeren Beſuchs bei dem Fürſten Miloſch ſammelte, und welcher durch das Talent und die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher ſie zuſammengetragen ſind, bei weitem mehr die Aufmerkſamkeit verdienen, als die meinigen, waren von einer Ueberſezung der Geſchichte der Servier von einem Servier begleitet.

des Landbau's und der Verwaltung, mit den Fortſchritten, welche in der Geſezgebung zu machen ſind; beſcheiden und voll Eifer, benüzen ſie jede ſich darbietende Gelegenheit, um ihre im Entſtehen begriffenen Einrichtungen zu vervollkommnen; ſie befragen die Reiſenden, halten ſie ſo lange als moglich bei ſich zurück, und ſammeln Alles, was dieſe, gleich Abgeſandten der Vorſehung, aus der Ferne gekommenen Menſchen ſagen: was ich über ihre lezten Jahre geſammelt habe, iſt Folgendes. — Erſt gegen das Jahr 1804, in Folge der Unruhen, welche durch Paßwanoglu, dem Baſſa von Widdin, erregt worden waren, und mit der Herrſchaft der Janitſcharen endeten, erhoben ſich die Servier gegen ihre Tyrannen: drei Häuptlinge ſtanden zuſammen in jener im Mittelpunkt von Servien gelegenen ungeheuren Strecke, welche Schumadia heißt und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt iſt. Der erſte dieſer Häuptlinge war Kara-Georg, die beiden andern Tanko-Kaliſch und Waſſo-Tſcharapitſch. Kara-Georg war Heiduck geweſen. Die Heiducken waren für Servien, Was die Klephten in Griechenland waren, eine Art von unabhängigen, abenteuerlichen Männern, welche in unwegſamen Gebirgen leben, und beim geringſten Signal zum Kriege herab kamen, um ſich in die Kämpfe der Parteien zu miſchen, und an Blutvergießen und Raub gewohnt zu bleiben. Das ganze Land erhob ſich nach dem Vorbilde von Schumadia, — jeder Kanton wählte zum Anführer den tapferſten, angeſehenſten ſeiner Woywoden; dieſe, zu einem Kriegsrath zuſammen getreten, gaben Kara-Georg den Titel eines Generalliſſimus. Dieſer Titel ertheilte ihm wenige Befugniſſe; aber

das Genie verſchafft in den Zeiten der Unruhen einem kuhnen Manne die Unumſchränktheit der Handlung. Die Gefahr ſchachert niemals mit dem Muthe. Gehorſam gegen Kühnheit und Talent iſt bei den Völkern Inſtinkt.

Georg Petrowitſch, mit dem Beinamen Kara oder Zrin, das heißt, Georg der Schwarze, war um's Jahr 1765 in einem Dorfe des Diſtrikt's von Kraguſewatz geboren; ſein Vater war ein einfacher Bauer und Hirte, Namens Petronj. Eine andere Sage läßt Kara-Georg in Frankreich geboren werden, ſie hat jedoch wenig Wahrſcheinlichkeit. Petronj führte ſeinen Sohn, der damals noch ein Kind war, in die Gebirge von Topoli. Da der Aufſtand von 1787, welchen Oeſtreich hätte unterſtüzen ſollen, ein unglückliches Ende hatte, waren die von den Türken und Bosniaken verfolgten Inſurgenten genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Petronj und Georg, ſein Sohn, welche ſchon tapfer gekämpft hatten, ſammelten ihre Heerden, ihren einzigen Reichthum, und wendeten ſich nach der Sau; ſchon hatten ſie dieſen Fluß erreicht, und waren daran, ihr Heil auf dem Oeſterreichiſchen Gebiete zu finden, als der Vater von Kara-Georg, ein durch die Jahre geſchwächter Greis, welcher mehr als ſein Sohn an dem vaterländiſchen Boden hing, ſich umwandte, die Berge ſah, wo er alle Erinnerungen ſeines Lebens zurückließ, ſein Herz zerriſſen fühlte bei dem Gedanken, ſie auf immer zu verlaſſen, um zu einem unbekannten Volke zu gehen, und, auf die Erde ſich niederſezend, ſeinen Sohn beſchwor, lieber ſich zu unterwerfen, als nach Deutſchland überzugehen. Ich bedaure, daß ich nicht aus dem Gedächtniß die rührenden, maleriſchen Bitten des Greiſes wiedergeben kann, wie ſie in den volksthümlichen Strophen der Servier geſungen werden. Es iſt eine von jenen Scenen, wo die Gefühle der Natur, ſo lebhaft empfunden, und durch den Genius eines noch kindlichen Volkes ſo naiv ausgeſprochen, Alles übertreffen, was die Erfindung der wiſſenſchaftlich gebildeten Völker von der Kunſt borgen kann. Die Bibel und Homer haben allein ſolche Blätter.

Indeß hatte Kara-Georg, durch die Sehnſucht und die Bitten ſeines Vaters weich gemacht, ſeine Diener mit den Heerden umkehren laſſen; jener ſtrengen Pflicht kindlichen Gehorſams, der zweiten Religion der Orientalen nachgebend, beugte er ſein Haupt unter das Wort ſeines Vaters, und ſchlug traurig den Rückweg nach der Sklaverei ein, damit die Gebeine Petroni's nicht aus Serviſchem Boden verbannt ſeyen, als der Ruf und die Flintenſchüſſe der Bosniaken ihm die Annäherung ihrer Feinde ankündigten, von welchen ſie für ihre Rache einen unvermeidlichen Tod zu erwarten hatten. Mein Vater, ſagte er, entſchließe dich, wir haben nur noch einen Augenblick: erhebe dich, werfe dich in den Fluß; mein Arm wird dich ſtüzen, mein Leib wird dich gegen die Kugeln der Osmanlis decken, du wirſt leben und beſſere Tage erwarten auf dem Boden eines befreundeten Volkes. Aber der unbeugſame Greis, den ſein Sohn vergeblich mit Gewalt fortzureißen ſuchte, widerſtand allen ſeinen Anſtrengungen, und wollte durchaus auf vaterländiſchem Boden ſterben. Kara-Georg, in Verzweiflung, und Willens, den Leichnam ſeines Vaters nicht in die Hände der Türken fallen zu laſſen, warf ſich auf die Kniee, bat den Greis um ſeinen Seegen, tödtete ihn mit einem Piſtolenſchuß, warf ihn in die Sau, ſtürzte ſich ſelbſt in den Fluß, und ſchwamm auf das Oeſterreichiſche Gebiet hinüber.

Kurze Zeit nachher kam er nach Servien als Feldwebel eines Fränkiſchen Korps zurück. Unzufrieden, bei einer Vertheilung von Ehrenmedaillen übergangen worden zu ſeyn, verließ er dieſes Korps und ging als Heiduck in die Berge; nachdem er ſich mit ſeinem Chef wieder verſöhnt hatte, begleitete er ihn nach Abſchluß des Friedens nach Oeſterreich, und erhielt einen Plaz als Waldhüter eines Kloſters. Dieſer Lebensweiſe bald überdrüſſig, kehrte er unter der Regierung Hadſchi Muſtapha's nach Servien zurück, und wurde wieder Hirte, ergriff jedoch die Waffen, ſo oft in irgend einem Theile des Landes ein neuer Aufſtand ausbrach.

Kara-Georg war von hohem Wuchs, ſtarkem Bau und einem edlen, offenen Geſichte. Schweigſam und nachdenklich, wenn er nicht durch den Wein oder das Krachen der Flintenſchüſſe, oder den Widerſpruch ſeiner Räthe aufgeregt war, ſah man ihn oft einen ganzen Tag hinbringen, ohne daß er ein Wort ſprach.

Beinahe alle Menſchen, welche große Thaten ausgeführt haben, oder dazu beſtimmt ſind, ſie auszuführen, ſind wortkarg. Sie unterhalten ſich mehr mit ſich ſelbſt als mit andern, ſie zehren von ihren eigenen Gedanken, und in dieſen Selbſtunterhaltungen ſchöpfen ſie jene Energie des Verſtandes und Willens, welche das Kennzeichen gewaltiger Geiſter iſt. Napoleon wurde erſt redſelig, als ſein Geſchick erfüllt und ſein Glückſtern gefallen war.

Als ein unbeugſamer Vertheidiger des Rechts und der Ordnung, ließ Kara-Georg ſeinen eigenen Bruder hängen, welcher Angriffe auf die Ehre eines jungen Mädchens gemacht hatte.

Im Januar 1806 rückten mehrere Heere zugleich in Servien ein, Bekir, Baſſa von Bosnien, und Ibrahim, Baſſa von Scutari, erhielten von der Pforte den Befehl, alle ihre Streitkräfte dorthin zu werfen. Bekir ſchickte zwei Korps von ungefähr vierzigtauſend Mann. Ibrahim rückte von der Seite von Niſſa an der Spize einer furchtbaren Armee vor. Kara-Georg ſchlug alle einzelne Angriffe Bekirs und Ibrahims zurück, mit Streitkräften, die der Zahl nach viel geringer, aber belebt von einer unbeſiegbaren Vaterlandsliebe, voll Vertrauen auf ihre Befehlshaber, und von den Wäldern beſchüzt waren, welche alle ihre Bewegungen deckten. Nachdem Kara-Georg Hadſchi-Bey bei Peska über den Haufen geworfen hatte, marſchirte er auf die Hauptarmee los, welche ſich über Schabaz zurückzog, erreichte ſie und vernichtete ſie gänzlich in Schabaz den 6. Aug. 1806. Kulmi und der alte Mehemed wurden getödtet. Die Trümmer ihres Heeres retteten ſich nach Schabaz. Die Bosniaken, welche über die Drina zurück ziehen wollten, wurden zu Gefangenen gemacht. Kara-Georg, welcher nur ſiebentauſend Mann Infanterie und zweitauſend Mann Kavallerie bei ſich hatte, wandte ſich ſchnell gegen Ibrahim-Baſſa, welcher Deligrad, eine von einem andern Häuptling, Namens Peter Dobrinyas, vertheidigte Serviſche Stadt belagerte. Bei ſeiner Annäherung begehrte Ibrahim mit ihm in Unterhandlungen einzugehen. Konferenzen fanden Statt zu Smaraderewo; es erfolgte unter günſtigen Bedingungen für das Land eine Pacification Serviens für den Augenblick. Dieſe war nur eines jener Zwiſchenſpiele, welche den Aufſtand zu Athem kommen laſſen, und die Nationen unmerklich an jene halbe Unabhängigkeit gewöhnen, welche ſich bald in Ungeduld nach der völligen Freiheit verwandelt. Bald darauf marſchirte Kara-Georg, der ſeine Truppen nicht verabſchiedet hatte, weil die Entſcheidung des Mufti's die Bedingungen von Smaraderewo nicht ratificirt hatte, gegen Belgrad, die befeſtigte Hauptſtadt Serviens an der Donau mit einer Citadelle und einer Türkiſchen Garniſon. Er bemächtigte ſich ihrer. Guſchanez-Ali, welcher den Befehl in der Stadt führte, erhielt von Kara-Georg die Erlaubniß, ſich die Donau hinab nach Widdin zu ziehen. Soliman-Baſſa blieb in der Citadelle; aber als er im Anfang des Jahres 1807 ſich mit zweihundert Janitſcharen, welche ihm übrig blieben, auf den Weg gemacht hatte, um wieder zu den Türken zu ſtoßen, wurde er mit ihnen durch das Geleite ſelbſt niedergemezelt, welches Kara-Georg ihm gegeben hatte, um ſeinen Rückzug zu decken. Man warf die Schuld dieſer Barbarei nicht auf Kara-Georg. Sie war eine Handlung der Rache der Servier gegen das Geſchlecht der Janitſcharen, deren grauſame Herrſchaft ſie an ähnliche Executionen gewöhnt hatte.

Das Glück des Unabhängigkeitskriegs koſtete Servien ſeine ganze Munizipalverfaſſung. Die kriegeriſchen Häuptlinge, Woywoden genannt, traten überall an die Stelle bürgerlicher Gewalten. Dieſe Woywoden wurden unterſtüzt durch eine aus den Söhnen der reichſten Familien gebildete Reiterei, welche keinen Sold empfing, ſondern auf Koſten der Woywoden lebte, und mit ihnen die Beute theilte. Einige von den Woywoden hatten bis zu fünfzig von dieſen jungen Reitern um ſich. Die angeſehenſten dieſer Häuptlinge waren damals: Jakob Nenadowitſch, Milenko, Dobrinyas, Reſſava, und vor Allen Kara-Georg.

Ein Senat, zuſammengeſezt aus zwölf Mitgliedern, welche aus jedem der zwölf Diſtrikte gewählt waren, hatte über die allgemeinen Intereſſen dieſer Art bewaffneter Föderation zu wachen, und ſollte als Gegengewicht gegen dieſe angemaßten Gewalten dienen. Dieſer Senat zeigte ſich ſeiner Beſtimmung würdig. Er brachte die Finanzen in Ordnung, regelte die Steuern, verwandte den Zehnten auf den Sold der Truppen, und nahm ſich des Volks-Unterrichtes mit einem Eifer und einer Intelligenz an, welche ſchon damals ein tiefes Streben nach Civiliſation beurkundeten. Sie ſezten an die Stelle des gelehrteren Unterrichtes in Manns- und Frauenklöſtern Volksſchulen in jeder Hauptſtadt eines Diſtriktes. Unglücklicherweiſe vertraten dieſe Senatoren, ſtatt vermöge ihres Beruf's ſich des ganzen Landes anzunehmen, nur die Woywoden, und waren daher ihrem ausſchließlichen Einfluß unterworfen.

Ein anderer berathender politiſcher Körper, beſtehend aus den Woywoden und den Hospodar's ſelbſt, behielt die wichtigſten Geſchäfte für ſich, und dieſer Körper und Kara-Georg theilten ſich in die beſtrittene Souveränetät. Alle Jahre gegen Weihnachten verſammelten ſich die

Woywoden, welche ihn bildeten, in Belgrad, und verhandelten unter den Augen jenes Häuptlings, mitten in den Intriken, welche ſie allenthalben umgaben, über Frieden, Krieg, Regierungsform und den Betrag der Steuer. Sie ſtellten dort ihre Rechnungen, machten Anordnungen für Verwaltung und Rechtspflege. Das Vorhandenſeyn und die Anſprüche dieſes ariſtokratiſchen Körpers waren ein Hinderniß für die vollkommene Befreiung und die raſchere Entwicklung der Schickſale Serviens. Einheit iſt die Lebensbedingung eines bewaffneten Volkes, gegenüber von ſeinen Feinden; die Unabhängigkeit will einen Deſpoten, der ſie einleitet; bürgerliche Freiheit will berathende Körper. Wären die Servier damals beſſer berathen geweſen, ſo hätten ſie Kara-Georg über alle ſeine Nebenbuhler erhoben, und die Gewalten in der gleichen Hand konzentrirt. Die Hospodars fühlten wohl, daß ein einziger Befehlshaber Noth thue; aber jeder von ihnen wünſchte, dieſes Oberhaupt möchte ſchwach ſeyn, um die Hoffnung zu haben, ihn zu beherrſchen. Die Wahlen der Senatoren litten unter dieſem geheimen Gedanken. Die Hospodars hofften, dieſer Körper werde ihm gegen Georg beiſtehen; Georg dagegen hoffte das Gegentheil. Zwieſpalt fing an ſich zwiſchen den Befreiern Serviens zu erheben.

Der beredteſte der Senatoren, Mladen Milo-Wanowitſch, hatte durch den Einfluß ſeiner Rede die hauptſächliche Erörterung der Angelegenheiten in dem Senat an ſich geriſſen. Bereichert durch die Plünderung Belgrads, und Herr des äußern Handels, durch die Zölle der Donau, die er gepachtet hatte, ſezte er Kara-Georg und ſeine Anhänger in Schatten. Der Senat, von dieſen aufgereizt, erhob ſich gegen Milo-Wanowitſch, der ſich dann voll Rachegedanken nach Deligrad zurückzog. Er gab unter der Hand Georg Nachricht von den geheimen Intriken Rußlands und der Griechen gegen ihn. Kara-Georg glaubte ihm, rief ihn nach Belgrad zurück, beſchloß den Krieg gegen die Bosniaken, und eröffnete den Feldzug von 1809, indem er in Bosnien einfiel.

Der gleiche Slaviſche Nationalgeſang, welcher den Anfang des Aufſtandes preißt, prophezeiht Unglück für den Tag, wo man verſuchen werde, über die Drina zu gehen und Bosnien anzugreifen. Die Prophezeihung des Dichters war das Orakel der Vorſehung. Jener Feldzug war eine Reihe von Fehlern, Unfällen und Niederlagen. Kara-Georg, unterſtüzt von einem Ruſſiſchen Korps, kämpfte umſonſt mit ſeinem gewohnten Heldenmuth. Seine Soldaten, entmuthigt, wurden ſchlaff. Von den Türken bei Komenitza geſchlagen, wollte er Jagodina und das linke Ufer der Morawa beſchüzen, und nur einer bedeutenden Diverſion der Ruſſen verdankte er die Erhaltung dieſes Gebiets.

Das Unglück ſteigerte die eiferſüchtige Feindſchaft der Woywoden gegen ihn; man wagte es, ſeine Gewalt anzufechten, am Tage, wo dieſe Gewalt nur noch durch die Vorſpieglung eines Sieges aufrecht erhalten wurde. Jakob Nedawitſch war der Erſte, der ſein Glück erſchütterte. Er erſchien im Senat am 1. Januar 1810 an der Spize von ſechshundert unter ſeinem Befehle ſtehenden berittenen jungen Leuten, und wurde zum Präſidenten des Senats ernannt. Der Einfluß Rußlands allein hielt noch einige Zeit lang das erſchütterte Anſehen Kara-Georgs aufrecht. Er rückte gegen Kurſchid, den Baſſa von Niſſa, vor, welcher nicht weniger als dreißigtauſend Mann hatte. Die Ebene von Warwarin war der Schauplaz einer blutigen Schlacht, wo dreitauſend Servier, belebt durch das Wort und das Beiſpiel ihres Führers, jene Maſſe von Türken zum Weichen brachten, ſie zwangen, ſich zurück zu ziehen, und alsbald ſich wieder nach Niſſa zu werfen. Kara-Georg begab ſich ſodann nach Loniza, welches von vierzigtauſend Ottomanen belagert wurde. Die Stadt, welche ſchon ſeit zwölf Tagen einer furchtbaren Artillerie widerſtanden hatte, war nahe daran, in die Gewalt der Belagerer zu fallen, als die Erſcheinung Kara-Georgs und die Tapferkeit ſeiner Servier die Türkiſche Armee zwang, über die Drina zurück zu gehen. Hier hatte der Ruhm Kara-Georgs den höchſten Gipfel erreicht. Ihm verdankte Servien, das nun gänzlich befreit war, die Ausdehnung ſeiner Gränzen von der Donauinſel Poretſch an bis zu dem Zuſammenfluſſe dieſes Stroms mit dem Timok. Aber der Frieden, für die Befreier ihres Vaterlandes immer trauriger als der Krieg, ſah neue Intriken und neue Uneinigkeit zwiſchen den Häuptlingen, welche die allgemeine Gefahr vereinigte. Die Hospodars wollten das Anſehen Kara-Georgs ſchmälern, um ſpäter es ihm ganz zu entreißen. Dieſes Komplot wurde ihm noch zur Zeit entdeckt. Er benüzte dieſen kraftvoll unterdrückten Verſuch dazu, um auf dem Landtage von 1811 eine entſcheidende Reaktion zu ſeinen Gunſten in Stand zu ſezen. Er brachte dem Entſchluß der Hospodare und Woywoden einen bei, indem er die Diſtrikte in Unterabtheilungen zerfällte, und die Zahl der Häuptlinge vermehrte, ſo daß ſie, zu ſchwach, um allein zu handeln, von da an leicht zu behandelnde Werkzeuge wurden, welche, eiferſüchtig auf das ehemalige größere Anſehen der Woywoden, ſich gegen ſie auf das Anſehen des Oberbefehlshabers ſtüzten, und ihr Glück an das ſeinige knüpften. Die Befugniſſe des Senats wurden umgemodelt; dieſe Korperſchaft, ſtatt alle Gewalten in ſich zu vereinigen, wurde in zwei Verſammlungen getheilt, von denen die eine, beſtehend aus den weniger einflußreichen Mitgliedern, als eine Art von richterlicher Behörde da ſtand, und die andere die Verwaltungsgeſchäfte unter ſich hatte, und eine Art von Miniſterium für Kara-Georg wurde. Man kann nicht umhin, an dieſem großen Manne einen eben ſo gewandten politiſchen Inſtinkt zu bewundern, als ſein Blick im Kriege ſicher und umfaſſend war. Indem er ſo ſeine Freunde und ſelbſt ſeine Feinde durch einträgliche und ehrenvolle Aemter in ſeine Nähe berief und hier feſtbannte, entfernte er ſie von dem Volke, das zu ſehr gewöhnt war, ihnen zu gehorchen, und vernichtete ſo ihre menteriſche Oligarchie. Ein Geſez ſprach die Verbannung gegen jeden Servier aus, welcher ſich dieſer Ordnung der Gewalten widerſezen würde. Dobrinyas und Miliuko traf dieſes Loos, ſie flohen nach Rußland. Nenadowitſch vereinigte ſich wieder mit Georgs Partei, in Folge einer Heirath ſeiner Tochter mit einem der mächtigſten Anhänger des Diktators, Mladen.

Der Sultan ſchlug Kara-Georg vor, er wolle ihn als Hoſpodar von Servien unter Garantie Rußlands anerkennen. Die Türken ſollten die Feſtungen und Waffen der Servier behalten. Verwickelte Unterhandlungen zogen ohne Erfolg ſich bis in's Jahr 1813 hinaus, wo Kara-Georg, der ſich nicht mehr mit der Pforte verſtändigen konnte, ſeine Landsleute zu den Waffen rief. Ihr habt, ſprach er zu ihnen, eure Feinde während neun Jahren lang mit mir beſiegt, ihr habt gekämpft ohne Waffen und ohne feſte Pläze,' jezt habt ihr Städte, Wälle zwiſchen den Türken und euch; hundertfünfzig Kanonen, ſieben Feſtungen, vierzig Vorwerke und eure Wälder, das unbezwingliche Aſyl eurer Freiheit; die Ruſſen werden euch zu Hilfe marſchiren: könnt ihr noch zögern? Indeſſen ſezten ſich die Türken unter dem Kommando des Baſſa's von Widdin in Bewegung. Der Groß-Vezir nahm von dem Sieg der Franzoſen bei Lüzen Gelegenheit, in die Baſſa's zu bringen, dieſen langen, für die Pforte ſo demüthigenden Streit mit Einem Schlage zu beendigen. Achtzehntauſend Türken rückten gegen Weliko vor, den ſie in Negotin belagerten. Weliko, von einer Kanonenkugel getroffen, blieb auf dem Plaze; ſein auseinander geſprengtes Heer rettete ſich durch die Sümpfe bis zu der Inſel Poretſch; im Süden jagte Kurſchid-Baſſa, an der Spize eines zahlreichen Heers, Mladen und Sima, zwei Serviſche Befehlshaber, vor ſich her, und ſchlug unter den Mauern von Schabaz ſein Lager. Nie war Servien in ſolcher Noth geweſen. Der Enthuſiasmus für die Unabhängigkeit ſchien unter ſo vielen Unfällen, und vielleicht auch unter drei Jahren des Friedens und innerer Uneinigkeit erſtickt. Seine Nationalität und ſein Ruhm ſcheiterten zugleich, und Kara-Georg ſelbſt, der ſein Glück und ſein Vaterland aufgab, ſey es, daß er eine unvermeidliche Kataſtrophe voraus ſah', und ſich für beſſere Tage ſparen wollte, ſey es, daß ſein Heldenmuth erſchöpft war, und er ſein Leben und ſeine Schäze zu retten wünſchte, ging mit ſeinem Sekretär Jainki und drei ſeiner Vertrauten auf das Oeſtreichiſche Gebiet über. So verſchwand für immer dieſer Held von dem Schauplaze Serviens, um in einer Oeſtreichiſchen Citadelle zu ſterben, ſtatt bei den Seinigen, und auf dem Boden des Vaterlandes, das er zuerſt erweckt hatte, einen Tod zu finden, der ihn unſterblich gemacht hätte! Als das Heer ſeine Flucht erfuhr, löste es ſich auf, und Smaderewo und Belgrad fielen in die Gewalt der Türken zurück. Servien wurde ein Baſſalik, und Soliman, ſein Beſieger, wurde ſein Herr und Baſſa. Die Senatoren waren geflohen: ein einziger Mann, beinahe noch Kind, der Woywode Miloſch Obrenowitſch, blieb der aufgegebenen Sache der Unabhängigkeit treu. Er brachte die ſüdlichen Diſtrikte zum Aufſtand, und wollte Oſchiza belagern, aber verlaſſen von ſeinen Truppen, war er gezwungen, die Vorſchläge der Türken anzunehmen. Soliman, dem er vorgeſtellt wurde, empfing ihn mit Auszeichnung. Die entwaffneten Servier wurden dazu angehalten, mit ihren eigenen Händen die Feſtungen zu bauen, welche das Land hüten ſollten. Die Tyrannei der abgeſezten Spahi's rächte ſich durch eine noch unverſchämtere Bedrückung für die neun Jahre der Verbannung, in welche die Tapferkeit der Servier ſie verjagt hatte. Indeſſen ſtählte ſich der Nationalcharakter wieder

in dieſer harten, ſchmäligen Sklaverei. Das Feuer des Aufſtands brach wieder aus. Miloſch, der mit aufmerkſamem Auge nach dem günſtigen Moment ſpähte, und ihn noch nicht gekommen glaubte, unterdrückte ſelbſtkräftig die übereilten Verſuche ſeiner Freunde. Die barbariſche Treuloſigkeit des Kiaja's Soliman-Baſſa's vermochte am Ende mehr über dieſen, als der Rath der Klugheit. Miloſch hatte für die Inſurgenten von Jagodina eine Amneſtie ausgewirkt; ſtatt ihnen Wort zu halten, beſchieden die Türken die Anführer dieſes Aufſtandes nach Begrad, und ließen hundertfünfzig erſchießen und ſechsunddreißig ſpießen. Miloſch, welcher ſelbſt in Belgrad war, erlebte den Schmerz, die Hinrichtung ſeiner Landsleute zu ſehen. Ihr Blut ſtand gegen ihn auf, und rief mit mächtiger Stimme an ſein Herz. Die Türken, welche ſeine Wuth bemerkten, fürchteten ſeine Rache und machten ihn zum Gefangenen; kaum aber war er verhaftet, als er entſchlupfte, über die Wälle kam, und ſich nach den Bergen von Rudnick flüchtete und ſich mit ſeinen Anhängern vereinigte, worauf der Aufſtand ſich wie ein Feuer in allen Bergen Serviens verbreitete.

Miloſch iſt 1784 geboren; ſeine Mutter Wiſchnia war zweimal verheirathet. Ihr erſter Gatte hieß Obren, ſie hatte von ihm einen Sohn, Namens Milan. Ihr zweiter Gatte hieß Teſcho. Sie hatte mehrere Kinder von ihm. Eines dieſer Kinder war Miloſch. Da ſeine Eltern kein Vermögen hatten, war er Anfangs genöthigt, die Ochſenheerden zu führen, welche die reichen Kaufleute des Landes auf die Märkte von Dalmatien ſchickten.

Darauf trat er in die Dienſte Milans, ſeines Halbbruders, welcher einen Viehhandel trieb. Die beiden Brüder liebten ſich ſo zärtlich, daß Miloſch ebenfalls den Namen Obrenowitſch annahm, welcher ſich von dem Vater Milans herſchrieb; der Handel der beiden Brüder hatte glücklichen Fortgang. Schon vermoglich und einflußreich zur Zeit des erſten Aufſtandes, nahmen ſie Theil an dieſem, jeder nach der Natur ſeines Charakters. Milan, friedlich und ſanft, blieb zu Hauſe und ſorgte für die Verwaltung des Diſtrikts. Miloſch, thatenluſtig und unerſchrocken, kämpfte unter Kara-Georg.

Als Kara-Georg die Verfaſſung des Landes änderte, wurde Milan, der gegen ihn im Senat Partei genommen hatte, auf ſeinen Befehl erſchoſſen. Miloſch verdankte einen Theil ſeines Vermogens dem Tode ſeines Bruders. Die Rache trieb ihn in die Reihen der Unzufriedenen. Er folgte den Häuptlingen nicht, welche 1813 ſich flüchteten. Nun richteten ſich die Blicke natürlicherweiſe auf den Einzigen, der im Lande geblieben war.

Am Palmſonntag 1815 trat Miloſch, als er aus Belgrad floh, in die Kirche von Takowo, wo eine zahlreiche Volksmaſſe verſammelt war, er ſprach zu dieſem Volke mit jener natürlichen Beredtſamkeit, welche der Slave beſizt, und mit jener Allmacht einer verzweifelten Stimmung, welche ſchon voraus von den Zuhorern getheilt war. Die Feindſeligkeiten begannen; Miloſch, an der Spize von einigen jungen Reitern ſeines Diſtrikts, und von tauſend Männern aus den Bergen, verjagt die Spahi's aus einem Vorwerk, und nimmt ihnen zwei Kanonen ab; bei der Nachricht dieſes Sieges kehren die Ausgewanderten zurück, die Flüchtlinge verlaſſen die Wälder, die Heiducken kommen von den Bergen herab; man greift den Kiaja des Baſſa's an, welcher an der Spize von zehntauſend Türken unklugerweiſe ſein Lager in den Ebenen der Morawa aufgeſchlagen hatte. Der Kiaja wird in der Schlacht getödtet; ſein Tod verbreitet Schrecken in ſeinem Lager, die Türken fliehen gegen Sieniza. Hier wird eine neue Schlacht geliefert; Miloſch trägt den Sieg davon; die Beute, die Frauen, die Artillerie des Kiaja fallen in die Gewalt der Servier. Ali-Baſſa verläßt Belgrad mit den Ueberreſten ſeiner Truppen, und marſchirt Miloſch entgegen; er wird geſchlagen, und zieht ſich nach Kiubra zurück, da ihm der Sieger zu dieſem Zweck ein Geleite bewilligt. Adem-Baſſa ſchließt ebenfalls eine ſchmachvolle Kapitulation, ſchließt ſich in Noribazar ein, und empfängt die Geſchenke Miloſch's. Der Baſſa von Bosnien kömmt mit einem friſchen, zahlreichen Heere von ſeinen Bergen herab; er ſchickt Ali-Baſſa einen ſeiner Statthalter ab, um gegen Miloſch in dem Diſtrikte Matſchway zu fechten; Ali-Baſſa wird gefangen, und mit Geſchenken überhäuft zu dem Groß-Vezir zurück geſchickt. Die Servier zeigten ſich durch ihren Edelmuth ſchon jener Civiliſation würdig, in deren Namen ſie kämpften, und Miloſch behandelte ſchon zum Voraus ſeine Feinde als künftige Freunde; er fühlte, daß die vollſtändige Unabhängigkeit für ſein Vaterland noch nicht gekommen ſey, und behielt ihm Unterhandlungen vor, ſtatt es durch Mezeleien zu entehren. Auf der Morawagränze rückte Maraſchli Ali-

Baſſa vor; glücklicherweiſe herrſchte Zwieſpalt zwiſchen dieſem Heerführer und Kurſchid-Baſſa, dem ehemaligen Groß-Vezir und Baſſa von Bosnien; ihre Plane ſtimmten nicht zuſammen, und Jeder von ihnen wünſchte im Stillen die Niederlage des Andern, um allein den Ruhm des Siegs zu haben; alle beide unterhandelten, und bewarben ſich um die Ehre, den Krieg zu beendigen. Miloſch, welcher von dieſen Intriken Nachricht hatte, wußte ſie ſich zu Nuzen zu machen; er wagte es, ſich in Perſon zu dem Groß-Vezir, mitten in das Lager der Türken zu begeben, und hatte eine Unterredung mit Kurſchid; man konnte ſich nicht verſtändigen; Miloſch wollte, Servien ſollte ſeine Waffen behalten; der Baſſa geſtand alle Bedingungen zu, nur dieſe nicht, da ſie alle andern ungewiß machte. Miloſch erhebt ſich erzürnt, um wieder zu Pferde zu ſteigen; Kurſchid befiehlt, ihn zu verhaften, die Janitſcharen ſtürzten auf ihn los; aber Ali-Baſſa, jener Statthalter Kurſchid's, welchen Miloſch beſiegt und mit Geſchenken zum Vezir zurückgeſchickt hatte, wirft ſich beherzt zwiſchen die Spahi's und Miloſch; er ſtellt Kurſchid vor, Miloſch ſey im Vertrauen auf ſein Wort in's Lager gekommen, er habe ſich durch einen Eid verpflichtet, ihn geſund und wohlbehalten wieder ziehen zu laſſen, und er wolle lieber ſterben, als dulden, daß man an die Freiheit eines Mannes Hand lege, dem er das Leben verdanke. Die Feſtigkeit Ali-Baſſa's imponirt den Vezir und ſeinen Soldaten, er begleitet Miloſch aus dem Lager. Miloſch, ſagt er zu ihm beim Abſchied, könneſt du fortan auf Niemand trauen, ſelbſt nicht auf dich! wir waren Freunde, und trennen uns heute für

immer. Miloſch entfernte ſich; Unterhandlungen, welche mit Maraſchli Ali-Baſſe eröffnet wurden, waren glücklicher; die Waffen wurden zugeſtanden; Serviſche Abgeordnete gingen nach Konſtantinopel, und kamen nach Verfluß eines Monats zurück mit einem Friedens-Ferman, welcher in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

> „Gleich wie Gott ſeine Unterthanen dem Sultan
> „anvertraut hat, vertraut ſie der Sultan ſeinem
> „Baſſa an.“

Der Baſſa kehrte nach Belgrad zurück, und die Serviſchen Häuptlinge unterwarfen ſich durch die Vermittlung Miloſch's. Die Feſtungen blieben in den Händen der Turken„ die Servier beſteuerten ſich ſelbſt, die Verwaltung war zwiſchen den beiden Parteien getheilt; ein Nationalſenat wurde in Belgrad neben dem Baſſa eingeſezt. Ali, von den Serviern geliebt, erſezte in Belgrad den ihnen verhaßten Soliman-Baſſa, welcher von dem Großherrn zurück gerufen worden war. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge konnte nicht von Dauer ſeyn; Reibungen waren unvermeidlich. Miloſch, immer noch das Haupt ſeiner Nation, war in Belgrad bei Ali-Baſſa wie eine auf ihrer Hut ſtehende Schildwache, immer bereit, ſeinem Volke das Signal der Widerſezlichkeit oder des Angriffs zu geben.

Ali ſuchte durch Liſt die Entwaffnung zu bewerkſtelligen, welche er nicht durch Gewalt hatte durchſezen können: er wandte ſich an Miloſch, indem er ihn beſchwor, die Waffen des Volkes einzuliefern. Dieſer antwortete, daß er und ſeine Freunde bereit ſeyen, die Waffen abzulegen, daß es aber unmöglich ſey, ſie den

Landleuten zu nehmen. Der Baſſa, erbittert, reizte den Präſidenten der Serviſchen Kanzlei, Moler, und den Metropolitan Nikſchwiz auf: aber die Leibwachen Miloſch's bemächtigten ſich der beiden Verſchwörer im offenen Rathe, und zwangen den Baſſa ſelbſt, Kraft ſeiner Gewalt über Leben und Tod, ſie hinrichten zu laſſen. Die Kühnheit der Servier wuchs bei dieſer Schwäche des Baſſa's; Miloſch verließ Belgrad, und ſchloß ſich, um den Schlingen jeder Art zu entgehen, welche die Türken und ſeine Nebenbuhler unter den Serviern ihm legten, in das befeſtigte Dorf Topſchidor, eine halbe Meile von Belgrad ein. Im Jahr 1821 wurde ein neuer Angriff gegen die Macht und das Leben Miloſch's gemacht. Die beiden Woywoden, welche ihn geleitet hatten, werden hingerichtet. Man hatte den Baſſa im Verdacht, zu dem Plane angereizt zu haben, und die Erbitterung zwiſchen den beiden Nationen wuchs. Indeſſen beſchäftigten die Aufſtände in Albanien und der Unabhängigkeitskrieg der Griechen die Türken, und verringerten ihre Kraft. Die Umſtände waren günſtig für die Konzentration der Nationalmacht in Servien. Die Völker erringen niemals ihre Freiheit, als wenn ſie ſich in einem militäriſchen Führer perſonificiren; Intereſſe und Dankbarkeit laſſen ſie ganz natürlich die Macht Dem als Erbtheil zuweiſen, der ſie zu ſchaffen und zu vertheidigen wußte. Die Monarchie iſt der Inſtinkt entſtehender Nationen, der Alleinherrſcher iſt ein Vormund, den ſie ihrer noch angefochtenen Freiheit geben. Dieſer Inſtinkt war noch ſtärker in Servien, wo republikaniſche Formen unbekannt waren. Miloſch theilte ihn, und wußte ihn ſich zu Nuzen zu

machen. Er erweiterte ſeine Gewalt, und ſtellte ungefähr die Konſtitution Kara-Georgs wieder her. Er ſtellte zwiſchen das Volk und ſich die Ariſtokratie der Kneven, welche mit der Verwaltung des Landes beauftragt waren. Jeder Kneve hat ſein Knev, oder ſeine Provinz, und die Diſtrikte haben zum größten Theil ihren Ober-Kneven. Miloſch ernennt ſie, und ſtellt nach Belieben ihr Gebiet und ihre Befugniſſe feſt. Damit dieſen Kneven jeder Vorwand zur Erpreſſung benommen ſey, erhalten ſie einen Sold aus dem öffentlichen Schaze. Tribunale erſter Inſtanz ſind in Städten und Dörfern errichtet. Ein Obertribunal hat zu Kraguzewaz ſeinen Siz. Miloſch ernennt ſie. Die Gewohnheit dient als Geſez, bis zu der Redaktion des Kodex, die man vorbereitet. Das Recht, die Todesſtrafe auszuſprechen, iſt dem Oberhaupte der Regierung vorbehalten. Die leichte Steuer, welche Servien, als Reſt einer Ranzion, an die Pforte bezahlt, und welche Nichts iſt, als ein Andenken an die frühere Abhängigkeit, geht durch die Hände des Oberhaupts der Regierung, der ſie dem Baſſa liefert. Der Baſſa, ein leerer Schatten einer Gewalt, welche nicht mehr beſteht, iſt Nichts, als eine verlorne Schildwache der Pforte, um die Donau zu beobachten und den Türken, welche die Feſtungen beſeze hatten, Befehle zu geben. Im Fall eines Kriegs der Türkei gegen Oeſtreich haben die Servier ein Kontingent von vierzigtauſend Mann zu liefern. Die Geiſtlichkeit, deren Einfluß dem von Miloſch die Wage halten konnte, hat ihr ganzes Uebergewicht verloren, indem die Verwaltung der Rechtspflege ihnen abgenommen und Civil-Tribunalen gegeben wurde. Die Popen und Mönche ſind, wie das übrige Volk, körperlichen Züchtigungen unterworfen, ſie zahlen die gewöhnlichen Abgaben. Die Güter der Biſchöfe ſind in einen fixen Gehalt verwandelt, den ſie vom Staate beziehen. Die ganze Gewalt iſt ſo in den Händen des Oberhaupts konzentrirt. Die Civiliſation Serviens gleicht der regelmäßigen Mannszucht eines ungeheuern Lagers, wo Ein Wille die Seele einer Menge von Menſchen iſt, welches auch ihr Beruf und ihr Grad ſeyn möge. In Gegenwart der Türken iſt dieſe Haltung nothwendig. Das Volk iſt immer zum Kampfe bereit und bewaffnet. Das Oberhaupt muß durchaus ein Soldat ſeyn. Dieſer Zuſtand halber Unabhängigkeit für Servien wird noch von Türken angefochten. Der Vertrag von Akerman im Jahr 1827 hat Nichts entſchieden. Ein Landtag fand ſtatt zu Kraguzewatz: man mußte hier von dem Vertrag von Akerman Einſicht nehmen. Miloſch erhob ſich und ſprach:

„Ich weiß, daß es Leute gegeben hat, welche mit „der auf meinen Befehl an einigen Ruheſtörern vollzogenen Züchtigung unzufrieden waren. Man hat mir „zur Laſt gelegt, ich ſey zu ſtreng und zu gierig nach „Macht, während ich keinen andern Zweck habe, als „den Frieden und den Gehorſam zu erhalten, welche von „den beiden kaiſerlichen Höfen vor Allem gefordert werden. Man macht mir auch die Steuern zum Verbrechen, welche das Volk zahlt, ohne daran zu denken, „wie Viel die Freiheit koſtet, die wir errungen haben, „und wie viel theurer noch die Sklaverei zu ſtehen komme! „ein ſchwacher Mann würde den Schwierigkeiten meiner „Stellung unterliegen. Blos dadurch, daß ich mich für „Euer Wohl mit einer unverbrüchlichen Gerechtigkeit „waffne, kann ich die Pflichten erfüllen, welche ich gegenüber von dem Volke den Kaiſern, meinem Gewiſſen „und Gott ſelbſt übernommen habe."

Nach dieſer Rede ſezte der Landtag eine Akte auf, welche Miloſch übergeben, und der Pforte zugeſchickt wurde, kraft deren die Servier durch das Organ ihrer Häuptlinge Seiner Hoheit dem Fürſten Miloſch Obrenowitſch und ſeinen Nachkommen ewigen Gehorſam ſchworen. Servien hatte Miloſch ſeine Schuld bezahlt. Er zahlt gegenwärtig die ſeinige an Servien ab; er gibt ſeinem Vaterlande Geſeze, einfach wie ſeine Sitten, aber voll Lichtfunken der Aufklärung Europa's. Er ſchickt, wie ſonſt Geſezgeber neuerſtandener Völker, junge Servier auf Reiſen nach den großen Hauptſtädten von Europa, um Notizen über Geſezgebung und Verwaltung zu ſammeln, und ſie Servien zu eigen zu machen. Einige Fremde halten ſich an ſeinem Hofe auf, und dienen ihm als Vermittler mit den Sprachen und den Künſten benachbarter Nationen. Die Bevölkerung, durch den Frieden den Geſchäften des Ackerbau's und des Handels wieder zugeführt, begreift den Preis der Freiheit, die ſie errungen hat, und wächſt an Zahl, Thätigkeit und bürgerlichen Tugenden. Die Religion, die einzige Civiliſation der Völker, welche noch keine civiliſirten Geſeze haben, hat ihre Mißbräuche abgelegt, ohne von ihrem glücklichen Einfluſſe zu verlieren; der Volksunterricht iſt der Hauptgegenſtand für die Sorge der Regierung. Das Volk gibt ſich mit einem fanatiſchen Inſtinkte dieſen Bemühungen Miloſch's hin, um ſich einer weiter vorangeſchrittenen Regierungsform würdig zu machen: man möchte ſagen, es begreife, daß die aufgeklärten Völker allein die Fähigkeit haben, freie Völker zu werden, und daß es Eile hat, an dieſem Ziele anzulangen. Die Municipalgewalten, den Diſtrikten wie ein Keim der Freiheit eingepflanzt, arbeiten hierin vor, einige Verbannte, des Landes verwieſen nach der Flucht Kara-Georgs, oder von Miloſch, weil ſie mit den Türken ſich gegen ihn verſchworen hatten, ſind noch ihres Vaterlandes beraubt; jeder Tag, indem er die Ordnung mehr befeſtigt, und die Gemüther mehr und mehr zur Einigkeit in der Liebe des Vaterlandes verbindet, führt den Augenblick näher, an welchem ſie zurückkehren und den glücklichen Einfluß des Helden erkennen können, den ſie bekämpft haben.

Zehntauſend Türken halten noch heut zu Tage die Feſtungen beſezt, der Fürſt würde ſie mit leichter Mühe daraus verjagen; das ganze Land würde ſich auf ſeinen Ruf erheben. Aber da die Anweſenheit der Türken in den Feſtungen, und ihre nur dem Namen nach beſtehende Mitherrſchaft keinen ſtörenden Einfluß mehr auf Servien hat, und im Gegentheil es vor Bewegungen im Innern und vor Intriken nach Außen bewahren kann, welche nothwendig ſich erheben müßten, wenn das Land ganz von dem Ottomaniſchen Reiche losgeriſſen wäre, ſo zieht der Fürſt dieſen Zuſtand der Dinge einem neuen, übereilten Kriege vor. Das Volk weiß ihm Dank für dieſen Frieden, der ihm alle Entwicklung der Civiliſation im Innern möglich macht. Es fürchtet Nichts für ſeine wirkliche Unabhängigkeit. Alle Einwohner ſind bewaffnet.

und halten das Innere des Landes, die Städte und Dörfer beſezt. Der Baſſa wohnt in Belgrad, Miloſch manchmal in Belgrad, manchmal in ſeinem Schloſſe, eine Meile von dieſer Stadt, noch öfter in Kragujewaz. Hier iſt er von den Türken abgeſondert, und an einem Orte, welcher nicht beſſer im Mittelpunkt Serviens liegen könnte. Die Natur des Landes und ſeine kriegeriſche Haltung ſezen es übrigens außer aller Gefahr vor einem Ueberfall.

Der Fürſt Miloſch iſt neun und vierzig Jahre alt. Er hat zwei Söhne, von denen der älteſte zwölf Jahre alt iſt.

Das künftige Schickſal des Ottomaniſchen Reiches wird die Zukunft dieſes Volkes und dieſer Familie entſcheiden; die Natur aber ſcheint es berufen zu haben, kräftigen Antheil zu nehmen an den großen Ereigniſſen, welche ſich in der Europäiſchen Türkei wie in dem Aſiatiſchen Reiche vorbereiten. Die Volksgeſänge, welche der Fürſt unter dem Volke verbreiten läßt, ſtellen ihm für eine nahe Zukunft den Ruhm und die Kraft Serviens und ſeines alten heldenmüthigen Königs, Stephan Duſchan, vor Augen. Die abenteuerlichen Thaten ſeiner Heiducken gehen von Mund zu Munde, und laſſen die Servier von der Wiedererſtehung einer Slaviſchen Nation träumen, deren Keim, Sprache, Sitten und urſprüngliche Tugenden ſich in den Wäldern von Schumadia erhalten haben.

Der Reiſende kann, wie ich, ſich nicht enthalten, dieſen Traum mit einem Wunſche, einer Hoffnung zu begrüßen; er kann nicht ohne Wehmuth und Segnungen jene ungeheuren Urwälder, jene Berge, jene Ebenen, jene Flüſſe verlaſſen, welche gerade aus der Hand des Schöpfers zu kommen und die üppige Jugend des Bodens mit der Jugend des Volkes zu miſchen ſcheinen; wenn er jene neuen Häuſer der Servier aus dem Wald heraus treten, ſich am Ufer der Ströme erheben, ſich in langen, braunen Reihen im Grunde der Thäler ſtrecken ſieht; wenn er von ferne das Geräuſch der Säge- und Mahlmühlen, den Klang der Glocken, welche erſt neuerdings in dem Blute der Vertheidiger des Vaterlandes getauft ſind, und den friedlichen oder kriegeriſchen Geſang der jungen Männer und jungen Mädchen hört, welche von der Feldarbeit heimkehren; wenn er die langen Reihen von Kindern aus den Schulen oder aus den hölzernen Kirchen gehen ſieht, deren Dach noch nicht vollendet iſt, den Ton der Freiheit, der Freude, der Hoffnung in Aller Munde, Jugend und Aufſchwung auf allen Geſichtern; wenn er an die ungeheuern phyſiſchen Vortheile denkt, welche dieſes Land ſeinen Bewohnern ſichert; an die milde Sonne, die es erleuchtet, an die Berge, die es beſchatten, und es gleich natürlichen Feſtungen beſchüzen; an den ſchönen Donauſtrom, der ſich krümmt, um ihm zur Einfaſſung zu dienen und ſeine Produkte nach dem Norden und dem Oſten zu führen; endlich an das ſchöne Adriatiſche Meer, welches ihm bald Häfen und eine Marine verſchaffen, und es ſo Italien näher bringen würde; wenn der Reiſende ſich erinnert, daß er, indem er durch dieſes Volk reiſte, Nichts erhielt, als Beweiſe von Wohlwollen und Freundſchaftsbegrüßungen; daß keine Hütte für ihre Bewirthung ihm Etwas abgefordert hat, daß er überall aufgenommen wurde wie ein Bruder, zu Rathe gezogen wie ein Weiſer, befragt wie ein Orakel, und daß ſeine Worte, geſammelt von der eifrigen Wißbegier der Popen oder der Kneven, wie ein Keim der Civiliſation in den Dörfern bleiben werden, durch die er gekommen iſt; dann kann er nicht anders, er muß zum leztenmale mit Liebe die waldigen Geſtade und die in Trümmer liegenden Moſcheen mit durchbrochenen Kuppeln, von denen die breite Donau ihn trennt, betrachten, und, ſie aus dem Geſicht verlierend, ſich ſagen: „wie gerne würde ich mit dieſem erſtehenden Volke für die fruchtbare Freiheit kämpfen!" jene Strophen eines der Volkslieder werden ihm wieder in den Sinn kommen, welche ſein Dragoman ihm überſezt hat:

„Wenn die Sonne Serviens in den Waſſern der Donau erglänzt, ſo ſcheint der Fluß die Klingen der Yatagans und die glänzenden Flinten der Montenegriner hinzurollen, es iſt ein Fluß von Stahl, der Servien vertheidigt. Es iſt ſüß, an ſeinem Ufer zu ſizen und die zerbrochenen Waffen unſerer Feinde vorüber ziehen zu ſehen.

„Wenn der Wind von Albanien von den Bergen herab kommt, und durch die Wälder von Schumadia bläst, ſo dringen Schreie heraus, wie von dem Heer der Türken bei der Niederlage an der Morawa; es iſt ſüß dieſes Gemurmel für das Ohr der freien Servier, lebend oder todt iſt es ſüß, am Fuße der Eiche zu ruhen, welche, wie wir, ihre Freiheit beſingt."

Erzählung des Aufenthalts

von

Fatalla Sayeghir

bei den herumziehenden Arabern der großen Wüſte.

Vorwort.

Wir lagerten mitten in der Wüſte, welche von Tiberias bis Nazareth ſich hinzieht; wir ſprachen von den Arabiſchen Stämmen, die wir den Tag über getroffen hatten, von ihren Sitten, von ihren Beziehungen zu einander, und zu den großen Völkern, welche ſie umgeben. Wir ſuchten das Geheimniß ihres Urſprungs, ihres Schickſals und jener erſtaunlichen Beharrlichkeit des Raçengeiſtes zu ergründen, welcher dieſe Völkerſchaften von allen andern menſchlichen Familien trennt, und ſie, wie die Juden, nicht zwar außerhalb der Civiliſation, ſondern in einer abgeſonderten Civiliſation feſt hält, welche eben ſo unwandelbar iſt, als der Granit. Je mehr ich gereiſt bin, deſto mehr überzeugte ich mich, daß die Raçen das große Geheimniß der Geſchichte und der Sitten ſind. Der Menſch iſt nicht ſo leicht zu erziehen, als die Philoſophen ſagen. Der Einfluß der Regierungen und der Geſeze iſt weit entfernt, auf die Sitten und Neigungen eines Volkes ſo radikal zu wirken, als man denkt, während die urſprüngliche Beſchaffenheit, das Blut der Raçe, nach tauſend Jahren noch ihre Wirkſamkeit in den phyſiſchen Formen und den moraliſchen Gewohnheiten der Familien oder der Stämme offenbarten. Das Menſchengeſchlecht fließt in Strömen und in Bächen in den ungeheuren Ocean der Menſchheit; aber nur langſam, oft nie, vermiſcht es ſeine Waſſer, wie die Rhone aus dem Genferſee mit ihrem Geſchmack und ihrer Farbe wieder heraus tritt. Es liegt hier ein Abgrund für die Gedanken und die Betrachtung, und ein eben ſo großes Geheimniß für die Geſezgeber. Alles, was ſie in dem Sinne des Raçengeiſtes thun, gelingt; Alles, was ſie gegen dieſe von der Natur in den Menſchen voraus gelegte Stimmung thun, ſcheitert. Die Natur iſt mächtiger als ſie. Dieſe Idee iſt nicht die der Philoſophen unſerer Zeit; aber ſie ſteht feſt für den Reiſenden, und es iſt mehr Philoſophie in hundert Meilen einer Karavanenreihe, als in zehn Jahren der Lektüre und der Betrachtung. Ich fühlte mich glücklich, indem ich ſo auf's Gerathewohl, ohne einen andern Reiſeplan, als meine

Laune, mitten in Wüſten und unbekannten Ländern herumzog. Ich ſagte meinen Freunden und Herrn Mazolier, meinem Dragoman, daß wenn ich allein und ohne alle Familienbande wäre, ich dieſes Leben Jahre lang fortführen würde. Ich würde ſo gerne niemals mich niederlegen, wo ich erwacht wäre, und mein Zelt nach einander von den Geſtaden Aegyptens bis zu denen des Perſiſchen Meerbuſens aufſchlagen; um für den Abend keinen andern Zweck zu haben, als den Abend ſelbſt; um zu Fuße, mit offenem Auge und Herz in allen jenen unbekannten Ländern, bei allen jenen, von der meinigen ſo verſchiedenen, Menſchenraçen herumzukommen, um die Menſchheit, dieſes ſchönſte Werk Gottes, unter allen ihren Formen zu beobachten. Was bedurfte es dazu? einige Sklaven oder treue Diener, Waffen, etwas Gold, zwei oder drei Zelte und Kameele. Der Himmel in dieſen Gegenden iſt beinahe immer mild und rein, das Leben behaglich und wohlfeil, die Gaſtfreundſchaft gewiß, und immer an maleriſchen Scenen zu finden. Hundertmal würde ich ſo, unter verſchiedenen Himmeln, bei immer neuen Wirthen und Freunden zugebrachte Jahre der unfruchtbaren, geräuſchvollen Einförmigkeit des Lebens in unſern Hauptſtädten vorziehen. Es koſtet gewiß bei Weitem mehr Mühe, in Paris oder London das Leben eines Weltmannes zu führen, als die Welt als Reiſender zu durchſtreifen. Das Reſultat dieſer beiden

Mühen iſt indeß ein ſehr verſchiedenes. Der Reiſende ſtirbt, oder kehrt heim mit einem Schaze von Gedanken und Weisheit. Der Stubenſizer unſerer Großſtädte wird alt, ohne die Welt geſehen und kennen gelernt zu haben, und ſtirbt eben ſo beſchränkt und in falſchen Ideen, wie in Windeln eingewickelt, als am Tage, an dem er zur Welt gekommen iſt.

Ich möchte, ſagte ich zu meinem Dragoman, dieſe Berge überſteigen, in die große Wüſte von Syrien hinab ziehen, einige der großen unbekannten Stämme beſuchen, welche da und dort wohnen, und Monate lang Gaſtfreundſchaft genießen, von einem zum andern gehen, die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten ſtudiren, ihnen von den Gärten von Damaskus bis zu den Ufern des Euphrat's an der Gränze von Perſien folgen, den Schleier heben, welcher noch über der ganzen Civiliſation der Wüſte liegt, einer Civiliſation, woher das Ritterthum zu uns gekommen iſt, und wo man es noch ſuchen darf; aber die Zeit drängt uns, wir werden Nichts ſehen, als die Ufer jenes Oceans, deſſen Ausdehnung noch Niemand gemeſſen hat. Kein Reiſender iſt zu jenen unzähligen Stämmen gedrungen, welche mit ihren Zelten und ihren Heerden die Gefilde der Patriarchen bedecken; ein einziger Mann hat es verſucht, aber er iſt nicht mehr, und die Bemerkungen, die er während eines zehnjährigen Aufenthalts unter dieſen Völkern ſammeln konnte, ſind mit ihm zu Grunde gegangen. Ich wollte von Herrn von Lascaris ſprechen. Wer Herr von Lascaris ſey, darüber folgendes:

In Piemont geboren, aus einer jener griechiſchen Familien, welche nach Eroberung von Konſtantinopel nach Italien kamen, war Herr v. Lascaris Malteſerritter, als Napoleon dieſe Inſel eroberte. Herr v. Lascaris, damals noch ſehr jung, folgte ihm nach Aegypten, knüpfte ſein Schickſal an das ſeinige, war bezaubert von ſeinem Genie. Selbſt ein Mann von Genie, begriff er, als einer der Erſten, die große Beſtimmung, welche die Vorſehung einem jungen, in den Geiſt Plutarchs getauchten Manne aufbehielt, zu einer Epoche, wo alle Charaktere abgelebt, gebrochen oder verfälſcht waren. Er begriff noch Mehr: er ſah' ein, daß das größte Werk, welches ſein Held auszuführen hatte, vielleicht nicht die Wiederherſtellung der Macht in Europa war, ein Werk, welches die Reaktion der Geiſter nöthig, und daher leicht machte; er ahnte, daß Aſien für die neue Schöpferkraft und den Ehrgeiz eines Helden ein viel umfaſſenderes Feld darbiete; daß er hier in hundertmal rieſenhafteren Maſſen Eroberungen zu machen, zu gründen, neu zu ſchaffen habe; daß der Despotismus in Europa von kurzer Dauer, in Aſien lang und ewig ſeyn werde; daß der große Mann, welcher hieher Organiſation und Einheit bringe, bei weitem Mehr thun würde, als Alexander, bei weitem Mehr als Bonaparte in Frankreich hätte thun können. Es ſcheint, daß der junge Italieniſche Krieger, deſſen Phantaſie feurig war, wie der Orient, ohne Ziel, wie die Wüſte, groß, wie die Welt, über dieſen Gegenſtand vertraute Geſpräche mit Herrn v. Lascaris hatte, und daß ein Bliz ſeiner Gedanken gegen jenen Horizont zuckte, welchen ſein Geſchick ihm eröffnete. Es war aber nur ein Bliz, und ich bedaure es; offenbar war Bonaparte der Mann des Orients, und nicht der Mann Europa's. Man wird lachen, wenn man Dieß liest, es wird Jedermann paradox erſcheinen; man befrage aber die Reiſenden. Bonaparte, den man ſo gerne Heut zu Tage den Mann der Franzöſiſchen Revolution und der Freiheit nennt, hat niemals die Freiheit begriffen, und iſt daran ſchuldig, daß die Franzöſiſche Revolution eine Fehlgeburt wurde. Die Geſchichte wird Dieß auf allen Blättern beweiſen, welche von ihm handeln, wenn einmal ein anderer Geiſt ihr den Vortrag eingibt als heut zu Tage. Er war die perſonifizirte Reaktion gegen die Freiheit Europa's; eine glorreiche, glänzende Reaktion, welche Lärm machte, das iſt Alles. Will man einen Beweis dafür? Man frage nach, was von Bonaparte Heut zu Tage in der Welt übrig iſt, außer einer Geſchichte von Kriegen und von einer ungeſchickten Reſtauration? Aber ein Denkmal, Etwas, was lebt außer ſeinem Namen — von dem

Allem Nichts, nur eine ungeheure Erinnerung. In Aſien hätte er die Menſchen Millionenweiſe aufgeregt, und, ſelbſt ein Mann von einfachen Ideen, hätte er eine bleibende Civiliſation begründet, welche ihn tauſend Jahre überlebt hätte. Aber der Irrthum war begangen; Napoleon wählte Europa; aber er wollte einen Forſcher zurück laſſen, um auszukundſchaften, Was er hätte thun ſollen, und um die Straße nach Indien abzuſtecken, wenn ſein Glück ſie ihm öffnen ſollte. Herr von Lascaris war dieſer Mann. Er reiste mit geheimen Inſtruktionen von Napoleon ab, empfing die für ſein Unternehmen nöthigen Summen, und ließ ſich in Aleppo nieder, um ſich dort in der Arabiſchen Sprache zu vervollkommnen. Als ein Mann von Talent und von Aufklärung, ſtellte er eine Art von Verrücktheit zur Schau, um ſeinen Aufenthalt in Syrien und ſeinen hartnäckig geſuchten Verkehr mit allen Arabern der Wüſte, die in Aleppo ankamen, zu entſchuldigen. Endlich, nach mehreren Jahren der Vorbereitung, begann er ſein großes, gefährliches Unternehmen in's Werk zu ſetzen. Er kam mit verſchiedenem Glück und unter wechſelnden Verkleidungen bei allen Stämmen von Meſopotamien und dem Euphrat herum, kehrte nach Aleppo zurück, reich an Bekanntſchaften, die er ſich erworben, und an politiſchen Beziehungen, die er für Napoleon vorbereitet hatte. Während er aber ſo ſeine Sendung ausführte, ſtürzte das Glück ſeinen Helden, und er erfuhr ſeinen Fall an gleichem Tage, wo er ihm die Frucht von ſieben Jahren der Gefahr und der Ergebenheit bringen wollte. Dieſer unvorhergeſehene Streich des Schickſals war tödtlich für Herrn v. Lascaris. Er ging nach Aegypten, und ſtarb in Kairo, allein, unbekannt, verlaſſen, indem er als einzige Erbſchaft ſeine Notizen zurück ließ. Man ſagt, der Engliſche Konſul habe dieſe koſtbaren Dokumente geſammelt, welche ſeiner Regierung ſo gefährlich hätten werden können, ſie ſeyen dann vernichtet oder nach London geſchickt worden.

Wie Schade', ſagte ich zu Herrn Mazolier, daß das Ergebniß ſo vieler Jahre und ſo vieler Ausdauer für uns verloren gegangen iſt! Es iſt noch Einiges davon übrig, gab er mir zur Antwort; ich ſtand in Latakia, meiner Vaterſtadt, mit einem jungen Araber in Verhältniſſen, welcher Herrn von Lascaris auf allen ſeinen Reiſen begleitete. Nach ſeinem Tode kehrte er, entblößt von allen Hilfsmitteln, ſelbſt um die mäßigen Rückſtändigen gebracht, welche Herr von Lascaris ihm zu bezahlen verſprochen hatte, arm und beraubt zu ſeiner Mutter zurück. Er lebt gegenwärtig von einer kleinen Anſtellung, welche er bei einem Kaufmann in Latakia hat. Hier lernte ich ihn kennen, und er ſagte mir oft von einer Sammlung von Notizen, welche er auf Veranlaſſung ſeines Gönners während des Verlaufs ſeines

Nomadenlebens niederſchrieb. Glauben Sie, ſagte ich zu Herrn Mazolier, daß dieſer junge Mann darein willigen würde, ſie mir zu verkaufen? Ich glaube es, antwortete er, und um ſo mehr, als er mir ſchon oft die Abſicht bezeugt hat, ſie der Franzöſiſchen Regierung anzubieten. Aber nichts iſt ſo leicht, uns derſelben zu verſichern, ich will an Fatalla Sayeghir — dieß iſt der Name des jungen Arabers — ſchreiben. Der Tartar Ibrahim Baſſa's wird ihm meinen Brief zuſtellen, und wir werden Antwort haben, wenn wir nach Saide zurückkehren. Nun, ſo will ich Ihnen aufgegeben haben, ſagte ich zu ihm, dieſe Angelegenheit zu betreiben, und ihm zweitauſend Piaſter für ſein Manuſcript anzubieten.

Einige Monate vergingen, ohne daß eine Antwort von Fatalla Sayeghir mir zukam. Nach Beirut zurückgekehrt, ſchickte ich meinen Dolmetſcher ab, um perſönlich über den Erwerb des Manuſcriptes in Latakia zu unterhandeln. Nachdem die Bedingungen angenommen und die Summe bezahlt war, brachte mir Herr Mazolier die Arabiſchen Notizen zurück. Während des Winters ließ ich ſie mit unendlicher Mühe in die Lingua franca überſezen, und übertrug ſie ſpäter ſelbſt ins Franzöſiſche, und ſo konnte ich dem Publikum den Genuß der Frucht einer Reiſe von zehn Jahren verſchaffen, welche noch kein Reiſender gemacht hat. Die außerordentliche Schwierigkeit dieſer dreifachen *) Ueberſezung mag den Styl dieſer Notizen entſchuldigen. Auf den Styl kommt es wenig an bei dieſer Art von Werken: die Thatſachen und die Sitten ſind Alles. Ich habe die Gewißheit, daß der erſte Ueberſezer Nichts verfälſcht hat; blos hat er einige Weitſchweifigkeiten und die Erzählung von Umſtänden geſtrichen, welche Nichts als unnüze Wiederholungen waren, und nichts erklärten.

Wenn dieſe Erzählungen Intereſſe für die Wiſſenſchaft, für Geographie und Politik haben ſollte, ſo bleibt mir nur Ein Wunſch übrig: die Franzöſiſche Regierung, welcher ſo große Wagniſſe und ſo lange Irrfahrten zu Gute kommen ſollten, möchte dem unglücklichen Fatalla Sayeghir, deſſen Dienſte ihr heut zu Tage ſo nüzlich ſein könnten, nachträglich ſich erkenntlich beweiſen. Dieſen Wunſch ſpreche ich auch für den jungen geſchickten Dolmetſcher Herrn Mazoliers aus, welcher dieſe Notizen aus dem Arabiſchen überſezt, und mich während meiner, ein Jahr lang dauernden Reiſen in Syrien, Galiläa und Arabien begleitet hat. Im Arabiſchen bewandert, Sohn einer Arabiſchen Mutter, Neffe eines der mächtigſten und geachtetſten Scheikhs des Libanon, mit mir ſchon durch alle dieſe Gegenden gereist, vertraut mit den Sitten aller jener Stämme,

---

*) Jezt vierfachen.

voll Muth, Verſtand und Rechtſchaffenheit, Frankreich von Herzen ergeben, könnte dieſer junge Mann der Regierung von größtem Nuzen, in Beziehung auf unſere Handelspläze in Syrien ſeyn. Die Franzöſiſche Nationalität beſchränkt ſich nicht auf unſere Gränzen: das Vaterland hat Söhne auf Geſtaden, deren Namen es kaum kennt. Herr Mazolier iſt einer dieſer Söhne. Frankreich ſollte ihn nicht vergeſſen. Keiner könnte ihm beſſere Dienſte leiſten, als er, in Gegenden, wo unſere civiliſirende, beſchüzende, ſelbſt politiſche Wirkſamkeit ſich bald fühlbar machen muß.

Folgendes die buchſtäblich überſezte Erzählung Fatalla Sayeghirs:

Erzählung Fatalla Sayeghirs.

Im Alter von achtzehn Jahren reiste ich aus Aleppo mit einem Waarenlager ab, um mich in Cypern niederzulaſſen. Da ich das erſte Jahr mit meinen Spekulationen glücklich war, gewann ich Geſchmack daran, und hatte den unglücklichen Gedanken, eine Ladung mit Erzeugniſſen der Inſel nach Trieſt abgehen zu laſſen. In kurzer Zeit waren meine Waaren an Bord. Sie beſtanden aus Baumwolle, Seide, Weinen, Schwämmen und Koloquinten. Den 18. März 1809 ging mein Fahrzeug unter dem Befehl des Kapitäns Chefalinati unter Segel. Schon berechnete ich die Vortheile meiner Spekulation, und labte mich am Gedanken eines großen Glücks, als mitten in dieſen ſüßen Träumen ich die Nachricht erhielt, daß mein Fahrzeug von einem engliſchen Kriegsſchiff weggenommen und nach Malta geführt ſey. Da ich in Folge dieſes Verluſtes mich nicht mehr halten konnte, mußte ich den Handel aufgeben; gänzlich zu Grunde gerichtet, verließ ich Cypern, um nach Aleppo zurück zu kehren.

Einige Tage nach meiner Ankunft ſpeiste ich bei einem meiner Freunde mit mehreren Perſonen, unter welchen ſich ein ſehr ſchlecht gekleideter Fremder befand, dem man indeſſen große Aufmerkſamkeit ſchenkte. Nach Tiſch machte man Muſik, und jener Fremde, der ſich neben mich geſezt hatte, ließ ſich leutſelig in ein Geſpräch mit mir ein. Wir ſprachen von der Muſik, und nach einer ziemlich langen Unterhaltung erhob ich mich, um ihn nach ſeinem Namen zu fragen. Ich erfuhr, daß er Laſcaris von Vintimille heiße, und Malteſer-Ritter ſey. Am folgenden Tage ſah' ich ihn in mein Haus treten, indem er eine Geige in der Hand hielt.

„Mein liebes Kind, ſagte er hereintretend zu mir, „ich habe geſtern bemerkt, wie ſehr du die Muſik liebſt, „ich betrachte dich ſchon wie meinen Sohn, und bringe „dir hier eine Geige, welche ich dich nicht auszuſchlagen „bitte.“ Mit großem Vergnügen nahm ich dieß Inſtrument an, das ich ſehr nach meinem Geſchmack fand, und bezeugte ihm lebhaft meinen Dank. Nach zwei Stunden einer ſehr lebendigen Unterhaltung, in deren Verlauf er viele Fragen über Gegenſtände jeder Art an mich machte, entfernte er ſich. Am folgenden Tage kam er wieder, und ſezte ſo ſeine Beſuche fünfzehn Tage lang fort; darauf ſchlug er mir vor, ihm jeden Tag eine Stunde lang Unterricht im Arabiſchen zu geben, wofür er mir monatlich hundert Piaſter anbot. Ich nahm dieſen vortheilhaften Antrag mit Freuden an, und nach einem Unterrichte von ſechs Monaten fing er an, ziemlich geläufig Arabiſch zu ſprechen und zu leſen. Eines Tages ſagte er zu mir: „Mein lieber Sohn — ſo nannte „er mich immer — ich ſehe, daß du große Neigung „zum Handel haſt, und da ich einige Zeit bei dir zu

„bleiben wünſche, will ich dich auf eine Art beſchäftigen, „welche dir Vergnügen machen wird. Hier iſt Geld, „kaufe dafür Waaren, wie ſie am geſchäzteſten in Homs, „in Hama und in den umliegenden Gegenden ſind. Wir „wollen dort einen Handel treiben, da der Markt dort „am ſeltenſten von Kaufleuten beſucht iſt; du wirſt ſehen, „wir werden gute Geſchäfte machen.“

Der Wunſch, bei Herrn v. Laſcaris zu bleiben, und die Ueberzeugung, daß dieſe Unternehmung vortheilhaft ſeyn werde, bewogen mich, ſeinen Vorſchlag ohne Zaudern anzunehmen, und ich begann ſogleich nach den von ihm gegebenen Anweiſungen die Einkäufe zu machen, welche aus folgenden Waaren beſtanden: Aus rothem Tuch, aus Ambra, korallenen Roſenkränzen, baumwollenen und ſeidenen Sacktüchern von ſchwarzer und bunter Farbe, welche man Kafieh's nennt, aus ſchwarzen Hemden, Stecknadeln, Nadeln, Kämmen von Buchs und Bein, Ringen, Pferdegebiſſen, Armbändern von Glas und andern Glaswaaren; wir fügten dazu noch verſchiedene chemiſche Produkte, Spécereiwaaren und Droguen. Herr v. Laſcaris bezahlte für dieſe verſchiedenen Artikel eilftauſend Piaſter oder zweitauſend Tallaris.

Jedermann in Aleppo, der mich dieſe Waaren kaufen ſah, ſagte mir, Herr Laſcaris ſey ein Narr geworden. In der That hätte ſeine Tracht ihn in dieſen Kredit bringen können. Er trug einen langen, übel gekämmten Bart, einen weißen, ſehr ſchmuzigen Turban, einen ſchlechten Rock oder Gombaz mit einer Ueberweſte, einen kupfernen Gürtel, und rothe Schuhe ohne Strümpfe. Wenn man mit ihm ſprach, ſo ſtellte er ſich, als verſtehe er nicht, Was man ihm ſagte. Er brachte einen großen Theil des Tages im Kaffeehaus zu, und aß auf dem Bazar, was dort anſtändige Leute nicht thun. Dieſe Lebensart hatte ihren Zweck, wie ich ſpäter erfuhr; wer ihn aber nicht kannte, hielt ihn für verrückt. Was mich betrifft, ſo fand ich ihn voll Sinn und Weisheit, voll treffenden Urtheils über alle Gegenſtände, kurz ich lernte ihn als einen ausgezeichneten Mann kennen. Eines Tags, als alle unſere Waaren eingepackt waren, ließ er mich rufen, um mich zu fragen, Was die Leute in Aleppo von ihm denken. „Man ſagt, erwiederte ich ihm, Ihr ſeyd ein Narr." — „Und Was denkſt du ſelbſt von mir," fragte er wieder. — „Ich denke, Ihr ſeyd voll Verſtand und Kenntniß." — „Ich hoffe, mit der Zeit es dir zu beweiſen, ſagte er; aber zu dieſem Zweck mußt du die Verpflichtung übernehmen, Alles, was ich dir befehlen werde, ohne Einwendung, und ohne mich um den Grund zu fragen, zu thun, mir in Allem und zu Allem zu gehorchen, und zwar fordere ich blinden Gehorſam. Du wirſt es nicht zu bereuen haben." Hierauf hieß er mich gehen, um Queckſilber für ihn zu holen; ich gehorchte auf der Stelle. Er miſchte es mit Fett und zwei andern Ingredienzien, die ich nicht kannte, und verſicherte mich, daß wenn man einen mit dieſer Miſchung beſalbten Baumwollenfaden um den Hals lege, man vor dem Stich der Inſekten geſichert ſey. Ich dachte bei mir, in Homs und Hama gebe es nicht ſo viele Inſekten, um ein ſolches Vorkehrungsmittel nöthig zu machen, es müſſe für eine andere Gegend beſtimmt ſeyn, da er aber ſo eben erſt mir unterſagt hatte, irgend eine Bemerkung zu machen, ſo fragte ich ihn blos, an welchem Tage wir abreiſen werden, um die Kameelführer beſtellen zu können. — „Ich gebe dir, war ſeine Antwort, dreißig Tage, um dich luſtig zu machen, meine Kaſſe ſteht ganz zu deiner Verfügung, unterhalte dich gut, gebe aus, ſo viel du willſt, ſpare nirgends.“ — Er will, dachte ich, daß ich ſo dieſer Welt Lebewohl ſage, aber die innige Anhänglichkeit, welche ich ſchon für ihn fühlte, unterdrückte dieſe Betrachtung; ich dachte nicht mehr an die Gegenwart, und benützte die Zeit, die er mir noch zugeſtanden hatte, um mich gut zu unterhalten. Aber ach! die Zeit des Vergnügens geht ſo ſchnell vorüber! ich ſah bald ihr Ende. Herr Lascaris drängte mich zur Abreiſe; ich fügte mich in ſeinen Befehl, und indem wir uns einer Karavane anſchloſſen, verließen wir Donnerſtag den 18. Febr. 1810 Aleppo, und kamen nach einer Reiſe von zwölf Stunden in dem Dorfe Saarmin an. Am andern Morgen brachen wir wieder auf nach Nuarat el Nahaman, einer kleinen, hübſchen Stadt, ſechs Stunden von da. Sie iſt für ihre geſunde Luft und ihr gutes Waſſer bekannt; ſie iſt die Vaterſtadt eines berühmten Arabiſchen Dichters Namens Abu el Hella el Maari, der blindgeboren war. Er hatte auf eine ſonderbare Art ſchreiben gelernt. Während er ein Dampfbad nahm, zeichnete man ihm mit eiskaltem Waſſer Arabiſche Schriftzüge auf den Rücken. Man erzählt von ihm mehrere Züge bewundernswürdigen Scharfſinns, unter andern dieſen: als er ſich zu Bagdad bei einem Kalifen befand, gegen welchen er unaufhörlich die Luft und das Waſſer ſeiner Heimath rühmte, ließ dieſer Kalif Waſſer von Nuarat kommen, und gab ihm davon zu trinken, ohne ihm Etwas zu ſagen. Der Dichter, der es ſogleich erkannte, rief aus: es iſt wohl ſein klares Waſſer; aber wo iſt ſeine ſo geſunde Luft! . . . Um wieder auf unſere Karavane zu kommen, ſo hielt dieſelbe zwei Tage in Nuarat an, um einem Markte beizuwohnen, welcher dort alle Sonntage gehalten wurde. Wir gingen auch dort hin, und bald verlor ich in dem Gedränge Herrn Lascaris, der ſich unter der Volksmaſſe verloren hatte. Endlich, nachdem ich ihn lange Zeit geſucht hatte, fand ich ihn bei Seite an einem einſamen Orte mit einem ganz zerlumpten Beduinen plaudernd. Ich fragte ihn überraſcht, welches Vergnügen er in der Unterhaltung einer ſolchen Perſon finde, deſſen Arabiſch er nicht verſtehe, noch ihm mit dem ſeinigen ſich verſtändlich machen konnte. Er gab mir zur Antwort: „der Tag, an welchem ich das Glück gehabt habe, mit einem Beduinen zu ſprechen, iſt einer der glücklichſten meines Lebens.“ — „In dieſem Falle, antwortete ich, werdet Ihr oft auf dem Gipfel des Glückes ſeyn, denn wir werden fortwährend Leuten dieſer Art begegnen.“

Er hieß mich Fladen (das Brod jener Gegend) und Käſe kaufen, und gab ſie Hettall (dieß war der Name des Beduinen), welcher von uns Abſchied nahm, indem er uns Dank ſagte. Am 22. Februar reiſten wir von Nuarat el Nahaman ab, und kamen nach ſechs Stunden in Khan Scheikhria, und am folgenden Tage in Hama, einer anſehnlichen Stadt an, wo wir Niemanden von Perſon bekannt waren, indem Herr Lascares keine Empfehlungsbriefe mitgenommen hatte. Wir brachten die erſte Nacht in einem Kaffeehauſe zu, und mietheten am folgenden Tage ein Zimmer in dem Khan Aſſad Baſſa's. Da ich anfing, die Ballen zu öffnen und die Waaren zum Verkauf anzurüſten, ſagte Herr Lascaris zu mir mit unzufriedener Miene: „du haſt Nichts im Kopfe, als deinen erbärmlichen Handel! wenn du nur wüßteſt, wie viel nützlichere und intereſſantere Dinge es zu thun gibt!“ Von da an dachte ich nicht mehr daran, Etwas zu verkaufen, und durchſtreifte die Stadt. — Am vierten Tage kam Herr Lascaris auf einem einſamen Spaziergang bis in das Schloß, welches in Trümmern liegt. Nachdem er es aufmerkſam unterſucht hatte, beging er die Unklugheit, es auszumeſſen. Vier Landſtreicher, welche ungeſehen unter einem zerfallenen Bogen ſpielten, warfen ſich auf ihn, indem ſie ihm drohten, ihn anzuzeigen, daß er die Schätze heben, und die Giaours in das Schloß einführen habe wollen. Mit etwas Geld wäre die Sache ohne Aufſehen abgethan geweſen; aber Herr Lascaris wehrte ſich, und nur mit großer Mühe entkam er ihnen, um mich aufzuſuchen. Noch hatte er die Erzählung ſeines Abenteuers nicht beendigt, als wir zwei Leute von der Regierung mit einem der Angeber eintreten ſahen. Sie bemächtigten ſich des Schlüſſels zu unſerem Zimmer, und führten uns ab, indem ſie uns wie Verbrecher mit Stockſtreichen vor ſich her trieben. Als wir vor den durch ſeine Grauſamkeit bekannten Muezzelim Selim Beik gebracht waren, befragte er uns folgendermaßen: „Aus welchem Lande ſeyd ihr?“ — „Mein Gefährte iſt aus Cypern, antwortete ich, und ich aus

Aleppo." — „Was für ein Beweggrund führt euch hieher." — „Wir ſind hieher gekommen, um Handel zu treiben." — „Ihr lügt: man hat Euren Gefährten geſehen, beſchäftigt, in dem Schloſſe zu meſſen und den Plan aufzunehmen: dieß war blos, um ſich eines Schazes zu bemächtigen, oder um den Plaz den Ungläubigen auszuliefern." Darauf wandte er ſich zu der Wache und ſagte: „führte dieſe beiden Hunde in's Gefängniß. Wir durften kein Wort weiter ſagen. Als wir im Gefängniß angekommen waren, legte man uns mächtige Ketten an die Füße und um den Hals, und ſperrte uns in einen dunkeln Kerker, wo es ſo eng herging, daß wir uns nicht einmal umwenden konnten. Nach Verfluß einiger Zeit erhielten wir vermittelſt eines Tallari Licht und Brod; aber die ungeheure Menge von Flöhen und andern Inſekten, welche das Gefängniß mit uns theilten, ließen uns die ganze Nacht kein Auge ſchließen. Kaum hatten wir den Muth, an die Mittel zu denken, aus dieſem gräßlichen Orte zu entkommen. Endlich erinnerte ich mich eines chriſtlichen Schreibers Namens Selim, den ich dem Rufe nach als einen ſehr dienſtfertigen Mann kannte. Ich gewann einen von unſern Wächtern, der ihn aufſuchte, und am folgenden Tage brachte Selim glücklicherweiſe die Sache in's Reine durch ein Geſchenk von ſechszig Tallaris an den Muezzelin, und von fünfzig Piaſtern an ſeine Leute. Um dieſen Preiß erhielten wir unſere Freiheit. Dieſe Gefangenſchaft brachte uns den Vortheil, Selim und mehrere andere Perſonen von Hama kennen zu lernen, mit welchen wir zwanzig Tage ſehr angenehm verlebten. Die Stadt

iſt allerliebſt; der Orontes durchſtrömt ſie, und gibt ihr ein heiteres, belebtes Anſehen; ſein reichliches Waſſer unterhält das Grün einer Menge von Gärten. Die Einwohner ſind liebenswürdig, lebendig und geiſtreich; ſie lieben die Dichtkunſt und legen ſich mit Glück auf ſie. Man hat ihnen den Beinamen: „ſprechende Vögel" gegeben, der ſie ſehr gut charakteriſirt. Da Herr Lascaris Selim um einen Empfehlungsbrief an einen Mann von mittelmäßigen Umſtänden in Homs, der uns als Führer dienen könnte, gebeten hatte, ſchrieb er uns folgendes Billet:

„Unſrem Bruder Yakub unſern Gruß. Die Ueberbringer des Gegenwärtigen ſind Hauſirer, und kommen „zu Euch, um ihre Waaren in der Umgegend von Homs „zu verkaufen; geht ihnen an die Hand, ſo viel ihr „könnt, Eure Mühe wird nicht verloren ſeyn; es ſind „rechtſchaffene Leute. Gruß."

Herr Lascaris, ſehr erfreut über dieſen Brief, beſchloß, eine Karavane, welche ſich nach Homs begab, ſich zu Nuzen zu machen. Wir reisten den 25. März ab, und kamen nach ſechs Stunden in Raſtain an, welches heut zu Tage Nichts mehr iſt, als der Ueberreſt einer früher anſehnlichen Stadt. Wir ſezten unſern Weg weiter fort, und waren nach ſechs weiteren Stunden in Homs. Yakub, dem wir unſern Brief zuſtellten, ſchenkte uns einen ausgezeichneten Empfang, und gab uns ein Abendeſſen. Sein Gewerbe beſtand in Verfertigung von ſchwarzen Mänteln, welche man Machlas nennt. Nach dem Abendeſſen kamen einige Leute ſeines Standes, um den Abend mit ihm zuzubringen, Kaffee zu trinken und zu rauchen. — Einer von ihnen, ein Schloſſer, Namens Naufal, ſchien uns ſehr verſtändig. Er ſprach mit uns von den Beduinen, von ihrer Art zu leben und Krieg zu führen. Er ſagte uns, daß er ſechs Monate des Jahrs bei ihren Stämmen zubringe, um ihre Waffen auszubeſſern, und daß er viele Freunde unter ihnen habe. Als wir allein waren, ſagte Herr Lascaris zu mir, er habe dieſen Abend alle ſeine Verwandte geſehen; und da ich ihm mein Erſtaunen bezeugte, zu hören, daß es Vintimille's in Homs gebe, antwortete er mir: „das Zuſammentreffen mit Naufal iſt köſtlicher für mich, als wenn ich meine ganze Familie geſehen hätte." Es war ſchon ſpät, als man ſich zurück zog, und der Herr des Hauſes gab uns eine Matraze und eine Decke für beide. Herr Lascaris hatte noch nie mit Jemanden zuſammen geſchlafen; aber aus Güte beſtand er darauf, daß ich dieſes Bett mit ihm theilen ſolle; da ich ihm nicht widerſprechen wollte, ſo legte ich mich neben ihn; aber ſo bald das Licht ausgelöſcht war, hüllte ich mich in meinen Machlas, und glitſchte auf den Boden hinab, wo ich die Nacht zubrachte. Am andern Morgen, als wir erwachten, lagen wir beide auf die gleiche Art da, indem es Herr Lascaris gemacht hatte, wie ich. Er kam auf mich zu und umarmte mich, indem er zu mir ſagte: „Es iſt ein gutes Zeichen, daß wir die gleiche Idee gehabt haben, mein lieber Sohn, — ich gebe dir dieſen Titel ſo gerne, — und ich hoffe, er gefällt dir eben ſo gut als mir." Ich dankte ihm für das Intereſſe, das er mir bewies, und wir gingen zuſammen aus, um Naufal zu bitten, uns durch die ganze Stadt zu begleiten, und uns ihre Merkwürdigkeiten zu zeigen, indem wir ihm verſprachen, ihn für den Verluſt des Tages ſchadlos zu halten. Die Einwohnerzahl von Homs beträgt achttauſend Seelen. Der Charakter der Einwohner iſt ganz der entgegengeſezte von dem der Einwohner von Hama. Die Citadelle, welche im Mittelpunkt der Stadt liegt, iſt in Trümmer zerfallen, die Wälle, welche ſehr gut erhalten ſind, werden von einem Arm des Orontes beſpült. Die Luft iſt ſehr geſund. — Wir kauften für vierzig Piaſter zwei Schaafpelze, wie ſie die Beduinen haben; dieſe Pelze ſind undurchdringlich. Um ungenirter zu ſein, mietheten wir ein Zimmer in dem Khan, und baten Naufal, bei uns zu bleiben, indem wir uns verbindlich machten, ihm zu geben, Was er gewonnen haben würde, wenn er in ſeiner Bude gearbeitet hätte, ungefähr drei Piaſter des Tags. Er war uns von dem größten Nuzen; Herr Lascaris fragte ihn geſchickt aus, und erhielt alle Nachweiſungen von ihm, die er verlangte, indem er ſich die Sitten, die Gebräuche und den Charakter der Beduinen, ihre Art, die Fremden aufzunehmen und mit ihnen zu verkehren, erklären ließ. Wir bleiben dreißig Tage in Homs, um die Rückkehr der Beduinen zu erwarten, welche in der Regel die Umgebungen dieſer Stadt im Monat Oktober verlaſſen, um ſich nach dem Süden zu ziehen, indem ſie immer dem ſchönen Wetter, dem Waſſer und den Waiden folgen, einen Tag reiſen und fünf oder ſechs Raſt halten. Die Einen gehen ſo bis Baſſora und Bagdad, die andern bis nach Chatt el Arab, wo der Tigris und der Euphrat ſich vereinigen. Im Monat Februar kommen ſie dann nach und nach wieder nach Syrien zurück, und mit dem Ende Aprils ſieht man ſie in den Wüſten von Damaskus und Aleppo. Naufal ertheilte uns alle dieſe Nachweiſungen, und ſagte uns, daß die Beduinen einen großen Verbrauch an Pelzen, gleich den unſrigen, an ſchwarzen Machlas, und hauptſächlich an Kafieh's haben. Dem zu folge hieß mich Herr Lascaris zwanzig Pelze, zehn Machlas und fünfzig Kafieh's kaufen, aus denen ich einen Ballen machte. Dieſer Einkauf koſtete zwölfhundert Piaſter. — Da Naufal uns vorſchlug, die Citadelle mit ihm zu beſuchen, ſo hielt uns die Furcht vor einem Abenteuer, gleich dem in Hama, Anfangs zurück; aber auf die Verſicherung, daß uns nichts Verdrießliches begegnen, und er für uns ſtehen werde, nahmen wir ſeinen Vorſchlag an, und gingen mit ihm, um jene Ruinen zu beſehen, welche auf dem Gipfel mitten in der Stadt liegen. Dieſes Schloß iſt beſſer erhalten, als das von Hama. Wir bemerkten daſelbſt eine verborgene tiefe Grotte, aus welcher eine reiche Quelle ſprang; das Waſſer quillt aus einer Oeffnung, welche einen Umfang von acht Quadratfuß hat, dann fließt es durch eine zweite Oeffnung durch eiſerne Gitterſtangen ab. Es iſt herrlich zu trinken. Man erzählt uns eine alte Sage, daß, als einmal der Abfluß des Waſſers verſperrt war, ſechs Monate nachher eine Geſandtſchaft aus Perſien ankam, welche durch eine der Regierung bezahlte ſtarke Summe auswirkte, daß die Oeffnung wieder frei gemacht würde, und für alle Zukunft nicht mehr verbaut werden dürfe. Jezt iſt der Eingang in dieſe Grotte verboten, und es iſt ſehr ſchwer, hinein zu kommen.

Als wir in unſere Wohnung zurück kamen, fragte mich Scheikh Ibrahim *), ob ich aufgezeichnet, was wir geſehen haben, und was uns ſeit unſerer Abreiſe von Aleppo begegnet war; als ich es verneinte, bat er mich, es zu thun, indem er mich aufforderte, mich des bisher Erlebten zu erinnern, und ein genaues Tagebuch in Arabiſcher Sprache von allem zu halten, damit er ſelbſt es in's Franzöſiſche überſezen könne. Seither brachte ich meine Bemerkungen zu Papier, und er ſchrieb ſie jeden Tag ſorgfältig ab, und gab ſie mir am andern Tage wieder zurück. Ich ſammle ſie jezt in der Hoffnung, daß ſie eines Tags nüzlich werden, und mir eine leichte Entſchädigung für meine Strapazen und meine Mühe verſchaffen konnen.

Da Herr Lascaris ſich entſchloſſen hatte, nach dem Dorfe Saddat abzureiſen, ſo forderte ich Naufal auf, uns zu begleiten, und indem wir noch mit einigen andern Perſonen zuſammentraten, reiſten wir von Homs mit all' unſern Waaren ab. Nach fünf Stunden kamen wir über einen breiten Fluß, der von Norden nach Süden, gegen das Schloß Haßne zu fließt. Dieſes, unter einem Aga ſtehende Schloß dient der Karavane, welche von Mekka nach Damaskus geht, als Raſtplaz. Das Waſſer dieſes Fluſſes iſt herrlich zu trinken, wir füllten damit unſere Schläuche. Dieſe Vorſicht iſt nöthig, denn man trifft die ſieben Stunden lang keines mehr an, welche man noch bis nach Saddad übrig hat. Hier trafen wir

---

*) Dieſen Namen nahm Herr Lascaris ſpäter an, Was erſt weiter unten im Verlauf der Erzählung berichtet wird.
Anmerk. d. Ueberſ.

bei Sonnenuntergang ein. Naufal führte uns zu dem Scheikh Haſſaf-Abu-Ibrahim, einem ehrwürdigen Greis, Vater von neun Kindern, welche alle verheirathet waren und mit ihm unter Einem Dache wohnten. Er ſchenkte uns einen vorzüglichen Empfang, und ſtellte uns ſeine ganze Familie vor, welche zu unſerem großen Erſtaunen aus nicht weniger als vier und ſechszig Perſonen beſtand. Da der Scheikh uns fragte, ob wir uns in dem Dorfe niederlaſſen, oder in ein anderes Land reiſen wollen, ſo ſagten wir ihm, wir ſeyen Kaufleute; da der Krieg zwiſchen den Mächten den Verkehr mit Cypern zur See unterbrochen habe, ſo haben wir uns in Aleppo niederlaſſen wollen; da wir aber dort reichere Kaufleute, als wir, gefunden haben, ſo haben wir uns entſchloſſen, unſere Waaren nach weniger beſuchten Orten zu bringen, in der Hoffnung, dadurch beſſere Geſchäfte zu machen. Als er hierauf erfahren hatte, in was dieſe Waaren beſtanden, ſagte er zu uns: „dieſe Gegenſtände paſſen blos für die Araber der Wüſte; ich bedaure, es Euch ſagen zu müſſen; aber es wird Euch unmöglich ſeyn, bis zu ihnen zu gelangen, und wenn Euch ſelbſt dieß glücken ſollte, ſo würdet Ihr Gefahr laufen, Alles, ſelbſt das Leben, zu verlieren; die Beduinen ſind habgierig und frech; ſie werden ſich Eurer Waaren bemächtigen wollen, und wenn Ihr den geringſten Widerſtand leiſtet, ſo werden ſie Euch niedermachen. Ihr ſeyd Leute voll Ehre und Zartgefühl; es wird Euch unmöglich, ihre Grobheit zu ertragen; blos aus Intereſſe für Euch ſpreche ich ſo, da ich ſelbſt ein Chriſt bin. Glaubt mir, öffnet hier Eure Ballen, verkaufet Alles, was Ihr könnet, und kehret ſodann nach Aleppo zuruck, wenn Ihr Euer Gut und Leben behalten wollt.“ Kaum hatte er ausgeredet, als die angeſehenſten Einwohner der Stadt, welche bei ihm zuſammen waren, um uns zu ſehen, anfingen, uns ſchauderhafte Geſchichten zu erzählen. Einer ſagte uns, ein Hauſirer, der von Aleppo gekommen und nach der Wüſte gegangen ſey, ſey von den Beduinen ausgeplündert worden, und man habe ihn ganz nackt zurückkommen ſehen. Ein Anderer wollte erfahren haben, daß ein aus Damaskus gekommener Kaufmann getodtet worden ſey. Alle waren darüber einig, daß es unmoglich ſey, zu den Beduinen vorzudringen, und ſuchten durch alle moglichen Mittel uns von einer ſo gefährlichen Unternehmung abzuhalten. Ich ſah Herrn Lascaris in einiger Verwirrung; er wandte ſich gegen mich und ſagte mir auf Italieniſch, um nicht von andern Perſonen verſtanden zu werden: „cosa dite di questa novita, che mi ha molto scoragito *).“ „Ich glaube, antwortete ich ihm, an keine von allen dieſen Geſchichten, und ſelbſt wenn ſie wahr wären, ſo müßten wir dennoch auf unſerem Plane beharren. Seitdem Ihr mir Eure Meinung zu wiſſen gethan habt, zu den Beduinen zu gehen, habe ich nicht mehr gehofft, mein Vaterland wieder zu ſehen. Ich habe die dreißig Tage, die Ihr mir in Aleppo gegeben habt, um mich luſtig zu machen, wie mein Lebewohl von der Welt betrachtet. Ich ſehe unſere Reiſe wahrhaft wie einen Feldzug an, und Wer in den Krieg geht, darf, wenn er recht entſchloſſen iſt, nicht an ſeine

---

*) Was ſagſt du zu dieſer Nachricht, welche meinen Muth ſehr herabgeſtimmt hat.

Rückkehr denken. Verlieren wir den Muth nicht, obgleich Haſſaf ein Scheikh *) iſt, obgleich er Erfahrung hat, und den Landbau und die Intereſſen ſeines Dorfs gut verſteht, kann er dennoch keine Idee von der Wichtigkeit unſerer Geſchäfte haben; ich mochte jedoch rathen, ihm Nichts mehr von unſerer Reiſe in die Wüſte zu ſagen, und unſer Vertrauen auf Gott, den großen Beſchüzer der Welt, zu ſezen." Dieſe Worte brachten ihre Wirkung auf Herrn Lascaris hervor, welcher, mich zärtlich umarmend, mir ſagte: „mein theurer Sohn, ich ſeze alle meine Hoffnung auf Gott und auf dich; du biſt ein Mann von Entſchluß, wie ich ſehe; ich bin aufs Aeußerſte mit der Kraft deines Charakters zufrieden, und hoffe, mit Hilfe deines Muthes und deiner Feſtigkeit meinen Zweck zu erreichen." In Folge dieſer Unterhaltung legten wir uns, Jeder von ſeiner Seite gleich zufrieden mit dem Andern, zur Ruhe. Den folgenden Tag brachten wir damit zu, das Dorf zu durchſtreifen, welches ungefähr zweihundert Häuſer und fünf Kirchen enthält. Die Einwohner, Syriſche Griechen, verfertigen Machlas und ſchwarze Aba's, und beſchäftigen ſich ſehr wenig mit dem Landbau, zu welchem es ihnen zu ſehr an Waſſer fehlt. In dieſem Orte iſt nur eine einzige Quelle, an der die Vertheilung des Waſſers durch eine Sanduhr geregelt iſt. Kaum reicht ſie zu, auch nur die Gärten mit Waſſer zu verſorgen, welche in dieſem Lande, wo es wenig regnet, ohne Bewäſſerung Nichts hervorbringen könnten. Man erlebt Jahre, in denen es auch

---

*) Ein Greis.

nicht einen einzigen Tropfen regnet. Die Erndten reichen kaum für zwei Monate zu, das übrige ganze Jahr hindurch ſind die Einwohner genöthigt, nach Homs ihre Zuflucht zu nehmen. Mitten im Dorfe erhebt ſich ein alter Thurm von ungeheurer Höhe; er ſchreibt ſich von der Stiftung einer Kolonie her, deren Geſchichte uns der Scheikh erzählte. Ihre Stifter ſtammten aus Tripolis in Syrien, wo ihre Kirche noch beſtehe. In der blühendſten Zeit des Kaiſerreichs im Orient tyranniſirten die Griechen, voll Ehrgeiz und Raubſucht, die von ihnen unterjochten Völker. Der Gouverneur erlaubte ſich gegen die Einwohner überall alle Plackereien und Grauſamkeiten; und da dieſe zu wenig zahlreich waren, um ihm Widerſtand zu leiſten, ſo verabredeten ſich die dreihundert Familien, welche ſie bildeten, mit einander; und nachdem ſie insgeheim Alles von Werth zuſammen gerafft hatten, was ſie mit ſich nehmen konnten, ſo zogen ſie ſtille mitten in der Nacht ab, gingen nach Homs, und machten ſich von da auf den Weg nach der Wüſte von Bagdad, als ſie von den Griechiſchen Truppen erreicht wurden, welche der Gouverneur von Tripolis ihnen nachgeſchickt hatte. Sie lieferten eine verzweifelte blutige Schlacht, aber da ſie zu gering an Zahl waren, um zu ſiegen, und um keinen Preis der Tyrannei der Griechen ſich fügen wollten, ſo ließen ſie ſich in Unterhandlungen ein, und wirkten ſich die Erlaubniß aus, auf dem Schlachtfelde ſelbſt ein Dorf zu bauen, indem ſie ſich verpflichteten, dem Gouverneur von Tripolis fortwährend Tribut zu bezahlen. Sie ließen ſich nun auf jener Stelle nieder, welche am Eingang der Wüſte liegt, und nannten ihr Dorf Sabdad (Hinderniß). — Dieß iſt Alles, was die Syriſche Chronik Merkwürdiges enthält.

Die Einwohner von Sabdad ſind brav und von ſanftem Charakter. Wir packten unſre Waaren aus, und beſchäftigten uns einige Tage mit dem Handel, um ihnen zu beweiſen, daß wir wirklich Kaufleute ſeyen. Die Frauen kauften uns viel rothen Baumwollenzeug ab, um Hemden daraus zu machen. Der Verkauf beſchäftigte uns nicht lange, aber wir waren genöthigt, die Ankunft der Beduinen in der Umgegend zu erwarten. Als wir eines Tags hörten, daß vier Stunden von dem Dorfe eine anſehnliche ſehr alte Ruine ſey, in welcher ein natürliches Dampfbad ſich befinde, ſo reizte dieſe Merkwürdigkeit unſere Neugierde, und Herr Lascaris, der ſie beſuchen wollte, bat den Scheikh, uns ein Geleite dorhin zu geben. Nachdem wir vier Stunden gegen Südoſt geritten waren, kamen wir mitten in einer großen Ruine an, in welcher nur ein einziges wohnbares Gemach ſich befand. Die Architektur daran war ſehr einfach; aber die Steine waren von wunderbarer Größe. Als wir in dieſes Zimmer traten, bemerkten wir eine Oeffnung von zwei Quadratfußen, aus der ein dichter Dampf hervordrang; wir warfen ein Sacktuch hinunter, und in einer und einer halben Minute, während wir auf die Uhr ſahen, ſtieg es wieder herauf und fiel zu unſern Füßen nieder. Wir thaten das Gleiche mit einem Hemd, welches nach zehn Minuten, wie das Sacktuch, wieder heraufſtieg. Unſere Führer verſicherten uns, daß ein Machlas, welcher zehn Pfund wiegt, ebenfalls wieder ausgeworfen würde.

Als wir uns entkleidet hatten, und uns um die Oeffnung her aufſtellten, wurden wir in kurzer Zeit mit einem reichlichen Schweiß bedeckt, welcher unſern Körper hinabrieſelte; der Geruch des Dampfes war aber ſo unerträglich, daß wir demſelben nicht lange ausgeſezt bleiben konnten. Nach Verfluß einer halben Stunde warfen wir uns wieder in unſere Kleider, indem wir ein unausſprechliches Behagen fühlten. Man ſagte uns, dieſer Dampf ſey wirklich ſehr geſund, und heile eine große Menge von Kranken. In's Dorf zurück gekehrt, ſpeisten wir mit großem Appetit, und nie vielleicht habe ich einen köſtlicheren Schlaf genoſſen.

Die wir in Sabdad und ſeiner Umgegend Nichts mehr zu ſehen hatten, beſchloßen wir, nach dem Dorfe Korietan abzureiſen. Als wir Naufal davon ſagten, gab er uns den Rath, die Namen zu ändern, indem die unſrigen uns den Beduinen und Türken verdächtig machen konnten. Von da an nahm Herr v. Lascaris den Namen Scheikh Ibrahim el Kabreſſi (der Cypriote) an, mich nannte er Abdallah el Kratib, welches einen Schreiber bedeutet.

Da Scheikh Haſſaf uns einen Empfehlungsbrief an einen Syriſchen Geiſtlichen, Namens Muſſi, gegeben hatte, nahmen wir Abſchied von ihm und unſern Freunden in Sabdad, und brachen frühe auf. Nach vier Stunden kamen wir zwiſchen den beiden Dörfern Mahin und Haurin an, welche zehn Minuten von einander liegen; jedes von ihnen hat nicht mehr als zwanzig Häuſer, die meiſten davon ſind von den Beduinen zerſtört, welche von Zeit zu Zeit kommen, um ſie auszuplündern.

Mitten in dieſen Häuſern befindet ſich ein hoher Thurm von alter Bauart. Die Einwohner, Alle Muſelmanen, ſprechen die Sprache der Beduinen, und kleiden ſich wie ſie. Nachdem wir gefrühſtückt und unſere Schläuche gefüllt hatten, zogen wir noch ſechs Stunden weiter, und kamen mit Einbruch der Nacht in Korietan bei dem Geiſtlichen Mufti an, welcher uns Gaſtfreundſchaft anbot; am folgenden Tage führte er uns zu dem Scheikh Selim el Dahaſſe, einem ausgezeichneten Mann, der uns trefflichſt empfing. Als er den Beweggrund unſerer Reiſe erfahren hatte, machte er die gleichen Bemerkungen gegen uns, wie der Scheikh von Sabdad. Wir antworteten ihm, daß, da wir die ganze Schwierigkeit unſerer Unternehmung kennen, wir darauf verzichtet haben, in die Wüſte vorzudringen, indem wir uns beſcheiden wollten, bis nach Palmyra zu gehen, um unſere Waaren zu verkaufen. — „Auch dieß iſt noch zu ſchwierig, erwiederte er, denn die Beduinen können euch unterwegs treffen und euch berauben." Er begann darauf, uns tauſend ſchreckliche Dinge von den Beduinen zu erzählen. Da der Geiſtliche beſtätigte, Was er ſagte, ſo waren wir auf dem Punkt, uns entmuthigen zu laſſen, als man das Frühſtück brachte, Was der Unterhaltung eine etwas andere Richtung gab, wodurch wir Zeit bekamen, uns wieder zu faſſen. Der Scheikh Selim iſt einer von denen, welche gehalten ſind, in Verbindung mit dem Scheikh von Palmyra den Bedarf für die große Karavane von Mekka zu liefern; ſein Amt verleiht ihm Einfluß bei den Arabern; Was er zu liefern hat, beſteht in zweihundert Kameelen und Mundvorräthen. Als wir zu

Hauſe gekommen waren, ſagte Ibrahim zu mir: „Nun, mein Sohn, was denkſt du zu dem Allem, was uns der Scheikh Selim ſo eben geſagt hat?" — „Man muß, antwortete ich, nicht zu viel auf Das merken, was die Einwohner dieſer Dörfer ſagen, welche immer im Kriege ſind mit den Beduinen; es mag zwiſchen ihnen nicht der größte Einklang beſtehen. Unſere Lage iſt eine ganz andere: wir ſind Handelsleute, und wollen den Beduinen unſere Waaren verkaufen, nicht aber Krieg mit ihnen führen; wenn wir ehrlich gegen ſie ſind, ſo ſehe ich nicht die geringſte Gefahr für uns." Dieſe Worte beruhigten Scheikh Ibrahim ein wenig.

Einige Tage nach unſerer Ankunft öffneten wir, um unſere Rolle als Kaufleute fortzuſpielen, unſere Ballen auf dem Plaze mitten im Dorfe vor der Thüre des Scheikh's; ich verkaufte den Frauen einige Gegenſtände, welche baar bezahlt wurden. Die müßigen Leute verſammelten ſich um uns, um mit uns zu plaudern; einer von ihnen, ein noch ſehr junger Mann, Namens Heſſaiſun el Kratib, half mir das Geld einnehmen, und mit den Frauen und Kindern zu rechnen; er zeigte einen großen Eifer für mein Intereſſe. Als er eines Tages mich allein traf, fragte er mich, ob ich der Mann ſey, ein großes Geheimniß bei mir zu behalten. — „Nehmt Euch in Acht, ſezte er hinzu, es iſt ein großes Geheimniß, das Ihr Niemanden, ſelbſt Eurem Reiſegefährten nicht anvertrauen dürft." Als ich ihm mein Wort gegeben hatte, ſagte er mir, eine Stunde von dem Dorfe ſey eine Grotte, in welcher ſich ein großer, mit Zechinen gefüllter Krug befinde; er gab mir eine davon, indem er mich verſicherte, daß er dieſe Münze nicht brauchen könne, weil ſie blos in Palmyra gäng und gebe ſey. — „Ihr aber, fuhr er fort, der ihr von Stadt zu Stadt geht, werdet ſie leicht wechſeln; ihr habt tauſend Mittel, die ich nicht habe, um dieſen Schaz zu benüzen; indeſſen will ich Euch nicht das Ganze geben, ſondern mit Eurer Großmuth theilen; Ihr werdet mit mir gehen, um die Oertlichkeiten zu beſehen; wir werden das Gold nach und nach insgeheim wegbringen, und Ihr werdet mir mein Theil in gangbarer Münze geben." Nachdem ich die Zechine geſehen und in der Hand gewogen hatte, glaubte ich an die Wahrheit dieſer Erzählung, und beſtellte ihn auf den andern Tag in aller Frühe an einen Ort außerhalb des Dorf's.

Kaum war es Tag, ſtehe ich auf, und gehe aus, wie wenn ich einen Spaziergang machen wollte. Einige Schritte vom Dorfe treffe ich Heſſaiſun, der mich erwartete; er war mis einer Flinte, einem Sabel und Piſtolen bewaffnet; ich hatte zu meiner ganzen Bewaffnung Nichts, als eine lange Pfeife; wir gingen ungefähr eine Stunde; mit welcher Ungeduld ſuchten meine Augen die Grotte; endlich bemerke ich ſie, und bald treten wir in ſie ein; ich ſehe nach allen Seiten hin, um den Krug zu entdecken; da ich Nichts ſehe, wende ich mich an Haſſaiſun mit der Frage: „Wo iſt der Krug?" — ich ſah ihn erblaſſen, und er rief: „da wir nun da ſind, ſollſt du erfahren, daß deine lezte Stunde gekommen iſt. Du wäreſt ſchon todt, wenn ich nicht befürchtet hätte, deine Kleider mit Blut zu beſudeln. Ich will, ehe ich dich tödte, dich plündern: entkleide dich denn, und gib mir deinen Sack mit Geld; ich weiß, daß du ihn bei dir trägſt; er muß mehr als zwölfhundert Piaſter enthalten, die ich ſelbſt gezählt habe, als den Erlös der Waaren, die du verkauft haſt. Du wirſt das Tageslicht nicht mehr ſehen." — „Schenke mir mein Leben, ſagte ich zu ihm mit flehender Miene, ich will dir eine ſtärkere Summe geben, als die, welche in dem Sack iſt, und will, ich ſchwöre es dir, keinem Menſchen von Dem ſagen, was hier ſich zugetragen hat." — „Dieß kann nicht ſeyn, antwortete er; dieſe Grotte ſoll dir zum Grabe dienen; ich dürfte dir nicht das Leben laſſen, ohne das meinige in Gefahr zu ſezen." — Ich ſchwor ihm tauſendmal, zu ſchweigen, ich ſchlug ihm vor, ihm einen Wechſel für die Summe auszuſtellen, die er ſelbſt beſtimmen ſollte: — Nichts konnte ihn von ſeinem gräßlichen Vorſaze abbringen. Endlich meiner Widerreden müde, lehnt er ſeine Waffen an die Mauer, und ſtürzt wie ein wüthender Löwe auf mich, um mich zu plündern, ehe er mich tödtet. Ich flehe ihn von Neuem an: „was habe ich dir Uebels gethan, ſage ich zu ihm; was für eine Feindſchaft beſteht zwiſchen uns? weißt du nicht, daß der Tag des Gerichts nahe iſt. Gott wird Rechenſchaft von dem unſchuldigen Blute fordern!..." Aber ſein verſtocktes Herz hört auf Nichts.... ich denke an meinen Bruder, meine Verwandten, an meine Freunde; Alles, was mir theuer iſt, tritt mir vor die Augen; verzweifelt bitte ich nur noch meinen Schöpfer um Schuz. O Gott! Beſchüzer der Unſchuldigen, hilf mir! gib mir die Kraft, ihm zu widerſtehen! mein Mörder, ungeduldig, zerrt an meinen Kleidern..... obgleich er viel größer war als ich, gab Gott mir die Kraft, ihm eine halbe Stunde lang Stand zu halten; das Blut floß in Strömen über mein Geſicht; meine Kleider riſſen in Fezen. Als der Schreckliche mich in dieſem Zuſtande ſah, faßte er den Entſchluß, mich zu erwürgen, und erhob die Arme, um mir den Hals zuzudrücken; ich benützte den freien Augenblick, den mir dieſe Bewegung ließ, um ihm mit beiden Fäuſten einen heftigen Stoß auf den Magen zu geben; ich ſtürzte ihn rücklings, ergriff ſeine Waffen und ſprang aus der Grotte, indem ich aus allen Kräften davon lief; kaum glaubte ich an das Glück, gerettet zu ſeyn; einige Augenblicke nachher hörte ich Etwas hinter mir laufen; es war mein Mörder. Er rief mir zu, indem er mich mit dem begütigendſten Tone bat, zu warten. Da ich alle Waffen hatte, fürchtete ich mich nicht, einen Augenblick zu halten, und indem ich mich zu ihm wandte, rief ich ihm zu: „Schurke, was forderſt du? Du wollteſt mich meuchlings ermorden, dafür ſollſt du auch öffentlich erwürgt werden." Er antwortete mir, mit einem Eide ſein Wort betheuernd, daß alles dieß von ſeiner Seite nur ein Spaß geweſen ſey; er habe meinen Muth prüfen, und ſehen wollen, wie ich mich vertheidigen würde. — „Aber, ſagte er weiter, ich ſehe, daß du eben noch ein Kind biſt, da du die Sache ſo nimmſt." — Ich antwortete ihm, indem ich anlegte, daß, wenn er einen Schritt näher komme, ich auf ihn ſchießen werde. Da er mich entſchloſſen ſah, Dieß zu thun, floh er gegen die Wüſte zu, ich dagegen ſchlug den Weg nach dem Dorfe ein. Indeſſen waren Scheikh Ibrahim, der Geiſtliche und Naufal, da ſie mich nicht zurück kommen ſahen, nach und nach unruhig geworden, hauptſächlich Scheikh Ibrahim, welcher wohl wußte, daß ich mich gewöhnlich nicht entferne, ohne ihn zuvor davon zu benachrichtigen; nachdem er zwei Stunden lang gewartet hatte, ging er zu dem Scheikh, welcher, ſeine Unruhe theilend, das ganze Dorf aufbot, mich aufzuſuchen. Als endlich Naufal mich bemerkte, rief er aus: „da iſt er!" Selim war der Meinung, er täuſche ſich. Ich komme näher, kaum erkennt man mich. Herr Lascaris läuft auf mich zu und umarmt mich weinend; ich ſtehe da, ohne ſprechen zu können; man führt mich nach dem Hauſe des Geiſtlichen, wäſcht meine Wunden, und legt mich in's Bette; endlich kam ich wieder ſo weit zu Kräften, um mein Abenteuer erzählen zu können. Selim ſchickte dem Mörder Reiter nach, indem er ſeinem Neger den Strick mitgab, mit welchem er ihn erwürgen ſollte; ſie kamen jedoch zurück, ohne daß ſie ihn hatten erreichen können, und bald erfuhren wir, daß er in den Dienſt des Baſſa von Damaskus getreten ſey. Seither zeigte er ſich nie wieder in Korietan.

Nach einigen Tagen fingen meine Wunden an ſich zu ſchließen, und bald hatte ich meine vollen Kräfte wieder erlangt. Scheikh Selim, welcher für mich eine große Freundſchaft gefaßt hatte, brachte mir eines Tags ein beſchädigtes Fernglas, indem er zu mir ſagte, wenn ich ein geſchickter Mann ſey, ſo ſoll ich es wieder in Stand ſezen. Da nur ein Glas wieder an ſeine rechte Stelle zu ſezen war, ſo that ich Dieß, und brachte es ihm zurück. Er war ſo zufrieden mit meiner Geſchicklichkeit, daß er mir den Beinamen des Gewerbſamen gab.

Kurz Zeit nachher erfuhren wir, daß die Beduinen von Palmyra ſich nähern, man ſah bereits Welche in der Umgegend von Korietan. Eines Tages kam einer von ihnen, Namens Selam el Haſſan. Wir waren bei Selim, als er zu dieſem kam; man brachte den Kaffee, und während wir ihn tranken, kamen mehrere Einwohner zu dem Scheikh, und ſagten zu ihm: „vor acht Jahren hat Haſſan an dem und dem Orte unſern Verwandten getodtet; wir kommen, um dafür Juſtiz von Euch zu fordern.“ Haſſan, indem er die Thatſache läugnete, fragte, ob ſie Zeugen haben. — „Nein, antworteten ſie, aber man hat dich ganz allein jenen Weg gehen ſehen, und kurze Zeit nachher haben wir unſern Verwandten todt gefunden. Wir wiſſen, daß ein Grund zum Haß zwiſchen euch war; es iſt daher gewiß, daß du ſein Mörder biſt.“ — Haſſan läugnete fortwährend. Der Scheikh, welcher aus Furcht die Beduinen ſehr ſchonte, und übrigens keine wirkliche Beweiſe gegen ihn hatte, nahm ein Stück Holz und ſagte: „ſchwöre mir bei Dem, der dieſes Scheit ſchuf, daß du ihren Verwandten nicht getödtet haſt.“ — Haſſan nahm das Scheit, betrachtete es einige Minuten, ſchlug die Augen nieder und ſprach: „ich will nicht zwei Verbrechen auf dem Herzen haben: das eine, der Mörder dieſes Mannes zu ſeyn, das andere, falſch vor Gott zu ſchwören. Ich habe Euren Verwandten getödtet; was wollt ihr als Löſegeld für ſein Blut *)?“ Der Scheikh wollte aus Schonung gegen

die Beduinen nicht nach der ganzen Strenge der Geſeze verfahren, und da die anweſenden Perſonen ſich für die Unterhandlung intereſſirten, ſo wurde die Summe, welche Haſſan den Verwandten des Ermordeten zahlen ſollte, auf dreihundert Piaſter feſtgeſezt. Als man das Geld ihm abforderte, antwortete er, er habe keines bei ſich, er werde es aber in wenigen Tagen bringen; und da man Schwierigkeiten machte, ihn ohne Bürgſchaft abreiſen zu laſſen, fügte er hinzu: „Ich habe kein Pfand, das ich geben könnte, aber Der wird für mich einſtehen, deſſen Namen ich nicht durch einen falſchen Eid entheiligen wollte.“ Er zog ab, und vier Tage nachher kam er zurück, indem er fünfzehn Schaaſe mitbrachte, von denen jedes Mehr werth war als zwanzig Piaſter. Dieſer Zug von Worttreue und Edelmuth entzückte und überraſchte uns zugleich. Wir wollten Bekanntſchaft mit Haſſan ſchließen; Scheikh Ibrahim lud ihn ein, uns zu beſuchen, machten ihm einige Geſchenke, und durch dieſes Mittel wurden wir vertraute Freunde. Er that uns zu wiſſen, daß er von dem Stamme El-Amur ſey, deſſen Häuptling Sultan el Brrak heiße. Dieſer Stamm, welcher aus fünfhundert Zelten beſteht, wird als zum Lande gehörig angeſehen, da er nie die Ufer des Euphrat verläßt, während die großen Stämme abziehen. Er verkauft Schaaſe, Kameele und Butter in Damaskus, Homs, Hama u. ſ. w. Die Einwohner dieſer verſchiedenen Städte haben oft einen Antheil an ihren Heerden.

Eines Tages ſagten wir Haſſan, wir wollten nach Palmyra gehen, um die Waaren, die wir noch hatten, zu verkaufen, aber man habe uns über die Gefahren auf

---

*) Nach den Arabiſchen Geſezen kauft man einen Mord mit Geld ab; die Summe wird je nach Umſtänden feſtgeſezt.

dem Wege zu viel Schrecken eingejagt. Nachdem er uns nun angeboten hatte, unſer Führer zu ſeyn, ſezte er vor dem Scheikh eine Schrift auf, durch welche er für Alles, was uns Widerwärtiges begegnen könnte, einſtand. Ueberzeugt, daß Haſſan ein Mann von Ehre war, nahmen wir ſeinen Vorſchlag an.

Der Frühling war gekommen: die Wüſte, noch vor kurzer Zeit ſo dürre, hatte ſich auf einmal mit Raſen und Blumen bedeckt. Dieſer entzückende Anblick beſtimmte uns, unſere Abreiſe zu beſchleunigen. Tags zuvor legten wir bei dem Geiſtlichen Muſſi einen Theil unſerer Waaren nieder, um nicht die Aufmerkſamkeit oder die Habſucht zu erwecken. Naufal wünſchte nach Homs zurück zu kehren, und Herr Lascaris entließ ihn mit einer guten Belohnung; am folgenden Tage, auf welchen wir die Kameeltreiber mit ihren Thieren beſtellt hatten, nahmen wir Abſchied von den Einwohnern von Korietan, und reisten, nachdem wir uns mit Waſſer und Mundvorräthen für zwei Tage verſehen hatten, am frühen Morgen ab, indem wir einen Empfehlungsbrief des Scheikh's Selim an den Scheikh von Palmyra, Namens Nagial el Oruk mit uns nahmen.

Nach zehn Stunden, während welcher wir immer in öſtlicher Richtung zogen, hielten wir bei einem viereckigen, ſehr hohen Thurm von maſſiver Bauart, Kaſſer el Urbaan, auf dem Gebiete el Dauh. Dieſer Thurm, noch in den Zeiten der Griechiſchen Herrſchaft gebaut, diente als Vorpoſten gegen die Perſer, welche kamen, um die Einwohner des Landes mit ſich fort zu ſchleppen. Dieſer Wall der Wüſte hat ſeinen Namen bis auf unſere Tage behalten. Nachdem wir ſeine Architektur bewundert hatten, welche aus einer guten Zeit iſt, kehrten wir zurück, um die Nacht in unſerem kleinen Khan zuzubringen, wo wir viel von der Kälte zu leiden hatten. Morgens, als wir im Begriff waren, abzuziehen, ſtieg Herr Lascaris, der noch wenig an die Bewegungen der Kameele gewöhnt war, unvorſichtig auf das ſeine hinauf, welches, ſchnell aufſtehend, ihn zu Boden warf. Wir ſprangen ihm bei; er ſchien uns den Fuß verrenkt zu haben, da er aber nicht anhalten wollte, ſo hoben wir ihn, nachdem wir ihn ſo gut als möglich verbunden hatten, wieder auf ſein Thier, und ſezten unſern Weg fort. Wir ritten ſchon zwei Stunden lang, als wir von Weitem einen Staub aufſteigen ſahen, welcher uns näher kam, und bald konnten wir ſechs bewaffnete Reiter unterſcheiden. Kaum hatte Haſſan ſie bemerkt, als er ſeinen Pelz abwarf, ſeine Lanze ergriff und ihnen entgegen ritt, indem er uns zurief, nicht weiter vor zu reiten. Bei ihnen angekommen, ſagte er ihnen, daß wir Kaufleute ſeyen, welche nach Palmyra gehen, und daß er vor dem Scheikh Selim und ſeinem ganzen Dorfe ſich verpflichtet habe, uns ſicher dahin zu geleiten. Aber dieſe Beduinen, von dem Stamm El Haſſne, ohne etwas hören zu wollen, reiten auf uns zu: Haſſan erhebt ſich, um ihnen den Weg zu verſperren: ſie wollen ihn zurückdrängen, und der Kampf begann. Unſer Vertheidiger war für ſeine Tapferkeit bekannt, aber ſeine Gegner waren eben ſo rüſtige Kämpfer. Er hielt ihren Angriff ein halbe Stunde lang aus; am Ende durch einen Lanzenſtich verwundet, welcher ihm durch den Schenkel drang, zog er ſich zu uns zurück, und bald darauf fiel er vom Pferde. Die Beduinen machten ſich pflichtlich daran, uns auszuplündern; Haſſan jedoch, welcher auf der Erde ausgeſtreckt lag, hielt, während das Blut aus ſeiner Wunde rieſelte, folgende Anrede an ſie: — „Was macht ihr, meine Freunde? Wollt ihr denn die Rechte der Araber, die Gebräuche der Beduinen verlezen? Die, welche ihr plündert, ſind meine Brüder; ich bin für Alles, was ihnen Widerwärtiges begegnen könnte, eingeſtanden, und ihr beraubt ſie! Heißt Dieß ehrenhaft handeln?" — „Warum habt Ihr Euch verpflichtet, Chriſten nach Palmyra zu führen? antworteten ſie; wißt Ihr nicht, daß Mehanna el Fadel (der Scheikh ihres Stammes) der Gebieter dieſes Landes iſt? warum habt Ihr ihn nicht um ſeine Erlaubniß gebeten?" — „Ich weiß es, antwortete Haſſan, aber dieſe Kaufleute waren beeilt; Mehanna iſt noch weit von hier. Ich habe ihnen mein Wort gegeben, und ſie haben daran geglaubt; ſie kennen unſere Geſeze und Gebräuche, welche niemals wechſeln. Iſt es Eurer würdig, ſie zu verlezen, indem Ihr dieſe Fremden beraubt, und mich ſo verwundet liegen laßt?

Auf dieſe Worte antworteten die Beduinen, indem ſie mit ihren Mißhandlungen aufhörten: — „Alles, was du ſagſt, iſt wahr und recht; und da es ſo iſt, werden wir deinen Schuzbefohlenen Nichts nehmen, als Was ſie ſelbſt gutwillig uns geben wollen."

Wir beeilten uns, ihnen zwei Machla's, einen Pelz und hundert Piaſter anzubieten. Sie begnügten ſich damit, und ließen uns unſeres Wegs weiter ziehen. Haſſan litt ſehr an ſeiner Wunde, und da er nicht wieder zu Pferde ſteigen konnte, ſo gab ich ihm mein Kameel und nahm ſeine Stute. Wir zogen noch vier Stunden weiter; aber da die Sonne untergegangen war, waren wir genöthigt, an einem Orte, welcher Waddi el Nahr (Thal des Fluſſes) heißt, Halt zu machen. Indeſſen fand man hier nicht einen Tropfen Waſſer, und unſere Schläuche waren leer; der Angriff von heute Morgen hatte uns um drei Stunden zurück gebracht, und es war unmöglich, dieſen Abend weiter zu gehen. Troz Allem, was wir zu leiden hatten, fühlten wir uns noch ſehr glücklich, den Beduinen entkommen zu ſeyn, und unſere Kleider gerettet zu haben, die uns ein wenig gegen einen kalten Wind ſchüzten, der ſich ſehr fühlbar machte. Endlich, zwiſchen Wohl und Wehe ſchwankend, erwarteten wir mit Ungeduld die erſten Stunden des Tags. Scheikh Ibrahim ſchmerzte ſein Fuß, Haſſan ſeine Wunde. Am Morgen, nachdem wir unſere Kranken nach unſern beſten Kräften verſorgt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, indem wir uns immer nach Oſten zogen. Fünf Viertelſtunden von Palmyra fanden wir einen unterirdiſchen Bach, deſſen Quelle eben ſo unbekannt iſt, als die Stelle, wo er ſich verliert. Man ſieht das Waſſer durch Oeffnungen von ungefähr fünf Schuh laufen, welche eine Art von Baſſins bilden. Es iſt überflüſſig, zu ſagen, mit welchem Wohlbehagen wir uns labten; das Waſſer ſchien uns ganz herrlich.

Beim Eingang in einen Paß, welcher durch die Verbindung zweier Berge gebildet wird, bemerkten wir endlich das berühmte Palmyra. Dieſer Paß bildet einen eine Viertelſtunde langen Zugang zu der Stadt; den

Berg entlang, auf ſeiner ſüdlichen Seite, zieht ſich ein ſehr alter Wall hin. Vor ſich, zur Linken, bemerkt man ein altes Schloß, welches Ko Lat Maamen heißt, und von den Türken vor der Erfindung des Pulvers erbaut iſt. Dieſer Ebn Maamen, Gouverneur von Damaskus zur Zeit der Kalifen, hatte das Schloß erbaut, um die Perſer zu hindern, in Syrien einzudringen. Wir kamen darauf auf einen weiten Plaz, welcher Waddi el Kabur (Thal der Gräber) heißt. Die Gräber, welche ihn bedecken, erſcheinen von Ferne wie Thürme. Als wir näher kamen, ſahen wir, daß man Niſchen darin angebracht hatte, um die Todten darein zu legen. Jede Niſche iſt mit einem Stein geſchloſſen, auf welchem das Bildniß von Dem, der darin liegt, angebracht iſt. Die Thürme haben drei bis vier Stockwerke, welche unter ſich durch eine ſteinerne, meiſt gut erhaltene Treppe zuſammen hängen. Von da traten wir in einen weiten, mit einer Ringmauer umgebenen und von den Arabern bewohnten Raum, den ſie das Schloß nennen. Er umſchließt in der That die Ruinen des Sonnentempels. Zweihundert Familien wohnen in dieſen Ruinen.

Wir begeben uns unmittelbar zu dem Scheikh Nagial el Oruk, einem ehrwürdigen Greiſe, welcher uns ſehr gut aufnahm, und uns ein Nachteſſen und Nachtlager in ſeinem Hauſe zurüſten ließ. Dieſer Scheikh, wie der von Korietan, lieferte zweihundert Kameele zu der großen Karavane von Mekka.

Nachdem wir uns am andern Tage ein Haus gemiethet hatten, packten wir unſere Waaren aus; ich verband den Fuß Scheikh Ibrahims, welcher wirklich verrenkt war. Er hatte noch lange Zeit damit zu thun. Haſſan fand in Palmyra Freunde, welche ihn in ihre Pflege nahmen; da er ſchnell wieder hergeſtellt war, nahm er Abſchied von uns, und reiste ab, entzückt von der Art, mit der wir ihn belohnt hatten. Genöthigt, mehrere Tage, wegen des Fußes Scheikh Ibrahim's, fingen wir an, einige Waaren zu verkaufen, um unſere Eigenſchaft als Kaufleute zu bethätigen; aber ſo bald Herr Lascaris im Stande war, zu gehen, beſuchten wir den Tempel in allen ſeinen Einzelheiten. Andere Reiſende haben ſeine Ruinen beſchrieben; ſo wollen wir denn nur von dem ſprechen, was ſie bei ihren Beobachtungen über das Land vergeſſen haben können.

Wir ſahen eines Tages viele Leute auf einem Plaze damit beſchäftigt, eine ſehr ſchöne Granitſäule mit Holz zu umgeben. Man ſagte uns, daß dieß geſchehe, um ſie zu verbrennen, oder vielmehr, um ſie einzuſtürzen, und das Blei aus ihren Fugen zu nehmen. Scheikh Ibrahim rief mir bei dieſer Nachricht voll Unwillen zu: „Was würden die Gründer von Palmyra ſagen, wenn ſie dieſe Barbaren ſo ihr Werk zerſtören ſähen? Da der Zufall mich hieher geführt hat, ſo will ich mich dieſer Handlung des Vandalismus widerſezen.“ Nachdem er erfahren hatte, Was dieſes Blei werth ſeyn könnte, gab er die fünfzig Piaſter her, welche man ihm forderte, und die Säule blieb unſer Eigenthum. Sie war von dem ſchönſten rothen Granit mit blauen und weißen Flecken, und hatte zwei und ſechszig Fuß in die Höhe und zehn im Durchmeſſer. Als die Einwohner von Palmyra unſern Geſchmack an den Alterthümern ſahen, ſprachen ſie zu uns von einem merkwürdigen Plaze, anderthalb Stunden weit entfernt, wo ehemals die Säulen gehauen wurden, und wo ſich noch ſehr ſchöne Bruchſtücke befinden. Drei Araber erboten ſich, für zehn Piaſter uns dahin zu führen. Der Weg iſt von ſehr ſchönen Ruinen überſät, welche, wie ich vermuthe, von andern Reiſenden beſchrieben ſind. Wir bemerkten eine Grotte, in welcher eine ſehr ſchöne Säule von weißem, gehauenem und gemeiſeltem Marmor, und eine andere blos zur Hälfte beendigte ſich befanden. Man möchte ſagen, die Zeit, welche ſo große Pracht zerſtört hat, habe nicht zugereicht, um die erſte aufzuſtellen und die andere zu vollenden.

Nachdem wir mehrere Grotten durchſtreift und die Umgebungen beſucht hatten, kamen wir bald auf einen andern Weg. Unſere Führer zeigten uns eine ſchöne Quelle, welche von großen Steinblöcken verſchüttet iſt: Man nennt ſie Ain Urnus. Dieſer Name fiel Scheikh Ibrahim auf, welcher den ganzen übrigen Weg hindurch darüber nachzudenken ſchien; zulezt rief er mich herbei, und ſagte zu mir: „ich habe entdeckt, Was der Name Urnus ſagen will. Der Römiſche Kaiſer Aurelianus belagerte Palmyra, um ſich ſeiner Schäze zu bemächtigen; er ließ, wie ich vermuthe, dieſe Quelle für die Bedürfniſſe ſeiner Armee während der Belagerung graben, und ſie bekam ſeinen Namen, aus welchem dann in der Folge Urnus gemacht wurde.“ Nach meinen ſchwachen Geſchichtskenntniſſen iſt die Vermuthung Scheikh's Ibrahim nicht ohne Grund.

Die Einwohner von Palmyra beſchäftigen ſich nicht mit Landbau; ihre hauptſächlichſte Arbeit beſteht in der

Ausbeutung einer Saline, deren Erzeugniſſe ſie nach Damaskus und Homs ſchicken. Sie machen auch viel Sodaß; die Pflanze, aus welcher ſie dieſelbe gewinnen, wächst im Ueberfluß; man verbrennt ſie, und die Aſche wird ebenfalls in jene beiden Städte verſendet, um Seife daraus zu machen. Man ſchickt ſie ſelbſt hie und da nach Tripolis in Syrien, welche Stadt zahlreiche Seifenfabriken hat, und damit nach dem Archipel Handel treibt.

Man ſagte uns eines Tags von einer ſehr merkwürdigen Grotte, deren dunkler, enger Eingang aber beinahe unzugänglich war; ſie befand ſich drei Stunden von Palmyra; wir hatten Luſt, ſie zu beſuchen, aber mein Abenteuer mit Heſſaiſun war noch in zu friſchem Angedenken, um uns anders, als mit einem guten Geleite dahin zu wagen; auch baten wir Scheikh Nagial, uns durch ſichere Leute begleiten zu laſſen. Ueber unſer Vorhaben erſtaunt, ſagte er zu uns: „ihr ſeyd ſehr neugierig; was geht euch dieſe Grotte an? ſtatt euch mit eurem Handel zu beſchäftigen, bringt ihr eure Zeit mit ähnlichen Nichtigkeiten hin: nie habe ich Kaufleute geſehen wie euch.“ — „Der Menſch gewinnt immer, wenn er das Schöne ſieht, was die Natur geſchaffen hat,“ antwortete ich ihm. Nachdem der Scheikh uns ſechs gut bewaffnete Männer gegeben hatte, verſah ich mich mit einem Knäul von Bindfaden, mit einem großen Nagel und Fackeln, und wir reisten in aller Frühe ab. Nach zwei Stunden kamen wir am Fuße eines Berges an; ein großes Loch, das man uns zeigte, bildete den Eingang der Grotte; ich ſteckte meinen Nagel an eine verborgene Stelle, und befeſtigte das eine Ende des Bindfadens daran; darauf, den Knäul in der Hand haltend, folgte ich Scheikh Ibrahim und den Führern, welche die Fackeln trugen. Wir gingen bald Links, bald Rechts auf und ab; endlich wird die Grotte ſo groß, daß man eine ganze Armee darin unterbringen könnte. Wir fanden hier viel Alaun; die Wölbung und die Wände des Felſen waren mit Schwefel bedeckt, und der Boden mit Salpeter überſät. Wir bemerkten eine Art von ſehr feiner röthlicher Erde, welche einen ſehr ſcharfen Geſchmack hatte; Scheikh Ibrahim packte eine Hand voll davon in ſein Sacktuch. In dieſer Grotte ſind überall mit dem Meiſel ausgehauene Höhlungen anzutreffen, aus denen man ehemals Metalle gewann. Unſere Führer erzählten uns, daß mehrere Perſonen, welche ſich in der Grotte verirrt hatten, darin umgekommen ſeyen. Ein Mann war zwei Tage lang darin geblieben, indem er vergeblich den Ausgang ſuchte, als er einen Schakal bemerkte; er warf mit Steinen nach ihm, und da das Thier hierauf die Flucht ergriff, folgte er ihm, und gelangte auf dieſe Art an den Ausgang. Da mein Bindfadenknäul zu Ende war, wollten wir nicht weiter gehen, und kehrten auf dem gleichen Weg wieder zurück. Der Reiz der Neugierde hatte uns ohne Zweifel den Herweg geebnet, denn wir hatten eine unendliche Mühe, nach der äußern Oeffnung wieder zu gelangen. So bald wir heraus waren, beeilten wir uns, zu frühſtücken, und ſchlugen darauf den Weg nach Palmyra wieder ein. Der Scheikh, der uns erwartete, fragte uns, Was uns denn unſere Streiferei genüzt habe: „Wir haben eingeſehen, ſagte ich zu ihm, daß die Alten viel geſchickter waren als wir, denn man

ſieht an ihren Arbeiten, daß ſie mit Leichtigkeit aus und ein gingen, und wir haben viele Mühe gehabt, daraus wieder zu entkommen.“

Er lachte, und wir verließen ihn, um auszuruhen. Abends fand Scheikh Ibrahim das Sacktuch, in welches er die rothe Erde gepackt hatte, ganz durchlöchert und wie verfault; die Erde war in ſeiner Taſche zerſtreut, er brachte ſie in eine Flaſche*), und ſagte mir, daß wahrſcheinlich die Alten Gold aus jener Grotte gewonnen haben: die chemiſchen Erfahrungen beweiſen, daß, wo ſich Schwefel findet, häufig auch Gold angetroffen wird; und übrigens konnten die großen Arbeiten, welche wir angetroffen hatten, nicht blos zu dem Zwecke gemacht ſeyn, um Schwefel und Alaun, ſondern offenbar um etwas Werthvolleres zu gewinnen. Wenn die Araber hätten vermuthen können, daß wir ausgehen, um Gold zu ſuchen, ſo wären wir unſeres Lebens nicht ſicher geweſen.

Von Tag zu Tag ſprach man von der Annäherung der Beduinen, und Scheikh Ibrahim freute ſich darüber, wie wenn er Landsleute erwartet hätte. Er war entzückt, als ich ihm die Ankunft Mehanna el Fadels, des Großfürſten der Beduinen, ankündigte. Er wollte ſogleich ihm entgegen gehen, aber ich ſtellte ihm vor, daß es klüger ſeyn würde, eine günſtige Gelegenheit abzuwarten, irgend ein Mitglied der Familie dieſes Emirs zu ſehen. Ich wußte, daß Mehanna gewöhnlich einen Boten an den Scheikh von Palmyra ſchickte, um ihm ſeine Ankunft anzuſagen. In der That ſah ich eines Tags eilf Beduiniſche Reiter ankommen, und erfuhr, daß ſich unter ihnen der Emir Naſſer, der älteſte Sohn Mehanna's, befinde; ich brachte eiligſt dieſe Nachricht Scheikh Ibrahim, welcher darüber äußerſt entzückt ſchien. Auf der Stelle begaben wir uns zu dem Scheikh Ragial, um uns dem Emir Naſſer vorſtellen zu laſſen, der uns gut aufnahm. — „Dieſe Fremden, ſagte ihm Ragial, ſind rechtſchaffene Kaufleute, welche Waaren zu verkaufen haben, wie ſie die Beduinen brauchen; aber man hat ſie ſo in Furcht geſezt, daß ſie ſich nicht in die Wüſte wagen mögen, wenigſtens, wenn nicht Ihr ſie unter Euern Schuz nehmet.“ Der Emir Naſſer wandte ſich zu uns, indem er ſagte: „erwartet jede Art von Vorſchub, Ihr werdet willkommen ſeyn, und ich verſpreche Euch, daß Euch nichts auf den Leib kommen ſoll, als der Regen, welcher vom Himmel fällt.“ — Wir bezeugten ihm vielmals unſern Dank, indem wir zu ihm ſagten: „da wir ſo glücklich geweſen ſind, Eure Bekanntſchaft zu machen, und Ihr unſer Beſchüzer ſeyn wollet, ſo müßt Ihr uns die Ehre anthun, mit uns zu eſſen.“ —

---

*) Dieſe Flaſche wurde mit dem Uebrigen in Aegypten weggenommen.

Die Araber überhaupt, und beſonders die Beduinen, betrachten es als eine Verpflichtung einer unverlezlichen Treue, mit Jemand gegeſſen, ja ſelbſt nur das Brod mit ihm gebrochen zu haben. Nachdem wir ihn mit ſeinem ganzen Gefolge, und eben ſo den Scheikh eingeladen hatten, ließen wir ein Schaf ſchlachten, und unſere Mahlzeit, nach Art der Beduinen zubereitet, ſchien ihnen ſehr gut. Zum Nachtiſch ſtellten wir ihnen Feigen, getrocknete Trauben, Mandeln und Nüſſe vor,

Was ihnen für einen großen Schmaus galt. Als nach dem Kaffee die Rede auf verſchiedene Gegenſtände kam, erzählten wir Naſſer unſer Abenteuer mit den ſechs Reitern ſeines Stammes. Er wollte ſie beſtrafen, und uns unſere Effecten, und unſer Geld wieder zuſtellen laſſen. Wir beſchworen ihn inſtändig, dieſes nicht zu thun, indem wir ihn verſicherten, daß uns durchaus Nichts an Dem liege, was wir ihnen gegeben haben. Wir wären gerne am folgenden Tage mit ihm abgereist, aber er bat uns, die Ankunft ſeines Vaters zu erwarten, welcher mit ſeinem Stamme noch acht Tagereiſen weit entfernt war; er verſprach uns, ein Geleite und Kameele zu ſchicken, um unſere Waaren zu tragen. Zu mehrerer Sicherheit baten wir ihn, uns durch ſeinen Vater ſchreiben zu laſſen; er verſtand ſich dazu.

Zwei Tage nachher kam in Palmyra ein Beduine von dem Stamm El Haßne an, Namens Bani, und einige Stunden nachher ſieben andere Beduinen von dem Stamm El Daſſir, welche mit dem Stamm Haßne im Kriege liegt. Als dieſe erfuhren, daß ſich einer von ihren Feinden in der Stadt befinde, entſchloſſen ſie ſich, ihm außerhalb der Stadt abzupaſſen, um ihn zu tödten. Da Bani davon Wind hatte, kam er zu uns, band ſeine Stute an unſere Thüre, und bat uns, ihm einen Filz zu leihen; wir hatten mehrere Stücke, in welche wir unſere Waaren eingewickelt hatten; ich brachte ihm eines. Er tauchte es eine Viertelſtunde lang in's Waſſer, und nachdem es dann ganz durchnäßt war, legte er es auf den Rücken ſeiner Stute, und darüber den Sattel. Zwei Stunden nachher hatte ſie einen ſehr ſtarken Durchfall, welcher den ganzen Abend dauerte, ſo daß ſie den andern Tag nichts mehr im Leibe zu haben ſchien. Hierauf nahm Bani den Filz ab, gab ihn uns zurück, ſchnallte ſein Pferd feſt und zog ab.

Um vier Uhr Nachmittags ſahen wir die Beduinen des Stammes El Daſſir ohne Beute zurück kommen. Da Jemand ſie fragte, was ſie mit Bani's Stute gemacht haben, ſagten ſie: „Hört, was uns begegnet iſt. Da wir Nagiel, welcher Mehanna tributpflichtig iſt, keinen Schimpf anthun wollten, ſo enthielten wir uns, unſern Feind in der Stadt anzugreifen; wir hätten ihn nun in einem Engpaſſe erwarten können, aber wir waren Sieben gegen Einen; wir entſchloſſen uns daher, auf freiem Felde zu bleiben. Als wir ihn bemerkten, ſtürzten wir uns auf ihn, aber als er mitten unter uns war, ſtieß er einen lauten Schrei aus, indem er zu ſeinem Roſſe ſagte: Jah' Hamra! heute iſt es an dir, und darauf flog er davon wie ein Bliz. Wir verfolgten ihn bis zu ſeinem Stamme, ohne ihn erreichen zu können, erſtaunt über die Schnelligkeit ſeiner Stute, welche einem Vogel glich, der die Luft mit ſeinen Flügeln durchſchneidet." — Ich erzählte ihnen darauf die Geſchichte von dem Filz, die ſie ſehr in Erſtaunen ſezte, indem ſie, wie ſie ſagten, keinen Begriff von einer ſolchen Zauberei haben.

Acht Tage nachher kamen drei Männer mit Kameelen von Mehanna el Fadel, um uns aufzuſuchen. Sie ſtellten uns einen Brief von ihm zu, folgenden Inhalts:

„Mehanna el Fadel, Melkhgem's Sohn, entbietet

dem Scheikh Ibrahim und Abdallah el Kratib ſeinen Gruß: Möge Gottes Barmherzigkeit mit Euch ſeyn! Als unſer Sohn Naſſer zu uns kam, wurden wir von Eurem Verlangen in Kenntniß geſezt, uns zu beſuchen: ſeyd denn willkommen; Ihr werdet Segen über uns verbreiten. Fürchtet Nichts, Ihr habt den Schuz Gottes und das Wort Mehanna's; Nichts wird Euch berühren, als der Regen des Himmels." Unterz.

Mehanna el Fadel.

Neben ſeiner Unterſchrift war ein Siegel beigedruckt. Dieſer Brief machte Scheikh Ibrahim das größte Vergnügen. Unſere Vorbereitungen waren bald beendigt, und den folgenden Tag waren wir ſchon außerhalb Palmyra. In einem Dorfe angekommen, das eine Quelle reichlich mit Waſſer verſorgt, füllten wir unſere Schläuche für den Reſt des Wegs. Dieſes Dorf, welches Arak heißt, liegt vier Stunden von Palmyra; wir begegneten einer großen Anzahl von Beduinen, welche, nachdem ſie unſere Führer gefragt hatten, ihres Wegs weiter zogen. Nach zehn Stunden war die Ebene vor uns mit fünfzehnhundert Zelten bedeckt; es war der Stamm Mehanno's. Wir traten in das Zelt des Emirs, welcher zu drei verſchiedenen Malen uns Kaffee aufwarten ließ, was bei den Beduinen der größte Beweis von Achtung iſt. Nach der dritten Taſſe brachte man das Abendeſſen, welches wir ganz auf Türkiſche Art genießen mußten; es war das erſtemal, daß uns Dieß begegnete; auch verbrannten wir uns die Finger. Als Mehanna Dieß bemerkte, ſagte er: „Ihr ſeyd nicht gewöhnt, wie wir zu eſſen." — „Es iſt wahr, antwortete Scheikh

Ibrahim; aber warum bedient Ihr Euch nicht der Löffel? Man kann immer welche haben, und wären ſie auch nur von Holz." — „Wir ſind Beduinen, antwortete der Emir, und wir halten an den Gebräuchen unſerer Voreltern feſt, welche übrigens uns wohl begründet ſcheinen. Die Hand und der Mund ſind Theile unſeres Körpers, welche Gott uns gegeben hat, damit einer den andern unterſtüze: warum alſo ſollen wir uns eines fremden Werkzeugs, ſey es von Holz oder Metall, bedienen, um zum Munde zu kommen, da die Hand von der Natur dazu gemacht iſt?" Wir mußten dieſe Gründe billigen, und ich machte Scheikh Ibrahim bemerklich, daß Mehanna der erſte Beduiniſche Philoſoph ſey, den wir bis jezt getroffen haben.

Am folgenden Tage ließ der Emir ein Kameel ſchlachten, um uns einen Schmaus zu geben, und ich erfuhr, daß dieſes ein großes Zeichen von Achtung ſey, da die Beduinen nach der Wichtigkeit des Fremden die Größe des Thiers einrichten, das ſie zu ſeinem Empfange ſchlachten. Das kleinſte iſt ein Lamm, das größte ein Kameel. Wir aßen zum erſtenmal von dem Fleiſche dieſes Thiers; wir fanden es etwas fade.

Der Emir Mehanna war ein Mann von achtzig Jahren, klein, mager, taub, und ſehr ſchlecht gekleidet. Sein hoher Einfluß bei den Beduinen iſt ſeinem edlen, großmüthigen Herzen zuzuſchreiben, ſo wie dem Umſtand, daß er der Häuptling einer ſehr alten und zahlreichen Familie iſt. Er iſt von dem Baſſa von Damaskus damit beauftragt, die große Karavane bis nach Mekka zu geleiten, wofür er fünf und zwanzig Beutel (12,500

Piaſter) erhält, welche ihm vor der Abreiſe von Damaskus ausbezahlt werden. Er hat drei Söhne: Naſſer, Fareß und Hamed, welche alle drei verheirathet ſind und unter dem gleichen Zelte mit ihrem Vater wohnen. Dieſes Zelt iſt zwei und ſiebenzig Fuß lang, und eben ſo breit. Es iſt aus ſchwarzem Haarzeug und in drei Theile geſchieden. Im hinterſten bewahrt man die Mundvorräthe auf und kocht; hier ſchlafen die Sklaven; in dem mittleren Theil halten ſich die Frauen auf, und hieher zieht ſich die ganze Familie Nachts zurück; der vordere Theil iſt für die Männer beſtimmt. Hier empfangen ſie die Fremden; dieſe Abtheilung heißt Rabba.

Nach drei Tagen, welche wir dem Genuſſe der Gaſtfreundſchaft widmeten, öffneten wir unſere Ballen, und verkauften viele Gegenſtände, an denen wir meiſt mehr oder weniger verloren. Ich begriff dieſe Art Handel zu treiben, nicht, und ſagte es Scheikh Ibrahim. — „Haſt du denn unſere Bedingungen vergeſſen," antwortete er mir. Ich entſchuldigte mich, und fuhr fort, zu verkaufen, wie er es haben wollte.

Wir ſahen eines Tags fünfzig gut berittene Reiter ankommen, welche außerhalb der Zelte hielten, vom Pferde ſtiegen und auf dem Boden niederſaßen. Emir Naſſer, welchem alle Geſchäfte oblagen, ſeitdem ſein Vater taub war, ging mit ſeinem Vetter Scheikh Zamel zu ihnen; nachdem er eine Zuſammenkunft von zwei Stunden mit ihnen gehabt hatte, ſtiegen die Reiter wieder zu Pferde, und reiteten ab. Scheikh Ibrahim, unruhig über dieſen geheimnißvollen Beſuch, wußte nicht, wie er den Grund davon erfahren ſollte; da ich nun ſchon mehreremal bei den Frauen geweſen war, nahm ich einen Roſenkranz von Korallen, und ging zu Naura, der Frau Naſſers, um ihr ihn anzubieten. Sie nahm ihn an, ließ mich neben ſie ſizen, und bot mir ihrerſeits Datteln und Kaffee. Nach dieſen gegenſeitigen Höflichkeiten kam ich auf den Zweck meines Beſuchs, und ſagte zu ihr: „Verzeiht, ich bitte Euch, meine Unbeſcheidenheit, aber die Fremden ſind neugierig und furchtſam; die wenigen Waaren, die wir hier haben, ſind der Reſt eines beträchtlichen Vermögens, um das wir durch Unglücksfälle gekommen ſind. Emir Naſſer hatte ſo eben eine Zuſammenkunft mit Fremden, Dieß beunruhigt uns; wir möchten gerne wiſſen, was jene zu ſagen gehabt hat.“ — „Ich will, antwortete Naura, gerne Eure Neugierde befriedigen, aber unter der Bedingung, daß Ihr ſtill ſchweigt, und Euch ſtellt, Nichts zu wiſſen. So wißt denn, daß mein Gatte viele Feinde bei den Beduinen hat, weil er ihren Nationalſtolz demüthigt, indem er die Macht der Türken heraus ſtreicht. Die Verbindung Naſſers mit den Osmanlis mißfällt den Beduinen ſehr, welche ihn haſſen. Auch ſein Vater und die Angeſehenſten des Stammes, welche gegen ihn murren, ſehen ſie höchſt ungerne. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft war, einen Angriffsplan auszumachen. Morgen wollen ſie zuſammen den Stamm El Daſſir angreifen, um ſeine Heerden wegzunehmen, und ihm alles mögliche Uebel anzuthun; übrigens wird der Gott der Schlachten den Sieg verleihen, Wem es ihm beliebt, Ihr habt jedoch für Euch Nichts zu fürchten.“ — Nachdem ich

Naura gedankt hatte, entfernte ich mich, zufrieden, ihr Vertrauen erhalten zu haben.

Scheikh Ibrahim, der von mir Alles erfuhr, was mir die Frau des Emir Naſſer anvertraut hatte, ſagte mir, daß ihn dieſes bitter ärgere. — „Ich ſuchte, fügte er hinzu, mich mit einem den Osmanlis feindlichen Stamme zu verbinden, und befinde mich nun bei einem Häuptling, welcher ihr Verbündeter iſt.“ — Ich wagte nicht, ihn um den Sinn dieſer Worte zu fragen, ſie gaben mir aber Viel zu denken.

Gegen Sonnenuntergang verſammelten ſich dreihundert Reiter außerhalb der Zelte, und zogen am frühen Morgen ab, an ihrer Spize Naſſer, Hamed und Zamel. Drei Tage nachher kam ein Bote, um ihre Rückkehr anzuſagen; bei dieſer Nachricht gingen ihnen eine große Anzahl von Männern und Frauen entgegen, und als ſie dieſelben erreicht hatten, ſtießen ſie auf allen Seiten ein lautes Freudengeſchrei aus, und hielten ſo ihren Triumpheinzug in's Lager, vor ihnen her hundert und achtzig Kameele, die ſie dem Feinde abgenommen hatten; ſo bald ſie einen Fuß zur Erde ſezten, baten wir ſie, uns von ihren Unternehmungen zu erzählen. — „Am Tage nach unſerer Abreiſe, ſagte uns Naſſer, waren wir gegen Süden in die Gegend gekommen, wohin die Hirten die Heerden von Daſſir auf die Weide führen; wir warfen uns auf ſie, und nahmen ihnen hundert und achtzig Kameele weg; indeſſen waren die Hirten geflohen, und hatten bei ihrem Stamme Lärm gemacht. Ich ſchickte darauf einen Theil meiner Truppe ab, um unſere Beute auf einem andern Weg in's Lager zu führen. Da Arnad

Ebn-Mollak (der Häuptling des Stammes El Daſſir) mit dreihundert Reitern kam, um uns anzugreiſen, ſo dauerte der Kampf zwei Stunden, und nur die Nacht trennte uns. Beide Parteien kehrten dann nach ihrem Stamme zurück, nachdem der Feind einen von ſeinen Leuten verloren, und wir zwei Verwundete hatten." — Der Stamm Naſſer's ſtellte ſich, als theile er ſeinen Triumph, während er im Grunde ſeines Herzens ſehr unzufrieden mit einem ungerechten Kriege war, den man mit ihren natürlichen Freunden führte, um den Osmanlis einen Gefallen zu erweiſen. Naſſer, indem er alle Häuptlinge beſuchte, um ihnen ſein Glück zu erzählen, kam zu Scheikh Ibrahim, und redete ihn Türkiſch an; da Scheikh Ibrahim ihm bemerkte, daß er nur Griechiſch, ſeine Mutterſprache, und ein wenig Arabiſch ſpreche, fing Naſſer an, ihm die Sprache und die Gebräuche der Türken anzurühmen, indem er ſagte, man könne nicht wahrhaft groß, mächtig und geachtet ſeyn, als wenn man ſich gut mit ihnen ſtelle. „Was mich betrifft, ſezte er hinzu, ſo bin ich mehr Osmanli als Beduine." — „Traut nicht auf die Verſprechungen der Türken, antwortete ihm Scheikh Ibrahim, eben ſo wenig als auf ihre Größe und ihre Pracht; ſie werden Euch begünſtigen, um Euch zu gewinnen, und Euch mit Euren Landsleuten ſchlecht zu ſtellen, damit ſie ſich Eurer zu der Bekämpfung der andern Stämme bedienen können. Das Intereſſe der Türkiſchen Regierung iſt, die Beduinen auszurotten: da ſie nicht ſtark genug iſt, um es ſelbſt zu thun, ſo will ſie euch ſelbſt gegen einander bewaffnen. Nehmt Euch in Acht, daß ihr nicht eines Tags Reue zu fühlen habt. Ich gebe Euch dieſen Rath als ein Freund, der lebhaftes Intereſſe an Euch nimmt, und weil ich Euer Brod gegeſſen und Eure Gaſtfreundſchaft genoſſen habe." Einige Zeit darauf erhielt Naſſer von Soliman, dem Baſſa von Acre und Damaskus, einen Boten, der ihn einlud, zu kommen, um ſich mit der Oberherrſchaft über die ganze Wüſte mit dem Titel eines Fürſten der Beduinen bekleiden zu laſſen. Dieſe Botſchaft erfüllte ihn mit der größten Freude, und er reiste ſogleich nach Damaskus ab, begleitet von zehn Reitern.

Da Mehanna den Aufbruch des Stamm's befohlen hatte, ſah man am folgenden Tage nicht ein einziges aufgeſchlagenes Zelt mehr: Alle waren zuſammengerollt und aufgeladen, und der Aufbruch begann in der größten Ordnung. Zwanzig ausgewählte Reiter bildeten die Vorhut, und dienten als Plänkler. Darauf kamen die unbeladenen Kameele und die Heerden, ſodann die bewaffneten Männer, auf Pferden oder Kameelen ſitzend; nach ihnen die Frauen; die der Häuptlinge wurden in Haudags*) getragen, welche auf dem Rücken der größten Kameele angebracht waren. Dieſe Haudags ſind ſehr reich, ſorgfältig gefüttert, mit Scharlachtuch bedeckt und mit Franzen von verſchiedenen Farben verziert; ſie faſſen bequem zwei Frauen, oder Eine Frau und mehrere Kinder. Unmittelbar darauf folgen die Frauen und Kinder von untergeordnetem Range, auf den aufgerollten Zelten ſitzend, welche auf den Kameelen angebracht ſind.

---

*) Eine Art von Palankin.

Die Laſt-Kameele, welche das Gepäcke und die Mundvorräthe tragen, ſind hinten. Die Reihe war geſchloſſen durch den Emir Mehanna, der wegen ſeines hohen Alters auf einem Dromedar ritt, und von ſeinen Sklaven, den übrigen Kriegern und ſeinen Dienern umgeben war, welche zu Fuße gingen. Man konnte nicht genug die Schnelligkeit und die Ordnung bewundern, mit welchen ſo der Aufbruch von acht bis neuntauſend Perſonen vor ſich geht. Scheikh Ibrahim und ich waren zu Pferde, bald vorn, bald in der Mitte, oder bei Mehanna. Wir zogen zehn Stunden in Einem fort; auf einmal, drei Uhr Nachmittags, wurde die Marſchordnung unterbrochen; die Beduinen zerſtreuten ſich in einer ſchönen Ebene, ſaßen ab, ſteckten ihre Lanzen in die Erde, und banden ihre Pferde daran; die Frauen liefen von allen Seiten herbei, und ſchlugen ihre Zelte neben dem Pferde ihres Mannes auf. So befanden wir uns wie durch Zauberei in einer Art von Stadt, welche ſo groß war, als Hama. Den Frauen allein lag es ob, die Zelten auf und ab zu ſchlagen. Sie verrichten Dieß mit überraſchender Geſchicklichkeit und Schnelligkeit. Gewöhnlich betreiben ſie alle Arbeiten, welche auf die Einrichtung des Lagers Bezug haben. Die Männer führen die Heerden, ſchlachten das Vieh und ziehen es ab. Die Kleidung der Frauen iſt ſehr einfach; ſie tragen ein groſſes blaues Hemd, einen ſchwarzen Machlas und eine Art von Schärpe aus ſchwarzer Seide, welche, nachdem ſie den Kopf bedeckt hat, zweimal um den Hals geſchlungen wird, und dann über den Rücken hinab fällt. Sie ſind nicht beſchuht, ausgenommen die Frauen der Scheikh's,

welche braune Stiefelchen tragen. Ihr Stolz und ihr Luxus beſteht darin, eine große Anzahl von Armbändern zu haben. Sie haben deren von Glas, von Münzſtücken, von Korallen und Ambra.

Die Ebene, wo wir hielten, heißt El-Makram; ſie liegt nicht weit von Hama. Es iſt ein ziemlich angenehmer Ort, welchen fette Weiden zum Aufenthalt der Beduinen machen.

Am vierten Tage hatten wir ein Abenteuer; Nachmittags vier Uhr liefen die Hirten beſtürzt herbei, indem ſie ſchrien: „zu den Waffen! die Feinde haben ſich unſerer Heerden bemächtigt.“ Es war der Stamm El-Daſſir, der die Gelegenheit benützen wollte, ſich an Naſſer zu rächen, und tauſend Reiter geſchickt hatte, um die Heerden bei Einbruch der Nacht mit fortzunehmen, um keine Zeit zur Verfolgung zu laſſen. Die Unſrigen, welche auf einen Angriff warteten, waren gerüſtet; aber man mußte entdecken, auf welcher Seite ſich der Feind befinde. Da die Nacht gekommen war, ſtiegen vier Männer ab, wandten ſich nach entgegen geſetzten Richtungen, legten ſich auf den platten Bauch, das Ohr an der Erde, und hörten ſo auf eine groſſe Entfernung die Schritte der Räuber. Die Nacht ging hin, ohne daß man ſie erreichte; aber am Morgen traf die Schaar von Haſſne auf ſie, und lieferte ihnen eine Schlacht. Nach einem Kampf von vier Stunden war die Hälfte der Heerde wieder gewonnen, aber fünfhundert Kameele blieben in der Gewalt des Stammes El-Daſſir. Wir hatten zehn Todte und mehrere Verwundete. Bei der Rückkehr war die Betrübniß allgemein; die Beduinen murrten, indem ſie der Grille und der Eitelkeit Naſſers Alles, was ſich zugetragen hatte, Schuld gaben. Mehanna ſchickte einen Eilboten an ſeinen Sohn, welcher alsbald zurückkam, in Begleitung eines Schokredars, um den Beduinen Ehrfurcht einzuflößen. Bei ſeiner Ankunft verlas er einen Brief des Baſſa, welcher folgendermaßen abgefaßt war: „Wir thun zu wiſſen allen Emirn und Scheikhs der großen und kleinen Stämme der Wüſte, welche auf dem Gebiet von Damaskus lagern, daß wir unſern Sohn Naſſer Ebn-Mehanna zum Emir über alle Anazes ernannt haben, indem wir ſie auffordern, ihm zu gehorchen. — Der Stamm, welcher das Unglück haben wird, ſich rebelliſch zu zeigen, wird durch unſere ſiegreichen Truppen ausgerottet, und, um als Beiſpiel zu dienen, ſeine Heerden erwürgt, und ſeine Frauen den Soldaten preiß gegeben werden. So iſt unſer Wille."

Unterzeichnet:

Soliman, Baſſa von Damaskus und Acre.

Naſſer, ſtolz auf ſeine neue Würde, zeigte eine ſolche Ziererei, daß er jene Ordonnanz Jedermann verlas, und mit dem Offizier des Baſſa Türkiſch ſprach, wodurch das Mißvergnügen der Beduinen noch vermehrt wurde. Eines Tages, als wir bei ihm waren, kam ein ſehr ſchöner junger Mann, Namens Zarrak, der Häuptling eines benachbarten Stammes. Naſſer, nach ſeiner Gewohnheit, ſprach mit ihm von ſeiner Ernennung, rühmte die Größe und die Macht des Vezirs von Damaskus und des Sultans von Konſtantinopel, welcher

einen langen Sabel habe[*]. Zarrak, welcher ihn mit Ungeduld anhörte, wechſelte die Farbe, ſtand auf und ſagte zu ihm: „Naſſer Aga[**]! wiſſe, daß alle Beduinen dich verwünſchen, wenn du dich von der Pracht der Türken blenden läßt; gehe nach Damaskus und ſchmücke deine Stirne mit dem Kauk[***]; ſey der Miniſter des Vezirs; bewohne ſeinen Palaſt; vielleicht wirſt du dann den Damaskern Schrecken einjagen; aber wir Beduinen machen aus dir, deinem Vezir und deinem Sultan nicht mehr, als aus einem Häufchen Kameels-Miſt. Ich ziehe ab nach dem Gebiete von Bagdad, wo ich den Draphy[†] Ebn Chahllan finden werde; mit ihm werde ich mich vereinigen.

Naſſer, der nun ſeinerſeits vor Zorn errothete, überſetzte dieſes Geſpräch dem Schokredor, welcher durch heftige Drohungen Zarrak zu erſchrecken glaubte. Dieſer aber ſah ihn ſtolz an, und ſagte zu ihm: „genug damit; obgleich ihr Naſſer zur Seite habt, ſo kann ich doch, wenn ich will, Euch für immer hindern, Brod zu eſſen." Troz dieſer herausfordernden Rede behielten dennoch alle drei ihre Kaltblütigkeit bei, und Zarrak, indem er wieder zu Pferde ſtieg, ſagte zu Naſſer: Las Salam Aleik (ich grüße dich); wende deine ganze Macht auf, ich erwarte dich." Dieſer Troz verurſachte Naſſer großen Aerger; aber nichts deſto weniger beharrte er bei ſeiner Verbindung mit den Türken.

---

[*] Arabiſcher Ausdruck, um eine ausgedehnte Herrſchaft zu bezeichnen.

[**] Titel eines Türkiſchen Offiziers, für den Beduinen ein Spottname.

[***] Feſt-Turban der Türken.

[†] Türken-Vernichter.

Am folgenden Tage erfuhren wir, daß Zarrak mit ſeinem Stamme nach dem Gebiete Geziri abgezogen ſey, und überall ſprach man von Nichts, als von der Vereinigung der Beduinen gegen Naſſer. Mehanna, welcher erfahren hatte, Was vorgegangen war, rief ſeinen Sohn zu ſich, und ſagte zu ihm: „Naſſer, willſt du die Pfeiler des Zeltes Melkhgem brechen?“ Und indem er ſeinen Bart in die Hand nahm, fügte er hinzu; „ſoll durch dich dieſer Bart bis an's Ende meiner Tage verachtet ſeyn, und der Ruf erlöſchen, den ich erworben hatte? Unglücklicher! du haſt nicht den Namen Gottes angerufen. Was ich vorhergeſehen habe, iſt eingetroffen: alle Stämme haben ſich mit Drayhy vereinigt. Was ſoll nun aus uns werden? es wird uns Nichts übrig bleiben, als uns vor Ebn Sihud *) zu demüthigen, dieſem Feinde unſeres Geſchlechts, der ſich König der Beduinen nennt; er allein kann uns gegen den furchtbaren Drayhy beſchützen.“

Naſſer ſuchte ſeinen Vater zu beruhigen, indem er ihn verſicherte, daß ihre Angelegenheiten nicht ſo ſchlimm ſtünden, als er fürchte. Indeſſen nahmen die Beduinen nach und nach Partei für den Einen oder den Andern, aber der größte Theil gab dem Vater Recht, welcher für ihr wahres Intereſſe war.

Scheikh Ibrahim war ſehr mißvergnügt; er wünſchte weiter in die Wüſte vorzudringen bis gegen Bagdad hin; ſo befand er ſich bei einem Stamme, welcher zwiſchen Damaskus und Homs blieb, und verlor auf dieſe Art den Sommer, da er nur mit Gefahr ſeines Lebens ſich entfernen konnte. Er trug mir auf, Nachrichten über Drayhy einzuholen, ſeinen Charakter kennen zu lernen, die Orte zu erfragen, wo er den Sommer zubringe, und im Winter ſich zurückziehe; ob er Fremde empfange, und tauſend andere Einzelnheiten; er ſagte mir, daß ihm äußerſt Viel daran liege, gut unterrichtet zu ſeyn.

Dieſe Nachrichten waren ſchwer zu ſammeln, ohne Verdacht zu erregen. Man mußte Jemand finden, welcher nicht vom Stamme Haßne war. Endlich gelang es mir, mit einem Manne, genannt Abdallah el Chaben (der Dichter) Verhältniſſe anzuknüpfen. Da ich wußte, daß die Dichter bei den Großen geſucht ſind, ſo fragte ich ihn über alle Stämme, welche er beſucht hatte, und erfuhr mit Vergnügen, daß er lange Zeit bei Drayhy geweſen ſey. Ich erhielt von ihm alle Nachweiſungen, die ich haben wollte.

Eines Tags hieß mich Naſſer dem Scheikhs von Sabdad und Korietan ſchreiben, um von Jedem tauſend Piaſter und ſechs Machlas zu fordern. Dieſes Recht heißt das Recht der Brüderſchaft: es iſt eine Uebereinkunft zwiſchen den Scheikhs der Dörfer und den mäch-

---

*) Ebn Sihud hat unter ſeinen Befehlen anderthalb Millionen Beduinen. Er herrſcht über die Bezirke Derrhie, Medyda, Samarkand, Hogias und Zamos oder Zamen. Dieſe Völker nennen ſich die Wachabiten.

Die Beduinen von Perſien, welche unter den Befehlen des Emirs Sahid El Ferabib ſtehen, ſind über eine Million ſtark.

Dieß zuſammen genommen mit den Stämmen von Bagdad, Baſſora und Meſopotamien, von welchen ich eine Liſte gemacht habe, gibt eine Volksmaſſe der Nomaden von vier Millionen Seelen.

tigſten Häuptlingen der Beduinen, um gegen die Räubereien der andern Stämme beſchüzt zu ſeyn. Dieſe Steuer wird jährlich eingefordert. Jene unglücklichen Dörfer gehen zu Grunde, indem ſie zwei Tyrannen zu befriedigen haben, die Türken und die Beduinen.

Mehanna hat Brüderſchaft mit allen Dörfern der Gebiete von Damaskus, Homs und Hama, Was ihm eine Rente von ungefähr fünfzigtauſend Piaſter einträgt. Der Baſſa von Damaskus zahlt ihm zwölftauſend fünfhundert, und die Städte Homs und Hama liefern ihm noch nebenher eine gewiſſe Quantität von Frucht, Reiß, Weinbeermuß und Stoffen. Die kleinen Stämme bringen ihm Butter und Käſe. Troz dem hat er niemals Geld, und ſteckt, ob er gleich keine Ausgaben zu machen hat, oft in Schulden, Was uns ſehr in Erſtaunen ſezte. Wir erfuhren, daß er Alles den berühmteſten Kriegern ſowohl in ſeinem als in andern Stämmen zum Geſchenk gebe, und daß er ſich auf dieſe Art eine mächtige Partei geſchaffen habe. Er iſt immer ſehr ſchlecht gekleidet, und wenn er einen ſchönen Pelz oder irgend einen andern Gegenſtand zum Geſchenk erhält, ſo gibt er ihn Dem, der im Augenblick gerade bei ihm iſt. Das Beduiniſche Sprichwort, welches ſagt, daß die Großmuth alle Fehler bedecke, findet ſich bei Mehanna bethätigt, deſſen Freigebigkeit allein macht, daß das Betragen Naſſer's ertragen wird.

Kurz nach dieſem Ereigniß ſchlugen wir unſer Lager drei Stunden von Orontes auf, auf einem Gebiet, welches El Zidibi heißt, wo ſich mehrere kleine Quellen befinden.

Mehanna, welcher eines Tags mit zehn Reitern dem Aga von Homs einen Beſuch machte, kam mit Geſchenken von allen Kaufleuten zurück; dieſe ſuchen ihn in guter Laune zu halten; denn ſo oft er nicht mit ihnen zufrieden iſt, unterbricht er den Handel, indem er die Karavanen plündert. Bald nach ſeiner Rückkehr zog Naſſer auf eine Unternehmung gegen den Stamm Abdelli aus, welcher unter dem Befehle des Emirs El Doghiani ſteht, und bei Palmyro ſein Lager auf zwei Hügeln von gleicher Form aufgeſchlagen hat, welche man Eldain (den Buſen) nennt; drei Tage nachher kam er zurück, indem er hundertfünfzig Kameele und zweihundert Schaafe mitbrachte. Bei dieſem Zuge hatten wir drei Leute verloren, und Zamels Stute war unter ihm getödtet worden. Zur Vergeltung hatten wir drei Stuten weggenommen, zehn Mann getödtet und zwanzig verwundet. Troz dieſes Erfolgs waren die Beduinen erbittert über die Tücke Naſſers, welcher keinen Grund zum Haß gegen dieſen Stamm hatte.

Von allen Seiten vereinigte man ſich mit Drayhy, um den Stamm El Haßne auszurotten. Als die Nachricht davon dem Emir Duhi, dem Häuptling des Stammes Wuld Ali, einem Verwandten und innigen Freund Mehanna's, zu Ohren gekommen war, welcher eben ſo wie dieſer die große Karavane zu geleiten hatte, kam er eines Tags mit dreißig Reitern, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, welche ihm drohte. Die Angeſehenſten des Stammes gingen Duhi entgegen; als er in das Zelt getreten war, befahl Mehanna den Kaffee; der Emir hielt ihn auf, und ſagte zu ihm: „dein Kaffee iſt ſchon getrunken; ich will hier nicht trinken und nicht eſſen, ſondern nur dich davon benachrichtigen, daß das Betragen deines Sohnes Naſſer Baſſa (ein Titel, den er ihm aus Spott gab) Vernichtung über dich und die Deinigen bringt. Wiſſe, daß alle Beduinen ein Bündniß geſchloſſen, und dir den Krieg auf Leben und Tod erklärt haben.“ Mehanna, die Farbe wechſelnd, rief: „Gut! biſt du jezt zufrieden, Naſſer? Du wirſt der Lezte des Geſchlechtes Melkhgem ſeyn!“

Naſſer, weit entfernt, nachzugeben, antwortete, er werde allen Beduinen die Spize bieten; die Hilfe von zwanzigtauſend Osmanlis, ſo wie die Mola Jsmaels, des Anführers der Kurdiſchen Reiterei, welche den Tſchako trägt, ſtehe ihm zu Gebote. Duhi brachte die ganze Nacht mit Verſuchen zu, Naſſer von ſeinem Plane abzubringen, ohne daß es ihm geglückt wäre; am folgenden Tage zog er ab, indem er ſagte: „mein Gewiſſen verbietet mir, mich mit Euch zu vereinigen. — Die Verwandtſchaft und das Brod, das wir zuſammen gegeſſen haben, verbietet mir, Euch den Krieg zu erklären; Lebt wohl, ich verlaſſe Euch mit Bedauern.“

Von dieſem Augenblicke an verlebten wir eine ſehr unangenehme Zeit bei den Beduinen. Wir konnten ſie nicht verlaſſen, denn alle Männer, welche die Zelte verließen, wurden niedergemacht. — Es waren fortwährende Angriffe von der einen oder andern Seite, — plözlicher Wechſel des Lagers, um ſich ſicherer zu ſtellen, unaufhorlich lärmende Auftritte, Vorwürfe, Streitigkeiten zwiſchen Mehanna und ſeinem Sohne; aber der Greis

war von ſo gutem, leichtgläubigem Charakter, daß Naſſer ihn immer am Ende überzeugte, daß er Recht habe.

Man erzählte uns tauſend Züge von ſeiner ſchlichten Einfachheit, unter Anderem: als er zu Damaskus war, während Juſſuf-Baſſa, Großvezir der Pforte, dort bei ſeiner Rückkehr aus Aegypten nach dem Abzug der Franzoſen ſeinen Hof hielt, hatte ſich Mehanna, wie alle Großen, ihm vorgeſtellt. Mit der Türkiſchen Etikette jedoch wenig bekannt, war er ohne weiteres mit dem Gruß der Beduinen auf ihn zugegangen, und hatte ſich auf den Divan ihm zur Seite geſezt, ohne eine Einladung abzuwarten. Juſſuf, welcher ebenfalls wenig mit den Gebräuchen der Beduinen vertraut war, und die Würde des kleinen, ſchlecht gekleideten Greiſes nicht kannte, der ſo vertraulich ſich gegen ihn benahm, befahl, ihn wegzuführen und ihm den Kopf abzuhauen. — Die Sklaven führen ihn ab, und rüſteten ſich, dieſen Befehl auszuführen; auf einmal aber rief der Baſſa von Damaskus: „halt, Was wollt Ihr thun? — wenn ein Haar von ſeinem Haupte gekrümmt wird, ſo könnt Ihr mit aller Eurer Macht keine Karavane nach Mekka führen.“ Der Vezir beeilte ſich, ihn zurückführen zu laſſen, und ſezte ihn an ſeine Seite, ließ ihm Kaffee geben, ihn mit einem Kaſchemir-Turban, einem reichen Tombaz (Talar), einem Ehrenpelz bekleiden, und bot ihm tauſend Piaſter. — Mehanna, taub und außerdem des Türkiſchen unkundig, verſtand Nichts von alle Dem, was mit ihm vorging; — er zog aber ſeine ſchönen Kleider aus, und gab ſie drei ſeiner Sklaven, welche ihn begleitet hatten. — Der Vezir ließ ihn durch den Dragoman fragen, ob er denn mit ſeinen Geſchenken nicht zufrieden ſey? Mehanna antwortete: — „ſagt dem Bezir des Sultans, daß wir Beduinen uns nicht durch ſchöne Kleider auszuzeichnen ſuchen; ich bin ſchlecht angethan, aber alle Beduinen kennen mich; ſie wiſſen, daß ich Mehanna el Zabel, der Sohn Melkhgems bin." — Der Baſſa, welcher keinen Aerger zu zeigen wagte, zwang ſich, zu lächeln und recht zufrieden mit ihm zu ſcheinen. —

Endlich ging der Sommer vorüber. Im Oktober befand ſich der Stamm in der Umgegend von Aleppo. Mein Herz ſchlug mir, als ich wieder ſo nahe bei meiner Heimath war; aber nach unſerer Uebereinkunft, durfte ich ſelbſt nicht einmal den Meinigen Nachricht geben. — Scheikh Ibrahim wünſchte den Winter in Damaskus zuzubringen; kein Beduine wagte, uns dorthin zu führen. — Mit vieler Mühe gelang es uns, ein Geleite bis zu einem Dorfe zwei Tagereiſen von Aleppo zu bekommen, welches Soghene (die Wärme) heißt. Die gaſtfreundlichen Einwohner ſtritten ſich um das Vergnügen, uns aufzunehmen; ein warmes, natürliches Bad hatte dem Dorfe ſeinen Namen gegeben, und die Schönheit ſeiner Einwohner muß wahrſcheinlich der Vortrefflichkeit ſeiner warmen Waſſer zugeſchrieben werden. — Von da gelangten wir wieder nach Palmyra mit einer Mühe, für welche wir durch das Vergnügen entſchädigt wurden, Scheikh Ragial wieder zu ſehen. Nachdem wir fünfzehn Tage bei unſern Freunden zugebracht hatten, reisten wir nach Korietan ab, wo Scheikh Selim und der Geiſtliche Muſſi uns mit einem ungeheuchelten Antheil empfingen; ſie wurden nicht müde, unſere Geſchichten über die Beduinen zu hören. — Scheikh Ibrahim erwiederte auf ihre freundſchaftliche Erkundigung über den Gang unſerer Geſchäfte, unſere Spekulation gehe vortrefflich, wir haben Mehr gewonnen, als wir nur gehofft haben, während in der Wirklichkeit nach unſeren Verluſten und den Geſchenken uns Nichts übrig blieb, als die Waaren, welche wir bei Muſſi niedergelegt hatten. Wir verloren dreißig Tage in Korietan mit der Zurüſtung zur Abreiſe. — Der Winter trat plötzlich ein, Niemand wagte, uns Pferde oder Kameele zu geben, überzeugt, daß wir auf der Reiſe geplündert werden würden. Endlich kaufte Scheik Ibrahim ein ſchlechtes Pferd, ich miethete einen Eſel, und bei abſcheulichem Wetter und einem eiſigen Winde reisten wir, begleitet von vier Leuten zu Fuß, nach dem Dorfe Dair Antieh ab. Nach einigen Stunden kamen wir in einem Paſſe zwiſchen zwei Bergen an, welcher Beni el Gebelain heißt. An dieſer Stelle kamen zwanzig Beduiniſche Reiter auf uns dar. — Unſere Führer, weit entfernt, uns zu vertheidigen, verbargen ihre Flinten, und blieben müßige Zuſchauer unſeres Unfalls. — Die Beduinen plünderten uns, indem ſie uns Nichts als das Hemd ließen. — Wir baten ſie, uns lieber zu tödten, als uns ſo der Kälte preiß zu geben. — Endlich von unſerem Zuſtand erweicht bequemten ſie ſich zu der Großmuth, jedem von uns einen Gombaz zu laſſen. — Was unſere Thiere betraf, ſo waren ſie zu ſchlecht, um die Räuber anzulocken. Da ſie kaum gehen konnten, hätten ſie unnüz ihren Zug aufgehalten. Wir machten uns traurig wieder auf den

Weg. Die Nacht brach ein, die Kälte wurde fürchterlich, ſo daß wir bald nicht mehr ſprechen konnten. — Unſere Augen waren roth, unſere Haut blau; nach einiger Zeit fiel ich ohnmächtig und erſtarrt zur Erde. Scheikh Ibrahim geberdete ſich wie ein Verzweifelnder gegen die Führer, ohne mit ihnen ſprechen zu können. Einer von ihnen, ein Syriſcher Chriſt, faßte Mitleid mit mir und der Betrübniß Scheikh Ibrahims; er warf das ebenfalls von Froſt und Ermattung halb todte Pferd zu Boden, öffnete ihm den Bauch, und ſteckte mich bewußtlos in ſeine Haut, indem er Nichts von mir als meinen Kopf frei ließ. Nach einer halben Stunde kam ich zur Beſinnung zurück, ſehr erſtaunt, mich wieder auflebend zu fühlen, und mich in einer ſolchen Lage zu ſehen. Die Wärme gab mir wieder die Fähigkeit, zu reden, und ich dankte lebhaft Scheikh Ibrahim und dem guten Araber; ich faßte wieder Muth, und fand neue Kraft zu gehen. Kurz nachher riefen unſere Führer: „hier iſt das Dorf!“ und wir traten in das erſte Haus ein. Dieß gehörte einem Schmied, welcher Hanna el Bitar hieß. Er nahm den lebhafteſten Antheil an unſerer Lage, beeilte ſich, uns Beide mit Kameelsmiſt zu bedecken, und gab uns tropfenweiſe ein wenig Wein ein; nachdem er ſo die Kraft und die Wärme in uns belebt hatte, zog er uns aus dem Dünger wieder heraus, legte uns in's Bett und gab uns eine gute Suppe. — Nach der ſo nöthigen Ruhe borgten wir zweihundert Piaſter, um unſere Führer zu bezahlen, und uns nach Damaskus zu begeben, wo wir den 23. Dezember 1810 ankamen.

Herr Chabaſſan, ein Franzöſiſcher Arzt, der einzige Franke, der ſich in Damaskus befand, gewährte uns Gaſtfreundſchaft; aber da wir den Winter hier zubringen wollten, richteten wir uns ſpäter in dem Kloſter der Lazariſten ein, welches verlaſſen ſtand.

Ich will die berühmte Stadt Scham *) (Damaskus), dieſe Pforte des Ruhms (Babel Cahbe) wie es die Türken nennen, nicht beſchreiben. Unſer langer Aufenthalt lehrte uns die Stadt durchaus kennen; aber ſie iſt zu oft von Reiſenden beſucht worden, um noch ein neues Intereſſe darzubieten. Ich komme auf meine Erzählung zurück.

Eines Tages, als wir auf dem Bazar waren, um unſere Zeit auf Türkiſche Art zuzubringen, ſahen wir einen Beduinen auf uns loskommen, welcher uns umarmte, indem er ſagte: kennt Ihr Euren Bruder Hettall nicht mehr, der Euer Brod in Nuarat el Nahmun gegeſſen hat? Entzückt über dieſe Begegnung, führten wir ihn in unſer Haus, und nachdem wir ihn gut bewirthet und ausgefragt hatten, erfuhren wir, daß es mit dem Stamme El Haßne ſehr ſchlimm gehe, und daß das Bündniß gegen denſelben jeden Tag weiter greife. Hettal erzählte uns, daß er von dem Stamme Wuld Ali ſey, deſſen Häuptling Dubi uns bekannt war. Dieſer Stamm bringt den Winter auf dem Gebiete von Sarka und Balka zu; er zieht ſich von dem Lande Ismael bis nach dem todten Meer, und kommt im Frühjahr nach Horan zurück. Er ſchlug uns vor, den Stamm zu beſuchen, indem er für uns einſtand, und uns einen guten

---

*) Scham bedeutet Sonne.

Abſaz unſerer Waaren verſprach. Nachdem wir darein gewilligt hatten, wurde ausgemacht, daß er im März kommen ſollte, um uns abzuholen.

Scheikh Ibrahim, welcher durch die Vermittlung Herrn Chabaſſans eine Rolle von tauſend Talaris aus Aleppo bekommen hatte, ließ mich neue Einkäufe machen. Nachdem ſie gemacht waren, zeigte ich ſie ihm, indem ich ihn fragte, ob uns Etwas für die Rückkehr übrig bleibe. — „Mein theurer Sohn, antwortete er, an der Bekanntſchaft jedes Stammhäuptlings iſt mir mehr gelegen, als an allen meinen Waaren. Beruhige dich; auch du wirſt an Geld und Ruf gewinnen. Du wirſt in deinem Jahrhundert berühmt ſeyn; aber es iſt durchaus nöthig, daß ich alle Stämme und ihre Häuptlinge kennen lerne. Ich zähle auf dich, indem ich ſogar mit Draphy bekannt werden will, und zu dieſem Zweck iſt es unumgängliches Erforderniß, daß du für einen Beduinen geltest. Laſſe deinen Bart wachſen, kleide dich wie ſie, und ahme ihre Gebräuche nach. Fordere von mir keine Erklärung, erinnere dich unſerer Bedingung.“ — „Möge uns Gott die Kraft geben,“ war meine einzige Antwort.

Wohl zwanzig mal war ich auf dem Punkte, meine Unternehmung aufzugeben, deren Gefahren ich alle ſah, ohne den Zweck davon zu kennen. Dieſes mir auferlegte Stillſchweigen, dieſer blinde Gehorſam waren mir unerträglich; indeſſen ließen die Begierde, zum Reſultate zu kommen, und meine Anhänglichkeit an Herrn Lascaris mich Geduld haben.

Zu der feſtgeſezten Zeit war Hettall mit drei Kameelen und zwei Wegweiſern gekommen, und wir reiſten den 15. März 1814 ab, hundert und achtzig Tage nach unſerer erſten Abreiſe von Aleppo. Der Stamm war in einer Gegend, welche Miſſarip heißt, drei Tagereiſen von Damaskus; es begegnete uns nichts Merkwürdiges auf der Reiſe, wir waren die ſchönen ſternenhellen Nächte unterwegs, und am dritten Tage bei Sonnenuntergang waren wir mitten unter den Zelten von Wuld Ali; der Anblick war reizend. Jedes Zelt war von Pferden, Kameelen, Ziegen und Schaafen umgeben, die Lanze des Reiters am Eingang aufgepflanzt; das des Emirs Duhy befand ſich im Mittelpunkt. Er empfing uns mit aller möglichen Zuvorkommenheit, und ließ uns mit ſich zu Nacht ſpeiſen. Er iſt ein Mann von Kopf, von den Seinigen gleich gefürchtet und geliebt. Er hat funftauſend Zelte unter ſeinen Befehlen, und drei Stämme, welche ſich mit ihm vereinigt haben, nämlich den von Benin Sakhrer, den von El Serhaan und den von El Sarddie. Er hat ſeine Krieger in Kompagnien oder Abtheilungen getheilt, von denen jede unter dem Befehle eines ſeiner Verwandten ſteht.

Die Beduinen hören ſehr gerne nach dem Abendeſſen Geſchichten erzählen. Hier eine, welche der Emir uns erzählte: Sie malt recht gut die außerordentliche Anhänglichkeit, welche ſie für ihre Pferde hegen, und den Stolz auf ihre Eigenſchaften.

Ein Mann ſeines Stammes, Namens Giabal, hatte eine ſehr berühmte Stute. Haſſab Baſſa, damals Vezir von Damaskus, ließ ihm zu wiederholten Malen alle erdenkliche Anerbietungen dafür machen, aber umſonſt:

denn ein Beduine liebt ſein Pferd eben ſo ſehr als ſeine Frau. Der Baſſa drohte, Was eben ſo wenig Erfolg hatte. Hierauf ging ein anderer Beduine, Namens Giafar zu ihm, und fragte ihn, Was er ihm gebe, wenn er ihm Giabals Stute bringe; — „ich werde deinen Gerſtenſack mit Gold füllen," antwortete Haſſad, welcher es als einen Schimpf betrachtete, daß ihm ſeine Abſicht nicht geglückt war; da die Sache ruchbar wurde, band Giabal ſeine Stute bei Nacht an dem Fuße mit einem eiſernen Ring an, deſſen Kette in ſein Zelt ging, wo ſie an einem in die Erde geſchlagenen Pflock unter dem Filz, der ihm und den Seinigen zum Bette diente, befeſtigt war. Um Mitternacht kroch Giafar auf allen Vieren in das Zelt Giabals, drängt ſich zwiſchen Giabal und ſeine Frau, indem er bald Dieſen, bald Jene anſtieß; der Mann glaubte ſich von ſeiner Frau geſtoßen, die Frau vom Manne, und Jedes machte Plaz. Hierauf machte Giafar mit einem ſehr ſcharfen Meſſer ein Loch in den Filz, zieht den Pflock heraus, bindet die Stute los, beſteigt ſie, nimmt die Lanze Giabals, ſtößt leicht nach ihm, indem er ſagt: „ich, Giafar, bin es, der deine ſchöne Stute weggenommen hat; ich benachrichtige dich bei Zeit davon." Hierauf zieht er ab: — Giabal ſtürzt aus ſeinem Zelte, ruft Reiter herbei, nimmt die Stute ſeines Bruders, und ſie verfolgen Giafar vier Stunden lang. Die Stute von Giabals Bruder war aus gleichem Blute mit der ſeinigen, obgleich nicht ſo gut. — Er ſprengte vor allen Reitern voraus, und war nahe daran, Giafar einzuholen, als er ihm zurief: „kneipe ſie in das rechte Ohr und gib ihr einen

Stoß mit dem Steigbügel." Giafar gehorchte, und flog wie ein Bliz dahin. Die Verfolgung wurde dadurch vergeblich, er kam zu weit voraus. Die andern Beduinen warfen Giabal vor, er ſey ſelbſt ſchuld an dem Verluſt ſeiner Stute *); — „ich will lieber, antwortete er, ſie verlieren, als daß ihr Ruf geſchmälert würde. Soll ich dulden, daß man in dem Stamme Wuld Ali **) ſage, eine andere Stute habe die meinige überholen können? So bleibt mir wenigſtens die Genugthuung, ſagen zu können, daß keine andere im Stande war, ſie einzuholen.." Mit dieſem Troſte kam er nach Hauſe, und Giafar nahm den Preis ſeiner Liſt in Empfang.

Ein Anderer erzählte uns, in dem Stamme Reggde ſey eine eben ſo berühmte Stute geweſen, als die Giabals, und ein Beduine aus einem andern Stamme, Namens Daher, ſey beinahe närriſch geworden, vor Verlangen, ſie zu beſizen. Nachdem er umſonſt ſeine Kameele und alle ſeine Reichthümer dafür geboten hatte, kam er auf den Gedanken, ſich das Geſicht mit dem Saft einer Pflanze zu färben, ſich den Hals und die Beine wie ein kruppelhafter Bettler zu verbinden, und Nabek, dem Beſizer der Stute auf einem Wege aufzupaſſen, über welchen, wie er weiß, dieſer kommen muß. Als er ſich näherte, ſagte er mit erſtickter Stimme: „Ich bin ein armer Fremder; ſeit drei Tagen kann ich nicht von der Stelle gehen, um mir Nahrung zu ſuchen. Ich werde ſterben, hilf mir, Gott wird dich dafür belohnen."

---

*) Jeder Beduine gewöhnt ſein Pferd an ein Zeichen, auf welches es ſeine ganze Schnelligkeit aufbietet. Er bedient ſich deſſelben nur in dringenden Fällen, und würde das Geheimniß davon ſelbſt ſeinem Sohne nicht anvertrauen.

**) Die Pferde dieſes Stammes ſtehen in dem größten Rufe bei den Beduinen.

Der Beduine ſchlägt ihm vor, er wolle ihn auf ſein Pferd und mit nach Hauſe nehmen; aber der Schelm antwortete: „Ich kann nicht aufſtehen, ich habe nicht die Kraft dazu." Der Andere, voll Mitleid, ſteigt ab, führt ihn an ſeine Stute, und hebt ihn mit großer Mühe hinauf. Daher, ſo bald er ſich im Sattel fühlt, gibt dem Pferd die Ferſe, und reitet davon, indem er ſagt: „ich, Daher, bin es, der deine Stute dir entführt."

Der Beſitzer der Stute ruft ihm zu, zu hören; ſicher, nicht verfolgt zu werden, wendet er ſich um, und hält in einiger Entfernung, denn Nabek war mit ſeiner Lanze bewaffnet. Dieſer ſagte zu ihm: „du haſt mir meine Stute genommen. So es Gott gefällt, wünſche ich dir Glück! aber ich beſchwöre dich, Niemanden zu ſagen, wie du dazu gekommen biſt." — „Und warum?" erwiederte Daher. — „Weil ein Anderer wirklich krank ſeyn, und ohne Hülfe bleiben könnte. Du wäreſt dann Urſache, daß Niemand mehr auch nur eine einzige Handlung der Barmherzigkeit ausübte, aus Furcht, wie ich, hintergangen zu werden."

Ueber dieſe Worte betroffen, bedachte ſich Daher einen Augenblick, ſtieg vom Pferde und gab es ſeinem Eigenthümer zurück, indem er ihn umarmte. Dieſer führte ihn mit nach Hauſe. Sie blieben drei Tage lang bei einander, und ſchworen Brüderſchaft.

Scheikh Ibrahim war von dieſen Geſchichten ent- welche ihn mit dem Charakter und dem Edelmuth der Beduinen bekannt machten. — Der Stamm Duhi's iſt reicher und weniger habgierig, als der von Mehanna. Seine Pferde ſind ſchöner. Wir blieben fünfzehn Tage bei ihm. Scheikh Ibrahim machte allen Häuptlingen Geſchenke, und verkaufte einige Artikel an die Frauen, um die Kaufmannsrolle aufrecht zu erhalten. Hierauf reisten wir ab, um die drei dem Emir Duhi ſteuerpflichtigen Scheikh's zu beſuchen.

Scheikh Ibrahim ſagte zu mir, er habe kein anderes Intereſſe bei dieſen Beduinen, als das, mir Gelegenheit zu geben, mehr und mehr ihre Sprache und ihre Gebräuche kennen zu lernen; — er müſſe Behufs ſeines *beſondern Handels* zu Drayby kommen; ich aber ſolle unſere Streifereien bei den Stämmen dahin benüzen, um über ihre Namen und über ihre Seelenzahl genaue Notiz zu ſammeln, Was für ihn von höchſter Wichtigkeit ſey.

Ihre Mundart ſich anzueignen, iſt ſehr ſchwer, ſelbſt für einen Araber, obgleich es im Grunde die nämliche Sprache iſt. Meine Bemühungen hatten einen guten Erfolg. Ich machte mich auch während des Verlaufs unſerer langen Reiſen mit den Namen aller Scheikh's und der Seelenzahl aller Stämme bekannt, Was bisher für Niemand möglich geweſen war: ich werde die Liſte davon am Schluſſe meines Tagebuchs geben.

Die zahlreichen Stämme ſind öfters genöthigt, ſich in Abtheilungen von zwei- bis fünfhundert Zelten zu ſpalten, und in großer Ausdehnung ſich zu zerſtreuen, um mit Waſſer verſorgt zu ſeyn und die Heerden weiden zu können. — Wir durchzogen nach einander alle die Lager, in der Hoffnung, wir werden das Mittel finden können, bei Drayhy eingeführt zu werden, welcher mit allen Stämmen auf dem Gebiete von Damaskus im Kriege lag. Ueberall wurden wir auf's Beſte empfangen.

In einem Stamme war es ſogar eine arme Wittwe, welche uns Gaſtfreundſchaft bot. Um uns zu bewirthen, ſchlachtete ſie ihr leztes Schaf und borgte Brod. Sie erzählte uns, daß ihr Mann und ihre drei Söhne im Kriege gegen die Wachabiten, einem ſehr gefürchteten Stamme aus der Umgegend von Mekka, getödtet worden ſeyen. Als wir ihr unſer Erſtaunen bezeugten, daß ſie ſich wegen unſerer beraubte, ſagte ſie: „Wer bei einem Lebenden eintritt, und nicht bei ihm ißt, machte ja eben ſo gut einen Beſuch bei einem Todten.“ —

Ein ſchon beträchtlicher Stamm hatte ſich erſt vor Kurzem auf folgende Art gebildet: Ein Beduine hatte eine ſehr ſchöne Tochter, welche der Häuptling ſeines Stammes von ihm zur Ehe begehrte; da er ſie ihm nicht geben, und ſie ſeinen Verfolgungen entziehen wollte, zog er heimlich mit ſeiner ganzen Familie ab. Als der Scheikh fragte, Was mit ihm geworden ſey, ſo antwortete ihm Jemand: Serah (er iſt abgezogen). — Serhan*) (er iſt ein Wolf), entgegnete er, indem er ſagen wollte, er ſey wild. Seit dieſer Zeit nannte man den Stamm, deſſen Häuptling jener Beduine wurde, immer den Stamm El Serhan (den Wolfsſtamm). Da die Beduinen mächtig ſind und gute Pferde haben, ſo werden ſie in kurzer Zeit mächtig.

Endlich erfuhren wir, daß Drayhy in Meſopotamien angekommen ſey. Zu jener Zeit war Scheikh Ibrahim genöthigt, nach Damaskus zu gehen, um Waaren und Geld zu holen, an welchem wir beide gleichen Mangel hatten. Wir machten Bekanntſchaft mit einem Beduinen von einem Stamme an den Ufern des Euphrat, der ſich in den Streitigkeiten mit Naſſer neutral gehalten hatte. Dieſer Beduine, Namens Gazens el Hamad, war mit einigen andern nach Damaskus gekommen, um Butter zu verkaufen. Er machte ſich anheiſchig, unſere Waaren auf ſeine Kameele zu laden, und uns zu Drayhy zu führen, aber leider ſollten wir nicht ſo leicht dahin kommen. Kaum kamen wir in Korietan an, wo wir unſere hinterlegten Waaren abholen wollten, als wir die Nachricht von einem Siege Zahers, des Sohnes Drayhy's, über Naſſer erfuhren, wodurch der Kampf mit doppelter Heftigkeit ſich erneuerte. Alle Stämme erklärten ſich für die eine oder die andere Partei. Der Stamm Salkeh, dem unſer Führer angehörte, war von Drayhy angegriffen worden, welcher ſeinen Vortheil eifrigſt verfolgte; Niemand wagte es mehr, die Wüſte zu durchziehen. Herr Lascaris war in Verzweiflung; er konnte mehr weder ſchlafen noch eſſen; endlich, auf's äußerſte erbittert, ſich in ſeinen Planen aufgehalten zu ſehen, wendete er ſich darüber an mich. Ich ſagte ihm darauf: „Es iſt Zeit, daß wir uns erklären; wenn Ihr zu Drayhy gehen wollt, um Handel zu treiben, ſo iſt die Unternehmung unſinnig, und ich verzichte darauf, euch zu folgen.

---

*) Ein Wortſpiel, welches ſchwer wieder zu geben iſt; Serah bezeichnet: abgezogen, Serhan: Wolf.

Wenn Ihr andere Plane und hinreichende Gründe habt, Euer Leben preis zu geben, ſo ſagt ſie mir, und Ihr werdet mich bereit finden, mich für Euch aufzuopfern." — „Gut denn, mein lieber Sohn! antwortete er, ich will mich dir anvertrauen: Wiſſe, der Handel iſt Nichts als ein Vorwand, um darunter einen Plan zu verbergen, zu deſſen Ausführung ich mich in Paris verpflichtet habe. Meine Inſtruktionen theilen ſich in zehn Punkte:

1) Von Paris nach Aleppo zu reiſen.
2) Dort einen ergebenen Araber zu ſuchen, und ihn als Dragoman zu mir zu nehmen.
3) Mich in ſeiner Sprache zu vervollkommnen.
4) Nach Palmyra zu gehen.
5) Mich an die Beduinen zu machen.
6) Alle ihre Häuptlinge kennen zu lernen, und ihre Freundſchaft zu gewinnen zu ſuchen.
7) Sie Alle zu Einer Sache zu vereinigen.
8) Sie dahin zu bringen, alle Verhältniſſe mit den Osmanlis abzubrechen.
9) Die ganze Wüſte, die Punkte, wo man Raſt halten kann, die Stellen, wo man Waſſer und Waiden trifft, bis zu den Gränzen von Indien kennen zu lernen.
10) Nach der Ausführung meines Auftrags geſund und wohlbehalten nach Europa zurück zu kehren."

„Und dann, fragte ich?...." Aber er gebot mir Stillſchweigen. — „Erinnere dich unſerer Bedingungen, ſezte er hinzu, du ſollſt nach und nach von Allem unterrichtet werden. Für jezt iſt es genug für dich, zu

wiſſen, daß ich zu Drayhy gehen will, und wenn es mich auch mein Leben koſten ſollte."

Dieſes halbe Vertrauen ängſtigte mich, und raubte mir den Schlaf: Beinahe unüberſteigliche Schwierigkeiten zu finden, nur ſehr undeutlich die Vortheile meiner Hingebung zu ſehen, dieß war ein peinlicher Zuſtand. Indeß faßte ich den Entſchluß, bis auf's Aeußerſte auszuharren, und ich dachte nur auf Mittel, zum Zwecke zu gelangen. Mein Bart war ſchon lang gewachſen; in der Sprache der Beduinen war ich vollkommen bewandert; ich entſchloß mich nun, mich allein zu Fuß zu Drayhy zu begeben: es war der einzige Weg, der möglicherweiſe zum Ziele führen konnte. Ich ſuchte meinen Freund Wardi auf, der mich wieder in's Leben gerufen hatte, indem er mich in den Bauch des Pferdes ſteckte, und theilte ihm meinen Plan mit. Zuerſt ſuchte er mich von meinem Vorhaben abzubringen, indem er mir ſagte, daß die Strapazen groß ſeyn würden, daß ich zehn Nächte einer mühſamen Reiſe habe; daß wir uns den Tag über verbergen müſſen, um nicht auf der Straße geſehen zu werden; daß wir nur das ſtreng Nothwendige mit uns nehmen können; da er aber ſah, daß Nichts mich davon abbringen konnte, ſo übernahm er für eine ſtarke Summe Geldes die Verpflichtung, mir als Führer zu dienen. Als ich meine Plane Herrn Lascaris mittheilte, machte auch er mir freundſchaftliche Vorſtellungen über die Gefahren, denen ich mich ausſezte, aber ich ſah im Grunde dennoch, daß er mit mir zufrieden war.

Wir brachten alle unſere Angelegenheiten in Ordnung; ich verſprach ihm, durch meinen Führer ſogleich zu ſchreiben, ſobald ich bei Drayby angekommen ſeyn würde; es war ſchon ſehr tief in der Nacht, als wir zu Bette gingen. Ich war ſehr aufgeregt, noch im Schlafe wirkte es nach, und bald weckte ich Herrn Lascaris durch mein Geſchrei auf. Ich träumte, ich habe auf dem Gipfel eines ſteilen Felſen, an deſſen Fuße ein reißender Strom floß, über den ich nicht kommen konnte, mich am Rande des Abgrunds niedergelegt, und plötzlich habe ein Baum in meinem Munde Wurzel geſchlagen; er ſey größer geworden, und habe ſeine Aeſte wie ein grünes Zelt ausgebreitet, aber dabei habe er mir den Schlund zerriſſen, und ſeine Wurzeln ſeyen in meine Eingeweide eingedrungen, worüber ich ein lautes Geſchrei ausſtieß. Als ich meinen Traum Scheikh Ibrahim erzählte, war er ſehr verwundert darüber, und ſagte mir, er ſey von der beſten Vorbedeutung, und verheiße mir ein großes Reſultat nach vieler Mühe. Ich mußte mich in Lumpen hüllen, um nicht den Verdacht oder die Habgier zu erwecken, wenn wir bemerkt werden ſollten. Meine Reiſekleidung war folgende: Ein Hemd von grobem geſticktem Baumwollenzeug; ein ſchmuziger, zerriſſener Gombaz, ein altes Kaffieh mit einem weiland weißen Stuck Tuch als Turban; ein Mantel von einem Schaffell, welches ſeine Wolle zur Hälfte verloren hatte, und wohl vier Pfund ſchwere Schuhe; ferner ein kupferner Gürtel, in welchem ein Meſſer um zwei Para's, ein Feuerzeug, etwas Tabak in einem alten Beutel und eine Pfeife hing. Ich ſchwärzte mir die Augbrauen, und beſchmierte mir das Geſicht, darauf ſtellte ich mich in dieſem Aufzuge Scheikh Ibrahim vor, um Abſchied von ihm zu nehmen. Als er mich ſah, fing er an zu weinen, und ſagte zu mir: „möge der gütige Gott dir die Kraft geben, deinen großherzigen Plan auszuführen. Ich werde Alles deiner Beharrlichkeit verdanken. Der Höchſte begleite dich, und bewahre dich vor aller Gefahr.“ Er mache die Schändlichen blind, und führe dich hieher zurück, damit ich dich belohnen könne!“ — Ich konnte mich nicht enthalten, mit ihm zu weinen. Am Ende jedoch wurde die Unterhaltung heiterer, und Scheikh Ibrahim ſagte im Scherz zu mir, daß wenn ich in dieſer Tracht nach Paris käme, ich leicht Geld damit verdienen würde, mich ſehen zu laſſen. Wir ſpeisten zu Nacht, und bei Sonnen-Untergang machte ich mich auf den Weg. Ich ging ohne Beſchwerde bis Mitternacht, dann aber fingen meine Füße an aufzulaufen; meine Schuhe machten mich wund, ich zog ſie aus. — Die Dornen der Pflanze, welche die Kameele abfreſſen, ſtachen mich, und die Kieſel zerfleiſchten meine Fußſohlen. — Ich ſuchte meine Schuhe wieder anzulegen; ſo ging es unter abwechſelnden Schmerzen bis zum Morgen fort. Ich verband meine Füße, welche ich in ein Stück meines Kleides hüllte, das ich abriß, und ſchlief ein, ohne die Kraft zu beſitzen, irgend eine Nahrung zu mir zu nehmen. Ich ſchlief noch, als mein Führer mich zum Aufbruch rief: meine Füße waren ſehr geſchwollen, der Muth ſank mir, ich wollte den folgenden Tag abwarten. — Mein Führer tadelte mich wegen meiner Schwachheit: — „ich wußte wohl, ſagte er, daß Ihr zu weichlich ſeyd für eine ſolche Reiſe. Ich habe es Euch vorhergeſagt, es iſt unmöglich, uns hier aufzuhalten; wenn wir die Nacht hier zubringen, ſo müſſen wir auch noch Morgen hier bleiben; unſere Vorräthe werden erſchöpft ſeyn; wir werden in der Wüſte Hungers ſterben. — Es wäre beſſer, wir würden unſere Unternehmung aufgeben, und umkehren, ſo lange es noch Zeit iſt.“

Dieſe Worte ermuthigten mich wieder und ich zog ab. Mit Mühe ſchleppte ich mich bis gegen Mitternacht fort; als wir auf eine Ebene kamen, wo der Sand in Wellenlinien ſich hob und ſenkte, ruhten wir hier bis zum Tage aus. Bei der erſten Helle bemerkten wir von Weitem zwei Gegenſtände, welche wir für Kameele hielten. Mein Führer wühlte erſchreckt ein Loch in den Sand ein, worin wir uns verbergen wollten, und hierin bearuben wir uns bis um den Hals, indem wir nichts außen ließen als den Kopf. In dieſer peinlichen Lage blieben wir, die Augen nach der Seite zu gerichtet, wo jene vermeintliche Kameele waren, als gegen Mittag auf einmal Wardi ausrief: „Gottlob! es ſind nur Strauße.“ Wir machten uns ganz fröhlich aus unſerem Grabe heraus, und zum Erſtenmal ſeit unſerer Abreiſe genoß ich ein Stück Fladen und einen Tropfen Waſſer. Wir blieben hier bis gegen Abend, indem wir den Augenblick erwarteten, wo wir uns wieder auf den Weg machen wollten. Da wir mitten im Sand waren; ſo fiel mir das Gehen weniger ſchmerzlich. Den folgenden Tag über ſchliefen wir. Mittags waren wir im Angeſicht von Palmyra. Die Morgendämmerung nach der vierten Nacht überraſchte uns am Ufer eines großen Baches, welcher El Nabib heißt, und von Süden nach Norden fließt. Mein Führer entkleidete ſich, trug mich auf ſeinem Rücken auf das jenſeitige Ufer, und kehrte zurück, um ſeine Kleider zu holen. Ich wollte hier ausruhen, aber er ſagte mir, es ſey nicht klug, an einer Stelle zu halten, wo der Bach eine Furth habe. Wirklich waren wir auch noch nicht eine halbe Stunde gegangen, als wir fünfhundert gut berittene Beduinen, welche von Oſten nach Weſten flogen, ſich dem Ufer nähern ſahen. Nachdem wir ein Gebüſch gefunden hatten, ſchlugen wir hier unſere Raſt bis zum Abend auf. — Die ſechste Nacht führte uns bis auf einige Stunden an den Euphrat; am ſiebenten Tage war das Schwierigſte gethan, und wenn meine Füße mich nicht ſo geſchmerzt hätten, würde ich alle meine Strapazen bei dem Anblick der über die Ufer dieſes herrlichen Fluſſes aufgehenden Sonne vergeſſen haben. Gaſtfreundliche Beduinen, welche ſich damit beſchäftigten, die Reiſenden von einem Ufer an das andere zu bringen, führten uns in ihre Zelte, wo wir zum Erſtenmale eine gute Mahlzeit einnahmen. Wir zogen Erkundigung über Drayhy ein, er war noch drei Tagereiſen entfernt, zwiſchen Zaite und Zauer. — Er hatte Frieden gemacht mit dem Emir Faheb, indem er ihm einen Tribut auferlegte; man ſagte mir Viel von ſeinen kriegeriſchen Talenten und ſeinem gefürchteten Muthe, ſo wie von ſeiner Abſicht, Mehanna und Naſſer zu vernichten, und in ſeine Wüſte bei Baſſora und Bagdad zurück zu kehren. Dieſe Nachrichten waren ſo, wie ich ſie nur wünſchen mochte: ich machte auf der Stelle meinen Plan. — Ich verlangte einen Wegweiſer, um mich zu Drayhy zu führen, indem ich den Beduinen ſagte, ich ſey ein Kaufmann von Aleppo, und habe zigtauſend Piaſter ſchuldig ſey, und fallirt habe; — da der Krieg zwiſchen den Beduinen die Verbindung unterbrochen habe, ſey mir nichts Anderes übrig geblieben, als mich allein hin zu wagen, und mich unter den Schuz Drayhy's zu ſtellen, um nach Bagdad zu kommen, wo mein ganzes Vermögen auf dem Spiele ſtehe. Dieſe guten Beduinen wünſchten mir alles Gute: Allah möge mir zu meinem Gelde verhelfen, und Wardi ſelbſt intereſſirte ſich bei weitem Mehr für meine Reiſe, ſeitdem er erfahren hatte, von welcher Wichtigkeit ſie ſey. Nachdem wir den Tag darauf verwendet hatten, uns mit dem Stamme Beny Tay bekannt zu machen, zogen wir am folgenden Morgen unter gutem Geleite ab, und nichts Intereſſantes ſtieß uns während unſerer Reiſe auf. Wir ſahen die Abendſonne des dritten Tages die fünftauſend Zelte Drayhy's vergolden, welche die Ebene bedeckten, ſo weit man ſehen konnte. Sie waren von Kameelen, Pferden, Heerden umgeben, welche den Boden dem Blick entzogen; nie ward mir ein ſolcher Anblick der Macht und des Reichthums. — Das Zelt des Emirs im Mittelpunkt hatte ſechszig Fuß in die Länge. — Er empfing mich recht höflich, und ſchlug mir ohne weitere Frage vor, mit ihm zu Nacht zu ſpeiſen. Nach Tiſche ſagte er zu mir: „woher kommt Ihr, wohin geht Ihr?“ Ich gab ihm die gleiche Antwort, wie den Beduinen des Euphrats. — „Ihr ſeyd, verſezte er darauf, willkommen; Eure Ankunft verbreitet tauſend Segnungen. Wenn es Gott gefällt, werdet Ihr zum Zwecke gelangen; aber nach unſern Gebräuchen können wir über Geſchäfte erſt nach drei Tagen ſprechen, welche der Gaſtfreundſchaft und der Ruhe gewidmet ſind.“ — Ich machte ihm die gewöhnlichen Dankſagungen, und zog mich zurück. — Am folgenden Tage ſchickte ich Wardi an Herrn Laſcaris ab.

Univ.-Bibl.
München

Drayhy iſt ein Mann von fünfzig Jahren, groß, mit ſchönem Geſichte, und einem kleinen, ganz weißen Bart; ſein Blick iſt ſtolz; er wird für den Fähigſten unter den Stammhäuptlingen angeſehen; er hat zwei Söhne, Zaer und Sabdun; ſie ſind verheirathet, und bewohnen das gleiche Zelt mit ihm. Sein Stamm, welcher El Dualla heißt, iſt zahlreich und ſehr begütert. — Der Zufall kam mir vom erſten Tage meiner Ankunft an ſehr zu Hülfe. Der Emir hatte keinen Schreiber, ich bot ihm an, ihm als ſolcher für den Augenblick Dienſte zu leiſten, und bald gewann ich ſein Vertrauen durch meine Rathſchläge und durch die Nachweiſungen, welche ich im Stande war, ihm über die Stämme zu geben, die ich ſtudirt hatte. Als ich mit ihm von meinen Geſchäften ſprach, bezeugte er ſo viel Bedauern, mich abreiſen zu ſehen, daß ich ſeinen Bitten nachzugeben ſchien. — Er ſagte zu mir: „wenn Ihr bei mir bleiben wollt, ſo werdet Ihr mir an Sohnes Statt ſeyn; Alles, was Ihr ſagen werdet, ſoll geſchehen.“ Ich benüzte dieſes Vertrauen, um ihn zu veranlaſſen, über den Euphrat zu gehen, damit ich ihn Scheikh Ibrahim näher brächte; ich ſtellte ihm vor, Was er dort an Einfluß über die Stämme des Landes gewinnen könnte, indem er ſie von Naſſer losriß; ich malte ihm alle die Geſchenke aus, welche ſie genöthigt ſeyn werden, ihm zu birten, den Schreck, den er den Osmanlis einflößen, und den Schaden, welchen er ſeinen Feinden bringen würde, indem er ihre Waiden aufzehrte. Da dieß das Erſtemal war, daß er die Wüſte von Bagdad verließ, um nach Meſopotamien zu gehen, ſo war mein Rath und meine Bemerkungen für ihn von größtem Nutzen, und er befolgte ſie. Der Zug gewährte einen herrlichen Anblick; die Reiter, voraus auf Raçe-Pferden, die Frauen, in prachtvoll drapirten Haudag's auf Dromedaren, umgeben von Neger-Sklavinnen. Männer, mit Mundvorräthen beladen, durchliefen die ganze Karavane, indem ſie riefen: „wer hat Hunger?" und dabei Brod, Datteln u. ſ. w. austheilten. Alle drei Stunden machte man Halt um Kaffee zu trinken, und Abends wurden die Zelte wie durch Zauberei aufgeſchlagen. Wir folgten den Ufern des Euphrats, deſſen durchſichtiges Waſſer wie Silber glänzte; ich ſelbſt ritt auf einer Stute von reinem Blut, und die ganze Reiſe erſchien mir wie ein Triumphzug, welcher ſtark gegen den Marſch abſtach, den ich in meinen Lumpen mit blutigen Füßen durch das gleiche Land gemacht hatte.

Am vierten Tage kam der Emir Zaheb uns mit tauſend Reitern entgegen. Man vergnügte ſich mit allen Arten von Reiter- und Lanzenſpielen. Abends gingen Drayhy, ſeine Sohne und ich hinüber zu dem Stamme Zahebs zum Nachteſſen. Am folgenden Tage ſetzten wir über den Fluß, und ſchlugen auf dem Gebiete von Damaskus unſer Lager auf, indem wir immer gegen Weſten zogen; wir lagerten zu El Jaffet in dem Baſſalik von Aleppo. Das Gerücht von der Ankunft Drayhy's verbreitete ſich ſchnell, und er empfing einen Brief von Mehanna, welcher mit den gehörigen Titeln anfing, und folgendermaßen fortfuhr: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes unſern Gruß! Wir haben mit Ueberraſchung erfahren, daß Ihr über den Euphrat gegangen ſeyd, und auf die Provinzen loszieht, welche unſere Vorfahren uns hinterlaſſen haben. Habt Ihr denn gedacht, Ihr könnt allein das Futter von allen Vögeln verzehren? Wiſſet, daß wir ſo viel Krieger haben, daß wir ihre Zahl nicht ergründen konnen. Auſſerdem werden wir von den tapfern Osmanlis unterſtützt werden, denen Nichts widerſtehen kann. Wir rathen Euch denn, auf dem Wege zurück zu kehren, auf dem Ihr gekommen ſeyd, ſonſt wird alles erdenkliche Unglück über Euch zuſammen brechen, und die Reue zu ſpät kommen."

Während Drayhy dieſen Brief las, ſah ich ihn vor Zorn erblaſſen; aus ſeinen Augen zuckten Blitze. Nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte, rief er mit ſchrecklicher Stimme: „Kratib — nehme die Feder und ſchreibe dieſem Hunde!"

Folgendes war ſeine Antwort: — „Ich habe Eure Drohungen geleſen, welche nicht gewichtiger ſind als ein Senfkorn. Ich werde Eure Fahne niederreißen, und die Erde von Euch und Eurem abtrünnigen Sohne Naſſer reinigen. Was das Gebiet betrifft, das Ihr zurückfordert, ſo wird der Säbel darüber entſchieden. Bald werde ich mich auf den Weg machen, um Euch auszurotten. Beeilt Euch: der Krieg iſt erklärt."

Hierauf wandte ich mich an Drayhy mit den Worten: „Ich habe Euch einen Rath zu geben: Ihr ſeyd hier fremd; Ihr wißt nicht, welche Partei die Stämme des Landes ergreifen werden. Mehanna iſt von den Beduinen geliebt und von den Türken unterſtüzt; Ihr beginnt den Krieg, ohne die Anzahl eurer Feinde zu kennen. Wenn Ihr zuerſt eine Niederlage erleidet, ſo werden ſich Alle gegen Euch vereinigen, und Ihr werdet nicht ſtark genug ſeyn, um ihnen zu widerſtehen. Schickt einen Boten an die Scheikhs der Umgegend, um ihnen anzukündigen, daß Ihr in der Abſicht kommt, die Zelte Melkhgems zu zerſtören, um ſie von dem Joche der Osmanlis zu befreien; zugleich laßt Ihr ſie dann auffordern, ſich zu erklären. Wenn Ihr ſo Eure Kräfte kennen gelernt habt, werdet Ihr ſie mit den ſeinigen vergleichen und darnach handeln können." — „Ihr ſeyd wahrhaftig ein guter Rathgeber," antwortete Drayhy, von meiner Idee entzückt. — „Ich bin Nichts durch mich ſelber, erwiederte ich: meinem Herrn allein verdanke ich, daß ich Etwas weiß; Er iſt ein Mann voll Verſtand und Kenntniſſen, und in den Geſchäften ſehr bewandert; Er allein iſt fähig, Euch Rath zu ertheilen. Ihr würdet entzückt von ihm ſeyn, wenn Ihr ihn kennen lerntet. Ich bin gewiß, daß wenn er bei Euch wäre, Ihr mit Hilfe ſeines Scharfſinns das Haupt aller Beduinen der Wüſte würdet." — „Ich will im Augenblick hundert Reiter abſchicken, um ihn zu holen," rief Drayhy mit Lebhaftigkeit. — „Wir ſind noch zu weit entfernt, ſagte ich zu ihm. Die Reiſe wäre voll Mühe; wenn wir näher bei Korietan ſind, ſo werde ich ihn mit Euch bekannt machen."

Ich fürchtete für Scheikh Ibrahim irgend ein unglückliches Zuſammentreffen; ich wollte nahe bei ihm ſeyn, um ihn zu führen: ich hing mit ſolcher Liebe an ihm, daß ich mich tauſendmal aufgeopfert hätte, um ihm zu dienen.

Ich komme nun wieder auf unſern Kriegsrath zurück. Drayhy gab mir eine Liſte, um an zehn der vornehmſten Scheikh's der Stämme zu ſchreiben. Sein Brief lautete folgendermaßen:

„Ich habe meine Heimath verlaſſen, um Euch von der Tyrannei Naſſers zu befreien, welcher mit Hilfe der Türken Euer Herrſcher werden, Eure Gebräuche ändern, Eure Sitten ausrotten, und Euch den Osmanlis unterwerfen will. Ich komme, um ihm den Krieg zu erklären; ſagt mir frei heraus, ob Ihr für ihn, oder für mich ſeyd; Diejenigen, welche mir helfen wollen, mögen kommen, um ſich mit mir zu vereinigen. — Gruß."

Nachdem zehn Reiter mit dieſen Briefen abgeſchickt waren, rückten wir am folgenden Tage nach dem weiten ſchönen Gebiet von Schomerik, dreißig Stunden von Hama, vor. Nach kurzer Abweſenheit kamen unſere Boten zurück. Der Emir Dubi und der Scheikh Sellame antworteten, ſie werden ſich neutral halten. Der Scheikh Kaſſem, ein Verwandter von Mehanna, erklärte ſich für ihn; die ſieben andern Stämme kamen, um ihr Lager bei uns aufzuſchlagen, indem ihre Scheikhs Drayhy verſprachen, ſeinen Kampf auf Leben und Tod zu theilen. Indeſſen meldeten uns unſere Kundſchafter, daß Mehanna beſtürzt Naſſer nach Hama geſchickt habe, um von den Osmanlis Hilfe zu fordern. Drayhy verſammelte ſogleich ſein Heer, welches achttauſend Mann, nämlich ſechstauſend Reiter und tauſend Delulmardufs, das heißt tauſend Kameele ſtark war, von dem jedes zwei mit Luntenflinten[*] bewaffnete Männer trug, und brach am vierten Tage auf, indem er dem Reſte der Stämme Befehl zurückließ, am zweiten Tage darauf nachzufolgen, um den Muth der Krieger in der Schlacht durch die Nähe ihrer Frauen und Kinder noch mehr zu erhöhen. Ich blieb bei den lezteren, und wir ſchlugen unſer Lager in El Jamie, eine Stunde von dem Stamme El Haßne und zwei Tagereiſen von Hama auf. Am fünften Tage ließ uns Drayhy einen glänzenden Sieg melden, und kurz nachher kamen die Kameele, Schaafe, Pferde und Waffen, welche dem Feinde abgenommen worden waren. Die Männer, welche genöthigt geweſen waren, zur Bewachung des Gepäcks bei den Zelten zu bleiben, gingen den Siegern entgegen, um ihren Theil an der Beute, der ihnen gehörte, zu fordern, und bald ſahen wir das triumphirende Heer ankommen.

Drayhy hatte Mehanna während der Abweſenheit Naſſers etwas unvorbereitet überfallen; aber da der Stamm Haßne ſein Kriegsgeſchrei ertönen ließ, waren die Kämpfer auf beiden Seiten ſich an Zahl beinahe gleich; die Schlacht dauerte bis zum Abend. Nachdem unſere Krieger zwei und zwanzig von den Ihrigen verloren, und dem Feinde noch einmal ſo viel getodtet, hatten ſie ſich ſeiner Herden bemächtigt. Zaher hatte die Stute Fares, des Sohnes Mehanna's, weggenommen, Was bei den Beduinen eine beſonders ruhmvolle That iſt.

Nach ſeiner Niederlage ging Mehanna uber den Orontes, nördlich von Hama, und ſchlug ſein Lager bei Homs auf, um die Osmanlis zu erwarten, und mit ihnen zurückzukehren, um Rache zu nehmen. Wirklich liefen auch am fünften Tage die Hirten herbei mit dem Geſchrei: die Turken, unter Anfuhrung Naſſers, haben ſich der Heerden bemächtigt. Alsbald ſtürzten alle unſere Krieger ihnen nach, holten ſie ein, lieferten ihnen eine Schlacht, viel ſchrecklicher als die erſte war; während derſelben ließ der Feind einen großen Theil unſeres Vieh's nach ſeinem Lager zu treiben. Die Unſrigen blieben im Vortheil: ſie brachten zahlreiche Beute von den Turken mit zurück; aber der Verluſt unſerer Heerden war betrachtlich. Wir hatten nur zwolf Mann verloren; unter ihnen befand ſich der Neffe Drayhy's, Ali, deſſen Tod allgemein beweint wurde. Sein Oheim blieb drei Tage ohne Speiſe und ſchwor bei dem Allmächtigen Gott, daß er Naſſer todten werde, um Ali's Tod zu rächen. Die Scharmuzel vermehrten ſich jeden Tag; die Osmanlis von Damaskus, Homs und Hama waren beſtürzt, und ſuchten alle Araber von Horan und Idumaa zuſammen zu bringen. Mehrere Stämme der Wüſte kamen an, die Einen, um zu Drayhy, die Andern, um zu Mehanna zu ſtoßen. Keine Karavane konnte von einer Stadt zur andern ziehen; der Vortheil war beinahe immer auf Drayhy's Seite. Eines Tages nahm Fares uns hundert und zwanzig Kameele weg, welche zwei Meilen von den Zelten weideten, während zu derſelben Zeit ſich Zaher der gleichen Anzahl der ihrigen bemächtigte. Dieſer gleichzeitige Zug war die Urſache, daß weder der eine noch der andere verfolgt wurde. Sie hatten ſo Zeit, ihren Raub mit ſich zu führen. Aber dieſer Krieg, in welchem man gegenſeitig Beute und Heerden wegnahm, ſollte bald einen Charakter der Grauſamkeit und eines Vertilgungskampfes annehmen. Die Loſung dazu wurde durch die Turken Dallatis unter der Anführung Naſſers gegeben, welche, nachdem ſie dem Stamm Beni-Kraleb zwei Frauen und ein Mädchen weggenommen hatten, ſie nach dem Dorfe Zany el Abedin führten. Naſſer gab die Frauen den Soldaten preis, und ſchenkte dem Aga das junge Mädchen, welche in der Stille der Nacht ihre Ehre rächte, indem ſie den Türken im Schlafe erdolchte. Ihr ſtarker Arm ſtieß ihm das Meſſer durch das Herz und ließ ihn auf der Stelle todt; darauf ſchlich ſie ſich leiſe fort, gelangte wieder zu ihrem Stamme, und verbreitete überall Erbitterung und Wuth bei den Beduinen, welche ſchworen, zu ſterben oder Naſſer zu tödten, und Gefäße mit ſeinem Blute anzufüllen, um ſie zum Gedächtniß ihrer Rache unter den Stämmen zu vertheilen.

---

[*] Die Flinten mit Feuerſchlöſſern haben bei den Beduinen keinen Eingang gefunden, weil ihre Vorfahren ſich ihrer nicht bedienten, und auch, weil ſie gefährlicher in der Hand der Kinder und Frauen wären. Dieſe Lezteren flechten die Lunten, welche von Baumwolle ſind.

Die Strafe blieb nicht lange aus; als zwiſchen einer von Zaher angeführten und einer andern, unter dem Befehl Naſſers ſtehenden Abtheilung ein Treffen ſich entſponnen hatte, ſuchten ſich jene beiden Häuptlinge, welche ſich verfluchten, auf, und griffen ſich mit aller Wuth an. Die Beduinen blieben Zuſchauer bei dem Kampfe der beiden ſich an Tapferkeit und Gewandtheit gleichen Krieger. Der Kampf war lange und ſchrecklich: als endlich ihre ermüdeten Pferde dem Willen ihrer Herrn nicht ſchnell genug mehr gehorchten, konnte Naſſer einem Lanzenſtich Zahers nicht ausweichen, der ihn durch und durch ſtieß: er fiel; ſeine Reiter flüchteten ſich, hinterließen ihre Pferde*); Zaher hieb den Leichnam Naſſers in Stücke, legte ihn in eine Kuffe**) und ſchickte ihn in das Lager Mehanna's, dem er die Naſe abſchnitt. Darauf kam er wieder zu ſeinem Stamme zurück, voll Jubel über ſeine Rache.

Mehanna ließ die Beduinen von Chamma (Samarkand), von Neggde, und die Wachabiten zu Hilfe rufen; ſie verſprachen, im nächſten Jahre zu kommen, da die Jahreszeit, wo ſie ſich nach dem Oſten zurück zu ziehen pflegen, ſchon gekommen war. Da wir ganz in der Nähe von Korietan unſer Lager aufgeſchlagen hatten, ſo ſchlug ich vor, Scheikh Ibrahim holen zu laſſen. Drayhy nahm den Vorſchlag mit Begierde auf, und gab mir ein ſtarkes Geleite. Ich wußte nicht das Glück zu ſchildern, das mir das Wiederſehen Herrn Lascaris verurſachte, welcher mich mit innigſter Freude empfing; ich umarmte ihn wie einen Vater, denn ich hatte den meinigen niemals gekannt, da er ſchon in meiner früheſten Kindheit geſtorben war. Ich brachte die Nacht damit zu, ihm Alles zu erzählen, was vorgegangen war. Am folgenden Tage nahmen wir Abſchied von unſern

---

*) Wenn ein Beduine freiwillig ſein Pferd ſeinem Feinde überläßt, ſo kann dieſer ihn weder tödten noch zum Gefangenen machen.

**) Eine Art von Korb aus Schilf.

Freunden, dem Geiſtlichen Muſſi und dem Scheikh Selim; ich nahm Scheikh Ibrahim mit mir, welcher von Drayhy mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Man gab uns ein großes Gaſtmahl von Kameelfleiſch, welches ich weniger unangenehm fand, als das erſte Mal, denn ich gewöhnte mich nach und nach an die Nahrung der Beduinen. Die Kameele, welche zum Schlachten beſtimmt werden, und welche man weder beladet noch anſtrengt, ſind weiß wie der Schnee, das Fleiſch iſt roth und ſehr fett; die Weibchen haben ſehr viele Milch; die Beduinen trinken beſtändig davon, und geben das Uebrigbleibende ihren Racepferden, welche dieſes Getränk ſehr ſtärkt; ſo brauchen ſie die ganze Milch auf, da ſie nicht geeignet iſt Butter daraus zu machen. Wir fanden am Ende ihren Geſchmack vorzüglicher, als den der Ziegen- und Schafmilch. Durch einen Angriff der Wachabiten verlor Drayhy kurze Zeit nach der Ankunft Scheikh Ibrahims einige Reiter und eine Menge Vieh. Am Tage darauf nahm Scheikh Ibrahim mich bei Seite und ſagte zu mir: „Ich bin zufrieden mit Drayhy, er iſt ein Mann, wie ich ihn brauche; aber es iſt unumgänglich nothwendig, daß er das allgemeine Oberhaupt aller Beduinen werde, von Aleppo bis zu den Gränzen von Indien; deine Sache iſt es, dieſe Angelegenheit auf dem Wege der Freundſchaft, der Drohung oder Liſt zu Stande zu bringen.“ — „Ihr gebt mir hier einen ziemlich ſchwierigen Auftrag, antwortete ich. Jeder Stamm hat ſeinen Häuptling; ſie ſind aller Abhängigkeit feind. Nie haben ſie ſich unter ein Joch gebeugt; ich fürchte, wenn Ihr Euch in ein ſolches Treiben einlaßt, möchte es Euch Unheil bringen.“

„Bei alle Dem iſt es durchaus nothwendig, entgegnete Herr Lascaris, biete dazu aller deiner Fähigkeit auf, anders können wir zu keinem Ziele gelangen.“

Ich dachte lange auf die Mittel, wie ich mich dieſes Geſchäfts entledigen könnte. Der erſte Punkt war, den Beduinen einen hohen Begriff von Scheikh Ibrahim einzuſtößen, und zu dieſem Zwecke bereiteten wir, da ſie ausnehmend abergläubig und leichtgläubig ſind, mit Phosphor und Knallpulver chemiſche Experimente vor, in der Hoffnung, ſie zum Erſtaunen zu bringen. Wirklich brachte auch Abends, als die Angeſehenſten des Stammes unter Drayhy's Zelte verſammelt waren, Scheikh Ibrahim mit majeſtätiſcher Miene und außerordentlicher Geſchicklichkeit Wirkungen hervor, welche ſie mit Bewunderung und Staunen erfüllten. Von dieſem Augenblicke an war er für ſie ein Zauberer, oder vielmehr ein übermenſchliches Weſen.

Am folgenden Tage rief Drayhy mich zu ſich, und ſagte zu mir: „O! Abdalla, Euer Herr iſt ein Gott.“ „Nein! antwortete ich, aber eher ein Prophet; Was ihr geſtern geſehen habt, iſt Nichts gegen die Macht, welche er durch ſeine tiefe Wiſſenſchaft erworben hat; er iſt ein in dieſem Jahrhundert einziger Mann. Ihr müßt wiſſen, daß wenn er will, er Euch zum König aller Beduinen machen kann: er hat erkannt, daß der Komet, welcher vor einiger Zeit erſchienen iſt, Euer Stern ſey, vor welchem die Sterne der anderen Araber ſich beugen müſſen, und daß, wenn Ihr allen ſeinen Rathſchlägen folget, Ihr ſehr mächtig werden ſollt.“ Dieſe Idee gefiel ihm ausnehmend. Die Herrſch- und Ruhmbegierde regte ſich mit Macht in ſeiner Seele, und durch einen wirklich außerordentlichen Zufall hatte ich den Gegenſtand ſeines Aberglaubens errathen, denn er rief aus: „O, Abdallah, ich ſehe, daß ihr wahr redet, und daß Euer Herr wirklich ein Prophet iſt; ich habe vor einiger Zeit einen Traum gehabt, in welchem Feuer, das von einem Kometen ſich ablöste, auf mein Zelt fiel, und es verzehrte; ich nahm dieſes Feuer in meine Hand, und es brannte mich nicht. Dieſer Komet war ſicherlich mein Stern.“ Er rief hierauf ſeine Frau herbei, und bat ſie, mir ſelbſt den Traum ſo wieder zu ſagen, wie er ihn ihr gleich nach ſeinem Erwachen erzählt habe. Ich benützte dieſen Umſtand, um mehr und mehr das überwiegende Anſehen Scheikh Ibrahims zu befeſtigen, und Drayhy verſprach mir für die Zukunft, alle ſeine Rathſchläge zu befolgen. Herr Lascaris, über dieſen glücklichen Anfang entzückt, wählte unter ſeinen Waaren ein ſehr ſchönes Geſchenk aus, um es Drayhy anzubieten, welcher es mit dem größten Vergnügen annahm, und darin die Probe ſah, daß wir nicht in der Abſicht, uns zu bereichern, ihn für uns zu gewinnen ſuchen. Seit dieſer Zeit ließ er uns im Innern ſeines Zeltes mit ſeiner Frau und ſeinen Schwiegertöchtern, ſtatt in dem Rabha mit den Fremden ſpeiſen. Seine Frau, aus einer großen Familie entſproſſen, und Schweſter eines Miniſters von Ebn Sihud, heißt Sugar; ſie genießt einen hohen Ruf des Muthes und der Großherzigkeit.

Während wir ſo unſern Einfluß auf Drayhy feſtſtellten, arbeitete ein untergeordneter Feind im Dunkeln, um unſere Hoffnungen zu ſtürzen und uns zu Grunde zu richten. In jedem Stamme befindet ſich ein Hauſirer, welcher an die Frauen Waaren verkauft, die er von Damaskus mitbringt. Der des Stammes, Namens Abſi, begleitete noch außerdem den Poſten eines Schreibers bei Drayhy; aber ſeit unſerer Ankunft hatte er zu gleicher Zeit ſeine Anſtellung und ſeinen Handel verloren. Er faßte daher natürlich eine große Abneigung gegen uns, und ſuchte durch alle mögliche Mittel uns bei den Beduinen zu verläumden, indem er bei den Frauen anfing, welche er beredete, wir ſeyen Magier, wollen junge Mädchen in ein fernes Land entführen, und die Frauen verzaubern, damit ſie keine Kinder mehr bekämen; ſo würde das Geſchlecht der Beduinen ausſterben, und Fränkiſche Eroberer kommen, um das Land in Beſitz zu nehmen. Bald ſahen wir die Wirkung dieſer Verläumdungen, ohne zu wiſſen, Was wir daraus machen ſollten. Die Mädchen flohen, wenn wir ihnen nahe kamen; die Frauen ſagten uns Schmähungen; die Alten gingen ſelbſt ſo weit, daß ſie uns bedrohten. Bei dieſem unwiſſenden, leichtgläubigen Volke, wo die Frauen in großer Achtung ſtehen, war die Gefahr ſehr groß. Endlich kamen wir den Umtrieben Abſi's auf die Spur, und unterrichteten Drayhy davon, welcher ihn ſogleich umbringen laſſen wollte. Wir hatten große Mühe, ihn dahin zu bewegen, daß er bloß von dem Stamme weggeſchickt wurde, Was übrigens ihm nur Gelegenheit gab, ſeine Böswilligkeit weiter auszudehnen. Ein Dorf Mohadan, welches früher Mehanna tributpflichtig war, war nach dem Siege Drayhy's es dieſem geworden. Als er hinſchickte, um tauſend Piaſter einzufordern, welche die Einwohner ihm ſchuldig waren, ſo mißhandelten dieſe auf Anſtiften Abſi's den Boten des Emir's, welcher Rache dafür nahm, indem er ihre Heerde entführte. Abſi beredete die Häuptlinge des Dorfs, mit ihm nach Damaskus zu gehen, um dem Kapidſchi-Baſchi zu hinterbringen, daß zwei Fränkiſche Spionen ſich des Vertrauens Drayhy's bemächtigt haben, ihn zu allen Arten von Ungerechtigkeiten bewegten, und die Beduinen von ihrem Bündniß mit den Osmanli's abzubringen ſuchten. Dieſe Anklage wurde dem Vezir Soliman-Baſſa vorgetragen, welcher einen Schokredar an Drayhy ſandte mit einem drohenden Briefe, welcher mit dem Befehle endigte, die beiden Ungläubigen dieſem Offizier auszuliefern, der ſie gefeſſelt nach Damaskus führen ſollte, wo ihre öffentliche Hinrichtung ein Exempel aufſtellen würde.

Drayhy, wüthend über die Unverſchämtheit dieſes Briefs, ſagte zu dem Muſelmaniſchen Offizier: „Bei Dem, der Himmel und Erde geſchaffen hat, wenn Ihr nicht unter meinem Zelte wäret, ſo würde ich Euch den Kopf abhauen, und ihn an den Schweif meines Pferdes binden: ſo ſollte es dann meine Antwort Eurem Vezir bringen; Was die beiden Fremden betrifft, welche bei mir ſind, ſo werde ich nie, ſo lange ich lebe, ſie ausliefern. Wenn er ſie will, ſoll er mit dem Sabel in der Hand ſie holen."

Ich nahm hierauf Drayhy bei Seite, und bat ihn, ſich zu beruhigen, und mich die Sache ausmachen zu laſſen.

Ich wußte, daß Herr Lascaris mit Soliman in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, daß ein Brief von ihm eine Wirkung haben würde, wie Drayhy ſie nicht erwarten konnte. Herr Lascaris hatte während der franzöſiſchen Expedition in Aegypten eine Georgierin geheirathet, welche von den Frauen Murad-Bey's mitgebracht worden, und die Baſe Soliman-Baſſa's war. In Folge deſſen hatte er Gelegenheit, nach Acre zu gehen; ſeine Frau gab ſich als eine Verwandte des Baſſa's zu erkennen, und ſie und ihr Gemal wurden von ihm mit Hoflichkeit und Geſchenken überhäuft.

Herr Lascaris ſchrieb nun Soliman Baſſa, ſezte ihm auseinander, daß die angeblichen Spione niemand anders ſeyen, als er und ſein Dragoman Fatalla Sayeghir; Alles, was man ihm gegen Drayhy geſagt habe, ſey falſch: es liege im Gegentheil im Intereſſe der Pforte, ihn zum Freunde zu haben, und ſein Uebergewicht über die andern Beduinen zu begünſtigen. Der Schokredar, welcher für ſein Leben zitterte, beeilte ſich, dieſen Brief nach Damaskus zu überbringen, und kam zwei Tage darauf mit einer der liebenswürdigſten Antworten an Scheikh Ibrahim und einem zweiten Brief an Drayhy zurück, deſſen Inhalt folgender war. Nach vielen Komplimenten gegen den Emir fährt er fort: „Wir haben einen Brief von unſrem lieben Freunde, dem großen Scheikh Ibrahim, erhalten, welcher die Verläumdungen Eurer Feinde zu nichte macht, und Euch die beſten Zeugniſſe gibt. Euer Scharfſinn iſt uns bekannt. Für die Zukunft geben wir Euch die Vollmacht, in der Wüſte den Befehl zu führen, wie es Euch beliebt.

Ihr werdet von unſerer Seite nur freundſchaftliche Behandlung erfahren; wir empfehlen Euch unſere vielgeliebten Freunde, Scheikh Ibrahim und Abdallah. Ihre Zufriedenheit wird unſere Freundſchaft für Euch vermehren u. ſ. w.“ Drayhy und die andern Häuptlinge waren ganz erſtaunt über den großen Kredit, in welchem Scheikh Ibrahim bei dem Baſſa ſtand. Dieſer Vorfall ſteigerte ihre Achtung für uns auf's Aeußerſte.

Ich habe oben geſagt, daß Drayhy den Beinamen „Vertilger der Türken“ hatte. Ich forſchte dem Urſprung dieſer Benennung nach. Scheikh Abdallah gab mir darüber folgende Erzählung. Als eines Tages Drayhy eine Karavane geplündert hatte, welche ſich von Damaskus nach Bagdad begab, ſo verhehlte der Baſſa, welcher äußerſt erbittert war, aber nicht offene Rache zu nehmen wagte, wie die Türken pflegen, ſeinen Zorn, und lud ihn unter lockenden Verſprechungen nach Bagdad ein. Drayhy, welcher, aufrichtig und rechtſchaffen, keinen Verrath vermuthete, begab ſich mit dem gewöhnlichen Gefolge von zehn Mann zu dem Baſſa. Alsbald wurde er gepackt, geknebelt, in ein Gefängniß geworfen, und ihm gedroht, man werde ihm den Kopf abhauen, wenn er nicht als Löſegeld tauſend Beutel (eine Million Piaſter), fünftauſend Schaafe, zwanzig Stuten von der Race Kahillan und zwanzig Dromedare liefere. Drayhy, welcher ſeinen Sohn als Geißel zurückließ, ſuchte dieſes ungeheure Löſegeld aufzutreiben, und ſo bald er es berichtigt hatte, dachte er auf Nichts mehr, als auf Rache. Die Karavanen und die Dörfer wurden geplündert. Bald war Bagdad blokirt. Der Baſſa ſammelte ſeine Truppen, und zog mit einem Heer von dreißigtauſend Mann und einigen Stücken Geſchüzes gegen Drayhy aus, welcher, durch verbündete Stämme verſtärkt, ihnen eine dreitägige Schlacht lieferte; da er aber ſah, daß er keinen entſchiedenen Vortheil über ſie gewann, zog er ſich in der Stille der Nacht zurück, umging das Heer des Baſſa's, ſtellte ſich zwiſchen daſſelbe in Bagdad, und griff ihn unverſehens auf mehreren Punkten zugleich an. Als der Feind bei Nacht auf der Seite überfallen wurde, welche ohne Vertheidigung war, ſo bemächtigte ſich ſeiner ein jäher Schreck. Verwirrung herrſchte bei den Osmanlis, und Drayhy richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, indem er im Beſiz einer ungeheuren Beute blieb. Der Baſſa entkam mit Mühe allein, und ſchloß ſich in Bagdad ein. Dieſe That hatte unter den Einwohnern von Bagdad einen ſolchen Schrecken verbreitet, daß ſelbſt nach dem Frieden ſein Name ein Gegenſtand des Schreckens für ſie blieb. Abdallah erzählte mir noch mehrere Waffenthaten von Drayhy, und ſagte mir am Schluß, er liebe die Größe und die Schwierigkeiten, und wolle Alles ſeiner Herrſchaft unterwerfen.

Dieß waren genau die Eigenſchaften, welche Scheikh Ibrahim an ihm finden wollte, auch gewann er den Plan immer lieber, ſich zum Oberherrn aller andern Stämme aufzuwerfen; aber die Wachabiten waren furchtbare Gegner für ihn, und fielen wenige Tage nachher auf den Stamm Wuld Ali, und verbreiteten ſich in der Wüſte, um alle Beduinen zu zwingen, ihnen einen Tribut zu bezahlen. Durch die Annäherung dieſer furchtbaren Krieger in Schrecken geſezt, wollten mehrere Stämme ſich unterwerfen, als Scheikh Ibrahim Drayhy zu überzeugen wußte, ſeine Ehre erfordere, ſich in den Kampf einzulaſſen, und ſich zum Beſchüzer der Unterdrückten zu erklären. Durch ſein Beiſpiel ermuthigt, ſchloßen alle Stämme, mit Ausnahme des Stammes El Haſſne und Beni Sakhrer ein Bündniß mit ihm, um den Wachabiten zu widerſtehen. Drayhy zog mit einem Heere von funftauſend Reitern und zweitauſend Mardufs aus; wir blieben zehn Tage ohne Nachricht. Die äußerſte Unruhe herrſchte im Lager; Anzeichen des größten Mißvergnügens gaben ſich gegen uns, die Anſtifter dieſes gefährlichen Zuges kund; wir hätten wahrſcheinlich unſere Kühnheit mit unſerem Leben bezahlt, wenn die Ungewißheit noch länger gedauert hätte. Am eilften Tage, Mittags, kam ein Reiter mit verhängtem Zügel an, welcher ſeinen weißen Gürtel an der Spize ſeiner Lanze flattern ließ, indem er rief: „Gott hat uns den Sieg gegeben.“ Scheikh Ibrahim machte dem Ueberbringer dieſer glücklichen Nachricht, welcher den Stamm aus einer tödtlichen Ungewißheit, und uns aus großer Gefahr geriſſen hatte, prachtvolle Geſchenke; alle Frauen ahmten ſeinem Beiſpiele, je nach ihren Mitteln nach, und überließen ſich darauf einer lärmenden Fröhlichkeit. Ueberall Geſchrei und Tanz um angezündete Feuer; Vieh wurde geſchlachtet, Vorbereitungen zu Feſtlichkeiten, um die Krieger zu empfangen, brachten in dem Lager eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Und dieſes durch die Frauen allein geführte Treiben bot zugleich dem Auge den originellſten Anblick dar. Am Abend ging Alles dem ſiegreichen Heere entgegen, deſſen Annäherung man an einer fernen Staubwolke bemerkte. So bald wir auf ſie trafen, verdoppelte ſich das Geſchrei; Lanzenbrechen, Wettritte und alle mögliche Freudenbezeugungen dauerten bis zum Lager fort. Nach der Mahlzeit ließen wir uns die Thaten der Krieger erzählen.

Die Wachabiten waren von einem ſchrecklichen, halb wilden Neger, Namens Abu Nokta angeführt. Als er ſich zur Schlacht vorbereitete, legte er ſeinen Turban und ſeine Stiefel ab, ſtülpte ſeine Aermel bis zu den Schultern hinauf, und ließ ſeinen Körper, welcher von wunderbarer Größe und Muskelkraft iſt, beinahe nackt; ſein Kopf und ſein Kinn, an welche nie ein Scheermeſſer gekommen war, waren von ſchwarzem Haupthaar und Bart überſchattet, welche ſein ganzes Geſicht bedeckten, ſeine Augen funkelten unter dieſem Schleier, und ſein durchaus behaarter Körper war eben ſo ſeltſam als furchtbar anzuſehen. Drayhy traf ihn drei Tagereiſen von Palmyra, auf einem Terrain, welches Heru Alma heißt. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit höchſter Wuth geführt, endigte ſich aber mit der Flucht Abu Nokta's, welcher nach dem Lande Neggde zog, indem er zweihundert der Seinigen auf dem Schlachtfelde ließ. Drayhy ließ unter der Beute Alles aufſuchen, was dem Stamme Wuld Ali genommen worden war, und gab es dieſem zurück. Dieſe großmüthige Handlung gewann ihm immer mehr die Neigung der andern Stämme, von denen jeden Tag einige kamen, um ſich unter ſeinen Schuz zu ſtellen. Das Gerücht von dieſem über den ſchrecklichen Abu Nokta erfochtenen Sieg verbreitete ſich überall. Soliman Baſſa ſchickte dem Sieger einen

Ehrenpelz und einen prachtvollen Sabel, indem er ihn beglückwünſchen ließ. Kurz nach dieſer Waffenthat ſchlugen wir unſer Lager auf der Gränze von Horan auf.

Eines Tages kam ein Türkiſcher Mollah zu Drayhy, er hatte den grünen Turban, welcher die Abkömmlinge Mahomeds auszeichnet, ein langes, weißes, ſchleppendes Gewand, ſchwarze Augen und einen ungeheuren Bart, dabei trug er mehrere Roſenkränze, und ein Dintenfaß in Form eines Dolchs im Gürtel. Er ritt einen Eſel, und hielt einen Pfeil in der Hand; die Abſicht, in welcher er kam, war die, die Beduinen zu fanatiſiren, und in ihnen einen großen Eifer für die Religion des Propheten anzufachen, wodurch ſie an die Sache der Türken anhänglich gemacht werden ſollten. Die Beduinen haben eine große Einfachheit des Charakters und eine ausgezeichnete Freimüthigkeit. Sie begreifen Nichts von Religionsſtreitigkeiten, und dulden nicht gerne, daß man bei ihnen davon ſpricht. Sie ſind Deiſten, rufen den Schuz Gottes in allen Umſtänden des Lebens an, und ſchreiben ihr Glück oder ihren Unſtern mit demüthiger Unterwerfung ihm zu; ſie haben jedoch keinen Ceremoniendienſt eines verbündenden Kultus, und ſchlagen ſich zu keiner der beiden die Orientalen ſpaltenden Sekten Omars und Ali's. Sie fragten uns niemals, welcher Religion wir ſeyen. Als wir ihnen ſelbſt ſagten, daß wir Chriſten ſeyen, antworteten ſie: „Alle Menſchen ſind Geſchöpfe Gottes und vor ihm gleich, man ſoll nicht darnach fragen, Was der Glaube der Andern iſt.“ Dieſes ſchonende Betragen von ihrer Seite entſprach viel beſſer unſern Planen, als der Fanatismus der Türken; auch verurſachte die Ankunft des Mollah's Scheikh Ibrahim einige Unruhe, welcher ſich nach den Zelten des Drayhy's begab, wo er die Unterhandlung ſchon angeknüpft, oder vielmehr die Predigt ſchon angefangen fand, der jedoch die Häuptlinge mit mißvergnügter Miene zuhörten. Da bei unſerer Ankunft ſie ſich erhoben, um uns zu begrüßen, ſo fragte der Mollah, Wer wir ſeyen; als er darauf uns als Chriſten bezeichnen hörte, ſagte er: „Es iſt durch Gottes Geſez verboten, vor einem Ungläubigen aufzuſtehen, ihr werdet alle verflucht ſeyn, dafür, daß ihr Verkehr mit ihnen habt, eure Frauen Kebsweiber, eure Kinder Baſtarde. So hat es Mahomed, unſer Herr, befohlen, deſſen Name gelobt ſey in Ewigkeit.“

Drayhy, ohne das Ende ſeiner Rede abzuwarten, erhob ſich wüthend, nahm ihn beim Bart, warf ihn zur Erde, und zog ſeinen Sabel; Scheikh Ibrahim ſprang auf, hielt ſeinen Arm zurück, indem er ihn beſchwor, ſich zu mäßigen; endlich willigte der Emir darein, ihm den Bart, ſtatt des Kopfs abzuhauen, und jagte ihn mit Schmach fort.

Der Stamm Beni Sakhrer war noch der einzige im Lande, welcher ihm Widerſtand leiſtete; er griff ihn an, und ſchlug ihn vollſtändig.

Als indeß der Winter gekommen war, zogen wir uns nach und nach wieder gegen Oſten. Als wir in die Nähe von Homs kamen, ſchickte der Gouverneur Drayhy vierzig mit Korn beladene Kameele, zehn Machlas und einen Ehrenpelz. Scheikh Ibrahim nahm mich bei Seite und ſagte zu mir: „wir gehen in die Wüſte, unſer Waarenvorrath iſt erſchöpft: was ſollen wir thun?“ —

„Gebt mir Eure Befehle, antwortete ich ihm. Ich werde insgeheim nach Aleppo gehen, um zu holen, Was wir gebrauchen, und ich verpflichte mich, ſelbſt nicht einmal meiner Familie mich zu erkennen zu geben.“ Wir kamen überein, daß ich den Stamm wieder in Zur treffen ſolle, und begab mich nach Aleppo. Ich wohnte in einem wenig beſuchten Khan, von allen meinen Bekannten mich fern haltend. Ich ſchickte einen Fremden zu dem Korreſpondenten Herrn Lascaris. Dieß war eine überflüſſige Vorſicht, denn mit meinem langen Barte, meiner Beduiniſchen Tracht und Sprache hatte ich nicht zu fürchten, erkannt zu werden; ich erfuhr den Beweis davon, als ich auf den Bazar ging, einige Waaren zu kaufen; ich begegnete dort mehrere meiner Freunde, und ergözte mich daran, ſie mit Grobheit zu behandeln. Aber auf dieſe Augenblicke ſorgloſer Heiterkeit folgten wieder andere, ſehr ſchmerzvolle; ich ging in Einem fort vor der Thüre meines Hauſes auf und ab, in der Hoffnung, meines Bruders oder meiner armen Mutter anſichtig zu werden. Die Sehnſucht, namentlich die Leztere zu ſehen, war ſo lebhaft, daß ich wohl zwanzigmal auf dem Punkte ſtand, meinem Worte untreu zu werden; aber die Ueberzeugung, daß ſie mir nicht erlauben würde, wieder zu Herrn Lascaris zurück zu kehren, befeſtigte meinen Muth aufs Neue, und nach ſechs Tagen mußte ich mich aus Aleppo mit widerſtrebendem Herzen entfernen, ohne eine Nachricht von meinen Verwandten erhalten zu haben. Ich traf den Stamm wieder am Ufer des Euphrats, gegenüber von Dairal Chahar, wo noch ſchöne Ruinen einer alten Stadt zu ſehen ſind. Ich traf die Beduinen beſchäftigt, vor dem Uebergang über den Fluß Vieh zu verkaufen, oder es an Hauſirer von Aleppo gegen Waaren einzutauſchen. Sie haben keinen Begriff von dem Geldwerth; ſie nehmen kein Gold an Zahlungsſtatt an, indem ſie Nichts kennen, als die Silber-Talaris. Sie zahlen lieber zu Viel, oder nehmen zu Wenig an, als daß ſie in ihrer Rechnung einen Bruch machten; die Kaufleute, welche dieſe ſchwache Seite kennen, wiſſen ſie geſchickt zu benuzen. Außer dem Tauſchhandel verkaufte der Stamm noch für fünf und zwanzigtauſend Tallaris, und jeder ſteckte ſein Geld in ſeinen Mehlſack, damit es beim Auf- und Abladen nicht klingen möge.

Bei dem Uebergang über den Euphrat begab ſich ein tragiſcher Vorfall. Eine Frau und zwei Kinder, welche auf einem Kameele ritten, wurden vom Strome fortgeriſſen, ohne daß es moglich war, ihnen zu Hilfe zu kommen. Wir fanden Meſopotamien von den Stämmen von Baſſora und Bagdad bedeckt. Ihre Häuptlinge kamen jeden Tag, um Drayby zu ſeinem Siege Glück zu wünſchen, und mit uns Bekanntſchaft zu machen, denn der Ruf Scheikh Ibrahims war bis zu ihnen gedrungen. Sie wußten ihm Dank, zu einem Kriege gegen die Wachabiten gerathen zu haben, deren Habgier und Erpreſſungen unerträglich waren. Ihr König Ebn Sihud hatte die Gewohnheit, einen Beamten zu ſchicken, um die Heerden jedes Einzelnen zu zählen, und davon den Zehnten zu nehmen, wobei immer das Beſte, was jeder hatte, ausgewählt wurde; hierauf ließ er die Zelte durchſtobern, von dem des Scheikhs an bis zu dem des lezten Bettlers, um das verborgene Geld zu finden, von dem er ebenfalls den Zehnten wollte. Hauptſächlich verhaßt war er bei den Beduinen, weil er übertrieben fanatiſch die Abwaſchungen und Gebete fünfmal des Tags verlangte, und Die ſich weigerten, mit dem Tode beſtrafte. Wenn er einen Stamm gezwungen hatte, für ihn in den Krieg zu ziehen, ſo war er weit entfernt, mit ihnen Gewinn und Verluſt zu theilen, ſondern er bemächtigte ſich der Beute, und ließ ſeinen Verbündeten nur die Klage um ihre Todten. So wurden die Beduinen nach und nach Sklaven der Wachabiten, weil ihnen ein Häuptling mangelte, welcher fähig geweſen wäre, Ebn Sihud die Spize zu bieten.

Wir ſchlugen unſer Lager auf einem Gebiete auf, welches Nain el Raz heißt, drei Tagereiſen vom Euphrat. Hier ſchloß der Emir Fares, der Häuptling des Stammes El Harba, von dem Gebiete von Baſſora, ein Schuz- und Truz-Bündniß mit Drayhy. Wenn die Häuptlinge irgend eine wichtige Angelegenheit zu verhandeln haben, ſo gehen ſie aus dem Lager und halten ihre Berathung bei Seite: dieß nennt man Dahra, geheime Unterredung. Als Scheikh Ibrahim zu dem Dahra gerufen wurde, zeigte er einiges Mißtrauen gegen Fares, indem er befürchtete, er möchte ein Spion der Wachabiten ſeyn. — Drayhy ſagte zu ihm: „Ihr ſtellt die Beduinen den Osmanlis gleich: wiſſet, daß der Charakter der beiden Völker ſich durchaus entgegengeſezt iſt. Verrath iſt bei uns etwas Unbekanntes.“ — Nach dieſer Erklärung gaben alle bei der Berathung anweſenden Scheikhs ſich gegenſeitig das Wort. — Scheikh Ibrahim benüzte dieſe Stimmung der Gemüther zu dem Vorſchlag, einen ſchriftlichen Vertrag abzuſchließen, welcher von allen Denen unterſchrieben und beſiegelt ſeyn ſollte, welche nach einander in das Bündniß gegen Ebn Sihud eintreten wollten. Dieß war ein großer, im Intereſſe Scheikh Ibrahims gemachter Schritt, ich ſezte die Akte darüber in folgenden Ausdrücken auf:

„Im Namen des barmherzigen Gottes, welcher durch ſeine Kraft uns gegen die Verräther helfen wird. — Wir ſagen ihm Dank für alle ſeine Wohlthaten; wir danken ihm, daß er uns das Gute und das Böſe kennen gelernt hat, daß er uns Liebe für die Freiheit und Haß gegen die Sklaverei einpflanzte; wir erkennen, daß er der Allmächtige, Einige Gott iſt, und daß er allein angebetet werden ſoll.

„Wir erklären, daß wir uns aus freiem Willen, ohne irgend einen Zwang vereinigt haben; daß wir Alle geſund an Leib und Seele ſind, und uns einmüthig entſchloſſen haben, den Rathſchlägen Scheikh Ibrahims und Abdalla el Kratibs, im Intereſſe unſeres eigenen Wohls, unſeres Ruhms und unſerer Freiheit zu folgen. Die Artikel unſeres Vertrags ſind folgende:

„1) Uns von den Osmanlis zu trennen.

„2) Krieg auf Leben und Tod mit den Wachabiten zu führen.

„3) Niemals von Religion zu ſprechen.

„4) Den Befehlen zu gehorchen, welche von unſerem Bruder, dem großen Drayhy Ebn Chahllan, gegeben werden.

„5) Jeden Scheikh darauf zu verpflichten, daß er für ſeinen Stamm einſtehe und dieſen Vertrag geheim halte.

„6) Uns gegen die Stämme zu vereinigen, welche dieſen Vertrag nicht unterſchreiben werden.

„7) In geſammter Maſſe Denen zu Hilfe zu kommen, welche den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnen, und uns gegen ihre Feinde zu vereinigen.

„8) Mit dem Tode Die zu beſtrafen, welche den Vertrag brechen ſollten.

„9) Keine Verläumdung gegen Scheikh Ibrahim und Abdalla anzuhören.

„Wir, die Unterzeichneten, nehmen alle Artikel dieſes Vertrags an; wir werden ſie im Namen des allmächtigen Gottes und ſeiner Propheten Mahomed und Ali aufrecht erhalten, indem wir durch Gegenwärtiges erklären, daß wir entſchloſſen ſind, in dieſer heiligen Vereinigung zu leben und zu ſterben."

Datirt, Unterzeichnet, Geſiegelt.

Dieß geſchah am 12. November 1811.

Alle, welche anweſend waren, ſtimmten bei und unterzeichneten.

Einige Zeit nachher, als wir in der ſchönen großen Ebene von El Rane lagerten, ſchickte Drayhy Eilboten zu den andern Stämmen, um ſie einzuladen, dieſen Vertrag zu unterzeichnen. Mehrere Häuptlinge drückten ihr Siegel darunter, und Die, welche keines hatten, zeichneten mit einem Abdruck ihres Daumens. Unter dieſen Häuptlingen bemerkte ich einen jungen Mann, welcher ſeit ſeinem fünfzehnten Jahre den Stamm El Ollama regierte. Die Mitglieder dieſes Stammes ſind den andern Beduinen weit überlegen. Sie geben ſich mit der Dichtkunſt ab, ſind gebildet und im Allgemeinen ſehr beredt. Dieſer junge Scheikh erzählte uns die Geſchichte von dem Urſprung ſeines Stammes.

Ein Beduine von Bagdad ſtand im Rufe eines ſehr großen Scharfſinns. Eines Tages beſuchte ihn ein Mann, und ſagte zu ihm: „Seit vier Tagen iſt meine Frau verſchwunden, und ich ſuche ſie vergebens; ich habe drei Kinder, welche weinen; ich bin in Verzweiflung, helft mir mit Eurem Rathe." Aliaony tröſtete den Unglücklichen, forderte ihn auf, bei ſeinen Kindern zu bleiben, und verſprach ihm, ſeine Frau aufzuſuchen, und ſie ihm lebendig oder todt wieder zu bringen. Nachdem er alle Erkundigungen eingezogen hatte, erfuhr er, daß die Frau von ausgezeichneter Schönheit ſey, er ſelbſt hatte einen ſehr ausſchweifenden Sohn, welcher ſeit einigen Tagen abweſend war; der Verdacht durchzuckt wie ein Bliz ſeine Seele; er beſteigt ſein Dromedar, und ſtreift in der Wüſte. Dort bemerkt er von Ferne eine Maſſe von verſammelten Adlern, er eilt hinzu, und findet am Eingang einer Grotte einen weiblichen Leichnam. Er ſieht ſich an dem Orte um, und bemerkt die Spuren eines Kameels; zugleich findet er zu ſeinen Füßen den Beſaz eines Querſacks; dieſen ſtummen Zeugen der That nimmt er auf, und kehrt nach Hauſe zurück. In ſeinem Zelte eingetroffen, ſieht er ſeinen Sohn ankommen; an ſeinem zerriſſenen Querſack fehlt der verhängnißvolle Beſaz. Von den Vorwürfen ſeines Vaters niedergeſchmettert, geſteht der junge Mann ſein Verbrechen; Aliaony haut ihm den Kopf ab, ſchickt ihn dem Gatten der Ermordeten, und läßt ihm ſagen: „Mein Sohn iſt es, der deine Frau getödtet hat, ich habe ihn beſtraft, du biſt gerächt; ich habe eine Tochter, ich gebe ſie dir zur Ehe.“ Dieſer Zug von barbariſcher Juſtiz vermehrte noch den Ruf Aliaony's, er wurde zum Häuptling ſeines Stammes erwählt, und von ſeinem Namen kommt der Name des Stammes El Ollama her, welcher „Gelehrt“ bedeutet, und welchen der Stamm immer noch rechtfertigt.

Je näher wir gegen Bagdad kamen, deſto mehr wurde von Tag zu Tag unſer Vertrag mit einer Maſſe von Unterſchriften bedeckt. Nachdem wir El Rane verlaſſen hatten, ſchlugen wir unſer Lager in Ain el Uſſada bei dem Bache El Kabur auf. Während unſeres Aufenthalts an jenem Orte kam ein Bote zurück, welcher von Drayhy an den Scheikh Giaudal, dem Häuptling des Stammes El Wualdi geſchickt worden war, und nachdem er einen ſehr ſchlechten Empfang erfahren hatte, Schmähungen an Drayhy zurückbrachte. Seine Söhne wollten ſogleich Rache dafür nehmen. Scheikh Ibrahim ſezte ſich dagegen, indem er ihnen vorſtellte, daß ſie immer noch Zeit hätten, Krieg zu führen, und daß ſie vorher den Weg der Ueberredung einſchlagen müßten. Ich ſchlug dem Emir vor, ich wolle ſelbſt zu Giaudal gehen, um ihm die Sache zu erklären. Anfangs ſträubte er ſich dagegen, indem er ſagte: „warum ſolltet Ihr die Mühe übernehmen, zu ihm zu gehen? er ſoll ſelbſt kommen, oder mein Säbel wird ihn dazu zwingen.“ Am Ende aber gab er meinen Beweisgründen nach, und ich zog unter dem Geleite von zwei Beduinen ab. Giaudal

empfing mich zornig, und da er wußte, Wer ich war, ſagte er zu mir: „Wenn Ihr mir anderswo begegnet wäret, als unter meinem Zelte, ſo würdet ihr nicht mehr Brod gegeſſen haben; dankt es unſern Gebräuchen, welche mir verbieten Euch zu tödten.“ — „Worte tödten den Menſchen nicht. Ich bin Euer Freund, ich will Nichts, als Euer Beſtes, und komme, um von Euch eine geheime Unterredung zu erbitten. Wenn Das, was ich Euch zu ſagen habe, Euch nicht zufrieden ſtellt, ſo werde ich auf dem gleichen Wege wieder zurückkehren, auf dem ich gekommen bin.“ Als er mich ſo kaltblütig ſah, erhob er ſich, rief ſeinen älteſten Sohn herbei, und führte mich aus dem Bereich der Zelte hinaus; wir ſezten uns im Kreiſe auf den Boden nieder, und ich begann alſo:

„Was zieht Ihr vor, Sklaverei oder die Freiheit? — Unſtreitig die Freiheit!

„Einigkeit oder Zwietracht? — Einigkeit!

„Größe oder Erniedrigung? — Größe!

„Armuth oder Reichthum? — Reichthum!

„Niederlage oder Sieg? — Sieg!

„Das Gute oder das Böſe? — Das Gute!

„Alle dieſe Vortheile ſuchen wir Euch zu ſichern; wir wollen Euch von der Sklaverei der Wachabiten, und der Tyrannei der Osmanlis befreien, indem wir uns alle vereinigen, um uns ſtark und frei zu machen. Warum ſträubt ihr Euch dagegen!“ Er antwortete mir: „Was Ihr ſagt, klingt recht gut, aber wir werden nicht ſtark genug ſeyn, um Ebn Sihud zu widerſtehen.“ — „Ebn Sihud iſt ein Menſch wie Ihr. Ueberdieß iſt er ein

Tyrann, und Gott begünſtigt nicht die Unterdrücker; nicht die Anzahl iſt es, ſondern der Geiſt, welcher die Ueberlegenheit verleiht; nicht der Sabel iſt es, der den Kopf abhaut, ſondern der ihn regierende Wille." Unſere Unterredung dauerte noch lange Zeit, am Ende aber überzeugte und beredete ich ihn, mich zu Drayhy zu begleiten, welcher ſehr zufrieden über den Ausgang meiner Unterhandlung war.

Wir ſchlugen hierauf unſer Lager bei den Bergen von Sangiar auf, welche von Anbetern des böſen Geiſtes bewohnt ſind. Der angeſehenſte Stamm des Landes, unter dem Befehl des Hammuds el Tamer, hat ſeinen feſten Wohnſiz bei dem Bache Sagiur, und reiſt nicht, wie die andern. Hammud weigerte ſich lange Zeit, in das Bündniß einzutreten. Ich hatte über dieſen Gegenſtand lange Verhandlungen mit ihm; als ich ihn endlich dazu gebracht hatte, ſich mit uns zu vereinigen, ſo war auf beiden Seiten große Freude, und viele Feſte fanden Statt. Hammud lud Drayhy zu ſich ein, und empfing ihn ſehr prachtvoll. Fünf Kameele und dreißig Schaafe wurden für das Mahl geſchlachtet, welches auf dem Boden außerhalb der Zelte aufgetiſcht wurde. Die Platten von verzinntem Kupfer ſchienen von Silber zu ſeyn; jede Platte wurde von vier Mann getragen, und enthielt einen ſechs Schuh hohen Berg von Reiß, auf welchem ein ganzer Schöps oder ein Kameels-Viertel lag. In andern, weniger großen, war ein gebratenes Schaaf oder eine Kameelskeule; eine unendliche Anzahl von kleinen Platten mit Datteln und andern getrockneten Früchten füllten die Zwiſchenräume. Ihr Brod

iſt vortrefflich. Sie beziehen ihr Getreide von Diabekir, und ihren Reiß von Marchaſch und Makatich. Als wir uns um dieſes Mahl her niedergeſezt, oder vielmehr niedergekauert hatten, konnten wir die Perſonen gegenüber nicht unterſcheiden. Die Beduinen dieſes Stammes ſind viel reicher gekleidet, als die andern; die Frauen ſind ſehr hübſch; ſie tragen ſeidene Gewänder, viele Armbänder, und goldene und ſilberne Ohrenringe, eben ſo einen goldenen Ring in der Naſe.

Nachdem wir einige Tage feſtlich verlebt hatten, ſezten wir unſere Reiſe weiter fort, und näherten uns einem Fluß, oder vielmehr einem Arm des Euphrat, welcher ihn mit dem Tigris verbindet. In dieſer Gegend traf uns ein Eilbote. Auf einem Dromedar reitend, hatte er in fünf Tagen eine Strecke zurückgelegt, welche im Karavanenſchritt dreißig Tage erfordert. Er kam aus dem Lande Neggde, und war von einem befreundeten Scheikh geſchickt, um Drayhy von der Wuth Ebn Sihuds, von ſeinen Planen und von den Bündniſſen zu benachrichtigen, welche er gegen ihn bildete. Er verzweifelte, ihn jemals im Stande zu ſehen, dem Sturme die Spize zu bieten, und redete ihm ſtark zu, Friede mit den Wachabiten zu ſchließen. Ich ſchrieb im Namen Drayhy's, daß er ſich aus Ebn Sihud nicht mehr mache, als aus einem Senfkorn, und ſein Vertrauen auf Gott ſeze, welcher allein den Sieg verleihe. Darauf gab ich mit diplomatiſcher Liſt zu verſtehen, daß die Heere des Großherrn Drayhy unterſtüzen werden, welcher hauptſächlich den Weg für die Karavanen öffnen, und Mekka von der Herrſchaft der Wachabiten befreien wolle. Am folgenden Tage ſezten wir über den großen Arm des Fluſſes in Barken, und ſchlugen unſer Lager auf der andern Seite, in der Nähe des Stammes El Gerara auf, welcher für ſeine Tapferkeit, aber auch ſeiner Unwiſſenheit und ſeinem Eigenſinn bekannt iſt.

Wir hatten die äußerſte Schwierigkeit vorausgeſehen, welche es koſten würde, ihn zu gewinnen, nicht nur wegen jener Fehler, ſondern auch wegen der Freundſchaft zwiſchen ſeinem Häuptling Abedd und Abdalla, dem erſten Miniſter des Königs Ebn Sihud. In der That weigerte er ſich, dem Bündniß beizutreten; bei dieſem Zuſtande der Dinge hielt Drayhy die ganze Unterhandlung für unnüz, indem er ſagte, der Säbel werde darüber entſcheiden. Am folgenden Tage griff Sahem mit fünfhundert Reitern Abedd an. Er kam nach drei Tagen zurück, indem er hundert und vierzig Kameele und zwei ſehr werthvolle Stuten ihnen abgenommen hatte; er hatte nur acht Todte; aber die Anzahl der Verwundeten war auf beiden Seiten groß. Bei dieſer Gelegenheit war ich Zeuge einer außerordentlichen Heilung. Ein junger Mann, ein Verwandter von Saham, wurde gebracht, welcher im Kopfe einen Djeridſtich und ſieben Säbelwunden auf dem Leib hatte, während eine Lanze ihm in den Weichen ſtecken geblieben war. Man machte ſich ſogleich daran, ihm die Lanze heraus zu ziehen, welche durch und durch gegangen war; während der Operation wandte er ſich gegen mich: „Sey unbekümmert wegen meiner, Abdallah, ich werde nicht daran ſterben.“ Und indem er ſeine Hand nach mir ausſtreckte, nahm er meine Pfeife, und fing ruhig zu rauchen an,

wie wenn die neun klaffenden Wunden in eines Andern Leibe geweſen wären.

Nach zwanzig Tagen war er vollſtändig geheilt und ſtieg zu Pferde wie vorher. Zu ſeiner Behandlung hatte man Nichts angewendet, als daß man ihm Kameelsmilch, mit friſcher Butter vermiſcht, zu trinken gab, während ſeine ganze Nahrung aus einigen Datteln beſtand, welche gleicherweiſe mit Butter zubereitet waren. Alle drei Tage wuſch man ſeine Wunden mit Kameels-Urin. — Ich zweifle, ob ein Europäiſcher Wundarzt mit ſeinem ganzen Apparat eine ſo vollſtändige Heilung in ſo kurzer Zeit zu Stande gebracht hätte.

Der Krieg wurde von Tag zu Tag ernſthafter; Abedd vereinigte ſeine Verbündeten, um uns zu umzingeln, Was uns nöthigte, unſer Lager in den Sandebenen von Kafferie aufzuſchlagen, wo es kein Waſſer gibt. Die Frauen waren genöthigt, bis zum Fluſſe zu gehen, um es in Schläuchen zu holen, welche auf Kameele geladen wurden. — Die große Menge, welche nöthig war, um die Heerden zu tränken, machte dieſe Arbeit außerordentlich mühſam. — Nach drei Tagen kamen die Hirten voll Schreck, um uns zu ſagen, daß achthundert Kameele von den Kriegern Abedds weggenommen worden ſeyen, während ſie dieſelben zum Bache geführt haben. Drayhy, um ſich für dieſen Schimpf zu rächen, befahl, mit dem Lager aufzubrechen, und in aller Eile auf den Stamm El Ghirara loszugehen, entſchloſſen, ihn mit allen ſeinen vereinten Kräften anzugreifen.

Wir zogen einen Tag und eine Nacht fort, ohne uns anzuhalten, und pflanzten zehntauſend Zelte eine halbe Meile von dem Lager Abedds auf. Eine allgemeine mörderiſche Schlacht war unvermeidlich; ich wagte noch einen lezten Verſuch, um ſie zu hintertreiben, wenn es noch Zeit wäre.

Die Beduinen haben eine große Achtung für die Frauen, ſie fragen ſie bei allen ihren Schritten um Rath. In dem Stamme El Gerara erſtreckt ſich ihr Einfluß noch weiter; die Frauen führen eigentlich den Befehl; — ſie haben in der Regel bei weitem mehr Verſtand wie ihre Männer. — Arkieh, die Frau des Scheikhs Abedd, galt überall für eine ausgezeichnete Frau. — Ich entſchloß mich, ſie aufzuſuchen, indem ich auf den Gedanken kam, ihr Geſchenke an Ohrenringen, Arm- und Halsbändern und andern Kleinigkeiten zu bringen, um zu verſuchen, ob ich ſie nicht für unſer Intereſſe gewinnen konnte. Nachdem ich geheime Erkundigungen eingezogen hatte, um darnach meine Maßregeln zu nehmen, ſo kam ich zu ihr während der Abweſenheit ihres Mannes, welcher einen Kriegsrath bei einem ſeiner Verbündeten hielt. — Durch Komplimente und Geſchenke brachte ich ſie dazu, ſelbſt mit mir vom Kriege anzufangen, dem eigentlichen Gegenſtand meines Beſuchs, Was ich nicht läugnete; ich ſezte ihr die Vortheile eines Bündniſſes mit Drayby auseinander, jedoch blos Geſprächsweiſe, und keineswegs, wie wenn ich den Auftrag hätte, mit ihr darüber zu reden; ich ſagte ihr, der Zweck meines Beſuchs ſey die ſehr natürliche Neugierde, eine ſo berühmte Frau kennen zu lernen, welche durch ihren Muth gefürchtete Krieger regiere, da dieſe zur Leitung jener rohen Kraft ihres überlegenen Verſtandes

nicht entbehren können. — Während unſeres Beiſammenſeyns kam ihr Gemahl ins Lager zurück, erfuhr von meiner Ankunft, und ließ Arkieh ſagen, ſie ſolle den Spion, der bei ihr ſey, mit Schimpf und Schande hinausjagen; da die Pflichten der Gaſtfreundſchaft ſeinen Arm zurück halten, und ihm verbieten, ſich in ſeinem Zelte zu rächen, ſo werde er nicht in daſſelbe eintreten, bis der Verräther nicht mehr darin ſey. — Arkieh antwortete mit vielem Stolz, ich ſey ihr Gaſt, und ſie laſſe ſich kein Geſez vorſchreiben. — Ich ſtand auf und wollte Abſchied von ihr nehmen, indem ich ſie um Verzeihung wegen der Verlegenheit bat, die ich ihr verurſachte. Wahrſcheinlich aber wollte ſie mich überzeugen, daß ich ihr keinen Einfluß zugeſchrieben habe, den ſie nicht beſize: denn ſie hielt mich mit Gewalt zurück, und trat hinaus, um mit ihrem Manne zu ſprechen. Bald kehrte ſie in Begleitung Abedds zurück, welcher mich höflich behandelte, und mich einlud, ihm die Abſichten Drayby's auseinander zu ſezen; ich gewann ſein Vertrauen mit Hilfe ſeiner Frau, und ehe der Tag zu Ende war, ſtanden die Sachen ſo, daß er mich bat, ihm zu erlauben, mich zu Drayby begleiten zu dürfen, Was ich ihm verweigerte, indem ich ihm ſagte, ich wage nicht, ihn dem Emir vorzuſtellen, ohne dieſen vorher davon benachrichtigt zu haben, da er ſehr erbittert gegen ihn ſey; aber ich wolle ſeine Sache führen, und ihm bald eine Antwort ſchicken. Ich verließ ſie wenigſtens eben ſo eifrig darauf bedacht, dem Bündniß ſich anzuſchließen, als ich es war, ſie für daſſelbe zu gewinnen.

Auf die Einladung Drayby's kam Abedd nach mehreren Tagen, um ſein Siegel unter den Vertrag zu drucken und die Kameele auszuwechſeln, welche man während des Kriegs ſich gegenſeitig abgenommen hatte. Nachdem dieſe ſchwierige Angelegenheit ein ſo befriedigendes Ende genommen hatte, ſo verließen wir die Sand-Ebenen, um acht Tage auf dem Gebiet Arterie, drei Stunden vom Tigris, in der Nähe der Ruinen des Schloſſes El Artera zuzubringen, wo ſehr reiche Weiden ſind. — Nachdem wir ſo die Heerden wieder gelabt hatten, ſezten wir unſern Weg gegen Oſten fort.

Wir begegneten eines Tags einem Beduinen, welcher auf einem ſchönen ſchwarzen Dromedare ritt; die Scheikhs grüßten ihn mit theilnehmender Miene, und fragten ihn, wie ſein unglückliches Abenteuer vom vorigen Jahre ausgegangen ſey. Ich ließ mir ſeine Geſchichte erzählen, und fand ſie intereſſant genug, um ſie in mein Tagebuch einzurücken. Alvian (dieß war der Name des Beduinen) kam, als er auf der Gazellenjagd war, an eine Stelle, wo zerbrochene Lanzen, blutige Säbel und umherliegende Leichname eine erſt kürzlich gelieferte Schlacht ankündigte. — Ein klagender Ton, welcher kaum für ſein Ohr noch vernehmlich war, zog ihn zu einem Haufen von Leichnamen, unter welchen ein noch athmender junger Araber lag. Alvian beeilte ſich, ihm zu Hilfe zu kommen, hob ihn auf ſein Dromedar, nahm ihn mit ſich in ſein Zelt, und brachte ihn durch ſeine ſorgſame Pflege wieder ins Leben. Als Fareß (ſo hieß der Verwundete) nach vier Monaten geneſen war, ſprach er von ſeiner Abreiſe; Alvian aber ſagte zu ihm: „wenn wir durchaus ſcheiden ſollen, ſo werde

dich zu deinem Stamme führen, und dich dort mit
Bauern verlaſſen; — wenn du aber bei mir bleiben
llſt, wirſt du mir wie ein Bruder ſeyn; meine Mut-
iſt dann deine Mutter, meine Frau deine Schweſter;
ke über meinen Vorſchlag nach und entſcheide ruhig."

„O! mein Wohlthäter, antwortete Fareß, wo werde
Verwandte finden wie die, die du mir anbieteſt? —
e dich wäre ich nicht mehr am Leben; mein Fleiſch
re von Raubvögeln gefreſſen, und meine Knochen von
den Thieren zermalmt worden; da du mich bei dir
alten willſt, ſo werde ich bleiben, aber um mein gan-
Leben dein Diener zu ſeyn." — Ein weniger reiner
eggrund, den er nicht zu geſtehen wagte, hatte Fa-
beſtimmt. Die Liebe, die er für Hafza, die Frau
ians, fühlte, welche ihn gepflegt hatte; dieſe Liebe
de bald getheilt. — Eines Tages trug Alcian, wel-
keinen Verdacht hatte, Fareß auf, ſeine Mutter,
Frau und ſeine beiden Kinder bis zu einem neuen
rplaz zu begleiten, während er auf die Jagd ging.
eß konnte dieſer unſeligen Gelegenheit nicht widerſte-
er packte das Zelt auf ein Kameel, ſezte die Mut-
mit den beiden kleinen Kindern darauf, und ſchickte
voraus, indem er ſagte, er wolle bald mit Hafza zu
d nachfolgen; aber die alte Frau kehrte ſich lange
bens um, Hafza kam nicht; Fareß hatte ſie auf
Stute von außerordentlicher Schnelligkeit zu ſeinem
mm geführt. — Abends kam Alcian müde von der
d zurück; er ſuchte umſonſt ſein Zelt bei denen ſei-
Stammes. — Die alte Mutter hatte das Zelt nicht
n aufzuſchlagen vermocht, er fand ſie mit den beiden

Kindern zur Erde ſizend. „Und wo iſt Haſza?“ fragte er. — „Ich habe weder Haſza noch Fareß geſehen, antwortete ſie, ich warte auf ſie ſchon ſeit dem Morgen.“ — Jezt vermuthete er zum erſtenmale die Wahrheit, und nachdem er ſeiner Mutter das Zelt aufzuſchlagen geholfen hatte, zog er auf ſeinem ſchwarzen Dromedar ab, und ritt zwei Tage, bis er Fareß Stamm erreicht hatte. — Als er in's Lager trat, hielt er bei einer alten Frau an, welche allein lebte. — Was geht Ihr nicht zu dem Scheikh, ſagte ſie zu ihm, dort iſt heute ein Feſt; Fareß Ebn Mehidi, welcher auf dem Schlachtfelde gelaſſen und für todt beweint worden war, iſt zurück gekommen, und hat eine ſchöne Frau mit ſich gebracht; dieſen Abend iſt die Hochzeit. — Aloian hielt an ſich, und erwartete die Nacht; als Alles ſchlief, ſchlich er in Fareß Zelt, ſchlug ihm mit Einem Hieb das Haupt von den Schultern, und trug den Leichnam vor die Zelte hinaus; darauf kehrte er zurück, und als er ſeine Frau ſchlafend fand, weckte er ſie auf und ſagte zu ihr: „ich, Aloian, bin es, der dich ruft, folge mir.“ Sie erhebt ſich beſtürzt, und ſagt zu ihm: „Unbeſonnener, der du biſt! Fareß und ſeine Brüder werden dich tödten, rette dich.“ — „Treuloſe! erwiedert er, was habe ich dir gethan, daß du ſo an mir handelſt? habe ich je Streit mit dir gehabt? habe ich je dir den geringſten Vorwurf gemacht? haſt du alle meine Zärtlichkeit für dich, haſt du deine Kinder vergeſſen? Auf, erhebe dich, rufe Gott an, folge mir und verfluche den Teufel, der dich zu dieſer Thorheit gebracht hat.“ — Haſza aber, weit entfernt, ſich durch die Sanftmuth Aloians

erweichen zu laſſen, ſagt ihm nochmals: „fort! hebe dich weg, oder ich werde Lärm machen und Fareß rufen, um dich zu tödten.“ — Als er ſah, daß er Nichts bei ihr ausrichtete, packte er ſie, hielt ihr den Mund zu, ſchleppte ſie, troz ihres Widerſtandes, auf ſein Dromedar, und hielt nicht früher an, als bis man ſie im Lager nicht mehr hören konnte. Dann ſezte er ſie hinter ſich auf ſein Thier, und ritt langſam ſeinen Weg weiter. Mit Tagesanbruch ſezten Fareß aufgefundener Leichnam und das Verſchwinden der Frau das Lager in Aufruhr; ſein Vater und ſeine Brüder verfolgten und erreichten Aloian, welcher ſich mit heldenmäßiger Tapferkeit vertheidigte. Haſza, welche ſich ihrer Bande entledigte, vereinigte ſich aufs Neue mit den Gegnern ihres Gatten, und warf mit Steinen nach ihm, von denen einer ihn an den Kopf traf, und ihn zum Wanken brachte; von Wunden bedeckt, iſt Aloian dennoch am Ende ſo glücklich, ſeine Gegner zu beſiegen; er tödtet die beiden Brüder, und entwaffnet den Vater, indem er ſagt, es ſey eine Schande für ihn, einem Greiſe das Leben zu nehmen; er gibt ihm ſeine Stute zurück, und heißt ihn nach Hauſe kehren. Hierauf faßt er von Neuem ſeine Frau, ſezt ſeinen Weg fort, und kommt bei ſeinem Stamme an, ohne ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben. Darauf verſammelt er alle ſeine Verwandten, ſtellt Haſza mitten unter ſie, und ſagt zu ihr: „Erzähle ſelbſt Alles, was ſich begeben hat; ich berufe mich auf das Urtheil deines Vaters und deines Bruders.“ Haſza erzählte die Wahrheit, und ihr Vater, voll Entrüſtung, zückte den Sabel gegen ſie, und hieb ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Nachdem wir von Station zu Station bis auf vier Stunden von Bagdad gekommen waren, begab ſich Herr Lascaris heimlich dorthin, um den franzöſiſchen Konſul, Herrn Adrian de Corrençé, zu beſuchen, und mit ihm eine ſtarke Summe Geldes zu negoziiren.

Nachdem wir am folgenden Tage bei Machab über den Tigris geſezt waren, ſchlugen wir unſer Lager an dem Bache El Kaden auf, als wir erfuhren, daß die Beduinen, welche für oder gegen unſer Bündniß Partei genommen hatten, mit aller Erbitterung Krieg unter ſich führen. Scheikh Ibrahim forderte Drayby auf, ſich nicht aufzuhalten, ſondern ſo ſchnell als möglich wieder zu unſern Verbündeten zu ſtoßen. Demzufolge ſchlugen wir unſer Lager bei mehreren kleinen Quellen in El Darghuan, zwanzig Stunden von Bagdad auf, und überſtiegen am folgenden Tage eine große Gebirgskette: wir hatten unſere Schläuche gefüllt, eine nöthige Vorſicht, da wir zwölf Stunden durch brennende Sandwüſten zu ziehen hatten, wo man weder Waſſer noch Weiden findet. Als wir an den Gränzen von Perſien ankamen, trafen wir einen Boten von dem Stamme El Achgaba, der einen Brief von dem Häuptling Dehaß brachte, in welchem dieſer den Beiſtand des Vaters der Helden, des Häuptlings der furchtbarſten Krieger, des mächtigen Drayby gegen ſeine fünfzehntauſend Zelte ſtarken Feinde anrief. Wir waren damals noch ſechs Tagereiſen von dieſem Stamme entfernt. Drayby gab Befehl, in Einem fort zu ziehen,

und ſo machten wir dieſe Strecke in dreimal vierundzwanzig Stunden, ohne uns ſelbſt auch nur beim Eſſen aufzuhalten. Die größte Anſtrengung bei dieſem Eilmarſche traf die Frauen, welche Brod zu machen und die Kameele zu melken hatten, ohne die Karavane aufzuhalten.

Die Einrichtung dieſer ſo zu ſagen fliegenden Küche war ziemlich merkwürdig; in regelmäßigen Entfernungen von einander befanden ſich Frauen, welche unaufhörlich ſich damit beſchäftigten: die erſte, welche auf einem mit Getreide beladenen Kameele ſaß, hatte eine Handmühle vor ſich. Wenn das Getreide gemahlen war, ſo gab ſie das Mehl ihrer Nachbarin, welche damit beſchäftigt war, es mit Waſſer zu kneten, welches in den an den Seiten ihres Kameels hangenden Schläuchen enthalten war. Der Teig kam an eine dritte Frau, welche ihn in Waffelformen mit Holz und Stroh auf einem Roſt backte. Dieſe Kuchen wurden von ihr an die Abtheilung von Kriegern vertheilt, welche ſie zu ſpeiſen hatte, und welche von Minute zu Minute kamen, um ihren Theil abzuholen. Andere Frauen gingen zur Seite der Kameelsweibchen, um die Milch in Kadah's (hölzerne Gefäße, welche zwei Maaß enthalten) zu melken. Man gab ſich dieſe Gefäße von Hand zu Hand, um den Durſt zu ſtillen; die Pferde fraßen im Gehen aus Säcken, welche an ihrem Halſe hingen; wenn man ſchlafen wollte, ſo legte man ſich der Länge nach auf ſein Kameel, indem man die Füße in Querſäcke ſteckte, um nicht herunter zu fallen. Der langſame, taktmäßige Schritt der Kameele ladet zum Schlafe ein, wie das Schaukeln einer

Wiege, und nie habe ich beſſer geſchlafen, als während dieſer Reiſe. Die Frau des Emirs Fareß kam in ihrem Haudag mit einem Sohne nieder, den man nach dem Orte, an dem wir vorüberzogen, als er zur Welt kam, Harma nannte; dieß iſt der Punkt, wo der Tigris und der Euphrat ſich vereinigen. Bald nachher trafen wir drei Stämme: El Harba, El Sualleme und El Abdelle. Wir hatten ſiebentauſend Zelte, als Dehaß uns entgegen kam. Dieſes achtunggebietende Hilfsheer beruhigte ihn; wir gaben ihm Abends ein herrliches Mahl, nach welchem er ſein Siegel unter unſern Vertrag drückte.

Der Feind war noch eine Tagreiſe weit entfernt. Da unſere Pferde und unſere Leute ſehr der Ruhe bedurften, ſo befahl Drayby einen Halt von zwei Tagen; die Feinde vergönnten uns jedoch dieſen ſo ſehr gewünſchten Waffenſtillſtand nicht. So bald das Gerücht von unſerer Annäherung zu ihnen drang, machten ſie ſich auf den Weg, und am Tage hernach lagerten zehntauſend Mann eine Stunde von uns. Drayby ließ alsbald ſein Heer bis zu den Ufern des Fluſſes vorrücken, indem er fürchtete, man möchte uns vom Waſſer abſchneiden, und wir nahmen eine Stellung bei dem Dorfe El Hutta ein.

Am folgenden Tage ſchickte Drayby einen verſöhnenden Brief an die Häuptlinge der fünf Stämme*), welche uns angreifen wollten, aber dieſer Verſuch war erfolglos; die Antwort war eine Kriegserklärung, deren Ton uns deutlich ſagte, daß unſere Abſichten verläumdet worden waren, und daß jene Häuptlinge auf fremde Anregung handelten.

Scheikh Ibrahim ſchlug vor, mich mit Geſchenken zu ihnen zu ſchicken, um zu verſuchen, darüber in's Reine zu kommen. Meine Geſandtſchaften hatten bisher einen ſo günſtigen Erfolg gehabt, daß ich es mit Vergnügen annahm, und allein mit einem Führer dahin abging; kaum waren wir aber vor dem Zelte Mohdi's angekommen, welches das erſte war, ſo ſtürzten ſich die Vorpoſten der Beduinen wie wilde Thiere auf uns, beraubten uns unſerer Kleider, legten uns Feſſeln an die Füße, und ließen uns nackt auf dem brennenden Sande. Umſonſt bat ich, man möchte mir erlauben, mich zu erklären; man drohte mir, mich auf der Stelle zu tödten, wenn ich nicht ſchweige. Einige Augenblicke nachher ſah ich den heimtückiſchen Hauſirer Abſi auf mich zukommen. Jezt begriff ich die Urſache der unerhörten Behandlung, welche ich hatte erleiden müſſen; er war von Stamm zu Stamm gereiſt, um Feinde gegen uns aufzuregen. Sein Anblick entflammte in mir einen ſolchen Zorn, daß ich mich bereit fühlte, tapfer zu ſterben, wenn ich nicht leben konnte, um mich zu rächen. Er trat zu mir, ſpie mir in's Geſicht, und ſagte zu mir: ungläubiger Hund, auf welche Art willſt du, daß ich deine Seele von deinem Körper trenne? — Meine Seele, antwortete ich, iſt nicht in deiner Gewalt; meine Tage ſind von dem großen Gott gezählt; wenn ſie jezt endigen ſollen, ſo iſt mir wenig daran gelegen, auf welche Art; wenn ich aber noch leben ſoll, ſo haſt du keine Macht, mir den Tod zu bereiten. Er entfernte ſich, um die Beduinen von Neuem gegen mich aufzureizen; wirklich kamen auch alle, Männer und Frauen, um mich zu betrachten, und mich mit Schmähungen zu überhäufen; die einen ſpien mir in's Geſicht, die andern warfen mir Sand in die Augen, einige ſtießen mich mit ihren Lanzen: endlich blieb ich vier und zwanzig Stunden ohne zu trinken und zu eſſen, indem ich eine Pein litt, welche zu beſchreiben unmöglich iſt. Gegen den Abend des zweiten Tags trat ein junger Mann zu mir, und verjagte die Kinder, welche mich quälten. Er war mir ſchon früher aufgefallen, denn unter Allen, die ich dieſen Tag geſehen hatte, war er der Einzige geweſen, der mich nicht ſchmähte. Er bot mir an, mir bei Einbruch der Nacht Brod und Waſſer zu bringen. Hunger und Durſt kümmern mich wenig, antwortete ich ihm, indem ich ihm dankte, aber wenn Ihr mir hier heraushelfen könntet, ſo würde ich Euch freigebig belohnen. Er verſprach mir, es zu verſuchen, und wirklich kam er um Mitternacht zu mir, verſehen mit dem Schlüſſel zu meinen Ketten, welchen er während des Nachteſſens der Häuptlinge ſich geſchickt zu verſchaffen gewußt hatte. Er öffnete ſie ohne Geräuſch, und ohne mir Zeit zu nehmen, mich anzukleiden, gelangte ich in voller Eile wieder zu unſerem Stamm. — Alles ſchlief in dem Lager, ausgenommen vier Neger, welche an dem Eingange von Drayhy's Zelt Wache hielten. Sie ſtießen einen Schrei aus, als ſie mich ſahen, und weckten in aller Eile ihren Gebieter, welcher mit Scheikh Ibrahim herbeikam. Dieſe umarmten mich weinend, und belohnten meinen Befreier reichlich. Drayhy zeigte ſich höchſt gekränkt durch die Behandlung, welche ich erduldet hatte; dieſe Verlezung des Völkerrechts erbitterte ihn. Er befahl auf der Stelle Zurüſtungen zur Schlacht zu machen, und wir bemerkten bei Sonnenaufgang, daß der Feind das Gleiche gethan hatte. Am erſten Tage war auf keiner von beiden Seiten ein bemerklicher Vortheil. Anad, der Häuptling des Stammes Sualleme, verlor ſeine Stute, für welche er fünf und zwanzig tauſend Piaſter ausgeſchlagen hatte. Alle Beduinen nahmen Theil an ſeiner Betrübniß, und Drayhy gab ihm eines ſeiner beſten Pferde, welches jedoch immerhin dem Roſſe, das getödtet worden war, weit nachſtand. Am andern Tage wurde der Kampf mit noch größerer Erbitterung fortgeſezt: unſer Verluſt war dieſesmal bedeutender, als der des Feindes; wir mußten mit außerordentlicher Vorſicht zu Werke gehen, da wir nur fünfzehntauſend Mann ihm entgegen zu ſezen hatten. Vierzig von den Unſrigen waren in ſeine Gewalt gefallen, während wir nur fünfzehn Gefangene gemacht hatten; unter dieſen befand ſich aber Hamed, der Sohn des Häuptlings Saker. Auf beiden Seiten wurden die Gefangenen in Ketten gelegt.

---

*) Die Stämme El Fedhan, Häuptling Donakhy; El Mediann, Häuptling Saker Ebn Hamed; El Sabba, Häuptling Mohdi Ebn Hüd; Muavege, Häuptling Bargias; Mehajede, Häuptling Amer Ebn Naggies.

In Folge dieſes unentſchiedenen Kampfes fand ein ſtillſchweigender Waffenſtillſtand von drei Tagen ſtatt, während deren die Heere ohne irgend eine feindliche Bewegung ſich einander gegenüber ſtanden. Am dritten Tage kam der Scheikh Saker, begleitet von einem einzigen Mann, in unſer Lager. Er war unruhig über das Schickſal ſeines Sohnes, eines tapfern jungen Mannes, welcher von ſeinem Vater und allen Beduinen ſeines Stammes angebetet war; er kam, um ein Löſegeld anzubieten. Hamed war von uns ſehr gut behandelt worden; ich ſelbſt hatte ſeine Wunden verbunden. Drayhy nahm Saker mit großer Auszeichnung auf. Dieſer ſprach nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen vom Krieg, und drückte ſein Erſtaunen über den Eifer Drayhy's für jenes Bündniß gegen die Wachabiten aus, indem er ſagte, er könne nicht an eine ſo große Uneigennüzigkeit glauben; er müſſe geheime Beweggründe oder Ausſichten für ſeine Perſon haben. Ihr könnt es nicht tadeln, ſezte er hinzu, daß ich mich nicht mit Euch einlaſſe, ohne zu wiſſen, zu welchem Ende. Schenkt mir Euer Vertrauen, und ich werde Euch, ſo viel mir möglich iſt, unterſtüzen. Wir antworteten ihm, daß wir nicht gewohnt ſeyen, unſere Geheimniſſe Leuten anzuvertrauen, deren Freundſchaft wir nicht verſichert ſind; wenn er unſern Vertrag unterzeichnen wolle, ſo werden wir kein Geheimniß mehr für ihn haben. Er verlangte hierauf, mit den Bedingungen des Vertrags bekannt gemacht zu werden, und nachdem ihm die verſchiedenen Artikel vorgeleſen waren, mit denen er ſehr zufrieden ſchien, verſicherte er uns, daß man ihm die Sachen ganz anders vorgeſtellt habe, und erzählte uns die Verläumdungen, welche Abſi gegen uns ausgeſtreut hatte. Er drückte am Ende ſein Siegel unter den Vertrag, und drang darauf in uns, wir möchten ihm den Zweck zu wiſſen thun, welchen wir erreichen wollten. Scheikh Ibrahim ſagte ihm, unſere Abſicht gehe dahin, einen Weg von den Küſten Syriens bis zu den Gränzen von Indien für ein Heer von hunderttauſend Mann unter den Befehlen eines mächtigen Eroberers zu bahnen, welcher die Beduinen von dem Joche der Türken befreien, ihnen die unumſchränkte Herrſchaft über das ganze Land wieder verſchaffen, und die Schazkammer Indiens für ſie eröffnen wolle. Er verſicherte, daß bei der Ausführung dieſes Plans, deſſen glücklicher Erfolg von dem Zuſammenhalten der Kräfte und dem Einklange des Willens der verſchiedenen Häuptlinge abhänge, Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen ſey. Er verſprach ihnen, daß ihre Kameele für den Transport des Bedarfs jener großen Armee ihnen zu ſehr hohem Preiſe bezahlt werden würden, und ſtellte ihm den Handel jener ungeheuren Gebiete vor Augen, welche für die Beduinen eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums werden müßte.

Saker ging vollkommen in unſere Anſichten ein, aber wir mußten ihm noch erklären, daß der Wachabi *) unſere Plane durchkreuzen könne; ſein religiöſer Fanatismus müßte nothwendig dem Durchzug eines chriſtlichen Heers ſich widerſezen, und ſein Herrſchergeiſt, welcher ihn ſchon zum Gebieter von Yemen, Mekka und Medina mache, müßte ſeine Anſprüche bis auf Syrien ausdehnen, wo die Türken ihm keinen ernſthaften Widerſtand entgegen ſezen konnten; auf einer andern Seite würde eine große Seemacht, welche feindlich mit der ſtehe, die wir begünſtigen wollten, unzweifelhaft ſich mit jenem verbinden, und Truppen zur See ſchicken, um uns

---

*) Mit dieſem Namen nennt man oft Ein Sihud, den König der Wachabiten.

den Weg durch die Wüſte abzuſchneiden. Nach vielen Einreden, in welchen Saker eben ſo viel Urtheil als Scharfſinn zeigte, ergab er ſich ganz in unſere Beweisgründe, und verſprach, allen ſeinen Einfluß über die andern Stämme zu benüzen. Es wurde die Uebereinkunft geſchloſſen, daß er der Häuptling der Beduinen in dem Lande ſey, wo wir waren, wie Drayhy von den Beduinen in Syrien und Meſopotamien, und er machte ſich anheiſchig, alle Stämme von jezt an bis über's Jahr unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen, während wir unſern Weg weiter verfolgten, und verſprach, bei unſerer Rückkehr ſolle Alles ausgeglichen ſeyn. Wir trennten uns, Jeder von dem Andern entzückt, nachdem wir ſeinen Sohn mit Geſchenken überhäuft und die andern Gefangenen entlaſſen hatten. Er ſeinerſeits ſchickte uns unſere vierzig Reiter zurück. Am andern Tage ſchrieb uns Saker, daß Mohdi und Douakhry ſich unſern Planen nicht mehr widerſezen, und daß ſie ausgezogen ſeyen, um mit Bargiaß, drei Stunden von da, zu unterhandeln. Wirklich brachen ſie auch mit ihrem Lager auf, und wir thaten das Gleiche; denn das Beiſammenſeyn einer ſo großen Anzahl Menſchen und Heerden hatte den Boden mit Unreinlichkeiten bedeckt, ſo daß der Aufenthalt an dieſem Orte für uns unerträglich war.

Wir ſchlugen unſer Lager ſechs Stunden von da auf, in Maytal el Ebbed, wo wir acht Tage blieben. Saker ſuchte uns hier auf, und wir kamen überein, daß er Allein es übernehmen ſollte, die Beduinen dieſer Gegenden zu vereinigen, während wir in Syrien bleiben wollten, damit nicht, wenn wir das Gebiet, von dem

unſere Feinde unſere Abweſenheit benüzten, unſere Plane zu durchkreuzen, und Stämme von unſerem Bündniß loszureißen.

Uebrigens war das Frühjahr ſchon ſehr vorgerückt, und wir mußten uns eilen, anzukommen, damit nicht die Weiden von Syrien und Meſopotamien von Andern beſezt würden. Wir verſchoben daher den Plan, uns bis zu den Gränzen von Indien bekannt zu machen, auf das folgende Jahr. Bis dahin würde Saker Zeit haben, die Gemüther zu unſern Gunſten zu ſtimmen; denn, ſagte er, man haut einem Baum die Wurzel ab, wenn man ihm einen Aſt abhaut.

Eine Reiſe von wenigen Tagen brachte uns wieder nach Meſopotamien zurück. Wir brauchten zwei Tage, um bei Manſuri über den Euphrat zu gehen, und aus der Wüſte zu kommen, welche El Hamad heißt. Wir ſchlugen unſer Lager an einem Orte auf, wo kein trinkbares Waſſer war; man trifft welches, wenn man tiefe Gruben gräbt, aber es iſt blos für den Gebrauch des Vieh's, die Menſchen können es nicht trinken. Dieſe Gegend heißt Halib el Dow, weil man nur mit Milch ſich hier erfriſchen kann.

Wir gingen von da nach El Sarha, einem mit Waſſer und Weiden reich verſehenen Orte; wir hofften uns hier für unſere Entbehrungen entſchädigen zu können, aber ein eigener Umſtand machte uns den Ort bald zuwider. Der Boden iſt von einer Pflanze bedeckt, welche El Khraſſur heißt, und welche die Kameele mit Begierde freſſen, während ſie die Eigenſchaft hat, ſie ſo ſtark zu berauſchen, daß ſie beinahe närriſch werden. Sie rennen rechts und links, indem ſie Alles zerbrechen, was ihnen aufſtößt, die Zelte umſtürzen und die Menſchen verfolgen.

Während acht und vierzig Stunden konnte kein Menſch die Augen ſchließen; die Beduinen waren beſtändig damit beſchäftigt, die Wuth der Kameele zu dämpfen und ihrer Meiſter zu werden. Ein wirklicher Krieg ſchien mir dieſem fortwährenden Kampfe mit Thieren vorzuziehen, deren ungeheure, durch die Raſerei noch geſteigerte Kraft unberechenbare Gefahren darbot. Aber der Triumph der Gewandtheit über die Kraft mochte große Reize für dieſe Söhne der Natur haben, denn als ich Drayhy beſuchte, um den fieberhaften Zuſtand zu beklagen, in welche dieſe Empörung von neuer Art uns erhielt, ſo lachte er blos, und verſicherte mich, daß dieß eine der größten Ergötzlichkeiten für die Beduinen ſey. Während wir ſprachen, kam ein Kameel von dem ſtärkſten Baue gerade auf uns zu, den Kopf hoch haltend und den Staub mit ſeinen breiten Hufen aufrührend. Drayhy ergriff einen der Pflöcke ſeines Zeltes, erwartete das raſende Thier, und brachte ihm einen mächtigen Schlag auf die Hirnſchale bei. Das Holz zerbrach, und das Kameel wandte ſich anderswohin, um ſeine Wuth auszulaſſen. Hierauf erhob ſich ein Streit: es handelte ſich darum, zu wiſſen, wer ſtärker ſey, das Kameel oder der Scheikh. Dieſer behauptete, daß wenn der Pflock Widerſtand geleiſtet hätte, er den Kopf ſeines Gegners auseinander geſchlagen haben würde; die Anweſenden ſprachen für die Ueberlegenheit des Thiers, an welchem die Waffe zerbrochen war, mit der man es hatte bekämpfen wollen. Ich dagegen ſprach aus, daß ſie beide von gleicher Kraft ſeyen, weil keines von beiden beſiegt worden war. Dieſe Entſcheidung erregte die Heiterkeit ſämmtlicher Zuhörer.

Am folgenden Tage brachen wir mit dem Lager auf. Ein Bote von Saker traf uns auf dem Wege; er kam, uns von dem ungünſtigen Erfolg ſeiner Unterhandlung mit Bargiaß Nachricht zu geben. Abſi, der Hauſirer, genoß ſeine ganze Gunſt, und reizte ihn immer mehr gegen uns auf; er hatte ihn zu dem Entſchluſſe gebracht, wieder zu Mehanna zu ſtoßen, um ſich mit den Wachabiten zu vereinigen, welche ein Heer zu unſerer Vernichtung ſchicken ſollten. Drayhy antwortete, er ſolle ſich nicht in Unruhe ſezen laſſen, Gott ſey ſtärker als ſie, und wiſſe wohl dem guten Rechte Triumph zu verſchaffen. Nach dieſem Vorfall zogen wir unſeres Weges weiter fort.

Bald nachher erfuhren wir, daß der Stamm El Calfa in Zualma ſein Lager aufgeſchlagen habe. Drayhy glaubte, es ſey von Bedeutung, ſich der Mitwirkung dieſes mächtigen und tapfern Stammes zu verſichern. Sein Scheikh Giaſſem war ein alter Freund von Drayhy; er konnte aber weder leſen noch ſchreiben, und es war gefährlich, einen Brief an ihn zu richten, welcher von einem Türken geleſen worden wäre, Was unſern Angelegenheiten weſentlichen Schaden gebracht hätte, wie wir an dem Beiſpiel des Schreibers Abſi auf unſere Koſten erfahren hatten. Wiederum war ich es, den man abſandte, um ihn aufzuſuchen; ich machte mich mit einem

Geleite von ſechs Mann auf den Weg, welche alle auf Dromedaren ritten. Nach zwei Tagen kamen wir an dem bezeichneten Orte an; aber zu unſerem großen Mißvergnügen war der Stamm mit ſeinem Lager aufgebrochen, und wir konnten keine Spur finden, welchen Weg er eingeſchlagen hatte. Wir brachten die Nacht zu, ohne zu trinken und zu eſſen, und beriethen uns am folgenden Tage, Was wir zu thun hatten. Die dringendſte Angelegenheit war die, Waſſer aufzuſuchen, denn bekanntlich iſt der Durſt unerträglicher als der Hunger, und wir durften wohl hoffen, zugleich Quellen und den Stamm zu finden. Wir irrten drei ganze Tage umher, ohne daß wir Waſſer oder Speiſe gefunden hätten. Mein Gaumen war ſo ausgetrocknet, daß ich meine Zunge nicht mehr rühren, noch einen vernehmlichen Laut hervorbringen konnte. Ich hatte alle Mittel erſchöpft, den Durſt zu betäuben, indem ich Kieſel und Bleikugeln in den Mund nahm; mein Geſicht war ſchwarz geworden, meine Kräfte verließen mich. Auf einmal riefen meine Gefährten: Giub el Ghamien (Name eines bekannten Brunnens in der Wüſte), und ſtürzten vorwärts. Dieſe gegen alle Strapazen abgehärtetere Männer ertragen die Entbehrungen auf eine unbegreifliche Art, und waren weit entfernt von dem kläglichen Zuſtande, in welchem ich mich befand. Als ich ſie von mir gehen ſah, brachte die Spannung meiner Nerven, welche durch die außerordentliche Anſtrengung aufgereizt waren, eine ſolche Verzweiflung in mir hervor, daß ich nicht mehr glaubte, bis zu dem Brunnen kommen zu können, und ich mir dachte, ſie werden keinen Tropfen mehr für mich übrig laſſen; ſo warf ich mich weinend zur Erde. Als ſie mich in dieſem Zuſtand erblickten, kamen ſie zurück, und ſprachen mir Muth ein, ich möchte mich anſtrengen, ihnen zu folgen. Als wir an dem Rande des Brunnens angekommen waren, ſtellte ſich einer von ihnen an die Bruſtwehr, und zog ſeinen Sabel, indem er ſagte, er werde, wenn einer ihm nahe komme, ihm den Kopf abhauen. Laßt euch durch meine Erfahrung leiten, ſezte er hinzu, oder ihr ſeyd verloren. Sein feſter Ton flößte uns Achtung ein, und wir gehorchten ſtillſchweigend. Er rief uns einen nach dem andern, und ließ uns über den Rand des Brunnens uns neigen, um zuerſt den feuchten Dunſt einzuathmen. Hierauf ſchöpfte er mit der hohlen Hand eine kleine Maſſe von Waſſer, und brachte es an unſere Lippen, indem er bei mir den Anfang machte; nach und nach erlaubte er uns eine halbe, und dann eine ganze Taſſe davon zu trinken; ſo behandelte er uns drei Stunden lang, hierauf ſagte er: — „trinkt jezt, ihr habe nun Nichts mehr zu wagen; aber wenn ihr nicht auf mich gegeben hättet, wäret ihr alle todt, wie es Allen geht, welche nach einer langen Entbehrung ihren Durſt ohne Vorſicht ſtillen."

Wir brachten die Nacht an dieſer Stelle zu, indem wir in Einem fort tranken, eben ſo ſehr, um unſern Hunger zu betäuben, als um unſern Durſt zu löſchen; je mehr wir tranken, deſto mehr ſteigerte ſich unſere Begierde, zu trinken. Am folgenden Tage ſtiegen wir auf eine Anhöhe, um eine größere Ausſicht zu haben; aber ach! kein Gegenſtand zeigte ſich unſern Blicken in dieſer ungeheuren Wüſte. Indeſſen glaubte dennoch einer unſerer Beduinen in der Ferne etwas zu erblicken, und erklärte, es ſey ein Haudag mit ſcharlachrothem Tuch bedeckt, und von einem ſehr großen Kameel getragen. Seine Kameraden ſahen Nichts; aber da wir keine beſſere Spur hatten, der wir folgen konnten, ſo nahmen wir unſere Richtung nach der Gegend, die er angedeutet hatte, und in der That, bald nachher bemerkten wir einen großen Stamm, und erkannten den Haudag, welcher uns als Leitzeichen gedient hatte; es war glücklicherweiſe der Stamm, den wir ſuchten.

Giaſſem nahm uns ſehr gut auf, und verſuchte, uns unſere Strapazen vergeſſen zu machen. Nachdem wir mit ihm unſern Auftrag abgemacht hatten, diktirte er einen Brief an Drayhy, in welchem er ſich verpflichtete, ſeine Leute und ſein Vermögen zu ſeiner Verfügung zu ſtellen, indem er ſagte, das Bündniß zwiſchen ihnen müſſe bei der langen Dauer ihrer Freundſchaft eines der innigſten ſeyn. Ich zog mit dieſem wichtigen Aktenſtück ab, aber auf einer andern Seite ſehr beſorgt über eine Nachricht, welche er mir über die Ankunft einer Prinzeſſin, der Tochter des Königs von England in Syrien gab, wo ſie einen königlichen Aufwand machte, und mit allen Ehrenbezeugungen von den Türken aufgenommen worden war. Sie hatte Mehanna el Fadel mit Geſchenken überhäuft, und ſich nach Palmyra begleiten laſſen, wo ſie ihre Reichthümer verſchwenderiſch austheilte, und ſich eine furchtbare Partei bei den Beduinen gemacht hatte, welche ſie als Königin ausriefen [*]). Scheikh

davon ſehr ſchmerzlich berührt, indem er darin eine Intrike zu ſehen glaubte, um unſere Plane zu nichte zu machen.

Drayhy, welcher unſere Befangenheit bemerkte, beruhigte uns, indem er ſagte, man könnte Säcke Goldes von Hama bis nach Indien ſäen, ohne dadurch irgend einen befreundeten Stamm von dem Bündniß, das er feierlich eingegangen habe, loszureißen. — „Das Wort eines Beduinen iſt heilig, fügte er hinzu, verfolgt euern Plan, ohne euch im geringſten zu beunruhigen. Was mich betrifft, ſo habe ich meinen Feldzugsplan gemacht: ich reiſe nach Horan, um die Schritte Ebn Sihuds zu bewachen; er allein iſt für uns zu fürchten; ich werde darauf in die Umgegend von Homs zurück kommen.

Scheikh Ibrahim, welcher weder Geld noch Waaren mehr hatte, entſchloß ſich, mich auf der Stelle nach Korietan zu ſchicken, von wo aus ich einen Boten nach Aleppo abgehen laſſen ſollte, um eine Rolle Talaris zu holen. Ich zog freudig ab, entzückt, meine Freunde wieder zu ſehen, und einige Zeit bei ihnen auszuruhen. Der erſte Tag meiner Reiſe ging ohne Unfall vorüber; am folgenden Tage jedoch, gegen vier Uhr, fiel ich in einer Gegend, welche Kankum heißt, unter einen Stamm, den ich uns befreundet glaubte, welcher aber der von Bargiaß war. Es war keine Zeit mehr, zurück zu kehren, und ich ritt auf das Zelt des Scheikhs zu, voraus mein Neger Fodda; kaum aber war er vom Pferde geſtiegen, als er vor meinen Augen niedergehauen wurde, und ich alle Säbel gegen mich gezückt ſah. Meine Beſtürzung war ſo groß, daß ich nicht mehr weiß, was darauf folgte. Ich erinnere mich blos noch, gerufen zu haben: „haltet ein, ich ſpreche den Schuz der Tochter Hedals an," und dann in Ohnmacht gefallen zu ſeyn. Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich in einem Zelt, umgeben von ungefähr zwanzig Frauen, welche ſich bemühten, mich in's Leben zu bringen, indem ſie mich verbranntes Haar, Eſſig und Zwiebeln riechen ließen, während andere mich mit Waſſer beträufelten und geſchmolzene Butter zwiſchen meine trockenen, krampfhaft zuſammengezogenen Lippen brachten. Sobald ich wieder zum Bewußtſeyn kam, nahm mich Bargiaß Frau bei der Hand, indem ſie zu mir ſagte: fürchtet Nichts, Abdalla, Ihr ſeyd bei der Tochter Hedals; Niemand hat das Recht, Euch irgend etwas anzuhaben.

---

[*]) Dieſe vermeintliche Prinzeſſin war Niemand anders, als Lady Eſther Stanhope. S. u.

Als kurz nachher ſich Bargiaß am Eingange des Zeltes gezeigt hatte, um, wie er ſagte, Friede mit mir zu ſchließen, rief ſie ihm zu: „beim Haupte meines Vaters, du wirſt nicht zu mir eintreten, als bis Abdalla ganz geheilt ſeyn wird."

Ich blieb drei Tage unter Bargiaß Zelte, auf's zärtlichſte gepflegt von ſeiner Frau, welche während dieſer Zeit eine Verſöhnung mit ihrem Manne zu Stande zu bringen ſuchte. Ich fühlte noch immer einen ſolchen Groll gegen ſeine Roheit, daß es mir ſchwer fiel, ihm zu vergeben. Endlich jedoch willigte ich ein, das Vergangene zu vergeſſen, unter der Bedingung, daß er den Vertrag mit Drayhy unterzeichne. Wir umarmten uns, und ſchworen Brüderſchaft. Bargiaß gab mir einen Neger, indem er zu mir ſagte: „Ich habe dein Silber aufgeopfert, ich gebe dir dafür einen Edelſtein." Dieß war ein Wortſpiel mit den Namen der beiden Neger, Fodda — Silber, und Giauhr — Edelſtein. Hierauf ließ er ein Feſt zu Ehren unſerer Verſöhnung bereiten. Mitten unter dem Mahl kam ein Bote von Drayhy mit verhängtem Zügel an, indem er Bargiaß eine Kriegserklärung auf Leben und Tod brachte, voll ſchmähender Beiworte: „Du Verräther, hieß es darin, der du das heilige Geſez der Beduinen verlezeſt; du Ehrloſer, der du deine Gäſte ermordeſt, du Osmanli mit ſchwarzem Geſichte, wiſſe, daß das Blut deines ganzen Stammes nicht hinreichte, um das meines theuren Abdalla's zu erkaufen. Rüſte dich zum Kampf, mein Streitroß wird nicht eher Ruhe genießen, bis ich den Lezten deines Geſchlechts vernichtet habe." Ich reiſte eilends ab, um jedem feindlichen Zuſammentreffen zuvor zu kommen, und Scheikh Ibrahim und Drayhy zu beruhigen. Ich kann nicht ſagen, mit welcher Freude ich empfangen wurde: ſie wollten ihren Augen nicht trauen, ſo wunderbar ſchien ihnen meine Ankunft. Ich erzählte ihnen, was vorgegangen war.

Am folgenden Tage machte ich mich nach Korietan auf den Weg, wo ich zwanzig Tage blieb, indem ich die Rückkehr des Boten erwartete, den ich nach Aleppo geſchickt habe. Ich bedurfte ſehr dieſer Ruhe und der Gelegenheit, mir eine neue Kleidung anzuſchaffen, da meine alte in Lumpen zerfiel; aber ich ſollte längere Zeit hier bleiben als ich wollte, denn es verbreitete ſich die Nachricht, daß das Heer der Wachabiten die Wüſte von Damaskus überfallen und mehrere Dörfer verwüſtet habe, indem ſie die Männer und die Kinder bis auf den lezten niedermezelten, und nur die Frauen am Leben ließen, aber nachdem ſie dieſelben erſt geplündert hatten. Der Scheikh von Korietan, außer Stands, den geringſten Widerſtand zu leiſten, ließ die Thore der Stadt ſchießen, verbot, ſie zu verlaſſen, und erwartete zitternd die Ereigniſſe ab. Bald erfuhren wir, Palmyra ſey von dem Feinde angegriffen worden, die Einwohner haben ſich in einen Tempel geflüchtet, und darin glücklich vertheidigt, die Wachabiten, welche ſie nicht daraus treiben konnten, haben ſich damit begnügt, die Kameeltreiber zu tödten, und die Heerden wegzuführen. Von da waren ſie ausgezogen, um das Dorf Arak zu plündern, und hatten ſich in die Umgegend zerſtreut. Dieſe unglücklichen Nachrichten beunruhigten mich ſehr über das Schickſal meines Boten, welcher jedoch geſund und wohlbehalten mit dem Gelde Scheikh Ibrahims ankam. Er hatte ſich einige Zeit nach Saddad geflüchtet, deſſen Einwohner, nachdem ſie eine ziemlich ſtarke Kontribution bezahlt, für den Augenblick nichts zu fürchten hatten. Ich benüzte dieſen Umſtand, legte meine Beduinentracht ab, und kleidete mich wie ein Chriſt von Saddad, und gelangte nach dieſem Dorfe, wo ich Nachrichten von Drayhy erhielt, welcher in Ghaudat el Cham mit Bargiaß Stamme lagerte. Ich begab mich ſo ſchnell als möglich zu ihm, und erfuhr, daß ein furchtbares Bündniß zwiſchen Mehanna el Fadel und dem Stamme des Gebiets von Samarkand gebildet worden war. Sie hatten Intriken angezettelt mit den Gouverneuren von Homs und Hama, indem ſie ſo Türken und Beduinen gegen uns vereinigten. In dieſer kritiſchen Lage dachte ich an unſern Freund, den Baſſa Soliman, und forderte Scheikh Ibrahim auf, nach Damaskus zu geben, um mit ihm zu unterhandeln. Wir reisten ſogleich dahin, und ſtiegen bei ſeinem erſten Miniſter Hagim ab, welcher uns mit dem Namen der vorgeblichen Engliſchen Prinzeſſin bekannt machte, und uns ſagte, daß durch den Einfluß und die Geſchenke der Lady Stanhope Mehanna ſich eine mächtige Partei bei den Türken geſchaffen habe. Dieſe Nachrichten befeſtigten uns in dem Glauben, daß England von unſern Planen unterrichtet, auf einer Seite die Wachabiten beſolde, während es auf der andern durch die Vermittlung der Lady Stanhope die Beduinen von Syrien mit den Türken zu vereinigen ſuche. Das Zuſammentreffen bei Herrn Chabaſſan mit einem Engländer, welcher nach dem Namen Scheikh Ibrahims fragte, beſtätigte dieſe Vermuthungen noch mehr. Er ſuchte uns auszuforſchen; wir waren aber zu ſehr auf unſerer Hut. Nachdem wir von Soliman Baſſe ausgewirkt hatten, Was wir wünſchten, ſo beeilten wir uns, wieder zu unſerm Stamme zu kommen.

Der Muth Drayhy's ſank nicht: er verſicherte uns, er würde einer noch viel ſtärkern Partei die Spize bieten. Der Bujurdi, den uns Soliman Baſſa mitgab, war des Inhalts, daß die Gouverneure von Homs und Hama ſeinen getreuen Freund und vielgeliebten Sohn Drayhy Ebn Chahllan zu reſpektiren haben, da dieſem, als dem Oberhaupt der Wüſte von Damaskus, Gehorſam gebühre; jedes Bündniß gegen ihn ſey dem Willen der Pforte zuwider. Mit dieſem Aktenſtück verſehen, zogen wir uns gegen Hama, und einige Tage nachher folgte eine Einladung von Lady Eſther Stanhope, ſich mit ſeiner Frau, Madame Lascaris, welche in Acre zurück geblieben war, bei ihr einzufinden. Dieſe Einladung war ihm um ſo mehr zuwider, als er ſchon ſeit drei Jahren vermieden hatte, ſeiner Frau Nachricht von ſich zu geben, um ſie über ſeinen Aufenthaltsort und ſeine Freundſchaft mit den Beduinen in Unwiſſenheit zu laſſen; indeß mußte er doch Lady Stanhope antworten. Er ſchrieb ihr, daß er die Ehre haben werde, ſich zu ihr zu begeben, ſo bald als es die Umſtände geſtatteten; zu gleicher Zeit ſchickte er einen Eilboten an ſeine Frau ab, um ihr aufzutragen, ſie ſolle die Einladung ihrer Seits ausſchlagen, aber es war zu ſpät. Unruhig über das Schickſal ihres Gatten, hatte ſich Madame Lascaris unmittelbar nach Hama zu Lady Stanhope begeben, in der Hoffnung, durch ſie eine Spur von ihm aufzufinden; ſo ſah Herr Lascaris ſich genothigt, ſich zu ihr zu begeben.

Während deſſen kam Mehanna immer näher, indem er ſich der Mitwirkung der Osmanli's für verſichert hielt; Drayhy, der glaubte, jezt ſey der Augenblick gekommen, mit dem Bujurdi des Baſſa's heraus zu rücken, ſchickte ſeinen Sohn Saher nach Homs und Hama, wo er mit den größten Ehren empfangen wurde. Als die beiden Gouverneure den Befehl zu Geſichte bekamen, den er ihnen brachte, ſo ſtellten ſie ihre Truppen zu ſeiner Verfügung, indem ſie Mehanna für einen Verräther erklären, weil er die Wachabiten, die erbittertſten Feinde der Türken, herbei gerufen habe.

Lady Eſther Stanhope lud Saher ein, zu ihr zu kommen, überhäufte ihn mit Geſchenken, ſowohl für ihn als für ſeine Frau und ſeine Mutter; gab jedem Reiter aus ſeinem Gefolge einen Machlas und Stiefel, und ſagte ihm, daß es ihr Plan ſey, in kurzer Zeit ſeinen Stamm zu beſuchen. Für Herrn Lascaris nahm der Aufenthalt bei ihr kein ſo angenehmes Ende. Nachdem Lady Stanhope durch liſtige Fragen vergeblich verſucht hatte, einige Aufklärung über ſeine Verhältniſſe mit den Beduinen zu erhalten, nahm ſie am Ende einen gebieteriſchen Ton an, welcher Herrn Lascaris den Vorwand zum Bruche gab. Er ſchickte ſeine Frau nach Acre zurück, und verließ Lady Stanhope, gänzlich mit ihr zerfallen. —

Mehanna rüſtete ſich, den Kampf zu beginnen, aber da er ſah, daß Drayhy durch ſein Herannahen keineswegs in Furcht geſezt werde, ſo hielt er es für klug, einer Verſtärkung von den Osmanlis ſich zu verſichern, und ſchickte ſeinen Sohn Fares nach Homs, um von dem Gouverneur die Erfüllung ſeines Verſprechens zu erbitten; dieſer aber, ſtatt ihm das Kommando über ein Truppenkorps zu übertragen, ließ ihn in Feſſeln ſchlagen und in ein Gefängniß werfen. Mehanna, über dieſe betrübende Nachricht beſtürzt, ſah in einem Augenblick von der höchſten Gewalt ſich zu der traurigen, erniedrigenden Nothwendigkeit herabgeſunken, nicht allein ſich Drayhy zu unterwerfen, ſondern auch noch ſeinen Schuz gegen die Türken anzuflehen. Der arme Greis, von dieſem unerwarteten Unglück niedergedrückt, ſah ſich genöthigt, die Vermittlung Aſſafs, des Scheikhs von Saddad, nachzuſuchen, welcher ihm verſprach, den Frieden auszuwirken. Wirklich zog er auch mit hundert Reitern aus, um ihn zu begleiten, und indem er ihn mit ſeinem Geleite in einiger Entfernung von dem Lager ließ, ging er allein zu dem Zelte Drayhy's, welcher ihn als Freund aufnahm, aber Anfangs die Unterwerfung Mehanna's von ſich wies. Wir vermittelten darauf zu ſeinen Gunſten. Scheikh Ibrahim machte die Gaſtfreundſchaft geltend, mit welcher er uns bei unſerer Ankunft in der Wüſte aufgenommen hatte, und Saher, indem er zweimal die Hand ſeines Vaters küßte, verband ſeine Bitten mit den unſrigen. Drayhy gab endlich nach, die Vornehmſten des Stammes machten ſich auf den Weg, um Mehanna entgegen zu gehen, und ihn mit der ſeinem Alter und ſeinem Range gebührenden Achtung zu empfangen. Als er vom Pferde geſtiegen war, ließ ihn Drayhy an den Ehrenplaz in der Ecke des Zeltes ſizen, und befahl Kaffee zu bringen. Mehanna erhob ſich und ſagte: „Ich werde nicht eher deinen Kaffee trinken, bis wir vollkommen verſöhnt ſind, und die ſieben Steine in die Erde gegraben haben.“ Nachdem bei dieſen Worten Drayhy ebenfalls aufgeſtanden war, zogen ſie ihre Säbel, und boten ſie ſich gegenſeitig zum Kuſſe; hierauf umarmten ſie ſich, und nach der Reihe alle Anweſenden. Mehanna machte mit ſeiner Lanze in der Mitte des Zeltes ein einen Fuß tiefes Loch in die Erde, und nachdem er ſieben kleine Steine ausgeſucht hatte, ſagte er zu Drayhy: „Im Namen des Gottes des Friedens begraben wir zu meiner und deiner Bürgſchaft für immer unſere Zwietracht.“ So oft ſie einen Stein in das Loch geworfen hatten, bedeckten ihn die beiden Scheikhs, und traten die Erde mit ihren Füßen, während die Frauen betäubende Freudenſchreie ausſtießen. Nachdem die Zeremonie *) beendigt war, nahmen ſie ihre Pläze wieder ein, und man brachte den Kaffee. Von dieſem Augenblick an war es nicht mehr erlaubt, an die Vergangenheit zu erinnern und von Krieg zu ſprechen. Man verſicherte mich, eine Verſöhnung, wenn ſie regelmäßig zu Stande gebracht werden ſolle, müſſe immer auf dieſe Art vor ſich gehen. Nach einer reichlichen Mahlzeit verlas ich den Vertrag, unter welchen Mehanna und vier andere Stammhäuptlinge ihr Siegel ſezten **). Ihre vereinigten Kräfte betrugen ſiebentauſend ſechshundert Zelte, und Was das wichtigſte war, Drayhy wurde dadurch der Häuptling von allen Beduinen in Syrien, wo ihm nicht ein einziger Feind mehr übrig blieb. Saher ging nach Homs, um Fares Befreiung auszuwirken, den er mit einem Ehrenpelz bekleidet zurückbrachte, um an der allgemeinen Freude Theil nehmen zu können; hierauf zerſtreuten ſich die Stämme, und beſezten das ganze Land von Horan bis nach Aleppo.

Wir erwarteten nur noch das Ende des Sommers, um wieder nach dem Oſten aufzubrechen, wo wir die Angelegenheiten zu Ende bringen wollten, welche ſich im vorhergehenden Jahre zwiſchen uns und den Stämmen von Bagdad und Baſſora angeſponnen hatten. Dieſe Zeit der Ruhe und der Muſe wurde mit Zurüſtungen ausgefüllt zu einer Hochzeit zwiſchen Giarah, dem Sohne von Fares, Häuptling des Stammes El Harba, und Sabha, der Tochter Bargiaß, dem ſchönſten Mädchen der Wüſte. Ich nahm ganz beſondern Antheil daran, indem ich die Braut während meines Aufenthalts bei ihrer Mutter kennen gelernt hatte. Fares bat Drayhy, ihn zu Bargiaß zu begleiten, und mit ihm den Freiwerber zu machen. Die Angeſehenſten des Stammes begleiteten ihn in ihren reichſten Gewändern. Wir kamen in Bargiaß Zelte an, ohne daß uns Jemand entgegen gekommen war. Bargiaß ſelbſt erhob ſich nicht, um uns zu empfangen; dieß iſt der Brauch bei ſolchen Gelegenheiten; das geringſte Zeichen, daß es einem angelegen ſey, würde für eine Unſchicklichkeit angeſehen werden. Nach einigen Augenblicken nahm Drayhy das Wort und ſagte: „warum ſchenkt Ihr uns einen ſo ſchlechten Empfang? wenn Ihr uns Nichts zu eſſen geben wollt, ſo werden wir wieder heimgehen.“ Während dieſer Zeit betrachtete Sabha, welche in dem den Frauen eingeräumten Theil des Zeltes ſich aufhielt, durch eine Oeffnung in der Leinwand den ihr zugedachten Bräutigam. Ehe man die Unterhandlung beginnt, muß das junge Mädchen ein Zeichen machen, daß ihr der Bräutigam gefällt, denn wenn ſie, nachdem ſie auf die Art, die ich eben beſchrieben habe, ihn insgeheim beſehen hat, und ihrer Mutter zu verſtehen gibt, daß ihr der Künftige nicht gefalle, ſo hat es mit der Sache ſein Bewenden; dießmal aber war der Bräutigam ein junger, ſchöner Mann, mit edler, ſtolzer Miene, und Sabha machte gegen ihre Mutter das Zeichen, daß ſie zuſtimme, worauf ſie Drayhy antwortete: „Ihr ſeyd willkommen! nicht allein werden wir Euch von Herzen gerne zu eſſen geben, ſondern wir werden Euch auch Alles zugeſtehen, was Ihr wünſchen werdet.“ — „Wir kommen, antwortete Drayhy, um Eure Tochter zur Ehe für den Sohn unſeres Freundes zu erbitten, Was wollt Ihr als ihre Mitgift?“ — „Hundert Naka's*), antwortete Bargiaß, fünf Pferde von der Raçe von Neggde, fünfhundert Schafe, drei Neger und drei Negerinnen, um Sabha zu bedienen; als Ausſtattung eine mit Gold geſtickte Machlah, ein Kleid von Seidendamaſt, zehn Armbänder von Ambra und Korallen, und gelbe Stiefel.“ Drayhy machte einige Bemerkungen über dieſe ungeheure Forderung, indem er ſagte: „Du haſt im Sinn, das Arabiſche Sprichwort wahr zu machen: wenn du deine Tochter nicht verheirathen willſt, ſo halte ſie hoch im Preiſe. Sey vernünftiger, wenn du wünſcheſt, daß dieſe Heirath zu Stande komme.“

---

*) Man nennt ſie Hasnat.

**) Dieſe Häuptlinge waren Zarak Ebn Fahrer; Häuptling des Stammes El Giuſlan; Giurah Ebn Meghiel, Häuptling des Stammes El Giama; Ghaleb Ebn Rundun, Häuptling des Stammes El Ballahiß; und Fareß. Ebn Nedged, Häuptling des Stammes El Muslekher.

Endlich wurde der Preis auf fünfzig Naka's, zweihundert Schafe, einen Neger und eine Negerin feſtgeſtellt. Die Ausſtattung blieb, wie Bargiaß ſie gefordert hatte. Man fügte ſogar noch Machlahs und gelbe Stiefel für die Mutter und für mehrere andere Perſonen aus der Familie hinzu. Nachdem ich dieſe Bedingungen niedergeſchrieben hatte, las ich ſie mit lauter Stimme vor. Hierauf ſagten die Anweſenden das Gebet Faliha her, das Vater Unſer der Muſelmanen, welches ſo zu ſagen dem Kontrakt die Weihe gibt, und man bot Kameelsmilch herum, wie man in einer Stadt von Syrien Limonade aufgewartet hätte. Nach dem Mahle ſtiegen die jungen Leute zu Pferd, um ſich dem Djerid *) und andern Spielen hinzugeben. Giarah zeichnete ſich aus, um ſeiner Braut zu gefallen, welche mit Vergnügen ſeine Gelenkigkeit und ſeinen Anſtand bemerkte. Wir ſchieden bei Einbruch der Nacht, und man dachte an Nichts mehr als an die Zurüſtungen zur Hochzeit.

---

*) Kameelweibchen von der edelſten Art.

Nach Verfluß von drei Tagen war die Mitgift, oder vielmehr der Kaufpreis für Sabha bereit; ein ungeheures Geleite machte ſich in folgender Ordnung auf den Weg: voran ritt ein Reiter mit einer weißen Fahne an der Spize ſeiner Lanze: er rief: ich trage Bargiaß unbefleckte Ehre. Nach ihm kamen die Kameele mit Gewinden von Blumen und Laub geziert, und von ihren Führern begleitet. Hierauf der Neger zu Pferd, reich gekleidet, und von Fußgängern umgeben, welche Volkslieder ſangen. Hinter ihnen ein Trupp von Kriegern, welche Flinten trugen, die ſie in Einem fort abfeuerten. Hierauf folgte eine Frau mit einer großen Kohlenpfanne, in welche ſie Weihrauch warf. Sodann kamen die Mutterſchafe, von Hirten geführt, wie Schibuk, der Bruder Antars **),

vor beinahe zweitauſend Jahren that, denn die Sitten der Beduinen wechſeln nie. Hierauf kam die Negerin zu Pferde, umgeben von zweihundert Frauen zu Fuß; dieſe Gruppe machte keineswegs das geringſte Geräuſch, denn die Freudenſchreie und der Hochzeitsgeſang der Arabiſchen Frauen ſind viel gellender, als man ausdrücken könnte. Der Zug wurde geſchloſſen durch das Kameel, welches die Ausſtattung trug; die mit Gold geſtickten Machlas waren auf allen Seiten ausgebreitet, und bedeckten das Thier. Die gelben Stiefel hingen um ſeine Seiten her, und die Gegenſtände des Kaufpreiſes, in Gewinden geordnet und mit Kunſt angebracht, bildeten den prachtvollſten Anblick. Ein Kind von der ausgezeichnetſten Familie, welches auf dieſem Kameele ritt, ſagte mit lauter Stimme: „Könnten wir immer ſiegreich ſeyn! könnte das Feuer unſerer Feinde für immer erlöſchen!“ Andere Kinder gingen neben her und riefen: „Amen!“ Was mich betraf, ſo lief ich von einer Seite zur andern, um dieſes Schauſpiel beſſer zu genießen.

Bargiaß kam dießmal uns entgegen mit den Reitern und Frauen ſeines Stammes; die Schreie und Geſänge wurden wahrhaft betäubend; die Pferde, von allen Seiten heranſprengend, hatten uns bald in eine Staubwolke gehüllt.

Als die Geſchenke um Bargiaß Zelt her ausgebreitet und in Ordnung gelegt waren, machte man den Kaffee in einem großen Keſſel, und Jeder trank davon, bis das Mahl begann.

Zehn Kameele, dreißig Schafe und eine ungeheure Maſſe von Reiß bildeten die Beſtandtheile des Mahls, nach welchem man einen zweiten Keſſel mit Kaffee leerte. Nachdem die Mitgift angenommen war, beendigte man die Ceremonie, indem man auf's Neue das Gebet herſagte; und man kam überein, daß Giarah ſeine Braut in drei Tagen abholen ſollte. Vor dem Abzug begab ich mich in das Gemach der Frauen, um Bargiaß Frau noch genauer mit Scheikh Ibrahim bekannt zu machen, und ihr auf's Neue für die Pflege zu danken, die ſie mir geſchenkt hatte. Sie antwortete mir, ſie wolle mich ihr noch mehr verbinden, indem ſie mir ihre Nichte zur Frau gebe; Scheikh Ibrahim aber verſchob es auf's folgende Jahr, mir die Erlaubniß zur Annahme ihres zuvorkommenden Vorſchlags zu geben.

---

*) Eine Reiterübung mit Stöcken, die wie Wurfſpieße geſchleudert werden. Dieſe Stöcke heißen Djerid.

**) Zu den am Ende des zweiten Bandes gegebenen Bruchſtücken des Antarliedes heißt dieſer Bruder Chaibub.
Anmerk. d. Ueberſ.

Am Abend vor dem für die Hochzeit angeſezten Tage verbreitete ſich das Gerücht, ein furchtbares Heer der Wachabiten ſey in der Wüſte erſchienen; Eilboten flogen von Stamm zu Stamm, ſie einladend, ſich zu Drei und Vier zu vereinigen, damit der Feind ſie auf allen Punkten zu ihrem Empfang gerüſtet finde; und Wenig fehlte, daß nicht die Hochzeit mit einem Kampf auf Tod und Leben begonnen hätte, ſtatt mit einem Scheintreffen, wie es der gewöhnliche Brauch iſt.

Draphy und die andern Häuptlinge zogen am frühen Morgen mit tauſend Reitern und fünfhundert Frauen aus, um die ſchöne Sabha zu erobern. In einer kleinen Entfernung vom Lager hält der Zug: die Greiſe und Frauen ſizen ab, und erwarten den Ausgang eines Kampfes zwiſchen den jungen Leuten, welche die Braut entführen, und denen des Stammes, welche ſich ihrer Abſicht widerſezen wollen; dieſer Kampf hat oft traurige

Folgen; es iſt aber dem Brautigam nicht erlaubt, daran Theil zu nehmen, da ſein Leben in Folge der Ränke ſeiner Nebenbuhler in Gefahr kommen könnte. Dießmal kamen die Kämpfer mit ein paar Duzend Wunden davon, und der Sieg, wie ſich's gehörte, blieb auf Seite der Unſern, welche die Braut entführten und ſie den Frauen unſeres Stammes übergaben. Sabha war von ungefähr zwanzig jungen Mädchen begleitet, und von drei beladenen Kameelen gefolgt. Das erſte trug ihr Haudag, mit ſcharlachnem Tuch bedeckt, mit Franzen und buntfarbigen wollenen Troddeln behangen und mit Straußenfedern geſchmückt. Gewinde von Muſcheln, und Schnüre von farbigem Glas zierten das Innere, und faßten kleine Spiegel ein, welche, an verſchiedenen Stellen angebracht, die Scene von allen Seiten widerſtrahlten. Seidene Kiſſen lagen bereit, um die Braut aufzunehmen; das zweite Kameel war mit ihrem Zelt, und das dritte mit ihren Tapeten und ihrem Küchengeſchirr beladen. Als die Braut in ihrem Haudag Plaz genommen hatte, umgeben von den Frauen der Häuptlinge, welche auf ihren Kameelen ritten, und andern Frauen zu Fuß, ſezte ſich der Zug in Bewegung. Reiter, welche voran galoppirten, kündigten ihre Ankunft den Stämmen an, auf welche wir treffen mußten, und welche uns entgegen kamen, indem ſie Weihrauch ſtreuten, und Schafe zu den Füßen der Kameele der Braut ſchlachteten. Nichts kann einen vollkommenen Begriff weder von dieſer Scene, noch von denen geben, die den ganzen Tag und die ganze Nacht dauerten. Es wäre nicht möglich, die Tänze, die Geſänge, die Freudenfeuer, die Gelage, die

Schreie jeder Art, den Lärm zu beſchreiben, welche auf
ihre Ankunft folgte. Zweitauſend Pfund Reiß, zwanzig
Kameele und fünfzig Schaafe wurden bei dem Mahle
der Häuptlinge verzehrt. Acht ganze Stämme waren
durch Fares Gaſtfreundſchaft verſammelt, und noch um
Mitternacht rief man: „Wer Hunger hat, komme, um
zu eſſen.“ Mein Ruf bei ihnen war ſo groß, daß
Giarab mich um einen Talisman bat, um das Glück
dieſer Verbindung zu ſichern. Ich zeichnete ſeinen und
ſeiner Frau Namenszug in Europäiſchen Schriftzügen
auf, und ſtellte ſie ihm mit Feierlichkeit zu; Niemand
zweifelte an der Wirkſamkeit dieſes Zaubers, da man die
Zufriedenheit der beiden Brautleute ſah.

Da einige Tage nachher die Nachricht kam, daß
die Wachabiten zehntauſend Mann ſtark Palmyra bela-
gerten, ſo gab Draphy den Befehl, ihnen entgegen zu
ziehen, und wir trafen auf ſie bei El Dow. Man wech-
ſelte von beiden Seiten bis zum Einbruch der Nacht ei-
nige Flintenſchüſſe, ohne jedoch einen ernſtlichen Kampf
zu beginnen. Ich hatte Gelegenheit, in dieſen Kriegen
der Wüſte, wo man oft auf lange Zeit den Mundvor-
rath für das Heer mit ſich nehmen muß, den Vortheil
der Marduff's ſchäzen zu lernen. Dieſe von zwei Män-
nern beſezte Kameele ſind wie wandelnde Feſtungen, wenn
ſie mit Allem, was ſie zu ihrer Nahrung und Verthei-
digung nöthig haben, verſehen ſind. Ein Schlauch mit
Waſſer, ein Sack mit Mehl, ein Sack mit getrockneten
Datteln, ein Krug mit Butter aus Schafmilch, und
Kriegsbedarf bilden auf dem Rücken des Kameels gleich-
ſam einen viereckigten Thurm. Die Männer, welche

auf beiden Seiten bequem in Sizen von Stricken Plaz nehmen, haben nicht nöthig, irgend Jemand um Etwas anzugehen. Wenn ſie Hunger haben, ſo kneten ſie ein wenig Mehl mit Butter, und eſſen es ſo, ohne es zu kochen; einige Datteln und ein wenig Waſſer vollenden das Mahl dieſer mäßigen Leute; um zu ſchlafen, verlaſſen ſie das Kameel nicht, ſondern legen ſich rücklings auf daſſelbe, wie ich ſchon beſchrieben habe.

Am folgenden Tage wurde der Kampf ernſthafter; unſere Beduinen ſchlugen ſich mit größerer Hize als ihre Gegner, weil ſie ihre Frauen und Kinder hinter ſich hatten, während die Wachabiten, ferne von ihrer Heimath und auf Nichts ausgehend, als auf Plünderung, wenig aufgelegt waren, ihr Leben zu wagen, da ſie Nichts dabei zu gewinnen hatten. Die Nacht trennte die Kämpfenden; aber in der Morgendämmerung des folgenden Tages begann die Schlacht auf's Neue mit aller Wuth; endlich gegen Abend entſchied ſich der Sieg zu unſern Gunſten; wir hatten ſechszig der ihrigen getödtet, zwei und zwanzig Gefangene gemacht, und vierzehn ſchöne Stuten und ſechszig Kameele weggenommen. Die übrigen ergriffen die Flucht, und ließen uns Meiſter des Schlachtfeldes. Dieſer Sieg vermehrte noch den Ruf Draphy's, und erfüllte Scheikh Ibrahim mit der größten Freude, ſo daß er ausrief: Gottlob, unſere Angelegenheiten gehen gut!

Da wir in der Wüſte von Syrien keine Feinde mehr zu fürchten hatten, ſo trennte ſich Scheikh Ibrahim auf einige Zeit von dem Stamm, und ging nach Homs, um Waaren zu kaufen und nach Europa zu ſchreiben.

Während unſers Aufenthalts in dieſer Stadt ließ er mir vollkommene Freiheit, mich zu vergnügen, und von allen meinen Mühſeligkeiten auszuruhen; ich machte den ganzen Tag Luſtpartien auf's Land mit mir befreundeten jungen Leuten, und genoß doppelt dieſes vergnügliche Leben durch den Kontraſt mit dem, welches ich bei den Beduinen geführt hatte. Aber ach! meine Freude ſollte von kurzer Dauer ſeyn, und ſich bald in die bitterſte Betrübniß verwandeln. Ein Bote, welcher von Aleppo kam, brachte mir einen Brief meiner Mutter, welche in die tiefſte Trauer verſezt war durch den Tod meines Bruders, den die Peſt dahingerafft hatte. Ihr Brief war unzuſammenhängend, *ſo gewaltig war ihr Schmerz.* Sie wußte nicht, was ſeit drei Jahren aus mir geworden war, und beſchwor mich, wenn ich noch am Leben ſey, ſie zu beſuchen. Dieſe traurige Nachricht beraubte mich des Gebrauchs meiner Sinne, und ich blieb drei Tage, ohne zu wiſſen, wo ich war, und ohne irgend eine Nahrung zu mir nehmen zu wollen; durch die Pflege Herrn Lascaris kam ich nach und nach wieder zur Beſinnung; aber Alles, was er mir erlaubte, beſtand darin, daß ich meiner armen Mutter ſchreiben durfte; noch dazu konnte ich ihr meinen Brief erſt am Tage vor der Abreiſe ſchicken, damit ſie nicht ſelbſt käme, um mich aufzuſuchen; ich übergehe jedoch, Was ich damals fühlte, indem es den Leſer nicht intereſſiren kann, und komme auf unſere Reiſe zurück. Da Drayby uns benachrichtigt hatte, daß er bald gegen Oſten ziehen werde, ſo machten wir uns eiligſt auf den Weg, um wieder zu ihm zu treffen; er hatte zu unſerer Verfügung drei Kameele, zwei Stuten und vier Wegweiſer geſtellt. Am Tage unſerer Abreiſe von Homs fühlte ich eine ſo außerordentliche Beengung des Herzens, daß ich verſucht war, es für ein trauriges Vorgefühl zu halten. Es kam mir vor, wie wenn ich einem ſchnellen Tode entgegen ginge, ich hielt mir jedoch die beſten Vernunftgründe entgegen, die mir zu Gebote ſtanden, und gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß Das, was ich fühlte, die Folge der Niedergeſchlagenheit war, in welche mich der ſchmerzliche Brief meiner Mutter verſetzt hatte; endlich reiſten wir ab, und nachdem wir den ganzen Tag unterwegs geweſen waren, beredeten uns unſere Führer, unſere Reiſe auch bei Nacht fortzuſetzen, da wir nur noch zwanzig Stunden zu machen hatten. Es begegnete uns nichts Außerordentliches bis Mitternacht. Die einförmige Bewegung des Ritts fing an, uns einzuſchläfern, als der Führer, welcher voraus war, rief: „haltet die Augen offen und gebet Acht, denn wir ſind am Rande eines tiefen Abgrunds.“ Der Weg war nur einen Fuß breit, zur Rechten ein ſenkrechter Berg, zur Linken der Abgrund, welcher Wadi el Hail heißt. Ich erwachte aufgeſchreckt, rieb mir die Augen, und nahm den Zügel wieder auf, welchen ich auf dem Hals meiner Stute hatte hinſchlottern laſſen; dieſe Vorſicht aber, durch welche ich mich retten wollte, hatte beinahe meinen Tod verurſacht, denn da das Thier an einem Steine geſtrauchelt war, ſo zog ich vor Angſt die Zügel ſchärfer an; es bäumte ſich, und als es wieder auf den Boden hernieder wollte, verlor es die Spur des Wegs, reckte in die Luft hinaus, und überſtürzte mit mir in den

Abgrund. Was nach dieſem Augenblick des Schreckens ſich mit mir zutrug, weiß ich nicht; Scheikh Ibrahim erzählte mir nachher Folgendes: vom Schreck erfaßt, ſtieg er vom Pferde, und ſuchte den Abgrund zu unterſcheiden, in welchem ich verſchwunden war; aber da die Nacht ſehr dunkel war, ſo hatte ihm blos das Geräuſch meines Fall's ihm eine Andeutung gegeben, und er ſah Nichts, als einen ſchwarzen Abgrund zu ſeinen Füßen. Er begann zu weinen und die Wegweiſer zu beſchwören, in den Abgrund hinab zu ſteigen, ſie hielten es aber in der Dunkelheit für nicht thunlich, und verſicherten außerdem, es würde vergebliche Mühe ſeyn, da ich nicht nur todt, ſondern auch an den Felſenſpitzen ganz zerſchellt ſeyn müſſe; hierauf erklärte er, von dieſem Ort nicht weichen zu wollen, ehe die Tageshelle erlaube, Nachſuchungen zu machen, und verſprach Dem hundert Tallaris, welcher meinen Leichnam, wie verſtümmelt er auch ſeyn möge, zurück brächte, indem, wie er ſagte, er mich nicht den wilden Thieren zur Beute laſſen könne; hierauf ſezte er ſich am Rande des Abgrunds nieder, und erwartete in düſterer Verzweiflung die erſte Helle des Morgens.

So bald es tagte, ſtiegen die vier Männer nicht ohne Mühe hinab, und trafen mich ohne Bewußtſeyn an meinem Gürtel hängend, den Kopf abwärts. Die todte Stute lag einige Klafter tiefer unten auf dem Grunde der Schlucht. Ich hatte zehn Wunden am Kopfe, der linke Arm war ganz auseinander, die Rippen gebrochen, die Beine bis auf den Knochen geſchunden; als man mich zu den Füßen Scheikh Ibrahims niederlegte, gab ich kein Zeichen von Leben von mir; er warf ſich weinend auf mich; aber da er Kenntniſſe in der Medicin hatte, und nie ohne eine kleine Apotheke reiſete, ſo überließ er ſich nicht lange einem unnüzen Schmerze. Er verſicherte ſich zuerſt durch geiſtige Eſſenzen, welche er in meine Naſenlöcher brachte, daß ich nicht ganz todt ſey, legte mich vorſichtig auf ein Kameel, und ging mit mir bis zu dem Dorfe El Habedin zurück. Während dieſes kurzen Wegs ſchwoll mein Körper ungemein auf, ohne irgend ein anderes Lebenszeichen von ſich zu geben. Der Scheikh des Dorfs ließ mich auf eine Matraze legen, und ſchickte nach Homs um einen Wundarzt. Neun ganze Stunden blieb ich liegen, ohne auch nur die geringſte Empfindung zu zeigen. Nach Verfluß dieſer Zeit öffnete ich die Augen, ohne irgend eine Vorſtellung von Dem, was um mich her vorging, oder die geringſte Erinnerung an Das, was mir begegnet war, zu haben. Ich befand mich wie unter dem Einfluſſe eines Traumes, in dem ich keinen Schmerz fühlte. So blieb ich vier und zwanzig Stunden, und erwachte nur aus dieſem Todesſchlaf, um unausſprechliche Schmerzen zu fühlen; hundertmal beſſer wäre es geweſen, ich wäre im Grunde jener Schlucht todt geblieben.

Scheikh Ibrahim verließ mich nicht einen Augenblick, und bot dem Wundarzt alle erdenklichen Belohnungen an, wenn es ihm gelinge, mich zu retten. Dieſer bot dem möglichſten Eifer auf, aber er war nicht ſehr geſchickt, und nach dreißig Tagen verſchlimmerte ſich mein Zuſtand ſo bedeutend, daß man den Brand fürchtete. Drayhy war gekommen, um mich zu beſuchen, ſo bald er meinen Unfall erfahren hatte; auch er beweinte mich, und bot dem Wundarzt reiche Geſchenke an, um ſeinen Eifer zu beleben; aber ſo leid es ihm um mich that, konnte er doch ſich nicht enthalten, den Verluſt ſeiner Stute Abaige zu bedauern, welche von reinem Blute, und zehntauſend Piaſter werth war. Uebrigens brachte ihn, eben ſo wie Ibrahim, der Schmerz außer ſich; beide fürchteten nicht allein, mich zu verlieren, denn ſie hingen mit aufrichtiger Liebe an mir, ſondern auch in Folge meines Todes alle ihre Plane ſcheitern zu ſehen. Ich verſuchte, ſie zu beruhigen, indem ich ihnen ſagte, ich glaube nicht zu ſterben; Nichts aber deutete darauf, daß ich vor langer Zeit im Stande ſeyn werde, zu reiſen, ſelbſt wenn ich nicht unterliege.

Drayhy war genöthigt, Abſchied von uns zu nehmen, um ſeine Wanderung gegen Oſten fortzuſetzen, wo er den Winter zubringen wollte. Scheikh Ibrahim verzweifelte, da er meinen Zuſtand ſich täglich verſchlimmern ſah. Endlich, als er erfuhr, daß ein geſchickterer Wundarzt als der meinige in El Dair-Attie wohne, ſo ließ er dieſen rufen; der Mann weigerte ſich jedoch, zu kommen, indem er verlangte, daß der Kranke zu ihm gebracht werden müßte; dem zu folge machte man mir eine Art von Tragbare zurecht, und trug mich hin, auf die Gefahr, mich unterwegs ſterben zu ſehen. Dieſer neue Wundarzt änderte den Verband meiner Wunden gänzlich, und wuſch ſie mit warmem Wein; ich blieb drei Monate bei ihm, indem ich die fürchterlichſten Schmerzen erduldete, und tauſendmal mich nach dem

Tod ſehnte, dem ich entgangen war; ich wurde darauf nach dem Dorfe Rabek gebracht, wo ich während fünf anderer Monate das Bett hütete. Erſt von dieſer Zeit an begann wirklich meine Geneſung, und noch wurde ſie durch öftere Rückfälle unterbrochen; wenn ich z. B. ein Pferd ſah, ſo erblaßte ich und fiel in Ohnmacht; dieſer Nervenzuſtand dauerte beinahe einen Monat. Endlich gelang es mir, nach und nach mich in dieſer Hinſicht zu uberwinden, aber ich muß geſtehen, daß mir noch immer ein widerlicher Schauer beim Anblick dieſes Thiers geblieben iſt, und ich ſchwor, niemals, außer in unumgänglich nothwendigen Fällen, ein Pferd zu beſteigen.

Meine Krankheit koſtete Scheikh Ibrahim hundert Tallaris; wie aber ſoll ich ſeine Pflege und ſeine väterliche Fürſorge doch genug ſchäzen! Ganz beſtimmt verdanke ich ihm mein Leben.

Während meiner Geneſung erfuhren wir, daß unſer Freund, der Baſſa von Damaskus, durch einen andern, Soliman Selim, erſezt worden ſey. Dieſe Neuigkeit war uns ſehr unangenehm, da wir fürchten mußten, unſern Kredit bei den Türken zu verlieren.

Zehn Monate waren verfloſſen; ein zweiter Frühling war gekommen, und wir erwarteten mit Ungeduld unſere Freunde, die Beduinen, als glücklicherweiſe ein Eilbote kam, um uns ihre Annäherung zu melden. Wir ſchickten ihn auf der Stelle zu Drayhy zurück, welcher ihn reichlich für die guten Nachrichten belohnte, die er ihm über meine Wiederherſtellung brachte; ſie verurſachte eine allgemeine Freude im Lager, wo man mich ſchon ſeit langer Zeit todt glaubte. Wir warteten noch einige Tage, bis der Stamm noch näher gekommen wäre. In dieſer Zwiſchenzeit erfuhr ich eine ſonderbare Geſchichte; ich halte ſie der Erzählung für würdig, als einen Beitrag zur Sittengeſchichte.

Ein Handelsmann aus Anatolien, begleitet von funfzig Männern, trieb zehntauſend Schafe, um ſie in Damaskus zu verkaufen. Auf dem Wege machte er die Bekanntſchaft von drei Beduinen, und ſchloß Freundſchaft mit einem von ihnen; beim Abſchied ſchlug ihm dieſer vor, Brüderſchaft mit ihm zu machen. Der Handelsmann ſah nicht recht ein, Was es ihm nüzen ſollte, einen Bruder bei den armen Beduinen zu haben, ihm, dem Beſizer von zehntauſend Schafen, der ein Geleite von funfzig Soldaten hatte; aber da der Beduine Namens Chatti darauf beſtand, ſo willigte er, um ſeiner Zudringlichkeit los zu werden, ein, ihm zwei Piaſter und eine Hand voll Tabak als Unterpfänder der Brüderſchaft zu geben. Chatti theilte die zwei Piaſter zwiſchen ſeinen Gefährten und ſagte: „ſeyd Zeugen, daß dieſer Mann mein Bruder geworden iſt." Hierauf trennten ſie ſich, und der Handelsmann dachte nicht mehr daran. An einem Orte angekommen, welcher Ain el Alak heißt, griff eine an Anzahl überlegene Truppe der Beduinen ſein Geleite an, ſprengte es auseinander, bemächtigte ſich ſeiner Schafe, und plünderte ihn ganz aus, indem ſie ihm Nichts als ſein Hemd ließ; in dieſem kläglichen Zuſtand kam er in Damaskus an, indem er die Beduinen und ſeinen ſogenannten Bruder Chatti

verfluchte, den er beſchuldigte, ihn verrathen und verkauft zu haben.

Indeß verbreitete ſich die Nachricht von dieſem reichen Raube in der Wüſte, und gelangte zu den Ohren Chatti's, welcher die beiden Zeugen aufſuchte, mit ihnen zu Sultan El Brrak, dem Häupling des Stammes El Ammur ging, ihm erklärte, daß er Brüderſchaft mit dem beraubten Handelsmann gemacht habe, und ihn aufforderte, ihm Gerechtigkeit zu verſchaffen, damit er die Pflichten der Brüderſchaft erfüllen konne. Nachdem der Sultan die Angabe der beiden Zeugen angehört hatte, war er genöthigt, Chatti zu dem Scheikh des Stammes El Nabemen, welcher die Schafe des Handelsmannes geraubt hatte, zu begleiten, und ſie nach ihren Geſezen zurück zu fordern. Der Scheikh ſah ſich genöthigt, ſie zurück zu geben, und Chatti, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß kein einziges fehle, machte ſich mit den Hirten und Schafen nach Damaskus.

Er ließ ſie außerhalb der Stadt, und ging hinein, um ſeinen Bruder aufzuſuchen, den er traurig vor einem Kaffeehaus des Bazars ſizend fand. Er ging mit freudeſtrahlendem Geſichte gerade auf ihn zu, aber dieſer wendete ſich zornig ab, und Chatti koſtete es viele Mühe, ſich Gehör bei ihm zu verſchaffen, und noch mehr, ihn zu überzeugen, daß ſeine Schafe ihn außerhalb der Thore erwarteten. Er furchtete eine neue Schlinge, und willigte nur mit Widerſtreben ein, dem Beduinen zu folgen. Endlich als er ſeine Heerde ſah, warf er ſich Chatti an den Hals, und ſuchte, nachdem er ihm allen Dank geſagt hatte, vergeblich ihn dazu zu bringen, eine verhältnißmäßige Belohnung für ſeinen Dienſt anzunehmen. Der Beduine nahm durchaus Nichts an, als ein paar Stiefel und ein Kaſieh, welches höchſtens einen Tallari werth war, und nachdem er mit ſeinem Freunde gegeſſen hatte, kehrte er zu ſeinem Stamme zurück.

Unſere erſte Zuſammenkunft mit Drayhy war wahrhaft rührend. Er kam ſelbſt mit den Angeſehenſten ſeines Stammes, um uns in dem Dorfe Nabek aufzuſuchen, und führte uns ſo zu ſagen im Triumph in's Lager. Unterwegs erzählte er uns von den Kriegen, welche er auf dem Gebiet von Samarkand geführt hatte, und von ſeinem Glücke, vermöge deſſen er vier der angeſehenſten Stämme*) beſiegt, und ſie darauf dazu gebracht habe, den Vertrag zu unterzeichnen. Es war von Wichtigkeit, dieſe Stämme gerade jezt von dem Bündniß mit den Wachabiten losgeriſſen zu haben, denen ſie früher tributpflichtig waren, denn es ging das Gerücht, unſere Feinde rüſten ein furchtbares Heer, und ſchmeicheln ſich, Herren von ganz Syrien zu werden. Bald nachher erfuhren wir, daß dieſes Heer unterwegs war, indem es überall, wo es durchkam, Schreck und Verwüſtung verbreitete.

Der Baſſa von Damaskus ſchickte dem Gouverneur von Homs und Hama Befehl, Tag und Nacht die Wache aufziehen zu laſſen, und ihre Truppen zur Schlacht

bereit zu halten. Die Einwohner flohen gegen die Küſte, um den blutdürſtigen Wachabiten zu entgehen, deren Name allein hinreichte, um ſie von Haus zu vertreiben.

Drayhy erhielt von dem Baſſa eine Einladung, nach Damaskus zu einer Beſprechung mit ihm zu kommen; da er aber irgend einen Verrath fürchtete, ſo entſchuldigte er ſich durch das Vorgeben, er könne in dieſem kritiſchen Augenblick ſeinen Poſten nicht verlaſſen. Er bat ihn ſelbſt um einige Truppen zur Unterſtüzung, indem er hoffte, mit ihnen dem Feinde die Spize bieten zu können. In Erwartung dieſer Verſtärkung, ließ Drayhy, nach Gewohnheit der Beduinen bei wichtigen Gelegenheiten, eine feierliche Kriegserklärung machen. Dieß geſchah folgendermaßen: man ſuchte ein weiſſes Kameel aus, das man durchaus mit Ruß und Oel ſchwärzte, legte ihm ein Halfter von ſchwarzem Haarzeug an, und ließ es von einem jungen, ſchwarz gekleideten Mädchen beſteigen, deſſen Geſicht und Hände ebenfalls geſchwärzt waren. Zehn Männer führten ſie von Stamm zu Stamm, wo ſie ankam, rief ſie dreimal:

„Verſtärkung! Verſtärkung! Wer von euch wird dieſes Kameel weiß machen? Hier iſt ein Stück von dem Zelte Drayhy's, welchem der Untergang droht. Eilt, eilt, große, edelmüthige Vertheidiger! Der Wachabi kommt, er wird eure Brüder und Verbündeten mit ſich fortſchleppen; Ihr alle, die ihr mich höret, richtet eure Bitten an die Propheten Mahomed und Ali, den Erſten und den Lezten.“

Indem ſie dieſe Worte ſagte, vertheilte ſie Hände voll ſchwarzen Haars und Briefe von Drayhy, welche den Sammelplaz an den Ufern des Orontes bezeichneten. In kurzer Zeit war unſer Lager, aus dreißig vereinigten Stämmen beſtehend, in der gleichen Ebene aufgeſchlagen: die Stricke der Zelte berührten ſich.

---

*) Der Stamm El Kraſſa, Häuptling Zaboran Ebn Huad; der Stamm El Mahiac, Häuptling Nuhac Ebn Habed; der Stamm El Meraikhat, Häuptling Nudan Ebn Abed; endlich der Stamm El Zeker, Häuptling Matlac Ebn Fadhan.

Der Baſſa von Damaskus ſchickte ſechstauſend Mann unter dem Befehl ſeines Neffen, Ibrahim Baſſa, nach Hama, um hier andere Truppen zu erwarten, welche die Baſſa's von Acre und Aleppo liefern ſollten. Kaum waren ſie beiſammen, als man die Ankunft der Wachabiten in Palmyra durch die Einwohner erfuhr, welche ſich nach Hama flüchteten; Ibrahim Baſſa ſchrieb Drayhy, welcher ſich zu ihm begab, und ſie kamen mit einander über ihren Vertheidigungsplan überein. Als Drayhy, welcher mich als Rathgeber mit ſich genommen hatte, mir die Punkte der Uebereinkunft zu wiſſen that, ſo machte ich ihm bemerklich, daß der, nach welchem die Beduinen und die Türken in einem einzigen Lager vereinigt werden ſollen, ſehr gefährlich ſey, da dieſe Lezteren im Augenblick des Handgemenges kein Mittel haben, um ihre Freunde von ihren Feinden zu unterſcheiden. In der That erkennen die Beduinen, welche alle gleich gekleidet ſind, einander in der Hize der Schlacht nur an ihrem Kriegsgeſchrei; jeder Stamm wiederholt in Einem fort das Seinige: Khrail el Allia Duadli, Khrail el Binda, Haßni, Khrail el Hamra Daſſiri u. ſ. w. Khrail bezeichnet Reiter, Allia Binda Hamra bedeuten die Farbe irgend einer Lieblingsſtute, Dualdi, Haßni Daſſiri ſind die Namen des Stammes. Es iſt, wie wenn man ſagte: *Reiter der rothen Stute von Daſſir* u. ſ. w. Andere rufen ihre Schweſter oder

ſonſt irgend eine Schönheit an; ſo iſt das Kriegsgeſchrei Drayhy's — Ana Akron Rabda: Ich der Bruder Rabdas; der von Mehanna: ich der Bruder Fodbas; beide haben Schweſtern, welche durch ihre Schönheit berühmt ſind. Die Beduinen ſind ſehr ſtolz auf ihren Kriegsruf, und würden den als eine Memme behandeln, welcher nicht im Augenblick der Gefahr den ſeinigen auszurufen wagte. Drayhy gab meinen Gründen nach, und brachte, obgleich mit vieler Mühe, Ibrahim dazu, in eine Theilung ihrer Streitkräfte zu willigen.

Am folgenden Tage kamen wir in's Lager zurück, indem ein Muſelmaniſches Heer, beſtehend aus Dalatis, Albaneſen, Mogrebinern, Huaras und Arabern, im Ganzen fünfzehntauſend Mann, uns folgten. Sie hatten einige Kanonen, Mörſer und Bomben bei ſich; ſie ſchlugen ihre Zelte eine halbe Stunde von den unſrigen auf; ihr ſtolzer Anblick, die Verſchiedenheit und der Reichthum ihrer Trachten und ihrer Fahnen boten einen prächtigen Anblick; aber, troz ihres ſchönen Aeußern, machten die Beduinen ſich über ſie luſtig, und ſagten, ſie werden die Erſten auf der Flucht ſeyn.

Am Nachmittag des zweiten Tages bemerkten wir auf der Seite von der Wüſte her eine große Wolke, welche gleich einem dicken Nebel ſich ausbreitete, ſo weit das Auge reichte; nach und nach hellte ſich dieſe Wolke auf, und wir ſahen das feindliche Heer erſcheinen.

Dießmal hatten ſie ihre Frauen, Kinder und Heerden mitgebracht; ſie ſchlugen ihr Lager eine Stunde von dem unſrigen auf. Es beſtand aus fünfzig Stämmen, welche in Allem fünfundſiebenzigtauſend Zelte bildeten.

Um jedes Zelt her waren Kameele und eine große Anzahl von Schafen angebunden, welche, in Verbindung mit den Pferden und Kriegern eine für das Auge furchtbare Maſſe bildeten. Ibrahim Baſſa war davon etwas erſchreckt, und ließ in aller Eile Drayhy zu ſich rufen, welcher, nachdem er ſeinen Muth wieder etwas aufgerichtet hatte, in's Lager zurück kam, um die nöthigen Verſchanzungen machen zu laſſen. Zu dieſem Zweck verſammelte man alle Kameele, band ſie an den Knieen zuſammen, und ſtellte ſie in zwei Reihen vor den Zelten auf. Um dieſen Wall zu vollenden, wurde ein Graben hinter ihnen gemacht. Der Feind that ſeinerſeits das Gleiche, Drayhy befahl darauf, den Hatfe zu rüſten. Dieſe eigenthümliche Ceremonie beſteht in folgender Handlung: man wählt das ſchönſte unter den Beduiniſchen Mädchen aus, und ſezt ſie in ein reich verziertes Haudag, welches ein großes weißes Kameelweibchen trägt. Die Wahl des Mädchens, das dieſen ehrenvollen, aber gefährlichen Poſten einnehmen ſoll, iſt ſehr wichtig, denn der Erfolg der Schlacht hängt beinahe immer von ihr ab. Dem Feinde gegenüber geſtellt, von der ausgewählteſten Schaar von Kriegern umgeben, muß ſie zum Kampfe anreizen; das Haupttreffen geht beinahe immer in ihrer Umgebung vor, und Wunder der Tapferkeit vertheidigen ſie. Alles wäre verloren, wenn der Hatfe in die Gewalt des Feindes fiele; auch muß, um dieſes Unglück zu vermeiden, die Hälfte des Heers immer in ſeiner Nähe bleiben. Die Krieger löſen ſich an dieſem Punkte ab, wo der Kampf am lebhafteſten iſt, und Jeder kommt, um Begeiſterung aus ihren Blicken zu

ſchöpfen. Ein junges Mädchen, Namens Arkieh, welche in hohem Grade Muth, Beredſamkeit und Schönheit mit einander verband, wurde für den Hatfe gewählt. Der Feind rüſtete auch den ſeinen, und bald nachher begann die Schlacht. Die Wachabiten theilten ſich in zwei Korps; das erſte und anſehnlichſte, unter dem Kommando des Abdalla El Hedal, des Oberfeldherrn, ſtand uns gegenüber; das zweite, von Abu Nokta befehligte, gegenüber von den Türken. Der Charakter von dieſen und ihre Art zu kämpfen, ſind denen der Beduinen ganz entgegen geſezt. Der Beduine, vorſichtig und kaltblütig, fängt zuerſt mit Ruhe an, dann belebt er ſich nach und nach, und bald wird er wüthend und unwiderſtehlich. Der Türke dagegen, hochmüthig und eitel, ſtürzt ſich mit Ungeſtüm auf den Feind, und glaubt, er dürfe ſich nur zeigen, um zu ſiegen; ſo verſchwendet er ſein ganzes Feuer auf dem erſten Angriff.

Baſſa Ibrahim, welcher die Wachabiten ohne alles Feuer anrücken ſah, hielt ſich für ſtark genug, um ihr ganzes Heer zu zerſtreuen; aber vor Tagesende hatte er auf ſeine Koſten ſeinen Gegner achten gelernt, er mußte ſich zurückziehen, und auf uns das ganze Gewicht des Treffens liegen laſſen.

Der Untergang der Sonne ſtellte die Schlacht ein; aber es wurden von beiden Seiten viele Leute getödtet.

Am folgenden Tage erhielten wir eine Verſtärkung; der Stamm El Habbidi kam an; er war viertauſend Mann ſtark, alle auf Eſel reitend und mit Flinten bewaffnet. Wir veranſtalteten eine Abzählung unſerer Streitkräfte: ſie beliefen ſich auf achtzigtauſend Mann;

die Wachabiten hatten hundertfünfzigtauſend, auch fiel am folgenden Tage der Kampf zu ihrem Vortheil aus, und die Nachricht von unſerer Niederlage, übertrieben, wie es immer in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, kam nach Hama, und verbreitete Schreck unter den Einwohnern. Am zweiten Tage darauf wurden ſie rückſichtlich unſerer beruhigt, und im Laufe von zwanzig Tagen erprobte wechſelndes Glück und Unglück unſere Beſtändigkeit. Die Kämpfe wurden von Tage zu Tage ſchrecklicher. Am fünfzehnten Tage hatten wir einen neuen, noch fürchterlicheren Feind zu bekämpfen, als die Wachabiten — den Hunger. Die Stadt Hama, welche allein Unterhalt für die beiden Heere liefern konnte, war erſchöpft, oder hatte ihre Hilfsmittel verborgen. Die Türken ergriffen die Flucht. Unſere Verbündete zerſtreuten ſich, um nicht Hungers zu ſterben. Die Kameele, welche den Wall des Lagers bildeten, wurden aufgezehrt. Mitten in dieſen gräßlichen Widerwärtigkeiten ſank Arkieh's Muth nicht einen Augenblick. Die Tapferſten von unſern Kriegern ließen ſich an ihrer Seite todten. Sie hörte nicht auf, ihnen Muth einzuſprechen, ſie anzufeuern, und ihren Anſtrengungen Beifall zuzurufen. Sie belebte die Greiſe, indem ſie ihre Tapferkeit und ihre Erfahrung lobte; die jungen Leute, durch das Verſprechen, Den zu heirathen, der ihr den Kopf Abdalla el Hedals bringe. Indem ich mich beſtändig neben ihrem Haudag hielt, ſah ich alle Krieger ſich ihr vorſtellen, um von ihr einige Worte der Ermuthigung zu hören, worauf ſie, begeiſtert durch ihre Beredtſamkeit, ſich in das Handgemenge ſtürzten. Ich geſtehe, daß ich

ihre Lobſprüche lieber hörte als verdiente, denn ſie waren beinahe immer die Vorläufer des Todes. Ich ſah eines Tages einen ſchönen jungen Mann, einen unſerer tapferſten Reiter, ſich vor ihrem Haudag einfinden. Arkieh, ſagte er, du Schönſte der Schönen, laſſe mich dein Angeſicht ſehen, ich will für dich in den Kampf gehen. Arkieh zeigte ſich, und antwortete: ich bin hier, o! du Tapferſter! du kennſt meinen Preis, es iſt das Haupt Abdalla's. Der junge Mann ſchwang ſeine Lanze, trieb ſein Roß an, und ſtürzte ſich mitten in die Feinde. In weniger als zwei Stunden war er, von Wunden bedeckt, gefallen.

„Gott erhalte dich, ſagte ich zu Arkieh, der Tapfere iſt getödtet."

„Er iſt nicht der Einzige, der nicht wieder gekommen iſt," antwortete ſie traurig.

In dieſem Augenblick erſchien ein vom Kopf bis zu Fuß geharniſchter Krieger, ſelbſt ſeine Stiefel waren mit Stahl eingefaßt, und ſein Pferd mit einem Panzerhemd bedeckt; die Wachabiten hatten zwanzig ſolche Krieger bei ſich, wir zwölf. Er ſprengte gegen unſer Lager an, indem er Drayhy zum Zweikampf herausforderte; dieſer Gebrauch findet ſich bei den Beduinen ſchon ſeit den älteſten Zeiten: Wer ſo heraus gefordert wird, kann bei Strafe der Entehrung den Kampf nicht ausſchlagen. Als Drayhy ſeinen Namen hörte, rüſtete er ſich, der Ausforderung Genüge zu leiſten, aber ſeine Verwandten ſtanden mit uns zuſammen, um ihn daran zu hindern. Sein Leben war von zu großer Wichtigkeit, um es ſo in die Schanze zu ſchlagen; ſein Tod hätte unfehlbar den gänzlichen Untergang für unſere Sache und die Vernichtung der beiden Heere nach ſich gezogen. Da alle Ueberredung umſonſt war, waren wir gezwungen, Gewalt anzuwenden. Wir banden ihm Hände und Füße an Pflöcke, welche mitten in ſeinem Zelte in den Boden geſchlagen wurden; die einflußreichſten Häuptlinge ſprachen mit ihm, und ermahnten ihn, ruhig zu ſeyn, indem ſie ihm die Unklugheit vor Augen ſtellten, das Schickſal des Heers preis zu geben, um der unverſchämten Prahlerei eines wilden Wachabiten Genüge zu leiſten. Indeſſen hörte dieſer nicht auf zu ſchreien: „Drayby komme herbei! ſein lezter Tag iſt da, ich bin es, der ſeinen Lebensfaden abſchneiden wird.“

Drayby, der es hörte, wurde immer raſender, ſchäumte vor Wuth, brüllte wie ein Löwe; die Augen, roth vom Blut, traten ihm aus dem Kopfe heraus; er kämpfte mit ſchrecklicher Kraft gegen ſeine Bande an. Dieſer Lärm verurſachte einen bedeutenden Auflauf um ſein Zelt her. Mit Einemmale ſtellte ſich ein Beduine, der ſich durch die Menge Bahn machte, vor Drayby. Ein um die Hüften mit einem kupfernen Gürtel zuſammengehaltenes Hemd und ein Kaffieh auf dem Kopf, bildeten ſeine ganze Bekleidung; auf einem Alezaniſchen Pferde reitend, und als Einzige Waffe eine Lanze führend, kam er, um zu verlangen, den Wachabiten, ſtatt des Scheikhs, bekämpfen zu dürfen, indem er folgende Verſe herſagte: Heute bin ich, Tehaiſſon, Herr des Pferdes Haddidi geworden, ich trachtete ſchon lange darnach. Ich wollte auf ſeinem Rücken die Lobſprüche empfangen, welche meiner Tapferkeit gebühren. Ich will die Wachabiten bekämpfen und beſiegen, für die ſchönen Augen meiner Braut, und um der Tochter Deſſen würdig zu ſeyn, welcher immer den Feind geſchlagen hat.

Sprach's und ſtürzte zum Kampf gegen den feindlichen Krieger. Keiner glaubte, er werde ſeinem furchtbaren Gegner, welchen ſeine Rüſtung unverwundbar machte, auch nur eine halbe Stunde widerſtehen können; aber wenn er auch ihm keine tödtlichen Streiche beibrachte, ſo wußte er doch mit wunderbarer Gewandtheit die ſeinigen während eines zweiſtündigen Kampfes zu vermeiden. Während deß war Alles eingeſtellt. Das lebhafteſte Intereſſe zeigte ſich von der einen wie von der andern Seite. Am Ende wandte unſer Kämpfer ſein Pferd, und ſchien zu fliehen. Alle Hoffnung iſt von nun an verloren; der Feind iſt ſchon im Begriff, zu triumphiren. Der Wachabite verfolgt ihn, und wirft mit einer durch die Zuverſichtlichkeit geſtählten Hand ſeine Lanze nach ihm; aber Tehaiſſon, welcher den Wurf vorausſah, bückt ſich bis zum Sattelknopf nieder, und die Waffe fährt ziſchend über ſein Haupt hin; hierauf wendet er ſich plözlich wieder zurück, ſtößt ſein Eiſen in die Kehle ſeines Gegners, indem er den Augenblick benüzt, wo jener, genöthigt, ſein Pferd vor dem ſeinigen anzuhalten, das Haupt empor hebt. Da dieſe Bewegung einen Zwiſchenraum zwiſchen dem Helm und dem Harniſch unterhalb des Kinns ließ, ſo drang ſeine Lanze durch und durch, und tödtete ihn auf der Stelle; ſein Leichnam jedoch wurde durch die Rüſtung im Sattel gehalten, und von dem Pferde zu den Seinigen zurückgetragen, worauf Tehaiſſon triumphirend in das Zelt

Drayhy's zurückkam, wo er mit Begeiſterung aufgenommen wurde. Alle Häuptlinge umarmten ihn, indem ſie ihn mit Lobſprüchen und Geſchenken überhäuften, und Scheikh Ibrahim war keiner von den Lezten, welche ihm ihre Dankbarkeit bezeugten.

Indeſſen dauerte der Krieg und die Hungersnoth immer fort: wir blieben zwei Tage, ohne Etwas zu eſſen, unter dem Zelte Drayhy's, am dritten Tage erhielt er drei Küſſen Reiß, welche Mola Ismael, der Häuptling der Dallatis, ihm zum Geſchenke ſchickte. Statt denſelben als einen lezten Vorrath zu ſchonen, gab er Befehl, ihn auf Einmal zu kochen, und lud alle Anweſenden zum Eſſen ein. Sein Sohn Saheb wollte ſich nicht zu Tiſche ſezen; aber da ſein Vater in ihn drang, verlangte er, man ſolle ihm ſeinen Theil geben, und brachte ihn ſeiner Stute, indem er ſagte, er wolle lieber ſelbſt Mangel leiden, als ſehen, daß ſein Roß Nichts zu freſſen habe.

Es war der ſiebenunddreißigſte Tag ſeit dem Anfang des Kriegs; am achtunddreißigſten war die Schlacht fürchterlich. Das Lager der Osmanlis wurde eingenommen und geplündert. Der Baſſa entkam mit Mühe nach Hama, verfolgt von den Wachabiten, welche die Stadt belagerten.

Die Niederlage der Türken war um ſo trauriger für uns, als ſie der zweiten Heeresabtheilung des Feindes, welche unter dem Befehle des berühmten Negers Abu Nocta ſtand, die Freiheit ließ, ſich mit Abdalla zu vereinigen, um uns gemeinſam anzugreifen. Am folgenden Tage begann ein gräßlicher Kampf, die Beduinen

waren ſo ſehr im Handgemenge, daß man Nichts mehr unterſcheiden konnte. Sie griffen ſich Mann für Mann mit dem Sabel an, die ganze Ebene floß von Blut; die Farbe des Erdreichs war ganz verſchwunden; nie vielleicht fand eine ähnliche Schlacht Statt: ſie dauerte acht Tage ohne Unterbrechung. Die Einwohner von Hama, überzeugt, daß wir ganz aufgerieben ſeyen, hörten auf, uns die ſpärlichen Vorräthe zu ſchicken, welche uns kümmerlich vor dem Hungertode geſchüzt hatten. Endlich, als Drayhy das Unglück am höchſten geſtiegen ſah, verſammelte er die Häuptlinge, und ſagte:

„Meine Freunde, wir müſſen einen lezten Verſuch wagen. Morgen werden wir ſiegen oder ſterben. Morgen, wenn Gott es uns verleiht, werde ich das feindliche Lager zerſtören, und wir werden uns mit ſeiner Beute bereichern."

Seine Rede wurde mit ungläubigem Lächeln aufgenommen; indeſſen antworteten einige der Beherzteſten:

„Befehle immerhin, wir werden Euch gehorchen."

„Dieſe Nacht, fuhr er fort, müßt ihr eure Zelte, eure Frauen und Kinder in aller Stille auf die andere Seite des Orontes bringen. Vor Sonnenaufgang muß alles verſchwunden ſeyn, ohne daß der Feind es bemerke. Wenn wir dann keine Rückſicht mehr zu nehmen haben, werden wir wie Verzweifelte auf ihn fallen, und ihn vernichten, oder ſelbſt zu Grunde gehen. Gott wird für uns ſeyn, wir werden ſiegen."

Alles wurde ſo ausgeführt, wie er es geſagt hatte, mit unglaublicher Ordnung, Schnelligkeit und Stille. Am folgenden Tage war Nichts mehr zurückgeblieben, als die Streiter. Drayhy theilte ſie in vier Abtheilungen, indem er befahl, das feindliche Lager auf vier Seiten zugleich anzugreifen. Sie warfen ſich auf ihren Raub wie hungrige Löwen. Dieſer ungeſtüme plözliche Angriff hatte allen Erfolg, den man nur erwarten konnte. Verwirrung und Unordnung riß bei den Wachabiten ein, ſie ergriffen die Flucht, und ließen Frauen, Kinder, Zelte und Gepäcke zurück. Drayhy, ohne den Seinigen Zeit zu laſſen, ſich der Beute zu bemächtigen, nöthigte ſie, die Flüchtlinge bis Palmyra zu verfolgen, und verſtattete ihnen nicht eher Ruhe, als bis das feindliche Heer gänzlich aufgelöst war.

So bald der Sieg ſich für uns entſchieden hatte, reiste ich mit Scheikh Ibrahim nach Hama ab, um dieſe glückliche Nachricht dorthin zu bringen; aber Niemand wollte daran glauben, und Wenig fehlte, daß man uns nicht ſelbſt als Flüchtlinge behandelte. Die Einwohner waren in der äußerſten Aufregung. Die Einen liefen auf die Höhen, von wo aus ſie Nichts als Staubwolken bemerkten, die Andern rüſteten ihre Laſtthiere, um nach der Küſte zu fliehen; bald aber, als die Niederlage der Wachabiten ſich beſtätigte, folgten die lauteſten Freudenbezeugungen auf dieſen großen Schreck. Ein Tartar wurde nach Damaskus geſchickt, und kam mit vierzig Laſten Getreide, fünfundzwanzigtauſend Piaſtern, einem Sabel und einem Ehrenpelz für Drayhy zurück, welcher ſeinen Triumph-Einzug in Hama hielt, begleitet von allen Häuptlingen der verbündeten Stämme. Er wurde von dem Gouverneur, den Aga's, dem Baſſa und ſeinem ganzen Hofe aufs Glänzendſte empfangen.

Nach vier in Freuden verlebten Tagen verließen wir Hama, um wieder zu unſern Stämmen zu ſtoßen, und ſie bei Annäherung des Winters gegen Oſten zu führen. Drayhy zog mit zwölf derſelben ab: die andern, in Gruppen von fünf bis ſechs vereinigt, zerſtreuten ſich in der Wüſte von Damaskus. — Unſer erſter Aufenthalt war in Tall el Dehab, auf dem Gebiete von Aleppo, wo wir vier Stämme trafen, welche keinen Theil am Kriege genommen hatten. Die Häuptlinge kamen Drayhy entgegen, durchdrungen von Achtung für ſeine neuerlichen Thaten, und baten um die Vergünſtigung, zu der Unterzeichnung unſeres Bundesvertrags zugelaſſen zu werden*). Von hier aus zogen wir, ohne uns aufzuhalten, weiter, um zu unſerem Freunde, dem Emir Faher, zu ſtoßen, welcher uns mit den lebhafteſten Freudenbezeugungen aufnahm. Wir ſezten über den Euphrat mit ihm und mehreren Stämmen, welche gleich uns in Meſopotamien einzogen, und die einen nach der Seite von Hamad, die andern nach der Wüſte von Baſſora gingen.

Wir erhielten unterwegs einen Brief von Fares el Harba, welcher uns meldete, daß ſechs von den großen Stämmen, welche auf Seiten der Wachabiten gegen uns gekämpft hatten, in dem Gebiete Hebaſſia lägen, und daß ſie ziemlich geneigt ſeyen, in ein Bündniß mit uns einzutreten; wenn Drayhy mich mit Vollmachten zu ihnen ſchicken wolle, ſo dürfe er ſich des Erfolgs verſichert halten. Ich verlor keinen Augenblick, ſeiner Einladung Folge zu leiſten, und nach ſechs Tagen kam ich ohne Unfall bei ihm an. Fares el Harba ließ ſogleich das Lager abbrechen, und führte mich auf eine Tagreiſe bis zu dieſen Stämmen *).

---

*) Fares Ebn Aggid, Häuptling des Stammes El Bechakez, 500 Zelte; Caſſan Ebn Unkban, Häuptling des Stammes El Chiamſſi, 1000 Zelte; Selame Ebn Naſſan, Häuptling des Stammes El Fuaher, 600 Zelte; Mehanna El Sane, Häuptling des Stammes El Salba, 800 Zelte.

Hierauf ſchrieb ich in ſeinem Namen dem Emir Duakbry, Häuptling des Stammes El Fethan, um ihn einzuladen, ſich mit Drayhy zu verbinden, mit dem Verſprechen, daß das Vergangene vergeſſen ſeyn ſollte. Duakbry kam in eigener Perſon zu Fares el Harba, und bald wurden wir Handels einig; er ſagte uns jedoch, er könne blos für ſeinen Stamm ſtehen, indem er es für ſehr ſchwierig anſehe, bei den fünf andern Etwas auszurichten. Er ſchlug mir indeß vor, ihn nach ſeinem Lager zu begleiten, wo er die Häuptlinge verſammeln, und allen ſeinen Einfluß bei ihnen anwenden wolle. Ich nahm es an, und zog mit ihm ab. Mitten in dem ſogenannten Lager angekommen, wurde ich ſchmerzlich überraſcht, als ich die unzähligen Horden der Beduinen ohne irgend ein Obdach herum gelagert ſah; da ſie ihre Zelte und ihr Gepäck in der Schlacht verloren hatten, ſo hatten ſie kein anderes Bette, als den nackten Boden, keine andere Decke, als den Himmel. Einige da und

dort an Pflocken aufgehängte Lumpen gaben dieſen Unglücklichen ein wenig Schatten, die ſich ihrer einzigen Kleidung noch beraubt hatten, um ſich dieſen ärmlichen Schuz gegen die Sonnenhize zu verſchaffen, und mit nacktem Körper dalagen, preisgegeben dem Stich der Inſekten und der ſtachlichen Pflanzen, welche die Kameele freſſen. Mehrere hatten ſelbſt nicht einmal einen Schuz gegen die Hize des Tags und die Kühle der Nacht, deren Abwechslung in dieſer Jahreszeit leicht den Tod bringen konnte, da der Winter ſchon ſich fühlbar machte.

Nie hatte ich einen Begriff von einem ſo namenloſen Elend. Dieſer traurige Anblick preßte mir das Herz zuſammen, und entlockte mir Thränen, und ich brauchte einige Zeit, um mich von der Rührung zu erholen, in die er mich verſezt hatte.

Am andern Tag verſammelte Duackbry die Häuptlinge und Aelteſten; es waren ihrer fünfhundert. Allein mitten unter ihnen verzweifelte ich daran, mir Gehör zu verſchaffen, namentlich aber, ſie zu Einer Geſinnung zu vereinigen. Dieſe Männer, von unabhängigem Charakter und Gebräuchen, durch das Unglück bitter geſtimmt, zeigten Alle verſchiedene Meinungen, und wenn Einer nicht hoffte, der ſeinigen das Uebergewicht zu verſchaffen, ſo hielt er es wenigſtens für Ehrenſache, ſie hartnäckig aufrecht zu erhalten, indem er Jedem die Freiheit ließ, das Gleiche zu thun. Die Einen wollten in das Gebiet von Neggde gehen, die Andern ſich nach Samarkand zurück ziehen; Dieſe ſtießen Verwünſchungen gegen Abdalla, den Befehlshaber des Heers der Waha-

---

*) Der Stamm El Fedhan, beſtehend aus 5000 Zelten; der von El Sabha, beſtehend aus 4000 Zelten; der von El Fekake, beſtehend aus 1500 Zelten; der von El Meſſabid, beſtehend aus 3500 Zelten; der von El Sulku, beſtehend aus 3000 Zelten; endlich der von Benni Dehabb, beſtehend aus 5000 Zelten.

biten aus, Jene legten Drayhy alles ihr Unglück zur Laſt. In dieſem Durcheinander waffnete ich mich mit Muth, und ſuchte die Einen wie die Andern zu widerlegen. Ich fing damit an, ihr Zutrauen zu den Wachabiten zu erſchüttern, indem ich ihnen ſagte, Abdalla ſey nothwendig ihr Feind geworden, ſeit ſie ihn am Tage der lezten Schlacht verlaſſen haben, und er würde ſuchen, ſich zu rächen. Wenn ſie nach Neggde gehen, ſo ſtürzen ſie ſich freiwillig unter die Oberherrſchaft Ebn Sihuds, der ſie mit Steuern überladen, und das ganze Gewicht eines unglücklichen Kriegs auf ſie ablagern werde. Wenn ſie einmal ſeine Sache verlaſſen, und ſich ſeinen Krallen entzogen haben, ſo ſollen ſie es nicht machen wie der Vogel, welcher, nachdem er der Flinte des Jägers entgangen ſey, ſich in die Schlinge des Vogelfängers ſtürze. Endlich erinnerte ich mich der Fabel von dem Pfeilbündel, und, indem ich glaubte, daß dieſe einfache Vergleichung ihre Wirkung auf dieſe natürlichen Seelen nicht verfehlen werde, faßte ich den Entſchluß, vor ihnen die Anwendung zu machen. Nachdem ich ſie ermahnt hatte, ſich zu vereinigen, um jeder Unterdrückung zu widerſtehen, nahm ich aus den Händen der Scheikhs ungefähr dreißig Djerids, und reichte einen davon dem Emir Fares, mit der Bitte, ihn zu zerbrechen, Was er mit Leichtigkeit that. Ich reichte ihm nach einander zwei und dann drei, welche er ebenfalls zerbrach, denn er war ein Mann von großer Muskelkraft. Endlich gab ich ihm den ganzen Bündel, welchen er weder brechen noch biegen konnte. „Machalla, ſagte ich zu ihm, du haſt keine Kraft,“ und gab den Bündel

einem nach dem andern, ohne daß es Einem beſſer gelungen wäre. Hierauf erhob ſich ein allgemeines Murmeln in der Verſammlung, und Alle riefen aus Einem Munde: „wer könnte eine ſolche Maſſe zerbrechen?“ — „Ich nehme euch beim Wort,“ entgegnete ich, und machte in der kräftigſten Sprache die Anwendung des Gleichniſſes, indem ich beifügte, daß es mir ſo wehe gethan habe, ſie ohne Obdach und Kleidung zu ſehen, daß ich mich verpflichte, Drayhy um die Zurückgabe ihres Gepäcks und ihrer Zelte anzugehen, und daß ich ſeine Großmuth zu gut kenne, um nicht für den Erfolg meiner Bitte zu ſtehen, wenn ſie ohne Zögern in den Bund treten wollten, deſſen Vortheil ich ihnen eben bewieſen habe. Hierauf riefen ſie alle einſtimmig: „Du haſt geſiegt, Abdalla, wir ſind dein auf Leben und Tod!“ Alle kamen, mich zu umarmen. Hierauf wurde ausgemacht, daß ſie in der Ebene von Halla mit Drayhy zuſammen kommen wollten, um ihr Siegel unter den Vertrag zu ſezen.

Nachdem ich am folgenden Tage wieder über den Euphrat geſezt hatte, ging ich wieder zu unſerem Stamm, den ich am fünften Tage traf. Meine Freunde waren in Unruhe über meine lange Abweſenheit, und die Erzählung von meiner glücklichen Unterhandlung erfüllte ſie mit Freude. Ich habe ſchon ſo oft die Schließung von Bündniſſen, die Feſtmahle und die Ergözlichkeiten jeder Art geſchildert, daß ich nicht auf's Neue beſchreiben will, was bei der Unterzeichnung des Friedensvertrags Statt fand. Der Emir Duackhey grub die ſieben Steine ein, und brachte ſo das Bündniß zur vollen Giltigkeit. Nach dem Eſſen wurde eine Ceremonie vorgenommen, welche ich noch nie geſehen hatte, nämlich die, den Eid auf Salz und Brod zu leiſten. Hierauf erklärte Drayhy, daß er bereit ſey, die Verpflichtung zu erfüllen, die ich in ſeinem Namen übernommen habe, indem er die, den ſechs Stämmen, welche ſich mit ihm vereinigen wollten, abgenommene Beute zurückgeben werde. Es reichte jedoch nicht zu, dieſen edlen Willen zu haben, es mußten auch noch Mittel gefunden werden ihn auszuführen. Bei der Plünderung des Lagers der Wachabiten und ihrer Verbündeten war die Beute von fünfzig Stämmen unter einander gekommen; aus dieſer bunten Maſſe das Eigenthum jedes Einzelnen heraus zu finden, war keine leichte Sache. Man kam dahin überein, die Frauen allein können dieſes zu wege bringen, und man kann ſich keinen Begriff von dem ermüdenden, langweiligen Geſchäft machen, welches fünf Tage lang dauerte, das Vieh, die Zelte und das Gepäck der verſchiedenen Stämme auseinander zu kennen. Jedes Kameel und jedes Schaf hat auf der Keule zwei mit einem glühenden Eiſen eingebrannte Zeichen, das des Stamms und das des Eigenthümers. Aber da Zeichen ſich nicht ſehr gleichen, oder zur Hälfte verlöſcht ſind, wie es oft vorkommt, ſo wird die Schwierigkeit außerordentlich, und es gehörte mehr als Edelmuth dazu, um ſich mit dieſen fortwährenden Streitigkeiten zu befaſſen, und mit der Zufriedenſtellung der verſchiedenen Anſprüche abzumühen. Auch war ich nahe daran, mein Mitleiden und mein unvorſichtiges Verſprechen zu bereuen.

Zu dieſer Zeit kam eine große Karavane, welche

von Bagdad nach Aleppo zog, vorüber, und wurde von den Fedhans und den Sabhas geplündert. Sie hatte eine ſehr reiche Ladung von Indigo, Kaffee, Perſiſchen Teppichen, Kaſchemire, Perlen und andern koſtbaren Gegenſtänden; wir ſchätzten ſie zu zehn Millionen Piaſter. So bald dieſer Raub bekannt wurde, kamen Kaufleute, einige ſehr weit her, um dieſe Reichthümer von den Beduinen einzutauſchen oder zu kaufen, welche ſie beinahe für Nichts losſchlugen. So gaben ſie ein Maß Spezereien gegen ein Maß Datteln; einen Kaſchemirſhwal von 1000 Fr. gegen einen ſchwarzen Machla; eine Kiſte Indigo gegen einen Rock von Tuch; ganze Stücke Indiſchen Seidenzeug um ein paar Stiefel. Ein Kaufmann von Muſſul kaufte für ein Hemd, einen Machla und ein paar Siefel, Waaren im Werth von mehr als fünfzehntauſend Piaſter, und ein Diamantenring wurde für ein Rotab Tabak's hergegeben. Ich hätte bei dieſer Gelegenheit mein Glück machen können, aber Herr Lascaris verbot mir, Etwas zu kaufen; oder als Geſchenk anzunehmen, und ich gehorchte mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit.

Von Tag zu Tag kamen aus dem Gebiete von Neggde Stämme an, welche die Wachabiten verließen, um ſich mit uns zu vereinigen: die Einen, angezogen von dem großen Rufe Drayhy's, die Andern in Folge der Streitigkeiten mit dem Könige Ebn Sihud. Ein Umſtand dieſer Art führte uns zugleich fünf Stämme zu. Der Emir des Stammes Beni Tay hatte eine ſehr ſchöne Tochter Namens Kammar (Mond). Fehrab, der Sohn eines Häuptlings von einem benachbarten Stamme und mit dem Wachabi verwandt, wurde in ſie verliebt, und wußte ihre Neigung zu gewinnen. Da der Vater des jungen Mädchens es bemerkte, verbot er ihr, mit dem Prinzen zu ſprechen, indem er ſelbſt ſich weigerte, ihn aufzunehmen, und ſeine Heirathsvorſchläge anzuhören, da Kammar für ihren Vetter Tamer beſtimmt war. Es iſt ein Gebrauch bei den Beduinen, welcher uns an die von der Bibel überlieferten erinnert, daß der nächſte Verwandte jedem Andern vorgezogen wird, wenn es gilt, ein junges Mädchen zu verheirathen. Kammar jedoch, ohne dieſer Gewohnheit ihres Landes Einfluß auf ſie zu geſtatten, oder ſich durch die Drohungen ihres Vaters einſchüchtern zu laſſen, weigerte ſich auf's beſtimmteſte, ihren Vetter zu heirathen, und, indem ihre Liebe in eben dem Maße ſich vermehrte, als die Schwierigkeiten, die man ihr entgegenſezte, verſäumte ſie keine Gelegenheit, mit ihrem Geliebten zu korreſpondiren. Indeß hatte dieſer, da er keine Hoffnung ſah, ſie von ihren Eltern zu erhalten, ſich entſchloſſen, ſie zu entführen, und ließ ihr dieß durch eine alte Frau vorſchlagen, die er gewonnen hatte. Da er ihre Zuſtimmung dazu erhielt, ſchlich er ſich, als Bettler verkleidet, bei dem Stamme Beny Tay ein, und macht mit ihr Stunde und Umſtände der Entführung aus. Mitten in der Nacht trat das junge Mädchen heimlich aus dem Zelte ihres Vaters, und fand den Prinzen, welcher ſie am Eingang des Lagers erwartete. Er ſezte ſie hinter ſich auf ſeine Stute, und ſprengte mit ihr nach der Ebene; aber die Schnelligkeit der Flucht hatte ſie dem eiferſüchtigen Auge Tamers nicht entziehen können; in ſeine Baſe verliebt, und entſchloſſen, ſeine Rechte aufrecht zu erhalten, bewachte er ſchon ſeit langer Zeit die Schritte ſeines Nebenbuhlers, und ſtand alle Nacht Wache bei dem Zelte Kamars. Er machte die Runde um das Lager, als die beiden Liebenden entflohen, bemerkte ſie und ſtürzte ihnen nach. Fehrabs Stute, welche die der Raçe von Neggde natürliche Schnelligkeit hatte, flog, von ihrem Herrn mit aller Ungeduld angetrieben, noch ſchneller dahin; aber da ſie das Gewicht von zwei Perſonen zu tragen hatte, ſo kam der Augenblick für ſie, wo ſie nicht mehr den verdoppelten Stößen des Steigbügels gehorchen konnte, und ſie ſtürzte zuſammen. Fehrab, welcher Tamer nahe daran ſieht, ihn einzuholen, ſezt ſeine Geliebte auf die Erde, und macht ſich bereit, ſie zu vertheidigen. Der Kampf war ſchrecklich und der Ausgang tragiſch. Tamer ſiegte, tödtete Fehrab und bemächtigte ſich ſeiner Baſe, aber von Müdigkeit erſchöpft und ſich fortan gänzlich ſicher glaubend, ſchläft er einen Augenblick an ihrer Seite ein; Kammar, welche abwartete, bis er ſchläft, ergreift den vom Blute ihres Geliebten triefenden Sabel, haut ihrem Räuber den Kopf ab, ſtürzt ſich ſelbſt in die Spize ſeiner Lanze, und durchbohrt ſich das Herz. Alle drei wurden ſo von Denen gefunden, welche ausgezogen waren, um ſie aufzuſuchen. Ein mörderiſcher Krieg brach in Folge dieſes Ereigniſſes zwiſchen den beiden Stämmen aus; der Stamm Fehrabs, unterſtüzt von den Wachabiten, zwang den von Beny Tay zum Rückzug, und dieſer kam mit vier andern verbündeten Stämmen *),

---

*) Der Stamm Beny Tay, beſtehend aus 2000 Zelte; Ei

um Drayhy um Schuz zu bitten, da dieſer von nun an keinen Nebenbuhler ſeiner Macht mehr hatte. Fünfmal hunderttauſend Beduinen, welche mit uns zu Einer Sache vereinigt waren, bildeten blos ein einziges Lager, und bedeckten Meſopotamien wie ein Schwarm von Heuſchrecken.

Während wir in der Umgegend von Bagdad waren, wurde eine andere von Aleppo kommende Karavane von unſern Verbündeten geplündert. Sie hatte Manufaktur-Erzeugniſſe von Europa geladen: Tücher, Sammt, Atlas, Ambra, Korallen u. ſ. w. Obgleich Drayhy keinen Theil an dieſer Plünderung nahm, ſo war ſie doch zu ſehr nach den Gebräuchen der Beduinen, als daß er daran gedacht hätte, ſich derſelben zu widerſezen. — Der Baſſa von Damaskus forderte Genugthuung, erhielt ſie aber nicht, und als er ſah, daß er ein Heer von wenigſtens fünfzigtauſend Mann nothig hätte, um ſich Juſtiz zu verſchaffen, ſo entſagte er ſeinen Anſprüchen, indem er ſich glucklich ſchäzte, um jeden Preis Freund der Beduinen zu bleiben.

Scheikh Ibrahim ſah auf dieſe Art ſeine Hoffnungen weit über ſeine glänzendſten Erwartungen hinaus zu Stande kommen, aber ſo lange es noch Etwas zu thun gab, wollte er keine Ruhe genießen. Als wir ſo über den Tigris bei Abu el Ali gekommen waren, ſezten wir unſere Reiſe weiter fort, und zogen in Perſien ein. Hierher war wiederum der Ruf Drayhy's voraus gegangen, und es kamen fortwährend Stämme des Landes, um mit uns Freundſchaft zu ſchließen; aber fur unſern weit ausſehenden Plan genügten ſolche theilweiſe Bündniſſe nicht, wir mußten uns noch der Mitwirkung des Großfurſten, des Oberhauptes aller Perſiſchen Stämme, Emir Sahid el Bokhraris verſichern, welcher bis zu den Gränzen von Indien den Befehl fuhrt. Die Familie dieſes Fürſten fuhrt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten den unumſchränkten Befehl über die umherziehenden Stämme von Perſien, und gibt vor, von den Königen Beni el Abaß abzuſtammen, welche Spanien eroberten, und deren Abkömmlinge noch die Bokhraris genannt werden. Wir erfuhren, daß er in einer ſehr entfernten Provinz ſey. In einem allgemeinen Rathe, welchen Drayhy zuſammen berufen hatte, wurde beſchloſſen, Perſien zu durchziehen, indem man ſich ſo viel als möglich an die Meeresküſte halten wollte, um die Berge zu vermeiden, von denen das Innere des Landes durchſchnitten iſt, und um Weiden zu finden, obgleich das Waſſer dort ſeltener ſeyn mußte. Bei dem Reiſeplan eines Stammes iſt es viel wichtiger, auf Gras als auf Waſſer zu ſehen, denn das Leztere kann man transportiren, mit Nichts aber könnte man dem Mangel an Futter für die Heerden abhelfen, von denen ſelbſt die Exiſtenz des Stammes abhängt.

Dieſe Reiſe dauerte ein und funfzig Tage. Während dieſer ganzen Zeit trafen wir auf kein Hinderniß von Seiten der Einwohner, aber unſer Zug wurde oft ſehr mühevoll, hauptſächlich wegen der Seltenheit des Waſſers. Als bei einer dieſer Gelegenheiten Scheikh Ibrahim die Beſchaffenheit des Bodens und die Friſche

---

Hammarnid, aus 1500 Zelte; El Daſſir, aus 2300 Zelte; El Hegiager, aus 800 Zelte; endlich El Abreſabel, aus 3000 Zelte.

des Graſes beobachtet hatte, rieth er Drayhy, nach Waſſer zu graben. Die Beduinen des Landes behandelten dieſen Verſuch als Unſinn, indem ſie ſagten, es habe an dieſer Stelle niemals welches gegeben, und man müſſe es ſechs Stunden weit herholen. Drayhy jedoch beharrte immer darauf, indem er ſagte: „Scheikh Ibrahim iſt ein Prophet, und man muß ihm in Allem gehorchen.“

Man grub nun an mehreren Orten, und wirklich fand man in einer Tiefe von vier Fuß ein herrliches Waſſer. Als die Beduinen dieſes glückliche Ergebniß ſahen, ſo nannten ſie Scheikh Ibrahim laut einen wahren Propheten, ſeine Entdeckung ein Wunder, und wenig fehlte, ſo hätten ſie ihn wie einen Gott angebetet.

Nachdem wir mehrere Tage lang die Berge und Thäler von Karwan durchzogen hatten, kamen wir an den reißenden und tiefen Fluß Karaß an; nachdem wir über ihn geſezt hatten, zogen wir uns gegen die Küſte, wo der Weg weniger ſchwierig wird. Wir machten Bekanntſchaft mit den Beduinen von Aglam Eſtan, welche uns ſehr gut aufnahmen, und am zweiundvierzigſten Tage nach unſerem Einzug in Perſien kamen wir nach El Henduan, wo einer von ihren größten Stämmen, unter dem Befehl Hebiek El Mahdans lagerte. — Wir hofften, unſere Reiſe werde ihr Ende erreicht haben, aber der Scheikh meldete uns, daß der Emir Sahid noch neun große Tagereiſen von da in Merah-Fames an den Gränzen von Indien ſey, zugleich bot er uns an, uns Wegweiſer dorthin mitzugeben, und uns die Orte zu zeigen, wo man ſich mit Waſſer zu verſorgen hatte. Ohne dieſe Vorſicht wären wir der Gefahr ausgeſezt

geweſen, auf dieſer lezten Strecke unſerer Reiſe umzukommen.

Eilboten liefen voraus, um den Großfürſten von unſerer Annäherung und unſern friedlichen Abſichten in Kenntniß zu ſezen. Am neunten Tage kam er uns an der Spize eines Heers von furchtbarem Anſehen entgegen. Im erſten Augenblick wußten wir nicht, ob dieſe Entfaltung von Streitkräften dazu dienen ſollte, uns mit Ehren zu begrüßen, oder uns einzuſchüchtern. Drayhy bereute ſchon, ſich ſo weit von ſeinen Verbündeten weggewagt zu haben. — Indeſſen behielt er alle Faſſung, wies den Frauen und dem Gepäck hinter den Truppen ihren Plaz an, und rückte mit einer ausgewählten Schaar ſeiner Krieger, und begleitet von ſeinem Freunde, dem Scheikh Saker, voran. Dieß war derjenige, welcher das Jahr vorher ihm den Befehl über die Wüſte von Baſſora abgetreten, und alle unſere Bündniſſe während unſerer Reiſe in Syrien vorbereitet hatte.

Sie wurden bald über die Abſichten des Fürſten beruhigt, der mit einigen Reitern von den Seinigen ab und bis in die Mitte der Ebene ritt, welche die beiden Heere trennte. Drayhy that das Gleiche, und die beiden Häuptlinge begegneten ſich halbwegs, ſtiegen vom Pferde, und umarmten ſich mit den Bezeugungen der herzlichſten Freundſchaft.

Wenn ich nicht ſchon ſo oft die Gaſtfreundſchaft der Wüſte beſchrieben hätte, könnte ich Manches erzählen von der Aufnahme, welche uns der Emir Sahid zu Theil werden ließ, und von den drei Tagen, welche in Feſten hingingen: um aber die Wiederholungen zu vermeiden, will ich nicht davon ſprechen, und blos ſagen, daß die Beduinen von Perſien, friedlicher als die von Arabien, leicht in unſere Anſichten eingingen, und ſehr gut die Wichtigkeit der Handels-Reſultate begriffen, welche wir mit Indien herſtellen wollten. — Dieß war Alles, was ſie von dem Zwecke unſerer Unternehmung zu wiſſen brauchten. Der Emir verſprach die Mitwirkung aller Stämme von Perſien, welche unter ſeiner Herrſchaft ſind, und bot uns an, ſeinen Einfluß aufzubieten, um auch die von Indien für uns zu ſtimmen, bei welchen er in großem Anſehen ſteht wegen des Alters ſeines Geſchlechts, und wegen ſeines perſönlichen Rufes der Weisheit und des Edelmuths. Er machte mit uns einen beſondern Vertrag, welcher folgendermaßen abgefaßt war:

Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes erkläre ich Sabid, Sohn Baders, des Sohnes Abdalla's, des Sohnes Barakats, des Sohnes Ali's, des Sohnes Bekhrar's, ſeligen Angedenkens: mein heiliges Wort dem mächtigen Draphy Ebn Chahllan, dem Scheikh Ibrahim und Abdalla el Kratib gegeben zu haben. — Ich erkläre mich zu ihrem treuen Bundesgenoſſen; ich nehme alle Bedingungen an, wie ſie in dem allgemeinen Vertrage aufgeführt ſind; der in ihren Händen iſt. — Ich verpflichte mich, ihnen zu helfen, und ſie in allen ihren Planen zu unterſtüzen, und ihnen ein unverlezliches Stillſchweigen zu bewahren. — Ihre Feinde werden meine Feinde ſeyn, ihre Freunde meine Freunde. — Ich rufe den großen Ali, den Erſten unter den Menſchen und den Liebling Gottes zum Zeugen meines Wortes an. — Gruß. —

Unterzeichnet und beſiegelt.

Wir blieben noch ſechs Tage bei dem Stamme Sahids, und hatten Gelegenheit, den Unterſchied zu beobachten, welcher zwiſchen den Sitten dieſer Beduinen und denen der unſrigen Statt findet; ſie ſind ſanfter, nüchterner, geduldiger, aber weniger brav, weniger edelmüthig, namentlich weniger ehrfurchtsvoll gegen die Frauen; ſie haben viel mehr religiöſe Vorurtheile, und befolgen die Vorſchriften der Sekte Ali's. Außer der Lanze, der Flinte und dem Sabel haben ſie noch als Waffe ein Beil.

Der Fürſt Sahid ſchickte Drayby zwei ſchöne Perſiſche Stuten, von zwei Negern geführt; dieſer machte ihm dagegen ein Geſchenk mit einer ſchwarzen Stute von großem Werth aus der Race von Neggde, welche Huban Heggin hieß; er fügte noch einige Schmuckſachen für ſeine Frauen dazu.

Wir lagerten nicht weit von Menuna, der lezten Stadt von Perſien, zwanzig Meilen von der Gränze von Oſtindien, am Ufer eines Fluſſes, welchen die Beduinen El Gitan nennen.

Am ſiebten Tage, nachdem wir Abſchied von Sahid genommen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, um Syrien vor der Hize des Sommers wieder zu erreichen. Wir reisten ſchnell und ohne Vorſichtsmaßregeln, als eines Tages in der Provinz Karman unſer Vieh uns weggenommen, und wir ſelbſt von einem mächtigen Stamme unter dem Befehl des Emirs Redaini angegriffen wurden, welcher ſich zum Wächter des Kalifats von Perſien aufwirft. Dieß iſt ein herrſchbegieriger und auf ſein Anſehen eiferſüchtiger Mann. Dieſe Beduinen, welche uns an Anzahl weit überlegen waren, wurden von uns an Muth und Taktik bei weitem ü troffen; unſere Truppen waren viel beſſer angefü Drayby's Lage war ausnehmend kritiſch. Wir wa verloren, wenn der Feind den geringſten Vortheil erra alle Beduinen von Karman hätten uns umzingelt, mit einem Nez, aus dem es nicht möglich geweſen w zu entkommen. Er ſah daher die Nothwendigkeit, i durch einen entſcheidenden Sieg Achtung einzuflößen, ihnen für die Zukunft die Luſt benehmen ſollte, mit ihm zu meſſen; er ergriff die geſchickteſten und ausgedachten Maßregeln, um der Tapferkeit den Trium über die Mehrzahl zu verſchaffen; er wendete alle H mittel auf, welche ihm ſein kriegeriſches Genie und lange Erfahrung an die Hand gab, und verrichtete Wunder der Tapferkeit; nie war er ruhiger im B und ungeſtümer im Kampfe geweſen; auch wurde Feind beſiegt, und genöthigt, ſich zurück zu ziehen, dem er uns unangefochten unſere Reiſe fortſezen Dennoch hielt Drayby, indem er es nicht klug einen feindlichen, obgleich geſchlagenen Gegner hinter zu laſſen, an, und ſchickte einen Eilboten an den Sahib, um ihn von Dem in Kenntniß zu ſezen, vorgegangen war. Dieſer Bote traf in einigen T wieder bei uns ein, und brachte an Drayby einen freundſchaftlichen Brief, welchem ein zweiter, an Ne gerichteter, beigeſchloſſen war, folgenden Inhalts:

„Im Namen Gottes, des Allerhöchſten Schöp Preis und ehrfurchtsvollſtes Gebet ſey gerichtet an größten, mächtigſten, ehrenreichſten, weiſeſten und ſten der Propheten, den Tapferſten der Tapfern, Größten der Großen, den Kalifen der Kalifen, den Herrn des Säbels, den rothen Rubin, den Bekehrer der Seelen Imam Ali! Dieſer Brief iſt von Sahid el Bokhrari, dem Großen der beiden Meere und der beiden Perſien an ſeinen Bruder, den Emir Redaini, den Sohn Kruſiars: „Wir thun Euch zu wiſſen, daß unſer Bruder, der Emir Drayhy Ebn Chahlan, aus dem Gebiete von Bagdad und Damaskus weit her gekommen iſt, um uns zu beſuchen und ein Bündniß mit uns zu machen. Er iſt auf unſerem Boden gewandelt, und hat Brod mit uns gegeſſen; wir haben ihm unſere Freundſchaft zu Theil werden laſſen, und noch außerdem haben wir beſondere Verpflichtungen gegen ihn übernommen, woraus ein großes Glück und allgemeine Ruhe entſpringen wird. — Wir wünſchen, daß Ihr das Gleiche thut; hütet Euch, es zu verſäumen, denn Ihr würdet unſere Achtung verlieren, und gegen den Willen Gottes und des glorreichen Imam Ali's handeln."

Hier folgten mehrere Anführungen aus ihren heiligen Büchern, dem Giaffer el Giameh, und die gewöhnlichen Begrüßungen.

Dieſen Brief ſchickten wir an den Emir Redaini, welcher uns mit fünfhundert Reitern aufſuchte, alle ſehr reich in Goldgeſtickte Stoffe gekleidet; ihre Waffen waren mit getriebenem Silber belegt, und die Klingen ihrer Säbel wunderſchön damaszirt. Nachdem freundſchaftliche Erörterungen Statt gefunden hatten, ſchrieb Redaini eigenhändig den Vertrag des Emirs Sahid ab, und unterzeichnete ihn; hierauf trank er den Kaffee, weigerte ſich aber, mit uns zu eſſen, da die fanatiſchen

Anhänger der Sekte Ali's weder bei den Chriſten noch bei den Türken eſſen können. Um den Kontrakt giltig zu machen, leiſtete er den Eid auf Brod und Salz. Hierauf umarmte er Drayby mit feierlichen Betheurungen der Bruderſchaft. Sein Stamm, welcher El Medadziz heißt, enthält zehntauſend Zelte. Nachdem wir Abſchied von ihm genommen hatten, ſezten wir unſere Reiſe in Eilmärſchen fort, indem wir fünfzehn Meilen des Tags machten, ohne anzuhalten. Endlich kamen wir vor Bagdad an, und Scheikh Ibrahim ging in die Stadt, um Geld zu holen; da jedoch die Jahreszeit uns drängte, verloren wir ſo wenig Zeit als möglich. In Meſopotamien erhielten wir Nachrichten von dem Wachabi. Ebn Sihud hatte ſeinen Feldherrn Hedal nach ſeiner Niederlage ſehr ſchlecht aufgenommen, und geſchworen, unter den Befehlen ſeines Sohnes ein mächtigeres Heer als das lezte zu ſchicken, um Rache an Drayby zu nehmen, und die Beduinen von Syrien auszurotten; nachdem er aber genauere Nachrichten über die Streitkräfte eingezogen, welche Drayby gegen ihn zu Gebot ſtunden, hauptſächlich auch von ſeinem perſönlichen Rufe gehört hatte, ſo nahm er eine andere Sprache an, und beſchloß, ihn an ſich zu ziehen, um ein Bündniß mit ihm zu ſchließen. Die Ereigniſſe, welche von außen ſich zuſammen zogen, machten dieſes Gerücht ſehr wahrſcheinlich, denn der Baſſa von Aegypten, Mehemed Ali, rüſtete eine Expedition, um das ſteinige Arabien anzugreifen, und ſich der Reichthümer von Mekka zu bemächtigen, welche in den Händen Ebn Sihuds waren. Wir gaben uns mit Vergnügen der Hoffnung hin, entweder Friede mit ihm zu machen, oder ihn durch eine fremde Macht geſchwächt zu ſehen. Auf unſerem Wege trafen wir beſtändig auf Stämme, die noch keine Gelegenheit gehabt hatten, den Vertrag zu unterzeichnen, und mit allem Eifer ihn jezt ſich zu Nuze machten *). Als wir in Syrien anlangten, kam ein Eilbote des Königs der Wachabiten zu uns, welcher uns ein kleines Stück Papier, ungefähr drei Finger breit und ſechs Finger lang brachte; ſie ſezten Etwas darein, auf dieſe Art die kleinſte Form anzuwenden, um gegen die Türken abzuſtechen, welche ihre Fermans auf große Blätter ſchreiben. Die Arabiſchen Schriftzüge nehmen ſo wenig Plaz an, daß auf dieſem kleinen Wiſch ein ſehr langer, ziemlich gebieteriſcher Brief geſchrieben war; er begann mit einer Art von Glaubensakte, oder einer wiederholten Erklärung, daß Gott Einzig und ohne Gleichen iſt; hierauf kamen alle Titel des Königs, den Gott mit ſeinem Säbel bekleidet hat, um ſeine Einheit gegen die Gözendiener (Chriſten) zu verfechten, welche das Gegentheil ſagen. Er fuhr folgendermaßen fort:

„Wir Abdalla, Sohn von Abdel a Ziz, des Sohnes von Abdel Wahabs, des Sohnes von Sihud. — Wir thun Euch zu wiſſen, o Sohn Ghaſſans (könnte der

---

*) In Maktal el Abd trafen wir zwei Stämme: den Stamm Berkaje, unter dem Befehl Saddum Ebn Waalis, welcher 1200 Zelte, und den Stamm Mahimen, unter dem Befehl Sabed Ebn Selebe's, von 300 Zelte. Als wir vor Haiff über den Euphrat ſezten, ſchloſſen wir gleichfalls ein Bündniß mit Alapan Ebn Nadjed, dem Häuptling des Stammes Baharta, welcher aus 200 Zelten beſtand.

Allein anzubetende Gott Euch auf den rechtem Weg leiten), daß, wenn Ihr an Gott glaubt, Ihr ſeinem Sklaven Abdalla, dem er ſeine Macht anvertraut hat, gehorchen, und zu uns ohne Furcht kommen ſollt. — Ihr werdet unſer vielgeliebter Sohn ſeyn, wir werden Euch das Vergangene vergeben, und Ihr werdet wie einer von Uns behandelt werden. — Hütet Euch aber vor Eigenſinn und vor dem Widerſtreben gegen unſern Aufruf; denn Der, der uns hört, wird zu den Bewohnern des Paradieſes gezählt."

Gruß.

Unterzeichnet:

El Manbud Menalla Ebn Sihud Abdalla.

Nach dem Empfang dieſes Briefes hielten wir einen großen Kriegsrath, und nachdem wir reiflich alle Gefahren der Reiſe gegen alle die Vortheile des Bündniſſes mit Ebn Sihud abgewogen hatten, entſchloß ſich Drayhy, ſeine Einladung anzunehmen. Als Scheikh Ibrahim mich fragte, ob ich Muth fühlte, dieſen Fanatiker zu ſehen, antwortete ich:

„Ich weiß recht wohl, daß ich wegen ſeines Haſſes gegen die Chriſten mehr Gefahr laufe als jeder Andere, aber ich ſeze mein Vertrauen auf Gott. Da ich einmal ſterben muß, und ſchon einmal mein Leben auf's Spiel geſezt habe, ſo bin ich bereit, dieß noch einmal zu thun, um die Unternehmung, die ich begonnen, zu Ende zu führen." Das Verlangen, ein ſo merkwürdiges Land und jenen außerordentlichen Mann zu ſehen, belebte meinen Muth; auch reiſte ich, nachdem ich auf den Fall meines Todes meine arme Mutter Herrn Laſcaris empfohlen hatte, mit Drayhy, ſeinem zweiten Sohn Saddun, ſeinem Neffen, ſeinem Vetter, zwei der vornehmſten Häuptlinge und fünf Negern ab, alle auf Dromedaren reitend. Während der Abweſenheit ſeines Vaters ſollte Saher den Stamm befehligen, und ihn nach Horan führen, Drayhy entgegen, welcher durch Regiaz zurückkommen ſollte. Wir machten unſern erſten Halt bei den Beduinen Beni Tulab, deren ganzes Vermögen in einigen Eſeln beſteht, indem ſie von der Gazellen- und Straußenjagd leben. Sie kleiden ſich in Gazellenhäute, welche grob zuſammen genäht ſind, und einen langen Rock mit ſehr weiten Aermeln bilden. Der Pelz iſt außen, Was ihnen das Anſehen von wilden Thieren gibt. Nie habe ich etwas ſo Wildes geſehen. Sie gaben uns das Schauſpiel einer Straußenjagd, welches mich ſehr intereſſirte. Das Straußenweibchen legt ſeine Eier in den Sand, und ſtellt ſich in einiger Entfernung davon auf, indem es feſt den Blick auf ſie richtet; ſie brütet ſie ſo zu ſagen mit den Augen aus, welche ſie nie von dem Neſte verwendet. So bleibt ſie die Hälfte des Tags unbeweglich, bis das Männchen kommt, um ſie abzulöſen. Hierauf geht ſie aus, um ihr Futter zu ſuchen, während dieſes nun Wache hält. Der Jäger, ſo bald er Eier entdeckt hat, macht ſich eine Art von ſteinerner Schutzmauer, um ſich dahinter zu verbergen, und wartet hier den günſtigen Augenblick ab. Wenn das Weibchen allein iſt, und das Männchen weit genug entfernt, um nicht durch den Flintenſchluß aufgeſchreckt zu werden, ſo ſchießt er, läuft hinzu, um den tödtlich getroffenen Vogel aufzuraffen, wiſcht ſein Blut ab, und ſezt es wieder in gleiche Lage zu den Eiern. Wenn das Männchen zurück kommt, nähert es ſich ohne Mißtrauen, um ſeine Wache zu beginnen. Der Jäger, welcher im Hinterhalt geblieben iſt, tödtet es, und trägt ſo eine doppelte Beute davon. Wenn das Männchen aufgeſchreckt worden iſt, läuft es mit höchſter Eile davon; man verfolgt es dann, aber es vertheidigt ſich, indem es auf Flintenſchußweite mit großer Gewalt Steine hinter ſich ſchleudert. Es wäre übrigens gefährlich, ihm zu nahe zu kommen, wenn es in der Wuth iſt, denn ſeine außerordentliche Behendigkeit und ſein hoher Wuchs machten den Kampf gefährlich, namentlich für die Augen des Jägers. Wenn die Jahreszeit für die Straußenjagd vorüber iſt, beſteigen die Beduinen ihre Eſel, und verkaufen ihre Federn in Damaskus, ja ſelbſt in Bagdad.

Wenn Einer ſich verheirathet, ſo verpflichtet er ſich, die Hälfte ſeiner Jagd während des Jahres ſeinem Schwiegervater als Kaufpreis zu zahlen. Dieſe Beduinen haben eine große Verehrung für das Andenken Antars, für deſſen Abkömmlinge ſie ſich ausgeben; ich weiß jedoch nicht, wie weit man dieſem Vorgeben Glauben ſchenken darf. Sie ſagten uns mehrere Bruchſtücke ſeines Liedes her.

Nachdem wir Abſchied von ihnen genommen hatten, ritten wir in ſtarkem Schritt der Dromedare weiter, und lagerten an den Ufern eines See's von großer Ausdehnung, welcher Naam Beny Hellal heißt. Er erhält ſeine Waſſer aus einem Hügel, an welchem wir vorbei gekommen waren.

Am folgenden Tage, als wir in der Mitte einer dürren Wüſte angekommen waren, bemerkten wir eine kleine Oaſe, welche durch ein Gebüſch gebildet wurde, das man Jorſe heißt; wir waren nur noch wenige Schritte davon entfernt, als unſere Dromedare plözlich anhielten; wir glaubten Anfangs, ſie wollten an einer Stelle halten, wo die Wiederkehr der Vegetation ihnen auf Waſſer zu deuten ſchien, bemerkten aber bald, daß ihr Widerſtreben aus einem inſtinktmäßigen Schauer herkam, welcher ſich durch alle Zeichen eines unüberwindlichen Schrecks kund gab; weder Schmeichelworte noch Drohungen konnten ſie weiter bringen. Da meine Neugierde im höchſten Grade erregt war, ſtieg ich ab, um die Urſache ihres Stuzens auszumitteln; kaum aber war ich in das Gebüſch eingetreten, als ich ſelbſt unwillkürlich zurückſchauderte. Der Boden war mit Schlangenhäuten von jeder Gröſſe und Art bedeckt, man ſah Tauſende von ihnen; einige ſo dick wie Schiffstaue, andere ſo dünn wie eine Nadel; wir entfernten uns eiligſt aus dieſer Gegend, indem wir Gott dankten, Nichts getroffen zu haben, als die Haut dieſer giftigen Gewürme. Da wir am Abend kein Obdach finden konnten, mußten wir die Nacht mitten in der Wüſte zubringen; ich geſtehe aber, daß meine Einbildungskraft, noch aufgeregt von dem gräßlichen Schauſpiel im Gebüſche, mich hinderte, ein Auge zu ſchließen; ich erwartete jeden Augenblick, daß eine ungeheure Schlange unter mein Zelt ſchlüpfen, und ihr drohendes Haupt über mein Kiſſen emporheben ſollte.

Am folgenden Tage erreichten wir einen beträchtlichen Stamm, welcher den Wachabiten tributpflichtig war: er kam von Samarkand; wir verbargen ſorgfältig unſere Pfeiſen, denn Ebn Sihud verbietet ſtrenge, zu rauchen, und beſtraft jedes Zuwiderhandeln ſeiner Befehle mit dem Tode. Der Emir Medjiun ſchenkte uns Gaſtfreundſchaft, Nichts aber konnte ſeiner Ueberraſchung über unſere Kühnheit Einhalt thun, ſo uns dem Wachabi preis zu geben, deſſen grauſamen Charakter er in ſchreckenerregenden Ausdrücken ſchilderte. Er verhehlte uns nicht, daß wir große Gefahr laufen, da Ebn Sihud ſich kein Gewiſſen daraus mache, falſche Verſprechungen anzuwenden, um ſpäter treuloſen Verrath zu üben. Drayby, welcher, voll Rechtſchaffenheit, im Vertrauen auf die Einladung des Königs, ſich ſo weit gewagt hatte, ohne ſich einzubilden, daß man ſein Wort brechen könne, fing an, ſein leichtgläubiges Vertrauen zu bereuen; da aber ſein Stolz ihn hinderte, zurückzukehren, ſo ſezten wir unſere Reiſe weiter fort. Bald hatten wir Neggde erreicht, ein von Bergen und Thälern durchſchnittenes Land, welches mit Städten und Dörfern, und außerdem noch mit einer Menge von umherziehenden Stämmen bedeckt iſt. Die Städte ſcheinen ſehr alt, und beweiſen, daß die Bevölkerung urſprünglich ſtärker und zahlreicher war als jezt. Die Dörfer ſind von ackerbauenden Beduinen bewohnt; der Boden bringt im Ueberfluß Getreide, Gemüſe, und hauptſächlich Datteln hervor. Man erzählte uns, daß die erſten Einwohner dieſes Landes es verließen, um unter der Anführung eines ihrer Fürſten, Namens Beny Helal, ſich in Afrika niederzulaſſen.

Wir fanden überall eine zuvorkommende Gaſtfreundſchaft, überall aber auch hörten wir endloſe Klagen über die Tyrannei Ebn Sihuds. Furcht allein hielt dieſe Völker unter ſeiner Herrſchaft zurück. Endlich, nach vierzehn Tagen der Reiſe auf Dromedaren, auf welche Art man in der gleichen Zeit dreimal weiter kommt, als eine Karavane, langten wir in der Hauptſtadt des Wachabi's an: die Stadt iſt mit einem Dattelngehölze umgeben; die Bäume berühren ſich, und laſſen kaum einen Reiter zwiſchen ihren Stämmen durch; auch verbirgt ſich die Stadt hinter dieſem Wall, welcher die Dattelbäume von Darkiſch heißt. Nachdem wir durch dieſes Gehölz gekommen waren, trafen wir gleichſam einen zweiten Wall von Bergchen, beſtehend aus angehäuften Dattelnüſſen, die einem Damm aus kleinen Steinen glichen, und dahinter die Stadtmauer, welche entlang wir ritten, um an einem Thore anzukommen, das uns zu dem Palaſte des Königs führte. Dieſer Palaſt, ſehr groß und zweiſtockig, iſt aus ſchönen weißen behauenen Steinen gebaut. Ebn Sihud, welcher von unſerer Ankunft unterrichtet war, ließ uns in ein hübſches, gut möblirtes Zimmer führen, wo man eine reichliche Mahlzeit für uns auftrug. Wir fanden dieſen Anfang von guter Vorbedeutung, und waren froh, dem Mißtrauen nicht nachzugeben, das man uns hatte einflößen wollen. Abends, nachdem wir unſere Kleidung in Ordnung gebracht hatten, ließen wir uns dem Könige vorſtellen; wir ſahen einen Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren, mit ſchroffem Blick, erzfarbenem Geſichte und ſehr ſchwarzem Bart; er war gekleidet in einen um die Hüften mit einem weißen Gürtel zuſammen gebundenen Gombaz, einen roth und weiß geſtreiften Turban auf dem Kopfe, und einen ſchwarzen Machla über die linke Schulter geworfen; in der rechten Hand hielt er den Königsſtab von Mahlab, das Zeichen ſeiner Würde; er ſaß im Hintergrunde eines großen Audienzſaales, welcher ziemlich reich mit Matten, Teppichen und Kiſſen möblirt war. Die Großen ſeines Hofes umgaben ihn. Der Zeug an den Möbeln, ſo wie die Kleidung war von Kattun oder Wolle von Yemen, da die Seide, ſo wie Alles, was an die Ueppigkeit und die Gebräuche der Türken erinnert, in ſeinen Staaten verboten iſt. Ich hatte alle Muſe, meine Bemerkungen zu machen, denn nachdem Ebn Sihud kurz und mit eiskaltem Tone auf die Begrüßungen Drayby's geantwortet hatte, ſezten wir uns, und erwarteten ſtillſchweigend, daß er die Unterhaltung beginnen ſollte. Als indeſſen Drayby nach Verfluß einer halben Stunde ſah, daß er den Kaffee nicht befahl, und nicht freundlicher wurde, nahm er das Wort und ſagte:

„Ich ſehe, Sohn Sihuds, daß du uns nicht empfängſt, wie wir das Recht hatten, zu erwarten. Wir ſind auf deine Einladung hin auf deinem Boden gewandelt, und unter dein Dach getreten; wenn du Etwas wider uns haſt, ſo ſpreche und verhehle uns Nichts.“

Ebn Sihud warf ihm einen Feuerblick zu, und antwortete ihm:

„Ja wohl habe ich Vieles gegen dich; deine Verbrechen ſind unverzeihlich! Du haſt dich gegen mich empört, und dich geweigert, mir zu gehorchen; du haſt den Stamm Sachrer in Galiläa geplündert, während du wußteſt, daß er mir gehörte. —

Du haſt die Beduinen verführt und ſie gegen meine Macht vereinigt. —

Du haſt meine Heere vernichtet, mein Lager geplündert, und meine Todfeinde, die Türken, unterſtüzt, dieſe Gözendiener, dieſe Tempelſchänder, dieſe Verbrecher, dieſe Wüſtlinge.“

Indem er nun immer aufgebrachter wurde, und Vorwurf auf Vorwurf häufte, kannte ſeine Wuth keine Gränze mehr, und zum Schluſſe befahl er uns, aus ſeiner Gegenwart uns weg zu begeben, um zu erwarten, Was ihm belieben ſollte.

Ich ſah die Augen Drayby's Flammen ſpeien, ſeine Naſenlöcher ſich aufblaſen; jeden Augenblick fürchtete ich den Ausbruch eines unmächtigen Zorns, welcher nur dazu hätte dienen können, den König auf's Aeußerſte zu bringen; da er ſich aber ganz ohne Vertheidigung ſah, faßte er ſich, erhob ſich mit Würde, und entfernte ſich langſam, um darüber nachzudenken, Was er zu thun habe. Alles zitterte vor der Wuth Ebn Sihuds; Niemand hätte gewagt, ſich ſeinem Willen zu widerſezen. Wir blieben zwei Tage und zwei Nächte in unſerem Zimmer, ohne von irgend Etwas ſprechen zu hören; Niemand wagte, ſich uns zu nahen; Diejenigen, welche bei unſerer Ankunft am eifrigſten um uns bemüht ſchienen, flohen uns, oder ſpotteten über unſer leichtgläubiges Vertrauen in das Wort eines Mannes, deſſen treuloſer, blutdürſtiger Charakter ſo bekannt war. Wir warteten jeden Augenblick darauf, die Schergen der Tyrannei kommen zu ſehen, um uns niederzumachen, und ſuchten vergeblich nach einem Mittel, um uns aus ſeinen Krallen zu ziehen. Am dritten Tage ſchickte Drayby, indem er ausrief, er wolle lieber den Tod, als die Ungewißheit, nach einem der Miniſter des Wachabi, Namens Abu el Sallem, und ſagte zu ihm: Gehe zu deinem Herrn, um ihm von mir folgende Worte zu hinterbringen:

„Was du thun willſt, das thue bald; ich werde dir darüber keine Vorwürfe machen; ich werde blos mir ſelbſt gram ſeyn, daß ich mich in deine Hände gegeben habe.“

Sallem gehorchte, kam aber nicht wieder zurück, und ſtatt aller Antwort ſahen wir fünfundzwanzig bewaffnete Neger ſich um unſere Thüre her aufſtellen.

Nun waren wir ausgeſprochene Gefangene! Wie oft verwünſchte ich die tolle Neugier, welche mich in eine ſo vergebliche Gefahr gebracht hatte! Drayby fürchtete den Tod nicht, aber die Gefangenſchaft war ihm unerträglich; er ging mit langen Schritten nach Kreuz und Quer im Zimmer auf und ab, wie ein Löwe vor den Eiſenſtäben ſeines Käfigs. Endlich ſagte er zu mir: „ich will der Sache ein Ende machen, ich will mit Ebn Sihud ſprechen, und ihm ſeine Treuloſigkeit vorwerfen; ich ſehe, daß Sanftmuth und Geduld unnüz ſind, ich will wenigſtens mit Würde ſterben.“

Er ließ von Neuem El Sallem rufen, und ſo bald er ihn bemerkte, rief er ihm zu:

„Kehre zu deinem Gebieter zurück, ſage ihm, daß ich nach heiligem Geſez der Beduinen das Recht anſpreche, mit ihm zu reden; es wird immer noch für ihn Zeit ſeyn, zu thun, Was er will, wenn er mich gehört haben wird.“

Nachdem der Wachabi ihm eine Audienz zugeſtanden hatte, führte uns El Sallem ein; als wir vor ihn kamen, ließ uns der König ſtehen, und fuhr ohne den üblichen Gruß zu erwiedern uns an:

„Was wollt ihr?“

Drayby antwortete ihm in würdevoller Haltung:

„Ich bin zu dir gekommen, o Sohn Sihuds, im Vertrauen auf deine Verſprechungen, indem ich ein Gefolge von nicht mehr als zehn Mann bei mir hatte., ich, der ich Tauſende von Kriegern unter meinen Befehlen habe. Wir ſind ohne Vertheidigung in deinen Händen, du kannſt uns zerbröckeln wie Aſche; aber wiſſe, daß von der Gränze von Indien bis zu der Gränze von Neggde in Perſien, in Baſſora in Meſopotamien, Hemad, den beiden Syrien, Galiläa und Horan, jeder Mann, der den Kafieh trägt, mein Blut von dir fordern, und meinen Tod rächen wird. Wenn du König der Beduinen biſt, wie du vorgibſt, was erniedrigſt du dich ſo weit, daß du zum Verräther wirſt? Dieß iſt das erbärmliche Handwerk der Türken. Der Verrath iſt nicht für den Starken, ſondern für den Schwachen oder Feigen. Du, der du dich mit deinen Heeren brüſteſt, und deine Macht von Gott ſelbſt erhalten zu haben vorgibſt, wenn du deinen Ruhm nicht trüben willſt, gib mich meinem Lande wieder, und bekämpfe mich mit offener Gewalt: denn indem du mein Vertrauen mißbrauchſt, entehrſt du dich, machſt dich zum Gegenſtand der Verachtung für Jedermann, und führeſt den Untergang deines Reiches herbei. Ich habe geſprochen, jezt thue, Was dir beliebe, du wirſt es eines Tags bereuen.

Ich bin nur Einer von Tauſenden; mein Tod wird meinen Stamm nicht geringer machen, und mit ihm das Geſchlecht der Chablans nicht erloſchen. Mein Sohn Saher wird mich erſezen; er bleibt, um meine Beduinen anzuführen, und Rache für mein Blut zu nehmen. Sey denn gewarnt, und laſſe deine Augen der Wahrheit ſich öffnen.“

Während dieſer Rede ſpielte der König mit ſeinem Bart, und beruhigte ſich nach und nach. Endlich, nach einem Stillſchweigen von einigen Augenblicken, ſagte er:

„Gehet hin in Frieden, es wird Euch von nun an Nichts als Gutes begegnen.“

Wir entfernten uns hierauf, ohne daß man jedoch aufgehört hätte, auf uns Acht zu haben.

Dieſer erſte glückliche Erfolg beruhigte die Höflinge wieder, welche mit Schreck die kühnen Worte Drayhy's gehört hatten, und über die Art erſtaunten, mit welcher der Tyrann ſie ertrug. Sie näherten ſich uns jezt wieder, und Abu el Sallem ließ uns bei ſich ſpeiſen. Indeſſen war ich wegen meiner ſelbſt nicht beruhigt, ich dachte wirklich, Ebn Sihud werde hinſichtlich Drayhy's nie wagen, die Sache auf's Aeußerſte zu treiben; ich fürchtete aber, er möchte die Schuld auf meinen Rath ſchieben, und mich, einen verächtlichen Ghiaur, ſeinem Zorne aufopfern. Ich theilte meine Beſorgniß Drayhy mit, welcher mich beruhigte, indem er mir ſchwur, daß man nur über ſeinen Leichnam an mich kommen, und ich zuerſt aus den Thoren von Darkiſch gehen werde.

Am andern Morgen ließ uns Ebn Sihud rufen, nahm uns ſehr freundlich auf, und ließ den Kaffee bringen.

Es währte nicht lange, ſo befragte er Drayhy über die Perſonen, welche ihn begleiten. Jezt kommt es an mich, dachte ich, und das Herz klopfte mir ein wenig; indeſſen faßte ich mich, und als Drayhy mich genannt hatte, wandte ſich der König zu mir und ſagte:

„Ihr alſo ſeyd Abdalla, der Chriſt?“

Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort:

„Ich ſehe, daß Eure Thaten viel größer ſind als Eure Perſon.“

„Eine Flintenkugel iſt klein, antwortete ich ihm, aber ſie tödtet doch große Männer.“

Er lachelte und ſagte:

„Kaum kann ich alles glauben, Was man mir von Euch geſagt hat; ich wünſchte, Ihr antwortet mir aufrichtig; Was iſt der Zweck des Bündniſſes, an dem Ihr ſchon mehrere Jahre arbeitet?“

„Dieſer Zweck iſt ſehr einfach, antwortete ich, wir wollten alle Beduinen von Syrien unter der Herrſchaft Drayhy's vereinigen, um den Türken zu widerſtehen; Ihr ſeht, daß wir ſo einen undurchdringlichen Wall zwiſchen Euch und Euren Feinden bildeten.“

„Recht gut, ſagte er, aber wenn es ſo iſt, warum ſuchtet Ihr meine Heere vor Hama zu vernichten?“

„Weil Ihr unſern Planen im Wege ſtundet, entgegnete ich; nicht für Euch, ſondern für Drayhy arbeiteten wir; war ſeine Macht einmal in Syrien, Meſopotamien und bis nach Perſien hin befeſtigt, ſo wollten wir ein Bündniß mit Euch machen, und hiedurch im Beſiz unſerer unumſchränkten Freiheit unverwundbar werden. Kinder derſelben Nation, wollten wir dieſelbe

Sache vertheidigen; zu dieſem Zweck ſind wir hieher gekommen, um mit Euch eine unauflösliche Vereinigung zu bilden. Ihr habt uns mit einer ſehr beleidigenden Art aufgenommen, und Drayhy ſeiner Seits in beleidigenden Ausdrücken geantwortet; aber unſere Abſichten ſind aufrichtig, und wir haben es bewieſen, indem wir ohne Waffen gekommen ſind, um uns Eurer Redlichkeit anzuvertrauen.“

Die Phyſiognomie des Königs erheiterte ſich mehr und mehr, während ich ſprach, und als ich geſchloſſen hatte, ſagte er zu mir:

„Ich bin zufrieden.“

Hierauf wandte er ſich gegen ſeine Sklaven, und befahl dreifachen Kaffee. Ich dankte Gott in meinem Herzen, daß er mir eine ſo gewaltige Rede eingegeben hatte. Der übrige Beſuch ging beſtens vorüber, und wir entfernten uns ſehr zufrieden. Abends wurden wir zu einem großen Gaſtmahl bei einem der Miniſter, Namens Abramuti, eingeladen, welcher uns im Vertrauen über die Grauſamkeiten ſeines Gebieters unterhielt, und uns die allgemeine Verwünſchung ſchilderte, mit welcher man ihn anſah. Eben ſo ſprach er uns von ſeinen ungeheuren Reichthümern; diejenigen, welche er bei der Plünderung von Mekka an ſich geriſſen hat, ſind über alle Berechnung. Seit den erſten Zeiten der Hegire ſchicken die Muſelmaniſchen Fürſten, die Kalifen, die Sultane und die Könige von Perſien alle Jahre dem Grabe des Propheten anſehnliche Geſchenke an Kleinodien, Lampen, goldenen Kandelabern, koſtbaren Steinen u. ſ. w., ungerechnet die Spenden der Gemeinde der Gläubigen.

Der Thron allein, ein Geſchenk des Königs von Perſien, von maſſivem Golde, mit Perlen und Diamanten überzogen, war von unſchäzbarem Werthe. Jeder Fürſt ſchickt eine goldene Krone, auf's Reichſte mit koſtbaren Steinen beſezt, um ſie an dem Gewölbe der Kapelle aufzuhängen; es waren deren unzählige, als Ebn Sihud ſie plünderte; ein einziger Diamant, von der Größe einer Nuß, welcher an dem Grabe angebracht war, wurde für unſchäzbar angeſehen. Wenn man bedenkt, was die Jahrhunderte Alles an dieſem einzigen Punkte aufgehäuft hatten, wird man ſich nicht mehr wundern, daß der König vierzig mit Juwelen beladene Kameele und außerdem noch Schäze von maſſivem Gold und Silber mit fortnahm. Rechnet man dieſe ungeheuren Reichthümer, und die Zehnten, welche er jährlich von ſeinen Verbündeten erhebt, ſo glaube ich, kann man ihn als den reichſten Monarchen der Erde anſehen, hauptſächlich wenn man in Anſchlag bringt, daß er keinen Aufwand zu machen hat; daß er ſtrenge den Luxus verbietet, und daß in Kriegszeiten jeder Stamm zum Unterhalt ſeiner Heere beiſteuert, und alle Koſten und Verluſte trägt, ohne je die geringſte Entſchädigung zu erhalten.

Am folgenden Tage fühlte ich mich ſo froh, meine Freiheit wieder erlangt zu haben, daß ich den ganzen Tag ſpazieren ging, und Darkiſch und ſeine Umgebungen genauer beſah. Die Stadt, von weißen Steinen erbaut, enthält ſiebentauſend Einwohner, beinahe alle Verwandte, Diener oder Beamte Ebn Sihuds. Man ſieht hier keine Künſtler. Die einzigen Gewerbe, welche hier betrieben werden, ſind die Waffen- und Hufſchmiede, und auch ſie in geringer Anzahl; man findet hier Nichts zu kaufen, nicht einmal Lebensmittel. Jeder lebt von dem, was er hat; das heißt, von einem Acker oder Garten, welcher Getreide, Gemüße und Früchte hervorbringt, und einige Hühner nährt; ihre zahlreichen Heerden weiden in der Ebene, und jeden Mittwoch kommen die Einwohner von Yemen und Mekka, um ihre Waaren gegen Vieh auszutauſchen. Dieſer Art von Markt iſt der einzige Handel des Landes. Die Frauen gehen ohne Schleier aus, ſie legen aber ihren ſchwarzen Machla über den Kopf, was äußerſt widerlich ausſieht; übrigens ſind ſie in der Regel häßlich und übermäßig braun. Die Gärten, welche in einem reizenden Thale bei der Stadt, auf der entgegengeſezten Seite, als von der wir hergekommen waren, liegen, bringen die ſchönſten Früchte von der Welt hervor; Bananen, Orangen, Granaten, Feigen, Aepfel, Melonen u. ſ. w., untermiſcht mit Gerſte und Mais; ſie ſind ſorgfältig bewäſſert.

Am folgenden Tage ließ uns der König von Neuem kommen, nahm uns ſehr freundlich auf, und fragte mich viel über die verſchiedenen Souveraine von Europa, hauptſächlich über Napoleon, für welchen er eine große Verehrung hegte. Die Erzählung ſeiner Eroberungen machte ihm das größte Vergnügen; glücklicherweiſe hatten mich meine häufigen Unterhaltungen mit Herrn Lascaris in den Stand geſezt, ihm viele Einzelnheiten zu berichten. Bei jeder Schlacht rief er aus:

„Gewiß, dieſer Mann iſt ein Abgeſandter Gottes, ich bin überzeugt, daß er den vertrauteſten Verkehr mit ſeinem Schöpfer unterhält, da er ſo begünſtigt iſt.“

„Er zeigte ſich hierauf immer leutſeliger gegen mich, und indem er auf einen andern Gegenſtand überging, fuhr er fort:

„Abdalla, ich wünſche, daß Ihr mir die Wahrheit ſagt: was iſt die Grundlage des Chriſtenthums?“

Da ich die Vorurtheile des Wachabi kannte, zitterte ich bei dieſer Frage; aber indem ich Gott bat, mir mit ſeinem guten Geiſte beizuſtehen, ſagte ich zu ihm:

„Die Grundlage aller Religionen, o Sohn Sihuds, iſt der Glaube an Gott; die Chriſten ſind, wie Ihr, überzeugt, daß es nur Einen Gott, den Erſchaffer der Welt gebe, welcher die Böſen beſtrafe, den Reuigen verzeihe, und die Guten belohne, daß Er allein groß, barmherzig und allmächtig ſey.

„Dieß iſt gut, ſagte er, aber wie betet ihr?“

Ich ſagte ihm das „Vater Unſer“ her; er ließ es mich ſeinem Schreiber diktiren, las es wieder, und ſteckte es in ſeine Weſte; hierauf fuhr er mit ſeinen Fragen fort, und wollte von mir wiſſen, nach welcher Seite wir uns wenden, wenn wir beten.

„Wir beten nach allen Seiten, antwortete ich, denn Gott iſt überall.“

„Darin gebe ich Euch vollkommen recht; aber Ihr müßt eben ſo gut Geſeze haben, als Gebete.“

Ich ſagte ihm die zehn, von Gott ſeinem Propheten Moſes gegebenen Gebote her; er ſchien ſie zu kennen, und fuhr in ſeinen Fragen fort:

„Und Jeſus Chriſtus, als Wen betrachtet ihr ihn?“

„Als das Fleiſch gewordene Wort Gottes.“

„Aber er wurde ja gekreuzigt?“

„Als Wort konnte er nicht ſterben, aber als Menſch duldete er von den Böſen."

„Das iſt wunderbar! und das heilige Buch, welches Gott Jeſus Chriſtus eingegeben hat, iſt es verehrt von Euch? befolgt ihr genau ſeine Lehre?"

„Wir betrachten es mit der größten Ehrfurcht, und gehorchen in Allem ſeinen Anweiſungen."

„Die Türken, ſagte er, haben einen Gott aus ihrem Propheten gemacht, und beten an ſeinem Grabe wie Gözendiener; verflucht ſeyen die, welche ein anderes Weſen dem Schöpfer gleich machen; der Sabel ſoll ſie ausrotten."

Indem er ſich nun mehr und mehr in Vorwürfen gegen die Türken ergoß, ſchmähete er auf den Genuß der Pfeife, des Weins und des unreinen Fleiſches. Ich ſchäzte mich zu glücklich, mich geſchickt aus den verfänglichen Fragen gezogen zu haben, um noch zu wagen, über unwichtige Punkte zu widerſprechen, und ließ ihn auf dem Glauben, ich verachte den Gebrauch des ſchlechten Krautes (ſo nannte er den Tabak). Dieß brachte Drayhy zum Lächeln, da er recht wohl wußte, daß für mich die Entbehrung des Rauchens das allergrößte Opfer war, und daß ich jeden Augenblick benüzte, wo ich ungeſtraft meine vielgeliebte Pfeife aus ihrem Behältniß ziehen könne; namentlich heute fühlte ich ein außerordentliches Bedürfniß daranach, da ich viel geſprochen und ſehr ſtarken Mokka-Kaffee getrunken hatte.

Der König ſchien entzückt von unſerer Unterhaltung, und ſagte zu mir:

„Ich ſehe, daß man immer etwas Neues lernt. Ich glaubte bisher, die Chriſten ſeyen die abergläubigſten Menſchen, und jezt bin ich überzeugt, daß ſie der wahren Religion viel näher ſind, als die Türken."

Im Ganzen genommen iſt Ebn Sihud ein unterrichteter Mann von ſeltener Beredtſamkeit, aber fanatiſch in ſeinen religiöſen Meinungen; er hat eine rechtmäßige Frau und eine Sklavin, zwei verheirathete Söhne und eine noch junge Tochter. Er ißt keine andere Speiſen, als ſolche, welche von ſeinen Frauen zubereitet ſind, aus Furcht, vergiftet zu werden; die Bewachung ſeines Palaſtes iſt einer Truppe von tauſend wohlbewaffneten Negern anvertraut. Uebrigens kann er in ſeinen Staaten anderthalb Millionen waffenfähige Beduinen zuſammen bringen. Wenn er einen Gouverneur für eine Provinz ernennen will, läßt er Den rufen, welchem er dieſen Poſten beſtimmt, und ladet ihn zu ſich zum Eſſen ein; nach der Mahlzeit verrichten ſie zuſammen die Abwaſchungen und das Gebet; hierauf gürtet ihm der König den Sabel um, und ſagt zu ihm:

„Ich habe Euch auf Gottes Befehl auserleſen, ſeine Sklaven zu regieren; ſeyd menſchlich und gerecht: treibt genau den Zehnten ein, und laßt den Türken und den Ungläubigen, welche ſagen, daß Jemand Gott gleich ſey, den Kopf abhauen; duldet nicht, daß Einer von ihnen in Eurem Gebiete ſich niederlaſſe. Möge der Herr Denen den Sieg verleihen, die an ſeine Einheit glauben."

Hierauf ſtellt er ihm eine kleine Schrift zu, welche den Einwohnern unter Bedrohung ſtrenger Strafen befiehlt, dem Gouverneur in Allem zu gehorchen.

Am folgenden Tage beſuchten wir die Ställe des

Königs; es iſt, glaube ich, für einen Pferdeliebhaber unmöglich, etwas Schöneres zu ſehen. Ich ſah zuerſt achtzig weiße Stuten in Einer Reihe nach einander aufgeſtellt; ſie waren von unvergleichlicher Schönheit, und glichen ſich ſo vollkommen, daß man keine von der andern unterſcheiden konnte; ihr wie Silber glänzendes Haar blendete die Augen. Hundert und zwanzig andere von verſchiedenen Farben, aber an Schönheit der Formen ſich gleichend, nahmen ein anderes Gebäude ein; auch war ich, troz meines Widerwillens gegen die Pferde nach dem Unfall, der mir beinahe das Leben gekoſtet hätte, nicht weniger von Bewunderung ergriffen, während ich durch dieſe Ställe ging.

Den Abend ſpeiſten wir bei dem Oberbefehlshaber Hedal, welcher ſich mit Drayhy verſöhnte. Der berühmte Abu Nokta, welcher dort war, erwies ihm gleichfalls viele Höflichkeit. Wir hielten mehrere Tage lang geheime Verſammlungen, um unſere Angelegenheit mit Ebn Sihud zu verhandeln. Das Nähere davon wäre überflüſſig. Es wird hinreichend ſeyn, zu ſagen, daß ein Bündniß zwiſchen ihm und Drayhy zu ihrer gegenſeitigen Zufriedenheit geſchloſſen wurde, und daß der König erklärte, ihre beiden Körper werden nur durch Eine Seele mehr geleitet. Als der Vertrag zu Stande gebracht war, ließ er uns zum Erſtenmal bei ſich eſſen, und koſtete jede Platte vorher, ehe er ſie uns anbot. Da er niemals anders, als mit den Fingern hatte eſſen ſehen, ſo machte ich einen Löffel und eine Gabel aus einem Stück Holz, breitete mein Sacktuch auf der Matte aus, und fing an nach Europäiſcher Art zu ſpeiſen, Was ihn ſehr ergözte.

„Gott ſey Dank, ſagte er, jede Nation hält ihre Gebräuche für die beſtmöglichen, und ſo iſt jede mit ihrem Zuſtand zufrieden.

Da unſere Abreiſe für den folgenden Tag feſtgeſezt war, ſchickte er uns zum Geſchenk ſieben ſeiner ſchönſten Stuten, von eben ſo viel ſchwarzen, auf Hegui-Kameelen reitenden Sklaven am Saume geführt, und da jeder von uns ſeine Wahl getroffen hatte, bot man uns einen Säbel, deſſen Klinge ſehr ſchön, deſſen Scheide aber ohne alle Verzierung war. Eben ſo ließ er unſern Dienern gemeinere Säbel, Machlas und hundert Tallaris reichen. Wir nahmen von Ebn Sihud Abſchied mit den gebräuchlichen Ceremonien, und wurden von allen Beamten ſeines Hofes bis außerhalb der Mauern begleitet. Als wir an die Thore der Stadt kamen, hielt Drayhy an, wandte ſich gegen mich, und lud mich ein, zuerſt hinaus zu reiten, indem er, wie er lächelnd ſagte, ſein Verſprechen halten wollte. Und ich geſtehe, troz aller Höflichkeiten, welche wir am Ende unſeres Hierſeyns genoſſen hatten, hatte doch die Angſt, die ich im Anfang fühlte, einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich die Stadt mit Wonne verließ.

Wir ſchlugen den Weg nach dem Gebiete von Hegias ein, indem wir jede Nacht bei den Stämmen herbergten, welche die Wüſte bedeckten. Am fünften Tage, nachdem wir die Nacht unter den Zelten von El Henadi zugebracht hatten, ſtanden wir mit der Sonne auf und gingen hinaus, um unſere Dromedare zu ſatteln, als wir zu unſerem großen Erſtaunen ihren Kopf im Sande eingegraben fanden, aus welchem es uns unmöglich war, ſie heraus zu bringen. Wir riefen die Beduinen des Stammes zu Hülfe, und dieſe ſagten uns, daß der Inſtinkt der Kameele ſie antreibe, ſich zu verbergen, um ſo dem Samum zu entgehen, daß dieß ein Vorzeichen dieſes ſchrecklichen Windes der Wüſte ſey, der nicht lange mehr ausbleiben werde, und daß wir uns nicht auf den Weg machen können, ohne einem gewiſſen Tode entgegen zu gehen. Die Kameele, welche zwei oder drei Stunden vorher die Annäherung dieſer gräßlichen Plage ſpüren, wenden ſich von der Seite ab, woher der Wind kommt, und graben ſich in den Sand ein. Es iſt während des ganzen Sturmes, — und dauerte er auch mehrere Tage, — unmöglich, ſie aus dieſer Lage zu bringen, um zu freſſen oder zu ſaufen. Die Vorſehung hat ihnen dieſen Erhaltungsinſtinkt gegeben, welcher ſie nie täuſcht. Als wir erfuhren, von Was wir bedroht waren, theilten wir den allgemeinen Schreck, und beeilten uns, alle Vorſichtsmaßregeln zu nehmen, welche man uns angab. Es iſt nicht genug, daß man die Pferde unter Dach bringt, man muß ihnen auch noch den Kopf bedecken, und die Ohren verſtopfen, ſonſt würden ſie von den Wirbeln eines feinen dünnen Sandes erſtickt, welche der Wind wüthend vor ſich hertreibt. Die Menſchen ziehen ſich unter den Zelten zuſammen, verſtopfen die Oeffnungen mit der äußerſten Sorgfalt, nachdem ſie ſich mit Waſſer verſorgt haben, welches ſie ſo aufſtellen, daß ſie es mit der Hand erreichen können; hierauf legen ſie

ſich zur Erde, den Kopf mit ihrem Machla bedeckt, und bleiben ſo, ſo lange der verwüſtende Orkan dauert.

Dieſen Morgen war Alles im Lager im Aufruhr, da Jeder ſuchte, für die Sicherheit ſeines Vieh's zu ſorgen, und ſich hierauf ſchnell unter ſein Zelt zurückzog. Kaum hatten wir unſere ſchönen Neggde-Stuten in Sicherheit gebracht, als der Sturm begann. Wüthende Windſtöße trieben Wolken eines rothen brennenden Sandes vor ſich her, welcher mit Ungeſtüm wirbelte, und Alles umſtürzte, was er auf dem Wege fand. In Hügeln ſich anhäufend begrub er Alles, was die Kraft hatte, ihm zu widerſtehen. Wenn in dieſen Augenblicken einige Theile des Leibes von ihm getroffen werden, ſo entzündet ſich das Fleiſch, wie wenn ein heißes Eiſen es berührt hätte. Das Waſſer, welches uns kühlen ſollte, war ſiedend geworden; die Temperatur des Zeltes ging noch über ein Türkiſches Bad. Der Sturm dauerte zehn Stunden lang in ſeiner größten Wuth, und ſank dann während ſechs Stunden allmählig: eine Stunde länger, und wir wären Alle erſtickt. Als wir uns wieder aus den Zelten wagten, erwartete uns ein gräßlicher Anblick: fünf Kinder, zwei Frauen und ein Mann lagen todt auf dem noch brennenden Sande, und mehrere Beduinen hatten ein geſchwärztes, vollkommen verkalktes Geſicht, wie von der Mündung eines brennenden Feuerofens. Wenn der Samum einen Unglücklichen am Kopfe trifft, ſo läuft ihm das Blut in Strömen aus Mund und Naſe, ſein Geſicht ſchwillt an, wird ſchwarz, und bald ſtirbt er an Erſtickung. Wir dankten dem Herrn, daß wir ſelbſt nicht von dieſer gräßlichen Plage mitten in der Wüſte überraſcht, und ſo vor einem ſcheußlichen Tode bewahrt worden waren.

Als die Zeit uns erlaubte, das Lager von Henadi zu verlaſſen, führte uns ein Ritt von zwölf Stunden zu unſerem Stamme, wo ich Scheikh Ibrahim mit einer wahrhaft kindlichen Liebe umarmte; wir brachten mehrere Tage damit zu, unſere Abenteuer zu erzählen, und als ich von meinen Strapazen mich vollkommen erholt hatte, ſagte Herr Lascaris zu mir:

„Mein lieber Sohn, wir haben jezt Nichts mehr hier zu thun; Gott ſey Dank, Alles iſt zu Stande gebracht, und meine Unternehmung iſt ſelbſt über meine Erwartung gelungen: wir müſſen jezt von unſerer Sendung Rechenſchaft geben."

Wir verließen unſere Freunde mit der Hoffnung, ſie bald an der Spize einer Expedition wieder zu ſehen, für welche wir die Bahn geöffnet und die Wege geebnet hatten. Indem wir durch Damaskus, Aleppo und Karamanien kamen, langten wir in Konſtantinopel im Monat April an, nach einer Reiſe von neunzig Tagen, wobei wir oft durch Schnee gekommen waren. Während dieſer ermüdenden Reiſe verlor ich meine ſchöne Stute von Neggde, das Geſchenk von Ebn Sihud, welche ich zu wenigſtens dreißigtauſend Piaſter zu verkaufen rechnete; dieß war jedoch nur ein Vorläufer der Unglücksfälle, die uns erwarteten; die Peſt wüthete in Konſtantinopel, der General Andreoſſi ließ uns in Reghab-Kani einlogiren, wo wir drei Monate in Quarantaine zubrachten. Während dieſer Zeit erfuhren wir die traurige Kataſtrophe von Moskau, und den Rückzug der franzöſiſchen Armee nach Paris. Herr Lascaris war in Verzweiflung, und wußte nicht, was er jezt anfangen ſollte. Nach zwei Monaten Ungewißheit entſchloß er ſich, nach Syrien zu kehren, und den Ausgang der Ereigniſſe zu erwarten. Wir ſchifften uns auf einem mit Getreide beladenen Fahrzeuge ein; ein fürchterlicher Sturm warf uns nach Chios, wo wir wieder die Peſt trafen. Herr v. Bourville, franzöſiſcher Konſul, verſchaffte uns eine Wohnung, wo wir zwei Monate lang eingeſchloſſen blieben. Da wir beinahe alle unſere Effekten in dem Sturme verloren hatten, und nach Außen wegen der Anſteckung nicht verkehren konnten, ſo befanden wir uns ohne Kleider, und großen Entbehrungen preis gegeben.

Endlich eröffnete ſich wieder der Verkehr. Nachdem Herr Lascaris einen Brief von dem Generalkonſul von Smyrna erhalten hatte, welcher ihn einlud, ſich mit dem General Lallemand und Savary zu beſprechen, ſo entſchloß er ſich, ſich dahin zu begeben, und erlaubte mir, einige Zeit bei meiner armen Mutter zuzubringen, welche ich ſeit ſechs Jahren nicht mehr geſehen hatte.

Da meine Reiſen nichts Intereſſantes mehr haben, ſo übergehe ich die Zeit von meiner Trennung von Herrn Lascaris an, bis zu meiner Ankunft in Syrien, und komme auf die traurige Löſung.

Während ich in Latakia bei meiner Mutter war, und jeden Tag wartete, daß ein Fahrzeug mich nach Aegypten bringen ſollte, wo Herr Lascaris mir befohlen hatte, ihn wieder zu treffen, ſah ich eine Franzöſiſche Kriegsbrigg ankommen: ich eile hin, um meine Briefe abzuholen, und erfahre die troſtloſe Nachricht von dem

Tode meines Wohlthaters, welcher in Cairo geſtorben war. Nichts kann meine Verzweiflung ſchildern; ich hatte für Herrn Lascaris die Liebe eines Sohnes, und verlor außerdem mit ihm meine ganze Zukunft. Herr Drovetti, franzöſiſcher Konſul in Alexandrien, ſchrieb mir, ich ſolle mich ſo bald als möglich zu ihm begeben; vierzig Tage vergingen, ehe ich Gelegenheit finden konnte, mich einzuſchiffen, und als ich in Alexandrien ankam, war Herr Drovetti nach Ober-Aegypten verreist; ich folgte ihm dorthin, und traf ihn in Aßkut. Er ſagte mir, da Herr Lascaris in Aegypten mit einem Engliſchen Paſſe angekommen ſey, Herr Salt, der Engliſche Konſul, ſich aller ſeiner Effekten bemächtigt habe. Er gab mir den Rath, mich an ihn zu wenden, um die Ausbezahlung meines Gehalts (fünfhundert Tallaris jährlich) zu erhalten, welche man mir ſeit ſechs Jahren ungefähr ſchuldig geblieben war, und empfahl mir hauptſächlich, mit aller Gewalt auf der Herausgabe von Herrn Lascaris Reiſetagebuch, einem Dokumente von hoher Wichtigkeit, zu beſtehen.

Ich kehrte ſogleich nach Kairo zurück; Herr Salt empfing mich ſehr kalt, und ſagte mir, daß, da Herr Lascaris unter Engliſchem Schuze geſtorben ſey, er ſeine Effekten und ſeine Papiere nach England geſchickt habe. Alle meine Schritte waren vergeblich, ich blieb lange Zeit in Kairo, in der Hoffnung, die Bezahlung meines Gehaltes und die Herausgabe von Herrn Lascaris Papieren auszuwirken. Zulezt drohte mir Herr Salt, mich durch die Aegyptiſchen Behörden feſtnehmen zu laſſen, und nur dem großmüthigen Schuze Herrn Drovetti's verdankte ich, daß ich dieſer Gefahr entging.

Endlich, müde dieſes unfruchtbaren Streites, verließ ich Aegypten, und kehrte nach Latakia zu meiner Familie zurück, unglücklicher und weniger reich als ich es verlaſſen hatte, da ich das erſtemal aus Aleppo auszog.

Ende der Erzählung Fatalla Seneghirs.

Bemerkung des Verfaſſers.

Ich hatte die Abſicht, hier die Ueberſezung einiger neuern Arabiſchen Dichtungen einzureihen, um wenigſtens einen Begriff davon zu geben; ich erfahre aber, daß eine geſchickte Hand, geübter als die meinige, ſich ſchon damit beſchäftigt hat. Ein Band, unter dem Titel: Gemiſchtes aus der Orientaliſchen und Franzöſiſchen Literatur von J. Agoub, ſoll in wenigen Tagen erſcheinen*). Ich kannte den Verfaſſer, einen jungen Dichter, welcher zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, und ſo frühe ſeiner Familie und dem Ruhme entriſſen wurde. Er war in Aegypten geboren, und in Frankreich erzogen. Man findet in den Original-Bruchſtücken, welche er hinterlaſſen hat, und wird ſie in ſeinen Ueberſezungen wieder finden — jene brennende, tiefe Farbe ſeines vaterländiſchen Himmels, vermählt mit der Reinheit des franzöſiſchen Geſchmackes. Seine Werke, von ſeiner Wittwe veröffentlicht, ſind das einzige Erbtheil, das er ſeiner Familie und ſeinem Vaterlande hinterlaſſen hat.

Ich habe hier einige Bruchſtücke aus der genannten Sammlung eingerückt; ich bin überzeugt, ſie werden den Wunſch einfloßen, mehr davon kennen zu lernen.

Den 15. April 1835.

A. von Lamartine.

---

*) Bei Abel le Doux.

Mauals

oder

volksthümliche Romanzen

der neuern Araber

genommen aus der Sammlung:

Vermiſchtes aus der Orientaliſchen und
Franzöſiſchen Literatur.

von

J. Agoub.

Heute, da dein Wuchs ſchlank iſt und zierlich wie ein hoher Stamm, gewähre mir deine Liebkoſung, Vielliebchen, daß wir die Zeit nüzen, die da flieht. Verſchließe nicht der Liebe die geheime Pforte deiner Gunſt. Glaube mir, die Schönheit iſt wandelnd, und ihr Reich war nie von Dauer für eine Sterbliche.

* * *

Sie haben oft dich der geſtirnten Nacht verglichen, aber wie täuſchen ſie ſich in ihrer Sprache! Hat denn der Mond dieſe ſchönen ſchwarzen Augen, und dieſe lebendigen Augſterne? Das Schilfrohr biegt und neigt ſich bei'm leiſeſten Hauche des Zephyr's; du, die du ihm gleichſt mit deinem leichten Wuchſe, ſieheſt alle Männer ſich beugen vor dir.

* * *

Wenn meines Herzens Qual dich glücklich macht, ſo quäle mich; mein Glück — das deine iſt's, wenn nicht das deine mir ſüßer noch iſt. Wenn mir das Leben du rauben willſt, wenn nothwendig dieß Opfer dir iſt, nehme mein Leben, du, die mein Einziges Leben iſt, und grolle mir nicht!

* * *

Was für ein Unglück gäbe es, junge Schönheit, wenn du mich gerechter behandelteſt? Du heilteſt meine ſchmerzliche Krankheit durch eine Arznei, die mir unnöthig machte bei'm Kanon von Avicene *) Hilfe zu ſuchen. So oft ich deine ſchönen Augwimper betrachte, glaube ich darin den zierlichen Umriß des Nun **) zu gewahren; und deine Stimme iſt ſüßer für mein Ohr als die Töne der Harfe und des Senthir's ***).

* * *

Als Vielliebchen vorbei ging, wurden die nahen Weidenzweige eiferſüchtig auf ihren ſchlanken Wuchs, die Roſe bückte ſich ſchamvoll, als ſie die Farbe ihrer Wange ſah, und ich rief aus: du, die du für immer meine Seele gefangen genommen, deine Blicke haben in meinem Buſen eine Wunde geöffnet, von der ich nie geneſen werde mein Leben lang.

* * *

Ich liebe, ich liebe einen Jüngling, und meine Brunſt glüht wie eine Flamme in meines Herzensgrunde. Als die Liebe in meinen Buſen ſchlich, beſchattete kaum ein leichter Flaum die Wange meines Geliebten. Ja ich bin verliebt, und du biſt es mein Vielgeliebter, für den meine Thränen fließen; aber ich ſchwöre bei Dem, der die Liebe erſchuf, nie fühlte zärtlich mein Herz als für dich. Dir biete ich meine erſte Flamme.

* * *

Wenn das Dunkel der Nacht dichter wird, ahmt es die Schwärze deiner lockigen Haare nach; wenn der Tag mit ſeiner reinſten Helle glänzt, mahnt er an den Glanz deines blendenden Antlizes; die Aloe mit ihrem lieblichen Dufte verbreitet nur den dir eigenen Weihrauch, und der von deinen Reizen bezauberte Liebende, wird dein Lob erzählen ſein Leben lang.

* * *

Die Vielgeliebte naht, aber ihr Antliz iſt verſchleiert, und ihr Blick ſezt alle Geiſter in Verwirrung und Verlegenheit. Der leichte Zweig des Thales der Naka's wird eiferſüchtig auf ihren geſchmeidigen und reizenden Wuchs.

---

*) Die berühmte medizinische Abhandlung von Ebn Sina.

**) Ein Arabiſcher Buchſtabe, deſſen Form gewölbt iſt.

Auf einmal hebt ihre Hand den neidiſchen Schleier der ſie verbirgt, und die Bewohner der Gegend ſtoßen Schreie der Ueberraſchung aus: Iſt es ein Bliz, ſagen ſie unter ſich, der unſere Wohnungen erleuchtet? oder haben die Araber Feuer in der Wüſte angezündet?

Politiſches Reſumé.

Während achtzehn Reiſemonaten unter Wechſelfällen des Geſchicks in der Muſe der Ruhe denkt der Geiſt, ſelbſt unwillkürlich. Die unzähligen Begebenheiten, die er vor Augen hat, werfen, ohne daß er es weiß, Licht in ſein Inneres. Die verſchiedenen Anſichten, unter welchen die menſchlichen Dinge ſich ihm darſtellen, geben Gruppirung und Farbe. In Geſchichte, Philoſophie, Religion, ſtellt der Menſch inſtinktmäßig zuſammen, Was er geſehen, gefühlt, beſchloſſen hat; ja es bilden ſich in ihm inſtinktmäßige Wahrheiten, und wenn er ſich ſelbſt fragt, ſo findet er ſich in mehr als Einer Beziehung als einen andern Menſchen. Die Welt hat zu ihm geſprochen, und er hat begriffen: Wenn es anders wäre, zu. Was würden dann dem Reiſenden die Mühſeligkeiten, die Gefahren, die viele Langeweile, die Trennung, die Entfernung von den Freunden und dem Vaterlande nützen? Die Reiſen wären eine glänzende Täuſchung. Sie ſind die Erziehung des Gemüths durch die Natur und die Menſchen. Aber der Menſch verläßt auf der Reiſe ſich ſelbſt nicht; die Gedanken, von denen ſein Jahrhundert und ſein Vaterland befangen war, als er den heimathlichen Heerd verließ, folgen ihm, und laſſen auch auf der Reiſe nicht von ihm. Da die Politik für Europa, und hauptſächlich für Frankreich obenan in dem

Intereſſe des Tages ſtand, ſo dachte ich im Oriente Viel über ſie. Dort habe ich wie in Geſchichte, Philoſophie und Religion, billigere, umfaſſendere, richtigere Reſultate aus der Prüfung der Thatſachen und Orte auch für die politiſche Ordnung gewonnen; ich faſſe ſie etwas zuſammen, daraus entſtanden die folgenden Blätter. Es iſt der einzige Theil dieſer Bemerkungen, den ich Europa vorhalten möchte, denn er enthält eine Wahrheit, welche das Geſchlecht des Tages ſich zu Nutze machen dürfte, eine Wahrheit, die man ergreifen muß, während ſie klar und zeitgemäß iſt, und die Zukunft befruchten kann. Wird ſie begriffen, und zur Ausübung gebracht, ſo wird ſie Europa und Aſien retten, und das Menſchengeſchlecht vervielfältigen und verbeſſern. Sie wird Epoche machen in der Exiſtenz der Menſchheit nach ihrem thätigen und fortſchreitenden Streben; wenn ſie verkannt, und wegen einiger leicht zu überwindenden Schwierigkeiten der Ausführung unter die unhaltbaren Träume verbannt wird, ſo werden die guten und ſchlimmen Eigenſchaften Europa's über ihm ſelbſt emporlodern, und Aſien wird bleiben, was es iſt, ein todter unfruchtbarer Zweig der Menſchheit. Zwei Worte denn:

Die menſchlichen Ideen haben Europa in eine jener großen organiſchen Kriſen geführt, von denen die Geſchichte nur Einen oder Zwei Fälle in ihrer Erinnerung aufgezeichnet hat; Epochen, wo eine veraltete Civiliſation einer andern Platz macht, wo die Vergangenheit nicht mehr zuſammenhält, und die Zukunft ſich in Maſſen mit allen Ungewißheiten und allem Dunkel des Unbekannten darſtellt; ſchreckliche Epochen, wenn ſie nicht fruchtbar ſind; klimateriſche Krankheiten des Menſchengeiſtes, welche ihn für Jahrhunderte tödten, oder ihn für eine neue lange Exiſtenz beleben. Die franzöſiſche Revolution war die Sturmglocke für die Welt. Mehrere ihrer Phaſen ſind vollendet, ſie iſt nicht zu Ende, denn Nichts in jenen langſamen innern ewigen Bewegungen des moraliſchen Lebens des Menſchengeſchlechts endet; es gibt Zeiten des Stillſtandes, aber während dieſer Zeiten ſelbſt reifen die Gedanken, die Kräfte häufen ſich an, und bereiten ſich zu einer neuen Handlung vor. In dem Gange der Staaten und Ideen iſt das Ziel immer nur wieder ein neuer Ausgangspunkt. Die franzöſiſche Revolution, welche man ſpäter die Europäiſche Revolution nennen wird — denn die Ideen verſchwimmen zu gleicher Höhe wie das Waſſer — iſt nicht blos eine politiſche Revolution, eine Umgeſtaltung der Gewalt, eine Dynaſtie an der Stelle einer andern, eine Republik ſtatt einer Monarchie: alles Dieß iſt nur zufällig, Symptom, Werkzeug, Mittel. Die Aufgabe iſt um ſo viel wichtiger und höher, daß ſie unter allen Formen politiſcher Gewalt zu Stande kommen konnte, und daß man Monarchiſt oder Republikaner, dieſer oder jener Dynaſtie ergeben, Parteigänger für dieſe oder jene konſtitutionelle Kombination ſeyn konnte, ohne weniger aufrichtig und innig revolutionär zu ſeyn. Man kann ein Werkzeug einem andern vorziehen, um die Welt zu bewegen, um ihr eine andere Stelle anzuweiſen. Dieß iſt Alles. Aber die Idee der Revolution, d. h. der Aenderung und Verbeſſerung erhellt nicht weniger den Geiſt, erwärmt nicht weniger das Herz. Wo iſt unter uns der Mann von Herz und Vernunft, der Mann von Religion und Hoffnung, welcher, wenn er die Hand auf's Herz legt, und vor Gott, gegenüber von einem in Regelloſigkeit und Veraltung zerfallenden Staate, ſich fragt, nicht ſich antwortet: ich bin revolutionär. Die Zeit reißt Die mit ſich fort, die ihr widerſtehen, wie Die, die ihr voranseilen, und ihr durch ihr Streben nachhelfen. Es iſt ein ſo reißender, unwiderſtehlicher Strom, daß Die, welche am kräftigſten rudern, und glauben ihn hinauf zu fahren, oder den Fall des Waſſers zu neutraliſiren, ſich ohne daß ſie es merken, in weite Ferne von dem Horizonte getragen ſehen, auf welchen ſie den Blick und das Herz geheftet hatten, und dann eines Tages ganz erſtaunt ſind, wenn ſie unwillkürlich den Weg meſſen, den ſie gemacht haben. Es iſt bald ein halbes Jahrhundert, ſeit jene Revolution, nachdem ſie in den Ideen gereift war, zur That ausbrach. Sie war Anfangs Nichts als ein Kampf, darauf eine Zerſtörung; der Staub jenes Handgemengs und jener Zerſtörung hat lange Zeit hindurch Alles verdunkelt: man wußte nicht, warum, noch auf welchem Boden, noch unter welchen Fahnen man kämpfte. Man ſchoß wie bei Nacht auf ſeine Freunde und Brüder, dem Wirken folgte Entgegenwirken; Ausſchweifungen beſudelten alle Farben, man zog ſich mit Schauder von der Sache zurück, welcher das Verbrechen zu dienen vorgab, und welche dieſes zu Grunde richtete, wie es alle zu Grunde richtet. Man kam von einer Ausſchweifung auf die andere, man begriff Nichts unter der lärmenden Bewegung, unter dem wechſelnden Glück der Schlacht; es war eine Schlacht, d. h. Verwirrung und Unordnung.

Triumph und Niederlage, Begeiſterung und Entmuthigung. Heut zu Tage begreift man nach und nach den Verſehungs-Plan dieſes großen Kampfes zwiſchen den Ideen und den Menſchen. Der Staub iſt gefallen, der Horizont erhellt ſich. Man ſieht die genommenen und verlorenen Stellungen, die Ideen, welche auf dem Schlachtfelde blieben, Die, welche auf den Tod verwundet ſind, Die, welche noch leben, Die, welche triumphiren oder triumphiren werden; man begreift die Vergangenheit; man begreift das Jahrhundert; man ſieht ein Stück von der Zukunft. Es iſt ein ſchöner ſeltener Augenblick für den Menſchengeiſt. Er iſt ſich ſeiner ſelbſt und des Werkes bewußt, das er vollendet; es wird beinahe Tag an dem Horizont ſeiner Zukunft. Wenn eine Revolution endlich begriffen iſt, ſo iſt ſie vollendet: der Erfolg kann langſam ſeyn, aber er iſt nicht mehr zweifelhaft. Die neue Idee, wenn ſie auch ihren Grund und Boden noch nicht erobert hat, hat wenigſtens zu ihrer unfehlbaren Waffe gegriffen. Dieſe Waffe iſt die Preſſe; die Preſſe, dieſe tägliche allgemeine Offenbarung Aller durch Alle, iſt für die Geiſteserneuerung und für die Verbeſſerung Das, Was das Pulver für die Erſten war, die ſich ſeiner bedienten: es iſt der, durch eine mächtige Kraft geſicherte Sieg. Für die politiſchen Philoſophen handelt es ſich nicht darum, zu kämpfen, ſondern die unbezwingliche Waffe der neuen Civiliſation zu mäßigen und zu leiten. Die Vergangenheit iſt zuſammengeſtürzt, der Boden iſt frei, der Raum iſt leer, die Gleichheit des Rechtes als Prinzip angenommen; die Freiheit der Berathung iſt in den Regierungsformen geheiligt, die

Macht zu ihrer Quelle zurückgekehrt; das Intereſſe und der Verſtand Aller ſind in Inſtitutionen zuſammengefaßt, welche mehr die Schwachheit als die Tyrannei zu fürchten haben; das geſprochene und geſchriebene Wort hat das Recht überall und immer an die Intelligenz Aller zu appelliren: dieſes große Tribuniciat der Vernunft beherrſcht, und wird immer mehr beherrſchen alle andern ihm entfloſſenen Gewalten: ſie regt an, und wird anregen alle ſozialen, religiöſen, politiſchen, nationalen Fragen mit der Kraft, welche die öffentliche Meinung ihr verleihen wird nach Maßgabe ihrer Ueberzeugung, bis die menſchliche Vernunft, erleuchtet von dem Strahle, welchen Gott ihr nach ſeinem Willen verleiht, ſich wieder der ganzen ſozialen Welt bemächtigt hat, und ſie, zufrieden mit ihrem geiſtigen Werke, wie der Schöpfer ſagt: „Was ich gemacht habe, iſt gut!" und dann einige Tage ausruht, wenn überhaupt es im Himmel und auf der Erde Ruhe gibt.

Aber die ſozialen Fragen ſind verwickelt. Die Löſung der Fragen der innern Politik nöthigt zur Löſung der äußern in dem gleichen Sinne. — Alles hängt in der Welt zuſammen, und immer wirkt eine Thatſache auf die andere; ſehen wir denn, Was hinſichtlich des Orient's logiſcher Weiſe der Plan und der Gang der Europäiſchen Politik ſeyn muß; ich ſage Europäiſchen, denn obgleich das konſtitutionelle, oder beſſer rationelle Syſtem der Form nach nirgends herrſcht als in Frankreich, England, Spanien und Portugal, ſo herrſcht es doch überall in den Ideen; die Denker ſind überall auf ſeiner Seite, und die Revolution, angefangen oder vollendet in den Sitten, iſt es bald auch im Staate; es bedarf nur einer Gelegenheit, es iſt nur Sache der Zeit. Europa hat verſchiedene Formen, aber ſchon nicht mehr als Einen Geiſt, den Geiſt der Neuerung und der vernunftmäßigen Regierung der Menſchen. Frankreich und England ſind die beiden Länder der Erfahrung, in dieſen lezten Zeiten dazu berufen die Ideen öffentlich zu machen, und zu prüfen. — Rühmlicher, verhängnißreicher Beruf! Das kühnere Frankreich hat den Vortritt genommen, es iſt Heut zu Tage weit voraus; ſprechen wir denn zuerſt von ihm.

Frankreich hat einen großen Ruhm und große Gefahren vor ſich; es dient den Nationen als Wegweiſer, aber es muß die Straße erſt bahnen, und es kann auf einen Abgrund ſtoßen, wo es den ſozialen Weg ſucht; auf einer Seite ſieht es allen Haß der Vergangenheit, welcher in Europa zurückgeblieben iſt, gegen ſich in Aufruhr. In der Religion, in der Philoſophie, in der Politik hat Alles, was vor der Vernunft Scheu hat, Scheu vor Frankreich; alle geheimen Wünſche der Männer des Rückſchrittes, oder der an der Vergangenheit Hängenden ſind für ſeinen Untergang; es iſt für ſie das Symbol ihres Verfalls, die lebendige Probe ihrer Ohnmacht und der Lüge ihrer Prophezeiungen; wenn es ſiegt, ſo widerlegt es ihre Lehren; wenn es unterliegt, beſtätigt es ſie; alle Verbeſſerungs-Verſuche der menſchlichen Einrichtungen ſtürzen mit ihm zuſammen: ein großer Beifallruf erhebt ſich dann, und die Welt bleibt unter dem Joche der Tyrannei und des Vorurtheils. Die Menſchen des Vorurtheils und der Tyrannei ſchreien daher mit Inbrunſt nach ſeinem Untergang. Bei jeder Bewegung, die es thut, kündigen ſie ihn an; bei jeder Gelegenheit hoffen ſie ihn; aber Frankreich iſt ſtark, bei weitem mehr durch den Lebenshauch, der es beſeelt, als durch die Zahl ſeiner Soldaten. Frankreich allein hat einen Glauben, und einen klaren edlen Inſtinkt für die große Sache, als deren Streiterin ſie auftritt; Man ſtelle ihm Kriegsmaſchinen entgegen und es ſchickt Märtyrer in die Ringbahn. Eine Ueberzeugung iſt ſtärker als eine Armee; Frankreich, getheilt, zu Grunde gerichtet, tyranniſirt, im Innern von Henkern mit Blut übergoſſen, von Außen durch ſeine eigene Kinder und die Waffen von ganz Europa angegriffen, hat der Welt gezeigt, daß es nicht durch Gefahr von Außen untergehen würde; die von Innen ſind ernſter; ſie entſpringen aus der neuen Lage: Ein Uebergang iſt immer eine Kriſis, und die vorhergeſehenen oder unvorhergeſehenen Folgen eines neuen organiſchen Princips führen unvermeidlich unerwartete Erſcheinungen in dem ſozialen Leben eines großen Volkes herbei. Die unmittelbaren Folgen der Revolution in Frankreich und die zufälligen Folgen der Kriſen, welche es durchgemacht hat, ſind zahlreich; ich will nur von den hauptſächlichſten ſprechen.

Die Gleichheit des Rechtes hat die Gleichheit der Anſprüche und Bewerbungen unter allen Klaſſen hervorgerufen: das Streben nach Macht, die unendliche Konkurrenz bei allen Aemtern, das Stocken in jeder Laufbahn, der Wettkampf, die Eiferſucht, der Neid zwiſchen ſo vielen Menſchen, welche ſich zugleich nach dem nemlichen Ziele dringen; ein immerwährendes Aneinanderſtoßen der Fähigkeiten, der Begierden, der Selbſtliebe an der Pforte zu jedem Staatsdienſt; die daraus erfolgende Unſtändigkeit in allen öffentlichen Aemtern, und eine Maſſe von zurückgedrängten und vergifteten Kräften, welche in die Geſellſchaft zurückfließen, und immer bereit ſind, ſich zu rächen.

Die Freiheit der Berathung und der Prüfung, welche mit der Freiheit der Preſſe gegeben iſt, hat einen Geiſt des Streits ohne Wahrheitsliebe, eine handwerksmäßige und zur Gewohnheit werdende Oppoſition, einen Cynismus der Worte und der Logik hervorgebracht, der die Wahrheit und die Mäßigung verſcheucht, der die Unwiſſenheit irre führt und aufwiegelt, der die erſte Nothwendigkeit eines Volkes — die Gewalt, wie ſie auch ſeye, in Mißachtung ſezt; der die ehrenhaften aber ſchüchternen Männer in Schrecken ſezt, und allen böſen Leidenſchaften der Zeit und des Landes Waffen gibt.

Der unter die Maſſen verbreitete Unterricht, dieſes erſte Bedürfniß der Völker, das ihnen ſo lange verkümmert wurde, bringt bei ihnen im erſten Augenblick eine Art von Verblendung durch die noch nicht begriffenen Ideen, einen Schwindel des Geiſtes hervor, der zu viel Tag auf Einmal ſieht; ſie ſind wie der Menſch, den man aus der Finſterniß zieht, wo er lange geſchmachtet hat, und den man bei der Rückkehr an's Licht nicht ſchonend behandelt; wie der ausgehungerte Menſch, dem man auf Einmal zu viel Nahrung gibt, der Eine iſt geblendet, und bleibt einen Augenblick blind, der andere kommt manchmal durch die Nahrung ſelbſt um, welche ihm das Leben wieder geben ſoll; es folgt daraus nicht, daß Brod und Licht etwas Unheilvolles ſeye; blos der Uebergang iſt ſchlimm. Eben ſo bei der Aufklärung der Maſſen; ſie bringt im erſten Augenblick einen Ueberfluß an Fähigkeiten hervor, welche eine Verwendung im Staate verlangen; einen Mangel an Gleichgewicht zwiſchen den Fähigkeiten und den Beſchäftigungen, welche eine Zeitlang eine bedenkliche Verwirrung in die politiſche Harmonie bringen kann und muß, bis das im Ganzen hergeſtellte Gleichgewicht auch für jeden Einzelnen gilt, und die vielfältiger ſich findenden Fähigkeiten ſich ſelbſt ihr eigenes Maß der Thätigkeit ſchaffen.

Der induſtrielle Betrieb: er entreißt die Völker den Sitten und Gewohnheiten der Familie, den friedlichen, ſittlich machenden Beſchäftigungen des Landbaues, er überſpannt die Arbeit für den Gewinn, den er auf einmal emporbringt, und dann durch Plünderungen wieder ſinken läßt; er gewöhnt an den Luxus und die Laſter der Städte Menſchen, welche nicht mehr zu der Einfachheit und Mäßigkeit des Landlebens zurückkehren können; dann ſieht man Maſſen, heute unerſättlich, morgen ohne Einkommen, welche ihre Entblößung von Allem dem Aufruhr und der Unordnung zur Beute gibt.

Die Proletarier: eine zahlreiche Klaſſe, unbemerkt in den theokratiſchen und ariſtokratiſchen Regierungen, wo ſie unter dem Schuze einer der Mächte leben, welche den Boden beſizen, und die Bürgſchaft ihrer Exiſtenz wenigſtens in ihrer Gönnerſchaft finden; eine Klaſſe, welche Heut zu Tage durch die Unterdrückung ihrer Gönner und durch den Individualismus ſich ſelbſt überlaſſen, in einer ſchlechtern Lage iſt als je, welche unfruchtbare Rechte wieder erworben hat, ohne das Nothwendige zu beſizen, und den Staat ſo lange aufrühren wird, bis der Sozialismus die Stelle des gehäſſigen Individualismus eingenommen hat.

Die Lage der Proletarier iſt es, aus welcher die Frage über das Eigenthum entſprungen iſt, die Heut zu Tage überall verhandelt wird; eine Frage, welche in dem Kampf und der Zeit verſchwinden würde, wenn ſie nicht bald durch die Vernunft der Politik, und die ſoziale Liebe gelöſt wäre. Liebe iſt Sozialismus; — Egoismus iſt Individualismus. Die Liebe gibt, wie die Politik, dem Menſchen auf, den Menſchen nicht ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ihm zu Hilfe zu kommen, unter billigen Bedingungen eine Art von gegenſeitiger Verſicherung zwiſchen der beſizenden und nichtbeſizenden Klaſſe zu bilden; ſie ſagt dem Eigenthümer: du wirſt dein Eigenthum behalten, denn troz des ſchönen Traums von Gütergemeinſchaft, welche Chriſtenthum und Philantropie vergeblich in's Werk zu ſezen ſuchten, blieb das Eigenthum bis auf dieſen Tag, die Conditio sine qua non jedes Staats — ohne daſſelbe gibt es keine Familie, keine Arbeit, keine Civiliſation. Sie ſagt ihm jedoch ebenfalls: Du darfſt nicht vergeſſen, daß dein Eigenthum nicht blos für dich geſchaffen iſt, ſondern für die ganze Menſchheit; du beſizeſt es blos unter Bedingungen der Gerechtigkeit, des Nuzens, der Vertheilung, der Zugänglichkeit für Jedermann; du wirſt daher deinen Brüdern von dem Ueberfluß deines Eigenthums die Mittel und Elemente der Arbeit liefern, welche für ſie nöthig ſind, damit auch ſie ihr Theil beſizen; du wirſt ein Recht über dem Rechte des Eigenthums anerkennen, das Recht der Menſchlichkeit! Dieß iſt Gerechtigkeit und Politik; es iſt das Gleiche.

Aus allen dieſen Verhältniſſen der neuen Ordnung ergibt ſich ein unbeſtreitbares Bedürfniß für Frankreich und Europa, — das Bedürfniß der Erweiterung; unumgänglich nothwendig iſt es, daß die Erweiterung nach Außen im Verhältniß ſtehe mit der Erweiterung nach Innen, welche durch die ſich in der Wirklichkeit vollendende Revolution hervorgebracht iſt. Wie wollte man ohne dieſe Erweiterung nach Außen den Gefahren begegnen, die ich ſo eben bezeichnet habe, wie wollte man die Gleichheit dem Rechte nach heiligen und ſie in der Wirklichkeit verläugnen? Wie wollte man die Prüfung zulaſſen, und der Vernunft und ihrem Organe, der Preſſe, widerſtehen, wie den Unterricht verbreiten, und die Fähigkeiten, die er in immer größerer Menge hervorruft, in den Staub treten? wie die Induſtrie in's Werk ſezen, und ruhig zu der Anhäufung der Bevölkerung und dem plözlichen Aufhören der Arbeit und des Verdienſtes ſehen, die ſie herbeiführt? Wie endlich dieſe Maſſen der Proletarier im Zaume halten, welche unaufhörlich anwachſen, und bewaffnet und undisciplinirt zwiſchen Elend oder Raub ſich durchzukämpfen haben? Wie das Eigenthum vor den Angriffen der Grundſäze und der Thatſachen retten, denen es mehr und mehr ausgeſezt iſt? Und wenn dieſer Grundſtein des ganzen Staats zuſammenbrechen ſollte, wie den Staat ſelbſt retten? Wo wäre dann eine Zuflucht gegen eine zweite Barbarei? Dieſe Gefahren ſind ſo, daß wenn die Vorſicht der Europäiſchen Regierungen keine Vorkehrungsmittel trifft, der Ruin der bekannten Staatenwelt zu einer gegebenen Zeit unvermeidlich iſt. Uebrigens trifft es ſich durch eine wunderbare Vorkehrung der Vorſehung, welche niemals neue Bedürfniſſe ſchafft, ohne auch die Mittel hervorzubringen, ſie zu befriedigen, daß im Augenblick ſelbſt, wo die große Kriſis der Civiliſation in Europa ſtattfindet, und wo die nothwendigen Neuerungen, welche daraus entſpringen, den Regierungen und den Völkern ſich kund geben, eine große Kriſis umgekehrter Art im Orient und in Aſien vor ſich geht, und daß dort ein großer leerer Raum ſich bietet für die Ueberfülle der Bevölkerung und der Fähigkeiten in Europa. Das Uebermaß des Lebens bei uns kann und muß ſich nach jenem Welttheil abladen; das Uebermaß der Kräfte, das uns zu ſchaffen macht, kann und muß ſich nach jenen Gegenden ziehen, wo die Kraft erſchöpft und eingeſchlafen iſt, wo die Bevölkerung verkümmert und erſtarrt, wo die Lebensthätigkeit des Menſchengeſchlechts erſtirbt. Das Türkiſche Reich ſtürzt zuſammen, und bietet von Tag zu Tag mehr einen Tummelplaz für die Anarchie und die entfeſſelte Barbarei: Ländereien ohne Völker, und Volksmaſſen ohne Führer und Herrſcher; dieſen Einſturz des Ottomaniſchen Reichs darf man nicht erſt herbeirufen, indem man den Koloß mit Gewalt umſtürzt, er kommt vorausſichtlich durch ſein eigenes Wirken, durch die Nothwendigkeit ſeines Weſens zu Stande; er kommt zu Stande wie alle von dem Geſchick beſtimmten Ereigniſſe, ohne daß man Jemand die Schuld davon zuſchieben könnte, ohne daß es weder den Türken noch Europa möglich wäre, ihn zu hintertreiben. Die Bevölkerung, in ſich ſelbſt aufgerieben, ſtirbt durch ihre eigene Lebensunfähigkeit, oder vielmehr ſie iſt eigentlich ſchon nicht mehr. Die Muſelmaniſche Raçe iſt auf Nichts zurückgeſunken in den ſechzigtauſend Quadratmeilen, aus denen ihr ungeheures fruchtbares Gebiet beſteht; ausgenommen eine oder zwei Hauptſtädte, gibt es beinahe keine Türken mehr. Werfen wir einen Blick auf jene reichen, wunderbaren Geſtade, und ſuchen wir das Ottomaniſche Reich: wir finden es Nirgends; die ſtumpfſinnige Verwaltung, oder vielmehr die tödtende Trägheit der erobernden Raçe der Kinder Osmans hat überall eine Wüſte hervorgerufen oder den überwundenen Raçen möglich gemacht, ſich zu vermehren und auszubreiten, während ſie ſelbſt ſich verminderte und von Tag zu Tag erloſch.

Afrika und ſein Uferland erinnert ſich ſelbſt ſeines Urſprungs und der Türkiſchen Herrſchaft nicht mehr. Die barbaresken Regentſchaften ſind dem Thatbeſtande nach unabhängig, und haben mit der Türkei ſelbſt nicht mehr jene Brüderlichkeit, jene Sympathie der Religion und der Sitten gemein, welche noch einen Schatten von Nationalität bildet.

Der in Navarin geführte Streich klang ſelbſt nicht einmal in Tunis wieder, ſo wenig als der in Algier geführte in Konſtantinopel. Die Reſte ſind vom Stamm getrennt; das Uferland von Afrika iſt weder Türkiſch noch Arabiſch, es ſind Räuberkolonien, gleichſam auf die Erde hingeſezt, und nicht in ihr Wurzel ſchlagend; ſie haben kein Recht, keinen Familienanſpruch unter den

Nationen. Die Kanone hat darüber zu gebieten; es iſt ein Schiff ohne Flagge, auf das alle Welt feuern kann; von der Türkei iſt dort nicht die Rede.

Aegypten, von Arabern bevölkert, nach einander von allen Gebietern Syriens beherrſcht, hat ſich der Sache nach ſchon von dem Reiche losgeriſſen. Mehemed-Ali ſinnt auf die Wiederaufrichtung eines Reiches der Kalifen, aber der Fanatismus eines Dogma, welcher um ihren Säbel her erglänzte, erglänzt nicht mehr um den ſeinigen.

Arabien, in Stämme ohne Zuſammenhang, ohne Einförmigkeit der Sitten und Geſeze getheilt, Arabien, ſeit Jahrhunderten an das Joch aller Baſſa's gewöhnt, iſt weit entfernt, einen Befreier in Mehemed-Ali zu ſehen; es ſieht ſelbſt nicht einmal einen Reformator in ihm, der es von der Barbarei und der Unmacht zur Ordnung und Unabhängigkeit zurückruft; es ſieht in ihm Nichts als einen glücklichen aufrühriſchen Sklaven, der das Theil, welches das Glück ihm zugeworfen, erweitern, ſich allein von den Erzeugniſſen Aegyptens und Syriens bereichern und ohne Oberherrn ſterben will. Es weiß, daß es nach ſeinem Tode unter irgend ein anderes Joch, gleich viel unter welches, fallen wird.

Bagdad, an den Gränzen der Syriſchen Wüſten, enthält nur eine Bevölkerung, welche aus Juden, Chriſten, Perſern und Arabern gemiſcht iſt; einige tauſend Türken, unter den Befehlen eines Baſſa's, den man fortjagt, oder der ſich alle drei bis vier Jahre empört, reichen nicht zu, um die Türkiſche Nationalität in jener Stadt von zweimalhunderttauſend Seelen aufrecht zu erhalten. Bagdad iſt ſeiner Natur nach eine freie Stadt, eine Karavanſerei, welche ganz Aſien zum Sammelplaz ſeines Binnenhandels dient; es iſt ein Palmyra der Wüſte. Zwiſchen Bagdad und Damaskus ziehen ſich die ungeheuren Wüſten von Syrien und Meſopotamien, durch welche der Euphrat fließt; es gibt hier weder Königreiche, weder Städte noch Herrſchaften: es gibt hier Nichts als Zelte, welche unbekannte unabhängige Stämme bald da, bald dort in jenen Ebenen aufſchlagen; Stämme, welche keine Nationalität haben, als in ihrer Laune, welche weder Vaterland noch Herrſcher anerkennen; Kinder der Wüſte, welche Alle zum Feinde haben, die ſie unterwerfen wollen, geſtern die Türken, morgen die Aegypter; auch hier ſind keine Türken.

Damaskus, eine große, prachtvolle Stadt, eine heilige Stadt, wo noch der Muſelmaniſche Fanatismus vorherrſcht, hat eine Bevölkerung von hundert- bis hundertfünfzigtauſend Seelen; unter dieſen ſind dreißigtauſend Chriſten, ſieben- bis achttauſend Juden und mehr als hunderttauſend Araber. Eine Handvoll Türken herrſcht noch durch den Geiſt der Eroberung und Religionsgemeinſchaft in dem Lande; aber Damaskus, eine unruhige, unabhängige Stadt, empört ſich jeden Augenblick, mezelt ſeinen Baſſa nieder und verjagt die Türken. Der gleiche Fall iſt es mit Aleppo, einer unendlich weniger wichtigen Stadt, aus welcher der Handel ſich wegzieht, und welche unter den Ruinen ihrer Erdbeben zu Grabe geht. Die Städte des eigentlichen Syriens von Gaza bis Alexandrette, die beiden Städte Homs und Hama mit begriffen, ſind ebenfalls mit Arabern, Syriſchen Griechen, Juden und Armeniern bevölkert; die ganze Anzahl der Türken in dieſem ſchönen, ungeheuren Gebiet beträgt nicht über dreißig- bis vierzigtauſend.

Die Maroniten, eine geſunde, lebenskräftige, geiſtige, kriegeriſche und Handel treibende Nation, haben den Libanon beſezt, und verachten die Türken oder trozen ſie ihnen. Die Druſen und die Metualis, unabhängige, tapfere Stämme, bilden mit den Maroniten, unter der verbündeten Herrſchaft des Emirs-Beſchir, die herrſchende und wirklich die Oberhand beſizende Bevölkerung von Syrien und ſelbſt von Damaskus, wenn einmal Alles auseinander geriſſen und auf den natürlichen Zuſtand gebracht iſt; hier liegt der Keim eines großen, neuen Civiliſationsfähigen Volkes; Europa braucht blos ihm einen freundlichen Blick zuzuwerfen, und ihm zu ſagen: erhebe dich!

Wir kommen endlich an das Taurusgebirge und jenes ungeheure Karamanien (Klein-Aſien), deſſen Provinzen ſieben Königreiche, deſſen Geſtade mit unabhängigen Städten oder blühenden Griechiſchen und Römiſchen Kolonien bedeckt waren. Ich habe alle ſeine Küſten durchſtreift, ich bin in alle ſeine Golfe von Tarſon bis nach Tſcheſme eingelaufen; ich habe Nichts geſehen als fruchtbare, aber verlaſſene Geſtade, und einige elende, von Griechen bewohnte Weiler; das Innere enthält den ungebändigten Stamm der Turkomanen, welche ihre Herden auf den Gebirgen weiden und den Winter über in den Ebenen lagern. Adana, Konieh, Kutaya, Angora, ſeine Hauptſtädte, ſind jede mit einigen tauſend Türken bevölkert; Smyrna allein iſt ein ungeheurer Mittelpunkt von Bevölkerung: ungefähr hunderttauſend Seelen; aber mehr als die Hälfte beſteht aus Chriſten, Griechen, Armeniern und Juden. Wenn wir die Striche von Klein-Aſien hinauf ſteuern, ſo treffen wir auf die ſchönen Griechiſchen Inſeln Scio, Rhodus und Cypern. Cypern allein für ſich iſt ein Königreich: es iſt achtzig Meilen lang und zwanzig breit; es nährte einſt mehrere Millionen Einwohner, und würde ſie noch nähren; es iſt der Himmel Aſiens und eine tropiſche Sonne; ungefähr dreißigtauſend Griechen bewohnen es, und ſechzig Türken, welche in eine Art von Veſtung eingeſchloſſen ſind, repräſentiren hier die Ottomaniſche Nationalität; eben ſo iſt es in Rhodus, in Samos, in Scio, in Mitylene. Wo haben wir bisher die Türken gefunden? und doch iſt es die ſchönſte Hälfte des Reiches.

Das Ufer des Meers von Marmora und der Kanal der Dardanellen ſind ebenfalls von einigen kleinen, zur Hälfte Türkiſchen, zur Hälfte Griechiſchen, Städten beſezt; eine ſpärliche, arme Einwohnerſchaft, welche weit auseinander auf den ſchmalen Küſten zerſtreut iſt. Man kann die Geſammtzahl der Türkiſchen Einwohnerſchaft in dieſen Gegenden, auch wenn man Bruſſa dazu rechnet, nicht über hunderttauſend Seelen ſchäzen.

Konſtantinopel, wie alle Hauptſtädte eines im Verfall begriffenen Volkes, zeigt allein einen Schein von Bevölkerung und Leben; je mehr das Leben der Reiche ſich von ſeinen Gränzen entfernt, deſto mehr zieht es ſich in ſeinem Herzen zuſammen. Es gab auch einſt einen Tag, wo das ganze Griechiſche Kaiſerreich in Konſtantinopel war, und wo es nach Einnahme der Hauptſtadt kein Reich mehr gab. Man iſt nicht einig über die Volkszahl von Konſtantinopel; ſie wird von dreimalhunderttauſend bis zu einer Million Seelen angegeben; es gibt darüber keine genaue Schäzung; Jeder urtheilt nach eigenen Daten. Die meinigen beſtehen blos in dem Blick, den ich über die ungeheure Ausdehnung der Stadt, Scutari eingerechnet, und über die Ufer des goldenen Horns des Meers von Marmora und der Küſten von Aſien und Europa warf. Alles dieß begreife ich unter dem Namen Konſtantinopel, denn es findet keine Unterbrechung der Häuſer ſtatt. Die Benennungen nach Vierteln, Städten und Dörfern ſind willkürlich: es iſt nur eine einzige Stadt, ein einziger Kreis von Bevölkerung; ſie zieht ſich mit Häuſern, Kiosken, Paläſten oder Dörfern manchmal ſehr breit, manmal nur in einer Tiefe von zwei bis drei Häuſerreihen vierzehn franzöſiſche Meilen lang hin. Ich glaube, daß die Geſammtzahl dieſer Volksmaſſe ſechs- bis ſiebenmalhunderttauſend Seelen betragen kann; blos ein Drittel beſteht aus Türken, der Reſt aus Armeniern, Juden, Chriſten, Franken, Griechen, Bulgaren. — Die Türkiſche Bevölkerung von Konſtantinopel würde alſo nach meiner Angabe aus zwei- bis dreimal hunderttauſend Seelen beſtehen. Ich habe die Ufer des ſchwarzen Meers nicht beſucht, aber nach der trefflichen, gewiſſenhaften Reiſebeſchreibung des H. Fontanier, welche im Jahr 1834 erſchienen iſt, herrſcht dort die einheimiſche Bevölkerung vor, und die Türkiſche Volksmaſſe iſt dort im Verfall, wie in allen Theilen des Reichs, die ich durchzogen habe.

In der Europäiſchen Türkei iſt die einzige große

Stadt Adrianopel; man kann hier dreißig- bis vierzigtauſend Türken zählen: in Philippopolis, Sophia, Niſſa, Belgrad und den kleinen Mittelſtädten zuſammen eben ſo viel. Dazu rechne ich noch zweimal hunderttauſend Türken in den Theilen der Türkei, die ich nicht beſucht habe; dieß gibt im Ganzen eine Summe von ungefähr dreimal hunderttauſend. In Servien und Bulgarien kommt kaum ein Türke auf jedes Dorf, ich vermuthe, daß es in den andern Provinzen der Türkei der gleiche Fall iſt. Rechnet man die Irrthümer ab, in die ich verfallen konnte, und ſchreibt man dem Innern von Klein-Aſien eine viel größere Türkiſche Bevölkerung zu, als der bloße Augenſchein und die Berichte davon melden, ſo mag, wie ich denke, die volle Zahl der Türkiſchen Bevölkerung ſich gegenwärtig nicht über zwei bis drei Millionen Seelen belaufen; ich bin ſogar weit entfernt, zu glauben, daß ſie ſich ſo hoch beläuft; dieß iſt die erobernde Raçe, welche von dem Ufer des Kaſpiſchen Meers auszog, und an der Sonne des Mittelmeers verſchmolz, ſo iſt denn die Türkei im Beſiz von einer ſo kleinen Menſchenzahl, oder vielmehr ſchon von ihnen verloren; denn während das Dogma des Fatalismus, die daraus erfolgende Trägheit, die Unveränderlichkeit der Einrichtungen und die Barbarei der Verwaltung die Sieger und Gebieter Aſiens beinahe auf Nichts zurückführen, vergrößern und vervielfältigen ſich die Slaviſchen Raçen, die chriſtlichen Raçen im Norden und Süden des Reichs, ebenſo die Armeniſchen, Griechiſchen, Maronitiſchen und die unterworfene Arabiſche Raçe durch ihre Sitten, ihre Religion und ihre Thätigkeit. Die Zahl der Sklaven überſteigt unendlich die Zahl der Unterdrücker; die Griechen von Morea, ein ſchwaches, elendes Volk, haben in einem Augenblick des Aufſchwungs allein den Peloponnes von den Türken geſäubert; die Moldau, die Walachei haben das Joch abgeſchüttelt; die Inſeln würden alle frei ſeyn ohne den Europäiſchen Vertrag, der ſie noch dem Sultan verbürgt; ganz Arabien iſt in Familien zergliedert, die ſich gegenſeitig nicht kennen, und nach einander von Türken und Aegyptern geneckt werden; auch iſt es an ſeinem kräftigſten Theile durch das große Schisma der Wachabiten gefährdet. Die Armenier ſind zu zwei Drittel der Herrſchaft der Muſelmanen durch die Ruſſen und die Perſer entriſſen; die Georgier ſind Ruſſiſch, die Maroniten und die Druſen werden Herren von Syrien und Damaskus ſeyn, ſobald ſie es ernſtlich wollen; die Bulgaren ſind ein zahlreicher, geſunder Volksſtamm, der noch tributpflichtig iſt, der aber, zahlreicher und der Organiſation fähiger als die Türken, ſich mit Einem Worte frei machen wird; dieſes Wort haben die Servier ausgeſprochen, und ſchon ſind ihre herrlichen Wälder von Straßen durchſchnitten, und bedecken ſich nach und nach mit Städten und Dörfern; der Fürſt Miloſch, ihr Oberhaupt, läßt bloß noch einige Türken in Belgrad als Verbündete, und nicht als Herren. Der Eroberungsgeiſt, die Seele der Osmanlis, iſt erloſchen, der Geiſt des bewaffneten Proſelytismus iſt ſchon lange von ihnen geſchwunden; ihre Kraft zum Angriff beſteht nirgends mehr; ihre Kraft zur Erhaltung, welche in einer gleichförmigen, aufgeklärten und fortſchreitenden Verwaltung liegen würde, iſt nur in dem Kopfe

Mahmuds zu finden, der volksthümliche Fanatismus iſt mit den Janitſcharen geſtorben, und wenn die Janitſcharen wieder in's Leben treten würden, ſo ſtünde auch die Barbarei mit ihnen wieder auf; es bedürfte eines Wunders von Genie, um das Reich wieder zu erwecken. Mahmud iſt bloß ein Mann von Herz, das Genie mangelt ihm; er ſteht lebend neben ſeinem Untergang, und trifft überall auf Schwierigkeiten, wo ein umfaſſenderer und feſterer Geiſt Werkzeuge ſehen würde; er iſt endlich ſo weit gebracht, ſich den Ruſſen, ſeinen unmittelbaren Feinden, in die Arme zu werfen. Dieſe Politik der Verzweiflung und der Schwachheit ſtürzt ihn in der Meinung ſeines Volkes; er iſt nur noch der Schatten eines Sultans, welcher der allmäligen Zerſtücklung ſeines Reiches zuſieht, während er zwiſchen Europa, das ihn beſchüzt, und Mehemed-Ali eingezwängt iſt, der ihn bedroht; wenn er den erniedrigenden Schuz der Ruſſen von ſich weiſt, dürfte Ibrahim nur kommen, um ihn durch ſeine bloße Erſcheinung zu ſtürzen; wenn er Ibrahim bekämpft, ziehen Frankreich und England ſeine Flotten ein und lagern an den Dardanellen; wenn er ſich mit Ibrahim verbindet, wird er der Sklave ſeines Sklaven, und findet Gefängniß oder Tod in ſeinem eigenen Serail; eine heldenmüthige Energie und ein Verſuch der äußerſten Verzweiflung können allein ihn retten, und auf einige Zeit den Ottomaniſchen Ruhm aufrecht erhalten; nämlich auf beiden Seiten die Dardanellen und das ſchwarze Meer zu ſchließen, einen Aufruf an das ſüdliche Europa und Das, was noch von dem Islamismus übrig iſt, zu erlaſſen, und ſelbſt gegen Ibrahim und die Ruſſen zu marſchiren; geſezt aber auch, dieß gelänge, ſo würde dennoch das Reich nach einem augenblicklichen Ruhme nichtsdeſtoweniger bald darauf verfallen; ſein Einſturz allein wäre von einem Heiligenſchein des Heldenmuths erhellt, und die Race Osmans endete, wie ſie angefangen hat, in einem Triumphe.

Nun, nachdem wir den Zuſtand von Europa und den des Ottomaniſchen Reiches geſehen haben, Was ſoll eine vorausſehende Politik, eine Politik der Menſchlichkeit und nicht des blinden, dummen Egoismus thun? Was ſoll Europa thun? Der diplomatiſche Verſtand, der die einmal angenommenen Grundſäze wiederholt, lange Zeit nachdem ſie ihren Sinn verloren haben, und der davor zittert, eine wirkliche und ernſte Frage behandeln zu müſſen, weil er weder die Intelligenz, noch die Energie beſizt, ſie zu löſen, ſagt, man müſſe das Ottomaniſche Reich als ein nothwendiges Gegengewicht gegen die Ruſſiſche Macht im Orient von allen Seiten ſchüzen. Wenn es ein Ottomaniſches Reich, wenn es Türken gäbe, fähig, nicht nur Heere, ſondern auch einen Staat zu ſchaffen und zu organiſiren, welcher über die Ausbreitung des Ruſſiſchen Reichs wachen, und daſſelbe ernſtlich beunruhigen könnte, während das ſüdliche Europa es bekämpfte, ſo wäre dieſe Politik vielleicht eine erhaltende. Es wäre tollkühn, oder vielmehr unſinnig, zu Europa zu ſagen: ſtreicht von der Karte ein wirklich beſtehendes Reich voll Leben; nehmt ein ungeheures Gewicht aus der Wage der politiſchen Welt, die ohnehin ſo wenig Gleichgewicht hat: die Welt wird es nicht bemerken; aber das Ottomaniſche Reich beſteht nur noch dem Namen nach, ſein Leben iſt erloſchen, ſein Gewicht zieht nicht mehr; es iſt bloß noch ein großer, leerer Plaz, den eure, allem Intereſſe der Menſchheit entgegenhandelnde Politik leer laſſen will, ſtatt ihn zu beſezen, ſtatt ihn mit geſunden, lebendigen Volksſtämmen anzufüllen, die die Natur ſchon dorthin gepflanzt hat, und die ihr ſelbſt dorthin pflanzen und vermehren würdet. Beſchleunigt den Fall des Ottomaniſchen Reiches nicht, übernehmet nicht die Rolle des Schickſals und mit ihr die Verantwortlichkeit der Vorſehung, ſtürzet nicht durch eine kriegeriſche, ſtrafbare Politik jenes Phantom, dem ihr nie mehr geben könnet, als den Schein und die Geberden des Lebens, denn es iſt todt; macht euch nicht zu Hilfstruppen der Barbarei und des Islamismus gegen die Civiliſation, die Vernunft und die vorgeſchrittenen Religionen, die ſie unterdrücken. Seyd nicht die Mitſchuldigen der Sklavenherrſchaft und der Entvölkerung der ſchönſten Gegenden der Welt; laſſet dem Schickſal ſeinen Lauf, ſehet zu, wartet, haltet euch bereit. Wenn einmal das Reich von ſelbſt, untergraben von Ibrahim oder irgend einem andern Baſſa, zuſammenſtürzen und Stück für Stück in Norden und Süden zerfallen wird, werdet ihr eine ſehr einfache Frage zu löſen haben: — Soll man Rußland den Krieg erklären, um es zu hindern, die Ufer des ſchwarzen Meers und Konſtantinopel zu erben? Soll man Oeſtreich den Krieg erklären, um es zu hindern, die Hälfte der Europäiſchen Türkei zu erben? Soll man England den Krieg erklären, um es zu hindern, Aegypten und die Straße nach Indien durch das rothe Meer zu erben? Frankreich, um es zu hindern, Syrien und die Inſel Cypern zu erben? Griechenland, um es zu hindern, ſich durch das Uferland des Mittelmeers und die ſchönen Inſeln zu vervollſtändigen, welche mit ihm Bevölkerung und Namen gemein haben? Endlich der ganzen Welt, aus Furcht, es möchte Jemand von dieſen herrlichen Trümmern Nuzen ziehen? Oder wollen wir lieber uns verſtändigen, und es unter dem Schuze Europa's an das Menſchengeſchlecht austheilen, damit es dort ſich verfältige, wachſe, und die Civiliſation ſich ausbreite. Dies ſind die beiden Fragen, welche ein Kongreß der Europäiſchen Mächte ſich zu ſtellen hat. Gewiß die Antwort iſt nicht zweifelhaft.

Wenn ihr Krieg führt, ſo habt ihr den Krieg mit allen den Uebeln und der Verheerung, die er mit ſich bringt, und ihr werdet das Unglück Europa's und Aſiens und das eurige herbeiziehen; iſt dann der Krieg dadurch geendet, daß ihr ſeiner müde werdet, ſo wird Nichts von Dem, was ihr verhindern wolltet, verhindert ſeyn; die Gewalt der Dinge, der unwiderſtehliche Gang der Ereigniſſe, der Einfluß der Sympathien zwiſchen Nationen und Religionen, die Macht der Lage des Bodens werden ihre unvermeidliche Wirkung haben. Rußland wird die Ufer des ſchwarzen Meers und Konſtantinopel an ſich reißen; das ſchwarze Meer iſt ein ruſſiſcher See, deſſen Schlüſſel Konſtantinopel iſt. Oeſtreich wird ſich über Servien, Bulgarien und Macedonien verbreiten, um gleichen Schritt mit Rußland zu halten, und Frankreich, England und Griechenland, nachdem ſie einige Zeit lang ſich den Weg ſtreitig gemacht haben, werden Aegypten, Syrien, Cypern und die Inſeln beſezen; der Erfolg wird der gleiche ſeyn; nur werden Ströme Bluts zu Land und zur See fließen. Gewaltſame, willkürliche Theilungen, durch den Zufall der Schlachten gemacht, werden an die Stelle vernünftiger Theilungen der Ländereien treten, für nüzliche Koloniſirungen werden Jahre verloren werden, und während dieſer vielleicht langen Jahre werden die Europäiſche und Aſiatiſche Türkei der Anarchie und unberechenbarem Elend preisgegeben ſeyn. Ihr werdet dort noch mehr Wüſten finden, als die verſchwundenen Türken zurückgelaſſen haben. Europa wird zurückgekommen ſeyn, ſtatt ſeinen beſchleunigten Fortſchritt der Civiliſation und des Wohlſtands zu verfolgen, und Aſien wird noch längere Zeit todt in ſeinem Grabe bleiben. Wenn die Vernunft über die Geſchicke Europa's entſcheiden ſoll, kann ſie zögern? Und wenn ſie zögert, Was wird die Geſchichte von ſeinen Regierungen und ſeinen Führern ſagen? Sie wird ſagen, daß die politiſche Welt durch ſelbſtmörderiſche Thorheit und Egoismus geleitet wurde, und daß die Kabinette und die Völker das herrlichſte Geſchenk zurückgewieſen haben, das jemals die Vorſehung den Bedürfniſſen einer Epoche und den Fortſchritten der Menſchheit bot.

Zu thun iſt nun Folgendes: Einen Kongreß der Hauptmächte verſammeln, deren Gränzen an das Ottomaniſche Reich ſtoßen, oder welche Intereſſen auf dem Mittelmeer haben; dem Grundſaz und der That nach feſtſtellen, daß Europa ſich von aller Thätigkeit oder direktem Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Türkei enthalte, und ſie ihrer eigenen Lebensthätigkeit und ihrem eigenen Schickſale überlaſſe; zum Voraus ausmachen, daß im Fall des Sturzes dieſes Reichs, ſey es nun durch eine Revolution in Konſtantinopel, oder durch eine allmählige Zerſtückelung, von den Europäiſchen Mächten jede unter dem Titel des Protektorats den Theil des Reichs übernehmen ſolle, der ihr durch die Bedingungen des Kongreſſes zugewieſen wird; dieſe Protektorate, deren Gebiet nach der Nachbarſchaft, nach der Analogie der Religionen, der Sitten und Intereſſen beſtimmt wird, ſollen die Lokal-Souveränetäten, welche ſchon vorher in den Schuz-Provinzen beſtanden haben, in ihren Rechten nicht beeinträchtigen, und Nichts feſtſtellen, als die Oberlehensherrlichkeit der Mächte. Dieſe Art von Oberlehensherrlichkeit, wie ſie hier auseinander geſezt wurde, und als Europäiſches Recht geheiligt werden ſollte, beſtände hauptſächlich in dem Recht, dieſen oder jenen Theil des Gebiets oder der Küſten zu beſezen, um dort freie Städte, Europäiſche Kolonien, Häfen und Stapelpläze für den Handel zu gründen. Die verſchiedenen Nationalitäten, die Eintheilungen der Stämme, die ſchon vorher beſtehenden Rechte jeder Art würden durch die Macht, welche das Protektorat führte, anerkannt und aufrecht erhalten. Es wäre blos eine bewaffnete und civiliſirende Vormundſchaft, die jede Macht über ihr Schuzgebiet ausüben würde; ſie würde für ſein Beſtehen und ſeine Elemente der Nationalität unter dem Panier einer kräftigeren Nationalität ſich verbürgen; ſie würde es vor Angriffen, vor Zerſtückelungen, vor Zerriſſenheit und Anarchie bewahren; ſie würde ihm die friedlichen Mittel verſchaffen, ſeinen Handel und ſeine Induſtrie zu entwickeln.

Dieß vorausgeſezt, würde das Maß der Thätigkeit und des Einfluſſes der Protektorate auf die Theile des Orients, die ihnen zufielen, nach den Oertlichkeiten und den Sitten wechſeln, und von den beſonderen Umſtänden abhängen, ſo würden die Sachen von ſelbſt ihren Verlauf nehmen.

Zuerſt würde man eine oder mehrere Europäiſche Städte auf einem der von der Natur und den Umſtänden am meiſten begünſtigten Punkte der Küſte oder des Binnenlandes gründen. Dieſe Städte, wie ihr Gebiet, allen den unter der Protektion ſtehenden Völkern geöffnet, würden nach den Geſezen des Mutterlandes, oder nach Koloniegeſezen regiert; die Schuzbefohlenen würden, ſo bald ſie dorthin ziehen würden, das Bürgerrecht und bald nachher das Staatsbürgerrecht erhalten; ſie würden aufhören, den drückenden, barbariſchen Geſezen ihres Stammes oder Fürſten unterworfen zu ſeyn; ſie würden die Heilighaltung des Eigenthums und Uebertragungsrechts genießen, das ihnen beinahe durchaus mangelt, und das doch der erſte Hebel jeder Civiliſation iſt; ſie würden alle Freiheit des Handels, des Gewerbs und der Kriegsführung haben, welche die Politik des ſchüzenden Staates ihnen zu übertragen für angemeſſen halten würde. Die Handelsverbindungen zwiſchen dieſen Hauptmittelpunkten der Freiheit, des Eigenthums und der Civiliſation würden ſich unausbleiblich immer weiter ausbreiten; die Städte, die Dörfer, die Stämme würden alsbald in Maſſe das Nationalbürgerrecht und alle die Staatsbürgerrechte, die aus dieſem hervorgehen, erlangen. Das unter dem Schuz ſtehende Land würde in wenigen Jahren ganz in den Kreis der beſchüzenden Nation eintreten. Die Gleichförmigkeit der Geſeze und der politiſchen und ſozialen Vortheile würde ſchnell und ungehindert eingeführt ſeyn. Alle dieſe Vortheile ſind dort ſchon deutlich gewürdigt und erſehnt. Müde der Tyrannei und der barbariſchen und unterdrückenden Verwaltung, die ſie decimirt, und namentlich verlangend nach individueller, nach Eigenthums- und Handelsfreiheit, würden ohne Zweifel die erſten eröffneten Städte ſich ſogleich füllen. Die Macht des Beiſpiels und die behagliche Sicherheit, welche dieſe Städte und ihre Gebiete genießen würden, müßten ganze Volksſtämme mehr und mehr nach ſich ziehen. Dieß iſt leicht, da die Toleranz das Geſez der geſunden Vernunft und Europa's, und die uralt hergebrachte Gewohnheit des Orients iſt.

Die Ausübung jedes Gottesdienſtes müßte auch fortan nebeneinander in aller ihrer Freiheit und gegenſeitigen Unabhängigkeit beſtehen. Einige rein bürgerliche Bedingungen allein könnten nach und nach Denen aufgelegt werden, die ſich in den europäiſchen Städten niederließen, und in Dem, was die Geſezgebung, nicht aber den Glauben betrifft, ſie beſchränken.

Das Munizipal- und Lehensgeſez würde weder die Vielweiberei noch die Sklaverei anerkennen, ſie würde aber Nichts von Dem unterſagen, was Privatſache der Familie oder des Gewiſſens iſt.

Es würde zwei Arten von Geſezgebung in jedem Protektorat geben, eine allgemeine und in gewiſſer Art Feudalgeſezgebung, welche die allgemeinen Verhältniſſe der Völker und der unter dem Schuze ſtehenden Stämme unter ſich und mit der beſchüzenden Nation, wie den Beitrag zur Steuer und zur Kriegsmacht, die Abgränzung der Gebiete beſtimmte, und eine Europäiſche Geſezgebung der freien Europäiſchen Städte, entſprechend der Civiliſation der ſchuzleiſtenden Nation, eine Muſtergeſezgebung zum fortwährenden Vorbild für die dahinten bleibende barbariſche Geſezgebung der benachbarten Stämme.

Unumgänglich nothwendig wäre es dem Recht und der That nach, die Trennungen fortbeſtehen zu laſſen. Jene Menſchenraçen, wie ſie ſich nach Nationen, Stämmen, Religionen und Sitten im Oriente theilen, müßte man blos auf den allgemeinen, von dem Protektorat überwachten Vertrag, im Frieden zu leben, verpflichten; ſie an die Gemeinſamkeit des Intereſſes gewöhnen, ſie für gewiſſe Gegenſtände Nationen- und Stammweiſe zu berathenden Verſammlungen vereinigen; dann ſie aus ihrer Mitte Abgeordnete ernennen laſſen, welche, aus den Aufgeklärteſten unter ihnen genommen, mit den Abgeordneten anderer Stämme über die dem ganzen Protektorat gemeinſamen Intereſſen ſich zu beſprechen hätten, um ſie nach und nach an freundſchaftliche Verhältniſſe zu gewöhnen, und ſie unvermerkt durch die Macht der Sitten, nicht durch die Macht der Geſeze zu verſchmelzen.

Der Orient iſt durch ſeine Munizipalverfaſſungen und durch die ungeheure Verſchiedenheit ſeiner Raçen für einen ſolchen Zuſtand der Dinge ſo vorbereitet, daß die beſchüzende Nation keine Schwierigkeit finden wird, ausgenommen in Damaskus, Bagdad, Kairo und Konſtantinopel. Dieſe Schwierigkeiten dürfen nicht durch Gewalt gelöſt werden, ſondern blos durch die zeitige Ausſchließung von der Gemeinſchaft mit den übrigen unter dem Schuze ſtehenden Gebieten. Das Aufhören des Handels iſt für den Orient das Aufhören des Lebens. Die Reue wird bald zur Verſöhnung führen.

Die Möglichkeit, ich möchte ſelbſt ſagen, die ausnehmende Leichtigkeit einer ähnlichen Organiſation iſt für Jeden erwieſen, der dieſe Gegenden durchreist hat. Die Knechtſchaft, die Verheerung, der gänzliche Mangel an einem Rechte des Eigenthums und der geſezlichen Uebertragung, die Willkür eines Baſſa's, der jeden Augenblick über Vermögen und Leben verfügen kann, haben die Nationalität dieſer ſchönen Länder ſo ſehr untergraben, daß jedes Panier, das unter dieſen Bedingungen dort aufgepflanzt würde, bald die Mehrheit der Volksmaſſe unter ſeinem Schatten vereinigen wird.

Der größte Theil jener Völkerſchaften iſt reif für dieſe große Veränderung: die ganze Volksmenge der Europäiſchen Türkei und alle Griechiſchen, Armeniſchen, Maronitiſchen und Jüdiſchen Volksſtämme ſind arbeitſam, Ackerbau- und Handel-treibend, und fordern Nichts als Eigenthum, Sicherheit und Freiheit, um ſich zu vermehren und die Inſeln und die beiden Feſtländer zu bedecken. In zwanzig Jahren würde die Maßregel, die ich vorſchlage, glückliche Nationen und Millionen von Menſchen geſchaffen haben, welche unter Europa's Aegide einer neuen Civiliſation entgegen gingen.

Aber, wird man mir ſagen, Was willſt du aus den Türken machen? Ich frage: wo werden die Türken ſeyn? Wenn einmal ihr Reich geſtürzt, getheilt und zerſtückelt iſt; ſo werden ſie, von allen den andern inſurgirten Volksſtämmen niedergedrückt, ſich entweder mit ihnen verſchmelzen oder ſich nach Konſtantinopel und in einige Theile von Klein-Aſien flüchten, wo ſie die Mehrheit bilden werden.

Sie werden, wenig zahlreich, zu ſehr von unverſöhnlichen Feinden gedrückt, zu ſtark über den Schlag des Geſchicks betroffen ſeyn, um die ungeheure Herrſchaft, die ſie verloren haben, wieder zu erobern. Sie werden ſelbſt eine der unter der Garantie und dem Schuze derjenigen Europäiſchen Macht ſtehenden Nation bilden, welche die Oberlehnsherrlichkeit über den Bosphorus, Konſtantinopel oder Klein-Aſien annehmen wird, und nur zu glücklich ſich fühlen, daß dieſe Aegide ſie gegen die Rache und die Angriffe der Völker ſchüzt, die ihnen einſt unterworfen waren.

Sie werden ihre Geſeze, ihre Sitten, ihren Gottesdienſt beibehalten, bis die Berührung mit einer vorgeſchrittenen Civiliſation ſie unmerklich zum Eigenthum, zur Arbeit, zum Handel und zu allen den geſellſchaftlichen Vortheilen führt, welche hieraus entſpringen.

Ihr Gebiet, ihre beziehungsweiſe Unabhängigkeit und ihre Nationalität, werden bis zu ihrer vollkommenen Vermiſchung mit den andern freien Nationen von Aſien unter dem Schuze Europa's bleiben.

Wenn der Plan, den ich hier zeichne und in Vorſchlag bringe, die Mißhandlung, die gewaltſame Vertreibung aus Vaterland und Eigenthum dieſes Ueberbleibſels einer großen und edeln Nation führte, ſo würde ich denſelben als ein Verbrechen anſehen.

Die Türken ſind durch die unverbeſſerlichen Gebrechen ihrer Verwaltung und ihrer Sitten unfähig, Europa und Aſien, oder auch nur eines von beiden Ländern zu regieren; ihre Volksmaſſe iſt zuſammengeſchmolzen, und ſie ſind durch die ſelbſtmörderiſche Trägheit ihrer Regierung ihre eigenen Mörder geworden. Aber als Menſchenrace, als Nation ſind ſie noch immer nach meiner Meinung die würdigſte unter den Völkerſchaften ihres ungeheuren Reiches; ihr Charakter iſt der edelſte, größte; ihre religiöſen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden ſind gemacht, um jedem unparteiiſchen Geiſte Achtung und Bewunderung einzuflößen. Ihr Adel iſt ihrer Stirne und ihren Handlungen aufgeprägt; wenn ſie beſſere Geſeze und eine aufgeklärtere Regierung hätten, wären ſie eines der erſten Völker der Welt. Alle ihre Neigungen ſind edel; es iſt ein patriarchiſches, beſchauliches, betendes, philoſophiſches Volk, und wenn Gott für ſie ſprach, war es ein Helden- und Märtyrer-Volk. Es wäre ein Frevel gegen Gott, wenn ich die Ausrottung einer ſolchen Menſchenrace bevorworten wollte, welche, wie ich überzeugt bin, der Menſchheit Ehre gemacht hat. Aber ſie ſind als Volk nicht mehr, oder werden es bald nicht mehr ſeyn. Man muß ſie als Menſchenrace und als Nation retten, während man zugleich Die rettet, welche ſie unterdrücken, und deren Aufkommen ſie hindern, und im entſcheidenden Augenblick ihr Schickſal und das von Aſien unter ſeinen Schuz nimmt.

Mit welchem Recht? wird man ſagen: mit dem Rechte der Menſchlichkeit und der Civiliſation. Nicht das Recht der Gewalt will ich in Anwendung rufen; die Kraft verleiht kein Recht, aber ſie verleiht eine Fähigkeit. Europa, zu einem das Menſchengeſchlecht erhaltenden und civiliſirenden Zweck vereinigt, beſizt unſtreitig die Fähigkeit, das Loos Aſiens zu regeln. An ihm iſt es, ſich zu prüfen, und ſich zu fragen, ob nicht dieſe Fähigkeit ihm auch ein Recht gibt, ob ſie ihr ſelbſt nicht eine Pflicht auferlegt? Will ich es bejahen? Man braucht dabei keine Kanone loszufeuern, keine Gewaltthat, keine Vertreibung aus dem Eigenthum, keine Umſiedlung der Bevölkerung, keine Verlezung der Religion oder der Sitten gut zu heißen. Man braucht dabei nur einen Entſchluß zu faſſen, einen Schuz zu verkünden, eine Flagge aufzuſtecken, und wenn man es nicht thut, ſo entſteht daraus für Europa ein zwanzigjähriger, unnuzer Krieg, und für Aſien Anarchie, Verheerung, Verſumpfung und Entvölkerung ohne Ende. Hat Gott dem Menſchen dieſes herrliche Beſizthum des ſchönſten Theils der Welt geboten, um es unfruchtbar, unangebaut, oder durch eine ewige Barbarei verwüſtet zu laſſen?

Was Europa ſelbſt betrifft, ſo muß ſein krampfhafter, revolutionärer Zuſtand, ſeine Ueberfülle von Bevölkerung, Induſtrie und unverwendeten intellektuellen Kräften es zum Danke gegen die Vorſehung auffordern, die ihm zur gelegenen Zeit einen ſo ungeheuren Tummelplaz für ſeine Geiſteskräfte, ſeine Thätigkeit, edeln Ehrgeiz, Bekehrung zur Civiliſation, für Gewerbe und Ackerbau, für Geſchäfte und Gewinn jeder Art anweiſt; Flotten und Heere zu führen, Häfen und Städte zu erſchaffen, innere Kolonien zu gründen, unfruchtbare Wüſten urbar zu machen, neue Gewerbe zu organiſiren, müßige Arme der Arbeit zuzuwenden, Straßen zu ziehen, Bündniſſe zu ſchließen, geſunde junge Völkerſchaften zu leiten, Geſezgebungen zu ſtudiren und zu verſuchen, Religionen zu ergründen und zur Vernunft zurückzuführen, Sitten und Völker zu verſchmelzen, Afrika, Aſien und Europa einander näher zu bringen, und dieſe Welttheile durch neue Verbindungsmittel zu vereinigen, welche die Reiſe von Marſeille nach Indien in Einem Monat möglich machten, und Kairo in Beziehung mit Calcutta ſezten. —

Die ſchönſten Klimate der Welt, die Flüſſe, die Ebenen Meſopotamiens, welche ihre Straßen der tauſendfachen Thätigkeit des Welthandels darbieten, die Gebirge Syriens, die einen unerſchöpflichen Vorrath von Steinkohlen für unzählige Dampfbote am Ufer des Meers ſelbſt darbieten, das Mittelmeer, welches der See vom ſüdlichen Europa geworden iſt, wie der Pontus Euxenus der Ruſſiſche See, wie das rothe Meer und der Perſiſche Meerbuſen Engliſche Seen werden; Nationen ohne Gebiet, ohne Rechte, ohne Vaterland, ohne Geſeze, ohne Sicherheit, welche, unter dem Schuze Europäiſcher Geſezgebungen, die Orte unter ſich theilen, wo ſie gegenwärtig lagern, und Klein-Aſien, Afrika, Aegypten, Arabien, die Europäiſche Türkei und die Inſeln bedecken arbeitſame und nach Aufklärung und Europäiſchen Produkten begierige Völker: — Welche gränzenloſe Sphäre einer neuen Thätigkeit für die Fähigkeiten und die Bedürfniſſe, die uns aufreiben! Welches Element der Friedenſtiftung, innern Ordnung und des regelmäßigen Fortſchritts für unſere ſtürmiſche Epoche! Gut denn! dieſes Gemälde iſt Nichts als Wahrheit, und zwar untrügliche, leicht und gründlich in's Werk zu ſezende Wahrheit. Europa braucht blos eine richtige Idee und eine edle Geſinnung, um es in's Werk zu ſezen, es braucht blos ein Wort zu ſagen, und es rettet ſich ſelbſt, und bereitet zugleich der Menſchheit eine weit ausſehende Zukunft.

Ich will hier nicht in die Erörterung der Gränzen der Protektorate von Europa und Aſien eingehen, und auf die Ausgleichungsfragen, welche jene Abgränzungen in Europa ſelbſt herbeiführen könnten. — Dieß iſt blos eine Aufgabe für einen geheimen Kongreß zwiſchen den Agenten der Hauptmächte ſelbſt; eine feſtbegränzte Nationalität iſt gewiſſermaßen die Individualität für jedes Volk, man muß ſie ſo wenig als möglich in den Unterhandlungen zu verlezen ſuchen; der Krieg allein verlezt ſie, und das iſt genug.

Jene Ausgleichungen hätten wenig zu bedeuten, ſie müßten nicht jene endloſen Erörterungen und vielfachen Streitigkeiten mit ſich führen, wie man einwirft. Ich ſagte ſo eben, daß im gewiſſen Fall die Fähigkeiten ein Recht ſeyen; die kleinen Mächte von Europa ſollen die großen nicht in Verlegenheit bringen, welche der Sache nach in dem großen Europäiſchen Rathe die überwiegende Stimme ohne weitere Berufung haben. Wenn Rußland, Oeſtreich, England und Frankreich ſich verſtändige und eine feſte, einmuthige Entſchließung ausgeſprochen haben, wer will ſie hindern, auszuführen, Was ihre Würde, ihr Intereſſe und das Wohl der Welt ihnen eingegeben haben? Niemand. Die kleinen Diplomatieen werden murren, Intriken ſpinnen, ſchreiben, aber das Werk wird vollendet, und Europa's Kraft erneuert ſeyn.

Ende der Reiſe in den Orient.

Anhang.

Brief
des Herrn Vicomtes v. Marcellus
an
Herrn v. Lamartine.

Ich habe, mein lieber Lamartine, von Ihrer Reiſe in den Orient noch Nichts geleſen, als die in verſchiedene Journale eingerückten Auszüge, und ſchon kann ich dem Verlangen nicht widerſtehen, Ihnen allen den Genuß zu beſchreiben, der dadurch mir neugeſchaffen wurde. Sie haben jene alten Empfindungen in mir wieder belebt; ich habe in Ihnen, wenn es nicht zu ſtolz iſt, Dieß zu ſagen, jene großen, ſtarken Rührungen wieder gefunden, die mich zwölf Jahre früher bei dem Anblick der gleichen Orte bewegten. Ich gab mich damals ganz der Betrachtung jener majeſtätiſchen Schönheiten hin, die Wüſte, der Libanon erſchienen mir in den erhabenen Farben, die unter Ihrem Pinſel wieder aufleben; ich habe die gleichen Ruinen geſehen, die gleichen Gebirge erklettert, der gleiche Staub haftete an meinen Pilger-Sandalen, und ich täuſche mich nicht, wenn ich glaube, daß dieſe Verbrüderung der Reiſen und Gedanken noch ein weiteres Band unſerer Freundſchaft bilden wird. — Sie haben Lady Eſther Stanhope genannt; ſeither las ich unaufhörlich Ihre anziehende Epiſode wieder und wieder. Ich dachte über ſie, wie über eine meiner Erinnerungen, die in feurigen Zügen in mein Gedächtniß geſchrieben ſind, nach; Sie haben mich auf's Neue zu den Füßen jener Frau geführt, von der ich es nicht wagte, ein Bild zu zeichnen, und über die Sie ja ſelbſt das Urtheil ausſetzen. Meine Eindrücke waren damals, ich geſtehe es, beinahe alle günſtig für ſie, ſey es, daß in meiner Jugend eine mehr auf Wirklichkeit gegründete Sympathie mit dieſem von dem Leben Anderer ſo ganz abgeſchiedenen Leben ſtattfand, ſey es, daß ich in der Wüſte einmal Nichts als Großes und Neues ſehen wollte.

Auch ich ſchrieb dieſe Eindrücke in einem getreuen Berichte nieder; aber dieſe einfache und farbloſe Erzählung vertrocknete, wie ein von den Winden hingeblaſenes Blatt, und erſtarb in dem Staub der Archive, wo ſo viele politiſche Skizzen, die Sie und ich zeichneten, ihr Ende gefunden haben.

Mein Beſuch bei Lady Eſther wurde jedoch Ludwig

XVIII. erzählt, er wollte das Einzelne davon wi
und wünſchte, ſich mit mir darüber zu unterhalten.

Ich verdankte Lady Stanhope das Wohlwollen,
einige meiner Abenteuer im Orient ſammelte und
kannt machte; ſo die Erzählung meiner Spaziergä
nach der Schule Homers mit den jungen Mädchen
Scio in den lezten Tagen ihres Lebens und ihrer F
heit; eben ſo die Einzelnheiten über die Auffindung,
Erwerbung und das Fortbringen der Venus von Mi
dieſes Meiſterſtücks antiker Bildhauerei, das mein Va
land, ich ſage es mit einiger Eitelkeit, meinen Be
mühungen verdankt; ebenſo gewannen damals andere E
ſeten meiner Reiſe unter dem Schatten des Nam
meiner Wirthin vom Libanon einige Gunſt; und w
ich es nicht verſuchte, dem Publikum meine Bewun
rung für ſie mitzutheilen, ſo war dieß deßwegen,
meine Reiſe mit einer politiſchen Sendung verknüpft w

Sie werden mir Recht geben, wenn ich, treu
Pflichten unſerer gemeinſamen Laufbahn, dachte, ſie
gen mir ſtrenges Stillſchweigen auf. Seither di
Laufbahn dem Studium meines Lebens durch Stür
entriſſen, in denen viel theurere Intereſſen untergegan
ſind, glaubte ich ihr noch gehorchen zu müſſen, obgle
ich nicht zögerte, ſie zu verlaſſen, und mein Stillſchw
gen dauerte länger, als meine amtliche Stellung. N
haben Sie beſſer als ich geſagt, was ich der Pol
Fremdes hätte erzählen können; Sie allein ſollen urtheil

es einige Züge, die ich bewahrt habe, verdienen, Ihren glänzenden Gemälden beigefügt zu werden.

Als ich die Ehre hatte, Lady Eſther Stanhope zu ſehen, ſtand ſie Europa und ſeinem politiſchen Leben noch näher, ſie hatte daher die Welt noch nicht vergeſſen, fuhr aber fort, ſie zu verachten. Noch hatte ſie nicht in Syrien von einigen beſchauenden Männern die Kunſt gelernt, das Schickſal unſerer Hemiſphäre an den Einfluß der Geſtirne und des Firmaments zu knüpfen. Der Ring dieſer Kette hing damals für ſie noch höher. Der verſchiedenen Gottesdienſte in Europa, die ſie nur unvollkommen kennen gelernt hatte, überdrüſſig, die zahlreichen Sekten der Wüſte, deren Geheimniſſe ſie ergründet hatte, verwerfend, hatte ſie ſich einen Deismus geſchaffen, ſo wie ſie ihn bedurfte, und behielt von der chriſtlichen Religion Nichts als die Wohlthätigkeit und das Dogma der Liebe bei. —

Die Nichte Pitt's hatte ſich in ihrer Jugend in die Umtriebe des Brittiſchen Parlaments gemiſcht; ſpäter auf ihren Reiſen ſtudirte und ergründete ſie die Anſichten der Europäiſchen Kabinette, daher ihre ſo ſtrengen Urtheile, die ſie in unſerer Unterhaltung über die Männer ausſprach, welche die Welt ſeit dreißig Jahren regierten; von dieſen Männern ſind mehrere von der Gewalt geſtürzt worden, einige ſind noch am Ruder, der größte Theil hat das Zeitliche geſegnet. Lady Stanhope traf ſie mit Einem Wort, brandmarkte ſie mit Einer Bezeichnung, und beinahe Alle haben ihre ſchrecklichen Prophezeihungen gerechtfertigt. Die Farben ihrer Portraits, ihre Mittheilungen, ihren Haß gegen die Einzelnen, den ſie, wie ſie ſagte, von ihrem Oheim geerbt hatte, durfte ich nicht bekannt machen, aber ihren Widerwillen gegen Europa kann ich wiedererzählen. Werden Sie England wieder ſehen? fragte ich ſie.

„Nein, niemals, antwortete ſie mit Feuer; Ihr Europa, es iſt ſo fade; laſſen Sie mir meine Wüſte, was ſoll ich in Europa thun? Nationen ſehen, würdig ihrer Ketten, und Könige, unwerth, ſie zu regieren? — In Kurzem wird Ihr altes Feſtland bis in ſeinen Grundlagen erſchüttert ſeyn; Sie haben Athen geſehen und wollen jezt Tyrus beſuchen, das iſt Alles, was von jenen Republiken, den Beſchüzerinnen der Künſte, von jenen Monarchien, den Königinnen der Induſtrie und der Meere übrig geblieben iſt. So wird Europa ſeyn. Alles iſt dort abgenuzt. Die Könige haben kein edles Geſchlecht mehr; ſie fallen durch den Tod oder durch ihre Fehler, und der Nachfolger iſt immer ſchlimmer als ſein Vorgänger. Die Ariſtokratie, welche bald vollends ganz aus der Welt verſchwunden ſeyn wird, macht einem knickeriſchen Bürgergeſchlechte von Heute und Geſtern ohne innere Kraft und Leben Plaz. Das Volk allein, und zwar das Volk, das Ackerbau treibt, hat noch einen Charakter und einige Tugenden. Zittert, wenn es je ſeine Kräfte kennen lernen wird. Nein, Ihres Europa's bin ich überdrüſſig. Ich wende das Ohr von dem lezten Nachklange ab, der mir von dorther kommt, und der bald auf dieſen einſamen Triſten erſtirbt; ſprechen wir nicht weiter von Europa; es iſt aus zwiſchen mir und ihm."

Hierauf ſchilderte Lady Stanhope in langen Berichten die Wunder der Wüſte, ſie erzählte mir von ihrem nomadiſchen Herrſcherleben, wie ſie ihre Hilfe und ihren Schuz allen Reiſenden, hauptſächlich den Franzoſen, Napoleons Andenken zu Liebe, zukommen laſſe; den Tod des Oberſten Boutin, der durch die Anſarier auf der lezten Kette des Libanon getödtet wurde; die glänzende Rache, die ſie für dieſen Tod nahm; von dem Gift, das unter einem Zelte in der Ebene von Meſſirib einem andern berühmteren Reiſenden gegeben wurde, der ſich im Orient unter dem Muſelmaniſchen Namen Ali-Bey, und in Europa unter dem Spaniſchen Namen Bahdia verbarg. Sie ſprach mir von ihren Beſuchen bei den Santon's des Gebirgs und ihren Streifereien in Palmyra.

„Ich reiſte eines Tages von Damaskus ab, um Baalbek und ſeine Ruinen wieder zu ſehen, der Baſſa, mein Freund, hatte mich der Obhut des Scheikhs Naſel, eines Anführers von funfzig Arabern übergeben. Meine Leute folgten eine Tagreiſe weiter zurück. Wir reiſten bald bei Nacht, bald bei Tag, und die Sonne war ſeit meiner Abreiſe dreimal aufgegangen, als ein auf einem Dromedar reitender Bote auf unſere Karavane zukam. Er ſagte dem Scheikh Naſel ein Wort, worauf dieſer verwirrt wurde und die Farbe wechſelte. Was habt Ihr? ſagte ich zu ihm. — Nichts, antwortete er, und wir zogen weiter. Bald kam ein zweites Dromedar zu uns, und die Niedergeſchlagenheit Naſels verdoppelte ſich. Ich drang in ihn, mich die Urſache wiſſen zu laſſen. Gut denn, Eid (Herr) Mylady, da ich es Euch ſagen ſoll: mein Vater, dem ich eine ſeiner Frauen entführt habe, verfolgt mich mit einer Truppe, die der meinigen dreimal überlegen iſt, und uns alsbald erreichen wird. Er ſucht meinen Tod, ich weiß es; dergleichen Beleidigungen wollen Blut; aber Ihr ſeyd mir anvertraut worden, und ich will lieber umkommen, als Euch verlaſſen." — „Geht, flieht, rief ich, ich will lieber allein in der Wüſte bleiben, als Euch von Eurem Vater umbringen ſehen; ich will ihn erwarten und verſuchen, ob ich Euch nicht verſöhnen kann. In jedem Fall kann Baalbek nicht ferne ſeyn, und die Sonne ſoll mir als Führerin dienen." — Ich verlaſſe ihn bei dieſen Worten, er ſprengt davon und verſchwindet mit ſeinen fünfzig Arabern. Ich war noch keine Stunde allein, ohne eine andere Geſellſchaft, als meine Stute, ohne eine andere Schuzwehr, als einen Dolch, als eine Staubwolke ſich am Horizont erhob. Reiter ſprengten mit verhängtem Zügel herbei, und Naſel iſt bei mir. — „Ehre dem Eid Mylady, rief er, ſie hat das Herz eines Kriegers; Alles, was ich Euch geſagt habe, war nur, um Euch auf die Probe zu ſtellen; kommt, mein Vater erwartet Euch." — Ich folgte ihm und wurde unter den Zelten mit allem Prunke der Wüſte aufgenommen. Gazellen und junge Kameele wurden für unſer Mahl geſchlachtet; Dichter feierten die Thaten der

vergangenen Zeiten. Ich machte ein Bündniß mit dieſem Stamm, der ſeither mich liebt und achtet."

Dank, mein lieber Lamartine, Dank für dieſe Erinnerungen meiner alten Reiſen. Ich überlaſſe mich ganz dem Reiz, den ſie für mich haben, und weiß ebenſowenig zu endigen, als die Arabiſchen Erzähler der Khans von Ptolemais, welche die Großthaten Antars wiederholen. —

Ich denke, während ich Ihnen ſchreibe, an jene Sonne, welche hinter den Bergen Cyperns verſchwand, und ihre lezten Tinten auf die Zacken des Anti Libanon warf; ich denke an jenes ſo blaue Meer, deſſen Wogen, ohne Schaum erſterbend, kaum an das Ufer von Sidon ſchlugen. Beſſer als irgend Jemand werden Sie begreifen, wie ſtark die Einbildungskraft und die Erinnerung ergriffen werden, wie ſchnell das Herz ſchlägt, wenn im Schooße eines ſolchen Amphitheaters eine Engländerin, welche die Araber, ihres Geſchlechtes vergeſſend, Herr genannt haben, in der Tracht eines Beduinen verkleidet, ſolche Worte in der Stille der Wüſte fallen läßt. — Leben Sie wohl, ich verlaſſe Sie, um Sie wieder zu leſen und meine Erinnerungen auf's Neue aufzufriſchen; wenn Sie je Ihr Werk der Lady Stanhope ſchicken, ſprechen Sie noch einmal den Namen eines Mannes gegen ſie aus, der voll von ihrem Andenken und ſtolz darauf iſt, unter die wenigen Reiſenden zu gehören, welche ſie in jenen Gebirgen, die ihre neue Heimath geworden ſind, aufgeſucht haben, und einer der zahlreichen

Freunde zu ſeyn, die Ihnen in Ihrem Geburtsthal, das meinem ſtillen Wohnſitz ſo nahe iſt, ihre Bewunderung gezollt haben.

12. April 1835.

Der Vicomte v. Marcellus.

Ende.

Aufzählung der Beduinen-Stämme von Jabilla Saneghir.

Namen der Stämme	Namen der Befehlshaber der Stämme	Zahl der Zelte, aus denen jeder Stamm besteht.	Annähernde Bestimmung der Seelenzahl jedes Stammes.
[illegible]	[illegible]	500	5000
[illegible]	[illegible]	1500	15,000
[illegible]	[illegible]	5000	50,000
[illegible]	[illegible]	1200	12,000
[illegible]	[illegible]	1800	18,000
[illegible]	[illegible]	2700	27,000
[illegible]	[illegible]	5000	50,000
[illegible]	[illegible]	6000	6,000
[illegible]	[illegible]	1500	15,000
[illegible]	[illegible]	1100	11,000
[illegible]	[illegible]	1200	12,000
[illegible]	[illegible]	800	8000
[illegible]	[illegible]	1600	16,000
[illegible]	[illegible]	6000	60,000
[illegible]	[illegible]	2200	22,000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	1300	13,000
[illegible]	[illegible]	1800	18,000
[illegible]	[illegible]	1600	16,000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	8000	80,000
[illegible]	[illegible]	1500	15,000
[illegible]	[illegible]	800	8000
[illegible]	[illegible]	600	6000
[illegible]	[illegible]	1000	10,000
[illegible]	[illegible]	600	6000
[illegible]	[illegible]	800	8000
[illegible]	[illegible]	5000	50,000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	3100	31,000
[illegible]	[illegible]	4000	40,000
[illegible]	[illegible]	5000	50,000
[illegible]	[illegible]	1800	18,000
[illegible]	[illegible]	1600	16,000
[illegible]	[illegible]	2300	23,000
[illegible]	[illegible]	800	8000
[illegible]	[illegible]	3000	30,000
[illegible]	[illegible]	6000	60,000
[illegible]	[illegible]	2200	22,000
[illegible]	[illegible]	6000	60,000
[illegible]	[illegible]	1300	13,000
[illegible]	[illegible]	300	3000
[illegible]	[illegible]	500	5000
		103,000	1,010,000

G. Schwab's

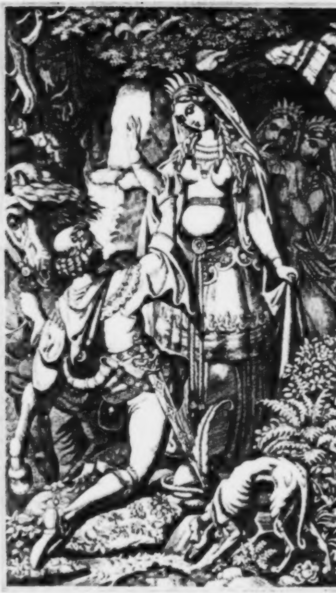
Buch der ſchönſten

Geſchichten und Sagen.

Erſter Theil.

Der gehörnte Siegfried. — Die ſchöne Ma-
gelone. — Der arme Heinrich. — Hir-
landa. — Genovefa. — Das Schloß in
der Höhle Xa Xa. — Griſeldis. — Robert
der Teufel. — Die Schildbürger.

Univ. Bibl.
München



Die ſchöne Meluſina.

Buch
der ſchönſten
Geſchichten und Sagen
für Alt und Jung wieder erzählt

von

Guſtav Schwab.

Erſter Theil.

Mit Königl. Würtemberg. Privilegium.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1836.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die Sagen unſerer Volksbücher ſind Ausfluß und Quelle der reichſten Poeſie. Entſprungen großentheils aus dem alten Born germaniſcher Nationaldichtung, blieben ſie dem Volke theuer, auch als die Verbildung der höhern Stände in ſpäteren Jahrhunderten ihrer ſpottete; und „bezeichnet mit dem Stempel der ewigen Jugend: gedruckt in dieſem Jahr“ bildeten ſie, neben der Bibel und dem Geſangbuche, die einzige Nahrung der Volksphantaſie. In der neuen Zeit hat ſich die vaterländiſche Kunſtdichtung ihrer bemächtigt, und ſie theilweiſe unter den Händen eines großen Meiſters in lyriſchen, epiſchen, dramatiſchen Umgeſtaltungen verherrlicht und verklärt. Jene Bearbeitungen benehmen jedoch der früheren, anſpruchsloſen Form dieſer Volksgeſchichten von ihrem eigenthümlichen Werthe nichts, und der unverdorbene Geſchmack wird von den Ueberdichtungen derſelben eben ſo gerne zu der ſchlichten Darſtellung der alten Zeit zurückkehren, als er ſich von den genialſten Variationen in der Muſik immer wieder mit gleichem Vergnügen einer einfachſchönen Urmelodie zuwendet. Beſonders werden jüngere Leſer, welche, gleich dem Volke, geſteigerter Kunſtbildung noch nicht zugänglich ſind, von der Poeſie dieſer Sagen in ihrer einfachſten Geſtalt ergriffen und gerührt werden, während zugleich der Grundton von Frömmigkeit und reiner Sitte, der durch die beſten dieſer Poeſien in ihrer älteſten Form am hörbarſten durchklingt, ſie vorzugsweiſe zu einem Leſebuche der Jugend macht, das, ohne von ausgeſprochen didaktiſcher Tendenz zu ſeyn, ſie doch gegen Unglauben und Unſitte zu befeſtigen und darüber zu belehren geeignet iſt, daß die ſchönſte Dichtung mit Religion und Tugend in ewigem Bunde ſteht. Mit Rückſicht auf die Jugend ſind denn auch nicht nur die wenigen phantaſtiſchen und humoriſtiſchen Erzählungen, welche zur Abwechslung zwiſchen den Reihen der ernſteren Sagen ſtehen, von dem Bearbeiter behandelt und hier und da beſchränkt worden, ſondern er hat auch in den übrigen Geſchichten Alles entfernen zu müſſen geglaubt, was, wenn auch an ſich rein, doch eine unreife Phantaſie ungebührlich erregen und ihr ungeſunde Nahrung zuführen konnte. Im Uebrigen hat ſich der Herausgeber, mit einziger Ausſcheidung des Ueberflüſſigen und Störenden, nach Form und Inhalt ſtreng an die alten Volksbücher gehalten, und wie der Titel ſagt, getreu wiedererzählt.

Görres iſt ſein Führer zu dieſen alten Schätzen geweſen. Kritiſcher Sichtung des Textes bedurfte er zu ſeinem Zwecke nicht; doch ſey erwähnt, daß von den Bearbeitungen dieſes erſten Bandes: Siegfried, Hirlanda, Genovefa, Magelone, das Schloß in der Höhle Xa Xa, Griſeldis nach den im Umlaufe befindlichen fliegenden Blättern mit verſchiedenem Druckorte, die Letztere mit Zuziehung des Fragments einer Augsburger Ausgabe von 1628, die Schildbürger nach einem alten Drucke, ohne Druckort und Jahrzahl (wohl aber aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts), Robert der Teufel nach einem franzöſiſchen Volksbuche von Limoges (ohne Jahrzahl), mit Vergleichung von Spaziers Ueberſetzung aus dem

Alt-engliſchen, bearbeitet worden ſind. Dem armen Heinrich, der, um ſeines engelreinen Inhaltes willen, dieſen Volksſagen beigegeben worden iſt, liegt die Grimm'ſche Ueberſetzung zu Grunde.

Von der Theilnahme des Publikums wird abhängen, wie viel von alten Volksgeſchichten die weitern Lieferungen dieſer Sammlung enthalten ſollen.

Der gehörnte Siegfried.

In jener alten Heldenzeit, da König Artus in Britannien mit ſeinen edlen Rittern Tafelrunde hielt, wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghard, deſſen Gemahlin einen einzigen Sohn, Siegfried, hatte. Was dieſer gethan und ausgeſtanden, will die nachfolgende Geſchichte erzählen.

Der Knabe Siegfried ward groß und ſtark, gab nichts auf Vater und Mutter, ſondern dachte nur darauf, wie er ein freier Mann werden möchte. Er machte damit ſeinen Eltern große Sorge, und der König pflog mit ſeinen Vertrauten Rath, wie man den Knaben in die Fremde ziehen laſſen könnte, wo er etwas zu erſtehen hätte; ob nicht vielleicht noch ein tapferer Held aus ihm werden könnte. Aber Siegfried konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn der Vater ausgeſtattet hätte, ſondern er ging ohne Urlaub davon, ſeine Abentheuer zu verſuchen. Indem er nun durch Gehölz und Wildniß zog, und der Hunger ihn allmählig zu quälen anfing, ſah er vor einem dichten Walde ein Dorf liegen, und richtete ſeine Schritte nach demſelben. Zunächſt vor dem Dorfe wohnte ein Schmid; ihn ſprach Siegfried an, ob er einen Jungen oder Knecht nöthig habe; denn er hatte zwei Tage nichts gegeſſen, und war zu Fuß eine große Strecke gegangen; nach Hauſe zurückzukehren ſchämte er ſich, und der Weg war auch ſehr weit. Als der Schmid ſah, daß Siegfried ein wackeres und geſundes Ausſehen hatte, ließ er ſichs gefallen, und gab dem Knaben zu eſſen und zu trinken, deſſen Siegfried wohl bedurfte. Weil es nun ſpät am Tage war, ließ er ihn zu Bette weiſen, und am andern Morgen ſtellte er ihn als ſeinen Jungen an, und führte ihn zur Arbeit, denn er wollte ſehen, ob er ſich auch zum Handwerk ſchicke. Als er ihm aber den Hammer in die Hand gegeben, da ſchlug Siegfried mit ſo grauſamer Stärke auf das Eiſen, daß dieſes entzwei ging und der Ambos beinahe in die Erde ſank. Der Meiſter erſchrack darüber und wurde ärgerlich; er nahm den jungen Siegfried beim Haare und zauſete ihn ein wenig. Dieſer aber, der ſolchen Dinges nicht gewohnt war, und erſt kürzlich deßhalb ſeinen Eltern entlaufen war, weil er auch den kleinſten Zwang nicht leiden konnte, nahm den Meiſter beim Kragen, und warf ihn auf Gottes Erdboden nieder, daß er ſich geraume Zeit nicht beſinnen konnte. So wie er aber zu ſich ſelber kam, rief er ſeinem Knecht, daß er ihm zu Hülfe kommen ſollte. Dieſen empfing jedoch Siegfried wie ſeinen Herrn; ſo daß der Meiſter nur auf Mittel und Wege ſann, wie er den ungefügen Jungen wieder los werden möchte.

Deßwegen berief er am nächſten Morgen den Siegfried zu ſich und ſprach zu ihm: „Da ich gerade jetzt der Kohlen ſehr benöthigt bin, ſo mußt du in den Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt dort ein Köhler, mit dem ich allezeit Geſchäfte habe.“ Des Schmides heimliche Meinung aber war, der furchtbare Drache, der ſich in dem Wald bei einer Linde — eben an der Stelle, wohin Siegfried von ihm gewieſen wurde — aufhielt, ſollte ihn tödten. Siegfried geht ohne alle Sorge in den Wald, denkt nichts anders, als daß er Kohlen holen ſoll. Wie er aber zu der Linde kommt, ſchießt der ungeheure Drache auf ihn daher, und ſperrt den Rachen auf, ihn zu verſchlingen. Siegfried bedenkt ſich nicht lange; den erſten Baum, der ihm zu Händen kommt, reißt er aus der Erde und wirft denſelben auf den Drachen. Dieſer verwickelt ſich mit ſeinem Schweif in die Aeſte und Zweige des Baumes und verſtrickt ſich ſo, daß er nicht ledig werden kann. Siegfried riß nun einen Baum nach dem andern heraus, und warf ſie auf den Drachen; dann lief er ſchnell in des Köhlers Hütte und holte ſich Feuer; mit dieſem zündete er die Bäume über dem Unthier an, daß ſie alle mit ſammt dem Drachen verbrannten. Da floß unter den brennenden Stämmen und Aeſten das Fett wie ein Bächlein dahin. Siegfried tauchte den Finger in das Fett; und wie es erkaltet war, da wurde es hartes Horn. Als er ſolches gewahr wurde, zog er ſich ſogleich aus und überſtrich mit dem Drachenfett ſeinen ganzen Leib, mit Ausnahme zweier Flecke an der Schulter, wohin er nicht gelangen konnte. Und dieß iſt die Urſache, warum er ſpäter der gehörnte Siegfried genannt ward.

Wie nun Siegfried allenthalben ſich mit Horn gewaffnet fühlte, ſo dachte er: „Jetzt biſt du gepanzert, jetzt kannſt du wie ein anderer Ritter hingehen, wohin dich gelüſtet.“ So begab er ſich denn an den Hof eines weitberühmten Königes, der hieß Gilbald, und hielt Hof zu Worms am Rheine. Dieſer König hatte drei Söhne und eine überaus ſchöne Tochter, mit Namen Florigunde. Nun begab es ſich einmal an einem heißen Mittage, daß die Jungfrau ſich an ein Fenſter ſtellte, um friſche Luft zu ſchöpfen. Da kam ein ungeheurer Drache herangeflogen, der verbreitete einen ſolchen Flammenſchein, daß es nicht anders ausſah, denn als ob die Burg in Feuer ſtände. Dieſer faßte die ſchöne Jungfrau, und führte ſie mit ſich in die Luft, hoch über das nahe Gebirge hinweg, daß man ſeinen Schatten eine halbe Stunde lang auf den Bergen ſehen konnte. Der Vater und die Mutter der Jungfrau vergiengen in Aengſten; die Mutter weinte Tag und Nacht, bis ihre Augen blöde wurden. Derweil hatte das Ungeheuer die Jungfrau auf den Drachenſtein gebracht, und da er von dem Flug müde war, ſo legte er ſein Haupt in ihren Schooß, und entſchlief. Er fing an zu ſchnarchen, und über ſeinem Athemholen erzitterte der Drachenſtein. Da könnet ihr denken, wie der Jungfrau zu Muthe ſeyn mußte, die nichts anders vor ſich ſah, als von dieſem Ungethüm zerriſſen zu werden, oder, da ſie aller Wege in dieſem Gebirge unkundig war, bei dem ſcheuslichen Drachen hauſen zu müſſen.

Inzwiſchen kam das Feſt der Oſtern heran und an dem heiligen Oſtertage verwandelte ſich der Drache in eine gewaltige Menſchengeſtalt. Die Jungfrau wußte nicht, ob ſie hoffen oder noch Aergeres erwarten ſollte. Sie ſprach daher zu dem Unbekannten: „Werther Herr! wie übel habt ihr an mir, meinem Vater, meiner herzlieben Mutter und allen den Meinigen gethan! So viele Tage ſind es, daß ihr mich hergeführt habt, und ich mit Wurzeln und Kräutern mein Leben friſten mußte. Wolltet ihr mir nun vergönnen, mit meinen Eltern und Geſchwiſtern zu ſprechen und mich zu ihnen führen, ſo will ich euch hier unverbrüchlich angeloben, daß ich wieder auf dieſen Stein und an dieſe Stelle zu euch kommen will, auch euch gerne folgen, wohin ihr ſonſt mich führen wollet.“ Aber das Ungeheuer ſprach zu der Jungfrau: „Du bitteſt vergeblich; du wirſt nicht allein Vater, Mutter und Brüder nicht wieder ſehen, ſondern auch keinen einzigen Menſchen jemals wieder.“ Dieß war der Jungfrau ein Donnerſchlag in Seele und Herz. Als ſie nun im Todesſchrecken niedergeſunken ſaß und kein Wort mehr reden konnte, da ſprach der Menſch, der ein Drache geweſen war, zu ihr: „Du darfſt dich nicht ſo ſehr kümmern, noch viel weniger haſt du dich meiner zu ſchämen. Ich verwandle mich zwar jetzt wieder in einen Drachen; und du mußt harren bei mir fünf Jahre und einen Tag; dann aber werde ich wieder zu einem Manne und du wirſt meine Frau. Am Ende wirſt du freilich mit mir zur Hölle fahren, und da wird ein einziger Tag ſeyn, wie ein ganzes Jahr.“ Als die Jungfrau dieſe erſchrecklichen Worte hörte, ſo erzitterte ſie an Leib und Seele. Bald betete ſie zu Gott, bald ſchrie ſie zu ihren Eltern und Geſchwiſtern hinaus in die leere Luft, Tag und Nacht, daß ſie oft kraftlos in tiefe Ohnmacht darniederſank. Der Mann aber war wieder zum Drachen geworden und hütete ſie.

Der König und die Königin zu Worms, nachdem ſie ſich genug gehärmt und Leid getragen, beſannen ſich endlich und ſchickten Boten in alle Lande hinaus, die ihre Tochter Florigunde aufſuchen ſollten. Da erlangten ſie zuletzt eine unſichere Kunde, daß ſie auf dem Drachenſtein von einem Drachen verwahrt gehalten werde; zugleich brachten die Boten einen Spruch von frommen Leuten, die der Zukunft kundig waren, daß Niemand als ein einziger Ritter die Jungfrau unter unerhörten Abentheuern und Gefahren erlöſen könne.

Indeſſen verliefen bei vier Jahre, während welcher die Jungfrau hülflos auf dem Steine verharren mußte. Und wäre das fünfte Jahr hinzugeſchlichen, ſo wäre es für ſie nicht zum beſten gegangen. Siegfried aber war nunmehr zu ſeinen männlichen Jahren gekommen. Er ging in das Land hinaus, fing Bären und Löwen und hing ſie zum Geſpötte an die Bäume auf, worüber ſich Jedermann verwunderte. Eines Tages war König Gilbald mit ſeinem Hofgeſinde auf die Jagd geritten, ſich ſeine trübſeligen Gedanken etwas zu vertreiben. Er hatte ſich im Dickicht des Waldes von ſeiner Geſellſchaft verloren, ſo daß Niemand mehr bei ihm war als Siegfried, der ihn nie verließ. Da begab ſichs, daß ein großmächtiger Eber auf den König zurannte. Dieſer wollte mit ſeinem Spieße nach dem Thiere ſtechen, Siegfried aber kam ihm zuvor und ſchlug dem Eber mit ſeinem Schwerte den Kopf von einander, daß er todt zur Erde fiel. Der König wunderte ſich nicht wenig über ſeine ſeltene Stärke, und wurde ihm immer mehr gewogen, auch verbreitete ſich ſein Ruhm durch alle Lande.

Nicht lange darnach kamen Könige von allen Enden der Welt nach Worms, den König Gilbald und ſeine Gemahlin wegen ihrer verlornen Tochter zu tröſten. Da ließ der König ein Turnier und Lanzenſtechen ausſchreiben, damit er ſähe, wie ſich Siegfried dazu ſchickte, denn er ſetzte alle ſeine Hoffnung auf den Jüngling. Als nun der feſtgeſetzte Tag herannahte, kam ein Jeder wohlbewaffnet und gerüſtet auf den Kampfplatz; da wurde die Bahn gleich getheilt, damit keiner vor dem Andern einen Vortheil hätte. Dann wurde ſo wacker geſtochen, daß mancher Ritter den Sattel räumen mußte. Siegfried aber war nie im Sattel bewegt worden, ſo daß nach vollendetem Turnier ihm der Preis zuerkannt wurde und er eine ſchöne, güldene Kette erhielt, an der ein köſtliches Kleinod von ſehr großem Werthe hing. Da dieß die anweſenden Könige, Fürſten und Herren ſahen, wurde der edle Siegfried hoch geehrt und mit Aller Einwilligung feierlich zum Ritter geſchlagen. Und als die ganze werthe Ritterſchaft Urlaub nahm, ward ihm die Ehre zu Theil, den Herren auf mehrere Meilen Weges das Geleite zu geben.

Als er zurückgekehrt war, fand er den König und die Königin in großer Traurigkeit, denn ſie hatten ſich wieder von ihrer Tochter Florigunde unterhalten und ihr Herz war darüber in große Aengſte gerathen. Da tröſtete ſie Siegfried aufs Beſte, hieß ſie ihre Betrübniß mäßigen, und ſprach mit Zuverſicht die Hoffnung aus, daß es ihm beſchieden ſey, mit Gottes Hülfe ihre Tochter zu erlöſen. Wie ſie nun wieder ein wenig beſſern Muthes waren, genoſſen ſie zuſammen die Abendmahlzeit und legten ſich dann ſchlafen. Zu Nacht aber hatte Siegfried einen hellen Traum. Die ſchöne Jungfrau Florigunde ſtand, wie ſie leibte und lebte, vor ihm, worüber er ſehr erfreut war. Als er erwacht und der Tag angebrochen, kommt ihn eine Luſt zu jagen an, er nimmt ſeine Hunde, und reitet mit ihnen hinaus. So gelangen ſie in einen dichten Wald, wo ſich kein Wild blicken ließ. Siehe, da läuft ſeiner beſten Spürhunde einer in das Gehölz, dem eilet Siegfried mit Begierde nach, und ſo bringt ihn das Ungefähr auf die Spur, die zu dem Orte führte, wo der Drache mit der Jungfrau ſich aufhielt. Bis in den vierten Tag verfolgte er mit ſeinem Hunde dieſe Spur, ohne an Eſſen und Trinken zu denken, denn ſtets ſchwebte ihm die ſchöne Florigunde vor Augen.

Wie er nun merkte, daß ſein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig graſen, weil nichts Beſſeres zur Stelle war; er ſelbſt fühlte ſich auch ermüdet und wollte ein wenig ruhen; da lief aus dem Walde ein großer Löwe auf ihn zu. Hier iſt nicht lange Zeit zu ſpaßen, dachte

Siegfried; er griff, wie einſt Simſon, dem wilden Thiere beherzt in den Rachen, und riß ihn von einander, ſo daß der Löwe todt vor ihm dalag. Dann nahm er den Erlegten, hängte ihn an einem Baume auf, ſattelte ſein Pferd und eilte ſeinem Hunde nach, der ein getreuer Wegweiſer war.

Er war noch nicht weit geritten, als ihm ein gewappneter Ritter begegnete, der ihn ganz barſch anredete: „Junger Mann, wer du auch ſeyſt, ich ſage dir, du kommſt ohne Schwertſtreich nicht von hier, du gebeſt dich mir denn gefangen. Wo nicht, ſo mußt du von meinen Händen ſterben!“ Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert. Aber Siegfried bedachte ſich nicht lange, auch er griff zu ſeinem guten Schwerte und ſprach: „Du viel kühner Ritter, wer du auch ſeyeſt, wehre dich männlich, denn dieß wird noth ſeyn, da ich dich bald zu lehren gedenke, daß man einen beherzten Ritter nicht ungeſtraft auf freier Straße anfällt.“ Damit ſchlugen ſie kräftig zuſammen, daß die Funken ſtoben. Da ſprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich ſage dir Held, gieb dich mir gefangen; du biſt ja nicht gewappnet, ſo kannſt du mich nicht beſtehen!“ Siegfried erwiederte: „Ich will dir deine Waffen bald auflöſen!“ Dazu führte er einen ſolchen Streich auf den Ritter, daß er ihm ſein Viſier wegſchlug. „Das ſoll dir übel bekommen!“ ſchrie der Ritter, „denn bisher habe ich dich nur aus gutem Willen verſchont!“ Er holte zugleich zu einem gewaltigen Streiche aus, um Siegfried das Haupt zu ſpalten. Dieſer aber fing den Hieb behende auf, und traf ſeinen Gegner in den Hals, daß er vom Pferd in die Erde ſank; dann ſchwang ſich auch Siegfried von ſeinem Roß, neigte ſich über den Ritter und betrachtete ſeine Wunden. Als er ſah, daß ſie tödtlich ſeyen, gereuete es ihn, ſeinen Feind ſo hart getroffen zu haben; er zog ihm deßwegen den Harniſch ab, und hoffte, wenn er nur friſche Luft ſchöpfte, ſo würde er wieder zu ſich kommen. Es fruchtete aber nur ſo viel, daß der ſterbende Ritter noch einige Worte ſprechen konnte. So fragte ihn denn Siegfried: „Sage mir, edler Ritter, von wannen biſt du? wie iſt dein Name? was iſt die Urſache, daß du mich ſo freventlich angerannt haſt?“ Der Ritter antwortete: „Ich wollte dir gern auf Alles Beſcheid geben, wenn ich nur noch Kraft genug beſäße; ſo aber, ſage mir, wer du biſt.“ „Sie heißen mich den gehörnten Siegfried,“ erwiederte Siegfried. Als der Ritter dieſes hörte, richtete er ſich auf und ſprach: „Wenn du der biſt, mein edler Ritter, ſo bin ich von eines berühmten Mannes Hand gefallen. Aber es geht aus mit mir, darum vermache ich dir meinen Harniſch und meinen Schild, denn du wirſt ſie nöthig haben. Hier in dieſem Walde wohnt nämlich ein gewaltiger Rieſe, Wolfgrambär genannt; dieſer hat auch mich bezwungen und zu ſeinem Gefangenen gemacht, als ich in dieſen Wald kam. Denn ich bin aus Sicilien gebürtig, und in die Fremde gegangen, Abentheuer zu ſuchen. Da überwand mich der Rieſe und wollte mich behalten, bis ich ihm fünf Ritter unterwürfig gemacht hätte; dann ſollte ich meine

Freiheit wieder erhalten. Nun habe ich aber nur Einen zu Falle gebracht, und der bin ich ſelber; und hinfort wird kein anderer Kämpe mehr durch mich fallen. Gerne möchte ich dir, geſtrenger Ritter Siegfried, noch von einem andern Abentheuer erzählen, das dieſer Wald verbirgt, von einem Drachen, der eine ſchöne Jungfrau gefangen hält, aber ach — ich muß ſcheiden!'" Er winkte ihm Abſchied mit der Hand zu, da brach ſein Auge und er gab den Geiſt auf. Als Siegfried ihn ſo dahin ſinken ſah, beklagte er ihn ſchmerzlich und jammerte auch, daß ihm die Nachricht von der ſchönen Florigunde ſo nahe geweſen und jetzt zu nichte geworden. Aber er konnte es nicht mehr ändern. Darum nahm er von dem todten Ritter den Schild und die Sturmhaube. Den Panzer, der ihm auch vermacht war, zog er dem Todten nicht ab, denn ſeine gehörnte Haut bedurfte keiner Harniſcher; auch war er vom langen Faſten und Wachen ſo matt, daß er die Laſt nicht hätte tragen mögen.

So ſetzte ſich Siegfried wieder auf ſein Roß und ritt auf's Ungewiſſe fürbaß in den Wald. Da kam mit einemmal ein Zwerglein auf einem kohlſchwarzen Roſſe daher geritten, mit überaus köſtlichen Kleidern angethan, wie ihm dieß auch wohl geziemte. Denn der Zwerg Egwald war ein König von großem Reichthum.

Als dieſer den gehörnten Siegfried anſichtig ward, grüßte er ihn ganz tugendlich. Siegfried bedankte ſich mit allen Sitten, und ſtaunte die koſtbare Kleidung, die überaus köſtliche Krone und das herrliche Gefolge des Königs lange an. Denn derſelbe hatte nicht weniger denn tauſend Zwerge bei ſich, alle wohl geputzt und bewaffnet, die ſich ſofort mitſammt dem Könige zu ſeinen Dienſten erboten. Der König Egwald hatte nämlich den Ritter Siegfried ſogleich erkannt. Er konnte ſich nicht genugſam verwundern, wie und warum er doch an dieſen abwegſamen Ort gekommen, zumahl es hier der Gefahren ſo mancherlei gebe. Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeſchickt, ſein Vorhaben weiter ins Werk zu ſetzen; er bat den König, ihn doch ſeiner Treue und Tugend genießen zu laſſen, und ihm zu ſagen, wie er am füglichſten nach dem Sitze des Drachen gelangen könnte. Daß aber der Zwerg Siegfried mit Namen genannt und ſo zutraulich mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, geredet, darüber verwunderte ſich dieſer, und ſagte zu dem Zwergenkönig: „Wenn du mich ſo gut kennſt, ſo mußt du auch wohl wiſſen, wie mein Vater und meine Mutter heißen, und ob ſie noch am Leben ſind.“ Der Zwerg antwortete und ſprach: „Dein Vater heißt Sieghard und iſt König in den Niederlanden; deine Mutter heißt Adelgunde; und beide leben noch.“ Wie Siegfried vernahm, daß der Zwerg von allem ſo guten Beſcheid wußte, dachte er: meine Sache wird noch gut werden, und verließ ſich auf ſeine Stärke. Er bat daher den König, daß er ihm den Weg nach dem Drachenſtein zeigen möchte. Darüber erſchrack der König Egwald ſehr, und ſagte zu ihm: „Wolle doch ſolches nicht begehren; denn es wohnt dort ein entſetzlicher Drache, der hält eine ſchöne Jungfrau, eines Königs Tochter, gefangen, welche kein Menſch erlöſen kann! Ihr Vater heißt Gilbald, und die Jungfrau Florigunde.“ So erſchrocken der Zwerg war, ſo froh ward Siegfried über ſeine Worte. „Es genügt mir, ſprach er, und nun bedarf es weiter nichts, als daß ich die ſchöne Jungfrau von dem Drachen errette.“ Als der König vernahm, daß Siegfried von ſeinem Vorhaben nicht laſſen wolle, entſetzte er ſich, und bat ihn dringend, nicht das furchtbare Wagſtück zu unternehmen, ſondern ungefährdet von hinnen zu ſcheiden. Da ſtieß Siegfried ſein Schwert in die Erde und ſchwur einen dreifachen Eid: er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn die ſchöne Jungfrau erlöſet. „Und wenn du noch drei Eide ſchwöreſt, ſagte der Zwerg, ſo iſt doch Alles vergebens; dein Leben iſt verloren, wenn du dich nicht von hinnen begiebſt!“ Siegfried aber ſprach: „Ach, lieber König Egwald, das geſchieht nimmermehr; und anſtatt mich abzuſchrecken, ſollteſt du mir viel lieber die Jungfrau erretten helfen!“ Aber das Zwerglein fürchtete ſich ſehr vor dem Abentheuer, und dachte darauf, wie es entfliehen möchte. Da ergriff Siegfried den Kleinen bei den Haaren, und ſchmiß ihn an eine Felswand, daß ihm ſeine ſchöne Krone in Stücken brach. Jetzt ſprach der Zwerg mit Flehen: „Lieber Ritter Siegfried, ſtille deinen Zorn und ſchone meines Lebens; ich will dir rathen und helfen, ſo gut ich kann!“ — „Das danke dir der Satan, daß du jetzt erſt ſo ſprichſt,“ erwiederte Siegfried. Aber der Zwergenkönig ſagte: „Hier ganz in unſrer Nähe wohnt der Rieſe Wolfgrambär, dem gehört die ganze Gegend, der hat tauſend Mann unter ſich, die ihm alle zu Gebote ſtehen. Der hat den Schlüſſel zum Drachenſtein!“

Als Siegfried dieſes hörte, freute er ſich über die Maßen und ſprach: „Nun, Zwerg, ſo zeige mir alsbald den Weg zu ihm, damit ich der Jungfrau zu Hülfe komme und ſie errette! Wo nicht, ſo mußt du ſterben!“ Der Zwerg zitterte vor Angſt, und wies den Ritter vorwärts nach einem Berge bei einer ſteinernen Wand, wo der Rieſe ſeine Wohnung hatte. Nachdem Siegfried dahin gelangt, pochte er an die Thüre des Felſenhauſes, rief dem Rieſen mit Namen und hieß ihn zu ſich herauskommen. Sobald der Rieſe das vernahm, ſprang er mit Zorn und Grimm heraus, mit einer eiſernen Stange in der Hand, und als er Siegfrieds anſichtig wurde, ſprach er: „Welcher Teufel hat dich hierher gebracht? Gedenke nur nicht, daß dich deine Füße wieder hinwegtragen werden!“ Siegfried ſprach: „Es iſt nun ſchon vier Jahre, daß du die ſchöne Jungfrau Florigunde auf dem Drachenſtein in ſo großer Trübſal verſchloſſen hältſt; darum begehre ich von dir, daß du mir die Jungfrau herausgebeſt!“ Als der Rieſe dieſe Worte hörte, wurde er noch grimmiger, ſchwang die eiſerne Stange und führte einen ſo ungeheuren Streich nach Siegfried, daß die Aeſte von den Bäumen umherflogen, und die Stange tief in die Erde fuhr. Aber der Schlag hatte gefehlt, ſo daß er dem Helden nicht ſchadete; denn Siegfried war ihm aus dem Wege geſprungen. Der Rieſe aber, als er ſah, daß er den Ritter verfehlt hatte, wurde immer wilder und ſchlug ſo mächtig auf den Helden, als ob er ihn zerſcheitern wollte. Siegfried jedoch, hurtig und gelenk, ſprang wohl drei Klafter hinter ſich und faßte ſein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Rieſe von dem ungeheuren Schlag die Stange fallen ließ, ſo ſprang Siegfried wieder vorwärts, und ſchlug dem Rieſen eine ſo tiefe Wunde, daß das Blut ſtromweiſe von ihm lief. Da ſprach der Verwundete voll Ingrimm: „Du junger Fant, darfſt du dich erkühnen, wider den zu ſtreiten, vor dem ſich ein ganzes Heer gefürchtet? Du ſollſt dich tauſend Meilen von dannen wünſchen!“ Und damit that er abermals einen ſo kräftigen Schlag nach dem Helden, daß die Stange in die Erde fuhr, und jenen ohne Zweifel zu Boden geſchlagen hätte, wenn ihm nicht ſeine Behendigkeit abermals zu Hülfe gekommen wäre. Das verdroß den Rieſen über die Maßen, und er entfloh in ſeine ſteinerne Wand. Dort verband er ſeine Wunden, ſo gut er konnte. Da ſtand nun Siegfried allein und beſann ſich, wie er die Jungfrau erretten könnte. Demnach pochte er aufs neue an des Rieſen Haus. Dieſer gab ihm zur Antwort: „Werde nur nicht ungeduldig! bald will ich wieder bei dir ſeyn und dir den Garaus machen!“ Dazwiſchen hatte ſich der Rieſe mit einem vergoldeten Harniſch bewaffnet, der mit Drachenblut gehärtet war. Auch ſein Helm war überaus ſtark und künſtlich ausgearbeitet. Sein Schild war von blankem Stahl, Schuhes dick; auch trug er eine andre Stange, als die vorige war, in der Hand, die war an allen vier Ecken ſo ſcharf, daß er damit ein Wagenrad, wie ſtark es auch mit Eiſen beſchlagen war, auf Einen Streich entzwei ſchlagen konnte. Ueberdem hatte er ein großes, ſtarkes Schwert an ſeiner Seite. So ausgerüſtet ſprang er wieder hervor aus der ſteinernen Wand, voll Zorn und Grimm, und auch voll Zuverſicht: denn wenn der Rieſe dieſe Waffen angelegt, ſo getraute er ſich, einem ganzen Heere zu widerſtehen. Und jetzt ſprach er zum Ritter Siegfried: „Nun ſage mir du kleiner Böſewicht, welcher Teufel dich hieher geführt hat, daß du mich in meinem eigenen Hauſe ermorden willſt?“ Siegfried ſprach: „Das zeugſt du in deinen Hals; ich habe dich nur heißen zu mir herausgeben!“ — „Was?“ ſagte der Rieſe, „Du willſt noch pochen? Du ſollſt wünſchen niemals hierher gekommen zu ſeyn! An einen Baum will ich dich henken!“ — „Du Ungeheuer,“ ſagte Siegfried, „meinſt du, ich ſey hergekommen, mich henken zu laſſen? Nein, das wird dir Gott verbieten! Und ich ſage dir: fürwahr, wofern du mir nicht die Jungfrau vom Drachenſtein gewinnen hilfſt, ſo will ich dir dein Leben nehmen, und wenn du der Teufel ſelber wärſt. Gott iſt doch ſtärker als du; der wird mich nicht in deine Hände geben.“ — „Ich ſollte dir die Magd gewinnen helfen? Nimmermehr geſchiehet das! Es ſcheint, du kenneſt meine Kraft und Stärke nicht! Ich will dich lebren, daß du dich nicht nach Jungfrauen gelüſten laſſen ſollſt!" — „Du Schnarcher," ſprach Siegfried, „ich ſage dir, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will dir zeigen wer ich bin, und was ich vermag!" Damit ſchlugen beide ſo grimmig aufeinander, daß das wilde Feuer aus ihrem Helm und Schilde fuhr. Siegfrieden war es nicht anders zu Muth, denn als ob er noch bei ſeinem Meiſter Schmid auf den Ambos ſchlüge, und es fehlte wenig, ſo hätte er den Rieſen in die Erde hineingeſchlagen. Als er ihn nun zu Boden geworfen, ſo ſchwang er ſich auf ſein Pferd, weil er ſonſt gegen ſeinen Feind zu klein war, und ſtach und ſchlug den Rieſen bis auf den Tod, ſo daß er ſich auf dem Boden ſtreckte und das Blut in Strömen von ihm floß.

Wie nun der Rieſe ſechzehen tiefe Wunden empfangen hatte, da begann er um ſein Leben zu bitten, und mußte dem kühnen Ritter wider ſeinen Willen den Preis geben. Daher ſprach er: „Du magſt wohl mit allen Ehren den Ritternamen führen; denn du biſt ein kleiner Mann, und gegen mich für ein Kind zu rechnen, und gleichwohl haſt du mich überwunden! Wenn du mir aber mein Leben ſchenken wirſt, ſo will ich dir alle meine Rüſtung und mich ſelbſt zum Pfand meiner Treue übergeben!" Da ſprach Siegfried: „Ja, es ſoll dir gewährt ſeyn, daferne du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenſtein gewinnen helfen willſt!"

Da ſchwur der Rieſe Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen theuren Eid, er wolle ihm die Jungfrau gewinnen helfen. „So ſchwöre ich dir auch," ſagte Siegfried, „dein Leben zu erhalten," verband dem Rieſen ſeine Wunden und ſprach dabei: „Der Wunden hätteſt du wohl können überhoben ſeyn; denn mit dem, was wir beide in unſerem Streit von Kräften aufgewendet haben, hätten wir die Jungfrau gewinnen können! Nun aber ſage mir, Geſell," fuhr Siegfried weiter fort, „wie kommen wir am füglichſten auf den Drachenſtein?" — „Das will ich dir ſogleich ſagen", antwortete der meineidige Rieſe, und wies den Ritter in ein finſteres Thal, durch das ein wildes Bergwaſſer dahinfloß, deſſen Geräuſch und häßliches Geheul den Wiederhall zwiſchen dem Gebirge und dem Drachenſtein aufweckte. Wie ſie nun einher gingen, und Siegfried ſich keines Uebels verſah, ſondern nur mit Verlangen auf den Augenblick wartete, wo er der ſchönen Jungfrau und des Drachens anſichtig werden ſollte, und daher in tiefen Gedanken dahin ſchritt, da dachte der Rieſe bei ſich ſelbſt: „Jetzt wird es Zeit ſeyn, deine Scharten auszuwetzen!" und gab dem edeln Ritter von hinten einen ſo ungeheuren Schlag, daß er davon zur Erde ſank und ihm das Blut aus Mund und Naſe floß, ſo daß es auch einen Heiden hätte erbarmen mögen. Nie hatte Siegfried einen ſo harten Streich von einer Mannesfauſt bekommen, wie dieſer Schelm ihm einen verſetzte. Und ohne Zweifel wäre er unter des Rieſen Hand verloren geweſen, wenn nicht das Zwerglein Egwald dazwiſchen gekommen wäre und mit ſeinen Künſten dem Siegfried das Leben gerettet hätte; denn dieſer war von dem Schlage zur Erde niedergefallen und konnte nur noch ſeinen Schild über ſich decken, um ſich vor mehrern Schlägen zu behüten, dann verlor er die Beſinnung und lag in Ohnmacht darnieder.

Wie er nun ſo unter ſeinem Schilde auf der Erde lag, da kam der Zwerg Egwald herbei, und ſetzte ihm eine Nebelkappe auf, die ihn ſofort dem Anblick des Rieſen entzog. Der Rieſe aber dreht ſich rechts und links wie toll und unſinnig herum, und weiß nicht, wie es zugeht, daß er ſeinen Gegner, den er doch zu Boden geſchlagen, nicht mehr erblickt. „Hat dich denn der Böſe von hinnen geführt,“ ſprach er, „oder hat es Gott gethan? Erſt lagſt du vor mir ausgeſtreckt auf der Erde, und jetzt biſt du nicht mehr da!“ Darüber mußte das Zwerglein heimlich lachen, richtete Siegfrieden auf, und ſetzte ihn neben ſich. Als dieſer wieder zu ſich gekommen war, dankte er dem Zwerg von ganzem Herzen: „Gott,“ ſprach er, „wird dirs vergelten, daß du ſo treulich an mir gehandelt haſt, da ich es doch nicht um dich verdient habe.“ „Ja,“ ſagte das Zwerglein, „wohl haſt du Urſache Gott zu danken, edler Ritter, denn wenn ich dir nicht zu Hülfe gekommen wäre, ſo wäreſt du verloren geweſen. Jetzt aber bitte ich dich, du wolleſt dich um die Jungfrau nicht mehr bekümmern noch bemühen, damit dir nicht noch Schlimmeres wiederfahre. Denn jetzo kannſt du noch ohne alle Gefahr unter dieſer meiner Nebelkappe von hinnen kommen.“ Da ſprach

Siegfried: „Zwerg, deine Bitten ſind vergebens! Wie ſollte ich Arbeit und Mühe umſonſt aufgewendet haben? Das ſey ferne; und hätte ich tauſend Leben, ich wollte ſie gerne alle daran wagen, und ſollte mir auch kein einziges übrig bleiben!“ Und mit dieſen Worten riß er die Nebelkappe von ſich, daß er wieder ſichtbar wurde, nahm ſein Schwert in die beiden Hände, lief voll Grimm den Rieſen mannlich an, und hieb ihm noch acht weitere tiefe Wunden. Da ſchrie der Rieſe laut auf: „Du biſt ein ſo kleiner Mann, und ſchlägſt ſo kräftiglich auf mich! Was nützet dich denn mein Tod, da ja nach mir doch kein Menſch auf der Welt vorhanden iſt, der dir kann die Jungfrau gewinnen helfen!“ Jetzt gedachte Siegfried an die große Liebe, die er zu der Jungfrau trug; er ließ daher den Rieſen beim Leben und ſprach: „So hebe dich von dannen und gehe immerhin voran, mir den Weg zur Jungfrau zu zeigen. Thuſt du dieß nicht, ſo ſchlage ich dir dein Haupt ab, und ſollte zugleich die ganze Welt untergehen.“

Da nun der Rieſe den Ernſt an dem Ritter ſah, ſo nahm er ſeinen Schlüſſel in die Hand, ging voran, bis ſie zu einer Thüre kamen, die acht Klafter tief unter der Erde verborgen und verſchloſſen war. Dieſe ſchloß der Rieſe auf, und wie ſie aufgeſperrt war, riß Siegfried den Schlüſſel an ſich und ſprach: „Jetzt hebe dich fort du nichtswürdiger, treuloſer Böſewicht, und zeige mir den Weg zu der Jungfrau, oder ich will dir deine Untreue auf deinen Kopf vergelten!“

Als ſie nun beide die ungeheure Tiefe des Geſteines hinabſtiegen, wurden ſie ſehr müde, zumal der Rieſe, der wäre gern niedergeſeſſen, weil er ſeine Wunden wohl empfand; aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Und jetzt endlich wurde der edle Ritter die Jungfrau gewahr, und deſſen freute ſich ſein Herz. Auch Florigunde brach vor Freuden in Thränen aus, als ſie den tapfern Siegfried ſah, und ſprach: „Dieſen Ritter habe ich öfters bei meinem Vater geſehen!“ Sie hieß ihn willkommen, und wollte wiſſen, wie es ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren drei Brüdern zu Worms ginge. Siegfried berichtete ihr mit wenigen Worten, daß er ſie bei ſeiner Abreiſe vor vier Tagen alle in guter Geſundheit verlaſſen habe. Dann ſprach er: „Viel tugendreiche Jungfrau! Laßt von eurem Trauern ab, und ſchicket euch zur Reiſe an, denn unſeres Bleibens wird hier nicht lange ſeyn.“ — „Ach mein edler Ritter,“ ſprach die Jungfrau, „ich habe große Sorge um euch; ihr werdet mich nicht ohne Streit von hinnen bringen; und ich fürchte ſehr, ihr möchtet, ſo tapfer ihr ſeyd, dem ungeheuren Drachen nicht Widerſtand leiſten können, denn er iſt der leibhaftige Satan.“ — „Und wenn er auch der Satan wäre,“ ſprach Siegfried, „tugendſame Jungfrau, ſollte ich darum meine Arbeit und Mühe umſonſt aufgewendet haben? Nein, entweder muß ich euch erretten, oder will ich mein Leben verlieren. Helfet mir Gott im Himmel mit Herz und Mund anrufen, daß er mir Stärke verleihe!“

Die Jungfrau betete darauf von Herzen recht inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verleihen wolle, damit ſie doch einmal von dem gräßlichen Drachen erlöſet würde. Sie ſagte auch dem Ritter aus dem Grunde ihres Herzens Dank, daß er ſo große Gefahr um ihretwillen beſtanden und beſtehen wolle; endlich gelobte ſie ihm ewige Treue, wenn er ſie erretten würde, wie denn dieß nicht mehr als billig war. Da wurde Siegfried hoch erfreut, und hieß die Jungfrau guten Muthes ſeyn; er werde, ſo Gott wolle, den Drachen wohl beſtehen, oder ſein Leben für ſie laſſen.

Darauf ſagte der Rieſe Wolfgrambar zu Siegfried: „Siehe da vor dich; dort in der ſteinernen Wand wirſt du eine überaus ſchöne Klinge finden, die der berühmteſte Meiſter in der Welt mit Künſten zugerichtet hat; auſſer ihr iſt keine zu finden, mit welcher der Drache überwunden werden könnte." Siegfried, ſehr begierig, griff gleich nach dem Schwerte, ohne ein Uebel zu beſorgen. Da ſchlägt der treuloſe Bube, der nicht werth iſt, daß man ihn nenne, dem edeln Siegfried eine tiefe Wunde, ſo daß er kaum auf Einem Fuße in dem Drachenſtein zu ſtehen vermochte. Doch ermannte er ſich, und kehrte ſich dem Ungetreuen mit Ingrimm und Entrüſtung zu. Nun fing von neuem ein ſolches Ringen an, daß der Drachenſtein davon zitterte. Die Jungfrau rang ihre Hände und raufte ihr goldenes Haar aus dem Haupt; ſie ſchrie flehentlich zu Gott, daß er doch dem Gerechten beiſtehen wolle! Dem Ritter aber rief ſie zu: „Du viel kühner Held! ſtreite männlich für dein Leben und rette mich armes Mägdlein! Gedenke der großen Arbeit, die du bereits um meinetwillen ausgeſtanden haſt!“ Als Siegfried ſie ſo klagen hörte, ſprach er: „Sey getroſt, meine Schöne, es hat keine Noth!“ Der Rieſe aber dachte: „Jetzt muß es gewonnen oder verloren ſeyn!“ Doch Siegfried faßte den Rieſen in ſeine Wunden und riß ſie ihm voneinander, daß das Blut vom Steine hinabfloß. Da ſank der Rieſe mit bebender Stimme zur Erde, und bat flehentlich, der Ritter wolle ihn doch ſeines Edelmuthes genieſſen laſſen, und ihm das Leben ſchenken. Er bekannte dabei, daß er nun zu dreienmalen treulos an ihm geworden ſey. „Weil ihr denn ſehet, ſagte er, daß ich ſo kraftlos da liege, ſo werdet ihr euch deſto weniger vor mir zu fürchten haben!“ Siegfried aber, der nunmehr die Jungfrau in ſeiner Gewalt ſah, und den Schlüſſel zu dem Drachenſtein bei ſich hatte, achtete ſeiner Bitten nicht, ſondern er packte den ungeheuren Rieſen und ſtürzte ihn vom Drachenſtein hinab, daß ſein Gebein in der Felſenkluft zerſchmettert ward.

Als Florigunde dieſes ſah, brach ſie in ein lautes Freudengeſchrei aus, und dankte Gott, daß er dem Ritter ſo große Stärke gegeben; Siegfried aber nahte ſich der Jungfrau, umfing ſie züchtiglich und ſprach zu ihr: „Nur guten Muthes, meine Geliebte! euer Leid ſoll bald in Freude verwandelt werden.“ Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit vielen beweglichen Worten; ſie erinnerte ihn jedoch, daß dieß Alles noch nicht genug ſey, denn ſie dachte an den Drachen, und fürchtete, daß ihm dieſer noch größeres Ungemach anthun möchte, als der Rieſe. „Dieß iſt mein geringſter Kummer,“ ſagte der Ritter lächelnd, „jetzt bekümmert mich nur Eines: nämlich, daß ich ſeit vier Tagen und Nächten weder gegeſſen noch getrunken, viel weniger der Ruhe gepflogen habe.“

Das hörte das Zwerglein Egwald, das dem Ritter gefolgt war, und erſchrack mit der Jungfrau nicht wenig; ſorgte auch alsbald dafür, daß ſeine Vaſallen, die Zwerge, dem Helden zu Eſſen brachten, und erbot ſich ihn und ſeine Geliebte zum wenigſten zwei Wochen lang mit Speiſe und Trank wohl zu verſorgen, und mit allen ſeinen Zwergen ihnen dienſtbar zu ſeyn und aufzuwarten. Als nun das Eſſen, ſo gut es in der Eile zubereitet werden konnte, aufgetragen war, ſetzte ſich Siegfried mit der Jungfrau zu Tiſche, ſich mit Speiſen zu erlaben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe ſie aber noch angefangen, ſiehe, da kam der ungeheure Drache über die Berge dahergeflogen, und neun junge Drachen mit ihm. Von ihrem Fluge wurde das Gebirge erſchüttert, als wenn es zuſammenſtürzen wollte, ſo daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn ein Menſch vor Schrecken geſtorben wäre. Auch entſetzte ſich die Jungfrau ſo, daß ihr der kalte Angſtſchweiß über das Angeſicht lief, und alle Zwerge, die den Tiſch bedienten, liefen davon. Siegfried aber nahm, in Ermanglung eines Trockentüchleins, ſein ſeidenes Gewand, und wiſchte der Jungfrau ſorglich den Schweiß ab; dann ſprach er zu ihr: „Verzage nicht, meine Geliebte, Gott wird ſchon helfen!“ — „Ach mein lieber Herr,“ erwiederte die Jungfrau, „wenn euch auch die ganze Welt beiſtände, ſo wäre es jetzt doch um euch geſchehen!“ — „Nein,“ ſagte der Held, „ſo pflegen wohl die Frauen zu reden, aber ein Rittersmann denkt anders. So lange Gott und Ich bei dir ſind, hat es keine Noth. Wenn Gott es nicht will, wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?“

Während die zwei Liebenden noch in ſolchem Geſpräche waren, ſiehe da kam der Drache daher gefahren, und das Feuer flog dreier brennenden Rieſenſpieße lang vor ihm her, ſo daß ringsum davon der Fels erhitzt und in Flammen geſetzt wurde. In ſeinem Fluge ſtieß der Drache mit ſolcher Wuth an einen Stein, daß dieſer borſt und zitterte, als wollte er ganz zerbröckeln, ſo daß Siegfried und die Jungfrau, die unter dem Felſen in der Kluft ſaßen, meinten, er würde zuſammenfallen und ſie bedecken, denn ſie hatten ſich vor der großen Hitze tief unter die Höhle begeben, bis das hölliſche Feuer des Drachen ein wenig verglommen und verdämpft wäre.

Dieſer Drache war vor Zeiten ein ſchmucker Jüngling geweſen, und von einem Zauberweibe verwünſcht worden, ſo daß der leibhaftige Satan in ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen mußte. Doch hatte er menſchlichen Verſtand behalten, und beſaß ſeltene Fähigkeiten des Geiſtes. Die Jungfrau hatte er geraubt in der Abſicht, ſie nach fünf Jahren, wo ſeine Verzauberung vorüber und er wieder ein Menſch geworden wäre, zu heirathen. Nun lebte zwar Florigunde der Hoffnung, daß er endlich ſeine gräßliche Drachengeſtalt verlieren würde; dennoch graute ihr vor ihm, wie vor dem Böſen ſelbſt, und hätte ſie ihm in Ewigkeit nicht hold werden können. Der Drache aber erhob ſich in ungeheurem Grimm, daß er ſeiner ſchönen Jungfrau beraubt werden ſollte, die er nun über vier Jahre ernährt hatte, und die er Winters mit ſeiner Hitze ſo ſorglich erwärmte; denn alsdann legte er ſich von fern in die Steinkluft, und hielt Wind, Froſt und Kälte auf. Dieſen Platz verließ er nur, wenn er ihr Speiſe zu holen hinausgieng. Kurz, er zeigte ſich in Allem als ein zärtlicher Liebhaber und aufmerkſamer Bräutigam. Daher er auch jetzt vor Zorn hätte ſterben mögen.

Siegfried konnte in der Höhle nun nicht länger mehr verharren; er waffnete ſich auf's Beſte, nahm das Schwerdt zu ſich, daß ihm der Rieſe auf dem Drachenſtein gezeigt hatte, und ging damit den Drachenſtein hinan. Als der Drache Siegfried gewahr wurde, griff er ihn mit ſolcher Gewalt an, daß der Stein davon erzitterte, als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte ſich, ſo gut er immer mochte, doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm der Drache nicht mit ſeinen ungeheuren Klauen den Schild aus der Hand riß. Zudem verurſachte er eine ſolche Hitze, daß die ganze Felſenkluft wie eine Schmiedeſſe anzuſehen war, und dem Ritter der Schweiß über den ganzen Leib floß. Bei dem Toſen dieſes Kampfes machten ſich alle Zwerge auf, tief in die Wälder zu fliehen, denn ſie fürchteten, der Fels möchte einfallen und ſie Alle zerſchmettern.

Nun hatten ſich in dem Gebirge auch zwei Brüder des Zwergenkönigs Egwald aufgehalten, welche den großen Schatz ihres Vaters daſelbſt hüteten. Als nun die Zwerge alle davon flohen, verſteckten ſie den Schatz in ein hohles Geſtein, dicht an der ſteinernen Wand, unter dem Drachenſtein. Der Zwergenkönig Egwald aber wußte ebenſowenig, daß das Zwergenvolk geflohen war, als daß ſeine Brüder den Schatz verſteckt hätten; denn er hatte ſich ſchon früher verborgen, um abzuwarten, wie der erſchreckliche Kampf ablaufen würde, um im Falle der Noth Siegfrieden mit ſeiner Kunſt dienen zu können. Denn wenn der Held überwunden worden wäre, ſo wären auch die Zwerge alle des Todes geweſen, weil der Drache wußte, daß ſie Kundſchaft von ſeinem Steine hatten.

Wie nun Siegfried die große Hitze, die von dem Drachen ausgieng, nicht länger ausſtehen konnte, weil ihm ſein Hornüberzug am Leibe weich zu werden anfieng, da floh er zu der Jungfrau in die Tiefe des Geklüftes, bis ſein Horn wieder erhartet war, und ſich die große Gluth auf dem Stein etwas vermindert hatte. Zu der Zeit nun entdeckt er den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da verſteckt hatten. Er war aber der Meinung, der Lindwurm oder Drache werde denſelben hier verborgen haben, um ihn zu ſich zu nehmen, wenn er wieder zum Menſchen geworden wäre; oder aber, der Schatz könnte dem erſchlagenen Rieſen zugehört haben; daß die Herrlichkeiten des Zwergenkönigs Egwald Eigenthum ſeyen, das kam ihm nicht in den Sinn.

Inzwiſchen trat die Jungfrau Florigunde zu ihrem Geliebten und brachte ihm die entſetzliche Botſchaft, die ihr Egwald der Zwerg gemeldet hatte: daß nämlich der Drache noch ſechszig junge Drachen an ſich gezogen habe, und daß es um ſie geſchehen ſeyn würde. Siegfried dachte: „Ich muß dennoch mein Heil verſuchen: wer weiß, wenn die Noth am allergrößten, iſt oft Gottes Hülfe am allernächſten!“ Mit dieſem Gedanken warf er ſich auf's Knie und betete kurz aber brünſtig. Dann erhub er ſich und ſtieg den Drachenſtein unverzagt abermals hinan. Nachdem er den Drachen mit ſeinen Jungen in's Auge gefaßt, nahm er ſein Schwerdt mit beiden Händen und hieb mit allen ſeinen Kräften ſo grimmig auf den Drachen ein, als ob er ihn in Splitter ſchlagen wollte. Während des Gefechts flogen die jungen Drachen alle wieder davon, woher ſie gekommen waren; nur der alte Drache blieb und ſpie aus ſeinem abſcheulichen Rachen die Flammen blau und roth über Siegfried hinab in ſolcher Menge, daß er den Helden damit einigemal beinahe zu Boden geworfen. Ueberdieß bediente er ſich ſeines Schweifes mit ſolcher Liſt, daß er ihn mehr als einmal darein verflocht, um ihn mit demſelben vom Drachenſtein hinunter zu ſchleudern. Siegfried aber, der ſich Gott anbefohlen hatte, ſprang aus der Schlinge, und trachtete, wie er den Lindwurm des Schweifes berauben wollte. Er faßte deßwegen ſein Schwert, und führte einen ſo glücklichen Streich auf den Drachen, daß er ſeinen Schweif vom Leibe abſonderte, als wäre derſelbe nie da geweſen. Der Drache, ſeines Schweifes beraubt, gerieth in fürchterlichen Zorn und überſchüttete den Ritter mit ſoviel Gluth, als ob ein ganzes Fuder Kohlen auf den Stein geworfen würde. Siegfried jedoch, der die Entdeckung gemacht hatte, daß ſein Schwert im Leibe des Drachen zu haften vermögend war, faßte ſich ein muthiges Herz und neue Kraft, und führte einen ſo harten Streich, daß er mit demſelben den Drachen in zwei Stücke mitten von einander hieb, daß die eine Hälfte von dem Steine hinabfiel. Die andre Hälfte faßte Siegfried und ſtieß ſie auch hinab.

Die Jungfrau, die ſich in der Tiefe der Felſenhöhle verborgen hielt, ſchloß aus dem fürchterlichen Getöſe und dem Fall des Drachen, daß derſelbe überwunden ſeyn müſſe, daher lief ſie voll Freude, Furcht und Schrecken den Stein hinan. Aber weh ihr! da lag ihr Erretter von der großen Anſtrengung ganz erbleicht, auf dem Boden ausgeſtreckt. Seine Lippen waren kohlſchwarz von der Hitze, und kein Zeichen des Lebens war an ihm zu entdecken. Nun hielt ſich Florigunde auf's neue für verloren; ſie meinte, die jungen Drachen würden zurückkommen, den alten Lindwurm zu rächen. Da fiel ihr noch als einzige Hoffnung das Zwerglein Egwald ein. Dieſen zu rufen, wollte ſie davon fliehen. Aber die erſchöpfte und geängſtete Jungfrau fiel auch in Ohnmacht, nachdem ſie nur wenige Schritte gethan hatte.

Der edle Ritter, nachdem er eine gute Weile beſinnungslos gelegen hatte, ſammelte ſeine Lebensgeiſter wieder und ſchöpfte neuen Athem. Er richtete ſich allmählig auf, erhob ſeine Augen und begann ſich umzuſehen. Da fiel ſein Blick auf die ſchöne Jungfrau, die nicht ferne von ihm auf der Erde lag. Von Herzen erſchrocken raffte er ſich auf und eilte hin zu ihr; er faßte ſie in ſeine Arme, rüttelte und ſchüttelte ſie, ob ſie nicht ein Lebenszeichen von ſich geben möchte, und rief endlich voll Verzweiflung aus: „Ach, daß es Gott im Himmel erbarme! So ſoll ich für alle meine Mühſal und Gefahr nichts davon tragen, als eine todte Jungfrau? O welche ſchlechte Freude werde ich ihren Eltern bereiten! Wehe mir, daß ich hieher gekommen bin!“

Während er ſo jammerte, kam zu allem Glücke der Zwerg Egwald dahergelaufen, und brachte eine Wurzel mit ſich; die gab er Siegfrieden, daß er ſie der Jungfrau in den Mund ſteckte. Von Stund an erholte ſich Florigunde; ſie ſchlug die Augen auf, richtete ſich empor und umfing den Helden mit freundlichen Gebärden und unter Zähren des Dankes.

Jetzt ſprach der Zwergenkönig Egwald zu dem Helden: „Der böſe Rieſe Wolfgrambär hatte uns Zwerge, deren über tauſend ſind, in dieſem Berge bezwungen, daß wir unſer eigen Land ihm verzinſen mußten. Davon habt ihr uns frei gemacht, tapferer Ritter! Deß wiſſen wir euch viel großen Dank und erbieten uns, euch zu dienen, ſo viel unſer ſind. Wir wollen euch bis gen Worms am Rhein begleiten, denn wir ſind der Wege gar wohl kundig." Siegfried bedankte ſich höchlich für dieſe Freundſchaft. Unterdeſſen bat ihn der Zwerg, ſich mit der Jungfrau zu ihnen tiefer hinein in den Berg zu begeben und ſich bei ihnen mit Speiſe und Trank zu erlaben, deſſen ſie beide ſehr bedürftig waren. Dort fanden ſie Alles auf's Beſte zugerichtet, und erquickten ſich nicht wenig. Die Zwerge waren ſehr geſchäftig, ſie trugen das Köſtlichſte herbei, was ſie in der Eile zuwege bringen konnten. Der König Egwald veranſtaltete auch eine ſchöne Zwergenmuſik, die recht luſtig anzuhören war. Und als die Mahlzeit vollendet war, da trug man allerlei Backwerk in vergoldeten Schüſſeln auf, und die Geſundheit des edlen Ritters Siegfried und ſeiner Geliebten wurde von den Zwergen weidlich herumgetrunken. Die kleinen Creaturen waren recht fröhlich, tanzten und ſprangen nach Herzensluſt. Aber Siegfried war von Herzen müde, denn er hatte in vier Tagen und drei Nächten nicht geruhet, darum bat er, daß man ſowohl der Jungfrau als ihm ihre Ruhe zubereiten möchte. Wie das der König Egwald hörte, ſorgte er dafür, daß die köſtlichſten Betten zugerichtet würden.

Mittlerweile nahm Siegfried die ſchöne Florigunde bei der Hand, und ſprach zu ihr: „Allerſchönſte Jungfrau, nun ſaget mir, wie war euch möglich, ſo lange bei dem ungeheuren Drachen zu leben?" Die Jungfrau aber ſprach: „Und ihr, mein edler Ritter, ſaget mir, wie ſeyd ihr auf dieſe Reiſe gekommen, daß ihr euer

Leben ſo friſch für mich gewagt habt?“ Da erzählten ſie eines dem andern nach Herzensluſt ihre Abentheuer, und als die Jungfrau erfuhr, daß es einzig und allein ihr junges Leben geweſen ſey, das den Helden zu dieſer gefährlichen Reiſe bewogen, da floſſen ihr die Zähren über die Wangen; ſie zog einen ſchönen Ring mit köſtlichen Diamanten von ihrer Hand, und ſteckte ihn dem Ritter an ſeinen Finger. Er aber, der eine ſo edle Gabe nicht unvergolten laſſen wollte, nahm die goldene Kette, die ihm an König Gilbald's Hofe im Turnier zu Theil geworden war, von ſeinem Halſe, und hing ſie der Jungfrau um. Mit dieſen Geſchenken ward ihrer beider Liebe beſtätigt.

Unter den Geſprächen war bereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen; die ſchwarzen Nachtwolken überzogen den blauen Himmel, und Siegfried's Augen fingen an zuzufallen. Wie die ſchöne Florigunde dieſes ſah, wendete ſie ſich an den Zwerg Egwald und bat ihn, dafür zu ſorgen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Da wurde der Ritter vor ein köſtliches Bett geführt, das mit einer ſchönen ſammtenen Decke zugedeckt war, auf der ſich die Geſtirne des Himmels kunſtreich eingewirkt befanden. Siegfried lächelte und ſprach: „Bisher habe ich unter dem geſtirnten Himmel geſchlafen, wie wohl wird es mir nun unter dieſem ſammtenen Himmel ſchmecken!“ An einer andern Stelle war Florigunden ein eben ſo köſtliches Lager bereitet. Da ſagten ſich die beiden gute Nacht, und als jedes ſein Gebet gethan und ſich Gott befohlen, ſchliefen ſie ruhig bis an den Morgen. Als nun der herannahte und die Sonne ihre Strahlen über das Gebirge zu ſtrecken begann, erwachte Florigunde zuerſt, ſtund auf, ſchmückte ſich, betete und dankte Gott, und als ſie ſah, daß der Ritter noch ruhig ſchlief, ſetzte ſie ſich abſeits von ihm, und ſang einen gar lieblichen Morgenpſalm. Von ihrem Singen erwachte der Ritter, und obwohl er ſich ein gutes Recht auf lange Nachtruhe erworben hatte, ſo ſchämte er ſich doch, ſo lang geſchlafen zu haben; er legte daher eilig ſeine Rüſtung an und gieng, die Jungfrau in Züchten zu grüßen. Bald ſtellte ſich auch der Zwergenkönig ein und fragte ſeine Gäſte freundlich, wie ſie geſchlafen hätten? Dann bat er ſie recht dringend, doch länger bei ihm verweilen zu wollen. Aber Siegfried hatte keine Ruhe mehr, ſondern bat um Urlaub. Sogleich ließ der Zwerg ein Frühſtück bereiten und nachdem ſie ſich ein wenig mit Speiſe geſtärkt hatten, nahm Siegfried höflichen Abſchied vom König Egwald und ſeinen Brüdern. Die aber erwiederten den Abſchied nicht, ſondern um ihr dankbares Gemüth zu beweiſen, erklärten ſie ſich bereit, ihrer hundert den edlen Gäſten das Geleite nach Worms zu geben, damit ihnen unterwegs kein Unfall zuſtieße. Aber Siegfried nahm keines andern Zwerges Begleitung an, denn allein des Königs Egwald. Dieſer ſetzte ſich auf ſein prächtiges Pferd und ritt vor ihnen her. Wie ſie nun ſo des Weges ritten, da ſagte Siegfried zu dem Zwerge: „Ich habe auf dem Drachenſtein geſehen, daß Du auch in der Sternkunde wohl erfahren biſt! So bitte ich denn, Du wolleſt mir ſagen, wie es mir denn auch künftig im Leben ergehen wird.“ Da wollte der Zwerg lange nicht antworten, aber Siegfried drang ſo lange in ihn, bis er in ſein Begehren willigte. „Ich fürchte ſehr, es wird Dir nicht zum Beſten gefallen, was ich Dir zu ſagen habe,“ ſprach Egwald. „Wiſſe, daß Du das ſchöne Weib, welches Du da heim führeſt, nur acht Jahre beſitzen wirſt, alsdann wird Dir auf mörderiſche Weiſe Dein Leben genommen werden. Aber Dein Weib wird Deinen Tod rächen, und wird mancher tapfere Held darüber das Leben verlieren! Zuletzt wird auch Dein Weib im Kampfe verſcheiden.“ „Was Gott will, das geſchehe!“ ſagte Siegfried. „Da mein Tod ſo wohl gerächt werden ſoll, ſo begehre ich auch den Thäter nicht zu erfahren, und frage Dich nicht weiter.“ Dieſes Geſpräch hatte die ſchöne Florigunde nicht gehört, denn ſie ritt vor ihnen eine gute Strecke. Als ſie aber die Jungfrau eingeholt hatten, da duldete Siegfried nicht, daß ihn der Zwerg länger begleite, ſondern beurlaubte ſich von ihm, der dann mit weinenden Augen Abſchied nahm und zurück in ſeinen Berg ging.

Siegfried aber gedachte jetzt des Schatzes, den er im hohlen Geſtein entdeckt hatte, und von dem er glaubte, daß er des Drachen oder des Rieſen ſey, daher er ihn als einen guten Fund betrachtete. Denn an die Zwerge dachte er dabei gar nicht. Er kehrte daher mit der Jungfrau um und ſagte: „Den Schatz wollen wir doch nicht dahinten laſſen; habe ich den Drachenſtein mit Gefahr meines Lebens gewonnen, ſo kann auch der

Schatz Niemand füglicher zukommen, als mir.“ So nahm er denſelben, und legte ihn vorn auf ſein Pferd, trieb dieſes vor ſich hin, und zog die Straße, auf der er am vorigen Tage den Ritter erſchlagen hatte. Da ſah er des Todten Pferd dort auf der Waide gehen; nun band er ſein eigenes Roß an einen Baum, legte ſich ein wenig in's Grüne, und die Jungfrau hielt Wache über ihm. Als er wieder aufgewacht war, fing er des todten Ritters graſendes Pferd ein, legte ihm den Schatz auf, beſtieg ſein eigenes Pferd wieder und führte jenes mit dem Schatze neben ſich und Florigunden her.

Sie huben an, Gottes Fürſehung, deren ſie ſich auch hier wieder erfreuen durften, zu preiſen, und kamen unter ſolchem Geſpräch aus dem offenen Walde bald in ein dichtes Geſträuch. Hier waren ſie nicht lange geritten, als unverſehens aus dem Dickicht eine Rotte Mörder hervorbrach und ſie umringte. „O mein edler Ritter,“ rief Florigunde, „wie wird es uns ergehen!“ Aber Siegfried blieb ganz ruhig und ſprach: „Sey zufrieden, Geliebte, die beißen uns nicht.“ Indem umgaben ihn ſechs derſelben, denn im Ganzen waren ihrer dreizehn. Der Ritter aber lachte dazu. „Wir wollen ihnen den Schatz geben,“ ſagte die Jungfrau, „ſo werden ſie uns wohl ziehen laſſen!“ „Ich achte des Schatzes wenig,“ ſagte Siegfried, „aber den Schimpf möchte ich um aller Welt Schätze nicht nehmen, daß ich mich vor ſolchen Burſchen fürchten ſollte!“ Indeſſen umringten ſechs andere Mörder die Jungfrau; der dreizehnte nahm das Saumroß am Zaum und wollte mit dem Schatze davon. Bisher hatte der Ritter nicht geglaubt, daß es ihr Ernſt ſey, als er ſich aber nun eines andern überzeugte, da ſprach er mit ſtrengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber, was habt ihr im Sinne?“ „Da haſt Du die Antwort auf Deine Frage,“ ſchrie einer der Räuber, und ſchlug damit gewaltig auf den Ritter los. Siegfried ſäumte nicht lange, und ſchlug dem trotzigſten der Wegelagerer mit dem erſten Streiche des Schwerdts, mit welchem er den Drachen getödtet hatte, den Kopf ab. Mit einem andern Hiebe ſpaltete er dem zweiten den Kopf bis auf die Zähne. Als ſie ſo den großen Ernſt des Ritters ſahen, wichen ihrer viere zurück. Die andern ſechſe, welche die Jungfrau umringt hielten, wollten nun ihren Geſellen zu Hülfe kommen; aber ſie wurden auch ſo empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Inzwiſchen war der Räuber, der das Pferd mit dem Schatz führte, weit vorangekommen; aber Siegfried mit ſeinem gutem Pferde holte ihn bald wieder ein, und dieſen niederzuhauen, machte ihm gar keine Mühe. Als er ſich darauf wieder umwendete, um zu ſeiner Geliebten, die er ſeiner wartend hinter ſich gelaſſen hatte, wieder zurückzukehren, da hatten die Räuber, die indeſſen flüchtig geworden waren, die Jungfrau mit ſich geführt. Als der Ritter dieſes vernahm, ſäumte er nicht lange, ließ das Pferd mit dem Schatze laufen, und eilte der Stätte zu, wo er die ſchöne Florigunde gelaſſen hatte, um auf den Hufſchlag ihres Pferdes zu kommen; denn die Zwerge hatten das Pferd ſo künſtlich beſchlagen, daß er den Hufſchlag wohl kennen konnte. Sobald er nun denſelben erkannte, eilte er ihm nach, und traf auch wirklich die Mörder in einem dichten Geſträuche an. Er ſetzte unter ſie mit grimmigem Zorn, und machte ſie alle nieder bis auf einen einzigen; denn dieſer lief in einen nahen Sumpf bis an den Hals. Siegfried hielt es nicht für der Mühe werth, um dieſes Einen willen nur noch einen Schritt zu thun, ſondern rief ihm zu: „Wenn Du einem Wandrer begegneſt, Geſelle, ſo ſage ihm, daß Du den gehörnten Siegfried geſehen, der die ſchöne Florigunde vom Drachenſtein errettet hat, und daß er Deine zwölf Helfershelfer geſäubert, daß ihnen der Bart nicht mehr wachſen wird!“ Und ſo ritt er mit ſeiner ſchönen Florigunde davon. Als ſie den Sumpf im Rücken hatten, ſprach er zu ihr: „Schönſte, wie hat Euch dieſe Kurzweil gefallen?“ „Werther Ritter,“ erwiederte ſie, „wenn das Eure Kurzweil iſt, wer möchte dann im Ernſte mit Euch fechten?“ Nun kamen ſie an den Ort, wo der Streit zuerſt angefangen hatte, da fiel der Jungfrau das Pferd mit dem Schatze ein und ſie fragte ihren Geliebten, ob er das Saumroß nicht wieder angetroffen habe. „Freilich,“ erwiederte der Ritter, „habe ich es dem Böſewicht, der es geſtohlen, wieder abgejagt, und ihm ſoviel dafür gegeben, daß er keines Geldes weiter bedarf. Als ich aber wieder zurückkam, und Euch, ſchönſte Jungfrau, nicht mehr auf der Stelle traf, da merkte ich bald, daß es ſchlimm ſtehe; ich vergaß des Schatzes, und meine Liebe zu Euch zwang mich, dem Hufſchlag Eures Pferdes nachzugehen und

Euch vor Allem zu retten. Was fragte ich nach dem Schatze; Ihr, Allerſchönſte, habt mich doch viel mehr gekoſtet!“ „Nun,“ ſagte Florigunde zärtlich, „dann ſollt ihr auch nicht weiter des Schatzes wegen Euch in Gefahr begeben, und das Pferd nicht länger aufſuchen.“ Darein ergab ſich Siegfried; „denn,“ dachte er, „wenn ich nur noch acht Jahre leben ſoll, was nützet mich dann der Schatz?“ Und nun ritten Beide fort und fort, bis ihnen der Rhein mit ſeinem grünen Waſſer entgegenſchimmerte.

Jetzt kam zu König Gilbald und ſeiner Gemahlin die freudige Botſchaft, daß ihre geliebte Tochter Florigunde von dem Drachenſtein erlöſt, und auf der Heimreiſe mit dem kühnen Ritter Siegfried nicht mehr weit entfernt ſey. Der König ließ deßwegen ſeine ganze Ritterſchaft aufbieten, damit ſie ſeiner Tochter und dem Helden alle gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegenzögen und ſie mit großem Gepränge einholten. Zugleich lud er ſie alle auf die bevorſtehende Hochzeit ein, denn er wußte wohl, daß er ſeine Tochter dem Ritter Siegfried, welcher ſie mit Gefahr ſeines Heldenlebens ſo theuer erworben hatte, nicht abſchlagen durfte. Nachdem ſie nun mit Freuden eingeholt und mit Jubel empfangen worden, da wurde mit der Vermählung nicht lange gezögert. Sieghard, Siegfried’s alter Vater, kam geladen zu ſeines lieben Sohnes Hochzeit. Kaiſer, Könige und fünfzehn Fürſten, dazu Ritterſchaft und Adel ohne Zahl, fanden ſich zuſammen. Alle wurden wohl empfangen und herrlich gehalten und bewirthet, wie dieß an Königshöfen Sitte iſt. Siegfried und die ſchöne Florigunde wurden in das Münſter geführt, und mit großem Gepränge, in Gegenwart aller Fürſten und Großen getraut.

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf dieſer Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein gar feines Stückchen vor, welches wohl werth iſt, erwähnt zu werden. Es wohnte nämlich zunächſt an des Königes Palaſt ein Bauer mit Namen Jorcus; dieſer hatte einſt dem Könige Gilbald, als er auf einer Jagd irre gegangen war, den rechten Weg gezeigt und war von dem Könige dafür zum Verwalter über ſeine Viehheerden geſetzt worden. Dieſer Jorcus war ſo verzagt und ſo blöder Natur, daß er wohl vor einem bloßen Degen, wenn es möglich geweſen, in die Erde gekrochen wäre. Nun lebte an des Königs Hofe ein Edelmann, ein verſchlagener, liſtiger Schalk, der manchen Scherz zu veranſtalten wußte; dieſer redete mit dem Bauer, und machte ihn glauben, daß jetzt eine ſo gute Gelegenheit vorhanden ſey, ſich bei dem Könige beliebt zu machen, als er ſeine Lebtage eine wünſchen möchte. „Es iſt,“ ſagte er zu ihm, „unter den fremden Fürſten einer, der hat einen Soldknecht, Namens Zivilles, bei ſich; dieſer iſt ſo verzagt, daß man ihn mit einem Erbſenrohr verjagen könnte. Den ſollſt Du zum Kampf um Leib und Leben herausfordern! Wenn er dieſes hört, glaube mir, ſo wird er vor Schrecken nicht erſcheinen; alsdann haſt Du ſchon Ehre genug! Oder, wenn er je käme, ſo wird er doch, ſobald er Dich gewappnet ſieht, vor Furcht die Flucht ergreifen; und dann kommſt Du zu hohen Ehren bei dem König.“ Der Bauer ließ ſich bethören und ſagte dem Edelmann zu, daß er den Soldknecht fordern laſſen wolle. Als der Edelmann ſah, daß Jorcus in die Falle gegangen ſey, meldete er dem Könige Alles und bat ſeine Majeſtät, doch ja dieſe Kurzweil zu geſtatten; er ſelbſt wolle ſchon dafür ſorgen, daß keiner der beiden Kämpen Schaden nehme. Der König aber dachte, weil ſeine Tochter doch ſo viele Jahre lang Ungemach geduldet, ſo wolle er ihr, ihrem Gemahl und allen Anweſenden eine ſolche Ergötzlichkeit immerhin gönnen. So erlaubte er es denn dem Edelmann. Dieſer ging hin zu dem Könige Sieghard, und erbat ſich von ihm ſeinen Söldner Zivilles, indem er ihm vortrug, welchen Scherz er mit demſelben vorhätte. Der König Sieghard willigte gerne in die Bitte, und der Edelmann ſuchte den fremden Kriegsmann auf, und ſagte ihm nach langen Umſchweifen, daß er zu keinem andern Ende gekommen ſey, als ihm anzukündigen, daß Jorcus, der Verwalter des Königs Gilbald, ihn auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erſchrack über alle Maßen, fing an zu zittern, und gab mit ſtammelnder Zunge die Antwort: „Ich habe mit dieſem Jorcus nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?“

„Dem ſey, wie ihm wolle,“ erwiederte der Edelmann, „er hält euch einmal für keinen redlichen Kerl; deßwegen verlangt er von euch, ihr ſollet mit guter Rüſtung verſehen, morgen zu der und der Stunde auf dem Kampfplatz erſcheinen; dort will er euer warten.“ Damit ging der Edelmann ſeiner Wege. Der König Sieghard und ſeine Leute, welche den Schrecken des Söldlings ſahen, redeten ihm Muth ein und munterten ihn zum Kampfe auf. Da rief Zivilles den Edelmann endlich zurück, und ſagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis Morgen bedenken!“ Mit dieſer Antwort ging der Edelmann zu dem Bauern, der ſehr erfreut darüber war, denn er ſchloß daraus, daß der Kriegsknecht nimmermehr kommen würde, weil ihm der Edelmann noch dazu erzählt hatte, wie erſchrocken Zivilles über ſeine Forderung geweſen ſey.

Am andern Morgen aber redeten des Königs Leute ernſtlich mit Zivilles, und ſagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausſchlüge; denn ſie hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Burſche wäre; ſobald dieſer einen bloßen Degen ſähe, ſo würde er die Flucht ergreifen.“ Dadurch ließ ſich Zivilles überreden, ſchickte früh Morgens zu dem Bauern, und ließ ihm ſagen, „daß er um ein Uhr des Nachmittags auf dem Kampfplatze in guter Rüſtung zu Pferd erſcheinen werde; da wollte er ihn lehren, was es hieße, einen redlichen Reitersmann ohne vorangegangene Beleidigung zum Kampfe herauszufordern! „Und wiewohl es mir, als einem verſuchten Kriegsmann, nicht wohl anſteht, mich mit einem groben Bauernlümmel zu balgen, ſo will ich Dich dennoch lehren, daß Du ein andermal Dich nicht unterſtehen ſollſt!“

So wurden denn Beide mit Rüſtung wohl verſehen, und kamen zur beſtimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da hätten Alle, die dieſes leſen, ſelbſt ſollen zugegen ſeyn, und die Kurzweil mit anſehen! Denn ſobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, ſah er ſich nach allen Seiten um, wo er am füglichſten Reißaus nehmen konnte, und verwünſchte den Ort, weil er ihn ſo wohl verwahrt ſah. Er war nämlich an drei Seiten mit hohen Brettern umgeben, an der vierten Seite floß ein Waſſer, und die Pforten wurden alle verſperrt, ſo daß ein Jeder ausharren mußte. Als nun Zivilles, der Kriegsknecht, den Jorcus anſichtig wurde, und ſah, daß er ein ſo muthiges Pferd hatte, da fehlte wenig, daß er davon geritten wäre, wenn er nur gekonnt hätte. Und ſchon war er willens, ſich dem Feinde zu ergeben. Aber mit demſelben Entſchluſſe ging auch Jorcus um. Indem theilten die Ritter den Kampfplatz und die Trompeten bließen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten ſchmettern hörte, ließ es ſich nicht länger halten, denn es war Siegfrieds Roß und des Turnierens wohl gewohnt; ſondern es begann den Lauf und ſchoß dahin wie ein Pfeil. Gerne hätte es Jorcus aufgehalten, aber es war vergebens, denn es durchlief die wohlbekannte Bahn in vollem Laufe bis zu Ende. Seine Eile zwang den Reiter, die Lanze fallen zu laſſen, und ſich mit beiden Händen an der Mähne des

Pferdes zu halten, daß er nicht herunterfiel. Dagegen mußte des Zivilles Pferd mit Spießruthen ermuntert werden, bis es in Gang kam. Der Kriegsknecht aber legte ſeine Lanze alsbald ein, noch ehe es Zeit war, dieſe trieb der Wind immer auf die eine Seite, ſo daß er, ohne es zu wiſſen und zu wollen, den Jorcus damit berührte. Und weil dieſer ohnedem nur kümmerlich im Sattel hing, ſo fiel er herunter auf die Erde. Zivilles, der dieß nicht inne ward, ließ ſein Pferd bis ans Ende der Rennbahn auslaufen. Erſt als er ſein Roß umwendete, ſah er den Jorcus dort auf dem Boden liegen; da dachte er: „Nun iſt es Zeit, daß Du Deinem Feinde den Reſt giebſt, und ihm mit dem Pferde den Kopf zerknirſcheſt und ihn mit der Lanze durchſtoßeſt.“ Während er ſich ihm jedoch allgemach näherte, hatte der Bauer ſich wieder auf die Beine gemacht, bis aber Zivilles zu ihm kam, ſtrauchelte ſein Pferd, dem er mit der Lanze, welche er alle Zeit ſehr niedrig hielt, zwiſchen die Vorderbeine gekommen war, und fiel unter ihm nieder.

Da dachte Jorcus: „Jetzt iſt es Zeit, ein Ritter an dem Feinde zu werden, und hieb ſo grimmig von Ferne auf ihn ein, als ob er ihn in Stücke hauen wollte. Aber das Pferd zappelte ſo grauſam mit den Füßen, daß er ihm nicht beizukommen vermochte; und wie es ſich endlich emporarbeitete und auf ſeine Füße zu ſtehen kam, da ſchnaubte es, und ſchlug ſo zornig um ſich, daß der Bauer beſorgte, es möchte ihn treffen, und in aller Furcht von dannen floh. Indeſſen hatte

Zivilles Zeit gefunden, ſich wieder aufzurichten und auf
ſeine Füße zu ſtehen; ſein Leib war aber ſo zertreten
und ſo bebend, daß er ernſtlich darauf dachte, ſich dem
Gegner zu ergeben. Er zog daher ſein Schwert aus de
Scheide, in der Abſicht, es an der Spitze zu faſſen, und
ſo dem Feinde darzureichen. Aber Jorcus ging mit dem
ſelben Entſchluſſe um. Wie Zivilles mit bloßem Schwert
daher kommt, ſich zu ergeben, da dachte er: „Das wir
übel ablaufen!“ und floh ſo ſchnell und weit, als ſei
gutes Pferd ihn trug. Nun Zivilles dieß gewahr wird
will er an ſeiner Viktorie nicht gänzlich verzweifeln
faßt wieder ein Herz und verfolgt den Gegner, ſo gu
als dieß ein verzagter Mann auf einem ſchlechten Kle
per zu thun vermag. Er erreichte ihn auch und ſchlu
mit vollem Grimm auf ihn ein. Als Jorcus den erſte
Streich fühlte, ſchrie er überlaut und bat ihn einzuha
ten, ſonſt würde er es dem Könige Gilbald und de
Ritter Siegfried klagen. Da aber jener nicht nachlie
ſo wich er zurück, ſo weit er nur konnte. So war er b
an das Waſſer gekommen, daß er nicht weiter rückwär
konnte; da war ſeine Furcht gedoppelt. „Weichſt du we
ter,“ dachte er, „ſo mußt du im Waſſer erſaufen; ge
du vorwärts, ſo mußt du unter deines Feindes Waf
ſterben.“ Dem Feinde ſich zu ergeben, ſchämte er ſ
auch, da er ſeiner Meinung nach eben noch den Si
in den Händen gehabt. Dieſe vielfache Angſt brac
ihn endlich zur Verzweiflung, ſo daß er beſchloß, ſei
Fuß zu faſſen, weil es ja nicht anders ſeyn könn
Darum nahm er ſein Schwert in beide Hände, drü

die Augen feſt zu, und fing an grimmig um ſich zu hauen, ſo daß Zivilles die Flucht mit Schrecken nahm, und überlaut ſchrie: „Laß mich leben, laß mich leben, ſo will ich mich dir ergeben!“ Er bildete ſich nämlich ein, ſchon viele Wunden empfangen zu haben, obgleich er noch keine einzige bekommen hatte.

Als Jorcus dieſes Geſchrei hörte, wagte er es, die Augen wieder aufzuſchließen und ſah, wie ſein Gegner weit von ihm gewichen war. Da faßte er wieder Muth, und verfolgte ſeinen Feind ſo gut er konnte. Da ſchrie Zivilles noch viel lauter: „Schenke mir doch das Leben, ich will mein' Lebtage nicht daran denken, mich zu rächen!“ „So wirf deine Wehr von dir!“ rief Jorcus. Der arme Tropf that, wie ihm befohlen war. Obwohl nun Jorcus ſeinen Feind ganz wehrlos ſah, und nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, traute er dennoch nicht, ſondern ſagte zu ihm: „Hebe dich weit von mir, und lege dich auf die Erde nieder!“ Zivilles gehorchte abermals der Stimme ſeines Feindes, lief weit zurück, legte ſich ganz ausgeſtreckt auf den Boden, und erwartete wie ein Lämmlein, ſein Ende. Jorcus aber beſann ſich noch immer, wie er ſich ganz vor ſeinem Feinde ſicher ſtellen könnte, und meinte, daß dieß nicht möglich wäre, wenn er ihn am Leben ließe. „Aber wie ſollſt du ihm beikommen,“ ſprach er zu ſich ſelber. „Gehſt du mit dem Schwert auf ihn los, ſo möchte er ſich aufrichten und es dir aus der Hand reißen!“ So beſchloß er ohne das Schwert auf ihn los zu gehen, ſuchte ein großes Meſſer, mit dem er ſeine Kühe abzuſtechen gewohnt war, unter der Rüſtung hervor, und ſchickte ſich an, ihm damit die Gurgel abzuſchneiden. Als die Richter dieß ſein Beginnen inne wurden, traten ſie ins Mittel und hießen den Jorcus einhalten und ſich mit ſeinem Siege begnügen. Denn ſo mit einem überwundenen Feinde zu verfahren, wäre der Waffenordnung ſchnurſtracks zuwider. Jorcus ließ ſeinen Feind, weil er ihn überwunden hatte, ungern aus den Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachgeben, weil ſie ihm überdieß zuſagten, daß Zivilles ſich nimmer mehr wider ihn auflehnen ſollte. So hieß der Bauer den Soldknecht aufſtehen, und ein andermal beſſer bedenken, mit wem er es zu thun hätte. Auf ſolche Weiſe endete der Kampf dieſer beiden Haſen, und jeder war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Kein luſtigeres Stück war auf Siegfrieds Hochzeit vorgekommen.

Nun war Ritterſpiel und Kurzweil vorüber und alle Gäſte kehrten wieder heim. Siegfried gab ihnen ſo ſicheres Geleite, daß man ohne alle Gefahr Gold hätte mögen auf dem Haupte tragen.

Zu Hauſe hatten indeſſen die drei Brüder der ſchönen Florigunde, die Könige Eberbert, Hagenwald und

Walther einen Haß auf ihren Schwager Siegfried geworfen, weil er in allen Kämpfen den Preis davon getragen hatte. „Alle Tage trägt er Siegeszeichen, Ringe und Waffen,“ ſprachen ſie zueinander, „damit prangt er, als wäre er allein der Held; ſo macht er uns im ganzen Lande verächtlich, das ſoll ihm übel bekommen!“ Seitdem trachteten ſie heimlich darnach, wie ſie ihn tödten könnten; lange aber konnten ſie keine Gelegenheit finden, bis die acht Jahre um waren, von welchen der Zwerg Egwald dem Helden Siegfried vor Zeiten geweiſſagt. Siegfried aber merkte nichts und lebte mit ſeiner ſchönen Florigunde in Frieden und guter Ruhe. Sie bekamen einen Sohn, den nannte er Löwhard. Der führte ſpäter mächtige Kriege mit dem Sultan und dem Könige von Babylon, und bekam endlich die Tochter des Königs von Sicilien zur Frau, wie dieß in andern Büchern beſchrieben iſt.

So hatten ſie acht Jahre lang in ſtolzem Frieden gelebt, da geſchah es eines Tages, daß Siegfried und ſeine Schwäger mit einander auf die Jagd ritten, denn Siegfried war der Jagdluſt ſehr ergeben. Weil aber der Tag gar heiß und Siegfried müde und durſtig war, ſo begab er ſich an einen Brunnen im Walde, und legte ſein Angeſicht in denſelben, ſich zu erkühlen. Dieſen Augenblick erſah ſich ſein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedachte bei ſich ſelber: „eine ſolche Gelegenheit kommt nicht alle Tage, jetzt verſäume es nicht, dich an deinem Feinde zu rächen!“ So nimmt er ſein

Seitenſchwert, und ſtößt es dem Siegfried zwiſchen die beiden Schultern, da wo ſein Fleiſch blos und nicht mit Horn überzogen war. Er rannte ihm aber das Schwert ſo tief in den Leib, daß die Spitze bis an die Bruſt hineinging und er auf der Stelle todt war. So mußte der unvergleichliche Held auf eine ſchändliche und meuchelmörderiſche Weiſe ſein junges Leben laſſen.

Als Siegfrieds Gemahlin den Tod ihres Herrn,
des königlichen Helden, erfuhr, fiel ſie vor Kummer i
eine ſchwere Krankheit, ſo daß die Aerzte an ihrem
Aufkommen verzweifelten, der König Gilbald aber ſtarb vo
Jammer und auch die Königin unterlag ſchon nach vie
Tagen einem tödtlichen Fieber. Da war Leid über Lei
in dem Königspalaſte zu Worms. Es wäre kein Wun
der geweſen, wenn die ſchöne Florigunde auch geſtorbe
wäre; aber es war Gottes Wille, daß Siegfrieds To
zuvor durch ſie gerächt würde. Ihre drei Brüder hiel
ten dem König Gilbald ihrem Vater, und ihrer Mu
ter der Königin eine herrliche Leichenfeier. Darauf woll
ten ſie das Reich in Beſitz nehmen und gemeinſchaf
lich beherrſchen. Aber inzwiſchen war ihre Schweſte
Siegfrieds Wittwe, wieder ſo weit geneſen und erſtark
daß ſie an ihren Vorſatz denken konnte, ſich an de
Mördern ihres lieben Gemahles zu rächen. Sie bra

daher in aller Stille auf mit ihrem Sohne Löwhard, und zog in die Niederlande zu König Sieghard ihrem Schwiegervater, dem ſie die Ermordung ſeines Sohnes meldete und ihre Noth klagte. König Sieghard, der dieß mit großen Schmerzen vernahm, ergrimmte im Geiſt, und ließ Adel und Ritterſchaft in ſeinem ganzen Lande aufbieten, ſammelte in Eile eine unzählbare Menge Kriegsvolkes, und ehe ſich die drei Könige deſſen verſahen, waren ſie mit blutigem Krieg überzogen. Viel tauſend Helden fielen in dieſem Kriege, und auch der Verräther Hagenwald kam ſchimpflich um ſein Leben. Denn als er ſich lange gewehrt, und zuletzt unfähig zum Kampfe geworden war, las er ſich unter allen Kriegsleuten des Königs Sieghard den verzagten Soldknecht Zivilles aus; dieſem ergab er ſich im Wahne, von ihm am eheſten Barmherzigkeit zu erlangen, und bei ihm viel ſicherer zu ſeyn, als bei einem andern beherzten Krieger. Und als er ſein Gefangener war, legte er ſich kampfesmatt nieder und ſchlief ein. Zivilles aber beſann ſich nicht lange, ſondern zog ſein Schwert und ſtieß es dem Schlafenden durch den Leib, daß er zur Stunde todt blieb. „So hab' ich dir vergolten,“ ſprach er, „was du meines gnädigen Königes Sohn Siegfried gethan, und dir iſt mit dem Maße gemeſſen, mit welchem du gemeſſen haſt.“

Die andern zwei Brüder Ehrenbert und Walther zogen ins Elend. Der verzagte Zivilles ward ſeinerſeits erſchlagen; Jorcus der Bauer fiel auch in dieſem Kriege.

Zuletzt mußte auch die ſchöne Florigunde ſterben. Aber ihr und Siegfrieds Sohn Löwhard blieb am Hofe ſeines Großvaters in den Niederlanden, wurde dort in Gottesfurcht und ritterlichen Tugenden erzogen und gedieh zu einem herrlichen Helden.

Die ſchöne Magelone.

In der Zeit, da die Provence mit andern Landen Frankreichs ſchon dem chriſtlichen Glauben zugekehrt war, herrſchte dort ein Graf, der von ſeiner Frau einen einzigen Sohn hatte, mit Namen Peter. Dieſer Jüngling übertraf Alle ſeines Alters in Waffenübung, Ritterſpiel und andern Dingen. Er war nicht nur dem Adel werth, ſondern auch dem ganzen Lande; ja die Unterthanen dankten dem allmächtigen Gott, daß ſie einſt einen ſolchen Oberherrn bekommen ſollten. Auch hatten der Graf, ſein Vater, und die Gräfin keine andere Freude, denn ihren Sohn, und ihm zulieb wurde mancherlei Kurzweil am Hofe angeſtellt. So hielten auch eines Tags die Freiherren und Edlen des Landes ein Turnier, in welchem Peter vor allen Andern den Preis erlangte, wiewohl viel fremde und geübte Ritter auch dabei waren. Sein Gerücht erſcholl weit umher, als ob es ſeinesgleichen nimmer gäbe. Nach dem Turniere wurden die Ritter feſtlich von dem Grafen bewirthet, und redeten mancherlei unter einander. Inſonderheit ließ ſich Einer von der ſchönen Magelona vernehmen, der Tochter des Königs von Neapolis, deren Gleichen an Schönheit und Tugend nicht gefunden werden ſollte, und der zu gefalten ſich viele Jünglinge in Ritterſpielen übten. Und ein anderer Ritter ſagte zu Peter: „Junger Herr Graf, Ihr ſolltet wandern und die Welt ſuchen, und Euch in ritterlichen Spielen üben. Gewiß, Ihr würdet weit und breit bekannt werden, und am Ende eine ſchöne Buhle heimführen!“

Dem Grafen Peter gefiel dieß wohl, zumal da er ſoviel von der ſchönen Magelone gehört hatte; er ſetzte ſich im Herzen vor, Urlaub von ſeinen Eltern zu begehren und in die Welt hinauszureiten. Als daher das Feſtſpiel vorüber war und er Vater und Mutter eines Tags allein bei einander ſitzend fand, ließ er ſich vor ihnen auf ſein Knie nieder und ſprach: „Gnädige Eltern, höret mich als euren gehorſamen Sohn: ich weiß und erkenne es mit Dank, wie ihr mich bisher erzogen, wie viel Freude ihr mir gemacht, wie viel Ehre ihr mir angethan habt. Daran aber habt ihr noch nicht gedacht, wie es anzufangen wäre, daß ich der Welt auch bekannt würde, wie andere Herren und Ritter. Seyd mir daher nicht entgegen, wenn ich euch demüthig bitte, mir zu erlauben, daß ich reiſen und der Welt Lauf erfahren darf. Ich glaube gewiß, es würde eure Ehre und mein großer Nutzen ſeyn.“ Als Peters Eltern den Wunſch ihres Sohnes vernahmen, fiel es ihnen ſchwer auf's Herz und ſie wurden traurig. „Peter, lieber Sohn,“ antwortete ihm der Vater, „Du weißeſt ja wohl, daß wir kein anderes Kind mehr haben, als Dich allein, keinen Erben im Hauſe denn Dich. Alle unſere Hoffnung und unſer Troſt beruht auf Dir. Wenn es

Dir mißlänge, wovor Dich Gott behüten wolle, ſo wäre unſre Herrſchaft für unſer Haus verloren!“ Seine Mutter ſagte ihm: „Liebſter Sohn, was haſt Du nöthig, die Welt zu ſuchen. Diejenigen, die darnach verlangen, thun es, um Geld oder Herrengunſt zu erwerben, Du aber haſt an Reichthum, Waffenehre, Wiſſenſchaft, Adel, Schönheit und Anmuth ſo viel als irgend ein Fürſt in dieſer Welt. Berühmt biſt Du auch ſchon allenthalben; die Landſchaft, die Du erben wirſt, iſt ſo ſchön; was begehrſt Du denn andres Gut zu erwerben? Welche Urſache kannſt Du haben, uns zu verlaſſen? Sieh' doch Deines Vaters Alter, ja ſelbſt das meine an; bedenke, daß Du unſre einzige Freude biſt; ſieh', ich bitte Dich, wie eine Mutter ihr Kind, daß Du nicht ferner des Wegſcheidens erwähneſt.“ Peter erſchrack über dieſe Einwendungen nicht wenig, doch fing er noch immer auf den Knieen liegend und mit niedergeſchlagenen Augen von Neuem an und ſprach: „Liebe Eltern, ich will Euch in allen Dingen gehorſam ſeyn. Aber bedenket doch, daß ein junger Menſch nichts Beſſeres thun kann, als ſich im Leben verſuchen und die Welt beſchauen! Darum wiederhole ich mein flehentliches Begehren und bitte euch, es nicht übel aufzunehmen und mir nicht abzuſchlagen!“

Der Graf und die Gräfin ſahen wohl, daß der Vorſatz in der Seele ihres Sohnes feſte Wurzel gefaßt hatte; ſie wußten nicht, was ſie thun ſollten, denn Peter lag noch immer auf den Knieen, ihre Antwort zu vernehmen. Da ſie nun ſo lange ſtill ſchwiegen, fing er noch einmal ſo dringend an zu bitten, daß Vater und Mutter endlich ihre Einwilligung gaben. „Nur denke darauf,“ ſchloß der Vater ſeine Rede, „daß Du nichts thuſt, was Deinem Adel entgegen ſey; und vor allen Dingen habe Gott den Allmächtigen lieb und diene ihm. Endlich mach' auch, daß Du zeitlich wieder zurückkommeſt. Nimm Dir Pferde, Harniſch, Gold und Silber von dem Meinen, ſo viel Dir von nöthen iſt.“

Peter dankte ſeinen Eltern auf's gerührteſte. Dann nahm ihn ſeine Mutter bei Seite, und gab ihm drei köſtliche Ringe, welche vom höchſten Werthe waren. „Suche gute Geſellſchaft,“ ſprach ſie weinend, „fliehe die böſe; gedenke unſer.“ So bereitete ſich Peter auf die Fahrt, beurlaubte ſich und nahm Adelige und Unadelige mit, ihm zu dienen. Seinen Zug richtete er ſo heimlich ein, als möglich, ſo daß er ganz unerwartet nach der Stadt Neapolis kam, wo der Vater der ſchönen Magelone, der König von Neapel, mit Gemahlin und Tochter Hof hielt. In dieſer Stadt bezog der Graf Peter eine Herberge auf dem Fürſtenplatz; er fragte alsbald ſeinen Wirth nach den Gewohnheiten des königlichen Hofes, und ob ſonſt auch fremde und namhafte Ritter am Hofe wären. Der Wirth zeigte ihm an, daß vor Kurzem ein angeſehener Ritter, Herr Heinrich von Carpona, an den Hof gekommen ſey, dem zu Gefallen der König ein Rennen und Turnier auf den Sonntag anſtellen wolle. Zugleich ſagte ihm der Wirth, daß auch fremde Ritter, wenn ſie gerüſtet auf die Bahn kämen, Zutritt zu dem Turniere erhalten könnten.

Als der Sonntag angebrochen war, ſtand Peter frühe auf, ließ ſein Pferd mit aller Zubehör verſehen und legte ſeine ſchönſten Kleider an, denn er gedachte Ehre an dieſem Tage einzulegen, und brannte vor Begierde, die ſchöne Magelone zu ſehen und ſich vor ihr zu zeigen. Auf ſeinen Helm hatte er ſich zwei koſtbare ſilberne Schlüſſel machen laſſen, um daran kenntlich zu ſeyn, zu Ehren des Himmelsfürſten, St. Peters des Apoſtels, deſſen Namen er trug. Auch alle Decken ſeiner Pferde ließ er mit Schlüſſeln zieren.

Die Bahn ward eröffnet, und der König mit ſeiner Gemahlin und Tochter, auch vielen andern Frauen und Jungfrauen, betraten das Schaugerüſte. Da kam auch Peter mit einem Knecht und einem Knaben auf die Bahn gezogen; er ſtellte ſich aber an dem niedrigſten Orte auf, denn er war fremd und unbekannt; niemand war auf ihn aufmerkſam, der ihn hervorgezogen und obenangeſtellt hätte. Nun kam die Zeit, in voller Rüſtung den Jungfrauen und Frauen Ehre zu erzeigen; ein Herold trat auf und rief auf Befehl des Königs: Wer da Willens wäre, um der Jungfrauen und Frauen willen eine Lanze zu brechen, der ſolle auf die Bahn ziehen. Da trat zuerſt Herr Heinrich von Carpona in die Schranken, und gegen ihn zog ein Diener des Königs; dieſen traf Herr Heinrich ſo gut, daß er bügellos im Sattel hing, und vor Schrecken und von der Erſchütterung den Spieß von ſich warf. Dieſer kam zufällig dem Roſſe des Herrn Heinrich vor die Füße, daß es ſtrauchelte und mit ſammt ſeinem Herrn zu Boden fiel. Da huben die Freunde des Hofdieners zu ſagen an, daß Herr Heinrich redlich gefallen wäre, und ſo wurde dem königlichen Ritter der Sieg zugeſprochen. Dieß verdroß den Herrn Heinrich von Carpona, daß er nicht mehr rennen wollte, und war auch dem Grafen Peter leid, der wohl ſah, welch ein tapferer Ritter Herr Heinrich war. Als nun der Herold zum zweitenmal auf Befehl des Königs rief: Wenn ein Andrer wäre, der eine Lanze zu brechen Luſt hätte, der ſollte auf die Bahn ziehen, da trat Peter in die Schranken gegen den Königlichen, und traf ihn bald ſo, daß Mann und Roß zu Boden fielen und alle Zuſchauer ſtaunten. Auch der König lobte den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln, und hätte gerne erfahren, wer und von wannen er ſey. Deßwegen ſchickte er einen Herold zu ihm mit dieſen Fragen. Peter antwortete dem Herold: „Sage dem Herrn deinem König, daß er kein Mißfallen darüber haben möge, wenn ich ihm meinen Namen vorenthalte, denn ich habe ein Gelübde gethan, keinem Menſchen zu bekennen, wie ich heiße. Doch ſoviel kannſt du deinem Könige ſagen, ich ſey ein armer Edelmann aus Frankreich, und ſuche in der Welt bei Jungfrauen und Frauen Preis und Lob zu erlangen.“ Der König begnügte ſich mit dieſer Antwort und ſchrieb ſie auf Rechnung der Beſcheidenheit.

Jetzt fing Peter erſt recht an, ſeine Kunſt zu zeigen, denn jeder Ritter wollte ſein Beſtes thun und ſich mit ihm meſſen, aber der Peter rannte die Fremden Alle ſchmählich ab. Der König und Alle erkannten, daß er das Beſte gethan, und Peter erhielt den Preis. Unter den Jungfrauen und Frauen ging ein Flüſtern über den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln, und die ſchöne Magelone, die Peter in der großen Ferne nicht recht geſehen hatte, konnte ſeine Thaten und ſeine Geſtalt nicht vergeſſen. Herr Heinrich von Carpona, der tapfere Ritter, begleitete den Sieger mit einigen andern in die Herberge, um ihn recht zu ehren.

Bald darauf lag die ſchöne Magelone ihrem Vater gar ſehr an, wieder ein Turnier zu halten. Sie that dieß aber, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aus verborgener Liebe zu dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln. Denn ſie freute ſich, bis ſie ihn wieder anſichtig werden möchte, und als Peter in ſeiner kenntlichen Waffenrüſtung in die Schranken trat, die Trompeten ſchmetterten und die Spieße an den Schilden krachten, wurde ſie ganz roth. Unverwandt blickte ſie auf Peter, obgleich ſie ſein Angeſicht noch nicht erkennen konnte, ſo wie er ſelbſt auch die ſchöne Magelone nur aus der Ferne ſah und von ihren Frauen noch nicht zu unterſcheiden vermochte. Auch dem König, ſo oft er den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln erblickte, gefiel er in jeder Beziehung wohl, beſonders von Seiten ſeiner Jugend und ſeines edlen und höflichen Benehmens. Zuweilen ſprach er zu ſich ſelbſt: „Dieſer Ritter kann von keinem niedern Geſchlechte ſeyn; all ſein Weſen ſpricht vom Gegentheil, er iſt auch würdig, daß wir ihm mehr Ehre erzeigen, als ihm bisher von uns wiederfahren iſt.“

So wie nun die Feierlichkeit zu Ende war, ließ ihn der König an ſeine Tafel laden; worüber Peter ſehr erfreut war, denn nun durfte er doch hoffen, die ſchöne Magelone einmal in der Nähe zu ſehen. Der Ritter erſchien zur beſtimmten Stunde, und als der König, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter ſich zu Tiſche ſetzten, wurde er der Prinzeſſin gegenübergeſetzt. Die Mahlzeit war mit fremden Gerichten auf das beſte beſtellt, aber der Ritter achtete des Eſſens wenig. Die unübertreffliche Schönheit der Jungfrau beſchäftigte ihn ſo ganz, daß er nichts thun konnte, als ſie anſchauen. Da ſättigte er denn ſeinen Geiſt mit Blicken und mußte ſich geſtehen, daß es auf Erden kein ſchöneres Weib gebe, als die ſchöne Magelone. Dieſe aber blickte immer freundlich nach ihm hin, und ſo wurde er in Liebe entzündet und ſprach zu ſich ſelbſt: „Der iſt glückſelig, der ihrer Liebe theilhaftig werden möchte.“ Doch dachte er dabei nicht an ſich ſelbſt; er hielt es für unmöglich, daß ihm ein ſolches Glück begegnen könnte. Auch zwang er ſich, munter und klug mit dem Könige zu reden, was dieſem wohl gefiel; wie denn ſein edler und kräftiger Anſtand das ganze Hofgeſinde in Staunen ſetzte. Als ſie gegeſſen hatten, ward allerley Spiel in dem königlichen Saale angeſtellt, und als der König die

Geſellſchaft verließ, gab er ſeiner Tochter die Erlaubniß, noch länger mit dem Ritter in dem Saale zu reden.

Die ſchöne Magelone rief dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln gar freundlich, und er eilte auf den ſüßen Laut ihrer Stimme ſchnell ihr entgegen. „Edler Ritter,“ ſprach ſie zu ihm, „mein Vater und wir Andern alle, die hier ſind, haben an eurem beſcheidenen Weſen, euren ritterlichen Thaten und eurem redlichen Gemüth großen Gefallen; ich ſoll euch darum bitten, daß ihr, ſo oft ihr möget, zu uns kommet, und euch im Hauſe meines Vaters Kurzweil ſchaffet.“ Peter dankte ihr in ehrerbietigen Worten, und ſein Herz war voll Freuden. Indem rief die Königin ihre Tochter, mit ihr den Saal zu verlaſſen, und Magelone nahm, wiewohl ungern, von dem Ritter Abſchied; doch ſagte ſie noch beim Scheiden: „Kommet ja oft, euch zu kurzweilen, edler Ritter! Ich hätte noch gar zu gerne von Ritterſpielen und Anderem, was in eurer Heimath vorgehen mag, mit euch geſprochen. Es beſchwert mich, daß ich dießmal nicht Zeit habe, mit euch zu reden.“ So nahm ſie von ihm Urlaub und ſah ihn ſo freundlich an, daß er tiefer in ſeinem Herzen verwundet wurde, als er zuvor war.

Die Fürſtin war mit ihren andern Jungfrauen in ihre Kammer gegangen, als der König wieder in den Saal trat und mancherlei mit den Herren ſprach, die am Hofe zugegen waren. Da trat er auch zu dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln und bat ihn freundlich, wenn es ihm nicht entgegen wäre, ſo ſollte er ihm ſei-

nen Namen und ſeinen Stand anzeigen. Aber er konnt
von Peter nichts Anderes erfahren, als daß er ein a
mer Edelmann ſey, und die Welt durchziehe, um ſie z
beſchauen und Ritterſpiele zu üben. Der König erku
digte ſich auch nicht weiter, er bewunderte vielmehr d
Beſcheidenheit und Standhaftigkeit des Jünglings, un
beurlaubte ihn ſehr gütig. So verließ der Ritter d
Hof mit andern Herren und wandelte nach ſeiner He
berge.

Sobald er ſich allein ſah, ging Peter an den ve
borgenſten Ort; ſeine Gedanken vertieften ſich in die u
vergleichliche Schönheit der Jungfrau Magelone, u
ſein Herz wiederholte alle freundlichen Reden und jed
huldvollen Blick der Geliebten. Und ſobald die ſchö
Magelone in ihre Kammer gekommen war, dachte
an Niemand anders mehr, als an den Ritter, u
müdete ſich in ihrem Innern ab, woher er wohl ſtamm
und wie er hieße; denn ſie konnte nicht glauben, d
er ſo geringen Geſchlechts ſey, als er vorgab. Endl
nahm ſie ſich vor, ihre Zuneigung zu dem Ritter,
ſie allein nicht mehr zu tragen vermochte, ihrer Am
zu offenbaren, die ſie beſonders lieb hatte, und von
ren Treue ſie überzeugt war. Eines Tags nahm
dieſelbe heimlich in ihr Gemach und ſagte zu ih
„Liebe Amme, du haſt mir in meinem ganzen Leben

che Treue bewieſen, daß ich auf keinen Menſchen in der Welt ein ſo großes Vertrauen ſetze, als auf dich. So will ich dir denn auch etwas ſagen, das du keiner Seele mittheilen darfſt, aber wenn du es geheim hältſt, und mir deinen getreuen Rath mittheilſt, ſo will ich dieß nimmermehr vergeſſen.“ Die Amme antwortete: „Liebe Tochter, ich weiß in der Welt nichts, das ich nicht gerne thäte, wenn du es begehreſt, und ſollte ich darum ſterben; öffne mir daher dein Gemüth ohne alle Furcht!“ Da ſprach die ſchöne Magelone voll Zutrauen zu ihr: „Haſt du den jungen Ritter geſehen, der vor einigen Tagen den Preis im Turnier erlangt hat? Sieh, an dieſem hängt mein Herz, und ich kann davor nicht eſſen, trinken und ſchlafen. Ja, erführe ich, daß er von hohem Geſchlechte iſt, ſo wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn ſetzen und ihn zu meinem Gemahl machen. Nun rathe mir, liebe Amme, und wenn du kannſt, ſo erfahre mir, woher er ſtammt und wer er iſt.“

Die Amme erſchrack nicht wenig, als ſie dieſe Rede vernommen hatte; ſie wußte nicht, was ſie antworten ſollte; doch erwiederte ſie endlich: „Liebes Kind, was ſageſt du? Mir iſt dein hoher Stand wohl bewußt. Und wenn der mächtigſte Herr der Welt dich bekäme, ſo müßte er ſich freuen! Dennoch ſetzeſt du deine Hoffnung auf einen jungen, fremden Ritter, der dir mit ſammt den Seinen unbekannt iſt; der, wenn er nach dir begehrt, vielleicht nur deinen Spott und deine Schande begehrt! Liebe Tochter, ſchlage dir doch ſolche Gedanken aus deinem Herzen!“ Magelone verſtand die Alte wohl, und wurde ganz traurig in ihrem Gemüth. Die Neigung zu dem Fremden hatte ſie umſtrickt, daß ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig war. „Amme, iſt das die Liebe, die du zu mir getragen haſt? Willſt du, daß ich elendiglich ſterbe? Und was verlange ich denn von dir! Iſt denn die Arzeney, die du mir holen ſollſt, ſo ferne? Schicke ich dich denn weit fort von mir? Braucht dir denn über dem, was ich dich heiße, vor meinem Vater und meiner Mutter, oder vor mir zu bangen? Siehe, wenn du thuſt, um was ich dich bitte, ſo iſt mir geholfen; folgſt du mir nicht, ſo wirſt du mich in kurzer Zeit vor deinen Augen an Kummer und Schmerzen ſterben ſehen.“ Mit dieſen Worten warf ſie ſich ohnmächtig auf ihr Lager und als ſie endlich wieder zu ſich kam, fuhr ſie fort: „Liebe Amme, wiſſe nur, daß er von hohem Geſchlechte iſt; wie wäre es auch anders möglich bei ſolchen Tugenden? Und eben darum will er ſeinen Namen nicht nennen. Ich bin aber gewiß, wenn du ihn wollteſt in meinem Auftrage nach ſeinem Namen und Stande fragen, er würde ihn dir nicht vorenthalten.“ Als die Amme ſah, wie groß die Liebe der ſchönen Magelone zu dem jungen Ritter war, brachte ſie es nicht über ihr Herz, der Jungfrau ihre Bitte abzuſchlagen; ſie tröſtete ſie, und verſprach ihr erfahren zu wollen, was ſie zu wünſchen begehre.

So wie der Morgen kam, ging die Amme in die Kirche, den Ritter zu ſuchen. Denn kein frommer Ritter verſäumte damals ſein Morgengebet. Sie fand ihn auch dort allein und betend, kniete neben ihm nieder, und verrichtete auch ihr Gebet. Als beide fertig waren, begrüßte ſie der Ritter; er hatte ſie ſchon am Hofe geſehen. Und nun nahm die Amme des Augenblicks wahr und ſprach: „Herr Ritter, ich muß mich wundern, daß ihr euern Stand und euer Herkommen ſo heimlich haltet; ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, beſonders aber die ſchöne Magelone eine große Freude hätten, wenn ſie erfahren könnten, von wannen und wer ihr ſeyd. Ja, wäret ihr geneigt, der Prinzeſſin dieſes zu bekennen, ich verſichere euch, ihr thätet ihr einen großen Gefallen.“ Als der Ritter die Frau ſo reden hörte, verlor er ſich in Gedanken, doch däuchte ihm, ſolche Reden verriethen wirklich den Wunſch Magelonens, und das Herz ſchlug ihm höher, weil er daraus ſchloß, daß ſie ihn liebe. Daher antwortete er: „Liebe Frau, ſeit ich von Hauſe weg bin, habe ich mich keinem Menſchen zu erkennen gegeben; aber weil Niemand auf der ganzen Welt iſt, dem ich Beſſeres gönnte und lieber gehorſam ſeyn möchte, als eurer ſchönen Gebieterin, ſo ſaget ihr, wenn ſie ja herzlich meinen Namen zu wiſſen begehrt, daß mein Geſchlecht groß und hochgeadelt iſt; bittet ſie aber in meinem Namen freundlich, ſie wolle ſich an dem genügen laſſen; auch bitte ich euch, nehmet von meiner kleinen Habe dieſes Angedenken mit!“ Er übergab hierauf der Amme einen von den drei Ringen, welche ihm ſeine Mutter, die Herzogin von Provence, mit auf die Reiſe gegeben hatte. Dann ſchieden beide von einander.

Die Amme ging fröhlich dem Schloſſe zu. „Er muß wohl, wie Magelone ſagt, hohen Geſchlechtes ſeyn,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „denn er iſt aller Zucht und Ehren voll.“ Magelone harrte auf ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Die Eintretende zog den Ring hervor, hielt ihn ihr entgegen und berichtete ihr Alles, was der Ritter geredet hatte. Magelone griff freudig nach dem Ringe, betrachtete ihn, und rief: „Siehest du nun, Amme! Habe ich dir nicht vorlängſt geſagt, er müßte hohen Geſchlechtes ſeyn? Meinſt du, ein ſo koſtbarer Ring könne einem Armen und Niedrigen gehören? Ja, dieſe Liebe wird mein Glück ſeyn! Ich will ihn beſitzen, und kein Gedanke ſoll je in mein Herz ſteigen, einen Andern zu lieben und zu begehren! Als ich ihn das erſtemal geſehen, ergab ſich ihm mein Herz; und ich erkenne wohl, daß er mir zu Gefallen hieher gekommen iſt. Ich bitte dich aber, laß mir dieſen Ring, der von ihm kommt, und nimm ein anderes Kleinod dafür!“ Hierein willigte die Amme gern; als aber Magelone verlangte, ſie ſolle gehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüth und ihren Willen entdecken, da erſchrack jene, und bat ſie, dieſen Vorſatz in ihrem edeln Herzen nicht länger zu hegen, und ihre Liebe doch nicht ſo ſchnell auf einen fremden, unbekannten Ritter zu werfen. Das Wort konnte die ſchöne Magelone nicht dulden, ſie ſprach mit bewegter Stimme: „Du ſollſt mir ihn hinfort keinen Fremden nennen; ich habe auf der ganzen Erde Niemand, der mir lieber wäre!“ Die Amme ſah die große Bewegung in der Jungfrau Gemüth und mochte nicht mehr dawider reden. „Theures Kind," ſagte ſie, „Alles, was ich thue, thu' ich ja um Deinetwillen, und dir zu Ehren. Glaube mir aber, Alles, was auf unordentliche und unbedächtliche Weiſe geſchieht, kann dir nicht zur Ehre gereichen. Ich zweifle nicht daran, daß du ihn lieb haſt, und er iſt es auch wohl werth, nur muß es auf züchtige und anſtändige Weiſe geſchehen, dann will ich dir gewiß guten Rath geben und getreulich helfen; auch hoffe ich ja zu Gott, daß er noch Alles wohl gerathen laſſen werde!" Durch dieſe Reden wurde die ſchöne Magelone ein wenig beruhigt. Sie legte ſich, ihren Ring am Finger, zu Bette, küßte dieſen zum öftern, dachte mit herzlichen Seufzern an ihren Freund, und ſchlief endlich ganz ſanft ein.

Da kam es ihr im Traume vor, als wären der Ritter und ſie beide allein beieinander in einem luſtigen Garten, und ſie ſagte zu ihm: „Ich bitte euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu euch trage, ſagt mir, von wannen ihr ſeyd, und welchen Geſchlechtes." Aber der Ritter bäte ſie, nicht weiter zu fragen und ſagte ihr, ſie ſollte es in kurzem erfahren; und dann ſchenkte er ihr einen Ring, der noch köſtlicher war, als der erſte, den er der Amme geſchenkt hatte; und ſie waren in großen Freuden bei einander. So lag die ſchöne Magelone ſchlafend in ſüßen Träumen bis zur andern Frühe. Als ſie erwachte, erzählte ſie den Traum ihrer Amme, und dieſe ſah jetzt, daß ſie ihr ganzes Herz auf den Ritter geworfen, und dachte nicht länger darauf, ſie von ihm abzubringen.

Indeſſen wandte der Ritter allen Fleiß an, wie er die Amme der ſchönen Magelone wieder ſehen könnte, und da auch ſie alle Luſt hatte, ihm zu begegnen, ſo ſtand es nicht lange an, daß beide einander in der Kirche trafen. Dort machte ihr Peter ein Zeichen, daß er etwas heimlich mit ihr reden wolle. Die Amme, die dieß gleich verſtand, ging hin zu ihm und erzählte ihm leiſe, welche Freude Magelone an dem Ringe gehabt, den der Ritter der Amme geſchenkt, und den ſie ihr abtreten müſſen. „Liebe Frau,“ antwortete da der Ritter, „ich habe den Ring euch gegeben, nicht der ſchönen Magelone; denn ich weiß wohl, daß eine ſolche kleine Gabe nicht würdig iſt, einer ſo mächtigen Fürſtin überſandt zu werden. Aber Alles, mein Leib und mein Gut gehört ihr. Wiſſet, ihre Schönheit hat mein Herz ſo verwundet, daß ich euch anvertrauen muß, wie ich ohne ihre Gunſt nicht leben kann und mich für den unglücklichſten Ritter auf der Welt halte. Meldet ihr dieſes, ich bitte euch, denn ich weiß, daß die Fürſtin keine vertrautere Freundin hat, als euch!“ Die Amme ſagte zu ihm: „Ich will alles thun, was ihr befehlet und es meiner Gebieterin treulich anzeigen; auch hoffe ich, euch eine günſtige Antwort zurückzubringen; nur möchte ich wiſſen, wie ihr es mit eurer Liebe meinet; denn verſtändet ihr darunter eine thörichte und unreine Liebe, ſo ſchweiget nur hinfort und redet mir nichts mehr davon.“ Da ſprach der edle Ritter: „Ich will eines unglücklichen böſen Todes ſterben, wenn ich je an eine ſolche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe; eine ehrliche, treue, aufrichtige Herzensliebe iſt es, mit der ich die Jungfrau liebe und ihr beſcheidentlich dienen will.“

Mit dieſer Erklärung war die Amme ſehr zufrieden, doch fragte ſie: „Weil ihr mir nun betheuret, daß ihr ſie mit getreuer Liebe lieben wollet, warum verberget ihr doch immer noch euren Namen und euer Geſchlecht vor ihr? Denn wenn ihr nachweiſen könnet, daß ihr von hohem Adel entſproſſen ſeyd, ſo dürfte mit Gottes Hülfe wohl die Ehe zwiſchen euch beiden zu Stande kommen; denn es iſt wahr, ihr liebet einander von Herzen!“ Bei dieſen Worten flammte die Liebe Peters hoch auf. „Ich bitte euch, Amme,“ rief er, „helfet mir dazu, daß ich mich mit der Jungfrau unterreden kann, dann will ich ihr mein Geſchlecht anvertrauen, und Alles, was ſie von mir zu wiſſen begehrt.“ Die Amme ſagte ihm auch dieſes zu, und nun gab er ihr den zweiten Ring für Magelone mit und verabſchiedete ſich von ihr vergnügten Herzens. Die Amme verließ die Kirche und ging den nächſten Weg nach den Gemächern der ſchönen Magelone, die ſehr krank vor großer Liebe war und auf ihrem Ruhebette lag. Sobald ſie aber die Amme erblickte, ſprang ſie auf und lief ihr entgegen. „Sey mir willkommen, liebe Freundin,“ rief ſie. „Wehe mir, bringſt du mir nicht gute Botſchaft von ihm, den meine Seele liebt. Ach, liebe Amme, wenn du mir nicht einen Rath giebſt, wie ich ihn ſehen und ſprechen könne, ſo muß ich ſterben!“ — „Sey getroſt, liebes Kind, ich bringe dir günſtige Zeitung,“ ſprach die Amme; da fiel ihr Magelone an den Hals und herzte ſie, und erfuhr nun Alles, was der Ritter geſagt hatte. „Glaubet mir,“ ſagte die Alte, „wenn ihr ſeinetwegen große Schmerzen duldet, ſo trägt er um euretwillen nicht kleinere, und alle ſeine Liebe iſt getreu, züchtig und ehrbar, worüber ich ſehr erfreut bin. Ja, ich kann euch ſagen, Tochter, daß ich nie einen jungen Ritter gekannt habe, der ſo weiſe geredet hätte. Und nun begehrt er heimlich mit euch zu ſprechen, und will euch ſeine Geburt und ſeinen Stand entdecken. Auch bittet er euch, dieſen Ring aus ſeiner Hand anzunehmen.“ Bei dieſer guten Nachricht färbte ſich das ſchöne Angeſicht Magelonens mit noch höherer Röthe, ſie betrachtete den Ring und ſagte zu der Amme: „Ach, das iſt ja ganz derſelbe Ring, den ich heute Nacht im Traume geſehen habe. Ja, mein Herz ſagt mir Alles, was geſchehen wird. Nun glaube ich auch, daß dieſer Ritter mein Gemahl werden ſoll! Darum, Amme, ſuche nur immerhin Mittel, wie ich ihn ſehen und mit ihm reden kann.“ Die Amme verſprach ihr, keine Mühe zu ſparen, daß ihr Verlangen erfüllt werde. Und nun war Magelone den ganzen Tag fröhlich, wie ein Kind; ſah den einen Ring an und dann wieder den andern, ſpielte mit ihnen, ſteckte ſie jetzt an dieſen Finger, jetzt an jenen, küßte ſie und dankte im Herzen ihrem Freunde viel hundertmal für dieſe Gaben ſeiner Liebe.

Am andern Tage fand die Amme den Ritter in einer Capelle, in welche er zu gehen pflegte; ſo wie er ſie erſah, eilte er auf ſie zu, und fragte, was die ſchöne Magelone beginne, und ob er in ihrer Gnade ſtände. Die Amme antwortete ihm: „Edler Ritter, glaubet mir, daß kein Ritter jetzt in der Welt iſt, der den Harniſch führt und Ritterſpiel übt, welcher ſo glücklich ſey, wie ihr. Zur guten Stunde ſeyd ihr in dieſes Land gekommen, durch eure Tapferkeit erlanget ihr die ſchönſte Jungfrau auf der Erde. Wiſſet nur, ſie begehrt herzlich, euch zu ſehen, und freundlich mit euch zu reden, und ich will mich ihr nicht widerſetzen. Nur müßt ihr mir bei Edelmanns Treue und Glauben verheißen, daß, wie es eurem hohen Stande ziemt, eure Liebe nichts anderes ſey, denn Zucht und Ehre.“ Der Ritter kniete vor der Amme auf die Erde nieder und ſchwur ihr vor ſeinem Schöpfer, daß er nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, daß ſonſt Gott in dieſer Welt ihm nicht helfen möge. Da gab ihm das Weib die Hand, erhub ihn und ſprach: „So ſchicket euch an und kommt morgen Nachmittags durch das kleine Pförtchen unſers Gartens zu meiner ſchönen Herrin in ihre Kammer, welche mit mir allein darin ſeyn wird. Dann will auch ich die Kammer verlaſſen, daß ihr beide allein mit einander ſeyd; da mögt ihr reden und einander euer Anliegen nach Herzens Wunſch erzählen.“ Mit dieſer Hoffnung ſchied der Ritter von der Amme.

Tags darauf, als Zeit und Stunde vorhanden war, fand er das Pförtlein offen, eilte durch den Garten und hinauf zur Kammer der ſchönen Magelone mit großer

Begierde ſeines Herzens. Hier fand er die ſchöne Magelone mit der Amme allein; als ſie ihn erblickte, verwandelte ſich all ihre Farbe und ſie ward im Antlitz ſo roth wie eine Roſe; hätte ſie der Vernunft, welche jedes adelige Herz regieren ſoll, nicht gefolgt, ſo hätte die Liebe ſie ihm in die Arme geführt; ſo ließ nur ihr holdes Antlitz, und ihr liebliches, freundliches Auge die Neigung durchſchimmern, die ſie für den Ritter im Herzen trug, das ihr vor Freude im Leibe hüpfte. Auch der Ritter wandelte ſeine Farbe, als er ſo plötzlich die Geliebte ſeines Herzens vor ſich ſtehen ſah; er wußte nicht, wie er zu reden anfangen ſollte, wußte auch nicht, ob er in den Lüften oder auf dem Erdboden ſey. Endlich kniete er ganz verſchämt vor ihr nieder und ſprach: „Hochgeborne Fürſtin, der allmächtige Gott verleihe euch Ehre und Alles, was euer Herz begehrt.“ Da faßte ihn Magelone bei der Hand, und ſagte mit leiſer Stimme zu ihm: „Seyd mir willkommen, edler Ritter!“ ſetzte ſich und hieß ihn neben ihr ſeinen Sitz nehmen. Und nun ging die Amme in die Nebenkammer. Darauf fing die ſchöne Magelone alſo zu reden an: „Wohl ziemte es ſich für ein ſo junges Mädchen, wie ich bin, nicht, mit einem Ritter heimlich zu reden, wie ich mich nun ſolches unterſtehe; doch als ich wieder euer adeliges Gemüth bedachte, wurde ich ſicher und keck, mein Verlangen zu erfüllen. Wiſſet auch, als ich euch den erſten Tag geſehen, hat euch mein Herz alsbald Gutes gegönnt; ja es iſt kein Menſch auf der Erde, dem ich wohler wollte, als euch. Darum möchte ich gerne erfahren, wer ihr ſeyd, und welcher Landesart, und warum ihr hierher gekommen ſeyd.“ Da ſtand der Ritter in Freuden auf und ſprach: „Dank ſey euch, gnädigſte Fürſtin, für die Freundlichkeit eures Gemüthes; wiewohl in mir keine Tugend iſt, die ſolches um euch verdient hätte. Ja, es iſt billig, daß ihr erfahret, wer ich ſey, und warum ich hieher gekommen; doch war mein Vorſatz, es Niemand zu offenbaren, und bitte ich euch daher, es vor Jedermann geheim zu halten. Wiſſet, edle Fürſtin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, der ein Oheim des Königs von Frankreich iſt. Ich bin allein darum von Vater und Mutter weggezogen, um eure Liebe zu erlangen; denn ich hörte ſagen, daß keine ſchönere Fürſtin ſeyn ſollte, denn ihr, welches auch wahr iſt: eure Schöne iſt unausſprechlich. So bin ich denn nicht hierher gekommen, edler Ritter Geſellſchaft zu ſuchen und mit ihnen um den Preis zu werben, denn ich weiß, daß ſie in allen Dingen geſchickter ſind als ich: ſondern, wiewohl ich unter ihnen der Geringſte bin, habe ich mir in meinem Herzen vorgeſetzt, ob ich eure Gunſt und Liebe erlangen könnte. Das iſt die ganze Wahrheit, wie ihr ſie von mir zu erfahren begehret. In meinem Herzen iſt beſchloſſen, Niemand lieber zu haben, denn Euch, bis an meinen Tod.“ Auf dieſe Worte des Ritters erwiederte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gütigen Gott, daß er uns einen ſo glücklichen Tag verliehen hat, denn ich ſchätze mich für das glücklichſte Weſen der Welt, daß ich einen ſo edlen Menſchen gefunden habe, der an Hoheit des Geſchlechts, an Tapferkeit, Zucht und Weisheit ſeinesgleichen nicht hat. Nein, ihr ſollt eure Mühe nicht verlieren, die ihr ſo treulich an mich geſetzt habt. Und weil ihr mir euer Herz und Gemüth aufgedeckt, ſo iſt es billig, daß ich vor euch das Gleiche thue. Darum ſehet hier eure Magelone; ſie iſt ganz und gar euer. Ich ſetze euch zum Meiſter und Herrn meines Herzens, nur bitte ich euch, ſolches bis zur Zeit unſeres Verlöbniſſes geheim zu halten; meinestheils ſeyd verſichert, daß ich lieber den Tod ſehen wollte, als mich und mein Herz einem Andern bewilligen.“

Magelone nahm nun eine goldene Kette, daran ein köſtliches Schloß war, von ihrem Hals. „Mit dieſer Kette,“ ſprach ſie, „geliebter Freund und Bräutigam, ſetze ich euch in den Beſitz meines Lebens, und verheiße euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen Andern zu ehelichen, denn euch.“ Mit dieſen Worten ſchloß ſie ihn freundlich in die Arme. Peter ſenkte ſich vor ſeiner Geliebten ins Knie, dankte ihr, verſprach ſich ihr ganz zu eigen, und ſteckte ihr den dritten und köſtlichſten Ring, den er von ſeiner Mutter empfangen, an den Finger; ſie neigte ſich gegen ihn und er gab ihr den erſten Kuß als ſeiner Braut. Dann riefen ſie die Amme zurück in die Kammer.

Hierauf beurlaubte ſich Peter von ſeiner ſchönen Freundin und ging zurück in die Herberge viel fröhlicher, als er gewohnt war. Magelone aber ließ ſich gegen Niemand merken, was vorgegangen. Nur mit der Amme ſprach ſie von nichts Anderem, als ihrem Ritter. Die Amme aber ſagte: „Es iſt alles wahr, was ihr Gutes und Liebes von ihm ſagt. Nur, liebſtes Fräulein, bitte ich euch, ſeyd nicht leichtſinnig in der Liebe. Wenn ihr zu Hofe bei andern Jungfrauen, oder in der Ritter Geſellſchaft ſeyn werdet, ſo laßt euch nichts merken. Würden Vater oder Mutter es inne, ſo würde daraus dreierlei Uebel entſtehen. Erſtens würdet ihr ſchamroth werden, und die Gunſt eurer Eltern verlieren; zum Andern möchte der Ritter getödtet werden, und ihr wäret die Urſache am Tode deſſen, der euch lieber hat, denn ſich ſelbſt; und drittens endlich würde auch ich geſtraft werden, was ihr gewiß nicht haben wollt.“ Magelone verſprach der Amme in allem treulich zu folgen. „Siehſt du an mir etwas, das mir zu thun nicht geziemt,“ ſagte ſie, „ſo ſage mir's oder mach' mir ein Zeichen. Aber wenn wir zwei allein beieinander ſind, dann bitte ich, du wolleſt mir vergönnen von dem liebſten Menſchen zu reden; ſo wird die lange Zeit, bis wir uns wieder ſehen, etwas ſchneller verfließen.

Als der Ritter wieder zu Hauſe war, dachte er an nichts anders, als an Magelonens Freundlichkeit und Schöne: es trieb ihn, eher wieder an den Hof zu gehen, als er ſich vorgenommen hatte. Doch hielt er ſich weislich ganz ſtille vor dem König und allen Andern, wodurch ihn um ſeiner Beſcheidenheit willen Jedermann um ſo lieber gewann, nicht nur die großen Herren, ſondern auch das gemeine Hofgeſinde. Wenn er aber den Augenblick erhaſchen konnte, wo er unvermerkt ſeine Augen ſpeiſen mochte, warf er der ſchönen Magelone einen freundlichen Blick zu; doch geſchah das immer vorſichtig und ganz verborgen. Nur wenn er von dem König oder der Königin Befehl erhielt, mit der Fürſtin zu reden, nahte er ſich ihr. Und dann vertrieben ſie mit holdem Geſpräch ihre Zeit.

Zu dieſer Zeit lebte in der Normandie ein reicher und edler Ritter, der wegen ſeiner Macht und Redlichkeit überall geprieſen und beliebt war, der hieß Friedrich von der Krone. Dieſer gewann die ſchöne Magelone auch lieb, denn er hatte ſie vor Zeiten geſehen, ſi aber ſeiner nicht geachtet. Nun nahm er ſich einsmal vor, Ritterſpiel in der Stadt Neapolis zu treiben; e vertraute dabei auf ſeine Stärke, die ihm den Prei und damit vielleicht die Huld der ſchönen Magelone gewinnen könnte. Daher that er die Bitte an den Köni von Frankreich, in Neapel turnieren zu dürfen. Un nun wurde in Frankreich und allen Landen ausgerufen Welche Ritter Lanzen zu brechen Willens wären, au Liebe zu Jungfrauen oder Frauen, die ſollten am Ta von Mariens Geburt in der Stadt Neapel erſcheinen; d würde man ſehen, wen ſie lieb hätten.“

Dieß bewog viele Fürſten und Herren zu erſcheine aus Savoyen, aus England, aus Böhmen und Ru land. Auch Jakob, der Bruder des Grafen von Provence, der Oheim des Ritters mit den ſilbernen Schlüſſeln, kam, wiewohl er dießmal ſeinen Neffen nicht erkannte. Herr Friedrich von der Krone, Herr Heinrich von Carpona und andre Edle hatten ſich auch eingefunden, und der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln war ohnehin auf dem Platze.

Sechs Tage lagen die zuſammengekommenen Fürſten und Herren in der Stadt ſtille, bis der anberaumte Tag erſchien. Da ſtanden ſie frühe auf und hörten alle die Meſſe, dann rüſteten ſie ſich, ein Jeglicher ſo herrlich er mochte, und zogen auf den Ritterplatz, wo der König und die Königin mit ihrer Tochter, der ſchönen Magelone, und andern Jungfrauen und Frauen auf einer Schaubühne ſaßen, dem Stechen zuzuſehen. Es war ein gar luſtiger Kranz; aber unter ſoviel ſchönen Frauen leuchtete Magelone wie der Morgenſtern im Aufgang des Tages hervor. Die Ritter alle warteten auf den königlichen Befehl. Der erſte, der ſich mit aller Pracht ſehen ließ, war Herr Friedrich von der Krone, und nach ihm viele Andere, jeder in ſeiner Ordnung; aber die ſchöne Magelone wandte ihr Auge nur nach Peter, der zu allerletzt kam. Dann befahl der König ſeinem Herold, auszurufen, daß das Turnier geſchehen ſolle freundlich und mit Liebe, aber auch ohne Scheu des Andern. Darauf rief Herr Friedrich von der Krone laut: „Auf den heutigen Tag will ich meine Stärke und Mannheit beweiſen, der edeln und allerſchönſten Magelone zu Ehren.“ Und nun zog er als der Erſte auf die Bahn. Wider ihn trat Herr Heinrich auf, der Königs von England Sohn, ein ſchöner Ritter; und ſie trafen ſich ſo gut, daß Beider Spieße brachen. Nach ihm kam der Ritter Lancelot von Valois, der ſtach gleich im erſten Zuſammentreffen Herrn Friedrich aus dem Sattel.

Nun ritt Peter von Provence in die Schranken wider Lancelot, denn ſein muthiges Herz konnte nicht länger verziehen. Dieſe trafen ſo heftig auf einander, daß die Pferde mit ihnen Beiden fielen, und ſie auf Befehl des Königs mit den Pferden wechſeln und noch einmal rennen mußten. Die ſchöne Magelone war ſchon ganz traurig geworden, als ſie das Roß ihres Geliebten fallen ſah. Nun aber zogen ſie abermals auf die Bahn, und Peter rannte mit ſolcher Gewalt wider ſeinen Gegner, daß er ihm einen Arm entzwei brach und Lancelot wie todt auf die Erde fiel und von den Seinen von der Bahn weg in ſeine Herberge getragen werden mußte.

Darauf trat Herr Jakob von Provence gegen Peter hervor; dieſer erkannte ihn ſogleich, wurde aber von jenem nicht erkannt. Wie nun der edle Peter ſeines Vaters Bruder ſich zum Streite gegen ihn rüſten ſah, ſandte er den Herold zu ihm und ſprach: „Saget jenem Ritter, daß er nicht wider mich auftrete, denn er habe mir einsmals einen Dienſt in der Ritterſchaft erwieſen, daher ſey ich ſchuldig, ihm wieder zu dienen. Sagt ihm auch, ich laſſe ihn bitten, meiner zu ſchonen, ſo wolle ich willig bekennen, daß er ein beſſerer Ritter ſey, denn ich. Als Herr Jakob dieß hörte, wurde er zornig; denn er war ein tüchtiger Ritter; und er war es, der mit eigener Hand ſeinen Neffen Peter einſt zum Ritter geſchlagen hatte, daher Peter jetzt aus Ehrerbietung ſich ſcheute, mit ihm zu kämpfen. Davon ahnete aber Herr Jakob von Provence jetzt nichts. „Saget dem Ritter,“ ſprach er, „wenn ich ihm Liebes erwieſen habe, ſo ſollte er um ſo mehr wider mich rennen, um auch mir zu Gefallen zu leben; denn er wird hier für einen tapfern Ritter geachtet. Ich fürchte aber, daß dem nicht ſo ſey, und daß er nicht genug Kraft in ſich fühle, ſich gegen mich zu wehren!“ Der Herold hinterbrachte das Herrn Peter wieder, und ſo ſchwer es dieſem fiel, gegen ſeinen Ohm zu kämpfen, mußte er es doch thun, um von den Leuten nicht verkannt zu werden. Als es nun an's Treffen kam, da hielt Peter ſeinen Speer quer über, denn er mochte ſeinen Vetter nicht treffen; dieſer hingegen ſchonte ſeiner nicht, ſondern er traf ſeine Bruſt; ſein Stoß war aber ſo heftig, daß Herrn Jakob's Speer davon zerbrach, und er ſelbſt aus dem Sattel ſeines Roſſes gehoben ward. Peter jedoch rührte ſich nicht, es war ihm nur, wie wenn eine Flamme an ihm vorübergegangen wäre und ihn kaum berührt hätte. Der König, der dieß gewahr wurde, ſah wohl, daß der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nur aus Höflichkeit ſo handelte, begriff jedoch nicht, warum es geſchah. Die ſchöne Magelone aber wußte wohl, warum es Peter that. Indeſſen ſchickten ſich Beide zu einem zweiten Kampfe, und Peter machte es wieder, wie das erſtemal. Sein Vetter hingegen ſparte keine Kraft, und ſtach ſo heftig, daß er ſelbſt über dem Stoße vom Pferde fiel. Peter aber hatte ſich nicht im Steigbügel gerührt, und war zu keinem Gegenſtoß zu bewegen. Hierüber verwunderte ſich Jedermann und Herr Jakob ſelbſt, der ſeine Stärke empfunden hatte und doch ſah, daß der Ritter ſich nicht die Mühe gab, ihn zu treffen, verwunderte ſich ſehr, und wollte nicht wieder kommen. So zog er ab, und wußte nicht, daß ſein Gegner Peter, ſein edler Neffe, geweſen war. Es kamen nun noch viele andre Herren, die alle ſchonte der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nicht, ſondern hub einen um den andern aus dem Sattel.

Als nun Niemand mehr vorhanden war, der e
mit ihm wagen wollte, ſchlug er ſein Viſier auf und
ritt zum König. Dieſer ließ ihn durch den Herold al
Sieger ausrufen, und die Königin, die ſchöne Magelo
ne und alle übrigen Frauen und Jungfrauen ſagten ihm
großen Dank. Der König erwies den Rittern noc
große Ehre, dem mit den ſilbernen Schlüſſeln aber gin
er entgegen, umarmte ihn und ſprach: „Lieber Freund
ich danke euch für die Ehre, die ihr mir heute bewieſe
habt; ich darf mich wohl rühmen, daß kein Fürſt au
Erden iſt, der einen ſo guten Ritter an ſeinem Hof
hätte, als ich an euch einen habe, ſo voll Zucht, Ehr
und Tapferkeit. Eure Werke loben euch mehr, als ic
ſelbſt es kann. Gott laſſe euch finden, was euer He
begehrt, denn ihr ſeyd es würdig!“ Von dieſem Ta
an wurde der Ritter von dem König und allen Ander
hochgeſchätzt; wer mit ihm in ein Geſpräch komme

konnte, freute ſich ſeiner Geſellſchaft; je mehr man ihn ſah, je lieber hatte man ihn. Er war aber auch ein ſchöner, holdſeliger, junger Geſelle, war weiß wie eine Lilie, hatte freundliche Augen, Haar wie Gold, und Jedermann ſagte, Gott habe ihm beſondere Tugenden und Gaben verliehen. Und obgleich auch der Verwundeten nicht vergeſſen wurde, und beſonders Herr Lancelot von einem Arzte des Königs beſucht und ſorgfältig geheilt ward, auch alle andern Fürſten und Herren fünfzehn Tage lang köſtlich am Hofe gehalten wurden, ſo wurde doch von nichts als von dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln geſprochen. Und ſo oft es die ſchöne Magelone hörte, war ſie hoch erfreut, doch ließ ſie ſich nicht das Kleinſte merken.

Die andern Fürſten und Edlen zogen endlich heim, wiewohl ziemlich ärgerlich, weniger, weil ſie beſiegt worden waren, als weil ſie durchaus nicht erfahren konnten, wer der ſiegreiche Ritter ſey, der bei dem Turnier unter ſo vielen Tapfern das Beſte gethan hatte. Als alles vorüber war, kam der Ritter auch wieder mit ſeiner ſchönen Magelone zuſammen; und als ſie genug mit einander geredet hatten, wollte Peter ſie verſuchen und ſprach zu ihr: „Edelſte, ſchönſte, liebſte Magelone! ihr wißt, wie lange ich euretwegen von Eltern und Heimath ferne bin; darum, allerliebſte Liebe, weil ihr die einzige Urſache ſeyd, ſo bitte ich euch, erlaubet mir, nach Hauſe zu reiten; denn ich bin gewiß, daß Vater und Mutter große Sorge um mich tragen, und das beſchwert mein Gewiſſen.“ Als dieß Magelone hörte, ſtanden ihr ſogleich die Augen voll Waſſer, und bald rannen heiße Thränen über ihr ſchönes Angeſicht, und ſie ſchwieg lange ganz ſchwermüthig. Endlich begann ſie unter Seufzen: „Ja gehet nur, ich weiß ja, daß ein Sohn Vater und Mutter gehorſam ſeyn ſoll! Aber das ſchmerzt mich, daß ihr eure Geliebte zurück laſſen wollt, die doch ohne euch weder Raſt noch Ruhe in dieſer Welt haben kann. Glaubet nur, wenn ihr von mir hinwegziehet, ſo werdet ihr bald von meinem Tode hören!“ Dieſe Klagen gingen dem Grafen Peter ſehr zu Herzen und er ſagte zu ihr: „Ach, Magelone, geliebte Liebe! weinet nicht, und bekümmert euch nicht mehr; glaubet, daß ich lieber den Tod leiden will, als euch laſſen; wollet ihr aber mit mir ziehen, ſo ſeyd verſichert, daß ich euch in Zucht und Ehren führen werde, und meinem Verſprechen in Allem Genüge thun!“

Als Magelone dieſe Worte ihres Geliebten hörte, wurde ſie voll Freuden, und machte ihm ſelbſt den Vorſchlag, ſo bald und ſo heimlich als möglich von dannen zu ziehen. „Höret, was ich euch bisher verſchwiegen habe,“ ſagte ſie, „mein Vater hat mir ſeinen Willen angezeigt, mich nächſtens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen. Mir aber war nicht anders, denn als ob er mir den Tod drohete.“ Darauf beſchloſſen ſie, am dritten Tage, wenn die Welt im erſten Schlafe läge, mit einander zu ziehen. Peter ſollte ſich mit allem Nöthigen verſehen, und mit den Pferden zu dem kleinen Pförtchen bei dem Garten kommen. Magelone bat ihn inſtändig, doch ja gute und ſtarke Pferde mitzubringen, damit ſie auf's Geſchwindeſte aus dem Lande kämen. „Denn wenn mein Vater uns einholte,“ ſprach ſie, „ſo würde er uns beide tödten.“

Von dieſem Entſchluſſe ſagte die ſchöne Magelone ſogar ihrer Amme nichts; ſie fürchtete doch, daß ſie dieſen Schritt verhindern oder gar anzeigen möchte. So harrte ſie allein mit ihrem Geheimniß, als Peter ſie verlaſſen hatte, den Tag und den Anfang der Nacht hindurch. Nach dem erſten Schlafe kam Peter vor das Gartenpförtchen mit drei wohlbeſchlagenen Pferden, wovon eines mit Brod und anderer Speiſe auf zwei Tage beladen war, damit ſie nicht Eſſen und Trinken in der Herberge ſuchen durften. Die ſchöne Magelone hatte inzwiſchen Geld, Silber und was ihr ſonſt vonnöthen war, zu ſich genommen und ſetzte ſich auf einen ſchmucken engliſchen Zelter, der ſehr ſanft ging; Peter ſaß auch auf einem herrlichen Roß, und ſo ritten ſie die ganze ſtille Nacht über, bis der Tag anbrach. Peter ſuchte die dichteſten Hölzer aus, gegen das Meer zu, damit ſie von Niemand geſehen würden. Als ſie tief genug in den Wald hinein gekommen waren, hub er die ſchöne Magelone vom Pferd, wies den Roſſen eine Stelle an, und ließ ſie graſen. Sie ſelbſt ſaßen in's grüne Gras unter den Schatten eines Baumes, redeten von ihrer Liebe und baten Gott, ſie zu beſchirmen. Als ſie ſo Beide lange mit einander zärtlich geredet, überkam Müdigkeit und Schlaf die ſchöne Magelone, weil ſie die ganze Nacht nicht geruht hatte. So legte ſie denn ihr Haupt in Peters Schooß und ſchlief bald recht ſanft ein; und Peter hütete ſie.

Inzwiſchen kam zu Neapel, als es Tag geworden war, die Amme in die Kammer der ſchönen Magelone, und blieb eine gute Weile da; denn ſie meinte, ihre Herrin ſchliefe noch; als aber die Zeit, wo ſie aufzuſtehen pflegte, vorüberging und ſich immer nichts rührte, trat die Amme vor das Bett, und entſetzte ſich. Denn ſie fand es leer, und die Linnen und Kiſſen friſch und unverwühlt, als wenn Niemand darin gelegen wäre. Ihr erſter Gedanke war, daß Peter die ſchöne Magelone entführt habe. Sie eilte in die Herberge des Ritters und fragte dort nach ihm, und da erfuhr ſie, daß er mit allen ſeinen Roſſen fortgeritten ſey. Jetzt hub die Amme an zu jammern als wollte ſie ſterben; ſogleich ging ſie in das Gemach der Königin und meldete derſelben, daß ſie ihre Tochter im Bette geſucht und nicht gefunden habe. Die Königin erſchrack ſehr und wurde zornig, ſie ließ überall ſuchen, bis auch der König aufmerkſam wurde und endlich ſich das Gerücht verbreitete, der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln ſey verſchwunden. Da dachte der König ſogleich, dieſer werde ſeine Tochter entführt haben. Nun ließ er eine große Macht aufbieten, ihr nachzufolgen und ſie aufzuſuchen; wenn man den Ritter finge, ſo ſollte man ihn lebendig einliefern; er wolle ihn beſtrafen, daß die Welt davon zu ſagen wiſſe. Während nun Geharniſchte ſich auf dem ganzen Weg zertheilten, blieben der König und die Königin in großem Unmuth bei einander; beſonders meinte die

Königin verzweifeln zu müſſen. Als ſie nun ſo gar jammerte, ſchickte der König nach der Amme und als ſie herbeieilte, rief er ihr zornig zu: „Es iſt nicht anders möglich; wenn ſonſt kein Menſch, ſo mußt du etwas davon wiſſen!“ Da warf ſich die arme Amme dem Könige zu Füßen und ſprach: „Gnädigſter Herr! wenn ihr in dieſer Sache an mir eine Schuld findet, ſo bin ich bereit, des grauſamſten Todes zu ſterben, der über mich erkannt werden mag. Vielmehr habe ich, ſobald ich die Flucht erfahren, dieſelbe der Königin gemeldet.“ Der König glaubte ihr, ging in ſein Zimmer, aß und trank nichts den ganzen Tag vor Trauer. Die Königin, alle Jungfrauen des Hofes, die Stadt Neapel ſelbſt, alles war ein Anblick des Jammers.

Die Bewaffneten, die ausgeſandt waren, kamen, die einen nach ſechs, die andern nach mehreren, einige erſt nach fünfzehn Tagen wieder; alle hatten nichts gefunden und nichts erfahren, ſo daß der König von Neuem ergrimmt wurde, bis er mit der Königin und allen in die vorige ſtumme Trauer verſank.

Die ſchöne Magelone ſchlief im tiefen Wald im Schooße Peters, der keine größere Luſt kannte, als ſeine Geliebte anzuſchauen, und am Anblick ihres rothen Mundes und roſenfarbigen Angeſichts ſich nicht erſättigen konnte. Als ſie nun im Traume ängſtſich und ſchwer athmete, ſchnürte er ſie etwas auf, daß ihr Hals frei ward. Peter war über ihre unausſprechliche Schönheit entzückt, er glaubte im Himmel zu ſeyn und alle ſeine Sinne wandten ſich um. Er meinte, durch dieſen Anblick ſey er gefeit und kein Unglück könne ihm fürder ſchaden. Nun bemerkte er erſt auf ihrer Herzgrube einen rothen Zindel. Darüber bekam er große Luſt zu erfahren, was es wäre, nahm den Zindel heraus und wickelte ihn aus einander. Da fand er die drei koſtbaren Ringe, die er ſeiner Geliebten geſchenkt hatte, und freute ſich innig darüber, daß ſie dieſelben ſo werth hielt und ſeinetwegen ſo gut bewahrte. Er wickelte ſie wieder ein und legte ſie neben ſich auf das mooſigte Geſtein; dann begann er die ſchöne Magelone wieder anzuſehen, und ward in Liebe ſo entzückt, daß er nicht wußte, wo er war, und auch die Ringe ganz vergaß. Da zeigte ihm Gott, daß in der Welt mehr Traurigkeit ſey, denn Freude. Denn es ſchoß ein Raubvogel herab, der den Zindel erblickt hatte und für ein Stück Fleiſch halten mochte; dieſer faßte den Zindel mit dem Schnabel und trug ihn in den Lüften davon. Bei dieſem Anblick erwachte Peter aus ſeinem Traum; erſchreckt fuhr er auf; er fürchtete, Magelone möchte zürnen, wenn ihr beim Erwachen die Ringe fehlten. Er legte daher ſeiner Geliebten ſorglich den Mantel unter das Haupt, damit ſie ruhig fortſchlafen könnte; dann verfolgte er den Vogel und warf mit Steinen nach ihm, aber keiner wollte ihn treffen. So war ihm Peter eine Weile nachgegangen und kam endlich an's Meeresufer;

hier ſetzte ſich der Raubvogel auf eine kleine ſpitze Klippe am Meer; da warf Peter einen Stein ſo wohlgezielt nach ihm, daß der Vogel erſchrack und im Auffliegen die Ringe ins Meer fallen ließ. Da ſah Peter den Zindel auf dem Waſſer hinſchwimmen, weit vom Ufer hinaus. Er konnte nicht hoffen, ihm durch Schwimmen beizukommen; vergebens ſuchte er am Ufer hin und her, ob er etwas finden möchte, das ihm anſtatt eines Fahrzeugs dienen könnte. Ihn peinigte der Gedanke, daß die Ringe nicht verloren gegangen wären, wenn er ſie an dem Orte, wo ſie ſo wohl bewahrt und ſicher ruhten, liegen gelaſſen hätte. Endlich fand er ein kleines altes Schifflein, das die Fiſcher verlaſſen hatten, und wurde wieder erfreut. Aber dieſe Freude währte nicht lange; denn kaum war er eingeſtiegen und hatte mit einem Waldſtecken, den er ſich unterwegs geſchnitten, zu rudern angefangen, um nach der Klippe, wo der Zindel ſchwamm, den kleinen Nachen hinzuleiten, ſo erhub ſich ein groſſer Wind, der den Schiffer mit Gewalt und wider ſeinen Willen auf das hohe Meer führte. Derſelbe Wind hatte auch den Zindel fortgenommen, ſo daß er dem Nachſchiffenden bald aus den Augen verſchwand; Peter war in Verzweiflung; er ſah den eigenen Tod vor Augen, und dann dachte er wieder an die ſchöne Magelone, die er im Walde ſchlafend verlaſſen und doch mehr liebte, als ſich ſelbſt, und die nun, wie er fürchten mußte, in Verzweiflung ſterben würde. Ohne Hülfe und Rath dachte er einen Augenblick daran, ſich ſelbſt in's Meer zu ſtürzen; bald aber kam er wieder zu ſich ſelbſt, und ſagte bei ſich: „Ach, wie thöricht bin ich! Warum wollte ich mich denn ſelbſt tödten, da ich doch dem Tode ſo gar nahe bin; er läuft mir ja nach, mich zu fahen; ich darf ihn nicht ſuchen. Vergieb mir meine Sünde, gnädiger Gott! Ich will ja gerne Alles leiden, wenn nur meine geliebte Magelone der Gefahr entgeht! Ach, was wird ſie zu dulden haben, die Tochter des mächtigen Königes, wenn ſie ſich auf einmal ſo allein in der Wüſte findet! — Welch ein falſcher ungetreuer Menſch bin ich, daß ich dich aus dem Lande deines Vaters und deiner Mutter geführt habe, wo du in Herrlichkeit und zärtlicher Pflege auferzogen worden biſt! Jetzt erſt bin ich des Todes, und kann ihm nicht entgehen. Doch, um mich iſt es ein kleiner Schade; aber daß Magelone ſterben ſoll, die allerſchönſte Jungfrau auf Erden! O gütiger Gott, bewahre ſie vor allem Uebel; du weißt ja, daß keine unordentliche Liebe zwiſchen uns beiden geweſen iſt; darum erbarme dich doch nur ihrer, denn ſie iſt unſchuldig!“

So ſprach Peter zu ſich ſelbſt. Er ſaß in der Mitte des lecken Schiffleins, und erwartete, wo ihn das Meer hinwürfe, oder den Augenblick, wo der Nachen unterſänke. Denn er hatte Waſſers genug darinnen. In ſolcher Todesangſt mußte er ausharren vom Morgen bis zum Mittage. Da kam ein Schiff herangeſegelt, es war ein Raubſchiff der Mohren, die ſahen ihn ſo allein dahertreiben, wie der Wind ihn führte, nahmen ihn aus Mitleid auf und ſetzten ihn in ihr Schiff. Peter aber war vor Liebesſchmerz halb todt, und wußte nicht wie ihm geſchah. Als der Patron des Schiffs Petern recht anſah, gefiel dieſer ihm wohl, denn er war gut gekleidet und ſchön; da dachte der Seeräuber bei ſich ſelbſt, er wolle ihn dem Sultan ſchenken. Darauf ſegelten ſie weiter, viele Tage; bis ſie gen Alexandrien kamen. Und dort machte der Schiffspatron wirklich den Peter dem Sultan von Babylon zum Geſchenk. Auch dieſem gefiel der junge Mann, und er dankte dem Geber. Und weil Peter immer die goldene Kette um den Hals trug, die Magelone ihm gegeben hatte, ſo ſchloß der Sultan daraus, daß er eines hohen Geſchlechtes ſeyn müſſe. Er ließ ihn deßwegen durch ſeinen Dollmetſcher fragen: ob er verſtände, zu Tiſche aufzuwarten; und als Peter die Frage bejahte, ſo ließ der Sultan ihm in der türkiſchen Weiſe Unterricht ertheilen, und er lernte es ſo gut, daß er bald es allen Andern darin zuvorthat. Ja der Sultan gewann ihn ſo lieb, als wäre es ſein eigener Sohn. In kurzem erlernte Peter die griechiſche und türkiſche Sprache, und bezeigte ſich gegen Jedermann ſo höflich und freundlich, daß alle Leute am Hof ihn ſo gerne ſahen, als wäre es ihr eigener Sohn oder Bruder geweſen. Er ſelbſt ſchickte ſich auch in ſeine Lage; was ihm bei dem Sultan zu thun und anzurichten befohlen war, das that er mit ganzem Fleiße; und dieß war der Grund, warum er hervorgezogen wurde. Doch konnte alle dieſe Ehre den armen Peter nicht fröhlich machen; ſein Herz war ihm immer ſchwer; es mußte immer an ſeine unglückliche Magelone denken; ja er wünſchte lieber im Meer ertrunken zu ſeyn, weil er dann ſeines Schmerzens los wäre. Doch ließ er ſich nichts merken, ſo betrübt er war. Er bat nur Gott, daß er ihn als einen Chriſtenmenſchen ſterben laſſen und ihm den Genuß des heiligen Sakramentes vor dem Tode nicht entziehen wolle.

Als die ſchöne Magelone im grünen Walde nach Luſt geſchlafen hatte, weil ſie ſo müde war und die ganze Nacht ohne Schlummer verblieben war, ſo wachte ſie endlich auf, erhub ihr Haupt und meinte, ſie ſey noch bei ihrem geliebten Peter, in deſſen Schooß ſie es niedergelegt hatte. „Mein liebſter Freund,“ rief ſie emporſchauend, „ich habe recht gut geſchlafen, aber ihr ſchweiget; ich glaube ich habe euch verdrießlich gemacht!“ Und nun ſah ſie um ſich und gewahrte Niemand; ſie erſchrak und ſprang auf. Mit lauter Stimme fing ſie an durch den Wald zu rufen: „Peter, Peter!“ aber Niemand wollte ihr antworten. Es wäre kein Wunder geweſen, wenn ſie von Sinnen gekommen wäre, als ſie ſo gar Niemand hörte und ſah. Endlich fing ſie an zu weinen, und ging rufend und jammernd durch den Wald, bis ihr der Schmerz und das Weh in das Haupt ſtieg und ſie ohnmächtig niederſank. Als ſie nach langer Zeit wieder zu ſich kam und ſich erhoben hatte, fing ſie kläglich zu jammern an und rief: „Peter, ach geliebter Peter, du meine Liebe und Hoffnung, hab' ich dich denn verloren? O, warum biſt du von deiner treuen

Genoſſin geſchieden? Du wußteſt ja, daß ich ohne dich in meines Vaters Hauſe nicht leben wollte; meinſt du denn, ich könne leben ohne dich, in dieſer Wildniß und Wüſteney, in dieſen rauhen Büſchen, wo ich eines jämmerlichen Todes ſterben muß? Was habe ich dir zu Leide gethan, daß du mich ſo ängſteſt? Ach, ich habe mich dir nur zu viel entdeckt; aber wenn es auch ſo iſt, ſo habe ich es ja nur aus allzugroßer Liebe gethan. Denn nie iſt mir ein Menſch ſo tief ins Herz gekommen, wie Du. O Peter, wo iſt deine Treue und dein Wort? Fürwahr du biſt der elendeſte Mann auf Erden, der je von einer Mutter geboren worden iſt — und doch weiß und vermag mein Herz nichts Böſes von dir zu ſagen! Gewiß, du biſt nicht mit deinem Willen von mir geſchieden; Du biſt der Getreue, und ich bin untreu, daß ich dich ſo geſchmäht habe. Ach, darüber iſt mein Herz in den Tod betrübt! Welch Abentheuer hat uns von einander geſchieden? Peter, biſt du todt? Warum bin ich nicht mit dir todt? Ach, keinem Mädchen iſt je ein ſo großes Unglück widerfahren als mir! O Gott, behüte mir nur meine Sinne und meinen Verſtand, damit ich nicht Leib und Seele verliere; und laß mich meinen Bräutigam ſehen, ehe ich ſterbe!“

So ſprach die ſchöne Magelone zu ſich ſelbſt und lief verzweifelnd in dem Holze hin und her, horchte, ob ſie nicht etwas hören könnte, ſtieg auf einen Baum, um in die Ferne zu ſehen; aber ſie ſah nichts um ſich, als Einöde und Wüſteney, und in der Ferne das große tiefe Meer. So blieb ſie den ganzen Tag traurig, ohne

Eſſen und Trinken. Als die Nacht herbei kam, ſuchte ſie ſich einen ſtarken, hohen Baum aus, den beſtieg ſie mit vieler Mühe und blieb die ganze Nacht auf ſeinen breiten Aeſten ſitzen, doch ſchlief und ruhte ſie wenig, denn ſie hatte große Furcht vor den wilden Thieren. Da hatte ſie Zeit über ihr Schickſal nachzudenken. Daß ſie nicht mehr nach Hauſe zu ihren Eltern zurückgehen könne, ſah ſie klar ein; denn ſie fürchtete den Zorn ihres ſtrengen Vaters. Endlich beſchloß ſie bei ſich ſelbſt, ihren Geliebten in der weiten Welt ſuchen zu gehen. Sobald daher der Tag anbrach, ſtieg ſie von dem Baume herab, und ging an den Ort, wo ſie die Pferde noch angebunden fand. Unter Thränen löſte ſie ihnen die Feſſeln und ſagte zu ihnen, indem ſie ſie ſtreichelte: „Weil euer Herr verloren iſt, und mich in der Welt ſucht, ſo möget auch ihr hinlaufen, wohin ihr wollet.“ Mit dieſem Wort zog ſie ihnen die Zäume ab, und ließ ſie laufen, wohin ſie wollten. Dann ging ſie ſelbſt zu Fuße lang im Walde fort, und fand endlich die Landſtraße, die nach Rom führte; in der Nähe war eine ſteile Anhöhe, die beſtieg ſie, um zu ſehen, ob ſie nicht aus der Ferne einen Wanderer gewahr werden könnte. Endlich nach langer Zeit wurde ſie eine arme Pilgerin anſichtig. Dieſe rief ſie herbei, und bat ſie um ihren Pilgerrock und ihre übrigen Kleider. Die Frau meinte, eine ſo ſchön gekleidete Jungfrau könne nicht allein im Walde ſeyn und nichts dergleichen begehren. Sie meinte alſo, die ſchöne Magelone ſpotte ihrer und ſagte: „Gnädige Frau, ihr ſeyd freylich köſtlich geſchmückt, aber deßwegen ſolltet ihr die Leute Chriſti nicht verhöhnen; ein ſo ſchöner Rock, wie ihr ihn traget, ziert nur den Leib; aber mein Rock, hoffe ich, ſoll meine Seele zieren!“ — „Liebe Schweſter,“ ſprach darauf die ſchöne Magelone, „ich bitte dich, laß dich meine Rede nicht verdrießen; ich rede aus gutem Herzen und will frey mit dir tauſchen.“ Die Pilgerin überzeugte ſich bald, daß die ſchöne Jungfrau von Herzensgrund rede. Voll Verwunderung zog ſie ihre Pilgerkleider aus, und Magelone that daſſelbe mit den Ihrigen. Dieſe bekleidete ſich dann mit den Gewanden der Pilgerin ſo, daß man ihr nicht recht ins Geſicht ſehen konnte und machte ſich auch ſonſt auf mancherlei Weiſe unkenntlich.

In dieſer Kleidung nahm die ſchöne Magelone ihren Weg nach Rom und ging ſo lange, bis ſie dieſe Stadt erreicht hatte. Ihr erſter Gang dort war in Sankt Peters Kirche. Hier kniete ſie vor dem Hochaltare nieder und verrichtete ihr Gebet für ſich und Peter unter bitteren Zähren. Als ſie nun eben den Dom verlaſſen wollte, um nach einer Herberge zu gehen, ſah ſie zu ihrem großen Schrecken ihrer Mutter Bruder mit großem Gepränge und vielem Gefolge in die Kirche treten. Dieſer war auch ausgezogen, ſeine entflohene Nichte zu ſuchen. Aber in den ſchlechten Pilgerkleidern erkannte er ſie nicht; ja weder er noch ſeine Begleiter bemerkten auch nur die Gegenwart der armen Pilgerin. Magelone aber meldete ſich als Pilgersfrau in dem Spitale, blieb dort fünfzehn Tage in großer Niedrigkeit und Demuth, beſuchte nun alle Tage die Kirche zu St. Peter, wo ſie in tiefer Trauer zum Allmächtigen um Erhörung flehte. Dann gedachte ſie nach Frankreich in die Grafſchaft Provence zu wandern, weil ſie dort am eheſten etwas von ihrem Geliebten zu erfahren hoffte. So machte ſie ſich denn auf den Weg und als ſie in die Stadt Genua kam, erfragte ſie den nächſten Pfad nach dem Meere. Hier fand ſie zum Glück ein Schiff ſegelfertig, das nach Aiguesmortes ſegeln wollte, und mit welchem ſie dorthin fahren konnte. In dieſer Stadt wurde ſie von einer frommen Frau aus Mitleiden ins Haus aufgenommen; die gab ihr zu eſſen und zu trinken, und legte ſie in ein gutes Bett. Sie mußte der alten Frau viel von Rom und ihrer Wallfahrt erzählen und fragte dagegen ſie wieder nach der Beſchaffenheit der Länder, durch welche ſie zu reiſen hatte, und nach der Grafſchaft Provence. Da erzählte ihr die Frau viel Gutes von dem alten Grafen von Provence, wie mächtig er ſey, wie er ſein Land im Frieden halte, wie nie ein Menſch gehört habe, daß Jemand ein Leid widerfahren ſey. So ſeyen er und die Gräfin auch beſonders freundlich gegen arme Leute. Aber ſie ſeyen auch ſehr betrübt und traurig, um ihres Sohnes willen, der Peter heiße und der edelſte Ritter in der Welt ſey; denn er ſey vor zwey Jahren weggezogen dem Ritterſpiele nach und nicht mehr heimgekommen; ja, Niemand wiſſe, was aus ihm geworden ſey. Da mußte Magelone laut aufſchluchzen, als ſie die fromme Frau von Peter erzählen hörte. Und weil dieſe glaubte, ſie weine aus Mitleiden mit den alten Eltern des Grafen, ſo hatte ſie die fremde Pilgerin nur um ſo mehr lieb.

Gleich in jener erſten Nacht nahm ſich jedoch die ſchöne Magelone vor, einen Ort zu ſuchen, wo ſie Gott täglich dienen und in ſicherer Zucht leben könnte. Am andern Morgen erkundigte ſie ſich bei ihrer Wirthin und erfuhr von dieſer, daß in der Nähe in dem Hafen, der der Heiden Port heiße, eine kleine Inſel ſey, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waaren kämen, und wo ſich auch viele arme und kranke Leute befänden. Dieſen Ort beſuchte Magelone, und da er ihr wohl gefiel, ließ ſie von den Schätzen, die ſie aus Neapel mitgenommen und ſorgfältig verborgen hatte, ein kleines Kirchlein zu St. Peters Ehren, und ihrem geliebten Peter zu Gefallen, nebſt einem Spitale bauen, in welchem ſie der Armen mit großer Treue pflegte, und ein ſo ſtrenges Leben führte, daß alle Leute der Inſel und Umgegend ſie nur die heilige Pilgerin nannten. Von allen Seiten her bekam das Kirchlein Opfer und Schenkungen, und wurde weit und breit bekannt, ſo daß zuletzt auch Peters Eltern, der Graf und die Gräfin von Provence kamen, ihre Andacht dort zu halten. Dieſen ging die fremde Pilgerin entgegen und erzeigte ihnen große Ehrerbietung, ward auch von beiden als eine heilige Frau wohl aufgenommen. Die Gräfin redete mit ihr von mancherlei und endlich auch wie betrübt ſie um ihren verlorenen Sohn ſey; und da fing ſie an herzlich zu weinen. Die ſchöne Magelone verſuchte ſie zu tröſten, obwohl ihr die Thränen ebenſonahe waren und der Troſt noch nöthiger geweſen wäre. Doch ſtillten ihre ſanften Worte das Gemüth der Gräfin; ſie hatte großes Gefallen an ihren Reden, und ſagte ihr, was ſie für ihren Spital bedürfte, das ſollte ſie doch begehren; nichts ſolle ihr verſagt werden. Auch bat ſie die Pilgerin beim Abſchied für die Heimkehr ihres Sohnes Peter fleißig zu Gott zu beten; und das verſprach Magelone gern und wurde ihr nicht ſchwer zu halten.

Eines Tages aber begab es ſich, daß die Fiſcher der Inſel im Meere fiſchten und einen ſchönen Fiſch fingen, den man Meerwolf nennt; den brachten ſie dem Grafen von Provence zum Geſchenk. Als nun der Fiſch durch die Diener in die Küche getragen wurde, um ihn zu bereiten, da fand man in dem Bauche des Fiſches einen rothen Zindel, und der Köche einer eilte das wunderliche Ding der Gräfin zu bringen. Wie die Gräfin den Zindel aufwickelt, findet ſie darin die drei Ringe, die ſie ihrem Sohn mitgegeben, als er in die Ferne zog. Sobald ſie dieſelben erkannt, fing ſie an bitterlich zu weinen und rief: „Allmächtiger Gott, was will ich weiter Zeugniß, daß mein geliebter Sohn todt iſt! Nun bin ich aller Hoffnung beraubt.“ Auf ihr Jammern kam der Graf herbei, erkannte die Ringe auch, legte ſein Haupt in den Pfühl und weinte. Dann befahl er ſeinen Dienern, die köſtlichen Teppiche ſeines Palaſtes hinweg zu nehmen, und das ganze Haus mit ſchwarzen Tüchern zu behängen. Seine Unterthanen, die dieß ſahen, trauerten mit ihm, denn ſie hatten ihn ſehr lieb.

Die Gräfin aber ſuchte Troſt bei der frommen Pilgerin. Sie kam auf die Inſel, und nachdem ſie ihr Gebet in der Kirche vollbracht, ging ſie in den Spital, nahm die ſchöne Magelone bei der Hand, führte ſie in einen Betſtuhl, und erzählte ihr mit großen Schmerzen, wie es ihr ergangen und ſie jetzt gar keine Hoffnung mehr habe, ihren Sohn zu ſehen. Magelone, die über Peters Verſchwinden ihre Ringe vergeſſen, und nicht mehr an ſie gedacht hatte, fing inniglich mit ihr zu weinen an, und bat ſie, wenn ſie die Ringe mit ſich führte, ſie ihr zu zeigen. Die Gräfin holte die Ringe mit Seufzen hervor und gab ihr ſie zu beſehen. Da erkannte die ſchöne Magelone freilich, daß es Peters Ringe waren, und kein Wunder wäre geweſen, wenn ihr das Herz im Leibe gebrochen wäre. Aber ihr frommer Wandel im Spital hatte ſie im Dulden geſtärkt, und ſo ſprach ſie mit Faſſung: „Gnädige Frau, kümmert euch nicht über Dinge, die noch ungewiß ſind. Seyen es immerhin die Ringe, die ihr eurem lieben Sohn Peter gegeben habt; er kann ſie ja wohl verloren oder einer andern Perſon gegeben haben. Darum lindert eure Schmerzen; thut es eurem Gemahl zu Liebe; denn wenn er euch ſo betrübt ſieht, ſo wird er auch traurig; darum kehret euch zu Gott dem Allmächtigen und bittet ihn um Hülfe!“

So tröſtete Magelone die Gräfin; aber als ſie allein war in der Kirche, fiel ſie vor dem Altare nieder und die Thränen ſtrömten ihr über das Angeſicht. Da bat ſie Gott, „wenn Peter lebendig wäre, ſo möge er ihn wohlbewahrt und glücklich ſeinen Freunden zuführen;

wäre er aber todt, ſo wolle er ſich ſeiner Seele erbarmen, und ſie ſelbſt bald im Tode mit ihm vereinigen.“

Während dieſes mit der ſchönen Magelone vorging, blieb Peter am Hofe des Sultans zu Babylon, und wurde von ihm geliebt als wäre es ſein eigener Sohn. Der Sultan hatte keine Freude, wenn ſie Peter nicht mitgenoß, aber Peters Herz und Sinn war bei ſeiner armen Magelone, von welcher er nichts erfahren konnte, und bei ſeinen Eltern, von welchen er auch nichts hörte. Nun gab einſt der Sultan ein großes Feſt, war fröhlich und theilte große Gaben aus. Jetzt gedachte Peter ſich auch ſeinen Antheil zu holen, fiel vor dem Sultan auf die Knie und ſprach: „Herr, ich bin lange Zeit an eurem Hofe geweſen, habe euch die wichtigſten Sachen vortragen dürfen, habe vieler andern Leute Angelegenheiten betrieben; für mich ſelbſt aber noch nie etwas begehrt oder erbeten. Jetzt wag' ich von euch etwas zu erbitten, was ihr mir nicht abſchlagen wollet!“ Als der Sultan ihn ſo demüthig bitten ſah, ſprach er freundlich: „Lieber Peter, habe ich dir gewährt, was du von mir für Andere gebeten haſt, wie viel mehr werde ich dir mit fröhlichem Herzen gewähren, was du für dich begehrſt!“ Wie ihm aber Peter ſein Geſuch vortrug, Vater und Mutter in Frankreich beſuchen zu dürfen, da wurde der Sultan unwillig, und ſagte: „Guter Freund, an dein Hinwegziehen denke nicht mehr; wo du auch hinkommen magſt, ſo gut bekommſt du es nirgends mehr, und einen Freund, der dir ſo viel Gutes erweiſe, wie ich, findeſt du nicht; denn ich will dich zu dem gewaltigſten Mann im ganzen Lande machen.“ Peter aber ließ nicht nach zu bitten, bis der Sultan ſprach: „Nun weil ich dirs zugeſagt habe, ſo will ich es auch halten; du aber verſprich mir wieder zu mir zu kommen, wenn du deine Eltern beſucht haſt.“ Peter verſprach ihm dieſes, und nun ließ der Sultan in ſeinem ganzen Land einen Befehl ausgehen, wohin Peter im Mohrenreiche käme, da ſolle man ihn halten, wie den Sultan ſelbſt, und ihm in Allem, was er begehre, behülflich ſeyn. Auch gab ihm der Sultan eine Menge Golds, Silbers und anderer Kleinode zum Geſchenke mit.

So zog Peter fort, und viele weinten, die ihn lieb hatten. Er kam in kurzer Zeit nach Alexandria, wo er ſeinen Brief dem Statthalter des Sultans zeigte. Dieſer erwies ihm große Ehre, und führte ihn in eine köſtliche Herberge. Peter verſah ſich mit allem Nöthigen, und ließ vierzehn Fäſſer machen, die er oben und unten mit Salz füllte, in der Mitte aber war ſein Schatz. Als alles zugerüſtet war, ging er an das Meer, und war ſo glücklich ein Schiff zu finden, das eben nach der Provence fahren wollte. Er wurde bald mit dem Schiffsherrn einig, nur lachte dieſer, als er die vierzehn Salzfäſſer herbeibringen ſah. „Die könntet ihr zu Hauſe laſſen,“ ſprach er, „denn wenn ihr in die Provence kommet, ſo findet ihr dort überall Salz zu gutem Kaufe, und werdet wenig Gewinn davon haben.“ Aber Peter erklärte, die Fracht gut bezahlen zu wollen, und ſo war der Patron auch zufrieden. Noch in der Nacht ſtellte ſich guter Wind ein, die Segel wurden aufgezogen, die Anker gelichtet, und ſie fuhren fröhlich dahin. Unterwegs legten ſie bei einer Inſel, Namens Sagona an, um ſüßes Waſſer einzunehmen. Peter ſtieg ans Land, und durchwandelte die Inſel, er fand die ſchönſten Brünnlein, lagerte ſich ins grüne Gras unter den Baumſchatten, und vergaß einen Theil ſeiner Leiden, nur die ſchöne Magelone nicht, der er mit großen Schmerzen gedachte. Wie er ſo ſann, überkam ihn der Schlaf, dem er ſich ſorglos überließ. Mittlerweile hatte ſich ein friſcher Wind erhoben, und der Schiffsherr ließ ausrufen, man ſolle zu Schiffe gehen. Als er ſah, daß Peter nicht zugegen war, hieß er ihn am Strande ſuchen. Die Leute fanden ihn nicht; ſie riefen laut ins Gebüſch hinein, aber er hörte es nicht, denn er ſchlief zu hart. Der Schiffspatron mochte den Wind nicht verſäumen, ließ die Segel ausſpannen und fuhr davon; der Peter aber blieb ſchlafend liegen.

Jene ſchifften ſo lange, bis ſie in den Heidenport in der Provence gelangten. Hier gingen ſie vor Anker, und luden aus. Als ſie die vierzehn Fäſſer fanden, ſprach der Schiffsherr: „Was ſollen wir nun mit dem Salz des Edelmanns thun, der auf der Inſel Sagona zurückgeblieben iſt und ſein Schiffsgeld ſo gut bezahlt hat?“ Am Ende wurden ſie einig darüber, das Gut dem Spital St. Peters zu übergeben; beſſer, dachten ſie, könne es nicht angewendet werden. Der Patron ging zu der Vorſteherin, welches die ſchöne Magelone war, und ſagte ihr: „der Herr der Fäſſer ſey verloren gegangen; er übergebe ſein Gut dem Hoſpital; ſie möge für ſeine Seele Gott um Gnade bitten. — Nun fehlte es eines Tages in dem Spital an Salz, und Magelone eröffnete eines der Fäſſer. Da fand ſie in der Mitte des Faſſes einen großen Schatz, worüber ſie gewaltig erſchrack; ſie nahm die andern Fäſſer, erbrach ſie, und fand alle wie das erſte. Da ſagte ſie bei ſich ſelbſt: „Ach, du armer Menſch! wer biſt du geweſen? Gott der Allmächtige erbarme ſich über deine Seele!“

Auf dieſe Weiſe war die Pilgerin in den Beſitz eines großen Schatzes gekommen. Sie ließ ſogleich Maurer und andere Werkleute berufen, um die Kirche und den Hoſpital größer zu bauen. Das Volk, das zum Schauſpiel herbeiſtrömte, verwunderte ſich über die Zurüſtungen, und konnte ſich nicht denken, wer das Geld dazu herſchieße. Auch der Graf und die Gräfin kamen, die Kirche mit großer Andacht zu beſuchen, dann holten ſie wieder Troſt bei der frommen Pilgerin, die ihnen Hoffnung einſprach, während ſie ſelbſt um Bräutigam, Vater, Mutter und Königreich hoffnungslos trauerte.

Peter hatte auf der grünen Inſel eine gute Zeit geſchlafen; als er erwachte, war es Nacht. Erſchrocken eilte er nach dem Meere und an die Stelle, wo er das Schiff verlaſſen hatte. Anfangs glaubte er nur vor der Dunkelheit es nicht zu erkennen, und fing daher an laut zu rufen; aber kein Menſch antwortete ihm. Da warf er ſich vor großem Kummer auf die Erde und ſchrie: „O barmherziger Gott, wann werde ich denn endlich meiner böſen Tage ledig? Kann ich denn nicht ſterben? Iſt es nicht genug geweſen, daß ich meine Geliebte, die ſchöne Magelone verloren habe? Daß ich der Dienſtbarkeit eines Heiden unterworfen worden bin? Jetzt hatte ich wenigſtens gehofft, Vater und Mutter tröſten zu können, und nun bin ich in eine Wüſtenei verbannt, wo ich ſelbſt keinen menſchlichen Troſt finde, wo mir der Tod nützlicher wäre, als das Leben!“ Unter ſeinen Klagen wurde es Tag und wieder Nacht. Er lief hin und her, und blickte auf allen Seiten nach dem Meere hinaus, ob er nicht irgendwo ein Schiff erſpähen könnte, das ihn von der Inſel wegtrüge; aber ſeine Mühe war vergebens. Endlich fiel er vor Müdigkeit und Hunger ohnmächtig auf den Boden nieder.

Da fügte es Gott, daß ein kleiner Fiſcherkahn an der Inſel beilegte, um friſches Waſſer einzunehmen. Einige der Fiſcher betraten zu dem Ende die Inſel und fanden den Peter ausgeſtreckt auf der Erde liegen. Sie hatten großes Mitleiden mit ihm, erquickten ihn mit ſtärkendem Trank, und brachten ihn ſo wieder zu ſich ſelbſt, mit großer Mühe. Dann trugen ſie ihn in das Schifflein und fuhren nach einer Stadt mit Namen Cragona; dort übergaben ſie den Kranken dem Spitalmeiſter zur Pflege und gingen fort. Peter blieb hier neun Monate liegen, wohl gewartet. Aber er konnte nicht geſunden, denn der Kummer nagte an ſeinem Herzen. Als er wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er langſam am Meere auf und ab zu wandeln vermochte, erblickte er einsmals ein Schiff im Hafen, und als er näher ging, hörte er die Schiffsleute die Sprache ſeines Vaterlandes reden. Peter zitterte vor Freuden bei dieſen Lauten. Er fragte ſie, wann ſie wieder gen Frankreich fahren wollten? Späteſtens in zwei Tagen, erwiederten ſie. Da ging Peter zu dem Schiffsherrn, und bat ihn um Gottes willen, er ſolle ihn doch mitnehmen; denn er ſey aus dieſem Lande, und lange Zeit hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron erklärte ſich bereit, ihm, weil er ſein Landsmann wäre, dieſen Dienſt zu erweiſen, nur müßte er mit ihm fahren, wohin er ſteure, nach Aiguesmortes in den Heidenport.

Peter war dieß wohl zufrieden, und ſaß in das Schiff. Unterwegs ſprachen die Schiffsgeſellen von allerlei und einmal auch von der ſchönen Kirche St. Peters, von Magelone und ihrem Spital. Als Peter dieſen Namen hörte, fuhr er wie aus dem Schlafe auf und fragte verwundert: „Wo in der Welt eine Kirche wäre, die dieſen Namen hätte.“ Da ſagten ihm die Schiffer: „In dem Heidenport, dahin wir fahren, auf der Inſel, da liegt eine ſchöne Kirche und ein Spital, gar köſtlich gebaut; die führen dieſen Namen, und Gott thut dort viel Zeichen an den Kranken. Auch euch rathen wir, daß ihr dahin wallfahret und dort für eure

Geneſung ein Gelübde thut!“ Da gelobte Peter bei ſich ſelbſt, in dem Spital, das denſelben Namen trage, wie ſeine Geliebte, einen ganzen Monat zu bleiben, ehe er ſich Vater und Mutter zu erkennen gäbe, bis er wieder geſund würde, und vielleicht etwas von ſeiner ſchönen Magelone hören könnte; wiewohl er glaubte, ſie ſey ſchon lange todt. So ſchifften ſie dahin und kamen in den Heidenport.

Sobald Peter ſich auf dem Lande fand, eilte er in die Kirche und dankte dem allmächtigen Gott, daß er ihm ſicher in die Heimath geholfen. Dann begab er ſich als ein Kranker in das Spital, daſelbſt auszuruhen, und ſein Gelübde zu erfüllen. Als nun die Pilgerin nach ihrer Gewohnheit herumging, die Kranken zu beſuchen, ſah ſie auch den neuen Ankömmling, hieß ihn aufſtehen und wuſch ihm das müde Haupt, gab ihm den Schweſterkuß, wie ſie gewohnt war, und brachte ihm zu Eſſen, dann legte ſie ihm ſchöne, weiße Tücher unter, und verſprach ihm Alles zu geben, was er bedürfe und begehre, damit er recht bald wieder geſunden möchte. Aber Magelone hatte ihn nicht genauer angeſehen, als alle andere Kranke, und ihn nicht wieder erkannt. So war auch ſein Auge von Mattigkeit und Krankheit verdunkelt, daß er ſie, zumal in ihrer Pilgertracht und Verſchleierung, nicht zu erkennen vermochte. Nun ruhte er eine gute Zeit im Spitale aus, und kam bald wieder zu Kräften, denn Magelone pflegte ihn ſo gut, daß er ſich oft darüber verwunderte, und bei ſich ſelbſt ſprach: „Dieſe Vorſteherin muß eine recht heilige Frau ſeyn!“ Einmal dachte er recht ſehnlich an ſeine ſchöne Geliebte, und ſeufzete im Verlangen nach ihr laut auf, als eben Magelone nach ihrer Gewohnheit von einem Kranken zum andern ging; ſie hörte ſein lautes Seufzen, und weil ſie meinte, er habe ein leibliches Anliegen, ſo trat ſie zu ſeinem Bette, und ſprach zu ihm: „Lieber, guter Mann, was fehlt euch? Sagt mir, wenn ihr einen Wunſch habt; er ſoll euch werden und ich will kein Geld ſparen.“ Peter dankte ihr und ſagte: „Es fehlt mir gar nichts; ich thue nur, wie alle Kranken und Betrübten; wenn ſie an ihr Unglück denken, ſo wird es ihnen ſchwer um das Herz und ſie ſeufzen.“ Als die Pilgerin ihn von Unglück reden hörte, wurde ſie aufmerkſam und ſprach ihm freundlich zu, ihr ſeine Trübſal zu entdecken. Ihre Bitte lautete ſo ſüß, daß Peter ſein Anliegen nicht länger vor ihr verbergen konnte; doch nannte er niemand, ſondern erzählte nur ſo:

„Es iſt ein reicher Sohn geweſen, der hörte von einer ſchönen Jungfrau in fremden Landen reden; deßwegen verließ er Vater und Mutter, und zog weg, dieſelbe zu ſehen. Gott gab ihm das Glück, daß er ihre Liebe erlangte; doch ganz heimlich, daß es Niemand merkte; ſie verſprachen ſich mit einander, er führte ſie ohne der Eltern Wiſſen hinweg; dann ließ er ſie in einem großen Walde ſchlafend liegen, um einer verlorenen Sache nachzugehen.“ Und ſo erzählte er weiter ſeine ganze Geſchichte, bis auf die Zeit, da er in den Spital gekommen war. Die ſchöne Magelone merkte bald, mit wem ſie ſprach; ja ſie erkannte ihn nicht nur an ſeinen Worten, ſondern an allen ſeinen Geberden, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Doch verbarg ſie dieſes, ſammelte ſich, und ſprach auf's freundlichſte zu ihm: „Lieber, guter Freund! tröſtet euch, wendet euch zu Gott dem Allmächtigen. Glaubt es, wenn ihr ihn anrufet, ſeyd ihr nicht verlaſſen. Ihr werdet erhört werden und erlangen, was ihr begehret; gewiß ihr werdet eure Braut, die ihr ſo treu und herzlich geliebt habt, wieder bekommen!“ Als Peter ſolche Tröſtungen hörte, ſtand er vom Lager auf und dankte ihr. Sie aber floh aus der Stube und in die Kirche, und warf ſich vor den Altar und weinte ſich da in großen Freuden ſatt. Als ſie ihr ſtilles Gebet vollendet hatte, ließ ſie ſich königliche Kleider machen, denn ſie hatte des Geldes genug; dann befahl ſie ihr Frauengemach auf's Herrlichſte und Köſtlichſte zuzurichten und auszuſchmücken.

Und als alles dieß zubereitet war, ging ſie zu Peter und ſagte zu ihm: „Mein lieber Freund, kommt mit mir; ich habe euch ein Bad beſtellt, eure Hände und Füße zu waſchen; das wird euch wohl thun; denn ich habe die Zuverſicht zu Gott, er werde euch erhören und friſch und geſund machen.“ Er ging mit ihr in die Kammer und ſie hieß ihn niederſitzen und verziehen, bis ſie wieder zu ihm käme. Magelone ging in ihr Gemach und kleidete ſich in die herrlichen Gewande; vor das Geſicht aber hängte ſie den Schleier wieder, damit er ſie nicht ſogleich erkennen ſollte; unter dem Schleier aber hatte ſie ihr goldgelbes, langes Haar ſchön in Locken gelegt. So ging ſie zu Peter und ſprach: „Edler Ritter, ſeyd fröhlich! Eure Freundin ſteht vor euch, eure treue Magelone, um welcher willen ihr ſo vieles gelitten habt! Aber ich habe nicht weniger gelitten um euch; ich bin diejenige, die ihr allein im wilden Holze ſchlafend liegen gelaſſen habt; ihr ſeyd der, der mich aus dem Hauſe des Königs von Neapolis, meines Vaters, geführt hat. Hier ſehet ihr die, der ihr Zucht und Ehre bis zum Abſchluß unſerer Ehe verheißen habt; ich bin es, die euch dieſe goldene Kette um den Hals gehängt, und der ihr drei koſtbare Ringe geſchenkt habt. Ja, ſehet zu, ob ich es bin oder nicht, nach der ihr ſo von Herzen begehret!“

Und ehe ſich Peter beſinnen konnte, warf ſie ihren Schleier zurück; da fiel ihr ſchönes Haar herab wie wallendes Gold. Als nun Peter von Provence die ſchöne Magelone ohne Schleier ſah, da erkannte er erſt recht, daß ſie die war, die er ſo lange ſuchte; da ſtand er auf, fiel ihr um den Hals, und küßte ſie wieder und wieder aus inniger Liebe; und beide weinten und konnten lange kein Wort vorbringen; endlich aber ſetzten ſie ſich noch einmal zuſammen und erzählten einander ihr Unglück, und konnten ſich nicht erſättigen mit Klagen und mit Küſſen.

Vier Tage fehlten noch, da hatte Peters Gelübde, vermöge deſſen er einen Monat in St. Peters Spital bleiben wollte, ein Ende. Als der letzte Tag gekommen war, bekleidete ſich die ſchöne Magelone wieder mit den Kleidern, die ſie im Spital zu tragen gewohnt war, und an denen ſie Peter wohl als die fromme Vorſteherin erkannte: ſo beurlaubte ſie ſich von ihrem Freunde und zog zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Dieſe empfingen ihre liebe Pilgerin gar freundlich und erwieſen ihr große Ehre, weil ſie dieſelbe gar lieb hatten. Da fing denn Magelone alſo zu reden an: „Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich bin zu euch gekommen, euch eine Geſchichte zu eröffnen, welche ich die vergangene Nacht im Geſichte geſchaut habe. Mir iſt ein Engel vom Himmel erſchienen, der führte einen ſchönen, jungen Ritter an ſeiner Hand und ſprach zu mir: Siehe hier denjenigen, um den dein Herr und deine Frau, ſo wie du ſelber, Gott ſo lange gebeten haben. Solches habe ich euch nicht verſchweigen wollen, denn ich weiß ja, wie ſehr ihr um euren geliebten Sohn betrübt ſeyd; glaubet es aber, ihr werdet ihn ſicherlich in kurzer Zeit friſch und geſund wiederſehen! Darum bitte ich euch, laſſet die ſchwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen und hänget eurem Hauſe Freudentücher um!“

So ſchwer es dem Grafen und der Gräfin zu glauben ſchien, was die Pilgerin berichtete, ſo befahlen ſie doch, ihr zu Gefallen, die ſchwarze Trauerbekleidung hinwegzunehmen, und baten ſie, das Frühſtück mit ihnen zu genießen; aber ihr liebendes Herz vermochte nicht über ſich, ihnen dieſes zuzuſagen; ſie ſchützte deßwegen Verrichtungen vor, und bat dagegen den Grafen und ſeine Gemahlin freundlich, auf nächſten Sonntag bei ihr in St. Peterskirche zu erſcheinen; denn ſie hege gutes Vertrauen auf den allmächtigen Gott, daß ſie erfreut werden würden, ehe ſie wieder von ihr ſchieden. Und ſie verhießen ihr zu kommen.

Peter wartete indeſſen auf Magelone mit großer Begierde. Als ſie zurückkam, erzählte ſie ihm ganz, wie ſie die Sache veranſtaltet habe und verſprach ihm einen baldigen Beſuch ſeiner Eltern. Und wirklich, ſo wie der Sonntag kam, brach das gräfliche Paar mit ſeinem Geſinde auf, und zog nach St. Peter zu Magelone. Dort hörten ſie vor allen Dingen die Meſſe in der Kirche. Als dieſe zu Ende war, nahm die Pilgerin den Grafen und die Gräfin bei Seite, erklärte ihnen, etwas Geheimes mit ihnen ſprechen zu müſſen, und bat ſie, mit ihr in die Kammer zu kommen, worein ſie auch gerne willigten. Als ſie hier waren, ſprach die Pilgerin zu ihnen: „Wenn ihr euren Sohn vor Augen ſähet, würdet ihr ihn wohl kennen?“ „Ja!“ ſprachen ſie; da trat plötzlich Herr Peter in die Kammer und kniete vor Vater und Mutter nieder. Da ſahen und erkannten ſie ihn, und fielen ihm mit einem Freudenſchrei um den Hals. Und unbegreiflich ſchnell verbreitete ſich das Gerücht, des Grafen Sohn ſey wiedergekommen. Edle und Unedle ſtrömten herbei und erwieſen ihm große Ehre. Jedermann war fröhlich, und Peter konnte ſeinen Eltern nicht genug erzählen.

Inzwiſchen war die ſchöne Magelona in ihre Kammer gegangen und hatte ſich auf's Koſtbarſte bekleidet. So königlich angethan trat ſie wieder zu ihnen ein. Der Graf und die Gräfin verwunderten ſich, woher die wunderſchöne Jungfrau käme, deren Angeſicht ſie nie in ihrem Leben geſehen hätten. Aber Peter ging auf ſie zu, als auf eine Altbekannte, grüßte ſie, ja küßte die Jungfrau vor ſeiner Eltern Augen. Als das die Leute ſahen, waren alle voll Staunens. Dann nahm ſie Peter bei der Hand und ſprach: „Gnädige Eltern! dieſe Jungfrau iſt diejenige, um deren willen ich von euch gezogen bin; und wiſſet, daß ſie eine Tochter des Königs von Neapolis iſt.“ Da gingen der Graf und die Gräfin auf die ſchöne Magelone zu, umarmten ſie zärtlich, und dankten Gott für Alles, was geſchehen war.

Zu Roß und zu Fuß kam auf das immer weiter ſich verbreitende Gerücht von Peters Zurückkunft Alles aus dem ganzen Lande herbei. Der Adel turnierte, die Andern tanzten und waren fröhlich. Und als die Eltern die ganze Geſchichte ſeiner Liebe vernommen hatten, da nahm der Graf ſeinen Sohn bei der Hand und führte ihn in die Kirche St. Peters vor den Altar; daſſelbe that die Gräfin mit der ſchönen Magelone. Dort knieten alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen. Dann ſprach der Graf unerbeten: „Sohn, ich will, daß du die Jungfrau, die um deinetwillen ſo viel gelitten, zur Ehe nehmſt!“ — „Ach, liebſter Vater,“ fiel Peter ein, „das war auch mein Wille, ſchon als ich ſie aus dem Hauſe ihres Vaters führte; urtheilet, welche Freude mir euer Befehl macht!“ So zogen ſie in die Kirche, und der Biſchof vollzog die Trauung. Und die Gräfin gab dem Peter den ſchönſten Ring von den dreien, die in dem Bauche des Fiſches gefunden worden waren. Peter nahm ihn mit Verwunderung und ſteckte ihn der nicht minder ſtaunenden Braut an den Finger.

Zehn Tage dauerte die Hochzeit und Fröhlichkeit; dann verloren ſich die Gäſte und der Graf und die Gräfin lebten noch viele Jahre in Frieden und Wonne mit dem jungen Paare. Einmal aber machte Peter mit ſeiner Frau eine weite Reiſe nach Babylon zu dem Sultan, der ſchalt ihn freundlich und verzieh ihm, und ließ ihn heimziehen mit reichlichen Geſchenken.

Peter und Magelone führten ein langes und glückliches Leben mit einander. Sie zeugten einen ſchönen Sohn, der wurde König von Neapolis und Graf von Provence. Sie ſelber liegen in St. Peter auf der Inſel begraben, und die ſchöne Kirche und das Spital, die Magelone gegründet, ſchauen noch heute vom Heidenport weit in das Meer hinaus.

Der arme Heinrich.

In Schwaben war ein Herr anſäßig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe ſtrebet, haben ſoll; ſo daß im ganzen Lande von Niemand ſo viel Gutes geſagt ward. Er war reich und von edler Geburt, aber noch viel größer war ſeine Ehre und ſein Muth. Sein Herz hatte Falſchheit und Schande verſchworen, und er hielt auch ſeinen Eid treulich bis an ſein Ende, denn ſein Leben ſtand ohne Flecken da, und er wußte weltliche Ehre zum rechten Heil anzuwenden, ſo daß ſie ſich in jeder reinen Tugend mehrte. Er war eine Blume der Jugend, ein Demant der Treue, eine Krone der Zucht, ein Schirm der Bedrängten, ein Schild ſeiner Freunde. Nichts war zu viel, nichts zu wenig bei ihm. Sein Name war wohlbekannt, er hieß Heinrich, und ſein Geſchlecht war von der Aue genannt.

Wie nun dieſer Mann, geprieſen und geehrt, ſich Reichthums und fröhlichen Sinnes erfreute, da ward auf einmal ſein hoher Muth in ein gar armes Leben herabgebeugt; denn wer in der höchſten Weltſeligkeit lebt, der iſt vor Gott gering. Darum fiel auch Herr Heinrich mit Gottes Willen aus ſeinem beſten Glücke in ein gar ſchmähliches Leid und ihn ergriff der Ausſatz. Als nun dieſe Heimſuchung an ſeinem Leibe ſichtbar ward, da wendeten ſich Mann und Weib von ihm ab, und, wie angenehm er der Welt zuvor war, ſo unerträglich ward er ihr jetzt, ſo daß ihn, wie den geſchlagenen Hiob, Niemand mehr anſehen wollte. Als der arme Heinrich ſah, daß er, gleich allen Ausſätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterſchied ihn jedoch ſein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld; denn er war unfroh und traurig, ſein hochſteigendes Herz ſank, ſein Honig ward zu Galle, eine ſchwarze Wolke bedeckte den Glanz ſeiner Sonne, und ein harter Donnerſchlag zerſchlug ihm ſeinen hellen Himmel. Er trauerte, daß er ſo viel Glück hinter ſich laſſen mußte, ja oft verwünſchte und verfluchte er den Tag, an welchem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Troſte geſagt wurde, daß dieſe Krankheit gar verſchieden ſey, und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl geneſen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Aerzte um Rath; aber es wurde ihm geantwortet, er ſey nicht zu heilen, und werde nimmer vom Ausſatze rein. Traurig hörte er dieß an, und zog weiter gen Salerno, die weiſen Aerzte auch dort zu befragen. Nun ſagte ihm der beſte Meiſter, der dort war, eine wunderbare Sache, nämlich: daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr werde geheilt werden. „Wie mag das zugehen,“ ſprach Heinrich, „du redeſt gar unverſtändlich! bin ich heilbar, ſo werde ich auch geheilt; denn was an Geld oder Zurüſtung verlangt wird, das getraue ich mir beizuſchaffen!“ —

„Laſſet das Dingen,“ antwortete der Meiſter. „Eure Krankheit iſt nun einmal der Art! Was frommts, daß ichs euch ſage! Es giebt wohl eine Arznei dafür, die euch heilt: aber kein Menſch iſt ſo mächtig oder klug, daß er ſie gewinnen könnte; darum werdet ihr nimmer geheilt, Gott wolle denn euer Arzt ſeyn.“ — Da ſprach der arme Heinrich: „Was nehmet ihr mir meinen Troſt hinweg? Ich habe doch ſo großes Gut; ich kann euch mir gewiß geneigt machen, daß ihr mir gerne helfet!“ — „Mir fehlet nicht der Wille,“ antwortete der Meiſter. „Wär' es eine Arzney, die man feil fände oder ſonſt auf irgend eine Art erlangen könnte, ſo ließe ich euch gewiß nicht verderben! Aber es iſt leider nicht ſo, und wäre eure Noth noch größer, ſo müßte euch doch meine Hülfe verſagt bleiben! Höret an: ihr müßt eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für euch leidet. Nun iſts aber nicht der Menſchen Art, daß Jemand ſo etwas freiwillig thut. Und doch, wie ich euch geſagt habe, dieß allein iſt die rechte Arzney für eure Krankheit!“

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich ſey, daß Jemand gern für ihn ſtürbe, und aller Troſt, auf den er ausgezogen, war ihm hinweggenommen. Fernerhin hatte er keinen Gedanken mehr an ſeine Geneſung, und war des Lebens überdrüſſig. Er zog heim und fing an, ſein Erbe, wie es ihm am beſten ſchien, auszutheilen. Im Stillen machte er ſeine armen Verwandten reich, und linderte auch das Elend Fremder; das Uebrige gab er Gotteshäuſern, damit ſich der Herr ſeiner Seele erbarme. Von aller ſeiner Habe behielt er nur ein neu angebautes Land, wohin er vor den Menſchen floh. Aber nicht er ſelbſt nur klagte über dieſes traurige Verhängniß, ſondern er wurde auch von Allen, die ihn ſelbſt oder nach Anderer Sage kannten, bejammert. Jenes Neuland aber baute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern, unter böſer Herrſchaft, nicht einmal mit Steuer und Gabe großes Ungemach meiden konnten. Was dieſer Meier that, das war dem armen Heinrich recht, der ihn auch von aller fremden Laſt befreit hatte, ſo daß keiner im ganzen Lande ſo wohlhabend war.

Zu dieſem Manne zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle ſeine Milde, und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte; er war ſo treu geſinnt, daß er Sorgen und Mühe willig ertrug und ſeinem Herrn Alles gemächlich einrichtete. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beſchieden, denn er hatte einen geſunden, friſchen Leib, eine fleißige ſittſame Frau, dazu ſchöne Kinder, recht, wie ſie des Mannes Freude ſind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten, das wollte von dem Herrn nicht Fußbreit weichen, um ſeine Huld und ſeinen Gruß zu verdienen. Sie war ſo lieblich, daß ſie nach ihrer ſchönen Geſtalt, dem Alleredelſten im Reiche als Kind wohl angeſtanden hätte. Die andern Hausgenoſſen waren ſolchen Sinnes, daß ſie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es ſich ſchickte, mieden; ſie aber eilte in jeder Stunde zu ihm, und wollte nirgends anderswohin, mit reiner Kindergüte hatte ſie ihm ihr Herz ſo ganz zugewendet, daß man das ſüße Mädchen allzeit zu ſeinen Füßen ſitzend fand, dagegen liebte auch er ſie wiederum vor Allen, und was ihr Freude machte, was Kindern bei ihren Spielen gefällt und ihr Herz ſo leicht gewinnt, das ſchenkte er ihr oft; bald einen kleinen Spiegel, bald ein Haarband, oder was ſonſt zu kaufen war. Durch ſolche Freundlichkeit machte er ſie ſo zutraulich und heimlich, daß er ſie ſeine Frau zu nennen pflegte.

So diente ſie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es ſich zu, daß dieſer mit ſeinem Weib und ſeiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm ſaß und ſie ſein Leid beklagten. Denn es that ihnen weh; auch mußten ſie fürchten, daß ſie ſein Tod ſchwer treffen und ein neuer hartgeſinnter Herr ſie um ihr Glück bringen würde. So ſaßen ſie in Sorgen beiſammen, bis endlich der Meier anfing: „Lieber Herr, wenn es mit euren Hulden ſeyn kann, ſo fragte ich gerne: da zu Salerno ſo viele Meiſter in der Heilkunſt ſind, wie kommt es, daß keiner ſo weiſe iſt, und für eure Krankheit einen Rath findet? Herr, das wundert mich!“ Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen Seufzer aus dem Herzensgrund und antwortete ſo traurig, daß das Seufzen ihm die Worte im Munde zerbrach: „Ich habe dieſe ſchimpfliche und verſpottete Krankheit wohl verdient, du haſt ja geſehen, daß mein Thor weltlicher Luſt weit offen ſtand, und daß Niemand von meinem Geſchlecht ſo nach Wunſche lebte. Da achtete ich wenig darauf, daß Gott mir dieſes Wunſchleben nur nach ſeiner Gnade verliehen; ich dachte in meinem Sinne, wie alle Weltkinder, daß ich ſolche Ehre und Freude auch ohne Gott haben könnte. Ueber dieſem Hochmuth wurde der hohe Himmelspförtner zornig, er ſchloß mir die Pforten des leiblichen Heiles und mein thörichter Sinn hat es verwirkt, daß ich nun leider nimmermehr durch ſie eingehe. Gott hat eine Krankheit auf mich gelegt, von der mich Niemand befreien kann. Die Guten fliehen mich, die Böſen verſchmähen mich; ja keiner iſt ſo ſchlecht, der mir nicht ſeine Verachtung zeigt und die Augen von mir abwendet. Nun leuchtet deine Treue erſt recht an mir, daß du mich Siechen bei dir duldeſt und nicht flieheſt. Und dennoch, ſo wenig du mich ſcheueſt — ſo wie die Sachen mit mir ſtehen, erträgeſt du doch wohl leicht meinen Tod! Nun ſage, weſſen Unwerth, weſſen Noth war je größer in der Welt? Vorher war ich dein Herr, nun bin ich Dein bedürftig, lieber Freund; und du, dein Weib und meine Frau hier, ihr drei verdient das ewige Leben, daß ihr mich Kranken alſo pflegt. — Was du mich aber gefragt haſt, darauf will ich dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meiſter finden, der ſich meiner Heilung unterwinden durfte oder wollte, denn ich ſollte ein Mittel herbeiſchaffen, wie es Niemand auf der Erde mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts Andres geſagt, als daß ich eine mannbare Jungfrau haben müßte, die entſchloſſen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geſchnitten und ihr Herzblut gewonnen,

Univ. Bibl.
München

das allein könnte mir helfen. Aber das iſt ganz unmöglich, daß für mich Jemand gerne den Tod leide; darum muß ich dieſe ſchwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!“

Was der arme Heinrich dem Vater ſagte, das hörte die reine Jungfrau mit an, denn die Holdſelige hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schooße ſtehen. Sie achtete auf ſeine Worte und merkte ſie wohl, und ſie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeſchloſſen. Als ſie ſich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeſchlafen waren, da holte ſie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer, und ihre Betrübniß war ſo ſchmerzlich, daß der Regen ihrer Augen die Füße der Schlafenden begoß. Als dieſe die Thränen fühlten, erwachten ſie, und fragten was ihr wäre und welch Unglück ſie ſo heimlich beklagte. Sie wollte es aber lange nicht ſagen, bis endlich ihr Vater durch ſanfte und ſtrenge Worte es dahin brachte, daß ſie ſprach: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen; denn was kann uns leider ſeyn, als das Unglück unſeres Herrn, den wir verlieren ſollen, und mit ihm Gut und Ehre! Nimmermehr bekommen wir einen ſo guten Herrn, der an uns thut, wie dieſer!“ Sie antworteten: „Du ſprichſt wahr. Doch frommt uns leider unſre herbe Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, wende deine Gedanken davon ab; es thut uns gewiß ſo weh, wie dir, aber leider ſteht es nicht in unſerer Macht, ihm zu helfen. Gott hat es gethan; wär' es ein Anderer, ſo müßten wir ihm fluchen.“ So geſchweigten ſie das Kind; aber ſie ſchlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als ſie die andere Nacht wieder nach Gewohnheit ſchlafen gingen, und ſie ſelbſt ſich in ihre alte Bettſtätte gelegt hatte, da beſchloß ſie feſtiglich bei ſich, wenn ſie den morgenden Tag erlebte, ſo wollte ſie ihr Leben für ihren Herrn dahin geben. Ueber dieſem Entſchluſſe ward ſie froh und leichten Muthes; ihre einzige Sorge war, daß Herr Heinrich, wenn ſie es ihm verkündigte, daran verzagen und daß alle drei es ihr nicht zugeben möchten. Darüber wurde ihre Unruhe ſo groß, daß Vater und Mutter, wie in voriger Nacht davon erwachten. Sie richteten ſich auf und ſprachen: „Was nimmt dir die Ruhe? Du biſt recht albern, daß du mit ſolcher Klage, die doch Niemand enden kann, dir dein Herz ſchwer machſt! Warum läſſeſt du uns nicht ſchlafen?“ So verwieſen ſie ihr die unnütze Sorge und meinten ſie beſchwichtigt zu haben; aber ihr Entſchluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete ſie: „Und doch hat mein Herr geſagt, daß er wohl erhalten werden könnte. Bei Gott! Wenn ihr mir es nicht wehret, ſo bin ich zu ſeiner Arzney gut; denn ich bin eine Jungfrau, und feſt entſchloſſen, ehe ich ihn verderben ſehe, den Tod für ihn zu leiden.“

Ueber dieſe Rede wurden Vater und Mutter ſehr betrübt. Der Vater ſprach: „Von ſolchen Dingen laß ab, und verheiße unſerem Herrn nicht mehr, als du vollbringen kannſt, denn dieß geht über deine Kräfte.

Du biſt ein Kind, du haſt den Tod noch nicht geſehen; kommt es dann dazu und du ſollſt ſterben, ſo möchteſt du gerne noch leben, und dann iſt es zu ſpät; du haſt noch nie in den finſtern Abgrund geblickt. Darum ſchließe deinen Mund, oder es ſoll dir übel gehen!" So meinte er ſie mit Bitten und Drohungen zum Schweigen zu bringen, aber er vermochte es nicht. „Lieber Vater," ſprach ſie, „ſo dumm ich bin, ſo wohnt mir doch ſo viel Verſtand bei, daß ich die Noth des Todes aus der Sage kenne, und weiß, daß es etwas Herbes iſt. Aber wer ſein Leben mit mühſamer Arbeit hoch bringt, dem iſt auch nicht allzuwohl; denn wenn er mit großer Noth ſeinen Leib bis in's Alter friſtet, ſo muß er doch den Tod leiden, und vielleicht iſt alsdann ſeine Seele dahin, und es wäre ihm beſſer, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir aber iſt's zu Theil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Ihr ſollt mir's nicht verleiden; ich thue uns Allen damit wohl, denn ſo lange unſer Herr lebt, ſteht auch eure Sache wohl. Darum wollen wir ihn mit ſo ſchöner Kunſt erhalten, auf daß wir alle geneſen. Gönnet mir's, denn es muß ſeyn." Die Mutter, als ſie ihres Kindes Ernſt ſah, ſprach weinend: „Gedenke, liebſte Tochter, wie groß die Beſchwerden ſind, die ich deinetwillen erlitten, und laß mich beſſern Lohn empfangen, als von dem ich dich ſprechen höre. Du willſt mir das Herz brechen! Und willſt du denn auch bei Gott dein Heil verwirken? Denkſt du nicht an ſein Wort, daß man

Vater und Mutter ehren ſoll, und daß er uns zum Lohn dort der Seele Wohlfahrt, und hier auf Erden ein langes Leben verheißen hat? Du ſprichſt, du wollteſt dein Leben für unſer beider Wohl hingeben; nein, du willſt uns das Leben verleiden: denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, ſo geſchieht es für dich. Du ſollteſt ein Stab unſers Alters ſeyn, und willſt Schuld werden, daß wir weinend über deinem Grabe ſtehen!“ Die Jungfrau antwortete: „Ich glaube wohl, Mutter, daß du und der Vater mir mit Liebe zugethan ſind, wie Eltern ihrem Kinde, und finde es auch täglich. Von eurer Liebe habe ich Seele und einen ſchönen Leib, um den mich jedermann preiſet. Wem ſollte ich alſo nächſt Gott mehr Gnade verdanken, als euch zweien? Aber eben weil ich Leib und Seele durch eure Liebe habe, ſo gönnet mir, daß ich Beides vom Teufel erlöſe und mich Gott ergebe. Ich fürchte, würde ich älter, daß die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße brächte, wie ſie ſo manchen zur Hölle herabgezogen hat. Auch iſt unſre Jugend und unſer Leben nichts als Nebel und Staub; ein Thor, wer dieſen Rauch gern in ſich faßt! Ueber faules Stroh iſt ein ſchimmernder Teppich gebreitet; wen ſein Glanz verlockt, der hat beides hingegeben, Leib und Seele. Und bedenket noch weiter: ſtirbt mein Herr, ſo kommet ihr in große Arbeit und Noth; lebt er aber in ſeiner Krankheit noch ſo lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerthen Mann gebe, ſo denkt ihr freilich, mir ſey Heil widerfahren und es iſt geſchehen, was ihr nur immer hoffen könnet. Aber ganz anders ſagt es mir mein Herz: wird mir mein Mann lieb, das iſt eine Noth; denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen; wird er mir verhaßt, ſo iſt es gar der Tod. Setzet mich lieber in das volle Glück, das nimmer vergeht! Mein begehret ein Freier, dem ich mich wohl gönne. Ihm geht ſein Flug leicht und wohl, ſein Haus iſt aller Habe voll, da ſtirbt nicht Roß noch Rind, da quälen nicht weinende Kind, da iſt nicht zu heiß nicht zu kalt, da wird Niemand an Jahren alt, der Alte wird ein Junger, da iſt kein Durſt noch Hunger; da iſt keiner Art Leid, da iſt volle Freud' ohn' Arbeit! — Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude ſeyn und tröſtet euch über meinen Tod. Auch ſollſt du nicht über meinem Grabe ſtehen, Mutter! denn wo mir der Tod gegeben wird, da läßt dich Niemand zuſehen. Zu Salerno geſchieht's; da geneſen wir Alle und ich noch viel mehr als ihr!"

Als die Eltern ſahen, daß ihr Kind ſo feſt zum Tode entſchloſſen war, ſo weiſe redete und menſchlichen Rechtes Schranke zerbrach: da dachten ſie, der heilige Geiſt müſſe der Urquell ihrer Rede ſeyn, und wagten nicht länger, ſie von dem abzuwenden, was ſie ſo feſt ergriffen hatte und wozu ihr der Entſchluß von Gott gekommen war. Doch als ſie dann wieder nur der Liebe zu ihrem Kinde gedachten, ſaßen ſie Beide ſtill in ihrem Bett, frierend vor Jammer, und keines ſprach ein Wort, und die Mutter hatte zuerſt ihre Rede vor Leid abgebrochen. Am Ende dachten ſie doch, es wäre das Beſte, ſie gönnten ihr's, weil ſie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Da ſprachen ſie zu ihr, es möge geſchehen, was ſie erbeten hätte.

Nun freute ſich das reine Mägdlein und kaum als der Tag angebrochen war, ging ſie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: „Herr, ſchlafet ihr?“ — „Nein, liebe Frau, aber ſage, warum biſt du heute ſo früh auf?“ — „Ach, Herr, dazu zwingt mich der Jammer über eure Krankheit!“ Er antwortete: „Liebe Frau, damit zeigſt du ein gutes Gemüth gegen mich. Gott vergelte dir's! Aber Rath für dieſes Uebel giebt es nicht!“ — „Ei gewiß, lieber Herr, es wird dafür guter Rath. Ihr habt uns doch geſagt, wenn ihr eine Jungfrau hättet, die gerne für euch den Tod leide, ſo könntet ihr wohl durch ſie geheilt werden. Nun, weiß Gott, die will ich ſelber ſeyn, denn euer Leben iſt beſſer und edler als das meine.“ Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen, und ſeine Augen füllten ſich mit heimlichen Thränen. „Liebe Frau,“ ſprach er, „ſterben iſt nicht eine ſanfte Noth, wie du dir vielleicht gedacht. Ich bin überzeugt, daß du mir gerne hülfeſt. Ich erkenne deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Deine Treue wolle dir Gott vergelten; aber alle, die davon höreten, würden ſpotten, daß ich, nachdem meine Krankheit ſo weit gekommen und alle Mittel nichts halfen, noch zu einem neuen greife. Liebe Frau, du thuſt wie Kinder thun, die ein Gelüſte haben, und hernach reut es ſie wieder. Bedenke doch, Vater und Mutter können dich nicht entbehren;

auch ich kann nicht deſſen Unglück verlangen, der mir allezeit Liebe erzeigt hat; was die beiden dir rathen werden, liebe Frau, das thue!" So redete er zu der Guten, lächelte und verſah ſich deſſen wenig, was hernach geſchah. Denn Vater und Mutter ſprachen: „Herr, ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre nicht recht von uns gehandelt, wenn wir es euch nicht mit Gutem vergelten wollten. Unſere Tochter iſt des Willens, den Tod für euch zu leiden, und wir gönnen's ihr wohl. Heute iſt der dritte Tag, daß ſie uns um Gewährung ihrer Bitte anlag, und nun hat ſie es von uns erhalten. Gott laſſe euch geneſen, denn wir wollen ſie für euch hingeben."

Als dem armen Heinrich auf dieſe Weiſe die Jungfrau für ſeine Krankheit den Tod anbot, und er ihren Ernſt ſah, da erhub ſich großes Leid unter den Vieren. Vater und Mutter konnten nicht anders, ſie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den Kranken ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub, und nicht wußte, was beſſer wäre, gethan oder gelaſſen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein: denn es meinte, er verzage an ihrem Entſchluſſe. Zuletzt bedachte ſich der arme Heinrich, dankte allen für ihre Treue und willigte ein. Da wurde das Mägdlein fröhlichen Muthes, und nun bereitete ſie ſich auf's Beſte zur Fahrt nach Salerno. Was ſie nur bedurfte, das ward ihr gegeben, ſchöne Pferde und reiche Kleidung, wie ſie vorher nie getragen, von Hermelin, Sammt und dem köſtlichſten Zobel. Wer könnte das Herzeleid ihrer El-

tern beſchreiben? Gewiß wäre das Scheiden jämmerlich
geweſen, als ſie ihr liebes Kind ſo ſchön und friſch in
den Tod fortſchickten und nimmermehr ſehen ſollten,
wenn nicht Gottes Güte ihre Noth geſänftigt hätte,
deſſelben Gottes, von dem auch dem jungen Mägdlein
der Muth erwuchs, daß es den Tod willig hinnahm.
Aus Liebe war ihr Leid gekommen, darum litten ſie
keine Noth um ihres Kindes Dahinſcheiden.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich
und zufrieden nach Salerno. Was konnte ſie nun noch be
trüben, als daß der Weg ſo weit war und ſie nicht eher ih
erlöſete? Sobald ſie dort angelangt waren, ging Her
Heinrich zu ſeinem Meiſter und ſagte ihm: „Hier brin
ge ich eine Jungfrau, wie du ſie verlangt haſt!“ Mi
dieſen Worten zeigte er ſie ihm. Dem Meiſter däuch
das unglaublich, und er ſprach: „Kind, haſt du ſolche
Entſchluß ſelbſt gefaßt, oder haben Bitten und Drohun
gen deines Herrn bewirkt, daß du ſo ſprichſt?“ –
„Nein,“ antwortete ſie, „dieſer Entſchluß iſt aus me
nem eigenen Herzen gekommen.“ Darüber verwunde
ſich der Arzt, führte ſie bei Seite und beſchwur ſ
ihm zu ſagen, ob etwa ihr Herr ſolche Worte von
mit Drohen erzwungen habe. „Kind,“ ſprach er, „
iſt Noth, daß du dich beſſer beräthſt; ich will dir re
ſagen, wie es iſt: wenn du den Tod nicht ganz f
willig leideſt, und was du thuſt, nicht gerne th
ſo iſt dein junges Leben dahin und hilft uns n
ſoviel als ein Broſamen. Auch will ich dir ſagen,
dir geſchehen wird; ich entkleide dich, daß du dich

mir ſchämen mußt, binde dir Hände und Füße, und dann — bedenke den großen Schmerz, ich ſchneide dir gerade nach dem Herzen, und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun ſage mir, wie ſteht dir dein Muth? Es geſchah nie einem Kinde ſo weh, wie dir geſchehen wird; nur daß ich es thun und anſehen ſoll, macht mir ſchon große Angſt. Und bedenke weiter, gereuet es dich eines Haares breit, ſo habe ich meine Mühe und du haſt dein Leben verloren.“ So beſchwor er ſie noch einmal. Sie aber fühlte ſich zu ſtandhaft, als daß ſie abgelaſſen hätte. Daher ſprach ſie mit Lachen: „Gott lohne euch, lieber Herr, daß ihr mir ſo die Wahrheit herausgeſagt habt; ja, wahrhaftig ich fange an, ein wenig zu verzagen, und es iſt in mir ein Zweifel aufgekommen, den ich euch vorlegen will: ich fürchte nämlich, daß unſer Vorhaben durch eure Zaghaftigkeit unterwegs bleibt; eure Rede geziemte einem Weibe; ihr ſeyd eines Haſen Geſelle; eure Angſt iſt etwas zu groß und ihr ſtellet euch ſchlecht an zu eurer gewaltigen Meiſterſchaft! Ich bin ein Weib, und habe doch die Kraft. Getrauet ihr mich zu ſchneiden; ich getraue mir wohl, zu leiden! Die Angſt und Noth, von der ihr mir da vorgeſprochen habt, die habe ich ſchon vorher auch ohne euch gewußt. Gewiß, ich wäre nicht hieher gekommen, wenn nicht mein Entſchluß ſo feſt und ſicher geweſen wäre, daß ich wußte, ich würde nimmermehr ſchwanken. Mir iſt die ſchwache, bleiche Farbe verſchwunden und ſo feſter Muth gekommen, daß ich ſo ängſtlich daſtehe, als ſollte ich zum Tanze gehen! Es iſt Zeit, laßt eure

Meiſterſchaft ſehen, was zaudert ihr länger? Verſucht's und fürchtet euch nicht, meinem Herrn ſeine Geſundheit wieder zu geben, mir aber das ewige Leben.“

Als der Meiſter ſie ſo gar unwandelbar fand, brachte er ſie zu dem Siechen zurück und ſprach zu ihm: „Uns irrt kein Zweifel mehr, ob eure Jungfrau vollkommen tüchtig ſey. Wohlan, freut euch, ich mache euch bald geſund!“ Hierauf führte er das Mädchen in ein verborgenes Kämmerlein, und ſchloß den armen Heinrich zur Thüre hinaus, damit er ihr Ende nicht mit anſehen ſollte. In dieſer Kammer, die mit mancherlei Arzneien verſtellt war, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Das that ſie gern und willig, ja ſie riß ſie mit Haſt in der Nath entzwei, bis ſie gewandlos daſtand; aber ſie ſchämte ſich deſſen nicht. Als ſie der alte Meiſter anſah, dachte er, daß in der ganzen Welt keine ſchönere Creatur gefunden werden könnte, und es erbarmte ihn ſo ſehr, daß ihm das Herz faſt verzagte. Es ſtand da ein hoher Tiſch; auf den hieß er ſie ſteigen und ſich niederlegen, und band ſie feſt. Dann nahm er ein Meſſer in die Hand, das für ſolche Dinge bereit lag, und lang und breit war, das verſuchte er, aber es ſchnitt nicht ſo gut, als ihm lieb geweſen wäre. Und da ſie nun doch einmal nicht leben ſollte, ſo erbarmte ihn ihre Noth, und er wollte ihr den Tod ſanft anthun. Daher faßte er einen guten Wetzſtein, der dabei lag, und fing an, das Meſſer langſam auf und ab zu ſtreichen, zu ſchärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der, für den ſie ſterben

ſollte, der arme Heinrich, und es jammerte ihn unſäglich, daß er ſie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken ſollte. Da ſuchte er, ob er nicht eine Oeffnung in der Wand fände, und ſah durch einen Ritz, wie ſie gebunden dalag, und ihre Geſtalt ſo gar ſchön und lieblich war. Er ſchaute ſie an und wieder ſich; da wandte ſich ſein Sinn; ihm däuchte nicht mehr gut, was er gedacht hatte, und der alte, finſtere Entſchluß machte milder Güte Platz. „Du Thor, ſprach er zu ſich ſelber, begehrſt du zu leben, ohne das Wohlgefallen deſſen, gegen den Niemand etwas vermag? Fürwahr, du weißt nicht, was du thuſt, wenn du dieſes ſchmähliche Leben, das Gott über dich hat kommen laſſen, nicht willig und demüthig erträgſt. Und weißt du denn, ob dich dieſes Kindes Tod ſicher heilt? Was dir Gott beſchieden hat, das laß dir wiederfahren! Nein, ich will dieſes Kindes Tod nicht ſehen!“

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: „Laß mich hinein!“ der Meiſter antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, euch einzulaſſen!“ — „Nein, Meiſter, redet mit mir!“ — „Herr, jetzt kann ich nicht, wartet bis ich fertig bin!“ — „Nein, Meiſter, redet zuvor mit mir!“ — „So ſagt mirs durch die Thüre!“ — „Es läßt ſich ſo nicht ſagen!“ — Da ließ ihn der Meiſter ein, und Heinrich ging zu dem Mägdlein, wo es gebunden lag und ſprach: „Dieß Kind iſt ſo wonniglich, daß ich wahrhaftig ſeinen Tod nicht zu ſehen vermag. Es geſchehe Gottes Wille an mir! Wir wollen ſie wieder aufſtehen laſſen. Wie ich mit

---

den geben. Bei dieſer ſchimpflichen Anrede erſchrack die Fürſtin in tiefſter Seele, und rief Gott und Menſchen zu Zeugen des Unrechts, das ihr geſchehe. Aber die ruchloſen Menſchen hörten auf ihre Klage nicht, ſondern riſſen ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen, und verließen das Zimmer mit Lärmen und Geſpötte. Die Fürſtin jammerte ſo herzzerreißend, daß es auch hätte wilde Thiere erbarmen ſollen; doch konnte ſie mit allem ihrem Weinen es nicht ſo weit bei ihrem Ehegemahl bringen, daß er ihr auch nur geſtattet hätte, ſich perſönlich vor ihm zu entſchuldigen. Ja ſein Zorn wurde ſo groß, daß er eben jenen Kriegsknechten befahl, die Ehebrecherin zu fahen, und in ein ſchimpfliches Gefängniß zu werfen.

Wie war doch der gütige Gott ſo ſtreng gegen dieſe unſchuldige Seele, und wie hart ſuchte ſein Zorn ſie heim! Sie hatte ſich alle Tage ihres Lebens befliſſen, ihm zu gefallen und zu dienen; und doch ſchien ihrer keine andere Vergeltung zu warten als Noth und Tod. Mit Schimpf vom Hofe ausgeſtoßen, mußte ſie wie ein ehrloſes Geſchöpf ſich in einen finſtern Kerker einſperren laſſen. Ihre Feinde ſprengten indeſſen unter allem Volke aus, als wenn ſie eine gemeine Verbrecherin wäre, deren jahrelang getriebene Schande jetzt endlich aufgedeckt worden ſey. Inzwiſchen berathſchlagte der verblendete

Herzog mit den Seinigen, welches Todes er ſie ſterben laſſen ſollte, denn er nahm ſie für überwieſen und überführt an. Und endlich wurde beſchloſſen, daß ſie lebendig auf offenem Marktplatze verbrannt werden ſollte; es ſey denn, daß ſich ein Ritter ihrer annehmen, und mit dem Edelmann, ihrem Ankläger, in ehrlichem Kampf um ſie ſtreiten wollte. Dieſes wurde nach dem Brauche jener alten Zeit in dem ganzen Lande verkündigt, und ein Tag anberaumt, an welchem auf dem Kampfplatze erſcheinen ſollte, wer Luſt hätte, ſich der ſchwer verklagten Herzogin anzunehmen. Aber da war Niemand im ganzen Lande, der ſich gegen den boshaften Edelmann zu wagen getraute, weil er wegen ſeiner Grauſamkeit von allen verabſcheut und noch mehr gefürchtet war.

Aber der gerechte Gott ſah die Zähren der unſchuldigen Gefangenen, und in ſeinem Rathe war ihre Rettung von Anbeginn beſchloſſen. Und jetzt erſchien ſein Engel wieder dem frommen Abte Bertrand zu St. Malo, offenbarte ihm, was der Mutter ſeines Pathen bevorſtand und befahl ihm, den jungen Bertrand wohl auszuſtatten, und mit ihm und der gefangenen Säugamme, ſo wie mit des Abtes Schweſter und ihrem Manne, die des Knaben Pflegeltern waren, vor dem Herzog von Bretagne auf einen beſtimmten Tag zu erſcheinen. Der Knabe ſolle ſich vor ſeinem Gegenpart nicht fürchten, ſondern herzhaft auf den falſchen Ankläger losgehen und ſeine unſchuldige Mutter erretten.

Sobald es Tag geworden, erzählte der Prälat ſeinem Pathen die Erſcheinung, worüber beide neben großer euch gedingt habe, Silber und Gold gebe ich euch; aber die Jungfrau ſollt ihr leben laſſen!“ Da das Mägdlein nun erſt recht ſah, daß es nicht ſterben und ihn erlöſen ſollte, da war ihr das Herz ſchwer; ſie brach Zucht und Sitte, raufte zornig ihre Haare und gebärdete ſich zum Erbarmen. Bitterlich weinte ſie und rief: „Wehe mir Armen, wehe! wie ſoll es mir nun ergehen? Soll ich die reiche Himmelskrone, die mir um dieſe kurze Noth geſchenkt worden wäre, verlieren? Jetzt bin ich erſt todt! Nun entbehrt mein Herr, und entbehre ich die Ehre, die uns zugedacht war!“ Umſonſt bat ſie um den Tod, der ſie glücklich machen ſollte. Dann wandte ſie ſich zu dem armen Heinrich, hub an, ihn zu ſchelten und ſprach: „Ich muß leiden für meines Herrn Zaghaftigkeit; ich ſehe wohl, die Menſchen haben mich getäuſcht; ich hörte ſie allezeit ſagen, ihr wäret bieder und hättet feſten Mannesmuth! Gott helfe mir, ſie haben gelogen, die Welt war mit euch hintergangen, denn ihr waret und ſeyd der feigſte Mann! Ihr getrauet euch nicht einmal geſchehen zu laſſen, was ich doch mir zu leiden getraue! Warum erſchracket ihr denn, als ich gebunden ward? Es ſtand ja eine dicke Wand zwiſchen uns beiden! Ich verſichere euch, es ſoll euch Niemand etwas zu Leide thun! Was geſchehen ſoll, iſt für euch nur nützlich und geſund!“ So bat und ſchalt ſie ihn; aber umſonſt. Sie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm Vorwurf und Spott tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemte. Als er die unglückliche Jungfrau wieder angekleidet und den

Arzt bezahlt hatte, wie ausgemacht war, fuhr er zurück in die Heimath, obgleich er wußte, daß er dort in Aller Mund nur Hohn und Schmähung finden würde. Aber alles dieſes ſtellte er Gott anheim.

Das gute Mägdlein aber hatte ſich ſo verweint und verklagt, daß ſie dem Tode nahe war. Da erkannte ihre Noth der, der die Nieren prüft, vor dem kein Herzensthor verſchloſſen iſt. Er hatte Beide nach ſeiner Liebe und Macht recht aus dem Grunde verſuchen wollen, wie er es bei dem reichen Hiob gethan. Da zeigte der Herr, wie lieb ihm Treue und Erbarmung iſt; er ſchied beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stunde rein und geſund. So ſchnell beſſerte es ſich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs wieder friſch und ſchön wurde, ja er genaß ſo durch Gottes Pflege, daß er ſo jung ward, wie vor zwanzig Jahren. Dieſes Heil, das ihm wiederfahren war, ließ er allen anſagen, von denen er wußte, daß ſie Liebe und Güte gegen ihn im Herzen trugen. Da mußten alle billig froh ſeyn über die Gnade, die Gott an ihm erzeigt hatte. Als nun ſeine beſten Freunde von ſeiner Ankunft hörten, ritten und gingen ſie ihm drei Tagreiſen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten keiner Sage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis ſie ſelbſt die Wunder Gottes an ſeinem Leibe geſehen hätten. Der Meier und ſein Weib blieben auch nicht ſtill zu Hauſe ſitzen. Die Freude, die ſie empfanden, iſt unbeſchreiblich; ihre Herzen waren ſo bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß, ihr Gruß war ſeltſam gemiſcht, ihr

Mund wollte nicht mehr los werden vom Mund ihrer
Tochter. Auch wer die Schwaben je in ihrem Lande
ſah, der muß ſagen, daß von ihnen nie größere Liebe
erzeigt wurde, als da ſie Herrn Heinrich bei ſeiner Heim
fahrt empfingen. Dieſer ward reicher, als er vorhe
war, an Gut und Ehren. Nun aber wendete er ſic
ſtets an Gott und hielt ſeine Gebote ſtrenger als zuvor
und deßwegen war ſeine Ehre unvergänglich. Dem Mei
und ſeinem Weib, denen er ſo großen Dank ſchuldi
war, gab er das Neubruchland, wo er krank geleg
hatte, zum Eigenthum. Seiner lieben Frau aber, d
Mägdleins, pflegte er mit ſanftem Leben in allen Di
gen, als wäre ſie ſeine verheirathete Frau.

Als nun ſeine Freunde in ihn drangen, ſich zu verel
lichen, da ſprach er: „Ich bin entſchloſſen, und will na
meinen Verwandten ſenden, damit ich ihrem Ra
folge. Als dieß geſchehen, und alle beiſammen war
Männer und Frauen, ſo ſagten alle aus einem Mun
es wäre recht, und Zeit, daß er ſich vermähle. N
aber erhob ſich ein großer Streit im Rathe ſeiner V
wandten, wen er ſich wählen ſollte: der eine rieth h
der andere her; wie Leute pflegen, wenn ſie Rath
ben ſollen. Als ſie ſich nun nicht vereinigen konn
ſprach der arme Heinrich: „Ihr Herren und Frauen,
iſt euch Allen wohl bekannt, daß ich vor kurzer
in ſchmählicher Krankheit lag und allen Menſchen
derwärtig war; jetzt ſcheut mich Niemand mehr,
durch Gottes Gnade habe ich wieder einen geſunden
Jetzt rathet mir alle, wie ſoll ich es dem verge

durch den ich wieder geſund worden bin?“ Sie antworteten: „Faſſet den Entſchluß, daß euer Leib und Gut ihm unterthänig ſey!“ —

Das Mägdlein, ſeine liebe Frau, ſtand neben ihm, als ſie dieſes ſagten. Da ſah er ſie liebreich an, umfing ſie und ſprach: „Ihr Herrn und Frauen, ich ſage euch allen, daß ich durch dieſe gute Jungfrau, die ihr hier bei mir ſtehen ſeht, mich meiner Geſundheit wieder erfreue. Nun iſt ſie ledig und frei, wie ich es bin, und mein Herz räth mir, daß ich ſie zum Weibe nehme. Wenn dieß Gott und euch gefällt, ſo ſoll es geſchehen. Iſt es aber nicht möglich, ſo will ich unverehelicht ſterben; denn Ehre und Leben habe ich von ihr allein! Bei Gottes Hulden aber will ich euch insgeſammt bitten, daß es euch wohl gefalle!“ Da antworteten alle, die zugegen waren: „Ja, ſo iſt es ziemlich und recht!“ Und da auch geiſtliche Herren darunter waren, ſo ſtand es nicht weiter an, daß ſie zuſammen getraut wurden.

Nach ſüßem, langem Leben kamen ſie zuſammen ins ewige Reich der Liebe.

Hirlanda.

1.

Daß die Unſchuld, ſo lange die Welt geſtanden hat und ſtehen wird, mit Gottes Zulaſſung von der Bosheit gedrückt, aber auch, wenn die Prüfungszeit vorüber iſt, mit größerer Ehre aus dem Abgrunde des Elends emporgehoben werde, das haben in alter und neuer Zeit viele Beiſpiele gelehrt. Auch aus der Geſchichte, die hier erzählt werden ſoll, leuchtet dieſe Wahrheit hervor.

Vor viel hundert Jahren lebte in England ein Herzog Namens Artus, der, als er ins Mannesalter getreten war, ſich mit einer Herzogin von Bretagne vermählte, einer Landſchaft, die, obwohl in Frankreich gelegen, doch damals der Krone England als Lehen angehörte. Dieſer Herzog verbrachte mit ſeiner jungen Gemahlin Hirlanda in dem Erblande derſelben die erſten fünf Monate ſeiner Ehe in großer Liebe und Einigkeit. Da wurde er genöthigt, von ihr zu ſcheiden, um in den Dienſten ſeines Königes einen Ritterzug in das Feld zu wagen. Wie bitter dieſe unverhoffte Trennung den jungen Eheleuten vorkommen mußte, mögen diejenigen erwägen, die durch zarter Liebe Bande ſtark und innig verknüpft ſind. Zwar tröſtete der Herzog ſeine geliebte

Gemahlin beim Abſchied aufs herzlichſte, aber je freundlicher ſich ihr Eheherr gegen ſie erzeigte, deſto ſchmerzlicher erſchien ihr ſelbſt dieſe unzeitige Scheidung. Nach dem traurigen Abſchied war der Herzog immer in ſchweren Gedanken, und es ahnete ihm, als wenn ſeiner Gemahlin ein groſzes Unglück bevorſtände. Dieſe Furcht wurde noch gewaltig durch einen Traum vermehrt, de ihn bald darauf im Schlaf heimſuchte, und den er einem vertrauten Diener mit groſzer Bekümmerniß erzählte:

„Ich war kaum eingeſchlummert,“ ſagte er, „da kam mir vor, als ſähe ich meine geliebte Hirlanda ohnmächtig im Bette liegen, und auf ihrem Leibe ſaß ein grauſamer Geier, der ihr das innerſte Eingeweide mit Gewalt herauszerrte. Ich ſah mich ſchmerzlich um, o dem halbtodten Weibe nicht irgend Jemand zu Hülf käme; bald aber wurde ich gewahr, daß noch zwei andere Raubvögel herzuflogen, und mit ihren ſpitzige Schnäbeln ihr das Herz aus dem Leibe reiſſen wollten Dieſer Traum verſtört mich ſo, daß ich mir nicht ander denken kann, als es ſchwebe meine geliebte Gemahli in irgend einem Unglück, oder ſey, was Gott verhüte wolle, gar ſchon geſtorben.“

Der Herzog hatte keine Ruhe, bis er einen Diene nach Hauſe abgeſchickt und durch dieſen über das Woh befinden ſeiner Frau günſtige Nachrichten eingezogen hatte Während nun der Herzog zu Felde lag, ereignete e ſich, daß Richard, der König in England, von eine abſcheulichen Krankheit heimgeſucht wurde, die zu eine häßlichen Ausſatz ward, und von der kein Arzt im ganzen Königreich ihn heilen konnte. Endlich ließ der elende König einen Juden rufen, deſſen Kunſt und Name im ganzen Lande ſehr berühmt war. Dieſem entdeckte er ſein Anliegen, und bat ihn freundlich, allen ſeinen Fleiß anzuwenden, daß er von der entſetzlichen Plage befreit würde. Der Jude that dem Könige zu Liebe ſein Beſtes; dennoch wurde die Krankheit je länger, je ärger. Am Ende kam der Hebräer auf einen gräßlichen Gedanken, den der Satan ſelbſt nicht teufliſcher hätte ausdenken können. „Jetzt weiß ich ein kräftiges Mittel," ſprach er zu dem Könige, „wenn anders Eure Majeſtät Herz genug haben, es zu gebrauchen." Der König, der in ſeinem verzweifelten Zuſtande ſich nicht geſcheut hätte, Gift zu ſchlucken, erwiederte dem Juden: „Du weißeſt, Hebräer, daß ich dir bisher in Allem gefolgt habe; zweiſle nicht, daß, falls du einen guten Vorſchlag haſt, ich mich auch in dieſen willig fügen werde." Da ſprach der Schalksknecht: „Allergnädigſter König! Wiſſet, daß ihr wieder zu eurer völligen Geſundheit gelangen könnet, ſobald ihr euch entſchlieſſen könnet, in dem Blute eines jungen Kindes zu baden. Ich betheure euch, daß nichts in der Welt ſo kräftig gegen die Fäulniß iſt, die ſich an eurem Leibe angeſetzt hat, als das friſche Blut eines neugebornen Kindes. Nur muß man dieſem äuſſerlichen Mittel mit einer Zugabe nachhelfen, die auch die innerliche Wurzel der Krankheit heilt. Es muß nämlich das Herz des Kindes dazukommen, welches Eure Majeſtät ganz warm und roh, wie es aus dem Leibe genommen wird, eſſen und ganz aufzehren ſoll.“

Ueber dieſem Vorſchlag kam den König ein Grauſen an, aber aus Liebe zur Geſundheit und Hoffnung eines längeren Lebens, entſchloß er ſich endlich, das unnatürliche Mittel zu gebrauchen. Und um ſich ſein Gewiſſen frei zu machen, ſchloß er in ſeinem Sinne alſo: „Es muß dem gemeinen Weſen mehr an der Wohlfahrt eines Königes liegen, als an dem Leben eines kleinen Kindes in ſeinem Reiche. Darum thue ich nicht unrecht, wenn ich in meiner großen Noth zu dem verzweifelten Mittel greife, vor dem mir ſelber graut.“

Wie der Jude merkte, daß der König bereit ſey in Allem zu folgen, ſo ſprach er weiter: „Mein König muß auch wiſſen, daß das Kind von hohem, ja fürſtlichem Geblüte ſeyn muß, dazu darf es auch noch nicht getauft ſeyn.“ Der König entſetzte ſich abermals, wenn er bedachte, daß um ſeinetwillen ein unſchuldiges Kind an Leib und Seele verderbt werden ſollte, doch nachdem er ſich eine Weile beſonnen hatte, ſprach er die Worte: „Noth bricht Eiſen; warum ſollte ſie nicht auch rechtfertigen können, was nicht ziemlich iſt!“

Kaum war der Schluß des Königes gefaßt, ſo entzündete der böſe Geiſt in dem Fürſten Gerhard, dem leiblichen Bruder des Herzogs Artus, Mißgunſt, Neid und Haß, auch Begierde, ſeines Bruders Güter einſt ungetheilt zu beſitzen, ſo daß der Vorſatz in ihm reifte, an dem glücklichen Paare zum Verräther zu werden. Sobald er nämlich von dem ſchelmiſchen Vorſchlage des

Juden Nachricht erhielt, verfügte er ſich in Geheim zu dem Könige, und erklärte: weil es ſchwer wäre, ein fürſtliches Kind zu finden, das ohne Geräuſch und Widerſtreben der Eltern hinweggenommen werden könnte, ſo ſey er bereit, falls der König ihm die Sache anheimſtellen wollte, allen Fleiß anzuwenden, ihm das Kind ſeines Bruders, das die Herzogin unter dem Herzen trage, ohne alles Aufſehen in die Hände zu ſpielen.“ Ueber dieſes Anerbieten war der König hocherfreut, und gelobte dem Fürſten eine königliche Vergeltung, wenn er ſein Verſprechen ins Werk ſetzen könnte.

Gottes Langmuth läßt den Gottloſen zuweilen eine Zeitlang den Zügel ihrer Bosheit ſchießen, und die Prüfung der Unſchuldigen auf Erden walten. Aufgemuntert durch das Verſprechen des Königs beurlaubte ſich der Fürſt Gerhard ohne Säumen vom engliſchen Hofe, und fuhr über Meer nach der Bretagne, wo die Herzogin während der Abweſenheit ihres Gemahls Hof hielt und ihrer Niederkunft harrte. Hirlanda wurde durch die Ankunft ihres fürſtlichen Schwagers aufrichtig erfreut, und erzeigte ihm alle Liebe und Freundlichkeit. Aeuſſerlich ſtellte ſich auch der Fürſt an, als wenn er ihr beſter Freund wäre; aber im Herzen ſuchte er nach allen Mitteln und Wegen, ſein böſes Vorhaben auszuführen. Inmittelſt kam die Zeit der Geburt heran, und man machte alle Anſtalten, das erſtgeborne Herzogskind würdig zu empfangen. Der ſchlimme Gerhard aber ſuchte die Hebamme und die Säugamme auf ſeine Seite zu bringen, und theils mit ſchmeichleriſchen Worten, theils mit reichen Geſchenken zu beſtechen. Damit aber Niemand Argwohn ſchöpfen möchte, ſo bat er ſie öffentlich ohne Aufhören, der Herzogin in ihrem Wochenbette doch ja getreulich beizuſtehen und allen Fleiß anzuwenden, daß die Gefahr glücklich vorüber ginge. Nachdem er dieſe Beiden ganz gewonnen, und auch die vornehmſten Frauen der Herzogin durch die kühnſten Verſprechungen auf ſeine Seite gebracht hatte, verlangte er nichts anderes von ihnen, als daß ſie zur Zeit der Geburt ausſprengen ſollten, das Kind der Herzogin ſey während der Geburtswehen geſtorben. Die Amme ſollte ſich dann mit dem Kind in denjenigen Ort begeben, wo er es zu erziehen geſonnen wäre, und dieß um ganz beſonders wichtiger Urſachen willen, die ihn nöthigten, das Kind der Mutter zu entwenden.

Die Stunde der Niederkunft war da; die Kindesnöthen dauerten einen ganzen Tag und einen guten Theil der folgenden Nacht, und waren ſo hart, daß man ſehr fürchtete, die Mutter würde mit dem Kinde zu Grunde gehen. Endlich wurde das Kind geboren, die Herzogin aber von ſolchen Schmerzen befallen, daß ſie eine gute Weile ohnmächtig dalag. Die boshaften Weiber, die der meineidige Gerhard beſtochen hatte, bekamen alſo Zeit genug, mit dem Kind aus dem Schloſſe zu fliehen und der See zuzueilen. Dort wartete ihrer ein ſegelfertiges Rennſchiff. Kaum aber waren ſie mit gutem Geleite eingeſchifft, als eine Menge bewaffneter Knechte daherkam, die von dem Fürſten Gerhard beſtellt waren, und den neugebornen Prinzen nach England hinübertragen und, wie ſie vorgaben, vor den Seeräubern beſchützen ſollten.

Während nun dieſe glücklich davon ſegelten, erſchien der Engel des Herrn einem frommen Abte des Kloſters Sankt Malo, mit Namen Bertrand, und brachte ihm den Befehl Gottes, alsbald einige Mannſchaft zuſammen zu bringen und nach dem Hafen Aleth zu ſchicken; dort ſollten ſie am Ufer einige Flüchtlinge anhalten, die ein fürſtliches Kind, das noch nicht getauft ſey, bei ſich hätten. Dieſes Kind ſollte er taufen und erziehen laſſen, die Säugamme aber ſo lange im Gefängniſſe halten, bis Gott ihm neue Befehle zuſenden würde.

Der Abt beeilte ſich, dem Befehle Gottes zu gehorchen; er ſchickte Mannſchaft nach dem Hafen, welche die Flüchtlinge bei ihrer Landung überraſchte, und die Kriegsknechte theils niedermachte, theils in der See ertränkte. Die Amme mit dem Kinde allein ward in Gewahrſam genommen und vor den Abt geführt. Auf ſeine Fragen gab ſie lügenhafter Weiſe vor, als ſie am Ufer des Meeres ſich mit dem Kind ergangen, ſey ein Trupp Seeräuber dahergekommen, habe das Kind ſeinen Eltern entwendet, ſie ſelbſt mit ſich geſchleppt, und ihr das Kleine zu erziehen gegeben. Das Söhnchen übrigens ſey gemeiner Eltern Kind. Der Abt ſtrafte mit ernſten Worten die Falſchheit des lügneriſchen Weibes, und bewies ihr aus der koſtbaren Seide, in welche das Kind eingewickelt war, daß es nicht nur kein gemeines Kind ſeyn könne, ſondern daß es Fürſten zu Eltern haben müſſe. Hierauf warf er die boshafte Amme ins Gefängniß, ließ das Kind taufen, und gab ihm ſeinen eigenen Namen Bertrand. Er ſelbſt und ſeine Schweſter huben das Kind aus der Taufe, und die letztere, der vor wenigen Tagen ihr Töchterlein von der Bruſt weg geſtorben war, nährte das Findelkind mit ihrer eigenen Milch.

Nachdem der junge Bertrand durch Gottes wunderbare Schickung dem Meſſer des Schlächters entzogen und in Sicherheit gebracht iſt, wenden wir uns wieder zu der betrogenen Wöchnerin, der armen Herzogin Hirlanda. Sobald dieſe nach der Geburt von ihrer ſchweren Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, fragte ſie zuerſt nach ihrem lieben Kinde, und begehrte zu ſehen, was ſie geboren hätte. Sogleich ſagte eine der beſtochenen Frauen ſeufzend zu ihr: „Ach, durchlauchtigſte Frau, wollet doch nicht begehren eure Leibesfrucht mit Augen zu ſehen, denn ſie iſt ſo geſtaltet, daß ſie euch mehr Schrecken als Troſt verurſachen würde.“ Hierüber wurde die kranke Mutter ſehr beſtürzt, doch ſiegte in ihr die Begierde, ihr Kind zu ſehen. „Es liegt nichts daran, ſagte ſie, wie es geſtaltet ſey; ich will, daß man mir das Kind zeige!“ Da ſprach die Lügnerin weiter: „Laſſet doch euren verderblichen Vorwitz fahren, gnädige Herzogin, denn ihr habt gar kein natürliches Kind geboren, es hatte keinen wohlformirten Leib, ſondern war nur ein Klumpen Fleiſch, und kaum hatte es einige Zeichen des Lebens gegeben, ſo iſt es alsbald geſtorben.“ Die Herzogin ließ ſich noch nicht beruhigen; ſie ſprach unter bitteren Zähren: „So ſage nur, liebe Tochter, ob doch das arme Kind getauft worden iſt, und wohin man ſeinen Leichnam gebracht hat?“ Das böſe Weib antwortete: „Wie ſollte man eine Frucht taufen dürfen, die keine menſchliche Geſtalt an ſich hat? Man hat es ohne Taufe unter die Erde geſcharrt!“

Dieſe Worte durchſtachen das Herz der betrübten Hirlanda, und man glaubte, ſie würde ſich vertrauern, und bei lebendigem Leibe dahin ſterben. Sie klagte Gott ihren Jammer ſo ſchmerzlich und beweinte ihr Kind ſo kläglich, daß ſelbſt die feindlichen Herzen der Weiber zum Mitleiden bewegt und zur Vergießung von Thränen getrieben wurden. Aber ihr großes Herzeleid wurde von Tag zu Tag vermehrt durch ihren falſchen Schwager. Dieſer gottvergeſſene Menſch redete die bedrängte Frau mit vielen Schmähworten an, nannte ſie eine Mörderin ihres Kindes, und behauptete, die Mißgeburt müſſe eine Frucht des Ehebruchs oder noch größerer Gräuel ſeyn. So mußte ſich die bedrängte Fürſtin in ihrem eigenen Palaſte, während ſie ohnedem in der tiefſten Betrübniß war, ihr unſchuldiges Herz von einem Böſewicht zerfleiſchen laſſen, der auf nichts anderes dachte, als wie er ſie unter die Erde bringen könnte.

Unter dem Frauenzimmer der Herzogin befand ſich ein Edelfräulein, auf welches ſie immer ein beſonderes Vertrauen geſetzt hatte; aber eben die war es, welche zu ihrem Unglück am meiſten helfen ſollte. Denn auch dieſe hatte der trügeriſche Gerhard mit Geld beſtochen und durch ſchmeichelnde Liebkoſungen auf ſeine Seite gebracht. Auf ſeine Anſtiftung ängſtete ſie ihre gnädige Frau unaufhörlich, hinterbrachte ihr, wie ſchlimm ihre Sache ſtehe, und wie ſie in gewiſſer Lebensgefahr ſchwebe. So gieng ſie einsmal zu ihr und ſprach mit erheuchelter großer Betrübniß: „Ach, Herrin, wie wird es euch ergehen! Was hat der Himmel in ſeinem Zorne mit euch vor! Wie wollet ihr der großen Gefahr, in der ihr ſchwebet, entfliehen?“ Die Fürſtin wurde bei dieſen Worten ſo niedergeſchlagen, daß ſie nicht wußte, was ſie ſagen ſollte. Doch trieb ſie die große Angſt zu Fragen, was dieſe Worte bedeuten ſollten. Das loſe Fräulein holte einen tiefen Seufzer, und ſprach: „Unglückſeligſte Frau, laßt euch anvertrauen, was ich mit Liſt aus dem Fürſten, eurem falſchen Schwager, herausgelockt habe. Wiſſet, daß dieſer euch fälſchlich angeklagt hat, euer Kind ſey die Frucht eines unausſprechlichen Greuels. Und deßwegen hat er den beſtimmten Befehl von dem Herzog erhalten, euch heimlich hinrichten zu laſſen, bevor er ſelbſt wieder zurückkäme.“ Auf dieſe Rede kam die Herzogin eine tödtliche Angſt an und ſie ward von ihren Sinnen verlaſſen. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſprach ſie ſchluchzend und wehklagend zu dem Fräulein: „Mein liebes Kind, ihr wiſſet, wie ich euch immer vertraut habe; darum rathet mir auch in dieſer fürchterlichen Noth, wo ich mir ſelbſt vor Schrecken nicht zu rathen weiß.“ — „Liebe Frau,“ antwortete die Falſche, „ich weiß euch keinen beſſern Rath, als daß ihr euch heimlich auf die Flucht begebet; denn ſeyd gewiß, wenn ihr dieſes nicht thut, ſo müßt ihr ſchon in der folgenden Nacht ſterben.“

Die Herzogin fand keinen beſſeren Rath, nahm von Koſtbarkeiten zu ſich, was ſie konnte, und verließ mit anbrechender Nacht heimlich das Schloß. Die erſte Nacht blieb ſie unter großer Angſt in einem dunkeln Walde liegen; vor Tag ſtand ſie wieder auf, und floh ſo weiter Tage und Nächte durch lauter Heiden und unbewohnte Gegenden. Endlich nach langem Umherirren kam ſie auf einen Edelſitz, der ihr gänzlich unbekannt war. Hier hoffte ſie ſicher zu ſeyn, und trug den Bewohnern als eine arme Magd ihre Dienſte an; ſie wurde aber zu nichts Anderem angenommen, als den Tag über das Vieh zu hüten und des Abends den Viehmägden zu helfen. Dieſen verächtlichen Dienſt nahm ſie demüthig an, und war in demſelben getroſteren Muthes als in ihren früheren fürſtlichen Ehren. Nur wenn ſie manchmal des Tages ganz einſam im offenen Walde war, weinte ſie über ihr unausſprechliches Unglück mit ſoviel heißen Zähren, daß ihre Kleider ganz naß wurden. Dennoch ſagte ſie dem gnädigen Gott herzlichen Dank, daß er ſie der ſchnöden Welt ſo wunderbar entrückt und ſie in dieſen niedrigen Stand verſetzt habe, in welchem ſie ihm wohlgefälliger dienen, und für ihr Seelenheil beſſer beſorgt ſeyn könne. Vielmals kniete ſie unter den grünen Bäumen, erhob Herz und Augen gen Himmel und betete mit tiefer Inbrunſt. So führte ſie mitten im Elend ein frommes und gottſeliges Leben und nahm an allen Tugenden zu, Andern, wenn ſie es hätten anblicken können, zu einem erwecklichen Muſter.

Sobald Hirlanda das Schloß verlaſſen hatte ſprang dem falſchen Gerhard das Herz vor Freuden auf. Ihre unbeſonnene Flucht ſchien ihm eine kräftig Anklage wider ihre Unſchuld an die Hand zu geben Es war ihm tauſendmal lieber, daß die Fürſtin noc am Leben war, als wenn ſie geſtorben wäre: ſo durft ja ſein Bruder nicht mehr heirathen, und er hoffte un fehlbar das Herzogthum zu erben. Damit jedoch ſei Bruder keinen Argwohn gegen ihn ſchöpfen möchte, al hätte er deſſen Gemahlin durch böſe Ränke vertrieben ſo ſtellte ſich der argliſtige Fuchs, als wäre er über d Flucht ſeiner Schwägerin troſtlos, und klagte vor alle Hofbedienten ſchmerzlich über ihre Entfernung; au ließ er im ganzen Schloſſe fleißig ſuchen und frage ob ſie nicht irgendwo erforſcht werden möchte, un ſchickte zu Roß und zu Fuße Leute aus, wenn ſie ein treffen könnte, unter Verſprechung großer Belohnungen. Dieſe Boten kamen begreiflich alle unverrichteter Dinge wieder zurück, und jetzt befahl er dem oberſten Hofmeiſter das ganze Hausweſen, und verfügte ſich perſönlich in's Feldlager des Königs zu ſeinem Bruder, um mündlichen Bericht über den ganzen Verlauf der Sache abzuſtatten.

Als er nun nach langer Reiſe bei dem Herzog angekommen war, ſtellte er ſich ſo traurig, als könnte er alle Tage ſeines Lebens nicht mehr fröhlich werden. Sein Bruder erſchrack über dieſe verſtellte Traurigkeit ſehr und fragte ihn eifrig darüber aus, was doch dieſelbe zu bedeuten hätte. Hierauf ſprach der Schalk: „Herzliebſter Bruder, ich bringe dir eine ſo ſchlechte Zeitung, daß ich ſie dir lieber verſchweigen als mittheilen möchte!“ In vollem Schrecken fragte der Herzog: „Iſt doch nicht meine Hirlanda geſtorben?“ — „Wollte Gott, ſie wäre geſtorben,“ erwiederte Gerhard mit geſenktem Haupte; „dann wäre das Leid noch zu verſchmerzen. Nun aber ſollſt du wiſſen, daß ſie in ihrem letzten Wochenbette eine ſolche Mißgeburt geboren hat, daß ihre Weiber ſie auf der Stelle begraben mußten, und einhellig ſagten, eine ſo ſcheußliche Frucht könne von keinem Menſchen herrühren. Als die Sünderin merkte, daß der Greuel an den Tag kommen würde, hat ſie bei Nacht ihr Heil in der Flucht geſucht; und wiewohl ich zu Roß und zu Fuß Leute nach ihr ausgeſandt, habe ich doch keine Spur von ihr entdecken können.“

Wer wollte beſchreiben, welche Wirkungen dieſe Bot-

ſchaft in dem Gemüthe des Herzogs verurſacht habe. Au
die erſte Beſtürzung folgte in ſeinem leichtgläubigen He
zen eine grauſame Erbitterung über die Miſſethat ſe
ner Gemahlin. Die Wuth wurde bei ihm immer he
tiger und raubte ihm zuletzt alle Beſinnung. Er mach
ſeinem Feldzug ein kurzes Ende, und eilte mit Gerha
in vollem Grimme nach Haus. Dort durchforſchte u
befragte er alle Vornehmen ſeines Hofes, was ſich,
lange er von der Heimath ferne geweſen, mit Hirlan
zugetragen habe. Weil aber Alle von dem Fürſten G
hard mit Geld beſtochen waren, ſo ſtimmten ſie meiſ
lich in ſeine Lügen ein. Dadurch wurde der Herzog
ſeinem falſchen Wahne bekräftigt, und verſchwur
hoch und theuer, wo er Hirlanda auskundſchaftete, wo
er ihrer nicht ſchonen, ſondern ſie ums Leben brin
Nachdem auf dieſe Weiſe der boshafte Gerhard ſein ſch
tes Vorhaben nach Wunſche ausgerichtet hatte, n
er Abſchied von ſeinem Bruder, und verfügte ſich wi
nach England. Dort hoffte er den verſprochenen
in Empfang zu nehmen; denn er dachte nicht an
als daß Hirlanda's Sohn dem Könige ausgeliefert
geſchlachtet worden ſey. Wie er aber dort angekom
war, mußte er wider all ſein Verhoffen erfahren,
kein Kind in England angekommen ſey, ſondern
daſſelbe noch an der bretagniſchen Küſte zu Aleth
gewaffneter Mannſchaft aufgefangen worden. So
es ein Bootsknecht, der mit dem Kind auf dem
geweſen, und durch die Flucht ſich gerettet, zu
erzählt. Dieß brachte den Böſewicht ganz aus de

ſung; er getraute ſich nicht, bei dem Könige ſich anmelden zu laſſen, ſondern floh zurück auf ſeinen Herrenſitz, und hier quälten ihn immer ſchwere Gedanken und Sorgen, was ſich wohl mit dem Kinde zugetragen haben möchte, und daß es, großgewachſen, ſich dereinſt wohl an ihm rächen könnte.

Sieben ganze Jahre waren verfloſſen. Herzog Artus hatte als ein Wittwer gelebt, und zuerſt die Falſchheit ſeines ungetreuen Weibes, ſpäter aber ſeine eigene Unbeſonnenheit angeklagt, denn es ſtiegen ihm von Zeit zu Zeit Zweifel gegen die Ehrlichkeit ſeines Bruders auf, und er konnte über nichts mehr in der Welt eine rechte Freude empfinden. Da trug es ſich zu, daß eine große Schaar benachbarter Edelleute bei ihm um die Erlaubniß anhielten, eine Wallfahrt nach dem Sankt Michaelsberg anzuſtellen, welcher Berg weit im Süden an der Gränze von Frankreich und Spanien liegt, und durch großen Zulauf vielen Volkes verherrlicht wird. Der Herzog erlaubte es, und die große Wallfahrt ging von Statten. Nachdem nun die Edelleute ihre Andacht bei dem heil. Michael verrichtet hatten, nahm einer von den Vornehmſten, Herr d'Olive genannt, Abſchied von der Geſellſchaft, um eine Verwandte, welche weiter hineinwärts nach der Normandie zu wohnte, zu beſuchen. Nach langer Reiſe kam er an das gewünſchte Schloß.

das in einer tiefen Wildniß lag. Hier fand er auf einer Trift eine Hirtin bei den Kühen, die er anfangs nicht erkannte. Sie ſah wohl feiner aus, als ſonſt Bauernweiber, aber ihre Schönheit war ganz verblichen. Als ſie jedoch auf ſeine Bitte ihre Heerde ließ, ihn, der irre gegangen war, auf den rechten Pfad geleitete und unterwegs mit ihm in ein Geſpräch gerieth, da erkannte er ſie an der Sprache, und argwohnte alsbald, es möchte die flüchtige Herzogin Hirlanda von Bretagne ſeyn. Als er nun von ſeiner Verwandtin auf dem Schlöſ freundlichſt empfangen und zu Abend herrlich bewirthe worden war, erblickte er zufällig unter den Dienſtmäg den abermals jene Hirtin, welche in dem Speiſezimme irgend etwas zu verrichten hatte. Er faßte ſie aufmerk ſam ins Auge, erinnerte ſich ihrer früheren Geſtalt, un erkannte endlich mit Sicherheit, daß es Hirlanda ſe Er fragte darauf die Frau des Hauſes, welche neben ih am Mahle ſaß, was das für eine Magd ſey und woh ſie dieſelbe erhalten habe. Dieſe antwortete: „Weh ſie ſey, kann ich euch nicht ſagen; ich weiß nur, daß ſie v ſieben Jahren irrend auf mein Schloß gekommen i und um einen Dienſt bei mir angehalten hat. So ha ich ſie als ein verlaſſenes, armes Weibsbild zu mir g nommen, und ihr das Vieh zu hüten aufgetrage Der Ritter erſtaunte und ſprach: „Liebe Baſe, glau mir, daß dieſe Magd niemand anderes iſt, als die Herz gin Hirlanda von Bretagne, die ihren Adel unter die ſchlechten Kleidern verbirgt!“ Die Edelfrau ward dieſen Worten ganz nachdenklich, und geſtand endli daß dieſe ihre Magd ihr oft ſeltſam vorgekommen ſey, und daß ſie ihr oft an Sitten und Geberden abgemerkt, daß ſie keine Bauernmagd, ſondern edleren Standes ſey."

Nach gehaltenem Mahle, als die Gäſte voneinander gingen, berief die Edelfrau in Beiſeyn des Herrn d'Olive jene Magd auf ihr Zimmer, und forſchte aus ihr, wer ſie ſey und von wannen ſie auf das Schloß gekommen. Hirlanda, die nicht erkannt ſeyn wollte, erzählte darauf: „Sie ſey eines Bauern Tochter, und wegen Armuth von ihrem Dorfe hinweggelaufen, um einen Dienſt zu ſuchen." Der Bretagner aber ſprach: „Frau, eure Geſtalt und Gebärde zeigt etwas ganz Anderes an, und wenn ich irgend meinen Augen trauen darf, ſo ſage ich, daß ihr der Herzogin von Bretagne ganz ähnlich ſehet!" Als Hirlanda dieſen Namen nennen hörte, wurde ſie ganz ſchamroth und wußte kein einziges Wort zu erwiedern. Um ſo ernſtlicher drang der Edelmann in ſie; er wollte es erzwingen, daß ſie die aufrichtige Wahrheit bekennen ſollte. Endlich kam er ſo weit, daß Hirlanda nach vielen Ausreden in ihren eigenen Reden gefangen wurde, und nicht umhin konnte, ſich ihm zu erkennen zu geben. Auf dieſes Bekenntniß wollten ſowohl die Edelfrau als der Ritter ihr zu Füßen fallen, und ihr die tiefſte Ehrerbietung beweiſen. Die Herzogin geſtattete es aber nicht, ſondern bat inſtändig, ſie doch ja nicht zu verrathen. Dann erzählte ſie den Beiden ihre ganze Geſchichte, und überzeugte ſie von ihrer Unſchuld.

Als der Ritter d'Olive dieſes vernommen, erhob

er ſich auf der Stelle, ſie nach ihrem Schloß in Bre
tagne zurückzubringen und mit ihrem herzoglichen Ge
mahl zu verſöhnen. Die demüthige Fürſtin bat ihn je
doch inſtändig, ihr Geſchick nicht zu offenbaren, ſondern
ſie in ihrem niedrigen Stande bis ans Ende verharren
zu laſſen. So machte er ſich allein auf die Reiſe, doch
mit dem feſten Entſchluß, ſeinem Herrn dem Herzog, ſo
bald er könnte, die frohe Botſchaft mitzutheilen. Dazu
zeigte ſich auch bald günſtige Gelegenheit auf einer Jagd
die der Herzog veranſtaltet hatte. Da ſtellte der Ede
mann, der neben ihm ritt, dem Herzoge vor, wie glück
ſelig er ſey; denn er beſitze Alles, was er auf Erde
nur wünſchen möge. Der Herzog dagegen ſagte: Nich
von Allem, was er beſitze, ſey vermögend ihn zu ve
gnügen, da er in der Ehe ſo unglücklich geweſen ſey u
keinen Erben ſeines Gutes hinterlaſſen würde. „W
aber,“ fiel da der Ritter ein, „wenn eure heimlich v
euch betrauerte, und ſehnlich vermißte Hirlanda no
am Leben wäre! Wolltet ihr, Durchlauchtiger Herz
euch auch alsdann nicht mehr glücklich preiſen?“ — „
freylich,“ ſprach der Fürſt, „dann wüßte ich nicht, w
mir auf Erden zu wünſchen übrig bliebe. Und we
mir ſie einer lebendig in die Arme führen wollte,
weiß nicht, wie ich mich ihm dankbar genug zei
könnte!“ Als der Edelmann dieſe Worte hörte, wo
er nicht länger verziehen, ſondern fing an, dem Her
Alles, was ſich zwiſchen ihm und Hirlanda zugetrag
zu erzählen: wie er ſie in gemeiner Bauerntracht,
Vieh hütend, angetroffen, und an nichts als an ih

Sprache erkannt habe, und wie er ſo lange in ſie gedrungen, bis ſie ihm endlich bekennen mußte, daß ſie die unglückliche Hirlanda ſey.

Ueber dieſe unerwartete Botſchaft wurde das Herz des Herzogs mit Leid und Freude ſo ganz angefüllt, daß ihm ſüße und bittere Zähren mit Macht aus den Augen hervordrangen. Er beſchenkte den Edelmann fürſtlich, und hieß ihn ſich aufs geſchwindeſte aufmachen und ſeine vielgeliebte Hirlanda abholen. Pferd und Wagen, Diener und Geld wurden zu ſeiner Verfügung geſtellt; nirgends auf dem Wege ſollte er ſich aufhalten, ſondern ſobald als möglich die Erſehnte ihrem Gemahl in die Arme führen. Eilends machte ſich der Ritter d'Olive auf den Weg und in wenigen Tagen war er auf dem Schloſſe der Normandie, begrüßte ſeine Verwandte, richtete der Herzogin den Auftrag ihres reumüthigen Gemahls aus, und brachte durch dringende Vorſtellungen die frohe und erſchrockene Fürſtin ſo weit, daß ſie ſich entſchloß, nach der Bretagne zurückzukehren. In dem Edelſitze wurde es indeſſen unter allen Bewohnern ruchbar, daß die arme Hirtin, die ſieben Jahre lang das Vieh gehütet, eine gewaltige Herzogsfrau ſey, und Alles eilte herbei, ihr die tiefſte Verehrung zu bezeigen und nachzuholen, was bisher an Ehrerbietung verſäumt worden war. Dieß that beſonders die adelige

Beſitzerin des Schloſſes, die ſich zwar glücklich pries, eine ſo hohe Fürſtin ſo lange beherbergt, aber auch höchſt unglücklich achtete, ſie nicht eher erkannt und beſſer bewirthet zu haben. Aber Hirlanda dankte ihr, als wenn ſie das Beſte bei ihr genoſſen hätte, und nahm unter vielen Thränen einen wehmüthigen Abſchied.

Sobald der Herzog vernommen, daß ſeine ſehnlich erwartete Gemahlin nur noch eine Tagreiſe von ſeinem Schloß entfernt ſey, kam er ihr mit allem ſeinem Adel und ſeiner ganzen Dienerſchaft entgegen, um ſie mit möglichſter Ehre und Liebe zu empfangen und heimzuführen. Sobald er an den Wagen kam, in welchem ſie ſaß, fiel er ihr mit großer Inbrunſt um den Hals, und Liebe und Leid ſchloß ihm den Mund, ſo daß er kein Wort mit ihr reden konnte. Ebenſo erging es der Herzogin, als ſie denjenigen wieder ſah, deſſen Abweſenhei ihr ſo viele tauſend Zähren ausgetrieben hatte. Lange lagen ſie in dem ſüßen Umfangen ſprachlos, bis ihre ſtummen Zungen endlich wieder gelöst wurden, und ſie einander aufs freundlichſte willkommen hießen. Der Herzog bat ſie wohl tauſendmal um Verzeihung, wenn er ſie auf irgend eine Weiſe erzürnt hätte, wiewoh ſeine Schuld an ihrem Unheil keine andere war, al daß er ſeinem falſchen Bruder ſo leicht geglaubt hatte. Aber auch Hirlanda bat ihren Gemahl demüthig un Vergebung, daß ſie ihn durch ihre unbeſonnene Fluc betrübt hätte, wiewohl ſie dieß aus keiner andern Ursache gethan, als aus Furcht vor dem ihr angedrohte Tode. Und wie ſie nun zuſammen in dem Wagen beim fahren, da erzählte die Herzogin, was ſich mit ihr in den ſieben Jahren zugetragen. Durch dieſe Erwähnung ihres ausgeſtandenen Elendes bewegte ſie ihren Ehegemahl zu ſo wahrem Mitleiden, daß er ſich anließ, als wenn er nimmer zu tröſten wäre.

Als ſie in die Hofburg und Hauptſtadt des Landes kamen, zog ihnen der ganze Rath und alle Bürgerſchaft entgegen, und empfing die geliebte Fürſtin, als wenn ſie von den Todten erſtanden wäre. Was zur Freudebezeugung Feſtliches angeſtellt werden konnte, wurde nicht geſpart, und der Tag der glücklichen Wiedervereinigung ſchien viel fröhlicher zu ſeyn, als der erſte Tag des herzoglichen Beilagers geweſen war.

II.

Wenn die Sonne am hellſten ſcheint, pflegen erfahrene Seeleute am erſten einen Sturm zu befürchten. So ſind alle menſchlichen Dinge der Veränderlichkeit unterworfen, und oft, wenn man meint, dem Glück im Schooße zu ſitzen, kommt unvermuthet wieder ein neues Ungewitter, das uns in den vorigen Abgrund, ja in einen noch weit größeren zurückwirft. Hirlanda hat dieß erfahren. Denn während noch alles in Luſt und Freuden ſchwebte, und wegen Wiederkunft der verlorenen Landesmutter jubelte; ſiehe, da ſchmiedete der gottloſe Gerhard neue Anſchläge, die Unſchuld zu ſtürzen;

denn es war ihm, als müßte er vor Zorn und Grimm wüthend werden, als er hörte, daß ſeine Schwägerin wieder heimgekommen ſey. Er war damals, als Hirlanda in der Bretagne anlangte, nicht im Lande. Damit nun niemand ſeinen Widerwillen merken ſollte, ſchickte er ſchleunig einen von ſeinen Hofjunkern ab, welcher ſeiner Schwägerin verſichern ſollte, wenn er nicht bettlägerig wäre, ſo würde er ſelbſt gekommen ſeyn, ihr wegen ihrer Wiederkunft Glück zu wünſchen. Der Herzog und ſeine Gemahlin empfingen den Abgeſandten aufs freundlichſte, und ließen mit keinem Worte ihren Widerwillen gegen den tückiſchen Gerhard merken Dieß veranlaßte den Falſchen, daß er hernachmals einen ganz freundlichen Brief an die Herzogin ſchrieb in welchem er bei Himmel und Erde betheuerte, daß ihre Wiederkehr niemanden mehr zu Herzen geben könne, als ihm. Er ſchwur auch ſieben ſchwere Eide, daß er an ihrem früheren Unheil keine Schuld habe: vie mehr ſey die Säugamme, die gleich nach der Gebu heimlich mit dem Kinde davon geflohen war, die erſ Anſtifterin jenes Unglücks geweſen. Kurz, er wuß ſo natürlich zu lügen, ſo freundlich zu ſchmeicheln, da der Herzog und die Herzogin ſeinen Worten glaubte und ihn wieder an den Hof beriefen. So kam d falſche Judas wieder heim und wurde mit beſonde großen Freuden empfangen. Er ſtellte ſich auch äußerli an, als wenn er ein wahres, brüderliches Herz hätt innerlich ging er mit keinem andern Gedanken u als wie er neues Unheil anſtiften könnte.

Unterdeſſen lebten die beiden neuen Eheleute in ſolcher Herzlichkeit zuſammen, daß es ſchien, ihr Glück könne hinfort durch kein Leid mehr unterbrochen werden. Was der Herzog ſeiner geliebten Hirlanda Freundliches erweiſen konnte, that er um ſo befliſſener, jemehr er die Pflicht erkannte, ihr das ſiebenjährige Elend durch Beweiſe ſeiner innigen Liebe zu vergüten. Auch war da nichts, was die fromme Fürſtin ferner betrübte, als allein, daß ihr in den erſten Jahren des neuen Zuſammenſeyns kein Erbe geſchenkt wurde; und das erſte Kind, das ſie ſo zu Schmerzen geboren, konnte ſie nicht vergeſſen. Im Uebrigen ſtand alles am Hofe wohl, und Jedermann bemühte ſich, der lieben Gebieterin nach Schuldigkeit dienſtbar zu ſeyn. Auch der Fürſt Gerhard ließ es ſeinerſeits an nichts fehlen, was ihm den Ruhm eines beſcheidenen Bruders und den Namen eines getreuen Freundes verſchaffen konnte, ſo daß jene beiden durch ſeine Liſt hintergangen, nichts als Gutes von ihm glaubten, und ſeines begangenen Unrechts ganz vergaßen.

Sieben Jahre hatte die erneute, glückliche Ehe gedauert; zu Ende dieſer Zeit wurde die Herzogin Hirlanda mit einem Mägdlein geſegnet. Als nun der falſche Gerhard ſah, daß durch die Geburt dieſer Erbin der Anſpruch auf ſeines Bruders Erbſchaft ihm wieder aus den Händen ſchlüpfte, ſo dachte er darauf, durch falſche Klagen ſeinen Bruder aufs Neue gegen die Herzogin aufzubringen. Als daher am Tage der Niederkunft ſeiner Gemahlin der Herzog in dem Schloßgarten ſich erging und mit einiger Schwermuth darüber brütete, daß die Herzogin keinen männlichen Erben zur Welt gebracht hatte, trat der Böſewicht allein zu ihm und ſtellte ſich, als ob des Bruders Kummer ihm ſehr zu Herzen ginge. Dann wünſchte er ihm Glück zu der gebornen Herzogstochter, weil er nun doch eine Erbin ſeiner Güter habe, worauf er ſo lange geharrt hätte. Der Herzog aber ſprach: „Du haſt keine Urſache, Bruder, mir Glück zu wünſchen und dich mit mir zu erfreuen; Hirlanda hat mir eine Tochter geboren, und ich hatte nach einem Sohne geſeufzt." Auf dieſe Antwort hatte Gerhard gewartet; mit Begierde griff er nach der Gelegenheit, die Herzogin ihrem Gemahle verhaßt zu machen. Darum ſprach er weiter: „Es ſteht freilich nicht in unſerer Gewalt, Erben ganz nach unſerem Wunſche zu erwerben. Doch meine ich, an der Geburt dieſer unverlangten Tochter ſey Hirlanda zum großen Theile ſelbſt ſchuld. Durch übermäßige Buße und übertriebenes Faſten hat ſie die Geſundheit ihres Leibes ſo geſchwächt, daß ſie für immer untauglich werden wird, einen männlichen kräftigen Erben zu gebären!" Dieß und Anderes ſagte Gerhard zu ſeinem Bruder und verſenkte ihn in immer tiefere Schwermuth.

Einige Tage nachher, als er merkte, daß ſein Bruder in ſeiner Kaltſinnigkeit nicht nachließ, machte er bei

ner Schwägerin unter dem Scheine der Freundſchaft
nen Beſuch, und nachdem er ihr ingeheim geoffenbart
tte, warum ihr Gemahl ſich nicht mehr ſo freundlich
gen ſie erzeige, gab er ihr den Rath, durch größere
rtlichkeit das Herz des Herzogs zu gewinnen. War-
n er ihr dieſes rieth, wird ſich bald zeigen. Die unſchul-
e Fürſtin befolgte den ſcheinbar gutgemeinten Rath; der
rzog aber, von Natur wild und mißtrauiſch, wurde
rdurch nicht nur nicht zur Freundlichkeit bewegt, ſon-
n fing auch an zu argwohnen, ob nicht unter die-
Liebkoſung irgend ein Trug verborgen ſeyn könnte.
r böſe Gerhard, welcher ſeinen Bruder in dieſem Arg-
hn beſtärken wollte, ließ nun durch einen Vertrauten
kleines Brieſchen ſchreiben und es dem Herzoge zu Tiſch
er ſein Handtuch legen. Es waren folgende Zeilen:

Trau nicht, o Fürſt, des Weibes Liſt,
Das gegen dich ſo freundlich iſt!

ſe wenigen Worte machten den Herzog ſo verſtört,
er von demſelbigen Tag an nie mehr ein freundli-
Wort zu der Fürſtin redete. Ja, ſo oft er ihr be-
ete, that er ihr mit ſpitzigen Worten wehe, oder
es ihr mit ſpöttiſchen Gebärden eine Unehre. Der
en Hirlanda machte dieß ſo bittere Schmerzen, daß
in Thränen zerfloß und Niemand ſie zu tröſten
ochte.

Der ehrvergeſſene Gerhard aber, der das ganze Spiel
fangen hatte, gedachte nicht eher davon abzulaſſen,
bis er die Herzogin um Ruf und Gut, ja um Leib
Leben gebracht hätte. Es wohnte in der Nähe ein

Edelmann, der wegen ſeiner Verworfenheit von allen Menſchen gefürchtet und gehaßt wurde, ſelbſt aber ſo vermeſſen war, daß er Niemand fürchtete, und alle Ungerechtigkeiten ohne die mindeſte Scheu beging. Zu dieſem gottloſen Menſchen begab ſich Gerhard, und verſprach ihm eine groſe Belohnung, wenn er ihm in einer gewiſſen Sache dienen wollte. Der Edelmann zeigte ſich ſogleich bereit; nur begehrte er zu wiſſen, worin er ihm einen Gefallen erweiſen könnte. Da ſagte ihm der tückiſche Gerhard, daß ſein Bruder, der Herzog, ſehr zornig auf ſeine Gemahlin ſey, weil ſie ihm keinen Erben geboren habe; von ihm, dem Edelmann nun, verlange er, daß er den Zorn ſeines Bruders noch mehr erhitzen und ihm einflüſtern ſolle, daß die Tochter, welche Hirlanda dem Herzog geboren, eine Frucht der Treuloſigkeit ſey, und daß der Ritter d'Olive, welcher die Herzogin zuerſt auf der normanniſchen Viehtrift entdeckt habe, und eine ſchändliche Neigung zu der Fürſtin trage, von dieſer ehebrecheriſcher Weiſe begünſtigt worden ſey.“ Dieſer Vorſchlag gefiel dem ſchlechten Mann außerordentlich wohl; ſobald es daher Gelegenheit gab, verfügte er ſich zu dem Herzog und redete ihn alſo an: „Gnädigſter Fürſt und Herr! Stets war ich von einem beſondern Eifer beſeelt, für das hohe Anſehen Euer Durchlaucht, meines Landesfürſten, mich zu wehren; ſo werde ich auch jetzt von meinem Gewiſſen getrieben, meinem Herrn eine Sache, die ſeine Perſon betrifft, vertraulich zu offenbaren. Und wenn Euer Durchlaucht das, wovon ich ſichere Kenntniß habe, ſich anzuhören entſchlieſſen können, ſo werde ich nichts vorbringen, wofür ich nicht mein eigenes Leben verpfänden könnte. Ich kann mir freylich kaum denken, daß nicht auch meinem gnädigſten Herrn etwas von der Sage zu Ohren gekommen ſeyn ſollte, die ſich ganz öffentlich über den genauen Umgang verbreitet, welchen der Ritter d'Olive mit der Herzogin pflegt. Denn dieſer Edelmann iſt unabläßig bemüht, ſie in Unehre zu ſtürzen. Schon ſo lange mein Herr abweſend war, iſt er nicht von ihrer Seite gekommen, und wenn er ſich nicht füglich zu ihr begeben konnte, ſo hat er ſie durch eine ſeiner Freundinnen in ſein eigenes Haus gelockt. Iſt es ein Wunder, wenn Jedermann die neugeborene Tochter der Fürſtin mit verdächtigem Auge betrachtet? Glaubet mir, gnädigſter Herr, ich würde von allem Dieſem nicht ſprechen, wenn ich nicht mit Augen geſehen hätte, was für verbotene Händel jene beiden miteinander getrieben haben!“

Ueber dieſe Mittheilung wurde der Herzog ſo entrüſtet, daß er ſich vor Zorn kaum zu faſſen wußte. Er glaubte feſtiglich, alles dieſes müſſe wahr ſeyn, weil der ruchloſe Edelmann erklärt hatte, er wolle Gut und Blut an die Vertheidigung ſeiner Wahrheit ſetzen. So befahl er denn voll Ingrimm, man ſollte der Herzogin ihr Kind nehmen und an einem entlegenen Ort einer fremden Säugamme geben. Die tugendhafte Fürſtin war auf ihrem Zimmer, und hielt ihr liebes Töchterlein auf den Armen, als unverſehens eine Rotte grober Kriegsknechte hereintrat, welche mit frechen Worten die Herzogin anfuhren: Sie ſollte ihren Baſtard aus den Hän-

Freude bitteres Herzeleid empfanden. Sie wußten jetzt, daß der junge Bertrand ein geborener Herzog ſey, aber es machte ihnen auch großen Jammer, daß ſeine Mutter ſo unverſchuldete Schande und Noth zu dulden habe. Um ſo eifriger rüſteten ſie ſich zu dem bevorſtehenden Kampfe, und befahlen die Herzogin dem Beſchirmer der Unſchuld in ihren Gebeten.

Allgemach kam der beſtimmte Tag herbei, und in der Bretagne fand ſich Niemand, der ſich gemeldet hätte, für die Herzogin zu kämpfen. Den Abend zuvor ſchickten daher die Richter ein altes Weib, das bisher der Gefangenen aufgewartet hatte, zu Hirlanda in den Kerker, mit dem Befehl, ihr anzuſagen, daß ſie am andern Tage ſterben müſſe. Das alte Weib kam ganz traurig ins Gefängniß, und beim Anblick ihrer Herrin entfuhr ihr ein Seufzer. Die Herzogin fragte ihre Magd, warum ſie ſo traurig ausſähe, und was der ſchmerzliche Seufzer Böſes bedeute. „Ach, gnädigſte Frau,“ ſprach die Alte mit heißen Zähren, „ich habe die ganze Zeit eurer Gefangenſchaft herzliches Mitleid mit euch getragen; jetzt aber will mir das Herz vor Kummer brechen. Denn ich komme auf Befehl der Richter hierher, euch anzuſagen, daß ihr morgen des gräßlichſten Todes ſterben und lebendig verbrannt werden ſollet.“

Hirlanda, als ſie dieſes hörte, ſchlug ihre Hände über dem Haupte zuſammen und that einen lauten Schrei, daß man es ſo vor dem Kerker hören konnte. „O Gott,“ rief ſie, „womit habe ich mich an dir verſündigt, daß du mich ſo hart heimſucheſt! Iſt es dir nicht genug geweſen, daß ich ſieben Jahre im Elend und in Knechtſchaft leben ſollte, muß ich auch noch zur Schande meines Namens und Geſchlechts als Ehebrecherin lebendig in den Flammentod gehen? Sieh mein Elend an, mildereicher Vater! Du weiſſeſt ja, daß es mir unmöglich iſt, ſolche Qualen auszuſtehen, und wenn du mich nicht auf wunderbare Weiſe ſtärkeſt, ſo werde ich in der ſchweren Pein verzagen müſſen.“ Darauf fragte ſie die Magd, ob denn keine Gnade für ſie zu hoffen wäre? Das Weib antwortete: „Nein, es iſt bis dieſe Stunde kein Kämpfer für euch erſchienen.“ Da gedachte Hirlanda des Ritters d'Olive. „Dieſer iſt längſt außer Landes,“ erwiederte die alte Frau, „und euer Ankläger giebt vor, er habe ſich aus dem Staube gemacht, weil er mit Recht fürchte, es werde ihm ergehen, wie euch.“ Da warf ſich die Herzogin weinend auf die Knie und betete ſo lang und ſo inbrünſtig, bis ſie Troſt vom Himmel in ihrem zerſchlagenen Herzen empfand. Dann erbat ſie ſich als letzte Gunſt einen Prieſter, dem ſie beichtete. Und als die Beicht vorüber war, ſprach ſie mit ſtarker Stimme: „Siehe, Herr! Hier iſt mein ſchwacher Leib, der morgen verbrannt werden ſoll. Ich opfre ihn in deine göttlichen barmherzigen Hände. Verleih mir Standhaftigkeit in meinem Leiden, und nimm meinen entfliehenden Geiſt aus Gnade zur Seligkeit an!“

Kaum war der Tag angebrochen, ſo bereitete man ſich von allen Seiten zu dem traurigen Schauſpiel, das der Herzog den Bretagnern geben wollte. Die Stadt Rennes war zu dieſem Jammer auserſehen, und eine unzählige Menge Volkes ſtrömte dahin. Vor der Stadt auf einem ebenen Platze war eine große erhöhte Schaubühne errichtet, auf welcher der bethörte Herzog und sein ganzer Hof zuſchauen wollte. Nicht ferne davon war ein Scheiterhaufen aufgeſchichtet, und über ihn einige Bretter feſtgelegt und mit ſchwarzem Trauertuche bedeckt. Auf dieſen Brettern ſtand ein ſchwarzer ſammtener Seſſel für die arme Hirlanda und rechts und link noch zwei andere, der eine für den Beichtvater, der andere für den Scharfrichter. Vor Hirlanda's Seſſel befand ſich ein ſchwarzgedeckter Tiſch an Altares Statt und auf dieſem ein Kruzifix mit ſchwarzem Flor über zogen. Wer nur von ferne dieſes Todtengerüſte erblickte, wurde im tiefſten Herzen erſchüttert.

Alles war fertig; der Herzog, ſeine Räthe un obern Diener ſaßen auf der hohen Bühne und harrete der verurtheilten Herzogin. Da kam ein Trupp Kriegsknechte mit Trommeln und Heerpauken herangezogen, we che die unglückliche Hirlanda zum Richtplatze führten. S ſelbſt ging in einem langen ſchwarzen Talar, das Ang ſicht mit einem Schleier bedeckt, der auf beiden Seite vom Haupt bis auf die Füße herabwallte. Ihre Hä d hatte ſie kreuzweiſe über die Bruſt zuſammengelegt ihr Antlitz ſchamhaft gegen die Erde geſenkt. Zur rec ten Seite ging der Beichtvater, ein Kreuz in der Han tragend, zur andern ſein Gehülfe, aus einem Buch Gebete für das Heil der Sterbenden leſend. Hinter ihr ging der Scharfrichter in ſtolzem Gewand, und um ihn her eine Schaar von Henkersknechten. Eine endloſe Menge von Zuſchauern folgte nach. Alle rührte die klägliche Geſtalt der Herzogin, und wer die Zähren durch ihren Schleier ſchimmern ſah, deſſen Augen blieben nicht trocken.

So wurde denn das unſchuldige Lamm zur Schlachtbank geführt, von dem Beichtvater und Henker auf den Scheiterhaufen begleitet, und zwiſchen beiden niedergeſetzt. Da trat ein Herold hervor und rief mit gewaltiger Stimme: „Höret ihr Adligen und ihr Unadligen! Höret ihr Alten und ihr Jungen! Es wird euch hiermit angekündigt, daß dieſe Hirlanda hier wegen vieler begangenen Schandthaten rechtmäßigerweiſe zum Tode verurtheilt und zum Feuer verdammt worden. Dennoch iſt ihr nach Gewohnheit des Landes die Gnade vergönnt worden, daß ſich ein Jeder ihres Lebens annehmen und ſie von dem Tod erretten kann, wenn er mit ihrem gegenwärtigen Kläger kämpfen will, und ſich getraut ihn zu überwinden. Darum wer Hirlanda für unſchuldig hält, und Luſt hat, ihr das Leben zu erhalten, der trete hervor und kämpfe mit Gottes Hülfe!“ Nun waren in dem Kreiſe wohl Viele, die gerne ihre Unſchuld vertheidigt hätten, aber Niemand war ſo kühn, ſich wider den trotzigen Edelmann zu wagen. Dieſer war ſich zu ſicher ſeiner Kunſt und Stärke bewußt, und jagte allen Zuſchauern einen gewaltigen Schrecken ein. Er ritt einen muthigen, kohlſchwarzen Rappen, und war vom Haupte bis zu den Füßen mit einem blinkenden Harniſche bedeckt. Auf ſeinem Sturmhut trug er einen ſchwarzen Federbuſch, einen großen Speer in der rechten, einen ſtarken Schild in der linken Hand. Auf dieſem Schilde führte er im Wappen einen goldenen Drachen auf ſchwarzem Felde, der ein ſilbernes Schaf im Rachen hielt, darunter war der Denkſpruch geſchrieben: „Ohne Gnade!“ Dieſer Edelmann ritt ganz hochmüthig in dem Kreiſe auf und ab und rief mit lauter Stimme: „Wer iſt's, der dieſe Ehebrecherin wider mich vertheidigen will? Er trete hervor und zeige ſeine Stärke!“ Da war unter der großen Menge Niemand, der es wagte.

Jetzt gab die erſchrockene Fürſtin ihr Leben verloren, und fing an allen Gliedern ihres Leibes zu zittern an. Sie ſtand von ihrem Seſſel auf, fiel vor dem Kruzifix, das auf dem Tiſche ſtand, nieder und befahl weinend ihre Seele Gott. Dann erhub ſie ſich wieder, wandte ſich zu dem umſtehenden Volk und ſprach von dem Scheiterhaufen herab: „Liebe Leute! ich bezeuge vor Gott, daß ich des Verbrechens, das man mir aufbürdet, nicht ſchuldig bin. Ich will ſterben zu Ehren deſſen, der für mich am Kreuz geſtorben iſt, als arme Sünderin, aber nicht als Ehebrecherin. Ich verzeihe allen denen, die Urſache meines Todes ſind, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Euch allen ſage ich von Herzen gute Nacht; betet für meine Seele!“ Nachdem ſie dieß geſprochen, gab ihr der Prieſter den Segen und verließ mit dem Scharfrichter den Scheiterhaufen. Alsdann fingen die Trompeter an zu blaſen und gaben den Henkern das Zeichen, den Holzſtoß anzuzünden.

Wie nun die Trompeter mit vollem Athem blieſen, und die Henkersknechte geſchäftig waren, den Scheiterhaufen anzuzünden, da ſah man eine Staubwolke in der Ferne ſich erheben und immer näher kommen. Bald erkannte man einen Ritter, der daher geſprengt kam, und dem in einiger Ferne mehrere Perſonen nachfolgten. Der Reiter drang mit Gewalt durch die dichten Volkshaufen in die Schranken hinein, und tummelte ſein Roß einigemal auf's ſchnellſte im Kreiſe herum. Sein Pferd war ſo weiß wie der Schnee, die Tracht des Ritters lichtgrün mit goldenen Blumen durchſäet, ſein Wappen ein ſilberner Hermelin in grünem Felde, darunter der Denkſpruch: „Nichts kann mich beflecken.“ Die Herzogin, die ſchon halb todt war, wurde den Ritter nicht gewahr. Wer aber wahres Mitleid mit ihr fühlte, den erfüllte ſeine friſche Erſcheinung mit großen Freuden. Einige meinten, es ſey der Schutzengel der Fürſtin; andre hielten ihn für den Ritter d'Olive, der ſeine eigne Ehre retten wollte. Als ſie ihn jedoch näher in's Auge faßten, wurde den Freunden der Herzogin wieder bange und ſie zweifelten ſehr an dem glücklichen Ausgange des Kampfes, denn der Jüngling war gar zart und ſchwach, der Edelmann dagegen ein geübter, beherzter, toller Ritter.

Sobald der Jüngling in die Mitte des Planes eingeritten war, grüßte er mit allen Sitten den Herzog und den geſammten Adel, und ſprach mit heller Stimme: „Durchlauchtigſter Fürſt und Herr! weil ich durch wahrhaftigen Bericht erfahren habe, daß eure liebe Gemahlin fälſchlich angeklagt und unſchuldiger Weiſe zum Tode verurtheilt worden, ſo fühle ich mich verbunden, Leib und Leben zum Schutz ihrer Unſchuld einzuſetzen, und wider ihren Verläumder den Ritterkampf zu wagen. Ich hoffe dadurch, Gott und der Wahrheit zu dienen und euer eigenes Fürſtenhaus von einer Schmach zu befreien.“ Der Herzog ließ ſich dieſes Anerbieten gefallen und ſprach: „Dein Entſchluß, junger Held, gefällt mir. Zeige dich tapfer und ſtrebe nach dem Sieg. Aber ſiehe zu, was du thuſt: du biſt jung und ſchwach, und dein Widerſacher iſt ſtark und wohlgeübt!“ Der Ritter antwortete: „Was meine Kräfte nicht vermögen, wird die Gerechtigkeit meiner Sache erſetzen, denn ich bin gewiß, daß die Fürſtin fälſchlich verklagt worden iſt.“

Unterdeſſen war die Herzogin wieder zu ſich ſelbſt gekommen; ſie ward inne, daß ein Vertheidiger ihrer Unſchuld ſich eingefunden, und blickte den Ritter mit Verwunderung an; als ſie aber ſah, daß er noch ſo gar jung und zart war, wurde ihr todesangſt, und ſie rief im Grund ihres Herzens Gottes Hülfe für ihn an.

Nun tummelte der junge Kavalier ſeinen ſchneeweißen Zelter noch einmal, und rief laut, daß alles Volk es hören konnte: „Wo iſt der verwegene Böſewicht, der es gewagt hat, die unſchuldige Herzogin anzuklagen? Er komme hervor, ich will ihm mit Hülfe Gottes den Hals brechen!“ Dieſe Schmachrede erbitterte den Ankläger, er ſprengte hervor und rief: „Du Milchbart, wie darfſt du ſo kühn ſeyn, dieſe Ehebrecherin zu rechtfertigen? Du ſollſt deine Vermeſſenheit theuer bezahlen; es wird mir wenig Mühe machen, dich zum Henker heim zu ſchicken!“ Darauf blieſen die Trompeten zum Kampfe, und beide Ritter ſpornten ihre Roſſe und rannten mit den Speeren gegen einander. Ihr Ungeſtüm war ſo groß, daß der Verräther halb, der junge Ritter aber ganz aus dem Sattel gehoben ward. Da erhub alles Volk ſeine Stimme, und alle Guten jammerten über das unſchuldige Blut; die Herzogin ſelbſt war nahe daran umzuſinken; man ſah ſie beide Hände zum Himmel erheben und Gottes Beiſtand anflehen. Als nun der Jüngling auf der Erde lag, wollte der Edelmann vom Pferde ſpringen und ihn mit dem Schwerte durchſtoßen. Kaum aber hatte er einen Fuß auf die Erde geſetzt, als man den jungen Ritter ebenſo ſchnell auf ſein Pferd ſpringen ſah, wie er davon gefallen war. Der Edelmann jedoch faßte einen ſchnellen Entſchluß; er ſtieß dem Pferde des jungen Helden ſein Schwert mit ſolcher Gewalt und ſo tief in den Vorderleib, daß er es mit keiner Macht wieder herausziehen konnte. Da ſprang der junge Ritter geſchwind vom Roſſe herab, und brachte dem alten Böſewicht einen ſo gründlichen Schwertſtich unter dem Halsringe bei, daß er plötzlich zu Boden fiel.

Jetzt erhoben die Umſtehenden vor Freuden ihre Stimmen und riefen mit fröhlichem Muth: „Es lebe, es lebe Hirlanda!“ Der Herzog aber fing an vor Freuden zu weinen; er glaubte feſt, es ſey ein Wunder vo Gott, daß ein junges Kind einen geübten Ritter z Boden werfe. Der Herzogin ſelbſt war nicht anders z Muth, als wenn ſie aus dem Rachen des Todes hervorkäme und durch ein Wunder aus dem Grab erweck wäre. „Geprieſen ſey der Gott der Chriſten, der mi vom Tod erlöſet hat!“ rief ſie und ſtreckte die Händ gen Himmel.

Als der alte Sünder den tödtlichen Streich empfangen, läſterte er Gott und den jungen Ritter, un verfluchte Hirlanda ſammt Herrn d'Olive in den A grund der Hölle. Der tapfere Held aber ſtand ihm a den Leib, und drohte ihn in Stücke zu zerhauen, wen er die Wahrheit nicht ausſagte. Da bekannte der Ve räther, daß der Fürſt Gerhard ihn angeſtiftet, ſei Schwägerin fälſchlich zu verklagen, und ihren Ehegema wider ſie aufzuhetzen. Er widerrief Alles feierlich, we er je gegen die Fürſtin und gegen den Ritter d'Oli ausgeſagt; und mit dieſen Worten verſchied er. D Fürſt Gerhard, als er das Zeugniß gegen ſich vernommen, ſprang von der Schaubühne und wollte ſich unt dem Volke verkriechen, um ſich auf die Flucht zu m chen. Aber der Herzog rief, man ſollte ihn greifen und feſthalten.

Als der Böſewicht ſeinen Geiſt ausgehaucht, waren die Herolde alsbald beſchäftigt, den glorreichen Sieger ihrer Fürſtin mit großem Gepränge zuzuführen. Die vom Tod Erſtandene hatte ein großes Verlangen, ihren Erretter zu ſprechen und ſeinen Namen und Stamm kennen zu lernen. Während nun der junge Ritter dem Scheiterhaufen nahte und das Gerüſt hinaufſtieg, wollte es Hirlanden dünken, der Hermelin des Helden ſey eine Kunſtarbeit ihrer Hände, ja ſeinen ganzen Wappenzeug verglich ſie mit den Windeln, die ſie für die Geburt ihres erſten Kindes gemacht hatte. Ehe ſie ſich jedoch weiter beſinnen konnte, lag der Ritter vor ihr auf den Knien und ſprach: „Durchlauchtige Fürſtin; wenn ich euch zu Dienſten mein Leben gewagt, ſo war dieß nur meine heiligſte Pflicht, denn ich habe es von euch empfangen. Ich bin euer unglücklicher Sohn, der euch ſo viel Schmerzen und Leid bereitet hat, jetzt aber halte ich mich für das glücklichſte Kind unter der Sonne, weil mir Gott die Gnade verliehen hat, euch das Leben zu erhalten. Ja, herzliebſte Mutter, ich bin euer erſtgeborner Sohn Bertrand, durch Feinde euch am Tage meiner Geburt entriſſen, am heutigen Tage durch Gottes Schickung euch wieder zugeſtellt!“

Was Hirlanda im Herzen empfand, als ſie dieſ
Worte des Ritters vernahm, läßt ſich nicht beſchreiben
Sie konnte es nicht glauben, weil es ihr gar zu frem
vorkam; ſie konnte es nicht läugnen, weil alle Zeiche
dafür ſprachen. Bertrand aber hieß ſie nicht zweifel
fiel ihr um den Hals und gab ihr einen Sohnesku
Da umfing ihn die Mutter mit beiden Armen, u
war von Liebe ſo durchdrungen, daß ſie kein Wort red
konnte. Ihre Antwort beſtand in lauter Freudenth
nen, ſo daß ſie durch ihren Zährenſchleier den ka
mehr ſah, den ſie in ihren Armen hielt. Endlich br
ſie in die Worte aus: „O herzliebſter Sohn, o gol
nes Kind! Biſt du es, den ich mit Schmerzen gebor
den ich mit ſo bitterem Herzeleid betrauert habe?
ich glückſelige Mutter! nun will ich gerne ſterben, n
meine Augen Den geſehen haben, nach dem meine S
verlangt hat!“

Der Herzog Artus und der ganze Hof ſah die
Schauſpiel mit höchſter Verwunderung zu, und kor
die Urſache dieſer öffentlichen Liebkoſungen nicht beg
fen, bis Hirlanda ihrem Gemahl den jungen Ritter ze
und nur die wenigen Worte zurief: „Herr! ſehet
euren Sohn!“ Bei dieſen Worten erſtarrte Artus.
er aber ſeine Augen feſt auf das Geſicht des Ri
heftete, ſo mußte er bekennen, daß ſein Antlitz den
Herzogin ſo ähnlich war, als ob es ihr eigenes n
Da konnte er nicht mehr zweifeln, obgleich er es
begriff. Inzwiſchen drang auch der Abt von Sankt
durch die Volkshaufen auf den Platz vor, redete

Herzog an, und erzählte ihm, was ſich mit ſeinem Sohne zugetragen; er ſtellte ihm ſeine Schweſter als Erzieherin des Knabens vor, und ließ die gebundene Säugamme zum Zeugniß und Bekenntniß herbeiführen. Das armſelige Weib warf ſich der Herzogin zu Füßen, bekannte Alles und flehte um Gnade, indem ſie als Hauptſchuldigen den Fürſten Gerhard angab.

Nach dieſem Zeugniſſe konnte der Herzog nicht mehr an der Wahrheit zweifeln; er ſtieg mit reumüthigem Herzen von der Schaubühne herab, hieß ſeine Gemahlin von dem Scheiterhaufen herunterkommen, ging ihr entgegen und ſprach zu ihr demüthig: „Durchlauchtige Fürſtin, ich wage es kaum, die Augen gegen euch aufzuſchlagen, vielweniger euch meine Gemahlin zu nennen. Ich habe wider Gott und euch geſündigt, und bin nicht würdig, von euch Vergebung zu erlangen. Verzeihet mir um unſers Sohnes willen, den Gott uns heute zur Freude unſeres Herzens beſcheert hat, durch den euch ſeine Güte vom Tod erlöst und mich vor einer Mordthat bewahrt hat!“ Hirlanda ließ den Herzog nicht ausreden, ſondern reichte ihm liebreich ihre Hand und ſprach: „Ja, um Gottes und unſers lieben Sohnes willen verzeihe ich euch alles Uebel, das ihr mir zugefügt habt. Gedenke der gerechte Gott deſſelben ſowenig, als ich daran denken will!“ Der Herzog dankte ihr mit erleichtertem Herzen, wandte ſich darauf zu ſeinem Sohn, fiel ihm um den Hals und hieß ihn willkommen. Auch die Mutter neigte ſich auf das Haupt ihres Kindes und weinte ſo ſüße Zähren, daß ſie ihm ſein weiches Haar

durch und durch befeuchtete. Alle Umſtehenden, die z
einem ganz andern Schauſpiele gekommen waren, we
deten ſich an dieſem Anblicke.

Hierauf bewillkommte der Herzog auch den Abt, dan
te ihm tauſendfach für die Bewahrung ſeines Sohne
und ließ ſeine Schweſter und ihren Gatten, da der A
ſelbſt ſich jede Vergeltung verbat, ſeine fürſtliche Gna
genießen. Auch der Säugamme wurde auf des Abt
Fürbitte verziehen, weil ſie vierzehen Jahre in Angſt u
Buße zugebracht hatte.

Endlich wurde auf Befehl des Herzogs auch der Für
Gerhard herbeigeführt, der vor Schaam ſeine Augen nic
aufzuſchlagen, viel weniger bei ſeinem Bruder um Gna
zu flehen wagte. Ihn allein ſah der Herzog mit zornig
Augen an und hielt ihm mit erbittertem Gemüthe alle ſei
Miſſethaten vor. „Deine Verbrechen,“ ſprach er, „r
ſen vor Gott und der Welt um Rache, und es iſt kei
Pein zu erdenken, die deiner Bosheit gleich käme! Ve
ſtümmelt ſollſt du werden und auf ewig in demſelb
Gefängniſſe ſchmachten, in welchem meine unſchuldi
Gemahlin gelegen!“ Die Herzogin ſuchte dieſes ſtren
Urtheil zu mildern, und brachte zur Entſchuldigung ihr
Schwagers vor, was ſie konnte. Aber der erzürnte He
zog ließ ſich nicht beſänftigen, und wollte das gefäll
Urtheil auf keine Weiſe mildern. Gerhard ward de
Henker, der noch auf der Stelle war, übergeben, v
allem Volk an Händen und Füßen verſtümmelt und durc
die Henkersknechte ſchimpflich in den Kerker geſchlepp

In dem ganzen Lande war Freude und ein allgemeines Feſt wurde gefeiert. Der Herzog und Hirlanda, der junge Fürſt Bertrand und der ganze Adel zogen in voller Pracht und Herrlichkeit in die Hauptſtadt des Landes ein. Aber der Herzog ward ſtill im Gemüthe, zog ſich vom Regimente des Landes zurück, und führte, nachdem er ſeinem jungen Sohn Bertrand die Grafſchaft übergeben, mit ſeiner Gemahlin ein einſames, doch glückliches Leben. Im ganzen Lande trauerte niemand als der boshafte Gerhard, welcher der allgemeinen Freude beraubt, in bittern Schmerzen in ſeinem Gefängniſſe lag, und Zeit hatte, ſeine ſchwere Miſſethaten einzuſehen und zu bereuen. Doch währte ſeine peinliche Gefangenſchaft nicht lange mehr. Leibliche Qualen, Hunger und Kummer zehrten an ihm und in kurzem gerieth er in Sterbensgefahr. Wie ihm nun ſein Ende bevorſtand, ließ er die fromme Herzogin flehentlich erſuchen, ſie möchte ihm um des gekreuzigten Jeſu willen ſeine große Mißhandlung verzeihen. Auf dieſe Bitte begab ſich die fromme Fürſtin ſelbſt in den Kerker, begrüßte ihren ſterbenden Schwager freundlich, und bemühte ſich aufs äußerſte, ihn in den letzten Nöthen zu tröſten. Sie ſagte ihm, daß ſie alles Unrecht, das er ihr angethan, ihm von ganzem Herzen verzeihe, und größeres Mitleid mit ſeinen gegenwärtigen Leiden trage, als ſie Schmerz über ihr eigenes, jetzt vergangenes Elend empfunden habe. Sie blieb beſtändig bei ihm, erquickte ihn mit geiſtlichem Troſt in ſeinen Todesängſten, und ſchied nicht eher von ihm, als bis ſie ihm mit eigenen Händen die Augen zugeſchloſ-

ſen und über dem Todten ſchmerzliche Thränen gewein
hatte.

Dieſe denkwürdige Geſchichte iſt für arme Fraue
geſchrieben, die von ihren Männern Uebels zu leide
haben. So ſchlimm wird es ſchwerlich einem Weib
gehen, wie es der frommen Herzogin Hirlanda ergange
iſt, und doch ſind die meiſten Weiber viel ungeduldige
in ihren kleinen Trübſalen, als es Hirlanda in ſo gr
ßem Jammer geweſen iſt. Und hier können ſie nic
ſagen: „Hirlanda war eine Heilige, darum hatte ſie
leicht, in ihrem Kreuze geduldig zu ſeyn!“ Nein, Hi
landa war nicht heilig, ſie war ebenſowohl eine ar
Sünderin, als es andere Frauen auch ſind. Sonde
daß ſie in ihren großen Verfolgungen ſo, ſtandhaft
blieben, kam beſonders daher, daß ſie der Ungeduld g
ßen Widerſtand leiſtete, und in ihren vielen Widerw
tigkeiten getreulich die Hülfe Gottes anrief, und
dem Willen des Allerhöchſten vollkommen übergab. We
alle unſchuldig Verfolgte getreulich dieſem Muſter na
folgen wollen, ſo werden ſie auch die göttliche Hü
eben ſo gegenwärtig empfinden, wie Hirlanda, u
durch zeitliches Leiden ſich ewige Freude erwerben.

Genovefa.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern, unſchuldigerweiſe verfolgt worden ſind, gehört auch die tugendreiche und geduldmüthige Genovefa, deren Geſchick eben ſo traurig als die Erzählung davon anmuthig iſt. Dieſe Geſchichte hat ſich zu den Zeiten des Biſchofs Hudelſus von Trier zugetragen. Damals lebte im trieriſchen Lande ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, der mit Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem ſehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Dieſes junge Ehepaar lebte in lauter Liebe und Freundlichkeit beiſammen, als der Mohrenkönig Aberoſam mit großer Macht in Spanien einfiel, und nachdem er das Land verheert hatte, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als nun Martellus, der König in Frankreich, die große Gefahr vor Augen ſah, befahl er ellen ihm untergebenen Fürſten und Grafen, daß ſie ihm Hülfe leiſten und gegen den Mohrenkönig ſtreiten ſollten. Weil aber das Gebiet von Trier damals zum Frankenreiche gehörte, ſo mußte auch der Graf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er ſich nun mit den Seiniſehen, von welchem Schmerze die Gräfin ergriffen wurde, ſo daß ſie mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtigen zum Mitleid bewegte. Ja, als ihr der Graf die Hand gab, und die letzte gute Nacht ſagte, wurde ſie von ſolchem Herzeleid überfallen, daß ſie vor Ohnmacht halb todt darnieder ſank. Der Graf ſuchte ſie zu tröſten, aber alle ſeine Worte waren traurig. Endlich befahl er ſie der heiligen Jungfrau Maria, ſie in ſeiner Abweſenheit zu beſchützen. „Auch hinterlaſſe ich euch“ fügte er hinzu, „meinen getreueſten Diener, den Golo, dieſer wird euch in meinem Namen auf das eifrigſte dienen, und für alle eure Bedürfniſſe beſorgt ſeyn.“ Genovefa konnte vor Thränen kein Wort reden ſondern fiel wieder in den Arm ihrer Dienerinnen Deßwegen wandte ſich der Graf Siegfried um ohne weitern Abſchied, und ritt, bitterlich weinend, von ih hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königliche Lager angekommen, und alle Fürſten und Herren ha ten ſich allmählig verſammelt. Da zog König Marte lus mit ſechszigtauſend Mann Fußvolks und zwölfta ſend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welc wohl viermal ſtärker waren. Dennoch verlieh ihm Go großes Glück und ſeine Krieger ſchlugen ſo tapfer auf d Feind, daß an die hunderttauſend Mohren auf dem Pla blieben, während die Chriſten nur wenig Tauſende v loren. Die übrig gebliebenen Feinde ſammt ihrem K mußten. Dadurch geſchah es, daß auch Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem ſich ſeine Rückreiſe über ein ganzes Jahr verſchob. Die Gräfin wurde über dieſes lange Ausbleiben immer betrübter, und hatte keinen andern Troſt in der Welt als in Gott und im heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendſeliges Leben, und hielt auch alle ihre Diener zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend ganz zuwider war, ſann auf alle Weiſe, wie er ſie ſtürzen und wenigſtens vor der Welt in Schande bringen könnte. Dieß ſuchte er durch folgendes Mittel in's Werk zu richten.

Weil der Graf bei ſeiner Abreiſe dem Hofmeiſter Golo ſeine geliebte Genoveſa anempfohlen hatte, der täglich um ſie war, und ihr aufwartete; ſiehe da entzündete der Böſe das Herz dieſes jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen ſeine Gebieterin, und erfüllte ſein Herz mit ſolcher Begierlichkeit, daß er endlich nicht länger an ſich halten konnte, ſondern auf allerlei Weiſe anfing der Gräfin ſeinen böſen Willen merken zu laſſen. Sobald die unſchuldige Frau dieß bemerkte, ſprach ſie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämſt du dich nicht, leichtfertiger Diener, dir ſolche Gedanken kommen zu laſſen, und iſt dieß die Treue, die du deinem Herrn verſprochen haſt, das der Dank, den du ihm für ſeine Liebe erweiſeſt? Wenn dich deine Thorheit nicht gereuen ſoll, ſo wage nicht mehr von ſolchen Dingen zu mir zu reden!“

und wagte lange kein Wort mehr. Die fromme Genovefa aber glaubte, ſeine böſen Gedanken ſeyen verſchwunden, und fing wieder an, freundlicher mit ihm umzugehen; da wurde ſeine verkehrte Neigung durch den taglichen Umgang immer mehr entflammt; als ſie nun einſt ihr eigenes Bild, das ſie kürzlich für den Grafen hatte malen laſſen, beſchaute, und Golo von ungefähr dazu kam, fragte ihn die Gräfin, ob er meine, daß dieſem ſchönen Gemälde noch etwas fehle? Da ſprach er mit wilder Gier: „Gräfin, dieſem Bilde kommt nichts an Schönheit gleich, und doch fehlt ihm Eines, nämlich daß es nicht lebend iſt, und mir, mir eigen gehört!“ Bei dieſen frechen Worten ſtieg der Gräfin der rothe Zorn in's Angeſicht, und ſie ſchalt ihn ſo ſtreng, daß er ganz beſchämt davon ging. Doch vermochte dieſer Verweis das Feuer der Leidenſchaft in ſeinem Herzen nicht auszulöſchen, und als einſt die Gräfin nach dem Abendmahle allein in dem Schloßgarten wandelte, trat er ihr allgemach näher, ſchmeichelte ihr mit den ſüßeſten Worten und gab ihr endlich nicht undeutlich zu verſtehen, wie er von ſolchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit ſterben müßte, wenn ſeine Gluth keine Gegenliebe fände.

Ueber ſo unumwundene Worte wurde die züchtige Gräfin mehr als je entrüſtet, und ſchwur ihm ernſtlich zu, wenn er ein einiges Mal mit Worten oder Zeichen Aehnliches verlangen würde, ſo werde ſie unwiderruflich ſolches ihrem Herrn und Gemahl berichten. Jetzt merkte Golo freilich, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel ſei-

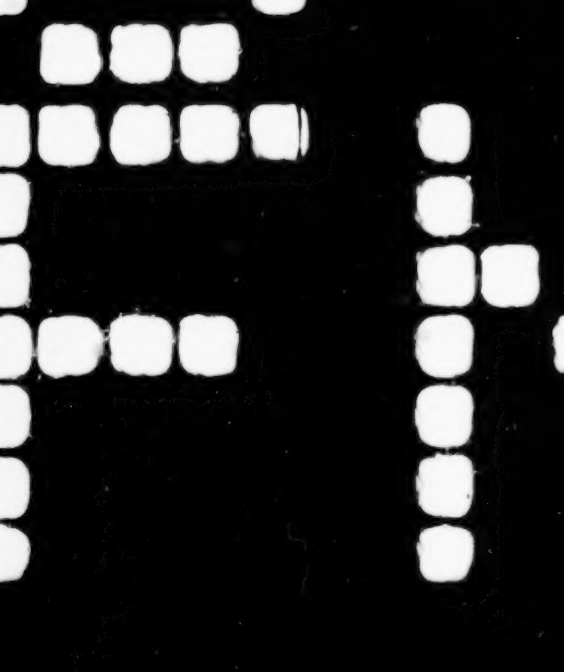
ner unlautern Wünſche zu erreichen; darum verkehrte ſich ſeine Liebe in grimmigen Haß, und alle ſeine Gedanken vereinigten ſich in dem einzigen, wie er ſich an der Gräfin rächen könnte. Er lauerte auf all ihr Thun und Laſſen, und endlich entdeckte er, daß ſie eine beſondere Zuneigung für einen ihrer Köche zeigte, mit Namen Drago; weil dieſer in aller ſeiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Dieſem gottſeligen Menſchen war die Gräfin mehr gewogen, als allen andern Hofdienern: ſo oft ſie vorüberging, redete ſie ihn an, und wo ſie ihm einen Gefallen thun oder ihn in einer Widerwärtigkeit tröſten konnte, da that ſie es mit herzlichem Wohlgefallen. Der unreine Golo aber legte dieſes ehrbare Wohlwollen nach ſeiner wilden Liebe aus, und fand in ihm die rechte Gelegenheit, ſeine Gebieterin zu verklagen. Zuerſt eröffnete er zu wiederholten Malen vertrauten Freunden, daß ihm das liebreiche Betragen der Gräfin gegen den Koch ſehr verdächtig vorkomme, und daß er fürchte, es möchte zu einem übeln Ende ausſchlagen. Er bat ſie auch, etwas genauer Achtung zu geben, und die Liebkoſungen der Frau zu beobachten; ſie würden dann ſelbſt ſehen, was von dieſer Vertraulichkeit zu hoffen ſey. Mit dergleichen Worten wußte er die Tugend der Gräfin bei einigen Dienern zu verdächtigen, und richtete ſo viel aus, daß er endlich einige auf ſeine Seite brachte. Einsmals ſagte er dem Koch, die Gräfin, die damals gerade allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Menſch glaubte dieſes und eilte zu Genovefa. Da kam denn der geſchickt haſt? Du Mörder, wie ſoll ich dich genung ſtrafen, welche Qualen ſoll ich erſinnen, mit denen ich dich genung martern kann!« Golo lag indeſſen auf der Erde und wälzte ſich und bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden und als den größten Uebelthäter gefangen abzuführen.

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte ſich gefallen laſſen, mit ihm in das Schloß zurück zu gehen, aber ſie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle, und fiel vor dem Kruzifixe nieder, Gott für alle an dieſem Ort empfangene Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm ſie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovefa's Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne ſie die Frau und das Kind von ſich ließen. Die Hirſchkuh folgte der Gräfin wie ein ſanftmüthiges Lamm, und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche ſie geſetzt ward, und nun bewegte ſich der Zug dem Schloſſe zu.

Hier war das große Wunder ſchon zur lauten Mähre geworden, jeder wollte die neue Heilige ſehen, Freunde und geladene Gäſte kamen ſchaarenweiſe auf das Schloß, wo ſie große Urſache zu frohlocken antraſen, da ſie die theure Verwandte wie von den Todten auferſtanden fanden und die wunderbare Weiſe vernahmen, durch welche Gott ihre Unſchuld geoffenbart hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt

war, begannen die Feſte und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovefa konnte von keiner Speiſe genießen und den Freudenwein nicht koſten; aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speiſe bereiten, die ſie allein genießen konnte.

Als die Freudenwoche vorüber war, wurde auch über Golo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus ſeinem Gefängniſſe holen und allen ſeinen Gäſten vorführen. Er erzählte ihnen alle ſeine Frevel und ließ ſie urtheilen, welche Strafe ein ſo teufliſcher Böſewicht verdient habe. Die ganze Verwandtſchaft ſchrie Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte ihn zum grauſamſten Tode. Da warf ſich der Böſewicht zu Genovefa's Füßen und dieſe bat ihren Herrn inſtändig, dem armen gedemüthigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hätte ihr zwar wohl dieſe Gunſt bewilligt, er wagte aber nichts ohne ſeine verſammelten Verwandten zu thun. Dieſe willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten geſagt werden könnte, Golo ſey unſchuldig geweſen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt, was er verſchuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten, wurden mit dem Schwerte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienſt erwieſen hatten, wurden reichlich belohnt, darunter auch das Mägdlein, die der Gräfin Feder und Dinte in das Gefängniß gebracht, ſo wie einer von den Dienern, die ihr das Leben ge-



8

Golo herbei, überraſchte den Koch bei der Gräfin, un ging ohne ein Wort zu ſprechen, wieder zu dem Zimm hinaus. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, ſoba er vernommen, daß die Gräfin ihn nicht gerufen hätt Sogleich berief Golo ſeine Vertrauten, und klagte ihn mit erheucheltem Zorne, daß der Koch bei der Grä im Gemache getroffen worden ſey. „Was iſt hier R thes, meine lieben Freunde, ſagte er, was Rathe Wenn wir dem Uebel nicht abhelfen, wird ein gröſſe daraus werden, und wir werden bei der Zurückkehr u ſers Herrn nicht beſtehen können. Ich bin gewiß, elende Koch hat unſere Herrin verzaubert und ihr ein Liebestrunk unter die Speiſen gemiſcht; und deßwe kann ſie nicht von ihm laſſen, wenn es ihr a Ehre und Leben koſten ſollte. Darum iſt es wohl ra ſam, daß man den Koch ins Gefängniß werfe, die G ſin aber in ſo weit beaufſichte, daß ihr der Zug zu dem Menſchen verſperrt ſey.“

Die Freunde erwiederten dem Hofmeiſter, weil der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen h ſo ſolle er thun, was ihm am rathſamſten zu ſeyn dü Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rau Worten an, und warf ihm vor, daß er die Gräfin zaubert und Liebespulver in ihre Speiſen gemiſcht h darum verdiene er in Eiſen geſchmiedet und in den ſten Thurm geworfen zu werden. Vergebens ſchwur erſchrockene Drago, daß er an ſolcher Sünde ganz ſchuldig ſey, und nahm Himmel und Erde zu Zeu daß ihm niemals in den Sinn gekommen, ſich ſ ſeinem Herrn, dem Grafen, zu verkündigen: er ward in Bande und Kerker geworfen, und ging nicht eher wieder daraus hervor, als bis man ihn todt heraustrug.

Mit dieſer Grauſamkeit war der ruchloſe Golo noch nicht zufrieden, ſondern er ſtürmte mit einigen ſeiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin, und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinſchaft mit dem Koche Drago nun genug zugeſehen habe, und, wenn er vor ſeinem Herrn beſtehen wollte, dieſes Aergerniß nicht länger dulden könne. Darum ſollte auch ſie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängniß gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demſelben entlaſſen werden. So wurde die hohe Gräfin, die im achten Monate ſchwanger ging, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Vertheidigung ihrer Unſchuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen feſten Thurm verriegelt.

Genovefa erzählte den einſamen Kerkerwänden ihre Unſchuld, und die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand beſuchte ſie in dem finſtern Thurm, als die Säugamme des böſen Hofmeiſters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Endlich erſchien auch Golo ſelbſt zu wiederholten Malen und wandte alle Mittel an, das reine Herz ſeiner unlautern Liebe geneigter zu machen. Er drang mit guten und böſen Worten in ſie; er lockte mit Verheißungen und ſchreckte mit Drohungen; er ſchmeichelte ihr, als ein erfahrener Buhler; und doch richtete er mit allem dieſem nichts weiter aus, als die Gräfin immer ſtandhafter zu machen. Als er nun einſt gar ſeinen Arm um ſie ſchlingen wollte, da ſtieß ſie ihn mit ſtarker Fauſt von ſich, und ſprach zu ihm: „Du Böſewicht! iſt es dir nicht genug, daß du mich Unſchuldige in den Kerker geworfen haſt, willſt du mich auch noch um meine Ehre und meine Seligkeit bringen? Doch ſey verſichert, daß du dich betrogen findeſt; denn ich bin bereit, lieber tauſendmal zu ſterben, als das geringſte wider meine Ehre und meine Frauenunſchuld zu begeben!“ Durch dieſe Sprache hätte Golo billig abgeſchreckt werden ſollen; dennoch gab er ſeine Hoffnungen nicht auf, ſondern beſtach ſeine Amme durch das Verſprechen großer Vergeltung, wofern ſie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, daß das loſe Weib, ſo oft es der Gefangenen Speiſe brachte, ihr mit Worten anlag, ſie ſollte dem Hofmeiſter doch wenigſtens freundliche Worte geben, damit ſie ihrer Gefangenſchaft ledig, oder zum mindeſten mit beſſerer Nahrung verſorgt würde. Aber die ſtandhafte Frau war entſchloſſen, lieber im Kerker Hungers zu ſterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewiſſen zu beflecken.

Inmittelſt nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und die geängſtete Frau bat ihre Aufwärterin, die Säugamme, ihr doch nur ein Paar Frauen zu verſchaffen, die ihr bei dieſer erſten Geburt beiſtehen könnten. Das boshafte Weib verwilligte ihr nicht nur dieſes nicht, ſondern ſie gab ihr nicht einmal eine Windel, das Kind, deſſen ſie geneſen ſollte, darein zu wickeln. So war Genovefa in der Stunde der Geburt ganz verlaſſen; doch gebar ſie leicht und ohne Gefahr einen feinen, kräftigen Sohn, den ſie, weil ſie keine Windeln hatte, in ein Handtuch, das man ihr gelaſſen, einzuwickeln genöthigt war. Nun bat ſie inſtändig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dieſes verweigert wurde, taufte ſie es ſelbſt, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm ſie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und ſprach mit großem Mitleiden: „Ach du mein armes Kind, du mein einziger Schatz! Mit Recht nenne ich dich Schmerzenreich; denn mit Schmerzen habe ich dich unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren; aber mit noch größeren Schmerzen werde ich dich erziehen; mit unſäglichem Schmerz werde ich dich verſchmachten ſehen; denn aus Mangel an Nahrung werde ich dich nicht ſättigen können; habe ich doch kaum ſelbſt ſoviel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, du unglückſeliges Kind!“

Die von Golo angeſtellte Wärterin brachte inzwiſchen dieſem die Nachricht, daß von nun an zwei Gefangene in dem Kerker ſeyen, daß die arme Gräfin vor Herzleid faſt verſchmachte, und daß ihr wohl eine beſſere Labung zu gönnen wäre, damit ſie ſich und das ſchwache Kind ernähren könnte. Aber der unbarmherzige

Mann hatte weniger Mitleid mit der troſtloſen Kindbetterin, als wenn ſein Hund Junge geworfen hätte; denn er hoffte durch dieſes äuſſerſte Elend ſie zu ſeiner Liebe zu zwingen. Doch, damit ſie nicht gar verſchmachtete, ließ er ihr etwas mehr Brod geben als zuvor; ſonſt aber neben dem Waſſer gar nichts weiter; und anſtatt des Troſtes ſpeiste ſie der Unmenſch mit Schmähworten.

Von allem dem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor dem Hofmeiſter wagte niemand aus dem Schloſſe ihm etwas davon zu ſchreiben. Seine Abweſenheit verzögerte ſich auch noch länger, als er gehofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langſam zu heilen war. Damit nun Golo die Mißhandlung der Gräfin bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er zwei Monate nach Genovefa's Niederkunft einen Diener ab, der dem Grafen die Botſchaft von Allem, was ſich ereignet hatte, überbringen ſollte. Der Inhalt des Briefs, den er an den Grafen ſchrieb, war dieſer: „Gnädiger Herr! Wenn ich nicht fürchtete, Euch zu betrüben, ſo wollte ich Eurer Gnaden eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen ſuche, in dieſem Brieflein offenbaren. Alle Hausgenoſſen und ſonderlich der Ueberbringer dieſes, haben ſich mit mir die äuſſerſte Mühe ge-

ben, ein großes Unheil zu verhüten; dennoch iſt alle
ine Aufſicht durch die Liſt der Boshaftigen hinter-
ngen worden, dafür bedarf ich kein anderes Zeugniß,
das mir alle Schloßbewohner geben können, wodurch
fentlich meine Treue außer Argwohn geſetzt, und
in Dienſteifer beglaubigt werden wird. Belieben da-
Euer Gnaden von dem Boten, den ich ſende, aus-
rlichen Bericht anzunehmen und ſeinen Erzählungen
len Glauben zu ſchenken, und mir durch denſelben
ner Eure Befehle kund zu thun, wie ich mich in
er ſchweren Sache verhalten ſoll.“

Dieſen Brief erhielt der Graf gerade damals, als
in einer Stadt im Languedoc die Wunde, die er em-
ngen hatte, heilen ließ. Er ward durch dieſe Nach-
ſo entrüſtet und verſtört, daß ſeine Wunde nur
eilſamer, und der Schaden größer wurde. Der Die-
erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdäch-
Gemeinſchaft die Gräfin mit dem Koch die ganze
über gehabt und wie der Hofmeiſter ſie allein mit
in der Kammer überraſcht habe. Weil ſie nun
auf öfteres Vermahnen nicht von einander hätten
n wollen, ſo habe ſich der Hofmeiſter genöthigt ge-
, ſie von einander zu trennen und in zwei verſchie-
Gefängniſſe ſperren zu laſſen. Hier im Kerker
ſie einen Sohn geboren; und alles im Schloſſe
, weſſen das Kind ſey! Der Graf fragte, zu wel-
Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Da ſprach
Diener fälſchlich, es ſey erſt ein Monat verfloſſen,
ohl ſie ſchon vor zwei Monaten geboren hatte. Da

fing der Graf an zu raſen als wenn er wahnſinnig wäre, und läſterte die Gräfin ſammt dem Koch Drago, als ob ſie die ſchlimmſten Ehebrecher wären. „Du verruchtes Weib," ſprach er, „ſollſt du die verſprochene Treue ſo ſchändlich brechen? Und ſtelleſt dich bei mir an, als wenn du ganz heilig wäreſt!" In ſolchen Worten machte ſich ſein Zorn Luft, und nachdem er ſich lange beſonnen, auf welche Weiſe er den begangenen Ehebruch abſtrafen wollte, ſchickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo ſolle die Gräfin ſo eng einſchließen, daß Niemand mit ihr reden noch zu ihr kommen könne. Den ehebrecheriſchen Koch aber ſollte er mit der Marter hinrichten laſſen, die ſeine Miſſethat verdient habe.

Mit dieſem ungerechten Befehl eilte der Abgeſandte nach Hauſe, und Golo wußte ihm großen Dank, daß er ſeinen Auftrag ſo treulich ausgerichtet habe. Damit nun die Hinrichtung Drago's kein Aufſehen verurſachte, ließ er dem armen unſchuldigen Koch Gift in ſeine Speiſe mengen, und als er daran jämmerlich geſtorben, denſelben, mit ſammt den Ketten, in denen er gefangen lag, in einer abgelegenen Grube beerdigen. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeſchloſſen zu werden, als ſie zuvor war, weil ja von Anfang an Niemand als Golo und ſeine falſche Amme zu ihr gekommen war. Und doch war der Böſewicht mit dieſer grauſamen Behandlung noch nicht zufrieden, denn er fürchtete immer, ſeine Liſt und Falſchheit möchten durch Genovefa endlich an den Tag kommen. Auch fehlte es nicht an Leuten im

---

Sch
ches
war
Sie
erha
ſey.
ſich
fang
ritt
bis

Sch
gott
Schn
dieſe
Böſe
und
verla
Graf
Kunſt
Gräfi
ihr e
Graf
gengr
ſtändi
ſich ſ
als k
nen g
erzähl

loſſe, welche über die ungerechte Hinrichtung des Ko-
und das ſchwere Gefängniß der Gräfin aufgebracht
en; dazu lief die Nachricht ein, daß der Graf
gfried von dem König in Frankreich ſeinen Abſchied
lten habe und bereits auf der Rückreiſe begriffen

Den Golo überlief ein kalter Schweiß; er mußte
kurz beſinnen, was in dieſer mißlichen Lage anzu-
gen ſey. Deßwegen ſetzte er ſich eilends zu Pferde und
ſeinem Herrn entgegen; aber er traf ihn nicht eher,
er ſchon zu Straßburg angekommen war.

Jn dieſer Stadt wohnte eine alte Frau, die einen
ein von Heiligkeit von ſich gab, und für eine ſehr
ſelige Matrone gehalten wurde; es war dieß die
weſter der Säugamme Golo's, daher ſie denn auch
n ſeit vielen Jahren kannte. Zu ihr begab ſich der
wicht, ehe er zu ſeinem Herrn dem Grafen ging,
erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache; zugleich
ngte er von ihr, ſie ſollte geſtatten, daß er den
en gegen Abend zu ihr brächte, da ſollte ſie ihm durch
eine Vorſpieglung machen, daß er glaube, die
n habe mit dem Koch geſündigt. Dafür gab er
in Stück Geld, und dann verfügte er ſich zu dem
en, ihn zu bewillkommnen. Nach Gruß und Ge-
nuß nahm ihn ſein Herr bei Seite und forderte voll-
gen Bericht über den böſen Zuſtand, in welchem
ein Haus befände. Der liſtige Golo ſtellte ſich,
önnte er vor Leid kaum reden, und falſche Thrä-
aben ſeinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er
te der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin

begangen, ſondern was ſeine Bosheit ihr angedichtet hatte, und das mit ſo wohlausgeſonnenen Beweiſen, daß der gute Graf allmählig glaubte, es müſſe Alles wahr ſeyn. Golo unterließ auch nicht hinzuzufügen, daß er den Koch ohne öffentlichen Prozeß habe hinrichten laſſen, damit die Schande der Gräfin deſto mehr bedeckt bleiben möchte.

Der Graf hörte Alles mit tiefem Kummer an, und verlangte immer wieder neue Beweiſe; als nun der Falſche bemerkte, daß ſeinem Herrn Zweifel aufſtiegen, und er in ſeinen eigenen Worten gefangen zu werden fürchtete, ſprach er zu demſelben: „Gnädiger Herr, ſolltet ihr etwa gegen meine Worte ein Mißtrauen hegen, ſo iſt in dieſer Stadt eine ehrwürdige Frau, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt iſt; wolltet ihr dieſelbe umſtändlich befragen, ſo würdet ihr durch ſie gewiß vollſtändig vom Verlauf der Sache unterrichtet werden.“ Siegfried ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ging mit einbrechender Nacht, von ſeinem Hofmeiſter begleitet, zu der Betrügerin. Dieſer erzählte er offen, daß er einen Verdacht gegen ſeine Gemahlin hege, und bat ſie, ihm vermöge ihrer Einſicht in die verborgenen Dinge, zu entdecken, was ſich zwiſchen der Gräfin und dem Koche zugetragen habe.

Die Frau erwiederte mit erheuchelter Demuth: ſie ſey keine Heilige; ſoviel ihr jedoch Gott in dieſer Sache offenbaren würde, wolle ſie ihm gern entdecken. Alsdann führte ſie beide Männer in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das

n blauen Schein von ſich gab. Hier beſchrieb ſie
einem kleinen Stabe zwei Kreiſe auf dem Boden,
ſtellte den Grafen in deren Mitte. Hierauf warf
inen Spiegel in ein Geſchirr voll Waſſer, murmelte
ber ſo ungewöhnliche Worte, daß den Grafen ein
auer ankam, und ihm die Haare gen Berg zu ſte-
anfingen. Nach dieſem drehte ſie ſich dreimal vor
Geſchirre um, hauchte dreimal darein, rührte es
den Händen um, und ſprach einen wunderlichen,
eriſchen Segen darüber. Auf ihr Geheiß blickte
der Graf in das Waſſer. Da glaubte er in dem
gel die Geſtalten zweier Perſonen zu entdecken, die
ich mit einander ſprachen, und je länger er hinein-
e, deſto mehr war ihm, als gliche die Frau, die
n Mann mit lächelndem Angeſicht liebkoſe, ſeiner
ahlin Genovefa, und als wäre der Mann ſein Koch
o.“ Doch ſagte der Graf noch mit freundlichen
en: „Ich ſehe nichts Unrechtes.“ — „Gut,“ ſetzte
auberin hinzu, „wir wollen nun weiter ſehen, ob
ott vielleicht gefalle, uns ein Mehreres zu zeigen.“
wiederholte dann die vorigen Ceremonien, und hieß
Grafen abermals ins Waſſer ſehen. Da mußte er
igenen Augen ſchauen, wie die Gräfin mit koſen-
Händen dem Koch über die Wangen glitt, und wie-
t ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte.
ber wurde der Graf ſehr ſchamroth, und wartete
ingſt, was zum drittenmal in dem Spiegel erſchei-
ürde. Als er nun nach den alten Ceremonien zum
mal in den Spiegel ſah, ward er zu ſeinem Ent-

ſetzen gewahr, daß der Koch mit ſeiner Gemahlin ſchändlicher Weiſe ſündigte.

Da kochte das Herz des Grafen von Rachgier. Er rief ſeinem Hofmeiſter zu: „Golo! reite voran, und laß die Ehebrecherin ſammt dem Baſtard eines ſchimpflichen Todes ſterben! Ich will ſie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“ Wer war froher, als der rachgierige Golo, da er dieſen Befehl vernahm! Er flog auf ſeinem Roß nach Hauſe, beſprach ſich ſchnell mit der Säugamme und theilte ihr im geheimſten Vertrauen das Bluturtheil mit. Doch ſollte ſie keinem Menſchen etwas davon wiſſen laſſen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schloſſe kein Aufruhr entſtände. Als Golo dieß ſeiner Amme anvertraute, war Niemand in der Stube, als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher ſich Beide wenig ſcheuten. Nun war das Mädchen wohl noch ganz klein aber klug, und der Gräfin, die es vom Hörenſagen kannte und bemitleidete, mit mehr Neigung zugethan, als ſeiner boshaften Großmutter. Dieß Mägdlein ſchlich ſich ſogleich nach dem Kerker, ſtellte ſich vor das kleine Fenſter, durch das der Gräfin das Brod und Waſſer hineingereicht wurde, und weinte ſo bitterlich, daß Genovefa es hörte und darüber erſchrocken an das Fenſter trat. Sie fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme, warum ſie denn ſo weine. Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend treibt mir dieſe Zähren aus den Augen; denn es iſt mit eurem Leben aus; Golo hat von unſerm Herrn Befehl, euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an ſich,

nkern nur an ihren Säugling: „Und wie wird es mei-
m Kinde gehen?“ fragte ſie. „Nicht beſſer als euch!“
wiederte das Mädchen ſchluchzend.

Jetzt erſt erſchrack die arme Gräfin ſo, daß ſie
t in Ohnmacht ſank. Als ſie wieder zu Sinnen ge-
mmen, fieng ſie an laut zu weinen und zu beten,
d rief: „Ach, mein Gott, hilf mir! Erlöſe mein
nd und mich vom grimmigen Tode!“ Dann ſprach
zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! geh' doch
ell in mein Zimmer, und bringe mir Papier, Feder
Dinte; für deine Mühe nimm dir von meinen
inodien, ſoviel dir beliebt. Da haſt du den Schlüſ-
zu Allem!“ Das Mädchen brachte das Verlangte
nun ſchrieb Genoveſa einen Brief des folgenden
halts: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da
zu Ohren gekommen iſt, daß ich auf euern Befehl
en ſoll, ſo wollte ich euch mit dieſen Zeilen noch
Nacht ſagen und einen freundlichen Abſchied von
nehmen. Ich will gerne ſterben, wenn ihr es be-
, obgleich es mich bitter kränkt, daß ihr mich, die
huldige, zum Tode verurtheilet. Die Urſache, war-
ich ſterbe, iſt die, daß ich meine euch gelobte Treue
brechen und dem ſchändlichen Golo, eurem Hof-
er, nicht willfahren wollte. Doch meſſe ich euch, mei-
Herrn, keine andere Schuld zu, als daß ihr mei-
Anklägern zu leichten Glauben geſchenkt und mir
Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt.
ann ich nur vor Gott bezeugen, vor deſſen ſtren-
Gericht ich morgen ſchon erſcheinen werde, daß ich

mein Leben lang an keinen Mann gedacht habe, als an euch. Mein Troſt bleibt, daß dereinſt ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unſchuld hervorkommen und meiner Ankläger Falſchheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebſter Freund! Ich verzeihe euch von Herzen; ja noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unſchuldiges Blut keine Rache über euch, noch über meine Ankläger ſchreie. Dieß ſchreibe ich mit zitternden Händen, und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genovefa.“

Dies Briefchen gab ſie dem Mägdlein, daß es daſſelbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menſchen ein Wort davon offenbaren ſollte. Die ganze folgende Nacht verlebte ſie in eifrigem Gebet und befahl Gott ihren ſchweren Kampf und bevorſtehenden Tod.

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von ſeinen getreuſten Dienern und eröffnete ihnen den ernſtlichen Befehl ſeines Herrn. Er hieß ſie deßhalb die Gräfin ſammt dem Kind in einen Wald hinausführen, daſelbſt umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgeſtochenen Augen mitbringen. Wenn ſie dieß thun würden, wollte er ihre Treue

belohnen, widrigenfalls mit Weib und Kindern
ringen laſſen. Die Diener unterwarfen ſich dem
und giengen alsbald zu der Gräfin Genovefa
fängniß. Hier legten ſie ihr ein ſchlechtes Kleid
eckten ihr Angeſicht, damit man ſie nicht erken-
te, und befahlen ihr, in tiefſter Stille ihnen
n. Da gieng die arme Genofeva wie ein un-
es Schaaf zur Schlachtbank, und that ihren
nicht auf, ſich mit einem einzigen Wörtlein zu
, ſie trug ihr kleines Lamm, ihr Söhnlein,
Armen, und drückte es ohne Unterlaß an ihr
d flüſterte über demſelben: „Ach du mein herz-
Engelein, dürfte ich dich nur ſo lang noch auf
Armen tragen, als ich dich unter meinem Her-
agen habe; nun aber mußt du ſterben, ehe du
was ſchuldig ſeyn heißt, und mußt als ſchul-
n, da du doch niemals eine Schuld begangen
Die Diener hörten dieſe leiſen Worte und ihr
rde weich, ſo daß ſie ein wahres Mitleiden mit
atten, und es ihnen ſehr ſchwer fiel, den Befehl
rrn zu vollſtrecken.

hdem ſie nun den Wald und einen gelegenen
emſelben erreicht hatten, da ſagten ſie der Grä-
Herr habe verordnet, ſie wegen vollbrachten
s hinzurichten, und der Hofmeiſter Golo habe
befohlen, dieſes Gebot zu vollbringen. Dar-
ſie dieſes grauſame Schickſal nicht ihnen, den
zuſchreiben und ſich zu einem ſeligen Tode be-
Genovefa, dem Befehl ihres Herrn gehorſam,

kniete demüthig nieder und betete zu Gott aus dem Innerſten ihres Herzens. Inmittelſt ergriffen die Diener das unſchuldige Kind, zogen ihre Meſſer hervor, und wollten ihm den Hals abſchneiden. Als die erſchrockene Mutter dieß ſah, ſprang ſie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochener Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute, ſchonet doch des unſchuldigen Blutes, und wenn ihr das arme Kind tödten wollt, ſo bringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu ſterben!“ Die Diener erhörten dieſe Bitte und hießen ſie ihren Hals entblößen und zum Streiche darſtrecken. Genovefa ſchauerte bei dieſen Worten zuſammen, ſie zitterte an allen Gliedern; doch ſprach ſie mit thränenden Augen: „Ich bin bereit zu ſterben, aber glaubet mir, gute Männer, daß ihr euch gröblich an mir verſündiget, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unſchuldig bin, daß ich fälſchlich von dem Hofmeiſter verklagt worden bin, weil ich ſeinen böſen Willen nicht thun wollte. Glaubet mir auch: wenn ihr mich ſchonet, ſo wird es Gott euch und euren Kindern vergelten; bringet ihr mich aber um, ſo wird mein unſchuldiges Blut über euch und eure Kinder Rache ſchreien.“

Durch dieſe Worte wurden die Herzen der Diener ſo bewegt, daß es ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; ſie ſprachen deßwegen beide auf einmal mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! Uns iſt zwar bei Lebensgefahr befohlen, euch hinzurichten; dennoch, wenn ihr uns verſprechen wollet, nimmermehr

die Menſchen zu geben, ſondern euch in dieſer oder
andern Wildniß verborgen aufzuhalten, ſo möget
Gottes Namen hingehen, und unſer in eurem
eingedenk ſeyn!“ Die Gräfin hob ihre Augen
immel, erhub ſich freudig, verſprach den Dienern,
ie verlangten, mit allem Ernſte, und dankte ihnen
nzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit. Die
ſtachen nun einem Windſpiel, das mit ihnen ge-
war, die Augen aus, und überbrachten dieſelben
Herrn, als Beweis ihrer betrübten Mordthat.
olo grauste jedoch, die Augen der Frau zu ſehen,
geliebt hatte; er ſprach daher abgewendet, „ſie
die Augen voll Ehebruchs den Hunden vor-
!“

ie gerettete Genovefa, verlaſſen von allen Men-
ing in dem wilden Wald herum, und ſuchte ei-
t, wo ſie vor dem Unwetter geſchirmt ſich auf-
önnte; ſie fand aber den ganzen, langen Tag
ſondern wurde genöthigt, unter einem Baume
chtherberge zu nehmen. So brachte ſie die kalte
nter Froſt und vieler Furcht hin, ohne allen
die weinenden Augen und zitternden Hände gen
gewendet. Als der Morgen anbrach, ſtand ſie
nahm ihr Kind, das auf ihrem Schooße ge-
te, auf den Arm, dann ging ſie abermals den

ganzen Tag im Walde umher, eine gelegene Höhle, oder auch nur einen hohlen Baum zu ſuchen, um darin zu wohnen. Aber es war wieder vergebens. Da ſie nun zwei Tage nichts gegeſſen und getrunken, ſo war ihr Hunger und Durſt ſo groß, daß ſie die rohen Wurzeln der Kräuter auszuraufen anfing, ſich daran zu erfriſchen. Die zweite Nacht brachte ſie wieder ohne Schlummer und voll Angſt unter einem Baume zu. Endlich den dritten Tag, als ſie noch tiefer in die Wildniß hineingegangen war, fand ſie im Felsgeſtein eine Höhle, und nächſt dabei ein kleines Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm dieſe Wohnung an, als von Gott beſcheert, und ſetzte ſich vor, ihr übriges Leben in der Höhle zuzubringen. Sie machte ſich ein Bett aus Baumzweigen und Laub, und ſuchte ſich von Tag zu Tage friſche Wurzeln zur Nahrung. Weil ſie aber ein ſo gar kümmerliches Leben führen mußte, ſo ging ihr bald die Muttermilch aus, und ihr armes Kind trank an der leeren Bruſt ſo lange, bis endlich Blut ſtatt der Milch floß; und weil es keine Nahrung mehr bekam, ſo fing es an zu verſchmachten. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter ſo tief ins Herz, daß auch ſie vor Leid ſterben zu müſſen meinte. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum, und ging weit davon, wo ſie es nicht hören und ſehen konnte. Dort kniete ſie mit aufgehobenen Händen nieder, und rief den gütigen Gott ſo inbrünſtig an, daß er ſie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöſer,“ ſprach ſie, „können deine gnädigen Augen ohne Mitleiden anſehen, wie dieſes unſchuldige Kind verſchmachten muß?

ehe doch an, barmherziger Gott, wie das arme Lamm
deinen Augen liegt, und mit ſeinem milden Weinen
ſo innig um die nöthige Nahrung anruft! Ach,
arme dich über die Waiſe, der ihr Vater ſo hart iſt,
die Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen
oſt mehr auf Erden, als dieß mein einziges Söhn-
n. Nimmſt du es mir, ſo muß ich gar vertrauren
dieſer öden Wildniß. Darum gieb es mir wieder,
rmherziger Gott, gewiß, ich will es dir zur Ehre und
deinem Dienſte aufziehen.“

Kaum hatte die weinende Mutter dieſes Gebet geen-
gt, da lief eine Hirſchkuh auf ſie zu, die ſich wie ein
mes Thier anſtellte, und freundlich um ſie herſtrich,
ich als wollte ſie ſagen: „Siehe, mich hat Gott ge-
det, dein Kindlein zu ernähren.“ Genovefa erkannte
t freudigem Staunen die Fürſehung Gottes, ſie eilte
rück zu ihrem Kinde, und da die Hirſchkuh ihr nach-
f, ſo legte ſie das Kind an die Zizen des Wildes,
d ließ es ſo lange ſaugen, bis es geſättigt war.
rch dieſe himmliſche Wohlthat wurde die gute Grä-
ſo erfreut, daß ſie ſich auf die Knie niederwarf, und
t vielen ſüßen Thränen dem gütigen Gott Dank ſagte,
d in Demuth um Fortſetzung ſeiner Hülfe flehte. Ihr
bet wurde erhört; die Hirſchkuh kam täglich, ſo lange
de in der Wüſte waren, zweimal, das Kind zu ſäu-
n. Dieß war die einzige Hülfe, welche das ſchuldloſe
nd ſieben ganzer Jahre lang von den Kreaturen em-
ng, während ſeine Mutter von Wurzeln und Kräu-
n leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte ſie mit

der wilden Einöde vertauſcht, ihr ſchönes Zimmer mit einer finſtern Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wilden Kräutern, ihre Kammerjungfrauen waren die unvernünftigen Thiere; ſtatt auf ihr weiches Ruhebett legte ſie ſich des Nachts in Laub und harte Reiſer; anſtatt ihrer koſtbaren Perlen hatte ſie bittere Zähren, und für Luſt und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte ſie die Kälte; die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben; wenn ſie trinken wollte, mußte ſie das gefrorene Eis ſo lange im Munde halten, bis es ſchmolz; wenn ſie Wurzeln ſuchen wollte, mußte ſie den tiefen Schnee hinwegräumen, und gar mühſelig mit einem Holz in die gefrorene Erde hineingraben; wollte ſie ſich erwärmen, ſo mußte ſie die eiskalten Hände ſo lange zuſammenſchlagen und reiben, bis das Blut wieder kam. Und die langen Winternächte, die kein Ende nehmen wollten, mußte ſie mit ihrem kleinen Knaben in der ſchwarzen Höhle durchleben. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigner Bedrängniß litt, gering gegen den Kummer, den ihr mütterliches Herz über dem Elend ihres Kindes empfand.

Dieſes fing allmählig an heranzuwachſen und ſein eigenes Elend zu empfinden. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Bruſt, ſeine kleinen von Kälte erſtarrten Glieder zu wärmen! Und wenn ſie dann ſah, wie ſein ganzer Leib von Kälte bebte, ſo wußte ſie vor Trauer ſich nicht zu halten und mußte unaufhörlich weinen, und das arme Kind weinte mit, als es ſeine Mutter ſo traurig ſah. Allmählig jedoch gewöhnte ſie ſich an ſo große Mühſeligkeiten und auch der Knabe ward abgehärtet und ſtark. Da dankte ſie Gott, daß er ſie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüſte geführt hatte. Die meiſte Zeit brachte ſie mit heiligem Gebete zu, und übte ſich je länger je mehr in der Andacht und der himmliſchen Liebe.

Einſt nun, als ſie vor ihrer Höhle knieend ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da ſah ſie ſtaunend ein Wunder ſich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar ſchönes Kreuz in ſeinen Händen, an welchem der ſterbende Heiland aus Elfenbein abgebildet war, künſtlicher, als Menſchenhände es vermögen. Dieß Crucifix reichte ihr der Engel, und ſprach mit holdſeligen Worten zu ihr: „Nimm dieſes heilige Kreuz, Genovefa, welches dein Erlöſer dir zum Troſt vom Himmel herabſendet. In ihm ſollſt du dich beſchauen und ſpiegeln; vor ihm dein Gebet verrichten. Tröſte dich mit dieſem Kreuz, wenn du betrübt biſt, fliehe zu ihm, wenn du angefochten biſt, wenn dich Ungeduld überfällt, ſo erinnere dich an die Geduld deſſen, der an dieſem Kreuze hangt.“ Als der Engel dieß geſprochen, ſtellte er das Kreuz vor ihr nieder, und verſchwand vor ihren Augen. Das Kreuz aber blieb leibhaftig ſtehen; Genovefa nahm es und entdeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen Altar, aus Felſen geformt. Dort ſtellte ſie es auf und warf ſich mit andächtiger Demuth davor nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Erlöſer vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß ſo ihr eigenes Leid und wurde von ſo großem Mitleiden verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerſpringen wollte. An dem Kreuze hatte ſie ihren höchſten Troſt, dem Kreuze klagte ſie ihr Leid. Im Sommer zierte ſie es mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umſchlang ſie es mit Tannenreiſern und immergrünen Wachholderſtauden.

Inzwiſchen erſtarkte ihr lieber Sohn Schmerzenreich und lernte allgemach gehen und reden. Genovefa unterrichtete ihn, ſo gut ſie in der Einſamkeit konnte, und hatte mancherlei Kurzweil mit ihm, und herzlichen Troſt durch das Kind. Gott und die Natur hatten den Knaben mit beſonderem Verſtand ausgerüſtet, daß er vor der Zeit klug zu werden anfing und Alles leicht begriff, was die Mutter ihm ſagte. Nur war es jammervoll anzuſehen, wie das arme Kind zuletzt ganz nackt und baarfuß ging, denn die ſchlechten Tücher, in welche die Mutter es von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerriſſen, und auch die Stücke Tuch, welche die Mutter von ihren eigenen Kleidern abſchnitt, wurden bald zu Fetzen. Am Ende kam es ſo weit, daß Mutter und Kind ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten. Da erbarmte ſich Gott und ſandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerriſſenen Schaafes im Rachen trug und ſie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieſes Geſchenk mit großem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf ſie ihrem Schmerzenreich um.

n dieſer Zeit fingen auch die wilden Thiere an,
h gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie
äglich vor die Höhle und ſpielten mit dem
Der Wolf, der ihm das Schaafsfell gebracht
eß den Knaben auf ſich reiten; und oft ſpeiste
ne mitten unter den Haſen und anderem Wild,
ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die
d auf das kleine Haupt, und erfreuten Mutter
d mit ihrem lieblichen Geſang. Wenn das
sging, Kräuter für die Mutter zu ſuchen, ſo
rſchiedene Thierchen mit ihm, und zeigten ihm,
Füßen ſcharrend, wo die beſten Kräuter wären.
nme Mutter hatte auch große Freude an dem
e des Knaben und verwunderte ſich oft über ſei-
n Fragen und Antworten. Sie lehrte ihn auch
terunſer und andere Gebete; niemals aber ſagte
von welchem Geſchlecht er geboren wäre, damit
ſein Leid noch vermehre, oder die Weltluſt in
ecke.

ſt als ſie ein freundliches Geſpräch mit ihm
gte Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, du befahlſt
zu ſagen: Vater unſer, der du biſt im Him-
So ſage mir doch, wer iſt denn mein Vater?“
bes Kind, ſprach die Mutter, dein Vater iſt der
welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond
Das Kind ſprach: „Kennt mich denn mein
uch?“ — „Freilich, antwortete die Mutter, kennt
und hat dich auch herzlich lieb.“ — „Wie kommt
, ſagte das Kind, daß er mir nichts Gutes

thut und mich in der Noth ſchmachten läßt?" — „Lieber Sohn, erwiederte Genovefa, wir ſind hier auf der Erde alle in einem Jammerthale, und müſſen Vieles leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben." Der Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?" — „Ja freilich," ſprach ſie. — Er aber ſagte: „Wo ſind ſie denn? Ich meinte, du und ich, wir ſeyen nur allein in der Welt." Genovefa antwortete: „Obwohl du in deinem Leben nie aus dieſem Walde hinausgekommen biſt, ſo ſollſt du doch wiſſen, daß außerhalb deſſelben noch viele Menſchenwohnungen ſind, darin wohnen allerhand Leute; etliche von ihnen thun Gutes, etliche Böſes; und die Böſes thun, die kommen in die Hölle, darin ſie ewige Pein leiden." — Der Knabe ſprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten; was thun wir denn in dieſem Walde allein?" — „Wir thun es, erwiederte Genovefa, damit wir unſerem himmliſchen Vater deſto beſſer dienen und um ſo gewiſſer in den Himmel kommen mögen." Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar viele mit ſeiner Mutter und lernte durch ſeine vorwitzigen Fragen mancherlei.

Im ſiebenten Jahre ihres Einſiedlerlebens wurde die fromme Gräfin tödtlich krank, und glaubte nicht anders, als daß ſie ſterben müſſe; denn die Noth und der Mangel an allen Dingen hatte ihren Leib ſo abgezehrt, daß ſie nicht mehr ſich ſelbſt gleich ſah, ſondern ein Schatten des Todes zu ſeyn ſchien. Ein heftiges

ber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen
edern wurde ſie kraftlos und voller Schmerzen. Als
der arme, verlaſſene Schmerzenreich ſeine Mutter
nählig dahin ſterben ſah, da warf er ſich über ih-
kranken Leib und rief in Verzweiflung aus: „Was
ge ich an, geliebte Mutter, wo ſoll ich hin, wenn
ſtirbſt? In dieſer Wildniß bin ich allein und in
Welt kenne ich keinen Menſchen. Mutter, bitte
den lieben Gott, daß er dich länger leben laſſe,
t ohne dich muß dein Sohn verkümmern!“ Die
bende Genovefa ſuchte nach einem Troſte für ihr
d. Darum ſagte ſie ihm, was ſie bisher verſchwie-
hatte und ſprach: „Betrübe dich nicht wegen mei-
Todes und klage nicht ſo ſehr über deine Verlaſſen-
. Wiſſe, daß du neben dem himmliſchen Vater auch
einen Vater auf Erden haſt; dieſer wohnt nicht
e von dieſem wilden Walde, in der Stadt Trier. Zu
geh' nach meinem Tode und ſag' ihm, daß du
Kind ſeyeſt. Er wird dich leicht erkennen, denn
ieheſt ihm ganz ähnlich; ja alle Leute dort werden
erkennen.“ Und dann erzählte ſie ihm ihr ganzes
lück, ſo weit es der Knabe erfahren durfte und faſ-
konnte. Dennoch ließ ſie ſich von ihm verſprechen,
Unbilde nicht rächen zu wollen. Alsdann legte die
e Genovefa ihr Haupt zum Schlummer auf die
e und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten
glänzende Engel in die Höhle, und einer beugte
über ihre Lagerſtatt, rührte ihr die Hand an und
h: „Du ſollſt leben, Genovefa, und jetzt nicht ſter-

ben; denn das iſt der Wille deines Gottes.“ Mit dieſem Wort verſchwanden die Engel, und die Kranke erwachte geſtärkt und mit neuer Lebenskraft. Der kleine Schmerzenreich ſah dieß, er fuhr fort, ſeine Mutter zu pflegen, und ſah mit ſeliger Freude, wie ſie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig geſundete.

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück. Als dieſer von Straßburg wieder in ſeinem Schloſſe zu Trier angekommen war, erzählte ihm ſein Hofmeiſter Golo, daß er die Ehebrecherin ſammt dem Baſtard in einem Walde heimlich habe umbringen laſſen. Der Graf war damit wohl zufrieden, lobte die Vorſicht ſeines Dieners, und kehrte zu ſeiner frühern Lebensgewohnheit zurück. Aber nach wenigen Tagen fing ſein Gewiſſen an, ihn zu ängſtigen und die Erinnerung an Genovefa ihn mit bitterer Sehnſucht zu betrüben. Er dachte es ſich doch als möglich, daß ihr Unrecht geſchehen ſeyn könnte; er ſah ein, daß er ſich ſehr verſündigt habe, weil er ihre Sache nicht auf gerichtlichem Wege unterſuchen laſſen. In der folgenden Nacht hatte er einen ſchweren Traum. Ihm war, als riſſe ein Drache ſeine geliebte Gemahlin hinweg, und Niemand war, der ihm in dieſer Noth Hülfe leiſtete. Dieſer Traum vermehrte ſeine Angſt und er erzählte ihn am andern Morgen ſeinem Schloßhofmeiſter Golo. Der war aber argliſtig genug, ihn ſogleich auszulegen: „Herr, erwiederte er, der Drache bedeutet den Koch, der ja Drago geheißen, das iſt gedollmetſcht Drache; der hat ſeiner Treue vergeſſen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entriſſen.“ Golo beredete auch ſeinen Herrn, ſolchen melancholiſchen Träumen fernerhin keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſondern feſt überzeugt zu ſeyn, die Gräfin ſammt dem Koch hätten wohl noch einen übleren Tod verdient. Um den Grafen zu zerſtreuen, veranſtaltete Golo auch mancherlei Gaſtereien, Tänze und Beſuche bei Freunden und was er ſonſt wußte, das den Grafen erluſtigen konnte. Alle dieſe Dinge erfreuten nun freilich ſeine äußerlichen Sinne, aber die Wunden ſeines angſthaften Herzens konnten ſie nicht heilen, dieſe wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer ſeiner Gemahlin, da fand er unter anderen Schriften den Brief, den Genovefa im Kerker geſchrieben, und den das kluge Kind dort wohl verſteckt hatte. Er las dieſen Brief in der höchſten Spannung ſeiner Seele, und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unſchuld ſeiner lieben Genovefa zweifeln. Da wurde er von ſolcher Reue und ſolchem Mitleiden bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing und vor Herzeleid ſterben zu müſſen meinte. Den Golo aber ſchalt er einen falſchen Verräther und gottloſen Mörder, und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja wenn er gegenwärtig geweſen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchſtochen. Aber der argliſtige Golo ſah von Ferne an der Miene ſeines Herrn, was ihn erwarte. Er floh deßwegen den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen ſich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen ſo ſcheinbare Gründe entgegenzuhalten und den Brief der Gräfin ſo lügenhaft zu verdrehen, daß der Graf ſeinen Worten mehr, als dem Briefe glaubte. „Genovefa, ſprach er, bezeugt in ihrem Schreiben, ſie ſey unſchuldig und habe nimmermehr ſo arge That begangen. Ei, eine ſchöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug iſt, nun dann ſind alle Diebe und Ehebrecher unſchuldig.“ So wiegte er das Gewiſſen des Grafen in den Schlaf und brachte ſich ſelbſt wieder in Gnaden. Aber die innerliche Ruhe des Grafen dauerte nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an ſeinem ſchuldigen Gewiſſen. Es war ihm immer, als raunte ihm eine Stimme in die Ohren: „Du haſt dein Weib Genovefa umbringen laſſen; du haſt das unſchuldige Kind laſſen tödten; du haſt den frommen Koch hinrichten laſſen!“ So lief er herum, wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo merkte dieß Alles wohl; er ſah, daß der Gemüthszuſtand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte ſich bald nicht mehr ſicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land; denn er fürchtete, der Graf möchte ihn zuletzt ergreifen laſſen. Einige Zeit darauf ereignete es ſich, daß man an einem entlegenen Ort im Felde Spuren eines verſcharrten Leichnams entdeckte; man öffnete die Erde, grub tiefer und ſtieß endlich auf den Leichnam des hier vergrabenen Koches, den Golo hatte vergiften und dorthin ſchaffen laſſen, und den man an verſchiedenen Merkzeichen erkannte. Der Graf ſah den Leichnam ſelbſt, und von nun an nahmen ſeine Zweifel über den unverſchuldeten Tod des Koches zu. Nach einigen Jahren wurde die Frau zu Straßburg, die den Grafen durch ihre Vorſpiegelungen betrogen hatte, eingezogen und als ſchändliche Betrügerin vom Gerichte zum Feuer verurtheilt. Vor ihrem Tode bekannte ſie auch dieſen Betrug, und erklärte, daß die Gräfin ſammt dem Koch unſchuldig ſey. Auch bat ſie, dem Grafen zu berichten, daß ſie auf Anſtiften des Hofmeiſters Golo jenes Gaukelſpiel angeſtellt habe.

Dieß wurde dem Grafen Siegfried in aller Eile gemeldet, und jetzt erſt erkannte er ganz klar, wie er von Golo umſtrickt und umnebelt worden, und ſeine arme Gemahlin mit ihrem Kind unſchuldig dem Tod überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue, Verzweiflung durchwühlten ihm ſein Herz, und ſein ganzes Trachten ging fortan dahin, den Verräther Golo zu ſuchen. Zwei Jahre war dieſer von Hofe weg, und der Graf wußte nicht, wie er den Fuchs fangen ſollte; da entſchloß er ſich endlich zu einer Liſt. Er ſchrieb dem Böſewicht einen freundlichen Brief, in welchem er ſich ſcheinbar darüber verwunderte, warum er den Hof verlaſſen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genoſſen; Golo antwortete ausweichend, und entſchuldigte ſeine Abweſenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familiengeſchäften. Der Graf wiederholte ſeine Briefe, verbarg allen Widerwillen, und gab zu erkennen, wie ſehr er ſeines freundlichen Umgangs bedürfe. Dieſer Briefwechſel dauerte eine geraume Zeit, bis endlich Golo wirklich glaubte, der Graf ſey ihm wieder in Gnaden gewogen.

Endlich ſtellte der Graf Siegfried gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und feſtliche Mahlzeit an, wozu er alle ſeine Freunde einlud. Unter dieſem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung, und dieſer rannte freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen, und wirklich freute er ſich höchlich über ſeine Ankunft; Golo war vor den übrigen Gäſten eingetroffen, und ſie führten, in Erwartung dieſer, einige Tage lang die freundlichſten Geſpräche, als wäre gar nichts zwiſchen ihnen beiden vorgefallen.

Sieben ganzer Jahre waren verfloſſen, daß Genovefa in der Wüſte zugebracht hatte, und von aller Welt für todt gehalten worden war. Der Dreikönigstag und die Feſte des Grafen kamen nun auch herbei; damit denn die geladenen Gäſte um ſo beſſere Tafel finden möchten, ritt Herr Siegfried ſelbſt zuvor hinaus um zu jagen, und nahm unter andern Dienern auch den Golo mit ſich. Da rannten ſie in der Wildniß umher, der Eine da, der Andre dorthin, und jeder befleißigte ſich, ein Stück Wild einzutreiben. Von Ungefähr wurde der

Graf eine ſchöne Hirſchkuh gewahr; er ſetzt ihr zu Roſſe durch Hecken und Geſträuch nach, und verfolgt ſie ſo lange, bis ſie ſich in eine Höhle rettet, die ſich dem Auge des Grafen zwiſchen Strauch und Geſtein aufthat. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau ſtehend. Er erſchrack von ganzem Herzen und meinte nicht anders, als es ſey ein Geſpenſt oder ein Spuck der Hölle. Deßwegen bezeichnete er ſich mit dem Kreuz und ſprach mit Entſetzen: „Wenn du von Gott biſt, ſo komm zu mir heraus und ſage mir, wer du ſeyeſt.“ — Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den erſten Blick, und ſprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches, naktes Weib. Wollt ihr, daß ich zu euch herauskomme, ſo werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!“ Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle. Sie umwickelte ſich nun mit dem zugeworfenen Tuche und trat aus der Höhle hervor, die unerſchrockene Hindin an ihrer Seite; der Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, ſondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu ſuchen.

Der Graf wunderte ſich über die abgemagerte Geſtalt des Weibes, das er vor ſich ſah, und fragte, wer und von wannen ſie doch ſey. „Mein Herr,“ ſprach Genovefa, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Noth bin ich hierher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verſchuldet hatte, mit meinem armen Kind umbringen wollen.“ Der Graf zuckte zuſammen, doch fragte er weiter, wie lang es her ſey und wie es zugegangen. Genovefa faßte Muth und ſprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich ſeinem Hofmeiſter, daß er mich ſammt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen laſſen ſollte; die Diener aber ſchenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich verſprach ihnen, daß ich nimmermehr vor meinen Herrn kommen, ſondern in dieſem Walde Gott dienen wolle, und das ſind nun ſchon ſieben Jahr.“ Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovefa's Bild ſtieg vor ſeiner Seele auf, aber in dieſer abgezehrten Geſtalt konnte er ſie nicht erkennen. Darum ſprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte euch um Gottes willen, ſagt mir, wie iſt euer Name und wie der Name eures Eheherrn?“ Da ſprach ſie ſeufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried; ich Armſelige aber nenne mich Genovefa!“

Dieſe wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerſchlag getroffen hätte. Er bäumte ſich in ſeinen Bügeln und ſtürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf ſeinem Angeſicht, und athmete lange nicht. Als er aber wieder zur Beſinnung kam, richtete er ſein Haupt auf und ſprach noch in den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa! ſeyd Ihr es?“ Sie ſprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!“ Dem Grafen rollten die Zähren über das Geſicht, er fiel wieder in Erſtarrung und konnte lange kein einzi-

s Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen
rach er endlich noch immer knieend: „O daß Gott im
mmel erbarme! In ſolchem Elend muß ich euch an-
ffen! Ich gottloſer Böſewicht, ich bin nicht werth,
ß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß ſie ſich
r aufthue und mich der Abgrund der Hölle verſchlinge!
n doch ich die einzige Urſache alles euren Unheils, ich
boshafte Mann, der ſein unſchuldiges Weib falſchen
gwohnes wegen umbringen hieß! Verzeihet mir, ge-
te Genoveſa, nicht um meinetwillen, nein um des
kreuzigten willen, der dort auf eurem Felſen ſteht!
ſtehe nicht auf vor euren Füßen, bis daß ich Gna-
erlangt habe!“

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein,
ſprach mit halbgebrochenen Worten: „Betrübet euch
t, mein Herr Siegfried, betrübet euch nicht ſo ſehr!
ht durch eure Schuld, ſondern nach Gottes Anord-
g iſt es geſchehen, daß ich in dieſe Wüſte verſetzt
den bin. Ich verzeihe euch von Herzen und habe
ſchon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott
e uns beiden unſere Sünden verzeihen und uns ſei-
Gnade würdig machen.“ Darauf reichte ſie dem
fen die Hand, und hob ihn von der Erde auf. Hier
d nun der betrübte Graf, in das abgezehrte Ange-
ſeiner Gemahlin ſchauend; er meinte, das Herz im
e müßte ihm vor Mitleiden zerſpringen, als er das
ſelige Antlitz, das einſt den Engeln glich, jetzt ſo
grauſam entſtellt ſah. Er fühlte eine ſolche Ehrer-
ng gegen Genoveſa, als ob er vor einer Heiligen

aus dem Himmel ſtände, und wiewohl ſie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, ſo wagte er doch kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern ſprach er endlich: „Und wo iſt denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Iſt es denn nicht mehr am Leben?“ — „Freilich iſt es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiederte Genovefa, „ich allein hätte es nicht ernähren können; aber Gott hat mir dieſe Hindin geſchickt und das treue Thier hat mein Kind zweimal des Tages geſäugt!“

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, mit ſeiner Schaafhaut bekleidet, baarfuß daher gelaufen kam, ſeine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei ſeiner Mutter ſah, erſchrack er ſehr und rief: „Mutter, was iſt das für ein wilder Menſch, der bei dir ſteht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter ſprach: „Fürchte dich nicht, lieber Sohn! komm nur kecklich her; der Mann thut dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid' und Freud' ſo groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und ſagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das iſt dein Vater, geh hin, faſſe ſeine Hand, und küſſe ſie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf ſeine Arme, drückte es an ſein entzücktes Herz und küßte es ſüßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor als: „O mein herzliebſter Sohn, o mein herzgüldenes Kind!“

Als der Graf ſich mit Umarmung ſeines Sohnes
tigt hatte, blies er ſtark in ſein Jägerhorn und
die Jäger und die Knechte zuſammen. Eilfertig kam
r um den Andern und Alle verwunderten ſich, als
ie wilde Frau bei dem Herrn und das Kind
ſeinen Armen ſahen. Der Graf ſprach: „Was
euch von dieſem Weibe, ſolltet ihr es wohl ken-
“ Da ſie nach einigem Beſchauen alle Nein ſagten,
rach er weiter: „Kennet ihr denn meine Gemahlin
vefa nicht mehr?“ Auf dieſe Worte überfiel ſie eine
Verwunderung, daß ſie nicht wußten, was ſie ſa-
der denken ſollten. Einer nach dem Andern ging
, hieß ſie freundlich willkommen und erfreute ſich
Herzen, daß Diejenige noch lebte, die Alles im
ſſe ſchon ſieben Jahre lang beſeufzet hatte. Zwei von
ritten-eilig nach Hauſe und kamen mit einer Sänf-
mmt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu
ken und heimzutragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Gra-
rbeikamen, war Golo der letzte, als ahnete es ihm,
ichts Gutes für ihn vorgegangen ſey. Der Graf
ihm zwei Diener entgegengeſchickt mit dem Befehl:
le eilen, es ſey ein wunderſeltſames Wild gefan-
orden.“ Wie er nun hinzu kam, da ſprach Herr
ied: „Golo, kenneſt du dieſes Weib?“ Er ſchreckte
nen, doch ſagte er: „Nein, ich kenne ſie nicht.“
ſprach der Graf: „Du ruchloſeſter Böſewicht,
er der Sonne wandelt, kennſt du Genovefa nicht, die
chlich bei mir verklagt, und unſchuldig in den Tod

ſchenkt hatten; der andre war ſchon geſtorben, dafür erhielten ſeine Kinder die Wohlthat.

Die Feſte waren zu Ende und die Gäſte hatten das Schloß des Grafen verlaſſen. Fortan lebte Genovefa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit, und er wußte nicht, wie er ihr genug dienen und aufwarten ſollte, er liebte ſie, wie die Engel im Himmel ſich lieben, und ließ ihr alle Ehre erweiſen, die man einer durchlauchtigen Fürſtin erweiſt. Aber die Gräfin freute ſich irdiſcher Ehre nicht mehr, und ihr Körper war von dem langen Elend ſo ſchwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte ſie drei Monate auf's Neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, ſo wurde ſie eines Tags über dem Gebete entzückt und ſah eine herrliche Erſcheinung. Eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte ſich ihr, und mitten unter ihnen ging die Mutter Gottes glorwürdig einher. Jede von dieſen Heiligen reichte der Gräfin eine himmliſche Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köſtlichen Edelſteinen beſetzte Krone in der Hand und ſprach: „Geliebte Tochter, betrachte dieſe Krone; du haſt ſie erworben durch die Dornenkrone, die du in der Wildniß getragen haſt. Empfange ſie von meinen Händen, denn es iſt Zeit, daß ſich bei dir die Ewigkeit deiner Freuden anhebe!“ Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihr die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel.

Ueber dieſe Erſcheinung war Genovefa ſehr froh, denn ſie war dadurch verſichert, daß ihr Elend nun bald ein Ende nehmen werde. Doch ſagte ſie ihrem Gemahl nichts davon, damit er ſich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das ſie zuletzt auf's Krankenbette warf. Und gegen dieſe Krankheit fruchtete kein Mittel, ſo daß Siegfried und ſein Sohn Schmerzenreich bald in troſtloſes Leid verſanken. „Ach, geliebte Genovefa," rief der Graf an ihrem Lager aus, „wollt Ihr denn, kaum gefunden, ſo bald von mir ſcheiden, und mein ganzes Herz wieder betrüben? Habt Mitleid mit meinem Jammer, und bittet den lieben Gott, daß er euch noch eine Weile bei mir laſſen wolle!" Genovefa ſprach freundlich darauf: „Betrübet euch nicht ſo ſehr wegen meines Todes, lieber Gemahl; ihr richtet damit nichts Andres aus, als daß ihr mich mit euch betrübet. Ihr ſeht ja wohl, daß es nicht anders ſeyn kann; darum gebet euch von freien Stücken in den göttlichen Willen. Was mich in meinem Tod am meiſten bekümmert, iſt, daß ich euch und meinen lieben Schmerzenreich in ſolcher Bekümmerniß ſehen muß; wenn ihr Beide getroſt wäret, ſo wollte ich freudig ſterben und dieß elende Leben mit einem beſſern vertauſchen."

Von da an brachte die Gräfin ihre ganze Zeit in lauter Andacht zu; ſie ließ Alles, was im Schloſſe war, zu ſich rufen und gab Allen ihren Mutterſegen, beſonders ſegnete und tröſtete ſie ihren geliebten Schmerzenreich, deſſen Verlaſſenheit ihr am meiſten zu Herzen gieng. Und ſo verließ endlich ihr ſeliger Geiſt den ſchwachen Leib und gieng ein in das ewige Leben. Siegfried mit ſeinem Söhnlein warf ſich jammernd über den Leichnam ſeiner geliebten Genovefa. Alle Diener und Frauen im Schloſſe wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche, und weinte mit zuſammengeſchloſſenen Händen ſo beweglich, daß man meinte, er müſſe die Geſtorbene mit ſeinen heißen Zähren wieder lebendig machen. Die arme Hirſchkuh, die der Gräfin aus der Wildniß in das Schloß gefolgt war, und hier zahm herumgieng, fieng an zu trauern, ſobald ihre Herrin geſtorben war; und als man endlich den Leichnam beſtattete, gieng ſie mit geſenktem Kopfe der Leiche nach und ſchrie ſo beweglich, daß es die Menſchen erbarmte; nach dem Begräbniſſe legte ſie ſich auf das Grab und wich nicht mehr, bis ſie vor lauter Trauern geſtorben war.

Mit der heiligen Genofeva war dem Grafen alle Luſt und Freude begraben, und kein Ding auf der Welt gewährte ihm ferner ein Genügen. In der Kirche lag er allezeit knieend auf ihrem Grab, und in dem Schloſſe verriegelte er ſich täglich in ihrer Kammer; da war ihm, als hätte er ſie vor Augen, und führte er ein klagendes Zwiegeſpräch mit ihr und bat ihr unter Thränen ab, daß er ſie im Leben ſo hart verfolgt habe. Auch zu der Höhle, in der Genovefa gelebt hatte, gieng er hin-

s, und als er dort vor dem Kruzifix auf den Knieen
, da ſprach er bei ſich ſelbſt: „Dieß iſt die Höhle,
mit den Seufzern der verlaſſenen Unſchuld angefüllt
rd; hier hat deine treue Gemahlin fremde Sünden
ebüßt, warum ſollteſt du hier nicht deine eigene
nde abbüßen?“ Als er dieß bei ſich ſelbſt geſprochen,
ſtand in ſeiner Seele wie durch Eingebung der Vor-
, in jener Höhle ein Einſiedlersleben zu führen. Er
rte auf der Stelle nach Trier zurück, und begehrte
erhielt vom Biſchof Hidulf die Erlaubniß, eine Ka-
e an dem Ort zu erbauen.

Als nun eine ſchöne Kirche in der Wildniß fertig
, mit zwei oder drei Einſiedeleien für Solche, die
elbſt Buße thun wollten, wurde der Leichnam der
mmen Genovefa dorthin gebracht, damit ſie da ruhen
hte, wo ſie ſo lange ein ſtrenges und ruheloſes Le-
geführt hatte. Da mochte man Wunder ſehen.
n obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarge
, den kaum ſechs Stiere hätten fortbewegen können,
ogen ihn doch zwei Pferde ſo leicht, als wenn ſie
keine Laſt hätten. Und wo der Trauerwagen vor-
geführt wurde, da neigten ſich die Hecken des Wal-
als ſchwankten ſie vom Winde bewegt; ja ſelbſt
höchſten Bäume bogen ihre Aeſte tief gegen ihn
nter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau
ſetzt, und das himmliſche Kreuz auf den hohen Al-
geſtellt.

Der Graf beſtellte nun ſeine Sachen im Schloſſe
ordnete Alles an, wie er es vor ſeinem Ende hätte

verordnen müſſen. Dann berief er ſeinen Bruder und ſprach in Gegenwart ſeines Sohns: „Lieber Bruder, ihr habt ſchon ſeit geraumer Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genügen haben kann, als in der Trauer um meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entſchloſſen, die Welt gänzlich zu verlaſſen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu ſterben; deßwegen ſetze ich euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich, und bitte euch, ihr wollet an ihm thun, als wenn es euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird euch Gehorſam und Ehrerbietung bezeugen, wie ein Kind ſeinem Vater ſchuldig iſt.“ Dann ſprach er zu ſeinem Sohne: „Hörſt du es, mein herzliebſtes Kind, daß ich die Welt zu verlaſſen begehre und dir meine ganze Grafſchaft übergebe? Dein Herr Vetter ſoll hinfort dein Vater ſeyn.“ Da ſprach Schmerzenreich: „Ey, lieber Vater, meinet ihr auch, daß es recht ſey, daß ihr für euren Theil den Himmel erwählen wollet, und mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlaſſen? Nein, Vater, das thue ich nicht; ich will ebenſowohl den Himmel haben, als ihr. Wo ihr leben wollt, will ich auch leben; wo ihr ſterben wollt, will ich auch ſterben.“ Alle verwunderten ſich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab: „Mein lieber Sohn,“ ſprach er, „das ſtrenge Leben dort wird dir ſchwer fallen, dein zärtlicher Leib wird es nicht aushalten können!“ — „Ey, beſſer als ihr, mein Vater,“ ſprach der junge

Schmerzenreich, „habe ich doch ſieben Jahre lang die Probe ausgeſtanden!“

So überließ Schmerzenreich die Grafſchaft ſeinem Ohme, und dieſer und der Vater umfiengen Beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abſchied von der Verwandtſchaft und zogen in die rauhe Wildniß, daſelbſt Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn ſeine alten Geſpielen, die wilden Thiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten ſich ſeiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einſiedeleien, brachten darin ihr Leben im Andenken an die fromme Genovefa heilig zu, und ſind auch daſelbſt gottſelig im Herrn entſchlafen.

Das Schloſs in der Höhle Xa Xa.

Es lebte einſt in Europa ein jüdiſcher Zauberer, Namens Mattetai, der es in ſeiner Kunſt ſo weit gebracht hatte, daß er alle verborgenen Schätze ergründen und ſie nach Belieben gebrauchen konnte. Doch hatte er daran noch nicht genug, ſondern da er in einem alten Buche geleſen hatte, daß in der afrikaniſchen Höhle Xa Xa ein Schlüſſelſchloß verſteckt liege, welches die Eigenſchaft habe, daß ſein Beſitzer der glückſeligſte Menſch werden und Alles erlangen könne, weil die Erdgeiſter daran gebunden wären, und demjenigen zu Willen ſeyn müßten, der das Schloß in ſeiner Gewalt hätte: ſo wäſſerte ihm der Mund ſchon lange auch nach dieſem ſeltenen Schatz. Da aber, um dieſes Schloß abzuholen, allerlei Förmlichkeiten beobachtet werden mußten, die Mattetai noch nicht kannte, ſo wollte er darüber erſt den rechten Bericht einziehen. Weil er nun unter andern Dingen auch einen Ring beſaß, an welchen die Luftgeiſter gefeſſelt waren, ſo berief er dieſe, indem er den Ring um ſeinen Finger drehte. Alſobald kamen drei Luftgeiſter herangeflogen und fragten Mattetai, was ſein Begehren wäre. Dieſer antwortete: „Ich möchte gerne das unſchätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa haben, und berufe euch zu dem Ende, daß ihr mir zu Hülfe kommen ſollt.“ Die Luftgeiſter antworteten: „Mit Gewalt, Herr, können wir euch in dieſer Sache nicht dienen; denn das Schloß wird von Erdgeiſtern bewacht, welche ſtärker ſind als wir, und gegen die wir wenig ausrichten können. Bedienet euch aber einer Liſt, ſo werdet ihr vielleicht von ſelbſt obſiegen und das Schloß in eure Gewalt bekommen!“ — „Wohl gut,“ erwiederte Mattetai, „wie muß ichs aber angreifen?“ — „Ganz ſo,“ ſagten ſie, „wie es in eurem großen Buche geſchrieben ſteht! Vor allen Dingen müßt ihr einen türkiſchen Knaben dazu haben, der noch ein unſchuldiges Kind iſt, und euch in allem folgt, was ihr ihm nach Anzeige des Buches befehlen werdet.“ Mattetai griff nach dem Buche, ſah ſich genau darin um, ſprang endlich auf und ſagte zu den Luftgeiſtern: „Gut, bringt mich nach Conſtantinopel; dort hoffe ich anzutreffen, was ich ſuche.“

Flugs ergriffen ihn die willigen Luftgeiſter und führten ihn durch die Luft in ein paar Augenblicken nach Aſien hinüber, wo ſie ihn nahe bei der Stadt Conſtantinopel auf den Erdboden niederließen. Hier entließ er die Geiſter, ging hinein in die Stadt und durchwanderte viele Straßen, bis er endlich einen Knaben antraf, der ihm diejenigen Eigenſchaften zu haben däuchte, die dazu nöthig waren, das Werk, das er vorhatte, glücklich auszuführen. Es war ein armer mutterloſer Taglöhnersſohn, Namens Lameth; dieſem nahte ſich Mattetai, während er gerade mit andern Jungen ſeines Gleichen auf der Straße ſpielte, grüßte ihn freundlich und fragte: „Wo wohnt dein Vater?“ — „Nicht weit von hier,“ antwortete Lameth. Mattetai bat, ihn zu ſeinem Vater zu führen; das that Lameth und brachte ihn zu ſeinem Vater, welcher Achim hieß. Dieſen redete Mattetai ganz höflich an, und richtete die Bitte an ihn, ob er ihm nicht ſeinen Sohn, ſo lang er hier bleiben würde, um ein beſtimmtes Geld des Tages zur Bedienung überlaſſen wolle, damit er ihm die Straßen zeige, die er in ſeinen Geſchäften zu gehen hätte; denn als ein Fremder wiſſe er gar keinen Beſcheid in dieſer ungeheuren Stadt. Auf die Frage Achims, wo denn der Fremde wohne, gab dieſer zur Antwort: „Ich komme eben zum Thore herein, und will gerade von euch vernehmen, wo ich wohl unterkommen könnte.“ Achim zeigte ihm ein Haus in der Nachbarſchaft, und ſagte: „Hier werdet ihr in Allem wohl bedient werden, und weil es in unſerer Nähe iſt, kann auch mein Sohn um ſo beſſer zu euren Dienſten ſeyn.“

Mattetai bedankte ſich für den guten Rath, ſchenkte dem Taglöhner einen Dukaten, beſtimmte des Knaben Lohn und erklärte ſich noch überdieß bereit, für ſeinen Unterhalt ſorgen zu wollen, wenn er ihm getreu dienen würde. Achim, als er von ſo viel Geld hörte, das er durch ſeine harte Arbeit in Monatsfriſt nicht zu verdienen wußte, und das der Knabe alle Tage für ſo geringe Mühe bekommen ſollte, dankte dem Gott Mahomets in ſeinem Herzen, und wünſchte nur, daß Mattetai recht lang in Conſtantinopel verweilen möchte. Er übergab ihm ſeinen Sohn und prägte demſelben ernſtlich ein, ſeinem neuen Herrn in Allem gehorſam zu ſeyn und treulich zu dienen. Mattetai dankte noch einmal, und begab ſich mit Lameth in das angewieſene Haus, ließ ſich dort ein gutes Mahl zurichten, das der Knabe mit ihm theilen, und noch dazu die Brocken in ſeines Vaters Haus tragen durfte. Gleich für den erſten Tag gab ihm der Zauberer einen Dukaten Lohn, obgleich er ihm noch wenig gedient, und nur etliche Stunden bei ihm geblieben war. Er ſchickte ihn damit bei Zeiten fort, weil er vorgab reiſemüde zu ſeyn und nicht mehr ausgehen möge, ſondern ruhen wolle.

Lameth überbrachte ſeinem Vater Alles mit Freuden, und dieſer kam ganz außer ſich, als er auf einmal ſo viel Geld vor ſich ſah; er befahl ſeinem Sohn, dem Herrn zu thun, was er ihm an den Augen anſehen könnte, und ſchickte ihn am Morgen in aller Frühe zu dem Fremden. Mattetai ließ nun ſogleich einen Kleiderhändler rufen, der ein ſauberes Kleid für den Knaben bringen mußte; darauf befahl er ihm zwei gute Pferde zu miethen. Auf dieſe ſetzten ſie ſich, und ritten ſo in Conſtantinopel herum, alle Seltenheiten zu beſehen. Des Abends kehrten ſie wieder heim, ſpeiſten zu Nacht, und Lameth erhielt wieder den verſprochenen Taglohn und wurde mit den übriggebliebenen Speiſen beladen zum Vater heimgeſandt. So hatte auch Achim rechte Herrentage, dachte faſt an kein Arbeiten mehr, und wünſchte nur, daß Mattetai ſein Lebenlang dableiben möchte. Vierzehn ganzer Tage währte es ſo, und Vater und Sohn hätten dem Fremden gerne die Hände

ter die Füße gebreitet; allein Mattetai mußte ſich
nz wider ſeinen Willen ſo lang in Conſtantinopel
fhalten, um den rechten Tag abzuwarten, an dem
s große Geſchäft unternommen werden könnte.
Den Abend, ehe dieſer Tag erſchien, befahl der
uberer dem Lameth, die beſten Pferde, die er
ommen könnte, zu miethen, und gleich bei Anbruch
Tages mit denſelben zu ihm zu kommen; denn er
Willens, nachdem er alles Schöne in der Stadt ein-
hen, morgen auf das Land zu gehen, die Gegend
ßerhalb der Stadt zu beſichtigen und ihre Annehm-
keiten zu genießen. Lameth that mit Freuden, was
Mattetai befohlen, und kam am andern Tag in
r Frühe mit zwei der beſten Pferde, die er hatte be-
mmen können. Auf das eine ſetzte ſich Mattetai, La-
h folgte ihm auf dem andern willig nach. Als ſie
paar Meilen von der Stadt entfernt waren, verließ
Zauberer auf einmal die ordentliche Straße und ritt
das Gebüſch hinein. „Herr,“ ſagte Lameth, „wir wol-
der Landſtraße folgen, ſonſt könnten wir uns ver-
n.“ Aber Mattetai ſagte: „Folge mir nur nach;
die Sonne ſo heiß ſcheint, will ich lieber im Wal-
chatten reiten; nachher werde ich den Weg auf die
dſtraße ſchon wieder zu finden wiſſen.“ Er gab mit
n Worten ſeinem Pferde die Sporen, und ritt ſo
f zu, daß Lameth ihm faſt nicht nachfolgen konnte,
Mattetai durch Hecken und Stauden, über dick und
n dahinſprengte. Endlich vermochte der Knabe nicht
er es auszuhalten; er rief deßwegen dem Zauberer

nach, und bat ihn inne zu halten. Dieß that jener endlich; an einer öden Stelle angekommen, ſtieg er vom Pferde, band daſſelbe an einen Baum, und befahl dem Lameth ein gleiches zu thun und mit ihm ein wenig auszuruhen. Lameth war recht froh darüber; ſobald er ſein Pferd auch angebunden, lagerte er ſich, und verſchnaubte ein wenig.

Indeſſen zog Mattetai ein großes Buch aus ſeiner Manteltaſche, ſchlug es im Graſe auf und las eine Weile darin. Nachher drehte er ſeinen Ring am Finger um und murmelte etwas in ſeinen Bart; und ſiehe da, im Augenblick ſtanden drei Luftgeiſter vor ihm, die fragten, was er zu befehlen hätte. Lameth, der dergleichen noch niemals geſehen hatte, erſchrack darüber ſo ſehr, daß er faſt vor Schrecken geſtorben wäre. Aber Mattetai richtete ihn bald wieder auf, und ſagte: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, es ſoll dir kein Haar gekrümmt werden! Folge mir nur; ich verſichere dich, es ſoll dich nicht gereuen; ich will dich ſo reich machen, daß du mir's dein Lebtag danken wirſt.“ Mit dieſen und andern Worten beruhigte er den Knaben, dann wendete er ſich zu ſeinen Luftgeiſtern und ſagte zu dem einen: „Da, nimm dieſe zwei Pferde und überbring ſie ihrem Herrn wieder! Ihr aber — ſagte er zu den zwei andern — ihr bringet mich und meinen getreuen Diener hier unverſehrt nach Afrika, zu der berühmten Höhle Xa Xa.“

Im Augenblick wurden beide von den Geiſtern ergriffen, durch die Luft entrückt und in einem Nu nach Afrika hinüber gebracht, wo die Geiſter ſie vor einem großen Hügel niederſetzten. Mattetai verabſchiedete hier ſeine Luftgeiſter, zog ſein Buch wieder heraus und las darin. Dann holte er einen Feuerzeug, den er mit ſich trug, hervor, zündete ein Feuer an und beſchrieb einen Cirkel darum. Hernach ſtreute er Weihrauch ins Feuer, und murmelte einige unverſtändliche Worte. Während er dieß that, entſtand in dem Hügel ein großes Getöſe, wie wenn es donnerte; alsdann geſchah ein entſetzlicher Knall, mit dem ſich der Hügel öffnete, und viel feurige Flammen aus der Höhle herausfuhren. Als dieß geſchehen war, ging Mattetai aus dem Kreiſe und auf Lameth zu, der vor Furcht und Schrecken nicht wußte, ob er noch lebe oder geſtorben ſey. Mattetai aber ergriff ihn beim Arm, richtete den Zuſammengeſunkenen empor und ſagte zu ihm: „Lieber Lameth, jetzt iſt die Stunde gekommen, wo du mich und dich auf unſer ganzes Leben glücklich machen kannſt. Merke deßwegen genau auf Alles, was ich dir ſagen will: Du ſiehſt hier die Oeffnung dieſes Hügels; in ihn hinein mußt du dich begeben; fürchte dich nicht, es wird dir, wenn du mir in Allem folgſt, nichts Widriges begegnen. Erſtlich nimm hier dieſen Ring (mit dieſen Worten ſteckte er ihm einen Ring an den Finger) und gieb Acht, ſo lieb dir dein Leben iſt, daß du ihn nicht verliereſt, noch ihn dir von Jemand nehmen laſſeſt; denn ſo lang du ihn am Finger trägſt, wird dir Niemand etwas anhaben können. Darauf geh nun freudig in die Höhle, wandere den langen, finſtern Gang gerade durch; kehre dich weder zur rechten noch zur linken Hand; und wenn man dir ruft, ſo ſieh nicht einmal hinter dich. Wenn du aus dem finſtern Gang herausgetreten biſt, wirſt du durch drei Zimmer kommen, die alle voll von Gold, Silber, Edelgeſtein und andern köſtlichen Sachen ſind. Rühre bei Leibe nichts davon an, ſondern gehe geraden Weges fort, dann kommſt du in einen ſchönen Garten, der voll Bäume mit ſüßen Früchten iſt; von denen kannſt du, wenn es dich nach etwas lüſtet, pflücken ſo viel du willſt; doch halte dich nicht zu lange auf, denn ſonſt würde die Zeit vergehen, während die Kluft offen bleibt; eile deßhalb nur weiter vorwärts; dann wirſt du endlich an einer marmornen Säule ein großes Schloß mit einem Schlüſſel an einer Perlenſchnur angehängt finden. Schneide die Schnur entzwei, ſchiebe ſie mit Schloß und Schlüſſel geſchwind in die Taſche und laufe geradenweges wieder zu mir heraus; laß dich durch nichts, was in der Welt es auch ſeyn mag, an deiner Rückkehr hindern, ſondern eile den Weg, den du gekommen biſt, zurück, ohne ein Wort zu reden.“

Lameth entſetzte ſich über des Fremden Worte; er war blöde, und konnte ſich nicht entſchließen, ein ſo gefährliches Werk zu unternehmen. Mattelai redete ihm indeſſen aufs ernſtlichſte zu, und ließ ihn einen Blick in das glänzende Leben thun, das er ihm bereiten wolle. Als aber Lameth noch immerfort zitterte und bebte, und ſich zu nichts willig zeigte, da fürchtete der Zauberer, wenn die rechte Stunde verlaufen ſey, ſo möchte er mit aller Welt Hülfe das, was er ſuchte, nicht mehr erlangen. Er wurde daher zornig, ergriff Lameth beim Kra-

n, warf ihn zu Boden und ſagte: „Ich bringe dich
n, wenn du nicht vollführſt, was ich dir befehle!“
a bat ihn Lameth um Gnade und verſprach thun zu
llen, was er verlange. Jetzt wurde der Zauberer
ieder ganz freundlich, wiſchte ihm den Staub ab, ſtärkte
mit kräftigen Arzneien, die er bei ſich hatte,
d begleitete ihn bis an den Hügel. Hier hieß er ihn
die aufgeſpaltene Höhle hineingehen, und als der
abe den Eingang überſchritten, ſetzte er ſich vor dem-
ben, und erwartete vor der Höhle mit Schmerzen ſei-
Zurückkunft.

Wie Lameth ſich im Eingang der Höhle befand,
gte er der Angabe ſeines Meiſters; er ging emſig,
h mit Furcht und Behutſamkeit vorwärts, denn es
r ſo finſter, daß er gar nichts um ſich gewahren
nte; jedoch, eingedenk der Warnungen ſeines Mei-
s, ließ er ſich nicht hindern, ſondern ging ſeines
aden Weges fort. Da wurde es denn plötzlich helle,
er kam in ein Zimmer, in dem lauter ſilberne Ge-
e ſtanden, mit Blumen ſchön geziert. Doch verſtand
neth ihre Koſtbarkeit nicht; er hielt ſie nicht für beſ-
als gewöhnliches Metall, ſah ſie mit Verwunde-
g an, berührte jedoch nicht das Geringſte davon,
dern ging vorwärts. Da kam er in ein anderes Zim-
, wo Körbe und Schalen aus lauterem Golde gefer-
ſtanden, darin nichts als Edelſteine, Perlen und
ere Kleinodien waren. Dieſe Dinge kannte Lameth
weniger; er hielt ſie für ſchöne Spielſachen, und
ete ihrer nicht, ſondern ging ſeines Weges fort. So

kam er in ein drittes Zimmer, das mit ſilbernen und goldenen Münzen ganz gefüllt war, denn ſie waren in Haufen aufgeſchüttet, als wäre es Korn. Was Münzen ſind, wußte Lameth wohl; faſt hätte ihn die Luſt überwunden, ſeine Taſchen damit anzufüllen; doch noch zu rechter Zeit fielen ihm Mattetai's Drohungen ein; er fürchtete ſein Gelüſte mit dem Tode bezahlen zu müſſen, und ſo eilte er weiter fort. Jetzt kam er in den ſchönen, lachenden Garten, von dem ihm geſagt war; da ſtanden viele Bäume, alle mit weißen, gelben, grünen, rothen Früchten, die wie durchſichtig ſchimmerten, geziert. Er ſah ſie mit Erſtaunen an und mit Verlangen. Wußte er doch, daß er von ihnen zu ſich nehmen durfte, wie viel er wollte. Doch hielt er es für keine rechte Früchte, ſondern glaubte, es ſeyen bunte, ſchön geſchliffene Gläſer; nun begann er ſeine Taſchen damit zu füllen; da fiel ihm plötzlich ein, daß der Fremde ihn gewarnt hatte, nicht viel Zeit damit zu verſäumen, damit die Höhle nicht geſchloſſen werden möchte. So eilte er weiter, und erblickte bald eine marmorne Säule; an dieſer hing an einer Perlenſchnur das wunderbare Schloß. So wie er dieſes erſah, lief er darauf zu, ſchnitt es geſchwind ab, und wollte es in die Taſche ſtecken. Aber ſeine breiten Taſchen waren voll von den Wunderfrüchten, die er gepflückt hatte. Da beſann er ſich nicht lange, nahm ſeinen Turban ab, rollte ihn auf und verbarg das Schloß ſammt Perlenſchnur ſorgfältig darin, dann wand er ihn wieder feſt um ſeinen Kopf, und rannte ſchneller als er hineingegangen war, den geraden

Weg wieder zurück. Da umtönte ihn in dem Garten und den Zimmern, welche er zu durchlaufen hatte, ein ſolches Geheul, Gepolter und Geprassel, daß ihm alle Haare gen Berg ſtanden und er meinte, die Höhle würde zuſammenſtürzen und das Firmament darüber. Er war deßwegen froh, als er den engen Gang wieder erreichte; aber dieſer, der vorhin ſtockfinſter geweſen war, gab jetzt einen ganz feurigen Widerſchein von ſich, und Lameth getraute ſich deßwegen lange nicht, dem Feuer zu nahen; als er ſich aber fürchtete, länger zu zögern, lief er mitten in die Flammen; da empfand er, daß ſie nicht braunten, ſondern ganz kühlend waren, und ſo freute er ſich ſehr; denn ſchon leuchtetete ihm durch die Oeffnung das Tageslicht entgegen, und in wenigen Minuten hoffte er aus ſeinem Jammer befreit und wieder bei ſeinem Meiſter zu ſeyn. Da ließ ſich plötzlich ein großer Knall hören, wie ein mächtiger Donnerſchlag, und mit dieſem verſchloß ſich die Höhle und es wurde ſo finſter, daß man gar nichts mehr ſehen konnte. Lameth tappte herum und ſeinem Pfade nach. Endlich kam er an die Stelle, wo zuvor die Oeffnung geweſen war. Allein jetzt fand er keine Spur mehr von ihr, und bald mußte er ſich ſagen, daß er lebendig in der Erde begraben ſey.

Während Lameth in der Höhle war, wartete Mattetai drauſſen mit Verlangen, bis er wiederkommen und ihm das Schloß aus der Höhle Xa Xa bringen würde. Allein ſchon war die meiſte Zeit verfloſſen, nach der die Höhle ſich wieder ſchließen mußte, und als er den Knaben nicht wieder kommen ſah, gerieth er faſt in Verzweiflung, weil er wohl wußte, daß in wenigen Augenblicken alle ſeine Hoffnung verloren ſeyn würde. Darum jammerte er kläglich und ſchrie immer: „Lameth, o Lameth, komm, eile, erfreue den unglücklichen Mattetai mit deiner Gegenwart!“ Aber dieſer wollte nicht kommen, und der Zauberer gab ſich ſeiner Troſtloſigkeit hin; er hatte nicht nur das Schloß von Xa Xa, ſondern ſeinen herrlichen Ring dazu verloren, und damit ſeine ganze zeitliche Glückſeligkeit verſchenkt. Noch rief er: „Lameth, Lameth,“ als plötzlich jener entſetzliche Knall ſich hören ließ, und eine feurige Flamme aus der Höhle herausfuhr, mit welcher ſie ſich ſchloß. Die Flamme ergriff den Zauberer, ſchleifte ihn eine Meile Weges von dannen, und warf ihn in einen großen Waſſerſumpf, in dem er wie ein Froſch ausgeſtreckt lag, ohne Beſinnung und Empfindung, bis die Sonne unterging und er an der Kühle erwachte, wie aus einem Traume. Aber noch wußte er nicht, wo er war, noch wie er dahin gekommen. Nach und nach fiel ihm ſein unglückſeliges Schickſal wieder ein, und er bejammerte aufs neue den Verluſt ſeines Ringes, denn mit deſſen Hülfe hätte er ſich leicht durch den Dienſt der Luftgeiſter aus dieſem Elende gerettet und nach Europa zurückbringen laſſen können. Jetzt aber war ihm Hoffnung und Beſitz entſchwunden. Aus dem Sumpf hatte er ſich zwar empor gearbeitet, aber in der tiefſten Finſterniß lag er, und um ihn brüllten die wilden Thiere, daß ihm die Haut ſchauerte. Doch ſchlug er mit ſeinem Feuerzeug ein Licht, und da er noch zu ſeinem einzigen Troſte das Buch bei ſich hatte, in dem noch große Geheimniſſe ſtanden, ſo durchblätterte er es. Da ſtieß er denn zu ſeiner Freude auf eine Anweiſung, wie man die Waſſergeiſter berufen könnte. Keinen Augenblick zögerte er, ſie zu citiren. Und ſiehe, auf der Stelle erſchienen zwei dienſtbare Geiſter der Art vor ihm, pudelnaß; ſie ſchüttelten ſich heftig, und fragten, was er verlange. „Sagt mir," rief ſie Mattetai an, „in welchem Theile der Welt ich mich dermal befinde?" — „In Afrika," erwiederten ſie. — „Nun, ſo befehle ich, daß ihr mich auf der Stelle unbeſchädigt nach Europa hinüberbringet!" Die Geiſter ſetzten Mat- etai auf ihre Achſeln, fuhren mit ihm wie der Blitz durch as Meer und ſetzten ihn in Europa auf das Trockene.

Mattetai war froh, daß er wieder in den Theil der Welt gebracht worden, in welchem er geboren war und wo er einen bleibenden Aufenthalt hatte. Er verfolgte alſo, unter hweren Gedanken ſeinem Verluſte nachhängend, mit vieler Unbequemlichkeit ſeine Reiſe, bis er wieder in ſein Va- rland gelangte. Hier wandte er alle ſeine Kräfte an, en erlittenen Verluſt ſeines Ringes mit Geduld zu ver- hmerzen. Auch konnte er ſich wirklich darüber wohl öſten, denn ſeine große Kunſt machte ihn zum Herrn er alle Schätze; er konnte ſich ihrer nach Belieben be- enen, und ſich dabei wohl ſeyn laſſen.

Zu Conſtantinopel war der ehrliche Taglöhner Achim in großer Noth. Er forſchte aller Orten nach ſeinem Sohne Lameth, und Niemand konnte ihm etwas von ihm ſagen. Er gieng zu dem Manne, wo Lameth die Pferde gemiethet; hier erfuhr er nur ſo viel, daß die Pferde wieder gekommen, ohne daß Jemand darauf geſeſſen. Man habe ſie lediglich an das Haus angebunden gefunden. Darüber machte ſich Achim ängſtliche Grillen; er gieng nach Mattetai's Wohnung, traf aber weder Herrn noch Diener. Noch hoffte er, ſie würden ſich am Abend einſtellen; als aber der zweite und dritte Tag verfloſſen war, ohne daß er von ſeinem Sohn etwas erfahren hatte, da wurde er ganz kleinmüthig, ſchalt den Mattetai einen Betrüger und Verführer und wünſchte ihm die Peſt auf den Hals. —

Lameth war noch immer in der Höhle Xa Xa verſchloſſen und wehklagte laut als ein lebendig Begrabener, der nicht wußte, wie er aus ſeiner Gruft herauskommen ſollte. Er lief endlich in die Höhle zurück, denn er hoffte wieder in die ſchönen Zimmer und in den Garten zu gelangen, und dort vielleicht einen andern Ausweg zu finden; allein er betrog ſich ſehr; die Thüren waren feſt zugeriegelt und er mußte unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Weil er von dem Hinundherrennen ganz müde geworden war, ſetzte er ſich nun auf einen Stein in der Höhle; es begann ihn zu hungern und zu dürſten, darüber wurde er ſehr kleinmüthig, bis ihm einfiel, daß er noch etwas von den Labungen bei ſich hatte, die ihm Mattetai mitge-

ben. Er langte ſie aus ſeiner Rocktaſche hervor
nd erquickte ſich damit; und da ihn ſehr ſchläferte, ſo
chte er ſich einen geſchickteren Ort zum Schlummern
us, fand auch bald einen höheren Stein, der ihm zum
opfkiſſen diente, legte ſich zu Boden und ſein Haupt
rauf nieder. So ſchlief er ſanft ein und hatte einen
ßen Traum, als wäre er ſeinem Grab entronnen und
ieder daheim bei ſeinem Vater. Wie er erwachte,
atte er keine Ahnung davon, daß er dreimal vierund-
wanzig Stunden verſchlafen. Er weinte nur um ſo
uter, als er ſich noch in ſeinem finſtern Kerker einge-
hloſſen fand, rief nach ſeinem Vater und rang die
ände. Ohne es zu wollen und zu ahnen, drehte er da-
i den Ring um, den ihm Mattetai an den Finger
ſteckt hatte. Im Augenblicke wurde die Höhle ganz
ell und zwei Luftgeiſter, die vorher in des Zauberers
ienſte geweſen waren, ſtanden vor Lameth's Augen.
ieſer erſchrack zwar ein wenig; doch weil er früher
hon die Unſchädlichkeit jener Geiſter erfahren hatte,
ermannte er ſich bald wieder, zumal als er die Gei-
er zu ſich ſprechen hörte: „Was verlangſt du von
as? womit können wir dir dienen?“ — „Ach,“ ſeufzte
ameth, „aus meinem Gefängniß wäre ich gerne, und
i meinem Vater!“ — „Lameth, Lameth,“ antwortete
einer der Geiſter, „wenn du das Glück kennteſt,
as in deinen Händen iſt, du ſchätzteſt dich höher, als
r türkiſche Kaiſer! Aber ſey zufrieden; da du jetzt
e Erdgeiſter gebunden haſt, ſo können wir dir zu
ienſten ſeyn und dein Wille ſoll erfüllt werden. Dar-

auf öffnete ſich in einem Nu und mit großem Krachen die Höhle; die Luftgeiſter erfaßten den Knaben und führten ihn wie der Wind nach Conſtantinopel hinüber, wo ſie ihn vor ſeines Vaters Hauſe niederſetzten. Er dankte den dienſtbaren Geiſtern herzlich, und gieng getroſt in das Haus hinein.

Hier ſaß der alte Achim ſehr traurig über den Verluſt ſeines Sohnes. Als dieſer nun plötzlich vor ihm ſtand, da war ſeine Freude unbeſchreiblich, er fiel ihm um den Hals, und rief das einemal um das andere: „Lameth, ach lieber Lameth, wo biſt du ſo lange geblieben? und wo iſt dein guter Herr hingekommen?“ — „Lieber Vater,“ ſprach der Sohn, „ſagt mir von dem Schelmen und Zauberer Mattetai nichts mehr, ſondern ſchafft mir etwas zu eſſen, denn mich hungert ſehr. Seit ich von euch gekommen bin, habe ich nichts als ein paar Zuckerſtengel über meine Zunge genommen!“ Achim, der noch Geld von Mattetai's Lohn im Vorrathe hatte, lief in die Wirthsküche und brachte zu eſſen und zu trinken. Nachdem ſich nun Lameth gütlich gethan, erzählte er ſeinem Vater die ganze Geſchichte umſtändlich; aber Achim wollte ihm keinen Glauben ſchenken; er meinte vielmehr, ſein Sohn fable, oder es habe ihm geträumt. Als aber Lameth ſeinen Turban auflöste und aus demſelben das Schloß nebſt der ſchönen Perlenſchnur hervorbrachte, überdieß ſeine Taſchen ausleerte und die ſchönen durchſichtigen Früchte zeigte, die er in dem unterirdiſchen Zaubergarten von den Bäumen gepflückt hatte; da mußte Achim wohl

auben, daß es ſeinem Sohne nicht geträumt habe,
dern daß ihm Alles ſo widerfahren ſey, wie er es
ählt hatte.

Indeſſen achteten ſie die ſchönen Früchte nicht hö-
als bunte Gläſer, ſchätzten auch das Schloß nicht
her als ein anderes gemeines Vorlegeſchloß, ſo daß
meth alles zuſammen in ſeine Kammer legte, und
nig Sorge dafür trug. Weil aber Vater und Sohn
n dem vielen Gelde her, das ihnen Mattetai gegeben
tte, an gute Tage gewöhnt waren, ſo dachten ſie
ch ferner an kein Arbeiten und zehrten ſo lange, als
währen mochte. Als jedoch Alles aufgezehrt war,
kam ſie das Arbeiten blutſauer an. Eines Tages
olte Lameth ſein Schloß hervor, zeigte es ſeinem Va-
r und ſagte: „Mattetai muß doch ein rechter Thor ge-
eſen ſeyn, daß er um eines ſolchen Quarks willen ſich
viele Mühe gegeben, und mich darum ſo großer
efahr ausgeſetzt hat!“ Auch der Vater lachte und
gte: „Ja, um des roſtigen Schloſſes willen iſt es
ohl auch der Mühe werth geweſen, ſo viel Lärm zu
achen!“ Er nahm das Schloß dem Sohn aus der
and, wiſchte den Staub davon ab, und drehte den
Schlüſſel herum. Es war aber ſo ſtark verſchloſſen, daß
ſeine ganze Kraft anſtrengen mußte, es zu eröffnen.
Wie es nun endlich mit einem lauten Schnapper auf-
ieng, ſiehe da ſtand augenblicks ein rieſenmäßiger Geiſt
or ihnen, der fragte: „Was verlanget ihr von mir?“

Achim erſchrack über dieſen Anblick ſo, daß er
ücklings in Ohnmacht zu Boden fiel. Lameth aber

hatte zu ſeinem Glück das unſchätzbare Schloß zur Hand genommen, und weil er Geiſter zu ſehen ſchon vorher gewohnt war, erſchrack er nicht ſo ſehr, ſondern ſagte zu dem Rieſengeiſt: „Mich hungert, bring' mir etwas zu eſſen!“ Der Geiſt verſchwand im Augenblick und gleich darauf brachte er zwei große ſilberne Schalen mit friſchen und eingemachten Früchten, ſetzte ſie vor Lameth nieder, und ſagte: „Steht nichts mehr zu Dienſten?“ — „Ja ſo,“ antwortete der Knabe, „zu trinken möchte ich auch etwas haben!“ Im Nu brachte der Geiſt ein Dutzend Flaſchen des beſten Weines, in einem großen, ſilbernen Keſſel und fragte, was er weiteres verlange. Lameth ſagte: „Für jetzt nichts mehr;“ er machte ſein Schloß wieder zu, und legte es wieder an ſeinen Ort. Doch machte er ſich allerlei Grillen über daſſelbe, konnte jedoch in der Einfalt ſeines Geiſtes nicht auf den rechten Grund der Sache kommen.

Der erſchrockene Achim lag indeſſen immer noch in tiefer Ohnmacht darnieder. Da griff Lameth zu einer der Weinflaſchen, und ſpritzte ihm damit über das Geſicht. Dadurch brachte er ihn wieder zur Beſinnung; als Achim nun die Augen öffnete, fiel ſein erſter Blick auf die ſilbernen Becken mit Eſſen und Trinken, und er konnte nicht begreifen, wie ſie hergekommen, bis ſein Sohn ihn belehrte, daß der erſchienene Geiſt Alles gebracht habe. Achim, dem das Ding nicht natürlich vorkam, wollte nichts davon anrühren; Lameth aber, den hungerte, fragte nichts darnach, ſondern ließ es ſich wohl ſchmecken, und machte dadurch ſeinem Vater

h Appetit. Dieſer koſtete anfangs nur wenig, da er
r fand, daß es gar nicht ſo ſchlimm war, ſo griff
zu und bediente ſich namentlich mit dem guten Weine
hlich. So lebten Vater und Sohn von dem, was
Geiſt gebracht hatte, bis es aufgezehrt war. Weil
aber das Arbeiten ganz und gar verlernt hatten, ſo
e der Vater: „Lameth, weißt du was, gehe hin und
aufe eine von den Schalen, die wir ja doch nicht
aufſpeiſen können.“ Lameth war dazu willig, ſteckte
Schale in ſein Oberkleid, und wollte damit zu einem
gießer gehen, indem er meinte, daß dieſelbe von ſo
igem Metalle ſey. Allein unterwegs begegnete ihm
Jude; der fragte ihn, wo er mit der Schale hin
e. Lameth antwortete: „Ich will ſie verkaufen.“
Jude führte ihn in einen offenen Durchgang, ließ
die Schale vorzeigen und fragte, wie hoch er ſie
e. „Ihr werdet ſelbſt am Beſten wiſſen, was ſie
h iſt; ſagt mir, was ihr mir dafür geben wollt!“
Jude beſah die Schale von vorn und von hinten, end-
ot er ihm zwölf Löwenthaler dafür. „Sie iſt eigentlich
ſo viel werth,“ ſetzte er hinzu, „aber die Arbeit
gefällt mir!“ Lameth lief ganz vergnügt mit
vielen Gelde zu ſeinem Vater zurück, und Achim,
o wenig wie ſein Sohn den wahren Werth der
e kannte, freute ſich ebenfalls über den ſo guten Ver-
Nun ſchmeckte ihnen beiden der Müßiggang im-
eſſer; bald kam die zweite Schale dran, und der
der aus der vorigen ſo guten Nutzen gezogen
lauerte ſchon wieder auf Lameth und fragte ihn,

ob er noch eine Schale zu verkaufen hätte. Lameth war ſchlau genug zu ſagen: „Ja, aber die vorige habe ich euch zu wohlfeil gegeben; mein Vater hat mich darüber hart geſcholten; ihr ſollt mir mehr darum geben, ſonſt muß ich die Schale weiter tragen!“ Der Jud' erwiederte: „Junge, ſie iſt nicht mehr werth geweſen; aber weil mir eine Schale ohne die andere nichts nütz iſt, und ich deren zwei haben muß, wenn ich ſie wieder verkaufen will, ſo komm' her, ich will dir zwanzig Thaler um dieſe da geben.“ Lameth war ſehr froh, ſolches zu hören, gab ihm die Schale, lief mit dem Gelde zu ſeinem Vater, und rief ihm freudig entgegen: „Dieſer Jude muß wohl ein ehrlicher Jude ſeyn, daß er mir ſo viel Geld für die Schale gegeben hat!“ Achim bejahte und war froh, wieder einige Zeit ohne Arbeit ſich wohl ſeyn laſſen zu können. Aber das Geld währte nicht lange, und ſo ſollte endlich auch der große Keſſel, in welchem der Geiſt die Weinflaſchen gebracht hatte, zum Juden wandern. Weil aber der Keſſel ſo ſchwer war, nahm ihn Lameth auf den Kopf und trug ihn öffentlich davon. Da begegnete ihm ein Goldſchmied und fragte ihn, wohin er mit dem Keſſel wolle. „Ich will einen Juden ſuchen, der ihn mir abkauft,“ ſagte Lameth. „Ja,“ erwiederte der Goldſchmied, „ein ſolcher Schelm wird dir viel dafür geben; ich habe dich ſchon zweimal mit einer Schale bei mir vorbeigehen ſehen. Was hat dir denn der Jude jedesmal dafür gegeben?“ Lameth geſtand in ſeiner Einfalt, was er empfangen hatte; da verſetzte der Goldſchmied: „Nun, ſiehſt du wohl, wie der ſchelmiſche

ude dich betrogen hat? Jede dieſer Schalen war we-
igſtens hundert Löwenthaler werth!“ Lameth meinte,
r Goldſchmied treibe ſeinen Spott mit ihm und fragte:
Ei nun, wie viel iſt denn alsdann dieſer Keſſel werth?“
er Goldſchmied wiegte ihn in den Händen, unterſuchte ihn
nau und ſagte endlich: „Ich will dir fünfhundert Löwen-
aler dafür geben!“ Lameth wußte nicht, ob er noch
 ſeiner Haut ſtecke, als er von der großen Summe
rte, und als der Goldſchmied ſagte, er ſollte den
ſſel noch einen andern Goldſchmied ſehen laſſen; wenn
 ihm mehr dafür geben wollte, ſo ſey er es auch
reit;“ da mochte Lameth keinen Schritt weiter thun,
ndern übergab ihm den Keſſel, ſtopfte die fünfhundert
wenthaler in einen Sack, trug das Geld in aller Eile
f dem Kopf nach Hauſe und jagte davon, wie ein
indſpiel. Als er zu ſeinem Vater kam, konnte er
 Athmen kaum reden. Er warf den Geldſack auf
 Tiſch, daß er entzwei borſt und die Thaler im
nmer herum rollten. „Vater, ſehet nur, was ich
 einen Fang gethan habe, rief er; der ſchelmiſche
de hat uns recht betrogen; wäre ich nur gleich zu
 ehrlichen Manne, dem Goldſchmied, gegangen, da
te ich für meine zwei Schalen weit mehr bekommen!“
er der alte Achim ſagte: „Erzürne dich nicht, mein
hn; ſey froh, daß du das größte Stück ſo gut an-
racht haſt! Jetzt wollen wir klüger mit dem Geld
gehen, denn ein ſolches Glück wird uns wohl nim-
mehr zu Theil werden.“ Lameth war zufrieden da-
, nur bat er ſich von dem Gelde ſoviel aus, um

ſich etwas beſſer zu kleiden; vierhundert Löwenthaler aber legte er davon zurück, damit er in Zukunft etwas davon kaufen könnte; was übrig blieb, gebrauchten ſie für ihre nächſten Bedürfniſſe, und ließen ſich's dabei wohl ſeyn.

Einſt kam Lameth die Luſt an, ein wenig aufs Land zu gehen. Während er nun vor der Stadt Conſtantinopel draußen die Luſthäuſer des türkiſchen Kaiſers beſchaute, hörte er von ferne die Kanonen donnern. Dieß war das Zeichen, daß ſich alle Männer zurückziehen ſollten, weil die Frauen des Großſultans auf dem Wege nach den Luſtgärten begriffen ſeyen. Lameth, der wohl wußte, daß auf Uebertretung dieſes Befehls Todesſtrafe ſtehe, fühlte ſich doch vom Vorwitz getrieben, dieſen Zug unvermerkt zu beobachten. Und weil er gerade einen hohlen Baum am Wege erblickte, in dem er ſich verbergen konnte, ſtieg er hinein und erwartete daſelbſt den Zug ſo wohlverborgen, daß ihn Niemand in ſeinem Verſtecke gewahr wurde, und er deßwegen Alles miteinander an ſich vorüber gehen ſah. Da mußte wider alles Vermuthen zunächſt an jenem Baume die Sänfte der älteren Prinzeſſin des Sultans, Bellaſtra, zerbrechen, ſo daß ſie mit dem Tragſtuhl zur Erde ſtürzte und in Ohnmacht fiel. Sogleich umringten Diener und Frauen die Sänfte und beſchäftigten ſich mit der Fürſtin; der Schleier wurde ihr abgenommen, man träufelte ihr köſtliche Waſſer auf die Schläfe, und ſo wurde ſie endlich wieder zur Beſinnung gebracht.

Dieß Alles konnte Lameth mitanſehen; die Schönheit der Prinzeſſin Bellaſtra war ſo nahe vor ſeinen Augen, daß er alles um ſich her vergaß; er ſtreckte beſtändig den Kopf aus dem Baume heraus, und hätten nicht diejenigen, die der Prinzeſſin zu Hülfe geeilt waren, genug mit ihr ſelbſt zu thun gehabt, ſo wäre er gewiß entdeckt worden und verloren geweſen. So aber fügte es das Glück, daß, nachdem Bellaſtra ſich erholt atte, der ganze Zug zurückgieng, um die Prinzeſſin ieder in ihres Vaters Pallaſt zu bringen. Lameth aß noch immer in ſeinem hohlen Baum, und ſah der Prinzeſſin nach, ſo lange er nachſehen konnte. Als er e aus den Augen verloren hatte, rang er die Hände nd rief: „Bellaſtra, Bellaſtra, mein Leitſtern! wohin ntſchwindeſt du? Ohne dich muß ich ſterben!“ Ueber ieſem Händeringen drehte ſich der Ring an ſeinem inger wieder; auf der Stelle erſchien ein Luftgeiſt, nd fragte: „Lameth, was iſt dein Begehren?“ So erwundert Lameth über dieſe Erſcheinung war, ſo faßte ſich doch bald und ſagte freimüthig: „Ach, ich bin erblich verliebt in die Prinzeſſin Bellaſtra! Kannſt mir nicht zu ihrem Beſitze verhelfen?“ — „Nein, twortete der Luftgeiſt, das ſteht nicht in meinen und einer Geſellen Kräften. Aber verzage deßwegen nicht, ameth! Du beſitzeſt ja das herrliche Schloß aus der öhle Xa Xa, durch dieſes biſt du des Dienſtes der

Erdgeiſter ſicher; dieſe können dir dazu behülflich ſeyn, wenn du die Sache recht anzugreifen weißſt.“

Bei dieſen Worten des Geiſtes erwachte Lameth wie aus einem Traum; erſt jetzt begriff er, was für einen herrlichen Schatz er an dem Schloß beſitze, das er bisher ſo wenig geachtet hatte. Auch merkte er jetzt erſt, daß ſein Ring über die Luftgeiſter eine Herrſchaft übe. Deßwegen verabſchiedete er den Geiſt ganz wohlgemuth, und gieng um ein vieles vergnügter nach der Stadt zurück. Doch dachte er immer darüber nach, wie er ſeine Sachen klüglich angreifen wollte, deßwegen wurde er wider ſeine Gewohnheit ganz ſtille, ſo daß ſein Vater eines Tages ihn befragte, was ihm denn fehle. Da geſtand Lameth, daß er in Bellaſtra, die Tochter des Sultans, verliebt ſey, und nun darüber nachdenke, wie er dieſelbe erlangen könnte. Achim meinte, ſein Sohn ſey hirnwund geworden, und redete ihm zu, ſich ſolche Narrheiten aus dem Sinne zu ſchlagen, und auf etwas anderes zu denken; aber Lameth ließ ſich nicht abwendig machen und verlangte von ſeinem Vater, er ſollte ſuchen bei dem Großſultan eine Audienz zu erhalten, und für ihn um die Prinzeſſin werben. „Du Thor, antwortete ihm ſein Vater ganz aufgebracht, wie ſollte ich vor ſeiner Hoheit erſcheinen und ein ſo lächerliches Begehren vorbringen! Zudem weißeſt du, daß man vor dem Sultan nicht ohne ein Geſchenk erſcheinen darf; und wenn wir auch all unſer Geld darauf verwenden wollten, ſo würde es doch für nichts geachtet werden. Was hätten wir dann davon?“ — „Vater, erwiederte

meth, kümmert euch darüber nicht; ich bin jetzt klü-
r geworden, und weiß, daß ich derlei Dinge in mei-
r Gewalt habe. Die Steine, die ich beſitze, und die
vorhin ſo gering geachtet habe, ſind keine Gläſer;
ſind die Edelſteine, die von großen Herren werth ge-
häzt werden; denn aller Schmuck, den die Prinzeſſin
ellaſtra in den Haaren und an der Bruſt trug, kam
ir wie Kinderſteine vor gegen die meinigen! Drum,
ber Vater, wenn ihr nicht wollt, daß ich ſterben ſoll,
thut mir den Gefallen und bringt meine Bitte für
ich an, und laßt mich für das Weitere ſorgen!"

Achim, der ſeinen Sohn lieb hatte, gab ihm end-
h nach, verwahrte ſich aber zum voraus, daß Lameth
m keine Schuld geben dürfe, wenn die Sache, wie er
rauszuſehen glaubte, ein unglückliches Ende nähme.
och Lameth war voll guten Muthes und trieb nur
mer an ſeinem Vater. Dieſer machte ſich auch wirk-
h am folgenden Morgen auf, zu dem Sultan zu ge-
n, und ſein Sohn übergab ihm zu dem Ende zwölf
u den mittlern Sorten ſeiner Steine von allerlei Far-
u. Er legte ſie in ſchöner Ordnung in ein Körbchen,
ckte ein ſauberes Tuch darauf und übergab ſie ſeinem
ater. Dabei unterrichtete er ihn, was er reden und
f des Sultans muthmaßliche Fragen antworten ſollte.
ußerdem gab er ihm noch einen ſchönen rothen Stein
lt, den ſollte er dem in die Hände drücken, der die
nte bei dem Großſultan zur Audienz zu führen hätte.
er alte Vater gieng voll Bekümmerniß hin; er bildete
ſich zum voraus recht lebhaft ein, wie übel er em-

pfangen werden würde, wenn er nun Lameths thörichtes Vorbringen an den Tag zu legen hätte; aber die Liebe zu ſeinem Sohn überwand alles. So gelangte er in den Audienzſaal; hier ſtand er lange und ſah, wie andere in die Audienz geführt wurden; bei ihm aber gieng man vorüber, gerade als ob er nicht da wäre. Endlich erwiſchte er einen der Hofbedienten, welche die Leute vor den Sultan riefen, beim Aermel, und drückte ihm geſchwind den Stein in die Hand, und bat um Audienz. Der Diener betrachtete den Stein in ſeiner hohlen Hand heimlich, und erkannte bald, daß es ein Rubin von großem Werthe war. Gleich ſah er den alten Achim viel freundlicher an, ließ alle andere Vornehme ſtehen und brachte den Taglöhner vor den Großſultan. Dieſer warf ſich vor deſſen Füßen nieder, und ſagte: „Großmächtigſter Sultan, hier überbringe ich Eurer Hoheit ein kleines Geſchenk von meinem Sohn, der ſich in ſeines Herren Huld empfehlen möchte.“ Der Großſultan ließ ſich das Körbchen zeigen, und als das Tuch hinweggenommen war, funkelten ihm zwölf herrliche Kleinodien entgegen. Er wußte vor Verwunderung nicht, was er ſagen ſollte, denn obgleich er den größten Schatz in der Welt hatte, ſo beſaß er doch ſolche Herrlichkeiten nicht; ja er hatte ſo vollkommene Edelſteine nie geſehen. Er hieß daher Jedermann abtreten, und fragte ſeinen Großvezier, indem er ihm das Körbchen zeigte: „Was hältſt du von dieſem Geſchenk?“ Der Großvezier verſtummte; als er die Herrlichkeit ſah; er mußte nur immer den Mann anſehen, der die Gabe überliefert

tie, und endlich ſagte er zu dem Sultan leiſe: „Herr,
kann mich nicht darein finden, wie dieſer Mann zu
chen Schätzen gekommen iſt.“ Darauf fragte der
ltan den Achim, wer denn ſein Sohn wäre. „Mein
ohn, erwiederte dieſer, hat ſeine Schätze aus Afrika
olt; er beſitzt deren ſo viel, daß eurer Majeſtät nur
ehlen dürfen, was ihr Begehr iſt.“ — „Haſt du nichts
iter anzubringen,“ fragte der Großſultan mit ſichtba-
n Staunen. Achim zuckte die Achſeln, und ſagte
t ſtammelnder Zunge: „Großmächtigſter Monarch!
n eure Hoheit das, was ich vortragen will, nicht
gnädig aufnehmen wollte, ſo möchte ich wohl in Un-
hänigkeit eine Bitte meines Sohnes vortragen.“ —
nge, ſprach der Sultan, was er von mir verlangt,
ſoll dir darum nichts Widriges wiederfahren. Rede
wegen mit aller Freiheit!“

Da hub Achim an: „Großer Monarch! die äuſſerſte
h zwingt mich dazu, daß ich eurer Majeſtät beken-
muß, daß mein Sohn, Lameth mit Namen, in
er Hoheit älteſte Tochter, die Prinzeſſin Bellaſtra,
iebt iſt, und bei ihrem hohen Vater durch mich un-
hänigſte Anwerbung thun läßt, mit ſeiner Verſiche-
, daß derſelbe ſich angelegen ſeyn laſſen wird, einen
utſchatz herbeizuſchaffen, wie ſich ihn Ihre Hoheit
wünſchen kann.“ Die anweſenden Hofleute konnten
des Lachens bei dieſer Freiwerbung nicht enthalten,
der Großvezier, deſſen Sohn ſchon lange die gewiſſe
nung hegte, die Hand der Prinzeſſin zu erhalten,
rte ſeinem Herrn ins Ohr: „Großmächtigſter Mo-

narch, das iſt doch eine ſchöne Zumuthung, daß eur
Hoheit ihre erſtgeborne Tochter dem nächſten beſten Land-
läufer zur Ehe geben ſoll!“ Aber der Sultan warf ei
nen Blick auf das Körbchen und antwortete: „Achim,
ſage deinem Sohn, daß er ſich nach ſechs Monaten be
mir wieder anmelden laſſen ſoll.“ Mit dieſer huldrei
chen Antwort war Achim ſehr zufrieden; Lameth be
gnügte ſich auch damit, und beſchloß die vorgeſchrieben
Zeit ruhig abzuwarten.

Es läßt ſich denken, daß der Großvezier auch nich
feierte; er wußte es ſo anzulegen, daß der Großſultan
der an den ſeltſamen Achim und das ihm gegeben
Wort nicht mehr dachte, in die Vermählung ſeiner Toch
ter mit dem Sohne des Veziers willigte, und nun wu
den große Vorbereitungen zu Bellaſtra's baldigem Ve
löbniſſe gemacht. Das hörte Achim und wurde ſehr b
trübt, doch Lameth blieb unbekümmert und flößte ſe
nem Vater Muth ein. Indeſſen rückte der Tag hera
an welchem Bellaſtra mit dem Sohne des Großvezie
nach türkiſcher Weiſe getraut werden ſollte. Lamet
erfuhr dieſes auch; er blieb aber ſo ſorglos, daß ſei
Vater nicht anders dachte, als ſein Sohn ſey von d
närriſchen Einbildung, die Prinzeſſin heirathen zu wo
len, geneſen, und habe es ſich gänzlich aus dem Sin
geſchlagen.

Lameth aber hatte ganz andere Gedanken. Er wartete bis zum Abende; da verſchloß er ſich in ſeine Kammer, berief mit Hülfe ſeines Ringes einen Luftgeiſt und ſprach zu dem augenblicks erſchienenen: „Ich will, daß du in des Großſultans Pallaſt geheſt, und wenn der Sohn des Großveziers in das Gemach ſeiner Braut treten will, ſo nimm ihn und entführe ihn nach Damaskus. Dort ſollſt du ihn in den Lorbeerwald niederſetzen und ſo lange verwahren, bis ich es anders befehlen werde.“ Der Geiſt richtete aus, was ihm Lameth befohlen hatte. Bellaſtra erwartete vergebens ihren Bräutigam; am Morgen fand ſie der Sultan allein, und Bellaſtra ſchwur bei Mahomed, daß ſie den Sohn des Großveziers ſeit geſtern Abend nicht geſehen habe. Der Großſultan war hierüber höchſt aufgebracht, beſchickte den Großvezier und redete ihn zornig an: „Wie, achtet euer Sohn, der Sklave, meine Tochter ſo unwerth, daß er ſie in der erſten Stunde verläßt?“ Der Großvezier begriff nichts von dieſen Vorwürfen; er verſicherte, daß ſein Sohn ihn verlaſſen habe, um zu ſeiner vermählten Braut zu gehen, und daß er ihn, ſeit er Abſchied genommen, mit keinem Auge wiedergeſehen habe. Traurig verließ der Vezier den Sultan, und erkundigte ſich aller Orten nach ſeinem Sohne; aber er konnte keine Spur von ihm entdecken; und ſo ging der Tag nach der Hochzeit in allgemeinem Mißvergnügen und großer Stille hin, und Bellaſtra's Verlöbniß wurde für nichtig erklärt.

Ein Vierteljahr war vergangen, ohne daß man etwas von des Großveziers Sohne hätte erfahren können; da erkühnte ſich des Großadmirals Sohn, um Bellaſtra zu werben, und erhielt das Jawort des Sultans, und neue Anſtalten zum Beilager wurden getroffen. Lameth, der von allem ſichere Nachrichten hatte, war wieder ganz unbekümmert, und ließ die Trauung vorübergehen. Abends berief er abermals einen Luftgeiſt, und als dieſer erſchien, befahl er ihm, wenn der Bräutigam ſich zu ſeiner Braut verfügen wollte, ſo ſollte er ihn ergreifen, ihn gen Aegypten nach Kairo führen, in einem dortigen Orangenwalde niederſetzen, und gleich dem Sohne des Großveziers dort laſſen, bis er ihm andern Befehl geben würde. Der Geiſt war gehorſam, faßte den Bräutigam und trug ihn davon. Bellaſtra aber wartete wieder vergebens, und härmte ſich ab. Am andern Morgen fand ſie der Großſultan ganz in Thränen ſchwimmend auf ihrem Ruhebette liegen, und auf ſeine Frage, wie es ihr ergehe, antwortete ſie mit Seufzen: „Ich Unglückſelige muß wohl von Jedermann verſpottet ſeyn, da mich nun ſchon der zweite Bräutigam wie der erſte verhöhnt hat und allein läßt. Der Großſultan ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Liebe Tochter, hierunter muß etwas verborgen liegen; denn eben jetzt iſt der Großadmiral bei mir geweſen und hat mir berichtet, daß er aus Vorſicht einige bewährte Diener ſeinem Sohne zu Aufſehern beſtellt und von weitem hinter ihm her geſchickt habe. Dieſe hätten ihm hinterbracht, wie der Bräutigam glücklich bis vor eure Kammerthüre gekommen ſey, dort aber ſey er vor ihrer aller Augen ver-

unden; und noch wiſſe er nichts von ſeinem Sohn,
n er ihn bis auf dieſe Stunde aller Orten verge-
habe ſuchen laſſen.“ Dieſe Worte gaben der Prin-
wenig Troſt, und es wagte auch fortan Niemand
, ſich um ſie zu bewerben.

Nachdem aber die ſechs Monate verſtrichen waren,
Lameth zu ſeinem Vater: „Jetzt iſt es Zeit, daß
en Großſultan an ſein Wort erinnert, um zu ver-
en, zu was er ſich meinetwegen entſchloſſen hat.“
nun legte ihm Lameth wieder in ein Körbchen zwölf
e Steine, die ſchönſten und größten, die er hatte;
ch fügte er die Perlenſchnur, an der das Schloß
gen, hinzu, dieſe ſandte er der ſchönen Bellaſtra
Geſchenk. „Und nun gebet, ſprach er, lieber Va-
nd erfreuet mich bald mit einer vergnüglichen Ant-
“ Der Alte gieng getroſt fort; und, ſo wie ihn
Sultan im Audienzſaal erblickte, gedachte er ſogleich
früher gethanen Verſprechens, befahl allen außer
abzutreten, ließ ihn vor ſich kommen und fragte
was ſein Anbringen wäre. Achim warf ſich vor
Großſultan nieder und ſagte: „Großer Monarch,
Sohn Lameth empfiehlt ſich eurer Hoheit beſon-
Gnade, und da die ſechs Monate vorbei ſind, nach
n unſer Herr verſprochen, eine beliebige Antwort
in unterthäniges Anſuchen zu ertheilen, ſo ſendet
h deßwegen hierher und überſchickt eurer Hoheit
Mitfolgende als geringes Geſchenk; zugleich wagt er
r Prinzeſſin Bellaſtra dieſe Perlenſchnur zu Füßen
n.“

Der Sultan ließ ſich das Körbchen übergeben, und als er die köſtlichen Steine ſah, fuhr er auf und rief: „Welcher König kann mir ſolche Dinge ſenden?“ Darauf berief er ſeine Räthe, und berathſchlagte mit ihnen, was in der Sache zu thun ſey. Er ſtellte ihnen vor, obgleich er den Menſchen nicht kenne, von welchem die herrlichen Geſchenke herrührten, ſo erſehe er doch aus ihnen, daß derſelbe der Reichſte in ſeinem ganzen Lande ſeyn müſſe. Der Großvezier aber, der noch immer unzufrieden war, daß die Prinzeſſin Bellaſtra ſeinem Sohne nicht zu Theil geworden war, ſagte: „Großmächtigſter Monarch, es ſteht in eurer Willkühr, in dieſer Sache nach Belieben zu verfahren; doch, weil der Menſchen Thun ſo gar betrüglich iſt, ſo wäre ich der Meinung, eure Hoheit thäte nicht übel, wenn Sie Denjenigen, dem Sie ihre Tochter zu geben entſchloſſen iſt, vorher recht auf die Probe ſtellte; zumal da er ſich erboten hat, alles Mögliche, was zu einem Brautſchatz gehöre, herbeizuſchaffen. So werdet ihr bald erfahren, was hinter ihm iſt!“ Dem Sultan gefiel dieſer Vorſchlag; er kehrte in den Audienzſaal zurück, wandte ſich zu Achim und ſagte zu ihm: „Gehe hin und ſage deinem Sohne, daß ich mir ſeine Geſchenke in Gnaden gefallen laſſe; und wenn er mir zum Brautſchatze für meine Tochter ſechs Kameele mit Gold, und ſechs mit Silber beladen, dann ſechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack der ſchönſten perſiſchen Stoffe, und ſechs ſchwarze Sklaven, jeden mit einem Korbe voll ſolcher Juwelen überſenden wird, ſo ſoll er mein Eidam werden.“

Als Achim dieſes hörte, machte er eine traurige Verbeugung und gieng in ſchwermüthigen Gedanken nach Hauſe; der Großſultan aber verfügte ſich zu Bellaſtra, und indem er ihr die herrliche Perlenſchnur übergab, ſprach er: „Ein unbekannter Menſch läßt um dich werben; er hat mir die koſtbarſten Geſchenke gemacht, wie ich deren nie geſehen habe, und heute überſchickt er mir dieſe Perlenſchnur, was dünkt dir davon?“ Bellaſtra nahm die Perlen und betrachtete ſie; die Schnur fand ſich ſo groß, daß ſie ihr ſechsmal um den Hals ging und noch dazu ſechsmal um beide Hände; jede Perle war ſchön, groß, rund und ohne Tadel. Da ſagte die Prinzeſſin zu ihrem Vater: „Ich möchte den Menſchen wohl kennen, der ſolche Kleinodien hat; ich glaube, es giebt eine gleiche Perlenſchnur auf der Welt nicht.“ Der Sultan bejahte dieß und ſagte zugleich: „Es reut mich, daß ich ihm eine Antwort ertheilt habe, die ihn im Grunde abweist; denn ich habe ihm Dinge zum Brautſchatze zugemuthet, die er unmöglich herbeiſchaffen kann.“ Als die Prinzeſſin hörte, was gefordert worden war, wurde ſie ganz traurig, und ſagte: „Nun werde ich wohl mein Leben lang unvermählt bleiben müſſen!“

Lameth wartete inzwiſchen mit Verlangen auf ſeines Vaters Zurückkunft, und als er ihn erblickte, fragte er mit großer Begierde: „Vater, habt ihr Gutes ausgerichtet?" Achim antwortete: „Sohn, laß dir doch die Grillen wegen Bellaſtra vergehen; ſo wenig du die Sterne am Himmel mit deinen Händen langen kannſt, ſo wenig wirſt du die Prinzeſſin zur Braut erhalten!" Darauf erzählte er ihm, was der Sultan zum Brautſchatz verlange. Lameth hörte ganz geduldig zu, und als ſein Vater ausgeredet hatte, fragte er ihn: „Verlangt der Sultan ſonſt nichts mehr als dieſes?" — „Ich glaube, du biſt von Sinnen gekommen," erwiederte Achim, „und wenn du alle Pflaſterſteine von Conſtantinopel zu Gold, Silber und Juwelen machen würdeſt, ſo hätteſt du nicht genung, des Sultans Bedingungen zu erfüllen!" Lameth aber lachte nur darüber, und ſagte: „Geduldet euch nur ein klein wenig; morgen werdet ihr gewiß anders reden!" Und nun legte er ſich, da der Tag zu Ende gieng, ruhig ſchlafen, und hieß ſeinen Vater morgen recht frühe aufſtehen. Er ſelbſt ſtand vor Tages Anbruch auf, nahm ſein treffliches Schloß zur Hand, drehte den Schlüſſel um und rief dadurch die Erdgeiſter zu ſich, die ganz willig erſchienen. „Würdiger Beſitzer des vortrefflichen Schloſſes," ſagten ſie, „was iſt dein Verlangen?" Lameth antwortete ſchnell: „Daß ihr alsbald ſechs Kameele mit Silber, ſechs mit Gold beladen, dann ſechs ſchwarze Sklaven, jeder mit einem ſilbernen Becken voll Kleinodien, und ſechs weiße Sklaven, jeder mit einem Sack voll perſiſcher Stoffe, Decken, europäiſcher Spitzen, Alles aus der Höhle Ka Ka herbei ſchaffet!" — „Alſobald!" antworteten die Erdgeiſter freudig und noch vor dem völligen Anbruche des Tages waren ſie wieder

, und brachten Alles mit, wie es Lameth verlangt
atte.

Achim, der noch ſchlief, wurde durch das Getüm-
el der Sklaven und Kameele aufgeweckt, öffnete das
nſter und erſtaunte nicht wenig, wie er Alles, was
Sultan verlangt hatte, vor ſich ſah. Athemlos lief
zu ſeinem Sohne die Stiege hinauf, und verkündigte
n ſolches mit Freuden. Lameth lachte und ſprach:
un, ſagt, ob es mich viel Mühe gekoſtet hat, das
rlangen des Großſultans zu erfüllen? Macht euch
um nur auf, überliefert dem Sultan das Ver-
gte, und ſagt ihm, daß ich alles das viel gerin-
ſchätze, als das Glück, die ſchöne Bellaſtra zu be-
n!“ Achim meinte immer, es träume ihm. Als er
auf die Straße hinabgieng und Alles noch vorhan-
traf, ſo machte er ſich eilig auf die Beine und ließ
Zug nachfolgen. Alles Volk erſtaunte über dieſen
lick, und jagte den beladenen Thieren und Sklaven nach.
ſie daher nahe an dem Pallaſte des Sultans wa-
und die Wache das Laufen der vielen Leute gewahr
de, glaubte dieſe, es ſey ein Aufruhr, ſchloß das
zu und ſorgte, daß dem Großſultan Meldung
dem Auflaufe gethan ward. Dieſer blickte mit Beſorg-
zu einem Fenſter ſeines Pallaſtes hinaus, da ſah
wie der verſprochene Brautſchatz, den er für ſeine
ter verlangt hatte, daherzog. Sogleich ließ er den
n vor ſich kommen; der ſtellte ihm in ſeines Soh-
Lameth Namen Alles vor, und empfahl ſich in
hohe Huld und Gnade.

Der Sultan ließ ſeine Tochter Bellaſtra rufen, und nun traten die Sklaven hervor, und legten Alles zu ſeinen Füßen nieder. Die mit Gold und Silber gefüllten Kiſten waren zu ſchwer um alsbald vor dem König abgeladen zu werden, ſie wurden daher von den Kameelen fortgetragen und der Schatzkammer überſendet. Der Sultan beſah die edeln Steine und koſtbaren Stoffe, die zum größten Theil ihm unbekannt, und alle von unbegränztem Werthe waren, und ſprach endlich zu ſeiner Tochter: „Nun was dünkt dir von deinem Bräutigam, meinſt du, daß er dießmal deiner würdig ſey?“ Bellaſtra antwortete: „Nach dem zu urtheilen, was ich hier vor mir ſehe, muß er der reichſte und glücklichſte Mann von der Welt ſeyn!“ Und nun verſammelte der Großſultan auch ſeine Räthe und zeigte ihnen den Brautſchatz. Sie verſtummten alle, und keiner, ſelbſt der Großvezier nicht, getraute ſich ein Wort zu reden. Da brach der Sultan das Stillſchweigen, gieng zu Achim hin und ſagte: „Macht euch auf und ſaget eurem Sohn, ich laſſe dem künftigen Bräutigam meiner Tochter meinen Gruß vermelden; er ſoll nicht ſäumen und je eher je lieber kommen und mich mit ſeiner Gegenwart erfreuen.“

Achim kam vor Freude ganz außer ſich, er verbeugte ſich zum Abſchied; der alte Mann lief wie ein junges Reh nach Hauſe, und verkündigte ſeinem Sohne die Botſchaft. Dieſer konnte ſich auch kaum faſſen vor Freude. „Vater,“ ſagte er, „jetzt müſſen wir uns vor allen Dingen ſtandesmäßig ausrüſten, dem Großſultan aufzuwarten.“ So ging er in ſeine Kammer, rief mit Hülfe ſeines Schloſſes die Erdgeiſter und ſprach: „Schafft mir vor Allem ein ſchönes engliſches Pferd, darauf zu reiten; dann ſo ſchmucke Kleider, wie ſie dem Schwiegerſohn eines Sultans ziemen; hernach eine vornehme Begleitung, daß ich unter Pauken- und Trompetenſchall meinen Einzug halten kann.“

Die Erdgeiſter thaten Solches mit Eifer. Vor Allem aber führten ſie den Herrn des Schloſſes unaufgefordert in das Bad der Weisheit. Hier untergetaucht wurde er alsbald ſo verändert, daß er an Geſtalt, Sitte, Tugend und Weisheit nicht mehr einer ſeinesgleichen war, und auf einmal alle Eigenſchaften an ſich hatte, die ein großer Herr von rechtswegen an ſich haben ſoll. Dann führten ſie ihn wieder nach Hauſe, wo ſchon Alles zubereitet war, womit Lameth und Achim ſich ſchmücken konnten, und, von den dienſtbaren Geiſtern bedient, waren ſie in ganz kurzer Zeit fertig. Lameth hatte einen herrlichen Kaftan mit Hermelinfutter und Diamantknöpfen an, wie ihn der Sultan ſelbſt noch nicht getragen hatte; er ſetzte ſich mit vielem Anſtand auf das treffliche engliſche Pferd, das ſeiner warte, eine Menge Sklaven zu Roß und zu Fuß umgaben ihn, und mit ſolchem Gefolge ritt er an des Sultans Hof. Achim mußte mit einigen Vorreitern den Zug eröffnen. Ganz in der Mitte deſſelben befand ſich Lameth und tanzte auf ſeinem engliſchen Pferde, das ſich in den ſchönſten Sätzen gefiel, wie der anſehnlichſte Ritter daher, ſo daß aller Augen ſich auf ihn richteten und geſtehen mußten, daß ſie dergleichen noch nicht geſehen. Hinter ihm beſchloß den Zug eine Menge von Dienern, welche Stirnbande von Gold und Silberblech hatten, darein der Name Lameths gegraben war und auf denen ſich die Sonne ſpiegelte, daß die Blicke wegwenden mußte, wer ſie anſah.

Der Sultan hörte von ferne den Schall der Pauken und Trompeten; endlich ſah er auch den Zug ſich nahen, konnte jedoch den alten Taglöhner Achim in ſeiner verwandelten Kleidung nicht erkennen, bis derſelb vom Pferde ſtieg, vor dem Großſultan ſich niederwar und ſeines Sohnes Ankunft verkündigte. Jetzt hub de Sultan ihn auf, und hieß ihn freundlich willkomme ſeyn. Lameth näherte ſich indeſſen dem Schloß un wollte vor dem Thore abſteigen; aber zwei Hofbediente, die ſich ihm ehrfurchtsvoll nahten, duldeten die nicht, ſondern führten ihn zu Pferde in den Schloßho und halfen ihm hier vom Roſſe. Als er die Trepp hinaufgeſtiegen war, empfing ihn der Großſultan mi einer Umarmung, und führte ihn in ein Zimmer, w er die von Schönheit ſtrahlende Prinzeſſin Bellaſtr fand. Lameth warf ſich ihr zu Füßen und ſprach: „A eures großmächtigſten Vaters Erlaubniß unterſteht ſi ein Sklave, ſich vor eure Füße zu werfen, anbetungswürdige Schönheit, euch die demüthigen Dienſte ſeiner Lieb anzubieten und um eure Gegenliebe zu flehen!“ Be laſtra reichte ihm verſchämt ihre Hand und ſprach „Was mein Vater zugeſagt hat, bin ich zu erfülle ſchuldig. Doch verſichere ich, daß es ohne Zwang geſchieh und wünſche euch, daß ihr glücklicher ſeyn möget, als meine früheren Bewerber.“ Lameth verſtand dieſe letzten Worte nur allzuwohl, und war daher ein wenig beſtürzt, doch behielt er die Faſſung, ſich in Bellaſtra's Huld und Gnade zu empfehlen.

Nun wurde zur Tafel geblaſen. Der Sultan und der Taglöhner ſaßen auf der einen, Lameth und Bellaſtra auf der andern Seite; die Großen des Hofes bedienten ſie. Lameth hatte unter ſeiner Bedienung allerlei Muſikanten, die bald afrikaniſche, bald indiſche, bald europäiſche Weiſen aufſpielen mußten, worüber ſich der Sultan und Bellaſtra ſo ergötzten, daß ſie Eſſen und Trinken darüber vergaßen. Lameth ſelbſt betrug ſich gegen ſeine Geliebte und gegen den Sultan aufs Feinſte und wußte auf alle Fragen des Letztern ſo klug zu antworten, daß dieſer ihm recht gewogen wurde. Bellaſtra aber ſeufzte öfters in ihrem Herzen: „Möge es doch meinem Bräutigam nicht ſo ergehen, wie meinen beiden Vorigen!“ Während der Tafel beſprach ſich der Sultan auch mit Lameth über den Tag der Vermählung; da erbat ſich Lameth zuvor die Erlaubniß einen anſtändigen Wohnſitz für ſich und ſeine Gemahlin erbauen zu dürfen, und die Prinzeſſin erröthete über und über, als ſie ſolche Verhandlungen hörte. Der Sultan bot ſeinem Eidam eine Wohnung in ſeinem eigenen Pallaſte an, bis dieſem gegenüber ein gleicher für Lameth gebaut ſeyn würde. Dieſer dankte für ein ſo gütiges Anerbieten und erklärte: „Er werde mit ſeinem Bau nicht viel Zeit verlieren, denn alle Materialien ſeyen ſchon beiſammen;

er bitte deßwegen, ſo lange mit der Vermählung zu warten.“

Der Sultan ſtellte Alles ſeinem Willen anheim und Lameth verabſchiedete ſich mit ſeiner ganzen Begleitung, als es Abend geworden war. Der Zug ſetzte ſich mit Windlichtern verſehen in Bewegung und vertheilte ſich bald in der Nachbarſchaft, wo ihnen allen vom Sultan Quartiere angewieſen waren. Ehe Lameth zu Bette gieng, hielt er kraft ſeines Schloſſes und Ringes eine Verſammlung von Erd- und Luftgeiſtern bei ſich, und ſagte zu ihnen: „Ich befehle euch hiermit, daß ihr ohne alles Geräuſch, ganz in der Stille, heute Nacht, dem Pallaſte des Sultans gegenüber mir einen neuen Pallaſt erbauet, der an Herrlichkeit ſeines Gleichen nicht haben ſoll. Er muß mit vier Thoren und inwendig mit einem geräumigen Hofe verſehen ſeyn; die Zimmer und Säle ſollen alle regelmäßig und wohlausgeſtattet, die Ställe mit ſchönen und guten Pferden, Küche und Keller mit allem erforderlichen Geräthe, mit Speiſen und Weinen, die Schatzkammer mit hinreichendem Gelde verſehen ſeyn. Was zu einem königlichen Hofſtaate gehört, muß darin im Ueberfluß angetroffen werden. Wenn ihr dieſes thut, werde ich ein beſonderes Wohlgefallen daran haben.“

Die Geiſter giengen hin und thaten, wie ihnen Lameth befohlen hatte. Ein herrlicher Pallaſt aus weiß, blau, roth und grün geſtreiften Marmelſteinen ſtieg empor; was ſonſt von Eiſen iſt, war daran aus Gold und Silber künſtlich gearbeitet zu ſehen. Inwendig die

nmer waren mit köſtlichem Geräthe verſehen, wie
iſt nirgends zu erblicken iſt. Und dieſer ganze große
llaſt wurde mit ſolcher Stille erbaut, daß die Schild-
che, die vor des Sultans Pallaſtthore ſtand und ſo
ächſt dabei war, nicht das Geringſte davon ſah oder
ſpürte, und weil eben eine ſehr finſtere Nacht war,
h nichts davon ſehen konnte.

Nun war der Sultan ſchon ein alter Herr, der
ig ſchlafen konnte, und deßwegen die Gewohnheit hatte,
n er morgens in der Frühe erwachte, ſich ſogleich
das Fenſter zu begeben, um die kühle Morgenluſt
die ſchöne Ausſicht zu genießen, denn er konnte von
em Schloß aus ganz Conſtantinopel überſehen. So
d er ſich auch an dieſem Morgen, als es noch halb
kel war, und ſah zum Fenſter hinaus. Da erblickte
der Dämmerung etwas, das ihm gegenüber ſtand
die gewohnte Fernſicht benahm. Er wiſchte ſich die
en und meinte, der Nachtnebel ſchwimme ihm noch
denſelben. Als er aber wieder ſtarr nach jener Stelle
ſo dünkte ihm als ob ein großes Haus oder ein
oß vor ſeinen Augen ſtehe. Da nun am vorigen
de noch nichts daſelbſt geweſen war, ſo rief er der
ſtehenden Schildwache fragend zu, was da gegenüber
em großen Platze ſtehe. Dieſe antwortete, es ſcheine ein
r und herrlicher Pallaſt da zu ſeyn. Voll Verwun-
g ſchickte der Sultan einen ſeiner Trabanten an
nd Stelle, und dieſer kam bald zurück und erzählte,
wirklich ein ſo prächtiges Schloß daſtehe, als
henaugen nie geſehen hätten. Aber Niemand hatte

ihm ſagen können, wie es hergekommen wäre, denn die Nacht über ſey Alles ſtille geweſen. Doch konnte der Trabant nicht genug rühmen, wie Alles von Marmor, Jaſpis, Porphyr und anderen ſchön polirten Steinen glänze, alle Rahmen und Fenſtereinfaſſungen von Silber, alle Fenſtergläſer von Kryſtall ſeyen.

Der Sultan ſtaunte darüber, zumal da, wie es allmählig heller wurde, die Pracht des Pallaſtes ihm in die Augen drang. Er ließ deßwegen ſeine Tochter Bellaſtra rufen und ſagte zu ihr: „Du wirſt gewiß nicht lange mehr auf deine Vermählung warten dürfen; denn ſiehe, hier ſteht das Haus ſchon, das für dich und deinen Gemahl in dieſer Einen Nacht erbaut worden iſt.“ Indem warf die aufgegangene Sonne ihre erſten Strahlen auf den Pallaſt, und man konnte ihn vor Glanz kaum anſehen. Bellaſtra ſtaunte nicht weniger über dieſen Anblick, doch war ſie auch von Herzen froh darüber, daß ſie nun ſo bald mit ihrem Geliebten vereinigt werden ſollte. Indeſſen kam auch Lameth mit ſeiner prächtigen Begleitung angezogen, quartirte ſich in ſeinem neuerbauten Pallaſte ein, und fand darin Alles ſo wohlgeordnet, als er es nur irgend wünſchen konnte. Deßwegen war er auch mit Allem vergnügt und lobte ſeine dienſtbaren Geiſter. Dann ſchickte er ſeinen Haushofmeiſter zu dem Sultan, ließ ihm ſeinen unterthänigen Morgengruß vermelden und ihn erſuchen, da ſein neues Schloß fertig und in demſelben Alles in Bereitſchaft ſey, ſo möchte es ſich Seine Hoheit gefallen laſſen, daß jetzt die Ceremonie der Trauung in dem neuen Gebäude verrich-

erde. Um weiteres ſollte ſich der Sultan nicht be-
nern und ſich die geringe Aufwartung, mit welcher
n bedienen werde, gefallen laſſen.

Der Sultan gab ſeinen vergnügten Gegengruß zu-
und befahl, Alles zur Vollziehung des Trauungs-
bereit zu machen. Als Lameth erfuhr, daß Bel-
bereit ſey, holte er ſie mit einem weit prächtige-
Zug, als der frühere war, ab, und führte ſie mit
Großſultan und ſeinem ganzen Hofſtaate in den
Pallaſt, deſſen Herrlichkeit ſie nicht genug bewun-
konnten. Hier wurde die Trauung vollzogen und
oſtbares Mahl abgehalten, bei welchem des Sul-
Tafel in lauterem Golde, der Hofſtaat aber in
r bedient wurde. Hierüber erſtaunte der Sultan
und geſtand ſich, daß er Solches nachzuthun nicht
tande ſey. Die anmuthigſten Muſikchöre ließen
bwechslungsweiſe vernehmen, und ein eigner Sän-
r ſang zu Saitenſpielen von Bellaſtra's Tugenden
Schönheit. So verſtrich der Tag unter lauter Er-
hkeiten. Lameth war glückſelig an der Seite ſei-
ngelſchönen Braut und dieſe wäre es auch ge-
, wenn ſie nicht die geheime Sorge gequält hätte,
hr Bräutigam ihr am Abend des Tages geraubt
könnte. Aber nichts dergleichen ereignete ſich.
Gemahl kam nicht von ihrer Seite, und das junge
ar begann ein glückliches und ungetrübtes Leben.
tra liebte ihren Freund wie ſich ſelbſt, und er
und ehrte ſie als die hohe Fürſtentochter, und
was er ihr an den Augen abſehen konnte. Der

Sultan war Lameth's beſter Freund; Große und Kleine am Hofe gewann er für ſich durch ſein gütiges Bezeigen, Armen und Nothleidenden half er, und niemand that bei ihm je eine Fehlbitte, daher denn auch Lameth's Pallaſt nur ſchlechtweg die Burg der Hülfe genannt wurde.

Aber mit allem dem war Lameth in ſeinem Glücke noch nicht ſo befeſtigt, daß ihm daſſelbe nicht noch einen harten Streich verſetzt hätte. Es lebte nämlich der böſe Zauberer Mattetai noch immer in Europa nach Herzensluſt, und übte täglich viele Bosheiten aus. Am Ende brachte er es ſo weit in ſeiner Kunſt, daß er, wie ihm früher Luft- und Erdgeiſter unterthänig geweſen waren, und die Waſſergeiſter ihm noch dienten, ſo nun die Feuergeiſter zu ſeinem Dienſte zwingen konnte. Als ihm nun einmal auch wieder ſein verlorener herrlicher Ring in den Sinn kam, und er auch wiſſen wollte, wie es mit dem Schloß in der Höhle Xa Xa beſchaffen wäre, und ob er ſolches nicht noch bekommen könnte, ſo berief er die Feuergeiſter zu ſich, die in ziemlich zorniger Geſtalt erſchienen, und ſich ungeberdig darüber ſtellten, daß man ſie beunruhige. Sie ſchüttelten ſich, daß die Funken ſtoben und ſchrieen den Zauberer mit gräßlicher Stimme an: „Was willſt du von uns?“ Mattetai ſprach: „Sagt mir, ob es nicht möglich iſt, daß ich meinen verlorenen köſtlichen Ring wieder erhalte und das treff-

che Schloß in der Höhle Xa Xa in meine Gewalt be-
omme.“ Die Geiſter antworteten: „Das kann nicht
ohl ſeyn; wir ſind nicht mächtig genug dazu. Beide
eſitzt Lameth, und mißbraucht ſie auch nicht. Und
eil er Erd- und Luftgeiſter in ſeinen Dienſten hat, ſo
önnen wir ihm öffentlich nichts abgewinnen.“

Als Mattetai dieß hörte, ſtaunte er nicht wenig.
r hatte ſchon lange nicht mehr an Lameth gedacht
nd gemeint, dieſer werde längſt zu Staub und Aſche
ermodert ſeyn. Deßwegen rief er: „Wie? Lameth lebt
och? Und er beſitzt die zwei größten Schätze der
Belt? Was muß ich hören! Ich Unglückſeliger, ich habe
nit aller meiner Kunſt, Mühe und Arbeit nicht ſo viel
 Wege bringen können! Der Lotterbube hat mich
intergangen und um beide Schätze gebracht!“ So ge-
erbete er ſich wie ein Raſender, daß ſelbſt die Feuer-
eiſter Mitleid mit ihm hatten und zu ihm ſagten:
Mattetai, dem Lameth hat ſich das Glück zugewendet,
as du mit aller deiner Kunſt nicht haſt erlangen kön-
en. Doch verzweiſle darum nicht; vielleicht kannſt du
nit Liſt gewinnen, was du ſo ſehnlich wünſcheſt. La-
neth lebt nun dem Vergnügen in aller Sicherheit, er
enkt wenig mehr an ſein Schloß, und läßt es in einem
Binkel in guter Ruhe liegen. Verſuch' es daher, ihm
aſſelbe zu entwenden; was wir dazu beitragen können,
ollen wir gerne thun.“ Mattetai war froh, verab-
chiedete die Feuergeiſter und dachte darüber nach, wie
r den herrlichen Schatz erlangen könnte. Er berief die
Baſſergeiſter, die ihm auch noch dienſtbar waren, und

ließ ſich von ihnen durch das Meer ſchnell nach Conſtantinopel tragen. Hier ſuchte er ſich eine bequeme Wohnung aus und erkundigte ſich nach Lameth's Zuſtande. Jedermann ſagte Gutes von ihm, lobte ſeine Gütigkeit und übrige Tugend, erzählte, daß er von ſeiner Gemahlin Bellaſtra geliebt, von dem Großſultan, ſeinem Schwäher, und allen Großen des Hofes hochgeachtet, von aller Welt in Conſtantinopel geehrt werde. Mattetai biß die Zähne über dieſer Nachricht zuſammen; doch überwand er ſeinen Kummer und ließ ſich nach dem Platze führen, wo Lameth's ſchöner Pallaſt ſtand.

Zu ihrem Unglücke ſah Bellaſtra gerade zum Fenſter heraus und der alte Zauberer wurde von ihre Schönheit ſo entzückt, daß er jetzt nicht mehr bloß daran dachte, wie er den armen Lameth ſeines Rings un Schloſſes berauben, ſondern mehr als an Alles, wie e ihm ſeine engelgleiche Gemahlin entführen wolle. Doc freilich, ebendazu hatte er das Schloß nöthig. Mi dieſen Gedanken eilte er in ſein Quartier zurück, geno das Abendeſſen, und ſchloß ſich frühzeitig, als wäre e von der weiten Reiſe ſchläfrig, in ſeine Kammer ein Hier berief er die Feuergeiſter, und bat ſie dringende ihm zur Erlangung des Schloſſes behülflich zu ſeyn Da ſie ſich willig zeigten, ſandte er ſie auf Kundſchaf in das Schloß und bald brachten ſie die gelegene Bo ſchaft, daß Lameth nicht zu Hauſe, ſondern auf eine Jagd abweſend ſey und vor mehreren Tagen nicht heim kommen werde. Auch berichteten ſie ihm, daß da treffliche Schloß in der Schlafkammer auf einem Sammetkiſſen liege. Mattetai ſchalt ſeine Geiſter, daß ſie ihm das Kleinod nicht ſogleich mitgebracht hätten. Die Geiſter antworteten, das ſey nicht in ihrer Macht geſtanden, denn ſie dürften ſich dem Schloſſe nicht nähern. Da legte er den Kopf in beide Hände und ſann lange nach; endlich ſprach er zu den Geiſtern: „Höret, morgen früh verſchaffet mir eine ſchmucke Begleitung von Dienern, und für mich ſelbſt ein herrliches perſiſches Kleid mit einem guten Reitpferde; dann will ich mein Glück verſuchen.“

Die Geiſter verſprachen, Alles beizuſchaffen und am andern Morgen erſchienen zehn perſiſche Trabanten, die ein prächtiges Kleid und ein treffliches Roß für Mattetai brachten. Mattetai rüſtete ſich nun aus und nachdem er ſeinen dienſtbaren Geiſtern das Nöthige aufgetragen, ritt er auf den Palaſt zu. Davor angekommen ſandte Mattetai einen Diener voraus, und ließ ſich als perſiſcher Geſandter anmelden, der mit Lameth als ſeinem alten Bekannten ſich zu unterreden begehre. Bellaſtra ließ dem Fremden bedeuten, wie leid es ihr thue, daß ihr Gemahl abweſend ſey und das Glück nicht haben ſolle, ſeinen Beſuch anzunehmen; wenn ſich aber der Geſandte ein paar Tage gedulden wollte, ſo werde ſie ihrem Gemahle Boten ſenden, damit er einem alten Freunde ſeine Ergebenheit bezeigen könnte. Der abgeordnete Diener, ein wohlunterrichter Feuergeiſt, erwiederte: „So unlieb dieſe Botſchaft ſeinem Herrn zu vernehmen ſeyn werde, ſo habe derſelbe, auf der Durchreiſe begriffen, doch zu ſehr Eile, um ſich länger als bis zum Abende verweilen zu können; jedoch bäte er ſich die Ehre aus, den herrlichen Pallaſt ſeines Freundes, deſſen Ruf bis nach Perſien erſchollen ſey, betrachten zu dürfen; es habe ihm nämlich der König, ſein Herr, aufgetragen Augenſchein davon zu nehmen, und eine genaue Beſchreibung und Zeichnung davon mitzubringen.

Bellaſtra glaubte nichts Unrechtes zu thun, wenn ſie dem Fremden dieſes Anſuchen bewilligte, ſandte ihm alſo ihren Haushofmeiſter entgegen und ließ ihn abholen und im ganzen Pallaſte herumführen. Als Mattetai in das Zimmer kam, in welchem Bellaſtra war, bezeigte er derſelben alle mögliche Ehrerbietung, küßte den Saum ihres Kleides und entſchuldigte ſich, daß er ſo viele Unruhe verurſache. Bellaſtra begegnete ihm hinwiederum freundlich, und da ſich Mattetai als ein rechter Hofmann zu betragen wußte, ſo ließ ſie ihn alle Zimmer nach ſeinem Wunſche ſehen; als ſie aber vor Lameths Schlafgemach kamen, ſcheuten ſich die Diener des Pallaſtes, ihm auch dieſes zu eröffnen, und entſchuldigten ſich damit, daß dieſes Zimmer nicht ganz in Ordnung ſey. Aber Mattetai beſtand darauf, auch dieſes Gemach ſehen zu wollen, weil er einen Abriß des ganzen Pallaſtes mit allen ſeinen Theilen für ſeinen Herrn zu fertigen habe, wie er denn zum Schein immer die Schreibtafel bei der Hand hatte, und bei jedem Zimmer ſeine Anmerkungen darein zeichnete. Er würde, ſprach er, wenig Ehre einlegen, wenn er das Werk unvollendet überlieferte. So wurde ihm endlich auch dieſes Zimmer aufgeſchloſſen, auf welches er freilich wenig Aufmerkſamkeit richtete, denn ſeine Augen ſchweiften nur umher, das Schloß zu entdecken. Sobald er es anſichtig wurde, gab er mit einem ſtarken Huſten ſeinen Geiſtern das verabredete Zeichen, und in dem Augenblick entſtand im Hof unten ein Geſchrei: Feuer, Feuer! Und wirklich ſah man aller Orten die Flammen in die Höhe flackern, denn obgleich der Pallaſt von lauter Steinen erbaut war, ſo ſchienen doch dieſelben über und über zu brennen, als wenn es Holz oder andere feuerfangende Materie wäre. Jedermann lief hinab, das Feuer zu löſchen: in dieſer allgemeinen Verwirrung ergriff Mattetai das treffliche Schloß aus der Höhle Xa Xa und ſteckte es geſchwind in die Taſche; dann lief er mit ſeinen dienſtbaren Geiſtern dem Feuer zu und half löſchen; ſo daß man nach Stillung des Brandes dem perſiſchen Geſandten und ſeinen Leuten den höflichſten Dank für ihre wirkſame Hülfe abſtattete. Nun verzog der Zauberer nicht mehr lange, er nahm ehrerbietigen Abſchied und gieng vergnügt ſeines Weges, denn er hatte den erſehnten Schatz in der Taſche. Er ritt in ſeine Behauſung, bezahlte, was er verzehrt hatte, ritt mit ſeinem Zuge wieder zum Thore hinaus, und verabſchiedete, ſobald er in einem Walde war, ſeine verkappte Geiſterſchaar. Dann nahm er ſeine Einkehr im nächſten Dorfe und erwartete da mit Schmerzen die Nacht. So wie es Mitternacht war, verſchloß er ſich in ſeinem Zimmer, zog ſein liebes Schloß heraus und küßte es vor Freuden.

Darauf drehte er den Schlüſſel um und rief die daran gebundenen Erdgeiſter.

Es erſchienen deren viere; ſie ſtellten ſich aber ſehr unwillig, brummten wie die Bären und ſprachen: „Unwürdiger Beſitzer des vortrefflichen Schloſſes, was willſt du von uns?“ Mattetai antwortete: „Geſchwind, nehmet Lameths herrlichen Pallaſt, mit Bellaſtra und Allem, was darinnen iſt, und traget ihn mit mir unverſehrt nach Amerika; dort ſetzet ihn in einer luſtigen Gegend nieder!“ Als die Geiſter dieß hörten, ſchäumten ſie vor Zorn, ſtampften mit den Füßen auf die Erde, daß alles erzitterte, und antworteten: „Unwürdiger Beſitzer des trefflichen Schloſſes, wiſſe, daß wir dir zwar dermalen gehorchen müſſen; aber glaube ſicherlich, deine Bosheit wird zu rechter Zeit geſtraft werden!“ Trotz dieſer unwilligen Rede faßte ein Erdgeiſt den Zauberer am Schopf und führte ihn ſeinem Willen gemäß nach Amerika. Die andern Geiſter entrückten Lameths ſchönen Pallaſt nebſt Bellaſtra und ihrem Geſinde ebenfalls dahin, und ſetzten ihn in einer ſchönen Ebene neben einem grünenden Palmwalde nieder. Mattetai entließ nun ſeine Erdgeiſter, dagegen rief er die Feuergeiſter, und befahl ihnen, alle diejenigen, die mit Bellaſtra hergekommen waren, zu nehmen und in eine wohnungsloſe Einöde zu tragen, was auch im Augenblicke geſchah. Nur Bellaſtra und ihre Kammerfrau blieben nach des Zauberers Willen zurück.

Der Morgen brach an, und als Bellaſtra erwachte, und in ihrem Pallaſt Alles ſo ſtille fand, als wenn er ausgeſtorben wäre, wußte ſie nicht, was dieß bedeuten ſollte; als ſie aufſtand und einen Blick ins Freie warf, zweifelte ſie lang, ob ſie ſchlafe oder wache. Sie ſah wohl, daß ſie in ihrem Pallaſte war, aber anſtatt wie ſonſt die rauſchende Stadt Conſtantinopel zu überſehen, blickte ſie in eine fremde, ihr ganz unbekannte Gegend, in eine ſtille, grüne Einöde hinaus. Sie rief angſtvoll ihrer Kammerfrau, aber dieſe antwortete ihr ebenſo erſchrocken, im ganzen Schloſſe ſey kein Menſch anzutreffen und alle Thüren ſeyen verſperrt. Bellaſtra betrübte ſich nicht wenig. Noch während ſie miteinander redeten, trat der Zauberer Mattetai ins Zimmer, machte eine tiefe Verbeugung und wollte eine Entſchuldigung gegen die Fürſtin vorbringen. Allein dieſe war über ſein Erſcheinen ſo verwirrt, daß ſie mit ihrer Kammerfrau in ein anderes Zimmer eilte und den Riegel hinter ſich zuſchob, um der widerwärtigen Erſcheinung überhoben zu ſeyn.

In Conſtantinopel konnte in jener Nacht, da der Pallaſt ſeiner Tochter entführt wurde, der Sultan auch inmal wieder nicht ſchlafen. Er warf ſich hin und er, und es wurde ihm verbrießlich länger zu liegen; eil denn der Mond ſo klar ſchien, ſo ſtand er auf und ah zum Fenſter hinaus, in der Richtung von Lameths Pallaſte. Wie riß er nun die Augen auf, als er keinen Pallaſt mehr auf jener Stelle, ſondern den Pla leer ſah! Anfangs meinte er, ihm träume nur ſo; al er aber das Fenſter öffnete und genauer hinſah, un den Pallaſt immer noch nicht erblicken konnte, rief e dem Leibdiener, der in dem nächſten Zimmer die Wach hatte, und befahl ihm, zum Fenſter hinauszuſchauen un zu ſagen, was er geſehen hätte. Sobald dieſer eine Blick hinausgethan, rief er: „Hilf Himmel, ich ſeh kein Schloß mehr; ich weiß nicht, iſt es unter die Erd verſunken, oder wo iſts hingekommen!“ Nun ließ de Sultan Lärm ſchlagen; der Großvezier und die übrige Miniſter wurden gerufen, und er fragte ſie, wie ſich da Verſchwinden des Pallaſtes mit ſeiner Tochter erkläre laſſe. Der Vezier, der, obgleich er ſich äuſſerlich imme ganz anders bezeigt hatte, in ſeinem Herzen dem La meth doch gram war und ihn im Verdacht hatte, da er ſeinen Sohn entführen laſſen, ſagte: „Gewiß, dieſ Lameth muß ein Erzzauberer geweſen ſeyn, der ſich ve ſtellen konnte, wie er mochte, um die weiſeſten un ſchönſten Perſonen in der Welt zu betrügen, und, wen er ihrer ſatt iſt, ſie aus dem Wege zu räumen!“

Der Sultan entbrannte in Zorn; er gab ſeine Gardehauptmann Befehl, den Fürſten Lameth aufzuſ chen, wo er der Jagd nachzugehen pflegte, ihn gefang zu nehmen und unter ſicherer Begleitung nach Hofe liefern. Der Hauptmann that dieſes ungerne, den Lameth war ihm ſehr lieb, doch konnte er nicht umhi den Befehl zu vollziehen; er ritt daher mit ſeinen Leut aus, denſelben aufzuſuchen. Er durfte nicht lan ſuchen, ſo traf er ihn: denn Lameth war von einer ihm ſelbſt unerklärlichen Schwermuth befallen worden, hatte ſich viel eher, als er Willens geweſen war, der Jagdluſt entſchlagen, und eilte gerade nach Conſtantinopel zurück. Als er den Hauptmann der Garde gewahr wurde, fragte er ihn, was es gutes Neue in Conſtantinopel gebe. Dieſer aber zuckte die Achſeln und antwortete: „Wenig, o Herr! Ich habe den Befehl, euch gefangen zu nehmen, und wollte, der Auftrag hätte einen andern betroffen.“ Lameth, der ſich nichts Böſes bewußt war, fragte nach dem Grunde ſeiner Ungnade. Dieſer aber ſagte: Solches würde er von dem Sultan ſelbſt erfahren. Da überreichte ihm Lameth willig ſeinen Degen: „Freund, ſagte er dabei, ich habe ein gutes Gewiſſen und fürchte mich vor nichts!“ So ritt er mit dem Hauptmann und von deſſen Leuten umringt in die Stadt zurück, und von der Hinterſeite her in die Burg des Großſultans hinein.

Dieſer blickte Lameth mit zornigen Augen an, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zum Fenſter und ſprach: „Nun ſage mir, wo iſt dein zauberiſcher Pallaſt, wo haſt du meine Tochter Bellaſtra hingebracht?“ Lameth ſah zum Fenſter hinaus, und als er ſeinen Pallaſt nicht mehr erblickte, erſchrack er ſo ſehr, daß er, ohne ein Wort zu ſprechen, rücklings in Ohnmacht fiel. Man brachte ihn durch allerlei Mittel wieder zur Beſinnung, und nun brach er in Klagen um den Verluſt ſeiner geliebten Bellaſtra aus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber der Großſultan blieb ungerührt, und war ſo erbittert, daß er ihm nur drei Tage Friſt vergönnte, in welcher er ſeine Tochter wieder ſchaffen, oder des Todes ſterben ſollte. Lameth war durch ſein Unglück von Sinnen gekommen; er wünſchte ſich ſelbſt recht bald die Stunde, in welcher er das verdrießliche Leben enden könnte. Indeſſen kamen des Großveziers und Großadmirals Söhne unvermuthet wieder zum Vorſchein. Sie berichteten, wie ſie von unſichtbaren Creaturen hinweggeführt und bis auf dieſe Stunde gleichſam im Verhaft gehalten worden und übrigens wohl verſorgt, der eine in einem Olivenwald, der andere in einem Pomeranzenhain bleiben mußten, bis ſie ſich beide wieder zugleich hierher gebracht ſahen. Weil nämlich die Erdgeiſter nicht mehr unter Lameths Gewalt waren, ſo hatte auch ſein Befehl ein Ende, und die Geiſter mußten dem dienen, der das Wunderſchloß in ſeinen Händen hatte. Die ehrlichen Geiſter aber glaubten Lameth ſelbſt zu dienen, wenn ſie jene beiden nicht in der Einſamkeit zurückließen, ſondern wieder an den Ort brachten, wo ſie dieſelben genommen hatten. Nun ſchrieen aber der Vezier und der Admiral über Lameth, und ſagten, daß kein Anderer es ſey, der ihre Söhne bezaubert habe. Sie ließen daher dem Sultan keine Ruhe, bis dieſer, als nun der dritte Tag erſchien und Lameth unter Seufzern und Thränen ſchweigend vor ihm ſtand, befahl, daß man denſelben im Hofe des Schloſſes aufhängen ſolle.

Aber die Soldaten, die dem Lameth ſehr gewogen waren, widerſetzten ſich dieſem grauſamen Befehl. Ei-

ge rannten hinaus aus der Hofburg und machten es
n Pöbel kund. Da entſtand ein gewaltiger Auflauf,
Schloßthore wurden eingeſchlagen, die Maſſe drang
t Wuth herein und ſchrie: wenn Lameth ſterben
lte, ſo wollten ſie mitſterben, oder aber allen die
lſe brechen, die an ſeinem Tode ſchuld wären. Da
annen ſich der Sultan und die Großen des Hofes
ders; der Sultan rief in den Hof hinab, das Volk
lte ſich zufrieden geben; Lameths Leben ſollte ihm
chenkt ſeyn; er befahl auch auf der Stelle, ihn frei
laſſen. Und wirklich führten einige Vornehme, von
lem Volke begleitet, den trauernden Lameth zum
ore hinaus. Dieſer ging ohne Freude über ſeine
ſtung wie ein Trunkener taumelnd fort, bis er vom
lk entlaſſen in einen tiefen Wald kam, wo er ſich
Gebüſche niederſetzte und ſein unglückſeliges Schick-
überlegte. Da fiel ihm auf einmal ein, daß er
trefflichen Ring noch am Finger trage, durch deſſen
ft er die Luftgeiſter noch in ſeiner Gewalt hatte.
nell drehte er den Ring herum, und ein Luftgeiſt
hien. „Treuer Nebendiener, ſprach Lameth zu ihm,
wird bekannt ſeyn, daß mir ein Böſewicht das un-
gleichliche Schloß geraubt und dadurch bewirkt hat,
mein neugebauter Pallaſt nebſt meiner geliebten
laſtra hinweggeführt worden iſt. Gewiß weißeſt du,
beide ſich derzeit befinden. Ich bitte dich, ſage mir,
ich ſie antreffen, und ob ich meine theure Gemahlin
t wieder bekommen kann?“ Der Luftgeiſt antwor-
: „Es iſt der Verräther Mattetai, der dich durch

Liſt um das Schloß gebracht, und ſofort Bellaſtr in ihrem Pallaſte nach Amerika entführt hat; dort ha ſie viel Verfolgung von dieſem Böſewicht auszuſtehen Dennoch ſey guten Muthes, Lameth! Die Erdgeiſte dienen dem Zauberer nur aus Zwang, und werden ſelb froh ſeyn, wenn ſie von ſeinem Dienſt erlöst werden Wenn du daher willſt, ſo bringe ich dich nach Amerik und dahin, wo Mattetai deine Gemahlin eingeſchloſſe hält, dann mußt du ihn wieder mit Liſt hintergehen wie er dich hintergangen hat!“

Lameth war wieder lebendiger geworden, we er nun wußte, wo ſeine Bellaſtra anzutreffen ſey. E bat den Geiſt, ihn auf der Stelle nach Amerika zu bringen; dieſer ergriff ihn, führte ihn dahin und ſetzte ih in dem Palmenhaine nieder, von wo aus er ſein wohlbekannten herrlichen Pallaſt erblicken konnte. Nu befahl Lameth ſeinem Luftgeiſt, ihm Bettlerkleider z bringen und ihn ſo zu entſtellen, daß ihn Niemand erkennen möchte. Der Geiſt gehorchte und bald war Lamet in einen armen, abgezehrten, hinkenden Bettler verwandelt, ſo daß ſein leiblicher Vater ihn nicht wieder erkannt haben würde. In dieſer Jammergeſtalt wankt er aus dem Walde heraus und dem Pallaſte zu. Sei Herz hätte ihm brechen mögen, als er Bellaſtra erblickt wie ſie ganz traurig zum Fenſter hinausſah, den Ko in beide Hände geſtützt, in tiefe Gedanken verſunken; ſo daß ſie den Bettler nicht eher gewahr wurde, als bis er vor ihr ſtand, und ſie um ein Almoſen anflehte. Bellaſtra warf ihm eine Silbermünze hinunter, und ſagte dabei: „Betet für mich, Alter, daß ich aus meinem Elend endlich erlöst werden möge!“ Der verſtellte Lameth erwiederte: „Ja, ſchöne Frau, das will ich thun; ich verſichere euch, es ſoll nicht lange anſtehen, ſo wird euer Wunſch in Erfüllung gehen!“ Bellaſtra ſah den Alten vom Kopfe bis zu den Füßen an, ſeufzte und ſprach: „Ach, wenn du Recht hätteſt, ich wollte für dich ſorgen, daß du nimmermehr betteln ſollteſt!“ — „Ja, antwortete der verwandelte Lameth, wenn ihr mir erlauben wollt, ein paar Minuten mit euch allein zu ſprechen, ſo könnte ich euch gewiß dienen, denn ich weiß euer ganzes Geheimniß.“ Bellaſtra betrachtete den alten Bettler immer aufmerkſamer, und da ihr ſeine Reden ſo bedeutſam vorkamen, ſo ſagte ſie ihm: „Komm heute Abend, wenn es dunkel iſt, meine Kammerfrau ſoll dich zu mir geleiten!“

Lameth machte eine hinkende Verbeugung und ſagte: „Ja, ja, es ſoll dich nicht gereuen; die That ſoll meine Worte erfüllen!“ Er hinkte ſeinen Weg in den Palmenwald zurück, und wartete, bis es recht finſter wurde. Unterdeſſen berief er ſeinen Luftgeiſt und verabredete mit ihm das Nöthige. Dieſer entdeckte ihm, daß Mattetai das Schloß aus der Höhle Xa Xa allezeit an einer ſtarken, goldenen Kette am Halſe hangen habe; ſo lange er dieſes beſitze, ſey er nicht mit Schwert, Gift, Feuer und Strick um's Leben zu bringen; ja wenn er zwiſchen zwei Mühlſteine geworfen würde, müßten eher dieſe in Stücke ſpringen, als daß ſie ihm einen Schaden zufügen könnten. Lameth müßte ſich daher nach einer Liſt umſehen und den alten Zauberer durch ein ſtarkes Getränk berauſcht zu machen ſuchen, damit er alsdann, wenn jener beſinnungslos wäre, das Schloß von ſeinem Halſe löſen und über ſein Leben verfügen könnte. Weil nun Mattetai den Wein aus Calabrien am meiſten liebe, ſo verſprach der Geiſt, ihm dergleichen zu verſchaffen, zugleich wolle er ein Gegenmittel bringen, das für den, welcher ſich deſſelben bediente, denſelben Wein unſchädlich machen ſollte, er möchte davon trinken, ſo viel er wollte. Dieſes Alles ſollte Lameth ſeiner Gemahlin Bellaſtra in Bettlersgeſtalt überbringen und ihr anzeigen, wie ſie ſich dabei klüglich zu verhalten hätte, um den Zauberer in die Falle zu locken.

Hocherfreut über des dienenden Geiſtes guten Rath gieng Lameth, ſobald Jener ſechs Flaſchen calabriſchen Weines und das wirkſame Gegenmittel herbeigeſchafft hatte, in der Dunkelheit, beides in einem Korbe verborgen, nach Bellaſtra's Pallaſte zu, die auf ein verabredetes Zeichen die Kammerfrau hinabſchickte, ihn herauf zu geleiten. Dieß konnte um ſo leichter geſchehen, als der jüdiſche Böſewicht auf einige Tage verreist war. Als der geheuchelte Bettler in Bellaſtra's Zimmer trat, fand er ſie traurig auf ihrem Ruhepolſter ſitzen. Sie redete ihn alſo an: „Wie iſt's, guter Alter, kommt ihr, euer Wort zu erfüllen und mir ein Mittel an die Hand zu geben, wie ich von meinem Elende loskommen möge?“ — „Thut, was ich euch ſage, erwiederte Lameth; wenn morgen Mattetai zurückkehrt, ſo trachtet dahin, daß er ſich in dieſem Weine berauſche, welchen ich hier mitbringe. Seht, da ſind ſechs Flaſchen des beſten calabriſchen Weines; den trinkt er am liebſten; ſprecht ihm zu, ja muntert ihn durch euer eigenes Beiſpiel auf, zu trinken, bis ſeine Sinne ihn verlaſſen; ihr ſelbſt, ehe ihr zu trinken anfanget, nehmet dieſes Gegenmittel ein, das ich euch hier übergebe, und das euch vor den Wirkungen des Weines beſchützen ſoll. Iſt Mattetai betrunken, ſo gebet mir mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenſter hinaus; dann will ich kommen und eurem Elend ein Ende machen.“ Bellaſtra hörte dem Allem mit Freuden zu, und verſprach, allen Verſtand zuſammen zu nehmen, um den Anſchlag glücklich auszuführen. Der Bettler ſtellte die Flaſchen Weines und das Fläſchchen mit dem Gegenmittel auf den Tiſch, wünſchte ihr Glück zu ihrem Vorhaben und ging ſeines Weges.

Bellaſtra ſann die ganze Nacht über das Spiel nach, das ſie vor hatte. Als es Tag ward, legte ſie ihre ſchönſten Kleider an, und erwartete die Ankunft des Zauberers, welche bald erfolgte. Sie ließ ihn ſogleich durch ihre Kammerfrau rufen und redete ihn bei ſeinem Eintritte ganz freundlich ſo an: „Mein Freund! Da ich mich ſo lange vergeblich gegrämt habe, und doch nicht zu den Meinigen zurück gelangen kann, ſo habe ich mich nun entſchloſſen, mein übriges Leben nicht in gleicher Traurigkeit hinzubringen. Wenn ihr euch daher künftig in meine Launen ſchicken und meine gewohnte Lebensart annehmen wollet, ſo erbiete ich mich, euch zu meinem Gemahl anzunehmen.“ Mattetai wallte das Herz im Leibe vor Freuden, als er die Prinzeſſin ſo ſprechen hörte; denn früher war ſie allezeit vor ihm geflohen und hatte mit Wort und That auf alle Weiſe ihren Widerwillen gegen den Böſewicht ausgedrückt. Er konnte nicht Worte genug finden, Bellaſtra zu verſichern, daß er ſich in Allem ihrem Befehl unterwerfen werde, und brachte dabei einen närriſchen Haufen von Worten untereinander her, ſo daß ſie ſich kaum des Lachens enthalten konnte. Sie unterbrach ihn daher und ſagte: „Ich glaube Alles, was ihr mir ſagt; nur Eines macht mir Zweifel. Ihr wiſſet, daß ich am türkiſchen Hof auferzogen worden bin, wo man heimlich allezeit wacker zu trinken pflegt. Da möchte ich denn wiſſen, ob ihr mir ſolches auch zulaſſen, und wenn mich die Luſt ankommen wird, mir wacker Beſcheid thun werdet.“ — „Oho,“ antwortete Mattetai lachend, „wenn es nichts weiter iſt, als dieſes, ſo werden wir bald mit einander einig werden. Ich haſſe den Trunk auch nicht, und euch zu Liebe wollte ich einen ganzen Becher Gift austrinken, warum ſollte ich euch nicht bei einem guten Glaſe Weins Beſcheid thun; denn Schlechtes werde ich bei euch doch nicht zu trinken bekommen!“ — „Nein, ſchlechte Weine mag ich auch nicht,“ erwiederte Bellaſtra, „aber der Wein aus Calabrien iſt mein Leibtrunk.“ Da lachte Mattetai wieder und ſprach: „Beim Element,

taugen wir gut zuſammen; den Wein aus Cala-
ien liebe ich mehr, als alle andere!“

„Nun ſo kommet her und ſetzt euch zu mir,“ ſagte
ellaſtra, indem ſie aufſtand und die ſechs Flaſchen,
ne nach der andern aus einem Schranke nahm. „Laßt
s in die Wette zechen! Aber es fehlt an einem Glaſe.“
attetai erhub ſich, warf einen zärtlichen Blick auf
Fürſtin und ging, ſchöne Becher zu holen. Dieſen
ugenblick hatte ſich Bellaſtra erſehen, nahm das Fläſch-
n mit dem Gegenmittel aus dem Schranke, und that
chwind einen Zug daraus. Gleich darauf kam der
uberer mit den Pokalen und Bellaſtra ſchenkte ihm
. „Dieß auf mein Wohlſeyn getrunken, Freund!“
rach ſie, und Mattetai ließ ſich nicht lange bitten.
leerten ſie eine Flaſche nach der andern und der Zau-
rer konnte ſich über die Ausdauer ſeiner Geliebten nicht
ung wundern; denn als ſie an die vierte Flaſche
nen, wurde ihm bereits taumelig im Kopfe. Bella-
a ſchien zu bedauern, daß ſie nur noch zwei Flaſchen
rig habe, ſprach und trank ihm dabei wacker zu. Die
te Flaſche goß ſie gar nicht in den Pokal, ſondern
te dieſelbe an den Mund und trank ſie zur Hälfte
f Mattetai's Geſundheit aus, ſtellte ihm den Reſt
und ſprach: „Trinkt das auf meine Geſundheit, Lie-
! dann wollen wir ſchlafen gehen!“ Mattetai von
be und Wein trunken, ergriff die Flaſche, ehe er ſie
och an den Mund ſetzen konnte, fiel er im Rauſche
Boden, und ließ auch die Flaſche fallen, daß ſie in
ſend Stücke zerſprang.

Bellaſtra rüttelte den Liegenden, als wollte ſie ihm helfen, eigentlich aber nur um zu ſehen, ob er auch tief genug berauſcht ſey, und als ſie gar keine Empfindung an ihm ſpürte, öffnete ſie das Fenſter und gab ihr Zeichen mit dem Tuche. Der lahme Bettler flog die Treppe hinauf, und wurde von der Kammerfrau in das Gemach geführt, wo der böſe Mattetai wie ein Stein auf dem Boden lag. Lameth ließ nun ſeine Gemahlin und ihre Kammerfrau abtreten, fiel über den Zauberer her, riß ihm das Oberkleid ab und ſuchte das Schloß, das er auch ſogleich an ſeinem Buſen fand. Er zog ihm daſſelbe ſammt der Kette ab, und drehte den Schlüſſel ſchnell um; die Erdgeiſter erſchienen und fragten tanzend und ſpringend vor Freuden: „Würdiger Beſitzer des unſchätzbaren Schloſſes, was befehlet ihr?“ Lameth ſagte: „Nehmet hier dem boshaften Zauberer das Leben!“ Keinen angenehmeren Befehl hätte Lameth ſeinen dienſtbaren Geiſtern geben können. Zwei ergriffen ihn bei den Händen, zwei bei den Füßen, und zerriſſen ihn in vier Stücke. Schnell drehte Lameth ſeinen Ring um; die Luftgeiſter kamen und trugen auf ſeinen Befehl die zerriſſenen Glieder des Zauberers hinaus in alle vier Theile der Welt. Die Luftgeiſter mußten ihm auch das Zimmer reinigen, ihm ſeine vorige Geſtalt wieder geben und die früher getragenen Fürſtenkleider wieder anlegen; dann mußten ſie den Pallaſt mit Allem, was darinnen war, auf der Stelle wieder nach Conſtantinopel verſetzen, und ſeine von Mattetai verbannte Dienerſchaft wieder herbeiſchaffen.

Nachdem Alles geſchehen und die Diener wieder
r Stelle waren, berief er ſeine geliebte Bellaſtra. Als
rſe in das Zimmer trat, erwartete ſie den hinkenden
ettler wieder zu finden, da erblickte ſie ihren ſchönen
emahl, und warf ſich ihm in die Arme. Lameth
zählte ihr, daß er den Bettler vorgeſtellt, und wie
les ergangen ſey. Die Diener ſtürzten herbei, ihren
errn zu grüßen; ein gutes Nachtmahl ward bereitet;
le waren guter Dinge.

Wie Bellaſtra in der Frühe erwachte, fiel ihr erſter
ick zum Fenſter hinaus wieder auf die Stadt Conſtan-
opel. Der Sultan aber, der nach ſeiner Gewohnheit
h aufſtand und an das Fenſter trat, ſah den Pallaſt
eder an der alten Stelle ſtehen. Außer ſich vor Freu-
kleidete er ſich eiligſt an, und begab ſich mit ſeiner
bwache nach dem Ort. Hier flog ihm ſeine Tochter
llaſtra entgegen, bewillkommte ihren Vater mit kind-
er Freude, und reinigte ihren Gemahl von aller Schuld,
em ſie die Begebenheit nach der Wahrheit berichtete.
r Großſultan ſchämte ſich ſeiner Uebereilung und
pfing den zu ſeiner Begrüßung herbeigeeilten Lameth
s Zärtlichſte. Großvezier und Admiral, die ihn
ten tödten wollen, warfen ſich dem Wiedergekehrten
Füßen und erhielten Verzeihung. Lameth und Bel-
ra lebten viele Jahre im Glück und Frieden. Das
loß aus der afrikaniſchen Höhle Xa Xa aber wurde
Lameth in beſſerer Verwahrung gehalten als zuvor,
er blieb des unſchätzbaren Kleinods ruhiger Beſitzer
an ſein Ende.

Griſeldis.

In Piemont, am Fuße eines hohen Berges, liegt eine herrliche Herrſchaft, welche blühende Städte und viele ſchöne Dörfer in ſich begreift. Der erſte Markgraf, dem dieſe Landſchaft eigenthümlich zugehörte, hieß Walther. Er war ein Mann ſchön von Geſtalt, ehrbar von Sitten, jung von Jahren, reich begabt mit Verſtand. Aber alle ſeine Neigung war ſo ſehr der Jagd und dem Vogelſange zugekehrt, daß er das Andere darüber vergaß und ſich der Regierung ſeines Landes gänzlich entſchlug. So hatte er auch keine Luſt zum Heirathen, nicht als ob ein Gelübde ihn abgehalten hätte, ſondern die geprieſene Freiheit und die Liebe zum unabhängigen Leben und zur Selbſtherrſchaft ließ ihn an keine eheliche Verbindung denken. Wenn daher gute Freunde zu ihm von ſeiner Vermählung ſprachen, ſo pflegte er wohl zu erwiedern: „Ich mag meine Freiheit nicht verkaufen, und nicht ein Weib zur Mitregentin annehmen. So lange ich ledig bin, thue ich, was ich will: wenn ich aber verheirathet bin, ſo muß ich vielmals thun, was meine Frau will. Thue ich dieſes nicht, ſo habe ich eine widerwillige Frau, und zugleich Zank und Hader im Hauſe!“ Die Untergebenen verdroß dieſes Verfahren ihres Herrn; ſie hätten es gar zu gerne geſehen, wenn ihr Herr eine glückliche Ehe eingegangen und Erben ſeiner Güter hinterlaſſen hätte. Die Vornehmſten der Grafſchaft berathſchlagten ſich daher, wie ſie die Sache anſtellen und ihren Herrn zum Heirathen vermögen könnten. Deßwegen erſchienen ſie eines Tages insgeſammt vor dem Markgrafen, und der Vornehmſte unter ihnen redete ihn mit folgenden Worten an:

„Gnädiger Herr und Markgraf! die Freundlichkeit Euer Gnaden giebt uns den Muth, frei herauszureden, was wir in unſerem Sinne gefaßt haben. Wir hoffen nicht, daß Ihr ſolches übel aufnehmen werdet, weil Eure Güte und Euer väterliches Gemüth uns Allen genugſam bekannt ſind. Wir ſchätzen uns für glücklich, einen ſo lieben Herrn zu haben, und von ihm beſchützt zu werden. Wir würden uns aber noch viel glücklicher halten, wenn wir Eure markgräfliche Gnaden für ewig bei uns behalten könnten.“ Nun wiſſen wir, daß dieß nicht möglich iſt. Das Nächſte aber wäre, wenn wir Eurem ehelichen Erben in Liebe dienen und unterthänig ſeyn dürften. Unſer Herr iſt zwar jetzt noch jung von Jahren und ſtark an Kräften; er weiß aber, daß die nachkommenden Jahre dieſe Kraft verzehren werden. Deßwegen iſt unſre unterthänige Bitte, daß Eure Gnaden geruhen mögen, durch eine Vermählung Bedacht darauf zu nehmen, daß Sie in erwünſchten Erben fortleben, und dereinſt Ihr Land fortregieren. Wird unſer billiges Begehren erhört und uns ein Auftrag gnädigſt gegeben, ſo wollen wir ein Fräulein für Euer Gnaden ausſuchen, das an Geblüt, Schönheit und tugendlichen Sitten unſerem Herrn am ähnlichſten ſeyn wird.“

Auf dieſe Worte ſchwieg der Graf eine Zeitlang ſtill, und dachte dem Vorſchlage nach. So ſchwer es ihn ankam, ſo überwand ihn doch am Ende die Liebe zu ſeinen Unterthanen, und er entſchloß ſich, ihrem Begehren zu willfahren. So ſprach er denn zu ihnen: „Meine lieben Freunde! Eure demüthige Bitte nöthigt mich, euch zu willfahren, und zu thun, was ich nie im Sinne gehabt habe. Denn ich hatte mir allezeit vorgenommen, meine Freiheit völlig zu behalten, die im Eheſtande wohl ſchwerlich mag erhalten werden; nun aber unterwerfe ich mich freiwillig dem Willen meiner Unterthanen, damit ſie erkennen, daß ich ſie liebe und daß ich als ein Vater ihnen vorzuſtehen begehre. Jedoch bedanke ich mich für euer Anerbieten, mir eine Gemahlin zu erleſen, die meines Gleichen ſeyn ſoll. Dieſe Mühe will ich ſelbſt auf mich nehmen, und ich vertraue hierin auf die Hülfe des Allerhöchſten, der in ſeine Hände das Glück des Eheſtandes gelegt hat. Er wird mir ein Weib zuführen, welches mein Heil und meine Ruhe nicht hindern, und zugleich eurem Verlangen, die Regierung in meinem Hauſe geſichert zu ſehen, ein Genüge thun wird. Eines aber ſollt ihr mir verſprechen und halten: daß ihr diejenige, die ich zu meinem Eheweib auserleſen werde, als Markgräfin und als eure Herrin ehren und ihr unterthan ſeyn wollet. Es ſoll auch Keiner unter euch ſeyn, welcher über meine Wahl eines Weibes jemals klage, ſondern diejenige, die mein Ehegemahl werden wird, die ſollt ihr, als wäre ſie die Tochter eines römiſchen Fürſten, ehren und für eure gebietende Frau erkennen.“

Ueber dieſe Antwort des Grafen erfreuten ſich die verſammelten Diener höchlich, und waren ganz bereitwillig, dem Begehren ihres Herren zu willfahren. Sie verſprachen deßwegen mit einem feierlichen Gelübde, der Frau, die er erwählen würde, unterthänig zu ſeyn, und, welcher Art ſie auch ſeyn ſollte, im Geringſten nicht wider ſie zu klagen. Darauf ſchieden ſie getroſt von dem Markgrafen, und erwarteten mit Verlangen, was für eine Dame er zu ſeiner Braut erwählen würde.

Der Graf aber brachte einige Tage in tiefem Nachſinnen darüber hin, was für eine Frau er nehmen ſollte. Endlich entſchloß er ſich, keine ſtolze Erbin, ſondern ein demüthiges Mädchen zu erkieſen, das ihm in Allem willfahren würde. Als daher einige Wochen verfloſſen waren, und er ſich in ſeinem Entſchluſſe feſtgeſetzt hatte, da befahl er ſeinem Haushofmeiſter, Alles zu der nächſtkünftigen Hochzeit fertig zu machen. Noch wußte Niemand, welche Jungfrau die Braut ſeyn ſollte, und der Graf wollte es auch Niemand offenbaren, ſo oft er darum befragt wurde.

Inzwiſchen ward Alles auf fürſtliche Weiſe vorbereitet, und viele hohe Gäſte wurden geladen. Der hochzeitliche Tag nahte heran, ohne daß Jemand wußte, von wannen die Braut kommen ſollte. Der Graf rüſtete goldene

Ringe und Ohrengehänge, die er einem andern Mädchen, welche ſeiner Braut an Wuchſe gleich war, hatte nmeſſen laſſen. Wie nun der beſtimmte Tag herbeige-ommen und die geladenen Gäſte in großer Menge gegenwärtig waren, ſo fehlte niemand mehr als die markgräfliche Braut. Da entſtand eine große Verwunderung unter allen Anweſenden, ja es erwuchs ſogar der Zweifel, ob es nicht mit der ganzen Hochzeit nur auf einen muthwilligen Scherz abgeſehen ſey. Die Stunde des Mittagsmahles war gegenwärtig; Zimmer und Tiſche waren geziert, die feſtlichen Speiſen bereit; dennoch wurde kein Wort vernommen, welches Fräulein für die Braut des Grafen erklärt ſey. Zuletzt ſahen ſich die Gäſte genöthigt, den Grafen zu fragen, warum ſie denn eigentlich zur Hochzeit geladen ſeyen. Er aber gab ihnen zur Antwort, ſie ſollten ohne Sorgen ſeyn; die Braut ſey ſchon auf dem Wege; alle möchten ſich fertig machen, ihr entgegenzugehen und ſie mit gebührenden Ehren zu empfangen. So ſammelten ſich denn alle geladenen Herren und Frauen und begaben ſich insgeſammt zum Schloſſe hinaus. Vor ihnen her ritt der Markgraf mit hochzeitlichen Kleidern angethan, neben ihm fuhren in feſtlichen Wagen einige Edelfrauen, welche die Brautkleider nebſt allem weiblichen Zierrath verſchloſſen mit ſich führten. Der hochzeitliche Feſtzug war auf dieſe Weiſe in das nächſte Dorf gekommen, und Niemand wußte, wohin er weiter gehen ſollte. Gleichwohl verbreitete ſich ein dumpfes Gerücht unter den Gäſten, daß hier der Ort ſey, wo der Graf ſich ſeine Braut erwählen würde, und obgleich ſich Niemand einbilden konnte, auf welche Weiſe dieß geſchehen ſollte, ſo hatten ſich doch alle Bauernmädchen des Dorfes, zu welchen die Sage gleichfalls gedrungen war, aus Neugierde verſammelt und harrten auf die abentheuerliche Brautwahl des Markgrafen.

Nun lebte in dieſem Dorfe, in dem nur wenige und lauter arme Bauern wohnten, ein Mann, Namens Janicula, der ärmſte unter Allen, der eine einzige Tochter hatte, welche Griſeldis hieß; ſo arm ſie war, ſo ſchön war ſie von Geſtalt, tugendſam von Sitten und mit vielen Gaben der Natur geſchmückt. Sie hütete die wenigen Schaafe ihres Vaters, und brachte die meiſte Zeit auf dem Felde zu; dennoch kochte ſie alle Speiſen für die Hausgenoſſen, und die halbe Nacht verbrachte ſie allezeit mit Spinnen. Ihren Aeltern war ſie in allen Dingen gehorſam und den Werken der Andacht ſehr ergeben. Dieſes Bauernmädchen hatte der Markgraf im Vorüberreiten vielmal mit Augen geſehen und ihre Sitten wohl beobachtet. Schon lange trug er zu ihr eine aufrichtige Neigung im Herzen, und war entſchloſſen, ſich mit ihr zu vermählen.

Zu der Zeit nun, da die Hochzeitgäſte in das Dorf kamen, war die gute Griſeldis am Brunnen geweſen und eilte jetzt eben mit ihrem Kruge nach Haus, um zugleich mit den andern Mädchen zu ſehen, woher denn die Braut kommen ſollte. Als ſie aber ihrem Hauſe nahete, trat ihr der Graf entgegen und ſprach zu ihr: „Griſeldis, wo iſt dein Vater?“ Das Mädchen neigte ſich gar tief und ſprach mit großer Ehrerbietung: „Er iſt zu Hauſe, gnädiger Herr.“ „Laß ihn zu mir herauskommen,“ ſagte der Graf. Als dieß geſchehen war, nahm der Markgraf den Bauern bei der Hand, führte ihn ein wenig bei Seite und ſprach mit heller Stimme zu ihm alſo:

„Ich weiß, mein lieber Janicula, daß du ein frommer und aufrichtiger Mann biſt, und daß du mir als deinem Herrn in allen Dingen gehorſam ſeyn wirſt: deßwegen frage ich dich: Willſt du mir deine Tochter Griſeldis zur Ehe geben, und mich, deinen Herrn, zu einem Eydam haben?“ Der gute, alte Mann erſtarrte über dieſer Rede und wußte nicht, was er darüber denken oder ſagen ſollte. Erſt als ihn der Graf zu einer Antwort nöthigte, ſprach er mit Zittern: „Gnädiger Herr, ich finde vor Schrecken keine Antwort; aber weil ihr mein Herr ſeyd, ſo darf ich nichts Anderes wollen, als was Euch gefällig iſt. Und ſo es denn Euer Ernſt iſt, meine arme Tochter zur Ehe zu nehmen, ſo bin ich viel zu gering, Euch hierin zu widerſprechen.“ Der Graf erwiederte: „Gut! ſo laß uns zwei allein in Euer Haus gehen. Ich muß den Willen deiner Tochter erkennen, und ſie über einige Dinge befragen.“

So blieben alle Hochzeitsgäſte draußen in höchſter Verwunderung ſtehen; der Graf aber gieng mit dem Vater in das Haus, nahm die Tochter bei der Hand und ſprach: „Weil es ſowohl deinem Vater als mir gefällt, daß du mein Weib ſeyn ſolleſt, Griſeldis, ſo hoffe ich, es werde dir nicht mißfallen, mich zur Ehe zu nehmen.“ Die verſtörte Jungfrau erſchrack, als wenn der Himmel über ſie herabfiele und die Erde drehte ſich mit ihr. Der Graf aber ſprach ihr mit freundlichen Worten zu: „Fürchte dich nicht, meine liebe Griſeldis, denn du biſt es, die ich vor allen Weibern der Erde zu meiner Braut auserkohren habe; und wenn du darein willigeſt, ſo werde ich mich noch heute mit dir vermählen.“ Griſeldis neigte ſich in Demuth und antwortete: „Gnädiger Herr! ich erkenne mich zwar ſo großer Ehren ganz und gar unwürdig; gleichwohl, wenn es Euer ernſtlicher Wille und Eures Herzens Meinung iſt, mich armes Bauernmädchen zu Eurer Dienerin anzunehmen, ſo darf ich mich meinem Herren nicht widerſetzen.“ Darauf ſprach der Graf mit ernſter Miene: „Ehe ich dich denn zur Ehe nehme, frage ich dich, Griſeldis, ob du mit freiwilligem Herzen bereit ſeyeſt, mir in Allem gehorſam zu ſeyn, in keinem Dinge meinem Willen zu widerſtreben; ſo daß du Alles, was ich mit dir thun werde, ohne ein ſaures Geſicht und ohne ein rauhes Wort tragen wolleſt?“ — „Gnädiger Herr Graf, erwiederte die Jungfrau, wenn ich die große Ehre, die mir nicht gebühret, haben ſoll, Eure Gemahlin zu ſeyn, ſo verſpreche ich, nichts wiſſentlich zu thun oder zu denken, was wider Euer Herz wäre; Ihr werdet mir nichts thun und nichts befehlen, was ich übel aufnähme, und ſolltet Ihr mich auch ſterben heißen.“ Dieſe Worte gefielen dem Grafen wohl und er ſprach freudig: „es iſt genug! wenn du dieſes thun willſt, ſo begehre ich weiter nichts von dir!“

Damit nahm er ſie an der Hand, führte ſie zum Hauſe hinaus und zeigte ſie allen Anweſenden; ſprach auch dazu mit lauter Stimme: „Dieſe Jungfrau hier iſt meine Braut, dieſe iſt eure gnädige Frau; ſie ehret, ſie liebet, und, wofern ihr mich werth habt, ſo habet ſie noch viel mehr werth.“ Und nun befahl er den beſtellten Edelfrauen, daß ſie die Magd alsbald ihrer Bauernkleider berauben, und ſie mit herrlichen Brautgewanden zieren ſollten, daß ſie ihrem neuen Stande gemäß in des Grafen Haus einziehen könnte. Die Frauen nahmen das Mädchen auf offener Straße unter ich und ſchloſſen einen dichten Kreis um ſie, ſo daß Niemand ſehen konnte, was ſich mit ihr begab. Da ntkleideten ſie die Jungfrau ihrer bäuriſchen Kleider nd zierten ſie ſo ſchön, daß man ſie kaum wieder erennen konnte. Als ſie nun ſo in aller Eile aufeſchmückt war, daß ſie einer Gräfin und nicht mehr iner Bäurin glich, wurde ſie von den Frauen dem Graen zugeführt und als ſeine würdige Braut vorgeſtellt. Der Markgraf zog den bereitgehaltenen Trauring herr, ſteckte ihr denſelben an den Finger, und verſprach ch öffentlich mit ihr vor allem Volke. Hierauf ließ die Braut auf ein ſchneeweißes Pferd ſetzen, und hrte ſie mit Ehren und Freuden nach ſeinem gräflichen Schloſſe. Das Volk lief ſchaarenweiſe nach und rief it jubelnder Stimme: „Es lebe Griſeldis!“ indem es gleich der Jungfrau Glück und Heil zu dieſer unverffften Ehre wünſchte. Die Trauung wurde noch an mſelben Tage mit großer Feierlichkeit auf dem Schloſſe vollzogen und die Hochzeit in allen Freuden abgehalten, und da war Niemand, der ſich nicht über dieſe ſeltene Heirath aufs Höchſte verwunderte, aber auch erfreute. Denn es ſchien, als hätte Gott dieſe Heirath im Himmel ſelbſt geſchloſſen, und der frommen Griſeldis ſo beſondere Gnadengaben herabgeſchickt, daß man meinte, ſie ſey nicht in einem Bauernhauſe, ſondern an einem adelichen Hof erzogen worden, mit ſo zierlichen Sitten, mit ſo viel Klugheit und Verſtand, mit ſolcher Freundlichkeit zeigte ſie ſich begabt; daher ſie denn auch von allen höchlich verehrt und geliebt wurde. Ja, diejenigen, die ſie von Jugend auf gekannt hatten, konnten ſich jetzt kaum mehr vorſtellen, daß ſie des armen Janicula's Tochter war. Auch lebte das Ehepaar in ſolcher Liebe und Einigkeit, daß keines das andere mit dem geringſten Wort erzürnte, und beide gaben ihren Unterthanen das ſchönſte Exempel der Tugend und der Frömmigkeit.

Ehe ein Jahr zu Ende gegangen war, gebar Griſeldis zur höchſten Freude aller adeligen Dienſtmannen des Grafen, ihres eigenen Vaters und des geſammten Landes ein gar ſchönes Fräulein. Nur mit ihrem Eheherrn ſelbſt ſchien eine Veränderung vorgegangen zu ſeyn. Er bezeigte über dieſe Geburt keine ſonderliche Freude, vielmehr einen Verdruß und Widerwillen, ſo

aß es ſchien, als wäre ihm ein junger Sohn viel lie-
er geweſen, als eine Tochter. Nun merkte zwar die
ute Gräfin, daß ihr Herr ſich nicht mehr ſo gütig ge-
en ſie erwies, als er bisher zu thun gewohnt war;
nnoch litt ſie dieſes mit großer Geduld, und beſleiß-
gte ſich, durch doppelte Freundlichkeit ſein Gemüth zu
winnen. Der Graf aber ließ ſich dadurch nicht bewe-
n; er gedachte vielmehr durch ſeine Handlungsweiſe
e Treue ſeines Weibes auf die Probe zu ſtellen. Als
s Kind von der Mutterbruſt entwöhnt war, berief er
riſeldis allein zu ſich in ſein Zimmer. Hier ſtellte er
h keineswegs freundlich gegen ſie an, ſondern begann
t ernſthaften Worten ſo zu ſprechen: „Du weißeſt,
Griſeldis, in welchem Stande du früher gelebt haſt
d auf welche Weiſe du in mein Haus gekommen biſt.
un biſt du mir zwar lieb und angenehm; aber meine
eligen Freunde haben ein großes Mißfallen an dir,
d meine Unterthanen wollen dir, als einer armen
urin, auch nicht unterworfen ſeyn, zumal da du
r eine Tochter geboren haſt, während doch [illegible] viel-
hr einen Sohn verlangt hätten. Ja ſelbſt wenn es
Sohn wäre, ſo möchten ſie ihm dennoch nicht unterthan
n, darum daß er von einer ſchlechten Bäurin geboren
rden. Und weil ich gerne mit meinen Freunden und
terthanen in Frieden leben möchte, ſo ſehe ich mich
öthigt, vielmehr ihrem als meinem eigenen Urtheile
folgen, und dasjenige zu thun, was meiner Natur
s zuwider iſt. Jedoch wollte ich nichts ohne dein
rwiſſen unternehmen, ſondern dir Alles zuvor offen-

baren. Zugleich frage ich dich, ob du noch deſſelben Sinnes ſeyeſt, wie du von Anfang unſers Eheſtandes an geweſen biſt, als du mir verſpracheſt, nichts zu thun noch zu denken, was wider meinen Willen wäre, und nichts übel aufzunehmen, was ich dir befehlen oder mit dir beginnen würde.“

Man hätte meinen ſollen, auch das allerſtandhafteſte Gemüth müſſe ſich über eine ſo unverhoffte Rede billig entſetzen. Griſeldis aber ſprach mit unerſchrockenen Worten: „Du biſt mein gnädiger Herr, und ich mit meinem kleinen Töchterlein ſind in deiner Gewalt; thue deßwegen mit uns, als deinen Leibeigenen, was dir gefällt. Dir kann nichts gefallen, was mir mißfallen möge, denn ich habe nichts anderes zu begehren und fürchte nichts zu verlieren als eben Dich; ich habe dich ſo tief in mein Herz eingedrückt, daß du zu keiner Zeit, auch nicht durch den Tod, aus demſelben geriſſen werden kannſt. Eher wird Alles geſchehen, als daß dieß mein Gemüth könnte verändert werden.“ Ueber dieſe Antwort wurde der Graf innerlich ſo bewegt, daß ſein Herz im Leibe ſich umwendete, und er ſich der Thränen kaum erwehren konnte. Dennoch blieb er äußerlich ganz ernſt, und ſprach zu ihr mit ſtrengen Worten: „Ob dir dieſe Antwort von Herzen gehe, wird ſich bald zeigen!“ Mit dieſem kurzen Worte ging er davon und ließ ſich nichts von ſeinem innern Schmerze merken. Alſobald berief er einen ſeiner getreueſten Diener, und wendete ſich an ihn mit dem Befehle: „Gehe hin zu meiner Gemahlin und fordere von ihr das kleine Töch-

rlein. Wenn ſie es dir nicht gutwillig giebt, ſo nimm
mit Gewalt aus ihren Händen. Sag' ihr ohne Scheu,
habe befohlen, daß du es nehmen ſolleſt, damit es
nweggetragen und umgebracht werde. Dabei gieb ge-
n Achtung, wie ſich die Mutter benimmt, und be-
hte mir ſofort gründlich, wie ſie ſich angeſtellt habe."
r Diener erſchrack über dieſen Befehl heftig, und
rach mit beweglichen Worten: „O Herr, was hat
n das unſchuldige Kind gethan, daß ihr es hinrich-
wollet, oder womit hat ſeine Mutter ſich verſün-
et, daß ihr ſie ſo ſchwer betrüben wollet? Scho-
doch des unſchuldigen Lammes, und vergießet nicht
s edle Blut, das ihr ſelbſt gezeugt habt!" Aber der
af ergrimmte und hieß ihn mit zornigen Worten
n, wie er befohlen. So ging der Diener denn zu
n Gemache der Gräfin und ſprach gar traurig zu ihr:
nädige Frau! ich bin leider der Träger einer gar ſchlech-
Botſchaft. Unſer Herr muß ſehr erzürnt über euch
, denn er hat mir ernſtlich befohlen, euer Kind von
zu nehmen und es zum Scharfrichter zu tragen,
nit es umgebracht werde. Ich habe zwar für euch
das arme Töchterlein gebeten, aber ſeinen Zorn da-
h nur größer gemacht. Gebet mir darum euer Kind!"
r hätte nicht erwartet, Griſeldis werde über die-
grauſamen Befehl in lauten Jammer ausbrechen?
aber that gerade das Widerſpiel, und bewies in
em ſchweren Augenblicke die übernatürliche Stärke
s Gemüthes. Deßwegen ſprach ſie zum Diener ganz
ſchrocken: „Das kleine Geſchöpf iſt unſeres Herrn,

mache er damit, was ihm gefällig iſt; nimm es hin und
trag' es ihm zu; ich will mich ſeinem Befehl nicht im
Geringſten widerſetzen.“ Hierauf nahm ſie ihr liebe
Töchterlein aus der Wiege, ſah es eine Weile freund
lich an, küßte es recht herziglich, bezeichnete es mit den
Zeichen des heiligen Kreuzes, und gab es dann dem Diene
mit freundlicher Gebärde und ohne eine Zähre zu vergießen
Der Diener ſelbſt konnte ſich des Weinens nicht enthal
ten und fing an das unſchuldige Kind ſo ſchmerzlich z
beklagen, daß endlich der ſtandhaften Mutter das Her
ſelbſt weich wurde. „Trage das liebe Engelein nur eili
hinweg, ſprach ſie; ich befehle es mit Leib und Seel
dem höchſten Gott, der mag nach ſeinem Willen da
über verfügen.“ Alſo verabſchiedete ſich der Diene
und trug das Kind zu ſeinem Vater, dem er genau e
zählte, wie bereitwillig Griſeldis ihr Kind hergegeben
daher ſich der Graf nicht wenig verwunderte und bei ſi
ſelbſt bekennen mußte, daß ſein Weib noch viel tugen
ſamer ſey, als er es ſelbſt vermeint hatte.

Dennoch wollte er nicht aufhören, ihren Gehorſa
auf die Probe zu ſtellen und in dem vorgenommen
Werke fortzufahren. Er hatte nämlich keineswegs i
Sinne, dem Kind ein Leid zuzufügen, vielmehr woll
er daſſelbe anderswo heimlich erziehen laſſen. Er ha
eine leibliche Schweſter zu Bologna in Italien, wel
mit einem dortigen Grafen vermählt und ihre
Bruder herzlich zugethan war. Ihr gedachte er d
Kind zu ſchicken, daß ſie es ihm in der Stille ſtand
gemäß erzöge: Deßwegen hieß er daſſelbe ſanft e

wickeln, wohl in einer Wiege verwahren, und durch eben jenen Diener, dem er es zu rauben befohlen hatte, ſeiner Schweſter zutragen. Zu dem Ende ſchrieb er an ſie einen Brief, in welchem der ganze Verlauf der Sachen ausführlich erklärt war, und ſie um Erziehung des Kindes freundlich erſucht wurde, mit beigefügter Bitte, daß ſie das edle Fräulein nach ſeinem gräflichen Stande aufziehen und unterrichten, zugleich aber allen Fleiß anwenden möchte, daß Niemand erführe, welchen Aeltern das Kind zugehöre. Die Gräfin nahm das Kind ihres Bruders mit beſtem Willen aus des Dieners Armen, und antwortete Jenem durch dieſen, wie ſie allen möglichen Fleiß anwenden werde, daß das Fräulein aufs Sorgfältigſte erzogen, und ſeine Abkunft geheim gehalten werde. Und was ſie ſchriftlich verſprochen, das ſetzte ſie treulich ins Werk: denn ſie verhielt ſich gegen das Kind nicht anders, als wenn ſie ſeine leibliche Mutter wäre.

Inzwiſchen konnte Griſeldis nicht erfahren, wo ihr liebes Töchterlein hingekommen, weil außer dem Diener Niemand Kunde davon hatte; ſie glaubte deßwegen nichts Anders, als daß das unſchuldige Kind getödtet worden ſey. So unſäglich ſie dieſes ſchmerzte, ſo ließ ſie doch ihr inneres Herzeleid äußerlich gar nicht merken, ſie zeigte gegen ihren Herrn allezeit ein freundliches Angeſicht, und erwies ihm ſo treue Liebe, als wenn ſie gar nichts Widerwärtiges von ihm erfahren hätte, ſo daß ſich der Graf nicht genugſam verwundern konnte, wie es möglich ſey, daß ſie den Schmerz um ihr eingeborenes Kind alſo niederzuhalten vermöge, daß ihr auch kein Seufzer über die zugefügte Unbild entſchlüpfe. Er fing an ihre Tugend je länger, je höher zu ſchätzen, und ſie je länger je mehr zu lieben.

Unterdeſſen vergingen vier Jahre, während welcher der Graf und ſeine Gemahlin in ehelicher Liebe beſtändig verharrten, und des entführten Kindes niemals Meldung gethan wurde. Da ward die Gräfin abermals von Gott geſegnet und gebar einen überaus ſchönen Sohn, worüber nicht nur die Aeltern des Kindes, ſondern auch alle ihre Gefreundte und Unterthanen ſich höchlich erfreuten und dieſes glückliche Ereigniß mit einem Feſte feierten. Beſonders freute ſich der gute alte Janicula und ſeine liebe Tochter Griſeldis; beide zweifelten nicht, daß der Graf dieſe jetzt mit beſtändigerer Neigung lieben werde. Es geſchah aber gerade das Gegentheil, und die fromme Gräfin gerieth in größeres Leid als zuvor. Als nämlich das Kind zwei Jahre alt geworden und ſchon entwöhnt war, auch Jedermann, wer es ſah, über ſeine Schönheit eine beſondere Freude hatte, betrat der Graf, der das beſtändige Gemüth ſeiner Gemahlin noch weiter auf die Probe ſetzen und ſie noch ſchärfer in der Geduld prüfen wollte, abermal zu ihr in das Zimmer, und erzeigte ſich zwar dießmal ganz freundlich gegen ſie; zuletzt aber ſprach er mit betrübten Worten: „Mein liebes Weib, ich habe geglaubt, wir würden nun mit Freuden beieinander leben können und unſere Unterthanen würden ſich wegen des neugebornen Sohnes völlig vergnügen. Leider aber ſind ſie jetzt übler zufrieden als zuvor; ſie machen mir groß

Unluſt, erheben ſich wider mich, und ſagen mir rund heraus, ſie wollen den Enkel des Bauern Janicula nicht zum Herrn haben, und ihm nach meinem Tode keineswegs unterworfen ſeyn. So nöthigen ſie mich dasjenige zu thun, was mir wider mein Herz und Gemüth iſt. Denn weil ich, ſo lange das Kind lebt, keine Ruhe und keinen Frieden mit ihnen haben werde, ſo muß ich das unſchuldige Blut hinweg nehmen, und es heimlich um ſein Leben bringen laſſen. Ich wollte es dir aber zuvor anſagen, damit dich nicht nachher der Schmerz allzuſtark überfalle.“

Von dieſem harten Streiche hätte das Herz der Gräfin tödtlich getroffen ſeyn ſollen. Gleichwohl äuſſerte ſie nicht die geringſte Traurigkeit, ſondern ſprach mit unerſchrockenem Gemüthe zu dem Grafen alſo: „Mein Herr! ich habe es Euch geſagt und wiederhole es, daß ich nichts Anderes wollen oder nicht wollen kann, als was Ihr, mein Herr, mir befehlen werdet; denn gleichwie ich beim Eingehen in Euren Pallaſt meine ſchlechten Kleider ausgezogen und gräfliche Gewande angelegt habe, alſo habe ich auch meinen eigenen Willen und alle Neigungen abgelegt, und die Eurigen angezogen. Was Ihr deßwegen mit mir und meinem Söhnlein zu thun geſonnen ſeyd, das möget Ihr ohne Hinderniß frei vollbringen, denn ich werde Euch nicht im Geringſten widerſprechen.“

Der Graf konnte ſich über dieſe unglaubliche Standhaftigkeit ſeiner Gemahlin nicht genugſam verwundern, vermochte auch aus Betrübniß ſeines Herzens kein weiteres Wort zu ihr zu reden, ſondern gieng ganz bewegt von ihr hinaus und vergoß, als er allein war, mildiglich viel bittere Zähren. Damit gleichwohl die hohe Tugend ſeines Ehegemahls allen Frauen zum Exempel an den Tag kommen möchte, fuhr er fort, ſein Vorhaben ins Werk zu richten. Der Diener ward gerufen und wieder zur Gräfin geſchickt, um abermals ihr das Kind abzunehmen. Dießmal aber richtete dieſer den Befehl mit viel leichterem Herzen aus, denn er wußte ja, daß dem Kinde kein Leid widerfahren werde. Er ging hinein zur Gräfin und ſprach: „Gnädige Frau, ihr werdet ohne Zweifel ſchon wiſſen, warum ich zu euch komme; es iſt unſers Herrn Wille, daß das junge Herrlein hingerichtet werde. Darum ſollt ihr mir es gutwillig geben, damit ich es demjenigen überliefere, welchem ich vor ſechs Jahren auch das Fräulein übergeben habe. Ich bitte euch aber, ihr wollet euch hierüber nicht allzuſehr verſtören, und mir ſelbſt mein Begehren nicht verdenken, denn mein Herr wird genöthigt, dieſe Unthat gegen ſeines Herzens Neigung zu verrichten, und mir liegt ob, ihm in Allem treulich zu gehorſamen.“

Die fromme Gräfin wurde über dieſe Worte nicht beſtürzt, ſondern, ohne ein Wort zu ſprechen, trat ſie zu der Wiege, nahm das liebe Söhnlein in ihre Arme, ſah es eine Weile freundlich an, drückte es innig an ihr Herz, küßte es wiederholt auf den rothen Mund und bezeichnete es mit dem Zeichen des heil. Kreuzes; dann übergab ſie es in die Hände des Dieners und ſagte: „Nimm hin dieſes unſchuldige liebe Kind, und trage

s zu ſeinem Vater. Ich hoffe, ſein väterliches Herz
erde ſich über daſſelbe erbarmen und er werde vielleicht
och Mittel finden, es vor dem Tode zu bewahren.
Kann aber das nicht ſeyn, ſo opfere ich auch dieſen
Schatz dem höchſten Gott, von dem ich ihn aus Gna-
en empfangen habe.“ Mit betrübtem Herzen nahm
er Diener das Kind von ihr, und als er das
immer verlaſſen hatte, fing er an bitterlich zu wei-
en, und ſo kam er weinend und ſeufzend zu ſeinem
erren, und erzählte ihm voll Mitleid, wie ſtarkmüthig
e Gräfin ſich bei Uebergabe ihres Kindes betragen habe.
er Graf vernahm dieſes mit großer Verwunderung,
d konnte es kaum über ſein Herz bringen, ſeine Ge-
ahlin weiter zu betrüben. Dennoch, weil er ihre Tu-
d kundbar machen wollte, that er ſeinem Herzen
walt an; er küßte ſein liebes Söhnchen voll väterlicher
be, dann befahl er dem Diener, es wohl verwahrt zu
er Schweſter nach Bologna zu tragen. Dieſer ſchrieb
auf's Neue einen freundlichen Brief, in welchem er
die Urſache meldete, warum er ſeiner Frau beide
der abgenommen habe, und bat ſie dringend, dieſel-
ſo zu erziehen, wie ſich für Grafenkinder ſchicke.
ne Schweſter leiſtete ihm auch treulich Folge; jedoch
underte ſie ſich oft im Stillen, was wohl ihr Bru-
mit den Kindern weiter vorzunehmen gedenke. Der
f aber ſprach jetzt nicht ſelten mit ſeinem Weibe
ihren zwei lieben Kindern, doch konnte er nicht ſoviel
it erwirken, daß ſie einen einzigen Seufzer hätte hö-

ren laſſen, oder auf ihrem Angeſicht einige Betrübniß ſichtbar geworden wäre. Und wenn er anfing, die unſchuldigen Kinder zu bedauern, ſo bedauerte ſie dieſelbe mit ihm; und ſo in Allem: wie er ſich verhielt, alſo verhielt ſie ſich auch.

Je mehr nun der Graf ſie in allen Dingen beſtändig erfand, und in der That inne ward, daß ihr Wille mit dem ſeinigen vereiniget ſey, deſto mehr kam ihn die Begierde an, ſie weiter auf die Probe zu ſetzen, und ſich ſo gegen ſie zu gebärden, daß ſie ſich betrüben mußte. Daher fing er an, ſich äußerlich ſo gegen ſie zu erzeigen, als ob er ihrer müde wäre, und als ob es ihn ſehr gereue, daß er eine arme Bäurin geheirathet habe; und dieß that er nicht heimlich, ſondern ſo öffentlich, daß Jedermann es leicht abnehmen konnte. So verbreitete ſich denn bald ein übles Gerücht in der ganzen Markgrafſchaft, als wolle der Graf ſich von ſeinem Weibe ſcheiden und eine Andere heirathen, die ihm an Stand und Reichthümern gleich ſey. Beim gemeinen Volk aber entſtand ein großes Murren wegen der beiden verlorenen Kinder, weil Niemand wußte, wohin ſie gekommen oder wer ſie hinweggeführt. Der meiſte Argwohn fiel auf den Grafen ſelbſt, als ob er die Kinder mit Gewalt der Mutter genommen hätte, weil er ſie nicht als rechtmäßige Erben anerkennen möge. Dieſes Gerücht konnte vor der Gräfin nicht verborgen bleiben; vielmehr wurde ihr gerade auf Anſtiftung des Grafen ſein ganzes Vorhaben genau erzählt. Sie aber ließ ſich dadurch gar nicht irre machen, ſondern litt Alles mit großer

Geduld, indem ſie es der Fürſehung des allmächtigen Gottes empfahl.

Weil nun alles Dieſes die fromme Gräfin nicht aus ihrer heiligen Gemüthsruhe aufzuſtören vermochte, ſo ſann der Graf auf eine andere Liſt. Er ließ ausſprengen, als wenn er einen Geſandten nach Rom abzuſchicken im Sinne hätte, und bei dem heiligen Vater ſelbſt anhalten laſſen wollte, daß ihm wegen hochwichtiger Urſachen, und um die Aufregung ſeiner Unterthanen zu ſtillen, geſtattet werden möchte, ſeine jetzige Ehefrau zu entlaſſen und ſtandesgemäß eine Andere zu heirathen. Dieſe Sage zu befördern, ſandte er einen ſeiner vornehmſten Diener aus; freilich nicht nach Rom, ſondern anderswohin; nachdem aber dieſer ein Vierteljahr aus geweſen war, kam er zurück und verbreitete aller Orten die Sage, als wenn durch ihn die begehrte Diſpenſation zu Rom ausgewirkt worden wäre. Dieß wurde auch bald im ganzen Lande ruchbar, und verurſachte vieles Gerede bei großen Herren und gemeinen Leuten. Auch der frommen Griſeldis kam es zu Ohren. Dieſe ſeufzte zwar darüber aus dem innerſten Grund ihres Herzens; dennoch ergab ſie ſich alsbald in den Willen Gottes und befahl ihm ihr ganzes Anliegen. Doch erwartete ſie nicht ohne Angſt, was der Markgraf über ſie beſchließen würde.

Bald darauf berief der Graf die vornehmſten Hofleute zu ſich, bewirthete ſie herrlich, und ſetzte ihnen unter der Mahlzeit die ganze Angelegenheit auseinander, indem er vorgab, daß ihm von Rom die Erlaubniß zugekommen ſey, ſeine Gemahlin fortzuſchicken und eine Andere zu heirathen; er habe ſie deßwegen rufen laſſen, dieſer Verabſchiedung beizuwohnen und ſie mit ihrem Anſehen zu bekräftigen. Die hochadeligen Herren waren damit wohl zufrieden; daher befahl der Graf einigen Dienern, ſeiner Gemahlin ſolches anzuſagen und ſie vor die verſammelten Herren zu führen. Die arme Griſeldis ward über dieſe Nachricht tief betrübt und beklagte bei ſich ſelbſt ihr Unglück mit herzlichen Seufzern. Aeußerlich aber ließ ſie kein Zeichen der Traurigkeit merken, ſondern zeigte großen Starkmuth und ein unverſtörtes Gemüth. Als ſie nun in den Saal geführt worden, und voll Schamhaftigkeit vor ſämmtlichen Herren ſtand, da redete ſie der Graf Walther auf folgende Weiſe an: „Meine liebe Griſeldis; ich bin bis hierher deine treue Liebe gegen mich wohl inne geworden, und habe dich als meine wahre Gemahlin geliebt. Dennoch gebietet mir eine beſondere Schickung Gottes, dieſe meine Liebe von dir abzuwenden und einer Andern zuzukehren. Dazu nöthigen mich dieſe meine Freunde und Unterthanen, dieß bewilligt mir der Pabſt ſelbſt. Sie wollen, weil du meines Gleichen nicht biſt, ſo ſoll ich dich verabſchieden und an deiner Stelle eine andere mir ebenbürtige Gemahlin an meine Seite nehmen, damit meine Grafſchaft von rechtmäßigen Erben nach meinem Tode beſeſſen und regiert werden möge. Ich habe dir deßwegen ſolches in Gegenwart dieſer hochadeligen Herren anſagen wollen, und hiermit kündige ich dir unſere bisher beſtandene Ehe auf. So ſollſt du denn von dieſer Stunde an meinen markgräflichen Hof meiden und nicht mehr mit dir hinwegnehmen, als du mir zugebracht haſt.“

Dieſe Worte waren ein Donnerkeil, der auch das allerſtärkſte Weib hätte zu Boden ſchlagen ſollen. Was meint ihr nun, daß die geduldige Griſeldis auf das Vorbringen des Grafen geantwortet und wie ſie ſich äußerlich vor den hohen Herren erzeigt habe? In ihrem Antlitz wurde gar keine Verſtörung ſichtbar; ſondern ſie ſprach mit demüthigen Worten alſo zu ihm: „Gnädiger Herr! ich habe immer erkannt, daß zwiſchen Eurer Hoheit und meiner Niedrigkeit keine Vergleichung ſtattfinden könne, deßwegen habe ich mich nie für Euer Ehegemahl, ſondern immer nur für Eure Dienerin geachtet. Und wiewohl Ihr mich in dieſem gräflichen Hauſe zu einer gnädigen Frau eingeſetzt habt, ſo bezeuge ich es dennoch vor Gott, daß ich allezeit eine Magd geweſen bin. Darum ſage ich Gott und Euch Dank für die große Ehre, die mir allezeit in dieſem Hauſe ohne mein eigenes Verdienſt widerfahren iſt; im Uebrigen bin ich bereit, mit ruhigem Herzen in das arme Haus meines Vaters zurückzukehren und da meine späen Tage hinzubringen, wo ich meine Jugend verlebt abe. Gleichwohl achte ich mich als eine glückſelige, hrwürdige Wittwe, weil ich gewürdigt worden bin, ines ſo hohen Grafen Eheweib zu ſeyn. Eurer künftien Gemahlin will ich von Herzen gerne meinen Platz nräumen, und wünſche ich, daß mein Herr mit derlben in größerer Zufriedenheit lebe, als er mit mir elebt hat. Wenn Ihr mir aber befehlet, daß ich nicht mehr mit mir hinaus nehmen ſoll, als was ich hergebracht habe, ſo nehme ich daraus leichtlich ab, daß ich nichts mit mir tragen ſoll, als meine Treue und meine Blöße. Wenn dieß Euer gebieteriſcher Wille iſt, ſo bin ich bereit zu folgen und Alles, was ich habe, Euch zu hinterlaſſen.“

Nach dieſem Worte zog ſie in Gegenwart aller der Herren ihre köſtlichen Kleider, eins um das andere, aus, beraubte ſich aller Zierrathen, und behielt nur das letzte Gewand. Endlich zog ſie auch ihren Trauring von dem Finger, und reichte ihn dem Grafen zugleich mit allen andern Koſtbarkeiten dar und ſprach: „Nackt bin ich aus meines Vaters Hauſe gegangen, ich will auch nackt wieder dahin zurückkehren. Das allein bitte ich, ihr wollet mir dieſes leinene Gewand zur Bedeckung des Leibes, der Eure Kinder geboren hat, überlaſſen, damit ich in Ehrbarkeit von dannen ziehen könne.“

Dieſer klägliche Anblick nöthigte allen Gegenwärtigen Thränen ab; auch das harte Herz des Grafen bewegte er ſo ſehr, daß er vor überfließenden Thränen kein Wort mit ihr reden und ſie vor Mitleid in ſolcher Armſeligkeit nicht anſehen konnte. Dennoch hielt er ſich mit Gewalt zurück, daß er ihr kein weiteres Erbarmen zeigte, ſondern ſie in ſolchem Aufzuge von ſich gehen ließ. Alle Anweſenden wunderten ſich über dieſe Hartherzigkeit, und ſchalten den Grafen in ihrem Innern einen Tyrannen. Mit der Frau aber trugen ſie großes Erbarmen, und konnten dieſem Schauſpiele nicht länger zuſehen, ſondern verließen das Schloß des Grafen mit weinenden Augen.

So gieng die arme Griſeldis faſt ganz entkleidet, baarfuß, mit bloßem Haupte zum Schloßthor hinaus, und alles Geſinde im Schloſſe folgte ihr trauernd und weinend nach; denn allen war ſie wegen ihrer Demuth und ihres tugendſamen Weſens lieb und werth, und darum konnten ſie ſich nicht getröſten, daß ſie eine ſo liebreiche Herrin und treue Landesmutter verlieren ſollten. Und jetzt konnte die ſtandhafte Griſeldis, die ſich wegen ihres eigenen Unglückes nie betrübte, aus Mitleid mit den Ihrigen ſich des Weinens nicht enthalten. Ihr Vater und alle Nachbarn ihres Dorfes wurden auch dieſes Elend bald gewahr, und giengen ihr laut klagend entgegen. Der betrübte Janicula fiel ſeiner Tochter um den Hals, und konnte vor Weinen kein Wort mit ihr ſprechen; ſie aber, nachdem ſie ihren eigenen Zähren Einhalt gethan, ſagte ganz freundlich zu ihm: „Betrübet euch doch nicht ſo ſehr um mein Unglück, Vater! Vergeſſet nicht, daß das Alles nicht ohne Gottes beſondere Schickung geſchehen ſeyn kann.“ Der Alte aber ſprach: „Wie ſollte mein Herz nicht vor Leid zerſpringen, Tochter, wenn ich deinen elenden Zuſtand anſehe und weiß, daß du ohne deine Schuld darein gekommen biſt! O wie falſch iſt die Liebe des

Grafen, der dich nur eheligen wollte, um dich zu betrüben! Mir hat dieſe Heirath nie recht gefallen; immer habe ich das gefürchtet, was ich jetzt zu meinem tiefen Leid erfahren muß. Dennoch, meine liebe Tochter, wollen wir uns freuen, weil wir dieſe große Kränkung nicht wegen unſeres Uebelverhaltens, ſondern nur wegen unſerer Armuth und Niedrigkeit erdulden müſſen!“ So führte der alte Vater ſeine verſtoßene Tochter an der Hand ſeiner Strohhütte zu. Dort öffnete er einen Schrank, wo die Bauernkleider, die Griſeldis am Tage ihrer Vermählung ausgezogen hatte, noch wohl verwahrt lagen; dieſe nahm er heraus, und bekleidete ſeine Tochter damit ganz nach ihrem vorigen Stande.

Nun wohnte Griſeldis wieder bei ihrem Vater in Geduld und Demuth; mit keinem Worte klagte ſie über den Grafen und ihr eigenes Unglück. Der Graf aber hatte ſein geliebtes Weib hinreichend geprüft und konnte ihre Abweſenheit nicht länger ertragen. Er ſchickte daher alsbald einen Diener nach Bologna ab mit der Meldung an ſeinen Schwager, daß es ihm gefallen möge, eilend mit ſeiner Schweſter zu ihm nach Piemont zu kommen, und ihm ſeine, des Grafen, leibliche Kinder zurückzubringen. Inzwiſchen ließ er das Gerücht verbreiten, als wenn ſeine neue Braut ſchon unterwegs wäre, und es durchlief dieſe Sage die ganze Grafſchaft, daher denn Alles zur neuen Hochzeit auf's Beſte bereitet wurde. Die Hochzeitgäſte waren auch ſchon geladen und einen

zuvor, ehe der Schwager des Grafen aus Bologna
am, auf dem Schloſſe verſammelt.

Jetzt ließ Graf Walther ſeine vorige Frau, Griſel-
, aus ihrem Dorfe holen, und als ſie bereitwillig
hienen, redete er ſie alſo an: „Griſeldis! Wiſſe, daß
ne Braut morgen ſchon ankommt, und daß ich ſo-
mit ihr Hochzeit halten werde. Niemand kennt
n Haus ſo gut wie du; reinige daher mein Schloß,
ſchmücke es aus, und bereite alles, was nöthig iſt,
e Gäſte zu beherbergen.“ Griſeldis verneigte ſich
ihrem früheren Gemahl und ſprach: „Gar gerne,
diger Herr, will ich dieſes verrichten; ich achte es
eine beſondere Ehre, daß ich euch aufwarten darf;
ſo lange ich lebe, werde ich nicht unterlaſſen, euch
dienen; denn ich erkenne mich dazu verpflichtet, um
vielen Wohlthaten willen, die ich von euch empfan-
habe.“ Sobald ſie dieß geredet, ergriff ſie einen
ſen, ſcheuerte das ganze Schloß von oben bis unten,
lete das Lager zu, ſchmückte die Zimmer aus und
erdete ſich in Allem als eine treue und eifrige Magd
Hauſes.

Am andern Nachmittage langte der Graf mit ſei-
r Frau und mit der vermeintlichen neuen Braut aus
ologna an, und Markgraf Walther ritt ihnen mit
len geladenen Gäſten feierlich entgegen. Sie em-
iengen einander mit großen Freuden; Jedermann
ünſchte der neuen Braut Glück und Heil. Dieſe war
n Fräulein von überaus ſchöner Geſtalt und großer
ittſamkeit, aber noch ganz jung von Jahren und gar

zartem Gliederbau; denn ſie war kaum zwölf Jahre
alt, und ſchien zum Heirathen noch viel zu jung. Indeſſen, weil ſie dem Grafen gefiel, ſo mußte ſie auch
allen Gäſten gefallen, und wurde von ihnen als eine
Grafenbraut geprieſen und geehrt, mit großer Feſtlichkeit in das Schloß geleitet, und von allen Bewohnern
deſſelben bewillkommt. Jeder Diener und jede Magd
mußten hinzutreten und ihrer künftigen Gebieterin Glüc
und Heil wünſchen. Weil denn Griſeldis noch in dem
Schloſſe war, ſo kam auch ſie herzu, die letzte unte
allen, und warf ſich in ihren Bauernkleidern demüthi
auf die Knie, küßte der Braut die Hand und wünſcht
ihr zu ihrer künftigen Ehe Glück und Segen. Darau
ſetzten ſich ſämmtliche Gäſte zu Tiſche; Griſeldis abe
trat in die Reihe der Mägde zurück und war emſi
beſchäftigt mit Auftragen und Aufwarten.

Lange verwunderte ſich der Graf über die unb
greifliche Demuth und Geduld ſeiner Gemahlin; da b
ſchloß er, ihrem Elend ein Ende zu machen, und ſ
nach ihrer langen Betrübniß völlig zu erfreuen. W
ſie nun gleich einer ſorglichen Martha hin und h
lief, rief er ſie herbei und ſprach zu ihr: „Was dü
ket dich, Griſeldis, von meiner neuen Braut; iſt
ſchön und ehrbar genug?“ — „Ja freilich,“ erwieder
ſie, „ich meine, eine ſchönere und ſittſamere könne nic
gefunden werden. Darum wünſche ich Euch von Herz
die größte Wohlfahrt, hoffe auch, daß es dem Frä
lein nicht ſo übel ergehen ſoll, als es eurer erſt
Braut ergangen iſt. Denn dieſe war gar zu bäuriſ

das Fräulein aber iſt gar zart und von edlem Geblüt. Daher wird ſie keine Gefahr laufen, jemals von euch verſtoßen zu werden.“

Jetzt vermochte der Graf ſich nicht länger zu halten und ſprach: „Sieh aber doch dieſe meine Braut auch recht an, Griſeldis, und beſinne dich, ob du ſie nicht kenneſt.“ Griſeldis that ihre Augen weit auf, und blickte das Fräulein lange an, vermochte jedoch nicht, ſich ihrer zu entſinnen. Da ſprach der Graf: „Griſeldis, kenneſt du denn deine Tochter nicht mehr, welche du mir vor zwölf Jahren geboren haſt?“ Ueber dieſe Rede erſtarrte Griſeldis, und wußte nicht, was ſie dazu denken ſollte. Und als ſie lange in Verwunderung dageſtanden, ſprach der Graf weiter: „Meine herzgeliebte Griſeldis! Nicht verſtöre dich dieſe meine Rede; denn jene vermeinte Braut iſt deine und meine Tochter, und dieſer junge Herr iſt dein und mein geliebter Sohn; du aber biſt meine einzige auserwählte und geliebteſte Gemahlin, außer welcher ich keine andere je gehabt habe, noch zu haben begehre.“

Mit dieſen Worten erhub er ſich vom Tiſche, fiel zuerſt ſeiner Griſeldis und dann ſeinen beiden Kindern um den Hals und küßte ein jedes unter vielen Zähren. Griſeldis aber ward vor innerer Wonne von ihren Sinnen verlaſſen. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, fiel ſie zuerſt ihrer Tochter, hernach ihrem Söhnchen um den Hals und ſprach unter Freudenthränen: „Nun will ich gerne ſterben, ſeit ich meine geliebte Kinder wieder lebendig geſehen! Gebenedeit ſey die göttliche Gnade, die mir euch, die ich längſt für todt beweinet, geſund erhalten und jetzt wieder in Fröhlichkeit zugeführt hat.“ Während ſie ſich ſo mit dem Umfangen ihrer Kinder erluſtigte, hatte der Graf ihre beſten Gewande herbeibringen laſſen. Die Edelfrauen umringten ſie wieder, wie einſt in ihrem Dorfe, beraubten ſie der Bauernkleider und zierten ſie aufs herrlichſte. So trat ſie, wie einſt, aus dem Kreiſe hervor, mit unverwelkter Schönheit geſchmückt, und wurde von den Frauen dem Grafen zugeführt. Die Hochzeitgäſte ſtanden um dieſe beiden herum, der Graf Walther aber hielt ſeine Gemahlin an der Hand und ſprach vor allen Anweſenden feierlich alſo: „Meine geliebteſte Griſeldis! ich bezeuge hier vor Gott und allen Gegenwärtigen, daß das, was ich mit euch vorgenommen, nicht aus böſem Willen geſchehen iſt, ſondern aus guter Meinung, um eure große Geduld zu erproben und eure hohen Tugenden der Welt kundbar zu machen. Nun aber habe ich an euch mehr Frömmigkeit befunden, als ich mir einzubilden wagte; ja ich glaube, daß im ganzen Lande eures Gleichen nicht gefunden werden könne. Darum will ich euch hinfort nicht mehr auf die Probe ſtellen, vielmehr will ich von nun an euer treuer Gatte, ja euer demüthiger Diener bleiben. Eure lieben Kinder, welche ich eine Zeitlang von euch genommen habe, ſtelle ich euch hier wohlerzogen wieder zu, damit ihr euch ihrer vollkommen erfreuen möget. Weil aber Alles zu einem Hochzeitfeſte bereitet iſt, ſo begehre ich, mich aufs Neue mit euch zu vermählen und durch das Band einer ewigen Liebe zu verknüpfen.“ Hiermit ſteckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und gelobte ihr aufs Neue eheliche Treue. Der Prieſter ſprach den Segen über das Paar, alle Anweſenden wünſchten ihnen Glück und waren noch fröhlicher, als auf der erſten Hochzeit. Der Graf ließ auch den Vater der Neuvermählten, den alten Janicula, aus ſeinem Dorfe holen, und ihn als ſeinen werthen Schwiegervater mit köſtlichen Kleidern zieren und von Stunde an in ſeinem gräflichen Schloſſe wohnen; er zog ihn an die Tafel, und ehrte ihn wie einen leiblichen Vater. Die Tochter, die ihm Griſeldis geboren hatte, heirathete einen angeſehenen Grafen; er ſelbſt lebte mit ſeiner Gemahlin in großer Liebe und Einigkeit noch viele Jahre und hinterließ ſeinem Sohn das ganze Erbe von ſtattlichen Gütern und Herrſchaften.

Robert der Teufel.

In alter Zeit lebte in der Normandie ein Herzog, Namens Hubert, tapfer und edel, liebreich und milde, der Jedermann ſein gutes Recht wiederfahren ließ. Er hatte mit Beirath ſeiner Baronen die ſchöne, fromme und ſittſame Tochter des Herzogs von Burgund geheirathet und ſeinen fürſtlichen Sitz mit ihr in der Stadt Rouen genommen; hier wohnten beide verehrt und geliebt von ihren Unterthanen, und nichts hätte zu ihrem Glücke gefehlt, wenn ihnen Gott hätte Kinder beſcheeren wollen. Sie hatten dieſes Unglück durch keinen Frevel verſchuldet; liebten und fürchteten Gott, giengen fleißig zur Kirche, ſpendeten reiches Almoſen, waren ſanft und menſchlich gegen Jedermann, und reich an allerlei Tugenden und Gaben des Geiſtes. Dennoch lebten ſie achtzehn Jahre miteinander, ohne daß ihre Ehe mit einem Erben geſegnet worden wäre. Da ritt eines Tages der Herzog nachdenklich und in großer Kümmerniß auf die Jagd. „Ich ſehe doch, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſo viele Frauen ſeine Kinder haben und ſich an ihnen erfreuen; deßhalb erkenne ich wohl, daß ich von Gott gehaßt werde, und es iſt ein Wunder, wenn ich nicht in Verzweiflung gerathe!“ So verſuchte der Böſe, der ſtets bereit iſt, die Menſchen zu überliſten, den Herzog, daß er in großer Bewegung von der Jagd nach Hauſe ritt. Als er nun ſeiner Gemahlin den Kummer klagte, von dem er gequält war, da gerieth der Frau Gemüth in ſo heftige Verwirrung, daß ſie in der Thorheit bei ſich ſelbſt ſprach: „Ei, ſo mag es in des Teufels Namen geſchehen, da Gott die Macht nicht hat, daß ich Kinder bekomme! Und wird mir ein Kind geſchenkt, ſo ſoll es mit Leib und Seele dem Böſen übergeben ſeyn!“

Von Stund' an geſchah es, daß der Herzogin Leibesfrucht beſcheeret ward. Als nun die Zeit kam, daß ſie gebären ſollte, da begab ſich Wunderbares. Einen ganzen Monat lag ſie in bittern Wehen und es zeigte ſich, daß ſie nicht ohne große Pein entbunden werden konnte. Ja, ohne die Gebete, ernſtliche Buße und guten Werke der Ihrigen wäre ſie an dem Kinde geſtorben. Ihre Frauen, die zugegen waren, geriethen in große Furcht über die wunderſamen Zeichen, die ſie bei der Geburt des Kindes ſahen und hörten. Denn als das Kind geboren wurde, da erhob ſich eine Wolke ſo dunkel, als wäre es Nacht; aus der donnerte es erſchrecklich, und ein Blitz folgte dem andern, als wäre das Ende der Welt gekommen und ſtände das Firmament offen. Die vier Winde blieſen aus allen Ecken und ſtießen an das Haus, daß es zitterte und Stücke davon auf die Erde zu fallen anfingen. Die Herrn und Frauen, die zugegen waren, als ſie dieſe ſchrecklichen Stürme ſaben, glaubten mit dem Hauſe und Allem verſinken zu müſſen. Da wollte Gott endlich, daß das Gewitter aufhörte und die Luft wieder heiter ward. Das Kind aber, das mittlerweile geboren worden, war ein Knabe. Der war, als er auf die Welt gekommen, von ſo großer Geſtalt, als wenn er ſchon ein Jahr alt geweſen wäre; alle die ihn ſahen, wunderten ſich darüber. Nun wurde das Kind in die Kirche gebracht und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Robert. Als man ihn in die Kirche trug und zurück, hörte er nicht auf zu heulen und zu ſchreien; ſofort bekam er große Zähne und biß die Ammen, ſo daß ihn keine mehr ſäugen wollte, und man genöthigt war, ihn aus einem Horne, das ihm in den Mund geſteckt wurde, zu tränken. Ehe ein Jahr um war, gieng er friſch auf den Beinen und ſprach ſo geläufig, wie ſonſt nur Kinder von fünf Jahren ſprechen. Und je mehr er wuchs, je mehr erwies er ſich als ein Uebelthäter. Kein Weib und kein Mann vermochte ihn zurückzuhalten, und wenn er andern kleinen Kindern begegnete, ſo ſchlug er ſie mit der Fauſt oder warf Steine nach ihnen, oder kratzte ihnen die Augen aus. Oft rotteten ſich die Knaben auf der Straße zuſammen, um gegen ihn zu kämpfen, aber wenn ſie ihn ſahen, wagten ſie nicht ihm Stand zu halten, ſondern unter dem Rufe: „Robert der Teufel kommt!“ liefen ſie wie die Schafe vor dem Wolf. Und bald nannten ihn alle Kinder, die ihn kannten, Robert den Teufel, und dieſer Name blieb ihm.

So lebte Robert von Kindheit an, und die Barone des Landes, die ſolches mit anſahen, freuten ſich darüber; ſie nannten es Jugend, und glaubten, daß es vorüber gehen werde; aber endlich fanden ſie es doch ſchlimm. Denn weil Unkraut nicht verdirbt, ſo wuchs auch Robert an Muth und Bosheit, rannte durch die Straßen, ſchlug und warf nieder, wem er begegnete, und geberdete ſich wie ein Raſender. Als er ſechs oder ſieben Jahre alt war, rief ihn der Herzog, der die übeln Gewohnheiten ſeines Sohnes ſah und erkannte, und ſprach zu ihm: „Mein Kind, es iſt Zeit, daß man dir einen Lehrmeiſter gebe, der dich gute Sitten lehre und dir Unterricht ertheile; denn du biſt nun alt genug dazu.“ Darein fügte ſich Robert, und nun ward er einem guten, weiſen Schulmeiſter übergeben, der ihn lenken und lehren ſollte. Es begab ſich aber eines Tages, daß der Lehrer den Knaben Robert um einiger Bosheiten willen beſtrafen wollte, und verlangte, er ſollte ſeine verkehrten Streiche laſſen. Da zog Robert ein Meſſer aus der Taſche und ſtieß es dem Lehrmeiſter in den Leib, daß das Blut zu ſeinen Füßen herabrann, und er todt zur Erde niederfiel. Robert warf das Buch auf den Todten und ſchrie: „Da haſt du deine Weisheit! Kein Prieſter und kein Mönch ſoll je mein Lehrer ſeyn!“ Und von da an konnte man keinen Meiſter finden, der ſich unterfangen hätte, ihn zu ziehen und zu unterrichten; man war genöthigt, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen, daß er ſeinen eigenen Weg gienge. Er aber ergab ſich allem Böſen, wollte von keinem Menſchen in der Welt lernen, und ſpottete Gottes und ſeiner heiligen Kirche. Im Tempel, wenn die Geiſtlichen beim Hochamte ſtanden und ſingen wollten, warf er ihnen Aſche oder Staub in den Mund; ſah er Jemand eifrig in der Kirche beten, ſo gab er ihm einen Stoß in den Nacken, daß ſein Kopf den Boden küßte; ſo daß ihn Jedermann ſeiner Bosheit wegen verfluchte.

Als nun der Herzog die bösartige Sinnesart und das fluchwürdige Leben ſeines Sohnes ſah, ſo wünſchte er, daß derſelbe nicht geboren wäre; auch die Herzogin war in tiefer Kümmerniß um ihn, und eines Tages ſagte ſie zum Herzog: „Unſer Sohn iſt nun ſchon alt und tüchtig von Leibe; es dünkt mir, das Beſte wäre, ihn zum Ritter zu ſchlagen; vielleicht daß er dann ſeine ſchlimmen Sitten ändert!“ Damit war der Herzog zufrieden; Robert aber war damals nicht mehr denn achtzehn Jahre alt. Eines Pfingſtages nun verſammelte der Herzog die vornehmſten Barone und Edeln des Landes, und berief ſeinen Sohn Robert vor dieſe Verſammlung; nachdem er dann die Meinung der Anweſenden eingeholt, ſprach er zu ihm: „Robert, mein Sohn, höre, was ich dir auf den Rath meiſter guten Freunde hier ſagen will. Ich bin entſchloſſen, dich zum Ritter zu machen, damit du hinfort Umgang mit edeln Männern pflegeſt, ritterlicher Tugenden dich befleißeſt, und deine Sitten wandelſt, die aller Welt mißfallen!“ Darauf erwiederte Robert: „Mein Vater, ihr möget thun, was ihr wollet! Was mich betrifft, ſo iſt es mir einerlei, ob ich hoch oder niedrig bin; ich bin entſchloſſen, fernerhin zu treiben, was ich mag, und will nicht beſſer thun, als ich bisher gethan habe; mich kümmert es wenig, ein Ritter zu ſeyn.“ Mit dieſen Worten gieng er von dannen, und weil es eben Pfingſten und die Kirche mit Gläubigen angefüllt war, ſo rannte er geraden Weges dorthin wie ein Toller, und warf alle, welche dieſes Weges kamen, zu Boden. Am andern Morgen nach Pfingſtentag ward er zum Ritter geſchlagen. Darauf ließ der Herzog ein Turnier ausrufen, und dieſem wohnte auch der Ritter Robert bei, der Niemand fürchtete, weder Gott noch Teufel. Als nun das Spiel begonnen hatte, da ſah man Ritter um Ritter zur Erde fallen, denn Robert der Teufel kämpfte wie ein Löwe, ſchonte keinen und warf nieder, wer ihm in den Weg kam. Dem einen brach er die Arme, dem andern die Beine, einem dritten gar das Genick. Ja keiner, der mit ihm zu turnieren hatte, kam ungezeichnet davon, und zehen Pferde ritt er bei dieſem Spiele zu todt. Als man dem Herzoge die Kunde meldete, ward er ſehr erboſt, begab ſich ſelbſt in die Schranken und befahl bei großer Strafe, einzuhalten und nicht mehr zu rennen. Aber Robert, der wüthend und wie von Sinnen war, wollte ſeinem Vater nicht gehorchen, fuhr fort rechts und links Streiche auszutheilen, Roſſe und Reiter niederzuſchmettern, ſo daß er an dieſem einzigen Tage drei der tapferſten Ritter des Landes tödtete. Alle, die zugegen waren, riefen ihm zu, einzuhalten. Aber es war vergebens. Erſt als er ſah, daß in den Schranken kein Menſch mehr übrig

, und daß es hier keine Miſſethat mehr zu begehen
e, ſpornte er ſein Roß und ritt hinaus in das Land,
nteuer aufzuſuchen. Dort ſammelte er allerlei Bö-
ichter, und hauste ſchlimmer als zuvor am Hofe; er
bte Frauen und Mädchen, die Männer brachte er
; ſo daß bald kein Menſch im ganzen Normannen-
de war, den er nicht mißhandelt hätte. Alle Kir-
leerte er aus, kein Kloſter war, das er nicht plün-
te und zerſtörte. Dem Herzoge kam eine Botſchaft
die andere zu von dem Leben, das Robert in
Normandie führe. Der Eine ſagte: „Euer Sohn
mein Weib entehrt;“ der Andere: „Er hat meine
hter geraubt;“ ein Dritter: „Er hat mein Gut ge-
len;“ der Vierte: „Er hat mich bis auf den Tod
wundet.“ Da rottete ſich das Volk zuſammen, und
gte dem Landesherren ſeine Noth. Dem Herzog
rde bei ſolchen Nachrichten ſein Herz in großer Be-
mmerniß ſehr ſchwer, er meinte, die ſalzigen Thränen
ten ſeine Augen ganz trocken weinen, und betete un-
Schluchzen: „Du weiſer Gott! Ich habe ſo man-
Mal zu dir gebetet, mir ein Kind zu ſchenken;
habe ich einen Sohn, der thut meinem Herzen ſo
Gram an, daß ich nicht weiß, was ich beginnen
. Darum rufe ich zu dir, guter Gott, ſende mir
Heilmittel, das mich in meinen Schmerzen aufzu-
ten und meinen Sohn vom Verderben zu retten
ſtig ſey!“

Da war unter den Dienſtmannen des Herzogs ein
tter; als dieſer ſah, daß ſein Herr in ſo tiefer Trau-

rigkeit befangen war, ſo wagte er es, ihn folgendermaßen anzureden: „Mein hoher Gebieter, ich wollte euch wohl rathen, nach eurem Sohne Robert auszuſchicken, und ihn wieder an den Hof zurückkommen zu laſſen. Wenn ihr ihm dann in Gegenwart eurer Edeln und Freunde heilſame Vorwürfe über ſeinen Wandel gemacht, ſo befehlet ihm, von ſeinem verfluchten Leben abzulaſſen; will er aber nicht, ſo handelt mit ihm wie mit einem fremden Manne. Laſſet ihn ins Gefängniß legen und übet an ihm die Gerechtigkeit, die ihm gebührt!“ Der Herzog willigte hierein und dankte dem Ritter für ſeinen guten Rath. Er ſchickte ungeſäumt Männer aus, welche ſeinen Sohn aufſuchen und, wo ſie ihn fänden, mit ſich führen ſollten, um Denſelben vor ſeinen Vater zu bringen. Robert war gerade auf offenem Felde, als die Nachricht kam, daß das Volk ſich zuſammen gethan und Klagen über ihn bei dem Herzoge geführt habe. Bald darauf kamen auch die Boten, die der Herzog an ihn ausgeſendet hatte. Dieſe nahm Robert übel in Empfang; er ſtach ihnen die Augen aus, und ſprach dabei: „Jetzt werdet ihr um ſo ungeſtörter ſchlafen können, meine Herren! Geht, und ſaget meinem Vater, daß ich euch, ſeinem Auftrage zum Trotz, geblendet habe!“ Darüber erſchrack jedermänniglich. Die Geblendeten kehrten weinend zum Herzoge zurück, und ſagten ihm: „Herr! ſehet, wie uns euer Sohn Robert zugerichtet hat!“ Der Herzog aber wurde ſehr zornig darüber und ſann darauf, wie er der Bosheit ſeines Sohnes ein Ziel ſetzen möchte.

Er verſammelte daher ſeinen geheimen Rath, und auf
ie Vorſtellungen eines der weiſeſten Edelleute ſchickte er in
aſt Boten in alle Städte und zu allen Baronen, und
efahl in ſeinem ganzen Herzogthume allen Amtleuten und
andrichtern, die möglichſte Sorgfalt anzuwenden, daß ſie
inen Sohn Robert in ihre Gewalt bekämen. Als Ro-
ert und ſeine Geſellen von dieſer Bekanntmachung des
erzogs hörten, erſchracken ſie gewaltig; er ſelber knirſchte
ls ein Verzweifelter mit den Zähnen, und ſchwur einen
rauſigen Eid, daß er Krieg mit ſeinem Vater führen
d das ganze Land verderben wolle. Sofort ließ ſich
obert in einem dichten, dunkeln Forſte ein feſtes Haus
nen, um hier ſeine Wohnung aufzuſchlagen. Der Ort
r unwohnlich und entſetzlich, von ſtarren Felſen um-
ben, mehr für wilde Thiere, als für Menſchen zur
ohnung geeignet. Hier verſammelte er alle laſterhaf-
Geſellen um ſich her, Diebe, Mörder, Straßenräu-
und Kirchenſchänder, was es Abſcheuliches unter der
nne gab. Der Hauptmann dieſes Geſindels ward
bert ſelber; und nun verübten ſie in dieſem Holze
ſchändlichſten Thaten; den Kaufleuten und Allen,
des Weges kamen, ſchnitten ſie die Gurgel ab, ſo
Niemand es wagte, auch nur auf die Straße hin-
zu gehen, aus Furcht vor Robert dem Teufel und
er Bande. Denn ſie waren, wie die reißenden Wölfe.
wenn ſie in ihre Veſte heim kamen, ſo ergaben ſie
wieder der Sünde, und lebten herrlich und in Freu-
, denn bei ihnen wurde das ganze Jahr kein Faſt-
gehalten.

Einmal begab es ſich, daß Robert, der nur darauf dachte, wie er Böſes thun könnte, ſeine Veſte verließ, ſich in dem Walde zu ergehen. Da mußte es ſich treffen, daß er mitten in dem Holze ſieben Einſiedlern begegnete, frommen Leuten von heiligem Leben, welche ſorglos ihres Weges giengen. Auf dieſe ritt er los und ſchlug unter ſie mit ſeinem Schwerte. Obwohl es nun kühne und wackere Männer waren, die ſich ſeiner wohl hätten erwehren mögen, ſo leiſteten ſie ihm doch keinen Widerſtand, ſondern duldeten aus Liebe zu Gott, was er mit ihnen anfangen wollte. Er aber brachte ſie alle ſieben um, und ſagte ſpottend: „Da habe ich ein ſchönes Vogelneſt von Heiligen ausgenommen, und habe ihnen allen Märtyrerkronen aufgeſetzt!“ Nach dieſer abſcheulichen That verließ er den Wald, ſchlechter als zuvor, und wie ein Teufel aus der Hölle anzuſehen. Alle ſeine Kleider waren mit Blut befleckt; ja er ſah greulicher aus, als ein Fleiſcher, der von der Schlachtbank kommt. In ſolchem Aufzuge ritt er über die Felder, Rock, Hemde und Antlitz von Blute roth. Nachdem er weit und lange geritten, kam er in die Gegend des Schloſſes Darques; denn er war einem Schäfer begegnet, der ihm erzählte, daß ſeine Mutter, die Herzogin, ſelbigen Tages auf dieſes Schloß zu Mittage kommen werde. Und eben darum ritt er dorthin, von einem dunkeln Gefühle fortgezogen. Aber als er ſich dem Schloſſe näherte und das Volk ſeiner anſichtig wurde, lief Alles vor ihm davon, wie der Haaſe vor den Hunden. Die Einen ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein, die Andern flüchteten in die Kirche.

m erſtenmal bemerkte Robert, daß Alles vor ihm floh,
n erſtenmal fing er an ſich ſelber zu denken an. Er
fzte in ſeinem Herzen und begann bitterlich zu wei-
n. „O allmächtiger Gott,“ ſprach er, „wie mag das
mmen, daß alle Welt vor mir flieht? Ich bin wohl
unglückſeliger und verkehrter Menſch; mir iſt, als
re ich ein Peſtkranker oder ein Jude! Mein Leben
ß wohl ein verfluchtes und haſſenswürdiges ſeyn;
n ich ſehe wohl, daß ich von Gott und der Welt
laſſen bin.“ In dieſen Gedanken kam er unter bit-
n Schmerzen bis zum Thore des Schloſſes, und ſprang
n ſeinem Pferde herunter. Da war aber kein Menſch,
es gewagt hätte ihm nahe zu kommen und ſein Roß
zunehmen; daher mußte er ſelbſt ſich bequemen und
an der Pforte anbinden. So ſchlug er denn, das
tige Schwert noch in der Hand, ſeinen Weg nach
Halle ein, wo ſeine Mutter, die Herzogin, ſich eben
fhielt.

Als die Herzogin ihren Sohn Robert, deſſen große
auſamkeit ihr bekannt war, mit bloßem Schwerte
rankommen ſah, entſetzte ſie ſich und wollte entfliehen.
bert aber rief ihr von Weitem zu: „Süße Mutter,
chtet euch nicht vor mir; um der Barmherzigkeit Gottes
llen, ſtehet ſtill, denn ich muß euch ſprechen.“ Dann
herte er ſich ihr unterwürfig, ſenkte ſein Schwert und
ach: „Frau Mutter, ſaget mir doch, ich bitte euch
rum, wie kommt es, daß ich ſo gottlos und ſo grau-
n bin? Denn von Euch oder von meinem Vater
ß das doch herkommen. Deßhalb bitte ich euch, ſa-

get mir hierüber die Wahrheit!“ Die Herzogin war erſchrocken, ihren Sohn alſo ſprechen zu hören. Sie weinte bitterlich, warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Mein Sohn, ich will und flehe, daß du mir auf der Stelle das Haupt abſchlageſt!“ Das ſagte die Herzogin aus großem Kummer, den ſie über ihr Kind empfand, weil ſie ſich der Urſache ſeiner Bosheit gar wohl bewußt war. Robert jedoch erwiederte voll Traurigkeit: „Ach, meine Mutter, warum ſoll ich euch auch umbringen? Habe ich nicht genug Uebels gethan? Wenn ich aber dieſes zu thun im Stande wäre; ſo wäre ich noch viel ſchlimmer, als ich bin. Vielmehr bitte ich euch nur, ſaget mir, was ich wiſſen will!“ Als ihn die Herzogin ſo herzlich flehen hörte, da erzählte ſie ihm Punkt für Punkt, wie Alles gekommen ſey, und wie ſie ihn dem Teufel, noch ehe er gezeuget worden, geweiht habe. Sie ſagte es unter großer Reue und vieler Selbſtanklage, und ſchloß ihre Rede mit den Worten: „O mein Sohn, ich bin das unſeligſte von allen Weibern, und wenn du gottlos und verdammt biſt, ſo bin ich allein Schuld daran!“ Da fiel Robert von großem Herzweh, ſo lang er war, auf die Erde, und vermochte ſich lange nicht zu erheben. Er weinte bitterlich, bejammerte ſich ſelbſt und ſprach: „Die Teufel rütteln an meiner Seele und an meinem Leibe; aber von Stunde an will ich ihren hölliſchen Werken entſagen, und aufhören Uebels zu thun.“ Dann ſprach er zu ſeiner Mutter, die ſehr bekümmert und ſchweren Herzens war: „O du ehrwürdige Herrin und Mutter, ich bitte dich demüthig, mich

n Herzoge, meinem Vater zu empfehlen; denn ich will
h Rom pilgern und meine abſcheulichen Verbrechen
hten. Nicht kann ich zur Ruhe kommen, ehe denn
dort geweſen bin.“ So verließ Robert ſeine Mut-
beſtieg ſein Pferd in großer Haſt und ritt ſeinem
lde wieder zu. Die Herzogin blieb ohne Troſt und
fnung in ihrem Schloſſe; während ſie ſich und ihren
n beklagte, kam der Herzog an; als ſie ihn ſah,
h ſie in neue Thränen aus, und meldete ihrem Gemahl
entlich, wie Robert gekommen ſey, und was er ihr geſagt
. Der Herzog fragte, ob Robert ſich reumüthig
eſen über die vielen Frevel, die er begangen. „Ja,“
ſie ihm, „und er will zur Vergebung ſeiner Sün-
nach Rom gehen!“ „Ach,“ ſprach der Herzog ſeuf-
„das iſt Alles vergebens; wie ſoll er den Scha-
ergüten, den er dem Lande gethan hat! Dennoch
ich den allmächtigen Gott, ſein Vorhaben zu Ende
hren. Denn ich glaube nicht, daß er jemals um-
kann, wenn Gott nicht Erbarmen mit ihm
“

obert war in ſeine Waldveſte zurückgekommen,
ſeine Schandgeſellen über der Tafel traf. Als
anſichtig wurden, erhuben ſie ſich und bezeigten
re Ehrerbietung. Da begann Robert ihnen we-
res verkehrten Lebens Vorſtellungen zu machen

und ſagte: „Meine Genoſſen, höret, was ich euch ſagen will! Ihr wiſſet, daß das abſcheuliche Leben, das wir bisher geführt haben, Leib und Seele verderblich iſt; ihr wiſſet, wie viel wir Kirchen zerſtört, Mönche und Nonnen beſtohlen und umgebracht, Weiber und Mädchen entführt, Kaufleute geplündert, andere Menſchen ohne Zahl beraubt und gemordet haben. Wir ſind auf dem Wege zur ewigen Verdammniß, wenn wir nicht in uns gehen, und Gott nicht Erbarmen mit uns hat. Deßhalb flehe ich euch an, bekehret mit mir euren Sinn und entſagt euren abſcheulichen Sünden! Was mich betrifft, ſo will ich nach Rom gehen, meine Miſſethaten bekennen, Buße thun, und, ſo Gott der Allmächtige will, von ihm Verzeihung erlangen.“

Kaum hatte Robert ausgeſprochen, da erhob ſich Einer von den Dieben und ſagte hohnlachend zu ſeinen Geſellen: „Gebt Acht, ihr Herren, der Teufel will ein Einſiedler werden! Robert treibt ſeinen Spott mit uns; iſt er doch unſer Hauptmann und macht es ärger als wir andern Alle.“ Robert aber rief: „Liebe Geſellen, ich bitte euch um Gottes willen, laſſet von euren Thorheiten und denket an das Heil eurer Seele!“ Ein anderer Dieb antwortete: „Herr und Meiſter, denket nicht mehr daran; ihr ſprechet in den Wind! Weder ich noch meine Brüder werden uns auf euer oder eines Andern Wort bekehren; der Friede ſchmeckt uns nicht; er hindert uns am Uebel thun, und daran ſind wir einmal gewohnt!“ Die ganze Geſellſchaft lobte ſeine Worte, und Alle ſchrieen mit Einer Stimme:

„Er hat Recht, und ſollten wir ſterben müſſen! Sind wir bis hierher ſchlimm geweſen, ſo wollen wir in Zukunft noch viel ſchlimmer ſeyn!“

Als Robert ihre ſchönen Vorſätze vernommen, prach er weiter kein Wort mit ihnen. Er gieng nach er Hausthüre, ſchob den Riegel vor, ergriff dann einen Knotenſtock und ſchlug einen der Diebe nach dem anern auf den Kopf, denn ihre Gegenwehr vermochte ichts gegen ſeine übermenſchliche Kraft. Als er ſie lle todt darniedergeſtreckt hatte, ſprach er: „Ich habe ich nach eurem Verdienſte belohnt, ihr Burſche; wie er Herr, ſo der Lohn!“ Als Robert dieß vollbracht, ollte er erſt auch das Sündenhaus verbrennen; doch erlegte er, daß darin großes Gut wäre, das noch zu ſſeren Dingen dienen könnte. Deßwegen ließ er es hen, ſchloß nur die Thüre wohl zu und nahm den chlüſſel mit ſich.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben machte jetzt Rort das Zeichen des Kreuzes, ritt in den Wald hins und ſuchte den Weg nach Rom. Lange war er ſo rtgeritten, bis die Nacht hereinkam und der Hunger n gewaltig quälte. Da kam er zufällig vorbei an er Abtey, der er viel Uebles gethan hatte, und die oft geplündert, obwohl der Abt ſein Vetter war. d jetzt ritt er in das Kloſter hinein und ſprach kein ort. Die Mönche haßten Robert auf den Tod und chteten ihn wie den böſen Feind. Als ſie ihn komn ſahen, rannten ſie davon und riefen: „Robert amt, den hat der Teufel hergebracht!“ Solche

Worte erneuerten Robert's Kummer. „Wohl muß ich mich ſelbſt haſſen,“ ſeufzte er, „da alle Welt mich haßt um meines verdammten Lebens willen!“ Nun ritt er geradenweges an die Pforte, ſprang vom Pferde, und betete brünſtig zu Gott. Sodann trat er vor den Abt und die Kloſterbrüder und ſprach ſo freundlich und ſo erbarmenswerth, daß, die ihn noch eben wie ein wildes Thier geflohen, heranzugehen und ihm ein williges Ohr zu leihen wagten. „Herr Abt,“ ſagte er, „ich weiß, daß ich euch und eurem Hauſe viel Leid zugefügt habe. Ich bitte euch demüthig um Verzeihung, ich flehe euch um Mitleid an.“ Und auf die Kniee niedergeworfen, fuhr er weiter fort: „Empfehlet mich meinem Vater, und gebet ihm dieſen Schlüſſel: er führt zu dem Hauſe, das ich mit meinen Räubern ſeither bewohnte; ich habe ſie alle mit eigener Hand umgebracht, in dieſem Hauſe ſind alle Schätze, die ich geraubt. Der Herzog wolle ſie, wo es möglich iſt, den Eigenthümern wieder zuſtellen.“ Dieſe Nacht blieb Robert in der Abtey; am andern Morgen früh brach er auf, nachdem er ſein Roß und ſein Schwert, mit welchen er ſo viele Miſſethaten verübt hatte, den Mönchen zurückgelaſſen. Und jetzt gieng er allein und zu Fuße, in Tiefſinn verſunken, die Straße nach Rom. Noch an demſelbigen Tage ritt der Abt, gerührt und froh, zum Herzoge der Normandie, übergab ihm den Schlüſſel und meldete Robert's Bußefahrt. Da gab der Herzog allen Leuten das geraubte Gut wieder, das ſie früher verloren hatten; was übrig blieb, ward unter die Armen ausgetheilt.

Robert wanderte inzwiſchen lang über Berg und
ügel, mit großer Beſchwerde und unter lauter Ent-
ehrungen, bis er endlich am Chardonnerſtag zu
om eintraf. Es war dieß gerade der rechte Tag zu
eichten und für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen. Denn
er heilige Vater ſelbſt ſtand zu dieſer Stunde mitten
der Peterskirche und hielt das Hochamt, als Robert
e Kirchenthüre öffnete und unter die Verſammlung
r Gläubigen eintrat. Er drängte ſich, um zu dem
iligen Vater hindurchzukommen. Als aber die Die-
r des Pabſtes dieſes ſahen, ſchlugen ſie ihn, und hie-
n ihn zurückweichen. Aber je mehr ſie ihn ſchlugen,
mehr drückte er ſich vorwärts; endlich gelangte er in
e Nähe des Pabſtes, fiel ihm zu Füßen und rief mit
uter Stimme: „O heiliger Vater, habt Mitleiden
t mir!“ und dieſe Worte wiederholte er zu mehreren
alen. Diejenigen, welche zunächſt am Pabſte ſtan-
, ärgerten ſich über den Lärm, den Robert machte,
wollten ihn vertreiben. Da er aber ſo unbeweglich
ag, und der Pabſt ſein heißes Verlangen inne ward,
armte ihn ſeiner und er ſagte zu dem Volke: „Laſ-
ihn machen; denn ſoviel ich erkennen kann, hat er
hre Demuth!“ Hierauf gebot der Pabſt Stille, und
bert ſprach zu ihm: „Heiliger Vater, ich bin der
ßte Sünder von der Welt.“ Der Pabſt ergriff Ro-
s Hand und ſagte: „Mein Freund, was begehrſt du,
was ſchreieſt du ſo laut?“ „O heiliger Vater, er-
derte Robert, ich bitte Euch, laſſet mich beichten,
wenn Ihr mich von den großen Sünden, die ich

begangen habe, nicht losſprechet, ſo bin ich auf ewig verdammt, und ich fürchte gar ſehr, daß mich der Teufel mit Leib und Seele davon führe, um der ungeheuren Verbrechen willen, mit denen ich beladen bin. Und da ihr derjenige ſeyd, der denen Troſt und Hülfe zu bringen berufen iſt, die deſſen bedürfen: ſo bitte ich euch um Gotteswillen, höret mich und reiniget mich von allen meinen Sünden!“ Als der Pabſt dieſes hörte, da ahnete er im Geiſte, daß es Robert der Teufel ſey, und er fragte ihn: „Sohn, biſt du vielleicht der Robert, von dem ich ſo viel habe ſprechen hören, und den man für den Schlimmſten hält, der auf der Erde wandelt?“

Da antwortete Robert und ſagte: „Ja, ich bins!“ Der Pabſt erwiederte: „Du ſollſt Abſolution haben; aber ich beſchwöre dich beim allmächtigen Gott, daß du Niemanden Leides zufügeſt!“ Denn der Pabſt und alle Umſtehenden waren entſetzt, als ſie ſo unerwartet Robert den Teufel vor ſich ſtehen ſahen. Dieſer aber fiel auf die Knie vor dem Pabſt, bezeigte ſich voll Demuth und Reue über ſeine Sünden, und ſagte: „Heiliger Vater! Da ſey Gott vor, daß ich Jemanden Leides thue; ich habe deſſen nur zu viel gethan. So lange ich lebe, will ich kein chriſtliches Geſchöpf mehr verletzen!“ Da nahm der Pabſt ihn bei Seite, und Robert beichtete ihm reuevoll und erzählte, wie ihn, ehe denn er ward, ſeine Mutter dem Teufel übergeben habe. Als der Pabſt ihn ſo reden hörte, erſchrack er heftig, kreuzte ſich und ſagte zu Robert: „Mein Freund, gehe hin nach Montalto, drei Meilen von dieſer Stadt. Dort wirſt du

einen Einſiedler finden, der mein eigener Beichtiger iſt. Ihm ſollſt du ſagen, daß ich dich ſchicke und ſollſt ihm alle deine Sünden bekennen; er wird dir die Buße auferlegen, die du verdient haſt; der, den ich dir nenne, iſt ein heiliger Mann; ich bin gewiß, daß er dir Abſolution ertheilen wird.“ Da erwiederte Robert: „Ja, ich will recht gerne gehen; gebe nur Gott mir Gnade, daß es zum Heil meiner Seele gedeihe!“ Und ſomit nahm er Abſchied vom Pabſte. Dieſen Tag blieb Robert in Rom; am andern Morgen frühe verließ er die Stadt, und gieng über Thal und Hügel mit großer Begierde, ſeiner Sünden los zu werden, dem Orte zu,
vo der Eremit wohnte. Als er endlich vor ihn kam,
rzählte er dem Einſiedler, wie der Pabſt ihn ſende, da-
nit er ihm beichten ſolle. Der Eremit hieß ihn herz-
ich willkommen. Als ſie eine Weile beieinander ge-
ſſen, begann Robert zu beichten und erzählte, wie ſeine
Nutter ihn im Zorn dem Teufel gelobt, und wie die-
s zum ſchweren Unheil ausgeſchlagen — wie er von
ugend auf alle Kinder gequält, ſeinen Lehrmeiſter er-
ochen, als erwachſen viele Ritter im Turnier erſchla-
n, in ſeines Vaters Lande hin und her geraubt, ge-
ohlen und auf alle Weiſe gefrevelt habe; wie er ſeines
aters Dienern die Augen ausgeſtochen, und ſieben Ere-
ten umgebracht. Kurz er erzählte ihm alle Miſſetha-
, die er jemals begangen, von der Stunde ſeiner Ge-
rt an, bis auf die jetzige Zeit. Wohl entſetzte ſich
Einſiedler über alles dieſes; zugleich aber freute es
innniglich, daß Robert mit ſolcher Zerknirſchung ſeine

Sünden bekannte. Er lud ihn daher freundlich ein, dieſe Nacht bei ihm zu bleiben, und verſprach am andern Morgen die feierliche Beichte mit ihm vorzunehmen, und ihm über Alles, was er zu thun hätte, guten Rath zu ertheilen. Robert, der bisher der gottloſeſte und laſterhafteſte, grauſamſte und ſchrecklichſte Menſch geweſen war, zeigte ſich jetzt ſo ſanft und fromm, ſo lieblich in Worten und in Thaten, wie nur je der feinſte Fürſt auf der Welt. Und doch war er von den großen Mühſeligkeiten ſeiner langen Wanderung ſo müde, daß er nicht eſſen und nicht trinken mochte. Daher zog er ſich bald zurück, und betete zu dem allmächtigen Gott, daß er ihm durch ſeine Gnade den Sieg über den hölliſchen Feind verſchaffen möchte, der bei ihm ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Als es Nacht geworden, bereitete der Eremit ein Lager für Robert in einer kleinen Kapelle, die neben ſeiner Zelle ſtand; er ſelbſt betete die ganze Nacht zu Gott für den Armen, bis er endlich unter ſolchen Gebeten einſchlief. Da erſchien dem Einſiedler im Traum ein Engel des Herrn und ſprach: „Mann Gottes, höre auf die Botſchaft, die ich dir überbringe. Wenn dieſer Robert Verzeihung ſeiner Sünden erhalten will, ſo muß er den Narren und den Stummen nachahmen, darf keine andere Speiſe zu ſich nehmen, als die er den Hunden abjagen kann, und ſoll ſo lange in dieſem Leben verharren, bis es Gott gefällt, ihm zu offenbaren, daß ſeine Sünden vergeben ſind.“ Ganz erſchrocken wachte der Eremit aus dieſem Traume auf, und fing an, über denſelben nachzudenken. Als er

ſich lange darüber beſonnen, dankte er in ſeinem Gebete Gott für dieſe Botſchaft, denn, als der Tag anbrach, fühlte er ſich bewegt von Liebe zu Robert; er rief ihn herbei und ſagte zu ihm die tröſtenden Worte: „Mein Sohn, komm her zur Beichte!“ Mit großer Demuth kam Robert, und wiederholte das Bekenntniß ſeiner Sünden. Als er die Beichte vollendet, ſagte der Eremit zu ihm: „Ich weiß jetzt, welche Buße dir auferlegt iſt, mein Freund! Du ſollſt dich als einen Narren und einen Stummen gebärden, keine Speiſe eſſen, als von den Hunden, und bei den Hunden liegen; Alles, ſo lang es Gott gefallen wird. Solches hat mir der Herr dieſe Nacht durch einen Engel verkündet; dieſe Buße ſoll währen, bis es Gott gefällt, dir die Vergebung deiner Sünden anzukündigen.“ Als Robert dieſes hörte, ward er ganz vergnügt und froh; er dankte Gott, daß ihm ſo gnädige Buße auferlegt werden ſollte, verabſchiedete ſich von dem Eremiten, und gieng hin, die ſchwere Probe zu beſtehen, die ihn erwartete, und die ihm nur klein ſchien, weil ſeine Unthaten ſo übergroß waren. Und nun war durch Gottes Wunder der laſterhafte, wüthende, unbiegſame Sünder zahm wie ein Lamm und frommer Geſinnungen voll geworden.

Kaum hatte er die Stadt Rom wieder betreten, ſo fing er an, dem Befehl des Einſiedlers gemäß, den Narren zu ſpielen; er ſprang und rannte durch die Straßen und that, wie ein Verrückter zu thun pflegt. Die Kinder waren bald ziſchend und ſchreiend hinter ihm her, und warfen ihn mit Koth und Allem, was ſie auf der Straße aufleſen konnten. Auch die Bürger in der Stadt legten ſich bei dieſem Schauſpiel in die Fenſter, ſpotteten und lachten über ihn. Als er ſo einige Tage lang in der Stadt Rom herumgelaufen war, geſchah es, daß er an dem Pallaſte des römiſchen Kaiſers vorbeigieng, und da er ſah, daß die Thüre offen ſtand, ſo gieng er geradeswegs auf die Halle zu; dabei ſprang er von der einen Seite zur andern, gieng bald langſam, bald ſchnell, und blieb nie lang auf demſelben Flecke. Als nun der Kaiſer im Saale ſeiner anſichtig ward, wie er ſich geberdete, da ſprach er: „Sehet ihr dort den hübſchen jungen Mann, er ſieht aus wie ein Ritter; aber, wie es ſcheint,“ iſt er närriſch! Es iſt Schade um ihn; heißt ihn ſitzen und gebt ihm zu eſſen und zu trinken!“ Des Kaiſers Junker rief Robert herbei; der aber antwortete kein Wort, und als man ihn nöthigte, ſich an einen Tiſch zu ſetzen, ſo wollte er nichts genießen, obgleich ihm Wein, Brod und Fleiſch dargereicht ward, ſo daß ſich Alles an der Tafel verwunderte. Während nun der Kaiſer ſpeiste, warf er einem Hunde, der unter dem Tiſche lag, einen Knochen zu. Kaum hatte Robert dieß geſehen, ſo ſprang er von dem Tiſche auf, und verfolgte den Hund, um das Bein wegzunehmen; der Hund aber wollte ſeinen Raub nicht fahren laſſen, und ſo zerrten ſie daran, jeder von ſeiner Seite; Robert, auf die Erde niedergekauert, nagte an einem Ende des Knochens, der Hund am andern. Der Kaiſer und Alle, die es ſahen, lachten laut auf. Zuletzt bekam Robert die Oberhand und behielt den Knochen

allein für ſich, legte ſich hin und zernagte ihn, denn ſein Hunger war groß, da er ſich lange keine Speiſe gegönnt hatte. Als der Kaiſer ihn ſo hungrig ſah, warf er einem andern Hund einen ganzen Brodlaib hin; auch dieſen nahm Robert weg, brach ihn in zwei Theile und gab der Dogge redlich die Hälfte. Es entſtand ein neues Gelächter, und der Kaiſer ſprach zu ſeinen Leuten: „Das iſt doch der luſtigſte Narr, den ich jemals geſehen habe; nimmt er doch den Hunden ihr Brod, um es zu eſſen; und wenn er an der Tafel ſitzt, ſo hungert er; daraus kann man erkennen, daß es ein recht natürlicher Narr iſt!“ Nun gaben die Diener des Kaiſers, die in der Halle waren, den Hunden im Ueberfluß zu freſſen, damit Robert ſeinen Magen anfüllen möchte, und ſie ihre Freude an ihm haben könnten. Endlich ſtand dieſer vom Boden auf, und fing an im Saale herumzulaufen, ſeinen Stecken in der Hand, mit dem er Hunde, Mauern, Stühle und Bänke ſchlug, ganz als wäre er nicht bei Sinnen. Auf dieſem Gange fand er eine Pforte offen, die in einen lieblichen Garten führte; dort ſprudelte ein ſchöner Springbrunnen. Robert legte ſich über den Rand, und, weil er ſehr durſtig war, trank er ſein gutes Theil. Darauf, weil die Nacht herankam, gieng er den erwähnten Hunden nach, wohin ſie laufen mochten; und weil dieſe gewohnt waren, die Nacht über unter einer Treppe und in einem Stalle zu liegen, ſo folgte ihnen Robert auch dorthin und legte ſich zu ihnen nieder. Der Kaiſer erfuhr dieß und empfand großes Mitleiden mit Robert; er befahl daher, ihm ein Bett zu bringen, damit er ſich darauf ſchlafen legen könnte. Aber Robert wollte es nicht, er machte den Dienern, die es brachten, ein Zeichen, daß er lieber auf hartem Boden ſchlafen wolle, als im weichen Bette. Der Kaiſer wunderte ſich nicht wenig, als er die Diener das Bett wieder bringen ſah, und hieß ſie wenigſtens Stroh in den Hundeſtall tragen. Auf dieſes warf ſich endlich der Müde und Erſchöpfte nieder und ſchlief allmählig ein.

So hatte Robert, der gewohnt war, als ein Herzogsſohn auf einem guten Bette in einem herrlich ausgeſchmückten Gemache zu ſchlafen, und von den köſtlichſten Gerichten zu ſpeiſen, freiwillig alle Herrlichkeit verlaſſen, aß mit den Hunden unter dem Tiſche, ſchlief bei den Hunden im Stalle, alles in williger Demuth, um ſeine Seele zu retten. In ſolcher Buße lebte er ſieben Jahre; der Hund, mit dem er gewöhnlich ſchlief, hatte bald gemerkt, daß er es beſſer habe, als die andern, und um Roberts Willen mehr zu freſſen bekomme, deßhalb faßte er allmählig eine ſolche Liebe zu Robert, daß er ſich eher hätte tödten, als von dieſem ſeinem Schlafgeſellen wegtreiben laſſen.

In der Zeit, daß Robert ſeine Buße zu Rom that, wuchs dem Kaiſer eine ſchöne Tochter heran, die war ſtumm. Des Kaiſers Seneſchall, ein gewaltiger Mann,

tte ſie von ſeinem Herrn ſchon mehrere Male zur
mahlin begehrt, der Kaiſer aber, der von ſeiner Ho-
t nichts vergeben wollte, erklärte, daß er darein nicht
ligen könne. Darüber ergrimmte der Seneſchall, und
hte darauf, wie er den Kaiſer ſeines Thrones und
ches mit Gewalt berauben könnte. Er verließ den
f, begab ſich zu den Saracenen, und ſammelte ein
ßes Heer von Ungläubigen; mit dieſen landete er
Italien und rückte gegen die Stadt Rom an. Ehe
Kaiſer eine Macht gegen dieſen unerwarteten Feind
mmenbringen konnte, und bevor dieſer ſich von ſei-
Staunen erholt hatte, ſtand der Seneſchall mit
m ganzen Heere vor der Stadt und hub an, ſie zu
gern. Jetzt berief der Kaiſer ſeinen Adel, alle Ba-
n und Ritter, und hielt eine bewegliche Anrede an
„Edle Herren, ſprach er, gebt mir guten Rath,
wir den Heidenhunden, die unſere Stadt belagert
n, widerſtehen mögen. Wenn uns Gottes endloſe
de nicht Hülfe ſendet, ſo werden ſie, die das Land
umher unterdrücken, auch uns ſelbſt in Verwirrung
en. Deßhalb bitte ich einen Jeden von euch, ge-
mit aller Kraft, ſie zu bekämpfen und ſie fortzu-
n. Vor allem aber trachtet, daß wir den verrä-
chen Seneſchall in unſere Gewalt bekommen, auf
r ſeinen Lohn davontrage.“ Da antworteten alle
und Herren einſtimmig: „Gebieter, euer Rath
t; wir alle ſind bereit, mit euch zu gehen und
ie unſere Rechte zu vertheidigen. Sie ſollen mit
s Hülfe Alle ſterben und die Stunde ihrer Geburt

verfluchen.“ Der Kaiſer dankte ihnen und ward fröhlichen Muthes. Er ließ durch die ganze Stadt Rom ausrufen, daß Jedermann, alt oder jung, wer da fähig wäre, die Waffen zu tragen, ſich bereit halten ſollte, gegen die grauſamen Feinde zu fechten. Auf dieſen Aufruf rüſtete ſich Alles, die Heimath zu vertheidigen. Man ſammelte ſich um den Kaiſer, und er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze des Heeres. Aber obſchon die Streitkräfte des Kaiſers groß waren und größer, als die des Seneſchalls, ſo wären ſie ſeiner Gewalt und Kriegskunſt doch unterlegen, wenn Gott den Römern nicht auf eine wunderbare Weiſe zu Hülfe gekommen wäre.

Denn an demſelben Tage, da der Kaiſer gegen die Saracenen zu ſtreiten gieng, geſchah es, daß Robert der Teufel an den Springquell gieng in des Kaiſers Garten, wie dieß ſeine Gewohnheit war. Da hörte er eine Stimme vom Himmel, welche ſagte: „Robert, eile dich! Gott befiehlt dir auf der Stelle, daß du dich mit den weißen Waffen, die ich hier an deine Seite lege, waffneſt, und dieſes Roß, das ich dir zuführe, beſteigeſt, und ohne Aufſchub dem Kaiſer zu Hülfe fliegeſt!“ Robert erſchrack im Geiſte ſehr, aber er wagte kein Wort zu erwiedern. Waffen und Roß fand er neben ſich; ſo waffnete er ſich in Eile mit dem weißen Harniſch, den der unſichtbare Engel gebracht hatte, und beſtieg das Roß.

Oben aber im Pallaſte am Fenſter ſtand die ſchöne, ſtumme Tochter des Kaiſers, und blickte gerade hera auf den Garten und den Brunnquell; da ſah ſie, wi

Robert ſich umkleidete und waffnete. Hätte ſie ſprechen können, ſie würde es wohl auf der Stelle erzählt haben; ſo war ſie ſtumm und mußte in ſich verſchließen, was ſie geſehen hatte; doch merkte ſie ſich Alles wohl, und hielt es feſt in ihrem Herzen.

Robert, gerüſtet und zu Roſſe, ritt zu des Kaiſers Lager. Dieſes war von den Saracenen ſo ſehr bedrängt, daß, hätten nicht Gott und Robert ihnen geholfen, der Kaiſer mit allen ſeinen Leuten zu Grunde gegangen wären. Als aber Robert zu dem Heere gekommen war, warf er ſich in das dichteſte Schlachtgedränge der Saracenen, und focht und ſchlug rechts und links auf die verruchten Heiden los. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie Arme, Beine, Köpfe wegflogen und zu Boden fielen, wie Männer ſtürzten und nicht wieder aufſtanden. Kein Schlag, der einem Saracenen galt, war verloren. Auf dieſe Weiſe flößte der kühne Ritter auch dem Heere des Kaiſers wieder Muth ein, ſo daß es den Sieg behauptete und das Feld behielt.

Robert kehrte inzwiſchen, auf ſeinem Roſſe fliegend in voller Rüſtung nach dem Garten des Kaiſers zu ſeiner Springquelle zurück. Hier ſtieg er von dem Roſſe, das ſogleich verſchwand, löste ſeinen Harniſch und ſeine übrigen Waffen, und fand ſeine alten Kleider, wie er ſie verlaſſen hatte, ſo daß er bald wieder in ſeiner Narrentracht vor dem Springbrunnen ſtand. Alles das ſah des Kaiſers Tochter von ihrem Fenſter an, und verwunderte ſich ſehr darüber; gerne hätte ſie geſprochen, wenn ihr die Zunge gelöst geweſen wäre. Robert hatte von dem Kampfe nur eine Schmarre im Geſicht, ſonſt war er unbeſchädigt.

Inzwiſchen war auch der Kaiſer zurückgekehrt, hoch erfreut über ſeinen Sieg, für welchen er dem Himmel inbrünſtig dankte. Als die Stunde des Abendmahles gekommen war, ſtellte ſich auch Robert dem Kaiſer vor, wie er zu thun gewohnt war, und machte ſeine alten Narrenſtreiche, indem er ſich, wie ſeitdem immer, ſtumm und wahnwitzig ſtellte. Der Kaiſer freute ſich, als er ſeinen Narren ſah, denn er mochte ihn wohl leiden. Als er aber die Schmarre in ſeinem Geſichte wahrnahm, wunderte er ſich, dachte jedoch, daß einer ſeiner Diener ihn verwundet haben werde, was ihm ſehr leid that. „Es giebt doch neidiſche Leute an dieſem Hof,“ ſagte er; „haben ſie nicht, während wir in der Schlacht waren, dieſen unſchuldigen Menſchen da geſchlagen! Es iſt wahr, er iſt ein Narr; aber er fügt doch keinem Menſchen Uebels zu!“ Und nun verbot der Kaiſer, daß hinfort Jemand Hand an Robert lege. Bald aber vergaß er den Narren und fing an, mit großem Eifer ſeine Ritter darüber zu befragen, ob einer von ihnen ſagen könnte, wer der Fremde auf dem weißen Roſſe geweſen, der ſo heimlich in das Lager gekommen ſey, ohne den ſie verloren geweſen wären. „Ich weiß nicht, wer er iſt,“ ſagte der Kaiſer, „aber ich weiß, daß es einer der kühnſten und edelſten Ritter war, die ich je geſehen habe, und daß ich keinen kenne, der gleiche Tapferkeit bewieſen.“ Die Tochter des Kaiſers war zugegen, als er dieſe Worte ſprach. Sie näherte ſich ihrem Vater, und wollte ihm durch Zeichen zu verſtehen geben, daß Robert es ſey, mit deſſen Hülfe ſie die Schlacht gewonnen hätten. Der Kaiſer verſtand jedoch nicht, was ſeine ſtumme Tochter ihm anzeigen wollte. Er ließ die Frau rufen, die ſie auferzogen hatte, um zu erfahren, was ſie ſagte. Dieſe, die alles Gebärdenſpiel der Jungfrau gar wohl verſtand, legte es dem Kaiſer aus, und erklärte ihm, daß ſein Kind ſagen wolle, der Narr da habe Alles ausgerichtet, und ohne ihn wäre das Heer des Kaiſers beſiegt worden. Der Kaiſer mußte über das lachen, was die Frau ſagte, und ſagte ihr: „Sie ſey keine kleinere Närrin, als der Narr ſelber.“ Dann aber wurde er ärgerlich und ſprach: „Anſtatt meine Tochter zu unterrichten, verderbet ihr ſie! Ihr ziebet ſie in Thorheit und Unverſtand auf. Wenn ihr es nicht beſſer machet, ſoll es euch gereuen!“ Als die Tochter des Kaiſers dieſes hörte, machte ſie keine Zeichen mehr, obwohl ſie wußte, daß Alles wahr ſey, was ſie ſagen wollte; ſondern ſie gieng betrübt von dannen.

Bald nachher zog der Seneſchall, der ein zweites Saracenenheer aufgerafft hatte, von Neuem heran, und lagerte ſich abermals vor der Stadt Rom; und wiederum hätten die Römer das Feld geräumt, wenn nicht der weiße Ritter auf des Engels Befehl im Harniſch und auf dem weißen Roſſe herbeigeritten wäre und die Saracenen hülfreich bekriegt hätte. Auch dießmal vollbrachte er der Wunder ſo viel, daß die Saracenen in die Flucht geſchlagen wurden und des Kaiſers Heer den Sieg behielt. Als aber das Treffen zu Ende war, da wußte Niemand, wohin der weiße Ritter gekommen ſey. Denn obwohl der Kaiſer Leute genug abgeſchickt hatte, welche auf ihn harrten, ſo war er doch unverſehens verſchwunden, und Niemand außer der ſtummen Kaiſerstochter, hätte ſagen können, wo er ſich verborgen.

Kurze Zeit darauf kehrte der Seneſchall mit noch viel größerer Macht zurück, als zuvor und belagerte Rom zum drittenmale. Bevor nun der Kaiſer zu kämpfen auszog, befahl er allen ſeinen Edeln, wenn der Ritter auf dem weißen Roſſe wieder käme, ſollten ſie ſuchen ihn zu fahen, wo ſie ſeiner anſichtig würden. Die Ritter verſprachen es zu thun, und als der Tag der Schlacht gekommen war, ritten einige der Tapferſten heimlich in einen nahe gelegenen Wald, und warteten hier, welchen Weg der weiße Ritter zur Schlacht kommen würde. Aber es war vergebens. Ehe ſich's einer der Ritter verſah, befand ſich Robert mitten in der Schlacht, ſie ſtürzten ihm nach, und theilten mit ihm Streiche aus, recht und links, er ſelbſt aber die großmächtigſten, ſo daß kein Feind Stand halten konnte, und die Saracenen ſchimpflicher flohen, als beidemal zuvor.

Als nun die Schlacht vorbei war, und ein jeder ſich freudig nach Hauſe begab, wollte auch Robert zu ſeinem Springquelle zurückkehren, um dort, wie bisher, ſeine Waffen auszuziehen. Aber die genannten Ritter waren wieder in den Wald zurückgekehrt, und warteten dort auf ihn. Als ſie ihn nun nach Hauſe zurückkehren ſahen, ſprengten ſie alle zuſammen aus dem

Walde hervor und riefen ihn mit lauter Stimme an: „Edler
itter! ſprich mit uns und ſage uns, wer du biſt und
on welchem Volke, denn wir wollen es unſerm Kaiſer
elden, der ſehr begierig iſt, es zu wiſſen!“ Als Ro-
rt dieſes hörte, wurde er ſehr beſchämt; er gab ſei-
m weißen Roſſe die Sporen, und flog über Berg und
al; denn er wußte, daß er ein Büßender war, und
llte nicht erkannt ſeyn. Einer der Verwegenſten aber
te ihm auf einem guten Pferde nach; dieſer warf ſeinen
eer nach ihm, nicht um ihn ſelbſt zu tödten, ſondern
hoffte das weiße Roß zu treffen; doch verfehlte er
Thier, dagegen wurde Robert ſelbſt von dem Speer
roffen; die Lanzenſpitze brach jedoch ab, und blieb im
enkel ſtecken, und Robert ritt, ſeine Verwundung
t achtend, davon. So erfuhr der Ritter nicht, wer
war, und brachte nur den abgebrochenen Speer zu
en Genoſſen zurück, worüber alle ſehr betrübt waren.
ert eilte indeſſen, zu dem Brunnen zu gelangen;
ſtieg er wieder vom Roſſe, und legte ſeine Waffen
und beides verſchwand ſofort; er aber zog die Lan-
pitze aus ſeinem Schenkel, und verbarg ſie zwiſchen
großen Steinen am Springbrunnen. Der arme Ro-
wußte nicht, wo und von wem er ſich verbinden
ſollte; er ſah ſich genöthiget, Gras und Moos zu
en, und es aufzulegen; dann zerriß er das Futter
Kleides, und verband damit die Wunde. Und
r ſtand die Tochter des Kaiſers an ihrem Fenſter,
lles und merkte es ſich wohl, und da Robert ein

ſo gar edler und würdiger Ritter war, ſo fing ſie an, ihn mit zärtlicher Neigung zu betrachten.

Als Robert ſeine Wunde verbunden hatte, gieng er nach des Kaiſers Halle, um ſich etwas zu eſſen zu holen; aber er hinkte von der Wunde, die er durch den Ritter erhalten hatte; doch zwang er ſich, ſo gut er konnte. Kurze Zeit darauf kam der Ritter, der ihn verwundet hatte, und erzählte dem Kaiſer, wie der Fremde auf dem weißen Roſſe ihm entgangen ſey, und wie er ihn wider Willen verwundet habe. „Das Beſte iſt, Herr Kaiſer,“ ſprach er, „ihr laſſet durch euer ganzes Reich öffentlich verkünden, wo es einen Ritter mit weißem Roß und Harniſch gebe, der ſoll zu euch gebracht werden und die Lanzenſpitze, mit der er in die Seite verwundet worden iſt, mit ſich bringen und ſeine Wunde vorweiſen. Dann wollet ihr ihm eure Tochter zur Frau und das halbe Reich zur Mitgift geben.“ Der Kaiſer war über dieſen Rath ſehr froh; er ließ ihn ohne Verweilen bekannt machen, ganz ſo, wie der Ritter es vorgeſchlagen hatte.

Dieſer öffentliche Ausruf drang auch zu den Ohren des Seneſchalls, der immer noch von einer heftigen Liebe zu des Kaiſers Tochter entflammt war, Tag und Nacht nicht ſchlafen konnte und immer nur darauf dachte, wie er ſich an dem Kaiſer rächen und die Jungfrau gewinnen möchte. So wie er nun von den Anerbietungen des Kaiſers Kunde erhielt, ſann er auf eine große Liſt, und hoffte ſicher, dadurch zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er ließ nach einem weißen Roß, weißer Lanze und

ißem Harniſch ſuchen, dann nahm er eine abgebro-
ne Lanzenſpitze und ſtieß ſie ſich in den Schenkel; da-
rch hoffte er den Kaiſer zu täuſchen und ſeine Tochter
n Weibe zu bekommen. Als dieß geſchehen war,
ß er ſeine nächſten Leute ſich waffnen, und reiſete
ihnen ſo ſchnell er konnte, bis er mit großer Für-
pracht und herrlichem Gefolge zu Rom anlangte.
r begab er ſich ohne einiges Zögern zum Kaiſer, und
ach ſo zu ihm: „Mein Gebieter, ich bin derjenige,
euch dreimal ſo tapfer beigeſtanden iſt, der aus Liebe
euch ſo viel Feinde niedergehauen hat. Dreimal war
Urſache, daß ihr über die verfluchten Saracenen den
g davongetragen habt!“ Der Kaiſer, der an keinen
rug noch Verrath dachte, und ſeinen alten Diener
Feind, der ſeine Geſtalt wohl zu verſtellen gewußt
e, nicht wieder erkannte, ſprach gnädig zu ihm:
r ſeyd fürwahr ein tapferer Ritter! Doch habe ich
he zu glauben, was ihr ſaget!“ Da erwiederte der
eſchall: „Herr, ich habe mehr Muth, als ihr glau-
und um euch zu beweiſen, daß es wahr iſt, was
age: ſo ſehet hier die Lanzenſpitze, die ich empfan-
habe.“ Damit entblößte er die Stelle, wo er ſich
die Wunde beigebracht hatte. Aber der Ritter, von
Robert verwundet worden, war auch zugegen und
an nachdenklich zu werden; und als er die Lanzen-
näher in's Auge gefaßt hatte, da mußte er lächeln;
er ſah wohl, daß es nicht die Spitze ſeines Speers
Doch um nicht in Streit zu gerathen, wollte er

das Gegentheil jetzt nicht behaupten, ſondern eine günſtigere Gelegenheit abwarten.

Und nun war es Zeit, daß der gnädige Gott Robert von ſeiner ſchweren Buße befreite. Er lag im Hundeſtalle ſchwer verwundet, und da er keinen Arzt hatte, der ihm beiſpringen konnte, ſo ließ er ſich ſeine Wunde von jener Dogge lecken, die ihn ſo lieb hatte. Dennoch dachte er ſo wenig an ſich, als ein armes Thier an ſich denkt; er betete nur zu Gott, Mitleid mit ſeiner Seele zu haben. Um dieſelbe Zeit lag der fromme Einſiedler, der Robert in die Beichte genommen hatte, in einer Nacht auf ſeinem Lager in der Zelle, und ſchlief. Da kam im Schlaf der Engel Gottes zu ihm und forderte ihn auf, ſich ſogleich zu erheben und nach Rom zu pilgern. Zugleich erzählte er dem Eremiten Alles, was Robert vollbracht hatte, erklärte auch, daß ſeine Buße vollendet und alle ſeine Sünde ihm vergeben ſey. Darüber war der Eremit ſehr fröhlich, ſtand am frühen Morgen auf und wanderte hin auf der Straße nach Rom.

An demſelben Morgen in aller Frühe ſtand zu Rom auch der Seneſchall auf und trat abermals vor den Kaiſer, ihn, ſeiner öffentlichen Bekanntmachung gemäß, um die Hand ſeiner Tochter zu bitten, was ihm der Kaiſer, nach der Probe, die er von ihm erhalten zu haben wähnte, ohne lange Ueberlegung bewilligte.

Als nun des Kaiſers Tochter vernahm, daß ſie dem Seneſchall gegeben werden ſollte, da gerieth ſie, die den Feind wohl erkannt hatte, und ſeinen ganzen Betrug durch-

aute, außer ſich, zerriß ihre Kleider und raufte ſich
e Haare aus. Aber weil die Stimme ihr fehlte, ſo
ar dieß Alles vergebens. Sie ward gezwungen, ſich
e eine Braut zu ſchmücken, und der Kaiſer ſelbſt
hrte ſie an der Hand in die Kirche, in kaiſerlicher
racht, begleitet von Grafen, Rittern und Edelfrauen.
ie Tochter aber war im Innerſten betrübt, und Nie-
and vermochte ihr Gemüth zu beſänftigen.

Der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofſtaate war in
r Kirche angekommen, und die ſtumme Tochter ſollte
em Seneſchall angetraut werden. Da geſchah ein gro-
es Wunder vom Himmel, um den frommen Robert
u verherrlichen, welcher der Teufel hieß und an den Nie-
and mehr dachte. Denn als der Prieſter das Hoch-
mt zu halten anfing und die Trauung nun eben voll-
iehen wollte, da riß der Jungfrau das Band ihrer
Zunge, und ſie hub an, alſo zu ihrem Vater, dem
Kaiſer zu ſprechen: „Vater, ſeyd ihr von allen Sinnen,
aß ihr glaubet, was dieſer hochmüthige, thörichte Ver-
äther euch vorerzählt hat? Alles, was er ſagte, iſt
Lüge. Vielmehr lebt hier in dieſer Stadt ein heiliger
und frommer Mann, dem ich und wir alle unſer Leben
verdanken, deſſen ſeltene Tugenden ich ſchon lange kenne;
aber Niemand wollte meinen Zeichen glauben!“ Da
war der Kaiſer hocherfreut über das, was er hörte und
ſah; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, daß er
ſeinen Feind, den Seneſchall erkannte. Dieſer ward
grimmig und voller Scham, floh aus der Kirche, ſchwang
ſich auf ſein Roß, und ritt mit ſeiner ganzen Beglei-

tung davon. Der Pabſt aber, der zugegen war, fragte die Jungfrau, wer der Mann wäre, von welchem ſie geſprochen hätte. Das Mägdlein aber ſprach kein Wort, ſondern ſie nahm den Kaiſer, ihren Vater, und den Pabſt jeden an einer Hand, und führte ſie nach dem Garten und dem Springbrunnen, wo Robert ſeine Engelswaffen jedesmal genommen und abgelegt hatte. Hier zog ſie die Lanzenſpitze zwiſchen den beiden Steinen hervor, unter denen Robert ſie verborgen hatte. Und der Ritter, von dem Robert verwundet worden war, hatte ſie aus der Ferne begleitet; der trat jetzt auch hervor mit ſeinem abgebrochenen Speere; da fügten ſich Schaft und Spitze aneinander, als wenn ſie nie entzwei geweſen wären. Dann ſagte das Mägdlein zu dem Pabſte: „Dreimal haben wir durch die Tapferkeit dieſes edeln Ritters gegen die Ungläubigen den Sieg errungen, dreimal habe ich ſein Pferd und ſeinen Harniſch geſehen, die er dreimal wieder von ſich gethan hat. Aber wohin ſie gekommen ſind, vermag ich euch nicht zu ſagen. Das aber weiß ich, daß der Ritter ſelbſt, nachdem er dieſes gethan, jedesmal hingieng, ſich zu den Hunden zu legen, wo ſeine Stätte war.“ Und zu ihrem Vater ſprach ſie: „Er iſt es, der euch Ehre und Land gerettet hat; an euch iſt es, ihn zu belohnen. Laſſet uns zu ihm gehen und die Wahrheit aus ſeinem Munde vernehmen.“

Da begaben ſie ſich Alle nach dem Winkel, wo Robert bei den Hunden lag, der Kaiſer und der Pabſt, die Tochter und alle Ritter und Frauen, und fiengen an, ihm große Ehrerbietung zu erweiſen. Aber Robert antwortete ihnen nicht. Da ſprach endlich der Kaiſer zu ihm: „Ich bitte dich, komm' hierher, mein Freund, und zeige mir deinen Schenkel! Denn ich muß ihn nothwendig ſehen.“ Jetzt merkte Robert wohl, warum er dieß zu ihm ſagte; er ſtellte ſich aber, als wenn er ihn nicht verſtanden hätte, nahm einen Strohhalm und zerbrach ihn mit den Händen, und ſpielte damit; auch viele andere alberne Streiche machte er, um den Kaiſer und den Pabſt lachen und glauben zu machen, ſie ſprechen mit einem Narren. Dann wandte ſich der Pabſt zu Robert und ſagte zu ihm: „Ich befehle dir im Namen Gottes und der Erlöſung am Kreuze, daß du mit uns ſprechen ſollſt!“ Aber Robert, der ſich ſeiner Buße noch nicht entbunden glaubte, ſprang auf wie ein Narr, und gab, als wäre er ſelbſt der Pabſt, dem Pabſte mit lächerlichen Geberden den Segen. Dann ſah er hinter ſich; ſiehe, da erblickte er den Eremiten, der ihm die Buße auferlegt hatte. Sobald dieſer ſein Beichtkind anſichtig geworden, das er ſo lange geſucht hatte, ſo rief er ihm mit lauter Stimme zu, daß es Jedermann, der dabei war, hören möchte: „Höre, mein Freund, ich weiß recht gut, daß du Robert biſt, den die Menſchen den Teufel nennen; von Stunde an aber ſollſt du ein Mann Gottes heißen; denn du biſt's, der dieſes Land von den Sarazenen errettet hat. Diene und ehre Gott, wie du bisher gethan haſt; dein und mein Herr ſchickt mich zu dir, und befiehlt dir, zu reden und nicht mehr den Narren zu ſpielen! Denn du haſt hinlänglich gebüßt, und alle deine Sünden ſind dir vergeben!“

Als Robert dieß hörte, fiel er ſogleich auf ſeine Kniee nieder, hob Augen und Hände in die Höhe auf, und ſprach: „König im Himmel, ich danke dir, daß du mir meine furchtbaren Sünden vergeben haſt, und daß meine geringe Buße dir gefallen hat!“ Als der Pabſt, der Kaiſer und des Kaiſers Tochter, und Alle, die dabei waren, Robert ſo lieblich ſprechen hörten, da waren alle Herzen großer Freude voll. Robert aber nahm Abſchied von ihnen und verließ Rom, um geſühnt in ſeine Heimath zu wandern. Noch hatte er jedoch die Stadt nicht lange hinter ſich, da erſchien ihm Gottes Engel, und befahl ihm, nach Rom umzukehren, wo ihn ein großes Glück erwarte. Als er zurückgekehrt war, da führte ihm der Kaiſer ſeine eigene Tochter, die ſo ſchön und ſo lieblich, und deren Herz ſchon lange ſein eigen war, entgegen, und gab ſie ihm zum Ehegemahl. Dieſer Tag war ein Triumph- und Freudentag für ganz Rom. Keiner, der bei dem Feſte zugegen war, konnte Robert anſehen, ohne zu ſagen: „Dieſem Manne verdanken wir Alles; er hat uns von unſern Todfeinden befreit.“

Nachdem die Hochzeit vierzehn Tage lang gedauert, verabſchiedete ſich Robert von dem Kaiſer, um Vater und Mutter in der Normandie zu beſuchen und ſeine Gemahlin ihnen zuzuführen. Der Kaiſer gab ihm ein herrliches Geleite, auch köſtliche Geſchenke die Fülle, an Silber, Gold und Edelſteinen. So reiſten Robert und

ſeine Gemahlin, bis ſie in die Normandie und zu der edeln Stadt Rouen kamen. Dort wurden ſie mit großem Triumphe empfangen; das Volk war doppelt froh, den Herrn, den es an Leib und Seele verloren glaubte, an beiden herrlich wiederzufinden, denn ſie waren in großer Sorge und Betrübniß, weil ihr Herzog, Robert's Vater, geſtorben war. Zur Seite des Landes wohnte ein böſer Ritter, welcher der Herzogin, Robert's Mutter, ſchon vieles Leid angethan hatte. Kein Baron und Ritter des Landes wagte ſich ihm zu widerſetzen, ſo gewaltig war er. Als nun Robert dieß Alles erfahren, erklärte er auf der Stelle dem Ritter den Krieg, rüſtete Bewaffnete aus; beſiegte und fing ihn, und ließ den Uebelthäter hinrichten.

Der Herzog Robert betrauerte ſeinen Vater und betrübte ſich ſehr darüber, daß er ihm ſeine Buße und vollendete Sinnesänderung nicht mehr beweiſen konnte. Zugleich aber erfreute er ſich des Umganges mit ſeiner geliebten Mutter und holdſeligen Gemahlin, und erzählte jener die Abenteuer, die er beſtanden, ſeit er ſie auf ihrem Schloſſe verlaſſen hatte. Da kam eines Tages ein Bote von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer, bei Robert an, welcher dem Herzog, nach ehrerbietigem Gruße, dieſe Meldung that: „Herr Herzog, der Kaiſer hat mich zu euch hierher geſchickt, und bittet euch, zu ihm zu kommen, daß ihr ihm gegen den alten Verräther, den Seneſchall, beiſtehet. Er hat ſich auf's neue gegen ihn empört und drohet Rom mit Feuer und Schwert zu verwüſten.“ Als Robert dieſe Kunde vernahm, ward er im Herzen für den Kaiſer ſehr beſorgt, ſammelte eilig ſo viel bewaffnete Leute, als er im Normannenlande zuſammenbringen konnte, ritt mit ihnen allen nach Rom und machte den weiten Weg in kürzeſter Weile. Aber noch ehe er ankommen konnte, hatte der Verräther den Kaiſer, der ihm entgegen gerückt war, erſchlagen. Robert aber brach mit Gewalt und Macht gegen Rom auf, entſetzte die belagerte Stadt, und kam im Handgemenge dem Seneſchall gegenüber zu ſtehen. „Steh' mir, du falſcher Verräther," ſchrie er ihm zu, „jetzt ſollſt du meinen Händen nicht entgehen, wenn du im Felde Stand hältſt; du ſtachſt dir einſt eine Lanzenſpitze in den Leib, um die Römer zu betrügen, jetzt haſt du meinen Herrn, den Kaiſer, erſchlagen. Wehre dich deines Lebens, das du heute verlieren ſollſt!" Der Treuloſe, als er Robert den Teufel ſah, erwiederte kein Wort, ſondern ſuchte ſein Heil in der Flucht; aber Robert ritt ihm nach und verſetzte ihm einen Streich auf das Haupt, daß er ihm Helm und Kopf bis auf die Zähne ſpaltete, und Jener auf der Stelle todt zur Erde fiel. Dann ließ ihn Robert nach Rom bringen, damit er hier erſchlagen liegen ſollte und die Römer an ihm gerächt wären. Und dieß geſchah auch in Gegenwart alles Volkes in Rom. So beſchützte Herzog Robert die Stadt gegen ihre Feinde, bis die Sarazenen abgezogen waren. Dann kehrte er mit ſeiner ganzen Schaar nach Rouen in der Normandie zurück. Dort fand er ſeine Mutter und ſeine Gemahlin in tiefer Trauer über des Kaiſers Tod, der ihnen ſchon zu Ohren gekommen war. Doch

tröſtete ſie Robert ein Weniges, als er ihnen erzählte, wie er den Kaiſer an dem Seneſchall gerächt und die Römer von ihren Feinden befreit habe.

Seitdem lebte Herzog Robert lang in Liebe und Ehrbarkeit mit ſeiner edeln Gemahlin, war gefürchtet von ſeinen Feinden und geliebt von ſeinen Freunden und Unterthanen. Er ward zweiundſechszig Jahre alt, und hinterließ einen ſchönen Sohn mit Namen Richard, der viel herrliche Waffenthaten mit dem Frankenkönige Karl verrichtete, mächtige Kriege mit den Sarazenen führte, und den Chriſtenglauben in aller Welt befeſtigen half.

Die Schildbürger.

Ji
ich
ge
wo

De
Zu
die
Fö
der

ſtä
ſein
lan
der
ſie
Tu
ihn
ode

dem großmächtigen Königreich Utopien, hinter Ka-
utta, liegt ein Dorf oder Bauernſtädtchen, Schilda
nannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprich-
rt gerühmt werden könnte:

Wie die Aeltern geartet ſind,
So ſind gemeiniglich die Kind'.

nn auch die Schildbürger waren in ihrer Voraltern
ßſtapfen getreten und darin verharrt, wenn ſie nicht
Noth, der kein Geſetz vorgeſchrieben iſt, oder die
rderung des lieben Vaterlandes nöthigte, einen an-
n Weg zu treten.

Der erſte Schildbürger war ein hochweiſer und ver-
ndiger Mann, und es iſt wohl zu erachten, daß er
e Kinder nicht wie die unvernünftigen Thiere herum-
fen ließ. Ohne Zweifel war er ein ſtrenger Vater,
ihnen nichts Arges nachſah; vielmehr unterwies er
als ein getreuer Lehrer, und ſie wurden mit allen
genden aufs Höchſte geziert, ja überſchüttet, ſo daß
en in der ganzen, weiten Welt Niemand vorzuſehen
r auch nur zu vergleichen war. Denn zu derſelben Zeit

waren die weiſen Leute noch gar dünne geſäet, und war es ein ſeltenes Ding, wenn einer derſelben ſich hervorthat. Sie waren gar nicht ſo gewöhnlich, wie ſie jetzt unter uns ſind, wo ein jeder Narr für weiſe gehalten werden will. Deßwegen verbreitete ſich der Ruhm von ihrem hohen Verſtand und ihrer ſeltenen Weisheit über alle Lande, und ward Fürſten und Herren bekannt; wie ſich denn ein ſo herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, ſondern, wo es ſich finden mag, ſeine Strahlen von ſich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaiſern und Königen Botſchaften an ſie abgefertigt wurden, um ſich in zweifelhaften Sachen Raths zu erholen, der immer überflüſſig bei ihnen zu finden war, da ſie voll von Weisheit ſteckten. Auch fand man immer, daß die treuen Rathſchläge, die ſie gaben, nicht ohne beſondern Nutzen abgegangen. Dadurch ſchöpften ſie ſich in der ganzen Welt einen großen Namen, und wurden mit viel Silber, Gold, Edelſtein und anderen Kleinodien begabt, weil Geiſtesgaben damals viel höher geſchätzt wurden, als in dieſer Zeit. Endlich kam es gar ſo weit, daß Fürſten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botſchaften zu ihnen zu ſchicken, ſondern Jeder begehrte einen der Schildbürger in Perſon bei ſich am Hofe und an ſeiner Tafel zu haben, damit er ſich deſſelben täglich in allen Vorkommenheiten bedienen und aus ſeinen Reden, als aus einem unerſchöpflichen Brunnen des friſcheſten Waſſers, Weisheit ſchöpfen und lernen könnte.

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbür-
r jeßt einer, bald wieder einer, beſchickt und in entle-
ne Länder von Hauſe abgefordert. In Kurzem kam
dahin, daß faſt Keiner mehr in der Heimath blieb,
ndern alle von Hauſe abweſend waren. Darum ſahen
h die Weiber genöthigt, der Männer Stelle zu ver-
eten, und Alles zu verſehen, das Vieh, den Feldbau,
d was ſonſt einem Manne zuſteht; jedoch behauptet
an, ſie hätten dieſes nicht ungerne gethan. Wie es
er noch heutigen Tags zu gehen pflegt, daß Weiber-
beit und Weibergewinn gegen das, was Männer er-
rben, ſo viel ſie ſich bemühen, dennoch ſehr gering iſt,
ging es auch zu Schilda. Darunter iſt freilich nur
ännerarbeit zu verſtehen. Im Uebrigen iſt die eigen-
amliche Arbeit der Männer und der Weiber wohl unter-
eden; wie denn alle Männer nicht könnten ein einziges
ndlein, wie klein es wäre, zur Welt bringen, ſie wollten
denn ausbrüten, wie jener Narr den Käſe voll Milben,
s welchem er Kälber aushecken zu können hoffte. So wie
n im Gegentheile viel Weiber haben müßte, wenn
n die feſte Stadt Wien, in Oeſterreich (welche der
tt der Chriſtenheit lange Zeit in ſeinen Schutz neh-
möge), oder die nahmhafte Stadt Straßburg mit
walt gewinnen wollte.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung
Güter des Feldes an abzunehmen, denn die Fußtritte
Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wur-
nicht darauf geſpürt. Das Vieh, das ſonſt durch
Herren Auge fett wird, wurde mager, verwildert

und unnütz; alle Werkzeuge und Geſchirre wurden ſchadhaft, nichts verbeſſert und zu rechte gemacht; und, was das Aergſte war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorſam, und wollten nichts Rechtes mehr leiſten. Sie beredeten ſich ſelbſt, weil ihre Herren und Meiſter nicht einheimiſch ſeyen, und man doch Herren und Meiſter brauche, ſo ſtände es wohl ihnen ſelbſt zu, Meiſter zu ſeyn. Kurzum, während die frommen Schildbürger Jedermann zu dienen begehrten, und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes willen und aus Geiz, ſondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, ſo geriethen ſie dadurch in verderblichen Schaden, und es gieng ihnen gerade, wie dem, der zwei Leute, die ſich prügeln, ſcheiden will; zuletzt iſt er es, der alle Schläge davonträgt.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann, und dieſer nicht ohne jenes beſtehen kann, ſo trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indeſſen das Regiment führen und der Männer Amt verwalten mußte, zuſammen, um das gemeine Beſte zu bedenken und dem drohenden Verderben zu ſteuern. Nach langem Geſchnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß ſie ihre Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieſes in's Werk zu richten, ließen ſie einen Brief aufſetzen und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden

icken, wo ſie wußten, daß ihre Männer ſich auf-
en. Der Brief lautete folgender Maßen:
„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda,
ieten Euch, unſern getreuen, herzliebſten Ehemännern
nt und ſonders unſern Gruß, und fügen Euch zu
n: Da, Gott ſey Dank, unſer ganzer Stamm mit
heit und Verſtand ſo hoch begabt und vor andern
net iſt, daß auch ferne gelegene Fürſten und Her-
ſolche zu hören und zu allen Geſchäften zu gebrau-
eine beſondere Luſt haben, auch deßwegen Euch alle
ſich von Haus und Hoſe, von Weib und Kindern
rdern, und ſo lange Zeit bei ſich behalten, daß zu
rgen iſt, ſie möchten Euch irgend mit Gaben und Ver-
ungen ganz und gar anfeſſeln und verſtricken: ſo
wir darum in großen Sorgen. Unſeren Sachen zu
ſe iſt dabei weder gerathen noch geholfen: das Feld
irbt, das Vieh verwildert, das Geſinde wird unge-
ſam, und die Kinder, die wir armen Mütter ge-
niglich mehr lieben, als gut iſt, gerathen in Muth-
en, andern vielen Unweſens zu geſchweigen. In Be-
ht dieſer Urſachen können wir nicht unterlaſſen, Euch
mit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heim-
aufzufordern. Bedenket, wie ſo lange Zeit wir
Euch verlaſſen geweſen; denket an die Kinder, Euer
iſch und Blut, welche nun allbereits zu fragen an-
gen, wo doch ihre Väter ſeyen. Welchen Dank, meinet
, werden ſie Euch ſagen, wenn ſie nun erwachſen ſind und
uns vernehmen, daß ſie ohne Troſt und Hülfe von Euch
laſſen worden und dem Untergange preis gegeben ſind?

Und vermeint Ihr, der Fürſten und Herren Gunſt gegen Euch werde allezeit beſtändig ſeyn? Die alten Hunde, wenn ſie ſich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, ſo daß ſie mit ihren ſtumpfen Zähnen die Haſen nicht mehr packen können, pflegt der Jäger an den nächſten, beſten Baum aufzuhängen und belohnt ſo ihre getreuen Dienſte. Wie viel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn Ihr daheim und zu Hauſe, Eure eigenen Händel auswartend, in guter Freiheit und Ruhe leben, und Euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könnet Ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimath bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl ſuchen und finden, oder es thut ihm nicht ſonderlich Noth. Solches alles, liebe Männer, werdet Ihr viel beſſer erwägen, als wir ſchreiben können. Deßwegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und umkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neſte ſehen wollet, und hören, daß ſie zu Euch ſprechen: Vor der Thür iſt draußen! Darum ſeyd vor Schaden gewarnt. Beſchloſſen und gegeben zu Schilda, mit Eurem eigenen Siegel, das Eurer wartet.“

Sobald den Männern dieſes Schreiben eingehändigt worden und ſie den Inhalt eingeſehen, wurde ihr Herz gerührt, und ſie fanden es höchſt nothwendig, ſogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen nach Hauſe. Hier trafen ſie eine ſolche Verwirrung in allen Sachen, daß ſie, ſo weiſe ſie waren, ſich nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abweſenheit ſo Vieles ſich hatte verkehren können. Aber freilich Rom, das in ſo vielen Jahren mit Mühe gebauet worden iſt, kann an Einem Tage gebrochen und zerſtöret werden! Die Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer ſehr froh; doch empfing nicht jede ihren Mann gleich, wie ſie denn gar verſchiedener Complexion waren. Die einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau billig thun ſoll, vermöge der Tugenden, mit welchen das weibliche Geſchlecht abſonderlich geziert iſt; andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigeſpitzten Worten an, und hießen ſie in alles Böſen Namen willkommen; wie dieß denn auch in unſern Tagen viele Weiber, gegen die Natur, im Brauche haben; ſo daß dieſen Männern beſſer geweſen, ſie wären mit dem Vieh hereingekommen und heimlich in die Ställe geſchlüpft. Im übrigen waren ſie allzumal fröhlich und begiengen ein Freudenfeſt; dann aber ſetzten ſie ihren Männern auseinander, wie nothwendig es war, daß ſie wieder heimgekommen, und baten ſie, das Verſäumte hereinzubringen und fernerhin des Hausweſens und Gewerbes beſſer wahrzunehmen, welches die Männer ihnen auch bei Treu und Ehren zuſagten.

Auf dieſes traten die Schildbürger zuſammen, einen Rath zu faſſen, was zu thun wäre, daß ſie von ausländiſchen Herren nicht mehr, wie bisher, geplagt und abgefordert würden. Weil es aber ſpät am Tage und der Handel wichtig war, ſo ließen ſie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der ſie ſich mit weiſen Reden, die ſüßer als Honig und ſchöner als Gold und Silber ſind, aber auch mit Speiſe und Trank nach Nothdurft, als vernünftige Leute, genugſam ergötzt hatten.

Am folgenden Tage verfügten ſich meine Herren, Rath zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten ſie ſich von Alters her zu verſammeln, ſo lang es Sommer war. Winters über war das Rathhaus der Verſammlungsſaal, und der Richterſtuhl ſtand hinter dem Ofen. Als ſie nun zuvörderſt den großen Schaden, der ihrem Hausweſen erwachſen war, erwogen und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienſte bei den fremden Herren erwuchs, ſo fanden ſie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht erſetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage gethan, wie doch den Sachen zu helfen wäre. Da hätte einer ſollen die weiſen und hochverſtändigen Rathſchläge hören, die ſo gar vernünftig vorgebracht wurden! Einige meinten, man ſollte ſich der auswärtigen Herren gar nicht mehr annehmen; Andere, man ſollte ſie nicht ganz abthun, ſondern nur ihnen ſo kalte Rathſchläge geben, daß ſie von ſelbſt abſtänden und die Schildbürger unbekümmert ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und brachte ſein Bedenken vor, dieſes Inhalts: „Da doch ihrer Aller hohe Weisheit und großer Verſtand die einzige Urſache ſey, warum ſie von Hauſe abgefordert und da und dorthin beſchickt würden, ſo dünke ihm, das Beſte zu ſeyn, wenn ſie ſich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beſchirmten. Wie man ſie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, ſo würde man ſie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hauſe laſſen. Deßwegen ſey er der Meinung, daß ſie Alle einhellig, Niemand ausgeſchloſſen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abentheuerlichſten und ſeltſamſten Sachen anfangen ſollten, die nur zu erſinnen wären; ja was jedem Närriſches in den Sinn käme, das ſollte er thun. Dazu brauche man aber gerade die Weiſeſten und Geſchickteſten; denn es ſey keine geringe Kunſt, Narrenamt recht zu verweſen. Wenn nämlich einer die rechten Griffe nicht wiſſe, und es ihm ſo mißlinge, daß er gar zum Thoren werde, der bleibe ſein Lebenlang ein Narr; wie der Kuckuk ſeinen Geſang, die Glocke ihren Klang, der Krebs ſeinen Gang behält.“

Dieſes Bedenken wurde von allen Schildbürgern mit dem höchſten Ernſt erwogen, und, weil der Handel gar ſchwer und wichtig war, manche Umfrage darüber gethan. Am Ende beſchloſſen ſie, daß eben jene Meinung in allen Punkten auf's Genaueſte aufzuſetzen und dann in's Werk zu richten ſey. Hiermit gieng die Gemeinde auseinander mit der Abrede, daß jeder ſich beſinnen ſollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufaſſen wäre. Freilich hatte gar Mancher ein heimliches Bedauern, daß er, nachdem er ſo viele Jahre voll Weisheit geweſen, jetzt erſt in ſeinen alten Tagen ein Narr werden ſollte. Denn die Narren ſelbſt können es am wenigſten vertragen, daß ihnen ihre Thorheit, über der es ihnen ſelbſt ekelt, durch einen Narren vorgeworfen werde.

Jedoch, um des gemeinen Nutzens willen, für den Jeder ja ſelbſt ſein Leben mit Luſt aufopfern ſoll, waren ſie allzumal willig, ſich ihrer Weisheit zu begeben: und damit hat in unſerer Geſchichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

Da ſie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Weſen und Leben anzunehmen und zu beſtellen entſchloſſen waren, ſo ſollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerſt ein neues Rathhaus auf gemeinſchaftliche Koſten erbaut werden, ein ſolches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte, und dieſelbe wohl ertragen und leiden könnte. Da ſie ſich nun ihrer Weisheit noch nicht ganz verziehen hatten, und ſie nicht mit ihrer Narrheit auf Einen Stoß hervorbrechen wollten, weil dadurch leicht verrathen worden wäre, daß ihre Thorheit nur eine angelegte ſey: ſo beſchloſſen ſie fein gemächlich zu Werke zu gehen. Doch ſchien ihnen der Bau eines neuen Rathhauſes immerhin das dringlichſte zu ſeyn. Sie nahmen ſich dabei ihren eigenen Pfaffen zum Exempel. Dieſer war ſo eifrig, daß er, ſo oft er läuten hörte, allezeit meinte, er müßte mit ſeiner Poſtille auf die

anzel rumpeln. Deßwegen begehrte er, als er zuerſt
on den Schildbürgern angenommen wurde, daß ſie ihm,
och ehe er predigte, eine neue Kanzel von guten, ſtar-
en, eichenen Brettern, mit Eiſen wohlbeſchlagen, ma-
hen laſſen ſollten, die ſeine gewichtigen Worte, ſo er
derzeit vorbringen wolle, auch recht dulden könne.
benſo nun dachten die Schildbürger vor allen Dingen
n ein geduldiges Rathhaus.

Und wie nun Alles verabredet war, was zu einem
wichtigen Werke nothwendig erfordert wird, fand
chs, daß nichts mehr mangelte, als ein Pfeifer oder
eiger, der mit ſeinem lieblichen Sang und Klang,
ie ein Orpheus oder Amphion, Holz und Steine her-
igeholt hätte, um ſie in feiner Ordnung zu dieſem
au aufeinander zu legen. Da aber ein ſolcher nirgends
finden war, ſo vereinigten ſie ſich, gemeinſchaftlich
s Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen und
cht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufge-
hrt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schild-
rger, deren Weisheit nur allmählig, wie ein Licht,
sgehen ſollte, noch viel zu weitſichtig, da ſie wußten,
ß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr ha-
n müſſe, ehe man mit Bauen anfangen könne. Denn
hte Narren würden wohl ohne Holz, Stein und Kalk
bauen ſich unterſtanden haben. Deßwegen zogen ſie
mmt und ſonders einmüthig miteinander ins Holz,
s jenſeits des Berges in einem Thale gelegen war,
d fiengen an, nach dem Rathe ihres Baumeiſters,
s Bauholz zu fällen. Als es von den Aeſten geſäubert

und ordentlich zugerichtet war, da wünſchten ſie nichts anderes zu haben, als eine Armbruſt, auf der ſie es heim ſchießen könnten; durch ſolches Mittel, meinten ſie, würden ſie unſäglicher Mühe und Arbeit überhoben ſeyn. So aber mußten ſie die Arbeit ſelbſt verrichten, und ſchleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Athemholen den Berg hinauf und jenſeits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf Eines, das nach ihrer Anſicht das letzte war. Dieſes feſſelten ſie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter ſich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sey es nun aber, daß ſie es überſehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu ſchwach waren: kurz, das Holz entgieng ihnen, und fieng an, von ſelbſt fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock ſtille liegen blieb. Solchem Verſtande dieſes groben Holzes ſahen die Schildbürger bis zu Ende zu, und verwunderten ſich höchlich darüber. „Sind wir doch alle, ſprach endlich einer unter ihnen, rechte Narren, daß wir uns ſolche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erſt dieſer Klotz mußte uns lehren, daß ſie von ſelbſt beſſer hätten hinuntergehen können!“ „Nun, dem iſt Rath zu ſchaffen, ſagte ein anderer; wer ſie hinabgethan hat, der ſoll ſie auch wieder hinaufthun! Darum, wer mit mir dran iſt, ſpute ſich! Wenn wir erſt die Hölzer wieder hinaufgeſchoben, ſo können wir ſie alle miteinander wieder hinunterrollen laſſen; dann haben wir mit Zuſehen unſere Luſt, und werden für unſere Mühe ergötzt!“

Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; ſie ſchämten ſich einer vor dem andern, daß er nicht ſelbſt ſo witzig geweſen, und wenn ſie zuvor, als ſie das Holz den Berg hinabgebracht, unſägliche Mühe gehabt hatten, ſo hatten ſie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis ſie daſſelbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von ſelbſt die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen ſie nicht wieder hinauf, um ſeiner Klugheit willen. Nachdem ſie ſich ſo überſchafft hatten und alle Hölzer wieder oben waren, ließen ſie dieſelben allmählig, eins nach dem andern, den Berg hinabtaumeln, ſtanden droben und ließen ſich den Anblick wohl gefallen. Ja, ſie waren ganz ſtolz auf die erſte Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und ſaßen ins Wirthshaus, wo ſie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeſchafft, und ſo fiengen die Schildbürger einmüthig ihren Bau mit ſolchem Eifer an, daß, wer nur immer zuſah, geſtehen mußte, es ſey ihr bitterer Ernſt geweſen. In wenig Tagen hatten ſie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt: denn weil ſie etwas beſonders haben wollten, ſo ſollte das Haus dreieckigt werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen ſie nebenzu an Einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie ſie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuſtändig wäre, und deſſen Erlös ſie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dieß Thor kam denn auch — woran ſie nicht gedacht — ihrem Herrn Schultheißen wohl zu Statten, ſonſt hätte dieſer, ſammt Gerichts- und Rathsherrn, wenn ſie in den Rath gehen wollten, über das Dach hineinſteigen müſſen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemeſſen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend geweſen wäre.

Hierauf machten ſie ſich an das Dach. Dieſes wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgetheilt, der Dachſtuhl auf die Mauern geſetzt, und ſo das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verſchoben ſie auf den folgenden Tag und eilten dem Hauſe zu, wo der Wirth den Reif aufgeſteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe Niemand arbeiten durfte. Da ſtrömten alle Schildbürger zuſammen, ſtiegen auf den Dachſtuhl und fiengen an, ihr Rathhaus zu decken. So ſtanden ſie Alle hintereinander, die einen zuoberſt auf dem Dache, die andern unten, wo ſie an den Latten beſſerten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächſt der Leiter, und ſofort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathhauſe entfernt war. Auf dieſe Weiſe gieng jeder Ziegel durch aller Schild-

bürger Hände, vom erſten, der ihn aufhob, bis auf den
etzten, der ihn auf ſeine Statt legte, daß ein Dach
daraus würde. Wie man aber willige Roſſe nicht über-
reiben ſoll, ſo hatten ſie die Anordnung gemacht, daß
u einer gewiſſen Stunde die Glocke geläutet würde,
um Zeichen des Ausruhens. So wie nun derjenige,
er zunächſt am Ziegelhaufen war, den erſten Streich
er Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufge-
oben hatte, fallen, und lief dem Wirthshauſe zu. So
ſchah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekom-
en waren, die erſten im Wirthshaus und die oberſten
inter dem Tiſche wurden. Daſſelbe thaten auch die
immerleute. So wie ihrer einer den erſten Glocken-
reich gehört, ließ er die Axt, die er ſchon zum Streich
fgehoben, fallen, und lief dem Trunke zu; welches
lles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten ſie in ihr
athhaus gehen, um daſſelbe zu aller Narren Ehre ein-
weihen, und in aller Narren Namen zu verſuchen,
e es ſich darin rathen laſſe. Kaum aber waren ſie
Ehrbarkeit hineingetreten — ſiehe, da war es ganz
ſter, ſo finſter, daß einer den andern kaum hören,
chweige denn ſehen konnte. Darüber erſchracken ſie
ht wenig, und konnten ſich nicht genugſam verwun-
n, was doch die Urſache ſeyn möchte; ob vielleicht
endwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wo-
ch das Licht aufgehalten würde. So giengen ſie
n zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu ſehen,
ſich der Mangel befinde. Da ſtanden alle drei

Mauern gar vollkommen da; das Dach ſaß ordent
lich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht
Sobald ſie aber wieder hineinkamen, zu forſchen, o
der Fehler drinnen liege, da war es wieder finſter wi
zuvor. Die wahre Urſache aber war, daß ſie die Fen
ſter an ihrem Rathhauſe vergeſſen hatten; die konnte
ſie nicht finden noch errathen, ſo ſehr ſie ſich auch ih
närriſchen Köpfe darob zerbrachen.

Als der feſtgeſetzte Rathstag gekommen, ſtellten ſi
die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte Allen g
golten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihn
hatte einen brennenden Lichtſpahn mitgebracht, und i
nachdem ſie ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut geſte
damit ſie in dem finſtern Rathhaus einander ſe
könnten, auch der Schuldheiß bei der Umfrage ein
Jeden ſeinen Titel und Namen zu geben im Sta
wäre. Hier ließen ſich nun über den vorgefalle
Handel gar widerſprechende Meinungen vernehmen.
Mehrheit ſchien ſich dahin zu neigen, daß man
ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und a
Neue aufführen ſollte: da trat Einer hervor, der, wie
früher unter allen der allerweiſeſte geweſen, ſo jetzt ſich
den allerthörichtſten zeigen wollte, und ſprach:
habe, ſo lange ſeine Weisheit gewährt, manchmal
nommen, daß man durch Beiſpiel Vieles klarer ma

könne; ſolchem nach wolle auch er den Schildbürgern eine ſchöne Geſchichte erzählen: Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn,“ hub er darauf an, „hörte eines Tags Einen ſagen: Ey, wie ſind die Rebhühner ſo gut! Haſt du denn ſchon welche gegeſſen, fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es ſo gut weißeſt? Nein, ſagte der Andere, aber es hat mir's Einer vor fünfzig Jahren geſagt, deſſen Großmutter Großvater ſie in ſeiner Jugend von einem Edelmann hatte eſſen ſehen. Ueber dieſer Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Kindbetterin-Gelüſte, daß er gern etwas Gutes eſſen möchte, und ſagte deßwegen zu ſeinem Weib, ſie ſolle ihm Küchlein backen, denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die beſſer wußte, als er, was der Butterhaſen vermöge, entſchuldigte ſich, ſie könne ihm dießmal keine Küchlein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen. Sie bat ihn deßhalb, er möchte mit den Küchlein bis auf eine andere Zeit ſich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Küchlein gegeſſen und ſein Gelüſte nicht gebüßt. Er wollte ſich mit einem ſo trockenen Beſcheide ohne Salz und Schmalz nicht abweiſen laſſen, und beſtand darauf, die Frau ſollte ihm Küchlein backen, und hätte ſie nicht Butter oder Schmalz, ſo ſollte ſie es mit Waſſer verſuchen. Es thut's nicht, ſagte die Frau, ſonſt wäre ich ſelbſt nicht ſo lang ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Waſſer nicht hätte dauern laſſen. Er aber ſprach: Du weißſt es nicht, weil du es noch nie probirt haſt. Verſuch' es einmal, und erſt, wenn es nicht gerathen will, kannſt du ſagen, es thu' es nicht. Wollte die Frau Ruhe haben und zufrieden ſeyn, ſo mußte ſie dem Mann willfahren; ſie rührte alſo einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte ſie Sträublein backen, ſetzte eine Pfanne Waſſer über das Feuer, und nun mit dem Teig darein. Der Teig zerfloß im Waſſer und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig ward. Denn jene ſah Arbeit, Holz und Meh verloren; meiner Großmutter Großvaters (ſeligen) Bruders Sohn aber ſtand dabei, hielt den Teller hin, un wollte die erſtgebackenen Küchlein, ſo warm ſie aus de Pfanne kamen, eſſen, ward aber betrogen. Seine Fra verwünſchte das Kuchenbacken mit Waſſer; er jedoc ſagte langmüthig: Laß dich's nicht gereuen, man verſucht ein Ding auf ſo viel Weiſe, bis es zuletzt gelingen muß. Iſt es dießmal nicht gerathen, ſo geräth' ein andermal. Es wäre ja doch eine feine nützlich Kunſt geweſen, wenn es von ungefähr geglückt wäre Ich meine ja wohl, ſagte meiner Großmutter Großva ters Bruders Sohns Frau; dann wollt' ich ſelbſt al Tage Küchlein eſſen!“

„Um nun“ — ſo ſchloß der Schildbürger — „die Geſchichte auf unſer Vorhaben zu beziehen: wer wei ob das Licht oder der Tag ſich nicht in einem Sa tragen läßt, gleichwie das Waſſer in einem Eimer g tragen wird. Unſer keiner hat es jemals verſucht; da um, wenn es euch gefällt, ſo wollen wir dran gehe geräth's, ſo haben wir's um ſo beſſer, und werden, als Erfinder dieſer Kunſt, großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, ſo iſt es doch zu unſerem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!"

Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß ſie beſchloßen, demſelben in aller Eile nachzuleben. Deßwegen kamen ſie nach Mittag, wo die Sonne am beſten ſcheint, bei ihrem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, ein jeder mit einem Geſchirr, in das er den Tag zu faſſen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärſte, Gabeln mit, aus Fürſorge, daß ja nichts verabſäumt werde.

Sobald nun die Glocke Eins geſchlagen, da konnte man Wunder ſehen, wie ſie zu arbeiten anfiengen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen ſie die Sonne ſcheinen bis auf den Boden; dann knüpften ſie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathhaus, den Tag auszuſchütten. Andere thaten daſſelbe mit verdeckten Gefäſſen, als Hafen, Keſſeln, Zubern und was dergleichen iſt. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers ſoll beſonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäuſefalle zu fangen gedachte, und ihn ſo, mit Liſt bezwungen, nach Hauſe tragen wollte. Jeder verhielt ſich, wie es ſein Narrenkopf ihm eingab. Und ſolches trieben ſie den langen, lieben Tag, ſo lang als die Sonne ſchien, mit ſolchem Eifer, daß ſie vor Hitze faſt erlechzten und unter der Müdigkeit faſt erlagen. Sie richteten aber ſo wenig damit aus, als vor Zeiten die Rieſen, da ſie Berge auf einander thürmten, um den Himmel zu erſtürmen. Darum ſprachen ſie zuletzt: „Nun, es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre!“ Und darauf zogen ſie ab, und hatten doch ſo viel gewonnen, daß ſie auf gemeine Koſten zum Weine gehen, und ſich ſo wieder erquicken und erlaben durften.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüber reiste. Dieſer ſtand lang ſtille, ſah ihnen mit offenem Maule zu, und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, ſo ſehr zerbrach er ſich den Kopf darüber, was denn das bedeuten ſollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen ſich niedergelaſſen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Urſache, warum er ſie denn ſo eifrig in der Sonne habe arbeiten ſehen, ohne begreifen zu können, was ſie thäten. Die umſtehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß ſie verſucht hätten, ob ſie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten.

Der fremde Geſelle war ein rechter Vogel, genetzt und geſchoren wie es ſeyn ſollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht geſinnt, den Raub, der ſich ihm hier anbot, aus den Händen zu laſſen; deßwegen fragte er ſie ernſthaft, ob ſie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da ſie mit Kopfſchütteln antworteten, ſo ſagte der Geſelle: „Das macht, daß ihr die Sache nicht ſo angegriffen habt, wie ich euch wohl möchte gerathen haben!“ Dieſer Tagesſchimmer von Hoffnung machte die Schildbürger ſehr froh, und ſie verhießen ihm von Seiten des ganzen Fleckens eine nahmhafte Belohnung, wenn er ihnen ſeinen Rath mittheilen wollte. Dem Wirth befahlen ſie ihm, tapfer aufzutragen und vorzuſetzen, ſo daß der gute Geſelle dieſe Nacht ihr Gaſt war und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeiſter ſeyn ſollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten ſie den fremden Künſtler zum Rathhaus, und beſahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt ſie der Geſelle, der indeſſen mit der Schalkheit Rath gepflogen, das Dach beſteigen, und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch alſogleich geſchah. „Nun habt ihr,“ ſprach er, „den Tag in eurem Rathhauſe; ihr mögt ihn darin laſſen, ſo lang es euch gefällig iſt. Wenn er euch beſchwerlich wird, ſo könnet ihr ihn wohl wieder hinausjagen.“ Aber die Schildbürger verſtanden nicht, daß er damit meinte, ſie ſollten das Dach nicht wieder darauf decken, ſonſt würde es wieder ſo finſter werden, wie zuvor, ſondern ſie ließen die Sache gut ſeyn, ſaßen in dem Hauſe zuſammen und hielten den ganzen Sommer über Rath.

Der Geſelle nahm die Verehrung, zählte das Geld nicht lange, ſondern zog hinweg und ſchaute oft hinter ſich, ob ihm Niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder und noch heutiges Tages weiß Niemand, woher er geweſen und wohin er gekommen; nur dieß ſagten die Schildbürger von ihm aus, daß ſie ihn am Rücken das letztemal geſehen hatten.

Nun hatten ſie mit ihrem Rathhauſe ſolches Glück, daß es den ganzen Sommer über, ſo oft ſie zu Rathe ſaßen, nie regnete. Inzwiſchen aber begann der liebliche Sommer ſein luſtiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter ſtreckte ſeinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wie einer unter einem großen Wetterhut, wie die ſind, welche junge Lappen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen, ſich vor dem Regen ſicher ſtellt, ſo auch ſie ſich mit dem Dache, wie einem Hute gegen Schnee und Ungewitter ſchirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinſchaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, ſiehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war, und ſie ins Rathhaus gehen wollten, da war es leider wieder eben ſo dunkel darin, als es zuvor geweſen war, ehe ſie von der Erſparungskunſt des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hauſe zu machen, ohne ihn hinein zu tragen. Und jetzt erſt merkten ſie, daß er ſie häßlich hinter das Licht geführt habe. Sie mußten aber zu der geſchehenen Sache das Beſte reden, ſetzten ſich wieder mit ihren Lichtſpänen auf den Hüten zuſammen und hielten geſchwind einen

Rath darüber, der ſich weit in den Tag hinein zog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der ſich nicht den Ungeſchickteſten dünkte. Dieſer ſtand auf und ſagte: „Er rathe eben das, was ſein Vater rathen werde.“ Nach dieſem weiſen Rathe trat er aus der Verſammlung, ſich zu räuſpern, wie denn die Bauern oft einen ſo böſen Huſten haben, daß Niemand um ſie bleiben kann. Wie er nun in der Finſterniß (denn ſein Lichtſpan war ihm erloſchen) an der Wand hin und her krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Riſſes in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnert er ſich mit großem Seufzen ſeiner erſten Weisheit, deren ſich alle verziehen hatten; daher tritt er wieder hinein und ſpricht: „Erlaubet mir ein Wort zu reden, liebe Nachbarn!“ Als ihm dieß vergönnt wurde, ſprach er weiter: „Nun, ich frage euch alle darum, ſind wir nicht alle doppeltgebohrte Narren? Wir haben ſo ängſtliche und üble Zeit mit unſerem Rathhaus, wenden Unkoſten an und gerathen noch dazu in große Verachtung. Und dennoch iſt Keiner von uns ſo geſcheit geweſen, daß er geſehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenſter gemacht haben, durch die das Licht herein fallen konnte. Das iſt doch gar zu grob, zumal im Anfange unſerer Thorheit; da ſollten wir nicht ſo auf einmal und mit Einem Satz hineinplumpen, ſo daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte!“

Ueber dieſer Rede erſchracken und verſtummten die Andern Alle. Sie ſahen einander an, und ſchämten ſich einer vor dem Andern wegen der gar zu plumpen

Wahrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen ſie darauf mit einander an, aller Orten die Mauern des Rathhauſes durchzubrechen, und da war kein Schildbürger unter Allen, der nicht ſein eigenes Fenſter hätte haben wollen. Alſo wurde das Rathhaus vollführt, bis auf den Einbau, von welchem ſogleich Meldung gethan werden ſoll.

Nachdem ihrem Rathhauſe ſein großes Laſter abgewöhnt und es endlich ſehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauſes zu recht zu machen, und die Gemächer zu verſchlagen. Unter anderm machten ſie drei abgeſonderte Stuben, eine Witz-Stube, eine Schwitz-Stube und eine Bade-Stube; dieſe mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn ſie über wichtige Sachen rathſchlagen ſollten, nicht behindert würden. Nun meinten ſie, ſey das ganze dreieckigte Rathhaus auf's vortrefflichſte fertig gemacht, und weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwiſchen war der Winter ganz hereingebrochen und es war kalt geworden. Nun ſollten ſie an einem Rathstage Gericht halten, und der Kühhirt hatte mit ſeinem Horn den Rathsherren die Loſung gegeben. Da brachte denn Jeder, damit das gemeine Weſen nicht beſchwert würde, ſein eigenes Scheit Holz mit, um die

Stube zu wärmen. Aber als ſie ſich nach der Heizung umſahen, ſiehe, da fand ſich's, daß ſie den Ofen vergeſſen hatten, ja nicht einmal Raum gelaſſen, wo man einen hinſtellen könnte. Darüber erſchracken ſie abermals heftig bei ſich ſelbſt, und ſchalten ſich über ihre Thorheit. Als ſie nun anfingen den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Anſicht, man ſollte ihn hinter die Thüre ſetzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Schuldheiß den Winter über hinter dem Ofen ſeinen Sitz haben mußte, ſo ſchien es ſchmählich zu ſeyn, wenn er hinter der Thüre ſäße. Zuletzt rieth endlich Einer, man ſollte den Ofen vor's Fenſter hinaus ſetzen, und ihn nur zur Stube hereingucken laſſen. Zu Zeiten dann, wenn es Noth thäte, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mit gerechnet werden, denn riethe er ſchon nicht zur Sache, ſo ſey er doch auch nicht dawider. Dem Schuldheiß ſollte man den nächſten Ort dabei einräumen. Dieſem Rathe ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch ſagte ein Alter unter ihnen, welcher ſchon länger Narr war, als die Andern: „Aber, lieber Freund, die Hitze, die ſonſt in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen?“ — „Dafür weiß ich ein Mittel,“ rief ein Dritter. „Ich habe ein altes Haſengarn, das will ich der Gemeinde zum Beſten geben. Wir wollen es vor die Ofenthüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beſchließe! Dann haben wir nichts Arges zu beſorgen, nicht wahr, lieber Nachbar? Dann wollen wir tüchtig ſieden und braten, und die Aepfel in der Kachel umkehren!“ Dieſer Schildbürger wurde wegen ſeines ſo weiſen Rathes hoch geprieſen, und ihm mit allen ſeinen Nachkommen der allernächſte Sitz hinter dem Ofen zunächſt bei der Aepfelkachel vergönnt.

So ſchloß der Handel; der Ofen wurde gemacht, und bei einer zweiten Rathswahl das Rathhaus auf's neue mit Narren beſetzt. Die neuen Rathsherrn berietheu ſich vornämlich darüber, wie man einen Vorrath hinterlegen könnte, deſſen man ſich bedienen dürfte, wenn einmal eine Theurung einfiele. Beſonders aber hörten ſie vom Salze, deſſen Kauf ihnen, wegen der obwaltenden Kriege, abgeſchnitten war, und an dem ſie eben darum großen Mangel litten; man rieth ihnen, ſie ſollten es doch ſo weit bringen, daß ſie eigenes Salz hätten, das ſie in der Küche ſo wenig entbehren könnten, als den Dünger auf dem Acker. Da faßten ſie nach langer Rathſchlagung den Beſchluß: „Weil es doch offenbar ſey, daß der Zucker, der ja dem Salz ganz ähnlich ſehe, erwachſe, ſo müſſe wohl daraus folgen, daß das Salz gleichermaßen aus dem Felde hervorwachſe; wie denn das Salz ſo gut Körnlein habe, als der Waizen, und man eben ſowohl ſage: ein Salzkorn, als: ein Waizenkorn, darum beſchließe ein wohlweiſer Rath, daß man ein großes der Gemeinde zuſtehendes Stück Feld umbrechen ſolle, und darauf in Gottes Namen Salz ſäen.

Es ſey kein Zweifel, daß ſie dann ihr eigen Salz bekommen würden, und nicht andern zu Füßen fallen dürften, um Salz zu erhalten.“

Der Acker ward gepflugt und nach dem Beſchluſſe Ihrer Wohlweiſen mit Salz beſäet. Sie ſelbſt und alle Schildbürger waren in beſter Hoffnung, und zweifelten nicht, Gott werde ſeinen Segen im Ueberfluß zu der Arbeit geben, weil ſie ja in ſeinem Namen geſäet hätten; auch wäre ein ſolcher Gewinn, als ein Erdwucher, nicht ſchändlich, ſondern von Jedermann gebilligt. In dieſem Vertrauen ſtellten ſie auch Hüter und Bannwarte auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel ſchießen ſollten, wenn ſie etwa das ausgeſäete Salz wie andern Saamen auffreſſen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, ſo fieng der Acker an, aufs allerſchönſte zu grünen und die frechſten Kräuter herauf zu ſchicken. Die Schildbürger hatten eine unſägliche Freude darüber und meinten, dießmal wäre ihnen die Sache wohl gerathen. Sie giengen alle Tage hinaus zu ſehen, wie das Salz wüchſe; ja, ſie beredeten ſich ſelbſt, ſie hörten das Salz wachſen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, deſto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war keiner unter ihnen, der nicht im Geiſte ſchon ein ganzes Simri Salz gegeſſen hätte. Deßwegen befahlen ſie den Bannwarten, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaaf oder eine Gais auf den Salzacker ſich verirrte, ſo ſollten ſie dieſe Thiere auf alle Weiſe und ohne Schonung fortjagen. Deſſen ungeachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohlbebauten und beſäeten Salzacker, und fraß nicht nur die herrliche Ausſaat von Salz, ſondern auch das, was noch hätte wachſen ſollen. Der Hüter, der dieſes ſah, wußte wohl, was ihm auferlegt ſey. Aber er verlor den Kopf, denn er war ein Schildbürger, und anſtatt das Vieh hinauszutreiben, lief er in die Stadt und meldete das Unheil dem Schultheißen und Rath. Dieſer ſah auch bald ein, daß dem Bannwart ſein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Thiere nichts helfen konnte; ſie faßten daher, nachdem ſie ſich lang die Köpfe zerbrochen hatten, den weiſen Beſchluß: ihrer Viere des edeln Rathes, vor denen die Thiere ſich vielleicht mehr als vor ſchlechten Leuten ſcheuen würden, ſollten den Bannwart auf eine geflochtene Trube ſetzen, ihm eine lange Ruthe in die Hand geben, und ihn ſo auf dem Salzacker herum tragen, bis er das loſe Vieh herausgetrieben hätte. Dieß geſchah, der Bannwart hielt ſeinen Umzug, als wäre er der Pabſt zu Rom, und die vier Rathsherren wußten mit ihren breiten Füßen ſo ſubtil einherzugehen, daß durch ſie dem koſtbaren Acker kein allzugroßer Schaden widerfuhr.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders, als ob es Unkraut geweſen wäre, auf das eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker gieng, konnte er es nicht laſſen, ein weniges von dem edeln Salzkraut auszuraufen und es, beſcheiden koſtend, an den Mund zu führen. Nun iſt es wahr, es biſſen ihn die Brenneſſeln auf die Zunge, daß er hätte ſchreien mögen; aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich, er rann, als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden, auf und ab, und ſchrie mit heller Stimme: „Es iſt Leckerwerk; Leckerwerk iſt es!“ Darauf lief er recht eilig, damit ihm niemand das Botenbrod abgewänne, nach dem Flecken Schilda, und ſtürmte mit der großen Glocke, damit alle Schildbürger zuſammenkämen und die gute Mähr vernähmen. Als ſie verſammelt waren, zeigte er ihnen vor Freude zitternd an: „ſie ſollten fröhlich und guten Muthes ſeyn; das Kraut ſey ſchon ſo ſcharf, daß es ihn auf der Zunge gebiſſen habe; es ſey daraus abzunehmen, daß ein recht gutes Salz daraus werden werde.“

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger, alle miteinander auf den Acker zu gehen, den Schultheiß an der Spitze. Dieſer raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge und koſtete es; und ihm thaten es alle nach, und alle fanden es ſo, wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren ſehr froh, und jeder dachte ſich in ſeinem Sinne ſchon als einen mächtigen Salzherren. Und als endlich die Zeit der Erndte gekommen war, da kamen ſie herbei mit Roß und Wagen, um mit Sicheln das Salz abzuſchneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar ihre Dreſchflegel gerüſtet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreſchen. Als ſie aber Hand anlegen und ihr gewachſenes Salz abſchneiden wollten, da war es ſo herb und hitzig, daß es ihnen allen die

Hände verbrannte. Dieß hatten ſie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt; jedoch es nicht gewagt, ſich mit Handſchuhen zu verſehen, weil der Sommer ſo gar heiß war, und ſie fürchteten, man möchte ihrer ſpotten. Nun meinten einige, man ſollte es abmähen, wie das Gras; andere, weil es ſo gar hitzig wäre, ſo ſollte man es mit der Armbruſt niederſchießen, wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbeſten. Weil ſie aber keinen Schützen unter ſich hatten und befürchteten, wenn ſie nach einem fremden ſchickten, ſo möchte ihre Kunſt verrathen werden, ſo ließen ſie es bleiben. Kurzum, die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde ſtehen laſſen, bis ſie einen beſſeren Rath fänden. Und hatten ſie zuvor wenig Salz gehabt, ſo hatten ſie jetzt noch weniger: denn was ſie nicht verbraucht hatten, das hatten ſie ausgeſäet. Deßwegen litten ſie großen Mangel an Salz, zumal am Salze der Weisheit, das bei ihnen ganz dünn geworden war. Daher zerbrachen ſie ſich auch den Kopf darüber und ſannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Rathsſitzungen darüber, wie man es ein andermal beſſer machen könnte.

Nun weiß Jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande gerühmt war, ſo daß Jedermann etwas davon zu ſagen wußte. Doch war dieß ſchon gar lange her. Aber das Gerücht von ihrer Thorheit verbreitete ſich in kurzer Zeit noch viel weiter, ſo daß bald Niemand auf der ganzen Welt war, der nicht Alles gewußt hätte, was ſich bei ihnen zugetragen hatte.

So geſchah es, daß dem Kaiſer des großen Reiches Utopia, als er, wegen Reichsgeſchäfte in diejenige Gegend ſeines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abentheuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte ſich der Kaiſer um ſo mehr, weil er ſich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient und ſich Rathes bei ihnen erholt hatte. Weil er nun doch in jener Gegend verziehen mußte, bis ſich die Stände des Reiches, die er dorthin beſchrieben, verſammelt hätten, ſo verlangte ihn, einen perſönlichen Beſuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu ſehen, wie es ſich mit der Thorheit ſeiner dortigen Unterthanen verhielte. Er fertigte daher einen Geſandten ab, um ihnen ſeine Ankunft zu verkündigen, damit ſie ihre Zurüſtungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er ſie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten ſchirmen, auch mit weiteren begnaden wolle, unter der Bedingung, daß ſie ihm auf die erſte Rede, die er an ſie richten werde, ſo antworten könnten, daß ſein Gruß und ihre Antwort ſich reime.

Die armen Schildbürger erſchracken über dieſer Botſchaft, wie eine Katze, wenn ſie ſich unverſehens vor dem Kurſchner, oder eine Ziege, wenn ſie ſich vor einem Schneider findet. Obwohl ſie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu ſeyn, ſo fürchteten ſie doch, der Kaiſer — der mit ſeinen Augen, obſchon ſie nicht größer ſind, als anderer Leute Augen, doch viel weiter ſehe und mit ſeinen Händen länger reiche — möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte ſey, und ſie ſelbſt möchten nicht nur ſeine allerhöchſte Ungnade erfahren müſſen, ſondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verſtändig zu werden. Denn es iſt freilich nicht ein Geringes, ſich ſelbſt zum Narren zu machen und ſeinen Verſtand muthwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man ſollte wenigſtens warten, bis man entweder von ſelbſt ein Narr, oder durch andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man ſich mit gutem Gewiſſen einen Narren ſchelten laſſen von Jedermann, und wäre dieſer auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun ſuchten in ſolchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rath und Hülfe. Sie ordneten alles, was in Stall und Küche nothwendig war, aufs fleißigſte, um den Kaiſer ſo ſtattlich als möglich in ihrem Dorfe zu empfangen. Unglücklicher Weiſe aber hatten ſie damals gerade keinen Schultheißen, denn der im Anfang ihrer Thorheit gewählte war, aus Kummer über ſeine aufgegebene Kunſt und Weisheit, zu einem rechten, völligen Narren und daher zu ſeinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem ſie ſich nun lange über eine neue Wahl berathen, kamen ſie endlich dahin überein, weil ſie ja dem Kaiſer auf ſeine erſten Worte in Reimen antworten müßten, ſo ſey es wohl am beſten, daß derjenige Schultheiß werde, der auf den folgenden Tag den beſten Reim hervorbringen könnte. Darüber wollten ſie die Nacht ſchlafen. Nun zerbrachen ſich die weiſen Herren die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Aber am unruhigſten ſchlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgeſtanden, das heißt, der die Schweine gehütet hatte. Er warf ſich ſo wild hin und her, daß ſeine Frau endlich erwachte und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rathe ſchwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn ſein Weib bewegen, ihr zu ſagen, was ſich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgiengen, da wäre des Schweinehirten Frau eben ſo gern Schultheißin geweſen, als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere dich über dieſen Handel nicht, lieber Mann, ſagte ſie. Was willſt du mir geben, wenn ich dich einen Reim lehre, daß du Schultheiß werdeſt?“ „Wenn du das kannſt, ſprach der Schweinehirt vergnügt, ſo will ich dir einen ſchönen, neuen Pelz kaufen.“ Damit war die Frau ſehr zufrieden, beſann ſich eine kleine Weile und fieng an, ihm folgenden Reim vorzuſprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Iſt ſchöner, als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Dieſen Reim ſprach die Schildbürgerin, die ſich nicht wenig auf ihre Dichtkunſt zu gute that, ihrem Hauswirth neun und neunzig Mal vor, und er ebenſo oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verſchluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht geraſtet, vielmehr hatten Alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer Keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß geweſen wäre.

Als nun der angeſetzte Tag erſchien, an welchem ein weiſer Rath zuſammentrat, um zur Wahl eines Schultheißen zu ſchreiten, da hätte man Wunder hören können, welch' zierliche, wohlgeſchloſſene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es Schade, daß die edlen Rathsherren ſammt und ſonders, in langer Ausübung ihrer verſtellten Narrheit, zu einem ſo ſchwachen Gedächtniſſe gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Herſagen ausgieng, ſo daß zum Beiſpiel der fünfte (denn der erſten vier vortreffliche Reime ſind verloren gegangen) ſeinen Reim alſo vorbrachte:

Ich heiße Meiſter Hildebrand
Und lehne mein'n Spieß an die — Mau'r.

Worüber denn jedesmal die andern Alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn ſelber kam. Der Schweinehirt ſtand weit hinten, und wegen ſeines niedrigen Standes kam die Reihe unter den Letzten an ihn. Er war in tauſend Aengſten, denn er fürchtete immer,

s möchte ein Anderer ſeinen Reim vorbringen und da-
rch Schultheiß werden. Und ſo oft ein anderer nur
n einziges Wörtchen ſagte, das auch in ſeinem Rei-
e vorkam, ſo erſchrack er, daß ihm das Herz hätte
ögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch
ihn kam, ſtand er auf und ſprach mit kühner
timme:

Ihr lieben Herrn, ich tret' — hieher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten, kühlen — Moſt!

„Das iſt einmal ein Reim!“ riefen die Rathsherrn
n Schilda einmüthig und verwundert; „das lautet,
e etwas! Das möcht's heben und ausrichten!“ Und
der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schwei-
irten, denn ſie waren feſt überzeugt, er würde dem
iſer wohl reimweiſe antworten können, und ihm
rdige Geſellſchaft leiſten. So war der Schweinehirt
n Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

Dieſe Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine
wohl, daß er alsbald beſchloß, ſeinen Hirtenſchweiß
Staub abzuwaſchen und in die Nachbarſchaft in's
d zu gehen, denn zu Schilda war kein Bad. Un-
wegs begegnete ihm ein Andrer, der vor Jahren mit
n die Schweine gehütet und begrüßte ihn als alten

Mithirten und Geſellen mit einem freundlichen Du. Jener aber verbat ſich dieſes feierlich, und fügte hinzu: „Wiſſe, daß wir nicht mehr ſind, der wir zuvor waren; wir ſind jetzt unſer Herr, der Schultheiß zu Schilda!“ Da wünſchte ihm der Andere Glück zu ſeinem neuen Amte bei dem ungezogenen Volk der Schildbürger, und ließ ihn ziehen.

Alſo zog unſer Herr, der Schultheiß, fort und kam in das Bad. Hier ſtellte er ſich gar weiſe, ſaß in ſchweren tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit ſeine Finger ab, ſo daß Alle, die ihn zuvor kannten, ſich über dieſe Veränderung verwunderten und ihn für melancholiſch hielten. Indeſſen fragte er einen, der neben ihm ſaß, ob dieß die Bank ſey, auf welcher die Herren zu ſitzen pflegen? Ja! ward ihm geantwortet. „Ei wie fein habe ich es getroffen,“ dachte da der Schultheiß, „iſt es doch, als habe mir's die Bank angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda ſey!“ Wie er nun lange ſo ſitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig ſchwitzt, kommt der Bader, ſieht, daß ſein Kopf naß iſt und meint, er habe ſchon gebadet. „Guter Freund,“ ſprach er, „ihr habt den Kopf gewaſchen, aber ihr habt euch noch nicht reiben und kratzen laſſen! Iſt dieß nicht geſchehen, ſo will ich Lauge herlangen und euch ausreiben!“ Der Schuldheiß, der in tiefen Gedanken geſchwitzt, antwortete: „Lieber Bader! Ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unſer Einer hat gar viel zu ſinnen und zu denken, ſonderlich ich, der ich trachten ſoll, wie ich dem Kaiſer reimweiſe antworte. Denn verſtehet mich recht: ich bin der Schultheiß von Schilda.“ Ueber dieſer Rede des Schweinehirten, die doch ſein bitterer Ernſt war, fiengen Alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei ſeinen Ehren bleiben und noch Eins darauf ſchwitzen.

Als er wieder nach Hauſe kam, vergaß unſre gnädige Frau, die Schultheißin, nicht, den verheißenen Pelz, den ſie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Schultheiß wieder einmal, wichtiger Geſchäfte halber, in die Nachbar-Stadt gehen wollte, unterließ ſie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Schultheiß die Stadt betrat, fragte er ſchon den Thorwart nach dem Hauſe des Kürſchners; als dieſer ihm ſolches wies, fragte er ferner, ob es auch der ſey, bei welchem die Schultheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Thorwart erſt, daß der Mann verrückt ſeyn müſſe, deßwegen wies er ihn nun zu einem Kübler, einem luſtigen Geſellen, bei dieſem ſollte er nach Schultheißenpelzen fragen. Der gute Schultheiß geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewieſen war, ſagt dem Kübler, er ſey der Schultheiß von Schilda und wolle Schultheißenpelze kaufen. Der Kübler merkt bald, woran er iſt, und erwiedert: „Es ſey ihm ſehr leid, ſeine Wohledeln nicht fördern zu können, wie er wollte; aber geſtern ſey Markttag geweſen, da habe er alle vorräthigen Pelze abgegeben.“ Damit ihm aber geholfen würde, ſo weiſet er ihn in eine andere Vorſtadt, zu einem Wagner; dort werde er Pelze finden nach ſeinem Begehren. Nun brachte er ſein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieſer aber, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, der zu einem Druckergeſellen, der zu einem Buchhändler; der Buchhändler endlich zu einem Lebküchner: dort finde er ſie, wie er's nur haben wollte, zum Freſſen ſchön.

Als nun der Schultheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: „Er habe dießmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, ſo werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmeſſen, anſchneiden und backen; den könnte er, wenn er ſeinem Weibe nicht gefiele, ſelber eſſen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schultheiß bedankte ſich auf's Höchſte, erklärte aber, daß er nun ſo lange nach einem Pelz herumgelaufen ſey und keine Zeit mehr habe, zu warten, er müſſe heim, ſeinem Amte wieder obzuliegen, denn er ſey Schultheiß zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmüthiger war, als die Andern, dachte, der Herr Schultheiß ſey genug zum Narren gehalten, und wies ihn deßwegen recht, zu einem Kürſchner, wo er nun Pelze aller Gattung fand, wie er nur begehrte. Und hier kaufte er endlich einen prächtigen Pelz, deſſen ſich eine Schultheißin auch in der Stadt nicht hätte ſchämen dürfen. Als er heimkam, empfieng die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete ſich mit ihm auf der Stelle, drehte ſich nach allen Seiten, und ließ ſich ſagen, wie er ihr ſtehe. Der Schuldheiß aber verlangte, jetzt ſollte ſie für ſeinen Dienſt ihm auch Küchlein backen; er wollte eine Wurſt, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben und eine Maaß Wein ezahlen. Da begann ſeine Frau, wie vor Zeiten, gro- e, dicke Schnitten zu backen; er aber ſtieß die erſten, ie aus der Pfanne kamen, voll Unmuths zurück. Wofür haſt du mich angeſehen,“ ſagte er, „meinſt du icht gar, ich ſey ein Schweinehirt? Weiſſeſt du nicht, aß ich der Herr Schuldheiß allhier zu Schilda bin?“ Da mußte die Frau ihm Sträublein backen, die zehr- en ſie mit einander auf, und tranken einen guten Schluck Weins dazu.

Die folgende ganze lange Nacht lag die neue Frau Schuldheißin in tiefſinnigen Gedanken, auf welche Weiſe e doch den neuen Pelz anlegen und in demſelben ih- em Mann und ſeinem Amte zu Ehren vor den Schild- ürgern prangen möchte. Deßwegen ſtand ſie früh auf, nd weil es eben Sonntag war, fieng ſie mit allem ifer an, ſich zu putzen, um ſich von allen Nachbarn eſchauen zu laſſen. In dieſe Gedanken war ſie ſo ver- rt, daß ſie ſogar das Läuten in die Predigt über- örte. Ihr Herr, der Schuldheiß, ſtand vor ihr und ußte ihr den Spiegel halten, und wohl hundertmal agte ſie ihn, ob ſie auch von vorn und von der Seite cht wie eine Frau Schuldheißin ausſehe; und als er eß bejaht, gieng ſie endlich aus dem Hauſe der Kir- e zu. War ſie nun aber zu lang vor dem Spiegel ſtanden, oder hatte der Meßner zu frühe geläutet: —

ſiehe, als ſie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein rauſchte, war eben die Predigt aus, ſo daß Jedermann aufſtand. Die gute Frau aber legte dieſes ganz anders aus: ſie beredete ſich ſelbſt, weil ihr Mann Schuldheiß und ſie Frau Schuldheißin ſey, zudem weil ſie einen nagelneuen Pelz anhabe, ſo ſtehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie ſprach deßwegen ſo ſittig und tugendlich, als ſie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem ſie ſich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, wollet doch ſtille ſitzen; denn ich denke wohl noch an den Tag, wo ich ebenſo arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin, wie ihr; darum ſo ſetzet euch doch wieder!“ Bald darauf kam auch der Herr Schuldheiß, welcher bis auf dieſen Augenblick an ſeinem Barette geſtriegelt hatte, in die Kirche hineingetreten, als er aber die andern Schildbürger alle die Kirche verlaſſen ſah, und nur ſeine Frau, die Schuldheißin, noch in Erwartung der Predigt in ihrem Stuhle ſitzen, nahm er ſie an dem Arm und führte ſie heim.

Endlich war der Kaiſer auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und beriethen ſich auf's eifrigſte, wie ſie ihn würdig empfangen ſollten. Am Ende beſchloſſen ſie, dem Kaiſer zuvorzukommen und das erſte Wort an ihn zu richten. Deßwegen

te der Schuldheiß ihn zuerſt anreden und mit den
rten: „Seyd uns willkommen!“ empfangen. Dann
ßte der Kaiſer nothwendig antworten: „Und du
!“ Und darauf hatte der Schuldheiß ſchon einen
m bereit: „Der witzigſte unter uns iſt ein Gauch!“
t dieſer Erfindung hielten ſie ihre Freiheiten und
vilegien für geſichert. Ueber die Frage aber, wie
dem Kaiſer entgegenziehen ſollte, waren die Mei-
gen getheilt: Einige wollten zwei Haufen haben,
eine ſollte reiten, der andere zu Fuße gehen, je ein
ter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere
neinten, es ſollte ein Jeder den einen Fuß im Steg-
haben und reiten, und mit dem andern auf dem
en gehen; das wäre ja auch halb gegangen und
geritten. Wieder andere meinten, man ſollte dem
ſer auf hölzernen Pferden entgegengehen, denn man
ge auch im Sprichwort zu ſagen: Steckenreiten ſey
gegangen; zudem ſeyen ſolche Pferde fertiger, hur-
, geduldiger, und bald gezäumt und geſtriegelt.
er letzten Meinung fielen Alle bei, und es wurde
loſſen, daß Jeder mit ſeinem Roſſe gefaßt ſeyn
e. Dieß geſchah von Seiten Aller mit großer Be-
villigkeit; denn da war keiner ſo arm, der ſich
beim Tiſchler um ein weißes, ſchwarzes, graues,
nes, rothes, auch geſprenkeltes Pferd umgeſehen
e; dieſelben tummelten ſie und richteten ſie meiſter-
ab.

Als nun der feſtgeſetzte Tag herbeigekommen und
Kaiſer mit ſeinem Gefolge heran rückte, ſprengten

die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schuldheiß den Kaiſer gewahr wurde, ſprang er im Eifer von ſeinem Gaul auf einen Miſthaufen, und band ſein hölzernes Roß vorſichtig an einen daneben ſtehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwiſchen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Nun ſeyd uns willkommen, auf unſerm Grund und Boden, feſter Junker Kaiſer!“ Der Kaiſer erkannte zwar auf den erſten Blick und auf das erſte Wort, wie es mit den Schildbürgern beſchaffen ſey, und hatte Mühe den Gruß zu verſtehen, doch merkte er, was der Schuldheiß ſagen wollte, und erwiederte: „Hab’ Dank, mein lieber Schuldheiß! und du auch —!“ Aber der Schuldheiß hatte ſeinen Hut, den er halb losgelaſſen, wieder feſt mit den Zähnen gefaßt, und konnte nicht antworten. Schnell beſann ſich ſein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in ſeinem Kopf herum, konnte aber über das Endwort nicht bei ſich einig werden, ob es hieße Narr oder Gauch oder etwas Anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schuldheiß iſt ein Narr!“

Auf dieſe Weiſe wurde der Kaiſer empfangen und als er noch zu guter Letzt den Schuldheiß lächelnd befragte: „Warum ſtehſt du denn auf dem Miſt?“ ſo erwiederte dieſer mit einem Funken ſeiner alten Weisheit: „Ach Herr, ich armer Tropf bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor euch trage!“ Hierauf geleiteten

s den Kaiſer in die Wohnung, die für ihn zugerichtet
ar, auf's Rathhaus. Und weil der Tag noch lang
ar, ſo baten ſie ihn um die Erlaubniß, ihn auf ihren
alzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm hier ihr
rtreffliches Gewächs; auch brachten ſie die unterthä-
gſte Bitte vor, wenn ihnen dieſe Kunſt gerathen ſollte,
mit gnädigem Privilegium dafür auszuſtatten. Wel-
es Alles ihnen der Kaiſer mit lachendem Munde ge-
ährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiſer
Gaſte, und dieſer, dem ihre Schwänke und Poſſen
hl gefielen, erzeigte ſich, um der Kurzweil willen, die
 erwartete, willig dazu. Nachdem ſie ihn daher in
n Dorfe herumgeführt und ihm ihre Miſthaufen ge-
gt, geleiteten ſie ihn in ihr merkwürdiges Rathhaus
d hießen ihn an dem friſchgedeckten Tiſche Platz neh-
n. Das vornehmſte Gericht, das aufgetiſcht wurde,
r eine friſche, kalte, ſaure Buttermilch; auf dieſe
ltenheit thaten ſich die Schildbürger am meiſten zu
e. Der Schuldheiß ſetzte ſich mit dem Kaiſer zu
che; die übrigen Bürger ſtanden aus Ehrfurcht vor
den, um ſie herum und langten von oben herab in
Schüſſel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brod in
Milch gebrockt. Vor des Kaiſers Platz ſchwammen
ße Semmelwecken in der Sahne, vor den Bauern
en die ſchwarzen Brocken in der Grundſuppe. Wäh-
 ſie nun aßen, der Kaiſer das weiße, die Schild-
ger das Haberbrod, erwiſcht von ungefähr ein grober
ner einen Brocken von dem weißen Brode. Kaum

hatte der Schuldheiß dieſen groben Verſtoß gegen den Kaiſer wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände ſchlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel! willſt du des Kaiſers Brod eſſen?“ Der Schildbürger erſchrack, zog den Löffel ſchleunig zurück und legte den gekoſteten Biſſen fein beſcheidentlich wieder in die Schüſſel. Der Kaiſer, der dieſes wahrgenommen, hatte des Mahles genug, und ſchenkte den Schildbürgern die ſaure Milch mit ſammt dem weißen Brod.

Im übrigen blieb der Kaiſer länger bei den Schildbürgern, als er ſonſt Willens geweſen war, denn ihre Narrheit gefiel ihm über die Maßen. Als aber die Reichsgeſchäfte ihn nöthigten, heimzukehren, erbot er ſich zur Abhülfe aller Beſchwerden, die ſie etwa vorzubringen hätten, und wollte ſich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweiſen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnt ſeyn möge, ihrer ſchädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilſamen Narrheit durch ein kaiſerliches Privilegium für ewige Zeiten geſichert zu werden, ſo daß Niemand ſie hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte. Dieſe Bitte gewährte ihnen der Kaiſer willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freiheitsbrief für ihre Narrheit, mit des Kaiſers Unterſchrift und Siegel ausgeſtellt und eingehändigt. Und ſo zog der Kaiſer von dannen, nachdem er den Schildbürgern eine gute Mahlzeit, ſich zu letzen, hinterlaſſen.

Dieſen war es jetzt erſt, nachdem der Kaiſer fort war und ſie im ſichern Beſitz ihrer Narrheit belaſſen hatte, recht wohl in ihrer Haut. Sie ſprengten mit ihren Steckenpferden in das nächſte Dorf, wo ihnen das kaiſerliche Mahl angerichtet war. Als ſie ſatt und trunken waren, kam ſie das Verlangen an, auf eine grüne, ſchöne Aue hinauszuſpazieren, wie andere Junker, hier ſich zu erluſtigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen ſie einige gute Flaſchen Weines nicht, und fuhren fort, im grünen Graſe gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten ſie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durcheinander geſchränkt. Wie es nun an dem war, daß ie heim gehen ſollten: ſiehe da war eine große Noth: Keiner konnte mehr ſeine Füße oder Beine erkennen, veil ſie alle gleich gefärbt waren; ſaßen da, guckte einer en Andern an, und fürchtete Jeder, ein Anderer nöchte ihm ſeine Füße nehmen, oder er einem Andern eine Beine; waren deßwegen in großer Angſt. Wäh- end ſie einander ſo angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen ſie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mit- el wüßte, einem jeden wieder zu ſeinen eigenen Beinen u verhelfen, möchte er es um des Himmels willen an- enden, ſie wollten ſich gewiß mit guter Bezahlung ankbar erweiſen. Der Fremde ſprach, das könne wohl ſeyn, ieg ab, und nachdem er ſich vom nächſten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an die Nächſten, die Beſten auf die Beine zu ſchlagen; und welchen es traf, der ſprang ſchnell auf und mit den Streichen hatte ein Jeder auch ſeine Füße wieder, denn der Geſelle hatte ſie ihm gefunden. Zuletzt blieb Einer ganz allein ſitzen, der ſprach: „Lieber Herr, ſoll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder ſind vielleicht dieſe Beine mein?“ Der Fremde ſprach: „Das wollen wir gleich ſehen!“ und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So ſprang auch dieſer Letzte auf, und Alle waren froh, daß ſie ihre Beine wieder hatten. Sie ſchenkten dem Reiter ein gutes Trinkgeld und nahmen ſich vor, ein andermal fürſichtiger mit ihren Füßen zu ſeyn.

Allmählig hieß es bei den Schildbürgern: die Gewohnheit iſt eine zweite Natur. Sie trieben ihre Narrheit nicht mehr aus purer Weisheit, ſondern aus rechter, erblicher, angeborener Thorheit. Sie konnten nichts mehr thun, was nicht närriſch geweſen wäre; Alles was ſie dachten, geſchweige erſt, was ſie anfiengen, war lauter Thorheit und Narretheidung.

So waren zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zu Zeiten durch Tauſchhandel viel gewonnen hätten, und dieß bewog ſie, auch gegen einander ihr Heil zu verſuchen. Sie wurden deßwegen einig, ihre Häuſer miteinander zu tauſchen. Und dieſes geſchah beim Wein, als ſie des Kaiſers Letze verzechten. Denn ſolche Sachen pflegen gerne zu geſchehen, wenn der Wein eingeſchlichen und der Witz ausgewichen iſt.

Als nun jeder dem Andern ſein Haus einräumen ſollte, ließ der Eine, der zu oberſt im Dorfe wohnte, ſein Haus abbrechen, und führte daſſelbe ſtückweiſe in das Dorf hinab; der Andere aber, der bisher zu unterſt im Dorfe gewohnt hatte, that daſſelbe und führte das Seinige dagegen hinauf. Auf dieſe Weiſe hatten ſie redlich gegen einander getauſcht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernſtlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu beſehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob ſie nicht die Steine mit Vortheil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer ſchönes, langes Gras gewachſen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren ſeyn ſollte, deßwegen hielten ſie Rath, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man ſollte es abmähen; aber Niemand wollte ſich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, ſo dürfte es das Beſte ſeyn, wenn man es mit einem Pfeile abſchöſſe. Endlich trat der Schultheiß hervor und rieth, man ſollte das Vieh auf der Mauer weiden laſſen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; ſo dürfe man es weder abmähen, noch abſchießen. Dieſem Rathe neigte ſich die ganze Gemeinde zu, und zur Dankſagung wurde erkannt, daß des Schuldheiſſen Kuh die erſte ſeyn ſollte, die den guten Rath zu genießen hätte. Darein willigte der Schuldheiß mit Freuden. So ſchlangen ſie denn der Kuh ein ſtarkes Seil um den Hals, warfen daſſelbe über die Mauer und fingen auf der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde, wie vorauszuſehen, die Kuh erwürgt, und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dieß gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet, nur noch ein wenig!“ Und der Schuldheiß ſelbſt ſchrie: „Ziehet, ſie hat das Gras ſchon gerochen! Seht, wie ſie die Zunge darnach ausſtreckt! Sie iſt nur zu tölpiſch und ungeſchickt, daß ſie ſich nicht ſelbſt hinauf helfen kann! Es ſollte ſie einer hinaufſtoßen.“ Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen, und ließen ſie daher wieder herab. Und jetzt wurden ſie erſt inne, daß die Kuh ſchon lange todt war.

Den Schildbürgerinnen gieng es nicht anders, als den Schildbürgern. Sie gebärdeten ſich ſo närriſch, als wenn ſie es von jeher geweſen wären. Eine Wittwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ey legte, hatte einſt ſo viele Eyer geſammelt, daß ſie hoffen durfte, drei Groſchen dafür zu löſen. Sie nahm deßwegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da ſie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein; und ſo dachte ſie unter anderem an den Kram, den ſie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete ſie mit ſich ſelbſt, und machte ſich folgende Rechnung: „Siehe,“ ſagte ſie zu ſich, „du löſeſt auf dem Markte drei Groſchen. Was willſt du damit thun? Du willſt damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, ſammt denen, die du haſt, legen dir in ſo und ſo viel Tagen ſo und ſo viel Eyer. Wenn du dieſe verkaufeſt, kannſt du noch drei Hennen kaufen; dann haſt du ſechs Hennen. Dieſe legen dir in einem Monat ſo und ſo viel Eyer; die verkaufſt du, und legſt das Geld zuſammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufſt du auch; die jungen fahren fort, dir Eyer zu legen, und brüten dir Junge aus; dieſe kannſt du zum Theil ziehen, und deine Hühnerzucht dadurch mehren, zum Theil Geld daraus löſen; endlich auch rupfen, wie man die Gänſe rupft. Aus dem zuſammengelegten Gelde kaufſt du dir darnach etliche Gänſe, die tragen dir auch Nutzen mit Eyern, mit Jungen, mit Federn. So kommſt du in acht Tagen ſo weit, daß du eine Ziege kaufen kannſt: die giebt dir Milch und junge Zicklein. Auf dieſe Weiſe haſt du junge und alte Hühner, junge und alte Gänſe, Eyer, Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt ſich gar die Ziege auch ſcheeren; du kannſt es wenigſtens verſuchen! Darauf kaufſt du ein Mutterſchwein; da haſt du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würſten, und Anderem. Daraus löſeſt du ſo viel, daß du eine Kuh kaufen kannſt; die giebt dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willſt du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, du mußt auch einen Acker kaufen; der giebt dir Korn genug; dann brauchſt du keines mehr einzukaufen! Darnach ſchaffeſt du dir Roſſe an, dingſt Knechte, die verſehen dir das Vieh und bauen dir den Acker. Alsdann vergrößerſt du dein Haus, daß du Hausgeſinde beherbergen und dein Geld aufheben kannſt. Darnach kaufſt du noch mehr Güter, denn es kann dir nicht fehlen; du haſt ja den Nutzen von Hühnern, von Gänſen, von Eyern, von Geismilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkel, von Kühen — denen kannſt du noch dazu die Hörner abſägen und ſie an den Meſſerſchmied verkaufen; — du haſt ferner den Nutzen von Kälbern, von Aeckern, von Wieſen, von Hauszins und Anderem. Darnach willſt du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannſt du in Freuden leben und eine reiche, ſtolze Frau ſeyn! O wie wohl willſt du dir es ſeyn laſſen, und Niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe, Juchheyſa, Hopſaſa!“ So jubelte die junge Wittwe, warf dazu einen Arm in die Höhe und that einen Sprung. Aber als ſie ſich ſo aufſchwang und dazu jauchzte, da ſtieß ſie von ungefähr mit ihrem Arm an den Eyerkorb, daß dieſer ganz ungeſtüm zu Boden fiel und die Eyer alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünſche mit zerbrochen, nur der Junggeſell nicht, den ſie ſich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch immer kommen. So ſtand ſie nun auf dem Wege zum Markte, und wartete ſein.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der ſie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; dieſer war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als ſie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie ſie vor Zeiten die Bauhölzer, welche ſie zu ihrem Rathhauſe brauchten, mit ſo geringer Mühe den Berg hinunter gebracht, indem ſie dieſelben den Berg von ſelbſt hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren," riefen ſie, „daß wir uns abermals ſo viele Mühe gegeben haben!" Und nun trugen ſie auch den Mühlſtein mit größeſter Anſtrengung den Berg wieder hinauf. Wie ſie ihn aber eben wieder abſtoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen: „Wie wollen wir aber wiſſen, wo er hingelaufen ſey? Wer da drunten kann uns das ſagen?" — „Ey, ſagte der Schultheiß, welcher den Rath gegeben hatte, „dieſem iſt leicht zu helfen; es muß einer von uns ſich in das Loch ſtecken und mit hinablaufen." Das war gut, und alſobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch ſtoßen und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterſt an dem Berge ein Fiſchweiher; in dieſen fiel der Stein mit ſammt dem Schildbürger und beide ſanken zu

Grunde, ſo daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen ſeyen. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Geſellen, der mit und in dem Stein gelaufen war, als wäre derſelbe mit dem Mühlſtein davongegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anſchlagen: „Wo einer kommen würde, mit einem Mühlſtein am Halſe, den ſollte man einziehen, und über ihn, als einen Gemeindedieb, Recht ergehen laſſen.“ Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zu viel Waſſer getrunken, daher er ſich nicht vertheidigen und rechtfertigen konnte.

Nicht ferne von Schilda floß ein Waſſer vorüber, an deſſen Geſtade ein mächtiger Nußbaum Haus hielt. Von dieſem hing ein großer Aſt hinab bis über das Waſſer, und es fehlte wenig, ſo hätte er es berührt. Die Schildbürger ſahen Solches, und weil ſie einfältige fromme Leute waren, wie man heutzutage der Bauern wenige mehr findet, ſo hatten ſie ein herzliches Erbarmen mit dem guten Baum, und giengen darüber zu Rathe, was denn dem armen Nußbaum fehlen möge, daß er ſich ſo ſchwermüthig zum Waſſer neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, ſagte letztlich der Schultheiß: ob ſie nicht närriſche Leute wären! Sie ſähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren

Orte ſtände, und ſich deßhalb nach dem Waſſer beuge, weil er gerne trinken möchte. Er denke auch gar nicht anders, als daß der niedrigſte Aſt der Schnabel des Baumes ſey, den er nach dem Trunke ausſtrecke. Die Schildbürger ſaßen ganz kurz zu Rathe, ſie dachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn ſie ihm zu rinken gäben, deßwegen legten ſie ein großes Seil oben m den Baum, ſtellten ſich jenſeits des Waſſers, und ogen den Baum mit Gewalt herunter, indem ſie glauben, ihn auf dieſe Weiſe tränken zu können. Als ſie hn ganz nahe bei dem Waſſer hatten, befahlen ſie einem ihrer Mitbürger, auf den Baum zu ſteigen, und hm den Schnabel vollends ins Waſſer zu tunken. Indem nun der Mann hinaufſteigt und den Aſt hinunter wängt, ſo bricht den andern Bauern das Seil; der Baum ſchnellt wieder über ſich, und ein harter Aſt hlägt dem Bauern den Kopf ab, daß er ins Waſſer ällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab und at keinen Kopf mehr.

Darüber erſchracken die Schildbürger und hielten uf der Stelle eine Umfrage: „Ob er denn auch einen opf gehabt habe, als er auf den Baum geſtiegen ſey?“ ber da wollte keiner etwas wiſſen. Endlich ſagte der chuldheiß: „Er ſey ſo ziemlich überzeugt, daß derſelbe inen gehabt habe. Denn er habe ihm drei oder vier al gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. ithin müſſe er keine Ohren gehabt haben, folglich auch inen Kopf. Doch wiſſe er es nicht ſo ganz eigentlich. arum ſey ſein Rath, man ſollte Jemand heim zu ſeinem Weibe ſchicken und ſie fragen laſſen: „Ob Mann auch heute morgen den Kopf gehabt hätte, er aufgeſtanden und mit ihnen hinausgegangen Die Frau erwiederte: „Sie wiſſe es nicht, nur ſo ſey ſie ſich bewußt, daß ſie ihn noch letzten Sonna geſtriegelt; da habe er den Kopf noch gehabt. Sei habe ſie nie ſo recht Achtung auf ihn gegeben. an der Wand, ſagte ſie, hängt ſein alter Hut; der Kopf nicht darin ſteckt, ſo wird er ihn ja wohl ſich genommen haben, oder hat er ihn anderswohi legt, was ich nicht wiſſen kann.“ So ſahen ſie den Hut an der Wand; aber da war nichts. Un ganzen Flecken konnte niemand ſagen, wie es Schildbürger mit ſeinem Kopf ergangen ſey.

Auf eine Zeit verbreitete ſich im Lande die von einem großen Kriege. Die Schildbürger w für ihre Hab' und Güter beſorgt, es möchten dieſelben von den Feinden weggeführt werden; beſo Angſt war ihnen für eine Glocke, die auf dem hauſe hieng. Auf dieſe, dachten ſie, könnte das K volk ein beſonderes Auge haben und Büchſen d gießen wollen. So wurden ſie denn nach la Rathſchlagen eins, dieſelbe bis zu Ende des Krieg den See zu verſenken, und ſie, wenn der Feind a gen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen.

beſtiegen alſo ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als ſie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein: wie ſie den Ort denn auch wieder finden könnten, wo ſie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachſen, ſagte der Schultheiß, und ſchnitt mit dem Meſſer einen Kerf in das Schiff, an dem Ort, wo ſie die Glocke in den See verſenkten; „hier, bei dem Schnitt, ſprach er, wollen wir ſie wieder erkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und verſenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfſchnitt an dem Schiffe fanden ſie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten ſie forthin ihrer guten Glocke.

In dieſer gefährlichen Zeit hatte ſich ein unſchuldiger armer Krebs verirrt, und als er vermeinte in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglücke gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger geſehen hatten, daß er ſo viele Füße habe, daß er hinter und für ſich gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an ſich hat, geriethen ſie in groſſen Schrecken, denn ſie hatten noch nie zuvor einen Krebs geſehen. Sie ſchlugen deßwegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Thier zuſammen, und zerquälten ſich mit Nachſinnen, was es denn wohl ſeyn möge. Niemand konnte es wiſſen, bis zuletzt der gelahrte Schuldheiß ſagte, es müſſe wohl ein Schneider ſeyn, dieweil er zwei Scheeren bei ſich habe. Um dieß herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländiſch Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da ſchnitt ihm einer mit der Scheere hinten nach, denn ſie dachten nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtſchaffener Meiſterſchneider, entwerfe das Muſter eines neuen Kleides, welches ſie dann ſofort nachäffen wollten. So zerſchnitten ſie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat einer unter ihnen auf und ſagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der ſey drei Tage lang auf der Wanderſchaft geweſen und auf zwei Meilen Wegs weit und breit gereiſet, habe viel geſehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieſer werde dergleichen Thiere mehr geſehen haben und wiſſen, was es ſey. So wurde der Sohn in den Rath berufen. Dieſer beſah das Thier lang von hinten und vor vorn, er wußte gar nicht, wo er es anfaſſen ſollte, un wo es den Kopf hätte; denn weil der Krebs hinter ſic kroch, ſo meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwan iſt. Endlich ſprach er: „Nun, habe ich doch meine Tag viel Wunders hin und her geſehen, ſo etwas iſt mi aber noch nicht vorgekommen! Wenn ich aber ſage ſoll, was es für ein Thier ſey, ſo ſpreche ich nach me ner Einſicht: wenn es nicht eine Taube iſt, oder ei Storch, ſo iſt es gewiß ein Hirſch, denn er ſcheint ei

Geweih zu haben. Aber unter dieſen dreien muß es eines ſeyn." Jetzt wußten die Schildbürger ſo viel wie zuvor, und als ihn einer anfaſſen wollte, erwiſchte ihn der Krebs mit der Scheere dermaßen, daß dieſer um Hülfe zu rufen und zu ſchreien anfing: „ein Mörder iſt's, ein Mörder!" Als die andern Schildbürger dieß ſahen, hatten ſie daran genug, ſetzten ſich eilig auf der Stätte ſelbſt, wo der Bauer gebiſſen worden, zu Gerichte und ließen folgendes Urtheil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wiſſe, was es für ein Geſchöpf ſey, es aber ſich befinde, daß daſſelbe ſie betrogen und ſich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und ſchädliches Thier ſey, ja ein Mörder: ſo erkennen ſie, daß es ſolle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar, zu mehrerer Schmach, im Waſſer erſäuft werden."

Dem zufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu faſſen und auf ein Brett zu legen; dieſer trug ihn dem Waſſer zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit; da ward er, in Beiſeyn und Zuſehen Jedermänniglichs, ins Waſſer geworfen. Als der Krebs ſich wieder in ſeinem Elemente fühlte, da zappelte er und kroch hinter ſich. Die Schildbürger aber ſahen es nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen, und ſprachen: „Schauet doch, wie thut der Tod ſo wehe!"

Das Geſchrei von einem Kriege, weswegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See verſenkt hatten, war nicht ſo nichtig, daß ſie nicht ſelbſt in der That etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb wenigen Tagen kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Beſatzung in die Stadt zu ſchicken, dem ſie auch nachlebten. Einer dieſer abgeordneten Schildbürger, nicht der Geringſte, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben ſeine Unterthanen, Ochſen, Kühe und Kälber, austreiben wollte; und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und muthig zog der Schildbürger den Dolch aus ſeinem Gürtel, trat gegen die Kuh und ſprach: „Biſt du eine ehrliche und redliche Kuh, ſo ſtoße noch einmal!“ Womit er dieſen Feind glücklich aus dem Felde ſchlug.

Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu ſtreifen, und den Bauern Hühner und Gänſe abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerſtück, einer Hand breit, gefunden, und weil er ſich gerade eine neue Kleidung machen ließ, ſo befahl er dem Schneider, dieſes Blech unter das Futter in's Wams zu vernähen und gerade vor das Herz zu ſetzen, damit er deſto ſicherer wäre, und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn ſchon früher ſey ihm ein ſolches Glück wiederfahren, daß, als er ein halbes Hufeiſen gefunden und daſſelbe unter den Gürtel geſteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm ſonſt das Leben gekoſtet hätte.

Der Schneider verſprach, es ihm nach Willen zu machen; ſetzte lächelnd hinzu, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerſtücke ſchon treffen. Wie die Kleidung fertig war, lief der Schildbürger getroſt unter den Andern hinaus, gute Beute zu erjagen; aber ehe er ſichs verſah, waren die Bauern über ihn hergefallen, und jagten ihn. In der Angſt wollte er über einen Zaun ſetzen, blieb aber mit den Hoſen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunſtecken hangen. Da ſtach einer der Bauern nach ihm mit der Hellebarde, ſo daß er vollends über den Zaun hinüber flog. So lag er drüben lange in Todesangſt und ſeiner Meinung nach ſchwer verwundet. Als aber die Feinde vorüber gezogen waren und er nichts von einer Wunde ſpürte, verwunderte er ſich ſehr und beſchaute ſich ſeine Hoſen, ob nicht wenigſtens dieſe durch und durch geſtoßen ſeyen. Da befand ſichs, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerſtück auserſehen, und es hinten in die Hoſen geſetzt, und hier in's Futter vernäht hatte. „Ey nun danke ich Gott,“ ſprach der Kriegsknecht, „der mir dieſes Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz ſitzen muß!“

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geſchlagen, obgleich ſie keine Glocke mehr hatten. In ihrem Flecken gab es nämlich keine

Katzen, wohl aber ſo viel Mäuſe, daß vor denſelben auch im Brodkorbe nichts ſicher war. Was ſie nur neben ſich ſtellten, ward ihnen gefreſſen und zernagt. Darüber waren ſie in großen Aengſten. Da begab es ſich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog; der trug eine Katze auf dem Arm, und kehrte bei dem Wirth ein. Der Wirth fragte ihn, was doch dieſes für ein Thier ſey? Er ſprach: es ſey ein Maushund. Nun waren die Mäuſe in Schilda ſo einheimiſch und zahm, daß ſie vor den Leuten gar nicht mehr flohen, und am hellen Tage ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen; und dieſe erlegte vor den Augen des Wirths nicht wenig der Mäuſe. Als der Gemeinde dieß durch den Wirth angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann: ob ihm der Maushund feil wäre; ſie wollten ihm denſelben gut bezahlen. Er antwortete: der Hund ſey ihm zwar nicht feil; weil ſie aber ſeiner ſo gar bedürftig wären, wollte er ihnen denſelben angedeihen laſſen, und das um einen billigen Preis. Und ſo forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufes eins in der Art, daß ſie ihm die Hälfte der Summe baar darlegen ſollten, das übrige Geld ſollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeſchlagen; der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der ſie ihr Getraide liegen hatten, und wo es auch am meiſten Mäuſe gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg; er fürchtete ſich, der Kauf möchte ſie gereuen, und ſie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber ſah er oft hinter ſich, ob ihm nicht Jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergeſſen zu fragen, was der Maushund eſſe. Darum ſchickten ſie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deßhalb fragen ſollte. Als nun der mit dem Gelde ſah, daß ihm Jemand nachlaufe, eilte er nur deſto mehr. Der Bauer aber rief ihm von Ferne zu: „Was iſſet er! Was iſſet er?“ Jener antwortete: „Wie man's beut! Wie man's beut!“ Der Bauer aber verſtand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!“ Er kehrte in großem Unmuth heim und zeigte das dem Rathe, ſeinen gnädigen Herren, an. Dieſe erſchracken ſehr darüber und ſprachen: „Wenn er keine Mäuſe mehr hat, ſo wird er unſer Vieh freſſen und endlich uns ſelber, ob wir ſchon ihn mit unſerem guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deßwegen Rath über die Katze, und wollten ſie tödten. Es hatte aber keiner das Herz, ſie anzugreifen. Endlich beſchloſſen ſie einmüthig, die Burg, in welcher die Katze ſich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre beſſer, als daß ſie alle um Leib und Leben kommen ſollten. Und ſomit zündeten ſie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angſt, als die Schildbürger, da ſie des Maushundes nicht los werden konnten. Sie hielten auf's Neue Rath, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entſprang auf ein Dach; da ſaß ſie eine Weile, und putzte ſich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und ſchwöre, daß er Solches nicht ungerächt laſſen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu ſtechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an demſelben herabzulaufen. Darüber entſetzten ſich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieſes verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckigtes Rathhaus und ihre Canzlei, ſo daß von ihren Geſchichten nichts Ordentliches mehr zu finden iſt, und ihre Thaten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Noth; Habe und Gut waren dahin; dazu fürchteten ſie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deßwegen nichts Beſſeres, als andere Wohnungen zu ſuchen, wo ſie vor dem Unthier ſicher wohnen könnten. So verließen ſie ihr Vaterland mit Weib und Kind, und zogen von einander, der eine da, der andere dort hinaus, ließen ſich an vielen Orten nieder, und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und ſeit dieſer Zeit gibt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Inhalt.

Seite

Der gehörnte Siegfried 1

Die schöne Magelone 83

Der arme Heinrich 115

Hirlanda 139

Genovefa 185

Das Schloß in der Höhle Xa Xa 235

Griseldis 301

Robert der Teufel 335

Die Schildbürger 379

Druck von J. B. Müller in Stuttgart.

G. Schwab's

Buch der ſchönſten

Geſchichten und Sagen.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Kaiſer Octavianus. — Die vier Heymonskinder. —
Die ſchöne Meluſina. — Herzog Ernſt. —
Fortunat und ſeine Söhne. —

Buch
der ſchönſten
Geſchichten und Sagen
für Alt und Jung wieder erzählt

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtemberg. Privilegium.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorwort.

Die Erzählungen dieſes Bandes, mit welchem vorerſt das Buch der Sagen geſchloſſen iſt, ſind nach denſelben Grundſätzen bearbeitet, wie die des erſten, über welche ſich die Vorrede zu denſelben ausgeſprochen hat. — Von den fünf Geſchichten dieſer zweiten Hälfte des Buches ſind für den Octavianus und die Heymonskinder die bekannten fliegenden Blätter, für die Meluſina das Volksbuch und eine Handſchrift auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, für den Herzog Ernſt das Volksbuch, für den Fortunat endlich, neben dem etwas verſtümmelten fliegenden Blatte, ein alter Augsburger Druck vom Jahre [illegible] benutzt worden, den ich, wie die alten Quellen des erſten Bandes, meinem Freunde Ludwig Uhland verdanke, deſſen herrliche Ueberdichtung der leztern Sage leider Fragment geblieben iſt. Die hiſtoriſchen Irrthümer der epiſchen Geſchichten dieſes Bandes ſind von dem Bearbeiter unverändert gelaſſen worden; nur verſtümmelte und entſtellte Namen ganz bekannter Länder und Städte wurden wieder hergeſtellt. Zuweilen aber, wenn eine Seeſtadt ins Binnenland, und umgekehrt verſezt war, ſchien es beſſer, ihren Namen unkenntlich zu laſſen. Die Milderung des Hauptmotivs in der Erzählung „Fortunat“ wird billigen, wer in gegenwärtiger Sammlung ein Buch erkennt, das vorzugsweiſe, oder doch zugleich, wie auch der Titel ſagt, für die Jugend beſtimmt iſt. —

Kaiser Octavianus.

Es war, als der König Dagobert in Frankreich regierte, zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiſer, Octavianus genannt. Dieſer hatte eine Gemahlin, welche zu ihrer Zeit als die allerſchönſte und klügſte Frau geprieſen wurde; in aller Menſchen Augen erſchien ſie lieblich und tugendſam, und das ganze römiſche Volk war ihres Lobes voll. Der Kaiſer und ſeine Gemahlin wohnten glücklich und freundlich bei einander; lange Zeit jedoch war ihre Ehe mit keinen Kindern geſegnet. Endlich aber gebar die Kaiſerin zwei Söhne auf einmal; ſchönere und lieblichere Knaben konnte man nicht ſehen. Solches war Niemand leid, als des Kaiſers Mutter; denn dieſe war ihrer Schwiegertochter ſehr feind. Darum dachte ſie darauf, in die ſchöne Saat Gift zu ſäen. Und nachdem ſie vergebens verſucht hatte, dem Kaiſer Zweifel gegen die Treue ſeines Weibes einzuflößen, beſtach ſie einen unehrlichen Diener, daß er ſich in das Gemach der ſchlummernden Kaiſerin ſchlich und dort von dem Kaiſer, den das tückiſche Weib gerufen hatte, betreffen ließ. Der Kaiſer, in großem Zorn, zog ſein Schwert aus; doch bedachte er ſich, und wollte ſie nicht im Schlaf ermorden. „Warum ertödtet ihr ſie nicht eilig,“ ſprach die alte Mutter zu dem Kaiſer. „Iſt ſie euch nicht überwieſen genug? folget meinem Rath und bringet beide eilends um.“ Dem Knechte aber, hatte das falſche Weib verheiſſen, es ſollte ihm kein Leid widerfahren. Octavianus antwortete ſeiner Mutter: „Es will ſich nicht geziemen, daß ein Kaiſer Jemand unverhört im Schlafe hinrichte.“ Er ſah dabei ſeine fromme Gemahlin, welche ſo ſanft ſchlief, wie eine, die nichts Arges im Herzen hat, lang und unverwandt an. Indem nun der Kaiſer vor ihr ſtand, kam ihr ein ſchwerer Traum vor die Seele. Ihr däuchte, ein ſtarker Löwe nahe ſich, werfe ſie auf die Erde nieder, reiſſe ihren ſchneeweißen Schleier ab, und zerre ihn in Stücke. Alsdann faſſe er ihre beiden Kinder an, ſie weg zu tragen. Da fing ſie laut an zu ſchreien: „Ach Gott, meine lieben Kinder! wer will mich an dem ſtarken Löwen rächen?“ Indem ſie ſo ſchrie, gingen ihr die Augen auf, und ſie ſah den Kaiſer mit dem bloßen Schwerte vor ſich ſtehen. Doch nicht dieſes machte ihr Noth, ſondern ſie ſuchte nur nach ihren Kindern, ob die noch da wären. Indem erblickte ſie den Diener neben ſich und ſchrie mit lauter Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir eine ſolche Verrätherei zugerichtet? Wer iſt dieſer Menſch? Ich habe ihn nie geſehen!“ — „Ach liebe Frau, ſprach da des Kaiſers falſche Mutter, es iſt ja der, den ihr ſo lange lieb gehabt habt, und den ihr jetzt in des Kaiſers Abweſenheit habt rufen laſſen. Aber der Kaiſer,“ fuhr ſie fort, „mein Herr und Sohn, iſt Solches längſt gewahr werden, und du Schälkin magſt es immerhin verhehlen wollen. Schändliche Metze, deine Sache iſt endlich an den Tag gekommen!“ Die arme Kaiſerin rechtfertigte ſich unter Seufzen und Weinen, und der Kaiſer ſelbſt war ſo betrübt, daß er lieber hätte todt ſeyn wollen. Doch ſprach er: „Wer iſt, der ſeine Frau mit einem Buben findet, und nicht glauben wollte, daß ſie an ihm treubrüchig geworden?“ Die Kaiſerin konnte nicht mehr ſprechen, ſondern fuhr nur fort zu weinen. Der Kaiſer aber ward ergrimmt und ſprach: „Frau, euer Weinen hilft euch nichts, denn ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen geſehen!“ Und von Stund an rief er Ritterſchaft und Diener herbei, und ſprach zu ihnen: „Ihr ſehet, liebe Herren, die ehrloſe That, deren ſich meine Frau wider mich ſchuldig gemacht hat. Darum nehmet ſie mit ſammt ihren Kindern gefangen, und werfet ſie in das tiefſte Gefängniß!“ Als die Kaiſerin nach ihres Gemahles Befehl von den Dienern weggeführt worden war, und der Kaiſer ſich mit dem falſchen Knecht allein ſah, kam ihn ein ſolcher Grimm an, daß er demſelben, ohne Verhör und Verantwortung, ſein Haupt mit dem Schwerte ſpaltete. Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeſchleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ging der Kaiſer weiter zu Rathe, was mit der Kaiſerin und ihren zwei Kindern, die er nicht mehr für die ſeinigen hielt, zu thun wäre. Denn er gedachte, ſie alle drei verbrennen zu laſſen. Als nun die Herrn zu Rathe ſaßen, ſtellte ihnen der Kaiſer die große Schmach vor, welche die Kaiſerin an ihm begangen hätte, und verkündigte ihnen ſeinen Entſchluß. Wie er ſeine lange Rede geendet, ſahen die Herrn und Räthe einander an, und keiner wollte zuerſt das Wort nehmen. Endlich wagte es der Aelteſte, welcher ſich immer mehr um das Thun und Laſſen der Kaiſer bekümmert hatte, als die Andern, und ſprach: „Gnädiger Herr! Ihr begehret, wir ſollen die Kaiſerin verurtheilen, und doch iſt die That noch nicht bezeugt. Auch ſtehet die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre möglich, daß dieſe Sache durch Verrätherey veranſtaltet worden.“ Jetzt wagte es auch ein Anderer und ſprach: „Gedenket Herr an den Eid, den ihr der Kaiſerin geſchworen, als ihr ſie zur Ehe begehrtet: daß ihr ihren Leib ſchirmen und bewahren wollet, wie euren eigenen. Nun iſt dieſe That nicht bezeugt, und wiſſen wir nicht, ob nicht Neid und Verrath im Spiele ſind. Darum ſehet zu, daß ihr nicht treulos an eurer Frau werdet und euren Eid an ihr nicht brechet!“ Alle Räthe mit einander traten dieſer Meinung bei, ſo daß Niemand mehr auf der Seite des Kaiſers war, als die alte Mutter, die ihm ſtets anlag, er ſollte die fromme Kaiſerin, die mit ihren wimmernden Kindern hart gefangen lag, verbrennen. Die arme Mutter im Kerker gab den Kindern manchen Kuß und ſprach: „Liebe Kinder, was haben wir unſerem Gott gethan, daß wir ſo unſchuldig ſterben müſſen?“ Solche Klage führte ſie Tag und Nacht. Endlich, als drei Tage um waren, verſammelte der Kaiſer ſeine Räthe wieder, und begehrte, daß die das Urtheil wider die Kaiſerin ſprechen ſollten. Da die Räthe des Kaiſers Ernſt ſahen, ſprachen ſie einmüthig: „Allergnädigſter Herr, ſehet wohl zu, was ihr thut. Wir können die fromme Kaiſerin auf keine Weiſe verurtheilen, und haben nichts wider ſie gefunden; ſehet zu, und werdet nicht meineidig an ihr. Unſer Rath wäre, ihr ſolltet die Unſchuldige zufrieden laſſen und die beiden Knaben aufziehen, bis ſie den Harniſch tragen könnten, und man ſähe, was aus ihnen werden ſoll.“ Der Kaiſer beſann ſich lang über dieſen Worten, denn er hatte ſie ſehr lieb gehabt. Doch fiel ihm der Diener wieder ein, von dem er meinte, daß ſie lange mit ihm gebuhlt hätte, ſo daß er ſeine eigenen Kinder nicht für ſolche anerkennen mochte. Da ging er zu ſeiner Mutter und erholte ſich Raths bei ihr. Dieſe ſchalt die Räthe meineidige Böſewichter, und rieth ihm fortwährend, Mutter und Kinder verbrennen zu laſſen. Nun fügten ſich die Oberſten und Räthe, als ſie ſahen, daß der Kaiſer unerbittlich war.

Jetzt wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom aufgemacht und dreißig Stadtknechte erhielten den Befehl, die Kaiſerin ſammt ihren zwei Kindern aus dem Gefängniß zu holen, und vor die Stadt hinaus zu führen. Reich und Arm, Jung und Alt, wer es mit anſah, hatte ein großes Mitleiden mit der hohen Frau und den zwei unmündigen unſchuldigen Kindern. „Lieben Männer,“ ſprach die Kaiſerin zu den Dienern, als ſie das Feuer von ferne auflodern ſah, „ſaget mir um Gotteswillen, was wird man mit mir und meinen Kindern anfangen?“ Da erhub ſich einer unter den Stadtknechten und ſprach: „Weh mir, daß ich es euch ſagen ſoll. Aber da es euch doch nicht verborgen bleiben kann, ſo wiſſet, daß der Kaiſer jetzt ein großes Feuer vor der Stadt hat anzünden laſſen, und uns befohlen, euch und eure zwei Kinder darin zu verbrennen.“ Da das die Kaiſerin hörte, erſchrak ſie von Herzen, doch wandte ſie ſich zum Gebet und ſprach: „Allmächtiger Gott, wer weiß, womit ich es verdient habe; wenn es dein Wille iſt, ſo mag ich ihm nicht wiverſtreben!“ So kam ſie unter Weinen und Beten vor den Kaiſer und die andern Herrn, die ein großes Erbarmen mit ihr hatten. Der Kaiſer aber, ſobald er ihrer anſichtig wurde, hieß ſie ſammt ihren Kindern in's Feuer werfen, weil ſie ſchändlich an ihm wortbrüchig geworden. Und doch war es ihm, als wollte ihm ſein Herz vor Leid zerſpringen, denn er hatte ſie ſehr lieb gehabt. Die arme, gefangene Frau fiel vor dem Kaiſer auf's Knie, und mahnte ihn an ſeinen Eid. Alle Menſchen, die zugegen waren, fingen an zu weinen, beſonders die Armen, denen ſie täglich viel Almoſen ausgetheilt hatte. Der Kaiſer ſah ſeine Frau ganz traurig an, als er ſie ſo kläglich weinen und doch ſo willig zum Tode ſah. Auch die unſchuldigen Kinder dauerten ihn, ſo daß er ſehr beſtürzt wurde und lange nicht wußte, was er thun ſollte; denn es ſtieg in ihm der Gedanke auf, daß er ihr doch vielleicht Unrecht thue. Seine Mutter aber ſchrie mit lauter Stimme: „Sohn und Kaiſer, was zögert ihr lange? Laſſet ſie mitten in's Feuer werfen, in Gegenwart des Volkes, denn ſie hat es längſt wohl verdient!“ Da antwortete ihr der Kaiſer und ſprach: „Mutter, ihr habt Unrecht; denn als ich ſie zur Ehe begehrte, da ſchwur ich einen theuern Eid, ihr Leib und Leben zu beſchirmen. Den Schwur muß ich halten; darum wird ſie nicht verbrannt.“ So rettete die Frau des Kaiſers Eid. „Stehet auf, ſprach er, ich habe mich über euch erbarmt; verlaſſet mein Reich mit euren beiden Kindern. Wo ihr weiter in meinem Lande gefunden werdet, werde ich euch alsbald verbrennen laſſen!“ Die fromme Kaiſerin erholte ſich bei dieſen Worten von ihrer großen Angſt und ſprach: „Herr, wenn es denn ſo ſeyn muß, ſo bitte ich euch, ihr wollet mir einen frommen Mann zum Begleiter verordnen, damit ich auf der Straße nicht verunehrt werde. Aber wahrlich, Herr, ſey mir dieſe Sache, durch welchen Verrath ſie wolle, zugerichtet, ſo weiß ich doch, daß durch mich weder eure noch meine Ehre befleckt worden iſt?“ Aber da half keine Verantwortung mehr. Der Kaiſer kehrte ſich um, er konnte vor Weinen kein Wort mehr reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, wurde jedoch von den edeln Frauen bald wieder aufgehoben, und als ſie wieder zu ſich kam, nahm ſie ihre zwei Kinder auf die Arme, und rüſtete ſich zu wandern. Von Seiten des Kaiſers wurde ihr ein ſtarkes, wohlgeſatteltes Pferd vorgeführt und hundert Kronen zur Zehrung mitgegeben. Fünf frommen und mitleidigen Rittern war der Auftrag ertheilt, ſie aus dem Lande zu führen und ſie, wie ſie eidlich verſprechen mußten, in einem öden Wald an der Reichsgränze, der voll wilder Thiere und Mörder war, ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Als ſie hier angekommen waren, ſchieden ſie von ihr, und befahlen ſie Gott. Die Kaiſerin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und ſprach: „Grüßet mir meinen lieben Herrn, den Kaiſer, noch einmal zuletzt; ſaget ihm, er werde mich nun nimmer wieder ſehen, und meldet ihm, daß ich ſeine zwei Söhne, welche wahrlich ſein Fleiſch und Blut ſind, mit mir trage. Wenn mich Gott behütet, ſo will ich ſie tugendlich ernähren.“ —

Die Ritter hatten ſie verlaſſen und die Kaiſerin bedachte ſich hin und her, welchen Weg ſie einſchlagen ſollte. So zog ſie in Gedanken fort und verlor bald die rechte Straße. Als ſie lang und weit geritten war, kam ſie auf einem Fußpfad, der jedoch wenig betreten war; dieſer führte ſie zu einem hohen Felſen; unten an dieſem fand ſie einen ſchönen Brunnen, lauter wie Cryſtall, über dem Brunnen ſtand ein Baum, der duftete ſo lieblich wie Balſam. So wie die Kaiſerin den Born erblickt hatte, ſtieg ſie von ihrem Pferd und nahm ihm das Gebiß aus dem Maul, daß es von den Kräutern, die dicht im Walde ſtanden, weiden konnte, denn Heu und Haber war nicht vorhanden. Die Verirrte ſah um ſich, und, da ſie keines Menſchen gewahr wurde, verfiel ſie in tiefe Kümmerniß; doch erfreute ſie wieder ein Blick auf ihre zwei Kinder, ſie küßte ſie und legte ſie nieder in die ſchönen Blumen und in das Gras. Dann labte ſie ſich mit einem Trunk des köſtlichen Waſſers aus dem Brunnen, und aß von den Speiſen, die ihr aus des Kaiſers Küche mitgegeben waren. Und jetzt ſetzte ſie ſich nieder und überdachte ihr großes Leid; aber ſie war ſo müde von Reiſen und von Trauern, daß ſie bald einzuſchlafen begann. Nun hielten ſich in jenem Walde viel wilde Thiere auf. Als daher die Kaiſerin mit ihren beiden Kindern eingeſchlafen war, kam von ungefähr ein großer und ſtarker Affe, der ſah die Kinder ſo lieblich ſchlummern. Da bekam er große Luſt das eine Kind zu ſtehlen, ſchlich deßwegen ganz heimlich und ſtill zu den Kleinen heran, und erwiſchte behend das eine: mit dem eilte er durch den Wald ſo lange bis er zu einem grünen Platze kam; daſelbſt ſetzte der Affe es nieder und wollte das Kind nackt ſehen; deßwegen legte er es ſanft auf die Erde, und entband es von den Windeln, mit denen es umwickelt war, bis es ganz blos vor ihm lag. So ſaß er vor dem Kinde, fing an freundlich zu grinzen und blöckte die Zähne, kurz, er gebärdete ſich, wie eine Mutter gegen ihr Kind thut, und meinte, das Kind ſollte auch gegen ihn lachen. Aber das Kind wollte es nicht thun, ſondern fing an zu weinen und laut zu ſchreien.

Nun fügte es Gott, der das Kind behüten wollte, daß ein mannlicher Ritter mit ſeinen Dienern ſich auch in dem Walde verirrt hatte. Der Ritter kam getrabt, ſeine Knechte voran, die ihm allenthalben Bahn machen und ihn vor dem Angriff der Mörder und der Beſtien ſchirmen ſollten. Als nun der Ritter den Affen gewahr wurde, der ein nacktes Kind mit ſeinen Tatzen handhabte, ſprengte er mit ſeinem Pferde hinzu, zog ſein Schwert aus und ſchrie mit lauter Stimme: „Ei, Meiſter Affe, laß das Kind liegen, denn du darfſt es nicht mit dir tragen!“ Sobald der Affe den Ritter ſah, verließ er das Kind, machte einen grauſigen Satz auf den Ritter zu und wollte ihn vom Pferde zerren, ja er riß ihm ein großes Stück aus ſeinem Rock. Der Ritter aber, der ein ſtarker und beherzter Mann war, führte einen ſo ſichern Streich, daß er dem Affen ſeinen rechten Arm vom Leibe hieb. Als der Affe dieſe Verſtümmlung empfand, ſprang er vor Schmerz und Zorn wohl zehn Schuh hoch auf, wie ein unſinniges Thier. Zugleich ſchlug das Pferd des

Ritters hinten aus ſo ungeſtüm, daß es ein Greuel anzuſehen war; es traf den Affen ſo hart an die Seite, daß er zur Erde fiel. Jetzt ſprang der Ritter behend auf ſeine Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind, und nachdem er es, ſo gut er gekonnt, in ſeinen Mantel gewickelt, ſaß er wieder auf ſein Pferd. Bald hatte er ſeine Diener wieder eingeholt; er erzählte ihnen zu ihrer Verwunderung die Geſchichte, und ſo ritten ſie mit einander durch den Wald, obwohl ſie Straße und Fußpfad verloren hatten. Endlich geriethen ſie unter eine Rotte Mörder, die daſelbſt ſchon manchen braven Mann beraubt und getödtet hatten. Der Ritter, als er ſich von den Räubern dicht umringt ſah, rief Gott um Beiſtand und ſparte ſein Schwert nicht, auf ihre harten Stöße zu antworten; Einem ſchlug er ſein Haupt ab, daß es zur Erde fiel, drei andere verwundete er ſo, daß ſie ihre Waffen fallen laſſen mußten. Als die übrigen Mörder, deren noch ſechſe waren, dieß ſahen, ſchrien ſie dem Ritter zu, er ſollte ſtille halten und das Kind liegen laſſen, denn er habe es gewiß einem mächtigen Fürſten geſtohlen; der Ritter ſprach: „Nein, ihr Böſewichter; wollt ihr die Wahrheit hören, ſo wiſſet, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, ich kann euch die Stelle zeigen, wo ich das Thier erlegt habe!“ Jetzt meinten die Mörder erſt recht, es müſſe eines großen Herren Kind ſeyn, weil der Ritter ſo albern lüge; ſprengten auf's Neue auf ihn ein, und wollten eher ſterben als das Kind dahinten laſſen, ſo daß am Ende der Ritter und ſeine Diener, obwohl ſie einige verwundet und umgebracht, ſich genöthigt ſahen, das Kind zu verlaſſen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Nachdem die Mörder ſie vergebens verfolgt hatten, kehrten ſie zu dem Kinde zurück, und warfen das Loos, welcher unter ihnen es tragen ſollte. Das Loos fiel auf den Vornehmſten der Räuber. Dieſer trug das Kind, bis es ihm zu ſchwer wurde. Dann ſprach er zu ſeinen Geſellen: „Lieben Freunde, gebt mir einen Rath, was wollen wir mit dem Kinde anfangen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niedriger Geburt iſt. Ich meine, wir ſollten es bis an das Geſtade des Meeres bringen, und es dort verkaufen. Denn da finden ſich Kaufleute aus Frankreich und andern Ländern, die vielleicht das Kind, angeſehen ſeine Schönheit, uns wohl bezahlen werden!"

Indem nun die Mörder dem Meeresufer zugehen, finden ſie unterwegs den Affen todt liegen, wie ihnen der Ritter geſagt hatte. „Fürwahr, ſprach einer zu dem andern, der Ritter hat die Wahrheit geſagt; er hat das Kind ritterlich erlöst und erobert." Deſſen ungeachtet behielten ſie das Kind, denn was ſollten ſie jetzt Anderes thun, und eilten an's Geſtade zu den Kaufleuten, die ſie bald fragten, ob ihnen das Kind feil ſey. Die Mörder ſprachen: „Ja, eben darum bringen wir es hierher." „Nun ſagt," ſprach ein Kaufmann, „wie hoch ſchlagt ihr das Kind an?" Die Mörder ſprachen: „Es kann kein ſchöneres Kind auf der Erde gefunden werden; wenn es euch Ernſt iſt, ſo wollen wir es euch um vierzig Pfund geben." Die Kaufleute fanden das Kind zu theuer. „Behaltet es nur," ſagten ſie, „ihr habt es doch aus eines

Biedermanns Hauſe geſtohlen.“ „Nein,“ erwiederten die Räuber, „wir haben es einem Ritter abgejagt, der hat es von einem Affen erlöſt, den er todt geſchlagen.“ — „Liebe Herrn,“ ſprachen da die Kaufleute, „wollt ihr zehn Pfund, damit iſt es unſer Ernſt. Bedenkts, der erſte Kauf iſt der Beſte!“ Da wollten die Mörder um ſo geringes Geld das Kind nicht geben. Nun war in dieſem Kaufmannsſchiffe ein frommer Pilger, Clemens genannt, der ſah ſich das Kind an und fand es gar ſchön; dachte, es werde wohl adlicher Abkunft ſeyn. Er faßte eine ſolche Liebe zu dem Kinde, daß er nach kurzen Worten mit den Räubern eins wurde, und ihnen dreißig Kronen für das Kind gab. Als die andern Kaufleute dieß ſahen, ſpotteten ſie des Clemens und ſagten: „Fürwahr, ihr ſcheint Gelds und Goldes genug zu haben, daß ihr ſo theuer einkaufet!“ Clemens achtete aber nicht darauf. Erſt als das Schiff ſein Ziel erreicht hatte, wo Clemens und die andern Pilger dann zu Fuße gehen mußten, wollte den Pilger, als er den Knaben auf dem Rücken hatte, ſein Geld auch reuen. „Was bin ich für ein närriſcher Mann, ſagte er zu zu ſich ſelbſt, daß ich mir ſolche Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich an meinem Halſe tragen muß.“ Doch dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind beſcheert, ſo will ichs annehmen, hab’ ich doch daheim nur einen einzigen Sohn bei meinem Weibe gelaſſen, und weiß nicht einmal, ob er noch am Leben iſt, oder nicht. Das Kind iſt ſo hübſch; daheim habe ich Geld genug, es zu erziehen. Drum ſey es!“ Und ſo nahm er das Kind, gab ihm einen Kuß, hängte es wieder auf ſeinen Rücken, und zog ſeines Weges durch Frankreich. Als das Kind ihm gar zu beſchwerlich wurde, kaufte er ihm einen Eſel und miethete eine Wärterin, die er, mit dem Knaben im Arm, auf das Thier ſetzte, und ſo wanderte er den nächſten Weg auf Paris zu wie ein Zigeuner. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, bis er in dieſe Stadt kam. Dort wurde er von allen, die ihn kannten, und namentlich von ſeinen beſten Freunden, auf's herzlichſte empfangen. Als er aber gefragt wurde, woher er denn das ſchöne Kind bringe, da antwortete er: „Ich habe es jenſeits des Meeres erobert; ſeine Mutter iſt auf dem Wege geſtorben; deßwegen mußte ich dieſe Frau beſtellen, obgleich ſie aus einem andern Lande iſt, als das Kind; wäre ſeine Mutter geſund geblieben, die hätte ich lieber mit mir gebracht, als dieſe alte Frau!“ So ſprach der ehrliche Clemens mit lachendem Munde, und zog mit dieſen Worten weiter nach der Vorſtadt St. Germain, wo ſeine rechte Wohnung war. Hier wurde ihm von ſeiner Hausfrau große Ehre bewieſen. Die gute Frau meinte, das Kind gehöre einem großen Herrn in Frankreich, welcher es ihrem Manne zur Erziehung anbefohlen habe. Sie fragte auch nicht weiter darnach, wie weiſe Frauen zu thun pflegen, ſondern ſie lebten freundlich mit einander, ließen das Kind taufen und Florens nennen, und zogen es in Zucht und Tugend auf. Florens war ſchön und holdſelig, wuchs luſtig heran und wurde in kurzer Zeit ſtark und männlich. Doch von ihm ſey für jetzt genug geſagt.

Wir haben gehört, wie die Kaiſerin bei dem Brunnen eingeſchlafen war, und das eine Kind ihr von dem Affen geſtohlen wurde. Sie ſchlief noch, als bald darauf eine Löwin durch den Wald gelaufen kam, und das andere Kindlein ſanft bei ſeiner Mutter ſchlummern ſah; ſie ſchlich alsbald hinzu, nahm das Kind in den Rachen, und wollte es ihren jungen Löwen zu eſſen bringen. Indem ſie nun das Kind mit den Zähnen faßte, erwachte die Kaiſerin und ſah wie das reißende Thier das eine ihrer Kinder von dannen trug, und ihr anderes nicht mehr da war. Sie meinte nicht anders, als dieſes hätte die Löwin ſchon gefreſſen; und das andere werde ſie auch zerreißen. Deßwegen fing ſie jämmerlich zu weinen und nach Gott zu ſchreien an, nahm das weidende Pferd, legte ſein Gebiß ihm wieder ins Maul, ſetzte ſich darauf und that einen Schwur, daß ſie nicht aufhören wollte zu reiten, bis ſie die Löwin gefunden, und ſich an ihr gerächt hätte. Die Löwin aber rannte vor ihr her, und hörte nicht auf zu laufen, bis der Wald zu Ende war, ſo ſchnell, daß die Kaiſerin nicht nachfolgen konnte, und das Thier aus den Augen verlor. Doch bekam dieſem ſeine Beute auch nicht gut. Denn ſowie die Löwin den Wald verließ, ward ſie von einem ſtarken Greifen erblickt, der mit aller Stärke auf ſie zuflog, und ſie mit ſammt dem Kinde ſo gewaltig mit ſeinen Klauen packte, daß die Löwin ſich nicht zu regen vermochte, und große Schmerzen empfand. Der Greif ſchwang ſein Gefieder mächtig, flog über Berg und Thal, Wald und Waſſer, und endlich eilte er einer Inſel zu. Die Löwin aber wollte nicht von dem Kinde

aſſen, denn Gott hütete es, und ſo behielt ſie es in ih-
em Rachen, bis ſich der Greif auf einem meerumfloſſe-
en Eilande zur Erde niederließ. Als die Löwin ſich auf
er Erde fühlte, legte ſie das Kind in den Sand, und er-
riff den Vogel Greif im grimmigen Zorn ſo ſtark und
rauſam bei'm Hinterfuße, daß dieſer ihm entzwei brach.
Der Greif fiel zur Erde nieder vor Schmerz; doch wehrte
r ſich ſo gut er konnte, er ſchlug auf die Löwin mit Flü-
eln und Klauen, wie ein erbittertes Thier, aber es half
ichts; die Löwin ſtürzte mit Haſt auf den Vogel und
erriß ihn, und er wurde der Stärkeren Speiſe. Nach-
em die Löwin ſatt war von des Greifen Fleiſch, legte
e ſich neben dem Kinde nieder, als ob ſie bei ihren jun-
en Löwen wäre. Das Kindlein aber erreichte das Euter
er Löwin, und als es ſpürte, daß daſſelbe voller Milch
ar, hub es an zu ſaugen; als dieß die Löwin empfand,
ot ſie ihm die Bruſt erſt recht in ſein Mündlein, daß
deſto ſanfter ſaugen möchte. So ward das Kind ge-
eiſt, denn Gott der Herr wollte daſſelbe nicht verderben laſ-
n. Hierauf grub die Löwin eine tiefe Grube in der In-
l mit ihren ſpitzen Klauen, nahm das Kind, trug es
die Grube und blieb bei ihm acht Tage und Nächte.
ie leckte es mit der Zunge, damit es geſäubert würde,
d von ihrer langen Mähne machte ſie ihm ein Bett
er Neſt, darin es ſanft und warm lag. Trinken konnte
, wann es wollte, und war die Löwin hungrig, ſo aß
von des Greifen Fleiſch.

Nun begab es ſich durch Gottes Veranſtaltung, daß
hiffsleute, denen der Wind ungünſtig war, genöthigt

wurden, mit ihrem Fahrzeug an der Meereskuͤſte zu landen, wo eben die Kaiſerin ihr Kind und die Loͤwin ſuchte. Sie hoͤrte das Geſchrei, eilte herbei und ſah, wie die Pilger mit ihrer Galeere ans Land gefahren waren. Die Seefahrer kamen ihr vor wie Chriſtenleute, daher nahte ſie ihnen und ſprach: „Liebe Herren, wo wollet ihr hinreiſen? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme verirrte Frau, ich weiß nicht, wo ich in der Welt bin und wo hinaus ich ſoll!“ — „Frau,“ antworteten ihr die Schiffsleute, „wir wollen in das heilige Land fahren, wo unſer Herr Chriſtus erſtanden iſt; wenn der Wind uns nicht zuwider iſt, ſo hoͤren wir nicht auf zu ſchiffen, bis wir nach Jeruſalem kommen.“ Da bat die Frau aufs inſtaͤndigſte, ſie doch mit zu nehmen, bis der Patron und die Schiffsleute ihr geſtatteten, ſich zu ihnen in die Galeere zu ſetzen, und als der Ungeſtuͤm des Meeres ſich gelegt hatte, fuhren ſie weiter. Die Pilger wurden der ſchoͤnen Frau bald geneigt, und als ſie in ſie drangen, ihnen zu ſagen, wie ſie an dieſe wilde Staͤtte gekommen waͤre, fing ſie an, ihnen ohne Hehl zu berichten, wer ſie ſey und wie es ihr ergangen. Die Erzaͤhlung waͤhrte mehrere Stunden, und da war keiner, der nicht uͤber ihre wunderbaren Schickſale geſtaunt haͤtte.

Sie waren wieder eine gute Weile geſchifft, und eben der Inſel gegenuͤber, auf welche die Loͤwin, ſammt dem Kinde von dem Greifen getragen worden war, als der unguͤnſtige Wind ſie wieder ergriff und am Eiland ihre Anker auszuwerfen noͤthigte. Es waren unter den Pilgern einige kuͤhne Leute, die betraten das Land, ſich zu ergehen. Als ſie nun ſo hin und her wandelten, kamen ſie vor die Höhle, worin die Löwin lag und eben ſchlief. Die Pilger ſahen das ſchöne Kind in der Grotte liegen, und hatten ſich von ihrem Staunen noch nicht erholt, als die Löwin erwachte, und mit einem gräßlichen Satze aufſprang, ſo daß die Pilger kaum noch zu fliehen Zeit hatten, und außer Athem, wie gejagte Bären, auf dem Schiffe ankamen. Die andern Pilger, die ſie ſo athemlos daherkommen ſahen, fragten ſie nach der Urſache, und nun meldeten ſie, was ſie erblickt hatten, und bejammerten es, daß ſie das Kind nicht erretten konnten. „Denn wenn auch die alte Löwin ſein ſchont," ſprachen ſie, „ſo werden doch die jungen Löwen, ſobald ſie welche bekommt, daſſelbe auffreſſen!" Wie nun ſo die Sage im Schiffe umging, hörte es auch die Kaiſerin, drang hervor und ſprach: „Ach, lieben Männer, Gott ſey gelobt, daß ich dieſe Mähr höre; denn es iſt fürwahr mein Kind, das die Löwin hinweggetragen hat! laſſet mich zu ihm!" Die Pilger ſtellten der Frau das gewiſſe Verderben vor, das ihrer bei der Löwin warte: „Was wollet ihr von uns ziehen," ſprachen ſie; „erbarmet euch über euch ſelbſt, und laßt das Kind fahren. Es iſt beſſer, ein Menſch ſterbe, als zwei!" da ſie ſich aber nicht wehren ließ, ſo ſagten die Pilger: „Nun, wenn es euch ſo hart im Sinne liegt; ſehet, dort ſitzt ein Prieſter, beichtet ihm, denn ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er euch helfen möge!" Die Kaiſerin kniete vor dem Prieſter nieder, beichtete und empfing den Segen, dann bat ſie die frommen Pilger, eine kleine Zeit u warten, und trat ans Land.

Es währte nicht lange, ſo kam ſie zu der Grube. Da ſah ſie ihr Kind, welches mit der Löwin ſpielte und fröhlich war. Als die Frau dieſes ſah, erſchrak ſie, fiel nieder auf die Knie, fing an die Löwin zu beſchwören und zu ſprechen: „Ich ſage dir bei Gott dem Allmächtigen und bei ſeinem Sohn und ſeinem Tod am Kreuz, daß du keine Macht und Gewalt über mich habeſt.“ Kaum hatte die Kaiſerin dieſe Worte geſprochen, als die Löwin den Schweif zu ſich zog, ſich wie ein gehorſames Hausthier gebärdete, und das Kind vor ſich auf den Boden legte. Nun ging die Kaiſerin ohne Furcht in die Höhle, umarmte das Kind, küßte es wieder und wieder, und trug es auf den Armen von dannen nach dem Schiffe. Die Löwin aber, die ſich ihres Kindes beraubt ſah, folgte traurig nach und wollte mit in die Galeere, und die Pilger fürchteten ſich ſehr und wollten ſich zur Wehre ſetzen und auch die Kaiſerin nicht einlaſſen. Dieſe gab jedoch ſo guten Bericht über das Thier, daß wenigſtens ſie ſelbſt auf das Schiff zugelaſſen wurde. Und ſo ſtießen ſie ſchnell von dem Lande; die Löwin wollte auch in das Schiff hinein ſpringen, aber der Sprung fehlte, denn die Schiffleute waren zu behend. Doch wollte das Thier nicht nachlaſſen, ſondern ſchwamm neben dem Schiffe her. Die Pilger ſpannten eilig die Segel auf, um zu entfliehen; aber es half nichts, die Löwin klammerte ſich mit ihren ſpitzigen Klauen und ſcharfen Zähnen an das Schiff, und verſuchte von Zeit zu Zeit den Sprung, bis es ihr endlich gelang. Die Pilger ſchrieen vor Entſetzen; ein jeder meinte, er müßte ſterben. „Beſchirmet uns vor der Löwin,“ riefen ſie die Frau an, „ſonſt

werfen wir euch mit ſamt dem Kind über Bord.“ „Seyd unerſchrocken,“ ſprach die Kaiſerin, „ſie wird keinen von euch verletzen!“ Und wirklich ging die Löwin mitten durch alle Pilger hindurch, wie ein zahmer Hund, bis ſie zu der Kaiſerin kam. Und als ſie das Kind auf der Fürſtin Arm erblickte, hob ſie den Kopf über ſich, zum Zeichen, daß ſie dem Kinde wohl wolle. Hierauf legte ſie ſich der Kaiſerin zu Füßen, und wollte ſie gar nicht verlaſſen. Dieſe hatte das Thier auch ſehr lieb, trug große Sorge für daſſelbe, und ließ ihm an Eſſen und Trinken nichts mangeln; denn ſie theilte ihre Zehrung mit ihm. Die Löwin aber beſchirmte ſie, daß ihr auf dem ganzen Wege von dem Schiffsvolke kein Leid geſchah, denn es waren auch einige ſchlechte Leute darunter; und als nur einmal Einer es wagte, der Herrin auf unziemliche Weiſe zu nahen, ſo ſprang die Löwin auf, ergriff den frechen Schiffsmann mit ihren Klauen und ſcharfen Zähnen und zerriß ihn in vier Stücke. Als die Schiffsmannſchaft dieſes Wunderwerk ſah, ſprachen ſie alle, ihm wäre recht geſchehen, und warfen ſeinen zerriſſenen Leichnam in die See. Der Kaiſerin geſchah kein Leid mehr; von allen im Schiffe wurde ihr die größte Ehre erwieſen. Endlich kam das Fahrzeug beim gelobten Lande an. Die Kaiſerin trat mit ihrem Kind aus dem Schiffe, die Löwin ſprang ihr nach. Dann ſegnete ſie Pilger und Schiffsleute, und gab ihnen reichlichen Lohn. Dieſe dankten ihr hinwieder, führten ihr das Pferd aus dem Schiff und halfen ihr hinauf. So ritt ſie, das Kind im Arme, noch dieſelbe Nacht weiter und in die nächſte Stadt; die andern Pilger folgten von Ferne. Am nächſten Morgen reiſten alle zuſammen und kamen in die Stadt Jeruſalem.

Hier ging die Kaiſerin alsbald zu Gottes Tempel, und betete am heiligen Grabe, darein der Leichnam Jeſu von Nicodemus gelegt worden und daraus er erſtanden war. Auch legte ſie ihr Kind auf den Altar, nahm etwas Geld aus ihrem Seckel, und warf es auf den Altar, als wollte ſie ſprechen: „Gott ſey gelobt; ich habe mein Kind wieder erkauft und erloſet.“ Dann betete ſie gar fleißig, daß er ihren lieben Herrn, den Kaiſer Octavianus, friedſam, glücklich und in Geſundheit wolle leben laſſen, denn ſie hoffe nicht mehr ihn jemals wieder zu ſehen. Hierauf verließ ſie den Tempel wieder, ſetzte ſich mit ihrem Kind auf das Pferd und ritt durch die Stadt Jeruſalem. Die Löwin aber wollte keinen Tritt von ihr weichen; mochte ſie durch Palläſte, Kirchen oder Höfe gehen, überall ging ſie mit, ſo daß die Leute, die ſie ſahen, große Furcht ankam. Während nun die Kaiſerin ſo durch die Stadt ritt, begegnete ihr ein fremder Edelmann, den redete ſie freundlich um Herberge an, denn ſie ſah wohl, daß er fromm, tugendreich und aus edlem Stamm entſproſſen war. Der Edelmann empfing ſie würdig in ſeinem Hauſe, und befahl, man ſolle ſie pflegen und ihr dienen, wie ihm ſelbſt und ſeiner Hausfrau. Dieß nahm die Kaiſerin mit großem Danke an, und blieb eine Zeitlang bei dem Edelmann mit ihrem Kind und der Lowin, die ſo zahm war, daß ſie Niemand etwas zu Leide that.

Ihr habt gehört, wie Florens dem Affen abgenommen, übers Meer verkauft, vom frommen Pilger Clemens nach Paris getragen worden. Nun folgt, wie es weiter mit ihm ergangen iſt. Das Kind ward tugendlich erzogen, ſo daß es Jedermann gefiel. Clemens kleidete und hielt ihn wie ſeinen eigenen Sohn, welcher Claudius hieß. Wenn dieſe beiden Knaben in ihrem ſchmucken Aufzug über die Straße gingen, ſo ſagten die Bürger: „Selig iſt der Vater, der ſo wohl gezogene Kinder hat!“ Auch meinte Florens nicht anders, denn daß Claudius ſein leiblicher Bruder ſey und Clemens ſein rechter Vater; denn als der Affe ihn ſeiner Mutter ſtahl, war er erſt ſechs bis ſieben Wochen alt. Allmählich wurde er ſtattlicher und größer als ſein Bruder Claudius, und auch unter den Nachbarkindern war keines, das ſich mit Florens vergleichen konnte. Jedermann wunderte ſich über ſeine Schönheit und Stärke, denn an Gebärde und Geſtalt glich er ſeinem Vater dem Kaiſer. Oft ſagten auch die Nachbarn: „fürwahr der Knabe iſt des Clemens natürlicher Sohn nicht; ſondern er hat ihn irgend von einem großen Herrn heimlich entführt.“ Clemens Frau mußte dieſes nicht ſelten hören, aber ſie ſchwieg ſtille dazu, denn die hatte den Florens ſo lieb, wie ihren eigenen Sohn.

Nun wuchſen die zween Knaben miteinander auf, ſo daß ſie beide tüchtig wurden, Handwerke zu erlernen, wiewohl Florens in allwege ſtärker war als Claudius. Clemens berieth ſich deßwegen mit ſeiner Hausfrau, was er aus den zwei Knaben machen ſollte, daß, wenn ſie ins

Mannsalter kämen, ſie ſich auch ehrlich nähren könnten. Da ſprach ſeine Frau: „lieber Hauswirth! Unſer Sohn Claudius iſt von wenig Stärke und deßwegen zu keinem groben Geſchäfte zu gebrauchen, darum iſt mein Rath, wir ſollten ihn zu einem Wechsler thun, und ihr ſollt ihm euer Gut geben, daß er es im Handel umtreibe; dadurch konnte er reich, berühmt, ja zu einem Herren werden. Der andre Sohn, Florens, nun der wird recht zum Fleiſcherhandwerke ſeyn; denn er iſt ſtark; Rinder und andres Vieh zu ſchlachten wird ihm nicht ſchwer werden. So wären unſre beiden Söhne verſorgt.“ — „Wahrlich, Frau, du haſt mir recht gerathen, ſprach Clemens, ich will deinem Rathe folgen. Von Stund an rief er ſeinen beiden Söhnen und ſagte zu ihnen: „lieben Söhne, ihr ſollt meinem Rath folgen und thun, wie gehorſamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerſt ſeinen Sohn Claudius vor und ſprach zu ihm: „lieber Sohn, höre mein Wort; geh morgen früh zu dem Wechsler, da mußt du Gold und Münze wechſeln lernen, auf daß du ein rechter Handelsmann werdeſt.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater,“ ſprach Claudius, „ich will nach eurem Willen leben; auch wäre es mir lieb, wenn ihr mir meinen Bruder Florens mitgäbet, und er würde ein Wechsler, wie ich.“ — „Ach, lieber Sohn Claudius, laß den Florens zufrieden,“ ſagte der Vater; „der ſoll eine andre Handthierung treiben, bei welcher ihm der Mund manchmal mit guten Biſſen geſpeist werden wird; du ſiehſt ja, wie ſtark er iſt; ich denke, er wird die gemäſteten Schweine wohl auf dem Rücken tragen können.“ So ſtellte er den Claudius zufrieden und rief den guten Florens auch vor ſich. „Florens, mein lieber Sohn,“ ſprach er zu ihm, „ſey unerſchrecken; du weißt, daß ich dir günſtig bin und dich ſehr lieb habe; ich will dich deßwegen zu einem guten Handwerk thun; denn morgen, wenn du aufgeſtanden biſt, gebe ich dir Geld, damit gehſt du zu einem Fleiſcher und giebſt es ihm, daß er dich ſeine Handthierung lehre. Das wird etwas für dich ſeyn, denn du biſt ſtark; ich glaube, wenn du einen Ochſen, wie ſtark er auch iſt, bei den Hörnern erwiſchen könnteſt, du würdeſt ihn nicht gehen laſſen! Auch haben wir dahinten im Stalle zwei gute, feiſte Rinder, die mußt du mit dir in das Schlachthaus treiben, da wird dein Lehrmeiſter dir zeigen, wie du ſie ſchlachten ſollſt. Dann nimm ſie auf deinen Hals, und trage ſie an den rechten Ort, wo du ſie verhauen und verkaufen mußt. Siehe zu, ſey fleißig und geſchickt mit der Wage und thue Niemand Unrecht, ſo wirſt du aus Einem Pfennige drei machen und Geld genug bekommen.

Als Florens die Lehren ſeines Vaters Clemens vernommen hatte, erklärte er, Alles gerne thun zu wollen, was ihm gefällig wäre. Mit Tagesanbruch ſtand der alte Clemens auf, weckte ſeinen Sohn Claudius, ſchickte ihn auf die Wechſelbank, mit großem Gut an Geld und Gold, daß er damit wechſeln und gewinnen ſollte. Dann weckte er auch ſeinen andern Sohn Florens, half ihm zwei fette Ochſen mit den Hörnern zuſammenbinden und ſchickte ihn mit denſelben fort auf die Fleiſcherbank. Hier fand der neue Fleiſcherjunge einen Knecht, den er nach dem Fleiſcher Gumbrecht fragte. Als der Knecht den Florens mit den zwei feiſten Ochſen vor ſich ſtehen ſah, ſo fragte er ihn: „was iſt dein Begehren an den Meiſter? Ich meine du möchteſt auch gern ein Fleiſcher werden?“ Florens antwortete und ſprach: „Ja warum nicht? Mein Vater iſt wohl reich, ſo daß er mich gut verſorgen wird, und ſoll ich immer Rinder, Schweine, Hämmel und Schafe genug zu ſchlachten haben. Darum will ich das Handwerk lernen; denn mein Vater ſagt mir, daß ich drei Pfennige mit Einem gewinnen könne, und gute Biſſen eſſen, wie die Fleiſcher gewöhnlich eſſen, auch guten weißen und rothen Wein trinken. So hat mich mein Vater unterwieſen.“ Als der Fleiſcherknecht dieß hörte, ſchlug er ein Gelächter auf, ſpottete des Jünglings und ſprach: „Der Teufel hat dich hergetragen, willſt du auch ein Fleiſcher werden? Wahrlich, du ſollſt mir die Schlachtbank nicht mehr ſehen! Packe dich hinweg in aller böſen Geiſter Namen; willſt du mit dem Handwerk dein Spiel treiben?“ Nimm deine Rinder mit dir, ehe ich dir den Kopf zerſchlage!“ Da gedachte Florens bei ſich ſelbſt: „Auf dieſe Weiſe komm ich nicht in das Schlachthaus; ich will gehen und meinen Vater mit mir bringen, der wird mir wohl einen Meiſter zu ſchaffen wiſſen.“ So trieb er die Rinder wieder nach ſeines Vaters Hauſe. Aber auf halbem Wege begegnete ihm eine andere Sache. Denn er ſah einen Edelmann gegen ſich herreiten, der auf ſeiner Hand einen gar ſchönen Sperber trug, welcher an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen hatte. Der Vogel gefiel dem Florens ſo überaus wohl, daß er den Edelmann anredete und fragte, ob ihm der Sperber nicht feil ſey;

er wolle ihm darum geben was er begehre. Der Edelmann wurde zornig auf Florens, denn er wußte nicht, ob er ſeiner ſpottete, oder was er damit meinte. Der Junge ſah ihm gar nicht darnach aus, als ob er ihm den Vogel bezahlen könnte. Darum ſprach er: „Ja, du Bettlerbube, es thut mir Noth, ihn an dich zu verkaufen! Führe du deine Rinder in die Metzig, und ſchinde ſie, dann verkaufe das Fleiſch; das wird dir nützer ſeyn, als Sperber kaufen!“ — „Ach, mein guter Herr,“ erwiederte Florens, „Rinder ſchlachten iſt nun einmal meine Handthierung nicht; damit kann ich mich nicht ernähren. Drum laſſet euch den Sperber feil ſeyn, lieber Herr! Was er werth iſt, will und kann ich euch darum geben!“ Der Edelmann ſah Florens an und dachte: „Laß ſehen, was der Junge machen will.“ „Ich will dir den Sperber zu kaufen geben,“ ſprach er, „aber nicht anders, als um die zwei Rinder, und auch ſo nicht gerne, denn ich möchte ihn viel lieber ſelbſt behalten!“ Florens war in ſeinem Herzen ſehr erfreut und dachte: Wenn er nicht mehr als die zwei Rinder koſtet, was iſt das viel? der Sperber muß mein werden! So machten ſie den Kauf und Florens nahm den Vogel; der Edelmann aber trieb die Rinder vor ſich her in ſein Haus, lachte bei ſich ſelbſt und ſagte: Nun iſt aus dem Weidmann ein Viehtreiber geworden! Florens hingegen trug den Sperber auf ſeiner Hand, und ſprach zu ſich ſelbſt: „fürwahr, heute bin ich zu einer glückſeligen Stunde aufgeſtanden, daß mir ein ſo trefflicher Tauſch gerathen iſt; denn der Vogel iſt doch gewiß ſeine hundert Mark Silbers werth! Ey, wie wird mein Vater fröhlich werden, wenn er mich mit dem Vogel kommen ſieht, den ich auf den Händen trage, als wenn ich ein Edelmann wäre! Die Bürger, die den Tauſch geſehen hatten, lachten und ſpotteten über Florens; doch dieß kümmerte ihn nicht, denn der Vogel gefiel ihm, und als er in ſeines Vaters Haus kam, jauchzte er vor Freuden. Clemens ſaß auf einer Bank vor der Thür, auf einen Stecken geſtützt und dachte über das Schickſal ſeiner beiden Söhne nach. Mein Sohn Florens, dachte er, hat nun wohl die zwei Rinder geſchlachtet, dieſen Nachmittag wird er ſie verkaufen und Geld löſen; hoffentlich ſchickt er ſich in ſein Handwerk, und lernt brav. Wie er ſo in Gedanken ſitzt, blickt Clemens von ungefähr auf, und ſieht ſeinen Sohn Florens mit dem Vogel daher ziehen. „Was iſt das für ein Vogel,“ rief er ihm entgegen, „wo kommt er her? Wo ſind deine zwei Rinder?“ — „Mein lieber Vater,“ antwortete Florens, „ich habe die zwei Rinder um den Vogel gegeben; ſo einen ſchönen habt ihr euer Lebtage nicht geſehen! Freuet euch, daß ich eure Ochſen ſo wohl angelegt habe!“ — „Wie? ſagte Clemens, ich glaube, du biſt unſinnig.“ „Bei Gott,“ ſprach Florens, „ich habe ſie um den Vogel gegeben, und ſpotte euer gar nicht! Darum rathet mir, lieber Vater, wo ſoll ich den Sperber aufheben? Ich denke in eurer Kammer wäre er am beſten verſorgt; da ſollte ihm kein Leid wiederfahren.“ Als nun Clemens hörte, daß es wirklich ſo geſchehen war, hätte er mögen von Sinnen kommen und ſagte zu Florens: „Bei Gott, wenn ich meiner nicht ſchonte, ſo wollte ich dir jetzt mit dieſem Stecken hier Rippen und Kopf entzwei ſchlagen! Du Narr!

mir einen ſolchen Kaufmannsſchatz ins Haus zu bringen; da du doch weißeſt, daß ich kein Weidmann bin!“ — „Ach, lieber Vater,“ ſagte Florens ganz betrübt; „ſeht ihr denn nicht an ſeinen Federn, daß es ein hübſcher Vogel iſt? Wahrlich, ihr habt unrecht und ſeyd ohne Urſach zornig; gewiß der Vogel iſt großen Schatzes werth!“ Clemens hätte vor Ingrimm lachen mögen, doch faßte er ſich und ſprach: „So geh denn hin und verſorge den Vogel wohl; wenn du ſeiner recht warteſt, wird er dich ſchnell reich machen. Iß nur nicht mehr, als er dir einträgt, ſo wirſt du ſeinen Nutzen bald inne werden!“ dann mußte ihm Florens noch weiter berichten, wie es ihm auf der Fleiſcherbank ergangen ſey. Als nun Clemens ſeine gute, einfältige Erzählung hörte, konnte er ihm nicht länger zürnen. Er dachte, ich will den Burſchen nicht mehr auf die Schlachtbank, ſondern auf die Wechſelbank ſchicken; dort gehen vielleicht ſeine Sachen beſſer!

Indem kam ſein andrer Sohn Claudius von dem Wechsler; er hatte ſein Geſchäft an dieſem Tage gut gemacht, und von dem Vogel wußte er auch gar nichts. Clemens aber, als er ſeinen Schaden ein wenig verſchmerzt hatte, ſprach zu ſeinem Sohn Claudius: „Sey ſo gut, lieber Sohn, und nimm deinen Bruder Florens mit zum Wechsler; denn ich fürchte, auf dem Schlachthauſe wird er nicht gut thun!“ — „Gerne,“ ſprach Claudius, „lieber Vater! folgt er mir, ſo will ich mein Beſtes an ihm thun!“ — „Ich hoffe, er ſoll dir folgen,“ antwortete Clemens, „er iſt ſtark und mag dir den Geldſack Morgens und Abends leicht nachtragen.“

Nun hielt ſich anfangs Florens auf der Wechſelbank recht gut, und ſein Bruder Claudius lehrte ihn zuerſt mit Zahlpfennigen rechnen und die Münze kennen. So trieb er es einen Monat lang, und Clemens meinte, die Sache könnte gut werden. Jetzt theilten ſie ſich ſo in das Geſchäft: des Morgens ging Claudius auf die Börſe, beſtellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Wenn der Tag ganz heraufgekommen, ſo brachte Florens den Sack mit dem Gelde nach; und dieſer Brauch währte einige Zeit. Nun ſtand es aber nicht lange an, als Florens auch einmal wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem wohl ſechshundert Pfund Münze waren, daß ihm bei der Brücke ein überaus ſchöner Hengſt begegnete, welcher aufgezäumt war und zum Verkaufe geritten werden ſollte. Florens wandelte eben auf den Kaufmann zu, und trug ſeinen Geldſack auf dem Rücken; und da er ſah, wie der Hengſt ſo ſtark war und ſo überaus ſchön trabte, dachte er bei ſich ſelbſt: „Wie ſelig iſt, wer ein ſolches Pferd hat und es zu brauchen verſteht! Du haſt Münze genug in dem Sack. Wem iſt ſie nütze? Mein Vater Clemens hat ſie ohnedieß lange genug in der Truhe liegen gehabt, und Niemand iſt ihrer froh geworden: ich wollte, daß mir der Kaufmann das Roß darum gäbe!“ Gedacht, gethan; er grüßte den Kaufmann und ſagte: „Herr iſt euch das Thier feil? Ich trage Geldes genug in dieſem Sacke hier; darum ſagt mir mit Einem Worte, wie ihr es geben wollt!“ Der Kaufmann ſprach: „Willſt du das Roß haben, ſo wirſt du es nicht unter dreißig Pfund Münze von mir bekommen; es iſt noch jung und ſtark, und lauft vortrefflich.“ Florens war froh, daß ihm der Mann das Pferd ſo wohlfeil gönne und ſagte treuherzig: „Ich meine, ihr ſeyd nicht bei Sinnen, daß ihr mir ein ſo ſchönes Thier um dreißig Pfund überlaſſen wollt; ich gebe euch vierzig drum; ich will nicht, daß ihr Verluſt an mir haben ſollt!“ — „Großen Dank, Junker,“ ſagte der Kaufmann und mußte heimlich lachen. Florens that ſeinen Sack auf, der Kaufmann zählte die Münze heraus, dann gab er dem Jüngling das Pferd mit dem Zügel in die Hand, ſegnete ihn und kehrte ſich ſeiner Wohnung zu. Florens eilte mit dem Roß nach Hauſe, er fürchtete immer, der Kaufmann möchte ihm nacheilen, und das Pferd zurückfordern, weil er es ſo guten Kaufs gegeben. So ritt er denn geraden Wegs nach St. Germain.

Clemens ſaß über Tiſch mit ſeiner Hausfrau, die in allen Dingen gerecht und fromm war, und den Florens ſo lieb hatte, wie ihren eigenen Sohn Claudius. Auch war ſie von allen Nachbarn als klug und vorſichtig wohl gelitten. Nun kam Florens vor das Haus geſprengt. Clemens hörte ihn reiten, rief ihn und ſprach verwundert: „Ey, Sohn, wer hat dir das große Roß gegeben?“ — „Vater, antwortete er, das Roß hab' ich gekauft; ich habe vierzig Pfund von dem Gelde drum gegeben, das ich auf die Wechſelbank tragen ſollte; ich hoffe, ich habe recht damit gethan, und das Geld ſey wohl angelegt; beſehet es nur; es hat gute Augen, und kann recht laufen; es wäre um hundert Pfund Münze nicht zu theuer!“ Als Clemens das hörte, ſank er vor Zorn vom Tiſche zurück, und verwünſchte ſich, daß er den böſen Buben, der ihn noch an den Bettelſtab bringen werde, mit ſich übers Meer genommen. Dann erhub er ſich vom Tiſche, nahm den Florens mit beiden Händen bei'm Haar, warf ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen. Ja, er hätte ihn todt geſchlagen, wenn nicht ſeine gute Hausfrau die Streiche unterlaufen, und ſo dringend gebeten hätte, daß er ihr den Sohn ließ. Dann machte ſie dem Vater ſanfte Vorwürfe und ſprach: „Euer Sohn hat doch noch nichts gethan, das nicht adelig wäre; wer weiß,“ „ſetzte ſie leiſe hinzu, von welcher Geburt er iſt.“ Da reute es den Vater, ihn ſo hart geſchlagen zu haben. Florens aber ſprach: „Lieber Vater, ich bin euer Kind; darum ſchlaget mich, ſo oft ihr wollt; aber beſehet mir nun den Hengſt; iſt er nicht ein ſtarkes Pferd? Ich hoffe, er ſoll mir noch gute Dienſte thun!“

Da Clemens ſah, daß ſein Pflegſohn von dem Pferde zu reden nicht aufhören wollte, dachte er an die Rede ſeiner Hausfrau, verſchmerzte den Verluſt und hieß Florens an den Tiſch ſitzen und eſſen; indem kommt ſein Bruder Claudius, der den ganzen Morgen auf der Börſe das Geld erwartet hatte, und wie er den Bruder tafeln ſieht, wird er zornig und ſpricht zu ſeinem Vater: „Wie möget ihr doch ſolches thun und mich ſo lange auf der Wechſelbank ſitzen laſſen? Wie kommt es, daß ihr mir das Geld nicht ſchicket, und bei dem Burſchen da ſitzet, der euch mit den zwei feiſten Rindern ſo großen Schaden gethan hat?“ Wie er nun auch das Pferd in dem Hofe ſtehen ſah, da fragte er verdrießlich: „wo kommt denn das grauſame Thier her?“ Der Vater erzählte ihm die ganze Geſchichte mit Seufzen und fügte hinzu: „Ich will nichts von dem Roß, will auch ſein nicht warten, und ſollte es Hungers ſterben!“ „Es geſchieht euch recht," ſprach der Sohn Claudius, „er wird euch gar verderben; es wäre beſſer, wenn er gar nicht geboren wäre! Ich will ſein Pferd auch nicht warten; wenn es ſeinen Kopf aufhebt, meine ich, es wolle mich freſſen!" — „Thut, was ihr wollt," ſagte Florens, „ich will ſchon für das Thier ſorgen!" Damit nahm er das Roß am Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Haber genug, und machte ihm eine gute Streu. Am andern Morgen frühe eilte er in den Stall, ſattelte und zäumte ſein Pferd, ſah es mit Freuden an und dachte: „Es iſt doch viel mehr werth, als es koſtet! Dann ſprang er drauf, und gab ihm die Sporen, daß es einen Sprung nach dem andern machte, und ſeine ganze Stärke zeigte. Das Reiten ſtand Florens ſo wohl und adelig, daß, wer ihn ſah, ihn darum lobte. Als das Pferd müde war, ritt er es wieder nach Hauſe, ließ es ſich allgemach erkühlen, und an Haber, Heu und Stroh keinen Mangel leiden. Dabei ſah er es immer an und dachte in ſeinem Herzen: „Könnte mir nicht vielleicht das Roß einmal zu ſtatten kommen? denn ich habe große Luſt, Waffen zu tragen. Da würde mir ein Reitpferd nicht übel anſtehen." Und nun wollen wir den Florens mit ſeinem Roſſe eine Weile ruhen laſſen.

* * *

In der Zeit, als König Dagobert in Frankreich wohl und löblich regierte, waren die Heiden noch nicht lang aus dem Lande abgezogen, das ſie eine Weile inne gehabt und im Kriege wieder verloren hatten. Die Stadt Paris lag an vielen Stellen öde; aber jetzt fing das Volk an ſich wieder zu vermehren, und die Hauptſtadt des Landes wurde unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, dazu ſicher und feſt gebaut, und wo zuvor ein wüſter Platz geweſen, da ließ der König das herrliche Münſter zu St. Denys bauen, nicht weit von Paris.

Nun entſpann ſich ein Krieg zwiſchen dem Könige von Frankreich und den Unglaubigen, welche gewohnt waren, ſich noch als Herren dieſes Landes zu betrachten. Die Oberſten der Heiden und der Türken ſaßen miteinander zu Rath und beklagten ſich bei dem Sultan von Babylonien über die franzöſiſche Nation, daß ſie ſich nämlich zu Paris unterſtänden einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomeds, wie ſie denn überhaupt meineidiger Weiſe vom heidniſchen Glauben abgefallen ſeyen. Als der Sultan dieſe Rede vernahm, ſprach er zu ihnen: „Wohlan, meine lieben Herrn, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerſtören, ſeinen König aber an den Galgen hängen und verbrennen laſſen!“ Auf dieſe Zuſage ließ er in alle heidniſche Königreiche eine Aufforderung ergehen: ſie ſollten ihm zu Hülfe kommen und mit ihm Frankreich verderben. Da kamen zuſammen die Könige aus Arabien und Perſien mit großer Macht; dann der König der Rieſen mit dreißigtauſend Mann; dann der König aus Aethiopien, aus Merach und Krypte. Dieſe miteinander brachten an zwanzigtauſend Mann; da war kein Heide oder Türke, der nicht gerne vor dem Sultan erſchienen wäre. So kam auch der Admiral oder Emir aus Perſien, des Sultans Bruder, und brachte einen großen Haufen mit ſich, ſo daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an hunderttauſend Mann zu Roß und zu Fuß beiſammen waren. Dieſen Allen zog der Sultan entgegen, empfing einen um den andern aufs freundlichſte und hieß ſie willkommen.

Der Rieſenkönig, der der Mächtigſte unter ihnen war, begehrte darauf mit dem Sultan zu reden, und als es ihm geſtattet war, da ſprach er: „Herr und König von Babylon, unſer Begehren iſt, daß ihr euer Vorhaben ſo ſchnell als möglich ausführet. Laſſet Schiffe und Galeeren wohl beſchlagen, daß man alles Volk darein ſetze und nach Venedig ſchicke. Denn beim Gotte Mahomets und meiner Treue, komme ich glücklich übers Meer und finde den König Dagobert, ſo will ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen, und mich nicht eher ſchlafen legen, bis ich mit meinem Heerhaufen in die Stadt Paris eingezogen bin, daſelbſt Haus und Hof gehalten und das ganze Frankreich bezwungen habe. Und dann ſoll euch das Land geſchenkt ſeyn, König von Babylon!“ Dieß zu hören war dem Sultan ſehr tröſtlich, und er dankte dem Rieſenkönige wegen ſeines hohen Anerbietens. Jetzt hatte er keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüſtet und mit Erz beſchlagen waren, zweitauſend an der Zahl. Dann beſetzte er ſein Land mit Wachen, und bereitete ſich zur Abfahrt.

Der Sultan hatte von ſeinen zwanzig Weibern dreißig ſtarke Söhne und einige Töchter. Unter den letztern befand ſich eine ſchöne Jungfrau, die ihm vor den andern Kindern lieb war, denn ſie war ſo ſchön, daß man meinte, in der ganzen Heidenſchaft wäre kein ſchöneres Mädchen geboren. Ihr Leib war zierlich und edel geſtaltet, ihr Mündlein roth, wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch, ihr Angeſicht brannte wie eine Roſe, ihre Augen waren durchſichtig und klar wie Falkenaugen, ja es war nichts an ihrem ganzen Leibe vergeſſen, und wäre ſie wohl der ſchönen Helena aus Griechenland zu vergleichen geweſen. Ihr Haar, deſſen Farbe dem gelben Dukatengolde glich, wußte ſie gar zierlich aufzubinden. Köſtlicher Schmuck glänzte ihr von Haupt und Hals, und ihre Gebärden waren überaus holdſelig. Dieſe Tochter trat vor ihren Vater, den König von Babylonien, und bat ihn freundlich, ſie mit ſich über das Meer fahren zu laſſen, denn ſie hatte ein großes Verlangen, Frankreich zu ſehen. Auch ſprach ſie: „Da ihr Willens ſeyd, mich zu vermählen, ſo kann ich nun ſehen, welcher König ſtreitbar iſt; denn fürwahr, dem, der am ritterlichſten ficht, dem will ich meine Liebe und Gunſt zuwenden, und ihn zur Ehe nehmen. Dann rächet den Schaden, den euch Frankreich angethan hat, als ihr aus dem Lande vertrieben worden ſeyd, und wenn es euch gefällig iſt, ſo ſchenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja, bei Mahomet, das ſollſt du haben,“ ſprach der Sultan, und darauf gingen die Fürſten und Herrn alle zu Schiff. Der Sultan mit den dreißig gekrönten Fürſten, nahm ſeinen Sitz auf keiner gewöhnlichen Galeere, ſondern er beſtieg mit ihnen und ſeiner Tochter einen herrlichen Dreimaſter, auf welchem vier Adler aus klarem, lauterem arabiſchen Gold ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf dieſem Schiffe ſaß der König von Babylon und ſeine Tochter ihm an Seite. Der Wind wehte günſtig, die Segel waren ſeiner voll, unabläßig arbeiteten die Ruderer, und in wenigen Tagen gingen ſie bei Venedig vor Anker. Auch hatten die Türken den Plan des ganzen Krieges zum voraus entworfen. Dem zu Folge ſchlugen ſie ihr Lager in Venedig auf, und verwüſteten einen ganzen Monat das Land mit Sengen und Brennen. Sie ritten durch die Stadt und ihre Dörfer wie Drachen, ſchonten nicht Weib und Kind, nicht Alt und Jung, und auf ihrem ganzen Wege ließen ſie an Häuſern und Kirchen keinen Stein auf dem andern ſtehen.

Die Fürſten und Herren der Chriſtenheit, ſo viel ihrer in der Umgegend hauſeten, kamen in große Noth und gaben ſich alle in den Schirm des Königes von Frankreich. Durch dieſe Flucht erfuhr der König Dagobert zuallererſt von dem Einfalle der Heiden, denn ſie trafen ihn gerade über dem Bau des ſchönen Münſters zu St. Dionys. Da ſprachen ſie zu ihm: „Seyd von uns gewarnt, Herr König, verſehet euch wohl mit Kriegsvorräthen, denn der heidniſchen und türkiſchen Hunde ſind ſehr viele. Wenn eure Wacht nicht gut beſtellt iſt, ſo ſind wir alle verrathen und verloren!“ Und nun erzählten ſie ihm von all den Streitkräften, die gegen Frankreich aufgeboten worden. Der König Dagobert war darauf nicht vorbereitet. Er wandte ſich aber mit Zuverſicht an ſeinen Schutzpatron und ſprach: „Heiliger Dionys! beſchirme Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden überhand nehmen, ſo wird dein Münſter nimmermehr ausgebaut; die Unglaubigen werden es zerſtören, oder nach ihrem Belieben einen heidniſchen Tempel daraus machen. Darum, heiliger Dionys!

beſchirme deine Stadt Paris!“ Darauf fertigte er Boten ab, an die Heere der Chriſtenheit, und vor allen an den Kaiſer Octavianus zu Rom, die überbrachten an alle Fürſten die Bitte, mit ihrer Heeresmacht zu kommen, damit ihm und ihnen geholfen werde. Von allen dieſen erhielt er gute Botſchaft, und während er ſich ſelbſt rüſtete, trafen ſeine Bundesgenoſſen ſchon allmählig ein. Der König von Holland kam über Meer her und brachte vierzehntauſend Mann; der König aus Irland brachte fünfzehntauſend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England kam mit einer Macht, die nicht zu beſchreiben iſt. Der König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen, und dankte ihnen aufs freundlichſte für ihre Hülfe.

Jeder König lagerte ſich vor einem andern Thor, und da die Heiden ſchon herangekommen waren und nicht ferne von der Stadt ihr Lager hatten, ſo fiel, noch ehe der König ſeine Erlaubniß dazu ertheilt hatte, hier und dort ein Scharmützel vor. Und einer ſprach zu dem andern: „Wollte Gott, der König Dagobert geſtattete es uns, ſo wollten wir bald unſern Muth an den Türkenhunden kühlen!“

Endlich kam auch der mächtige Kaiſer Octavianus mit ſeinen Römern auf einem andern Wege gar ſtark herangezogen, bis an die Stadt Paris. Aber beinahe kam er zu ſpät, denn der Sultan war ſchon zu weit ins Land herein gekommen. Jedoch den Heiden erſchien er immer noch frühe genug. Der Kaiſer hatte ſeine Gemahlin und ſeine Kinder noch nicht vergeſſen, und ſo oft er an ſie dachte, konnte er ſich des Weinens nicht enthalten. Dieſes ſeines Leides ſich zu entſchlagen, war er nach der

Stadt Paris aufgebrochen. Da er aber ſah, daß alle Fürſten und Heere ihr Lager außerhalb der Stadt aufgeſchlagen hatten, und vor den Thoren ſelbſt kein Platz mehr war, ſo lagerte er ſich mit den Seinigen in der Vorſtadt St. Germain. Als nun der König von Frankreich vernommen, daß Kaiſer Octavianus wohlgerüſtet mit dreizehntauſend Mann herangekommen und mit ſeinem Volke vor St. Germain ſein Lager genommen hatte, ſo ritt er zu ihm mit großer Pracht in ſein Zelt, und bat ihn freundlich bei ihm ſelbſt in ſeinem Pallaſte Herberge zu machen. Der Kaiſer bedankte ſich aufs höflichſte und erklärte, die erſte Nacht mit ſeinem Volke hier bleiben zu wollen. „Doch eines muß ich euch ſagen, Herr König,“ ſprach er: „weß iſt denn das ſchöne und große Haus, das da vor uns ſtehet ? die Mauern ſind hoch und ſtark; der, der es gebaut, hat ſich's keine Arbeit koſten laſſen, ſondern viel Fleiß und Kunſt angewendet. Ohne Zweifel iſt auch der Hausherr, der darin wohnt, ſehr angeſehen!“ — „Nein, das iſt er wahrlich nicht,“ ſprach der König, „es iſt einer meiner Bürger, Clemens mit Namen; aber er iſt verſtändig und durch ſeine Klugheit, durch viel Sorgen und Mühen iſt er endlich zu ſolcher Wohlhabenheit gediehen! Auch iſt er neulich über Meer gekommen, da hat er ein fremdes Kind mit ſich gebracht, ſo ſchön und adelig, als man in Paris kaum eines ſehen kann!“

Als der Kaiſer Octavianus dieſes hörte, ſo entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, und er konnte ſich des Weinens kaum enthalten. König Dagobert, der ſeine Bekümmerniß merkte, fragte ihn freundlich, was ſein Anliegen wäre. Da hielt ſich Kaiſer Octavianus nicht länger zurück, ſondern erzählte Stück für Stück, wie es ihm mit Frau und Kindern ergangen. Der König Dagobert ſchüttelte ſein Haupt und ſtrafte den Kaiſer mit weiſen Worten, daß er ſo raſch verfahren ſey, und ſich nicht beſſer nach der Sache erkundigt hätte. Auch verſchwieg er nicht den Verdacht, den er hege; daß nämlich die Mutter des Kaiſers die Urheberin alles dieſes Uebels ſey. „Wenn jedoch Frau und Kinder noch leben,“ fügte er hinzu, „ſo getröſtet euch Gottes, der ſtark und mächtig genug iſt, ſie zu ſchirmen, und eure Unluſt wohl noch in Freude zu kehren vermag!“ Damit beurlaubte ſich der König Dagobert von dem Kaiſer und ritt nach ſeiner Stadt Paris zurück. Der Kaiſer Octavian aber blieb mit großem Kummer in St. Germain.

Inzwiſchen verſtärkten ſich die Türken und Heiden, und verderbten während ihres Durchmarſches das ganze Land. Vor der großen Heerſchaar her zog ein verlorener Haufe von zehntauſend Mann, die gar kein Erbarmen mit den Chriſten hatten, ſondern Mann und Weib, auch die unſchuldigen Kinder zu Tode ſchlugen. So erhub ſich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und endlich kam dieſe Heerſchaar in den erſten Tagen des Aprilmonats vor den Mauern von Paris an, und ſchlug davor ihr Lager auf. Bald nach ihnen kam der Sultan von Babylon, mit lautern Gold bekleidet. Vorn an der Bruſt ſeines Pferdes hing ein güldenes Kleinod, mit Diamanten und Rubinen beſetzt. Sein Bart war ſo lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte, dazu weiß wie Schnee. Sein Haupt ſaß mächtig hoch und war mit goldnen Knöpfen geziert; er hatte große Augen und war von ſtattlichem Wuchſe, ſo daß man nicht leicht ſeinesgleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn aus lautrem Golde geſchmiedet. Neben dem Sultan ritt Marcebylla, ſeine Tochter, aufs köſtlichſte gekleidet, und mit Kleinodien geſchmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldene Sonne mit einem Rubin, einem Smaragd, einem Diamant und vielen Perlen des Morgenlands ſchön verziert. Vor und nach ihr ritten Jungfrauen, Königs- und Herrentöchter, dreihundert an der Zahl, die wären manches guten Geſellen Freude geweſen. Auch den Gott Mahomets ließ der Sultan auf einem vergoldeten Wagen führen, und täglich betete er ihn auf den Knieen an. So ritt er Tag und Nacht mit ſeiner Ritterſchaft, daß er den König von Frankreich um ſo eher grüßen möchte.

Auf dieſe Weiſe kam er endlich vor Paris und ließ ſein Zelt ſo köſtlich aufſchlagen, daß es höher zu achten war, als manches Fürſtenthum. In demſelben übernachtete er mit ſeiner vornehmſten Ritterſchaft; doch ſtellte er ſorgfältig Wachen aus, und ſchickte Kundſchafter ab, das franzöſiſche Heerlager zu beſehen. Dieſe kamen zurück und berichteten dem Sultan, wie ſie die Franzoſen alle in guter Ordnung gefunden, die Thore und Mauern wohl beſetzt, der Chriſten Kriegsheer ſo groß, daß es ihnen unmöglich geweſen, die Menge zu erkunden. Dieſe Kundſchaft brachten ſie dem Sultan in Gegenwart des Rieſenkönigs, der ſehr zornig ward, und zu dem Sultan ſprach: „Ich will keine Ruhe haben, bis dieſe Stadt mit ſammt dem Lande zerſtört iſt, daß kein Stein auf dem anderen bleibt!“ Aber viele Türken, welche die Botſchaft auch vernommen hatten, entſetzten ſich vor den Chriſten, und dachten heimlich bei ſich, wenn ſie nur zu Hauſe geblieben wären. Als die Boten abgehört waren, kam die Jungfrau Marcebylla vor ihren Vater, und bat ihn mit holdſeligen Worten, daß er ihr vergönnen wolle, vor die Stadt Paris zu reiten, weil ſie große Luſt hätte, dieſelbe von Nahem zu ſehen. Dieß geſtattete auch ihr Vater, doch befahl er ſie in den Schutz des Rieſenkönigs, was dieſem keine kleine Freude machte; denn er fand dadurch Gelegenheit, ſich bei dem Sultan in Gunſt zu ſetzen, und überdieß war er der Jungfrau von Herzen hold.

Die Franzoſen und ihre Verbündeten ihrerſeits, als ſie die Unglaubigen ſo nahe an die Stadt Paris gerückt ſahen, ſchwuren zuſammen, ſich ſo bald als möglich zu ſchlagen. „Ich will den erſten Angriff thun,“ ſprach der König von Spanien. — „Ich will,“ ſprach der Kaiſer Octavianus, „Mann für Mann gegen den Sultan kämpfen.“ — Die Könige aus Schottland und England ſprachen: „Deßgleichen wollen auch wir thun!“ Und ſo wappneten und rüſteten ſie ſich, ein jeglicher zur Schlachtordnung.

Als ſich Dagobert mit den Königen und allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereitete, kam ein ungeſtalter Bote mit einem großen Höcker auf dem Rücken;

ſeine Augen ſtanden handbreit von einander, er hatte krumme Schenkel, eine breitgedrückte Naſe, einen dicken Kopf; kurz, er war ſehr häßlich anzuſehen. In ſeiner Hand trug er anſtatt der Peitſche ein Seil mit ſcharfen Knöpfen, damit ſchlug er ſeinem Pferde zwiſchen die Rippen. Als dieſen einige Franzoſen gewahr wurden, machten ſie ſich in ſeine Nähe, denn ſie meinten, es wäre ein Meerwunder. Dieſer ungeſtalte Bote ritt durch die franzöſiſchen Heerhaufen und rief mit heller Stimme: „Wo iſt Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botſchaft von meiner gnädigen Frau, der Tochter des Königs von Babylon, und habe mit ihm zu reden.“ Als die Franzoſen dieß hörten, verwunderten ſich alle über den haarigen, häßlichen Kerl, der zum Boten gewählt worden; doch führten ſie ihn vor den König, zu hören, was ſein Anbringen wäre. Wie nun der mißgeſtalte Mann vor den König kam, kniete er nieder und ſprach mit heller Stimme zum König und allen anweſenden Herren: „Merket auf, Herr König in Frankreich, meine gnädigſte Herrin Marcebylla, Princeſſin von Babylon, entbeut euch, daß ſie gekommen ſey, euch und die eurigen zu verderben. Zu dem Ende hat ſie das Land zum größten Theile verwüſtet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris auf dem Montmartre aufgeſchlagen. Deswegen läßt ſie euch fragen, ob ihr euch getrauet, die Stadt Paris zu beſchützen, oder ob ihr nicht vorzieht, euch gutwillig zu ergeben. Weiter entbeut ſie, daß morgen zur rechten Tagszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erſcheinen wird im Panzer und mit Schild und Speer, wie es einem Streiter gebührt, und mit dem mannlichſten Ritter, den ihr unter den eurigen finden möget, zu fechten bereit iſt. Findet ihr unter eurer Ritterſchaft keinen, ſo wird der Kämpfer meiner gnädigen Frau doch nicht ungeſtritten von Paris abziehen. Vielmehr wird von ihm morgenden Tages die Stadt Paris beſtürmt werden. Darum, Herr König, bedenket euch kurz, was zu thun iſt.“ Der König erwiederte: „Lieber Freund! hat deiner Gebieterin Liebhaber Luſt zu ſtreiten, ſo ſoll ihm dieſes gewährt ſeyn, und mag er ſich zur rechten Stunde auf dem Kampfplatze einfinden.“ Da ſagte der Bote dem König großen Dank. „Aber wahrlich,“ fügte er hinzu, „es wird euch gereuen, denn ehe ein Monat vergeht, trägt meiner Herrin Liebſter eure königliche Krone auf dem Haupt, und euer Volk hat er getilgt und ausgerottet.“ Mit dieſen Worten ſchied er von dem Könige, ritt aufs ſchnellſte zurück zu des Königs von Babylonien Tochter, und meldete ihr den günſtigen Erfolg ſeiner Botſchaft. Der Rieſenkönig, als er dieſes hörte, wurde halb unſinnig vor Freuden. Er verhieß der Jungfrau, daß er am andern Morgen ſicher vor der Stadt Paris erſcheinen und allen Franzoſen Fehde verkünden wolle. Ja, alle, die er in ſeine Gewalt bekäme, die wolle er mit ſeinen Händen in Stücken reißen. Dieß gefiel der Jungfrau wohl, und ſie bedankte ſich für ſeinen guten Willen.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete ſich der Rieſenkönig vom Kopf bis zu den Füßen; er begehrte jedoch weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarte, ſondern einzig und allein ſein Heidenſchwert. Ebenſo wollte er auch auf kein Roß ſitzen, ſondern frei und ledig zu Fuße gehen, denn er war bei zwölf Fuß lang. Als er gerüſtet und angethan war, begab er ſich zu der Jungfrau, beurlaubte ſich von ihr und ſchlug den geraden Weg nach Paris ein. Wie er vor die Stadt gekommen war, zog er ſein Schwert aus und ſchrie mit lauter Stimme: „Ich ſtreite, ich ſtreite für meine Herzallerliebſte. Wer da Luſt hat, komme, ſo will ich ſein nicht fehlen!“ Die Einwohner der Stadt Paris hatten dieſes Geſchrei gehört, liefen eilig auf ihre Mauren, und als ſie den entſetzlichen Rieſenkönig ſahen, erſchraken ſie vor ihm über alle Maßen, ſo daß ſich keiner vor die Mauern hinauswagte. Auch König Dagobert empfand keine ſonderliche Freude, als ihm der Rieſenkönig gezeigt ward. „Heiliger Dionyſius,“ rief er, „beſchirme dein Münſter und bitte Gott für uns, daß wir nicht von den Widerſpenſtigen vertrieben werden!“ Aber kein Fürſt, noch Herr wollte es wagen, mit dem Rieſen zu ſtreiten, bis ſich endlich ein junger, edler Ritter aus Frankreich fand, der ſprach: „Wahrhaftig wir ſind nicht eines faulen Apfels werth, wenn keiner unter uns iſt, der das Herz hätte, dieſen Feind zu beſtehen! Darum bringet mir meinen Harniſch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, vor allen aber mein Pferd und mein Schwert; Denn ich habe große Luſt, mit dieſem Rieſen zu ſtreiten!“ So wurde der Ritter in Eile gewaffnet. Er hatte ein gutes Roß, auf das er ſich verlaſſen konnte; dies beſtieg er, nahm den Speer in ſeine Hand, und nachdem er, ſich verſuchend, eine gute Weile die Gaſſe gerüſtet auf und ab geritten, nahm er Urlaub von dem Könige, der eine große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor öffnete ſich ihm.

Als der junge Ritter im freien Felde war, ritt er auf dem nächſten Wege nach dem Rieſen zu. Die Franzoſen aber lagen auf den Mauerzinnen, zu ſehen, wie er ſich helfen würde. Beim Anblicke des chriſtlichen Ritters wurde der Rieſe zornig; er achtete es für einen Spott, mit einem ſo kleinen Männlein zu ſtreiten. Der Ritter aber rannte muthig auf den Rieſen los, ſo daß ihm ſein Panzer durchſtochen ward, doch drang der Speer nicht in den Leib und der Rieſe ſtand unerſchütterlich, wie ein Thurm. Dabei war er nicht ſäumig, ſondern lauerte auf ſeinen Vortheil, und eh ſich der Ritter verſah, gerieth dem Rieſen ein Griff, daß er ſeinen Feind erwiſchte, aus dem Sattel hob, und, ihn wie eine Feder auf ſeine Achſel nehmend, mit ins Lager trug. Der Ritter ſaß auf der Schulter des Rieſen und rief Gott und alle Heiligen zu Hülfe, denn ihm wars, als wär' es der lebendige Teufel und wollte er ihn geradezu in die Hölle tragen. Der Rieſe eilte zu ſeiner Jungfrau, und nach gar freundlichem Gruß und Gegengruß ſetzte er ſeinen Gefangenen auf die Erde und ſchenkte ihn ſeiner Geliebten. Der junge Ritter aber meinte nicht anders, als daß er auf der Stelle ſterben mußte. Aber die Königstochter erbarmte ſich ſeiner, denn ſie war den Chriſten im Herzen nicht feind. Doch wollte ſie wiſſen, wie es gekommen, daß gerade dieſer kleine Ritter ausgezogen, mit dem Rieſenkönige zu kämpfen, und drang mit ſtrengen Worten in ihn, die Wahrheit zu geſtehen. Dem Ritter kam aufs Neue Furcht an, er erzählte Alles, wie es ergangen war, und kniete dann in ſeinem Panzer vor der Prinzeſſin nieder. Dieſe wunderte ſich über ſeine Kühnheit, hieß ihn den Panzer ablegen und ſich gütlich thun. Der Ritter meinte, jetzt gehe es ihm an den Hals; aber es ward ein gutes Mahl aufgetragen, und ſeinen ritterlichen Muth zu ehren, hieß die Fürſtin ihn zu Tiſche ſitzen und fröhlich ſeyn. Nun ſah er wohl, daß ihm ſein Leben geſchenkt war und dankte der Jungfrau mit weinenden Augen. Das Nacht-mahl wurde prächtig gefeiert mit großer Freude und Froh-locken, des Sieges halber, den der Rieſenkönig im Felde erhalten hatte.

Am andern Morgen begrüßte die Jungfrau ihren Buhlen, und der Rieſenkönig bat ſie mit ſanften Worten um einen Kuß. Aber die Königstochter wehrte ihm und ſagte: „Ja, wenn ihr mir den König von Frankreich bringet, wie ihr mir dieſen Ritter gebracht habt, dann will ch euch einen freundlichen Kuß geben.“ Darüber ward er Rieſe hoch erfreut, neigte ſich tief vor ſeiner Gelieb-en und waffnete ſich abermals zum Streite. Bald dar-uf hörte man ihn hart am Thore von Paris mit lauter Stimme gräßlich ſchreien: „Hier ſteh' ich alle Stund zum Streite bereit, von meiner Geliebten Marcebylla geſandt! O König Dagobert, dir ſoll es übel ergehen, wenn du die Stadt Paris nicht übergeben willſt. Denn du wirſt kei-en Ritter mehr finden, der mit mir ſtreiten mag!“ Und irklich waren alle Fürſten und Herrn erſchrocken, und einer von ihnen empfand eine Luſt, mit dem Rieſen zu ämpfen. Der fromme König Dagobert ſchaute um ſich, und ſprach: „Wohl denn, wappnet mich behende, denn ich ſelbſt will Leib und Leben gegen dieſen Teufelsrieſen wagen, und ihn mit Gottes Hülfe umbringen, wo nicht, ſo mag er mich todt ſchlagen! Heiliger Dionys, du wirſt nicht dulden, daß ich dein Münſter unausgebaut laſſe, komme du mir zu Hülfe!“

Als dies Octavianus, der römiſche Kaiſer, hörte, ſo ſprach er zu Dagobert: „das wolle Gott nicht, mein Herr Bruder, daß ihr ſelbſt mit dem Rieſen ſtreitet, vielmehr laſſet mich hingehen und den Kampf wagen!“ Aber der König von Frankreich wollte es nicht geſtatten, und ſo ſtritten ſie miteinander um die Ehre des Kampfes.

Während nun die Fürſten und Herren ſo miteinander ſprachen, ſpazierte der Bürger Clemens durch die Straſſen von Paris, und ſein Sohn Florens trat ihm an Dieners ſtatt nach. Wie ſie nun ſahen, daß die Herren auf dem Balken des Schloſſes ſo traurig bei einander ſtanden, fragte Florens ſeinen Vater nach der Urſache. „Ach, lieber Sohn,“ ſagte Clemens, „du weißeſt ja, daß die Unglaubigen vor Paris ſind. Nun iſt da ein mächtiger Rieſenkönig, ein Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, an den will ſich kein Herr, kein Ritter oder Knecht wagen; denn er hat ganz plötzlich einen jungen mannlichen Ritter überwunden. Darum ſind die Fürſten ſo erſchrocken; denn wäre der Rieſe beſiegt, ſo würden die übrigen Heiden bald aus dem Lande geſchlagen ſeyn.“ „Wie?“ ſprach Florens, „hat der Rieſe den Ritter denn gefreſſen?“ „O nein,“ erwiederte Clemens, „er hob ihn mit ſammt ſeinem Panzer auf die Achſel, und trug ihn in das Zelt der

Jungfrau.“ — „O, wenn mir ſolches widerführe,“ rief
Florens, „ich wollte unerſchrocken ſeyn! Mit Jungfrauen
ſt gut handeln!“ — „Lieber Sohn,“ erwiederte ihm Clemens,
du biſt wohl ein friſcher Junge; aber bedenke, wie groß
nd ſtark der Rieſe iſt; es iſt kein Wunder, wenn ſich die
ürſten bekümmern!“

Da fing Florens an, ſeinen Vater inſtändig zu bit-
n, daß er ihn mit dem Rieſen ſtreiten, und ſeine Stärke
rſuchen laſſe. „Ich habe ja,“ ſprach er, „ohne dies ein
ferd, das mich theuer genug zu ſtehen kommt!“ Als Cle-
ens lange vergebens ſeinen Sohn abgemahnt, und die-
r endlich gedroht hatte, ſo wie er da ſtände, ohne alle
affen zu dem Rieſen zu gehen, ſo wurde der Vater zor-
g und ſprach: „So fahre hin und lebe nach deinem
illen! Wollteſt du aber meinem Rathe folgen, ſo blie-
ſt du daheim, und ließeſt den Rieſen zufrieden. Ich habe
ch keinen doppelten Harniſch für dich, mein Krebs iſt
hts mehr nütze, ſondern roſtig, die Armſchienen ſind
nz ſchmutzig; ſeit dreißig Jahren hab ich kein Stück mehr
n Allem am Leibe gehabt; auch mein Spieß iſt ganz
mm und ſchwarz vom Rauche. Du weißeſt ja, ich bin
er hinter dem Ofen geſeſſen, als zu Felde gezogen. Har-
h tragen bringt ſelten Nutzen, wohl aber viel Schläge
den Rücken!“ — „Vater,“ ſagte Florens, „das ſcha-
Alles nichts, gebt mir nur die Stücke, von denen ihr
rochen; ſo roſtig ſie ſind, ſo will ich doch Ehre da-
einlegen. Ja, ich möchte ſie nicht mit andern ver-
ſchen, die noch ſo ſchön glänzen!“ — „Nun, ſo will
dir meine roſtige Rüſtung holen,“ ſagte Clemens ver-

drieſslich, „weiß ich doch wohl, daß du damit wirſt ausgelacht werden. Aber ſey dem Allmächtigen befohlen, der wolle deine Seele bewahren!“ Jetzt war Florens vergnügt, und bald hatte er ſich mit dem roſtigen Harniſch gewaffnet. Sein Vater Clemens ſetzte ihm den alten Helm auf, der inwendig voll Spinnweben, und von außen ganz ſchwarz war; Mäuſe und Ratten hatten lange darin geniſtet; dann gab er ihm ſein Schwert, das wohl dreißig Jahre nicht aus der Scheide gekommen war, und vor lauter Roſt ſich nicht ausziehen laſſen wollte. Clemens nahm es beim Kreuz, der andere Sohn Claudius bei der Scheide; ſie zogen ſo hart, daß beide rückwärts fielen, Clemens mit dem Schwert in der Hand, Claudius mit der Scheide. Da hätten beide lieber geweint, als gelacht. Doch gefiel es dem Florens und er ſagte ſcherzend zu ſeinem Vater Clemens: „Fürwahr Vater, ihr müßt ſchon lang keinen Zück-Frevel mehr gezahlt haben, das ſieht man euerm Schwerte wohl an!“ Clemens erwiederte: „Weißt du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne Scheide um, dann brauchſt beim Ausziehen nicht mehr auf den Rücken zu fallen!“ So ſcherzten ſie miteinander. Endlich brachte ihm Clemens auch das Roß, das er mit des Vaters Münze und Schäzen erworben hatte; es war ſtattlich anzuſchauen, und nach franzöſiſcher Sitte wohl aufgezäumt, der Sattel hübſch durchbrochen, der Zaum an drei oder vier Orten mit Neſteln wohl geziert. Das gefiel Florens gar wohl; er ſchwang ſich hinauf und rief: „Wo iſt der Rieſenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer!“ Der Vaer reichte ihm auch den; er ſah aber gar dürr aus, denn r hatte lang als Hühnerſtange gedient.

„Nun fahr hin, lieber Sohn," ſprach Clemens, „Gott olle dir Gnade verleihen, daß du an dieſem Tage Ehre nlegeſt. Ich will dir das Geleite geben bis zur Pforte r Stadt, und auf der Zinne Acht haben, wie es dir ht. Je gröſſere Streiche du dem Rieſen verſetzeſt, je eber wirſt du mir ſeyn!" — „Vater," ſagte Florens, ermag ich's, ſo will ich euern Willen thun. Ja, ich ſſe dem König Dagobert noch am heutigen Tage das aupt des Rieſen in die Hände liefern." Mit dieſen Wor- n nahm Florens Urlaub von ſeiner Pflegmutter, die ſehr n ihn weinte, und von ſeinem Bruder Claudius. Er t in ſeiner roſtigen Rüſtung durch die Gaſſen von Pa- , von Clemens begleitet, von allen andern Bürgern aber rſpottet. „Sehet doch," ſprach einer, „was da für ein inzender wohlaufgeputzter Ritter kommt!" Ein anderer ach: „Laßt ihn nur reiten, der wird uns groſſen Nutzen affen. Wenn den die Heiden erblicken, werden ſie an n ſo erſchrecken, daß alle die Flucht ergreifen!" — ewiß, der will mit dem Rieſen ſtreiten," ſagte ein tter, „und will des Königs von Babylon Tochter freien!" ch, unter den Fürſten und Herren wurde er ſo zum ſpötte. Er that aber, als ob er es nicht hörte, und ſo fort bis ans Thor.

Zur ſelben Stunde erſchien auch der Rieſenkönig vor Thoren und hub abermal zu ſchreien an: „Ihr Pa- r, ihr Baſtarde, wollet ihr nicht das Thor aufthun? wird euch übel gehen, ihr müßt alle von meinen Händen ſterben, dawider vermag euer Gott nichts. Euren König Dagobert hänge ich an den Galgen; was nicht umkommt, ſoll ſchmählich aus Stadt und Land verjagt werden, und nimmermehr zurückkommen.“ Die Wächter auf den Mauern hörten das Geſchrei, und als es den Fürſten und Herren angezeigt wurde, erſchraken ſie nicht wenig. Florens aber, als er den Rieſen ſo ſchreien hörte, hatte keine Ruhe mehr. Man mußte ihm das Thor aufthun, und ihn hinaus laſſen. Da lief in Paris Alles auf die Mauern, denn jetzt merkten ſie, daß der roſtige Ritter mit dem Rieſen ſtreiten wolle. Der gute alte Clemens, um deſto beſſer zuſehen zu können, ſaß rittlings auf der Mauerzinne, und rief ſeinem Sohne den Segen hinab. Indem ſprengte Florens auf den Rieſen zu. Als dieſer ihn kommen ſah, rief er ihm entgegen: „Wahrlich, du glänzender Ritter, du magſt dem wohl billig Dank ſagen, der dich gewappnet hat. Beim Gott Mahomets, dein Harniſch und deine Rüſtung ſind gar zu luſtig; ich meine, du haſt ihn in einer Pfütze aufbewahrt. Was iſt dein Begehr? Warum biſt du hier? du wirſt doch nicht gar mit mir ſtreiten wollen? Kehr um, und ſage deinem König Dagobert, er ſoll ſelber kommen, mit mir zu kämpfen. Mit einem ſo roſtigen Ritter zu fechten, wäre mir Schande!“ Bei dieſen ſchimpflichen Worten zitterte Florens vor Zorn und ſprach zum Rieſen: „Ich merke wohl, daß du mein ſpotteſt, aber ich will dich bald beſſer reden lehren! Denn mit deinem Haupte will ich meinen gnädigen König Dagobert begaben. Ein anderes Geſchenk verlange ich nicht von dir!“

Mit dieſen Worten rannte Florens gegen den Rieſen und ſprach ein leiſes Gebet. Da ſtand ihm Gott in ſeinem erſten Ritte bei, daß er den Rieſen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihm den Rücken ſo durchſtochen, daß der Spieß ein Klafter lang herausragte. Das Blut floß auf die Erde, wie das Waſſer aus einem Röhrbrunnen, der Rieſe war mit ſeinem eigenen Blute beſudelt bis an die Ferſen. Als der alte Clemens auf der Mauer jenen Stoß ah, dankte er Gott mit großen Freuden und ſprach: „Ge- egnet ſey die Stunde, in der ich dich übers Meer getra- en habe!“ Der Rieſenkönig war durch den Stoß ſchwer rzürnt und holte auf der Erde liegend mit ſeinem gewal- gen Schwert aus. Aber Florens, der ſorgte, er möchte n hinwegtragen, wie er es dem jungen Ritter gemacht, rang mit dem Pferd ein wenig bei Seite, und faßte den treich mit dem roſtigen Schwert auf, das er nicht zu zie- n brauchte, denn er hatte es nach des Vaters luſtigem ath ohne Scheide an ſich hangen. Dann holte er ſelbſt m Streich aus, ſo ſicher und ſtark, daß er dem Rieſen n linken Arm abſchlug, ſo daß dieſer vor ihm nieder auf Erde fiel. Den Streich ſah Clemens abermals und rie: „Gott ſtärke dich! Ich bin fröhlich, wenn ich dich ſehe! Glückſelige Stunde, wo ich dich kaufte! Noch glück- ere, wo ich dich nach Paris brachte! Fürwahr, du haſt in Geld um das Pferd wohl angelegt! Auch werden die anzoſen deines roſtigen Harniſches nimmer ſpotten! Schlag' n den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er ſich den Tod geben muß!“ Dieß Geſchrei hörte Florens und wie ſich alle, die auf den Mauern waren, mit ſeinem ter Clemens für ihn freuten.

Der Rieſe aber trauerte um ſeinen Arm, und ſprach in großem Zorn: „du Böſewicht, mit deinem roſtigen Schwert haſt du mir manchen Schlag gegeben und mich ſchwer beſchädigt! Meinſt du aber, du habeſt mich damit überwunden? Nein, beim Gotte Mahomets, und wenn du fünfzehn der ſtärkſten Ritter bei dir hätteſt, ſo müßten ſie alle mit dir ſterben!“ — Florens antwortete: „du lügſt, mit mir iſt der lebendige Gott!“ Damit faßte er ſein roſtiges Schwert mit beiden Händen, und that einen ſo harten Streich auf den Rieſen, daß er ihm den Helm vom Kopfe ſchlug. Der Rieſe aber war auch nicht unbehende; er erwiſchte den Florens bei ſeinem Schild und gedachte ihn dadurch unter ſich zu zerren. Aber Florens ließ den Schild in den Händen des Rieſen. Dieſer ſchleuderte ihn hoch in die Luft, daß ihn Florens nimmer zu ſehen bekäme, dann ſchlug er ernſtlich auf dieſen zu, und traf ihn mit ſeiner Fauſt auf den rechten Schenkel, ſo daß Florens beinahe rücklings vom Pferd gefallen wäre, doch kam er bald wieder in den Steigbügel. Clemens hatte Alles von der Mauer herab geſehen. „Ach, lieber Florens, rief er, ich glaube du ſchläfſt; erwache von deinem Schlummer, denn wenn du von dem Rieſen überwunden wirſt, ſo iſt ganz Frankreich verdorben!“ Florens hörte das Geſchrei ſeines Vaters, und machte ſich mit ſeinem roſtigen Schwert wieder an den Rieſen; er gab ihm einen ſolchen Streich auf die Schultern, daß ein großes Stück des harten Leders, welches in Cappadocien gefertiget worden, und womit der Rieſe bekleidet war, mit ſamt ſeinem Fleiſch zur Erde fiel. Das Blut floß auf den Boden, als hätte man einen Ochſen geſchlach-

tet. Als der Rieſenkönig ſein Blut ſo rinnen ſah, hätte
er lieber gewollt, er wäre bei dem Sultan oder bei der
Jungfrau Marcebylla, denn er empfand über ſich einen, der
ſein Meiſter war, und ein ſolcher war ihm noch nie un-
ter die Augen gekommen. Doch erholte er ſich von ſei-
nem Entſetzen, und eilte mit großem Grimm auf Florens
zu. Dieſer wich vier oder fünf Schritte hinter ſich; doch
der Rieſe verfolgte ihn und traf ſein Roß auf den Kopf,
daß es zur Erde fiel. Florens, der dem Roß auf dem
Rücken lag, ſäumte nicht lang, ſondern ſchwang ſich
erab auf ſeine Füße, doch mit großen Sorgen, denn
r fürchtete den Fußkampf mit dem Rieſen nicht auszuhal-
en. Die Ritter, die auf der Mauer ſtanden und zuſahen,
chrieen alle mit lauter Stimme: „O du ſtarker Gott, komm
nſrem jungen Ritter zu Hülfe, daß er den grimmigen Ver-
olger deiner Chriſtenheit überwinden möge!“ Den Rieſen
achte dieſer Zuruf wieder muthig, er trat auf Florens
n und ſagte zu ihm: „Nun haſt du deinen letzten Tag er-
bt; nun will ich Frankreich in dir überwinden! Und wie-
ohl du mir einen Arm abgehauen haſt, ſo ſoll es mir
och nicht viel ſchaden, denn ich habe einen Arzt, der mir
eine Wunden bald heilen kann.“ Florens aber ſprach:
Jch aber habe noch viel beſſere Hülfe bei mir, ich habe
n lebendigen Gott mit ſeiner Gnade. Und obwohl du
ir den Schild genommen haſt, ſo haſt du mich doch nicht
erwunden!“ — „Laß ſehen,“ ſprach der Rieſe, „wir wol-
n es bald inne werden, wie ſtark dein Gott iſt!“ Und
n ſchlug er mit ſeinem Schwert ſo gräßlich auf Florens
s, als wollte er ihn mit Einem Streich von einander hauen.

Florens aber war ihm viel zu geſchwind, ſprang a
dem Streich, und wehrte ſich ſo ritterlich, daß ihm d
Rieſe keinen Schaden zu thun vermochte. Da wurde ſe
Feind immer wilder, aber in der Hitze überſah er die Schan
an der ſie fochten, ſtrauchelte über einen Stock und th
einen Fall, von dem der ganze Platz erzitterte. Jetzt na
Florens ſeinen Vortheil wahr, ſprang mit ſeinem al
Schwert hinzu, und gab dem Rieſen ſo manchen har
Streich, daß er ſterbend ſeinen Sieger um Gnade anfle
mußte. Aber Florens ſprach: „Gott allein ſey die E
ihm, der mir geholfen hat; darum, du falſcher He
mußt du ſterben!“ und mit dieſen Worten hieb er d
Rieſen ſein Haupt ab, und ſagte: „dieß Haupt ſoll ein
rengeſchenk für meinen König Dagobert ſeyn.“ Das Ha
war aber ſo groß, daß es Florens mit aller ſeiner St
kaum an ſeinen Sattel zu binden vermochte, denn ſein
war während des Fußkampfes von dem Stoße wieder
neſen und hatte ſich neben ſeinem Herrn aufgeſtellt.

Nun dankten Clemens und alle, die auf der M
waren, Gott mit lauter Freude, daß er dem Floren
viel Gnade verliehen; ſie ſprangen hinab von der M
und rannten zum Thor hinaus, ihm entgegen zu ge
denn ſie glaubten nicht anders, als der Ritter würde
Stund an mit ihnen in die Stadt reiten. Aber Flo
hatte ein andres Anliegen. Er gab ihnen das unge
Haupt des Rieſen und befahl ihnen, daſſelbe dem Ki
Dagobert zum Geſchenke zu bringen. Ihn ſelbſt mu
ſie des Weges reiten laſſen. Und ſo begab ſich denn
Vater Clemens mit den andern Franzoſen in die

zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Rieſen; dieſer aber konnte des Staunens und der Freude kein Ende finden.

Florens war nicht ſobald allein auf freiem Felde, als er ſich ſelbſt einen Schwur that, nimmermehr nach Paris zurückzukommen, er hätte denn zuvor des Königs Tochter aus Babylonien geſehen. Denn er hatte ſo viel von ihrer Schönheit gehört, daß er keine Ruhe hatte, ehe er ihres Anblicks theilhaftig geworden. So hörte er denn nicht auf zu reiten, bis er nach dem Berge Montmartre kam, wo der Jungfrauen Lager in Zelten aufgeſchlagen ſtand. Wie nun Florens ſo den Heiden entgegen ritt, da ſprachen ſie zu einander: „Sehet doch zu, was will dieſer trefflich gerüſtete, roſtige Ritter? Beim Gott Mahomets, ſein Harniſch glänzet ſehr, obwohl meiſtentheils von Roſt; ſo ſehet auch, wie ſein Speer ſo ſchön bemalt iſt; freilich hat es nur der Rauch gethan! Auf gleiche Weiſe iſt auch ſein Schild (denn dieſen hatte Florens wieder zu ſich genommen) trefflich aufgeputzt. Sein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Roſt iſt ſein genügender Ueberzug! Ja, ſeine ganze Rüſtung zeigt etwas Seltſames an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit ſamt ſeiner Bekleidung dem Rieſenkönig übergeben, der macht ihn gewiß zu unſerem Hauptmann, denn ſeine Rüſtung zeigt uns an, daß er etwas Vortreffliches iſt!“ Die Heiden redeten die Wahrheit, ohne es zu wiſſen. Florens ritt inzwiſchen auf das Zelt der Jungfrau Marcebylla zu, die ſich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn ſie hatte es an einem luſtigen Ort aufgeſchlagen. Auf der einen Seite des Lagers war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen Tag und Nacht lieblich ſangen; auch waren grünende Matten da, mit bunten Blumen ſchön verziert; hier brachen die Jungfrauen Blümlein und wanden manchen Kranz daraus. Einen ſolchen hatte auch die Prinzeſſin Marcebylla ſelbſt gewunden, und gedachte ihn dem Rieſenkönige zu übergeben, wenn er vom ſiegreichen Streit nach Hauſe käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das raſche Waſſer, die Seine, ſo daß man keinen anmuthigeren Ort ſich zu lagern hätte wählen können. Die Jungfrau Marcebylla ſelbſt war köſtlich geziert, ſie hatte ein grünes Seidenkleid an, das zu Alexandrien gefertigt und mit lautrem, klarem Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach heidniſcher Sitte mit edlen Steinen geſchmückt, in denen ſich die Sonne hell ſpiegelte und die einen ſolchen Glanz von ſich gaben, daß Florens von ferne dachte, es ſeyen gewaffnete Heiden, die zur Huth der Jungfrau dahin abgeordnet wären. Deßwegen erſchrak er anfangs ein wenig. Aber das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm wieder Muth, daß er vorwärts und auf der Fürſtin Lager zueilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von Ferne ſo ernſtlich auf ihr Zelt zureiten ſah, verwunderte ſie ſich über dieſen unerwarteten Anblick, und mit ihr zugleich alle ihre Jungfrauen. Dieſe trieben ihr gro ſtes Geſpötte mit der roſtigen Rüſtung des Fremden; am meiſten aber ſpottete ſeiner die Jungfrau Marcebylla ſelbſt, und endlich ſagte ſie lachend: „Ich glaube gar, er hat unſer Oberhaupt, den Rieſenkönig getödtet, denn ſein Schwert iſt noch voll Bluts, wenn anders es nicht auch Roſt iſt.“ — Eine andere Jungfrau, die erſte nach der Fürſtin, um ihr zu Gefallen zu ſeyn und den Spott zu vermehren, hub ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzeſſin, ihr habt Unrecht, den roſtigen Ritter ſo zu verſpotten! So wahr mir der Gott Mahomets helfe, mein Blut fängt ſeinethalben an ſich zu bewegen; es iſt auch kein Wunder, er iſt ſo ſchmuck und ſchön! Ich wollte, ich könnte ihn mit meinen Armen umfangen; wie wollte ich ſeine roſtige Schönheit herzen!“ — Und noch war es des Spottens nicht genug; denn eine andere Jungfrau erhob ſich und ſprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit eurem Spotten, der roſtige Ritter iſt mein Troſt, ſo bald ich mit ihm reden kann, ſoll er mein Buhle werden!“

So ſpotteten ſie in die Wette. Aber Florens wußte von allem dem nichts, ſondern trabte nur ſehr ernſtlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieſer Reiſe Leib und Leben wagen; bekomme ich nur einen freundlichen Kuß von des Sultans Tochter, ſo gehe ich nimmermehr nach Paris zurück.“ Marcebylla ſtand vor ihrem Zelte ſtill, und war begierig, was der roſtige Ritter begehren würde. Florens aber gebärdete ſich wie einer, der ſich auf ſolche Händel wohl verſteht; er that, als ob er ihrer nicht achtete, bis er ſie überraſchen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich ſein wohlabgerichtetes Pferd, faßte ſie beim Arm und ſchwang ſie mit aller Geſchicklichkeit zu ſich auf den Sattel. Als er ſie einmal auf dem Roß hatte, drückte er ſie an ſeine Bruſt und gab ihr manchen Kuß; Denn der Pfeil der Liebe hatte ſein Herz getroffen. So ritt er mit ihr davon. Der Fürſtin Marcebylla war kläglich zu Muthe. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber war, ob Chriſt oder Heide, darum rief ſie jammernd: „O Gott Mahomet! iſt denn kein frommer Held da, der mir zu Hülfe komme? Ach, mein Vater, ich werde dich nimmer ſehen!“ Auf dieſen ihren Hülfeſchrei eilten Heiden und Türken herbei, ſchwangen ſich auf ihre ſchnellen Pferde und rannten dem Florens mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, des Willens, ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens indeſſen gab die Hoffnung nicht auf, ihnen mit Hülfe ſeines ſchnellen Roſſes zu entgehen; er ſetzte die Jungfrau vor ſich auf den Sattel zur Rechten, und indem er ſie vielmal küßte, rief er: „Billig ſollte der fröhlich ſeyn, der einen ſolchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert euch nicht ſo ſchwer, ſchöne Jungfrau! Seyd fröhlich mit mir, denn ihr ſeyd der Troſt und das Leben meines Lebens! Und in kurzer Zeit werdet ihr mein Ehgemahl ſeyn!“ Die Jungfrau ſchwieg ſtille, und ſeufzte nur manchmal auf. Jetzt waren ihm die Heiden auf die Ferſen gekommen; er mußte ſich zur Wehre ſetzen, denn die Unglaubigen ſchrien ihm überlaut zu: „Ey, du Böſewicht, ſo halte ſtill und laß des Sultans Tochter zurück, wenn du nicht von unſern Händen ſterben willſt!“ Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte. Drum wurde er gar traurig, küßte ſie noch zweimal inbrünſtig,

nd da ſie ſich ſträubte, ſo blieb ein Aermel ihres ſchö-
en Gewandes in ſeinen Händen; dann ließ er ſie vom
attel mit großem Unmuth auf die Erde gleiten. „Lie-
r wollte ich,“ ſprach er, „alles andere verlieren, was
) habe, denn Euch; das aber ſey euch verheißen: in
rzer Zeit will ich wieder bei euch ſeyn, und mein gan-
s Leben lang ſollt ihr dann meine Herzgeliebte bleiben.
enn wiſſet, daß ich euch ritterlich dem Rieſenkönig, eu-
m Buhlen, abgefochten habe! Von mir liegt er erlegt,
d ſein Haupt habe ich dem Könige Dagobert geſchenkt.
or ſeiner Werbung dürfet ihr hinfort ſicher ſeyn!“
ie Jungfrau hörte die freundlichen Worte wohl, aber
ſchrie unaufhörlich um Hülfe, und mehr den hundert
iden hielten den tapfern Florens umringt, und ſchlu-
 alle mit großem Geſchrei grimmig auf ihn zu. Da
rte er auch nicht, und fuhr unter ſie mit ſeinem ro-
gen Schwerte, daß mancher zu Boden fiel, und viele
fen: „das iſt kein Menſch, ſondern ein lebendiger Teu-
aus der Hölle!“ Dieſe Worte hörten zwei Könige aus
Heidenſchaft und fragten: „Wo iſt der grauſame Teu-
, daß wir ihm ſeinen Sold bezahlen!“ — „Hier bin
“ ſprach Florens, und nun ſchlug er ſich mit ihnen,
ſie Beide zu Boden fielen, und ein Jammern unter
Heiden entſtand. Der Admiral aus Perſien wollte
Schaden rächen und rannte mit ſeinem Speer ge-
Florens, ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn
ſeinem rauchichten Spieße eher, ſo daß er ſeine Waf-
fallen ließ. Schnell warf Florens den Spieß von
ergriff ſein Schwert ohne Scheide, und hieb auf ei-

nige Streiche dem Admiral die Hirnſchaale entzwei, daß er zu Boden fiel, und todt auf der Erde lag. Zwölf Heiden hatte Florens ſo erſchlagen; als aber ihrer immer mehr und ſie immer grimmiger wurden, da mußte er endlich die Flucht ergreifen. Auf ſeinem Wege ſah er ſeinen Vater Clemens mit zweihundert wohl gerüſteten Franzoſen, die der König Dagobert zu ſeiner Hülfe ausgeſchickt hatte, ſich entgegenreiten. Und gewiß hätten die Heiden den fliehenden erreicht und umgebracht, wenn ſein Vater nicht erſchienen wäre. Nun kehrte Florens um, und ſie alle mit einander ſchlugen die Feinde, und jagten ſie in die Flucht; die Jungfrau Marcebylla rettete ſich nach ihren Zelten, ſonſt wäre ſie gen Paris geführt worden; die andern Türken und Heiden mußten ihre Hälſe hergeben, bis auf zwei, welche ſie übrig ließen, um dem Sultan die Niederlage zu verkündigen. Clemens aber, ſo alt er war, hatte dennoch das Beſte gethan, und, wenn man ihm gefolgt wäre, ſo würden ſie bis Montmartre gerückt ſeyn, wo die Jungfrau Marcebylla ihr Lager hatte. Aber Florens wollte dieß ſeinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitau ſend wären; „und doch,“ ſprach er: „wenn ich meinen Pferde trauen dürfte, ſo wollten wir die Sache verſu chen!“ Denn ſie waren alle freudig und beherzt. Während ſie ſich ſo beſprachen, kam ihnen Kundſchaft, da die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Be ſtürzung ſeyen, und ſchon auf die Flucht dächten. Da be riethen ſich Florens und ſein Vater nicht lange meh ſondern rannten auf die Türken los, und nöthigten ſi

Panzer und Gewehr im Stiche zu laſſen, und nach Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf dieſer Flucht erſchlugen die Franzoſen an zweitauſend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden, und führten bei ſechstauſend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reiſige Volk wußte nicht, wie es dem Florens genug Ehre erweiſen ſollte; die Unglaubigen aber ſprachen: „Jezt hat uns der Gott Mahomets ganz und gar verlaſſen; wenn er uns nicht beſſeres Glück giebt, ſo müſſen wir mitten im Chriſtenlande ſterben!“ In dieſem Schrecken kamen ſie nach Dampmartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan ſprach: „Seyd unerſchrocken: ich habe in meinem Lager noch fünf und zwanzig Könige, und Geld und Mundvorrath auf volle vier Jahre.“ Als ſie ihm aber von dem Tode des Rieſenkönigs und von ſeiner Tochter Marcebylla erzählten, wie ſie von dem roſtigen Ritter Florens, der den Rieſen umgebracht, beinahe geraubt worden wäre; da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer auf den Boden. Und als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſchwur er bei ſeiner Königlichen Krone, er wolle das ganze Land Frankreich verwüſten, alle Franzoſen niedermachen, und den König Dagobert elendiglich umbringen.

Noch ſprach er, als ſeine Tochter Marcebylla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht daher geritten kam. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder, und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob ſie empor, und fing an, ſie zu tröſten: „Liebe Tochter,“ ſagte er, „laß ab von deiner

Bekümmerniß; es ſoll gewiß nach deinem Willen geſchehen: der Ritter, der deinen Liebhaber getödtet hat, ſoll eines böſen Todes ſterben; ich will ihn zu Aſche verbrennen laſſen! Jetzt aber gehe mit deinen Jungfrauen in dein Zelt; erhole dich, und pflege des Schlafes!“ — „Euer Wille geſchehe, mein Vater!“ ſprach die Jungfrau: „aber mein Verlangen ſteht nach den Chriſten; ohne Rache darf ihr Muthwill nicht bleiben, und wäre es nur, weil der roſtige Ritter unter ihnen iſt, der mich faſt eine Meile Weges entführt hat, und mich ohne Erbarmen nach Paris geführt hätte, wenn nicht große Macht unterwegs geweſen wäre!“ So nahm ſie Urlaub von ihrem Vater, und ging mit ihren Geſpielen in ihr Zelt. Hier war der Jungfrau ſanft gebettet; doch lag ſie hart und übel auf ihren weichen Kiſſen, und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Florens gegeben hatte, den konnte ſie nicht vergeſſen. Ihr ganzes Herz war von Liebe gegen ihn entzündet. Und wenn ſie vor Einſchlafen mit ihren Jungfrauen von einer andern Sache reden wollte, ſo nannte ſie unverſehens den roſtigen Ritter. „O Gott Mahomets,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „wie iſt mir zu helfen, ich bin krank, und Leid habe ich in Fülle. Unglückhaft war die Stunde, wo ich den roſtigen Ritter das erſtemal angeſehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, wo er mir den erſten Kuß gab! Es war ein Kuß, er brannte, als wollte er mich tödten. Seine Gebärde, als er mich zu Roſſe hub, war fürſtlich, männlich und mächtig. Gott Mahomets, warum haſt du ihn nicht in deinem Glauben geboren werden laſſen!

lnd ach, wenn er zugegen wäre, meine Liebe könnte ich
hm nicht verſagen. Kein anderer Chriſtenmann ſoll je
s meine Nähe kommen; aber dieſer Ritter, wenn er dich
nbeten lernt, Gott Mahomets, muß mir zu Theil wer-
en!“

Am andern Morgen, als ſie vom Lager erſtanden
ar, fühlte ſie ſich ſo ſchwach, daß ſie die Dienerin rief,
nd ſie das Bett noch einmal bereiten ließ; dann legte
e ſich wieder nieder und wälzte ſich von einer Seite auf
e andere, und gebärdete ſich, daß es zum Erbarmen war.
ie konnte es auch nicht lang im Bette aushalten, er-
b ſich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen,
e dieß mit anſahen, konnten nicht mehr dazu ſchweigen.
Herrin, was liegt euch ſo ſchwer auf der Seele,“ ſpra-
n ſie: „mit welcher Krankheit ſeyd ihr beladen?“ —
ch, ich weiß es ſelbſt nicht,“ erwiederte Marcebylla,
nd wenn ich es wüßte, ſo darf ich es euch doch nicht
ffnen.“ „Da drangen die Geſpielinnen nur um ſo mehr
ſie; und endlich, nach langem Bitten, erzählte ſie
en die Urſache ihrer Krankheit.

„Liebe Freundinnen,“ ſagte ſie, „wiſſet, der roſtige
ter, der ſo häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der
mich in ſolche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht
rübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs
z geſchoſſen, ſo daß ich ihn nicht mehr vergeſſen kann;
werde ich nimmermehr erfreut, bis ich ihn mit meinen
nen umfangen habe. Wenn dies geſchehen iſt, ſo darf
nicht von mir weichen, bis er meinen Willen vollbracht
den Gott Mahomets angebetet hat. Thut er dieſes

nicht, ſo mag man ihn verbrennen oder ſchimpflich an den Galgen hängen!"

Auf dieſe Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, Arymedes des Königes aus Aſia Tochter: „Edle Jungfrau, was kümmert ſich euer Herz um eines ſolchen armen, vielleicht unedeln Ritters; könnt ihr doch an ſeiner roſtigen Rüſtung abnehmen, weß Adels und Standes er ſeyn mag! Ueberdieß iſt er ein Chriſt, und unſerm Glauben aufſäßig. Darum iſt mein Rath: ſchlaget es euch aus dem Sinn; euer Vater hat noch manchen Königsſohn am Hofe, ſo daß er euch wohl eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet deßwegen des Ritters vergeſſen!" — „Ach," erwiederte Marcebilla, „wie kann man das ſich aus dem Sinn ſchlagen, was das Herz am liebſten hat! Auch kann er nicht von niedriger Geburt ſeyn; ſeine adelige Gebärde, ſein freundliches Geſpräch zeigen an, daß er von hohem Stamm entſproſſen iſt, ſo roſtig er einhergeritten kam. Und wiſſet nur, wenn er mir nicht zu Theil wird, ſo ſteht mein Leben in Gefahr!" So führte ſie ſeufzend ihre Klagen fort, und ihre Jungfrauen vermochten nicht ſie zu tröſten.

Nach dem Siege über die Heiden zog Clemens mit den Franzoſen freudig und reich an Beute in der Stadt Paris ein. Dem Florens ward ſein roſtiges Schwert vorangetragen. Die Fürſten und Herren ritten ihm mit

großen Ehren entgegen, alle Welt begehrte ihn zu ſehen, und gab ihm das Geleite, bis in König Dagoberts Pallaſt. Und als Florens und die Ritter von ihren Pferden abzuſitzen begonnen, eilte ihnen Kaiſer Octavianus entgegen, und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln. Und er wußte nicht, daß es ſein leiblicher Sohn war, dem er dieſes that. Als Florens abgeſtiegen war, nahm er ſein roſtiges Schwert, und wurde von ſämmtlichen Fürſten in den Pallaſt des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und ſprach: „Allergnädigſter Herr; mein Vater Clemens hat euch des Rieſen Haupt überreicht; hier bringe ich das roſtige Schwert, womit ich die Gabe erobert habe. Es gehört euch, wie euch des Gefallenen Haupt gehört! Wenn ihr möget, ſo ſey es mir vergolten!" Der König Dagobert ſah dem Florens mit Ernſt in's Angeſicht, dankte ihm mit lauter Stimme, und hieß ihn aufſtehen, und an ſeine Seite ſitzen. Dieß ſchlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab und ſprach: „Nein, das ziemt mir nicht, neben einem Könige zu ſitzen!" Aber Dagobert nöthigte ihn dazu. „Du haſt es verdient," ſprach er, „und morgen zur rechten Zeit will ich dich zum Ritter ſchlagen. Dann ſollſt du bei mir wohnen, und großes Gut von mir bekommen; wenn ich in der Schlacht bin, mußt du bei mir ſtehen und meinen Königsſtab vor mir hertragen!"

Als Clemens den König ſo reden hörte, that er Einſprache und rief dazwiſchen: „O Herr König, laßt meinen Sohn Florens zufrieden; es iſt nicht mein Wille, daß er zum Ritter geſchlagen werde; denn alsdann bleibt er nicht mehr bei mir daheim; er wird in alle Scharmützel reiten, vielleicht wird er auch geſchlagen werden; dann kümmert ſich mein Herz um ihn. Mein Wunſch und Wohlgefallen iſt, daß er ein Wechsler werde, das iſt eine Handthierung, die auch Nutzen und Gewinn bringt!“ Darauf ſprach Florens: „Lieber Vater, wenn es des Königes Wille iſt, daß ich ein Ritter werden ſoll, ſo ſperrt euch nicht dagegen, laſſet es euch gefallen, und ſaget dem Könige Dank dafür!“ Da warf ſich Clemens auf die Kniee, und ſprach: „Herr König, meinem Sohn geſchehe nach Eurer Majeſtät Gefallen. Doch daß nicht zu viel Unkoſten darauf gehen; denn, ach, ihr wiſſet nicht, was dieſer Sohn mich bis auf dieſen Tag gekoſtet hat!“ Der König Dagobert mußte lachen, und ſagte: „Florens, es iſt mein königlicher Wille, daß du morgen zum Ritter geſchlagen werdeſt!“

Hierauf ließ der König das Haupt des Rieſen auf eine Stange ſtecken, mitten in der Stadt auf einen weiten Plan, daß alle Menſchen das Wunder ſehen könnten, das geſchehen war. Und als es Morgen ward, wurden die Herren und Fürſten zuſammen berufen, um dem Ritterſchlage anzuwohnen. Da kam zuerſt Kaiſer Octavianus, den eine beſondere Zuneigung zu Florens trieb, Er wußte nicht, wie ihm war, aber er mußte an Weib und Kinder denken; er konnte ſich nicht enthalten, ſondern er gab Florens einen Kuß. Nächſt ihm waren auch der König von Spanien und der Herzog aus Irland befliſſen, dem Florens gar eifrig zu dienen, auch der Fürſt von Oeſtreich und ſonſt viele Herren erwieſen ihm große Ehre.

Nun wurden ihm Rücken und Bruſtharniſch mit goldenen Spangen köſtlich geziert. Der Kaiſer Octavianus legte ihm Armzeug und Beinſchienen an, der Fürſt aus Oeſtreich ſetzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geſchmückt war. Zuletzt ſteckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger, und ſprach: „der Gott, der alle Dinge erſchaffen hat, der wolle euch erleuchten und beſchirmen, daß ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Geſundheit verharren möget!“

Clemens hatte ruhig gewartet, bis dieſe Dinge zu Ende ſeyn würden; als er aber ſah, daß ſein Sohn noch keine Sporen hatte, ſprach er in ſeiner Einfalt: „Fürwahr, gnädiger Herr König! ich will meinem Sohn Florens die Sporen anlegen!“ Der Kaiſer ſprach mit lachendem Munde: „Clemens, wenn das euer natürlicher Wille iſt, ſo muß ich mir es auch wohl gefallen laſſen!“ Da kniete Clemens nieder, und wollte ſeinem Sohne die Sporen, die aus gutem Golde waren, anziehen; aber der gute Clemens hatte vergeſſen, wie man ſie anlegen müſſe, und zog ſie ihm verkehrt an. Und wie es lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und ſprach: „Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn ſie ſind beide auf eine Form gemacht. Auch hab' ich in dreißig Jahren, ja noch drüber keinen Sporn angelegt, und den Heiden geſtern bin ich ohne Sporen entgegengeritten. Der Böſe hat es mir eingegeben, was ich jetzt eben verſucht habe!“ Darüber mußten Fürſten und Herren, auch der neue Ritter Florens herzlich lachen. Clemens bemühte ſich ſo lange, bis es ihm endlich gelang. Und nun muſte Florens ſich aufrichten, und ward von allen Fürſten und Herren beſchauet und gelobt.

Hierauf ließ der König Dagobert in einem ſchönen Garten einen Pfahl aufrichten, an dem zwei ſtarke Panzer und zwei mächtige Schilde angeknüpft wurden, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürſt und Herr, Ritter und Knecht ritt ihm nach. Der König aber ſprach zu ihm: „Guter Freund Florens, ihr ſollt den alten Brauch Frankreichs halten, und als ein Ritter mit eurem Speer wider den Pfahl rennen!“ Aber der alte Clemens, der nahe dabei ſtand, ſprach: „Gnädiger König, mit Verlaub, das iſt ein närriſcher Brauch in Frankreich, es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf einen Panzer!“ Fürſten und Herren lachten über dieſe einfältige Rede, und ſein Sohn Florens ſprach: „Lieber Vater! ſeyd zufrieden, zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden ſtechen; dießmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich ſoll ſein Ritter ſeyn.“ — „So gebe dir Gott Glück und Heil,“ erwiederte Clemens, „daß du den Panzer erlegeſt!“ Florens tummelte ſein Roß, und rannte ſo ritterlich gegen den Pfahl, daß er die zwei alten Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, ſo daß Panzer und Schilde zu Boden fielen. „Gott gebe dem Ritter Glück und Heil! rief das zuſchauende Volk. Gewiß iſt er aus königlichem Stamme geboren! Vor allen auf Erden ſoll ihn der König Dagobert am Hofe haben; lebt er nur noch kurze Zeit, ſo jagt er uns alle Heiden aus dem Lande!“

Das glückliche Rennen des neuen Ritters machte dem König Dagobert große Freude. Er ging auf Florens zu, und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand. Daſſelbe that auch Kaiſer Octavianus, denn dem war niemand lieber als Florens. Und nun führte ihn der König wieder in ſeinen Pallaſt zurück, und Clemens, der ſich ſeines Sohns überall erfreuen wollte, folgte nach. Im Schloſſe war ein koſtliches Mahl bereitet und Fürſten und Herrn waren zum Schmauſe gebeten. Saitenſpieler, Geiger und Lautenſchläger, Trommler und Trompeter waren aufgeſtellt und ſpielten um einen guten Lohn köſtliche Stücke auf. Da ward es dem alten Clemens bange und zu viel, denn er dachte an die Rinder und an das Roß, und meinte am Ende für ſeinen Sohn die Zeche zahlen zu müßen. Und weil er nicht wußte, wie es am Hofe Brauch war, ſo holte er ſich einen Stecken und ſchlug auf die Spielleute zu, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt ihr auch ſchmarotzen? Sehet ihr nicht, daß mein Sohn ohne dieß genug aufgehen läßt, und daß er mich zum Bettler macht!“ Da die Muſikanten ſahen, wie ungebärdig ſich Clemens ſtellte, fürchteten ſie, es möchten noch mehrere mit Prügeln nachfolgen. Sie flohen deßwegen mit leerem Magen zum königlichen Schloſſe hinaus, und waren übel zufrieden. Als Florens von dieſem Handel Kunde erhielt, ſchämte er ſich für ſeinen Vater, rief ihn zu ſich, und ſprach: „Vater, was denket ihr, daß ihr eine grobe Unvernunft begehet, und die Spielleute, die mir zu Ehren erſchienen ſind, und den Fürſten und Herrn und allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten ſollen, ſo ſchmählich vom Hofe gejagt, und ihnen ihre Inſtrumente zerſchlagen habe? Wahrhaftig, ſie müſſen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!“ Clemens erſchrak und ſagte: „Ach mein lieber Sohn, ich hab' es nicht recht verſtanden, ſondern ich meinte, ſie hätten euer geſpottet. Wenn es aber euer Wille iſt, ſo werde ich ſie eilends wieder holen.“ Und ſo lief der Alte zum Pallaſte hinaus und den Spielleuten nach. Doch dieſe, als ſie den alten Clemens mit ſeinem Stecken in der Hand daher rennen ſahen, liefen noch viel mehr, und je gewaltiger ihnen Clemens nachſchrie, je eifriger flohen ſie, ſo daß er ſie nicht mehr einholen konnte. Im Saale war darüber ein großes Gelächter, und die ſchönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hauſe kehren.

Jetzt nahm Kaiſer Octavianus des Augenblickes wahr, nahm den Ritter an der Hand, hieß ihn neben ſich ſitzen und ſprach zu ihm: „Lieber Florens, ſaget mir die lautre Wahrheit. Iſt der alte Clemens euer rechter Vater von Geburt?“ — „Erhabener Kaiſer,“ erwiederte Florens, das kann ich euch nicht ſagen, ſondern nur, daß er mir ſo lieb iſt, als ob er mein leiblicher Vater wäre. Aber das iſt wahr, ſeine Hausfrau hat andern Leuten geſagt, er habe mich am Geſtade des Meeres gefunden und einen guten Theil des Weges auf ſeinem Rücken getragen und dann auf einem Eſel vollends nach Paris gebracht und in St. Germain als ſein Kind auferzogen bis auf dieſe Stunde. Ob ſie recht hat, oder mich damit verläugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei euch, Herr Kaiſer, ſo wohl zu Muth, als ob ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menſchen auf Erden, den ich lieber ſehe, als eure kaiſerliche Majeſtät.“ „Habt ihr eure rechte Mutter gekannt,“ ſprach der Kaiſer. „Ich habe ſie mit Wiſſen nie geſehen,“ erwiederte Florens. Da erkannte der Kaiſer Octavianus, daß Florens ſein leiblicher Sohn ſey. Das Herz im Leibe wollte ihm zerſpringen und doch wollte er ſeine eigene Sünde nicht offenbaren, aber beinahe wäre ihm das Wort entfahren: „Ja, du biſt mein rechter Sohn, die Natur ſpricht aus dir!“ Aber er ſchluckte die Rede wieder hinter ſich, und ſo blieb die Sache ſtehen. Inzwiſchen wurde das Mahl aufgetragen, und Jedermann ſetzte ſich zu Tiſche, und der köſtlichen Speiſen wollte kein Ende werden.

Der alte Clemens war beſtellt, die Pforte zu hüten. Ihm aber war noch immer bange, daß er für alles die Zeche bezahlen müßte. Er dachte daher darauf, wie er ſich eines Unterpfandes verſichern wollte. Und als das Mahl vorüber war und die Fürſten vom Tiſche aufſtanden und jeder ſein Oberkleid ſuchte, es anzulegen und Abſchied zu nehmen, fand keiner das ſeinige. Die Diener wurden darum gefragt, aber keiner konnte Beſcheid geben, denn Clemens hatte die Kleider ohne der Leute Wiſſen verborgen. Die Fürſten lachten und ſagten: „merket wohl auf; ſolches iſt uns noch nie geſchehen!“ Clemens aber ſtand nicht ferne, und hörte das Gemurmel. Er lachte in die Fauſt und dachte bei ſich ſelbſt: „So fängt man die Mäuſe; hätte ich die Kleider nicht aufgehoben, ſie wären wahrhaftig unbezahlt weggegangen!“ Endlich aber, als die Herren laut zu klagen anfingen, ſprach er mit lauter Stimme: „Liebe Herren! ſeyd unbeſorgt, ich habe die Kleider aufgehoben, ſie ſind unverloren. Aber das ſage ich euch, ihr werdet ſie nimmermehr überkommen, ihr habet denn die Zeche bezahlt! Meinet ihr, ich werde euch ſo heimſchleichen laſſen?" Als Florens dieſes hörte, wurde er zornig und wußte doch nicht, wie er die Sache zurecht ſetzen ſollte; er ſchämte ſich vor den Fürſten und wollte doch ſeinen Pflegvater nicht beleidigen, denn er hatte ihn ſehr lieb. So zornig er war, ſo ſprach er darum doch mit lachendem Munde: „Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!" — „Nein, fürwahr ſprach Clemens, ſie haben denn zuvor Alles bezahlt, was an Unkoſten aufgegangen iſt!" — Da mußten alle Umſtehenden lachen, und Florens ſtellte den Alten zufrieden, denn er verbürgte ſich bei ihm mit ſeinem Pferde. Nun erhielten die Herren Jeder das Seinige, und ſchieden unter fröhlichem Gelächter.

Der Tag war verfloſſen und die Nacht herbeigekommen. Aber Florens konnte nicht ſchlafen, er dachte nur ſtets daran, wie er den Sultan in ſeinem Feldlager ſehen könnte; und nicht den Sultan allein, ſondern auch ſein ſchönes Töchterlein Marcebylla; denn das brennende Feuer der Liebe flammte in ſeinem Herzen. Nach langem Hin- und Herdenken konnte er nicht länger im Bette bleiben. Er ſtand mitten in der Nacht auf, rief ſeinem Kämmerling, und hieß ihn Harniſch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert, und was zur Rüſtung ſonſt gehört, bringen, wapp-

ete ſich und befahl dem Diener, ihm ſein Roß zu ſatteln.
Während Florens ſich wappnete, fragte der Kämmerling,
ohin er denn zu reiten Willens ſey.“ Aber keine andre
ntwort gab Florens, als: „Er ſollte ſich wegen des Rei-
ns nicht kümmern; er ſelbſt würde bald wieder kommen.“
o ſetzte er ſich zu Pferd und ritt um Mitternacht davon
rch die langen Gaſſen von Paris bis ans Thor. Als
an die Pforte kam, weckte er den Thürhüter, und ſprach:
Guter Freund! öffne mir die Pforte, denn ich habe ein
eſchäft zu verrichten, das dir und allen Franzoſen zu gute
mmen ſoll.“ Der Thorhüter ſprach: „Lieber Junker, es
un nicht ſeyn; es iſt mir von unſerm Herrn dem Kö-
ge bei Verluſt meines Lebens verboten!“ — „Ach,“ ſprach
orens, „es ſoll dir kein Ungemach daraus erwachſen; glaube
r, es wird dir vom Könige wohl belohnt werden.“ Und
n redete er dem Wächter ſo freundlich mit Gelde zu,
ß dieſer ihm endlich heimlich das Thor aufſchloß und
hinaus ließ.

Alſo ritt Florens fröhlich fort und machte noch vor
ge die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sul-
s. Und als der helle Tag anbrach, war er nicht mehr
t von den heidniſchen Zelten. Dieſe waren alle köſtlich
reitet und das Zelt des Sultans übertraf alle andern,
n es war mit Gold und Edelſteinen bedeckt und gab
n hellen Schein von ſich. Aus den Heidenzelten er-
ten Pfeifen, Trompeten und Poſaunen und ein grän-
es Geſchrei, ſo daß ſich Florens einen Augenblick ent-
e. Doch bald wieder ſeiner vorigen Thaten und des
npfes mit dem Rieſenkönige eingedenk, ermannte ſich der

Held und ſprach zu ſich ſelbſt: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in ſeinem Lager ſehen, und mit ihm reden, und ihm ſagen, was mein Vorhaben gegen ihn iſt.“ Als er jedoch die große Menge der Heiden ſah, wurde er wieder unſchlüßig. „Soll ich mit ihnen ſtreiten,“ dachte er, „ſo iſt ihrer ſo viel, daß ich nicht davon kommen kann: ſoll ich meinem Roß die Sporen geben, ſo haben ſie ſ raſche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Inzwiſchen ſtieg e von dem Pferde, hieb einen Zweig von einem Oelbaum und hing ſich den vor ſeine Bruſt. Dann beſtieg er da Roß wieder, und dachte ſich für einen Boten auszugeben der mit dem Sultan zu verhandeln hätte. So befahl e ſich dem Allmächtigen, und ritt auf das feindliche Lage zu. Dieß hatten einige gewaffnete Heiden geſehen, und d ſie in ihm einen Chriſten erkannten, ſo rannten ſie a ihn zu, in der Abſicht ihn niederzuhauen. Als ſie jedo den Oelzweig an ſeiner Bruſt gewahr wurden, das au bei den Heiden ein Zeichen des Friedens iſt, wagten ſ nicht, ihm ein Leid zuzufügen, denn ſie hielten ihn für e nen Abgeſandten, und dachten, er habe vielleicht dem Su tan Gutes vom Könige von Frankreich zu überbringe Alſo ritt Florens ungekränkt fort, bis an das Zelt d Sultans; da ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Bau und trat ritterlich hinein.

Er fand den Sultan in großer Majeſtät auf ein Stuhle ſitzen, der köſtlich und mit golddurchwirkten chern umhängt und geziert war, ſo daß man mit dem Ze ſchmucke ein ganzes Fürſtenthum hätte bezahlen könn Um ihn ſaßen im Kreiſe ſechzehn Könige gelagert. F rens ſtaunte über all der Macht; doch faßte er ſich bald, zog den Helm ab, um verſtändlicher reden zu können, und ſprach mit männlichem Stolze zu dem Sultan: „Der Gott, der von dem Himmel herab gekommen iſt und an dem Kreuz den Tod für die Menſchen gelitten hat, der iſts, der dem frommen König Dagobert täglich mehr Stärke giebt und alle ſeine Feinde zerſtören will, zuvörderſt dich, Sultan und König von Babylon; es ſey denn, daß du den Befehl des Königes von Frankreich hören wolleſt, welcher alſo lautet: du ſollſt vor allen Dingen vor ſeiner königlichen Krone erſcheinen und von ihr Gnade begehren, weil du den Frevel gewagt haſt, über Meer in unſer Land zukommen. Thuſt du dieſes nicht, ſo kommſt du mit deinem Volke nimmermehr in die Heimath, dein Haupt muß dir von den Achſeln gehauen werden, danach kannſt du dich richten; und was du für eine Antwort zu geben haſt, das weißſt du jetzt!“ Der Sultan war über dieſer trotzigen Rede faſt von Sinnen gekommen. Er ergriff ein ſcharfes Meſſer und warf es nach Fiorens; dieſer aber wich behende dem Wurf aus, und das Meſſer fuhr drei Finger tief in einen Poſten, daran das Zelt geſpannt war. Florens war über dieſen Wurf nicht wenig verdroſſen; aber auch den Sultan reute, was er gethan hatte, weil Florens ein Bote vor ſeinen Augen war. Daher ſagte er: „Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt geſchaffen hat, wenn du kein Bote wäreſt, ſo müßte dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber ſoll dir nichts geſchehen, und mit dem Wurf habe ich mich übereilt; es ſoll auch dein Schaden nicht ſeyn; nimm dieſen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu deinem Könige Dagobert, und ſag' ihm meine Antwort: Wenn er unſern Gott Mahomets nicht anbeten und ihm dienen will, ſo werde ich nimmermehr übers Meer zurück kehren, und mein Herz wird keine Ruhe haben, ehe denn ich ihn getödtet und mir das Land unterwürfig gemacht habe."

Der Sultan hatte eben dieſe Rede vollendet, als ſeine Tochter Marcebylla von ſchmucken Jungfrauen begleitet, eintrat und ihren Vater mit tiefer Beugung freundlich grüßte. Der Sultan, ſamt den Königen, die bei ihm ſaßen, ſtand auf und empfing ſeine Tochter mit ihrer Begleitung gar gnädig. Dann mußte ſie zu ihrem Vater auf das Polſter ſitzen, und er mit allen Fürſten erfreute ſich ihres holden Geſpräches und ihrer unausſprechlichen Schönheit. Sie war in rothen Karmoiſin gekleidet, der von goldenen Blumen durchſäet und mit Perlen und Edelſteinen herrlich geſtickt war, ſo daß ihre Geſtalt durch das ganze Gezelt einen klaren Schein gab. Als Florens ſie ſah, verlor er Kraft und Beſinnung; und als Marcebylla's Blick auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihr, denn ſie hatte ihn auf der Stelle wieder erkannt. Doch blickte ſie den Florens mit lieblichen Augen an, und fing an mit verſtellten Worten zu ihm zu ſprechen: „Sag an, du Chriſtenmann, kenneſt du nicht einen Ritter am Hofe des Königs von Frankreich, der in einem roſtigen Harniſch den Rieſenkönig vor den Mauern von Paris zu Tode geſchlagen hat? Mein Verlangen ihn zu ſehen, iſt groß; nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; ſondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, von Stund' an müßt' er verbrannt werden, weil er mir meinen Buhlen, den Rieſenkönig, erſchlagen hat." Unter dieſen Reden warf ſie dem Ritter Florens heimlich manchen zärtlichen Blick zu, und fuhr unter großem Seufzen fort: „O daß ich jenen Ritter, der mein Räuber iſt, hier hätte; er müßte mein tägliches Seufzen zufrieden ſtellen. Ich leide große Qual von dem Kuß, den er mir gegeben hat. Daß ich mich nicht an ihm rächen kann, das bringt mir ſchwere Pein!" Der Sultan und die Könige bei ihm verſtanden dieſe Rede nicht recht, aber Florens ward ihre Bedeutung bald inne. Daher erwiederte er mit Ehrerbietung und ſprach: „Ja, gnädigſte Fürſtin, ich kenne jenen Ritter ſehr gut; er iſt meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterſcheiden, ſo gleich ſind unſre Gebärden. Auch iſt er ein getreuer Mehrer der Chriſtenheit und Zerſtörer der Abgötterei. Und wenn ihm Leids von euch geſchähe, ſo thätet ihr großes Unrecht, denn ich weiß, daß er euch von Herzen hold iſt. Zum Zeichen führt er auf ſeinem Helm den rechten Aermel, den er euch entriſſen hat, als ihr mit ihm zu Pferde ſaßet, damit ihr ſtets an ihn gedenket, wo ihr ihn in der Schlachtordnung erblicken werdet!"

Jetzt erkannte die Jungfrau Marcebylla erſt recht gewiß, daß es der Ritter Florens ſey, der mit ihr ſprach, und gern hätte ſie noch lange mit ihm geredet, wenn ſie ſich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte.

Florens aber ſetzte ſich wieder auf ſein Roß und rief ins Zelt hinein dem Sultan zu: „Ich fahre dießmal wieder davon; aber du haſt unredlich nach mir mit dem Meſſer geworfen; darum ſey dir geſagt, in kurzer Zeit ſoll es dich reuen; dein Leben steht auf der Spitze meines Speeres!“ — „Was sagst du, schändlicher Bube, rief der Sultan, du giebst dich für einen Boten aus, und verräthst dich doch durch schnöde Drohworte?“ Und mit lauterer Stimme schrie er: „Lieben Könige und Herren, schlagt mi den Schelmen todt!“ Als das die Türken und Heiden hör ten, rannten sie dem Florens mit Bogen und Pfeilen nach, schoßen nach ihm und wollten ihn umbringen. Aber Flo rens wendete sein Pferd, zog sein Schwert, und schlug un ter sie, daß bald zwei Könige todt auf dem Boden lagen und drei andre Heiden lahm gehauen waren. Aber sei Roß wurde ihm hart verwundet, und mit Mühe erwehrt er sich ihrer. Dreihundert waren auf ihm; der vorderst war der König von Alamphatin, der hoffte den Ritter g wiß zu treffen und rief: „Halt stille, du Bastard, den von meiner Hand mußt du sterben!“ Als Florens die hörte, kehrte er sich auf seinem Heimritt um, und sa daß dieser König ihm allein nachgefolgt war, da säum er nicht, sondern legte seinen Speer ein; sein Gegner wa auch gerüstet; so machten sie nicht viel Worte, sonder rannten ritterlich auf einander, und trafen alle beide gut, daß beider Speere in Stücke und himmelauf spra gen. Florens war betrübt, daß er keinen Speer mehr hat Doch zückten jetzt beide ihre Schwerter und fochten ritt lich. Und endlich gerieth dem Florens ein Streich, daß dem König durch den Helm in die Hirnschale hieb u ihm sein Haupt zerspaltete, so daß er vor Ohnmacht v Rosse fiel. Florens hielt sich nicht lange mit ihm auf, war zufrieden, seiner los zu seyn, und tauschte nur

Königs geſundes Pferd gegen ſein verwundetes ein; auf jenem rannte er ſo ſchnell er konnte, der Stadt Paris zu. Aber ſein verwundetes Roß wollte ihn dennoch nicht verlaſſen und lief ihm unausgeſetzt nach bis an die Thore.

Als die Heiden auf den Platz kamen, wo der König Alamphatin todt in ſeinem Blute lag, mochte, vor dem großen Leide, das ſie um ihn trugen, keiner mehr dem Florens nachrennen, denn er hatte ihnen einen großen Vorſprung abgewonnen. Sie nahmen den todten König und trugen ihn nach heidniſcher Sitte unter lautem Wehklagen in das Lager. Dann meldeten ſie dem Sultan alles, was mit dem Boten geſchehen war, auch daß er auf des erſchlagenen Königes Pferd davon geritten, das mehr Pfund Silbers werth ſey, als es wäge. Der Sultan, wie er dieß hörte, wurde ganz raſend, lief mit einem Prügel nach ſeinem Götzen, ſchlug ihm auf den Kopf vier harte Streiche und ſchrie: „O du böſer Gott Mahomets, du biſt keines todten Hundes werth, daß du den Baſtard entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, erſchlagen laſſen!“ Und nun verſammelte er alles Volk, that kund, wie viel Schaden Florens angerichtet, und ſprach: „Liebe Herrn und gute Freunde, rüſtet euch alle zur Wehr; denn die Stadt Paris muß zerſtört werden. Achtzigtauſend Mann will ich davor ſchicken, und kommt der König Dagobert und ſein Bote in meine Gewalt, ſo müßen ſie grauſamen Todes ſterben.“

Die Jungfrau Marcebylla vernahm aus den Reden ihres Vaters, daß der König Alamphatin umgekommen und

Florens kein Leid widerfahren ſey; darüber freute ſie ſich und bat den Gott Mahomets, daß er ihn ſchirmen möge.

Während nun die Heiden ſich rüſteten, war Florens glücklich an das Stadtthor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwärter freundlich, ſchenkte ihm das verwundete Roß und ſprach: „Es ſchadet nicht, daß es wund iſt; es wird bald wieder heilen; dann iſt es immer noch fünfzig Kronen werth.“ Der Thorwärter bog ſein Knie und dankte ihm mit demüthigen Worten. „So oft ihr kommt, lieber Herr, ſagte er, ſoll euch das Thor von mir willig aufgeſchloſſen werden!“ Und von Stund an verbreitete ſich die Kunde in der Stadt, daß Florens wieder gekommen ſey, darüber Jung und Alt fröhlich erfreut waren. Florens ritt wieder durch die langen Gaſſen zurück bis an Dagoberts Pallaſt, und wurde von dem König ſo freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Der Sultan that, wie er geſchworen hatte. Er ſchickte all ſein Kriegsvolk vor Paris, es auf's härteſte zu belagern. Die Heiden lagen auf drei Seiten vor der Stadt, ſie hatten den Bauern alles Vieh weggenommen, die Dörfer verbrannt, die armen Leute todtgeſchlagen. Aber auch König Dagobert hatte alle ſeine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten, und Florens war der erſte, der trefflich bewaffnet, auf des Königs Alamphatin Roſſe ſitzend, ſich einſtellte. So zogen die Franzoſen muthig aus der Stadt

und hatten zuſammen einen Eid geſchworen, daß keiner von des andern Seite weichen wolle. Und nun griffen ſie die Heiden im Sturme an, und kein Chriſtenfürſt war, der nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Der muthigſte Kämpfer war der König von Frankreich; alle Streiche, die er ſchlug, ſaßen feſt, ſey es auf Roß oder Mann. Auch Kaiſer Octavianus wollte nicht ſäumen, er rannte mit ſeinem Speer durch die Heiden hin und her, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Oeſtreich, der König von Spanien und andere Fürſten brachten unzählige Feinde ums Leben. Aber keiner war über Florens; vor dem konnte kein feindlicher Held Stand halten, ſie flohen, ſo wie er nur gegen ſie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, ſie ſchlugen ſich noch ſo männlich um den Sieg, daß zuletzt der König Dagobert von ihnen umringt wurde. Manch harter Streich traf ihn; doch war ſein Harniſch gut, und er ſelbſt fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt wurde ſein Roß unter ihm erſtochen, und wie er auf der Erde war, ſo ſchlug er wie ein Löwe um ſich. Da wurde er müde, und rief zuletzt in der Noth: „Ach Gott, und du heiliger Dionyſius!“ Dieſen Ruf hörte Florens, der nicht weit von dem Könige war. Er kannte des Königs Stimme und drang ſo gut er vermochte zu ihm, indem er eine lange Gaſſe vor ſich her machte. Der erſte, den er zu Grunde ſtach, war der König von Perſien. Er nahm ſein Roß und ſetzte den König von Frankreich darauf, und ſprach zu ihm: „Seyd unerſchrocken, Herr, wir wollen unſere Feinde bald dämpfen!“ Jetzt aber fing die

Schlacht erſt recht von Neuem an, und auf beiden Seiten wurde viel Blut vergoſſen. Endlich aber hielten di Heiden den Anlauf nicht länger aus, ſondern fingen a zu fliehen, und Florens ſamt dem Kaiſer Octavianu und dem König von Spanien ſetzte ihnen nach auf zwe Meilen Weges, und auf der Flucht erſtachen ſie über fün tauſend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, manche halb todt vor der Stadt Paris; Aecker und Wieſen we ren von Todten bedeckt, das Blut floß wie ein Bach. A Ende waren der Heiden auf dreißig tauſend erſchlagen. D König mit ſeinem Volke zog wieder ein in Paris, un lobte Gott. Die Heiden aber flohen in das Lager v Dampmartin zu ihrem Sultan, und klagten ihm, was g ſchehen. Da ſprach der Sultan: „Bei unſerm Gott, d Tod unſers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; ſe zum Streite gerüſtet; vierzigtauſend tapfere Streiter v mag ich noch; die müſſen zum zweitenmal die Stadt b lagern!“ Dann rief er ſieben Könige, die ihm übrig w waren, und übergab ihnen dieſes Heer. Auch ſchwur wenn er den Boten bekäme, ſo wolle er ihn durch v ſtarke Pferde in Stücke zerreißen laſſen. Dieſe Drohung hörte die Jungfrau Marcebylla wohl, und betete hei lich zu ihrem Gotte, daß er den Ritter aus den Händ ihres Vaters reißen wolle. Aber zum Sultan ſprach „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, de er hat mir den Rieſenkönig umgebracht! Darum, Vat wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, ich glaube, wollte das Wagniß unternehmen, und ihn in eure Gew bringen.“ — „Wie ſollte das möglich ſeyn, liebe Tochte fragte der Sultan. — „Ich will es euch ſagen, erwiederte die Jungfrau. „Mit meinen Geſpielinnen ſammt Zelten und Rüſtung will ich mit den ſieben Königen zu Felde ziehen; auf der grünen Matte vor der Stadt Paris, am Geſtade des Seinefluſſes, will ich mein Lager aufſchlagen. Sobald der Schändliche meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann ſollen ihn meine Ritter in Stücke reißen, und ſein Haupt euch zum Geſchenke bringen.“ — „Wohl geredet, ſchöne Tochter,“ ſprach der Sultan; eurem Rathe ſoll in allen Stücken gefolgt werden!“

So zogen die Heiden noch einmal mit vierzigtauſend Mann vor die Stadt Paris. Sie ſchrien und heulten, daß die ganze Gegend zitterte. Aber in der Stadt war man auch gefaßt, Alles lief auf die Mauern, ſchoß Pfeile und warf Steine auf die heranſtürmenden Heiden. Am Geſtade des Seinewaſſers war Marcebylla gelagert, und ſchärfte ihren Blick auf Florens. Dieſer wußte gar nichts von ihr; er war zu Hauſe, rüſtete ſich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und ſprach: „Wiſſet, edler Ritter Florens, die Jungfrau, die euch ſo wohl gefällt und euch ſo hold iſt, hat ihr Lager ſammt ihren Jungfrauen am Geſtade des Stromes errichtet.“ Florens wurde von Liebe entzündet, als er dieſes hörte, und ſprach: „Morgen erhaltet ihr eine Rüſtung für dieſe Nachricht zum Lohn, lieber Ritter!“ und ſo entließ er ihn. Am andern Tage ließ Florens den Ritter waffnen, und rüſtete ſich ſelbſt. Unverweilt machten ſie ſich auf den Weg nach der Seine. Da ſah Florens von weitem ſeine geliebte Marcebylla; und auch ſie erkannte ihren Ritter von Ferne, denn um den Helm trug er den Aermel geknüpft, den er ihr einſt abgenommen hatte. Blut und Farbe verließ ſie bei dieſem Anblick, und ihre Jungfrauen fragten ſie ängſtlich, was ihr wäre? Da geſtand ſie ihnen die Urſache abermals. Ihre Geſpielinnen riefen einſtimmig: „Wir wollen euch nicht verrathen; rufet ihn nur getroſt herbei; wir alle ſind ſo geſinnt, daß wir Leib und Leben für euch laſſen wollen! Darum ſeyd guter Dinge: ſeyd ihr noch in des Ritters Huld, ſo wird er von ſelbſt herankommen; iſt aber eure Liebe in ihm verblichen, ſo hilft all euer Trauren nicht dazu.

Lange bedachte ſich die Jungfrau Marcebylla, endlich aber ſandte ſie dem edeln Florens eine Freundin entgegen, die ihn von ihrer Nähe benachrichtigen ſollte. Als Florens die Boten nur von weitem erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr. Mit Helm und Harniſch angethan ſprang er zu Roß in den Seinefluß, durchſchwamm ihn und war bald auf der andern Seite des Waſſers, wo der Jungfrauen Zelte ſtanden. Hier ging Marcebylla am Geſtade auf und ab wandeln; ſobald ſie ihren Geliebten ſah, begrüßte ſie ihn mit holdſeliger Gebärde, und ſprach: „Gelobt ſey mein Gott, daß er euch zu mir hieher geführt hat! Welche Gefahr habt ihr ausgeſtanden! Den Wellen habt ihr mir zu liebe getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau, erwiederte Florens, die Liebe zu euch hat mich über das Waſſer getragen; wenn euer Angeſicht mich beſcheint, kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter,“ ſprach

Marcebylla, „wie große Schmerzen habe ich um unſerer Liebe Willen erduldet; jetzt aber, wo euer Licht mir leuchtet, bin ich geſund geworden.“ Darauf nahm die Jungfrau den Ritter an der Hand, und führte ihn in ihr eigenes Zelt; hier löſte er Helm und Harniſch, umfing die Jungfrau, und gab ihr einen Kuß um den andern. Da ſchwur ſie dem Gott Mahomet ab, der Ritter bekehrte ſie zum wahren Glauben, und er mußte ihr verſprechen, ſie von hinnen zu bringen. Darauf ſagte Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache. Alsdann könnt ihr ſelbſt mir auch nicht entgehen.“ — „Geliebter Ritter Florens, ſprach Marcebylla, kein Menſch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte denn von ſeinem guten Roſſe Pontifer verlaſſen werden, das er nicht um die halbe Welt gäbe; dieſes iſt ſchnell wie der Wind, und ſo ſtark, daß es zwei Reiter im vollen Harniſche auf einmal in den Streit reiten und ſich darauf wehren können. Es läuft ſo geſchwind mit ihnen, als ob es nichts auf ſich trüge. Durch das Waſſer ſchwimmt es, wie ein Fiſch durchs Meer; ſeines gleichen iſt nie geſehen worden.“ Florens ward von Verlangen nach dem Roß entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifer?“ — „Es iſt ganz weiß, erwiederte die Jungfrau, den Kopf trägt es allezeit aufrecht, wie ein Löwe, mitten auf ſeiner Stirne aber hat es ein ſcharfes, ſpitzes Horn, wie ein Scheermeſſer ſo ſcharf, was es damit trifft, das muß Alles zu Grunde gehen.“

Nun war faſt eine Stunde vergangen mit beider

Geſpräch, und Florens ſagte: „Die Zeit iſt hier, Geliebte, daß ich von euch ſcheiden muß. Aber mich verlangt zu wiſſen, wann ich euch nach Paris bringen darf.“ — „Ich will euch eine Liſt angeben, ſprach Marcebylla, vielleicht dient ſie, mich fort zu ſchaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anſtehen kann, und wenn ſich nun alles Volk im Kampfe vermiſcht, dann verlieret euch, wenn ihr meinen Vater am ernſtlichſten kämpfen ſehet, aus dem Streite, und begebet euch ſo, daß ja niemand es merke, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unſre Liebe, aber er glaubt nicht daran, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er ſie gewiß inne: glaubet mir, vierundfünfzigtauſend Mann würden ihm nicht zu viel ſeyn, mich zu hüten. Gebet alſo wohl acht, daß ihr von niemand geſehen werdet. Ehe ihr aber in die Schlacht reitet, beſtellt ein Schiff, und ſobald die Schlacht anfängt, ſoll der Fährmann nicht ſäumen, das Schiff zu mir herauf zu führen; dorthin will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen laſſen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit euch mich auf das Schiff ſetzen, und ſo wollen wir nach Paris fahren. Dieß iſt das Mittel, wie ihr mich hinwegbringen könnet.“ Florens freute ſich über den ſinnreichen Einfall ſeiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden, rief er, ich will ihm nachkommen!“ Und ſo drückten ſie Lippe an Lippe und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an, und befahl ſeine Jungfrau in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O du Leben meines jungen Lebens, antwortete ihm Marcebylla, ich weiß nicht, wann ich dich wieder ſehen werde, aber laß mein Herz in dem deinen beſchloſſen ſeyn. Keinem Manne will ich unterthänig ſeyn, als dir!“

So ſchied Florens, ſchwamm wieder über das Waſſer, und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war, und ſeiner wartete. Kaum waren ſie zuſammengekommen, als Florens einen Türken dahertraben ſah, der unter großem Geſchrei begehrte mit ihm zu kämpfen. Florens war nicht ſäumig; er legte den Speer ein, und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein entzwei brach. „Geſchwind,“ ſprach Florens zu ſeinem Begleiter, „ſetzet euch auf des Heiden Pferd; es iſt viel ſtärker als das eure; ſo kommen wir ſchneller davon. Aber kaum war dieß geſchehen, ſo ſahen ſich die beide von einer wilden Heidenſchaar umgeben. Doch ſchlugen ſie ſich ritterlich mit ihren ſcharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erſtach auch der andre Ritter den Admiral von Perſien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde ſank, auf die Erde fiel. Und ſo ſchlugen ſie ſich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem Könige Dagobert war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beſchickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, ſaget an, was macht die Jungfrau Marcebylla? Wahrlich ihr traget eine große Gunſt zu ihr, daß euch das Seinewaſſer nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet ihr, däucht mir, noch manchen Heiden darnieder ſtrecken!“ Da ſprach Florens mit lachendem Munde: „Ja, es möchte ſo geſchehen, mein Herr und König! denn meine Hoffnung auf Erden ſtehet allein zu ihr.“ Und nun beurlaubte ſich

Florens mit gebogenen Knien von dem König Dagobert, und ritt zu ſeinem Pflegevater Clemens. Dieſem erzählte er als ein gutes Kind alles, was ſich begeben hatte, und verſchwieg ihm ſeine Liebe zu Marcebylla nicht, und wie er ſie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köſtlichen Pferde, Pontifex genannt. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Clemens.“ — „Es iſt ganz weiß wie ein Schwan,“ ſagte Florens, „und an der Stirn hat es ein langes Horn, ſcharf wie ein Scheermeſſer.“ — „Um Gott,“ ſprach Clemens, „da iſt es wohl ungezäumt und furchtbar anzufaſſen? doch getraue ich mich, ſeiner Meiſter zu werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Clemens ließ ſich von ſeinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe geweſen. Er warf den Mantel zur Hälfte über ſich, und machte ſein Angeſicht mit einer Salbe ſchwarz wie eine Kohle; einen kohlſchwarzen langen Bart hatte er ſchon vorher. So entſtellt ſah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer es ſah, dem kam das Lachen. Darnach nahm Clemens ſeinen Pilgerſtab in die Hand, und ſprach zu Florens und zu ſeiner Hausfrau: „Nun gehabet euch wohl mit einander; ich will nicht wieder kehren, ich habe denn das köſtliche Roß Pontifex gewonnen!“ Das ganze Hausgeſinde hatte ſeine Freude darüber, daß der alte Mann noch ſo leichtſinnig war. Doch glaubten ſie nicht, daß es ihm gerathen würde. Und ſo hinkte er davon.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der alte Clemens unter die Heiden, und er grüßte jeden, dem er begegnete, treuherzig bei dem Gotte Mahomets. Clemens verſtand nämlich die heidniſche Sprache ganz gut, weil er lang über Meer geweſen war; und die Heiden dankten ihm wieder bei Mahomets Gott, denn ſie dachten, er ſey ein heidniſcher Pilgersmann. So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan ſein Lager hatte. Er aber hatte zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er ſeinen Hut demüthiglich ab, grüßte ihn und ſprach: „der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht geſchaffen hat, und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe giebt, wolle den großmüthigen Sultan von Babylonien ſegnen! Großmüthiger König, um euer Majeſtät willen bin ich dieſen weiten Weg gereiſt, und mit großer Mühe in euer Lager aus der fernen Heimath gekommen, etwas zu ſchaffen, das meinem Herrn angenehm wäre." Der Sultan dankte dem alten Clemens und ſprach: „Sag' an, mein Pilger, wie lebt man in unſrem Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Rieſenkönig; darüber werde ich noch zornig! Aber es ſoll gerächt werden, bei Mahomet! Nun ſag' an Pilger, was bringſt du Neues?" — „Allergnädigſter Herr," ſagte Clemens, „ich will es euch nicht vorenthalten: als ch aus unſrem Lande zog, betete Jedermann zum Gotte Mahomets, daß er es euch nicht mißlingen laſſen möge, ondern euch die Macht gebe, Frankreich zu verderben und uch glücklich wieder heimbringe." Der Sultan ſprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich ſey denn zuvor verloren. Aber ſage mir, Pilger, was iſt deine Handthierung?“ Clemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meiſter über alle Pferde; kein Pferd iſt ſo groß oder wild, von dem ich nicht ſagen könnte, wie alt es iſt, und wie lang es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu ſitzen käme; aber ſobald ich darauf ſitze, ſo kann ich es euch ſagen.“ Du biſt wahrlich ein geſchickter Meiſter, ſagte der Sultan darauf, und ich freue mich deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir ſehr lieb iſt; das ſollſt du mir beſehen, denn es gibt ſeines gleichen nicht auf Erden.“ — „Großmächtiger König,“ ſagte Clemens, „ſo gewiß ich euch täglich gehorſam bin, ſo gewiß will ich euch die Wahrheit über des Roſſes Leben ſagen, ſobald ich auf ſeinem Rücken ſitze.“

Jetzt gebot der Sultan, daß man eilig ſein Pferd vor ihn bringen ſollte; dieſes war mit zwei ſilbernen Ketten angelegt, und mit einem Zaum von ſchönem rothen Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber, und ſilberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köſtlich mit Gold eingelegt, und mit manchem edlen Stein beſetzt. So wurde das Roß Pontifer vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Luſt betrachtet. Als Clemens das Roß anſah, ward er im Herzen betrübt; beſonders das ſpitzige Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzuſehen. Da kehrte ſich Clemens um, neigte ſein Haupt und den Pilgerſtab, und rief den wahren Gott ernſtlich an, daß er ihm ſein Vorhaben gelingen laſſen möge. „Nun, alter Vater,“ ſprach der Sultan vergnügt, wie gefällt dir das Pferd? Sage mir etwas von ſeiner Art

und Tugend!“ — „Ja, Herr Sultan,“ ſagte Clemens, ſobald ich darauf ſitze; eher kann ich es nicht anzeigen!“ — der Sultan ſprach: „Nun ſo lege Sporen an, und man ſattle dir das Roß!“ So wurde das Pferd Pontifer geſattelt, die Steigbügel ſorgfältig umgehängt, und das Thier in ſeiner köſtlichen Ausrüſtung vor den Sultan geführt. Je länger dieſer das Pferd anſah, deſto größere Freude hatte er daran und ſagte zu ſeinen Fürſten: „Habt ihr auch euer Lebtage ſo ein ſchönes und ſtarkes Thier geſehen? Es iſt wohl werth, daß es der Alte beſchaue!“ Und nun befahl er dem Clemens aufzuſitzen. Dieſer warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte ſich die Sporen an und wollte, ſeinen Pilgerſtab in der Hand, das Roß beſteigen; dieſes aber ſtellte ſich ſehr ungebärdig, als es einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen ſollte; es ſchlug ihn mit den Hinterfüßen ſo hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts geſtreckt ward. Da hätte einer den Sultan und ſein Volk ſollen lachen ſehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er nun wieder auf ſeinen Füßen ſtand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit ſeinem Stab, nahm es am Zaum, und führte es ſo lang im Kreiſe um, bis es ihm gelang, ſich hinaufzuſchwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum feſt in den Händen hielt, ſprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürſichtiger Sultan von Babylon, euch ſey mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifer geſchenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächſten Weg nach Paris reiten!“

Mit dieſen Worten gab Clemens dem Roß beide

Sporen; da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erſt merkte der Sultan, daß er ſchmählich um ſein Pferd betrogen ſey, und fiel vor Zorn und Schrecken wie todt zu Boden. Als er wieder zur Beſinnung kam, verſprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm viele nach, aber es war vergebens: ehe ſie auf die Pferde kamen, war Clemens weit davon und pries ſeinen Gott, daß er ihm ſo glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen ſie ihm näher, und er ſah von Weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um ſo mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verſchloſſen geweſen wäre. Nun waren die Heiden ſo nahe, daß er ſchon ihre Flüche vernehmen konnte. Clemens ſchrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach, thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn ihr mich nicht gleich einlaſſet, muß ich ſterben!“ Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, ſeines Vaters Stimme, und ließ ihm das Thor öffnen. Nun ſchlüpfte er hinein, aber die Türken waren ſo nahe, daß ſie ihn um ein kleines noch erwiſcht hätten. Das Thor ward hinter ihm zugeſchloſſen; Clemens ritt vor ſeinen Sohn, ſtieg ab und ſprach: „hier iſt das köſtliche Roß, das meine Kunſt dem Sultan abgewonnen; dir ſey es geſchenkt, mein Sohn Florens!“ Darüber verwunderte ſich Florens und dankte ſeinem Vater von Herzen. Er ſchwang ſich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuſchauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiſer Octavianus kamen auch herbei und hatten ihre Luſt an dem Roſſe Pontifer. Als Florens ſah, daß dem Könige das Pferd beſonders in die Augen leuchtete, ſtieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geſchenk zu. Dafür ſchenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrſchaften mit ſchönen Schlöſſern in ſeinem Lande, und Clemens ging auch nicht leer aus für ſeine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Feſt gehalten; aber der Sultan zerſchlug ſeine Götzen im Grimm und beſchloß Paris zum drittenmal zu belagern.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte ſtand ein Adler vom feinſten Gold, ſeinen Schnabel der Stadt Paris zugekehrt, als wollte der Sultan damit ihre Zerſtörung andeuten. Dießmal rüſteten ſich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zwölftauſend Heiden zogen mit Aexten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterſchaft und Volk in Paris war wohl gerüſtet, und das Thor that ſich auf, das Chriſtenheer hinaus zu laſſen. Das erſte, was der Sultan erblickte, war ſein gutes Roß Pontifer, auf dem der König Dagobert vor allem Volke ritt. Darüber kam er vor Wuth faſt von Sinnen, er rannte mit ſolchem Grimm auf den König ein, daß er ihn faſt durchbohrte. Doch führte Gott den guten König; denn das Speereiſen laſtete nicht auf ſeinem Harniſch, ſo daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert ſeinen Speer ein, und rannte gegen den Sultan mit ſolcher Stärke, daß dieſer wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß dieſen mit ſeinem ſcharfen Horne ſo ſchwer, daß er von ſeinem Pferde herab und zu Boden ſank. Dagobert zog ſein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abſchlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hülfe, wehrten die Streiche von ihm ab, und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erſt recht allgemein.

Da gedachte Florens an Marcebylla's Rath, ſchlich ſich, nachdem er auf's tapferſte geſtritten, heimlich aus der Schlachtordnung, und begab ſich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich beſtelltes Schiff ſeiner wartete, ſo daß er bald zu ſeiner Geliebten kam, welche ſein ſehnlich harrte. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürſtin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebylla, ſammt allen ihren Jungfrauen ſäumten nicht lange, ſondern traten auf das Schiff, und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig ſaßen die zwei bei einander und eins erzählte dem andern die Schmerzen, die ſie erduldet hatten, bis ſie zuſammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im chriſtlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen und es fuhren die Schiffleute eilig, ſo daß ſie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens ſeine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus ſeines Vaters Clemens, und beſtellte ihr zwanzig Edelknaben, die ihrer warten ſollten; dann führte er ſie in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebylla aber befahl ihn mit großem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gott, denn von Mahomets Gott wollte ſie nichts mehr hören.

Florens ritt indeſſen mit großen Freuden wieder in die Schlacht, und war leichten Sinnes, als einer, der ſeine Beute ſchon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan geſeſſen, als Florens die Botſchaft ausrichtete; den rannte er mit ſammt ſeinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann ſtürzte er ſich immer tiefer in die Haufen, und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter ſie kam, und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert, und kam ihm zu Hülfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiſer Octavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaiſers prallte an dem Harniſch des Sultans ab, und dieſer ſchrie ſeinem Heidenvolk zu: „Wird der ſchändliche Verräther nicht von euch gefangen, ſo bin ich euch nimmermehr günſtig!“ Nun ſchlugen alle Heiden auf den Kaiſer zu; ſein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſtochen; da wurde er erſt traurig; dennoch wollte er ſich nicht gefangen geben, ſondern brachte noch manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er ſich nicht länger mehr wehren; ſein Helm war zerſchlagen, ſein Leib verwundet, und all ſein Volk war ferne von ihm. Nur Florens erſah des Kaiſers Noth im wüſten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn nicht, und keiner ſeiner Streiche fehlte. Als die Heiden den Schaden empfanden, da wollte jeder den Todesſtreich auf Florens führen; ſein Roß ward unter ihm erſtochen daß er auf die Erde fiel. Doch erhob er ſich bald wiede und focht, wie ein grimmiger Löwe.

Zuletzt aber wurden ſie müde und mußten ſich beide der Kaiſer und Florens, den Heiden gefangen geben, un ſo wurden dieſe zwei vor den Sultan geführt, und ſeine Gewalt überantwortet. Der grimmige Sultan gebot ſ hart zu binden, und abzuführen in ſein Gezelt. Floren war ſehr betrübt; er dachte nur an die ſchöne Marcebyll und wiewohl er ſich des Lebens ganz verzieh, ſo bete er doch heimlich zu Gott um Errettung. Ebenſo th auch der Kaiſer Octavianus. Die Heiden aber ſchnürte ſie ſo feſt, daß die Stricke hart in das Fleiſch ginge So kamen ſie in Banden zu des Sultans Zelt.

Vergebens ſuchte der König Dagobert in der Schla nach ſeinen beiden Freunden; niemand wußte von ihn zu ſagen. Da ward er traurig und ergrimmt und ſchw die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen ein Chriſten, ſo daß die Franzoſen immer härter in's G dränge kamen, und es nahe an der Flucht war. Dagobe ſtellte ſich an die Spitze der ſeinigen, die Krone Fra reichs funkelte auf ſeinem Haupt. Und er betete und ſch gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die Krone Fra reichs, daß ſie nicht vertilget werde!“ In dieſer N ſandte Gott den Chriſten eine wunderbare Hülfe. D er ſtellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, wenn bei Montmartre in das Lager der Chriſten ein fr des Volk den Franzoſen zu Hülfe gekommen wäre, mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwan tauſend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, ſey unverzagt, die weißen Ritter werden dir zu Hülfe kommen.“ Jetzt faßte ſich Dagobert wieder ein Herz, und rief den Seinen zu, ſie ſollten tapfer auf die Heiden ſchlagen, damit ſie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott geſandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieſer neuen Heerſchaaren verwirrte ihre Reihen, daß ſie ſich in Unordnung zuſammendrängten, und an zweitauſend von den Franzoſen erſchlagen wurden. Dieſer Streit gefiel dem Sultan nicht wohl; „verwünſcht ſey die Stunde, ſagte er zu ſeinem Volke, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da ſchlugen die Franzoſen unter ſie, daß Aecker und Matten mit Leichnamen bedeckt wurden, und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht geſehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß ſeine Tochter Marcebylla gen Paris geführt worden ſey. Da brach er in ein lautes Jammergeſchrei aus. Und als er in ſein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor ſeinen Götzen, der da ſtand, herrlich mit Gold und Silber geſchmückt, und hieb ihm das Haupt ab, und ſteckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geſchah, oder um es vor den verfolgenden Chriſten zu retten. Zugleich ſprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich Noth thun, daß wir uns bald von hinnen machen; ſehet zu, daß die zwei gefangenen Böſewichter wohl verwahrt ſeyen, führet ſie über das Meer mit in unſer Land. Kein Silber, und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nehme ich für ſie. Vier Pferde ſollen ſie unter den Galgen ſchleifen, dort will ich ſie ſelbſt in Stücke hauen.“ Octavianus und Florens wurde bald inne, was man mit ihnen vor habe. Schimpflich mit Seilen und Stricken gebunden, wurden ſie von dem fliehenden Heere der Heiden hinweggeführt. Bei Dagobert und ſeinen Schaaren war laute Klage um ſie, denn Niemand wußte, wo ſie hingekommen waren.

Nun laſſen wir Florens, ſeine wunderbaren Thaten und mannigfaltigen Geſchicke ruhen, und kehren uns zu ſeinem Bruder Lion und der Kaiſerin, ſeiner Mutter. Als dieſe zu Jeruſalem bei dem redlichen Edelmann Herberge machte, nahm derſelbe ſich des kleinen Kindes an und erzog es ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und ſtark, und war ſchön und wohlgezogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorſam; darum ward er von Jedermann geprieſen.

Es geſchah aber um dieſe Zeit, daß der türkiſche Kaiſer wider den König von Akron Krieg führte, und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürſt Lion an den Hof dieſes Königes, und begehrte in ſeine Dienſte zu treten. Der ſchöne und ſtarke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen, und erhielt einen guten Harniſch ſamt voller Rüſtung zum Geſchenke. Lion war ein Chriſt, denn die Kaiſerin hatte ihn zu Jeruſalem taufen und ſeinen Namen nach der treuen Löwin, die immer ihre Hausgenoſſin war, nennen laſſen. Auch wich die Löwin von dem Knaben nimmer, und ſo zog ſie auch mit ihm in dieſen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zuſammen kamen, ſchlugen ſie ſich ritterlich. Lion focht mitten unter den Heiden, und ſeine Löwin half ihm ſtreiten; er erſchlug, ſie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu ſagen, flohen die Feinde. Der türkiſche Kaiſer wurde gefangen und ihm das Haupt abgeſchlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Lion mit angeſehen hatte, ließ ihn rufen, und fragte nach ſeiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige, was er von ſeiner Mutter gehört hatte. Sogleich wurde nach der Mutter geſandt, welche bald vor des Königes Angeſicht erſchien. Da ſprach der König zu ihr: „Würdige Frau, iſts euch nicht zuwider, ſo ſagt mir, von welchem Geſchlecht ihr ſeyd.“ Da ſprach die Kaiſerin: „Herr König, mein Gemahl iſt Octavianus, der Kaiſer zu Rom.“ Und damit erzählte ſie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geſchick.

Als der König dieſes vernahm, ward er erſtaunt und betrübt, und ſprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! ihr habt Unrecht gethan, daß ihr ſo manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wiſſen zu thun. Gewiß, ich hätte euch nicht ſo lang im Elende gelaſſen. Nun aber ſeyd fröhlich; was ich habe und vermag, das will ich mit euch theilen!“ Die Kaiſerin dankte dem Könige von Herzen, und während ſie mit einander redeten, kam

Lion zu dem Könige, und ſprach zu ihm: „Unüberwindlicher König, meine Bitte an euch lautet, daß ihr euch meiner erbarmen, und mich aus euren Dienſten entlaſſen wollet. Ihr wiſſet durch mich und meine Mutter, wie unſchuldig ich enterbt worden bin. Darum iſt mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er iſt ein Freund des Kaiſers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er ſeinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und Ehre wieder einzuſetzen.“ Der König antwortete dem Jünglinge Lion: „Eure Bitte iſt ganz billig, und ſoll euch gewähret werden, ſchon um der großen Hülfe Willen, die ihr mir gegen die Türken geleiſtet habt. Deßwegen ſollt ihr auch von mir eine ehrliche Summe Geldes zum Geſchenk erhalten und tauſend gewappnete und wohl gerüſtete Ritter, die ihr von dem Gelde ernähren möget.“

Die Kaiſerin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten ſich mit ihren Rittern auf, ritten durch das Land, und fuhren durch das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Dieſen grüßte der Jüngling Lion und ſprach: „Lieber Freund, zürnet nicht; ich muß euch eins fragen. Aus eurer Kleidung erſehe ich, daß ihr aus Frankreich gebürtig ſeyd.“ Der Ritter antwortete: „Wahrlich, ihr habt recht geſehen. Es ſind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem Könige war.“ Als Lion dieß hörte, fragte er ihn, ob der König Dagobert zu Paris Hof halte, wie es ihm gehe, ob er friſch und geſund ſey." Der Ritter ſah den Lion an und ſprach: „Fürwahr, Herr, ich glaube, ihr ſpottet mein mit eurer Frage! Wißt ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich ingefallen ſind, und faſt das ganze Land verwüſtet haben? Obgleich große Fürſten und Herren dem Könige zu Hülfe kamen, ſo konnten ſie den Heiden doch nicht genug widerſtehen, denn ſie waren mehr als zweimalhunderttauſend Mann ſtark. Ich glaube deßwegen, eine gute Belohnung önne euch nicht fehlen, wenn ihr dem bedrängten Könige mit euren Reiſigen zu Hülfe ziehen wolltet, denn alle ſeine Bundesgenoſſen müſſen vor den Heiden weichen." Die Kai-erin und ihr Sohn dankten dem Ritter für ſeine Nach-icht, und Lion ſprach zu ſeinen Rittern: „Seyd wohl-emuth, liebe Freunde! das Glück trifft uns, daß wir in en Sold des Königes von Frankreich kommen!" Und zu einer Mutter: „Seyd fröhlich, liebe Frau Mutter, in kurzer eit ſollt ihr zu Rom als gewaltige Kaiſerin gekrönt werden!"

Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kai-erin von ferne eine große Staubwolke ſich erheben ſah, wie e von Kriegsleuten und Roſſen kommt. „Lieben Freunde, prach ſie zu ihrem Sohn und ſeinen Rittern, das dürften ohl die Heiden ſeyn, von denen uns geſagt iſt, daß ſie as ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns ſchnell ne Schlachtordnung bilden, damit ihr, wenn es von Nö-en iſt, ritterlich wider ſie ſtreiten möget." Dieß thaten e Ritter, und noch waren ſie nicht weit geritten, als ſie on viele tauſend Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße ehen. Unter ihnen befand ſich auch der Sultan; er war it ſeinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor

Paris, auf der Flucht und im Begriſſe nach Babylonien zurück zu kehren. Auch führten ſie zwei Gefangene hart gebunden mit ſich, der eine war der Kaiſer Octavianus, der andere der Ritter Florens; ſie waren wie Jagdhunde mit Stricken zuſammen geknebelt und wurden ſchimpflich mit Prügeln getrieben. Beide ſprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle deiner pflegen; denn du und wir werden einander nimmer ſehen; aber doch ſey Gott gelobt, daß die Heiden von uns Chriſten überwunden ſind!“ Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen ſeiner Tochter Marcebylla, die von den Franzoſen nach Paris entführt worden war.

Inzwiſchen rückte Lion mit ſeinen Rittern ſo nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und ſah, daß ſie auf der Flucht und noch ganz müde und athemlos waren. Auch ſah er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber ſo traurig ausſah, nicht als ob er von einem Schmauſe aus Frankreich käme. Darum ſprach Lion zu den Seinigen: „Seyd unerſchrocken! Es ſind die Heiden, die gegen das Chriſtenblut toben! Seht, dort führen ſie zwei vornehme Gefangene; die werden hart von ihnen geſchlagen! Es ſind Fürſten. Laßt ſehen, was das Alles iſt!“ Seine Genoſſen erklärten ſich bereit, in allem ſeinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jüngling Lion war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu ſcharren, als wollte ſie andeuten, daß ſie bereit ſey, zu kämpfen und unter den Heiden zu wüthen. Davon gewann die ganze Ritterſchaar ein fröhliches Herz. „Seyd getroſt, rief der

Jüngling ſeiner Mutter zu, wir wollen ſie ſo empfangen, daß ihrer keiner am Leben bleibe, außer ihren zwei Gefangenen!“ Mit dieſen Worten führte er ſie an einen ſichern Platz, bis das Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit ſeinen Rittern unter die Heiden, die nichts dergleichen erwarteten, und erwürgte ihrer in kurzer Zeit die Hälfte. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gaſſe um ſich, und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als ſie gar von einem Feinde wund geſchlagen worden war, wurde ſie noch viel grimmiger und ſtürzte ſo tief unter ſie, daß ſie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungeſtüm anfiel und zu Boden warf. Ja, ſie hätte ihn in Stücke geriſſen, wenn nicht Lion dazu gekommen wäre. Dieſer merkte bald an ſeiner Tracht und Haltung, daß der Sultan ein Oberſter der Heiden ſey und wehrte der Wuth des Thieres. Doch ſtellte er ſich, als wollte er dem zu Boden liegenden das Haupt abſchlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, ſein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen verſprach, und am Ende gar ſeinen heidniſchen Glauben abſchwur. Darüber war Lion ſehr erfreut, und ſagte ihm ſein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden, und ſo an einem Strick vor die Kaiſerin geführt. Inzwiſchen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt.

Die Schlacht war vorüber und Alle ruhten vom hei
ßen Kampf aus. Da trat Lion zu den beiden Gefangenen
dem Kaiſer und Florens, und ſprach: „Liebe Herren, ſa
mir die Wahrheit, von wannen ihr ſtammt; denn ich bin
der euch erlöſen will.“ — Der erfreute Octavianus erwi
derte: „Wir wollen euch die Wahrheit nicht verhehle
werther Ritter: ich bin der römiſche Kaiſer und wer
Octavianus genannt, und dieſer mein Genoſſe hier hei
Florens, und iſt wahrlich ein rechter Held. Wir ſind v
den Heiden während der Schlacht gefangen worden, u
jetzt wollen wir gern eure Gefangenen ſeyn und g
nach eurem Willen thun. Aber, wenn es euch gefällt,
überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankrei
der wird euch ſo begaben, daß ihr nimmermehr in
muth kommen möget.“

Als der Jüngling Lion dieſe Rede hörte, konnte
vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkan
in ihm ſeinen leiblichen Vater, obwohl er ihn in ſei
Leben noch nicht geſehen hatte. Darum lobte er G
daß er ihn auf dieſe Weiſe ſeinen Vater hatte fin
laſſen, und fragte den Kaiſer: „Mein lieber Herr! ſ
mir, habt ihr jemals eine Gemahlin gehabt?“ — „
lieber Freund,“ erwiederte Octavianus, von ihretwe
bin ich der allertraurigſte Menſch auf Erden. Ich gl
gewiß, daß alles Uebel und alle Schande, die ich bis
dieſen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld iſt,
ich an meiner unſchuldigen Gemahlin ſo freventlich ge
delt habe.“ — „Was habt ihr denn Unbilliges an
gethan,“ fragte Lion, als wüßte er von nichts. — „

erwiederte der Kaiſer, „die Frau war fromm gegen mich und Jedermann, und ich hatte ſie auch lieb. Aber durch eine große Verrätherei, welche gegen ſie erdacht wurde, habe ich ſie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geſchickt. Und die Bosheit kam von meiner Mutter her. Die Kaiſerin hatte mir zwei Söhne geboren; da überredete mich meine Mutter, ſie wären nicht meine Kinder; darum wollte ich Mutter und Söhne verbrennen laſſen, und nur mit Mühe begnadigte ich ſie. Aber wahrlich es hat mich ſeitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an.“ So erzählte der Kaiſer dem Jünglinge Lion alles Stück für Stück, was ſich mit ſeiner Gemahlin begeben; da fragte dieſer noch weiter: „Lieber Herr und Kaiſer, wie heißt denn euer Genoſſe?“ — „Dieſer, ſprach Octavianus, wird Florens genannt, wie ich euch ſchon geſagt habe; aber es iſt wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer geſehen, die einander von Antlitz und Gebärde ſo ähnlich ſehen, wie ihr. Man ſollte meinen, daß ihr leibliche Brüder ſeyd!“

Kaum konnte ſich Lion länger halten: „Herr Kaiſer,“ ſprach er, „wenn eurer Majeſtät Gemahlin euch vor die Augen geſtellt würde, vermeinet ihr ſie zu erkennen?“ „Fürwahr, ſehr wohl,“ erwiederte der Kaiſer; „aber, Gott erbarm's, ich bin wohl ſicher, daß ich ſie nie mehr ſehen werde.“ Da nahm Lion den Kaiſer bei der Hand, und ſprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!“ Und nun führte er ſie dem Orte zu, wo er ſeine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiſerin von Ferne ihren

Gemahl ſah, erkannte ſie ihn, und als ſie ihn anſah, mußte ſie vor Freuden weinen. Wie nun alle drei vor ſie gekommen waren, ſprach Lion zu dem Kaiſer: „Lieber Herr! ſehet dieſe Frau an, ob es nicht die ſey, die ihr, wie ihr mir geſagt habt, aus eurem Lande verbannt und verſtoßen habet."

Octavianus durfte die edle Frau nicht lange anſehen; er erkannte ſie alsbald, empfing ſie mit weinenden Augen und nahm ſie in ſeinen Arm. Sie ſelbſt fiel dem Kaiſer, ihrem Herrn und lieben Gemahl, deſſen ſie ſo lange beraubt geweſen war, unter lautem Schluchzen um den Hals, und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude ſehen. Der Kaiſer bat ſie voll Schaam um Verzeihung; er erzählte ihr Alles, was ſich mit ſeiner Mutter begeben, und ſagte ihr feierlich zu, daß er in Kurzem zu Rom ihr die Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen wolle. Dann fragte der Kaiſer die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Lion, der ihn gefangen und erlöſt habe, ihr Sohn ſey? „So wahr wir hier beiſammenſtehen, iſt er euer und mein Sohn," ſagte ſie, „Gott hat es gefügt, daß er ein ſo beherzter Mann geworden iſt. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich ſehr bekümmert; denn ihn habe ich elendiglich verloren!" Der Kaiſer fiel ſeinem Sohne Lion um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiſerin aber ſah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber, junger Ritter, ſagt mir, von wannen ſeyd Ihr? Denn wahrlich, ihr und mein lieber Sohn Lion ſeyd einander gar ähnlich von Angeſicht

und Gebärden!" Florens ſprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieſer ſprach bald zu mir, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Meeresgeſtade gekauft." Die Kaiſerin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn ſeyn müſſe; ihr Blut kam in heiße Regung, und ſie ſprach ſchnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich eure Mutter und der Kaiſer euer Vater ſey. Gott gebe, daß der Bürger von Paris euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!"

Alle waren in großer Freude und Erwartung, und ſo rückte der ganze Heerhaufe, Kaiſer Octavianus und die Kaiſerin, Florens und Lion, ſammt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botſchaft von der Erlöſung des Kaiſers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte ſie für todt verloren gegeben. Auch Marcebylla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten, und wußte nicht, wie ſie vor Freuden ſich gebärden ſollte. Und bald darauf kamen Alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edeln war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Dingen Marcebylla ihren Florens umhalſen und küſſen; aber reden konnte ſie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als ſie wieder zu ſich kam, ſprach ſie: „Ach du Troſt meines Lebens, ſey willkommen; warum haſt du mich ſo lange verlaſſen?“ Florens aber ſprach nichts, ſondern küßte ſie nur. Und nun ritten ſie alle, Kaiſer Octavianus und ſeine Söhne Florens und Lion, und die fromme Kaiſerin mit dem ganzen Gefolge, ein in Paris.

Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürſten Lion ſogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geſchah kein Leid. An einem und demſelben Tage wurde er und ſeine Tochter Marcebylla durch den Biſchof von Paris getauft, und der edle Florens mit ſeiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geſchichte meldet, daß ſie mit keinem Worte je gegeneinander gezürnt haben. Dem Sultan wies der König von Frankreich eine eigene Landſchaft an, doch mußte er ſeine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Chriſtenglaube machte ihn fromm und ſanft, und durch ſeinen hohen Geiſt wurde er des Königs oberſter Rath in allen wichtigen Dingen.

Jetzt ſchickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Fürſten Florens ſo lange erzogen hatte. Dieſer war gar wohlgemuth, daß ſein Pflegeſohn wieder erlöst worden war. Und als König Dagobert die drei, den Kaiſer Octavianus, den Ritter Florens und den jungen Lion ernſtlich in's Auge faßte, da konnte er nach langem Anſchauen nicht mehr zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder ſeyen und Octavianus beider Brüder Vater. Daher rief er den guten Clemens nahe zu ſich und ſprach: „Clemens, höret mir zu, ich habe etwas mit euch zu reden. Bei dem Eide, den ihr mir als guter Unterthan zugeſchworen habe, ſagt mir, iſt der Jüngling eures Geſchlechtes?" Clemens erſchrak vor dem Ernſte des Königes und erzählte, wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umſtand zu verſchweigen. Sobald die Kaiſerin die Rede vernahm, rief ſie: „Ja, es iſt wahrlich mein Sohn; er iſt mir in dem wilden Walde geſtohlen worden!" Sie lief auf Florens zu, und küßte ihn mit klopfendem Herzen. Dem Kaiſer, als er ſeine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte ſich ihm, und bezeigte ihm ſeine große Freude. Da ſprach Kaiſer Octavianus: „Ja, es iſt eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu Theil geworden iſt. Darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe." Aber Dagobert bat ihn ernſtlich, ihm doch ſeinen lieben Sohn Florens zu laſſen, daß er ihn mit einer Landſchaft in Frankreich begaben möge, ſo daß der Kaiſer es nicht abſchlagen konnte. Doch blieb die Reiſe wohl noch zehn Tage anſtehen, während welcher der König mit ſeinen Großen allerlei Feſtbarkeiten anſtellte. Am eilften Tage verließ der Kaiſer die Stadt Paris, und der König, Florens und ſämmtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen den Kaiſer Octavianus köſtlich, und als der Kaiſer in ſeiner Stadt angekommen war, ſetzte er der Kaiſerin eine köſtliche Krone auf das Haupt, und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut.

Darnach fragte der Kaiſer, wo ſeine Mutter ſey. Das Hofgeſinde ſprach: „Eure Mutter iſt vor langer Zeit geſtorben, aber faſt unchriſtlich. Vor ihrem Ende iſt ſie taub und wahnſinnig geworden, und wollte alle Leute lebendig auffreſſen. Zuletzt mußte man ſie an eine ſtarke Kette legen; ſo trug ſie die Schuld ihrer Sünden, bis ſie ihren Geiſt aufgab.“ Der Kaiſer war froh, daß er ſeine Mutter nicht ſtrafen durfte. Er wandte ſich zu fröhlicherem Dinge, und ſchlug ſeinen lieben Sohn Lion zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Da begab es ſich, daß der König von Spanien ein Turnier ausſchrieb an alle Könige und Fürſtenhöfe, alſo daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der ſeine Kraft und Mannheit verſuchen wollte, derſelbe ſich in der ſpaniſchen Stadt Valencia einfinden ſollte: da würde ein Jeder ſeinesgleichen finden. Als dieß vor die Ohren des edeln Ritters Lion kam, ſäumte er nicht lange. Er gebot einigen ſeiner Ritter, ſich auf das Turnier zu rüſten, erbat ſich von ſeinem Vater die Erlaubniß zu reiſen, und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valencia. Hier blieben ſie acht Tage ſtille liegen und ruhten, bis alle Ritterſchaft zuſammengekommen. Dann ließ der König von Spanien einen ſchönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: „Wo ein Ritter wäre, der turniren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Roſamunde ſelbſt gewunden, der ſolle ſich des andern Tags zu guter Zeit auf den Platz verfügen.

Als der Ritter Lion dieſes hörte, konnte er kaum erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ ſich ſchon vor Tag ſeine Rüſtung bringen. Dieſe war gut und ſchön gefertigt: vorn auf der Bruſt war ſie mit feinem arabiſchen Golde zuſammengeſchmelzt und mit viel köſtlichen Edelſteinen beſetzt. Auf ſeinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebſt allen ſeinen Begleitern fertig war, begab er ſich den nächſten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner ſo wohl gerüſtet wie er, daher wurde er auch von allen Anweſenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zuſammentreffen ſollte, theilten ſich die Ritter in zwei Haufen; aber Lions Begleiter trennten ſich nicht von ihrem Herrn; ſie legten ihre Lanzen ein und rannten alleweg mit ihm, und das ſo gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Lion ſäumte nicht, und warf alle zu Boden, die ihm vorkamen.

Die Königstochter Roſamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und ſchaute dem Kampfe zu. Wie ſie nun den Jüngling ſo ritterlich ſtreiten ſah, hätte ſie gerne gewußt, wer der Ritter ſey, der einen goldenen Löwen auf dem Helm hatte. Als nun das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewährt hatte, und Jedermann wieder in ſeine Herberge gezogen war, auch Lion ſich wieder entwaffnet hatte, begab er ſich mit ſeiner Geſellſchaft ſofort zu dem Könige von Spanien und wurde von dieſem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war zu Tiſche zu ſitzen und alle Ritterſchaft zugegen war; ſiehe, da trat

Roſamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köſtlich geziert. Auf dem Haupte trug ſie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als ſie in dem Königsſaale vor ihrem Vater ſtand, hub dieſer an und ſprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapferſten unter euch gehört, iſt hier vor euch. Fragt ihr aber, wer der ſey, ſo iſt mein Bedenken, daß der Ritter, der einen goldenen Löwen auf dem Helme führt, der würdigſte ſey ihn zu tragen. Welcher nun derſelbe iſt, der melde ſich, daß ihm die gebührende Ehre geſchehe.“ Lion ſtand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern, und ſcheute ſich, ſeinen eigenen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernſtlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Lions Genoſſen hervor, deutete auf den Fürſten und ſprach: „Hier ſtehet der, nach dem ihr fraget.“ So mußte Lion hervortreten und ſich dem Könige zeigen. Die ſchöne Roſamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte, und ſetzte ihn dem Jüngling Lion mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieſes Kränzlein möget ihr wohl in Ehren tragen, denn ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!“ Lion dankte ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu ſeinen Kampfgenoſſen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Roſamunde geſetzt. Die beiden vergaßen aber das Eſſen, und vertrieben die ganze Zeit mit freundlichem Geſpräche. Und unter ihren Worten entzundete ſich das unauslöſchliche Feuer der Liebe, ſo daß ſie am Ende verſtummten, und keines mit dem andern mehr reden konnte, ſondern daß ſie nur Seufzer ausſtießen. Der alte König von Spanien merkte dieſes; er fragte deßwegen heimlich: wer denn der Ritter Lion wäre. Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römiſchen Kaiſers Octavianus Sohn ſey, verwunderte ſich der König deſſen und war im Herzen ſehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgeſtanden war, führte er ſeine Tochter Roſamunde und den Ritter Lion in ſeine Kammer und ſprach zu dieſem: „Lieber Herr und guter Freund; wir haben wohl vermerkt, daß ihr und meine Tochter große Liebe zuſammen traget. Wenn es euch nun beliebt, ſo will ich euch meine Tochter zum ehlichen Gemahl geben.“ Er antwortete: „Gnädigſter Herr, ich bin allezeit geneigt, euren königlichen Willen zu thun, bevorab dießmal!“ Auf ſolches zog der König ſeinen eigenen Ring von der Hand und verlobte Lion mit Roſamunde; und bald darauf wurde eine köſtliche Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm und mit ſeiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von ſeinem Vater, dem Kaiſer, gar wohl empfangen wurde.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient, und war nun ſchon ein Jahr drüber bei ihm, ſeitdem ſein Vater wieder zu Rom hauſte. Da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem König Dagobert, und beklagten ſich, daß ihr König geſtorben ſey und keinen Erben hinterlaſſen habe, der die Krone antreten könnte. Sie baten ihn mit Ernſt, er möchte ihnen einen König wählen, der ſie regiere und wider ihre Feinde beſchirme. Darauf ſprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott ſchuldig bin, ich wüßte Keinen auf Erden, der dieß füglicher ſeyn konnte, als Florens, ein Sohn des römiſchen

Kaiſers Octavianus. Denn wenn nicht erſtlich Gott, und dann Er geweſen wäre, ſo wäre mein Land von den Unglaubigen erobert worden. Darum, liebe Herren, einen beſſern Rath kann ich euch nicht geben.“ Die engliſchen Fürſten waren dieſes Raths ſehr zufrieden, denn ſie hatten von Florens, ſeinen Tugenden und männlichen Thaten ſchon vieles reden hören. Dagobert meldete ſeinem Freunde Florens die Sache, und dieſer nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münſter St. Denys geführt, und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt.

Als er nun nach England zog, wollte er ſeinen lieben Pflegevater Clemens, deſſen Hausfrau und ſeinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter ſich laſſen, ſondern ſie mußten alle drei mit ihm nach England ziehen. So ſaßen ſie auf, zogen durch Brabant, ſetzten ſich auf das Meer, und ſchifften gen England; und bald waren ſie in der Hauptſtadt London. Hier wurden Florens und Marcebylla ſammt dem König Dagobert, der ihn begleitet hatte, von England feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Geſetz von England vorgeleſen, daſſelbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt. Und Florens that einen willigen Schwur.

Darauf ſegnete König Dagobert ſie alle, und ſchied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beiſtand, regierte ſein Volk weislich, und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und ſeiner Gemahlin Marcebylla ein ſchöner Sohn beſcheert, welchen ſie Wilhelm nannten. Dieſer wuchs in allen Tugenden auf, und wurde von allen Menſchen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren ſtarben Florens und ſeine geliebte Marcebilla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieſer hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen, und war ſeinem Volke ſehr lieb.

Dieß iſt die Geſchichte vom Kaiſer Octavianus und ſeinen zwei Söhnen.

Die vier Heymonskinder.

In den alten Geſchichten finden wir beſchrieben, wie Kaiſer Karolus mit großer Feierlichkeit als König von Frankreich gekrönet wurde; es kamen dazu die vornehmſten Fürſten der ganzen Welt, ſowohl geiſtliche als weltliche, die päbſtliche Heiligkeit, der Patriarch von Jeruſalem: alle Cardinäle, Biſchöffe und andere Prälaten, dazu zwölf gekrönte Könige, einundzwanzig Herzoge, viele Grafen, tauſend Ritter und fünftauſend Edelleute, ſamt vielen Frauen und Jungfrauen hohen und niedern Standes, Adel und Unadel, auf das allerſtattlichſte, und waren in allerlei Farben gekleidet. Nachdem dieſes Königsfeſt viele Tage angehalten, ſo entfernten ſich die hohen Herrſchaften nach und nach wieder in ihr Heimweſen.

Weil nun alſo Kaiſer Karl im Brauch hatte, daß er alle Jahr auf das Feſt der Pfingſten ein ſtattliches Banquet hielt, hat er es auch nach ſeiner Krönung nicht unterlaſſen wollen, ſondern ein gleiches in der Stadt Paris aufgeſtellt; auf welchem allerdings, was man nur erdenken konnte, und was dazu gehörig, in Fülle zu finden war. Nun befand ſich zu dieſer Zeit daſelbſt ein hochgeborner Fürſt, von dem Geſchlechte Bourbon, mit Namen Heymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienſte gegen die Heiden geleiſtet. Dieſer war ſehr reich an Ländern, Schlöſſern und Städten, dazu ein ſtrenger Mann, wohl erfahren im Krieg und andern ritterlichen Thaten, alſo daß faſt ſeines gleichen nicht gefunden wurde. Darum wurde er nicht allein von ſeinen Unterthanen gefürchtet, ſondern auch der Kaiſer und die Herren von Frankreich ſcheueten ihn wegen ſeines Ernſtes und ſeiner Ritterlichkeit. Kaiſer Karl der Große, der nun König von Frankreich war, ſaß mit ſeiner Krone in aller Majeſtät und Herrlichkeit zu Tiſche, die Königin an ſeiner Seite; an einem andern Tiſche ſaßen viele vornehme Fürſten und Herren ſamt dem ganzen Adel und der Ritterſchaft von Frankreich, und zwiſchen zweien Herren allemal eine ſchöne Dame, alles herrlich und ſchön anzuſehen. Auch waren daſelbſt viele junge Edelleute, welche aufwarten mußten, und ein jeglicher befleißigte ſich, damit an Eſſen und Trinken nichts mangelte. Unter dieſen befand ſich auch an einem Tiſch Heymon von Dordone mit ſeinen Freunden und Rittern, desgleichen Heymerin von Bourbon, und Hugo von Bourbon, welcher Heymons Schweſterſohn und ein außerordentlich ſchöner Jüngling war; er hatte ein goldgelbes Haar, und war gar wohl beredt und in allerlei fremden Sprachen erfahren. Hugo nun ſtand von ſeinem Tiſch auf, ging zu dem König und ſprach mit freundlichen Worten und mit gebührender Ehrerbietung: „Allergnädigſter Herr und König, es iſt ohne Zweifel Euer Majeſtät wohl bewußt, daß allhier meine lieben Vettern, Heymon von Dordone, und Heymerin von Bourbon erſchienen ſind, welche alle beide Eurer Majeſtät ritterlich und getreulich gedient haben gegen die Heiden, haben beinahe ganz Hiſpanien bezwungen, und viel Gefahren ihres Lebens ausgeſtanden, welches ſie Eurer Majeſtät gerne gethan; und wofür ſie noch keine Belohnung empfangen haben. Deßwegen begehren ſie, es wolle ſie Eure Majeſtät doch einer Gnade würdigen, oder aufs wenigſte mit ihren eigenen Gütern belehnen, damit ſie ihre Standeswürde deſto beſſer wahren mögen.“ Als König Karl dieſe Rede des Jünglings angehört, ſprach er mit zornigem Gemüthe zu Hugo von Bourbon: „deine Forderung iſt vergebens; ſie hatten ſolches oftmals von mir begehrt, aber ich habe ihnen nichts geben wollen, wie ich ihnen auch nichts geben will, ſie mögen anfangen, was ſie wollen.“ Als der König ausgeredet hatte, ſprach Hugo von Bourbon gar ernſthaft zu dem König: „Gnädigſter Herr König, ſo Eure Majeſtät meine Vettern für ihre treue Dienſte unbelohnt läſſet, wird ſolches Eure Majeſtät eine geringe Ehre und Gunſt bei andern Herren und Fürſten zu Wege bringen!“ Als König Karl ſolche Rede vernahm, ward er im Zorn ergrimmet, ergriff ſein Schwert und ſchlug den Hugo ſo, daß er zur Erde fiel, und ſtarb alsbald; und der Saal ward mit Blut erfüllet, worüber ein groß Geſchrei unter den Edeln und Herren entſtand, daß alle Tiſche über den Haufen geworfen wurden, mit allem, was darauf war. Und daraus entſpann ſich eine große Fehde.

Denn als Hugo von Bourbon von König Karl ſo jämmerlich entleibt worden, ſo veränderte ſich alle Freud' in große Traurigkeit, ſonderlich bei Graf, Heymon und

und Heymerin, welche ſchwuren, ſie wollten den Tod ihres Vetters rächen, und ſollte kein Stein auf dem andern in ganz Frankreich bleiben, und man ſollte davon wiſſen zu ſagen, ſo lang die Welt ſtehet. Darauf rüſtete ſich Heymon alsbald und brachte dreihundert wohlgerüſtete und auserleſene Ritter, die er in ſeinem Lande aufbringen konnte; desgleichen that König Karl mit allen ſeinen Freunden, rüſtete ſein Volk in der Eil und ließ ſein Fähnlein fliegen, darunter hatte er tauſend Mann wohl gerüſtet und gewappnet. Noch bekam er Hülfe von Mailand, denn das war unter ſeiner Herrſchaft; zu dem hatte er etliche Flaminger, Brabanter, Deutſche und Frieſen, brachte alſo manchen tapfern Mann zu Felde. Mit ſolchem Volk zog nun König Karl aus, den Heymon mit ſeinen Freunden und ſeinem Kriegsheer zu erſchlagen, ihr Land zu verbrennen und zu verwüſten. Heymon aber hatte nur jene dreihundert Mann, und dieß waren meiſtentheils große Herren, Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute, mit denen ritt er mit aufgeſtecktem Fähnlein zum Thor hinaus. Sie blieſen dermaßen ihre Trompeten, daß man vermeinte, es hätte gedonnert; dann rief er mit voller Stimme: „Bourbon, Bourbon!“ Als Heymon mit ſeinem Volk bei König Karls Lager ankam, wo der König ſein Volk in Schlachtordnung geſtellt hatte, fiel er ihn mit Gewalt an, ſchlug tapfer drein, daß den Rittern zu beiden Seiten ihre Speere zerſprangen, und von des Königs Volk fielen viel von den Pferden, und blieben todt. Da Heymon ſolches merkte, rief er ſein Volk an und machte ihnen Herz, und ſprach: „ihr Herrn Herzoge, Grafen, Baronen und Edelleute, wehret euch ritterlich, wir haben den Streit ſchier gewonnen; helfet mir den Tod meines Vetters Hugo rächen, ich frage nicht darnach, ob ich auch auf der Wahlſtatt bleibe!“ Heymerin von Bourbon ſagte: „Das will ich auch thun; Leib, Gut und Leben will ich wagen und auf's Spiel ſetzen!“

Da verſammelte ſich Heymons Volk wiederum, und wehreten ſich ſo ritterlich, daß die Speere ſammt ihren Wehren meiſt alle zerſprangen, und ſchlugen König Carls Volk zur Erden, alſo, daß man da viel Volk erſchlagen ſah, von Grafen und Herren, und die Pferde bei zwanzig oder dreißig auf dem Felde ledig liefen.

Die von Bourbon wehrten ſich ſo ritterlich, als wenn Heymon ihr Vater geweſen wäre, und ſolcher Streit währte bis in die Nacht, daß ſie nicht mehr konnten. König Karl verlor von den Seinigen tauſend Mann, der Graf Heymon nur etwa dreißig. Alſo koſtete Hugo's Tod manchen Herren und Edelmann, und manches ſchöne Schloß war deßhalb verheert und eingeriſſen, und alles verbrannt. Da ſprach König Karl mit zornigem Muth: „Ich gelobe Gott und ſeiner Macht, ich will ſie allhie nicht länger bleiben laſſen; ich will ſie aus dem Lande vertreiben, und ſie verbrennen ſamt ihren Freunden!“ Und alſo nahm er ihnen ihre Güter. Darauf ließ er alle Oberſten, Herzoge, Grafen, Barone und Rathsherren zuſammen fordern, und zu Rath ſitzen wider Heymon und ſeine Freunde. Dieſe wurden für Räuber erklärt, durch das ganze Land. Als ſolches ruchbar ward, mußte Heymon ſamt ſeinen Freunden und Mithelfern das Land räumen, und ſolches in höchſter Eile. Da nahm er mit ſich achthundert Ritter, die allerbeſten und auserleſenſten Männer, die packten ſo viel Gut auf, als ſie fortbringen konnten, denn ſie wußten wohl, daß ſie König Karls Macht nicht widerſtreben könnten. Als Heymon mit den Seinigen aus dem Lande war, nahm der König alle ihre Güter und gab ſie wem er wollte. Solches verdroß Heymons Volk ſehr, daß ſie als vertriebene Leute ſich mußten in den Wäldern aufhalten; ſie fielen deßwegen des Nachts heraus, raubten, plünderten und verbrannten alles, was ſie außerhalb verſchloſſener Mauern fanden, und verſchonten nichts, die Kloſter ſo wenig als andere Häuſer, ſchlugen Mönche und Nonnen bis gen Paris zu todt. Heymon hatte einen Vetter bei ſich, genannt Malegys, einen ſtolzen Ritter, wohl erfahren als Schwarzkünſtler, der großen Schaden that. Was ſie von Gold und Silber erbeuteten, damit ließen ſie ihre Pferde beſchlagen; und der Krieg währte ſieben Jahre.

Dieſe langwierige Fehde war den Franzoſen verdrießlich; denn wenn Heymon es befahl, mußten ſie zu Felde und ſtreiten. Sie wurden daher einig, und gingen zu Rathe, daß ſie bei dem König anhalten wollten, damit er Frieden mit Heymon und ſeinem Volke ſchlöße. Als ſie ſolches beſchloſſen hatten, gingen ſie zum König Karl, grüßten ihn mit höchſter Ehrerbietung, und ſprachen: „Großmächtigſter König! Euer Majeſtät wiſſen ohne Zweifel wohl, wie lang der Krieg gewähret, wir bitten, Euer Majeſtät wolle doch Frieden mit Heymon machen, denn das ganze Land wird von ihm verheert und zu Grunde gerichtet. Als König Karl ſolche Rede von ſeinen Landesherren vernommen, war er ganz unwillig; jedoch bedachte er ſich, ließ ſich das Bitten zu Herzen gehen, und bewilligte ihnen ihre Wünſche. Die Stände des Königreichs beſchloßen ſofort mit dem Könige, daß er an Heymon und ſeine Freunde einen gütigen Brief ſchreiben ſollte, des Inhalts: „daß er ihm die Uebelthat, die er bisher an ihm und ſeinen Freunden bewieſen, verzeihen wollte,“ welches auch zur Stunde geſchah; denn es ward ein Geſandter an Heymon abgefertiget, welcher zu Pierlamont lag, mit dem Vorſchlag, er wolle ſeinen Vetter Hugo neunmal mit Gold auswägen; damit begehrte er Frieden mit ihm. Als Heymon den Inhalt des Briefes eingeſehen, dünkte ihn ſolches ſpöttiſch und ſeltſam zu ſeyn, und er ſprach zu dem Geſandten mit zornigem Gemüth: „Saget eurem König, ich begehre durchaus keinen Frieden mit ihm einzugehen, ſondern will den Krieg mit ihm führen ſo lang mir möglich iſt, denn ich kann Hugo's meines Vetters Tod nicht alſo leicht vergeſſen!“

Wie die Geſandten ſolche Antwort von Heymon erhalten, kamen ſie wieder zu König Karl, und meldeten ihm Solches; worauf er ſie alsbald wieder mit einem andern Schreiben zu Heymon abfertigte, mit dem Erbieten, wenn Heymon mit ihm einen Frieden eingehen würde, ſo wollte er ihm ſeine Schweſter Aya zur Gemahlin geben mit allen den Gütern, die er ihm und ſeinen Freunden genommen hätte, und ſolches los und frei, als ein Erbgut, ohne einiges Lehen, denn allein von Gott.

Da nun Heymon des Königs Meinung hörte, hieß er die Abgeſandten abtreten: er wolle ſich mit ſeinen Freunden berathſchlagen, und ihnen gute Antwort geben. Er ließ darauf alsbald ſeine Verwandte rufen, nämlich Deymeron von Bourbon, Wilhelm von Orleans, und alle andere Baronen und Edelleute ſeines Landes, verkündigte ihnen was ihm König Karl vorgeſchlagen hätte, und begehrte, daß ſie ihm hierin rathen ſollten, was ihnen gut dünkte und dem Lande nützlich wäre. Sie antworteten: „Wann König Karl das alles halten wollte, was er ihm in dem Schreiben verſprochen hätte, ſo wären ſie deß alſo zufrieden.“ Darauf ſandte Heymon den Adelhart und Malegys, ſeinen Vetter, an König Karl, ließ ihn fragen: ob er dasjenige alles halten wolle, was er ihm geſchrieben hätte, nämlich, daß er ihm ſeine Schweſter Aya zur Gemahlin geben wolle, und was ſonſt in dem Briefe gemeldet war. So wollte er einen Frieden mit ihm eingehen. Wie Adelhart und Malegys nun zu Paris anlangten, erſchienen ſie ſofort vor dem Könige, und erwieſen ihm gebührende Ehrfurcht; dann richteten ſie ihren Auftrag aus: „Der Tod Hugo's könnte nicht vergeſſen noch der Friede geſchloſſen werden, der König bewillige denn, was in dem Schreiben gemeldet ſey.“

Als der König Karl den Brief empfangen, ließ er denſelben öffentlich vor ſeinen Räthen leſen; ſo bald dieſe den Inhalt vernommen, waren ſie deſſen wohl zufrieden, und begehrten, der König ſolle darin willfahren; wie er

denn auch gerne that, ließ Adelhart und Malegys vor ſich kommen, und ſprach zu ihnen: ſie ſollten wieder nach Hauſe gehen und dem Heymon verkündigen, er möge zu Senlis erſcheinen, da wolle er mit ihm Frieden ſchließen, denn er begehre keinen Krieg mehr gegen ihn zu führen.

Mit dieſem Beſcheide zogen ſie wieder nach Pierlamont, und zeigten dem Heymon des Königs Meinung an. Da rüſtete und bekleidete ſich alsbald Heymon mit ſeinen Freunden auf das Zierlichſte, und zogen nach Senlis. Als er nun bei dieſer Stadt angelangt war, kam zu ihm König Karl mit ſeinen Verwandten, ſamt fünfhundert Rittern: „Mein Freund Heymon, ſprach er, ich habe übel daran gethan, daß ich deinen Vetter Hugo erſchlagen habe; ich bitte, du wolleſt mir ſolches um Gottes und ſeines lieben Sohnes willen verzeihen; ich will dir ihn neunmal mit Gold auswägen, meine Schweſter Aya will ich dir zur Gemahlin geben, ſamt allen den Gütern, die ich dir genommen, und Alles was du von den Heiden erobern wirſt.“ Als Heymon die Verheißung angehört, war er mit dem König einig, und ſie wurden Freunde.

Der Friede zwiſchen dem König Karl und Heymon war durch die Heirath mit des Königs Schweſter beſchloſſen, und die Hochzeit ſollte zu Senlis gehalten werden. Dort führte Heymon die Braut nach chriſtlichem Gebrauch in die Kirche, ließ ſich mit ihr einſegnen, und ging neben

ihr, an der rechten Seite den Biſchof und an der ander
den Grafen Roland. Als das Mahl fertig war, da
man zu Tiſche ſitzen ſollte, begehrte Graf Heymon vo
König, er ſollte bei ihm bleiben, und dem hochzeitlich
Schmauſe ſammt andern Herren und Fürſten, ſo da
berufen waren, beiwohnen. Als er aber eine abſchlägi
Antwort bekam und der König nicht bleiben wollte, ſo
dern ſich alsbald nach Paris begab, ward Heymon ga
zornig, nahm ſein Gemahl und zog nach Pierlamont; d
hielt er das Hochzeitmahl, ſo überaus herrlich und ſta
lich und mit ſolcher Feſtlichkeit, daß es wohl vierzig T
und Nächte währte. Als aber der erſte Tag vorü
war, und die Nacht kam, daß man zu Bette gehen ſol
gedachte Heymon an die Weigerung des Königs, erg
ſein Schwerdt und ſchwur bei demſelben, er wolle ſei
Vetters Hugo Tod doch noch rächen, und alles erſch
gen, was von des Königs Geſchlecht wäre. Vor ſol
Rede erſchrak Frau Aya gar heftig, und durſte gleichn
nichts ſagen; denn er war ein ernſthafter und ſtre
Mann. Sie zeigte ſich ganz demüthig und lebte in L
und Einigkeit mit ihm. Heymon aber blieb darnach n
lange zu Hauſe, ſondern zog nach ſeiner Gewohnheit
der in Krieg gegen die Heiden, und wußte nicht,
ſeine Gemahlin guter Hoffnung war; denn ſie hatte
Niemand offenbaret, als nur Einer Jungfrau. Wie
die Zeit der Geburt heran kam, rieth ihr die Jung
ſie ſollte ſich in ein Jungfrauenkloſter begeben, und
darin heimlich halten, bis ſie des Kindes erlöst wäre,
vorgeben, ſie wäre eine Pilgerfahrt ſchuldig, die n

ſie verrichten. Als ſie nun im Kloſter war, kam die Stunde der Geburt herbei, und Gott gab ihr einen jungen Sohn; den ließ ſie ſtattlich taufen, und er ward Rittſart genannt. Seine Pathen waren der Biſchof Turpin und Graf Wilhelm: dieſe beſtellten dem Kind heimlich eine Säugmutter, und gaben ihm Schreiben mit, daß es ehrlicher Eltern eheliches Kind ſey, und von hohem Stande. Aber man hielt es geheim, daß Niemand nichts erfahren konnte, wem es zugehörte; denn die Mutter fürchtete ſich ſehr vor dem Heymon ihrem Herrn; er war ein ſtrenger Mann, und konnte es leicht nach ſeinem Eid, den er zuvor gethan hate, als ein Kind von König Karls Geſchlechte, tödten laſſen. Mittlerweile kam Heymon wieder nach Haus und hatte lange gegen die Heiden geſtritten mit ſeinem eigenen Geld.

Auf denſelben Tag, als Heymon wieder zu Hauſe kam, war Frau Aya auch heim gekommen und hatte ſich in der Kirche (nach altem Herkommen) dem Prieſter gezeigt; und wieder lebten ſie in Liebe zuſammen. Und Aya ward abermal mit einem jungen Sohne ſchwanger, und hielt es auch gar heimlich wie zuvor, und genaß des Kindes wieder im Kloſter, daß es Niemand erfuhr. Das Kind ward auch in der Stille erzogen, und ward genannt Writſart. Darnach empfing ſie den dritten Sohn, und mit demſelben ward eben gethan wie mit dem andern, und dieſer ward Adelhart genannt.

Wie nun dieſes alles geſchehen war, zog Heymon wieder in den Krieg, und blieb wohl ſieben ganzer Jahr aus; dieß machte Frau Aya ſehr traurig, denn ihr war Botſchaft gekommen, daß ihr Gemahl todt wäre. Indem ſie nun ſo traurig war, kam Heymon wieder zu Hauſe, und hatte ſieben große Wunden im Krieg empfangen, ſaß gleichwohl auf ſeinem Pferd mit Harniſch und Schild am Hals, denn er hatte viel Land und Leute gewonnen, dazu die Dornenkrone unſers lieben Herrn, und die Nägel, damit Chriſtus ans Kreuz geheftet war.

Sobald nun Frau Aya vernahm, daß Heymon unterwegs ſey, ging ſie ihm entgegen, empfing ihn ganz freundlich, umhalſete und küſſete ihn, und hieß ihn alſo willkommen ſeyn. Auch er war von Herzen froh, ſtieg von ſeinem Pferd und ging mit ihr in ſeine Burg. Darauf bekam Aya den vierten Sohn, welchen ſie Reinold nennen, und ihn, wie die vorigen, auch heimlich auferziehen ließ.

Alſo hatte Heymon vier Söhne, von welchen allen er nichts wußte. Der vierte Sohn war ein ſchöner junger Held, groß und ſtark über die andern, gleich wie ein Falk über einen Sperber. Zu dieſer Zeit hatte König Karl auch einen Sohn, der hieß Ludwig; dieſer Reinold und Ludwig waren gleichen Alters und in Einer Größe; als er aber fünf und zwanzig Jahr alt war, überwuchs Reinold den Ludwig ſchier um einen Fuß, und Ludwig ward nach Hauſe berufen.

Zu derſelbigen Zeit nämlich wollte König Karl ſeinen Sohn Ludwig krönen laſſen als König von Frankreich, denn er ſelbſt war nunmehr zu ſeinem höchſten Alter gekommen. Er ließ deßhalb durch ſeiner Schweſter Sohn, welche Bertha hieß, die zwölf Genoſſen von Frankreich berufen, ingleichen die päbſtliche Heiligkeit, die Patriarchen, Biſchöfe, Könige, Herzoge und Grafen. Als ſie nun bei einander verſammelt waren, gebot er Stille, ſtand auf und ſprach: „Ihr Herren alleſammt, wie euch Gott alle mit einander hier verſammelt; ihr habt den Augenſchein jetzt vor euch, wie ich nunmehr zu meinem höchſten Alter gelangt bin, und mir das Regiment der Krone Frankreich viel zu ſchwer wird, alſo daß ich dem Königreich nicht mehr vorſtehen kann, wie ich bisher gethan. Es ergeht an euch derohalben meine freundliche Bitte, ihr wollet meinen Sohn Ludwig zu einem König annehmen und denſelben dafür halten und krönen; denn er iſt ein ſchöner junger Held, und kann das Königreich wohl verſehen.“ Als die Herren des Königs Meinung vernommen, erhub ſich Biſchof Turpin im Namen der andern Herren allen, begehrte Urlaub zu reden, und ſprach: „Allergnädigſter Herr König, ſolches kann für diesmal noch nicht geſchehen; denn euer Hof iſt noch nicht vollkommen.“ Da fragte der König: „Wer mangelt denn noch allhier? Ich meinte ich hätte die Edelgeſteine vom ganzen Lande, dazu die größten Herren, ſowohl geiſtliche als weltliche, der ganzen Chriſtenheit!“ Darauf antwortete der Biſchof: „Allhier mangelt der allertapferſte und kühneſte Held der Welt, von hohem Geſchlecht und Herkommen, welcher unbezwungen und frei iſt, und ſeine Güter von keinem Menſchen zu Lehen hat, denn allein von Gott."

Da ſprach der König: „Das iſt Heymon von Dordone, derſelbe hat mir große Bedrängniß angethan in meinem Königreich mit Rauben und Brennen, er ſchlug alles todt, was ihm vorkam und mir zugehörig war, geiſtlich wie weltliches; er nahm das Gold aus den Kirchen und beſchlug damit ſein Pferd. Gleichwohl bekenne ich, daß ich keinen tapferern Helden weiß, als ihn; hat er doch die Krone und die Nägel unſers Herrn Jeſu Chriſti, womit er gekrönet und an das Kreuz geheftet worden, von den Heiden und Juden erobert. Ich weiß, daß er mir auch den Tod geſchworen hat; wenn es aber euch rathſam dünket, daß ich ihn auch hieher berufen laſſe, ſo will ich nach ihm ſchicken!" Darauf antwortete Turpin: „Gnädigſter Herr König, ich ſammt dieſen Herren allen ſehen für gut an, daß ihr ſolche Krönung noch vierzig Tage wollt ausſtellen und mittler Weile nach Heymon ſchicken, daß er allhie erſcheinen wolle; dafür müſſet ihr ihm gut Geleite zuſagen, auf St. Dionyſii Leichnam, und wenn er aus Furcht nicht wollte kommen, ſo ſtellet ihm zu Geißeln oder Bürgen die ein und zwanzig beſten Herren eures Königreichs." Dieſen Rath fand der König gut, und fragte den Biſchof, wen er am beſten zu Heymon ſchicken möchte, daß er ihm ſolches ausrichtete. Da hieß der Biſchof den Graf Roland, Wilhelm von Orleans, Bertram und Bernhard vor den König kommen. Die fragte der König, ob ſie nach Pierlamont reiſen wollten, dem Heymon anzuzeigen, daß er gen Hof käme nach Paris, und ſeinen Sohn Ludwig

zum König helfen krönen. Sie bedachten ſich und willigten darein; zum Zeichen, daß ſie es thun ſollten, beſchenkte ſie der König alle vier je mit einem ſchönen Pferd, mit allem Zeug von Gold und köſtlicher Seide, dazu ſchenkte er einem jeden auch einen ſchönen Hut, mit herrlichen Edelſteinen geziert. Wie ſie nun alle aufs ſchönſte geſchmückt und zu reiſen fertig waren, ſaßen ſie auf ihre Pferde; da kam der König, hängte ihnen einen köſtlichen Mantel um, und gab jedem einen Oelzweig in die Hand. So ritten ſie hinweg nach Pierlamont, und ſäumten ſich auf dem Weg nicht lange.

Als ſie nun nahe zu der Burg kamen, ſtand Frau Aya von ungefähr an einem Fenſter, blickte hinaus ins Feld, und ſah die vier Ritter da nahen, und gewahrte bald, wer ſie wären. Sie dachte bei ſich ſelbſt; was mögen die vier Herren hier wollen, ich fürchte, ſie eilen in ihren Tod! Alſobald rief ſie dem Thorhüter, gab ihm vier ſchöne Hutſchnüre, und ſagte: Gehe hin und bringe ſie den vier Herren, die da geritten kommen, und gieb meinem Vetter Grafen Roland die beſte; ſage zu ihm, die hat euch Frau Aya, eure Baſe, überſchickt. Als nun dieſe vier Ritter vor Heymon kamen, hatte er damals bei dreihundert Ritter an ſeinem Hof und ungefähr hundert und dreißig Mann Fußvolk. Wohlgewaffnet fielen ihm die Grafen zu Fuß und bewieſen ihm Ehre, da ſprach Graf Roland mit freundlichen Worten: „Gnädigſter Herr Heymon, wir kommen als Geſandte von König Karl dem Großen von Frankreich, der begehrt freundlich, es wollen Euer Gnaden nach Paris kommen, und ſeinen Sohn Ludwig zum Könige von

Frankreich helfen krönen. Er will allzeit willig ſeyn, euc dieſen Dienſt zu vergelten, denn er hat dieſe Krönun wohl gegen vierzig Tage um Euretwillen aufgeſchoben.“

Heymon, als er dieſe Botſchaft empfangen, veränder die Farbe, und ward zornig, ſchwieg ſtill und redete kei Wort. Wie er nun keine Antwort von ſich gab, redete ſie ihn zum andernmal an, er möge ſich erklären, ob Ludwig wollte helfen krönen oder nicht? Er antworte abermal nichts. Da ſahen die vier Geſandten einand traurig an. Frau Aya wurde auch ſehr betrübt, nah einen ſilbernen Becher voll Weines und ſprach: „Lieber V ter Roland, nehmet dieſen und thut einen Trunk, ich w jetzt euer Schenk ſeyn.“ Da nahm Roland den Becher u trank, gab ihn darnach den andern dreien, daß ſie au trinken ſollten. Alſo hieß ſie Frau Aya willkommen ſey Darnach ſprach ſie zu ihrem Gemahl Heymon: „Gnädig Herr, ich bitte euch freundlich, wollet dieſen vier Herr Antwort geben; denn es ſind eure eigene Verwandte, u die Vornehmſten des Königreichs.“

Sobald Heymon dieſes von ſeiner Hausfrau hör ſchlug er ſie in's Angeſicht, daß ſie darnieder fiel. Di ſahen die Herren mit zornigem Gemüth an, und hal der Frau auf. Als ſie nun wieder zu ſich ſelbſt kam, wiſc ſie ſich den Staub ab, trat wieder zu ihrem Gemahl H mon, küßte ihn freundlich, und ſprach noch einmal: „G diger Herr, ich bitte euch noch einmal, wollet dieſen m nen Vettern Antwort geben.“

Heymons Zorn ward etwas gelinder, und er ſpr zu ſeiner Hausfrau: „Herzliebſte Hausfrau, wenn ich ja Antwort geben ſoll, ſo mag ich wohl ſagen, daß ich der unſeligſte Mann bin auf Erden und ihr das unſeligſte Weib, ſo jemals geboren iſt.“ Da fragte ſie: „Warum ſaget ihr das, lieber Herr?“ — „Darum,“ ſagte er, „daß uns Gott nicht ſo wohl gewollt hat, daß er uns in zwanzig Jahren, die wir bei einander geweſen ſind, Leibeserben gegeben hätte, die unſer Land und unſre Güter nach unſerem Tode beſitzen, damit dieſelben nicht in unſerer Feinde Hände kommen; nun weiß ich gewiß, daß Ludwig nach meinem Tode meine Güter einnehmen wird; und denſelben ſoll ich helfen krönen? Nein, ich begehre nicht es zu thun, denn ich bin ihm mehr feind als dem Vater; ich weiß, und Jedermann iſt es kundig, wann ſie mich hätten bekommen können, ſie ließen mich nicht lange leben!“ Da ſprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, wenn ihr nun Kinder hättet, wenig oder viele, wolltet ihr dieſelben umbringen?“ Darauf ſprach Heymon: „Geliebte Hausfrau, ich ſage euch, wenn ich Kinder hätte, ich wollte ſie nicht tödten, ſondern wollte mehr an ihnen thun, als ein Vater ſchuldig iſt, ſeinen Kindern zu thun.“ Alsbald ſprach Aya: „Fürwahr, gnädiger Herr, dann ſind die Worte vergeblich, ſo ihr geredet, als ihr erſtmal das Beilager bei mir gehalten: daß ihr Alles tödten wollet, was von mir käme!“ Da antwortete Heymon: „Liebe Hausfrau, böſe gezwungene Eide kann man wohl laſſen; hätte ich Kinder, ſo wollte ich fröhlicher ſeyn, als ich jetzo bin!“ Darauf ſprach Frau Aya: „Wollt ihr mich verſichern, gnädiger Herr, daß ihr ihnen nichts thun wollet, ſo möchte ich ihrer etliche finden und euch geben!“

Als Heymon dieſe Worte gehört, kam ihm ſolches fremd vor und ſprach: „Ich will daſſelbe gern thun, wenn mir Gott die Gnade verleihen wollte; aber ich kanns nicht wohl glauben, daß ich jemals Kinder mit euch gehabt habe.“ Da nahm Frau Aya den Grafen bei der Hand und ſprach: „Gehet mit mir, ich will ſie euch ſehen laſſen!“ Darüber war Heymon ſehr erfreut, und ehe er ging, ſprach er zu den vier Rittern, und hieß ſie willkommen ſeyn, gab ihnen die Hand; begehrte, ſie ſollten etwas verziehen, er wollte ihnen gute Antwort geben, er müßte erſtlich mit ſeiner Hausfrau hingehen, ſeine Kinder zu beſehen. Er nahm nun Abſchied von den vier Grafen und ging mit ſeiner Gemahlin vor ein ſchön herrlich Zimmer, da die Söhne bei einander waren. Als Heymon vor das Zimmer kam, blieb er ein wenig vor der Thüre ſtehen, ehe er hinzu ging; da hörte er, daß Reinold aus verzagtem Muth zu ſeinem Bruder ſagte: „Ich ſage dem Hofmeiſter keinen Dank, der uns allhie zu eſſen und zu trinken bringt; denn alle Gerüchte, die er uns bringt, ſind auf eines andern Herrn Tiſch übrig geblieben, als Broſamen; dazu bringt er uns auch keinen guten Wein; hätte ich den Speiſemeiſter hie, ich wollte ihn ſo zurichten, er ſollte vor meinen Füßen liegen bleiben.“ Da antwortete Adelhart ſeinem Bruder und ſprach: „Bruder, ich bitte, laß ab von ſolcher Rede, wir können wohl reden unter einander, was wir wollen, aber du weißt, daß unſre Mutter uns befohlen hat, daß wir ſtill ſollten ſeyn, und nicht viel Weſens machen; denn ir wiſſen wohl, wer unſere Mutter iſt, aber unſern Vater kennen wir nicht; und ich ſage euch, ſchlaget ihr des eymons Speiſemeiſter: er iſt ſo frech und muthig, er ließe ach in aller Eile umbringen, denn er hat allezeit gewaffnet Volk bei ſich; darum laßt ſolche Worte bleiben, denn r habt Unrecht." Da ſprach Reinold mit zornigem Muthe ſeinem Bruder: „ſoll mich Heymon, der graue Hund, dten laſſen, das ſoll ihm der Teufel danken; ich ſehe a mit ſeinen gewaffneten Leuten nicht an, ich wollt' ihn t Fäuſten ſchlagen, daß er ſollte liegen bleiben!"

Heymon hörte dieſe Worte, und war deſſen froh; er ach zu ſeiner Hausfrau: „Das iſt gewiß mein Sohn, zweifle ich gar nicht, aber von den andern weiß ich nts; will ſie einmal probiren, ob ſie auch ſo beherzt ſind, ſie ſcheinen!" und ſtieß mit einem Fuß an die Thür, ſie zerſprang. Reinold ſprang auf, ergriff den Heys, warf ihn über einen Bank zur Erde und ſprach: as haſt du hier zu ſchaffen, du alter Grauer? Ich dir, wir haben jetzt Mahlzeit gehalten, wäreſt du geweſen, ſo hätteſt du es ſo gut gehabt als wir."

Da kamen die andern Brüder herzu gelaufen, worüber mon ſehr erſchrak; er ſprach: „O ihr jungen Helden, get mich nicht; ich bin Heymon, euer lieber Vater, will euch auf den Abend zu Rittern ſchlagen!" Als Reinold hörte, ſprach er: „O Gott! ſeyd ihr mein r, ſo wäre es mir von Herzen Leid, wenn ich euch agen hätte," und ließ ihn alſobald aufſtehen. Als on auf war, that er ſich höchlich bedanken gegen ſeine r, und küßte erſtlich den Weitſart, darnach den Adelhart und Ritſart. Und als er Reinold küßte, drückte er denſelben ſo freundlich an ſeine Bruſt und Wangen, daß ihm die Naſe blutete; worüber Reinold ſehr ergrimmte, und ſprach: „So wahr mir Gott hilft, wenn ihr mein Vater nicht wäret, ich wollte euch dermaßen ſchlagen, daß ihr müßtet liegen bleiben!“ Darauf ſprach Heymon: „Mein Sohn, ich erfreue mich jetzt höchlich in meinem Alter, daß dir Gott die Gnade gegeben, und dich ſo lange erhalten hat, daß du magſt ein Ritter werden!“ Da ſprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, was unſere Söhne zum ritterlichen Stande bedürfen, als Kleider, Wehr und Waffen, hab' ich alles machen laſſen; darum möget ihr frei zu meinem Bruder zu Hofe reiten, denn er hat euch Fried' und Freiheit zugeſagt und geſchworen; deſſen zum Zeugniß, hat er die Beſten ſeines Reichs zu Geißeln geſetzt und verbürgt.“ Aber Heymon antwortete nichts darauf, ſondern befahl, man ſolle den Saal ſtattlich zurichten, er wolle ſeine Söhne zu Rittern ſchlagen.

Als der Saal zugerüſtet und geziert war, kam Heymon herein und ließ eine große ſammetne Decke auf di Erde breiten. Dann hieß er ſeine vier Söhne zu ihm kommen, nahm zuerſt den Ritſart vor, kleidete ihn gar ſtattlich, zog ihm zwei übergoldete Sporen an, und gürtete ihm ein Schwert an ſeine Seite; nun hieß er ihn ins Kni ſitzen, ſchlug ihn zum Ritter, und ſprach: „Stehe auf, mein

Sohn Ritſart, jetzt ſchlug ich dich zum Ritter, deß ſollt und mußt du helfen rächen das Blut Chriſti, ſo er am Stamm des Kreuzes für uns vergoſſen hat; von nun an ſollt du gegen die Heiden und Türken ſtreiten mit allen ritterlichen Thaten, wo du kannſt; ich gebe dir allhie ſolches Schwert, das mein Vater mir gegeben hat, damit hab' ich alles gewonnen von den Heiden und Türken; deßgleichen ſollt du auch thun; aber du mußt erſt mit mir nach Hofe reiten.“ Darnach ließ er den Adelhart vor ſich kommen, der hatte ſeine Sporen ſchon angezogen, und brachte das Schwert in ſeiner Hand, welches ihm Heymon an ſeine Seite gürtete. Dann ſchlug er ihn auch zum Ritter, und ſprach: „Gedenke an Gott, wie man den auf ſeine Backen ſchlug, und ihm das ſo lieblich war zu ertragen um unſerer Erlöſung willen. Ich ſage dir, zu der Ritterſchaft gehört viel; ich gebe dir weder Haus noch Burg, du mußt ſie mit deiner Hand von den Heiden und Türken gewinnen, wie ich auch habe gethan; aber du mußt mit mir nach Hofe reiten.“ Darnach nahm er den Writſart, und that wie er mit den andern zwei gethan hatte. Zum vierten ließ er auch Reinold vor ſich kommen; der war gar ſtolz und hochmüthig, und hatte ſeine Sporen ſchon umgeſchnallt; dem hing er auch das Schwert an, wie den andern; aber Reinold war ſo lang, daß Heymon auf ein Bänklein ſteigen mußte, als er ihn zum Ritter ſchlug. Darauf ſprach Heymon zu ſeinem Sohn: „ſtehe auf, Reinold, als ein frommer Ritter, und ſey muthig als ein Ritter; ich gebe dir allein Pierlamont, Montagne und Montfaucon, du ſollt nicht unterlaſſen auf die Türken zu ſtreiten.“

Jetzt brachte man vier ſchöne wohlgezierte Roſſe, das b
gab er dem Reinold, daß er darauf nach Hofe reiten ſo
denn er war ein Gutes ſtärker, und einen Fuß höher
die andern.

Als Reinold das Pferd anſah, dünchte es ihm ſchw
er ſchlug es mit der Fauſt vor den Kopf, und ſpr
„das Pferd iſt viel zu gering, mich zu tragen!“

Frau Aya, ſeine Mutter, die das mit anſah,
wunderte ſich deſſen und ſagte: „Auf dieſe Weiſe
du wohl alle Pferde todt ſchlagen, die man für dich bräch
Darnach brachte man ihm ein andres aus der Stadt,
höher und ſtärker war als das vorige, das ſchlug er
vor den Kopf, daß es nieder fiel. Zum dritten brachte
ihm noch ein andres, das war noch ſtärker und höhe
die andern; da ſprang er darauf, daß ihm Lenden-
Rücken zu Stücken brachen, und es bald darnach ſt

Als Heymon, ſein Vater, ſolches ſah, erfreute e
deſſen, daß ſein Sohn eine ſolche Kraft und Stärke
und ſprach: „Sohn Reinold, ſey nicht traurig, ſo
wohlgemuth, ich weiß noch ein Pferd, heißt Beyart
Pferdsſtärke von zehn, und iſt verwahret in einem ſ
Thurm; es darf niemand dazu gehen, wegen ſeines
das hat ein Kameelführer gewonnen; es iſt ſo geſ
im Laufen, wie ein Pfeil vom Bogen, ſchwarz wie ein
hat Augen wie ein Leopard, hat keine Mähnen.“

Als Reinold ſeinen Vater das Pferd ſo ſehr
hörte, ſprach er lachend zu ihm: „Vater, das
wohl ein Pferd für mich; ich wollte, es wäre mein
ſprach Heymon: „Ziehe deine Rüſtung an, das ra

dir, und verſuche, ob du es zwingen kannſt: aber ſieh dich wohl für, dann es iſt über die Maßen böſe, und läßt niemand zu ſich kommen, es zerbeißt Steine, gleich wie andere Pferde Heu.“ Als Reinold das hörte, ſprach er: „Soll ich mich gegen ein Pferd waffnen? Das wäre mir eine große Schande:“ doch folgte er ſeinem Vater und waffnete ſich, als ob er in den Krieg oder Streit ziehen wollte, nahm einen Stock in ſeine Hand, und ging zum Stalle hin, wo das Roß ſtand; und außer Vater und Mutter folgten ihm viel edle Ritter und Frauen, zu ſehen, was für Wunder Reinold mit dem Roſſe treiben würde.

Als er nun in den Stall kam, ſah er das Roß an, alsbald ſchlug ihn das Pferd vor ſeinen Kopf, daß er ohnmächtig zur Erde fiel. So bald Frau Aya dieß geſehen, rief ſie zu Gott und ſprach: „O Gott im Himmel, mein Sohn Reinold iſt todt!“ Dagegen rief Heymon den Reinold an und ſagte: „Mein Sohn Reinold, ſtehe auf, und zwinge das Roß; ich ſchenke es dir, denn ich gönne es niemand beſſer als dir!“ da rief die Mutter wiederum: „ach lieber Gott, wie ſoll er das Roß zwingen, er iſt todt.“ Heymon ſprach: „Hausfrau, ſchweiget ſtill, er iſt meines Geblüts; darum zweifelt nicht, er wird wohl wieder aufſtehen.“

Indeſſen kam jener wieder zu ſich, ſtand auf und nahm ſeinen Stock wieder zur Hand, in der Abſicht, das Roß damit zu zwingen; aber Beyart faßte ihn beim Hals und warf ihn von ſich in die Krippe, da wehrte ſich Reinold aufs möglichſte, nahm Beyart bei dem Hals, und hielt ſich männlich daran, ſchlug mit ſeinem Bengel gewaltig darauf, und wehrte ſich ſo tapfer, daß er ihm das Gebiß in das Maul brachte; zäumte das Roß, ſprang in aller Eil darauf, und ritt aus dem Stall; da floh ein jeder und fürchtete ſich vor dem großen Roß Beyart. Als Reinold und Beyart auf den Plan kamen, gab er ihm die Sporen, und ließ ihm den Zaum ſchießen, denn er ſaß ſo feſt, als wenn er darauf gewachſen oder gemauert geweſen wäre, und ſprengte ihn über zween weite Gräben, deren jeglicher über vierzig Fuß breit war. So bezwang er das Roß, bis es ganz müde worden; da ritt er es wieder in den Stall, ſtieg ab, putzte und wiſchte es. Als er es nun wohl gereinigt hatte, ſprach er: „Dieß Roß wollte ich jetzund um kein Geld noch Gut verkaufen!“ Denn er zwang es, daß es vor ihm ſtand und zitterte; es neigte und beugte ſich gegen ihn, wann er aufſitzen wollte, er hatte es dermaßen gezähmt, daß ein Kind darauf ſitzen konnte. Und als es nun alſo abgerichtet war, ließ er gar köſtliches Gezeug dazu machen, Sattel und Zaum, und alles was dazu gehört. Und nun machte ſich er fertig, mit ſeinem Vater nach des Königs Hofe zu reiten.

—

So reiſete Graf Heymon mit ſeinen vier Söhnen in voller Rüſtung, als wann ſie zum Streite wollten, nach Paris in Begleitung des Grafen Roland, Grafen Wilhelm, Grafen Bernhard, und Grafen Bertram, ein jeglicher aufs allerſchönſte geziert. Als ſie nun nahe bei Paris waren, und König Karl vernahm, daß Graf Heymon mit vier Söhnen ſo ſtark gewaffnet ankomme, ſandte er alsbald einen Herrn zu ihm, begehrte, er ſollte ſich entwaffnen und die Rüſtung von ſich legen, welches auch Graf Heymon auf des Königs Begehren that. Darauf machte ſich König Karl ſammt ſeinem Volk auf, den Grafen Heymon mit den Seinigen freundlich zu empfangen und einzuholen, und zog ihm feierlich entgegen.

Als Ludwig, der junge König, ſolches gehört, ſprach er zu ſeinem Vater: „Ey Vater, wollt ihr dem entgegen gehen und ihn empfangen, der Eurer Majeſtät und den Eurigen ſo todfeind iſt, und dieſelbe verfolget hat, wo er konnte und mochte?“ Da ſprach König Karl: „Mein Sohn, ich will, man ſoll den Zank und Streit ruhen laſſen, und fortan guten Frieden halten, es hat lang genug gewähret: darum mache dich fertig, du mußt mit mir ziehen, und deine Vettern helfen freundlich empfangen.“ Zu ſolchem Ende ließ König Karl ſeine ganze Ritterſchaft ausrüſten; dazu alle Frauen und Jungfrauen ſo ſchön, als ihm möglich. Als ſie nun zuſammen trafen, empfing König Karl den Heymon ſammt den Seinigen ganz liebreich, und in aller Herrlichkeit, wie ſichs geziemte; denn das war das erſtemal in dreißig Jahren, daß er den Heymon gewaffnet geſehen. Aber Ludwig, der junge König, nahm ſich Heymons nicht an, ſondern ſchwieg ganz ſtill. Als Graf Roland ſolches geſehen, trat er zu ihm, und begehrte von ihm, er ſollte den Heymon ſammt ſeinen vier Söhnen auch freundlich begrüßen. Ludwig jedoch antwortete ihm: „er habe mit dem Heymon und ſeinen vier Söhnen nichts zu ſchaffen.“

Ritter und Frauen, welche den Reinold ſammt ſeinem Roß Beyart geſehen, verwunderten ſich und ſprachen eines nach dem andern: „Iſt dieſes der Ritter Reinold, des Heymons Sohn? er iſt fürwahr der trefflichſte und ſchönſte Fürſt von ganz Frankreich!“ Das hörte der junge König Ludwig; er zürnte heftig über dieſe Rede, denn er ließ ſich dünken, es wäre keiner ſchöner an Leib und Gliedern, keiner trefflicher in ritterlichen Thaten, und keiner ſo beredt, als er. Deswegen antwortete er auf jene Rede: „Wo hat man wohl gehört, daß Heymon Kinder mit Frau Aya gehabt hat? Es müſſen ſeine Kinder nicht ſeyn, ſondern er muß ſie für ſeine Kinder angenommen und dazu erkauft haben! Ich will in kurzer Zeit erfahren, ob der Reinold mein Vetter iſt oder nicht! Darauf ging er zu Reinold, bot ihm die Hand und hieß ihn willkommen ſeyn. Reinold dankte ihm höchlich; alsbald ſprach König Ludwig zu Reinold: „Vetter, ihr habt ein ſchön Pferd; wäre es nicht rathſam, daß ihr mir das Pferd verehrtet? Ich wollte euch viel dagegen geben!“ Darauf antwortete Reinold: „Fürwahr, mein lieber Vetter, wenn ich es jemand gebe, ſo ſollt ihr der nächſte ſeyn, ich will euch wohl gerne mit Leib und Gut dienen, wo ich kann und mag, aber das Pferd euch zu geben, das kann ich jetzt nicht thun, weil kein ander Pferd mich tragen kann, als dieß, und ich kann mit keinem andern daſſelbe ausrichten, was dies vermag.“ Da König Ludwig das vernahm, ſprach er mit zornigem Muth: „Jetzt ſehe ich, er iſt von keinem geringen Geſchlecht!

Wenn ich aber gekrönet bin, und in meiner Majeſtät ſitze, und die Lehen austheile, ſo will ich ihm auch nichts geben!“ Als dieß vor Reinold kam, ward er auch zornig, ging zu König Ludwig und ſprach: „Ich habe vernommen, daß Eure Majeſtät mir keine Lehen geben will. Darnach frag' ich gar nichts, ich bedarf es Gott Lob auch nicht; mein Vater hat mir ſo viel gelaſſen, daß ich von Eurer Majeſtät zu leben nicht benöthiget bin, weiß derohalben Eurer Majeſtät keinen Dank!“

Nach dieſem gingen ſie mit einander in einen luſtigen Garten, wo der König Karl gern verweilte; hier ward allerhand Kurzweil getrieben, mit Muſik und Turnierſpiel, im Beiſeyn vieler Frauen. Als nun Zeit war, daß man Tafel halten ſollte, befahl der König Ludwig, daß man den vier Heymons-Kindern kein Eſſen und Trinken vorſetzen ſollte, viel weniger ihren Roſſen. Da gab man Waſſer die Hände zu waſchen, erſtlich dem Pabſt, darnach den Patriarchen, ſodann dem König und der Königin, und ſofort allen Edeln und Rittern, die da zugegen waren, und man ſetzte einen jeglichen nach ſeinem Stand zu Tiſche; aber der vier Heymons-Kinder war nicht gedacht. Und ward alſo vortrefflich Tafel gehalten. Als Reinold ſah, daß man ihnen nichts geben wollte, gedachte er, er müßte zu eſſen haben, es wäre dem König lieb oder leid; deßwegen erhub er ſich, ſtieß die Küchenthür mit einem Fußtritt auf, daß ſie in viel Stücke ſprang, und lief zur Küche hinein, nahm daſelbſt etliche Schüſſeln mit Eſſen, und trug ſie ſeinen Brüdern zu. Da der Koch ſolches ſah, wollt er dem Reinold die Schüſſeln nicht verabfolgen laſſen, und ſprach: „Laß die Schüſſel ſtehen, du loſer Vogel, oder ich muß etwas anders vornehmen!“ Darüber ergrimmte Reinold, ſchlug den Koch mit der Fauſt, daß er zur Erde fiel, und ging mit den Speiſen fort zu ſeinen Brüdern.

Wie ſolches vor den König kam, daß der Koch todt geſchlagen wäre, da fragte der König, wer es gethan hätte? Sie ſprachen: „Reinold, des Heymons Sohn, hat es gethan, weil ihm der Koch nicht wollte zu eſſen geben.“ Da ſprach der König: „Ihm iſt recht geſchehen, wenn er meinem Vetter ſolches weigerte, da doch ſo mancher Fremdling hier geſpeiſet wird!“ Von Stund an bekam Reinold alles, was ſein Herz begehrte, worüber König Ludwig gar heftig erzürnt war. Nun kam der Marſchall zu Reinold, und ſprach: „Junger Herr, ihr habt dem Koch groß Unrecht gethan, daß ihr ihn todt geſchlagen; wenn er mir verwandt wäre, ich wollte ſeinen Tod an euch rächen!“ Da antwortete Reinold: „Ihr ſeyd nicht kühn genug, ſolches zu rächen.“ „Da ward der Marſchall zornig und ſchlug nach Reinold, er aber verſetzte den Streich, und ſchlug den Marſchall zur Erden, und ſtieß ihn mit dem Fuß, daß er weit in den Saal rollte, daß es König Karl ſah.“ Da ſagte König Ludwig zu ſeinem Vater: „Gnädigſter Herr Vater! wenn ihr ſolchen Muthwillen an eurem Hofe ungeſtraft laßt, ſo wird es Eurer Majeſtät ſchlechte Ehre bringen!“

Bald hernach ließ König Karl gebieten, obgleich der Marſchall an dem Streiche geſtorben war, daß niemand ſo verwegen ſeyn ſollte, ſich dem Reinold zu wiederſetzen.

Als es nun wieder ſtill war, ließ man alle Muſiken klingen, und die Kurzweil nahm ihren Fortgang, bis es Nacht ward. Da ließ König Ludwig wieder gebieten, man ſolle des Heymons vier Söhnen kein Bett anweiſen, daß ſie nicht mit Ruhe ſchlafen könnten. Als Reinold dieß geſehen, ward er abermal zornig und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Was ſoll es gelten, wir bekommen über Nacht noch das beſte Bett?“ Als nun jedermann zu Bett und im erſten Schlafe war, da nahm Reinold ſeine Wehr in die Hand, und machte einen großen Tumult unter Freunden und Verwandten, Edeln und Unedeln; welcher zuerſt davon kam, war der beſte; er trieb ſie alle aus den Betten, daß er ihrer an dreißig ledig fand. Dann legte er ſich ſammt ſeinen Brüdern in die beſten, die er am Hofe traf, und ſchlief im guten Frieden, bis an den hellen Morgen.

Früh Morgens liefen die Vertriebenen zum König Karl, und klagten ihm, wie es ihnen ergangen wäre, und wer ſolches gethan hätte; begehrten zugleich, er ſolle über ſolche Gewalt Gericht halten, und den Reinold ſtrafen. Da ſchalt ſie der König, daß ſie alle über Einen Mann klagten, und ſprach: „Wie, laſſet ihr euch alle vertreiben von einem Einzigen? Darüber kann ich keine Strafe erkennen, denn er hat eine ritterliche That gethan!“ Als Reinold ſammt ſeinen Brüdern ſich angezogen, gingen ſie nach des Königs Hof; da begegnete ihnen der König mit den Biſchöfen, Königen und Herzogen. Dieſe wollten nach des jungen Königs Ludwig Wohnung gehen, da gingen auch die Heymons-Kinder mit. Als ſie nun vor Ludwigs

Zimmer kamen, ſprach König Karl: „Sohn, ſtehe auf, denn heut iſt der Tag, da du zu hohen Ehren kommen wirſt; ich will dir heute meine Krone von Frankreich, ſammt allen zugehörigen Ländern übergeben, und dich zum Könige krönen!“

König Ludwig dankte ſeinem Vater, ſammt allen Herren, ſo zugegen waren, höchlich und mit Ehrerbietung, bot ihnen allen die Hände, und empfing ſie gar freundlich. Dann gebot der König Karl, Heymon ſollte ſeinen vier Söhnen ſagen: was ſie für Aemter an ſeinem Hofe verſehen wollten, die wollte er ihnen geben; machte alſo den Reinold zum Haushofmeiſter, Adelhart ward Schultheiß, Rittſart mußte dem König aufwarten, und Writſart den Biſchöfen. Als nun der König Ludwig gänzlich zu der Krönung fertig war, führte man ihn zu der Kirche, da gingen Adelhart und Writſart vor ihm her und neben ihm ging Reinold, hinter ihm folgte Rittſart und Heymon der Vater. Dieſe Gebrüder trugen einen Thronhimmel über dem König Ludwig, daß es auf ihn nicht regnen konnte. Wie nun König Ludwig in die Kirche kam, führte man ihn auf das Chor, welches gar herrlich gezieret war, da ſtand König Karl neben König Ludwig; die andern Herrn ein jeder nach ſeiner Ordnung. Heymon aber mit ſeinen Söhnen begab ſich dahin, wo er am beſten Platz fand.

So ward König Ludwig in die Kirche geführt vor St. Mariens Altar, da ſang der Biſchof Turpin das Amt der Meſſe, und der Patriarch von Jeruſalem diente ihm dazu, und ſolches geſchah mit großem Triumph und Frohlocken. Als es nun dazu kam, daß man zum Opfer gehen ſollte, da opferte König Ludwig einen goldnen Byzantiner, darnach kam Reinold, und opferte deren zwei. Als ſolches König Ludwig ſah, meinte er, ſein Opfer wäre zu ring gegen Reinolds, und opferte auch noch zwei Goldſtücke. Als dieſes der Reinold merkte, daß König Ludwig noch mehr geopfert habe als er, opferte er noch drei Byzantiner. Als Heymon dieſes ſah, ſagte er: „Zu guter Zeit, und glückſeliger Stunde biſt du geboren; ich wollte, daß ich alle meine Güter verkauft hätte um lauter Byzanten, und hätte ſie hier, du ſollteſt ſie opfern.“

Auf dem Altar fehlten noch Oel und Kerzen. Darum winkte Ludwig ſeinem Vater König Karl. Da bat der König Gott den Allmächtigen, daß er ſeinem Sohn wollte zukommen laſſen, was zu ſolchen Ehren gehört. Alsbald kamen zwo Tauben und brachten Oelkerzen und Feuer. Als das da war, erzeigte man ihm große Ehre, und opferte dieß heilige Sakrament. Wie nun die Meſſe ſo weit gekommen war, daß man das Paternoſter ſingen ſollte, brachte man eine ſchöne königliche Krone, mit vielen köſtlichen Edelſteinen geziert, und ſonderlich mit drei gelben Rubinen, die ſetzte man ihm auf ſein Haupt; dann wünſchten ihm alle Ritter und Edelleute, die zugegen waren, Glück, und ſolches zum Zeichen, daß ſie ihm unterthänig und gehorſam ſeyn wollen, als einem Könige von Frankreich. Auch war herrliche Muſik von vielerlei Inſtrumenten zugerichtet, wie man vormals nie bei einer Krönung gehört hatte. Und als König Ludwig alſo gekrönt war, gürtete man ihm ein bloßes Schwert an ſeine Seite, zum Zeichen, daß er die

Gerechtigkeit erkennen, dieſelbige vertheidigen, und das Königreich beſchützen und beſchirmen ſolle. Als dieß geſchehen, führte man ihn zum Pallaſte; der Papſt ging an der rechten, der Patriarch an der linken Seite, darnach König Karl mit den zwölf Genoſſen von Frankreich, dann viel Biſchöfe und Cardinäle, zuletzt kam Graf Heymon mit ſeinen vier Söhnen und den Edeln. Als ſie nun zum Pallaſte kamen, waren die Tafeln alle bereit, und ſollte ſich ein jeder nach ſeinem Stand und Herkommen ſetzen, und Mahlzeit halten. Da nahm Reinold ſamt ſeinen Brüdern ihrer auſerlegten Aemter wahr. Rittſart diente mit zwei Biſchöfen an des Königs Karl Tafel, wo auch ſein Vater Graf Heymon ſaß. Adelhart wartete im Saal gar höflich auf, Writſart diente zweien Fürſten und andern Grafen, Reinold that auch, was ihm befohlen war, kurz, ein jeglicher war ſorgfältig für ſein Amt.

Als die Mahlzeit vollbracht und alles überflüſſig ſatt war, da fing man an zu tanzen und zu ſpringen mit ſchönen Frauen, und war große Freude daſelbſt mit Muſik und Saitenſpielen; ein jeglicher zeigte ſeine Kunſt auf da Allerzierlichſte. Dann legte ſich König Karl zur Ruhe, und König Ludwig ließ öffentlich mit Trompeten ausrufen wer das Lehen von ihm empfangen wolle, der ſolle ihm folgen, und alſo ging er in einen ſchönen Baumgarten darin ein Luſthaus aufgerichtet war, ließ daſelbſt all Edle vor ſich kommen, einen jeden nach ſeinem Stand un Herkommen, und theilte Lehen und große Geſchenke au je nachdem ein jeglicher würdig war. Nur Heymons Kindern, denen wollte er nichts geben. Als dieſe inne wu den, daß die Lehen alle ausgetheilt waren und ihnen nichts zu Theil worden, liefen ſie hin und klagten es ihrem Vater. Der eilte mit zornigem Gemüthe zu König Karl mit dieſen Worten: „Allergnädigſter Herr König! es hat Euer Majeſtät Sohn, König Ludwig, Lehen, ſamt allen Geſchenken, unter die Edelleute, die am königlichen Hofe ſind, ausgetheilt, ausgenommen meine Kinder; dieſelbe hat er nicht begabt, obwohl ſie Euch und Ihm allezeit und mehr Gehorſam geleiſtet, als alle andere, und ich wüßte nicht, daß ſie ſich je ungebührlich gegen Seine Majeſtät verhalten hätten.“

König Karl, als er ſolches von Heymon vernommen, ſprach zu ihm: „Laſſet eure Kinder, meine Vettern, zu mir kommen, ich will ſie durchaus nicht verworfen haben, ich will ſie mit ſtattlichen und herrlichen Lehen belehnen, wie wenige Herren an meinem Hofe!“ Graf Heymon, dieß hörend, lief eilends hin, rief ſeinen Kindern, und brachte ſie vor den König Karl. Als ſie nun vor ihn kamen, fielen ſie auf ihre Knie und grüßten ihn mit gebührender Ehrfurcht. Da hieß ſie der König aufſtehen, bot ihnen die Hand und ſprach: „Dieweil ich vernehme, daß mein Sohn Ludwig, jetziger König von Frankreich, euch nicht begabt hat, ſo ſollet ihr wiſſen, daß ich euch um eurer treuen Dienſte willen, die ihr mir und meinem Sohn erwieſen, mit Aemtern belehnen will, wie keinen in meinem Reich. Dich, Ritſart, ſetze ich zu einem Markgrafen in Spanien ein, weil du der älteſte unter deinen Brüdern biſt; dieß Amt ſollt du mit Fleiß und Ruhe beſitzen und verwalten. Dich, Adelhart, mache ich zu einem Markgrafen in Polen;

das Amt ſollſt du zu verwalten haben; und, Writſart, dir gebe ich eine Landſchaft zwiſchen Paris und Löwen, da kannſt du ehrlich Hof halten und leben. Du aber, Reinold, ich muß deiner auch eingedenk ſeyn, ich gebe dir ganz Artois, Hennegau, Angers und Valois.“

Die Brüder fielen auf ihre Knie, und dankten dem Könige höchlich; ein jeder empfing ſeine Lehen mit Freuden; darnach gingen ſie in den Baumgarten, zu den andern Herren, die bei König Ludwig waren. Als dieſer vernahm, daß Heymons Kinder alſo beehrt waren, ward er zornig und mißgönnte ihnen das. Da ging Heymon mit ſeinen Kindern zu König Ludwig und ſprach: „Gnädiger Herr König, ich ſage Euer Majeſtät höchlichen Dank für die Ehre, die Ihr meinen Söhnen angethan habt; wenn ich's heut oder morgen mit meinem geringen Dienſt wieder erſetzen kann, werde ich allezeit mich willig finden laſſen.“ Darauf antwortete König Ludwig: „Ich habe wohl vernommen, daß mein Vater König Karl eure Kinder ſtattlich begabt hat; aber ich bin damit nicht zufrieden, denn es iſt wohl der halbe Theil meines Reichs; das will ich nicht laſſen, ſondern will es zu gelegener Zeit wieder zu mir nehmen.“ Damit verließ er den Grafen Heymon und ſprach: „Ich muß einmal ſehen, ob meine Edelleute auch ſtark und mächtig genug ſind, die Waffen zu führen, und wills an einem Steinwurfe probiren;“ und ſprach: „Ich vermeſſe mich, daß ich der ſtärkſte und edelſte bin im ganzen Königreich.“

Da ſchwiegen alle Herren und Edelleute ſtille, und antworteten ihm nichts. Darauf redete er die Worte noch einmal. Da wurde Heymon zornig, konnte die Vermeſſenheit Ludwigs nicht länger dulden und ſprach: „Herr König! ſeyd ihr ſo ſtark und hochgeboren, ſo danket Gott darum, das kann ſich mit der That offenbaren, was darf Euer Majeſtät ſich deß viel rühmen? Ich weiß einen Jüngling von zwanzig Jahren, wenn der ſeine Stärke wollte gebrauchen, er würfe den Stein weiter als Ihr, und gebrauchtet Ihr Eure ganze Stärke dazu!“ Da ward König Ludwig ſehr zornig, und ſprach zu Heymon: „Du alter Griesbart! Gott ſtrafe dich, ich ſage dir fürwahr, wenn ich nicht die Gewalt Gottes ſcheute, ich wollte dich ſo zurichten, daß du es nicht leicht vergeſſen würdeſt! Laß deine Kinder herkommen, und ihre Macht an dieſem Stein verſuchen!“ Da warf König Ludwig ſeinen Mantel von ſich, und nahm den Stein, und warf ihn dreißig Fuß Wegs weit, im Angeſicht vieler Edelleute; darnach warfen die Edelleute einer nach dem andern, und zwar die Vornehmſten und Stärkſten von Frankreich; aber es war keiner ſo mächtig im Werfen als König Ludwig, der behielt den Preis über die andern alle. Als dieſer ſah, daß er vor andern Edelleuten Meiſter war, ſprach er zu Heymon mit ſtolzen Worten: „Was ſaget ihr nun, Alter? Wo iſt euer Sohn Reinold? Warum kommt er nicht, und wirft gegen mich, und berechtigte euch ſolche Worte zu reden, wie ihr vor dieſer Zeit geredet habt: es wäre keiner ſo mächtig, als euer Sohn Reinold? Wo bleibt er? Eure eignen Worte ſollen euch jetzt ſchamroth machen.“ Als Heymon dieſe ſchimpfliche Rede hörte, ſprach er: „König Ludwig! für ſo ſtolz halte ich Eure Majeſtät nicht, daß ſie eine Hand an mich legen dürfte; und ob ſolches geſchähe, würde es euch nicht wohl bekommen!“ Da antwortete ihm König Ludwig und ſprach: „O Alter! laufe nun hin, und rufe deinen Sohn Reinold, daß er gegen mich werfe!“

Solche Schimpfrede verdroß den Heymon ſo ſehr, daß ihm die Augen überliefen; gleichwohl ging er hin, und rief ſeinem Sohn, der im Garten war, ſamt ſeinen Brüdern, wo ſie ſich luſtig machten mit Springen, und anderer Kurzweil mehr, mit ſchönen Frauen und Jungfrauen. Als nun Reinold ſeinen Vater alſo zornig ſah, und ihm die Thränen über die Wangen liefen, verließ er ſeine Geſellſchaft, wiewohl ungern, kam zu ſeinem Vater und ſprach: „Allerliebſter Vater! was iſt euch widerfahren, daß ihr ſo bitterlich weinet und ſo traurig ſeyd? Ich wills rächen, und ſollt' es mich mein Leben koſten!“ Graf Heymon antwortete ſeinem Sohn mit zornigem Gemüth, was König Ludwig zu ihm geſprochen, und daß er ihn einen alten Griesbart geſcholten. „Nun aber, mein Sohn! wirſt du des Königs Uebermuth nicht rächen, ſo muß ich ſterben; ich bitte dich, nimm den Stein und wirf mit ihm ihn die Wette, damit er ſieht, daß andere auch etwas gelernt haben, und als Männer beſtehen können, damit ich nicht als Lügner daſtehe!“ Reinold ſprach: „Vater! es geziemt ſich nicht, daß ich ſolches thue, denn Ludwig iſt nun unſer König; ſeine Reden entſpringen nur aus ſeiner Jugend, darum ſeyd zufrieden, ich will gar keine Gemeinſchaft mit ihm halten.“ Als Heymon dieſe Worte von Reinold hörte, ward er zornig und ſprach: „mein Sohn! wenn du mich in dieſer Schande ſtecken läſſeſt, und wirfſt nicht gegen König Ludwig, ſo muß ich ſterben.“ Da ſprach Reinold: „Ja, Vater, ich will ihn überwinden mit Werfen, wenn er gleich der Teufel wäre!“ Stand alſobald auf, und ging mit ſeinem Vater in den Garten, wo König Ludwig mit ſeiner Geſellſchaft war; ſeine Brüder ſamt andern Edelleuten folgten ihm nach, dazu viel ſchöne Frauen, die wollten das Werfen mit dem Stein auch ſehen. Als ſie nun an den Ort kamen, wo König Ludwig den Stein geworfen, nahm Reinold den Stein auch und warf ihn um einen Fußwegs weiter, als König Ludwig. Darüber erzürnte der König heftig, weil ihn vorhin keiner hatte überwinden können. Er hieß ſich den Stein bringen, warf ſeinen Mantel von ſich, ſetzte die Krone vom Haupt, nahm den Stein und warf ihn noch weiter als Reinold gethan hat. Wie Reinold ſah, daß der König ihn überwunden hatte, nahm er den Stein, und warf denſelben noch viel weiter, als König Ludwig, alſo, daß er vermeinte, der König ſollte ihn nicht weiter werfen können; wie auch geſchah. Da nahm der König den Stein, und warf ihn noch einmal mit ſolcher Kraft, daß ihm das Blut zu Mund und Naſen auslief; aber Reinold blieb Ueberwinder im Werfen, und jedermann gab ihm das Lob, und mußte erkennen, daß er gewonnen hatte.

Als Heymon dieſes ſah, daß ſein Sohn den Preis erhalten hätte, ſprang er vor Freuden auf und dankte Gott für ſolche Wohlthat.

König Ludwig mußte hören, daß Reinold von allen Edlen und Frauen alſo geprieſen wurde; da ward er ſehr zornig und ſprach zum Volk: Es iſt doch ein Wunderding, daß ihr dieſen ſo lobet um ſeines Werfens halber; wer weiß, ob es Heymons Sohn iſt; vielleicht iſt er dazu erkauft, und iſt etwa ein Bauernknecht; deren findet man noch mehr, die ſo ſtark ſind, wie der beſte von Adel; darum iſt er deſto weniger lobenswürdig."

Da ſprach Heymon zu Reinold: „Nun wohlan, mein Sohn! weil du dich ſo ritterlich gegen König Ludwig gehalten, darum iſt dir jetzt mein Roß Beyart zum Eigenthum geſchenket: mich nimmt groß Wunder, daß du deine Macht bishierher haſt können verhalten; hätteſt du gewollt, du hätteſt den Stein noch weiter geworfen!" Reinold fing an zu lachen, dankte ſeinem Vater für das Geſchenk, und war wohl zufrieden. Als nun König Ludwig dieſe Worte hörte, ging er von dannen und ſchämte ſich. Da begegnete ihm Guillon, Herr von Rodes, und Makarius Foukon; dieſe waren alle beide Verräther, und König Ludwigs nächſte Räthe. Dieſelben grüßten den König, und fragten ihn, wer das Spiel gewonnen hätte mit dem Steinwerfen? aber der König ſchwieg ſtill, und gab ihnen keine Antwort; da ſprach Makarius: „ich ſehe wohl, gnädiger Herr König! daß Reinold Euch überwunden; aber ich weiß Rath, damit Euer Majeſtät bei Ehren bleibe, und ein jeglicher Euch lobe. Ihr ſollt wieder in den Garten gehen, und Heymon in die Arme nehmen, daß es Jedermann ſieht, und ſprechen (jedoch aus einem falſchen Herzen): Heymon! ihr möget Gott im hohen Himmel danken, daß er euch ſolchen ſchönen und ſtarken Sohn gegeben hat, der aller Edelleute Meiſter, ſowohl in der Schönheit, als in der Stärke und Geſchwindigkeit iſt, wie der, welcher öffentlich über mich geſiegt hat.“ Darnach ſollet ihr zu Adelhart, ſeinem andern Sohne ſagen; daß er mit euch in die Kammer gehe, und ſpiele das Schachſpiel; und ſo er ſich deß weigert, ſo ſaget zu ihm, er habe ſich vermeſſen, er könne das Spiel beſſer als Ihr. Wenn er das nicht geſtehen will, ſo ſaget zu ihm, daß wir drei es gehört haben; dann wollen ihn überweiſen, und wenn es nöthig ſeyn wird, wollen ihrer noch mehr zu uns nehmen, die ſolches auch ſagen ſollen. Wenn er alsdann mit Euch zu ſpielen einwilligt, ſo ſagt zu ihm, und bekräftigt das mit einem Eide: wer fünf Spiele nach einander gewinne, der ſoll des andern Haupt gewinnen, und ſolches mit keinem Geld oder Gut bezahlen. Sobald Ihr nun die Spiele alle gewonnen habt, ſollt Ihr dem Adelhart den Kopf herunterſchlagen; ſolcher Geſtalt kann Eure Majeſtät des Reinold Uebermuth an ſeinem Bruder Adelhart rächen.“

Als König Ludwig dieſen Rath von Makarius angehört, gefiel es ihm auch wohl, denn er ließ ſich dünken, es ſey keiner im ganzen Königreiche, der über ihn wäre im Schachſpiel; deshalb ließ er den Adelhart zu ſich kommen; Adelhart aber, als Schenk, vermeinte der König wollte trinken, lief hin zum Keller, holte ein goldenes Trinkgeſchirr voll Weins und brachte es dem König Ludwig. Aber der König ſchüttelte den Kopf, und ſprach mit zornigem Gemüth: „Ich begehre nicht zu trinken.“ Da fragte Adelhart den König, was ihm wäre, ob ihm irgend Jemand leid gethan hätte; das wollte er an demſelbigen rächen. Da ſchlug der König alsbald nach dem Adelhart, daß ihm das Geſchirr mit dem Wein aus der

Hand fiel und ſprach: „Ich habe vermeint, ich hätte Blutsverwandte zu Freunden an meinem Hof, die mich vertheidigen ſollten; ſo hab ich meine größte Feinde bei mir! Es war nicht genug, daß mich Reinold mit dem Steinwurf überwunden hat, ſondern du, Adelhart, haſt dich vermeſſen, du wolleſt mein Meiſter ſeyn im Schachſpiel. Solches ſtehet mir nicht an zu leiden, denn Ihr ſuchet mich zu erniedrigen!“

Als der König ausgeredet hatte, antwortete ihm Adelhart und ſprach: „Herr König! das wird ſich nicht ſo befinden; von ſolcher Vermeſſenheit weiß ich nichts; dieſer Worte hab' ich keines geſprochen; ſo Jemand mir ſolches nachredet, der thut mir Unrecht; und ich will mich, das Schwert in der Hand, vertheidigen!“ Da ſprach der König wiederum: „Das hilft dir nicht, du mußt mit mir ſpielen, ich will es nicht alſo beruhen laſſen!“ Da nahm Makarius den Adelhart bei der Hand, und gingen mit dem König in ein Zimmer, darin war Guillon, der Herr von Rodes, mit ſechs oder ſieben Herren, die ſprachen alle, daß ſich der Adelhart vermeſſen hätte, er könnte beſſer Schachbret ſpielen als der König. Als Adelhart dieſes angehöret, ſprach er ganz ſanftmüthig: „Wenn es denn nicht anders ſeyn kann, ſo muß ich es geſchehen laſſen.“

Da brachte man zur Stund' ein ſchönes Spielbret. König Ludwig ſprach zu Adelhart: „ich will mit dir ſpielen, und wer fünf Spiele hintereinander gewinnt, der ſoll dem andern das Haupt abſchlagen.“ Darauf ſprach Adelhart: „Gnädigſter Herr König, ich ſpiele nicht um ſo ein großes Kleinod;“ auch wäre es eine Schande, daß Eure Majeſtät ihr

Haupt gegen das meine ſetzen ſollte, aber um Städte und Schlöſſer will ich mit Euch ſpielen. Da ſchwur der König einen Eid bei ſeiner Krone, er wolle um nichts anders ſpielen, als um ihre beiden Häupter. Darauf ſprach Adelhart: „wohl in Gottes Namen, wenn es nicht anders ſeyn kann, ſo muß ich zufrieden ſeyn.“ Da gedachte Guillon bei ſich ſelbſt: „Dieß wird gut werden: der Spaß wird angenehm; wäre der König todt, ſo wollt' Ich noch die Krone in Paris tragen.“

Als ſie nun zuſammen ſpielten, ließ Adelhart dem König Ludwig den Vorzug, da gewann König Ludwig drei Spiele nach einander, worüber er gar vermeſſen ward und ſagte zu dem Adelhart: „wenn ich gleich gegen deinen Bruder im Steinwerfen verloren habe, ſo will ich doch dir den Kopf abſchlagen!“ Als Adelhart dieſe vermeſſenen Worte angehört, ſprach er zu dem König: „Gnädigſter Herr König! ob es Sache wäre, daß ich das Spiel gegen Eure Majeſtät verliere, wollt ihr mir nicht daſſelbige mit Geld oder Gut laſſen bezahlen?“ Da ſprach der König: „Nein, Adelhart! ich nehme nicht all dein Geld und Gut für deinen Kopf.“ Da gedachte Adelhart in ſeinem Herzen, ſeufzete zu Gott, und ſprach: „O du mein Gott und Herr! ich bitte dich bei dem bittern Leiden und Sterben deines lieben Sohns Jeſu Chriſti, du wolleſt mir die Gnade geben, daß ich mit Ehren komme aus dieſem Spiel.“ Unterdeſſen ſpielten ſie immerfort, ein jeder that ſein beſtes, um zu gewinnen. Als ſie nun lange geſpielt hatten, da erhörete Gott des Adelharts Gebet, der den Gerechten niemals verlaſſen hat, und ließ zu, daß Adelhart im Spiele gewann; darüber erzürnte der König gar heftig; bald darnach gewann er das andere, das dritte, das vierte und das fünfte. Als er nun alle fünf Spiele gewonnen hatte, war er gar fröhlich, dankte Gott und ſprach zum König: „Mein lieber Vetter, und gnädigſter Herr König! Nun iſt Eurer Majeſtät bewußt, daß ich Euer Haupt gewonnen habe, eurem Begehren nach; aber ich begehre ſolches nicht: jedoch bitte ich, ihr wollet ein andermal um ſolch köſtlich Pfand nicht mehr ſpielen; der euch den Rath gegeben, den hat euer Leben gedauert!“

Ueber ſolche Worte ergrimmete der König ſehr, ergriff das Spielbrett, und ſchlug damit den Adelhart in das Angeſicht, daß das Blut lief; Adelhart war traurig, durfte ſich nicht wehren, und lief nach dem Stall, da das Roß Beyart ſtand. Da kam ſein Bruder Reinold und ſah, daß er blutete; fragte, wer ihn geſchlagen hätte. Adelhart durfte nicht ſagen, daß es der König Ludwig gethan, ſondern ſagte „Niemand.“ Da ſprach Reinold: „Mich dünkt, du lügeſt; du ſollſt mirs ſagen, wer es gethan hat, ſo lieb ich dir bin.“ Da ſprach Adelhart: „Ich habe mich geſtoßen.“ Reinold glaubte es nicht, zog ſeine Wehr und bedrohte den Adelhart, daß ers ihm ſagen mußte. Da begehrte er ſeines Leibes Gnade, und ſprach: „Bruder! ſey ruhig, ich will dir alles ſagen!“ und nun erzählte er ihm den ganzen Verlauf der Sache. Da ſprach Reinold zu dem Adelhart: „Ein ſolch gewonnenes theures Pfand will ich nicht dahinten laſſen, Inſonderheit eines Königs Haupt!“

Reinold und Adelhart gingen zu ihrem Vater und
klagten ihm, wie es Adelhart mit König Ludwig ergan-
gen war. Dieß erſchreckte den Vater ſehr, und er ward
traurig. Da befahl er, man ſolle ſich rüſten, und zu den
Wehren greifen, auch die Pferde ſamt dem Roß Beyart
heimlich aus der Stadt führen, daß es bei Hof nicht
kund würde. So zog er aus der Stadt. Als nun alles
ertig war, ſprach Reinold; „ich will des Königs Haupt
aben, es koſte, was es wolle,“ zog deshalb mit ſeinem
Bruder Adelhart die Waffen an, nahm ein bloß Schwerdt
nter den Mantel in die Hand, und ging alſo an den Hof.

Als ſie dort ankamen, ſtand König Ludwig da, und
heilte Lehen aus, ſein Vater König Karl ſtand bei ihm;
Reinold und Adelhart grüßten König Karl, den Ludwig aber
icht. Und jetzt ergriff Reinold den König Ludwig bei dem
aar, ſchlug ihm das Haupt ab, und nahm den Kopf und
arf ihn gegen die Mauer, daß das Blut dem König Karl
s Angeſicht ſpritzte; darnach nahm er den Kopf wieder,
ab ihn Adelhart, und ſprach: „Siehe, da haſt du, was
im Schachſpiel gewonnen haſt.“

Da König Karl den Leichnam ſeines Sohnes vor
nen Augen ſah, ward er ergrimmt und ſprach zu ſei-
n Räthen: „O ihr edlen Herren und Grafen! die ihr
ch lieb habt, helfet mir den Tod meines Sohnes rä-
n, der ſo jämmerlich durch Heymon umgekommen iſt.“
on Stund' an bewehrten ſich bei zweihundert Ritter ſo gut
konnten, und verfolgten Reinold, der ſogleich mit ſeinem
uder die Flucht ergriff, und zu ihrem Vater eilte, wel-
r draußen auf dem Feld, mit dreihundert Mann wohl

gerüſtet lag. Als Reinold bei ſeinem Vater ankam, ſagte er: „Vater! laſſet uns fliehen, und gebt mir Beyart, denn ich habe dem König Ludwig ſein Haupt abgeſchlagen, und es meinem Bruder Adelhart gegeben. König Karl iſt jetzt unſer Feind.“ Da ſprach Heymon: „Das will ich durchaus nicht thun; die von Bourbon haben es niemals gethan, ſondern allezeit ihren Feind erwartet: alſo will ich auch thun, und den König Karl erwarten, und, wenn jemard von den Meinigen flieht, den will ich zur Stunde aufhenken laſſen.“ Da Reinold das von ſeinem Vater hörte, ward er gar fröhlich und wohlgemuth, und ſprang auf ſein Roß Beyart, auf welches er ſich verlaſſen konnte; die andern Brüder ſaßen auf ihren Pferden ganz wohl bewaffnet; ſo zogen ſie mit Freuden dem König unter die Augen. Als Reinold nun den König in eigner Perſon ins Geſicht bekam, ritt er ſtracks auf ihn zu, gab ſeinem Pferde Beyart die Sporen, und ſtieß den König mit Gewalt durch Schild und Halsband, daß er von ſeinem Pferde fiel. Reinolds Brüder aber ritten unter den größten Haufen, und thaten großen Schaden mit Fechten, daß Wunder davon zu ſchreiben wäre; darnach kam Heymon ihr Vater, der entſetzte ſie mit ſeinem Volk ſonſt wäre es ihnen übel gegangen; da befahl König Karl den Seinen, daß ſie den Heymon mit den Seinigen umringen, und alles niederhauen ſollten, was ſie bekämen. Als Heymon das merkte, ſprach er zu den Seinigen: „O ihr Herren und Freunde, es iſt hie kein anderes Mittel; wir müſſen uns wehren, ſo lang wir können.“

Heymons Volk wehrte ſich darauf ſo lange, bis ſie faſt alle erſchlagen, und ihre Pferde unter ihnen erſtochen waren; aber Reinold und ſeine Brüder thaten ihr Beſtes, und zuletzt blieben der Brüder Pferde auch todt. Doch Reinold that mit ſeinem Roß gar großen Schaden. Als er ſah, daß ſeine Brüder ihrer Pferde ledig waren, hieß er ſie hinter ihn auf den Beyart ſpringen, und alſo rannten ſie davon. Als König Karl dieß ſah, daß Reinold und ſeine Brüder alſo mit dem Roß Beyart davon kamen, und ihr Vater Heymon ſich noch tapfer zu Fuß wehrte, ward er traurig, fürchtete ſich vor dem Reinold, er möchte ſich einen Anhang machen, und ihn noch mehr überfallen. Als nun der Biſchof Turpin ſah, daß Heymon da ſtand, ſich ſo tapfer zu Fuß wehrte, und ſich nicht gefangen geben wollte, rief er ihm zu und ſprach: „Heymon, gieb dich gefangen,“ da antwortete ihm Heymon und ſprach: „Ja, Herr Biſchof, in euer Geleit und in eure Hand will ich mich gefangen geben!“

Der Biſchof ritt ſogleich zum König, und fragte ihn, ob er den Heymon gefangen nehmen ſollte. Da ſprach der König: „Hätte ich ihn gefangen, ich ließ ihn zur Stunde aufhenken.“ Da nahm der Biſchof den Heymon zum Gefangenen an; der König aber verbannte ſeine vier Söhne aus dem Land, und ſchwur bei ſeiner Krone, er wollte Heymon henken, und ſeine Schweſter, Frau Aya, des Heymons Hausfrau, verbrennen laſſen, weil ſie ſolche Kinder geboren, die ſeinen Sohn Ludwig ums Leben gebracht hätten.

Da befahl der König dem Erzbiſchof Turpin, er ſolle den Heymon hinrichten laſſen; dieſer aber ſprach: „Gnädigſter Herr König, das wäre eine große Schande; da ich ihn gefangen nahm, hab' ich ihm verheißen, ihn unter meinen Schutz zu nehmen; und ehe ich ſolches zuließe, will ich ihm lieber beifallen, und ihm helfen mit meiner Macht!“ Ebenſo ſprach der ſtolze Roland, und andere mehr: „Herr König, es wäre nicht recht, daß man ihn hinrichten ließe, dieweil man ihm ſicher Geleit zugeſagt hat; zudem hat er ſich auch ritterlich gewehrt, daß Wunder davon zu ſagen wären.“ Er aber ſagte zu ihnen allen: „ich will gleichwohl, daß er ſterben ſoll, und Frau Aya, ſeine Hausfrau, will ich verbrennen laſſen, es koſte, was es wolle!“

Hierauf antwortete ihm Graf Roland und ſprach: „Allergnädigſter Herr König, das wäre die größte Schande, und ich weiß, es wird niemand von euren Genoſſen und Herren ſolches zugeben.“ Der König fragte Roland: „Stelleſt du dich gegen mich, Roland? „Nein,“ ſagte Roland, „aber ich ſage, es wird von euren Edelleuten nicht zugelaſſen werden, daß man den Heymon umbringe, und eure Schweſter, Frau Aya, verbrenne; ſie würden viel lieber alle darum ſterben, oder gegen eure Majeſtät ſtreiten, und ſich auflehnen.“ Als der Ritter Foukon dieſes hörte, ſprach er zum König: „Gnädiger Herr! allhie iſt Bertram mein Sohn, denſelben hab' ich auch ſehr lieb, und ob er etwas Uebels thäte gegen eure Majeſtät, ſo ſoll ich das entgelten müſſen! Darum, ob Reinold mit ſeinen Brüdern etwas gegen euch gehandelt habe, was können die Eltern dafür?“ Da ſprach der König zu Foukon: „Sofern mir Heymon ange loben will, daß er mir ſeine Kinder in meine Hand liefere, will ich ihn und ſeine Hausfrau ledig laſſen.“ Dieſes hörte Biſchof Turpin, und gab Heymon den Rath, er ſollte ſolches dem König verheißen. Da ſchwur Heymon und Frau Aya einen Eid bei St. Dionyſii Haupt im Beiſeyn vieler Herrn von Adel, daß ſie dem König ihre Kinder liefern wollten, nach ſeinem Gefallen mit ihnen zu handeln, ſofern es ihnen möglich wäre.

Reinold und ſeine Brüder kamen inzwiſchen in aller Eil zu dem Schloß Pierlamont; da erzählten ſie, was ſich begeben hätte, wie ſie ihren Vater zu Fuß verlaſſen und tapfer gegen ſeine Feinde geſtritten hätten; über welches Alle ganz traurig waren. Darum kam Heymons Bruders-Tochter, welche eine ſchöne Jungfrau war, die fragte den Reinold, was er Gutes zu Hofe vernommen hätte? Da antwortete Reinold: „Ich hab' da nichts Gutes vernommen, denn ich hab' Ludwig des Königs Sohn erſchlagen!“ Als die Jungfrau das hörte, erſchrack ſie und ſprach: „Nun werden meine Vettern aus dem Land vertrieben, und ich ſehe meinen Oheim nimmermehr!“ Wie das Geſpräch ſich nun alſo geendet hatte, hieß man die vier Brüder zum Eſſen gehen; und als ſie gegeſſen hatten, begehrten ſie, daß man ſie mit allem, was ihnen nöthig wäre, verſehen ſollte, und daſſelbige auf ein Kameel laden mit allen

Kleinodien ihres Vaters; denn ſie müßten verreiſen. Da befahl die Jungfrau, daß man thue, was ihre Vetter begehrten.

Sobald nun alles fertig war, rathſchlagten ſie, wo ſie ihren Weg hinausnehmen wollten; endlich wurden ſie des Raths, daß ſie nach Spanien reiſen wollten, und den König Saforet beſuchen; denn ſie wußten wohl, daß ſie bei ihm angenehm ſeyn würden, weil ihr Vater vor Zeiten bei jenem König ſieben Jahre geweſen. Als dieſer König die vier Brüder von weitem kommen ſah, kannte er ſie an ihren Waffen, und ſprach zu den Seinigen: „Die da kommen, das ſind des Heymon von Dordone Kinder, das ſehe ich wohl, und ſo die bei mir bleiben wollten, will ich ſie bei mir behalten, denn ſie ſcheinen tapfer und männlich zu ſeyn, und wenn ſie die Art von ihrem Vater haben, ſo dürften ſie ihrem Feind unter die Augen ziehen!“ Indeß ließ der König die Brücken nieder, um die Herren willkommen zu heißen, die ihm mit großer Ehrerbietung entgegen gingen, und ihn grüßeten. Und er grüßte ſie wiederum, und fragte, wo ſie hinwollten, und was ſie begehrten. Da ſprach Reinold: „Gnädigſter König, ich und meine Brüder begehren bei Euch Dienſt und Unterhalt.“ Der König antwortete: „Wenn ihr wollet an unſer Geſetz und an unſern Gott glauben, ſo will ich euch Unterhalt geben.“ Da ſprach Reinold: „Mein Herr König, ſoll ich euren Abgott glauben, und von meinem wahrhaftigen Gott abfallen, der Himmel und Erden gemacht und uns erlöſet hat mit ſeinem theuren Blut am Stamm des Kreuzes? Dafür behüte mich Gott!

Hierauf ſprach der König Saforet: „Ich ſchwöre bei meinem Gott Mahomet, ich will euch Unterhalt geben und ihr ſollt kein Mangel haben, wenn ihr mir treulich dienen wollt! Gehet hin in das Caſtell, und behaltet das zu euer Wohnung, und gebet mir euren Schatz aufzubewahren! Wann es euch gefällt, und ihr euch weiter begeben wollet, ſo will ich ihn euch wieder geben; wollet ihr aber euer Lebenlang bei mir bleiben, ſo ſollet ihr alles genug haben, und ich will euch reichlich beſolden!“ Reinold, dieß hörend, ward froh, gab dem König ſeinen Schatz zu bewahren, und ritt mit ſeinen Brüdern auf das Caſtell, auf welchem ſie alle Nothdurft fanden. Daſſelbige war ſtark und ſchön; und ſie blieben bei dem König Saforet mehrere Jahre in Hiſpanien und dienten ihm getreulich in drei Kriegen, die er führte. Als ſie nun viel ritterliche Thaten vor dem Könige gethan hatten, fing der Mangel bei ihnen an, und ſie wurden von des Königs Volk wenig geachtet. Da begehrte Reinold vom König, er ſollte ihm ſein Gut wieder geben, er müßte ſich rüſten mit ſeinen Brüdern. Darauf ſagte der König ja, er wollte es thun; aber es folgte nichts darauf. Als Reinold ſah, daß nichts erfolgte, ward er ſehr zornig, und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Ich gelobe Gott, ſo uns der König unſer Gut nicht wieder giebt, ſo will ich ihm thun, wie ich König Ludwig gethan habe.“ Darauf ſagte Adelhart: „Brüder, wenn ihr dieſen König ſchlaget, ſo wüßten wir nicht, wo wir bleiben ſollten.“ Da ſprach Reinold wieder: „Was iſt's, daß wir länger bleiben; hätten wir viel Goldes, es würde hie zu Kupfer werden; man giebt uns ja nichts zum Lohne!“ rief einen Diener, genannt Wendel, und befahl ihm, er ſollte zum König gehen, und ihn fragen, ob er ihnen Unterhalt und Kleider geben wollte oder den Schatz, den ſie ihm aufzuheben gegeben haben;“ „und ihr ſollt,“ ſprach er, „fleißig acht geben auf die Worte, die er wieder antworten wird; und ſo er ſich weigert, ſo ſollt ihr ſagen, es würde ihn über kurz oder lang gereuen!“

Als der Diener zum Könige kam, begrüßte er denſelben nach alter Gewohnheit und ſprach: „Gnädigſter König, meine Herren laſſen euch bitten, es wollen Eure Majeſtät ſie mit Kleidern und anderm Unterhalt verſehen, oder ihnen ihren eigenen Schatz wieder geben, den ſie euch gegeben haben; denn ſie ſind deſſen benöthigt.“ Der König gab ihm harte Antwort, und ſprach: „Gehe aus meinen Augen, und ſage deinen Herren: wo ſie mir viel Weſens machen, ſo will ich ſie henken laſſen!“ Da ſprach der Diener: „Gnädigſter Herr! das wäre nicht recht, daß ihr ſie ſollet henken für die treuen Dienſte, die ſie Euch geleiſtet haben.“ Dann befahl der König, den Jüngling zu faſſen und zu ſtrafen um der Worte willen, die er geredet hatte. Da ſchlug man ihn tapfer, und er wurde zum Pallaſt hinausgeſtoßen und entrann. Als er nun alſo übel zugerichtet zum Reinold kam, fragte dieſer den Knaben, wer ihm Uebels gethan hätte? Da ſprach der Knab: „das hat mir des Königs Marſchall auf Befehl des Königs gethan.“ Reinold ſprach: „Warum hat er dich geſchlagen?“ Da ſprach der Knabe ferner: Weil ich dem König ſagte, was ihr mir befohlen habt! Der König ſprach: Ihr wäret Fremdlinge, und hättet euren Vater ermordet, er gedenke euch nicht eines Hellers werth wieder zu geben!“ Als Reinold dieß hörte, ward er zornig, rief ſeinen Brüdern Rittſart und Writſart und ſprach: „Ich befehle euch, daß ihr nun das Roß Beyart aus der Stadt führet und euch heimlich waffnet, und du Adelhart ſollt mit mir gehen; wir wollen uns auch waffnen und unſer Gewehr mit uns nehmen, und unſern Harniſch unter den Mantel anlegen, dann zum König gehen und ihn ſelbſt fragen: ob er uns das wieder geben will, was wir ihm aufzuheben gegeben haben. So er das verweigert, ſo verſpreche ich dir, daß ich ſein Haupt nehme für unſern Schatz, und das mit über Land führe!“ Adelhart ſprach: „Es iſt ein bös Pfand, ich nähme wohl etwas beſſeres!“ Da ſprach Reinold: „es iſt nicht viel werth; aber ich kühle doch meinen Muth damit!“

Darnach ging Reinold und Adelhart mit einander nach Hof; mittlerweile rüſteten Rittſart und Writſart das Roß Beyart und ſich ſelbſt auch. Als ſie zu Hofe kamen, ſaß der König mit allen ſeinen Edeln über der Tafel. Vor den Herren angekommen, fielen beide auf ihre Knie, und ſegneten ihnen die Mahlzeit mit einem freundlichen Gruß. Der König ſah ſie an, aber er redete nicht mit ihnen. Wie Reinold das ſah, ſprach er mit trotzigem Gemüthe: „Gnädigſter König, es iſt ungefähr drei Jahr, daß ich und meine Brüder Eurer Majeſtät getreulich gedienet haben und unſern Leib und Leben für Euch dargeſtreckt; für welches alles wir von Eurer Majeſtät nicht einen einzigen Sporn an unſere Füße bekommen haben, geſchweige unſere Belohnung; bitte derohalben, Ihr wollet Mitleiden mit uns haben und helfen, daß wir Unterhalt bekommen; es iſt uns nicht möglich, länger ſo zu leben!" Aber der König ſchlug ſein Angeſicht nieder und wollte ſie nicht anſehen. Als nun Reinold ſah, daß der König ſich an nichts kehren wollte, lieſen ihm die Augen über; er ſeufzete heftig, und ſprach abermal: „Herr König, ſo ihr uns keinen Unterhalt geben wollet, ſo gebet uns zum wenigſten unſern Schatz wieder, den wir Euch aufzubewahren gegeben haben, und laſſet uns unſern Weg hinziehen! Zu dem ſollt ihr wiſſen, Herr, daß ich noch nicht zufrieden bin, daß man mir meinen Knecht alſo jämmerlich geſchlagen; und der das gethan hat, denſelben wird es noch gereuen!" Jetzt ſagte der König mit zornigem Muth, und ſchwur bei Mahomet: „Es iſt genug; und ſtändet ihr mit dieſen Worten allhier bis in alle Ewigkeit; ich gebe euch nicht eines Pfennigs werth, denn ihr ſeyd Fremdlinge allhie!" Da fiel ein Markgraf dem König in die Rede und ſprach; „Warum ſoll man euch etwas geben? Es iſt noch nicht lang, daß du deines Vetters Sohn, welcher euer Herr und König war, todt geſchlagen; darum ſo gehet hin; ich gebe euch nichts!" Reinold ward zornig und ſagte: „ich will es gleichwohl wieder haben, es koſte, was es wolle;" zog ſeine Wehr und ſprach: „Nun ſollet ihr mit dem Leibe zahlen!" Da rief der König um Gnade und ſprach: „Ich will euch Unterhalt ſamt eurem Schatz, den ihr geliefert, wieder geben; verſchont meiner:" Aber Reinold ſprach: „Nein, Ihr habt mir es ſchon verweigert, als ich Euch darum gebeten habe; es hilft nichts; dazu heißet ihr mich und meine

Brüder Fremdlinge; ich will daſſelbe nun rächen, oder es muß mir an meiner Macht und Wehr mangeln!“ Dann holte er aus, und hieb dem König den Kopf ab, gab den ſeinem Bruder Adelhart, und ſprach: „Binde denſelben an unſer Pferd, denn wir müſſen leider ihn für unſern Schatz annehmen!“

Alsbald ward großer Aufruhr in der Stadt Aquitania, ein jeder waffnete ſich, um den Tod des Königs zu rächen. Unterdeſſen floh Reinold mit ſeinem Bruder Adelhart nach dem Roſſe Beyart, und ſprangen alle vier darauf. Da kam des Königs Bruder Riant mit einem Haufen Volks, und wollte den Reinold ſamt ſeinen Brüdern beſtreiten; er ſtieß mit Gewalt auf Reinold, und Reinold wieder auf ihn dergeſtalt, daß Riant getroffen ward, vom Pferde fiel und ſtarb. Alsbald gab er dem Roß Beyart die Sporen, und ſagte zu dem Thier: „Du mußt uns heute aus der Noth helfen!“ Die Worte verſtund Beyart, that nicht anders, als ob es unſinnig wäre, ſchlug und zerriß Alles, was es erreichen konnte, und brachte viel Volk um. Darnach kam noch ein heidniſcher Ritter mit vielem Volk, und hoffte Reinold zu erſchlagen. Reinold ward auf ſeinen Schild geſchlagen, daß ein Stück davon ſprang. Unterdeſſen kam der Ritter neben dem Adelhart hergeritten, dieſer ſchlug ihm den Kopf in zwei Stücke, daß er todt von ſeinem Pferd fiel. Und nun begaben ſie ſich mit ihrem Roß Beyart unter das Volk, zerſchlugen alles, was da war, und kamen alſo durch des Feindes Heer. Als ſie nun an einen Ort gelangten, wo ſie vor ihrem Feinde ſicher waren, verband einer dem andern ſeine Wunden.

Indem verſammelte ſich das Heer wiederum, und folgte dem Reinold nach. Adelhart ſprach: „Ich weiß nicht, Bruder? wo wir hinaus ſollen, daß wir unſers Lebens geſichert ſind. Deßgleichen ſagte Reinold auch. Da ſagte Writſart: „Es müßte ein wunderliches Ding ſeyn; ſoll uns denn die ganze Welt zu klein ſeyn, daß wir nirgends bleiben können?“ Rittſart verwunderte ſich über dieſe Reden und ſprach: „Wenn ihr denn nicht wiſſet, wo wir bleiben können, ſo weiß Ich uns einen Aufenthalt!“ „Was iſt das, fragte Reinold, Bruder?“ Rittſart ſprach: „Laſſet uns ziehen nach Tarragona zu dem König Yvo; der iſt dem Könige Saforet todfeind, denn er erſchlug Yvo's Vater und auch ſeiner Brüder zween, und verheerte ihm ſein ganzes Land!“ „Ja, ſprach Reinold, es iſt dem ſo; laſſet uns dahin gehen; wir werden daſelbſt gar willkommen ſeyn, und Unterhalt bekommen; und wißt ihr, was thun? Wir wollen dem König Saforets Haupt überreichen, das wird ihm gar angenehm ſeyn!“ Deſſen wurden die Brüder bald einig, und ritten mit ihrem Roß Beyart nach Taragona. Als ſie nun nahe an des Königs Caſtell waren, erfuhren ſie, daß König Yvo mit ſeinem ganzen Hofgeſinde über der Tafel war. Da ſprach Writſart: „Lieben Brüder! nun ſind wir außer Gefahr unſers Leibs. Gott ſey Lob und Dank! Ihr wißet, daß wir nicht geſchlafen haben, ſind auch gar müde; laſſet uns ein wenig nieder ſitzen und ruhen!“ „Wohlan, ſprach Adelhart, laſſet uns dieß thun!“ So legten ſie ihren Harniſch unter ihre Häupter, und ſchliefen, bis der König Yvo ſeine Mahlzeit geendigt hatte.

Als die vier Ritter nun ausgeſchlafen hatten, ſaßen
wieder auf ihr Roß Beyart, und eilten auf das Ca-
ll zu, wo der König Hof hielt, nahmen das Haupt des
nigs Saferet mitſamt der Krone, ſteckten es auf Reinolds
eer, ritten alſo nach dem königlichen Hof. Der Kö-
ſtand in eigener Perſon auf der Zinne, und ſah ſie
ein kommen; er ſagte zu denen, die bei ihm waren:
ebet auf, meine Freunde, da kommen vier vornehme
ſonen auf Einem Roß; was mögen die uns Gutes
gen wollen? Es iſt das größte Roß, das ich in mei-
ganzen Leben geſehen habe!“ Der König eilte mit ſei-
ganzen Adel hinunter, um zu vernehmen, wo ſie
ämen, und was ihr Anliegen oder Vorhaben wäre.
Reinold ſamt ſeinen Brüdern den König ſahen, ſtie-
ſie von ihrem Roß Beyart, fielen dem Könige zu Fuß,
bewieſen ihm große Ehrfurcht; ſie reichten ihm das
pt Saferets dar, und ſprachen zu dem König: „Gnä-
er Herr und König, dieß iſt das Haupt eures abgeſag-
größten Feindes Saferet, das wollen wir Euer Ma-
als ein geringes Geſchenk verehrt haben; wo wir
in irgend etwas dienen können, wollen wir jederzeit
bereit und willig ſeyn!“

Der König Yvo nahm das Haupt mit höchſtem Dank
ieß ſie willkommen, und verſprach ihnen guten Unter-
, er befahl in aller Eile ein köſtliches Mahl zuzu-
n, das Reinold und ſeine Brüder mit ihm verzehren
n. Als ſie nun zur Tafel ſaßen, fragte der König, wer
ren, und wo ſie den König Saferet erſchlagen hätten?
ntwortete Reinold und ſagte: „Gnädiger Herr, unſer

Vater heißt Graf Heymon von Dordone, von dem Geſchlecht Bourbon; mein älteſter Bruder iſt Ritſart genannt, der andere Adelhart, der dritte Writſart; ich bin der jüngſte und heiße Reinold." Als der König dieſes hörte, empfing er ſie, als wenn ſie ſeine Kinder geweſen, und ließ ſie herrlich kleiden und wehrhaft machen. Bald darnach rüſtete ſich der König zum Krieg. Er wollte ſich an Saforets Landſchaft rächen und verſammelte ein groß Volk. Reinold befahl das Roß Beyart zu ſatteln, und ſo ſetzten ſich wieder alle vier darauf, und fielen mit aller Gewalt in Saforets Land ein, und erſchlugen alles, was ihnen vorkam, was männlich war. Dieß dauerte faſt drei Jahre. Unterdeſſen ließ der König Yvo ſtarke Veſten und Caſtelle bauen, das Land damit im Zwang zu halten. Alles, was ſie anfingen, das ſchlug zum Glück aus, und die vier Gebrüder thaten ihr Möglichſtes. Alſo dienten ſie dem König Yvo vier ganze Jahre, und erhielten große Ehren, Geſchenke und Kleinodien.

Wie nun der König von Frankreich vernommen, daß Reinold mit ſeinen Brüdern in Tarragona bei dem König war, ſo ſchickte er einen Geſandten zu ihm mit freundlichen Worten und dem Begehren, er möchte ihm die vier Brüder gefänglich abliefern, denn ſie hätten ihm ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen. So bald dieſes der König vernommen, verſammelte er heimlich ſeinen Rath, und legte ihnen des Geſandten Auftrag vor: wie daß König Karl von Frankreich begehre, er ſolle ihm die vier Brüder gefänglich zuſchicken, wenn er ſein Freund bleiben wolle." Was dünket euch aber, ihr Herren? ſcheint euch ſolches rathſam zu eyn? rathet mir hierin das beſte, damit ich in meiner Ehre bleibe; denn durch die vier Brüder habe ich meine Feinde überwunden!“ Da ſprach der Herzog von Ripemont zu dem Könige: „Gnädigſter Herr König, ich habe or dieſer Zeit wohl vernommen, daß Jene dem Könige von Frankreich großen Trutz und Uebermuth gethan haben, nd ihm ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen. Damit nun Eure Majeſtät nicht in des Königs von Frankreich Ungnade omme, ſo rathe ich, daß man ſie ihm gefänglich zuſchicke. Ebenſo ſprach auch Herr Andell. Als ein andrer Edler, Herr ugo von Averna dieſen Vorſchlag hörte, ward er zornig nd ſprach: „Vermaledeyt ſey dieſer Rath; ſo Eure Maſtät das thut, und überliefert ſie dem König von Frankich, ſo wird man Euch über tauſend Jahr einen Verther ſchelten. Es wäre nicht weislich gehandelt, denn haben manchen Heiden erlegt, und Euch in dem gan n Heidenlande berühmt gemacht.“ Darauf ſprach der Kög zu einem Edelmann genannt Iſrael, und fragte ihn, as er dazu ſage: „Gnädiger Herr und König, antwortete es wäre Eurer Ehre zuwider, daß ihr dieſe vier Ritter ltet nach Frankreich ſchicken, daß ſie ums Leben kämen. ann Ihr des Königs Ungnade fürchtet, laſſet ſie in ein der Land ziehen, wo ſie ſich vor König Karl nicht fürchten.“

Dem Könige gefiel dieſer Gedanke am beſten; er hatte groß Mitleid mit Reinold und ſeinen Brüdern, daß ſie verlaſſen müßte, wegen der treuen Dienſte, die ſie n geleiſtet hatten; aber auf Begehren wollte er dieſem th nachkommen. Darauf ſprach Herr Hugo zum König: s iſt nicht rathſam, daß man Andells und des Herzogs

von Rigemont Vorſchlag befolge; denn ſie ſind beide vo
einem Geſchlechte, das keinem wohl räth. Dieweil nun Eu
Majeſtät den Reinold ſamt ſeinen Brüdern ſo ungern ve
liert, und ſie Euch allezeit gar getreu und hold geweſ
ſind, ſo thätet Ihr uns auch einen großen Gefalle
und es wäre dem Lande nützlich, wenn Ihr dem Reino
Eure Tochter Clariſſa zur Gemahlin gäbet, hernach
Steinklippen in den Grund riſſet, und ließet ihm dara
ein anſehnliches und veſtes Schloß aufbauen; und wen
es Gott gefiele, daß er junge Erben mit ihr bekäme,
würde er ſeine Sache gegen König Karl wohl ſelbſt ve
antworten, denn er iſt von einem ſo gewaltigen Herko
men, daß er König Karls Gewalt nicht fürchten da
darum mag Eure Majeſtät in guter Ruhe leben.“ Sob
König Yvo dieſen Rath angehört, war er wohl zufrie
und gedachte: „möchte es nur ſo weit gerathen,
Reinold und ſeine Brüder bei mir bleiben, ſo wollte ich
nen König noch Fürſten fürchten;“ darauf ließ er
vier zu ſich fordern.

Als ſie nun vor ihn kamen, fielen ſie auf die
nieder, und erzeigten dem König alle gebührende
Reinold fragte den König, was ſein Begehren w
Darauf antwortete ihm dieſer: „Allhier habe ich
Schreiben vom König Karl aus Frankreich, deſſen
halt iſt, daß ich euch und eure Brüder ihm auslie
ſolle, damit er nach Gefallen über euch verfügen kö
aber das will ich durchaus nicht thun; ich will kein
räther ſeyn. So ihr wollt nach Polen oder nach
bien oder anders wohin in der Welt ziehen, ſo will

euch mit einem ſchönen Geſchenke begaben, und verſpreche auch, euch nimmer in der Noth zu laſſen.“ Da antwortete ihm Reinold und ſprach: „Allergnädigſter Herr und König, gegen die Gewalt Königs Karl können wir allein nicht beſtehen; aber Eure Majeſtät hat dort noch eine ſtarke und hohe Steinklippe, die wollet mir ſchenken, ſo will ich darauf eine ſtarke Feſtung bauen, daß ich des Königs Karl Gewalt nicht fürchten darf.“ König Yvo antwortete: „Reinold, wenn ich dir die Steinklippe gebe, und du baueſt eine Feſtung darauf: du zwingſt mein ganzes Königreich, zudem auch die Landſchaft Gascogne!“ Da ſagte Reinold: „Ach nein, gnädiger Herr und König, das begehre ich nicht zu thun, vielmehr will ich angeloben, wenn jemand euch würde mit Krieg angreifen, ſo will ich Euch vertheidigen, als wenn ihr unſer Vater wäret.“ Darauf ſagte der König: „ich will mich bedenken und berathen, und dir eine gute Antwort geben.“

Sogleich ließ er ſeinen Rath zuſammen fordern, und trug ihnen Reinolds Begehren vor; darauf ſollten ſie ſich entſchließen und Antwort geben. Da ſagte Herr Iſrael zuerſt ſeine Meinung, und ſprach: „Ich rathe, Herr König, daß ihr ihm die Tochter ſammt der Steinklippe gebet, und laſſet ihn darauf bauen, was er begehret, das wird Eure Majeſtät große Ehre bringen, und man wird euch allenthalben deſto mehr fürchten.“ Andeſt aber ſagte: „Was iſt das? wollt ihr denn König Karl beleidigen? wenn er ſolches vernähme, ſo fiele er mit Gewalt ins Land und nähme unſern König, Reinold und ſeine Brüder gefangen, und lieſſe ſie alle henken, und verheerte das ganze Land! das wäre immer eine Schande.“

Dieſe Worte verdroſſen den Herrn Andernell, er ſchlug den Andell in das Geſicht, daß er todt zur Erde fiel, und ſagte, „da haſt du den Lohn für deinen guten Rath.“ Als der König das ſah, ſprach er: „Laſſet das bleiben, meine lieben Herren; denn ich will Reinold meine Tochter geben und die Steinklippe; dafür ſoll er ſamt ſeinen Brüdern zu jeder Zeit mir beiſtehen, wo ich ſie vonnöthen haben werde, als wenn ich ihr Vater wäre.“ Da ließ der König den Reinold vor ſich kommen, und ſagte: „Reinold, mein lieber Sohn, ich weiß, du biſt von gräflichem Stamm; ſo du und deine Brüder mir wollen getreu ſeyn, ſo will ich dir meine liebſte Tochter zur Gemahlin geben, dazu die Steinklippe und den halben Theil meiner Güter, und magſt du darauf ein Kaſtell bauen laſſen, ſo ſtark und feſt du immer willſt, damit du ſicher ſeyeſt vor dem König Karl in Frankreich, er kann dir darauf kein Leid thun, 'und läg' 'er hundert Jahre davor.“ Dafür dankte Reinold dem König Yvo ſehr höflich, und ließ ſich alsbald nach chriſtlichem Gebrauch einſegnen, die Hochzeit aber ward auf eine andere Zeit gehalten. Als nun das Hochzeitmahl vorüber, und alle Kurzweil vollbracht war, ließ Reinold Zimmerleute, Steinmetzen und andere Meiſter zuſammen berufen, und ließ da ein ſchönes und feſtes Kaſtell bauen, von lauterm Marmorſtein, gar hoch und mit vier Mauern umfangen; das nannte er Montalban. Darnach ließ er allenthalben ausrufen, wer daſelbſt hin wollte kommen zu wohnen, den wolle er beſchützen und beſchirmen, und ſie alle frei laſſen von allen Be-chwerniſſen. Als dies Gerücht unter das Volk kam, ammelten ſich an fünfzehn hundert Mann, welche da zu wohnen begehrten. Hierauf verlangte er vom König Yvo, er ſollte auch einmal dahin kommen und ihn beſuchen. Als der König nun zu ihm kam, beſah er das aſtell und ſprach: „Sohn, du haſt allhier ein ſchön und mächtig Stück Werks gemacht. Gott gebe dir Glück und Heil damit, wie iſt ſein Name?“ Da antwortete Reinold, weil es auf einer weißen Marmorklippe ſteht, ſo habe ch es Montalban oder Weißenſtein genannt.“ So ſchieden ſie von einander.

Nun geſchah es, daß König Karl, mit ſeinem Neffen Roland und andern Rittern, ſich rüſtete und wollte nach St. Jacob in Gallicien reiſen; und als ſie in König Yvo's Land kamen, ſah König Karl das ſchöne und ewaltige Kaſtell an, und merkte, daß es faſt unüberwindlich war. Sie fuhren eben übers Waſſer in das and, das König Yvo dem Reinold mit ſeiner Tochter egeben hatte. Da fragte er, wer das Schloß erbaut ätte, und weſſen es ſey. Roland ging zu einem Ackersmann und fragte denſelben, wem das Kaſtell zugeore. Da ſprach der Mann: „Ein Graf hat es bauen aſſen, um ſich zu wehren gegen ſeine Feinde.“ Nun fragte

Roland, wie er heiße. „Reinold, antwortete er, er hat auch drei herrliche Brüder, und die Stadt iſt ſein.“ Als Roland allen Beſcheid eingenommen, eilte er wieder zum König und ſagte ihm, wie er vernommen, daß Reinold es gebaut hätte. Darüber ward der König zornig und gebot Roland, er ſollte hingehen und Reinold ſagen, daß er ihm das Kaſtell, die Stadt und auch ſeine Brüder ausliefern ſolle; dann werde er ihnen alle ihre Miſſethat verzeihen; wenn er ſich deſſen weigerte, ſo werde es ihm übel gehen. Dann will ich, ſprach er, mit meiner ganzen Macht kommen, das Land verderben, und ihn ſammt ſeinen Brüdern aufhenken laſſen.“

Roland merkte ſich des Königs Meinung, ritt nach Montalban, grüßte Reinold ſamt ſeinen Brüdern und ſeinem ganzen Hausgeſinde freundlich, und ſprach: „Es iſt des Königs Wille und Meinung, und hat derſelbe mich zu dem Ende hergeſchickt, daß ihr ihm das Kaſtell Montalban ſamt der Stadt überantworten, und kommen ſollet mit allen euern Edelleuten, ihm zu Fuß fallen und um Verzeihung eurer Miſſethat bitten: ſo will er euch alle zu Gnaden annehmen.“ Da antwortete Reinold und ſprach: „Ich gebe nicht eine Kirſche um den König Karl, er liegt mir lieber ſieben Jahre in meinem Lande.“ Als Roland dies hörte, ſprach er: „Vetter, wie ſo? Wollet ihr euch gegen König Karl aufwerfen? Ihr habt ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen!“ Da ſprach Reinold: „ich frage nichts darnach, es gehe mir darüber wie Gott will!“ Roland zog wieder zum König, und meldete ihm Reinolds Antwort. Als der König dieſe vernommen, ward er zornig und ſchickte König Yvo einen ſcharfen Brief, mit dem Inhalte, daß er ſein Todfeind wäre, darum, daß er ſeine Feinde in ſeinem Lande beherberge. Als aber König Karl wieder nach Frankreich kam, verſammelte er viel Volks, zog dem Reinold in ſein Land und belagerte Montalban. Da Reinold das ſah, verſammelte er auch ſein Volk, um das zu entſetzen. Und König Karl blieb ein ganz Jahr im Land, und verderbte es mit Brennen und Sengen, verlor aber viel Volk, ſo daß er zuletzt wieder abziehen mußte.

Jetzt hatten die Brüder wieder Frieden. Da geſchah es auf eine Zeit, daß Reinold ſeine Brüder zu ſich berief und zu Writſart ſagte: „Lieber Bruder, du biſt mein Troſt und meine einzige Hoffnung; es iſt nun ſieben ganzer Jahre, daß wir unſere Mutter nicht geſehen haben, darum iſt mein Herz alſo traurig, und wenn ich ſie nicht bald ſehe, ſo muß ich ſterben.“ Da ſprach Adelhart: „Bruder, was ſoll dies werden? Du weißt wohl, daß unſere Eltern haben ſchwören müſſen, daß ſie uns alle vier dem König Karl ausliefern wollen!“ Da ſprach Reinold: „den Eid achte ich gering, denn es iſt natürlich, daß ſie die Kinder lieben. Es gehe wie es wolle, ich muß meine Eltern ſehen; auch weiß ich uns guten Rath: wir wollen hingehen in den Wald bei Bordeaux, daſelbſt der Pilgrime warten und ſie bitten, daß ſie mit uns die Kleider vertauſchen; dann gehen wir als Pilger durch das

Land nach unſern Eltern.“ Dieſer Rath gefiel den Brüdern gar wohl, und ſie begaben ſich auf die Reiſe nach dem Wald.

Wie ſie nun daſelbſt waren, kamen nach einer Weile vier Pilgrime von dem heiligen Lande, und hatten Palmzweige in ihren Händen. Als ſie mit dieſen zuſammen kamen, hieß Reinold ſie willkommen und begehrte, daß ſi mit ihnen die Kleider tauſchen ſollten. Da die Pilge das hörten, waren ſie erſchrocken, verſtanden Reinold Meinung nicht, und einer aus ihnen ſprach zu Reinold „Wie, Reinold, biſt du nun ein Räuber worden? wi geht dies zu, wie lang haſt du dies getrieben? Gewiß, wenn ich lebendig wieder nach Frankreich komme ſo will ich bei dem König über dich klagen!“ Als de Pilger dies ſagte, zog der Reinold ſein Schwert au und wollte den Pilger ſchlagen; da fiel ein anderer dazwiſchen und ſprach: „Gnädiger Herr, wir begehren Gnad von euch; wir ſind arme Pilgrime und kommen von Jeruſalem, nehmet unſere Kleider und thut damit nac eurem Gefallen.“ Da ſagte Reinold: „Freund, du thu wohl daran, und wenn du das nicht gethan hätteſt, ſ wäre dein Mitbruder todt.“ Da zogen ſie ihre Kleid aus, und gaben ſie Reinold und ſeinen Brüdern; darna ließ er die Pilgrime ihre Straße gehen. Nachdem ſ die Kleider angezogen, machten ſie ſich zu Fuß auf de Weg nach Pierlamont, und als ſie dahin kamen, fand ſie, daß das Thor verſchloſſen war. Da klopften ſie a der Thorhüter kam und fragte, wer da wäre und wa ſie begehrten. Da antwortete Reinold: „Mein lieb

Freund, laſſet uns arme Pilgrime durch, wir kommen von Rom und andern Städten mehr; nun haben wir Hunger und Durſt, deshalb bitten wir, ihr wollet uns zu eſſen geben, und uns hernach ruhen laſſen um Gottes willen!“ Der Thorhüter ſagte zu ihnen: „Und bittet ihr noch ſo ſehr, ſo darf ich euch doch nicht einlaſſen.“ „Warum?“ fragte Reinold. „Das will ich euch ſagen, ſprach Jener, weil unſere vier Söhne gefangen ſeyn ſollen, nämlich Rittſart, Writſart, Adelhart und Reinold. Aber ich ſage euch, Freund, ihr ſehet dem Reinold ſo gar ähnlich, und wenn euer Bart nicht ſo lang wäre, ſo ſagte ich für gewiß, ihr wäret der ſtolze Reinold!“ Da ſprach Reinold wiederum: „Freund, ich bitte euch um Gotteswillen, laſſet uns ein; der liebe Gott wolle die Brüder erretten von der Hand Königs Karl, ſo er ſie gefangen hat; oder, ſind ſie anderswo, ſo wolle ſie Gott bewahren!“

Als Reinold dieſe Worte geredet, gefiel das dem Pförtner ſo wohl, daß er ſprach: „Ich will euch einlaſſen zu unſerer Frau, die euch erſättigen wird um unſerer vier Herren willen.“ Da öffnete der Pförtner das Thor, und ſie gingen ein und fanden ihre Mutter im Saal ſitzen; ſie grüßten ſie nach Schuldigkeit, das dankte ihnen ihre Frau Mutter. Da ſagte Reinold: „Frau, wir kommen von Rom und von St. Jakob in Gallicien, und von andern Städten mehr; wir haben noch niemals ſolchen Hunger gehabt, wie jetzt; darum gebet uns etwas zu eſſen, auf daß ihr des Segens unſerer Pilgerfahrt auch theilhaftig werdet!“ Da ſagte die Frau: „ſeyd zufrieden und wohlgemuth, ich will euch gewiß geben!“ Sie ſetzte ſie dann an eine Tafel, und brachte ihnen zu eſſen und zu trinken genugſam. Als ſie ſich ſatt getrunken hatten, ſprach Reinold: „Frau, gebet mir des Weins noch einen Trunk, ſo will ich König Karl meinen Vetter nicht mehr fürchten!“ Als Adelhart das hörte, erſchrak er von Herzen ſehr, und ſtieß den Reinold mit der Hand auf die Bruſt, daß er darnieder fiel, denn er war ganz trunken. Als Frau Ava das von Reinold hörte, und ſah, daß Adelhart ihn um der Worte willen ſtrafe und ſehr erſchrocken war, fiel ſie dem Reinold um den Hals mit großen Freuden, und konnte von ihm nicht ablaſſen, bis ſie Adelhart aufnahm. Dieſes alles ſah einer der Edlen an ihrem Hofe, der König Karl gar günſtig war, der ſprach zu der Fürſtin: „Frau, ich ſehe wohl, daß es Reinold euer Sohn und ſeine Brüder ſind, die den König Ludwig erſchlagen haben. Nun ſage ich euch, kommt eurem Eid nach, den ihr geſchworen, laſſet ſie gefangen nehmen, und ſchicket ſie dem König Karl von Frankreich. So ihr das nicht thut, ſo ich will zum König reiten und ihm anzeigen, wie ihr eure Kinder und Inſonderheit Reinold den Mörder, wider euer Verſprechen, heimlich an euerm Hofe behalten; und wenn er ſolches von euch hören wird, ſo wird er nicht unterlaſſen, ſie allhier holen zu laſſen, ſie vor Gericht ſtellen, wegen des Todtſchlags, und ſie darnach mit ihrem Vater Heymon hinrichten und euch ſelbſt verbrennen laſſen!“

Ueber dieſe Rede ward die Frau voll Zorns und ſprach: „Pfui, du Treuloſer, willt du mein Verräther ſeyn und haſt mein Brod ſo lang gegeſſen? Und wenn mein Bruder noch tauſendmal mehr über mich zürnte, und ich müßte ihm noch einen Eid ſchwören: ſo begehre ich ihm meine Kinder doch nicht zu ſchicken, daß er ſie ums Leben bringen ſollte!“ Als der Verräther ſah, daß er bei der Frau nichts ausrichtete, lief er eilends zu Heymon, redete ebenſo mit ihm, und brauchte noch mehr andere Drohworte, als er zuvor gegen die Frau gebraucht. Da ward Heymon zornig, ergriff in aller Eile einen Prügel, ſchlug den Verräther, daß er ſtarb, und ſprach: „Nun weiß ich gewiß, du wirſt dem König nichts ſagen!“ Dann rief er ſeinen Edelleuten, und befahl, ſie ſollten ſich waffnen, und ihm ſeinen Sohn Reinold ſamt ſeinen Brüdern helfen fangen; auf daß er ſie dem König Karl ſamt ſeinem Eid zuſchicken möchte. Da zogen ſie ihre Waffen an, und gingen mit Heymon vor den Saal, in der Meinung, er wolle ſie ergreifen. Als Adelhart das inne ward, ſeufzte er zu Gott, und ſprach: „Nun wolle uns der Herr und ſeine liebe Mutter beiſtehen; denn wir ſind in großen Sorgen; ich ſehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks, um uns zu fangen!“ Und nun lief er zur Mutter und ſagte: „Mutter, wißt ihr uns keinen Rath zu geben, daß wir unſerm Vater möchten entrinnen? Reinold liegt faſt todt in Ohnmacht!“ Da ſagte die Mutter: „ich weiß keinen Rath, ſondern traget Reinold hinein und verwahret die Thür, daß niemand zu euch kann, denn es iſt das beſte Gemach im Caſtell.“ Sie folgten ihrem Rath und trugen Reinold in das Gemach; die drei Brüder blieben mit ihrer Wehr vor der Thür ſtehen, und verwahrten dieſelbe ſehr wohl; unterdeſſen kam Heymon mit ſeinem Volk heran, um die vier jungen Helden zu fangen. Da ſagte Adelhart: „Ihr Herren, weichet und kommet mir nicht zu nah, oder ich wehre mich, ſo gut ich kann;“ und ſchlug dermaßen mit ſeinen Brüdern auf ſie zu, daß Alles todt darnieder ſiel, was ſie nur erreichen konnten. Dieſer Streit währte wohl zwei Tage lang, daß Heymon nichts ausrichten konnte. Als es nun an den dritten Tag kam, ward Reinold wieder wohl auf, und erwachte von ſeinem Schlaf. Da fand er ſeine Brüder gegen ihren Vater ſtreiten, als ob ſie unſinnig wären.

Jetzt nahm Reinold ſein Schwert, ſah, daß ſeine Brüder müde waren, hieß ſie hinter ihn ſpringen, und ſprach: „Nun ſoll mich Gott ſtrafen, wo ich jemand verſchonen will, und wenn es gleich mein Vater ſelbſt wäre!“ ſprang mit den Worten in das Volk hinein, da es am dickſten ſtand, und ſchlug ſo tapfer unter ſie, daß ſie es alle fühlen mußten, wie ſtark ſie auch waren.

Als Heymon dieß ſah, ſprach er: „Ich ſehe wohl, meine Kinder bleiben dießmal ungefangen, denn Reinold beweist jetzt mehr Tapferkeit, als all mein Volk; er hat das beſte Schwerdt, das zu finden iſt, und was er trifft, das muß fallen; deßwegen laßt uns weichen.“ Reinold aber folgte ſeinem Vater mit großer Gewalt durch das Heer, worüber ſeine Brüder ſehr traurig wurden, und ihm deßwegen nachfolgten.

Er kam auch wirklich zu ſeinem Vater, nahm ſein Schwert und wollte ihn erſchlagen; da ſprang Adelhart herbei, und ſprach: „Bruder, was willt du thun? willſt du unſern Vater todt ſchlagen? Das wäre uns vor Gott und der Welt eine Schande; und wir dürften auch unſere

Augen an keines Fürſten Hof mehr empor heben; darum bitte ich dich, laß es bleiben, ſonſt erlangen wir unſer Lebenlang keinen Frieden mit König Karl, und wir können es vor Gott nimmermehr verantworten." Reinold ſprach: „Bruder, ich ſage dir für gewiß, ich will ihm ſeine Kinder lehren fangen!" nahm den Vater, und band ihn auf ſein Pferd, verſchaffte ſich einen Knappen und befahl ihm, er ſolle das Pferd mit dem Gefangenen zum König Karl führen. Der Junge ſchlug ihm ſolches ab und ſprach: „Warum ſoll ich das thun? es iſt mein rechter Herr; wenn ihr wollt, ſo thut es ſelber!" Als Reinold das hörte, ward er zornig und wollte den Knaben todt ſchlagen; er bat aber um Gnade: „er wolle ſein Begehren gerne thun." Da ſagte Reinold: er ſollte das Pferd mit dem gefangenen Heymon nehmen, es König Karl bringen und ſagen: „das Geſchenk habe ihm Reinold geſchickt; er ſolle nun mit dem handeln, wie er mit ihm handeln wollte, wenn er ihn gefangen hätte."

Der Knabe kam vor des Königs Pallaſt; aber da war das Thor noch verſchloſſen; da klopfte er an, bis es der Thorhüter hörte; der kam und fragte, von wannen er mit dem Gefangenen käme. Der Knabe ſprach: „Es iſt Graf Heymon." Als der Thorhüter das hörte, ſprach er zu Heymon: „Wie geht das zu, gnädiger Herr; wer iſt ſo ſtolz, der euch alſo hieher an unſern königlichen Hof ſchicken darf?" Heymon ſprach: „Das haben meine Kinder gethan; eröffne das Thor, und laß mich durchreiten zu dem Könige, auf daß ich ihm kann klagen, wie es mir ergangen iſt!" Als er nun zum König kam, wurde er von dem Pferde abgebunden, und Hand und Füße ihm aufgelöst. Da fragte ihn der König: „Heymon, wer hat euch das gethan?“ Heymon antwortete: „Gnädigſter Herr und König, das haben mir meine Kinder gethan, denn als ich vernahm, daß ſie wieder ins Land gekommen waren, machte ich mich ſamt meinem Volk auf, dieweil ich ſolches Euer Majeſtät verheißen, und wollte ſie gefangen nehmen, und ſie Euch ſchicken, daß ſie ihren Verbrechen nach ſollten geſtraft werden; aber ſie wollten ſich nicht gefangen geben, und wehrten ſich ſo ritterlich, daß ich an fünfhundert Mann dadurch verlor.

Als der König das hörte, ward er traurig und befahl, daß ſein Volk ſich rüſten ſollte, Adel und Unadel, und ſollten mit ihm nach Dordone gehen; er wolle Reinold ſamt ſeinen Brüdern gefangen nehmen.

Wie ſie nun daſelbſt anlangten, ſtand Reinold oben auf den Zinnen, ſah, daß der König das Caſtell belagern wollte und allbereits ſeine Sturmleitern anlegte; da lief er eilends zu ſeiner Mutter, und ſprach: „Ach hört, liebe Mutter, jetzt ſteht es übel, denn König Karl hat uns belagert, und wofern wir unter ſeine Hand kommen, ſo müßen wir alle ſterben! Was Raths wiſſet ihr uns?“

Da ſprach Frau Aya zu Reinold: „Ziehe deine Pilgrimskleider wieder an, ſo will ich dich gern zum Thor hinaus laſſen, alſo magſt du davon kommen!“

Reinold folgte ſeiner Mutter, nahm Urlaub von ſeinen Brüdern, und machte ſich wieder auf, nach Montalban zu ziehen, wo er das Roß Beyart gelaſſen hatte. Aber da ward eine große Traurigkeit zwiſchen der Mutter und den vier Söhnen. Reinold war traurig, daß er ſeine Mutter und ſeine Brüder alſo verlaſſen mußte, deßgleichen die Mutter und ſeine Brüder wiederum, und einer bat Gott für den andern.

Wie nun Reinold aus dem Caſtell und aus der Hand des Königs war, weinte die Mutter bitterlich, und ſprach zu Adelhart: „Ach! wie iſt mir jetzt ſo leid, meine Söhne, daß ihr in meinem Hauſe belagert ſeyd! Ich weiß keinen beſſern Rath, als daß ihr euch demüthiget und gehet willig und barfüßig zu dem König, fallet ihm zu Fuß, und bittet von ihm um Schonung eures Lebens; ich glaube, er wird euch auf Fürbitte eurer Verwandten zu Gnaden annehmen!“ Die drei Brüder folgten der Mutter Rath, und gingen zu König Karl willig und barfuß, fielen ihm zu Fuß, und baten ihn, er ſolle ihnen ihre Miſſethat, ſo ſie wider ihn gethan hätten, um Gottes Willen vergeben; ſie wollen ihm ihr Lebenlang mit Leib und Gut dienen.“ Da fragte der König nach Reinold, wo ſie den gelaſſen hätten.“ Sie antworteten ihm, ſie wüßten nicht, wo er wäre. Da befahl er, man ſolle ihnen Hände und Füße binden und ſie gefangen legen, er wolle ſie ſo lang behalten, bis er den Reinold dabei hätte, alsdann ſollten ſie ſterben. Als Frau Aya dieß hörte, fiel ſie in Ohnmacht vor dem König nieder, und begehrte, er ſolle ihre Söhne los geben. König Karl ſprach: „Wenn ich Reinold dabei habe, will ich ſie zu Paris an den höchſten Galgen henken laſſen.“ Und ſo zog er nach Paris, und hielt ſie gefangen.

Sobald Reinold zu Montalban ankam, erzählte er ſein Unglück, daß ſeine Brüder gefangen ſeyen, und der

König wolle ſie henken laſſen; worüber alles zu Montalban traurig war. Reinold aber rüſtete ſich mit ſeinem Roß Beyart und ritt nach Paris. Er dachte, man würde ſeine Brüder herausführen, um ſie zu henken; dann würde er Leib und Leben für ſie eingeſetzt haben. Indem kam ein Jüngling daher gelaufen, den fragte Reinold, ob er ſeinethalben alſo liefe, um ihn zu verrathen; wenn es dem ſo wäre, das ſollte er ihm ſagen, ſo wolle er ihm ſein Roß dazu leihen. Der Jüngling ſprach: „Gnädigſter Herr! ſollte ich euch in einer böſen Abſicht nachfolgen, die ihr doch meines Vaterlandes Herr ſeyd, und der ich euer Hinterſaß bin, und empfange alle Jahre von eurer Frau Mutter meinen Unterhalt?“ Da fragte Reinold, wie ſein Name wäre. Der Jüngling antwortete: „Ich bin Rigant von Napels genannt.“ Da ſprach Reinold: „Mein Freund, wollet ihr mir eine Botſchaft ausrichten, an König Karl von Frankreich? Ich will euch gut dafür belohnen; aber ihr müſſet von ihm ſicher Geleit eures Leibs begehren, daß ihr hingehen könnt, wohin ihr wollet!“

Da antwortete ihm der Jüngling: „ich will die Botſchaft gern beſorgen, denn ich bin doch euer Diener; und im Fall mir jemand etwas wird ſagen, ſo will ich ihn mit meinem Stock ſchlagen, daß er niederfallen ſoll!“ Reinold ſagte: „Du ſollte dem König öffentlich ſagen, im Beiſeyn des Adels, ich laſſe ihn bitten, daß er meiner Brüder Leben verſchone, ich will ihm auch willig und barfüßig zu Füßen fallen, und ihn um Verzeihung bitten; dazu will ich ihm ſeinen Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen, und ein goldenes Standbild machen laſſen, ſo groß als Ludwig geweſen iſt; und will eine Kirche bauen laſſen zu Ehren Maria's, der Mutter unſers Herrn, und ſtiften, daß man alle Tag darin ſoll ſingen die ſieben Worte; zudem will ich ihm mein Roß Beyart ſammt meinem Caſtell Montalban frey und eigen geben, daß ich es als ein Lehen von ihm habe; wenn er nur mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen will. Und wenn er mich in ſeinem Königreich nicht leiden mag, ſo will ich mit meinen Brüdern über See fahren, damit ich ihm aus den Augen komme; wo er aber mich und meine Brüder in irgend etwas gebrauchen kann; ſo wollen wir ihm allezeit willig ſeyn, und das dergeſtalt, daß an ſeinem Hof unſers gleichen nicht ſeyn ſoll. Wenn ſie dagegen der König mit Gewalt wollte hinrichten laſſen, ſo will ich meine ganze Macht daran ſtrecken und ſie los machen, und alles zerſchlagen, was ich daſelbſt finde!"

Mit dieſen Aufträgen nahm der Diener ſeinen Abſchied von Reinold, und eilte auf Paris zu. Und als er dahin kam, ſah er den König aus ſeiner Kammer kommen; da ſchämte er ſich, daß er den König ſollte anreden, und hatte ſeinen Stab in der Hand; jedoch faßte er ſich ein Herz und fiel vor dem König nieder auf ſeine Knie und bewies ihm höchſte Ehrfurcht; ſtand dann wieder auf und ſprach: „Gnädigſter Herr und König, ich bringe Eurer Majeſtät gute Botſchaft." Da ſagte der König: „Gute Botſchaft iſt mir lieb, was bringeſt du für Botſchaft?" „Ehe daß ich meinen Auftrag vorbringe," ſprach er, „bitte ich Eure Majeſtät wollen mir ſicher Geleit zuſagen, damit ich ungehindert mag von einem Orte zu dem andern gehen, und reiſen ohne Gefahr meines Lebens. Sollte man dem Boten Leid thun, ſo würde manche Botſchaft unausgerichtet bleiben.“ Als der König dieſe Worte von dem Diener hörte, ſagte er: „Es iſt wahr; ich ſage dir ſicher Geleit zu, daß dir kein Leid widerfahren ſoll.“

Hierauf brachte der Diener ſeine Botſchaft vor, und ſprach: „Gnädigſter Herr! Es läßt Eure Majeſtät mit höchſter Demuth grüßen der allertraurigſte Mann auf Erden, und der beſte Ritter, den die Sonne beſcheint.“ Da fragte der König, wer das wäre. Da ſagte der Bote: „Eurer Majeſtät Schweſterſohn, Reinold, bittet Euch demüthig um Gnade, für ihn und ſeine drei Brüder; was ſie Euch mißfälliges gethan haben, wollen ſie wieder erſtatten. Erſtlich will Reinold Euren Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen; dann will er eine Kirche zu Ehren Maria's der Mutter Gottes bauen laſſen, und ein Bild von Gold machen, das ſo groß als Ludwig geweſen, und die Prieſter mit Unterhalt begaben, die alle Tage in der Kirche das Amt der heiligen Meß verrichten und die Tagzeiten ſingen laſſen ſollen; in allen Klöſtern und Kirchen will er Meſſe ſingen laſſen, für die Seele Ludwigs; ſein Roß Beyart will er Euch auch verehren, und ſo Ihr ihn nicht dulden wollt in ſeinem Königreich, ſo will er ſamt ſeinen Brüdern daraus weichen; oder, wo er und ſeine Brüder Eurer Majeſtät dienen können, da wollten ſie jederzeit geneigt ſeyn es zu thun; und ſomit bitten ſie, Eure Majeſtät wolle ihnen hierin willfahren, und ſie zu Gnaden annehmen.“ Da ſagte der König: „was weiter?“ Da ſprach der Bote: „Gnädigſter Herr, er ſagte: ſo ihr nicht wollet Gnade erzeigen, ſo will er Eurer Majeſtät in's Land fallen, brennen und rauben, alle Kirchen und Klöſter zerſtören, und alles Gold und Silber, das er darin findet, will er nehmen, und ſein Volk damit bezahlen." Da fragte der König noch einmal: „entbeut mir mein Vetter Reinold nichts weiter?" Da ſagte der Bote: „Ja, gnädigſter Herr! er ſagte: „Wenn Eure Majaſtät durchaus nicht will den Zorn fallen laſſen, ſo wird er Euch allenthalben nachtrachten, daß er Euch in ſeine Hand bekomme, und Euch thue, wie er dem Ludwig gethan hat."

Als der König dieſe Worte von dem Boten hörte, entfiel ihm der Muth; er ward traurig und ſprach: „Wahrlich, dieſe Botſchaft iſt mir nicht anſtändig; ich hätte viel lieber etwas anderes gehöret. Aber du biſt klug, daß du erſt ſicher Geleit begehret haſt, und ſolches von mir ſelbſt; denn wenn Ich ſolches nicht verſprochen hätte, ſo müßteſt du jetzt gleich ſterben."

Da fragte der König zum drittenmal den Boten, ob er nichts mehr ihm anzuzeigen hätte. Der antwortete: „Nein! er läſſet aber die zwölf Genoſſen von Frankreich grüßen, und empfiehlt dem Biſchof Turpin, er wolle ſeine Brüder in ſeinen Schutz nehmen, und bittet neben dem auch freundlich ſeine Verwandten und Freunde, daß keiner Rath noch That dazu geben wollte, daß man ſeine Büder hinrichte. Und gnädiger Herr und König! wenn ſie mit Gewalt hingerichtet werden, ſo will er ſeine ganze Macht daran ſtrecken, und ſie erretten, und wenn er ſchon wiſſen ſollte, daß er ſein Leben dabei verlieren würde." Als König Karl dieſes auch von dem Boten gehört hatte, ſagte er: „Entbeut mir mein Vetter Reinold das, ſo will ich ſehen, wer ſo ſtolz ſeyn wird, der ſich ſeiner anzunehmen wagte; denſelben will ich in drei Tagen henken laſſen.“ Wie der Diener dieſe Worte vom König hörte, ward er traurig und nahm ſeinen Stab, ging zu Roland, fragte den, ob er mit Reinold verwandt wäre oder nicht. Da antwortete Roland dem Diener: „Ja, ich will um keines Dings willen ihn verläugnen, denn er iſt mein Vetter!“ Da ſagte der Jüngling: „das iſt recht, und wenn ihr den jungen Helden verläugnet hättet, ſolltet ihr von meiner Hand geſtorben ſeyn.“ Deßgleichen fragte er auch Biſchof Turpin, ob Reinold ihm verwandt wäre, das ſollte er ihm ſagen. Der Biſchof antwortete auch: „Ja, ich will ſein Freund immer bleiben.“ Wie der König dieſes merkte, fragte er: „wer hat dieſen Boten hieher gebracht, der ſeine Botſchaft ſo wohl ausrichten kann. Er iſt ein verſtändiger Menſch, ſtolz und muthig, und handelt in ſeinem Geſchäft, wie ſichs gebühret!“ ſagte darneben: „Wann habt ihr den Reinold zum letztenmal geſehen?“ Der Diener antwortete dem König: „Herr und König, wenn ich die Wahrheit bekenne, ſo bin ich geſtern bei ihm geweſen.“ Da fragte der König: „war er dann zu Fuß oder zu Pferd?“ der Jüngling ſagte: „Ich hab' ihn auf ſeinem Roß Beyart geſehen.“ Der König ſagte zu dem Jüngling: „Willſt du mir weiſen, wo Reinold, dein Vetter, iſt: ich will dir tauſend Gulden in Gold ſchenken, und dich frei halten vor aller Gefahr und vor ſeinen Verwandten.“ Da ſprach der Bote wieder zu dem König: „Herr und König, das wollte ich nicht thun, und wenn Eure Majeſtät mir noch achthundertmal mehr geben wollte. Soll ich meinen eigenen Herrn verrathen? Und dieß ſollet ihr wiſſen: wenn ich bei Reinold wäre, und Eure Majeſtät wollte ihn gefangen nehmen, ich wollte ihm mit Gut und Blut beiſtehen, und ihn auf's beſte vertheidigen!“ Der König ſagte wieder zu dem Boten: „Auf dein Wort noch viel weniger, denn auf Reinolds Stolz achte ich; und wenn ich dir nicht ſo feſt Geleit zugeſagt hätte, wollte ich dich um ſolcher vermeſſenen Worte willen henken laſſen!“

Der Bote, den Reinold zu König Karl abgefertiget hatte, um Verzeihung für ſeine und ſeiner Brüder Miſſethat zu erlangen, blieb länger aus als er ſollte; da ward Reinold gar zornig, vermeinte, der König hätte ihn henken laſſen. Der Aerger machte ihn ſo müde, daß ihn der Schlaf überfiel und er ſich deſſen nicht erwehren konnte; da ritt er gen Bordel in den Wald, ſtieg von ſeinem Pferd ab und band es an eine Staude; dann legte er ſich nieder mit ſeinem Haupt auf den Schild und ſchlief ein. Mittlerweile bekam das Roß Hunger und war begierig auf das Gras, ſchüttelte ſich ſo lange bis es los ward, und ging ein wenig zum Wald hinaus, zu waiden.

Ueber das kamen an fünfundzwanzig Bauernknechte, wollten auch Fütterung haben für ihr Vieh, und ſahen das Roß waiden gehen; die ſagten untereinander: „ſiehe, iſt das nicht das große Roß Beyart, auf welchem Reinold geritten, der unſern König Ludwig erſchlagen hat? Laſſet uns das auffangen, und unſerm König Karl bringen, der wird uns unſere Mühe wohl belohnen; denn ich weiß, daß wir ihm einen angenehmen Dienſt thun, und wo wir das vollbringen, ſo werden wir alle reich genug." Darauf machten ſie alsbald ein Netz von Weiden oder andern Zweigen, umringten das Roß damit, und brachten es dem König nach Paris. Da gabs zur Stunde ein ſolch Geſchrei zu Paris, daß das Roß Beyart gefangen wäre, daß Jedermann zulief und wollte es ſehen. Zu ſelbiger Zeit war der König auf ſeinem Schloß, und Roland bei ihm; die ſahen zum Fenſter heraus und erblickten ſehr viel Volks, und vermeinten, ſie hätten ſich geſchlagen; deßwegen ging der König mit ſeinem Vetter Roland herunter, zugleich kamen die Bauernknechte, brachten das Roß Beyart, und verehrten es dem König. Der nahm es freundlich an und befahl, man ſollte den Knechten Eſſen und Trinken geben, und dazu ein Geſchenk, dadurch ſie ihr Lebenlang glücklich wären; denn er ſchätzte das Roß ſo hoch, daß es mit keinem Gold zu bezahlen wäre. Darnach nahm er das Roß und ſchenkte es ſeinem Vetter Roland; dafür dankte dieſer gar höflich, gedachte jedoch bei ſich: „ich wollte, daß es mein Vetter, Graf Reinold, wieder hätte, und daß die Diebe alle gehangen wären, die es ihm geſtohlen haben; auch will ich dazu rathen, daß es geſchehen ſolle!"

Wie die Knechte gegeſſen hatten, ließ ſie der König wieder zu ſich kommen und fragte ſie, wo ſie das Pferd bekommen hätten. Da antworteten ſie dem König: „Gnädigſter Herr, wir haben es bei Vordel in dem Walde ge funden, da ging es im Gras waiden.“ Da fragte er: „Ob ſie den Reinold nicht geſehen hätten?“ ſie ſprachen: „Nein, ſie hätten von ihm nichts gehöret.“

Als nun der König das Roß dem Roland geſchenket hatte, daß er damit thun möchte, was ihm gelüſte, da begehrte er vom König, er ſollte den Knechten, die es gefangen hatten, befehlen, daß ſie es wohl in der Fütterung hielten, und fleißig Acht darauf hätten, damit es nicht verloren würde, und wenn ſie es verſäumten, daß ſie alle dafür ſterben ſollten. Der König that nach Rolands Begehren, und befahl das Roß den Knechten, daß ſie es wohl halten, und ihm gut Futter geben ſollten: denn er wolle lieber viel Geld verlieren als das Roß. Indem der König mit den Knechten redete, ward es an des Königs Hofe kund, daß dem Roland das Roß geſchenkt war; da kamen die Frauen zu Roland und begehrten, er ſollte das Roß reiten, auf daß ſie ſehen, wie geſchwind es im Laufen und Springen wäre, denn ſie hätten Wunder von demſelben gehört. Roland ſagte, er müßte erſt Erlaubniß von dem König haben; kehrte deßhalb um, ging zum König und fragte, ob er den Frauen zu Gefallen das Roß reiten ſolle, denn ſie begehrten das von ihm. Da antwortete der König: „Ich hab' euch das Roß frei eigen gegeben, ihr möget eurem Gutdünken nach damit leben!“ Dafür dankte Roland dem König, und ſagte: „Ich will das Pferd ſatteln und damit aus der Stadt reiten, an den Ort, wo man die Pferde zu ſchulen pflegt und die Frauen ſehen laſſen, was das Pferd kann.“ Der König ſagte: „Das thut, Roland, denn von ihnen erlangt ihr alle Ehr'

und Jugend; was Wunders, daß man ihnen etwas zu G
fallen thut!“ Roland ging in den Saal, wo die Frau
bei einander waren, und ſagte mit gebührender Ehrerbi
tung, er wolle am nächſten Sonntag das Roß reiten,
ſollten da an dem Ort erſcheinen.

Wie inzwiſchen Reinold wieder erwachte, ſah er na
ſeinem Roß Beyart; als er das nicht gewahr wur
ſprang er auf, gebärdete ſich, als wenn er ſinnlos wäre u
ſagte: „O unglückſelige Stunde, in der ich geboren b
wie iſt mir das Glück zuwider! O Tod! warum verſch
neſt du meiner ſo lang, und nimmſt mir nicht das Leb
da du ſieheſt, daß kein ſo kläglicher Mann unter
Sonne iſt, wie ich bin? Ich ſehe nun, daß das Sprichw
wahr iſt, daß ein Unglück nicht allein kommt: denn me
Brüder ſind gefangen, und ich habe jetzt auch mein
verloren; ich, der ich mich ſo ſtolz vermeſſen, ich wo
meine Brüder aus König Karls Hand erretten; aber
weiß nun, daß es Gottes Wille nicht iſt, denn er li
den König mehr als mich; darum kann ihm Niem
ſchädlich ſeyn!“

So ward ſein Leid immer größer, er zog ſeinen H
niſch und ſeine Sporen ab, und ſagte: „Was ſoll mir
nun, weil ich mein Roß Beyart verloren habe?“ In
er alſo ſtand und ſeine Noth wehklagte, kam ein M
aus einer Hecke, der konnte ſich in eine andere Ge
verwandeln durch die Macht der Schwarzkunſt, jetzt ju
jetzt alt, bald krank, bald wohlgeſtaltet. Der war
legys genannt, und verließ ſich auf ſeine Kunſt, brau
dazu Kräuter und Steine, die er allezeit bei ſich in

Kleidern trug. Wenn er wollte, war er ungeſtalt, daß ſich einer vor ihm fürchtete, hatte einen langen Bart bis auf die Bruſt, Augbraunen, daß ſie ihm in die Augen hingen, und er alſo durch die Haare ſehen mußte, ſchien auch über zweihundert Jahr alt zu ſeyn, und ging an einem Stock. Derſelbige kam zu Reinold, grüßte ihn und bot ihm einen guten Tag. Reinold dankte ihm und ſprach: „Ich habe keinen guten Tag gehabt, dieweil ich lebe oder geboren bin!“ Da ſagte Malegys: „Herr Reinold, ihr müßt nicht verzweifeln, Gott wird alle Dinge zum Beſten kehren: denn wenn ein Menſch in höchſter Noth iſt, ſo iſt Gott am nächſten, und hilft ihm aus dem Elend.“ Reinold ſagte: „Freund, ich glaube nicht, daß mir Jemand aus meinem Elend helfen kann, denn es iſt viel zu groß; ich habe erſtlich meine Brüder verloren, die hat König Karl von Frankreich gefangen, und will ſie henken laſſen. Dann vermeinte ich dieſelbe mit meinem Roß Beyart zu erretten; während ich nun ein wenig geſchlafen habe, iſt mir das auch geſtohlen worden. Nun weiß ich keinen Troſt mehr, bin deßhalb in einem ſo großen Elend, daß mir kein Menſch daraus helfen kann!“ Malegys ſprach: „Junger Herr, ſeyd nicht traurig, ſondern faſſet das Herz und bittet Gott um Gnade, er wird ſich erbarmen und euch aus euren Nöthen helfen, und eure Brüder von dem Tod erretten! Glaubt mir, ich bin meiner Lebtage ſo weit in fremden Ländern geweſen, als ein Pilgrim zu Rom, zu St. Jakob und zu Jeruſalem, aber ich hab' eures gleichen noch nirgends gefunden in ſolcher Traurigkeit.“ Da ſprach Reinold: „Ja, Freund!

mein Leid iſt unausſprechlich, ich wollte lieber todt ſeyn, denn länger in ſolchem Elend bleiben.“ Darauf ſagte Malegys: „Herr, ich bin ein armer Mann; ſo ihr mir etwas zu geben habt, ſo will ich euer und eurer Brüder eingedenk ſeyn in meinem Gebet, zu Gott dem Allmächtigen, daß Gott ſie wolle erretten aus der Hand des Königs Karl.“ Reinold ſagte: „ich habe euch nichts zu geben!“ da fielen ihm ſeine Sporen ein, welche von gutem Gold gemacht waren; die gab er dem Pilgrim, und ſagte: „Sehet, da habt ihr die Sporen, das iſt das erſte Geſchenk, das mir meine Frau Mutter Aya gab, als mich mein Vater, Graf Heymon, zum Ritter ſchlug. Gott geb' ihr langes Leben! Auf die Sporen erhaltet ihr wohl zehn Pfund!“

Malegys nahm die Sporen, dankte ihm, ſteckte ſie in einen Sack und ſprach: „Herr, ich bitte, habt ihr einige Gabe mehr, die ihr mir geben könnet, ſollt ihr des Gebets deſto mehr theilhaftig werden! „Da fragte Reinold den Pilgrim: „Treibet ihr Spott mit mir? Ich ſage euch in der Wahrheit, wär' es mir keine Schande, ich wollte euch lehren betteln, ihr ſolltet noch eine Weile daran denken!“ Darauf ſagte Malegys: „Fürwahr, Herr, wann ihr das thätet, ſo thätet ihr Sünde. Wenn mich alle die geſchlagen hätten, von denen ich Almoſen begehrt habe, ich wäre vor hundert Jahren todt geweſen, denn ich bitte um Almoſen in Kirchen und Klöſtern, wo ich kann.“ — „Das iſt wahr,“ ſagte Reinold, „wenn ihr bittet, wer wird euch was geben? In der Noth muß man beten!“ Malegys ſagte: „Herr, jetzt ſaget ihr recht, gebt mir noch etwas, ſo will ich Gott bitten, daß er eure Brüder aus dem Gefängniß und euch von eurem Leid erretten ſoll.“ Als Reinold das hörte, gab er ihm ſeinen Nachtrock und ſprach: „Siehe, Pilgrim, da könnet ihr lang davon zehren; den gebe ich euch um Gottes und ſeiner lieben Mutter Willen, daß Gott meine Brüder behüten wolle, vor dem ſchmählichen Henkerstod, und daß mir auch kein Leid wiederfahre, und ich der Gewalt König Karls mög' entfliehen!“

Auf dieſe Worte nahm Malegys den Nachtrock, ſchlug ihn zuſammen, und ſteckte ihn in einen Sack; da bat er den Reinold noch einmal, und ſprach; „Herr, habt ihr noch etwas zu geben, ich bitte um Gottes willen, ſo gebt es mir, ich will es in meinem Gebet wieder erſtatten.“ Als Reinold dieß hörte, ward er ſehr zornig, und ſprach: „Du Unflath, ſpotteſt du meiner? hab' ich dir nicht genug gegeben?“ zog ſein Schwert aus und ſchlug nach ihm, Malegys entſprang dem Schlag, und hielt ihn ab mit ſeinem Stab; ſprach: „Schlagt ihr mich mehr, ſo wird es euch reuen: ich werde mich wehren!“ „Wollteſt du dich wehren?“ ſprach Reinold: „Ich ſage dir, fürwahr, wenn deiner ſo viel als Bäume im Wald wären, ſo ſollteſt du mir nicht entgehen!“ Da ſprach Malegys: „Reinold! ich ſage euch für gewiß, ihr wiſſet wenig, was ich kann, und wenn ihr mich mehr ſchlaget, ſo werdet ihr Wunder ſehen!“ Darüber wurde Reinold ſehr zornig und ſchlug wieder nach dem Malegys; aber der verſetzte den Streich wieder, brauchte ſeine Kunſt und verwandelte ſich in ei- Jüngling von zwanzig Jahren. Darüber verwunderte ſich Reinold über die Maßen und erſchrak heftig. Er gedachte bei ſich ſelbſt: „was will das werden, wie wird mir das Glück jetzt ſo widerwärtig! denn ein Unglück kommt mir über das andere, meine Brüder ſind gefangen, mein Roß iſt dahin. König Karl will mich hängen; jetzt kommt der Teufel gar, und will mich zu necken anfangen!“ Indem zog er ſein Schwert, ſchlug wieder nach dem Malegys, und vermeinte ihn todt zu ſchlagen; Malegys aber entwich dem Streich, und rief mit heller Stimme: „Vetter Reinold! was thut ihr? kennet ihr mich nicht?“ Reinold ſprach: „Nein, wer ſeyd ihr denn?“ da ſagte Malegys: „Ich bin euer Vetter Malegys.“ Als Reinold das hörte, fiel e ihm zu Fuß und ſprach: „Lieber Vetter! nächſt Gott ſtehet all mein Vertrauen auf euch; ich bitte, ihr wollet mir das nicht für übel halten; ich habe euch nicht gekannt; bitte ihr wollet doch meinen Brüdern behülflich ſeyn, daß ſi von ihrem Gefängniß erlöst werden mögen. Ich hab mein Roß verloren, und kann ihnen nicht mehr beiſtehen!“ Malegys ſagte: „Höret, Vetter Reinold, was ich thun will; ich will mit meiner Kunſt euch das Roß herbeibringen. Indeſſen müſſet ihr thun, was ich euch ſage.“

Reinold, wie er das hörte, ward er erfreut und ſprach „Vetter, was ihr gebieten werdet, das will ich thun, ſoll ich darum ſterben.“ Malegys nahm nun einen Frauenmantel, gab ihn dem Reinold, denſelben über den Harniſ zu ziehen, dazu einen Hut, der voll Löcher war, und ei altes Paar Hoſen, die ſollt' er anthun. Er ſelbſt hin auch einen Frauenmantel um, ſetzte einen Hut auf ſei Haupt, und brauchte ſeine Kunſt. Er veränderte Reinol in Geſtalt eines Mannes von hundert Jahren, ſehr kran ungeſtalt von Leib, mit langem Haar. Darnach gingen ſie fort; wer ſie ſah, der meinte, es wären die zwei ärmſten Pilgrime, die man jemals geſehen: aber wann ſie unter ſich allein waren, und niemand bei ihnen, ſo waren ſie in voriger Geſtalt, und zwei tapfere Ritter. So gingen ſie bis an den Wald Bordele, und errichteten nahe an demſelben eine Hütte, unter welche ſie ſich ſetzten. Ueber eine kleine Weile ſah Malegys vier Mönche reitend kommen, da ſagte er dem Reinold: „Bleibet hier und wartet meiner, ich will den Mönchen entgegen gehen, denn ich will beichten.“

Als Reinold dieß hörte, ſagte er: „Vetter, macht, daß es uns möge beſſer gehen!“ Hiermit ſchieden ſie von einander. Als er nun zu den Geiſtlichen kam, grüßte er ſie; die dankten ihm und ſprachen: „O Gott! Pilgrim, wie viel Leute habt ihr überlebt, bis ihr ſeyd ſo alt worden?“ Er ſagte: „ich bitte Gott, daß er mich ſo lang leben laſſe, bis ich meine Sünde gebeichtet hab'; ich bitte, ihr Herren, es woll' einer unter euch meine Beichte hören!“ Da ſagte einer unter ihnen: „Freund, geht hin zu einem Pfarrherrn, denn wir haben nicht Zeit, ſondern müſſen unſere Reiſe beſchleunigen.“ Der Pilgrim ſagte: „Herr, ihr ſehet wohl, daß ich ein armer kranker Mann bin, ſoll ich denn in meinen Sünden ſterben, ſo muß ich ewig verloren ſeyn! Aber ich hoffe, ihr werdet mir das nicht abſchlagen!“ Dann fing er an: „Herr, ich muß euch klagen, wie es mir ergangen iſt; ich hatte wohl in die zwanzig Pfund geſammelt, und als ich in den Wald kam, begegnete mir Reinold, nahm mir mein Geld, und ſchlug mich ſchier todt; aber ich habe noch vier Byzantiner von Gold in meine Kleider verſteckt, die konnte er nicht finden, die blieben bei mir, ſonſt wär' ich derſelben auch quitt! Nun weiß ich nicht, was ich thun ſoll: ich bitt' euch aber, Herr! hört meine Beichte, und ſprecht mir die Abſolution.“ Da ſagte der Mönch zu den andern auf Latein: Ihr Herren laſſet uns die Byzantiner von dem Pilgrim nehmen, wir wollen ſeine Beichte hören; die ſind hernach gut auf dem Weg zu verzehren!“

Der Rath gefiel den andern Mönchen auch wohl, ſie riefen den Pilgrim zu ſich, hörten ſeine Beichte, und abſolvirten ihn. Darnach fragte ſie der Pilger, was ſie neues wüßten; ob nicht bald der Adel zuſammen kommen würde? Die Kloſterbrüder ſagten: „ja, ſie hätten gehört, daß am nächſten Sonntag zu Paris viel unter den Edelleuten ſollte zu thun ſeyn, denn Roland würde den Frauenzimmern zu Gefallen das Roß Beyart reiten, damit die Frauen ſehen, was das Pferd vermöge mit Laufen und Springen; denn ſie hätten viel davon gehört als es Reinold noch hatte. Der Pilgrim fragte: „ſoll das wahr ſeyn, iſt Beyart da?“ „Ja,“ ſagte ein Mönch, „der König hat Roland das Roß geſchenkt, und wann Roland das Pferd geritten hat, ſo will der König Gericht halten über Heymons Kinder und ſie zu Paris an den Galgen henken!“ Der Pilgrim ſagte: „Herr! ich ſage euch, ſie ſind noch nicht gehangen; noch möchten ſie mit dem Leben davon kommen, und errettet werden!“ Der Mönch ſagte: „Sie leben noch, aber ſie ſind in großer Gefahr; auch will er noch Gericht halten über Reinold, und hat uns befohlen,

wir ſollen ihn in den Bann thun: niemand ſoll ihn beherbergen, noch ihm Eſſen und Trinken zukommen laſſen; und ſo ſich jemand unterſtehen würde, ſolches zu thun, den ſollen wir auch in den Bann thun.“

Der Pilgrim, dieß von den Mönchen hörend, wurde zornig und gedachte bei ſich ſelbſt: „du hätteſt gute Luſt, und ſchlügeſt dieſe vier Schwarze todt!“ dann ſprach er mit falſchem Herzen zu ihnen: „O ihr Herren, ich bitte euch um Gottes Willen, fallet mit mir auf die Knie, und bittet für mich, daß meine Beichte mir ſelig ſey, daß ich vollkommene Reu' und Leid über meine begangenen Sünden habe, und ſtandhaft in meiner Buße bleibe, damit ihr der guten Werke, die ich gethan und noch thun werde, mit theilhaftig werdet!“ Als die Mönche des Pilgrims Reden hörten, fielen ſie aus Mitleiden auf ihre Knie, und baten Gott, er wolle dem Pilger Standhaftigkeit zu ſeinem Vorſatz und Beſſerung ſeines Lebens geben, weil er lang in Sünden geſteckt.

Unterdeſſen übte er ſeine ſchwarze Kunſt, und wurde wieder jung und ſtark, nahm ſeinen Pilgrimsſtab, der wohl mit Eiſen beſchlagen war, und ſchlug einen Pfaffen, daß er zur Erde fiel. Als die andern dieß ſahen, wurden ſie ſehr beſtürzt, und wollten entrinnen, aber wegen der langen Kleidung konnten ſie nicht fortkommen; alſo ſchlug er ſie alle todt. Als Reinold dieß ſah, ſagte er zu Malegys: „Ach, Vetter! was habt ihr gethan? habt ihr die Mönche alle todt geſchlagen, die euch abſolviren ſollten von euern Sünden?“ Malegys ſagte: „Vetter Reinold, die Pönitenz, die ſie mir auferlegt haben, war zu ſchwer, darum hab' ich ſie todt geſchlagen.“ Reinold ſagte wiederum zu ſeinem Vetter: „Sollte ich alle die getödtet haben, die mir ſchwere Buße auferlegt haben, ich hätte müßen in Einem Kloſter über hundert Geiſtliche von dieſem Orden erſchlagen!“ Da ſagte Malegys: „Vetter Reinold, laſſet dieſe Worte bleiben, und kommt mir zu Hülfe, daß wir ſie ausziehen, ihre Kleider auf die Pferde binden, und dieſe ins Kloſter führen!“ Reinold ward zornig, daß die Mönche todt waren, ſagte: „Vetter, ich will das nicht thun, wenn ihr wollt, ſo thut es ſelber!“

Da Malegys ſah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Mönche aus, band ihre Kleider zuſammen, machte ſie feſt auf die Pferde, und ließ die Körper im Wege liegen; dann ging er nach dem Kloſter, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abt. Der Pförtner meldete ihn. Als Malegys zu dem Abt kam, neigte er ſich und ſagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold läßt euch freundlich grüßen, und ſchickt euch dieſe Pferde und Kleider, er begehrt, ihr möchtet für ihn und ſeine Brüder bitten, daß ſie bei König Karl zu Gnaden möchten kommen!“ Der Abt fragte: „Wie kommt ihr zu den Pferden und Kleidern?“ Malegys ſprach: „Würdiger Herr, Reinold hat vier Geiſtliche erſchlagen im Wald Bordole, und zwang uns, daß wir die Roſſe hieher bringen ſollen!“

So wie Malegys ſeine Rede vollendet hatte, ſagte Reinold gar heimlich zu Malegys: „Vetter, Ihr habt ſie erſchlagen!“ Malegys ſtieß den Reinold an, der merkte gar bald, daß Malegys das thäte um ſeines Beſten willen. Der Abt fragte den Malegys: „Freund, hat Reinold alle vier erſchlagen, das wird Gott an ihm wohl rächen; ich will das Geſchenk von ihm nicht annehmen, denn er iſt im ganzen Königreich in die Acht gethan, dergeſtalt, daß man ihm kein Eſſen und Trinken geben ſoll, viel weniger etwas verkaufen; und wir werden ihn auch in unſerer Kirche in die Acht erklären!“ Da fragte Malegys den Abt: „wenn ihr denn das Geſchenk nicht annehmen möget, ſo wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm ſolches anzeigen. Wenn er es erfährt, ſo weiß ich gewiß, daß er kommt, und brennt euer Kloſter auf den Grund ab!“ Als der Abt das von Malegys hörte, entſetzte er ſich und ſprach: „Freund, ich habe mich anders bedacht; ich will das Geſchenk behalten, und wir wollen Reinolds und ſeiner Brüder auch eingedenk ſeyn in unſerm Gebet, auf daß Gott ihnen allen wolle Gnade verleihen, daß ſie von ihrem ſchweren Gefängniß erlöſet werden, und einen guten Frieden mit König Karl ſchließen. Wir bitten zugleich, ihr wollet uns bei Reinold kein böſes Spiel machen!“ Malegys ſagte: „Nun wohlan, würdiger Herr, auf eure vorgebrachten Worte wollen wir alles hier laſſen, was wir her gebracht haben!“ Alſo ſchied Reinold und Malegys von dem Abt, und beide zogen nach Paris.

Sonntag Morgens, als der Gottesdienſt verrichtet war, ging ein jeder zu Tiſch; indem kam Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke, und ſahen da eine Scheuer ſtehen, in der viel Stroh war; davon nahm Malegys einen großen Arm voll, trug es auf die Brücke, und ſagte: „Reinold, ach lieber Geſell! wie kommſt du auf dieß Stroh? Ich weiß, daß dir das Stehen ſchwer ankommt, denn du biſt weit gegangen, ſo gut als ich!" Mittlerweil kam ein Mann daher aus der Kirche, den beſchwor Malegys, daß er ſeinem Geſellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er ſich nicht wehe thäte, und ausruhete. Der gute Mann that es gar gerne und half ihm, daß er zu ſitzen kam, denn er ſah ihn für den Aermſten an, den er jemals geſehen hätte, gab ihm auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig wäre; den gab er dem Malegys aufzubewahren.

Darnach ſagte der gute Mann zu Malegys: „Freund, habt ihr keine Herberge, ſo gehet mit mir!" Da antwortete ihm Malegys: „Ja, Herr, deſſen weiß ich euch Dank; wo ſoll ich euch finden?" Der Mann ſagte: „Allernächſt unter dem Baum findet ihr ein Wirthshaus, da gehet ein, die Wirthin wird euch freundlich aufnehmen!" Malegys dankte dem Mann für ſeine Güte, und ſagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für euch bitten." Als darauf Malegys ſich mit ſeinem Geſellen auf der Brücke ſetzte, hatte er auf einmal eine goldene Schüſſel mit Edelgeſteinen, hell wie die Sonne. In dieſe zauberte Malegys einen köſtlichen Trank, von dem allerköſtlichſten Wein und allerlei Kräutern und Specereyen, daß wer des Tranks genoß, dem Malegys in allen Sachen unterthänig und gehorſam ſeyn mußte. Darauf gab er dem Reinold ſeine goldenen Sporen wieder und ſprach zu ihm: „Vetter, bindet eure Sporen wiederum an eure Füße." Da ſagte Reinold: „Was ſollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich meines Roſſes Bayart quitt bin?" Da ſagte Malegys wieder: „Vetter Reinold! ziehet ſie an, und eure Hoſen darüber, ich will das Roß mit meiner Kunſt euch wieder zur Stelle bringen, und werde euch auch zweimal wieder darauf heben, aber ihr werdet allemal wieder auf der andern Seite hinab fallen; doch das drittemal, wenn ſie euch wieder darauf helfen, ſo bleibet feſt darauf ſitzen!“

Als Malegys den Reinold ſo unterrichtet hatte, wie er ſich verhalten ſollte, kamen die Herren vom Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, ſamt vielen Frauen; darnach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden, auch ſtanden da viele ehrbare Leute, und beſahen die Ritterſchaft. Da ſagte einer zu dem andern: ſaget mir doch, welcher ſt der ſchönſte und trefflichſte unter den Rittern, die ihr etzt habe ſehen über die Brücke reiten, oder der noch arüber reiten wird?“ — „Das iſt Roland, der den Feragus erſchlagen hat!“ Da ſagte eine der Frauen: „Nein, er ſchönſte iſt Olivier!“ — „Ach nein, ſagte eine dritte, s iſt der Herzog von Bayerland.“ Dieſe Worte hörte eine ndere, die neben ſtand und nicht von der Geſellſchaft war, e ſprach: „Ich ſage euch in der Wahrheit, ich weiß noch nen andern, wenn der hier wäre! Der übertrifft die andern le an Schönheit und ritterlichen Thaten!“ Da fragten r andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete r Dame: „Ach! den kennet ihr nicht, er iſt Reinold nannt; der darf nicht ins Königreich kommen, wenn er er dürfte hieher kommen, ich ſage euch gewiß, er wäre r ſchönſte und vortrefflichſte, der heut über die Brücke ritten iſt, und noch reiten wird.

Dies ganze Geſpräch der Frauen hörte Reinold

an, und mußte lachen. Das erzürnte Malegys, er
den Reinold und ſagte: „Vetter, ihr müßt nicht lache
Da ſagte Reinold: „Ach, Vetter, verzeihet mir, das Frau
zimmer macht mich lachen!“ Als nun die Ritter alle ü
die Brücke waren, kam der König auch; neben dem
land ward das Roß Beyart geführet, von den Knech
denen es bei hoher Strafe anbefohlen war, darüber
wachen. Als König Karl nun auf die Brücke kam,
er den Malegys und Reinold, und zwiſchen ihnen
ſchöne goldene Schüſſel, da ſagte er zu Roland: „S
Vetter, da zwiſchen den zween Pilgrimen ſteht eine
dene Schüſſel, die über die maßen wohl gefertigt iſt,
ſolche ließe ich nicht für tauſend Dukaten machen!“ „
iſt wahr,“ ſagte Roland, wir wollen fragen, wo ſi
Schüſſel her haben; ritten alſo zu dem Pilgrim,
Beyart ward vor ihnen hergeführet, das Roß ſchau
den Pilgrim an, und erkannte den Reinold, daß er
Herr war, ſtellte ſich auch gar freundlich gegen ihn.
fragte der König den Malegys: „Freund, woher komm
die ſchöne Schüſſel, das möchte ich wiſſen!“ Da an
tete Malegys: „Gnädiger Herr! fürwahr, man
überall Gutes genug. Wenn ich gewußt hätte,
ich meine Schüſſel unter dieſem Volke ſollte ver
ich würde ſie nicht vorgezeigt haben; ich hoffe, in
Majeſtät Lande wird der Arme beſchützet, wie der
mit ſeinem großen Gut.“ Der König fragte ab
wie er zu der Schüſſel käme, denn er wolle es
Da antwortete alſobald Malegys: „Gnädiger
das Geld, welches ich darum gegeben habe, das

eilf Jahren in Kirchen und Klöſtern von mir zuſammen gebettelt worden; dann hab' ich ſie weihen laſſen; ſie heißt der heilige Graal, und iſt dazu gebraucht worden, an dem grünen Donnerſtag, als der Herr das Abendmahl mit ſeinen Jüngern genoſſen; der Pabſt zu Rom hat die Meſſe darüber geleſen, und gab ihr die Macht, wer aus derſelben ein Süpplein iſſet, der wird aller ſeiner Sünden los, und wenn er ſchon bis über die Ohren darin ſteckte, wie Maria Magdalena, als ſie die Füße unſers Herrn mit ihren Zähren benetzte, und mit ihrem Haar trocknete." Darauf ſagte der König zu Roland: „Vetter Roland, dies ſind gewiß zween Engel von Gott geſandt, denn das ſtumme unverſtändige Thier erzeigt ihnen Ehre!" Malegys verſtand dieſe Worte, nahm einen Bengel und ſchlug auf das Roß Beyart, daß es aufſprang.

Da fragte der König den Pilgrim: „Warum ſchlaget ihr das Roß?" Malegys antwortete: „es kam uns zu nah, und wann ichs nicht geſchlagen hätte, es hätte meinem Geſellen Leid gethan; ich bitte derohalb, wollt es ein wenig hinter ſich führen, denn wir fürchten uns davor." Da ließ der König das Roß Beyart hinter ſich führen, und begehrte, daß Malegys ihm ſelbſt ein Schnittlein aus der Schüſſel gebe, auf daß er ſeiner Sünden entledigt würde. Er bot ihm dafür einen güldenen Pfennig. Da ſagte Malegys: „das ſtehet nicht in meiner Macht, es ſey denn, daß ihr mir den König weiſet." Der König antwortete: „Man ſagt, daß ichs bin." Da ſagte Malegys: „Gnädigſter Herr, ſo bitt' ich um Verzeihung, daß ich ſo ungeſchickt gegen Eure Majeſtät geredet habe, denn ich habe Euch nicht gekannt." Der

König ſagte: „mein Freund, warum ſollt' ich euch das übel deuten, ich begehre allein von euch ein Schnittlein aus der Schüſſel, ich will euch das mit einem güldenen Pfennig vergüten.“ Darauf antwortete Malegys: „Gnädiger Herr und König! das darf ich nicht thun, es ſey denn, daß ihr denen Allen verzeihet, die euch jemals erzürnt oder Leides gethan habt. Ihr wiſſet wohl, daß Chriſtus allen denen vergeben hat, die ihm den Tod angethan haben am Stamm des Kreuzes!“ Der König ſprach: „Freund, das iſt wahr, aber Reinold hat mir ſo viel Uebels gethan, daß ichs ihm nicht vergeben kann; und ſonſt noch ein einiger Mann, Malegys genannt, welcher als Schwarzkünſtler umhergeht, denſelben kann ich noch viel weniger in meinem Königreich leiden; ich wollte, daß ich ſie alle beide gefangen hätte, ich ließe ſie henken. Nun, ſaget mir Pilgrim: was iſt das für einer, der da bei euch iſt?“ Er ſagte: „Er iſt taub, ſtumm und blind.“ Da ſagte der König: „Gieb mir ein Süpplein aus der Schüſſel zur Vergebung meiner Sünden!“ Malegys ſagte zu dem Könige: „Herr König, hier liegt mein armer Bruder, der in fünfzig Tagen nicht geſehen, gehört noch geredet hat; ſolch' Unglück bekam er in einer Nacht in einem Hauſe, darin wir zur Herberge lagen, und vorgeſtern kamen wir zu einer Wahrſagerin, die ſagte zu ihm: Sie wüßte keinen beſſern Rath, der ihm helfen könnte, denn allein, wann er an den Ort käme, wo man das Roß Beyart reiten ſollte, daß er daſſelbige auch reiten möchte; das ſollt' ihm helfen von allem ſeinem Elend.“ Da ſagte der König: „Freund, da wäret ihr zur rechten Stunde hieher gekommen, denn Beyart wird hier geritten werden; aber ich ſage euch noch einmal, gebt mir ein Süpplein aus der Schüſſel, ſo will ich euern Geſellen das Roß Beyart reiten laſſen."

Malegys, dieſe Worte hörend, ſagte: „Herr König, es ſoll geſchehen. Eure Majeſtät weiß wohl, daß Chriſtus zu Bethlehem geboren iſt, in armer Geſtalt, und in ſchlechte Leinwand gebunden ward; ſolches that ſeine Demuth, denn Gott wollte haben, daß der Menſch allen Hochmuth und alle Pracht meiden, und demüthig ſeyn ſolle." Der König ſagte: „Freund, das iſt wahr;" da ſagte Malegys wiederum zum König: „Gnädigſter Herr! laſſet auch die Knechte, die da hinten ſtehen, einen Löffel voll nehmen, das will ich euch zu gefallen thun. Der König ſagte: „Pilgrim, ich bins zufrieden," und befahl gleich, daß die Knechte vor ihm nehmen ſollten; das thaten ſie auch, ſie kamen alle zu Malegys mit gefalteten Händen und begehrten, daß er ihnen ſolches reichte, aber ſie wußten nicht, was ſie thaten. Darnach kam der König ſelbſt in großer Andacht, und empfing ein Süpplein in der Meinung, daß ihm ſeine Sünden dadurch ſollen vergeben ſeyn.

Als dies geſchehen war, ließ der König das Roß Beyart vor Paris hinaus an den Ort bringen, wo man es bereiten ſollte, wohin auch die Pilger mit großer Müh' und Arbeit hinkamen. Während ſie nun auf dem Wege waren, ſagte der König zu Roland: „Lieber Vetter, ich bitte, ihr wollet dieſen kranken Pilgrim auf euer Roß ſitzen laſſen, daß er das reite, ſo wird er durch Gottes Hülfe geſund werden; ihr verdient Gottes Lohn daran!"

Roland ſagte: „Ja, gnädiger Herr König, das will ich gerne thun,“ nahm zur Stunde den Pilger in ſeinen Arm und hob ihn auf das Roß, aber er fiel von der andern Seite wieder ab; das war Roland von Herzen leid, er half ihm wieder darauf; aber er fiel an der andern Seite wieder ab. Als Malegys dies ſah, ſagte er: „Ach Herr! ihr thut große Sünde, daß ihr den armen Mann ſo hart fallen laſſet, und mit ihm Kurzweil treibet, das Roß iſt hoch, fällt er noch einmal davon, ſo iſt er todt!“ Als der König hörte, daß er ſo oft von dem Roß gefallen ſey, ſprach er zu Roland: „Ich bitte euch, Vetter Roland, haltet den Pilgrim doch feſt, daß er nicht mehr falle, er möchte ſonſt ſterben!“ Roland nahm ihn auf und ſetzte ihn wieder auf das Roß, da blieb er darauf ſitzen.

So wie Reinold auf dem Roß war, ſetzte er ſeine Füße in die Stegreiſe, damit er feſt ſitzen konnte, und ſprach zu den Knechten, welchen das Roß befohlen war: „Ich wollte gern einmal allein reiten.“ Da befahl der König, man ſollte den Pilgrim allein reiten laſſen. Als Malegys hörte, daß ſein Geſell wieder reden konnte, dankte er Gott, und fragte ihn, ob er auch ſehen und hören konnte? „Ja, ſagte er, ich bin von aller meiner Krankheit geſund worden!“ Als der König das hörte, ſagte er zu dem Biſchof Turpin: „Herr Biſchof, laßt uns Gott zu Lob eine Proceſſion mit Kreuz und Fahnen halten, daß Gott der Herr dieſen elenden Menſchen durch Reitung des Pferdes hat laſſen geſund werden; denn es iſt ein groß Wunderwerk.

Nun brauchte Malegys ſeine Kunſt, daß Reinold wie-

r zu ſeinen vorigen Kräften kam. Reinold merkte, daß
an nicht beſonders Achtung auf ihn gab, und ſtieß
s Roß mit den Sporen; wie das Roß merkte, daß ſein
rr wieder auf ihm ſaß, ſchickte es ſich zum Laufen an,
d ſprang eine gute Strecke weit. Als das die Knechte
gen, denen das Roß befohlen war, erſchraken ſie ſehr,
d fürchteten, ſie müßten es mit dem Hals bezahlen.
alegys, der dieß mit anſah, ſtellte ſich gar übel, ſchlug
mit Fäuſten, rauſte ſich die Haare aus, und rief:
gnädiger Herr und König! mein Geſell iſt auf euer
ß geſeſſen, ich fürchte, er möchte den Hals brechen, denn
ſtellt ſich ſo wunderlich mit ihm an!“

Wie der König ſah, daß Malegys ſich ſo übel befand,
hl er in der Eile den zwölf Genoſſen, ſie ſollten das
ß mit dem Pilgrim einholen, und ihm davon hel-
Da ritten ſie alle dem Pilger nach, Roland und
er waren die erſten, darnach der Herzog von Bayerland
Samſon, und ſofort die andern Herren; ſie vermein-
alle den Pilgrim zu erlangen, wußten aber nicht, daß
einold war. Reinold, dieß merkend, ſah ſich öfter um,
e ihm folgten, und redete bei ſich ſelbſt: „Ach! daß
wüßte, ob meine Verwandten mir in guter oder böſer
ht folgten; ich thue wohl beſſer mich entgegen zu
, wie gegen Fremde!“ Daher zog er ſein Schwert aus,
hielt ſich das Roß ſo lange an, bis ſie zu ihm kamen,
f er ihnen zu, und fragte: „Saget, ihr Herren, habt
ir den Tod geſchworen, daß ihr mir ſo nachjaget?
offenbaret mir alſobald.“

Da erkannten ſie ihn nicht, und ſagten „nein!“ Endlich gingen Roland die Augen auf: „Vetter Reinold,“ ſprach er, „wir haben nicht gedacht, daß wir euch allhier finden ſollten! Der Biſchof Turpin verwunderte ſich auch, und ſagte: „Seyd mir willkommen, lieber Reinold, wie kommt ihr hieher?“ Reinold dankte ihm und ſprach: „Dieß iſt Gott gefällig geweſen.“ Da kam auch Olivier, verwunderte ſich und ſprach: „Vetter Reinold, ich bin wohl zufrieden, und danke Gott, daß ich euch noch geſund finde!“ Letztlich kam Ogier, und ſprach: „Lieber Vetter, nun ſaget mir doch, wer iſt der andere Pilgrim, der bei dem König geblieben iſt?“ Reinold antwortete ihm, und ſagte: „Es iſt mein Vetter Malegys; es iſt eben der rechte, der es ſollte ſeyn! denn er treibt nur ſeinen Spott mit dem Könige!“ Da rief Reinold die Herren zuſammen, und bat vor Allem Roland, daß er den Malegys bei dem Könige nicht verrathen ſollte, darnach begehrte er von dem Biſchof Turpin, und den andern Herren, daß ſie wollten ſeine Brüder, die noch in des Königs Hand ſeyen, in ihren Schutz nehmen, und nicht zulaſſen, daß ſie umkämen, oder nach dem Galgen geführt würden. Als Folco's Sohn dieß hörte, ſagte er: „Reinold, ich will dich jetzt unſerm König gefangen liefern, der ſoll dich und deine Brüder morgen henken laſſen!“ Reinold ſagte: „Dafür behüte mich Gott!“ zog ſein Schwert aus, und ſchlug ihm ſeinen Kopf ab; darüber lachte Roland, und ſagte: „Habt Dank, Vetter, ihr habt ihm recht gethan, er hat ſeinen rechten Lohn bekommen!“

Nach dieſem nahm Reinold Urlaub von den Herren, befahl ſie dem lieben Gott, ſtellte ſeine Brüder in Gotte und ihre Gewalt;“ meinen Vetter Malegys, ſprach er, befehle ich Maria, Gottes Mutter, denn ich darf hier nicht länger bleiben!“ alſo ſchied er von ihnen, und ritt nach Montalban.

Als die Herren von Reinold geſchieden waren, ritten ſie wieder zum Könige und beſchloſſen auf dem Weg, was ſie dieſem für einen Beſcheid bringen wollten, wie es ihnen ergangen wäre. Als ſie nun zum Könige kamen, war er wohl zufrieden, da er ſie ſah und fragte, ob ſie das Roß Beyart mitbrächten? „Nein, gnädiger Herr und König!“ Indem ſah er den Schildknecht, der todt auf einem Pferd daher gebracht wurde, und fragte: „Wer iſt der, den ihr todt daher bringet? Iſts der kranke Pilgrim, der auf dem Roß Beyart geritten iſt?“ Roland ſagte: „Nein, Herr König, es iſt Folco's Sohn von Morlin.“ Der König fragte: „Wer hat ihn getödtet?“ Roland ſprach: „Herr König, das habe ich gethan.“ Der König ſprach: „Lieber Vetter, das iſt nicht recht.“ Roland ſagte wieder zum König: „Gnädiger Herr und König, Euer Majeſtät iſt das Roß Beyart wohl bekannt, und wenn es anfängt zornig zu werden, ſo iſts ſo böſe, daß mans nicht bezwingen kann. Wir waren ihm ſo nah, daß wir meinten, wir hätten es gewiß in unſern Händen gehabt, da kam der Schildknecht, und wollte allein die Ehre haben, zog ſein Schwerdt aus, und griff nach Beyart. Als Beyart das bloße Schwerdt ſah, floh es, und lief hinweg, als wenn es unſinnig wäre, alſo verloren wir es zwiſchen zweien Wäldern, und einem Ackerland; darum erzürnete ich, und ſchlug ihn todt.“ Als der König das hörte, ſagte er: „Vetter Roland, ihr habt nicht Unrecht daran gethan; es war gar eine Vermeſſenheit, daß er vor euch allen das Pferd allein fangen wollte; doch wäre es mir lieber, es wäre nicht geſchehen!“ Als der König ausgeredet hatte, ſagte Roland zu ihm: „Herr König, ich begehre, Euer Majeſtät wolle die Knechte alle, denen das Roß anbefohlen ward, aufhenken laſſen; denn ſie ſind Urſache, daß es uns entkommen.“ Da ließ der König die Knechte zur Stund aufhenken. Darnach ging Malegys zum König, und ſagte: „Ach! wie iſt mir geſchehen, mein Geſell iſt auf das Roß geſeſſen, ich fürchte, er wird davon gefallen ſeyn, und ſterben; dieſes bekümmert mich gar ſehr, ich will eine Wallfahrt über See thun, und für ſeine Seele bitten, daß Gott der Herr der wolle gnädig ſeyn;“ und ſtellte ſich gar traurig. Als der König des Malegys Elend und Jammer anſah, tröſtete er ihn und ſprach: „Freund, ſeyd zufrieden, ich will euch in ein Kloſter thun, wo ihr euer Lebenlang ſollt unterhalten werden, und ſo ich vernehme, daß euer Genoſſe todt geblieben iſt, ſo will ich alle Tage zu Ehren der Mutter Gottes eine Meſſe für ſeine Seele leſen laſſen.“ Malegys dankte dem König und ſagte: „ich kann nicht länger bleiben,“ und nahm alſo Urlaub vom Könige. Dann befahl der König ſeinem Schaffner, er ſollte dem Malegys hundert Ducaten in Gold geben; die nahm Malegys, und zog alſo von Paris. Als nun dieß ſich ſo zugetragen hatte, ließ der König ſeine Edelleute und alle ſeine Räthe zuſammen kommen, und ſagte: „Ihr Herren, ich ſchwöre bei meiner Krone, ich will Gericht halten über die, welche meinen Sohn ſo mörderiſcher Weiſe erſchlagen haben!“ Und alſobald ließ er des Reinolds Brüder aus dem Gefängniß bringen, und hieß ihnen ihr Angeſicht bedecken und ihre Hände binden, als ob es Diebe geweſen wären, und wollte ſie hinrichten laſſen.

Wie nun der Biſchof dieß ſah, erbarmete er ſich über
ie und ſagte: „Herr König, ich bitte, wollet unſere Vet-
ern erſtlich vor Gericht und vor die Schöffen kommen
aſſen; denn es iſt ja euer eigen Fleiſch und Blut.“ Da
agte der König: „Herr Biſchof, durchaus nicht; ich wiſſ,
aß ſie heute ſterben ſollen, denn ſie haben mir meinen
ohn erſchlagen, und müſſen nach ihren Werken den Lohn
mpfangen.“ Der Biſchof ſagte: „Herr König, dieſer Her-
n hier iſt ſchier keiner, der nicht mit ihnen verwandt
äre, darum zweiſle ich nicht, ſie werden es ungerne ſehen,
ß man ſie henkt, und wo ihr Solches zulaſſet, werdet
r wenig Dank davon haben.“ Der König fragte: „Herr
iſchof, wollet ihr euch gegen mich aufwerfen?“ „Nein,
gte der Biſchof, aber wir wollen nicht verwilligen, daß
ſollen gehangen werden.“ Der König ſagte: „ich will
doch hängen laſſen, will gern ſehen, wer mirs wehren
d.“ Der Biſchof ſprach wieder: „Ich glaube nicht, daß
die Herren werden zulaſſen, denn ſie ſind ihnen ſchier
verwandt.“ Da rief der König den Folco von Paris

zu ſich, und ſagte: „Was rathet ihr, ſoll ich meine Vetter hängen oder ſoll ich ſie leben laſſen?“ Folco ſagte zu dem König: „Großmächtigſter König, da iſt Eure Majeſtät ſelbſt klug und verſtändig genug dazu; wenn aber Biſchof Turpin ſich Eurer Majeſtät widerſetzt, und ihr ſie nicht hängen laßt, ſo wird man ſagen: der König hat es nicht thun dürfen.“

Da der König dieſes hörte, ergrimmte er noch mehr, ſchwur noch einmal bei ſeiner Krone, und ſagte: „Nun ſollen ſie ſterben, es koſte auch was es wolle,“ aber der Schwur war ihm hernach von Herzen leid. Der Biſchof, dieſe Worte des Königs hörend, ward zornig und ſprach: „Nun wohlan, gnädiger Herr und König, es iſt unſer Wille und Meinung ſämmtlich, daß Ihr ſollt den drei Gebrüdern, unſern Vettern, das Leben laſſen; es ſey Euer Majeſtät lieb oder leid!“ Der König verſetzte dem Biſchof: „wie, wollet ihr euch gegen mich auflehnen?“ und ſchlug nach dem Biſchof. Der Biſchof, dieß erſehend, nahm den König bei dem Hals, und hätte ihn faſt erwürgt, aber die andern fielen dazwiſchen und brachten ſie wieder von einander. Der König ward gar zornig und ſagte: „Nun will ich ſehen, wer diejenige ſind, die mich abſetzen, und auf eurer Seite leben und ſterben wollen!“ Als der Biſchof das hörte, ſprang er auf die Seite und ſprach: „O ihr Herren und Freunde, die mich mit Treue meinen, und nicht von mir weichen wollen, ſtehet mir in meiner Noth bei, denn in der Zeit der Noth kennet man einen Freund!“ Als der Biſchof dieſe Worte geredet, ſprang zu ihm von dem König Graf Aymerich, Arnolds Sohn von Mailand, nach ihm Herr Arnold, ein ſtolzer und gewaltiger Ritter, nach ihm der Herzog von Burgund, der ſagte: „Herr Biſchof, wir wollen euch helfen, und beiſtehen mit Leib und Gut, gegen alle, die euch anfechten werden, ſeyd darum nicht traurig!“ Auf ihn folgte Richard von der Normandie, Ogier, auch ein gewaltiger Ritter, der Herzog von Balmon, und ſeine zween Söhne, Bertram und Richard, darnach Graf Olivier von Genna, und der ſtolze Roland; darnach noch etliche andere mehr. Als die Herren nun an des Biſchofs Seite ſtanden, ſagten ſie alle mit lauter Stimme: „Seyd nicht traurig, Herr Biſchof, wer euch jetzt leid thut, der ſoll es Uns thun, und ſollt' es unſer Leben koſten.“ Als der König das ſah, ſprach er zu Roland: „Vetter Roland, was thut ihr? Ich meinte, wer auch von mir abgefallen, ſo wäret ihr doch bei mir blieben? Ich ſehe wohl, ich habe euch vergebens ſo lang an meinem Hof behalten, habe euch umſonſt allen andern Herren vorgezogen, und mein Vertrauen auf euch geſetzt; ihr laſſet mich in der Noth ſtecken; das hätte ich euch nicht zugetraut!“ Da ſagte Graf Roland: „Gnädigſter Herr! ich achte dieß nicht; Eure Majeſtät ſollte ſich ſchämen vor der ganzen Welt, daß ihr dieſe drei Herren hinrichten wollet, die doch von königlichem Geblüt und eure Verwandten ſind.“ Da rief der König den Folco von Paris und ſagte: „Folco, was ſaget ihr hierzu, ſoll ich meine Vettern los geben oder nicht?“ — „Eure Majeſtät iſt klug und verſtändig genug,“ ſprach er; „ſehet ihr nicht, daß eure beſten Freunde ſich gegen euch waffnen, und dem Biſchof zufallen? Im Fall ihr die drei Herren losgebt, ſo wird man ſagen, ihr habt ſie nicht richten dürfen nach dem Willen eurer Räthe, und habt ſie alſo müſſen laufen laſſen!“ — „Das iſt wahr,“ ſagte der König.

Als Ogier dieß Wort von Folco hörte, ward er zornig, ſprang hervor und ſchlug denſelben in's Geſicht, daß er vor des Königs Füße fiel, als ob er todt wäre, und ſprach: „Ei du falſcher Rathgeber und böſer Tyrann, willſt du das Blut dieſer drei Herren, und ſieheſt, daß wir's nicht begehren? du ſollſt des Tages Ende nicht erleben!“ Dann ging er zu den drei Brüdern, löſete ihnen ihre Hände, entblöste ihnen ihr Geſicht und wollte ſie nicht alſo länger gebunden ſehen. Da fragte der Biſchof: „Wer will nun dieſe drei Herren hängen? Ich glaube, es wird Niemand ſo kühn ſeyn!“ Der König ſagte: „Herr Biſchof, ihr ſeyd ſehr trutzig gegen mich!“ Der Biſchof ſagte zum König: „Herr König, ich hab' Eurer Majeſtät zuvor geſagt, und ſag' es noch, wenn ich mich gegen Euch ſperren wollte, ſo wollt' ich durch die Gunſt, die ich genieße, euch Land und Leute und die Krone abzwingen!“ Als der König das hörte, ward er zornig, und beklagte ſich vor ſeinem ganzen Rath.

Der Biſchof, welcher ſah, daß ſich der König ſo ſehr beklagte, ließ die Herren wieder binden, wie ſie zuvor gebunden waren, lieferte ſie in des Königs Hand, und ſagte: „Gnädiger Herr und König, da habt ihr eure Gefangene wiederum, thut nach eurem Gefallen, aber ich rathe Eurer Majeſtät, laßt ſie los um das Entgeld, welches Reinold für ſie geboten hat!“ Da ſagte der König: „Ach! die

Allerliebſten, auf welche ich mich verlaſſen, weichen nun von mir; wie iſt mir alſo geſchehen?“ Da ſagte Roland: „Fürwahr, Herr König, ich thue das nicht, daß ich von euch abwiche. Wollet ihr gegen die Türken und Heiden ſtreiten, ſo will ich euch nicht verlaſſen, werd' auch noch getreuer ſeyn, als vorhin; ich will allezeit vorn und nie der Hinterſte ſeyn, und euch allweg dienen!“

Hierauf bedachte ſich der König und ſagte: „Habt ihrs gehört, Herr Biſchof, heute ſollen meiner Schweſter Kinder ſterben, denn ich will meinen Sohn rächen, ich kann ſolche Schmach nicht vergeſſen! Ach, ihr Herren! wie thut ihr ſo übel; ich verwundere mich, daß ihr euch wider mich alſo betraget! Soll ich den Eid, ſo ich geſchworen habe, nicht vollführen können, daß ich meiner Schweſter Söhne tödte, und mich alſo räche an dem Blut meines Sohnes, den ſie ſo jämmerlich erſchlagen haben?“

Ueber dieſe Rede ward er ſelbſt ein wenig beſtürzt, doch ſagte er weiter: „Ich hätte zwar gemeint, ihr ſolltet mir in ſolchem Fall beigeſtanden haben!“ Hierauf ſagte der Biſchof: „Gnädiger Herr und König! Eure Majeſtät erzürne ſich nicht über uns, daß der Eid, den Sie geſchworen, nicht erfüllt wird; es iſt ſchon zweimal geſchehen, daß Sie einen Eid gebrochen hat, darum achten wir es nicht hoch, ob er für dießmal auch gebrochen wird!“ Der König ſagte: „Hab' ich das gethan, ſo iſt's mir leid, da weiß ich nichts davon.“ Der Biſchof ſagte: „Ich will es Euch wohl ſagen; denkt Ihr nicht mehr daran, daß Ihr im zornigen Muth bei Eurer königlichen Krone ſchwuret, Ihr wollet Amalis von Olinde hangen laſſen, weil er Eure Tochter entführt hat;

und nun iſt er Euer allerliebſter Sohn, ihr habt ihm Eure Tochter zum Gemahl gegeben, und dazu noch Land und Leute!“ Als der König dieß hörte, ſagte er zu dem Biſchof: „Herr Biſchof, ich verbiete euch bei meiner Krone, laſſet die Worte ſeyn, und ſtreitet nicht länger gegen meine Perſon, denn ich ſehe wohl, ihr gewinnet mir Land und Leute ab!“ Da ſagte Roland: „Herr König, ich rathe Eurer Majeſtät als ein Freund, haltet die Herren alle drei noch ein wenig gefangen. Ihr werdet Euch dann noch etwas bedenken, ſo daß ſich alles noch zum beſten wenden kann!“ — „Das will ich thun, Roland,“ ſagte der König.

Darauf wurden die Brüder wieder in's Gefängniß geführt, welche in großer Gefahr geſtanden, und alſo ſchied der Rath von einander; der König ging in ſeine Kammer und alle Dinge wurden für dießmal beigelegt. Als dieß ſich alſo zugetragen hatte, kam Malegys wieder gegen Paris, um des Reinolds Brüder auch zu erretten, denn ſie meineten alle Stund', ſie müßten ſterben. Er ging deßhalb nach dem Palaſt in das Gefängniß, und erwies daſelbſt ſeine Kunſt, daß die Fallbrücke niederfiel, und das Thor ſich öffnete; alſo ging er zu den Gefangenen, und brauchte ſeine Kunſt abermals, daß die Schlöſſer des Thurms zerſprangen, die Thür entzwei ging, und er zu ihnen hinein kam. Da nahm er Adelhart, Rittſart und Writſart bei der Hand, und ſchüttelte ihnen ihre Schlöſſer ab, mit welchen ſie geſchloſſen waren; aber die Brüder wußten nicht, daß es Malegys, ihr Vetter, war, ſondern ſie meinten, daß es des Königs Diener wäre, und wollte ſie heimlich umbringen. Sie waren deßwegen ſehr traurig und fingen an bitterlich zu weinen. „Ach!“ riefen ſie, „es iſt nun um unſer Leben gethan!“ Malegys hörte dieß jämmerliche Grämen, erbarmte ſich ihrer und ſagte: „Liebe Herren, ſeyd zufrieden und erſchrecket nicht, es hat keine Noth, ich bin Magelys, euer Vetter, ich will euch aus dem Gefängniß führen.“

Wie die Brüder dieſes hörten, waren ſie von Herzen froh. Hierauf ſagte Adelhart: „Lieber Vetter, ohne eure Hülſe ſtehet unſer Leben in der Hand des Herrn und König Karls: wir bitten, ihr wollet uns helfen.“ Darauf nahm ſie Malegys bei der Hand, führte ſie aus dem Gefängniß bis an die Brücke der Stadt Paris, und ſagte: „Ich hab' übel gethan, daß ich euch aus dem Gefängniß geführet habe, ohne Wiſſen des Königs, ich will hingehen und es ihm anzeigen, und Erlaubniß von ihm begehren.“ Da ſagte Adelhart: „Vetter, ich bitte euch, laſſet uns gehen, denn ich weiß, er wird euch keine Erlaubniß geben.“ Malegys aber ließ die Herren alle daſelbſt ſtehen, ging zum König bis vor ſein Bett, und ſagte: „Herr König! Gott gebe Euch einen guten Tag, und Gott wolle Eurer Seele Geleitsmann ſeyn, wenn ſie aus dieſem Jammerthal ſcheiden wird. Ich kann nicht unterlaſſen, Herr König! Euch wiſſen zu machen, daß ich meine Vettern aus dem Gefängniß geholet habe, und hinweg geführt bis an die Brücke vor Paris, es gehe wohl oder übel. Nun bitte ich, gnädigſter Herr und König! Ihr wollet mir erlauben, daß ich ſie wieder mag hinwegführen nach Montalban, daſelbſt werden ſie Euch keinen Schaden mehr zufügen, viel weniger Eure Majeſtät daſelbſt fürchten!“ Als der König dieß im Schlaf hörte, antwortete er: „Nehmet eure Vettern und thut damit, was euch gefällt!“ wußte aber ſelbſt nicht, was er geredet hatte.

Als Malegys ſolche Worte von dem Könige gehört, war er wohl zufrieden, ſah ſich um nach des Königs Krone, und nahm ſie ſamt Karls Schwert mit ſich, ließ den König zuſehen, und brachte die drei Herren ſamt der Krone nach Montalban. Wie Reinold ſeine Brüder ſah, ſprang er vor Freuden auf, und dankte ſeinem Vetter herzlich. Reinold und ſeine Brüder blieben nun ſamt Malegys zu Montalban bei einander. Nachdem Malegys fort von dem König war, ſchlief dieſer wieder ein, und als er erwachte, wußte er nicht, ob er dieſes Alles vom Malegys geſehen und gehört hätte, oder ob es ihm in einem Traum ſo vorgekommen; er ging deßwegen, ſobald er ſich gekleidet hatte, nach dem Gefängniß, um zu ſehen, ob ſolches wahr oder ob es ein Traum geweſen wäre. Als er dahin kam, fand er das Gefängniß offen, und die Gefangenen waren heraus; da ward er ſehr zornig, und ging wieder nach ſeinem Gemach. Unterwegs kam ihm Roland entgegen und grüßte den König. „Herr und König!“ ſprach er, „zu guter Stunde ſeyd ihr alſo früh aufgeſtanden!“ Da ſagte der König dem Roland: „Liebſter Vetter Roland, gehet mit mir, ich muß euch mein Unglück klagen, das mir dieſe Nacht widerfahren. Vergangene Nacht, als ich im Schlaf war, kam der Betrüger Malegys zu mir, ſo mir recht iſt, und ſagte mir, er hätte Reinolds Brüder aus dem Gefängniß genommen, und bat mich um Urlaub, daß er ſie nach Montalban führen möchte: daß ſie mich nicht fürchten ſollten; ich meinte, er ſtünde vor mir, und gab ihm Urlaub, ſie hinwegzuführen; und ich ſah auch, daß er meine königliche Krone ſamt meinem Schwerte zu ſich nahm; ich fürchte, ich werde es nimmer bekommen!“ Roland antwortete dem König, und ſagte: „Herr König, habt ihr Malegys Urlaub gegeben und nehmet es ihm nun für Uebel; was iſt das?“ Der König ſagte: „Roland, treibet ihr euern Scherz mit mir? das muß mich verdrießen!“ So gingen ſie miteinander in des Königs Kammer; der König war ſehr übel zufrieden wegen ſeiner Gefangenen, ſeiner geraubten Krone und ſeines entführten Schwertes.

Weil nun der König nicht wußte, wie er wieder zu ſeiner Krone kommen ſolle, ſo ließ er eine neue viel ſchönere und koſtbarere machen; auch hätte er gern wieder ein Roß gehabt, das dem Roß Beyart an Größe, Stärke und Geſchwindigkeit gleich wäre. Daher wurde ihm von dem Ritter Dunay gerathen, er ſolle ſeine Krone als ein Kleinod ausſetzen, und in ſeinem ganzen Lande ausſchreiben, welcher Luſt und Belieben trage, mit ſeinem Pferd um die Krone zu rennen, der ſolle ſich nach Paris verfügen; da wolle der König die ausſetzen, und welcher der erſte mit ſeinem Pferd an dem Ziel wäre, und die Krone erreichte, dem wolle er ſie viermal mit rothem Gold abkaufen, ſamt dem Roß, mit welchem er ſie erlangte.

Dieſer Rath gefiel dem König wohl; er gedachte, auf dieſem Wege dürfte er das beſte Pferd bekommen, das im ganzen Königreich wäre, mit welchem Roland der Gewalt, die Reinold üben möchte, widerſtehen und ihn fern von Frankreich halten könnte. Er ſetzte daher die Krone, die er erſt hatte machen laſſen, als Kleinod aus, daneben befahl er, es ſolle ſich ein jeder mit den beſten Pferden verſehen, die er bekommen könnte.

Solches erfuhr Reinold von einem guten Freunde, den er in Frankreich hatte, der kam in aller Eile zu ihm nach Montalban und ſagte: „Herr Reinold, ich thue euch zu wiſſen, daß der König ſeine Krone zum Kleinod zwiſchen Montalban und der Seine aufgeſetzet, dazu alle Ritter berufen, mit den edelſten Pferden zu Paris zu erſcheinen und ihr Beſtes zu thun mit Rennen, um die Krone zu gewinnen, in der Hoffnung, daß der König auf dieſem Wege das beſte Pferd bekäme, um euch damit zu bezwingen, und fern vom Lande zu halten.“ Reinold ſagte: „Freund, ſchweige davon ſtill; wenn es meinem Vetter Malegys rathſam zu ſeyn dünket, ſo will ich nach Paris reiten, und das Kleinod gewinnen; denn ich weiß, er findet kein Roß, das meinem gleich iſt im Laufen und Springen.“ Dieweil er mit dieſem redete, kam Malegys dazu, und Reinold erzählte ihm, was er gehört. Malegys ſagte: „Wo meinte der König ein ſolch Roß zu finden, das dem Beyart gleich kommt mit Laufen und Springen? Das iſt ihm nicht möglich; derhalben rathe ich euch, Vetter Reinold, daß ihr dahin ziehet, und nehmet eure Brüder ſamt eurem Volk mit euch, damit ihr deſto beſſer verwahrt ſeyd, und ſehet, daß ihr die Krone davon bringet, ich will auch ſelber mitreiten.“

Da ließ Reinold das Roß Beyart ſatteln, rüſtete ſich in aller Eile, und ſie zogen aus. Als ſie gen Orleans kamen, fragte Malegys nach der beſten Herberge; ſie ſtiegen von ihren Pferden, und gingen hinein. Als es nun Zeit war zu eſſen, wuſchen ſie ihre Hände, ſetzten ſich zu Tiſch, und befahlen, daß man den Pferden ihre Gebühr auch geben ſollte, ſaßen alſo, und waren fröhlich, denn es war da kein Mangel.

Als die Mahlzeit ein Ende hatte, ging ein jeglicher luſtwandeln, wie es ihm wohl gefiel; aber Malegys und Reinold begaben ſich in einen Garten, darin allerlei Kräuter und Blumen ſtanden; da ſuchte Malegys etliche Kräuter, die ihm nöthig waren, und ſtieß ſie zuſammen in einem Mörſer; den Saft nahm er, und beſtrich Reinolds ganzen Körper damit.

Dadurch veränderte Reinold die Farbe, und ſah viel jünger aus, als er war, alſo daß man ihn nicht erkennen konnte. Als Adelhart, des Reinolds Bruder dieß ſah, lachte er, und ſagte zu den andern Brüdern: „Sehet Brüder! was hat unſer Vetter gethan durch ſeine Zauberkunſt!“ Dann ging Malegys in den Stall, und veränderte dem Roß Beyart auch ſeine Farbe; es war vorhin ſchwarz, darnach wurde es ſo weiß, wie Schnee, daß man es nicht erkennen konnte.

Wie dieſes die Brüder ſahen, mußten ſie lachen, und ſagten wieder einander: „wenn ich nicht wüßte, daß es Beyart wäre, ſo könnte ich es jetzt nicht erkennen, ſo ſehr iſt es nun entſtellt; und ich weiß gewiß, daß niemand unter der Sonne iſt, der es erkennen kann.“ Als dieß geſchehen, ſagte Malegys: „nun laſſet uns fort gen Paris reiten, denn niemand kennet jetzt Reinold, noch das Roß Beyart, wie genau man es beſieht!“

Reinold, der tapfere Held, ließ ſein Pferd ſatteln, und rüſtete ſich ſamt ſeinen Brüdern, und ſein Vetter Malegys desgleichen, doch keiner war ſo herrlich, als Reinold. Aber die Worte, die Reinold und Malegys mit den Brüdern gewechſelt hatten, hörte ein Verräther, derſelbe lief eilends nach Paris, meldete alles dem König, und ſagte, wie daß Reinold ſich gerüſtet hätte, und wolle nach Paris reiten um die Krone zu gewinnen; denn er hätte es von ihm hören ſagen. Als der König dieſes hörte, entfiel ihm der Muth, und ſagte: „Freund, was ſagt ihr? ich weiß daß Reinold nicht hieher kommen darf, und wenn er die Stadt Paris damit gewinnen könnte!“ Da ſagte der Verräther: „Herr, ich ſage Euch, fürwahr es geſchieht, denn ich habe ihn ſamt ſeinen Brüdern und Malegys zu Orleans geſehen. Als der König das hörte, ward er zornig, rief Folco von Morlin, und ſagte zu ihm: „Ich will dir dreißigtauſend Mann geben, darüber ſollt du Obriſter ſeyn, damit ſollt du nach Orleans ziehen, daß du meinen Vetter Reinold bekommeſt, und bringſt ihn gefangen hieher. Wenn er ſich gegen dich zur Wehr ſtellt, ſo haue ihn ſamt ſeinen Brüdern und Malegys in Stücke, und bringe mir ihre Häupter, dafür will ich dir ſchwer Gold geben. Folco willigte ein, zog hinweg mit ſeinem Volk, beſetzte alle Päſſe und Straßen und ſprach: „Nun iſt Reinold ſamt ſeinen Brüdern mein Gefangener, Gott wollte es denn anders, ich will nun fleißig Achtung geben, daß er mir nicht entkomme.“

Unterdeſſen kam Reinold auf vier Meilen Wegs nahe bei Paris, auf ein ſchön Feld, da fand er einen guten Brunnen. Reinold und Malegys verließen das Volk, das ſie bei ſich hatten, und befahlen es dem Adelhart, daß er darüber gebieten ſolle, als ihr Oberſter; ſo ritten ſie gen Paris, und ſagten zu Adelhart: „Wenn man uns mit Gewalt überfallen würde, ſo wollen wir eine Trompete blaſen, alsdann komme du uns mit dem Volk ohne langen Verzug zu Hülfe.“ Als ſie nun zu Paris angekommen waren, ſagte Malegys zu Reinold: „Wenn man euch etwas fragen wird, ſo antwortet ſanftmüthig auf bretagniſch, und laſſet euch nicht merken, daß ihr franzöſiſch reden könnet.“

Jetzt nahte Folco mit ſeiner Schaar und ſah Reinold herankommen. Da ſagte Reinold zu dem Malegys: „Vetter, was ſollen wir thun? laſſet uns wieder umkehren zu unſerm Volk, denn ſehet, da kommt Folco von Morlin.“ Darauf ſagte Malegys: „O Reinold, ich merke wohl, ihr habt kein Herz mehr; reitet fort, und fürchtet euch nicht, denn man kennt euch und das Roß nicht!“ Inzwiſchen ritt Folco tapfer auf Reinold zu, und hatte ein Schwert in ſeiner Hand; als er bei Reinold ankam, vermeinte er, das wäre ein junger Knabe, und ſah, daß er nicht gewaffnet war; deſſen ſchämte er ſich, ſenkte ſein Schwert, nahm den Reinold bei der Hand, und fragte ihn: „Jüngling, wo kommſt du her und wo biſt du geboren?“ Da antwortete

Reinold ihm auf bretagniſch, mit gelinden Worten. Folco ſprach: „Rede franzöſiſch, denn ich verſtehe dich ſonſt nicht. Fürwahr, Jüngling, ſagte er, ein ſolch groß Pferd habe ich noch niemalen geſehen; es iſt ſchier dem Roß Beyart gleich, das der Reinold hatte, und wenn es ſchwarz wäre, ſo ſpräche ich, es wäre das Roß Beyart.“ Und alſo ließ er den Reinold ſeine Straße reiten. Darnach kam der Ritter Dunay zu Folco, fragte ihn: „Wie, Folco, habt ihr den Reinold nicht erſchlagen?“ „Nein, ſagte dieſer, es iſt Reinold nicht geweſen, es iſt ein junger Held von 14 oder 15 Jahren; er kommt aus Bretagne!“ Als Dunay dieß hörte, ſteckte er ſein Schwert ein, und ritt ihm in aller Eile nach; und als er zu Reinold kam, nahm er ſeinen Zaum in die Hand, und fragte ihn auch, wo er geboren wäre. Reinold antwortete ihm gar demüthig: „In Bretagne, in Brevie bin ich geboren.“ Dunay ſagte: „Sprecht franzöſiſch, ich verſtehe euch ſonſt nicht.“ Als Dunay hörte, daß er ſonſt keine Sprache reden konnte, ſagte er: „Nun ſo reitet hin in Gottes Namen.“

Darnach nahm Dunay Malegys Pferd bei dem Zaum, und fragte ihn auch, wo der junge Held geboren wäre Malegys antwortete auf franzöſiſch, und ſagte: „In Bretagne; er iſt eines Grafen Sohn, aber ſein Land un Leut' hat er verſetzt.“ Da fragte Dunay: „Wie? wie iſ er an das Pferd gekommen? das iſt ein ſchön, groß un geſchwindes Roß, ſolches Roß hab' ich niemals geſehen Es iſt faſt dem Roß Beyart gleich, und wenn es vo Haaren wäre, wie Beyart iſt, ſo ſagte ich, es wäre Beyart ſelbſt, denn es hat eben ſeinen Gang und Geſtal nur nicht die Haare!“ Das iſt kein Wunder,“ ſagte Malegys: „daß es groß iſt, es hat niemals nichts anders gefreſſen, als Korn und Brod, und das allein darum, weil der König hat verkündigen laſſen, er wollte ſeine Krone zum Kleinod ausſetzen auf das beſte Pferd, welches am geſchwindeſten und am mächtigſten wäre im Turniren und Rennen; daſſelbe wollte er kaufen, der Meinung, daß man den Reinold bezwingen, und aus dem Lande halten ſollte; derhalben hat der Jüngling ſein Pferd allein mit Korn und Brod füttern laſſen, denn er hofft die Krone zu gewinnen, und den Preis davon zu tragen.“ Da ſagte Dunay zu Malegys: „habt ihr nichts von Reinold vernommen?“ Malegys ſagte: „Ich glaube, er iſt noch dahinten, und trachtet ſehr nach des Königs Unglück.“ Dann nahm er Urlaub von dem Ritter Dunay, und ritt Reinold nach. Dunay ritt zu Folco von Morlin und ſagte zu ihm: „mich dünkt, daß wir vergebens auf Reinold warten, denn ich weiß, daß er nicht nach Paris kommt, und wenn er ſchon die Stadt Senlis, Orleans und Amiens damit verdienen könnte!“ Folco antwortete dem Ritter Dunay und ſagte: „Fürwahr, Herr, das dünkt mich auch; und wenn es der Ritter Reinold erfährt, daß wir ſein allhier warten, ſo wird er lachen, ſeinen Spott mit uns haben und ſagen: Jetzt ſehe ich, daß man mich ſehr fürchtet, da ſie mit ſolcher Gewalt auf mich warten!“ Mit ſolchen Worten kehrten ſie wieder nach Paris zu dem König.

Als Folco vor den König kam, fragte ihn dieſer, ob er Reinold bekommen hätte. Er antwortete dem König

„Nein, Herr König.“ Der Ritter Dunay ſagte zum König: „Gnädigſter Herr König, es wäre gar unweislich gethan, wenn wir den ſtolzen Ritter Reinold daſelbſt ſollten erwarten; denn er wird ſich wohl beſſer beſinnen, denn daß er gen Paris kommt; und ich weiß, wenn er ſchon Paris, Orleans und Amiens damit gewinnen könnte, ſo kommt er doch nicht hieher.“ Der König antwortete: „Das iſt wohl wahr, was ihr ſaget, Herr Dunay, aber er iſt von eurer Verwandtſchaft; darum habt ihr dem Folco davon abgerathen; aber fürwahr! ich ſage euch, wenn mir der Reinold entkommt, ſo will ich euch an ſeiner Statt henken laſſen!“ Darauf ſagte Dunay: „Gnädiger Herr, nicht alſo, ich will Eurer Majeſtät einen andern Rath geben; Ihr ſollet alle Thore der Stadt zuſperren laſſen, und an jegliches Thor ungefähr drei oder vier gewaffnete Mann ſtellen und alle die fremden Ritter und Herren draußen laſſen; und wenn nun Reinold mit einigen Pferden käme, und gern herein ſeyn wollte; ſo könnte man ihn alſobald ergreifen, und Eurer Majeſtät gefangen ausliefern!“

Der König hielt den Rath für annehmlich, und befahl ihn ins Werk zu ſetzen; er ließ die Stadt Paris bewachen, auf daß er den Ritter Reinold möchte bekommen. Reinold und Malegys kamen. Aber niemand war da, der ihnen aufmachte. Als Malegys dies ſah, ſteckte er ſein Haupt durch ein Loch des Thors, und ſah einen gewaffneten Mann da ſitzen; denſelben ſprach er mit guten Worten an, und ſagte: „Freund, warum läßt der König die Thore alle verſchließen? Deſſen verwundere ich mich ſehr, daß alle dieſe Ritter und Herren hier außen bleiben müſſen. Oder meinte der König, daß er alle gute Pferde darin hat? Ach, nein! es iſt noch eines hieraußen, das iſt das beſte, das wird er wohl inne werden!“

Der gute Mann ſagte zu ihnen: „Meine Freunde, es iſt nicht darum geſchehen; es iſt nur um den Ritter Reinold zu thun.“ „Iſt's ſonſt anders nicht als um Reinold? ſagte Malegys, ich hab' gehört, er iſt noch dahinten, aber er trachtet gewaltig nach des Königs Schand' und Unehr!“ Indem nun Malegys alſo redete mit dem Wächter, ſtand da ein Verräther neben Reinold, der ſagte: „hab' ich Reinold jemals geſehen, ſo iſt es der, welcher auf dem großen Roß ſitzt, und das Pferd iſt Beyart!“ Malegys dieß hörend, veränderte den Reinold noch mehr; und Beyart verſtand die Worte auch, die der Verräther ſagte; er ſchlug mit ſeinen Füßen hinten aus, und traf jenen vor die Bruſt daß er zurückfiel und ſtarb.

Hierauf ſagte Malegys zu den Herren, die dabei waren; „das Pferd hat den Knecht todt geſchlagen.“ Die Herren ſagten, das Pferd hat recht gethan, warum hat er gelogen? Wie ſollte das Beyart ſeyn können; denn Beyart iſt kohlſchwarz, und dieß Roß iſt weiß, wie der Schnee; auch kennen wir Reinold wohl, der hat eine Geſtalt von zweiundzwanzig Jahren, dieſer Jüngling ſcheinet nicht über fünfzehn Jahre alt zu ſeyn!“ Als dieſe Rede ein Ende genommen, that man das Thor auf, und ließ die Reiter alle hinein reiten.

Als ſie nun darin waren, fragte Malegys nach der beſten Herberge; die zeigte man ihm, da ſtiegen ſie von ihren Pferden, welche in den Stall geführt wurden, und die Ritter gingen zum Morgeneſſen. Wie nun die Zeit herannahte, daß man um die Krone reiten ſollte, ging Malegys mit Reinold in den Stall, und Malegys machte durch ſeine Zauberei, daß Beyart ganz mager und unanſehnlich war.

Reinold und Malegys ſattelten ihre Pferde, ritten wieder zu der Stadt hinaus, auf einen grünen Platz, und erwarteten daſelbſt den König. Als nun die Mahlzeit vorbei war, ritt dieſer mit ſeinem Adel hinaus, und folgten ihm alle Ritter, die um das Kleinod werben wollten. Sie kamen an den Ort, wo die Krone aufgehängt war; da begab ſich Reinold und Malegys mit ihren Pferden unter die andern Ritter und Herren; als die Reinold ſahen, trieben ſie ihren Spott mit ihm, und ſagten unter einander: „dieſer wird das Kleinod gewinnen, vnd das Roß wird ihm der König abkaufen!“ und dergleichen Spottreden mehr. Darauf ſagte Reinold mit ganz demüthigen Worten: „Scherzet nicht zu ſehr, Freunde! wer weiß, was Gott mir jungen Helden auf dieſen Tag noch für Glück beſcheeren wird? Er möchte mir vielleicht ſo viel Gnade erzeigen, daß ich die Krone mit meinem unanſehnlichen Roß gewinne!“ Dieß hörte ein Bürger, welcher dabei ſtand, lachte deſſen, und ſagte: „Freund, ihr ſaget die Wahrheit, aber ich rathe euch, daß ihr wieder zurück in die Stadt reitet, und entlehnet einen Eſel, und brauchet den ſtatt dieſes Pferds; oder eine Kuh, die kann fein weit ſchreiten, ſo kommet ihr bald zu der Krone!“ Und alſo ward der gute Reinold mit ſeinem Pferd verſpottet.

Indeß befahl der König, man ſolle das Rennen anfangen, und ein jeglicher rüſtete ſich und verhoffte die Krone zu gewinnen. Da ſagte Malegys zu Reinold: „Nun, Vetter, thut euer Beſtes, daß ihr das Kleinod mit Ehren erlangen möget, ich will wieder durch Paris reiten, und an der andern Seite der Seine warten. Als Malegys und Reinold alſo zuſammen redeten, waren die andern Ritter ein gut Stück Wegs voran geritten. Reinold, der dieß ſah, ſagte zu ſeinem Roß: „Wie nun, Beyart, willſt du ſo träg ſeyn? Sollte ein anderer die Krone gewinnen? das wäre mir und dir eine große Schande!“ Beyart verſtand dieſe Worte und fing an zu laufen, daß ſich Jedermann verwundern mußte, ja ſo geſchwind, als wäre es ein Pfeil geweſen, der von einem Bogen geſchoſſen worden. Als die Herren, die dabei waren, dieß anſahen, ſagten ſie wieder zu einander: „Wir hatten unſern Schimpf und Spott an dieſem Jüngling, aber mich dünkt, er könnte die Wahrheit geſagt haben!“

Indem ward der König Beyart auch gewahr, rief dem Roland, und fragte: „Vetter! ſehet das Roß an, auf dem der Jüngling ſitzt; das lauft ſo geſchwind, und iſt ſo groß und ſtark, daß es dem Beyart faſt gleich iſt; wenn es ſchwarz, und nicht weiß wäre, ſo würde ich ſagen, es ſey Beyart ſelbſt; das will ich euch kaufen, auf daß ihr Reinold damit bezwinget, und uns ferne haltet!“ Roland ſagte: „Herr König! das iſt wahr, wenn es ſchwarz wäre, es wäre Beyart ſelbſt!“ Unterdeſſen kam Reinold den andern Pferden weit zuvor, alſo daß er der erſte bei der Krone war; die nahm er von dem Ziele ab, da ſie aufgeſetzt war, jagte durch die Seine, und brachte ſo die Krone hinweg. Als der König ſah, daß Reinold mit der Krone hinweg reite, ward er traurig, rief ihm, und ſagte: „Freund! hierher mit der Krone! Gebt ſie mir wieder, ich will ſie euch viermal mit Gold bezahlen; will euch das Roß, mit dem ihr die Krone gewonnen, abkaufen und euch dafür geben, was ihr von mir begehret!“ Als Reinold dieß vom König hörte, ſagte er: „Herr König! dieß Roß iſt mein, ich will es auch behalten; wollet ihr ein ſchön Pferd haben, ſo ſehet, wo ihrs bekommet: denn ich weiß, ihr findet deren keines, wenn ihr ſchon die ganze Welt durchſuchen ließet, das dem Beyart gleich wäre; ich ſage euch fürwahr, Herr König! habt ihr Reinold je geſehen oder erkannt, ſo bin ich es ſelbſt mit meinem Roß Beyart. Was die Krone betrifft, Herr König! die hab' ich durch Gott und das Glück gewonnen; die will ich behalten und die Edelſteine davon nehmen, und ſie zu Montalban zu einem Gedächtniß meines Sieges aufbewahren; denn Kaufleute dürfen keine Kronen tragen; es iſt beſſer, daß mein Roß die trägt! mich dünkt nämlich, ihr wollet ein Roßtäuſcher werden!“ Hierüber wurde der König betrübt und ſagte: „Ey, lieber Vetter, laſſet mir die Krone wieder zukommen, ich wil euch zum Rentmeiſter machen über alle meine Güter. Adelhart ſoll Marſchall, Rittſart ſoll Speiſemeiſter und Writſart ſoll mein Schultheiß ſeyn!“ Reinold aber ſagte zum König: „Herr König! Gott weiß, wenn wir Euch dienten, ſollten wir für unſer Wohl übel geſorgt haben; heut als Ihr die Krone ausſetztet, meintet Ihr ein Pferd z finden, das Beyart gleich oder über daſſelbe wäre, das i aber weit gefehlt. Es iſt in der Welt kein beſſeres; ich bin weit herum gezogen, doch ſeinesgleichen iſt mir nicht vorgekommen, geſchweige daß Ihr eins finden ſolltet, ſo über das meine wäre; ich will es auch nicht laſſen, und wenn Ihr mir ſo viel Gold dafür geben wolltet, als es groß und ſchwer iſt; denn es iſt die Blume von allen Pferden!“

Als Reinold mit dem König alſo redete, kam Malegys mit ſeinem Pferde gerannt, was er rennen konnte, und fragte Reinold: „Vetter, wie iſt es mit der Krone, wer hat ſie gewonnen, habt ihr ſie oder nicht?“ Reinold ſagte: „Ja, Vetter, ich hab' ſie bekommen, ich danke es Gott und euch, Vetter Malegys!“ Da ſprang Malegys vom Pferd, und küßte Reinold ſamt Beyart. Als der König dieſes ſah, fragte er Malegys, und ſagte: „Seyd ihr es, Vetter Malegys, oder täuſche ich mich? Ich bitte, wollet meinen Vetter Reinold bereden, daß er mir die Krone wieder zukommen laſſe, ich will ſie ihm vierfach bezahlen; dazu will ich ihm vier Monat lang Frieden geben, um nach Dordone zu reiſen, und ſeine Mutter zu beſuchen; denn ich weiß, daß ſie ihn lieb hat, und nach ihm ſehr verlanget. Als Malegys dieß hörte, ſagte er zu dem König: „Herr König, kommet über die Seine; wir wollen Euch die Krone geben!“ Der König wurde zornig, und ſagte zu den Rittern, die bei ihm waren, vornehmlich zu Roland und Olivier: „Ich bitte euch, ihr Herren! folget mir nach, und trauet Malegys nicht wegen ſeiner Zauberkunſt!“ Da ſagte Malegys: „Ich rathe der Herren keinem, daß ſie ſich auf die Seine begeben!

Kommen ſie darauf, ſo kommt keiner mit dem Leben davon, ich mache, daß ſie alle ertrinken.“ Indem ſprang Reinold auf Beyart und Malegys auf ſein Pferd; ſie ſchieden vom König und eileten zu Reinolds Brüdern, welche ein groß Verlangen nach ſeiner Wiederkunft hatten, wie auch nach der Krone. Reinold und ſeine Brüder blieben nun mit ihrem Vetter Malegys zu Montalban bei einander.

Eines Tages wollte Olivier in einen Wald außerhalb Paris auf die Jagd reiten, und kam auf einen hohen Berg; da ſah er von dem Berg herab unten an deſſen Fuß einen Mann; er zweifelte, ob es Malegys wäre oder nicht; zuletzt erkannte er ihn, denn er wußte wohl, daß ſich Malegys durch ſeine Kunſt in eine andere Geſtalt verändern konnte, als er ſonſt hatte. Olivier verwunderte ſich, wie er dahin gekommen wäre, ſetzte ſich auf ſein Pferd, ritt zu ihm, ergriff ihn bei ſeinem Mantel, und ſprach: „Stehe ſtill, du loſer Zauberer! und gib dich gefangen, ich muß dich zum König Karl führen!“ Als Malegys ſolches ſah und hörte, ſprang er hinter ſich, zog ſein Schwert aus und ſtellte ſich zur Wehr. Olivier aber ſchlug nach Malegys, daß ihm ſein Schwert aus der Hand fiel. Da nun Malegys ſah, daß er wehrlos war, wurde er zornig, und ſagte zu Olivier: „Ich will mich gefangen geben.“ Dieſer nahm ihn gefangen, und führte ihn nach Paris.

Wie der König den Olivier ſah, empfing er ihn freundlich, und fragte: „Wie? Olivier, bringet ihr mir Malegys gefangen?“ Er antwortete: „Ja, Herr König! Eure Majeſtät mag nun mit ihm handeln, wie ihr beliebt.“ Da ſagte der König: „Malegys, du falſcher Dieb, weißt du wohl, daß du mir letztmals, als Rittſart hier gefangen war, faſt meinen Daumen abgebiſſen haſt?“ Da antwortete ihm Malegys, und ſagte: „Herr König! das wird das letztemal ſeyn, daß ich euch ſchaden werde.“ Der König ſagte: „du ſollſt heute noch hangen.“ Malegys erwiederte: „Herr König! ich bitte, laſſet mich leben bis morgen.“ — „Nein,“ ſagte der König, „du möchteſt mir entlaufen.“ Malegys ſprach: „Herr König! ich will Euch dafür Bürgen ſtellen.“ Der König ſprach: „Wer will denn dein Bürge ſeyn?“ Malegys ſagte: „ich verſehe mich deſſen zu Olivier.“ Da fragte der König Olivier: „Wollet ihr Bürge ſeyn für Malegys, daß er mir zwiſchen heut und morgen nicht entläuft?“ Olivier ſprach: „Ja, Herr König.“ Der König ſagte zu Malegys: „Er kann nicht allein Bürge ſeyn; es müſſen ihrer noch mehr ſeyn!“ Da fragte Malegys den Roland: „ob er auch Bürge wollte ſeyn?“ Roland ſprach: „Gnädiger Herr König! Eure Majeſtät darf nicht ſorgen, Olivier und ich wollen uns verbürgen, daß er nicht entweichen ſoll.“ Unterdeſſen wurde es Eſſenszeit, da ließ der König zur Tafel blaſen, und zwei und zwei von den Herren und Genoſſen ſetzten ſich zuſammen; aber der König ſaß allein; und ſie aßen und waren fröhlich.

Als Malegys dieß ſah, ſagte er zum König: „Gnädiger Herr König, alle eure Herren ſind geſeſſen, aber ich bin vergeſſen worden; ich denke, ich komme und ſetze mich zu Eurer Majeſtät.“ Als der König dieſe Schimpfrede von Malegys hörte, wurde er zornig und ſagte: „Du ehrloſer Schelm, wie darfſt du noch reden, und ſollſt doch morgen hangen? Wann ich an deiner Statt wäre, das Eſſen und das Lachen ſollte mir wohl vergehen!“— „Je nun,“ ſagte Malegys, „Herr König! ich bin heute Abend noch frei, was morgen geſchieht, das weiß ich nicht.“ Als Roland das hörte, ſagte er: „Malegys, ſchweiget ſtill, kommet und eſſet mit mir!“ — „Das will ich thun,“ ſagte Malegys, „ich muß heute noch fröhlich ſeyn, und muß noch ein ſchönes Liedlein ſingen;“ ging alſo und ſetzte ſich zu Roland.

Sobald nun das erſte Gericht auf die Tafel kam, fing er an zu ſingen; da ſagte der König: „Wie, Malegys? gelüſtet euch noch zu ſingen, und ſollt morgen hangen?“ Malegys ſagte: „Herr König! ihr habt keinen luſtigern Menſchen geſehen, als ich bin, dieweil ich noch Zeit habe, bis morgen zu leben!“ Der König ſagte: „Du gedenkeſt vielleicht mit deinem Geſange dich vom Galgen zu erlöſen; aber deine Hoffnung iſt umſonſt!“ Dann ließ er ihn alsbald in das Gefängniß führen, und ihm fünf Centner Eiſen anlegen. Als Malegys ſah, daß es dem König ernſt war, ſagte er: „Herr König! wo ihr mich nicht losgebet, und beſtellet mir eine Herberge, ſo will ich euch mit Gewalt entlaufen.“ Der König ſprach: „Wenn du mir entlaufen kannſt, will ich dir es frei ſtellen.“ Da ſagte Malegys: „Herr König! erlaſſet meine Bürgen der Bürgſchaft, ich will verſuchen was ich kann.“ Der König ſagte: „Ich begehre die Bürgſchaft nicht.“ Als Roland das hörte, ſagte er: „Herr König! mir iſt es auch recht, erlaſſet mich und Olivier der Bürgſchaft, weil Malegys in den Kerker geworfen liegen muß.“ Der König antwortete: „Ihr Herren ich entlaſſe euch der Bürgſchaft; er wird mir nicht entlaufen; ich befehle euch Gott, ich will mich zu Bette legen.“ Als Malegys dieß hörte, ſagte er: „Ich will mich losmachen, ehe es Mitternacht iſt!“ — „Ei, du loſer Schelm,“ ſagte der König, „wie wollteſt du das zuwege bringen? Du biſt ja feſt genug geſchloſſen, haſt auch Eiſen genug am Leibe; auch will ich dir das Gefängniß noch dazu verwahren laſſen durch einen Diener.“ Aber um Mitternacht brauchte Malegys ſeine Kunſt, daß alle Schlöſſer abfielen, und das Thor des Gefängniſſes ſich eröffnete; die Herren, welche Wache hielten, ſanken in Schlaf, ſo daß er ſie alle aufeinander legte, und ihnen ihre Wehren nahm; dann ging er in des Königs Schlafkammer, ſchleppte Silbergeſchirr mit ſich, ſo viel als er tragen konnte, und ging damit nach Montalban.

Reinold lag ruhig in ſelbiger Nacht und ſchlief; er wußte nicht, was ſich mit ſeinem Vetter Malegys zugetragen hatte. Da kam ihm im Traum vor, daß Malegys an einem Baum gehangen wäre; über dieſen Traum erwachte er, zog ſeine Kleider an, waffnete ſich und ſprach: „O gütiger Gott! ich bitte dich, du wolleſt meinen Vetter vor einem ſolchen ſchändlichen Tode behüten!“ Dann ſetzte er ſich auf Beyart, ritt nach des Malegys Caſtell, und klopfte allda an. Der Pförtner fragte ihn, was er begehrte? Da fragte ihn Reinold: „Wo iſt der Herr?" der Pförtner ſprach: „Herr! das weiß ich nicht." Reinold wurde traurig, und ritt nach Paris; als er nach Montfalcon kam, ſah er, daß Niemand da gehenkt war; und er freuete ſich deſſen. Darnach ſah er ſich etwas um, und ſah einen Mann daher kommen, beladen mit einer ſchweren Laſt; der härmte ſich, als ob er augenblicklich ſterben wollte.

Reinold erſchrak heftig, und meinte, es wäre der Teufel ſelbſt, und ſprach: „Biſt du von Gott, ſo ſag mir's, wer du biſt!" Malegys ſprach: „Ich bin Malegys, kennet ihr mich nicht?" Da ſprach Reinold: „Jetzt kenne ich euch wohl, Vetter! ich bitte, ſagt mir, was traget ihr ſo ſchwer?" „Das will ich euch ſagen," erwiederte Malegys, und erzählte von Reinold den ganzen Verlauf. Da fragte Reinold: „Vetter, habt ihr Oliviers Schwerdt auch genommen?" „Ja, antwortete er, hätte ich es ihm gelaſſen, ſo wäre er bei dem König in Verdacht geweſen, als ob er etwas davon gewußt hätte, daß ich entkommen wäre." Da ließ Reinold Malegys auf Beyart ſitzen, und ſie ritten vergnüglich nach Montalban. König Karl, der den Kerker zu bewahren befohlen hatte, daß Malegys nicht entkäme, ging des Morgens, als er ſich angekleidet hatte, nach dem Gefängniß, und wollte den Malegys in in aller Früh henken laſſen. Als er vor das Gefängniß kam, fand ers offen, die Genoſſen auf einem Haufen liegen, und das Gefängniß leer; er wurde deßhalb ſehr traurig, und rief mit lauter Stimme: „Roland ſtehe auf, wir haben Malegys verloren." Als der König ein ſolch'

Geſchrei machte, wurden die Genoſſen alle wachend; da ſagte Roland: „O Gott! wer mag uns alle ſo auf einen Haufen gelegt haben?“ greift alsbald nach ſeinem Schwerdte, ingleichen auch die andern Herren, da waren aber alle Schwerdter hinweg. König Karl, dies hörend, ward gar zornig über die Genoſſen, daß ſie nicht beſſer Wacht gehalten hatten. Ogier antwortete dem König und ſagte: „Herr König! wann Ihr ihn ſchon bei dem Galgen hättet, ſo entkäme er doch und nähme mit ſich, was er begehrte.“ Da ſchwur der König, er ſollte ihm nicht mehr entgehen, wann er ſchon zu Montalban wäre, er wollte ihn henken laſſen, und wollte die Schwerdter der Genoſſen in eigner Perſon wieder holen.

Der König Karl ließ nun in ſeinem ganzen Lande eine große Menge Volks verſammeln, und zog damit nach Montalban, die Stadt zu belagern, that auch großen Schaden mit Rauben und Brennen. Roland ſchickte einen Boten an Reinold und begehrte, er ſollte ihm helfen, daß er ſein Schwerdt Durendal wieder bekäme. Da entbot ihm Reinold, er wolle nicht allein ihm, ſondern allen Genoſſen helfen, daß ſie ihre Schwerdter wieder erhielten, Roland ſollte nur ihm wieder helfen, daß er und ſeine Brüder bei dem König zu Gnaden möchten aufgenommen werden.

Roland aber zeigte den Genoſſen Reinolds Begehren an, welche ſolches alsbald bewilligten. Ogier ſagte: „Möchten wir ihre Gnade bei dem König erlangen, ich wollte kein Gut daran ſparen.“ Es ward aber verabredet, der Biſchof Turpin ſollte es dem Könige vortragen; ſo gingen ſie ſämmtlich zu Karl und der Biſchof fing an und ſagte: „Gnädiger Herr König! ihr wiſſet wohl, wie Montalban ſo feſt iſt, daß die, ſo darinnen ſind, ſich nicht zu fürchten haben. Derhalb bitten wir Eure Majeſtät wolle Reinold und ſeine Brüder zu Gnaden aufnehmen, und Frieden mit ihnen machen; was hilf es euch, daß das ganze Land mit ſamt der Stadt und Bur verdorben wird? Es wäre beſſer Eure Majeſtät nähm ſie wieder an, und ließe ſie mit uns gegen die Heiden ziehen, und die Feinde Gottes helfen vertilgen!“ König Karl ſagte mit zornigem Gemüth: „Solches ſol nicht geſchehen, ich will ſie einmal fragen laſſen, ob ſi das Kaſtell Montalban übergeben, und ſich gebunden i meine Hände liefern wollen!“ Da fragte der Biſcho „Herr König, wer ſoll der Bote ſeyn, der das frage ſoll?“ Roland ſagte darauf: „Es iſt Niemand ſo ſto oder keck allhier, der ſich unterſtehen dürfte.“

Als der König dies hörte, ſagte er: „Roland, i weiß keinen beſſern oder bequemern dazu, als eben euc Deshalb ſollt ihr zu Reinold gehen und ihm ſagen, w er mir das Kaſtell zu Montalban nicht übergeben wi und was ich ſonſt noch mehr von ihm begehren werd ſo will ich in ſeinem Lande keinen Stein auf dem ande laſſen, ſondern alles verheeren und verderben, was i finde!“

Roland bedachte ſich bald, und ſagte: „Gnädiger Herr und König! ich will es gerne thun!“ rüſtete ſich, und zog nach Montalban. Als er zu Reinold kam, grüßte er ihn ſamt ſeiner Geſellſchaft ganz freundlich, und ſagte: „Vetter Reinold, ich bin hieher zu euch geſchickt vom König Karl, und ſoll euch anzeigen, daß ihr ihm das Kaſtell Montalban übergeben ſollt, und mit allen denen kommen, die in Montalban ſind mit einem Strick um den Hals, willig und barfuß, und ihm zu Fuß fallen; ſo ihr ſolches nicht thun wollet, ſo will er euer ganzes Land verheeren und verbrennen; und wo er euch ſamt euren Brüdern kann bekommen, ſo will er euch henken laſſen.“ Reinold hörte dieſe Botſchaft an. Als Roland ausgeredet hatte, ſagte er zu ihm:“ Derſelbe, der mir als einem Landesherrn ſo darf drohen, und will, ich ſollte ihm Land und Leut', Leib und Gut übergeben, der iſt ſelbſt des Todes würdig; aber, Freund Roland! ich begehre von euch, daß ihr dem König wieder ſollet anzeigen: Ich erbiete mich und meine Brüder in ſeine Gnade, und will ihm geben Land und Leute, Dörfer und Städte zu einem Eigenthum, ich will ihm auch laſſen das Kaſtell Montalban, daß er es mir als ein Lehen gebe; verſpreche auch für mich und meine Brüder, ihm allenthalben zu dienen mit Leib und Blut, wo er unſerer nöthig hat; ſo bald er uns will zu Gnaden annehmen, daß wir mögen bei Eltern, Weib und Kind bleiben: jedoch, wenn er uns in ſeinem Land und Königreich nicht leiden will, ſo wollen wir uns in andere Länder begeben, das Kreuz mit Geduld ertragen, und daſelbſt ſieben Jahre lang bleiben. Wenn er aber dieſe Vorſchläge nicht eingehen will, ſo ſagt ihm frei, daß er ſich hüte, wo er kann: denn ich will ihm allen Schaden thun, der mir möglich iſt, und will ſo lang Krieg gegen ihn führen, als ich Volk zuwegen bringe.“ Roland ſagte: „Freund! das ſoll alſo geſchehen; ich will es dem Könige ſo hinterbringen, und hören, was er dazu ſagen wird.“ So ging er wieder zu dem König, und machte demſelben kund, was ihm Reinold aufgetragen hatte.

Nachdem der König durch Roland die Meinung Reinolds vernommen, ward er zornig, ließ überall die Wache verſtärken, auch alles wohl mit Volk verſehen, und bracht eine große Menge zu Roß und zu Fuß zuſammen. Al aber Reinold das hörte, ließ er all ſein Volk ebenfall waffnen, und die Pferde rüſten, und zog alſo zu Feld.

Reinold zog mit Beyart voraus, ſeine Brüder fol ten ihm nach; und ſie erſchlugen eine große Menge Volk Ja, Reinold ſtieß auf einen franzöſiſchen Edelmann, daß von ſeinem Pferde todt auf die Erde fiel. Als der Kön dies ſah, rief er zu ſeinen Genoſſen! „Ihr Herren! ſt let euch zur Wehr, denn Reinold thut ſamt ſeinen Br dern großen Schaden.“ Da die Franzoſen das hörte daß der König ſo ernſtlich war, gingen wohl tauſe Mann auf Reinolds Volk los, ſie wehrten ſich ab ritterlich.

Endlich ſagte der König zu Roland und Olivier und den Genoſſen: „Folget mir alle nach, ſo ihr euer Leb behalten wollt,“ und ſo ritt er auf Reinold und und ſ Volk zu. Als Reinold ſah, daß der König ſo ſtraks ihm zukam, floh er vor ihm, der König aber rief ihm und ſagte: „Reinold! hieher, und ſtich auf mich.“ Reinold antwortete dem König und ſagt: „Herr König! das ſoll unverzüglich geſchehen, gab ſeinem Pferde die Sporen, und ritt ſo ſtark auf den König, daß er vom Pferde fallen mußte; er wäre wohl geblieben, wenn Roland nicht Hülfe geleiſtet hätte; alsbald rief Reinold ſeinem Volk, und ſagte: „O ihr Gascogner! jetzt brauchet euch, und ſetzet tapfer unter die Franzoſen, denn wir ſind jetzt Meiſter!“ Als der König dies hörte, ſagte er: „Reinold! ich hoffe, du wirſt daran lügen; er ſprang alsbald auf Malegys, der wehrte ſich tapfer, alſo, daß ihm das Pferd unter dem Leibe todt blieb; zur Stund ſchwang er ſich wieder auf ein ander Pferd, und focht mit dem Schwerdt, und fällte damit manchen Franzoſen, deſſen ſich Reinold ſehr erfreute. Dann zogen ſie wieder ab, und begaben ſich nach Montalban.

Als der König ſah, daß ſeines Volks ſo viel todt geblieben, und Reinold ihm entronnen war, wurde er ſehr betrübt, und ſagte zu ſeinen Genoſſen: „nun hat mir Reinold ſo viel Schaden gethan, daß ich es ihm nicht vergeben kann.“

Dieſer Streit zwiſchen dem König Karl und Reinold währete wohl ſieben Jahre. Die Genoſſen kamen immer wieder mit der Bitte vor den König, daß er ein Parlament halten ſollte, um dem Krieg ein Ende zu machen. Und endlich willigte der König Karl darein.

Reinold aber, als er hörte, daß ein Parlament ausgeſchrieben war, erſchien er daſelbſt, kam in eigner Perſon vor den König, grüßte ihn, und ſagte: „Gnädigſter Herr König, der große König des Himmels und der Erde müße Euer Majeſtät Beſchützer ſeyn.“ König Karl ſagte: „Was grüßeſt du mich noch, und haſt mir ſo großen Schaden gethan?“ Reinold ſagte: „Herr König, den Schaden will ich wieder gut machen, und für meine Miſſethat begehre ich Strafe zu leiden und mich nach Vermögen zu beſſern. Und ſo es Euer Majeſtät gefällig iſt, ſo wollen wir uns ergeben mit Leib und Gut.“ Auf ſolches hieß der König ſie abtreten, er wolle ſich mit ſeinen Herren und Freunden berathen. Dies waren Griffon, Alloret und Forcier, denn die andern Genoſſen waren zu Montalban geblieben. Forcier ſagte zu dem König: „Gnädiger Herr! Reinold iſt auch allhier erſchienen, und gedenkt Eurer Majeſtät nicht, daß er Ludwig, unſern jungen König, erſchlagen hat? und den ſolltet ihr zu Gnaden annehmen?“ Als Ogier das hörte, fürchtete er ſich, Forcier würde etwas mehr gegen Reinold ſagen, lief eilend dazu, und ſagte: „Schweiget ſtill, Forcier, laſſet mich reden; ihr ſolltet billig auf kein Parlament kommen!“

Da ſagte der Biſchof Turpin: „Das iſt wahr, Ogier, ſie rathen dem Könige, daß er allezeit zu ſtreiten hat, daß das Land und die Unterthanen verdorben werden. Ich aber, Herr König, rathe, Eure Majeſtät wolle Reinold mit ſeinen Brüdern zu Gnaden aufnehmen, und ſich mit ihnen verſöhnen; dann mögen ſie gegen die Heiden ziehen, und uns das Land helfen gewinnen, denn ſie ſind die beſten Kriegshelden, die ich im ganzen Land weiß." Da ſagte der König: „Nein, ich will das nicht thun; ſoll ich mich mit dem verſöhnen, der mir meinen Sohn, und ſo viel andere, Ritter und Volk, erſchlagen hat?" Als das Parlament ſah, daß ſie nichts erhalten konnten, ſchieden ſie von einander, und der König ſchwur, er wolle Reinold henken laſſen. Da ſagte Reinold: „Herr König! weil ich denn ſehe, daß ich von Euch keine Gnade erlangen kann, ſo wiſſet, daß ich mit meinen Brüdern mein Aeußerſtes thun werde; und wenn wir Eure Perſon bekommen können, es über kurz oder lang ſey, ſo wollen wir Euch das Haupt abſchlagen! Darum möget Ihr Euch vorſehen!" Als der König das hörte, daß Reinold noch ſo muthig war, ſagte er: „Pfui, du loſer Lekker, willſt du dich mit Gewalt gegen mich auflehnen, und bedroheſt mich?" Reinold ſagte: „Ja, Herr König! das will ich thun; warum wollet ihr Euch mit uns nicht verſöhnen?„ Alſo ſchieden ſie im Unfrieden von einander.

Reinold ritt hierauf nach Montalban, und rüſtete ſich zum Streit. König Karl ließ auch alles herbei bringen, was zum Sturm des Kaſtells nöthig war. Etlichemal fiel Reinold aus mit ſeinem Volk, und that großen Schaden. Die Herren gingen auf einander mit ſolcher Kraft, daß ihnen die Speere zerſprangen, die Pferde nieder fielen und ſtarben. Malegys ritt auf den König, und hätte ihn beinahe erſchlagen; aber er ward befreit von Roland, Olivier und Ogier. Roland that einen Streich auf Malegys, daß er von ſeinem Pferd herab und in Ohnmacht fiel. Augenblicks ſprang Roland von ſeinem Roß, band dem Malegys Hände und Füße, und führte ihn in des Königs Lager. Des Morgens ſtieß er auf Rittſart, daß ſie alle Beide von den Pferden fielen; Rittſart war jedoch getroſt, er ſah wie er am beſten wieder auf ſein Pferd käme, und wehrte ſich tapfer. Salomon von Bretagne ritt auf den Adelhart, der wehrte ſich männlich, daß ihnen beiden ihre Speere zerſprangen, und ſchlug den Salomon auch von ſeinem Pferd mit der Wehre.

Forcier erſah dieſes bald, ſchwang ſich auf ein Pferd, und ritt auf Writſart. Der wehrte ſich tapfer, und durchſtach den Forcier. Darüber zürnte der König, und rief Monoy zu ſich, und die Herren ritten alle in der Ordnung hinter dem König. Dieſes ſah Reinold, und gedachte: „was ſoll dies werden?“ Indem ritt der König wieder auf Writſart; der aber, es merkend, ging auf den König mit ſolcher Stärke los, daß dieſer vom Pferde fiel. Reinold kam auch in den Streit, rief ſein Volk an, und ſagte: „Ihr Herren von Montalban, nun wehret euch ritterlich, denn fürwahr, wir werden den König erſchlagen, und obſiegen!“ Der König hörte dies und ſagte: „Reinold ich hoffe, du wirſt gelogen haben;“ ſaß alsdann wieder zu Pferd, und ging auf Reinold los. Der aber ſah ſich wohl vor, und eilte von dannen. Indem kamen die Genoſſen, und ſetzten mit Gewalt unter Reinolds Volk, ſo daß ſie in kurzer Zeit an die dreihundert

Mann erſchlugen. Als Reinold das ſah, rief er ſein Volk zuſammen, und ſagte: „Ihr Herren von Montalban, folget mir, und laßt uns fliehen, denn der König iſt uns zu mächtig!“

Nun zog Reinolds Volk wieder in das Kaſtell, und Reinold ritt hinter ihnen und beſchützte ſie; aber Malegys blieb gefangen. Als Reinold auf die Burg kam, ſah er ſeinen Freund Malegys nicht; er fragte nach ihm; da ward ihm geſagt, wie er gegen den König gefochten, und alle beide von den Pferden gefallen wären, aber die Genoſſen hätten dem König wieder auf das Pferd geholfen, Roland hingegen den Malegys gefangen. Reinold ward traurig, ſeufzte gen Himmel und ſprach: „O allmächtiger Gott! ſollte ich denn meinen Vetter ſo jämmerlich verlieren? O widerwärtiges Schickſal, wie dreheſt du dich?“ Inzwiſchen gingen ihnen die Lebensmittel aus. Adelhart, der es zuerſt inne ward, ſagte: „Bruder! ich bitte, ſey nicht hartnäckig, denn du ſieheſt, daß wir keine Speiſe mehr haben; darum laſſet uns das Kaſtell aufgeben!“ Mittlerweile beſuchte König Karl mit ſeinem Gefolge ſein Lager, und hörte daſelbſt Jedermann klagen, daß ſie viel Volks auf dem Platz gelaſſen hätten, und ſonderlich viel von ſeinen Freunden erſchlagen waren. Da ſprach König Karl: „Das will ich euch rächen an dem Reinold, über kurz oder lang, ſo wahr ich König bin!“ Malegys, der dieß hörte, fing an und ſprach: „Herr König, ich bitte, ihr wollet euch mit dem Reinold verſöhnen; er ſoll euch beiſtehen bei Tag und Nacht, und vertheidigen helfen, wo er kann und mag!“

Da ſchwur der König, und ſagte: „Hätte ich ihn hie, ich wollte ihn neben dich henken laſſen;“ rief dem Griffon und Alloret, und befahl ihnen, ſie ſollten an dem Berg einen Galgen aufrichten, denn er wolle Malegys noch henken laſſen, ehe es zum Eſſen gehe. Da Malegys hörte, daß er heute noch gehenkt werden ſollte, bat er den König, und ſagte: „Herr König, laſſet mich noch leben bis morgen, daß ich meine Sünden überlegen und dieſelben bereuen kann; ich will Eurer Majeſtät Bürgen ſtellen, daß ich nicht entfliehen ſoll.“ Der König ſagte: „Nein, Malegys, ſo ging es zu Paris auch, da du den Genoſſen ihre Schwerter mitnahmeſt.“ Malegys antwortete: „Fürwahr, Herr König, ſo wahr ich Malegys heiße, ich will nicht entlaufen, es ſey denn, daß Eure Majeſtät mit mir gehe.“ — „Was?“ ſagte der König, „du falſcher Bube, ich ſoll mit dir gehen?“ — „Ja,“ ſagte Malegys, „ich will Eure Majeſtät nach Montalban führen zu Reinold, und daſelbſt ſollet Ihr freundlich und wohl empfangen werden; ich bitte Euch, gnädiger Herr König! Ihr wollet Euch daſelbſt mit dem kühnen Helden verſöhnen, und ihn zu Gnaden annehmen; wo aber nicht, ſo wollen alle Eure Herren und Freunde von Euch weichen, und dem Reinold zufallen.“ — „Was?“ ſagte der König, „willſt nun du vom Frieden reden, weil du ſiehſt, daß du hangen mußt?“ Malegys ſagte: „Herr König! ich will Euch meinen Vetter Roland zum Geißel ſetzen, daß ich Euch nicht entweichen werde!“ Der König fragte Roland, ob er das thun wollte? Roland ſagte: „Ja, Herr König!“ Der König wußte aber nicht, was Malegys im Sinn hatte.

Ungefähr um die halbe Nacht brauchte Malegys ſein

Kunſt, daß er vom Gefängniß erledigt ward, ging vor des Königs Bett, und ſagte: „Herr König! Reinold hat entboten, wir ſollen nach Montalban kommen, er will das Caſtell aufgeben.“ Der König erwachte aus dem Schlaf, ſah den Malegys vor ſeinem Bette ſtehen, und wußte nicht, was er antworten ſollte, denn Malegys hatte ihn bezaubert; jedoch ſagte er: „Ich wollte, daß wir ſchon auf dem Wege wären.“ Malegys ſagte: „Herr König, ſtehet denn auf, und laſſet uns gehen.“ — „Nein,“ ſagte der König, ich muß noch ſchlafen;“ da nahm Malegys den König um ſeinen Hals, und trug ihn alſo ſchlafend nach Montalban; daſelbſt legte er ihn in ein ſchönes Bett, ging zu Reinold, und ſagte zu ihm: „Vetter Reinold, ich bringe den König in euer Caſtell, und gebe ihn euch gefangen.“

Reinold verwunderte ſich und ſagte: „Vetter, wie geht das zu, daß ihr den König gefangen bringet? ſeyd ihr doch ſein Gefangener geweſen;“ „ja, ſagte Malegys, es iſt jetzt nicht anders; er iſt euer Gefangener.“ Reinold ſtand auf und fand es ſo, wie ihm Malegys geſagt hatte.

Inmittelſt ging Malegys zu Reinolds Brüdern, und zeigte ihnen auch an, was ſich mit dem König zugetragen hatte. Bald darauf erwachte der König, blickte um ſich und ſah Reinold ſamt ſeinen Brüdern vor ſich ſtehen. Da wurde er ſehr traurig und ſagte: „Dieß hat Malegys mit Hülfe ſeiner Kunſt gethan; Gott wird ihn auch darum ſtrafen!“ Reinold fiel auf die Knie, und bat den König um Gnade, er ſchlug ſie ihm aber ab, und wollte nicht. Rittſart, als er dieß hörte, ward zornig und ſprach: „Herr König, wo Ihr uns nicht zu Gnaden aufnehmen wollet, ſo müßet Ihr allhier ſterben.“ — „Wie,“ ſagte der König, „willſt du loſer Schalk dich gegen mich aufwerfen, und Gewalt an mir üben?“ Da ging Rittſart zu dem König, und zog ſein Schwert wider ihn aus. Reinold aber ſagte ſanftmüthig: „Was willſt du thun, Bruder, willſt du den König erſchlagen? er iſt unſer Herr, und ſoll es ſein Lebtag bleiben!“ Da ſagte der König zu Reinold: „Wollt ihr mich ziehen laſſen in mein Lager?“ Da ſagte Reinold: „Wollet Ihr Euch mit uns verſöhnen und uns zu Gnaden aufnehmen?“ — „Nein!“ ſprach der König. Da ſprach Reinold: „Thut Ihrs nicht, Herr König, ſo müſſet Ihr allhier ſterben.“ Malegys hörte, daß der König ſo hart war, da ſprach er: „Herr König, verſöhnet Euc mit Eurem Vetter, das rathe ich!“ Da ſprach der König: „Ich wills aber nicht thun; und ſollt' ich gleich ſterben; und verflucht mußt du ſeyn, du loſer Schelm! Mi deiner teufliſchen Kunſt haſt du mich hierher gebracht!“ Malegys ſprach: „Herr König, bedenkt Euch wohl, un machet mit Euren Vettern Frieden, oder es wird üb ablaufen.“ Adelhart ſprach: „Vetter, ich ſage Euch fü wahr, er muß Frieden mit uns machen, oder er kom nicht mehr nach Frankreich.“

Als nun Malegys ſah, daß der König ſo hartnä war, ſprach er: „Ich ſehe, es iſt vergebens; ich beſe Euch Gott; nun will ich keine Hand mehr gegen die Kr von Frankreich aufheben!“ Und nun ging er alſobald ſ wurde Eremit, und blieb wohl vier Jahre alſo. Un deſſen ſprach der König: „Reinold, laſſet mich in m Lager geben, ich will euch gute Antwort geben!“ Rei ſagte: „Das iſt uns lieb, Herr König, gehet hin, wenns Euch gefällt. Wir haben Euch nicht gefangen!“ Mit dieſen Worten nahm der König ſeinen Abſchied von Reinold und ſeinen Brüdern, und kam in ſein Lager.

Als die Herren den König wieder ſahen, waren ſie froh, und empfingen ihn freundlich, denn ſie waren in der Meinung, Malegys hätte ihn umgebracht. Der König erzählte ihnen, wie ihn Malegys dem Reinold zu Montalban ausgeliefert, wie ihn Rittſart bald erſchlagen hätte, wenn ihn Reinold nicht beſchützt und ihm das Geleite gegeben. Alsbald ließ er den Herzog von Baierland zu ſich fordern, und befahl ihm, er ſolle nach Montalblan reiten und Reinold ſagen, daß er käme, und gäbe ſich in die Hand des Königs. Der Herzog that ſolches, und ritt nach Montalban. Reinold ſtand auf den Zinnen, ſah den Herzog kommen, ging ihm entgegen, und empfing ihn ſehr freundlich. Der Herzog legte ſeine Botſchaft ab, wie ſie ihm der König befohlen hatte. „Das will ich nicht thun, antwortete Reinold, will er aber uns das Leben ſchenken, ſo wollen wir in Gehorſam und Freundſchaft zu ihm kommen und alles beſſern, was wir gegen Seine Majeſtät verübet haben.“ Darauf ſagte der Herzog: „Reinold, wenn euch der König auf gut Geleit ließe zu ſich kommen, wollet ihr ihm die Schlüſſel von dem Caſtell überantworten?“ Reinold ſagte: „Ja, ſo fern er uns kein Leid will thun, und ſich mit uns verſöhnen.“ So ſchied der Herzog von Reinold, ritt zu dem König, und zeigte an, was Reinold geantwortet hatte. König Karl wurde zornig, als er dieß hörte, und ſprach: „Wollen ſie nicht gern, ſo will ich ſie mit Gewalt zwingen, denn ich weiß, ſie haben keine Zufuhr mehr.“ Und nun ließ er zur Stunde das Caſtell von allen Seiten beſtürmen.

Als Reinold dieß ſah, wurde er betrübt und ſprach zu Clariſſa, ſeiner Hausfrau: „Beyart muß nun ſterben, denn wir haben ſonſt nichts zu eſſen,“ ging alſo in den Stall, wollte Beyart umbringen, um das Pferd zu eſſen: denn ſie hatten die andern Pferde ſchon aufgezehret. Rittſart aber ſagte: „Bruder, laſſet Beyart beim Leben, und thut ihm nichts; wer weiß, was uns Gott geben wird!“

Dieſe Worte hörte das Roß, verſtand ſie wie ein Menſch, und fiel auf ſeine Knie, als wenn es wollte um Gnade bitten. Als Reinold die Demuth des Pferds anſah, jammerte ihn deſſelben, und er ließ es leben. Adelhart ſprach: „Brüder, ich hab' einen andern Rath gefunden, daß wir uns noch eine Zeitlang erhalten können: wir wollen Beyart alle Tage, ſo lang er das vertragen kann, zu Ader laſſen, und von ſeinem Blute leben, bis es beſſer wird!“

Dunay, Herzog von Baierland, ſah nun, daß Reinold mit ſeiner Mannſchaft nichts mehr zu eſſen hatte, indem ſie ihre Pferde ſchon alle, bis auf Beyart, gegeſſen hatten. Er ſagte daher zu ſeinen Genoſſen; „Ihr Herren, Reinol muß gewiß noch Hunger ſterben, denn ſie haben ihre Pferd ſchon alle gegeſſen, bis auf Beyart.“ Roland und Turpin waren mitleidig, und der Turpin ſagte: Roland! e iſt eine Schande vor der Welt, und eine Sünde vor Got daß wir unſere Verwandten vor Hunger vergehen laſſe wir wollen den König bitten, weil er will, daß man d

Caſtell beſtürmen ſoll, er möge Roland mit ſeinem Volk den Vorzug laſſen, alsdann ſoll dieſer das Caſtell ohne des Königs Wiſſen mit Zufuhr verſehen.“ Die Herren ſahen den Rath für gut an, gingen zum König, und begehrten, er ſolle Roland den Vorzug beim Sturme gönnen. Der König bewilligte es gerne, und die Herren rüſteten ſich, und kamen vor Montalban.

Als Reinold dieß merkte, faßte er ein Herz zu ſtreiten, denn er hatte ſtets ein tauſend fünfhundert Söldner bei ſich: König Yvo und ein anderer Herr ſchickten ihm auch jeder ein tauſend fünfhundert Mann; gleichwohl ward er traurig, und ſagte zu ſeinen Brüdern: „Jetzt ſtehen wir in großer Gefahr, denn Roland, Dunay, Ogier, Olivier und der Biſchof Turpin kommen, und wollen uns beſuchen; und wenn ſie Ernſt gebrauchen, können wir ihnen nicht lange widerſtehen.“ Als ſie aber alles fertig hatten, und ihr Lager befeſtiget war, brachte ihnen der Biſchof Turpin allerlei Proviant zu, alſo daß Reinold mit ſeiner Mannſchaft ſchier auf ein Jahr genug zu eſſen hatte; ſie waren auch mehr dem Reinold, als dem König zugethan. Darnach zogen ſie zum König, und zeigten ihm an, daß ſie nichts hätten ausrichten können.

Reinold und ſeine Mannſchaft erfreuten ſich, daß ſie ſo viel Zufuhr bekommen hatten: dem Roß Beyart gab er auch ſo viel zu eſſen, daß es innerhalb vierzehn Tagen wieder ſo ſtark ward, als es jemals geweſen war. Nach dieſem verſammelte er ſeine Brüder, und ſprach: „Lieben Brüder, was ſollen wir jetzt thun? Bleiben wir länger hier, ſo möchte die Speiſe wieder aufgehen; ich rathe, daß wir nach dem Caſtell Ardane ziehen, da können wir uns beſſer erhalten als hier. Als Frau Clariſſa dieß hörte, wurde ſie betrübt und ſagte: „Allerliebſten Freunde, warum wollet ihr in ſolcher Gefahr von mir ziehen?“ Reinold antwortete: „Es iſt allein um unſer Leben zu thun, darum wollen wir uns nach Ardane begeben, da möchten wir ſicherer ſeyn als hier; und zudem thun wir's darum, daß ihr euch deſto beſſer erhalten könnet, mit dem, was ihr noch habt!“ So nahm er Urlaub von ſeiner Frau, und ritt mit ſeinen Brüdern auf dem Roß Beyart zu einer Waſſer-Pforte hinaus, auf daß ſie nicht verrathen würden.

Als ſie ein wenig von dem Caſtell entfernt waren, wurde es dem König Karl zu wiſſen gethan daß Reinold mit ſeinen Brüdern auf dem Roß Beyart entweichen wollen, und ſich nach Ardane begeben; zur Stunde ließ er ſein Volk waffnen, und ritt ihnen nach. Alloret war am beſten beritten, der war der vorderſte und ritt in aller Eile auf Reinold zu; er ſtieß denſelben mit ſeinem Speer durch den Schild, daß der Speer vorn abſprang, und in dem Schild ſtecken blieb; Reinold fehlte ſeiner auch nicht, rannte wieder auf ihn zu, ſtieß ihn mit dem Speer durch ſeinen Schild und ihn auch ſelbſt durch und durch, ſo daß er vom Pferde fiel. Als der König ſah, daß Alloret todt war, ritt er auch auf Reinold zu, und gedachte ihm desgleichen zu thun. Aber Reinold war auf's Beſte beritten, und nahm die Flucht nach dem Schloß Ardane; und als er nahe an demſelben war, ſahen ſie von der Burg, daß es Reinold war, und öffneten geſchwind das Thor, daß er hinein kam. Als er darin war, ſah er nach dem Mundvorrath; mittlerweile ſchlug der König ſein Lager vor Ardane, und belagerte ſolches. Darnach ſprach der König: „Roland! Mich dünkt, daß Reinold und ſeine Brüder mich je länger je mehr erzürnen, und meinen, mir noch mit Beyart zu entkommen, welches ſie oftmals aus der Gefahr errettet hat; aber ich verſichere euch, wofern ich das Roß einmal in meine Gewalt bekomme, ſo will ich es auf der Stelle umbringen laſſen!“ Bekräftigte auch mit Eides Pflicht, daß er von der Burg nicht weichen wollte, er hätte ſie denn in ſeiner Hand, und Reinold ſamt ſeinen Brüdern gefangen. Reinold und ſeine Mannſchaft waren auf dem Schloß in großen Sorgen, weil ſie fürchteten, ſie müßten es überliefern, und ſich ſelbſt gefangen geben; denn ſie konnten es gegen die Gewalt des Königs nicht wohl behaupten. Der König kam ſelbſt ſo nahe an die Burg, daß er den Reinold fragte: „Ob er ſich übergeben wollte?“ Reinold antwortete dem König: „Ja, ich begehre es Eurer Majeſtät nicht zu weigern;“ und ſprach weiter: „Gnädigſter Herr König, gedenkt, daß Ihr unſer Vetter ſeyd, und daß ich Euch gefangen gehabt, und hab' Euch freiwillig wieder losgelaſſen.“

Bald nach dieſem bekam der König Zeitung, daß ſeine Schweſter, Frau Aya, im Lager mit noch dreien Königinnen und dreien Grafen, und andere Herren mehr angekommen wären. Da verließ der König den Reinold, und begab ſich zu ſeiner Schweſter, um zu vernehmen, was ihr Begehren wäre.

So wie nun Frau Aya zum Könige kam, fiel ſie ihm mit den andern Königinnen zu Fuß, und bat ihn freundlich, daß er Reinold ſamt ſeinen Brüdern wolle zu Gnaden annehmen; denn der Krieg hätte nun in die ſieben Jahr gewähret. Desgleichen thaten die Genoſſen von Frankreich und andere Herren mehr. Als der König die Demuth ſeiner Schweſter ſah, wie ſie ihm zu Füßen fiel wurde er durch ihr bitterlich Weinen bewegt, und ſagte: „Liebe Schweſter, du thuſt jetzt wie eine fromme Mutter: darum will ich dein demüthiges Herz und freundliches Bitten anſehen; ſo mir Reinold ſein Roß Beyart geben will, meines Gefallens damit zu leben, ſo will ich ihn und ſeine Geſellen gnädig annehmen.“ Als Frau Aya dieſe Worte von dem König ihrem Bruder hörte, wurde ſie höchlich erfreut, lobte und dankte Gott heimlich in ihrem Herzen und ſprach: „Gnädiger Herr Bruder! ich bitte, ſo es Eurer Majeſtät beliebt, ſo will ich zu meinen Kindern auf die Burg gehen, und ihnen Eure Meinung anzeigen, und fragen: „Ob ſie das Schloß aufgeben, und ſich Eurer Majeſtät Gnade überlaſſen wollen.“ Der König ſagte: „Ja, Schweſter, gehet hin und verkündet ihnen, was ich euch geſagt habe, denn es iſt kein ander Mittel, mich zu verſöhnen.“ Frau Aya war dieß wohl zufrieden, ging in das Schloß zu ihren Kindern, die empfingen ſie ſehr freundlich; und ſie erzählte ihnen des Königs Begehren. Als Reinold und ſeine Brüder dieß durch ihre liebe Mutter vernommen, ſprach Adelhart: „Bruder, ich wollte lieber tauſendmal Feindſchaft gegen den König haben, als daß ich das bewilligen ſollte, was ich jetzt höre!“ Das gleiche ſagten die andern Brüder auch. Als Reinold der Brüder Meinung angehört, ſprach er: „Lieben Brüder, können wir unſere Verſöhnung durch das Roß erwerben, das laſſet uns thun; ſo kommen wir aus der Gefahr, denn wir können des Königs Gewalt nicht widerſtehen!“ Damit ging er zu ſeiner Mutter, und ſagte ihr, ſie wollten dem König das Roß gerne geben, und noch viel mehr, wenn ſich der König mit ihnen wollte verſöhnen, ſie zu Gnaden annehmen, und alles verzeihen und vergeben, was ſie gegen ſeine Majeſtät gehandelt hätten. Die Frau, als eine getreue Mutter, ging wieder zu dem König und zeigte ihm die Antwort an, die ſie von ihren Kindern erhalten hatte.

Als nun der Friede zwiſchen dem König und des Heymons Kindern, durch die Fürbitte ihrer Frau Mutter Aya, geſchloſſen war, kamen ſie zuſammen vor der Burg Ardane, und ließen das Roß Beyart vor ſich herführen, und kamen vor den König, fielen ihm zu Fuß, und baten ihn um Gnade. Der König hieß ſie aufſtehen, und empfing ſie in Gnaden, in Beiſeyn aller Edelleute und des ganzen Raths; und ſolches geſchah nicht ohne große Freude, ſonderlich der Frau Aya, ihrer Mutter. Darnach nahm Reinold das Roß Beyart, gab es dem König und ſagte: „Herr König, das Roß ſey Eurer Majeſtät verehrt; thut damit, was Euch beliebet!“ Der König nahm es an, und vollbrachte ſeine Verheißung; er ließ ihm zween Mühlſteine an den Hals binden, und es von der Brücke in das Waſſer werfen; das Roß ging anfangs zu Grunde, kam aber bald wieder herauf, und fing an zu ſchwimmen, ſah alsbald ſeinen Herrn, eilte ihm nach, ſchlug die Stein ab, kam an das Land, lief dem Reinold nach, und ſtellte ſich ſo freundlich gegen ihn, als wenn es Verſtand gehabt, und hätte wollen ſagen: „Warum thuſt du mir das?“ Als der König das ſah, ſagte er: „Reinold, gib mir das Roß wiederum, es muß ſterben.“ Reinold ſagte: „Herr König, es iſt Eurer Majeſtät ungeweigert,“ und gab es ihm; der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlſtein binden, und an den Hals zween, und hieß es wieder in das Waſſer werfen; Beyart kam wieder über ſich, ſah ſeinen Herrn wieder, ſchlug die Mühlſtein zu Stücken, und kam zu ihm.

Als Adelhart dieß ſah, lief er zu Beyart und liebkoste es; der König und die andern Herren verwunderten ſich über des Roſſes Stärke, und begehrten von Reinold zum drittenmal das Roß. Da ſagte Adelhart: „Verflucht mußt du ſeyn, Bruder, ſo du das Roß wieder von dir gibſt.“ Reinold ſagte: „Bruder, ſchweig ſtill, ſoll ich um des Roſſes willen des Königs Zorn wieder erregen?“ Da ſagte Adelhart: „Ach, Beyart, wie wird dir jetzt für deine treue Dienſte belohnt, die du meinem Bruder und uns allen erzeiget haſt!“ Reinold gab dem König das Roß wider ſeiner Brüder Willen, und ſagte: „Herr König, ſo das Roß nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder: denn es thut meinem Herzen zu wehe!“ Da ließ der König ihm an den Hals zwei Mühlſtein binden, und an jeden Fuß zwei, und ließ es wieder in das Waſſer werfen, und verbot dem Reinold, daß er nicht nach dem Roß umſehen ſollte, ſonſt könnte es nicht zu Grunde gehen. Aber dennoch kam das Roß wieder über das Waſſer, und ſtreckte den Kopf heraus, und ſah nach ſeinem Herrn, als wäre es ein Menſch geweſen, der nach ſeinem Freund geſehen hätte, daß er ihm helfen ſollte; aber es war vergebens. Zuletzt ging es zu Grunde, weil es Reinold nicht durfte anſehen.

Reinold ſah den Jammer des Roſſes mit an, da verſchwur er, ſein Tag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an ſeine Füße zu bringen, noch ein Schwert an ſeine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wollte ein Einſiedler werden. Er beſchloß, ſich in einen wilden Wald zu begeben, doch gedachte er, vorher nach Hauſe zu ziehen, ſeine Kinder zu ſehen und zu beſtimmen, wenn ſie aufwachſen, was ein jedes haben ſollte.

Alſo nahm er Urlaub vom König und ſeinen Brüdern, und ging nach Montalban, und ſeine Brüder blieben bei dem König. Als er nach Montalban kam, ward er freundlich von ſeiner Hausfrau und Kindern empfangen. Die Frau fragte ihn: „Wo ſind eure Brüder, Herr? und wo habt ihr Beyart?“ Reinold ſagte: „Liebe Frau, meine Brüder ſind bei dem König blieben, und Beyart iſt ins Waſſer geworfen und ertränkt worden.“ Als die Frau das hörte, wurde ſie traurig, und fiel in Ohnmacht. Reinold hub ſie auf, und half ihr ins Bett, und küßte ſie freundlich. Die Frau kam wieder zu ſich ſelbſt, und weinte bitterlich; Reinold tröſtete ſie, und ſprach: „Liebe

Frau, ſeyd zufrieden, ich will es euch erzählen, wie es uns
ergangen iſt. Als wir von hinnen geflohen, wurden wir
ausgekundſchaftet, und der König verfolgte uns bis gen
Ardane, belagerte daſſelbe, und fragte: ob ich den Ort
aufgeben wollte? Ich begehrte, er ſollte mich und meine
Brüder zu Gnaden annehmen. Unterdeſſen kam meine
Mutter mit noch drei Königinnen und etlichen Herren,
die fielen dem König zu Fuß und begehrten, daß er un
zu Gnaden annehmen ſollte; ſie brachten es auch ſo weit
daß ich ihm meinen Beyart geben mußte; und er ließ ih
ins Waſſer werfen und ertränken.“ Die Frau ſagte: „Da
iſt mir leid, daß ihr das gute Roß habt verlaſſen müſſen
jedoch iſt mir des Königs Huld noch viel lieber, den
wir können ſeiner Macht doch nicht länger widerſtehen
Als dieſe Rede ein Ende hatte, ließ Reinold ſeine Kind
zu ſich fordern, und ſchlug ſeinen älteſten Sohn Aymeri
zum Ritter; er machte ihn zum Herrn über das gan
Land, gab ihm auch **das Caſtell Montalban**; den ande
gab er auch ſo viel Städte und Schlöſſer, daß ſie ſ
darauf erhalten konnten, ließ ſeiner Frau auch gen
küßte ſie alle, befahl ſie dem lieben Gott, und zog in
Nacht heimlich hinweg mit betrübtem Herzen.

Als nun Reinold hinweg war, ließen ſie ihn all
halben ſuchen, fanden ihn aber nirgends. Da waren
ſehr bekümmert, und riefen Gott fleißig an, daß er

bewahren wollte. Wie nun Reinold auf der Reiſe war, kam er in eine Wildniß, da begegnete ihm ein Einſiedler, der hatte in fünfzehn Jahren keinen Menſchen geſehen. Denſelben grüßte er; der Eremit dankte ihm und fragte, wie er hieher gekommen, wer er wäre, und was er begehre. Reinold antwortete ihm, und ſagte: „Herr, ich bin jetzt der traurigſte Menſch, der jemals unter der Sonne geweſen iſt, denn ich bin in zwanzig Jahren nicht fröhlich geweſen, dieweil ich den Ludwig, des Königs Sohn aus Frankreich, erſchlagen habe, nun wollte ich meine Sünden gerne beichten, und Buße dafür thun, denn ſie reuen mich von Herzen.“ Der Eremit ſagte zu ihm: „Freund, ich höre wohl, ihr ſeyd in grobe Laſter gefallen, und habt wider die Gebote Gottes gehandelt; das iſt nicht gut. Nun wohlan, weil euch eure Sünden leid ſind, und euch von Herzen reuen, ſo ſollt ihr auf eure Knie fallen, und Gott den Allmächtigen bitten, daß er's euch wolle verzeihen, denn ſeine Barmherzigkeit erſtreckt ſich viel weiter als eure Sünden.“ Wie Reinold alſo getröſtet ward, war er etwas beſſer zufrieden, und ſprach: „Herr, ich will bei euch bleiben, und was ihr mir gebietet, will ich gerne thun.“ Da ſagte der Eremit: „Wurzel und Kräuter ſoll eure Speiſe ſeyn, ohne Hemd und Schuh müßt ihr gehen, und alſo Armuth und Elend leiden!“ Reinold ſagte: „Ja, Herr, das will ich alles gern thun; und wenn es noch mehr wäre!“ und blieb alſo drei ganzer Jahre bei dem Eremiten in der Wüſte, lernte manches ſchöne Gebet von ihm, that wahre Buße, und kaſteite ſeinen Leib mit Faſten, Froſt und Kälte dermaßen, daß er krank davon wurde.

Wie ſich Reinold alſo krank befand, klagte ers dem Eremiten, und ſagte: „Herr, ich bin ſehr ſchwach, meine Kleider werden zu Lumpen; ich leide große Kälte; ich fürchte, ich werde es nicht länger aushalten können.“ Der Eremit tröſtete ihn, und ſagte: „Bruder, ſeyd zufrieden und vertrauet auf Gott, der wird euch nicht verlaſſen.“ Da Reinold anders keinen Troſt bekam, ſeufzete er zu Gott, und ſprach: „Ach, Gott vom Himmel, ſieh herab, und ſey mir gnädig in meiner Strafe, ich muß vor Kälte und Hunger jetzo ſterben;“ der Eremit ſchickte auch ſein Gebet zu Gott, weil er ein großes Mitleiden mit Reinold hatte. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die ſagte, daß er ſeinem Mitgeſellen ſagen ſollte, daß er ohne Verzug in das heilige Land ziehen, und wider die Heiden ſtreiten müſſe.

Der Einſiedler, als er dieß hörte, ward froh, rief Reinold, und ſprach: „Freund, es iſt mir von Gott durch einen Engel befohlen, daß ich euch ſagen ſoll, daß ihr ohne Verzug müſſet in das heilige Land nach Jeruſalem ziehen, und unſern Mitchriſten helfen, daß ſie das Land unter den chriſtlichen Glauben bringen. Da ſagte Reinold: „Ach, Herr! wie ſollte ich das thun, es iſt über fünf Jahr, daß ich mich verſchworen habe, kein Pferd mehr zu reiten, auch keine Wehr oder Waffen in meine Hand zu nehmen; und wenn ich den Eid brechen würde, ſo möchte mich Gott darum ſtrafen.“ Der Eremit ſagte: „Lieber Freund, ſeyd Gott gehorſam, und thut, was mir der Engel befohlen hat, ziehet in ſeinem Namen!“ — „So begehr' ich,“ ſprach er, „freundlich von euch, Herr, ihr wollet Gott für mich bitten, daß Er mich beſchützen wolle!“ Darauf ſchied er mit weinenden Augen von ihm, und begab ſich auf den Weg: er kam nach Gratz, wo St. Georg begraben liegt, daſelbſt fand er Schiffe, da fuhr er mit bis nach Sclavonien, und kam fort bis an den Hafen vor Tripoli in Syrien.

Zu Tripoli angelangt, blieb er daſelbſt acht Tage, und ruhete aus; mittlerweile kam Zeitung, daß die Stadt Tiberias belagert werde, und Akers in großer Noth ſtehe, und daß viel Chriſten da todt geblieben. Da verſammelten die Herren viertauſend Mann, um die Stadt zu entſetzen, zu Pferd und zu Fuſſe, die beſten, die ſie haben konnten. Als Reinold vernahm, daß die Chriſten ausziehen, lief er zu Fuß mit, als wenn er ein Pilgrim geweſen wäre. Wie die Türken dieß erfuhren, daß das Volk aus Tripoli gezogen war, die Stadt zu entſetzen, zogen ſie ihnen entgegen, und wollten ſie wieder zurücktreiben. Die Chriſten aber fielen auf die Knie, und riefen Gott um Hülfe an, denn ihr Haufen war gering gegen die Türken. Als ſie nun nahe an einander kamen, entſetzten ſich die Chriſten über der Türken Macht, und wollten fliehen. Da Reinold dieß ſah, rief er mit lauter Stimme: „Nicht, ihr Herren, nicht alſo, ſtellet euch tapfer zur Wehr, und zweifelt nicht, Gott iſt der beſte Kriegsmann, wird uns aus der Noth helfen, und den Feind ſchlag Unterdeſſen ſah Reinold einen Pflaumenbaum, den zo aus der Erde, und wehrte ſich damit. Als die Chr das ſahen, ſchrien ſie überlaut: „O heilige Maria! will doch dieſer Pilger thun, hat weder Hoſen noch Sch und keine Waffen, und will ſich hier zur Wehr ſte laſſet ihm Waffen geben, damit er ſich wehren kann. bald war ihm ein Harniſch angethan; aus dem B machte er einen Pilgerſtab, und erſchlug an dieſem viel Saracenen. Unterdeſſen drangen die Ungläubigen die Chriſten ein, daß ſie ſich fürchteten. Aber Rein der kühne Held, zog allein vorne her und ſchlug i wohl dreißig bis vierzig todt, ehe die Andern herbei men. Als die Tripolitaner das ſahen, ſchöpften ſie n Muth, und riefen Gott an, daß er den Pilger beh wolle; griffen darauf mit Luſt die Saracenen an, tri ſie in die Flucht, und zertrennten das ganze Heer. Reinold ſah, daß der Feind floh, eilte er ihnen n und erſchlug Alles, was ihm unter die Hände kam. nach kehrte er wieder zu ſeinem Haufen zurück, und ſah, wie viel ihrer geblieben waren: da fand er n mehr als zwanzig Mann todt, und fünfzehn verwun darauf führte er ſie nach Akers.

Um dieſelbe Zeit war Malegys auch viele Jahre der Wüſte geweſen. Darnach, wie die Saracenen Chriſten ſo große Drangſale anthaten, fiel er auf ſ Kniee, und ſchickte ſein Gebet zu Gott, daß er das C ſtenthum beſchützen wolle. Da hörte er eine Stimme

Himmel, die ihm befahl, daß er ohne Verzug nach Akers hingehen ſollte, und daſelbſt der Chriſten Unfälle wehren helfen, da werde er ſeinen Vetter Reinold finden, der Gott getreulich diene, und dem Chriſtenthum mit Gewalt beiſtehe. Als Malegys das hörte, erfreuete er ſich deſſen und eilte deſto mehr, bis er nach Akers kam. Mittlerzeit war der Feind in der Chriſtenheit eingefallen, und hatte ſein Lager daſelbſt aufgeſchlagen.

Als Malegys nun bis gen Akers gekommen war, fand er ſeinen Vetter daſelbſt, welcher ihn ganz freundlich empfing; ſie grüßten einander und bewieſen ſich gegenſeitig große Ehre. Als Reinolds Mitgeſellen das ſahen, fragten ſie, was das für einer wäre. Reinold antwortete: „Ich ſage euch, wäre Gott und dieſer Mann nicht geweſen, ich wäre ſchon lange todt; denn er hat mich und meine Brüder, mit ſeiner Kunſt oftmals aus großer Gefahr errettet; er iſt Malegys genannt und iſt mein Vetter. Unterdeſſen rüſteten ſich die Saracenen zum Streit, und wollten die Chriſten überfallen. Das wurden dieſe inne und theilten ſich in drei Theile. Malegys und Reinold ſtellten ſich in den Vorderzug und gingen alſo dem Feind entgegen. Damals erſchlug Malegys viel Türken mit ihren Pferden. Als Reinold ſah, daß ſich Malegys ſo ritterlich hielt, ſchlug er mit ſeinem Pilgrimſtab tapfer auf die Türken, und zertrennte ihre Ordnung. Die Chriſten ſahen, daß Reinold und Malegys ſo wacker auf den Feind einhieben; da verwunderten ſie ſich, und fielen ihn ſo heftig an, daß die Chriſtenſchaar beinahe ganz auf dem Platz blieb. In dem Treffen ſah Malegys den Sultan, ritt mit ſeinem Speer auf ihn zu, that ihm aber keinen Schaden; der Sultan ſtach vielmehr mit Gewalt auf den Malegys, daß er von ſeinem Pferd fallen mußte. Reinold überſehend, daß ſein Vetter Malegys unten war, überfiel den Sultan und ſchlug ihn mit ſeinem Pilgerſtab, daß er vom Pferd fiel und ſtarb; da nahm Reinold das Pferd beim Zaum, und gab es dem Malegys, welcher ſich ſogleich wieder darauf ſetzte, ſich unter die Feinde warf, und großen Schaden that.

Wie Reinold und Malegys wieder nach Akers zurück
gekehrt, kam ihnen Zeitung, daß die Türken die Stad
Jeruſalem eingenommen hätten, worüber ſich die Chriſte
in der Stadt ſehr betrübten. Sie hielten deswegen Rat
mit jenen beiden Rittern, wie ſie dem Feind widerſt
hen möchten. Da ſagte Malegys und bekräftigte es m
einem Eid, er wollte dahin ziehen und die Stadt wi
der belagern und nicht davon abweichen, bis der Fei
daraus getrieben und vertilgt wäre, oder er ſelbſt wo
davor ſterben. Dann verſammelten die zwei tapfern R
ter alle ihr Volk, zogen vor die Stadt Jeruſalem u
belagerten ſie ringsum, daß nichts aus- oder einkomm
konnte. Als die Türken ſahen, daß ſie belagert war
fielen ſie mit ganzer Macht heraus, und wollten die Ch
ſten hinweg treiben; aber die wurden ſolches gewa
ſtellten ſich in eine gute Ordnung, und erwarteten

Feind. Malegys zog mit Reinold voran; ſie fielen in der Heiden Lager, und erſchlugen derſelben ſo viel, daß ſich Jedermann darüber verwunderte. Nach dieſem kam das ganze Heer der Chriſten, und trieb die Türken nach der Stadt, und ſie blieben da bei ſechs Monate liegen; mittlerweile lieferten ſie manches Scharmützel, die Chriſten ſchoſſen täglich auf die Stadt, daß ſchier kein Stein auf dem andern blieb; desgleichen ſchoſſen auch die aus der Stadt, und beſchädigten viel Chriſten.

In einem ſolchen Gefechte wurde der fromme und mannhafte Ritter Malegys mit einem Pfeil geſchoſſen, daß er todt blieb. Als nun unter den Chriſten kundbar wurde, daß Jeruſalem von den Chriſten belagert ſey, kam ihnen eine Anzahl von dreiſig tauſend Mann von Ungarn, Armenien und Syrien zu Hülfe. Sobald dieß Volk angekommen war, begab ſich Reinold zur Wehr, und begann zu ſtürmen. Er wollte den Tod ſeines Vetters Malegys rächen; der Feind fiel heraus mit ganzer Gewalt, aber Reinold, der keine andere Wehr als ſeinen Pilgerſtab hatte, erſchlug deren ſo viel, daß wenig wieder zur Stadt liefen; deßwegen gingen alle Hauptleute zu dem Sultan, und ſagten: „Wir wollen lieber im Streit, als vor Hunger ſterben, darum laſſet uns ausfallen, und verſuchen, ob wir davon kommen mögen; laſſet uns Widerſtand thun, ſo lang wir können, zu Ehren unſers Mahomets.“ Als der Sultan ſeines Volks Begehren gehört, bewilligte er ihnen das, und befahl ihnen, ſie ſollten ſich dazu rüſten; darnach merkten ſie ſich, vor welchen Pforten Reinold lag, und thaten dieſe nicht auf, ſondern offneten ein anderes Thor, und fielen zu dieſem heraus. Als die Chriſten, die ſtets in guter Ordnung waren und fleißig Wache hielten, dieß inne wurden, thaten ſie ihnen tapfern Widerſtand, und hausten dermaßen unter den Feinden, daß ihrer eine große Zahl todt blieb, und eine Menge ſich gefangen gab.

Reinold, wie er vernahm, daß der Feind an jenem Orte ausgefallen war, ſchickte das Volk, das er bei ſich hatte, auch dahin, blieb allein mit ſeinem Stab vor der Pforte liegen, und wollte nicht von dannen weichen. Als der Sultan ſah, daß Reinold allein daſelbſt und das Volk nach den andern Pforten geſchickt war, waffnete er ſich, ſetzte ſich zu Pferd, und wollte ſich hinaus begeben. Da griff Reinold das Pferd bei dem Zaum, hieß ihn ſtill halten, und fragte ihn: „Ob er ein Chriſt oder Türke wäre?“ Der Sultan ſchwieg, und wollte nicht ſtille halten, ſondern ſtieß das Pferd mit dem Sporn, daß e ſolle fortlaufen. Reinold ſchlug das Pferd mit ſeine Stab, daß es zur Erde fiel. Als die Saracenen dieſe ſahen, riefen ſie überlaut: „Unſer Sultan iſt todt!“ Al Reinold hörte, daß es der Sultan war, ſprach er z ihm: „Sultan, gib dich gefangen, wo nicht, ſo mußt d ſterben.“ Der Sultan ſprach: „Ja Herr, ich begeh nicht wider euch zu ſtreiten, ich gebe mich gefangen!“ U befahl auch dem Volk, das er bei ſich hatte, daß ſie ſ Reinold ergeben ſollten. Dann ging Reinold mit de Sultan auf die andere Seite der Stadt, wo die Chriſt noch heftig gegen die Türken ſtritten; da befahl der S tan ſeinem Volk, daß ſie ſollten inne halten, und ni mehr ſtreiten, und Reinold die Stadt übergeben. Darauf ließ Reinold ſeine Kriegs-Oberſten verſammeln, und überlieferte ihnen den Sultan, ſamt den andern Gefangenen; dieſelbige führten ſie alle in die Stadt.

Als ſie nun den Sultan in die Stadt gebracht hatten, begehrte er von den Chriſten, ſie ſollten die Gefangenen alle wieder los geben, und ſein Volk wieder nach Hauſe ziehen laſſen, er wolle für ſie gefangen bleiben, und allen Schaden wiederum erſetzen. Dieſe Bedingung trugen die Oberſten dem Reinold vor, und fragten ihn, was ihn davon dünke. Reinold war ganz mitleidig und gab ihnen zur Antwort: „Sie ſollten thun, was ihnen gut dünke, er ſtelle es ihnen frei.“ Als die Oberſten dieſe Antwort von Reinold hörten, ließen ſie alle Gefangene los, und einen jeden wieder nach Hauſe ziehen, und behielten den Sultan allein in Haft.

So war der Friede zwiſchen den Chriſten und Türken gemacht. Die Chriſten, welche die Stadt Jeruſalem, nachdem ſie ein Jahr davor gelegen, wieder in ihrer Gewalt hatten, wollten den Reinold daſelbſt krönen. Aber dieſer weigerte ſich deſſen ſehr, und bedankte ſich gar höflich. Er dachte daran, wie ihm der Eremit befohlen hatte, daß er, ſobald ſie die Stadt gewonnen hätten, wieder zurück kommen ſollte, ging deßhalb zum Patriarchen von Jeruſalem, fiel ihm zu Fuß, und begehrte Abſolution für ſeine Sünden, und dazu einen freundlichen Abſchied, der ihm auch ſogleich mit großer Feierlichkeit gegeben wurde. Dann nahm er Urlaub, und ging zu Schiffe.

Die Patriarchen ſamt den andern Herrn begleiteten ihn bis an das Schiff, und reichten ihm große Geſchenke und Kleinodien; aber Reinold wollte ſie nicht annehmen, ſondern ſagte: „er hätte verſprochen, die Tage ſeines Lebens in Armuth zu bleiben, begehrte alſo mehr nicht, als ihm nöthig wäre, nach Marſeille zu kommen.“ Darnach fuhr er in Gottes Namen vom Lande, und war vierzig Tag und Nacht auf dem Waſſer, ehe er nach Marſeille kam. Als er nun daſelbſt war, hörte er, daß der König zu Paris einen Streit bekommen hätte, zwiſchen Guillon und des Reinolds Sohn Aymerich, und ſolches aus der Urſache, weil Reinold mit dem Könige verſöhnet, und das Roß Beyart ertränkt war. Weil nämlich Reinold geſchworen, er wolle ſein Tag kein Roß mehr beſteigen, und kein Wehr noch Waffen an ſeinem Leib mehr tragen, und heimlich hinweg gezogen war, betrübte ſich der König damals ſehr darüber, ließ deßwegen Reinolds älteſten Sohn Aymerich zu ſich kommen, und belehnte ihn mi allen Gütern, die Reinold vorher gehabt, wiewohl er die ſelbe vor dem Abſchied ſeines Vaters von ihm erhalte hatte; dann führte er ihn mit ſich nach Frankreich, behiel ihn an ſeinem Hof, und zog ihn allen andern Herren vo Das verdroß die Räthe ſehr, weil er noch jung und nich über ſechszehn Jahre alt war; ſonderlich verdroß es di welche Fuchsſchwänzer waren, und dem König Ludwig g rathen hatten, daß er mit dem Adelhart um ſeinen Kop ſpielen ſollte, aus welchen Spielen groß Elend und Jam mer entſtanden war. Darum verſuchten ſie dem Kön den Aymerich verhaßt zu machen, machten einen lüge haften Anſchlag, und ſagten zum König, Aymerich hä geſchworen, er wollte den Schimpf und die Gewalt, welche man ſeinem Vater ſamt ſeinen Brüdern angethan hatte, ingleichen auch den Tod des Roßes Beyart noch rächen; daran doch Aymerich noch niemals gedacht hatte. Und dieß war die Urſache, warum der Kampf angefangen ward.

Als Reinold dieß vernahm, zog er nach Paris, und kam zu dem König, wie ein armer Pilgrim. Der König fragte ihn: „Ob er nichts neues gehöret hätte von jenſeits des Meers, und von der Stadt Jeruſalem?“ Reinold ſprach: „Gnädiger Herr König! ich komme jetzt davon her; die Chriſten haben die Stadt Jeruſalem erobert, dazu das ganze Land, und ſolches iſt vornehmlich geſchehen durch Hülfe zweier Männer, die dieſer Orten hier geweſen ſind.“ Der König fragte, wer ſie geweſen wären. Da ſagte er: „es iſt Malegys und Reinold geweſen, die haben den Türken ſolchen tapfern Widerſtand gethan, und der Feinde ſo viel erſchlagen, daß es unmöglich zu erzählen iſt, zuletzt wurde Malegys erſchoſſen.“ Da fragte ihn der König wieder: „Ob er nicht wüßte, wo Reinold wäre?“ Da antwortete er: „Gnädiger Herr und König! er ſtehet jetzt vor Eurer Majeſtät als ein armer Mann.“

Da der König das hörte, empfing er ihn ganz freundlich, und jedermann freute ſich über Reinolds Wiederkunft, ſonderlich die Genoſſen von Frankreich, und vor allen erfreute ſich ſein Sohn über die Maßen, und die Verräther betrübten ſich. Der König ließ Reinold zur Stunde köſtlich kleiden, und erzeigte ihm große Ehre.

Nach dieſem ging Reinold mit ſeinem Sohne Aymerich luſtwandeln und fragte ihn, wo Heymon ſein Vater und ſeine Brüder, ſamt ſeiner Mutter, wären. Da ſagte er: „Vater, ſie ziehen herum, und ſuchen euch, und haben geſchworen, ſie begehrten nicht wieder zu kommen, ſie haben euch denn gefunden.“ Als Reinold das hörte, weinte er bitterlich und war betrübt, daß er ſeinen Vater, ſeine Mutter und auch ſeine Brüder nicht fand. Aymerich tröſtete ihn, und erzählte ihm, warum er den Kampf gegen Guillon nicht abgewieſen hatte. Da ſprach Reinold zu Aymerich: „Mein lieber Sohn! fürchte dich nicht, denn Gott, der die Gerechten niemals verlaſſen hat, de wird dich in der Noth nicht verlaſſen.“ Alſo ſtärkte Reinold ſeinen Sohn, und blieb ſo lange bei ihm, bis di Zeit heran kam, daß ſie kämpfen ſollten. Da waffnet ſich der junge Ritter Aymerich zum Streite, und ſetz ſich zu Pferd. Indem kam Guillon auch gewaffnet dahe und rannte dem Aymerich mit ſeinem Speer durch ſein Schild. Aymerich, als ein junger, unverzagter und her haſter Held, ſetzte wieder auf ihn zu, daß ſie alle bei von den Pferden fielen. Aymerich machte ſich in al Eile wieder auf, und fiel mit ſeiner Wehr auf Guill Guillon war auch nicht faul, wehrte ſich tapfer, zul gab Gott dem Aymerich Gnade und Sieg, daß er Guillon überwand, und ihn todt ſchlug.

Wie Reinold ſah, daß Guillon todt war, fiel auf ſeine Knie, lobte und preiſete Gott für die erlan Siegesehre.

Darnach ließ der König den todten Körper auf Galgen ſchleifen, und jagte die Verräther vom Hofe mit ihrem ganzen Geſchlecht, aber Aymerich blieb bei dem König in hohen Ehren, und wurde allen Herren und Edelleuten vorgezogen: der König gab ihm Land und Leute, Städte und Schlößer zu regieren, und machte ihn zum Herrn darüber.

Nachdem Aymerich im Kampfe den Sieg erhalten, und Reinold Gott um ſolche Wohlthaten gedankt hatte, gedachte er hinführo ſein Leben in freiwilliger Armuth und Einſamkeit zu endigen, und begehrte ſein Brod in Schweiß ſeines Angeſichts zu genießen. Er zog ſeine köſtlichen Kleider aus, und legte gar ſchlechte Bauernkleider an, begab ſich heimlich aus des Königs Pallaſt, und ging auf das Land zum Ackervolk, wo er unbekannt war, that da allerhand Bauernarbeit, und nährte ſich von Milch und Brod, trank Waſſer, und war damit wohl zufrieden. Inmittelſt hörte er, daß die Stadt Cöln die heiligſte und vortrefflichſte Stadt in ganz Deutſchland wäre, wegen der heiligen Leiber und Reliquien, die da ihr Blut um des chriſtlichen Glaubens willen vergoſſen haben. Dieß bewog ihn, dahin zu ziehen. Als der fromme und gottesfürchtige Mann nach Cöln kam, begab er ſich in das St. Peters Kloſter, allda lebte er heilig, und war Tag und Nacht emſig in ſeinem Gebet. Gott, der Allmächtige erhörte auch ſein Gebet, und gab ihm Macht, daß er die Lahmen und Krüppel konnte gerade, die Tauben hörend, und die Blinden ſehend machen. In dem nächſten Fürſtenthum, wie auch dem Stift Cöln ſelbſt herrſchte damals die abſcheuliche Peſt ſehr heftig. Da kamen zu ihm mancherlei Perſonen, und begehrten von ihm, er ſollte Gott für ſie bitten, daß er die greuliche Krankheit wolle von ihnen nehmen, und ſeinen Zorn lindern. Reinold, der fromme und heilige Mann, fiel auf Eingebung des Geiſtes auf ſeine Knie, rief Gott getreulich an, und bat ihn mit großer Andacht für das Volk. Gott der Herr erhörte ſein Gebet, und bewies ſeine Barmherzigkeit an dem Volk; er nahm die Strafe der Peſtilenz von ihnen, und ſie dankten, lobten und preiſeten Gott.

Zu dieſer Zeit war ein heiliger Mann zu Cöln, ein Biſchof, genannt Agilolphus, der war ein kluger und verſtändiger Mann, führete ein eingezogenes, reines Leben, und gab andern gutes Exempel. Dieſer Biſchof regierte durch ſeine Weisheit alle Sachen, die das ganze Frankreich angingen, und fing an, die St. Peterskirche zu bauen, ließ deßwegen überall in allen umliegenden Ländern und Fürſtenthümern Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr, ausrufen: wer Geld verdienen wolle, der ſolle nach Cöln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Alſo kam eine große Menge Volks dahin. Unter andern bot ſich Reinold auch an; der wurde ſofort zum Oberhaupt aller Werkleute geſetzt, dieſelbige zur Arbeit anzutreiben, und begab ſich auch ſelber mit an die Arbeit, und that mehr als vier oder fünf andere. Wenn die andern zum Eſſen gingen, ſo trug er ſo viel Steine und Kalk zu, daß ſie ſchier einen ganzen Tag genug hatten. Er ſchleppte einen Steine herbey, daß ihrer fünf an einem genug zu tragen gehabt. Wenn andere zu Bette gingen, ſo blieb er auf den Steinen liegen; er aß des Tages nur ein Gerſtenbrod, und trank Waſſer, und begehrte für den Tag einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeiſter fragte ihn, wie er heiße, und wo er zu Hauſe wäre; das wollte er ihnen nicht ſagen, blieb alſo verſchwiegen, und that ſeine Arbeit. Da nannten ſie ihn St. Peters Werkmann, weil er ſo gar fleißig in ſeinem Verhalten war.

Als die Meiſter den Fleiß dieſes heiligen Mannes ſahen, warfen ſie den andern Knechten ihre Trägheit vor, und ſagten, ſie nehmen viel mehr Lohn, als dieſer fromme Mann, und thäten nicht den vierten Theil ſeiner Arbeit! Um ſolcher Urſache willen wurden die andern Handwerksleute ihm feind, mochten ihn nicht länger dulden, und machten einen heimlichen Anſchlag ihn zu tödten. Nun wußten ſie, daß der heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die Kirchen zu Cöln zu beſuchen, und ſchickte ſein Gebet zu Gott in allen Kirchen, und gab Almoſen aus. Sie wurden daher einig, daß ſie an den Ort, wo jetzt St. Reinolds Capell oder Kloſter ſteht, auf ihn warten wollten und ihn umbringen; wie auch geſchah.

Dieſes wurde dem heiligen Mann geoffenbart durch ein Geſicht. Er aber eilte deſto mehr zu der beſchiedenen Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen ſollen, befahl ſich Gott dem Herren, und Chriſto ſeinem lieben Sohn, und gab ſich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde, und ſeine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn ſahen, zerſchlugen ſie ihm ſein Haupt, daß ihm das Hirn davon floß. Dar nach ſteckten ſie Reinolds Leichnam in einen Sack, füllte denſelben vollends mit Steinen an, und warfen ihn i den Rhein, in der Hoffnung, der Sack ſollte unter dem Waſſer bleiben, daß es verſchwiegen bleibe. Aber Got ließ es nicht zu, ſondern gab Gnade, daß der Sack wi der über ſich kam, und blieb auf dem Ufer liegen, o gleich der Rhein ſo ſtark lief. Da war die Seele de heiligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgeſang v den Engeln vor des Himmels Thron geführet.

Um dieſe Zeit war die Stadt Dortmund auch z chriſtlichen Glauben bekehrt, und die Bürger ſchickten B ten nach Cöln zu dem Erzbiſchof, und begehrten demüt er wolle ihnen etwas von den Heiligthümern mitthei die ſich in dieſer frommen Stadt befänden. Der Bi rief die ganze Clerisey zuſammen, und berieth ſich ihnen, was er denen von Dortmund für einen Hei geben ſollte, der ihnen am nützlichſten wäre. Als ſie Rath hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Rei ihnen am bequemſten ſey.

Wie nun ſein Leib mit dem Kaſten auf dem Wagen ſtand, fing dieſer an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde, ohne menſchliche Hülfe, und blieb an dem Ort ſtehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebauet ſteht, wie noch heut zu Tag allda zu ſehen iſt. Als der Biſchof ſamt ſeinen Geiſtlichen dieſes ſah, folgten ſie dem heiligen Manne zu Ehren mit einer Prozeſſion und unter Lobgeſängen nach, und begleiteten den Kaſten wohl drei Meilen Weges.

Alſo iſt der heilige Reinold ein Beſchützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich geſehen, wie er dort auf der Stadtmauer geſtanden, und den Feind, der die Stadt belagert hatte, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirket, wie in den Legenden zu leſen iſt.

Die schöne Melusina.

In Poitiers in Frankreich war ein Graf Namens Emmerich, ein gelehrter Herr, und beſonders in der Wiſſenſchaft des Himmelslaufes und künftiger Dinge vielerfahren. Derſelbe war auch gar reich an Gütern und pflog großer Ergötzlichkeit mit Jagen. Er hatte nur einen Sohn und eine einzige Tochter, die er beide inniglich liebte. Der Sohn hieß Bertrand, die Tochter Blaniferte. Die Letztere war eine ſehr ſchöne und züchtige Jungfrau und in Allem mit Tugend wohlgeziert. Nun gab es in dieſer Landſchaft überaus große Wälder, und namentlich fand ſich in der Gegend, wo Graf Emmerich lebte, ein Holz, welches der Kürbißforſt hieß. In dieſem lebte zu der nämlichen Zeit ein berühmter Graf von gutem Geſchlechte, aber arm an Habe und mit vielen Kindern geſegnet. Doch erſetzte er ſolchen Abgang an zeitlichen Gütern durch viele andre, ſeinem Stande wohlgeziemende Tugend, denn er war ein weiſer, verſtändiger Herr von gar redlichem Gemüthe, der mit ſeinem jährlichen Auskommen beſcheiden und ohne Pracht haushielt, und mit guter Zucht ſeiner Kinder pflegte, weßwegen er denn auch von Jedermann geehrt und werthgehalten wurde. Dieſer Graf war auch aus dem Geſchlechte der Grafen von Poitiers, führte in ſeinem Wappen gleichen Schild und Helm, wie jener, und war mithin deſſelben leiblicher Vetter.

Der Graf Emmerich von Poitiers nun erwog bei
ſich, daß ſein Vetter, der Graf von dem Forſte, ſehr
arm und mit vielen Kindern beladen ſey, er dachte deß-
wegen darauf, ihn theilweiſe zu erleichtern und ihm un-
ter die Arme zu greiſen, damit er ſeine zeitliche Nahrun
beſſer haben, und ſeine Kinder dereinſt etwas ſtandesmä
ßiger ausſteuern könnte. Es fügte ſich darauf, daß der reich
Graf von Poitiers in ſeiner Reſidenz einſt ein große
Banket zurichtete, und ſeinen Vetter, den armen Grafe
von dem Forſt, dazu berufen ließ. Dieſer fand ſich zu d
Feſtlichkeit mit ſamt ſeinen drei Söhnen, welches jun
wohlgezogene Herren waren, mit aller Höflichkeit ein. H
wurde ihnen alle nur erſinnliche Ehre und Freundlichk
erwieſen; da erhub ſich in dem Herzen des Grafen E
merich eine ſolche Flamme der Liebe und Zuneigung
gen dieſe drei Jünglinge, am allermeiſten aber gegen
jüngſten, welcher **Raimund** hieß, daß er ſich nicht
ger mehr bergen konnte, ſondern dieſes Gefühl ſei
Vetter, dem Grafen von dem Forſt, eröffnete mit
herzfreundlichen Anrede: „Lieber Vetter, ich ſehe w
daß ihr mit Kindern ſehr überhäuft ſeyd. Darum
mein Wunſch, ihr wollet geruhen, mir einen eurer S
an Kindesſtatt zu überlaſſen, welcher zu allem Gute
zogen und wohl verſorgt werden ſoll.“ Der redliche
Herr ſtellte ihm, auf ein ſo geneigtes Anerbieten
welchen von den dreien er ſich auswählen wollte.“
erbat ſich Graf Emmerich den jüngſten, Raimun
ihm am allerbeſten gefiel. Dafür bedankte ſich der Gr
Forſte aus ganzem Gemüth, und übergab ihm de

nen, jungen, wohlgeſtalteten Herren, ſeinen jüngſten Sohn, mit höchſtem Vergnügen.

Nachdem das herrliche Banket geendet war, welches drei Tage lang gewährt hatte, nahm der alte Graf wieder Abſchied von ſeinem Vetter, Willens, ſich wieder nach Hauſe zu begeben, ſeinen jüngſten Sohn Raimund alſo zurücklaſſend, wiewohl es nicht ohne naſſe Augen und heimlicher Betrübniß bei dem alten Vater ablief. Das junge Herrlein aber hätte ſich keine beſſere Aufnahme wünſchen können; auch erwies er ſich in ſeinem Dienſte vor allen Andern angenehm, und wußte ſich höchſt beliebt zu machen; daher wurde er nicht nur von ſeinem Vetter als ein Freund recht innig geliebt, ſondern dieſer befahl auch allen Haus- und Hofgenoſſen, ihn auf's achtſamſte zu behandeln, damit ihm ja von Niemand Leid zugefügt würde.

Als nun einmal Graf Emmerich ſeiner Gewohnheit nach auf der Jagd war, und die Seinigen einem wilden Schweine nachjagten, da ritt auch Raimund demſelben nach; das Schwein aber eilte, ſich vor den Hunden zu retten, und zog ſo den ganzen Schwarm der Jäger nach ſich. Auch Raimund war darunter, der ſeinen Herrn nicht verlaſſen wollte, zumal es ſpäter Abend und verführeriſches Mondlicht war. So lange das Schwein verfolgt wurde, hielt er auf's getreueſte aus. Dieſes hatte inzwiſchen viel Hunde theils getödtet, theils verwundet; und nach und nach hatten ſich alle Diener von dem Grafen verloren, ſo daß keiner von ihnen wußte, wo derſelbe hingekommen wäre, außer Raimund, der bei ihm war. Als nun

dieſer ſolches bemerkte, und ſich beide in der äußerſte
Verlaſſenheit fanden, begann Raimund endlich ſeine
Herrn Vetter wohlmeinend alſo anzureden: „Gnädige
Vetter, wir ſind von allem unſrem Volke abgekomme
haben Hunde und Jäger verloren; es will ſich wege
eingebrochener Nacht nicht wohl thun laſſen, ſo weit z
ruckzureiten; auch können wir unſer Gefolge nicht wo
wieder finden. Darum rathe ich, daß wir in dem näc
ſten Bauernhof einkehren, wo wir dieſe Nacht Herber
haben können.“ Der Graf antwortete ihm: „Du red
recht und räthſt ſehr wohl, getreuer Raimund, denn d
Sterne ſtehen bereits am Himmel und der Mond ſche
gar helle!“ Alſo fingen ſie an quer durch das H
zu reiten, und fanden zuletzt nach vieler Mühe einen ſc
nen Weg, von welchem dem Raimund däuchte, daß er
nach Poitiers leiten werde. Der Graf, welcher hoff
einige ſeines Volkes wieder zu treffen, ſprach: „Laß u
eilen, unſer Poitiers wird uns auch noch bei ſpäter Na
zeit unverſperrt aufnehmen!“ So ritten ſie den W
Graf Emmerich voran, Raimund als ſein Diener hin
ihm drein.

Indem nun dieſe Beide alſo dahin ritten, fügte ſ
daß der Graf, dem der Lauf der Geſtirne als einem
ten Himmelskundiger ziemlich bekannt war, unter
andern Sternen einen ganz fremden Stern gewahr w

Darüber ſeufzte er aus Herzensgrund, und brach in folgende, tief heraufgeholte Worte aus: „Ach Gott, wie ſind doch deine Wunder ſo mannigfaltig, wie kann die Natur ein ſo widerwärtig Spiel mit ſich ſelbſt treiben, daß ſie einen Menſchen entſtehen läßt, der durch Uebelthun zu ſo großen zeitlichen Ehren erhöht werden ſoll, während es doch ſonſt unziemlich iſt, wenn ſich Jemand um der Miſſethat willen hoch ehren laſſen will.“ Zu ſolcher Verwunderung über den ſeltſamen Himmelsaſpekt ſagte er zu Raimund abermal tief ſeufzend: „Komm herzu, Sohn, ich will dir groß Wunder und eine bedenkliche Vorbedeutung am Himmel zeigen, dergleichen nicht leicht geſehen wird!“ Raimund, als ein lehrbegieriger Jüngling, fragte, was denn das wäre! „Siehe,“ ſagte Graf Emmerich, „ich ſehe am Himmel, daß in dieſer Stunde Einer ſeinen Herrn tödten und ein gewaltiger Herr werden wird, mächtiger als je einer ſeines Geſchlechts geweſen iſt!“

Raimund ſchwieg ſtill und redete kein Wort; indeſſen fand er ein Feuer, das hatten die Herren, die im Gefolge des Grafen geweſen, im Holze gelaſſen; deßwegen ſtieg er vom Pferde und klaubte kleines Holz zuſammen, womit er das Feuer unterhielt, denn es war kalt. Der Graf, ſein Vetter, ſtieg auch ab und wärmte ſich; aber es war ihm zum Tode. Denn in dieſem Augenblick hörten ſie durchs Holz etwas daherbrechen; Raimund griff ſchnell zu ſeinem Schwerte; deßgleichen der Graf zu ſeinem Spieße. Kaum hatten ſie ſich zur Wehr gefaßt gemacht, da kam ein großes Schwein auf ſie daher geeilt mit wildem Grunzen; das rückte knirſchend und ſchnaubend in voller Wuth immer näher auf ſie zu. Raimund bat ſeinen Vetter inſtändig, daß er doch, um ſein Leben zu retten, ſich auf einen Baum flüchten, und ihn allein mit dem Schweine kämpfen laſſen möchte. Aber den Grafen, als einen entſchloſſenen Helden, verdroß Solches, daß er ſo wider ſeine Gewohnheit vor einer Beſtie fliehen, und ihr furchtſam ausweichen ſollte; er beſchloß bei ſich und ſchwur, Stand zu halten und des Himmels Willen über ſich ergehen zu laſſen. Er ſagte auch ſeinem Raimund, daß er ihn ferner mit ſolchen Zumuthungen verſchonen möchte; zugleich ſetzte er ſeinen Spieß an, und ging dem Schwein entgegen, ſich ihm zu widerſetzen; er verſetzte dem Thier auch wirklich einen Fang, aber das Schwein ſchlug den Stoß, der zu ſchwach war, mit einem Satze ab und warf ſeinen Feind ergrimmt zur Erde hin. Nun rückte geſchwind auch Raimund mit ſeinem Spieße hervor, um der Beſtie den Reſt zu gebe und ſeinen Vetter zu erretten; allein er fehlte zu allen Unglück, und im großen Eifer glitt ihm der Spieß a dem Schweine ab, und während er in Hitze nachdrückte fuhr der Speer dem auf dem Boden liegenden Grafe tief in den Leib hinein. Raimund zog ihn zwar glei wieder heraus, verfolgte das Schwein und fällete es auc Bis er aber zurückkehrte, fand er den Grafen ſchon ſeinem Blute ſchwimmend und todt. Mit höchſter B trübniß floh er von dem Orte und machte ſich auf w tere Flucht gefaßt.

So hatte Raimund ohne Vorſatz ſeinen allerbeſt Freund, den Beförderer ſeines Glückes, ums Leben gebrac

Er wehklagte, rang die Hände, kehrte die Augen gen Himmel, welche nicht anders floſſen als wie zwei Thränenquellen, ritt jedoch mittlerweile allgemach fort, und führte mit ſich ſelbſt ein herzleidiges Jammergeſpräch. Bald klagte er über die Mißgunſt ſeines widrigen Geſchickes, bald über den unſeligen Stoß ſeines Speeres, bald verfluchte er die Stunde, darin er zu ſeinem Herrn gebracht worden, und bald hub er an, über ſeine unglückſchwangere Geburtsſtunde zu klagen. Solche Gedanken halfen ihm ſeine Betrübniß noch mehr vergroßern. „Du unbarmherziges Glück," ſeufzte er, „haſt du denn alle Herzensplagen auf einmal über mich ausgeſchüttet? Warum habe ich doch alle meine Hoffnung ſo ganz auf dich vielmehr, als auf den gütigen Himmel ſelbſt geſetzt? Du Betrügerin aller Menſchen, du reicheſt für ein Quentchen Wohlfahrt und ergötzlicher Freude, damit du uns alberne Jünglinge köderſt, einen ganzen Centner Herzeleid hernach; du läſſeſt uns nach dem Schatten der Reichthümer und der eiteln Wolluſt ſchnappen, und hernach das Weſen unſers Wohlſtandes ſelbſt verlieren! Nun haſt du mich zu einem armen Bettler gemacht, der gedachte ein begüterter, reicher Herr zu werden! Dem, der mir ſein Herz gegeben, habe ich ſein Leben, und mir ſelbſt alle Hoffnung und zugleich die Freudigkeit meines Gewiſſens genommen. Ach Vetter, lieber Vetter! warum haſt du ſo oft die Hände deines Mörders geküßt? Warum durfte ich nicht vor dir ſterben? Nun wird mich die Rache und der Argwohn aller Leute verfolgen! Alle Bäume im Walde werden mich anfeinden und ihre Aeſte von mir abkehren, die Luft wird mich nicht mehr anhauchen, die Sonne ihr fröhliches Licht mir mißgönnen, und nimmer werde ich ſolche That an meinem Wohlthäter, dem gerechten Himmel abbitten können.“

Mit ſolchen und vielen andern Klagen ließ er ſein Pferd gehen, wohin es ſelbſt wollte und ihn das Verhängniß führen würde. So kam er zu einem Brunnen, der Durſtbrunnen genannt. Bei dieſem ſtanden drei Jungfrauen von überaus ſchöner Geſtalt, die er vor Leid und Jammer ganz überſehen hatte. Von dieſen trat die ſchönſt und jüngſte zu ihm an den Weg hervor, und ſprach „Mein Freund, ihr ſeyd ziemlich unbeſcheiden für eine Ritter, daß ihr den Frauen keine Höflichkeit zu erzeige wiſſet, ſondern ohne Gruß und Anrede vorbeireitet!“ Raimund antwortete hierauf gar nicht, und trieb ſein Klage fort wie vorher, bis ſie endlich das Pferd bei Zügel ergriff, und zu ihm ſprach: „Fürwahr, ihr wiſſ nicht, was euer Stand erfordert, wenn ihr ſo ſtillſchwe gend vorüberzueilen gedenket!“

Da nun Raimund die wunderſchönen Nymphen me ins Auge faßte, erſchrak er, und wußte nicht, ob er lebend oder todt ſey, oder ob ein Geſpenſt mit ihm rede. J dem nun die Nymphe Meluſina — denn ſo hieß jüngſte von ihnen, die ſein Pferd hielt — bemerkte, d er wie von einem tödtlichen Geſichte überraſcht und a Schrecken ganz verfärbt und gar erblaßt war, fing an, ihn noch mehr zu verſuchen und beſchuldigte ihn noch heftiger großer Unfreundlichkeit, weil er nicht mit ihr redete. Dem Raimund aber, obwohl er noch voll betrübter Gedanken war, fiel die unvergleichliche Schönheit der Nymphe immer mehr und mehr ins Angeſicht, und die Augen begonnen ihm bereits recht aufzugehen. Er ſprang daher ſchnell vom Pferde zur Erde und ſprach: „Ach, erhabene Göttin, ich bitte in tiefſter Demuth, daß eure Wohlgewogenheit mir meinen Fehler vergeſſen und eure holden Blicke deßwegen nicht entziehen wolle. Ich bin ohnedem in ſolcher Betrübniß, wie in einem Labyrinthe verfangen, daß ich nicht weiß, wie ich mich aus demſelben herauswinden ſoll. Deßwegen war ich mit ſehenden Augen blind, dazu von ſolcher Schönheit entzückt und entgeiſtert, und zugleich von meinem innerlichen Unmuthe ganz betäubt. Damit ich aber auch wegen meiner Unhöflichkeit Buße thun und die ſchuldige Strafe dafür erleiden möge, ſo befehlet eurem Diener, Allerſchönſte, was er zu vollbringen hat, daß er ihre holden Blicke wieder genieße!" — „Nicht alſo, mein Raimund, hub die holdſelige Nymphe an! Stehet zuvor von der Erde auf: ein ſo edler Ritter hat nicht Urſache, ſo gebogen auf derſelben zu liegen! Die Reue über einen ſo kleinen Fehler und die Urſache deſſelben iſt ſchon Strafe genug! Wir ſind euch alle insgeſamt gewogen, tapferer Gallier!" Raimund, ſolches hörend und, daß ſie ſeinen Namen nannte, erſtaunte noch mehr, denn er wußte nicht wie dieſes zuging. „Göttergleiche Jungfrau, ſprach er, nun merke ich recht, daß Ihr von dem gütigen Himmel abgeſchickt ſeyd, mich aus meiner

Unruhe zu erlöſen und aufs neue zu erquicken. Denn kein Menſch iſt in der Gegend, der meinen Namen weiß, und auch der eurige iſt mir unbekannt; auch halte ich euch vielmehr für ein Engelsbild in menſchlicher Geſtalt, als für einen natürlichen Menſchen. Könnt ihr deßwegen, ſchöner Engel, dieſes Gemüth mit einigem Troſt erfriſchen, ſo wie ich von eurer Lieblichkeit ſchon einige Erquickung ſpüre, o ſo fahret fort, meine halberſtorbenen Kräfte durch ſolche Anmuth neu zu beſeelen, und euren Diener glückſelig zu machen."

„Stillet euren Kummer, betrübter Raimund! — fing die liebliche Nymphe wieder an — laſſet euer liebes Herz ſolchen Unfall nicht allzuſehr kränken: ich kenne eure Noth und Klage: wollet ihr aber meiner Lehre folgen, ſo will ich dafür ſorgen, daß eure Wohlfahrt wieder neu grüne, und ihr an Gut, Ehre und Glück nimmermehr Mangel leidet! Lieber Raimund, Alles was euch euer Vetter aus dem Stand der Sterne geweiſſaget hat, daß muß durch die Gnade des Himmels an euch vollbracht werden, der alle Dinge leitet." Als nun Raimund hörte, daß ſie von der Gnade Gottes ſprach, gewann er allgemach wieder neuen Troſt in ſeinem bekümmerten Herzen, daß die Nymphe doch kein Geſpenſt und keine unglaubige Heidin war, ſondern von chriſtlichen Stamme ſeyn mußte. Er ſprach demnach zu ihr! „Schönſte Gebieterin! Ich werde mit aufmerkſamem Ohr und gehorſamem Herzen euren getreuen Beirath anhören und mein ganzes Gemüth ſoll eurem Willen demüthig unterworfen ſeyn: nur laſſet mich zuvor eure Neigung und euer Wohlwollen verſpüren dadurch, daß ihr mir eröffnet, woher ihr meinen Namen und das unſelige Ereigniß kennet, damit ich aus allem Zweifel gehoben, die mildſelige Schickung des Himmels um ſo mehr zu erkennen und zu loben Urſache habe, da ſich derſelbe zu meinem Troſte eines ſo wunderbaren Werkzeuges bedienen wollte.“

Hierauf begegnete die Nymphe ihm aufs neue mit tröſtlichem Zuſpruch: „Zweifle nicht, lieber Raimund, ſprach ſie, daß ich dein Glück und deine Ehre erneuern werde! Frage nicht mehr ſo inſtändig nach meinem Wiſſen und woher mir dein Name bekannt ſey, ſondern glaube vielmehr, daß der Himmel es alſo füget. Sieh mich demnach für kein verſtelltes Engelsbild, ſondern vielmehr für eine gute Chriſtin an; was ich bin, bin ich durch die Gnade des Himmels, ich glaube Alles, was einem Chriſten zu glauben zuſteht: daß ein Wunderkind von einer keuſchen Jungfrau geboren worden und der Sohn Gottes genannt wird, daß er in der Zeitlichkeit für alle Menſchen gelitten, als Gott und Menſch wahrhaftig auferſtanden und wieder gen Himmel gefahren ſey. Dieſes Alles, ſagte ſie, weiß und glaube ich. So verbanne denn allen Kleinmuth und alle Traurigkeit aus deiner geängſteten Bruſt, und gieb nicht zu, daß ferner ein Zweifel dein Gemüth beſitze. Betrachte das Glück, das bereits vor deinen Augen ſchwebt!“

Durch ſolchen Zuſpruch fingen die muntern Lebensgeiſter dem guten Raimund wieder aufzuſteigen an, und der lebhafte Purpur ſeines Geſichtes ſchimmerte aufs neue durch ſeine Wangen. „Schönſte, liebenswürdigſte

Nymphe, ſprach er laut, alle meine Kräfte, all mein Wollen ſoll nach euren Befehlen wie der Schatten nach der Sonne gerichtet ſeyn. Ich vergehe faſt vor Verlangen, den Inhalt meines Glückes von euren klugen Lippen anzuhören. Wenn ihr mir denſelben nicht bald eröffnet, ſo ſterbe ich!“ „Wohl denn, begieriger Raimund! ſo höret, ſprach ſie, was euch zu leiſten obliegt, wenn ihr eures Glückes theilhaftig werden wollt. Ich verlange ernſtlich, daß ihr mir beim Himmel ſchwöret, und bei dem Heiligſten, das er enthält, daß ihr mich zu eurer ehelichen Gemahlin erkieſet. An jedem Sonnabend ſollt ihr mich in Ruhe laſſen und nichts von mir zu fragen begehren, mir auch an ſelbigem Tage nichts befehlen; ja ganz und gar nicht mit mir reden, mich nicht ſehen, auch nicht durch Jemand anders ſehen laſſen, ſondern mich gänzlich in Ruhe laſſen, ſo daß ich den ganzen Sonnabend frei und unbekümmert bleiben mag. Dagegen gelobe ich euch hinwieder, daß ich die ganze Zeit meines Lebens, beſonders aber am gedachten Tage nirgends hingehen will, wo es euch nicht lieb und angenehm wäre, ſondern mich an demſelben in meinem Frauengemache ganz ſtille, züchtig und verſchloſſen halten werde.

Alles das gelobte und ſchwur ſofort Raimund, ihr getreu und unverbrüchlich zu halten. Der Nymphe kam inzwiſchen ſein leichtſinniges Erbieten und ſein ſchneller Eid noch ziemlich verdächtig vor, denn ſie glaubte, er verſpreche mehr, als er halten würde; doch gab ſie ihm dieß nur ganz gelinde zu verſtehen: „Ihr leiſtet zwar, ſprach ſie, meinem Willen vergnüglichen Gehorſam, wiewohl ihr noch nicht Alles vernommen. Gleichwohl ſehe ich aus euren Mienen, daß ihr mehr gelobet, als ihr zu halten gedenket; ſollte es aber je geſchehen, daß ihr mir untreu würdet, davor euch der Himmel behüte, ſo wiſſet, daß ihr ſelbſt der einzige Urheber wäret, der einzige Schlüſſel, welcher die Thüre zu ſeinem Unglück eröffnet; denn nicht nur würdet ihr mich unfehlbar von Stund' an verlieren und nimmermehr zu Geſichte bekommen, ſondern auch euch und euren Erben ſchaden und Unglück bis auf Kindeskinder zuziehen."

Als Raimund ſolches vernahm, ſchwur er ihr vermeſſentlich noch einmal und wollte nicht für den angeſehen ſeyn, den ſie in ihm argwohnte. „Wohlan, verſetzte die Nymphe, ich nehme die gute Meinung an, die ihr mir von euch machen wollt. Reiſet hin, mein Geliebter, nach Poitiers, der Himmel begleite euch mit ſeinem Schutze. Wenn euch aber Jemand fragt, wo euer Vetter der Graf hingekommen, ſo antwortet nicht anders, als daß ihr ihn im Wald verloren und er vielleicht irre geritten ſey, wie denn auch ſeine andern Diener ſagen und euch beiſtimmen werden. Dann werden ſie ihn eiligſt ſuchen und endlich auch finden, und mit großer Klage nach Poitiers bringen; der Himmel weiß, mit welcher Betrübniß ihn die Gräfin, ſeine Gemahlin, mit ihren Kindern ſamt allen Unterthanen beweinen wird. Dieſe Alle ſollt ihr dann tröſten und ihren Kummer mildern helfen, dann wird ihre Neigung und ihr Dank wie ein reicher Strom auf euch wallen, und jedes wird euch anſtatt des todten Grafen Emmerich zu ſeinem Herrn wünſchen. Nach ſeiner

Beerdigung werden ſich ſeine Verwandten und die Edeln des Landes einfinden, um von ſeinem Sohne als ihrem jetzigem Herrn die Lehen zu empfangen. Dann ſollt ihr euch auch in Demuth melden und bitten, daß er euch für eure treu geleiſteten Dienſte ein Stück Landes bei dem Durſtbrunnen ſchenken wolle, wäre es auch nur ſo viel Land und Wald, als ihr mit einer Hirſchhaut umſchließen könnet. Dieſe ehrerbietige Bitte wird des Grafen Herz dermaßen bewegen, daß er ſie euch gewähren wird.“ Alsdann ſagte die Liſtige voll Freuden: „Eilet, mein theuerſter Raimund, und ſäumet nicht Brief und Siegel darüber zu bekommen, welche von des Grafen Hand unterzeichnet ſeyn müſſen, und trachtet ja, daß ſelbige ſchleunig ausgefertigt werden, des Inhalts, was die Gabe ſey, wann und warum ſie euch verliehen ſey, ſamt dem Jahr und Tage, an dem das Alles geſchehen und vollzogen ward. Nach allem dem wird euch ein Mann begegnen, der eine Hirſchhaut zu Hauſe trägt. Dieſem handelt ſie ab, ohne vieles Wortemachen, laſſet ſie zerſchneiden zu Einem ſchmalen Riemen, ſo dünn er nur ſeyn mag, jedoch an Einem Stücke, bis die ganze Haut aufgebraucht iſt. Alsdann gehet hin und laſſet euch das Verſprechen vollziehen, und fanget von dem Brunnen an. Solches wird euch eine ganze Tagereiſe Landes im Umkreiſe bis wieder an die Stelle verſchaffen, von welcher ihr ausgegangen ſeyd, und Niemand wird euch dieß ſtreitig machen können.“

So entließ die ſchlaue Nymphe ihren Liebling mit liſtigem Rath und hieß ihn in des Himmels-Geleite gehen.

Raimund hatte nun mit tauſend Küſſen von ſeiner liebſten Meluſina zärtlich Abſchied genommen. Er ritt Poitiers zu und gedachte auszuführen, was ſie ihm zu thun gerathen hatte. Auch handelte er ganz nach ihrem Sinne, und kam am frühen Morgen in der Stadt an. Während er hereinging, fragte ein Mann: „Wie kommt es, Raimund, daß ihr ſo ohne euren Herrn erſcheinet?“ Raimund antwortete: „Ich habe ihn wahrhaftig ſeit verwichenem Abend nicht geſehen; denn er entritt mir im Wald dem Gejage nach, ſo daß ich ihn nicht ereilen konnte. Ich habe ihn denn verloren und bin ſpäter ſeiner nicht mehr anſichtig geworden.“ Bei dieſer Verantwortung ließen ſie es bleiben, und niemand war da, der an ein Unglück dachte, oder etwas Widriges geargwohnt hätte. Raimund aber wußte nach der klugen Art, die ihm ſeine Geliebte angerathen hatte, Alles auf das Beſte zu verbergen; nur ſeufzete er zuweilen bei ſich, durfte es ſich jedoch nicht merken laſſen.

Inzwiſchen kamen alle Diener des Grafen von dem Jagen einer um den Andern nachgeritten, bis auf zwei, welche noch aus waren. Ihrer keiner aber wußte zu ſagen, an welchem Orte ihr Herr ſich von ihnen verloren, und wo ſie ihn am vorigen Abend zuletzt geſehen hätten. Dies verurſachte bei Hof ein großes Klagen, beſonders bei der Gräfin und ihren Kindern. Als ſie nun im lauteſten Jammer begriffen waren, da kamen auch die zwei letzten Diener aus dem Gefolge herbeigeeilt, und brachten ihren Herrn, den Grafen, todt mit ſich, was ſehr kläglich anzuſchauen war, und das Weinen aller Anweſenden noch vermehrte. Auch dem unſchuldigen Thäter Raimund wurden die Augen ganz naß, und das Herz klopfte ihm heimlich mit ſchnellen Schlägen. Die Diener erzählten, wie ſie den Grafen in ſeinem Blute ganz blaß und entſeelt bei dem wilden Schwein auf der Erde liegend gefunden; da ſah man im ganzen Schloſſe nichts als verzweifeltes Händeringen, beſonders von Seiten der vaterloſen Kinder und der Wittwe. Ihre Augen ergoſſen ganze Ströme von Thränenbächen und ihre Geſtalten ſahen Leichen nicht unähnlich. Dennoch eilte man dami der endloſen Klage in etwas geſteuert würde und der Leichnam ihnen aus dem Geſichte käme, gleich des folgenden Tages zum Begräbniß, das unter großer Trauer, jedoch in ſchönſter Ordnung angeſtellt ward. Raimund welcher nicht der am wenigſten Betrübte war und au das heftigſte mitklagte, wurde wegen ſeiner treu geleiſteten Dienſte von allen Anweſenden höchlich gelobt; beſonders daß er nach ſeines Herrn Tode ihm noch di letzte Ehre mit vielen Thränen erweiſen wollte. Di alles aber hatte er niemand anders zu danken, als ſeine geliebten Meluſina, die er bei dem Durſtbrunnen angetroffen.

Als Graf Emmerich auf dieſe Weiſe beſtattet wa fanden ſich die Edeln des Landes Alle bei ſeinem Bruder Sohne, Grafen Bertram ein, und empfingen von ihm ih Leben, wie dies bei einem neuen Herrn zu geſchehen pfleg Da trat nun Raimund hervor, und brachte ſeine Bitte vo wie er von Meluſina unterrichtet war. Der Graf aber li ſich dieſe demüthige Bitte von Raimund wohl gefallen, un verſprach ihm auf der Stelle, Solches zu gewähren; auch alle Räthe deſſelben gaben einmüthig ihre Zuſtimmung. Nach dieſer allerſeitigen Einwilligung bat Raimund um die Ausfertigung eines verſiegelten Lehensbriefes von des Grafen Hand unterzeichnet, der ihm ſofort ohne Widerſpruch gewährt und eingehändigt wurde.

Kaum hatte Raimund den geſiegelten und unterſchriebenen Brief empfangen, ſo fügte ſich zu ſeinem Glücke die erwünſchte Gelegenheit, daß ein Mann eine ſchöne, gegerbte Hirſchhaut feil trug, die er denn unverzüglich ankaufte und in ganz ſchmale und dünne Riemen zerſchneiden ließ, ſo viel man immer daraus machen konnte. Nachdem auch dieſes geſchehen war, meldete er ſich abermals bei dem Grafen an und ſtellte die fernere geduldige Bitte, daß man ihm dasjenige Stücklein Lands, das er um die Gegend des Durſtbrunnens ausleſen würde, als Lehen übergeben wollte. Der Graf beſtellte ſofort einige Amtleute und Räthe, die mit Raimund nach dem Brunnen ritten. Da fanden ſie, daß Raimund Eine Hirſchhaut zu den allerſchmalſten Riemen zerſchnitten hatte, und verwunderten ſich höchlich über die Liſt. Sie wußten nicht, was ſie in dieſem Falle zu thun hätten, denn ſie dachten wohl, daß die lederne Schnur ein gut Theil Feld, Wald und Felſen umſpannen würde, wie dieß auch in der That ſich zeigte. Auch erſchienen von Stund' an zwei hierzu beſtellte unbekannte Männer, welche die zerſchnittene Hirſchhaut nahmen und ſie beim Anfang des Riemens an einen Pfahl banden. Sie umſpannten ſo ein großes Stück Landes von dem Durſtbrunnen an, bis wieder zu demſelben, und in dieſem großen Umkreiſe fand ſich eingeſchloſſen, was man nur wünſchen mochte; inſonderheit floß ein ſchönes, reichliches Waſſer durch das umfangene Land. Die Amtleute ſelbſt konnten dem Raimund über die Klugheit ſeines Anſchlages, von dem ſie nicht wußten, woher er ihm kam, ihr Lob nicht verſagen. Obgleich ſie geſtanden, daß ſie es mit der Hirſchhaut ganz anders gemeint hätten, ließen ſie es doch, weil der Graf ſein Wort einmal gegeben hatte, bei der Schenkung bewenden, kehrten um und ritten auf einen Ort zu, der die Karthauſe genannt war, und nicht ferne von dem Brunnen lag. Von dannen reiſten ſie weiter und nach Poitiers zurück. Hier erzählten ſie ihrem Herrn, dem jungen Grafen, Alles, was ſich begeben. Als dieſer die ſeltſame Begebenheit vernommen, konnte er ſich nicht genugſam verwundern; doch mußte auch er es geſchehen laſſen, zumal er ſich einbildete, es müßte bei dieſem Brunnen geſpenſtiſch und geiſterhaft zugehen, weil es dort der Abentheuer ſchon mehrere gegeben habe; woraus er ſchloß, daß auch dem Raimund dort etwas Wunderbares zugeſtoßen ſey. Doch gönnte er ihm als ſeinem lieben Vetter und Freund, der ſich auch um ſeinen Vater wohl verdient gemacht hätte, alles Gute, mit dem Wunſch, daß es ihm dabei glücklich ergehen und kein ferneres Uebel daraus entſtehen möchte. So treumeinend iſt die heutige Welt nicht geſinnt.

Mittlerweile hatte ſich auch Raimund ſelbſt bei Hofe mit gar fröhlicher Miene eingeſtellt; er dankte ſeinem Vetter, dem Grafen, aufs höflichſte für ſeine Gnade, wodurch die Verwunderung und Beſtürzung aller Anweſenden nur noch vermehrt wurde, wenn ſie bedachten, daß Graf Bertram ſo gütig und Raimund ſo kühn ſeyn könnte. Raimund aber hatte ſeinem Herrn und Vetter, mitten im höchſten Leidweſen, anſtatt einer ungnädigen Miene ein verwundertes Lachen abgewonnen, weil er ſich mit ſeiner liſtigen That ſo wohl geholfen hatte.

Jener, nachdem ihm ſein Hofritt beſſer ausgeſchlagen, als Jemand geglaubt hätte, ſetzte ſich nun wieder auf ſein Roß und ritt mit dem frühen Morgen dem Durſtbrunnen zu. Hier traf er ſeine liebe Verlobte, die unvergleichlich ſchöne Meluſina, welche ſeiner Ankunſt mit höchſtem Verlangen gewartet hatte und ihn auf das allerherzfreundlichſte mit tauſend holden Blicken und Grüßen bewillkommke. „Seyd mir gegrüßt,“ rief ſie, „mein Beherrſcher, mein liebſter Raimund! Ihr habt aufs weislichſte vollzogen, was euch zu thun war; dafür ſtatte ich euch als meinem einzigen Geliebten auf Erden den innigſten Dank ab. Folget mir nun, und laſſet uns dem gütigen Himmel für das gnädige Gedeihen unſers Vornehmens demüthigſten Dank ſagen!“ Mit dieſen Worten faßte ſie ihn bei der Hand und führte ihn zu einer abgelegenen Waldkapelle. Als ſie in dieſe eingetreten, erblickte Raimund einen Haufen des ſchönſten Volkes, Ritter und Bürgersleute, Frauen und Jungfrauen, Alte und Junge, auch Prieſter, die alle ihren Gottesdienſt verrichteten. Er wußte nicht, ob er unter Menſchen oder Geiſtern ſich befinde; denn, nachdem er ſich lange umgeſehen, hatte er auch nicht einen einzigen bekannten Menſchen entdeckt, den er irgend anderswo geſehen hätte. So in der höchſten Verwunderung fragte er ſeine Geliebte und ſprach: „Mein

Kind, was für ein mir unbekanntes Volk iſt dieſes? Weß ſind die Leute, die ich alſo geſchmückt vor mir ſehe?“ — „Wundert euch nicht, mein Geliebter, verſetzte die Schöne, es ſind lauter Leute, denen ihr zu gebieten habt, und die euch künftig ihren Herren heißen ſollen, kurz, mein Volk und meine Unterthanen ſind es!“ Und nun wandte ſie ſich zu dem Volk und gebot ihnen Allen mit vernehmlicher Stimme, daß ſie ihrem Geliebten Raimund hinfort gehorſam und unterthan ſeyn ſollten, als ihrem rechtmäßigen Herrn und Gebieter. Alle verneigten ſich tief und gaben ihre Unterthänigkeit ſogleich zu erkennen; aller Augen waren ehrfurchtsvoll auf Raimund gerichtet, ſo lange der Gottesdienſt währte.

Da Raimund ſolches Alles nicht ohne Staunen und Schrecken anſah, mußte er den ſeltenen Gehorſam heimlich, aber mit Zittern und Entſetzen, bewundern, ſchwieg jedoch ganz ſtill, und wußte nicht, was er hier denken oder ſagen ſollte. Meluſina merkte, daß er in ſchweren Gedanken begriffen ſey, und hub daher an, ihm mit leiſem Zuſpruche zu begegnen: „Lieber Raimund, entſetzet euch nicht ob dem, was euch ſo ſeltſam und fremd vorkommt. Es iſt ganz kein Zweifel, daß ihr mein eigentliches Weſen noch nicht vollſtändig zu erkennen vermöget; es wird euch aber nicht eher möglich werden, als bis ihr mich zum ehelichen Gemahl ordentlich angenommen habt. Ihr habt mir zwar in Allem getreu zu ſeyn, und in der Ehe mit mir zu leben gelobt und geſchworen; aber vollzogen iſt unſere prieſterliche Einſegnung noch nicht; ohne dieſe aber wird euch die völlige Erkenntniß meiner Perſon immer fehlen."

Raimund fühlte ſich durch dieſe Worte Meluſinens wieder etwas getröſtet, und ſagte zu ihr: „Ich bin ja bereit, meine Schöne, jederzeit euren Willen zu thun." — „Es iſt wahr, mein Raimund," erwiederte ſie, „und ich kann es nicht läugnen, daß ihr mir alle Treue und Ehre erwieſen: aber nur noch dieſes Eine iſt noth; alsdann werdet ihr aller Glückſeligkeit vollkommen genießen. Ihr müſſet eine förmliche Hochzeit anſtellen, anſehnliche Gäſte dazu einladen, die Trauung vollziehen laſſen, das Mahl abhalten und jeden Anweſenden fröhlich machen. Alsdann wird es eine ganz andre Geſtalt mit unſrer Liebe gewinnen; dieß muß aber, wenn ihr anders glückſelig ſeyn wollt, eheſter acht Tage und zwar mit dem frühen Morgen geſchehen."

Raimund bewilligte Meluſinen all ihr Begehren, damit er doch einmal den rechten Grund deſſen, was ihm noch unbekannt war, bald erfahren möchte. Er ſchwang ſich abermals ungeſäumt und mit höchſter Begierde auf ſein muthiges Roß, und begab ſich wieder nach Poitiers zu ſeinem Herrn Vetter. Jedermann beſann ſich, was dieſe baldige Rückkehr Raimunds an den Hof wohl bedeuten möge. Dieſer wurde aber bald vorgelaſſen, und der Graf war begierig, ſein Anliegen zu vernehmen. Siehe, da war er ſein eigener Hochzeitbitter ſelbſt, und brachte ſeine Bitte mit folgender höflichen Rede vor: „Gnädiger Herr Vetter, geruhet nicht unwillig darüber zu ſeyn, daß ich mich ſo bald und unverhofft wieder bei Hofe einfinde euch aus beſonderer Zuneigung etwas Neues zu entdecken denn ich halte es für meine Schuldigkeit, euch alle Hei lichkeiten zu offenbaren. Wiſſet denn, ich bin ein Bräu tigam, und komme deßwegen her, euch und eure geliebt Frau Mutter ehrerbietig zu meinem Hochzeitfeſte einzu laden, das bei dem euch wohlbekannten Durſtbrunne begangen werden ſoll. Wofern ich nun die Ehre vo eurer Beider Gegenwart nächſtkünftigen Montag früh g nießen könnte, ſo würde ich und meine Liebſte Solch für ein ganz beſondres Glück halten und in ſteter Dan barkeit niemals vergeſſen.“

Dieſe höfliche Einladung hatte Raimund kaum au geſprochen, als der Graf höchſt neugierig die Frage fall ließ, wer denn wohl ſeine Liebſte ſey. „Sie iſt eine ed reiche und mächtige Dame,“ verſetzte Raimund, „der Herkunft ich übrigens ſelbſt noch nicht eigentlich we und auch nicht eher als bis nach der Trauung erfah werde.“ Graf Bertram konnte ſich der Verwunderung u des Lachens kaum enthalten. Doch gab er ihm dieſen f lichen Beſcheid: „Liebſter Vetter, wir vernehmen mit gr tem Vergnügen und Wohlgefallen euer Glück, und ſind e ſchloſſen, auf euer freundliches Erſuchen an eurem Ho zeitfeſte, wozu der Himmel ſein Gedeihen geben wo uns einzufinden; aber ſehet zu, ob euch dieſe Hein nicht übel ausſchlage. Denn wenn eure Liebſte vielle von unedlem Geſchlecht geboren wäre, ſo könnte ſie eurer edlen Herkunft einen Schandflecken anhängen.“ Raimund antwortete ſogleich: „Geliebter Vetter, obſchon ich meiner Geliebten Abkunft ſelbſt noch nicht eigentlich weiß, ſo bin ich doch deſſen gewiß verſichert, daß ſie meinem Stande gleich, wo nicht gar überlegen ſey, und verlange daher nichts Mehreres, als daß ihr ſie mit ihren vortrefflichen Eigenſchaften perſönlich kennen lernen möget.“ — „Es ſey ſo, wie wir euch ſchon vorhin verſprochen, geliebter Vetter!“ antwortete der Graf noch einmal lächelnd; „wir werden gewiß kommen und die unbekannte Braut einſehen. Ob ihr euch auch etwas Schönes ausgeleſen!“ — „Zweifelt daran nicht, Vetter,“ verſetzte Raimund, „ihre Schönheit und Sitten laſſen ſie wie eine Königin erſcheinen; wohl möchte ſie auch vielleicht eines Herzogs oder Markgrafen Tochter ſeyn!“ — „Der Himmel beſtätige euren Glauben, daß ihr nicht betrogen ſeyd!“ ſprach der Graf; „das Verlangen, dieſe Göttin zu ſehen, macht uns die Zeit recht lang!“

So ſchied Raimund mit der Zuſage des Grafen und höflichem Danke; er ritt davon und zu ſeiner Geliebten. Der gewünſchte Montag kam herbei, und mit dem früheſten Morgen machte ſich Graf Bertram ſamt ſeiner verwittweten Mutter und allem Hofgeſinde von Poitiers auf, ihrem Verſprechen nachzukommen, und ſeines Vetters Ehrenfeſt mit begehen zu helfen.

Unterwegs hatten ſie immer die kurzweilige Sorge, daß bei dem verrufenen Durſtbrunnen ein geſpenſtiſches Gaukelſpiel und Blendwerk vorgehen könnte, worüber ſie dann genug lachen und den Bräutigam zu necken nicht vergeſſen wollten. Nun ging die Reiſe dem Walde zu nach Colombiers, und von da gegen den Felſen, welcher auf einer Höhe gelegen war. Kaum aber waren ſie bei jenem Felsgeſtein angelangt, da erblickten ſie ſchon in dem Grunde auf einer ſchönen, grünen, luſtigen Ebene verſchiedene anmuthige Bäume, und zwiſchen ihnen eine Menge trefflicher Zelte aufgepflanzt, aus denen hier und dort ein Rauch aufſtieg, woran zu erkennen war, daß daſelbſt ein Sieden und Braten vor ſich ging. Auch wurden ſie ſehr viel Volks anſichtig, lauter unbekannte Leute, die um die Zelte herumwandelten. Dieß Alles beſtätigte ſie in der Meinung, daß das Alles nichts anders ſeyn könne, als eine Geſpenſtererſcheinung, beſonders auf einer ſolchen Einöde, wo ſonſt kein Menſch anzutreffen iſt.

In dieſen Gedanken wurden ſie durch die Ankunft einer Menge von jungen Rittern und Edelleuten unterbrochen, die, bei ſechzig Menſchen, alle landfremd, aber in ſchönſtem Schmucke und auf das Beſte bewaffnet, daherritten. Dieſe empfingen den Grafen, ſeine Mutter, und Alles, was bei ihnen war, auf das allerhöflichſte, im Namen ihres Herrn, Raimund, und begleiteten ſie in zierlichem Aufritte bis vor die Gezelte. Dieſe gar artig Aufnahme, die ſorgfältige Vertheilung der Gäſte in di Gezelte, und die treffliche Herberge machten den Grafe Bertram nicht wenig beſtürzt, und brachten ihn auf gan andre Gedanken, als die er ſich eingebildet hatte. Nich nur ſchön und koſtbar waren die Zelte, und an eine lieblichen Platz aufgeſchlagen, ſondern ſelbſt die Krippe für die Pferde waren ſo ſchön eingerichtet, daß es den luſtigſten Anblick gewährte. Auch hatten ſich die fremden Gäſte kaum in den Gezelten niedergelaſſen, da fand ſich ſchon eine Anzahl ſchön geſchmückter Frauen und Jungfrauen ein, welche im Namen der Braut, die Gräfin Mutter, ſamt allen den Ihrigen, auf's artigſte begrüßten. Alle Gemächer fanden ſie mit Bequemlichkeiten und Zierrathen auf das koſtbarſte eingerichtet, wie man es in dieſer Einöde nimmermehr hätte erwarten ſollen.

Indem kam auch Raimund mit einem Gefolge von Kavalieren daher, den Grafen, ſeinen Herrn Vetter, zu bewillkommen, und ihn in ſeine Wohnung zu begleiten. Da es nun bereits Zeit zu der Trauung war und in die Kirche geläutet wurde, verfügten ſich alle Herrſchaften, ſo in einem zierlichen Ring in beſter Ordnung geſtellt, nach der Kapelle, und es wurde zwiſchen ihnen ein mit den größten Koſtbarkeiten gezierter Altar aufgerichtet. Auch die Kapelle ſelbſt war mit Tapeten und Kleinoden auf das prächtigſte geſchmückt. Die Braut endlich war ſo wohlgethan an Schönheit wie an Kleiderſchmuck, daß ſie mehr einem Engelsbildniß, als einem Menſchen zu vergleichen war. Die Gewande ſchimmerten und ſpielten von Gold, Perlen und Edelſteinen wie der geſtirnte Himmel; kurz alles war ſchön und köſtlich anzuſchauen.

Der Graf von Poitiers ſamt ſeinem ganzen Gefolge, ſobald er in die Kapelle hineintrat, wandte ſich zu der Braut, umfing ſie und beglückwünſchte ſie mit aller Ehrerbietung. Meluſina und ihre Jungfrauen erwiederten dieſen Gruß mit tiefer Verneigung. Nachdem nun Alle in der rechten Ordnung ſich geſetzt hatten, ließ ſich eine vortreffliche Muſik von allerlei lieblich klingenden Saitenſtücken, Flöten und Poſaunen hören, auch die Fremden hatten mit höchſtem Staunen nur genug zu hören und zu ſehen, ſolange ſie ſich in der Kapelle befanden, ſo daß ſie ſelbſt unter ſich bekennen mußten, dergleichen Hochzeit-Aufzüge niemals geſehen zu haben.

Nach geendigter Meſſe wurde zur Trauung geſchritten, und die Braut in ihrem Schmucke von zwo Jungfrauen, ſowie Raimund von zween Rittern zu dem Altar begleitet, und allda beide eingeſegnet. Da ſtand die Braut mit Raimund unter einem köſtlichen Thronhimmel. Nach verrichteter Trauung führte ſie der Graf von Poitiers, und ein anderer vornehmer Herr, zur beſondern Ehre dem Gezelte zu. Hier wurde das Handwaſſer in goldenen Schalen herum getragen und jedem Gaſte auf die Hände gegoſſen, dann ſetzte man ſich zu Tiſche; die gräflichen Gäſte wurden zu oberſt, nächſt dem Brautpaare, in goldene Seſſel geſetzt. Die köſtlichſten Gerichte wurden auf getragen, und bei allem eine Pracht angewendet, daß e faſt königlich anzuſehen war.

Nachdem die Vorgerichte genoſſen waren, ſtand Ra mund mit einigen ſeiner vornehmſten Ritter von de Tafel auf, und indem man eben die andern Trachten auf herrlichſte daher brachte, fing er ſelbſt mit ihnen an bei Tiſch zu dienen. Der Gerichte waren ſo viele, daß man nic wußte, wo man ſie hinſetzen ſollte; in eitel goldenen P kalen wurden Weine von der köſtlichſten Gattung kreden [illegible] vertraulich umgegangen, als wäre bloßes Bier; ja ſelbſt Diener und Knechte hatten nichts als edle Weine zu trinken, an denen ſie ſich vergnüglich abweiden konnten. Auf die Tafel folgte ein ergötzliches Turnier. Die Ritter, in herrlichem Putz und Geſchmeide, ſtellten ſich, in zwei Partien getheilt, auf den zubereiteten Plan; der eine Haufen wollte für Meluſina, der Andere für Raimund, beiden zu beſondern Ehren, ſtreiten. Die Frauen, im köſtlichſten Schmucke von Edelſteinen (wiewohl keine ſchöner und geſchmückter war als die Braut), ſchauten bei dieſen herrlichen Ritterſpielen zu. Jedermann erwartete voll Neugier, wer ſiegen würde. Jeder that ſein Beſtes, aber Raimund ſelbſt trug das Allerbeſte davon, und dies war ein ganz herrliches Kleinod von Diamanten. Darüber wurde ihm, zur großen Freude ſeiner Geliebten, ein munteres Lebehoch zugerufen.

Am ſpäten Abende, nach gänzlicher Beendigung des Ehrenfeſtes wurde das Brautpaar mit vielen Fackeln und Windlichtern zu ſeinem Zelte begleitet. Dieſes war von lauterer Seide mit dichten Goldſtreifen und bunten Vogelgeſtalten herrlich durchwirkt; das Lager und die Decken von Seide mit lauter goldenen Lilien geſtickt, ſo daß der Glanz die Augen blendete. Die Prieſter ſegneten das Paar noch einmal, und alle Hochzeitsgäſte verabſchiedeten ſich. Um das Zelt herum aber ertönte eine liebliche Muſik von allerlei Inſtrumenten, wie mit halben Stimmen, ſo daß die Töne noch anmuthiger ins Gehör fielen. Die jungen Diener und Burſche blieben wach während der ganzen Nacht und bezeigten ſich, dem getrauten Paare zu Ehren, mit Singen und Springen gar luſtig. Meluſina

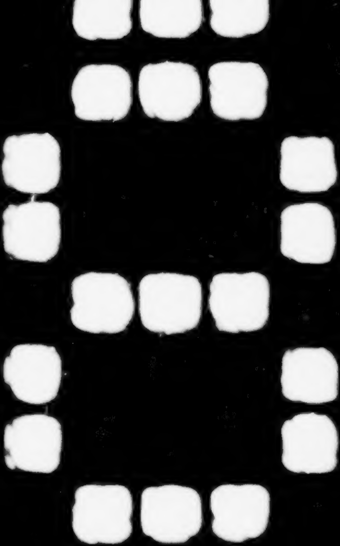
aber ſprach zu ihrem Gemahl: „Ich bin jetzt deine Hälfte,
wie du die meinige zu nennen biſt. Und das laß uns
bleiben, bis uns der Tod trennen wird. Nur ſey nicht
lüſtern, nach meiner Herkunft zu forſchen, oder dein Ge
lübde, mich Sonnabends nicht zu ſehen, an mir zu brechen,
wenn du nicht ſelbſt der Urheber deines äußerſten Ver
derbens ſeyn, und mich ſelbſt von Stund an verliere
willſt.“ Raimund umarmte ſeine Gemahlin und ſchwur ih
Alles, wie er es ſchon zweimal gelobt hatte, auch zum dri
tenmale. Dann kehrte der ſtille Schlafgott bei ihnen ei
und ſchloß unter der Bedachung des Augenliedes d
kryſtallenen Fenſter ihres Angeſichts.

Am andern Morgen ſammelten ſich die Gäſte w
der, und ſie empfingen von allen den freundlich
Gruß. Darauf ging die Frölichkeit wiederan, und in al
währten die Hochzeitfreuden fünfzehn Tage lang. Zu
kam auch der Abſchiedstag herbei, an welchem ſämtl
Gäſte aufbrachen. Anſtatt aber, daß ſie für die genoſ
Ehre die Braut beſchenken ſollten, ſiehe, da eröff
Meluſina einen mit Elfenbein ausgelegten großen Sch
in welchem die allerkoſtbarſten Kleinodien von Gold,
len und Edelſteinen in unzählbarer Menge verwahrt
ren, die man zuvor nie geſehen hatte. Damit beſche
ſie die meiſten ihrer Gäſte, vor Allen den Grafen,
Mutter und ihre Hoffrauen. Darüber brach ihrer

Bewunderung immer mehr und mehr aus. Welch ein wunderglückſeliger Herr doch Raimund ſeyn müſſe, dachten ſie, daß er eine ſo gute Heirath getroffen habe! Hierauf verabſchiedeten ſich die Gäſte mit dem höflichſten Danke, beſonders von der ſchönen Meluſina; und dieſe mit Raimund that ein Gleiches. Zwar hätte Graf Bertram gar gerne gefragt, welchen Urſprungs die junge Frau doch ſey, weil er ſie immer noch nicht für etwas recht Natürliches halten wollte. Allein er fürchtete den Zorn, in welchen Raimund über ſolchen Verdacht gerathen könnte; deßwegen unterließ er es, und ſo ſchieden Alle in Liebe von einander, jedoch ohne daß die aus Poitiers wußten, bei wem ſie geweſen und woher Raimunds reiche Braut wäre. Von Raimund und ſeinen Rittern wurden ſie bis vor den Saum des Waldes begleitet. Dann ritt er wieder zurück und erzählte ſeiner Gemahlin vom letzten Abſchiede. Dieſe empfing ihn mit tauſend Küſſen und vertröſtete ihren Geliebten, weil nun dieſe Unruhe vorbei wäre, wollte ſie nächſtens einen denkwürdigen Bau und durch dieſen ihres Gemahles Gedächtniß ſtiften, was Raimund ſich ganz wohl gefallen ließ.

Acht Tage waren verfloſſen, da kamen eine Menge Werkleute von allerlei Handwerkern bei dem Durſtbrunnen an, die fällten alles Holz rings umher, ſoviel innerhalb des Hirſchriemens begriffen war, und ſchlugen es zu kleinen Trümmern, mit Ausnahme deſſen, was zum Bauholze nützlich ſchien. Dann machten ſie gar tiefe Gräben um die hohen Felſen herum; auch bezahlte ſie Meluſina alle Tage mit baarem Gelde, daher ſie denn

0



und ſtarkes Fundament, und ſetzten die erſten Grundſteine auf den harten Fels. Durch ſolchen Fleiß hatten ſie in kurzer Zeit großmächtige Thürme und dabei eine über die Maßen hohe und dicke Ringmauer geſetzt. Innerhalb derſelben bauten ſie zwei gute und ſtarke Schlöſſer. Um das unterſte machte man einen hohen Zwinger, welcher ſehr feſt war.

Als nun die Leute des Landes ein ſo unſäglich großes und ſtarkes Werk in ſo gar kurzer Zeit aufgeführt ſahen, konnten ſie ſich nicht genug darüber verwundern. Und weil das Schloß zu aller Gegenwehr hinlänglich gerüſtet war, ſo nannte es Meluſina nach ihrem Taufnamen und ſprach: „Luſinia ſoll dies Schloß heißen, und hoffentlich ewig dieſen Namen führen.“

Nun fügte ſichs, daß Meluſina mit der Zeit eines jungen Herrn genaß, gar eines muntern Söhnleins, den nannte ſie Uriens, und er kam in der Folge zu großen Ehren. Doch war er keineswegs ſchön von Angeſicht, ſondern hatte eine gar ſeltſame Geſtalt; er war gar kurz und breit, flach unter den Augen, überdies war das eine Auge roth, das andere grün; er hatte dabei einen weiten Mund und lang hängende Ohren; aber an Armen, Beinen und allen andern Gliedern war er ſonſt gerade und wohlgewachſen, auch zierlicher Geberden.

Hierauf ließ Meluſina das ganze Schloß einrichten. Die Gänge, die Erker, Alles wurde unter Dach gebracht. Dann ward es mit Leuten und Kriegszeug alſo beſetzt, daß es ſchwer zu gewinnen oder zu ſtürmen war. Die Gräben waren ungeheuer tief, Mauern und Thürme ſehr und einem ſtarken Schloßthurm verſehen. Daneben ließ ſie beiläufige Thürmer darein legen, die des Schloſſes Tagwächter waren, welche die ankommenden Fremden mit einer beſtimmten Loſung verkündigen mußten.

Noch daſſelbe Jahr gebar Meluſina einen zweiten Sohn, der Gedes genannt wurde, und ſo eine brennende Röthe unter ſeinem Angeſicht hatte, daß ſie gleichſam einen Widerſchein gab, ſonſt aber war er ganz ſchön und von wohlgeſtaltem Leibe. Darnach baute ſie wieder ein Schloß, das ſie Favent nannte, und den Thurm Mervent. Dann erbaute ſie der Mutter Gottes zu Ebern ein ſchönes Kloſter, welches ſie Malleres nannte. Zuletzt endlich ließ ſie das Schloß und die Stadt Partenach ausbeſſern und erneuern.

Als dieſe Gebäude waren fertig; da gebar Meluſina abermals einen Sohn, welcher gar ſchön war, nur ſtand ihm das eine Auge um ein weniges höher, als das andere. Dieſer Sohn hieß Gyot. Selbiges Jahr baute Meluſina wieder ein Schloß, Larochelle genannt; zu Sonarts ließ ſie eine herrliche Brücke anlegen. Dann gebar ſie wiederum einen Sohn, Antonius geheißen, welcher einen Löwengriff an ſeiner Wange mit auf die Welt brachte, auch ſehr behaart war, und lange, ſcharfe Nägel an den Fingern hatte. Dieſer war nun ſo ſcheußlich, daß wer ihn nur anſah, ſich ſchon vor ihm fürchten mußte. Doch vollbrachte er nachgehends zu Luxemburg große Thaten, ſo daß alle Welt darüber ſtaunte. Hierauf gebar ſie wieder einen Sohn, ſelbiger hatte nur ein Auge, welches ihm mitten auf der Stirne ſtand; dieſer wurde Reinhard genannt. Doch ſah er mit dem einen Auge viel beſſer, als wenn er deren zwei gehabt hätte. Als derſelbe wuchs und zu ſeinen Jahren kam, vollführte er nicht weniger als die andern, herrliche Thaten.

Es folgte nun auch der ſechſte Sohn, den man Geoffroy mit dem Zahne hieß, weil er einen großen Zahn mit auf die Welt brachte, der ihm wie ein Eberzahn aus dem Munde hing. Dieſer wurde überaus ſtarken Leibes und zeigte auch mehr als ſeine andern Brüder fremde und wilde Sitten.

Es blieb aber auch bei dieſem ſechſten Sohne nicht, ſondern ein ſiebenter folgte, welcher Freimund geheißen ward; dieſer war ſehr ſchön von Leib und Angeſicht, hatte jedoch auf der Naſe ein haariges Maal, als wäre ihm ein Stück von einer Wolfshaut eingeſetzt. Der wurde vernünftig und weiſe, aber lebte nicht lang. Nicht lange nach dieſem kam der achte Sohn, welcher drei Augen hatte, von denen eines ihm auf der Stirne ſtand. Er wurde um ſeines abſcheulichen Anſehens willen, Horribel genannt, und zeigte ſchon in zarter Kindheit böſe Sitten; ſein ganzes Gemüth war auf nichts anderes bedacht, als Arges zu ſtiften. Dieſem folgte der neunte Sohn, den man Dietrich nannte; an dem war nichts beſonderes zu ſehen, und er wurde ein ſehr tapferer und kühner Ritter. Der zehnte Sohn beſchloß die Reihe, er hieß nach ſeinem Vater, Raimund, und wurde in der Folge auch Graf vom Forſt.

angewachſen und in's männliche Alter getreten; ihm ſtand ſein Herz und Gemüth nach nichts ſehnlicher, als nach hoher Kriegsehre. Deßwegen nahm er einige Segel- und Ruderſchiffe, und ließ ſie mit allem Nöthigen ausrüſten, ſo daß ſie wohl den Namen Galeeren führen durften. Auch beſtellte er zu dieſer Fahrt viel Volkes, und zwar die Beſten und Wehrhafteſten aus dem Lande ſeiner Mutter. Als ſein jüngerer Bruder Gyot dieſes ſah, bekam er Luſt, mit ihm zu fahren, wiewohl er noch jünger als ſein Bruder Gedes war, welcher auch an dieſer Reiſe ein Belieben gefunden hatte. Der muthige Uriens aber hatte größere Neigung zu ſeinem Bruder Gyot, ſo daß er ſich dieſen zum Reiſegefährten wählte, und den Bruder Gedes für dießmal zurückließ. Meluſina freuete ſich über den löblichen Vorſatz ihrer Söhne, und hoffte auch, daß es ihnen auf dieſer Reiſe glücklich ergehen würde. Sie rüſtete ſie deßwegen mit Habe, Geld und Zubehör reichlich aus, und ließ ſie alſo in des Himmels Geleite dahin fahren.

So ſteckten ſie ihre Segel mit Freuden auf, und ſtießen vom Strand, kamen aber in kurzem wieder zu Lande, und dieß war das Königreich Cypern. Daſelbſt trafen ſie die beſte Gelegenheit, ritterliche Thaten zu erweiſen, denn der König von Cypern war in ſeiner Stadt Famaguſta von dem mächtigen Heidenſultan ſelbſt mit mehr als hundert tauſend Mann belagert. In der Stadt herrſchte große Hungersnoth, und der König ſah nichts anders vor ſich, als den Heiden unterwürfig und vom chriſtlichen

Glauben hinweggedrungen zu werden, und dieß verurſachte großes Jammern und Wehklagen in der Stadt. Aber der Schutz des Himmels, der die Seinigen nicht hülflos läßt, ließ ſich plötzlich ſpüren. Denn kaum hatte Uriens die Kunde vernommen, als er ſich mit ſeiner Flotte nach der Stadt hinwendete, und ſein köſtlich in Seide geſticktes Panier flattern ließ.

Die Heiden wurden die Ankunft dieſer neuen Gäſte bald gewahr; auch die in der Stadt vernahmen, daß fremdes Volk herbeikomme, ſie konnten aber ſo ſchnell nicht wiſſen, ob es Chriſten oder Heiden wären. Der Sultan aber, ſo wie er die mächtige Herankunft der chriſtlichen Schiffe inne ward, begann ſein Volk zuſammen zu ziehen. Da glaubte der König von Cypern, die Heiden wollten die Flucht ergreifen, befahl den Seinigen, ſich zum Streite zu rüſten, und ſteckte die rothe Blutfahne aus. Die Trompeter fingen fröhlich zu blaſen an, die Thore wurden aufgeſchloſſen, und zog alſo das ganze Volk muthig gegen die Heiden hinaus. Nur die Prinzeſſin Herminia, ſeine ſchöne Tochter, ließ der König in der Stadt zurück. Da erhub ſich ein ſtrenger Kampf: die Heiden widerſtanden mit großer Macht: viel fromme Chriſten wurden erſchlagen; ja der König von Cypern ſelbſt wurde durch das vergiftete Geſchoß eines Heiden tödtlich verwundet, ſo daß man kaum hoffte, ihn lebendig von dem Schlachtfelde wegzubringen. Daher mußten die Cyprier, gedrängt von den Heiden, zwar mit bewehrter Hand, aber doch nicht ohne großen Verluſt wieder abziehen. In der Stadt Famaguſta erhub ſich eine große Klage um die Todten und Verwundeten. Die Kinder weinten und ſchrieen um ihre Väter, die Weiber rauften ſich mit großem Geheul die Haare aus. Viele liefen in der Stadt herum und ſchlugen die Hände zuſammen; am kläglichſten aber gebärdete ſich die Prinzeſſin Herminia, des verwundeten Königes Tochter, denn ſie hatte aus dem Bericht der Aerzte ſchon geſchloſſen, daß das Leben ihres Vaters nicht mehr lange dauern würde, und ſeine Wunden unheilbar ſeyen.

Unterdeſſen war Uriens mit ſeinem Bruder Gyot und der Heerſchaar, die mit ihnen auf den Schiffen war, gelandet und jählings auf die Heiden losgerückt. Sie fielen in die Reihen derſelben voll Heldenmuth, und Uriens ſelbſt verwundete und erlegte deren mehrere mit eigener Hand; auch Gyot focht nicht weniger männlich; ſo daß die Heiden endlich ein großer Schrecken ankam, und ſie auf den Rückzug zu denken anfingen. Doch wurde auch dieſer von ihnen nur unter hitziger Gegenwehr angetreten. Da ſah man mit Erſtaunen, wie ritterlich der Sultan von Babylon noch ſtritt und einen Chriſten um den andern zu Boden warf. Solches erſah nun Uriens, drang auf ihn ein, und verſetzte ihm einen ſo mächtigen Streich mit dem Schwerte, daß ihm das Haupt bis auf die Zähne geſpalten wurde, und er vom Roß elendiglich in den Staub dahinſank. Als dieß ſeine Völker, die Heiden, gewahr wurden, entſetzten ſie ſich über die Maßen und nahmen von Stund' an die Flucht. Der tapfere Uriens und ſein Bruder eilten ihnen nach, erlegten ihrer ohne Erbarmen eine unglaubliche Menge, und trugen ſo den Sieg davon.

Wie die Schlacht zu Ende war, nahmen Uriens und Gyot, ſamt all' ihrem Volk, von der Heiden Lager und Gezelten Beſitz und ruhten daſelbſt vergnüglich aus. Hierauf fertigte der todkranke König von Cypern durch einen mächtigen Landesfürſten und etliche ſeiner Räthe eine Geſandtſchaft an Uriens ab, mit dem höflichen Erſuchen, doch zu ihm in ſeine Stadt Famaguſta und an ſeinen Hof zu kommen; läge er nicht an einer tödtlichen Wunde darnieder, ſo würde er ſelbſt ihm, als dem Obſieger ſeiner Feinde, einen Beſuch in ſeinem Lager abgeſtattet haben. Uriens nahm ſolches Anerbieten mit vielem Danke auf, und entließ die Geſandtſchaft mit dem Verſprechen, ſich einzufinden und Seiner Majeſtät aufzuwarten. Auch machte er ſich alſobald mit ſeinem Bruder Gyot auf, und langte an dem Hofe des Königs an. Aber das Volk in der Stadt Famaguſta empfing ihn anfangs nicht ſehr freundlich, ſondern ſah ihn wegen ſeines unförmlichen Geſichts recht mit Verwunderung und Erſtaunen an. Ein jeder ſagte, nie hätte er ein ſo fremdes und ſeltſames Antlitz geſehen. Ja, ſie kreuzten ſich vor Wunder und ſprachen: „der hat wohl die Geſtalt, viel Land und Leute zu überwinden und zu bekommen, weil man ſich vor ihm fürchten muß!“

Indeſſen kamen ſie in des Königs Pallaſt und fanden dieſen, geſchwollen und ohnmächtig von den Wunden des vergifteten Geſchoſſes, in einem Bette liegen. Uriens grüßte den König mit höflicher Verneigung und beklagte ihn ſehr. Jener hingegen verſetzte: „Mein Freund, ihr habt gar tapfer gefochten, und mit eurer ritterlichen Hand große Ehre eingelegt, auch uns und der ganzen Chriſtenheit damit gedient, ſo daß ihr vor aller Welt billig Preis und Ehre davon traget, und eure Nachkommen um ſolcher Heldenthat willen noch geprieſen werden ſollen. Doch Eins wünſchen wir von euch zu wiſſen: Wer ihr von Geſchlecht, von wannen ihr gebürtig ſeyd.“ Uriens antwortete ihm mit tiefſter Verbeugung: „Allergnädigſter König und Herr! Eure Majeſtät beliebe zu vernehmen, daß ich von dem Stammhaus zu Luſinia geboren bin. Ich verhehle meinen Namen nicht.“ Der König ſprach: „Von eurem Geſchlecht haben wir viel vernommen, daß alle, die daraus geboren, gar tapfere, heldenmüthige Leute ſeyen. Anjetzt aber iſt unſer gnädiges Verlangen, daß ihr, tapferer Ritter, uns in einer Sache zu Willen ſeyd, und einen beſondern Gefallen thun wollet. Es ſoll dieß zu eurer eigenen großen Ehre gereichen. Wiſſet demnach,“ fuhr der König mit einem lauten Seufzer und tiefem Athemholen fort, „daß unſere Tochter Herminia, die einzige Erbin dieſes Königreichs, welches nun auch bald nach unſerm bevorſtehenden Hinſcheid auf ſie gelangen wird, weil das Gift des empfangenen Geſchoſſes uns ſchon fühlbar zum Herzen eilt — daß unſere Tochter Herminia eines Schutzes, und dieß Reich ſelbſt eines tapfern und heldenmüthigen Thronfolgers bedarf, weil es den heidniſchen Grenzen gar zu nahe liegt. Darum begehren wir von euch, daß ihr unſere Tochter und dieſes Reich zuſammen übernehmet und vor allem Anfall der Feinde beſchützen wollet; denn derzeit iſt in allen Landen, unter allen Rittern der Welt kein glückſeligerer Held als ihr, keiner, der an Klugheit und tapfern Thaten euch gleich, keiner, mit dem unſre Tochter und unſer Reich beſſer verſehen wäre, zu finden.“

Uriens erſchrak vor großer Freude hierüber nicht wenig. Er antwortete dem König in tiefſter Demuth alſo: „Großmächtigſter König, ich ſage für dieſe hohe und unverdiente Gnade meinen unterthänigen Dank, und erkenne mich viel zu gering, die Erbin einer Königskrone als Gemahlin heimzuführen; noch geringer aber, ein ſo mächtiges Reich zu beherrſchen. Jedoch eine ſo unvergleichliche Gnade auszuſchlagen und den Schluß des Himmels zu verwerfen, würde vielmehr Vermeſſenheit als Demuth heißen. Deswegen kann ich nicht anders, als folgen und Gehorſam leiſten, wenn ihr anders mit eurem Knechte nicht ſcherzet, daß ich die jetzt ſo betrübte Fürſtin hinfüro meine Geliebte und mich ſelbſt ihren Diener nenne.“ Der König, über dieſe kluge Antwort des Fremdlings von Herzen erfreut, verſetzte: „Nun preiſe ich den gütigen Himmel, daß ich noch vor meinem Ende Tochter und Reich nach meinem Wunſche verſorgt habe!“

Hierauf hieß er den Helden Uriens abtreten, bis er den Hof- und Reichsſtänden ſeinen Willen vorgetragen hätte. Auch gebot er zur Stunde, daß alle ſeine Räthe, inſonders aber ſeine Tochter, die Prinzeſſin, herbeikommen ſollte. Zu dieſer ſagte er alsdann: „Sehet, wir haben unſer Reich mit bewehrter Hand gegen die Heiden bisher beſchirmt. Nun aber ſind wir durch ein vergiftetes

Geſchoß dermaßen verwundet, daß wir wohl fühlen, unſer Leben ſey dem Ende nahe. Nun bedürfet ihr ſehr eines tapfern Helden zum Herrn, denn ihr ſeyd den Ungläubigen gar zu nahe gelegen. Es fällt aber das Reich auf Niemand anders, als auf unſere einzige Erbin Herminia. Demnach fordern und begehren wir, daß ihr erſtens von ihr eure Lehen empfahet, ihr auch als eurer gnädigen Königin und Beherrſcherin des Reichs huldigt und ſchwöret.“

Das Alles geſchah von Hof und Ständen nach dem Willen des Königs. Dann fuhr der todtſchwache König fort und ſprach: „Ihr wiſſet ferner, Liebe und Getreue, daß es einem ſchwachen und jungen Weibe Reiche und Länder zu regieren, und vor feindlichen Anfällen zu beſchützen faſt unmöglich ſey. Weil wir ſie nun gerne ſolcher Laſt entbürdeten, und doch als Königin gewürdigt wiſſen möchten, in unſerm ganzen Reich und allen Nachbarländern aber keinen tauglichern Ritter finden, welcher ihr Gemahl und königlicher Herrſcher zu ſeyn verdiente, außer dem Helden Uriens von Luſinia, der ſich, an unſern Hof berufen, allhier befindet und dieſe Stadt aus der Heiden Händen mit ſeiner tapfern Fauſt errettet, auch den Sultan und ſein mächtiges Kriegsvolk aufs Haupt geſchlagen hat: — darum ſo ſind wir entſchloſſen, mit eurer Bewilligung ihm unſer einziges Kind, die Prinzeſſin Herminia, zu vermählen, und ſomit ihm das Scepter des Reichs einzuhändigen. Erinnert euch alſo der ſchuldigen Treue, ein ſolches wohl zu erwägen und ihn zu erſuchen, daß er die angebotene Gnade erkennen und annehmen wolle, weil ihr wiſſet, daß ihr mit des gütigen Himmels Hülfe vor den Heiden durch ihn wohl geſichert ſeyn werdet!“

Die Landesherren kamen dem königlichen Befehle freudig nach, und bedeuteten dem tapfern Uriens, daß er ſich mit der Prinzeſſin Herminia vermählen ſollte; dann wollten ſie ihm auf der Stelle ſchwören und ihn zu ihrem Könige krönen. Dieß nahm der tapfere Ritter dankbar und mit Freimuth an und entließ die Abgeordneten mit dem beſten Beſcheid an den todkranken König, zu ſeinem und des Landes Vergnügen. Der König ließ den Uriens nun wieder vor ſich rufen und wiederholte ihm ſeinen Entſchluß. „Ihr ſeyd würdig,“ ſprach er, „den Scepter zu tragen, und dieſes ganze Königreich zu beherrſchen; ja, alles Volk jauchzete ſchon vor Freuden, euch als ſeinem künftigen Gebieter zu huldigen!“ Uriens dankte noch einmal mit tiefer Beruhigung und verſprach ſeine willigſten Dienſte. Zur Stunde wurden ſodann die zwei im Angeſichte des ſterbenden Königs vermählt. Und alſobald verſchied der König.

So ward die Hochzeit mit vielem Leid und Jammer begangen, kein Tanz wurde gehalten, kein Saitenſpiel ertönte; der verſtorbene König aber wurde mit großem Gepränge zur Erde beſtattet. Uebrigens lebten Uriens und Herminia in zärtlicher Liebe mit einander, und ihrer Zeit genaß die junge Königin eines Prinzen, den man den Greif nannte. Dieſer Greif ward nachmals ſo tapfer und kühn, daß er in einem fremden Lande viel Städte und Leute und große Herrſchaften gewann, den Pallaſt zu Colliers, der ſehr ſtark war, eroberte er, dazu eine Inſel in dem Meere, wo

n großer Schatz verborgen war, nebſt dem goldenen
ließ, welches Jaſon vor Zeiten gewonnen hatte. Auch
oberte er eine Stadt im Mohrenlande und ſteckte auf
ren Zinnen ſein Panier auf.

Nun erkrankte auch der König von Armenien, Her-
iniens naher Verwandter, der leibliche Bruder ihres
aters, und es mehrte ſich mit ſeiner Krankheit dermaſ-
n, daß ſein Ende bevorſtand, und die Kunde davon nach
ypern kam. Er ſtarb und hinterließ eine einzige ſchöne
ochter, welche Floria hieß, und noch ohne Gemahl war.
a traten die Landesherren zuſammen und hielten Rath,
as zu thun wäre; und in Folge ihrer Berathung ſand-
n ſie eine Geſandſchaft an den König von Cypern ab,
nd baten, weil die verſtorbenen Könige von Cypern und
rmenien leibliche Brüder geweſen wären, ſo möchte der
ne König, Herr Uriens, ſeinen Bruder Gyot zu ihnen
ſchicken, und ihn der Prinzeſſin Floria zum Gemahl
nnen, dann wollten ſie ihm huldigen und ihn zum König
önen. Uriens hielt deßwegen einen geheimen Rath; die
timmen lauteten aber einhellig, er ſollte ſeinen Bruder da-
n abſchicken. Darauf machte ſich Gyot ſchnell auf die Reiſe
d kam nach Armenien, wo er die ſchöne Floria antraf.
an ritt ihm mit allen Ehren entgegen und empfing ihn
f das trefflichſte. Ohne vielen Verzug wurde er unter
n größten Feſtlichkeiten zu ihrem Könige gekrönt. Von
eſer Zeit an waren die zwei berühmten Königreiche wie-
r in zweier Brüder Händen, und beide regierten gar
ng und mächtig, und thaten dem Heidenvolke kräftigen
iderſtand. Auch zeugten die zwei königlichen Brüder

viel tapfere und ſchöne Söhne, welche noch zu ihrer Väter Lebzeiten erwuchſen, und ebenfalls den Heiden nicht wenig Abbruch thaten.

Als inzwiſchen Raimund und Meluſina durch ſichere Botſchaft in Erfahrung gebracht hatten, daß ihre beiden Söhne durch ſo tapfere Thaten zu hohen Ehren gekommen, und ſogar auf Throne erhoben worden wären, wurden ſie ſehr fröhlich und voll inniglicher Herzensfreude. Zum andachtsvollen Danke gegen dieſe Fügung des Himmels ließ Meluſina eine herrliche Kirche aufbauen, welche der Tempel zu unſerer lieben Frauen in Pertenach genannt wurde; auch ließ ſie noch viel andere Kirchlein und Kapellen errichten.

Nach dieſem vermählte ſie ihren zweiten Sohn, den Gedes, an eine Tochter des Grafen von der Mark. Indeſſen wurde ihr Sohn Reinhard, welcher nur ein Auge hatte, ſehr ſtark, wuchs gar friſch heran, und entſchloß ſich mit ſeinem Bruder Antonius, gleich ſeinen beiden ältern Brüdern in die Fremde zu gehen, und daſelbſt durch ritterliche Thaten Ehre einzuholen. So zogen ſie mit einander in Begleitung eines ſehr ſchönen Gefolges und dem trefflichſten Kriegszeug von Luſinia ab, und gingen nach Luxemburg, welches eben der Fürſt von Elſaß mit großer Macht belagert hielt. Auch hätte er dieſe Stadt ohne Zweifel genommen, wenn ihm nicht die

unerwartete Hülfe von jenen beiden jungen Helden zugekommen wäre. Jener Fürſt von Elſaß war von Herkunft ein König von Böhmen, daher man ihn auch insgemein den König von Elſaß hieß. Nun wußte Jedermann wohl, daß jener Angriff ein Muthwille und freventliche Gewalt war, mit welcher der Fürſt von Elſaß die Herzogin von Luxemburg, die eine betrübte und hülfloſe Waiſe war, zu erſchrecken ſich aufgemacht hatte. Er wollte nämlich entweder ſie zur Gemahlin, oder Schloß und Stadt mit Gewalt von ihr haben.

Auf die Nachricht von dieſer Gewaltthätigkeit ſandten ſie, von großem Mitleid bewogen, eilend einen Herold zu dem König von Elſaß, kündigten ihm wegen ſo ungerechten Verfahrens ernſtlich den Krieg an, und ſteckten zum Beweiſe deſſen ihr Banner auf. Ungeſäumt rückten ſie gegen das feindliche Lager an, fanden aber dort Alles in beſter Ordnung und den Feind mit Schwertern, Spießen und Hellebarden wohl verſehen. Darauf ſtellten ſie ihre Mannſchaft in Schlachtreihen, zogen mit ritterlicher Unverzagtheit auf den Feind los und griffen ihn männlich an. Aber auch die Elſaſſer unterließen nicht auf das fremde Volk mit großer Gewalt einzudringen. Der Kampf hielt heftig an, doch erlegten die Luſinier die meiſten Feinde, und man ſah, wie ſich der Sieg ihnen zuneigte. In dieſem Streite hielten ſich die zwei Brüder höchſt ritterlich und verrichteten mit ihren ſtreitbaren Armen die herrlichſten Thaten. So wurde der Schrecken auf Seiten des rheiniſchen Volkes überaus groß, ihre anfänglichen Siegesblicke und prahleriſchen

Mienen verwandelten ſich merklich; die Luſinier hingegen triumphirten und ſprachen einander mit lautem Rufen zu.

Inzwiſchen gerieth der jungmüthige Held Antonius ganz in die Nähe des Königs von Elſaß und focht ritterlich mit ihm, ſo daß zuletzt der König ſich gefangen geben mußte, und ihm ſein Schwert williglich darbot, und wenn er das nicht bald gethan hätte, würde es ihm wohl das Leben gekoſtet haben. Doch nahm ihn Antonius noch zu Gnaden an. Als nun das rheiniſche Volk ſeinen Herrn gefangen genommen ſah, und ihn nicht mehr zu Geſichte bekam, da ergriff es die Flucht. Die Luſinier aber eilten ihnen nach, und beſonders Einer that großen Schaden, indem er den Feinden nachjagte.

Nachdem nun der Streit zu Ende und der Feind völlig aus dem Felde geſchlagen war, ſchickten die zwei Brüder den König von Elſaß, ihren Gefangenen, nach Luxemburg in die Stadt und ließen ihn durch ſechs ihrer Ritter der Erbin von Luxemburg zum Zeichen des Sieges überantworten. Die Prinzeſſin, ſolche königliche Beute erblickend, erinnerte ſich der Drangſale, die ihr der Gefangene zugefügt, und des Uebermuths, den er an ihr verübt hatte. Kein Wunder, wenn ihr die Rache, welche der Himmel an ihm genommen, und ihre eigene Errettung tief zu Herzen ging. Sie ſprach daher zu den Rittern, die ihr den König brachten: „Tapfre Ritter, ſehr werthe Freunde! Ihr habt mir hier meinen Feind und mächtigen Verfolger in die Hände geliefert, und ich kann an ihm den Wankelmuth des Glücks und die Nichtigkeit alles Menſchenhochmuths erkennen. Der Himmel, welcher alle gerechte Sache zu einem erwünſchten Ende führet, hat mir, einer verwaisten Fürſtin, ſtarke Geduld, euch aber heldenmüthige Kräfte ſolches Werk auszuführen verliehen. So ſaget mir denn,“ fuhr die erfreute Prinzeſſin weichherzig fort, „wer ſind die ſiegreichen Helden, welche unſre und des Landes Noth angeſehen, und uns mit des Himmels Hülfe aus den Händen dieſes Tyrannen errettet haben?“ Da antwortete ihr ein alter Ritter: „Durchlauchtigſte Fürſtin! es wäre unhöflich, den Namen ſo tapferer Ueberwinder und ihre Herkunft ſo würdiger Bitte zu verſchweigen. Wiſſet denn, ſie ſtammen aus Luſinia in Frankreich, und ſind zwei Brüder, der eine heißt Antonius, der andere Reinhard. Ihre Looſung und ihr Feldgeſchrei war das Wort Luſinia.“

Die Prinzeſſin antwortete hierauf: „So danken wir denn dem gütigen Himmel und Jenen zugleich, daß ſie ſolch Erbarmen an uns erwieſen, und weil wir durch dieſe muthigen Helden uns angſtfrei und ſiegreich fühlen, ſo ſoll inskünftige nichts ohne ihren Willen und klugen Beirath von uns unternommen werden. Ja, Alles was der Himmel in meine Hände gegeben hat, ſoll zu ihren Dienſten ſtehen.“ Dann befahl ſie ſofort, daß man beiden Siegern die beſten Herbergen in der Stadt aufs reichlichſte auszieren laſſen, überdieß für all ihr ſtreitbares Volk Unterkunft bei den Bürgern bereitet werden ſollte, damit, wenn ſie eingezogen kämen, alles ſchon zu ihren Dienſten in beſter Bereitſchaft ſtände. So wurden die ſechs Ritter von ihr in Gnaden entlaſſen, kamen in des gefangenen Königs Gezelt zurück, wo die zwei Brüder ihr Quartier genommen hatten, und erzählten, was ihnen begegnet. Kaum hatten ſie den Bericht abgeſtattet, als ſchon Abgeordnete der Herzogin in dem Zelt ankamen, um die Brüder im Namen ihrer Gebieterin zu begrüßen und zum Aufbruch in die Stadt zu vermögen. Hier ſahen ſie das ganze Gezelt mit einer Menge der reichſten Beute von Silber, Gold, Kleinodien angefüllt; dieß ließen jedoch die beiden Sieger meiſt unter ihr tapferes Volk austheilen und behielten das Wenigſte für ſich ſelber.

Auf der Abgeordneten inſtändige Einladung wurde hierauf zum Aufbruch geblaſen, und der Einzug in die Stadt angeordnet. Man beſtellte Führer und Vorreiter, denen ſo fort fünfzehnhundert andere in ſchönem Ritte nachfolgten. Dann kamen die beiden Sieger nebeneinander auf buntgezierten Pferden und hinter ihnen die ganze Zahl ihres Volkes mit fliegenden Panieren in ſchönſter Ordnung. So ging der Zug nach der Stadt. Vor dieſer wurden ſie mit lieblicher Muſik und allerlei Saitenſpiel empfangen, und ihnen für die Erlöſung von der Macht der Feinde ſogleich bei ihrer erſten Ankunft anſtatt des Dankes ein lautſchallendes Vivat von der ganzen Bürgerſchaft zugerufen. Hierauf fanden ſich zwei Abgeordnete, hohe Landesfürſten ein, welche Reinhard und Antonius mit demüthiger Verneigung freundlich empfingen, und ſie auf die Burg begleiteten und bei der Herzogin einführten.

„Seyd willkommen, ihr meine ſieghaften Erlöſer!“ rief die denſelben entgegengehende Fürſtin ihnen mit den liebreichſten Mienen zu; „und auch ihr, tapfere Mitſtreiter dieſer heldenmüthigen Anführer, ſeyd alle aufs herzlichſte aufgenommen! Seyd willkommen, raſtet aus von eurer Mühe und ſeyd fröhlich; ihr ſollt bei einem Ehrenmale alle eure Beſchwerden mit einem Meere der Freuden abſpülen!“

Unter allerlei Unterredungen und Glückwünſchen wurden allgemach die Zurüſtungen zu dem Bankette fertig. Man brachte das Handwaſſer in einem goldenen Becken. Die Speiſen wurden reichlich aufgetragen und die werthen Gäſte zur Tafel geführt. Obenan geſetzt wurde der gefangene König; ſeine beiden Sieger kamen in die Mitte der Tafel zu ſitzen; ihnen gerade gegenüber ſaß die Herzogin ſelbſt. Nach ihr folgten abermals drei hohe Landesfürſten und verſchiedene andere Cavaliere und Edle. Da gab es allerlei Freudengeſpräche und Geſundheitstrünke. Ein Jeder erzeigte ſich fröhlich, vor allen die beiden Ueberwinder des gefangenen Königs. Dieſer allein untermengte ſeine Reden zum öftern mit einem tiefgeholten Seufzer, ohne daß es, wie er meinte, Jemand merken ſollte; denn es ging ihm der Verluſt ſeiner Leute und die koſtbare Beute, die er dahinten laſſen mußte, noch immer zwiſchen aller Fröhlichkeit zu Herzen.

Als nun endlich nach langgehaltener Tafel die Tiſche wieder aufgehoben wurden und das Dankgebet geſprochen war, redete der König von Elſaß folgendermaßen zu ſeinen beiden Obſiegern: „Meine Herren! Nachdem ich heute durch des Himmels und meines widrigen Glückſterns Verhängniß euer Gefangener geworden und in eurer Gewalt bin, ſo werdet ihr auf die Bitte eines Königs nicht ſaumſelig ſeyn, mir anzuzeigen, welches Löſegeld ihr für mich verlanget, und zugleich dieſes ſo beſtimmen, daß es nicht über die Kräfte meines Reiches geht, wofür ich mich meinerſeits auch gegen euch auf alle Weiſe erkenntlich beweiſen werde.“ Die beiden Brüder gaben ihm in aller Höflichkeit folgende Antwort: „Zwar ſey der König ihr Gefangener; doch hätten ſie die freie Verfügung über ihn ganz der Herzogin eigenem Belieben anheimgeſtellt. Wie dieſe nun in ſolch wichtiger Sache beſchließen und handeln möchte, das werde auch ihnen wohlgethan heißen. Anders gedächten ſie ſich nicht weiter darin zu verflechten.“ Kaum war dieſe höfliche Rede beendigt, als des Königs Angeſicht erbleichte, wie wenn er von einem großen Schrecken befallen wäre, denn er konnte ſich wohl einbilden, daß er bei der Fürſtin durch ſeine allzuharte Beängſtigung und ſeine Gewaltthätigkeiten wenig Gnade oder gütliche Milderung des ſchwerſten Löſegeldes verdient hätte, obſchon ſie mit Worten ſich anſcheinend ziemlich freundlich gegen ihn erzeigte.

Aber die kluge Herzogin, welche ſelbſt zugegen war und alle ſolche Geſpräche zur Seite mit anhörte, brach ganz entſchloſſen und großmüthig mit dieſer ſehr gnädigen Rede hervor: „Ihr, meine werthen Erretter, ich danke euch nicht nur für eure getreue Hülfe, ſondern überlaſſe euch auch nach Willkühr mit eurem Gefangenen als ſeine Ueberwinder zu verfahren.“ Wie der König dies hörte, bekam er ſeine natürliche Farbe wieder. Die Brüder aber erwiederten voll Edelmuth und mit lauter Stimme: „Durchlauchtigſte Fürſtin, wir nehmen zwar das großmüthige Geſchenk einer Siegesbeute, die ganz und gar euer iſt, mit hrfurchtsvollem Danke an, erklären aber, daß wir kein Löſegeld verlangen, ſondern beiderſeits auch unſerm Gefangenen die Freiheit zum Geſchenke machen, nur mit dieſem einzigen Vorbehalte, daß der König euch knieend ſeinen Dank ſage, für alle Beleidigungen und Bedrängniſſe, die er der erhabenen Herzogin zugefügt, ernſtliche Abbitte thue, und künftig ſolches zu unterlaſſen mit einem Eidſchwur und ſchriftlicher Verſicherung ſamt Unterſchrift und Inſiegel angelobe.“

Nicht nur der Herzogin, ſondern auch dem gefanenen König ſelbſt ſchien dieſe Forderung ganz billig und annehmlich, und er that es auf der Stelle mit Freudigkeit und zum Vergnügen aller Anweſenden, indem er mit ieſer Verbeugung und demüthigem Danke Abbitte leiſtete. Als er ſich von der Erde erhoben hatte, ging der König erſt noch mehr in ſich und erwog die huldvolle Behandlung, die er von den zween tapfern Helden erfahren hatte, in deren Banden er ſonſt hätte verbleiben müſſen. Er verſprach ihnen deßwegen treue Freundſchaft und önigliches Wohlwollen, um für keinen Undankbaren gealten zu werden. Dann wandte er ſich an die Herzogin, ankte auch dieſer und rieth ihr, ſich mit dem Helden Antonius zu vermählen. Dieſe ſchöne Rede nahmen nicht ur die Räthe und Landesfürſten mit großem Wohlgefallen auf, ſondern auch die Herzogin ſelbſt wies ſie nicht b, ſondern bedankte ſich und gab durch eine liebelächelnde Miene zu verſtehen, daß ſie dieſen wohlwollenden Rath n reiferes Bedenken ziehen wolle.

Nicht mit Unrecht wird die Liebe einem Feuer verglichen. Jenes Wort des Königs von Elſaß bewährte genugſam dieſe Vergleichung. Kaum war es geſprochen, ſo fing das Fünklein ſchon an, in dem Herzen der ſchönen Herzogin Feuer zu fangen, und wie in der Aſche dermaßen zu klimmen an, daß es mehr und mehr um ſich griff, und endlich in volle Flammen ausbrach. Die kluge Fürſtin erwog reiflich, daß des Königs Wunſch, wenn er erfüllt würde, ihrem eigenen Lande nur gedeihlich und von Nutzen ſeyn könnte. Daher ließ ſie, als inzwiſchen der Held Antonius ſelbſt um ſie geworben hatte, die Vermählung ohne weiteren Aufſchub vor ſich gehen, um ſo mehr, weil dies ihren Räthen ſelbſt willkommen war und ſie es dem Lande ſelbſt für höchſt zuträglich hielten. Daher wurden eiligſt alle Vorbereitungen zu der Hochzeit gemacht und dieſe ſelbſt gefeiert. Der König von Elſaß mußte dabei die Stelle eines hohen Ehrengaſtes bekleiden, und das Feſt lief mit aller Vergnüglichkeit ab, nachdem eine große Zahl hochanſehnlicher Gäſte acht Tage lang es hatten feiern helfen, und der König von Elſaß in den zur Hochzeitsfeier angeſtellten Turnieren ſich aufs ritterlichſte gehalten und den Preis davon getragen hatte.

Es waren aber kaum die Tage der Fröhlichkeit zu Ende, da folgte auf die Freude ſchon wieder eine Schreckenspoſt; denn als ſich bereits alles verabſchiedete und die Gäſte von einander zogen, da kam ein eilender Bot aus Böhmen bei Hofe an. Dieſer fragte nach dem Könige von Elſaß und begehrte auf der Stelle vorgelaſſen zu werden. Nun übergab er dem König einen ſchriftli chen Bericht von den Brüdern des Königs und bekräftigte denſelben mündlich dahin, daß die Stadt Prag von dem türkiſchen Großſultan mit einer gewaltigen Heeresmacht belagert und von allen Seiten eng eingeſchloſſen ſey, und keinen Erſatz zu hoffen habe. Der jetzt regierende König in Böhmen erſuchte daher ſeinen Bruder um ſchleunige Hülfe. Der König von Elſaß erſchrak heftig über dieſem Schreiben; er ließ es noch einmal laut ableſen und bat die beiden Heldenbrüder Antonius und Reinhard, Mitleiden mit dieſem Jammer zu tragen, und zum Kennzeichen der neugeſchloſſenen Freundſchaft ſeinem bedrängtem Bruder ihm zur Seite mit vereinigter Heeresmacht zuzuziehen, damit das Land Böhmen vom Ruin errettet und dem allgemeinen Chriſtenfeinde geſteuert würde. Dadurch würden ſie ihren Heldennamen noch weiter kund machen und ſich Ruhm in aller Welt erwerben.

Nun wollte freilich den tapfern Helden Antonius ſeine Gemahlin in der erſten Flitterwoche aus glühender Liebe nicht von ſich laſſen, doch wirkte die dringende Bitte des Königs bei ihm ſo viel, daß er von innerlichem Mitleiden getrieben, ihm verſprach, ſein treuer Bruder Reinhard müſſe auf der Stelle mit einer ſtattlichen Anzahl tapferer Streiter aufbrechen; ſollte es dann die höchſte Noth erfordern, und die vereinigte Macht des Königes und ſeines Bruders noch nicht hinreichen, ſo wollte auch er auf die Kunde davon ihnen mit ſeiner eigenen Perſon und einem neuen Heere eilends kräftigen Beiſtand leiſten, damit ſie ſobald als möglich Sieg und Ehre wider die ungläubigen Heiden erhalten möchten.

Da brach vor großer Freude der getröſtete König vom Elſaß in das Verſprechen aus: ſein Bruder in Böhmen, ſonſt ein ſehr mächtiger König, habe eine einzige Tochter; weil nun derſelbe ein reicher und gar alter Herr ſey, ſo wolle er ſelbſt es vermitteln, daß Reinhard durch ſeine Hülfleiſtung die königliche Prinzeſſin und nach ihres Vaters Tode die Krone von Böhmen, als ein ehrwürdiger Regent, aus den Händen der Stände davontrage. Die Herren von Luſinia ſagten ihm dafür ehrerbietigen Dank, und waren um ſo gieriger, Sieg und Ehre einzulegen. Von Stund' an boten ſie allem Volke auf, und der König mit Reinhard eilte über den Rhein, und hatte keine Ruhe, bis er auf böhmiſchem Boden war. Aber da ſtanden die Feinde in unglaublicher Menge, ſo mächtig und ſtark, daß ſie allein ſie nicht bekämpfen zu dürfen glaubten. Deßwegen ſandten ſie einen Eilboten an den Herzog Antonius ab, mit der dringenden Bitte, ſich auch an die Spitze ſeiner Heeresmacht zu ſtellen und den Sieg befördern zu helfen.

In Folge dieſer Nachricht traf Antonius alle Anſtalten, verabſchiedete ſich von ſeiner geliebten Gemahlin und brach zur Rettung der Chriſtenheit und beſonders des Königs von Böhmen mit einem Gefolge von mehreren tauſend Streitern auf. Er hatte viel muthige Bretagner und einen guten Theil tapferer Luxemburger bei ſich, ſo daß die beiden Brüder, ohne das wehrhafte Volk des Königes, allein über vierzig tauſend Mann ſtark waren. Als nun Antonius bei den andern Hülfsvölkern anlangte, da begann den Türken etwas bänglich zu werden; ſie erwarteten keinen geringen Kampf.

Indeſſen betete die fromme Herzogin Chriſtina von Luxemburg fleißig für das Wohlergehen ihres Herren, und in dem ganzen Lande bat alles Volk in den Kirchen um Glück für ſeines Königs Waffen. Auch hatte die Fürſtin ihren Gemahl gebeten, ihres ſeligen Vaters, einſt eines tapfern und ſiegreichen Helden, Schild, Helm und Panzerkleid nie von ſich zu laſſen, dabei auch ſein Wappen zu führen. Sie hatte aber von Antonius hierüber den Beſcheid erhalten, ſie ſollte ihr liebes Herz unbekümmert laſſen, denn er habe ſchon von ſeinem Vater ein angeerbtes Wappen, welches ihm nicht zu verlaſſen gebühre. Auch habe ihn die gütige Natur ſelbſt gleichſam mit einem Wappen und beſondern Kennzeichen nämlich mit einem Löwengriff auf ſeiner Wange, von der Geburt an bezeichnet, wodurch er ſchon von viel tauſenden unterſchieden, und mit Verwunderung erkannt worden. Deßwegen wolle er auf ſeinem Helm einen Löwen zur Loſung führen, und auch ihrer beiden Wappen zum Andenken einen Löwen beifügen laſſen.

So vertröſtete beim Abſchied Antonius ſeine Geliebte, und war willens eine ſchöne Palmenärnte unter den Feinden abzuhalten. Sobald er ſich nun auf böhmiſcher Gränze befand, und dem Lager nahe kam, und das Gerücht von ſo trefflicher Mannſchaft, die heranziehe, unter den Feinden erſcholl, da vergrößerte ſich ihr Schrecken noch mehr und ſie dachten wohl, daß es nunmehr ſcharf hergehen würde. Der König von Elſaß aber, als er ſah, daß ſeine Fürbitte einen ſo guten Erfolg habe, war vor Freuden auſſer ſich, und eilte dem Helden Antonius auf etliche Meilen weit entgegen. Er dankte beiden Brüdern für ihre Nothhülfe aufs herzlichſte, und äußerte alle Zuverſicht auf einen glücklichen Ausgang. Nun wurden herrliche Zelte bereitet, und den umliegenden Ortſchaften der ernſtliche Befehl ertheilt, beide Herren und all ihr Volk aufs Beſte zu bewirthen. Alles ſtand ihnen offen, in allen Städten, wo ſie durch oder einzogen, wurden ſie mit höchſter Freundlichkeit bewillkommt, und bei ihrer Ankunft jubelte das Volk ihnen zu: „Hier kommen unſere Erlöſer, ſeyd willkommen, ihr tapfern Erretter des Reiches Böhmen! Helfet uns, daß wir nicht in der Unglaubigen Hände gerathen!“

Endlich langten ſie vor Prag und im Angeſichte der Feinde an. Zu allem Unglück waren die unglaubigen Feinde zwei Tage vorher durch Eilmärſche der Stadt, die ſie ſchon lange berennt hatten, noch viel näher gerückt und hatten ſich den beſten Platz zum Sturme auserſehen. Der König von Böhmen aber, welcher in der Stadt Prag eingeſchloſſen war, als er ſich einerſeits von ſo mächtigen Feinden, ja dem türkiſchen Sultan ſelbſt mit einem ſo gewaltigen Kriegsheer beängſtigt, andererſeits mit ſchutzfertigen Freunden, dem König von Elſaß und den zwei Herren von Luſinia, deren geſammte Macht den Türken wenig nachzugeben ſchien, umgeben und getröſtet ſah, fühlte ſeinen Muth wieder etwas wachſen; auch wollte er zeigen, daß er von Gemüth und Geblüt ein tapferer König ſey und ſich noch wohl getraue, eine Heldenthat auszurichten, wie ſie Königen gezieme. Als daher der türkiſche Kaiſer einſt mit ſolchem Prahlen vor die Stadt ritt, die Belagerten herausforderte und ihnen zum Schimpf ſein Panier aufſteckte, wollte der König ſolchem Hochmuth nicht länger mehr zuſehen, ſondern nahm eine Anzahl ſeiner Reiter und ſtreitbarſten Männer, ſowohl edle als unedle, zu ſich; die wappneten ſich mit Schild und Helm, ließen ſich das Thor öffnen und zogen, der König an der Spitze, auf des Himmels Schutz den Türken zum Trotz hinaus.

Alsbald entſpann ſich ein lebhaftes Scharmützel; ſehr viele Türken ſtürzten zu Boden; es war eine rechte Luſt, wie die Chriſtenſchwerter unter den Ungläubigen obſiegten und deren Köpfe gleich Krauthäuptern von ihren Rümpfen abhieben, als wären ſie nie feſt geſtanden. Die Türken wehrten ſich aber verzweifelt, und am Ende fand es ſich doch, daß die Chriſten zu einem ſolchen Ausfalle zu ſchwach waren. Sie zogen ſich daher in guter Ordnung, nach errungenen Vortheilen, ſieghaft zurück und ließen, ohne ſelbſt einen Mann verloren zu haben, den Türken ihre Leichen auf der Wahlſtatt liegen. Der König ſelbſt, welcher bisher wie ein muthiger Löwe unter lauter Tiegern und Pantherthieren gefochten hatte, wollte, unerachtet der Einſprache ſeiner Leute, mit dieſem Siege nicht zufrieden ſeyn, ſondern hieb, wie einem tapfern Helden zuſteht, noch immer auf dem Rückzuge um ſich, erlegte mehrere Feinde mit eigener Hand, wurde aber zuletzt mit einem ſehr ſpitzen Pfeil, der vergiftet war, von einem türkiſchen Schützen, die man Janitſcharen nennt, zwiſchen den Panzer getroffen und ſo verwundet, daß das Gift durch die Wunde in das Herz drang, und er daher ſeines Lebens verluſtig werden mußte.

So wurde bei den Böhmen die Freude jählings in Leid verkehrt, und als ſie ſolches gewahr wurden, erhub ſich von klein und groß eine jammervolle Klage. Die Türken aber, als ſie ſolches ſahen, wurden darüber nur noch mehr hochmüthig und bildeten ſich gewaltige Thaten ein, die ſie gethan hätten, und noch verrichten wollten, und gedachten den Belagerten alles mögliche Leid und allen Schimpf anzuthun. Aber es gedieh ihnen ſchlecht, es begann damit nur ihr größeres Unglück; denn die Rache Gottes brach über dieſe wüthenden Hunde aus. Inzwiſchen zogen die Böhmen aus der Stadt, ihren erlegten König hereinzubringen, und die Barbaren ſtreckten in ſolchem Leidweſen viel ſtreitbare Ritter darnieder. Immer mehr wuchs der Verluſt ſo tapferer Helden, und machte die in der Stadt eingeſchloſſene Prinzeſſin, die der Tod ihres Vaters aufs tiefſte gebeugt hatte, noch wehmüthiger und herzleidsvoller, beſonders als ſie und alles Volk in der Stadt ſehen mußten, wie die Türken vor den Thoren ein großes Feuer anſchürten, den Leichnam des Königs darauf warfen, und unter Jubelgeſchrei von der Flamme verzehren ließen. „Ach, troſtloſe Eglantina,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt unter Thränen und Seufzen, „wie kannſt du ſolchen Jammer anſehen, ohne dich von der Mauer hinabzuſtürzen, um deinen todten Vater ins Schattenreich zu begleiten? Bekränzet man alſo die ſieghaften Helden? Geht man ſo mit Kron- und Scepterträgern um? Brecht aus, ihr Thränen, löſchet, wenn es möglich iſt, die mörderiſche Flamme mit eurem heißen Strome aus! Soll ich nun zur verlaſſenen Waiſe gemacht und der Thron meines Reichs ſeines vortrefflichen Herrſchers beraubt ſeyn? Sollen die Unglaubigen ihr Siegesbanner auf meinen Mauern aufpflanzen, und ihre Waffen unter den Stadtthoren anlehnen? Ach höre mich, gütiger Himmel, und laß nicht zu, daß dieſes verkehrte Volk über das Häuflein ſtarkmüthiger Chriſten herrſche!“

Alſo ſeufzte die Betrübte, und mit ihr alle Einwohner der Stadt, ſo daß man die Wehklage weithin erſchallen und im türkiſchen Lager ſelbſt hören konnte. Inzwiſchen hatten ſich die muthigen Chriſten jenſeits der Stadt, bewogen durch das klägliche Jammergeſchrei, das aus der Stadt herübertönte, endlich mit ihrer großen Heeresmacht in völlige Schlachtordnung geſtellt, und ihr ganzes Volk in drei Heerhaufen eingetheilt, und kamen nun mit hitzigen Schritten auf die Feinde einhergezogen. Alles war muthig und munter von Begierde, die Stadt nur recht bald von ihren grauſamen Stürmern zu befreien. Vorher hatten ſie einen Eilboten abgefertigt, der ſich mit kluger Liſt in die Stadt einſchlich und den Bürgern die angenehme Kunde der herannahenden Errettung brachte. Sobald dieſer Bote die Stadt betreten, fing er überlaut an auszurufen: „Getroſt, ihr beängſtigten Bürger, ſeyd männlich und gutes Muths; ich bin ein Bote der Freuden. Der Himmel hat euer Elend angeſehen, und eure tapfern Erretter gehen bereits auf den Feind los. Der König von Elſaß und der Herzog von Luxemburg mit Reinhard von Luſinia werden in Kurzem die ſiegreichen Ueberwinder und eure Rächer an den Feinden genannt werden.“

Dieſe angenehme Zeitung machte die Einwohner mitten in ihrer Betrübniß wieder fröhlichen Muthes. Er erzählte ihnen auch Alles, was ſich Denkwürdiges vor Luxemburg begeben, wie der König von Elſaß ſeiner Bande erledigt worden und der tapfere Antonius nunmehr Herzog von Luxemburg ſey. Hierauf begaben ſie ſich auf die Mauer, ein jeder mit guter Wehr verſehen, und fochten ſo mannlich von den Zinnen herab, daß die ſtaunenden Türken ſelbſt den Rückzug von den Mauern nahmen, indem ſie unter einander ſprachen: „Es iſt nicht möglich! Der Böhmen Gott ſtreitet ſelbſt für ſie, oder ſie haben einen großen Entſatz bekommen!“ Während ſie ſich noch ſo untereinander wunderten, ſiehe, da kam ganz ſchnell aus der Heiden Gezelten Einer dahergerannt, voll Entſetzen und großem Geſchrei: ſie ſollten auf der Stelle von dem Stürmen ablaſſen, und ſich in ihr Lager zurückziehen, wenn ſie nicht Alle des Todes ſeyn wollten. Dazu ſagte er: „Ich ſehe, wie eine Nebelwolke dicht, fremdes Volk zum Entſatz der Chriſten auf uns daherrückt. Sie werden uns gewiß wie eine Fluth überfallen!

Auf dieſes Geſchrei zogen die Türken eilig zurück und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Von beiden Seiten hörte man die Trompeter blaſen. Die tapfern Chriſten gingen wie Löwen auf die Türken los, zertrennten ihre Reihen, fällten eine große Menge derſelben, durchſtachen ihnen Schild' und Helme; beſonders ließ ſich der edle Held Reinhard von Luſinia als ein tapferer Vaterlandsverfechter vor allen andern Kämpfern ſehen, und ſein Bruder Antonius gab ihm an Heldenmuth nicht nach. Auf ſolche Weiſe fingen die Unglaubigen an, ſehr ſchwach, die Chriſten aber immer muthiger zu werden, ſo ſehr, daß ſie einander zuriefen: „Seyd Männer und erleget eure Feinde! Auf, ihr Brüder, der Sieg iſt in unſern Händen!“ Der Sultan, der dieß hörte und die Niederlage ſeines Volkes anſchaute, gebärdete ſich wie unſinnig, griff nach den Waffen, erhob ſich aus ſeinem Zelte, und raſete ſelbſt unter die Chriſten, deren er auch in ſeiner Wuth ſehr viele erlegte.

Reinhard aber, der muntre Held, als er den Sultan erblickte, griff zum Schwert und rannte auf ihn mit geſporntem Roſſe los. Es gerieth ihm auch ſo glücklich, daß er dem türkiſchen Sultan den Kopf in der Mitte von einander ſpaltete, und ſo den wüthenden Türkenhund in den Staub ſtreckte. Da die Türken gewahr wurden, daß ihr Oberhaupt gefällt ſey, ergriffen ſie die Flucht in unordentlicher Haſt. Aber Reinhard, Antonius und der König von Elſaß ſetzten ihnen nach, erlegten ihrer viele ritterlich auf der Flucht und erjagten den Sieg mit höchſtem Ruhme. Nach ihrer glorreichen Zurückkunft erfuhr der König vom Elſaß erſt, daß der Sultan ſeinen Bruder getödtet und den Leichnam habe verbrennen laſſen. Da ließ er auf der Stelle einen großen Holzſtoß zuſammentragen, und alſo ſeine Rache vollziehen. Die Leichen ſämmtlicher gefallenen Türken, und darunter der Sultan ſelbſt wurden auf den Scheiterhaufen geworfen, daß ſie ebenſo von der Flamme verzehrt und zu Aſche verbrannt würden. So endete die Türkenniederlage und wurde Prag von der feindlichen Belagerung erledigt.

Nach dieſem rühmlichen Siege, als die Türken bereits fern waren, faßten die beiden Heldenbrüder feſten Fuß in dem feindlichem Lager, und bedienten ſich den Unglaubigen zum Spott ihrer hinterlaſſenen Gezelte. Der König vom Elſaß aber begab ſich in die Stadt Prag hinein, und beſuchte die verwaiste Königstochter, ſeine Nichte. Dieſe ging ihrem königlichen Oheim entgegen, und bedankte ſich, wiewohl in gar tiefer Betrübniß, bei dem Könige ſelbſt und den zahlreichen Helden, die in ſeinem Gefolge waren. Der König dagegen ſprach ihr freundlichen Troſt ein und klagte zugleich mit ihr um den Verluſt desjenigen, der ſein Bruder und ihr und des ganzen Landes Vater geweſen war.

Hierauf wurde die Leiche des Königs mit feierlichem Glanze begraben. Alle Feldhauptleute und was ſich in dem von den Feinden verlaſſenen Lager befand, erſchienen in gewohnter Trauerkleidung; die beiden Brüder von Luſinia wurden von allem Volke der Stadt mit Verwunderung betrachtet als zwei ſo löwenmüthige Helden, beſonders aber Antonius, der den Löwengriff auf der Wange zum Wahrzeichen mit auf die Welt gebracht hatte. An Reinhard aber wurde ſeine königliche Haltung und Miene bewundert, und daher von dem Volke geſchloſſen, daß dieſem majeſtätiſchen Manne wohl noch eine Krone blühen könnte. Während ſie nun ſo die Helden anſtaunten, nahm das Trauergeleite ein Ende.

Dann ließ der König vom Elſaß alle Großen des Landes und den geſamten Adel von Böhmen vor ſich rufen, und ſtellte ihnen in einer beweglichen Rede vor, was dem Vaterlande Noth thäte. „Geliebte Herren und Edle, ſprach er, treue Freunde meines in Gott ruhenden Bruders, euch iſt der leidige Trauerfall, der dieſes Königreich zur Waiſe gemacht hat, Allen wohl bekannt. Deßwegen iſt von nöthen, damit das Reich nicht ohne Vater iſt und der Thron ſeines Königes beraubt ſtehe, auf die Widerbeſetzung bedacht zu ſeyn. Weil nun mein glorwürdiger Bruder eine einzige Erbin als eure Gebieterin hinterlaſſen hat, ſo ſtehet zu rathen, was ihr für das Beſte des böhmiſchen Reiches und der Krone halten werdet.“

Die Ritterſchaften und der ganze Reichsadel dankten in Unterthänigkeit dem Könige für die getreue Vorſorge mit dem Beiſatze, daß ſie keinen beſſern Rath wüßten, als es Seiner Majeſtät zur eigenen freien Verfügung anheimzuſtellen, und die Sorge für des Landes Wohlfahrt zu überlaſſen. Sie verſicherten dieß alle einſtimmig und bekräftigten ihre Willfährigkeit mit einer tiefen Verneigung. „Gut,“ verſetzte darauf der König, „weil ihr denn dieß Vertrauen zu uns gefaßt habt, ſo finden und wiſſen wir keinen Tauglichern, dieſe Thronſchwelle zu betreten und das Scepter des Reiches zu tragen, zugleich als Verſorger der königlichen Erbin einzuſtehen, als den großmüthigen und um das Reich durch erfochtene Siegesehre unſterblich verdienten jungen Helden Grafen Reinhard von Luſinia. Er iſt es, welchen wir als neuen Scepterträger und ſorgſamen Landesvater, wenn eure Einwilligung ihm zu Theil wird, erkennen, und hiermit empfohlen haben wollen.“

Jauchzen und Frohlocken ertönte aus der Mitte der Landesſtände auf dieſe willkommene Erklärung des Königs und auch das gemeine Volk jubelte über einen ſo männlichen Beſchluß. Die ganze Stadt erſcholl von Einem Freudenrufe, daß ſie einen ſo ſchönen und großmüthigen König haben ſollten. Auch die vortreffliche Prinzeſſin war außer ſich vor Freude, ſo ſehr hatte die Liebe ihr Herz eingenommen. Herzog Antonius dankte hierauf für die Ehre, die ſeinem Bruder Reinhard widerfuhr. Dieſer aber ſtattete ganz fröhlich ſeinen eigenen Dank ab, und verſprach feierlich, daß er jeder Zeit als ein ſorgender Vater des Reiches ſich erweiſen, und mit Maß und Gelindigkeit regieren wolle. Er wurde von Jedermann wegen der Krone beglückwünſcht, die ſein Haupt zieren ſollte, und Alles wünſchte, daß er nur recht bald die Regierung antreten möchte. Und ſo wurde nach Gottes wunderbarer Schickung Reinhard mit einem Königreich und einer ſchönen Königstochter als Gemahlin, das Reich aber mit einem ſcepterwürdigen Helden begabt.

Als alle hochzeitlichen Freuden zu Ende waren, trat Reinhard ſeine Regierung an, und that ſich von Tag zu Tag immer mehr hervor mit liebreicher Vatertreue und Beglückung ſeines Landes, und erwies ſich als einen recht großmüthigen Regenten; brachte auch eine Menge Landſchaften, dazu das ferne Königreich Dänemark, in ſeine Gewalt, ſo daß Jedermann von dieſem heldenmüthigen Fürſten nicht genug zu rühmen wußte.

Herzog Antonius von Luxemburg begab ſich nach beendigten Hochzeitsfeierlichkeiten, als auch der König vom Elſaß Urlaub nahm und ſein Kriegsvolk mehrentheils verabſchiedete, zurück in ſeine neue Heimath nach Luxemburg. Hier blieb er bei ſeiner geliebten Gemahlin, welche ihm zwei ſchöne Prinzen zur Welt gebar, von welchen der eine Bertram, der andere Loyers genannt wurde. Eine lange Zeit lebten ſie ſo in Liebe mit einander. Dann unternahm der Herzog einen Krieg gegen den mächtigen Grafen von Freiburg, und zog in der Folge auch gegen Oeſtreich, wo er ſich verſchiedener Orte und Landſchaften bemächtigte. Das alles ging ihm aufs Glücklichſte von ſtatten. Sein älterer Sohn Bertram that ſich mit den mannbaren Jahren auch hervor und erhielt des Königs von Elſaß eine Tochter zur Gemahlin, wodurch er nach ihres Vaters Tode auch zum Throne gelangte. Der andere Sohn Loyers ward auch ein wackerer Held; er ward als Mann groß in der Dordogne, baute das Schloß von Jaly und ſpäter die ſchöne Brücke von Mallieres, und verrichtete allerlei ritterliche Thaten.

Nun wollen wir uns zu Raimund und Meluſina zurückwenden, und von dem Schickſal ihrer übrigen Kinder

Meldung thun. Jene beide gingen ihren Söhnen mit den ſchönſten Tugenden als leuchtende Ruhmfackeln voran, und der Vater eroberte faſt das ganze franzöſiſche Land nach der einen Seite bis gegen Bretagne hin. Sein Sohn Geoffroy, der den groſſen Zahn mit auf die Welt gebracht hatte, erwies ſich ebenfalls ſehr tapfer. Denn als ein ſchreckliches Gerücht erſcholl, daß in dem Land Garande ſich ein entſetzlicher Rieſe aufhalte, der Land und Gegend bis an die Stadt Rochelle, die von Meluſina erbaut war, verwüſte, da erbot ſich der friſchmuthige Ritter Geoffroy, dem Lande Heil und Rettung zu verſchaffen. Sein Vater hörte dieß nicht gern, er fürchtete, der Rieſe möchte ihm zu ſtark ſeyn, und ihn überwältigen. Aber der junge Held beharrte auf ſeinem Entſchluſſe, ließ ſein muthiges Roß ſatteln und zäumen, und ritt in die Landſchaft Garande, dem ungeheuren Rieſen den Hals zu brechen.

Inzwiſchen war auch der jüngſte Sohn Meluſinens, Freimund, herangewachſen, ein Jüngling von ſtillem Gemüthe, und andächtigen Sinnen, gelehrt, und ein Liebhaber des geiſtlichen Standes. Dieſer beſuchte aus freier Luſt öfters das Kloſter zu Mallieres, und empfand endlich ein lebhaftes Verlangen, in den Orden der Mönche aufgenommen zu werden und ſein Leben in gedachtem Gotteshauſe zu beſchließen. Er entdeckte dieſe Neigung ſeines Gemüthes ſeinen Eltern, die ihm die Heldenthaten ſeiner Brüder und die Ehrenſtufen, welche dieſe erreicht hätten, zu bedenken gaben, und das junge Blut auf andere Gedanken zu bringen bemüht waren, daß er auch nach dergleichen Weltwürden ſtreben ſollte. Aber keinerlei Weltluſt noch Liebe zu Heldenthaten vermochte das junge Herz von ſeiner ſtillen Liebe zu Gott und ſeinem heiligen Dienſte abwendig zu machen.

Da nun weder Vater noch Mutter ihren jungen Sohn Freimund bewegen konnten, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, ließen ſie ihm endlich ſeinen Willen und ſtellten verſchiedene geiſtliche Orte in ſeine Wahl, auch Domherrnſtellen und Biſthümer in Ausſicht. Aber Freimund blieb bei ſeiner erſten Erklärung: er wollte nichts anders als ein Mönch im Kloſter zu Mallieres werden, und Gott lieber in Demuth als in hohen Würden dienen. Darauf folgte bald ſein Eintritt in den Orden, worüber die Mönche ſich ſehr erfreuten, wiewohl ihnen dieſe Aufnahme des Grafen in ihre Mitte nicht ſo gedeihlich war, als ſie vermeinten, ſondern zu ihrem großen Herzeleid ausſchlug.

Mittlerweile während ſich die beiden ſonſt glückſeligen Eltern ſo heimlicherweiſe betrübten, kam ihnen, als ſie gerade zu Favent Hof hielten, durch einen Eilboten die frohe Nachricht von dem Sieg ihrer beiden Söhne, Antonius und Reinhard vor Luxemburg und Prag, wie der erſte das Herzogthum, der andere die böhmiſche Krone und beide ſchöne und reiche Fürſtentöchter zu Gemahlinnen davon getragen. Es läßt ſich kaum denken, welche Freude und Sänftigung ihrer Betrübniß dieſe Botſchaft beiden Eltern verurſachte. Sie dankten Gott von ganzem Herzen für dieſe Wunderſchickung, und waren es nun auch zufrieden, bei drei gekrönten Königen und einem Herzog auch einen Mönch in ihrem Geſchlechte zu haben, der für ſie alle beten könnte, damit die übrigen Kinder ebenfalls wohl gerathen und zu ſo hohen Würden ſproſſen möchten.

Gleichwie aber das Leid die Freude auf der Welt gemeiniglich zu begleiten oder ihr doch auf dem Fuße zu folgen pflegt, ſo geſchah es auch hier. Und wie vorher das wunderbare Glück, ſo fing auch das Unglück dießmal zuerſt von den Eltern an. Es hatte nämlich eines Sonnabends ganz von ungefähr der Vater Raimund ſeine Meluſina aus den Augen verloren. Weil er ihr aber durch ein theures Gelübde verſprochen hatte, an keinem Sonnabend ein Wort mit ihr zu wechſeln oder auch nur nach ihr zu fragen, ſo machte er ſich auch keine argen Gedanken darüber, daß er nicht wußte, wo ſie war. Nun fügte es ſich in der gedachten Zeit, daß eben der alte Graf von Forſt, Raimunds Vater, mit Tode abgegangen und der ältere Bruder Raimunds nach Luſinia kam, un dieſe Trauerpoſt ſeinem Bruder zu überbringen. De mit vielen hohen Herren ankommende Freund wurde nac Würden empfangen und ihm alle Ehre angethan.

Weil es aber eben ein Sonnabend war, ſo vermißt der Graf vom Forſt ſeine Schwägerin Meluſina, und ba ſeinen Bruder mit freundlichen Worten: „Laßt mi nach Belieben auch eure Gemahlin erſcheinen, liebe Bruder, daß wir ihr die gebührende Ehre erzeigen kön nen!“ Nun erwiederte ihm zwar Raimund mit all Höflichkeit und aus Beſcheidenheit, daß es dießmal nic möglich wäre, aber morgenden Tages geſchehen ſoll

Der Graf wollte ſich jedoch ſo ſchlechtweg damit nicht begnügen, ſondern führte während der Mahlzeit ſeinen Bruder bei Seite und ſagte ihm leiſe ins Ohr: „Lieber Bruder, mich dünkt, ihr ſeid verzaubert! Das ganze Land hegt auch dieſe Meinung von euch. Wie könnet ihr ſo geduldig ſeyn, und gar nicht nach dem Thun und Laſſen eurer Gemahlin fragen! Meinet ihr, daß ihr Ehre davon habt und nicht allmählig bei dem Volke ein Verdacht entſtehe über einen ſo ſeltſamen Lebenswandel? Es iſt ja bekannt genug, daß eure Frau ein offenbares Geſpenſt iſt, das nur Abenteuer mit euch ſpielt!“

Zorn und Ingrimm erfüllten die Seele Raimunds bei dieſen Worten, er ward blaß und wieder roth, der Schimpf, den er erfuhr, machte, daß er ſeine Beſinnung verlor; voll Rachwuth ergriff er das beſte und größte Schwert, und drang damit in das Geheimzimmer ſeiner Gemahlin. Hier ſtieß er aber auf eine wohlverwahrte, mit Eiſen beſchlagene Thüre, die ſich gleichſam ſeinem Grimme zu widerſetzen und ihn zum Bewußtſeyn zurückzurufen ſchien. Aber der nagende Verdacht kehrte immer wieder, und wenn er auch nicht an das Gerede glaubte, deſſen ſein Bruder erwähnt hatte, ſo vermuthete er dafür nichts Beſſeres, und gab böslichen Gedanken an die Untreue ſeiner Gattin Raum. Er bohrte daher mit ſeinem ſpitzen Schwert ein Loch durch die Thüre von Eichenholz und blickte mit finſterem Auge hinein, um ſein eigenes Unglück zu ſchauen.

Zu ſeinem ungeheuren Schrecken ſah er ſeine Gemahlin in ganz verwandelter Geſtalt in einem Waſſerbecken ſitzen. Das Geſicht und die obere Hälfte des Leibes war wunderbar ſchön, aber von der Hälfte abwärts ging ſie in einen langen und mißgeſtalten, recht ſchlangenartigen Schweif aus, der glänzte wie Laſurblau mit Silber vermengt. Raimund ſtand vor der Thüre, ihn überlief der kalte Schweiß, die Bangigkeit wollte ihm das Herz ſprengen, er konnte nichts ſagen und nichts denken. Doch fiel ihm endlich das theure Verſprechen ein, das er ſeiner Gemahlin gethan, und jetzt im Zorn ſo kaltſinnig gebrochen hatte. Er verklebte daher das Loch, das er mit ſeinem Schwerte gebohrt, mit Wachs und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, Meluſina werde ſeinen Treubruch nicht wahrgenommen haben. Dann verließ er mit heimlichem Grimm und in tiefer Schwermuth ganz ſtillſchweigend das Bergemach, und verfügte ſich wieder zu ſeinem Bruder. Aber er konnte ſich nicht ſo verſtellen, daß dieſer an Miene und Farbe keine Veränderung an ihm bemerkt hätte, und nicht der Gedanke in ihm aufgeſtiegen wäre, Raimund müſſe ſeine Gemahlin auf irgend einer böſen That ergriffen haben. Er ſprach deßwegen ohne Scheu zu ihm: „Lieber Bruder, ich merke wohl, daß ihr mit eurer Gemahlin betrogen ſeyd!“ Raimund aber, um ſeinen Kummer noch mehr zu verbergen, erwiederte darauf ganz entrüſtet: „Ihr irret euch, man verſuche nicht die Ehre meiner Gemahlin zu beflecken, es ſey denn, daß einer Luſt habe, ſich eine unglückſelige Stunde auf den Hals zu bürden! Ihre Frömmigkeit leidet keine ſolche Beſchimpfung, wie ihr euch deren ſchon zu viel gegen ſie erlaubt habe! Darum eilt aus meinem Angeſicht, und reizet nicht ferner meinen Zorn, ſo lieb euch euer Leben iſt! Denn eure Gegenwart iſt mir verdrießlich und ein Pfeil in meinem Herzen!“.

Der Graf, der den Raimund in ſeinem Gemüth ſo berückt ſah, ſchwang ſich in höchſter Beſtürzung eilends wieder zu Pferd, indem es ihm ſehr leid that, durch ein einziges Wort ſolchen Zorn auf ſich geladen zu haben. Indeſſen nahm bei Raimund die ſchmerzliche Betrübniß darüber, daß er ſeinem Gelübde entgegengehandelt hatte, immer mehr innerlich überhand, denn er konnte leicht bei ſich die Rechnung ſchließen, daß ſie ſich ihrer Drohung gemäß nun gänzlich von ihm verlieren, und er ihrer nicht mehr anſichtig werden würde. Dieß Alles ging ihm ſehr zu Herzen und er brach in ſeiner Einſamkeit in bittere Klagereden aus: „Unglückſeliger Raimund, ſprach er zu ſich ſelber, warum verfluchſt du nicht die Stunde deiner Geburt? Nur darum biſt du zu ſolchem Glück erhoben worden, damit du jetzt deſto tiefer falleſt! So ſoll ich mir denn durch meine eigene Schuld die größte Freude meines Lebens für die Zukunft entzogen ſehen, ſie, die ich wie meine Seele geliebt!“ So warf er ſich im äußerſten Unmuth auf ſein Lager. Aber die Zährenfluth, die er vergoß, verſchaffte ſeinem geängſteten Herzen keine Ruhe. Vor Liebe und Ungeduld gepeinigt rief er auf's Neue aus: „Meluſina, mein einziges Ergötzen, einziger Troſt meines Lebens, du Schöpferin meines Glücks, wenn ich dich verliere, ſo verliert ſich auch meine Freude. Soll ich aber ohne dich ſo einſam leben, ſo will ich mich lieber in die Einöde verbergen!“ Und ſo währten ſeine Klagen den ganzen Tag und die ſchlafloſe Nacht hindurch; doch, ſo oft er ſein ſchon ausgeweintes Haupt umkehrte, ſo wollte doch die Trauer aus dem betrübten Herzen nicht weichen, bis endlich der erwünſchte Sonntag zu ſeinem Troſte wieder anbrach.

Nun ging ihm die Freudenſonne wieder auf und der Stern ſeines Glückes begann wieder heller zu werden. Denn die Kammerthüre öffnete ſich und Meluſina trat mit dem gewohnten freundlichen Herzgruße vor ihn in aller ihrer menſchlichen Schönheit. „Mein Geliebter, ſprach ſie, welche Schwermuth hält euer Herz befangen? Was ruht für eine Wolke auf eurer Stirne? Entdecket mir euer Anliegen, damit ich euch helfen kann!“ Wer war fröhlicher als Raimund, da er ſolches hörte! Er glaubte, Meluſina habe keine Ahnung davon, daß er die Thüre verſchloſſen und ſie in ihrem unnatürlichen Zuſtande geſehen habe. Er erwiederte daher: „Nur eure Abweſenheit hat eine ſo große Sehnſucht nach euch in mir erregt, ſo daß ich mich noch matt und ſchlaflos befinde. Aber eure liebe Gegenwart, mein beſter Arzt, wird dieſe Betrübniß ſchon von mir verſcheuchen! Ich fühle gar nichts mehr und mir iſt ſehr wohl!“ Meluſina aber wußte alles, was geſchehen war. Sie mußte bei ſich ſelber lächeln, daß Raimund ſeine Fehler ſo gut zu beſchönigen und ſich anzuſtellen wußte, als wenn er nicht das Geringſte wahrgenommen hätte.

Während dieſes in Luſinia vorging, war Geoffroy auf der Fahrt nach dem Rieſen und fragte aller Orten ſeinem Aufenthalte nach, bis er endlich erfuhr, daß ſich derſelbe auf einem ſehr feſten Schloß aufhalte und ſein Name Gedeon ſey. Es fügte ſich auch ſo glücklich, daß Geoffroy ohne allen Anſtoß durch fleißiges Nachforſchen in die Nähe des Platzes gelangte. Da ſprang er vom Pferde, waffnete ſich mit Harniſch, Helm, Schwert und herrlichen Goldſchild, nahm einen trefflichen Speer zur Hand, ſchwang ſich wieder auf ſein muthiges Roß und ritt ſo dahin. Alle Umſtehenden, welche die freudige Zurüſtung des jungen Herrn mit anſahen, gönnten ihm zwar von Herzen den Sieg, und ſahen ſeinen Feuergeiſt genugſam aus ſeinen Mienen hervorblicken, doch waren ſie von Herzen betrübt, und Jedermann ſah ganz traurig aus, denn das Erkühnen kam ihnen ſehr zweifelhaft vor, wenn ſie bedachten, daß der junge Ritter ſeiner Größe und Stärke nach nur wie ein Kind jenem Ungeheuer gegenüber anzuſehen ſey. Weil er ſich aber nicht abhalten ließ, ſo hießen ſie ihn unter vielen Glücks- und Segenswünſchen ſeinem Vorhaben nachziehen. Er aber, ſtatt durch den Jammer des Volks weich und verzagt zu werden, tröſtete noch die Betrübten und ſprach ſie mit munterer Rede an: „Seyd getroſt, und bekümmert euch nicht! Ich reite dahin, Ehre einzulegen, dem Lande Heil zu verſchaffen, eure Furcht und euren Schrecken auszutilgen, und mit des Himmels Hülfe das Ungeheuer zu beſiegen." Damit rief ihm alles Volk ein ſegnendes Lebedoch unter des Himmelsgeleite zu, und ſah ihm zwiſchen Hoffnung und Kummer nach.

So ritt Geoffroy im muthigen Verlangen bis vor die Brücke des Schloſſes, in welchem der Rieſe war. Er ſah ſich zuerſt vorſichtig um, wo er ſich befände, dann fing er mit heller Stimme zu rufen an: „Wo biſt du ſchändlicher Böſewicht, welcher mein Land alſo verwüſtet? Hier ſteht dein Beſtrafer und der Rächer deiner Verbrechen, welcher dich mit Gotteshülfe dem Tode auszuliefern entſchloſſen iſt. Heute, du Bluthund, ſollen dein Blut die Hunde lecken, deine ganze Macht ſoll ſich zur Erde ſtrecken!“ Kaum hatte er dieſe Aufforderung beendigt, als der grauſame Rieſe ſchon zu oberſt im Schloſſe das Fenſter eröffnete. Sein Haupt übertraf bei weitem den größten Büffelskopf; er ſah den jungen Ritter und verwunderte ſich, daß er ſo ganz allein und ohne Begleitung zu ihm käme; darüber begann er zu lachen, ſchüttelte mit ſpöttiſchen Mienen ſeinen Dickkopf, und rief aus dem Fenſter herab: „Woher ſo allein, du Kleiner? Sucheſt du deinen Tod und biſt du deines Lebens müde? Faſt ſchäme ich mich dich aus der Welt zu fördern; doch, weil du es alſo haben willſt, ſo bin ich bereit, deine Vermeſſenheit zu ſtrafen!“

Hierauf nun zog der Rieſe ſchnell ſeinen Harniſch an, und ſtellte ſich mit einem ſtählernen Schilde, drei eiſernen Stangen und drei Hämmern, die er an die Bruſt ſteckte, vor das Schloß heraus. Seine Länge war fünfzehn Schuh; dennoch vermochte ſie nicht dem unverzagten Geoffroy nur das geringſte Entſetzen einzuflößen, ſondern er verwunderte ſich nur, daß ein ſo ungeheures Menſchenbild auf Erden leben könne; indeſſen machte er ſich alles Ernſtes, aber auch freudig auf den Streitplatz. Hierauf fragte der Rieſe, wer er ſey. Ich bin Geoffroy mit dem Zahn, erwiederte er, und bin gekommen dich noch heute zu tödten.

Gedeon, hierüber lächelnd, antwortete: „Mich jammert deines Perſönchens, du Kleiner, daß ich dich mit einem einzigen Streiche tödten ſoll. Beſinne dich auf einen anſehnlicheren Menſchen, mit mir zu kämpfen. Du aber reite wieder nach Haus und freue dich deiner Jugend, denn für dießmal iſt dir dein Leben geſchenkt.“ Dem Geoffroy kam dieſe Rede ſchimpflich vor; ganz entrüſtet verſetzte er ihm: „Es iſt gar nicht nöthig, daß du ſo ein Mitleiden mit mir habeſt, denn ich bin nicht hierher gekommen, daß du Erbarmen mit mir habeſt, ſondern, daß ich dein grauſames Leben von dir fordere!“ Der Rieſe, der ſolches noch immer für einen Scherz hielt, unterließ ſich in Poſitur zu ſtellen; nachdem nun Geofroy ihn alles Ernſtes hierzu wiederholt ermahnt hatte, rannte er mit Einem Satze auf ihn zu, und ſtieß dem Rieſen mit dem Speer auf die Bruſt ſo heftig, daß der Rieſe alsbald auf den Boden ſtürzte und die Erde von dem Fall erzitterte.

Als der Rieſe auf dieſe Weiſe den Ernſt ſah, wurde er vor Scham und Zorn ganz wüthend, daß ihn der kleine Ritter auf einen einzigen Stoß darnieder werfen ſollte. Behend richtete er ſich wieder auf, ergriff eine von ſeinen ſtählernen Stangen und holte zu einem Streiche auf Geoffroy aus, der bereits zum zweitenmal gegen ihn rannte. Der Streich traf Geoffroy's Pferd und ſchlug dieſem mitten im Laufe die beiden Vorderbeine ab, davon das Roß zur Erde fiel und liegen blieb. Geoffroy aber achtete dieß nicht, ſprang behende vom Roß, ergriff mit Haſt ſein Schwert, eilte damit auf den Rieſen zu und verſetzte dieſem, ehe er es ſich recht verſah, wieder einen ſo tapfern Streich, daß ihm davon die Tartſche aus der Hand fiel. Sogleich aber griff jener nach ſeiner ſtählernen Stange und verſetzte dem Ritter damit einen ſo kräftigen Schlag auf den Helm, daß derſelbige von dem Schalle des Schlags beinahe taub geworden und von der Wucht deſſelben zur Erde gezogen worden wäre. Doch erholte er ſich gleich wieder, ſteckte das Schwert ſchnell ein, eilte mit einem Sprung auf das Pferd zu, das auf dem Boden lag, und riß ſeinen ſtählernen Kolben mit ſolcher Geſchwindigkeit vom Sattelknopf herab, daß es jener kaum gewahr wurde. Mit dieſem prellte er dem Rieſen unverſehens auf einen Schlag die eiſerne Stange aus der Hand. Solchem Angriff zu begegnen ergriff der Rieſe einen von den Hämmern, welche er an der Bruſt ſtecken hatte und warf ihm nach dem Ritter; der traf, und ſchleuderte ihm gleichfalls den Kolben aus der Hand. Der Rieſe Gedeon, als er dieſes ſah, bückte ſich vor großer Freude, den Kolben ſelbſt aufzuheben. Geoffroy aber, während jener ſich bückte, ergriff ſein Schwert wieder, und hieb ihm ſogleich einen Arm von der Schulter hinweg. Gedeon, darüber ſehr in Schrecken, wollte ſich doch den Schmerz nicht ſo geſchwind merken laſſen, ſondern griff mit der andern

Hand nach der einen Stange. Der hurtige Geſſery aber entwich ihm, ſo daß Jener vom ſtarken Schwung auf die Knie darnieder ſiel und ſeine Götter um Hülfe zu rufen anfing. Der Ritter fürchtete ſich jedoch davor nicht, nahm die Gelegenheit wahr, führte einen tüchtigen Hieb auf des Rieſen Helm, und ſpaltete Helm und Kopf zugleich. Da nahm er ſich gute Weile und hieb dem Rieſen das Haupt ganz ab. So wurde derſelbe überwunden und das Land von ſeinem Verderber errettet.

Nun begann der Sieger zum ermunternden Zuſammenruf in des Beſiegten eigenes Horn zu ſtoßen. Darauf eilte alſobald alles Volk zu dem Wieſengrunde hinab, um das traurige Schauſpiel zu betrachten. Denn ſie meinten bereits Alle, der kleine, junge Ritter werde ſeine Kampfluſt mit dem Leben bezahlt haben. Aber die Hinzueilenden fanden es ganz anders, als ſie ſich eingebildet hatten. Das todte Ungeheuer lag in ſeinem Blute hingeſtreckt, der Rumpf vom Haupte abgeſondert. Der junge Ritter hingegen, ohne einen Blutstropfen verloren zu haben, wandelte friſch und geſund auf dem Kampfplatze herum. Alles war voll Freuden und Glückwunſch, man hörte keine andere Worte als nur immer: „Sehet den tapfern Helden, unſeren Erretter! dem hat der Himmel dieſen Sieg verliehen! Sehet, ſehet, wie friſch und muthig er herumgehet; merket ihr nicht, welch ein Feuergeiſt und großmüthiger Sinn aus ſeinen Blicken und Gebärden hervorleuchtet? Der iſt es, den ihr dort vor euch ſehet! Kommt, laßt uns dem Helden Glück wünſchen!“ So währte es eine lange Zeit unter dem Volke, und ſogar von des Rieſen eigenen Leuten erſcholl ein Freudenruf über dem Anblick ſeiner Niederlage.

Indem nun alſo die Menge ſich zudrängte und viele gerne wiſſen wollten, wie wunderbar es doch bei dieſem Kampf zugegangen ſey, und doch nicht ſo kühn waren, den jungen Obſieger mit zudringlichen Fragen anzuſprechen, merkte es Geoffroy und ſprach endlich zu ihnen: „Geliebte Freunde, ihr ſeht hier den Prahler und verderblichen Landesfeind, welcher mit großer Gewalt auf mich zudrang, und mir ſehr viel zu ſchaffen machte. Der Himmel war auf meiner Seite, ohne ſeine gnädige Beihülfe würde mir der Sieg entgangen ſeyn. Umſonſt rief er ſeine Götzen an, denn ſie waren viel zu ohnmächtig gegen den einigen Gott. Danket anjetzo demſelben mit mir, welcher mir alſo Fäuſte und Arme geſtärket, daß ſie wider ſolche Macht beſtehen konnten!“ Hiermit verfügte er ſich in das gewonnene Schloß. Der Siegesruf und das Freudengeſchrei aber erſchallte durch das ganze Land.

Das erſte, was Geoffroy in dem Schloſſe vornahm, war dieſes, daß er einen Eilboten abfertigte, welcher ſeinen Eltern nach Favent die gute Botſchaft von der Beſiegung des Rieſen überbringen mußte. Welche innerliche Freude dieſe Siegesnachricht in dem Vater- und Mutterherzen erregte, läßt ſich mit Worten und Feder nicht beſchreiben. Der Bote mußte, nach reichlichem Botenlohn, ſogleich wieder ein Schreiben Raimunds an ſeinen Sohn Geoffroy zurücknehmen, in welchem er ihm den elterlichen Gruß meldete, zu ſeinem Siege Glück wünſchte und zugleich

berichtete, daß ſein Bruder Freimund in dem Kloſter Mallieres Mönch geworden ſey. Aber dieſen Brief hätte der gute Raimund beſſer unterlaſſen, denn er ſchmiedete mit demſelben ſein eigenes Unglück, wie wir ſpäter hören werden.

Mittlerweile, während denn Geoffroy zu Garande alle mögliche Ehre angethan wurde, fügte ſich's, daß ein eilender Bote daher geritten kam, welcher Briefe an Geoffroy mit der Nachricht brachte, daß auch im fernen Lande Norwegen in der Landſchaft Norheim ſich ein ungeheurer Rieſe aufhalte, der faſt das ganze Land verheere und großen Schaden in der Gegend anrichte, weswegen er, der berühmte Rieſentödter, von ſämmtlichen Landesherren daſelbſt erſucht würde, ſich unverzüglich aufzumachen und ihnen wider jenes Ungeheuer Schutz und Hülfe zu leiſten. Dafür wollten ſie ihm ſtatt des ſchuldigen Dankes huldigen und ihn für ihren von Gott geſandten Herrn erkennen.

Dieſer Brief war für den heldenmüthigen Geoffroy luſtig zu leſen, er fertigte den Boten mit dem mündlichen Beſcheide ab, er ſollte ſeinen Herren ſagen: „daß er ihnen alles Gute wünſche und nicht um großen Gutes willen, auch nicht um Land und Leute zu gewinnen, ſondern von Mitleid bewogen ſich bald bei ihnen einfinden und Leib und Leben wagen werde, auch mit Gottes Hülfe, wie zuvor, den Sieg davon tragen.“

Als der Ritter ſo in voller Zurüſtung begriffen war, und eben zu Schiffe ſitzen und ſich den wilden Meereswellen vertrauen wollte, ſiehe da kam der Bote ſeiner Eltern mit Raimunds Briefe, in welchem ihm ſeines Bruders Freimund Eintritt ins Mönchsleben gemeldet war, auch in dieſer Sache noch guter Rath von ihm begehrt wurde. Darüber ergrimmte Geoffroy dermaßen, daß ihn der Zorn nicht nur bleich machte, ſondern er auch mit den Füßen zu ſtampfen, ja gar ſein Mund zu ſchäumen anfing. Alle, die um ihn herſtanden, zitterten bei ſeiner jähen Entſtellung vor Schrecken, und doch durfte ſich Niemand unterſtehen, ihm nur im Geringſten zu widerſprechen. „Ich will“ ſchrie er „voll Wuth, dieſes verführeriſche Volk, die Mönche zu Mallieres züchtigen und es rächen, daß ſie aus einem ſo jungen Ritter einen faulen und zaghaften Stubenbuben gemacht haben. Sollte er ſeinen Ritterorden um eine Kutte und einen Kahlkopf vertauſchen, und das Feuer ſeiner Jugend alſo in Trägheit verdampfen laſſen? Ich ſchwöre, daß dieſer Frevel an dem ganzen Kloſter mit Feuer beſtraft werden ſoll.“

Der Norweger Bote, der noch zugegen war, und Alles mit anhörte, zitterte vor Furcht über ſolches Vorhaben, weil es die Abreiſe des Ritters nach Norheim verhindern könnte. Aber Geoffroy, der dieſe Beſorgniß wohl merkte, redete ihn ſo an: „Ihr Bote, ziehet nicht von hier, bis ich zuvor eine gewiſſe Rache genommen haben werde; alsdann will ich den Verderber eures Landes auszutilgen mit euch ziehen!“ Mit dieſem Troſt mußte ſich der Fremde zufrieden geben. Hierauf ließ er ſich in aller Eile die Pferde rüſten, und ritt mit wenigen ſeiner Diener unverzüglich dem Kloſter Mallieres zu. Es war eines Dienſtags, als er daſelbſt angelangte; der Abt ſamt dem ganzen Convent ging ihm demüthig mit großer Freude und Ehrenbezeugung entgegen, um den Ankommenden zu bewillkommen. Allein gar bald verwandelte ſich das Schauſpiel. Geoffroy redete ſie nämlich voll Zornes alſo an: „Ihr Verführer und Verlocker eines jungen Ritterblutes, wer zum Henker hat euch befohlen, meinem Bruder Freimund auf die faule Kloſterhaut zu legen, und ſein edles Gemüth der trägen Ruhe ergeben zu machen, daß er die härene Kutte gegen den blanken Degen vertauſchte? Wiſſet ihr auch, daß ihr für ſolches Verbrechen alle mit einander den Feuertod verdient habt? Und dieſes ſoll augenblicklich durch dieſe meine Hand an euch Vermeſſenen vollzogen werden, an euch, die ihr ſo freventlich die alten Stämme der jungen Aeſte beraubet!“

Der Abt und der ganze Convent zitterte und ſtand in äußerſten Sorgen, denn keiner wußte vor Schrecken, was er auf die ſchnaubenden Worte des ergrimmten Geoffroy antworten ſollte. Zuletzt erholte ſich der Abt ein wenig, und hub zu betheuern an, daß nur die eigene Andacht und die Begierde des Herzens ſeinen Bruder Freimund bewogen habe, den Orden anzunehmen, und daß Freimund dieſes ſelbſt bezeugen könne. „Dem iſt ſo, mein Bruder, ſprach dieſer hervortretend, nicht dieſer Convent, ſondern mein freier Wille iſt ſchuldig daran, daß ich auf den Gedanken gerathen bin, Gott zu dienen und ein Mönch zu werden. Warum ſollen die Unſchuldigen die Strafe des Schuldigen leiden? Bin ich ſtraffällig, ſo mag mich der Himmel beſtrafen, den allein mein Verbrechen oder mein Reichthum angeht. Vergreife dich nicht an dem geweihten Orte und ſeinen Zugehörigen, die wir unabläßig begriffen ſind für die Wohlfahrt des ganzen Luſiniſchen Hauſes, und ſomit auch für die deinige, zu beten!“

Dieſe Rede machte den zornigen Geoffroy noch grimmiger; er ſtieg eilends vom Pferde und ließ von Stund' an einen großen Haufen von Holz, Heu und Stroh zuſammenbringen, und zündete dieſen mit eigener Hand an, daß der Wind die Flamme nach dem Kloſter zutrieb. Alle Mönche waren in die Kirche geflohen und mußten hier unter Flamme, Dampf und Rauch jämmerlich ihr Leben enden. So hatten die mordbrenneriſchen Hände eines tyranniſchen Bruders über hundert Mönche, den Abt und ſeinen Bruder Freimund nicht eingezählt, dem Feuer geopfert und der Eltern eigenen Beſitz nicht verſchont.

Allein auch die Reue blieb nicht aus; ſie folgte vielmehr der böſen That auf dem Fuße. Als der Mörder den Aſchenhaufen anſah, und die vielen unſchuldigen Leichen, und nach dem Ablodern der Flammen und dem Verhallen des Wehgeſchrei's, Gottes brennenden Zorn erwog, da erwachte, wiewohl zu ſpät, ſein Gewiſſen. Er ritt in der größten Beſtürzung wieder nach Garande zurück, wo der Bote von Norheim ſein wartete. Der Bote freute ſich ſeines Anblicks; Geoffroy ſelbſt ſchickte ſich unverweilt zur Reiſe an und ſegelte ſchnell Norwegen zu. um ſeine böſe That deſto eher zu vergeſſen.

Inzwiſchen als einſt Geoffroy's Eltern zu Favent in den beſten Geſprächen und herzlicher Vertraulichkeit über Tiſche ſaßen, ſiehe da kam ein Bote von Maſſieres an, welcher gar wenig Worte machte, und dadurch bald zu verſtehen gab, daß ſein Anbringen etwas Beſonderes wäre. Er wurde vorgelaſſen und gefragt, was er mitbrächte. „Wenig Gutes,“ antwortete er und ſchwieg wieder ſtille. Ein tiefer Seufzer, den er aus der Bruſt hervorholte, zeigte an, daß er vor Betrübniß kaum reden könne. Endlich mußte er das Schweigen doch brechen und was er zu melden hatte, ausrichten. „Gnädiger Herr, ſagte er, euer Sohn Freimund iſt todt, ſamt allen Mönchen; das ganze Kloſter iſt verbrannt, ich bin zum Glücke entronnen, daß ich euch den Jammer anzeigen kann, denn weder Abt noch Mönch iſt mehr übrig; das Alles hat der Ritter Geoffroy verübt, der im grimmigen Zorn das Kloſter vorſätzlich angezündet hat.“ Dann hub er an, den ganzen Verlauf der Sache umſtändlich zu erzählen.

Als nun Raimund den Jammerbericht zur Genüge vernommen, ſetzte er ſich mit betrübtem Herzen zu Pferde und ritt eilig nach Maſſieres, um mit eigenen Augen zu ſehen. Hier aber fand er nichts als Trümmer und klagendes Landvolk, das ſich in Verwünſchungen über ſeinen Sohn Geoffroy ergoß. Da drang ihm der Zorn ſo tief in das Herz, daß er vor innerer Herzensunruhe, den Aſchenhaufen nicht mehr anſehen konnte. Er ſetzte ſich wieder zu Pferd und ritt nach Favent heim, wohin er noch am nämlichen Tage gelangte. Da verſchloß er ſich in ſeine Kammer und beweinte in der Einſamkeit das Herzeleid, das ihm ſein Sohn Geoffroy angethan. Zugleich fiel ihm das Unrecht wieder ein, das er in der Uebereilung des Zorns an ſeinem Bruder, dem Grafen von Poitiers begangen, denn er erkannte jetzt, daß jener darin Recht gehabt habe, was er ihm vorgeworfen, indem er doch an Meluſina ein wahrhaftes Meerwunder und halbes Geſpenſt und nicht ein natürliches Weib habe, obſchon er zehn Söhne mit ihr gezeuget, davon der Eine jetzt ſo jämmerlich um ſein Leben gekommen war, und zwar von ſeines eigenen Bruders Hand.

Zu ſolchem Unmuth traf ihn ſeine Gemahlin Meluſina, die eben die Thüre des Kammergemachs aufſchloß und in Begleitung vieler Ritter und Frauen eintrat, um ihren betrübten Herrn, welcher noch immer mit den Reiſekleidern angethan auf dem Bette lag, in ſeinem gedoppelten Herzeleid zu tröſten. Sie ſchien aber gar nicht willkommen zu ſeyn, denn Raimund gab mit ſeiner finſtern Miene ihr genugſam zu verſtehen, daß ihre Gegenwart nicht ſonderlich erwünſcht war. Deſſen ungeachtet fuhr die tugendhafte und getreue Frau fort, ihm weiter mit herzlichem Troſte zuzuſprechen und ſtellte ihm vor, daß man dem Willen und der Schickung des Himmels ja nicht widerſtehen und ſeinen Schluß nicht hindern oder aufhalten könne.

Aber Raimund ſah ſie ſehr trotzig und mit grimmigen Gebärden an, wie ſie ſonſt von ihm nicht gewohnt war. Und zuletzt brach er in die ungeſtümen und unglückſeligen Worte aus: „Hebe dich von mir, du böſe Schlange und ſchändlicher Wurm; ſiehſt du nicht, was dein Sohn Geoffroy mit dem Zahn, für einen ſaubern Laſteranfang ſeines Manneslebens gemacht hat? Ach mein Sohn, mein Sohn Freimund iſt dahin, von Brudermördershand in den Tod geſchickt!“ Und nun warf er ſich unter einem Strom von Thränen und mit Händeringen auf die andere Seite ſeines Lagers, und würdigte ſeine getreue Meluſina nicht mehr des Anſchauens. Dieſe ſprach ihm in tiefſter Betrübniß, aber doch ganz beſcheidentlich zu, und erinnerte ihn an den Fehler, den er begangen und der nicht wieder gut gemacht werden könne. „Ach, unbeſonnener, ungeduldiger Raimund, ſprach ſie, welche Blödigkeit hält deine Vernunft gefangen, daß du über all' unſer Unglück auch an mir Unſchuldigen noch eidbrüchig wirſt! Habe ich nicht deine Wohlfahrt geſucht, dich geliebt, getröſtet, und vor allem Unglück gewarnt? Und dieſes will nun gleichſam zum Dache herein, denn in Kurzem wirſt du mich verlieren. Unglücklicher, keines Erbarmens würdiger Menſch, warum haſt du dich nicht eines Beſſern bedacht, und mich ſo vor allen Umſtehenden beſchimpft?“

Dann wurde ſie ganz ſtille und ſank vom Eifer ihrer Rede in einer tiefen Ohnmacht auf die Erde. So lag ſie bei einer halben Stunde ohne Empfindung da, und wurde faſt für todt gehalten. Alle Hofherren und

Diener erſchraken über die bedenklichen Reden, von deren Inhalt bisher Niemand etwas gewußt hatte; jeder konnte gar leicht denken, daß dieſes Geſpräch große Erbitterung bei Beiden nach ſich ziehen würde, und es war ihnen gar nicht lieb, dieſe Geheimnißreden und Offenbarungen eines jähen Zornes mit anhören zu müſſen; auch ahnten ſie wohl, daß am Ende zu ſpäte Reue bei beiden nachfolgen würde. Indeſſen eilte man ungeſäumt der ohnmächtigen Meluſina zu, und beſpritzte ſie mit friſchem Waſſer, um nur zu ſehen, ob auch noch Leben in ihr wäre. Dann eilte man mit andern Mitteln, ſie zu ſtärken, bis ſie endlich wieder zu ſich ſelbſt kam, ſich aufrichtete und mit gar langſamer, doch deutlicher und nachdrucksvoller, klagender Stimme die Worte ſprach:

„Ach, Raimund, was haſt du gethan? O ich Thörichte, die ich mich von deinem eiteln Geſichte verblenden ließ, und deinen verführeriſchen Gebärden und einſchmeichelnden Worten getraut habe! Zu welcher unglückſeligen Stunde habe ich dich an dem Brunnen angetroffen, und dieſe falſche Bruſt umhalſet! Iſt dieß Pflicht und Treu gehalten, dieß Wohlthat mit Dank bezahlt? habe ich dich darum ſo mächtig und begütert gemacht, daß ich durch dich ins Unglück verſinken ſollte? Undankbarer! nicht ich, du biſt eine Schlange, die ich mir ſelbſt, mir zum Falle, in meinem Buſen erzogen habe. War es dir nicht genug, Treuloſer, mich heimlich belauſcht zu haben, ohne daß ich ein Zeichen der Mißgunſt oder Rachgier vermerken ließ; wenn nur dein bundbrüchiges Herz ſich beſcheiden, dein falſcher Mund hätte ſchweigen wollen? Nun haſt du mir

und dir geſchadet und uns beide muthwillig um unſere Wohlfahrt gebracht. Denn ich wäre nicht von dir gewichen, bis mein natürlicher Tod mich von dieſer Welt abgefordert hätte; ſo aber bringſt du mir Leib und Seele bis an den jüngſten Tag in Pein und Trübſal. Wie eine zergliederte Kette wird dein Land von dir geriſſen, und nach deinem Tode da und dorthin vertheilt werden. Ich ſehe ſchon das Unglück deines Geſchlechts vor meinen Augen ſchweben; nichts als Zwietracht und Uneinigkeit wird in demſelben herrſchen, weil mit mir all dein Glücksſtern verſchwindet. Und ich ſelbſt, wie gern ich es wollte, wie wehe es mir thut, ich ſelbſt vermag das Alles nicht mehr zu ändern!“

Nachdem ſie ſolche Klage- und Strafworte geſprochen, ergriff ſie drei Große des Landes, die zugegen waren, bei der Hand, trat mit ihnen gegen Raimund und hob noch einmal, nachdrücklich zu reden an: „Falſcher Raimund! die Stunde meines Abſcheidens rückt immer näher herbei. So merke dir denn, was ich vor dieſen Zeugen, dir zum Beſten, aus Mitleiden (das du freilich nicht verdient haſt) hinterlaſſe. Horribil, unſern jüngſten Sohn, der drei Augen mit auf die Welt gebracht hat, dieſen mußt du nicht leben laſſen, ſondern gleich in der Stunde meines Hinſcheidens ertödten, wenn du anders nicht großem Unglück die Hand bieten willſt. Bliebe er am Leben, ſo würde der Krieg dein ganzes fruchtbares Land in eine elende Wüſtenei verwandeln. In ihm erblickſt du den Verderber aller ſeiner Brüder, den Schänder deines ganzen Geſchlechts. Darum vertilge dieſe Schlange, wenn du nicht noch mehr Herzeleid beweinen willſt! Den Unmuth aber, welchen dir Geoffroy's Miſſethaten verurſacht haben, den tilge; denn wiſſe, daß jenes Jammergeſchick vom Himmel über die Mönche wegen ſündhafter Ausſchweifungen verhängt war, dem Aergerniß zu wehren. Und wiſſe, daß eben dieſer dein Sohn jenes Kloſter weit herrlicher aufbauen und verſorgen wird, als es bisher geweſen. Endlich ſage ich dir, was ich nicht vergebens geredet haben will, ehe ich dich ganz verlaſſe: wenn man mich einſt in der Luft über Luſinia daher ſchweben ſieht, dann ſollt ihr wiſſen, daß das Schloß in ſelbigem Jahr einen andern Herrn bekommen ſoll; ja, ſollte ich in der Luft nicht wahrgenommen werden können, ſo wird man doch meine Gegenwart bei dem Durſtbrunnen verſpüren können, weil dort das Schloß zu meinen Ehren gebaut und meines Namens Gedächtniß daran geknüpft worden iſt. Ich werde aber den Freitag zuvor geſehen werden, ehe das Schloß ſeinen Herrn ändert. Und dieß iſt es, was am meiſten an meinem Herzen nagt. Die Zeit meines Abſcheidens iſt nun da, und bald werde ich dahin müſſen, wo mein Kummerlied ſich erſt recht anhebt."

Dieſe Rede fuhr dem Raimund wie ein Dolch durch das Herz und er brach in Thränen und Händeringen aus. Er wünſchte ſich nichts anders als im Augenblick ſterben zu dürfen. Er blickte ſie lange und beweglich an, konnte ſich nicht mehr halten, fiel ihr um den Hals und küßte ſie mit klagenden Gebärden, ſo daß allen Anweſenden die heißen Thränen hervorquollen, und ſelbſt die Hofdiener ſich nicht halten konnten. Es war ein Jammer anzuſehen, denn alle Beide lagen ohnmächtig auf der Erde. „Verzeihe mir, Geliebte, und bleib bei mir!“ hub endlich der ſeufzende Raimund an. — „Ich kann nicht,“ ſprach Meluſina, „denn das Verhängniß hat es alſo beſchloſſen. Darum vergiß deines armen Sohnes Freimund, und laß dir dagegen nichts aus dem Gedächtniß kommen, was ich dir geſagt habe; ſorge auch beſonders für deinen Sohn Raimund, denn dieſer wird an deines Bruders Stelle Graf vom Forſt werden.“

„Erinnere dich auch öfter,“ ſprach ſie, „deines jüngſten Sohnes Dietrich, welchen die Amme noch ſäuget, und wiſſe, daß ſelbiger dereinſt zu Portenach und Rochelle ein gebietender Herr ſeyn und große Ritterthaten verrichten wird, auch alle ſeine Söhne ſollen heldenmüthige, berühmte Leute werden. So viel ſey dir, blödſinniger Raimund, noch aus Mitleid und Wohlmeinung zur Nachricht hinterlaſſen. Aber laß' dir befohlen ſeyn, künftig den Himmel für mich zu bitten, denn auch ich will bedacht ſeyn, deiner nicht zu vergeſſen, ſondern dir noch viel Troſt und Förderung in allen deinen Anliegen zu verſchaffen, obſchon du mich in weiblicher Geſtalt von nun an nimmer zu ſehen bekommen wirſt.“

Als dieſe Worte geſprochen waren, verwandelte ſie im Augenblicke ihre Geſtalt, und nahm zur Hälfte die einer Sirene oder eines Fiſches an, und ſprang mit einem Satze auf das Fenſter um ſich hinaus zu ſchwingen. Doch kehrte ſie ſich noch einmal um, und wollte nicht ohne allerletzten Abſchied von ihrem Raimund und den Herren des Landes ſcheiden. Daher ſprach ſie zum Beſchluſſe: „Lebe wohl, mein Raimund, ich vergeſſe, was du mir zu Leid gethan haſt! Lebewohl du bisheriger Beſitzer meiner treuen Liebe, du, ſelbſt eine Zeitlang mein einziger treuer Freund! Ich verlaſſe dich mit Schmerzen; ob du mich ſchon bitter betrübt haſt, ſo habe ich dich dennoch geliebt. Lebt auch ihr wohl, getreue Herrn des Landes und Diener des Hofes, ihr werdet mich nun nimmermehr bedienen; der Himmel ſegne euch, und auch mein Volk, deſſen Gebieterin ich war. Lebet wohl, glücklich und gehorſam unter meinem Raimund, ſo lange ihr in ſeinen Dienſten ſtehen werdet! Der Himmel ſtreue Glück auf dich, du mein herrliches Schloß Luſinia, und ſeine Güte bedecke dich auch noch, wenn ich, deine Stifterin, in leiblicher Geſtalt ferne von dir bin!“

Indem ſie Solches ſagte, verwandelte ſie ſich noch entſetzlicher, ſprang vom Fenſter auf, und fuhr zu Aller Entſetzen zu demſelben hinaus, in Geſtalt eines abſcheulichen Wurmes vom Gürtel an, wie ſie Raimund früher allein geſehen hatte. So war dieß eine recht unglückſelige Stunde, als Raimund über ſeinen Sohn Geoffroy Streit mit Meluſinen angefangen hatte. Jenes Hinſcheiden aus dem Fenſter geſchah mit einem Rauſchen in der Luft, das ſich dreimal um das ganze Schloß hören ließ, jedesmal mit einem vernehmlichen Klagegeſchrei, und ſo verlor ſie ſich aus dem Geſicht und wurde hernach nicht wieder geſehen.

Raimund ſtand mit weit offenen Augen ſtaunend und ſprachlos da, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an und ſich ſein Haar auszuraufen, und rief ihr mit wehmüthiger Stimme viel tauſend Abſchieds-Grüße nach. Seitdem ſah man ihn nicht mehr fröhlich, ſo lange er lebte. Doch fanden ſich noch gute Leute, die ihm mit Troſt und Zuſpruch nahten.

Einer aber von ſeinen Räthen erinnerte ihn noch in ſelbiger Stunde, als Meluſina ſo kläglichen Abſchied genommen, der Lehre, wie ſie ihm vor ihrem Scheiden in Betreff ihres Sohnes Horribil, anempfohlen hatte. „Es iſt wahr,“ ſagte Raimund, „aber meine Wehmuth läßt mir nicht zu, jetzt Solches zu thun. Gehet Ihr zur Stunde hin, und vollbringet augenblicklich ihren Willen, wenn Ihr Solches für gut befindet, weil Ihr ſo getreulich mich daran erinnert habt. Es ſterbe die Natter, welche ſolches Blutbad mit der Zeit anrichten ſoll, damit der Ruheſtand des Landes erhalten und befördert werde.“ Mit dieſen Worten ſonderte ſich Raimund von ihnen ab, verſchloß ſich in ein einſames Gemach und lag ſeinen Kummergedanken ſeufzend ob. Die Diener aber, denen er die Tödtung Horribils aufgetragen hatte, nahmen den Knaben und führten ihn, dem Unglück vorzubeugen, in einen Keller, verſtopften hier alle Thüren und Fenſter, trugen naſſes Heu und Stroh herzu und zündeten es an, um nur nicht ſelbſt Hand an ihn legen zu müſſen. So erſtickte der Knabe im Rauch und Dampf. Hernach richteten ſie ſeinen Sarg zu und beerdigten ihn ganz ſtill in der Kirche, womit Meluſina's und Raimunds Wille vollzogen ward. Von Raimund aber ſah man nach geraumer Zeit nichts, denn er hielt ſich noch immer ganz ſtill in ſeinem Gemach verſchloſſen.

Meluſina hatte ihrem verlaſſenen Gemahl zwei junge Söhne in der Wiege zurückgelaſſen, die einer Säugamme übergeben waren. Dieſe hießen Dieterich und Raimund. Deren Amme und Wärterin nahm zu verſchiedenen Malen gewahr, daß Meluſina in geſpenſtiſcher Geſtalt bei ſpäter Nachtzeit in die Schlafkammer kam, eins der Kinder nach dem andern aus dem Bette hub, es an dem Feuer wärmte, ſie an ihre Bruſt legte, ſäugte, und ſodann wieder ſanft in das Bett hinein legte. Obwohl die Amme ein ſolches Schauſpiel nicht ohne Entſetzen anſah, unterſtand ſie ſich doch nicht, dem Geiſte ſelbiges zu wehren, oder einen Lärm darüber zu machen, ſondern, weil den Kindern dadurch kein Leid widerfuhr, ließ ſie es mit Erſtaunen ſo geſchehen. Doch wurde es als eine nicht zu verſchweigende Sache dem Raimund mit Betrübniß gemeldet und aller Verlauf berichtet. Dieſer hörte es mit innigem Vergnügen, tröſtete ſich damit in in ſeinem Kummer und labte ſich an der nichtigen Hoffnung, ſeine geliebte Gemahlin einſt doch wieder zu bekommen. Er befahl mit großem Eifer, daß man auf keine Weiſe den Geiſt, ſo oft er komme, beſchreien, noch weniger ihn verhindern, oder ihm irgend zuwider ſeyn ſollte, denn er hielt es für ein gutes Anzeichen und fühlte ſich ſeitdem in ſeiner Betrübniß ein Merkliches erleichtert.

Indeſſen nahmen die beiden Kinder, beſonders das Herrlein Dietrich in kurzer Zeit gar trefflich zu, ſo daß man an ihren Kräften und ihrer Geſundheit gar keinen Mangel verſpürte, ſondern ſich vielmehr höchlich darob verwundern mußte, wie ſie in einem Monat faſt mehr, als andere Kinder in einem halben Jahre wuchſen, ſo daß man ſolches Wachsthum der mütterlichen Milch zuſchrieb, weil ſie von dem Geiſte geſäugt wurden; obgleich Niemand begreifen konnte, wie es damit zuging.

Nun vernehmen wir wieder, wie es Geoffroy in dem Lande Norheim gegangen iſt. Dieſer war glücklich angelangt, und zugleich erſchallte in dem ganzen Lande das Freudengeſchrei, der junge, tapfere Ritter ſey angekommen, der im Lande Garande den ungeheuren Rieſen erlegt hätte. Jedermann eilte denſelben zu ſehen, ja es kamen alle Herren des Landes ihm Glück zu wünſchen, und ihm alle mögliche Ehre zu erweiſen, wobei ihm dann zugleich von einem der vornehmſten erzählt wurde, wie grauſam der in ihrem Lande ſich aufhaltende Rieſe bisher gehaust und wie er ſchon manchen tapfern Ritter erwürgt, ja noch vor Kurzem ihrer wohl hundert auf einmal erſchlagen hätte, das gemeine Volk gar nicht gerechnet. Das ganze Land ſey verwüſtet und ausgeraubt.

„Das muß ein Teufel und kein Menſch ſeyn,“ antwortete Geoffroy hierauf, „doch ſeyd getroſt, ihr Herren, und helfet mir nur, daß ich ihn treffe; dann verhoffe ich mit Hülfe des Himmels gleichwohl Sieg und Ehre einzulegen, und euch von dieſem Ungeheuer zu befreien, wofür mir das ganze Land danken möge!“ Kaum hatte Geoffroy dieſe Worte ausgeredet, da wurde ihm von den Landesherrn ein erfahrener Wegweiſer zugeordnet, dem die Gegend des Landes, wo der Rieſe ſeine Wohnung hatte, wohl bekannt war. Geſchwind mußte nun alles zur Reiſe fertig gemacht werden; dann beurlaubte er ſich aufs höflichſte von allen Herren des Landes, und ritt immer getroſt dem bedeuteten Berge zu, wo der Rieſe am meiſten ſich aufzuhalten pflegte. Als ſie bereits den Berg hinanritten, hub der Wegweiſer zu Geoffroy an: „Gnädiger Herr! Auf dieſem Berge und in dieſer Gegend hat der Rieſe ſeine Wohnung.“ Geoffroy ſchaute auf, denn ſie waren gerade neben einem Felſen, in deſſen Höhle der Rieſe zum öftern zu ſitzen pflegte. Der Wegweiſer ſelbſt zitterte und es war ihm nicht wohl bei der Sache zu Muth; er ſah ſich hier und da um, ob er ihnen nicht von irgend einer Seite her auf den Nacken käme. Unter dem Umſchauen ward er gewahr, daß, unweit von einem gewaltigen Felſen, der große Valand — wie ihn insgemein das Volk des Landes nannte — ſich unter einem lieblichen, ſchattenreichen Baum auf eine marmorne Ruhebank niedergeſetzt hatte. „Herr, wir ſind des Todes,“ ſchrie der erſchrockene Wegweiſer, „wenn wir nicht eilends zurückgehen! Ich bitte, entlaſſet mich, dort oben auf der Anhöhe ſehe ich das Ungeheuer ſitzen!“

„Verzagter, was entſetzet ihr euch,“ ſprach Geoffroy, „bleibet bei mir, ich werde euch und dem ganzen Lande Rettung verſchaffen!“ — „Immerhin,“ ſprach dieſer, „aber laßt mich unten, ich habe euch nun den Weg gewieſen, wo ihr euren Tod finden könnet; kommen wir weiter hinauf, ſo treten wir ſchon auf Todtenbeine.“ —

„Blöder Menſch, ich werde dich nicht entlaſſen,“ ſprach Geoffroy, „wenn ich auch deine Hülfe nicht verlange, ſo ſollſt du doch meinen Sieg mit anſchauen.“ Und ſo nöthigte er ihn, unwillig und in höchſter Angſt den Berg mit hinauf zu reiten. Geoffroy mußte über den Zitternden lachen, der ſich gebärdete, als hätte er das dreitägige Fieber. Sie wurden auch bereits von dem Rieſen Grymold (denn dieß war ſein rechter Name) wahrgenommen, welcher aber aus Verachtung ganz regungslos ſitzen blieb.

Endlich, als ſie ganz in der Nähe waren, hieß Geoffroy lachend und mitleidig den Wegweiſer mit ſeinem Pferd ſtille halten, und hieß ihn dem Spiele zuſehen. Der Wegweiſer verſprach ihm zu bleiben, wenn der Kampf nicht zu lange dauern würde. „Sonſt,“ ſprach er, „ehe mich der Schwindel gar ankommt, werde ich das Weite ſuchen. Darum wagt euer Leben nicht gar zu verwegen, denn dieſer Wütherich hat ſchon viele tapfere Helden aufgerieben.“ „Sorget nicht, mein Freund,“ ſprach Geoffroy, und ritt noch ein Kleines weiter aufwärts, bis er den Rieſen erreichte. Dieſer wunderte ſich über des Ritters Kühnheit, der ſo allein bei ihm erſchien, doch dachte er, es könnte vielleicht ein vom Lande Abgefertigter ſeyn, der etwas bei ihm anzubringen hätte. Er ſtand deßwegen von ſeinem Sitze auf, nahm eine groſe, dicke Stange von Holderholz und ging dem ankommenden Ritter auf einer ſchönen Bergwieſe entgegen. Wenige Schritte von Geoffroy hielt er ſtill und ſchrie: „Wer und von wannen biſt du, Vermeſſener, daß du ſo freventlich allein gegen mich zu reiten dich erkühnſt?“ — „Ich komme,“ erwiederte

Geoffroy, „mit dir zu ſtreiten, du Ungeheuer, und ohne weitere Worte dich herauszufordern!“ — „So, biſt du deines Lebens müde?“ ſprach der Rieſe. „Komm,“ ſagte darauf Geoffroy, „und mache nicht viel Worte! Ertödte mich, wenn du kannſt!“ — „Ey nicht ſo,“ verſetzte der Rieſe ſpottend, „ſchone meines Lebens, du Ohnmächtiger, und bring mich nicht ſo eilends um!“

Dem tapfern Geoffroy griff dieſe Hohnrede ins Herz, er zuckte ſeinen Schild, ritt ohne ein Wort mit ſeinem Speer auf den Prahler los, und traf dieſen ſo empfindlich auf die Bruſt, daß, wäre er nicht mit einem ſtählernen Harniſch bedeckt geweſen, Geoffroy ihn auf den erſten Stoß durchrannt haben würde. Aber auch ſo fiel er auf die Erde und kehrte die Beine in die Höhe; doch raffte er ſich geſchwind wieder auf, ſo heftig er den Stoß empfand. Der Ritter, welcher merkte, daß der Rieſe einen Streich auf ſein Roß zu führen beabſichtige, ſprang behend vom Pferde. Da rief der Rieſe: „du haſt mir einen empfindlichen Bruſtſtoß beigebracht, kühner Ritter; biſt du redlich und guten Herkommens, ſo nenne mir deinen Namen!“ — „Ich bin weltbekannt,“ ſprach der Ritter, „und heiße Geoffroy mit dem Zahn!“ — „So!“ erwiederte der Rieſe; „habe ich doch von dir gehört, daß du meinen Oheim, den Rieſen Gedeon von Garande gefällt haſt! Dafür ſoll dir bald dein Lohn werden!“ Ungeduldig griff der Rieſe zu ſeiner Stange, und führte damit, weil er links war, einen furchtbaren Streich auf Geoffroy's rechte Hand. Aber dieſer entwich dem Hieb, ſo daß die Stange gegen den Felſen ſchlug, daß man den Streich einen Schuh tief darin ſehen konnte.

Unterdeſſen ergriff Geoffroy ſein Schwert, und ſchlug dem Rieſen auf den Harniſch, daß Splitter davon ſprangen und das Blut aus den Ritzen hervordrang. Der Rieſe führte nun ganz grimmig einen zweiten und dritten Streich, denen Geoffroy immer auswich, ſo daß die Stange, am Felſen zerſpaltet, in der Mitte zerbrach und der Arm des Rieſen ganz müde war. Jetzt verſetzte der Ritter dem Rieſen einen Schwerthieb auf den Helm, daß ihm Hören und Sehen verging; aber noch war deſſen Fauſt ſo kräftig, daß ein Schlag des Unbewehrten auf Geoffroy's Helm dieſen wie einen Trunkenen taumeln machte. Doch faßte der Ritter wieder neuen Muth, und traf mit einem Streiche glücklich des Rieſen Achſel, tief durch den Panzer, ſo daß das Blut in Strömen von ihm floß. Jetzt warf ſich der Rieſe raſend auf Geoffroy, und begann mit demſelben zu ringen. Sie faßten ſich auch ſo gut, daß Jedem der Athem ausgehen wollte. Aber der große Blutverluſt machte den Rieſen kraftlos, ſo daß er abſtehen mußte. Dadurch kam Geoffroy abermals zum Schwerte, verſetzte ihm einen neuen Streich, und zwang das Ungethüm, nach ſeiner Felſenhöhle zu eilen und ſich dort zu verbergen.

Dieſer Fels, in den der Rieſe ſprang, war ein düſteres Loch, wie ein tiefer Keller anzuſchauen, und der Held konnte ihn hier nicht mehr erreichen. Der muntre Ritter ſchwang ſich indeſſen fröhlich auf ſein Pferd, ritt zu dem Wegweiſer, der noch zagend auf ſeiner Stelle ſtand, zurück, erzählte ihm den ganzen Vorfall, den jener aus Angſt nicht ſo genau beobachtet hatte und zeigte ihm einen von den Fehlhieben des Rieſen getroffenen Harniſch und den Helm voll Beulen.

Während Geoffroy mit dem Wegweiſer ſprach, kamen die Herren des Landes in Begleitung vielen Volkes. Sie meinten, der völlige Sieg ſey vollzogen, und fingen an, den Obſieger mit Glückwünſchen zu überſchütten. Sie hörten aber bald, daß es ganz anders ſtand. Da fragten ſie den Ritter, ob der Rieſe ſich nicht nach ſeinem Namen erkundigt habe. „Ja, antwortete Geoffroy, und ich habe es ihm auch ohne alles Bedenken frei herausgeſagt!“ — „Nun,“ fing einer von den Herren an, „dann wird er auch nicht mehr aus ſeiner Höhle herauskommen, ſo lange der tapfere Geoffroy im Lande iſt; denn er hat eine ſichere Weiſſagung, daß er von dieſem abgetödtet werden ſoll.“ — „Wenn er auch ſich nicht herauswagt,“ ſprach da der Ritter, „ſo will ich ihn dennoch tödten, um den Sieg voll zu machen. Ich mag aus dieſem Lande nicht ſcheiden, ehe meine Fauſt dieſes Ungeheuer erlegt hat!“

Ein anderer Landesherr, der Mitleid mit dem jungen Helden empfand, fing an ihn zu warnen, denn in dem Berge gebe es Geſpenſter und ſeltſame Abentheuer: der alte Beherrſcher des Landes Norheim, König Helmas, ſey von ſeinen drei Töchtern in dieſem Berge verſchloſſen worden, und habe bis zu ſeinem Tode dort bleiben müſſen, einzig darum, weil er Perſina ſeine Gemahlin im Wochenbette beſucht, und daher ihre Geheimniſſe erkundigt hätte. Auch wiſſe man nicht, wohin hernach die drei Töchter des Königs mit ſamt ihrer Mutter gekommen ſeyen. Einen Rieſen habe es an dieſem Orte immer gegeben, und der habe den Berg gehütet; der jetzige ſey bereits der fünfte oder der ſechste, und alle haben das Land verwüſtet und mit Feuer verheert. Inſonderheit habe dieſer alle Helden, die gegen ihn ausgezogen, bezwungen und getödtet. Geoffroy ſey glücklicher geweſen, als alle Könige ihres Landes, die nicht hätten wagen dürfen, was er gewagt. Jedoch ſollte er den Rieſen nicht anders beſtehen, als wenn derſelbe auſſerhalb des Berges zu treffen wäre.

Geoffroy, durch dieſe Rede bewogen, verſprach ihnen jedenfalls den Rieſen zu erlegen, und nun ritten ſie, weil die Nacht herbeirückte, den Geoffroy aufs ehrerbietigſte begleitend, mit ihm zur Abendtafel nach ihrer Stadt zurück.

Als der frühe Morgen anbrach, machte ſich der Held Geoffroy auf den Weg und ritt wieder dem Berge zu. Dort angekommen hatte er eine gute Zeit zu ſuchen, bis er unter ſo vielen Löchern und Klüften das rechte und den Eingang zu der Rieſenhöhle traf. Geſchwind, als er ſolchen gefunden, ſprang er vom Pferde, ergriff ſeinen Speer, bezeichnete ſich mit dem Kreuz und ließ ſich in das Felſenloch hinab, nachdem er ſich von dem ihn begleitenden Ritter verabſchiedet hatte, und es ward ihm unter tauſend Wünſchen Glück nachgerufen. Als er Grund ſpürte, ſtieß er mit vorgehaltenem Speer überall herum, ob er nicht den Rieſen in irgend einem Winkel der Höhle auffinden möchte. So kam er immer tiefer hinein, bis er einen Lichtſchimmer ſah, dem er nachging, und der ihn in eine helle Kammer führte, die nur Eine Thüre hatte, aber mit Gold, Silber und Edelgeſteinen ſehr herrlich angefüllt war.

Er ſah ſich verwundert in dem Gemach um: in der Mitte der Kammer ſtand ein erhabenes Grabmal auf ſechs zierlichen Pfeilern mit Edelſteinen, die in dieſem Berge häufig wuchſen, reich geziert; auf dem Male war ein bewaffnetes gekröntes Königsbild, aus milchblauem, durchſichtigen Chalcedon, liegend abgebildet; zu deſſen Füßen war ein Frauenbild zu ſehen, das eine Tafel von etlichen Blättern in den Händen hielt, auf der war folgende Schrift ganz deutlich zu leſen: „Dies iſt der König Helmas, mein liebſter Gemahl, der hier begraben liegt, ein mächtiger König von Nordland, der mir geſchworen, mich zur Gemahlin zu erkieſen, doch nie mich im Wochenbette zu beſuchen, noch beſuchen zu laſſen. Weil er treubrüchig geworden, verlor er mich. Die drei ſchönen Töchter, die ich im ſelben Jahre geboren, nahm ich mit mir; ſäugte, ernährte, erzog ſie bis ins fünfzehnte Jahr, er wußte nicht wo. Dann entdeckte ich ihnen des Vaters Untreu, darüber wurden ſie eifernd, und inſonderheit beſchloß die jüngſte, Meluſina, ſolch Verbrechen an ihrem Vater ſtatt meiner ſelbſt zu rächen. So ſperrten ſie ihn in dieſen Felſen ein, bis ans Ende ſeines Lebens. Ich ſelbſt begrub ihn unter dieſen Stein, und daß ſein Grab vor Dieben, Räubern und Schatzgräbern ſicher wäre, habe ich den Rieſen hieher gelegt, Grab und Felſenhöhle zu hüten. Meine drei Töchter haben drei beſondere Merkzeichen: die jüngſte, Meluſina, die ſehr klug und ſcharfen Verſtandes iſt, das, daß ſie alle Sonnabende vom Gürtel an zur Schlange wird. Wer ſie freit, ſoll ihr geloben, ſie an ſelbigem Tage weder zu beſuchen, noch zu ſehen, noch nach ihr zu fragen, auch keinem Menſchen ſolch Geheimniß entdecken. Melora, meiner zweiten, wunderſchönen Tochter legte ich auf, daß ſie als Geiſt eines herrlichen Bergſchloſſes in Armenien hüten, daneben unabläſſig einen Sperber auf dem Haupte haben ſoll. Wer ſich ihr nahen will, der muß von adeligem Ritterblute ſeyn, ohne Entſetzen drei Tag' und drei Nacht des Sperbers ſchlaflos hüten, keine Furcht und Scheu tragen, dann ſoll ihm vergönnt ſeyn, von dem jungfräulichen Geiſt eine Gnade, welche er will, außer ihrer Perſon und Liebe, zu erbitten. Wer ſich aber vom Schlaf überwinden läßt, der ſoll ſein Lebenlang, ja bis zum jüngſten Tage, des Geiſtes Gefangener ſeyn. Meiner dritten Tochter, Plantina, gab ich auf dem hohen Berge Roniche in Arragonien ihres Vaters unendliche Schätze zu hüten, bis ſich einer unſers Geſchlechtes findet, der Burg und Schatz mit wehrhafter Hand erobert, und König zu Jeruſalem werden wird. Solches habe ich, ihre Mutter Perſina, ihnen auferlegt. Damit begnüge ſich, wem dieſe Tafel zu Geſichte kommt."

Geoffroy, der den Inhalt dieſer Blätter bedächtiglich geleſen, gerieth in großes Staunen. Er merkte jetzt, daß ſeine Mutter die Nymphe Meluſina war, und König Helmas ſein Großvater, Perſina ſeine Ahnfrau geweſen. Aber völlig wollte er es erſt glauben, wenn er glücklich den Rieſen erlegt hätte, dann erſt wollte er ſich für jenen wahren Erben und vom Schickſal dazu erſehen halten. Mit neuem Eifer verließ er das Zimmer, allenthalben mit dem Speer umherfühlend. In ſolchem Fortgehen gerieth er auf einen weiten Platz, auf dem ſich ſogar ein hoher Thurm befand, ſo daß er ganz aufrecht gehen konnte. Er nahm daher ſeinen Speer bequem auf die Achſel, und ging, unter ſcharfem Umſchauen, auf den Thurm los, den er offen und darin herrliche Gemälde fand.

Im Hingehen jedoch bemerkte er unter dem Gebäude einen abſcheulichen Kerker, in welchem ſich viele Gefangene befanden, die ſich alle höchlich verwunderten, woher er käme und welcher entſchloſſene Muth ihn ſo weit gebracht. Einige warnten ihn mitleidig vor dem Rieſen, dagegen riefen andere: „ſchweigt, ihr redet zu unſer Aller Schaden; laßt den jungen Helden doch ziehen, er dürfte vielleicht unſer Erlöſer werden! Der Himmel der ihn hieher geleitet hat, wird ihn auch noch weiter bewahren können!“ Dieſe Rede gefiel Geoffroy wohl, er wurde noch muthiger in ſeinem Sinn, und hub lächelnd zu fragen an: „Wo iſt das Ungeheuer, das euch alſo quält? Zeiget mir den Ort, daß ich meinen ritterlichen Muth an ihm üben möge!“ Darauf hub einer von den Gefangenen an: „Nehmet euer Leben in Acht, Herr Ritter, ihr werdet ihn bald zu ſehen bekommen!“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo kam der Rieſe daher getreten. Aber ſtatt daß Geoffroy vor ihm hätte fliehen ſollen, erſchrak der Rieſe, als er den Ritter erblickte und verkroch ſich vor ihm in ein Gemach, deſſen Thüre er eilig hinter ſich zuſchloß. Geoffroy, dadurch ganz kühn gemacht, ſprang ihm ſchnell nach, und pochte an die Thüre ſo mächtig, daß ſie in Stücke ſprang, ſo gut ſich das Ungeheuer von innen verriegelt hatte. Nun hatte aber der Rieſe einen großen viereckichten Hammer aus Stahl, mit dem gab er dem Ritter einen Streich aufs Haupt; aber der Helm hielt ihn aus und blieb unbeſchädigt. „Dieſer Streich ſoll dir gedoppelt auf deinen verfluchten Schädel fallen,“ rief Geoffroy, „und nun zog er ſein Schwert und ſtach den Rieſen durch und durch, ſo daß er auf die Erde fiel. Dies geſchah mit einem ſolchen Schrei, daß der ganze Thurm davon zu zittern ſchien. Damit bließ er zugleich ſeinen Athem aus, und die Leiche lag ausgeſtreckt auf der Erde.

Da dankte Geoffroy dem Höchſten für den verliehenen Sieg, ſteckte das Schwert in die Scheide, eilte zu den Gefangenen in dem Thurme, und fragte ſie, ob ſie aus dem Lande der Norhemer wären; und als ſie dieß bejahten: was denn ihr Verbrechen ſey. Darauf ſagten ſie ihm, daß ſie den Tribut nicht bezahlen konnten, den der Rieſe von ihnen forderte. „Nun ſo ſey euch derſelbe, mit ſammt eurer Freiheit, geſchenkt!“ ſprach Geoffroy, und verſprach ihnen unter Jauchzen und Frohlocken ihren Kerker zu öffnen; „aber,“ fragte er, „ihr müßt mir auch ſagen, wo die Schlüſſel des Gefängniſſes aufbehalten werden.“ Das wußte keiner; Geoffroy ſelbſt mußte lange Zeit ſuchen, bis er endlich den Schlüſſel fand, und über zweihundert Gefangene befreite. Dieſe führte er alle in das Zimmer, wo er den Rieſen erlegt hatte; ſie betrachteten die Leiche des Ungeheuers mit Entſetzen und weideten ſich mit Staunen an der Heldenthat des jungen Ritters.

Dann ſprach dieſer zu ihnen: „Höret, lieben Freunde und erledigte Gefangene, womit ich euch erfreuen will. Es liegt in dieſem Berge und ſeinen verſchiedenen Höhlen ein großer Schatz an Gold, Silber und edeln Steinen verborgen. Das Alles ſchenke ich euch, denn ich will von dem übel geſparten Gute nichts haben!“ Die armen Leute konnten nicht aufhören zu danken; ſie wollten auch das Geſchlecht des edlen Ritters wiſſen, denn ſeit König Helmas Tode ſey kein Mann lebendig aus dieſem Felſen gekommen. Der Ritter willfahrte und ſagte ihnen, daß er Geoffroy mit dem Zahn heiße, dann erzählte er ihnen von ſeiner Herkunft weitläufig. Hierauf begleiteten ihn die Befreiten, zum ſchuldigen Dank aus der Höhle. Vorher hatten ſie noch einen Karren zubereitet, auf den der ungeheure Rieſe geworfen und aus dem Berge hervorgezogen wurde. Die Leiche ſaß auf dem Karren mit Ketten gebunden, aufrecht, als lebte das Ungeheuer noch; ſo führten ſie das Scheuſal im Lande herum, jedermann zur Verwunderung und zum Abſcheu. Alles Volk lief herzu und dankte Gott und lobte den Sieger Geoffroy, der zur rechten Stunde gekommen ſey.

Mittlerweile kam Geoffroy wieder zu den Herren des Landes, von welchen er vor kurzer Zeit geſchieden war, und die mit großer Betrübniß und unter vielen Zweifeln ſeiner gewartet hatten. Da ward ihm und den befreiten Gefangenen alle erſinnliche Ehre angethan. Und weil ſchon der König von ganz Norheim ohne Leibeserben mit Tod abgegangen war, ſo wurde ihm nicht nur großes Geld und Gut, ſondern die königliche Krone ſelbſt angeboten, wenn er bei ihnen bleiben wollte. Dies Alles aber ſchlug Geoffroy mit großer Höflichkeit ab, und nach kurzer Zeit machte er ſich, von ihnen Allen geſegnet, wieder reiſefertig auf den Weg, nachdem er zuvor den Landesfürſten die Verweſung des Reiches und ſeine Wohlfahrt ſorgſam anbefohlen hatte. Und nun reiſte er mit großem Verlangen, ſeinen Vater und ſeine Mutter nur recht bald anſichtig zu werden, von dannen, bis er an das Meer kam, wo er zu Schiffe ſaß, und nach ſeinem Vaterlande der Herrſchaft Garande zu ſegelte. Als das Volk ſeine Ankunft gewahr wurde, lief Alles ihm voll Freuden zu, ihren Erretter wieder zu ſehen und zu bewillkommen, weil es noch nicht ſo lange her war, daß er ſie von dem Rieſen Gedeon erlöſet hatte.

Nun kam die Kunde von ſeiner Rückkehr auch zu ſeinem Vater Raimund. Er ritt, ſeinen Sohn Geoffroy zu empfangen, ihm entgegen, und hielt auf der Straße, wo er vorbei mußte, zumal da ihm ſchon hinterbracht worden war, wie viel Ruhm und Ehre er im ganzen Reich Norheim erlangt hatte. Dieſe neue Freude hatte den guten Raimund wieder ein wenig ſeines ſchweren Kummers entledigt. Er wartete deswegen nicht länger, ſondern ritt in ſeines Herzens Fröhlichkeit gar bis an das Geſtade des Meeres, wo ſein Sohn bei ſeiner Ankunft unfehlbar landen mußte. Dies geſchah, und es war ein rechter Freudenempfang von Beiden, der gar beweglich anzuſchauen war, daß Vielen die heißen Thränen darüber ausbrachen. Endlich nahm der Vater Raimund ſeinen Sohn bei der Hand, führte ihn bei Seite und entdeckte ihm ſein ganzes Herzeleid, den Verluſt ſeiner Mutter, und Alles, was ſich bisher zugetragen.

Geoffroy erſchrak darüber heftig; er merkte wohl, daß auch ſein böſes Beginnen hierzu nicht wenig geholfen, und das Oel zum Feuer gegoſſen hatte. Von innerlicher Reue und Bewegung des Herzens, brach ihm der Angſtſchweiß aus, und er ſprach: „Sey es dem Himmel geklagt, in welchen Jammer ich mich durch mich ſelbſt geſtürzt ſehe!“ Unter ſo kleinmüthigen Seufzern ſtand er eine gute Weile in ſich gekehrt; dann fing er an, und erzählte dem Vater von der Tafel und Schrift, die er in dem Geſpenſterberge im Norheimerlande gefunden und geleſen habe, und von dem ganzen Begräbniß. Raimund vernahm zu ſeinem Troſte, was er vorher ſelbſt nicht gewußt, wer nämlich Meluſina ſeine Gemahlin und Geoffroy's Mutter geweſen, und daß ſie aus königlichem Geſchlechte entſprungen war. Dagegen hatte auch ſein Sohn hinwieder von ſeinem Vater erfahren, was er noch nie gewußt, wie nämlich ſein Bruder ihn gereizt, ſeine Meluſina an einem Sonnabend zu beſuchen, und am Ende gar ihren Zuſtand ihr vorzuwerfen und ſie damit zu beſchämen.

Darüber ſchwur Geoffroy dem Grafen den Tod. Er ſetzte ſich zu Pferde, und ritt in Begleitung ſeines jungen Bruders Raimund, Tag und Nacht auf den Forſt zu, worüber denn Raimund, ſein Vater, in neuen Kummer fiel, denn es reute ihn, daß er ſeinem Sohn alles ſo klar geoffenbaret hatte, daß nun vielleicht auch dieſes zu einem böſen Ende ausſchlagen möchte.

Geoffroy aber gelangte von Niemand erkannt und in aller Stille in die Grafſchaft vom Forſt, und bis dicht an das Schloß des Grafen. Dies fand er offen, ſtieg alſobald von dem Pferd ab, und kam unverſehens in den Saal, wo ſein Oheim ſich aufhielt. Geſchwind griff er nach der Wehre, rannte auf ihn zu und fuhr ihn mit ungeſtümer Rede alſo an: „Ha, Verräther, du biſt derjenige, durch welchen wir alle unſere Mutter verloren haben. Aufrührer, Verführer, Böſewicht, du mußt des Todes ſterben.“ Der Graf vom Forſt, von dieſer Ueberraſchung ganz beſtürzt, wußte nichts anders zu thun, als ſich zu retten und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Er verſchloß ſich in einen Thurm, deſſen hohe Treppen er hinan eilte, und war froh, als er ſich vor dem Zorn des Ritters geborgen ſah.

Weil nun Geoffroy dießmal nichts ausrichten konnte, hub er an aufs heftigſte in Worten gegen des Grafen Diener zu toben, die ihm alle entliefen. Dadurch fand er freie Bahn, den Grafen noch weiter zu verfolgen, ſo daß dieſer endlich zu einem Fenſter des Thurms hinausſpringen mußte, um ſich auf ein gegenüberſtehendes Dach zu flüchten, er verfehlte es aber mit ſeinem Sprunge und fiel zu Tode. Nun ließ ihn Geoffroy begraben, und die Seinen, die ihn an dem grimmigen Ritter nicht zu rächen wagten, bejammerten ihn alle. Dann befahl Geoffroy den Dienern, daß ſie nunmehr ſeinem Bruder Raimund ohne alle Widerrede huldigen ſollten; dieß thaten ſie mehr aus Furcht als aus gutem Willen, denn alles Land ſcheute ſeinen Namen.

Der ſchwermüthige Vater Raimund war inzwiſchen auch nach Luſinia zurückgekehrt, aber voll Unmuth und Betrübniß, denn die Tödtung ſeines leiblichen Bruders durch ſeinen Sohn Geoffroy war ihm berichtet worden. Aber er konnte nicht ändern, was geſchehen war. Er verſank aufs Neue in die tiefſte Reue und beſchloß, nach Rom zu ziehen, dort ernſtliche Buße zu thun und nimmermehr nach Hauſe zu kommen, ſondern ſein Leben in einem Kloſter mit Weinen und Beten zu beſchließen. Während er ſich mit ſo traurigen Gedanken abquälte, ſiehe, da kam ſein Sohn Geoffroy in den Schloßhof eingeritten, ſtieg vom Pferde, ging zu ſeinem betrübten Vater hinauf und fiel vor ihm alſobald auf die Knie. Da bat er um Gnade wegen aller ſeiner Miſſethaten und geſtand ganz freimüthig, daß er die einzige Urſache aller ſchmerzhaften Verluſte ſey, die ſeinen Vater betroffen.

„Es iſt ſo, mein Sohn, wie du ſagſt," hub Raimund ſeinem Sohn zum Troſte an, „allein wir können die Todten doch mit allen unſern Klagen nicht erwecken. Doch ſey dir hiermit zur väterlichen Strafe auferlegt, das verbrannte Kloſter Mallieres wieder aufzubauen und andere Mönche zu Dienſt und Ehren Gottes darein zu ſtiften."

Geoffroy ließ ſich dieſes gar gerne gefallen und verſprach daſſelbe herrlicher und reicher zu bauen, als es zuvor geweſen. Dieß tröſtete den alten Raimund nicht wenig. „Wohlan, ſprach er, die Vollziehung deines Verſprechens wird deinen Gehorſam bethätigen, mein Sohn Geoffroy! Doch vernimm das, was ich dir jetzt entdecken will. Ich habe mir zur Buße eine Reiſe in fernes Land vorgeſetzt, und will dieß jetzt als ein Gelübde vollbringen. Demnach befehle ich dir, das Land löblich zu regieren, daß du dich als ein Vater und nicht als ein Tyrann, wie du bisher gepflogen, gegen die Unterthanen erweiſeſt, deinen jüngſten Bruder aber, meinen Sohn Dieterich, in aller Frömmigkeit und Tugendübung getreulich anſtatt meiner auferzieheſt, und, wenn er erwachſen iſt, ihm die Herrſchaft Portenach, Favent und Rochelle zum Beſitze einräumeſt. So hat es mir deine ſelige Mutter anempfohlen, und ich will es auch dir ans Herz gelegt haben; denn es ſcheint ein gar ſonderliches Licht aus dem Knaben, welches wohl zu pflegen iſt.“

Geoffroy verſprach ihm reumüthig unverbrüchlichen Gehorſam, und dem Raimund rannen über ſeinen treugemeinten Worten die Freudenthränen über die Wangen. Dann berief er alle Unterthanen zuſammen, ſtellte ihnen ſeinen Sohn als künftigen Regenten vor, ließ die Huldigung vor ſich gehen, und trat die Reiſe an. Seine Söhne Geoffroy und Dieterich gaben ihm mit einem kleinen Gefolge zu Roß das Ehrengeleit. Am andern Tag umhalsten ſie den Vater und nahmen einen thränenvollen Abſchied.

Der junge Dieterich wuchs gerade und herrlich heran, und hatte die Mannsjahre erreicht. Da that er, dem väterlichen Befehle gemäß einen ſchönen Ritt nach Portenach und nahm daſelbſt Beſitz von ſeinem Erbtheil mit den andern ihm zugehörigen Orten. Er regierte klug und glücklich und galt für einen weiſen Regenten des ganzen Landes. An Tugend, Tapferkeit und Heldenthaten nahm er alle Tage zu, ſein Vater Raimund aber, obgleich er lebte, war dem Lande längſt geſtorben. In der Folge heirathete Dieterich eine ſchöne Dame aus der Bretagne, und es ſtammet bis auf dieſen Tag von ihm das hohe Geſchlecht derer von Portenach.

Geoffroy hatte nach halber Jahresfriſt das Kloſter Mallieres ſchöner und größer, als es zuvor geweſen, wieder aufgebaut. Der vorher ſo wilde und grauſame Mann zeigte bei dieſem Bau einen ſolchen Bekehrungseifer, daß in dem ganzen Lande das Sprichwort von ihm erſcholl. „Geoffroy iſt ein Mönch, der Wolf iſt ein Schaf geworden.“ Obwohl ihm nun dieſer Spott zu Ohren kam, fuhe er doch in dem guten Werke fort und ruhte nicht, bis es fertig da ſtand.

Inzwiſchen war Raimund zu Rom angelangt und hatte vor dem Pabſt ſeine Beichte wehmüthig abgelegt, Abſolution empfangen und die auferlegte Buße mit demüthigem Gehorſam angenommen. Auf die Frage des Pabſtes: was jetzt ſein Vorſatz wäre, erwiderte er: „Allerheiligſter Vater, ich gedenke mein Leben an einem Orte zu ſchließen, wo nicht viele Leute um mich ſind, denn ich möchte mich von der Welt abſondern.“ Und als der Pabſt dieſen Vorſatz lobte und ihn um den Ort befragte, den er ſich auserſehen hätte, da ſagte er, daß er nach Montſerrat in Arragonien, zu unſerm lieben Frauenkloſter Belieben trüge, denn der ſchöne, reine Gottesdienſt, der dort gepflogen werde, gefalle ihm vor allen Andern.“

Da wurde ihm vom Pabſt ein Prieſter und ein Schüler zugeordnet, die ihn ſein Leben lang bedienen ſollten. So nahm er ſeinen Abſchied und ſie ritten zuſammen mit einem ſchönen Gefolge von Rom weg. Als er zu Toloſa ankam, wurde er wider ſeinen Willen dort aufs herrlichſte empfangen und ihm alle mögliche Ehre angethan. Nun entließ Raimund alle andern Diener, und behielt Niemand als den Prieſter und Schüler bei ſich. Und ſo wie er an dem erwünſchten Orte angekommen war, ließ er ſich und dem Prieſter Einſiedlerskleider machen, und begab ſich in das Gotteshaus, dem Herrn dort zu dienen, ſo lang er lebte.

Als ſeinem Sohne Geoffroy die Ankunft Raimunds zu Rom berichtet wurde, beſchloß er bei ſich, ſeinen Vater auch noch einmal zu ſehen, und in Rom aufzuſuchen. Er übergab ſeinem Bruder Dieterich die Regierung für einige Zeit, und machte ſich auf. Zu Rom angelangt, beichtete auch er vor dem Pabſte und erfuhr von dieſem, daß ſein Vater ein Einſiedler zu Montſerrat geworden wäre. Dem Geoffroy wurde aber eine weit härtere Buße auferlegt, insbeſondere, daß er darauf bedacht ſeyn ſollte, vor allen Dingen das Kloſter Mallieres wieder aufzubauen und hundert und zwanzig Mönche darein zu ſtiften. Der Ritter erklärte dem Pabſt, daß bereits das Gebäude weit größer und herrlicher, als es zuvor war, wieder aufgerichtet ſtände; da lobte der Pabſt dieſe rühmliche That und nahm ſie für hinreichende Buße an. „Euer Vorſatz iſt gut,“ ſagte der heilige Vater zu ihm, und der Himmel vermehre ſeine Gnade an euch noch ferner. Wenn ihr euren Vater am Orte ſeiner Andacht beſuchen wollet, „ſo begleitet euch mein väterlicher Segen!“

Der Ritter zog weiter und traf ſeinen Vater zu Montſerrat. Des Halſens und Küſſens war kein Ende. Aber vergebens bemühte ſich Geoffroy, den alten Raimund zu bewegen, daß er mit ihm zurückkehren und ſein Leben zu Luſinia in gleichmäßiger Ruhe beſchließen möchte. Er machte ſich daher nach fünftägigem Aufenthalte bei ihm wieder auf den Heimweg, nachdem er vergnügte Unterhaltung mit ihm gepflogen und von Allem Bericht eingenommen hatte. Beim Abſchied aber vergoſſen Vater und Sohn bittere Thränen. Kaum war Geoffroy wieder zu Mallieres angelangt, ſo beſetzte er das Kloſter mit der verlangten Anzahl von Mönchen und ſorgte in Allem für ihren Unterhalt.

Als nun auch er gealtert war und mit ſeinem hochbejahrten Vater dem Ende entgegen ging, verfügte er ſich noch einmal nach Arragonien zu Jenem, den er, wiewohl ſchwach und hinfällig, noch beim Leben traf. Er empfing von ihm den Segen, drückte dem lebensſatten Greiſe die Augen zu, und beſtattete ihn ehrlich. An dem Freitag aber, ehe Raimund ſtarb, drei Tage vor deſſen Tod, hörte man zu Luſinia ein Rauſchen; das war der Geiſt Meluſina's, der das Schloß dreimal umkreiſte, und, wie ſie einſt über dem Schloſſe ihrem Gemahl verkündet hatte, allem Volk ſeinen Tod weiſſagte.

Der alte Raimund hinterließ ſein Geſchlecht in hohen Ehren blühend. — Sein älteſter Sohn Reinhard regierte in Böhmen und that den Ungläubigen großen Widerſtand; Antonius führte das fürſtliche Regiment als Herzog von Luxemburg; der jüngere Raimund war Graf vom Forſt; Uriens regierte in Cypern, that auch den Heiden große Drangſale an und ſtand den Rittern auf der Inſel Rhodus getreulich in ihren Nöthen bei. Gyot war König in Armenien, und verfuhr auch ſtrenge gegen die Heiden. Gedes war frühzeitig geſtorben, Horribil im Keller erſtickt, Freimund mit dem Kloſter verbrannt. Geoffroy, der tapfere Rieſenwürger, war Herr in Mallieres und Luſinia; und Dieterich, auch ein berühmter Held und Ritter, hielt zu Portenach Hof.

Das alles aber laſſen wir jetzt bei Seite und melden von einer ſonderbaren Begebenheit in Armenien, wo Gyot als König regiert hatte. Zu dieſem Königreiche nämlich war ein Schloß, in welchem ein Geſpenſt hauste, genau nach der Beſchreibung, die Geoffroy auf dem Denkmal im Rieſenberge zu Northeim von dem Geiſt auf dem Berge Avelon geleſen hatte. Ebendaſelbſt fand ſich auch ein Sperber von ſonderbarer Art. Wer bei dieſem Geſpenſt Gnade finden und ſeines Lebens ſicher ſein wollte, der mußte ſein Geſchlecht vom [illegible] Stamme erweiſen, dann drei Tage und Nächte ohne Schlaf dem Sperber wachen und ihn hüten können, anders vermochte er ohne Lebensgefahr nicht ſich dieſem Schloſſe zu nahen. Hatte er aber dieß ohne Anſtoß verrichtet, ſo durfte er eine Gabe fordern, nur die Perſon und Liebe der Jungfrau Melora nicht. So nämlich hieß das Geſpenſt, wie wir oben aus der Grabtafel ſchon vernommen haben.

Nun nach Gyots Zeit war ein König in Armenien, der wollte ſich unterſtehen, dem Sperber zu wachen, aber begehrte ſich die verzauberte Jungfrau ſelbſt als Gnade auszubitten, und ſie unter dieſer Bedingung zu erlöſen. Doch hielt er es in ſeinen Gedanken nur für ein Gaukelſpiel und eine Poſſe. Aber endlich machte er ſich, wie zum Spaſſe, dahin auf, die Sache in Augenſchein zu nehmen. Als er nun unfern von dem Orte auf eine Wieſe gerade unterhalb des Schloſſes gelangte, ließ er ein Gezelt daſelbſt aufſchlagen, er aber verfügte ſich in voller Rüſtung den Berg hinan, bis an das Thor des Schloſſes, darin ſich der Geiſt und den Sperber befand. Er hatte deswegen auch einen Köder in der Hand, um den Sperber damit zu äzen. Indem er nun ſolches Vorhabens war, begegnete ihm auf dem Wege vor dem Schloß ein alter Mann, ganz bleich und mager von Geſtalt, weiß gekleidet. Der fragte ihn, was er hier ſuchte. „Ich will den Bedingungen, die für dieſes Schloß feſtgeſetzt ſind, ein Genüge leiſten und dem Sperber wachen,“ ſagte der muntere König. „Wohlan,“ verſetzte der Alte, „ſo kommet

enn mit mir; ich will euch hierzu anweiſen und an den
rt führen, wo ihr leiſten könnt, was ihr ſchuldig ſeyd!“

Hierauf führte der Alte ihn in einen herrlichen Pal-
ſt und Saal, welcher, des Königs Bedünken nach, zu
berſt in dem Schloſſe zu ſeyn ſchien. Alles ſah ſo
ajeſtätiſch und prächtig darin aus, daß ſich jener nicht
enug verwundern konnte. In dieſem ſchönen Gemache
an zeigte ſich auch ein Sperber auf einer Stange ſitzend,
r gar ſchön und wohlgeſtaltet anzuſchauen war. „Hier
der Ort,“ hub der Alte an, „wo ihr drei Tage und
ei Nächte wachen müſſet, und wenn dieß vorüber iſt,
bt ihr die Freiheit, um Alles zu bitten, was ihr
ollt, nur nicht um die Perſon und die Liebe der Jung-
au. Wenn ihr aber eure Wache ſchläfrig und alſo zum
nglücke verrichtet, ſo ſollt ihr wiſſen, daß ihr bis an
n jüngſten Tag in dieſem Schloſſe bleiben müſſet!“ —
Wohl,“ ſagte der allzufreche König, „ich werde meine
chuldigkeit aufs Beſte thun, hernach aber auch die ge-
hrende Gabe zu fordern wiſſen!“ Damit zielte er aber
ſeinem Gedanken einzig allein auf die Jungfrau. Er
tte aber viel klüger gethan, wenn er dem Alten ge-
gt wäre.

Nun vollzog er einen Tag und eine Nacht ſeine
ache mit Freuden, und äzte den Sperber auf das
te, ſo daß es ſchien, als ob einer mit dem andern
r wohl zufrieden wäre. An köſtlichem Eſſen und Trin-
zu beſtimmten Zeiten war kein Mangel, und dieß
nd dem König in einem Augenblicke vor dem Geſicht, ſo
er ſich auf das niedlichſte pflegen konnte, als ob er

an ſeiner königlichen Tafel ſelbſt ſäße. Des andern Tags am Morgen äzte er wieder den Sperber, und verrichtete ſeine Wache vortrefflich. Indem erblickte er eine überaus ſchöne Kammer, deren Thüre offen ſtand. In dieſe trat er ein und betrachtete mit Verwunderung, wie kunſtvoll ſie mit Abbildungen von Vögeln aller Art bemalt war; die Felder aber waren mit Gold aufs feinſte ausgefüllt; dazwiſchen waren allerlei Rittergebilde mit Schild und Helmen gewappnet, in Lebensgröße, mit beigeſchriebenen Namen zu ſehen. Dieſe alle hatten dem Sperber gewacht und in dem Schloſſe geſchlafen, aber waren nachläßig geweſen, und es war nun unter ihren Bildern ihre ewige Sclaverei bis an den jüngſten Tag mit Beifügung des Jahres und Tages, wo es ihnen mißlungen, zugleich angedeutet. Nicht minder ſtanden an drei beſonderen Enden noch drei andere Ritter, ebenfalls gewaffnet, abgebildet, welche ihre Wache ſehr wohl verrichtet, wie nebſt Jahr und Tag die Inſchrift meldete; unter ihnen ſtand eingeäzt der Name, wie auch das Land, aus dem ſie waren.

Aber der König wollte ſich auch in dieſem Gemache nicht lange verweilen, ſondern kehrte zum Sperber zurück, um nicht Unluſt für ſein getreues Wachen zu verdienen. So erreichte er mit ſeinem Fleiße auch den dritten Morgen. Siehe, da kam die geſpenſtiſche Jungfrau, in grünem Kleide, aufs prächtigſte angethan, mit ganz freundlichen Mienen auf ihn daher in das Gemach gegangen, grüßte und empfing den König, und redete ihn mit den höflichſten Worten alſo an: „Ihr habt euer

Vorhaben gar klug und glücklich geendet, und der Sache ein Genüge gethan; ſo fordert denn nun auch eure Gabe, damit ſolche euch gereicht werde.“

Der König, ſich ein wenig rüſtend, dankte für das gute Anerbieten und fing ganz hochmüthig an: „Ich will keine andre Gabe, als euch ſelbſt und eure Liebe davontragen.“ Die Jungfrau, als ſie dieß hörte, erwies ſich etwas zornig, verſetzte ihm jedoch alſo: „Ihr müſſet eine andre Gabe fordern, Freund, denn ich ſelbſt kann euch nicht werden!“ Der König aber wollte von ſolcher Forderung nicht abſtehen, ſondern beharrte auf ſeiner Rede, worüber die Jungfrau, noch zorniger, ihm folgende Antwort gab: „Ihr ſtrebet nach Unglück; ich warne euch vor ſolchem, und rathe euch, alsbald von eurem Verlangen abzuſtehen, wenn ihr anders wollet, daß euer Königreich nicht aus euren Händen geriſſen werde.“

„Sey es thöricht oder klug gehandelt,“ hub der vermeſſene König wieder an, „ſo werde ich doch nicht ablaſſen, eure Perſon zur Belohnung zu fordern, und mich mit keiner andern Gabe befriedigen laſſen, ſo wahr ich König von Armenien heiſſe!“ Die Jungfrau, darüber noch mehr entrüſtet, antwortete dem Ritter: „Du handelſt ſo thöricht, als dein Großvater Raimund, welcher in beharrlicher Thorheit den weiſen Rath verwarf und ſein Gelübde brach, worüber er Alles verlor, was er gehabt hatte. Auch du haſt nun all deine vermeintlichen Gaben, nach welchen du getrachtet haſt, verloren. Von nun an iſt nichts als Unglück und Trübſal dein Theil, wie es deinem Großvater ergangen iſt, als er ſeine Gemahlin Meluſina, welches meine Schweſter war, verlor; dann erzählte ſie ihm die ganze Geſchichte von Helmas und Perſina, und daß ſein Vater Gyot ihrer Schweſter Sohn geweſen.“

„Du ſieheſt alſo, ſchloß ſie, wie thöricht deine Forderung und dein verſtocktes Beharren iſt, daß du dadurch dein Reich verloren, welches nicht nur von dir genommen werden, ſondern auf ein ganz anders Geſchlecht übergehen wird. Alles Glück und alle Ehre haſt du mit deiner Thorheit verſcherzt. So weiche denn du armſeliger Gyot, Gyots Sohn, denn du haſt übel gehandelt, und ſofort wird dein Unglück beginnen!“

Der junge Gyot aber, von Verlangen geblendet, gedachte die Sache zu erzwingen, vergaß, was ihm der Alte vor dem Thore geſagt hatte, und mit Bitten und Flehen ihre Gunſt zu gewinnen, eilte er in ihre Arme. Aber er fand ſich betrogen, das ſchöne Bild verrann unter ſeinen Armen, und er hatte nichts als einen Schatten gehalten, und mit dieſem Schatten ſchwand auch ſein Glück und ſein Heil. Doch war der junge König nicht lange allein, denn ein andrer abſcheulicher Geiſt zeigte ſich, den er nicht ſehen, wohl aber hören und fühlen konnte. Dieſer ſchlug ihn zur Erde und ſpielte ihm ſo übel mit, daß er Arme und Beine von ſich ſtreckend auf dem Boden lag. Wie er erbärmlich zu ſchreien anfing, ſo wurde er nur noch ärger von dem Geiſte geſchlagen. „Wehe mir, rief er, wenn dieſe Geiſterplage nicht von mir abläßt, bin ich des Todes und muß mein junges Leben laſſen! Ich Armſeliger, daß ich ohne Gegenwehr Streiche erdulden muß! Erſcheinſt du mir nicht mit Hülfe, o gütiger Himmel, ſo muß ich in Schmach und Schande verderben!“

Er hatte dieſen Seufzer noch nicht ganz ausgeſtoßen, als er in einem Augenblicke von dem Geſpenſt aus dem Schloſſe geworfen ward, ſo daß er halb todt auf der Erde lag und mehr einem kriechenden Wurm als einem Könige gleich ſah. Doch zwang er ſich empor, und ſchwankte mit ſchwachen Kräften den Schloßberg hinab, ſeinem Gezelte wieder zu, welches auf dem Wieſengrunde ſtand. Dort konnte er vor Mattigkeit und Zittern kaum mit den Seinigen reden, und auch dieſe waren über den Zuſtand ihres Herren ganz beſtürzt. Endlich unterſtanden ſich einige zu fragen, ob der König bei dem Sperber gewacht und die Gaben gewonnen habe. „Elender Gewinn!“ verſetzte er ihnen ganz wehmüthig. Mich hat ein unglückliches Geſtirn hieher geleitet! Geſchwind, ſattelt mir die Pferde, und ſchicket euch zum Aufbruch an, daß ich nicht auf dem Wege ſterbe.“

Alſobald wurde Alles zugerüſtet, der todtſchwache König ſelbſt zu Pferde gebracht, und mit ihm an das Geſtade des Meeres geeilet; hier nahmen ſie ihm den Harniſch ab, brachten ihn zu Schiffe und ſegelten der Heimath zu. Unterwegs gingen ihm erſt die Augen ſeines Verſtandes auf, und er ſah ein, wie guten Rath und treue Warnung er in den Wind geſchlagen, und in welches Elend er ſich gebracht habe. Auf der Reiſe verfolgte ihn ein Sturm mit ungeſtümen Meereswellen, was ihm ſo ſehr zuſetzte, daß er abermals in Todesgefahr ſtand, und das Waſſer wie die Erde durch des Himmels Verhängniß ſeine Feinde zu ſeyn ſchienen. Endlich, nach vielen Trübſalen kam er nach Hauſe, und regierte mit ſchwachen Kräften. Dieſe nahmen von Tag zu Tage mehr ab. Und ſo ging es, wie der jungfräuliche Geiſt angekündigt hatte, mit ihm auf die Neige. Bald ſtarb er an gänzlicher Auszehrung; und nach ihm wurde ein andrer König, aus ganz andrem Geſchlechte, erwählt und auf den Thron geſetzt. Dieſer aber hatte gar ſchlechtes Glück in ſeinem Regiment; ſo daß das Königreich gleichſam mit ſeinen Herrſchern erkrankte und faſt augenſcheinlich in ein elendes Schwinden gerieth. Und ſo währte es von dieſem Spot an gerechnet bis ins neunte Glied und auf den neunten Kronenträger.

Die dritte Tochter des Königes Helmas, Plantina, war von ihrer Mutter Perſina als Hüterin des väterlichen Schatzes auf einen Berg in Arragonien abgeordnet. Sie war von Geſtalt eine wunderſchöne Jungfrau. Dieſer Schatz nun ſollte von Niemand erhoben werden können, als wer aus dem Geſchlechte des Königes Helmas ſtammte. An jenem Berge aber hielten ſich viel grauſame Drachen mit andern wilden Thieren in unglaublicher Menge auf, ſo daß man ohne große Arbeit und augenſcheinliche Lebensgefahr ſich dieſem Berge nicht wohl nahen durfte, denn viel tapfere Ritter hatten da

ſchon ihr Leben gelaſſen, ſo daß keiner deren, die hineingelangt waren, zurückgekehrt war.

Nun fügte es ſich einſt, daß ein friſchmuthiger junger Ritter, aus England gebürtig, dahin kam, mit dem kühnen Unterwinden, zuförderſt den verborgenen Schatz daſelbſt, und dann auch das heilige Land zu erobern. Wie er nun in Arragonien anlangte, war ſein erſter Schritt der, daß er nach dem verzauberten Berge, wo ſich der Schatz befinden ſollte, genaue Nachfrage hielt. Da wurde ihm denn Alles bedeutet und urkundlich gezeigt. Die Herkunft des friſchen Ritters war keine gemeine; er ſtammte vielmehr von einer gar hohen Geſchlechtslinie, denn er war einer von den Rittern der Tafelrunde des Königs Artus und naher Freund des Helden Triſtan.

Dieſer Ritter wurde endlich durch ſeine Begierde bis an den Fuß des gedachten Berges getrieben, und traf hier ſogleich ein ungeſtaltes und abſcheuliches Thier, vor welchem der ganzen Natur hätte grauen ſollen. Sein Bauch war wie ein Weinfaß geſtaltet; es hatte nur ein einziges Ohr und nur ein einziges Auge, welches ihm auf der Stirne ſtand; die Naſe ſelbſt war drei Schuh breit und ebenſo lang, aber es war kein Naſenloch darin, ſondern ſein Athem ging zu dem Ohr aus und ein. So abſcheulich nun dieſes Ungeheuer ausſah, ſo wild und grauſam war auch ſeine Natur, ſo daß es dem Ritter genug zu ſchaffen machte.

Die rechte Höhle, in welcher der Schatz verborgen war, befand ſich in der Mitte des Berges, wo ſchon mancher tapfere Held ſein Leben hatte laſſen müſſen. Rings um die Höhle waren kleinere Löcher, in welchen allerlei abſcheuliche Lindwürmer und wilde Thiere hauſten, und an allen dieſen vorbei mußte Derjenige, der zu der Höhle mitten auf dem Berge gelangen wollte. Der Berg ſelbſt war drei arragoniſche Meilen lang, und es führte nur ein einziger ſchmaler Weg hinauf; wer dahin wollte, mußte ſchnell reiten oder gehen, ohne ſich viel zu ſäumen oder lang umzuſehen, denn man hatte weder Weile noch Raum lange auszuruhen, da der Weg ſo weit war, und die vielen Schlangen und das Ungeziefer jeden Schritt umlagerten.

Deſſen ungeachtet war der kühne Ritter, nur von einem einzigen Wegweiſer begleitet, immer getroſt dem Berge zugeritten, indem der Führer voranging und der Ritter zu Pferde folgte. Endlich kehrte auch der Wegweiſer um, nachdem er mit großer Gefahr ſeine Schuldigkeit gethan hatte; aber der Ritter hieß ihn ſtille halten, ſtieg vom Pferde ab, und gab ihm daſſelbe an die Hand. „Bleibe über ein Kleines hier, ſagte er, und weiche nicht von der Stelle, bis ich komme!“ Aber der gute Führer würde leider eine lange Zeit haben warten müſſen, wenn er ſich nicht endlich aus dem Staube gemacht hätte.

Indeſſen betrat der Ritter den ſchmalen Steig, welcher ſo mühſelig zu gehen war, daß er ſeinesgleichen noch niemals gegangen war. Er war wohlgewaffnet und trug ſein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm bald ein großer Drachen, der mit offenem Rachen auf ihn zuſchoß. Als der Ritter dieſes Unthier in Wuth auf ſich zueilen ſah, zog er alsbald ſein Schwert und hieb ihm mit einem einzigen Streich den Kopf ab, und als er ihn, wie derſelbe todt auf der Erde lag, abmaß, ſo erwieß ſich der Kopf nicht weniger als zwanzig Schuh lang. Hierauf ging der Ritter auf dem ſchmalen Stege gutes Muthes vorwärts. Da begegnete ihm ein ungeheuer großer Bär, welcher auch ganz grimmig auf ihn zulief, und ihm ſo nahe kam, daß er ihm ſogar ſeinen Schild aus der Hand zu zerren ſuchte, und den Harniſch an mehreren Orten beſchädigte. Als der gute Ritter auch dieſer Beſtie grimmigen Zorn ſah, nahm er ſich einen ſichern, unverzagten Hieb vor, und traf den Bären glücklich mit dem Schwert auf die Schnauze, ſo daß derſelbe augenblicklich zur Erde fiel. Hierüber wurde der Bär noch grimmiger, ſchlug nach dem Ritter, und ging ihm immer näher auf den Leib. Der Ritter aber wich mit einem Sprung auf die Seite und hieb zugleich dem Thier eine Tatze ab. Nun wich das Ungethüm etwas rückwärts, ſetzte ſich auf die Hinterfüße und that vorwärts auf den Ritter einen vortheilhaften Schlag, welcher ſo ſtark war, daß er ſeinem Harniſche Löcher ſchlug. Und durch die heftige Bewegung geriethen der Bär wie der Ritter zu Falle, ſo daß beide miteinander ſich nicht mehr halten konnten, ſondern den Berg herabrollten.

Der tapfere Ritter verlor zwar hierüber ſein Schwert, griff jedoch nach ſeinem Dolche, den er neben der Bruſt an ſeiner Seite ſtecken hatte, zückte dieſen und gab dem Bären hinterwärts ſo ſeinen Theil, daß dieſer ein ſchreckliches Gebrüll ausſtieß und damit bezeugte, daß er jetzt endlich wohl getroffen ſey. Der Ritter kam nun den Berg abermals hinan, ſuchte ſein Schwert, fand auch ſolches, und erlegte noch viel ſcheußliche Gewürmer, und andere wilde Thiere mehr, die ihm alle den Weg ſtreitig machten, und womit er ſich ziemlich abmattete. Zuletzt gelangte er doch an die eiſerne Thüre, vor der, ſchon überwölbt vor der Höhle, ein entſetzliches Ungeheuer lag, das die Höhle hütete, in welcher der große Schatz und die geſpenſtiſche Jungfrau ſeit langen Jahren verborgen war. Der muthige Jüngling trat beherzt in die Höhlung, um das gräßliche Thier dort aufzuſuchen. Er traf daſſelbe nur allzufrühe an; denn ſobald ihn das Ungeheuer erblickte, richtete es ſich mit ſolchem Ungeſtüm wider ihn auf, daß, wer es ſonſt geſehen hätte, vor Schrecken umgeſunken ſeyn würde. Und ſo lief es im höchſten Grimme mit offenem Rachen auf ihn zu. Obwohl nun der Ritter ganz flink der Beſtie den Fang zu geben verſuchte, indem er ſein Schwert behende auszog und mit demſelben auf ſolche ſtieß und zuſchlug, auch ihr gar damit in den rothen Rachen hinabrannte, ſo wollte es doch auf keine Weiſe bei dem durch Zauberkünſte feſtgemachten Unthier verfangen; der Ritter aber wurde immer müder und entkräfteter, weil Stahl und Eiſen nicht tüchtig genug waren, es zu verwunden. Endlich, als er das Schwert mitten inne in der halben Tiefe des Rachens ſtecken hatte, ergriff es ſelbiges mit ſeinen Zähnen, biß es in zwei Stücke, ließ voll Grimm ein ſchreckliches Gebrüll hören und verſchlang plötzlich den armen Ritter, welcher ſo große Thaten verrichtet und es weiter gebracht hatte, als irgend einer vor ihm. Und jedermann bedauerte und beklagte ihn hernachmals.

Der Wegweiſer hatte ſich zwei Tage und Nächte lang müde gewartet, und war des Harrens ſamt dem Pferd ganz überdrüßig geworden; er ſetzte ſich endlich auf das Roß und kehrte ohne ſeinen Herrn nach England zurück, um daſelbſt zu erzählen, daß ſein Herr nicht aus dem Berge zurückgekehrt und ohne allen Zweifel verloren ſey, ohne daß er den Hergang der Sache ſelbſt recht gewußt hatte.

Es fügte ſich aber, daß er von ungefähr zu einem weltweiſen Manne, der Meliſſi Jünger hieß, gerieth. Dieſer hatte lang bei dem Berge in Arragonien geſeſſen, und kannte alle Lage und Oertlichkeit daſelbſt. Weil dieſer unter anderem Wiſſen auch in der ſchwarzen Kunſt wohl erfahren war und ſie vollkommen erlernt hatte, entdeckte er dem Wegweiſer in Kraft ſeiner Wiſſenſchaft alles klar: daß nämlich ſein Herr, der Ritter von England, mit welchem er nach Arragonien gereist, mit verſchiedenen wilden Thieren geſtritten und ſie überwältiget, zuletzt aber von einem ganz ungeheuren und wunderbaren Thier auf jenem Berge verſchlungen worden ſey. Der Führer glaubte dem Weiſen, als einem geborenen Spanier, der über zwanzig Jahre jener Wiſſenſchaft obgelegen, und machte die ganze Sache kund, wo er immer hinkam, ſo daß das Gerücht davon in ganz England erſcholl.

Ein anderer kühner Ritter, aus Ungarn gebürtig, nahm ſich nun ebenfalls vor, den Kampf zu vollziehen, und den Schatz zu erobern. Allein ehe er noch zwanzig Schritt den Berg hinangeſtiegen, ſiehe, da war der eingebildete Sieger ſchon beſiegt und von einem abſcheulichen Lindwurm umgebracht, wo nicht gar auch verſchlungen worden. Er hatte es alſo mit ſeinem Siege lange nicht ſo weit gebracht, als der engliſche Ritter, dieſem freilich war vor und nach keiner gleichgekommen, und er würde unfehlbar den verborgenen Schatz erreicht haben, wenn er nur dem Geſchlechte des norheimiſchen Königs Helmas angehört hätte.

Als ſich nun einſtens auch Geoffroy, der allertapferſte Held und Rieſenſtreiter zu Luſinia, in ſeines Schloſſes Luſtgarten bei einem Banket in guter Geſellſchaft fröhlich erzeigte, da geſchah es, daß ein Bote herangeeilt kam, welcher gewiß ſonderliche Neuigkeiten oder wichtige Sachen zu überbringen haben mußte. Als dieſer dem Schloſſe näher kam, ließ Geoffroy ihm alſobald entgegen gehen, und ihn befragen, was für einen wichtigen Auftrag er auszurichten hätte, daß ihn der Weg an dieſen abgelegenen Ort führe.

„Ich ſoll," ſprach der Bote, „einen Ritter und beherzten Mann aufſuchen, welcher das Land Arragonien von einem unruhigen Berggeiſte, um welchen herum ſich auch noch giftige Würmer und grauſame Beſtien aufhalten, worüber ſchon viele tapfere Ritter ihr Leben eingebüßt haben, zu erlöſen im Stande iſt!“ Das berichtete der Diener dem Grafen, wie es der Bote ihm gemeldet, und Geoffroy ließ dieſen auf der Stelle rufen, und vernahm dieſelbe Kunde genauer aus ſeinem Munde. Namentlich fügte er die Nachricht von dem Unglücke bei, welches die beiden Ritter aus England und Ungarn betroffen hätte, und daß den Schatz niemand heben könne, der nicht aus dem Geſchlechte des Königes Helmas entſprungen ſey.

Auf dieſem Bericht, der dem Geoffroy ſchon genug war, hieß er alſobald alle Fröhlichkeit einſtellen, befahl dem Boten Speiſe und Trank zu reichen, ließ viel Volk ſeines Landes die Pferde rüſten und ſich fertig halten, und ſchickte ein Schreiben an ſeinen Bruder Dietrich ab, mit dem Berichte, daß er unverzüglich zu ihm kommen und auf kurze Zeit die Regierung des Landes anſtatt ſeiner übernehmen möchte, bis er von einer nothwendigen Reiſe glücklich zurückgekehrt ſeyn würde.

Dietrich fand ſich auf dieſen Ruf, in aller Schnelligkeit ein, und wurde ihm von Geoffroy das Regiment übergeben. Zu dem Boten aber ſagte der Graf: „Verziehet, ihr Laufer, und ſcheidet nicht von hier, bis ich ſelbſt aufbreche, denn ich bin geſonnen, euer Land mit Gottes Hülfe von jenem Uebel zu erlöſen!“ Darüber freute ſich der Bote heimlich in ſeinem Herzen.

Aber wie eitel und nichtig ſind doch aller Menſchen Anſchläge gegen den verborgenen Rathſchluß Gottes! dieß mußte Geoffroy an ſeinem eigenen Beiſpiel inne werden. Denn als alles zum Aufbruch fertig und bereit ſtand, ſiehe, da kam ein anderer Bote, welcher ſein Anbringen und ſeine Abfertigung noch vor dem aus Arragonien beſchleunigt wiſſen wollte.

Dieſer Bote war der Tod. Denn Geoffroy erkrankte jählings, und weil er ſchon ziemlich bei Jahren war, auch ſich durch viele ritterliche Thaten ſehr abgemattet hatte, ſo nahm ſeine Krankheit immer mehr und mehr zu, ſo daß er in Kurzem ſtarb, und die arragoniſche Bergreiſe mit einer andern, mit der Reiſe zum Grab, vertauſchte. Er wurde wegen ſeiner löblichen Thaten von Jedermann höchlich beklagt, und alle Welt meinte, er ſey noch zu frühe geſtorben, weil er beſonders in der Grafſchaft Poitiers mehrere Kirchen und Kapellen zu bauen angefangen hatte und dieſelben noch nicht in vollkommenem Stande waren. Auch hatte er noch vorher viel anderes Rühmliche gethan und geſtiftet. Das alles blieb jetzt abgeſtellt und unausgebaut.

Nach Geoffroy's ſeligem Ende war ſein Bruder Dietrich der einzige Erbe aller ſeiner Güter; dieſer regierte ſehr löblich und klug, theilte das Erbe, das ihm zugefallen in vier Theile und gab ſie nachmals ſeinen Kindern zur Morgengabe; denn er zeugte vier Söhne, die alle gar tapfre und berühmte Helden wurden.

Dieſe Geſchichte hat einer aus dem Luſiniſchen Geſchlechte, Wilhelm von Portenach mit Namen, vor vielen hundert Jahren zuerſt in welſcher Sprache geſchrieben; und damals war dieß edle Geſchlecht in vielen Stämmen über viele Lande ausgebreitet und mit Königen und Fürſten und uralten Geſchlechtern befreundet und verwandt.

Herzog Ernſt.

Es regierte in dem Herzogthum von Bayern und Oeſtreich vor Zeiten ein hochgeborner Fürſt, mit Namen Herzog Ernſt, der ſein väterliches Erbe friedſam, in Gerechtigkeit und Einigkeit, beiſammen hielt. Dieſer ließ ſich, nach ſeiner adelichen Frömmigkeit, eine hochgeborne und ſchöne Jungfrau vermählen, Adelheid genannt, eines Königs Tochter, der Lotharius hieß. Dieſelbe gebar ihm einen überaus ſchönen Sohn, dem er in der heiligen Taufe ſeinen eigenen Namen Ernſt beilegte. Ueber kurze Zeit jedoch wurde nach des allmächtigen Gottes Schickung dem Kind ſein Vater durch den bittern Tod hinweggenommen, und ſeine Mutter Adelheid dadurch in großen Kummer verſetzt.

Die einzige Freude, die ihr blieb, war der nachgelaſſene adelige Sohn, der auf ihre Veranſtaltung, als er heranwuchs, bald in vielen Sprachen unterrichtet, und in Latein, Griechiſch und Welſch wohl bewandert ward, auch ein mannliches Gemüth zu entfalten begann, und in allen guten Tugenden aufwuchs. Das Hofgeſinde gehorchte ihm gern, und ſein ganzes Land, das er von ſeinem Vater ererbt hatte, war ihm in Liebe unterthänig. Als er anfing, Ritterſpiel zu treiben, erwarb er ſich auch bei den Rittern und Grafen gutes Lob; inſonderheit war ein Graf bei ihm, der Wetzel hieß, und ihm nahe verwandt war. Dieſe beiden Herrn hielten ſtets zu einander, und die Mutter des jungen Herzogs hatte ihre große Freude daran; doch ſetzte ſie ihre Hoffnung auf Gott und nicht auf Menſchen, hielt Tag und Nacht in der Andacht ihres Gebetes an, und beſtrebte ſich durch Werke der Barmherzigkeit ein chriſtliches Leben zu führen, um dereinſt ein Kind des ewigen Lebens zu werden.

Aber die Ritter und Herren des Landes lagen ihrem Sohne Herzog Ernſt unaufhörlich an, und baten ihn, er ſollte ſeiner Mutter Adelheid doch rathen, daß ſie wieder zu einer Ehe ſchreiten möchte. Auch an die Herzogin ſelbſt richteten ſie ihr Begehren. Sie aber ſchlug es ihnen immer ab; doch wurde ſie von ihrem geliebten Sohn ſo heftig mit Bitten beſtürmt, daß ſie ihm endlich angelobte, wenn es etwas wäre, was ihrem Geſchlechte keinen Schaden brächte, ſo wollte ſie ſich willig darein ergeben.

Nun herrſchte zu denſelbigen Zeiten im römiſchen Reich mit ganzer Gewalt Kaiſer Otto, der erſte Kaiſer deſſelben Namens, der war geboren zu Braunſchweig, und gekrönt zu Aachen, ſein Ahnherr hieß Altherzog Otto von Sachſen, der hatte die Schweſter des letzten Königs Karl, der von des großen Kaiſer Karls Geſchlechte war. Deſſelben Herzogs Sohn, der Kaiſer Ottens Vater war, den nannte man den erſten Kaiſer Heinrich, den Vogler; denn da ihn die Churfürſten ſuchten, ihm die Krone aufzuſetzen, da fanden ſie ihn bei ſeinem lieben Kind, mit einem Netze Vögel fahend. Dieſer hatte eine Frau, die war Mechthilde genannt, des Kaiſers Otto Mutter.

Dieſer Kaiſer nun gewann die Stadt Straßburg und zerſtörte ſie mit Gewalt, und gab ihr den Namen, den ſie jetzt führt; denn vorher hieß ſie, wie ſie noch in Latein heißt, Silberthal. Er überwand auch die Ungarn, die, ehe er Kaiſer ward, von Augsburg aus alles Land verdarben und großen Schaden anrichteten. Er unterwarf dem römiſchen Reiche viele Länder, war ein Freund der Gerechtigkeit, und hieß darum des Landes Vater. Als er noch in der grünenden Blüthe ſeiner Jugend war, wurde ihm eine überaus ſchöne Hausfrau angetraut, mit Namen Ottogeba, die voll Zucht und Tugend war, und aus dem erlauchten Hauſe der Könige von England ſtammte. Aber nur kurze Zeit hatte Kaiſer Otto in ſüßem Glücke mit ihr gelebt, da kam die Stunde, in welcher Gott ſie aus dieſem Erdenleben forderte.

Als die fromme Kaiſerin Ottogeba nach fürſtlichem Brauche feierlich zur Erde beſtattet war, lebte der Kaiſer Otto einige Zeit in Trauer und Einſamkeit. Dann aber betrachtete er in ſeinem Gemüthe die Worte des heiligen Apoſtel Paulus, daß es beſſer wäre, ſich ehrlich zu vermählen, als allerlei Anfechtung zu leiden, forderte ſeinen Rath zuſammen, und trug ihm die Sache vor. Da beſchloſſen ſeine Räthe alleſamt, daß ſie einen Boten an die Herzogin Adelheid in Bayern ſenden wollten, und ſie befragen laſſen, ob ſie den gewaltigen Kaiſer Otto zum ehelichen Gemahl haben wollte. Hierzu wählten ſie einen anſehnlichen Herrn, und empfahlen ihm, alle Sachen aufs treulichſte auszurichten, wie es ihm vom Kaiſer und ſeinen Räthen befohlen würde.

Dieſe Botſchaft kam vor die Herzogin; ſie aber erſchrak im Herzensgrunde, daß ſie ſolche neue Mähr hören mußte, denn ſie hatte lange Zeit in ſtillem und ehrbarem Weſen ihren Wittwenſtand tugendhaft gehalten, und ſich vorgeſetzt, darin zu verharren. Darum berief ſie von Stund an die Edeln ihres Landes, ſamt dem Herzog Ernſt, ihrem lieben Sohn, legte ihnen den Antrag vor, und bat ſie, dem Kaiſer eine höfliche Antwort zu geben. Dieß verſprachen die Herren, und gingen darüber zu Rath; und alle ſamt waren für die Einwilligung in die Heirath. Sie baten daher den Herren Ernſt, den Sohn der Herzogin, und den Grafen Wetzel, ſeinen vertrauten Freund, ſie möchten der Herzogin anzeigen, was der Rath ihrer Edeln beſchloſſen habe. Jene beiden thaten dieſes. Die Herzogin erſchrak von ganzem Herzen und ſprach: „Mein lieber Sohn! ich fürchte ſehr, wenn ich, nach dem Rathe der Gewaltigen dieſes Landes und deinem eigenen, mit dem Kaiſer mich vermähle, ſo dürfte zwiſchen ihm und dir Zwietracht und Uneinigkeit entſtehen, wodurch ich in großem Jammern vor dem Tode meine Zeit verzehren würde.“ Dawider ſprach Herzog Ernſt: „Herzallerliebſte Frau Mutter, eine ſo ſorgliche Furcht ſollte euch nicht von der Vereinigung mit dem allerwürdigſten Fürſten abhalten. Ich ſelbſt will mich mit Hülfe des barmherzigen Gottes, der unſer alleroberſter Kaiſer iſt, jenem meinem irdiſchen Kaiſer in glückſamen, wie in widerwärtigen Sachen dienſtbar erzeigen, und ihm allezeit gehorſam ſeyn, will ihn und die Seinen mit meinen Armen umfahen, ſo daß ich ſtets die Gnade ſeiner kaiſerlichen Majeſtät zu genießen habe.“

Von ſo mannlichen Worten des jungen Fürſten, ihres geliebten Sohnes, wurde die Frau geſtärkt; ſie faßte alle Worte, die ihr Sohn geredet, in ihr Herz, und that dem römiſchen Kaiſer Otto durch ſeinen Boten ihres Herzens Willfährigkeit zu wiſſen, beſtimmte auch Zeit und Tag der Vermählung. Kaiſer Otto ward über die Maßen froh, als ſein Bote mit ſo fröhlicher Nachricht wiederkehrte; ſofort verſammelte er alle ſeine Fürſten und Lehensherren zu einem gemeinſamen Hofgelage; dann machte er ſich ſamt ihnen allen mit groſſer Macht und Herrlichkeit auf, und ritt nach Bayern, wo die Herzogin wohnte. Dieſe ward ihm hinwiederum von ihrem Sohne Herzog Ernſt und andern Herrn ihres Landes würdiglich und mit großem Gefolge entgegengeführt und überantwortet. Der Kaiſer aber führte ſie mit all ſeinem Volk unter großem Jubel nach der Stadt Mainz. Daſelbſt hielt er eine große Hochzeit, wie einem ſo mächtigen Kaiſer wohl gebührte. Dann ritten die Gäſte alle wieder heim, ein jeglicher in ſeinen Ort, woher er gekommen war.

Als der Kaiſer Otto dies hochzeitliche Feſt wohl vollbracht hatte, zog er um etlicher wichtigen Urſachen willen mit ſeiner kaiſerlichen Gemahlin in manche Stadt des Reiches. Nach dieſem zögerten ſie nicht lange, ſondern ſchickten einen angeſehenen Herrn zu dem jungen Herzog Ernſt; und nun kam dieſer mit großem Zeuge, gar luſtig anzuſehen, zu dem Kaiſer. Dieſer empfing ihn mit hoher Freundlichkeit und der junge Herr erwies dem Kaiſer alle Ehrfurcht, fiel ihm zu Fuß und erwies ſich in allem gegen ihn als ein gutwilliger Sohn, der ihm gerne unterthänig und gehorſam ſeyn wollte. Wie ſie in ſolchen Freuden bei einander waren, kam Frau Adelheid, die Kaiſerin, Herzog Ernſts Mutter, mit vielen Jungfrauen gegangen, und empfing ihren lieben Sohn mit großen Freuden, er aber dankte ihr und allen Jungfrauen mit tiefer Verneigung. Dann nahm ihn der Kaiſer bei der Hand, führte ihn in den Saal und ſprach zu ihm: „Wiſſe, mein geliebter Sohn, daß ich deine Mutter von ganzem Herzen liebe. Auch dir möchte ich gerne mehr dienen, denn ich vermag. Doch auch ſo will ich darauf denken, daß ich dir dein Land vergrößere, denn ich habe ein herzliches Wohlgefallen an dir, um deiner Frömmigkeit und Mannheit willen.“ Während ſie im Geſpräche waren, kam die Kaiſerin dazu und redete alſo zu ihrem Sohne: „Geliebteſter Sohn, ich bitte dich flehentlich, du wolleſt deinen Vater in allen Ehren halten und ihm immer gehorſam ſeyn.“ Zugleich ſchenkte ſie ihm herrliche Kleinodien, und begabte alle ſeine Herren und Diener, jeden nach ſeinem Stande. Und darauf ſchieden ſie gar liebreich von einander.

Aber dieſes friedliche Leben währte nicht lange. Denn es war einer am Hofe, der Pfalzgraf Heinrich genannt, ein ungetreuer, falſcher Mann, der die Einigkeit und das ruhige Leben, das der Kaiſer und die Kaiſerin mit ihrem Sohne führte, nicht mit anſehen konnte. Darum dachte er oft, wie er doch böſen Saamen darein ſäen könnte, damit der junge Fürſt, Herzog Ernſt, des Vaters Huld verliere; und endlich erſann er eine falſche Liſt, von der ihr bald hören ſollet, die ihm aber doch zuletzt allzu ſauer wurde. Sonſt hielt das ganze Hofgeſinde den jungen Fürſten in großen Ehren, und auch er vertrug ſich gut mit Jedermann, und wenn dem Lande eine Widerwärtigkeit zuſtieß, ſo beſchirmte er daſſelbe im Namen ſeines Vaters, ſo daß der Kaiſer eine Zeit lang ganz ruhig bei ſeiner Gemahlin leben konnte. Jetzt aber geſchah es, daß der Pfalzgraf Heinrich die Eſſe ſeines falſchen Herzens mit dem Feuer des Neides in Flammen ſetzte. Dieſer verklagte den jungen Fürſten fälſchlich bei ſeinem Stiefvater, Kaiſer Otto, und ſprach einsmals, als er vor ihn kam, zu dem Kaiſer: „O wie ein getreuer Vater des Kaiſerreiches ſeyd ihr, allergnädigſter Herr! Aber ich habe einige wunderliche, ja boshafte Reden vor eure kaiſerliche Majeſtät zu bringen, von eurem Sohne, Herzog Ernſt, den ihr ſo lieb habt, den ihr vor andern Räthen ehret. Dieſer Fürſt trachtet früh und ſpät, eurem alten Leben ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein beſitzen zu können. Darum ſehet euch vor, daß ihr das abwehret, ehe er ſeinem böſen, begierigen Herzen, das zu ſolcher Bosheit nur allzu geneigt iſt, Raum giebt, ſonſt iſt euer Leben ohne allen Zweifel verloren!“

Da der Kaiſer ſolche Worte von Heinrich, dem Pfazgrafen vernommen hatte, ward er ganz zornig über ihn und ſprach: „Was ſagſt du, Heinrich? Von wem kommt dir ſolche Nachricht? Fürwahr, wenn mir das ein Anderer ſagte, ich wollte ihm den Kopf abhauen laſſen! Und wenn ich wüßte, daß du ſolches aus Haß gegen meinen Sohn thuſt, ſo ſollte auch dir das Gleiche widerfahren; denn ich habe noch nie Unrechtes von meinem Sohn geſehen noch gehört, ſo wenig als von ſeiner Mutter, der Kaiſerin; er ſchützet mich in allen meinen Angelegenheiten, worin es immer ſeyn mag, mit Kriegen oder Verträgen; darum kann ich es nun und nimmer glauben. Doch ſage mir, von wem du Solches gehört haſt, damit ich der Sache auf den rechten Grund komme!“ Da ſprach Pfalzgraf Heinrich: „Das kann ich eurer Majeſtät wohl ſagen, wenn es nöthig iſt; denn nicht von einem allein habe ich es gehört, ſondern von zweien und dreien; dazu habe ich auch an ihm ſelbſt gemerkt, daß er auf Bübereien ſinnt. Darum, gnädigſter Herr und Kaiſer, wollte ich eure Majeſtät treulich vor ſolchem Schaden gewarnt haben. Denn das bin ich ſchuldig und verpflichtet zu thun.“

Nun fing der Kaiſer mit traurigem Muthe an, und ſprach zu dem Verläumder: „O, mein lieber Heinrich, wenn dem alſo iſt, wie du mir von meinem Sohne angezeigt haſt, ſo bitte ich dich weiter um guten Rath, wie ich ihn aus dem Lande vertreiben kann, ehe er ſich unterſteht, ſein Vorhaben auszuführen.“ — „Das will ich meinem kaiſerlichen Herrn wohl anzeigen,“ erwiederte der Falſche, „während euer Sohn gen Regensburg geritten iſt, ſo ſammelt ihr ingeheim und ohne der Kaiſerin Wiſſen viel Kriegsvolkes, ſchicket die hin und laſſet ihn aus dem ganzen Lande verjagen!“ Der Kaiſer that alſo. Er brachte durch Herr Heinrich in kurzer Zeit einen großen Haufen mannlicher Ritter zuſammen, an deren Spitze der Pfalzgraf ſelbſt geſtellt wurde; und das geſchah alles ohne Wiſſen der Kaiſerin. Dann zog der Arge wider den frommen Herzog Ernſt, verwüſtete Oeſtreich, ſchlug viel Volkes zu Tode, hauste grimmig mit Sengen und Brennen, und zog dann nach dem Bisthum Würzburg, wo er gleichen Schaden verübte. Auch ſchickte er heimlich Kriegsvolk gen Bamberg, und befahl ihnen, daß ſie eine Zeit lang ſtille liegen und ſich nicht merken laſſen ſollten, was ſie im Sinne hätten, bis er ſelbſt mit dem ganzen Zuge käme; alsdann ſollten ſie ſich plötzlich in ihre Rüſtung ſtecken, und die Bürger in aller Schnelligkeit überfallen. Das geſchah auch; doch wehrten ſich die Bürger und ſchlugen ihrer viel hundert zu todt. Erſt als ſie ſahen, daß ſie überwältigt waren, und ſolches Blutvergießen auf des Kaiſers Befehl durch den Pfalzgrafen Heinrich angerichtet worden, ergaben ſie ſich. Nichts deſto weniger ſchickten ſie eilends einen Boten an ihren Schutzherrn, den Herzog Ernſt, nach Regensburg, und ließen ihm Alles anzeigen, was ſich mit ihnen begeben hatte. Als der Bote mit dieſer Zeitung vor den Herzog kam, erſchrak dieſer ſehr, ging zu ſeinem Freunde Wetzel, und erzählte es ihm unter bitteren Thränen. „O allmächtiger Gott," rief er, „welche Verläumdung mag zu meines Vaters des Kaiſers Ohren gekommen ſeyn, daß er es über ſich vermag, mich alſo zu verderben!"

So ging er in bekümmertem Herzen und in ſchweren Gedanken auf und nieder. Endlich befahl er ſeinen Räeben ſich zu verſammeln, denn er habe ihnen Ernſthaftes anzuzeigen. Und ſie verſammelten ſich auf ſein Geheiß. Da trat der junge Fürſt mit ſeinem Freunde, Grafen Wetzel, unter ſie, und gab den Räthen den Brief, den die Bürger von Bamberg an ihn abgeſchickt hatten. Als dieſe ihn geleſen und das Blutvergießen daraus erſehen hatten, das der Pfalzgraf angerichtet, wurden ſie ganz traurig, doch beſchloſſen ſie ſchnell, daß Herzog Ernſt ſein beſtes Kriegsvolk, das er im Lande hätte, an ſich ziehen und den Feind aus dem Lande ſchlagen ſollte. Aber ſie wußten noch nichts von der Verläumdung, die ihnen zugerichtet worden war. Alſo ſammelte der kühne Herzog Ernſt ſeine Ritter, wohl an viertauſend ſtreitbarer Männer, und zog mit dem Volke Bamberg zu. Wie das Heinrich der Pfalzgraf vernahm, beſetzte er die Stadt Bamberg mit Kriegsvolk, und zog mit ſeiner übrigen Schaar dem Herzog Ernſt entgegen; und das Ziehen währte nicht lang, da kamen ſie zu Hauf aneinander und ſchlugen einander auf beiden Seiten viel Volkes zu todt. Zuletzt behielt Herzog Ernſt das Feld, und der Pfalzgraf entkam mit wenigen Reitern.

Dieſer ritt geradenwegs zum Kaiſer, und meldete ihm, wie es gekommen ſey, daß ihm ſein Sohn Ernſt faſt all ſein Volk erſchlagen habe, und wie er ihm mit ſeinen Schaaren zu mächtig geweſen ſey. Als der Kaiſer Alles gehört, wurde er ergrimmt über den guten Herzog Ernſt und ſprach: „Das will ich nicht ungerächet laſſen; von aller ſeiner Habe ſoll mein Sohn verjagt werden.“ Und jetzt nahm er viel Kriegsvolk und ereberte eine Stadt nach der andern. Wie das der junge Fürſt ſah, wurde er hart bekümmert, ſchickte einen Boten zu ſeinem Vater dem Kaiſer und ließ ihn bitten, daß er doch ſein Land nicht alſo verwüſten möchte, denn er habe doch ſeiner Majeſtät ſein Leben lang nichts Böſes zugefügt, weder mit Worten, noch mit der That; wiſſe ſich in Allem unſchuldig, und könne daher nicht begreifen, warum er von dem Kaiſer mit Krieg heimgeſucht werde. Der Bote brachte dem Kaiſer den Brief in Beiſeyn der Kaiſerin, und dieſe verbot demſelben heimlich, wider ihren Willen heimzuziehen, ſondern er ſollte ſie wiederum aufſuchen, ehe er ginge; und dazu verſtand ſich auch der Bote.

Der Kaiſer hatte den Brief durch und durch geleſen; er ging hin und wieder in dem Saal mit zornigem Muthe, wie ein grimmiger Löwe. Die Kaiſerin aber merkte wohl, daß es ihrem Sohne galt, näherte ſich ihrem Herrn dem Kaiſer und ſprach: „Allergnädigſter Herr, ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, daß ihr in dem Zorne, den ihr gegen unſern Sohn tragt, nicht beharret!“ Da ſprach der Kaiſer zu ihr: „Liebe Frau! ich laſſe mich nicht überreden; darum entfernet euch nur und gehet euren Geſchäften nach; die Uebelthat, die er an mir verübt hat, iſt zu groß, als daß ich ſie vergeſſen könnte.“ Aber die Kaiſerin ſprach nur noch kläglicher: „So bitte ich um Gottes willen, ihr wollet wenigſtens eine Verſammlung und Zuſammenkunft beider Theile anſtellen, damit man doch auf einen ſichern Grund der Verfolgung komme, die gegen meinen unſchuldigen Sohn angeſtellt worden iſt!“

Aber bei dem Kaiſer war keine Barmherzigkeit zu finden. Als dieß die Kaiſerin ſah, ging ſie mit betrübtem Herzen in ihre Kammer und ſchrie im Gebete zu Gott. Da war es, als käme ihr eine Stimme vom Himmel, die ihr ſagte: „An allen dieſen Dingen iſt der Pfalzgraf ſchuldig.“ Wie die Frau die Stimme vernommen hatte, ſprach ſie weiter im Gebet: „O allmächtiger Gott, wie iſt es möglich; was hat den Pfalzgrafen veranlaßt, meinen lieben Sohn bei meinem Herrn ſo zu verläumden! O Gott, erbarme dich meiner!“ In dieſem Elend ſchickte ſie einen Diener nach dem Boten ihres Sohnes Ernſt, und befahl ihm, dieſen über alles zu unterrichten, wie es um ihn bei ſeinem Vater dem Kaiſer ſtände; inſonderheit gab ſie dem Boten auf, daß er ihrem Sohne ſagen ſollte, all das Unglück habe der Pfalzgraf Heinrich angerichtet, und er allein ſey der Urheber dieſer Verrätherei. Wie der Bote ſeinen Beſcheid hatte, ritt er in Eile Regensburg zu, und hinterbrachte Alles getreulich ſeinem Herrn dem Herzog, wie ihm von des Fürſten Mutter befohlen war. Nachdem Herzog Ernſt Alles vernommen hatte, gab er dem Boten reichen Lohn für ſeine Bemühung, eilte zu ſeinem Geſellen dem Grafen Wetzel, und theilte ihm alles mit, was er erfahren hatte. Und dieſer gerieth in große Verwunderung.

Seitdem war der junge Fürſt ſtets von ſchwermüthigen Gedanken gequält, und wußte nicht, ob er wieder

Gnade bei ſeinem Vater finden werde. Endlich wandte er ſich abermals an ſeinen Freund Wetzel und bat ihn, daß er ihm einen Zug vollbringen helfen möge, auf welchem ſie ſich von einem einzigen Diener begleiten laſſen wollten. Das verhieß ihm Wetzel. Damals nämlich hielt der Kaiſer gerade mit ſeinen Churfürſten einen Reichstag zu Speier, und war dort eine große Verſammlung von Fürſten und Herren. Dieſer Gelegenheit nahm Herzog Ernſt wahr, und ritt mit ſeinem Freund und dem Diener gen Speier. Dort ſtiegen ſie in des Kaiſers Hofe von ihren Roſſen, hießen den Diener die Pferde halten, und gingen hinauf in den Pallaſt. Da fanden ſie den Kaiſer mit dem Pfalzgrafen allein in der Kammer ſitzen, und Herzog Ernſt ging zu letzterem hin und ſprach: „Du meineidiger, treuloſer Pfalzgraf, warum verläumdeſt du mich ſo bei meinem Vater?“ Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert aus, und durchſtach im wilden Zorne ſeinen Feind.

Als der Kaiſer dieß ſah, fürchtete er ſich vor ſeinem Sohn und ſprang wohl vier Klafter tief hinab in eine Kapelle, deren Wölbung an die Kammer grenzte, wo ſie waren, darein verbarg er ſich aus Furcht vor ſeinem Sohne. Herzog Ernſt, wie er ſah, daß ſein Vater entronnen war, und der Pfalzgraf todt vor ſeinen Füßen lag, lief mit ſeinem Geſellen Wetzel die Treppe wieder hinab zu den Roſſen, bei denen ſie den Diener fanden. Da ſaßen alle drei wieder auf, ritten in Eile durch die Stadt und nahmen ihren Weg einem unbekannten Orte zu.

Der Kaiſer blieb eine gute Weile in der Kapelle, und hatte große Angſt. Erſt wie er kein Getümmel mehr hörte, kam er heraus und ſagte den Herren, was ſich Unerhörtes begeben habe. Auf die Kunde von dieſem großen unſühnbaren Morde entſtand in der ganzen Stadt ein Aufruhr; Reiter wurden auf allen Straßen hin und wieder abgeſchickt, mit dem Befehl, wo ſie Herzog Ernſt mit ſeinem Geſellen dem Grafen Wetzel, und einem Diener begegneten, da ſollten ſie alle drei ohne Gnade todt ſchlagen. Aber Gott, wiewohl er dem Fürſten den Mord nicht verzieh, nahm die Verfolgten doch in ſeinen Schirm und führte ſie eine ſichere Straße, ſo daß ſie nicht ereilt wurden. Die Reiter und Knechte kamen zurück und ſagten dem Kaiſer, daß ſie Niemand hätten finden können. Darüber wurde der Kaiſer grimmig und ſchwur bei ſeinem Reiche, daß er es nicht ungerächt laſſen wolle.

Durch das große Geſchrei, das hin und wieder in der Stadt ertönte, und das viele Volk, das zuſammen lief, wurde endlich auch die Kaiſerin aufmerkſam, ſuchte ihren Gemahl auf, und fragte ihn: „Lieber Herr, ſaget mir an, was dieſes ungeſtüme Hin- und Herrennen bedeutet?“ Da erzählte ihr der Kaiſer Wort für Wort, daß ihr Sohn den Pfalzgrafen erſtochen habe, und wenn ihm der Kaiſer nicht entronnen wäre, auch ſeinen Vater umgebracht haben würde. Die Kaiſerin dankte ihrem Gemahl für dieſe Mittheilung, aber ſogleich eilte ſie in ihr Kämmerlein und betete zu Gott mit allem Ernſte, daß er ihren Sohn doch behüten und nicht in des Kaiſers Hände fallen laſſen wolle.

Inzwiſchen war der Leichnam des Pfalzgrafen mit großer Feierlichkeit begraben worden, dann ging der Kaiſer mit ſeinen Fürſten und Herren zu Rathe, und es wurde beſchloſſen, daß Herzog Ernſt, der junge Fürſt, aus ſeinem Lande ganz und gar vertrieben werden ſollte; auch wollte ihn der Kaiſer nimmermehr zu Gnaden annehmen, denn er war ihm von ganzem Herzen feind geworden. Er ſammelte daher ein Heer von zwölftauſend Mann, und ritt ſelbſt den nächſten Weg auf Regensburg zu, denn er meinte, ſein Sohn wäre dort. Als ſie aber nahe vor der Stadt waren, machten die Bürger einen Ausfall, und es wurde auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen. Die Belagerung währte lange Zeit, und die Einwohner wurden ſehr betrübt, weil ihr Herr der Herzog Ernſt nicht zum Entſatze kam. Doch hielten ſie ſich wie frommen Bürgern und Unterthanen zuſteht, und wollten an ihm nicht treulos werden. Auch hielten ſie Rath und beſchloſſen, ihrem Herrn und Herzog einen Boten zu ſchicken, (denn ſie kannten ſeinen Aufenthalt), und ihm die große Noth zu klagen, in welcher ſie durch ſeinen Vater ſchwebten; auch ihm zu melden, daß, wenn ihnen nicht bald Hülfe käme, ſie ſich dem Kaiſer ergeben müßten.

Die Botſchaft gelangte glücklich zu dem jungen Fürſten, und dieſer ſprach gar betrübt zu ſeinem Freunde Wetzel: „Mein allerliebſter Freund, was ſoll ich Unglücklicher anfangen? Des Lands und der Leute bin ich beraubt, Niemanden hab' ich, auf den ich mich verlaſſen könnte, hilft Gott meinen Unterthanen nicht, ſo ſind ſie verloren!“ Doch ſchickte er den Boten eilig wieder nach

Regensburg zurück, und ließ ſie treulich bitten, ſie ſollten ſich nur noch eine kleine Weile halten, er verhoffe bald bei ihnen zu ſeyn. Der Bote eilte heim und zeigte dieß den Bürgern an.

Herzog Ernſt aber ritt ohne Verzug zu dem Herzog Heinrich von Sachſen, und wurde von ihm mit ſeinen Dienern ſo gut und ſchön empfangen, als billig war. Nach der erſten Begrüßung klagte der gebeugte Fürſt dem Sachſenherzog ſeine Noth, und erzählte ihm alles, was ihm wiederfahren war und was er begangen hatte, und wie er jetzt ein Vertriebener ſey und ſeine Hauptſtadt Regensburg belagert würde. „Darum, gnädigſter Fürſt, ſchloß er, bitte ich euch, ihr wollet mir eine Anzahl Kriegsleute geben, daß ich in Sicherheit gen Regensburg kommen möge, damit ich meine koſtbarſten Kleinode wegſchaffen und meine getreuen Bürger tröſten und kräftigen kann. Dann will ich in ein anders Land ziehen, wohin mich Gott führet. Solche Bitte hoffe ich, Herr Herzog, wollet ihr mir nicht abſchlagen in dieſem meinem Elend!“

Der Herzog antwortete gar freundlich: „Lieber junger Herr und Fürſt! Eine Bitte ſoll euch nicht abgeſchlagen ſeyn!“ Und von Stund' an gebot er, daß ſich fünftauſend Pferde rüſten ſollen, was auch alsbald geſchah. Der Herzog von Sachſen ritt ſelbſt mit dem Heerhaufen; und als ſie gen Regensburg kamen, ſahen ſie den Kaiſer mit ſeinem Heere davor gelagert. Doch ritten die Herzoge mit ihren Reitern bis dicht vor das Lager. Als der Kaiſer ſo viel Volks kommen ſah, gebot er ſeinem Heer auf der Stelle ſich zu rüſten, und die Feinde von dannen zu ſchlagen. Aber der Herzog von Sachſen begehrte mit dem Kaiſer zu unterhandeln, und ſo vernahm dieſer aus des Herzogs eigenem Munde, daß es ſeine Abſicht ſey, den Fürſten Ernſt in ſeine Stadt Regensburg zu bringen. Da ſprach Herr Otto: „Iſt es auch recht, daß ihr meinen Feind beſchützen helfen wollet, der meinen guten Freund Heinrich, den Pfalzgrafen, an meiner Seite erſtochen hat, und mir daſſelbe gethan hätte, wenn ich nicht entſprungen wäre? Sollte ich dem ungetreuen Sohn meine Treue beweiſen? Nein, fürwahr, er hat es nicht um mich verdient!"

Der gute Herzog von Sachſen wurde ſolcher Klage nicht froh, ſondern er ſprach mit demüthigen Worten: „Allergnädigſter Herr und Kaiſer, wollet dieſe meine Weiſe nicht für übel nehmen, ich habe Solches um des gemeinen Beſten willen gethan. Ich wollt' euch aufs unterthänigſte bitten, daß ihr euerm Sohn gnädig ſeyn möget und ihm vergeben; wer weiß, ob er an den Dingen wirklich Schuld hat, wegen deren er bei euch angeſchwärzt worden iſt." Aber der Kaiſer, als er ſolche Worte vernahm, hieß den Herzog von ſich gehen. Dieſer gehorchte, und ritt zu ſeinem Freunde zurück.

Unterdeſſen begannen die Bürger in der Stadt zu merken, daß Ernſt, ihr Herzog, in der Nähe ſey. Von Stund' an ſchickten ſie ihm Boten, daß er doch ſollte in die Stadt kommen; ſie wollten Leib und Leben für ihn laſſen, und ihm in Liebe unterthänig ſeyn. Auf dieſes rüſtete ſich Herzog Ernſt, ging zu dem Fürſten von Sachſen, ſagte ihm großen Dank für ſeine Begleitung, und bat ihn um einige Reiter und Knechte; er aber gab ihm mit gutem Willen viele von ſeinem Volk. So machte ſich Herzog Ernſt auf und ritt unangefochten in die Stadt; denn der Kaiſer fürchtete die Sachſen. Nachdem jener hinter den Thoren der Stadt Regensburg wohlbehalten angekommen war, ging der Herzog von Sachſen wieder vor den Kaiſer und ſprach: „Allergnädigſter Herr, mein Dank ſey euch geſagt; und wollet eurem Sohne gnädig ſeyn!“ So ſchieden ſie traurig von einander, und der Sachſenherzog ritt wieder in ſeine Heimath.

Große Freude war bei den Bürgern, als ſie ihren Herrn wieder in der Stadt hatten; ſie empfingen ihn mit ſeinem wohlgerüſteten Volk aufs Beſte, und hofften, er würde jetzt bei ihnen bleiben. Aber es geſchah ganz anders. Denn Herzog Ernſt befahl, alle Bürger ſollten zuſammen kommen, und wie ſie alle bei einander waren, redete er ſie alſo an: „Liebſte Bürger und gute Freunde! Ihr ſehet den großen Trotz meines Vaters, des Kaiſers, der ſich unterfängt, mich von Land und Leuten zu vertreiben. Er hat auch wohl die Gewalt dazu, und ich will mich deſſen nicht mehr wehren, wie ich vor gethan habe. Darum, liebe Brüder, bin ich zu euch hergekommen, euch aufs dringendſte zu bitten, daß ihr meinen Vater den Kaiſer beſchicken wollet, und ihn um Gnade bitten, daß er einem jeden von euch erlaube, ſo viel von dem Seinigen mitzunehmen, als er tragen kann, und euch ſo aus der Stadt ziehen laſſe; die andre Habe wollet ihr dahinten laſſen!“ Dieſer Rath gefiel einem

Bürger wohl, dem andern nicht. Endlich beſchloſſen ſie und zeigten es ihrem Herren an, ſie wollten bleiben und bei Weib und Kind ſterben und geneſen. Alſo nahm ihr Herr unter Thränen Abſchied von ihnen, nahm aus ſeinem Schloſſe zu Regensburg die beſten Kleinode und ritt mit dem ihm zugegebenen Sachſenvolke wieder aus der Stadt durch das Lager des Kaiſers ohne Gefährde, und fort in das Land Sachſen zu ſeinem Bundesgenoſſen, dem Herzog Heinrich. Seine Unterthanen aber mußte er im Elend belagert zurücklaſſen, ohne daß er ſeinem Vater dem Kaiſer, weil er ihm zu mächtig war, Widerſtand zu leiſten gewagt hätte.

So ſahen ſich die Bürger allein, ihr Herr war von ihnen geritten, ſie wußten nicht was ſie thun ſollten. Der Kaiſer wurde dieß wohl gewahr, und jetzt befahl er ſeinen Söldnern, ſie ſollten die Bäume abhauen, nun wolle er die Stadt mit Gewalt ſtürmen, um weiter ziehen und das übrige Land auch einnehmen zu können, denn der große Zorn über ſeinen Sohn Herzog Ernſt wollte kein Ende bei ihm nehmen. Die Bürger ſahen dieß ganz traurig mit an; ſie meinten, wenn ſie dem Kaiſer die Stadt öffneten, würde er ſie alle tödten laſſen, und alsdann die Stadt auf den Grund hinwegbrennen, wie er ihnen gedroht hatte; doch ermannten ſich einige, tröſteten die andern und gaben ihnen den Rath, ſie ſollten dem Kaiſer die Schlüſſel ihrer Stadt überbringen und ihn um Gnade flehen. Er würde doch nicht ſo unbarmherzig ſeyn, als er im Zorn geſprochen hatte.

Des Kaiſers Volk bereitete ſich zum Sturm, und eben wollten ſie anlaufen, als die Bürger den Kaiſer um eine kleine Friſt bitten ließen, die ihnen auch bewilligt ward. Nun bedachten ſie ſich nicht mehr lange, thaten ihre Thore weit auf, und die Rathsherren alle gingen vor die Stadt dem Kaiſer entgegen, fielen ihm zu Fuß und begehrten Gnade, indem ſie ihm in aller Demuth die Schlüſſel der Stadt überreichten. Kaiſer Otto war von Natur großmüthig; als er ihre Trauer ſah, jammerte ihn ihrer, und er ſprach: „Wohl, weil ihr euch ſo gutwillig erzeiget, ſo will ich euch erhalten und bei euren Gerechtigkeiten bleiben laſſen.“ So ſchwuren ſie ihm aufs Neue, und hielten ſich wie ehrlichen Bürgern geziemt.

Darauf zog der Kaiſer von der Stadt ab, und ſchickte ſein Volk in zween Haufen aus. Dem einen befahl er die Donau hinabzuziehen und alle Städte und Flecken einzunehmen. Sie thaten dieß und verderbten viel Volks. Doch wurden auch ihnen wieder viel Leute erſchlagen, denn Herzog Ernſt hatte noch mehr Sachſenvolk an ſich gezogen und leiſtete mit demſelben ſeinem Feinde Widerſtand. Aber ſein Vater der Kaiſer beſaß viel mehr tapfere Kriegsleute, denn er hatte an achttauſend Mann die Donau hinabgeſchickt, und Herzog Ernſt befehligte kaum zweitauſend. Gleichwohl hielt er ſich lange in Oeſterreich. Sein Vater der Kaiſer aber war mit dem andern Heerhaufen an den Lech gezogen, und nahm die Städte ein, die einſt dem Herzog gehörten. Was ſich nicht bald ergeben wollte, ward mit Sturm überwältigt und alles todt geſchlagen, was in Waffen ſtand. Nachdem er dort das ganze Land erobert, ſchickte er das übrige Kriegsvolk auch zu dem Haufen an der Donau. Als das Herzog Ernſt erfuhr, daß ſeinem Feinde neuer Zuwachs an Heeresmacht komme, da ſandte er dem Herzog von Sachſen die geliehenen Kriegsleute wieder zurück, nachdem er ihnen reichlichen Sold gegeben, ließ dem Herzog Dank ſagen, und warf ſich mit ſeinem Geſellen Grafen Wetzel und weniger Ritterſchaft in eine ſtarke Veſte. Dort ſchickte er ſich an, das Land zu verlaſſen. Und nun nahm des Kaiſers Volk ohne Mühe alles Land ein, das Herzog Ernſt zuvor mit den Sachſen beſchützt hatte, und alle Städte wurden mit des Kaiſers Söldnern beſetzt.

Herzog Ernſt aber, der ſein Land von der Burg aus, auf die er ſich zurückgezogen, in Flammen ſtehen ſah, forderte fünfzig der allerbeſten Ritter zuſammen, und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren, ich bitte euch getreulich, daß ihr mir wollet einen Zug vollbringen helfen nach dem heiligen Grabe. Ihr ſehet ja meines Vaters Zorn; dazu habe ich kein Schloß und keine Stadt mehr, darin ich ſicher wäre; ich bin ganz elend: darum will ich das Land verlaſſen, vielleicht, daß ſich indeſſen der Kaiſer eines andern bedenkt und ſein großer Grimm ſich legt. Meinethalben ſoll kein unſchuldiges Blut mehr vergoſſen werden, es iſt deſſen ſchon jetzt zu viel!“ Den Rittern gefiel die Rede des jungen Fürſten, ſie gelobten, ihm die Reiſe vollbringen zu helfen, wofür er ihnen ſehr dankbar war. Er ſorgte ſogleich dafür, daß den edeln Rittern ganz neue Rüſtung und Wehr verfertigt wurde, damit ſie mit Allem, was zur Reiſe gehörte, wohl verſehen wären.

Auch die Kaiſerin erfuhr, daß ihr Sohn aus Deutſchland hinwegziehen wollte; ſie ſchickte ihm daher ohne Wiſſen ſeines Vaters und ganz im Geheimen hundert Mark Silbers, dazu viel andre Kleinode, und entbot ihm viel tauſend gute Nacht. Dieſes Gut theilte der junge Fürſt Alles unter ſeine Ritter aus und beſoldete ſie damit; denn ſonſt hatte er nicht mehr viel Guts und Geldes, weil er ſo elendiglich von ſeinem Vater aus allen ſeinen Landen vertrieben war. Und wie er nun mit ſeinen Rittern vom Lande ſchied, da hub er an zu weinen und ſprach: „Nun erbarme es Gott, daß ich ſo elendiglich aus meiner Väter Lande ziehen muß!“ Doch getröſtete er ſich ſeiner mannlichen Ritter, die alle ſo gutwillig mit ihm gingen. Darauf zogen ſie die nächſte Straße nach Ungarn. Alldort wurden ſie gut empfangen von dem König, und blieben acht Tage da. Darnach ſchickte der König dem Herzog und ſeiner löblichen Ritterſchaft etliche Boten, die ihm den rechten Weg durch den Wald nach der Bulgarey weiſen ſollten. Als ſie glücklich hindurch gekommen waren, ſchickten ſie die ungariſchen Wegweiſer zurück, nachdem ſie ſie reichlich beſchenkt und ihnen aufgegeben hatten, dem König ihren großen Dank zu vermelden.

Wie ſie ſich nun im Kaiſerreich der Griechen befanden, ritten ſie den nächſten Weg auf Konſtantinopel zu. Als ſie dort angelangt, empfing ſie der Kaiſer gar ſchön und that ihnen große Ehre an. Beſonders empfand er große Liebe für Herzog Ernſt, weil dieſer ſich gegen ſeinen Vater den römiſchen Kaiſer ſo muthig zur Wehre geſtellt hatte. An dieſem Hofe blieb Herzog Ernſt mit ſeiner Geſellſchaft wohl drei Wochen lang, bis daß ein überaus großes Schiff kam, das der Kaiſer mit allen Lebensbedürfniſſen verſehen ließ. Dann befahl derſelbe den beſten Schiffsleuten, die er hatte, den jungen Fürſten mit allem Fleiße zu fahren, damit derſelbe keinen Schiffbruch zu befürchten hätte. Als nun das Fahrzeug mit allem Vorrath wohl verſehen, mit Segelſtangen, Stricken und Segeltüchern und allem, was zu einem ſolchen Schiffe gehört, vollkommen ausgerüſtet war, ſegnete Herzog Ernſt mit ſeiner Ritterſchaft den Kaiſer und fuhr in Gottes Namen dahin, und mit ihm viel Griechen. die ihm Geſellſchaft leiſteten und ihn in zwölf Schiffen begleiteten, weil ſie die heilige Fahrt nach Jeruſalem auch gerne vollbracht hätten. Sechs Wochen waren ſie mit gutem Winde gefahren; da erhub ſich in der Nacht ein ſtarkes Ungewitter auf dem Meere, ſo daß die Schiffe große Noth von den Wellen litten. Der Sturmwind war ſo heftig, daß die Griechen mit ihren zwölf Schiffen von den grauſamen Stößen des Orkanes alle entzwei gingen und verſanken, weil ſie keine ſo wohlerbaute ſtarke Schiffe hatten wie Herzog Ernſt; denn nur ſein Schiff war ſo gut mit Eiſen beſchlagen, daß die Wellen es nicht ſo bald auseinander zu reißen vermochten. Jedoch hätte es länger gedauert, ſo würde es das Ungeſtüm der Wogen auch nicht länger haben ertragen können, ſondern in Stücke gegangen ſeyn.

Als der Herzog ſeine Begleiter ſo jämmerlich ertrinken ſah, weinte er mit allen ſeinen Genoſſen, und bat Gott, daß er doch ihnen ſelbſt möge gnädig und barmherzig ſeyn. Nun wußten die Schiffsleute nicht, in welcher Gegend oder in welcher Landesnähe ſie waren; der Vorrath fing an ihnen auszugehen, denn ſie waren wohl ſchon vierzig Wochen auf dem Meere gefahren und hatten nichts geſehen als Himmel und Waſſer: deßwegen flehten ſie brünſtig zu Gott, daß er ſie dem Lande zuführen wolle; ſie litten großen Mangel, und wären ſie noch einen halben Monat auf dem Waſſer gefahren, ſo würden ſie Hungers geſtorben ſeyn.

Endlich erblickten ſie eine Küſte, ſteuerten muthig zu und erreichten in kurzer Zeit das Land. Sobald ſie aus dem Schiffe geſtiegen, ſetzten ſie ſich auf ihre Roſſe, ließen das Schiff am Strande und mit den Schiffleuten einige Knappen darin; die Ritter ſelbſt ritten mit dem Herzog und beſichtigten von ferne eine Stadt, die ſie vor ſich ſahen. In ihre Nähe ſich zu begeben wagten ſie nicht, weil Niemand wußte, in welcher Landſchaft ſie waren, und welche Leute da wohnten. Die Stadt war ſehr ſchön gebaut, hatte eine hohe und dicke Mauer und

einen breiten Waſſergraben, auch gewaltige Baſteien und einen ſchönen Wall. Nachdem ſie lange hin- und hergeritten, entſchloßen ſie ſich, zu ihrem Schiffe zurückzufahren, und aßen und tranken dort, ſo gut ſie es hatten; denn es war nicht viel mehr übrig bei ihnen. Nach dem Eſſen warfen ſie ſich in ihre Rüſtung, und Herzog Ernſt gab dem Grafen Wetzel die Fahnen, auf welchen ein goldenes Cruzifix geſtickt, und der Spruch darunter geſchrieben war: „Gottes Wort bleibet ewiglich ſtehen.“

Die Völker, die in dieſem Lande wohnten, hießen die Agrippiner. Ihr König war eben mit ſeinen Unterthanen ausgezogen, weil er gehört hatte, daß eines Königs Tochter aus Indien durch ſein Land ziehen werde, welche ſich mit einem fremden Königsſohne vermählt hatte; dieſer Braut wollten ſie die Straße verlegen, und als die Herren kamen, welche ſie dem Königsſohne zuführen ſollten, erſchlugen ſie alle und nahmen die Jungfrau mit ſich. Da ritt Herzog Ernſt mit ſeiner Ritterſchaft um die Stadt, zweifelte jedoch, ob er hinein reiten ſollte, und fürchtete ſich ſehr.

So hielten ſie vier Tage ſtill, und wußten nicht, in welcher Leute Land ſie waren. Endlich ritten ſie wieder landeinwärts und betraten die Stadt. Aber kein Menſch war darin. Lange ritten ſie hin und her in den Gaſſen, gelangten endlich vor ein ſchönes Schloß, ſtiegen von ihren Roſſen, gingen hinein und kamen bald in einen hohen Saal. Da fanden ſie ſchön zugerüſtete Tiſche, die mit Eſſen und Trinken reichlich verſehen waren, wie wenn Hochzeit gehalten werden ſollte. Das geſchah denn auch in ſo weit, als Herzog Ernſt mit ſeiner ganzen Ritterſchaft ſich niederſetzte, und ſich alle recht ſatt aßen und tranken. Dann ſchickten ſie auch den Schiffsleuten Eſſens genug, ſich davon zu erlaben. Und darauf befahl Herzog Ernſt, daß man das Schiff mit Lebensmitteln verſehen ſolle. Da trugen die Diener von den Speiſen ſo viel ſie konnten zu Schiffe, ſo daß ſie wohl für ein halbes Jahr genug hatten. Jetzt ging Herzog Ernſt und Graf Wetzel im Schloſſe herum; ſie betrachteten ſich alle Gebäude, die ſehr köſtlich waren. Dann begaben ſie ſich wieder auf das Schiff und blieben die ganze Nacht auf demſelben. Wie der andre Tag anbrach, ging Herzog Ernſt zu ſeinem Freunde Wetzel, und bat ihn wieder mit ihm in die Stadt zu gehen. Das that er willig. Als ſie die Stadt wieder betreten hatten, gingen ſie aufs Neue durch die Straßen luſtwandeln, und ſahen manchen ſchönen Bau, über den ſie ſich verwunderten. Dann betraten ſie wieder den Saal, aßen und tranken vom Beſten, das vorhanden war, und beſahen ſich auch ſonſt den Pallaſt. Da fanden ſie eine Kammer, in der ſtanden zwei herrlich bereitete Betten mit Decken von Goldſtoff, und auch die Bettſtellen waren von lauterem Gold; mitten in der Kammer ſtand ein Tiſch mit einem köſtlichen Teppiche gedeckt, auf dieſem ſtanden die lieblichſten Gerichte. Zunächſt an dieſe Kammer ſtieß ein kleiner Saal, und an dieſen ein Garten mit einem gar ſchönen Brunnen, der ſprang in zwei goldene Tröge.

Da ſprach Herzog Ernſt: „Lieber Freund Wetzel,

wir wollen uns ausziehen und baden; das thaten ſie und wuſchen ſich zum beſten. Dann gingen ſie in die Kammer, legten ſich in die zwei köſtlichen Betten und ließen ſich den Schlaf eine gute Zeit behagen. Nachdem ſie genug geraſtet hatten, gingen ſie in dem Schloſſe herum und betrachteten ſich alle ſeine Herrlichkeiten, dann beſahen ſie mit Gemächlichkeit alle angenehmen Plätze der Stadt. Auf einmal ſieht Graf Wetzel ein großes Heer daherziehen, und wie er es ſich näher betrachtet, was muß er ſehen? Alle Leute deſſelben waren ſo geſtaltet, daß ſie von unten bis an den Hals ganz ſchön waren; oben aber hatten ſie Kranichshälſe. „Liebſter Herr, ſprach Wetzel zu ſeinem Freund Ernſt, ſehet ihr nicht dieſes ungeheure Volk, das dort herzieht?“ Da ward es auch Herzog Ernſt gewahr und ſprach: „Was ſollen wir thun? Ich denke wir verbergen uns, damit wir ſehen, was ſie anfangen!“ So verbargen ſich die zwei Helden hinter der Thüre in einem Winkel, und ſahen da zu, was die Agrippiner thaten.

Dieſe zogen feierlich in die Stadt und ihr König betrat das Schloß. Dieſer hatte eine ſchöne Jungfrau bei ſich, die von königlichem Stamme war; es war eben die, welche der König mit ſeinen Unterthanen den Brautfahrern abgenommen hatte. Nun ſetzte ſich der beſchnabelte König mit ſeinen Bürgern zu Tiſche; aber ſie merkten bald, daß mehrere Speiſen ihnen entrückt waren, und konnten ſich nicht denken, wie das zugegangen. Doch aßen und tranken ſie ſich voll, und fingen an zu ſchnattern und zu ſingen; auch war unter ihnen mancherlei Saitenſpiel, und ſie trieben gar wunderliche Abentheuer mit Springen, Tanzen, Gaukeln. Der König ſaß bei der ſchönen Jungfrau am Tiſch, und bot ihr öfters den Schnabel, damit ſie ihn küſſen ſollte. Aber die gute Jungfrau war voll Traurigkeit, wandte den Mund ſtets ſeitwärts und dachte: „O allmächtiger Gott, wäre ich weit weg von dieſen ſcheußlichen Geſchöpfen; ja, wenn ich in einem Walde wäre, wo die wilden Thiere wohnen, ich wollte mich nicht hieher wünſchen!“

Solche Trübſeligkeit der Jungfrau ſahen die beiden Herren hinter der Thüre in ihrem Winkel und ſprachen zu einander: „Wie könnten wir doch die Jungfrau erretten!“ — „Ich will, ſprach Herzog Ernſt, mein Leben daran ſetzen und die ſchöne Magd befreien!“ So ſprachen ſie leiſe miteinander, wie ſie es anfangen wollten. Doch ließen ſie die Sache eine Weile auf ſich beruhen; endlich ſagten ſie einer zum andern: „Wenn es nur unſern Rittern im Schiffe gut geht, und ſie nicht von dieſen Halbmenſchen erſchlagen werden!“ Und Herzog Ernſt ſprach: „Ich wollte, ſie wären bei uns im Saale, wir wollten hier unter ſie fahren!“ Dagegen dachten die Ritter im Schiffe: „Wollte Gott, daß wir unſern Herzog Ernſt und ſeinen Freund den Grafen Wetzel wieder bei uns hätten; wir glauben nicht anders, als daß ſie todt ſind.“ Und ſo gingen die Ritter traurig im Schiffe auf und ab.

Die Mahlzeit der Agrippiner hatte inzwiſchen lange gewährt, und ſie hatten groß Geſchnatter zu Hauf getrieben. Da kam die Zeit, daß Jedermann nach Hauſe gehen ſollte. „Mein liebſter Freund,“ flüſterte der Herzog Ernſt ſeinem Geſellen Wetzel zu, „wie wollen wir es anfangen, daß uns die Jungfrau zu Theil wird? Ich denke, wir ſpringen hervor und ſtechen den König todt!“ — „Nein, ſprach Wetzel, wir wollen Acht geben, wenn der König zu Bette geht; dann wollen wir ihm die Jungfrau nehmen.“ Dieſer Rath gefiel dem Herzog. Wie nun das Mahl ein Ende hatte, ging alles nach Hauſe; das ſchnablichte Geſinde war trunken und ſchnalzte wie die Enten, der König begab ſich in die ſchön geſchmückte Kammer, die aller Orten mit lauterem Golde geziert war. Dann fertigte er zwei Diener ab, welche die Jungfrau holen ſollten; als nun dieſe mit ihr unterwegs waren, kamen Ernſt und Wetzel aus ihrem Schlupfwinkel ihnen nachgefolgt, ſprangen hervor und ſchlugen dem einen Diener den Kopf ab; der andre entrann ihnen, kam in des Königs Kammer und ſchrie: „Die Indianer ſind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen! da ſchnalzte der König, ſprang auf und der Jungfrau entgegen, dieſe ſtach er mit ſeinem ſpitzigen Schnabel in beide Seiten, ſo daß ihr das Blut herunterfloß und ſie zur Erde fiel. Als die Helden dieß ſahen, wurden ſie grimmig wie Löwen: da ſprang Herzog Ernſt auf den König zu und durchſtach ihn mit dem Schwert, daß er zu Boden ſtürzte. Nun wurden die Herren von den Agrippinern umringt, daß ſie ſich ihrer kaum erwehren konnten. Doch trieben ſie dieſe zur Kammer hinaus, verſchloßen dieſelbe feſt, und gingen dann zu der Jungfrau, die ſie von der Erde aufhoben und tröſteten. Aber ſie war von des Königs Schnabel ſo verwundet, daß ſie vor Sterbensangſt faſt nicht reden konnte. Endlich ſprach ſie: „O ihr kühnen Helden, hättet ihr mich meinem Vater lebendig heimgebracht, ſo wäre ich Einem von euch zu Theil geworden; jetzt aber kann das nicht ſeyn, die Zeit meines Verſcheidens iſt da; Gott wolle meiner Seele barmherzig ſeyn!“ So gab ſie ihren Geiſt in Herzog Ernſts Armen auf und ſtarb. Wie die Helden ſahen, daß die Jungfrau todt war, ſprachen ſie zu einander: „Nun wollen wir uns wehren, oder wir ſind des Todes!“ Dann that Herzog Ernſt die Kammerthür auf; da ſtand es voll von Agrippinern, die ſchlugen und ſtachen gegen die Beiden. Dieſe wehrten ſich jedoch gar männlich, ſchlugen ihrer viele zu Tode und machten ſich endlich eine Bahn bis zum Stadtthore; aber da war es zugeſchloſſen. Jetzt ſtanden ſie erſt recht in Aengſten und riefen Gott und den Heiland um Hülfe an.

Da ſchickte es Gott, daß ihre Ritter das Schiff verließen, auf ihre Pferde ſaßen und nach ihren Herren ſehen wollten. Sie ritten bis ans Thor und fanden es zu. Nun hörten ſie großes Rauſchen und Schlagen in der Stadt; da erſchraken ſie, rannten wieder nach den Schiffen, rüſteten ſich mit ihren beſten Wehren und eilten zurück nach dem Thor. Aber ſie konnten es nicht öffnen. Endlich ſchlugen ſie es mit Streitäſten entzwei und kamen zu ihren Herren hinein. Da ſchöpften dieſe wieder Muth und zerarbeiteten ſich ſo lang an den Agrippinern, bis ſie mit dem Leichnam der Jungfrau vor das Thor kamen. Dort erhub ſich ein neuer Streit und ſie wurden ſo hart bedrängt, daß ſie die Jungfrau unter den Feinden liegen laſſen mußten. Jetzt zogen dieſe mit großer Macht in das Feld und gedachten den Herzog Ernſt und ſeine Ritterſchaft zu erſchlagen. Sie aber hielten ſich, wie mannlichen Leuten geziemte, zogen in guter Ordnung nach dem Schiff, ſchlugen um ſich, ſtachen und hieben tapfer in ſie; aber die Agrippiner ſchoßen mit vergifteten Pfeilen nach ihnen; da wichen die Helden allgemach in ihr Schiff zurück, und hatten große Arbeit, bis ſie die vielen Verwundeten ins Schiff gebracht. Dann ſegelten ſie davon. Die Agrippiner hatten auch Schiffe, in die warfen ſie ſich und fuhren ihnen nach und ſchoßen mit ihren Giftpfeilen, als ob es ſchneiete.

Nun hatte Herzog Ernſt in ſeinem Schiff einen Wurfzeug, mit dem warf er drei bis vier Schiffe in den Grund, ſo daß alle Kranichsleute, die darauf waren, ertranken. Wie die Uebrigen ſahen, daß ſie den Helden nichts abgewinnen konnten, kehrten ſie wieder heim und beklagten ihren König, der in der Stadt umgekommen war.

Aber Herzog Ernſt und ſeine Ritterſchaft ſchifften auf dem ungeſtümen Meere dahin und dankten Gott von ganzem Herzen, daß er ſie von den Kranichsköpfen erlöst hatte. Doch lagen mehrere Ritter hart verwundet von der Feinde Geſchoß; denn dieſe hatten große Pfeile, deren Spitzen alle vorn vergiftet waren; wen ſie damit getroffen, und war auch nur die Haut geritzt, der mußte ſterben. Mit ſolchem Geſchoß waren wohl an acht tapfere Ritter verletzt worden; dieſe lagen ganz elend im Schiffe, denn Niemand konnte ihnen helfen, und keiner war im Schiff, der ihnen ihre Schmerzen wenden konnte.

Das Meer ſelbſt wollte die kranken Ritter nicht länger im Schiffe dulden, es wurde wild und warf das Schiff hoch auf den Wellen empor. Wären ſie nicht bald geſtorben, ſo hätten der Herzog und ſeine Ritter ſie über Bord werfen müſſen; aber Gott ſchickte ihnen den Tod. Als ſie nun chriſtlich verſchieden, band man ſie auf einige Dielen und heftete wohlverwahrtes Geld daran, daß ſie ehrlich begraben werden konnten, wo man ſie am Ufer fände. Dann wurden ſie unter großem Weinen der Uebergebliebenen ins Meer geworfen.

Vier Tage fuhren jetzt die Ritter ganz ſtill und mit gutem Winde dahin, aber es wartete ihrer das Unglück. Denn am fünften Tage fing der Wind an aus Süden zu blaſen und erregte ein großes Ungewitter, ſo daß Herzog Ernſt meinte, das Schiff müßte untergehen. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend ſie wären; denn es war finſtere Nacht. Als der Tag anzubrechen begann, ging der oberſte Schiffsmann hinaus aufs Verdeck und ſah ſich um. Da erſchrak er gewaltig und rief mit lauter Stimme: „O allmächtiger Gott, komm uns am heutigen Tage zu Hülfe, ſonſt müſſen wir verderben!“ — „Schiffsmann, was iſt's, daß du ſo ſchreieſt?“ ſprach drunten im Schiffe der Herzog Ernſt. „Herr, bittet Gott mit allen den eurigen um Gnade, ſprach der Schiffsmann, wir ſind ganz nahe beim Magnetenberg und können nicht mehr davon kommen. Alle dieſe Schiffe, die ihr da ſehet, ſind ſchon verdorben!“ — Herzog Ernſt rief ihm zu: „Steig herunter und verſuche, ob wir das Schiff nicht mit Gottes Hülfe wenden können!“ Aber der Schiffer ſprach: „das iſt unmöglich, wir müßten wider Gottes Gewalt handeln. Darum bittet ihn, daß er euch gnädig und barmherzig ſeyn wolle!“ Wie nun der Herzog ſah, daß der Schiffmann ſo verzagt war, wußte er nicht, was er thun ſollte und ſprach zu ſeinen Rittern: „Liebe Freunde, weil es Gott ſo haben will, daß wir unſer Leben in dem wilden Meere laſſen ſollen, ſo falle ein jeder auf ſeine Knie, bitte Gott den Herrn um Gnade, daß er Jedem ſeine Sünden verzeihen wolle.“ Alle fielen auf die Knie. Nun fing Herzog Ernſt an und ſprach: „O allmächtiger Gott, der du mich armen Sünder mit meinem Volke beſchützet haſt, wenn jetzt unſere Stunde gekommen iſt, in der wir unſer Leben enden ſollen, ſo bitten wir dich, du wolleſt uns deinen Heiland ſenden, daß er unſere Seelen in ſeine Hände nehme!“ Bei ſolchen Worten gab ſich ein jeder Ritter in Gottes Willen.

Da begann die Kraft des Berges das Schiff an ſich zu ziehen, daß es in Stücken ging. Jetzt fing erſt ein rechter Jammer an; einige von ihnen faßten die Trümmer des zerbrochenen Schiffs und arbeiteten ängſtlich, wie ſie ſich auf die am Berge liegenden zertrümmerten Schiffe retten könnten. Nun trafen hier Herzog Ernſt und ſein Freund Wetzel mit noch einigen Rittern zuſammen, ihrer ſieben auf ein ſolches Schiff. In dieſem fanden ſie viele Todte; dieſelben legten ſie oben auf das Schiff. Da kamen die Greiſen geflogen, nahmen die Leichname hinweg und brachten ſie ihren Jungen zum Fraße. Nun erſcholl ein jämmerlich Geſchrei; die Ritter und Herren, die ſich hin und wieder noch auf die Schiffe flüchteten, ſchrien und weinten, und riefen zu Gott, daß er ihnen gnaden wolle. Dieſe Klagen hörten Herzog Ernſt und die bei ihm waren; das jammerte ſie ſehr, aber ſie konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, ſondern baten nur Gott ſtets unter Thränen, daß er ſich ihrer erbarmen wolle. So irrten ſie traurig auf dem Schiffe hin und her, da kam Wetzel von ungefähr in eine Kammer, in der er viel Ochſenhäute bei einander liegen ſah. Er ging zurück zu Ernſt und ſprach: „Allerliebſter Herr, wir müſſen unſer Leben doch wagen; ſollen wir hier ſo elendiglich unſern Tod abwarten? Es wäre viel beſſer, ihr folgtet mir dieſes mal; eine andere Zeit will ich wieder euch folgen.“ — „Mein lieber Freund,“ antwortete Ernſt, „wohl kommt die Zeit, wo ein guter Geſelle dem Andern folgen ſoll! Je nach dem du Rath gibſt, je nach dem folge ich!“ Da ſprach Graf Wetzel: „Weil wir unſer Leben einſetzen müſſen, ſo wäre das meine Meinung: es ſind hier im Schiffe viel Ochſenhäute, darein wollen wir uns nähen laſſen, und dann ſollen uns die Diener auf das Schiff legen. Wann nun die Greifen kommen, ſo mejnen ſie, es ſey irgend ein Leichnam; alsdann führen ſie uns in ihr Neſt, den Jungen zur Speiſe. So möchte dann Gott ein weiteres Mittel ſchicken, daß wir mit dem Leben davon kommen, und ſo gelangen wir wenigſtens glücklich über das Meer!“ Herzog Ernſt war dieß zufrieden.

„Aber es dünkt mich,“ ſprach er, „daß wir uns mit unſerer Rüſtung verſehen müſſen, denn der Greif wird uns ſonſt mit ſeinen ſpitzigen Klauen häßlich durchgreifen!“

So, nachdem ſie alles im Schiffe gemuſtert, kamen ſie in einen Winkel, da fanden ſie viel Edelſteine, von dieſen nahmen beide ein gutes Theil zu ſich, legten ihre Rüſtung an, verſorgten ſich aufs Beſte und ließen ſich zuſammen in zwei Ochſenhäute nähen, worüber ſich die guten Diener ſehr betrübten; ſie thaten es gar ungern; doch mußten ſie nach ihres Herren Geheiß handeln. So wurden ſie feſt eingenäht und oben auf das Schiff gelegt. Kaum lagen ſie eine Stunde da, ſo kam ein grauſam großer Greif, der nahm ſie beide mit, und führte ſie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahintrüge. Die Diener ſahen ihren Herrn mit ſamt Wetzel hinfahren und wurden ſehr traurig. Auch die zwei waren betrübt; denn der Greif hatte ſie ſo hart gefaßt, daß ſie ſich nicht rühren konnten, und wenn ſie nicht in ihrer Rüſtung ſo wohl verwahrt geweſen wären, ſo wären ſie nicht davon gekommen; denn ſie meinten, der Athem würde ihnen ausbleiben.

Da nun der Greif in ſeinem Neſte war, legte er ſie nieder, ſchwang ſich wieder in die Luft, und ließ die zwei Herren bei den jungen Greifen liegen. Als dieſe ſich allein fanden, ſprach Herzog Ernſt zu Wetzel: „O lieber Geſelle, lebſt du noch?“ Dieſer konnte vor Müdigkeit und Ohnmacht kaum antworten und ſprach: „Wenn uns Gott nicht hilft, ſo können wir nicht von hinnen kommen. Denn ich habe in meinen Armen keine Stärke mehr, daß ich mich aus der Ochſenhaut ſchneiden könnte!“ Da ſprach Herzog Ernſt: „Verziehe noch eine kleine Weile, bis wir beſſer zu Kräften kommen!“ So lagen die beiden eine Stunde und fürchteten ſich ſehr vor dem alten Greiſen, daß er wieder kommen würde. Doch fing Herzog Ernſt an, ſich aus der Ochſenhaut zu ſchneiden, und als er aufgeſtanden, ſchnitt er ſeinen Freund Wetzel auch heraus. Da alle beide los waren, ſahen ſie die jungen Greiſen an; die waren ſo groß als Kälber. Aber ſie durften ihnen nichts thun; doch ſtiegen ſie bald aus dem Neſt und ſahen ſich um; da wurden ſie gewahr, daß ſie der Greif über das große Meer geführt hatte; doch wußten ſie nicht, an welchem Orte ſie waren. Es war ihnen aber auch einerlei; ſie dachten nur an ihren Hunger und aßen Wurzeln aus den Steinen; dann fielen ſie wieder auf ihre Knie, lobeten und preiſeten Gottes Allmacht. Nur wußten ſie nicht, wo ſie hinunter ſteigen ſollten; denn wenn der alte Greif ſie ereilt hätte, wären ſie von ihm umgebracht worden. Wie ſie nun merkten, daß die alten Greiſen hinweggeflogen waren, ſtiegen ſie mit großem Kummer aus dem Neſt und von dem hohen Berge hinab, und wie ſie hinuntergekommen waren, liefen ſie in einen großen Wald und beklagten ihre fünf Diener ſehr, die ſie in dem Schiffe verlaſſen hatten.

Nun aber beriethen ſich eben in dieſer Zeit die Diener in dem Schiff, und zwei von ihnen ließen ſich von den drei andern auch in eine Ochſenhaut nähen; und dieſe wurden von dem vorigen Greiſen auch geholt und in ſein Neſt geführt. Auch dieſe ſchnitten ſich mit vieler Mühe aus der Ochſenhaut. Als ſie merkten, daß der Greif hinweggeflogen war, ſtiegen ſie mit großer Sorge aus dem Neſt, und gingen in den Wald; ſie hofften hier ihren Herrn und ſeinen Freund aufſuchen zu können. Da nun die übrigen drei Diener noch allein im Schiffe waren, wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten. Zuletzt ſprach einer von ihnen: „meine Meinung wäre, daß ihr euch beide auch in eine Ochſenhaut nähen ließet, und das wollte ich thun, ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen; hat er unſere Herren, Herzog Ernſt und dem Grafen Wetzel davongeholfen und darnach den andern zwei Dienern, die der Greif hinweggeführt hat, ſo wird euch Gott auch helfen. Dann will ich allein in dem Schiff bleiben, ſo lang mir Gott das Leben vergönnt!“ Dieſem Rath folgten die zwei, zogen ihre Rüſtung an, da nähte ſie der eine Genoſſe in zwei Ochſenhäute. Dann mühte er ſich lange mit ihnen ab, bis er ſie auf das Verdeck brachte; wie ſie nun bereits vier Stunden gelegen waren, kam der Greif in ſchnellem Fluge, nahm ſie in ſeine Klauen und trug ſie über das Meer zu ſeinem Neſt.

Als nun der Eine Diener ſah, daß er ganz allein in dem Schiffe war, fing er an ganz traurig zu werden, aber mehr um ſeiner Genoſſen und ſeines Herrn als um ſeiner ſelbſt willen. Nun hatte er nichts mehr zu eſſen als ein halbes Brod, dieß aß er ohne einen Trunk; wie nun alles verzehrt war und er ſich ſo ganz allein ſah, und von keiner Seele mehr Troſt empfangen konnte, mußte er in Hunger und Durſt elendiglich in dem Schiffe ſterben, und allda den großen Tag der Zukunft Jeſu

Chriſti erwarten. Inzwiſchen waren die zwei Geſellen in großer Furcht und Müdigkeit eine Zeit lang im Neſte des Greifen gelegen, bis ſie wieder zum Bewußtſeyn kamen. Auch ſie ſchnitten ſich mit vieler Mühe und Arbeit aus der Ochſenhaut, und kamen aus dem Neſt in den Wald, wohin die zwei vorigen gegangen waren, ihren Herrn zu ſuchen; aber ſie konnten ihn nicht finden. Alle vier liefen zerſtreut hin und her, wie die Schafe, die ihren Hirten verloren haben, und hatten nichts zu eſſen, als die Wurzeln aus der Erde. Die zwei letzten Diener gingen und ſuchten einen Brunnen, denn ſie hatten ſich gar müde an dem Berge geſtiegen. Wie ſie nun ſo durſtig in dem Walde umliefen, und über ihren Herrn und ihre Geſellen klagten, ſo ſiehet der eine einen Hirſch daherſpringen, der am Brunnen trinken wollte. Als der Hirſch zwei Menſchen daſitzen ſah, ward er ſcheu, und lief, als wenn man ihn jagte: da merkten die zween, daß Jemand in derſelben Gegend wäre, und gingen hinzu. Dort fanden ſie die zwei andern Geſellen bei dem Brunnen ſitzend, wodurch alle vier nicht wenig erfreut wurden. Alle erquickten ſich an dem fließenden Waſſer: dann berathſchlagten ſie, wie ſie ihren Herrn im dicken Walde ſuchen wollten; da ſtiegen ſie durch manche tiefe Kluft, zuletzt ſchwang ſich einer der Genoſſen auf einen hohen Baum, und ſah ihrer zween Leute in dem Walde gehen; er fing an zu pfeifen und zu rufen. Als Herzog Ernſt und der Graf das Geſchrei und Pfeifen hörten, ſtanden ſie ſtille und wußten nicht, was das für Laute wären. Indem ſiehet Ernſt vier ſeiner Diener daher kommen. Deß wurden ſie von Herzen froh, und empfingen einander mit lauter Freude. Ein jeder erzählte, wie es ihm ergangen war, dann gingen ſie eine Weile in dem Wald: da ſahen ſie einen tiefen Grund, in dem ein reiſſendes Waſſer floß; hier ſtiegen ſie mit großer Mühe über die Felſen, bis ſie zu dem Waſſer kamen. Denſelben Weg, von wo ſie gekommen waren, konnten ſie nicht wieder hinauf, denn er war voll großer Steinklippen; es wunderte ſie, wie ſie ohne zu fallen herunterſteigen konnten. Nun gingen ſie längs dem Waſſer hinunter, in der Hoffnung irgend einen Weg zu finden; aber es war vergebens, denn je länger ſie gingen, je ſchlimmer begann der Pfad zu werden, und je höher die Berge waren, je breiter wurde das Waſſer und verlor ſich in eine tiefe Kluft, und brauste ſo abſcheulich, daß es ein Schrecken zu hören war. Doch wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten, ſtanden bei einander und rathſchlagten.

Da befahl Herzog Ernſt ſeinen Rittern, ſie ſollen große Bäume abhauen; das thaten ſie, und halfen einander getreulich, daß ſie die Bäume mit aller Macht zu Hauf trugen, Weiden und andere junge Bäume; dann banden ſie ihre Harniſche darauf. Nun ſprach Herzog Ernſt: „Meine lieben Freunde, welcher mit durch dieſen Berg fahren will, der befehle ſich Gott dem Allmächtigen und bitte ihn um Gnade, daß er uns den Heiland zum Geleitsmann ſchicken wolle, durch dieſen ungeheuren Berg, damit wir glücklich mögen dadurch kommen!“ Die Diener thaten dieſes alle, und baten den Allmächtigen um Sicherung ihres Lebens. Dann beſtiegen ſie den Floß, den ſie verfertigt hatten und ſtießen ihn in das Waſſer, da ſchoß er hin wie ein Pfeil. Als ſie nun in das Loch gekommen waren, wurde es ſtockfinſter, ſo daß keiner den Andern auf dem Floſſe ſehen konnte. Da ging der Floß ſchwankend von einer Seite zur andern, ſo daß ſie meinten, er würde in Stücken gehen. Eine Weile ging er quer, dann wieder der Länge nach; das Waſſer brausste ſo ſehr, daß keiner hören konnte, was der andere ſprach. Dieß ungeſtüme Fahren trieben ſie wohl einen halben Tag, während welcher Zeit keiner nichts ſah; da kamen ſie wieder an einen Berg, der leuchtete ſo hell, daß es ſchimmerte wie ein Feuer. Als ſie ganz nahe waren, ſchlug Herzog Ernſt ein Stück davon; und dieſen Stein heißt man auf Latein Unio und zu deutſch Karfunkel. Ihn hat Herzog Ernſt ſeinem Vater mitgebracht, und dieſer ließ ihn in ſeine Krone ſetzen.

Nachdem nun Herzog Ernſt mit dem Grafen Wetzel und ſeinen Rittern durch den dunkeln Berg gefahren war, kamen ſie an einen großen Wald, und als ſie vor denſelben fuhren, arbeiteten ſie ſich mit dem Floß an das Land: da ſahen ſie viel ſchöner Städte und Schlöſſer, worüber ſie von Herzen froh waren, wiewohl ſie der Hunger ſehr hart quälte. Nun thaten ſie alle ihre Harniſche an, gingen mit einander nach einer großen Stadt, und ſtellen ſich zu einander unter das Thor. Da kamen Völker mit Einem Auge gegangen, das hatten ſie über der Naſe; dieſe heißt man zu Latein Cyklopen, und ſie wohnen in Indien; ſonſt heißt man das Volk auch Arimaſper. Viele derſelben kamen unter das Thor, beſahen Herzog Ernſt mit ſeinen Leuten, und verwunderten ſich ſehr, daß es Leute gebe, die zwei Augen hätten, denn ſie meinten, das wären Wilde; ſie gingen fort und zeigten dem Herrn der Stadt an, es ſeyen Leute vor dem Thore mit zwei Augen. Als der Beherrſcher das vernahm, wunderte er ſich ſehr mit allen ſeinen Bürgern, ſchickte nach ihnen und ließ ſie zu ſich rufen. Darum ging der oberſte Statthalter hin zu dem Thor und fragte ſie, aus welchem Lande ſie gekommen wären. Da antwortete ihm Herzog Ernſt, ſie kämen aus dem Königreiche der Agrippiner. Nun führte ſie jener zu dem Herrn der Stadt, und glaubte es ſeyen Satyrn oder Waldmenſchen, das heißt halb Menſchen und halb Böcke, und ſie ſeyen etwa durch Verirrung aus dem Walde gekommen. Der Herr empfing ſie aufs freundlichſte, und ſie dankten ihm mit großer Ehrerbietung. Als er ſah, daß ſie ſich ganz höflich erzeigten, gewann er ſie ſehr lieb; da ſprach Herzog Ernſt: „Lieber Herr! machet doch, daß eure Diener uns etwas zu eſſen bringen, damit wir uns des Hungers erwehren mögen, denn wir haben ſeit ſechs Tagen nichts als Wurzeln gegeſſen. Da befahl der Herr, daß man ihnen zu eſſen brächte. Dieß geſchah auf der Stelle. Herzog Ernſt und Graf Wetzel ſetzten ſich mit den vier dienenden Rittern zu Tiſche, und aßen und tranken ſich recht ſatt. Nach vollbrachter Mahlzeit führte der Herr der Stadt den Herzog Ernſt und ſeinen Freund in die Kammer und fragte ſie, von wannen ſie denn wären. Da ſprach der Herzog zu ihm: „Ich und meine Geſellen ſind aus Deutſchland, und mein Vater iſt der allgewaltige Kaiſer in der Chriſtenheit. Ich wollte eine Wallfahrt vollbringen nach dem heiligen Grabe gen Jeruſalem, da habe ich auf dem Meere vor großem Ungewitter viel Geſindes verloren.“ Und nun erzählte er dem Herren der Stadt alle Abentheuer, die ihn und ſeine Genoſſen betroffen hatten, und dieſer verwunderte ſich nicht wenig über ſeine Rede.

Am Ende erfuhr der König der Arimaſper ſelbſt, daß Herzog Ernſt in ſeinem Reiche wäre. Von Stund' an ſandte er einen Boten an den Herrn der Stadt, der ihm dieſe Fremde ſchicken ſollte, wiewohl derſelbe ſie nur ungern von ſich ließ. Wie nun Ernſt mit ſeinen Rittern vor den König kam, wurde er aufs Beſte empfangen, und auch der König gewann ſie gar lieb, beſonders den Herzog Ernſt und den Grafen Wetzel. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige geweſen, als dieſer einmal um Mitternacht auf die Jagd ritt und ſeine beiden neuen Freunde mit ihm. Wie ſie eine kleine Weile geritten waren, ſieht der König mit den Seinen, daß die Sciopoden wieder ins Land gefallen waren, denn ſie hatten eine Stadt abgebrannt. Ernſt fragte ihn, was das für Feinde wären, da ſprach der König: „Es ſind unüberwindliche Feinde; Leute, die aus Morgenland kommen; man nennt ſie zu Latein Sciopoden, das heißt auf deutſch Einfüßler, denn ſie haben nur einen einzigen Fuß, und überdieß bedecken ſie ſich damit, wenn die Sonne heiß ſcheint und hüpfen ſo geſchwind, daß ſie Niemand erreichen kann, zumal wenn ſie auf das Meer kommen, da ſpringen ſie noch viel geſchwinder, als auf dem trockenen Lande.“ Aber Herzog Ernſt ſprach zu dem Könige: „Gnädiger Herr! ich bitte euch ernſtlich, daß ihr mir einige ſtreitbare, tapfere Männer gebet, dann will ich es mit Gottes Hülfe wagen und ſie zurück oder gar zu tode ſchlagen.“ Das war dem Herzog Ernſt vom Könige zugeſagt, und ſo ritt er mit ſeinen Geſellen und dem ihm vom Könige zugegebenen Volk an das Meergeſtade und ſchickte ihnen einige entgegen, die trieben ſie an das Meer. Nun meinten die Einfüßler auf dem Meere entfliehen zu können; aber Herzog Ernſt brach mit ſeinem verborgenen Volk hervor, und ſchlug faſt alle zu todt; nur Einen fing er und dieſen führte er zum Könige. Wie ſie nun heim kamen, wurden ſie mit Jubel empfangen von allen Leuten und beſonders von dem Könige, wegen des großen Siegs, den ſie gewonnen hatten.

Bald nach dieſem Streite kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten auch Zins von dem Könige der Arimaſper. Dieſe Völker haben ſo große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen. So wurde der König von ſeinen Feinden aufs Neue betrübt, denn kaum hatte er einen Theil aus dem Lande gebracht, ſo waren andere da. Der König fragte Herzog Ernſt um Rath, wie er es mit ihnen machen ſollte, ob er ihnen den gewohnten Zins zuſchicken ſollte, oder nicht. Der kühne Held ſprach:

„Nein! ſondern mahnet das Kriegsvolk wieder auf, das ich vorhin gehabt; dann will ich ſie wohl mit Liſt abtreiben!“ Da der König ſolchen Troſt von Herzog Ernſt hörte, wunderte er ſich ſehr über ſeine Kühnheit und befahl dem Volk aufzubrechen. Dieß geſchah, und ſo zog Ernſt den Feinden mit Macht entgegen. Als er merkte, daß ſie in einem Wald ihre Verſammlung hatten, umlegte er den Wald mit ſeinem Volke und zündete ihn auf der einen Seite an. Als ſie nun den Wald auf einer Seite brennen ſahen, liefen ſie zerſtreut und wollten entfliehen; aber Herzog Ernſt hatte ihnen den Weg verlegt, und ſchlug ſie faſt alle zu todt, auſſer zweien, die nahm er gefangen und führte ſie mit ſich in das Königreich der Arimaſper zurück. Hier wurde er nach errungenem Siege vom König und allem Volk aufs feierlichſte empfangen.

Aber das Königreich der Arimaſper hätte großes Unglück, denn es war von vielen Völkern hart angefochten. Es kamen die Rieſen, die in der Gegend der Cananeer wohnten, und forderten ebenfalls Tribut von dem König. Wie nun der Rieſenbote vor ihn kam, war der ſo groß, daß er nahezu das Meß von zwölf Schuhen hatte; das Volk, das ihn ſah, entſetzte ſich vor ſeiner Größe. Dieſer ſprach mit trotzigen Worten zu dem Könige: „König, du ſollſt wiſſen, daß du meinem Herrn, dem Rieſenkönige, den Zins zu geben ſchuldig biſt; wenn du dieß nicht bald thuſt, ſo werden wir dein Land bis auf den Grund verderben!“ Ueber ſolche freche Reden erſchrak der König ſehr und wußte dem Boten keine Antwort darauf zu geben; er ließ denſelben warten, und ſchickte unterdeſſen nach dem Herzog Ernſt, der in dem Lande war, das ihm der König eingeräumt hatte. Als dieſer kam, fragte ihn der König um Rath, wie er es mit den Rieſen machen ſollte, die ſo ſtarke Leute wären; er wolle ihnen den Zins ſchicken. Aber Herzog Ernſt widerrieth das dem König und ſprach zu dem Rieſenboten, er ſolle wieder heimziehen und ſeinem Könige ſagen, wenn ihnen die Haut juckte, ſo ſollten ſie kommen, ſie werde ihnen gekratzt werden. Dieſe Rede verdroß den Boten, er ging wieder heim zu ſeinen Rieſen und zeigte ihnen die ſchnöde Botſchaft an. Da wurden ſie zornig, machten ſich im ſchnellen Grimm auf und fielen in das Gebiet der Arimaſper ein. Als der König dieß gewahr wurde, rief er viel Volks auf, und befahl ihnen Herzog Ernſt gehorſam zu ſeyn. Dieſe waren willig dazu. Nun zog der Herzog den Rieſen entgegen; wie ſie nahe an einander kamen, hielten ſich die Rieſen in einem Wald und beabſichtigten den Feind bei Nacht zu überfallen. Aber Herzog Ernſt hielt gute Wache, ſo daß ſie es nicht vollbringen konnten. So lagen ſie wohl einen Monat lang einander gegenüber und ſcharmützelten alle Tage. Der Herzog verlor viel Volks und dachte auf etwas Anderes; er achtete ſorgfältig darauf, wann die Rieſen ſich zum Mittagsmahle anſchicken, da wollte er ſie in großer Eile überfallen. So brach er heimlich mit ſeinem Volke auf und fiel in der Mittagsſtunde in das Holz, deſſen ſich die Rieſen nicht verſehen hatten; ihrer Viele wurden zu todt geſtochen; doch blieb auch auf des Herzogs Seite Mancher todt im Walde liegen, den die Rieſen mit Bäumen erſchlugen. Dennoch arbeitete Herzog Ernſt unter ihnen ſo, daß ſie am Ende weichen mußten. Einige Rieſen, die ſahen, daß es ſo übel ſtand, flohen aus dem Wald in ein weites Feld, aber der Herzog, der dieß gewahr wurde, ritt ihnen eilends mit ſeinem Volke nach, doch waren ſie ihm entronnen bis auf Einen. Derſelbe war gar hart verwundet, den nahm Herzog Ernſt mit ſich, ließ ihm einen Arzt holen und die Wunden verbinden. Als er wieder aufgekommen war, ritt der Herzog mit ſeinem Kriegsvolk zu dem Könige zurück, und wurde von dieſem vor allem Volke ſeiner Mannheit halber gelobt, denn ſeines Gleichen war nie Einer in das Land der Cyklopen gekommen. Aber Herzog Ernſt wollte nicht daheim bleiben, ſondern nahm ſeine Genoſſen mit einigem andern Gefolge und zog weiter.

Da er nun mancherlei Leute beieinander hatte, gefiel es ihm wohl; er ſprach zu ſeinem Freunde Wetzel: „Lieber Geſelle, rathe mir; ich habe von den Leuten gehört, daß es in Indien ganz kleine Menſchen gibt, die in ſtetem Streite mit den Kranichen liegen. Nun habe ich Luſt ſolche Menſchen auch zu ſehen. Darum ziehet mit mir, denn will ich noch einige tapfere Männer mit mir nehmen.“ Graf Wetzel war dieß wohl zufrieden. Sie beſtiegen darauf ein Schiff mit Speiſe und aller Nothdurft, und fuhren den nächſten Weg nach Indien. Wie ſie in das Land gekommen waren, nahmen ſie den nächſten Weg nach den Pygmäen, oder dem Zwergenvolke. Als dieſe den Herzog mit ſeinem Gefolge ſahen, erſchraken ſie vor den großen Leuten, gingen ihnen entgegen, baten ſie um Frieden. Da ſprach Herzog Ernſt: „Wir ſind nicht gekommen, den Frieden zu brechen; wir wollen euch vielmehr Frieden machen!“

Darüber wurden die Zwergenvölker froh. Nun fing einer an und ſprach zu dem Herzog: „Wiſſet, gnädiger Herr, daß uns die Vögel großen Schaden thun; denn wir können vor ihnen am Tage gar nichts arbeiten, ſondern müſſen es bei Nacht thun!“ Da kam ihr König gegangen, fiel dem Herzoge zu Fuß und empfing ihn mit ſeiner Ritterſchaft gar tugendlich, ließ ihm auch ein gutes Nachtlager bereiten. Mit Tagesanbruch ging Herzog Ernſt nebſt einigen der Zwerge aus, und ließ ſie einen Streit mit den Kranichen anfangen. Die Vögel kamen geflogen und ſtachen mit ihren ſpitzen Schnäbeln der Kleinen viel zu todt. Herzog Ernſt aber ritt mit etlichen Dienern hinzu, ſchlug und ſchoß der Vögel viel zuſammen, ſo daß das Feld voller Kraniche lag und die Bewohner ein ganzes Jahr von ihrem Fleiſch zu eſſen hatten.

Als Herzog Ernſt wieder bei dem Könige war, nach gewonnenem Siege, ließ dieſer ihm viel Goldes und allerlei Edelſteine vortragen, und bat ihn ſehr, er möchte nehmen was ihm gefiele; aber der Herzog wollte nichts davon, ſondern bat den König nur, daß er ihm zwei kleine Männlein gebe. Das that der König mit Freuden, und gab ihm zwei Zwerge zu Knechten. Nun beurlaubte ſich Herzog

Ernſt von dem Könige und fuhr mit ſeinem Volke wieder zu den Arimaspern, und hatte die wunderlichen Leute, die er gefangen, die zwei Zwerge und den ungefügen Rieſen bei ſich. Wenn er ſich dann eine Kurzweil machen wollte, ließ er ſie miteinander ſtreiten. So hatte er es gut in dem Lande, denn der Cyklopen König hatte ihm fünf große Städte und Schlöſſer geſchenkt.

Einmal, als er das Mittagsmahl genommen hatte, ging er zu ſeiner Luſt ein wenig am Meeresgeſtade mit ſeinen Dienern ſpazieren. Wie er ſich nun ſo in der Gegend umſah, da ſiehet er ein Schiff ans Land kommen. Neugierig ging er hinzu und fragte die Leute, von wannen ſie wären. Der Patron ſprach: „Wir kommen aus Indien und ſind vom Winde hergetrieben worden!“ Herzog Ernſt fragte ſie weiter, welches Glaubens ſie wären. Der Patron antwortete, ſie glaubten an den eingebornen Sohn Gottes, den Erlöſer, und wollten ihn nicht verläugnen, wenn ſie auch darüber ſterben müßten. Dieſe Rede gefiel Herzog Ernſt ſehr wohl. Er ſprach zu dem Schiffsherrn: „Lieber Schiffsmann, ſage mir, hat jenes Land auch Krieg mit einem Könige?“ — „Ja, es hat, ſprach der Patron, eine Zeit lang ſchweren Krieg mit dem Sultan in Babylonien gehabt; dieſer hat ſie des chriſtlichen Glaubens halber bekriegt und ſo angegriffen, daß er über das halbe Land mit Feuer verwüſtet hat; aber jetzt ſeit einem Jahre hat es mit dieſem Könige guten Frieden; doch fürchte ich, er werde bald wieder anfangen, denn ehe wir aus unſerem Lande zogen, ging die Sage, er ſchicke ſich wieder an, in unſer Königreich einzufallen!“

Da ſprach Herzog Ernſt zu dem Patron, er ſollte ohne ſein Wiſſen nicht hinwegfahren, denn er hoffe, wenn es nach ſeinem Wunſche gehe, auch mitfahren zu können. Dann lud er den Schiffsherrn mit allen den Seinigen zu ſich auf das Schloß ein, und ließ ſie dort aufs Beſte verpflegen. Als er nun von dieſen Mohren Alles erfahren hatte, rief er ſeinen Freund Wetzel ſammt ſeinem Kämmerer zu ſich und ſprach zu ihnen: „Lieben Freunde, was rathet ihr dazu? Sollen wir uns aufmachen und zu dieſen Mohren nach Indien ziehen, denn der dortige Mohrenkönig hat die Chriſten ſehr lieb? Auch wiſſet ihr wohl, daß wir uns hier nicht recht regen dürfen, obwohl mir der König etliche Landſchaften geſchenkt hat; ſoll ich aber deßwegen unter den Heiden mein Leben enden? Das will ich nicht thun, ſelbſt nicht, wenn ich wüßte, daß es mir übler gehen ſollte, als es mir gegangen iſt. Darum, liebe Herren, was rathet ihr dazu?" Sie ſprachen, das gefalle ihnen gar wohl, und zeigten ſich willig, ihm auf die Reiſe zu folgen. Jetzt befahl Herzog Ernſt ſeinen Dienern, das Mohrenſchiff mit Speiſe zu verſehen; dann nahm er ſeine wunderbaren Leute, beſtieg das Schiff mit Wetzel und ſeinen andern Rittern ſamt den Mohren, fuhr ohne Urlaub aus dem Königreiche der Arimaſper, und ließ die Städte, die ihm geſchenkt waren, dem Könige liegen.

Ein guter Wind trieb ihr Schiff nach Indien. Wie ſie dort angekommen waren, gingen die Mohren ſofort zu ihrem König und zeigten ihm an, daß ein männlicher Held mit ihnen gefahren, ein chriſtgläubiger Menſch; der König ging gleich hinaus an das Meeresgeſtade, und empfing den Herzog Ernſt mit großer Achtung; er führte ihn heim und hielt ihn gar herrlich mit ſeinen Rittern und Dienern. Sie aber blieben eine Zeitlang in gutem Frieden bei dem König. Da kam eines Tags ein Bote von dem König von Babylon, während ſie über der Mittagstafel ſaßen, der ſprach zum Könige: „Du König der Mohren wiſſe, daß ich von meinem Herrn zu Dir geſchickt bin, und Dir ſagen ſoll: wenn Du von Deinem Glauben nicht abſtehen wirſt, ſo will er Dich mit Deinem ganzen Lande verderben; darnach richte Dich!“ Der König hinter dem Tiſch erſchrak über ſolche Worte und wußte nicht, was er dem Boten antworten ſollte. Aber Herzog Ernſt, als ein muthiger Held, ſprach zu dem Boten: „Sage deinem König, er ſoll kommen; wir wollen ſeiner warten als Kriegsleute!“ Und dann ſprach er zum Könige: „Gnädiger Herr! was denket ihr, daß ihr ein ſo betrübtes Herz habt? Wiſſet ihr nicht, daß ihr ein Herr und König in eurem Lande ſeyd? Und wenn ihr nur zehn Männer hättet, ſo ſolltet ihr euch nicht fürchten! Thut ihr ja doch Solches um des Worts Gottes willen! Er hat durch ſeinen Sohn geſprochen: Was ihr thut und leidet um meines Namens willen, das ſoll euch tauſendfältig vergolten werden!“ Dieſe Rede gefiel dem König; er ſprach zu Herzog Ernſt: „Lieber, eure Worte, die haben mir mein Herz erquickt; nun will ich es wagen, und ſollte mein Königreich darum zu Scheitern gehen; denn der König von Babylon hat mir früher mein Land mit Raub und Brand verwüſtet, auch zur See mir großen Schaden gethan!“

Der Bote kehrte alſo zu dem Sultan von Babylonien wieder heim, und zeigte ihm an, was er von Herzog Ernſt gehört hatte: „Allergnädigſter Herr König, ſagte er, ich darf euch die Worte nicht vorenthalten, die einer der Herren des Königs von Indien, der neben ihm ſtand, an mich gerichtet hat. Dieſer ſprach alſo: ſage deinem König, er ſoll kommen, wir wollen ihm Kriegsleute genug ſeyn! und noch mehr ſchnöder Worte fügte er bei, die ich euch nicht ſagen mag, denn ich fürchte meines Königs Zorn.“ Dieſe Botſchaft verdroß den König ſehr. Von Stund an rief er an hunderttauſend Heiden zuſammen, fiel dem Könige von Indien in ſein Land, verwüſtete, was er fand, ſchlug Männer, Weiber und Kinder todt, und vergoß viel unſchuldig Blut. Nun zog auch der König von Indien nothgedrungen zu Feld, und ließ ſein Gezelt aufſchlagen. Am andern Tage hieß er ſein Volk in aller Frühe aufſeyn und ſich zur Feldſchlacht anſchicken. Er ſelbſt durchritt ſeine Heerhaufen, tröſtete ſie und ſprach, ſie ſollten tapfer wider die Heiden ſtreiten; wenn ſie dieß nicht thäten, ſo wären ſie auf ewig aus ihrem Lande geſtoßen. Dazu würde es ihren Weibern und Kindern übel ergehen. Während der König ſolche Rede hielt, kam Herzog Ernſt geritten; den bat der König dringend, das Panier zu tragen, wozu ſich Herzog Ernſt gerne bequemte, denn er hatte ſich mit Graf Wetzel wohl gerüſtet; ebenſo hatte er auch den großen Rieſen ſtets bei ſich.

Als nun beide Heere eine gute Zeit in Schlachtordnung einander gegenüber geſtanden hatten, ritt der König von Babylon auch um ſeinen Heerhaufen, tröſtete ſie mit Mahomed, und hieß ſie beherzt dreinſchlagen, denn ſie ſähen ja, daß der König von Indien nicht viel Volks hätte; darum ſollten ſie mit Eifer nach dem Panier trachten. Er wußte aber nicht, daß es ein kühner Held trug. Wie man nun zum erſten und andern Mal geblaſen hatte, ſchickte ſich ein Jeder mit ſeiner Wehr aufs Beſte. Als man zum dritten Mal zum Angriffe blies, da hub ſich ein Spießkrachen an und ein Geſchrei, daß man es auf eine Meile hätte hören können. Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier ſtreitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt: denn Graf Wetzel ſtand mit ſeinen Rittern nahe an demſelben, und ſchlug ſo tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Todten lag. Beſonders der Rieſe, den Herzog Ernſt aus Arimaſpien mit ſich gebracht hatte, der ſchlug mit ſeiner Keule ſo tapfer um ſich, daß ihm kein Heide mehr Stand halten wollte. Mitten unter dieſem grauſamen Schlagen von beiden Seiten ritt der König von Indien hinter ſeine Schlachtreihen, ſtieg von ſeinem Pferd und kniete auf die Erde nieder, hub ſeine Hände gen Himmel auf, und flehte zu Gott, daß er ihm den Erlöſer zu Hülfe ſenden, und ſein glaubig Volk gegen die Heiden beſchirmen möge.

Indeſſen dauerte das Blutvergießen fort; es floß unter den Todten das Blut dahin wie ein Bach, darin mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Der König von Babylon ſah das große Gemetzel um Herzog Ernſts Banner; er jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten, aber Graf Wetzel unterlief ihn, und verſetzte ihm mit ſeinem guten Schwert einen ſo harten Schlag, daß der König mit ſamt dem Roſſe zu Boden fiel. Als die andern Heiden das ſahen, wollten ſie ihrem Könige zu Hülfe kommen, aber der Rieſe ſtand mit ſeiner Keule dabei, und ſchlug unſäglich viele Heiden nieder, ſo daß ihrer keiner zu dem Könige kommen konnte. Und ſo nahm dieſen Graf Wetzel gefangen. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an die Flucht zu ergreifen. Jetzt bekamen die Mohren erſt ein Herz, rannten ihnen mit aller Gewalt nach, und erſtachen ihrer viele auf der Flucht, ſo daß der Heidenhunde wenige davon kamen. Eine ganze Meile Wegs ſah man nichts denn Leichname. Als die Mohren ſahen, daß ſie das Feld behalten, ritten ſie zurück nach dem Wahlplatz, und nun ſuchte jeder ſeinen Freund, da fand mancher den ſeinen todt liegen, ein andrer ihn ohnmächtig. Herzog Ernſt berief ſeine Ritter zuſammen. Es kamen ihrer nur drei, der vierte blieb aus. Alsbald ließ er unter den Todten ſuchen ſo lang, bis ſie ihn fanden. Der Leichnam wurde vor Ernſt und Wetzel gebracht. Als ihn Herzog Ernſt ſo todt vor ſich liegen ſah, fing er mit ſeinem Freund und ſeinen Dienern bitterlich zu weinen an und ſprach: „O du liebſter Diener, ſoll ich dich jetzt ſo todt vor mir ſehen; Gott hatte dich ſo wunderbar in deinem Leben erhalten, aber weil er dich nicht mehr darin haben will, nun, ſo nehme er deine Seele in ſeine Hände!“ Alſo ließ er ihn nach chriſtlicher Ordnung zur Erde beſtatten. Dann ritt er mit traurigem Herzen zu dem König von Indien zurück, und klagte ihm den Tod ſeines Dieners; dieſen jammerte es auch.

Darauf ging Ernſt mit ſeinem Freunde Wetzel zum König von Babylon und ſprach: „Du König der Heiden, warum unterſteheſt du dich die Chriſtenheit alſo zu ſchwächen und willſt ſie von ihrem Glauben abbringen; das doch der einzig richtige Weg iſt, der vor Gott gilt?“ Der König von Babylonien ſprach darauf zu Herzog Ernſt: „Du mannlicher Held! wer magſt du doch ſeyn? Fürwahr, großer Schaden iſt von deiner Hand meinem Volke geſchehen; und wenn du mit deinem Geſellen, der mich gefangen hat, nicht geweſen wäreſt, ſo würde ich den Mohrenkönig wohl überwunden haben. Nun aber bin ich ein gefangener Mann.“

Da fing Herzog Ernſt an, und erzählte dem König von Babylon ſeine ganze Reiſe, die er vollbracht hatte. Dann ließ er ſeine wunderlichen Leute vor ſich bringen, ſtellte ſie vor den König und ſprach: „Dieſe Menſchen habe ich mit meinen Genoſſen in ſeltſamen Landen überwunden. Daran, Herr König aus Babylonien, könnet ihr wohl abnehmen, wie es mir ergangen iſt.“ Und nun meldete er ihm Alles von ſeiner Ausfahrt bis auf dieſen Tag. Da ſprach der König von Babylon: „Lieber Herr, wenn ihr mir nicht aus dieſer Gefangenſchaft helfet, ſo muß ich all mein Lebtag hier gefangen bleiben. Und komme ich los, ſo will ich euch bis nach der Stadt Jeruſalem mit meinem Volke begleiten, und ihr ſollt für keine Zehrung zu ſorgen haben!“

Dieſe Verheißung gefiel Herzog Ernſt gar nicht übel, er ging ſofert zu dem Mohrenkönig und ſprach zu ihm: „Gnädiger König, weil ich euren großen Feind gefangen habe, däucht es mir das Beſte zu ſeyn, daß ihr von ihm euch eine Verſicherung geben laßt, und gebet ihn gegen ſelbige ledig!" Da ſprach der König von Indien: „Nein, der König von Babylon wird nicht ſo bald ledig aus meinen Banden, ſondern er muß den chriſtlichen Glauben annehmen!" Ueber dieſe Worte erſchrak Herzog Ernſt und ſprach: „Wie wollt ihr einen dazu zwingen! Wiſſet ihr nicht, daß man Niemand zum Glauben zwingen ſoll? Wer ihn nicht aus eigenem Willen annehmen mag, den ſoll man in Ruhe laſſen; wie er dann glaubt, ſo wird ers am Gerichte Gottes empfinden! So wollen wir den König der Heiden darum fragen; ihr wiſſet wohl, daß beiſſige Hunde nicht leicht zu bändigen ſind!" Alsbald ſchickte der König von Indien zu dem von Babylon, und hieß ihn zu ſich kommen. Dieſer gehorchte auf der Stelle. Wie ihn nun die Mohren, die ihn verwahren mußten, brachten, da fragte ihn der König von Indien: „Ihr König von Babylon, ihr wiſſet, daß ihr mein Gefangener ſeyd! Wollt ihr euch nun taufen laſſen, und den Chriſtenglauben annehmen, ſo möget ihr eurer Bande ledig werden. Thut ihr aber dieß nicht, ſo müßt ihr euer Leben lang mein Gefangener bleiben. Darnach habt ihr euch zu richten."

Darauf erwiederte der König von Babylonien: „Ich weiß wohl, daß ich euer Gefangener bin, aber euren Glauben nehme ich nicht an. Wenn ich mich ſonſt loskaufen kann, ſey es mit Geld oder Silber, ſo viel ihr immer verlangen möget, das will ich gerne thun, dazu euch verheißen, daß ihr nimmermehr von mir ſollt bekriegt werden, ſo lang ich lebe; was ich euch vom Lande genommen habe, will ich euch auch zurückgeben." So willige Worte des Heidenkönigs hörte der Mohr nicht ungern, er nahm Herzog Ernſt bei Seite, und ſprach zu ihm: „Was meinet ihr von ſolchen Verheißungen?" Herzog Ernſt ſagte: „Habt ihr meine vorige Rede nicht behalten? mein Rath wäre, daß ihr ihn losgebet, und euch einen Eid ſchwören laſſet, daß er ſeine Zuſage halten wolle; dann will ich mich mit ihm aufmachen, und den nächſten Weg nach Jeruſalem mit ihm ziehen, denn er hat mir ſicher Geleit durch ſein ganzes Land zugeſagt." Nun traten ſie miteinander wieder zum König von Babylon, und der König von Indien zeigte dieſem ſeine Meinung an. Da ſchwur er vor Gott und den Menſchen für ſich und ſeine Nachkommen, alle ſeine Zuſage zu halten, und das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anzufechten.

Das alles gefiel dem König von Indien gar wohl, doch war er ſehr betrübt, daß Herzog Ernſt von ihm ſcheiden wollte; er redete ihm auf das allerfreundlichſte zu, daß er doch bei ihm bleiben möchte; er wollte ihm ſein halbes Königreich geben. Aber der Herzog ſchlug es ihm ab. Der babyloniſche König, nachdem er dem Könige von Indien geſchworen hatte, nahm nun mit Herzog Ernſt

Urlaub von dem Mohrenkönig. Dieſer ſegnete den Herzog und ſprach; „Liebſter Freund, ich bitte euch aufs ernſtlichſte, wann ihr ja nicht bleiben wollet, daß ihr doch wenigſtens eurer Diener einen bei mir laſſet.“ Aber auch dieſe Bitte ſchlug ihm Herzog Ernſt unter vielem Dank ab, und ritt mit großen Freuden ſamt dem Sultan von Babylon in ſein Land.

Wie ſie nun zwei bis drei Tagreiſen landeinwärts gekommen waren, wurden viele heidniſche Herren die Wiederkunft ihres Königs gewahr, ritten ihm mit viel Volks entgegen, und empfingen ihn herrlich, ſamt Herzog Ernſt und Graf Wetzel; auch verwunderten ſie ſich über die ſeltſamen Geſchöpfe Gottes, die Herzog Ernſt mit ſich aus den Ländern genommen. Nun zogen ſie weiter unter mancherlei Kurzweil, bis ſie in die ſchöne Stadt Babylon kamen Daſelbſt blieb Herzog Ernſt drei Wochen, und beſah die Stadt mit aller Aufmerkſamkeit; dann beauftragte er ſeinen Freund Wetzel, alles zur Reiſe vorzubereiten, denn er wollte aufbrechen, und ſeinen Weg gen Jeruſalem nehmen. Und nun ging er zum Sultan, und verabſchiedete ſich von ihm, was dieſem gar leid that; denn wiewohl er kein Chriſt war, ſo gefiel ihm doch Herzog Ernſts Tapferkeit wohl und er ſprach zu ihm: „weil euer Bleiben nicht länger bei mir ſeyn ſoll, ſo danke ich euch aufs höflichſte; denn wenn ihr nicht geweſen wäret, ſo hätte ich müſſen ein gefangener Mann bleiben, ſo lange mein Leben gewährt hätte. Nun aber bin ich durch eure Bitte los geworden. Dagegen habe ich euch verheißen, euch mit meinen Volke bis zur Stadt Jeruſalem zu geleiten.“ Hiermit ließ er ihm viel Gold und Silber bringen und ſchenkte ihm mancherlei Kleinode. Dieſe Schenkung nahm Herzog Ernſt mit großem Dank an, und bat den König um zweitauſend Heiden mit ihren beſten Wehren. Als dieß geſchehen, nahm Herzog Ernſt Urlaub von dem König, und ritt mit ſeinen Dienern auf Jeruſalem zu. Aber der König befahl inſonderheit ſeinen Kriegsleuten, daß ſie auf Herzog Ernſt Achtung haben ſollten. Dieß thaten ſie und ritten eine lange Zeit, bis ſie nahe bei Jeruſalem waren; da ſprachen die Heiden zu ihm: „Ihr wißt, liebſter Herr, daß wir jetzt von euch ſcheiden müſſen, denn nun ſeyd ihr in der Chriſtenheit, da dürfen wir nicht hinein, denn ſonſt ſchlügen ſie uns alle todt. Darum begehren wir jetzt einen freundlichen Abſchied von euch!“

Da Herzog Ernſt ſah, daß ſie nicht länger mitziehen durften, dankte er ihnen herzlich für die Ehre, die ſie ihm erwieſen hatten. So ſchieden ſie von einander. Dann ritt Herzog Ernſt der Stadt zu. Als er nun hart davor war, ſchickte er ſeine wunderlichen Leute mit einem Diener vor ihm her, und behielt nur den Rieſen mit ſeiner großen Stange bei ſich. Wie der Diener mit den ſeltſamen Geſchöpfen durch die Stadt Jeruſalem zog, erſchrak das Volk ſehr, lief dem Diener zu und beſah die wunderlichen Leute. Nun wurde die Straße ſo voll von Pilgern, daß niemand zu dem Hauſe kommen konnte, in das der Diener zur Herberge gezogen war. Indem ritt Herzog Ernſt mit ſeinem Freunde herrlich in die Stadt ein, nebſt dem Rieſen und zwei Dienern. Als er nun in die Straße kam, ſah er viel Volks ſtehen, ſo daß er nicht wohl zur Herberge gelangen konnte. Da hieß er den Rieſen Platz machen mit ſeiner Keule, was dieſer auch unverzüglich that, indem er durch das Volk mit vieler Mühe drang, bis ſie in die Herberge kamen. Da hieß Herzog Ernſt das Volk unter die Fenſter ſtehen, damit er und ſeine Geſellen genug von jedermann geſehen würden. Als nun die Pilger hörten, daß es Herzog Ernſt ſey, zeigten ſie das ihrem Könige an, der ſolcher Mähre froh war, und ihn mit großer Freude empfing.

Nachdem ſich das Getümmel des Volkes ein wenig verlaufen hatte, gingen einige vornehme Pilger, die Herzog Ernſt kannten, zu dem König von Jeruſalem, und zeigten ihm an, wie dieſer Herr mit ſeltſamen Menſchen gekommen wäre, und wie er eine ſo große Wallfahrt vollbracht habe, wie ſeine Genoſſen faſt alle auf dem ungeſtümen Meer umgekommen ſeyen, bis auf ſein eigen Schiff, auf dem er allein mit wenigen Dienern davon gekommen ſey. Der König hörte dieſe Kunde ausnehmend gern, ging alſobald zu ihm in die Stadt, empfing ihn voll Hochachtung und führte ihn mit ſich heim in ſeinen königlichen Pallaſt. Hier fragte er den Herzog Ernſt nach Allem, was ihm widerfahren ſey. Herzog Ernſt erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte, und der König verwunderte ſich über die Maßen.

Nun kam die Zeit, daß ſie mit großen Freuden das Mittagsmahl nahmen; darauf gingen ſie zum heiligen Grab, darin unſer Herr Chriſtus geruht hat. Daſelbſt fiel Herzog Ernſt auf ſeine Knie, dankte Gott und ſprach: „O du barmherziger Gott, du haſt mich wunderbar erhalten und mir deinen lieben Sohn mehr als einmal geſchickt, der mich geſtärkt und erhalten hat, bis auf dieſe Stunde. Darum ſag ich dir Lob, Ehre und Dank bis in Ewigkeit!“ Nach dieſem Gebete zog er mit dem Könige wieder in ſeinen Pallaſt, und blieb eine lange Zeit zu Jeruſalem.

Wie nun Herzog Ernſt ein halbes Jahr zu Jeruſalem geweſen war, kamen dahin zween Pilger, die kannten den Herzog Ernſt, und als ſie die Fahrt vollbracht hatten, und wieder heim kamen, gingen ſie zu dem Kaiſer Otto und zeigten ihm an, daß ſein Sohn Herzog Ernſt zu Jeruſalem ſey, und viele wunderliche Leute aus ſeltſamen Ländern mit ſich gebracht habe. Darüber wunderte ſich der Kaiſer ſehr und gab den Pilgern große Geſchenke. Dann ging er zu ſeinem Gemahl, der Kaiſerin, und ſprach: „Liebe Frau, ich will euch eine Mähre ſagen! Dein Sohn Herzog Ernſt iſt zu Jeruſalem, und iſt ganz grau geworden.“ Vor ſolchen Worten erſchrak die Kaiſerin vor Freuden und ſprach zu dem Kaiſer: „Fürwahr, mein gnädiger Herr, die grauen Haare, die er hat, die kommen ihm nicht von kleinem Unglück! denn er hat manchen großen Schaden in ſeinem Leben leiden müſſen!“

Als aber Herzog Ernſt ein ganzes Jahr zu Jeruſalem geweſen war, ſprach er einsmals zu dem König! „Gnädiger Herr, ich begehre einen freundlichen Abſchied von

Euch, denn es iſt nunmehr Zeit, mein Vaterland zu beſuchen.“ Der König erſchrak über dieſer Rede, denn er meinte, der gute Herzog ſollte ſein Leben zu Jeruſalem endigen. Doch weil das nicht ſeyn konnte, ließ er ihm zwei große Schiffe mit aller Beigehör zubereiten. Darauf verabſchiedete ſich Herzog Ernſt von dem König zu Jeruſalem, und fuhr mit ſeinem Volk nach Frankreich; auch viele andere fuhren mit ihm. Sie kamen mit gutem Wind an die Küſte und von da glücklich in Paris an. Nachdem ſie zwei Tage in der Stadt geweſen, wurde einer ſeiner wunderlichen Männer, den er aus dem Arimaſperlande mitgebracht hatte, krank. Es war einer der Sciopoden, und hatte einen ſo großen Fuß, daß er ſich vor den Sonnenſtrahlen damit bedecken konnte. Dieſer ſtarb zu Paris. Herzog Ernſt war darüber ſehr bekümmert, und ſprach zu Graf Wetzel: „Mich dünkts, lieber Freund, wir wollen wieder auf die See, und nach Rom ſchiffen, und dieſe Stadt auch beſehen. Dann wollen wir zuſehen, wie wir nach Deutſchland kommen!“

So fuhren ſie nach Rom in kurzer Zeit, und wurden hier mit ihrem Gefolge ſchön empfangen. Alle Leute verwunderten ſich über die ſeltſamen Menſchen, die der Herzog mit ſich führte, und die er alle Tage auf den Straßen herumführen ließ, damit ſie jedermann genau beſehen konnte. Dann ging er zum Pabſt und bat ihn, daß er mit etlichen hohen Herrn ſeinen Vater den Kaiſer Otto beſuchen möchte, und für ihn bitten, ob der Kaiſer ihn doch wieder zu Gnaden annehmen wollte. Aber der Pabſt ſchlug ihm dieſe Bitte ab, weil er eben nicht in Einigkeit mit dem König lebte.

Nun war Herzog Ernſt wohl acht Tage zu Rom geweſen, und nachdem er alle Merkwürdigkeiten der Stadt genau geſehen hatte, ging er mit dem Grafen Wetzel zu Rath und ſprach zu ihm: „O mein allerliebſter Freund! wir wollen uns aufmachen und nach unſerm Vaterlande ziehen. Denn du weißt ja, daß wir mancherlei Gefahren hin und wieder ausgeſtanden haben und in großen Aengſten um Leib und Leben geweſen ſind. Dennoch ſind wir durch Gottes Hülfe daraus gekommen. Jetzt aber will es mich bedünken, daß ich allererſt in das größte Elend kommen werde, denn mein Vater wird von ſeinem grimmigen Zorne wider mich noch nicht gelaſſen haben, obwohl ich unſchuldig daran bin. Darum bitte ich dich, lieber Freund, um einen getreuen Rath, wie ich mich hierin verhalten ſoll.“ Da ſprach Graf Wetzel: „Lieber Herr und Freund, ich ſehe wohl, daß es uns jetzt übler gehen dürfte, als es uns bisher auf unſrer ganzen Fahrt gegangen iſt. Doch bitte ich euch, ihr wollet mir dießmal folgen. Ihr habt doch von unſerm Wirthe gehört, daß der Kaiſer Otto einen Reichstag zu Nürnberg mit ſeinen Fürſten und Herrn halten will. Darum laſſet uns aufſitzen, daß wir bald dahin kommen; dann wollen wir unſere Leute heimlich auf einem Wagen hinaufführen laſſen, damit der Kaiſer unſere Ankunft nicht gewahr wird. Wer weiß, was für ein Mittel uns Gott inzwiſchen ſchickt! Ihr ſehet ja, daß wir vom Pabſt keine Hülfe haben!“

Dieß gefiel Herzog Ernſt und er ſprach zu ihm:

„Noch den heutigen Tag wollen wir uns hinweg machen!" Und das thaten ſie auch. Nach dem Mittageſſen ließ Herzog Ernſt zwei große gedeckte Wägen zurichten, und kaufte für jeden Wagen vier Pferde, nahm noch zwei Knechte an, verbot ihnen aber, Jemand zu ſagen, was auf den Wägen ſey: und nun ritt Herzog Ernſt mit ſeinem Freunde Wetzel aus der Stadt Rom, und ſie ließen die Diener hinter ſich nachreiten, die ſo viel Unglück mit ihnen erlitten hatten; die zwei Wägen fuhren hinten nach. Wo ſie in eine Herberge kamen, gebot Herzog Ernſt dem Wirth, daß er niemand etwas von den wunderlichen Leuten ſagen ſollte, die er mit ſich führte. Aber der Rieſe lief ſtets neben ihm her, wo er in eine Stadt kam. Ueber deſſen Größe ſtaunten die Leute ſehr. Und ſo ritt Herzog Ernſt mit den Seinigen in die Stadt Nürnberg, wo ſie kein Menſch kannte; auch hielten ſie ſich mit ihrem Gefolge ganz heimlich in der Stadt auf.

Später kam auch der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin und allen ſeinen Herren in die Stadt. Nun war es an einem Chriſttage zu Morgen, daß Jedermann in die Kirche ging. Die Kaiſerin war auch hineingefahren mit etlichen Jungfrauen; das wurde Herzog Ernſt gewahr, er ſprach deßwegen zu ſeinem Geſellen Grafen Wetzel: „Was räthſt du mir? Jetzt iſt meine Mutter die Kaiſerin in der Kirche; ich dürfte wohl hineingehen und mich ihr zu erkennen geben; dann will ich mich gegen ſie anſtellen wie ein Bettler, der ein Almoſen begehrt." Das billigte Wetzel, und nun gingen ſie mit einander zu der Kirche. Da ging Herzog Ernſt von Stund an durch das Volk zu der Kaiſerin ſeiner Mutter, und als er vor ſie kam, grüßte er ſie freundlich und ſprach: „Gebet mir doch ein Allmoſen, um Chriſti willen, von wegen eures Sohnes Ernſt!“ Da ſprach die Kaiſerin: „Ach lieber Freund! meinen Sohn hab' ich lange Zeit nicht geſehen. Wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich würde euch ein gutes Botenbrod geben!“ Schnell ſprach Herzog Ernſt: „Gnädige Frau, gebt mir das Botenbrod, dann will ich mich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater und kann nicht wieder zu Gnaden kommen!“ Die Kaiſerin ſagte: „So ſeyd ihr ſelbſt mein Sohn Ernſt!“ Herzog Ernſt ſprach: „Mutter, ich bin euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnaden kommen möge!“ Wie nun die Kaiſerin inne ward, daß ihr Sohn wieder in das Land gekommen war, ſo ſprach ſie zu ihm: „O du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt mit einander zu reden, ſo will ich dir einen Weg anzeigen, wie du bei deinem Vater Gnade erwerben kannſt. Ich rathe dir, daß du Morgen kommeſt, wann der Biſchof von Bamberg das Evangelium geſungen hat, und mit deinem Freunde Grafen Wetzel dem Kaiſer zu Fuße falleſt, und ihn bitteſt, dir um Chriſti willen zu verzeihen; dann will ich heute den Biſchoff und andere Herren erſuchen, daß ſie ſich bei deinem Vater für dich mit einem Fußfall verwenden. So hoffe ich, daß ſich des Kaiſers Herz erweichen werde.“

Herzog Ernſt nahm mit großem Troſt im Herzen Abſchied von ſeiner Mutter, ging wieder zu ſeinem Genoſſen Wetzel und erzählte ihm alles. Der ward von Herzen erfreut, und nun gingen ſie zuſammen in die Herberge und harrten auf den andern Tag. Als aber die Kaiſerin aus der Kirche heim gekommen war, ſchickte ſie ſogleich nach dem Biſchof von Bamberg. Dieſer kam und ſie führte ihn in ihr Kämmerlein und bat ihn mit weinenden Augen, daß er ihr doch eine Bitte gewähren wollte. Das verhieß er ihr gerne. Da ſprach ſie zu ihm: „Wiſſet, lieber Herr, daß mein Sohn Ernſt bei mir in der Kirche geweſen iſt, und hat ſich gegen mich wegen des Kaiſers Ungnade beklagt, wie ihr ja ſelber wiſſet, daß er unſchuldig iſt. Darum bitte ich euch, wenn ihr morgen das Evangelium geſungen habt, ſo wollet hernach ein klein wenig ſtill halten; dann wird mein Sohn kommen, und einen Fußfall vor dem Kaiſer thun, und ihn um Gnade bitten: nun ſeyd treulich gebeten, ſolches etlichen Fürſten und Herrn anzuzeigen, damit auch ſie ihm Gnade erwerben helfen. Dieſe klägliche Rede der Kaiſerin erbarmte den Biſchoff ſehr, er verſprach ihr Alles zu thun und beurlaubte ſich. Dann ging er zu vielen Fürſten und Herren, und meldete ihnen der Kaiſerin Begehren; die verhießen ihm willig, das Ihrige zu thun.

Herzog Ernſt hatte mit großem Verlangen auf den andern Tag gewartet; endlich war der Kaiſer mit ſeinen Herren in die Kirche gegangen. Da machten ſich Ernſt und Wetzel auf, gingen mit einander in die Kirche, und ließen ihre Diener von ferne nachgehen. Als ſie eingetreten, ſtand Herzog Ernſt bei der Thüre ſtill; Graf Wetzel trat hinter den Altar und wartete der Zeit; denn wenn der Kaiſer ſeinen Sohn nicht begnadigt haben würde und ihn wieder zum Gefängniß verurtheilt, ſo hätte er ihn erſtochen.

Da ſaß der Kaiſer auf ſeinem Stuhl ganz herrlich und die Kaiſerin neben ihm. Der Biſchof von Bamberg fing an das Evangelium mit lauter Stimme zu ſingen. Wie das Amt aus war, verzog er mit der Predigt, denn es war Alles von der Kaiſerin verabredet. Nun ging Herzog Ernſt mit großem Muth vor den Kaiſer, ſeinen Vater, hatte ſeinen Mantel um ſein Angeſicht geſchlagen, fiel vor ihm nieder auf ſeine Knie, neigte ſein Haupt dreimal gegen ihn und ſprach: „Allergnädigſter Herr und Kaiſer, ich bitte Eure Majeſtät, daß ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit ſich wider euch vergangen hat, aber Gott weiß doch wohl, daß er in der Hauptſache unſchuldig iſt!“

Der Kaiſer hörte die Bitte an und ſprach zu ihm: „Jenachdem die Uebelthat iſt, wegen der du dich entſchuldigeſt, ſo kann ich dir verzeihen!“ Da ſtund die Kaiſerin von ihrem Stuhle auf und ſprach: „Gnädiger Herr, vergebet dieſem Menſchen, weil er euch an einem ſo hohen Feſte ſo inſtändig bittet!“ Desgleichen kam der Biſchof von Bamberg mit vielen Fürſten und Herren; und auch er bat und ſprach: „Liebſter Herr und Kaiſer! Ihr ſollt dieſem armen Menſchen vergeben, denn ihr wiſſet wohl, es iſt vor Gott kein Sünder ſo groß, wenn er rechte Reue über ſeine Sünden hat, ſo werden ſie ihm verziehen!“ Da ſprach der Kaiſer: „Sie ſollen ihm verziehen ſeyn; doch will ich wiſſen, wer er iſt!“

Nun warf Herzog Ernſt den Mantel von ſeinem Angeſicht zurück und der Kaiſer erkannte ihn erſt, und entfärbte ſich in ſeinem Angeſicht vor Zorn. Herzog Ernſt ſah das, erſchrak ſehr und winkte ſeinem Geſellen Wetzel am Altar, daß er Achtung haben ſollte, wenn er ihn gefangen führen laſſen wollte. Aber der Kaiſer, der ſah, daß alle Herren ſo eifrige Bitte für ſeinen Sohn einlegten, ſprach: „Lieber Sohn, wo iſt denn dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?“ Da ſprach Herzog Ernſt: „dort bei dem Altar ſteht er!“ Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen und der Kaiſer gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiſerin ſehr erfreut. So blieben ſie in der Kirche, bis das Evangelium von dem Biſchof von Bamberg ausgelegt war. Dann gingen ſie mit großen Freuden heim, und jedermänniglich verwunderte ſich.

Hierauf wurde das Mittagsmahl unter vieler Ergötzung und allerhand erfreulichen Geſprächen eingenommen. Herzog Ernſt fing untern anderm an, und ſprach: „Lieber Vater, ich bitte in Unterthänigkeit, daß ihr mir doch ſagen wollet, warum ihr mich alſo aus meinem Lande vertrieben habt, und ich habe euch doch in keiner Sache etwas zum Verdruß gethan!“ Da ſprach der Kaiſer: „Lieber Sohn, ich will dir nicht verhehlen, warum ich dieſes gethan habe. Der Pfalzgraf Heinrich kam einmal zu mir in meinem Saal, und ſprach zu mir: wiſſet, gnädiger Herr, es iſt meine Schuldigkeit, euch vor Schaden zu warnen. Denn euer Sohn Ernſt hat ſich bei mehreren Herren vernehmen laſſen, wenn er allein zu ſeinem Vater käme, wolle er ihn erſtechen, damit er das Reich allein bekäme. Der Pfalzgraf betheuerte, er ſelbſt habe dieſes aus deinem Munde gehört; er überredete mich dermaßen, daß kein Menſch den Zorn, den ich über dich hatte, mir hätte ausreden können; darum ſchickte ich Kriegsleute gegen dich, und wollte dich vertreiben laſſen; die ſchlugeſt du alle todt; dann, wie ich auf dem Reichstage zu Speier war, kamſt du in meine Kammer und ſtacheſt den Pfalzgrafen an meiner Seite todt, und wenn ich nicht in die Kapelle entflohen wäre, ich glaube, du hätteſt mich auch erſtochen! Da ward ich noch mehr von Zorn gegen dich bewegt, und vertrieb dich ganz aus dem Lande."

Darauf ſprach Herzog Ernſt: „So wahr Gott lebt, gnädiger Herr Vater, ich habe nie mit einem Wort wider euch geredet; ſondern als ich erfuhr, daß euch der Pfalzgraf ſo ſchändlich belogen hatte, da hab' ich ihn getödtet." Der Kaiſer verwunderte ſich nicht wenig über des Pfalzgrafen Verrätherei. Dann ſchickte Herzog Ernſt, als die Mahlzeit vorüber war, einen ſeiner Diener in die Herberge und ſprach zu ihm: „Bring das wunderliche Volk hierher, das ich mitgebracht habe!" Das that der Diener. Wie er ſie aber über die Straße brachte, lief alles Volk ihnen nach und der Rieſe hatte ſich genug zu wehren. Als ſie in dem Saale waren, ſchob man die Riegel vor, ſonſt wäre das Volk nachgedrungen, ſo neugierig war es, ſie zu ſchauen.

Dann ſagte Herzog Ernſt: „Lieber König, dieſe Leute hier habe ich dem Könige der Arimaſper ganz unterthan gemacht; der Menſch mit dem einem Auge aber iſt in jenem Königreiche zu Hauſe. Nun möget ihr wohl ſchließen, wie mancherlei Gefahr ich ausgeſtanden habe. Einer von den Leuten, der nur einen einzigen gar breiten Fuß hatte, iſt mir in Paris geſtorben. Einen Agrippiner konnte ich nicht mitbringen, deren König habe ich erſtochen; dieſe Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche, und iſt's ein großes Königreich. Dann ſchifften wir weiter und kamen an den Magnetberg, da ging unſer Schiff zu Stücken und ſieben von uns retteten ſich auf ein anderes Schiff. Dort nähten wir uns in Ochſenhäute, und der Greif trug uns ans Land in ſein Neſt. Gott half uns in einem Walde zu einander, da befuhren wir auf einem Floß im tiefen Grund ein Waſſer und fuhren durch einen großen Berg und kamen an leuchtendem Geſteine vorüber; von dem hab' ich dieß Stück abgeſchlagen." Da zog Herzog Ernſt den Karfunkelſtein heraus und gab ihn ſeinem Vater. Dann erzählte er noch weiter alle ſeine Abentheuer.

Der Kaiſer konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich ſprach er zu Herzog Ernſt: „Mein lieber Sohn, weil du ſo vielfältig verſucht worden biſt, ſo verheiße ich dir hier vor allen dieſen Herren, daß du all dein Land wieder haben ſollſt, und noch mehr Städte will ich dir dazu ſchenken!" Das that der Kaiſer auch. Alles ſchied fröhlich von einander. Die Kaiſerin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernſt mit ſeinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in ſein Land, und ließ das Volk das ihn mit Freuden empfing, ſich huldigen. So ſaß und regierte er dort in guter Ruh. Der Kaiſer aber zog gen Speier, auf den Reichstag, blieb lange Zeit daſelbſt und hielt einen köſtlichen Hof, weil ſein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiſerin aber, Herzog Ernſts Mutter, beſtellte Bauleute zu Salza und ließ Gott zu Danke ein herrliches Münſter aufrichten, in welchem ſie auch nach ihrem Tode begraben worden iſt.

Fortunat und ſeine Söhne.

Auf der Inſel Cypern liegt eine Stadt, Famaguſta genannt. In dieſer war ein edler Bürger, Namens Theodor, anſäſſig, von alter löblicher Herkunft, dem ſeine Eltern großes Gut hinterlaſſen hatten. So war er reich und gewaltig, dazu jung und freien Muthes; dachte nicht viel daran, wie ſeine Eltern zu Zeiten das Ihrige geſpart und gemehrt hatten, denn ſein Gemüth war ganz und gar auf zeitliche Ehre und irdiſche Luſt gerichtet. Er führte deßwegen auch ein köſtliches Leben, mit Stechen, Turnieren, den Königen zu Hofe reiten, und verthat damit viele Habe. Dieß verdroß ſeine Freunde, und er wurde ihnen unwerth. Deßwegen dachten ſie darauf, ihm ein Weib zu geben, weil ſie hofften, ihn dadurch von ſeiner unordentlichen Lebensweiſe abziehen zu können. Sie machten ihm dieſen Vorſchlag, der ihm wohl gefiel, und er verhieß wirklich, ihnen in dieſer Hinſicht Folge zu leiſten. Die Freunde ſahen ſich um und ſtellten allenthalben Nachfrage an; auch fanden ſie endlich in Nikoſia, der Hauptſtadt der Inſel, wo die Könige gewöhnlich Hof hielten, einen Edelmann, der eine ſchöne Tochter hatte, mit Namen Gratiana: dieſe wurde ihm vermählt, ohne daß weiter darnach gefragt worden wäre, was für ein

Mann Theodor ſey; ſondern nur auf den Ruf hin, daß er ſo groß und mächtig wäre, wurde ihm vergönnt, die Jungfrau heim zu führen. Es ward eine köſtliche Hochzeit gefeiert, wie es denn gewöhnlich iſt, daß reiche Leute ihre Herrlichkeit beſonders bei ſolchen Gelegenheiten beweiſen. Als nun das Feſt vorüber war, und jedermann ſich wieder zur Ruhe begab, da fing Herr Theodor an tugendlich mit ſeiner Frau zu leben, ſo daß es den Freunden der Braut gar wohl gefiel, denn ſie meinten ein gutes Werk vollbracht zu haben, weil ſie den Theodor, der ſo wild geweſen, mit einem Weibe ſo zahm gemacht hätten. Leider aber wußten ſie nicht, daß, was die Natur einmal gethan hätte, nicht leicht zu wenden ſey.

Inzwiſchen gebar Gratiana, noch ehe das erſte Jahr nach ihrer Vermählung um war, dem Herrn Theodor einen Sohn, über deſſen Geburt die beiderſeitigen Verwandte und Freunde hoch erfreut wurden, und der in der Taufe den Namen Fortunatus erhielt. Theodor war hierüber auch in großen Freuden; doch fing er bald darauf ſein altes Weſen mit Stechen und Turnieren aufs Neue an; hielt viel Knechte und köſtliche Roſſe, ritt dem Könige zu Hof, und ließ Weib und Kind daheim, und fragte nicht, wie es zu Hauſe gehe. Heute verkaufte er einen Zins, morgen den andern, und das trieb er ſo lange, bis er nichts mehr zu verkaufen und zu verſetzen hatte. So kam er bald in Armuth, hatte ſeine jungen Tage unnütz verzehrt, und ward am Ende ſo arm, daß er weder Knechte noch Mägde zu halten vermochte, ſo daß die gute Frau Gratiana am Ende ſelber kochen und waſchen mußte, wie die ärmſte Taglöhnerin. Als ſie nun einmal zu Tiſche ſaßen und eſſen wollten, hätten ſie ſich gerne gütlich gethan und gut gelebt, wenn ſie es nur gehabt hätten. Der Vater ſah ſeinen Sohn gar ernſtlich an, und ſeufzte von Herzens Grund. Fortunatus, ſein Sohn, ſah dieſes. Er war nun an achtzehn Jahre alt, dennoch konnte er noch nichts als ſeinen Namen ſchreiben und leſen; aber aufs Waidwerk und Federſpiel verſtand er ſich trefflich; denn das war ſein Kurzweil. Dieſer fing an, und ſprach zu ſeinem Vater: „Lieber Vater, ſage mir, was liegt Dir doch auf dem Herzen? Ich habe gar wohl an Dir gemerkt, wenn Du mich anſiehſt, daß Du da betrübt wirſt; ſo bitte ich Dich, ſage mir, habe ich Dich denn auf irgend eine Weiſe erzürnt, laß es mich wiſſen, denn ich bin ja doch Willens, ganz und gar nach Deinem Willen zu leben!“ Der Vater antwortete: „O lieber Sohn, um was ich traure, daran haſt du keine Schuld; auch ſonſt Niemanden kann ich darum beſchuldigen; denn die Angſt und Noth, in der ich ſchwebe, die habe ich mir ſelbſt gemacht. Wenn ich daran denke, wie viel Ehre ich genoſſen, wie viele Güter ich beſeſſen habe, und auf wie unnütze Weiſe ich deſſen los geworden bin, was mir meine Voreltern ſo treulich erſpart haben; was ich von Rechts wegen auch hätte thun und meiner Vorfahren Würde hierin bewahren ſollen: wenn ich alsdann dich anſehe und daran denke, wie ich dir weder rathen noch helfen kann: ſo empfinde ich großes Herzeleid, und habe Tag und Nacht keine Ruhe. Auch ſchmerzt es mich, daß alle diejenigen mich verlaſſen haben, mit denen ich einſt mein Gut ſo mildiglich theilte, und denen ich jetzt ein unwerther Gaſt bin.“

Fortunat antwortete auf dieſe Klagen: „Liebſter Vater, laß von Deinem Trauern und ſorge nur gar nicht für mich; ich bin jung, ſtark und geſund, ich will in fremde Lande gehen und dienen; es iſt noch viel Glück in dieſer Welt; ich hoffe zu Gott, mir werde auch noch ein gutes Theil davon. Auch haſt Du ja einen gnädigen Herrn an unſerm König; gib Dich unterthänig in ſeine Dienſte; er verläßt gewiß Dich und meine Mutter nicht, bis an Euer Ende. Wegen meiner aber ſey unbekümmert, ich bin erzogen, und ſage Euch dafür großen Dank!“ Damit ſtand er auf und ging mit ſeinem Federſpiel, das ihm auf der Fauſt ſaß, aus dem Hauſe, dem Meergeſtade zu, indem er daran dachte, was er anfangen ſollte, damit er ſeinem Vater nicht mehr vor die Augen käme, und dieſer durch ſeinen Anblick nicht länger beſchwert würde. Als er nun ſo am Meere hin und herging, da ſah er im Hafen eine venetianiſche Galeere liegen, die von Jeruſalem gefahren kam. Auf dieſer befand ſich ein Graf von Flandern, dem zwei Knechte geſtorben waren, und weil nun der Graf kein Geſchäft mehr beim König hatte, und der Schiffspatron auch fertig war, ſo blies man eben, daß Alles zu Schiffe gehen ſollte, damit man die Anker lichten könnte, und der Graf mit vielen andern Edelleuten kam das Schiff zu beſteigen. Fortunat ſah dem Allen mit großer Betrübniß zu. „Ach, dachte er, dürfte ich doch ein Knecht des Herrn werden, und mit ihm fahren, ſo weit weg, daß ich gar nie mehr nach Cypern käme!“ Mit dieſen Gedanken trat er dem Grafen unter den Weg und machte ihm eine tiefe Referenz. Der Graf merkte bei ſeinem Gruße wohl, daß er nicht eines Bauern Sohn war; Fortunat aber hub an und ſprach: „Gnädiger Herr, wenn ich recht gehört habe, ſo ſind euer Gnaden Knechte mit Tod abgegangen, und könnten Dieſelben wohl eines Andern bedürfen.“ — „Was kannſt du denn?“ fragte der Graf. Er antwortete: „Ich kann jagen, beizen und was zum Waidwerke gehört; dazu wenn es nöthig iſt, die Dienſte eines reiſigen Knappen verſehen.“ Der Graf erwiederte hierauf: „du wäreſt mir eben gefüge: aber ich bin von fernen Landen, und ich fürchte, du zieheſt nicht gerne mit mir ſo weit von dannen!“ „O gnädiger Herr, antwortete Fortunat, und wenn ihr noch ſo ferne zöget, ich wollte viermal ſo weit mit euch fahren!“ — „Was muß ich dir zu Lohne geben? ſprach darauf der Graf.“ Fortunat ſagte: „Ich begehre keinen Lohn, gnädiger Herr! Je nachdem ich diene, ſo lohnet mir!“ Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl, er ſagte: „Aber die Galeere will gleich abfahren! Biſt du fertig?“ — „Ja Herr! erwiederte jener, warf das Federſpiel, das er auf der Hand trug in die Lüfte, ließ es fliegen, und ging ungeſegnet, und ohne Urlaub von Vater und Mutter genommen zu haben, mit dem Grafen in die Galeere als ſein Knecht. So fuhren ſie vom Lande, ohne daß Fortunat viel Geld in der Taſche gehabt hätte, und kamen glücklich nach Venedig.

Als ſie nach Venedig kamen, hatte der Graf kein Gelüſte, länger da zu verweilen, denn er hatte die Herrlichkeit dieſer Stadt ſchon zuvor geſehen; ſeine Begierde ſtand wieder nach ſeinem Lande und ſeinen guten Freunden. Denn er war entſchloſſen, wenn ihm Gott aus dem heiligen Lande wieder heim helfe, eine Gemahlin zu nehmen. Dieß war die Tochter eines Herzogs von Cleve, eine junge und gar ſchöne Fürſtin; auch war Alles verabredet bis auf ſeine Zurückkunft. Um ſo ſehnlicher begehrte er nach Hauſe, ließ ſich koſtbare Pferde kaufen, und rüſtete ſie ſich zu, erſtand zu Venedig Kleinodien und herrliche Gewande von Gold und Seide, und was ſonſt zu einer köſtlichen Hochzeit gehört. Wiewohl er nun viel Knechte hatte, ſo verſtand doch keiner die welſche Sprache außer Fortunat; der war denn gar geſchickt, zu reden und einzuhandeln, weßwegen der Graf ein großes Wohlgefallen an ihm hatte, und ihn lieb gewann. Das merkte Fortunat und befleißigte ſich, je länger je beſſer ſeinem Herrn zu dienen. Immer war er Abends der letzte, und Morgens der erſte bei ihm; und dieß merkte ſein Herr wohl. Als man nun dem Grafen viel Roſſe gekauft hatte, worunter auch etliche Schelmen waren, wie man ſagt, wie dieß nicht fehlen kann, wo viele Roſſe bei einander ſtehen; da mußte man dem Grafen alle muſtern, und theilte er ſie unter ſeine Diener; Fortunat aber erhielt eines der beſten. Dieß verdroß die andern Knechte, und ſie fingen gleich an, ihn zu haſſen; „ſehet, ſagte einer zu dem andern, hat uns nicht der Teufel mit dem Welſchen betrogen?“ Nichts deſto weniger mußten ſie es geſchehen laſſen, daß er mit ſeinem Herren ritt, und keiner durfte ihn bei dem Grafen verläſtern oder verunglimpfen.

So kam der Graf von Flandern mit Freuden heim, und wurde von all ſeinem Volke gar herrlich empfangen: denn ſie hatten ihn lieb; es war ein frommer Graf, der ſeine Unterthanen auch lieb hatte. Als er angekommen war, verſammelten ſich die Umſaſſen und ſeine guten Freunde, und begrüßten ihn aufs Beſte. Sie lobten Gott, daß er ſeine Reiſe ſo glücklich vollbracht hätte; ſie fingen auch an, ſich mit ihm von ſeiner Vermählung zu unterreden; das gefiel dem Grafen gar wohl; er bat ſie deßwegen, die Sache ſchnell zu Ende zu führen. Dieß geſchah auch, und in wenigen Tagen hielt er Hochzeit mit der Tochter des Grafen von Cleve. Dieſe Feſtlichkeit wurde ſehr herrlich begangen; es ward ſcharf gerannt, turniert, Ritterſpiele aller Art getrieben, Alles unter den Augen der ſchönen und edeln Frauen. So viel Fürſten und Herrn aber Edelknechte oder ſonſtige Diener mit auf die Hochzeit gebracht hatten, ſo war doch keiner unter ihnen, deſſen Dienſt und ganzes Weſen Frauen und Männern beſſer gefallen hätte, als Fortunats. Alle fragten den Grafen, von wannen ihm denn der höfliche Diener käme. Er ſagte ihnen, wie er zu demſelben gekommen wäre auf der Rückfahrt von Jeruſalem, und wie derſelbe ein ſo trefflicher Jäger ſey; kein Vogel in der Luft und kein Thier im Walde ſey vor ihm ſicher; auch verſtehe er ſonſt wohl zu dienen, und wiſſe Jedermann zu behandeln, je nachdem er wäre. Weil ihn nun ſein

Herrn ſo ſehr liebte, ſo erhielt Fortunat viel Geſchenke von Fürſten und Herren, auch von den edeln Frauen.

Als nun die Herren und Edeln geſtochen hatten, wurden der Herzog von Cleve und der Graf ſein Tochtermann einig, auch den Dienern der Herrn, die auf der Hochzeit zugegen waren, zwei Kleinode, die bei zweihundert Kronen werth, vorzuſehen; um die ſollten ſie ſtechen, und wer es am beſten machte, der ſollte eines der Kleinode davon tragen. Darüber waren die Diener alle froh, denn jeder gedachte ſich am ritterlichſten zu halten. Wie ſie nun den erſten Tag ſtachen, da gewann auf der einen Seite der Diener des Herzogs von Brabant den Preis, auf der andern Seite gewann ihn Fortunat. Dem größern Theile der Diener mißfiel dieſes; alle baten den Knecht des Herzogs von Brabant, der Timotheus hieß, und das eine Kleinod gewonnen hatte, daß er den Wälſchen herausfordern möchte, mit ihm zu ſtechen, und ſein Kleinod an das ſeine ſetzen ſollte; das wollten ſie ihm alle und jeder inſonderheit danken. Timotheus konnte die Bitte, die an ihn gerichtet war, um ſo vieler guten Geſellen willen nicht wohl ausſchlagen, und bot Fortunaten den Kampf an. Der bedachte ſich nicht lange, obwohl er noch wenig geſtochen hatte. Die Herren, vor welche die Mähre kam, vernahmen es auch gerne. So rüſteten ſie ſich denn beide, kamen auf den Plan und ritten mannlich gegen einander; jeder hätte gern das beſte gethan; aber beim vierten Ritt rannte Fortunat den Timotheus eine ganze Lanzenlänge hinter ſich vom Gaule und gewann ſo die zwei Kleinodien, die wohl zweihundert

Kronen werth waren. Jetzt erhub ſich erſt recht großer Neid und Haß; am allermeiſten unter den Dienern des Grafen von Flandern. Dieſer aber ſah es ſehr gerne, daß einer ſeiner Diener die Kleinodien gewonnen hatte mit den zweihundert Kronen an Werth. Von dem Unwillen jedoch, den ſeine Knechte gegen Fortunat gefaßt hatten, wußte er nichts, und es wagte auch kein Diener, ihm davon zu ſagen.

Nun war ein alter liſtiger Reiter unter ihnen, der ſich Rupert nannte, der ſprach: „hätte er zehn Kronen baar, ſo getraute er ſich, den Welſchen dahin zu bringen, daß er, ohne Urlaub von ſeinem Herrn und ſonſt Jemand zu nehmen, eilends von hinnen ritte; dieß wolle er ſo zu Stande bringen, daß Keiner unter ihnen dadurch beargwohnt werden könne.“ Alle ſagten zu ihm: „O lieber Rupert, wenn du das kannſt, warum feierſt du denn? — „Ohne Geld, erwiederte er, kann ich nichts zu Wege bringen; gebe jeder eine halbe Krone: und wenn ich ihn nicht vom Hofe wegbringe, ſo will ich jedem eine ganze Krone dafür geben.“ Alle zeigten ſich willig; wer das Geld nicht baar hatte, dem liehen die Andern; ſo brachten ſie fünfzehn Kronen zuſammen, die gaben ſie dem Rupert; und dieſer ſprach: „Nun rede mir Niemand in meine Sache, und thue Jedermann in allen Dingen, wie zuvor!“ Hierauf geſellte ſich Rupert zu Fortunaten, und that freundlich gegen ihn; er erzählte ihm von den alten Geſchichten, die ſich in dem Lande ereignet hatten; das hörte Fortunat gar gerne. Da ſandte Rupert auf der Stelle nach Wein und köſtlichen Speiſen aus, denn er wußte wohl, was zu ſolchem Leben gehört; auch lobte er den Jüngling ſehr, pries ſeine Schönheit und edle Geburt: dem Fortunat behagte ſolches ganz gut; doch wollte er zuweilen auch etwas auftiſchen; aber Rupert ließ es nie zu; er verſicherte ihm, daß er ihm lieber ſey als ein Bruder; was er ihm thue, das würde er keinem Andern thun; und ſolcher guten Worte gab er ihm viel.

Dieß luſtige Leben trieben ſie ſo lange, bis es die übrigen Diener verdroß, und ſie endlich ſprachen: „Meint Rupert den Fortunat mit ſolchem Leben wegzubringen? Fürwahr, wenn er auch jenſeits des Meeres wäre zu Cypern, und wüßte ſolches Leben hier: er dächte darauf, ſo bald als möglich herzukommen! Rupert hat nicht vollbracht, was er uns verheißen hat; er muß uns dreißig Kronen geben, und ſollte er nicht weiter auf Erden beſtehen!“ Rupert erfuhr das, ſpottete ſeiner Geſellen, und ſprach: „Ich verſichere euch, ich weiß ſonſt keinen guten Muth zu haben, als mit eurem Geld!“ Als ſie aber das Geld ganz verbraucht hatten, an einem Abende ganz ſpät, als der Graf mit ſeiner Gemahlin ſich zur Ruhe begeben, und Niemand mehr auf den Dienſt warten durfte, kam Rupert zu Fortunat auf ſein Zimmer, und ſprach: „Ach, lieber Freund, mir iſt von meines Herrn Kanzler, der mein inſonders guter Freund iſt, insgeheim etwas geſagt worden; wiewohl er mir aufs ernſtlichſte verboten hat, ſo lieb mir ſeine Freundſchaft ſey, es weider zu ſagen, ſo mag ich es doch dir, meinem guten Gönner, nicht verbergen: denn es iſt ein Handel, der dich beſonders betrifft. Du weißeſt doch, daß der Herr unſer Graf von der Eiferſucht geplagt iſt; und daß dich unſere Gräfin nicht haßt, das iſt auch ausgemacht. Hat ſie doch eine beſondere Freude an deinem hellem Geſang und hat dir manchmal deßwegen freundlich zugenickt. So hat nun der Graf geſchworen, und der Kanzler hat es gehört, er wolle dir einen eiſernen Vogelbauer machen laſſen, da ſollſt du drin gefangen ſitzen, wie ein Canarienvogel oder eine Nachtigall, und ſollſt nichts als Zuckerbrod zu eſſen kriegen; auch wird er es ſchon zu machen wiſſen, daß deine Stimme hübſch fein bleibt; und da will er dich aufhängen laſſen, zu oberſt auf dem Boden des Schloſſes; und ſollſt da ſingen dürfen Tag und Nacht, und ſollſt im Uebrigen es herrlich haben! Und das ſoll morgen in aller Frühe geſchehen. Denn der Käfig iſt fertig; heute Mittag hat der Kanzler, mein Freund, ihn geſehen!"

Als Fortunat dieſe Worte hörte, zitterte er am ganzen Leibe, und fragte ihn, ohne ſich lang zu beſinnen, „ob er nirgends einen Ausgang aus der Stadt wüßte; wüßte er einen, ſo wollte er ihn bitten, ihm den zu weiſen. „Von Stund an will ich hinweg," ſagte er, „und meines Herrn Vorhaben nicht abwarten, und gäbe er mir all' ſein Gut und könnte er mich zum König von England machen, und ich ſollte dabei ein Vogel ſeyn, im Käfig gefangen, ſo will ich ihm keinen Tag mehr dienen! Darum, lieber Rupert, hilf und rathe mir, daß ich hinweg komme!" — „Lieber Fortunat," ſprach Rupert, „wiſſe, daß die Stadt an allen Orten beſchloſſen iſt, und niemand weder aus noch ein kommen kann, bis morgens frühe, wenn man zur Mette läutet; da ſchließt man zuerſt das Thürlein, das die Kuhepforte heißt, auf. Aber bedenke, Fortunat, wenn es ſo um dein Schickſal ſteht, ſo haſt du es am Ende doch gut, du wirſt beſſer gehalten, als alles Geſinde im ganzen Haus. Der Vogelbauer iſt ſo hoch und lang, daß du bequem darin ſtehen, ſitzen und liegen kannſt, es iſt dir auch, der Kanzler hat mir's anvertraut, ein feines Bett von Eiderdunen drin zugerichtet, und ein ſchönes Gewand bekommſt du auch, aus lauter gelben und blauen Vogelfedern niedlich zuſammengeleimt!" — „Eher wollte ich betteln gehen," ſprach Fortunat, „und eine Nacht nicht liegen da, wo ich die andere gelegen!" — Rupert ſagte: „Mir iſt leid, daß ich dir dieſe Dinge geoffenbart habe; denn ich ſehe wohl, daß du von hinnen willſt! hatte ich doch all mein Hoffen auf dich geſetzt, daß wir wie Brüder mit einander leben wollten! Ja, der Kanzler hatte mir ſchon heimlich verſprochen, daß dir niemand anders dein Eſſen und Trinken in dein Vogelhaus ſollte bringen dürfen, denn ich. Wenn du aber durchaus von hinnen willſt, ſo darf ich dich nicht halten!" — „Freilich will ich," ſprach Fortunat ganz ängſtlich; „und verſprich mir nur, Rupert, daß du meine Abreiſe nicht offenbaren willſt, bis ich drei Tage hinweggeritten bin!"

Rupert verhieß ihm dieß und nahm einen ganz kläglichen Abſchied von ihm, küßte und ſegnete ihn, und wünſchte ihm das ganze himmliſche Heer zum Schutz. Judas war ein frommer Mann gegen dieſen Rupert. Inzwiſchen war es Mitternacht geworden, wo gewöhnlich jedermann ſchläft. Nur unſerm Fortunat kam kein Schlaf in den Sinn; jede Stunde däuchte ihm von Tageslänge;

immer beſorgte er, der Graf möchte nach ihm ſchicken, und ihn noch vor Tagesanbruch in den Vogelbauer ſtecken. Mit Angſt und Noth wartete er, bis der Himmel ſich röthete. Ehe die Sonne aufging, war er geſtiefelt und geſpornt, nahm ſein Federſpiel und ſeinen Hund, als ob er auf die Jagd gehen wollte, und ritt ſo eilends hinweg; wäre ihm ein Auge entfallen, er hätte ſich nicht die Zeit genommen, es aufzuheben.

* * *

Als Fortunat bei zehn Meilen Weges geritten war, kaufte er ein anderes Pferd, ſetzte ſich darauf, und ritt eilends weiter. Jedoch ſandte er dem Grafen ſein Roß, ſeinen Hund und ſein Federſpiel alles wieder heim, damit dieſer keine Urſache hätte, nach ihm zu ſenden. Als der Graf erfuhr, daß Fortunat ohne Urlaub fortgegangen war, während er ſelbſt ihm doch weder einigen Unwillen bewieſen, noch ihm ſeinen Sold ausbezahlt hatte, befremdete dies ihn ſehr; er fragte alle ſeine Diener, und jeden insbeſondere, ob keiner wüßte, was doch die Urſache ſeines Entweichens ſey. Aber Alle ſagten, ſie wüßten es nicht, und ſchwuren, daß ſie ihm kein Leid gethan hätten. Der Graf ſelbſt ging zu ſeiner Gemahlin in die Frauengemächer, und fragte ſie und alle andere Hoffrauen, ob ihm Jemand irgend einen Verdruß gemacht. Die Gräfin und andere ſagten: „Sie wüßten, daß ihm nie ein Leid geſchehen wäre, weder mit Worten noch mit Werken; nie ſey er fröhlicher geweſen, als wenn er am Abend von ihnen gegangen: er habe ihnen von ſeinem Lande erzählt, wie da die Frauen bekleidet gingen, und von andern Sitten und Gewohnheiten. „Das alles,“ erzählten ſie „ſagte er in ſo böſem deutſch, daß wir das Lachen nicht verhalten konnten; und da er uns lachen ſah, fing er auch an zu lachen, und ſo iſt er mit lachendem Munde von uns geſchieden.“ Darauf ſprach der Graf: „Kann ichs jetzt nicht inne werden, warum Fortunat ſo heimlich entflohen iſt, ſo erfahre ich es doch ſpäter; und fürwahr, wird mir kund, daß einer der Meinen Schuld an ſeiner Entfernung iſt; der ſoll es mir entgelten. Ich weiß, daß er bei fünfhundert Kronen gut ſtehen hatte, ſo lang er hier geweſen; und hätte ich geglaubt, er würde ſein Leben lang nicht von mir weg begehren. Ich merke aber wohl, daß er den Muth nicht gehabt hat, wieder zu kommen, wenn er ſeine Kleinode und, was er ſonſt Gut's hat, mit ſich genommen.

Da nun Rupert merkte, daß es ſeinem Herrn ſo leid um Fortunat ſey, befiel ihn eine Furcht und er beſorgte, einer ſeiner Geſellen möchte verrathen, wie er denſelben hinweggeſchafft hätte: er ging daher zu jedem beſonders und bat ſie alle, daß ſie doch nirgends melden ſollten, wie er der eigentliche Urheber ſeiner Entweichung ſey; ſie gelobten ihm auch, das getreulich zu thun. Doch hätten ſie gerne gewußt, mit was für Liſt er ihn dazu gebracht habe, daß er ſo eilig und ohne Urlaub — als hätte er ein Verbrechen begangen — davongeflohen ſey. Da war einer unter ihnen, der vor allen Andern gut mit Rupert ſtand, dieſer lag ihm mit Fragen an, und hätte gerne erfahren, wie er ihn hinweggebracht hätte. Wie nun dieſer mit Fragen nicht ablaſſen wollte, ſagte ihm Rupert, Fortunat habe ihm das Schickſal ſeines Vaters anvertraut, wie dieſer in Armuth gekommen ſey, und an dem Hofe des Königs von Cypern diente: „dann,“ ſprach Rupert, „hab' ich ihm geſagt, daß ein reitender Bote zum König von England eile, ihm zu ſagen, wie der König von Cypern todt ſey, denn ſie wären Geſchlechtsfreunde; der habe mir geſagt, daß der König, ſo lang er noch bei Leben und geſundem Leib geweſen, ſeinen Vater Theodor zum Grafen gemacht, und ihm die Herrſchaft eines andern ohne Leibeserben verſtorbenen Grafen geſchenkt habe. Als ich das ſagte, ſchenkte mir jener Fortunat nicht viel Glauben, nur ſprach er: ich wollte wohl, daß es meinem Vater wohl erginge; und damit iſt er weggeritten.“ Als die andern Diener dieſe Worte vernahmen, ſprach einer zu dem andern: „Wie iſt doch Fortunat ſo unweiſe geweſen, wenn ihm wirklich ein ſolches Glück zugefallen, daß er es unſerm Herrn nicht geſagt hat! Der hätte ihn wohl ehrlich ausgerüſtet und unſer drei oder vier mit ihm geſandt; ſo wäre er mit großen Ehren von hinnen gekommen, und hätte ſein Leben lang einen gnädigen Herrn gehabt!“

Wir laſſen nun den Grafen mit ſeinen Dienern, der nicht ahnte, mit welchen Lügen Rupert umgegangen war, und vernehmen, wie es Fortunat weiter ergangen iſt.

Als er ein anderes Roß kaufte und ſeinem Herrn das alte wieder ſandte, hatte er noch immerdar Sorge, man möchte ihm nachreiten, er ſputete ſich daher, ſo gut er konnte, bis er nach Calais kam. Hier fand er ein Schiff, mit dem er nach England fuhr, denn er fürchtete den Verluſt ſeiner Freiheit ſo ſehr, daß er nicht ſicher zu ſeyn glaubte, als jenſeits des Meeres, und erſt, als er auf engliſchem Boden war, fing er an, wieder guten Muthes zu werden. So kam er gen London, in die Hauptſtadt Englands, wo Kaufleute aus allen Gegenden der Welt angeſeſſen ſind, und ihr Gewerbe treiben. Da war denn auch eine Galeere aus Cypern angekommen mit köſtlichem Kaufmannsgut und viel Handelsleuten; darunter waren zwei Jungen, die reiche Väter in Cypern hatten, und denen viel treffliche Waaren anbefohlen waren. Dieſelben waren früher nie auſſer Lands geweſen, und wußten nicht viel, wie man ſich in fremden Landen zu verhalten hätte, auſſer ſo viel ſie von ihren Vätern gehört. Als nun die Galeere die Güter ausgeladen und dem Könige der Zoll entrichtet war, damit jeder kaufen und verkaufen könnte, fingen die zwei Jungen an, ihr Gut zu verkaufen und löſten viel baar Geld, was ihnen große Freude machte, denn ſie waren nicht gewohnt, mit baarem Geld umzugehen. Zu denen kam Fortunat, und ſie empfingen einander gegenſeitig als Landsleute gar herzlich in dem fremden Lande und wurden gute Freunde. Leider aber fanden ſie auch gleich eine Rotte unnützer Buben, zu welchen ſie ſich geſellten und welche die Leute in ſchlechte Geſellſchaft zu locken und mit Wohlleben und Spielen zu können wußten, und wenn einer etwas Schönes überkam, ſo wollte der andere noch Schöneres haben, es koſte, was es wolle. Das trieben ſie bis zu einem halben Jahr, da kam es allmälig ſo weit, daß ſie nicht mehr viel baar Geld hatten. Doch war einer deſſelben mehr entblößt worden, als der andere.

Fortunat, der hatte am wenigſten, und ward auch am erſten fertig; ebenſo geſchah es den Andern; was ſie in London gelöst hatten, war alles bald verthan; als ſie nichts mehr hatten, war auch die Liebe ihrer engliſchen Freunde aus, ja ſie ſpotteten ihrer und ſprachen: „Fahret hin und holet mehr!“ Die andern Kaufleute von Cypern waren auch mit Kaufen und Verkaufen fertig, und der Patron ſchickte ſich an, wieder abzufahren. So gingen auch die zwei jungen Kaufleute in ihre Herberge, und fanden wohl, daß ſie viel Geldes gelöst hätten, aber nicht viel darum gekauft, wie ihr Vater doch vorgeſchrieben. Vielmehr war Alles, wie man ſagt, um naſſen Zucker gegeben; und wär' es auch noch mehr geweſen, es wäre alles davongegangen. Doch ſetzten ſie ſich auf die Galeere und fuhren ohne Kaufmannsgut wieder heim. Wie ſie aber von ihren Vätern empfangen worden, dafür laſſen wir ſie ſorgen.

Als Fortunat wieder allein war, ohne Geld, dachte er bei ſich ſelber: „Hätte ich nur zwei, drei Kronen, ſo wollte ich wohl in Frankreich einen Herrn finden. So ging er zu einem ſeiner alten engliſchen Kompane und bat, daß er ihm zwei oder drei Kronen leihen möchte, er wolle nach Flandern gehen zu einem Vetter, der vierhundert Kronen für ihn aufbewahre, die wolle er holen. Der Geſelle aber ſprach: „Weißeſt du Geld zu holen, das magſt du immerhin thun, nur mir ohne Schaden!" Fortunat merkte wohl, daß er hier kein Geld zu erwarten hätte. Da dachte er: „ich muß wohl dienen, ſo lange, bis ich zwei oder drei Kronen überkomme. So ging er des Morgens auf den Platz, den man die Lombarder-Straße nennt, wo alles Volk ſich verſammelt, und fragte da: „Ob jemand einen Knecht bedürfte?" Da war ein ſteinreicher Kaufmann von Venedig, der ſich einen köſtlichen Hof von Knechten hielt, denn er brauchte ſie alle in ſeinem Gewerbe und Handel, der dingte unſern Fortunat und verhieß ihm je für einen Monat zwei Kronen, und führte ihn mit ſich heim. Hier fing er früh über Tiſch zu dienen an. Der Herr des Hauſes, Geronimo Roberto, ſah ihm wohl an, daß er ſchon mehr bei ehrſamen Leuten geweſen war, er verwandte ihn daher dazu, das Gut auf die Schiffe zu führen, und ebenſo es, wenn die Schiffe ankamen, zu entladen; denn die großen Schiffe konnten bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen nicht zu der Stadt kommen. Was nun ſein neuer Herr Fortunaten befahl, das richtete er wohl aus.

Nun gab es damals einen Florentiner, eines reichen Mannes Sohn, mit Namen Andreas, dem ſein Vater großes Gut gegeben und ihn damit nach Brügge in Flandern geſandt hatte. Der junge Mann verſchleuderte dieſes in kurzer Zeit, und begnügte ſich nicht damit, ſondern nahm Wechſel auf ſeinen Vater auf, indem er demſelben ſchrieb, er wolle ihm groſſes Gut ſenden. Der gute Vater glaubte das, und bezahlte alſo für den Sohn ſo lange, bis er nichts mehr hatte, indem er feſt auf die Kaufmannsgüter wartete, die ihm ſein Sohn ſchicken ſollte. Als nun der Bube gar nichts mehr hatte, ſein Credit bei den Kaufleuten verloren war, und ihm niemand mehr borgen wollte, da gedachte er nach Florenz heimzugehen, ob er nicht etwa eine alte reiche Wittwe fände, die ihn aus der Noth reißen und ehlichen wollte. Auf dem Heimwege kommt er in eine Stadt in Welſchland, Turin genannt; hier lag ein reicher Edelmann gefangen, der aus England und gerade aus London war, das hörte Andreas von ſeinem Wirth. „Mein Lieber,“ ſprach er zu dieſem, „könnte ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen?“ — „Ich kann euch wohl zu ihm führen, ſagte der Wirth, er liegt aber gar hart eingeſchmiedet, daß es euch erbarmen wird!“ Als Andreas zu dem Gefangenen kam, redete er ihn auf Engliſch an. Deß ward dieſer froh, und fragte jenen: „ob er nicht zu London den Geronimo Roberto kenne?“ „Ja, den kenne ich gar wohl,“ ſprach Andreas, „er iſt mein guter Freund.“ — „Lieber Andreas,“ erwiederte der Gefangene, „thut mir den Gefallen, ziehet hin gen London zu Roberto, und ſagt ihm, er ſoll helfen und rathen, daß ich ledig werde; er kennt mich und weiß wohl, was ich vermag, ich will ihm das Geld, das er für mich aufwenden wird, dreifaltig wieder geben.

Darum, lieber Andreas, befleißige dich, und ſey mir hülfreich in meiner Lage; ich will dir für deine Mühe fünfzehn Kronen geben, die Reiſe bezahlen, und noch überdieß dir ein gutes Amt ſchaffen; ſag' auch meinen Freunden, daß du hier bei mir geweſen ſeyeſt, und daß ſie Bürge für mich bei Geronimo werden ſollen.

Andreas verſprach dem Gefangenen, getreulich in ſeiner Sache zu arbeiten, zog nach London, und brachte ſeinen Auftrag vor Roberto. Dem Kaufmann hätte die Sache ganz wohl gefallen, wenn er nur gewiß gewußt hätte, daß er drei Kronen für Eine erhalten werde. Aber den Andreas kannte er als einen böſen Buben. Nichts deſto weniger ſagte er zu ihm: „Gehe hin zu ſeinen Freunden und an des Königs Hof; findeſt du Mittel und Wege, mir Bürgſchaft zu verſchaffen, ſo will ich das Geld darleihen." Andreas fragte nach des Gefangenen Freunden und ſagte ihnen, wie es um ihn ſtehe, wie er ſo hart in Banden liege. Ihnen aber machte das wenig Kummer; ſie wieſen ihn an den König oder deſſen Räthe: dieſen ſollte er es vorhalten, denn der Engländer ſey in ſeines Königs Dienſte verſendet geweſen. Als Andreas an den Hof kam und mit ſeiner Sache nicht gleich vorkommen konnte, hörte er ſagen, daß der König von England ſeine Schweſter an den Herzog von Burgund verheyrathet habe, und dieſem noch ſchuldig ſey, die Brautkleinodien zu ſenden; ſelbige habe er auch mit Mühe zuſammen gebracht, denn es ſeyen gar köſtliche Kleinode, der König habe ſie einem frommen Edelmann aufzubewahren und zu überbringen gegeben, der zu London mit Weib und Kind anſäſſig ſey.

Dieſes ließ ſich Andreas nicht zweimal ſagen; er eilte hin zu dem Edelmann, den er am Hofe antraf, und ſagte, wie er vernommen hätte, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köſtliche Kleinode ſenden wollte; er bäte ihn daher gar freundlich, daß er ihn, wo es möglich wäre, die Koſtbarkeiten ſehen ließe, denn er ſey ein Goldſchmied, der mit ſolchen Kleinodien umgehe, und habe ſchon zu Florenz gehört, daß der König ſolchen Köſtlichkeiten nachfrage. Deßwegen ſey er aus ſo großer Ferne hergekommen, in der Hoffnung, der König werde ihm auch einige Stücke abkaufen.“ Der fromme Edelmann erwiederte: „Wartet nur, lieber Herr, bis ich gerichtet bin, dann kommet mit mir, ich will ſie euch ſehen laſſen. Und als er fertig war, zu gehen, führte er den Andreas mit ſich heim. Es war eben Mittag, daher ſagte der Edelmann: „Laßt uns zuvor ſpeiſen; ſo wird meine Frau nicht unwillig!“ So aßen ſie zuſammen; der Edelmann tiſchte dem Florentiner tapfer auf, und ſie ſaßen lange mit einander über der Tafel. Als ſie ſatt gegeſſen hatten, und fröhlich geweſen waren, führte ihn der Edelmann in ſeine Schlafkammer und ſchloß einen ſchönen Kaſten auf, daraus zog er eine Lade mit den Kleinodien hervor, und hieß ihn dieſelbe zu Genüge ſich beſchauen. Es waren fünf Kleinode, fünfzigtauſend Kronen an Werth; je länger man ſie beſah, deſto beſſer gefielen ſie einem. Andreas lobte ſie nicht wenig, und ſprach: „Ich habe wohl auch einige Stücke; wären ſie ſo gefaßt, ſie ſollten etliche von dieſen hier beſchämen!“ — Der Edelmann hörte dieß gar gerne. Hat der Welſche, dachte er, ſo köſtliche Kleinode, ſo muß unſer Herr König noch mehr kaufen! So gingen beide wieder gen Hof. Andreas aber ſprach: „Morgen zu Mittag, edler Herr, ſollet ihr mit mir eſſen, im Hauſe des Geronimo Roberto; dann will ich euch meine Kleinode ſehen laſſen.“ Das gefiel dem Edelmann wohl.

Nun ging Andreas zu Geronimo Roberto und ſprach zu dieſem: „Ich habe meinen Mann gefunden an des Königs Hof, der wird mir helfen, daß wir den Gefangenen ledig machen, und wird euch für gute und gewiſſe Bürgſchaft ſorgen, auf des Königs Zölle. Geronimo Roberto war damit zufrieden. Da ſprach Andreas weiter: „Bereitet morgen nur eine ſtattliche Mahlzeit, ſo bringe ich ihn, daß er mit uns ißt!“ Das geſchah, und zur Mittagszeit brachte Andreas den Mann; ehe ſie jedoch zu Tiſche ſaßen, flüſterte Andreas dem Roberto ins Ohr, man ſollte nicht viel von dem gefangenen Manne reden, denn die Sache müßte geheim bleiben. So aßen ſie und waren fröhlich, ſaßen lang über Tiſche, und als die Mahlzeit vorüber war, ging Geronimo wieder auf ſeine Schreibſtube. Jetzt ſagte Andreas zu dem Edelmann: „Kommt mit mir hinauf in meine Kammer, ſo will ich euch meine Kleinode auch ſehen laſſen.“ So gingen ſie mit einander in eine Kammer, die war gerade über dem Saal, in dem ſie gegeſſen hatten; und als ſie in die Kammer eingetreten, ſtellte ſich Andreas an, als wollte er eine große Truhe aufſchließen, zückte ein Meſſer, und ſtach nach dem Edelmann mit ſolcher Macht, daß dieſer zu

Boden fiel, dann ſchnitt er ihm die Gurgel ab, zog ihm den goldnen Siegelring, den er am Daumen hatte, vom Finger, nahm die Schlüſſel aus ſeinem Gürtel, ging eilends in des Edelmanns Haus und zu ſeiner Frau, und ſprach zu ihr: „Edle Frau, euer Gemahl ſendet mich zu euch, daß ihr ihm die Kleinodien ſchicket, die er mich geſtern ſehen ließ; zum Wahrzeichen ſendet er euch hierbei Ring und Siegel, und die Schlüſſel zu dem Käſtchen, darin die Kleinode liegen.“ Die Frau glaubte ſeinen Worten und ſchloß das Kämmerlein auf, in welchem das Käſtchen ſich ſonſt befand. Sie fanden jedoch die Kleinode nicht. Der Schlüſſel waren drei, aber an dieſem Bunde fanden ſie auch keinen, der für das Käſtchen beſtimmt war. Die Frau gab dem Welſchen Alles wieder und ſagte: „Gehet hin, Herr, und ſaget meinem Mann, wir können Schlüſſel und Kaſten nicht finden, er ſolle ſelbſt kommen, und ſehen, wo beide ſeyen.“

Während Andreas in des Edelmanns Haus gegangen war, floß das Blut durch die Dielen in den Saal, und von da hinunter in Roberto's Schreibſtube. Das ſah der Herr, ruft auf der Stelle ſeinen Knechten, und ſpricht: „Von wannen kommt das Blut?“ Dieſe liefen und ſahen nach, und fanden endlich den frommen Edelmann zu oberſt in der Kammer todt liegen. Da erſchraken ſie ſehr, und wußten vor großem Schrecken nicht, was ſie anfangen ſollten. Wie ſie nun ſo da ſtanden, kommt der Schalk Andreas daher. Was haſt du gethan, ſchrieen ſie auf ihn zu, daß du dieſen Mann ermordet haſt?“ Er ſprach kaltblütig: „Der Böſewicht wollte mich ermorden, denn er glaubte Koſtbarkeiten bei mir zu finden; ſo iſt es mir lieber, daß ich ihn ermordet habe, als er mich! Darum, ſchweigt ſtill und macht kein Geſchrei, ſo will ich den Mann in den Hausbrunnen werfen, und wenn Jemand nach ihm fragt, ſo ſaget: „Als die Herren gegeſſen hatten, gingen ſie hinweg; ſeither haben wir keinen geſehen.“ Damit warf er den Leichnam in den Brunnen, und eilte Tag und Nacht, daß er aus dem Lande kam; an keinem Orte durfte er bleiben, denn immer meinte er, es wären Boten nach ihm geſchickt, und die Strafe ſeines Mordes werde ihn ereilen. So kam er nach Venedig, verdingte ſich dort als Ruderknecht auf eine Galeere, und fuhr nach Alexandrien. Kaum dort angekommen, verläugnete er den chriſtlichen Glauben; dafür wurde der Schalk gut gehalten, und ward auch ſicher vor der Miſſethat, die er gethan; ja, hätte er hundert Chriſten ermordet, ſo wäre er ſicher geweſen.

Der Tag, an dem der Mord geſchehen, ging zu Ende, als Fortunat von der Stätte, wo er ſeines Herrn Gut in ein Schiff geladen hatte, nach London zurück kam. Als er auch hier das ihm anbefohlene Geſchäft wohl verrichtet hatte, und in ſeines Herren Haus kam, da wurde er nicht ſo ſchön begrüßt und empfangen, als die andernmale, die er ausgeweſen war. Auch dünkte ihm, Herr, Geſellen, Knechte und Mägde, ſeyen nicht ſo fröhlich, wie er ſie verlaſſen hatte. Es bekümmerte ihn dieſes nicht wenig, und er fragte die Kellnerin des Hauſes, was ſich denn während ſeiner Abweſenheit begeben hätte, daß ſie Alle ſo traurig wären? Die gute alte Haushälterin, die auch dem Herrn ſehr lieb war, ſagte zu ihm: „Fortunat, laß dichs nicht bekümmern; denn unſerm Herrn iſt ein Brief aus Florenz gekommen, daß ihm ein ſo gar guter Freund dort geſtorben ſey; darüber iſt er ſehr betrübt; doch iſt derſelbe ihm nicht ſo nahe verwandt, daß er ſich deßwegen ſchwarz tragen dürfte; es wäre ihm aber lieber ein Bruder geſtorben, als jener werthe Freund.“ Dabei ließ es Fortunat bewenden, fragte nicht weiter, und half ſeinem Herrn auch traurig ſeyn.

Aber der fromme Edelmann kam des Nachts nicht in ſein Haus zurück, und ließ auch ſeiner Frau nichts ſagen; denn er war todt, und lag im Brunnen. Die Frau nahm Wunder, daß er nicht kam; doch ſchwieg ſie ſtille. Als er aber am andern Morgen noch immer nicht kam, ſchickte ſie Anverwandte an des Königs Hof, ihrem Manne nachzufragen, ob etwa der König ihn in ſeinem Dienſte ausgeſandt hätte, oder er ſonſt irgendwo wäre. Sobald man nun am Hofe hörte, daß nach ihm gefragt werde, da wunderten ſich die Räthe des Königs erſt, daß der Mann nicht nach Hofe gekommen war. So kam die Kunde vor den König, und dieſer ſagte: „Gehet doch alsbald in ſein Haus und ſehet, ob er die Kleinodie nicht hinweggebracht habe!“ Denn dem Herrn kam ein Argwohn, er möchte ſich mit den Koſtbarkeiten entfernt haben, wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt; dennoch dachte er, das große Gut und die Verſuchung könnten ihn zu einem Böſewicht gemacht haben. So kam es, daß je einer den andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hingekommen wäre; Niemand aber wußte etwas von ihm zu ſagen. Der König ſendet gar eilends in das Haus ſeiner Frau, daß man fragte und nachſähe, wo die Kleinode wären. Wiewohl ihm der Edelmann lieb war, ſo ließ er doch den Kleinodien viel eifriger nachfragen, als dem frommen Mann; woraus man wohl erkennen kann, daß, wenn es an Hab' und Gut geht, bei vielen Menſchen alle Liebe aus iſt. Als man die Frau fragte, wo ihr Mann wäre und die Koſtbarkeiten, ſprach ſie: „Es iſt heute der dritte Tag, daß ich ihn nicht geſehen habe.“ — „Was ſagte er aber, fragten die Leute, als er zuletzt von euch ging?“ Sie ſprach: „Er wollte mit den Florentinern eſſen, und ſchickte mir Einen mit ſeinem Siegel und den Schlüſſeln, ich ſollte ihm die Kleinode ſenden, er wäre in Geronimo Roberto's Hauſe, dort habe man auch viele Koſtbarkeiten, die wollten ſie gegen einander ſchätzen: So führte ich denn jenen in meine Kammer, und that ihm den Behälter auf, zu dem er auch den Schlüſſel hatte, aber die Kleinode fanden wir nicht; und ſo ging der Mann ohne dieſelben hinweg, was er ſehr ungerne that. Auch ließ er mich recht ernſtlich darnach ſuchen, wir konnten ſie aber nicht finden. Die Männer ſprachen, „ob der Edelmann denn nicht ſeinen beſondern Verſchluß dafür hätte.“ „Nein, ſagte ſie, er hatte keinen andern; was er Gutes hatte, Brief und Siegel, das legte er Alles in dieſen Kaſten, und da ſtanden auch die Kleinodien; ſie waren aber nicht mehr da. Wären ſie da geweſen; ich hätte ſie ihm gewiß durch den Fremden geſandt!“

Als die Boten dieß hörten, ließen ſie alle Kiſten, Behälter und Truhen aufbrechen; fanden aber die Koſtbarkeiten nirgends. Die Frau erſchrak ſehr, daß man in ihrem eigenen Hauſe ſolche Gewaltthätigkeiten ſich erlaubte; des Königes Boten erſchraken ebenfalls, als ſie nichts fanden; der König, dem dieß gemeldet wurde, ward traurig, mehr um die ſchönen Kleinode, als um das Geld, das ſie gekoſtet: denn ſolche Dinge findet man nicht leicht zu kaufen, man mag ſo viel Geld haben, als man will. Weder der König noch ſeine Räthe wußten, was in der Sache zu thun wäre. Nur ſo viel beſchloß man, den Roberto und all ſein Geſinde zu verhaften, damit ſie Rechenſchaft ablegten wegen des Edelmanns. Es geſchah dieß am fünften Tage, nachdem der Mann ermordet worden war. Die Knechte des Richters warteten die Zeit ab, wo bei Roberto Alles am Mahle ſaß; dann fielen ſie ins Haus und fanden alle bei einander, zween Herren, zween Schreiber, einen Koch, einen Stallknecht, zwo Mägde — und Fortunat; ſo daß ihrer neun Perſonen waren; die führte man ins Gefängniß, jeden beſonders, und fragte auch jeden insbeſondere, wo die zwei Männer hingekommen wären. Alle ſagten einſtimmig aus, nachdem ſie gegeſſen hätten, ſeyen ſie hinweggegangen, und nachher hätten ſie ſie nicht mehr geſehen, noch von ihnen gehört. Doch begnügten ſich die Richter damit nicht: ſie nahmen dem Herrn und den andern Allen ihre Schlüſſel, gingen in das Haus und durchſuchten alle Ställe, Keller und Gewölbe, wo Roberto ſeine Kaufmannsgüter aufbewahrt hatte; kurz aller Orten, ob der Edelmann nicht irgendwo begraben läge; aber ſie fanden nichts. Eben wollten ſie hinweggehen, als Einem, der eine große brennende Kerze oder ein Windlicht in der Hand hatte, womit er alle Winkel durchſuchte, der Brunnen hinter dem Hauſe ins Auge fiel. Dieſer eilte ins Haus zurück, zieht aus einer Bettſtatt eine Hand voll dürres Stroh, geht hinaus, zündets an ſeinem Lichte an, und wirft es in den tiefen Schöpfbrunnen. Schnell blickt er nach, und ſieht den Fuß eines Mannes aus der Tiefe emporragen. Mit lauter Stimme rief der Knecht: „Mord und wieder Mord, hier im Brunnen liegt der Mann.“ Sofort ward der Brunnen gebrochen und der Mann, dem die Kehle durchſtochen, und der ſchon halb verwest war, herausgezogen, auf die offene Straſſe vor Roberto's Haus gebracht und dort niedergelegt. Als die Engländer den großen Mord inne wurden, entſtand Entrüſtung gegen die Florentiner und alle Lombarden, ſo daß ſie ſich verbergen und einſperren mußten, denn hätte man ſie auf offener Straße gefunden, ſo wären ſie von dem Volke alle erſchlagen worden. Die Geſchichte kam ſchnell vor den König und den Oberrichter. Da ward befohlen, daß man Herrn und Knechte martern ſolle, damit man den rechten Hergang der Sache erführe; beſonders aber ſolle den Kleinodien nachgefragt werden.

So kam denn der Henker, nahm zuerſt den Herrn, legte ihm Daumenſchrauben an und peinigte ihn, daß er bekennen ſollte, wer den Edelmann ermordet hätte und wo die Koſtbarkeiten des Königs wären. Wohl konnte der gute Geronimo an dem großen Ungeſtüm und der furchtbaren Marter merken, daß der Mord kundbar geworden war, wiewohl derſelbe in ſeinem Hauſe ohne ſein Wiſſen verübt worden, und ihm ſelbſt am meiſten leid that. Doch konnte er es nicht ändern und erzählte ſeinen Peinigern, wie Alles gegangen war; wie Andreas ihn gebeten, ein gut Mahl zuzubereiten; er wollte einen Edelmann mitbringen, der ihm einen andern engliſchen Edeln der Bande zu erledigen helfen wolle, der zu Turin gefangen liege. „Dieß that ich,“ ſprach Roberto, „in allem Guten, meinem gnädigen Herrn, dem König, und dem ganzen Lande zu lieb, und dachte nichts anders. Als die Mahlzeit vollbracht und ſchon von mir vergeſſen war, und ich in meiner Schreibſtube ſaß, ſchrieb und unter dem Schreiben aufblickte, da ſah ich, wie durch die Decke meiner Kammer ein Schweiß herabfloß. Ich erſchrak und ſandte meine Knechte, daß ſie ſehen ſollten, was es wäre. Die ſagten mir, wie die Sachen ſtehen. Ich konnte mir nicht denken, wie es zugegangen war: indem kam der Schalk Andreas gelaufen, und ich ſetzte ihm hart wegen des Mordes zu. Er aber ſagte, der Mann habe ihn ermorden wollen, nahm den Leichnam und warf ihn in den Brunnen, dann ging er weg; wo er hingekommen, weiß ich nicht.“ Wie Roberto ſagte, ſo ſagten die Andern alle, ſo arg man ſie peinigte; nur Fortunat, der auch gemartert wurde, bekannte nichts, denn er war nicht zu Hauſe geweſen, als der Mord ſich ereignete.

Da man auf dieſe Weiſe nichts erfuhr und die Kleinode nicht zum Vorſchein kamen, wurde der König ſehr zornig und befahl, daß man ſie alle miteinander an einen neuen Galgen hängen und mit Ketten wohl anſchmieden ſolle, damit ſie Niemand herabnehme und ſie nicht zu bald herabfallen, ſondern jedermänniglich zur Warnung hängen bleiben ſollten. So wurden ſie nach einander gehenkt, bis nur noch der Koch und Fortunat übrig waren. „Ach, dachte dieſer, wäre ich bei meinem frommen Herrn und Grafen geblieben und hätte mich lieber zum Sangvogel machen laſſen, ſo wär' ich doch jetzt nicht in dieſe Angſt und Noth gekommen!“ Als man aber den Koch, der ein Engländer war, henken wollte, ſchrie dieſer mit lauter Stimme, daß es Jedermann hören konnte, Fortunat wiſſe nichts von all dieſen Dingen. Der Richter glaubte ſelbſt an ſeine Unſchuld, doch wollte er ihn mithängen laſſen, gleichſam aus Mitleid, weil er doch als Welſcher zu todt geſchlagen werden würde. Doch handelte man mit dem Richter, weil Fortunat kein Florentiner, und überdieß unſchuldig ſey. Endlich ſprach dieſer zu dem Jüngling: „Nun mach dich auf der Stelle aus dem Lande, denn die Weiber auf der Straße würden dich zu Tode ſchlagen!“ Damit gab er ihm zwei Knechte bei, die ihn bis an die Themſe führten. Fortunat ſchiffte ſich ein, ſo ſchnell er konnte, fuhr den Strom hinab und war froh, als er auf der offenen See war und das engliſche

Land hinter ſich hatte, wo man ſo ſchnell mit dem Henken bei der Hand iſt.

Nachdem Geronimo Roberto mit ſeinem Geſinde gehenkt war, gab der König ſein Haus der Plünderung preis, doch hatten des Königes Räthe vorher das Beſte wegbringen laſſen. Die Florentiner und alle Lombarden aber, als ſie dieß hörten, trugen Sorge um Leib und Gut, und ſandten dem Könige eine große Summe Geldes, damit er ihnen frei Geleite gäbe, weil ſie ja doch keine Schuld an dem Morde hätten. Der König gewährte ihnen dieſes von Rechtswegen. Aber wo ſeine Kleinodien hingekommen, wußte er noch immer nicht; daher ließ er öffentlich ausrufen, wer Nachricht darüber zu ertheilen vermöchte, dem ſollte man tauſend Nobel geben; auch wurde an vieler Könige, Fürſten und Herren Höfe geſchrieben, auch an mächtige und reiche Städte: wenn Jemand käme, der dergleichen Koſtbarkeiten feil böte, ſo ſollte man Beſchlag darauf legen. Dennoch konnte man nichts davon erfahren, ſo gern Jedermann das Geld gewonnen hätte.

Dieß ſtand ſo lange an, bis des Edelmanns Frau dreißig Tage um ihren Eheherrn getrauert hatte; dann legte ſie das Leid von Tag zu Tag mehr bei Seite und lud ihre Geſpielen und Nachbarinnen zu Gaſte. Unter dieſen fand ſich eine, die auch erſt kürzlich zur Wittwe geworden war; dieſe ſprach: „Wenn ihr mir folgen wollet, ſo will ich euch lehren, wie ihr den übermäßigen Kummer um euern todten Eheherrn bald los werden könnet. Schlaget nur euer Bett in einer andern Kammer auf; oder, wenn ihr das nicht möget, ſo rücket wenigſtens die Bettſtatt an einen andern Ort, und wenn ihr euch zu Bette leget, ſo denkt fein hübſch an die Lebendigen, und ſprechet: die Todten zu den Todten, und die Lebenden zu den Lebenden! Alſo that ich auch, als mir mein Ehgemahl geſtorben war.“ Die Frau aber erwiederte: „O liebe Geſpiele! mein Mann iſt mir ſo recht lieb geweſen, ich kann ſeiner ſobald nicht vergeſſen!“ Doch hatte ſie ſich die Worte der Freundin gemerkt, und als ſie wieder allein war, dachte ſie: „das kann ja dem Andenken an den Seligen nichts ſchaden!“ und fing gleich an, ihre Schlafkammer aufzuräumen, ihres Mannes Kiſten und Geräthe aus dem Zimmer zu tragen, die ihrigen an deren Stelle zu ſetzen, endlich auch die Bettſtatt zu verrücken. Als aber dieſes geſchah, ſiehe da ſtand die Lade mit den Kleinodien unter dem Bette an einem der Bettſtollen. Gleich erkannte die Frau das Lädchen, griff mit Haſt darnach und nahm es zu ſich. Im übrigen ließ ſie die Kammer ſcheuern und ausrüſten, dann berief ſie ihre nächſten Verwandten, erzählte ihnen Alles, und begehrte ihren Rath, wie ſie es mit den Kleinodien halten ſollte. Als ihr älteſter Verwandter ſich von dem Staunen über den herrlichen Fund erholt hatte, ſprach er zu ihr: „Wenn ihr meines Rathes begehrt, ſo ſage ich euch, daß mir das Beſte ſcheint, auf der Stelle mit den Kleinodien vor den König zu gehen, ihm die ganze Wahrheit zu ſagen und ihm dieſelben zu überantworten. Ueberlaſſet ſeinem Edelmuth, ob er euch etwas davon ſchenken will. Denn wolltet ihr ſo große Koſtbarkeiten verheimlichen, oder in fremdes Land verkaufen, ſo wäre das übel gethan und könnte doch nicht verborgen bleiben; denn dieſelben ſind nach des Königes Ausſchreiben in allen Landen bekannt. Würde man es inne, ſo kämen alle, die damit umgegangen ſind, und zuerſt ihr ſelber, um Leib und Gut, und der König erhielte doch wieder ſein Eigenthum.

Dieſer Rath gefiel der ehrlichen Frau ganz wohl, ſie legte ihre ſchönſten Kleider an, doch waren es Trauergewande, wie ſie es ihrem Manne ſchuldig war; ihr Verwandter begleitete ſie, und ſo kam ſie mit dieſem in des Königs Palaſt und begehrte vorgelaſſen zu werden. Der König vergönnte ihr dieſes, und ſo trat ſie in den Audienzſaal; und als ſie vor den König kam, kniete ſie nieder, bewies ihm alle Ehrfurcht, und ſprach: „Gnädigſter König und Herr! Ich komme vor Eure Majeſtät, um Euch kund zu thun, daß ich die Kleinodie, die Ihr meinem ſeligen Ehemann der Frau Herzogin von Burgund zu überantworten anbefohlen habt, dieſes Tages in meiner Schlafkammer hinter einem Bettſtollen gefunden habe, als ich meine Lagerſtatt verändern wollte. Darum habe ich mich beeilt, dieſelben Euch, als dem rechtmäßigen Herrn, zu Handen zu geben.“ Damit reichte ſie ihm die Lade, die ſie in den Armen trug, dar. Der König nahm das Kiſtchen, öffnete es und fand zu ſeiner großen Freude die fünf köſtlichen Kleinode darin unverſehrt. Er betrachtete ſie mit vielem Wohlgefallen, auch freute ihn, daß die Edelfrau ſo ehrlich war, und er fand es billig, ſie zu begaben, weil ihr armer Mann um dieſer Kleinode willen ſein Leben hatte laſſen müſſen. Er rief daher einen jungen Edelmann ſeines Hofes, der recht hübſch und wohlgeſtaltet war und ſprach: „Ach Sohn, ich will eine Bitte an dein Herz legen, die ſollſt du mir nicht verſagen.“ Der Jüngling ſprach: „Herr ihr ſollt nicht bitten, ſondern gebieten, und ich muß allen euren Geboten gehorſam ſeyn.“

Sofort ließ der König einen Prieſter kommen, und ſogleich in ſeiner Gegenwart gab er der Wittwe den Jüngling zum Gemahl, und begabte ſie reichlich. Beide lebten auch wirklich in Frieden und Freuden mit einander; die Frau ging zu ihrer Geſpiele, und dankte ihr herzlich für den Rath, den ſie ihr gegeben, und auf den ſie ihre Bettſtätte verändert hatte. „Denn,“ ſprach ſie, „wäre ich eurem Rathe nicht gefolgt, ſo hätte unſer Herr König ſeine Kleinode nicht, und ich nicht einen hübſchen, jungen Mann. Darum iſt es gut, wenn man weiſer Leute Rath befolgt.“

Nun höret, wie es Fortunaten weiter ergangen iſt, als er des Galgens erledigt war. Er hatte gar kein Geld mehr, als er in franzöſiſchen Landen in der Picardie anlangte. Gern hätte er gedient, aber er wußte nicht, wie an einen Herrn kommen. So ging er weiter, nach der

Univ. Bibl. München

Bretagne. Dort kam er in einen wilden Wald, in welchem er den ganzen Tag fortwandelte; und als es Nacht wurde, kam er zu einer alten Glashütte, in welcher man vor vielen Jahren Glas gemacht hatte. Da wurde er froh; er meinte hier Leute zu finden; aber da war keine Seele. Die Nacht über blieb er jedoch in der armen Hütte unter großem Hunger und ſehr bekümmert, denn die wilden Thiere durchſtreiften den Wald. Ihn verlangte ſehr nach dem Tag; da, hoffte er, ſollte Gott ihm aus dem Walde helfen, daß er nicht Hungers ſtürbe. Am andern Morgen nahm er ſeinen Weg quer durch den Wald; aber je mehr er ging, je weniger konnte er aus dem Holze kommen, und ſo verſtrich auch der Tag zu ſeinem großen Herzeleid. Als es Nacht zu werden anfing, wurde er ganz kraftlos, denn er hatte in zweien Tagen nichts gegeſſen. Von ungefähr kam er an einen Brunnen, aus dem er mit großer Begierde trank. Dieß gab ihm wieder Kraft, er ſetzte ſich bei dem Brunnen nieder, und ließ den hellen Mond auf ſich nieder ſcheinen. Auf einmal vernimmt er ein Praſſeln im Walde, und hört einen Bären brummen. „Das lange Sitzen,“ dachte er, „iſt aus; das Fliehen frommt auch nichts mehr, denn die wilden Thiere überholen die Menſchen bald.“ So beſtieg er einen großen vielaſtigen Baum zunächſt an dem Brunnen; von dem herab ſah er zu, wie mancherlei Geſchlechte wilder Thiere kamen zu trinken, einander ſtießen und biſſen, und wilden Lärm unter einander verführten. Unter dieſen war auch ein halberwachſener Bär, der bekam Fortunats Spur auf dem Baume, und fing an, an dieſem hinaufzuklettern. Fortunat, in großer Furcht, ſtieg je länger je höher auf den Baum hinauf; der Bär ihm immer nach. Auf dem letzten Aſt blieb Fortunat reiten, zog ſeinen Degen und ſtach dem Bären verzweifelt zu widerholtenmalen in den Kopf. Der Bär wurde zornig, ließ ſeine Vordertatzen vom Baume los, und ſchlug nach Fortunat ſo hitzig, daß ihm auch die Hinterbeine entwiſchten, und er mit großem Geraſſel hinter ſich vom Baume herabfiel, daß es durch den Wald erſchallte, und die andern Thiere, ſo ſchnell ſie konnten, davonflohen. Fortunat aber ſaß noch immer auf dem Baume, und wagte ſich nicht herab; endlich aber, da es ihn ſo gar ſchläferte, und er unverſehens von dem Baume herabzuſtürzen und zu todt zu fallen fürchtete, ſtieg er mit großer Angſt leiſe herunter, durchſtach den Bären, der noch immer halbtodt unter dem Baume lag, legte ſeinen Mund auf die Wunde und ſog etwas von von dem warmen Bärenblut in ſich, wodurch er wieder zu Kräften kam. Doch bedurfte er ſo ſehr des Schlafes, daß er ſich ohne Bedenken neben dem todten Bären hinlegte, und bis gegen Morgen einen guten Schlaf that.

Als Fortunat erwachte, ſtaunte er nicht wenig: denn er ſah ein gar ſchönes Weibsbild vor ſich ſtehen. Er fing an, Gott recht inniglich zu loben. „O wie danke ich dir, allmächtiger Gott,“ ſprach er, „daß ich vor meinem Tode doch noch einen Menſchen zu ſehen bekomme! Liebe Jungfrau, ich bitte euch, wollet mir helfen und rathen, daß ich aus dieſem Walde komme, denn heute iſt der dritte Tag, daß ich durch denſelben gehe, ohne alle Speiſe!“ Darauf erzählte er, was ihm wiederfahren war. „Von wannen biſt du denn?" hub die Jungfrau an zu ſprechen. „Ich bin aus Cypern!" ſagte Fortunat. „Was geheſt du denn hier in der Irre um?" fragte ſie weiter. „Mich zwingt Armuth dazu," antwortete er; „ich gehe um und ſuche, ob mir Gott ſo viel Glücks verleihen wolle, daß ich meine tägliche Nothdurft habe!" — Da ſprach die Jungfrau: „Fortunat erſchrick nicht! Ich bin Fortuna, die Herrin des Glückes; und unter Einfluß des Himmels, der Sterne und der Planeten ſind mir ſechs Tugenden verliehen, die ich forthin wieder verleihen kann, eine oder mehr, oder alle mit einander; dieſe ſind: Weisheit, Reichthum, Stärke, Geſundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle dir eins unter den ſechſen und bedenke dich nicht lange, denn die Stunde, wo das Glück dir geben kann, iſt nächſtens abgelaufen!"

Fortunat bedachte ſich nicht lange, er ſprach: „Nun, wenn es ſeyn muß, ſo begehre ich Reichthum, damit ich immerdar Geldes genug habe. Von Stund an zog ſie einen Sekel heraus, gab ihn dem Jüngling und ſprach: „Nimm dieſen Seckel; ſo oft du darein greifeſt, in welchem Lande du immer ſeyn magſt, und was für Geld in demſelben landläufig ſeyn mag, ſo findeſt du darin zehn Goldſtücke nach des Landes Währung. Dieſer Beutel ſoll ſolche Tugend haben für dich und deine Kinder, und für jeden andern, der ihn beſitzt, ſo lange du und deine Kinder leben; aber wenn ihr geſtorben ſeyd, hat ſeine Tugend und Eigenſchaft ein Ende. Darum laß dir ihn lieb ſeyn, und trage Sorge dafür!" Obgleich Fortunat in ſeinem Hunger nach nichts anderem verlangte, als nach Speiſe, ſo gab ihm doch der Seckel und die Hoffnung, die ſich daran knüpfte, einige Kraft und er ſprach: „O tugendreichſte Jungfrau, da ihr mich mit einer ſo trefflichen Gabe erfreut habt, ſo iſt es doch billig, daß ich auch um euretwillen etwas thue, und die Wohlthat nicht vergeſſe, die ihr mir erwieſen habt!“ Die Jungfrau ſprach gar gütig zu Fortunat: „Weil du ſo willig biſt, mir meine Gutthat zu vergelten, ſo befehle ich dir Folgendes, das du auf den heutigen Tag, ſo lange du lebeſt, um meinetwillen leiſten ſollſt: Du ſollſt dieſen Tag jährlich feiern, mit nichts an demſelben dich verunreinigen, und wo in der Welt du dich befinden magſt, darnach forſchen, wo etwa ein armer Mann eine erwachſene Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe, und dies doch vor Armuth nicht vermöchte. Dieſe ſollſt du ſamt Vater und Mutter ſchmuck bekleiden, und mit vierhundert Goldſtücken erfreuen; zum Gedächtniß deſſen, daß du heute von mir erfreut worden biſt, erfreue du alle Jahre eine arme Jungfrau!“ — „Ja,“ ſagte Fortunat voll Freuden, „edle Jungfrau, ich will dieſe Dinge unvergeßlich in meinem Herzen bewahren und redlich halten, denn ich habe ſie demſelben zu ewigem Gedächtniß eingedrückt!“ Bei alledem war es Fortunat ſehr angelegen aus dem Walde zu kommen, und er ſprach weiter: „Schöne Jungfrau, rathet und helfet mir nun auch, wie ich aus dieſem Walde komme!“ — „Dieſe Irrfahrt war dein Glück,“ erwiederte das Glück; „folge nur mir nach!“ Mit dieſen Worten führte ihn Fortuna mitten durch den Wald auf einen angetriebenen Weg und ſprach weiter: „Geh nur hier gerade fort und kehre dich nicht um, ſieh mir auch nicht nach, wohin ich gehe. Wenn du dieſes thuſt, ſo wirſt du bald aus dem Walde kommen.“

Fortunat befolgte den Rath der Jungfrau, eilte auf dem Wege hin, kam an des Waldes Ende, und ſah da ein großes Haus vor ſich ſtehen, das eine Herberge war, wo die Leute, die durch den Wald reiſeten, gewöhnlich Mittag zu halten pflegten. Als er in die Nähe des Hauſes gekommen war, zog er den Geldſeckel aus dem Buſen und griff darein, ihn zu probieren. Alsbald zog er zehn blanke Goldkronen hervor. Darüber ward er gar froh, ging mit großen Freuden in das Wirthshaus und ſagte zu dem Wirthe: „Gieb mir zu eſſen, Freund, denn mich hungert ſehr; ich will dir alles gut bezahlen!“ Dieſe Sprache gefiel dem Wirthe ſehr wohl, und er trug ihm das Beſte auf, das im Hauſe zu finden war.

Da ergötzte ſich Fortunat, ſättigte ſeinen Hunger und blieb zwei Tage lang in der Herberge. Dann kaufte er dem Wirth einen Reiterharniſch ab, damit er deſto eher zu einem Herrn käme, bezahlte den Wirth nach Wunſche, und machte ſich weiter auf den Weg. Zwo Meilen von der Straße befand ſich ein kleines Städtchen mit einem Schloſſe, auf dem ein Waldgraf wohnte, deſſen Amt war, den Forſt zu beſchirmen, und der dieſen Auftrag von dem Herzog in Bretagne erhalten hatte. Jn dieſer Stadt ging Fortunat zu dem beſten Wirth, und fragte ihn, ob es nicht hübſche Roſſe zu kaufen gäbe. Der Wirth ſprach: „Ja, erſt geſtern iſt ein fremder Kaufmann hier angekommen, wohl mit fünfzehn hübſchen Pferden; er will auf die Hochzeit, die der Herzog mit der Tochter des Königs von Arragonien halten will; der hat unter dieſen fünfzehn drei Roſſe, für die ihm unſer Herr Graf dreihundert Kronen geben wollte; er aber verlangt dreihundert und zwanzig; ſo ſtößt es ſich nur um zwanzig Kronen.“ Fortunat verließ den Wirth, ging in aller Stille in ſeine Kammer, zog da aus ſeinem Seckel auf ſechzig Griffe ſechshundert Kronen, und ſteckte ſie in ſeinen alten Beutel. Dann ging er getroſt zu dem Wirth und ſagte: „Wo iſt der Mann mit den Roſſen? Hat er deren wirklich ſo hübſche, ſo möchte ich ſie gerne beſehen!“ — „Ich fürchte, er läßt ſie euch nicht ſehen,“ ſprach der Wirth, „denn kaum hat unſer Herr der Graf ihn dahin vermocht, ſie ihm zu zeigen.“ Fortunat aber ſagte: „Nun, wenn mir die Roſſe gefallen, ich kann ſie eher kaufen, als der Graf!“ Dem Wirth kam es ſpöttiſch vor, daß er ſo großſprecheriſch redete, und doch nicht Kleider darnach anhatte, auch zu Fuße ging. Doch führte er ihn zu dem Roßtauſcher, und redete dieſem ſo lange zu, bis er ihn die Roſſe ſehen ließ. Fortunat muſterte ſie, und alle gefielen ihm wohl. Doch wählte er nur die drei, die der Graf gerne gehabt hätte, zog ſeinen Beutel und zählte die dreihundert und zwanzig Kronen, um die es ſich handelte, auf der Stelle hin. Dann hieß er die Roſſe in's Wirthshaus führen, ſchickte nach einem Sattler und hieß ihn Sattel und Zeug aufs Köſtlichſte verfertigen; dem

Wirth aber gab er den Auftrag, ihm zu zween reiſigen Knechten zu verhelfen, denen er guten Sold bezahlen wollte.

Während Fortunat dieſen Handel abſchloß, erfuhr der Graf den Kauf und wurde darüber nicht wenig grießgrämlich, denn er hatte im Sinne gehabt, die Roſſe um armer zwanzig Kronen willen am Ende doch nicht dahinten zu laſſen; er hatte mit ihnen auf der Hochzeit prunken wollen, und ſollte ſie jetzt in eines Andern Händen ſehen! Im Zorn ſendet er einen Diener zu dem Wirth und läßt ihn fragen, was denn das für ein Mann ſey, der die Roſſe ihm aus den Händen weggekauft habe. Der Wirth antwortet: „Er kenne ihn nicht, denn er ſey zu Fuß in ſeine Herberge gekommen, jedoch als reiſiger Knecht und mit einem Harniſch. Dem Anſehen nach, ſprach er, hätte ich ihm nicht auf eine einzige Mahlzeit trauen mögen, aus Furcht, er möchte ohne Bezahlung davonlaufen.“ Der Knecht des Grafen wurde zornig und fragte, warum er denn mit ihm gegangen ſey, die Pferde zu kaufen. — „Ei, ſprach der Wirth, ich habe gethan, was jeder brave Wirth ſeinem Gaſte thun ſoll. Er bat mich mit ihm zu gehen. Aber, redlich geſagt, ich meinte er wäre nicht im Stande, auch nur einen Eſel zu bezahlen!“

Der Knecht kam zu ſeinem Herrn zurück und ſagte ihm, was er vernommen hatte. Als nun vollends der Graf hörte, daß der Käufer kein geborner Edelmann ſey, ſprach er voll Zorn zu ſeinen Dienern: „Gehet hin und fahet mir den Mann! gewiß hat er das Geld geſtohlen, oder gar geraubt und den rechtmäßigen Beſitzer ermordet!“ So griffen ſie den Fortunat und führten ihn in ein böſes Gefängniß. Dann fragten ſie ihn erſt, von wannen er wäre. „Er ſey von der Inſel Cypern, erwiederte Fortunat, aus einer Stadt, Famaguſta genannt.“ Auf die Frage wer ſein Vater ſey, antwortete er: „Ein armer Edelmann!“ Das hörte der Graf gerne, daß er aus ſo fernen Landen war, und fragte ihn weiter, woher er denn das baare Geld hätte, daß er ſo reich wäre. Zuverſichtlich ſagte da Fortunat: „Er glaubte nicht ſchuldig zu ſeyn, zu ſagen, woher ſein Geld komme. Wenn Jemand aufſtände und ihn eines Unrechts oder einer Gewaltthat zeihete, dem wollte er vor Jedermann zu Rechte ſtehen!“ — Der Graf aber ſprach: „Dich hilft dein Schwatzen nicht; du wirſt mir bald ſagen, woher du dein Geld haſt!“ Und nun befahl er ihn auf die Stätte zu führen, wo die Verbrecher gefoltert werden. Da erſchrak Fortunat; doch ſetzte er ſich vor, eher zu ſterben, als die Eigenſchaft des Seckels zu verrathen. Wie er nun auf der Folterbank hing, mit ſchwerem Gewichte beladen, rief er, man ſollte ihn ablöſen; ſo wolle er ſagen, wonach man ihn frage. Als er herab kam, ſprach der Graf: „Nun ſage mir, woher kommen dir ſo viel guter Kronen?“ Da erzählte Fortunat, wie er im Walde verirrt wäre ungegeſſen bis an den dritten Tag. Wie mir nun, ſchloß er, Gott die Gnade erwies, daß ich aus dem Wald entkam, da fand ich einen Seckel, in dem ſechshundert und zehn Kronen waren.“ — „Wo iſt der Seckel?“ rief der Graf. „Eh' ich das Geld gezählt, ſprach jener, that ichs in meinen eigenen Beutel, und warf den leeren Seckel in das Waſſer, das an dem Walde vorüberfließt.“ — Da ſprach der Graf: „Ei du Schalk, wollteſt Du mir entfremden, was mein iſt? Wiſſe, daß mir dein Leib und Gut verfallen iſt, denn was ſich in dem Walde findet, das gehört mir zu, und iſt mein eigen!“ — „Gnädiger Herr, antwortete Fortunat, ich wußte von dieſem eurem Rechte ganz und gar nichts; ich lobte Gott um das Geld und hielt es für eine Gottesgabe!“ — „Haſt du nicht gehört, ſchrie der Graf, wer nicht weiß, der ſoll fragen! Und kurzum, richte dich darnach: heute nehme ich dir dein Gut, und morgen dein Leben!“ — „Ich Armer, dachte Fortunat bei ſich; da ich die Wahl hatte unter den ſechs Gaben, warum erwählte ich nicht die Weisheit für den Reichthum; ſo wäre ich jetzt nicht in der großen Angſt und Noth!“

Da fing er an, Gnade zu begehren und rief: „Gnädiger Herr, habt Barmherzigkeit mit mir! Was würde euch mein Tod nützen? Nehmet das gefundene Gut, wenn es euer iſt, und laßt mir nur das Leben, ſo will ich Gott getreulich für euch bitten, alle Tage meines Lebens!“ Es wurde dem Grafen ſchwer, ihn leben zu laſſen, denn er fürchtete, der Fremde würde das Vorgefallene erzählen, wo er hinkäme, und es dürfte dieß ihm ſelbſt von frommen Fürſten und Herren übel verdacht werden. Doch ließ er ſich von ſeinen Dienern erbitten, nahm ihm nur das Geld und die Roſſe, und gab ihm ſeine Rüſtung wieder, und noch überdieß ein paar Kronen zur Zehrung. Aber Morgens in aller Frühe ließ er ihn aus der Stadt führen und alda ſchwören, ſein Lebtag nicht mehr des Grafen Gebiet zu betreten.

Fortunat war froh ſo davon gekommen zu ſeyn; aber er wagte nicht über ſeinen Seckel zu gehen, denn er fürchtete, wenn man Geld bei ihm fände, ſo möchte man ihn abermals fahen. So ging er zwei Tagereiſen mit geringer Zehrung, bis er in die große bretagniſche Stadt Andegavis kam, die am Meere liegt; hier war viel Volks von Fürſten und Herren verſammelt, denn alle warteten auf die Königin, bei deren hochzeitlichem Ehrenfeſte jeder mit Stechen, Tanzen und andern Luſtbarkeiten das Beſte thun wollte. Fortunat ſah dieſes wohl gerne; doch dachte er bei ſich: „Soll ich das auch mitmachen, wie ich es denn wohl vermag, ſo möchte es mir ergehen, wie bei dem Waldgrafen!“ Doch kaufte er ſich zwei ſchöne Roſſe und dingte einen Knecht; kleidete ihn und ſich aufs Schönſte, ließ auch die Pferde trefflich zurichten, und ritt in die beſte Herberge, die es in der Stadt gab, und ſo wollte er die Feſtlichkeiten daſelbſt abwarten.

Die Königin kam über das Meer her, und man ſandte ihr viel köſtliche Schiffe entgegen, ſie würdig zu empfahen. Noch herrlicher war der Empfang, als ſie ans Land ſtieg, und ihr Gemahl nebſt vielen Fürſten und Herren ihr entgegen ging. Es währte die königliche Hochzeit ſechs Wochen und drei Tage. Fortunat ſah Alles und hatte daran ſein Wohlgefallen; er ging und ritt gen Hof, und ließ nie Geld und Geräthe in der Herberge liegen. Dem Wirthe gefiel dieſes nicht, denn er kannte ihn nicht, und fürchtete, der Fremde möchte ohne Bezahlung von dannen reiten, wie ihm ſchon früher geſchehen war, und auf ſolchen Hochzeiten manchmal noch geſchieht. Darum ſprach er zu Fortunat: „Mein lieber Freund, ich kenne euer nicht; ſeyd ſo gut, und bezahlt mich alle Tage!“ Jener aber lachte und ſprach zu ihm: „Lieber Wirth, ich will nicht unbezahlt hinwegreiten!“ Damit zog er aus ſeinem Seckel hundert guter Kronen, gab ſie dem Wirth und ſprach: „Nehmet dieß Geld und wenn euch bedünkt, daß ich, oder wer mit mir kömmt, mehr verzehrt habe, ſo will ich euch mehr geben, und ihr dürft mir keine Rechnung darüber ſtellen.“ Der Wirth griff mit beiden Händen nach dem Geld und fing an, Fortunat in großen Ehren zu halten; ſo oft er vor ihn trat, griff er an die Mütze, ſetzte ihn zu den Vornehmſten oben an die Tafel, und gab ihm ein beſſeres Zimmer zu bewohnen, als er bisher eingenommen hatte.

Wie nun einmal Fortunat bei andern Herren zu Tiſche ſaß, kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tiſch, den Leuten Kurzweil zu machen, damit ſie Geld verdienten. Unter anderm erſchien auch ein alter Edelmann, der klagte den Herren ſeine Armuth und ſagte: „Er ſey aus Hibernien, ſey ſieben Jahre in der Welt herumgezogen, habe zwei Kaiſerthume und zwanzig Königreiche durchfahren, ſo viel ihrer in der Chriſtenheit wären; auf dieſen Fahrten habe er ſich aufgezehrt, und begehre eine Beiſteuer um wieder heim zu kommen.“ Ein Graf, der längeres Geſpräch mit dem Alten pflegte, und dem dieſer alle Länder nannte, wo er geweſen war, reichte ihm über den Tiſch vier Kronen, und ſagte: „Wenn es ſein Belieben wäre, ſo könnte er da bleiben, ſo lange die Feſte dauerten; er wollte für ihn bezahlen.“ Jener aber dankte und ſprach: „Mich verlanget heim nach meinen Freunden; ich bin gar zu lang ausgeweſen!“

Fortunat, der auch auf die Reden des alten Edelmanns gemerkt hatte, dachte in ſeinem Herzen: „Möchte es mir doch ſo gut werden, daß mich der Alte durch alle die Länder führte; ich wollt' ihn reichlich begaben!“ Als nun die Mahlzeit aus war, ſandte er nach ihm, und fragte, wie er mit Namen heiße. „Leopold,“ erwiederte der Edelmann. „Hab' ich recht gehört, ſprach Fortunat, ſo ſeid ihr weit gewandert und an viel Königshöfen geweſen! Nun bin ich jung, und möchte gern in meinen rüſtigen Tagen wandern. Wollteſt du mich führen, ſo würde ich dir ein Pferd untergeben und einen eigenen Knecht dingen, dich wie meinen Bruder halten und dir einen guten Sold geben.“ Auf dieſes ſagte der alte Leopold: „Ich für mein Theil möcht' es wohl leiden, daß ich ſo ehrlich gehalten würde; aber ich bin alt, habe Weib und Kind, die wiſſen nichts von mir, und die herzliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen.“ — „Höre, Leopold, ſprach Fortunat, thu mir meinen Willen! dann will ich mit dir nach Hibernien gehen, dein Weib und Kind, wenn ſie am Leben ſind, reichlich beſchenken, und wann die Reiſe vollbracht iſt, und wir nach Famaguſta auf die Inſel Cypern kommen, ſo will ich dich, wenn du dort wohnen magſt, mit Knechten und Mägden verſehen dein Leben lang!“ Leopold dachte: „Der junge Mann verheißt mir viel; wäre die Sache gewiß, ſo wäre es ein rechtes Glück für mein Alter!“ Daher ſagte er zu ihm: „Herr, ich will euch zu Willen werden, doch nur in ſo ferne ihr euer Vorhaben nicht eher ins Werk ſetzet, als bis ihr mit baarem Gelde verſehen ſeyd. Denn ohne Geld vollführt ihr es nicht!" — „Sorge nicht," ſprach Fortunat, „Geld weiß ich in jedem Lande genug aufzubringen. Drum verſprich du mir, bei mir zu bleiben, und die Reiſe mit mir zu vollenden!" So gelobten ſie ſich einer dem andern gute Treue, und daß ſie einander in keinen Nöthen verlaſſen wollten. Alsbald zog Fortunat zweihundert Kronen heraus, und gab ſie dem Ritter Leopold. „Gehe hin," ſprach er, „und kaufe davon zwei hübſche Pferde! Spare kein Geld; dinge dir einen eigenen Knecht, und wenn er dir nicht gefällt, ſo dinge einen anderen. Wenn du kein Geld mehr haſt, will ich dir mehr geben. Du ſollſt nie ohne Geld ſeyn!"

Das gefiel dem Leopold wohl. Er dachte, das iſt ein guter Anfang, und rüſtete ſich nach Herzensluſt. Daſſelbe that Fortunatus; doch nahm er nicht mehr als zween Knechte und einen Knaben, ſo daß ihrer ſechſe waren. Dann wurden ſie mit einander einig, in welcher Ordnung ſie Länder und Königreiche durchfahren, und daß ſie zuvörderſt das heilige römiſche Reich beſehen wollten. So ritten ſie zuerſt gen Nürnberg, von da nach Donauwerth und Augsburg, dann auf Nördlingen und nach Ulm; gen Coſtnitz, Baſel, Straßburg, Mainz und Cöln. Von Cöln zogen ſie gen Brugge in Flandern, von da nach London über die See; dann gen Edinburg in die Hauptſtadt Schottlands, das da neun Tagreiſen von London liegt.

Als ſie dahin gekommen waren, hatten ſie nur noch ſechs Tagreiſen nach Hibernien und in die Stadt, die Leopolds Heimath war. Da erinnerte Leopold ſeinen Herrn an deſſen Verſprechen, und Fortunat war willig, mit ihm nach Hibernien zu reiten. So kamen ſie in die Stadt Valdric, wo Leopold zu Hauſe war. Dieſer fand Weib und Kind wie er ſie gelaſſen hatte, nur hatte einer ſeiner Söhne ein Weib genommen, und eine der Töchter einen Mann; die alle waren ſeiner Heimkunft froh. Weil nun Fortunat wußte, daß in der Haushaltung nicht viel übrig war, ſo gab er dem Leopold hundert Nobel, um damit Alles reichlich und gut einzurichten, dann wollte er zu ihm kommen und ſein Gaſt ſeyn. Leopold machte die nöthigen Vorbereitungen, lud ſeine Kinder mit Mann und Weib, auch andere gute Freunde, und hielt eine ſo köſtliche Mahlzeit, daß die ganze Stadt einen Genuß davon hatte. Fortunat war fröhlich mit ihm, nach dem Mahle jedoch nahm er ſeinen Freund bei Seite und ſprach zu ihm: „Leopold, jetzt nimm Urlaub von Weib und Kind, empfange hier dieſe drei Beutel, in jedem ſind fünfhundert Nobel, deren jeder mehr gilt als dritthalb Gulden rheiniſch; von dieſen Beuteln laß den einen deinem Weibe, den andern deinem älteſten Sohn, den dritten deiner älteſten Tochter zur Letze, damit ſie Zehrung haben!“ Leopold war deſſen ſehr froh, dankte ihm und erfreute damit Weib und Kinder.

Nun hatte Fortunat gehört, daß es nur noch zwei Tagreiſen bis nach der Stadt ſey, wo Sanct Patricius Fegfeuer iſt, die auch in Hibernien liegt. Das wollte er auch ſchauen; ſie ritten daher mit Freuden nach der Stadt Vernic. In dieſer iſt eine große Abtei, und hinten in der Kirche hinter dem Fronaltar befindet ſich eine Thüre, durch die man in die finſtere Höhle geht, die des Sanct Patricius Fegefeuer genannt wird. In dieſes wird niemand eingelaſſen ohne des Abts Erlaubniß. Von dem ließ ſich Leopold Urlaub geben; und als der Abt von ihm erfuhr, daß ſein Herr und Begleiter ein Edelmann aus Cypern ſey, lud der Abt die Beiden zu Gaſte. Fortunat wußte dieſe große Ehre wohl zu ſchätzen; er kaufte aus ſeinem Seckel ein Faß mit dem beſten Weine, den er dort finden konnte und ſchenkte daſſelbe dem Abt. Denn der Wein iſt dort ſehr theuer, und es wurde ſonſt wenig Wein im Kloſter verbraucht, außer zum Gottesdienſte, daher der Abt das Geſchenk mit großem Dank aufnahm. Als die Mahlzeit vollbracht war, fing Fortunat an und ſprach: „Gnädiger Herr, wenn es nicht wider eure Würde iſt, ſo möchte ich wohl von euch erfahren, warum geſagt wird, daß hier des Sanct Patricius Fegefeuer ſey.“ Der Abt ſprach: „das will ich euch gerne ſagen. Es iſt vor viel hundert Jahren da, wo jetzt dieſe Stadt und dieſes Gotteshaus ſteht, eine wilde Wüſte geweſen. Nicht ferne von hier lebte damals ein Abt, Patricius genannt, ein andächtiger Mann, der oft in dieſe Wüſte ging, um der Buße zu leben; da fand er einmal unerwartet dieſe Höhle, die gar lang und tief iſt. Er ging in ſie hinein ſo weit, daß er ſich in ihren Gängen verirrte und nicht mehr herauszukommen wußte. Da fiel er auf die Knie nieder und flehte zu Gott, wenn es nicht wider ſeinen heiligen

Willen wäre, ihm aus dieſer Höhle zu helfen. Während er ſo betete, hörte er aus der Tiefe der Höhle ein klägliches Geſchrei. Ihm aber half Gott, daß er wieder aus der Höhle kam. Nun dankte er Gott, wurde noch frömmer als zuvor; und ſeitdem iſt durch andächtige Leute an dieſer Stelle das Kloſter erbaut worden." — „Was ſagen denn die Pilger, die aus der Höhle kommen?" ſprach Fortunat. — Der Abt erwiederte: „Ich frage ihrer keinen; doch ſagen einige, ſie haben ein jämmerliches Rufen gehört; andere erzählen, ſie haben nichts geſehen und nichts gehört, nur daß es ihnen ſehr gegrauſet habe." Hierauf ſprach Fortunat: „Ich komme aus weiter Ferne; ginge ich nicht in dieſe Höhle, von der man ſo viel erzählt, ſo wäre es mir ein Schimpf. Daher will ich nicht von hinnen, ehe ich in dem Fegefeuer geweſen bin."

Der Abt wollte ſeinem Verlangen nichts in den Weg legen; nur warnte er ihn, nicht zu weit in die Höhle hineinzugehen, weil viel Abwege in derſelben ſeyen, wie denn ſeit ſeinem eigenen Gedenken es mehreren Beſuchern widerfahren ſey, daß ſie ſich verirrt hätten, deren einige erſt am vierten Tage wieder gefunden werden konnten. Fortunat blieb jedoch bei ſeinem Entſchluß und fragte ſeinen Freund Leopold, ob er mit ihm wolle. „Ja," ſprach dieſer, „ich gehe mit euch und will bei euch bleiben, ſo lang mir Gott das Leben verleiht." So ſchickten ſie ſich des andern Morgens früh, empfingen das heilige Sakrament und lieſſen ſich die Höhlenthüre aufſchlieſſen, die hinter dem Fronaltar im Kloſter befindlich iſt. Durch dieſe traten ſie ein, die Prieſter ſegneten ſie, und ſchloſſen hinter ihnen ab. Da gingen ſie hinein in die Finſterniß und wußten nicht, wo aus noch ein, denn bald waren ſie verirrt; ſie hörten gegen Morgen nur das Rufen der Prieſter bei der Thüre, darauf verließen ſie ſich, und gingen deſto kecker hinein. Zuletzt aber wußten ſich die Beiden nicht mehr zu helfen; Stunden um Stunden gingen vorüber; ſie waren ſehr hungrig, und fingen ganz an zu verzagen und begaben ſich ſchon ihres Lebens. „O, komm du uns zu Hülfe, allmächtiger Gott!“ rief Fortunat in ſeiner Herzensangſt, „denn hier hilft weder Gold noch Silber, und ganz umſonſt trage ich den Seckel Fortuna's in der Taſche!“ Und ſo ſaßen ſie nieder als aufgegebene Leute, hörten und ſahen nichts. Die Prieſter, nachdem ſie lange gewartet, gingen zu dem Abt, und ſagten ihm, daß die Pilger nicht herauskommen. Das war ihm leid, beſonders um Fortunat, der ihm ſo guten Wein geſchenkt hatte. Auch liefen die Knechte der Fremden herbei und gebärdeten ſich ganz troſtlos um ihre Herren.

Nun kannte der Abt einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemeſſen hatte. Nach dieſem ſchickte er, und gab ihm auf, dazu behülflich zu ſeyn, die Männer wieder herauszubringen. Die Knechte aber verhießen ihm aus ihrer Herren Beutel hundert Nobel. „Sind ſie noch bei Leben,“ ſprach der Alte, „ſo bringe ich ſie heraus,“ rüſtete ſein Zeug und ging hinein. Hier legte er ſeine Inſtrumente an, und durchſuchte einen Höhlengang um den andern, bis er ſie endlich fand. Beide waren ganz ohnmächtig und ſchwach; er befahl ihnen, ſich an ihm zu halten, wie ein Blinder an einem

Sehenden; nun ging er ſeinem Inſtrumente nach, und ſo kamen ſie mit Gottes und des alten Mannes Hülfe wieder zu den Menſchen. Darüber war der Abt gar fröhlich, denn er hatte gefürchtet, wenn die [illegible] verloren gingen, ſo möchten keine Pilger mehr kommen und ſeinem Kloſter dadurch großer Gewinn entgehen. Der Alte erhielt ſeine hundert Nobel aus Fortunats Seckel, und dieſer richtete in der Herberge ein köſtliches Mahl an, zu welchem er den Abt und alle Brüder einlud. Er lobte Gott um ſeine Rettung, und hinterließ dem Abt und Convent zu guter Letze hundert Nobel, daß ſie Gott für ihn bitten ſollten.

Nachdem ſie ſich von dem Abte beurlaubt, ritten Fortunat und ſein Begleiter wieder rückwärts, bis ſie über Meer nach Calais kamen, um die übrige Reiſe zu vollbringen. Nun zogen ſie durch die Picardie nach Paris und durch ganz Frankreich; durch Spanien, durch Neapel, durch Rom, bis gen Venedig. Daſelbſt hörten ſie, daß der griechiſche Kaiſer zu Konſtantinopel einen Sohn habe, den er zum Kaiſer krönen laſſen wolle, weil er ſelbſt ſchon ſehr bei Jahren war. Davon hatten die Venetianer gewiſſe Kunde, und hatten deßwegen eine Galeere zugerichtet, und eine ehrwürdige Botſchaft mit viel köſtlichen Kleinoden, die ſie dem neuen Kaiſer ſenden wollten. Nun miethete ſich Fortunat mit ſeinen Begleitern auf der

Galeere ein, und fuhr mit den Venetianern nach Konſtantinopel. Dort war ſo viel fremdes Volk zuſammengekommen, daß man nicht Herbergen genug auftreiben konnte. Den Venetianern wurde daher ein eigenes Haus eingeräumt; dieſe aber wollten niemand Fremdes unter ſich haben. So ſuchte Fortunat mit ſeinem Gefolge lange eine Herberge, und fand auch zuletzt eine, die freilich keine gute war, denn der Wirth war ein Dieb.

Fortunat ging nun alle Tage mit den Seinigen den Feſtlichkeiten nach. Sie hatten ihre eigene Kammer, welche ſie ſorgfältig beſchloſſen, dadurch glaubten ſie ihre Habſeligkeiten hinlänglich geſichert. Der Wirth aber hatte einen heimlichen Eingang in dieſe Stube; denn da, wo die größeſte Bettſtatt an einer hölzernen Wand ſtand, konnte er ein Brett herausnehmen, und wieder einſetzen, ohne daß es Jemand merkte. Dadurch ging er ab und zu, während ſie bei dem Feſte waren und unterſuchte alle ihre Säcke und Felleiſen; aber er fand kein Geld darin; es wunderte ihn dieſes; und er meinte, die Fremden trügen das Geld in ihre Wämſer eingenäht.

Als ſie aber einige Tage bei ihm gezehrt hatten, rechneten ſie mit dem Wirth; da wurde dieſer erſt gewahr, daß Fortunat das Geld unter dem Tiſch hervorbrachte und es ſeinem Freunde Leopold gab, der alsdann den Wirth bezahlte. Dieſer war auch mit der Bezahlung ganz zufrieden, denn Fortunat hatte den Ritter angewieſen, keinem Wirthe etwas abzubrechen, ſondern immer gerade ſo viel zu geben, als er verlangte. Doch war es dieſem Wirthe noch nicht genug, ſondern weil er ein Dieb war, hätte er lieber Alles, ja den Seckel ſelbſt zu dem Gelde gehabt.

Indeſſen nahte der Tag heran, an dem Fortunat verſprochen hatte, einer armen Tochter für einen Mann beſorgt zu ſeyn, und ſie mit vierhundert Goldſtücken nach Landeswährung zu begaben. Er wandte ſich daher an den Wirth mit der Frage, ob er nicht einen armen Mann wüßte, der eine fromme, mannbare Tochter hätte, die er nicht ausſteuern könnte; dieſem wollte er die Tochter recht ehrlich begaben. Der Wirth ſprach: „Ja, ich weiß mehr als Eine! Morgen will ich euch einen braven, ehrbaren Mann bringen, der ſeine Tochter mit ſich führen ſoll!“ Dieß gefiel unſerm Fortunat gar wohl. Was dachte aber der Wirth? „Noch dieſe Nacht, ſprach er zu ſich, will ich das Geld ſtehlen, ſo lange ſie es noch haben; warte ich länger, ſo geben ſie es aus!“ Und in der Nacht ſtieg er durch das Loch, als ſie im beſten Schlaf lagen, durchſuchte alle ihre Kleider, und hoffte große Flecke mit Gulden unter ihren Wämſern zu finden; hier aber fand er nichts; da griff er nach Leopolds Gürtel und ſchnitt den Beutel ab, der daran feſtgenäht war; darin waren bei fünfzig Dukaten; dann ging er hinter Fortunats Wams, und fand da den Zauberſeckel, und ſchnitt dieſen auch ab; als er ihn aber angriff und leer fand, ſchmiß er den Seckel unwillig unter die Bettſtätte. Dann ging er zu den drei Knechten, und ſchnitt ihnen allen die Beutel ab, darin er nur wenig Geld fand; alsdann öffnete er Thüre und Fenſter, als ob Diebe von der Straße hereingeſtiegen wären.

Wie nun Leopold erwachte und Thür und Fenſter offen ſah, fing er an die Knechte zu ſchelten und fragte ſie, warum ſie heimlich bei Nacht ausgingen, und ihren Herrn auf dieſe Weiſe beunruhigten. Die Knechte aber, die ſchliefen, fuhren halb im Schlafe auf, und jeder verſicherte, daß er es nicht gethan habe. Da erſchrak Leopold und ſah ſogleich nach ſeinem Beutel, der war ihm abgeſchnitten und der Rumpf hing noch an dem Gürtel. Jetzt erweckte er auch den Fortunat und rief: „Herr, unſere Kammer ſteht an allen Orten offen; euer Geld, ſo viel ich noch hatte, iſt mir geſtohlen!“ Als die Knechte dieß hörten, ſchauten ſie nach ihren Beuteln; da war es ihnen nicht beſſer gegangen. Schnell ſchlüpfte Fortunat in ſein Wams, an welchem er den Glücksſeckel trug, und fand, daß der ihm auch abgeſchnitten ſey. Da erſchrak er ſo ſehr, daß er niederſank, ihm die Sinne ſchwanden, und er für todt da lag. Leopold und die Knechte wußten von der Urſache ſeines großen Schreckens nichts, ſie rieben und labten ihn, bis ſie ihn wieder zur Vernunft brachten. Während ſie noch in der Angſt waren, kam der Wirth, ſtellte ſich ſehr verwundert, fragte: „Was ſie denn für ein Leben hätten?“ Sie ſagten ihm, all ihr Geld ſey ihnen geſtohlen. Da ſprach der Wirth: „Was ſeyd ihr nicht für Leute? habt ihr nicht eine wohl verſperrte Kammer; warum habt ihr euch nicht beſſer vorgeſehen?“ — „Wir haben, erwiederten ſie, Fenſter und Thüren beim Schlafengehen verſperrt, und doch haben wir Alles offen gefunden!“ Der Wirth ſprach ganz barſch: „Sehet zu, ob ihr es nicht unter einander ſelbſt euch geſtohlen habt! Es iſt ſo viel fremdes Volk hier; ich kann für Niemand ſtehen!“

Da ſie ſich aber ſo gar übel gebärdeten, ging er auch zu Fortunat, und als er deſſen Geſtalt ſo gar verwandelt ſah, fragte er: „Iſt des Geldes denn ſo viel, das ihr verloren habt?“ Sie ſagten ihm, es wäre nicht ſo gar viel.“ Wie möget ihr denn ſo jämmerlich thun um ein weniges Geld, ſagte der Wirth; geſtern noch wolltet ihr einer armen Tochter einen Mann geben! Sparet das Geld und verzehret es!“ Halb ohnmächtig antwortete Fortunat dem Wirthe: „Mir iſt mehr um den Seckel leid, als um das Geld, das ich verloren habe. Es iſt ein kleiner Wechſelbrief darin, der Niemand einen Pfennig nütz iſt, als mir!“ Wiewohl nun der Wirth ein Schalk war, ſo wurde er doch durch die Betrübniß Fortunats zur Barmherzigkeit bewegt, und ſprach: „Laßt uns doch ſuchen, ob man den Seckel nicht wieder finden kann!“ und hieß die Knechte ſuchen. Da ſchlüpfte einer unter das Bett, fand ihn und rief: „Hier liegt ein leerer Seckel!“ brachte ihn auch ſeinem Herrn vor, und fragte ihn, ob das der rechte wäre?“ — „Laß mich ihn beſehen,“ ſprach Fortunat haſtig; da fand er, daß es wirklich ſein Glücksſeckel war, der ihm abgeſchnitten war. Nun fürchtete Fortunat, durch das Abſchneiden möchte er ſeine Kraft verloren haben, und doch durfte er vor den Leuten nicht darein greifen; denn es wäre ihm Leid geweſen, wenn eine Seele von den Eigenſchaften des

Seckels gewußt hätte; auch fürchtete er ſich, er möchte um das Leben mit dem Seckel kommen. Da man wohl ſah, daß er noch ganz vom Schrecken blöde war, ſo legte er ſich wieder zu Bette; hier, unter der Decke, that er endlich ſeinen Seckel auf, und einen Griff darein. Seine Hand füllte ſich mit Gold, und ſo ward er zu ſeiner großen Freude inne, daß der Seckel noch in vollen Kräften ſtand, wie zuvor. Die Angſt hatte ihn aber ſo mitgenommen, daß er den ganzen Tag zu Bette bleiben mußte. Leopold wollte ihn tröſten und ſagte: „Ach Herr, gebärdet euch doch nicht ſo jämmerlich; wir haben noch ſchöne Roſſe, ſilberne Ketten, goldene Ringe und andere Kleinode. Und wenn wir auch kein Gold mehr haben, ſo wollen wir euch doch mit Gottes Hülfe in die Heimath bringen; bin ich doch auch durch manches Königreich gezogen ohne Geld!“ Leopold meinte nämlich, ſein Herr und Freund beſitze in der Heimath große Reichthümer, ſo daß kein Verluſt ihm etwas ſchaden könne. „Ach, ſeufzte Fortunat mit ſchwacher Stimme, wer das Gut verliert, der verliert die Vernunft! Weisheit hätte ich erwählen ſollen, mehr als Reichthum, Stärke, Geſundheit, Schönheit und langes Leben! Das kann man keinem ſtehlen!“ Und damit ſchwieg er. Leopold verſtand die Worte nicht, konnte ſich auch nicht denken, wie ſein Herr die Wahl unter dieſen Stücken allen gehabt haben ſollte. Er fragte ihn nicht weiter, denn er glaubte, Fortunat rede im Fieber, und wiſſe nicht, was er ſage. Doch gaben ſie ſich alle Mühe, bis er ganz wieder zu ſich ſelbſt kam, aß, ſeine rechte Farbe wieder gewann, und anfing fröhlich zu werden.

Aber weil die Nacht einbrach, befahl er ſeinen Knechten, Lichter zu kaufen, und die ganze Nacht Kerzen zu brennen, und ein jeder ſollte ſein bloßes Schwert zu ſich nehmen, daß ſie nicht mehr ſo beraubt werden könnten. Und ſie thaten dieß.

Am ſelben Tage noch machte Fortunat, was an dem Glücksſeckel aufgetrennt worden war, aufs ſorgfältigſte wieder zu recht, und ließ denſelben, ſo lang er lebte, nicht mehr an dem Wamſe hängen, ſondern verwahrte ihn alle Zeit ſo gut, daß ihm denſelben Niemand mehr ſtehlen konnte. Des andern Morgens ſtand er mit ſeinem Gefolge auf und ging in die Sophienkirche. In dieſer iſt eine ſchöne Kapelle, die zu unſrer lieben Frauen heißt. Hier gab er den Prieſtern zwei Guldenſtücke, daß ſie Gott dem Allmächtigen zu Ehren eine Predigt halten, und den Lobgeſang abſingen ſollten. Als beides vollbracht war, und Fortunat mit ſeinen Dienern ſich in Andacht erbaut hatte, beſuchten ſie den Platz, wo die Käufer und Wechsler waren; als Fortunat da ſtand, hieß er die Knechte heim gehen, um die Mahlzeit zu rüſten und die Roſſe zu verſehen. Seinem Freunde Leopold gab er Geld und ſagte: „Siehe zu, kauf uns fünf gute neue Beutel; inzwiſchen will ich zu meinem Wechsler gehen und Geld bringen; ich habe keine Freude, ſo lange wir ohne Geld ſind!“ Der Alte that, wie ihm befohlen war, und brachte fünf leere Beutel; inzwiſchen hatte Fortunat, ſo oft er mochte, in ſeinen Seckel gegriffen, und that in einen der Beutel hundert Dukaten; dieſen reichte er dem alten Leopold für alle nöthigen Ausgaben; er ſollte auch ſich verſehen und Niemand Mangel leiden laſſen; wenn er nichts mehr hätte, ſo wollte er ihm mehr geben. Auch jedem der Knechte gab er einen neuen Beutel und zehn Dukaten darein. „Sie ſollten fröhlich ſeyn, ſagte er zu ihnen, jedoch Sorge tragen, daß ihnen kein Schaden mehr wiederführe.“ Sie aber dankten voll Freuden und verſprachen es. In den fünften Beutel that Fortunat vierhundert Dukaten, und ſandte nach dem Wirthe, damit er ſein Verſprechen hielte, ihm eine arme Tochter zum Ausſteuern herbeizuſchaffen.

Der Wirth hatte bald eine ſolche gefunden. Der Tochter Vater war ein Schreiner; ein frommer aber grober Mann. Der ſagte: „Ich will meine Tochter nicht hinführen, wer weiß ob euer Herr nicht Unehrliches mit ihr vor hat. Wenn er ihr auch einen Rock kauft, damit iſt weder mir noch ihr gedient! Will er ihr etwas Gutes thun, ſo komme er zu uns!“ Den Wirth verdroß das; er hinterbrachte es Fortunaten wieder, und meinte, den müßte es auch verdrießen. Dieſem aber gefiel die Sprache des Mannes gerade wohl, und er ſagte: „Führet mich zu dem Manne!“ Sie gingen in des Schreiners Haus, und Fortunat ſprach zu ihm: „Ich habe vernommen, daß du eine großgewachſene Tochter haſt; laß ſie herkommen und ihre Mutter mit ihr.“ „Was ſoll ſie?“ fragte der Mann. „Heiß ſie kommen, ſprach Fortunat, es iſt ihr

Glück!“ Der Mann ruft Mutter und Tochter; dieſe kamen beide, aber ſie ſchämten ſich ſehr, denn ſie hatten ſo ſchlechte Kleider an, und die Tochter ſtellte ſich hinter die Mutter, damit man ihren zerlumpten Anzug weniger bemerken ſollte. Da ſprach Fortunat: „Jungfrau, tretet hervor!“ Sie war ſchön und gerade. Er fragte den Vater nach ihrem Alter. „Zwanzig Jahre,“ ſagten die Eltern. „Wie habt ihr ſie ſo alt werden laſſen, ohne ihr einen Mann zu geben?“ fragte er weiter. Die Mutter konnte nicht warten, bis der Vater ſich auf eine Antwort beſonnen. „Sie wäre vor ſechs Jahren ſchon groß genung geweſen; aber wir haben nichts gehabt, ſie auszuſteuern!“ Darauf ſprach Fortunat: „Wenn ich ihr eine gute Ausſteuer gebe, wiſſet ihr dann einen braven Mann für ſie?“ — „Genung ihrer weiß ich,“ rief die Mutter; „unſer Nachbar hat einen Sohn, der iſt ihr hold; hätte ſie etwas Geld, er nähme ſie gern!“ — „Wie gefiele euch eures Nachbars Sohn?“ fragte Fortunat die Jungfrau. „Ich will nicht wählen, ſagte dieſe; welchen mir Vater und Mutter geben, den will ich haben; eher wollte ich ohne Mann ſterben, als ſelbſt einen nehmen!“ Die Mutter konnte nicht ſchweigen; „Herr, ſie lügt, ſagte ſie, ich weiß, daß ſie ihm ganz hold iſt, daß ſie ihn von ganzem Herzen gern haben möchte!“

Jetzt ſandte Fortunat nach dem Jüngling, und als dieſer kam, gefiel er ihm ſehr wohl. Er nahm deßwegen den Beutel, in den er die vierhundert Dukaten gethan hatte, und ſchüttete ſie auf den Tiſch. Dann ſagte er zu dem Jungen, der auch nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte: „Willſt du dieſe Jungfrau zur Ehe? — Und ihr, Jungfrau, wollet ihr den Jüngling zur Ehe? So will ich euch dieß wenige Geld zu einer Mitgift geben!“ Der Jüngling ſagte: „Wenn euch die Sache ernſt iſt, meinethalben iſt ſie recht!“ Die Mutter aber antwortete ſchnell: „So iſt es meiner Tochter auch halb recht!“ Da ſandte Fortunat nach dem Prieſter, und ließ ſie vor Vater und Mutter zuſammentrauen. Dann händigte er ihnen das Geld ein, und gab außerdem der Braut Vater noch zehn Dukaten zu einem Feſtkleide für ſich und ſein Weib, und eben ſoviel, Hochzeit zu halten. Da war nichts als Freude und Dank. Sie lobten Gott und ſprachen: „Er hat uns den Mann vom Himmel geſandt!“

Jene gingen wieder in ihre Herberge. Leopold verwunderte ſich im Stillen, daß ſein Herr ſo freigebig war, und das Geld zu Haufen wegwarf, ſich aber doch vor Kurzem noch ſo kläglich angeſtellt hatte über das Wenige, was ihm geſtohlen worden war; dem Wirthe machte es großen Kummer, daß er den Beutel mit den vierhundert Dukaten nicht gefunden, während er doch alle Säcke und Taſchen ausgeſucht hatte. „Wenn der Mann ſo viel auszugeben hat, murrte er bei ſich ſelbſt, ſo werde ich ihm doch auch noch die Taſchen leeren können!“ Nun wußte er, daß ſie des Nachts ein großes Kerzenlicht brennen ließen, das ſie eigens zu dieſem Gebrauche hatten machen laſſen. Als ſie nun einmal wieder bei des Kaiſers Feſten waren, ſchlich ſich der Wirth abermals in ihre Kammer, bohrte Löcher in die Kerze, that Waſſer hinein, und überklebte ſie wieder, ſo daß die Kerze, wenn ſie zwei Stunden gebrannt hatte, von ſelber wieder erlöſchen mußte. Um die Zeit aber, wo die Feſte des Kaiſers beinahe zu Ende waren, dachte der Wirth, Fortunat würde nicht länger zu Konſtantinopel bleiben, glaubte nicht länger ſäumen zu dürfen, und gab ſeinen Gäſten daher beim Nachteſſen den beſten Wein, den er bekommen konnte, zu trinken; er ſelbſt war auch fröhlich mit ihnen, und meinte, ſie ſollten tüchtig darauf ſchlafen. Sie aber, als ſie zu Bette gingen, ihr Nachtlicht geordnet hatten, und Jeder ſein bloßes Schwert an der Seite liegen hatte, glaubten ohne alle Sorge einſchlafen zu können, und thaten es auch.

Aber der Wirth ſchlief nicht; ſondern da er das Licht erlöſchen ſah, kroch er wieder durch das Loch, kam vor Leopolds Bett, und fing an ihm unter dem Kopfe zu kniſtern. Nun ſchlief aber Leopold in dieſem Augenblicke nicht; er hatte ſein ſcharfſchneidendes Schwert bei ſich auf der Decke liegen; ſchnell erwiſchte er es, und hieb nach dem Wirthe; dieſer bückte ſich aber nicht tief genug, und ſo verwundete ihn Leopold ſo tief in den Hals, daß er weder ach noch wehe ſprach, ſondern todt da lag. Leopold rief den Knechten voll Zorn: „Warum habt ihr das Licht ausgelöſcht?“ Aber alle und jeder ſagten, daß ſie es nicht gethan. „Geh einer, ſprach er, und zünde ein Licht an, die andern aber ſollen mit bloßen Schwertern unter die Thür ſtehen, und Niemand hinaus laſſen. Denn es iſt ein Dieb in der Kammer.“ Der eine Knecht lief alsbald und brachte ein Licht. „Verſchließet die Thüre wohl, rief er ſeinen Kameraden, daß der Dieb nicht entrinne!“ Nun fingen ſie an zu ſuchen; da fanden ſie den Wirth mit dem verwundeten Halſe todt liegen bei Leopolds Bettſtatt.

Als Fortunat das hörte, erſchrack er, wie er ſein Lebenlang nicht erſchrocken war. „O Gott, ſprach er, bin ich nur nach Konſtantinopel gekommen, daß ich um ein Kleines all mein Gut verloren hätte, und jetzt gewiß mit allen den Meinigen das Leben verliere? O Leopold, hätteſt du ihn doch nur verwundet und nicht gar zu todt geſchlagen, dann könnten wir mit Gottes Hülfe und baarem Gelde doch noch unſer Leben friſten!“ — „Es iſt ja Nacht geweſen, erwiederte der alte Ritter, ich wußte nicht, wie viel ich thun darf, ich ſchlug eben nach dem Dieb, der mir unter dem Kopfe kniſterte, der uns ſchon früher beſtohlen hatte; den hab ich getroffen. Wollte Gott, man wüßte, über welcher Unthat er zu Tode geſchlagen worden iſt, ſo dürften wir gewiß nicht beſorgt ſeyn, weder um Leib, noch um Gut.“ — „Nein, ſprach Fortunat, wir bringen es ewig nicht dahin, daß wir den Wirth zu einem Diebe ſtempeln; das laſſen ſeine Freunde nicht geſchehen; da hilft weder Rede noch Geld!“ — Fortunat dachte in ſeiner Angſt: „Wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meinen Seckel anvertrauen könnte, und ihm ſeine Kraft kund thun. Wenn wir dann gefangen ſäßen und ſagten, wie es gegangen iſt, vielleicht nähmen doch die Richter eine Summe Geldes von dem guten Freunde für uns!“ Dann dachte er wieder: „Aber wem ich den Seckel gebe, dem wird er ſo lieb, daß er mir ihn nicht wieder gibt. Deßwegen wird er dem Richter rathen, daß er den großen Mord nicht ungerächt laſſen ſolle; er wird ſagen: Schande und Schimpf wäre es, daß man in Konſtantinopel ſagte, Gäſte haben ihren Wirth umgebracht, und ſollen nicht geradebrecht werden!“ So wurde er zuletzt bei ſich einig, daß es nicht thunlich wäre, den Seckel aus den Händen zu laſſen; nichts deſto weniger zitterte ſein ganzer Leib, und er war zum Tode erſchrocken.

Der alte Leopold allein behielt noch einige Faſſung. „Wie ſeyd ihr ſo verzagt, da hilft kein Trauern; die Sache iſt geſchehen; wir können den Dieb nicht wieder lebendig machen; laßt uns Vernunft brauchen, wie wir uns aus der Sache helfen können!“ — Fortunat antwortete ihm, daß er nicht zu rathen wüßte; nur dachte er wieder, warum er doch nicht Weisheit ſtatt Reichthum erwählt habe; dann könnte er jetzt wohl ſeine Vernunft brauchen! Zu Leopold aber ſprach er: „Weißeſt du etwas Gutes zu rathen, ſo thue es jetzt; denn jetzt iſt es Nothwerk!“ — „So folget mir, erwiederte Leopold, und thut was ich heiße; ich denke euch mit Gottes Hülfe ohne alles Hinderniß mit Leib und Gut von hinnen zu bringen.“ Dieſe Worte von dem alten Leopold machten alle froh. Er aber ſprach weiter: „Nun ſeyd fein ſtill! Niemand rede! Verberget auch das Licht!“ Und jetzt nahm er den todten Wirth auf ſeinen Rücken, trug ihn hinter die Herberge an einen Stall, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn kopfüberwärts hinein, ſo tief, daß ihn Niemand ſehen konnte. Dann kam er wieder zu Fortunat und ſagte: „Nun habe ich uns den Dieb vom Halſe geſchafft, ſo daß man gute Weil nicht wiſſen wird, wo er hingekommen. Auch wird ers ja Niemand geſagt haben, daß er uns beſtehlen wolle, daher kann auch Niemand wiſſen, daß ihm von uns ein Leid geſchehen ſey. Darum ſeyd fröhlich!“ Zu den Knechten ſprach er: „Geht ihr zu den Roſſen, rüſtet die zu, fanget an zu ſingen, ſprechet von luſtigen Dingen, ſehet zu, daß keiner eine traurige Gebärde habe; ſo wollen wir es auch machen: ſobald es aber Tag werden will, laſſet uns ſechs Stunden weit reiten.“

Dieſe Worte hörte Fortunat gerne, er fing an fröhlich zu thun, mehr als ihm zu Sinne war. Auch die Knechte ſtellten ſich heiter an, und als ſie die Roſſe zugerüſtet hatten, riefen ſie den Hausknechten und Hausmägden, ſchickten nach Malvaſier, den man da leicht haben konnte, ſagten, Jedermann müſſe voll ſeyn, ließen den Knechten einen Dukaten zu guter Letze, und den Mägden auch einen, und waren guter Dinge. „Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder, ſagte Leopold, dann wollen wir erſt guten Muth haben.“ Fortunat ſprach zu den Knechten und Mägden: „Grüßet mir den Wirth und die Frau Wirthin; ſagt ihnen, ich hätte ihnen Malvaſier an das Bett gebracht, aber ich dachte: Ruhe thut ihnen beſſer!“ Mit ſo glimpflichen Reden ſaßen ſie auf, und ritten hinweg von Konſtantinopel, dem Lande des Türkenſultans zu. So kamen ſie in eine türkiſche Stadt, die Karoſa heißt, wo der Sultan einen Amtmann hatte, dem befohlen war, den chriſtlichen Kaufleuten und Pilgern frei Geleite durch das Land zu geben. Leopold wußte das wohl; ſobald ſie angekommen waren, ging er zu dem Amtmann und ſagte: „Ihrer ſeyen ſechs Waldbrüder, die begehrten Geleite und einen Dollmetſcher, der mit ihnen ritte.“ „Geleits mögt ihr haben genug, ſprach der Amtmann, doch will ich vier Dukaten von jedem haben, und dem Dollmetſcher ſollt ihr alle Tage einen Dukaten geben, und die Zehrung.“ Leopold wehrte ſich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte, und gab ihm das Geld. Der Türke ſchrieb ihm darauf einen Geleitsbrief, und ſchickte ſie zu einem wegekundigen Manne, damit ſie wohl verſorgt wären. Und ſo ritten ſie durch die Türkei.

Erſt als Fortunat ſah, daß er keine Furcht mehr zu haben brauche, und der Schrecken, der ihn zu Konſtantinopel überfallen hatte, vergangen war, fing er an wieder luſtig zu werden, und Scherzreden zu treiben. Und nun ritten ſie an des türkiſchen Sultans Hof, ſahen ſeinen großen Reichthum und die Menge ſeines Kriegsvolkes; nur das gefiel ihnen übel, daß ſo viele Chriſten unter dem Volke waren, die ihren Glauben verläugnet hatten. Fortunat blieb nicht lange an dieſem Hof, er zog durch die große und kleine Wallachei, durch Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, dann gen Dänemark, Norwegen und Schweden; dann wieder durch Deutſchland nach Böhmen; und von da durch Sachſen-, Franken- und Schwabenland, und von Augsburg aus mit einigen Kaufleuten, denen er große Freundſchaft erwies, durch die welſchen Lande bis Venedig. Als er zu Venedig war, freute er ſich; er dachte: „Hier ſind viel reiche Leute; hier darfſt du dich endlich auch merken laſſen, daß du Geld haſt. Er fragte nach allen möglichen Koſtbarkeiten, und ließ ſie ſich zeigen. Viele waren darunter, die ihm gefielen; und ſo hoch der Preis war, um welchen man ſie ihm bot; nie ging er ungekauft von dannen. Weil die Venetianer dadurch keine kleine Summe baaren Geldes lösten, ſo wurde er überall in hohen Ehren gehalten.

Bei allem dem hatte Fortunat nicht vergeſſen, in welcher Armuth er zu Famaguſta ſeinen Vater Theodor und ſeine Mutter Gratiana zurückgelaſſen hatte. Darum ließ er ſich ſchöne Gewande machen, Hausrath kaufen, alles gedoppelt; verdingte ſich auf eine Galeere fuhr nach Cypern, und kam in ſeine Heimath nach Famaguſta. Es waren nun fünfzehn Jahre, daß er ausgeweſen war, und als er in die Stadt kam, erfuhr er gleich zum Empfang, daß ſein Vater und ſeine Mutter geſtorben ſeyen. Dieß betrübte ihn von Herzen. Doch miethete er ein großes Haus, ließ alle ſeine Habe dorthin führen, dingte noch mehr Knechte und Mägde, und fing herrlich zu hauſen an. Jedermann wurde aufs Beſte von ihm empfangen und behandelt, doch wunderten ſich die Leute, woher ſein großer Reichthum komme, denn noch viele von den Leuten wußten, daß er in großer Armuth von hinnen gegangen war.

Zu Famaguſta war Fortunats nächſte Sorge, das Haus ſeines Vaters, nebſt andern Nebenhäuſern, zu kaufen; dann brach er die alten ab, und baute an deren Stelle einen köſtlichen Pallaſt, den er aufs Zierlichſte herſtellen ließ, denn er hatte auf ſeinen weiten Reiſen gar viele herrliche Gebäude geſehen. In der Nähe des Pallaſtes ließ er eine ſchöne Kirche bauen, und in derſelben zwei koſtbare Gräber für ſeine Eltern errichten. Als alles fertig, ſprach er zu ſich ſelbſt: „Zu einem ſolchen Pallaſte ziemt auch ein ehrſames Leben!“ Und von Stunde an nahm ſich Fortunat vor, ein Gemahl zu nehmen. Als die Einwohner davon Kunde erhielten, daß er willens ſey, ein Weib zu nehmen, waren ſie alle froh: ein jeder putzte ſeine Tochter aufs ſchönſte, und dachte bei ſich: „Wer weiß, ob meiner Tochter nicht das Glück vor einer andern wird?“ So wurden manche Töchter ſchön bekleidet, die ſonſt noch lange ohne gute Kleider geblieben wären.

Aber nicht weit von Famaguſta war ein Graf, Nimian mit Namen, der drei Töchter hatte, die ſchöner waren, als andre Mädchen. Dieſem rieth der König von Cypern ſelbſt, daß er ſuchen ſollte, Fortunat zum Eidam zu erhalten, und er ſelbſt bot ſich an, für ihn den Freiwerber zu machen. Der Graf war nicht reich, gleichwohl ſagte er: „Herr König! wenn er eine meiner Töchter begehrt, könnt ihr dieſer dazu rathen? Er hat ja weder Land noch Leute; mag er immerhin viel baaren Geldes gehabt haben: ſo ſehet ihr ja, wie viel er verbaut hat, was keine Zinſen trägt. Ebenſo kann er es auch mit dem Andern machen, und wie ſein Vater in Armuth gerathen iſt, ſo kann es auch ihm ergehen; baar Geld iſt geſchwind verthan!“ „Der König ſprach zu dem Grafen: „Ich habe von Leuten, die es geſehen haben, vernommen, daß er viel köſtliche Kleinode hat, ſo daß man eine ganze Grafſchaft damit kaufen könnte; und dennoch iſt ihm keines feil; und weil er ſo viele Länder durchreiſet hat, wird auch ſeine Klugheit und Erfahrung nicht gering ſeyn; wenn er ſeine Sachen nicht zu gutem Ende zu bringen wüßte, hätte er gewiß keinen ſo herrlichen Pallaſt ſamt Kirche erbauen laſſen, ſie nicht ſo reichlich begabt und auf ewige Zeiten mit Zinſen verſehen. Mein Rath iſt noch immer: gefällt es ihm, ſo gibſt du ihm eine deiner Töchter, und wenn es dir recht iſt, ſo will ich ins Mittel treten. Fortunat gefällt mir, und ich würde es lieber ſehen, er hätte ein edles Gemahl, als eine Bäurin; ja es würde mich verdrießen, wenn ich ein unadliches Weibsbild dieſen Pallaſt beſitzen und bewohnen ſehen müßte!“

Sobald der Graf merkte, daß dem Könige das Weſen Fortunats ſo wohl gefiel, fing er an und ſprach: „Gnädiger Herr König, ich kann an eurer Rede wohl abnehmen, daß ihr ein Gefallen daran hättet, wenn ich dem Herrn Fortunat eine meiner Töchter gäbe. So ſey euch denn die Sache völlig überlaſſen.“ Wie der König dieß hörte, ſagte er zu dem Grafen Nimian: „Geh, ſchicke deine Töchter meiner Gemahlin, der Königin, ſo will ich ſie ausrüſten laſſen, in Hoffnung, es werde ihm eine davon gefallen; die Wahl will ich ihm laſſen; ein Heirathgut darfſt du nicht geben, und wenn je eins erfordert würde, ſo will ich es beſtreiten, weil du mir in der ganzen Sache freie Gewalt gegeben haſt.“ Der Graf dankte dem König und beurlaubte ſich; er ritt nach Hauſe zu ſeiner Gemahlin und erzählte ihr Alles, was ſich zwiſchen ihm und dem Könige zugetragen. Der Gräfin gefiel Alles wohl; nur däuchte ihr Fortunat nicht edel genug; auch das wollte ihr nicht gefallen, daß Fortunat die Wahl unter den drei Jungfrauen haben ſollte; denn eine der drei Töchter war ihr gar lieb. Der Graf fragte, welche dieſes wäre; ſie wollte es ihm aber nicht ſagen. Doch folgte ſie ſeinem Willen und rüſtete die Töchter zu, gab ihnen eine Hofmeiſterin, Diener und Dienerinnen, wie es ſolchem Adel ziemt; und ſo kamen ſie an den Hof des Königs von Cypern. Hier wurden alle drei, und wer mit ihnen gekommen war, von dem König und der Königin mit Ehren empfangen, und wurden in aller Hofzucht und was ſonſt zu adelichem Weſen gehörte, unterwieſen, nachdem ſie auch zuvor ſchon guten Unterricht genoſſen hatten. So ſchön ſie waren, ſo nahmen ſie doch von Tage zu Tage noch zu, und wurden immer lieblicher; und als dem König die rechte Zeit zu ſeyn ſchien, ſchickte er eine ehrſame Botſchaft zu Fortunat, welche ihn an den Hof beſcheiden mußte. Doch wurde demſelben nicht bedeutet, warum der König nach ihm frage. Weil er inzwiſchen wußte, daß er bisher einen gnädigen Herrn an dem Könige gehabt, ſo rüſtete er ſich in aller Eile, und ritt ganz fröhlich zu Hofe, wo er aufs Beſte empfangen ward.

Nun trat der König zu ihm und ſprach: „Fortunat, du biſt mein Hinterſaß; ich meine, du ſollteſt mir in dem folgen, was ich dir rathe; denn ich gönne dir alles Gute! Mir iſt nicht entgangen, wie du einen köſtlichen Pallaſt und eine Kirche bauen laſſen, und nun im Sinne haſt eine Frau zu nehmen. Ich ſorge aber, du möchteſt eine wählen, die mir nicht gefällig wäre, deßwegen möchte ich dir gern ein Gemahl geben, das deiner würdig wäre, und durch das du und deine Erben geehrt werden ſollen. Hierauf erwiederte Fortunat: „Gnädiger Herr, es iſt wahr, ich bin willens, eine Gemahlin zu nehmen; da ich aber merke, daß Eure Majeſtät ſelbſt ſo herablaſſend iſt, mir mit Rath und hoher Vorſorge entgegen zu kommen, ſo will ich auch ferner ohne Sorgen bleiben, und mein ganzes Vertrauen auf die Gnade meines Herrn ſetzen.“ — „Nun, dachte der König bei ſich ſelber, hier habe ich gut eine Ehe ſchließen!“ Und laut ſprach er zu Fortunat: „Ich weiß drei ſchöne Töchter, alle drei von Vater und Mutter her Gräfinnen: die älteſte iſt achtzehn Jahr alt, und heißt Gemiana; die andre ſiebzehnjährig, und ihr Name iſt Marſepia; die dritte, die erſt dreizehn Jahre alt iſt, heißt Caſſandra. Unter dieſen dreien will ich dir die Wahl laſſen; zu dem Ende ſollſt du eine nach der andern ſehen; oder willſt du ſie lieber alle drei auf einmal ſchauen?“ Fortunat bedachte ſich nicht lange. „Großmächtiger König, ſagte er, wenn ihr mir die Wahl gebet, ſo begehre ich, ſie alle drei neben einander ſtehen zu ſehen, und eine jede reden zu hören."

Alsbald ließ der König ſeiner Gemahlin entbieten, ſie ſollte ihr ganzes Frauenzimmer bereit halten: er ſelbſt werde unter ihnen erſcheinen und einen Gaſt mitbringen. Die Königin that dieß alles mit Eifer; denn ſie wußte wohl, warum es geſchah. Wie es Zeit war, nahm der König Fortunaten zu ſich, und wollte mit ihm gehen. Dieſer aber bat ſich die Gnade aus, ſeinen alten Freund und Diener Leopold mit ſich nehmen zu dürfen, und ſo gingen alle drei miteinander und betraten das Frauenzimmer. Die Königin mit allen ihren Jungfrauen erhub ſich und empfing den König mit allen Ehren, ebenſo die Gäſte, die er mitbrachte. Dann ſetzte ſich der König nieder, und Fortunat trat neben ihn. Der König ſprach: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marſepia und Caſſandra vor!“ Alle drei ſtanden auf, gingen durch den Saal und neigten ſich dreimal, ehe ſie vor den König traten; endlich knieten ſie nieder: und ſtand ihnen dieſes gar wohl an. Der König hieß ſie aufſtehen, wandte ſich zu der älteſten Jungfrau und fragte ſie: „Gemiana, ſage mir, biſt du lieber bei der Königin, oder bei Graf Nimian deinem Vater, oder bei der Gräfin deiner Mutter?“ Sie ſprach: „Gnädiger König und Herr! Auf dieſe Frage ziemet mir nicht zu antworten; ich habe keinen eigenen Willen; was Eure Majeſtät und mein Vater mir befehlen, dem werde ich gehorſam nachkommen!“

Hierauf richtete der König ſeine Frage an die zweite Jungfrau und ſprach: „Marſepia, ſage du mir die Wahrheit! Wer iſt dir am liebſten, der Graf, dein Herr und Vater, oder die Gräfin, deine Frau Mutter?“ Sie antwortete: „O gnädiger Herr, mir ziemt keine Entſcheidung; ich habe beide von ganzem Herzen lieb; wenn ich aber auch eins lieber hätte als das andere, ſo wäre es mir doch leid, daß mein Herz es wiſſen und mein Mund verkünden ſollte, denn ich genieße von beiden gleich viel Treue und Liebe!“

Endlich ſprach der König zu der dritten und jüngſten: „Sage du mir, Caſſandra, wenn jetzt ein ſchöner Tanz wäre auf unſrer Hofburg, von Fürſten und Herren, von viel edlen Frauen und Jungfrauen, und es wäre hier der Graf und die Gräfin, dein Vater und deine Mutter, und das eine ſpräche: „Gehe zum Tanz!“ und das andre: „Gehe nicht!“ Welchem Gebote wollteſt du folgen?“ — „Allergnädigſter Herr König, ſprach ſie, ihr wiſſet ja, daß ich noch jung bin; Vernunft kommt vor den Jahren nicht; ermeſſe eure hohe königliche Vernunft die Liebe der Kinder! Ich weiß nicht zu wählen; wenn ich wählte, ſo würde ich ja eins von beiden erzürnen!“ — „Wenn aber Eines ſeyn müßte?“ fragte der König. — „So begehrte ich Jahr und Tag Bedenkzeit, um weiſer Leute Rath zu vernehmen, ehe ich eine Antwort gäbe!“ Hiermit ließ der König Caſſandra frei und fragte ſie nicht weiter. Er beurlaubte ſich von der Königin und den übrigen Frauenzimmern, und ging, gefolgt von Fortunat und Leopold, in ſeinen Pallaſt. Als ſie in des Königs Zimmer zurückgekommen waren, ſprach der König zu Fortunat: „Dein Wunſch iſt erfüllt worden; du haſt alle drei ſtehen, gehen, lang und langſam reden geſehen und gehört; ich habe dir mehr gethan, als du begehrt haſt; nun erwäge bei dir ſelbſt: welche gefällt dir zum ehlichen Gemahl?" — „Ach, gnädigſter Herr, ſprach Fortunat, ſie gefallen mir alle drei ſo wohl, daß ich nicht weiß, welche ich erkieſen ſoll; gönnet mir eine kleine Weile, mich mit meinem alten Diener Leopold zu bedenken." Der König beurlaubte ihn gern, und beide traten ab, ſich an einem heimlichen Platze zu bedenken.

Hier ſagte Fortunat zu Leopold: „Du haſt die drei Töchter ſo gut als ich geſehen und gehört! Nun weißeſt du wohl, Niemand iſt in ſeinen eigenen Sachen ſo weiſe, daß er nicht immerhin gut thäte, fremden Rath zu hören. So rathe denn du mir hierin ſo getreulich, als ob es deine eigene Seele beträfe." Leopold erſchrak über dieſe feierliche Ermahnung: „Herr, ſagte er, in dieſer Sache iſt nicht gut rathen; denn dem Einen gefällt oft ein Ding gar ſehr, und ſeinem leiblichen Bruder gefällt es nicht. Der eine ißt gern Fleiſch, der andere Fiſch. Drum kann in dieſer Sache euch Niemand gerne rathen, als ihr ſelber. Seyd doch ihr es auch, der die Bürde tragen muß!" — „Das Alles weiß ich wohl, erwiederte Fortunat, auch daß nur ich mir das Gemahl nehme, und ſonſt Niemand. Da wollte ich, du erſchlößeſt mir deines Herzens Heimlichkeit, weil du ſo viele Menſchen kennen gelernt haſt, und gewiß ſchon an ihrer Geſtalt merken kannſt, was treu iſt und was ungetreu!" Leopold rieth ungerne zu der Sache, er fürchtete Fortunats Huld zu verlieren, wenn er zu einer riethe, die ihm nicht gefiele. Er ſprach:

„Herr, auch mir gefallen ſie alle drei wohl, ich habe eine um die andere ſorgfältig betrachtet; ihrer Geſtalt nach ſind es gewiß Schweſtern oder Geſchwiſterkinder; auch kann ich an ihrem Ausſehen durchaus keine Untreue merken!“ — Fortunat drang weiter in ihn und fragte: „Zu welcher räthſt du mir denn aber?“ — „Ich mag nicht zuerſt rathen,“ ſprach Leopold; „es wäre euch unleidlich, wenn mir wohlgefiele, was euch mißfiele!“ — „Ich mag auch nicht,“ ſagte Fortunat. Endlich ſprach Leopold: „Nun, ſo nehmet eine Kreide, und ſchreibet auf den Tiſch an eurer Ecke; ſo will ich auf der andern Ecke meine Meinung hinſchreiben!“

Fortunat war es zufrieden; jeder ſchrieb ſeine Meinung, und als ſie es gethan, und jeder des andern Schrift las, da hatten ſie beide Caſſandra geſchrieben. Nun war Fortunat erſt froh, daß ſeinem Leopold gefallen hatte, was ihm gefiel; und noch fröhlicher war Leopold, daß Gott ihm in den Sinn gegeben, gerade auf diejenige zu rathen, die ſeinem Herrn am allerbeſten gefallen hatte. Jetzt eilte Fortunat wieder zu dem Könige und ſprach: „Gnädiger Herr König! Mein unterthäniges Begehren iſt, daß Ihr mir Caſſandra gebet!“ — „Dir geſchehe nach deinem Willen,“ ſprach der König, und ſandte von Stund an zu der Königin, daß ſie zu ihm käme, und die Jungfrau auch mit ſich brächte.

Alſo kam die Königin und brachte Caſſandra mit. Der König aber ſchickte auf der Stelle nach ſeinem Kaplan und ließ das Paar zuſammentrauen. Caſſandra war wohl ein wenig unmuthig darüber, daß ſie ſo ohne Wiſſen ihres Vaters und ihrer Mutter vermählt werden ſollte, und daß dieſelben nicht gegenwärtig ſeyn dürften; doch wollte es der König ſo haben. Als die Trauung vorüber war, kamen alle Frauen und Jungfrauen, auch der Braut Schweſtern, und legten zwo letztere unter herzlichem Weinen ihre Glückwünſche ab. Durch dieſe Thränen erfuhr Fortunat erſt, daß es leibliche Schweſtern der Braut ſeyen; er ging daher zu ihnen hin und tröſtete ſie freundlich, indem er ſagte: „Trauert nicht ſo ſehr um eure Schweſter, ich habe etwas, das euch ergötzen ſoll!“ Und ſogleich ſchickte er in die Stadt Famaguſta nach den Herrlichkeiten, die er von Venedig mitgebracht hatte; davon ſchenkte er die zwei beſten Kleinode dem König und der Königin, dann beſchenkte er Braut und Schweſtern, zuletzt begabte er alle Frauen und Jungfrauen der Königin aufs köſtlichſte, und ärndete großen Dank ein.

Darauf ſandte der König nach dem Grafen Nimian und ſeiner Gemahlin. Fortunat, der dieſes hörte, ſprach mit ſeinem Freund, ordnete ihn ab, und übergab ihm tauſend Dukaten; dieſe ſollte er der Gräfin in den Schoos ſchütten und ſprechen: „es ſey ein kleines Geſchenk von ihrem neuen Tochtermann, daß ſie fröhlich zur Hochzeit kommen möchte. Aber die Gräfin war nicht vergnügt darüber, daß Fortunat die jüngſte ihrer Töchter, die ihr gerade die liebſte war, zur Frau erwählt hatte. Als jedoch Leopold ihr die tauſend Dukaten in den Schoos ſchüttete, ließ ſie ihren Unmuth fahren, rüſtete ſich mit dem Grafen aufs Beſte mit Wagen, Hofgeſinde und allem Nöthigen, und ſo kamen ſie zu dem König, der ſie mit allen Ehren empfing, und ſich bereit erklärte, die Hochzeit auf ſeine Koſten abzuhalten. Aber Fortunat bat ſich die Ehre aus, dieſelbe zu Famaguſta in ſeinem neuen Pallaſte, den er noch nicht eingeweiht hatte, feiern zu dürfen. Ja er wagte es, den König und die ganze königliche Familie zu dem Feſte in aller Beſcheidenheit einzuladen. Der König erfüllte ſeinen Willen, und Fortunat ritt eilends nach Famaguſta, dort Alles zuzurichten.

Nach acht Tagen kam der König, und brachte ihm Gemahlin, Schwäher und Schwäger, und Volks genug. Die Freude, die ſie hatten mit Tanzen, Singen und köſtlichem Saitenſpiel, war groß, bis endlich die ſchöne Jungfrau Caſſandra bei ihrem Gemahl in dem neuen Pallaſte zurückgelaſſen wurde, der ſo herrlich erbaut war, daß ſich Jedermann über ſeine Zierde verwunderte. Obwohl nun der Braut Mutter ſah, daß Alles köſtlich zuging, wollte es ihr doch nicht recht gefallen, daß Fortunat nicht Land und Leute habe; der Graf beruhigte ſie, und am andern Morgen früh ſtellte ſich der König, ſein Schwiegervater und ſeine Schwiegermutter bei Fortunat ein, und forderten die Morgengabe für die Braut. Da ſagte Fortunat: „Land und Leute habe ich nicht, aber fünftauſend baare Dukaten will ich ihr geben, dafür mag ſie eine Burg mit Gebiet kaufen, darauf ſie dereinſt verſorgt iſt.“ — „Hier iſt leicht Rath zu ſchaffen,“ ſprach der König. „Weiß ich doch, daß der Graf von Ligorna des Geldes ſehr benöthigt iſt, und Schloß und Flecken Lorgano drei Meilen von hier, verkaufen muß, mit Leuten, Land und allen Liegenſchaften.“ Bald wurde der Kauf richtig gemacht, und Fortunat erhielt Schloß, Flecken und Land um ſiebentauſend Dukaten. Er gab Leopold den Schlüſſel, der das Geld aus einem Kaſten holte; und Fortunat machte ſeine Gemahlin zur einigen Beſitzerin der Herrſchaft. Jetzt fing der Braut Mutter erſt an fröhlich zu werden, und rüſtete ſich zur Kirche zu gehen, die neben dem Pallaſte herrlich erbaut ſtand. Nachdem das Hochamt vollbracht war, ſetzte ſich der König, die Königin, das junge Paar, und die ganze Geſellſchaft ans Mahl, das recht königlich zubereitet worden.

Wie man am fröhlichſten war, ſtellte Fortunat eine Kurzweil an, und gab drei Kleinodien heraus. Das erſte war ſechshundert Dukaten werth, um das ſollten die Herren, Ritter und Edelleute, drei Tage ſtechen; wer das Beſte thäte und den Preis erhielte, ſollte auch das Kleinod davon tragen. Weiter gab er ein Kleinod aus, das vierhundert Dukaten werth war, um das auch drei Tage lang die Bürger und ihre Genoſſen ſtechen ſollten; endlich eines von zweihundert Dukaten, um das ſollten die Knechte ſtechen.

Solches Freudenſpiel trieb man vierzehn Tage; immer wurde zwei oder drei Stunden geſtochen, dann wieder getanzt, und dann eben ſo lange geſchmaust. Endlich zog der König und Alles mit ihm hinweg. Fortunat hätte gerne geſehen, daß ſie länger geblieben wären, beſonders der Graf und die Gräfin; ſie willigten aber nicht ein, denn ſie ſahen den großen Aufwand, und fürchteten, er möchte dadurch in Armuth gerathen, worüber Fortunat in ſeinem Herzen lachen mußte.

Nachdem er nun dem Könige das Geleite gegeben, und ſich demüthig für die Ehre ſeines Beſuchs bedankt hatte, ritt er wieder heim zu ſeiner ſchönen Caſſandra, und ſtellte für die Bürger von Famaguſta ein zweites Hochzeitfeſt an. Und als endlich auch dieſes Wohlleben ein Ende hatte, ſehnte ſich Fortunat nach Ruhe, und ließ ſeinem alten Reiſegefährten Leopold eine dreifache Wahl: „Wilt du heim, lieber Freund, ſprach er zu ihm, ſo will ich dir vier Knechte zugeben, die dich redlich geleiten, und dir dazu ſo viel Geld geben, daß du Zeit Lebens dein Auskommen haſt. Oder willſt du hier zu Famaguſta bleiben, ſo kaufe ich dir ein eigenes Haus, und gebe dir ſo viel, daß du drei Knechte und zwo Mägde halten kannſt, und nie keinen Mangel leiden darfſt. Oder endlich, willſt du bei mir in meinem Pallaſte ſeyn, und an allem Ueberfluß haben, ſo gut wie ich ſelber — welches von dieſen Dreien du erwählſt, das ſoll dir zugeſagt und redlich gehalten werden.“

Der alte Leopold dankte ihm mit Rührung; er meinte, er habe es weder um Gott, noch um Fortunat verdient, daß ihm in ſeinen alten Tagen ſo viel Ehre und Glück wiederfahre. „Mir ziemt, ſprach er, nicht heim zu reiten; ich bin alt und ſchwach, und möchte unterwegs ſterben. Käme ich aber auch heim: Hibernia iſt ein rauhes Land, wo weder Wein noch edle Früchte wachſen; die bin ich jetzt ſchon gewöhnt. Vielleicht würde ich drum dort bald ſterben! daß ich meine Wohnung bei euch nehmen ſoll, darf mir auch nicht in den Sinn kommen. Ich bin alt und ungeſtalt, ihr aber habt ein junges, ſchönes Gemahl, viel hübſche Jungfrauen und ſchmucke Knechte, die euch alle viel Kurzweil machen können. Denen allen würde ich unwerth, denn alten Leuten gefällt nicht immerdar das Weſen der Jungen. Darum, ſo wenig ich an eurer tugendreichen Güte zweiſle, ſo erwähle ich doch, wenn es euch nicht zuwider iſt, das Zweite, nämlich daß ihr mir mein eigen Weſen beſtimmen möget, darin ich mein Leben vollbringen kann. Doch bitte und begehre ich, daß ich damit nicht ganz aus eurem Rathe entfernt werde, ſo lange uns Gott miteinander das Leben gönnt.“ Fortunat ſagte dem Alten dieß gerne zu, und nahm auch wirklich ſeinen Rath an, ſo lange er lebte; er kaufte ihm ein eignes Haus, gab ihm Knechte und Mägde; dazu alle Monate hundert Dukaten. Dem Leopold that es auch wohl, daß er des Dienſtes nicht mehr zu warten hatte. Er ging jetzt zu Bette und ſtand auf, aß und trank, früh oder ſpät, wie es ihm beliebte. Nichtsdeſtoweniger ging er alle Tage zur ſelben Stunde in die Kirche, wie Fortunat, und erſchien fleißig bei ſeinem jungen Freunde. So trieb er es ein halbes Jahr; dann wurde er krank, und es ging mit ihm dem Tode zu. Wohl wurde von Fortunat nach vielen Aerzten geſendet, aber Niemand konnte ihm helfen. Und alſo ſtarb der gute Leopold. Das that Fortunat gar leid; er ließ ihn mit vielen Ehren in ſeine eigene Kirche begraben, die von ihm gebaut und geſtiftet worden war.

Fortunat, der mit ſeiner Gemahlin Caſſandra in großer Freude und Genüge lebte, bat Gott inbrünſtig um einen Erben. Er wußte wohl, daß die Tugenden ſeines Glücksſeckels ein Ende hätten, wenn er keine Kinder bekäme. Doch ſagte er dieß Caſſandra nicht. Weil aber Gott alle ziemlichen Gebete erhört, ſo wurde auch Fortunat bald mit einem Sohne erfreut, und das ganze Haus mit ihm. Dieſer wurde in der heiligen Taufe Ampedo geheißen. Und nach Jahresfriſt gebar ihm Caſſandra einen zweiten Sohn, der auch mit Freuden getauft und Andoloſia genannt wurde, ſo daß Fortunat jetzt zwei wohlgeſchaffene hübſche Knaben hatte, die er und ſeine liebe Caſſandra mit großem Fleiß erzogen; doch war Andoloſia kecker als ſein Bruder Ampedo, und dieß wird ſich nachher zeigen. Fortunat hätte gerne noch weitere Leibeserben gehabt, aber Caſſandra gebar ihm nicht mehr, was ihm ſehr leid war, denn er hätte gar gerne eine Tochter dazu gehabt, oder zwei.

Zwölf Jahre hatte Fortunat mit ſeiner Gemahlin Caſſandra in Ruhe und Liebe verlebt; eines weitern Erben verſah er ſich nicht mehr; da fing ihn der Aufenthalt in Famaguſta an zu verdrießen, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazierengehen, Reiten, ſchönen Roſſen, Federſpiel, Jagd, Hetze und Beize. Er nahm ſich vor, nachdem er alle chriſtlichen Königreiche durchzogen, auch vor ſeinem Tode die Heidenſchaft, das Land des Prieſters Johannes, und alle drei Indien zu beſchauen. Daher ſprach er zu ſeinem Weibe Caſſandra: „Ich habe eine Bitte an dich, die ſollſt du mir nicht abſchlagen. Ich wollte, du erlaubteſt mir, hinwegzureiſen.“ Sie fragte ihn, wornach ihm doch ſein Gemüth ſtände. Da entdeckte er ihr ſein ganzes Vorhaben; weil er den halben Theil der Welt geſehen, ſo wollte er den andern Theil auch durchfahren; „und ſollte ich mein Leben darum verlieren,“ ſetzte er hinzu.

Als Caſſandra merkte, daß es ihm Ernſt ſey, erſchrak ſie zuerſt ſehr, und ſuchte ihn von ſeinem Vorſatz abzubringen. Es würde ihn gereuen, meinte ſie; wo er bisher umhergezogen, das wäre alles durch Chriſtenlande gegangen; auch er ſelbſt ſey noch jung und ſtark geweſen, und hätte vieles ertragen können; das ſey jetzt nicht mehr ſo; das Alter vermag nicht mehr, was der Jugend leicht zu thun iſt. „Jetzt habt ihr euch gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen; und höret ihr denn nicht alle Tage, daß die Heiden einem Chriſten weder treu noch hold ſind, daß ſie von Natur nur darauf denken, wie ſie dieſelben um Gut und Leib bringen mögen?“ Dazu fiel ſie ihm um den Hals, bat ihn gar freundlich und ſprach: „O allerliebſter Fortunat, theuerſter und getreueſter Gemahl, auf den ich meine ganze Hoffnung gebaut habe; ich bitte euch um Gottes willen, ehret mich armes Weib und eure lieben Kinder, ſchlagt die vorgeſetzte Reiſe aus eurem

Herzen, und bleibet hier bei uns! Habe ich euch denn mit irgend etwas erzürnt, oder etwas gethan, das euch mißfallen hätte? Saget mirs doch, es ſoll hinfort gewiß vermieden bleiben und nicht mehr geſchehen." Caſſandra weinte zu dieſen Worten inniglich und war ſehr betrübt. Fortunat hing am Halſe ſeiner Gemahlin und ſprach: „O liebes Weib, verzweifle nur nicht! Es iſt ja nur von einer ganz kleinen Zeit die Rede; dann komme ich wieder heim; und ich verheiße dir jetzt feierlich, daß ich alsdann nimmermehr von dir ſcheiden will, ſo lang uns Gott das Leben verleiht!" — „Ach ja, ſagte Caſſandra, wenn ich deines Wiederkommens gewiß wäre, ſo wollte ich deine Zurückkunft mit Freuden erwarten; wohin du dann ziehen wollteſt, nur müßte es unter gläubige Chriſten ſeyn, und nicht zu den Heiden, dem treuloſen Geſchlechte, das nichts als Chriſtenblut begehrt; ja, dann ſollte es mir nicht ſchwer werden!" Aber Fortunat blieb bei ſeinem Entſchluſſe. „Dieſe Reiſe, ſprach er, kann Niemand wenden, als Gott und der Tod allein. Sollte ich aber von hinnen ſcheiden, ſo will ich dir ſo viel Baarſchaft hinterlaſſen, daß du, wenn ich auch nimmer wiederkehrte, mit deinen Kindern dein Leben in Ruhe zubringen kannſt!"

Caſſandra merkte wohl, daß hier kein Bitten helfen mochte. Sie nahm daher ihre Kräfte zuſammen und ſprach: „O geliebter Herr, wenn es nicht anders ſeyn kann, ſo kommet deſto eher wieder; und die Liebe und Treue, die ihr uns bisher erwieſen habt, die laſſet aus eurem Herzen nicht entſchwinden. Dann wollen wir Gott

Tag und Nacht für euch bitten, daß er euch Geſundheit, Frieden und günſtiges Wetter verleihe, und euch vor Allen behüte, in deren Hand und Gewalt ihr kommen könntet!“ — „Wolle Gott, daß dieß Gebet an mir vollbracht werde, ſagte Fortunat; ich hoffe aber zu ihm, daß ich früher wieder heimkomme, als ich mir vorgenommen habe!“

Mit dieſen Worten ſegnete Fortunat Weib und Kind, und fuhr, als ein reicher Mann, in ſeiner eigenen Galeere davon, die er ſich zu dieſem Zwecke hatte bauen laſſen. Nach einer glücklichen Fahrt kam er zu Alexandria in Aegypten an. Sobald er ſicher Geleite hatte, ans Land zu fahren, ſtieg man aus dem Schiffe. Die Heiden wollten wiſſen, wer der Herr der Galeere ſey. Fortunat, hieß es, von Famaguſta aus Cypern ſey Beſitzer des Schiffs. Zugleich bat er, daß man ihm Zutritt zu dem Heidenkönige verſchaffte, damit er ihm ſein Geſchenk überreichen konnte; jeder Kaufmann nämlich pflegt dem Sultan eine Verehrung zu bringen. Als nun Fortunat in des Königs Pallaſt kam, hieß er ſogleich einen Kredenztiſch aufſchlagen, und ſtellte ſeine Kleinodien aus, die gar ſchön und köſtlich anzuſehen waren, und die er auch ſofort dem Sultan anbieten ließ. Der Sultan kam in Perſon herbei, und nahm die Koſtbarkeiten in Augenſchein. Er wunderte ſich und glaubte, der Fremde habe ſie ihm gebracht, um ſie ſich abkaufen zu laſſen; er ließ ihn daher fragen, wie hoch er den Kredenztiſch voll Kleinodien ſchätze? Darauf fragte Fortunat nur, ob die Kleinode des Sultans Beifall hätten; und als dieß bejaht wurde, zeigte er ſich ausnehmend froh, und ließ den Sultan bitten, ſie nicht zu verſchmähen, ſondern als ein Geſchenk gnädig aufzunehmen. Den König von Aegypten befremdete es nicht wenig, daß ein einziger Kaufmann ihm ſo viel verehren wollte, denn er ſchätzte das ganze Geſchenk wohl auf fünftauſend Dukaten, und meinte, es wäre wohl für eine ganze Stadt wie Venedig, Florenz oder Genua viel zu viel. Doch nahm er es auf, wie es war, glaubte jedoch, für eine ſo große Schenkung dem Darbringer eine Gegengabe zuſenden zu müſſen. Daher ſchickte er hundert Centner Pfeffer, die ſo viel werth waren, als Fortunats ſämmtliche Kleinode.

Als die Lagerherren aus Venedig, Florenz, Genua und Catalonien, die ſich dazumal in Alexandrien aufhielten, von der großen Gegengabe des Königs vernommen, dabei daran dachten, daß ſie ſelbſt, die ſtets in ſeinen Landen lägen, des Jahrs zwei dreimal Geſchenke darbrächten, und dazu ihm und dem Lande von großem Nutzen wären, und daß ſie gleichwohl noch nie eines ſolchen Geſchenkes gewürdigt worden ſeyen: da empfanden ſie großen Verdruß über das Betragen Fortunats. Ueberdieß kaufte Fortunat immer mehr Waaren an ſich; ſie fürchteten daher, er möchte ihnen auch noch in ihrer Kaufmannſchaft Schaden thun, und das Land mit Waaren überführen, ſo daß ſie genöthigt wären, das übrige wohlfeiler zu geben, daher waren ſie beſtändig darauf bedacht, wie ſie ihm Verdruß bei dem Sultan anrichten könnten. Sie machten daher zu dem Ende dem Admiral, welcher der Oberſte nach dem König im Lande war, ein groſſes Geſchenk, damit er Fortunat und den Seinigen nicht ſo günſtig wäre. Aber Fortunat wußte es, und ſchenkte noch einmal ſo viel. Dem Admiral war es eben recht; er nahm das Geld von beiden Parteien, und that was er mochte. Er erwies nämlich dem Fortunat nur um ſo mehr Dienſte, denn ſein Wunſch war, daß nur recht viele, wie er, nach Alexandrien kommen möchten.

So war Fortunat ſchon einige Tage daſelbſt, als er gar von dem Sultan zu Gaſte gebeten wurde, und mehrere Kaufleute von der Galeere mit ihm. Dieß verdroß die andern Kaufherren noch mehr, beſonders da ihn bald darauf auch der Admiral zum Eſſen einlud, und ſie ſahen, daß ihre Schenkung ſo übel angelegt war. Inzwiſchen erſchien die Zeit, wo die Galeere von Alexandria wegfahren mußte, denn es war gebräuchlich, daß kein Schiff mit Kaufmannswaaren länger als ſechs Wochen daſelbſt verweilen durfte, möchte es nun verkauft haben oder nicht. Fortunat wußte dieſes wohl. Er richtete ſich darnach, und ſetzte an ſeine Statt einen andern Schiffspatron ein, dem er befahl, mit der Galeere, den Kaufleuten und allem Gute in Gottes Namen nach Spanien, Portugal, zuletzt nach England und dann nach Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen, von einem Lande zum andern, und ihren Gewinn zu mehren, was nicht fehlen könne, weil ſie bedeutende Güter mit ſich führten. Nach zwei Jahren ſollte der Patron gewiß mit ſeiner Galeere wieder in Alexandria ſeyn, und dieſen Zeitpunkt ja nicht verſäumen. Er ſelbſt ſey Willens noch zwei Jahre in der Fremde zu bleiben, und ſeine Sachen darnach einzurichten, damit er auf die beſtimmte Zeit auch wieder in Alexandria ſeyn könnte. Träfen ſie ihn da nicht, ſo ſollten ſie ſich nur keine Rechnung auf ihn machen, ſondern annehmen, daß er nicht mehr am Leben ſey. Dann ſollte der Patron die Galeere ſamt dem Gute ſeiner Gemahlin Caſſandra und ſeinen Söhnen nach Famaguſta liefern. Dieß verſprach ihm der neue Schiffskapitän. Und ſo traten dieſe in Gottes Namen ihre Reiſe an.

Sobald ſich Fortunat allein ſah, beſuchte er den Admiral und bat ihn, daß er ihm zu einem ſicheren Geleite durch des Sultans Land behülflich ſeyn möchte, und dann zu einem Empfehlungsſchreiben an die Fürſten und Herren der Länder, die er zu ſehen begehrte. Das verſchaffte ihm der Admiral ohne Mühe vom Sultan, alles auf Koſten Fortunats, was dieſem große Freude machte, weil er das Geld nicht ſparen durfte. Er rüſtete ſich daher mit ſeinen Begleitern aufs allerbeſte, und trat ſodann ſeine weite Reiſe an.

Zuerſt durchwanderten ſie das Land des Königs von Perſien, dann das Gebiet des großen Chans von Chatei; von da ging es durch die indiſchen Wüſten, in das Land des Prieſters Johannes, der über viel Inſeln und feſte Lande regiert, und in Allem zwei und ſiebenzig Königreiche beherrſcht. Dieſem ſchenkte Fortunat die ſeltenſten

Kleinode, ebenſo allen denjenigen, die ihm auf ſeiner Reiſe förderlich geweſen. Dann kam er nach Calecut, in das Land, wo der Pfeffer wächst wie kleine grüne Trauben. Dort regierte ein mächtiger König, das Land aber iſt von großer Hitze geplagt. Als Fortunat dieß Alles geſehen, jammerte ihn endlich ſeiner Gemahlin Caſſandra und ſeiner beiden Söhne, und es kam ihn eine zärtliche Luſt an, ſie wieder zu ſehen. Er richtete daher ſeinen Lauf heimwärts, und kam zur See nach der Stadt Lamecha. Dort kaufte er ſich ein Kameel, und ritt auf demſelben durch die Wüſte gen Jeruſalem in die heilige Stadt. Nun hatte er noch zween Monate Zeit, bis zu dem Zeitpunkt, wo er verſprochen hatte, zu Hauſe einzutreffen. Deßwegen eilte er auf Alexandria zu, dem Sultan für alle Beförderung Dank zu ſagen, beſuchte den Admiral wieder, freute ſich des Wiederſehens, und überall wurde ihm große Ehre angethan. Acht Tage blieb er zu Alexandria ſtille liegen; ſiehe, da kam auch ſeine Galeere dahergefahren, mit köſtlichen Waaren beladen, dreimal ſo voll, als da ſie Fortunat von ſich ausgeſandt hatte. Er freute ſich über die Maßen, als er alle ſeine Leute wieder friſch und geſund ſah, vor Allem aber, daß ſie ihm Briefe von ſeiner geliebten Gemahlin Caſſandra mitbrachten.

Fortunat hatte keine Ruhe mehr; er ermunterte ſeine Leute, fein wohlfeil zu verkaufen, um recht bald mit ihren Gütern aufzuräumen; denn, ſagt man, wer wohlfeil giebt, dem hilft Sanct Niclas verkaufen; und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, der iſt auch bald fertig.

Während daher andre Kauffartheiſchiffe ſechs Wochen lang zu Alexandria lagen, ſchafften ſie alles in drei Wochen fort, nach ihres Herren Willen. Aber der Sultan, der von ihrer Eile hörte, wollte nicht haben, daß Fortunat hinwegreiſe, er ſpeiſe denn vorher mit ihm. Er lud ihn daher noch am letzten Abend ein, bevor er am andern Morgen abſegeln wollte. Dieß konnte Fortunat nicht abſchlagen; jedoch befahl er, daß ſich Jedermann auf die Galeere begeben ſollte; ſobald die Mahlzeit vorbei wäre, wollte er ſich noch am ſelben Abende bei ihnen einfinden. Indem kam ſein Freund, der Admiral, nahm ihn beim Arm, und beide gingen miteinander auf des Königs Pallaſt zu.

Der Sultan von Aegypten empfing Fortunaten aufs Beſte. Dieſer ſtattete ihm ſeinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab, und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in den fremden Landen geſehen hatte. Nach der Mahlzeit wünſchte Fortunat das Hofgeſinde beſchenken zu dürfen, und der König vergönnte es ihm. Da that er unter dem Tiſche ſeinen Glücksſeckel auf, daß es Niemand ſähe, und Niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er Jedermann ſchwer Geld gegeben, ſo daß der Sultan ſich wunderte, wie er ſo viel nur tragen konnte, ſagte dieſer, der ſich beſonders freute, daß ſein Leibmameluk ſo reichlich von ihm beſchenkt worden war, zu Fortunat: „Ihr ſeyd ein wackerer Mann; es ziemt ſich wohl, daß man euch eine Ehre anthut: kommt mit mir; ich will euch etwas ſehen laſſen, was ich habe.“ Mit dieſen Worten führte er ihn durch einen Thurm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerſt in ein Gewölbe, in welchem ſich viele Juwelen und Silbergeräthe befanden, auch große Haufen ſilberner Münzen, wie Korn aufgeſchüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in dieſem ſtand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten ſie ein drittes gar ſorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Käſten voll koſtbarer Kleider und Leibleinwand ſtanden, was der Sultan anthat, wenn er ſich in ſeiner königlichen Majeſtät zeigen wollte, Alles ohne Zahl; ſo hatte er namentlich zwei goldene Leuchter, auf welchen zwei große Karfunkel ſtanden. Als nun dieſe beiden Kleinode Fortunat zu bewundern nicht aufhörte, ſprach zu ihm der Sultan: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die iſt mir lieber, als Alles, was ihr bisher bei mir geſehen habt.“ „Was mag das ſeyn, fragte Fortunat, das ſo köſtlich wäre?“ — „Ich will es dich ſehen laſſen,“ erwiederte der König, und führte ihn in ſein Schlafzimmer, das groß, hell und freundlich war, und alle Fenſter ſahen in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kaſten, langte ein unſcheinbares Filzhütchen, dem die Haare ſchon ausgegangen waren, hervor, und ſprach zu Fortunat: „Dieſer Hut iſt mir lieber als alle Kleinode, die ihr geſehen habt, darum: wenn einer jene Koſtbarkeiten auch nicht beſitzt, ſo gibt es doch Mittel, ſich dieſelben zu verſchaffen; aber einen ſolchen Hut kann ſich kein Menſchenkind zu Wege bringen.“ Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigſter Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht iſt, die ich Euch ſchuldig bin, ſo möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das ihr ſo hoch ſchätzet.“ — „Das will ich dir ſagen,“ ſprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufſetzt, wo er alsdann begehrt zu ſeyn, da iſt er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd ſende, und mich verlangt auch bei ihnen zu ſeyn, ſo ſetze ich nur mein Hütchen auf und wünſche mich zu ihnen: ſo bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Thier in dem Walde iſt, und ich möchte dabei ſeyn, ſo bin ichs, und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner ſind im Felde, ſo kann ich wieder bei ihnen ſeyn, ſobald ich will. Und wenn ich genug habe, ſo bin ich wieder in meinem Pallaſt, wohin mich alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten.“ — „Lebt der Meiſter noch, der es gefertigt hat?“ fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiß ich nicht.“ — „O möchte mir der Hut werden!“ dachte Fortunat; „er paßte gar zu gut zu meinem Seckel!“ Da ſprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine ſo große Kraft hat, ſo muß er auch recht ſchwer ſeyn, und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drücken!“ — „Nein,“ antwortete der König. „er iſt nicht ſchwerer, denn ein anderer

Hut!“ Der Sultan hieß ihn ſein Baret abziehen, ſetzte ihm das Hütchen ſelbſt aufs Haupt, und ſagte: „Nicht wahr, es iſt nicht ſchwerer, als ein anderer Hut?“ — „Wahrlich, antwortete Fortunat, ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut ſo leicht ſey, und ihr ſo thöricht, ihn mir aufzuſetzen!“ — Und in dieſem Augenblick wünſchte er ſich auf ſeine Galeere, darin er auch auf der Stelle ſaß. Kaum war er darin, ſo ließ er die Segel aufziehen, denn ſie hatten ſtarken Nordwind, ſo daß ſie ſchnell von hinnen fuhren.

Als der König ſah, daß ihm Fortunat ſein allerliebſtes Kleinod abgeführt, ſtand er am Fenſter; da ſah er die Galeere wegfahren. Er wußte im Zorne nicht, was er thun ſollte; doch bot er all ſein Volk auf, Fortunaten nachzueilen und ihn gefangen zu bringen; denn der Räuber ſollte ſein Leben verlieren. Seine Leute fuhren ihm auch auf der Stelle nach, aber die Galeere war ſchon ſo ferne, daß ſie kein Auge mehr erreichen konnte. Nachdem ſie ihr einige Tage nachgefahren, kam ſie eine Furcht an, ſie möchten auf cataloniſche Seeräuber ſtoßen, und da ſie nicht gerüſtet waren zu ſtreiten, kehrten ſie wieder um, und ſagten dem Sultan, es ſey nicht möglich geweſen, die Galeere zu erreichen. Da wurde dieſer ſehr traurig. Aber die Venetianer, Florentiner und Genueſen, die freuten ſich, als ſie erfuhren, daß Fortunat mit des Sultans liebſtem Kleinod davon gefahren ſey. „Recht ſo, ſprachen ſie untereinander, „der König und der Admiral wußten nicht, wie ſie dieſen Fortunat genug eheren ſollten: nun hat er ihnen den rechten Lohn gegeben; und jetzt ſind wir ſicher vor ihm; er wird nicht wieder kommen, und uns nicht noch einmal ſo großen Schaden mit Kaufen und Verkaufen zufügen!“

Der Sultan hätte ſein Kleinod gar zu gerne wieder gehabt, und doch wußte er nicht, wie er es angreifen ſollte. „Wenn ich auch, dachte er, den Admiral oder einen meiner Fürſten zu ihm ſende, ſo ſind ſie den Chriſten nicht angenehm; auch könnten ſie unterwegs gefangen werden; am Ende entſchloß er ſich, eine feierliche Botſchaft zu Fortunat nach Cypern zu ſchicken, und bat den Vorſteher der Chriſten, daß er ihm zu Willen würde, und ſich zu dieſer Reiſe verſtände; theilte ihm auch die Urſache mit. Dieſer ſagte es ihm zu, und erklärte bereit zu ſeyn, in des Sultans Dienſt zu fahren, wohin er wollte. Alsbald ließ ihm der Sultan ein Schiff zurüſten, und es mit Chriſtenſchiffleuten bemannen; dann befahl er ihm nach Famaguſta in Cypern zu ſegeln, und Fortunat anzugeben, daß er dem Sultan ſein Hütlein wieder ſchicke. „Denn er hätte es ihn in Treuem ſehen laſſen; wollte es auch von ihm zu Danke wieder annehmen, und ihm dafür eine Galeere voll edlen Gewürzes ſenden.“ Wenn er es aber nicht thun wollte, ſo ſollte der Schiffshauptmann es dem Könige von Cypern klagen, der ja ſein Oberherr wäre, und dieſen bitten, daß er den Fortunat zwinge, dem Sultan ſein geraubtes Kleinod zurückzuſchicken. Der Hauptmann war ein Venetianer, und hieß Marcholandi; dieſer ſagte dem Sultan zu, die Botſchaft treulich auszurichten und allen Fleiß darauf zu verwenden. Dazu gab ihm jener großes Gut, rüſtete ihn herrlich aus, und verhieß ihm noch Mehreres, wenn er ihm ſein Hütlein wieder brächte." Denn der Herr war ſo betrübt über ſeinen Verluſt, daß er keine Ruhe hatte; alle ſeine Mamelucken mußten auch traurig ſeyn. Vorher hatten ſie alle den Fortunat gelobt; nun er aber ihren König betrübt hatte, erklärten ſie ihn für den größten Böſewicht, den das Erdreich trüge.

So fuhr Marcholandi gen Cypern und kam zu Famaguſta in den Hafen; aber Fortunat war wohl zehn Tage vor ihm eingetroffen. Wie zärtlich Fortunat von ſeiner liebſten Gemahlin Caſſandra empfangen wurde, möget ihr leicht denken; auch wie große Freude er ſelbſt empfand, als er ſo glücklich wieder heim gekommen war. Die ganze Stadt war froh mit ihm, denn es war viel Volks in der Stadt, die alle viele Freunde hatten, welche mit Fortunat wieder gekommen waren, und über deren glückliche Rückkehr jetzt Alles fröhlich war.

Marcholandi wunderte ſich nicht wenig, als er mit ſeiner Galeere ans Land kam, und die ganze Stadt in ſolchem Vergnügen ſah. Fortunat aber, ſo wie er hörte, daß eine Botſchaft des Königs von Alexandrien nach Famaguſta gekommen ſey, verſah ſich ihres Inhalts wohl. Er ließ daher ſogleich für den Schiffhauptmann eine gute Herberge beſtellen, ihm Alles in dieſelbe führen, was er bedurfte; und was er ſonſt verbrauchte, das Alles bezahlte Fortunat. So hatte Marcholandi wohl drei Tage zu Famaguſta gelegen; da ſchickte er endlich zu Fortunat, mit der Erklärung, er habe ihm eine Botſchaft auszurichten. Jener zeigte ſich ganz bereitwillig ihn anzuhören, und nun kam der Schiffshauptmann zu ihm in ſeinen ſchönen Pallaſt, und richtete den Inhalt ſeiner Sendung aus. „Der König, Sultan von Babylon, zu Al-Kairo und Alexandria ſprach er, mein allergnädigſter Herr, entbeut dir, Fortunat, ſeinen Gruß, durch mich den Hauptmann der Chriſten zu Alexandrien, Marcholandi; er verlangt von dir, du wolleſt ſo gutwillig ſeyn, und mich als gütlichen Boten betrachten, ihm ſelbſt aber ſein bewußtes Kleinod durch mich zurückſenden.“

Auf dieſe Anrede antwortete Fortunat und ſprach: „Mich nimmt Wunder, daß der König und Sultan nicht weiſer war, als er mir ſagte, was für eine Eigenſchaft das Hütchen habe, und daß er mir daſſelbe ſo unbedenklich auf mein Haupt ſetzte. Uebrigens bin ich durch jenes Kleinod in große Angſt und Noth gekommen, die ich mein Lebtag nicht vergeſſen will. Denn meine Galeere ſtand auf der offenen See, in dieſe wünſchte ich mich hinein; hätte ich dieſelbe nur eines Fußes breit verfehlt, ſo wäre ich um mein Leben gekommen, und dieß iſt für mich doch noch ein köſtlicherer Schatz, als des Sultans ganzes Königreich. Und darum bin ich geſonnen, das Wünſchhütlein zu einer geringen Vergütung für die ausgeſtandene Todesangſt zu behalten, und nicht von mir zu laſſen, ſo lange ich lebe.“ Marcholandi gab auf dieſe Rede die Hoffnung, ihn in Güte zur Herausgabe zu bewegen, noch nicht auf. Er ſprach: „Fortunat, laſſet euch rathen! Wozu kann euch dieß Kleinod nützen? Ich will euch etwas dafür ſchaffen, das euch und euren Kindern viel nützlicher ſeyn ſoll, als das abgeſchabte Hütlein.

Ja, hätte ich einen Sack voll ſolcher Hüte, und jeder Hut hätte die Tugend, die jenes Hütlein hat, ſo wollte ich ſie alle um das Drittheil des Guts geben, das ich euch ſchaffen will. Darum laßt mich einen guten Boten ſeyn, ſo will ich euch verſprechen, daß der Sultan eure Galeeren mit dem beſten Gewürz, Pfeffer, Ingwer, Muſcatnüſſen und Zimmetrinden beladen muß, bis auf hunderttauſend Dukaten an Werth. Auch ſollt ihr das Hütchen nicht aus den Händen geben, bis die Galeere mit ſamt dem Gut euch in ſichre Hand überantwortet iſt. Behagt dieß eurem Sinne, ſo will ich ſelbſt auf eurer Galeere nach Alexandrien fahren, und ſie euch geladen wieder bringen, und dann erſt gebet mir meines gnädigen Sultans Kleinod wieder zurück. Gewiß gilt daſſelbe in der ganzen Welt kein Drittheil von dem, was euch der Sultan darum geben will. Er würde auch nicht ſo ſehr darnach verlangen, wenn es nicht zuvor ſein geweſen wäre.“

Auf dieſe lange Rede antwortete Fortunat ganz kurz: „Mir iſt nichts werther, als des Sultans Freundſchaft und die Eure; aber das Hütlein hoffe Niemand aus meiner Gewalt zu bringen. Ich habe auch ſonſt noch ein Kleinod, das mir ſehr lieb iſt; und beide müſſen mein bleiben, ſo lange ich lebe!“ Mit dieſer Antwort verfügte ſich Marcholandi zum Könige von Cypern, der Fortunats Oberherr war, und bat ihn, mit dieſem zu unterhandeln, denn er ſorge, wenn Fortunat das Wünſchhütlein nicht herausgebe, ſo möchte daraus ein ernſtlicher Krieg entſpringen. Der König antwortete dem Schiffshauptmann:

„Ich habe Fürſten und Herren unter mir, die, ſo ich gebiete, thun, was ſie ſollen. Hat nun der Sultan etwas gegen Fortunat zu klagen, ſo mag er ihn vor Gericht belangen; alsdann ſoll ihm alle Genugthuung widerfahren.“ Marcholandi merkte wohl, daß die Heiden hier nicht viel Rechts gewinnen würden, rüſtete ſeine Galeere wieder zu, und wollte davon. Aber Fortunat erzeigte ſich ſehr gütig gegen ihn, lud ihn noch einmal zu Gaſte, und beſchenkte ihn mit vielen Koſtbarkeiten, ließ auch ſeine Galeere mit Speiſe und Trank reichlich verſehen. Dann ſprach er: „Saget eurem Herrn, dem Sultan, wenn das Hütlein mein geweſen wäre, und er hätte mir's entführt, ſo ſendete er mir es gewiß nicht wieder, und es würde ihm auch von den Seinigen nicht gerathen werden, mir daſſelbe wieder zu ſchicken.“ Marcholandi verſprach, ſolches dem Sultan wörtlich zu hinterbringen, dankte für alle Ehre, die ihm Fortunat erwieſen, und fuhr ſo unverrichteter Dinge wieder hinweg.

Nachdem Fortunat auf oben erzählte Weiſe die ganze Welt durchfahren, und der Welt Glück in Fülle gewonnen hatte, begann er ein ruhiges Leben zu führen, ließ ſeine zwei Söhne erziehen mit Ehren und großem Aufwand, hielt ihnen Edelknechte, welche ſie in allem Ritterſpiel unterrichteten, wozu beſonders der jüngere Sohn Andoloſia große Neigung zeigte. Denn Fortunat gab ihm manches Kleinod auszuſpielen, und wenn um dieſelben zu Famaguſta geſtochen wurde, ſo that jedesmal dieſer Jüngſte Sohn das Beſte, und gewann den Preis, ſo daß Jedermann ſprach: „Andoloſia bringt das ganze Land zu Ehren!“ Darüber empfand Fortunat große Freude, auch machte ihm ſein Seckel und Wünſchhütlein, ſein Federſpiel und der Umgang mit ſeinen Söhnen und ſeiner Gemahlin alles mögliche Vergnügen.

Viele Jahre lebten ſie in ſolcher Eintracht; da verfiel endlich die ſchöne Caſſandra in eine ſolche Krankheit, daß ſie, trotz aller ärztlichen Hülfe, ſterben mußte. Fortunat bekümmerte ſich hierüber ſo ſehr, daß auch er in eine tödtliche Krankheit verfiel, und ein ſolches Siechthum empfand, daß von Tag zu Tag ſeine Kräfte abnahmen. Vergebens ſuchte man die beſten Aerzte in der Welt auf, und verſprach ihnen die herrlichſte Belohnung, wenn ſie helfen könnten. Sie gaben keinen Troſt, ihn je wieder ganz geſund zu machen, aber ſie wollten wenigſtens ihr Beſtes thun, ſein Leben ſo lange wie möglich zu friſten. So wenig Fortunat auch ſein Geld ſparte, ſo empfand er doch keine Beſſerung. Daraus ſchloß er, daß das Ende ſeines Lebens nicht mehr ferne ſey. Er ließ daher ſeine beiden Söhne Ampedo und Andoloſia vor ſich kommen, und ſprach zu ihnen: „Ihr wiſſet, lieben Söhne, daß eure Mutter, die euch mit großem Fleiß erzogen, mit Tod abgegangen iſt. Ich ſelbſt empfinde, daß ich dieſe Zeitlichkeit verlaſſen muß. Darum will ich euch ſagen, wie ihr euch nach meinem Tode verhalten ſollt, damit ihr bei Ehre und Gut bleibet, wie ich auch bis an mein Ende geblieben bin.“ Dann offenbarte er ihnen den Beſitz ſeiner zwei Kleinode, und erzählte ihnen von dem Glücksſeckel und der Eigenſchaft, die er hätte, nicht länger, als ſo lange ſie beide lebten; ebenſo theilte er ihnen das Geheimniß von der Tugend des Wünſchhütleins mit, ſagte ihnen, wie großes Gut der Sultan ihm dafür geben wollte, und befahl, dieſe Kleinode nicht von einander zu trennen, auch Niemand etwas von dem Seckel zu ſagen, er wäre ihnen ſo lieb als er wollte. „Denn alſo, ſprach er, habe ich den Seckel ſechzig Jahre lang gehabt, und keinem Menſchen davon je ein Wörtlein geſagt, denn jetzt euch. Noch will ich euch Eines befehlen, lieben Söhne; ihr ſollt zu Ehren einer Jungfrau, von welcher ich mit dieſem glückhaften Seckel begabt worden bin, hinfüro alle Jahre auf den erſten Tag des Brachmonats eine arme Tochter, welcher Vater und Mutter nicht helfen können, vierhundert Goldſtücke nach des Landes Währung, zur Brautgabe ſchenken, an dem Orte, wo ſich der Eine von euch gerade mit dem Seckel befindet. Denn dieß habe auch ich gethan, ſo lange ich denſelben beſeſſen habe.“ Dieſes waren die letzten Worte Fortunats, nach welchen er ſeinen Geiſt aufgab. Die Söhne beſtatteten ihn mit großen Ehren in der Kirche, die er ſelbſt gebaut hatte, und ließen viele Meſſen zum Heile ſeiner Seele leſen.

Während Fortunats jüngerer Sohn Andoloſia das Trauerjahr über ſtille liegen mußte, und ſich nicht mit Stechen und andrem adeligen Zeitvertreib erluſtigen durfte, war er über ſeines Vaters Büchern geſeſſen, und hatte darin geleſen, wie dieſer ſo viele chriſtliche Königreiche durchzogen hatte, durch wie vieler Heiden Länder er gefahren war. Das gefiel ihm auch wohl, und erweckte in ihm eine ſolche Begierde, daß er ſich ernſtlich vornahm, ebenfalls auf die Wanderung zu gehen. Er ſprach daher zu ſeinem Bruder Ampedo: „Mein liebſter Bruder, was wollen wir anfahen? Laß uns wandern und nach Ehren trachten, wie unſer Herr Vater auch gethan hat. Oder haſt du nicht geleſen, wie er ſo weite Lande durchfahren? Wenn du es noch nicht geleſen, ſo lies es jetzt!“ Ampedo erwiederte ſeinem Bruder ganz gütlich: „Wer wandern will, der wandere! Mich gelüſtet es gar nicht darnach; ich könnte leicht an einen Ort kommen, wo mir nicht ſo wohl wäre, wie hier. Laß mich nur hier in Famaguſta bleiben, und mein Leben in dem ſchönen väterlichen Pallaſte beſchließen!“ Andoloſia ſprach: „Wenn du dieſes Sinnes biſt, ſo laß uns die Kleinode theilen.“ — „Willſt du jetzt ſchon das Gebot unſers Vaters übertreten?“ fragte Ampedo betrübt. „Weißt du nicht, daß ſein letzter ernſtlicher Wille geweſen iſt, daß wir die Kleinode nicht von einander trennen ſollen?“ Andoloſia erwiederte: „Was kehre ich mich an dieſe Rede! Er iſt todt, ich aber lebe noch, und will theilen.“ Ampedo ſprach: „So nimm du das Hütlein, und ziehe wohin du willſt!“ — „Nein, nimm du es ſelbſt, ſprach Andoloſia, und bleib hier!“ So konnten ſie nicht einig über die Sache werden, den jeder wollte den Seckel haben. Endlich ſagte Andoloſia: „Jetzt weiß ich, wie wir das Ding machen wollen, daß des Vaters Wille doch erfüllt wird. Laß uns aus dem Seckel zwei Truhen mit Goldgulden füllen, die behalte du hier für dich; du magſt leben, ſo herrlich du willſt, ſo kannſt du ſie dein Lebenlang nicht verzehren. Dazu behalte auch das Hütlein bei dir, damit du Kurzweil haben magſt. Mir aber laß den Seckel; ich will wandern und nach Ehren trachten. Wenn ich ſechs Jahr aus geweſen bin, und wieder komme, ſo will ich dir den Seckel auch ſechs Jahre laſſen. Auf dieſe Weiſe haben wir ihn ja doch gemeinſchaftlich und benützen ihn mit einander.

Ampedo war ein gütiger Menſch; er ließ ſich den Vorſchlag ſeines Bruders gefallen. Als nun Andoloſia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh und wohlgemuth; er rüſtete ſich mit guten Knechten und hübſchen Pferden ſtattlich aus, nahm Urlaub von ſeinem Bruder und verließ Famaguſta mit vierzig wohlgerüſteten Mannen, und auf ſeiner eigenen Galeere. Als er in dem Hafen von Aiguesmortes angekommen war, ſtieg er dort ans Land, und ritt zu allererſt an den Hof des Königs von Frankreich. Hier geſellte er ſich zu den Edeln des Landes, den Grafen und Freiherrn, denn er war freigebig und ließ ſeinen Reichthum Jedermann genießen, deßwegen er auch bei aller Welt beliebt war. Und zugleich diente er dem König ſo eifrig, als wäre er ſein beſoldeter Diener. Indem begab es ſich, daß ein ſcharfes Stechen, Ringen, Rennen und Springen angeſtellt werden ſollte. In dieſem that er es auch allen Andern insgeſammt zuvor. Nach dem Stechen wurden gewöhnlich große Tänze mit den edeln Frauen gehalten. Auch zu dieſen wurde er berufen, und überall herangezogen. Die Frauen fragten, wer denn der muthige Ritter ſey. Da ward ihnen geſagt, er heiße Andoloſia, ſey aus Famaguſta in Cypern und von edlem Geſchlecht. So gefiel er auch den Weibern ſehr wohl; ſie unterhielten ſich gern mit ihm, und er ließ ſich ſolches auch gefallen. Der König lud ihn zu Gaſt, und den Edeln war ſeine Geſellſchaft angenehm. Er ſelbſt lud auch die Edeln und ihre Frauen zu Gaſt, und gab ihnen ein gar köſtliches Mahl; dadurch wurde er beiden wohlgefällig, und ſie glaubten ihm jetzt erſt recht, daß er von edlem Geſchlechte ſey.

Hier erfuhr Andoloſia von einer ſchönen aber falſchen Frau viel Liebe und zuletzt große Untreue, ſo daß er mit Unluſt vom Hofe des Königes von Frankreich hinweg ritt, und ſich nur damit tröſtete, daß er dachte: „Es iſt noch gut, daß mich die falſchen Weiber nicht auch um den Glücksſeckel betrogen haben!“ Und damit ſchlug er ſich die Sache aus dem Herzen, und ſann darauf, wie er jetzt erſt anheben wollte, recht fröhlich zu ſeyn, und immer einen guten Muth zu haben. Er ritt deßwegen in einem fort, bis er an den Hof des Königs von Arragonien kam. Dann zog er zu dem Könige von Navarra, dann zu dem von Caſtilien, dann gen Portugal, darnach zu dem Könige von Hiſpanien. Allda gefielen ihm Volk und Sitten ſo wohl, daß er ſich und ſeine Knechte nach des Landes Art kleidete. Auch hier wurde er des Königs Diener und geſellte ſich zu den Edeln, trieb alle möglichen Ritterſpiele, gab Kleinode zu Preiſen her, und lud die edeln Frauen mit ihren Männern zu Gaſte. Wenn der König wider ſeine Feinde auszog, beſtellte er zu ſeinem Gefolge noch hundert weitere Söldner, Alles auf eigene Koſten, und mit dieſen diente er dem Könige ſo gut, daß dieſer ihn ganz lieb gewann. Und da er in allen Kämpfen vorn an der Spitze ſeyn wollte, und viel männlicher Thaten verrichtete, ſo ſchlug ihn zuletzt der König zum Ritter. An dem Hofe war ein alter Graf vom edelſten Stamme, der hatte einige Töchter. Der König von Hiſpanien wünſchte, daß Andoloſia eine Tochter dieſes Grafen zur Ehe nehmen ſollte, und er war bereit, den Ritter in den Grafenſtand zu erheben. Aber dem Andoloſia gefiel des Grafen Tochter nicht; auch achtete er keines Reichthums und keiner Grafſchaft, denn ſein Glücksſeckel war mehr als Beides. Als er nun etliche Jahre bei dem Könige von Hiſpanien geweſen war, beurlaubte er ſich im Guten, miethete ſich mit ſeinem ganzen Gefolge auf ein Schiff ein, und fuhr nach England. Einige Herren am hiſpaniſchen Hofe waren über ſeine Abreiſe ganz froh, darum, daß ſie jetzt doch nicht mehr das köſtliche Leben ſehen müßten, das er führte; dagegen waren viele andere ſehr traurig, die von ihm Gutes genoſſen hatten.

Andoloſia kam inzwiſchen glücklich nach England in die große Stadt London, wohin vor vielen Jahren ſein Vater aus Flandern geflohen war. Hier beſtellte er ein großes ſchönes Haus, ließ darein kaufen, was er zum Hausweſen bedurfte in allem Ueberfluß, und fing an Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre. Er lud die Edeln an des Königs Hof zu Gaſt und machte ihnen die köſtlichſten Geſchenke. Dieſen gefiel ſein Umgang ausnehmend wohl, und alle turnierten mit ihm; aber ſo ritterlich ſie waren, ſo wurde doch immer von Männern und Frauen dem Andoloſia der Preis zuerkannt. Als dem Könige von England dieſes zu Ohren kam, fragte er ihn, „ob er denn nicht auch an ſeinem Hofe zu ſeyn begehrte?“ — Andoloſia erwiederte; „er wollte ſolches mit Freuden thun, und dem Könige gern mit Leib und Gute dienen.“ Nun begab es ſich gerade zu jener Zeit, daß der König von England einen Krieg mit dem Könige von Schottland führte. Da zog Andoloſia auf ſeine eigene Koſten mit ihm, nebſt einem großen Gefolge, und verrichtete ſo manche ritterliche That, daß er vor allen Andern geprieſen ward, obgleich er kein engliſcher Mann war.

Der Krieg war zu Ende; Andoloſia kam wieder nach London zurück, und wurde überall von dem Könige, von den Edeln, dem Frauenzimmer und allem Volk aufs Glänzendſte empfangen. Der König ſelbſt lud ihn zu Gaſte an ſeinen Tiſch, zu der Königin ſeiner Gemahlin, und zu ſeiner Tochter Agrippina, welche die ſchönſte Jungfrau in ganz England war. Da wurde Andoloſia von ſo inbrünſtiger Liebe zu der Königstochter entzündet, daß er weder eſſen noch trinken mehr mochte. Als die Mahlzeit vollbracht, und er wieder zu Hauſe war, ſprach er zu ſich in ſchwermüthigen Gedanken: „O wollte Gott, daß ich von königlichem Stamme geboren wäre; wie wollte ich da dem Könige von England ſo treulich dienen, bis er mir die ſchöne Agrippina vermählte. Was könnte ich dann noch mehreres wünſchen?“ Nun fing er erſt recht an zu ſtechen, der Königin und ihrer Tochter zu Ehren. Alsdann lud er auf einmal die Königin, ihre Tochter und alle edle Frauen, die an dem Hofe waren, in ſeinen Pallaſt, und gab ihnen ein ſo herrliches Mahl, daß ſich Jedermann darüber verwunderte. Ueberdieß ſchenkte er der Königin und der Prinzeſſin Agrippina jeder ein köſtliches Juwel, und auch die Oberſthofmeiſterin der Königin und alle die Hoffräulein und Kammerfrauen bezahlte er aufs reichlichſte, um deſto beſſer empfangen zu werden, wenn er in das Frauenzimmer käme.

Solches Alles erfuhr der König. Als nun Andoloſia einmal wieder an den Hof kam, ſprach der König zu ihm: „Mir ſagt die Königin, daß du ihr ein ſo köſtliches Mahl gegeben habeſt. Warum ludeſt du mich nicht auch dazu ein?“ — „O allergnädigſter Herr König, wann eure königliche Majeſtät mich euren Diener nicht verſchmähen wollte, wie eine große Freude müßte mir das ſeyn!“ — „So will ich morgen kommen, ſprach der König, und zehn mit mir bringen.“ Darüber war Andoloſia gar froh, eilte heim und rüſtete ſich aufs koſtbarſte. Und als der König mit Grafen und Herren kam, da war die Mahlzeit ſo reichlich und prachtvoll, daß der König und alle andern, die mit ihm gekommen waren, ſich nicht genug verwundern konnten. Der König aber dachte: „Ich muß doch dieſem Andoloſia ſeine Pracht ein wenig niederlegen, und ihn zu Schanden machen.“ Deßwegen ließ er heimlich verbieten, daß den Leuten Andoloſia's ferner Holz zum Kochen verkauft werde. Alsdann lud er ſich wieder bei ihm zu Gaſte. Andoloſia war darüber ſehr vergnügt, als aber alles an Speiſen und Getränken eingekauft war, erſchrack er nicht wenig, denn es mangelte an Holz. Er wußte nicht, was das für ein Handel wäre, und womit er kochen ſollte. Endlich kam ihm ein guter Einfall. Er ſchickte eilig zu den venetianiſchen Kaufleuten zu London, und ließ ihnen Nägelein, Muscaten, Sandelholz und Zimmetrinden die Hülle und Fülle abkaufen; das alles ward auf die Erde geſchüttet und angezündet, und über dem herrlich dampfenden Feuer kochte und bereitete man die Speiſen, als wenn es gemeines Holz wäre.

Die Zeit des Mahles war herbeigekommen, und der König, obwohl er darauf gefaßt war, zu hungern, freute ſich nicht wenig darauf, ſaß auf, nahm die Herren, die ſchon das Erſtemal mit ihm geweſen waren, wieder mit ſich, und ritt nach Andoloſia's Herberge. Als ſie nun in der Nähe des Hauſes waren, duftete ihnen ein ſo köſtlicher Wohlgeruch entgegen, daß ſie gar nicht begreifen konnten, woher das käme; und je näher ſie dem Hauſe ritten, je lieblicher und ſtärker wurde der Duft. Der König ließ fragen, ob das Eſſen bereitet wäre? Man ſagte ihm: „Ja, und zwar mit lauter Spezerei gar gekocht.“ Da wunderte ſich der König über die Maßen. Die Mahlzeit ſelbſt aber war noch viel herrlicher als die erſte geweſen war. Und als nach vollbrachtem Mahle die Diener ankamen, ihren Herrn, den König, abzuholen, beſchenkte Andoloſia ſie alle, jeden mit zehn Kronen, und machte ſie gar fröhlich mit dem Gelde. Wie nun Alles vorüber war, ritt der König wiederum heim. Als er in ſeinen Pallaſt trat, kam ihm die Königin entgegen. Der erzählte er, wie ihm Andoloſia ein ſo herrliches Mahl gegeben hätte, bei dem mit eitel Gewürz ſtatt des Holzes gekocht worden ſey, und wie freigebig er ſeine Diener beſchenkt habe. Ihn wunderte, von wannen ihm ſo viel Geld käme; denn da würde an kein Sparen gedacht; je länger es währe, je köſtlicher ſey es. Die Königin ſprach: „Ich wüßte Niemand, der das beſſer erfahren könnte, als unſere Tochter Agrippina. Der iſt er ſo hold, und ich bin überzeugt, was ſie ihn auch fragen mag, er verſagt ihr es nicht.“ — „Nun ſo wende Fleiß darauf, daß es geſchieht!“ ſagte der König. Sobald nun die Königin in ihre Frauengemächer kam, beruft ſie ihre Tochter allein zu ſich, ſchildert ihr das koſtbare Leben, das Andoloſia führe; „deß verwundert ſich der König, ſprach ſie, und ich mich ſelber, von wannen ihm ſo großes Gut komme, da er doch weder Land noch Leute hat. Nun iſt er dir gar hold, das ſpüre ich an ſeinem ganzen Weſen; wenn er das Nächſtemal zu uns kommt, ſo will ich ihm mehr Weile als ſonſt laſſen, mit dir zu reden. Vielleicht könnteſt du von ihm erfahren, woher ihm das viele Geld komme.“ Agrippina erwiederte: „Mutter, ich will es verſuchen!“

So wie nun Andoloſia wieder zu Hofe kam, wurde er gar ſchön empfangen, und bald in das Frauenzimmer gelaſſen. Er empfand darüber große Freude, und die Sache war ſo eingeleitet, daß er allein mit der ſchönen Agrippina zu reden kam. Da fing Agrippina an und ſprach: „Andoloſia, man rühmt überall von euch, daß ihr dem Könige eine ſo köſtliche Mahlzeit gegeben habet, auch alle ſeine Diener mit großen Gaben beehrt habt: nun ſaget mir doch, habt ihr nicht Sorge, daß euch das Geld gebrechen möchte?“ Er antwortete: „Gnädigſte Frau, mir kann kein Geld zerrinnen, ſo lang ich lebe.“ — „Nun, ſagte Agrippina, da dürftet ihr billig den Himmel für euren Vater bitten, der euch ſolche Genüge gönnet!“ — Andoloſia ſprach: „Ich bin ſo reich als mein Vater, und mein Vater war nie reicher als ich jetzt bin. Aber er hatte ein anderes Gemüth, als ich; ihn freute es nur, fremde Lande zu ſehen, mich aber erfreuet nichts, als ſchöne Frauen und Jungfrauen, wenn ich deren Liebe und Gunſt erlangen könnte.“ — „So viel ich höre, ſagte Agrippina, ſeyd ihr an der Könige Höfen geweſen; habt ihr denn nichts geſehen, das euch gefallen hätte?“ — „Ja, ſprach er, ich habe an ſechs Königshöfen gedient, habe manche ſchöne Frauen und Jungfrauen geſehen, aber, gnädigſte Prinzeſſin, ihr übertreffet ſie alle weit an Schönheit, würdigem Wandel und lieblichen Gebärden, womit ihr mein Herz alſo in Liebe entzündet habt, daß ich euch nicht laſſen kann. Ja, ich muß euch die große, unſelige Liebe, die ich zu euch trage, bekennen. Ich weiß, es iſt ein Unſinn, eure Liebe zu begehren, da ich von Adel nicht ſo hoch geboren bin, wie ihr. Aber eine übermenſchliche Gewalt zwingt mich, euch doch darum zu bitten; ja, ich flehe, wollet ſie mir nicht verſagen; was ihr alsdann von mir bitten möget, das ſoll euch auch von mir gewähret werden.“

Agrippina ſprach: „Andoloſia, ſo ſage mir die lautre Wahrheit, daß ich wiſſen möge, woher dir dieſer Reichthum und das viele baare Geld komme. Wenn du mir dieſes ſagſt, ſo wird ſich dir mein Herz zuneigen!“ Andoloſia war unbeſchreiblich froh, mit wohlbedachtem Muthe und aus freudenreichem Herzen ſprach er zu ihr: „Allerliebſte Agrippina, ich will euch mit ganzen Treuen die Wahrheit berichten; aber gelobet mir auch, das, was ihr mir zugeſagt, mit aller Treue zu halten!“ — „O du liebſter Andoloſia, ſprach ſie, du ſollſt an meiner Liebe nicht zweifeln; was ich dir mit dem Munde verhieß, ſoll alles mit der That gehalten werden.“ Auf dieſe gütigen Worte der Jungfrau zögerte Andoloſia nicht länger mit ſeiner Entdeckung. „Macht einen Schoos mit eurem Kleide,“ ſprach er, zog ſeinen glückhaften Seckel heraus, ließ ihn Agrippinen ſehen, und ſagte: „So lange ich dieſen Seckel habe, ſo gebricht es mir an Gelde nicht!“ Und unter dieſen Worten fing er an, ihr tauſend Kronen in den Schoos zu zählen, und ſprach: „Die ſeyen euch geſchenkt; und wollt ihr mehr haben, ſo zähle ich noch weiter.“ Agrippina rief: „Ja, ich ſehe und erkenne die Wahrheit. Jetzt wundert mich euer koſtbares Leben nicht mehr! Und nun ſoll euch auch mein Wort gehalten ſeyn. Der König und die Königin ſind dieſen Abend nicht im Schloſſe. So will ich es mit meiner Kämmrerin, ohne welche ich nichts thun kann, verabreden, daß ich euch bei mir in meinem Gemach empfange, da wollen wir eine Stunde in lieblichen Geſprächen verbringen. Aber der Kämmrerin müßt ihr auch ein ſchönes Geſchenk machen, damit es fein verſchwiegen bleibt."

Andoloſia verſprach dieß unter dem Jauchzen ſeines Herzens, und entfernte ſich. Sobald er hinweggegangen war, lief Agrippina zu der Königin ihrer Mutter, und ſagte ihr mit großem Jubel, was ſie erfahren hatte. Sie erzählte ihr auch, wie ſie ihm verheißen hätte, ihn dieſen Abend zu empfangen. Das Alles gefiel der Königin wohl; ſie fragte ihre Tochter: „Weißeſt du wohl noch, Kind, was für eine Geſtalt, Farbe und Größe der Seckel hat?" Sie ſprach: „O Ja." Und auf der Stelle ſchickte die Königin nach einem Seckler, und ließ einen Seckel verfertigen, ganz nach ihrer Tochter Beſchreibung; das Leder machten ſie recht linde, wie wenn der Beutel ſchon alt wäre. Alsdann ſandte die Königin auch nach einem Doktor der Arzneikunde, und hieß ihn ein ſtarkes Getränke bereiten, deſſen Genuß in einen ſo tiefen Schlaf verſenkte, als ob der Menſch, der es getrunken, todt wäre. Als der Trank bereitet war, trugen ſie ihn in das Frauengemach Agrippina's, und unterwieſen die Kammermeiſterin, wenn des Abends Andoloſia vor die Pforte käme, ihn auf's Schönſte zu empfangen und in der Prinzeſſin Zimmer einzuführen. Hier ſollte ihm köſtliche

Speiſe vorgeſetzt, und zuletzt der Trank in Andoloſia's Becher geſchüttet werden.

Andoloſia kam in der Abenddämmerung aufs heimlichſte herbeigeſchlichen, und wurde ſofort in Agrippina's Zimmer geführt. Dieſe kam, grüßte ihn holdſelig und ſetzte ſich neben ihn. Da ſprachen ſie die liebreichſten Worte miteinander; ſüße Speiſen in Fülle wurden aufgetragen, und ein goldner Pokal voll eingeſchenkt. Dieſen ergriff Agrippina, hub ihn auf, neigte ſich gegen Andoloſia und ſprach zu ihm: „Andoloſia, ich bringe euch einen freundlichen Trunk." Er erhub ſich, faßte den Becher mit Begierde, und trank nach Herzensluſt, um der Geliebten recht zu Willen zu ſeyn. So brachte ſie ihm einen Trunk nach dem andern dar, bis er den ganzen Trank des Doktors ausgetrunken hatte; ſobald er aber fertig war, mußte er ſich niederſetzen und verfiel in einen ſo tiefen Schlaf, daß er gar keine Empfindung mehr hatte, wie man mit ihm umging. Als Agrippina dieſes ſah, ergriff ſie ihn ohne Bedenken, riß ihm das Wams vom Leibe, trennte ihm ſeinen glückhaften Seckel ab, und nähte den andern, nachgemachten an ſeine Stelle hin.

Am andern Morgen frühe brachte Agrippina den Seckel der Königin, und ſie verſuchten ihn, ob er auch der rechte wäre. Mit dem erſten Griffe zog ſie zehn Goldkronen aus dem Lederſack, und nun zählten ſie ſo viel Goldgulden heraus als ſie wollten; da war kein Mangel. Die Königin brachte dem König einen Schoos voll Gulden, und erzählte ihm, wie ſie mit Andoloſia verfahren ſeyen. Der König hatte ein großes Verlangen nach dem Seckel, und bat ſeine Gemahlin, die Tochter dahin zu bewegen, daß ſie denſelben ihrem Vater einhändige, auf daß er nicht verloren gehe. Die Königin that dieß, aber Agrippina wollte ihn ihrem Vater nicht geben. Da bat die Mutter ſie, wenigſtens ihr den Seckel anzuvertrauen. Aber Agrippina wollte auch dieſes nicht thun. Sie habe ihr Leben daran gewagt, erklärte ſie; denn wenn er erwacht wäre, ſo würde er ſie erſchlagen haben. Darum gehöre der Glücksſeckel auch billig ihr ſelber.“

Als Andoloſia ausgeſchlafen hatte und erwachte, war es heller Morgen. Er ſah Niemand um ſich, als die alte Kammermeiſterin. Dieſe fragte er, wo denn Agrippina hingekommen wäre. „Sie iſt eben erſt aufgeſtanden, erwiederte die Alte, meine gnädige Frau die Königin hat nach ihr geſendet. Aber, mein Herr, wie habt ihr ſo hart geſchlafen? Ich habe lange an euch geweckt, damit Agrippina ſich noch eures holden Geſpräches erfreuen könnte, aber ich konnte euch nicht aufwecken. Wahrhaftig, ihr habt ſo feſt geſchlafen, daß ich gar nicht empfand, ob euch der Athem noch ging. Mir war ganz bange, ihr möchtet gar todt ſeyn!“ Als Andoloſia hörte, daß er die Gegenwart der ſchönen Agrippina verſchlafen, fing er an zu ſchwören und ſich ſelbſt zu fluchen. Die Kammermeiſterin wollte ihn beruhigen und ſprach zu ihm: „Gebärdet euch doch nicht ſo troſtlos; es iſt ja der letzte

Abend nicht geweſen, und es wird wohl wieder eine ruhige Stunde kommen, wo ihr eure Geliebte ſprechen könnet!“ Aber Andoloſia verwünſchte ſie. „Ich ſchlafe niemals ſo feſt, ſagte er, wenn man mich nur mit dem Ellbogen anſtößt, ſo wache ich auf.“ Sie aber ſchwur ihm, daß ſie ihn nicht habe erwecken können, und gab ihm die beſten Worte, denn er hatte ihr am Abende zweihundert Kronen geſchenkt. Und ſo führte ſie ihn beſänftigend aus Agrippina's Zimmer, und aus des Königes Pallaſte.

Nun hätte der König auch gerne einen ſolchen Seckel gehabt; denn er meinte, Andoloſia müßte deren mehrere beſitzen; er wäre ſonſt doch ein gar zu großer Narr geweſen, wenn er ihn nicht beſſer verwahrt hätte. Er wollte daher wieder bei Andoloſia ſpeiſen, und lud ſich bei demſelben zu Gaſte. Als dieſer es vernahm, gab er ſeinem Diener von dem vorhandenen Gelde drei oder vierhundert Kronen, um das Haus mit dem Nothwendigen zu verſehen, und befahl ihm ein köſtliches Mahl zuzubereiten, denn der König wolle abermals mit ihm eſſen. Der Diener ſagte: „Herr, ich ſehe voraus, daß ich nicht Geldes genug haben werde, denn es koſtet viel. Andoloſia, der nicht guten Muthes war, riß ſein Wams auf und zog ſeinen Seckel heraus; wollte ſeinem Diener noch vierhundert weitere Kronen geben. Aber als er nach ſeiner alten Gewohnheit in den Seckel griff, ſpürte er nichts in ſeiner Hand. Er ſah gen Himmel auf, dann von einer Wand zu der andern; er kehrte dem Geldſeckel das Innre nach Auſſen; da war kein Geld mehr. Nun kam er in Angſt und Noth und gedachte an die Lehre, die ſein Vater Fortunat ihm und ſeinem Bruder ſo treulich auf dem Todtenbette gegeben hatte, daß ſie, ſo lange ſie lebten, Niemanden von dem Seckel ſagen ſollten. Aber es war verſäumt; alle ſeine Hoffahrt war jetzt aus.

Da berief er alle ſeine Knechte, gab ihnen Urlaub und ſprach: „Es iſt wohl nun bald zehn Jahr, daß ich euer Herr bin; ich habe euch auch alle ehrlich gehalten, und keinem je mangeln laſſen; bin keinem etwas ſchuldig; ihr ſeyd ja alle vorausbezahlt. Nun iſt die Zeit gekommen, daß ich nicht mehr hofhalten kann, wie ich bisher gethan habe; ich ſage euch deßwegen des Gelübdes, das ihr mir gethan, ledig und los; thue ein Jeder, was ihm das Beſte dünkt; ich kann hier nicht mehr bleiben, ich habe kein Geld mehr außer hundert und ſechzig Kronen! davon ſchenke ich jedem von euch zwei; über dieß mag jeder Roß und Harniſch zu eigen behalten!“ Ueber dieſe Rede erſchraken die Diener allzumal ſehr; einer ſah den andern an; es nahm ſie groß Wunder, wohin die Pracht ihres Herrn auf einmal gekommen wäre. Doch ſagte Einer: „Getreuer, lieber Herr! Hat Jemand euch etwas Widriges gethan, ſo gebt es uns zu erkennen. Wer es gethan hat, der müſſe ſterben, und wäre es der König ſelbſt, und ſollten wir unſer Leben darüber verlieren!“ — „Nein, ſprach Andoloſia, um meinetwillen ſoll Niemand fechten!“ „So wollen wir nicht von euch ſcheiden; ſondern wir wollen Roſſe, Harniſche und Alles, was wir haben, verkaufen und euch nicht verlaſſen, lieber Herr!“ — „Ich danke euch Allen für eure Anerbietungen, ihr frommen Diener," antwortete Andoloſia; „wenn ſich das Glück wieder zu mir kehrt, ſoll euch das Alles reichlich vergolten werden. Jetzt aber thut, wie ich euch geſagt habe, und ſattelt mir von Stund an mein Pferd; ich will nicht, daß Einer von euch mit mir reite oder gehe!" Die Knechte waren traurig, es war ihnen Leid um ihren braven Herrn, bei dem ſie ſo viel guten Muth eingenommen hatten. Doch brachten ſie ihm ſein Pferd; und er nahm von ihnen Allen Urlaub, ſaß auf und ritt fürbas, und reiſte über Land und Meer, den nächſten Weg nach Famaguſta, zu ſeinem Bruder Ampedo.

Als er vor den ſchönen Pallaſt zu Famaguſta kam, klopfte er an, und ward auf der Stelle eingelaſſen. Und wie Ampedo vernahm, daß ſein Bruder Andoloſia gekommen ſey, ſo wurde er froh; meinte nicht anders, als er dürfe nun auch ſeine Freude an dem Seckel haben, und brauche forthin nicht mehr zu ſparen, wie er zehn Jahre lang gethan hatte. Er ging deßwegen dem Bruder entgegen und empfing ihn mit herzlicher Freude; fragte ihn jedoch, warum er ſo allein käme, und wo er ſein Volk gelaſſen habe. Er ſagte: „ich habe ſie alle verlaſſen; und gottlob daß ich ſelbſt wieder heimgekommen bin!" — „Lieber Bruder, ſprach Ampedo, wie iſt es dir doch ergangen? Sage mirs; denn das gefällt mir übel, daß du ſo allein gekommen biſt!" — „Laß uns vorher eſſen," antwortete Andoloſia. Nachdem ſie nun die Mahlzeit vollbracht hatten, gingen ſie miteinander in eine Kammer; da blickte Andoloſia ſeinen Bruder Ampedo mit trauriger Gebärde an und ſprach: „O allerliebſter Bruder, ich muß dir leider viel böſe Mähr verkünden; ich bin übel gefahren; ich bin um den Glücksſeckel gekommen! Ach Gott, jetzt iſt mirs herzlich Leid; aber ich kann es nicht anders machen!“

Ampedo erſchrak aus dem ganzen Grunde ſeines Herzens, und fragte mit großem Jammer: „Iſt er dir mit Gewalt genommen worden, oder haſt du ihn verloren?“ Er antwortete: „Ich habe das Gebot, das uns unſer treuer Vater als Vermächtniß hinterließ, übergangen, und einer geliebten Frau davon geſagt; und ſobald ich ihrs geoffenbart hatte, ſo hat ſie mich darum gebracht; deſſen ich mich doch nicht zu ihr verſehen hatte!“ — „Ach, hätten wir das Gebot unſers Vaters gehalten, ſprach Ampedo, ſo wären die Kleinode nicht von einander gekommen. Du aber wollteſt durchaus fremde Lande verſuchen; ſieh nun, wie gut du es mit dir ſelber gemeint haſt, und wie ſie dir bekommen ſind!“ Andoloſia aber ſeufzte und ſprach: „O lieber Bruder, es iſt mir ein ſo großes Herzeleid, daß ich meines Lebens überdrüſſig bin!“ Als Ampedo dieſe Worte hörte, wollte er ihn tröſten und ſagte: „Lieber Bruder! laß es dir nicht ſo hart zu Herzen gehen; wir haben noch zwei Truhen voller Dukaten; dann haben wir ja auch das Hütlein. Laß uns darum dem Sultan ſchreiben; er giebt uns gewiß noch immer großes Gut dafür; dann haben wir genug, ſo lange wir leben; darum, Bruder, ſchlage dir den Seckel, aus dem Sinn!“ Aber Andoloſia ſprach: „Von gewonnenem Gut iſt ſchwer ſcheiden; mein Begehren wäre, du gäbeſt mir das Hütlein, dann lebte ich der Hoffnung, den Seckel auch damit wieder zu gewinnen!“ — Ampedo machte große Augen zu dieſem Vorſchlag und ſagte: „Im Sprichwort heißt's, wer ſein Gut verliert, der verliert den Sinn. Das ſpüre ich an dir wohl, Bruder! Denn nachdem du uns um das Gut gebracht haſt, möchteſt du uns auch gern um das Hütlein bringen. Wiewohl, mit meinem Willen laß ich es dich nicht hinwegführen. Kurzweil magſt du immerhin damit haben!“ — „Gut, dachte Andoloſia, ich ſehe ſchon, daß ich es anders angreifen muß!“ — „Nun, mein getreuer, lieber Bruder, ſprach er, habe ich auch vorhin Uebel gethan, ſo will ich doch von nun an deinem Willen leben!“

Darauf ſchickte er des Bruders Knechte in den Forſt, ein Jagen anzurichten; er ſelbſt wollte ihnen bald nachkommen. Als ſie weg waren, ſagte Andoloſia: „Lieber Bruder, leih mir das Hütlein; ich will in den Forſt.“ Der Bruder war willig, und brachte das Hütlein. Aber ſobald Andoloſia dieſes auf dem Kopf hatte, ließ er Forſt Forſt und Jäger Jäger ſeyn, und wünſchte ſich ſtraks nach Genua. Hier fragte er nach den beſten und köſtlichſten Kleinoden, die zu finden waren, und hieß ſie in ſeine Herberge bringen. Da man ihm nun deren viele brachte, marktete er lang darum; endlich legte er ſie in ein Tuch zuſammen, als wollte er proben, wie ſchwer ſie wären. Dann ſetzte er ſein Hütlein auf, und fuhr mit ihnen davon, unbezahlt. Ich will ſie ſchon bezahlen, wenn ich den Seckel wieder habe, dachte er. Und wie er es in Genua gemacht hatte, ſo machte er es zu Florenz und nachher zu Venedig. So brachte er die köſtlichen Kleinode der drei Städte zuſammen ohne Geld. Und als er ſie alle hatte, zog er gen Londen in England.

Andoloſia wußte, von welcher Seite her die Prinzeſſin Agrippina zur Kirche kam. Er beſtellte daher eine Bude an derſelben Straße, und legte da ſeine Koſtbarkeiten aus. Auch währte es nicht lange, ſo erſchien die Prinzeſſin und viele Mägde und Knechte vor und hinter ihr, auch die alte Kammermeiſterin, die ihm den Todtrank gereicht hatte. Andoloſia erkannte die wohl, ſie aber nicht ihn; das machte, er hatte eine andere Naſe auf die ſeinige geſetzt, die war ſo abentheuerlich gemacht, daß ihn Niemand erkennen konnte. Als nun Agrippina vorüber war, nahm Andoloſia zwei ſchöne Ringe, und beſchenkte die alte Kammermeiſterinnen, die ſtets um Agrippina waren, und bei denen ſie ſich Raths erholte. Er bat ſie, es doch zuwege zu bringen, daß man nach ihm ſende; dann wolle er ſo köſtliche Kleinode mitbringen, wie ſie gewiß noch keine geſehen hätten. Sie ſagten ihm zu, ſolches zu vermitteln. Und wie die Prinzeſſin aus der Kirche kam, zeigten ſie ihr die zwei hübſchen Ringe, und erzählten ihr, der Edelſteinkrämer, der vor der Kirche geſtanden, habe ſie ihnen geſchenkt, mit der Bitte, ihn zu beſchicken, denn er habe eine Auswahl der köſtlichſten Juwelen. „Das will ich wohl glauben, ſagte die Prinzeſſin, wenn er euch zwei ſo gute Ringe umſonſt gegeden hat! Heißet ihn nur herkommen; mich verlangt ſehr, ſeine Schätze zu ſchauen."

Auf der Stelle wurde Andoloſia beſchieden, kam und legte ſeine Kleinode in einem Saale vor Agrippina's Zimmer aus. Sie gefielen der Prinzeſſin gar ſehr, und ſie fing an, um diejenigen zu feilſchen, die ihr am meiſten in die Augen leuchteten. Nun waren Juwelen darunter, die tauſend Kronen werth waren, und noch viel mehr. Sie bot ihm aber nicht das halbe Geld darum. Der verkappte Juwelier ſprach: „Gnädige Prinzeſſin, ich habe oft gehört, daß ihr die reichſte Königstochter auf der ganzen Erde ſeyd, und darum habe ich die ſchönſten Kleinode ausgeſucht, die man finden mag, um ſie eurer königlichen Hoheit zu bringen; aber ihr bietet mir viel zu wenig darum; ſie koſten mich ſicher mehr; ich bin euch mit denſelben ſo lange nachgereiſt, mit großen Sorgen, denn ich fürchtete wegen der Schätze, die ich bei mir trug, ermordet zu werden! Leget doch zuſammen, was euch gefällt, gnädigſte Frau, ich will es dann ſo billig machen, als ich es erleiden kann." Sie las ſie denn aus, was ihr am beſten gefiel, große und kleine, wohl zehn Stück. Der Juwelier rechnete zuſammen; es machte bei fünftauſend Kronen; aber ſo viel wollte ſie ihm nicht geben. Andoloſia dachte: „nun, ich will mich nicht mit ihr herumſtreiten, brächte ſie nur den Seckel!" und ſo wurden ſie des Kaufes eins um viertauſend Kronen.

Die Königin nahm die Kleinode in ihren Schooß, ging in ihre Kammer über ihren Kaſten, wo der Glücksſeckel aufgehoben war, und ſteckte ihn vorſichtig in ihren

Gürtel; dann kam ſie heraus, und wollte die Edelſteine bezahlen, da wußte es der falſche Juwelier ſo einzurichten, daß ſie neben ihn zu ſtehen kam, und als ſie anhob zu zahlen, umfing er ſie und faßte ſie mit ſtarkem Arm; das Wünſchhütlein hatte er auf dem Kopf; ſo wünſchte er ſich mit ihr in eine wilde Wüſte, wo gar keine Wohnung wäre.

Kaum hatte er den Wunſch gedacht, ſo waren ſie durch die Luft geflogen und kamen auf einer armſeligen Inſel, die am hiberniſchen Geſtade liegt, unter einem Baume an, der voll ſchöner Aepfel hing. Und als die Fürſtin unter dem Baume ſaß, und die Kleinode, die ſie gekauft hatte, noch in ihrem Schooße lagen, und der Glücksſeckel in ihrem Gürtel, ſo ſieht ſie über ſich, und ſieht ſo viele ſchöne Aepfel zu ihren Häupten. Da ſprach ſie zu dem Juwelier; „Ach Gott, ſage mir, wo ſind wir und wie ſind wir hieher gekommen? Ich bin ſo ſchwach; gäbeſt du mir doch einen von dieſen Aepfeln, daß ich mich erlaben möchte!“ Sie wußte aber noch immer nicht, daß es Andoloſia ſey, mit dem ſie ſprach. Nun legte dieſer auch die Kleinode, die er ſelbſt bei ſich hatte, ihr in den Schoos, und das Wünſchhütlein ſetzte er ihr auf den Kopf, damit es ihn am Beſteigen des Baumes nicht hindern ſollte. Während er den Baum hinaufkletterte, um zu ſehen, wo die beſten Aepfel hingen, ſaß Agrippina unter dem Baume, und wußte nicht, wo ſie war, noch was ihr geſchehen; ſie fing an zu ſeufzen und ſprach: „Ach, wollte Gott, daß ich wieder in meiner Schlafkammer wäre!“ Sobald ſie dieſes Wort geſprochen, fuhr ſie durch die Lüfte, und kam ohne allen Schaden wieder in ihre Schlafkammer. Der König und die Königin, ſammt allem Hofgeſinde, wurden froh und fragten, wo ſie denn geweſen ſey, und wo der Juwelier ſey, der ſie entführt habe. Sie antwortete: „Ich habe ihn unter einem Baume gelaſſen; fraget mich nicht mehr, ich muß ruhen, denn ich bin ganz blöd und müde geworden.“

Als Andoloſia auf dem Baume ſaß und ſehen mußte, wie Agrippina mit dem Hütlein, und allen Kleinoden dazu, die er in den großen Städten aufgebracht, durch die Lüfte dahin fuhr, verfluchte er den Baum, die Früchte darauf und den, der ihn gepflanzt hatte, und ſprach weiter: „Verwünſcht ſey die Stunde, darin ich geboren ward, ja alle Tage und Stunden, die ich gelebt habe! O grimmer Tod, warum haſt du mich nicht erwürgt, ehe ich in dieſe Angſt und Noth gekommen bin? Verflucht der Tag und die Stunde, wo ich Agrippina zuerſt geſehen habe. Wollte Gott, daß mein Bruder in dieſer Wildniß bei mir wäre: ſo wollte ich ihn erwürgen, und mich ſelbſt an einen Baum hängen. Wenn wir dann beide todt wären, ſo hätte doch der Seckel keine Kraft mehr, und die Königin, die alte Unholdin, und das falſche und ungetreue Herz Agrippina könnte keine Freude mehr daran haben.“ Als er nun hin und her ging, wurde es ſo finſter, daß er nicht mehr ſah; er legte ſich unter den

Baum, und ruhte eine kleine Weile; er konnte aber vor Angſt nicht ſchlafen, erwartete nichts anderes, als daß er in der Wildniß würde ſterben müſſen. So lag er da wie ein Verzweifelter, der lieber todt geweſen wäre, als länger gelebt hätte.

So wie es Tag wurde, ſtand er auf und ging nothdürftig vorwärts, konnte aber niemand ſehen noch hören. Da kam er an einen Baum, auf welchem ſchöne rothe Aepfel hingen. Nun hungerte ihn ſehr, und in der Noth warf er einen Stein nach dem Baum, daß zwei große Aepfel herabfielen, die aß er behende. Aber kaum hatte er ſie gegeſſen, ſiehe, da wuchſen ihm zwei große Hörner, wie eine Ziege hat. Er lief mit den Hörnern wider die Bäume, und wollte ſie abſtoßen, aber es war alles vergebens. Deßwegen ſchrie er mit lauter Stimme: „O ich armer, elender Menſch, wie kommts, daß ſo viele Leute auf der Welt ſind, und doch Niemand hier iſt, der mir helfe, daß ich wieder zu Menſchen kommen könnte! O allmächtiger Gott, komm du mir in meinen großen Nöthen zu Hülfe!“

Wie er ſo jämmerlich ſchrie, hörte ihn ein Einſiedler, der wohl ſchon dreißig Jahre in dieſer Wildniß gewohnt und ſeither keinen Menſchen geſehen hatte. Der ging dem Geſchrei nach, kam zu Andoloſia und ſprach: „Du armer Menſch, wer hat dich hergebracht, oder was ſuchſt du in dieſer Einſamkeit?“ — „Lieber Bruder, antwortete jener, mir iſt wohl leid, daß ich hergekommen bin!“ Der Bruder aber ſprach: „Ich habe in dreißig Jahren keinen Menſchen geſehen noch gehört; ich wollte, du wäreſt auch nicht hieher gekommen.“ Andoloſia war bald ohnmächtig; er fragte den Waldbruder, ob er nichts zu eſſen hätte. Der Einſiedler führte ihn in ſeine Klauſe, aber da war weder Brod noch Wein, er hatte gar nichts als Obſt und Waſſer, davon lebte der Bruder. Das war keine Speiſe für Andoloſia. Jener aber ſprach zu ihm: „Ich will dich an einen Ort weiſen, wo du Speiſe und Trank genug findeſt.“ Bald darauf ſagte Andoloſia: „Lieber Bruder, was ſoll ich denn mit den Hörnern anfangen, die ich habe? Man wird mich für ein Meerwunder anſehen!“ Der Bruder aber führte ihn wenige Schritte Wegs von ſeiner Clauſe, brach von einem andern Baum zwei Aepfel, und ſprach: „Lieber Sohn, nimm hin und iß dieſe!“ Sobald Andoloſia die Aepfel gegeſſen, waren die Hörner gänzlich verſchwunden. Als er dieß ſah, fragte er, wie es denn gekommen, daß er ſo ſchnell Hörner gekriegt und ihrer ſo ſchnell wieder los geworden ſey. Da ſprach der Bruder: „der Schöpfer, der Himmel und Erde geſchaffen, und Alles was darin iſt, hat auch dieſe Bäume gemacht, und ihnen die Natur gegeben, daß ſie ſolche Frucht bringen müſſen, und ihres Gleichen iſt auf der ganzen Erde nicht; ſie wachſen nur in dieſer Wildniß.“ — „O lieber Bruder, ſagte Andoloſia, erlaube mir, daß ich einen und den andern von dieſen Aepfeln mit mir nehmen und hinwegtragen darf!“ Der Waldbruder erwiederte: „Lieber Sohn, nimm dir, ſoviel dir beliebig iſt; frage mich nicht, ſie ſind nicht mein, ich habe gar nichts eigenes, denn meine arme Seele; wenn ich dieſe dem Schöpfer, der ſie mir gegeben hat, wieder überantworden kann, ſo habe ich wohl geſtritten in dieſer Welt. Ich kann an dir wohl merken, daß dein Sinn und Gemüth ſchwer beladen und mit zeitlichen und vergänglichen Sachen umfangen iſt; ſchlage ſie aus und kehre dich zu Gott; es iſt ein großer Verluſt um eine kleine Wolluſt, die einer an dieſem vergänglichen Leben hat.“

Dieſe Worte des heiligen Mannes gingen Andoloſia gar nicht zu Herzen; er dachte nur an ſeinen großen Schaden, und pflückte mehrere Aepfel, welche Hörner wachſen machten, und auch etliche, von welchen ſie vergingen. Dann ſprach er zu dem Bruder: „Jetzt weiſet mich auf den Weg zu Menſchenkindern.“ Der Bruder führte ihn auf einen Pfad und ſagte: „Gehet gerade vorwärts, ſo kommt ihr zu einem Dorfe, wo ihr zu eſſen und zu trinken findet!“ Er dankte dem Einſiedler von Herzen, beurlaubte ſich von ihm, und kam zu dem Dorfe. Dort aß und trank er und kam wieder zu Kräften. Dann fragte er nach dem Wege gen London in England; aber es wurde ihm geſagt, daß er noch in Hibernien oder Irland ſey; er müßte erſt nach Schottland hinüber, dann weit zu Lande reiſen, dann käme erſt England, und ſey es noch gar weit von der Gränze bis London.

Als Andoloſia hörte, daß er ſo fern von der Stadt London war, wurde er unmuthig, daß er ſo lang unterwegs ſeyn ſollte; er fürchtete, die Aepfel möchten Schaden leiden. Da nun die Leute merkten, daß er gern bald nach London gekommen wäre, zeigten ſie ihm eine große Stadt, die ein Seehafen war, wohin Schiffe aus England, Flandern und Schottland kämen. Er machte ſich auf der Stelle nach der Stadt auf; daſelbſt fand er ein Schiff, das nach London fuhr, und kam ſchnell und mit gutem Glücke hin. Zu London ließ er ſich ein Auge verkleiſtern, und ſetzte falſches Haar auf, ſo daß er ganz unkenntlich ward. Dann nahm er ein Tiſchchen, und ſetzte ſich vor die Kirche, wieder an die Seite, von der er wußte, daß Agrippina, die junge Fürſtin, herbeikommen würde. Da legte er die Aepfel auf ein ſchönes weiſſes Tuch, und rief: „Wer kauft Aepfel aus Damascus,“ und wenn ihn Jemand fragte, wie theuer er einen gebe, ſo ſagte er: „Um drei Kronen!“ Da ging Jedermann vorüber, und es wäre ihm auch leid geweſen, wenn ſie Jemand gekauft hätte. Indem kommt die Königin mit ihren Jungfrauen und Dienern, auch ihrer Kammermeiſterin. Da ruft er abermals: „Kauft Aepfel aus Damascus!“ Die Prinzeſſin fragte: „Wie gibſt du einen?“ Er ſagte: „Um drei Kronen!“ — „Was haben ſie doch für eine Kraft, daß du ſie ſo theuer bieteſt?“ fragte ſie. „Sie geben einem Menſchen Schönheit,“ ſagte er, „und helle Vernunft!“ Als die junge Königstochter dieß hörte, befahl ſie ihrer Kammermeiſterin, zwei zu kaufen. Und darauf legte Andoloſia ſeinen Kram wieder zuſammen, denn Niemand wollte ihm mehr abkaufen.

So bald die Prinzeſſin heim gekommen war, wartete ſie nicht lange, ſondern aß die zwei Aepfel. Und ſo bald ſie ſie gegeſſen hatte, von Stund an wuchſen ihr zwei große Hörner, unter heftigem Kopfweh, ſo daß ſie ſich auf ihr Bett legen mußte. Als die Hörner geſchloſſen waren, ließ der Schmerz nach; ſie ſtand auf und trat vor einen Spiegel. Als ſie ſah, daß ſie ſo ungeſtalt war, und zwei hohe Hörner hatte, faßte ſie dieſelben mit beiden Händen, und wollte ſie herunter reißen. Da dieß aber nicht ging, rief ſie zwei edlen Jungfrauen vom Hofe. Wie dieſe ihre Herrin ſo ſahen, entfernten ſie ſich, und geſegneten ſich, als ob ſie der böſe Geiſt wäre. Die Prinzeſſin aber war ſo erſchrocken, daß ſie nicht reden konnte. Jene ſprachen: „O gnädigſte Frau, wie iſt das ergangen, daß eure adelige Perſon ſolche Mißgeſtalt empfangen hat?" Sie antwortete ihnen, daß ſie es nicht wüßte; es ſey wohl eine Plage von Gott. „Oder aber, ſagte ſie, es kommt von den Aepfeln von Damaſcus, die mir der ungetreue Krämer zu kaufen gegeben hat. Nun helft und rathet, ob ihr mich nicht der Hörner entledigen könnt!" Die jungen Mägdlein zogen nach Leibeskräften daran, und Agrippina litt es geduldig; es half aber nichts. Darüber wurde ſie je länger je mehr bekümmert, und ſprach: „Ich elende Creatur, was nützt es mir nun, daß ich eine Königstochter bin, und die reichſte Jungfrau, die auf Erden lebt; daß ich den Preis der Schönheit vor andern Weibern habe? Sehe ich doch jetzt einem unvernünftigen Thiere gleich. Wehe, daß ich geboren ward! Kann mir Niemand von meiner Mißgeſtalt helfen, ſo will ich mich ſelbſt in der Themſe ertränken!" Eine ihrer oberſten Jungfrauen tröſtete ſie und ſprach: „Gnädigſte Prinzeſſin, ihr ſollt nicht ſo verzagen. Habt ihr die Hörner können bekommen, ſo müſſen ſie auch wieder verſchwinden können! Schicket darum nach hochgelehrten Aerzten; es kann ſeyn, die wiſſen und finden es geſchrieben, aus welcher Urſache ſolches Gewächs entſpringe, und womit es vertrieben werden mag.“

Dieſe Rede gefiel ihr wohl, und ſie ſprach: „Saget nur Niemand davon, und wenn Jemand nach mir fragt, ſo ſaget, ich ſey nicht wohl. Auch ſollt ihr niemand zu mir laſſen, als die alte Kammermagd.“ Dann ließ ſie eine beſondere Umfrage bei den Aerzten thun und legte ihnen den Fall vor, daß einer Verwandten und Freundin der Princeſſin zwei Hörner gewachſen ſeyen; ob dieſe zu vertreiben wären, oder nicht? Die Aerzte, die dieß hörten, nahm es groß Wunder, daß einem Menſchen Hörner wachſen ſollten; ein jeder begehrte mit großer Neugierde die Perſon zu ſehen. Die alte Kammermeiſterin aber, die zu den Aerzten geſendet war, ſprach: „Ihr könnet die Frau nicht ſehen, es wäre denn, daß ihr zu helfen wiſſet. Wer das kann, dem ſoll wohl gelohnet werden.“ Aber ihrer keiner war ſo beherzt, daß er es unternommen hätte, die Hörner zu vertreiben. Denn ſie hatten nie etwas der Art gehört, geleſen oder geſehen. Als die Aerzte auf dieſe Weiſe der Magd die Sache ganz abſchlugen, wurde dieſe verdrießlich und machte ſich auf den Rückweg nach dem Hofe.

Unterwegs begegnet ihr Andoloſia, der hatte ſich als einen Doktor angekleidet, mit einem rothen Scharlachrocke und einem großen rothen Barett, auch hatte er ſich durch eine große Naſe entſtellt. „Liebe Schaffnerin,“ ſprach er zu ihr, „ich ſehe, daß ihr in drei Doctors-Häuſer gegangen ſeyd. Habt ihr ein Anliegen, ſo gebet mir's zu erkennen, denn ich bin auch ein Doktor in der Arzneikunde; es müßte gar ein fremdes großes Gebrechen ſeyn, das ich mit Gottes Hülfe nicht zu vertreiben und den Menſchen geſund zu machen wüßte.“ Die Hofmeiſterin dachte, Gott ſey es, der ihr den Doctor zugewieſen habe, fing an, und ſagte ihm, „daß einer nahmhaften Perſon das Unglück begegnet ſey, zwei lange Hörner zu bekommen, die ihr aus dem Kopf herausgewachſen, Ziegenhörnern gleich. „Wiſſet ihr der Perſon zu helfen,“ ſprach ſie, „ſo wird euch wohlgelohnt werden; denn ſie hat an Geld und Gut keinen Mangel.“ Der Doctor fing an, ganz freundlich zu lächeln und ſprach: „die Sache kenne ich; verſtehe auch die Kunſt, Hörner ohne alles Weh zu vertreiben; — aber Geld koſtet es. Ich weiß nämlich auch die Urſache, woher dieſe Hörner entſpringen.“ — „Lieber Herr Doktor,“ fragte die Magd, „woher kommt dieß wunderbarliche Gewächs?“ Der Doktor antwortete der alten Kämmerrin: „Es kommt daher, wenn ein Menſch dem andern große Untreue thut und ſich ſolcher Bosheit erfreut, dieſe Freude aber nicht öffentlich äußern darf. Dann muß es auf einem andern Wege ausbrechen; und ein ſolcher Menſch hat von Glück zu ſagen, wenn es ſich auf dieſe Weiſe nach oben ausſtößt. Wäre es der Frau nicht ausgebrochen, ſo hätte ſie ſterben müſſen; die Hörner wären nach innen gewachſen und hätten ihr das Herz abgeſtoßen. Es iſt noch nicht zwei Jahre, daß ich an des Königs von Hiſpanien Hofe war, da hatte ein mächtiger Graf eine ſchöne Tochter, von ganz zarter Complexion, der waren zwei große Hörner geſchoſſen, die ich ihr gänzlich vertrieben habe.“

Als die Hofmeiſterin die Rede von dem Doktor vernommen hatte, fragte ſie ihn, wo er wohne; ſie wolle bald wieder zu ihm kommen. „Ich habe noch kein Haus beſtanden, erwiederte er, ich bin erſt ſeit drei Tagen hergekommen, und bin in der Herberge zum Schwan, dort möget ihr nachfragen. Man nennt mich nur den Doktor mit der langen Naſe, und wiewohl ich einen andern Namen habe, ſo kennt man mich doch am Beſten unter dieſem.“ — Mit unausſprechlicher Freude ging die Hofmeiſterin zu ihrer betrübten Fürſtin nach Hauſe. „Gnädigſte Frau,“ rief ſie ihr entgegen, „ſeyd fröhlich und wohlgemuth; eure Sache wird ſich bald zum Beſten wenden!“ Dann erzählte ſie ihr, wie die drei Doctores ſie ungetröſtet hätten gehen laſſen; darnach aber hätte ſie einen gefunden, der habe ſie wohl getröſtet.“ Damit ſagte ſie ihr alle Dinge, die der Doctor mit ihr geredet, und wie er ihr zu helfen wiſſe, und wie er auch einer Gräfin geholfen habe. „Er hat mir auch geſagt,“ ſprach die alte Kammermeiſterin, „aus welcher Urſache ſolche Hörner entſpringen; und ich mags ihm wohl glauben!“

Die traurige Prinzeſſin lag auf dem Bett und ſprach zu der Hofmeiſterin: „Warum haſt du den Doktor nicht gleich mit dir hergebracht? Du weißt ja, daß ich je eher je lieber der Hörner los wäre! Geh wieder bald und führ' mir ihn her; ſag' ihm, daß er alles mitbringen ſoll, was zur Sache gehört, und ja nichts ſpare; bring ihm auch die hundert Kronen da, und bedarf er mehr, ſo gieb ihm, ſo viel er von dir begehrt!“ Die Hofmeiſterin that alles dieß und ſprach zu dem Doktor: „Nun brauchet euren Fleiß! Denn zu der Perſon, zu der ich euch führen will, könnet ihr nur bei nächtlicher Weile kommen, und dürfet auch Niemand davon ſagen; denn ihre eigene Aeltern wiſſen es nicht.“ Der Doktor ſprach: „Was dieß betrifft, ſo ſeyd ruhig; von mir ſoll es nicht auskommen; ich will mit euch gehen, nur muß ich vorher in die Apotheke, und kaufen, was zu der Operation von Nöthen ſeyn wird. Darum möget ihr meiner hier harren, oder in zwei Stunden wieder kommen. So ging der Doktor mit der großen ungeſtalten Naſe in eine Apotheke; dort ließ er ſich einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber überziehen, fügte wohlſchmeckende Dinge hinzu, kaufte auch in eine Büchſe ein wenig wohlſchmeckender Salbe; nahm guten Biſam zu ſich, und kam wieder zu der Hofmeiſterin, die ſein auf der Straße wartete. Dieſe führte ihn bei Nacht zu der Prinzeſſin.

Agrippina lag auf ihrem Bette hinter den Umhängen und empfing ihn gar ohnmächtiglich, als ob ſie nicht bei Kräften wäre. Der Doktor ſprach: „Gnädige Frau, ſeyd getroſt, mit Gottes Hülfe und meiner Kunſt ſoll eure Sache bald gut werden. Nun richtet euch auf und laſſet mich euren Schaden ſehen und anfühlen; ſo kann ich euch um ſo beſſer helfen!“ Agrippina ſchämte ſich ſehr, daß ſie die Hörner ſehen laſſen ſollte. Doch ſetzte ſie ſich aufrecht im Bette hin. Der Doktor rührte die Hörner keck an und ſprach: „Man muß um jedes Horn ein Säcklein aus einem warmen Pelz von einer Affenhaut binden, die will ich dann ſalben; und ſo muß man die Hörner ſein warm halten.“ Alsbald beſtellte die Kammermeiſterin, daß ein alter Affe am Hof abgeſchlachtet und die Haut gebracht würde; da wurden die zwei Säcklein nach des Arztes Rath gemacht. Dann fing der Arzt an, die Hörner mit dem Affenſchmalz zu ſalben, zog ihr die pelzenen Säcklein über und ſprach: „Gnädige Frau, was ich jetzo den Hörnern gethan habe, das wird ſie bald lind machen; ſie müſſen aber auch durch innerliche Mittel vertrieben werden; deßwegen habe ich eine Latwerge mitgebracht, die werdet ihr eſſen und ein Schläflein darauf thun; ſo werdet ihr gewahr werden, daß die Sache ſich gar bald zur Beſſerung ſchicken wird.“ Agrippina that wie eine Kranke, die gern geneſen wäre. Was ihr der Doktor gab, war jener halbe Apfel, der die Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben. Die Beimiſchung aber wirkte in ihrem Leibe, wie bei andern Kranken. Als ſie nun wieder in ihrem Bette war, ſprach der Doktor: „Laſſet uns ſehen, ob die Arznei ſchon gearbeitet habe;“ und griff nach dem Ende der Hörner, an die Pelzſäcklein; da waren jene um ein Viertheil geſchwunden. Agrippina war den Hörnern ſo feind, daß ſie dieſelbe nicht angreifen mochte; doch als man ihr ſagte, wie ſie geſchwunden wären, griff ſie daran, und fand wirklich, daß ſie kleiner geworden waren. Darüber freute ſie ſich ſehr, und bat den Doctor, eifrig fortzufahren. „Noch heute Nacht komme ich wieder,“ ſagte er, „und bringe, was Noth thut.“ Er beurlaubte ſich und ging in die Apotheke, ließ wieder einen halben Apfel überziehen und ihm einen andern Geſchmack geben; dieſen brachte er bei Nacht der Prinzeſſin, ſalbte ihr die Hörner, ließ die Säcklein kleiner machen, daß ſie recht anliegend wurden, und gab ihr den Apfel, worauf ſie entſchlief. Als ſie wieder aufwachte, wurden die Hörner beſehen: da waren ſie geſchwunden, und beinahe hinweggegangen. Hatte ſie ſich vorher gefreut, ſo war ſie jetzt noch viel froher, und bat den Doktor nicht abzulaſſen, ſie wollte ihm ſeine Arbeit gut belohnen. Er verſicherte, das Beſte thun zu wollen, und wie er die zwei Nächte gethan hatte, ſo that er auch die dritte.

Während ſie nun ſchlief und er bei ihr ſaß, da dachte er: „Zwei oder dreitauſend Kronen wären für einen andern Arzt ein großer Lohn, und doch iſt es für gar nichts zu ſchätzen gegen dem, was ſie von mir hat. Darum, ehe ich ihr die Hörner vertreibe, will ich anders mit ihr reden, und ihr meine Meinung ehrlich ſagen; will ſie es nicht thun, ſo irret ſie ſich, wenn ſie glaubt, ich werde ihr die Hörner vertreiben. Dann will ich ihr eine Latwerge machen, daß ſie ihr wieder ſo lang werden, wie zuvor; und alsdann will ich gen Flandern fahren und ihr entbieten, wenn ſie die Hörner los werden wolle, ſo ſoll ſie zu mir kommen und mitbringen, was ich von ihr verlange, nähmlich mein Wünſchhütlein, und überdieß mir alle Jahre ſo viel geben, daß ich einem Herren gleich leben kann.“ Während er dieß dachte, kam die Hofmeiſterin mit einem Licht und wollte ſehen, was die Prinzeſſin machte. Da ſchlief ſie. Der Doktor hatte ſein Barret abgezogen, da entfiel es ihm. Wie er ſich nun bückte und das Barret aufheben will, ſieht er vorn unter der Bettſtatt das Wünſchhütlein auf der Erde liegen, auf das Niemand Acht hatte, weil Niemand ſeine Tugend kannte. Die Fürſtin wußte auch nicht, daß ſie durch die Kraft des Hütleins wieder heim gekommen ſey, ſonſt würde ſie es an einen andern Nagel gehenkt haben. Auf der Stelle ſchickte der Doktor die Kammermeiſterin nach einer Arzneibüchſe, und während ſie dieſe holt, hub er das Hütlein im Augenblick auf, behielt es unter ſeinem Rock und dachte: „nun könnte mir der Seckel auch werden!“ Indem erwachte die Prinzeſſin und richtete ſich auf. Der Doctor zog ihr die Säcklein von den Hörnern, da waren ſie ganz klein, worüber die Prinzeſſin große Freude empfand. Die Kammermeiſterin ſagte: „Es iſt noch um eine Nacht zu thun, ſo ſeyd ihr geneſen, dann werden wir auch den mißgeſchaffenen Doktor los, mit ſeiner häßlichen Naſe; der könnte einem alle Männer entleiden!“

Weil nun der Doktor das Hütlein hatte, dachte er, es wäre Zeit, mit Agrippina zu reden, und ließ die Worte fallen: „Gnädige Frau, ihr ſehet wohl, wie ſehr ſich eure Sache gebeſſert hat. Nun kommt es hauptſächlich darauf an, die Hörner aus der Hirnſchale zu treiben, dazu gehören köſtliche Sachen, und wenn ich dieſe hier nicht finde, ſo muß ich ſelbſt reiſen oder einen Doktor darnach ſenden, der ſich auf die Sache verſteht, darauf geht aber viel Geld, auch möchte ich gerne wiſſen, was ihr mir zu Lohne geben wollet, wenn ihr der Hörner ganz ledig werdet, und euer Kopf ſo glatt wird, als er je geweſen iſt.“ Die Prinzeſſin ſprach: „Ich finde wohl, daß eure Kunſt die rechte iſt; ich bitte euch, helfet mir und ſparet kein Geld!“ Der Doktor ſprach: „Ihr ſagt mir wohl, ich ſoll kein Geld ſparen! Wenn ich aber keins habe?“ Agrippina war karg, wiewohl ſie den Seckel hatte, der nicht zu erſchöpfen war; ſie ging gemachſam über die Truhe, die bei ihrer Bettlage ſtand, und in der ihre liebſten Kleinode und auch der Seckel war, an einen ſtarken Gürtel gebunden; den gürtete ſie um den Leib, und ging zuvor zu einem Tiſche, der an einem ſchönen Fenſter ſtand. Hier fing ſie an zu zählen, und als ſie bei dreihundert Kronen gezählt hatte, ſuchte der Doktro unter ſeinem Rock, als wenn er einen Beutel hervorholen wollte, darein er das Geld thun könnte; that mit der einen Hand, als wenn er das Geld faſſen wollte, mit der andern aber, die er im Rock hatte, erwiſchte er das Hütlein, warf das Baret von ſich, und ſetzte das Wünſchhütlein auf den Kopf. Dann faßte er die Prinzeſſin und wünſchte ſich mit ihr in einen wilden Wald, wo keine Leute wären, und wie er ſolches wünſchte, ſo geſchah es von Stund' an, durch die Kraft des Hütleins.

Als Agrippina hinweggeführt war, lief die alte Kammermeiſterin zu der Königin, und erzählte ihr den Vorfall. Die Königin erſchrak; doch dachte ſie: „wie meine Tochter das Letztemal bald wieder gekommen, ſo wird es wohl jetzt auch geſchehen. Ueberdieß hat ſie ja den Seckel mit ſich genommen, ſo daß ſie Jedermann genug lohnen kann, daß man ihr wieder heim hilft!“ So warteten ſie den Tag und die Nacht. Als ſie aber nicht wieder kam, fiel es der Königin auf ihr Mutterherz, daß ſie um ihre ſchöne Tochter ſollte ſo elendiglich gekommen ſeyn; ſie ging daher mit trauriger Gebärde zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, wie alles ergangen, und wie der Doktor die Jungfrau hinweggeführt habe.“ Der König ſprach: „Ja freilich, das iſt ein weiſer Doktor; der kann mehr als andere Doktores; es iſt Niemand anders als Andoloſia, welchen ihr ſo fälſchlich betrogen habt! Ich hätte mir wohl denken können, wenn ihm der Himmel ſolches Glück verliehen hat, daß er ihm auch Weisheit verliehen haben werde. Das Glück will einmal, daß er den Seckel habe, und ſonſt Niemand; hätte das Glück es anders gewollt, ſo hätte ich oder ſonſt einer auch einen ſolchen Seckel. Viele Leute ſind in England, und iſt nur Ein König darunter, das bin ich; weil ſolches mir von Gott und dem Glücke verliehen iſt. Und ebenſo iſt es dem Andoloſia allein verliehen, einen ſolchen Seckel zu haben, und ſonſt Niemand. Hätten wir nur unſere Tochter wieder!“ Die Königin ſagte: „Herr! ſende doch Boten aus, ob man ſie nicht irgendwo erhaſchen möchte, damit ſie nicht in Armuth und Elend komme.“ — „Boten ſende ich keine aus, erwiederte der König, denn es wäre eine Schande für uns, wenn es ruchbar würde, daß wir ſie nicht beſſer verſorgt hätten!“

Als Andoloſia mit Agrippinen in der wilden Wüſte allein war, warf er den Doktorsrock gar untugendlich vor ſich nieder, zog die häßliche Naſe ab, und trat gleich vor die ſchöne Agrippina. Dieſe erkannte ihn auf der Stelle, und erſchrak von ganzem Herzen, ſo, daß ſie kein Wort vorbringen konnte, denn er hatte die Augen im Kopfe verdreht, machte ein zornig Geſicht, und gebärdete ſich, als würde er ſie alsbald umbringen. Auch zog er ein Meſſer hervor, und ſchnitt ihr den Gürtel vom Leib, riß ſein Wamms auf, und ſteckte den Seckel an den Ort, wo er ihn vorher gehabt hatte. Das Alles ſah die arme Jungfrau; vor Noth und Angſt erzitterte ihr ſchöner Leib wie ein Lindenlaub, mit dem der Wind ſpielt. Andoloſia aber fing aus großem Zorn zu reden an, und ſprach: „Du falſches, ungetreues Weib; jetzt biſt du mir zu Theil worden; jetzt will ich mit dir die Treue theilen, wie du ſie mit mir getheilt haſt, als du mir den Seckel abtrennteſt, und einen tugendloſen an die alte Stelle ſetzteſt. Du ſiehſt, daß ich jetzt den rechten wieder an der alten Stelle habe. Jetzt helfe und rathe dir deine Mutter und deine alte Kammermeiſterin, und heiße dich mir ein gut Getränke geben, damit du mich betrügeſt. Ja, und wären jene Unholdinnen beide bei dir, all ihre Kunſt verhälfe ihnen doch nicht zu dem Seckel. O Agrippina, wie konnteſt du es übers Herz bringen, mir ſolche Untreue zu erzeigen, da ich dir ſo treu war! Ich hätte mein Herz und meine Seele, Leib und Gut mit dir getheilt! Wie mochteſt du einen ſo tapfern Ritter, der alle Tage dir zu Ehren turnierte und alles männliche Ritterſpiel trieb, in ſo großes Elend bringen, ohne Erbarmen mit ihm zu haben. Ja der König und die Königin haben mit mir ihren Faſtnachtsſchimpf getrieben; das hat mein Herz noch nicht vergeſſen. Hätte ich mich aus Verzweiflung erhenkt, ſo wäreſt du die Urſache geweſen, daß ich um Seele und Leib gekommen wäre. Nun ſprich dir ſelbſt dein Urtheil; iſt es nicht billig, daß ich mit dir daſſelbe Erbarmen habe, als du mit mir gehabt haſt?“

Agrippina war voll Schrecken, und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; ſie ſah gen Himmel auf, und fing endlich mit bangem Herzen zu reden an: „O tugendreicher, ſtrenger Ritter Andoloſia! ich bekenne, daß ich übel und unedel an euch gehandelt habe; ich bitte euch, wollet den Unverſtand und Leichtſinn anſehen, der von Natur mehr den Weibern, jungen und alten, als dem männlichen Geſchlechte eigen iſt; wollet mir die Sache nicht zum Schlimmſten kehren, und euren Zorn nicht an einer armen Tochter auslaſſen; thut Gutes für Uebels, wie ſich für einen ehrſamen Ritter geziemt.“ Er ſprach: „Nein, der Schaden iſt noch zu friſch in meinem Herzen, als daß ich dich ungewitzigt laſſen könnte.“ Sie antwortete und ſprach: „Ach Andoloſia, bedenket doch, was würde man von euch ſagen, wenn ihr ein armes Weib, die mit euch als eure Gefangene in der Wildniß iſt, beſtrafen wolltet; das würde ein Flecken an eurer ſtrengen Ritterſchaft ſeyn!“ Andeloſia ſprach: „Wohlan, ich will meinem Zorne widerſtehen, und gebe dir mein Ritterwort, daß ich dich nicht verletzen will; aber ein Zeichen haſt du noch von mir, das mußt du, ſo viel an mir liegt, bis in dein Grab behalten, damit du meiner eingedenk ſeyeſt!“ Agrippina hatte bisher in ſolcher Angſt um ihr Leben geſchwebt, daß ſie die Hörner, die ihr noch auf dem Kopfe ſtanden, ganz vergeſſen hatte. Jetzt, als Andoloſia ſie der Sorge für ihr Leben enthoben hatte, kam ſie wieder zu ſich, und ſprach: „O wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig und in meines Vaters Pallaſt wäre!“ Als Andoloſia ſie ſo wünſchen hörte, lief er heran und zog das Wünſchhütlein an ſich, das nicht ferne von ihr auf der Erde lag. Denn hätte ſie es auf gehabt, ſo wäre ſie abermals heimgekommen. Er nahm das Hütlein und knüpfte es feſt an ſeinen Gürtel. So konnte Agrippina wohl merken, daß ſie das Erſtemal durch die Kraft des Hütchens gerettet worden war. Mit Seufzen dachte ſie: „Nun haſt du die beiden Kleinode in deiner Gewalt gehabt und nicht behalten können!“ Doch durfte ſie Andoloſia ihren Zorn nicht merken laſſen, ſondern ſie fing wieder an, ihn freundlich zu bitten, daß er ſie der Hörner ganz entledigen und zu ihrem Vater bringen möchte. Er ſprach aber kurzweg: „Du mußt die Hörner haben, dieweil du lebeſt! Aber ich will dich gerne ſo nahe an deines Vaters Pallaſt führen, daß du ihn ſehen kannſt. Hinein jedoch komme ich nicht mehr!“ Sie bat ihn zum andern und zum drittenmal; es half aber Alles nicht.

Als Agrippina ſah, daß kein Bitten bei Andoloſia fruchtete, ſprach ſie: „Muß ich denn meine Hörner haben und ſo mißgeſtaltet bleiben, ſo begehre ich auch nicht wieder nach England zurückzukehren, ſondern ich wünſche, daß mich kein Menſch wieder ſehe, ſelbſt Vater und Mutter nicht. Darum führet mich an einen fremden Ort, wo mich kein Menſch erkenne.“ — Andoloſia ſprach: „Dir wäre nirgends beſſer, denn bei Vater und Mutter.“ Aber dieß wollte ſie nicht, und ſprach: „Führet mich in ein Kloſter, daß ich von der Welt geſchieden ſey.“ Er ſagte: „Begehreſt du das, und iſt dir die Rede Ernſt?“ Sie antwortete: „Ja!“ So rüſtete er ſich und führte ſie gen Hibernien, ganz nah ans Ende der Welt, nicht weit von Sanct Patricius Fegfeuer, in ein groſſes und ſchönes Frauenkloſter, in welchem nichts als Edelfrauen ſind; hier ließ er ſie auf offenem Felde ſitzen, ging ins Kloſter zu der Aebtiſſin, und ſagte zu ihr: „Er habe eine edle und ehrſame Tochter mitgebracht, die ſchön und geſund ſey, auſſer daß ihr etwas an dem Kopfe angewachſen ſey, deſſen ſie ſich ſchäme, und weßwegen ſie nicht bei ihren Freunden bleiben wolle. „Sie begehrt an einem Orte zu ſeyn,“ ſprach er, „wo ſie nicht bekannt wäre; wolltet ihr ſie aufnehmen, ſo wollte ich euch die Pfründe dreifach bezahlen.“ Hierauf erwiederte die Aebtiſſin: „Wer die Pfründe haben will, der muß zweihundert Kronen darum geben; denn ich halte einer jeden Pfründnerin eine Magd, und gebe ihnen, was ſie bedürfen. Wollet ihr nun wirklich die Pfründe dreifach bezahlen, ſo bringet ſie mir her!“

Andoloſia ging hin und brachte Agrippina herbei. Die Aebtiſſin empfing ſie und die Fürſtin dankte ihr gar züchtiglich; ſie neigte ſich ſo ſchön, daß die Aebtiſſin wohl ſah, daß ſie von edlem Stamm geboren wäre; auch ihre Geſtalt gefiel ihr wohl; es erbarmte ſie, daß eine ſo wohlgeſtalte Tochter ſo verfluchte Hörner auf dem Haupte haben ſollte. Sie ſprach daher: „Agrippina, begehreſt du hier in dieſem Kloſter deine Wohnung aufzuſchlagen?“ Sie antwortete gar demüthig: „Ja, gnädige Frau Aebtiſſin!“ Darauf ſprach dieſe: „So wirſt du mir gehorſam ſeyn zur Mette, und zu allen Zeiten in das Chor gehen, und lernen, was du kannſt!“ Agrippina ſprach: „Was eures ehrſamen Kloſters Sitte, Gewohnheit und altes Herkommen iſt, ſoll von mir Alles gewiſſenhaft beobachtet werden.“ So zählte Andoloſia der Aebtiſſin ſechshundert Kronen dar, und bat ſie, ſich ihr die Jungfrau anempfohlen ſeyn zu laſſen. Dieſe ſagte willig zu, denn ſie war froh, ſo viel baaren Geldes empfangen zu haben.

Andoloſia nahm Urlaub von der Aebtiſſin; dieſe ſprach zu Agrippina: „Gehe Kind und gib deinem Freunde das Geleit.“ So ging ſie mit ihm hinaus, und als ſie an die Pforte kamen, ſagte er zu ihr: „Nun ſegne dich Gott; er erhalte dich geſund, und laſſe dich in dieſem Kloſter die ewige Freude erwerben!“ Sie ſprach Amen; dann aber fing ſie jämmerlich an zu weinen und ſagte unter Schluchzen: „O ſtrenger Ritter, denket doch mein in kurzer Zeit, und erlediget mich; denn ſo lange ich die Hörner habe, bin ich weder tauglich der Welt noch

Gott zu dienen!“ Dem Andoloſia gingen die Worte wohl zu Herzen; doch gab er ihr keine Antwort, als daß er ſagte: „Was Gott will, das geſchehe!“ und ging damit ſeine Straße. Agrippina ſchloß betrübt die Pforte zu und kehrte zu der Aebtiſſin zurück; dieſe räumte ihr eine Kammer ein, und eine Magd, ihr zu dienen. In dieſer Zelle war die Jungfrau faſt immer allein, und diente Gott ſo gut ſie konnte, wiewohl ihr Gemüth nicht bei dem Gebete war.

Als der Ritter von Agrippina geſchieden war, fühlte er ſich gar fröhlich, ſetzte ſein Hütlein auf und wünſchte ſich von einem Lande zum anderen, bis er gen Brügge in Flandern kam. Hier erholte er ſich in fröhlicher Geſellſchaft von ſeinem Unmuth, und rüſtete ſich wieder recht koſtbar zu; er kaufte vierzig ſchöne Pferde, dingte viel guter Knechte, kleidete die alle in Eine Farbe, und fing wieder an Ritterſpiel zu treiben; er fuhr durch Deutſchland und beſah die ſchönen Städte, die im römiſchen Reiche liegen. Dann eilte er nach Venedig, Florenz und Genua. In allen drei Städten ſandte er nach den Kaufleuten, denen er die Kleinode weggenommen hatte, und bezahlte ſie alle baar. Darnach ſetzte er ſich mit Pferden und Knechten in ein Schiff, und fuhr mit Freuden wieder nach Hauſe gen Famaguſta zu ſeinem Bruder.

Wie Ampedo ſeinen Bruder ſo herrlich daherreiten ſah, gefiel es ihm gar wohl. Und als ſie mit einander in Freuden getafelt hatten, nahm er ſeinen Bruder Andoloſia, führte ihn in eine Kammer und fragte ihn, wie es gegangen wäre. Da erzählte ihm dieſer alle Umſtände, wie er zu dem Verluſte des Seckels auch noch um das Hütlein gekommen ſey. Ampedo erſchrack ſo ſehr, daß ihm die Sinne ſchwanden, ehe ſein Bruder ausgeſprochen hatte. Dieſer brachte ihn wieder zur Beſinnung, und erzählte ihm dann weiter, wie er durch Liſt wieder in den Beſitz beider Kleinode gekommen ſey. „Darum ſey nicht traurig, Bruder," ſagte er, und band den Seckel vom Wamſe ab, zog das Hütlein aus ſeinem Kleiderſack, legte ihm beide vor und ſprach: „Lieber Bruder, nun nimm die Kleinode beide und laß dir damit wohl ſeyn; habe deine Freude damit nach Herzensluſt; ich will es dir von ganzem Herzen gönnen und nichts darein reden." Ampedo aber ſprach: „Den Seckel begehre ich ganz und gar nicht. Ich ſehe wohl, wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angſt und Noth haben; auch habe ich wohl geleſen, wie es unſerm Vater löblichen Gedächtniſſes gegangen iſt." Als Andoloſia dieſe Worte hörte, war er des Seckels gar froh und dachte: „Ich will ihm von meinem andern Unglück lieber gar nichts ſagen, ſonſt möchte er gar zu Tode erſchrecken!"

Und nun fing er an einen guten Muth zu zeigen mit Stechen, Rennen und Tanzen. Als er ſich aber eine Weile zu Famaguſta aufgehalten, ritt er mit ſeinem Zeug zu dem Könige von Cypern, um auch hier

Kurzweil zu haben. Daſelbſt wurde er von dem König und ſeinem Hofe gar wohl empfangen. Der König fragte ihn, wo er ſo lange geweſen wäre. Er erzählte ihm, wie viele Königreiche er durchfahren. Da erkundigte ſich der König, ob er nicht auch kürzlich in England geweſen ſey. „Ja, gnädigſter König,“ ſagte er. — „Der König von England,“ ſprach der König von Cypern weiter, „hat eine ſchöne Tochter (ein einziges Kind, ſie heißt Agrippina), die möchte ich meinem Sohne zur Gemahlin gönnen. Aber nun iſt mir die Mähre gekommen, daß die Tochter verloren gegangen ſey. Sage mir, haſt du nichts von ihr gehört, ob das wahr ſey, oder ob ſie wieder gefunden worden iſt?“ — „Gnädigſter Herr,“ ſagte Andoloſia, „davon weiß ich eurer Gnaden wohl zu ſagen. Es iſt wahr, er hat eine ſchöne Tochter, eine ſehr ſchöne Tochter. Aber durch Schwarzkunſt iſt ſie nach Hibernien verſetzt worden, dort lebt ſie in einem Frauenkloſter, und habe ich mit ihr geredet, vor kurzer Zeit.“ — „Wäre es nicht möglich, daß ſie wieder zu ihrem Vater käme?“ fragte der König. „Ich bin alt, und möchte meinen Sohn und mein Königreich gerne verſehen, ehe denn ich ſterbe.“ Darauf antwortete Andoloſia: „Gnädiger Herr König, euch und eurem Sohn zu Liebe, der aller Ehren wohl werth iſt, will ich in der Sache arbeiten, und mit Gottes Hülfe die Königstochter bald wieder in ihres Vaters Pallaſt ſchaffen.“ Der König bat ihn dringend, es zu thun und es ſich Geld koſten zu laſſen. Er wollte ihm und den Seinigen allen königlichen Dank zu erkennen geben. „Nun, gnädigſter König," ſagte Andoloſia, „ſo rüſtet eine ehrſame Botſchaft aus, und ſendet die vierzehn Tage nach mir ab. Gewiß findet dieſe die Jungfrau zu London in ihres Vaters Pallaſt. Hat er ſie euch dann verheißen, ſo ſendet er ſie euch redlich." Der König ſprach: „Andoloſia, guter Freund, ſo vollende deine Sache, daß kein Fehl daran ſey; ich will eine prächtige Geſandtſchaft abſchicken; mache du nur, daß ſie nicht vergebens ſey!" — „Habt keine Sorge," ſprach Andoloſia; „aber laſſet euren Sohn abkonterfeien, und ſendet das Bild mit der Botſchaft dahin. Ihr werdet ſehen, der König und die Königin haben daran eine große Freude, und werden um ſo begieriger ſeyn, ihre ſchöne Tochter einem ſo ſchönen Jünglinge zu geben!"

Als der junge König vernahm, daß Andoloſia ausgeſendet werden ſollte, für ihn um eine Gemahlin zu werben, verfügte er ſich zu ihm, und bat ihn aufs inſtändigſte, recht ernſtlich in der Sache zu wirken, damit er keine abſchlägige Antwort erhielte, denn er hatte viel von der Schönheit und Vollkommenheit gehört, die an Agrippinen zu ſchauen wäre. Andoloſia verſprach es ihm willig, nahm Urlaub, ritt nach Famaguſta zurück, und bat ſeinen Bruder, ihm das Hütlein noch einmal leihen zu wollen; er werde bald wieder da ſeyn. Ampedo war willig und ließ ſich das Hütlein wieder nehmen. Seinem Zahlmeiſter aber befahl Andoloſia, allen ſeinen Knechten gütlich zu thun; er ſelbſt reiſe in die Fremde, wolle aber bald wieder kommen. Alſo nahm er das Hütlein, und wünſchte ſich in die Wildniß, wo die Aepfel ſtanden, von denen die Hörner wuchſen und wieder verſchwanden. Augenblicks war er dort und fand die Bäume voll ſchöner Aepfel ſtehen. Nun wußte er nicht mehr, welches der ſchädliche, welches der heilſame Baum war; er kam ungerne daran, einen zu eſſen, und doch wollte er auch nicht ohne die Aepfel wieder davon. Endlich nahm und aß er einen Apfel von dem einen Baume, da wuchs ihm ein Horn; dann einen vom andern, da verſchwand es wieder. Von dieſen nahm er etliche und fuhr mit ihnen hinweg nach Irland vor das Kloſter. Hier klopfte er an, ward eingelaſſen, ließ ſich vor die Aebtiſſin führen und fragte nach Agrippina; denn er hätte etwas Heimliches mit ihr zu reden.

Die Aebtiſſin erkannte Andoloſia beim erſten Gruße und ſendete nach Agrippinen. Als dieſe kam, empfing ſie den Ritter ſchlecht, denn ſie wußte nicht, warum er gekommen war, und erſchrak über ſeiner Erſcheinung. Andoloſia aber ſagte: „Erlaubet, gnädige Frau, daß die Jungfrau ein Weniges allein mit mir rede.“ Jene erlaubte es gerne; ſo ging er mit ihr an eine geheime Stelle, und ſagte zu ihr: „Agrippina, ſind dir die Hörner noch ebenſo zuwider, wie da ich von dir ſchied?“ — „Ja,“ ſprach ſie, „und je länger, je mehr.“ — „Wohin ſtände dir dein Sinn,“ fragte er; „wenn du ihrer quitt und ledig wäreſt?“ — Sie ſprach: „Wo ſollte ich anders hin begehren, als nach London zu meinen herzlieben Aeltern?“ — Darauf ſprach Andoloſia freundlich zu ihr: „Agrippina, Gott hat dein Gebet erhört; was du begehrſt, wird dir gewähret;“ damit gab er ihr einen

Apfel zu eſſen, hieß ſie ein wenig ruhen und dann wieder aufſtehen; dann war ſie der Hörner ganz ledig.

Die Magd, die ihr zugegeben war, konnte ihr nun zum erſtenmal die Locken flechten und das Haupt zieren; ſo geſchmückt kam ſie vor die Aebtiſſin, und da dieſe die Jungfrau ſo ſchön und ſchmuck ſahe, rief ſie den Frauen allen im Kloſter, daß ſie wundershalber die Novize ſehen ſollten, wie ſie in kurzer Zeit alſo ſchön geworden, und ihr die leidigen Hörner vergangen ſeyen. Jedermann verwunderte ſich. Da ſprach Andoloſia, der zugegen war: „Laßt es euch nicht ſo groß Wunder nehmen; Gott vermag alle Dinge; wem er wohl will, wider den mag Niemand ſeyn. Wiſſet, Agrippina iſt eine Fürſtin und von königlichem Stamme geboren. Ich werde ſie jetzt ihrem Vater und ihrer Mutter wieder überantworten. Ehe ein Monat vergeht, wird ſie an einen Königsſohn vermählt, und zwar an einen ſo ſchönen Jüngling, wie einer jetzt auf Erden nur leben mag.“

Hierauf zahlte Andoloſia der Aebtiſſin hundert Kronen aus, die er ihr und ihren Kloſterfrauen zur Letze hinterließ, dankte ihnen, daß ſie Agrippinen ſo ehrlich gehalten; ſo dankte auch Agrippina gar züchtiglich; dann beurlaubten ſie ſich und verließen das Kloſter. Sobald Andoloſia ins Feld kam, rüſtete er ſich mit ſeinem Hütchen, und führte die Prinzeſſin nach London vor des Königs Pallaſt. Dann fuhr er ſelber wieder ſeiner Straße, denn er ſcheuete den Pallaſt, in welchem ihm ſo große Untreue widerfahren war, und kehrte nach Famaguſta zu ſeinem Bruder und ſeinen Dienern zurück.

Der König und die Königin waren unglaublich froh, als ſie Agrippinen wieder vor ſich ſahen, auch alle andere im Schloſſe freuten ſich mit großer Freude; es wurde ein herrliches Feſt gegeben, daß die verlorene Tochter wieder gefunden war, und ſie zierten die Prinzeſſin auf das allerköſtlichſte. Während ſie nun ſo in Fröhlichkeit lebten, wurde dem Könige gemeldet, daß Boten kämen, vom Könige von Cypern ausgeſendet, mit großem Gefolge, ihn um die Hand der jungen Fürſtin Agrippina für ſeinen Sohn zu bitten. Dieſe wurden aufs Schönſte empfangen, und als ſie vier Tage in der Stadt geweſen, ſandte der König nach ihnen. Da erſchienen ſie, köſtlich angethan, jeder nach ſeinem Stande, ein Herzog, zween Grafen und viele Ritter und Knechte; die fingen an von der Heirath zu handeln. Als die Königin vernahm, daß man wegen Agrippinens fragte, fiel es ihr ſchwer aufs Herz, daß ſie ihre Tochter ſo fern vom Lande entlaſſen ſollte, und noch dazu ſie einem geben, von dem man nicht wüßte, ob er hübſch oder häßlich wäre. Da langte eben die Botſchaft wieder am Hofe an; ſie kamen vor den König und begehrten auch bei der Königin vorgelaſſen zu werden. Und als ſie vor ſie kamen, zogen ſie das Conterfey ihres jungen Königsſohns hervor, und zeigten ſeine Geſtalt. Wie der König ſeine Schönheit ſah, fragte er, ob es auch wirklich ſo wäre. Da ſchwuren ſie dem König und der Königin einen Eid, daß er noch viel ſchöner geſtaltet ſey, recht ſchlank und gerade, und nicht älter denn vierundzwanzig Jahre. Das gefiel ihnen beiden gar wohl. Die Königin nahm das Bild und brachte es ihrer Tochter Agrippina; ſie ſagte ihr, wie man ſie einem jungen Königsſohn geben wolle, der noch viel hübſcher ſey, als ſie hier ſeine Geſtalt ſehe, wie ſie es ja auch früher von Andoloſia gehört hätte. Agrippina glaubte dieſer Verſicherung und willigte ein. Als ihre Aeltern dieß vernommen, redeten ſie mit den Boten aus Cypern weiter, und wurde die Heirath ganz abgeſchloſſen.

Hierauf ließ der König viel Schiffe zurichten mit Leuten, Speiſe und was dazu gehöret; die junge Prinzeſſin wurde mit köſtlichen Gewanden und Kleinoden nach allen Ehren ausgerüſtet, auch ihr ein ſchönes Gefolge von Frauen und Jungfrauen beigegeben; und als die Schiffe ganz bereit und geladen waren, nahm die junge Königin Abſchied von dem König ihrem Herrn Vater, und der Königin ihrer Frau Mutter, kniete vor ihnen mit großem Seufzen und weinenden Augen nieder, und begehrte ihren Segen, da ſie jetzt ſcheiden mußte. Da ſegnete ſie der König und empfahl ſie der ewigen Dreifaltigkeit, die ſie vor allem Herzeleid behüten, und ihr alle Genüge verleihen wolle. Die Königin ihre Mutter konnte gar nicht mehreres ſprechen, als nur weinend ihr Amen zu dem Wunſche ſagen.

So erhub ſich Agrippina und ging mit all ihrem Volk zu Schiffe. Jedermann war es leid, daß die ſchöne junge Fürſtin von ihnen ſcheiden ſollte; ſie aber fuhr in Gottes Namen dahin, und dieſer verlieh ihr günſtiges Wetter, ſo daß die Fahrt glücklich von Statten ging, und ſie mit all ihrem Gefolge friſch und geſund nach Famaguſta in Cypern gelangte. Dort hatte der König von Cypern eine Herzogin, vier Gräfinnen und viele edle Frauen aufgeſtellt, welche die junge Königin gar ehrenvoll empfingen. Köſtliche Speiſen und Getränke waren bereitet; man gab jedermann genug, Fremden und Heimiſchen, und Jung und Alt war froh, daß ihrem jungen König eine ſo ſchöne Gemahlin gekommen war. Dann ſtanden viel Roſſe und Wagen in Bereitſchaft, und Jedermann wurde nach Ehren befördert. So kamen ſie nach Meduſia, wo der König Hof hielt, und wie köſtlich der Empfang zu Famaguſta auch geweſen war, ſo wurden ſie doch daſelbſt noch zehnmal prächtiger aufgenommen. Denn der König hatte die Edelſten und Beſten aus ſeinem ganzen Königreiche hier verſammelt, die alte Königin mit ihrem ganzen Frauenzimmer harrte ihrer auch, und endlich kam der junge König mit ſeinem Gefolge. Dieſem dankte Agrippina inniglich, mit fröhlichem Angeſicht und holdſeligen Gebärden für den köſtlichen Empfang. So ritten ſie herrlich bis an den königlichen Pallaſt, der aufs ſchönſte gerüſtet war. Hier begann erſt recht das köſtliche Leben. Alle Fürſten und Herren, die dem Scepter des Königs von Cypern gehorchten, kamen zierlich geritten, und brachten köſtliche Gaben dar, jeder nach ſeinem Vermögen. Die Hochzeit wurde begonnen und dauerte ſechs Wochen und drei Tage, und Jedermann hatte während dieſer Zeit genug. Unter Anderm ſchenkte Andoloſia dem jungen Könige ein ganzes Schiff mit Malvaſier und Muſcateller Wein, der wurde getrunken, als ob es Apfelmoſt geweſen wäre; da war kein Mangel, ſo lange die Hochzeit währte.

Die Herren und Fürſten aber hielten während all dieſer Zeit nichts denn Rennen und Turnier und andere derlei Kurzweil, und alle Abende gab man dem den Preis, der am Tage das Beſte gethan hatte, und geſchah dieſes beim Tanze: da ſetzte die junge Königin jedesmal dem Sieger ein Kränzlein auf. Um das warben alle, damit ſie Ehre von der ſchönen Königin Agrippina erjageten. In dieſem Turniere warb auch Andoloſia, und that in allen ritterlichen Spielen allweg das Beſte, ſo daß Frauen und Männer ihm oft den Preis zuerkannten. Als aber zuletzt derſelbe wirklich ertheilt werden und ihn billigerweiſe Andoloſia davontragen ſollte, da wurde er ehrenhalber dem Grafen Theodor von England gegeben. Andoloſia achtete jedoch nicht darauf, ſondern gönnte ihm die Ehre wohl. Doch ſprach alles Volk: „Andoloſia hätte es beſſer verdient.“ Das hörte auch Graf Theodor, und es verdroß ihn nicht wenig; ihn plagte der Neid; deßwegen ſchloß er einen Bund mit dem Grafen von Limoſi, der ein Raubſchloß auf einer kleinen Inſel hatte, nicht fern von Famaguſta. Beide dachten darauf, wie ſie dem Andoloſia Schande zufügen, oder gar ihn umbringen könnten, damit ſie ihn vom Hofe los wären, und er nicht mehr den Grafen und

Edelleuten gegenüber pochen könnte. Jeder verſtand die Abſicht des andern; ſie machten einen gemeinſchaftlichen Anſchlag auf ihn, und warteten nur, bis die Hochzeit zu Ende wäre.

Als nun die ganze Feſtlichkeit vorüber war, und Andoloſia heim gen Famaguſta reiten wollte, hatten die beiden Grafen eine Schaar beſtellt; dieſe fing den Andoloſia aus einem Hinterhalt, erſtach ihm ſeine Diener alle, und führte ihn ſelbſt auf die Inſel nach Limoſi in ein feſtes Schloß, wo er wohl gehütet wurde, ſo daß er nicht hoffen durfte zu entkommen. Zwar bot er ſeinen Wächtern großes Gut, wenn ſie ihm von dannen hälfen; aber ſie trauten ihm nicht und meinten, wenn er davon käme, ſo würde er ihnen nichts geben. Andoloſio aber durfte ihnen den Seckel nicht zeigen, denn er fürchtete, ſie nähmen ihn und hälfen ihm doch nicht. So war er in großen Nöthen.

Inzwiſchen kam die Mähre vor den König, daß Andoloſia's Diener alle erſtochen ſeyen, und von ihm ſelbſt Niemand wiſſe, ob er todt oder lebendig ſey, auch den Thäter nicht errathen könne. Denn die zwei Grafen, die es gethan hatten, ritten wieder an des Königs Hof und hielten ſich ſtille, als ob ſie nichts darum wüßten.

Jetzt kam auch zu Ampedo die Kunde, daß ſein Bruder verloren gegangen ſey. Auf der Stelle ſandte er

Boten zu dem König und ließ ihn bitten, ihm doch wieder zu ſeinem Bruder zu verhelfen. Der König verſprach alles anzuwenden, um ſeinen Aufenthalt zu erfahren; werde er es inne, wo Andoloſia feſtgehalten werde, ſo wolle er es ſich kein Geld dauern laſſen; ja, ſollte es ſein halbes Reich koſten, ſo müßte er ledig werden. Ampedo aber dachte, er ſey um ſeinen Bruder gekommen wegen des Seckels, und nun würde auch er gemartert werden, damit er von dem Hütlein, das er beſäße, auch offenbaren müßte. „Nein, das ſoll nimmermehr geſchehen!“ ſprach er bei ſich ſelbſt, und im Zorne nahm er das köſtliche Hütlein, zerhackte es in Stücke, warf es in das Feuer und blieb dabei ſtehen, bis es zu Aſche verbrannte, daß Niemand ſeine Freude mehr damit haben ſollte. Er hatte ſtets Boten auf den Beinen zu dem Könige, aber ſo viel ihrer zurückkamen, ſo brachte doch keiner gute Botſchaft, und er konnte nichts vom Schickſal ſeines Bruders erfahren; das machte ihm großes Herzeleid, er verfiel in tiefen Kummer und endlich in eine tödtliche Krankheit, ſo daß ihm kein Arzt helfen konnte, und alſo ſtarb er.

Etliche Tage waren verfloſſen, da hörten die Grafen, daß es dem König ſo leid thue um ſeinen wackern Ritter Andoloſia; ſie ſtellten ſich daher, als trauerten auch ſie um ihn. Der König ließ ausrufen, wer gewiſſe Kundſchaft brächte, wo Andoloſia hingekommen wäre, dem wolle er tauſend Ducaten baar geben, möchte jener lebendig ſeyn oder todt. Aber jedermann hielt reinen Mund. Inzwiſchen nahm der Graf von Limoſi Urlaub von dem König und kam in ſein Schloß, wo Andoloſia gefangen ſaß, und fand dieſen in einem tiefen Thurme ſitzen. Andoloſia freute ſich, als er den Grafen ſah, denn er hoffte auf Barmherzigkeit. Er bat den Grafen, ihn des Gefängniſſes zu entledigen; er wußte aber nicht, weſſen Gefangener er wäre, oder warum er in ſo harter Haft gehalten würde; wenn er Jemand ein Unrecht gethan hätte, ſo wollte er ihm gerne Genüge thun, mit Leib und Gut. Aber der Graf ſprach: „Andoloſia, du biſt nicht darum hergeführt, daß man dich wieder hinwegläßt; du biſt mein Gefangener, und wirſt mir ſagen, von wannen dir das viele Geld komme, das du das ganze Jahr über ausgiebſt; und mach deine Ausſage nur kurz, ſonſt will ich dich alſo martern, daß du froh wirſt, wenn du es mir nur ſagen darfſt!“ Da Andoloſia das hörte, erſchrak er ſehr, und aller Troſt entging ihm; er wußte nicht, was er ſagen ſollte; endlich gab er an: „zu Famaguſta in ſeinem Hauſe, da wäre eine heimliche Grube, die habe ihm ſein Vater gezeigt, als er am Sterben war; wie viel Gelds er daraus nehme, ſo ſey immer noch mehr darin. Wollte der Graf ihn alſo gefangen gen Famaguſta führen, ſo ſey er bereit, ihm die Grube zu zeigen.“ Dem Grafen wollte dieſes nicht genügen; er nahm ihn aus dem Kerker, und marterte ihn. Andoloſia erduldete es lange, und blieb auf ſeiner Ausſage. Wie der Graf merkte, daß er nicht bekennen wollte, fuhr er mit der Folter fort, und ließ ihn ſo grauſam peinigen, daß Andoloſia vor den großen Schmerzen nicht länger ſchweigen konnte, ſondern von der Kraft des tugendreichen Seckels zu bekennen anfing. Als der Graf dieſes hörte, nahm er den Seckel von ihm, verſuchte ihn und fand ihn ergiebig. Nun ließ er den armen Andoloſia wieder in den Kerker ſetzen, und befahl ihn ſeinen vertrauteſten Dienern; dann verſah er ſein Schloß, und kam ganz vergnügt wieder an des Königs Hof zu ſeinem Geſellen, dem Grafen Theodor. Dieſer empfing ihn mit Freuden, und ſie hielten viel Geſprächs unter einander, wie er mit Andoloſia umgegangen, wie er ihm den Seckel mit ſo großer Marter abgezwungen, und wie hart er ihn gefangen hielte. Da ſprach Graf Theodor: „Es gefällt mir ſo nicht; er wäre beſſer todt denn lebendig; ich habe an des Königs Hof vernommen, er ſey ein Schwarzkünſtler und könne durch die Lüfte fahren. Wenn er ledig wird, ſo iſt zu beſorgen, man vernehme von ihm, wie wir mit ihm gehandelt; dann gewinnen wir die Ungnade des Königs, oder jener nimmt uns gar das Leben.“ — Darauf erwiederte der Graf von Limoſi: „Er liegt ſo hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann.“ Dann traten ſie zuſammen und nahmen aus dem Seckel ſo viel ſie wollten, und Jeder hätte gerne den Seckel in ſeiner Gewalt gehabt. Endlich wurden ſie darüber eins, daß ihn jeder ein halbes Jahr haben ſollte; der aber, der den Seckel hätte, ſollte dem andern an Geld nichts mangeln laſſen. Nun war Graf Limoſi der Aeltere, der ſollte den Seckel das erſte halbe Jahr haben. So viel die beiden Grafen jetzt Gelds hatten, ſo durften ſie es doch nicht brauchen, damit kein Argwohn auf ſie fiele; und wiewohl ſie herrlich und in Freuden lebten, ſo lag doch Graf Theodor ſeinem Geſellen immer im Ohr, und meinte, Andoloſia wäre beſſer todt denn lebendig. Seine Furcht war immer, er möchte um den Seckel kommen. Auch hatte er die Abſicht, wenn er von dem Grafen von Limoſi denſelben überantwortet bekäme, ſich mit dem Seckel davon zu machen, ſo weit weg, daß er ſowohl vor dem König, als vor ſeinem Raubgenoſſen ſicher wäre. Deßwegen bewog er jenen, ihm einen ſeiner Knechte beizugeben und ihn mit einer ſchriftlichen Ermächtigung zu verſehen, das Gefängniß Andoloſia's öffnen zu dürfen.

Nun beurlaubte ſich Graf Theodor von dem König unter dem Vorgeben, er wolle fremde Länder beſehen, was ihm auch von dem Könige geſtattet wurde. Er aber zog von dannen und nach der Inſel Limoſi; hier ließ er ſich in das Schloß führen, und in den Kerker, in welchem Andoloſia gefangen lag. Dieſer ſaß elendiglich und troſtlos im Stock; Arm und Beine waren ihm abgefault; als er aber den Grafen Theodor erblickte, empfing er einen ſtarken Troſt, und vermeinte, der Graf von Limoſi habe den Grafen Theodor darum geſandt, daß er ihn ledig laſſen ſolle. Er dachte: „weil ſie den Seckel haben, ſo fragen ſie nicht mehr viel nach mir.“ Da fing aber der Graf an und ſprach: „Sag an, Andoloſia, haſt du nicht noch ſo einen Seckel, wie du meinem Geſellen einen gegeben haſt? Wol, gieb mir auch einen!“ — „Gnädiger Herr Graf,“ ſagte er, „ich habe keinen mehr, hätte ich aber noch einen, er wäre euch unverſagt.“ Jener ſprach: „Man ſagt, du ſeyſt in der Schwarzkunſt erfahren und könneſt in den Lüften fahren, und den Teufel beſchwören, daß er mit dir von dannen fahre. Worum beſchwöreſt du ihn denn nicht jetzt, daß er dir von dannen helfe?“ Er ſprach: „Ach, gnädiger Graf, das kann ich nicht, und habe ich noch nie gekonnt; nur allein mit dem Seckel, den ihr jetzt in Händen habet, habe ich Kurzweil gehabt; der ſey euch und eurem Geſellen vor Gott und der Welt geſchenkt; ich will nimmermehr keinen Anſpruch daran machen. Aber um Gotteswillen bitte ich euch, laßt mich armen Mann aus dieſem Gefängniß los, daß ich nicht ſo elendiglich hier umkomme.“ Der Graf ſprach höhniſch: „Willſt du jetzt an deiner Seele Heil denken, warum haſt du es nicht gethan, ſo lange du Hochmuth und Hoffahrt vor dem König und der Königin triebeſt, und uns alle Unehre bewieſeſt? Wo ſind nun die ſchönen Frauen, denen du ſo wohl gedienet haſt? Die, welche dir alle den Preis gaben, die laß dir jetzt helfen! Ich merke wohl, daß du gern aus dem Gefängniß wäreſt; laß dich's nicht bekümmern, ich will dir bald davon helfen!“

Mit dieſen Worten führte er den Knecht, der des Gefangenen Hüter war, bei Seite, und wollte ihm fünfzig Dukaten geben, daß er Andoloſia erwürgte. Aber der Hüter wollte dieß nicht thun: „Es iſt ein braver Mann,“ ſagte er, „und gar ſchwach; er ſtirbt von ſelbſt bald; ich will die Sünde nicht auf mich laden!“ Der Graf ſprach: „So gieb mir einen Strick, ich will ihn ſelbſt erwürgen, und will nicht von hinnen, er ſey denn todt.“ Aber auch das wollte der redliche Knecht nicht thun. So nahm der Graf Theodor ſeinen Gürtel, den er um hatte, legte ihn dem Andoloſia um den Hals, und wirbelte den Gürtel mit ſeinem Dolche zu: ſo erwürgte er den Armen ſitzend, und gab dem Knechte Geld, daß er den Leichnam hinwegſchaffte. Dann weilte er nicht lange mehr im Schloſſe, ſondern ging den nächſten Tag nach Cypern an des Königs Hof. Hier kam er zu ſeinem Geſellen, dem Grafen von Limoſi. Der empfieng ihn öffentlich, und fragte ganz luſtig, wie ihm die Inſel und die fremden Länder gefallen hätten. „Gar wohl,“ erwiederte dieſer. Dann fragte ihn der Graf heimlich, wie es um Andoloſia ſtehe. „So ſteht es um ihn,“ ſprach Theodor, „daß wir keinen Schaden mehr von ihm zu gewarten haben. Ich habe ihn mit meinen eigenen Händen umgebracht; ich hatte keine Ruhe, bis ich wußte, daß er gewiß todt ſey, wie ich es jetzo weiß.“

So ſprach der Böſewicht, und meinte, er habe alles gut ausgerichtet. Er wußte nicht, wie Uebel er gethan hatte. Drei Tage ſtand es an, daß ſie nicht über den Seckel gingen; mit ihnen war auch das halbe Jahr aus, und der Seckel ſollte auf den Grafen Theodor übergehen. Daher ging dieſer ganz vergnügt zu dem Grafen Limoſi und bat ihn, ihm den Seckel zu überreichen; vorher könnte er Geld herausnehmen, ſo viel er wollte, damit er das halbe Jahr über zu zehren hätte. Der Andere zeigte ſich willig dazu. Doch ſprach er: „Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, aber wenn ich den Seckel in die Hand nehme, ſo erbarmt mich Andoloſia; ich wollte, du hätteſt ihn nicht getödtet, er wäre ſelbſt bald geſtorben!“ Graf Theodor ſprach: „Ein Todter macht keinen Krieg!“ Alſo gingen beide mit einander in die Kammer, wo Jener den Seckel hatte; den holte er aus einer Truhe hervor, und legte ihn auf einen Tiſch. Theodor nahm den Seckel in die Hand und wollte zu zählen anfangen, wie er früher oft gethan hatte. Beide wußten nicht, daß der Seckel die Kraft verloren hatte, weil beide Brüder, Ampedo und Andoloſia, geſtorben waren. Da ſie aber kein Geld aus dem Seckel zu bringen vermochten, ſah einer den andern an.

Endlich ſprach Graf Theodor mit grimmigem Zorn: „O du falſcher Graf, wollteſt du mich alſo betrugen, und mir für den tugendreichen Seckel einen andern, armen geben? Das leide ich keineswegs von dir! Darum zögere nur nicht lang und bring mir den reichen Seckel!“ Der Andere verſicherte ihn, daß dieß der rechte ſey, und er keinen andern habe. Wie es zuginge, daß er nicht mehr thäte wie vor, das begreiſe er nicht.“ Aber dieſe Antwort genügte dem Theodor nicht; er wurde je länger je zorniger, und warf jenem vor: „er wolle als Böſewicht an ihm handeln, das ſolle ihm nimmer gut thun!“ und zückte vom Leder. Der Graf von Limoſi, als er das ſah, war auch bei der Hand. Beide machten ein Gepolter, daß die Knechte zuſammenliefen, die Kammer aufſtießen, und, als ſie ihre Herren im Gefechte mit einander trafen, dieſe von einander ſchieden.

Aber der Graf Limoſi war bis auf den Tod verwundet; dieß ſahen ſeine Diener und griffen den Gegner.

Auf dieſe Weiſe kam die Mähre vor den König und den Hof, daß die zwei Grafen, die ſonſt immer innig miteinander geweſen waren, ſich mit einander herumgehauen hatten. Der König befahl, man ſolle beide unverzüglich gefangen vor ihn bringen. Er wolle den Urſprung ihrer Uneinigkeit kennen lernen. Als man des Königs Gebote gehorſam ſeyn wollte, und ihm die beiden Grafen bringen, da war es nicht mehr möglich, den todwunden Limoſi von der Stelle zu ſchaffen. So wurde allein Graf Theodor vor den König gebracht.

Als man dieſen fragte, warum ſie beide, ſonſt ſo innig, ſich auf den Tod geſchlagen hätten, ſo wollte er anfangs nicht mit der Wahrheit heraus. Bald aber zwang ihn die Folter dazu, und ſo geſtand er den ganzen Handel, wie ſie mit Andoloſia umgegangen waren. Da der König hörte, wie übel ſie mit dem armen Andoloſia gefahren, ward er von Herzen betrübt und erzürnt über die Mörder. Und ſonder langes Bedenken fällte er das Urtheil, man ſollte ſie mit dem Rade hinrichten. Und wenn gleich der Graf von Limoſi auf den Tod krank liege, ſo ſolle man ihn doch auf die Richtſtatt tragen; wäre er todt, ſo ſollte man ihn todt noch rädern und auf das Rad flechten.

Dieſes Urtheil ward an den beiden Mördern vollzogen und war es ihr gerechter Lohn, denn ſie hatten es an dem guten Andoloſia verſchuldet. Nachdem nun jene Verbrecher um des Seckels willen, mit dem ſie doch nur kurze Zeit ihre Luſt gehabt hatten, hingerichtet und auf's Rad gelegt waren, ſchickte der König von Stund' an in die Inſel Limoſi all ſein Volk, und ließ Schloß, Städte, Dörfer und die ganze Inſel einnehmen, und ſonderlich in dem Schloſſe, in welchem der arme Andoloſia gefangen geſeſſen, ließ er Mann und Weib fahen; und alle, die um den Mord gewußt, Schuld daran gehabt, oder ihn verſchwiegen hatten, ließ er ohne alle Barmherzigkeit zu dem Schloſſe heraushenken. Er erfuhr auch, daß ſie den Leichnam Andoloſia's in eine Waſſergrube nicht fern von dem Schloſſe geworfen hatten. Den befahl er herauszuziehen und gen Famaguſta zu führen, wo er ihn mit großer Feierlichkeit begraben ließ, in die ſchöne Domkirche, die ſein Vater Fortunat geſtiftet und gebaut hatte. Es war dem alten König und ſeiner Gemahlin, auch dem jungen König und der jungen Königin Agrippina gar leid um den getreuen Andoloſia. Weil ſie aber alle beide, Ampedo und Andoloſia, keine Erben hinter ihnen gelaſſen, ſo nahm der König den köſtlichen Pallaſt ſelbſt ein, und fand darin großes Gut und koſtbaren Hausrath, Kleinode und Baarſchaft. In dieſen Pallaſt zog der junge König ſelbſt mit ſeiner Gemahlin Agrippina, und hielt daſelbſt ſo lange Hof, bis ſein Vater, der alte König von Cypern, mit Tod abgegangen war. Alsdann nahm er das Königreich ganz zu Handen.

Inhalt.

Seite.

Kaiſer Octavianus 1

Die vier Heymonskinder 119

Die ſchöne Meluſina 287

Herzog Ernſt 415

Fortunat und ſeine Söhne 487

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz.

Bei C. G. Lieſching in Stuttgart iſt nunmehr vollſtändig erſchienen und darf einer beſondern Beachtung empfohlen werden.

Martin Luther's Leben.

Von

Gustav Pfizer.

Vollständig in einem Band.

38½ Bogen gr. Octav, mit vier historischen Scenen, nach Original-Zeichnungen der HH. Dietrich und Fellner, in Stahl gestochen von Eduard Schuler.

In engl. Band fl. 3. 54. od. 2 Rthlr. 6 gr.
In Heften fl. 3. 36. od. 2 Rthlr.

Man hat in Deutſchland ſchon oft den Wunſch vernommen — und zwar nicht allein von Perſonen, die durch ihre Liebe und Verehrung für den chriſtlichen Reformator, durch eine nähere Kenntniß ſeiner großen Zeit und ihrer Geſchichte vertrauter mit ihm geworden waren, ſondern auch von ſo Vielen, denen Beruf oder gerade ein Mangel an Zeit eine Benutzung der vorhandenen Materialien und ein genaueres Eingehen in das Innere und die Bedeutung jenes außerordentlichen Mannes und ſeiner Sache erſchwerten: — es möchte einmal ein klares, möglich gedrängtes Werk erſcheinen, das durch Unabhängigkeit, Geiſt und ſtrenge, lautere Wahrheit Jeden zu befriedigen vermöge, dem es in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo Luther und die durch ihn geſchaffene Reform eine immer ſteigende Wichtigkeit und immer neue Freunde und Feinde erzeugen, um Belehrung und einen richtigen Blick in ſeinen Charakter, ſeine Entwickelung und ſeinen tiefgreifenden Einfluß zu thun ſey. Das deutſche, für alles Hohe und Wahre ſo empfängliche Volk, dem das oben angekündigte Buch vorzugsweiſe beſtimmt iſt, wird am Beſten entſcheiden, daß es ſeine ſchöne Aufgabe erfülle, und ſo möge nur noch der Schluß der demſelben vorangeſchickten Einleitung hier eine ſchickliche Stelle finden: „Glanzlos im Aeußern iſt Luther's Leben verfloſſen; aber dafür darf ihm auch das Urtheil der Nachwelt nicht erſt, wie ſo vielen andern berühmten Männern, die ſchimmernden, blendenden Flitter abſtreifen, um ſeine wahre Geſtalt, ſein ächtes Selbſt zu erkennen; und ſo lange die Tiefe der Frömmigkeit, das freie Bekenntniß und das ſtandhafte Feſthalten der Ueberzeugung und die Treue der Geſinnung Freunde und Bewunderer haben wird: ſo lange werden die mit Luther's Namen ihre Confeſſion bezeichnenden Deutſchen, und wohl auch von andern Confeſſionen die Vorurtheilsfreien und Unpartheiiſchen, mit Dankbarkeit ſein Gedächtniß ehren, und mit edlem Stolz ſich freuen, daß er ein Deutſcher war."

Guſtav Schwab,

die ſchönſten Sagen

des

klaſſiſchen Alterthums.

Erſter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Univ. Bibl.
München

[illegible]

Die ſchönſten Sagen

des

klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern

von

Guſtav Schwab.

Erſter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.
1838.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Es iſt eine ſchöne Eigenthümlichkeit der Mythen und Heldenſagen des klaſſiſchen Alterthums, daß ſie für die Blicke des Forſchers und für das Auge der Einfalt einen zwar verſchiedenartigen, aber doch gleich mächtigen Reiz haben. Während der Gelehrte in ihnen den Anfängen alles menſchlichen Wiſſens, den Grundgedanken der Religion und Philoſophie, der erſten Morgendämmerung der Geſchichte nachgeht, entzückt den unbefangenen Betrachter die Entfaltung der reichſten Geſtalten, das Schauſpiel einer gleichſam noch in der Schöpfung begriffenen Natur und Geiſterwelt; er ſieht mit Luſt und Bewunderung die Erde mit Göttern und Götterſöhnen aus dem Chaos emporſteigen und in raſchen Bilderreihen den Prometheusfunken im Menſchen den Kampf mit der Barbarei beginnen, die Cultur der Wildniß, die Bildung der Barbarei, die Vernunft oder die Nothwendigkeit der Leidenſchaft den Sieg abringen. Die innere lebendige Kraft dieſer Bilder iſt auch ſo groß, daß dieſelbe nicht von der vollendeten Kunſtgeſtalt abhängig erſcheint, in welcher wir einen guten Theil jener Gebilde von den größten Dichtern verarbeitet beſitzen, ſondern daß die ſchlichteſte Darſtellung genügt, ihre Größe auch vor denjenigen zu entfalten, für welche die Kunſtform eher ein Hemmniß als eine Förderung des Verſtändniſſes ſeyn muß. In dieſem Fall iſt die Jugend im Beginn ihrer klaſſiſchen Bildung. Die Heroenſage, von der ihre Phantaſie mit dem erſten Unterrichte in den Sprachen der Alten Bruchſtücke aufnimmt, übt einen Zauber über ihren Geiſt, lang ehe ſie im Stande iſt, dieſelbe in den Schöpfungen der Dichter zu faſſen. Nähere Bekanntſchaft mit dieſen Mythen wird ſogar als Vorſchule für die höhere Bildung ein frühzeitiges Bedürfniß, das auch unſre Literatur längſt gefühlt hat und dem ſie durch Hülfsbücher aller Art bald in wiſſenſchaftlich belehrender, bald in unterhaltender Form abzuhelfen geſucht hat und noch ſucht.

In vorliegendem Buche nun wird der Verſuch gemacht, die ſchönſten und bedeutungsvollſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums den alten Schriftſtellern und vorzugsweiſe den Dichtern einfach und vom Glanze künſtleriſcher Darſtellung entkleidet, doch, wo immer möglich, mit ihren eigenen Worten nachzuerzählen. Man iſt längſt von der Anſicht zurückgekommen, daß dieſe auf mythiſchem Boden ſpielende und von Mythen durchwobene Geſchichten zum Mittel dienen können, der Jugend gelegentlich hiſtoriſche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe beizubringen und daß man ſie gar zum Vehikel eines moraliſchen Lehrkurſes gebrauchen dürfe. Die Moral, die auch der antiken Weltanſchauung nicht fehlte, muß in der Darſtellung ſelbſt empfunden werden, und auf das Einſeitige und in weſentlichen Stücken Irrthümliche derſelben, auf ihre Unzulänglichkeit gegenüber der Offenbarung des Chriſtenthums, wird eine mündliche Unterweiſung des Vaters oder Lehrers den jungen Leſer beſſer aufmerkſam machen, als das Buch ſelbſt, das von demſelben zunächſt nur mit der Abſicht, ſich eine angenehme und doch würdige Erholung zu verſchaffen, in die Hand genommen werden ſoll. Nur dafür hat der Verfaſſer geſorgt, daß alles Anſtößige entfernt bleibe, und deßwegen unbedenklich alle diejenigen Sagen ausgeſchloſſen, in welchen unmenſchliche Greuel erzählt werden, die nur eine ſymboliſche Erklärung gewiſſermaßen entſchuldigt, die aber als Geſchichte dargeſtellt — als welche der Jugend dieſe Sagen doch gelten müßen — nur einen empörenden Eindruck auf ſie machen könnten. Wo aber unſern höheren Begriffen von Sittlichkeit widerſtrebende oder auch ſchon im Alterthum als unſittlich und widernatürlich anerkannte Verhältniſſe (wie in der Oedipusſage) in einer ihrer Totalrichtung nach hochſittlichen Mythe nicht verſchwiegen werden konnten, glaubt ſolche der Bearbeiter dieſer Sagen auf eine Weiſe angedeutet zu haben, welche die Jugend weder zum Ausſpinnen unedler Bilder noch zum Grübeln der Neugier veranlaßt. Vorausgeſetzt wird bei dieſem Buche nur die allgemeinſte Kenntniß der griechiſch-römiſchen Mythologie und Vorzeit, wie ſie die Schulbildung unſrer vaterländiſchen Jugend bei Zeiten verſchafft. Das ganze Werk iſt auf drei Bände berechnet, wovon der zweite die Geſchichten von Troja, der dritte und letzte die Sagen von Ulyſſes und Aeneas enthalten wird.

Stuttgart, im Septbr. 1837.

G. Schwab.

Inhalts-Ueberſicht.

Erſtes Buch.

Seite

Prometheus 3

Die Menſchenalter 11

Deukalion und Pyrrha 15

Io 20

Phaethon 29

Europa 35

Kadmus 44

Pentheus 49

Perſeus 58

Ion 67

Dädalus und Ikarus 82

Zweites Buch.

Seite

Die Argonautenſage.

Jaſon und Pelias 91
Anlaß und Beginn des Argonautenzuges . . 93
Die Argonauten zu Lemnos 96
Die Argonauten im Lande der Dolionen 101
Herkules zurückgelaſſen 103
Pollux und der Bebrykenkönig 106
Phineus und die Harpyien 108
Die Symplegaden 112
Weitere Abentheuer 114
Jaſon im Palaſte des Aeetes 119
Medea und Aeetes 122
Der Rath des Argos 126
Medea verſpricht den Argonauten Hülfe 130
Jaſon und Medea 132
Jaſon erfüllt des Aeetes Begehr 138
Medea raubt das goldene Vließ 144
Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit Medea . 148
Weitere Heimfahrt der Argonauten 154
Neue Verfolgung der Kolchier 160
Letzte Abentheuer der Helden 162
Jaſons Ende 170

Drittes Buch.

Seite
Meleager und die Eberjagd . . . 179
Tantalus 185
Pelops 187
Niobe 191
Salmoneus 198

Viertes Buch.

Aus der Herkulesſage.

Herkules der Neugeborne 201
Die Erziehung des Herkules 203
Herkules am Scheidewege 204
Des Herkules erſte Thaten 208
Herkules im Gigantenkampf 210
Herkules und Euryſtheus 214
Die drei erſten Arbeiten des Herkules . . . 215
Die vierte Arbeit des Herkules bis zur ſechsten . 220
Die ſiebente, achte und neunte Arbeit des Herkules . 225
Die drei letzten Arbeiten des Herkules . . . 229
Herkules und Eurytus 238
Herkules bei Admetus 240
Herkules im Dienſte der Omphale 248
Die ſpäteren Heldenthaten des Herkules . . . 252
Herkules und Deianira 256
Herkules und Neſſus 258
Herkules, Jole und Deianira. Sein Ende . . . 260

Fünftes Buch.

Seite

Bellerophontes 271

Theſeus.

Seine Geburt und Jugend 277
Seine Wanderung zum Vater 280
Theſeus in Athen 283
Theſeus bei Minos 285
Theſeus als König 290
Der Amazonenkrieg 293
Theſeus und Pirithous. Lapithen- und Centaurenkampf 294
Theſeus und Phädra 299
Theſeus auf Frauenraub 306
Theſeus' Ende 308

Die Sage von Oedipus.

Des Oedipus Geburt, Jugend, Fluch, Vatermord . 312
Oedipus in Theben, heirathet ſeine Mutter . . 316
Die Entdeckung 318
Jokaſte und Oedipus ſtrafen ſich 324
Oedipus und Antigone 326
Oedipus auf Kolonos 328
Oedipus und Theſeus 333
Oedipus und Kreon 335
Oedipus und Polynices 337

Sechstes Buch.

Seite

Die Sieben gegen Thebe.

Polynices und Tydeus bei Adraſt 345
Auszug der Helden. Hypſipyle und Opheltes 348
Die Helden vor Thebe angekommen 352
Menökeus 355
Der Sturm auf die Stadt 359
Der Brüder Zweikampf 363
Kreons Beſchluß 368
Antigone und Kreon 371
Hämon und Antigone 372
Kreon's Strafe 375
Beſtattung der Thebaniſchen Helden 377
Die Epigonen 379
Alkmäon und das Halsband 382

Die Sage von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen 386
Demophoon 388
Makaria 393
Die Rettungsſchlacht 395
Euryſtheus vor Alkmene 399
Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen 401
Die Herakliden theilen den Peloponnes 406
Merope und Aepytus 408

Erſtes Buch.

Prometheus. — Die Menſchenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Io. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perſeus. — Ion. — Dädalus und Ikarus.

Prometheus.

Himmel und Erde waren geſchaffen: das Meer wogte in ſeinen Ufern, und die Fiſche ſpielten darin; in den Lüften ſangen beflügelt die Vögel; der Erdboden wimmelte von Thieren. Aber noch fehlte es an dem Geſchöpfe, deſſen Leib ſo beſchaffen war, daß der Geiſt in ihm Wohnung machen und von ihm aus die Erdenwelt beherrſchen konnte. Da betrat Prometheus die Erde, ein Sprößling des alten Göttergeſchlechtes, das Jupiter entthront hatte, ein Sohn des erdgebornen Uranusſohnes Japetus, kluger Erfindung voll. Dieſer wußte wohl, daß im Erdboden der Same des Himmels ſchlummere; darum nahm er vom Thone, befeuchtete denſelben mit dem Waſſer des Fluſſes, knetete ihn und formte daraus ein Gebilde, nach dem Ebenbilde der Götter, der Herren der Welt. Dieſen ſeinen Erdenkloß zu beleben, entlehnte er allenthalben von den Thierſeelen gute und böſe Eigenſchaften und ſchloß ſie in die Bruſt des Menſchen ein. Unter den Himmliſchen hatte er eine Freundin, Minerva, die Göttin der Weisheit. Dieſe bewunderte die Schöpfung des Titanenſohnes und blies dem halbbeſeelten Bilde den Geiſt, den göttlichen Athem ein.

So entſtanden die erſten Menſchen und füllten bald vervielfältigt die Erde. Lange aber wußten dieſe nicht, wie ſie ſich ihrer edlen Glieder und des empfangenen hörten hörend nicht; wie Traumgeſtalten liefen ſie umher, und wußten ſich der Schöpfung nicht zu bedienen. Unbekannt war ihnen die Kunſt, Steine auszugraben und zu behauen, aus Lehm Ziegel zu brennen, Balken aus dem gefällten Holze des Waldes zu zimmern, und mit allem dieſem ſich Häuſer zu erbauen. Unter der Erde, in ſonnenloſen Höhlen, wimmelte es von ihnen, wie von beweglichen Ameiſen: nicht den Winter, nicht den blüthenvollen Frühling, nicht den früchtereichen Sommer kannten ſie an ſicheren Zeichen; planlos war alles, was ſie verrichteten. Da nahm ſich Prometheus ſeiner Geſchöpfe an; er lehrte ſie den Auf- und Niedergang der Geſtirne beobachten, erfand ihnen die Kunſt zu zählen, die Buchſtabenſchrift; lehrte ſie Thiere ans Joch ſpannen und zu Genoſſen ihrer Arbeit brauchen, gewöhnte die Roſſe an Zügel und Wagen; erfand Nachen und Segel für die Schiffahrt. Auch fürs übrige Leben ſorgte er den Menſchen. Früher, wenn einer krank wurde, wußte er kein Mittel, nicht was von Speiſe und Trank ihm zuträglich ſey, kannte kein Salböl zur Linderung ſeiner Schäden; ſondern aus Mangel an Arzneien ſtarben ſie elendiglich dahin. Darum zeigte ihnen Prometheus die Miſchung milder Heilmittel, allerlei Krankheiten damit zu vertreiben. Dann lehrte er ſie die Wahrſagerkunſt, deutete ihnen Vorzeichen und Träume, Vogelflug und Opferſchau. Ferner führte er ihren Blick unter die Erde und ließ ſie hier das Erz, das Eiſen, das Silber und das Gold entdecken; kurz in alle Bequemlichkeiten und Künſte des Lebens leitete er ſie ein.

Im Himmel herrſchte mit ſeinen Kindern ſeit Kur-

das alte Göttergeſchlecht, von welchem auch Prometheus abſtammte, geſtürzt hatte.

Jetzt wurden die neuen Götter aufmerkſam auf das ebenentſtandene Menſchenvolk. Sie verlangten Verehrung von ihm für den Schutz, welchen ſie demſelben angedeihen zu laſſen bereitwillig waren. Zu Mekone in Griechenland ward ein Tag gehalten zwiſchen Sterblichen und Unſterblichen, und Rechte und Pflichten der Menſchen beſtimmt. Bei dieſer Verſammlung erſchien Prometheus als Anwalt ſeiner Menſchen, dafür zu ſorgen, daß die Götter für die übernommenen Schutzämter den Sterblichen nicht allzuläſtige Gebühren auferlegen möchten. Da verführte den Prometheus ſeine Klugheit, die Götter zu betrügen. Er ſchlachtete im Namen ſeiner Geſchöpfe einen großen Stier, davon ſollten die Himmliſchen wählen, was ſie für ſich davon verlangten. Er hatte aber nach Zerſtückelung des Opferthieres zwei Haufen gemacht; auf die eine Seite legte er das Fleiſch, das Eingeweide und den Speck, in die Haut des Stieres zuſammengefaßt, auf die andere die kahlen Knochen, künſtlich in das Unſchlitt des Schlachtopfers eingehüllt. Und dieſer Haufen war der größere. Jupiter der Göttervater, der allwiſſende, durchſchaute ſeinen Betrug und ſprach: „Sohn des Japetus, erlauchter König, guter Freund, wie ungleich haſt du die Theile getheilt!“ Prometheus glaubte jetzt erſt recht, daß er ihn betrogen, lächelte bei ſich ſelbſt und ſprach: „Erlauchter Jupiter, größter der ewigen Götter, wähle den Theil, den dir dein Herz im Buſen anräth zu wählen.“ Jupiter ergrimmte im Herzen, aber gefliſſentlich faßte er mit beiden Händen das weiße Unſchlitt. Als er es nun auseinander gedrückt und die bloßen Knochen gewahrte, ſtellte er ſich an, als entdeckte er jetzt eben erſt den Betrug und zornig ſprach er: „Ich ſehe wohl, Freund Japetionide, daß du die Kunſt des Truges noch nicht verlernt haſt!“

Jupiter beſchloß ſich an Prometheus für ſeinen Betrug zu rächen, und verſagte den Sterblichen die letzte Gabe, die ſie zur vollendeteren Geſittung bedurften, das Feuer. Doch auch dafür wußte der ſchlaue Sohn des Japetus Rath. Er nahm den langen Stängel des markigen Rieſenfenchels, näherte ſich mit ihm dem vorüberfahrenden Sonnenwagen, und ſetzte ſo den Stängel in gloſtenden Brand. Mit dieſem Feuerzunder kam er hernieder auf die Erde, und bald loderte der erſte Holzſtoß gen Himmel. In innerſter Seele ſchmerzte es den Donnerer, als er den fernhinleuchtenden Glanz des Feuers unter den Menſchen emporſteigen ſah. Sofort formte er, zum Erſatz für des Feuers Gebrauch, das den Sterblichen nicht mehr zu nehmen war, ein neues Uebel für ſie. Der ſeiner Kunſt wegen berühmte Feuergott Vulkanus mußte ihm das Scheinbild einer ſchönen Jungfrau fertigen; Minerva ſelbſt, die, auf Prometheus eiferſüchtig, ihm abhold geworden war, warf dem Bild ein weißes, ſchimmerndes Gewand über, ließ ihr einen Schleier über das Geſicht wallen, den das Mädchen mit den Händen getheilt hielt, bekränzte ihr Haupt mit friſchen Blumen und umſchlang es mit einer goldenen Binde, die gleichfalls Vulkanus ſeinem Vater zu lieb kunſtreich verfertigt und mit bunten Thiergeſtalten herrlich verziert hatte. Merkurius der Götterbote mußte dem holden Gebilde Sprache verleihen, und Venus allen Liebreiz. Alſo hatte

Jupiter unter der Geſtalt eines Gutes ein blendendes Uebel geſchaffen, und nannte ſie Pandora, das heißt die Allbeſchenkte, denn jeder der Unſterblichen hatte dem Mägdlein irgend ein unheilbringendes Geſchenk für die Menſchen mitgegeben. Darauf führte er die Jungfrau hernieder auf die Erde, wo Sterbliche vermiſcht mit den Göttern luſtwandelten. Alle mit einander bewunderten die unvergleichliche Geſtalt. Sie aber ſchritt zu Epimetheus, dem argloſeren Bruder des Prometheus, ihm das Geſchenk Jupiters zu bringen. Vergebens hatte dieſen der Bruder gewarnt, niemals ein Geſchenk vom Olympiſchen Jupiter anzunehmen, damit dem Menſchen kein Leid dadurch widerführe, ſondern es ſofort zurückzuſenden. Epimetheus, dieſes Wortes uneingedenk, nahm die ſchöne Jungfrau mit Freuden auf, und empfand das Uebel erſt als er es hatte. Denn bisher lebten die Geſchlechter der Menſchen, von ſeinem Bruder berathen, frei vom Uebel, ohne beſchwerliche Arbeit, ohne quälende Krankheit. Das Weib aber trug in den Händen ihr Geſchenk, ein großes Gefäß mit einem Deckel verſehen. Kaum bei Epimetheus angekommen, ſchlug ſie den Deckel zurück, und alsbald entflog dem Gefäße eine Schaar von Uebeln und verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle über die Erde. Ein einziges Gut war zu unterſt in dem Faſſe verborgen, die Hoffnung; aber auf den Rath des Göttervaters warf Pandora den Deckel wieder zu, ehe ſie herausflattern konnte und verſchloß ſie für immer in dem Gefäß. Das Elend füllte inzwiſchen in allen Geſtalten Erde, Luft und Meer. Die Krankheiten irrten bei Tag und bei Nacht unter den Menſchen umher, heimlich und ſchweigend, denn Jupiter hatte ihnen keine Stimme gegeben; eine Schaar von Fiebern hielt die Erde belagert, und der Tod, früher nur langſam die Sterblichen beſchleichend, beflügelte ſeinen Schritt.

Darauf wandte ſich Jupiter mit ſeiner Rache gegen Prometheus. Er übergab den Verbrecher dem Vulkanus, und ſeinen Dienern, dem Kratos und der Bia (dem Zwang und der Gewalt). Dieſe mußten ihn in die ſcythiſchen Einöden ſchleppen und hier, über einem ſchauderhaften Abgrund, an eine Felswand des Berges Caucaſus mit unauflöslichen Ketten ſchmieden. Ungerne vollzog Vulkanus den Auftrag ſeines Vaters, er liebte in dem Titanenſohne den verwandten Abkömmling ſeines Urgroßvaters Uranos, den ebenbürtigen Götterſprößling. Unter mitleidsvollen Worten, und von den roheren Knechten geſcholten, ließ er dieſe das grauſame Werk vollbringen. So mußte nun Prometheus an der freudloſen Klippe hängen, aufrecht, ſchlaflos, niemals im Stande, das müde Knie zu beugen. „Viele vergebliche Klagen und Seufzer wirſt du verſenden," ſagte Vulkanus zu ihm, „denn Jupiters Sinn iſt unerbittlich und alle die erſt ſeit kurzem die Herrſchergewalt an ſich geriſſen*, ſind hartherzig." Wirklich ſollte auch die Qual des Gefangenen ewig oder doch dreißigtauſend Jahre dauern. Obwohl laut aufſeufzend, und Winde, Ströme, Quellen und Meereswellen, die Allmutter Erde und den allſchauenden Sonnenkreis zu Zeugen ſeiner Pein aufrufend, blieb er doch ungebeugten

---

* Jupiter hatte den Kronos (Saturn) ſeinen Vater, und mit ihm die alte Götterdynaſtie, geſtürzt und ſich des Olympos mit Gewalt bemächtigt. Japetos und Kronos waren Brüder, Prometheus und Jupiter Geſchwiſterkinder.

nnes. „Was das Schickſal beſchloſſen hat, ſprach er,
ß derjenige tragen, der die unbezwingliche Gewalt der
thwendigkeit einſehen gelernt hat.“ Auch ließ er ſich
ch keine Drohungen Jupiters bewegen, die dunkle
iſſagung, daß dem Götterherrſcher durch einen neuen
ebund * Verderben und Untergang bevorſtehe, näher
zudeuten. Jupiter hielt Wort; er ſandte dem Gefeſ-
n einen Adler, der als täglicher Gaſt an ſeiner Le-
zehren durfte, die ſich, abgewaidet, immer wieder er-
erte. Dieſe Qual ſollte nicht eher aufhören, bis ein
atzmann erſcheinen würde, der durch freiwillige Ueber-
me des Todes, gewiſſermaßen ſein Stellvertreter zu
den ſich erböte.

Jener Zeitpunkt erſchien früher, als der Verurtheilte
h Jupiters Spruch erwarten durfte. Als er dreißig
re an dem Felſen gehangen, kam Herkules des Weges,
der Fahrt nach den Heſperiden und ihren Aepfeln
riffen. Wie er den Götterenkel am Caucaſus hängen
und ſich ſeines guten Rathes zu erfreuen hoffte, er-
nte ihn ſein Geſchick, denn er ſah zu, wie der Adler,
den Knieen des Prometheus ſitzend, an der Leber
Unglückſeligen fraß. Da legte er Keule und Löwen-
t hinter ſich, ſpannte den Bogen, entſandte den Pfeil
ſchoß den grauſamen Vogel von der Leber des Ge-
lten hinweg. Hierauf löſte er ſeine Feſſeln und
te den Befreiten mit ſich davon. Damit aber Jupiters
ingung erfüllt würde, ſtellte er ihm als Erſatzmann
Centauren Chiron, der erbötig war an Jenes Statt
ſterben; denn vorher war er unſterblich. Auf daß

Mit der Thetis.

jedoch Jupiters Urtheil, der den Prometheus auf weit längere Zeit an den Felſen geſprochen hatte, auch ſo nicht unvollzogen bliebe, ſo mußte Prometheus fortwährend einen eiſernen Ring tragen, an welchem ſich ein Steinchen von jenem Caucaſus-Felſen befand. So konnte ſich Jupiter rühmen, daß ſein Feind noch immer an den Caucaſus angeſchmiedet lebe.

Die Menſchenalter.[*]

Die erſten Menſchen, welche die Götter ſchufen, waren ein goldenes Geſchlecht. Dieſe lebten, ſo lange Kronos (Saturnus) dem Himmel vorſtand, ſorgenlos und den Göttern ſelbſt ähnlich, von Arbeit und Kummer entfernt. Auch die Leiden des Alters waren ihnen unbekannt; an Händen, Füßen und allen Gliedern immer rüſtig, freuten ſie ſich, von jeglichem Uebel frey, heiterer Gelage. Die ſeligen Götter hatten ſie lieb und ſchenkten ihnen auf reichen Fluren ſtattliche Heerden. Wenn ſie verſcheiden ſollten, ſanken ſie nur in ſanften Schlaf. So lange ſie aber lebten, hatten ſie alle möglichen Güter, das Erdreich gewährte ihnen alle Früchte von ſelbſt und im Ueberfluſſe, und ruhig mit allen Gütern geſegnet, vollbrachten ſie ihr Tagewerk. Nachdem jenes Geſchlecht nach dem Beſchluſſe des Schickſals von der Erde verſchwunden war, wurden ſie zu frommen Schutzgöttern, welche, dicht in Nebel gehüllt, die Erde rings durchwandelten, als Geber alles Guten, Behüter des Rechts, und Rächer aller Vergehungen.

Hierauf ſchufen die Unſterblichen ein zweites Menſchengeſchlecht aus Silber; dieſes war ſchon weit von jenem abgeartet, und glich ihm weder an Körpergeſtaltung noch an Geſinnung. Sondern ganze hundert Jahre wuchs der verzärtelte Knabe noch unmündig an Geiſt unter der mütterlichen Pflege im Aelternhauſe auf, und wenn einer endlich zum Jünglingsalter herangereift war, ſo blieb ihm nur noch kurze Friſt zum Leben übrig. Unvernünftige Handlungen ſtürzten dieſe neuen Menſchen in Jammer, denn ſie konnten ſchon ihre Leidenſchaften nicht mehr mäßigen und frevelten im Uebermuthe gegen einander. Auch die Altäre der Götter wollten ſie nicht mehr mit den gebührenden Opfern ehren. Deßwegen nahm Jupiter dieſes Geſchlecht wieder von der Erde hinweg, denn ihm gefiel nicht, daß ſie der Ehrfurcht gegen die Unſterblichen ermangelten. Doch waren auch dieſe noch nicht ſo entblößt von Vorzügen, daß ihnen nach ihrer Entfernung aus dem Leben nicht einige Ehre zum Antheil geworden wäre, und ſie durften als ſterbliche Dämonen noch auf der Erde umherwandeln.

---

[*] Dieſe Sage iſt unabhängig von der vorigen, und ſtimmt nicht mit ihr überein.

Nun erſchuf der Vater Zeus (Jupiter) ein drittes Geſchlecht von Menſchen, dieſes nur aus Erz. Das war auch dem ſilbernen völlig ungleich, grauſam, gewaltthätig, immer nur den Geſchäften des Krieges ergeben, immer Einer auf des Andern Beleidigung ſinnend. Sie verſchmähten es, von den Früchten des Feldes zu eſſen und nährten ſich vom Thierfleiſche; ihr Starrſinn war hart wie Diamant, ihr Leib von ungeheurem Gliederbau; Hände wuchſen ihnen von den Schultern, denen niemand nahekommen durfte. Ihr Gewehr war Erz, ihre Wohnung Erz, mit Erz beſtellten ſie das Feld; denn Eiſen war damals noch nicht vorhanden. Sie kehrten ihre eigenen Hände gegen einander; aber ſo groß und entſetzlich ſie waren, ſo vermochten ſie doch nichts gegen den ſchwarzen Tod und ſtiegen, vom hellen Sonnenlichte ſcheidend, in die ſchaurige Nacht der Unterwelt hernieder.

Als die Erde auch dieſes Geſchlecht eingehüllt hatte, brachte Zeus, der Sohn des Kronos, ein viertes Geſchlecht hervor, das auf der nährenden Erde wohnen ſollte. Dieß war wieder edler und gerechter, als das vorige. Es war das Geſchlecht der göttlichen Heroen, welche die Vorwelt auch Halbgötter genannt hat. Zuletzt vertilgte aber auch ſie Zwietracht und Krieg, die Einen vor den ſieben Thoren Thebe's, wo ſie um das Reich des Königes Oedipus kämpften, die Andern auf dem Geſilde Troja's, wohin ſie um der ſchönen Helena willen zahllos auf Schiffen gekommen waren. Als dieſe ihr Erdenleben in Kampf und Noth beſchloſſen hatten, ordnete ihnen der Vater Zeus ihren Sitz am Rande des Weltalls an, im Ocean, auf den Inſeln der Seligen. Dort führen ſie nach dem Tode ein glückliches und ſorgenfreies Leben, wo ihnen der fruchtbare Boden dreimal im Jahre honigſüße Früchte zum Labſal emporſendet.

„Ach wäre ich," ſo ſeufzet der alte Dichter Heſiodus, der dieſe Sage von den Menſchenaltern erzählt, „wäre ich doch nicht ein Genoſſe des fünften Menſchengeſchlechtes, das jetzt gekommen iſt; wäre ich früher geſtorben, oder ſpäter geboren! denn dieſes Menſchengeſchlecht iſt ein eiſernes! Gänzlich verderbt, ruhen dieſe Menſchen weder bei Tage noch bei Nacht von Kümmerniß und Beſchwerden, immer neue nagende Sorgen ſchicken ihnen die Götter. Sie ſelbſt aber ſind ſich die größte Plage. Der Vater iſt dem Sohne, der Sohn dem Vater nicht hold, der Gaſt haßt den ihn bewirthenden Freund, der Genoſſe den Genoſſen; auch unter Brüdern herrſcht nicht mehr herzliche Liebe, wie vor Zeiten. Dem grauen Haare der Aeltern ſelbſt wird die Ehrfurcht verſagt, Schmachreden werden gegen ſie ausgeſtoßen, Mißhandlungen müſſen ſie erdulden. Ihr grauſamen Menſchen, denket ihr denn gar nicht an das Göttergericht, daß ihr euren abgelebten Aeltern den Dank für ihre Pflege nicht erſtatten wollet? Ueberall gilt nur das Fauſtrecht; auf Städteverwüſtung ſinnen ſie gegeneinander. Nicht derjenige wird begünſtigt, der die Wahrheit ſchwört, der gerecht und gut iſt; nein, nur den Uebelthäter, den ſchnöden Frevler ehren ſie; Recht und Mäßigung gilt nichts mehr, der Böſe darf den Edleren verletzen, trügeriſche, krumme Worte ſprechen, Falſches beſchwören. Deßwegen ſind dieſe Menſchen auch ſo unglücklich. Schadenfrohe, mißlautige Scheelſucht verfolgt ſie und grollt ihnen mit dem neidiſchen Antlitz entgegen. Die Göttinnen der Scham und der heiligen Scheu, welche ſich bisher doch noch auf der Erde hatten blicken laſſen, verhüllen traurig ihren ſchönen Leib in das weiße Gewand, und verlaſſen die Menſchen, um ſich wieder in die Verſammlung der ewigen Götter zurückzuflüchten. Unter den ſterblichen Menſchen blieb nichts, als das traurige Elend zurück, und keine Rettung von dieſem Unheil iſt zu erwarten.“

Deukalion und Pyrrha.

Als das eherne Menſchengeſchlecht auf Erden hauſte und Jupiter, dem Weltbeherrſcher, ſchlimme Sage von ſeinen Freveln zu Ohren gekommen, beſchloß er ſelbſt in menſchlicher Bildung die Erde zu durchſtreifen. Aber allenthalben fand er das Gerücht noch geringer als die Wahrheit. Eines Abends in ſpäter Dämmerung trat er unter das ungaſtliche Obdach des Arkadierkönigs Lykaon, welcher durch Wildheit berüchtigt war. Er ließ durch einige Wunderzeichen merken, daß ein Gott gekommen ſey, und die Menge hatte ſich auf die Kniee geworfen. Lykaon jedoch ſpottete über dieſe frommen Gebete. „Laßt uns ſehen, ſprach er, ob es ein Sterblicher oder ein Gott ſey!“ Damit beſchloß er im Herzen den Gaſt um Mitternacht, wenn der Schlummer auf ihm laſtete, mit ungeahntem Tode zu verderben. Noch vorher aber ſchlachtete er einen armen Geiſel, den ihm das Volk der Moloſſer geſandt hatte, kochte die halb lebendigen Glieder in ſiedendem Waſſer, oder briet ſie am Feuer und ſetzte ſie dem Fremdling zum Nachtmahle auf den Tiſch. Jupiter, der alles durchſchaut hatte, fuhr vom Mahle empor und ſandte die rächende Flamme über die Burg des Gottloſen. Beſtürzt entfloh der König ins freie Feld. Der erſte Wehlaut, den er ausſtieß, war ein Geheul, ſein Gewand wurde zu Zotteln, ſeine Arme zu Beinen; er war in einen blutdürſtigen Wolf verwandelt.

Jupiter kehrte in den Olymp zurück, hielt mit den Göttern Rath, und gedachte das ruchloſe Menſchengeſchlecht zu vertilgen. Schon wollte er auf alle Länder die Blitze verſtreuen; aber die Furcht, der Aether möchte in Flammen gerathen und die Achſe des Weltalls verlodern, hielt ihn ab. Er legte die Donnerkeile, welche ihm die Cyklopen geſchmiedet, wieder bei Seite, und beſchloß, über die ganze Erde Platzregen vom Himmel zu ſenden, und ſo unter Wolkengüſſen die Sterblichen aufzureiben. Auf der Stelle ward der Nordwind ſammt allen andern Wolken verſcheuchenden Winden in die Höhlen des Aeolus verſchloſſen, und nur der Südwind von ihm ausgeſendet. Dieſer flog mit triefenden Schwingen zur Erde hinab, ſein entſetzliches Antlitz bedeckte pechſchwarzes Dunkel, ſein Bart war ſchwer von Gewölk, von ſeinem weißen Haupthaare rannte die Fluth, Nebel lagerten auf der Stirne, aus dem Buſen troff ihm das Waſſer. Der Südwind griff an den Himmel, faßte mit der Hand die weit umherhangenden Wolken und fing an ſie auszupreſſen. Der Donner rollte, gedrängte Regenfluth ſtürzte vom Himmel; die Saat beugte ſich unter dem wogenden Sturm, darnieder lag die Hoffnung des Landmanns, verdorben war die langwierige Arbeit des ganzen Jahrs. Auch Neptunus, Jupiters Bruder, kam ihm bei dem Zerſtörungswerke zu Hülfe, berief alle Flüſſe zuſammen und ſprach: „Laßt euren Strömungen alle Zügel ſchießen, fallt in die Häuſer, durchbrechet die Dämme!“ Sie vollführten ſeinen Befehl, und Neptun ſelbſt durchſtach mit ſeinem Dreizack das Erdreich und ſchaffte durch Erſchütterung den Fluthen Eingang. So ſtrömten die Flüſſe über die offene Flur hin, bedeckten die Felder, riſſen Baumpflanzungen, Tempel und Häuſer fort. Blieb auch wo ein Palaſt ſtehen, ſo deckte doch bald das Waſſer ſeinen Giebel und die höchſten Thürme verbargen ſich im Strudel. Meer und Erde waren bald nicht mehr unterſchieden; Alles war See, und geſtadeloſer See. Die Menſchen ſuchten ſich zu retten, ſo gut ſie konnten; der Eine erkletterte den höchſten Berg, der Andere beſtieg einen Kahn und ruderte nun über das Dach ſeines verſunkenen Landhauſes oder über die Hügel ſeiner Weinpflanzungen hin, daß der Kiel an ihnen ſtreifte. In den Aeſten der Wälder arbeiteten ſich die Fiſche ab; den Eber, den eilenden Hirſch erjagte die Fluth; ganze Völker wurden vom Waſſer hinweggerafft, und was die Welle verſchonte, ſtarb den Hungertod auf den ungebauten Haidegipfeln.

Ein ſolcher hoher Berg ragte noch mit zwei Spitzen im Lande Phocis über die Alles bedeckende Meerfluth hervor. Es war der Parnaſſus. An ihn ſchwamm **Deukalion**, des Prometheus Sohn, den dieſer gewarnt und ihm ein Schiff erbaut hatte, mit ſeiner Gattin Pyrrha im Nachen heran. Kein Mann, kein Weib war je erfunden worden, die an Rechtſchaffenheit und Götterſcheu dieſe beiden übertroffen hätten. Als nun Jupiter vom Himmel herab ſchauend die Welt von ſtehenden Sümpfen überſchwemmt und von den vielen tauſendmal Tauſenden nur ein einziges Menſchenpaar übrig ſah, beide unſträflich, beide andächtige Verehrer der Gottheit, da ſandte er den Nordwind aus, ſprengte die ſchwarzen Wolken und hieß ihn die Nebel entführen; er zeigte den Himmel der Erde, und die Erde dem Himmel wieder. Auch Neptun der Meeresfürſt legte den Dreizack nieder und beſänftigte die Fluth. Das Meer erhielt wieder Ufer, die Flüſſe kehrten in ihr Bett zurück; Wälder ſtreckten ihre mit Schlamm bedeckten Baumwipfel aus der Tiefe hervor, Hügel folgten, endlich breitete ſich auch wieder ebenes Land aus, und zuletzt war die Erde wieder da.

Deukalion blickte ſich um. Das Land war verwüſtet und in Grabesſtille verſenkt. Thränen rollten bei dieſem Anblick über ſeine Wangen, und er ſprach zu ſeinem Weibe Pyrrha: „Geliebte, einzige Lebensgenoſſin! So weit ich in die Länder ſchaue, nach allen Weltgegenden hin, kann ich keine lebende Seele entdecken. Wir zwei bilden mit einander das Volk der Erde, alle andern ſind in der Waſſerfluth untergegangen. Aber auch wir ſind unſres Lebens noch nicht mit Gewißheit ſicher. Jede Wolke, die ich ſehe, erſchreckt meine Seele noch. Und wenn auch alle Gefahr vorüber iſt, was fangen wir Einſamen auf der verlaſſenen Erde an? Ach, daß mich mein Vater Prometheus die Kunſt gelernt hätte, Menſchen zu erſchaffen und geformtem Tone Geiſt einzugießen!“ So ſprach er, und das verlaſſene Paar fing an zu weinen; dann warfen ſie vor einem halbzerſtörten Altar der Göttin Themis ſich auf die Knie nieder und begannen zu der Himmliſchen zu flehen: „Sag' uns an, o Göttin, durch welche Kunſt ſtellen wir unſer untergegangenes Geſchlecht wieder her! O hilf der verſunkenen Welt wieder zum Leben!“

„Verlaſſet meinen Altar, tönte die Stimme der Göttin, umſchleiert euer Haupt, löſet eure gegürteten Glieder, und werfet die Gebeine eurer Mutter hinter den Rücken.“

Lange verwunderten ſich beide über dieſen räthſelhaften Götterſpruch. Pyrrha brach zuerſt das Schweigen. „Verzeih mir, hohe Göttin, ſprach ſie, wenn ich zuſammenſchaudre, wenn ich dir nicht gehorſame und meiner Mutter Schatten nicht durch Zerſtreuung ihrer Gebeine kränken will!“ Aber dem Deukalion fuhr es durch den Geiſt wie ein Lichtſtrahl. Er beruhigte ſeine Gattin mit dem freundlichen Worte: „Entweder trügt mich mein Scharfſinn oder die Worte der Götter ſind fromm und verbergen keinen Frevel! Unſre große Mutter, das iſt die Erde, ihre Knochen ſind die Steine; und dieſe, Pyrrha, ſollen wir hinter uns werfen!“

Beide mißtrauten indeſſen dieſer Deutung noch lange. Jedoch, was ſchadet die Probe, dachten ſie. So gingen ſie dann ſeitwärts, verhüllten ihr Haupt, entgürteten ihre Kleider, und warfen, wie ihnen befohlen war, die Steine hinter ſich. Da ereignete ſich ein großes Wunder: das Geſtein begann ſeine Härtigkeit und Spröde abzulegen, wurde geſchmeidig, wuchs, gewann eine Geſtalt; menſchliche Formen traten an ihm hervor, doch noch nicht deutlich, ſondern rohen Gebilden, oder einer in Marmor vom Künſtler erſt aus dem Groben herausgemeißelten Figur ähnlich. Was jedoch an den Steinen Feuchtes oder Erdigtes war, das wurde zu Fleiſch an dem Körper; das Unbeugſame, Feſte ward in Knochen verwandelt; das Geäder in den Steinen blieb Geäder. So gewannen mit Hülfe der Götter in kurzer Friſt die vom Manne geworfenen Steine männliche Bildung, die vom Weibe geworfenen weibliche.

Dieſen ſeinen Urſprung verläugnet das menſchliche Geſchlecht nicht, es iſt ein hartes Geſchlecht und tauglich zur Arbeit. Jeden Augenblick erinnert es daran, aus welchem Stamm es erwachſen iſt.

Jo.

Inachus, der uralte Stammfürſt und König der Pelasger, hatte eine bildſchöne Tochter mit Namen Jo. Auf ſie war der Blick Jupiters, des Olympiſchen Herrſchers gefallen, als ſie auf der Wieſe von Lerna der Herden ihres Vaters pflegte. Der Gott ward von Liebe zu ihr entzündet, trat zu ihr in Menſchengeſtalt, und fing an, ſie mit verführeriſchen Schmeichelworten zu verſuchen: „O Jungfrau, glücklich iſt, der dich beſitzen wird; doch iſt kein Sterblicher deiner werth, und du verdienteſt des höchſten Jupiter Braut zu ſeyn! Wiſſe denn, ich bin Jupiter. Fliehe nicht vor mir. Die Hitze des Mittags brennt heiß. Tritt mit mir in den Schatten des erhabenen Haines, der uns dort zur Linken in ſeine Kühle einlädt; was machſt du dir in der Gluth des Tages zu ſchaffen? Fürchte dich doch nicht, den dunkeln Wald und die Schluchten, in welchen das Wild hauſet, zu betreten. Bin doch Ich da, dich zu ſchirmen, der Gott, der den Scepter des Himmels führt, und die zackigen Blitze über den Erdboden verſendet." Aber die Jungfrau floh vor dem Verſucher mit eiligen Schritten, und ſie wäre ihm auf den Flügeln der Angſt entkommen, wenn der verfolgende Gott ſeine Macht nicht mißbraucht, und das ganze Land in dichte Finſterniß gehüllt hätte. Rings umqualmte die Fliehende der Nebel, und bald waren ihre Schritte gehemmt durch die Furcht, an einen Felſen zu rennen, oder in einen Fluß zu ſtürzen. So kam die unglückliche Jo in die Gewalt des Gottes.

Juno, die Göttermutter, war längſt an die Treuloſigkeit ihres Gatten gewöhnt, der ſich von ihrer Liebe ab und den Töchtern der Halbgötter und der Sterblichen zuwandte; aber ſie vermochte ihren Zorn und ihre Eiferſucht nicht zu bändigen, und mit immer wachem Mißtrauen beobachtete ſie alle Schritte Jupiters auf der Erde. So ſchaute ſie auch jetzt gerade auf die Gegenden hernieder, wo ihr Gemahl ohne ihr Wiſſen wandelte. Zu ihrem großen Erſtaunen bemerkte ſie plötzlich, wie der heitere Tag auf Einer Stelle durch nächtlichen Nebel getrübt wurde, und wie dieſer weder einem Strome, noch dem dunſtigen Boden entſteige, noch ſonſt von einer natürlichen Urſache herrühre. Da kam ihr ſchnell ein Gedanke an die Untreue ihres Gatten; ſie ſpähte rings durch den Olymp und fand ihn nicht. „Entweder ich täuſche mich," ſprach ſie ergrimmt zu ſich ſelbſt, „oder ich werde von meinem Gatten ſchnöde gekränkt!" Und nun fuhr ſie auf einer Wolke vom hohen Aether zur Erde hernieder, und gebot dem Nebel, der den Entführer mit ſeiner Beute umſchloſſen hielt, zu weichen. Jupiter hatte die Ankunft ſeiner Gemahlin geahnt und um ſeine Geliebte ihrer Rache zu entziehen, verwandelte er die ſchöne Tochter des Inachus ſchnell in eine ſchmucke, ſchneeweiße Kuh. Aber auch ſo war die holdſelige Jungfrau noch ſchön geblieben. Juno, welche die Liſt ihres Gemahls alsbald durchſchaut hatte, pries das ſtattliche Thier, und fragte, als wüßte ſie nichts von der Wahrheit, wem die Kuh gehöre, von wannen und welcherlei Zucht ſie ſey. Jupiter, in der Noth und um ſie von weitrer Nachfrage abzuſchrecken, nahm ſeine Zuflucht zu einer Lüge und gab vor, die Kuh entſtamme der Erde. Juno gab ſich damit zufrieden, aber ſie bat ſich das ſchöne Thier von ihrem Gemahl zum Geſchenke aus. Was ſollte der betrogene Betrüger machen? Giebt er die Kuh her, ſo wird er ſeiner Geliebten verluſtig; verweigert er ſie, ſo erregt er erſt recht den Verdacht ſeiner Gemahlin, welche der Unglücklichen dann raſches Verderben ſenden wird! So entſchloß er ſich denn, für den Augenblick auf die Jungfrau zu verzichten, und ſchenkte die ſchimmernde Kuh, die er noch immer für unentdeckt hielt, ſeiner Gemahlin. Juno knüpfte, ſcheinbar beglückt durch die Gabe, dem ſchönen Thier ein Band um den Hals, und führte die Unſelige, der ein verzweifelndes Menſchenherz unter der Thiergeſtalt ſchlug, im Triumphe davon. Doch machte der Göttin dieſer Diebſtahl ſelbſt Angſt und ſie ruhte nicht, bis ſie ihre Nebenbuhlerin der ſicherſten Hut überantwortet hatte. Daher ſuchte ſie den Argus, den Sohn des Areſtor, auf, ein Ungethüm, das ihr zu dieſem Dienſte beſonders geeignet ſchien. Denn Argus hatte hundert Augen im Kopfe, von denen nur ein Paar abwechslungsweiſe ſich ſchloß und der Ruhe ergab, während die übrigen alle, über Vorder- und Hinterhaupt wie funkelnde Sterne zerſtreut, auf ihrem Poſten ausharrten. Dieſen gab Juno der armen Jo zum Wächter, damit ihr Gemahl Jupiter die entriſſene Geliebte nicht entführen könne. Unter ſeinen hundert Augen durfte Jo, die Kuh, des Tages über auf einer fetten Trift weiden; Argus aber ſtand in der Nähe, und wo er ſich immer hinſtellen mochte, erblickte er die ihm anvertraute; auch wenn er ſich abwandte, und ihr das Hinterhaupt zukehrte, hatte er Jo vor Augen. Wenn aber die Sonne untergegangen war, ſchloß er ſie ein, und belaſtete den Hals der unglückſeligen mit Ketten; bittre Kräuter und Baumlaub waren ihre Speiſe, ihr Bett der harte, nicht einmal immer mit Gras bedeckte Boden, ihr Trank ſchlammige Pfützen. Jo vergaß oft, daß ſie kein Menſch mehr war, ſie wollte Mitleiden erflehend ihre Arme zu Argus erheben: da ward ſie erſt daran erinnert, daß ſie keine Arme mehr hatte. Sie wollte ihm in Worten rührende Bitten vortragen: dann entfuhr ihrem Munde ein Brüllen, daß ſie vor ihrer eigenen Stimme erſchrack, welche ſie daran mahnte, wie ſie durch ihres Räubers Selbſtſucht in ein Vieh verwandelt worden ſey. Doch blieb Argus mit ihr nicht an Einer Stelle, denn ſo hatte es ihn Juno geheißen, die durch Veränderung ihres Aufenthalts ſie dem Gemahl um ſo gewiſſer zu entziehen hoffte. Daher zog ihr Wächter mit ihr im Lande herum, und ſo kam ſie auch mit ihm in ihre alte Heimath, an das Geſtade des Fluſſes, wo ſie ſo oft als Kind zu ſpielen gepflegt hatte. Da ſah ſie zum erſtenmal ihr Bild in der Fluth; als das Thierhaupt mit Hörnern ihr aus dem Waſſer entgegenblickte, ſchauderte ſie zurück und floh beſtürzt vor ſich ſelbſt. Ein ſehnſüchtiger Trieb führte ſie in die Nähe ihrer Schweſtern, in die Nähe ihres Vaters Inachus; aber dieſe erkannten ſie nicht; Inachus ſtreichelte wohl das ſchöne Thier, und reichte ihm Blätter, die er von dem nächſten Strauche pflückte; Jo beleckte dankbar ſeine Hand, und benetzte ſie mit Küſſen und heimlichen menſchlichen Thränen. Aber wen er liebkoste, und von wem er geliebkost wurde, das ahnete der Greis nicht. Endlich kam der Armen, deren Geiſt unter der Verwandlung nicht gelitten hatte, ein glücklicher Gedanke. Sie fing an, Schriftzeichen mit dem Fuße zu ziehen, und erregte durch dieſe Bewegung die Aufmerkſamkeit des Vaters, der bald im Staube die Kunde las, daß er ſein eigenes Kind vor ſich habe. „Ich Unglückſeliger," rief der Greis bei dieſer Entdeckung aus, indem er ſich an Horn und Nacken der ſtöhnenden Tochter hing, „ſo muß ich dich wiederfinden, die ich durch alle Länder geſucht habe! Wehe mir, du haſt mir weniger Kummer gemacht, ſo lange ich dich ſuchte, als jetzt, wo ich dich gefunden habe! Du ſchweigſt? Du kannſt mir kein tröſtendes Wort ſagen, mir nur mit einem Gebrüll antworten! Ich Thor, einſt ſann ich darauf, wie ich dir einen würdigen Eidam zuführen könnte, und dachte nur an Brautfackel und Vermählung. Nun biſt du ein Kind der Herde —" Argus, der grauſame Wächter, ließ den jammernden Vater nicht vollenden, er riß ſie von dem Vater hinweg und ſchleppte ſie fort, auf einſame Waiden. Dann klomm er ſelbſt einen Berggipfel empor und verſah ſein Amt, indem er mit ſeinen hundert Augen wachſam nach allen vier Winden hinauslugte.

Jupiter konnte das Leid der Inachustochter nicht länger ertragen. Er rief ſeinem geliebten Sohne Merkur, und befahl ihm, ſeine Liſt zu brauchen, und dem verhaßten Wächter das Augenlicht auszulöſchen. Dieſer beflügelte ſeine Füße, ergriff mit der mächtigen Hand ſeine einſchläfernde Ruthe und ſetzte ſeinen Reiſehut auf. So fuhr er von dem Palaſte ſeines Vaters zur Erde nieder. Dort legte er Hut und Schwingen ab, und behielt nur den Stab; ſo ſtellte er einen Hirten vor, lockte Ziegen an ſich und trieb ſie auf die abgelegenen Fluren, wo Io waidete und Argus die Wache hielt. Dort angekommen, zog er ein Hirtenrohr, das man Syringe nennt, hervor und fing an ſo anmuthig und voll zu blaſen, wie man von irdiſchen Hirten zu vernehmen nicht gewohnt iſt. Der Diener Juno's freute ſich dieſes ungewohnten Schalles, erhob ſich von ſeinem Felſenſitze und rief hernieder: „Wer du auch ſeyn magſt, willkommener Rohrbläſer, du könnteſt wohl bei mir auf dieſem Felſen hier ausruhen. Nirgends iſt der Graswuchs üppiger für das Vieh, als hier, und du ſiehſt, wie behaglich der Schatten dieſer dicht gepflanzten Bäume für den Hirten iſt!" Merkur dankte dem Rufenden, ſtieg hinauf und ſetzte ſich zu dem Wächter, mit welchem er eifrig zu plaudern anfing, und ſich ſo ernſtlich ins Geſpräch vertiefte, daß der Tag herumging, ehe Argus ſich deſſen verſah. Dieſem begannen die Augen zu ſchläfern, und nun griff Merkur wieder zu ſeinem Rohre, und verſuchte ſein Spiel, um ihn vollends in Schlummer zu wiegen. Aber Argus, der an den Zorn ſeiner Herrin dachte, wenn er ſeine Gefangene ohne Feſſeln und Obhut ließe, kämpfte mit dem Schlaf, und wenn ſich auch der Schlummer in einen Theil ſeiner Augen einſchlich, ſo wachte er doch fortdauernd mit dem andern Theile, nahm ſich zuſammen, und, da die Rohrpfeife erſt kürzlich erfunden worden war, ſo fragte er ſeinen Geſellen nach dem Urſprunge dieſer Erfindung. „Das will ich dir gerne erzählen," ſagte Merkur, „wenn du in dieſer ſpäten Abendſtunde Geduld und Aufmerkſamkeit genug haſt, mich anzuhören. In den Schneegebirgen Arkadiens wohnte eine berühmte Hamadryade (Baumnymphe), mit Namen Syringe. Die Waldgötter und Satyrn, von ihrer Schönheit bezaubert, verfolgten ſie ſchon lange mit ihrer Werbung, aber immer wußte ſie ihnen zu entſchlüpfen. Denn ſie ſcheute das Joch der Vermählung, und wollte, umgürtet und jagdliebend wie Diana, gleich dieſer in jungfräulichem Stande verharren. Endlich wurde auf ſeinen Streifereien durch jene Wälder auch der mächtige Gott Pan die Nymphe anſichtig, näherte ſich ihr und warb um ihre Hand dringend und im ſtolzen Bewußtſeyn ſeiner Hoheit. Aber die Nymphe verſchmähte ſein Flehen und flüchtete vor ihm durch unwegſame Steppen, bis ſie zuletzt an das langſame Waſſer des verſandeten Fluſſes Ladon kam, deſſen Wellen doch noch tief genug waren, der Jungfrau den Uebergang zu wehren. Hier beſchwor ſie ihre Schutzgöttin Diana, ehe ſie in die Hand des Gottes fiele, ihrer Verehrerin ſich zu erbarmen und ſie zu verwandeln. Indem kam der Gott herangeflogen und umfaßte die am Ufer zögernde; aber wie ſtaunte er, als er, ſtatt eine Nymphe zu umarmen, nur ein Schilfrohr umfaßt hielt; ſeine lauten Seufzer zogen vervielfältigt durch das Rohr, und wiederholten ſich mit tiefem, klagendem Geſäuſel. Der Zauber dieſes Wohllautes tröſtete den getäuſchten Gott. Wohl denn, verwandelte Nymphe, rief er mit ſchmerzlicher Freude, auch ſo ſoll unſre Verbindung unauflöslich ſeyn! Und nun ſchnitt er ſich von dem geliebten Schilfe ungleichförmige Röhren, verknüpfte ſie mit Wachs unter einander und nannte die lieblichtönende Flöte nach dem Namen der holden Hamadryade, und ſeitdem heißt dieſes Hirtenrohr Syringe . . . .“

So lautete die Erzählung Merkurs, bei welcher er den hundertäugigen Wächter unausgeſetzt im Auge behielt. Die Mähre war noch nicht zu Ende, als er ſah, wie ein Auge um das andere ſich unter der Decke geborgen hatte, und endlich alle die hundert Leuchten in dichtem Schlaf erloſchen waren. Nun hemmte der Götterbote ſeine Stimme, berührte mit ſeinem Zauberſtabe alle die hundert eingeſchläferten Augenlieder und verſtärkte ihre

Betäubung. Während nun der hundertäugige Argus in tiefem Schlafe nickte, griff Merkur ſchnell zu dem Sichelſchwerte, das er unter ſeinem Hirtenrocke verborgen trug, und hieb ihm den geſenkten Nacken, da wo der Hals zunächſt an den Kopf grenzt, durch und durch. Kopf und Rumpf ſtürzten nach einander vom Felſen herab und färbten das Geſtein mit einem Strome von Blut.

Nun war Jo befreit und obwohl noch unverwandelt, rannte ſie ohne Feſſeln davon. Aber den durchdringenden Blicken Juno's entging nicht, was in der Tiefe geſchehen war. Sie dachte auf eine ausgeſuchte Qual für ihre Nebenbuhlerin und ſandte ihr eine Bremſe, die das unglückliche Geſchöpf durch ihren Stich zum Wahnſinne trieb. Dieſe Qual jagte die Geängſtigte mit ihrem Stachel landflüchtig über den ganzen Erdkreis, zu den Scythen, an den Kaukaſus, zum Amazonenvolke, zum Cimmeriſchen Iſthmus und an die Maeotiſche See; dann hinüber nach Aſien und endlich nach langem verzweiflungsvollem Irrlaufe nach Aegypten. Hier am Strande des Nilufers angelangt, ſank Jo auf ihre Vorderfüße nieder und hob, den Hals rücklings gebogen, ihre ſtummen Augen zum Olymp empor, mit einem Blicke voll Haders gegen Jupiter. Den jammerte dieſes Anblickes; er eilte zu ſeiner Gemahlin Juno, umfing ihren Hals mit den Armen, flehte um Barmherzigkeit für das arme Mädchen, das ſchuldlos an ſeiner Verirrung war, und ſchwor ihr beim Waſſer der Unterwelt, bei dem die Götter ſchwören, von ſeiner Neigung zu ihr hinfort ganz abzulaſſen. Juno hörte während dieſer Bitte das flehentliche Brüllen der Kuh, das zum Olymp emporſtieg. Da ließ ſich die Göttermutter erweichen, und gab dem Gemahle Vollmacht, der Mißſtalteten den menſchlichen Leib zurückzugeben. Jupiter eilte zur Erde nieder und an den Nil. Hier ſtrich er der Kuh mit der Hand über den Rücken: da war es wunderbar anzuſchauen. Die Zotteln flohen vom Leibe des Thieres, das Gehörn ſchrumpfte zuſammen, die Scheibe der Augen verengte ſich, das Maul zog ſich zu Lippen zuſammen, Schultern und Hände kehrten wieder, die Klauen verſchwanden, nichts blieb von der Kuh übrig als die ſchöne weiße Farbe. In ganz verwandelter Geſtalt erhob ſich Jo vom Boden und ſtand aufrecht in menſchlicher Schönheit leuchtend. Am Nilſtrome gebar ſie dem Jupiter den Epaphus, und weil das Volk die wunderbar Verwandelte und Errettete göttergleich ehrte, ſo herrſchte ſie lange mit Fürſtengewalt über jene Lande. Doch blieb ſie auch ſo nicht ganz von Juno's Zorne verſchont. Dieſe ſtiftete das wilde Volk der Kureten auf, ihren jungen Sohn Epaphus zu entführen, und nun trat ſie aufs neue eine lange vergebliche Wanderung an, den Geraubten aufzuſuchen. Endlich, nachdem Jupiter die Kureten mit dem Blitz erſchlagen, fand ſie den entführten Sohn an der Gränze Aethiopiens wieder, kehrte mit ihm nach Aegypten zurück und ließ ihn an ihrer Seite herrſchen. Er heirathete die Memphis, und dieſe gebar ihm Libya, von der das Land Libyen den Namen erhielt. Mutter und Sohn wurden von dem Nilvolke nach beider Tode mit Tempeln geehrt, und erhielten, ſie als Iſis, er als Apis, göttliche Verehrung.

Phaethon.

Auf herrlichen Säulen erbaut, ſtand die Königsburg des Sonnengottes, von blitzendem Gold und glühendem Karfunkel ſchimmernd; den oberſten Giebel umſchloß blendendes Elfenbein, gedoppelte Thüren ſtrahlten in Silberglanz, darauf in erhabener Arbeit die ſchönſten Wundergeſchichten zu ſchauen waren. In dieſen Palaſt trat Phaethon, der Sohn des Sonnengottes Phöbus, und verlangte den Vater zu ſprechen. Doch ſtellte er ſich nur von ferne hin, denn in der Nähe war das ſtrahlende Licht nicht zu ertragen. Der Vater Phöbus, von Purpurgewand umhüllt, ſaß auf ſeinem fürſtlichen Stuhle, der mit glänzenden Smaragden beſetzt war; zu ſeiner Rechten und ſeiner Linken ſtand ſein Gefolge geordnet, der Tag, der Monat, das Jahr, die Jahrhunderte und die Horen; der jugendliche Lenz mit ſeinem Blüthenkranze, der Sommer mit Aehrengewinden bekränzt, der Herbſt mit einem Füllhorn voll Trauben, der eiſige Winter mit ſchneeweißen Haaren. Phöbus, in ihrer Mitte ſitzend, wurde mit ſeinem allſchauenden Auge bald den Jüngling gewahr, der über ſo viele Wunder ſtaunte. „Was iſt der Grund deiner Wallfahrt, ſprach er, was führt dich in den Palaſt deines göttlichen Vaters, mein Sohn?" Phaethon antwortete: „Erlauchter Vater, man ſpottet mein auf Erden, und beſchimpft meine Mutter Klymene. Sie ſprechen, ich erheuchle nur himmliſche Abkunft, und ſey von einem dunkeln Vater geboren. Darum komme ich, von dir ein Unterpfand zu erbitten, das mich vor aller Welt als deinen wirklichen Sprößling darſtelle."

So ſprach er; da legte Phöbus die Strahlen, die ihm rings das Haupt umleuchten, ab, und hieß ihn näher herantreten; dann umarmte er ihn und ſprach: „deine Mutter Klymene hat die Wahrheit geſagt, mein Sohn, und ich werde dich vor der Welt nimmermehr verläugnen. Damit du aber ja nicht ferner zweifelſt, ſo erbitte dir ein Geſchenk! Ich ſchwöre beim Styx, dem Fluſſe der Unterwelt, bei welchem alle Götter ſchwören, deine Bitte, welche ſie auch ſey, ſoll dir erfüllt werden!“ Phaethon ließ den Vater kaum ausreden. „So erfülle mir denn, ſprach er, meinen glühendſten Wunſch, und vertraue mir nur auf einen Tag die Lenkung deines geflügelten Sonnenwagens.“

Schrecken und Reue ward ſichtbar auf dem Angeſichte des Gottes. Drei, viermal ſchüttelte er ſein umleuchtetes Haupt und rief endlich: „O Sohn, du haſt mich ein ſinnloſes Wort ſprechen laſſen! O dürfte ich dir doch meine Verheißung nimmermehr gewähren! Du verlangſt ein Geſchäft, dem deine Kräfte nicht gewachſen ſind; du biſt zu jung; du biſt ſterblich, und was du wünſcheſt, iſt ein Werk der Unſterblichen! Ja, du erſtrebeſt ſogar mehr, als den übrigen Göttern zu erlangen vergönnt iſt. Denn auſſer mir vermag keiner von ihnen auf der gluthenſprühenden Axe zu ſtehen. Der Weg, den mein Wagen zu machen hat, iſt gar ſteil, mit Mühe erklimmt ihn in der Frühe des Morgens mein noch friſches Roſſegeſpann. Die Mitte der Laufbahn iſt zu oberſt am Himmel. Glaube mir, wenn ich auf meinem Wagen in ſolcher Höhe ſtehe, da kommt mich oft ſelbſt ein Grauſen an und mein Haupt droht ein Schwindel zu faſſen, wenn ich ſo herniederblicke in die Tiefe, und Meer und Land weit unter mir liegt. Zuletzt iſt dann die Straße ganz

abſchüſſig, da bedarf es gar ſicherer Lenkung. Die Meeresgöttin Thetis ſelbſt, die mich dann in ihre Fluthen aufzunehmen bereit iſt, pflegt alsdann zu befürchten, ich möchte in die Tiefe geſchmettert werden. Dazu bedenke, daß der Himmel ſich in beſtändigem Umſchwunge dreht, und ich dieſem reißenden Kreislaufe entgegen fahren muß. Wie vermöchteſt du das, wenn ich dir auch meinen Wagen gäbe? Darum geliebter Sohn, verlange nicht ein ſo ſchlimmes Geſchenk, und beſſere deinen Wunſch, ſo lange es noch Zeit iſt. Sieh mein erſchrecktes Geſicht an. O könnteſt du durch meine Augen in mein ſorgenvolles Vaterherz eindringen! Verlange, was du ſonſt willſt von allen Gütern des Himmels und der Erde! Ich ſchwöre dir beim Styx, du ſollſt es haben! Was umarmſt du mich mit ſolchem Ungeſtüm?“

Aber der Jüngling ließ mit Flehen nicht ab, und der Vater hatte den heiligen Schwur geſchworen. So nahm er denn ſeinen Sohn bei der Hand und führte ihn zu dem Sonnenwagen, Vulkans herrlicher Arbeit. Achſe, Deichſel und der Kranz der Räder waren von Gold, die Speichen Silber; vom Joche ſchimmerten Chryſolithen und Juwelen. Während Phaeton die herrliche Arbeit beherzt anſtaunte, thut im gerötheten Oſten die erwachte Morgenröthe ihr Purpurthor und ihren Vorſaal, der voll Roſen iſt, auf. Die Sterne verſchwinden allmählig, der Morgenſtern iſt der letzte, der ſeinen Poſten am Himmel verläßt, und die äußerſten Hörner des Mondes verlieren ſich am Rande. Jetzt giebt Phöbus den geflügelten Horen den Befehl, die Roſſe zu ſchirren; und dieſe führen die gluthſprühenden Thiere, von Ambroſia geſättigt, von den erhabenen Krippen und legen ihnen herr-

liche Zäume an. Während dieß geſchieht, beſtrich
Vater das Antlitz ſeines Sohnes mit einer heiligen Sal
und machte es dadurch geſchickt, die glühende Flamme
ertragen. Um das Haupthaar legte er ihm ſeine Str
lenſonne, aber er ſeufzte dazu, und ſprach warner
„Kind, ſchone mir die Stacheln, brauche wacker die Züg
denn die Roſſe rennen ſchon von ſelbſt, und es ko
Mühe, ſie im Fluge zu halten; die Straße geht ſch
in weit umbiegender Krümmung; den Südpol
den Nordpol mußt du meiden. Du erblickſt deutl
die Gleiſe der Räder. Senke dich nicht zu tief, ſo
geräth die Erde in Brand; ſteige nicht zu hoch, ſo
verbrennſt du den Himmel. Auf, die Finſterniß flie
nimm die Zügel zur Hand; oder — noch iſt es Ze
beſinne dich, liebes Kind; überlaß den Wagen mir,
mich der Welt das Licht ſchenken, und bleibe du
ſchauer!“

Der Jüngling ſchien die Worte des Vaters
nicht zu hören, er ſchwang ſich mit einem Sprung
den Wagen, ganz erfreut, die Zügel in den Händen
haben, und nickte dem unzufriedenen Vater einen kurz
freundlichen Dank. Mittlerweile füllten die vier Flüg
roſſe mit gluthathmendem Wiehern die Luft und ihr
ſtampfte gegen die Barren. Thetis, Phaethons Gr
mutter, welcher nichts vom Looſe des Enkels ahnte,
dieſe auf; die Welt lag in unendlichem Raume vor
Blicken des Knaben, die Roſſe flogen die Bahn aufwär
und ſpalteten die Morgennebel, die vor ihnen lagen.

Inzwiſchen fühlten die Roſſe wohl, daß ſie nicht
gewohnte Laſt tragen, und das Joch leichter ſey, als
wöhnlich; und wie Schiffe, wenn ſie das rechte Gewi

nicht haben, im Meere ſchwanken, ſo machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor geſtoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Roſſegeſpann dieß merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlaſſend, und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaethon fing an zu erbeben, er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Roſſe bändigen ſollte. Als nun der Unglückliche hoch vom Himmel abwärts ſah, auf die tief, tief unter ihm ſich hinſtreckenden Länder, wurde er blaß und ſeine Kniee zitterten von plötzlichem Schrecken. Er ſah rückwärts; ſchon lag viel Himmel hinter ihm, aber mehr noch vor ſeinen Augen. Beides ermaß er in ſeinem Geiſte. Unwiſſend, was beginnen, ſtarrte er in die Weite, ließ die Zügel nicht nach, zog ſie auch nicht weiter an; er wollte den Roſſen rufen, aber er kannte ihre Namen nicht. Mit Grauen ſah er die mannigfaltigen Sternbilder an, die in abentheuerlichen Geſtalten am Himmel herumhingen. Da ließ er, von kaltem Entſetzen gefaßt, die Zügel fahren, und wie dieſe herabſchlotternd den Rücken der Pferde berührten, ſo verließen die Roſſe ihre Spur, ſchweiften ſeitwärts in fremde Luftgebiete, gingen bald hoch empor, bald tief hernieder, jetzt ſtießen ſie an den Firſternen an, jetzt wurden ſie auf abſchüſſigem Pfade in die Nachbarſchaft der Erde herabgeriſſen. Schon berührten ſie die erſte Wolkenſchichte, die bald entzündet aufdampfte. Immer tiefer ſtürzte der Wagen, und unverſehens war er einem Hochgebirge nahe gekommen. Da lechzte vor Hitze der Boden, ſpaltete ſich, und weil plötzlich alle Säfte austrockneten, fing er an zu glimmen; das Haidegras wurde weißgelb und welkte hinweg;

weiter unten loderte das Laub der Waldbäume auf; bald war die Gluth bei der Ebene angekommen: nun wurde die Saat weggebrannt; ganze Städte loderten in Flammen auf, Länder mit all ihrer Bevölkerung wurden verſengt; rings brannten Hügel, Wälder und Berge. Damals ſollen auch die Mohren ſchwarz geworden ſeyn. Die Ströme verſiegten, oder flohen erſchreckt nach ihrer Quelle zurück, das Meer ſelbſt wurde zuſammengedrängt, und was jüngſt noch See war, wurde trockenes Sandfeld.

An allen Seiten ſah Phaethon den Erdkreis entzündet; ihm ſelbſt wurde die Gluth bald unerträglich; wie tief aus dem Innern einer Feuereſſe athmete er ſiedende Luft ein, und fühlte unter ſeinen Sohlen wie der Wagen erglühe. Schon konnte er den Dampf und die vom Erdbrand emporgeſchleuderte Aſche nicht mehr ertragen; Qualm und pechſchwarzes Dunkel umgab ihn; das Flügelgeſpann riß ihn nach Willkühr fort; endlich ergriff die Gluth ſeine Haare, er ſtürzte aus dem Wagen, und brennend wurde er durch die Luft gewirbelt, wie zuweilen ein Stern bei heiterer Luft durch den Himmel zu ſchieſſen ſcheint. Ferne von der Heimath nahm ihn der breite Strom Eridanos auf und beſpülte ihm ſein ſchäumendes Angeſicht.

Phöbus der Vater, der dieß Alles mit anſehen mußte, verhüllte ſein Haupt in brütender Trauer. Damals, ſagt man, ſey ein Tag der Erde ohne Sonnenlicht vorübergeflohen. Der ungeheure Brand leuchtete allein.

Europa.

Im Lande Tyrus und Sidon erwuchs die Jungfrau Europa, die Tochter des Königes Agenor, in der tiefen Abgeſchiedenheit des väterlichen Palaſtes. Zu dieſer ward nachmitternächtlicher Weile, wo untrügliche Träume die Sterblichen beſuchen, ein ſeltſames Traumbild vom Himmel geſendet. Es kam ihr vor, als erſchienen zwei Welttheile in Frauengeſtalt, Aſien und der gegenüberliegende, und ſtritten um ihren Beſitz. Die eine der Frauen hatte die Geſtalt einer Fremden; die andere — und dieß war Aſien — glich an Ausſehen und Geberde einer Einheimiſchen. Dieſe wehrte ſich mit zärtlichem Eifer für ihr Kind Europa, ſprechend, daß ſie es ſey, welche die geliebte Tochter geboren und geſäugt hätte. Das fremde Weib aber umfaßte ſie, wie einen Raub, mit gewaltigen Armen, und zog ſie mit ſich fort, ohne daß Europa im Innern zu widerſtreben vermochte. „Komm nur mit mir, Liebchen, ſprach die Fremde, ich trage dich als Beute dem Aegiderſchütterer Jupiter entgegen; ſo iſt dirs vom Geſchicke beſchieden.“ Mit klopfendem Herzen erwachte Europa, und richtete ſich vom Lager auf, denn das Nachtgeſicht war hell wie ein Anblick des Tages geweſen. Lange Zeit ſaß ſie unbeweglich aufrecht im Bette, vor ſich hinſtarrend, und vor ihren weit aufgethanen Augenſternen ſtanden noch die beiden Weiber. Erſt ſpät öffneten ſich ihre Lippen zum bangen Selbſtgeſpräche: „Welcher Himmliſche, ſprach ſie, hat mir dieſe Bilder zugeſchickt? Was für wunderbare Träume haben mich aufgeſchreckt, die im Vaterhauſe ſüß und ſicher ſchlummerte? Wer war doch die Fremde, die ich im Traume geſehen? Welch eine wunderbare Sehnſucht nach ihr regt ſich in meinem Herzen! Und wie iſt ſie ſelbſt mir ſo liebreich entgegen gekommen und, auch als ſie mich gewaltſam entführte, mit welchem Mutterblicke hat ſie mich angelächelt! Mögen die ſeligen Götter mir den Traum zum Beſten kehren!"

Der Morgen war herangekommen; der helle Tagesſchein verwiſchte den nächtlichen Schimmer des Traumes aus der Seele der Jungfrau, und Europa erhub ſich zu den Beſchäftigungen und Freuden ihres jungfräulichen Lebens. Bald ſammelten ſich um ſie ihre Altersgenoſſinnen und Geſpielinnen, Töchter der erſten Häuſer, welche ſie zu Chortänzen, Opfern und Luſtgängen zu begleiten pflegten. Auch jetzt kamen ſie, ihre Herrin zu einem Gange nach den blumenreichen Wieſen des Meeres einzuladen, wo ſich die Mädchen der Gegend ſchaarenweiſe zu verſammeln und am üppigen Wuchſe der Blumen und am rauſchenden Halle des Meeres zu erfreuen pflegten. Alle Mädchen waren in ſchmucke blumengeſtickte Gewande gekleidet; Europa ſelbſt trug ein wunderwürdiges Goldgeſticktes Schleppkleid voll glänzender Bilder aus der Götterſage; das herrliche Gewand war ein Werk des Vulkanus, ein uraltes Göttergeſchenk des Erderſchütterers Neptunus, das dieſer der Libya geſchenkt hatte, als er um ſie warb. Aus ihrem Beſitze war es von Hand zu Hand als Erbſtück in das Haus des Agenor gekommen. Mit dieſem Brautſchmuck angethan eilte die holdſelige Europa an der Spitze ihrer Geſpielinnen den Meereswieſen zu, die voll der bunteſten Blumen ſtanden. Jubelnd zerſtreute ſich die Schaar der Mädchen da und dorthin, jede ſuchte ſich eine Blume auf, die nach ihrem Sinne war. Die eine pflückte die glänzende Narciſſe, die andere wandte ſich der Balſam ausſtrömenden Hyacinthe zu, eine dritte erwählte ſich das ſanfter duftende Veilchen, andern gefiel der gewürzige Quendel, wieder andere mähten den gelben lockenden Krokus. So flogen die Geſpielinnen hin und her; Europa aber hatte bald ihr Ziel gefunden, ſie ſtand, wie unter den Grazien die ſchaumgeborne Liebesgöttin, alle ihre Genoſſinnen überragend und hielt hoch in der Hand einen vollen Strauß von glühenden Roſen.

Als ſie genug Blumen geſammelt, lagerten ſich die Jungfrauen, ihre Fürſtin in der Mitte, harmlos auf dem Raſen und fingen an Kränze zu flechten, die ſie, den Nymphen der Wieſe zum Dank, an grünenden Bäumen aufhängen wollten. Aber nicht lange ſollten ſie ihren Sinn an den Blumen ergötzen, denn in das ſorgloſe Jugendleben Europa's griff unverſehens das Schickſal ein, das ihr der Traum der verſchwundenen Nacht geweiſſagt hatte. Jupiter, der Kronide, war von den Geſchoßen der Liebesgöttin, die allein auch den unbezwungenen Göttervater zu beſiegen vermochten, getroffen und von der Schönheit der jungen Europa ergriffen worden. Weil er aber den Zorn der eiferſüchtigen Juno fürchtete, auch nicht hoffen durfte, den unſchuldigen Sinn der Jungfrau zu bethören, ſo ſann der verſchlagene Gott auf eine neue Liſt. Er verwandelte ſeine Geſtalt und wurde ein Stier. Aber welch ein Stier! Nicht, wie er auf gemeiner Wieſe geht, oder unters Joch gebeugt den ſchwer beladenen Wagen zieht; nein, groß, herrlich von Geſtalt, mit ſchwellenden Muskeln am Halſe und vollen Wampen am Bug, ſeine Hörner waren zierlich und klein, wie von Händen gedrechſelt und durchſichtiger, als reine Juwelen; goldgelb war ſeine Leibfarbe, nur mitten auf der Stirne ſchimmerte ein ſilberweißes Maal, dem gekrümmten Horne des wachſenden Mondes ähnlich; bläulichte, von Verlangen funkelnde Augen rollten ihm im Kopfe.

Ehe Jupiter dieſe Verwandlung mit ſich vornahm, rief er zu ſich auf den Olymp den Merkurius und ſprach, ohne ihm etwas von ſeinen Abſichten zu enthüllen: „Spute dich, lieber Sohn, getreuer Vollbringer meiner Befehle! Siehſt du dort unten das Land, das links zu uns emporblickt [illegible] Es iſt Phönicien: dieſes betritt, und treibe mir das Vieh des Königes Agenor, das du auf den Bergtriſten weidend finden wirſt, gegen das Meeresufer hinab.“ In wenigen Augenblicken war der geflügelte Gott, dem Winke ſeines Vaters gehorſam, auf der ſidoniſchen Bergwaide angekommen und trieb die Heerde des Königes, unter die ſich auch, ohne daß Merkur es geahnt hätte, der verwandelte Jupiter als Stier gemiſcht hatte, vom Berge herab nach dem angewieſenen Strande, eben auf jene Wieſen, wo die Tochter Agenors, von tyriſchen Jungfrauen umringt, ſorglos mit Blumen tändelte. Die übrige Heerde nun zerſtreute ſich über die Wieſen ferne von den Mädchen; nur der ſchöne Stier, in welchem der Gott verborgen war, näherte ſich dem Raſenhügel, auf welchem Europa mit ihren Geſpielinnen ſaß. Schmuck wandelte er im üppigen Graſe einher, über ſeiner Stirne ſchwebte kein Drohen, ſein funkelndes Auge flößte keine Furcht ein: ſein ganzes Ausſehen war voll Sanftmuth. Europa und ihre Jungfrauen bewunderten die edle Geſtalt des Thieres und ſeine friedlichen Gebärden, ja ſie bekamen Luſt, ihn recht in der Nähe zu beſehen, und ihm den ſchimmernden Rücken zu ſtreicheln. Der Stier ſchien dies zu merken, denn er kam immer näher und ſtellte ſich endlich dicht vor Europa hin. Dieſe ſprang auf und wich anfangs einige Schritte zurück; als aber das Thier ſo gar zahm ſtehen blieb, faßte ſie ſich ein Herz, näherte ſich wieder und hielt ihm ihren Blumenſtrauß vor das ſchäumende Maul, aus dem ſie ein ambroſiſcher Athem anwehte. Der Stier leckte ſchmeichelnd die dargebotenen Blumen und die zarte Jungfrauenhand, die ihm den Schaum abwiſchte und ihn liebreich zu ſtreicheln begann. Immer reizender kam der herrliche Stier der Jungfrau vor, ja ſie wagte es und drückte einen Kuß auf ſeine glänzende Stirne. Da ließ das Thier ein freudiges Brüllen hören, nicht wie andere gemeine Stiere brüllen, ſondern es tönte wie der Klang einer lydiſchen Flöte, die ein Bergthal durchhallt. Dann kauerte er ſich zu den Füßen der ſchönen Fürſtin nieder, blickte ſie ſehnſüchtig an, wandte ihr den Nacken zu und zeigte ihr den breiten Rücken. Da ſprach Europa zu ihren Freundinnen, den Jungfrauen: „Kommt doch auch näher, liebe Geſpielinnen, daß wir uns auf den Rücken dieſes ſchönen Stieres ſetzen und unſere Luſt haben: ich glaube, er könnte unſerer Viere aufnehmen und beherbergen, wie ein geräumiges Schiff. Er iſt ſo ſanftmüthig anzuſchauen, ſo holdſelig; er gleicht gar nicht anderen Stieren: wahrhaftig, er hat Verſtand, wie ein Menſch und es fehlt ihm gar nichts, als die Rede!“ Mit dieſen Worten nahm ſie ihren Geſpielinnen die Kränze, einen nach dem andern, aus den Händen und behängte damit die geſenkten Hörner des Stieres; da ſchwang ſie ſich lächelnd auf ſeinen Rücken, während ihre Freundinnen zaudernd und unſchlüſſig zuſahen.

Der Stier aber, als er die geraubt, die er gewollt hatte, ſprang vom Boden auf. Anfangs ging er ganz ſachte mit der Jungfrau davon, doch ſo, daß ihre Genoſſinnen nicht gleichen Schritt mit ſeinem Gange halten konnten. Als er die Wieſen im Rücken und den kahlen Strand vor ſich hatte, verdoppelte er ſeinen Lauf und glich nun nicht mehr einem trabenden Stiere, ſondern einem fliegenden Roß. Und ehe ſich Europa beſinnen konnte, war er mit einem Satz ins Meer geſprungen, und ſchwamm mit ſeiner Beute dahin. Die Jungfrau hielt mit der Rechten eines ſeiner Hörner umklammert, mit der Linken ſtützte ſie ſich auf den Rücken; in ihre Gewänder blies der Wind, wie in ein Segel; ängſtlich blickte ſie nach dem verlaſſenen Lande zurück, und rief umſonſt den Geſpielinnen; das Waſſer umwallte den ſegelnden Stier, und, ſeine hüpfenden Wellen ſcheuend, zog ſie furchtſam die Ferſen hinauf. Aber das Thier ſchwamm dahin wie ein Schiff; bald war das Ufer verſchwunden, die Sonne untergegangen, und im Helldunkel der Nacht ſah die unglückliche Jungfrau nichts um ſich her, als Wogen und Geſtirne. So ging es fort, auch als der Morgen kam; den ganzen Tag ſchwamm ſie auf dem Thiere durch die unendliche Fluth dahin; doch wußte dieſes ſo geſchickt die Wellen zu durchſchneiden, daß kein Tropfen ſeine geliebte Beute benetzte. Endlich gegen Abend erreichten ſie ein fernes Ufer. Der Stier ſchwang ſich ans Land, ließ die Jungfrau unter einem gewölbten Baume ſanft vom Rücken gleiten und verſchwand vor ihren Blicken. An ſeine Stelle trat ein herrlicher, göttergleicher Mann, der ihr erklärte, daß er der Beherrſcher der Inſel Kreta ſey, und ſie ſchützen werde, wenn er durch ihren Beſitz beglückt würde. Europa in ihrer troſtloſen Verlaſſenheit, reichte ihm ihre Hand als Zeichen der Einwilligung, und Jupiter hatte das Ziel ſeiner Wünſche erreicht. Auch er verſchwand, wie er gekommen war. Aus langer Betäubung erwachte Europa, als ſchon die Morgenſonne am Himmel ſtand. Mit verirrten Blicken ſah ſie um ſich her, als wollte ſie die Heimath ſuchen. „Vater, Vater!“ rief ſie mit durchdringendem Wehelaut, beſann ſich eine Weile und rief wieder: „Ich verworfene Tochter, wie darf ich den Vaternamen nur ausſprechen? Welcher Wahnſinn hat mich die Kindesliebe vergeſſen laſſen!“ Dann ſah ſie wieder, wie ſich beſinnend, umher und fragte ſich ſelbſt: „Woher, wohin bin ich gekommen? — Zu leicht iſt Ein Tod für die Schuld der Jungfrau! Aber wache ich denn auch und beweine einen wirklichen Schimpf? Nein, ich bin gewiß unſchuldig an allem, und es neckt meinen Geiſt nur ein nichtiges Traumbild, das der Morgenſchlaf wieder entführen wird! Wie wäre es auch möglich, daß ich mich hätte entſchließen können, lieber auf dem Rücken eines Unthieres durch unendliche Fluten zu ſchwimmen, als in holder Sicherheit friſche Blumen zu pflücken!“ — So ſprach ſie und fuhr mit der flachen Hand über die Augenlieder, als wollte ſie den verhaßten Traum verwiſchen. Als ſie aber um ſich blickte, blieben die fremden Gegenſtände unverrückt vor ihren Augen; unbekannte Bäume und Felſen umgaben ſie, und eine unheimliche Meeresflut ſchäumte, an unheimlichen Klippen ſich brechend, empor am niegeſchauten Geſtade. „Ach, wer mir jetzt den verfluchten Stier auslieferte,“ rief ſie verzweifelnd: „wie wollte ich ihn zerfleiſchen: nicht ruhen wollte ich, bis ich die Hörner des

Ungeheuers zerbrochen, das mir jüngſt noch ſo liebenswürdig erſchien! Eitler Wunſch! Nachdem ich ſchamlos die Heimath verlaſſen, was bleibt mir übrig, als zu ſterben? Wenn ich nicht von allen Göttern verlaſſen bin, ſo ſendet mir, ihr Himmliſchen, einen Löwen, einen Tiger! Vielleicht reizt ſie die Fülle meiner Schönheit, und ich muß nicht warten, bis der entſetzliche Hunger an dieſen blühenden Wangen zehrt!“ Aber kein wildes Thier erſchien; lächelnd und friedlich lag die fremde Gegend vor ihr und vom unumwölkten Himmel leuchtete die Sonne. Wie von Furien beſtürmt, ſprang die verlaſſene Jungfrau auf. „Elende Europa, rief ſie, hörſt du nicht die Stimme deines abweſenden Vaters, der dich verflucht, wenn du deinem ſchimpflichen Leben nicht ein Ende machſt! Zeigt er dir nicht jene Eiche, an welche du dich mit deinem Gürtel aufhängen kannſt? Deutet er nicht hin auf jenes ſpitze Felsgeſtein, von welchem herab dich ein Sprung in den Sturm der Meeresfluth begraben wird? Oder willſt du lieber einem Barbarenfürſten als Nebenweib dienen, und, als Sclavin, von Tag zu Tag die zugetheilte Wolle abſpinnen, du, eines hohen Königes Tochter?“ So quälte ſich das unglückliche verlaſſene Mädchen mit Todesgedanken, und fühlte doch nicht den Muth in ſich, zu ſterben. Da vernahm ſie plötzlich ein heimliches ſpottendes Flüſtern hinter ſich, glaubte ſich belauſcht, und blickte erſchrocken rückwärts. In überirdiſchem Glanze ſah ſie da die Göttin Venus vor ſich ſtehen, ihren kleinen Sohn, den Liebesgott, mit geſenktem Bogen zur Seite. Noch ſchwebte ein Lächeln auf den Lippen der Göttin, dann ſprach ſie: „Laß deinen Zorn und Hader, ſchönes Mädchen! Der verhaßte Stier wird kommen und dir die Hörner zum Zerreißen arreichen, ich bin es, die dir im väterlichen Hauſe jenen Traum geſendet. Tröſte dich, Europa! Jupiter iſt es, der ich geraubt hat; du biſt die irdiſche Gattin des unbeſiegen Gottes: unſterblich wird dein Name werden; denn er fremde Welttheil, der dich aufgenommen hat, heißt infort Europa!“

Kadmus.

Kadmus war ein Sohn des phönizischen Königes Agenor, ein Bruder der Europa. Als Jupiter dieſe, in einen Stier verwandelt, entführt hatte, ſandte den Kadmus und deſſen Brüder ſein Vater aus, ſie zu ſuchen, und ohne ſie erlaubte er ihnen nicht wieder zurückzukommen. Lange hatte Kadmus vergebens die Welt durchirrt, ohne Jupiters Schliche entdecken zu können. Als er die Hoffnung verloren hatte, ſeine Schweſter wieder aufzufinden, ſcheute er ſeines Vaters Zorn, wandte ſich an das Orakel Phöbus-Apollo's und forſchte, welches Land er inskünftige bewohnen ſollte. Apollo gab ihm die Weiſung: „Du wirſt ein Rind auf einſamen Auen treffen, das noch kein Joch geduldet hat. Von dieſem ſollſt du dich leiten laſſen, und an dem Platze, wo es im Graſe ruhen wird; erbaue Mauern und nenne die Stadt Theben.“

Kaum hatte Kadmus die kaſtaliſche Höhle verlaſſen, wo Apolls Orakel war, als er ſchon auf der grünen Waide eine Kuh ſich bedächtig ergehen ſah, die noch kein Zeichen der Dienſtbarkeit um den Nacken trug. Lautlos zu Phöbus betend folgte er mit langſamen Schritten den Spuren des Thieres. Schon hatte er die Furth des Cephiſſus durchwatet und war über eine gute Strecke Landes gekommen, als auf einmal das Rind ſtille ſtand, ſein Gehörn gen Himmel ſtreckte und die Luft mit Brüllen erfüllte; dann ſchaute es rückwärts nach der Schaar der Männer, die ihm folgte, und kauerte ſich endlich im ſchwellenden Graſe nieder.

Voll Dankes warf ſich Kadmus auf der fremden Erde nieder und küßte ſie. Hierauf wollte er dem Jupiter opfern, und hieß die Diener ſich aufmachen um ihm Waſſer aus lebendigem Quell zum Trankopfer zu holen. Dort war ein altes Gehölz, das noch von keinem Beile jemals ausgehauen worden war, mitten darin bildete durch zuſammengefügtes Felsgeſtein, mit Geſtrüppe und Strauchwerk verwachſen, eine Kluft, reich an Quellwaſſer, ein niedriges Gewölbe. In dieſer Höhle verſteckt ruhte ein grauſamer Drache. Weithin ſah man ſeinen rothen Kamm ſchimmern, aus den Augen ſprühte Feuer, ſein Leib ſchwoll von Gift, mit drei Zungen ziſchte er, und mit drei Reihen Zähne war ſein Rachen bewaffnet. Wie nun die Phönizier den Hain betreten hatten, und der Krug, niedergelaſſen, in den Wellen plätſcherte, ſtreckte der bläuliche Drache plötzlich ſein Haupt weit aus der Höhle und erhub ein entſetzliches Ziſchen. Die Schöpfurnen entgleiteten der Hand der Diener, und vor Schrecken ſtockte ihnen das Blut im Leibe. Der Drache aber verwickelte ſeine ſchuppigen Ringe zum ſchlüpfrigen Knäuel, dann krümmte er ſich im Bogenſprunge, und über die Hälfte aufgerichtet ſchaute er auf den Wald herab. Dann reckte er ſich gegen die Phönizier aus, tödtete die einen durch ſeinen Biß, die andern erdrückte er mit ſeiner Umſchlingung, noch andere erſtickte ſein bloßer Anhauch und wieder andere brachte ſein giftiger Geifer um.

Kadmus wußte nicht, warum ſeine Diener ſo lange zauderten. Zuletzt machte er ſich auf, ſelbſt nach ihnen zu ſchauen. Er deckte ſich mit dem Felle, das er einem Löwen abgezogen hatte, nahm Lanze und Wurfſpieß mit ſich, dazu ein Herz, das beſſer war, als jede Waffe. Das erſte was ihm beim Eintritt in den Hain aufſtieß, waren die Leichen ſeiner getödteten Diener, und über ihnen ſah er den Feind mit geſchwollenem Leibe triumphiren und mit der blutigen Zunge die Leichname belecken. „Ihr armen Genoſſen," rief Kadmus voll Jammer aus, „entweder bin ich euer Rächer, oder der Gefährte eures Todes!" Mit dieſen Worten ergriff er ein Felsſtück und ſandte es gegen den Drachen. Mauern und Thürme hätte wohl der Stein erſchüttert, ſo groß war er. Aber der Drache blieb unverwundet, ſein harter ſchwarzer Balg und die Schuppenhaut ſchirmten ihn wie ein eherner Panzer. Nun verſuchte es der Held mit dem Wurfſpieß. Dieſem hielt der Leib des Ungeheuers nicht Stand, die ſtählerne Spitze ſtieg tief in ſein Eingeweide nieder. Wüthend vor Schmerz drehte der Drache den Kopf gegen den Rücken und zermalmte dadurch die Stange des Wurfſpießes, aber das Eiſen blieb im Leibe ſtecken. Ein Streich vom Schwerte ſteigerte noch ſeine Wuth, der Schlund ſchwoll ihm auf, und weißer Schaum floß aus dem giftigen Rachen. Aufrechter als ein Baumſtamm ſchoß der Drache hinaus, dann rannte er mit der Bruſt wieder gegen die Waldbäume. Agenors Sohn wich dem Anfalle aus, deckte ſich mit der Löwenhaut und ließ die Drachenzähne an der Lanzenſpitze ſich abmüden. Endlich fieng das Blut dem Unthier aus dem Halſe zu fließen an, und röthete die grünen Kräuter umher; aber die Wunde war nur leicht, denn es wich jedem Stoß und Stiche aus, und verſtattete ihnen nicht feſt zu ſitzen. Zuletzt jedoch ſtieß ihm Kadmus das Schwert in die Gurgel, ſo tief, daß es rücklings in einen Eichbaum fuhr und mit dem Nacken des Ungeheuers zugleich der Stamm durchbohrt wurde. Der Baum wurde von dem Gewichte des Drachen krumm gebogen und ſeufzte, weil er ſich den Stamm von der Spitze des Schweifes gepeitſcht fühlte. Nun war der Feind überwältigt.

Kadmus betrachtete den erlegten Drachen lange; als er ſich wieder umſah, ſtand Pallas-Athene (Minerva), die vom Himmel herniedergefahren war, zu ſeiner Seite, und befahl ihm ſofort die Zähne des Drachen als Nachwuchs künftigen Volkes in aufgelockertes Erdreich zu ſäen. Er gehorchte der Göttin, öffnete mit dem Pflug eine breite Furche auf dem Boden, und fing an die Drachenzähne, wie ihm befohlen war, die Oeffnung entlang auszuſtreuen. Auf einmal begann die Scholle ſich zu rühren, und aus den Furchen hervor blickte zuerſt nur die Spitze einer Lanze, dann kam ein Helm hervor, auf welchem ein farbiger Buſch ſich ſchwenkte, bald ragten Schulter und Bruſt, und bewaffnete Arme aus dem Boden, und endlich ſtand ein gerüſteter Krieger, vom Kopf bis zum Fuße der Erde entwachſen, da. Dieß geſchah an vielen Orten zugleich, und eine ganze Saat bewaffneter Männer wuchs vor den Augen des Phöniziers empor.

Agenors Sohn erſchrack und war gefaßt darauf, einen neuen Feind bekämpfen zu müſſen. Aber einer von dem erdentſproſſenen Volke rief ihm zu: „Nimm die Waffen nicht, menge dich nicht in innere Kriege!“ Sofort holte dieſer auf einen der ihm zunächſt aus der Furche hervorgekommenen Brüder mit einem Schwertſtreich aus; ihn ſelbſt ſtreckte zu gleicher Zeit ein Wurfſpieß nieder, der aus der Ferne geflogen kam. Auch der, welcher ihm den Tod gegeben, verhauchte unter einer Wunde den kaum empfangenen Lebensathem bald wieder.

Der ganze Männerſchwarm tobte in fürchterlichem Wechſelkampfe; faſt alle lagen mit zuckender Bruſt auf dem Boden und die Mutter Erde trank das Blut ihrer eben erſt geborenen Söhne. Nur fünf waren übrig geblieben. Einer davon — er ward ſpäter Echion genannt — warf zuerſt auf Minervens Geheiß die Waffen zur Erde, und erbot ſich zum Frieden; ihm folgten die Andern.

Mit dieſer fünf erdentſproſſenen Krieger Hülfe baute der phöniziſche Fremdling Kadmus die neue Stadt, dem Orakel des Phöbus gehorſam, und nannte ſie, wie ihm befohlen war, Theben.

Pentheus.

Zu Theben ward Bacchus oder Dionyſos, der Sohn Jupiters und Semele's, der Enkel des Kadmus, wunderbar geboren, der Gott der Fruchtbarkeit, der Erfinder des Weinſtocks. In Indien erzogen, verließ er bald die Nymphen, ſeine Pflegerinnen, und durchreiste die Länder, um allenthalben die Menſchen zu bilden, den Bau des herzerfreuenden Weines zu lehren, und die Verehrung ſeiner Gottheit zu gründen. So gütig er gegen ſeine Freunde war, ſo hart beſtrafte er diejenigen, die ſeinen Gottesdienſt nicht anerkennen wollten. Schon war ſein Ruhm durch die Städte Griechenlands und bis zur Stadt ſeiner Geburt, nach Theben, gedrungen. Dort aber herrſchte **Pentheus**, welchem Kadmus das Königreich übergeben hatte, der Sohn des erdentſproſſenen Echion und der Agave, einer Mutterſchweſter des Bacchus. Dieſer war ein Verächter der Götter und zu meiſt ſeines Verwandten, des Dionyſos. Als nun der Gott mit ſeinem jauchzenden Gefolge von Bacchanten herannahte, um ſich dem Könige von Theben als Gott zu offenbaren, hörte dieſer nicht auf die Warnung des blinden, greiſen Sehers Tireſias, und als ihm die Nachricht zu Ohren kam, daß auch aus Theben Männer, Frauen und Jungfrauen zur Verehrung des neuen Gottes hinausſtrömten, fing er an ergrimmt zu ſchelten: „Welch ein Wahnſinn hat euch bethört, ihr drachenentſproſſenen Thebaner, daß euch, die kein Schlachtſchwert, keine Trompete jemals geſchreckt hat, jetzt ein weichlicher Zug von berauſchten Thoren und Weibern beſiegt? Und ihr Phönizier, die ihr weit über

Meere hierher gefahren ſeyd, und euren alten Göttern eine Stadt gegründet, habt ihr ganz vergeſſen, aus welchem Heldengeſchlecht ihr gezeugt ſeyd? Wollt ihr es dulden, daß ein wehrloſes Knäblein Theben erobere, ein Weichling mit balſamtriefendem Haar, auf dem ein Kranz aus Weinlaub ſitzt, in Purpur und Gold anſtatt in Stahl gekleidet, der kein Roß tummeln kann, dem keine Wehr, keine Fehde behagt? Wenn nur ihr wieder zur Beſinnung kommet, ſo will ich ihn bald nöthigen, einzugeſtehen, daß er ein Menſch iſt, wie ich, ſein Vetter, daß nicht Jupiter ſein Vater und alle dieſe prächtige Gottesverehrung erlogen iſt! Dann wandte er ſich zu ſeinen Dienern, und befahl ihnen, den Anführer dieſer neuen Raſerei, wo ſie ihn anträfen, zu faſſen und in Feſſeln herzuſchleppen.

Seine Freunde und Verwandte, die um den König waren, erſchracken über dieſen frechen Befehl, ſein Ahnherr Kadmus, der in hohem Greiſenalter noch lebte, ſchüttelte das Haupt und mißbilligte das Thun des Enkels; aber durch Ermahnungen wurde ſeine Wuth nur geſtachelt, ſie ſchäumte über alle Hinderniſſe hin, wie ein raſender Fluß über das Wehr.

Unterdeſſen kamen die Diener mit blutigen Köpfen zurück. „Wo habt ihr den Bacchus?“ rief ihnen Pentheus zornig entgegen. „Den Bacchus,“ antworteten ſie, „haben wir nirgends geſehen. Dafür bringen wir hier einen Mann aus ſeinem Gefolge. Er ſcheint noch nicht lange bei ihm zu ſeyn.“ Pentheus ſtarrte den Gefangenen mit grimmigen Augen an, und ſchrie dann: „Mann des Todes! denn auf der Stelle mußt du, den andern zu einem warnenden Beiſpiele, ſterben! Sag an, wie heißt dein

und deiner Eltern Name, wie dein Land; und, ſag' auch, warum verehrſt du die neuen Gebräuche?“

Frei und ohne Furcht erwiederte Jener: „Mein Name iſt Alötes, meine Heimath Mäonien, meine Eltern ſind aus dem gemeinen Volke. Keine Fluren, keine Heerden ließ mir der Vater zum Erbtheil, er lehrte mich nur die Kunſt mit der Angelruthe zu fiſchen, denn dieſe Kunſt war all ſein Reichthum. Bald lernte ich auch ein Schiff regieren, die leitenden Geſtirne, die Winde, die wohlgelegenen Häfen kennen, und fing an, Schiffahrt zu treiben. Einſt, auf einer Fahrt nach Delos, gerieth ich an eine unbekannte Küſte, wo wir anlegten. Ein Sprung brachte mich auf den feuchten Sand, und ich übernachtete hier noch ohne die Gefährten am Ufer. Des andern Tages machte ich mich mit der erſten Morgenröthe auf, und beſtieg einen Hügel, um zu ſehen, was der Wind uns verſpreche. Inzwiſchen hatten auch meine Gefährten gelandet, und auf dem Rückwege nach dem Schiffe begegnete ich ihnen, wie ſie gerade einen Jüngling mit ſich ſchleppten, den ſie am verlaſſenen Geſtade geraubt hatten. Der Knabe, von jungfräulicher Schönheit, ſchien vom Weine betäubt, taumelnd wie von Schläfrigkeit, und hatte Mühe, ihnen zu folgen. Als ich Angeſicht, Haltung, Bewegung des Jünglings näher ins Auge faßte, ſchien ſich mir an demſelben etwas Ueberirdiſches zu offenbaren. „Was für ein Gott in dem Jüngling ſey,“ ſo ſprach ich zu der Mannſchaft, „weiß ich noch nicht recht; aber ſo viel iſt mir gewiß, daß ein Gott in ihm iſt.“ „Wer du auch ſeyeſt,“ ſprach ich weiter, „ſey uns hold und fördere unſere Arbeit! Verzeih auch dieſen, die dich geraubt!“ — „Was fällt dir ein,“ rief ein anderer, „laß du das Beten!“ Auch die übrigen lachten über mich, von Raubgier verblendet, und ſomit faßten ſie den Knaben, um ihn in das Schiff zu ſchleppen. Vergebens ſtellte ich mich entgegen: der Jüngſte und Kräftigſte unter der Rotte, aus einer Tyrrheniſchen Stadt wegen eines Mordes flüchtig, packte mich an der Gurgel und ſchleuderte mich hinaus. Ich wäre im Meere ertrunken, wenn mich das Tackelwerk nicht aufgefangen hätte. Inzwiſchen war der Knabe wie in tiefem Schlummer auf dem Schiffe, wohin man ihn gebracht hatte, gelegen. Plötzlich, wie vom Geſchrei erwacht und vom Rauſche zurückgekehrt, raffte er ſich auf, trat unter die Schiffer und rief: „Welcher Lärm? Sprecht ihr Männer, durch welches Geſchick kam ich hierher? Wohin wollt ihr mich bringen?“ — „Fürchte dich nicht Knabe,“ ſprach einer der falſchen Schiffer, „nenne uns nur den Hafen, nach welchem du gebracht zu werden wünſcheſt, gewiß wir ſetzen dich ab, wo du es verlangſt.“ „Nun wohl,“ ſprach der Knabe, „ſo richtet den Lauf nach der Inſel Naros, dort iſt meine Heimath!“ Die Betrüger verſprachen es ihm bei allen Göttern und hießen mich die Segel richten. Uns zur rechten Seite lag Naros. Wie ich nun die Segel rechtshin ſpanne, winken und murmeln ſie mir alle zu: „Unſinniger, was machſt du? Was für ein Wahnwitz plagt dich? Fahr links!“ Ich erſtaunte darüber, und begriff ſie nicht. „Nehme ſich ein anderer des Schiffes an!“ ſprach ich, und trat auf die Seite. „Als ob das Heil unſrer Fahrt allein auf dir beruhte!“ ſchrie mich ein roher Geſelle an, und verrichtete das Geſchäft anſtatt meiner. So ließen ſie Naros liegen, und ſteuerten in der entgegengeſetzten Richtung. Hohnlächelnd, als ob er den Trug jetzt erſt bemerke, ſchaute der Götterjüngling vom Hinterverdeck in die See, und mit verſtellten Thränen ſprach er: „Wehe, nicht dieſe Geſtade verhießet ihr mir, Schiffer, dieß iſt nicht das erbetene Land! Iſt es auch Recht, daß ihr alten Männer ein Kind auf dieſe Weiſe täuſchet?“ Aber die gottesvergeſſene Rotte ſpottete ſeiner und meiner Thränen, und ruderte eilig davon. Plötzlich aber, als umſchlöſſe ſie ein trockenes Schiffswerft, ſtand die Barke mitten im Meere ſtill. Vergebens ſchlagen ihre Ruder die See, ziehen ſie die Segel herab, ſtreben fort mit doppelter Kraft. Epheu fängt an die Ruder zu umſchlingen, kriecht rückwärts in geſchlängelter Windung herauf, ſtreift mit ſeinen ſchwellenden Träubchen ſchon die Segel; Bacchus ſelbſt — denn er war es — ſteht herrlich da, die Stirn mit beerenbelaſteten Trauben bekränzt, den mit Weinlaub umſchlungenen Thyrſusſtab ſchwingend. Tiger, Luchſe, Panther erſchienen um ihn gelagert, ein duftiger Strom von Wein ergoß ſich durch das Schiff. Jetzt ſprangen die Männer ſcheu empor, in Furcht und Wahnſinn. Dem erſten, der aufſchreien wollte, krümmte ſich Maul und Naſe zum Fiſchmaul, und ehe die andern ſich darüber entſetzen konnten, war auch ihnen das gleiche geſchehen, ihr Leib ſenkte ſich von blauen Schuppen umgeben, der Rückgrat wurde hochgewölbt, die Arme ſchrumpften zu Floßfedern ein, die Füße vereinigten ſich zu einem Schwanze. Sie waren alle miteinander zu Fiſchen geworden, ſprangen in das Meer und tauchten auf und nieder. Ich von zwanzigen war allein übrig geblieben, aber ich zitterte an allen Gliedern und erwartete jeden Augenblick dieſelbe Verwandlung. Bacchus jedoch ſprach mir freundlich zu, weil ich ihm ja nur Gutes erwieſen habe. „Fürchte dich nicht,“ ſagte er, „und ſteure mich gen Naros.“ Als wir dort gelandet hatten, weihte er mich an ſeinem Altar zum feierlichen Dienſte ſeiner Gottheit ein.“

„Schon zu lange horchen wir deinem Geſchwätz,“ ſchrie jetzt der König Pentheus, „auf, ergreifet ihn, ihr Diener, peinigt ihn mit tauſend Martern und ſchickt ihn zur Unterwelt hinab!“ Die Knechte gehorchten und warfen den Schiffer gefeſſelt in einen tiefen Kerker. Aber eine unſichtbare Hand befreite ihn.

Nun begann erſt die ernſtliche Verfolgung der Bacchusfeier. Des Pentheus eigene Mutter, Agave und ihre Schweſtern, hatten Theil an dem rauſchenden Gottesdienſte genommen. Der König ſandte nach ihnen aus, und ließ alle Bacchantinnen in den Stadtkerker werfen. Aber ohne Hülfe eines Sterblichen werden auch ſie ihrer Bande ledig, die Pforten ihres Gefängniſſes thun ſich auf, und ſie rennen in bacchiſcher Begeiſterung frei in den Wäldern umher. Der Diener, der abgeſandt worden, mit bewaffneter Macht den Gott ſelbſt einzufangen, kam ganz beſtürzt zurück, denn Jener hatte ſich willig und lächelnd den Feſſeln dargeboten. So ſtand er jetzt gefangen vor dem Könige, der ſelbſt nicht umhin konnte, ſeine jugendliche göttliche Schönheit zu bewundern. Und doch beharrte er in ſeiner Verblendung, und behandelte ihn als einen Betrüger, der den Namen Bacchus fälſchlich führe. Er ließ den gefangenen Gott mit Feſſeln belaſten und im hinterſten und tiefſten Theile ſeines Palaſtes, in der Nähe der Pferdekrippen, in einem dunkeln Loche verwahren. Auf des Gottes Geheiß ſpaltete jedoch ein Erdbeben das Gemäuer, ſeine Bande verſchwanden. Er trat unverſehrt und herrlicher als zuvor in die Mitte ſeiner Verehrer.

Ein Bote über dem andern kam vor den König Pentheus und meldete ihm, welche Wunderthaten die Chöre begeiſterter Frauen, von ſeiner Mutter und ihren Schweſtern angeführt, verrichteten. Ihr Stab durfte nur an Felſen ſchlagen, ſo ſprang Waſſer oder ſprudelnder Wein heraus, die Bäche floßen unter ſeinem Zauberſchlage mit Milch, aus den hohlen Bäumen träufelte Honig. „Ja,“ fügte einer der Boten hinzu, „wäreſt du zugegen geweſen, o Herr, und hätteſt den Gott, den du jetzt ſchiltſt, ſelbſt geſehen, du würdeſt dich in Gebeten vor ihm niedergeworfen haben!“

Pentheus, immer entrüſteter, bot auf dieſe Nachrichten alle ſchwerbewaffneten Krieger, alle Reiter, alle Leichtbeſchildeten gegen das raſende Weiberheer auf. Da erſchien Bacchus ſelbſt wieder, und trat als ſein eigener Abgeordneter vor den König. Er verſprach, ihm die Bacchantinnen entwaffnet vorzuführen, wenn nur der König ſelbſt die Frauentracht anlegen wolle, damit er nicht als Mann und Uneingeweihter von ihnen zerriſſen werde. Ungerne und mit ſehr natürlichem Mißtrauen ging Pentheus auf den Vorſchlag ein; doch folgte er endlich dem Gotte zur Schlachtbank. Aber als er hinausſchritt zur Stadt, war er ſchon vom Wahnſinne, den ihm der mächtige Gott zugeſandt hatte, beſeſſen. Ihm däuchte es, als ſchaue er zwei Sonnen, ein gedoppeltes Theben, und jedes ſeiner Thore zwiefach. Bacchus ſelbſt kam ihm vor, wie ein Stier, der mit großen Hörnern an dem Kopfe vor ihm herſchreite. Er ſelbſt wurde wider Willen von bacchiſcher Begeiſterung ergriffen, verlangte und erhielt einen Thyrſusſtab, und ſtürmte in Raſerei dahin. So gelangten ſie in ein tiefes, quellenreiches, von Fichten beſchattetes Thal, wo die Bacchusprieſterinnen ihrem Gotte Hymnen ſangen, andere ihre Thyrſusſtäbe mit friſchem Epheu bekleideten. Des Pentheus Augen aber waren mit Blindheit geſchlagen, oder ſein Führer Bacchus hatte ihn ſo zu leiten gewußt, daß ſie die Verſammlung der begeiſterten Frauen nicht gewahr wurden. Der Gott faßte nun mit ſeiner wunderbar in die Höhe reichenden Hand den Gipfel eines Tannenbaumes, beugte ihn hernieder, wie man einen Weidenzweig biegt, ſetzte den wahnſinnigen Pentheus darauf, und ließ den Baum ſachte und vorſichtig allmählig wieder in ſeine vorige Lage zurückkehren. Wie durch ein Wunder blieb der König feſt ſitzen und erſchien auf einmal, hoch auf dem Tannenwipfel hingepflanzt, den Bacchantinnen im Thale, ohne daß er ſie erblickte. Dann rief Dionyſos mit lauter Stimme ins Thal hinab: „Ihr Mägde, ſchauet hier den, der unſere heiligen Feſte verſpottet; beſtrafet ihn!“ Der Aether ſchwieg, kein Blatt im Walde regte ſich, kein Schrei eines Wildes ertönte. Auf richteten ſich die Bacchantinnen, ſperrten ihre Augenſterne weit auf, und horchten auf der Stimme Hall, die zum zweitenmal ertönte. Als ſie in dem Wort ihren Meiſter erkannt, ſchoſſen ſie dahin, ſchneller denn Tauben; wilder Wahnſinn, vom Gotte geſandt, trieb ſie mitten durch die angeſchwollenen Waldbäche. Endlich waren ſie nahe genug gekommen, um ihren Herrn und Verfolger auf dem Tannenwipfel ſitzen zu ſehen. Schnell flogen Kieſel, abgeriſſene Tannenäſte, Thyrſusſtäbe gegen den Unglücklichen empor ohne die Höhe zu erreichen, in der er zitternd ſchwebte

Endlich durchwühlten ſie mit harten Eichenäſten den Boden rings um den Tannenbaum, bis die Wurzel bloß war, und Pentheus unter lautem Jammergeſchrei mit der ſtürzenden Tanne aus der Höhe zu Boden fiel. Seine Mutter Agave, vom Gotte geblendet, daß ſie den Sohn nicht wieder erkannte, gab das erſte Zeichen zum Morde. Dem Könige ſelbſt hatte die Angſt ſeine volle Beſinnung wieder gegeben. „Mutter,“ rief er, ſie umhalſend, „kennſt du deinen Sohn nicht mehr, deinen Sohn Pentheus, den du im Hauſe Echions geboren? Hab' Erbarmen mit mir, ſey du es nicht, Mutter, die meine Sünden am eigenen Kinde ſtraft!“ Aber die wahnſinnige Bacchusprieſterin, ſchäumend und mit weit aufgeſperrten Augen, ſah nicht ihren Sohn in Pentheus, ſondern glaubte einen Berglöwen in ihm zu erblicken, faßte ihn an der Schulter und riß ihm den rechten Arm vom Leibe; die Schweſtern verſtümmelten den linken; die ganze, wüthende Rotte ſtürmte auf ihn ein, jede ergriff ein Glied des Zerriſſenen; Agave ſelbſt umklammerte das entriſſene Haupt mit blutigen Fingern und trug es als ein Löwenhaupt auf einen Thyrſusſtab geſteckt durch die Wälder des Cithäron.

So rächte der mächtige Gott Bacchus ſich an dem Verächter ſeines Gottesdienſtes.

Perſeus.

Perſeus, der Sohn Jupiters, wurde mit ſeiner Mutter Danae von dem Großvater Akriſius, Könige von Argos, dem ein Orakelſpruch geſagt hatte, daß ein Enkel ihm Leben und Thron rauben würde, in einen Kaſten eingeſchloſſen und ins Meer geworfen; Jupiter behütete ſie in den Stürmen des Meeres, und ſie ſchwammen bei der Inſel Seriphos ans Land. Dort herrſchten zwei Brüder, Diktys und Polydektes. Diktys fiſchte eben, als der Kaſten angeſchwommen kam, und zog ihn ans Land. Beide Brüder nahmen ſich der Verlaſſenen liebreich an; Polydektes erhob die Mutter zu ſeiner Gemahlin, und der Sohn Jupiters, Perſeus, wurde von ihm ſorgfältig erzogen.

Als Perſeus herangewachſen war, überredete ihn ſein Stiefvater, auf Thaten auszuziehen und etwas Großes zu unternehmen. Der muthige Jüngling zeigte ſich willig, und bald waren ſie einig darüber, daß Perſeus der Meduſa ihr furchtbares Haupt abſchlagen und dem Könige nach Seriphos bringen ſollte. Perſeus machte ſich auf den Weg und kam unter Leitung der Götter in die ferne Gegend, wo Phorkus, der Vater vieler entſetzlicher Ungeheuer, hauste. Zuerſt traf er auf drei ſeiner Töchter, die Gräen oder Grauen; dieſe waren grauhaarig von Geburt an; alle drei mit einander hatten ſie nur Ein Auge und Einen Zahn, die ſie einander gegenſeitig abwechslungsweiſe zum Gebrauche liehen. Perſeus nahm ihnen beides weg, und als ſie ihn flehentlich baten, das unentbehrlichſte ihnen doch wieder zu geben, zeigte er ſich zur Zurückerſtattung nur unter der Bedingung bereit, daß ſie ihm den Weg zu den Nymphen zeigen ſollten. Dieſes waren andere Wundergeſchöpfe, die Flügelſchuhe, einen Schubſack als Taſche und einen Helm von Hundefell beſaßen. Wer ſich damit bekleidete, konnte fliegen, wohin er wollte; ſah, wen er wollte, und wurde von Niemand geſehen. Die Töchter des Phorkus zeigten dem Perſeus den Weg zu den Nymphen und erhielten Zahn und Auge von ihm zurück. Bei den Nymphen fand und nahm er, was er wollte, warf den Schubſack um, ſchnallte die Flügelſchuhe an ſeine Knöchel und ſetzte den Helm aufs Haupt. Dazu erhielt er von Merkurius eine eherne Sichel, und ſo ausgerüſtet flog er zu dem Ocean, wo die andern drei Töchter des Phorkus, die Gorgonen, hausten. Die dritte, die Meduſa hieß, war allein ſterblich; darum war auch Perſeus ausgeſandt worden, ihr Haupt zu holen. Er fand die Ungeheuer ſchlafend; ihre Häupter waren mit Drachenſchuppen überſäet, mit Schlangen, ſtatt Haaren bedeckt, große Hauzähne hatten ſie, wie Schweine, eherne Hände, und goldene Flügel, mit welchen ſie flogen. Jeden, der ſie anſah, verwandelte dieſer Anblick in Stein. Das wußte Perſeus. Mit abgewandtem Geſichte ſtellte er ſich deßwegen vor die Schlafenden, und fing nur in ſeinem ehernen, glänzenden Schilde ihr dreifaches Bild auf. So erkannte er die Gorgo Meduſa heraus, Minerva führte ihm die Hand, und er ſchnitt dem ſchlafenden Ungeheuer ohne Gefährde das Haupt ab. Kaum war dieß vollbracht, ſo entſprang dem Rumpfe ein geflügeltes Roß, der Pegaſus, und ein Rieſe, Chryſaor. Beides waren Geſchöpfe des Poſeidon oder Neptunus. Perſeus ſchob nun das Haupt der Meduſa in den Schubſack, und enfernte ſich rücklings, wie er gekommen war. Indeſſen hatten ſich die Schweſtern Meduſa's vom Lager erhoben. Sie erblickten den Rumpf der getödteten Schweſter und erhoben ſich auf ihren Fittichen, den Räuber zu verfolgen. Dieſen aber verbarg der Nymphenhelm vor ihren Augen und ſie konnten ihn nirgends inne werden. In der Luft faßten inzwiſchen den Perſeus die Winde und ſchleuderten ihn, wie Regengewölk, bald da bald dorthin; als er über den Sandwüſten Libyens ſchwebte, rieſelten blutige Tropfen vom Meduſenhaupte auf die Erde nieder, welche ſie auffing und zu bunten Schlangen belebte. Seitdem iſt jenes Erdreich an feindſeligen Nattern ſo ergiebig. Perſeus flog nun weiter weſtwärts und ſenkte ſich endlich im Reiche des Königes Atlas nieder, um ein wenig zu raſten. Dieſer hütete einen Hain voll goldener Früchte mit einem gewaltigen Drachen. Umſonſt bat der Beſieger der Gorgone ihn um ein Obdach. Für ſein goldenes Beſitzthum bange, ſtieß ihn Atlas unbarmherzig von ſeinem Palaſte fort. Da ergrimmte Perſeus und ſprach: „Du willſt mir nichts gönnen: empfange du wenigſtens ein Geſchenk von mir." Er holte die Gorgo aus ſeinem Schubſacke hervor, wandte ſich ab und ſtreckte ſie dem König Atlas entgegen. Groß wie der König war, wurde er augenblicklich zu Stein und in einen Berg verwandelt, Bart und Haupthaar dehnten ſich zu Wäldern aus; Schultern, Hände und Gebein wurden Felsrücken; ſein Haupt wuchs als hoher Gipfel in die Wolken. Perſeus nahm ſeine Fittiche wieder, und ſchnallte ſie ſich an die Sohlen, hängte ſich den Schubſack um, ſetzte den Helm auf und ſchwang ſich in die Lüfte. Auf ſeinem Fluge kam er an eine Küſte Aethiopiens, wo der König Cepheus regierte. Hier ſah er an eine hervorragende Meeresklippe eine Jungfrau angebunden. Wenn nicht ihr Haupthaar ein Lüftchen bewegt hätte und in ihren Augen Thränen gezittert, ſo würde er ſie für ein Marmorbild gehalten haben. Faſt hätte er in der Luft die Flügel zu bewegen vergeſſen, ſo bezaubert war er von dem Reize ihrer Schönheit. „Sprich, ſchöne Jungfrau,“ redete er ſie an, „du, die du ganz anderes Geſchmeide verdienteſt, warum biſt du hier in Banden? nenne mir doch den Namen deines Landes, nenne mir deinen eigenen Namen!“ Das gefeſſelte Mädchen ſchwieg verſchämt; ſie ſcheute ſich den fremden Mann anzureden, und hätte gern ihr Angeſicht mit den Händen bedeckt, wenn ſie ſie hätte regen können. So aber konnte ſie nur ihre Augen mit quellenden Thränen füllen. Endlich, damit der Fremdling nicht glauben möchte, ſie habe eine eigene Schuld vor ihm zu verbergen, erwiederte ſie: „Ich bin Cepheus des Königs der Aethiopier Tochter, und heiße Andromeda. Meine Mutter hatte gegen die Töchter des Nereus, die Meeresnymphen, geprahlt, ſchöner zu ſeyn als ſie Alle. Darüber zürnten die Nereiden, und ihr Freund, der Meeresgott, ließ eine Ueberſchwemmung und einen alles verſchlingenden Haifiſch über das Land kommen. Ein Orakelſpruch verſprach uns Befreiung von der Plage, wenn ich, die Tochter der Königin, dem Fiſche zum Fraße hingeworfen würde. Das Volk drang in meinen Vater, dieſes Rettungsmittel zu ergreifen, und die Verzweiflung zwang ihn, mich an dieſen Felſen zu binden.“

Sie hatte die letzten Worte noch nicht ausgeſprochen, als die Wogen aufrauſchten und aus der Tiefe des Meeres ein Scheuſal auftauchte, das mit ſeiner breiten Bruſt die ganze Waſſerfläche umher einnahm. Das Mädchen jammerte laut auf; zugleich ſah man Vater und Mutter herbeieilen, beide troſtlos, doch in der Mutter Zügen drückte ſich noch dazu das Bewußtſeyn der Schuld aus. Sie umarmten die gefeſſelte Tochter, aber ſie brachte ihr nichts mit als Thränen und Wehklagen. Jetzt begann der Fremdling: „Zum Jammern wird euch noch Zeit genug übrig bleiben; die Stunde der Rettung iſt kurz. Ich bin Perſeus, der Sprößling Jupiters und der Danae, ich habe die Gorgone beſiegt, und wunderbare Flügel tragen mich durch die Luft. Selbſt wenn die Jungfrau frei wäre und zu wählen hätte, wäre ich kein verächtlicher Eidam! Jetzt werbe ich um ſie, mit dem Erbieten, ſie zu retten. Nehmet ihr meine Bedingung an?“ Wer hätte in ſolcher Lage gezaudert? Die erfreuten Eltern verſprachen ihm nicht nur die Tochter, ſondern auch ihr eigenes Königreich zur Mitgift.

Während ſie dieſes verhandelten, war das Unthier wie ein ſchnellruderndes Schiff herangeſchwommen und nur noch einen Schleuderwurf von dem Felſen entfernt. Da plötzlich, das Land mit dem Fuße abſtoßend, ſchwang ſich der Jüngling hoch empor in die Wolken. Das Thier ſah den Schatten des Mannes auf dem Meere. Während es auf dieſen tobend losging, als auf einen Feind, der ihm die Beute zu entreißen drohte, fuhr Perſeus aus der Luft wie ein Adler herunter, trat ſchwebend auf den Rücken des Thieres, und ſenkte das Schwert, mit dem er die Meduſe getödtet hatte, dem Haifiſch unter dem Kopf in den Leib, bis an den Knauf. Kaum hatte er es wieder herausgezogen, ſo ſprang der Fiſch bald hoch in die Lüfte, bald tauchte er wieder unter in die

uth, bald tobte er nach beiden Seiten, wie ein von
unden verfolgter Eber. Perſeus brachte ihm Wunde
Wunde bei, bis ein dunkler Blutſtrom ſich aus ſeinem
chen ergoß. Indeſſen troffen die Flügel des Halbgotts,
Perſeus wagte nicht länger, ſich dem waſſerſchweren
fieder anzuvertrauen. Glücklicherweiſe erblickte er ein
sriff, deſſen oberſte Spitze aus dem Meere hervorragte.
f dieſe Felswand ſtützte er ſich mit der Linken, und
ß das Eiſen drei bis viermal in das Gekröſe des Un-
hüms. Das Meer trieb die ungeheure Leiche fort, und
d war ſie in den Fluthen verſchwunden. Perſeus
tte ſich indeſſen ans Land geſchwungen, hatte den Felſen
lommen und die Jungfrau, die ihn mit Blicken des
nkes und der Liebe begrüßte, der Feſſeln entledigt.
brachte ſie den glücklichen Eltern, und der goldene
laſt empfing ihn als Bräutigam. Noch dampfte das
chzeitmahl und die Stunden ſtrichen dem Vater und
Mutter, dem Bräutigam und der geretteten Braut
ſorgenfreier Eile dahin, als plötzlich die Vorhöfe der
nigsburg mit einem dumpfen brauſenden Getümmel
füllten. Phineus, der Bruder des Königes Cepheus,
früher um ſeine Nichte Andromeda geworben, aber
der letzten Noth ſie verlaſſen hatte, nahte mit einer
haar von Kriegern und erneuerte ſeine Anſprüche.
n Speer ſchwingend, trat er in den Hochzeitſaal und
f dem erſtaunten Perſeus zu: „Sieh mich hier, der ich
nme, die mir entriſſene Gattin zu rächen, weder deine
gel, noch dein Vater Jupiter ſollen dich mir entreißen!“
rief er, ſchon zum Speerwurfe ſich anſchickend; da
ſich Cepheus, der König, vom Mahle. „Raſender
uder,“ rief er, „welcher Gedanke treibt dich zur Unthat?

Nicht Perſeus raubt dir die Geliebte; ſie wurde dir ſ
damals entriſſen, als wir ſie dem Tode preisgaben,
du zuſaheſt, wie ſie gefeſſelt wurde, und weder als Oh
noch als Geliebter ihr deinen Beiſtand lieheſt. Wa
haſt du nicht ſelbſt dir den Preis von dem Felſen ge
an den er geſchmiedet war? So laß wenigſtens den,
ihn ſich errungen hat, der mein Alter durch die Rett
meiner Tochter getröſtet, in Ruhe!“

Phineus antwortete ihm nichts, er betrachtete
abwechſelnd mit grimmigen Blicken bald ſeinen Bru
bald ſeinen Nebenbuhler, als beſänne er ſich, auf
er zuerſt zielen ſollte. Endlich nach kurzem Ver
ſchwang er mit aller Kraft, die der Zorn ihm gab,
Speer gegen Perſeus; aber er that einen Fehlwurf
die Waffe blieb im Polſter hängen. Jetzt fuhr Per
vom Lager empor und ſchleuderte ſeinen Spieß nach
Thüre, durch welche Phineus eingedrungen war, un
würde die Bruſt ſeines Todfeindes durchbohrt haben, w
dieſer ſich nicht mit einem Sprunge hinter den Hausa
geflüchtet hätte. Das Geſchoß hatte die Stirne e
ſeiner Begleiter getroffen und jetzt kam das Gefolge
Eingedrungenen mit den längſt von der Tafel aufge
ten Gäſten ins Handgemenge. Lang und mörderiſch
der Kampf; aber der Eingebrochenen war die Mehrz
Zuletzt wurde Perſeus, an deſſen Seite ſich umſonſt
Schwiegereltern und die Braut ſchutzflehend ſtellten,
Phineus und ſeinen Tauſenden umringt. Die P
flogen an ihnen von allen Seiten vorbei, wie Hagelkö
im Sturme. Perſeus hatte die Schultern an einen
ler gelehnt und ſich ſo den Rücken gedeckt. Von
zur Heerſchaar der Feinde gewendet, hielt er den An

der Feinde ab und ſtreckte einen um den andern nieder. Erſt als er ſah, daß die Tapferkeit der Menge erliegen müſſe, entſchloß er ſich, das letzte aber untrügliche Mittel, das ihm zu Gebote ſtand, zu gebrauchen. „Weil ihr mich genöthiget, ſprach er, will ich mir die Hülfe bei meinem alten Feinde holen! Wende ſein Antlitz ab, wer noch mein Freund iſt!“ Mit dieſen Worten zog er, aus der Taſche, die ihm immer an der Seite hing, das Gorgonenhaupt, und ſtreckte es dem erſten Gegner zu, der jetzt eben auf ihn eindrang. „Suche Andere,“ rief dieſer verächtlich beim erſten flüchtigen Blicke, „die du mit deinen Mirakeln erſchüttern kannſt.“ Aber als ſeine Hand ſich heben wollte, den Wurfſpieß abzuſenden, blieb er mitten in dieſer Geberde verſteinert, wie eine Bildſäule. Und ſo widerfuhr es einem nach dem andern. Zuletzt waren nur noch zweihundert übrig. Da hub Perſeus das Gorgonenhaupt hoch in die Luft empor, daß alle es erblicken konnten und verwandelte die zweihundert auf einmal in ſtarres Geſtein. Jetzt erſt bereute Phineus den unrechtmäßigen und unvernünftigen Krieg. Rechts und links erblickt er nichts als Steinbilder in der mannigfaltigſten Stellung. Er ruft ſeine Freunde mit Namen, er berührt ungläubig die Körper der Zunächſtſtehenden: Alles iſt Marmor. Entſetzen faßte ihn und ſein Trotz verwandelte ſich in demüthiges Flehen. „Laß mir nur das Leben, dein ſey das Reich und die Braut!“ rief er und kehrte ſein verzagendes Angeſicht ſeitwärts. Aber Perſeus, über den Tod ſeiner neuen Freunde erbittert, kannte kein Erbarmen. „Verräther, ſchrie er zornig, ich will dir für alle Ewigkeit ein bleibendes Denkmal in meines Schwähers Hauſe ſtiften!“ und ſo ſehr Phineus bemüht war, dem Anblicke zu entgehen, ſo traf doch bald das ausgeſtreckte Schreckensbild ſein Auge: ſein Hals erſtarrte, ſein feuchter Blick erhartete zu Stein. So blieb er ſtehen mit furchtſamer Miene, die Hände geſenkt, in knechtiſcher, demüthiger Stellung. Ohne Hinderniß führte jetzt Perſeus ſeine Geliebte, Andromeda, heim. Lange glückliche Tage erwarteten ihn und er fänd auch ſeine Mutter Danae wieder. Doch ſollte er an ſeinem Großvater Akriſius das Verhängniß erfüllen. Dieſer war aus Furcht vor dem Orakelſpruche zu einem fremden Könige ins Pelasgerland geflohen. Hier half er Kampfſpiele feiern, als eben Perſeus ankam, der auf der Fahrt nach Argos begriffen war, wo er ſeinen Großvater begrüßen wollte. Ein unglücklicher Wurf mit der Scheibe traf den Großvater von des Enkels Hand, ohne daß Dieſer Jenen kannte oder treffen wollte. Nicht lange blieb ihm verborgen, was er gethan. In tiefer Trauer begrub er den Akriſius außerhalb der Stadt und vertauſchte das Königreich, das ihm durch des Großvaters Tod zugefallen war. Doch verfolgte ihn der Neid des Geſchickes nicht länger. Andromeda gebar ihm viele herrliche Söhne und der Ruhm des Vaters lebte in ihnen fort.

Jon.

Der König Erechtheus von Athen, erfreute ſich einer ſchönen Tochter, die Krëuſa hieß. Mit dieſer hatte ſich, ohne Wiſſen ihres Vaters, Apollo vermählt, und ſie hatte ihm einen Sohn geboren, welchen ſie aus Furcht vor dem Zorn ihres Vaters in eine Kiſte verſchloß und in der Höhle ausſetzte, wo ſie ihre heimlichen Zuſammenkünfte mit dem Gotte gehalten hatte, in der Hoffnung, daß ſich die Götter des Verlaſſenen erbarmen würden. Um aber den neugebornen Knaben nicht ohne Erkennungszeichen zu laſſen, hing ſie ihm den Schmuck um, den ſie als Jungfrau zu tragen pflegte. Apollo, dem als einem Gotte die Geburt ſeines Sohnes nicht verborgen geblieben war, und der weder ſeine Geliebte verrathen, noch den Knaben ohne Hülfe laſſen wollte, wandte ſich an ſeinen Bruder Merkurius, welcher als Götterbote, ohne Aufſehen zu erregen, zwiſchen Himmel und Erde zu verkehren hatte. „Lieber Bruder," ſprach er, „eine Sterbliche hat mir ein Kind geboren, es iſt die Tochter des Königes Erechtheus zu Athen. Aus Furcht vor ihrem Vater hat ſie es in einem hohlen Felſen verborgen: hilf mir es retten, bring es, in der Kiſte, in der es liegt und mit den Windeln, in die es gewickelt iſt, nach meinem Orakel zu Delphi, und lege es dort auf die Schwelle des Tempels. Das übrige laß meine Sorge ſeyn, denn es iſt mein Kind." Merkur, der geflügelte Gott, eilte nach Athen, fand den Knaben an der bezeichneten Stelle und trug ihn in dem geflochtenen Weidenkorbe, in welchem er verſchloſſen lag, nach Delphi, wo er ihn vor

den Pforten des Tempels niederſetzte und den Deckel d
Korbes öffnete, damit das Kind bemerklich würde. Di
geſchah bei Nacht. Am andern Morgen, als ſchon d
Sonne emporſtieg, kam die Delphiſche Prieſterin na
dem Tempel geſchritten, und als ſie ihn betreten wollt
fiel ihr Auge auf das neugeborne Kind, das in der Ki
ſchlummerte. Sie hielt daſſelbe für die Frucht irge
eines Verbrechens und war ſchon geneigt, es von d
heiligen Schwelle fortzuſtoßen, als das Mitleid doch
ihrer Seele die Oberhand gewann, denn der Gott wand
ihr Herz und ſprach in demſelben für ſeinen Sohn. D
Prophetin nahm alſo das Kind aus dem Korbe und z
es auf, ohne ſeinen Vater und ſeine Mutter zu kenne
Der Knabe erwuchs um den Altar ſeines Vaters ſpiele
und wußte nichts von ſeinen Eltern. Er wurde ein ſta
licher Jüngling. Die Bewohner von Delphi, die ihn ſch
als kleinen Tempelhüter gewohnt worden waren, ſetzt
ihn zum Schatzmeiſter über alle Geſchenke, die der G
erhielt, und ſo brachte er fortwährend ein ehrbares u
heiliges Leben im Tempel ſeines Vaters zu.

Inzwiſchen hatte Kreüſa von dem Gotte nichts me
erfahren und mußte wohl glauben, daß er ihrer u
ihres Sohnes vergeſſen habe. Um dieſe Zeit gerieth
die Athener in einen Krieg mit den Bewohnern der Na
barinſel Euböa, der bis zur Vertilgung geführt wu
und in welchem die letztern unterlagen. In dieſem Kam
war den Athenern beſonders wirkſam ein Fremdling a
Achaja beigeſtanden. Es war dieß Xuthus, ein So
des Aeolus, der ſelbſt ein Sohn Jupiters war. J
Lohne ſeiner Hülfe begehrte und erhielt er die Hand
Königstochter Kreüſa; aber es war, als ob der

heimlich angetraute Gott die Geliebte ſeinen Zorn empfinden ließe, daß ſie ſich einem Andern vermählt hatte, denn ihre Ehe war nicht mit Kindern geſegnet. Nach langer Zeit verfiel Krëuſa auf den Gedanken, ſich an das Orakel zu Delphi zu wenden und von ihm Kinderſegen zu erflehen. Dieß war es, was Apollo gewollt, denn er hatte ſeines Sohnes keineswegs vergeſſen. So brach die Fürſtin mit ihrem Gemahl und einem kleinen Gefolge von Dienerinnen auf, und wallfahrtete zu dem Tempel nach Delphi. Als ſie vor dem Gotteshauſe ankamen, trat gerade der junge Sohn Apollo's über die Schwelle, um gewohnter Weiſe die Pfoſten der Thore mit Lorbeerzweigen zu ſchmücken. Da fiel ſein Auge auf die edle Matrone, welche auf die Thore des Tempels zugewandelt kam, und der beim Anblicke des Heiligthums Thränen über die Wangen rollten. Er wagte es, die Frau, deren würdige Geſtalt ihm auffiel, beſcheiden um die Urſache ihres Kummers zu befragen. „Es wundert mich nicht, o Jüngling," erwiederte ſie ſeufzend, „daß meine Traurigkeit deinen Blick auf ſich zieht; habe ich doch Geſchicke zu beweinen, die man mir wohl anſehen mag. Die Götter verfahren oft hart mit uns Sterblichen!" — „Ich will deinen Kummer nicht weiter ſtören," ſprach der Jüngling, „aber ſage mir, wenn es zu wiſſen erlaubt iſt, wer du biſt und von wannen du kömmſt." — „Ich bin Krëuſa, antwortete die Fürſtin, mein Vater heißt Erechtheus, mein Vaterland iſt Athen." Mit unſchuldiger Freude rief der Jüngling: „Ei, aus welchem berühmten Lande, aus welch berühmtem Geſchlechte ſtammſt du! Aber ſage mir, iſt es wahr, wie man es auf Bildern bei uns ſieht, daß deines Vaters Großvater Erichthonius aus der Erde, wie ein anderes Gewächs empor geſproſſen iſt, daß die Göttin Minerva den erdgeborenen Knaben in eine Kiſte eingeſchloſſen, ihm zwei Drachen als Wächter beigegeben und das Kiſtchen den Töchtern des Cekrops zur Bewahrung überlaſſen habe; daß dieſe aus Neugierde daſſelbe eröffnet und beim Anblicke des Knaben in Wahnſinn gerathen und ſich von dem Felſen der Cekropiſchen Burg herabgeſtürzt?“ Krëuſa bejahte die Frage ſchweigend, denn das Schickſal ihres Urahns erinnerte ſie an das Geſchick ihres verlorenen Sohnes. Dieſer aber, der vor ihr ſtand, fuhr fort unbefangen weiter zu fragen: „Sage mir auch, hohe Fürſtin, iſt es wahr, daß dein Vater Erechtheus ſeine Töchter, deine Schweſtern, auf den Ausſpruch eines Orakels und mit ihrem freien Willen dem Tode geopfert, um über die Feinde zu ſiegen? Und wie kam es, daß du allein gerettet worden biſt?“ — „Ich war, ſprach Krëuſa, ein neugeborenes Kind und lag in den Armen der Mutter.“ — „Und iſt es auch wahr,“ ſo fragte der Jüngling weiter, „daß dein Vater Erechtheus von einem Erdſpalt verſchlungen worden iſt, daß der Dreizack Neptuns ihn verderbt hat, und daß in der Nähe ſeines Erdgrabes eine Grotte iſt, die mein Herr der pythiſche Apollo ſo lieb hat?“ — „O ſchweige mir von jener Grotte, Fremdling,“ unterbrach ihn ſeufzend Krëuſa, „in ihr iſt eine Treuloſigkeit und ein großer Frevel begangen worden.“ Die Fürſtin ſchwieg eine Weile, ſammelte ſich wieder und erzählte dem Jüngling, in welchem ſie den Tempelhüter des Gottes erkannte, daß ſie die Gemahlin des Fürſten Xuthus, und mit dieſem nach Delphi gewallfahrtet ſey, um für ihre unfruchtbare Ehe den Segen des Gottes zu erflehen. „Phöbus Apollo,“ ſprach ſie mit

em Seufzer, kennt die Urſache meiner Kinderloſigkeit;
allein kann mir helfen.“ — „So biſt du kinderlos,
glückliche?“ ſagte betrübt der Jüngling. „Ich bin es
gſt, erwiederte Kreüſa, und ich muß deine Mutter be-
den, guter Jüngling, die ſich eines ſo holdſeligen Soh-
s erfreut.“ — „Ich weiß nichts von einer Mutter und
n einem Vater, gab der junge Mann betrübt zur Ant-
rt, ich lag nie an eines Weibes Bruſt; ich weiß auch
ht, wie ich hierher gekommen bin, nur ſo viel weiß ich
s dem Munde meiner Pflegemutter, der Prieſterin die-
Tempels, daß ſie ſich meiner erbarmt und mich groß
ogen hat; das Haus des Gottes iſt ſeitdem meine
ohnung und ich bin ſein Knecht.“ Bei dieſen Mitthei-
ngen wurde die Fürſtin ſehr nachdenklich, doch drängte
ihre Gedanken in die Bruſt zurück und ſprach die trau-
gen Worte: „Mein Sohn, ich kenne eine Frau, der
gegangen iſt, wie deiner Mutter, um ihretwillen bin
hierher gekommen und ſoll das Orakel befragen. So
ll ich denn dir, als dem Diener des Gottes, ihr Ge-
imniß anvertrauen, bevor ihr jetziger Gatte, der dieſe
allfahrt auch gemacht, aber unterwegs abgelenkt hat,
n das Orakel des Trophonius zu hören, den Tempel
tritt. Jene Frau behauptet, vor ihrer jetzigen Ehe mit
m großen Gotte Phöbus Apollo vermählt geweſen zu
yn und ihm ohne Wiſſen ihres Vaters einen Sohn
boren zu haben. Dieſen ſetzte ſie aus, und weiß ſeitdem
chts mehr von ihm, nicht, ob er das Sonnenlicht ſchaut
er nicht. Ueber ſein Leben oder ſeinen Tod den Gott
uszuforſchen, bin ich im Namen meiner Freundin hier-
er gekommen.“ — „Wie lang iſt es her, daß der
nabe todt iſt?“ fragte der Jüngling. — „Wenn er noch

lebte, ſo hätte er dein Alter, o Knabe," ſprach Krëuſa. „O wie ähnlich iſt das Schickſal deiner Freundin und das meine," rief mit dem Ausdrucke des Schmerzens der junge Mann; „ſie ſucht ihren Sohn und ich ſuche meine Mutter. Doch iſt, was ihr geſchehen iſt, fern von dieſem Lande geſchehen, und leider ſind wir beide einander ganz fremd. Hoffe auch nicht, daß der Gott von ſeinem Dreifuße dir die gewünſchte Antwort ertheilen wird. Biſt du doch gekommen, ihn im Namen deiner Freundin einer Treuloſigkeit anzuklagen; er wird nicht über ſich ſelbſt Richter ſeyn wollen!" „Halt ein, Jüngling," rief jetzt Krëuſa, „dort ſehe ich den Gatten jener Frau herannahen; laß dir nichts von dem merken, was ich dir, vielleicht allzu vertraulich, vorgeplaudert habe."

Xuthus kam fröhlich in den Tempel und auf ſeine Gemahlin zugeſchritten. „Frau," rief er ihr entgegen, „Trophonius hat einen glücklichen Ausſpruch gethan: ich ſoll nicht ohne Kinder von hinnen ziehen! Aber ſage mir, wer iſt dieſer junge Prophet des Gottes?" Der Jüngling trat dem Fürſten beſcheiden entgegen und erzählte ihm, wie er nur der Tempeldiener Apollo's ſey, und im innerſten Heiligthume die vornehmſten Delphier ſelbſt, durchs Loos ausgewählt, den Dreifuß umlagern, von dem jetzt eben die Prieſterin Orakel zu geben bereit ſey. Als der Fürſt dieſes hörte, befahl er Krëuſen, ſich mit den Zweigen zu ſchmücken, welche Bittflehende zu tragen pflegen, und an dem Altare des Gottes, der mit Lorbeer umwunden unter freiem Himmel ſtand, zu Apollo zu beten, daß er ihnen ein günſtiges Orakel ſenden möge. Er ſelbſt eilte nach dem Heiligthume des Tempels, indeß der junge Schatzmeiſter des Gottes im Vorhofe ſeine Wache

fortſetzte. Es hatte nicht ſehr lange gedauert, ſo hörte dieſer die Thüren des innerſten Heiligthums gehen und ſich dröhnend wieder ſchließen, dann ſah er den Xuthus in freudiger Beſtürzung herauseilen, dieſer warf ſich mit Ungeſtüm dem Jüngling um den Hals, nannte ihn zu wiederholtenmalen ſeinen Sohn und verlangte ſeinen Handſchlag und ſeinen Kindeskuß. Der junge Mann aber, der von allem dem nichts begriff, hielt den Alten für wahnſinnig, und ſtieß ihn mit jugendlicher Kraft von ſich. Doch Xuthus ließ ſich nicht abweiſen. „Der Gott ſelbſt hat es mir geoffenbart," ſprach er; „ſein Spruch lautete: Der erſte, der mir draußen begegnen würde, der ſey mein Sohn und ein Göttergeſchenk. Wie das möglich iſt, weiß ich zwar nicht, denn meine Gattin hat mir nie zuvor Kinder geboren. Doch trau' ich dem Gotte; mag er ſelbſt ſein Geheimniß enthüllen." Jetzt gab ſich auch der Jüngling der Freude hin; doch nur halb und mitten unter den Küſſen und Umarmungen ſeines Vaters mußte er ſeufzen: „o geliebte Mutter, wer biſt du, wo biſt du? wann wird es mir vergönnt ſeyn, auch dein theures Antlitz zu ſchauen?" Dazu kamen ihm große Zweifel, wie die kinderloſe Gemahlin des Xuthus, die er nicht zu kennen glaubte, ihn als unerwarteten Stiefſohn aufnehmen, wie die Stadt Athen den nicht geſetzlichen Erben ihres Fürſten empfangen würde. Sein Vater hieß ihn aber guten Muthes ſeyn: er verſprach ihm, ihn den Athenern und ſeiner Gattin als einen Fremdling und nicht als ſeinen Sohn vorzuſtellen und gab ihm den Namen Jon, d. h. Gänger, weil er im Tempel den ihm Entgegengehenden als ſeinen Sohn erkannt hatte.

Krëuſa war indeſſen von dem Altare Apollo's, vor dem ſie ſich betend niedergeworfen, nicht gewichen. Sie wurde endlich in ihrem brünſtigen Flehen von ihren Dienerinnen unterbrochen, welche ſich ihr unter Weheklagen nahten. „Unglückliche Herrin,“ riefen ſie ihr entgegen, „dein Gatte zwar iſt in große Freude verſetzt, du aber wirſt nie ein eigenes Kind in deine Arme nehmen und an deine Bruſt legen. Ihm freilich hat Apollo einen Sohn gegeben, einen erwachſenen Sohn, den ihm vor Zeiten, wer weiß, welch ein Nebenweib geboren hat; als er aus dem Tempel trat, kam ihm dieſer entgegen, er wird ſich ſeines wiedergefundenen Kindes freuen, du aber wirſt wie zuvor einer Wittwe gleich im öden Hauſe wohnen.“ Die arme Fürſtin, deren Geiſt der Gott ſelbſt mit Blindheit geſchlagen zu haben ſchien, daß ſich ein ſo nahe liegendes Geheimniß ihm nicht enthüllte, brütete über ihrem traurigen Schickſal eine Weile fort. Endlich fragte ſie nach der Perſon und dem Namen des Stiefſohnes, den ſie ſo unvermuthet erhalten hatte. „Es iſt der junge Tempelhüter, den du ſchon kennſt,“ erwiederten die Dienerinnen; „ſein Vater hat ihm den Namen Jon gegeben, wer ſeine Mutter iſt, wiſſen wir nicht, jetzt iſt dein Gatte zu dem Altare des Bacchus gegangen, um heimlich für ſeinen Sohn zu opfern und dann mit ihm den Erkennungsſchmaus zu feiern, uns hat er unter Androhung des Todes verboten, dir, o Herrin, die Geſchichte zu entdecken, nur unſre große Liebe zu dir hat uns vermocht, dieſes Verbot zu übertreten. Du wirſt uns ja nicht bei ihm verrathen!“ Jetzt trat aus dem Gefolge ein alter Diener hervor, der dem Stamme der Erechthiden mit blinder Treue anhing und ſeiner Gebieterin mit großer Liebe zugethan war. Dieſer ſchalt den Fürſten Xuthus einen treuloſen Ehebrecher und ließ ſich von ſeinem Eifer ſo weit verleiten, daß er ihr das Anerbieten machte, den Baſtard, der das Erbe der Erechthiden unrechtmäßigerweiſe an ſich bringen würde, aus dem Wege zu räumen. Krëuſa glaubte ſich von ihrem Gatten und von ihrem früheren Geliebten, dem Gott Apollo, verlaſſen, und betäubt von ihrem Kummer, lieh ſie den frevelhaften Anſchlägen des Greiſen allmählig ihr Ohr und machte ihn auch zum Vertrauten ihres Verhältniſſes zu dem Gott.

Als Xuthus mit Jon, in welchem er unbegreiflicherweiſe einen Sohn gefunden zu haben meinte, den Tempel des Gottes verlaſſen hatte, begab er ſich mit ihm nach dem doppelten Gipfel des Berges Parnaſſus, wo der Gott Bacchus nicht weniger heilig, als Apollo ſelbſt, von den Delphiern verehrt und mit ſeinem wilden Orgiendienſte von den Frauen gefeiert wird. Nachdem er hier ein Trankopfer ausgegoſſen zum Danke für den gefundenen Sohn, errichtete Jon im Freien mit Hülfe der Diener, die ihn begleitet hatten, ein herrliches und geräumiges Zelt, das er mit ſchön gewirkten Teppichen bedeckte, die er aus Apollo's Tempel hatte herbeiſchaffen laſſen. In dem Zelte wurden lange Tafeln aufgeſtellt und mit ſilbernen Schüſſeln voll köſtlicher Speiſen und goldenen Bechern voll des edelſten Weines belaſtet, dann ſandte der Athener Xuthus ſeinen Herold in die Stadt Delphi und lud ſämmtliche Einwohner ein, an ſeiner Freude Theil zu nehmen. Bald füllte ſich das große Zelt mit bekränzten Gäſten und ſie tafelten in Herrlichkeit und Freude. Beim Nachtiſche trat ein alter Mann, deſſen ſonderbare Gebärden den Gäſten zur Beluſtigung dienten, mitten in den Saal des Zeltes und maßte ſich das Amt des Mundſchenken an. Xuthus erkannte in ihm jenen greiſen Diener ſeiner Gemahlin Krëuſa, lobte den Gäſten ſeinen Eifer und ſeine Treue, und ließ ihn arglos ſchalten. Der Alte ſtellte ſich an den Schenktiſch und fing an ſich der Becher anzunehmen, und die Gäſte zu bedienen. Als nun gegen den Schluß des Mahles die Flöten ertönten, befahl er den Knechten, die kleinen Becher von der Tafel wegzunehmen und den Gäſten große ſilberne und goldene Trinkgefäße vorzuſetzen. Er ſelbſt ergriff das herrlichſte Gefäß, und trat, als wollte er damit ſeinen neuen jungen Herren ehren, an den Schenktiſch, füllte es bis zu oberſt mit köſtlichem Weine, ſchüttete aber zugleich unvermerkt ein tödtliches Gift in den Becher. Indem er ſich nun damit dem Jon näherte und einige Tropfen des Weines als Trankopfer auf den Boden goß, entfuhr zufälliger Weiſe einem der naheſtehenden Knechte ein Fluch. Jon, der unter den heiligen Gebräuchen des Tempels aufgewachſen war, erkannte darin eine böſe Vorbedeutung und befahl, indem er den vollen Becher auf den Boden ſchüttete, daß ihm ein neuer Becher gereicht würde, aus welchem er ſelbſt feierlich das Trankopfer ausgoß, während alle Gäſte aus ihren Bechern daſſelbe thaten. Während dieß geſchah, flatterte eine Schaar heiliger Tauben, die im Tempel des Apollo unter dem Schirme des Gottes aufgefüttert werden, luſtig in das Zelt herein. Als ſie die Ströme Weines ſahen, die von allen Seiten ausgegoſſen wurden, ließen ſie ſich, lüſtern gemacht, auf den Boden nieder und fingen an von dem herumſchwimmenden Weine mit ausgereckten Schnäbeln zu nippen: und allen übrigen ſchadete das Trankopfer nicht, nur die eine Taube, die ſich an die Stelle geſetzt hatte, wo Jon ſeinen erſten Becher ausgegoſſen, ſchüttelte, ſo wie ſie den Trank gekoſtet hatte, krampfhaft ihre Flügel, fing, zum Staunen aller Gäſte, zu ächzen und zu toben an, und ſtarb unter Flügelſchlag und Zuckungen. Da erhub ſich Jon von ſeinem Sitze, ſtreifte ſein Gewand zürnend von den Armen, ballte die Fäuſte und rief: „wo iſt der Menſch, der mich tödten wollte? rede, Alter! denn du haſt deine Hand dazu geliehen, du haſt mir den Trank gemiſcht!“ damit faßte er den Greis bei der Schulter, um ihn nicht wieder los zu laſſen. Dieſer, überraſcht und erſchrocken, geſtand die ganze Frevelthat, als von Krëuſen herrührend. Da verließ der durch Apollos Orakel für des Xuthus Sohn erklärte Jon das Zelt und alle Gäſte folgten ihm in wilder Aufregung nach. Als er draußen im Freien ſtand, erhub er die Hände, umringt von den vornehmſten Delphiern und ſprach: „Heilige Erde, du biſt mein Zeuge, daß dieſes fremde Erechthidenweib mich mit Gift aus dem Wege räumen will!“ — „Steiniget, ſteiniget ſie!“ erſcholl es von der Verſammlung der Delphier wie aus Einem Munde; und die ganze Stadt brach mit Jon auf, die Verbrecherin zu ſuchen. Xuthus ſelbſt, dem die ſchreckliche Entdeckung ſeine Beſinnung geraubt hatte, wurde von dem Strome mit fortgeriſſen, ohne zu wiſſen, was er that.

Krëuſa hatte am Altar Apollo's die Früchte ihrer verzweifelten That erwartet. Dieſe aber keimten ganz anders auf, als ſie vermuthet hatte. Ein Toſen aus der Ferne ſchreckte ſie aus ihrer Verſunkenheit auf, und noch ehe es ganz nahe kam, war dem heranſtürmenden Haufen einer der Knechte ihres Gemahls, der ihr ſelbſt vor Andern getreu war, vorangeeilt, und hatte kaum Zeit gehabt, die Entdeckung ihres Frevels und den Beſchluß, den das Volk von Delphi gefaßt hätte, ihr zu melden. Ihre Dienerinnen ſchaarten ſich um ſie. „Halte dich feſt am Altare, Gebieterin,“ riefen ſie, „denn ſollte dich auch der heilige Ort nicht vor deinen Mördern ſchützen, ſo werden ſie doch durch deine Ermordung eine unſühnbare Blutſchuld auf ſich laden!“ Indeſſen kam die tobende Schaar der Delphier, von Jon angeführt, dem Altare immer näher. Noch ehe ſie bei demſelben angelangt waren, hörte man des Jünglings zürnende Worte, die der Wind durch die Luft führte: „Die Götter haben es gut mit mir gemeint,“ rief er in lautem Grimme, „daß dieſer Frevel mich von der Stiefmutter befreien ſollte, die mich zu Athen erwartete. Wo iſt die Verruchte, die Viper mit der Giftzunge, der Drache mit dem todſpeienden Flammenauge? Auf, daß die Mörderin vom höchſten Felſen in den Abgrund geſtürzt werde!“ Das ihn begleitende Volk brüllte Beifall.

Jetzt waren ſie am Altare angekommen und Jon zerrte an der Frau, die ſeine Mutter war, und in der er nur ſeine Todfeindin erkannte, um ſie von dem Aſyl, auf deſſen Heiligkeit und Unverletzlichkeit ſie ſich berief, hinwegzureißen. Aber Apollo wollte nicht, daß ſein eigener Sohn der Mörder ſeiner Mutter würde. Auf ſeinen göttlichen Wink war das Gerücht von dem gedrohten Verbrechen Kreuſens und der Strafe, welche ſie dafür erwarte, ſchnell bis in den Tempel und zu den Ohren der Prieſterin gedrungen, und der Gott hatte ihren Sinn erleuchtet, ſo daß ſie einen raſchen Blick in den Zuſammenhang aller Ereigniſſe warf, und ihr plötzlich klar wurde,

ihr Pflegling Jon nicht des Xuthus, wie ſie ſelbſt
haft prophezeit hatte, ſondern Apollo's und Kreuſa's
n ſey. Sie verließ den Dreifuß und ſuchte das
ben hervor, in welchem der neugeborene Knabe ſammt
en Erkennungszeichen, die ſie gleichfalls ſorgſam auf-
hrt hatte, einſt zu Delphi vor dem Tempelthor aus-
t worden war. Mit dieſem im Arme eilte ſie ins
und nach dem Altare, wo Kreuſa gegen den ein-
enden Jon um ihr Leben kämpfte. Als Jon die
ierin herannahen ſah, ließ er ſogleich von ſeiner
r ab, ging ihr ehrerbietig entgegen und rief: „Sey
willkommen, liebe Mutter, denn ſo muß ich dich nen-
obgleich du mich nicht geboren haſt! Hörſt du, wel-
Nachſtellungen ich entgangen bin? Kaum habe ich
Vater gefunden, ſo ſinnt auch ſchon die böſe Stief-
r auf meinen Tod! Nun ſage mir, Mutter, was
h thun; denn deiner Mahnung will ich folgen!“
Prieſterin erhob warnend ihren Finger und ſprach:
, geh mit unbefleckter Hand und unter günſtigen
zeichen nach Athen!“ Jon beſann ſich eine Weile,
antwortete. „Iſt denn der nicht fleckenlos, ſprach
lich, der ſeine Feinde tödtet?“ — „Thue du nicht
bis du mich gehört haſt,“ ſagte die ehrwürdige
„Siehſt du dieß alte Körbchen, das ich, mit fri-
Kränzen umwunden, in meinen Armen trage? In
biſt du einſt ausgeſetzt worden, aus ihm habe ich
ervorgezogen.“ Jon ſtaunte. „Davon, Mutter,
er, haſt du mir nie etwas geſagt. Warum haſt
ſo lange vor mir verborgen?“ „Weil der Gott,
tete die Prieſterin, dich bis hierher zu ſeinem Prie-
ben wollte. Jetzt, wo er dir einen Vater gegeben

hat, entläßt er dich nach Athen.“ — „Was ſoll mir aber dieſes Kiſtchen helfen?“ fragte Jon weiter. „Es enthält die Windeln, in welchen du ausgeſetzt worden biſt, lieber Sohn!“ antwortete die Prieſterin. „Meine Windeln?“ ſprach Jon heftig. „Nun, das iſt ja eine Spur, die mich auf meine rechte Mutter führen kann. O erwünſchte Entdeckung!“ Die Prieſterin hielt ihm nun das offene Kiſtchen hin und Jon griff gierig hinein, und zog die reinlich zuſammengewickelte Leinwand heraus. Während er ſeine bethränten Augen auf die koſtbaren Ueberbleibſel heftete, hatte ſich Krëuſa's Angſt allmählig verloren und ein Blick auf das Kiſtchen ihr die ganze Wahrheit entdeckt. Mit einem Sprunge verließ ſie den Altar und mit dem Freudenrufe: „Sohn!“ hielt ſie den ſtaunenden Jon umſchlungen. Dieſem ſchlich ſich aufs neue Mißtrauen ins Herz, er fürchtete die Umarmungen der Fremden als eine Hinterliſt und wollte ſich unwillig losmachen. Aber Krëuſa ſelbſt raffte ſich zuſammen, trat einige Schritte zurück und ſprach: „Dieſe Leinwand ſoll für mich zeugen, Kind! Wickle ſie getroſt auseinander, du wirſt die Zeichen finden, die ich dir angebe. Die Stickerei, die ſie ſchmückt, iſt das Werk meiner mädchenhaften Nadel. In der Mitte des Gewebes muß ſich das Gorgonenhaupt finden, umringt von Schlangen, wie auf dem Aegisſchilde! „Unglaubig entfaltete Jon die Windeln, aber mit einem plötzlichen Freudenſchrei rief er aus: „O großer Jupiter, hier iſt die Gorgone, hier ſind die Schlangen!“ — „Noch nicht genug, ſprach Krëuſa, es müſſen in dem Kiſtchen auch kleine goldne Drachen ſeyn, zur Erinnerung an die Drachen in der Kiſte des Erichthonius; ein Halsſchmuck für das neugeborne Knäbchen.“ Jon durchforſchte den

Korb weiter und mit wonnigem Lächeln zog er bald auch die Drachenbilder hervor. „Das letzte Zeichen, rief Krëuſa, muß ein Kranz aus den unverwelklichen Oliven ſeyn, die vom erſtgepflanzten Oelbaume Minervens ſtammen, und den ich meinem neugebornen Knaben aufgeſetzt.“ Jon durchſuchte den Grund des Kiſtchens, und ſeine Hand brachte einen ſchönen grünen Olivenkranz hervor. „Mutter, Mutter!“ rief er mit einer von ſchluchzenden Thränen unterbrochenen Stimme, fiel Krëuſen um den Hals und bedeckte ihre Wangen mit Küſſen. Endlich riß er ſich von ihrem Halſe los, und verlangte nach ſeinem Vater Xuthus. Da entdeckte ihm Krëuſa das Geheimniß ſeiner Geburt und wie er des Gottes Sohn ſey, dem er ſo lang und getreu im Tempel gedient habe. Auch die früheren Verwicklungen und die letzte Verirrung Krëuſens wurden ihm jetzt klar, und er fand ſelbſt den verzweifelten Anſchlag ſeiner Mutter auf des unerkannten Sohnes Leben verzeihlich. Xuthus nahm den Jon, obgleich nur als Stiefſohn, doch auch ſo als ein theures Göttergeſchenk in ſeine Arme und alle drei erſchienen wieder im Tempel, dem Gotte zu danken. Die Prieſterin aber weiſſagte von ihrem Dreifuß herab, daß Jon der Vater eines großen Stammes werden ſollte, Jonier nach ſeinem Namen genannt; auch dem Xuthus weiſſagte ſie Nachkommenſchaft von Krëuſen, einen Sohn, der Dorus heißen ſollte, und der weltberühmten Dorier Vater werden. Mit ſo freudigen Erfüllungen und Hoffnungen brach das Fürſtenpaar von Athen mit dem glücklich gefundenen Sohn nach der Heimath auf, und alle Einwohner Delphi's gaben ihm das Geleite.

Dädalus und Ikarus.

Auch Dädalus aus Athen war ein Erechthide, ein Sohn des Metion, ein Urenkel des Erechtheus. Er war der kunſtreichſte Mann ſeiner Zeit, Baumeiſter, Bildhauer und Arbeiter in Stein. In den verſchiedenſten Gegenden der Welt wurden Werke ſeiner Kunſt bewundert und von ſeinen Bildſäulen ſagte man, ſie leben, gehen und ſehen, und ſeyen für kein Bild, ſondern für ein beſeeltes Geſchöpf zu halten. Denn während an den Bildſäulen der früheren Meiſter die Augen geſchloſſen waren, und die Hände, von den Seiten des Körpers nicht getrennt, ſchlaff herunter hingen, war er der erſte, der ſeinen Bildern offene Augen gab, ſie die Hände ausſtrecken und auf ſchreitenden Füßen ſtehen ließ. Aber ſo kunſtreich Dädalus war, ſo eitel und eiferſüchtig war er auch auf ſeine Kunſt, und dieſe Untugend verführte ihn zum Verbrechen und trieb ihn ins Elend. Er hatte einen Schweſterſohn, Namens Talos, den er in ſeinen eigenen Künſten unterrichtete, und der noch herrlichere Anlagen zeigte als ſein Oheim und Meiſter. Noch als Knabe hatte Talos die Töpferſcheibe erfunden; den Kinnbacken einer Schlange, auf den er irgendwo geſtoßen, gebrauchte er als Säge und durchſchnitt mit den gezackten Zähnen ein kleines Brettchen, dann ahmte er dieſes Werkzeug in Eiſen nach, in deſſen Schärfe er eine Reihe fortlaufender Zähne einſchnitt, und wurde ſo der geprieſene Erfinder der Säge. Ebenſo erfand er das Drechſeleiſen, indem er zuerſt zwei eiſerne Arme verband, von welchen der eine ſtille ſtand, während der andere ſich

drehte. Auch andere künſtliche Werkzeuge erſann er, alles ohne die Hülfe ſeines Lehrers, und erwarb ſich damit hohen Ruhm. Dädalus fing an zu befürchten, der Name des Schülers möchte größer werden, als der des Meiſters, der Neid übermannte ihn, und er brachte den Knaben hinterliſtig um, indem er ihn von Minerva's Burg herabſtürzte. Während Dädalus mit ſeinem Begräbniſſe beſchäftigt war, wurde er überraſcht; er gab vor eine Schlange zu verſcharren. Dennoch wurde er vor dem Gerichte des Areopagus wegen eines Mordes angeklagt und ſchuldig befunden. Er entwich nun und irrte anfangs flüchtig in Attika umher, bis er weiter nach der Inſel Kreta floh. Hier fand er bei dem Könige Minos eine Freiſtätte, ward deſſen Freund und als berühmter Künſtler hoch angeſehen. Er wurde von ihm ausgewählt, um dem Minotaurus, einem Ungeheuer von abſcheulicher Abkunft, der ein Doppelweſen war, das vom Kopfe bis an die Schultern die Geſtalt eines Stieres hatte, im übrigen aber einem Menſchen glich, einen Aufenthalt zu ſchaffen, wo das Ungethüm den Augen der Menſchen ganz entrückt würde. Der erfindſame Geiſt des Dädalus erbaute zu dem Ende das Labyrinth, ein Gebäude voll gewundener Krümmungen, welche Augen und Füße des Betretenden verwirrten. Die unzähligen Gänge ſchlangen ſich in einander, wie der verworrene Lauf des geſchlängelten, phrygiſchen Fluſſes Mäander, der in zweifelndem Gange bald vorwärts, bald zurück fließt und oft ſeinen eigenen Wellen entgegen kommt. Als der Bau vollendet war und Dädalus ihn durchmuſterte, fand ſich der Erfinder ſelbſt mit Mühe zur Schwelle zurück, ein ſo trügeriſches Irrſal hatte er gegründet. Im Innerſten dieſes Labyrinthes wurde der

Minotaurus gehegt, und ſeine Speiſe waren ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen, die, vermöge alter Zinsbarkeit, alle neun Jahre von Athen dem Könige Kreta's zugeſandt werden mußten.

Indeſſen wurde dem Dädalus die lange Verbannung aus der geliebten Heimath doch allmählig zur Laſt und es quälte ihn, bei einem tyranniſchen und ſelbſt gegen ſeinen Freund mißtrauiſchen Könige ſein ganzes Leben auf einem vom Meere rings umſchloſſenen Eilande zubringen zu ſollen. Sein erfindender Geiſt ſann auf Rettung. Nachdem er lange gebrütet, rief er endlich ganz freudig aus: „die Rettung iſt gefunden; mag mich Minos immerhin von Land und Waſſer ausſperren, die Luft bleibt mir doch offen; ſo viel Minos beſitzt, über ſie hat er keine Herrſchergewalt. Durch die Luft will ich davon gehen!“ Geſagt, gethan. Dädalus überwältigte mit ſeinem Erfindungsgeiſte die Natur. Er fing an Vogelfedern von verſchiedener Größe ſo in Ordnung zu legen, daß er mit der kleinſten begann, und zu der kürzeren Feder ſtets eine längere fügte, ſo daß man glauben konnte, ſie ſeyen von ſelbſt anſteigend gewachſen. Dieſe Federn verknüpfte er in der Mitte mit Leinfäden, unten mit Wachs. Die ſo vereinigten beugte er mit kaum merklicher Krümmung, ſo daß ſie ganz das Anſehen von Flügeln bekamen. Dädalus hatte einen Knaben Namens Ikarus. Dieſer ſtand neben ihm, und miſchte ſeine kindiſchen Hände neugierig unter die künſtliche Arbeit des Vaters: bald griff er nach dem Gefieder, deſſen Flaum von dem Luftzuge bewegt wurde, bald knetete er das gelbe Wachs, deſſen der Künſtler ſich bediente, mit Daumen und Zeigefinger. Der Vater ließ es ſorglos geſchehen, und lächelte zu den unbeholfenen

Bemühungen ſeines Kindes. Nachdem er die letzte Hand an ſeine Arbeit gelegt hatte, paßte ſich Dädalus ſelbſt die Flügel an den Leib, ſetzte ſich mit ihnen ins Gleichgewicht und ſchwebte leicht wie ein Vogel empor in die Lüfte. Dann, nachdem er ſich wieder zu Boden geſenkt, belehrte er auch ſeinen jungen Sohn Ikarus, für den ein kleineres Flügelpaar gefertigt und bereit lag. „Flieg immer, lieber Sohn, ſprach er, auf der Mittelſtraße; damit nicht, wenn du den Flug zuſehr nach unten ſenkteſt, die Fittige ans Meerwaſſer ſtreifen und von Feuchtigkeit beſchwert dich in die Tiefe der Wogen hinabziehen, oder, wenn du dich zu hoch in die Luftregion verſtiegeſt, dein Gefieder den Sonnenſtrahlen zu nahe komme und plötzlich Feuer fange. Zwiſchen Waſſer und Sonne fliege dahin, immer nur meinem Pfade durch die Luft folgend.“ Unter ſolchen Ermahnungen knüpfte Dädalus auch dem Sohne das Flügelpaar an die Schultern, doch zitterte die Hand des Greiſen, während er es that, und eine bange Thräne tropfte ihm auf die Hand. Dann umarmte er den Knaben und gab ihm einen Kuß, der auch ſein letzter ſeyn ſollte.

Jetzt erhoben ſich Beide mit ihren Flügeln. Der Vater flog voraus, ſorgenvoll wie ein Vogel, der ſeine zarte Brut zum erſtenmal aus dem Neſte in die Luft führt. Doch ſchwang er beſonnen und kunſtvoll das Gefieder, damit der Sohn es ihm nachthun lernte, und blickte von Zeit zu Zeit rückwärts, um zu ſehen, wie es dieſem gelänge. Anfangs ging es ganz gut. Bald war ihnen die Inſel Samos zur linken, bald Delos und Paros, die Eilande, vorübergeflogen. Noch mehrere Küſten ſahen ſie ſchwinden, als der Knabe Ikarus, durch den glücklichen Flug zuverſichtlich gemacht, ſeinen väterlichen Führer verließ, und in verwegenem Uebermuthe mit ſeinem Flügelpaar einer höheren Zone zuſteuerte. Aber die gedrohte Strafe blieb nicht aus. Die Nachbarſchaft der Sonne erweichte mit allzukräftigen Strahlen das Wachs, das die Fittiche zuſammenhielt, und ehe es Ikarus nur bemerkte, waren die Flügel aufgelöst und zu beiden Seiten den Schultern entſunken. Noch ruderte der unglückliche Jüngling und ſchwang ſeine nackten Arme; aber er bekam keine Luft zu faſſen, und plötzlich ſtürzte er in die Tiefe. Er hatte den Namen ſeines Vaters als Hülferuf auf den Lippen; doch ehe er ihn ausſprechen konnte, hatte ihn die blaue Meeresfluth verſchlungen. Das alles war ſo ſchnell geſchehen, daß Dädalus, hinter ſich nach ſeinem Sohne, wie er von Zeit zu Zeit zu thun gewohnt war, blickend, nichts mehr von ihm gewahr wurde. „Ikarus, Ikarus!“ rief er troſtlos durch den leeren Luftraum. „Wo, in welchem Bezirke der Luft ſoll ich dich ſuchen?“ Endlich ſandte er die ängſtlich forſchenden Blicke nach der Tiefe. Da ſah er im Waſſer die Federn ſchwimmen. Nun ſenkte er ſeinen Flug und ging, die Flügel abgelegt, ohne Troſt am Ufer hin und her, wo bald die Meereswellen den Leichnam ſeines unglückſeligen Kindes ans Geſtade ſpielten. Jetzt war der ermordete Talos gerächt. Der verzweifelnde Vater ſorgte für das Begräbniß des Sohnes. Es war eine Inſel, wo er ſich niedergelaſſen, und wo der Leichnam ans Ufer geſchwemmt worden war. Zum ewigen Gedächtniß an das jammervolle Ereigniß erhielt das Eiland den Namen Ikaria.

Als Dädalus ſeinen Sohn begraben hatte, fuhr er von dieſer Inſel weiter nach der großen Inſel Sicilien.

Hier herrſchte der König Kokalus. Wie einſt bei Minos auf Kreta fand er bei ihm gaſtliche Aufnahme, und ſeine Kunſt ſetzte die Einwohner in Erſtaunen. Noch lange zeigte man da einen künſtlichen See, den er gegraben, und aus dem ein breiter Fluß ſich in das benachbarte Meer ergoß; auf den ſteilſten Felſen, der nicht zu erſtürmen war, und wo kaum ein paar Bäume Platz zu haben ſchienen, ſetzte er eine feſte Stadt, und führte zu ihr einen ſo engen und künſtlich gewundenen Weg empor, daß drei oder vier Männer hinreichten, die Veſte zu vertheidigen. Dieſe unbezwingliche Burg wählte dann der König Kokalus zur Aufbewahrung ſeiner Schätze. Das dritte Werk des Dädalus auf der Inſel Sicilien war eine tiefe Höhle. Hier fing er den Dampf unterirdiſchen Feuers ſo geſchickt auf, daß der Aufenthalt in einer Grotte, die ſonſt feucht zu ſeyn pflegte, ſo angenehm war, wie in einem gelinde geheizten Zimmer, und der Körper allmählig in einen wohlthätigen Schweiß kam, ohne dabei von der Hitze beläſtigt zu werden. Auch den Venustempel auf dem Vorgebirge Eryx erweiterte er, und weihte der Göttin eine goldene Honigzelle, die mit der größten Kunſt ausgearbeitet war und einer wirklichen Honigwabe täuſchend ähnlich ſah.

Nun erfuhr aber König Minos, deſſen Inſel der Baumeiſter heimlich verlaſſen hatte, daß Dädalus ſich nach Sicilien geflüchtet habe, und faßte den Entſchluß, ihn mit einem gewaltigen Kriegsheere zu verfolgen. Er rüſtete eine anſehnliche Flotte aus und fuhr damit von Kreta nach Agrigent. Hier ſchiffte er ſeine Landtruppen aus, und ſchickte Botſchafter an den König Kokalus, welche die Auslieferung des Flüchtlings verlangen ſollten.

Aber Kokalus war über den Einfall des fremden Tyrannen entrüſtet, und ſann auf Mittel und Wege, ihn zu verderben. Er ſtellte ſich an, als ginge er in die Abſichten des Kreters ganz ein, verſprach ihm in Allem zu willfahren und lud ihn zu dem Ende zu einer Zuſammenkunft ein. Minos kam und wurde mit großer Gaſtfreundſchaft von Kokalus aufgenommen. Ein warmes Bad ſollte ihn von der Ermüdung des Weges heilen. Als er aber in der Wanne ſaß, ließ Kokalus dieſe ſo lange heizen, bis Minos in dem ſiedenden Waſſer erſtickte. Die Leiche überließ der König von Sicilien den Kretern, die mit ihm gekommen waren, unter dem Vorgeben, der König ſey im Bade ausgegleitet und in das heiße Waſſer gefallen. Hierauf wurde Minos von ſeinen Kriegern mit großer Pracht bei Agrigent beſtattet und über ſeinem Grabmal ein offener Aphroditentempel erbaut. Dädalus blieb bei dem Könige Kokalus in ununterbrochener Gunſt; er zog viele und berühmte Künſtler und wurde der Gründer ſeiner Kunſt auf Sicilien. Glücklich aber war er ſeit dem Sturze ſeines Sohnes Ikarus nicht mehr, und, während er dem Lande, das ihm eine Zuflucht gewährt hatte, ein heiteres und lachendes Anſehen durch die Werke ſeiner Hand verlieh, durchlebte er ſelbſt ein kummervolles und trübſinniges Alter. Er ſtarb auf der Inſel Sicilien und wurde dort begraben.

Zweites Buch.

Die Argonautenſage.

ſon und Pelias. — Anlaß und Beginn des Argonautenzuges. —
ie Argonauten zu Lemnos. — Dieſelben im Lande der Dolionen. —
erkules zurückgelaſſen. — Pollux und der Bebrykenkönig. — Phineus
d die Harpyien. — Die Symplegaden. — Weitere Abentheuer. —
ſon im Palaſte des Aeetes. — Medea und Aeetes. — Der Rath
s Argos. — Medea verſpricht den Argonauten Hülfe. — Jaſon
d Medea. — Jaſon erfüllt des Aeetes Begehr. — Medea raubt
s goldne Vließ. — Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit
edea. — Weitere Heimfahrt der Argonauten. — Neue Verfolgung
der Kolchier. — Letzte Abentheuer der Helden. — Jaſons Ende.

Jaſon und Pelias.

Von Aeſon, dem Sohne des Kretheus, ſtammte Jaſon ab. Sein Großvater hatte in einer Bucht des Landes Theſſalien die Stadt und das Königreich Jolkos gegründet und daſſelbe ſeinem Sohne Aeſon hinterlaſſen. Aber der jüngere Sohn, Pelias, bemächtigte ſich des Thrones; Aeſon ſtarb, und Jaſon, ſein Kind, war zu Chiron dem Centauren, dem Erzieher vieler großen Helden, geflüchtet worden, wo er in guter Heldenzucht aufwuchs. Als Pelias ſchon alt war, wurde er durch einen dunkeln Orakelſpruch geängſtigt, welcher ihn warnte, er ſollte ſich vor dem Einſchuhigten hüten. Pelias grübelte vergeblich über dem Sinne dieſes Wortes, als Jaſon, der jetzt zwanzig Jahre den Unterricht und die Erziehung des Chiron genoſſen hatte, ſich heimlich aufmachte, nach Jolkos in ſeine Heimath zu wandern und das Thronrecht ſeines Geſchlechtes gegen Pelias zu behaupten. Nach Art der alten Helden war er mit zwei Speeren, dem einen zum Werfen den andern zum Stoßen, ausgerüſtet; er trug ein Reiſekleid und darüber die Haut von einem Panther, den er erwürgt hatte; ſein unbeſchorenes Haar hing lang über die Schultern herab. Unterwegs kam er an einen breiten Fluß, an dem er eine alte Frau ſtehen ah, die ihn flehentlich bat, ihr über den Strom zu hel-en. Es war die Göttermutter Juno, die Feindin des Königes Pelias. Jaſon erkannte ſie in ihrer Verwandlung nicht, er nahm ſie mitleidig auf die Arme und watete mit ihr durch den Fluß. Auf dieſem Wege blieb ihm der eine Schuh im Schlamme ſtecken. Dennoch wanderte er weiter und kam zu Jolkos an, als ſein Oheim Pelias gerade mitten unter allem Volke auf dem Marktplatze der Stadt dem Meeresgotte Neptunus ein feierliches Opfer brachte. Alles Volk verwunderte ſich über ſeine Schönheit und ſeinen majeſtätiſchen Wuchs. Sie meinten, Apollo oder Mars ſey plötzlich in ihre Mitte getreten. Jetzt fielen auch die Blicke des opfernden Königes auf den Fremdling und mit Entſetzen bemerkte er, daß nur der eine Fuß deſſelben beſchuhet ſey. Als die heilige Handlung vorüber war, trat er dem Ankömmling entgegen und fragte ihn mit verheimlichter Beſtürzung nach ſeinem Namen und ſeiner Heimath. Jaſon antwortete muthig, doch ſanft: er ſey Aeſons Sohn, ſey in Chirons Höhle erzogen worden und komme jetzt, das Haus ſeines Vaters zu ſchauen. Der kluge Pelias empfing ihn auf dieſe Mittheilung freundlich und ohne ſeinen Schrecken merken zu laſſen. Er ließ ihn überall im Palaſte herumführen und Jaſon weidete ſeine Augen mit Sehnſucht an dieſer erſten Wohnſtätte ſeiner Jugend. Fünf Tage lang feierte er hierauf das Wiederſehen mit ſeinen Vettern und Verwandten in fröhlichen Feſten. Am ſechsten Tage verließen ſie die Zelte, die für die Gäſte aufgeſchlagen waren, und traten miteinander vor den König Pelias. Sanft und beſcheiden ſprach Jaſon zu ſeinem Oheim: „Du weißt, o König, daß ich der Sohn des rechtmäßigen Königes bin, und alles, was du beſitzeſt, mein Eigenthum iſt. Dennoch laſſe ich dir die Schaaf- und Rinderheerden und alles Feld, das du meinen Eltern entriſſen haſt;

ich verlange nichts von dir zurück, als den Königſcepter und den Thron, auf welchem einſt mein Vater ſaß.“ Pelias war in ſeinem Geiſte ſchnell beſonnen. Er erwiederte freundlich: „Ich bin willig deine Forderung zu erfüllen, dafür ſollſt aber auch du mir eine Bitte gewähren und eine That für mich ausrichten, die deiner Jugend wohl anſteht und deren mein Greiſenalter nicht mehr fähig iſt. Denn mir erſcheint ſeit lange in nächtlichen Träumen der Schatten des Phrixus und verlangt von mir, ich ſolle ſeine Seele zufrieden ſtellen, nach Kolchis zum Könige Aeetes reiſen und von da ſeine Gebeine und das Vließ des goldenen Widders zurückholen. Den Ruhm dieſer Unternehmung habe ich dir zugedacht: Wenn du mit der herrlichen Beute zurückkehrſt, ſollſt du Reich und Scepter in Beſitz nehmen.“

Anlaß und Beginn des Argonautenzuges.

Mit dem goldenen Vließe aber verhielt es ſich alſo: Phrixus, ein Sohn des Böotiſchen Königs Athamas, hatte viel von der Nebengattin ſeines Vaters, ſeiner böſen Stiefmutter Ino, zu dulden. Um ihn vor ihren Nachſtellungen zu bewahren, raubte ihn, mit Hülfe ſeiner Schweſter Helle, die eigene Mutter Nephele. Sie ſetzte die Kinder auf einen geflügelten Widder, deſſen Vließ oder Fell von gediegenem Golde war und welchen ſie von dem Gotte Merkurius zum Geſchenk erhalten hatte. Auf dieſem Wunderthiere ritten Bruder und Schweſter durch die Luft über Land und Meere hin. Unterwegs wurde das Mägdlein von Schwindel überwältigt. Sie fiel in die Tiefe und fand ihren Tod in dem Meere, das von ihr den Namen Helle's Meer, oder Helleſpontos erhielt. Phrixus kam glücklich in das Land der Kolchier, an der Küſte des ſchwarzen Meeres. Hier wurde er von dem Könige Aeetes gaſtfreundlich aufgenommen, der ihm eine ſeiner Töchter zur Gattin gab. Den Widder opferte Phrixus dem Jupiter, dem Beförderer der Flucht; ſein Vließ gab er dem Könige Aeetes zum Geſchenk. Dieſer weihte daſſelbe dem Mars, und befeſtigte es mit Nägeln in einem Haine, der dieſem Gott geheiligt war. Zur Bewachung des goldenen Vließes beſtellte Aeetes einen ungeheuren Drachen, denn ein Schickſalsſpruch hatte ſein Leben vom Beſitze dieſes Widderfelles abhängig gemacht. Das Vließ wurde in der ganzen Welt als ein großer Schatz betrachtet; und lange trug man ſich auch in Griechenland mit der Nachricht von demſelben. Manchen Helden und Fürſten gelüſtete es darnach; ſo hatte Pelias nicht falſch gerechnet, wenn er hoffte, ſeinen Neffen Jaſon durch die Ausſicht auf eine ſo herrliche Beute zu reizen. Jaſon ließ ſich auch bereitwillig finden; er durchſchaute die Abſicht ſeines Oheims, ihn in den Gefahren dieſes Zuges untergehen zu laſſen, nicht, und verpflichtete ſich feierlich das Abentheuer zu beſtehen. Die berühmteſten Helden Griechenlands wurden zu dem kühnen Unternehmen aufgefordert. Am Fuße des Berges Pelion, aus einer Holzart, die im Meere nicht fault, wurde unter Minerva's Leitung, von dem geſchickteſten Baumeiſter Griechenlands, ein herrliches Schiff mit fünfzig Rudern 58 erbaut, und nach ſeinem Erbauer Argos, dem Sohne des Areſtor, Argo genannt. Es war das erſte lange Schiff, auf welchem ſich Griechen in die offene See wagten.

Die Göttin Minerva hatte dazu das weiſſagende Brett von einer redenden Eiche des Orakels zu Dodona geſtiftet, das eine Stelle in dem Tafelwerke fand. Das Schiff war auswendig mit vielen geſchnitzten Arbeiten geziert und gleichwohl ſo leicht, daß es die Helden zwölf Tagereiſen weit auf der Achſel tragen konnten. Als das Fahrzeug fertig und die Helden verſammelt waren, wurden die Plätze der Argoſchiffer (Argonauten) verlooſt. Jaſon war Befehlshaber des ganzen Zuges, Tiphys war der Steyermann; Lynceus, der ſcharfblickende, machte den Lootſen des Schiffs. Im Vordertheile des Schiffs ſaß der herrliche Held Herkules, im Hintertheile Peleus, der Vater des Achilles und Telamon der Vater des Ajax. Im innern Raume befanden ſich unter andern Caſtor und Pollux, die Jupitersſöhne, Neleus, der Vater Neſtors, Admetus, der Gemahl der frommen Alceſte, Meleager, er Beſieger des kalidoniſchen Ebers, Orpheus, der wunervolle Sänger, Menötius, der Vater des Patroklus, Theſeus, nachher König von Athen und ſein Freund Pirithous, Hylas, der junge Gefährte des Herkules, Neptuns Sohn Euphemus, und Oileus, der Vater des eineren Ajax. Jaſon hatte ſein Schiff dem Neptunus ewidmet und vor der Abfahrt wurde ihm und allen Meeresgöttern ein feierliches Opfer mit Gebeten dargebracht.

Als Alle im Schiffe Platz genommen, wurden die nker gelichtet, die fünfzig Ruderer begannen ihren regeläßigen Taktſchlag, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und bald hatte das Schiff den Hafen von Jolkus nter ſich. Orpheus mit lieblichen Harfentönen und beeiſterndem Geſang belebte den Muth der Argoſchiffer, ſtig fuhren ſie an Vorgebirgen und Inſeln vorbei, erſt am zweiten Tage erhob ſich ein Sturm und trieb ſie in den Hafen der Inſel Lemnos.

Die Argonauten zu Lemnos.

Auf dieſer Inſel hatten das Jahr zuvor die Weiber alle ihre Männer, ja das ganze männliche Geſchlecht, vom Zorn der Venus verfolgt und von Eiferſucht getrieben, weil jene ſich Nebenweiber aus Thracien geholt hatten, ausgerottet. Nur Hypſipyle hatte ihren Vater, den König Thoas verſchont und in einer Kiſte dem Meere zur Rettung übergeben. Seitdem fürchteten ſie unaufhörlich einen Angriff von Seiten der Thracier, der Verwandten ihrer Nebenbuhlerinnen und blickten oft mit ängſtlichen Augen nach der hohen See hinaus. Auch jetzt, wo ſie das Schiff Argo heranrudern ſahen, ſtürzten ſie alle miteinander aufgeſchreckt aus den Thoren, und ſtrömten, mit Waffen angethan, wie Amazonen, ans Ufer. Die Helden verwunderten ſich höchlich, als ſie das ganze Geſtade voll von bewaffneten Weibern und keinen Mann erblickten. Sie fertigten in einem Nachen einen Herold mit dem Friedensſtabe an die ſeltſame Verſammlung ab, der von den Frauen vor die Königin Hypſipyle gebracht wurde und in beſcheidenen Worten die Bitte der Argoſchiffer, um gaſtliche Raſt, vorbrachte. Die Königin verſammelte ihr Frauenvolk auf dem Marktplatze der Stadt; ſie ſelbſt ſetzte ſich auf den ſteinernen Thron ihres Vaters; Ihr zunächſt lagerte ſich, auf einen Stab geſtützt, die greiſe Amme, dieſer zur Rechten und zur Linken ſaßen je zwei blondhaarige, zarte Jungfrauen. Nachdem ſie der

Verſammlung das friedliche Anſinnen der Argonauten vorgelegt, ſprach ſie aufgerichtet: „Liebe Schweſtern, wir haben eine große Frevelthat begangen und in der Thorheit uns männerlos gemacht, wir ſollen gute Freunde, wenn ſie ſich uns darbieten, nicht zurückſtoßen. Aber wir müſſen auch dafür ſorgen, daß ſie nichts von unſerer Unthat erfahren. Darum iſt mein Rath, den Fremden Speiſe, Wein und alle Nothdurft in ihr Schiff tragen zu laſſen, und durch ſolche Bereitwilligkeit ſie ferne von unſern Mauern zu halten."

Die Königin hatte ſich wieder niedergeſetzt und dagegen die alte Amme erhoben. Mit Mühe richtete ſie ihren Kopf aus den Schultern auf und ſprach: „Sendet immerhin den Fremdlingen Geſchenke: dieß iſt wohlgethan. Denket aber auch daran, was euch bevorſteht, wenn die Thracier kommen. Und wenn ein gnädiger Gott dieſe ferne hält, ſeyd ihr darum vor allem Uebel ſicher? Zwar die alten Weiber, wie ich, können ruhig ſeyn, wir werden ſterben, ehe die Noth dringend wird, ehe alle unſere Vorräthe zu Ende ſind. Ihr Jüngeren aber, wie wollet Ihr alsdann leben? werden ſich die Ochſen für euch von ſelbſt ins Joch ſpannen und den Pflug durchs Ackerfeld ziehen? werden ſie an eurer Statt, wenn das Jahr herum iſt, die reifen Aehren abſchneiden? denn ihr ſelbſt werdet dieſe und andere harte Arbeiten nicht allein verrichten wollen. Ich rathe euch, weiſet den erwünſchten Schutz nicht ab, der ſich euch darbietet; vertrauet Gut und Habe den edelgeborenen Fremdlingen an, und laßt ſie eure ſchöne Stadt verwalten!" Dieſer Rath gefiel allen Weibern von Lemnos wohl. Die Königin ſchickte eine der beiſitzenden Jungfrauen mit dem Herold auf das Schiff, um den Argonauten den günſtigen Beſchluß der Frauenverſammlung kund zu thun. Die Helden waren über die Nachricht hoch erfreut, ſie glaubten nicht anders, als Hypſipyle ſey ihrem Vater, nach deſſen Tode, in friedlicher Uebernahme der Herrſchaft gefolgt. Jaſon warf den purpurnen Mantel, ein Geſchenk der Minerva, über ſeine Schultern und wandelte der Stadt zu, einem ſchimmernden Sterne ähnlich. Als er in die Thore einzog, ſtrömten ihm die Frauen mit lautem Gruße nach und erfreuten ſich des Gaſtes. Er aber heftete mit ſittſamer Scheu die Augen auf den Boden und eilte dem Palaſte der Königin zu. Dienende Mägde thaten die hohen Pforten weit vor ihm auf; die Jungfrau führte ihn in das Gemach ihrer Herrin. Hier nahm er, dieſer gegenüber, auf einem prachtvollen Stuhl Platz. Hypſipyle ſchlug die Augen nieder und ihre jungfräulichen Wangen rötheten ſich. Verſchämt wandte ſie ſich an ihn mit den ſchmeichleriſchen Worten: „Fremdling, warum weilet ihr ſo ſcheu außerhalb unſerer Thore? dieſe Stadt wird ja nicht von Männern bewohnt, daß ihr euch zu fürchten hättet. Unſre Gatten ſind uns treulos geworden; ſie ſind mit Thraciſchen Weibern, die ſie im Kriege erbeutet, in das Land ihrer Nebenweiber gezogen und haben ihre Söhne und männlichen Diener mit ſich genommen; wir aber ſind hülflos zurückgeblieben. Darum, wenn es euch gefällt, kehret hier, bei unſrem Volke, ein, und magſt du, ſo ſollſt du an meines Vaters Thoas Statt, die deinigen und uns beherrſchen. Du wirſt das Land nicht tadeln, es iſt bei weitem die fruchtbarſte Inſel in dieſem Meere. Geh daher, guter Führer, melde deinen Genoſſen unſern Vorſchlag und bleibet nicht länger

außerhalb der Stadt.“ So ſprach ſie, und verhehlte nur die Ermordung der Männer. Ihr erwiederte Jaſon: „Königin, die Hülfe, die du uns Hülfsbedürftigen anbieteſt, nehmen wir mit dankbarem Herzen an; wenn ich meinen Genoſſen die Nachricht zurückgebracht habe, will ich in eure Stadt zurückkehren, aber den Scepter und die Inſel behalte du ſelbſt! Nicht als ob ich ſie verachtete: aber mich erwarten ſchwere Kämpfe im fernen Lande.“ Jaſon reichte der königlichen Jungfrau die Hand zum Abſchiedsgruße, dann eilte er zurück ans Ufer. Bald kamen auch die Frauen auf ſchnellen Wagen nach, mit vielen Gaſtgeſchenken. Ohne Mühe überredeten ſie die Helden, die ihres Führers Botſchaft ſchon vernommen hatten, die Stadt zu betreten und in ihren Häuſern einzukehren. Jaſon nahm ſeine Wohnung in der Königsburg ſelbſt, die Andern da und dort; nur Herkules, der Feind weibiſchen Lebens, blieb mit wenigen auserleſenen Genoſſen zurück auf dem Schiffe. Jetzt füllten fröhliche Mahlzeiten und Tänze die Stadt; duftiger Opferdampf ſtieg zum Himmel; Einwohnerinnen und Gäſte ehrten den Schutzgott der Inſel, Vulkanus, und Venus, ſeine Gemahlin. Von Tag zu Tag wurde die Abfahrt verſchoben und noch lange hätten die Helden bei den freundlichen Wirthinnen verweilt, wenn nicht Herkules vom Schiffe herbeigekommen wäre und die Genoſſen, ohne der Weiber Wiſſen, um ſich verſammelt hätte. „Ihr Elenden,“ ſchalt er, „hattet ihr nicht genug Frauen im eigenen Lande? ſeyd ihr der Hochzeit bedürftig hierher gekommen? wollt ihr als Bauern zu Lemnos das Feld pflügen? Freilich! ein Gott wird für uns das Vließ holen und es uns zu Füßen legen! Lieber laſſet uns jeden in ſeine

Heimath zurückkehren; jener mag ſich mit Hypſipyle vermählen, die Inſel Lemnos mit ſeinen Söhnen bevölkern und von fremden Heldenthaten hören!“

Keiner wagte gegen den Helden, der ſo ſprach, die Augen aufzuheben, oder ihm zu widerſprechen. Von der Verſammlung weg rüſteten ſie ſich zur Abfahrt. Aber die Lemnierinnen, ihre Abſicht errathend, umſchwärmten ſie wie ſummende Bienen mit Klagen und Bitten. Doch ergaben ſie ſich zuletzt in den Entſchluß der Helden, Hypſipyle trat mit thränenden Augen aus der Schaar hervor, nahm Jaſon bei der Hand und ſprach: „Geh, und mögen dir die Götter, ſammt deinen Genoſſen, wie du es wünſcheſt, das goldene Vließ verleihen! Wenn du je zu uns zurückkehren willſt, ſo erwartet dich dieſe Inſel und das Scepter meines Vaters. Aber ich weiß es wohl, du haſt dieſe Abſicht nicht. So gedenke denn wenigſtens meiner in der Ferne!“ Jaſon ſchied mit Bewunderung von der edlen Königin und beſtieg zuerſt das Schiff, nach ihm die andern Helden alle. Sie lösten die Taue, mit welchen das Schiff ans Land gebunden war, die Ruderer ſetzten ſich in Bewegung und in kurzer Zeit hatten ſie den Helleſpont hinter ſich.

Die Argonauten im Lande der Dolionen.

Thraciſche Winde trieben hier das Schiff in die Nähe der Phrygiſchen Küſte, wo auf dem Eilande Cyzikus die erdgeborenen Giganten in ungezähmter Wildheit, und die friedlichen Dolionen neben einander wohnten. Jenen hingen ſechs Arme, zwei von den mächtigen Schultern und vier an den beiden Seiten, vom Leibe herunter; dieſe ſtammten vom Meeresgotte ab, der ſie auch gegen jene Ungeheuer ſchirmte. Ihr König war der fromme Cyzikus. Dieſer und ſein ganzes Volk, als ſie von der Ankunft des Schiffes und dem Geſchlechte der Männer gehört, gingen den Argonauten liebreich entgegen, empfingen ſie gaſtfreundlich und überredeten ſie noch weiter zu rudern und das Schiff im Hafen der Stadt vor Anker zu legen. Der König hatte längſt einen Orakelſpruch erhalten, wenn die göttliche Schaar der Heroen käme, ſo ſollte er ſie liebreich aufnehmen und ja nicht bekriegen. Er verſah ſie deßwegen reichlich mit Wein und Schlachtvieh. Er ſelbſt war noch ganz jung und kaum erſt war ihm der Bart gewachſen. Im Königshauſe lag ihm ſeine Frau in den erſten Wehen; dennoch verließ er ſie, um, dem Götterſpruche folgſam, das Mahl mit den Fremden zu theilen. Hier erzählten ſie ihm von dem Ziel und Zweck ihrer Fahrt, und er unterrichtete ſie über den Weg, den ſie zu nehmen hätten. Am andern Morgen beſtiegen ſie einen hohen Berg, um ſelbſt die Lage der Inſel und das Meer zu überſchauen. Inzwiſchen waren von der andern Seite des Eilands die Giganten hervorgebrochen und hatten den Hafen mit

Felsblöcken geſperrt. In dieſem lag das Schiff Argo, von Herkules, der auch diesmal nicht an das Land geſtiegen war, bewacht. Als dieſer die Ungeheuer das boshafte Werk unternehmen ſah, ſchoß er ihrer viele mit ſeinen Pfeilen zu Tode. Zu gleicher Zeit kamen auch die übrigen Helden zurück und richteten mit Pfeilen und Speeren unter den Giganten eine furchtbare Niederlage an, ſo daß ſie in dem engen Hafen wie ein umgehauener Wald da lagen, die einen mit Kopf und Bruſt im Waſſer, mit den Füßen auf dem Uferſande, die andern mit den Füßen im Meere, mit Kopf und Bruſt am Ufer; beide Fiſchen und Vögeln zur Beute beſtimmt. Nachdem die Helden dieſen glücklichen Kampf beſtanden, lösten ſie unter günſtigem Winde die Ankertaue und ſegelten hinaus in die offene See. Aber in der Nacht legte ſich der Wind; bald erhob ſich ein Sturm von der entgegengeſetzten Seite und ſo wurden ſie genöthigt, noch einmal am gaſtlichen Lande der Dolionen vor Anker zu gehen, ohne daß ſie es wußten: denn ſie glaubten ſich an der Phrygiſchen Küſte. Ebenſo wenig erkannten die Dolionen, die bei dem Geräuſche der Landung ſich aus ihrer nächtlichen Ruhe erhoben hatten, die Freunde wieder, mit denen ſie geſtern ſo fröhlich gezecht hatten. Sie griffen zu den Waffen und eine unglückſelige Schlacht entſpann ſich zwiſchen Gaſtfreunden. Jaſon ſelbſt ſtieß dem gütigen Könige Cyzikus den Speer mitten in die Bruſt, ohne ihn zu kennen und von ihm gekannt zu ſeyn. Die Dolionen wurden endlich in die Flucht geſchlagen und ſchloſſen ſich in die Mauern ihrer Stadt ein. Am andern Morgen wurde beiden der Irrthum offenbar.

Bitterer Schmerz ergriff den Argonautenführer Jaſon mit allen ſeinen Helden, als ſie den guten Dolionenkönig in ſeinem Blute liegen ſahen. Drei Tage lang trauerten in friedlicher Vermiſchung die Helden und die Dolionen, rauften ſich die Haare und ſtellten den Gebliebenen zu Ehren gemeinſchaftlich Trauerkampfſpiele an; dann ſchifften die fremden Helden weiter. Clite, die Gemahlin des gefallenen Dolionenköniges, erdroſſelte ſich mit dem Stricke, noch ehe ſie geboren hatte.

Herkules zurückgelaſſen.

Nach einer ſtürmevollen Fahrt landeten die Helden in einem Meerbuſen Bithyniens, bei der Stadt Cios. Die Myſier, die hier wohnten, empfingen ſie gar freundlich, thürmten dürres Holz zum wärmenden Feuer auf, machten den Ankömmlingen aus grünem Laub eine weiche Streu, und ſetzten ihnen noch in der Abenddämmerung Wein und Speiſe zur Genüge vor. Herkules, der alle Bequemlichkeiten der Reiſe verſchmähte, ließ ſeine Genoſſen beim Mahle ſitzen und machte einen Streifzug in den Wald, um ſich aus einem Tannenbaum ein beſſeres Ruder für den kommenden Morgen zu ſchnitzen. Bald fand er eine Tanne, die ihm gerecht war, nicht zu ſehr mit Aeſten beladen, in der Größe und im Umfang wie der Aſt einer ſchlanken Pappel. Sogleich legte er Köcher und Bogen auf die Erde, zog ſein Löwenfell aus, warf ſeine eherne Keule auf den Boden und zog den Stamm, den er mit beiden Händen gefaßt, mit ſammt den Wurzeln und der daran hängenden Erde heraus, ſo daß die Tanne dalag, nicht anders, denn als hätte ſie ein Sturm entwurzelt. Inzwiſchen hatte ſich ſein junger Gefährte Hylas auch vom Tiſche der Genoſſen verloren. Er war mit dem ehernen Kruge aufgeſtanden, um Waſſer für ſeinen Herrn und Freund zum Mahle zu ſchöpfen und auch alles andere ihm für ſeine Rückkehr vorzubereiten. Herkules hatte auf ſeinem Zuge gegen die Dryopen ſeinen Vater im Wortwechſel erſchlagen, den Knaben aber aus dem Hauſe des Vaters mit ſich genommen und ſich zum Diener und Freunde nachgezogen. Als dieſer ſchöne Jüngling an dem Quelle Waſſer ſchöpfte, leuchtete der Vollmond. Wie er ſich nun eben mit dem Kruge nach dem Waſſerſpiegel neigte, erblickte ihn die Nymphe des Quelles. Von ſeiner Schönheit bethört, ſchlang ſie den linken Arm um ihn, mit der rechten ergriff ſie ſeinen Ellenbogen und zog ihn ſo hinunter in die Tiefe. Einer der Helden, Polyphemus mit Namen, der die Rückkehr des Herkules nicht ferne von jenem Quell erwartete, hörte den Hülfeſchrei des Knaben. Aber er fand ihn nicht mehr, dagegen begegnete er dem Herkules, der aus dem Walde zurückkam. „Unglücklicher,“ rief er ihm entgegen, „muß ich der Erſte ſeyn, der Dir die Trauerbotſchaft melde! Dein Hylas iſt zum Quelle gegangen und nicht wieder zurückgekehrt; Räuber führen ihn gefangen davon, oder wilde Thiere zerreißen ihn; ich ſelbſt habe ſeinen Angſtruf gehört.“ Dem Herkules floß der Schweiß vom Haupte, als er es hörte, und das Blut wallte ihm gegen die Bruſt. Zornig warf er die Tanne auf den Boden und rannte, wie ein von der Bremſe geſtochener Stier Hirten und Heerde verläßt, mit durchdringendem Rufe durch das Dickicht der Quelle zu.

Jetzt ſtand der Morgenſtern über dem Bergesgipfel; günſtiger Wind erhub ſich. Der Steuermann ermahnte die Helden ihn zu benützen und das Schiff zu beſteigen. Schon fuhren ſie im Morgenlichte fröhlich dahin, als ihnen zu ſpät einfiel, daß zwei ihrer Genoſſen, Polyphemus und Herkules, von ihnen am Ufer zurückgelaſſen worden. Ein ſtürmiſcher Streit erhob ſich unter den Helden, ob ſie ohne die tapferſten Begleiter weiter ſegeln ſollten. Jaſon ſprach kein Wort; ſtille ſaß er und der Kummer fraß ihm am Herzen, den Telamon aber übermannte der Zorn: „Wie kannſt du ſo ruhig ſitzen?“ rief er dem Führer zu; „gewiß fürchteteſt du, Herkules möchte deinen Ruhm verdunkeln! Doch was helfen da Worte? und wenn alle Genoſſen mit dir einverſtanden wären, ſo will ich allein zu dem verlaſſenen Helden umkehren.“ Mit dieſen Worten faßte er den Steuermann Tiphys an der Bruſt, ſeine Augen funkelten wie Feuerflammen, und gewiß hätte er ſie gezwungen, nach dem Geſtade der Myſier zurückzukehren, wenn nicht die beiden Söhne des Boreas, Kalais und Zethes, ihm in den Arm gefallen wären und ihn mit ſcheltenden Worten zurückgehalten hätten. Zugleich ſtieg aus der ſchäumenden Fluth Glaukus, der Meergott, hervor, faßte mit ſtarker Hand das Ende des Schiffes und rief den Eilenden zu: „Ihr Helden, was ſtreitet ihr euch? Was begehret ihr wider den Willen Jupiters, den muthigen Herkules mit euch in das Land des Aeetes zu führen? Ihm ſind ganz andere Arbeiten zu verrichten vom Schickſale beſtimmt. Den Hylas hat eine liebende Nymphe geraubt, und ihm zu lieb iſt er zurückgeblieben.“ Nachdem er ihnen Solches geoffenbart, tauchte Glaukus wieder in die Tiefe nieder, und das dunkle

Waſſer ſchäumte in Wirbeln um ihn. Telamon war beſchämt, er ging auf Jaſon zu, legte ſeine Hand in des Helden Hand und ſprach: „Zürne mir nicht, Jaſon! der Schmerz hat mich verführt, unvernünftige Worte zu reden! Uebergieb meinen Fehler den Winden, und laß uns Wohlwollen üben wie früher!“ Jaſon gab der Verſöhnung gerne Gehör und ſo fuhren ſie bei ſtarkem und günſtigem Winde dahin. Polyphemus fand ſich bei den Myſiern zurecht und baute ihnen eine Stadt. Herkules aber ging weiter, wohin ihn die Beſtimmung Jupiters rief.

Pollux und der Bebrykenkönig.

Am andern Morgen legten ſie mit Sonnenaufgang an einer weit ins Meer hinaus geſtreckten Landzunge ſich vor Anker. Dort befanden ſich die Ställe und das ländliche Wohnhaus des wilden Bebrykenköniges Amykus. Dieſer hatte allen Fremdlingen das läſtige Geſetz aufgelegt, daß Keiner ſein Gebiet verlaſſen ſollte, ehe er ſich mit ihm im Fauſtkampfe gemeſſen. Auf dieſe Weiſe hatte er ſchon viele Nachbarn umgebracht. Auch jetzt näherte er ſich mit verächtlichen Worten dem gelandeten Schiffe: „Höret, ihr Meervagabunden,“ rief er, „was euch zu wiſſen noth iſt! Kein Fremdling darf mein Land verlaſſen, ohne mit mir gerungen zu haben. So ſuchet denn euren tapferſten Helden aus und ſtellet ihn mir; ſonſt ſoll es euch übel ergehen!“ Nun war unter den Argoſchiffern der beſte Fauſtkämpfer Griechenlands, Pollux, der Leda Sohn. Dieſen reizte die Ausforderung und er rief dem Könige zu: „poltere nicht, wir wollen deinen

Geſetzen gehorchen und in mir haſt du deinen Mann gefunden!" Der Bebryke blickte den kühnen Helden mit rollenden Augen an, wie ein verwundeter Berglöwe den, der ihn zuerſt getroffen hat. Pollux aber, der jugendliche Held, ſah heiter aus, wie ein Stern am Himmel; er ſchwang ſeine Hände in der Luft, um ſie zu verſuchen, ob ſie von der langen Ruderarbeit nicht erſtarrt ſeyen. Als die Helden das Schiff verlaſſen, ſtellten die beiden Kämpfer ſich einander gegenüber. Ein Sclave des Königes warf ein gedoppeltes Paar von Fechterhandſchuhen zwiſchen ſie auf den Boden. „Wähle, welches Paar du willſt, ſagte Amykus, ich will dich nicht lange looſen laſſen! Du wirſt aus Erfahrung ſagen können, daß ich ein guter Gerber bin und blutige Backenſtreiche zu ertheilen verſtehe!" Pollux lächelte ſchweigend, nahm das Handſchuhepaar, das ihm zunächſt lag, und ließ es ſich von ſeinen Freunden an die Hände feſtbinden. Daſſelbe that der Bebrykenkönig. Jetzt begann der Fauſtkampf. Wie eine Meerwelle, die ſich dem Schiff entgegen wälzt und welche die Kunſt des Steuermanns mit Mühe abweiſt, ſtürmte der fremde Ringer auf den Griechen ein und ließ ihm keine Ruhe. Dieſer aber wich ſeinem Angriffe immer kunſtvoll und unverletzt aus. Er hatte die ſchwache Seite ſeines Gegners bald ausgekundſchaftet und verſetzte ihm manchen unabgewehrten Streich. Doch nahm auch der König ſeines Vortheils wahr und nun krachten die Kinnbacken und knirſchten die Zähne von gegenſeitigen Schlägen und ſie ruhten nicht eher aus, als bis beide athemlos waren. Dann traten ſie bei Seite, friſchen Athem zu ſchöpfen und ſich den ſtrömenden Schweiß abzutrocknen. Im erneuten Kampfe verfehlte Amykus ſeines Widerpartes Haupt und ſein Arm traf nur die Schulter, Pollux aber traf den Gegner über das Ohr, daß ihm die Knochen im Kopfe zerbrachen und er vor Schmerz in die Kniee ſank.

Da jauchzten die Argonauten laut auf; aber auch die Bebryken ſprangen ihrem Könige bei, kehrten ihre Keulen und Jagdſpieße gegen Pollux und ſtürmten gegen ihn heran. Vor ihm ſtellten ſich ſchirmend die Genoſſen mit blanken Schwerdtern auf. Ein blutiges Treffen entſpann ſich; die Bebryken wurden in die Flucht geſchlagen und mußten in das Innere des Landes weichen. Die Helden warfen ſich auf ihre Ställe und Viehheerden und machten reichliche Beute. Die Nacht über blieben ſie am Lande, verbanden die Wunden, opferten den Göttern und blieben beim Becher wach. Sie bekränzten ihre Stirnen mit dem Uferlorbeer, an den auch das Schiff mit ſeinen Tauen angebunden war, und ſangen zur Cither des Orpheus eine tönende Hymne. Das ſchweigende Ufer ſchien ihnen mit Luſt zuzuhorchen, ihr Lied aber beſang Pollux, den ſiegreichen Sohn Jupiters.

Phineus und die Harpyien.

Der Morgen ſetzte dem Mahl ein Ziel und ſie fuhren weiter. Nach einigen Abentheuern warfen ſie die Anker, gegenüber am Bithyniſchen Lande, an einem Ufergebiete aus, wo der König Phineus, der Sohn des Helden Agenor hauſte. Dieſer war von einem großen Uebel heimgeſucht. Weil er die Wahrſagergabe, die ihm von Apollo verliehen worden, mißbraucht hatte, war er im

hohen Alter mit Blindheit geſchlagen worden; und die Harpyien, die gräßlichen Wundervögel, ließen ihn keine Speiſe ruhig genießen. Was ſie konnten, raubten ſie; das Zurückgebliebene beſudelten ſie ſo, daß man es nicht genießen, ja ſelbſt die Nähe ſolcher Speiſen nicht aushalten konnte. Doch war dem Phineus ein Troſtſpruch vom Orakel Jupiters gegeben: „Wenn die Boreasſöhne mit den griechiſchen Schiffern kommen würden, ſollte er wieder Speiſe genießen können.“ So verließ denn der Greis, auf die erſte Nachricht von des Schiffes Ankunft, ſein Gemach. Bis auf die Knochen abgemagert war er anzuſchauen wie ein Schatten, ſeine Glieder zitterten vor Altersſchwäche, vor den Augen ſchwindelte ihm, ein Stab unterſtützte ſeine ſchwankenden Tritte und als er bei den Argonauten angekommen war, ſank er erſchöpft zu Boden. Dieſe umringten den unglücklichen Greis und entſetzten ſich über ſein Ausſehen. Als der Fürſt ihre Nähe vernommen, und ſeine Beſinnung wieder zurückgekehrt war, brach er in flehende Bitten aus: „O, ihr theuren Helden, wenn ihr wirklich Diejenigen ſeyd, welche die Weiſſagung mir bezeichnet hat, ſo helfet mir: denn nicht nur meines Augenlichtes haben die Rachegöttinnen ſich bemächtigt, auch die Speiſen entziehen ſie meinem Alter durch die gräßlichen Vögel, die ſie mir ſenden! Ihr leiſtet eure Hülfe keinem Fremdling; ich bin Phineus, Agenors Sohn, ein Grieche. Einſt habe ich unter den Thraciern geherrſcht, und die Söhne des Boreas, welche Theilnehmer eures Zuges ſeyn müſſen und mich retten ſollen, ſind die jungen Brüder Cleopatra's, die dort meine Gattin war.“ Auf dieſe Entdeckung warf ſich ihm Zethes, des Boreas Sohn, in die Arme und verſprach ihm, ihn mit Hülfe ſeines Bruders von der Qual der Harpyien zu befreien; und auf der Stelle bereiteten ſie ihm ein Mahl, das der räuberiſchen Vögel letztes ſeyn ſollte. Kaum hatte der König die Speiſe berührt, als die Vögel, wie ein plötzlicher Sturm, mit Flügelſchlag aus den Wolken herabgeſtürzt kamen und ſich gierig auf die Speiſen ſetzten. Die Helden ſchrieen laut auf; aber die Harpyien ließen ſich nicht ſtören, ſie blieben, bis ſie alles aufgezehrt hatten, dann ſchwangen ſie ſich wieder in die Lüfte und ließen einen unerträglichen Geruch zurück. Aber Zethes und Kalais, die Boreasſöhne, verfolgten ſie mit gezücktem Schwert. Jupiter verlieh ihnen Fittiche und unermüdliche Kraft, die ſie wohl brauchen konnten, denn die Harpyien kamen in ihrem Fluge dem ſchnellſten Weſtwinde zuvor. Aber die Boreasſöhne waren rüſtig hinter ihnen drein, und oft meinten ſie die Ungeheuer ſchon mit Händen greifen zu können. Endlich waren ſie ihnen ſo nahe, daß ſie dieſelben ohne Zweifel erlegt hätten, als plötzlich Jupiters Botin, Iris, ſich aus dem Aether herabſenkte und das Heldenpaar ſo anredete: „Nicht iſt's erlaubt, ihr Söhne des Boreas, die Jagdhunde des großen Jupiter, die Harpyien, mit dem Schwerdte zu fällen. Doch ſchwöre ich euch den großen Göttereid beim Styx, daß die Raubvögel den Sohn des Agenor nicht mehr beunruhigen ſollen.“ Die Söhne des Boreas wichen dem Eide und kehrten nach dem Schiffe um.

Unterdeſſen pflegten die griechiſchen Helden den Leib des Greiſen Phineus, hielten eine Opfermahlzeit und luden den Ausgehungerten dazu ein. Dieſer verzehrte gierig die reinen und reichlichen Speiſen, es war ihm, als weidete ſich ſein Hunger im Traume. Während ſie die

Nacht über auf die Rückkehr der Boreasſöhne warteten, theilte ihnen der alte König Phineus zum Danke von den Früchten ſeiner Wahrſagergabe mit. Vor allen Dingen, lautete ſeine Rede, werdet ihr in einem Engpaſſe des Meeres die Symplegaden begegnen; dies ſind zwei ſteile Felſeninſeln, deren unterſte Wurzeln nicht bis zum Meeresboden reichen, ſondern die in der See ſchwimmen; oft treiben ſie einander entgegen, und dann ſchwillt die Meeresfluth in der Mitte mit fürchterlichem Toben an. Wollet ihr nicht mit Mann und Maus zerquetſcht werden, ſo rudert zwiſchen ihnen durch, ſo ſchnell wie eine Taube fliegt. Dann werdet ihr ans Geſtade der Mariandyner kommen, wo der Eingang zur Unterwelt iſt. An vielen andern Vorgebirgen, Flüſſen und Küſten fahret ihr dann vorüber, an Frauenſtädten der Amazonen, am Lande der Chalyber, die in ihres Angeſichtes Schweiß das Eiſen aus der Erde graben. Endlich werdet ihr zur Kolchiſchen Küſte gelangen, wo der Phaſis ſeinen breiten Strudel ins Meer ſendet. Hier werdet ihr die gethürmte Burg des Königes Aeetes erblicken; hier hütet der ſchlafloſe Drache das Goldvließ, das über dem Wipfel des Eichbaums ausgebreitet hängt.

Die Helden hörten dem Greiſe nicht ohne Grauen zu und wollten eben weiter fragen, als ſich die Söhne des Boreas aus den Lüften in ihre Mitte herniederſenkten und den König mit der tröſtlichen Botſchaft der Iris erfreuten.

Die Symplegaden.

Phineus nahm dankbar und gerührt Abſchied von ſeinen Rettern, die weiter, und mancherlei neuen Schickſalen entgegen fuhren. Zuerſt wurden ſie durch vierzigtägige Nordweſtwinde aufgehalten, bis Opfer und Gebet zu allen zwölf Göttern ihnen zu friſcher Fahrt verhalf. Sie waren im beſten Segeln begriffen, als ein lautes Toſen ihnen von ferne ſchon ans Ohr ſchlug. Es war das Krachen der immer zuſammenſtoßenden und immer wieder zurückprallenden Symplegaden, der Wiederhall der Ufer und das Ziſchen des zuſammengepreßten Meeres. Tiphys der Steuermann ſtellte ſich wachſam ans Steuerruder. Euphemus der Held erhub ſich im Schiffe und hielt auf der flachen Rechten eine Taube. Wenn dieſe, hatte Phineus ihnen geweiſſagt, furchtlos zwiſchen den Felſen durchflöge, ſo dürften auch ſie kecklich die Durchfahrt wagen. Eben öffneten ſich die Felſen: Euphemus ließ die Taube fliegen; Alle richteten ihre Häupter in Erwartung empor. Die Taube flog mitten hindurch, aber ſchon näherten ſich die Felſen wieder, das ſchäumende Meer wallte ziſchend einer Wolke gleich auf; ein Brauſen erfüllte Waſſer und Luft; jetzt ſtießen die Felſen zuſammen und klemmten der Taube die letzten Schwanzfedern ab, doch war ſie glücklich hindurch gekommen. Mit lauter Stimme ermunterte Tiphys die Ruderer, dann aber öffneten ſich die Felſen wieder und die in den Zwiſchenraum ſtrömende Flut zog das Schiff mit ſich hinein. Jetzt hing das Verderben über ihrem Haupte: eine Thurmhohe Woge wälzte ſich ihnen entgegen,

bei deren Anblick Alle die Köpfe bückten. Aber Tiphys hieß mit dem Rudern inne halten und die ſchäumende Welle wälzte ſich unſchädlich unter dem Kiele hin und hob das Schiff hoch über die zuſammenſchwimmenden Felſen empor. Die Helden arbeiteten, daß die Ruder ſich krümmten; jetzt riß der Strudel das Schiff wieder mitten in die Felſen hinab. Schon ſtießen die Felſen zu beiden Seiten an den Bauch des Schiffes; da gab ihm die Schutzgöttin Minerva einen unſichtbaren Stoß, daß es glücklich durchkam und die zuſammenſchlagenden Felſen nur eben noch die äußerſten Bretter des Hintertheiles zermalmten. Als erſt die Helden den Aether und die offene See wieder vor ſich ſahen, da athmeten ſie von der Todesangſt wieder auf und es war ihnen, als wären ſie aus der Unterwelt emporgetaucht. „Das iſt nicht durch unſre Kraft geſchehen,“ rief Tiphys, „wohl fühlte ich hinter mir die göttliche Hand Minervens, deren Schnellkraft das Schiff durch die Felſen ſtieß! Nichts haben wir fortan zu fürchten; alle andern Arbeiten nach dieſer Gefahr hat uns Phineus als leicht geſchildert.“ Aber Jaſon ſchüttelte traurig ſein Haupt und ſprach: „Guter Tiphys, ich habe die Götter verſucht, daß ich dieſes Unternehmen mir von Pelias auflegen ließ; lieber hätte ich mich von ihm in Stücke ſollen hauen laſſen! Jetzt bringe ich in Seufzen die Nächte nach den Tagen zu, nicht für mich beſorgt, nein, nur auf Euer Leben und Heil bedacht, und wie ich aus ſo gräßlichen Gefahren euch der Heimath unverloren zurückgeben ſoll.“ So ſprach der Held, ſeine Genoſſen zu verſuchen. Dieſe aber jubelten ihm freudig zu und verlangten vorwärts.

Weitere Abentheuer.

Unter mancherlei Schickſalen fuhren die Helden nun weiter. Auf der Fahrt erkrankte ihnen ihr treuer Steuermann Tiphys, ſtarb und mußte am fremden Ufer begraben werden. An ſeine Stelle wählten ſie denjenigen unter den Helden, der des Steuers am kundigſten war. Er hieß Ankäus und weigerte ſich lange, das ſchwierige Geſchäft zu übernehmen, bis ihm Juno, die Göttin, Muth und Zuverſicht ins Herz gab. Dann aber ſtellte er ſich ans Ruder und lenkte das Schiff ſo gut, als wenn Tiphys ſelbſt noch am Steuer ſäße. Nach zwölf Tagen kamen ſie mit vollen Segeln an die Mündung des Fluſſes Kallichorus; hier ſahen ſie auf einem Hügel das Grabmal des Helden Sthenelus, der mit Herkules in den Amazonenkrieg gezogen und hier von einem Pfeile getroffen am Meeresufer verſchieden war. Sie wollten eben weiter ſchiffen, als der klägliche Schatten dieſes Helden, von Proſerpina aus der Unterwelt entlaſſen, ſichtbar ward und ſehnſüchtig nach den ſtammesverwandten Männern blickte. Er ſtand zu oberſt auf ſeinem Grabhügel in der Geſtalt, in welcher er in die Schlacht gegangen war: ein purpurner Buſch mit vier ſchönen Federn wehte ihm vom Helme. Doch war er nur wenige Augenblicke zu ſchauen und tauchte bald wieder in die ſchwarze Tiefe hinunter. Erſchrocken ließen die Helden die Ruder ſinken. Nur Mopſus, der Wahrſager, verſtand das Verlangen der abgeſchiedenen Seele: er rieth ſeinen Genoſſen, den Geiſt des Erſchlagenen mit einem Trankopfer zu ſühnen. Schnell zogen ſie die Segel ein, banden das Schiff am Strande an, und indem ſie ſich um den Grabhügel ſtellten, benetzten ſie ihn mit Trankopfern und verbrannten geſchlachtete Schafe. Dann fuhren ie weiter und weiter und gelangten endlich zur Mündung des Fluſſes Termodon. Dieſem glich kein anderer Strom uf der Erde: aus einer einzigen Quelle tief in den Bergen entſprungen, theilte er ſich bald in eine Menge kleiner Arme, und ſtürmte in ſo viel Ausflüſſen ins Meer, aß nur viere zu einem Hundert fehlten. Sie wimmelten ie eine Menge Schlangen in die offene See. An dem reiteſten Ausfluſſe wohnten die Amazonen. Dieſes Weibervolk ſtammte vom Gotte Mars ab und liebte die Werke es Krieges. Hätten die Argonauten hier gelandet, ſo ären ſie ohne Zweifel in einen blutigen Krieg mit den rauen gerathen, denn dieſe waren den tapferſten Helden n Kampfe gewachſen. Sie wohnten nicht in einer tadt vereinigt, ſondern auf dem Lande zerſtreut und in nzelne Stämme getrennt. Ein günſtiger Weſtwind hielt e Argonauten von dieſem kriegeriſchen Weibervolke fern. ach der Fahrt eines Tags und einer Nacht kamen ſie, ie ihnen Phineus geweiſſagt hatte, an das Land der halyber. Dieſe pflügten nicht das Erdreich, pflanzten ne fruchttragenden Bäume, weideten keine Heerden auf r thauigen Wieſe, ſie gruben nur Erz und Eiſen aus n rauhen Boden und tauſchten gegen dieſes ihre Lebensttel ein. Keine Sonne ging ihnen ohne ſchwere Arbeit f, in ſchwarzer Nacht und dichtem Rauche verbrachten arbeitend ihren Tag.

Noch an mancherlei Völkern kamen ſie vorüber. Als einer Inſel, mit Namen Aretia, oder Marsinſel, gegenr waren, flog ihnen ein Bewohner dieſes Eilands, ein Vogel mit kräftigem Flügelſchlage, entgegen. Als er über dem Schiffe ſchwebte, ſchüttelte er ſeine Schwingen und ließ eine ſpitze Feder fallen, die in der Schulter des Helden Oileus ſtecken blieb. Verwundet ließ der Held das Ruder fahren: die Genoſſen ſtaunten, als ſie das geflügelte Geſchoß erblickten, das ihm in der Schulter ſteckte. Der, der ihm zunächſt ſaß, zog die Feder heraus und verband die Wunde. Bald erſchien ein zweiter Vogel: den ſchoß Klytius, der den Bogen ſchon geſpannt hielt, im Fluge, ſo daß der Getroffene mitten in das Schiff herabfiel. „Wohl iſt die Inſel in der Nähe,“ ſagte da Amphilanus, ein erfahrener Held, „aber trau jenen Vögeln nicht. Gewiß ſind ihrer ſo viele, daß, wenn wir landeten, wir nicht Pfeile genug hätten, ſie zu erlegen. Laſſet uns auf ein Mittel ſinnen, die kriegsluſtige Thiere zu vertreiben. Setzet Alle eure Helme mit hohe nickenden Büſchen auf; alsdann rudert abwechslungswei zur Hälfte, zur andern ſchmückt das Schiff mit blinkenden Lanzen und Schilden aus. Dann erheben wir al ein entſetzliches Geſchrei: wenn das die Vögel hören, daz die wallenden Helmbüſche, die ſtarrenden Lanzen, di ſchimmernden Schilde ſehen, ſo werden ſie ſich fürchte und davon flattern.“ Der Vorſchlag gefiel den Helde und alles geſchah, wie er ihnen gerathen hatte. Kei Vogel ließ ſich blicken, ſo lange ſie heranruderten und al ſie der Inſel näher gekommen, mit den Schilden klirrte flogen ihrer unzählige aufgeſchreckt an der Küſte auf un in ſtürmender Flucht über das Schiff hin. Aber w man die Fenſterladen eines Hauſes vor dem Hagel ſchließ wenn man ihn kommen ſieht, ſo hatten ſich die Held mit den Schilden gedeckt, daß die Stachelfedern hera fielen, ohne ihnen zu ſchaden; die Vögel ſelbſt flogen weit übers Meer den jenſeitigen Ufern zu. Die Argonauten landeten auf dieſer Inſel nach dem Rathe des wahrſagenden Königes Phineus.

Sie ſollten hier Freunde und Begleiter finden, die ſie nicht erwartet. Kaum nämlich hatten ſie die erſten Schritte am Ufer gethan, als ihnen vier Jünglinge im armſeligſten Aufzuge, von Allem entblößt, begegneten. Einer von dieſen eilte den nahenden Helden entgegen und redete ſie an. „Wer ihr auch ſeyd, gute Männer,“ ſprach er, „kommt armen Schiffbrüchigen zu Hülfe! Theilet uns Kleider mit, unſre Blöße zu bedecken und Speiſen, unſern Hunger zu ſtillen!“ Jaſon verſprach ihnen freundlich alle Hülfe und erkundigte ſich nach ihrem Namen und Geſchlecht. „Ihr habt wohl von Phrixus gehört, dem Sohne des Athamas,“ erwiederte der Jüngling, „der das goldene Vließ nach Kolchis gebracht hat? Der König Aeetes hat ihm ſeine ältere Tochter zur Ehe gegeben, wir ſind ſeine Söhne und ich heiße Argos. Unſer Vater Phrixus iſt vor kurzem geſtorben, und nach ſeinem letzten Willen hatten wir uns zu Schiffe geſetzt, die Schätze, die er in der Stadt Orchomenos gelaſſen, abzuholen!“ Die Helden waren hocherfreut und Jaſon begrüßte ſie als Vettern, denn die Großväter Athamas und Kretheus waren Brüder geweſen. Die Jünglinge erzählten weiter, wie ihr Schiff im wüthenden Sturme zerbrochen ſey, und ein Brett ſie an dieſe unwirthliche Inſel getragen habe. Als ihnen aber die Helden ihr Vorhaben mittheilten und ſie zur Theilnahme an dem Abentheuer aufforderten, da verbargen ſie ihr Entſetzen nicht. „Unſer Großvater Aeetes iſt ein grauſamer Mann, er ſoll der Sohn des Sonnengottes und deßwegen mit übermenſchlicher Macht begabt ſeyn; unzählige Kolcherſtämme beherrſcht er, und das Vließ hütet ein entſetzlicher Drache.“ Manche der Helden wurden bei dieſem Berichte bleich. Peleus jedoch, einer von ihnen, erhub ſich und ſprach: „Glaube nicht, daß wir dem Kolcherkönige unterliegen müſſen; auch wir ſind Götterſöhne! Giebt er uns das Vließ nicht in Güte, ſo werden wi es ihm ſeinen Kolchiern zum Trotz entreiſſen!“ S ſprachen ſie mit einander noch länger beim reichliche Mahle. Am andern Morgen ſchifften ſich die Söhne de Phrixus, gekleidet und geſtärkt, mit ihnen ein, und di Fahrt ging vorüber. Nachdem ſie einen Tag und ein Nacht gerudert, ſahen ſie die Spitzen des Kaukaſusge birges über die Meeresfläche hervorragen. Als es ſcho dunkelte, hörten ſie ein Geräuſch über ihren Häuptern es war der Adler des Prometheus, der ſeinem Fraß ent gegen hoch über das Schiff dahin flog; und doch war ſei Flügelſchlag ſo mächtig, daß alle Segel von ihm wie i Winde ſich bewegten. Denn es war ein Rieſenvogel un er ſchlug die Luft mit ſeinen Flügeln wie mit groſ Segeln. Bald darauf hörten ſie aus der Ferne das tie Stöhnen des Prometheus, in deſſen Leber der Vogel ſch wühlte. Nach einiger Zeit verhallten die Seufzer u ſie ſahen den Adler wieder hoch über ſich durch die Lüf zurückrudern.

Noch in derſelben Nacht gelangten ſie ans Ziel u in die Mündung des Fluſſes Phaſis. Freudig klettert ſie an den Segelſtangen empor und takelten das Sch ab; dann trieben ſie es mit den Rudern in das bre Bett des Stromes, deſſen Wellen vor der gewaltig

Maſſe des Fahrzeugs ſich ſcheu zurückzuziehen ſchienen. Zur Linken hatten ſie den hohen Kaukaſus und Cyta, die Hauptſtadt des Kolcherlandes; zur Rechten breitete ſich das Feld und der heilige Hain des Mars aus, wo der Drache das goldene Vließ, das an den blätterreichen Aeſten einer hohen Eiche hing, mit ſeinen ſcharfen Augen bewachte. Jetzt erhub ſich Jaſon am Borde des Schiffes, er ſchwenkte hoch in der Hand einen goldenen Becher voll Weins und brachte dem Fluſſe, der Mutter Erde, den Göttern des Landes und den auf der Fahrt verſtorbenen Heroen ein Trankopfer dar. Er bat ſie alle, mit liebreicher Hülfe ihnen nahe zu ſeyn und über den Tauen des Schiffes, das ſie eben anbinden wollten, zu wachen. „So wären wir denn glücklich zum Kolchiſchen Lande gelangt," ſprach der Steuermann Ankäus; „nun iſt's Zeit, daß wir uns ernſtlich berathen, ob wir den König Aeetes in Güte angehen oder auf irgend eine andere Weiſe unſer Vorhaben ins Werk ſetzen wollen." „Morgen," riefen die müden Helden. Und ſo befahl denn Jaſon, das Schiff in einer ſchattigen Bucht des Fluſſes vor Anker gehen zu laſſen. Alle legten ſich zu ſüßem Schlummer nieder, der ſie jedoch nur mit kurzer Raſt erquickte, denn bald öffnete ihnen das Morgenroth die Augenlieder.

Jaſon im Palaſte des Aeetes.

Der frühe Morgen vereinigte die Helden zur Rathsverſammlung. Jaſon erhub ſich und ſprach: „Wenn euch meine Meinung gefällt, ihr Helden und Genoſſen, ſo ſollt ihr Uebrigen alle ruhig, doch die Waffen in der Hand, im Schiffe bleiben; nur ich, die Söhne des Phrixus und zwei aus eurer Mitte wollen uns nach dem Palaſte des Königes Aeetes aufmachen. Hier will ich es verſuchen und ihn zuerſt mit höflichen Worten fragen, ob er das goldene Vließ in Güte uns überlaſſen wolle. Nun zweifle ich nicht: er wird die Bittenden, auf ſeine Stärke trotzend, abweiſen. Wir aber werden auf dieſe Weiſe aus ſeinem eigenen Munde die Gewißheit erhalten, was uns zu thun iſt. Und wer kann es verbürgen, daß unſere Worte nicht doch vielleicht ihn günſtig ſtimmen werden? Hat doch auch früher die Rede über ihn vermocht, daß er den unſchuldigen Phrixus, der vor ſeiner Stiefmutter floh, in den Schutz ſeiner Gaſtfreundſchaft aufnahm." Die jungen Helden billigten alle die Rede Jaſons. So griff er ſelbſt zum Friedensſtabe des Merkurius und verließ mit des Phrixus Söhnen und mit ſeinen Genoſſen Telamon und Augeas das Schiff. Sie betraten ein mit Weiden bewachſenes Feld, das circäiſche genannt; hier ſahen ſie mit Schaudern eine Menge Leichen an Ketten aufgehängt. Doch waren es keine Verbrecher oder gemordete Fremdlinge; vielmehr galt es in Kolchis für einen Frevel, die Männer zu verbrennen oder in die Erde zu begraben, ſondern ſie hängten ſie, in rohe Stierfelle gewickelt, an den Bäumen auf, ferne von der Stadt, und überließen ſie der Luft zum Austrocknen. Nur die Weiber wurden, damit die Erde nicht zu kurz käme, in dieſe begraben.

Die Kolchier waren ein gar zahlreiches Volk; damit nun Jaſon und ſeine Begleiter von ihnen und dem Mißtrauen des Königes Aeetes keine Gefahr liefen, hängte Juno, die Beſchirmerin der Argonauten, ſo lang ſie unterwegs waren, eine dichte Nebelwolke über die Stadt, und zerſtreute ſie erſt wieder, als ſie glücklich in dem Palaſte des Königes angekommen. Da ſtanden ſie denn in dem Vorhofe und bewunderten die dicken Mauern des Königshauſes, die hochgeſchweiften Thore, die mächtigen Säulen, die hier und dort an den Mauern vorſprangen. Das ganze Gebäude umgürtete ein hervorſtehendes ſteinernes Geſimſe, das mit ehernen Dreiſchlitzen abgekantet war. Schweigend traten ſie über die Schwelle des Vorhofes. Dieſe umgrünten hohe Rebenlauben, darunter perlten vier immerfließende Springquelle; der eine ſandte Milch empor, der zweite Wein, der dritte duftendes Oel, der vierte Waſſer, das im Winter warm, im Sommer eiskalt war. Der kunſtreiche Vulkanus hatte dieſe köſtlichen Werke geſchaffen. Derſelbe hatte dem Beſitzer auch Stierbilder aus Erz gefertiget, aus deren Munde ein furchtbarer Feuerathem ging, und einen Pflug aus lauterm Eiſen geſchaffen, Alles dem Vater des Aeetes, dem Sonnengotte zu Dank, der den Vulkan in der Gigantenſchlacht einſt auf ſeinen Wagen genommen und gerettet hatte. Aus dieſem Vorhofe kam man zu dem Säulengange des Mittelhofes, der ſich zur Rechten und zur Linken hinzog und hinter welchem viele Eingänge und Gemächer zu ſchauen waren. Querüber ſtanden die zwei Hauptpaläſte, in deren einem der König Aeetes ſelbſt, im andern ſein Sohn Abſyrtus wohnte. Die übrigen Gemächer hielten die Dienerinnen und die Töchter des Königes, Chalciope und Medea, beſetzt. Medea, die jüngere Tochter, war ſonſt wenig zu ſchauen, faſt alle Zeit brachte ſie im Tempel der Hekate (Proſerpina) zu, deren Prieſterin ſie war. Dießmal aber hatte Juno, die Schutz-

göttin der Griechen, ihr in das Herz gegeben, im Pa
laſte zu bleiben. Sie hatte eben ihr Gemach verlaſſe
und wollte das Zimmer ihrer Schweſter aufſuchen, al
ſie den unerwartet daher ſchreitenden Helden begegnete
Beim Anblicke der Herrlichen that ſie einen lauten Schre
Auf ihren Ruf ſtürzte Chalciope mit allen ihren Diene
rinnen aus ihrem Gemache hervor. Auch dieſe Schwe
ſter brach in einen lauten Jubelruf aus und ſtreckte dank
ſagend ihre Hände gen Himmel, denn ſie erkannte i
vieren der jungen Helden ihre eigenen Kinder, die Söhn
des Phrixus. Dieſe ſanken in die Arme ihrer Mutte
und lange nahm das Grüßen und Weinen kein Ende.

Medea und Aeetes.

Zuletzt kam auch Aeetes heraus mit ſeiner Gemahli
Idya, denn der Jubel und die Thränen ihrer Tochte
hatten ſie herausgelockt. Sogleich füllte ſich der gan
Vorhof mit Getümmel: hier waren Sklaven damit be
ſchäftigt, einen ſtattlichen Stier für die neuen Gäſte z
ſchlachten; dort ſpalteten andere dürres Holz für de
Herd; wieder andere wärmten Waſſer in Becken a
Feuer: da war keiner, der nicht im Dienſte des Könige
etwas zu thun geſunden hätte. Aber ihnen Allen unge
ſehen ſchwebte hoch in der Luft der Liebesgott, zog eine
ſchmerzbringenden Pfeil, ſenkte ſich mit dieſem unſichtba
zur Erde nieder, und hinter Jaſon zuſammengekauer
ſchnellte er vom geſpannten Bogen das Geſchoß auf d
Königstochter Medea, der bald der Pfeil, deſſen Flu
Niemand und ſie ſelbſt nicht bemerkt hatte, unter d

Univ. Bibl.
München

Bruſt wie eine Flamme brannte. Wie ein ſchwer Erkranktes mußte ſie einmal über das andere hoch aufathmen; von Zeit zu Zeit warf ſie heimliche Blicke auf den herrlichen Helden Jaſon; Alles andere war aus ihrem Gedächtniſſe geſchwunden; ein einziger ſüßer Kummer bemächtigte ſich ihrer Seele; Bläſſe wechſelte auf ihrem Antlitz mit Purpurröthe.

In der frohen Verwirrung war Niemand auf die Verwandlung aufmerkſam, die mit der Jungfrau vorgegangen war. Die Knechte trugen die zubereiteten Speiſen herbei; und die Argoſchiffer, die ſich vom Schweiße der Ruderarbeit im warmen Bade gereinigt hatten, labten ſich, fröhlich zu Tiſche ſitzend, an Speiſe und Trank. Ueber dem Mahle erzählten dem Aeetes ſeine Enkel das Schickſal, das ſie unterwegs betroffen hatte, und nun fragte er ſie auch leiſe nach den Fremdlingen. „Ich will es dir nicht bergen, Großvater,“ flüſterte ihm Argos zu, „dieſe Männer kommen, das goldene Vließ unſers Vaters Phrixus von dir zu erbitten. Ein König, der ſie gern aus ihrem Vaterland und ihrem Eigenthum vertreiben möchte, hat ihnen dieſen gefährlichen Auftrag ertheilt. Er hofft, ſie werden dem Zorne Jupiters und der Rache des Phrixus nicht entgehen, bevor ſie mit dem Vließ in ihre Heimath zurückkommen. Ihr Schiff hat ihnen Pallas (Minerva) bauen helfen, kein ſolches, wie wir Kolchier ſie gebrauchen, von denen wir, deine Enkel, freilich das ſchlechteſte bekommen haben, denn im erſten Windſtoße ging es zu Scheitern. Nein, dieſe Fremdlinge haben ein Schiff, ſo feſt gezimmert, daß alle Stürme vergebens dagegen ankämpfen, und ſie ſelbſt ſitzen unaufhörlich an dem Ruder. Die tapferſten Helden Griechenlands haben ſich in dieſem Schiffe verſammelt.“ Und nun nannte er ihm die Vornehmſten mit Namen, meldete ihm auch Jaſons, ihres Vetters, Geſchlecht.

Als der König dieſes hörte, erſchrack er in ſeinem Herzen und wurde zornig auf ſeine Enkel, denn durch ſie veranlaßt, glaubte er, ſeyen die Fremdlinge an ſeinen Hof gekommen. Seine Augen brannten unter den buſchigen Brauen und er ſprach laut: „Geht mir aus den Augen, ihr Frevler, mit euren Ränken! Nicht das Vließ zu holen, ſondern mir Scepter und Krone zu entreißen, ſeyd ihr hierhergekommen! Säßet ihr nicht als Gäſte an meinem Tiſch, ſo hätte ich euch längſt die Zungen ausreißen und die Hände abhauen laſſen und euch nur die Füße geſchenkt, um davon zu gehen!“ Als Telamon, des Aeakus Sohn, der zunächſt ſaß, dieſes hörte, ergrimmte er im Geiſt, wollte ſich erheben und dem Könige mit gleichen Worten vergelten. Aber Jaſon hielt ihn zurück und antwortete ſelbſt mit ſanften Worten: „Faſſe dich, Aeetes, wir ſind nicht in deine Stadt und deinen Palaſt gekommen, dich zu berauben. Wer möchte ein ſo weites und gefährliches Meer befahren, um fremdes Gut zu holen? Nur das Schickſal und der grauſame Befehl eines böſen Königes brachte mich zu dieſem Entſchluſſe. Verleih uns das goldene Vließ auf unſere Bitte als eine Wohlthat: du ſollſt in ganz Griechenland dafür verherrlicht werden. Auch ſind wir bereit, dir ſchnellen Dank abzuſtatten: gibt es einen Krieg in der Nähe, willſt du ein Nachbarvolk unterjochen, ſo nimm uns zu Bundesgenoſſen an, wir wollen mit dir ziehen.“ So ſprach Jaſon beſänftigend; der König aber ward unſchlüſſig in ſeinem Herzen, ob er ſie auf der Stelle ſollte umbringen laſſen, oder ihre Kräfte vorher auf die Probe ſetzen. Nach einigem Beſinnen däuchte ihm das Letztere beſſer und er erwiederte ruhiger, als zuvor: „Was braucht es der ängſtlichen Worte, Fremdling? Seyd ihr wirklich Götterſöhne, oder ſonſt nicht ſchlechter als ich, und habt Luſt nach fremdem Gute, ſo mögt ihr das goldne Vließ mit euch fortnehmen, denn tapfern Männern gönne ich Alles. Aber vorher müßt ihr mir eine Probe geben und eine Arbeit verrichten, die ich ſelbſt ſonſt zu thun pflege, ſo gefährlich ſie iſt. Es weiden mir auf dem Felde des Mars zwei Stiere mit ehernen Füßen, die Flammen ſpeien. Mit dieſen durchpflüge ich das rauhe Feld, und wenn ich alles umgeackert, ſo ſäe ich in die Furchen, nicht der Ceres gelbes Korn, ſondern die gräßlichen Zähne eines Drachen; daraus wachſen mir Männer hervor, die mich von allen Seiten umringen und die ich mit meiner Lanze Alle erlege. Mit dem frühen Morgen ſchirre ich die Stiere an, am ſpäten Abend ruhe ich von der Ernte. Wenn du das Gleiche vollbracht haſt, o Führer, ſo magſt du noch am ſelben Tage das Vließ mit dir fortnehmen nach deines Königes Haus; eher aber nicht, denn es iſt nicht billig, daß der tapfere Mann dem ſchlechteren weiche.“ Jaſon ſaß bei dieſen Reden ſtumm und unſchlüſſig da, er wagte es nicht, ein ſo furchtbares Werk kecklich zu verſprechen. Indeſſen faßte er ſich und antwortete: „So groß dieſe Arbeit iſt, ſo will ich ſie doch beſtehen, o König, und wenn ich darüber umkommen ſollte. Schlimmeres als der Tod kann auf einen Sterblichen doch nicht warten, ich gehorche der Nothwendigkeit, die mich hierher geſendet hat.“ „Gut,“ ſprach der König, „geh jetzt zu deiner Schaar, aber beſinne dich! Gedenkſt du nicht Alles auszuführen, ſo überlaß es mir und mach dich aus dem Staube.

Der Rath des Argos.

Jaſon und ſeine zwei Helden erhoben ſich von ihren Sitzen; von den Söhnen des Phrixus folgte ihnen allein Argos, denn er hatte den Brüdern gewinkt, drinnen zu bleiben. Jene aber verließen den Palaſt. Aeſons Sohn leuchtete von Schönheit und Anmuth. Die Jungfrau Medea ließ ihre Augen durch den Schleier nach ihm ſchweifen und ihr Sinn folgte ſeinen Fußſtapfen wie ein Traum. Als ſie wieder allein in ihrem Frauengemache war, fing ſie an zu weinen, dann ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „Was verzehre ich mich in Schmerz? was geht mich jener Held an? mag er der Herrlichſte von allen Halbgöttern ſeyn, oder der ſchlechteſte, wenn er zu Grunde gehen ſoll, ſo mag er's! Und doch — o möchte er dem Verderben entrinnen! Laß ihn, ehrwürdige Göttin Hekate, nach Hauſe zurückkehren! Soll er aber von den Stieren überwältigt werden, ſo wiſſe er vorher, daß ich wenigſtens über ſein trauriges Loos mich nicht freue!“

Während Medea ſich ſo härmte, waren die Helden unterwegs nach dem Schiffe und Argos ſagte zu Jaſon: „Du wirſt meinen Rath vielleicht ſchelten: dennoch will ich ihn dir mittheilen. Ich kenne eine Jungfrau, die mit Zaubertränken umzugehen verſteht, welche Hekate, die Göttin der Unterwelt, ſie brauen lehrt. Können wir dieſe auf unſere Seite bringen, ſo bezweifle ich nicht, daß du ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen wirſt. Willſt du es, ſo gehe ich hin, ſie für uns zu gewinnen.“ „Wenn es dir ſo gefällt, mein Lieber,“ erwiederte Jaſon, „ſo widerſtrebe ich nicht. Doch ſteht es ſchlecht um uns, wenn unſere Heimfahrt von den Weibern abhängt!“ Unter ſolchen Reden langten ſie beim Schiffe und den Genoſſen an. Jaſon berichtete, was von ihm begehrt worden ſey und was er dem Könige verſprochen habe. Eine Zeitlang ſaſſen die Genoſſen ſtumm einander anblickend, endlich erhob ſich Peleus und ſprach: „Held Jaſon, wenn du dein Verſprechen erfüllen zu können glaubſt, ſo rüſte dich. Haſt du aber nicht volle Zuverſicht, ſo bleibe fern und ſieh dich auch nach keinem von dieſen Männern hier um, denn was hätten ſie anders zu erwarten, als den Tod?“

Bei dieſem Worte ſprang Telamon auf und vier andere Helden, Alle voll kampfluſtigen Muthes. Aber Argos beruhigte ſie und ſprach: „Ich kenne eine Jungfrau, die weiß mit Zaubertränken umzugehen: ſie iſt eine Schweſter unſrer Mutter, nun laßt mich zu meiner Mutter gehen und ſie überreden, daß ſie die Jungfrau uns geneigt mache. Alsdann kann erſt wieder von jenem Abentheuer, zu welchem ſich Jaſon erboten hat, die Rede ſeyn.“ Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo geſchah ein Zeichen aus der Luft. Eine Taube, der ein Habicht nachjagte, flüchtete in Jaſons Schooß, der nachſtürzende Raubvogel aber fiel auf dem Boden des Hinterſchiffes nieder. Jetzt erinnerte ſie einer der Helden daran, daß auch der alte Phineus ihnen geweiſſagt, Venus die Göttin würde ihnen zur Rückkehr verhelfen. Alle Helden ſtimmten darum dem Argos bei; nur Idas, der

Sohn des Aphareus, erhob ſich unwillig von ſeinem Sitze und ſprach: „Bei den Göttern, ſind wir als Weiberknechte hierher gekommen, und, anſtatt uns an den Mars zu wenden, rufen wir die Venus an? Soll der Anblick von Habichten und Tauben uns vom Kampfe abhalten? Wohl, ſo vergeſſet den Krieg und gehet hin, ſchwache Jungfrauen zu betrügen.“ So ſprach er zornig, viele Helden murrten leiſe. Aber Jaſon entſchied für Argos, das Schiff ward am Ufer angebunden und die Helden harreten der Rückkehr ihres Boten.

Aeetes hatte unterdeſſen außerhalb ſeines Palaſtes eine Verſammlung der Kolchier gehalten. Er erzählte ihnen von der Ankunft der Fremdlinge, ihrem Begehren und dem Untergang, den er ihnen bereitet hätte. Sobald die Stiere den Führer umgebracht hätten, wollte er einen ganzen Wald ausreißen und das Schiff mit ſammt den Männern verbrennen. Auch ſeinen Enkeln, die dieſe Abentheurer herbeigeführt hätten, dachte er eine ſchreckliche Strafe zu.

Mittlerweile ging Argos ſeine Mutter mit bittenden Worten an, daß ſie ihre Schweſter Medea zur Beihülfe bereden möchte. Chalciope ſelbſt hatte Mitleid mit den Fremdlingen gefühlt, aber nicht gewagt, dem grimmigen Zorn ihres Vaters entgegenzutreten. So kam ihr die Bitte des Sohns erwünſcht und ſie verſprach ihren Beiſtand.

Medea ſelbſt lag in unruhigem Schlummer auf ihrem Lager und ſah einen ängſtigenden Traum. Ihr war, als hätte der Held ſich ſchon zu dem Kampfe mit den Stieren angeſchickt. Er hatte aber dieſen Kampf nicht um des goldenen Vließes willen unternommen, ſondern um ſie als Gattin in die Heimath zu führen. Nun war es ihr im Traume, als ob ſie ſelbſt den Kampf mit den Stieren beſtände, die Eltern aber wollten ihr Verſprechen nicht halten, und dem Jaſon den Kampfpreis nicht geben, weil nicht ſie, ſondern er, geheißen war, die Stiere anzuſchirren. Darüber war ein heftiger Streit zwiſchen ihrem Vater und den Fremdlingen entbrannt und beide Theile machten ſie zur Schiedsrichterin. Da wählte ſie im Traume den Fremdling; bitterer Schmerz bemächtigte ſich der Eltern, ſie ſchrieen laut auf — und mit dieſem Schrei erwachte Medea.

Der Traum trieb ſie nach dem Gemach ihrer Schweſter, aber lange hielt die Scham ſie unſchlüſſig im Vorhofe, viermal verließ ſie ihn und viermal kehrte ſie wieder zurück, und endlich warf ſie ſich wieder weinend in ihrem eigenen Gemache nieder. So fand ſie eine ihrer vertrauten jungen Dienerinnen. Dieſe hatte Mitleid mit der Herrin und meldete der Schweſter Medea's, was ſie geſehen hatte. Chalciope empfing dieſe Botſchaft im Kreis ihrer Söhne, als ſie eben ſich mit ihnen berieth, wie die Jungfrau zu gewinnen wäre. Sie eilte in das Gemach der Schweſter und fand ſie, die Wangen zerfleiſchend und in Thränen gebadet. „Was iſt dir geſchehen, arme Schweſter,“ ſprach ſie mit innigem Mitleid, „welcher Schmerz peinigt deine Seele? hat der Himmel dir eine plötzliche Krankheit geſendet? hat der Vater über mich und meine Söhne Grauſames zu dir geſprochen? O daß ich ferne wäre vom Elternhaus, und da, wo man den Namen der Kolchier nicht hört!“

Medea verſpricht den Argonauten Hülfe.

Die Jungfrau erröthete bei dieſen Fragen ihrer Schweſter, und Scham verhinderte ſie, zu antworten: bald ſchwebte ihr die Rede zu äußerſt auf der Zunge, bald floh ſie in die tiefſte Bruſt zurück. Endlich machte ſie die Liebe kühn, und ſie ſprach mit verſchlagenen Worten: „Chalciope, mein Herz iſt betrübt um deine Söhne, es möchte ſie der Vater mit den fremden Männern auf der Stelle tödten. Solches verkündet mir ein ſchwerer Traum, möge ein Gott ihm die Erfüllung verweigern.“ Unerträgliche Angſt bemächtigte ſich der Schweſter: „Eben deswegen komme ich zu dir,“ ſprach ſie, „und beſchwöre dich, mir gegen unſern Vater beizuſtehen. Weigerſt du dich, ſo werde ich mit meinen ermordeten Söhnen dich noch vom Orkus aus als Furie umſchweben!“ Sie umfaßte mit beiden Händen Medeens Kniee und warf das Haupt in ihren Schooß; beide Schweſtern weinten bitterlich. Dann ſprach Medea: „Was redeſt du von Furien, Schweſter? Beim Himmel und der Erde ſchwöre ich dir, was ich thun kann, deine Söhne zu retten, will ich gerne thun.“ „Nun,“ fuhr die Schweſter fort, „ſo wirſt du auch dem Fremdling um meiner Kinder willen irgend einen Trug an die Hand geben, jenen furchtbaren Kampf glücklich zu beſtehen, denn von ihm geſendet, fleht mein Sohn Argos mich an, dem Gaſtfreunde deine Hülfe zu erbitten.“

Das Herz hüpfte der Jungfrau vor Freuden im Leibe, als ſie dieſes hörte, ihr ſchönes Angeſicht erröthete, ihr funkelndes Auge umhüllte einen Augenblick der Schwindel, und ſie brach in die Worte aus: „Chalciope, das Morgenroth ſoll meinen Blicken nicht mehr leuchten, wenn dein und deiner Söhne Leben nicht mein erſtes iſt. Haſt du doch mich, wie mir oft die Mutter erzählte, zugleich mit ihnen verſäugt, als ich ein kleines Kind war; ſo liebe ich dich nicht nur wie eine Schweſter, ſondern auch wie eine Tochter. Morgen in aller Frühe will ich zum Tempel der Hekate gehen und dort dem Fremdlinge die Zaubermittel holen, welche die Stiere beſänftigen ſollen.“ Chalciope verließ das Gemach der Schweſter und meldete den Söhnen die erwünſchte Botſchaft.

Die ganze Nacht lag Medea in ſchwerem Streite mit ſich ſelbſt. „Habe ich nicht zu viel verſprochen,“ ſagte ſie in ihrem Innern, „darf ich ſo viel für den Fremdling thun? Ihn ohne Zeugen ſchauen, ihn anrühren, was doch geſchehen muß, wenn der Trug gelingen ſoll? Ja, ich will ihn retten; er gehe frei hin, wohin er will: aber an dem Tage, wo er den Streit glücklich vollbracht haben wird, will ich ſterben. Ein Strick oder Gift ſoll mich vom verhaßten Leben befreien. — Aber wird mich dieſes retten, wird mich nicht üble Nachrede durchs ganze Kolchierland verfolgen und ſagen, daß ich mein Haus beſchimpft habe, daß ich einem fremden Manne zu lieb geſtorben ſey?“ Unter ſolchen Gedanken ging ſie, ein Käſtchen zu holen, in welchem heil- und todbringende Arzeneien ſich befanden. Sie ſtellte es auf ihre Kniee und hatte es ſchon geöffnet, um von den tödtlichen Gifen zu koſten; da ſchwebten ihr alle holden Lebensſorgen vor, alle Lebensfreuden, alle Geſpielinnen; die Sonne kam ihr ſchöner vor, als vorher, eine unwiderſtehliche Furcht vor dem Tode ergriff ſie; ſie ſtellte das Käſtchen auf den Boden. Juno, die Beſchützerin Jaſons, hatte ihr Herz verwandelt. Kaum konnte ſie die Morgenröthe erwarten, um die verſprochenen Zaubermittel zu holen und mit ihnen vor den geliebten Helden zu treten.

Jaſon und Medea.

Während Argos mit der glücklichen Nachricht nach dem Schiffe der Helden eilte, als kaum das Morgenroth den Himmel erhellte, war die Jungfrau ſchon vom Lager aufgeſprungen, band ihr blondes Haar auf, das bisher in Trauerflechten heruntergehangen, wiſchte Thränen und Harm von den Wangen und ſalbte ſich mit köſtlichem Nektaröl. Sie zog ein herrliches Gewand an, das ſchön gekrümmte, goldne Nadeln feſthielten, und warf einen weißen Schleier über ihr ſtrahlendes Haupt. Alle Schmerzen waren vergeſſen; mit leichten Füßen durcheilte ſie das Haus und befahl ihren jungen Dienerinnen, deren zwölfe in ihren Frauengemächern waren, ſchnell die Maulthiere an den Wagen zu ſpannen, der ſie nach dem Tempel der Hekate bringen ſollte. Inzwiſchen holte Medea aus dem Käſtchen die Salbe hervor, die man Prometheusöl nannte; wer, nachdem er die Göttin der Unterwelt angefleht, ſeinen Leib damit ſalbte, konnte an jenem Tage von keinem Schwertſtreiche verwundet, von keinem Feuer verſehrt werden, ja, er war den ganzen Tag an Kräften jedem Gegner überlegen. Die Salbe war aus dem ſchwarzen Saft einer Wurzel bereitet, die aus dem Blute emporgekeimt war, das aus der zerfreſſenen Leber des Titanenſohnes auf die Halden des Kaukaſus geträufelt war. Medea ſelbſt hatte in einer Muſchel den Saft dieſer Pflanze als koſtbares Heilmittel aufgefangen.

Der Wagen war gerüſtet; zwei Mägde beſtiegen ihn mit der Herrin, ſie ſelbſt ergriff Zügel und Peitſche und fuhr, von den übrigen Dienerinnen zu Fuße begleitet, durch die Stadt. Ueberall wich der Königstochter das Volk ehrerbietig aus dem Wege. Als ſie durchs freie Feld am Tempel angekommen war, flog ſie mit gewandtem Sprunge vom Wagen und ſprach zu ihren Mägden mit liſtigen, verſtellten Worten: „Freundinnen, ich habe wohl ſchwer geſündigt, daß ich nicht ferne von den Fremdlingen geblieben bin, die in unſerm Lande angekommen ſind! Nun verlangt gar meine Schweſter und ihr Sohn Argos, ich ſoll Geſchenke von ihrem Führer annehmen, der die Stiere zu bändigen verſprochen hat, und ihn mit Zaubermitteln unverwundlich machen! Ich aber habe zum Scheine zugeſagt, und ihn hierher in den Tempel beſtellt, wo ich ihn allein ſprechen ſoll. Da will ich die Geſchenke nehmen, und wir wollen ſie nachher unter einander vertheilen. Ihm ſelbſt aber werde ich eine verderbliche Arzenei reichen, damit er um ſo gewiſſer zu Grunde geht! Entfernet euch indeſſen, ſobald er kommt, damit er keinen Verdacht ſchöpfe und ich ihn allein empfangen kann, wie ich verheißen habe.“

Den Mägden gefiel der ſchlaue Plan. Während dieſe im Tempel verweilten, machte ſich Argos mit ſeinem Freunde Jaſon und dem Vogelſchauer Mopſos auf. So ſchön war kein Sterblicher, ja keiner der Götterſöhne zuvor je geweſen, wie heute Jupiters Gemahlin ihren Schützling Jaſon mit allen Gaben der Huldgöttinnen ausgerüſtet hatte. Seine beiden Genoſſen ſelbſt, ſo oft ſie ihn unterwegs betrachteten, mußten über ſeine Herrlichkeit ſtaunen. Medea war unterdeſſen mit ihren Mägden im Tempel, und obwohl ſie ſich die Zeit mit Singen verkürzten, ſo war doch ihr Geiſt in ganz andern Gedanken, und kein Lied wollte ihr lange gefallen; ihre Augen weilten nicht im Kreiſe ihrer Dienerinnen, ſondern ſchweiſten durch die Tempelpforte verlangend über die Straße hinaus. Bei jedem Fußtritt oder Windhauch richtete ſich ihr Haupt begierig in die Höhe. Nicht lange, ſo trat Jaſon mit ſeinen Begleitern in den Tempel, hoch einherſchreitend und ſchön wie Sirius dem Ocean entſteigt. Da war's der Jungfrau, als fiele ihr das Herz aus der Bruſt, Nacht war vor ihren Augen und mit heißem Roth bedeckte ſich ihre Wange. Inzwiſchen hatten ſie die Dienerinnen alle verlaſſen. Lange ſtanden der Held und die Königstochter einander ſtillſchweigend gegenüber, ſchlanken Eichen oder Tannen ähnlich, die auf den Bergen tiefgewurzelt in Windſtille regungslos bei einander ſtehen. Plötzlich aber kommt ein Sturm und alle Blätter zittern in rauſchender Bewegung; ſo ſollten, vom Hauch der Liebe angeweht, ſie bald vielbewegte Worte tauſchen. „Warum ſcheueſt du mich," ſo brach Jaſon zuerſt das Schweigen, „nun, da ich allein bei dir bin? Ich bin nicht, wie andere prahleriſche Männer, und war auch zu Hauſe nie ſo. Fürchte dich nicht zu fragen und zu ſagen, was dir beliebt; aber vergiß nicht, daß wir an einem heiligen Orte ſind, wo betrügen ein Frevel wäre: darum täuſche mich nicht mit ſüßen Worten: ich komme als ein Schutzflehender und bitte dich um die Heilmittel, die du deiner Schweſter für mich verſprochen Die harte Nothwendigkeit zwingt mich, deine Hülfe zu ſuchen; verlange welchen Dank du willſt, und wiſſe, daß du den Müttern und Frauen unſerer Helden, die uns vielleicht ſchon, am Ufer ſitzend, beweinen, durch deinen Beiſtand die ſchwarzen Sorgen zerſtreuen, und in ganz Griechenland Unſterblichkeit erlangen wirſt.“

Die Jungfrau hatte ihn ausreden laſſen; ſie ſenkte ihre Augen mit einem ſüßen Lächeln; ihr Herz erfreute ſich ſeines Lobes, ihr Blick erhub ſich wieder, die Worte drängten ſich auf ihre Lippen und gern hätte ſie Alles zumal geſagt. So aber blieb ſie ganz ſprachlos, wickelte nur die duftende Binde von dem Käſtchen ab, das Jaſon ihr eilig und froh aus den Händen nahm. Sie aber hätte ihm auch freudig die Seele aus der Bruſt gegeben, wenn er ſie verlangt hätte, ſo ſüße Flammen wehte ihr der Liebesgott von Jaſons blondem Haupte zu; ihre Seele war durchwärmt wie der Thau auf den Roſen von den Strahlen der Morgenſonne durchglüht wird. Beide blickten verſchämt zu Boden, dann richteten ſie ihre Augen wieder aufeinander und ſchickten ſehnende Blicke unter den Wimpern hervor. Erſt ſpät und mit Mühe hub die Jungfrau an: „Höre nun, wie ich dir Hülfe ſchaffen will. Wenn dir mein Vater die verderblichen Drachenzähne zum Säen überliefert haben wird, dann bade dich einſam im Waſſer des Fluſſes, bekleide dich mit ſchwarzen Gewändern, und grabe eine kreisförmige Grube; in dieſer errichte einen Scheiterhaufen, ſchlachte ein weibliches Lamm und verbrenne es ganz darauf; dann träufle der Hekate ein Trankopfer ſüßen Honigs aus der Schaale und entferne dich wieder vom Scheiterhaufen: auf keinen Fußtritt, auf kein Hundegebell kehre dich um, ſonſt wird das Opfer vereitelt. Am andern Morgen ſalbe dich mit dieſem Zaubermittel, das ich hier dir gereicht habe; in ihm wohnt unermeßliche Stärke und hohe Kraft: du wirſt dich nicht den Männern, ſondern den unſterblichen Göttern gewachſen fühlen. Auch deine Lanze, dein Schwerdt und deinen Schild mußt du ſalben, dann wird kein Eiſen in Menſchenhand, keine Flamme der Wunderſtiere dir ſchaden oder widerſtehen können. Doch wirſt du ſo nicht lange ſein, ſondern nur an jenem einen Tage: dennoch entziehe dich auf keine Weiſe dem Streit. Ich will dir auch noch ein anderes Hülfsmittel an die Hand geben. Wann du nämlich die gewaltigen Stiere eingeſpannt und das Blachfeld durchpflügt haſt, und ſchon die von dir ausgeſäete Drachenſaat aufgegangen iſt, ſo wirf unter ſie einen mächtigen Stein: um dieſen werden jene raſenden Geſellen kämpfen, wie Hunde um ein Stück Brod; indeſſen kannſt du auf ſie einſtürzen und ſie niedermachen. Dann magſt du das goldene Vließ unangefochten aus Kolchis mit dir nehmen: dann magſt du gehen; ja gehe nur, wohin dir zu gehen beliebt!" So ſprach ſie und heimliche Thränen rollten ihr über die Wange hinab; denn ſie dachte daran, daß der edle Held weit fort über die Meere ziehen werde. Traurig redete ſie ihn an, indem ſie ihn bei der Rechten faßte, denn der Schmerz ließ ſie vergeſſen, was ſie that: „Wenn du nach Hauſe kommſt, ſo vergiß nicht den Namen Medea's; auch ich will deiner, des Fernen gedenken. Sage mir auch, wo dein Vaterland iſt, nach welchem du auf deinem ſchönen Schiffe zurückkehren wirſt." Mit dieſen Reden der Jungfrau bemächtigte ſich auch des Helden eine unwiderſtehliche Neigung und er brach in die Worte aus: „Glaube mir, hohe Fürſtin, daß ich, wenn ich dem Tode entrinne, keine Stunde bei Tag und bei Nacht dein vergeſſen werde. Meine Heimath iſt Jolkos in Hämonien, da wo der gute Deukalion, der Sohn des Prometheus, viele Städte gegründet und Tempel gebaut hat. Dort kennt man euer Land auch nicht mit Namen.“ „So wohneſt du in Griechenland, Fremdling,“ erwiederte die Jungfrau; dort ſind die Menſchen wohl gaſtlicher, als hier bei uns; darum erzähle nicht, welche Aufnahme dir hier geworden, ſondern gedenke nur in der Stille mein. Ich werde dein gedenken, wenn Alles dich hier vergäße. Wäreſt du aber im Stande, mein zu vergeſſen, o, daß dann der Wind einen Vogel aus Jolkos herbeiführte, durch welchen ich dich daran erinnern könnte, daß du durch meine Hülfe von hier entronnen biſt! Ja, wäre ich dann vielmehr ſelbſt in deinem Hauſe und könnte dich mahnen!“ So ſprach ſie und weinte. „O du Gute,“ antwortete Jaſon, „laß die Winde flattern und den Vogel dazu, denn du ſprichſt Ueberflüſſiges! Aber wenn du ſelbſt nach Griechenland und in meine Heimath kämeſt, o wie würdeſt du von Frauen und Männern verehrt, ja wie eine Gottheit angebetet werden, weil ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Gatten durch deinen Rath dem Tod entronnen und fröhlich der Heimath zurückgegeben ſind; und mir, mir würdeſt du dann ganz gehören, und nichts ſollte unſere Liebe trennen, als der Tod.“ So ſprach er, ihr aber zerfloß die Seele, als ſie Solches hörte. Zugleich ſtand vor ihrem Geiſt alles Schreckliche, womit die Trennung vom Vaterlande drohte, und dennoch zog es ſie mit wunderbarer Gewalt nach Griechenland, denn Juno hatte es ihr in's Herz gegeben. Dieſe wollte, daß die Kolchierin Medea ihr Vaterland verlaſſen und zu des Pelias Verderben nach Jolkos kommen ſollte.

Inzwiſchen harrten in der Ferne die Dienerinnen ſtill und traurig; denn die Zeit war längſt da, wo di Fürſtin nach Hauſe zurückkehren ſollte. Sie ſelbſt hätt die Heimkehr ganz vergeſſen; denn ihre Seele erfreut ſich der trauten Rede, wenn nicht der vorſichtigere Jaſon wiewohl auch dieſer ſpät, ſo geſprochen hätte: „Es i Zeit zu ſcheiden, daß nicht das Sonnenlicht früher ſcheide als wir, und die Andern Alles inne werden. Laß un an dieſem Orte wieder zuſammenkommen.“

Jaſon erfüllt des Aeetes Begehr.

So ſchieden ſie. Jaſon kehrte fröhlich zu ſeine Genoſſen und dem Schiffe zurück. Die Jungfrau begab ſic zu ihren Dienerinnen. Dieſe eilten ihr alle entgegen, — ſie aber ſah es nicht; denn ihre Seele ſchwebte hoch i den Wolken. Mit leichten Füßen beſtieg ſie den Wagen trieb die Maulthiere an, die von ſelbſt nach Hauſe rannten, und kam zum Palaſte zurück. Hier hatte Chalciop voll banger Sorge um ihre Söhne längſt auf ſie gewartet. Sie ſaß auf einem Schemel, das gebeugte Haup mit der linken Hand geſtützt; ihre Augen waren feuch unter den Augenliedern, denn ſie dachte daran, in welches Uebels Genoſſenſchaft ſie verſtrickt wäre.

Jaſon erzählte unterdeſſen ſeinen Genoſſen, wie ih die Jungfrau das herrliche Zaubermittel gereicht hab zugleich hielt er ihnen die Salbe entgegen. Alle freute ſich; nur Idas, der Held, ſaß ſeitwärts und knirſchte m den Zähnen vor Zorn. Am andern Morgen ſandten ſie zwei Männer ab, den Drachenſaamen von Aeetes zu erbitten, der ſich nicht lange weigerte. Er gab ihnen von deſſelben Drachen Zähnen, den Kadmus bei Theben umgebracht hatte. Er that es ganz getroſt, denn er hielt es gar nicht für möglich, daß Jaſon es nur bis zum Säen der Zähne bringen könnte. In der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, badete ſich Jaſon und opferte der Hekate ganz, wie Medea ihn geheißen. Die Göttin ſelbſt vernahm ſein Gebet und kam aus ihren tiefen Höhlen hervor, die entſetzliche, umringt von gräßlichen Drachen, die flammende Eichenäſte im Rachen trugen. Hunde der Unterwelt ſchwärmten bellend um ſie her. Der Anger zitterte unter ihrem Tritt und die Nymphen des Fluſſes Phaſis heulten. Selbſt den Jaſon ergriff Entſetzen, als er heimkehrte, aber dem Gebote der Geliebten getreu, ſchaute er ſich nicht um, bis er wieder bei ſeinen Genoſſen war: und ſchon ſchimmerte die Morgenröthe über dem Schneegipfel des Kaukaſus.

Jetzt warf Aeetes ſeinen ſtarken Panzer über, den er im Kampfe mit den Giganten getragen; auf ſein Haupt ſetzte er den goldnen Helm mit vier Büſchen und griff zu dem vierhäutigen Schilde, den, außer Herkules, kein anderer Held hätte aufheben können. Sein Sohn hielt ihm die ſchnellen Roſſe am Wagen: dieſen beſtieg er und flog, die Zügel in der Hand, aus der Stadt, ihm nach unzähliges Volk. Wie ſelbſt zum Kampfe gerüſtet, wollte er dem Schauſpiele beiwohnen. Jaſon aber hatte ſich nach Medea's Anleitung mit dem Zauberöle Lanze, Schwert und Schild geſalbt. Rings um ihn her verſuchten die Genoſſen ihre Waffen an der Lanze, aber ſie hielt Stand, und jene vermochten es nicht, ſie auch nur ein wenig zu krümmen; ſie war an ſeiner feſten Hand wie zu Stein geworden. Darüber ärgerte ſich Idas, des Aphareus Sohn, und führte ſeinen Streich auf den Schaft unter der Spitze; aber der Stahl fuhr zurück, wie der Hammer vom Ambos, und fröhlich ſchrieen die Helden auf in der frohen Ausſicht auf den Sieg. Jetzt erſt ſalbte ſich Jaſon auch den Leib; da fühlte er entſetzliche Kraft in allen Gliedern, ſeine beiden Hände ſchwollen auf von Stärke und verlangten nach dem Kampf. Wie ein Kriegsroß vor der Schlacht wiehernd den Boden ſtampft, ſich aufrichtet und mit geſpitzten Ohren den Kopf erhebt, ſo ſtreckte ſich der Aeſonide im Gefühle ſeiner Streitbarkeit, hob die Füße, ſchwang den Erzſchild und die Lanze mit der Hand. Dann ruderten die Helden mit ihrem Führer bis zum Marsfelde, wo ſie den König Aeetes und die Menge der Kolchier ſchon antrafen, jenen am Ufer, dieſe auf den Klippenvorſprüngen des Kaukaſus gelagert. Als das Schiff angebunden war, ſprang Jaſon mit Lanze und Schild gerüſtet aus demſelben und empfing ſofort einen funkelnden Erzhelm voll ſpitzer Drachenzähne. Dann hing er das Schwert mit einem Riemen um die Schultern und ſchritt vor, herrlich wie Mars oder Apollo. Auf dem Blachfeld umherblickend, ſah er bald die ehernen Joche der Stiere auf dem Boden liegen, dabei Pflug und Pflugſchaar, Alles ganz aus Eiſen gehämmert. Als er ſich das Geräthe näher betrachtet, ſchraubte er die Eiſenſpitze an den ſtarken Schaft ſeiner Lanze und legte den Helm nieder. Hierauf ſchritt er von ſeinem Schilde gedeckt weiter, nach den Fußſtapfen der Thiere forſchend. Dieſe aber brachen von einer andern Seite unvermuthet aus einem unterirdiſchen Gewölbe hervor, wo ihre feſten Ställe waren, beide Flammen ſchnaubend und in dicken Rauch gehüllt. Jaſons Freunde ſchracken zuſammen, als ihr Blick auf die Ungeheuer fiel, er aber ſtand mit ausgeſpreizten Beinen, den Schild vorgehalten, und erwartete ihren Anlauf, wie ein Meerfels die Fluten. Sie kamen auch wirklich, mit den Hörnern ſtoßend, auf ihn angeſtürzt, und doch vermochte ihr Anlauf ihm nicht ein Glied zu verrücken. Wie in den Schmiedewerkſtätten die Blasbälge murren und bald mächtige Feuer ſprühen machen, bald mit ihrem Athem inne halten, ſo wiederholten ſie brüllend und Flammen ſpeiend ihre Stöße, daß den Helden die Glut wie lauter Blitzſtralen umzückte. Ihn aber ſchirmte das Zaubermittel der Jungfrau. Endlich ergriff er den Stier zur Rechten am äußerſten Horn und zog ihn mit allen ſeinen Kräften, bis er ihn an die Stelle geſchleppt, wo das eherne Joch lag. Hier gab er ſeinen ehernen Füßen einen Fußtritt und warf ihn mit gekrümmten Knieen zu Boden. Auf dieſelbe Weiſe zwang er auch den zweiten, der auf ihn losrannte, mit einem einzigen Streich auf die Erde nieder. Dann warf er ſeinen breiten Schild weg und hielt, von ihren Flammen bedeckt, die beiden niedergeworfenen Stiere mit beiden Händen feſt. Aeetes mußte die ungeheure Stärke des Mannes bewundern. Inzwiſchen reichten ihm Kaſtor und Pollur, wie es unter ihnen verabredet war, die Joche, die auf dem Boden lagen, und er befeſtigte ſie mit Sicherheit an das Genick der Thiere. Dann erhub er die eherne Deichſel und fügte ſie in den Ring des Joches. Die Zwillingsbrüder verließen nun ſchnell das Feuer, denn ſie waren nicht gefeyt wie Jaſon. Dieſer aber nahm ſeinen Schild wieder auf und warf ihn am Riemen hinter den Rücken; dann griff er auch wieder zu dem Helme voll Drachenzähne, faßte ſeine Lanze und zwang mit ihren Stichen die zornigen und Flammen ſprühenden Stiere, den Pflug zu ziehen. Durch ihre Kraft und den mächtigen Pflüger wurde der Boden tief aufgeriſſen und die gewaltigen Erdſchollen krachten in den Furchen. Jaſon ſelbſt folgte mit feſtem Tritt und ſäte die Zähne in den aufgepflügten Boden, vorſichtig rückwärts blickend, ob die aufkeimende Gigantenſaat ſich nicht gegen ihn erhebe; die Thiere aber arbeiteten ſich mit ihren ehernen Hufen vorwärts. Als noch der dritte Theil des Tages übrig war, am hellen Nachmittage, war das ganze Blachfeld, obgleich es vier Jaucherte faßte, von dem unermüdlichen Pflüger umgeackert, und nun wurden die Stiere vom Pflug erlöst; dieſe ſchreckte der Held mit ſeinen Waffen, daß ſie über das offene Feld hin flohen; er ſelbſt kehrte zum Schiffe zurück, ſo lange er die Furchen noch leer von Erdgebornen ſah. Mit lautem Zuruf umringten ihn von allen Seiten die Genoſſen: er jedoch ſprach nichts, ſondern füllte ſeinen Helm mit Flußwaſſer und löſchte ſeinen brennenden Durſt. Dann prüfte er die Gelenke ſeiner Knie und erfüllte ſein Herz mit neuer Streitluſt, wie ein ſchäumender Eber ſeine Zähne gegen die Jäger wetzt. Denn ſchon waren das ganze Feld entlang die Giganten hervorgekeimt: der ganze Marshain ſtarrte von Schilden und ſpitzen Lanzen und erglänzte von Helmen, ſo daß der Schimmer durch die Luft bis zum Himmel emporblitzte. Da gedachte Jaſon an das Wort der ſchlauen Medea: er faßte einen großen runden Stein auf dem Felde, vier kräftige Männer hätten ihn nicht vom Boden heben können; er aber ergriff ihn leicht mit der Hand und warf ihn ſpringend weit hin mitten unter die bodenentſproſſenen Krieger. Er ſelbſt barg ſich, ins Knie geworfen, kühn und vorſichtig unter ſeinem Schilde. Die Kolchier ſchrieen laut auf, wie das Meer brauſt, wenn es ſich an ſpitzen Klippen bricht: Aeetes ſelbſt ſtarrte voll Verwunderung dem Wurfe des ungeheuren Steines nach. Die Erdgebornen, wie ſchnelle Hunde, fingen auf einmal an herumzuhüpfen, gingen auf einander los, brachten ſich gegenſeitig mit dumpfem Knirſchen um, ſie fielen auf ihre Mutter Erde unter ihren Lanzen nieder, wie Tannenbäume oder Eichen, welche Windwirbel umgeriſſen haben. Als ſie mitten im Gefechte begriffen waren, ſtürzte Jaſon unter ſie, wie ein fallender Stern, der als Wunderzeichen mitten durch die dunkle Nachtluft ſchießt. Jetzt zog er ſein Schwert aus der Scheide, theilte hier und dort Wunden aus, hieb Manche, die ſchon ſtanden, nieder, mähte Andere, die erſt bis zu den Schultern hervorgewachſen waren, wie Gras ab; Andern ſpaltete er das Haupt, als ſie ſchon zum Kampfe rannten. Die Furchen ſtrömten von Blute, wie ein Abzugsbach, die Verwundeten und Todten ſtürzten nach allen Seiten hin und Viele ſanken mit blutigen Köpfen wieder ſo tief in den Boden, als ſie hervorgetaucht waren.

An der Seele des Königes Aeetes nagte zehrender Aerger; ohne ein Wort zu ſprechen drehte er ſich um und kehrte zur Stadt zurück, nur darauf ſinnend, auf welche Weiſe er wirkſamer gegen Jaſon verfahren könnte. Unter dieſen Begebenheiten war der Tag zu Ende gegangen und der Held ruhte unter den Glückwünſchen ſeiner Freunde von der Arbeit.

Medea raubt das goldne Vließ.

Die ganze Nacht hindurch hielt der König Aeetes die Häupter ſeines Volkes um ſich im Palaſte verſammelt und rathſchlagte, wie die Argonauten zu überliſten wären, denn er war es wohl inne geworden, daß Alles, was ſich den Tag zuvor ereignet hatte, nicht ohne Mitwirkung ſeiner Töchter geſchehen war. Juno, die Göttin, ſah die Gefahr, in welcher Jaſon ſchwebte; deßwegen erfüllte ſie das Herz Medea's mit zagender Furcht, daß ſie zitterte wie ein Reh im tiefen Walde, das der Jagdhunde Gebell aufgeſchreckt hat. Sogleich ahnte ſie, daß ihre Hülfe dem Vater nicht verborgen ſey; ſie fürchtete auch die Mitwiſſenſchaft der Mägde; darum brannten ihre Augen von Thränen und die Ohren ſausten ihr. Ihr Haar ließ ſie wie in Trauer hängen, und, wäre das Schickſal nicht zuwider geweſen, ſo hätte die Jungfrau durch Gift ihrem Jammer zur Stunde ein Ende gemacht. Schon hatte ſie die gefüllte Schale in der Hand, als Juno ihr den Muth aufs Neue beflügelte und ſie mit verwandelten Gedanken das Gift wieder in ſeinen Behälter goß. Jetzt raffte ſie ſich zuſammen; ſie war entſchloſſen zu fliehen, bedeckte ihr Lager und die Thürpfoſten mit Abſchiedsküſſen, berührte mit den Händen noch einmal die Wände ihres Zimmers, ſchnitt ſich eine Haarlocke ab und legte ſie zum Andenken für ihre Mutter auf's Bett. „Lebewohl, geliebte Mutter,“ ſprach ſie weinend, „lebe wohl, Schweſter Chalciope und das ganze Haus! O Fremdling! hätte dich das Meer verſchlungen, ehe du nach Kolchis gekommen wäreſt!“ Und ſo verließ ſie ihre ſüße Heimath, wie eine Gefangene fliehend den bittern Kerker der Sklaverei verläßt. Die Pforten des Palaſtes thaten ſich vor ihren Zauberſprüchen auf; durch enge Seitenwege rannte ſie mit bloßen Füßen, mit der Linken den Schleier bis über die Wangen herunterziehend, mit der Rechten ihr Nachtgewand vor der Befleckung des Weges ſchützend. Bald war ſie, unerkannt von den Wächtern, draußen vor der Stadt und ſchlug einen Fußpfad nach dem Tempel ein, denn als Zauberweib und Gifttrankmiſcherin war ſie vom Wurzelſuchen her aller Wege des Feldes wohlkundig. Luna, welche ſie ſo wandeln ſah, ſprach zu ſich ſelbſt, lächelnd herniederſcheinend: „So quält denn doch nicht mich allein die Liebe zum ſchönen Endymion! Oft haſt du mich mit deinen Hexenſprüchen vom Himmel hinweggezaubert: jetzt leideſt du ſelbſt um einen Jaſon bittere Qualen. Nun, ſo geh nur, aber, ſo ſchlau du biſt, hoffe nicht, dem herbſten Schmerz zu entfliehen!“ So ſprach Luna mit ſich ſelber, jene aber trugen ihre Füße eilig davon; endlich beugten ihre Schritte gegen das Meeresufer ein, wo das Freudenfeuer, das die Helden wegen Jaſons Siege die ganze Nacht hindurch auflodern ließen, ihr zum Leitſterne diente. Dem Schiffe gegenüber angekommen, rief ſie mit lauter Stimme ihren jüngſten Schweſterſohn Phrontis; dieſer, der mit Jaſon ihre Stimme erkannte, erwiederte dreimal den dreifachen Ruf. Die Helden, die dieß mit hörten, ſtaunten Anfangs, dann ruderten ſie ihr entgegen. Ehe das Schiff ans jenſeitige Ufer gebunden war, ſprang Jaſon vom Verdeck ans Land, Phrontis und Argos ihm nach. „Rettet mich,“ rief das Mädchen, indem ſie die Knie ihrer Neffen umfaßte, „entreißt mich und euch meinem Vater! Alles iſt verrathen und keine Hülfe mehr; laßt uns zu Schiffe fliehen, eh er die ſchnellen Roſſe beſteigt; das goldene Vließ will ich euch verſchaffen, indem ich den Drachen einſchläfere. Du aber, o Fremdling, ſchwöre mir zu den Göttern vor deinen Genoſſen, daß du mich Verwaiste in der Fremde nicht beſchimpfen willſt!" So ſprach ſie traurig und erfreute Jaſons Herz. Er hub die ins Knie Geſunkene ſanft vom Boden auf, umfaßte ſie und ſprach: „Geliebte, Jupiter und Juno, die Beſchirmerin der Ehe, ſeyen meine Zeugen, daß ich nach Griechenland zurückgekehrt, dich als rechtmäßige Gattin in mein Haus einführen will!" So ſchwor er und legte ſeine Hand in die ihrige. Dann hieß Medea die Helden noch in der Nacht das Schiff nach dem heiligen Haine rudern, um dort das goldene Vließ zu entführen. Die Helden fuhren mit dem Schiffe davon, Jaſon und die Jungfrau gingen über den Pfad einer Wieſe, dem Haine zu. Dort ſuchten ſie den hohen Eichbaum, — an welchem das goldene Vließ hing, ſtralend durch die Nacht, einer Morgenwolke ähnlich, die von der aufgehenden Sonne beſchienen wird. Gegenüber aber reckte der ſchlafloſe Drache, aus ſcharfen Augen in die Ferne blickend, ſeinen langen Hals den Herannahenden entgegen und ziſchte fürchterlich, daß die Ufer des Fluſſes und der ganze große Hain widerhallte. Wie über einen angezündeten Wald die Flammen ſich hinwälzen, ſo rollte das Unthier mit leuchtenden Schuppen in unzähligen Krümmungen daher. Die Jungfrau aber ging ihm keck entgegen, ſie rief mit ſüßer Stimme den Schlaf, den mächtigſten der Götter, an, das Ungeheuer einzulullen; ſie rief zur mächtigen Königin der Unterwelt, ihr Vorhaben zu ſegnen; nicht ohne Furcht folgte ihr Jaſon. Aber ſchon durch den Zaubergeſang der Jungfrau eingeſchläfert, ſenkte der Drache die Wölbung des Rückens, und ſein geringelter Leib dehnte ſich der Länge nach aus, nur mit dem gräßlichen Kopfe ſtand er noch aufrecht und drohte die Beiden mit ſeinem aufgeſperrten Rachen zu faſſen. Da ſprengte Medea ihm mit einem Wachholderſtengel unter Beſchwörungsformeln einen Zaubertrank in die Augen, deſſen Duft ihn mit Schlummer übergoß; jetzt ſchloß ſich ſein Rachen und ſchlafend dehnte ſich der Drache mit ſeinem ganzen Leibe durch den langen Wald hin.

Auf ihre Ermahnung zog nun Jaſon das Vließ von der Eiche, während das Mädchen fortwährend den Kopf des Drachen mit dem Zauberöl beſprengte. Dann verließen beide eilig den beſchatteten Marshain und Jaſon hielt von ferne ſchon freudig das große Widdervließ entgegen, von deſſen Wiederſchein ſeine Stirn und ſein blondes Haar in goldenem Schimmer glänzten; auch beleuchtete ſein Schein ihm weithin den nächtlichen Pfad. So ging er, es auf der linken Schulter tragend; die goldne Laſt hing ihm vom Hals bis auf die Füße herunter; dann rollte er es wieder auf, denn immer fürchtete er, ein Menſch oder Gott möchte ihm begegnen und ihn des Schatzes berauben. Mit der Morgenröthe traten ſie ins Schiff, die Genoſſen umringten den Führer und ſtaunten das Vließ an, das funkelte wie Jupiters Blitz; Jeder wollte es mit den Händen betaſten, aber Jaſon litt es nicht, ſondern warf einen neugefertigten Mantel darüber. Die Jungfrau ſetzte er auf das Hinterverdeck des Schiffes und ſprach dann ſo zu ſeinen Freunden: „Jetzt, ihr Lieben, laßt uns eilig ins Vaterland zurückkehren. Durch dieſer Jungfrau Rath iſt vollbracht, weßwegen wir unſere Fahrt unternommen haben; zum Lohne führe ich ſie als meine rechtmäßige Gemahlin nach Hauſe; ihr aber helft mir ſie als die Gehülfin ganz Griechenlands beſchirmen. Denn ich zweifle nicht: bald wird Aeetes da ſeyn und mit allem ſeinem Volke unſere Ausfahrt aus dem Fluſſe hindern wollen! Deßwegen ſoll von euch abwechslungsweiſe die eine Hälfte rudern, die andere, unſere mächtigen Schilde aus Rindshaut den Feinden entgegenhaltend, die Rückfahrt ſchirmen. Denn in unſerer Hand ſteht jetzt die Heimkehr zu den Unſrigen und die Ehre oder Schande Griechenlands!" Mit dieſen Worten hieb er die Taue ab, mit denen das Schiff angebunden war, warf ſich in volle Rüſtung und ſtellte ſich ſo neben das Mägdlein, dem Steuermann Ancäus zur Seite. Das Schiff eilte unter dem Rudern der Mündung des Fluſſes entgegen.

Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit Medea.

Inzwiſchen hatten Aeetes und alle Kolchier Medea's Liebe, Thaten und Flucht erfahren. Sie traten bewaffnet auf dem Markte zuſammen und bald ſah man ſie mit lautem Schalle das Ufer des Fluſſes hinabziehen: Aeetes fuhr auf einem feſtgezimmerten Wagen, mit den Pferden, die ihm der Sonnengott verliehen; in der Linken trug er einen runden Schild, in der Rechten eine lange Pechfackel; an ſeiner Seite lehnte die gewaltige Lanze. Die Zügel der Roſſe handhabte ſein Sohn Abſyrtus. Als ſie aber an der Mündung des Fluſſes angekommen waren, da fuhr das Schiff, von den unermüdlichen Ruderern getrieben, ſchon weit auf der hohen See. Fackel und Schild entſank dem König; er hub die Hände gen Himmel, rief Jupiter und den Sonnengott zu Zeugen der Uebelthaten und erklärte grimmig ſeinen Unterthanen: wenn ſie ihm die Tochter nicht, zu Waſſer oder zu Lande ergriffen, herbeiführen würden, daß er, ſeines Herzens Gelüſte folgend, Rache üben könnte, ſo ſollten ſie es Alle mit ihren Häuptern büßen. Die erſchrockenen Kolchier zogen noch an demſelben Tage ihre Schiffe in die See, ſpannten die Segel aus und fuhren hinaus ins Meer; ihre Flotte, welche des Königs Sohn Abſyrtus befehligte, glich einer unabſehbaren Vogelſchaar, welche die Luft verdunkelnd über die See dahin ſchwirrt.

In die Segel der Argonauten blies der günſtigſte Wind, denn Juno's Wille war es, daß die Kolchierin Medea ſo bald als möglich das Verderben in des Pelias Haus bringen ſollte. Schon mit der dritten Morgenröthe banden ſie das Schiff beim Fluſſe Halys am Ufer der Paphlagonen an. Hier brachten ſie auf Medea's Geheiß der Göttin Hekate, die ſie gerettet hatte, ein Opfer. Da fiel ihrem Führer und auch andern Helden bei, daß der alte Wahrſager Phineus ihnen zur Rückfahrt auf einem neuen Wege gerathen hatte, der Gegenden aber war Keiner kundig. Nun belehrte ſie Argos, der Sohn des Phrixus, der es aus Prieſterſchriften wußte, daß ſie nach dem Iſterfluſſe ſteuern ſollten, deſſen Quellen fern in den rhipäiſchen Bergen murmeln und der das Füllhorn ſeiner Waſſer zur Hälfte ins joniſche, zur andern Hälfte ins ſiciliſche Meer ergießt. Als Argos dieß gerathen, erſchien die breite Himmelsfurche eines Regenbogens in der Richtung, in welcher ſie fahren ſollten, und der günſtige

Wind ließ nicht ab zu wehen und das Himmelszeichen hörte nicht auf zu leuchten, bis ſie glücklich an die joniſche Mündung des Fluſſes Iſter gelangt waren.

Die Kolchier ließen aber mit ihrer Verfolgung nicht nach und kamen, ſchneller ſegelnd, mit ihren leichten Schiffen noch vor den Helden an der Mündung des Iſters an. Hier legten ſie ſich in Hinterhalt an den Buchten und Inſeln des Ausfluſſes und verſtellten den Helden, als dieſe ſich in der Mündung des Stromes vor Anker gelegt, den Ausweg. Die Argonauten, die Menge der Kolchier fürchtend, landeten und warfen ſich auf eine Inſel des Fluſſes; die Kolchier folgten und ein Treffen bereitete ſich vor. Da traten die bedrängten Griechen in Unterhandlung, und von beiden Theilen wurde verabredet, daß jedenfalls die Griechen das goldene Vließ, das der König dem Helden Jaſon für ſeine Arbeit verſprochen hatte, davon tragen ſollten; die Königstochter Medea aber ſollten ſie auf einer zweiten Inſel, im Tempel der Diana, ausſetzen, bis ein gerechter Nachbarkönig als Schiedsrichter entſchieden hätte, ob ſie zu ihrem Vater zurückkehren, oder ob ſie den Helden nach Griechenland folgen ſollte. Bittere Sorgen bemächtigten ſich der Jungfrau, als ſie ſolches hörte, ſogleich führte ſie ihren Geliebten ſeitwärts an einen Ort, wo keiner ſeiner Genoſſen ſie hören konnte; dann ſprach ſie unter Thränen: „Jaſon, was habt ihr über mich beſchloſſen? hat das Glück Alles bei dir in Vergeſſenheit geſenkt, was du mir mit heiligem Eide in der Noth verſprochen? In dieſer Hoffnung habe ich Leichtſinnige, Ehrvergeſſene, Vaterland, Haus und Eltern verlaſſen, was mein Höchſtes war. Für deine Rettung treibe ich auf dem Meere mit dir um; meine Vermeſſenheit hat dir das goldene Vließ verſchafft; für dich habe ich Schmach auf den Frauennamen geladen, deßwegen folge ich dir als dein Mädchen, als dein Weib, als deine Schweſter ins griechiſche Land. Und darum beſchirme mich auch, laß mich nicht allein hier, überlaß mich nicht den Königen zum Urtheil. Wenn mich jener Richter meinem Vater zuſpricht, ſo bin ich verloren, wie wäre dir dann deine Rückkehr angenehm? wie könnte Jupiters Gemahlin, Juno, dieſes billigen, ſie, deren du dich rühmeſt? Ja wenn du mich verläſſeſt, ſo wirſt du einſt, in Elend verſunken, mein gedenken. Wie ein Traum ſoll dir das goldene Vließ in den Hades entſchwinden! Aus dem Vaterlande ſollen dich meine Rachegeiſter treiben, wie ich durch deine Verkehrtheit aus meinem Vaterlande getrieben worden bin!“ So ſprach ſie in wilder Leidenſchaft und gedachte Feuer in das Schiff zu legen, Alles zu verbrennen und ſelbſt hinein zu ſtürzen. Bei ihrem Anblicke ward Jaſon ſcheu, das Gewiſſen ſchlug ihm und er ſprach mit begütigenden Worten: „Faſſe dich, Gute! mir ſelbſt iſt jener Vertrag nicht Ernſt! Suchen wir ja nur einen Aufſchub der Schlacht, weil eine ganze Wolke von Feinden uns umringt, um deinetwillen. Denn Alles was hier wohnt, iſt den Kolchiern befreundet und will deinem Bruder Abſyrtus helfen, daß er dich als Gefangene dem Vater zurückbringe. Wir alle aber, wenn wir jetzt den Kampf beginnen, werden elendiglich umkommen, und deine Lage wird noch hoffnungsloſer, wenn wir geſtorben ſind und dich den Feinden als Beute zurücklaſſen. Vielmehr ſoll jener Vertrag nur ein Hinterhalt ſeyn, der den Abſyrtus ins Verderben ſtürzt; denn wenn ihr Führer todt iſt, ſo werden den

Kolchiern die Nachbarn keine Hülfe mehr leiſten wollen.“
So ſprach er ſchmeichelnd und Medea gab ihm den gräß
lichen Rath: „Höre mich. Ich habe einmal geſündig
und, vom Verhängniß verblendet, Uebles gethan. Rück
wärts kann ich nicht mehr, ſo muß ich vorwärts ſchrei
ten im Frevel. Wehre du im Treffen die Lanzen de
Kolchier ab; ich will den Bruder bethören, daß er ſic
in deine Hände gibt. Du empfange ihn mit einem glän
zenden Mahle; kann ich dann die Herolde überreden
daß ſie ihn zum Zwiegeſpräch allein mit mir laſſen: als
dann — ich kann nicht widerſtreben — magſt du ih
tödten und die Schlacht den Kolchiern liefern.“ Au
dieſe Weiſe legten die Beiden dem Abſyrtus einen ſchwe
ren Hinterhalt. Sie ſandten ihm viele Gaſtgeſchenke
darunter ein herrliches Purpurkleid, das die Königin vo
Lemnos dem Jaſon gegeben hatte, das einſt die Huld
göttinnen ſelbſt dem Gotte Dionyſus (Bacchus) gefertig
und das mit himmliſchem Dufte getränkt war, ſeit de
nektartrunkene Gott darauf geſchlummert hatte. De
Herolden redete die ſchlaue Jungfrau zu, Abſyrtus ſoll
im Dunkel der Nacht auf die andere Inſel zum Dianen
tempel kommen; dort wollten ſie eine Liſt ausdenken
wie er das goldene Vließ wieder bekäme und es de
Könige, ihrem Vater, zurückbringen könnte; denn ſie ſelbſ
ſo heuchelte ſie, ſey von den Söhnen des Phrixus mi
Gewalt den Fremdlingen überliefert werden. Nachde
ſie ſo die Friedensboten bethört hatte, ſpritzte ſie vo
ihren Zauberölen in den Wind, ſo viel, daß ihr Du
auch das wildeſte Thier vom höchſten Berge herabzulocke
kräftig geweſen wäre. Es geſchah, wie ſie gewünſch
hatte. Abſyrtus, durch die heiligſten Verſprechungen be

trogen, ſchiffte in dunkler Nacht nach der heiligen Inſel hinüber. Dort allein mit der Schweſter zuſammengekommen, verſuchte er das Gemüth der Verſchlagenen, ob ſie wirklich eine Liſt gegen die Fremdlinge hegte; aber es war, als wenn ein ſchwacher Knabe durch einen angeſchwollenen Bergſtrom waten wollte, über den kein kräftiger Mann ungeſtraft ſetzen kann. Denn als ſie mitten im Geſpräche waren, und die Schweſter ihm Alles zuſagte, da ſtürzte plötzlich Jaſon aus dem verborgenen Hinterhalte hervor, das bloße Schwert in der Hand. Die Jungfrau aber wandte ihre Augen ab und bedeckte ſich mit dem Schleier, um den Mord ihres Bruders nicht mit anſehen zu müſſen. Wie ein Opferthier ſtürzte der Königsſohn unter den Streichen Jaſons und beſpritzte Gewand und Schleier der abgekehrten Medea mit ſeinem Bruderblut. Aber die Rachegöttin, die nichts überſieht, ſah aus ihrem Verſtecke mit finſterem Auge die gräßliche That, die hier begangen ward.

Nachdem Jaſon ſich von dem Morde gereinigt und den Leichnam begraben hatte, gab Medea den Argonauten mit einer Fackel das verabredete Zeichen. Dieſe, die ſich während der Unterhandlungen wieder auf ihr Schiff zurückbegeben hatten, landeten jetzt auf der Dianeninſel und fielen, wie Habichte über Taubenſchaaren oder Löwen über Schafheerden, über die ihres Führers beraubten Begleiter des Abſyrtus her. Keiner entging dem Tode. Jaſon, der den Seinigen zu Hülfe kommen wollte, erſchien zu ſpät, denn ſchon war der Sieg entſchieden.

Weitere Heimathfahrt der Argonauten.

Auf des Peleus Rath ſchifften die Helden aus der Mündung hervor und ſchleunig davon, ehe die zurückgelaſſenen Kolchier zur Beſinnung kommen konnten. Dieſe, als ſie inne wurden, was geſchehen war, gedachten Anfangs die Feinde zu verfolgen, aber Juno ſchreckte ſie mit warnenden Blitzen vom Himmel, und da ſie zu Hauſe den Zorn des Königes fürchteten, wenn ſie ihm Sohn und Tochter nicht zurück brächten, ſo blieben ſie auf den Dianeninſeln in der Mündung des Iſter zurück und ſiedelten ſich hier an.

Die Argonauten aber ſchifften an mancherlei Geſtaden und Inſeln vorüber, auch an dem Eilande, wo die Königin Kalypſo, die Tochter des Atlas, wohnte. Schon glaubten ſie in der Ferne die höchſten Bergſpitzen des heimiſchen Feſtlandes aufſteigen zu ſehen, als Juno, welche die Plane des erzürnten Jupiters fürchtete, einen Sturm gegen ſie erhob, der ihr Schiff mit Ungeſtüm an die unwirthliche Inſel Elektris trieb. Jetzt begann auch das weiſſagende Holz, das Minerva mitten in den Kiel eingefügt hatte, zu ſprechen und entſetzliche Furcht ergriff die Horchenden. „Ihr werdet Jupiters Zorn und den Irrfahrten des Meeres nicht entgehen,“ tönte das hohle Brett, „bevor nicht die Zaubergöttin Circe euch den grauſamen Mord des Abſyrtus abgewaſchen hat. Kaſtor und Pollux ſollen zu den Göttern beten, daß ſie euch die Pfade des Meeres öffnen, und ihr Circe finden könnet, die Tochter des Sonnengottes und der Perſe.“ So ſprach der hölzerne Mund des Schiffes Argo um die

Abenddämmerung. Schauder und Furcht ergriff die Helden, als ſie den ſeltſamen Propheten ſo Schreckliches verkünden hörten. Die Zwillinge Kaſtor und Pollux allein ſprangen auf und hatten den Muth, zu den unſterblichen Göttern um Schutz zu beten; das Schiff aber ſchoß weiter bis in die innerſte Bucht des Eridanus, da wo einſt Phaethon verbrannt vom Sonnenwagen in die Fluth gefallen war. Noch jetzt ſchickt er aus der Tiefe Rauch und Gluth aus ſeiner brennenden Wunde hervor, und kein Schiff kann mit leichten Segeln über dieſes Gewäſſer hinfliegen, ſondern es ſpringt mitten in die Flamme hinein. Ringsumher am Ufer ſeufzen, in Pappeln verwandelt, Phaethon's Schweſtern, die Heliaden, im Winde, und träufeln lichte Thränen aus Bernſtein auf den Boden, welche die Sonne trocknet und die Fluth in den Eridanus hineinzieht. Den Argonauten half zwar ihr ſtarkes Schiff aus dieſer Gefahr, aber alle Luſt nach Speiſe und Trank verging ihnen; denn bei Tage peinigte ſie der unerträgliche Geruch, der aus den Fluthen des Eridanus vom dampfenden Phaethon aufſtieg, und bei Nacht hörten ſie ganz deutlich das Wehklagen der Heliaden, und wie die Bernſteinthränen gleich Oeltropfen ins Meer rollten. An den Ufern des Eridanus hin kamen ſie zu einer Mündung des Rhodanus und wären hineingeſchifft, von wannen ſie nicht lebendig herauskommen ſollten, wenn nicht Juno plötzlich auf einer Klippe erſchienen wäre, und mit furchtbarer Götterſtimme ſie abgemahnt hätte. Dieſe hüllte das Schiff ſchirmend in ſchwarzen Nebel und ſo fuhren ſie an unzähligen Celtenvölkern viele Tage und Nächte vorbei, bis ſie endlich das Tyrrheniſche Ufer erblickten und bald darauf glücklich in den Hafen der Inſel Circe's einliefen.

Hier fanden ſie die Zaubergöttin, wie ſie, am Meergeſtade ſtehend, ihr Haupt in den Wellen badete. Ihr hatte geträumt, das Gemach und ganze Haus überſtröme von Blut, und die Flamme freſſe alle Zaubermittel, mit welchen ſie ſonſt die Fremdlinge behext hatte, ſie aber ſchöpfe mit hohler Hand das Blut und löſche das Feuer damit. Dieſer entſetzliche Traum hatte ſie mit der Morgenröthe vom Lager aufgeſchreckt und ans Meeresufer getrieben, hier wuſch ſie Kleider und Haare, als ob ſie blutbefleckt wären. Ungeheure Beſtien, nicht andern Thieren ähnlich, ſondern aus den verſchiedenſten Gliedern zuſammengeſetzt, folgten ihr heerdenweiſe, wie das Vieh dem Hirten aus dem Stalle. Die Helden ergriff entſetzliches Grauſen, zumal da ſie der Circe nur ins Angeſicht zu ſehen brauchten, um ſich zu überzeugen, daß ſie die Schweſter des grauſamen Aeetes ſey. Die Göttin, als ſie die nächtlichen Schrecken von ſich entfernt hatte, kehrte ſchnell wieder um, lockte den Thieren und ſtreichelte ſie, wie man Hunde ſtreichelt.

Jaſon hieß die ganze Mannſchaft im Schiffe bleiben, er ſelbſt ſprang mit Medea ans Land, und zog das widerſtrebende Mädchen mit ſich fort, Circe's Palaſte zu. Circe wußte nicht, was die Fremden bei ihr ſuchten. Sie hieß ſie auf ſchönen Seſſeln Platz nehmen. Jene aber flüchteten ſtill und traurig an den Heerd und ließen ſich dort nieder. Medea legte ihr Haupt in beide Hände, und Jaſon ſtieß das Schwert, mit welchem er den Abſyrtus umgebracht hatte, in den Boden, legte die Hand auf daſſelbe und ſtützte ſein Kinn darauf, ohne die Augen aufzuſchlagen. Da merkte Circe, daß es Schutzflehende ſeyen und verſtand ſogleich, daß es ſich um den Jammer der Verbannung und die Sühnung eines Mordes handle. Sie trug Scheu vor Jupiter, dem Beſchirmer der Flehenden und brachte das verlangte Opfer dar, indem ſie eine Hündin, die friſch geworfen hatte, ſchlachtete und den reinigenden Jupiter dazu anrief. Ihre Dienerinnen, die Najaden, mußten die Sühnungsmittel aus dem Hauſe und in's Meer tragen; ſie ſelbſt ſtellte ſich an den Heerd und verbrannte heilige Opferkuchen unter feierlichen Gebeten, um den Zorn der Furien zu beſänftigen und die Verzeihung des Göttervaters für die Mordbefleckten anzurufen. Als Alles vorüber war, ließ ſie die Fremden erſt auf die glänzenden Stühle ſetzen und ſetzte ſich ihnen gegenüber. Dann fragte ſie die Fremdlinge über ihr Geſchäft und ihre Schiffahrt, woher ſie kämen, warum ſie hier gelandet und wofür ſie ihren Schutz begehrt hätten: denn ihr blutiger Traum war ihr wieder in den Sinn gekommen. Als die Jungfrau nun ihr Haupt aufrichtete und ihr ins Angeſicht ſah, fielen ihr die Augen des Mädchens auf: denn Medea ſtammte ja, wie Circe ſelbſt, vom Sonnengotte; und alle Abkömmlinge dieſes Gottes haben ſtrahlende Augen voll Goldglanz. Nun verlangte ſie die Mutterſprache der Landesflüchtigen zu hören, und die Jungfrau fing an, in kolchiſcher Mundart, Alles, was mit Aeetes, den Helden und ihr geſchehen war, der Wahrheit nach zu erzählen; nur die Ermordung ihres Bruders Abſyrtus wollte ſie nicht geſtehen. Aber der Zaubergöttin Circe blieb nichts verborgen; doch jammerte ſie ihrer Nichte und ſie ſprach: „Arme, du biſt unehrlich geflohen und haſt einen großen Frevel begangen. Gewiß wird dein Vater nach Griechenland kommen, den Mord ſeines Sohnes an dir zu rächen. Von mir jedoch ſollſt du kein weiteres Uebel leiden, weil du eine Schutzflehende und dazu meine Verwandte biſt. Nur verlang auch keine Hülfe von mir. Entferne dich mit dem fremden Manne, wer es auch ſeyn mag. Ich kann weder deine Plane, noch deine ſchimpfliche Flucht billigen!“ Ein unendlicher Schmerz ergriff die Jungfrau bei dieſen Worten. Sie warf den Schleier über ihr Haupt und weinte bitterlich, bis der Held ſie an der Hand ergriff und die Wankende mit ſich aus Circe's Palaſt hinausführte.

Doch Juno erbarmte ſich ihrer Schützlinge. Sie ſandte ihre Botin Iris auf dem bunten Regenbogenpfade zur Meeresgöttin Thetis hinab, ließ dieſe zu ſich rufen und empfahl das Heldenſchiff ihrem Schirm. Sogleich mit Jaſon's und Medea's Ankunft an Bord fingen nun ſanfte Zephyre zu wehen an; leichteren Muthes lichteten die Helden die Anker und ſpannten die hohen Segel aus. Mit ſanftem Winde wogte das Schiff weiter und bald ſtellte ſich ihnen eine ſchöne blühende Inſel dar, die der Sitz der trügeriſchen Sirenen war, welche die Vorüberſchiffenden durch ihre Geſänge anzulocken und zu verderben pflegten. Halb Vögel halb Jungfrauen ſaßen ſie immer auf ihrer Warte und kein Fremder, der vorüberfuhr, entging ihnen. Auch jetzt ſangen ſie den Argonauten die ſchönſten Lieder zu, und ſchon waren dieſe im Begriffe, die Taue nach dem Ufer zu werfen und anzulegen, als der thraciſche Sänger Orpheus ſich von ſeinem Sitze erhob und ſeine göttliche Leier ſo mächtig zu ſchlagen begann, daß ſie die Stimmen der Jungfrauen übertönte; zugleich blies ein tönender gottgeſandter Zephyr in den Rücken des Schiffes, ſo daß der Sirenengeſang ganz in den Lüften verhallte. Nur Einer der Genoſſen, Butes, der Sohn des Teleon, hatte der hellen Stimme der Sirenen nicht zu widerſtehen vermocht, ſprang von der Ruderbank ins Meer und ſchwamm dem verführeriſchen Hall entgegen. Er wäre verloren geweſen, wenn ihn nicht die Beherrſcherin des Berges Eryx in Sicilien, Venus, erblickt hätte. Sie riß ihn mitten aus den Wirbeln heraus und warf ihn auf ein Vorgebirge dieſer Inſel, wo er hinfort wohnen blieb. Die Argonauten betrauerten ihn für todt und ſchifften neuen Gefahren entgegen, denn ſie kamen an eine Meerenge, wo auf der einen Seite der ſteile Fels der Scylla in die Fluten hinausragte und das Schiff zu zerbrechen, auf der andern Seite der Strudel der Charybdis die Waſſer in die Tiefe riß und das Schiff zu verſchlingen drohte. Dazwiſchen irrten unter der Fluth vom Grunde losgeriſſene Felſen, wo ſonſt die glühende Werkſtätte des Vulkanus iſt; jetzt aber rauchte ſie nur und erfüllte den Aether mit Finſterniß. Hier begegneten ihnen von allen Seiten die Meernymphen, des Nereus Töchter; im Rücken des Schiffes faßte die Fürſtin derſelben, Thetis ſelbſt, das Steuerruder. Alle miteinander umgaukelten das Schiff und wenn es ſich den ſchwimmenden Felſen nähern wollte, ſo ſtieß es eine Nymphe der andern zu, wie Jungfrauen, die Ball ſpielen. Bald ſtieg es mit den Wellen hoch zu den Wolken, bald ſtieg es wieder in den Abgrund hinab. Auf dem Gipfel einer Klippe ſah, den Hammer auf die Schulter gelehnt, Vulkanus dem Schauſpiele zu, und vom geſtirnten Himmel herab Jupiters Gemahlin Juno; dieſe aber ergriff Minervens Hand, denn ſie konnte es ohne Schwindel nicht mit anſehen. Endlich waren ſie den Gefahren glücklich entgangen und fuhren weiter auf der offenen See, bis ſie zu einer Inſel kamen, wo die guten Phäaken und ihr frommer König Alcinous wohnte.

Neue Verfolgung der Kolchier.

Hier waren ſie aufs gaſtlichſte aufgenommen worden und wollten ſich eben recht gütlich thun, als plötzlich an der Küſte ein furchtbares Heer der Kolchier erſchien, deren Flotte auf einem anderen Wege bis hierher vorgedrungen war. Sie verlangten die Königstochter Medea, um ſie in das väterliche Haus zurückzuführen, oder bedrohten die Griechen mit einer mörderiſchen Schlacht ſchon jetzt, und noch mehr, wenn Aeetes ſelbſt mit einem noch gewaltigeren Heere nachkommen würde. Der gute König Alcinous aber hielt ſie, da ſie ſchon in die Schlacht eilten, zurück, und Medea umfaßte die Kniee ſeiner Gemahlin Arete: „Herrin, ich flehe dich an," ſprach ſie, „laß mich nicht zu meinem Vater bringen; wenn du anders dem menſchlichen Geſchlechte angehörſt, das allzumal durch leichten Irrthum in ſchnelles Unglück ſtürzt. So iſt auch mir die Beſonnenheit entſchwunden. Doch nicht Leichtſinn, ſondern nur entſetzliche Furcht hat mich zur Flucht mit dieſem Manne bewogen. Als Jungfrau führt er mich in ſeine Heimath. Darum erbarme dich meiner, und die Götter mögen dir langes Leben und Kinder, und deiner Stadt unſterbliche Zier gewähren." Auch den einzelnen Helden warf ſie ſich flehend zu Füßen: ein Jeder aber, den ſie anrief, hieß ſie gutes Muthes ſeyn, ſchüttelte die Lanze, zog ſein Schwerdt und verſprach ihr beizuſtehen, wenn Alcinous ſie ausliefern wollte.

In der Nacht rathſchlagte der König mit ſeiner Gemahlin über das kolchiſche Mädchen. Arete bat für ſie und erzählte ihm, daß der große Held Jaſon ſie zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin machen wolle. Alcinous war ein ſanfter Mann und ſein Gemüth wurde noch weicher, als er dieſes hörte. „Gerne würde ich,“ erwiederte er ſeiner Gemahlin, „die Kolchier den Helden und der Jungfrau zulieb auch mit den Waffen vertreiben, aber ich fürchte das Gaſtrecht Jupiters zu verletzen; auch iſt es nicht klug den mächtigen König Aeetes zu reizen, denn, ſo ferne er wohnt, er wäre doch im Stande Griechenland mit einem Kriege zu überziehen. Höre daher den Rathſchluß, den ich gefaßt habe. Iſt das Mädchen noch eine freie Jungfrau, ſo ſoll ſie ihrem Vater zurückgegeben werden; iſt ſie aber des Helden Gemahlin, ſo werde ich ſie dem Gatten nicht rauben, denn dieſem gehört ſie vor dem Vater.“ Arete erſchrack, als ſie dieſen Entſchluß des Königes hörte. Noch in der Nacht ſandte ſie einen Herold zu Jaſon, der ihm alles hinterbrachte und ihm rieth ſich noch vor Anbruch des Morgens mit Medea zu vermählen. Die Helden, welchen Jaſon den unerwarteten Vorſchlag mittheilte, waren es alle zufrieden und ſo wurde unter den Liedern des Orpheus, in einer heiligen Grotte, die Jungfrau feierlich zur Gattin Jaſons eingeweiht.

Am andern Morgen, als die Ufer der Inſel und das thauige Feld von den erſten Sonnenſtrahlen ſchimmerten, rührte ſich alles Phäakenvolk auf den Straßen der Stadt, und am andern Ende der Inſel ſtanden die Kolchier auch ſchon unter den Waffen. Alcinous trat verſprochenermaßen hervor aus ſeinem Palaſte, das goldne Scepter in der Hand, zu richten über das Mädchen; hinter ihm gingen ſchaarenweiſe die edelſten Phäaken einher; auch die Frauen waren zuſammengekommen, um die herrlichen Helden der Griechen zu ſchauen, und viele Landleute hatten ſich verſammelt, denn Juno hatte das Gerücht weit und breit ausgeſtreut. So war Alles vor den Mauern der Stadt bereit, und die Opfer dampften zum Himmel empor. Schon lange harrten hier die Helden der Entſcheidung. Als nun der König auf ſeinem Throne Platz genommen hatte, trat Jaſon hervor und erklärte mit eidlicher Bekräftigung die Königstochter Medea für ſeine rechtmäßige Gemahlin. Sobald Alcinous dieſes hörte und Zeugen der Vermählung aufgetreten waren, that er mit einem feierlichen Schwure den Ausſpruch, daß Medea nicht ausgeliefert werden ſollte, und ſchirmte ſeine Gäſte. Vergebens widerſetzten ſich die Kolchier; der König hieß ſie entweder als friedliche Gäſte in ſeinem Lande wohnen oder mit ihren Schiffen ſich aus ſeinem Hafen entfernen. Sie aber, die den Zorn ihres Landesherrn fürchteten, wenn ſie ohne ſeine Tochter zurückkehreten, wählten das Letztere. Am ſiebenten Tage brachen auch die Argonauten, ungern von Alcinous entlaſſen und herrlich beſchenkt, zur Weiterfahrt auf.

Letzte Abentheuer der Helden.

Wieder waren ſie an mancherlei Ufern und Inſeln vorübergeſegelt und ſchon erblickten ſie in der Ferne die heimiſche Küſte des Pelopslandes (Peloponneſos), als ein grauſamer Nordſturm das Schiff erfaßte und mitten durchs Libyſche Meer neun volle Tage und Nächte auf ungewiſſem Pfade dahinjagte. Endlich wurden ſie an das Sandwüſtenufer der afrikaniſchen Syrten verſchlagen, in eine Bucht, deren Gewäſſer mit dichtem Seegras und trägem Schaume bedeckt, wie ein Sumpf in ſtarrer Ruhe brütete. Rings um breiteten ſich Sandflächen aus, auf denen kein Thier, kein Vogel ſichtbar ward. Hier wurde das Schiff von der Fluth ſo dicht aufs Geſtade geſchwemmt, daß der Kiel ganz auf dem Sande aufſaß. Mit Schrecken ſprangen die Helden aus dem Schiff und mit Entſetzen erblickten ſie den breiten Erdrücken, der ſich, der Luft ähnlich, ohne Abwechslung ins Unendliche ausdehnte. Kein Waſſerquell, kein Pfad, kein Hirtenhof zeigte ſich; alles ruhte in todtem Schweigen. „Weh uns, wie heißt dieſes Land? wohin haben uns die Stürme verſchlagen?“ So fragten einander die Genoſſen. „Wären wir doch lieber mitten in die ſchwimmenden Felſen hineingefahren! Hätten wir lieber gegen Jupiters Willen etwas unternommen und wären in einem großen Verſuch untergegangen!“ „Ja, ſagte der Steuermann Ancäus, die Fluth hat uns ſitzen laſſen und wird uns nicht wieder abholen. Alle Hoffnung der Fahrt und Heimkehr iſt abgeſchnitten, ſteure wer da kann und will!“ Damit ließ er das Steuerruder aus der Hand gleiten und ſetzte ſich weinend im Schiffe nieder. Wie Männer in einer verpeſteten Stadt unthätig, Geſpenſtern gleich, dem Verderben entgegen ſehen, ſo trauerten die Helden, dem öden Ufer entlang ſchleichend. Als der Abend gekommen war, gaben ſie einander traurig die Hände zum Abſchiede, warfen ſich, ohne Nahrung genommen zu haben, der eine da, der andere dort im Sande nieder und erwarteten, in ihre Mäntel gehüllt, eine ſchlafloſe Nacht hindurch, den Tag und den Tod. Auf einer andern Seite ſeufzten die phäakiſchen Jungfrauen, welche Medea vom König Alcinous zum Geſchenke bekommen hatte, um ihre Herrin gedrängt; ſie ſtöhnten wie ſterbende Schwäne, ihren letzten Geſang in die Lüfte verhauchend; und gewiß wären ſie Alle, Männer und Frauen, untergegangen, ohne daß Jemand ſie betrauert hätte, wenn ſich nicht die Beherrſcherinnen Libyens, welche drei Halbgöttinnen waren, ihrer erbarmt hätten. Dieſe erſchienen, mit Ziegenfellen vom Hals bis an die Knöchel bedeckt, um die heiße Mittagsſtunde dem Jaſon und zogen ihm den Mantel, mit dem er ſein Haupt bedeckt hatte, leiſe von den Schläfen. Erſchrocken ſprang er auf und wandte den Blick voll Ehrfurcht von den Göttinnen ab. „Unglücklicher,“ ſprachen ſie, „wir kennen alle deine Mühſale, aber traure nicht länger! Wenn die Meeresgöttin den Wagen des Neptunus losgeſchirret hat, ſo zollet eurer Mutter Dank, die euch lang im Leibe getragen hat: dann möget ihr ins glückſelige Griechenland zurückkehren.“ Die Göttinnen verſchwanden und Jaſon erzählte ſeinen Genoſſen das tröſtliche, doch räthſelhafte Orakel. Während Alle ſich noch darüber ſtaunend beſannen, ereignete ſich ein eben ſo ſeltſames Wunderzeichen. Ein ungeheures Meerpferd, dem von beiden Seiten goldne Mähnen über den Nacken wallten, ſprang vom Meer ans Land und ſchüttelte den Waſſerſchaum ab, der von ihm ſtäubte, wie mit Windesflügeln. Freudig erhub jetzt der Held Peleus ſeine Stimme und rief: „Die eine Hälfte des Räthſelwortes iſt erfüllt: die Meeresgöttin hat ihren Wagen abgeſchirrt, den dieſes Roß gezogen hat, die Mutter aber, die uns lang im Leibe getragen, das iſt unſer Schiff Argo; dem ſollen wir jetzt den ſchuldigen

Dank bezahlen. Laßt es uns auf unſere Schultern nehmen und über den Sand hintragen, den Spuren des Meerpferdes nach. Dieſes wird ja nicht in den Boden ſchlüpfen, ſondern uns den Weg zu irgend einem Stapelplatze zeigen.“ Geſagt, gethan. Die Götterſöhne nahmen das Schiff auf ihre Schultern und ſeufzten zwölf Tage und zwölf Nächte wandernd unter der Laſt. Immer ging es über öde waſſerloſe Sandflächen hin; hätte ſie ein Gott nicht geſtärkt, ſie wären am erſten Tage erlegen. So aber kamen ſie endlich glücklich an die tritoniſche Meerbucht; hier legten ſie es von den Schultern nieder, und ſuchten, vom Durſte gepeinigt, wie wüthende Hunde, nach einem Quell. Unterwegs begegnete der Sänger Orpheus den Heſperiden, den lieblich ſingenden Nymphen, welche auf dem heiligen Felde ſaßen, wo der Drache Ladon die goldenen Aepfel gehütet hatte. Dieſe flehte der Sänger an, den Schmachtenden eine Waſſerquelle zu zeigen. Die Nymphen erbarmten ſich und die Vornehmſte unter ihnen, Aegle, fing an zu erzählen: „Gewiß iſt der kühne Räuber, der geſtern hier erſchienen iſt, dem Drachen das Leben und uns die goldenen Aepfel genommen hat, euch zum Heile erſchienen, ihr Fremdlinge. Es war ein wilder Mann, ſeine Augen funkelten unter der zornigen Stirne; eine rohe Löwenhaut hing ihm über die Schultern, in der Hand trug er einen Oelzweig und die Pfeile, mit welchen er das Ungeheuer erlegt hat. Auch er kam durſtig von der Sandwüſte her; da er nirgends Waſſer fand, ſtieß er mit ſeiner Ferſe an einen Felſen. Wie von einem Zauberſchlag entfloß dieſem reichliches Waſſer und der ſchreckliche Mann legte ſich bis an die Bruſt auf den Boden, ſtemmte ſich mit beiden Händen an den Felſen und trank nach Herzensluſt, bis er wie ein geſättigter Stier ſich auf die Erde legte.“ So ſprach Aegle und zeigte ihnen den Felsquell, um den bald alle Helden ſich drängten. Der erfriſchende Trunk machte ſie wieder fröhlich, und: „wahrlich,“ ſprach einer, nachdem er die brennenden Lippen noch einmal genetzt, „auch getrennt von uns hat Herkules ſeine Genoſſen noch gerettet! Möchten wir ihn doch auf unſerer ferneren Wanderung noch begegnen!“ So machten ſie ſich auf, der eine da, der andere dorthin, den Helden zu ſuchen. Als ſie wieder zurückgekommen waren, glaubte ihn nur der ſcharfblickende Lynceus von ferne geſehen zu haben, aber nur etwa ſo wie ein Bauer den Neumond hinter Wolken erblickt zu haben meint, und er verſicherte, daß Niemand den Schweifenden erreichen werde. Endlich, nachdem ſie durch unglückliche Zufälle zwei Genoſſen verloren und betrauert hatten, beſtiegen ſie das Schiff wieder. Lange ſuchten ſie vergebens aus der Tritoniſchen Bucht in die offene See zu gelangen; der Wind blies ihnen entgegen und das Schiff kreuzte unruhig in dem Hafen hin und her wie eine Schlange, die vergebens aus ihrem Verſteck hervorzudringen ſtrebt und ziſchend mit funkelnden Augen ihr Haupt da und dorthin kehrt. Auf den Rath des Sehers Orpheus ſtiegen ſie daher noch einmal ans Land und weihten den einheimiſchen Göttern den größten Opferdreifuß, den ſie im Schiffe beſaßen und den ſie am Geſtade zurückließen. Auf dem Rückwege begegnete ihnen der Meeresgott Triton in Jünglingsgeſtalt. Er hub eine Erdſcholle vom Boden auf und reichte ſie als Zeichen der Gaſtfreundſchaft dem Helden Euphemus, der ſie in ſeinem Buſen barg. „Mich hat der Vater,“ ſprach der Meergott,

„zum Beſchirmer dieſer Meeresgegend geſetzt. Sehet, dort wo das Waſſer ſchwarz aus der Tiefe ſprudelt, dort iſt der ſchmale Ausweg aus der Bucht ins offene Meer: dorthin rudert; guten Wind will ich euch ſchicken. Dann ſeyd ihr nicht mehr ferne von der Pelopsinſel!“ Luſtig ſtiegen ſie ins Schiff; Triton nahm den Dreifuß auf die Schulter und verſchwand damit in den Fluthen. Nun kamen ſie, nach einer Fahrt von wenigen Tagen, unangefochten nach der Felſeninſel Karpathos und wollten von da nach dem herrlichen Eilande Kreta überſchiffen. Der Wächter dieſer Inſel war aber der ſchreckliche Rieſe Talos. Er war allein noch übrig aus dem ehernen Geſchlechte der Menſchen, welche einſt Buchen entſproſſen waren, und Jupiter hatte ihn Europa als Schwellenhüter geſchenkt, daß er dreimal des Tages, mit ſeinen ehernen Füßen, die Runde auf der Inſel machen ſollte. Dieſer war am ganzen Leibe von Erz und deßwegen unverwundlich, nur am einen Knöchel hatte er eine fleiſcherne Sehne und eine Ader, darinn Blut floß. Wer dieſe Stelle wußte und ſie treffen konnte, durfte gewiß ſeyn ihn zu tödten, denn er war nicht unſterblich. Als die Helden auf die Inſel zuruderten, ſtand er auf einer der äußerſten Klippen mit ſeiner Wacht beſchäftigt; ſobald er ihrer anſichtig ward, bröckelte er Felsblöcke los und fing an ſie gegen das herannahende Schiff zu ſchleudern. Erſchrocken ruderten die Argonauten rückwärts; ſie hätten, obwohl auf's neue von Durſt geplagt, das ſchöne Kreta auf der Seite gelaſſen, hätte ſich nicht Medea erhoben und den Erſchrockenen zugeredet: „Höret mich, Männer! Ich weiß wie dieſes Ungeheuer zu bändigen iſt. Haltet das Schiff nur außerhalb der Steinwurfweite!“ Dann hob ſie die

Falten ihres purpurnen Gewandes empor und beſtieg die Schiffsgänge, über welche Jaſons Hand ſie hinleitete. Mit ſchauerlicher Zauberformel rief ſie dreimal die lebenraubenden Parzen an, die ſchnellen Hunde der Unterwelt, die in der Luft hauſend allenthalben nach den Lebendigen jagen. Hierauf verzauberte ſie die Augenlieder des ehernen Talos, daß ſie ſich ſchloßen und ſchwarze Traumbilder vor ſeine Seele traten. Er ſank im Schlafe zuſammen, und ſtieß den fleiſchernen Knöchel an eine ſpitze Felſenkante, daß das Blut, wie flüſſiges Blei, aus der Wunde quoll. Von dem Schmerz aufgeweckt, verſuchte er es wieder einen Augenblick ſich aufzurichten; aber, wie eine halb angehauene Fichte der erſte Windſtoß erſchüttert und ſie endlich krachend in die Tiefe ſtürzt, ſo taumelte er noch eine kurze Zeit auf ſeinen Füßen und ſtürzte dann entſeelt, mit ungeheurem Schall, in die Meerestiefe.

Jetzt konnten die Genoſſen ungefährdet landen, und erholten ſich auf dem geſegneten Eilande bis zum Morgen. Kaum über Kreta hinausgeſchifft, erſchreckte ſie ein neues Abentheuer. Eine entſetzliche Nacht brach ein, die kein Strahl des Mondes, kein Stern erleuchtete; als wäre alle Finſterniß aus dem Abgrunde losgelaſſen, ſo ſchwarz war die Luft, ſie wußten nicht, ob ſie auf dem Meere, oder in den Fluthen des Tartarus ſchifften. Mit aufgehobenen Händen flehte Jaſon zu Phöbus Apollo, ſie aus dieſem gräßlichen Dunkel zu befreien; Angſtthränen ſtürzten ihm von den Wangen, und er verſprach dem Gotte die herrlichſten Weihgeſchenke. Dieſer vernahm ſein Flehen, er kam vom Olymp hernieder, ſprang auf einen Meerfels, und den goldenen Bogen hoch in den

Händen haltend, ſchoß er ſilberne Lichtpfeile über die Gegend hin. In dem plötzlichen Lichtglanze zeigte ſich ihnen eine kleine Inſel, auf welche ſie zuſteuerten und wo, vor Anker gelegt, ſie die tröſtliche Morgenröthe erwarteten. Als ſie wieder im heiterſten Sonnenlichte auf der hohen See dahin fuhren, da gedachte der Held Euphemus eines nächtlichen Traumes. Ihm hatte gedäucht, die Erdſcholle des Triton, die er an der Bruſt liegen hatte, beginne ſich zu beleben, und aus ſeinem Buſen zu rollen, dann geſtalte ſie ſich zu einem Jungfrauenbilde, das ſprach: „Ich bin die Tochter des Triton und der Libya, vertraue mich den Töchtern des Nereus an, daß ich im Meere wohne bei Anaphe; dann werde ich wieder ans Sonnenlicht hervorkommen und deinen Enkeln beſtimmt ſeyn.“ An dieſen Traum erinnerte ſich jetzt Euphemus, denn Anaphe hatte die Inſel geheißen, bei der ſie den Morgen erwartet hatten. Jaſon, dem der Held den Traum erzählte, verſtand ſeinen Sinn alsbald: er rieth dem Freunde, die Erdſcholle, die er auf dem Herzen trug, in die See zu werfen. Dieſer that es und ſiehe da, vor den Augen der Schiffenden erwuchs aus dem Meeresgrund eine blühende Inſel mit fruchtbarem Rücken. Man nannte ſie Kalliſte, d. h. die Schönſte, und Euphemus bevölkerte ſie in der Folge mit ſeinen Kindern.

Dies war das letzte Wunder das die Helden erlebten. Bald darauf nahm ſie die Inſel Aegina auf. Von dort der Heimath zuſteuernd, lief ohne weiteren Unfall das Schiff Argo, mit ſeinen Helden, glücklich in den Hafen von Jolkos ein. Jaſon weihte das Schiff auf der corinthiſchen Meerenge dem Neptunus, und als es längſt in Staub zerfallen war, glänzte es, in den Himmel erhoben, am ſüdlichen Firmament als ein leuchtendes Geſtirn.

Jaſons Ende.

Jaſon gelangte nicht zu dem Throne von Jolkos, um deſſentwillen er die gefahrvolle Fahrt beſtanden, Medea ihrem Vater geraubt, und an ihrem Bruder Abſyrtus einen ſchändlichen Mord begangen hatte. Er mußte das Königreich dem Sohne des Pelias, Akaſtus, überlaſſen, und ſich mit ſeiner jungen Gemahlin nach Corinth flüchten. Hier wohnte er zehn Jahre mit ihr, und ſie gebar ihm drei Söhne. Die beiden Aelteſten waren Zwillinge und hießen Theſalus und Alkimenes; der dritte, Tiſander, war viel jünger. Während jener Zeit war Medea nicht nur um ihrer Schönheit willen, ſondern auch wegen ihres edlen Sinnes und ihrer übrigen Vorzüge, von ihrem Gatten geliebt und geehrt. Als aber ſpäter die Zeit die Reize ihrer Geſtalt allmählig vertilgte, wurde Jaſon von der Schönheit eines jungen Mädchens, der Tochter des Corintherköniges Kreon, mit Namen Glauce, entzündet und bethört. Ohne daß ſeine Gattin darum wußte, warb er um die Jungfrau und nachdem der Vater eingewilligt und den Tag der Hochzeit beſtimmt hatte, ſuchte er erſt ſeine Gemahlin zu bewegen, daß ſie freiwillig auf die Ehe verzichten ſollte. Er verſicherte ſie auch, daß er die neue Heirath nicht ſchließen wolle, weil er ihrer Liebe überdrüſſig ſey, ſondern aus Fürſorge für ſeine Kinder ſuche er in Verwandtſchaft mit dem hohen Königshauſe zu treten. Aber Medea ward entrüſtet über dieſen Antrag, und rief zürnend die Götter an, als Zeugen ſeiner Schwüre. Jaſon achtete dieß nicht und vermählte ſich mit der Königstochter. Verzweifelnd irrte Medea in dem Palaſte ihres Gatten umher. „Wehe mir," rief ſie „möchte die Flamme des Himmels auf mein Haupt hernieder zücken! Was ſoll ich länger leben? Möchte der Tod ſich meiner erbarmen. O Vater, o Vaterſtadt, die ich ſchimpflich verlaſſen habe! O Bruder, den ich gemordet und deſſen Blut jetzt über mich kommt! Aber nicht an meinem Gatten Jaſon war es, mich zu ſtrafen, für ihn habe ich geſündigt! Göttin der Gerechtigkeit, mögeſt du ihn und ſein junges Kebsweib verderben!"

Noch jammerte ſie ſo, als Kreon, Jaſons neuer Schwiegervater, im Palaſte ihr begegnete. „Du finſter Blickende, auf deinen Gemahl Ergrimmte," redete er ſie an, „nimm deine Söhne an der Hand und verlaß mir mein Land auf der Stelle; ich werde nicht nach Hauſe kehren, ehe ich dich über meine Grenzen gejagt." Medea, ihren Zorn unterdrückend, ſprach mit gefaßter Stimme: „Warum fürchteſt du ein Uebel von mir, Kreon? Was haſt du mir Böſes gethan, was wareſt du mir ſchuldig? Du haſt deine Tochter dem Manne gegeben, der dir gefallen hat. Was ging ich dich an? Nur meinen Gatten haſſe ich, der mir Alles ſchuldig iſt. Doch, es iſt geſchehen: mögen ſie als Gatten leben. Mich aber laßt in dieſem Lande wohnen; denn obgleich ich tief gekränkt bin, ſo will ich doch ſchweigen und den Mächtigeren mich unterwerfen." Aber Kreon ſah ihr die Wuth in den Augen an, er traute ihr nicht, obgleich ſie ſeine Kniee umſchlang und ihn bei dem Namen der eigenen, ihr ſo verhaßten Tochter Glauce beſchwor. „Geh," erwiederte er, „und befreie mich von Sorgen!" Da bat ſie nur um einen einzigen Tag Aufſchub, um einen Weg zur Flucht und ein Aſyl für ihre Kinder wählen zu können. „Meine Seele iſt nicht tyranniſch," ſprach da der König, „ſchon viel thörichte Nachgiebigkeit habe ich aus falſcher Scheu geübt. Auch jetzt fühle ich, daß ich nicht weiſe handle, dennoch ſey es dir geſtattet, Weib."

Als Medea die gewünſchte Friſt erhalten hatte, bemächtigte ſich ihrer der Wahnſinn und ſie ſchritt zur Vollführung einer That, die ihr wohl bisher dunkel im Geiſte vorgeſchwebt, an deren Möglichkeit ſie jedoch ſelbſt nicht geglaubt hatte. Dennoch machte ſie vorher einen letzten Verſuch, ihren Gatten von ſeinem Unrecht und ſeinem Frevel zu überzeugen. Sie trat vor ihn und ſprach zu ihm: „O du ſchlimmſter aller Männer, du haſt mich verrathen, haſt einen neuen Ehebund eingegangen, während du doch Kinder haſt. Wäreſt du kinderlos, ſo wollte ich dir verzeihen; du hätteſt eine Ausrede. So biſt du unentſchuldbar; ich weiß nicht, meinſt du, die Götter, die damals herrſchten, als du mir Treue verſpracheſt, regieren nicht mehr, oder es ſeyen den Menſchen neue Geſetze für ihre Handlungen gegeben worden, daß du glaubſt meineidig werden zu dürfen? Sage mir, ich will dich fragen, als wenn du mein Freund wäreſt: wohin räthſt du mir zu gehen? Schickſt du mich zurück in meines Vaters Haus, den ich verrathen, dem ich den Sohn getödtet habe, dir zu lieb? Oder welche andere Zuflucht weißeſt du für mich? Fürwahr, es wird ein herrlicher Ruhm für dich, den Neuvermählten, ſeyn, wenn deine erſte Gattin mit deinen eigenen Söhnen in der Welt betteln geht!" Doch Jaſon war verhärtet. Er verſprach ihr, ſie und die Kinder mit reichlichem Gelde und Briefen an ſeine Gaſtfreunde verſehen, zu entlaſſen. Sie aber verſchmähte Alles: „Geh, vermähle dich,“ ſprach ſie, „du wirſt eine Hochzeit feiern, die dich gereuen wird!“ Als ſie ihren Gemahl verlaſſen hatte, reuten ſie die letzten Worte wieder, nicht weil ſie andern Sinnes geworden war, ſondern weil ſie fürchtete, er möchte ihre Schritte beobachten und ſie an der Ausführung ihres Frevels verhindern. Sie ließ daher um eine zweite Unterredung mit ihm bitten und ſprach zu ihm mit veränderter Miene: „Jaſon, verzeih mir, was ich geſprochen; der blinde Zorn hat mich verführt, ich ſehe jetzt ein, daß Alles, was du gethan haſt, zu unſerm eigenen Beſten gereichen ſoll. Arm und verbannt ſind wir hierher gekommen, du willſt durch deine neue Heirath für dich, für deine Kinder, zuletzt auch für mich ſelbſt ſorgen. Wenn ſie eine Weile ferne geweſen ſind, wirſt du deine Söhne zurückberufen, wirſt ſie theilnehmen laſſen an dem Glücke der Geſchwiſter, die ſie erhalten ſollen. Kommt herbei, kommt herbei, Kinder, umarmet euren Vater, verſöhnet euch mit ihm, wie ich mich mit ihm verſöhnet habe!“ Jaſon glaubte an dieſe Sinnesänderung, und war hoch erfreut darüber, er verſprach ihr und den Kindern das Beſte; und Medea fing an, ihn noch ſicherer zu machen. Sie bat ihn, die Kinder bei ſich zu behalten, und ſie allein ziehen zu laſſen. Damit die neue Gattin und ihr Vater dieſes dulde, ließ ſie aus ihrer Vorrathskammer köſtliche goldene Gewänder holen und reichte ſie dem Jaſon als Brautgeſchenk für die Königstochter. Nach einigem Bedenken ließ dieſer ſich überreden und ein Diener ward abgeſandt, die Gaben der Braut zu bringen. Aber dieſe köſtlichen Kleider waren mit Zauberkraft getränkte giftige Gewande, und als Medea heuchleriſchen Abſchied von ihrem Gatten genommen hatte, harrte ſie von Stunde zu Stunde der Nachricht vom Empfang ihrer Geſchenke, die ein vertrauter Bote ihr bringen ſollte. Dieſer kam endlich und rief ihr entgegen: Steig in dein Schiff, Medea, fliehe! fliehe! deine Feindin und ihr Vater ſind todt. Als deine Söhne mit ihrem Vater das Haus der Braut betraten, freuten wir Diener uns alle, daß die Zwietracht verſchwunden und die Verſöhnung vollkommen ſey. Die junge Königin empfing deinen Gatten mit heiterem Blick; als ſie aber die Kinder ſah, bedeckte ſie ihre Augen, wandte das Antlitz ab und verabſcheute ihre Gegenwart. Doch Jaſon beſänftigte ihren Zorn, ſprach ein gutes Wort für dich und breitete die Geſchenke vor ihr aus. Als ſie die herrlichen Gewande ſah, wurde ihr Herz von der Pracht gereizt, es wandte ſich und ſie verſprach ihrem Bräutigam in Alles zu willigen. Als dein Gemahl mit den Söhnen ſie verlaſſen hatte, griff ſie mit Begierde nach dem Schmuck, legte den Goldmantel um, ſetzte den goldenen Kranz ſich ins Haar, und betrachtete ſich vergnügt in einem hellen Spiegel. Dann durchwandelte ſie die Gemächer und freute ſich wie ein kindiſches Mädchen ihrer Herrlichkeit. Bald aber wechſelte das Schauſpiel. Mit verwandelter Farbe, an allen Gliedern zitternd, wankte ſie rückwärts, und bevor ſie ihren Sitz erreicht hatte, ſtürzte ſie auf den Boden nieder, erbleichte, begann die Augenſterne zu verdrehen und Schaum trat ihr über den Mund. Wehklagen ertönte in dem Palaſte, die einen Diener eilten zu ihrem Vater, die andern zu ihrem künftigen

Gatten. Inzwiſchen flammte der verzauberte Kranz auf ihrem Haupte in Feuer auf; Gift und Flamme zehrten an ihr in die Wette und als ihr Vater jammernd herbeigeſtürzt kam, fand er nur noch den entſtellten Leichnam der Tochter. Er warf ſich in Verzweiflung auf ſie; von dem Gifte des mörderiſchen Gewandes ergriffen hat auch er ſein Leben geendet. Von Jaſon weiß ich nichts.“

Die Erzählung dieſer Gräuel, ſtatt die Wuth Medeas zu dämpfen, entflammte ſie vielmehr; und ganz zur Furie der Rachſucht geworden, rannte ſie fort, ihrem Gatten und ſich ſelbſt den tödtlichſten Schlag zu verſetzen. Sie eilte nach der Kammer, wo ihre Söhne ſchliefen, denn die Nacht war herbeigekommen. „Waffne dich mein Herz,“ ſprach ſie unterwegs zu ſich ſelber, „was zögerſt du, das Gräßliche und Nothwendige zu vollbringen? Vergiß, Unglückliche, daß es deine Kinder ſind, daß du ſie geboren haſt. Nur dieſe eine Stunde vergiß es! Nachher beweine ſie dein ganzes Leben lang. Du thuſt ihnen ſelbſt einen Dienſt. Tödteſt du ſie nicht, ſo ſterben ſie von einer feindſeligen Hand.“

Als Jaſon in ſein Haus geflogen kam, die Mörderin ſeiner jungen Braut aufzuſuchen und ſie ſeiner Rache zu opfern, ſcholl ihm das Jammergeſchrei ſeiner Kinder entgegen, die unter dem Mordſtahl bluteten; er trat in die aufgeſtoßene Kammer und fand ſeine Söhne wie Schuldopfer hingewürgt, Medea aber war nicht zu erblicken. Als er in Verzweiflung ſein Haus verließ, hörte er in der Luft ein Geräuſch über ſeinem Haupte. Emporſchauend ward er hier die fürchterliche Mörderin gewahr, wie ſie auf einem mit Drachen beſpannten Wagen, den ihre Kunſt herbeigezaubert hatte, durch die Lüfte davonfuhr, und den Schauplatz ihrer Rache verließ. Jaſon hatte die Hoffnung verloren, ſie je für ihren Frevel zu ſtrafen; die Verzweiflung kam über ihn, der Mord des Abſyrtus wachte wieder auf in ſeiner Seele; er ſtürzte ſich in ſein Schwerdt und fiel auf der Schwelle ſeines Hauſes.

Drittes Buch.

Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. —

Meleager und die Eberjagd.

Oeneus, der König von Kalydon, brachte die Erſtlinge eines mit beſonderer Fülle geſegneten Jahres den Göttern dar, der Ceres Feldfrüchte, dem Bacchus Wein, Oel der Minerva und ſo jeder Gottheit die ihr willkommene Frucht, nur Diana wurde von ihm vergeſſen und ihr Altar blieb ohne Weihrauch. Dieß erzürnte die Göttin, und ſie beſchloß Rache an ihrem Verächter zu nehmen. Ein verheerender Eber wurde von ihr auf die Fluren des Königes losgelaſſen. Gluth ſprühten ſeine rothen Augen, ſein Nacken ſtarrte; gleich Schanzpfählen richteten ſich ſeine ſtruppigen Borſten auf, aus dem ſchäumenden Rachen ſchoß es ihm wie ein Blitzſtrahl, und ſeine Hauer waren gleich rieſigen Elephantenzähnen. So ſtampfte er durch Saaten und Kornfelder hin; Tenne und Scheuer warteten vergeblich auf die verſprochene Ernte; die Trauben fraß er mit ſammt den Ranken, die Olivenbeeren mit ſammt den Zweigen ab; Schäfer und Schäferhunde vermochten ihre Heerden, die trotzigſten Stiere ihre Rinder nicht gegen das Ungeheuer zu vertheidigen. Endlich erhub ſich der Sohn des Königes, der herrliche Held Meleager, und verſammelte Jäger und Hunde, den grauſamen Eber zu erlegen. Die berühmteſten Helden aus ganz Griechenland kamen, zu der großen Jagd eingeladen, unter ihnen auch die heldenmüthige Jungfrau Atalante aus Arkadien, die Tochter des Jaſion. In einem Walde ausgeſetzt, von einer Bärin geſäugt, von Jägern gefunden und erzogen, brachte die ſchöne Männerfeindin ihr Leben im Walde zu und lebte von der Jagd. Alle Männer wehrte ſie von ſich ab, und zwei Centauren, die ihr in dieſer Einſamkeit nachſtellten, hatte ſie mit ihren Pfeilen erlegt. Jetzt lockte ſie die Liebe zur Jagd hervor in die Gemeinſchaft der Helden. Sie kam, ihr einfaches Haar in einen einzelnen Knoten gebunden, über den Schultern hing ihr der elfenbeinerne Köcher, die Linke hielt den Bogen; ihr Antlitz wäre an Knaben ein Jungferngeſicht, an Jungfrauen ein Knabengeſicht geweſen. Als Meleager ſie in ihrer Schönheit erblickte, ſprach er bei ſich ſelbſt: „Glücklich der Mann, den dieſe würdiget, ihr Gatte zu ſeyn!“ Mehr zu denken erlaubte ihm die Zeit nicht, denn die gefährliche Jagd durfte nicht länger aufgeſchoben werden.

Die Schaar der Jäger ging einem Gehölze mit uralten Stämmen zu, das, in der Ebene anfangend, ſich einen Bergesabhang hinanzog. Als die Männer hier angekommen waren, ſtellten die Einen Netze, die Andern ließen die Hunde von der Feſſel los, wieder Andere folgten ſchon der Fährte. Bald gelangte man in ein abſchüſſiges Thal, das die geſchwollenen Waldbäche ausgehölt; Binſen, Sumpfgras, Weidengebüſch und Schilfrohr wucherten unten im Abgrunde. Hier hatte das Schwein im Verſtecke gelegen und, von den Hunden aufgejagt, durchbrach es das Gehölz, wie ein Blitzſtrahl die Wetterwolke, und ſtürzte ſich wüthend mitten unter die Feinde. Die Jünglinge ſchrieen laut auf und hielten ihm die eiſernen Spitzen ihrer Speere vor; aber der Eber wich aus und durchbrach eine Koppel von Hunden. Geſchoß um Geſchoß flog ihm nach, aber die Wunden ſtreiften ihn nur und vermehrten ſeinen Grimm. Mit funkelndem Auge und dampfender Bruſt kehrte er um, flog wie ein vom Wurfgeſchoſſe geſchleuderter Felsblock auf die rechte Flanke der Jäger und riß ihrer drei, tödtlich verwundet, zu Boden. Ein Vierter, es war Neſtor, der nachmals ſo berühmte Held, rettete ſich auf die Aeſte eines Eichbaumes, an deſſen Stamm der Eber grimmig ſeine Hauer wetzte. Hier hätten ihn die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux, die hoch auf ſchneeweißen Roſſen ſaßen, mit ihren Speeren erreicht, wenn das borſtige Thier ſich nicht ins unzugänglichere Dickicht geflüchtet hätte. Jetzt legte Atalante einen Pfeil auf ihren Bogen und ſandte ihn dem Thier in das Gebüſch nach. Das Rohr traf den Eber unter dem Ohr und zum erſtenmal röthete Blut ſeine Borſten. Meleager ſah die Wunde zuerſt und zeigte ſie jubelnd ſeinen Gefährten: „Fürwahr, o Jungfrau," rief er, „der Preis der Tapferkeit gebühret dir!" Da ſchämten ſich die Männer, daß ein Weib ihnen den Sieg ſtreitig machen ſollte, und alle zumal warfen ihre Speere; aber gerade dieſer Schwarm von Geſchoſſen verhinderte die Würfe, das Thier zu treffen. Mit ſtolzen Worten erhob jetzt der Arkadier Ancäus die doppelte Streitart mit ſeinen beiden Händen und ſtellte ſich zum Hieb ausholend auf die Zehen. Aber der Eber ſtieß ihm die beiden Hauer in die Weichen, ehe er den Streich vollführen konnte, und er ſtürzte von Blut gebadet, mit entblößten Gedärmen, auf den Boden. Dann warf Jaſon ſeinen Speer; allein dieſen lenkte der Zufall in den Nacken einer unſchuldigen Dogge. Endlich ſchoß Meleager zwei Speere hintereinander ab. Der erſte fuhr in den Boden, der zweite dem Eber mitten in den Rücken. Das Thier fing an zu toben und ſich im Kreiſe zu drehen. Schaum und Blut quoll aus ſeinem Munde, Meleager verſetzte ihm mit dem Jagdſpieß eine neue Wunde in den Hals und nun fuhren ihm von allen Seiten die Spieße in den Leib. Der Eber, weit auf der Erde ausgeſtreckt, wälzte ſich ſterbend in ſeinem Blute. Meleager ſtemmte ſeinen Fuß auf den Kopf des Getödteten, ſtreifte mit Hülfe ſeines Schwertes die borſtige Hülle ſeines Rückens vom Leibe des Thieres nieder, und reichte ſie mit ſammt dem abgehauenen Haupte, aus dem die mächtigen Hauer hervorſchimmerten, der tapfern Arkadierin Atalante. „Nimm die Beute hin," ſprach er, „die von Rechtswegen mir gehörte; ein Theil des Ruhmes ſoll auch auf dich kommen!" Dieſe Ehre mißgönnten die Jäger dem Weibe, und rings in der Schaar erhob ſich ein Gemurmel. Mit geballten Fäuſten und lauter Stimme traten vor Atalante die Söhne des Theſtius hin, Meleagers Mutterbrüder. „Auf der Stelle," riefen ſie, „lege die Beute nieder, Weib, und erſchleiche nicht, was uns zugehört; deine Schönheit dürfte dir ſonſt wenig helfen, und dein verliebter Gabenſpender auch nicht!" Mit dieſen Worten nahmen ſie ihr das Geſchenk weg und ſprachen dem Helden das Recht ab, darüber zu verfügen. Dieß ertrug Meleager nicht. Vor Jähzorn knirſchend ſchrie er: „Ihr Räuber fremden Verdienſtes! lernet von mir, wie weit Drohungen von Thaten verſchieden ſind!" Und damit ſtieß er dem einen, und eh der ſich beſinnen konnte, auch dem andern Oheim den Stahl in die Bruſt.

Althäa, die Mutter Meleagers, war auf dem Wege nach dem Göttertempel, um Dankopfer für den Sieg ihres Sohnes darzubringen, als ſie die Leichen ihrer Brüder herbeibringen ſah. Sie zerſchlug ſich wehklagend die Bruſt, eilte in ihren Palaſt zurück, legte ſtatt der goldenen Freudengewänder ſchwarze Kleidung an und erfüllte die Stadt mit Jammergeſchrei. Aber als ſie erfuhr, daß der Urheber des Mordes ihr eigener Sohn Meleager ſey, da verſiegten ihre Thränen, ihre Trauer ward in Mordluſt verwandelt, und ſie ſchien ſich plötzlich auf etwas zu beſinnen, das ihrem Gedächtniß längſt entſchwunden war. Denn als Meleager nur erſt wenige Tage zählte, da waren die Parzen bei dem Wochenbette ſeiner Mutter Althäa erſchienen. „Aus deinem Sohne wird ein tapferer Held," verkündigte ihr die erſte; „dein Sohn wird ein großmüthiger Mann ſeyn," ſprach die zweite; „dein Sohn wird ſo lange leben," ſchloß die dritte, „als der eben jetzt auf dem Heerde glühende Brand vom Feuer nicht verzehrt wird." Kaum hatten ſich die Parzen entfernt, ſo nahm die Mutter das hell auflodernde Brandſcheit aus dem Feuer, löſchte es in Waſſerfluth, und liebevoll für das Leben ihres Sohnes beſorgt, verwahrte ſie es im geheimſten ihrer Gemächer. Entflammt von Rache dachte ſie jetzt wieder an dieſes Holz, und eilte in die Kammer, wo es in einem heimlichen Verſchloſſe ſorgſam aufbewahrt lag. Sie hieß Kienholz auf Reiſig legen und fachte einen lodernden Brand an. Dann ergriff ſie das hervorgeſuchte Holzſcheit. Aber in ihrem Herzen bekämpfte ſich Mutter und Schweſter, blaſſe Angſt und glühender Zorn wechſelten auf ihrem Angeſichte, viermal wollte ſie den Aſt auf die Flammen legen, viermal zog ſie die Hand zurück. Endlich ſiegte die Schweſterliebe über das Muttergefühl. „Wendet eure Blicke hierher," ſprach ſie, „ihr Strafgöttinnen, zu dieſem Furienopfer! und ihr, kürzlich geſchiedene Geiſter meiner Brüder, fühlet was ich für euch thue, ſieget und nehmet als theuer erkauftes Todtengeſchenk die unſelige Frucht meines eigenen Leibes an! Mir ſelbſt bricht das Herz von Mutterliebe und bald werde ich dem Troſte, den ich euch ſende, ſelbſt nachfolgen.“ So ſprach ſie, und mit abgewendetem Blick und zitternder Hand legte ſie das Holz mitten in die Flammen hinein.

Meleager, der inzwiſchen auch in die Stadt zurückgekehrt war, und über ſeinem Siege, ſeiner Liebe und ſeiner Mordthat in wechſelnden Empfindungen brütete, fühlte plötzlich, ohne zu wiſſen woher, ſeinen innerſten Leib von einer heimlichen Fiebergluth ergriffen, und verzehrende Schmerzen warfen ihn auf das Lager. Er beſiegte ſie mit Heldenkraft; aber es jammerte ihn tief, eines unrühmlichen und unblutigen Todes ſterben zu müſſen. Er beneidete die Genoſſen, die unter den Streichen des Ebers gefallen waren, er rief den Bruder, die Schweſtern, den greiſen Vater und mit ſtöhnendem Munde auch die Mutter herbei, die noch immer am Feuer ſtand und mit ſtarren Augen dem ſich verzehrenden Brande zuſah. Der Schmerz ihres Sohnes wuchs mit dem Feuer, aber als allmählig die Kohle ſich in der bleichenden Aſche verbarg, erloſch auch ſeine Qual und er verhauchte ſeinen Geiſt mit dem letzten Funken in die Luft. Ueber ſeiner Leiche wehklagten Vater und Schweſtern und ganz Kalydon trauerte, nur die Mutter war ferne. Den Strick um den Hals gewunden, fand man ihre Leiche vor dem Heerde niedergeſtreckt, auf welchem die verglommene Aſche des Feuerbrandes ruhte.

Tantalus.

Tantalus, ein Sohn des Zeus, herrſchte zu Sipylus in Phrygien, und war außerordentlich reich und berühmt. Wenn je einen ſterblichen Mann die olympiſchen Götter geehrt haben, ſo war es dieſer. Seiner hohen Abſtammung wegen wurde er zu ihrer vertrauten Freundſchaft erhoben, zuletzt durfte er an der Tafel Jupiters ſpeiſen, und Alles mit anhören, was die Unſterblichen unter ſich beſprachen. Aber ſein eitler Menſchengeiſt vermochte das überirdiſche Glück nicht zu ertragen, und er fing an, mannigfaltig gegen die Götter zu freveln. Er verrieth den Sterblichen die Geheimniſſe der Götter; er entwandte von ihrer Tafel Nektar und Ambroſia, und vertheilte den Raub unter ſeine irdiſchen Genoſſen; er barg den köſtlichen goldenen Hund, den ein anderer aus dem Tempel Jupiters zu Kreta geſtohlen hatte, und als dieſer ihn zurückforderte, läugnete er mit einem Eide ab, ihn erhalten zu haben. Endlich lud er im Uebermuthe die Götter wieder zu Gaſte, und um ihre Allwiſſenheit auf die Probe zu ſetzen, ließ er ihnen ſeinen eigenen Sohn Pelops ſchlachten und zurichten. Nur Ceres verzehrte von dem gräßlichen Gericht ein Schulterblatt, die übrigen Götter aber merkten den Greuel, warfen die zerſtückelten Glieder des Knaben in einen Keſſel, und die Parce Klotho zog ihn mit erneuter Schönheit hervor. Anſtatt der verzehrten Schulter wurde eine elfenbeinerne eingeſetzt.

Jetzt hatte Tantalus das Maaß ſeiner Frevel erfüllt und wurde von den Göttern in die Hölle geſtoßen.

Hier wurde er von quälenden Leiden gepeinigt. Er ſtand mitten in einem Teiche und die Waſſer ſpielten ihm um das Kinn, dennoch litt er den brennendſten Durſt und konnte den Trank, der ihm ſo nahe war, niemals erreichen. So oft er ſich bückte, und den Mund gierig ans Waſſer bringen wollte, entſchwand vor ihm die Fluth verſiegend, der dunkle Boden erſchien zu ſeinen Füßen; ein Dämon ſchien den See ausgetrocknet zu haben. So litt er zugleich den peinigendſten Hunger. Hinter ihm ſtrebten am Ufer des Teiches herrliche Fruchtbäume empor, und wölbten ihre Aeſte über ſeinem Haupte. Wenn er ſich emporrichtete, ſo lachten ihm ſaftige Birnen, rothwangige Aepfel, glühende Granaten, liebliche Feigen und grüne Olivenbeeren ins Auge; aber ſobald er hinauf langte, ſie mit ſeiner Hand zu faſſen, ſo riß ein Sturmwind, der plötzlich angeflogen kam, die Zweige hoch hinauf zu den Wolken. Zu dieſer Höllenpein geſellte ſich beſtändige Todesangſt, denn ein großes Felſenſtück hing über ſeinem Haupte in der Luft und drohte unaufhörlich auf ihn herabzuſtürzen. So ward dem Verächter der Götter, dem ruchloſen Tantalus, dreifache Qual, niemals endend, in der Unterwelt beſchieden.

Pelops.

So ſchwer der Vater an den Göttern ſich verſündigt hatte, ſo fromm ehrte ſie ſein Sohn Pelops. Er war nach der Verbannung ſeines Vaters in die Unterwelt in einem Kriege mit dem benachbarten Könige Troja's aus ſeinem phrygiſchen Reiche vertrieben worden, und wanderte nach Griechenland aus. Eben erſt bekleidete ſich das Kinn des Jünglings mit ſchwärzlicher Wolle, aber ſchon hatte er ſich im Herzen eine Gattin auserſehen. Es war dieß die ſchöne Tochter des Königes von Elis, Oenomaus, mit Namen Hippodamia. Sie war ein Kampfpreis, der nicht leicht zu erringen war. Das Orakel hatte nämlich ihrem Vater vorhergeſagt, er werde ſterben, wenn ſeine Tochter einen Gatten erhielte. Deßwegen wandte der erſchreckende König alles an, um jeden Freier von ihr zu entfernen. Er ließ eine Verkündigung in alle Lande hinausgehen, daß derjenige ſeine Tochter zur Gemahlin erhalten ſollte, der ihn ſelbſt im Wagenrennen überwinden würde. Wen aber er, der König, beſiegte, der ſollte ſein Leben laſſen. Der Wettlauf geſchah von Piſa aus, nach dem Altare des Neptunus auf der Meerenge bei Corinth, und die Zeit zur Abfahrt der Wagen beſtimmte er alſo: Er ſelbſt wollte erſt gemächlich dem Jupiter einen Widder opfern, während der Freier mit dem vierſpännigen Wagen ausfuhre; erſt wenn er das Opfer beendigt hätte, ſollte Oenomaus den Lauf beginnen und auf ſeinem von dem Wagenlenker Myrtilus geleiteten Wagen, mit einem Spieß in der Hand, den Freier verfolgen. Gelänge es ihm, den vorauseilenden

Wagen einzuholen, ſo ſollte er das Recht haben, den Freier mit ſeinem Spieße zu durchbohren. Als die vielen Freier, welche Hippodamia wegen ihrer Schönheit zählte, dieſes vernahmen, waren ſie alle getroſten Muthes. Sie hielten den König Oenomaus für einen altersſchwachen Greis, der, im Bewußtſeyn, mit Jünglingen doch nicht in die Wette rennen zu können, ihnen abſichtlich einen ſo großen Vorſprung bewilligte, um ſeine wahrſcheinliche Niederlage aus dieſer Großmuth erklären zu können. Daher kam einer um den andern nach Elis gezogen, ſtellte ſich vor dem Könige, und begehrte ſeine Tochter zum Weibe. Dieſer empfing ſie jedesmal freundlich, überließ ihnen ein ſchönes Viergeſpann zur Fahrt und ging hin, dem Jupiter ſeinen Widder zu opfern, wobei er ſich gar nicht beeilte. Dann erſt beſtieg er einen leichten Wagen, vor welchen ſeine beiden Roſſe Phylla und Harpinna geſpannt waren, die geſchwinder liefen, als der Nordwind. Mit ihnen holte ſein Wagenlenker die Freier jedesmal noch lange vor Ende der Bahn ein, und unverſehens durchbohrte ſie der Speer des grauſamen Königs von hinten. Auf dieſe Art hatte er ſchon mehr denn zwölf Freier erlegt, denn immer holte er ſie mit ſeinen ſchnellen Pferden ein.

Nun war Pelops vor ſeiner Fahrt nach der Geliebten an der Halbinſel, die ſpäter ſeinen Namen führen ſollte, gelandet. Bald hörte er, was ſich zu Elis mit den Freiern zutrage. Da' trat er nächtlicher Weile ans Meeresufer, und rief ſeinen Schutzgott, den mächtigen Dreizackſchwinger Neptunus an, der ihm zu Füßen aus der Meeresfluth emporrauſchte. „Mächtiger Gott," rief Pelops ihn an, „wenn dir ſelbſt die Geſchenke der

Liebesgöttin willkommen ſind, ſo lenke den ehernen Speer des Oenomaus von mir ab, entſende mich auf dem ſchnellſten Wagen gen Elis, und führe mich zum Siege. Denn ſchon hat er dreizehn liebende Männer ins Verderben geſtürzt, und noch ſchiebt er die Hochzeit der Tochter auf. Eine große Gefahr duldet keinen unkriegeriſchen Mann. Ich bin entſchloſſen, ſie zu beſtehen. Wer doch einmal ſterben muß, was ſoll der ein namenloſes Alter in Finſterniß daſitzend erwarten, alles Edlen untheilhaftig? Darum will ich den Kampf beſtehen: du gib mir erwünſchten Erfolg!"

So betete Pelops und ſein Flehen war nicht vergebens. Denn abermals rauſchte es in den Waſſern, und ein ſchimmernder goldner Wagen mit vier pfeilſchnellen Flügelroſſen ſtieg aus den Wellen empor. Auf ihn ſchwang ſich Pelops und flog, die Götterpferde nach Gefallen lenkend, mit dem Wind in die Wette nach Elis. Als Oenomaus ihn kommen ſah, erſchrack er, denn auf den erſten Blick erkannte er das göttliche Geſpann des Meergottes. Doch verweigerte er dem Fremdlinge den Wettkampf nach den gewohnten Bedingungen nicht; auch verließ er ſich auf die Wunderkraft ſeiner eigenen Roſſe, die es dem Winde zuvorthaten. Nachdem die Roſſe des Pelops von der Reiſe durch die Halbinſel geraſtet, betrat er mit ihnen die Laufbahn. Schon war er dem Ziele ganz nahe, als der König, der das Widderopfer wie gewöhnlich verrichtet hatte, mit ſeinen luftigen Roſſen plötzlich ihm auf den Nacken kam, und ſchon den Speer ſchwang, dem kühnen Freier den tödtlichen Stoß zu verſetzen. Da fügte es Neptunus, der den Pelops beſchirmte, daß mitten im Laufe die Räder des königlichen Wagens aus den Fugen gingen und dieſer zuſammenbrach. Oenomaus ſtürzte zu Boden, und gab vom Falle den Geiſt auf. In demſelben Augenblicke hielt Pelops mit ſeinem Viergeſpann am Ziele. Als er hinter ſich blickte, ſah er den Palaſt des Königes in Flammen ſtehen; ein Blitzſtrahl hatte ihn angezündet und zerſtörte ihn von Grund aus, daß nichts als eine Säule davon ſtehen blieb. Pelops aber eilte mit ſeinem Flügelgeſpann dem Brennenden zu, und holte ſich die Braut aus den Flammen.

Niobe.

Niobe, die Königin von Theben, war auf Vieles ſtolz. Amphion, ihr Gemahl, hatte von den Muſen die herrliche Leyer erhalten, auf deren Spiel ſich die Steine der Thebiſchen Königsburg von ſelbſt zuſammenſetzten; ihr Ahnherr war Tantalus, der Gaſt der Götter; ſie war die Gebieterin eines gewaltigen Reiches und ſelbſt voll Hoheit des Geiſtes und von majeſtätiſcher Schönheit; nichts aber von allem dieſem ſchmeichelte ihr ſo ſehr, als die ſtattliche Zahl ihrer vierzehn blühenden Kinder, die zur einen Hälfte Söhne und zur andern Töchter waren. Auch hieß Niobe unter allen Müttern die glücklichſte, und ſie wäre es geweſen, wenn ſie nur ſich ſelbſt nicht dafür gehalten hätte; ſo aber wurde das Bewußtſeyn ihres Glückes ihr Verderben.

Einſt rief die Seherin Manto, die Tochter des Wahrſagers Tireſias, von göttlicher Regung angetrieben, mitten in den Straßen die Frauen Thebens zur Verehrung Latona's und ihrer Zwillingskinder, Apollo's und Dianens auf, hieß ſie die Haare mit Lorbeern bekränzen und frommes Gebet unter Weihrauchopfer darbringen. Als nun die Thebanerinnen zuſammenſtrömten, kam auf einmal Niobe im Schwarm eines königlichen Gefolges, mit einem golddurchwirkten Gewande angethan, prunkend einhergerauſcht. Sie ſtrahlte von Schönheit, ſoweit es der Zorn zuließ, ihr ſchmuckes Haupt bewegte ſich zugleich mit dem über beide Schultern herabwallenden Haar. So ſtand ſie in der Mitte der, unter freiem Himmel, mit dem Opfer beſchäftigten Frauen, ließ die Augen voll Hoheit auf dem

Kreiſe der Verſammelten ruhen und rief: „Seyd ihr nicht wahnſinnig, Götter zu ehren von denen man euch fabelt, während vom Himmel begünſtigtere Weſen mitten unter euch weilen? Wenn ihr der Latona Altäre errichtet, warum bleibt mein göttlicher Name ohne Weihrauch? Iſt doch mein Vater Tantalus der einzige Sterbliche, der am Tiſche der Himmliſchen geſeſſen hat, meine Mutter Dio, die Schweſter der Plejaden, die als leuchtendes Geſtirn am Himmel glänzen; mein einer Ahn iſt Atlas der Gewaltige, der das Gewölbe des Himmels auf dem Nacken trägt; mein anderer Ahn Jupiter, der Vater der Götter; ſelbſt Phrygiens Völker gehorchen mir, mir und meinem Gatten iſt die Stadt des Kadmus, ſind die Mauern unterthan, die ſich dem Saitenſpiel Amphions gefügt haben; jeder Theil meines Palaſtes zeigt mir unermeßliche Schätze, dazu kommt ein Antlitz, wie es einer Göttin werth iſt, dazu eine Kinderſchaar, wie keine Mutter ſie aufweiſen kann. Sieben blühende Töchter, ſieben ſtarke Söhne, bald eben ſo viele Eidame und Schwiegertöchter. Fraget nun, ob ich auch Grund habe ſtolz zu ſeyn! waget es noch ferner, mir Latona, die unbekannte Titanentochter, vorzuziehen, welcher einſt die breite Erde keinen Raum gegönnt hat, wo ſie dem Jupiter gebären könnte, bis die ſchwimmende Inſel Delos der Umherſchweifenden aus Mitleid ihren unbefeſtigten Sitz darbot. Dort wurde ſie Mutter zweier Kinder, die Armſeelige. Das iſt der ſiebente Theil meiner Mutterfreude! Wer läugnet, daß ich glücklich bin, wer zweifelt, daß ich glücklich bleibe? Fortuna hätte viel zu thun, wenn ſie gründlich meinem Beſitze ſchaden wollte! Nehme ſie mir dies oder jenes, ſelbſt von der Schaar meiner Gebornen, wann wird je ihr Haufe zu der armen Zwillingszahl Latonens herunterſinken. Darum fort mit den Opfern, heraus aus den Haaren mit dem Lorbeer! Zerſtreuet euch in eure Häuſer und laßt euch nicht wieder über ſo thörichtem Beginnen treffen!"

Erſchrocken nahmen die Frauen die Kränze vom Haupte, ließen die Opfer unvollendet und ſchlichen nach Hauſe, mit ſtillen Gebeten die gekränkte Gottheit verehrend.

Auf dem Gipfel des deliſchen Berges Cynthus ſtand mit ihren Zwillingen Latona und ſchaute mit ihrem Götterauge, was in dem fernen Theben vorging. „Seht, Kinder; ich, eure Mutter, die auf eure Geburt ſo ſtolz iſt, die keiner Göttin außer Juno weicht, werde von einer frechen Sterblichen geſchmäht, ich werde von den alten heiligen Altären hinweggeſtoßen, wenn ihr mir nicht beiſteht, meine Kinder! Ja, auch ihr werdet von Niobe beſchimpft, werdet ihrem Kinderhaufen von ihr nachgeſetzt!" Latona wollte zu ihrer Erzählung noch Bitten hinzufügen, aber Phöbus unterbrach ſie und ſprach: „Laß die Klage, Mutter, ſie hält die Strafe nur auf!" Ihm ſtimmte ſeine Schweſter bei: beide hüllten ſich in eine Wolkendecke und mit einem raſchen Schwung durch die Lüfte hatten ſie die Stadt und Burg des Kadmus erreicht. Hier breitete ſich vor den Mauern ein geräumiges Brachfeld aus, das nicht für die Saat beſtimmt, ſondern den Wettläufen und Uebungen zu Roß und Wagen gewidmet war. Da beluſtigten ſich eben die ſieben Söhne Amphions: die einen beſtiegen muthige Roſſe, die andern erfreuten ſich des Ringſpieles. Der Aelteſte, Ismenos, trieb eben ſein Thier im Viertelstrabe ſicher im Kreiſe um, den ſchäumenden Rachen ihm bändigend, als er plötzlich: wehe mir! ausrief, den Zaum mitten ins Herz geheftet, langſam rechts am Buge des Roſſes herunterſank. Sein Bruder Sipylus, der ihm zunächſt ſich tummelte, hatte das Geraſſel des Köchers in den Lüften gehört, und floh mit verhängtem Zügel, wie ein Steuermann vor dem Wetter jedes Lüftchen in den Segeln auffängt, um in den Hafen einzulaufen. Dennoch holte ihn ein durch die Lüfte ſchwirrender Wurfſpieß ein, zitternd haftete ihm der Schaft hoch im Genick und das nackte Eiſen ragte zum Halſe heraus. Ueber die Mähne des Pferdes am geſtreckten Halſe herab gleitete der tödtlich Getroffene zu Boden und beſprengte die Erde mit ſeinem rauchenden Blut. Zwei andere, der eine hieß wie ſein Großvater, Tantalus, der andere Phädimus, lagen miteinander ringend, in feſter Umſchlingung Bruſt an Bruſt verſchränkt. Da tönte der Bogen aufs Neue und, wie ſie vereinigt waren, durchbohrte ſie beide ein Pfeil. Beide ſeufzten zugleich auf, krümmten die ſchmerzdurchzückten Glieder auf dem Boden, verdrehten die erlöſchenden Augen und hauchten mit Einem Athem die Seele im Staub aus. Ein fünfter Sohn, Alphenor, ſah dieſe fallen: die Bruſt ſich ſchlagend flog er herbei und wollte die erkalteten Glieder der Brüder durch ſeine Umarmungen wieder beleben, aber unter dieſem frommen Geſchäfte ſank auch er dahin, denn Phöbus Apollo ſandte ihm das tödtliche Eiſen tief in die Herzkammer hinein, und als er es wieder herauszog, drängte ſich mit dem Athem das Blut und das Eingeweide des Sterbenden hervor. Damaſichthon, den ſechsten, einen zarten Jüngling mit langen Locken, traf ein Pfeil in das Kniegelenke; und während er ſich rückwärts bog, das unerwartete Geſchoß mit der Hand herauszuziehen, drang ihm ein anderer Pfeil bis ans Gefieder durch den offenen Mund hinab in den Hals, und ein Blutſtrahl ſchoß wie ein Springbrunnen hoch aus dem Schlunde empor. Der letzte und jüngſte Sohn, der Knabe Ilioneus, der dieß Alles mit angeſehen hatte, warf ſich auf die Kniee nieder, breitete die Arme aus und fing an zu flehen: „O all ihr Götter mit einander, verſchonet mich!“ Der furchtbare Bogenſchütze ſelbſt wurde gerührt, aber der Pfeil war nicht mehr zurückzurufen. Der Knabe ſank zuſammen. Doch fiel er an der leichteſten Wunde, die kaum bis zum Herzen hindurchgedrungen war.

Der Ruf des Unglückes verbreitete ſich bald in die Stadt. Amphion der Vater, als er die Schreckenskunde hörte, durchbohrte ſich die Bruſt mit dem Stahl. Der laute Jammer ſeiner Diener und alles Volkes drang bald auch in die Frauengemächer. Niobe vermochte lange das Schreckliche nicht zu faſſen; ſie wollte nicht glauben, daß die Himmliſchen ſo viel Vorrechte hätten, daß ſie es wagten, daß ſie es vermöchten. Aber bald konnte ſie nicht mehr zweifeln. Ach, wie unähnlich war die jetzige Niobe der vorigen, die eben erſt das Volk von den Altären der mächtigen Göttin zurückſcheuchte und mit hohem Nacken durch die Stadt einherſchritt! Jene erſchien auch ihren liebſten Freunden beneidenswerth, dieſe des Mitleids würdig ſelbſt dem Feinde! Sie kam herausgeſtürzt auf das Feld, ſie warf ſich auf die erkalteten Leichname, ſie vertheilte ihre letzten Küſſe an die Söhne, bald an dieſen, bald an jenen. Dann hub ſie die zerſchlagenen Arme gen Himmel und rief: „Weide dich nun an meinem Jammer, ſättige dein grimmiges Herz, du grauſame Latona, der Tod dieſer Sieben wirſt mich in die Grube; triumphire, ſiegende Feindin!“

Jetzt waren auch ihre ſieben Töchter, ſchon in Trauergewande gekleidet, herbeigekommen und ſtanden mit fliegenden Haaren um die gefallenen Brüder her. Ein Strahl der Schadenfreude zückte bei ihrem Anblick über Niobe's blaſſes Geſicht. Sie vergaß ſich, warf einen ſpottenden Blick gen Himmel und ſagte: „Siegerin! nein, auch in meinem Unglücke bleibt mir mehr, als dir in deinem Glück. Auch nach ſo vielen Leichen bin ich noch die Siegerin!“ Kaum hatte ſie's geſprochen, als man eine Sehne ertönen hörte, wie von einem ſtraff angezogenen Bogen. Alles erſchrack, nur Niobe bebte nicht, das Unglück hatte ſie beherzt gemacht. Da fuhr plötzlich eine der Schweſtern mit der Hand ans Herz; ſie zog einen Pfeil heraus, der ihr im Innerſten haftete. Ohnmächtig zu Boden geſunken, neigte ſie ihr ſterbendes Antlitz über den nächſtgelegenen Bruder. Eine andere Schweſter eilt auf die unglückſelige Mutter zu, ſie zu tröſten; aber von einer verborgenen Wunde gebeugt, verſtummt ſie plötzlich. Eine dritte ſinkt im Fliehen zu Boden, andere fallen, über die ſterbenden Schweſtern hingeneigt. Nur die letzte war noch übrig, die ſich in den Schooß der Mutter geflüchtet und an dieſe, von ihrem faltigen Gewande zugedeckt, ſich kindiſch anſchmiegte. „Nur die Einzige laßt mir,“ ſchrie Niobe wehklagend zum Himmel, „nur die Jüngſte von ſo Vielen!“ Aber während ſie noch flehte, ſtürzte ſchon das Kind aus ihrem Schooße nieder und einſam ſaß Niobe zwiſchen ihres Gatten, ihrer Söhne und ihrer Töchter Leichen. Da erſtarrte ſie vor aus dem Geſichte wich das Blut; die Augen ſtanden unbewegt in den traurigen Wangen; im ganzen Bilde war kein Leben mehr; die Adern ſtockten mitten im Pulsſchlag, der Nacken drehte, der Arm regte, der Fuß bewegte ſich nicht mehr; auch das Innere des Leibes war zum kalten Felsſtein geworden. Nichts lebte mehr an ihr, als die Thränen; dieſe rannen unaufhörlich aus den ſteinernen Augen hervor. Jetzt faßte den Stein eine gewaltige Windsbraut, führte ihn fort durch die Lüfte und über das Meer und ſetzte ihn erſt in der alten Heimath Niobe's, in Lydien, im öden Gebirge, unter den Steinklippen des Sipylus nieder. Hier haftete Niobe als ein Marmorfelſen am Gipfel des Berges, und noch jetzt zerfließt der Marmor in Thränen.

Salmoneus.

Salmoneus, der Herrſcher in Elis, war ein reicher, ungerechter und in ſeinem Herzen übermüthiger Fürſt. Er hatte eine herrliche Stadt, Salmonea genannt, gegründet, und ging in ſeinem Stolze ſo weit, daß er von ſeinen Unterthanen göttliche Ehren und Opfer forderte und für Jupiter gehalten ſeyn wollte. Als Jupiter durchzog er auch ſein Land und die griechiſchen Völkerſchaften auf einem Wagen, der dem Wagen des Donnerers gleichen ſollte. Er ahmte dabei Jupiters Blitz durch emporgeworfene Fackeln, ſeinen Donner durch den Hufſchlag wilder Roſſe nach, die er über eherne Brücken trieb. Menſchen ließ er niedermachen und gab vor, der Blitz habe ſie getödtet. Jupiter ſah vom Olymp herab das thörichte Beginnen. Aus dichten Wolken griff er einen ächten Blitz heraus und ſchleuderte ihn wirbelnd auf den im wahnſinnigen Uebermuthe dahinfahrenden Sterblichen herunter. Der Donnerſtrahl zerſchmetterte den König und vertilgte die von ihm erbaute Stadt ſammt allen ihren Bewohnern.

Viertes Buch.

Aus der Herkulesſage.

Herkules der Neugeborne. — Die Erziehung des Herkules. — Herkules am Scheidewege. — Des Herkules erſte Thaten. — Herkules im Gigantenkampfe. — Herkules und Euryſtheus. — Die drei erſten Arbeiten des Herkules. — Die vierte Arbeit bis zur ſechsten. — Die ſiebente, achte, und neunte. — Die drei letzten Arbeiten. — Herkules und Eurytus. — Herkules bei Admetus. — Herkules im Dienſte der Omphale. — Die ſpätern Heldenthaten des Herkules. — Herkules und Deianira. — Herkules und Neſſus. — Herkules, Jole und Deianira. — Sein Ende.

Herkules der Neugeborne.

Herkules war ein Sohn Jupiters und der Alkmene; Alkmene eine Enkelin des Perſeus; der Stiefvater des Herkules hieß Amphitruo, auch er war ein Enkel des Perſeus und König von Tirynth, hatte jedoch dieſe Stadt verlaſſen, um in Theben zu wohnen. Juno, die Gemahlin Jupiters, haßte ihre Nebenbuhlerin Alkmene und gönnte ihr den Sohn nicht, von deſſen Zukunft Jupiter den Göttern ſelbſt Großes verkündet hatte. Als daher Alkmene den Herkules geboren, trug ſie ihn, aus Furcht vor der Göttermutter, aus dem Palaſte und ſetzte ihn an einem Platze aus, der noch in ſpäten Zeiten das Herkulesfeld hieß. Hier wäre das Kind ohne Zweifel verſchmachtet, wenn nicht ein wunderbarer Zufall ſeine Feindin Juno ſelbſt, von Minerva begleitet, des Weges geführt hätte. Minerva betrachtete die ſchöne Geſtalt des Kindes mit Verwunderung, erbarmte ſich ſein und bewog die Begleiterin, dem Kleinen ihre göttliche Bruſt zu reichen. Aber der Knabe ſog viel kräftiger an der Bruſt, als ſein Alter erwarten ließ; Juno empfand Schmerzen und warf das Kind unwillig wieder zu Boden. Jetzt hob Minerva daſſelbe voll Mitleid wieder auf, trug es in die nahe Stadt und brachte es der Königin Alkmene als ein armes Findelkind, das ſie aus Barmherzigkeit aufzuziehen bat. So war die leibliche Mutter, aus Angſt vor der Stiefmutter, bereit geweſen, die Pflicht der natürlichen Liebe verläugnend, ihr Kind umkommen zu laſſen; und die Stiefmutter, die von natürlichem Haſſe gegen daſſelbe erfüllt iſt, muß, ohne es zu wiſſen, ihren Feind vom Tode erretten. Ja noch mehr. Herkules hatte nur ein paar Züge an Juno's Bruſt gethan: aber die wenigen Tropfen Göttermilch hatten genügt, ihm Unſterblichkeit einzuflößen.

Alkmene hatte indeſſen ihr Kind auf den erſten Blick erkannt und es freudig in die Wiege gelegt. Aber auch Juno hatte erfahren, wer an ihrer Bruſt gelegen und wie leichtſinnig ſie den Augenblick der Rache vorübergelaſſen habe. Sogleich ſchickte ſie zwei entſetzliche Schlangen aus, die, das Kind zu tödten beſtimmt, durch die offenen Pforten in Alkmene's Schlafgemach geſchlichen kamen und, ehe die Dienerinnen des Gemaches und die ſchlummernde Mutter ſelbſt es inne wurden, ſich an der Wiege empor ringelten und den Hals des Knaben zu umſtricken anfingen. Der Knabe erwachte mit einem Schrei und richtete ſeinen Kopf auf. Das ungewohnte Halsband war ihm unbequem. Da gab er die erſte Probe ſeiner Götterkraft; er ergriff mit jeder Hand eine Schlange am Genick und erſtickte die beiden mit einem einzigen Druck. Die Wärterinnen hatten die Schlangen jetzt wohl bemerkt; aber unbezwingliche Furcht hielt ſie ferne. Alkmene war auf den Schrei ihres Kindes erwacht; mit bloßen Füßen ſprang ſie aus dem Bett und ſtürzte Hülfe rufend auf die Schlangen zu, die ſie ſchon von den Händen ihres Kindes erwürgt fand. Jetzt traten auch die Fürſten der Thebaner, durch den Hülferuf aufgeſchreckt, bewaffnet in das Schlafgemach; der König Amphitruo, der den Stiefſohn als ein Geſchenk Jupiters betrachtete und lieb hatte, eilte erſchrocken herbei, das bloße Schwerdt in der Hand. Da ſtand er vor der Wiege, ſah und hörte was geſchehen war; Luſt, mit Entſetzen gemiſcht, durchbebte ihn über der unerhörten Kraft des kaum gebornen Sohnes. Er betrachtete die That als ein großes Wunderzeichen und rief den Propheten des großen Jupiter, den Wahrſager Tireſias, herbei. Dieſer weiſſagte dem Könige, der Königin und allen Anweſenden den Lebenslauf des Knaben: wie viele Ungeheuer auf Erden, wie viele Ungethüme des Meeres er hinwegräumen, wie er mit den Giganten ſelbſt im Kampfe zuſammenſtoßen und ſie beſiegen werde und wie ihn am Ende ſeines mühevollen Erdenlebens das ewige Leben bei den Göttern und Hebe, die ewige Jugend, als himmliſche Gemahlin erwarte.

Die Erziehung des Herkules.

Als Amphitruo das hohe Geſchick des Knaben aus dem Munde des Sehers vernahm, beſchloß er, ihm eine würdige Heldenerziehung zu geben, und Heroen aller Gegenden verſammelten ſich, den jungen Herkules in allen Wiſſenſchaften zu unterrichten. Sein Vater ſelbſt unterwies ihn in der Kunſt einen Wagen zu regieren; den Bogen ſpannen und mit Pfeilen zielen, lehrte ihn Eurytus; die Künſte der Ringer und Fauſtkämpfer Harpalykus. Eumolpus lehrte ihn den Geſang und den zierlichen Schlag der Leyer; Kaſtor, der Jupiterszwilling, die Kunſt ſchwerbewaffnet und geordnet im Felde zu fechten.

Linus aber, der greiſe Sohn Apollo's, lehrte ihn die Buchſtabenſchrift. Herkules zeigte ſich als gelehrigen Knaben; aber Härte konnte er nicht ertragen; der alte Linus war ein grämlicher Lehrer. Als er ihn einſt mit ungerechten Schlägen zurecht wies, griff der Knabe nach ſeinem Zitherſpiel und warf es dem Hofmeiſter an den Kopf, daß dieſer todt zu Boden fiel. Herkules, obgleich voll Reue, wurde dieſer Mordthat halber vor Gericht gefordert; aber der berühmte, gerechte Richter Rhadamanthys ſprach ihn frei und ſtellte das Geſetz auf, daß wenn ein Todtſchlag Folge der Selbſtvertheidigung geweſen, Blutrache nicht ſtattfinde. Doch fürchtete Amphitruo, ſein überkräftiger Sohn möchte ſich wieder Aehnliches zu Schulden kommen laſſen, und ſchickte ihn deswegen auf das Land zu ſeinen Ochſenheerden. Hier wuchs er auf und that ſich durch Größe und Stärke vor Allen hervor. Als ein Sohn des Zeus war er furchtbar anzuſehen. Er war vier Ellen lang, und Feuerglanz entſtrömte ſeinen Augen. Nie fehlte er im Schießen des Pfeils und im Werfen des Spießes. Als er achtzehn Jahre alt geworden, war er der ſchönſte und ſtärkſte Mann Griechenlands und es ſollte ſich jetzt entſcheiden, ob er dieſe Kraft zum Guten oder zum Schlimmen anwenden werde.

Herkules am Scheidewege.

Herkules ſelbſt begab ſich um dieſe Zeit von Hirten und Heerden weg in eine einſame Gegend, und überlegte hoher Geſtalt auf ſich zu kommen. Die eine zeigte in ihrem ganzen Weſen Anſtand und Adel, ihren Leib ſchmückte Reinlichkeit, ihr Blick war beſcheiden, ihre Haltung ſittſam, fleckenlos weiß ihr Gewand. Die Andere war wohlgenährt und von ſchwellender Fülle, das Weiß und Roth ihrer Haut durch Schminke über die natürliche Farbe gehoben, ihre Haltung ſo, daß ſie aufrechter ſchien als von Natur, ihr Auge war weit geöffnet und ihr Anzug ſo gewählt, daß ihre Reize ſoviel möglich durchſchimmerten. Sie warf feurige Blicke auf ſich ſelbſt, ſah dann wieder um ſich: ob nicht auch andere ſie erblickten; und oft ſchaute ſie nach ihrem eigenen Schatten. Als Beide näher kamen, ging die Erſtere ruhig ihren Gang fort, die Andere aber, um ihr zuvorzukommen, lief auf den Jüngling zu und redete ihn an: „Herkules! ich ſehe, daß du unſchlüſſig biſt, welchen Weg durch das Leben du einſchlagen ſollſt. Willſt du nun mich zur Freundin wählen, ſo werde ich dich die angenehmſte und gemächlichſte Straße führen: keine Luſt ſollſt du ungekoſtet laſſen, jede Unannehmlichkeit ſollſt du vermeiden. Um Kriege und Geſchäfte haſt du dich nicht zu bekümmern, darfſt nur darauf bedacht ſeyn, mit den köſtlichſten Speiſen und Getränken dich zu laben, deine Augen, Ohren und übrigen Sinne durch die angenehmſten Empfindungen zu ergötzen, auf einem weichen Lager zu ſchlafen und den Genuß aller dieſer Dinge dir ohne Mühe und Arbeit zu verſchaffen. Sollteſt du jemals um die Mittel dazu verlegen ſeyn, ſo fürchte nicht, daß ich dir körperliche oder geiſtige Anſtrengungen aufbürden werde, im Gegentheil, kann. Denn meinen Freunden gebe ich das Recht Alles zu benützen.“

Als Herkules dieſe lockenden Anerbietungen hörte, ſprach er verwundert: „O Weib, wie iſt denn aber dein Name?“ „Meine Freunde,“ antwortete ſie, „nennen mich die Glückſeligkeit; meine Feinde hingegen, die mich herabſetzen wollen, geben mir den Namen der Liederlichkeit.“

Mittlerweile war auch die andre Frau herzugetreten. „Auch ich,“ ſagte ſie, „komme zu dir, lieber Herkules, denn ich kenne deine Eltern, deine Anlagen und deine Erziehung. Dieß Alles gibt mir die Hoffnung, du würdeſt, wenn du meine Bahn einſchlagen wollteſt, ein Meiſter in allem Guten und Großen werden. Doch will ich dir keine Genüſſe vorſpiegeln, will dir die Sache darſtellen, wie die Götter ſie gewollt haben. Wiſſe alſo, daß von allem was gut und wünſchenswerth iſt, die Götter den Menſchen nichts ohne Arbeit und Mühe gewähren. Wünſcheſt du, daß die Götter dir gnädig ſeyen, ſo mußt du die Götter verehren; willſt du, daß deine Freunde dich lieben, ſo mußt du deinen Freunden nützlich werden; ſtrebſt du von einem Staate geehrt zu werden, ſo mußt du ihm Dienſte leiſten; willſt du, daß ganz Griechenland dich um deiner Tugend willen bewundere, ſo mußt du Griechenlands Wohlthäter werden; willſt du erndten, ſo mußt du ſäen; willſt du kriegen und ſiegen, ſo mußt du die Kriegskunſt erlernen; willſt du deinen Körper in der Gewalt haben, ſo mußt du ihn durch Arbeit und Schweiß abhärten.“ Hier fiel ihr die Liederlichkeit in die Rede. „Siehſt du wohl, lieber Herkules,“ ſprach ſie, was für kürzeſten und bequemſten Pfade zur Seligkeit leiten." — „Elende," erwiederte die Tugend, „wie kannſt du etwas Gutes beſitzen? oder welches Vergnügen kennſt du, die du jeder Luſt durch Sättigung zuvorkommſt? Du ißeſt, ehe dich hungert, und trinkeſt, ehe dich dürſtet. Um die Eßluſt zu reizen, ſuchſt du Köche auf, um mit Luſt zu trinken, ſchaffſt du dir koſtbare Weine an und des Sommers gehſt du umher und ſucheſt nach Schnee; kein Bett kann dir weichlich genug ſeyn, deine Freunde läſſeſt du die Nächte durchpraſſen und den beſten Theil des Tages verſchlafen: darum hüpfen ſie auch ſorgenlos und geputzt durch die Jugend dahin, und ſchleppen ſich mühſelig und im Schmutze durch das Alter, beſchämt über das was ſie gethan, und faſt erliegend unter der Laſt deſſen, was ſie thun müſſen. Und du ſelbſt, obwohl unſterblich, biſt gleichwohl von den Göttern verſtoßen und von guten Menſchen verachtet. Was dem Ohre am lieblichſten klingt, dein eigenes Lob, haſt du nie gehört; was das Auge mehr als Alles erfreut, ein eigenes gutes Werk, haſt du nie geſehen. — Ich hingegen habe mit den Göttern, habe mit allen guten Menſchen Verkehr. An mir haben die Künſtler eine willkommene Gehülfin, an mir die Hausväter eine treue Wächterin, an mir hat das Geſinde einen liebreichen Beiſtand. Ich bin eine redliche Theilnehmerin an den Geſchäften des Friedens, eine zuverläſſige Mitkämpferin im Kriege, die treueſte Genoſſin der Freundſchaft. Speiſe, Trank und Schlaf ſchmeckt meinen Freunden beſſer als den Trägen. Die Jüngeren freuen ſich des Beifalls der Alten, die Aelteren der Ehre bei den glücklich, durch mich ſind ſie geliebt von den Göttern, geliebt von den Freunden, geachtet vom Vaterland. Und kommt das Ende, ſo liegen ſie nicht ruhmlos in Vergeſſenheit begraben, ſondern, gefeiert von der Nachwelt, blühen ſie fort im Angedenken aller Zeiten. Zu ſolchem Leben, Herkules, entſchließe dich, und vor dir liegt das ſeligſte Loos.“

Des Herkules erſte Thaten.

Die Geſtalten waren verſchwunden und Herkules wieder allein. Er war entſchloſſen, den Weg der Tugend zu gehen. Auch fand er bald Gelegenheit, etwas Gutes zu thun. Griechenland war damals noch voll von Wäldern und Sümpfen, von grimmigen Löwen, wüthenden Ebern und andern Ungeheuern durchſtreift. Das Land von dieſen Unthieren zu ſäubern und von den Räubern zu befreien, die dem Wanderer in den Einöden auflauerten, war der alten Helden größtes Verdienſt. Auch dem Herkules war dieſer Beruf angewieſen. Zu den Seinigen zurückgekehrt, hörte er, daß auf dem Berge Cithäron, an deſſen Fuße die Heerden des Königs Amphitruo weideten, ein entſetzlicher Löwe hauſe. Der junge Held war, nach den Worten, die er ſo eben gehört, bald entſchloſſen. Er ſtieg bewaffnet hinauf ins wilde Waldgebirge, bezwang den Löwen, warf ſeine Haut um ſich und ſetzte den Rachen als Helm auf.

Während er von dieſer Jagd heimkehrte, begegneten ihm Herolde des Minyerköniges Erginus, welche einen bauern in Empfang nehmen ſollten. Herkules, der ſich von der Tugend zum Anwalt aller Unterdrückten geweiht fühlte, ward mit den Boten, die ſich allerhand Mißhandlungen des Landes erlaubt hatten, bald fertig und ſchickte ſie, mit Stricken um den Nacken, verſtümmelt ihrem Könige zurück. Erginus verlangte die Auslieferung des Thäters, und Kreon, der König der Thebaner, aus Furcht vor der drohenden Gewalt, war geneigt, ſeinen Willen zu thun. Da beredete Herkules eine Menge muthiger Jünglinge, mit ihm dem Feinde entgegen zu gehen. Nun war aber in keinem Bürgerhauſe eine Waffe zu finden, denn die Minyer hatten die ganze Stadt entwaffnet, damit den Thebanern kein Gedanke an einen Aufſtand kommen ſollte. Da rief Minerva den Herkules in ihren Tempel und rüſtete ihn mit ihren eigenen Waffen aus, die Jünglinge aber griffen zu den in den Tempeln aufgehängten Waffenrüſtungen, welche die Vorfahren erbeutet und den Göttern geweiht hatten. So ausgerüſtet zog er mit ſeiner kleinen Mannſchaft den herannahenden Minyern bis zu einem Engpaſſe entgegen. Hier konnte den Feind die Größe ſeiner Kriegsmacht nichts nützen: Erginus ſelbſt fiel in der Schlacht und faſt ſein ganzes Heer wurde aufgerieben. Aber in dem Gefechte war auch Amphitruo, des Herkules Stiefvater, der wacker mit gekämpft hatte, umgekommen. Herkules rückte nach der Schlacht ſchnell gegen Orchomenos, die Hauptſtadt der Minyer, vor, drang zu den Thoren ein, verbrannte ihre Königsburg und zerſtörte die Stadt.

Ganz Griechenland bewunderte die außerordentliche That, und der Thebanerkönig Kreon, das Verdienſt des

Ehe, die dem Helden drei Söhne gebar. Seine Mutter Alkmene aber vermählte ſich zum zweitenmale mit dem gerechten Richter Rhadamanthys. Die Götter ſelbſt beſchenkten den ſiegreichen Halbgott: Merkurius gab ihm ein Schwerdt, Apoll Pfeile, Vulkanus einen goldenen Köcher, Minerva einen Waffenrock.

Herkules im Gigantenkampfe.

Der Held fand bald eine Gelegenheit, den Göttern für ſo große Auszeichnungen einen glänzenden Dank abzuſtatten. Die Giganten, Rieſen mit ſchrecklichen Geſichtern, langen Haaren und Bärten, geſchuppten Drachenſchwänzen ſtatt der Füße, Ungeheuer, welche die Gäa, oder Erde, dem Uranus, dem Himmel, geboren, wurden von ihrer Mutter gegen Jupiter, den neuen Weltbeherrſcher, aufgewiegelt, weil dieſer ihre ältern Söhne, die Titanen, in den Tartarus verſtoßen hatte. Sie brachen aus dem Erebus, (der Unterwelt) auf dem weiten Gefilde von Phlegra in Theſſalien hervor. Aus Furcht vor ihrem Anblick erblaßten die Geſtirne und Phöbus drehte den Sonnenwagen um. „Gehet hin, und rächet mich und die alten Götterkinder“, ſprach die Mutter Erde. „An Prometheus frißt der Adler, an Tityos zehrt der Geier, Atlas muß den Himmel tragen, die Titanen liegen in Banden. Geht, rächt, rettet ſie. Braucht meine eigenen Glieder, die Berge, zu Stufen, zu Waffen! Erſteiget die geſtirnten Burgen! Du, Ty-

und verjage den Neptunus! Rhökus ſoll dem Sonnengotte die Zügel entreiſſen, Porphyrion das Orakel zu Delphi erobern!“ Die Rieſen jubelten bei dieſen Worten auf, als hätten ſie den Sieg ſchon errungen, als ſchleppten ſie ſchon den Neptunus oder den Mars im Triumphe daher, und zögen den Apollo am herrlichen Lockenhaar; der eine nannte ſchon Venus ſein Weib, ein andrer wollte Diana, ein dritter Minerva freien. So zogen ſie den theſſaliſchen Bergen zu, um von dort aus den Himmel zu ſtürmen.

Indeſſen rief Iris, die Götterbotin, alle Himmliſchen zuſammen, alle Götter, die in Waſſer und Flüſſen wohnen; ſelbſt die Manen aus der Unterwelt rief ſie herauf; Proſerpina verließ ihr ſchattiges Reich, und ihr Gemahl, der König der Schweigenden, fuhr mit ſeinen lichtſcheuen Roſſen zum ſtrahlenden Olympus empor. Wie in einer belagerten Stadt die Bewohner von allen Seiten zuſammenlaufen, ihre Burg zu ſchirmen, ſo kamen die vielgeſtalteten Gottheiten am Vaterheerde zuſammen. „Verſammelte Götter,“ redete ſie Jupiter an, „ihr ſehet, wie die Mutter Erde mit einer neuen Brut ſich gegen uns verſchworen hat. Auf, und ſendet ihr ſo viele Leichen hinunter, als ſie uns Söhne herauf ſchickt!“ Als der Göttervater ausgeſprochen, ertönte die Wetterpoſaune vom Himmel, und Gäa drunten antwortete mit einem donnernden Erdbeben. Die Natur gerieth in Verwirrung, wie bei der erſten Schöpfung, denn die Giganten rißen einen Berg nach dem andern aus ſeinen Wurzeln, ſchleppten den Oſſa, den Pelion, den Oeta, den Athos herbei, brachen den Rhodope mit der Hälfte

Feuerbränden von Eichen und ungeheuren Felſenſtücken, den Olymp zu ſtürmen.

Nun war den Göttern ein Orakelſpruch ertheilt worden, daß von den Himmliſchen Keiner der Giganten vernichtet werden könnte, und dieſe nur dann ſterben würden, wenn ein Sterblicher mitkämpfte. Gäa hatte dieß in Erfahrung gebracht, und ſuchte deßwegen nach einem Arzneimittel, das ihre Söhne, auch gegenüber von Sterblichen, unverletzlich machte. Auch war wirklich ein ſolches Kraut gewachſen: aber Jupiter kam ihr zuvor; er verbot der Morgenröthe, dem Mond und der Sonne, zu ſcheinen, und während Gäa in der Finſterniß herumſuchte, ſchnitt er die Arzneikräuter eilig ſelbſt ab, und ließ ſeinen Sohn Herkules durch Minerva zur Theilnahme am Kampfe auffordern.

Auf dem Olympus war inzwiſchen der Streit ſchon entbrannt. Mars hatte ſeinen Kriegswagen mit den wiehernden Roſſen mitten in die dichteſte Schaar der heranſtürzenden Feinde gelenkt. Sein goldner Schild brannte heller, als Feuer, ſchimmernd flatterte die Mähne ſeines Helmes. Im Kampfgetümmel durchbohrte er den Giganten Pelorus, deſſen Füße zwei lebendige Schlangen waren. Dann fuhr er über die ſich krümmenden Glieder des Gefallenen zermalmend mit ſeinem Wagen hin; aber erſt bei des ſterblichen Herkules Anblick, der eben die letzte Stufe des Olymps erſtiegen hatte, hauchte das Ungeheuer ſeine drei Seelen aus. Herkules ſah ſich auf dem Schlachtfeld um, und erkohr ſich ein Ziel ſeines Bogens: ſein Pfeilſchuß ſtreckte den Alcioneus nieder, der alsbald in die Tiefe ſtürzte, aber ſobald er ſeinen Heimathboden berührt hatte, mit erneuter Lebensauch Herkules hinab, und ſchleppte ihn über die Gränze ſeines Geburtslandes hinaus; und ſo wie der Rieſe auf fremder Erde angekommen war, entfuhr ihm der Athem.

Jetzt ging der Gigant Porphyrion in drohender Stellung auf Herkules und Juno zugleich los, um einzeln mit ihnen zu kämpfen. Aber Zeus flößte ihm ſchnell ein Verlangen ein, das himmliſche Antlitz der Göttin zu ſchauen, und während er an Juno's umhüllendem Schleier zerrte, traf ihn Jupiter mit dem Donner, und Herkules tödtete ihn vollends mit ſeinem Pfeile. Bald rannte aus der Schlachtreihe der Giganten Ephialtes mit funkelnden Rieſenaugen hervor. „Das ſind helle Zielſcheiben für unſre Pfeile!“ ſprach lachend Herkules zu dem neben ihm kämpfenden Phöbus Apollo, und nun ſchoß ihm der Gott das linke, und der Halbgott das rechte Auge aus dem Kopf. Den Eurytus ſchlug Dionyſos (Bacchus) mit ſeinem Thyrſusſtabe nieder; ein Hagel glühender Eiſenſchlacken aus Vulkans Hand warf den Klytius zu Boden; auf den fliehenden Enceladus ſchleuderte Pallas Athene die Inſel Sicilien; der Rieſe Polybotes, von Neptunus über das Meer verfolgt, flüchtete ſich nach Kos, aber der Meergott riß ein Stück dieſer Inſel ab, und bedeckte ihn damit. Merkur, den Helm des Pluto auf dem Kopfe, erſchlug den Hippolytus, zwei Andere trafen der Parcen eherne Keulen. Die Uebrigen ſchmetterte Zeus mit ſeinem Donner nieder, und Herkules erſchoß ſie mit ſeinen Pfeilen.

Für dieſe That wurde dem Halbgott hohe Gunſt von den Himmliſchen zu Theil. Zeus nannte diejenigen unter den Göttern, welche den Kampf mit ausfechten geholfen, Olympier, um durch dieſen Ehrennamen die Tapfern von den Feigen zu unterſcheiden. Dieſer Benennung würdigte er nun auch zwei Söhne ſterblicher Weiber, den Dionyſos und den Herkules.

Herkules und Euryſtheus.

Jupiter, vor Herkules Geburt, hatte im Rathe de Götter erklärt, der erſte Perſeusenkel, welcher gebore werden würde, ſollte der Beherrſcher aller übrigen Nach kommen des Perſeus werden. Dieſe Ehre war ſeinen und Alkmenens Sohne zugedacht. Aber Juno's Hinterliſt, welche dieſes Glück dem Sohne der Nebenbuhleri nicht gönnte, kam ihm zuvor und ließ den Euryſtheus der auch ein Enkel des Perſeus war, obwohl er ſpäte als Herkules zur Welt kommen ſollte, früher gebore werden. Dadurch war Euryſtheus König zu Mycene i Argiverlande, und der ſpäter geborene Herkules ihm unterworfen. Jener ſah mit Beſorgniß den ſteigenden Ruh ſeines jungen Verwandten und berief ihn, als ſeinen Unterthan, zu ſich, um ihm verſchiedene Arbeiten aufzutragen. Da Herkules nicht gehorchte, ſo ließ Jupiter ſelb der ſeinem Rathſchluſſe nicht zuwider handeln wollt ſeinem Sohne befehlen, dem Argiverkönige ſeine Dien zu widmen. Aber der Halbgott entſchloß ſich ungern der Diener eines Sterblichen zu ſeyn; er ging na Delphi und befragte das Orakel darüber. Dieſes g ihm zur Antwort: die von Euryſtheus erſchlichene Oberherrſchaft ſey von den Göttern dahin gemildert, daß He

Herkules fiel hierüber in tiefe Schwermuth: einem Geringeren zu dienen, widerſtrebte ſeinem Selbſtgefühl und däuchte ihm unter ſeiner Würde; aber Zeus dem Vater nicht zu gehorchen, erſchien ihm unheilbringend und unmöglich zugleich. Dieſen Augenblick erſah ſich Juno, aus deren Seele die Verdienſte des Herkules um die Götter den Haß nicht zu tilgen vermocht hatten, und verwandelte ſeinen düſtern Unmuth in wilde Raſerei. Er kam ſo ganz von Sinnen, daß er ſeinen geliebten Vetter Jolaus ermorden wollte, und als dieſer entfloh, erſchoß er ſeine eigenen Kinder, die ihm Megara geboren hatte, im Wahne, ſein Bogen ziele nach Giganten. Es währte lange, bis er von dieſem Wahnſinne wieder frei wurde; als er zur Erkenntniß ſeines Irrthums kam, bekümmerte er ſich tief über ſein ſchweres Unglück, verſchloß ſich in ſein Haus, und vermied allen Verkehr mit den Menſchen. Als endlich die Zeit ſeinen Kummer linderte, entſchloß er ſich, die Aufträge des Euryſtheus zu übernehmen und kam zu dieſem nach Tirynth, das auch zu deſſen Königreiche gehörte.

Die drei erſten Arbeiten des Herkules.

Die erſte Arbeit, welche dieſer König ihm auferlegte, beſtand darin, daß Herkules ihm das Fell des nemäiſchen Löwen herbeibringen ſollte. Dieſes Ungeheuer hauſte auf dem Peloponnes, in den Wäldern zwiſchen Kleonä und

Schlange Echidna, die Andern, er ſey vom Mond auf die Erde herabgefallen. Alſo zog Herkules gegen den Löwen aus und kam auf ſeiner Fahrt nach Kleonä, wo er von einem armen Tagelöhner, Namens Molorchus, gaſtfreundlich aufgenommen wurde. Er traf dieſen an, wie er eben dem Jupiter ein Opferthier ſchlachten wollte. „Guter Mann," ſprach Herkules, „bewahre dein Thier noch dreißig Tage am Leben: komme ich bis dahin glücklich von der Jagd zurück, ſo magſt du es Zeus dem Retter ſchlachten; erliege ich aber, ſo ſollſt du es mir ſelbſt zum Todtenopfer bringen, als einem zur Unſterblichkeit eingegangenen Helden." So zog Herkules weiter, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der einen Hand, in der andern eine Keule aus dem Stamme eines wilden Oelbaumes, den er ſelbſt auf dem Helikon angetroffen und mit ſammt den Wurzeln ausgeriſſen hatte. Als er in den Wald von Nemea kam, ließ Herkules ſeine Augen nach allen Seiten ſchweifen, um das reißende Thier zu entdecken, ehe er von ihm erblickt würde. Es war Mittag und nirgends konnte er die Spur des Löwen bemerken, nirgends den Pfad zu ſeinem Lager erkunden, denn keinen Menſchen traf er auf dem Felde bei den Stieren oder im Walde bei den Bäumen an: Alle hielt die Furcht in ihre fernen Gehöfte verſchloſſen. Den ganzen Nachmittag durchſtreifte er den dichtbelaubten Hain, entſchloſſen, ſeine Kraft zu erproben, ſobald er des Ungeheuers anſichtig würde. Endlich gegen Abend kam der Löwe auf einem Waldwege gelaufen, um vom Fang in ſeinen Erdvon ferne kommen ſah, rettete ſich in einen dichten Waldbuſch, wartete bis der Löwe näher kam und ſchoß ihm dann einen Pfeil in die Flanken zwiſchen Rippen und Hüfte. Aber das Geſchoß drang nicht ins Fleiſch, es prallte wie von einem Steine ab und flog zurück auf den mooſigen Waldboden. Das Thier hob ſeinen zur Erde gekehrten blutigen Kopf empor, ließ die Augen forſchend nach allen Seiten rollen und im aufgeſperrten Rachen die entſetzlichen Zähne ſehen. So ſtreckte es dem Halbgotte die Bruſt entgegen und dieſer ſandte ſchnell einen zweiten Pfeil ab, um ihn mitten in den Sitz des Athems zu treffen; aber auch dießmal drang das Geſchoß nicht bis unter die Haut, ſondern prallte von der Bruſt ab und fiel zu den Füßen des Ungethüms nieder. Herkules griff eben zum dritten Pfeile, als der Löwe, die Augen ſeitwärts drehend, ihn erblickte; er zog ſeinen langen Schweif an ſich bis zu den hintern Kniekehlen, ſein ganzer Nacken ſchwoll von Zorn auf, unter Murren ſträubte ſich ſeine Mähne, ſein Rücken wurde krumm, wie ein Bogen. Er ſann auf Kampf und ging mit einem Sprung auf ſeinen Feind los: Herkules aber warf ſeine Pfeile aus der Hand und ſeine eigene Löwenhaut vom Rücken, mit der Rechten ſchwang er über dem Haupte des Thieres die Keule und verſetzte ihm einen Schlag auf den Nacken, daß er mitten im Sprunge wieder zu Boden ſtürzte und auf zitternden Füßen zu ſtehen kam, mit dem Kopfe wackelnd. Eh er wieder aufathmen konnte, kam ihm Herkules zuvor; er warf auch noch Bogen und

und ſeine grauenvolle Seele zum Hades zurückſandte. Lange verſuchte er vergebens, die Haut des Gefallenen abzuweiden, ſie wich keinem Eiſen, keinem Steine. Endlich kam ihm in den Sinn, ſie mit den Klauen des Thiers ſelbſt abzuziehen, was auch ſogleich gelang. Später verfertigte er ſich aus dieſem herrlichen Löwenfell einen Panzer und aus dem Rachen einen neuen Helm; für jetzt aber nahm er Kleid und Waffen, in denen er gekommen war, wieder zu ſich und machte ſich, das Fell des nemeiſchen Löwen über den Arm gehängt, auf den Rückweg nach Tirynth. Als der König Euryſtheus ihn mit der Hülle des gräßlichen Thieres daherkommen ſah, gerieth er über die göttliche Kraft des Helden in ſolche Angſt, daß er in einen ehernen Topf kroch. Auch ließ er forthin den Herkules nicht mehr unter ſeine Augen kommen, ſondern ihm ſeine Befehle nur außerhalb der Mauern durch Kopreus, einen Sohn des Pelops, zufertigen.

Die zweite Arbeit des Helden war, die Hydra zu erlegen, die ebenfalls eine Tochter des Typhon und der Echidna war. Dieſe, zu Argolis, im Sumpfe von Lerna aufgewachſen, kam aufs Land heraus, zerriß die Heerden und verwüſtete das Feld. Die Hyder war unmäßig groß, eine Schlange mit neun Häuptern, von denen acht ſterblich, das in der Mitte ſtehende aber unſterblich war. Herkules ging auch dieſem Kampfe muthig entgegen: er beſtieg ſofort einen Wagen; ſein geliebter Neffe Jolaus, der Sohn ſeines Stiefbruders Iphikles, der lange Zeit ſein unzertrennlicher Gefährte blieb, ſetzte ſich als Roſſelenker an ſeine Seite, und ſo ging es im ihre Höhle befand. Hier ließ Jolaus die Pferde halten; Herkules ſprang vom Wagen und zwang durch Schüſſe mit brennenden Pfeilen die vielköpfige Schlange, ihren Schlupfwinkel zu verlaſſen. Sie kam ziſchend hervor und ihre neun Hälſe ſchwankten aufgerichtet auf dem Leibe, wie die Aeſte eines Baumes im Sturm. Herkules ging unerſchrocken auf ſie zu, packte ſie kräftig und hielt ſie feſt. Sie aber umſchlang einen ſeiner Füße, ohne ſich auf weitere Gegenwehr einzulaſſen. Nun fing er an mit einem Sichelſchwerdte ihr die Köpfe abzuſchlagen. Aber er konnte nicht zum Ziele kommen. War ein Haupt abgeſchlagen, ſo wuchſen deren zwei hervor. Zugleich kam der Hyder ein Rieſenkrebs zu Hülfe, der den Helden empfindlich in den Fuß kneipte. Den tödtete er jedoch mit ſeiner Keule und rief dann den Jolaus zu Hülfe. Dieſer hatte ſchon eine Fackel gerüſtet, er zündete damit einen Theil des nahen Waldes an, und mit den Bränden überfuhr er die neu wachſenden Häupter der Schlange bei ihrem erſten Emporkeimen und hinderte ſie ſo, hervorzutreiben. Auf dieſe Weiſe wurde der Held der emporwachſenden Köpfe Meiſter und ſchlug nun der Hyder auch das unſterbliche Haupt ab; dieſes begrub er am Wege und wälzte einen ſchweren Stein darüber. Den Rumpf der Hyder ſpaltete er in zwei Theile, ſeine Pfeile aber tauchte er in ihr Blut, das giftig war. Seitdem verſetzte des Helden Geſchoß unheilbare Wunden.

Der dritte Auftrag des Euryſtheus war, die Hirſchkuh Cerynitis lebendig zu fangen; dieß war ein herrihre erſte Jagdprobe abgelegt hatte. Dieſe allein vo den fünfen hatte ſie wieder in die Wälder laufen laſſen weil es vom Schickſal beſchloſſen war, daß Herkules ſic einmal daran müde jagen ſollte. Ein ganzes Jahr ver folgte er ſie, kam auf dieſer Jagd zu den Hyperboreer und an die Quellen des Iſterfluſſes, und holte die Hin din endlich am Fluſſe Ladon, unweit der Stadt Oenon am artemiſiſchen Vorgebirge ein. Doch wußte er de Thieres nicht auf andere Weiſe Meiſter zu werden, al daß er es durch einen Pfeilſchuß lähmte und dann au ſeinen Schultern durch Arkadien trug. Hier begegnet ihm die Göttin Artemis (Diana) mit Apoll, ſchalt ihn, da er das Thier, das ihr geheiligt war, habe tödten wollen und machte Miene ihm die Beute zu entreißen. „Nich Muthwille hat mich bewogen, große Göttin," ſprach Her kules zu ſeiner Rechtfertigung, „die Nothwendigkeit ha mich gezwungen ſo zu thun, wie könnte ich ſonſt vor Euryſtheus beſtehen?" So beſänftigte er den Zorn der Göttin und brachte das Thier lebendig nach Mycene.

Die vierte Arbeit des Herkules bis zur ſechsten.

Sofort ging es an die vierte Unternehmung. Sie beſtand darin, den erymanthiſchen Eber, der, gleichfalls der Diana geheiligt, die Gegend des Berges Erymanthus verwüſtete, lebendig nach Mycene zu liefern. Auf ſeiner Wanderung nach dieſem Abentheuer kehrte Herkules unterwegs bei Pholus, dem Sohne des Silenus, ein. Dieſer, der wie alle Centauren, halb

Fleiſch gebraten vor, während er ſelbſt es roh verzehrte. Aber Herkules begehrte zu der ſeinen Mahlzeit auch einen guten Trunk. „Lieber Gaſt,“ ſprach Pholus, „es liegt wohl ein Faß in meinem Keller, dieſes aber gehört allen Centauren gemeinſchaftlich zu, und ich trage Bedenken, es öffnen zu laſſen, weil ich weiß, wie wenig die Centauren nach Gäſten fragen.“ Oeffne es nur guten Muths,“ erwiederte Herkules, „ich verſpreche dir, dich gegen alle ihre Anfälle zu vertheidigen; mich dürſtet!“ Es hatte aber dieſes Faß Bacchus, der Gott des Weines, ſelbſt einem Centauren mit dem Befehle übergeben, daſſelbe nicht eher zu eröffnen, als bis nach vier Menſchenaltern Herkules in dieſer Gegend einkehren würde. So ging denn Pholus in den Keller; kaum aber hatte er das Faß eröffnet, ſo rochen die Centauren den Duft des ſtarken alten Weines und umringten, haufenweiſe herbeiſtrömend, mit Felsſtücken und Fichtenſtämmen bewaffnet, die Höhle des Pholus. Die erſten, die es wagten einzudringen, jagte Herkules mit geſchleuderten Feuerbränden zurück; die übrigen verfolgte er mit Pfeilſchüſſen bis nach Malea, wo der gute Centaur Chiron, des Herkules alter Freund, wohnte. Zu dieſem flüchteten ſeine Stammesbrüder. Aber Herkules hatte, als ſie eben mit ihm zuſammentrafen, auf ſie mit dem Bogen gezielt und ſchoß einen Pfeil ab, der durch den Arm eines andern Centauren dringend, unglücklicherweiſe in das Knie Chirons fuhr, und dort ſtecken blieb. Jetzt erſt erkannte Herkules den Freund ſeiner früheren Tage, lief bekümmert hinzu, zog den Pfeil heraus und legte ein Heilmittel auf, das der arz-

0

Chiron ließ ſich in ſeine Höhle bringen und wünſchte hier in den Armen ſeines Freundes zu ſterben. Vergeblicher Wunſch! Der Arme hatte nicht daran gedacht, daß er zu ſeiner Qual unſterblich ſey. Herkules nahm von dem Gequälten unter vielen Thränen Abſchied und verſprach ihm, es koſte was es wolle, den Tod, den Erlöſer, zu ſenden. Wir wiſſen, daß er Wort gehalten hat. Als Herkules von der Verfolgung der übrigen Centauren in ſeines Freundes Höhle zurückkehrte, fand er Pholus, ſeinen liebreichen Wirth, auch todt. Dieſer hatte aus einem Centaurenleichnam den Todespfeil gezogen; während er ſich nun wunderte, wie ein ſo kleines Ding ſo große Geſchöpfe hatte niederwerfen können, entglitt das vergiftete Geſchoß ſeiner Hand, fuhr ihm in den Fuß und tödtete ihn auf der Stelle. Herkules war ſehr betrübt, er beſtattete ihn ehrenvoll, indem er ihn unter den Berg legte, der ſeitdem Pholoë genannt ward. Dann ging er weiter, den Eber zu jagen, er trieb denſelben mit Geſchrei aus dem Dickicht des Waldes heraus, verfolgte ihn ins tiefe Schneefeld, fing hier das erſchöpfte Thier mit einem Stricke und brachte es, wie ihm befohlen war, lebendig nach Mycene.

Darauf ſchickte ihn der König Euryſtheus zur fünften Arbeit fort, die eines Helden wenig würdig war. Er ſollte den Viehhof des Augias in einem einzigen Tage ausmiſten. Augias war König in Elis und hatte eine Menge Viehheerden. Sein Vieh ſtand nach Art der Alten in einer großen Verzäunung vor dem Palaſte. Dreitauſend Rinder waren da geraume Zeit geſtanden und ſo hatte ſich ſeit vielen Jahren eine unendliche Menge Miſt angehäuft, den nun Herkules zur Schmach, und, was unmöglich ſchien, in einem einzigen Tage hinaus ſchaffen ſollte.

Als der Held vor den König Augias trat, und ohne etwas von dem Auftrage des Euryſtheus zu erwähnen, ſich zu dem genannten Dienſte erbot, maß dieſer die herrliche Geſtalt in der Löwenhaut und konnte kaum das Lachen unterdrücken, wenn er dachte, daß einen ſo edlen Krieger nach ſo gemeinem Knechtsdienſt gelüſten könne. Indeſſen dachte er bei ſich: der Eigennutz hat ſchon manchen wackern Mann verführt; es mag ſeyn, daß er ſich an mir bereichern will. Das wird ihm wenig helfen. Ich darf ihm immerhin einen großen Lohn verſprechen, wenn er mir den ganzen Stall ausmiſtet, denn er wird in dem einen Tage wenig genug hinaustragen. Darum ſprach er getroſt: „Höre, Fremdling, wenn du das kannſt, und mir an einem Tage all den Miſt hinausſchaffeſt, ſo will ich dir den zehnten Theil meines ganzen Viehſtandes zur Belohnung überlaſſen.“ Herkules ging die Bedingung ein, und der König dachte nun nicht anders, als daß er zu ſchaufeln anfangen würde. Herkules aber, nachdem er zuvor den Sohn des Augias, Phyleus, zum Zeugen jenes Vertrages genommen hatte, riß den Grund des Viehhofs auf der einen Seite auf, leitete die nicht weit davon fließenden Ströme Alphëus und Penëus durch einen Kanal herzu, und ließ ſie den Miſt wegſpülen und durch eine andere Oeffnung wieder ausſtrömen. So vollzog er einen ſchmachvollen Auftrag, ohne zu einer Handlung ſich zu erniedrigen, die eines Unſterblichen unwürdig geweſen wäre. Als aber Augias erfuhr, daß dieß von Herkules aus Auftrag des Euryſtheus geſchehen ſey, verweigerte er den Lohn und läugnete geradezu, ihn verſprochen zu haben; doch erklärte er ſich bereit, die Streitſache einem richterlichen Spruche anheim zu ſtellen. Als die Richter beiſammen ſaßen, das Urtheil zu fällen, trat Phyleus, von Herkules aufgefordert, auf, zeugte gegen ſeinen eigenen Vater und erklärte, daß dieſer allerdings über einen Lohn mit Herkules übereingekommen ſey. Augias wartete den Spruch nicht ab, er ergrimmte und befahl dem Sohne wie dem Fremdling, ſein Reich auf der Stelle zu verlaſſen.

Herkules kehrte nun unter neuen Abentheuern zu Euryſtheus zurück. Dieſer aber wollte die eben vollbrachte Arbeit nicht gültig ſeyn laſſen, weil Herkules Lohn dafür gefordert habe. Dennoch ſchickte er ihn ſogleich wieder auf ein ſechstes Abentheuer aus: und gab ihm auf, die Stymphaliden zu verjagen. Dieß waren ungeheure Raubvögel, ſo groß wie Kraniche, mit eiſernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen verſehen. Sie hausten um den See Stymphalis in Arkadien und beſaßen die Macht, ihre Federn wie Pfeile abzudrücken und mit ihren Schnäbeln ſelbſt eherne Panzer zu durchbrechen; dadurch richteten ſie in der Umgegend unter Menſchen und Vieh große Verwüſtungen an, und wir kennen ſie ſchon vom Argonautenzuge her. Herkules, des Wanderns gewohnt, langte nach kurzer Reiſe bei dem See an, der, von einem großen Gehölze dicht umſchattet, ruhte. In dieſen Wald hatte ſich eben eine unermeßliche Schaar jener Vögel geflüchtet, aus Furcht, von den Wölfen geraubt zu werden. Herkules ſtand rathlos da, als er die ungeheure Menge erblickte, und nicht wußte, wie er über ſo viele Feinde Meiſter werden ſollte. Auf einmal fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter; hinter ſich blickend ward er Minerven's Rieſenerſcheinung gewahr, die ihm zwei mächtige eherne Klappern in die Hände gab, welche Vulkanus ihr verfertigt hatte; ſie bedeutete ihm, dieſe gegen die Stymphaliden anzuwenden, und verſchwand wieder. Herkules beſtieg nun eine Anhöhe in der Nähe des Sees und ſchreckte die Vögel, indem er die Klappern zuſammenſchlug. Dieſe hielten das gellende Getöſe nicht aus, ſondern flogen furchtſam aus dem Walde hervor. Darauf griff Herkules zum Bogen, legte Pfeil um Pfeil an und ſchoß ihrer viele im Fluge weg. Die andern verließen die Gegend und kamen nicht wieder.

Die ſiebente, achte und neunte Arbeit des Herkules.

Der König Minos in Kreta hatte dem Gotte Poſeidon (Neptun) verſprochen, ihm zu opfern, was zuerſt aus dem Meere auftauchen würde, denn Minos hatte behauptet, daß er kein Thier beſitze, das würdig ſey, zu einem ſo hohen Opfer zu dienen. Darum ließ der Gott einen ausnehmend ſchönen Ochſen aus dem Meere aufſteigen; den König aber verleitete die herrliche Geſtalt des Stieres, der ſich ſeinen Blicken darbot, denſelben heimlich unter ſeine Heerden zu ſtecken und dem Poſeidon einen andern als Opfer unterzuſchieben. Hierüber erzürnt, hatte der Meergott zur Strafe den Stier raſend werden laſſen und dieſer richtete nun auf der Inſel Kreta große Verwüſtungen an. Dieſen Stier zu bändigen und vor Euryſtheus zu bringen, wurde dem Herkules als ſiebente Arbeit aufgetragen. Als er mit ſeinem Anſinnen nach Kreta und vor Minos kam, war dieſer nicht wenig erfreut über die Ausſicht, den Verderber der Inſel los zu werden, ja er half ihm ſelbſt das wüthende Thier einfangen und die Heldenkraft des Herkules bändigte den raſenden Ochſen ſo gründlich, daß, um den Stier nach dem Peloponneſe zu ſchaffen, er ſich von demſelben auf dem ganzen Wege nach der See wie von einem Schiffe tragen ließ. Mit dieſer Arbeit war Euryſtheus zufrieden, ließ jedoch das Thier, nachdem er es eine kurze Weile mit Wohlgefallen betrachtet, ſofort wieder frei. Als der Stier nicht mehr im Banne des Herkules war, kehrte ſeine alte Raſerei zurück, er durchirrte ganz Lakonien und Arkadien, ſtreifte über den Iſthmus nach Marathon in Attica und verheerte hier das Land wie vordem auf der Inſel Kreta. Erſt dem Theſeus gelang es ſpäter, Meiſter über ihn zu werden.

Als achte Arbeit trug nun ſein Vetter dem Herkules auf, die Stuten des Thraciers Diomedes nach Mycene zu bringen. Dieſer war ein Sohn des Mars, und König der Bistonen, eines ſehr kriegeriſchen Volkes. Er beſaß Stuten, die ſo wild und ſtark waren, daß man ſie an eherne Krippen und mit eiſernen Ketten band. Ihr Futter beſtand nicht aus Haber, ſondern die Fremdlinge, welche das Unglück hatten, in die Stadt des Königes zu kommen, wurden ihnen vorgeworfen, und das Fleiſch derſelben diente den Roſſen zur Nahrung. Als Herkules ankam, war ſein Erſtes, den unmenſchlichen König ſelbſt zu faſſen, und ihn ſeinen eigenen Stuten vorzuwerfen, nachdem er die bei den Krippen aufgeſtellten Wächter übermannt hatte. Durch dieſe Speiſe wurden die Thiere zahm, und er trieb ſie nun ans Geſtade des Meeres. Aber die Bistonen kamen unter Waffen hinter ihm her, daß Herkules ſich umwenden und gegen ſie kämpfen mußte. Er gab die Stuten ſeinem Liebling und Begleiter Abderus, dem Sohne Merkurs, zu bewachen. Als Herkules fort war, kam die Stuten wieder ein Gelüſte nach Menſchenfleiſch an, und Herkules fand, als er die Bistonen in die Flucht geſchlagen hatte und zurückgekehrt war, ſeinen Freund von den Stuten zerriſſen. Er betrauerte den Getödteten und gründete ihm zu Ehren eine Stadt ſeines Namens. Dann bändigte er die Stuten wieder, und gelangte glücklich mit ihnen zu Euryſtheus. Dieſer weihte die Pferde der Juno. Ihre Nachkommenſchaft dauerte noch lange fort, ja der König Alexander von Macedonien ritt noch auf einem Abkömmling derſelben. Nachdem Herkules dieſe Arbeit ausgeführt, ſchiffte er ſich mit dem Heere des Jaſon, der das goldne Vließ holen ſollte, nach Kolchis ein, wovon wir ſchon erzählt haben.

Von langer Irrfahrt zurückgekehrt, unternahm der Held den Zug gegen die Amazonen, um das neunte Abentheuer zu beſtehen, und das Wehrgehenk der Amazone Hippolyta dem Euryſtheus zu bringen. Die Amazonen bewohnten die Gegend um den Fluß Thermodon in Pontus, und waren ein großes Frauenvolk, das einzig Männerwerk trieb. Von ihren Kindern erzogen ſie nur diejenigen, die weiblichen Geſchlechts waren. In Schaaren vereinigt, zogen ſie zu Kriegen aus. Hippolyta, ihre Königin, trug als Zeichen ihrer Herrſcherwürde den genannten Gürtel, den ſie vom Kriegsgotte ſelbſt zum Geſchenk erhalten hatte. Herkules ſammelte zu ſeinem Zuge freiwillige Kampfgenoſſen auf einem Schiffe, fuhr nach mancherlei Ereigniſſen ins ſchwarze Meer, und lief endlich in die Mündung des Fluſſes Thermodon und in den Hafen der Amazonenſtadt Themiscyra ein. Hier kam ihm die Königin der Amazonen entgegen. Das herrliche Anſehen des Helden flößte ihr Hochachtung ein, und als ſie die Abſicht ſeines Kommens erkundet, verſprach ſie ihm das Wehrgehenk. Aber Juno, die unverſöhnliche Feindin des Herkules, nahm die Geſtalt einer Amazone an, miſchte ſich unter die Menge der übrigen, und breitete das Gerücht aus, daß ein Fremder ihre Königin entführe. Augenblicklich ſchwangen ſich alle Männinnen zu Pferde und griffen den Halbgott in dem Lager an, das er vor der Stadt aufgeſchlagen hatte. Die gemeinen Amazonen fochten mit den Kriegern des Helden, die vornehmſten aber ſtellten ſich ihm ſelbſt gegenüber und bereiteten ihm einen ſchweren Kampf. Die erſte, die den Streit mit ihm begann, hieß, von ihrer Schnelligkeit, Aella oder Windsbraut, aber ſie fand an Herkules einen noch ſchnelleren Gegner, mußte weichen und ward auf windſchneller Flucht von ihm eingeholt und niedergemacht. Eine zweite fiel auf den erſten Angriff, dann Prothoe, die Dritte, die ſiebenmal im Zweikampfe geſiegt hatte. Nach ihr erlagen acht andere, darunter drei Jagdgefährtinnen der Diana, die ſonſt immer ſo ſicher mit dem Wurfſpieße getroffen hatten, nur dießmal ihr Ziel verfehlten, und vergebens unter ihren Schilden ſich deckend, den Pfeilen des Heros erlagen. Auch Alcippe fiel, die geſchworen hatte, ihr Leben lang unvermählt zu bleiben; den Schwur hielt ſie, aber am Leben blieb ſie nicht. Nachdem auch Melanippe, die tapfere Führerin der Amazonen, gefangen war, griffen alle zur wilden Flucht, und Hippolyta, die Königin, gab das Wehrgehenk heraus, wie ſie auch vor der Schlacht verſprochen hatte. Herkules nahm es als Löſegeld an, und gab Melanippe dafür frei. Auf der Rückfahrt beſtand der Held ein neues Abentheuer. Hier war Heſione, Laomedon's Tochter, an einen Felſen gebunden und einem Ungeheuer

zum Fraß ausgeſetzt. Ihrem Vater hatte Neptun die Mauern von Troja erbaut und den Lohn nicht erhalten; dafür verwüſtete ein Seeunthier Trojas Gebiet ſo lange, bis der verzweifelnde Laomedon ihm ſeine eigene Tochter preisgab. Als Herkules vorüberfuhr, rief ihn der jammernde Vater zu Hülfe, und verſprach ihm, für die Rettung der Tochter die herrlichen Roſſe zu geben, die ſein Vater von Jupiter zum Geſchenke bekommen hatte. Herkules legte an, und erwartete das Ungethüm. Als es kam und den Rachen aufſperrte, die Jungfrau zu verſchlingen, ſprang er in den Rachen des Thieres, zerſchnitt ihm alle Eingeweide, und ſtieg aus dem Getödteten, wie aus einer Mördergrube, wieder hervor. Aber Laomedon hielt auch dießmal ſein Wort nicht, und Herkules fuhr unter Drohungen davon.

Die drei letzten Arbeiten des Herkules.

Als der Held das Wehrgehenk der Königin Hippolyta zu Euryſtheus Füßen niedergelegt hatte, gönnte dieſer ihm keine Raſt, ſondern ſchickte ihn ſogleich wieder aus, die Rinder des Rieſen Geryones herbeizuſchaffen. Dieſer beſaß auf der Inſel Erythia, im Meerbuſen von Gadira (Cadix), eine Heerde ſchöner braunrother Rinder, die ein andrer Rieſe und ein zweiköpfiger Hund ihm hüteten. Geryones ſelbſt war ungeheuer groß, hatte drei Leiber, drei Köpfe, ſechs Arme und ſechs Füße. Kein Erdenſohn hatte ſich je an ihn gewagt; Herkules ſah wohl, wie viele Vorbereitungen dieſes beſchwerliche Unternehmen erforderte. Es war weltbekannt, daß des Geryones

Vater, Chryſaor, der den Namen Goldſchwert von ſeinem Reichthum hatte, König von ganz Iberien (Spanien) war, daß außer Geryones noch drei tapfere und rieſige Söhne für ihn ſtritten, und jeder Sohn ein zahlreiches Heer von ſtreitbaren Männern unter ſeinem Befehle hatte. Eben darum hatte Euryſtheus dem Herkules jene Arbeit aufgetragen, denn er hoffte, auf einem Kriegszug in ein ſolches Land werde er ſein verhaßtes Leben doch endlich laſſen müſſen. Doch Herkules ging den Gefahren nicht erſchrockener entgegen, als allen ſeinen frühern Thaten. Er ſammelte ſeine Heere auf der Inſel Kreta, die er von wilden Thieren befreit hatte, und landete zuerſt in Libyen. Hier rang er mit dem Rieſen Antäus, der neue Kräfte erhielt, ſo oft er die Erde berührte; aber Herkules hielt ihn in die freie Luft empor und drückte ihn da zu Tode. Auch reinigte er Libyen von den Raubthieren; denn er haßte wilde Thiere und ruchloſe Menſchen, weil er in ihnen allen das Bild des übermüthigen und ungerechten Herrſchers erblickte, dem er ſo lange dienſtbar geweſen war.

Nach einer langen Wandrung durch waſſerloſe Gegenden kam er endlich in ein fruchtbares, von Flüſſen durchſtrömtes Gebiet. Hier gründete er eine Stadt von ungeheurer Größe, und nannte ſie Hekatompylos (Hundertthor). Zuletzt gelangte er an den atlantiſchen Ocean, gegenüber von Gadira; hier pflanzte er die beiden berühmten Herkulesſäulen auf. Die Sonne brannte entſetzlich, Herkules ertrug es nicht länger, er richtete ſeine Augen nach dem Himmel, und drohte mit aufgehobenem Bogen, den Sonnengott niederzuſchießen. Dieſer bewunderte ſeinen Muth, und lieh ihm, um weiter zu kommen, die goldne Schale, in welcher der Sonnengott ſelbſt ſeinen nächtlichen Weg vom Niedergange bis zum Aufgange zurücklegt. Auf dieſer fuhr Herkules mit ſeiner nebenher ſegelnden Flotte nach Iberien hinüber. Hier fand er die drei Söhne des Chryſaor mit drei großen Heeren, einen nicht weit vom andern gelagert, er aber erlegte die Anführer alle im Zweikampfe und eroberte das Land. Dann kam er nach der Inſel Erythia, wo Geryones mit ſeinen Heerden hauste. Sobald der doppelköpfige Hund ſeine Ankunft inne wurde, fuhr er auf ihn los: allein Herkules empfing ihn mit dem Knüttel, erſchlug ihn und tödtete auch den rieſigen Rinderhirten, der dem Hunde zu Hülfe gekommen war. Dann eilte er mit den Rindern davon, aber Geryones holte ihn ein und es kam zu einem ſchweren Kampfe. Juno ſelbſt erſchien, dem Rieſen beizuſtehen; doch Herkules ſchoß ihr einen Pfeil in die Bruſt, daß die Göttin verwundet entfliehen mußte. Auch der dreifache Leib des Rieſen, der in der Gegend des Magens zuſammenlief, fing hier den tödtlichen Pfeil auf und mußte erliegen. Unter glorreichen Thaten vollbrachte Herkules ſeinen Rückweg, indem er zu Lande die Rinder durch Iberien und Italien trieb. Bei Rhegium in Unteritalien entlief ihm einer ſeiner Ochſen, ſetzte über die Meerenge und entkam ſo nach Sicilien. Sogleich trieb er auch die andern Ochſen ins Waſſer und ſchwamm, indem er einen Stier am Horne faßte, glücklich nach Sicilien hinüber. Unter mancherlei Thaten kam der Held nun glücklich über Italien, Illyrien und Thracien nach Griechenland zurück und in dem Iſthmus an.

Jetzt hatte Herkules zehn Arbeiten vollbracht, weil aber Euryſtheus zwei nicht gelten ließ, ſo mußte er ſich bequemen, noch zwei weitere zu verrichten.

Einſt, bei der feierlichen Vermählung Jupiters mit Juno, als alle Götter dem erhabenen Paar ihre Hochzeitgeſchenke darbrachten, wollte auch Gäa, die Erde, nicht zurückbleiben; ſie ließ am Weſtgeſtade des großen Weltmeeres einen äſtereichen Baum voll goldener Aepfel hervorwachſen. Vier Jungfrauen, Heſperiden genannt, Töchter der Nacht, waren die Wächterinnen dieſes heiligen Gartens, den außerdem noch ein hundertköpfiger Drache bewachte, Ladon, ein Sprößling ~~des Phorkys~~, des berühmten Vaters ſo vieler Ungeheuer, und der erdgeborenen Ceto.) Kein Schlaf kam je über die Augen dieſes Drachen, und ein fürchterliches Geziſch verkündete ſeine Nähe, denn jede ſeiner hundert Kehlen ließ eine andere Stimme hören. Dieſem Ungeheuer, ſo lautete der Befehl des Euryſtheus, ſollte Herkules die goldenen Aepfel der Heſperiden entreißen. Der Halbgott machte ſich auf den langen und abentheuervollen Weg, auf welchem er ſich dem blinden Zufall überließ, denn er wußte nicht, wo die Heſperiden wohnen. Zuerſt gelangte er nach Theſſalien, wo der Rieſe Termerus hauste, der alle Reiſenden, denen er begegnete, mit ſeinem harten Hirnkaſten zu Tode rannte. Aber an des göttlichen Herkules Schädel zerſplitterte das Haupt des Rieſen. (Weiter vorwärts, am Fluſſe Echedorus, kam dem Helden ein anderes Ungethüm in den Weg, Cycnus, der Sohn des Mars und der Pyrene. Dieſer, von dem Halbgotte nach den Gärten der Heſperiden befragt, forderte ſtatt aller Antwort den Wanderer zum Zweikampf heraus, und wurde von Herkules erſchlagen. Da erſchien Mars, der Gott

ſelbſt, den getödteten Sohn zu rächen, und Herkules ſah ſich gezwungen, mit ihm zu kämpfen. Aber Jupiter wollte nicht, daß ſeine Söhne Bruderblut vergößen, und ein plötzlich mitten zwiſchen beide geſchleuderter Blitz trennte die Kämpfer. Herkules ſchritt nun weiter durchs illyriſche Land, eilte über den Fluß Eridanus und kam zu den Nymphen des Zeus und der Themis, die an den Ufern dieſes Stromes wohnten. Auch an ſie richtete der Held ſeine Frage. „Geh zu dem alten Stromgotte Nereus," war ihre Antwort, „der iſt ein Wahrſager und weiß alle Dinge. Ueberfall' ihn im Schlafe und binde ihn, ſo wird er gezwungen den rechten Weg dir angeben." Herkules befolgte dieſen Rath, und bemeiſterte ſich des Flußgottes, obgleich dieſer nach ſeiner Gewohnheit ſich in allerlei Geſtalten verwandelte. Er ließ ihn nicht eher los, bis er erkundet hatte, in welcher Weltgegend er die goldenen Aepfel der Heſperiden antreffen werde. ~~Hierüber belehrt~~) durchzog er weiter Libyen und Aegypten. Ueber das letztere Land herrſchte Buſiris, (der Sohn des Neptunus und der Lyſianaſſa.) Ihm war bei einer neunjährigen Theurung durch einen Wahrſager aus Cypern das grauſame Orakel geworden, daß die Unfruchtbarkeit aufhören ſollte, wenn dem Zeus jährlich ein fremder Mann geſchlachtet würde. Zum Danke machte Buſiris den Anfang mit dem Wahrſager ſelbſt; allmählig fand der Barbar ein Gefallen an dieſer Gewohnheit und ſchlachtete alle Fremdlinge, welche nach Aegypten kamen. So wurde denn auch Herkules ergriffen und zu den Altären Jupiters geſchleppt. Er aber riß die Bande, die ihn feſſelten, entzwei, und erſchlug den Buſiris mit ſamt ſeinem Sohn und dem prieſterlichen Herold. Unter mancherlei

Abentheuern zog der Held weiter, befreite, wie ſchon erzählt worden iſt, den an den Caucaſus geſchmiedeten Titanen Prometheus, und gelangte endlich, nach der Anweiſung des Befreiten, in das Land, wo Atlas die Laſt des Himmels trug, und in deſſen Nähe der Baum mit den goldenen Aepfeln von den Heſperiden gehütet wurde. Prometheus hatte dem Halbgotte gerathen, ſich nicht ſelbſt dem Raube der goldenen Früchte zu unterziehen, ſondern den Atlas auf dieſen Fang auszuſenden. Er ſelbſt erbot ſich dafür dieſem, ſo lange das Tragen des Himmels über ſich zu nehmen. Atlas bezeigte ſich willig und Herkules ſtemmte die mächtigen Schultern dem Himmelsgewölbe unter. Jener dagegen machte ſich auf, ſchläferte den um den Baum ſich ringelnden Drachen ein, oder tödtete ihn, überliſtete die Hüterinnen und kam mit drei Aepfeln, die er gepflückt, glücklich zu Herkules. „Aber,“ ſprach er, „meine Schultern haben nun einmal empfunden, wie es ſchmeckt, wenn der eherne Himmel nicht auf ihnen laſtet. Ich mag ihn fürder nicht wieder tragen.“ So warf er die Aepfel vor dem Halbgott auf den Raſen und ließ dieſen mit der ungewohnten, unerträglichen Laſt ſtehen. Herkules mußte auf eine Liſt ſinnen, um los zu kommen. „Laß mich,“ ſprach er zu dem Himmelsträger, „nur einen Bauſch von Stricken um den Kopf winden, damit mir die entſetzliche Laſt nicht das Gehirn zerſprengt.“ Atlas fand die Forderung billig und ſtellte ſich, nach ſeiner Meinung auf wenige Augenblicke, dem Himmel wieder unter. Aber er konnte lange warten, bis Herkules ihn wieder ablöſte, und der Betrüger wurde zum Betrogenen. Denn jener hatte nicht ſo bald die Aepfel vom Raſen aufgeleſen, als er mit den goldenen

Früchten ſich aus dem Staube machte. Er brachte dieſe dem Euryſtheus, der ſie, da ſein Zweck, den Herkules aus dem Wege zu räumen, doch nicht erreicht war, dem Helden wieder als Geſchenk zurück gab. Der legte ſie auf dem Altare Minervens nieder; die Göttin aber wußte, daß es der heiligen Beſtimmung dieſer göttlichen Früchte zuwider war, irgendwo anders niedergelegt zu werden, und ſo trug ſie die Aepfel wieder in den Garten der Heſperiden zurück.

Statt den verhaßten Nebenbuhler zu vernichten, hatten die bisher ihm von Euryſtheus aufgetragenen Arbeiten den Herkules nur in dem Berufe verherrlicht, der ihm vom Schickſal angewieſen war: ſie hatten ihn als Vertilger jeder Unmenſchlichkeit auf Erden, als den ächt menſchlichen Wohlthäter der Sterblichen dargeſtellt. Das letzte Abentheuer aber ſollte er in einer Region beſtehen, wohin ihn — ſo hoffte der argliſtige König — ſeine Heldenkraft nicht begleiten würde; ein Kampf mit den finſtern Mächten der Unterwelt ſtand ihm bevor: er ſollte Cerberus, den Höllenhund, aus dem Hades heraufbringen. Dieß Unthier hatte drei Hundsköpfe mit gräßlichen Rachen, aus denen unaufhörlich giftiger Geifer träufte, ein Drachenſchwanz hing ihm vom Leibe herunter und das Haar der Köpfe und des Rückens bildeten ziſchende geringelte Schlangen. Sich für dieſe Grauſen erregende Fahrt zu befähigen, ging Herkules in die Stadt Eleuſis im attiſchen Gebiete, wo eine Geheimlehre über göttliche Dinge der Ober- und Unterwelt von kundigen Prieſtern gehegt wurde, und ließ ſich von dem Prieſter Eumolpus in die dortigen Geheimniſſe einweihen, nachdem er an heiliger Stätte vom Morde der Centauren entſündigt worden war. So mit geheimer Kraft, den Schrecken der Unterwelt zu begegnen, ausgerüſtet, wanderte er in den Peloponnes und nach der Lakoniſchen Stadt Tänarus, wo ſich die Mündung der Unterwelt befand. Hier ſtieg er, von Merkur, dem Begleiter der Seelen, geleitet, die tiefe Erdkluft hinab, und kam zur Unterwelt vor die Stadt des Königes Pluto. Die Schatten, die vor den Thoren der Hadesſtadt traurig luſtwandelten — denn in der Unterwelt iſt kein heiteres Leben wie im Sonnenlichte, — ergriffen die Flucht, als ſie Fleiſch und Blut in lebendiger Menſchengeſtalt erblickten; nur die Gorgone Meduſa und der Geiſt Meleagers hielten Stand. Nach jener wollte Herkules einen Schwertſtreich führen, aber Merkur fiel ihm in den Arm und belehrte ihn, daß die Seelen der Abgeſchiedenen leere Schattenbilder und vom Schwerte nicht verwundbar ſeyen. Mit der Seele Meleagers dagegen unterhielt ſich der Halbgott freundlich, und empfing von ihm ſehnſüchtige Grüſſe für die Oberwelt an ſeine geliebte Schweſter Deïanira. Ganz nahe zu den Pforten des Hades gekommen, erblickte er ſeine Freunde Theſeus und Pirithous; der letzte hatte ſich in der Unterwelt, vom andern begleitet, als Freier der Perſephone eingefunden und beide waren wegen dieſes frechen Unterfangens von Pluto an den Stein, auf den die Ermüdeten ſich niedergelaſſen hatten, gefeſſelt worden. Als beide den befreundeten Halbgott erblickten, ſtreckten ſie flehend die Hände nach ihm aus, und zitterten vor Hoffnung, durch ſeine Kraft die Oberwelt wieder erklimmen zu können. Den Theſeus ergriff auch Herkules wirklich bei der Hand, befreite ihn von ſeinen Banden, und richtete ihn vom Boden, an den er gefeſſelt gelegen hatte, wieder auf. Ein zweiter Verſuch, auch den Pirithous zu befreien, mißlang, denn die Erde fing an, ihm unter den Füßen zu beben. Vorſchreitend erkannte Herkules auch den Aſkalephus, der einſt verrathen hatte, daß Proſerpina von den Rückkehr verwehrenden Granatäpfeln des Hades gegeſſen; er wälzte den Stein ab, den Ceres in Verzweiflung über den Verluſt ihrer Tochter auf ihn gewälzt hatte. Dann fiel er unter die Heerden des Pluto und ſchlachtete eines der Rinder, um die Seelen mit Blute zu tränken; dieß wollte der Hirte dieſer Rinder, Menötius, nicht geſtatten und forderte deßwegen den Helden zum Ringkampfe auf. Herkules aber faßte ihn mitten um den Leib, zerbrach ihm die Rippen und gab ihn nur auf Bitten der Unterweltsfürſtin Proſerpina (Perſephone) ſelbſt wieder frei. Am Thore der Todtenſtadt ſtand der König Pluto und verwehrte ihm den Eintritt. Aber das Pfeilgeſchoß des Heroen durchbohrte den Gott an der Schulter, daß er Qualen der Sterblichen empfand, und, als der Halbgott nun beſcheidentlich um Entführung des Höllenhundes bat, ſich nicht länger widerſetzte. Doch forderte er als Bedingung, daß Herkules deſſelben mächtig werden ſollte, ohne die Waffen zu gebrauchen, die er bei ſich führe. So ging der Held, einzig mit ſeinem Bruſtharniſche bedeckt und mit der Löwenhaut umhangen, aus, das Unthier zu fahen. Er fand ihn an der Mündung des Acheron hingekauert, und ohne auf das Bellen des Dreikopfs zu achten, das wie ein ſich in Widerhallen vervielfältigender, dumpfer Donner tönte, nahm er die Köpfe zwiſchen die Beine, umſchlang den Hals mit den Armen und ließ ihn nicht los, obgleich der Schwanz des Thieres, der ein lebendiger Drache war, ſich vorwärts bäumte, und der Drache ihn in die Weiche biß. Er hielt den Nacken des Ungethüms feſt und ſchnürte ihn ſo lange zu, bis er über das ungebärdige Thier Meiſter ward, da er es dann aufhob und durch eine andere Mündung des Hades ~~bei Trözen~~ im Argoliſchen Lande glücklich wieder zur Oberwelt auftauchte. Als der Höllenhund das Tageslicht erblickte, entſetzte er ſich und fing an den Geifer von ſich zu ſpeien; davon wuchs der giftige Eiſenhut aus dem Boden hervor. Herkules brachte das Ungeheuer in Feſſeln ſofort nach Tirynş und hielt es dem ſtaunenden Euryſtheus, der ſeinen eigenen Augen nicht traute, entgegen. Jetzt verzweifelte der König daran, jemals des verhaßten Jupiterſohnes los zu werden, ergab ſich in ſein Schickſal und entließ den Helden, der den Höllenhund ſeinem Eigenthümer zurück in die Unterwelt brachte.

Herkules und Eurytus.

Herkules, nach allen dieſen Mühſalen endlich vom Dienſte des Euryſtheus befreit, kehrte nach Theben zurück. Mit ſeiner Gemahlin Megara, der er im Wahnſinne die Kinder umgebracht hatte, konnte er nicht mehr leben, er trat ſie daher mit ihrem Willen ſeinem geliebten Vetter Jolaus zur Gattin ab, und dachte ſelbſt auf eine neue Vermählung. Seine Neigung wandte ſich der ſchönen Jole zu, der Tochter des Königes Eurytus zu Oechalia, auf der Inſel Euböa, der den Herkules einſt als Knaben in der Kunſt des Bogenſchießens unterrichtet hatte. Dieſer König hatte ſeine Tochter dem Wettkämpfer verſprochen, der ihn und ſeine Söhne im Bogenſchießen übertreffen würde. Auf dieſe Bekanntmachung eilte Herkules nach Oechalia, und trat unter der Schaar der Bewerber auf. Er bewies in dieſem Wettkampfe, daß er kein unwürdiger Schüler des alten Eurytus geweſen: denn er beſiegte ihn und ſeine Söhne. Der König hielt ſeinen Gaſt in allen Ehren; im Herzen aber erſchrak er gewaltig über deſſen Sieg, denn er mußte an das Schickſal der Megara denken, und fürchtete für ſeine Tochter ein gleiches Loos. Er erklärte daher auf die Anfrage des Helden, ſich wegen der Heirath noch längere Zeit bedenken zu wollen. Inzwiſchen war der älteſte Sohn des Eurytus, Iphitus, ein Altersgenoſſe des Herkules, der eine neidloſe Freude über die Stärke und Heldenherrlichkeit ſeines Gaſtes empfand, ſein inniger Freund geworden, und wandte alle Künſte der Ueberredung an, um ſeinen Vater dem edlen Fremdling geneigter zu machen. Eurytus aber beharrte auf ſeiner Weigerung. Gekränkt verließ Herkules das Königshaus, und irrte lang in der Fremde umher. Was ihm hier bei dem Könige Admetus begegnet, ſoll der nächſte Abſchnitt erzählen. Mittlerweile kam ein Bote vor den König Eurytus, und meldete, daß ein Räuber unter die Rinderherde des Königes gefallen ſey. Es hatte dieß der liſtige und betrügeriſche Autolykus verübt, deſſen Diebereien weit und breit bekannt waren. Der erbitterte König aber ſprach: „dieß hat kein Anderer gethan, als Herkules; ſolche unedle Rache nimmt er, weil ich ihm, dem Mörder ſeiner Kinder, die Tochter verſagt habe!“ Iphitus vertheidigte ſeinen Freund mit warmen Worten und erbot ſich, ſelbſt zu Herkules zu gehen und mit ihm die geſtohlenen Rinder aufzuſuchen.

Dieſer nahm den Königsſohn gaſtfreundlich auf und zeigte ſich bereitwillig, den Zug mit ihm zu übernehmen. Indeſſen kehrten ſie unverrichteter Dinge zurück, und als ſie die Mauern von Tiryns beſtiegen hatten, um mit den Blicken die Gegend durchſchweifen und die geſtohlenen Rinder irgendwo entdecken zu können, ſiehe, da bemächtigte ſich der unſelige Wahnſinn auf einmal wieder des Heldengeiſtes; Herkules, von Juno's Zorn getrieben, hielt ſeinen treuen Freund Iphitus für einen Mitverſchworenen des Vaters, und ſtürzte ihn über die hohen Stadtmauern von Tiryns herab.

Herkules bei Admetus.

Zu der Zeit, als der Held, aus dem Hauſe des Königs von Oechalia mit Unwillen entwichen, in der Irre umherſtreifte, hat ſich folgendes begeben. Zu Pherä in Theſſalien lebte der edle König Admetus mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin Alceſtis, die ihren Gatten über Alles liebte, von blühenden Kindern umringt, von glücklichen Unterthanen geliebt. In früherer Zeit, als Apollo, der die Cyklopen getödtet hatte, aus dem Olymp entflohen war und ſich gezwungen ſah, einem Sterblichen dienſtbar zu werden, hatte ihn Admetus, der Sohn des Feres, liebreich aufgenommen, und er weidete ihm als Sklave ſeine Rinder. Seitdem ſtand er unter dem wirkſamen Schutze des ſpäter von ſeinem Vater Jupiter wieder zu Gnaden angenommenen Gottes. Als nun die Lebenszeit des Königs Admetus verſtrichen und vom Schickſal ihm der Tod zuerkannt war, da wirkte ſein

und Apollo, dem dieß als einem Gotte bewußt, bei
Schickſalsgöttinnen aus, daß ſie ihm gelobten, Ad-
us ſolle dem Hades, der ihn bedrohte, entfliehen,
n ein anderer Menſch für ihn ſterben und in das
tenreich hinabſteigen wollte. Apollo verließ daher
Olymp und kam nach Pherä zu ſeinem alten Gaſt-
nde, ihm und den Seinigen die Botſchaft von dem
e, den das Geſchick über ihn beſchloſſen, zu überbrin-
zugleich aber ihm das Mittel anzugeben, wodurch
einem Schickſal zu entrinnen vermöge. Admetus war
redlicher Mann, aber er liebte das Leben und auch alle
Seinigen ſammt ſeinen Unterthanen erſchracken, daß dem
ſe die Stütze, der Gattin und den Kindern Gatte
Vater, dem Volke ein milder Herrſcher geraubt werden
. Deßwegen ging Admetus umher, und forſchte, wo
nen Freund fände, der für ihn ſterben wollte. Aber
var nicht Einer, der dazu Luſt gehabt hätte, und ſo
ſie vorher den Verluſt, der ihnen bevorſtände, be-
nert hatten, ſo kalt wurde ihr Sinn, als ſie von ihm
n, unter welcher Bedingung ihm das Leben erhalten
en könnte. Selbſt der greiſe Vater des Königes, Pheres,
die gleichfalls hochbetagte Mutter, die den Tod jede
de vor ſich ſahen, wollten das wenige Leben, das ſie
zu hoffen hatten, nicht für den Sohn dahingeben. Nur
is, ſeine blühende, lebensvolle Gattin, die glückliche
er hoffnungsvoll heranblühender Kinder, war von ſo
und aufopfernder Liebe zu dem Gemahl beſeelt, daß
h bereit erklärte, dem Sonnenlichte für ihn zu ent-
. Kaum war dieſe Erklärung aus ihrem Munde
gen, als auch ſchon der ſchwarze Prieſter der Tod-
Thanatos (der Tod), den Thoren des Palaſtes nahte,

ſein Opfer ins Schattenreich hinabzuführen. Denn er wußte Tag und Stunde genau, an welchem dem Admetus vom Schickſale beſtimmt geweſen war, zu ſterben. Als Apollo den Tod herankommen ſah, verließ er ſchnell den Königspalaſt, um, der Gott des Lebens, von ſeiner Nähe nicht entheiligt zu werden. Die fromme Alceſtis aber, als ſie den entſcheidenden Tag ſich nahen ſah, reinigte ſich, als Opfer des Todes, in fließendem Waſſer, nahm feſtliches Gewand und Geſchmeide aus dem Schranke von Zedernholz und nachdem ſie ſo ſich ganz würdevoll geſchmückt, betete ſie vor ihrem Hausaltare zur Göttin der Unterwelt. Dann umſchlang ſie Kinder und Gemahl, und trat endlich, von Tag zu Tage mehr abgezehrt, zur beſtimmten Stunde von ihren Dienerinnen umringt an der Seite ihres Gatten und ihrer Kinder in das Gemach, wo ſie den Boten der Unterwelt empfangen wollte. Hier ſchickte ſie ſich zum feierlichen Abſchiede von den Ihrigen an. „Laß mich zu dir reden, was mein Herz begehrt,“ ſprach ſie zu ihrem Gemahle. „Weil dein Leben mir theurer iſt, als das meinige, ſterbe ich für dich jetzt, wo mir das Sterben noch nicht drohte, wo ich, einen edlen Theſſalier zum zweiten Gemahle wählend, im beglückten Fürſtenhauſe hätte wohnen können. Aber ich wollte nicht leben, deiner beraubt, die verwaisten Kinder anſchauend. Dein Vater und deine Mutter haben dich verrathen, da doch ihnen Sterben rühmlicher geweſen wäre; denn dann wäreſt du nicht einſam geworden, und hätteſt keine Waiſen aufzuziehen gehabt. Doch, da es die Götter einmal ſo gefügt haben, ſo bitte ich dich nur, meiner Wohlthat eingedenk zu ſeyn, und den Kleinen, die du nicht weniger liebeſt als ich, die ich ſie verlaſſen muß, kein anderes

Weib als Mutter zuzuführen, das, von Neid gequält, ſie ſelber plagen könnte. Denn oft ſind Drachen ſanftmüthiger als Stiefmütter.“ Unter Thränen ſchwur ihr der Gemahl, daß wie ſie im Leben die ſeine geweſen, ſo auch im Tode nur ſie ihm Gattin heißen ſolle. Dann übergab ihm Alceſtis die wehklagenden Kinder, und ſank ohnmächtig nieder.

Unter den Vorbereitungen zur Beſtattung geſchah es nun, daß der umherirrende Herkules nach Pherä und vor die Thore des Königspalaſtes kam. Eingelaſſen gerieth er in eine Unterredung mit den Dienern des Hauſes, und zufällig kam Admetus ſelbſt dazu. Dieſer nahm ſeinen Gaſt, den eigenen Kummer unterdrückend, mit großer Herzlichkeit auf, und als Herkules, durch den Anblick ſeiner Trauerkleider betroffen, ihn um ſeinen Verluſt befragte, erwiederte er, um den Gaſt nicht zu betrüben oder gar zu verſcheuchen, auf eine ſo verdeckte Weiſe, daß Herkules der Meinung war, es ſey eine ferne Anverwandte des Admetus, die zu Beſuche bei dem Könige war, geſtorben. Er blieb daher fröhlichen Sinnes, ließ ſich von einem Sklaven in das Gaſtgemach geleiten, und hier Wein vorſetzen. Als ihm die Traurigkeit des Dieners auffiel, ſchalt er dieſen um ſein übermäßiges Leid. „Was ſiehſt du mich ſo ernſt und feierlich an?“ ſprach er. „Ein Diener muß gefällig gegen Fremdlinge ſeyn! Was iſts auch, wenn eine Fremde in eurem Hauſe geſtorben iſt; weißt du denn nicht, daß dieß das allgemeine Loos der Menſchen iſt? Den Trübſeligen iſt das Leben eine Qual; geh, bekränze dich, wie du mich ſiehſt und trinke mit mir! Ich weiß gewiß, ein überwallender Becher wird bald alle Runzeln deiner Stirne vertreiben.“ Aber der Diener wandte ſich mit Grauen ab. „Uns traf ein Geſchick," ſprach er, „dem nicht Lachen und Schmauſen ziemt. Fürwahr, der Sohn des Pheres iſt nur allzu gaſtfreundlich, daß er in ſo tiefer Trauer einen ſo leichtſinnigen Gaſt aufgenommen hat!" — „Soll ich nicht fröhlich ſeyn," erwiederte Herkules verdrießlich, weil eine fremde Frau geſtorben iſt?" — „Eine fremde Frau!" rief der Diener verwundert. „Dir mochte ſie fremd ſeyn; uns war ſie es nicht!" — „So hat mir Admetus ſeinen Unfall nicht recht berichtet," ſagte Herkules ſtutzend. Aber der Sklave ſprach: „Nun ſey du immer fröhlich; der Gebieter Weh geht ja nur ihre Freunde und Diener an!" Aber Herkules hatte keine Ruhe mehr, bis er die Wahrheit erfahren hatte. „Iſt's möglich?" rief er. „Eines ſo herrlichen Weibes ward er beraubt, und dennoch hat er den Fremdling ſo gaſtlich aufgenommen? Trat ich doch mit geheimem Widerwillen zum Thore hinein, und nun hab ich hier im Trauerhauſe das Haupt mit Kränzen geſchmückt, gejubelt und getrunken! Aber ſage mir, wo liegt das fromme Weib beſtattet?" — „Wenn du den geraden Weg gehſt, der nach Lariſſa führt," antwortete der Sklave, „ſo ſiehſt du das ſchmucke Todtenmal, das ihr ſchon aufgerichtet iſt." Mit dieſen Worten verließ der Diener weinend den Fremdling.

Alleingelaſſen brach Herkules in keine Klagen aus, ſondern der Held hatte ſchnell einen Entſchluß gefaßt. „Retten muß ich," ſprach er zu ſich ſelbſt, „dieſe Geſtorbene, ſie wieder einführen in das Haus des Gatten; anders kann ich ſeine Gunſt nicht würdig vergelten. Ich gehe an das Grabmal; dort harre ich des Thanatos, des Todtenbeherrſchers. Ich finde ihn wohl, wie er kommt, das Opferblut zu trinken, das ihm über dem Denkmal der Verſtorbenen geſpendet wird. Dann ſpringe ich aus meinem Hinterhalte hervor, ergreife ihn ſchnell, umſchlinge ihn mit den Händen, und keine Macht auf Erden ſoll ihn mir entreißen, ehe er mir ſeine Beute überläßt." Mit dieſem Vorſatze verließ er in aller Stille den Palaſt des Königs.

Admetus war in ſein verödetes Haus zurückgekehrt und trauerte mit ſeinen verlaſſenen Kindern in ſchmerzlicher Sehnſucht nach der geopferten Gattin, und kein Troſt getreuer Diener vermochte ſeinen Kummer zu lindern. Da betrat ſein Gaſtfreund Herkules die Schwelle wieder, ein verſchleiertes Weib an der Hand führend. „Du haſt nicht wohl daran gethan, o König," ſagte er, „mir den Tod deiner Gattin zu verhehlen; du nahmſt mich in dein Haus auf, als ob nur fremdes Leiden dich bekümmerte; ſo habe ich unwiſſend groß Unrecht gethan, und im Unglückshauſe fröhliches Trankopfer ausgegoſſen. Doch will ich dich in deinem Ungemache nicht noch weiter betrüben. Höre jedoch, warum ich noch einmal gekommen bin. Dieſe Jungfrau hier habe ich als Siegeslohn bei einem Kampfſpiele empfangen. Nun gehe ich hin, den König der Biſtonier in Thracien zu bekriegen. Bis ich dieſen Zug vollbracht habe, übergebe ich dir die Jungfrau als Dienerin, ſorge du für ſie als das Eigenthum eines Freundes."

Admetus erſchrak, als er den Herkules ſo ſprechen hörte. „Nicht, weil ich den Freund verachtet oder verkannt hätte," erwiederte er, „habe ich dir meiner Gattin Tod verborgen, ſondern um mir nicht noch mehr Leiden dadurch zu bereiten, daß ich dich in eines anderen Freundes Haus davon ziehen ließe. Dieſes Weib aber, Herr, bitte ich dich, einem andern Bewohner von Pherä zuzuführen, nicht mir, der ich ſo viel gelitten habe. Haſt du ja doch genug Gaſtfreunde in dieſer Stadt. Wie könnte ich ohne Thränen dieſe Jungfrau in meinem Hauſe erblicken? Den Männeraufenthalt könnte ich ihr nicht zur Wohnung geben, und ſollte ich ihr die Gemächer der verſtorbenen Gattin einräumen? Das ſey ferne! Ich fürchte die üble Nachrede der Pheräer, ich fürchte auch den Tadel der Entſchlafenen!“ So ſprach abwehrend der König, aber ein wunderbares Sehnen zog ſeine Blicke doch wieder auf die tief verſchleierte Geſtalt. „Wer du auch ſeyeſt, o Weib,“ ſagte er ſeufzend, „wiſſe, daß du an Größe und Geſtalt wunderſam meiner Alceſtis gleicheſt. Bei den Göttern beſchwöre ich dich, Herkules, führe mir dieſe Frau aus den Augen, und quäle den Gequälten nicht noch mehr; denn wenn ich ſie erblicke, wähne ich mein verſtorbenes Gemahl zu ſehen, ein Strom von Thränen bricht aus meinen Augen, und aufs Neue verſinke ich in Kümmerniß.“ Herkules unterdrückte ſein wahres Gefühl und antwortete betrübt: „O wäre mir von Jupiter die Macht verliehen, dir dein heldenmüthiges Weib aus dem Schattenreich ans Licht zurückzuführen, und dir für deine Güte ſolche Gunſt zu erweiſen!“ „Ich weiß, du thäteſt es,“ erwiederte Admet, „wann aber kehrte je ein Todter aus dem Schattenreiche zurück?“ „Nun,“ fuhr Herkules lebhafter fort, „weil dieß nicht geſchehen kann, ſo geſtatte der Zeit, deinen Kummer zu lindern, den Todten geſchieht doch kein Gefallen mit deiner Trauer. Verbanne auch den Gedanken nicht ganz, daß eine zweite Gattin dir einſt noch das Leben erheitern kann. Endlich, mir zu Liebe nimm das edle Mädchen, das ich dir hier bringe, in dein Haus auf. Verſuch es wenigſtens; ſobald es dir nicht frommen ſollte, ſoll ſie dein Haus wieder verlaſſen!“ Admet ſah ſich von dem Gaſte, den er nicht beleidigen wollte, bedrängt; er befahl, jedoch nur ungerne, daß die Diener das Weib in die innern Gemächer geleiten ſollten. Aber Herkules gab dieſes nicht zu. „Vertraue, ſprach er, mein Kleinod keinen Sklavenhänden, o Fürſt! Du ſelbſt, wenn es dir gefällt, ſollſt ſie hinein führen!“ „Nein,“ ſprach Admet, „ich berühre ſie nicht, ich würde ſchon ſo das Wort, das ich der geliebten Todten gegeben habe, zu verletzen glauben. Eingehen möge ſie, aber ohne mich!“ Doch Herkules ruhte nicht, bis er die Hand der Verſchleierten ergriffen hatte. „Nun dann,“ ſagte Herkules freudig, „ſo bewahre ſie; blicke die Jungfrau auch recht an, ob ſie wirklich deinem Ehegemahl gleicht, und ende deinen Gram!“

Damit enthüllte er die Verſchleierte und gab dem in Staunen zweifelnden König ſeine wiederbelebte Gemahlin zu ſchauen. Während er ſelbſt, wie leblos, die Lebende an der Hand hielt und ſich mit Furcht und Zittern an ihrem Anblicke weidete, erzählte ihm der Halbgott, wie er den Thanatos am Grabeshügel ergriffen und ſeine Beute ihm abgerungen habe. Da ſank Admetus in die Arme ſeines Weibes. Aber dieſe blieb ſprachlos und durfte ſeinen zärtlichen Ausruf nicht erwiedern. „Du wirſt, belehrte ihn Herkules, „ihre Stimme nicht wieder vernehmen, als bis die Todtenweihe von ihr genommen und der dritte Tag erſchienen iſt. Doch führe ſie getroſt hinein in dein Gemach und freue dich ihres Beſitzes. Er iſt dir zu Theil geworden, weil du an Fremdlingen ſo edle Gaſtfreundſchaft geübt haſt! Mich aber laß meinem Geſchicke nachziehen!“ „So zeuch in Frieden, Held!“

dem Scheidenden nach: „Du haſt mich in ein beſſeres Leben zurückgeführt; glaube mir, daß ich meine Seligkeit dankbar erkenne! Alle Bürger meines Königreichs ſollen mir Chortänze aufführen helfen, und Opferduft entſteige den Altären! Dabei wollen wir dein, o du mächtiger Jovisſohn, in Dank und Liebe gedenken!“

Herkules im Dienſte der Omphale.

Der Mord des Iphitus, obgleich im Wahnſinne verübt, lag ſchwer auf Herkules. Er wanderte von einem Prieſterkönige zum andern, um ſich reinigen zu laſſen; erſt zum Könige Peleus von Pylos, dann zu Hippokoon, König von Sparta: aber beide weigerten ſich deſſen; der dritte endlich, Deiphobus, ein König zu Amyklä, übernahm es, ihn zu entſühnen. Nichtsdeſtoweniger ſchlugen ihn die Götter zur Strafe der Unthat mit einer ſchweren Krankheit. Der Held, ſonſt von Kraft und Geſundheit ſtrotzend, konnte das plötzliche Siechthum nicht ertragen. Er wandte ſich nach Delphi und hoffte bei dem pythiſchen Orakel Geneſung zu finden. Aber die Prieſterin verweigerte ihm, als einem Mörder, ihren Spruch. Da raubte er im Heldenzorn den Dreifuß, trug ihn hinaus aufs Feld und errichtete ein eigenes Orakel. Erboſt über dieſen kühnen Eingriff in ſeine Rechte, erſchien Apollo und forderte den Halbgott zum Kampfe heraus. Aber Jupiter wollte auch dießmal kein Bruderblut fließen ſehen; er ſchlichtete den Kampf, indem er einen Donnerkeil zwiſchen die Streitenden warf. Jetzt erhielt endlich Her-

ules einen Orakelſpruch, welchem zufolge er von ſeinem
Uebel frei werden ſollte, wenn er zu dreijährigem Knechts-
ienſte verkauft würde, das Handgeld aber, als Sühne,
em Vater gäbe, dem er den Sohn erſchlagen. Herkules,
on Krankheit überwältigt, fügte ſich in dieſen harten
Spruch. Er ſchiffte ſich mit einigen Freunden nach Aſien
in und wurde dort von einem derſelben mit ſeiner Ein-
willigung als Sklave verkauft an Omphale, die Tochter
es Jardanes, die Königin des damaligen Maeoniens,
as ſpäter Lydien hieß. Den Kaufpreis brachte der
erkäufer, dem Orakel gemäß, dem Eurytus, und als
ieſer das Geld zurückwies, übergab er es den Kindern
es erſchlagenen Iphitus. Jetzt wurde Herkules wieder
eſund. Im Vollgefühle der wieder gewonnenen Körper-
aft zeigte er ſich anfangs auch als Sklave der Om-
hale noch als Held, und fuhr fort, in ſeinem Berufe
s ein Wohlthäter der Menſchheit zu wirken. Er züch-
gte alle Räuber, welche das Gebiet ſeiner Herrin und
r Nachbarn beunruhigten. Die Cerkopen, die in der
egend von Epheſus hauſten und durch Plünderung viel
chaden anrichteten, wurden von ihm theils erſchlagen,
eils gebunden der Omphale überliefert. Den König
yleus in Aulis, einen Sohn des Neptunus, der die rei-
nden Fremden auffing und ſie zwang, ihm die Weinberge
hacken, erſchlug er mit dem Spaten, und grub ſeine
einſtöcke mit den Wurzeln aus. Den Itonen, die wie-
rholt ins Land der Omphale einfielen, zerſtörte er ihre
adt von Grund aus, und machte ſämmtliche Einwohner
Sklaven. In Lydien trieb damals Lytierſes, ein
ächter Sohn des Midas, ſein Weſen. Er war ein
chbegüterter Mann und lud alle Fremde, die bei ſeinem

Siche vorüber reiſten, höflich zu Gaſte. Auch beim Mahle zwang er ſie mit ihm in ſeine Aernte zu gehen und des Abends ſchlug er ihnen die Köpfe ab. Auch dieſen Tyrannen brachte Herkules um und warf ihn in den Fluß Mäander. Einmal fuhr er auf einem dieſer Züge an der Inſel Doliche an, und ſah hier einen Leichnam, von den Wellen herangeſpült, am Geſtade liegen. Es war die Leiche des unglücklichen Icarus, der mit den wachsgefügten Flügeln ſeines Vaters auf der Flucht aus dem Labyrinthe zu Kreta der Sonne zu nahe gekommen und in das Meer gefallen war. Mitleidig begrub Herkules den Verunglückten und gab der Inſel, ihm zu Ehren, den Namen Icaria. Für dieſen Dienſt errichtete der Vater des Icarus, der kunſtreiche Dädalus, das wohlgetroffene Bildniß des Herkules zu Piſa. Der Held ſelbſt aber, als er einſt dorthin kam, hielt das Bild, von der Dunkelheit der Nacht getäuſcht, für belebt. Seine eigene Heldengebärde erſchien ihm als das Drohen eines Feindes, er griff zu einem Steine und zerſchmetterte ſo das ſchöne Denkmal, das ſeiner Barmherzigkeit vom Freunde geſetzt worden war. In die Zeit ſeiner Knechtſchaft bei Omphale fiel auch die Theilnahme des Helden an der Jagd des calydoniſchen Ebers.

Omphale bewunderte die Tapferkeit ihres Knechts, und mochte wohl ahnen, daß ein herrlicher, weltberühmter Held ihr Sclave ſey. Nachdem ſie erfahren, daß er Herkules, der große Sohn Jupiters, ſey, gab ſie ihm nicht nur in Anerkenntniß ſeiner Verdienſte die Freiheit wieder, ſondern ſie vermählte ſich auch mit ihm. Aber Herkules vergaß hier im üppigen Leben des Morgenlandes der Lehren, die ihm die Tugend am Scheidewege ſeines Jugendlebens gegeben, er verſank in weibiſche Wolluſt. Dadurch gerieth er bei ſeiner Gemahlin Omphale ſelbſt in Verachtung: ſie kleidete ſich in die Löwenhaut des Helden, ihm ſelbſt aber ließ ſie weichliche lydiſche Weiberkleider anlegen, und brachte ihn in ſeiner blinden Liebe ſo weit, daß er, zu ihren Füßen ſitzend, Wolle ſpann. Der Nacken, dem einſt bei Atlas der Himmel eine leichte Laſt geweſen war, trug jetzt ein goldenes Weiberhalsband, die nervigen Heldenarme umſpannten Armbänder, mit Juwelen beſetzt, ſein Haar quoll ungeſchoren unter einer Mitra hervor; langes Frauengewand wallte über die Heldenglieder herab. So ſaß er, den Rocken vor ſich, unter andern joniſchen Mägden, ſpann mit ſeinen knochigen Fingern den dicken Faden ab, und fürchtete das Schelten ſeiner Herrin, wenn er ſein Tagewerk nicht vollſtändig geliefert. War ſie aber guter Laune, ſo mußte der Mann in Weibertracht ihr und ihren Frauen die Thaten ſeiner Heldenjugend erzählen, wie er die Schlangen mit der Knabenhand erdrückt, wie den Rieſen Geryones als Jüngling erlegt, wie der Hyder den unſterblichen Kopf abgeſchlagen, wie den Höllenhund aus dem Rachen des Hades heraufgezogen. An dieſen Thaten ergötzten ſich dann die Weiber, wie man an Ammenmährchen ſeine Freude hat.

Endlich, als ſeine Dienſtjahre bei Omphale vorüber waren, erwachte Herkules aus ſeiner Verblendung. Mit Abſcheu ſchüttelte er die Weiberkleider ab, und es koſtete ihn nur das Wollen eines Augenblicks, ſo war er wieder der krafterfüllte Jovisſohn voll von Heldenentſchlüſſen. Das Erſte, was er der Freiheit zurückgegeben beſchloß, war, an ſeinen Feinden Rache zu nehmen.

Die ſpäteren Heldenthaten des Herkules.

Vor allen Dingen machte er ſich auf den Weg, den gewaltthätigen und eigenmächtigen König Laomedon, den Erbauer und Beherrſcher Troja's, zu züchtigen. Denn als Herkules, von dem Amazonenkampfe zurückkehrend, die von dem Drachen bedrohte Tochter dieſes Fürſten, Heſione, befreit hatte, hielt ihm der wortbrüchige Laomedon den verſprochenen Lohn, die ſchnellen Marspferde, zurück und ließ ihn ſcheltend weiter ziehen. Jetzt nahm Herkules nicht mehr als ſechs Schiffe und nur eine geringe Menge Kriegsvolkes mit ſich. Aber unter dieſen waren die erſten Helden Griechenlands, Peleus, Oïkleus, Telamon. Zu dem Letztern war Herkules in ſeine Löwenhaut gekleidet gekommen, und hatte ihn eben beim Schmauſe getroffen. Telamon erhob ſich vom Tiſche, und reichte dem willkommenen Gaſt eine goldne Schale voll Weines, hieß ihn ſitzen und trinken. Freudig bewegt von ſolcher Gaſtfreundſchaft, hub Herkules die Hände gen Himmel und betete: „Vater Jupiter, wenn du je meine Bitten gnädig erhöret haſt, ſo flehe ich jetzt zu dir, daß du dem kinderloſen Telamon hier einen kühnen Sohn zum Erben verleihen mögeſt, ſo unverwundbar, wie ich es in dieſer Haut des nemeiſchen Löwen bin. Hoher Muth ſoll ihm immer zur Seite ſeyn!" Kaum hatte Herkules das Wort geredet, ſo ſandte ihm der Gott den König der Vögel, einen mächtigen Adler. Dem Herkules lachte darüber das Herz im Leibe; wie ein Wahrſager rief er begeiſtert aus: „Ja, Telamon, du wirſt den Sohn haben, den du begehrſt, herrlich wird er ſeyn, wie dieſer gebieteriſche Adler, und Ajax

ſoll ſein Name ſeyn, weithin gewaltig im Werke des Kriegsgotts." So ſprach er, und ſetzte ſich wieder nieder zum Schmauſe; dann zogen ſie, Telamon und Herkules, vereint mit den andern Helden, in den Krieg gegen Troja. Als ſie dort ans Land geſtiegen, übertrug Herkules die Wache bei den Schiffen dem Oïkleus; er ſelbſt mit den übrigen Helden rückte gegen die Stadt vor. Inzwiſchen hatte Laomedon mit eilig zuſammengerafftem Volke die Schiffe der Heroen überfallen und den Oïkleus im Kampfe getödtet; aber als er ſich wieder entfernen wollte, wurde er von den Gefährten des Herkules umringt. Die Belagerung wurde unterdeſſen ſcharf betrieben; Telamon durchbrach die Mauer, und war der erſte, der in die Stadt eindrang. Erſt hinter ihm kam Herkules. Es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß der Held ſich in Tapferkeit von einem Andern übertroffen ſah; die ſchwarze Eiferſucht bemächtigte ſich ſeines Geiſtes und ein böſer Gedanke ſtieg in ſeinem Herzen auf: er zückte das Schwert, und war im Begriffe, den vor ihm herſchreitenden Telamon niederzuhauen. Dieſer blickte um ſich, und errieth das Vorhaben des Herkules an ſeiner Gebärde. Schnell beſonnen las er die nächſt gelegenen Steine zuſammen, und auf des Nebenbuhlers Frage, was er hier mache, erwiederte er: „Ich baue Herkules, dem Sieger, einen Altar!" Dieſe Antwort entwaffnete den eiferſüchtigen Zorn des Helden. Sie kämpften wieder gemeinſam, und Herkules erlegte den Laomedon ſammt allen ſeinen Söhnen, mit Ausnahme eines einzigen, mit ſeinen Pfeilen. Als die Stadt erobert war, ſchenkte er Laomedon's Tochter Heſione ſeinem Freunde Telamon als Siegesbeute. Zugleich gab er ihr die Erlaubniß, nach eigener Wahl Einen der Gefangenen in Freiheit zu ſetzen. Sie wählte ihren Bruder Podarkes. „Es iſt recht, er ſey dein,“ ſagte Herkules, „aber er muß vorher die Schmach erlitten haben, und Sklave geweſen ſeyn: dann magſt du ihn um den Preis, den du für ihn geben willſt, hinnehmen!“ Als der Knabe nun wirklich zum Sklaven verkauft war, riß Heſione ihren königlichen Schmuck vom Haupte, und gab ihn als Löſegeld für den Bruder hin, daher trug dieſer den Namen Priamus (der Losgekaufte) davon. Von ihm wird die Sage Vieles zu erzählen haben.

Juno gönnte dem Halbgotte dieſen Triumph nicht. Auf der Heimfahrt von Troja begriffen, wurde er durch ihre Schickung von ſchweren Ungewittern überfallen, bis der ergrimmte Zeus ihrem Schalten Einhalt that. Nach mancherlei Abentheuern beſchloß der Held eine zweite Rache am König Augias zu nehmen, der ihm auch einſt den verſprochenen Lohn vorenthalten hatte, nahm ſeine Stadt Elis ein, und tödtete ihn mit ſammt ſeinen Söhnen. Dem Phyleus aber, der einſt wegen ſeiner Freundſchaft für Herkules vertrieben worden war, übergab er das Königreich Elis. Nach dieſem Siege ſetzte Herkules die olympiſchen Spiele ein, und weihte ihrem erſten Stifter, Pelops, einen Altar, auch den zwölf Göttern Altäre, je zweien Einen. Damals ſoll ſelbſt Jupiter in Menſchengeſtalt mit Herkules gerungen, und, überwunden, ſeinem Sohn zur Götterſtärke Glück gewünſcht haben. Dann zog Herkules gegen Pylus und den König Peleus, der ihm einſt die Entſündigung verweigert hatte; er überfiel ſeine Stadt, und machte ihn mit zehn ſeiner Söhne nieder. Nur der junge Neſtor, der in der Ferne

bei den Gereniern erzogen wurde, blieb verſchont. In dieſer Schlacht verwundete Herkules ſelbſt den Gott der Unterwelt, den Hades, der den Pyliern zu Hülfe gekommen war.

Noch war Hippokoon von Sparta übrig zu beſtrafen, der zweite König, der ſich nach Ermordung des Iphitus der Reinigung des Mörders entzogen hatte. Auch die Söhne dieſes Königs hatten den Haß des Helden auf's Neue ſich zugezogen. Als er nämlich mit Oeonus, ſeinem Vetter und Freunde, nach Sparta gekommen war, fiel Jenen, der den Palaſt des Hippokoon betrachtete, ein großer moloſſiſcher Schäferhund an. Oeonus begrüßte ihn mit einem Steinwurfe. Da rannten die Söhne des Königs hervor und ſchlugen den Fremdling mit Knüppeln todt. Um nun auch ſeines Freundes Tod zu rächen, verſammelte Herkules ein Heer gegen Sparta; auf dem Marſche durch Arkadien lud er auch den König Cepheus mit ſeinen zwanzig Söhnen zum Kampfe ein. Dieſer fürchtete jedoch einen Einfall von ſeinen Nachbarn, den Argivern, und lehnte es anfangs ab, mitzuziehen. Aber Herkules hatte von Minerva in einer ehernen Urne eine Locke des Meduſenhaupts erhalten. Dieſe übergab er der Tochter des Cepheus, Sterope, und ſprach: „Wenn das Heer der Argiver anrückt, ſo darfſt du nur dieſe Locke, ohne auf ſie hinzublicken, dreimal über die Stadtmauern emporhalten: dann werden eure Feinde die Flucht ergreifen!“ Als Cepheus Solches hörte, ließ er ſich bewegen, mit allen ſeinen Söhnen auszuziehen. Die Argiver wurden auch glücklich von ſeiner Tochter abgetrieben; ihm ſelbſt aber ſchlug der Feldzug zum Unheil aus: er wurde mit allen ſeinen Söhnen erſchlagen, und außer dieſen auch der Bruder des Herkules, Iphiklus. Herkules ſelbſt aber eroberte Sparta und nachdem er den Hippokoon und ſeine Söhne getödtet, führte er den Tyndareus, den Vater der Dioskuren Caſtor und Pollux, zurück, und ſetzte ihn wieder auf den Thron, behielt ſich aber das eroberte Reich, das er ihm übergab, für ſeine Nachkommen vor.

Herkules und Deïanira.

Nachdem der Heros noch mancherlei Thaten im Peloponnes verrichtet, kam er nach Aetolien und Kalydon zum Könige Oeneus, der eine wunderſchöne Tochter, Deïanira mit Namen, hatte. Dieſe erlitt mehr als irgend ein andres Aetolerweib bittere Noth durch eine ſehr läſtige Brautbewerbung. Sie lebte anfangs zu Pleuron, einer andern Hauptſtadt ihres väterlichen Reichs. Dort hatte ſich ein Fluß, Achelous genannt, als Freier eingefunden, und, in drei Geſtalten verwandelt, erbat er ſie von ihrem Vater. Das einemal kam er in einen leibhaftigen Stier verzaubert, das andremal als ſchillernder gewundener Drache, endlich zwar in Menſchengeſtalt, aber mit einem Stierhaupte, dem vom zottigen Kinne hernieder friſche Quellbäche ſtrömten. Deïanira konnte einem ſo entſetzlichen Freier nicht ohne tiefe Bekümmerniß entgegenſehen; ſie flehte zu den Göttern inbrünſtig um ihren Tod. Lange hatte ſie dem Bewerber widerſtrebt, aber dieſer wurde immer dringender, und ihr Vater zeigte ſich nicht abgeneigt, ſie dem Stromgotte von uraltem Götteradel zu überlaſſen. Da erſchien, wenn auch ſpät, doch immer noch zu rechter Zeit, als zweiter Freier Herkules,

n ſein Freund Meleager von der hohen Schönheit dieſer Kö-
stochter erzählt hatte. Er kam mit der Vorahnung, daß er
liebliche Jungfrau nicht ohne heißen Kampf gewinnen
rde, daher war er ſtreitbar ausgerüſtet, wie wenn er
t in Fehden zog. Wie er auf den Palaſt zu wandelte,
terte ihm die Löwenhaut im Winde vom Rücken, ſein
her hallte von Wurfpfeilen, und er ſchwang in der
prüfend die Keule. Als der gehörnte Stromgott ihn
men ſah, quollen die Adern ſeines Stierhauptes auf
er verſuchte ſein Horn im Stoße. Der König Oe-
s, wie er beide ſo kampfluſtig und furchtbar mit ihrer
rbung vor ſich ſtehen ſah, wollte keinen der mächtigen
haber durch eine abſchlägige Antwort beleidigen, und
prach ſeine Tochter demjenigen zum Weibe zu geben,
den andern im Kampf überwinden würde.

Bald begann auch vor den Augen des Königs, der
nigin und ihrer Tochter Deïanira der wüthende Zwei-
pf. Von der Fauſt des Herkules, von ſeinem Bogen
g es, aber mitten durch Streich und Schuß fuhr,
ge unverwundet, das gewaltige Stierhaupt des Strom-
es und ſuchte den Gegner mit den tödtlichen Stößen
er Hörner auf. Endlich wurde das Gefecht zum Ring-
pfe, Arm verſchlang ſich mit Arm, Fuß in Fuß, der
weiß ſtrömte den Ringern von Haupt und Gliedern,
e ſtöhnten laut unter übermenſchlicher Anſtrengung.
etzt bekam der Sohn Jupiters die Oberhand und
f den ſtarken Flußgott zu Boden. Dieſer verwan-
ſich ſofort in eine Schlange; aber Herkules, der mit
langen längſt zu handthieren verſtand, faßte ſie und
e ſie erdrückt, wenn nicht Achelous plötzlich zu einer
ern Verwandlung ſchreitend die Geſtalt eines Stieres

angenommen hätte. Doch Herkules ließ ſich nicht irre machen, er ergriff das Unthier an einem Horne und ſtürzte es mit ſolcher Macht zur Erde, daß das ergriſſene Horn abbrach. Nun erkannte ſich der Stromgott für überwunden, und überließ dem Sieger die Braut. Achelous, der vor Zeiten von der Nymphe Amalthea das Horn des Ueberfluſſes, mit Obſt aller Art, Granatäpfeln und Trauben angefüllt, erhalten hatte, tauſchte gegen dieſes Horn das eigene, das ihm Herkules abgebrochen hatte, wieder ein.

Die Vermählung des Helden brachte in ſeiner Lebensweiſe keine Veränderung hervor, er eilte, wie zuvor, von Abentheuer zu Abentheuer, und als er wieder bei ſeiner Gattin und ihrem Vater zu Hauſe war, nöthigte ihn der unvorſätzliche Todtſchlag eines Knaben, der ihm bei der Mahlzeit das Waſſer zum Händewaſchen reichen ſollte, abermals zur Flucht, auf welcher ihn ſeine junge Gemahlin und ſein kleiner Sohn Hyllus, den ſie ihm geboren hatte, begleitete.

Herkules und Neſſus.

Die Reiſe ging nach Kalydon, zu dem Freunde des Helden, Ceyx. Es war die verhängnißvollſte, die Herkules je unternommen hatte. Als er nämlich am Fluſſe Evenus angelangt war, fand er dort den Centauren Neſſus, der für Lohn die Reiſenden auf ſeinen Händen über den Fluß zu ſetzen pflegte und dieſes Vorrecht von den Göttern ſeiner Ehrlichkeit wegen erhalten zu haben behauptete. Herkules ſelbſt bedurfte nun freilich ſeiner nicht; er durchſchritt den Fluß mit mächtigen Schritten, ohne fremde Beihülfe. Deianiren aber überließ er zum

Hinüberſchaffen dem Neſſus, der ihn um den gewohnten Lohn anſprach; der Centaur nahm die Gemahlin des Herkules auf die Schulter und trug ſie rüſtig durch das Waſſer. Mitten in der Fahrt aber, durch die Schönheit des Weibes bethört, wagte er es, ſie mit ſchnöder Hand anzurühren. Herkules, der am Ufer war, hörte den Hülferuf ſeiner Frau und wendete ſich ſchnell um. Als er ſie in der Gewalt des rauhbehaarten Halbmenſchen ſah, beſann er ſich nicht lange, holte aus ſeinem Köcher einen beflügelten Pfeil hervor, und ſchoß den Neſſus, der mit ſeiner Beute eben aus Ufer emporſtieg, durch den Rücken, ſo daß das Geſchoß zur Bruſt wieder herausging. Deianira hatte ſich den Armen des zu Boden Sinkenden entwunden, und wollte ihrem Gatten zueilen, als der Sterbende, der noch im Tod auf Rache ſann, ſie zurückrief und die trügeriſchen Worte ſprach: „Höre mich, Tochter des Oeneus! Weil du die letzte biſt, die ich getragen habe, ſo ſollſt du auch noch einen Vortheil von meinem Dienſte haben, wenn du mir folgen willſt! Faſſe das friſche Blut auf, das mir aus der Todeswunde quoll, und jetzt da, wo der Pfeil, vom Geifer der lernäiſchen Schlange vergiftet, mir im Leibe ſteckt, ganz verdickt und leicht zu ſammeln ringsum ſteht, ſo wird es dir zu einem Zauber für das Gemüth deines Gatten dienen; färbſt du damit ſein Unterkleid, ſo wird er niemals ein anderes Weib, das ihm je vorkommt, mehr lieben, denn dich allein!“ Nachdem er Deianiren dieſes tückiſche Vermächtniß hinterlaſſen, verſchied er augenblicklich an der vergifteten Wunde. Deianria, obgleich ſie an der Liebe ihres Gatten nicht zweifelte, that doch nach ſeiner Vorſchrift, ſammelte das verdickte Blut in ein Geſich, das ſie bei der Hand hatte, und bewahrte es ohne Wiſſen des Herkules auf, der zu ferne ſtand, um zu ſehen was ſie that. Sie kamen darauf nach einigen andern Abentheuern miteinander glücklich zu Ceyx, dem Könige von Trachin, und ließen ſich mit ihren Begleitern aus Arkadien, die dem Herkules überall hin folgten, dort häuslich nieder.

Herkules, Iole und Deïanira.

Sein Ende.

Die letzte Fehde, die Herkules beſtand, war ſein Feldzug gegen Eurytus, den König von Oechalia, gegen welchen er einen alten Groll hegte, weil derſelbe ihm ſeine Tochter Iole verweigert hatte. Er verſammelte ein großes Heer von Griechen, und zog nach Euböa, den Eurytus und ſeine Söhne in ihrer Stadt Oechalia zu belagern. Der Sieg folgte ihm: die hohe Burg wurde in den Staub geworfen, der König mit ſeinen drei Söhnen erſchlagen, die Stadt vertilgt. Iole, noch immer jung und ſchön, wurde die Gefangene des Herkules.

Derweil hatte Deïanira in Sorgen zu Hauſe auf Nachricht von ihrem Gatten geharrt. Endlich jauchzte im Palaſte Freudengeſchrei empor. Ein Bote kam herangeſprengt; „dein Gemahl, o Fürſtin, lebt“ — ſo meldete er der ängſtlich auf ſeine Botſchaft horchenden — „naht in Siegesruhm und führt jetzt eben die Erſtlinge des Kampfes den heimathlichen Göttern zu. Sein Diener Lichas, den er hinter mir her geſendet hat, verkündet auf offener Wieſe dem Volke den Sieg. Seine eigene An-

unſt verzögert ſich nur dadurch, daß er auf Euböa's
orgebirge Cenäum dem Jupiter das ſchuldige Dankopfer
arzubringen ſich anſchickt.“ Bald erſchien der Abgeord-
ete des Helden, Lichas, und in ſeinem Geleite die Ge-
angenen. „Heil dir, Gemahlin meines Herrn,“ ſprach er
Deïanira, „die Himmliſchen lieben den Frevel nicht;
erkules gerechte Sache iſt geſegnet worden; die üppigen
rahler mit ihrem verruchten Munde ſind alle in den
ades hinabgeeilt, die Stadt iſt in Knechtſchaft. Doch
r Gefangenen, die wir hier bringen, ſollſt du ſchonen,
ſt dein Gemahl dir ſagen, vor allem der unglücklichen
ngfrau, die ſich hier vor deine Füße wirft.“ Deia-
ra heftete einen Blick voll tiefen Mitleids auf das
öne, jugendliche Mädchen, das von Geſtalt und Auge
blich glänzte, erhob ſie vom Boden, und ſprach: „Ja
Lieben, herbes Mitgefühl hat mich gefaßt, ſo oft
Unglückſelige heimatlos durch fremde Landſchaft herum-
ſchleppt, und Freigeborne Sclavenloos dulden ſah.
ns Ueberwinder, mögeſt du nie deinen Arm ſo gegen
in Haus erheben! Aber wer biſt du, jammervolles
ägdlein? du ſcheinſt unvermählt, und von hohem Stamme!
ge mir, Lichas, wer ſind die Eltern dieſer Jungfrau?“
„Wie weiß ich das? Weswegen fragſt du dieß?“
wortete der Abgeſandte mit verſtelltem Sinne und ſeine
iene verrieth ein Geheimniß. „Sie iſt,“ fuhr er nach
igem Zögern fort, „gewiß aus keinem der niedrigſten
uſer Oechalia's.“ Da das arme Mädchen ſelbſt nur
fzte und ſchwieg, ſo forſchte Deianira auch nicht weiter,
dern befahl ſie in das Haus zu führen, und dort auf das
onendſte zu behandeln. Während Lichas dieſem Befehl
ge leiſtete, trat der zuerſt angekommene Bote ſeiner Ge-

bieterin näher, und ſobald er ſich unbelauſcht wußte, flüſterte er ihr die Worte zu: „Traue dem Abgeſandten deines Gemahls nicht, Deïanira. Er verbirgt dir die Wahrheit. Aus ſeinem eigenen Munde habe ich mitten auf dem Marktplatze von Trachin, in vieler Zeugen Gegenwart, gehört, daß dein Gatte Herkules ganz allein um dieſer Jungfrau willen die hohe Burg Oechalia's niedergeworfen hat. Es iſt Iole, die Tochter des Eurytus, die du aufgenommen haſt, von deren Liebe Herkules entbrannt war, ehe er dich kennen gelernt hat. Nicht als deine Sclavin, ſondern als deine Nebenbuhlerin, als Nebenweib iſt ſie in dein Haus gekommen!" Ueber dieſer Mittheilung brach Deïanira in laute Wehklagen aus. Doch faßte ſie ſich bald wieder, und rief den Diener ihres Gatten, Lichas ſelbſt, herbei. Dieſer ſchwur anfangs beim höchſten Zeus, daß er ihr die Wahrheit geſagt habe, und ihm unbewußt ſey, wer die Eltern der Jungfrau wären. Lange beharrte er bei dieſer Lüge. Deïanira aber beſchwor ihn, des höchſten Jupiter nicht länger zu ſpotten. „Wäre es auch möglich, daß ich meinem Gatten ſeiner Untreue wegen abhold würde," ſagte ſie zu ihm weinend, „ſo bin ich nicht ſo unedler Geſinnung, daß ich dieſer Jungfrau zürne, die mir nie einen Schimpf angethan hat. Nur mit Mitleiden ſchaue ich ſie an, denn ihr hat die Schönheit all ihr Lebensglück zertrümmert, ja ihr ganzes Geburtsland in Knechtſchaft geſtürzt!" Als Lichas ſie ſo menſchlich reden hörte, geſtand er Alles. Hierauf entließ ihn Deïanira ohne Vorwurf und befahl ihm nur ſo lange zu warten, bis ſie für die reiche Schaar von Gefangenen, die der Gemahl ihr zugeſendet, und zur Verfügung geſtellt hatte, dieſem eine Gegengabe gerüſtet hätte.

Fern vom Feuer, unberührt vom Strahle des Lichtes hatte Deïanira, der Vorſchrift des tückiſchen Centauren gemäß, die Salbe, die ſie vom giftigen Blute ſeiner Pfeilwunde geſammelt, am verborgenen Orte bewahrt. An dieſes Zaubermittel, das ſie, unerfahren in den Ränken, welche Rache ſpinnt, für ganz unſchädlich hielt, und das ihr nur das Herz und die Treue des Gatten wieder gewinnen ſollte, dachte nun die gedrängte Fürſtin zum erſtenmale wieder, ſeit ſie es ſorgſam verhüllt im Schranke geborgen. Jetzt galt es zu handeln. Sie ſchlich ſich daher in das Gemach, und färbte mit einer Flocke von weißem Lämmervließe, welche ſie mit der Salbe getränkt hatte, im Verborgenen ein köſtliches Unterkleid, das für Herkules beſtimmt war. Sorgfältig hütete ſie während dieſer Arbeit Flocke und Gewand vor dem Sonnenſtrahl, und ſchloß das blutroth gefärbte Kleid, ſchön zuſammengefaltet, in ein Käſtchen ein. Als dieß geſchehen war, warf ſie die Wolle, die zu nichts mehr dienlich, auf die Erde, ging und überreichte dem herbeigerufenen Lichas das für ihren Gemahl beſtimmte Geſchenk. „Bring' meinem Gemahl," ſprach ſie, „dieſes ſchöngewobene Leibgewand, meiner eigenen Hände Werk. Kein andrer ſoll es tragen, als er ſelbſt, auch ſoll er das Kleid nicht dem Feuerherde oder dem Sonnenglanz ausſetzen, bevor er es, am feierlichen Opfertage damit geſchmückt, den Göttern gezeigt hat. Denn dieſes Gelübde habe ich gethan, wenn ich ihn je ſiegreich zurückkehren ſehen würde. Daß du ihm wirklich *meine* Botſchaft bringeſt, ſoll er an dieſem Siegelringe erkennen, den ich dir für ihn anvertraue." Lichas verſprach alles auszurichten, wie die Herrin befohlen; er verweilte keinen Augenblick länger im Palaſt, ſondern eilte mit der Gabe nach Euböa, um den opfernden Herrn nicht länger ohne Kunde von der Heimath zu laſſen. Einige Tage vergingen, und der älteſte Sohn des Herkules und der Deïanira, Hyllus, war ſeinem Vater entgegengeeilt, um ihm die Ungeduld der harrenden Mutter zu ſchildern und ihn zu beſchleunigter Heimkehr zu bewegen. Inzwiſchen hatte Deïanira zufällig das Gemach wieder betreten, wo das Zaubergewand von ihr gefärbt worden war. Sie fand die Wollenflocke auf dem Boden liegen, wie ſie dieſelbe unachtſam hingeworfen, dem Sonnenſtrahl ausgeſetzt und von ihm durchwärmt. Ihr Anblick aber entſetzte ſie, denn die Wolle war wie zu Staub oder Sägſpänen zuſammen geſchwunden und aus den Ueberbleibſeln ziſchte ein blaſenvoller, giftiger Schaum auf. Eine dunkle Ahnung ergriff die jammervolle Frau, daß ſie Unglückſeliges begangen habe, und in entſetzlicher Unruhe durchirrte ſie ſeit dieſem Augenblicke den Palaſt.

Endlich kam Hyllus zurück, aber ohne den Vater. „O Mutter,“ rief er ihr mit Abſcheu zu, „ich wollte du hätteſt nie gelebt, oder du wäreſt nie meine Mutter geweſen, oder die Götter hätten dir eine andere Sinnesart gegeben!“ So unruhig die Fürſtin ſchon vorher war, ſo erſchrack ſie doch noch mehr bei dieſen Worten ihres Sohnes. „Kind,“ erwiederte ſie ihm, „was iſt denn ſo Gehäſſiges an mir? „Ich komme vom Vorgebirge Cenäum, Mutter,“ entgegnete ihr der Sohn mit lautem Schluchzen, „Du biſt es, die mir den Vater dahingewürgt!“ Deïanira wurde todtesbleich, doch raffte ſie ſich zuſammen und ſprach: „Von wem weißeſt du Solches, mein Sohn, wer darf mich ſo entſetzlicher Unthat zeihen?“ — „Kein fremder Mund hat mich belehrt,“ fuhr der Jüngling fort, „mit eigenen Augen habe ich mich von dem Jammerlooſe des Vaters überzeugt. Ich traf ihn auf dem Vorgebirge Cenäum, wo er eben dem Ueberwinder Zeus auf vielen Dankaltären zugleich Brandopfer ſchlachten wollte. Da erſchien der Herold Lichas, ſein Diener, mit deiner Gabe, deinem verfluchten, mörderiſchen Gewande. Deinem Auftrage folgend, legte er das Unterkleid ſogleich an, und damit geſchmückt begann die Opferung zwölf ſtattlicher Stiere. Anfangs betete der Unglückſelige deines ſchönen Schmuckes froh, voll Heiterkeit. Plötzlich aber, als die Opferglut ſchon gen Himmel flammte, durchbrach ein heftiger Schweiß ſeine Haut, das Gewand ſchien, wie vom Schmied angelöthet, an ſeinen Seiten zu kleben, und eine Zuckung fuhr durch ſein ganzes Gebein. Als fräße eine Natter an ſeinem Leibe, ſchrie der Gequälte brüllend nach Lichas, dem unſchuldigen Ueberbringer deines giftigen Gewandes; dieſer kam und wiederholte unbefangen deinen Auftrag; der Vater aber ergriff ihn am Fuße und warf ihn an die Felſen des Meeres, daß er zerſchmettert in der aufſpritzenden Fluth unterſank. Das ganze Volk jammerte bei dieſer That des Wahnſinnes auf, und niemand wagte ſich dem raſenden Helden zu nähern. Dieſer wälzte ſich bald auf dem Boden, bald ſprang er heulend wieder auf, daß rings Fels und Waldgebirge widerhallten. Er verfluchte dich und euren Ehebund, der ihm zur Todesqual geworden. Endlich kehrte er ſich zu mir und rief: „Söhnlein, wenn du Mitleid mit deinem Vater empfindeſt, ſo ſchiffe mit mir ohne Zögerung fort, daß ich nicht im fremden Lande ſterbe!“ Auf dieſes Verlangen legten wir den Armen in das Schiff, und unter Zuckungen brüllend iſt er hier angelangt, und bald wirſt du ihn lebendig oder todt vor dir ſehen. Das Alles iſt dein Werk, Mutter. Den allerbeſten Helden haſt du jämmerlich dahingemordet!“

Deïanira, ohne ſich auf dieſe ſchreckliche Rede zu rechtfertigen, verließ ihren Sohn Hyllus in ſchweigender Verzweiflung. Das Hausgeſinde, dem ſie ihr Geheimniß, den Gatten ſich durch des Neſſus Zauberſalbe treu zu erhalten, früher anvertraut hatte, belehrte den Knaben, daß ſein Jähzorn der Mutter Unrecht gethan. Er eilte der Unglücklichen nach, aber er kam zu ſpät. Sie lag im Schlafgemach todt auf dem Lager ihres Gatten ausgeſtreckt, die Bruſt mit einem zweiſchneidigen Schwerte durchbohrt. Der Sohn umarmte jammernd die Leiche, und ſtreckte ſich dann zu ihrer Seite hin, ſeine Unbedachtſamkeit beſeufzend. Die Ankunft des Vaters im Palaſte ſtörte ihn aus dieſer kläglichen Ruhe auf. „Sohn,“ rief dieſer, „Sohn, wo biſt du? Zieh doch das Schwert gegen deinen Vater, durchhaue mir den Nacken, und heile ſo die Wuth, in welche deine gottloſe Mutter mich verſetzt hat! Zage nicht, ſey mitleidig mit mir, mit einem Helden, der, wie ein Mägdlein, in Thränen ſchluchzen muß!“ Dann wandte er ſich verzweiflungsvoll an die Umſtehenden, ſtreckte ſeine Arme aus, und rief: „Kennet ihr dieſe Glieder, denen das Mark entſaugt iſt, noch? Es ſind dieſelben, die den Schrecken der Hirten, den nemeiſchen Löwen gebändigt, die den Drachen von Lerna erwürgt, die den erymanthiſchen Eber erlegen halfen, die den Cerberus aus der Hölle heraufgetragen! Kein Speer, kein wildes Thier des Waldes, kein Gigantenheer hat mich überwältigt; die Hand eines Weibes hat mich vertilgt! Darum, Sohn, tödte mich und ſtrafe deine Mutter!“

Aber als Herkules aus dem Munde ſeines Sohnes
yllus unter heiligen Betheurungen erfuhr, daß ſeine Mutter
e unfreiwillige Urſache ſeines Unglücks geweſen, und
re Unbedachtſamkeit mit dem Selbſtmorde gebüßt habe,
andte ſich auch ſein Sinn vom Zorn zur Wehmuth. Er
rlobte ſeinen Sohn Hyllus mit der gefangenen Jung-
au Jole, die ihm ſelbſt ſo lieb geweſen war, und da
n Orakel von Delphi gekommen, daß er auf dem Berge
eta, der zum Gebiete von Trachin gehörte, ſein Leben
ſchließen müſſe, ſo ließ er ſich, ſeinen Qualen zum
roß, auf den Gipfel dieſes Berges tragen. Hier ward
f ſeinen Befehl ein Scheiterhaufen errichtet, auf wel-
em der kranke Held ſeinen Platz nahm. Und nun be-
hl er den Seinigen, den Holzſtoß von unten anzuzünden.
ber Niemand wollte ihm den traurigen Liebesdienſt
weiſen. Endlich entſchloß ſich, auf die eindringliche
itte des vor Schmerzen bis zur Verzweiflung gequälten
elden, ſein Freund Philoktetes, ſeinen Willen zu thun.
m Danke für dieſe Bereitwilligkeit reichte Herkules
n ſeine unüberwindlichen Pfeile, nebſt dem ſiegreichen
ogen. Sobald der Scheiterhaufen angezündet war,
lugen Blitze vom Himmel darein, und beſchleunigten die
ammen. Da ſenkte ſich eine Wolke herab auf den Holz-
ß, und trug den Unſterblichen unter Donnerſchlägen
n Olymp empor. Als nun, da der Scheiterhaufen
nell zu Aſche verbrannt war, Jolaus und die andern
eunde der Brandſtätte ſich näherten, die Ueberbleibſel des
lden zuſammen zu leſen, fanden ſie kein einziges Gebein
hr. Sie konnten auch nicht länger zweifeln, daß Her-
es, dem alten Götterſpruche zu Folge, aus dem Kreiſe
Menſchen in den der Himmliſchen verſetzt worden ſey.

brachten ihm ein Todtenopfer als einem Heros, und weihten ihn ſo zu einer allmählig von ganz Griechenland verehrten Gottheit ein. Im Himmel empfing den vergötterten Herkules ſeine Freundin Minerva, und führte ihn in den Kreis der Unſterblichen. Juno ſelbſt verſöhnte ſich mit ihm, nachdem er ſein ſterbliches Geſchick vollendet. Sie gab ihm ihre Tochter Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin, und dieſe gebar ihm droben im Olymp unſterbliche Kinder.

Fünftes Buch.

Bellerophontes.

Theſeus.

Seine Geburt und Jugend. — Theſeus in Athen. — Theſeus bei Minos. — Theſeus als König. — Der Amazonenkrieg. — Theſeus und Pirithous. — Lapithen- und Centaurenkampf. — Theſeus und Phädra. — Theſeus auf Frauenraub. — Sein Ende.

Die Sage von Oedipus.

Geburt, Jugend, Flucht, Vatermord. — Oedipus in Theben, heirathet ſeine Mutter. — Die Entdeckung. — Oedipus und Antigone. — Oedipus auf Kolonus. — Oedipus und Kreon. — Oedipus und Polynices.

Ste
Kor
ren
der
mor
Ebe
ſchon
wan
wied
Verb
Fels
Glie

Kori
Myr
wo
gütig
Aber
Geſta
entbra
unrei
führe

Bellerophontes.

Siſyphus, der Sohn des Aeolus, der liſtigſte aller
rblichen, baute und beherrſchte die herrliche Stadt
inth auf der ſchmalen Erdzunge zwiſchen zwei Mee-
und zwei Ländern. Für allerlei Betrug traf ihn in
Unterwelt die Strafe, daß er einen ſchweren Mar-
ſtein, mit Händen und Füßen angeſtemmt, von der
ne eine Anhöhe hinaufwälzen mußte. Wenn er aber
glaubte, ihn auf den Gipfel gedreht zu haben, ſo
dte ſich die Laſt um und der tückiſche Stein rollte
er in die Tiefe hinunter. So mußte der gepeinigte
recher von neuem und immer von neuem wieder das
ſtück emporwälzen, daß der Angſtſchweiß von ſeinen
dern floß.

Sein Enkel war Bellerophontes, der Sohn des
ntherköniges Glaukus. Wegen eines unvorſätzlichen
des flüchtig wandte ſich der Jüngling nach Tiryns,
der König Prötus regierte. Von dieſem wurde er
aufgenommen und von ſeinem Morde gereinigt.
Bellerophontes hatte von den Unſterblichen ſchöne
alt und männliche Tugenden empfangen. Deßwegen
annte die Gemahlin des Königes Prötus, Antea, in
ner Liebe zu ihm, und wollte ihn zum Böſen ver-
n. Aber der edelgeſinnte Bellerophontes gehorchte

ihr nicht. Da verwandelte ſich ihre Liebe in Haß: ſie ſann auf Lüge, ihn zu verderben, erſchien vor ihrem Gemahl und ſprach zu ihm: „Erſchlage den Bellerophontes, o Gemahl, wenn dich nicht ſelbſt unrühmlicher Tod treffen ſoll, denn der Treuloſe hat mir ſeine ſtrafbare Neigung bekannt, und mich zur Untreue gegen dich verleiten wollen.“ Als der König ſolches vernommen, bemächtigte ſich ſeiner ein blinder Eifer. Weil er jedoch den verſtändigen Jüngling ſo lieb gehabt hatte, vermied er den Gedanken, ihn zu ermorden, denn er machte ihm Grauen. Aber dennoch ſann er auf ſein Verderben. Er ſchickte daher den Unſchuldigen zu ſeinem Schwiegervater Jobates, dem Könige von Lycien, und gab ihm ein zuſammengefaltetes Täfelchen mit, das er dem Letzteren bei ſeiner Ankunft in Lycien, gleichſam als einen Empfehlungsbrief, vorweiſen ſollte; auf dieſes waren gewiſſe Zeichen eingeritzt, die den Wink enthielten, den Ueberbringer hinrichten zu laſſen. Arglos wandelte Bellerophontes dahin, aber die allwaltenden Götter nahmen ihn in ihren Schutz. Als er, über's Meer nach Aſien gefahren, am ſchönen Strome Xanthus angekommen war und alſo Lycien erreicht hatte, trat er vor den König Jobates. Dieſer aber, ein gütiger, gaſtfreundlicher Fürſt nach der alten Sitte, nahm den edeln Fremdling auf, ohne zu fragen, wer er ſey, noch woher er komme. Seine würdige Geſtalt und ſein fürſtliches Benehmen genügten ihm zur Ueberzeugung, daß er keinen gemeinen Gaſt beherberge. Er ehrte den Jüngling auf alle Weiſe, gab ihm alle Tage ein neues Feſt und brachte den Göttern von Tag zu Tage ein neues Stieropfer. Neun Tage waren ſo vorübergegangen, und erſt als die zehnte Morgen-

ge am Himmel aufſtieg, fragte er den Gaſt nach ſei-
Herkunft und ſeinen Abſichten. Da ſagte ihm Belle-
hontes, daß er von ſeinem Eidam Prötus komme und
s ihm als Beglaubigungsſchreiben das Täfelchen vor.
der König Jobates den Sinn der mörderiſchen Zeichen
nnte, erſchrack er in tiefſter Seele, denn er hatte den
n Jüngling ſehr lieb gewonnen. Doch mochte er nicht
ſen, daß ſein Schwiegerſohn ohne gewichtige Urſache
Todesſtrafe über den Unglücklichen verhänge; glaubte
, dieſer müſſe durchaus ein todeswürdiges Verbrechen
ibt haben. Aber auch er konnte ſich nicht entſchlie-
, den Menſchen, der ſo lange ſein Gaſt geweſen war,
durch ſein ganzes Benehmen ſich ſeine Zuneigung zu
erben gewußt hatte, geradezu umzubringen. Er ge-
te ihm deßwegen nur Kämpfe aufzutragen, in denen
othwendig zu Grunde gehen müßte. Zuerſt ließ er
das Ungeheuer Chimära erlegen, das Lycien verwü-
, und das göttlicher, nicht menſchlicher Art empor-
achſen war. Der gräßliche Typhon hatte es mit der
gen Schlange Echidna gezeugt. Vorn war es ein
e, hinten ein Drache, in der Mitte eine Ziege, aus
m Rachen ging Feuer und entſetzlicher Gluthauch
Götter ſelbſt trugen Mitleiden mit dem ſchuldloſen
gling, als ſie ſahen, welcher Gefahr er ausgeſetzt
de. Sie ſchickten ihm auf ſeinem Wege zu dem Un-
uer das unſterbliche Flügelroß Pegaſus, das Nep-
s mit der Meduſa gezeugt hatte. Wie konnte ihm
dieſes helfen? Das göttliche Pferd hatte nie einen
lichen Reiter getragen. Es ließ ſich nicht einfangen
nicht zähmen. Müde von ſeinen vergeblichen An-
gungen war der Jüngling am Quell Pirene, wo er

das Roß gefunden hatte, eingeſchlafen. Da erſchien ihm im Traume ſeine Beſchirmerin Minerva; ſie ſtand vor ihm, einen köſtlichen Zaum mit goldenen Buckeln in der Hand und ſprach: „Was ſchläfſt du, Abkömmling des Aeolus? Nimm dieſes roſſebändigende Werkzeug; opfre dem Neptunus einen ſchönen Stier, und brauche des Zaums.“ So ſchien ſie dem Helden im Traume zuzuſprechen, ſchüttelte ihren dunkeln Aegisſchild und verſchwand. Er aber erwachte aus dem Schlafe, ſprang auf und faßte mit der Hand nach dem Zaume. Und, o Wunder, der Zaum, nach dem er im Traume gegriffen, der Wachende hielt ihn wirklich und leibhaft in der Hand. Bellerophontes ſuchte nun den Seher Polyidus auf und erzählte ihm ſeinen Traum, ſo wie das Wunder, das ſich in demſelben zugetragen. Der Seher rieth ihm, das Begehren der Göttin ungeſäumt zu erfüllen, dem Neptunus den Stier zu ſchlachten, und ſeiner Schutzgöttin Minerva einen Altar zu bauen. Als dieß Alles geſchehen war, fing und bändigte Bellerophontes das Flügelroß ohne alle Mühe, legte ihm den goldenen Zaum an, und beſtieg es in eherner Rüſtung. Nun ſchoß er aus den Lüften herab, und tödtete die Chimära mit ſeinen Pfeilen. Hierauf ſchickte ihn Jobates gegen das Volk der Solymer aus, ein ſtreitbares Männergeſchlecht, das an den Gränzen von Lycien wohnte, und nachdem er wider Erwarten den härteſten Kampf mit dieſen glücklich beſtanden, ſo wurde er von dem Könige gegen die männergleiche Schaar der Amazonen geſandt. Auch aus dieſem Streite kam er unverletzt und ſiegreich zurück. Nun legte ihm der König, um dem Verlangen ſeines Eidams doch endlich nachzukommen, eben auf dieſem Rückwege einen

nterhalt, wozu er die tapferſten Männer des Lyciſchen
ndes auserſehen hatte. Aber keiner von ihnen kehrte
ück, denn Bellerophontes vertilgte Alle, die ihn über-
len hatten, bis auf den letzten. Nunmehr erkannte
König, daß der Gaſt, den er beherbergt, kein Ver-
cher, ſondern ein Liebling der Götter ſey. Statt ihn
ger zu verfolgen, hielt er ihn in ſeinem Königreiche
ück, theilte den Thron mit ihm, und gab ihm ſeine
hende Tochter Philonoe zur Gemahlin. Die Lycier
erließen ihm die ſchönſten Aecker und Pflanzungen zum
ebauen. Seine Gemahlin gebar ihm drei Kinder, zwei
öhne und eine Tochter.

Aber jetzt hatte das Glück des Bellerophontes ein
nde. Sein älteſter Sohn Iſander wuchs zwar auch
einem gewaltigen Helden auf, aber er fiel in einer
chlacht gegen die Solymer. Seine Tochter Laodamia
urde, nachdem ſie dem Jupiter den Helden Sarpedon
boren, durch einen Pfeil Dianens erſchoſſen. Nur ſein
ngerer Sohn Hippolochus gelangte zu ruhmvollem Al-
r und ſchickte im Kampfe der Trojaner ſeinen helden-
üthigen Sohn Glaukus, den auch ſein Vetter Sarpedon
gleitete, mit einer ſtattlichen Schaar von Lyciern den
roern zu Hülfe.

Bellerophontes ſelbſt, durch den Beſitz des unſterb-
chen Flügelroſſes übermüthig gemacht, wollte ſich auf
emſelben zum Olymp emporſchwingen, und, der Sterb-
che, ſich in die Verſammlung der Unſterblichen eindrän-
en. Aber das göttliche Roß ſelbſt widerſetzte ſich dem
ühnen Unterfangen, bäumte ſich in der Luft und ſchleu-
erte den irdiſchen Reiter hinunter auf den Boden. Bel-
erophontes erholte ſich zwar von dieſem Fall, aber, den

Himmliſchen ſeitdem verhaßt und vor den Menſchen ſich ſchämend, irrte er einſam umher, vermied die Pfade der Sterblichen und verzehrte ſich in einem ruhmloſen und kummervollen Alter.

Theſeus.

Seine Geburt und Jugend.

Theſeus, der große Held und König von Athen, war
Sohn des Aegeus und der Aethra, der Tochter des
niges Pittheus von Trözen. Seine väterliche Abkunft
gt zu dem Könige Erechtheus und zu jenen Athenern
f, die nach der Sage des Landes aus dem Boden
ſelben unmittelbar entſproſſen waren. Von der Mut-
Seite war Pelops, durch die Zahl ſeiner Kinder der
chtigſte unter den Königen des Peloponneſes, ſein
nherr. Bei einem ſeiner Söhne, Pittheus, dem Grün-
der kleinen Stadt Trözen im Peloponneſe, kehrte der
derloſe König Aegeus von Athen, der dort etwa zwan-
Jahre vor Jaſons Argonautenzug herrſchte, ein, weil
ſein Gaſtfreund war. Dieſen Aegeus, den älteſten
vier Söhne des Königes Pandion, bekümmerte es
wer, daß ſeine Ehe mit keiner Nachkommenſchaft ge-
net war. Er fürchtete nämlich gar ſehr die fünfzig
öhne ſeines Bruders Pallas, welche feindſelige Abſich-
gegen ihn hegten und den Kinderloſen verachteten.
kam er auf den Gedanken, ſich heimlich und ohne
iſſen ſeiner Gemahlin, nocheinmal zu vermählen, der
ffnung, er werde ſo einen Sohn erhalten, welcher die
üße ſeines Alters und ſeines Reiches werden könnte.
vertraute ſich ſeinem Gaſtfreunde Pittheus und das
e Glück wollte, daß gerade dieſem ein ſeltſames
akel zu Theil geworden war, das ihm verkündigte,
ſeine Tochter kein rühmliches Ehebündniß eingehen,
er einen berühmten Sohn gebären werde. Dieß machte

den König von Trözen geneigt, dem Manne, der ſchon zu Hauſe eine Gattin hatte, ſeine Tochter Aethra heimlich zu vermählen. Als dieſes geſchehen war, blieb Aegeus nur noch wenige Tage zu Trözen und reiste dann wieder nach Athen zurück. Als er am Meeresufer Abſchied von ſeiner neuvermählten Gattin nahm, legte er Schwerdt und Fußſohlen unter ein Felsſtück und ſprach: Wenn die Götter unſerem Bunde, den ich nicht aus Leichtſinn geſchloſſen habe, ſondern um meinem Haus und Land eine Stütze zu verſchaffen, hold ſind und dir einen Sohn gewähren, ſo ziehe ihn heimlich auf und ſage keinem Menſchen, wer ſein Vater iſt. Iſt er ſo weit herangewachſen, daß er im Stande iſt, das Felsſtück abzuwälzen, ſo führe ihn an dieſe Stelle, laß ihn Schwerdt und Schuhe hervorholen und ſende ihn damit zu mir nach Athen. Aethra gebar auch wirklich einen Sohn, nannte ihn Theſeus und ließ ihn unter der Fürſorge ſeines Großvaters Pittheus aufwachſen; den wahren Vater des Theſeus verheimlichte ſie dem Befehl ihres Gatten gemäß, und der Großvater verbreitete die Sage, daß er ein Sohn des Neptunus ſey. Dieſem Gott erwieſen nämlich die Trözenier beſondere Ehre als dem Schutzgott ihrer Stadt brachten ihm die Erſtlinge ihrer Früchte zum Opfer und ſein Dreizack war das Abzeichen von Trözen. So gab es dem Lande keinen Anſtoß, wenn die Königstochter einer Leibesfrucht von dem hochgeehrten Gotte gewürdigt worden war. Als aber der Jüngling nicht blos zu herrlicher Körperſtärke heranwuchs, ſondern auch Kühnheit, Einſicht und feſten Sinn zeigte, da führte ihn ſeine Mutter Aethra zu dem Steine, unterrichtete ihn über ſeine wahre Herkunft, und forderte ihn auf, die Erkennungszeichen ſeines Vaters Aegeus hervorzuholen und nach Athen zu ſchiffen. Theſeus ſtemmte ſich an den Stein und ſchob ihn mit Leichtigkeit zurück; er band ſich die Sohlen unter die Füße und das Schwert an die Seite. Zur See zu reiſen aber weigerte er ſich, obgleich Großvater und Mutter ihn inſtändig darum baten. Der Landweg nach Athen war nemlich damals ſehr gefährlich, weil allenthalben Räuber und Böſewichter lauerten. Denn jenes Zeitalter brachte Menſchen hervor, die ſich zwar in Leibesſtärke und Thaten der Fauſt unüberwindlich zeigten, aber dieſe Vorzüge nicht zu menſchenfreundlichen Handlungen anwandten, ſondern ihre Freude an Uebermuth und Gewaltthaten hatten und alles mißhandelten oder vertilgten, was ihnen in die Hände fiel. Einige derſelben hatte Herkules auf ſeinen Zügen erſchlagen. Um jene Zeit aber diente dieſer gerade als Sclave bei der Königin Omphale in Lydien und ſäuberte zwar jenes Land, in Griechenland aber brachen die Gewaltthätigkeiten von Neuem hervor, weil niemand ihnen Einhalt that. Deßwegen war die Landreiſe aus dem Peloponnes nach Athen mit der größten Gefahr verbunden, und ſein Großvater beſchrieb dem jungen Theſeus genau jeden dieſer Räuber und Böſewichter, und welche Grauſamkeiten ſie an den Fremden zu verüben pflegten. Aber Theſeus hatte ſich längſt den Herkles und ſeine Tapferkeit zum Vorbilde genommen. Als er ſieben Jahre alt war, hatte dieſer Held ſeinen Großvater Pittheus beſucht, und wie derſelbe mit dem Könige zu Tiſche ſaß und ſchmauste, durfte unter andern Knaben der Trözenier auch der kleine Theſeus zuſchauen. Herkules hatte bei'm Mahle ſeine Löwenhaut abgelegt.

Die übrigen Knaben nun machten ſich, als ſie die Haut erblickten, auf die Flucht. Theſeus aber ging ohne Furcht hinaus, nahm einem der Diener eine Axt aus der Hand und rannte damit auf die Haut los, die er für einen wirklichen Löwen hielt. Seit dieſem Beſuche des Herkules träumte Theſeus voll Bewunderung des Nachts von ſeinen Thaten und am Tage ſann er auf nichts anderes, als wie er dereinſt Aehnliches unternehmen wollte. Auch waren ſie blutsverwandt, denn ihre Mütter waren Kinder von Geſchwiſtern. So konnte jetzt der ſechzehnjährige Theſeus den Gedanken nicht ertragen, daß während ſein Vetter überall die Frevler aufſuche und Land und Meer von ihnen reinige, er die ſich ihm darbietenden Kämpfe fliehen ſollte. „Was würde,“ ſprach er unwillig, „der Gott, den man meinen Vater nennt, von dieſer feigen Reiſe im ſichern Schooße ſeiner Gewäſſer denken, was würde mein wahrer Vater ſagen, wenn ich ihm als Kennzeichen Schuhe ohne Staub und ein Schwerdt ohne Blut brächte?“ Dieſe Worte gefielen ſeinem Großvater, der auch ein tapferer Held geweſen war. Die Mutter gab ihm ihren Segen und Theſeus ging davon.

---

v Troizēn [illegible]

Seine Wanderung zum Vater.

Der Erſte, der ihm in den Weg kam, war der Straßenräuber Periphetes, deſſen Waffe eine mit Eiſen beſchlagene Keule war, von welcher er den Beinamen Keulenſchwinger führte und mit der er die Wanderer zu Boden ſchmetterte.

Als Theſeus in die Gegend von Epidaurus kam,
gte dieſer Böſewicht aus einem finſtern Walde hervor
verſperrte ihm den Weg. Der junge Theſeus aber
ihm wohlgemuth zu: „Elender! du kommſt mir eben
egen, deine Keule wird dem wohl anſtehen, der als
zweiter Herkules in der Welt aufzutreten geſonnen
" Mit dieſem Ausrufe warf er ſich auf den Räuber
erſchlug ihn nach einem kurzen Kampfe. Dem Ge-
teten nahm er die Keule aus der Hand und trug ſie
Siegeszeichen und Waffe von dannen.

Einem andern Frevler begegnete er auf der Land-
ge von Corinth; dieſes war Sinnis der Fichtenbeuger,
genannt, weil er, wenn er einen Wanderer in ſeine
ewalt bekommen hatte, mit ſeinen rieſenſtarken Händen
ei Fichtenwipfel herunter zu beugen pflegte; an die
nd er ſeinen Gefangenen und ließ ihn von den zu-
ckſchnellenden Bäumen zerreiſſen. Mit der Erlegung
eſes Ungeheuers weihte Theſeus ſeine Keule ein. Sin-
s hatte eine ſehr ſchöne ſchlanke Tochter, Perigune mit
amen, die Theſeus bei der Ermordung ihres Vaters
ſchrocken hatte fliehen ſehen und nun überall ſuchte.
as Mädchen hatte ſich an einen dicht mit Gartenge-
ächſen bepflanzten Ort verſteckt und flehte, als verſtän-
n ſie es, mit kindlicher Unſchuld dieſe Sträuche an,
dem ſie ihnen unter Schwüren gelobte, ſie niemals zu
rletzen oder zu verbrennen, wenn dieſelben ſie verdecken
nd retten wollten. Da ſie aber Theſeus zurückrief, mit
r Verſicherung, ihr nichts zu Leide zu thun, vielmehr
uf's Beſte für ſie zu ſorgen, kam ſie hervor und blieb
itdem in ſeinem Geleite. Er gab ſie ſpäter dem Deio-
eus, dem Sohne des Königes Eurytus von Oechalia

zur Gattin. Ihre ganze Nachkommenſchaft hielt den Schwur und verbrannte nie eines von den Gewächſen, welche ihre Ahnfrau geſchirmt hatten.

Aber nicht nur von verderblichen Menſchen ſäuberte er den Weg, auf welchem er einherzog, auch gegen ſchädliche Thiere glaubte er, auch hierin dem Herkules ähnlich, den Kampf wagen zu müſſen. So erlegte er denn unter anderm die Phäa, ſo hieß das krommyoniſche Schwein, welches kein gemeines Thier, ſondern ſtreitbar und ſchwer zu beſiegen war. Ueber ſolchen Thaten kam er an die Gränze von Megara, und ſtieß hier auf den Sciron, einen dritten berüchtigten Straßenräuber, der ſeinen Aufenthalt auf den hohen Felſen zwiſchen dem Megarerlande und Attika genommen hatte. Dieſer pflegte aus frechem Muthwillen den Fremden ſeine Füße vorzuhalten, mit dem Befehle ſie zu waſchen, und während dieß geſchah, ſtürzte er ſie mit einem Tritt in's Meer. Dieſelbe Todesſtrafe vollzog nun Theſeus an ihm ſelber. Schon auf attiſchem Gebiete, bei der Stadt Eleuſis begegnete er dem Wegelagerer Cercyon; dieſer forderte die Vorbeireiſenden zum Ringkampfe auf und, wenn er ſiegte, brachte er ſie um. Theſeus nahm ſeine Ausforderung an, überwand ihn und befreite die Welt von dem Ungeheuer. Nachdem er nun eine kleine Strecke weiter gereist war, kam er zu dem lezten und grauſamſten jener Straßenräuber, dem Damaſtes, den aber jedermann nur unter ſeinem Beinamen Prokruſtes, d. h. der Gliedausrecker, kannte. Dieſer hatte zwei Bettſtellen, eine ſehr kurze und eine ſehr lange. Kam nun ein Fremder in ſein Gehege, der klein war, ſo führte ihn der finſtere Räuber beim Schlafengehen zur langen Bettſtelle. „Wie du ſiehſt,“ ſprach er dann, „iſt meine Lagerſtatt für dich viel zu groß; laß dir das Bette anpaſſen, Freund!“ und damit reckte er ihm die Glieder ſo lange auseinander, bis er den Geiſt aufgab; kam aber ein langer Gaſt, ſo brachte er ihn zur kurzen Bettſtelle; und zu dieſem ſagte er: „es iſt mir leid, Guter, daß mein Lager nicht für dich gemacht und viel zu klein iſt, doch dem ſoll bald geholfen ſeyn!“ und ſo hieb er ihm die Füße ab, ſo weit ſie das Bett überragten. Dieſen, der ein Rieſe von Natur war, legte er in das kleine Bett des Räubers ſelbſt und ſchnitt ihm den Leib zuſammen, daß er jämmerlich umkam. So widerfuhr den meiſten dieſer Verbrecher von der Hand des Theſeus nach der Weiſe ihres eigenen Unrechtes ihr Recht.

Auf ſeiner ganzen bisherigen Reiſe war dem Theſeus nichts Freundliches begegnet. Endlich aber, als er zum Fluſſe Cephiſſus kam, traf er auf einige Männer aus dem Geſchlechte der Phytaliden, bei denen er gaſtfreie Aufnahme fand. Vor allen Dingen reinigten ſie ihn auf ſeine Bitte mit den gewohnten Gebräuchen vom vergoſſenen Blute und bewirtheten ihn in ihrem Hauſe. Nachdem er ſich gütlich gethan und den wackern Leuten ſeinen Dank mit herzlichen Worten bezeugt, lenkte er ſeine Schritte der nahen väterlichen Heimath zu.

Theſeus in Athen.

Zu Athen fand der junge Held nicht den Frieden und die Freude, die er erwartet hatte. Bei der Bürgerſchaft herrſchte Verwirrung und Zwietracht, und das Haus ſeines Vaters Aegeus ſelbſt fand er in trauriger

Lage. Medea, die auf ihrem Drachenwagen Corinth und den verzweifelten Jaſon verlaſſen hatte, war zu Athen angekommen, hatte ſich in die Gunſt des alten Aegeus eingeſchlichen und verſprochen, durch ihre Zaubermittel ihm die Kraft ſeiner Jugend zurückzugeben. Deswegen lebte der König mit ihr in vertrautem Verhältniſſe. Durch ihren Zauber hatte das furchtbare Weib vorher Kunde von der Ankunft des Theſeus erhalten und nun überredete ſie den Aegeus, den der Parteizwiſt ſeiner Bürger mit Argwohn erfüllte, den Fremdling, in welchem der Greis den Sohn nicht ahnte, und den ſie ihm als einen gefährlichen Späher darzuſtellen wußte, als Gaſt zu bewirthen und mit Gift aus dem Wege zu räumen. So erſchien denn Theſeus unerkannt beim Frühmahle und freute ſich den Vater ſelbſt entdecken zu laſſen, wen er vor ſich habe. Schon war ihm der Giftbecher vorgeſetzt, und Medea harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo der neue Ankömmling, von dem ſie aus dem Hauſe vertrieben zu werden fürchtete, die erſten Züge daraus thun würde, die wirkſam genug ſeyn ſollten, ihm die jungen wachſamen Augen für immer zu ſchließen. Theſeus aber, den mehr nach der Umarmung ſeines Vaters als nach dem Becher verlangte, zog, ſcheinbar um das vorgelegte Fleiſch zu zerſchneiden, das Schwert, das ſein Vater für ihn unter den Felsblock hinterlegt hatte, damit Aegeus es gewahr werden und den Sohn in ihm erkennen ſollte. Dieſer ſah nicht ſobald das ihm wohlbekannte Schwerdt blinken, als er den Giftbecher umwarf, und nachdem er ſich durch einige Fragen vollends überzeugt hatte, daß er den vom Schickſal erſehnten Sohn in junger Heldenblüthe vor ſich habe, ſo ſchloß er ihn in ſeine Arme. Sofort

lle der Vater ihn der Verſammlung des Volkes vor,
er die Abentheuer ſeiner Reiſe erzählen mußte, und
den früh erprobten Helden mit freudigem Jauchzen
rüßte. Gegen die falſche Medea hatte der König Ae-
s jetzt einen Abſcheu gefaßt, und die mordluſtige Zau-
n wurde aus dem Lande vertrieben.

Theſeus bei Minos.

Die erſte That, die Theſeus verrichtete, ſeitdem er
Königsſohn und Erbe des attiſchen Throns an ſeines
ers Seite lebte, war die Aufreibung der fünfzig Söhne
s Oheims Pallas, welche früher gehofft hatten, den
on zu erlangen, wenn Aegeus ohne Kinder ſtürbe,
welche ergrimmt waren, daß jetzt nicht bloß ein ange-
mener Sohn des Pandion, wie Aegeus war, König
Athener ſey, ſondern daß auch in Zukunft ein herge-
ener Fremdling die Herrſchaft über ſie und das Land
en ſollte. Sie griffen daher zu den Waffen und leg-
dem Ankömmling einen Hinterhalt. Aber der Herold,
ſie mit ſich führten und der ein fremder Mann war, ver-
dieſen Plan dem Theſeus, der nun plötzlich ihren
terhalt überfiel und alle fünfzig niedermachte. Um
dieſe blutige Nothwehr die Gemüther des Volkes
von ſich abzukehren, zog hierauf Theſeus auf ein
einnützliches Wageſtück aus, bezwang den Maratho-
en Stier, der den Bewohnern der attiſchen Stadt
apolis nicht wenig Noth verurſacht hatte, führte ihn
Schau durch die Stadt, und opferte ihn endlich dem
lo.

Um dieſe Zeit kamen von der Inſel Creta zum Drittenmal Abgeordnete des Königs Minos, um den gebräuchlichen Tribut abzuholen. Mit demſelben verhielt es ſich alſo: der Sohn des Minos, Androgeus, war, wie die Sage ging, im Attiſchen Gebiete durch Hinterliſt getödtet worden. Dafür hatte ſein Vater die Einwohner mit einem verderblichen Kriege heimgeſucht; und die Götter ſelbſt hatten das Land durch Dürre und Seuchen verwüſtet. Da that das Orakel Apollo's den Spruch, der Zorn der Götter und die Leiden der Athener würden aufhören, wenn ſie den Minos beſänftigten und ſeine Verzeihung erlangen könnten. Hierauf hatten ſich die Athener mit Bitten an ihn gewendet und Frieden erhalten unter der Bedingung, daß ſie alle neun Jahre ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen als Tribut nach Creta ſchicken ſollten. Dieſe ſollen nun von Minos in ſein berühmtes Labyrinth eingeſchloſſen worden ſeyn, und dort ſoll ſie der gräßliche Minotaurus, ein zwitterhaftes Geſchöpf, das halb Menſch und halb Stier war, getödtet haben, oder ſie ſollen auf andere Weiſe verſchmachtet ſeyn. Als nun die Zeit des dritten Tributes herbeigekommen war, und die Väter, welche unverheirathete Söhne und Töchter hatten, dieſe dem entſetzlichen Looſe unterwerfen mußten, da erneuerte ſich der Unwille der Bürger gegen Aegeus, und ſie fingen an darüber zu murren, daß er, der Urheber des ganzen Unheils, allein ſeinen Theil an der Strafe nicht zu leiden habe, und nachdem er einen hergelaufenen Baſtard zum Nachfolger ernannt, gleichgültig zuſehe, wie ihnen ihre rechtmäßigen Kinder entriſſen würden. Den Theſeus, der ſich ſchon gewöhnt hatte, das Geſchick ſeiner neuen Mitbürger nicht als ein fremdes zu betrachten, ſchmerzten dieſe Klagen. Er ſtand in der Volksverſammlung auf und erklärte ſich bereit, an dem Tribut Theil zu nehmen und ſich ſelbſt ohne Loos hinzugeben. Alles Volk bewunderte ſeinen Edelmuth und aufopfernden Bürgerſinn, auch blieb ſein Entſchluß, obgleich ſein Vater ihn mit den dringendſten Bitten beſtürmte, daß er ihn des unerwarteten Glückes, einen Sohn und Erben zu beſitzen, doch nicht ſobald wieder berauben ſolle, unerſchütterlich feſt. Seinen Vater aber beruhigte er durch die zuverſichtliche Verſicherung, daß er mit den herausgelosten Jünglingen und Jungfrauen nicht in das Verderben gehe, ſondern den Minotaurus bezwingen werde. Bisher nun war das Schiff, das die unglücklichen Opfer nach Creta hinüberführte, zum Zeichen ihrer Rettungsloſigkeit mit ſchwarzem Segel abgeſendet worden. Jetzt aber, als Aegeus ſeinen Sohn mit ſo kühnem Stolze ſprechen hörte, rüſtete er zwar das Schiff noch auf dieſelbe Weiſe aus: doch gab er dem Steuermann ein anderes Segel von weißer Farbe mit, und befahl ihm, wenn Theſeus gerettet zurückkehre, dieſes auszuſpannen: wo nicht, mit dem ſchwarzen zurückzukehren, und ſo das Unglück zum Voraus anzukündigen.

Als nun das Loos gezogen war, führte der junge Theſeus die Knaben und Mädchen, die es getroffen hatte, zuerſt in den Tempel des Apollo, und brachte dem Gott in ihrem Namen den mit weißer Wolle umwundenen Oelzweig, das Weihgeſchenk der Schutzflehenden, dar. Nachdem er das feierliche Gebet geſprochen, ging er von allem Volke begleitet mit den auserleſenen Jünglingen und Jungfrauen ans Meeresufer hinab und beſtieg das Trauerſchiff.

Das Orakel zu Delphi hatte ihm gerathen, er ſolle die Göttin der Liebe zur Führerin wählen und ihr Geleite ſich erbitten. Theſeus verſtand dieſen Spruch nicht, brachte jedoch der Venus ein Opfer dar. Der Erfolg aber gab der Weiſſagung ihren guten Sinn. Denn als Theſeus auf Creta gelandet hatte und vor dem Könige Minos erſchienen war, zog ſeine Schönheit und Heldenjugend die Augen der reizenden Königstochter Ariadne auf ſich. Sie geſtand ihm ihre Zuneigung in einer geheimen Unterredung und händigte ihm einen Knäul Faden ein, deſſen Ende er am Eingange des Labyrinthes feſtknüpfen und den er während des Hinſchreitens durch die verwirrenden Irrgänge in der Hand ablaufen laſſen ſollte, bis er an die Stelle gelangt wäre, wo der Minotaurus ſeine gräßliche Wache hielt. Zugleich übergab ſie ihm ein gefeytes Schwerdt, womit er dieſes Ungeheuer tödten könnte. Theſeus ward mit allen ſeinen Gefährten von Minos in das Labyrinth geſchickt, machte den Führer ſeiner Genoſſen, erlegte mit ſeiner Zauberwaffe den Minotaurus und wand ſich mit allen, die bei ihm waren, durch Hülfe des abgeſpulten Zwirns aus den Höhlengängen des Labyrinths glücklich heraus. Jetzt entfloh Theſeus ſammt allen ſeinen Gefährten mit Hülfe und in Begleitung Ariadne's, die der junge Held, beglückt durch den lieblichen Kampfpreis, den er unerwartet errungen, mit ſich führte. Auf ihren Rath hatte er auch den Boden der kretiſchen Schiffe zerhauen und ſo ihrem Vater das Nachſetzen unmöglich gemacht. Schon glaubte er ſeine holde Beute ganz in Sicherheit und kehrte mit Ariadne ſorglos auf der Inſel Dia ein, die ſpäter Naxos genannt wurde. Da erſchien ihm der

Gott Bacchus im Traum, erklärte, daß Ariadne die ihm vom Schickſal beſtimmte Braut ſey, und drohte ihm alles Unheil, wenn Theſeus die Geliebte nicht ihm überlaſſen würde. Theſeus war von ſeinem Großvater in Götterfurcht erzogen worden: er ſcheute den Zorn des Gottes, ließ die wehklagende, verzagende Königstochter auf der einſamen Inſel zurück und ſchiffte weiter. In der Nacht erſchien Ariadne's rechter Bräutigam, Bacchus, und entführte ſie auf den Berg Drios; dort verſchwand zuerſt der Gott, bald darauf ward auch Ariadne unſichtbar. Theſeus und ſeine Gefährten waren über den Raub der Jungfrau tief betrübt. In ihrer Traurigkeit vergaßen ſie, daß ihr Schiff noch die ſchwarzen Segel aufgezogen hatte, mit welchen es die attiſche Küſte verlaſſen; ſie unterließen es, dem Befehle des Aegeus zu Folge die weißen Tücher aufzuſpannen und das Schiff flog in ſeiner ſchwarzen Trauertracht der Heimathküſte entgegen. Aegeus befand ſich eben an der Küſte als das ſchwarze Schiff herangeſegelt kam, und genoß von einem Felſenvorſprunge die Ausſicht auf die offene See. Aus der Farbe der Segel ſchloß er, daß ſein Sohn todt ſey. — Da erhub er ſich von dem Felſen, auf dem er ſaß, und im unbegränzten Schmerze des Lebens überdrüſſig, ſtürzte er ſich in die jähe Tiefe. Indeſſen war Theſeus gelandet und, nachdem er im Hafen die Opfer dargebracht hatte, die er bei der Abfahrt den Göttern gelobt, ſchickte er einen Herold in die Stadt, die Rettung der ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen und ſeine eigene zu verkündigen. Der Bote wußte nicht, was er von dem Empfange denken ſollte, der ihm in der Stadt zu Theil ward. Während die Einen ihn voll Freude bewillkommten und als den Ueberbringer froher Botſchaft bekränzten, fand er andere in tiefe Trauer verſenkt, die ſeinen fröhlichen Worten gar kein Gehör ſchenkten. Endlich löſte ſich ihm das Räthſel durch die erſt allmählich ſich verbreitende Nachricht vom Tode des Königes Aegeus. Der Herold nahm nun zwar die Kränze in Empfang, ſchmückte aber damit nicht ſeine Stirne, ſondern nur den Heroldsſtab und kehrte ſo zum Geſtade zurück. Hier fand er den Theſeus noch im Tempel mit der Darbringung des Dankopfers beſchäftigt, er blieb daher vor der Thüre des Tempels ſtehen, damit die heilige Handlung nicht durch die Trauernachricht geſtört würde. Sobald das Brandopfer ausgegoſſen war, meldete er des Aegeus Ende. Theſeus warf ſich, vom Schmerz wie vom Blitze getroffen zur Erde, und als er ſich wieder aufgerafft hatte, eilten alle, nicht unter Freudenjubel, wie ſie es ſich gedacht hatten, ſondern unter Wehgeſchrei und Klageruf in die Stadt.

Theſeus als König.

Nachdem Theſeus unter vielen Klagen ſeinen Vater beſtattet hatte, weihte er dem Apollo, was er ihm gelobt hatte. Das Schiff, in welchem er mit den attiſchen Jünglingen und Jungfrauen abgefahren und gerettet zurückgekehrt war, ein Fahrzeug von dreißig Rudern, wurde zum ewigen Andenken von den Athenern aufbewahrt, indem das abgängige Holz immer wieder durch neues erſetzt ward. Und ſo wurde dieſer heilige Ueberreſt alter Heldenzeit noch geraume Zeit nach Alexander dem Großen den Freunden des Alterthums gezeigt.

Theſeus, der jetzt König geworden war, zeigte bald, daß er nicht nur ein Held in Kampf und Fehde ſey, ſondern auch fähig einen Staat einzurichten und ein Volk im Frieden zu beglücken. Hierin that er es ſelbſt ſeinem Vorbilde Herkules zuvor. Er unternahm nämlich ein großes und bewundernswürdiges Werk. Vor ſeiner Regierung wohnten die meiſten Einwohner Attika's zerſtreut um die Burg und kleine Stadt Athen herum, auf einzelnen Bauerhöfen und weilerartigen Dörfern. Sie konnten daher nur ſchwer zuſammengebracht werden, um über öffentliche Angelegenheiten zu rathſchlagen; ja bisweilen geriethen ſie auch über kleinliche Gegenſtände des Nachbarbeſitzes miteinander in Streit. Theſeus nun war es, der alle Bürger des attiſchen Gebietes in Eine Stadt vereinigte, und ſo aus den zerſtreuten Gemeinden einen gemeinſchaftlichen Staat bildete; und dieſes große Werk brachte er nicht wie ein Tyrann durch Gewalt zu Stande, ſondern er reiſte bei den einzelnen Gemeinden und Geſchlechtern herum, und ſuchte ihre freiwillige Einſtimmung zu erlangen. Die Armen und Niedrigen bedurften keiner langen Ermahnung, ſie konnten bei dem Zuſammenleben mit den Vermöglicheren nur gewinnen; den Mächtigen und Reichen aber verſprach er Beſchränkung der Königsgewalt, die bisher zu Athen unbeſchränkt geweſen war, und eine vollkommen freie Verfaſſung. „Ich ſelbſt," ſprach er, „will nur euer Anführer im Kriege und Beſchützer der Geſetze ſeyn, im Uebrigen ſoll allen meinen Mitbürgern Gleichheit der Rechte geſtattet werden." Dieſes leuchtete vielen der Vornehmen ein; andere, denen die Umwandlung der Staatsverhältniſſe weniger willkommen war, fürchteten ſich vor ſeiner Beliebtheit beim Volke, der großen Macht, die er bereits beſaß und ſeinem wohlbekannten kühnen Muthe. Sie wollten daher lieber der Ueberredung desjenigen nachgeben, der ſie zwingen konnte.

So hob er denn alle einzelnen Rathhäuſer und unabhängigen Obrigkeiten in den Gemeinden auf, und gründete ein allen gemeinſames Rathhaus mitten in der Stadt, ſtiftete auch ein Feſt für alle Staatsbürger, welches er das Allathenerfeſt nannte. Erſt jetzt wurde Athen zu einer förmlichen Stadt, und auch ſein Name Athen wurde jetzt erſt recht gangbar. Vorher war es nichts anders als eine Königsburg geweſen, Cekropsburg von ihrem Gründer benannt, und nur wenige Bürgershäuſer waren darum hergeſtanden. Um dieſe neue Stadt noch mehr zu vergrößern, rief er unter Zuſicherung gleicher Bürgerrechte aus allen Gegenden neue Anſiedler herbei, denn er wollte in Athen einen allgemeinen Völkerverein gründen. Damit aber die zuſammengeſtrömte Menſchenmenge nicht Unordnung in den neu begründeten Staat brächte, theilte er das Volk zuerſt in Edle, Landbauern und Handwerker, und wies jedem Stande ſeine eigenthümlichen Rechte und Pflichten zu, ſo daß die Edeln durch Anſehen und Amtsthätigkeit, die Landbauern durch ihre Nützlichkeit, die Handwerker durch ihre Menge den Vorzug zu haben ſchienen. Seine eigene Gewalt als König beſchränkte er, wie er verſprochen hatte, und machte ſie von dem Rathe der Edeln und der Verſammlung des Volkes abhängig.

Der Amazonenkrieg.

Während Theſeus damit beſchäftigt war, den Staat
Götterfurcht zu befeſtigen, und daher den Dienſt
Athene (Minerva) als Schutzgöttin des Landes be-
pete, auch dem Neptunus zu Ehren, deſſen beſon-
Schützling er war und für deſſen Sohn er lange
ten hatte, die heiligen Kampfſpiele auf dem Iſth-
von Corinth einführte, oder doch erneuerte, wie
Herkules die olympiſchen Spiele dem Jupiter an-
net hatte, wurde Athen von einem ſeltſamen und
rordentlichen Kriege heimgeſucht. Theſeus hatte näm-
in jüngeren Jahren auf einem Fehdenzuge an der
der Amazonen gelandet, und dieſe, die nicht män-
en waren, flohen ſo wenig vor dem ſtattlichen Hel-
daß ſie ihm vielmehr Gaſtgeſchenke zuſandten. Dem
us aber gefielen nicht nur die Geſchenke, ſondern
die ſchöne Amazone, die deren Ueberbringerin war.
hieß Hippolyte, und der Held lud ſie ein, ſein
zu beſuchen; als ſie dieſes beſtiegen hatte, fuhr er
einem ſchönen Raube davon. Zu Athen angekom-
vermählte er ſich mit ihr. Hippolyte war nicht
ne die Gemahlin eines Helden und eines herrlichen
gs. Aber das ſtreitbare Weibervolk der Amazonen
über jenen frechen Raub entrüſtet, und noch als
be längſt vergeſſen ſchien, ſannen ſie auf Rache,
en eine Gelegenheit wahr, wo der Staat der Athe-
nbewacht ſchien, und plötzlich eines Tages landeten
t einer Schiffeſchaar, bemächtigten ſich des Landes
mzingelten die Stadt, in welche ſie im Sturm ein-

liches Lager und die erſchrockenen Einwohner hatten ſich auf die Burg zurückgezogen. Beide Theile verzögerten darauf aus Scheu den Angriff; endlich begann Theſeus den Kampf von der Burg herab, nachdem er dem Orakel gemäß dem Gotte des Schreckens ein Opfer gebracht hatte. Anfangs wichen die atheniſchen Männer dem Andrange der fremden Mannweiber und wurden bis zu dem Tempel der Furien zurückgedrängt. Dann aber erneuerte ſich der Kampf von einer andern Seite her; der rechte Flügel der Amazonen wurde bis zu ihrem Lager zurückgetrieben und viele wurden getödtet. Die Königin Hippolyte ſoll in dieſer Schlacht, ihres Urſprungs uneingedenk, mit ihrem Gemahl gegen die Amazonen gekämpft haben. Ein Wurfſpieß traf ſie an Theſeus Seite und ſtreckte ſie todt darnieder. Ihrem Gedächtniß wurde ſpäter eine Säule zu Athen errichtet. Den ganzen Krieg beſchloß ein Friedensſchluß, dem zu Folge die Amazonen Athen verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten.

Theſeus und Pirithous. Lapithen- und Centaurenkampf.

Theſeus ſtand im Rufe außerordentlicher Stärke und Tapferkeit. Pirithous, einer der berühmteſten Helden des Alterthums, ein Sohn Irions, empfand Luſt, ihn auf die Probe zu ſetzen, und trieb Rinder, die jenem gehörten, von Marathon weg; und als ihm zu Ohren kam, daß Theſeus die Waffen in der Hand ihm nachſetze, da hatte er, was er wollte, und floh nicht, ſondern wandte ſich um, ihm entgegen zu gehen. Als die beiden Helden einander nahe genug waren, um einer den andern zu meſſen, da wurde jeder von Bewunderung der ſchönen Geſtalt und der Kühnheit des Andern ſo ſehr ergriffen, daß ſie wie auf ein gegebenes Zeichen die Streitwaffen zu Boden warfen und auf einander zueilten. Pirithous ſtreckte dem Theſeus die Rechte entgegen und forderte ihn auf, ſelbſt als Schiedsrichter über den Raub der Rinder zu entſcheiden: welche Genugthuung Theſeus beſtimmen werde, der wolle er ſich freiwillig unterwerfen. „Die einzige Genugthuung, die ich verlange,“ erwiederte Theſeus mit leuchtendem Blicke, „iſt die, daß du aus einem Feinde und Beſchädiger mein Freund und Kampfgenoſſe werdeſt!“ Nun umarmten ſich die beiden Helden und ſchwuren einander treue Freundſchaft zu.

Als hierauf Pirithous die theſſaliſche Fürſtentochter Hippodamia, aus dem Geſchlechte der Lapithen, freite, lud er auch ſeinen Waffenbruder Theſeus zu der Hochzeit. Die Lapithen, unter denen die Feſtlichkeit gefeiert wurde, waren ein berühmter Stamm Theſſaliens, rohe, zur Thiergeſtalt ſich neigende Bergmenſchen, die erſten Sterblichen, welche Pferde bändigen lernten. Die Braut aber, welche dieſem Geſchlechte entſproßt war, hatte nichts den Männern dieſes Stammes Aehnliche. Sie war holdſelig von Geſtalt, zarten jungfräulichen Antlitzes und ſo ſchön, daß den Pirithous alle Gäſte um ihretwillen glückſelig prieſen. Alle Fürſten Theſſaliens waren bei dem Feſte erſchienen; aber auch die Verwandten des Pirithous, die Centauren fanden ſich ein, die Halbmenſchen, die von dem Ungeheuer abſtammten, das die Wolke, welche Irion, der Vater des Pirithous, anſtatt der Juno umarmt hatte, dieſem dereinſt geboren: daher ſie auch alle zuſammen die Wolkenſöhne hießen. Dieſe waren die beſtändigen Feinde der Lapithen.

Dießmal aber hatte die Verwandtſchaft mit dem Bräutigam ſie den alten Groll vergeſſen laſſen und zu dem Freudenfeſte herbeigelockt. Die feſtliche Hofburg des Pirithous erſcholl von wirrem Getümmel; Brautlieder wurden geſungen, von Gluth, Wein und Speiſen dampften die Gemächer. Der Palaſt faßte nicht alle die Gäſte. Lapithen und Centauren, in bunten Reihen gemengt, ſaßen an geordneten Tiſchen in baumumſchatteten Grotten zu Gaſte.

Lange rauſchte das Feſt in ungeſtörter Fröhlichkeit. Da begann vom vielen Genuſſe des Weines das Herz des wildeſten unter den Centauren, Eurytion, zu raſen, und der Anblick der ſchönen Jungfrau Hippodamia verführte ihn zu dem tollen Gedanken, dem Bräutigam ſeine Braut zu rauben. Niemand wußte wie es gekommen war, niemand hatte den Beginn der unſinnigen That bemerkt, aber auf einmal ſahen die Gäſte den wüthenden Eurytion, wie er die ſich ſträubende und hülferufende Hippodamia an den Haaren gewaltſam auf dem Boden ſchleifte. Seine Unthat war für die weinerhitzte Schaar der Centauren ein Zeichen, Gleiches zu wagen; und ehe die fremden Helden und die Lapithen ſich von ihren Sitzen erhoben hatten, hielt ſchon jeder der Centauren eines der theſſaliſchen Mädchen, die am Hofe des Königes dienten, oder als Gäſte bei der Hochzeit zugegen waren, mit rohen Händen als eine Beute gefaßt. Die Hofburg und die Gärten glichen einer eroberten Stadt. Das Geſchrei der Weiber hallte durch das weite Haus. Schnell ſprangen Freunde und Geſchlechtsverwandte der Braut von ihren Sitzen empor. „Welche Verblendung treibt dich, Eurytion,“ rief Theſeus, „den Pirithous zu

eigen, während Ich noch lebe, und ſo zwei Helden in Ei-
em zu kränken?“ Mit dieſem Worte drängte er auf
ie Stürmenden ein und entriß dem wüthenden Räuber
ie Geraubte. Eurytion ſprach nichts darauf, denn er
onnte ſeine That nicht vertheidigen, ſondern er hub ſeine
Hand gegen Theſeus auf und verſetzte dieſem einen Schlag
uf die Bruſt. Aber Theſeus griff — da ihm keine
Waffe zur Hand war — einen ehernen Krug mit erha-
ener Arbeit, der zufällig neben ihm ſtand; dieſen ſchmet-
erte er dem Gegner in's Antlitz, daß er rücklings in
en Sand ſiel und Gehirn und Blut zugleich aus der
Kopfwunde drang. „Zu den Waffen!“ ſcholl es jetzt
on allen Seiten an den Centaurentiſchen; zuerſt flogen
Becher, Flaſchen und Näpfe; dann entriß ein tempel-
äuberiſches Unthier die Weihgeſchenke den benachbarten
eiligen Stätten; ein anderer riß die Lampe herab, die
ber dem Mahle voll Kerzen brannte, wieder ein anderer
ocht mit einem Hirſchgeweih, das an den Wänden der
Grotte als Schmuck und Weihgeſchenk hing. Ein ent-
ſetzliches Gemetzel wurde unter den Lapithen angerichtet.
Röthus, der Schlimmſte nach Eurytion, ergriff die größte
Brandfackel vom Altare und bohrte ſie einem ſchon ver-
wundeten Lapithen wie ein Schwert in die klaffende
Wunde, daß das Blut wie Eiſen in der Eſſe ziſchte.
Gegen dieſen jedoch hub der tapferſte Lapithe, Dryas,
inen im Feuer geglühten Pfahl und durchbohrte ihn
wiſchen Nacken und Schulter. Der Fall dieſes Cen-
auren that dem Morden ſeiner raſenden Geſellen Ein-
alt und Dryas vergalt nun den Wüthenden, indem er
ünf hinter einander niederſtreckte. Jetzt flog auch der
Speer des Helden Pirithous und durchbohrte einen rie-

ſigen Centauren, den Peträus, wie er gerade einen Eichenſtamm aus der Erde zu rütteln bemüht war, um damit zu kämpfen; ſo wie er den Stamm eben umklammert hielt, heftete der Speer ſeine ſchwer athmende Bruſt ans knorrige Eichenholz. Ein zweiter, Diktys, fiel vor den Streichen des griechiſchen Helden und zerknickte im Fallen eine mächtige Eiche. Ein dritter wollte dieſen rächen, wurde aber von Theſeus mit einem Eichpfahl zermalmt. Der ſchönſte und jugendlichſte unter den Centauren war Cyllarus; goldfarben ſein langes Lockenhaar und ſein Bart, ſein Antlitz freundlich, Nacken, Schultern, Hände und Bruſt wie vom Künſtler geformt, auch der untere Theil ſeines Körpers, der Roßleib, war ohne Fehle, der Rücken bequem zum Sitzen, die Bruſt hochgewölbt, die Farbe pechſchwarz, nur Beine und Roßſchweif lichtfarbig. Er war mit ſeiner Geliebten, der ſchönen Centaurin Hylonome, bei'm Feſt erſchienen, die ſich bei'm Male liebkoſend an ihn lehnte, und auch jetzt mit ihm vereint im wüthenden Kampf an ſeiner Seite focht. Dieſen traf, von unbekannter Hand, eine leichte Wunde in's Herz, daß er ſterbend ſeiner Geliebten in die Arme ſank. Hylonome pflegte ſeine ſterbenden Glieder, küßte ihn und verſuchte vergebens den entfliehenden Athem aufzuhalten. Als ſie ihn verſcheiden ſah, zog ſie ihm den Wurfpfeil aus dem Herzen und ſtürzte ſich darein.

Noch lange wüthete der Kampf zwiſchen den Lapithen und den Centauren fort, bis die letzteren ganz unterlegen waren und nur Flucht und Nacht dem weitern Gemetzel ſie entrückte. Jetzt blieb Pirithous im unbeſtrittenen Beſitze ſeiner Braut, und Theſeus verabſchiedete ſich am andern Morgen von ſeinem Freunde. Der

gemeinſchaftliche Kampf hatte das friſchgeknüpfte Band dieſer Verbrüderung ſchnell in einen unauflöslichen Knoten zuſammengezogen.

Theſeus und Phädra.

Theſeus ſtand jetzt auf dem Wendepunkte ſeines Glücks. Gerade ein Verſuch, daſſelbe nicht nur auf Abentheuern zu ſuchen, ſondern es ſich an ſeinem eigenen Herde zu gründen, ſtürzte ihn in ſchwere Drangſal. Als der Held in der Blüthe ſeiner Thaten und in den erſten Jünglingsjahren die Geliebte ſeiner Jugend Ariadne ihrem Vater Minos aus Creta entführte, wurde dieſe von ihrer kleinen Schweſter Phädra begleitet, welche nicht von ihr weichen wollte, und, nachdem Ariadne von Bacchus geraubt worden war, den Theſeus nach Athen begleitete, weil ſie nicht wagen durfte, zu ihrem tyranniſchen Vater zurückzukehren. Erſt als ihr Vater geſtorben war, ging das aufblühende Mädchen in ihre Heimath Creta zurück und erwuchs dort in dem Königshauſe ihres Bruders Deukalion, der als der älteſte Sohn des Königes Minos die Inſel jetzt beherrſchte, zu einer ſchönen und klugen Jungfrau heran. Theſeus, der nach dem Tode ſeiner Gemahlin Hippolyta lange Zeit unvermählt geblieben war, hörte viel von ihren Reizen und hoffte, ſie an Schönheit und Anmuth ſeiner erſten Geliebten, ihrer Schweſter Ariadne ähnlich zu finden; Deukalion, der neue König von Creta, war auch dem Helden nicht abhold und ſchloß, als Theſeus von der blutigen Hochzeit ſeines theſſaliſchen Freundes zurückgekehrt war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Athenern. An ihn wandte ſich nun Theſeus mit ſeiner Bitte, ihm die Schweſter Phädra zur Gemahlin zu geben. Sie wurde ihm nicht verſagt, und bald führte der Sohn des Aegeus die Jungfrau aus Creta heim, die wirklich von Geſtalt und äußerer Sitte der Geliebten ſeiner Jugend ſo ähnlich war, daß Theſeus die Hoffnung ſeiner jungen Jahre im ſpäteren Mannesalter erfüllt glauben konnte. Damit zu ſeinem Glücke nichts fehlen konnte, gebar ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe dem Könige zwei Söhne, den Akamas und den Demophon. Aber Phädra war nicht ſo gut und getreu, als ſie ſchön war. Ihr gefiel der junge Sohn des Königes, Hippolytus, der ihres Alters war, beſſer als der greiſe Vater. Dieſer Hippolytus war der einzige Sohn, den die von Theſeus entführte Amazone ihrem Gemahl geboren hatte. In früher Jugend hatte dieſen Sohn der Vater nach Trözen geſchickt, um ihn bei den Brüdern ſeiner Mutter Aethra erziehen zu laſſen. Wie er erwachſen war, kam der ſchöne und züchtige Jüngling, der ſein ganzes Leben der reinen Göttin Diana zu weihen beſchloſſen und noch keiner Frau ins Auge geſchaut hatte, nach Athen und Eleuſis, um hier die Myſterien mitfeiern zu helfen. Da ſah ihn Phädra zum erſtenmale; ſie glaubte ihren Gatten verjüngt wieder zu ſehen, und ſeine ſchöne Geſtalt und Unſchuld entflammte ihr Herz zu unreinen Wünſchen; doch verſchloß ſie ihre verkehrte Leidenſchaft noch in ihre Bruſt. Als der Jüngling abgereiſt war, erbaute ſie auf der Burg von Athen der Liebesgöttin einen Tempel, von wo aus man nach Trözen blicken konnte, und der ſpäter den Namen Tempel der Venus Fernſchauerin erhielt. Hier

ſaß ſie Tage lang, den Blick auf das Meer gerichtet. Als endlich Theſeus eine Reiſe nach Trözen machte, ſeine dortigen Verwandten und den Sohn zu beſuchen, begleitete ihn ſeine Gemahlin dorthin und verweilte geraume Zeit daſelbſt. Auch hier kämpfte ſie noch lange mit dem unlautern Feuer in ihrer Bruſt, ſuchte die Einſamkeit und verweinte ihr Elend unter einem Myrthenbaume. Endlich aber vertraute ſie ſich ihrer alten Amme, einem verſchmitzten und ihrer Gebieterin in blinder und thörichter Liebe ergebenen Weibe, an, die es bald über ſich nahm, den Jüngling von der ſtrafbaren Leidenſchaft ſeiner Stiefmutter zu unterrichten. Aber der unſchuldige Hippolytus hörte ihren Bericht mit Abſcheu an, und ſein Entſetzen ſtieg, als ihm die pflichtvergeſſene Stiefmutter ſogar den Antrag machen ließ, den eigenen Vater vom Throne zu ſtoßen und mit der Ehebrecherin Zepter und Herrſchaft zu theilen. In ſeinem Abſcheu fluchte er allen Weibern und meinte ſchon durch das bloße Anhören eines ſo ſchändlichen Vorſchlags entweiht zu ſeyn. Und weil Theſeus gerade abweſend von Trözen war — denn dieſen Zeitpunkt hatte das treuloſe Weib erſpäht — ſo erklärte Hippolytus auch keinen Augenblick mit Phädra unter Einem Dache verweilen zu wollen, ſondern machte ſich, nachdem er die Amme nach Gebühr abgefertigt, ins Freie, um im Dienſte ſeiner geliebten Herrin, der Göttin Diana, in den Wäldern zu jagen und ſo lange dem Königshauſe nicht wieder zu nahen, bis ſein Vater zurückgekehrt ſeyn würde und er ſein gepeinigtes Herz vor ihm ausſchütten könnte.

Phädra vermochte die Abweiſung ihrer verbrecheriſchen Anträge nicht zu überleben. Das Bewußtſeyn ihres

Frevels und die unerhörte Leidenſchaft ſtritten ſich in ihrer Bruſt; aber die Bosheit gewann die Oberhand. Als Theſeus zurückkehrte, fand er ſeine Gattin erhängt und in ihrer krampfhaft zuſammengeballten Rechten einen von ihr vor dem Tode abgefaßten Brief, in welchem geſchrieben ſtand: „Hippolytus hat nach meiner Ehre getrachtet; ſeinen Nachſtellungen zu entfliehen iſt mir nur Ein Ausweg geblieben. Ich bin geſtorben, ehe ich die Treue meinem Gatten verletzt habe.“

Lange ſtand Theſeus vor Entſetzen und Abſcheu wie eingewurzelt in der Erde. Endlich hub er ſeine Hände gen Himmel und betete: „Vater Neptunus, der du mich ſtets geliebt haſt, wie dein leibliches Kind, du haſt mir einſt drei Bitten freigegeben, die du mir erfüllen wollteſt und deine Gnade mir erzeigen unweigerlich. Jetzt gemahne ich dich an dein Verſprechen. Nur Eine Bitte will ich erfüllt haben; laß meinem verfluchten Sohn an dieſem Tage die Sonne nicht mehr untergehen!“ Kaum hatte er dieſen Fluch ausgeſprochen, als auch Hippolytus von der Jagd heimgekehrt und von der Rückkehr ſeines Vaters unterrichtet, in den Palaſt einging und der Spur des Weheklagens nachgehend vor das Antlitz des Vaters und die Leiche der Stiefmutter trat. Auf die Schmähungen des Vaters erwiederte der Sohn mit ſanfter Ruhe: „Vater, mein Gewiſſen iſt jungfräulich. Ich weiß mich dieſer Unthat nicht ſchuldig.“ Aber Theſeus hielt ihm den Brief der Stiefmutter entgegen und verbannte ihn ungerichtet aus dem Lande. Hippolytus rief ſeine Schutzgöttin, die jungfräuliche Diana, zur Zeugin ſeiner Unſchuld auf und ſagte ſeinem zweiten Heimathlande Trözen unter Seufzern und Thränen Lebewohl.

Noch am Abende deſſelben Tages ſuchte den König Theſeus ein Eilbote auf und ſprach, als er vor ihn geſtellt war: „Herr und König, dein Sohn Hippolytus ſieht das Tageslicht nicht mehr!“ Theſeus empfing dieſe Botſchaft ganz kalt und ſagte mit bitterem Lächeln: „hat ihn ein Feind erſchlagen, deſſen Weib er entehrt hat, wie er das Weib des Vaters entehren wollte?“ — „Nein, Herr!“ erwiederte der Bote. „Sein eigener Wagen und der Fluch deines Mundes haben ihn umgebracht!“ — „O Neptunus,“ ſprach Theſeus, die Hände dankend gen Himmel erhoben, „ſo haſt du dich mir heute als ein rechter Vater bezeugt und meine Bitte erhört! Aber ſprich, Bote, wie hat mein Sohn geendet, wie hat meinen Ehrenſchänder die Keule der Vergeltung getroffen?“ Der Bote fing an zu erzählen: „Wir Diener ſtriegelten am Meeresufer die Roſſe unſeres Herrn Hippolytus, als die Botſchaft von ſeiner Verbannung und bald er ſelbſt kam, von einer Schaar wehklagender Jugendfreunde begleitet und uns Roſſe und Wagen zur Abfahrt zu rüſten befahl. Als Alles bereit war, hub er die Hände gen Himmel und betete: Jupiter, mögeſt du mich vertilgen, wenn ich ein ſchlechter Mann war! Und möge, ſey ich nun todt oder lebendig, mein Vater erfahren, daß er mich ohne Fug entehrt!“ Dann nahm er den Roſſeſtachel zur Hand, ſchwang ſich auf den Wagen, ergriff die Zügel und fuhr von uns Dienern begleitet auf dem Wege nach Argos und Epidaurien davon. Wir waren ſo an's öde Meergeſtade gekommen, zu unſerer Rechten die Fluth, zur Linken von den Hügeln vorſpringende Felsblöcke, als wir plötzlich ein tiefes Geräuſch vernahmen, unterirdiſchem Donner ähnlich. Die Roſſe wurden aufmerkſam und ſpitzten ihr Ohr; und wir alle ſahen uns ängſtlich um, woher der Schall käme. Als unſer Blick auf das Meer fiel, zeigte ſich uns hier eine Welle, die thurmhoch gen Himmel ragte und alle Ausſicht auf das weitere Ufer und den Iſthmus uns benahm; der Waſſerſchwall ergoß ſich bald mit Schaum und Toſen über das Ufer, gerade auf den Pfad zu, den die Roſſe gingen. Mit der tobenden Welle zugleich aber ſpie die See ein Ungeheuer aus, einen rieſenhaften Stier, von deſſen Brüllen das Ufer und die Felſen wiederhallten. Dieſer Anblick jagte den Pferden eine plötzliche Angſt ein. Unſer Herr jedoch, an's Lenken der Roſſe gewöhnt, zog den Zügel mit beiden Händen ſtraff an, und gebrauchte deſſelben, wie ein geſchickter Steuermann ſein Ruder regiert. Aber die Roſſe waren läufig geworden, biſſen den Zaum und rannten dem Lenker ungehorſam davon. Aber wie ſie nun auf ebener Straße fortjagen wollten, vertrat ihnen das Seeungeheuer den Weg; bogen ſie ſeitwärts zu den Felſen um, ſo drängte ſie es ganz hinüber, indem es den Rädern dicht zur Seite trabte. So geſchah es endlich, daß auf der andern Seite die Radfelgen auf die Felſen aufzuſitzen kamen, und dein unglücklicher Sohn kopfüber vom Wagen geſtürzt und mit ſammt dem umgeworfenen von den Roſſen, die ohne Führer dahin ſtürmten, über Sand und Felsgeſtein dahin geſchleift wurde. Alles ging viel zu ſchnell, als daß wir begleitenden Diener dem Herrn hätten zu Hülfe kommen können. Halbzerſchmettert hauchte er den Zuruf an ſeine ſonſt ſo gehorſamen Roſſe und die Wehklage über den Fluch ſeines Vaters in die Lüfte. Eine Felsecke entzog uns den Anblick. Das Meerungeheuer

ar verſchwunden, wie vom Boden eingeſchlungen. Wäh-
nd nun die übrigen Diener athemlos die Spur des Wa-
ens verfolgten, bin ich hierher geeilt, o König, das
mmervolle Schickſal deines Sohnes dir zu verkünden!“

Theſeus ſtarrte auf dieſen Bericht lange ſprachlos
Boden. „Ich freue mich nicht über ſein Unglück; ich
klage es nicht,“ ſprach er endlich nachſinnend und in
veifel vertieft. „Könnte ich ihn doch lebend noch ſehen,
n befragen, mit ihm handeln über ſeine Schuld.“ Dieſe
ede wurde durch das Wehgeſchrei einer alten Frau un-
brochen, die mit grauem, fliegendem Haar und zerriſſe-
m Gewande herbeieilend die Reihen der Dienerſchaft
nnte und dem Könige Theſeus ſich zu Füßen warf.
war die greiſe Amme der Königin Phädra, die auf
s Gerücht von Hippolytus jämmerlichem Untergange
n ihrem Gewiſſen gefoltert, nicht länger ſchweigen
nte, und unter Thränen und Geſchrei die Unſchuld
Jünglings und die Schuld ihrer Gebieterin dem Kö-
offenbarte. Ehe der unglückliche Vater recht zur Be-
nung kommen konnte, wurde auf einer Tragbahre von
hklagenden Dienern ſein Sohn Hippolytus, zerſchmettert,
r noch athmend, in den Palaſt und vor ſeine Augen
ragen. Theſeus warf ſich reumüthig und verzweifelnd
r den Sterbenden, der ſeine letzten Lebensgeiſter zu-
menraffte und an die Umſtehenden die Frage richtete:
t meine Unſchuld erkannt?“ Ein Wink der Nächſtſte-
den gab ihm dieſen Troſt: „Unglückſeliger, getäuſch-
Vater“, ſprach der ſterbende Jüngling, „ich vergebe
“ und verſchied.

Er wurde von Theſeus unter denſelben Myrthen-
m begraben, unter welchem einſt Phädra mit ihrer

Liebe gekämpft und deſſen Blätter ſie oft, in der Verzweiflung an den Aeſten zerrend, zerriſſen hatte, und wo nun, als an ihrem Lieblingsplatz, ihre Leiche beigeſetzt worden war, denn der König wollte ſeine Gemahlin im Tode nicht entehren.

Theſeus auf Frauenraub.

Durch die Verbindung mit dem jungen Helden Pirithous erwachte in dem verlaſſenen und alternden Theſeus die Luſt zu kühnen und ſelbſt muthwilligen Abentheuern wieder. Dem Pirithous war ſeine Gattin Hippodamia nach kurzem Beſitze geſtorben, und da auch Theſeus jetzt ehelos war, ſo gingen beide auf Frauenraub aus. Damals war die nachher ſo berühmt gewordene Helena, die Tochter Jupiters und der Leda, die in dem Palaſte ihres Stiefvaters Tyndareus zu Sparta aufwuchs, noch ſehr jung. Aber ſie war ſchon die ſchönſte Jungfrau ihrer Zeit und ihre Anmuth fing an, in ganz Griechenland bekannt zu werden. Dieſe ſahen Theſeus und Pirithous, als ſie auf dem genannten Raubzuge nach Sparta kamen, in einem Tempel der Diana tanzen. Beide wurden von Liebe zu ihr entzündet. Sie raubten ſie in ihrem Uebermuth aus dem Heiligthum und brachten ſie zuerſt nach Tegea in Arkadien. Hier warfen ſie das Loos über dieſelbe und einer verſprach dem andern brüderlich, ihm, wenn das Loos ihn verfehle, zum Raub einer andern Schönheit behülflich zu ſeyn. Das Loos theilte die Beute dem Theſeus zu, und nun brachte ſie dieſer nach Aphidnä im attiſchen Gebiete, übergab die Jungfrau dort ſeiner Mut-

hra und ſtellte ſie unter den Schuß ſeines Freun-
Darauf zog Theſeus weiter mit ſeinem Waffenbru-
d beide ſannen auf eine Herkuliſche That. Piri-
entſchloß ſich nemlich, die Gemahlin Pluto's, Proſer-
der Unterwelt zu entführen und ſich durch ihren Beſitz
n Verluſt Helena's zu entſchädigen. Daß ihnen
Verſuch mißglückte und ſie von Pluto zu ewigem
in der Unterwelt verdammt wurden, daß Her-
der Beide befreien wollte, nur den Theſeus aus
hades erretten konnte, iſt ſchon erzählt worden. Wäh-
nun Theſeus auf dieſem unglücklichen Zuge abweſend
und in der Unterwelt gefangen ſaß, machten ſich die
er Helena's, Caſtor und Pollux auf und rückten ge-
Attika heran, um ihre Schweſter Helena zu befreien.
ſſen verübten ſie anfangs keine Feindſeligkeiten im
e, ſondern kamen friedlich nach Athen und forderten
die Zurückgabe Helena's. Als aber die Leute in der
t antworteten, daß ſie weder die junge Fürſtin bei
hätten, noch wüßten, wo Theſeus ſie zurückgelaſſen,
en ſie zornig und ſchickten ſich, mit den ſie be-
enden Schaaren, zum wirklichen Kriege an. Jetzt
racken die Athener, und einer aus ihrer Mitte, mit
nen Akademus, der das Geheimniß des Theſeus auf
nd eine Art erfahren hatte, entdeckte den Brüdern,
der Ort, wo ſie verborgen gehalten werde, Aphidnä
Vor dieſe Stadt rückten nun Caſtor und Pollux,
ten in einer Schlacht und eroberten den Platz mit
arin.

Zu Athen hatte ſich inzwiſchen auch Anderes begeben,
s für Theſeus ungünſtig war. Meneſtheus, der Sohn
Peteos, ein Urenkel des Erechtheus, hatte ſich als

Volksführer und Schmeichler der Menge gegen den leerſtehenden Thron aufgelehnt, und auch die Vornehmen aufgewiegelt, indem er ihnen vorſtellte, wie der König ſie dadurch, daß er ſie von ihren Landſitzen in die Stadt hereingezogen, zu Unterthanen und Sclaven gemacht habe. Dem Volk aber hielt er vor, wie es, dem Traume der Freiheit zu lieb, ſeine ländlichen Heiligthümer und Götter habe verlaſſen müßen, und ſtatt von vielen guten einheimiſchen Herren abhängig zu ſeyn, einem Fremdling und Deſpoten diene. Wie nun Aphidnä's Eroberung durch die Tyndariden Athen mit Schrecken erfüllte, da benützte Meneſtheus auch dieſe Stimmung des Volkes. Er bewog die Bürger, den Söhnen des Tyndareus, welche die Jungfrau Helena, ihren Wächtern entriſſen, mit ſich führten, die Stadt zu öffnen und ſie freundlich zu empfangen, da dieſelben nur gegen Theſeus, als den Räuber des Mädchens, Krieg führten. Ihr Betragen bewies, daß Meneſtheus dießmal wahr geſprochen hatte: denn obgleich ſie durch offene Thore in Athen eingezogen und alles dort in ihrer Gewalt war, ſo thaten ſie doch Niemand etwas zu Leide, verlangten vielmehr nur, wie andere vornehme Athener und Verwandte des Herkules, in den Geheimdienſt der eleuſiniſchen Myſterien aufgenommen zu werden, und zogen dann mit ihrer geretteten Helena, von den Bürgern, die ſie liebten und ehrten, zur Stadt hinausgeleitet, wieder in ihre Heimath.

Theſeus' Ende.

In ſeiner langen Gefangenſchaft im Hades hatte Theſeus Zeit gehabt, das Unbeſonnene und Unedle ſeiner

letzten Handlungsweiſe, die mit ſeinem übrigen Heldenthum gar nicht zuſammenſtimmte, zu erkennen und zu bereuen. Er kam als ernſter Greis zurück, und vernahm die Rettung Helena's durch ihre Brüder nicht mit Unwillen, denn er ſchämte ſich ſeiner That. Mehr bekümmerte ihn die Zwietracht, die er im Staate antraf, und obgleich er die Zügel der Regierung wieder ergriff und die Partei des Meneſtheus zurückdrängte, genoß er doch keine rechte Ruhe mehr ſein Leben lang. Und als er das Ruder des Staates mit Ernſt führen wollte, brachen aufs Neue Empörungen gegen ihn aus, an deren Spitze immer Meneſtheus ſtand, welcher hinter ſich die Partei der Edlen hatte, die immer noch von Pallas, ſeinem Oheime, und deſſen beſiegten und erſchlagenen Söhnen ſich die Pallantiden nannten. Diejenigen, welche ihn vorher gehaßt hatten, verlernten allmählig auch die Furcht vor ihm, und das gemeine Volk hatte Meneſtheus ſo verwöhnt, daß es, anſtatt zu gehorchen, immer nur geſchmeichelt werden wollte. Anfänglich verſuchte nun Theſeus gewaltſame Mittel; als aber aufwiegleriſche Umtriebe und offene Widerſetzlichkeit alle ſeine Bemühungen vereitelte, da beſchloß der unglückliche König ſeine unbotmäßige Stadt freiwillig zu verlaſſen, nachdem er ſchon vorher ſeine Söhne Akamas und Demophon heimlich nach Euböa zu dem Fürſten Elephenor geflüchtet hatte. In einem Flecken von Attika, Gargettus genannt, ſprach er feierliche Verwünſchungen gegen die Athener aus, da wo man noch lange nachher das Verwünſchungsfeld zeigte; dann ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen, und ſchiffte ſich nach Scyros ein. Die Einwohner dieſer Inſel hielt er für ſeine beſondern Freunde, und er beſaß darauf

anſehnliche Güter, die er von ſeinem Vater erer
hatte.

Damals war Lykomedes König von Scyrus.
dieſem ging Theſeus und bat ſich von ihm ſeine Güt
aus, um auf denſelben ſeinen Sitz zu nehmen. Aber da
Geſchick hatte ihn einen ſchlimmen Weg geführt. Lykom
des, ſey es, daß er den großen Ruf des Mannes fürc
tete, ſey's, daß er mit Meneſtheus in geheimem Einve
ſtändniſſe war, dachte darauf, wie er den in ſeine Hän
gegebenen Gaſt, ohne Aufſehen zu erregen, aus dem We
räumen könnte. Er führte ihn deßwegen auf den höc
ſten Felſengipfel der Inſel, der ſchroff in das Land hi
ausſprang. Er wollte ihn, war ſein Vorgeben, die ſch
nen Güter, die ſein Vater auf dem Eilande beſeſſen hat
mit Einem Blick überſchauen laſſen. Theſeus, oben ang
kommen, ließ ſeine Augen gierig über die ſchönen Gefil
ſtreifen: da gab ihm der treuloſe König einen Stoß v
hinten, daß er über die Felſen hinabſtürzte und nur ſe
zerſchmetterter Leichnam in der Tiefe ankam.

Zu Athen war Theſeus von dem undankbaren Vol
bald vergeſſen und Meneſtheus regierte, als wenn er d
Thron von vielen Ahnen ererbt hätte. Die Söhne d
Theſeus zogen mit dem Helden Elephenor als gemei
Krieger vor Troja. Viele Jahrhunderte ſpäter, na
dem glorreichen Kriege gegen die Perſer, befahl das Or
kel von Delphi den Athenern, des Theſeus Gebeine
holen und ehrenvoll zu beſtatten. Aber wo ſollten ſie di
ſelben ſuchen? Und wenn ſie auch auf der Inſel Scyru
das Grab gefunden hätten, wie ſollten ſie ſeine Ueberre
aus den Händen roher und den Fremden unzugänglich
Barbaren erlöſen? Da geſchah es, daß der berühm

Athener Cimon, der Sohn des Miltiades, auf einem neuen Feldzuge die Inſel Scyrus eroberte. Während er nun mit großem Eifer das Grab des Nationalheros aufſuchte, bemerkte er über einem Hügel einen Adler ſchwebend. Er machte Halt an dieſer Stelle, und ſah bald, wie der Vogel herabſchoß und die Erde des Grabhügels mit ſeinen Krallen aufſcharrte. Cimon erblickte in dieſem Zeichen eine göttliche Fügung, ließ nachgraben und fand tief in der Erde den Sarg eines großen Leichnams, daneben eine eherne Lanze und ein Schwert. Er und ſeine Begleiter zweifelten nicht daran, des Theſeus Gebeine gefunden zu haben. Die heiligen Ueberreſte wurden von Cimon auf ein ſchönes Kriegsſchiff mit drei Ruderbänken gebracht und in Athen mit Jubel, unter glänzenden Aufzügen und Opfern empfangen. Es war, als ob Theſeus ſelbſt in die Stadt zurückkehrte. So bezahlten nach Jahrhunderten die Nachkommen dem Begründer der Freiheit und Bürgerverfaſſung Athens den Dank, den ihm eine ſchnöde Mitwelt ſchuldig geblieben war.

Die Sage von Oedipus.

Des Oedipus Geburt, Jugend, Flucht, Vatermord.

Laïus, Sohn des Labdakus, aus dem Stamme des Kadmus, war König von Thebe, und lebte mit Jokaſte, der Tochter eines vornehmen Thebaners, Menökeus, lange in kinderloſer Ehe. Da ihn nun ſehnlich nach einem Erben verlangte und er darüber den delphiſchen Apoll um Aufſchluß befragte, wurde ihm ein Orakelſpruch des folgenden Inhalts zu Theil: „Laïus, Sohn des Labdakus! Du begehreſt Kinderſegen. Wohl; dir ſoll ein Sohn gewährt werden. Aber wiſſe, daß dir vom Geſchicke verhängt iſt, durch die Hand deines eigenen Kindes das Leben zu verlieren. Dieß iſt das Gebot Jupiters des Kroniden, der den Fluch des Pelops erhört hat, dem du den Sohn geraubt haſt.“ Laïus war nämlich in ſeiner Jugend landesflüchtig, und im Peloponneſe am Hofe des Königs Pelops als Gaſt aufgenommen worden. Er hatte aber ſeinem Wohlthäter mit Undank gelohnt, und Chryſippus, den ſchönen Sohn des Pelops, auf den nemeiſchen Spielen entführt. Dieſer Schuld ſich bewußt, glaubte Laïus dem Orakel, und lebte lange von ſeiner Gattin getrennt. Doch führte die herzliche Liebe, mit welcher ſie einander zugethan waren, troß der Warnung des Schickſals, beide wieder zuſammen, und Jokaſte gebar endlich ihrem Gemahl einen Sohn. Als das Kind zur Welt gekommen war, fiel den Eltern der Orakelſpruch wieder ein, und um dem Spruche des Gottes auszuweichen, ließen ſie den neugebornen Sohn nach drei Tagen

it durchſtochenen und zuſammengebundenen Füßen in
as wilde Gebirge Cithäron werfen. Aber der Hirte, wel-
er den grauſamen Auftrag erhalten hatte, empfand Mit-
id mit dem unſchuldigen Kinde, und übergab es einem
ndern Hirten, der in demſelben Gebirge die Heerden des
Königes Polybus von Korinth weidete. Dann kehrte er
ieder heim, und ſtellte ſich vor dem Könige und ſeiner
Gemahlin Jokaſte, als hätte er den Auftrag erfüllt. Dieſe
laubten das Kind verſchmachtet oder von wilden Thie-
en zerriſſen und die Erfüllung des Orakelſpruches dadurch
nmöglich gemacht. Sie beruhigten ihr Gewiſſen mit dem
Gedanken, daß ſie durch die Aufopferung des Kindes daſ-
elbe vor Vatermord behütet hätten und lebten jetzt erſt
it erleichtertem Herzen.

Der Hirte des Polybus löste indeſſen dem Kinde,
as ihm, ohne daß er es wußte, woher es kam, übergeben
orden war, die ganz durchbohrten Ferſen der Füße und
annte ihn von ſeinen Wunden Oedipus, das heißt
Schwellfuß. So brachte er ihn nach Korinth zu ſeinem
Herrn, dem Könige Polybus. Dieſer erbarmte ſich des
Findlings, übergab ihn ſeiner Gemahlin Merope, und
og ihn als ſeinen eigenen Sohn auf, für den er auch am
Hofe und im ganzen Lande galt. Zum Jünglinge heran-
ereift, wurde er dort ſtets für den höchſten Bürger ge-
alten und lebte ſelbſt in der glücklichen Ueberzeugung,
Sohn und Erbe des Königes Polybus zu ſeyn, der keine
ndere Kinder hatte. Da ereignete ſich ein Zufall, der
n aus dieſer Zuverſicht plötzlich in den Abgrund der
weifel ſtürzte. Ein Korinther, der ihm ſchon längere
eit aus Neid abhold war, rief an einem Feſtmahle,
on Wein überfüllt, dem ihm gegenübergelagerten Oedipus

zu, er ſey ſeines Vaters ächter Sohn nicht. Von dieſem Vorwurfe ſchwer betroffen, konnte der Jüngling das Ende des Mahles kaum erwarten; doch verſchloß er ſeinen Zweifel ſelbigen Tag noch kämpfend in der Bruſt. Am andern Morgen aber trat er vor ſeine beiden Eltern, die freilich nur ſeine Pflegeeltern waren, und verlangte von ihnen Auskunft. Polybus und ſeine Gattin waren über den Schmäher, dem dieſe Rede entfallen war, ſehr aufgebracht, und ſuchten ihrem Sohn ſeine Zweifel auszureden, ohne ihm jedoch dieſelben durch eine runde Antwort zu heben. Die Liebe, die er in ihrer Aeußerung erkannte, war dieſem zwar ſehr erquicklich; aber jenes Mißtrauen nagte doch ſeitdem an ſeinem Herzen, denn die Worte ſeines Feindes waren zu tief eingedrungen. Endlich griff er heimlich zum Wanderſtabe, und ohne ſeinen Eltern ein Wort zu ſagen, ſuchte er das Orakel zu Delphi auf, und hoffte von ihm eine Widerlegung der ehrenrührigen Beſchuldigung zu vernehmen. Aber Phöbus Apollo würdigte ihn dort keiner Antwort auf ſeine Frage, ſondern deckte ihm nur ein neues, weit grauenvolleres Unglück, das ihm drohte, auf. „Du wirſt,“ ſprach das Orakel, „deines eigenen Vaters Leib ermorden, deine Mutter heirathen, und den Menſchen eine Nachkommenſchaft von verabſcheuungswürdiger Art zeigen.“ Als Oedipus dieſes vernommen hatte, ergriff ihn unausſprechliche Angſt, und da ihm ſein Herz doch immer noch ſagte, daß ſo liebevolle Eltern, wie Polybus und Merope, ſeine rechten Eltern ſeyn müßten, ſo wagte er es nicht in ſeine Heimath zurückzukehren, aus Furcht, er möchte, vom Verhängniſſe getrieben, Hand an ſeinen geliebten Vater Polybus legen und, von den Göttern mit unwiderſtehlichem Wahn-

nne geſchlagen, ein verruchtes Ehebündniß mit ſeiner
Mutter Merope eingehen. Von Delphi aufbrechend, ſchlug
den Weg nach Böotien ein. Er befand ſich noch auf
er Straße zwiſchen Delphi und der Stadt Daulia, als
, an einen Kreuzweg gelangt, einen Wagen ſich entge-
enkommen ſah, auf dem ein ihm unbekannter alter Mann
it einem Herolde, einem Wagenlenker und zwei Die-
ern ſaß. Der Roſſelenker, zuſammt dem Alten, trieb
n Fußgänger, der ihnen in den ſchmalen Pfad gekom-
en war, ungeſtüm aus dem Wege. Oedipus, von Natur
hzornig, verſetzte dem trotzigen Wagenführer einen Schlag.
er Greis aber, wie er den Jüngling ſo keck auf den
Bagen anſchreiten ſah, zielte ſcharf mit ſeinem doppelten
tachelſtabe, den er zur Hand hatte, und verſetzte ihm
nen ſchweren Streich auf den Scheitel. Jetzt war
edipus außer ſich gebracht: zum erſtenmal bediente er
h der Heldenſtärke, die ihm die Götter verliehen hatten,
hub ſeinen Reiſeſtock und ſtieß den Alten, daß er ſich ſchnell
cklings vom Wagenſitze herabwälzte. Ein Handgemenge
tſtand; Oedipus mußte ſich gegen ihrer Drei ſeines Le-
ns erwehren; aber ſeine Jugendſtärke ſiegte, er er-
lug ſie alle, bis auf Einen, der entrann, und zog
von.

Ihm kam keine Ahnung in ſeine Seele, daß er
was Anderes gethan, als aus Nothwehr ſich an einem
meinen Phocier oder Böotier mit ſeinen Knechten,
ihm ſammt demſelben ans Leben wollten, gerächt habe.
enn der Greis, der ihm begegnet, trug kein Zeichen hö-
rer Würde an ſich. Aber der Gemordete war Laïus,
önig von Theben, der Vater des Mörders geweſen,
r auf einer Reiſe nach dem pythiſchen Orakel begriffen

war; und alſo war die gedoppelte Weiſſagung, die Vater und Sohn erhalten, und der ſie beide entgehen wollten, an beiden vom Geſchick erfüllt worden. Ein Mann aus Platäa, mit Namen Damaſippus, fand die Leichen der Erſchlagenen am Kreuzwege liegen, erbarmte ſich ihrer, und begrub ſie. Ihr Denkmal aus angehäuften Steinen mitten im Kreuzwege ſah nach vielen hundert Jahren noch der Wanderer.

Oedipus in Theben, heirathet ſeine Mutter.

Nicht lange Zeit, nachdem dieſes geſchehen, war vor den Thoren der Stadt Thebe in Böotien die Sphinx erſchienen, ein geflügeltes Ungeheuer, vorn wie eine Jungfrau, hinten wie ein Löwe geſtaltet. Sie war eine Tochter des Typhon und der Echidna, der ſchlangengeſtalteten Nymphe, der fruchtbaren Mutter vieler Ungeheuer, und eine Schweſter des Höllenhundes Cerberus, der Hyder von Lerna, und der feuerſpeienden Chimära. Dieſes Ungeheuer hatte ſich auf einen Felſen gelagert, und legte dort den Bewohnern von Thebe allerlei Räthſel vor, die ſie von den Muſen erlernt hatte. Erfolgte die Auflöſung nicht, ſo ergriff ſie denjenigen, der es übernommen hatte, das Räthſel zu löſen, zerriß ihn und fraß ihn auf. Dieſer Jammer kam über die Stadt, als ſie eben um ihren König trauerte, der, — Niemand wußte von wem — auf einer Reiſe erſchlagen worden war, und an deſſen Stelle Kreon, Bruder der Königin Jokaſte, die Zügel der Herrſchaft ergriffen hatte. Zuletzt kam es, daß dieſes Kreon eigener Sohn, dem die Sphinx auch ein Räthſel aufgegeben, und der es nicht gelöst hatte, ergriffen und gefreſſen worden war. Dieſe Noth bewog den Fürſten Kreon, öffentlich bekannt zu machen, daß demjenigen, der die Stadt von der Würgerin befreien würde, das Reich, und ſeine Schweſter Jokaſte als Gemahlin zu Theil werden ſollte. Eben als ene Bekanntmachung öffentlich verkündigt wurde, betrat Oedipus an ſeinem Wanderſtabe die Stadt Thebe. Die Gefahr, wie ihr Preis reizten ihn, zumal da er das Leben, wegen der drohenden Weiſſagung, die über ihm chwebte, nicht hoch anſchlug. Er begab ſich daher nach em Felſen, auf dem die Sphinx ihren Sitz genommen atte, und ließ ſich von ihr ein Räthſel vorlegen. Das Ungeheuer gedachte dem kühnen Fremdling ein recht un- uflösliches aufzugeben, und ihr Spruch lautete alſo: Es iſt am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig. Von allen Geſchöpfen wechſelt es allein it der Zahl ſeiner Füße; aber eben wenn es die meiſten Füße bewegt, ſind Kraft und Schnelligkeit ſeiner Glieder hm am geringſten." Oedipus lächelte, als er das Räthſel ernahm, das ihm ſelbſt gar nicht ſchwierig erſchien. Dein Räthſel iſt der Menſch," ſagte er, „der am Morgen ines Lebens, ſo lang er ein ſchwaches und kraftloſes Kind t, auf ſeinen zween Füßen und ſeinen zwo Händen geht; t er erſtarkt, ſo geht er am Mittage ſeines Lebens nur auf en zween Füßen; iſt er endlich am Lebensabend als ein reis angekommen, und der Stütze bedürftig geworden, ſo mmt er den Stab als dritten Fuß zu Hülfe." Das äthſel war glücklich gelöst, und aus Schaam und Ver- eiflung ſtürzte ſich die Sphinx ſelbſt vom Felſen und Tode. Oedipus trug zum Lohne das Königreich von heben und die Hand der Wittwe, welche ſeine eigene

Mutter war, davon. Jokaſte gebar ihm nach und nach vier Kinder, zuerſt die männlichen Zwillinge Eteokles und Polynices, dann zwei Töchter, die ältere Antigone, die jüngere Iſmene. Aber dieſe vier waren zugleich ſeine Kinder und ſeine Geſchwiſter.

Die Entdeckung.

Lange Zeit ſchlief das grauenhafte Geheimniß und Oedipus, bei manchen Gemüthsfehlern ein guter und gerechter König, herrſchte glücklich und geliebt an Jokaſte's Seite über Thebe. Endlich aber ſandten die Götter eine Peſt in das Land, die unter dem Volke grauſam zu wüthen begann, und gegen welche kein Heilmittel fruchten wollte. Die Thebaner ſuchten gegen das fürchterliche Uebel, in welchem ſie eine von den Göttern geſandte Geiſſel erblickten, Schutz bei ihrem Herrſcher, den ſie für einen Günſtling der Götter hielten. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, die Prieſter mit Oelzweigen an ihrer Spitze, erſchienen vor dem königlichen Palaſte, ſetzten ſich um und auf die Stufen des Altars, der vor demſelben ſtand, und harrten auf die Erſcheinung ihres Gebieters. Als Oedipus durch den Zuſammenlauf herausgerufen aus ſeiner Königsburg trat, und nach der Urſache fragte, warum die ganze Stadt von Opferrauch und Klagelaut erfüllt ſey, antwortete ihm im Namen aller der älteſte Prieſter: „Du ſieheſt ſelbſt, o Herr, welches Elend auf uns laſtet: Triften und Felder verſengt unerträgliche Hitze; in unſern Häuſern wüthet die verzehrende Seuche, umſonſt ſtrebt die Stadt aus den blutigen Wo-

gen des Verderbens ihr Haupt emporzutauchen. In dieſer
Noth nehmen wir unſere Zuflucht zu dir, geliebter Herr-
ſcher. Du haſt uns ſchon einmal von dem tödtlichen
Zins erlöst, mit welchem uns die grimmige Räthſelſän-
gerin zehntete. Gewiß iſt dieß nicht ohne Götterhülfe
geſchehen. Und darum vertrauen wir auf dich, daß du,
ſey es bei Göttern oder Menſchen, uns auch dießmal
Hülfe finden werdeſt.“ — „Arme Kinder,“ erwiederte
Oedipus, „wohl iſt mir die Urſache eures Flehens bekannt.
Ich weiß, daß ihr kranket, aber niemand krankt im Her-
en ſo, wie ich. Denn mein Gemüth beſeufzt nicht nur
Einzelne, ſondern die ganze Stadt! Darum erwecket ihr
nich nicht wie einen Entſchlummerten aus dem Schlafe;
ondern hin und her habe ich im Geiſte nach Rettungs-
nitteln geforſcht, und endlich glaube ich Eines gefunden
u haben. Denn mein eigener Schwager Kreon iſt von
nir zum pythiſchen Apollo nach Delphi abgeſandt wor-
en, daß er frage, welch' Werk, oder welche That die
Stadt befreien kann.“

Noch ſprach der König, als auch Kreon ſchon unter
ie Menge trat und den Beſcheid des Orakels dem Kö-
ige vor den Ohren des Volkes mittheilte. Dieſer lautete
eilich nicht tröſtlich: „der Gott befahl, einen Frevel, den
as Land beherberge, hinauszujagen, und nicht das zu
legen, was keine Säuberung zu ſühnen vermöge. Denn
r Mord des Königes Laïus laſte als eine ſchwere
lutſchuld auf dem Lande.“ Oedipus, ganz ohne Ahnung,
ß jener von ihm erſchlagene Greis derſelbe ſey, um
ſſenwillen der Zorn der Götter ſein Volk heimſuche,
ß ſich die Ermordung des Königs erzählen, und noch
mer blieb ſein Geiſt mit Blindheit geſchlagen. Er er-

klärte ſich berufen, für jenen Todten Sorge zu tragen, und entließ das verſammelte Volk. Sodann ließ er in's ganze Land die Verkündigung ausgehen, wem irgend eine Kunde von dem Mörder des Laïus worden wäre, der ſollte Alles anzeigen, auch wer in fremdem Lande darum wüßte, dem ſollte für ſeine Angabe der Lohn und Dank der Stadt zu Theil werden. Der dagegen, der für einen Freund beſorgt, ſchweigen und die Schuld der Mitwiſſenſchaft von ſich abwälzen wollte, der ſollte von allem Götterdienſt, von Opfermahlen, ja von Umgang und Unterredung mit ſeinen Mitbürgern ausgeſchloſſen werden. Den Thäter ſelbſt endlich verfluchte er unter ſchauerlichen Betheuerungen, wünſchte ihm Noth und Plage durch das ganze Leben an, und zuletzt das Verderben. Und das ſollte ihm widerfahren, ſelbſt wenn er am Herde des Königes verborgen lebte. Zu allem dem ſandte er zwei Boten an den blinden Seher Tireſias, der an Einſicht und Blick ins Verborgene faſt dem wahrſagenden Apollo ſelber gleich kam. Dieſer erſchien auch bald von der Hand eines leitenden Knaben geführt vor dem Könige und in der Volksverſammlung. Oedipus trug ihm die Sorge vor, die ihn und das ganze Land quäle. Er bat ihn ſeine Seherkunſt anzuwenden, um ihnen auf die Spur des Mordes zu verhelfen.

Aber Tireſias brach in einen Wehruf aus, und ſprach, indem er ſeine Hände abwehrend gegen den König ausſtreckte: „Entſetzlich iſt das Wiſſen, das dem Wiſſenden nur Unheil bringt! Laß mich heimkehren, König, trag du das deine, und laß mich das meine tragen!“ Oedipus drang jetzt um ſo mehr in den Seher, und das Volk, das ihn umringte, warf ſich flehend vor ihm auf die Kniee! Als er aber auch ſo keine weiteren Aufſchlüſſe geben zu wollen bereit war, da entbrannte der Jähzorn des Königs Oedipus, und er ſchalt den Tireſias als Mitwiſſer oder gar Fauſthelfer bei der Ermordung des Laïus. Ja, wenn er nur ſehend wäre, ſo traute er ihm allein die Unthat zu. Dieſe Beſchuldigung löste dem blinden Propheten die Zunge. „Oedipus," ſprach er, „gehorche deiner eigenen Verkündigung. Rede mich nicht, rede Keinen aus dem Volke fürder an. Denn du ſelbſt biſt der Greuel, der dieſe Stadt beſudelt! Ja! du biſt der Königsmörder, du biſt derjenige, der mit den Theuerſten in fluchwürdigem Verhältniſſe lebt."

Oedipus war nun einmal verblendet: er ſchalt den Seher einen Zauberer, einen ränkevollen Gaukler; er warf Verdacht auch auf ſeinen Schwager Kreon, und beſchuldigte beide der Verſchwörung gegen den Thron, von welchem ſie durch ihre Lügengeſpinnſte ihn, den Erretter der Stadt, ſtürzen wollten. Aber nur noch näher bezeichnete ihn jetzt Tireſias als Vatermörder und Gatten der Mutter, weiſſagte ihm ſein nahe bevorſtehendes Elend und entfernte ſich zürnend an der Hand ſeines kleinen Führers. Auf die Beſchuldigung des Königes war indeſſen auch der Fürſt Kreon herbeigeeilt und es hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen Beiden entſponnen, den Jokaſte, die ſich zwiſchen die Streitenden warf, vergeblich zu beſchwichtigen ſuchte. Kreon ſchied unverſöhnt und im Zorn von ſeinem Schwager.

Noch blinder als der König ſelbſt war ſeine Gemahlin Jokaſte. Sie hatte kaum aus dem Munde des Gatten erfahren, daß Tireſias ihn den Mörder des Laïus genannt, als ſie in laute Verwünſchungen gegen Seher und Seherweisheit ausbrach. „Sieh nur, Gemahl," rief ſie, „wie wenig die Seher wiſſen: ſieh es an einem Beiſpiel! Mein erſter Gatte Laïus hatte auch einſt ein Orakel erhalten, daß er durch Sohneshand ſterben werde. Nun erſchlug aber jenen eine Räuberſchaar am Kreuzweg, und unſer einziger Sohn wurde, an den Füßen gebunden, in's öde Gebirge geworfen und nicht über drei Tage alt. So erfüllen ſich die Sprüche der Seher!" Dieſe Worte, die die Königin mit Hohnlachen ſprach, machten auf Oedipus einen ganz andern Eindruck, als ſie erwartet hatte. „Am Kreuzweg," fragte er in höchſter Gemüthsangſt, „iſt Laïus gefallen? O ſprich, wie war ſeine Geſtalt, ſein Alter?" — „Er war groß," antwortete Jokaſte, ohne die Aufregung ihres Gatten zu begreifen, „die erſten Greiſenlocken ſchmückten ſein Haupt; er war dir ſelbſt, mein Gemahl, von Geſtalt und Anſehen gar nicht unähnlich." — „Tireſias iſt nicht blind, Tireſias iſt ſehend!" rief entſetzenvoll Oedipus, dem die Nacht ſeines Geiſtes auf einmal, wie durch einen Blitzſtrahl erleuchtet ward. Doch trieb ihn das Gräßliche ſelber, weiter danach zu forſchen, als müßten auf ſeine Fragen Antworten kommen, welche die ſchreckliche Entdeckung auf einmal als Irrthum darſtellten. Aber alle Umſtände trafen zuſammen, und zuletzt erfuhr er, daß ein entronnener Diener den ganzen Mord gemeldet habe. Dieſer Knecht aber habe, ſowie er den Oedipus auf dem Throne ſah, flehentlich gebeten, ihn ſoweit als möglich von der Stadt weg auf die Waiden des Königes zu ſchicken. Oedipus begehrte ihn zu ſehen und der Sklave wurde vom Lande hereinbeſchieden. Ehe er jedoch noch ankam, erſchien ein Bote aus Korinth, meldete dem Oedipus den Tod

ines Vaters Polybus und rief ihn auf den erledigten
hron des Landes.

Bei dieſer Botſchaft ſprach die Königin abermals tri-
nphirend: „hohe Götterſprüche, wo ſeyd ihr? Der Va-
r, den Oedipus umbringen ſollte, iſt ſanft an Alters-
wäche verſchieden!“ Anders wirkte die Nachricht auf
n frömmeren König Oedipus, der, obgleich er noch im-
r gerne geneigt war, den Polybus für ſeinen Vater
halten, es doch nicht begreifen konnte, wie ein Götter-
ruch unerfüllt bleiben ſollte. Auch wollte er nicht nach
orinth gehen, weil ſeine Mutter Merope dort noch lebte
d der andere Theil des Orakels, ſeine Heirath mit der
utter, immer noch erfüllt werden konnte. Dieſen Zwei-
benahm ihm freilich der Bote bald. Er war derſelbe
ann, der vor vielen Jahren das neugeborne Kind von
nem Diener des Laïus auf dem Berge Cithäron em-
angen und ihm die durchbohrten und gebundenen Fer-
gelöſt hatte. Er bewies dem Könige leicht, daß er
r ein Pflegeſohn, wiewohl Erbe des Königes Polybus von
rinth ſey. Ein dunkler Trieb nach Wahrheit ließ den
dipus nach jenem Diener des Laïus verlangen, der ihn als
nd dem Corinther übergeben hatte. Von ſeinem Ge-
de erfuhr er, daß dieß derſelbe Hirt ſey, der, von dem
orde des Laïus entronnen, jetzt an der Gränze das
h des Königes waide.

Als Jokaſte ſolches hörte, verließ ſie ihren Gemahl
das verſammelte Volk mit einem lauten Wehruf.
dipus, der ſein Auge abſichtlich mit Nacht zu bedecken
te, mißdeutete ihre Entfernung. „Gewiß befürchtet
“ ſprach er zu dem Volke, „als ein Weib voll Hoch-
th, die Entdeckung, daß ich unedlen Stammes ſey. Ich

aber halte mich für einen Sohn des Glückes, und ſchäme mich dieſer Abkunſt nicht!“ Jetzt nahte ſich der greiſe Hirte, der aus der Ferne herbeigeholt worden war und von dem Corinther ſogleich als derjenige erkannt wurde, der ihm einſt den Knaben auf dem Cithäron übergeben hatte. Der alte Hirte aber war ganz blaß vor Schrecken und wollte alles läugnen; nur auf die zornigen Drohungen des Oedipus, der ihn mit Stricken zu binden befahl, ſagte er endlich die Wahrheit: wie Oedipus der Sohn des Laïus und der Jokaſte ſey, wie der furchtbare Götterſpruch, daß er den Vater ermorden werde, ihn in ſeine Hände geliefert, er aber ihn aus Mitleid erhalten habe.

Jokaſte und Oedipus ſtrafen ſich.

Aller Zweifel war nun gehoben und das Entſetzliche enthüllt. Mit einem wahnſinnigen Schrei ſtürzte Oedipus davon, irrte in dem Palaſte umher und verlangte nach einem Schwerdt, um das Ungeheuer, das ſeine Mutter und Gattin ſey, von der Erde zu vertilgen. Da ihm, wie einem Raſenden, alles aus dem Wege ging, ſuchte er gräßlich heulend ſein Schlafgemach auf, ſprengte das verſchloſſene Doppelthor und brach hinein. Ein grauenhafter Anblick hemmte ſeinen Lauf. Mit fliegendem und zerrauftem Haupthaar ſah er hier, hoch über dem Lager ſchwebend, Jokaſte, die ſich mit einem Strang die Kehle zugeſchnürt und erhängt hatte. Nach langem Hinſtarren nahte ſich Oedipus der Leiche mit brüllendem Stöhnen, ließ das hochaufgezogene Seil zur Erde herab, daß ſich die Leiche auf den Boden ſenkte, und, wie ſie nun vor ihm ausgeſtreckt lag, riß er die goldgetriebenen Bruſtſpangen aus dem Gewande der Frau. Dieſe hob er hoch in der Rechten auf, fluchte ſeinen Augen, daß ſie nimmer ſchauen ſollten, was er that und duldete, und wühlte mit dem ſpitzen Gold in denſelben, bis die Augäpfel durchbohrt waren und ein Blutſtrom aus den Höhlen drang. Dann verlangte er, ihm, dem Geblendeten, das Thor zu öffnen, ihn herauszuführen, ihn dem ganzen Thebanervolk, als den Vatermörder, als den Muttergatten, als einen Fluch des Himmels und ein Scheuſal der Erde vorzuſtellen. Die Diener erfüllten ſein Verlangen, aber das Volk empfing den einſt ſo geliebten und verehrten Herrſcher nicht mit Abſcheu, ſondern mit innigem Mitleid. Kreon ſelbſt, ſein Schwager, den ſein ungerechter Verdacht gekränkt hatte, eilte herbei, nicht um ihn zu verſpotten, wohl aber um den fluchbelaſteten Mann dem Sonnenlicht und dem Auge des Volkes zu entziehen und ihn dem Kreiſe ſeiner Kinder anzuempfehlen. Den gebeugten Oedipus rührte ſo viel Güte. Er übergab ſeinem Schwager den Thron, den er ſeinen jungen Söhnen aufbewahren ſollte, und erbat ſich für ſeine unſelige Mutter ein Grab, für ſeine verwaisten Töchter den Schutz des neuen Herrſchers: für ſich ſelbſt aber begehrte er Ausſtoßung aus dem Lande, das er mit doppeltem Frevel beſudelt, und Verbannung auf den Berg Cithäron, den ſchon die Eltern ihm zum Grabe beſtimmt hatten, und wo er jetzt leben oder ſterben wollte, je nach der Götter Willen. Dann verlangte er noch nach ſeinen Töchtern, deren Stimme er noch einmal hören wollte, und legte ſeine Hand auf ihre unſchuldigen Häupter. Den Kreon ſegnete er für alle Liebe, die dieſer ihm, der es nicht um ihn verdient hätte, erwieſen, und wünſchte ihm und allem Volke beſſeren Schutz der Götter, denn er ſelbſt erfahren hatte.

Dann führte ihn Kreon in das Haus zurück, und der jüngſt noch verherrlichte Retter Thebe's, der mächtige Herrſcher, dem viele Tauſende gehorchten, der Oedipus, der ſo tiefe Räthſel erforſcht und ſo ſpät erſt das eigene furchtbare Räthſel ſeines Lebens gelöſt hatte, ſollte, einem blinden Bettler gleich, durch die Thore ſeiner Vaterſtadt und an die Gränzen ſeines Königreichs wandern.

Oedipus und Antigone.

In der erſten Stunde der Entdeckung wäre der ſchnellſte Tod dem Oedipus der liebſte geweſen, ja er hätte es als eine Wohlthat aufgenommen, wenn das Volk ſich gegen ihn erhoben und ihn geſteinigt hätte. Und ſo erſchien ihm auch die Verbannung, um welche er flehte, und welche ſein Schwager Kreon ihm bewilligte, als ein Geſchenk. Als er aber in ſeiner Finſterniß zu Hauſe ſaß, und der Zorn allmählig auskochte, da fing er auch an, das Gräßliche zu empfinden, was das Herumirren eines blinden Verbannten in der Fremde für ihn haben mußte. Die Liebe zur Heimath begann mit dem Gefühle wieder zu erwachen, daß er für nicht beabſichtigte und nicht mit Bewußtſeyn begangene Verbrechen, theils durch den Tod Jokaſte's, theils durch die Blendung, die er an ſich ſelbſt vollzogen habe, doch eigentlich genug beſtraft ſey, und er ſcheute ſich auch nicht, den Wunſch zu Hauſe zu bleiben, gegen Kreon und ſeine eigenen Söhne Eteokles

nd Polynices laut werden zu laſſen. Aber da zeigte
h, daß die Rührung des Fürſten Kreon nur eine vor-
ergehende geweſen und auch ſeine Söhne eine harte
nd ſelbſtſüchtige Gemüthsart hatten. Kreon nöthigte ſeinen
nglücklichen Verwandten, auf ſeinem erſten Beſchluſſe
verharren, und die Söhne, deren erſte Pflicht doch
ar, dem Vater zu helfen, verweigerten ihm ihren Bei-
and. Ja faſt ohne daß ein Wort gewechſelt wurde,
ab man ihm den Bettelſtab in die Hand und ſtieß ihn
m Königspalaſte von Thebe hinaus. Nur ſeine Töch-
r fühlten kindliches Erbarmen mit dem Verſtoßenen.
ie jüngere Tochter Iſmene blieb im Hauſe ihrer Brü-
er zurück, um hier ſo viel als möglich der Sache des
aters zu dienen und gleichſam der Anwalt des Ent-
rnten zu ſeyn. Die ältere, Antigone, theilte mit dem
ater die Verbannung und lenkte die Schritte des Blin-
en. So zog ſie mit ihm auf ſchwerer Irrfahrt herum,
hweifte unbeſchuht und ohne Speiſe mit ihm durch die
ilden Wälder; Sonnenhitze und Regenguß hielt die zarte
ungfrau mit dem Vater aus, und während ſie zu Hauſe
ei den Brüdern die beſte Pflege genießen konnte, war
e im Elende zufrieden, wenn nur der Vater ſatt wurde.
ein Wille war anfangs geweſen, in einer Wüſtenei des
erges Cithäron das elende Leben zu friſten oder zu
ndigen. Doch, weil er ein frommer Mann war, wollte
r auch dieſen Schritt nicht ohne den Willen der Götter
hun, und ſo pilgerte er vorher zum Orakel des py-
hiſchen Apollo. Hier ward ihm ein tröſtlicher Spruch
u Theil. Die Götter erkannten, daß Oedipus wider
einen Willen ſich gegen die Natur und die heiligſten Ge-
etze der Menſchengeſellſchaft verſündigt hatte. Gebüßt

mußte ein ſo ſchweres Vergehen freilich werden, wenn es auch unfreiwillig war; aber ewig ſollte die Strafe nicht währen. Darum eröffnete ihm der Gott: „nach langer Friſt zwar, aber endlich doch harre ſeiner die Erlöſung, wenn er zu dem ihm vom Schickſale beſtimmten Lande gelangt wäre, wo die ehrwürdigen Göttinnen, die ſtrengen Eumeniden, ihm eine Zufluchtsſtätte gönnten.“ Nun war aber der Name Eumeniden, die Wohlwollenden, ein Beiname der Erinnyen oder Furien, der Göttinnen der Rache, welche die Sterblichen mit einem ſo begütigenden Namen ehren und beſänftigen wollten. Der Orakelſpruch lautete räthſelhaft und ſchauerlich. Bei den Furien ſollte Oedipus für ſeine Sünden gegen die Natur Ruhe und Erlöſung von ſeiner Strafe finden! Dennoch vertraute er auf die Verheißung des Gottes, und zog nun, dem Schickſale überlaſſend, wann die Erfüllung eintreten ſollte, in Griechenland herum, von ſeiner frommen Tochter geleitet und gepflegt, und vom Almoſen mitleidiger Menſchen erhalten. Immer bat er nur um Weniges, und erhielt auch nur Weniges. Aber er begnügte ſich damit immer, denn die lange Dauer ſeiner Verbannung, die Noth, und ſeine eigene edle Sinnesart lehrten ihn Begnügſamkeit.

Oedipus auf Kolonos.

Nach langer Wanderung, bald durch bewohntes, bald durch wüſtes Land waren die beiden eines Abends in einer ſehr milden Gegend bei einem anmuthigen Dorfe mitten im lieblichſten Haine angekommen. Nachtigallen

atterten durch das Gebüſch, und ſangen mit ſüßem
chall, Nebenblüthe duftete, mit Oliven- und Lorbeer-
iumen waren die rauhen Felsſtücke, welche die Gegend
elmehr ſchmückten, als entſtellten, überkleidet. Der
inde Oedipus ſelbſt hatte durch ſeine übrigen Sinne
ne Empfindung von der Anmuth des Ortes, und ſchloß
us der Schilderung ſeiner Tochter, daß derſelbe ein ge-
iligter ſeyn müſſe. Aus der Ferne ſtiegen die Thürme
ner Stadt auf, und ihre Erkundigungen hatten Antigone
lehrt, daß ſie ſich in der Nähe von Athen befinden.
edipus hatte ſich, von dem Wege des Tages müde, auf
n Felsſtück geſetzt. Ein Bewohner des Dorfes, der vor-
erging, hieß ihn jedoch bald dieſen Sitz verlaſſen, weil
r Boden geheiligt ſey, und keinen Fußtritt dulde. Da
fuhren denn die Wanderer bald, daß ſie ſich im Flecken
olonos und auf dem Gebiet und in dem Haine der alles-
ſpähenden Eumeniden befänden, unter welchem Namen
e Athener hier die Erinnyen verehrten.

Nun erkannte Oedipus, daß er am Ziele ſeiner
anderung angekommen und der friedlichen Löſung ſeines
ndſeligen Geſchickes nahe ſey. Seine Worte machten
n Koloneer nachdenklich, und er wagte es jetzt ſchon
ht mehr, den Fremdling von ſeinem Sitz zu ver-
iben, ehe er den König von dem Vorfall unterrichtet
tte. „Wer gebietet denn in eurem Lande?“ fragte Oedi-
s, dem in ſeinem langen Elende die Geſchichten und
rhältniſſe der Welt fremd geworden waren. „Kennſt
den gewaltigen und edlen Helden Theſeus nicht,“
gte der Dorfbewohner, „iſt doch die ganze Welt voll
n ſeinem Ruhme!“ — „Nun, iſt euer Herrſcher ſo hoch-
ſinnt,“ erwiederte Oedipus, „ſo werde du mein Bote zu

ihm, und bitte ihn, nach dieſer Stelle zu kommen; für ſo kleine Gunſt verſpreche ich ihm großen Lohn." — „Welche Wohlthat könnte unſerem König ein blinder Mann reichen?" ſagte der Bauer und warf einen lächelnden, mitleidigen Blick auf den Fremdling. „Doch," ſetzte er hinzu, „wäre nicht deine Blindheit, Mann, du hätteſt ein edles, hohes Ausſehen, das mich zwingt, dich zu ehren. Darum will ich dein Verlangen erfüllen, und meinen Mitbürgern und dem Könige deine Bitte melden. Bleibe ſo lange hier ſitzen, bis ich deinen Auftrag ausgerichtet habe. Jene mögen dann entſcheiden, ob du hier bleiben kannſt, oder gleich wieder weiter wandern ſollſt."

Als ſich Oedipus mit ſeiner Tochter wieder allein ſah, erhub er ſich von ſeinem Sitze, warf ſich zu Boden und ergoß ſein Herz in einem brünſtigen Gebete zu den Eumeniden, den furchtbaren Töchtern des Dunkels und der Mutter Erde, die eine ſo liebliche Wohnung in dieſem Haine aufgeſchlagen. „Ihr Grauenvollen und doch Gnädigen," ſprach er, „zeiget mir jetzt nach dem Ausſpruche Apollo's die Entwicklung meines Lebens, wenn anders ich in meinem mühſeligen Leben nicht immer noch zu wenig erduldet habe! Erbarmet euch, ihr Töchter des Dunkels, erbarme dich, ehrenwerthe Stadt Athene's, über das Schattenbild des Königs Oedipus, der vor euch ſteht, denn er ſelbſt iſt es nicht mehr!"

Sie blieben nicht lange allein. Die Kunde, daß ein blinder Mann von Ehrfurcht gebietendem Ausſehen ſich in dem Furienhaine gelagert, den zu betreten Sterblichen ſonſt nicht vergönnt iſt, hatte bald die Aelteſten des Dorfes, welche die Entweihung zu hindern gekommen waren, um ihn verſammelt. Noch größerer Schrecken ergriff ſie, als der Blinde ſich ihnen als einen vom Schickſale verfolgten Mann zu erkennen gab. Sie fürchteten, den Zorn der Gottheit auf ſich zu laden, wenn ſie einen vom Himmel Gezeichneten länger an dieſem heiligen Orte dulden, und befahlen ihm, auf der Stelle ihre Landſchaft zu verlaſſen. Oedipus bat ſie inſtändig, ihn von dem Ziele ſeiner Wanderſchaft, das ihm die Stimme der Gottheit ſelbſt angewieſen habe, nicht zu verſtoßen; Antigone vereinigte ihr Flehen mit dem ſeinen. „Wenn ihr euch der grauen Haare meines Vaters nicht erbarmen wollet," ſprach die Jungfrau, „ſo nehmet ihn doch um meiner, der Verlaſſenen willen auf: denn auf mir laſtet ja keine Schuld. Eilet, bewilliget uns eure Gunſt unverhofft!" Während ſie ſolche Zwieſprache pflegten und die Einwohner zwiſchen Mitleid und Furcht vor den Erinnyen in ihrem Entſchluſſe zweifelhaft hin und her ſchwankten, ſah Antigone ein Mädchen, auf einem kleinen Roſſe ſitzend, das Angeſicht mit einem Reiſehut vor der Sonne geſchützt, heraneilen. Ein Diener, gleichfalls zu Roſſe, folgte ihr. „Es iſt meine Ismene," ſagte ſie in freudigem Schrecken, „ſchon glänzt mir ihr liebes, helles Auge! Gewiß bringt ſie uns neue Kunde aus der Heimath!" Bald war die Jungfrau, das jüngſte Kind des verſtoßenen Königs, bei ihnen angelangt und vom Saumroſſe geſprungen. Mit einem einzigen Knechte, den ſie allein treu befunden, hatte ſie ſich von Theben aufgemacht, um dem Vater, Nachricht von dem Stande der dortigen Angelegenheiten zu bringen. Dort waren ſeine Söhne ~~von großer~~, ſelbſtverſchuldeter Noth bedrängt. Anfangs hatten ſie die Abſicht, ihrem Oheime Kreon den Thron ganz zu überlaſſen, denn der Fluch ihres Stammes ſchwebte ihnen drohend vor Augen. Allmählig aber, je mehr ihres Vaters Bild in die Ferne trat, verlor ſich dieſe Regung; das Verlangen nach Herrſchaft und Königswürde, und mit ihm die Zwietracht erwachte bei ihnen. Polynices, der das Recht der Erſtgeburt auf ſeiner Seite hatte, ſetzte ſich zuerſt auf den Thron. Aber Eteokles, der jüngere, nicht zufrieden, abwechſelungsweiſe mit ihm zu herrſchen, wie der Bruder vorſchlug, verführte das Volk und ſtieß den älteren Bruder aus dem Lande fort. Dieſer, ſo ging in Thebe das Gerücht, war nach Argos im Peloponnes entflohen, wurde dort der Schwiegerſohn des Königes Adraſtus, verſchaffte ſich Freunde und Bundesgenoſſen, und bedrohte ſeine Vaterſtadt mit Eroberung und Rache. Zugleich aber war ein neuer Götterſpruch ruchbar geworden, welcher dahin lautete, daß die Söhne des Oedipus ohne ihn ſelbſt nichts vermögen; daß ſie ihn ſuchen müßten, todt oder lebendig, wenn ihr eigenes Heil ihnen lieb wäre.

Dieß waren die Nachrichten, welche Iſmene ihrem Vater brachte. Der Chor horchte ſtaunend, und Oedipus hub ſich empor von ſeinem Sitze: „Alſo ſteht es mit mir,“ ſprach er, und königliche Hoheit ſtrahlte von dem blinden Angeſichte, „bei dem Verbannten, bei dem Bettler, ſucht man Hülfe? Nun, da ich Nichts bin, werde ich erſt ein rechter Mann?“ „So iſt es,“ fuhr Iſmene in ihren Nachrichten fort. „Auch wiſſe, Vater, daß eben deßwegen unſer Oheim Kreon in ganz kurzer Zeit hieher kommen wird, und daß ich mich ſehr beeilt habe, ihm zuvor zu kommen. Denn er will dich überreden oder fangen, wegführen und an die Grenzen des thebaniſchen Gebietes ſtellen, damit der Orakelſpruch ſich zu ſeinen und unſers Bruders Eteokles Gunſten erfülle, und deine Gegenwart die Stadt doch nicht entweihe." — „Von wem weißt du alles dieſes?" fragte der Vater. „Von Opferpilgern, die nach Delphi ziehen." „Und wenn ich dort ſterbe," fragte Oedipus weiter, „werden ſie mich in thebiſcher Erde begraben?" „Nein," erwiederte die Jungfrau, „das duldet deine Blutſchuld nicht." — „Nun," rief der alte König entrüſtet, „ſo ſollen ſie auch meiner niemals mächtig werden! Wenn bei meinen beiden Söhnen die Herrſchſucht ſtärker iſt, als die kindliche Liebe, ſo ſoll ihnen auch der Himmel nie ihre verhängnißvolle Zwietracht löſchen, und, wenn auf mir die Entſcheidung ihres Streites beruht, ſo ſoll weder der, der jetzt den Scepter in Händen hat, auf dem Throne ſitzen bleiben, noch der Verjagte je ſein Vaterland wieder ſehen! Nur dieſe Töchter ſind meine wahren Kinder! In ihnen erſterbe meine Schuld, für ſie erflehe ich den Segen des Himmels, für ſie bitte ich auch um euren Schutz, mitleidige Freunde! Gewähret ihnen und mir euren thätigen Beiſtand, und ihr erwerbet dadurch eurer Stadt eine mächtige Bruſtwehr!"

Oedipus und Theſeus.

Die Koloneer hatte große Ehrfurcht vor dem blinden Oedipus erfüllt, der in ſeiner Verbannung noch ſo gewaltig erſchien: ſie riethen ihm durch ein Trankopfer die Entweihung des Furienhaines zu ſühnen. Erſt jetzt erfuhren auch die Greiſe den Namen und die unverſchuldete Schuld des Königs Oedipus, und wer weiß, ob das Grauen vor ſeiner That ſie nicht auf's neue gegen ihn verhärtet hätte, wenn nicht ihr König Theſeus, den die Botſchaft herbeigerufen hatte, jetzt eben in ihren Kreis getreten wäre. Dieſer ging freundlich und ehrerbietig auf den blinden Fremdling zu und redete ihn mit liebreichen Worten an: „Armer Oedipus, mir iſt dein Geſchick nicht unbekannt, und ſchon deine gewaltſam geblendeten Augen ſagen mir, wen ich vor mir habe. Dein Unglück rührt mich tief in der Seele. Sage mir, was du bei der Stadt und mir ſucheſt. Die That, zu der du meine Beihülfe verlangſt, müßte eine ſchreckliche ſeyn, wenn ich mich von dir abwenden könnte. Ich hab' es nicht vergeſſen, daß auch ich gleich dir in fremden Landen herangewachſen bin, und viele Fährlichkeiten ausgeſtanden habe.“ — „Ich erkenne deinen Seelenadel in dieſer kurzen Rede,“ antwortete Oedipus, „ich komme dir eine Bitte vorzutragen, die eigentlich eine Gabe iſt. Ich ſchenke dir dieſen meinen leidensmüden Leib, freilich ein ſehr unſcheinbares Gut, aber doch ein großes Gut. Du ſollſt mich begraben und reichen Segen von deiner Mildigkeit ärnten!“ — „Fürwahr,“ ſagte Theſeus erſtaunt, „die Gunſt, um welche du fleheſt, iſt klein. Verlange etwas Beſſeres, etwas Höheres, und es ſoll dir Alles von mir gewährt ſeyn.“ — „Die Gunſt iſt nicht ſo leicht, als du glaubſt, o König,“ fuhr Oedipus fort, „du wirſt einen Streit um dieſen meinen elenden Leib zu beſtehen haben.“ Nun erzählte er ihm ſeine Verjagung und das ſpäte und eigennützige Verlangen ſeiner Verwandten, ihn wieder zu beſitzen; dann bat er ihn flehentlich um ſeinen Heldenbeiſtand. Theſeus hörte aufmerkſam zu und ſprach endlich feierlich: „Schon weil jedem Gaſtfreunde mein Haus offen ſteht, darf ich meine Hand nicht von dir abziehen:

wie ſollte ich es thun, da du noch dazu mir und meinem Lande ſo viel Heil verſprichſt, und von der Hand der Götter an meinen Herd geleitet worden biſt!“ Er ließ dem Oedipus hierauf die Wahl, mit ihm nach Athen zu gehen, oder hier in Kolonos als Gaſt zu bleiben. Dieſer wählte das zweite, weil ihm vom Schickſale beſtimmt ſey, an der Stelle, wo er jetzt eben ſich befinde, den Sieg über ſeine Feinde davon zu tragen und ſein Leben rühmlich zu beſchließen. Der Athenerkönig verſprach ihm den kräftigſten Schutz und kehrte in die Stadt zurück.

Oedipus und Kreon.

Bald darauf drang der König Kreon von Thebe mit Bewaffneten in Kolonos ein, und eilte auf Oedipus zu. „Ihr ſeyd von meinem Eintritt ins attiſche Gebiet überraſcht,“ ſprach er zu den noch immer verſammelten Dorfbewohnern gewendet; „doch ſorget und zürnet nicht: ich bin nicht ſo jung, im Uebermuthe gegen die ſtärkſte Stadt Griechenlands einen Kampf zu unternehmen. Ich bin ein Greis, den ſeine Mitbürger nur abgeſandt haben, dieſen Mann hier durch gütliche Ueberredung zu bewegen, mit mir nach Thebe zurückzukehren.“ Dann kehrte er ſich zu Oedipus und drückte in den ausgeſuchteſten Worten eine erheuchelte Theilnahme an ſeinem und ſeiner Töchter Elend aus. Aber Oedipus erhob ſeinen Stab und ſtreckte ihn aus, zum Zeichen, daß Kreon ihm nicht näher kommen ſolle. „Schamloſeſter Betrüger,“ rief er, „das fehlte noch zu meiner Pein, daß Du kämeſt und mich gefangen mit dir fortführteſt! Hoffe nicht durch mich deine Stadt von der Züchtigung zu befreien, die ihr bevorſteht. Nicht ich werde zu euch kommen, ſondern nur den Dämon der Rache werde ich euch ſenden, und meine beiden liebloſen Söhne ſollen nur ſoviel von thebaniſchem Boden beſitzen, als ſie brauchen, um ſterbend darauf zu liegen!“ Kreon wollte nun verſuchen, den blinden König mit Gewalt hinwegzuführen, aber die Bürger von Kolonos erhoben ſich dagegen, ſtützten ſich auf Theſeus Wort und duldeten es nicht. Inzwiſchen hatten in dem Getümmel auf einen Wink ihres Herrn die Thebaner Iſmene und Antigone ergriffen und von der Seite ihres Vaters weggeriſſen. Dieſe ſchleppten ſie fort, und trieben den Widerſtand der Koloneer ab. Kreon aber ſprach höhnend: „Deine Stäbe wenigſtens habe ich dir entriſſen. Verſuch es jetzt, Blinder, und wandre weiter!“ Und durch dieſen Erfolg kühner gemacht, ging er auf's Neue auf Oedipus los, und legte ſchon Hand an ihn, als Theſeus, den die Nachricht vom bewaffneten Einfalle in Kolonos zurückgerufen hatte, auftrat. Sobald dieſer hörte und ſah, was geſchehen und noch im Werke ſey, entſandte er Diener zu Fuß und zu Roſſe auf der Straße hin, auf der die Töchter von den Thebanern als Raub fortgeführt wurden, dem Kreon aber erklärte er, ihn nicht eher freilaſſen zu wollen, als bis er dem Oedipus die Töchter zurückgegeben. „Sohn des Aegeus,“ hub dieſer beſchämt an, „ich bin wahrlich nicht gekommen, dich und deine Stadt zu bekriegen. Wußte ich doch nicht, daß deine Mitbürger ein ſolcher Eifer für dieſen meinen blinden Verwandten, dem ich Gutes thun wollte, befallen habe, daß ſie den Vatermörder, den Gatten ſeiner Mutter, lieber bei ſich hegen würden, als ihn in ſein Vaterland entlaſſen!“ Theſeus befahl ihm zu ſchweigen, ohne Verzug mit ihm zu gehen und den Aufenthalt der Jungfrauen anzuzeigen; und in Kurzem führte er die geretteten Töchter dem tief gerührten Oedipus in die Arme. Kreon und die Diener waren abgezogen.

Oedipus und Polynices.

Aber noch ſollte der arme Oedipus keine Ruhe haben. Theſeus brachte die Nachricht von ſeinem kurzen Zuge mit, daß ein naher Blutsverwandter deſſelben, jedoch nicht aus Thebe kommend, Kolonos betreten und ſich an dem Altar des benachbarten Neptunustempels, wo Theſeus eben geopfert hatte, als Schutzflehender niedergelaſſen habe. „Das iſt mein haſſenswerther Sohn Polynices,“ rief Oedipus zürnend aus! Es wäre mir unerträglich, ihn anhören zu müſſen.“ Doch Antigone, die dieſen Bruder als den ſanfteren und beſſeren liebte, wußte die Zornaufwallung des Vaters zu dämpfen und dem Unglücklichen wenigſtens Gehör zu verſchaffen. Nachdem ſich Oedipus auch gegen dieſen den Arm ſeines Beſchützers ausgebeten hatte, falls er ihn mit Gewalt hinwegführen wollte, ließ er den Sohn vor ſich.

Polynices zeigte ſchon durch ſein Auftreten eine ganz andere Gemüthsart, als ſein Oheim Kreon, und Antigone verſäumte nicht, ihren blinden Vater darauf aufmerkſam zu machen. „Ich ſehe jenen Fremdling,“ rief ſie, „ohne Begleiter herzureiten! Ihm ſtrömen die Thränen aus den Augen.“ — „Iſt er es,“ fragte Oedipus und wendete ſein Haupt ab. „Ja, Vater, erwiederte die gute Schweſter, „dein Sohn Polynices ſteht vor dir." Polynices warf ſich vor dem Vater nieder und umſchlang ſeine Knie. An ihm hinaufblickend betrachtete er jammernd ſeine Bettlerkleidung, ſeine hohlen Augen, ſein ungekämmt in der Luft flatterndes Greiſenhaar. „Ach, zu ſpät erfahre ich alles dieſes," rief er, „ja ich ſelbſt muß es bezeugen, ich habe meines Vaters vergeſſen! Was wäre er ohne die Fürſorge meiner Schweſter! Ich habe mich ſchwer an dir verſündigt, Vater! Kannſt du mir nicht vergeben? Du ſchweigſt? Sprich doch etwas, Vater! Zürne nicht ſo unerbittlich hinweggewandt! O ihr lieben Schweſtern, verſucht ihr es, den abgekehrten Mund meines Erzeugers zu rühren!" — „Sage du ſelbſt zuvor, Bruder, was dich hergeführt hat," ſprach die milde Antigone, „vielleicht öffnet deine Rede auch ſeine Lippen! „Polynices erzählte nun ſeine Verjagung durch den Bruder, ſeine Aufnahme beim König Adraſtus in Argos, der ihm die Tochter zur Gemahlin gab, und wie er dort ſieben Fürſten mit ſiebenfacher Schaar für ſeine gerechte Sache geworben habe, und dieſe Bundesgenoſſen das thebaniſche Gebiet bereits umringt hätten. Dann bat er den Vater unter Thränen, ſich mit ihm aufzumachen, und nachdem durch ſeine Hülfe der übermüthige Bruder geſtürzt ſey, die Krone von Theben aus Sohnes Händen zum zweitenmal zu empfahen. Doch die Reue des Sohnes vermochte den harten Sinn des gekränkten Vaters nicht zu erweichen. „Du Verruchter!" ſprach er und hob den Niedergeworfenen nicht vom Boden auf, „als Thron und Scepter noch in deinem Beſitze war, haſt du den Vater ſelbſt aus der Heimath verſtoßen, und in dieſes Bettlerkleid eingehüllt, das du jetzt an ihm be-

mitleideſt, wo gleiche Noth über dich gekommen iſt! Du und dein Bruder, ihr ſeyd nicht meine wahren Kinder; hinge es von euch ab, ſo wäre ich längſt todt. Nur durch meine Töchter lebe ich. Auch harrt euer ſchon der Götter Rache. Du wirſt deine Vaterſtadt nicht vertilgen; in deinem Blute wirſt du liegen, und dein Bruder in dem ſeinen. Dieß iſt die Antwort, die du deinen Bundesfürſten bringen magſt!" Antigone nahte ſich jetzt ihrem Bruder, der bei dem Fluche des Vaters entſetzt vom Boden aufgeſprungen und rückwärts gewichen war. „Höre mein inbrünſtiges Flehen, Polynices," ſprach ſie ihn umfaſſend, kehre mit deinem Heere nach Argos zurück, bekriege deine Vaterſtadt nicht!" „Es iſt unmöglich," erwiederte zögernd der Bruder; „die Flucht brächte mir Schmach, ja Verderben! Und wenn wir Brüder beide zu Grunde gehen müſſen, dennoch können wir nicht Freunde ſeyn!" So ſprach er, wand ſich aus der Schweſter Armen und ſtürzte verzweifelnd davon.

So hatte Oedipus den Verſuchungen ſeiner Verwandten nach beiden Seiten hin widerſtanden und ſie dem Rachegott preisgegeben. Jetzt war ſein eigenes Geſchick vollendet. Donnerſchlag auf Donnerſchlag erſcholl vom Himmel. Der Greis verſtand ſeine Stimme und verlangte ſehnlich nach Theſeus. Die ganze Gegend hüllte ſich in Gewitterfinſterniß. Eine große Angſt bemächtigte ſich des blinden Königes: er fürchtete von ſeinem Gaſtfreunde nicht mehr lebend, oder nicht mehr unverſtörten Sinnes getroffen zu werden, und ihm den vollen Dank für ſo viele Wohlthaten nicht mehr bezahlen zu können. Endlich erſchien Theſeus, und nun ſprach Oedipus ſeinen feierlichen Segen über die Stadt Athen. Dann forderte er den König auf, dem Heroldrufe der Götter zu folgen und ihn allein an die Stelle zu begleiten, wo er, von keiner ſterblichen Hand berührt und nur vom Auge des Theſeus geſchaut, enden ſollte. Keinem Menſchen ſollte er ſagen, wo Oedipus die Erde verlaſſen. Bleibe das heilige Grab, das ihn verſchlingen würde, verborgen, ſo werde es mehr als Speer und Schild und alle Bundesgenoſſen eine Schutzwehr gegen alle Feinde Athens ſeyn. Seinen Töchtern und den Bewohnern von Kolonos erlaubte er dann, ihn eine Strecke weit zu begleiten, und ſo vertiefte ſich der ganze Zug in die ſchauerlichen Schatten des Furienhaines. Keines durfte an Oedipus rühren; er, der Blinde, bisher von der Tochter Hand geleitet, ſchien auf einmal ein Sehender geworden, ging wunderbar geſtärkt und aufgerichtet allen andern voran und zeigte ihnen den Weg zu dem vom Schickſal ihm beſtimmten Ziele.

Mitten in dem Haine der Erinnyen ſah man einen geborſtenen Erdſchlund, deſſen Oeffnung mit einer ehernen Schwelle verſehen war, und zu welchem mehrere Kreuzwege führten. Von dieſer Höhle ging von uralter Zeit her die Sage, daß ſie einer der Eingänge in die Unterwelt ſey. In einen jener Kreuzwege nun trat Oedipus ein, doch ließ er ſich von dem Gefolge nicht bis zu der Grotte ſelbſt begleiten, ſondern unter einem hohlen Baume machte er Halt, ſetzte ſich auf einen Stein nieder und löste den Gürtel ſeines ſchmutzigen Bettlerkleides. Dann rief er nach einer Spende fließenden Waſſers, wuſch ſich von aller Unreinigkeit der langen Wanderung und zog ein ſchmuckes Gewand an, das ihm durch ſeine Töchter aus einer nahen Wohnung herbeigebracht wurde.

Als er nun völlig umgekleidet und wie erneuert daſtand,
önte unterirdiſcher Donner vom Boden herauf. Bebend
warfen ſich die Jungfrauen, die bisher um ihren Vater
bemüht geweſen waren, in ſeinen Schooß; Oedipus aber
chlang ſeinen Arm um ſie, küßte ſie und ſprach: „Kin-
der, lebet wohl, von dieſem Tag an habt ihr keinen Va-
er mehr!“ Aus dieſer Umarmung weckte ſie eine don-
nergleiche Stimme, von der man nicht wußte, ob ſie vom
Himmel herab, oder von der Unterwelt heraustönte.
„Was ſäumeſt du, Oedipus? Was zögern wir zu gehen?“
ief es. Als der blinde König die Stimme vernahm und
wußte, daß der Gott ihn abfordere, machte er ſich aus
en Armen ſeiner Kinder los, rief den König Theſeus
u ſich, und legte ſeiner Töchter Hände in die Hand deſ-
elben, zum Zeichen ſeiner Verpflichtung, ſie nimmermehr
n laſſen. Dann befahl er allen andern, umgewendet
ich zu entfernen. Nur Theſeus an ſeiner Seite durfte
uf die eherne Schwelle mit ihm zuſchreiten. Seine
Töchter und das Gefolge waren ſeinem Winke gefolgt,
nd ſchauten ſich erſt um, als ſie eine gute Strecke rück-
wärts gegangen waren. Da hatte ſich ein großes Wun-
er ereignet. Von dem Könige Oedipus war keine Spur
ehr zu erblicken. Kein Blitz war zu ſehen, kein Donner
u hören, kein Wirbelwind zu ſpüren; die tiefſte Stille
errſchte in der Luft. Die dunkle Schwelle der Unter-
welt ſchien ſich ſanft und lautlos für ihn aufgethan zu
aben, und durch den Erdſpalt war der entſündigte Greis
hne Stöhnen und Pein ſachte wie auf Geiſterflügeln
ur Unterwelt hinabgetragen worden. Den Theſeus aber
blickten ſie allein, mit der Hand die Augen ſich über-
hattend, als hätte er ein göttliches, überwältigendes

Geſicht gehabt. Dann ſahen ſie, wie er, die Hände hoch gen Himmel gehoben, zu den Olympiern, und dann, demüthig auf den Boden niedergeworfen, zu den Göttern der Unterwelt flehete. Nach kurzem Gebete kehrte der König zu den Jungfrauen zurück, verſicherte ſie ſeines väterlichen Schutzes und wandelte mit ihnen in tiefſinnige Betrachtungen verſunken nach Athen zurück.

Sechstes Buch.

Die Sieben gegen Thebe.

Polynices und Tydeus bei Adraſt. — Auszug der Helden. Hypſipyle und Opheltes. — Die Helden vor Thebe angekommen. — Menökeus. — Der Sturm auf die Stadt. — Der Brüder Zweikampf. — Kreons Beſchluß. — Antigone und Kreon. — Hämon und Antigone. — Kreons Strafe.

Die Epigonen. Alkmäon und das Halsband.

Die Sage von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen. — Makaria. — Die Rettungsſchlacht. — Euryſtheus vor Alkmene. — Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen. — Die Herakliden theilen den Peloponnes. — Merope und Aepytus.

Die Sieben gegen Thebe.

Polynices und Tydeus bei Adraſt.

Adraſtus, der Sohn des Talaus, König von Argos, hatte fünf Kinder, darunter zwei ſchöne Töchter, Argia und Deipyle. Ueber dieſe war ihm ein ſeltſamer Orakelſpruch geworden: er werde dieſelben dereinſt einem Löwen und einem Eber zu Gemahlinnen geben. Vergebens beſann ſich der König, welchen Sinn dieſes dunkle Wort haben könne, und als die Mägdlein herangewachſen waren, gedachte er ſie ſo zu vermählen, daß die ängſtliche Wahrſagung auf keine Weiſe erfüllt werden könnte. Aber das Götterwort ſollte nicht zu Schanden werden. Von zweierlei Seiten kamen zwei Flüchtlinge durch Argos Thore. Aus Thebe war Polynices von ſeinem Bruder Eteokles verjagt worden; Tydeus, des Oeneus Sohn, war aus Kalydon geflohen, wo er auf der Jagd einen Verwandtenmord, nicht abſichtlich, verübt hatte. Beide Flüchtlinge trafen ſich vor dem Königspalaſte von Argos. In der Dunkelheit der Nacht hielten ſie ſich für Feinde und geriethen mit einander ins Handgemenge. Adraſtus hörte das Waffengetümmel unter ſeiner Burg, ſtieg bei Fackelſchein von ihr herab und trennte die Streitenden. Als nun zu ſeinen beiden Seiten einer der Heldenſöhne ſtand, die noch eben mit einander gekämpft hatten, ſo erſtaunte der König wie vor einem plötzlichen Geſichte, denn von dem Schilde des

Polynices blickte ihm ein Löwenhaupt, von des Tydeus Schild ſtarrte ihm ein Eberkopf entgegen. Der erſtere trug ſolches Abzeichen auf dem Schilde zu Ehren des Herkules, der andere hatte ſich das Wappen zum Andenken an die Jagd des Kalydoniſchen Ebers und Meleagers gewählt. Adraſtus ſah jetzt die Deutung jenes dunkeln Orakelwortes vor ſich, und aus den Flüchtlingen wurden ihm Schwiegerſöhne. Polynices erhielt die Hand der ältern Tochter, Argia; die jüngere Tochter, Deipyle, wurde dem Tydeus zu Theil. Beiden gab er zugleich das Verſprechen, ſie in ihre väterliche Reiche, aus denen ſie vertrieben waren, wieder einzuführen.

Zuerſt wurde der Feldzug gegen Thebe beſchloſſen, und Adraſtus ſammelte ſeine Helden, ſieben Fürſten, ihn ſelbſt einbegriffen, mit ſieben Schaaren, um ſich. Ihre Namen waren Adraſtus, Polynices, Tydeus; Amphiaraus und Kapaneus, der erſte der Schweſtergemahl Adraſts, der andere ein Schweſterſohn; endlich ſeine zwei Brüder, Hippomedon und Panthenopäus. Aber Amphiaraus, der Schwager des Königs, der früher lange ſein Feind geweſen, war ein Prophet, und als ſolcher ſah er den unglückſeligen Ausgang des ganzen Feldzuges voraus. Nachdem er nun ſich vergebens bemüht hatte, den Adraſtus und die übrigen Helden von ihrem Vorhaben abwendig zu machen, ſuchte er einen Schlupfwinkel auf, den nur ſeine Gemahlin, Eriphyle, die Schweſter des Königes, kannte, und verbarg ſich dort aufs ſorgfältigſte. Lange ſuchten ihn die Helden vergebens, und ohne ihn, den er das Auge ſeines Heeres zu nennen pflegte, wagte Adraſt den Feldzug nicht zu unternehmen. Nun hatte Polynices, als er aus Thebe flüchtig werden mußte, das Halsband und den Schleier mitgenommen, die unglückbringenden Geſchenke, die einſt Venus der Harmonia an ihrem Beilager mit Kadmus, dem Gründer Thebe's, verehrt hatte, und die jedem, der ſie trug, das Verderben brachten. Dieſe Gaben hatten auch wirklich ſchon der Harmonia ſelbſt, der Semele, der Mutter des Bacchus, und der Jokaſte den Untergang gebracht. Zuletzt hatte ſie Argia, die Gemahlin des Polynices, die auch unglücklich werden ſollte, beſeſſen, und jetzt beſchloß ihr Gemahl, mit einem derſelben, dem Halsbande, die Eriphyle zu beſtechen, daß ſie ihm und ſeinen Kampfgenoſſen den Aufenthalt ihres Gatten verriethe. Als das Weib, das längſt ſeine Schweſter um den herrlichen Schmuck, den ihr der Fremdling zugebracht, beneidet hatte, die funkelnden Edelſteine und Goldſpangen an dem Halsbande ſah, konnte ſie der Lockung nicht widerſtehen, hieß den Polynices folgen und zog den Amphiaraus aus ſeiner Zufluchtsſtätte hervor. Jetzt konnte dieſer ſich der Anſchließung an den Feldzug um ſo weniger entziehen, als er ſchon früher, da er ſich mit dem Adraſtus ausgeſöhnt und von ihm die Schweſter zur Ehe erhalten hatte, anheiſchig gemacht, bei jeder künftigen Streitigkeit mit dem Schwager die Entſcheidung ſeiner Gattin zu überlaſſen. Er that ſeine Rüſtung an und ſammelte ſeine Krieger. Bevor er jedoch auszog, rief er ſeinen Sohn Alkmäon zu ſich und verpflichtete ihn mit einem heiligen Schwure, ſich nach ſeinem Tode, ſobald ihm derſelbe kundbar würde, an der treuloſen Mutter zu rächen.

Auch die übrigen Helden rüſteten ſich, und bald hatte Adraſtus ein gewaltiges Heer um ſich verſammelt, das in ſieben Heerhaufen abgetheilt und von ſieben Helden befehligt, unter dem Schalle der Zinken und Trompeten, jauchzend und voll Hoffnung die Stadt Argos verließ. Aber ſchon auf dem Wege ſtellte ſich das Unglück ein. Sie waren in den Wald von Nemea gelangt, wo alle Quellen, Flüſſe und Seen ausgetrocknet waren, und des Tages Hitze mit brennendem Durſte ſie quälte. Panzer und Schilde wurden ihnen zu ſchwer, der Staub, der ſich von dem Zug auf der Straße erhob, ſetzte ſich ihnen auf den dürren Gaumen, ſelbſt ihren Roſſen trocknete der Schaum von dem Maule hinweg und ſie biſſen knirſchend mit trockenen Nüſtern in den Zaum. Während nun Adraſtus nebſt einigen Kriegern vom Heere vergebens nach Quellen die Waldungen durchirrte, ſtießen ſie auf einmal auf ein trauriges Weib von ſeltener Schöne, das einen Knaben an der Bruſt, mit wallenden Haaren und in ärmlicher Kleidung, doch mit königlicher Miene, unter dem Schatten eines Baumes ſaß. Der überraſchte König glaubte nicht anders, als eine Nymphe des Waldes vor ſich zu ſehen, warf ſich vor ihr auf ein Knie und flehte ſie für ſich und die Seinigen um Rettung aus der Noth an, mit welcher der Durſt ſie bedrohe. Aber die Frau antwortete mit geſenktem Auge und demüthiger Stimme: „Fremdling, ich bin keine Göttin; Du magſt, wie Dein herrliches Ausſehen mich vermuthen läßt, von Göttern ſtammen: wenn an *mir* etwas übermenſchliches, ſo muß es nur mein Leiden ſeyn, denn ich habe mehr geduldet, als ſonſt Sterblichen zu leiden auferlegt wird. Ich bin Hypſipyle, einſt die gefeierte Königin der Amazonen auf Lemnos, die Tochter des herrlichen Thoas, jetzt nach unnennbarem Jammer von Seeräubern entführt und verkauft, die gefangene Sclavin des Königs Lykurgus von Nemea. Der Knabe, den ich ſäuge, iſt nicht mein eigenes Kind; er iſt Opheltes, der Sohn meines Herrn, und ich bin ihm zur Wärterin beſtellt. Aber was ihr von mir begehret, will ich euch gerne verſchaffen. Noch eine einzige Quelle ſprudelt in dieſer troſtloſen Einöde, und ihren geheimen Zugang kennt niemand, als ich. Sie iſt ergiebig genug, euer ganzes Heer zu erquicken. Folget mir!“ Die Frau ſtand auf, legte den Säugling ſorglich in's Gras und lullte ihn mit einem Wiegenliede in den Schlaf. Die Helden riefen ihren Genoſſen, und nun drängte ſich das ganze Heer Hypſipyle's Tritten nach auf geheimen Pfaden, die durch's dichteſte Waldgebüſch führten. Bald gelangten ſie zu einer felſigen Thalſchlucht, aus der kühler Waſſerſtaub empordrang und die erhitzten Angeſichter der vorderſten Krieger, die der Führerin und ihrem König vorangeeilt waren, mit leichtem Schaum erfriſchte. Zugleich rauſchte das Murmeln eines ſtarken Waſſerfalles an ihr Ohr. „Waſſer!“ ſo tönte der Freudenruf aus dem Munde der Vorangedrungenen, die mit einigen Sprüngen ſchon unten in der Schlucht und mitten auf dem beſpülten Felsgeſteine ſtanden und die Strahlen des herabfließenden Quelles mit den Helmen auffaßten. „Waſſer, Waſſer!“ wiederholte das ganze Heer und der Jubelruf übertönte den Waſſerfall und hallte von den Bergen wieder, welche die

Schlucht umgaben. Nun warfen ſich alle am grünenden Ufer des weithin ſich ſchlängelnden Baches nieder, und genoßen mit tiefen Zügen die langentbehrte Luſt. Bald fand man auch für Wagen und Roſſe Pfade, die durch den Wald bequem in die Tiefe hinabführten und die Wagenlenker fuhren, ohne die Roſſe auszuſpannen, mitten in die wallende Fluth hinein, da wo der Bach ſich zu ebenem Laufe ausbreitete, und ließen die Roſſe, die ihren Leib in den Wellen kühlten, unausgeſchirrt den langen Durſt ſtillen.

Alles war erquickt und die gute Führerin Hypſipyle, die Thaten und Leiden der Weiber von Lemnos erzählend, führte den Adraſtus und ſeine Helden, denen jetzt das Heer in ehrerbietiger Entfernung folgte, auf die breitere Straße zurück, dahin, wo ſie dieſelbe mit ihrem Pflegekind unter dem gewölbten Baume hatten ſitzen ſehen. Aber ehe ſie jener Stelle noch anſichtig wurden, erſchreckte die feinhörende Pflegerin aus der Ferne ein klägliches Kindeswimmern, das ihre Begleiter kaum vernahmen, ſie ſelbſt aber ſogleich als die Stimme ihres kleinen Opheltes erkannte. Hypſipyle war ſelbſt die Mutter großer und kleiner Kinder, die ſie, von den Räubern entführt, in Lemnos hatte zurücklaſſen müſſen. Nun hatte ſie ihre ganze Mutterliebe auf dieſen Säugling übergetragen, dem ſie als Sclavin beigegeben war. Eine bange Ahnung durchzuckte ihr zärtliches Herz. Sie flog den Helden voraus und dem wohlbekannten Platze zu, wo ſie mit dem Kind an der Bruſt zu ruhen pflegte. Aber ach, der Kleine war verſchwunden und ihre irrenden Augen fanden keine Spur von ihm und vernahmen auch die Stimme nicht mehr. Als ſie ihre Blicke in weiterem

Kreiſe umherſandte, ward ihr bald das entſetzliche Schickſal klar, das ihr Pflegekind getroffen hatte, während ſie dem Heere der Argiver den frommen Liebesdienſt leiſtete. Denn nicht weit von dem Baume lag eine gräßliche Schlange geringelt, ihren Kopf auf den ſchwellenden Bauch zurückgelegt in träger Ruhe das eben abgehaltene Mahl verdauend. Der unſeligen Pflegemutter ſträubte ſich das Haar und ihr Jammerſchrei erfüllte die Lüfte. Auf dieſes waren auch die Helden herbeigeeilt; der erſte, der den Drachen erblickte, war Hippomedon; ohne zu ſäumen, riß er ein Felsſtück aus dem Boden und ſchleuderte es auf das Ungethüm: aber ſein gepanzerter Rücken ſchüttelte den Wurf ab, als wäre es eine Handvoll Erde; da ſandte Hippomedon ſeinem erſten Wurfe den Speer nach und dieſer verfehlte ſein Ziel nicht; er fuhr der Schlange in den Rachen, durchs hervorſpritzende Gehirn, und die Spitze drang heraus zum Kamme. Das Unthier drehte ſich wie ein Kreiſel mit dem langvorragenden Speer in der Wunde, und hauchte endlich ziſchend ſeinen Athem aus.

Als die Schlange erlegt war, getraute ſich erſt die arme Pflegemutter der Spur ihres Kindes nachzugehen, ſie fand weithin die Gräſer vom Blute geröthet und endlich fernab von dem Ort ihrer Ruhe das nackte Gebein des Kindleins. Die Verzweifelnde ſammelte es in ihren Schooß und übergab es den Helden, die mit ihrem ganzen Heere dem unglücklichen Knaben, der ihnen zum Opfer gefallen war, nachdem ſie ſeine Ueberreſte feierlich beſtattet, herrliche Leichenſpiele bereiteten, ihm zu Ehren die Nemeiſchen heiligen Kampfſpiele ſtifteten, und ihn unter dem Namen Archemoros, d. h. der Frühvollendete, zuerſt als Halbgott verehrten.

Hypſipyle entging der Wuth nicht, in welche die Mutter des Kindes, die Gemahlin des Lykurgus, Eurydice, der Verluſt ihres Sohnes verſetzte. Sie wurde von ihr in ein grauſames Gefängniß geworfen, und der fürchterlichſte Tod war ihr geſchworen. Das Glück wollte, daß die verlaſſenen älteſten Söhne Hypſipyle's ihrer Mutter ſchon auf der Spur waren, und nicht lange nach dieſer Begebenheit in Nemea eintrafen, wo ſie die gefangene Mutter befreiten.

Die Helden vor Thebe angekommen.

„Da habt ihr ein Vorzeichen, wie der Feldzug ſich enden wird!" ſprach der Seher Amphiaraus finſter, als das Gebein des Knaben Opheltes entdeckt war. Aber die anderen alle dachten mehr an die Erlegung der Schlange, und prieſen dieſe als eine glückliche Vorbedeutung. Und weil ſich das Heer eben von einer großen Bedrängniß erholt hatte, ſo war Alles guter Dinge; der ſchwere Seufzer des Unglückspropheten wurde überhört, und der Zug ging luſtig weiter. Es währte nicht viele Tage mehr, ſo war das Heer der Argiver unter den Mauern von Thebe angekommen.

In dieſer Stadt hatte Eteokles mit ſeinem Oheim Kreon Alles zu einer hartnäckigen Vertheidigung vorbereitet, und ſprach zu den verſammelten Bürgern: „Bedenket jetzt, ihr Mitbürger, was ihr eurer Vaterſtadt ſchuldig ſeyd, die euch in ihrem milden Schooße aufgezogen und zu wackeren Kriegern gebildet hat. Ihr Alle, vom Jünglinge, der noch nicht Mann iſt, bis zum Manne

deſſen Locke ſchon grau wird, wehret euch für ſie, für die Altäre der heimiſchen Götter, für Väter, Weiber und Kinder und für euren freien Boden! Mir meldet der Vogelſchauer, daß in der nächſten Nacht das Argiverheer ſich zuſammenziehen und einen Angriff auf die Stadt machen wird. Darum ihr alle auf die Mauerzinnen, an die Thore geeilt! Brecht vor mit allen Waffen! Beſetzt die Schanzen, ſtellt euch in die Thürme mit euren Geſchoßen, bewahret jeden Ausgang ſorgfältig und fürchtet euch nicht vor der Menge der Feinde! Draußen ſchleichen meine Kundſchafter umher, und ich bin gewiß, daß ſie mir genaue Kunde bringen. Nach ihren Meldungen werde ich handeln."

Während Eteokles ſo zu ſeinen Reitern ſprach, ſtand auf der höchſten Zinne des Palaſtes mit einem greiſen Waffenträger ihres Großvaters Laïus die Jungfrau Antigone. Sie war nach ihres Vaters Tode nicht lang unter dem liebevollen Schutze des Königes Theſeus zu Athen geblieben, ſondern hatte mit ihrer Schweſter Iſmene in ihre Heimath zurückverlangt, wohin eine unbeſtimmte Hoffnung, ihrem Bruder Polynices nützlich werden zu können, und auch die Liebe zu ihrer Vaterſtadt ſie trieb, deren Belagerung durch den Bruder ſie nicht billigen konnte und deren Schickſal ſie theilen wollte. Dort war ſie von dem Fürſten Kreon und ihrem Bruder Eteokles mit offenen Armen aufgenommen worden, denn ſie betrachteten die Jungfrau als einen freiwilligen Geiſſel und eine willkommene Vermittlerin. Dieſe war jetzt die alte Cedertreppe des Palaſtes emporgeſtiegen, und ſtand auf der Platform deſſelben, wo ihr der Greis die Stellung der Feinde erklärte. Ringsum auf den Fluren um die Stadt, die Ufer des Iſmenus entlang und um die von Alters berühmte Quelle Dirce her, war das mächtige Feindesheer gelagert. Es hatte ſich eben in Bewegung geſetzt und Truppenſchaar ſonderte ſich von Truppenſchaar. Das ganze Gefilde ſchimmerte von Erzglanz wie ein wogendes Meer. Maſſen von Fußvolk und Reiterei ſchwärmten brauſend um die Thore der belagerten Stadt. Die Jungfrau erſchrack bei dieſem Anblicke; der Greis jedoch ſprach ihr Troſt ein: „Unſere Mauern ſind hoch und feſt, unſere Eichenthore liegen in ſchweren eiſernen Riegeln. Von innen bietet die Stadt alle Sicherheit, und iſt voll muthiger, den Kampf nicht ſcheuender Krieger.“ Darauf fing er an, die Fragen des Mädchens nach einzelnen hervorragenden Führern zu beantworten: „Der dort im leuchtenden Helme, der, ſeinen blanken Erzſchild mit Leichtigkeit ſchwingend, einer Heerſchaar voranzieht, das iſt der Fürſt Hippomedon, der um das Gewäſſer Lerna's in Mycene wohnt, hoch ragt ſein Wuchs empor, wie eines erdentſproſſenen Giganten! — Weiter rechts dort, der am Dircequell wandelt, in fremder Waffentracht, wie ein Halbbarbar, das iſt deines Bruders Schwager, Tydeus, des Oeneus Sohn; er und ſeine Aetolier ſind Schildträger und die beſten Lanzenwerfer: ich kenne ihn an ſeinem Wappenſchilde; denn ich bin ſchon als Unterhändler in das feindliche Lager abgeſchickt worden.“ — „Wer iſt denn,“ fragte jetzt das Mägdlein, „der jugendliche Held dort, im unjugendlichen Haare, der mit wildem Blicke an jenem Helden-Grabmal vorüberſchreitet, und dem völlig gerüſtetes Volk langſam nachfolgt?“ — „Das iſt Parthenopäus,“ belehrte ſie der Alte, „der Sohn Atalante's, der Freundin

Diana's. Aber ſiehſt du dort die zwei Helden, am Grabe der Niobe'stöchter? Der ältere iſt Adraſtus, der Führer des ganzen Zuges: den jüngeren, kennſt du den?“ — „Ich ſehe,“ rief Antigone ſchmerzlich bewegt, „nur die Bruſt und den Umriß ſeines Leibes, und doch erkenne ich ihn: es iſt mein Bruder Polynices! O könnte ich mit den Wolken fliegen und bei ihm ſeyn und meinen Arm um den Hals des lieben Flüchtlings ſchlagen! Wie funkelt ſeine goldene Rüſtung gleich der Sonne Morgenſtrahl! doch wer iſt der dort, der mit feſter Hand die Roſſe zügelnd, einen weißen Wagen lenkt, und die Geißel ſo ruhig und beſonnen ſchwingt?“ — „Das iſt,“ ſprach der Greis, „der Seher Amphiaraus, meine Herrin!“ — Aber ſieheſt du dort den, der an den Mauern auf und ab geht und ſie mißt, und ſorglich die Stellen erkundet, an welchen die Baſteien dem Sturme zugänglich wären?“ — „Das iſt der übermüthige Kapaneus, der unſerer Stadt ſo ſchrecklich Hohn ſpricht, der euch zarte Jungfrauen an Lerna's Gewäſſer in die Knechtſchaft führen will!“ — Antigone erblaßte, und verlangte umzukehren: der Greis reichte ihr die Hand und geleitete ſie hinunter in die Mädchenzelle.

Menökeus.

Inzwiſchen hielten Kreon und Eteokles Kriegsrath, und beſetzten in Folge der gefaßten Beſchlüſſe jedes der ſieben Thore Thebens mit einem Führer, indem ſie der Feinde Zahl die gleiche Zahl gegenüber ſtellten. Doch wollten ſie, bevor der Kampf um die Stadt ausbrach, auch vorher die Zeichen erforſchen, welche die Vogelſchau ihnen über den Ausgang des Kampfes gewähren könnte.

Nun lebte unter den Thebanern, wie die Sage von Oedipus ſchon erzählt hat, der Seher Tireſias, der Sohn des Everes und der Nymphe Chariklo; dieſer hatte als Jüngling die Göttin Minerva bei ſeiner Mutter überraſcht und geſchaut, was er nicht ſchauen ſollte. Dafür war er von der Göttin mit Blindheit geſchlagen worden. Seine Mutter Chariklo hatte ihre Freundin zwar flehentlich gebeten, ihm das Geſicht wieder zu geben, aber Minerva vermochte dieſes nicht mehr; doch erbarmte ſie ſich ſeiner und reinigte ihm dafür ſein Gehör, daß er alle Stimmen der Vögel verſtand. Und ſo war er von Stund' an der Vogelſchauer der Stadt.

Zu dieſem jetzt greiſen Seher ſchickte Kreon ſeinen jungen Sohn Menökeus, daß er ihn in den Königspalaſt geleite. Mit wankendem Knie, von ſeiner Tochter Manto und dem Knaben geführt, erſchien auch bald darauf der Alte vor Kreon. Dieſer drang in ihn, zu melden, was der Vögel Flug ihm vom Schickſale der Stadt verkündige. Tireſias ſchwieg lange; endlich ſprach er die traurigen Worte: „Die Söhne des Oedipus haben ſich an ihrem Vater ſchwer verſündigt; ſie bringen ins Thebanerland bittere Trübſal. Argiver und Kadmeer werden ſich morden, die Söhne, einer von des andern Hand, fallen. Nur Eine Rettung weiß ich für die Stadt; aber ſie iſt für die Geretteten ſelbſt zu bitter, als daß mein Mund ſie offenbaren ſollte. Lebet wohl!“ Er wandte ſich und wollte gehen, aber Kreon flehte ſo lange bis er blieb. „Du willſt es dennoch hören?“ ſprach der Seher in ſtrengem Tone; „ſo vernimm es! Aber ſage mir zuvor, wo weilt dein Sohn, Menökeus, der mich hergeleitete?“ — „Er ſteht neben dir!“ erwiederte Kreon. „Nun ſo fliehe er, ſo weit er kann, hinweg von meinem Götterſpruch!“ ſagte der Greis. „Warum das?“ fragte Kreon. „Menökeus iſt ſeines Vaters Kind, er kann ſchweigen, wenn er ſoll, und wird ſich freuen, wenn er das Mittel erfährt, das uns retten ſoll!“ — „So vernehmet denn, was ich aus dem Fluge der Vögel geleſen habe,“ ſprach Tireſias. „Es kommt das Heil, aber über harte Schwelle. Der Jüngſte von der Drachenzähneſaat muß fallen; nur unter dieſer Bedingung wird Euch der Sieg!“ — „Weh mir,“ rief Kreon, „was bedeutet dieſes Wort, o Greis?“ — „Daß der jüngſte Enkel des Kadmus ſterben ſoll, wenn die Stadt gerettet ſeyn will!“ — „Du verlangſt den Tod meines geliebteſten Kindes, meines Sohnes Menökeus?“ ſo fuhr der Fürſt entrüſtet auf. „Packe dich fort in die Stadt! Ich bedarf deines Seherſpruches nicht!“ — „Iſt die Wahrheit ungültig, weil ſie dir Leid bringt?“ fragte Tireſias ernſt. Jetzt warf ſich Kreon ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Knie, flehte den blinden Propheten bei ſeinem grauen Haare an, den Spruch zurückzunehmen. Aber der Seher blieb unerbittlich: „Die Forderung iſt unabwendbar,“ ſprach er. „Am Dirce-Quell, wo einſt der Lindwurm gelagert wär, muß er ſein Blut im Opfertode vergießen; dann werdet ihr die Erde zur Freundin haben, wenn ſie für das Menſchenblut, das ſie einſt dem Kadmus aus den Drachenzähnen emporſandte, wieder Menſchenblut, und zwar verwandtes, empfangen hat. Wenn dieſer Jüngling hier ſich für ſeine Stadt aufopfert, ſo wird er im Tode ihr Erretter ſeyn und für Adraſtus und ſein Heer wird die Heimkehr grauenvoll werden! Wähle dir nun, Kreon, welches Loos von zweien du willſt.“

Alſo ſprach der Wahrſager und entfernte ſich an der Hand ſeiner Tochter. Kreon ſtand in Schweigen verſunken. Endlich rief er angſtvoll: „Wie gerne wollte ich ſelbſt für mein Vaterland ſterben! Aber dich, Kind, ſoll ich opfern? Flieh, mein Sohn, fliehe, ſo weit dich deine Füße tragen, aus dieſem verfluchten Lande, das zu ſchlimm iſt für deine Unſchuld. Geh über Delphi, Aetolien, Thesprotia zum Heiligthume Dodona's: dort birg dich in des Orakels Schutz!“ — „Gerne;“ ſprach Menökeus mit leuchtendem Blicke, „verſieh mich mit den nöthigen Reiſebedürfniſſen, Vater, und glaube mir, ich werde den rechten Weg nicht verfehlen.“ Als ſich Kreon bei der Willigkeit des Knaben beruhigte und auf ſeinen Poſten geeilt war, warf ſich dieſer, ſobald er allein war, auf die Erde nieder und betete mit Inbrunſt zu den Göttern: „Verzeihet mir, ihr himmliſchen Reinen, wenn ich gelogen habe, wenn ich meinem alten Vater durch falſche Worte die unwürdige Furcht benommen! Zwar, daß er, der Greis, ſich fürchtet, iſt verzeihlich; aber welch ein Feiger wäre ich, wenn ich das Vaterland verriethe, dem ich das Leben verdanke. Höret darum meinen Schwur, ihr Götter, und nehmet ihn gnädig auf. Ich gehe, mein Vaterland durch meinen Tod zu erretten. Flucht würde mich ſchänden. Auf den Mauerkranz will ich treten, mich ſelbſt in die tiefe, dunkle Kluft des Drachen ſtürzen, und ſo, wie der Seher angezeigt hat, das Land erlöſen.“

Freudig ſprang der Knabe auf, eilte nach der Mauer und that, wie er geſagt hatte. Er ſtellte ſich auf die höchſte Höhe der Burgmauer, überſchaute mit Einem Blicke die Schlachtordnung der Feinde, und verwünſchte

ſie in kurzem feierlichen Fluche: dann zog er einen Dolch hervor, den er unter dem Gewande verborgen gehalten, durchbohrte ſich den Hals mit einer einzigen Wunde und ſtürzte von der Höhe herab zerſchmettert am Ufer des Dircequells zuſammen.

Der Sturm auf die Stadt.

Der Orakelſpruch war erfüllt; Kreon bezähmte ſeinen Jammer; Eteokles theilte den ſieben Thorbeſchirmern ſieben Schaaren zu, und wo er dieſe hinweggenommen, ſtellte er Reiter hinter Reitern zum Erſatz auf, dazu leichtes Fußvolk hinter die Schildträger, um überall, wo die Mauern durch den Angriff leiden ſollten, ſie mit Heeresmacht ſchirmen zu können. Auch das Heer der Argiver brach jetzt auf, und der Sturm auf den Wall nahm ſeinen Anfang. Der Kriegsgeſang erſcholl, und vom feindlichen Heere wie von den Mauern der Thebaner herab ſchmetterten zu gleicher Zeit die Trompeten. Zuerſt führte Parthenopäus, der Sohn der Jägerin Atalanta, den Trupp der Seinigen, Schild an Schild gedrängt, wider eines der Thore. Auf dem Felde ſeines Schildes war ſeine Mutter abgebildet, wie ſie einen ätoliſchen Eber mit fliegendem Pfeil erlegte. Auf ein zweites Thor zog, Opferthiere auf ſeinem Wagen, der prieſterliche Seher Amphiaraus los, er trug ſchmuckloſe Waffen, ohne Wappenſchild oder ſonſtigen Prunk. Aufs dritte Thor rückte Hippomedon heran, auf ſeinem Schilde war der hundertäugige Argos zu ſchauen, wie er die von Juno in eine Kuh verwandelte Io bewacht. Zum vierten Thore lenkte Tydeus ſeine Schaaren, der eine ſtruppige Löwenhaut im Schilde führte und mit wilder Gebärde in der Rechten eine Brandfackel ſchwang. Der vertriebene König Polynices befehligte den Sturm auf das fünfte Thor; ſein Schild ſtellte ein in Wuth ſich bäumendes Roſſegeſpann vor. Zum ſechsten Thore führte ſeine Kriegerſchaar Kapaneus, der ſich vermaß, mit dem Gotte Mars in die Wette ſtreiten zu können: auf dem Eiſenrücken ſeines Schildes war ein Gigant ausgeprägt, der eine ganze Stadt, ihrem Grunde enthoben, auf den Schultern trug, welches Schickſal dieſer Schildträger der Stadt Thebe zugedacht hatte. Zum ſiebenten und letzten Thore endlich kam Adraſtus, der Argiverkönig, herangerückt. Auf dem Felde ſeines Schildes waren hundert Schlangen abgebildet, welche in ihren Kiefern thebaniſche Kinder davontrugen. Als alle nahe genug vor die Thore gerückt waren, wurde der Kampf zuerſt mit Schleudern, dann mit Bogen und Speeren eröffnet. Aber den erſten Angriff wehrten die Thebaner ſiegreich ab, ſo daß die Schaaren der Argiver rückwärts gingen. Da rieſen Tydeus und Polynices ſchnell beſonnen: „Ihr Brüder, was brechet ihr nicht, ehe die Geſchoße euch niederwerfen, mit vereinigter Macht auf die Thore ein, Fußvölker, Reiter, Wagenlenker, alle miteinander?“ Dieſer Ruf, der ſich ſchnell durch das Heer verbreitete, belebte den Muth der Argiver aufs Neue. Alles lebte wieder auf, und der Sturm begann mit verſtärkter Macht, aber nicht glücklicher, denn zuvor. Mit blutbeſpritzten Köpfen ſanken ſie zu den Füßen der Vertheidiger nieder, und ganze Linien röchelten unter den Mauern ihr Leben aus, ſo daß der dürre Boden vor der Stadt von Blutbächen floß. —

Da ſtürzte der Arkadier Parthenopäus wie ein Sturmwind auf ſein Thor, und rief nach Feuer und Aexten, um es in den Grund zu hauen. Ein thebaniſcher Held, der auf der Mauer nicht ferne ſeinen Poſten hatte, Periklymenus, beobachtete ſeine Anſtrengungen, und riß, als es höchſte Zeit war, ein Stück der ſteinernen Bruſtwehr von der Mauer, ſo groß, daß es eine ganze Wagenlaſt ausgemacht hätte; dieſer Wurf zermalmte dem Stürmer ſein blondgelocktes Haupt und zerriß ihm die Knochen, daß er zerſchmettert zu Boden ſtürzte. Sobald nun Eteokles dieſes Thor geſichert ſah, flog er den andern zu. Am vierten traf er den Tydeus, der wüthete wie ein Drache, den die Sonne ſticht; er ſchüttelte ſein Haupt unter dem fliegenden Helmbuſch, und ſein Schild, den er über daſſelbe hielt, tönte von gellenden Glocken, die den Rand umgaben; er ſelbſt ſchwang mit der Rechten die Lanze hoch nach der Mauer, und eine ganze Schaar Schildträger umgab ihn, die einen Hagel von Speeren auf den höchſten Burgſaum aufwärts ſchleuderten, ſo daß die Thebaner ſich von dem Rande der Bruſtwehr flüchten mußten. In dieſem Augenblicke erſchien Eteokles, ſammelte ſie, wie ein Jäger zerſtreute Hunde, und führte ſie auf die Mauerzinne zurück. Dann eilte er weiter von Thor zu Thor. Da ſtieß er auch auf den tobenden Kapaneus, der eine vielſproſſige Sturmleiter wider die Stadt herantrug, und ſtrahlend ausrief, ſelbſt Jupiters Blitz ſolle ihn nicht aufhalten, die Grundveſte der eroberten Stadt zu brechen. Mit ſolchen Trotzworten legte er die Leiter an, und klomm unter ſeinem Schilde, umſaust von Steinen, die glatten Sproſſen empor. Aber ihn für ſeinen Frevelmuth zu züchtigen, blieb nicht den Thebanern überlaſſen; Jupiter ſelbſt übernahm es, und traf ihn, als er ſchon über den Mauerkranz drang, mit ſeinem Donnerkeule. Es war ein Schlag, daß die Erde dröhnte; ſeine zerriſſenen Gliedmaſſen flogen weit umher von der Leiter, das entflammte Haar flatterte gen Himmel, das Blut floß auf die Erde; Hände und Füße rollten im Kreiſe wie ein Rad; der Rumpf ſtürzte endlich feurig auf den Boden nieder.

Der König Adraſt erkannte aus dieſem Zeichen, daß der Göttervater ſeinem Vorhaben feindſelig ſey; er führte ſeine Schaaren aus dem Stadtgraben heraus und wich mit ihnen rückwärts. Die Thebaner dagegen, als ſie das Glück bringende Zeichen, das ihnen Jupiter geſandt hatte, erkannten, brachen zu Fuß und zu Wagen aus der Stadt hervor; ihr Fußvolk ſtürzte mitten unter die argiviſche Heerſchaar, Wagen rannten an gegen Wagen, Leichname lagen zu Haufen; der Sieg blieb den Thebanern und erſt nachdem ſie die Feinde auf eine gute Strecke von der Stadt zurückgeworfen, kehrten ſie in dieſelbe zurück. Auf dieſer Flucht der Argiver geſchah es auch, daß der Thebaniſche Held Periklymenus den Seher Amphiaraus nach dem Strande des Fluſſes Ismenus verfolgte. Hier hemmte den mit Roß und Wagen Fliehenden das Waſſer. Der Thebaner war ihm auf den Ferſen. In der Verzweiflung hieß der Seher ſeinen Wagenlenker die Pferde ihren Weg durch die tiefe Fuhrt ſuchen, aber ehe er im Waſſer war, hatte der Feind das Ufer erreicht und ſein Speer drohte ſeinem Nacken. Da ſpaltete Jupiter, der ſeinen Seher nicht auf unrühmlicher Flucht umkommen laſſen wollte, mit einem Blitze den Boden, daß er ſich aufthat, wie eine ſchwarze Höhle, und die

Roſſe, die eben den Uebergang ſuchten, zuſammt dem Wagen, dem Seher und ſeinem Genoſſen verſchlang.

Der Brüder Zweikampf.

Auf ſolche Weiſe endete der Sturm auf die Stadt Thebe. Als Kreon und Eteokles mit den Ihrigen in die Mauern zurückgekehrt waren, ordnete ſich das geſchlagene Heer der Argiver wieder, und bald war es von Neuem im Stande, der belagerten Stadt näher zu rücken. Als dieß die Thebaner inne wurden, und die Hoffnung, das zweitemal zu widerſtehen, nachdem auch ihre Kräfte durch den erſten Angriff nicht wenig geſchwächt worden, ziemlich geſunken war, faßte der König Eteokles einen großen Entſchluß. Er ſandte ſeinen Herold zur Stadt hinaus nach dem Argiverheere, das, wieder dicht um die Mauern Thebe's gelagert, am Rande des Stadtgrabens lag, und ließ ſich Stille erbitten. Dann rief er, auf der oberſten Höhe der Burg ſtehend, ſeinen eigenen, innerhalb der Stadt aufgeſtellten Schaaren, und den die Stadt umringenden Argivern mit lauter Stimme zu: „Ihr Danaer und Argiver alle, die ihr hierher gezogen ſeyd, und ihr Völker Thebe's, gebet doch ſo vielfaches Leben nicht, ihr Einen, dem Polynices — noch mir, ſeinem Bruder, ihr Anderen, Preis! Laßt vielmehr mich ſelbſt die Gefahr dieſes Kampfes übernehmen, und ſo allein im Gefechte mit meinem Bruder Polynices mich meſſen. Tödte ich ihn, ſo laßt mich allein den Herrn im Hauſe bleiben: fall' ich von ſeiner Hand, ſo ſey ihm das Scepter überlaſſen, und ihr Argiver ſenket dann die Waffen und kehret in euer

Heimathland zurück, ohne vor dieſen Mauern euer Leben nutzlos zu verbluten.“ Aus den Reihen der Argiver ſprang jetzt Polynices hervor, und rief zur Burg empor, daß er den Vorſchlag ſeines Bruders anzunehmen bereit ſey. Von beiden Seiten war man des blutigen Krieges, der nur Einem von zwei Männern zu Gute kommen ſollte, ſchon lange müde. Daher klatſchten beide Heere dem gerechten Gedanken Beifall. Es wurde ein Vertrag darüber abgeſchloſſen und der Eid der Führer bekräftigte ihn von beiden Seiten auf dem Felde, das zwiſchen beiden Heeren lag. Jetzt hüllten ſich die Söhne des Oedipus in ihre vollen Waffenrüſtungen; den Beherrſcher Thebens ſchmückten die edelſten Thebaner, den vertriebenen Polynices die Häupter der Argiver. So ſtanden beide im Stahle prangend da, ſtark und feſten Blickes. „Bedenke,“ riefen die Freunde dem Polynices zu, „daß Jupiter von dir ein Siegesdenkmal zu Argos erwartet!“ Die Thebaner aber ermunterten ihren Fürſten Eteokles: „du kämpfeſt für die Vaterſtadt und für den Scepter; dieſer doppelte Gedanke verleihe dir den Sieg!“ Ehe der verhängnißvolle Kampf begann, opferten auch noch die Seher aus beiden Heeren zuſammentretend, um aus den Geſtaltungen der Opferflamme den Ausgang des Streites zu muthmaßen. Das Zeichen war zweideutig, es ſchien Sieg oder Untergang Beiden zugleich zu verkünden. Als das Opfer vorbei war und die beiden Brüder noch immer zwiſchen beiden Heeren einander gegenüber in kampfbereiter Stellung ſich befanden, erhob Polynices flehend ſeine Hände, drehte ſein Haupt rückwärts dem Argiverlande zu und betete: „Juno, Beherrſcherin von Argos, aus Deinem Lande habe ich ein

Weib genommen, in Deinem Lande wohne ich; laß deinen Bürger im Gefechte ſiegen, laß ihn ſeine Rechte färben mit des Gegners Blute!“ Auf der andern Seite kehrte ſich Eteokles zum Tempel der Minerva in Thebe: „Gib, o Tochter Jupiters,“ flehte er, „daß ich die Lanze ſiegreich zum Ziele ſchleudere, in die Bruſt deſſen, der mein Vaterland zu verwüſten kam!“ Mit ſeinem letzten Worte ſchmetterte der Trompetenklang, das Zeichen des blutigen Kampfes, und die Brüder ſtürzten wilden Laufes auf einander ein und packten ſich wie zwei Eber, die die Hauer grimmig auf einander gewetzt haben. Die Lanzen ſausten an einander vorüber, und prallten beide von den Schilden ab; nun zielten ſie mit den Speeren ſich gegenſeitig nach dem Geſichte, nach den Augen, aber die ſchnell vorgehaltenen Schildränder vereitelten auch dieſen Stoß. Den Zuſchauern ſelbſt floß der Schweiß in dichten Tropfen vom Leibe, bei'm Anblicke des erbitterten Kampfes. Endlich vergaß ſich Eteokles, und während er beim Ausfallen mit dem rechten Fuße einen Stein, der ihm am Wege lag, bei Seite ſtoßen wollte, ſtreckte er das Bein unvorſichtig unter dem Schilde hervor: da ſtürzte Polynices mit dem Speere heran, und durchbohrte ihm das Schienbein. Das ganze Argiverheer jubelte bei ſeinem Stoße, ſah darin ſchon den entſcheidenden Sieg. Aber während des Stoßes hatte der Verwundete, der ſeine Beſinnung keinen Augenblick verlor, die eine Schulter an ſeinem Gegner entblöst geſehen, und warf ſeinen Wurfſpieß nach derſelben, der auch in der Schulter haftete, doch ſo, daß die Spitze ihm abbrach. Die Thebaner ließen nur einen halben Laut der Freude von ſich hören. Eteokles wich zurück, ergriff einen Marmelſtein und zerſchlug die Lanze ſeines Gegners in zwei Hälften. Der Kampf war jetzt gleich, da beide ſich ihres Wurfgeſchoſſes beraubt ſahen. Nun faßten ſie raſch die Griffe ihrer Schwerter und rückten einander ganz nahe auf den Leib; Schild ſchlug gegen Schild, lautes Kampfgetöſe hallte. Da beſann ſich Eteokles auf einen Kunſtgriff, den er im theſſaliſchen Lande gelernt. Er wechſelte plötzlich ſeine Stellung, zog ſich nach hinten auf ſeinen linken Fuß zurück, deckte ſich den eigenen Unterleib mit Sorgfalt, ſetzte dann den vorderen Fuß voran, und ſtach den Bruder, der auf eine ſo veränderte Haltung des Gegners nicht gefaßt war und den untern Theil des Leibes nicht mehr mit dem Schilde gedeckt hatte, mitten durch den Leib über den Hüften. Schmerzlich neigte ſich nun Polynices auf die Seite und ſank bald unter Strömen Blutes zuſammen. Eteokles, nicht mehr an ſeinem Siege zweifelnd, warf ſein Schwert von ſich und legte ſich über den Sterbenden, ihn zu berauben. Dieß aber war ſein Verderben: denn jener hatte im Sturze ſein Schwert doch noch feſt mit der Hand umklammert, und jetzt, ſo ſchwach er athmete, war ihm doch noch Kraft genug geblieben, daſſelbe dem über ihn gebeugten Eteokles tief in die Leber zu ſtoßen. Dieſer ſank um, und hart neben dem ſterbenden Bruder nieder.

Nun öffneten ſich die Thore Thebe's, die Frauen, die Diener ſtürzten heraus, die Leiche ihres Herrſchers zu bejammern; Antigone aber warf ſich über ihren geliebten Bruder Polynices, um ſeine letzten Worte von den Lippen zu nehmen. Mit Eteokles war es ſchneller zu Ende gegangen, als mit dieſem; nur noch ein tiefer Seufzer aus röchelnder Bruſt, und er war verſchieden. Polynices aber athmete noch, wandte ſein brechendes Auge nach der Schweſter und ſprach: „Wie beklage ich dein Loos, Schweſter, wie auch das Loos des todten Bruders, der aus einem Freunde mein Feind geworden iſt. Jetzt erſt, im Tode, empfinde ich, daß ich ihn geliebt habe! Du aber, liebe Schweſter, begrabe mich in meiner Heimath, und verſöhne die zürnende Vaterſtadt, daß ſie mir, obſchon ich der Herrſchaft beraubt worden bin, wenigſtens ſo viel gewähre! Drücke mir auch die Augen mit deiner Hand zu: denn ſchon breitet die Nacht des Todes ihre Schatten über mich aus.“

So ſtarb auch er in der Schweſter Armen. Nun erhob ſich lauter Zwiſt von beiden Seiten unter der Menge. Die Thebaner ſchrieben ihrem Herrn Eteokles den Sieg zu, die Feinde Jenem. Derſelbe Hader war unter den Anführern und den Freunden der Gefallenen: „Polynices führte den erſten Lanzenſtoß!“ hieß es da. „Aber er war auch der Erſte, der unterlegen iſt!“ ſcholl's von der andern Seite entgegen. Unter dieſem Streite wurde zu den Waffen gegriffen; glücklicherweiſe für die Thebaner hatten ſich dieſe geordnet und in voller Waffenrüſtung theils vor dem Zweikampfe, theils während deſſelben und bei ſeinem Schluſſe eingefunden, während die Argiver die Waffen abgelegt und, wie des Sieges gewiß, ſorglos zugeſchaut hatten. Die Thebaner warfen ſich alſo plötzlich auf's Argiverheer, ehe dieſes ſich mit Rüſtungen bedecken konnte. Sie fanden keinen Widerſtand; die waffenloſen Feinde füllten in ungeregelter Flucht die Ebene, das Blut floß in Strömen, denn der Wurf der Lanzen ſtreckte zu Hunderten die Fliehenden nieder. Bald war die Umgebung Thebe's von ſämmtlichen

Feinden gereinigt. Von allen Seiten her brachten die Thebaner die Schilde der erlegten Feinde und andere Beute herbei und trugen ſie triumphirend in die Stadt.

Kreons Beſchluß.

Hierauf wurde an die Beſtattung der Todten gedacht. Die Königswürde von Thebe war nach dem Tode der beiden gefallenen Brüder an ihren Oheim Kreon gekommen, und dieſer hatte nun über das Begräbniß ſeiner beiden Neffen zu verfügen. Sofort ließ er den Eteokles, als für die Vertheidigung der Stadt gefallen, mit königlichen Ehren und aller ſonſtigen Gebühr, feierlich zur Erde beſtatten; alle Bewohner der Stadt folgten dem Leichenzuge, während Polynices unbegraben und in Unehren dalag. Dann ließ Kreon unter Heroldsruf durch die ganze Stadt verkündigen, den Feind des Vaterlandes, der gekommen ſey, die Stadt mit Feuergluth zu zerſtören, ſich am Blute der Seinigen zu ſättigen, die Landesgötter ſelbſt zu vertreiben, und was übrig bliebe, in Knechtſchaft zu ſtürzen — den weder zu beklagen, noch ihm ein Grab angedeihen zu laſſen, vielmehr den Leichnam des Verfluchten unbegraben den Vögeln und Hunden zum Fraße zu übergeben. Zugleich gebot er den Bürgern ſelbſt Aufſicht darüber zu führen, daß dieſe königliche Willensmeinung vollzogen würde, und ſtellte noch beſondere Späher zu dem Leichname, welche dafür zu ſorgen hatten, daß niemand käme, denſelben zu ſtehlen oder zu begraben. Der Lohn deſſen, der dieß doch thäte,

ſollte unerbittlich der Tod ſeyn; in offener Stadt ſollte er geſteinigt werden.

Dieſe grauſame Verkündigung hatte auch Antigone, die fromme Schweſter, mit angehört und war ihres Verſprechens, das ſie dem Sterbenden gegeben, wohl eingedenk. Sie wandte ſich mit beſchwertem Herzen an ihre jüngere Schweſter Iſmene, und wollte dieſe bereden, mit ihr gemeinſchaftlich das Wageſtück zu unternehmen, mit Hand anzulegen und den Leib des Bruders ſeinen Feinden zu entreißen. Aber Iſmene war ein ſchwaches Mädchen und ſolchem Heldenmuthe nicht gewachſen. „Haſt du denn, Schweſter,“ ſagte ſie weinend, „den grauenhaften Untergang unſeres Vaters und unſerer Mutter ſchon ſo ganz vergeſſen, ja iſt dir das friſche Verderben unſerer Brüder ſchon aus dem Gedächtniſſe verſchwunden, daß du auch uns Zurückgebliebene noch ins gleiche Todesloos hineinziehen willſt?“ Antigone wandte ſich mit Kälte von ihrer furchtſamen Schweſter ab. „Ich will dich gar nicht zur Helferin,“ ſagte ſie. „Ich gehe hin, den Bruder allein zu begraben. Wenn ich dieß gethan habe, ſterbe ich mit Freuden und lege mich nieder neben dem, den ich im Leben geliebt habe!“

Bald darauf kam einer der Wächter muthlos und zögernden Schrittes vor den König Kreon: „der Leichnam, den du uns zu bewahren gegeben, iſt begraben,“ rief er dem Herrſcher entgegen, „und der unbekannte Thäter iſt uns entkommen. Wir wiſſen auch nicht, wie es geſchehen iſt. Als der erſte Tageswächter uns die That anzeigte, war es uns Allen ein Bekümmerniß. Nur ein dünner Staub lag auf dem Todten: ſo viel als nothwendig iſt, wenn ein Begräbniß vor den Göttern der Unterwelt für ein ſolches gelten ſoll. Kein Hieb, kein Schaufelwurf zeigte ſich, keine Wagenſpuren gingen durch den Boden. Unter uns Wächtern entſtand Streit darüber, jeder beſchuldigte den Andern, und am Ende kam es zu Schlägen. Zuletzt jedoch vereinigte man ſich, dir, o König, den Vorgang auf der Stelle zu melden, und mich traf dieſes unſelige Loos!“ Kreon gerieth auf dieſe Nachricht in großen Zorn, er bedrohte alle Wächter, ſie lebendig aufhängen zu laſſen, wenn ſie ihm den Thäter nicht unverzüglich in die Hände lieferten. Dieſe mußten auch auf ſeinen Befehl den Leichnam wieder von aller Erde entblößen und hielten nach wie vor die Wache bei demſelben. So ſaßen ſie vom Morgen bis zum Mittage im heißeſten Sonnenſchein. Da erhub ſich plötzlich ein Sturm und der Luftkreis füllte ſich mit Staub. Die Wächter beſannen ſich noch über das unerwartete Zeichen, als ſie eine Jungfrau herankommen ſahen, die ſo wehmüthig wehklagte, wie ein Vogel, der ſein Neſt ausgeleert findet. Sie hatte in der Hand eine eherne Gießkanne, die ſie ſchnell mit Staub füllte, dann näherte ſie ſich — denn die Wächter, um von der Nähe des nun ſchon ſo lang unbegraben daliegenden Leichnams nicht zu leiden, ſaßen ziemlich ferne auf einem Hügel — mit Vorſicht der Leiche, und ſpendete dem Todten, anſtatt des Begräbniſſes, einen dreifachen Aufguß von Erde. Da zögerten die Wächter nicht länger, ſie eilten herbei, griffen ſie und ſchleppten die auf der That ſelbſt Ertappte vor den zürnenden Herrſcher.

Antigone und Kreon.

Kreon erkannte in der Thäterin ſeine Nichte Antigone. „Thörin,“ rief er ihr entgegen, „die du die Stirne zur Erde ſenkſt, geſtehſt oder läugneſt du dieſes Werk?“ — „Ich geſtehe es,“ erwiederte die Jungfrau und richtete ihr Haupt in die Höhe. „Und kannteſt du,“ fragte der König weiter, „das Geſetz, das du ſo ohne Scheu übertrateſt?“ — „Wohl kannte ich es,“ ſprach Antigone feſt und ruhig, „aber von keinem der unſterblichen Götter ſtammt dieſe Satzung. Auch kenne ich andere Geſetze, die nicht von geſtern und von heute ſind, die in Ewigkeit gelten und von denen niemand weiß, von wannen ſie kommen. Kein Sterblicher darf dieſe übertreten, ohne dem Zorn der Götter anheimzufallen; ein ſolches Geſetz hat mir befohlen, den todten Sohn meiner Mutter nicht unbegraben zu laſſen. Erſcheint dir dieſe Handlungsweiſe thöricht, ſo iſt es ein Thor, der mich der Thorheit beſchuldigt.“ — „Meinſt du,“ ſprach Kreon, noch mehr erbittert durch den Widerſpruch der Jungfrau, „deine ſtarre Sinnesart ſey nicht zu beugen? Zerſpringt doch auch der ſprödeſte Stahl am erſten. Wer in eines Andern Gewalt iſt, der ſoll nicht trotzen!“ Darauf antwortete Antigone: „Du kannſt mir doch nicht mehr anthun, als den Tod: wozu darum Aufſchub? Mein Name wird nicht ruhmlos dadurch werden, daß ich ſterbe, auch weiß ich, daß deinen Bürgern hier nur die Furcht den Mund verſchließt und daß alle meine That im Herzen billigen; denn den Bruder lieben, iſt die erſte Schweſterpflicht.“ — „Nun ſo liebe denn, im Hades,“ rief der

König immer erbitterter, „wenn du lieben mußt!“ Und ſchon hieß er die Diener ſie ergreifen, als Iſmene, die vom Loos ihrer Schweſter vernommen hatte, herbeigeſtürmt kam. Sie ſchien ihre weibliche Schwäche und ihre Menſchenfurcht ganz abgeſchüttelt zu haben. Muthig trat ſie vor den grauſamen Oheim, bekannte ſich als Mitwiſſerin und verlangte mit der Schweſter in den Tod zu gehen. Zugleich erinnerte ſie den König daran, daß Antigone nicht nur ſeiner Schweſter Tochter, daß ſie auch die verlobte Braut ſeines eigenen Sohnes Hämon ſey, und er durch ihren Tod ſeinem eigenen Sprößling die Ehe wegmorde. Statt aller Antwort ließ Kreon auch die Schweſter ergreifen und beide durch ſeine Schergen in das Innere des Palaſtes führen.

Hämon und Antigone.

Als Kreon ſeinen Sohn herbeieilen ſah, glaubte er nicht anders, als das über ſeine Braut gefällte Urtheil müße dieſen gegen den Vater empört haben. Hämon ſetzte jedoch ſeinen verdächtigenden Fragen Worte voll kindlichen Gehorſams entgegen, und erſt, nachdem er den Vater von ſeiner frommen Anhänglichkeit überzeugt hatte, wagte er es, für ſeine geliebte Braut Fürbitte zu thun. „Du weißeſt nicht, Vater,“ ſprach er, „was das Volk ſpricht, was es zu tadeln findet. Dein Auge ſchreckt jeden Bürgersmann zurück, irgend etwas zu ſprechen, das deinem Ohre nicht willkommen iſt; mir hingegen wird es möglich, auch derlei Dinge im Dunkel zu hören. Und ſo laß mich dir denn ſagen, daß dieſe Jungfrau von

der ganzen Stadt bejammert, daß ihre Handlung von der ganzen Bürgerſchaft als werth des Nachruhms geprieſen wird, daß niemand glaubt, ſie, die fromme Schweſter, die ihren Bruder nicht von Hunden und Vögeln zerfleiſchen ließ, habe den Tod als Lohn verdient! Darum, geliebter Vater, gib der Stimme des Volkes nach; thu es den Bäumen gleich, die längs dem angeſchwollenen Waldſtrome gepflanzt, ſich ihm nicht entgegenſtemmen, ſondern der Gewalt des Waſſers nachgeben und unverletzt bleiben, während diejenigen Bäume, die es wagen, Widerſtand zu leiſten, durch die Wellen von Grund aus entwurzelt werden.“ — „Will der Knabe mich Verſtand lehren?“ rief Kreon verächtlich aus; „es ſcheint, er kämpft im Bunde mit dem Weib!“ — „Ja, wenn du ein Weib biſt!“ — antwortete der Jüngling ſchnell und lebhaft — „denn nur zu Deinem Beſten iſt dieß Alles geſagt!“ — „Ich merke wohl,“ endete der Vater entrüſtet, „blinde Liebe zu der Verbrecherin hält deinen Sinn in Banden; aber lebendig wirſt du dieſe nicht freien! Denn wiſſe: ferne, wo keine Menſchentritte ſchallen, ſoll ſie bei lebendem Leibe in einem verſchloſſenen Felſengrabe geborgen werden. Nur wenig Speiſe wird ihr mitgegeben, ſo viel, als nöthig iſt, die Stadt vor der Befleckung zu bewahren, die der Greuel eines unmittelbaren Mordes ihr zuziehen würde. Mag ſie dann von dem Gotte der Unterwelt, den ſie doch allein ehrt, ſich Befreiung erflehen; zu ſpät wird ſie erkennen, daß es klüger iſt, den Lebenden zu gehorchen, als den Todten.“

Zornig wandte ſich Kreon mit dieſen Worten von ſeinem Sohne ab, und bald waren alle Anſtalten getroffen, den gräßlichen Beſchluß des Tyrannen zu vollziehen. Oeffentlich vor allen Bürgern Thebe's wurde Antigone nach dem gewölbten Grabe abgeführt, das ihrer wartete; ſie ſtieg unter Anrufung der Götter und der Geliebten, mit welchen ſie vereinigt zu werden hoffte, unerſchrocken hinab.

Noch immer lag der verweſende Leichnam des erſchlagenen Polynices unbegraben da. Die Hunde und Vögel nährten ſich von ihm, und beſleckten die Stadt, indem ſie die Ueberreſte des Todten hin und her trugen. Da erſchien der greiſe Seher Tireſias vor dem Könige Kreon, wie er einſt vor Oedipus erſchienen war, und verkündete jenem aus dem Vogelfluge und der Opferſchau ein Unheil. Schlimmer, übelgeſättigter Vögel Gekrächz hatte er vernommen, das Opferthier auf dem Altare, ſtatt hell in Flammen zu verlodern, war unter trübem Rauche verſchmort. „Offenbar zürnen uns die Götter,“ endete er ſeinen Bericht, „wegen der Mißhandlung des erſchlagenen Königsſohnes. Sey darum nicht halsſtarrig, Herrſcher, weiche dem Todten, ſich nicht nach Ermordeten! Welcher Ruhm iſt es, Todte noch einmal zu tödten? Laß ab davon; in guter Meinung rathe ich dir!“ Aber Kreon wies, wie damals Oedipus, den Wahrſager mit kränkenden Worten zurück, ſchalt ihn geldgierig und bezüchtigte ihn der Lüge. Da entbrannte das Gemüth des Sehers, und ohne Schonung zog er von den Augen des Königes den Schleier weg, der die Zukunft bedeckte! „Wiſſe,“ ſprach er, „daß die Sonne nicht untergehen wird, ehe du aus deinem eigenen Blute einen Leichnam für zwei Leichen zum Erſatze bringſt. Doppelten Frevel begehſt du, indem du den Todten der Unterwelt vorenthältſt, der ihr gebührt, und die Lebende, die

der Oberwelt angehört, nicht herausläſſeſt zu ihr! Schnell entführe mich, Knabe! Laſſen wir dieſen Mann mit ſeinem Unglück allein!“ So ging er an der Hand ſeines Führers, auf ſeinen Seherſtab geſtützt, davon.

Kreons Strafe.

Der König blickte dem zürnenden Wahrſager bebend nach. Er berief die Aelteſten der Stadt zu ſich, und befragte ſie, was zu thun ſey. „Entlaß die Jungfrau aus der Höhle, beſtatte den preisgegebenen Leib des Jünglings!“ lautete ihr einſtimmiger Rath. Schwer kam es den unbeugſamen Herrſcher an, nachzugeben. Aber das Herz war ihm entſunken. So willigte er geängſtigt darein, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der das Verderben, das der Seher verkündigt hatte, von ſeinem Hauſe abwälzen könnte. Er ſelbſt machte ſich mit Dienern und Gefolge zuerſt nach dem Felde, wo Polynices lag, und dann nach dem Grabgewölbe, in welches Antigone verſchloſſen worden war, auf, und im Palaſte blieb ſeine Gemahlin Eurydice allein zurück. Dieſe vernahm bald auf den Straßen ein Klagegeſchrei, und als ſie auf den immer lauter werdenden Ruf ihre Gemächer endlich verließ und in den Vorhof ihres Palaſtes heraustrat, kam ihr ein Bote entgegen, der ihrem Gemahl als Führer nach dem hohen Blachfelde gedient hatte, wo der Leib ſeines Neffen erbarmungslos zerriſſen, bis hieher nicht begraben lag. „Wir beteten zu den Göttern der Unterwelt,“ erzählte der Bote, „badeten den Todten im heiligen Bade, und verbrannten dann den Ueberreſt ſeines bejammernswürdigen Leichnams. Nachdem wir ihm aus vaterländiſcher Erde einen Grabhügel aufgethürmt, gingen wir nach dem ſteinernen Gewölbe, in das die Jungfrau hinabgeſtiegen war, ihr Leben dort im elenden Hungertode zu enden. Hier vernahm ein vorangeeilter Diener ſchon aus der Ferne helltönende Jammerlaute vom Thore des grauenvollen Gemaches her. Er eilte zu unſerem Herrn zurück, ihm Solches kund zu thun. Aber auch zu ſeinem Ohre war jener betrübte Klagelaut ſchon gedrungen, und er hatte darin die Stimme des Sohnes erkannt. Wir Diener eilten auf ſein Geheiß heran, und blickten durch den Felſenſpalt. Wehe uns, was mußten wir hier ſchauen? Tief im Hintergrunde der Höhle ſahen wir die Jungfrau Antigone in den Schlingen ihres Schleiers aufgeknüpft und ſchon entſeelt. Vor ihr lag, ihren Leib umſchlingend, dein Sohn Hämon, in heulender Wehklage die entriſſene Braut bejammernd und des Vaters Unthat verfluchend. Inzwiſchen war dieſer vor der Kluft angekommen und wandelte tiefaufſeufzend durch die offene Thüre hinein. „Unſeliger Knabe,“ rief er, „auf was ſinneſt du? Was droht uns dein verirrter Blick? Komm heraus zu deinem Vater! Flehend, auf den Knieen liegend, beſchwöre ich dich!“ Doch der Sohn ſtarrte ihn in Verzweiflung an, und riß ohne Antwort ſein zweiſchneidiges Schwert aus der Scheide, der Vater ſtürzte zu dem Gewölbe hinaus, und entwich dem Stoße. Hierauf bückte der unglückſelige Hämon ſich ſelbſt über ſein Schwert und trieb den Stahl tief durch ſeine Seite. Er ſank, aber noch ſinkend ſchlang er ſeinen Arm feſt um die Leiche der Braut, und liegt jetzt todt, wie er die Todte gefaßt hatte, in der Grabeshöhle.“ Eurydice hörte dieſe Botſchaft ſchweigend an

und enteilte dann, ohne ein gutes oder böſes Wort zu ſprechen. Dem verzweifelnden Könige, der von Dienern begleitet, welche die Leiche ſeines einzigen Sohnes trugen, jammernd in den Palaſt zurückkehrte, kam die Nachricht entgegen, daß im Innern des Hauſes ſeine Gemahlin entſeelt in ihrem Blute liege, mit einer tiefen Schwertwunde im Herzen.

Beſtattung der thebaniſchen Helden.

Vom ganzen Stamme des Oedipus war jetzt, außer zwei Söhnen der gefallenen Brüder, nur noch Iſmene übrig. Von ihr erzählt die Sage nichts; ſie ſtarb unvermählt oder kinderlos, und mit ihrem Tode erloſch das unſelige Geſchlecht. Von den ſieben Helden, die gegen Thebe ausgezogen waren, entkam dem unglücklichen Sturme und der letzten Schlacht der König Adraſtus allein, den ſein unſterbliches Roß, Arion, von Neptunus und Ceres erzeugt, auf geflügelter Flucht rettete. Er erreichte glücklich Athen, nahm dort ſeine Zuflucht als Schutzflehender an den Altar der Barmherzigkeit, und flehte, einen Oelzweig in der Hand, die Athener an, ihn zu unterſtützen, daß er die vor Thebe gefallenen Helden und Mitbürger zu ehrlicher Beſtattung ſich erſtreiten könnte. Die Athener erhörten ſeinen Wunſch und zogen unter Theſeus mit ihm zu Felde. Die Thebaner wurden gezwungen, die Beerdigung zu geſtatten. Nun errichtete Adraſtus den Leichnamen der gefallenen Helden ſieben gethürmte Scheiterhaufen und hielt am Aſopus, dem Apollo zu Ehren, ein Wettrennen. Als der Scheiterhaufen des Kapaneus brannte, ſtürzte ſich ſeine Gattin, Evadne, des Iphis Tochter, hinein, und verbrannte zugleich mit ihm. Der Leichnam des Amphiaraus, den die Erde verſchlungen hatte, war nicht zum Begräbniſſe aufgefunden worden. Es ſchmerzte den König, ſeinem Freunde dieſe letzte Ehre nicht bezeigen zu können. „Ich vermiſſe," ſprach er, das Auge meines Heeres, den Mann, der beides war, der trefflichſte Seher und der tapferſte Kämpfer im Streit!" Als die feierliche Beſtattung vorüber war, errichtete Adraſtus der Nemeſis oder Vergeltung einen ſchönen Tempel vor Thebe, und zog mit ſeinen Bundesgenoſſen, den Athenern, wieder aus dem Lande.

Die Epigonen.

Zehn Jahre nachher entſchloſſen ſich die Söhne der vor Theben umgekommenen Helden, Epigonen oder Nachkömmlinge genannt, zu einem neuen Feldzuge gegen dieſe Stadt, den Tod ihrer Väter zu rächen. Es waren ihrer acht: Alkmäon und Amphilochus, die Söhne des Amphiaraus, Aegialeus, der Sohn Adraſt's, Diomedes, der Sohn des Tydeus, Promachus, des Parthenopäus Sohn, Sthenelus, der Sohn des Kapaneus, Therſander, des Polynices, und Euryalus, des Mekiſteus Sohn. Auch der alte König Adraſtus, aus dem Kampfe der Väter allein noch übrig, geſellte ſich zu ihnen, übernahm jedoch den Oberbefehl nicht, ſondern wollte ihn einem jüngeren und rüſtigeren Helden laſſen. Da befragten die Verbündeten das Orakel des Apollo darüber, wen ſie zum Anführer wählen ſollten. Dieſes bezeichnete ihnen den Alkmäon, des Amphiaraus Sohn. Alſo ward Alkmäon von ihnen zum Feldherrn gewählt. Er aber war ungewiß, ob er dieſe Würde annehmen dürfte, bevor er den Vater gerächt: deßwegen ging auch er hin zum Gotte und befragte das Orakel. Apoll antwortete ihm, er ſollte beides ausführen. Seine Mutter Eriphyle war bisher nicht nur im Beſitze des verderblichen Halsbandes geweſen, ſie hatte ſich auch das zweite Unheilbringende Geſchenk Aphroditens, den Schleier, zu verſchaffen gewußt. Therſander, der Sohn des Polynices, der den Schleier als Erbe beſaß, hatte ihn ihr, wie einſt ſein Vater das Halsband, geſchenkt, und ſie damit beſtochen, daß ſie ihren Sohn Alkmäon überreden ſollte, an dem Feldzuge gegen Thebe

Theil zu nehmen. Dem Orakelſpruche gehorſam, übernahm Alkmäon den Oberbefehl, und verſchob ſeine Rache auf die Heimkehr. Er brachte nicht nur aus Argos ſelbſt ein anſehnliches Heer zuſammen, ſondern viel kampfluſtige Krieger aus den Nachbarſtädten vereinigten ſich mit ihm, und nun führte er eine anſehnliche Streitmacht unter Thebe's Thore. Hier erneuerte ſich durch die Söhne der hartnäckige Kampf, wie er zehn Jahre früher von den Vätern gekämpft worden war. Aber die Söhne waren glücklicher als die Väter, und der Sieg entſchied ſich für Alkmäon. In der Hitze des Streites fiel nur Einer der Epigonen, Aegialeus, der Sohn des Königs Adraſtus, welchen der Anführer der Thebaner, Laodamas, des Eteokles Sohn, mit eigener Hand tödtete, dafür aber von Alkmäon, dem Feldherrn der Epigonen, erſchlagen wurde. Nach dem Verluſte ihres Führers und vieler Mitbürger verließen die Thebaner das Schlachtfeld und flohen hinter ihre Mauern zurück. Hier ſuchten ſie Rath bei dem blinden Tireſias, dem Seher, der, jetzt wohl hundert Jahre alt, noch immer in Thebe lebte. Er rieth ihnen den einzigen Rettungsweg einzuſchlagen, und, während ſie einen Herold mit Friedensaufträgen an die Argiver abſendeten, die Stadt zu verlaſſen. Sie gingen den Vorſchlag ein, fertigten einen Abgeſandten an die Feinde ab, und während dieſer unterhandelte, luden ſie ihre Kinder und Frauen auf Wagen und flohen aus der Stadt. Im Dunkel der Nacht kamen ſie in eine Stadt Böotiens, die Tilphuſſa hieß. Aus dem Quelle, der bei der Stadt floß, that der blinde Tireſias, der ſelbſt geflüchtet war, einen kalten Trunk und ſtarb. Noch in der Unterwelt wurde der weiſe Seher ausgezeichnet. Er lief nicht gedankenlos umher wie andere Schatten, ſondern ſein hoher Sinn und Seherverſtand war ihm geblieben. Seine Tochter Manto hatte die Flucht nicht getheilt; ſie war in Thebe zurückgelaſſen worden, und fiel hier den Eroberern, welche die verödete Stadt beſetzten, in die Hände. Dieſe hatten ein Gelübde gethan, das Beſte, was ſie von Beute zu Thebe finden würden, dem Apollo zu weihen. Nun urtheilten ſie, daß dem Gotte kein Theil der Beute beſſer gefallen könne, als die Seherin Manto, welche die göttliche Gabe von ihrem Vater ererbt hatte, und nicht in geringerem Maße beſaß. Deßwegen brachten die Epigonen dieſelbe nach Delphi, und weihten ſie hier dem Gott als Prieſterin. Hier wurde ſie immer vollkommener in der Wahrſagerkunſt und anderer Weisheit und bald die berühmteſte Seherin ihrer Zeit. Oft ſah man bei ihr einen greiſen Mann aus und ein gehen, den ſie herrliche Geſänge lehrte, die bald in ganz Griechenland wiedertönten. Es war der Maeonier Homerus.

Alkmäon und das Halsband.

Als Alkmäon von Thebe zurückgekehrt war, dachte er darauf, auch den zweiten Theil des Orakelſpruches zu erfüllen und an ſeiner Mutter, der Mörderin ſeines Vaters, Rache zu nehmen. Seine Erbitterung gegen ſie war noch gewachſen, als er nach ſeiner Zurückkunft erfahren hatte, daß Eriphyle, auch ihn zu verrathen, Geſchenke genommen habe. Er glaubte ſie nicht länger ſchonen zu müſſen, überfiel ſie mit dem Schwerdte und ermordete ſie. Dann nahm er das Halsband und den Schleier zur Hand und verließ das elterliche Haus, das ihm ein Greuel geworden war. Aber obgleich die Rache des Vaters ihm vom Orakel befohlen worden war, ſo war doch auch wieder der Muttermord für ſich ein Frevel wider die Natur und die Götter konnten ihn nicht ungeſtraft laſſen. So wurde denn zur Verfolgung des Alkmäon eine Furie geſandt, und er mit Wahnſinn geſchlagen. In dieſem Zuſtande kam er zuerſt nach Arkadien zum Könige Oïkleus. Aber hier gönnte ihm die Furie keine Ruhe und er mußte weiter wandern. Endlich fand er eine Zufluchtsſtätte zu Phocis bei dem Könige Phegeus. Von dieſem entſündigt, erhielt er die Hand ſeiner Tochter Arſinoe, und die verhängnißvollen Geſchenke, Halsband und Schleier, wanderten nun in ihren Beſitz. Alkmäon war jetzt zwar vom Wahnſinne frei, der Fluch jedoch noch nicht ganz von ſeinem Haupte genommen, denn das Land ſeines Schwähers wurde um ſeiner Anweſenheit willen mit Unfruchtbarkeit heimgeſucht. Alkmäon befragte das Orakel; dieſes aber fertigte ihn mit dem troſtloſen Ausſpruche ab: er ſollte Ruhe finden, wenn er in ein Land gekommen, das bei ſeiner Mutter Ermordung noch nicht vorhanden geweſen ſey. Es hatte nemlich Eriphyle ſterbend jedes Land verflucht, das den Muttermörder aufnehmen würde. Troſtlos verließ Alkmäon ſeine Gattin und ſeinen kleinen Sohn Klytus und ging hinaus in die weite Welt. Nach langem Umherirren fand er endlich doch, was ihm die Wahrſagung verheißen hatte. Er kam an den Strom Achelous und fand hier eine Inſel, die dieſer erſt ſeit Kurzem angeſetzt hatte. Hier ließ er ſich nieder und ward von ſeiner Plage ganz frei. Aber die Befreiung von dem Fluche und das neue Glück machten ſein Herz übermüthig: er vergaß ſeiner frühern Gemahlin Arſinoe und ſeines kleinen Sohnes und vermählte ſich abermals mit der ſchönen Kallirrhoe, der Tochter des Stromgottes Achelous, die ihm auch bald nach einander zwei Söhne, Akarnan und Amphoterus, gebar. Wie aber dem Alkmäon überall der Ruf von den unſchätzbaren Kleinodien voranging, in deren Beſitz man ihn glaubte, ſo fragte auch ſeine junge Gemahlin gar bald nach dem herrlichen Halsband und Schleier. Dieſe Schätze jedoch hatte Alkmäon in den Händen ſeiner erſten Gattin gelaſſen, als er dieſe heimlich verließ. Nun ſollte ſeine neue Gemahlin nichts von jenem früheren Ehebund erfahren: ſo erdichtete er einen Ort in der Ferne, wo er die Koſtbarkeiten aufgehoben hätte, und machte ſich anheiſchig, ihr dieſelben zu holen. Nun wanderte er nach Phocis zurück, trat wieder vor ſeinen erſten Schwiegervater und ſeine verſtoßene Gattin und entſchuldigte ſich wegen ſeiner Entfernung mit einem Reſte von Wahnſinn, der ihn ausgetrieben habe und noch immer verfolge. „Frei vom Fluche zu werden und wieder zurückzukehren," ſprach der Falſche, „gibt es, wie mir geweiſſagt iſt, nur ein Mittel: wenn ich das Halsband und den Schleier, die ich dir geſchenkt habe, dem Gott nach Delphi als Weihegeſchenk bringe." Durch dieſe Trugworte ließen Phegeus und ſeine Tochter ſich bereden und gaben beides her. Alkmäon machte ſich mit ſeinem Raube fröhlich davon; er ahnte nicht, daß die unheilvollen Gaben endlich auch ihm den Untergang bringen müßten. Es hatte nämlich einer ſeiner Diener, der um das Geheimniß wußte, dem Könige Phegeus anvertraut, daß Alkmäon eine zweite Gattin habe und den Schmuck zu ſich genommen, um ihn dieſer zu bringen. Nun machten ſich die Brüder der verſtoßenen Gemahlin auf ſeine Spur, eilten ihm zuvor, erlauerten ihn in einem Hinterhalte und ſtießen den ſorglos einherziehenden nieder. Halsband und Schleier brachten ſie ihrer Schweſter zurück und rühmten ſich der Rache, die ſie für ſie genommen. Aber Arſinoe liebte auch den ungetreuen Alkmäon noch und verwünſchte ihre Brüder, als ſie ſeinen Tod vernahm. Jetzt ſollten die verderblichen Geſchenke ihre Kraft auch an Arſinoe bewähren. Die erbitterten Brüder glaubten den Undank der Schweſter nicht hart genug beſtrafen zu können: ſie ergriffen ſie, ſperrten ſie in eine Kiſte und führten ſie in derſelben zu ihrem Gaſtfreunde, dem König Agapenor, nach Tegea, mit der falſchen Botſchaft, daß Arſinoe die Mörderin des Alkmäon ſey. So ſtarb ſie eines elenden Todes.

Inzwiſchen hatte Kallirrhoe den kläglichen Untergang ihres Gatten Alkmäon erfahren und mit dem tiefſten Schmerz durchzückte ſie das Verlangen nach ſchneller Rache. Sie warf ſich auf ihr Angeſicht nieder und flehte zu Jupiter, daß er ein Wunder thun und ihre kleinen Söhne, Akarnan und Amphoterus, plötzlich mannbar werden laſſen ſollte, damit ſie die Mörder ihres Vaters beſtrafen könnten. Da Kallirrhoe ſchuldlos war, erhörte Jupiter ihre Bitte, und die Söhne, die als unmündige Knaben zu Bette gegangen waren, erwachten als bärtige Männer voll Thatkraft und Racheluſt. Sie zogen aus und wandten ſich zuerſt nach Tegea. Hier kamen ſie gerade um dieſelbe Zeit an, als die Söhne des Phegeus, Pronous und Agenor, mit ihrer unglücklichen Schweſter, Arſinoe, dort angelangt und im Begriffe waren, nach Delphi zu reiſen, um dort den heilloſen Schmuck Aphroditens im Tempel Apollo's als Weihgeſchenk niederzulegen. Dieſe wußten nicht, wen ſie vor ſich hatten, als die bärtigen Jünglinge auf ſie eindrangen, den Mord ihres Vaters zu rächen, und ehe ſie den Grund des Angriffs erfahren hatten, waren ſie erſchlagen. Die Söhne Alkmäons rechtfertigten ſich bei Agapenor und erzählten ihm den wahren Hergang der Sachen; ſie wandten ſich dann nach Pſophis, traten hier in den Palaſt und tödteten den König Phegeus mitſammt ſeiner Gemahlin. Verfolgt und gerettet verkündeten ſie ihrer Mutter die vollbrachte Rache; dann zogen ſie nach Delphi und legten, nach dem Rath ihres Großvaters Achelous, Halsband und Schleier als Weihgeſchenk im Tempel Apollo's nieder. Als dieß geſchehen war, erloſch der Fluch, der auf dem Hauſe des Amphiaraus gelegen, und ſeine Enkel, die Söhne Alkmäons und Kallirrhoe's ſammelten Anſiedler in Epirus und gründeten Akarnanien. Klytius, der Sohn Alkmäons und Arſinoe's hatte nach des Vaters Ermordung ſeine mütterlichen Verwandten mit Abſcheu verlaſſen und in Elis eine Zuflucht gefunden.

Die Sage von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen.

Als Herkules in den Himmel verſetzt war und ſein Vetter Euryſtheus, König von Argos, ihn nicht mehr zu fürchten hatte, verfolgte ſeine Rache die Kinder des Halbgottes, deren größerer Theil mit Alkmene, der Mutter des Helden, zu Mycene, der Hauptſtadt von Argos, lebte. Sie entflohen ſeinen Nachſtellungen und begaben ſich in den Schutz des Königes Ceyx zu Trachin. Als aber Euryſtheus von dieſem kleinen Fürſten ihre Auslieferung verlangte, und denſelben mit einem Kriege bedrohte, hielten ſie ſich unter ſeinem Schutze nicht mehr für ſicher, verließen Trachin und flüchteten ſich durch Griechenland. Vaterſtelle bei ihnen vertrat der berühmte Neffe und Freund des Herkules, der Sohn des Iphikles, Jolaus. Wie dieſer in jungen Jahren mit Herkules alle Mühſale und Abentheuer getheilt hatte, ſo nahm er jetzt auch, ſchon ergraut, die verlaſſene Kinderſchaar des Freundes unter ſeine Flügel, und ſchlug ſich mit ihnen durch die Welt. Ihre Abſicht war, ſich den Beſitz des Peloponneſes, den ihr Vater erobert hatte, zu ſichern; ſo kamen ſie, unabläſſig von Euryſtheus verfolgt, nach Athen, wo der Sohn des Theſeus, Demophoon, regierte, der den unrechtmäßigen Beſitzer des Thrones, Meneſtheus, eben verdrängt hatte. Zu Athen lagerte ſich die Schaar auf der Agora oder dem Markt, am Altare Jupiters, und flehte den Schutz des Atheniſchen Volkes an. Noch nicht lange

ſaßen ſie ſo, als auch ſchon wieder ein Herold des Königes Euryſtheus einhergeſchritten kam. Er ſtellte ſich trotzig vor Jolaus hin und ſprach in höhnendem Tone: „Du meinſt wohl gar hier einen ſicheren Sitz gefunden zu haben und in eine verbündete Stadt gekommen zu ſeyn, thörichter Jolaus! Freilich, es wird auch jemand einfallen, deine unnütze Bundesgenoſſenſchaft mit der des mächtigen Euryſtheus zu vertauſchen! Darum fort von hier mit allen deinen Sippen gen Argos, wo euer nach Urtheil und Recht die Steinigung wartet!“ Jolaus antwortete ihm getroſt: „Das ſey ferne! Weiß ich doch, daß dieſer Altar eine Stätte iſt, die mich nicht nur vor dir, dem Unmächtigen, ſondern ſelbſt vor den Heerſchaaren deines Herrn ſchützen wird, und daß es das Land der Freiheit iſt, in welches wir uns gerettet haben.“ — So wiſſe,“ entgegnete ihm Kopreus — ſo hieß der Herold — „daß ich nicht allein komme, ſondern hinter mir eine genügende Macht, welche deine Schützlinge bald von dieſer vermeintlichen Freiſtätte hinwegreißen wird!“

Bei dieſen Worten erhuben die Herakliden einen Klageruf, und Jolaus wandte ſich mit lauter Stimme an die Bewohner Athens: „Ihr frommen Bürger!“ rief er, duldet es nicht, daß die Schützlinge eures Jupiter mit Gewalt fortgeführt werden, daß der Kranz, den wir als Flehende auf dem Haupte tragen, beſudelt wird, daß die Götter Entehrung und eure ganze Stadt Schmach treffe.“ Auf dieſen durchdringenden Hülferuf ſtrömten die Athener von allen Seiten auf den Markt herbei und ſahen nun erſt die Schaar der Flüchtlinge um den Altar ſitzen. „Wer iſt der ehrwürdige Greis? Wer ſind die ſchönen lockigten Jünglinge?“ ſo tönte es von hundert Lippen zugleich. Als ſie vernahmen, daß es Herkules Söhne ſeyen, die den Schutz der Athener anflehen, ergriff die Bürger nicht nur Mitleid, ſondern auch Ehrfurcht, und ſie rieſen dem Herolde, der bereit ſchien, Hand an einen der Flüchtlinge zu legen, zu, von dem Altare zurückzutreten, und ſein Begehren beſcheidentlich dem Könige des Landes vorzutragen. „Wer iſt der König dieſes Landes?“ fragte Kopreus, durch die entſchiedene Willensäuſſerung der Bürger eingeſchüchtert. „Es iſt ein Mann,“ war die Antwort, „deſſen Schiedsrichterſpruche du dich gar wohl unterwerfen darfſt. Demophoon, der Sohn des unſterblichen Theſeus, iſt unſer König.“

Demophoon.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte den König in ſeiner Burg die Kunde erreicht, daß der Markt von Flüchtlingen beſetzt und fremde Heeresmacht mit einem Herolde erſchienen ſey, ſie zurückzufordern. Er ſelbſt begab ſich auf den Markt und vernahm aus dem Munde des Heroldes das Begehren des Euryſtheus. „Ich bin ein Argiver,“ ſprach zu ihm Kopreus, „und Argiver ſind es, über die mein Herr Gewalt hat, die ich wegführen will. Du wirſt nicht ſo ſinnverlaſſen ſeyn, o Sohn des Theſeus, daß du, allein von ganz Griechenland, dich des rathloſen Unglückes dieſer Flüchtlinge erbarmeſt, und einen Kampf um dieſelben mit der Kriegsmacht des Euryſtheus und der mächtigen Bundesgenoſſenſchaft dieſes Fürſten vorzieheſt!“

Demophoon war ein weiſer und beſonnener Mann. „Wie ſollte ich,“ ſprach er auf die heftige Rede des

Herolds, „die Sache richtig anſehen und den Streit entſcheiden können, ehe ich beide Parteien angehört habe. Darum ſprich du, Führer dieſer Jünglinge, was haſt du für dein Recht zu ſagen?“ Jolaus, an den dieſe Worte gerichtet waren, erhob ſich von den Stufen des Altares, neigte ſich ehrerbietig vor dem Könige und hub an: „König, nun erfahre ich zum erſtenmale, daß ich in einer freien Stadt bin: denn hier gilt reden laſſen und anhören; anderswo aber bin ich mit meinen Schützlingen verſtoßen worden, ohne daß mir Gehör geſchenkt worden wäre. Nun höre mich. Euryſtheus hat uns aus Argos vertrieben; keine Stunde hätten wir länger in ſeinem Lande verweilen dürfen. Wie kann er nun uns noch Unterthanen heißen, noch, als auf Argiver, auf mich und dieſe Anſpruch machen, die er aller Unterthanenrechte und dieſes Namens ſelbſt beraubt hat? Es müßte denn derjenige, der aus Argos geflohen iſt, auch ganz Griechenland meiden müſſen! Nein, wenigſtens Athen nicht! Die Einwohner dieſer heldenmüthigen Stadt werden die Söhne des Herkules nicht aus ihrem Lande jagen. Ihr König wird die Schutzflehenden nicht vom Altare der Götter reiſſen laſſen. Seyd getroſt, meine Kinder, wir ſind im Lande der Freiheit, ja noch mehr, wir ſind bei Verwandten angekommen. Denn wiſſe, König dieſes Landes, daß du keine Fremdlinge beherbergſt. Dein Vater Theſeus, und Herkules, der Vater dieſer verfolgten Söhne, waren beide Urenkel des Pelops. Noch mehr, ſie beide waren Waffenbrüder; ja, der Vater dieſer Kinder hat deinen Vater aus der Unterwelt erlöſt.“ Als Jolaus ſo geſprochen, umfaßte er die Kniee des Königes, ergriff ſeine Hand und ſein Kinn, und gebärdete ſich in Allem, wie im Alterthum ein

Schutzflehender ſich zu gebärden pflegte. Der König aber hub ihn von dem Boden auf und ſprach: „Dreifache Nöthigung drängt mich, deine Bitte nicht abzuweiſen, o Held. Zuerſt Jupiter und dieſer heilige Altar; dann die Verwandtſchaft, und endlich die Wohlthaten, die ich vom Vater her dem Herkules ſchulde. Laſſe ich euch vom Altare hinwegreiſſen, ſo wäre dieß Land nicht mehr das Land der Freiheit, der Götterfurcht und der Tugend! Darum du Herold, kehre nach Mycene zurück und melde ſolches deinem Herrſcher. Nimmermehr wirſt du Dieſe mit dir führen!“ „Ich gehe,“ ſprach Kopreus, und erhob drohend ſeinen Heroldsſtab, „aber ich komme wieder mit argiviſcher Heeresmacht. Zehntauſend Schildträger harren auf den Wink meines Königes: er ſelbſt wird ihr Führer ſeyn. Wiſſe! ſein Heer iſt ſchon an deiner Grenze gelagert.“ — „Geh zum Hades,“ ſprach Demophoon verächtlich, „ich fürchte dich und dein Argos nicht!“

Der Herold entfernte ſich, und jetzt ſprangen die Söhne des Herkules, eine ganze Schaar blühender Jünglinge und Knaben, freudig vom Altare auf und bewillkommten mit Gruß und Handſchlag ihren Blutsverwandten, den König der Athener, in welchem ſie ihren großmüthigen Retter ſahen. Iolaus führte abermals das Wort für ſie, und dankte dem trefflichen Manne und den Bürgern der Stadt mit Worten voll Rührung: „Wenn uns je wieder Heimkehr beſcheert iſt,“ ſprach er, „und wenn ihr Kinder Haus und Würden eures Vaters Herkules wieder in Beſitz nehmt, ſo vergeſſet dieſe eure Retter und Freunde nie, und nimmer laßt euch einfallen, dieſe gaſtliche Stadt mit Krieg zu überziehen, ſondern erblicket vielmehr immer in ihr die liebſte Freundin und treueſte Bundesgenoſſin!“

Der König Demophoon traf nun alle Anſtalten, das Heer ſeines neuen Feindes gerüſtet zu empfangen; er verſammelte die Seher und veranſtaltete feierliche Opfer. Dem Iolaus und ſeinen Schützlingen wollte er Wohnungen im Palaſte anweiſen. Aber Iolaus erklärte den Altar Jupiters nicht verlaſſen und mit allen den Seinigen unter Gebeten für das Heil der Stadt hier verharren zu wollen. „Erſt wenn der Sieg mit der Götter Hülfe errungen iſt,“ ſprach er, „wollen wir unſre müden Leiber unter dem Dache der Gaſtfreunde bergen.“ — Inzwiſchen beſtieg der König den höchſten Thurm ſeiner Burg und beobachtete das heranziehende Heer der Feinde, dann ſammelte er die Streitmacht der Athener, traf alle kriegeriſchen Anordnungen, berathſchlagte mit den Sehern und war bereit, die feierlichen Opfer darzubringen. Am Altare des Zeus war indeß Iolaus und ſeine Schaar in flehenden Gebeten begriffen, als Demophoon mit ſchnellen Schritten und verſtörtem Geſichte auf ſie zugegangen kam. „Was iſt zu thun, ihr Freunde,“ rief er ihnen ſorgenvoll entgegen; „wohl iſt mein Heer gerüſtet, die nahenden Argiver zu empfangen, aber der Ausſpruch aller meiner Seher knüpft den Sieg an eine Bedingung, die nicht zu erfüllen iſt. Das Lied der Orakel, ſagen ſie, lautet ſo: „„Ihr ſollt kein Kalb, oder keinen Stier ſchlachten, ſondern eine Jungfrau, die vom edelſten Geſchlechte iſt; nur dann dürft ihr, nur dann darf dieſe Stadt auf Sieg und Rettung hoffen!““ Wie ſoll nun aber Solches geſchehen? Ich ſelbſt habe blühende Töchter in meinem Königshauſe; aber wer darf dem Vater zumuthen, ein ſolches Opfer zu bringen? Und welcher andere der edelſten Bürger, der eine Tochter hat, wird ſie, wenn ich es auch wagen wollte, ſie ihm abzuverlangen, mir ausliefern? So würde mir, während ich den auswärtigen Krieg zu beendigen bedacht bin, in der Stadt ſelbſt der Bürgerkrieg erwachen!“ Mit Schrecken hörten die Söhne des Herkules die angſtvollen Zweifel ihres Beſchützers. „Weh uns, rief Jolaus, „die wir Schiffbrüchigen gleichen, die ſchon den Strand erreicht haben, und vom Sturme wieder in die hohe See herausgeſchleudert werden! Eitle Hoffnung, warum haſt du uns in deine Träume eingewiegt? Wir ſind verloren, Kinder, nun wird er uns ausliefern, und können wirs ihm verdenken?“ Doch auf einmal blitzte ein Strahl der Hoffnung in dem Auge des Greiſen. „Weißeſt du, was mir der Geiſt eingiebt, König, was uns alle retten wird? Hilf mir dazu, daß es geſchieht! Liefere mich dem Euryſtheus aus, anſtatt dieſer Söhne des Herkules! Gewiß würde Jener am liebſten mir, dem ſteten Begleiter des großen Helden, einen ſchmählichen Tod anthun. Ich aber bin ein alter Mann: gern opfere ich meine Seele für dieſe Jünglinge!“ — „Dein Anerbieten iſt edel,“ erwiederte Demophoon traurig, „aber es kann uns nicht helfen. Meinſt du, Euryſtheus werde ſich mit dem Tode eines Greiſen zufrieden ſtellen? Nein, das Geſchlecht des Herkules ſelbſt, das junge, blühende will er ausrotten. Weißeſt du einen andern Rath, ſo ſage mir ihn, dieſer aber iſt vergeblich.“

Makaria

Jetzt entſtand ein ſolches Wehklagen nicht nur unter den Herakliden, ſondern auch unter den Bürgern Athens, daß das laute Jammergeſchrei empordrang bis zur Königsburg. Dort waren bald nach dem Einzuge der Flüchtlinge die greiſe Mutter des Herkules, Alkmene, von Alter und Leid gebeugt, und ſeine blühende Tochter Makaria, die ihm Deïanira geboren hatte, vor den Blicken der Neugierigen von Demophoon geborgen worden, und lebten in ſtiller Erwartung deſſen, das da kommen ſollte. Alkmene, hochbejahrt und in ſich gekehrt, vernahm von dem, was draußen vorging, nichts. Ihre Enkelin aber horchte auf die Jammerlaute, die aus der Tiefe emporſtiegen. Es ergriff ſie eine Angſt um das Schickſal ihrer Brüder, und ſie eilte, nicht bedenkend, daß ſie allein und eine in tiefer Zurückgezogenheit aufgewachſene Jungfrau ſey, in das Gewühl des Marktes hinunter. Die verſammelten Bürger mit ihrem Könige und nicht weniger Jolaus mit ſeinen Schützlingen erſtaunten, als ſie die Jungfrau in ihre Mitte treten ſahen. Dieſe hatte ſich eine Weile unter dem Haufen verborgen gehalten und auf dieſe Weiſe erlauſcht, in welcher Noth ſich Athen und die Herakliden befänden, und welch ein verhängnißvoller Orakelſpruch einem glücklichen Erfolge jeden Ausweg zu verſperren ſchien. Mit feſten Schritten trat ſie daher vor den König Demophoon und ſprach: „Ihr ſuchet ein Opfer, das euch den glücklichen Ausgang des Krieges verbürge, und durch deſſen Tod meine armen Brüder vor der Wuth des Tyrannen geſchützt werden mögen: eine reine Jungfrau aus edlem Stamme ſollet ihr ſchlachten. Habt ihr denn gar nicht daran gedacht, daß die jungfräuliche Tochter des adligſten Sterblichen, des Herkules, in ihrer Mitte weilt? Ja, ich ſelbſt biete mich als Opfer an, das den Göttern um ſo willkommener ſeyn muß, da es freiwillig iſt. Wenn dieſe Stadt edelmüthig genug für Herkules' Nachkommen einen gefahrvollen Krieg unternimmt und ihre Söhne zu Hunderten opfern wird: wie ſollte ſich unter ſeiner Nachkommenſchaft nicht auch ein Leben finden, das bereit iſt, ſo trefflichen Männern durch ſeine Opferung den Sieg zu ſichern? Wir wären nicht werth beſchirmt und gerettet zu werden, wenn keines unter uns ſo dächte! Darum führt mich immerhin an den Ort, wo mein Leib geopfert werden ſoll, bekränzet mich, wie man ein Opferthier bekränzt, zücket den Stahl, meine Seele wird willig entfliehen!" — Jolaus und alle Umſtehenden ſchwiegen lange, nachdem das heldenmüthige Mädchen ihre feurige Anrede längſt geendet hatte. Endlich ſprach der Führer der Herakliden: „Jungfrau, du haſt deines Vaters würdig geſprochen: ich ſchäme mich deiner Worte nicht, obwohl ich dein Geſchick beweine. Mir aber däuchte billig, daß alle Töchter deines Stammes zuſammenkämen, und das Loos entſchiede, welche für ihre Brüder ſterben ſoll!" — „Ich möchte nicht durch das Loos ſterben," antwortete Makaria freudig, „aber zögert nicht lange, daß nicht der Feind euch überfalle und der Orakelſpruch vergebens euch verliehen ſey. Heißet die Frauen des Landes mit mir gehen, daß ich nicht vor Männeraugen ſterbe."

So ging die hochgeſinnte Jungfrau, von den edelſten Frauen Athens begleitet, freiwilligem Tode entgegen.

Die Rettungsſchlacht.

Bewunderungsvoll blickten der ſcheidenden Jungfrau König und Bürger Athens, voll Wehmuth und Schmerz die Herakliden und Jolaus nach. Aber das Schickſal erlaubte beiden Theilen nicht, ihren Gedanken und Empfindungen nachzuhängen. Denn kaum war Makaria verſchwunden, als ein Bote mit freudiger Miene und lautem Rufe dem Altare zugerannt kam. „Seyd gegrüßt, ihr lieben Söhne!“ rief er, „ſagt mir, wo iſt der Greis Jolaus; ich habe ihm Freudenbotſchaft zu bringen!“ Jolaus erhob ſich vom Altare, aber er konnte den tiefen Schmerz nicht mit einemmal aus den Zügen verbannen, ſo daß der Bote ſelbſt ihn vor allen Dingen nach der Urſache ſeiner Traurigkeit fragen mußte. „Ein häuslicher Kummer bedrückt mich,“ erwiederte der alte Held, „forſche nicht weiter, ſage mir lieber, was dein fröhlicher Blick Gutes bringt!“ — „Kennſt du mich denn nicht mehr,“ ſprach jener, „den alten Diener des Hyllus, der ein Sohn iſt des Herkules und der Dejanira? Du weißeſt, daß mein Herr ſich auf der Flucht von euch getrennt hat, um Bundesgenoſſen zu werben. Nun iſt er zur guten Stunde mit einem mächtigen Heere gekommen, und ſteht dem Könige Euryſtheus gerade gegenüber gelagert.“ Eine freudige Bewegung durchlief die Schaar der Flüchtlinge, die den Altar umringt hielten und theilte ſich auch den Bürgern mit. Die greiſe Alkmene ſelbſt lockte dieſe frohe Botſchaft aus den Frauengemächern des Palaſtes hervor, und der alte Jolaus, auf keine Widerrede achtend, ließ ſich Streitwaffen bringen, und ſchnallte ſich den Harniſch an den Leib. Er empfahl die Obhut über die Kinder ſeines Freundes und ihre Großmutter den Aelteſten Athen's, die in der Stadt zurückblieben. Mit der jungen Mannſchaft Athens und ihrem Könige Demophoon zog er ſelbſt aus, ſich mit dem Heere des jungen Hyllus zu vereinigen. Als nun die verbündete Schaar in ſchöner Schlachtordnung ſtand, und das Feld weithin von blanken Waffenrüſtungen glänzte, gegenüber aber auf einen Steinwurf das gewaltige Heer des Königes Euryſtheus, er ſelbſt an der Spitze, ſeine unabſehbaren Reihen dehnte; da ſtieg Hyllus, der Sohn des Herkules, von ſeinem Streitwagen, ſtellte ſich mitten in die Gaſſe, welche die feindlichen Heere noch frei gelaſſen hatten, und rief dem gegenüber ſtehenden Argiverkönige zu: „Fürſt Euryſtheus! ehe überflüſſiges Blutvergießen ſeinen Anfang nimmt, und zwei große Städte ſich um weniger Menſchen willen bekämpfen und mit Vernichtung bedrohen, höre meinen Vorſchlag! Laß uns beide durch redlichen Zweikampf den Streit entſcheiden: falle ich von deiner Hand, ſo magſt du die Kinder des Herkules, meine Geſchwiſter mit dir führen, und handeln mit ihnen, wie dir gefällt; wird mir aber gegeben, dich zu fällen, ſo ſoll die väterliche Würde und ſeine Wohnung und Herrſchaft im Peloponnes mir und den Seinigen allen geſichert ſeyn!“ Das Heer der Verbündeten gab durch lauten Zuruf ſeinen Beifall zu erkennen, und auch die Schaaren der Argiver murrten zuſtimmend herüber. Nur der arge Euryſtheus, wie er ſchon vor Herkules ſeine Feigheit bewieſen hatte, ſchonte auch jetzt ſeines Lebens, wollte von dem Vorſchlage nichts hören, und verließ die Schlachtreihe, an deren Spitze er ſtand, nicht. Auch Hyllus trat jetzt wieder zu ſeinem Heere zurück, die Seher opferten, und bald ertönte der Schlachtruf. „Mitbürger,“ rief Demophoon den Seinigen zu, „bedenkt, daß ihr für Haus und Heerd, für die Stadt, die euch geboren und ernähret hat, kämpft!“ Auf der andern Seite beſchwor Euryſtheus die Seinigen, Argos und Mycene keinen Schimpf anzuthun, und dem Rufe dieſes mächtigen Staates Ehre zu machen. Jetzt ertönten die Tyrrheniſchen Trompeten, Schild klang an Schild, Geräuſch der Wagen, Stoß der Speere, Klirren der Schwerter erſcholl, und dazwiſchen der Wehruf der Gefallenen. Einen Augenblick wichen die Verbündeten der Herakliden vor dem Stoße der Argiviſchen Lanzen, die ihre Reihen zu durchbrechen drohten, doch bald wehrten ſie die Feinde ab, und rückten ſelbſt vor; nun entſtand erſt das rechte Handgemenge, das den Kampf lange unentſchieden ließ. Endlich wankte die Schlachtordnung der Argiver, ihre Schwerbewaffneten und ihre Streitwagen wandten ſich zur Flucht. Da kam auch den alten Jolaus die Luſt an, ſeine Greiſenjahre noch durch eine That zu verherrlichen, und als eben Hyllus auf ſeinem Streitwagen an ihm vorbeirollte, um dem fliehenden Feindesheer in den Nacken zu kommen, ſtreckte er ſeine Rechte zu ihm empor, und bat ihn, daß Hyllus ihn an ſeiner Statt ſeinen Wagen möge beſteigen laſſen. Hyllus wich ehrerbietig dem Freunde ſeines Vaters und dem Beſchützer ſeiner Brüder, er ſtieg vom Wagen und an ſeiner Statt ſchwang ſich der alte Jolaus in den Sitz. Es wurde ihm nicht leicht, mit ſeinen greiſen Händen das Viergeſpann zu bewältigen, doch trieb er es vorwärts, und war an das Heiligthum der Palleniſchen Minerva gekommen, als er den fliehenden Wagen des Euryſtheus in der Ferne dahin ſtäuben ſah.

Da erhob ſich Jolaus in ſeinem Wagen und flehte zu Jupiter und Hebe, der Göttin der Jugend, der unſterblichen Gemahlin ſeines in den Olymp verſetzten Freundes Herkules, ihm nur für dieſen Tag der Schlacht wieder Jünglingskraft zu verleihen, damit er ſich an dem Feinde des Herkules rächen könne. Da war ein großes Wunder zu ſchauen: zwei Sterne ſenkten ſich vom Himmel hernieder und ſetzten ſich auf das Joch der Roſſe, zugleich hüllte ſich der ganze Wagen in eine dichte Nebelwolke: dieß dauerte nur wenige Augenblicke, ſo waren Sterne und Nebel wieder verſchwunden, in dem Wagen aber ſtand Jolaus verjüngt, mit braunen Locken, aufrechtem Nacken, nervigen Jünglingsarmen; in jugendfeſter Hand die Zügel des Viergeſpanns haltend. So ſtürmte er dahin und erreichte den Euryſtheus, als ſchon er die Scyroniſchen Felſen im Rücken hatte, beim Eingang in ein Thal, durch welches der Argiver flüchten wollte. Euryſtheus erkannte ſeinen Verfolger nicht und wehrte ſich von ſeinem Wagen herab; aber die dem Jolaus von den Göttern verliehene Jünglingsſtärke ſiegte, er zwang ſeinen alten Gegner vom Wagen herunter, band ihn auf ſeinen eigenen feſt und führte ihn ſo als den Erſtling des Sieges dem verbündeten Heere zu. Jetzt war die Schlacht ganz gewonnen, das führerloſe Heer der Argiver ſtürzte in wilder Flucht davon; alle Söhne des Euryſtheus und unzählige Streiter wurden erſchlagen und bald war kein Feind auf attiſchem Boden mehr zu ſehen.

Euryſtheus vor Alkmene.

Das Heer der Sieger war in Athen eingezogen, und Iolaus, der jetzt wieder in ſeiner vorigen Greiſengeſtalt erſchien, ſtand mit dem gedemüthigten Verfolger des herkuliſchen Geſchlechtes vor der Mutter des Herkules, Hände und Füße mit Feſſeln gebunden. „Kommſt du endlich, Verhaßter!“ rief ihm die Greiſin zu, als ſie ihn vor ihren Augen ſtehen ſah. „Hat dich nach ſo langer Zeit die Strafgerechtigkeit der Götter ergriffen? Senke dein Angeſicht nicht ſo zur Erde, ſondern blicke deinen Gegnern Aug' in's Auge. Du biſt alſo der, der du meinen Sohn ſo viele Jahre hindurch mit Arbeit und Schmach überhäuſt haſt, ihn ausgeſandt haſt, giftige Schlangen und grimmige Löwen zu erwürgen, damit er im verderblichen Kampf erliege, ihn hinuntergejagt haſt in das finſtere Reich des Hades, damit er dort der Unterwelt verfiele? Und nun treibeſt du mich, ſeine Mutter, und dieſe Schaar ſeiner Kinder, ſo viel an dir iſt, aus ganz Griechenland fort, und wollteſt ſie von den beſchirmenden Altären der Götter hinwegreißen? Aber du biſt auf Männer und eine freie Stadt geſtoßen, die dich nicht gefürchtet haben. Jetzt iſts an dir, zu ſterben, und du darfſt dich glücklich preiſen, wenn du nur ſterben mußt. Denn da du mannigfachen Frevel verübt haſt, ſo hätteſt du auch verdient durch mancherlei Qual einen vielfachen Tod zu leiden!“ Euryſtheus wollte dem Weibe gegenüber keine Furcht zeigen: er raffte ſich zuſammen und ſprach mit erzwungener Kaltblütigkeit: „Du ſollſt kein Wort aus meinem Munde hören, das einem Flehen gliche; ich weigere mich nicht zu ſterben. Nur ſoviel ſey mir vergönnt zu meiner Rechtfertigung zu ſagen, daß nicht ich es geweſen bin, der freiwillig dem Herkules als Widerſacher entgegengetreten. Juno, die Göttin war es, die mir auftrug, dieſen Kampf zu beſtehen. Alles, was ich gethan habe, iſt in ihrem Auftrage geſchehen. Da ich mir nun aber einmal wider Willen den mächtigen Mann und Halbgott zum Feinde gemacht, wie hätte ich nicht darauf bedacht ſein ſollen, allem aufzubieten, was mich vor ſeinem Zorne ſicher ſtellen konnte? Wie hätte ich nicht nach ſeinem Tode ſein Geſchlecht verfolgen ſollen, aus welchem lauter Feinde und Rächer ihres Vaters mir entgegen wuchſen? Thue nun mit mir, was du willſt; ich verlange nicht nach dem Tode; aber es ſchmerzt mich auch nicht, wenn ich das Leben verlaſſen ſoll." So ſprach Euryſtheus und ſchien mit Ruhe ſein Schickſal zu erwarten. Hyllus ſelbſt ſprach für ſeinen Gefangenen und die Bürger Athens riefen auch die milde Sitte ihrer Stadt an, die den überwundenen Verbrecher zu begnadigen pflegte. Aber Alkmene blieb unerbittlich, ſie gedachte aller Leiden, die ihr unſterblicher Sohn auf Erden zu dulden hatte, ſo lange er ein Knecht des grauſamen Königs war: ihr ſchwebte der Tod der geliebten Enkelin vor Augen, die ſie hierher begleitet hatte und freiwillig in den Tod gegangen war, um dem mit übergewaltiger Heeresmacht drohenden Euryſtheus den Sieg zu entreißen, ſie malte ſich mit grauſen Farben aus, welch Schickſal ihr ſelbſt und allen ihren Enkeln zu Theil geworden wäre, wenn Euryſtheus als Sieger und nicht als Gefangener jetzt vor ihr ſtände: „Nein, er ſoll ſterben," rief ſie, „kein Sterblicher ſoll dieſen Verbrecher mir entreißen!" Da kehrte ſich Euryſtheus zu den Athenern und ſprach: „Euch, ihr Männer, die ihr gütig für mich gebeten habt, ſoll auch mein Tod keinen Unſegen bringen. Wenn ihr mich eines ehrlichen Begräbniſſes würdiget und mich beſtattet, wo das Verhängniß mich ereilt hat, am Tempel der Palleniſchen Minerva: ſo werde ich als ein heilbringender Gaſt die Gränze eures Landes bewachen, daß kein Heer ſie jemals überſchreiten ſoll. Denn, wiſſet, daß die Nachkommen dieſer Jünglinge und Kinder, die ihr hier beſchützet, euch einſt mit Heeresmacht überfallen und euch die Wohlthat ſchlecht lohnen werden, die ihr ihren Vätern erzeigt habt. Alsdann werde ich, der geſchworne Feind des Herkuliſchen Geſchlechtes, euer Retter ſeyn." Mit dieſen Worten ging er unerſchrocken zum Tode, und ſtarb beſſer, als er gelebt hatte.

Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen.

Die Herakliden gelobten ihrem Beſchirmer Demophoon ewige Dankbarkeit und verließen Athen unter der Anführung ihres Bruders Hyllus und ihres väterlichen Freundes Jolaus. Sie fanden jetzt allenthalben Mitſtreiter und zogen in ihr väterliches Erbe, den Peloponnes, ein. Ein ganzes Jahr lang kämpften ſie hier von Stadt zu Stadt, bis ſie außer Argos Alles unterworfen hatten. Während dieſer Zeit wüthete durch jene ganze Halbinſel eine grauſame Peſt, welche kein Ende nehmen wollte. Endlich erfuhren die Herakliden durch einen Götterſpruch, daß ſie ſelbſt Schuld an dieſem Unglück ſeyen, weil ſie zurückgekehrt, bevor ſie es rechtmäßiger

Weiſe konnten. Deßwegen verließen ſie den ſchon eingenommenen Peloponnes wieder, kehrten ins attiſche Gebiet zurück und wohnten dort auf den Feldern von Marathon. Hyllus hatte inzwiſchen, nach dem Willen ſeines ſterbenden Vaters die ſchöne Jungfrau Jole, um welche einſt Herkules ſelbſt ſich beworben hatte, geheirathet, und dachte unaufhörlich auf Mittel, in den Beſitz des angeſtammten Vatererbes zu kommen. Er wandte ſich daher abermals an das Orakel zu Delphi, und dieſes gab ihm zur Antwort: „Erwartet ihr die dritte Frucht, ſo wird euch die Rückkehr gelingen.“ Hyllus deutete dieſes, wie es am natürlichſten ſchien, von den Feldfrüchten des dritten Jahres, wartete geduldig den dritten Sommer ab, und fiel dann auf's Neue mit Heeresmacht in den Peloponnes ein.

Zu Mycene war nach dem Tode des Euryſtheus der Enkel des Tantalus und Sohn des Pelops, Atreus, König geworden; dieſer ſchloß bei der feindlichen Annäherung der Herakliden einen Bund mit den Einwohnern der Stadt Tegea und andrer Nachbarſtädte, und ging den Heranrückenden entgegen. An der Landenge von Corinth ſtanden beide Heere einander gegenüber. Aber Hyllus, der immer gerne Griechenblut ſchonte, war hier wieder der Erſte, der den Streit durch einen Zweikampf zu ſchlichten bemüht war. Er forderte Einen der Feinde, wer da wollte, zum Streite heraus, und ſtellte, auf ſeine vom Orakel gebilligte Unternehmung vertrauend, die Bedingung, wenn Hyllus ſeinen Gegner beſiegte, ſo ſollten die Herakliden das alte Reich des Euryſtheus ohne Schwertſtreich einnehmen; würde dagegen Hyllus überwunden, ſo ſollten die Nachkommen des Herkules fünfzig Jahre lang den Peloponnes nicht mehr betreten dürfen. Als dieſe Ausforderung im feindlichen Heere ruchbar wurde, erhob ſich Echemus, der König von Tegea; ein kecker Kämpfer in den beſten Mannesjahren, und nahm die Ausforderung an. Beide kämpften mit ſeltener Tapferkeit; zuletzt aber unterlag Hyllus, und ein finſteres Sinnen über die Zweideutigkeit des Orakelſpruchs, den er erhalten hatte, umſchwebte die Stirnfalten des Sterbenden. Dem Vertrage gemäß ſtanden jetzt die Herakliden von ihrem Unternehmen ab, kehrten wieder nach dem Iſthmus um, und wohnten jetzt wieder in der Gegend von Marathon. Die fünfzig Jahre gingen vorüber, ohne daß die Kinder des Herkules daran dachten, dem Vertrage zuwider, ihr Erbland aufs neue zu erobern. Inzwiſchen war Kleodäus, der Sohn des Hyllus und der Jole, ein Mann von mehr als fünfzig Jahren geworden. Da nun der Vergleich abgelaufen und ihm die Hände nicht mehr gebunden waren, machte er ſich mit andern Enkeln des Herkules gegen den Peloponnes auf, als der trojaniſche Krieg ſchon dreißig Jahre vorüber war. Aber auch er war nicht glücklicher als ſein Vater, und kam mit ſeinem ganzen Heer auf dieſem Feldzuge um. Zwanzig Jahre ſpäter machte ſein Sohn Ariſtomachus, der Enkel des Hyllus und Urenkel des Herkules, einen zweiten Verſuch. Dieß geſchah, als Tiſamenus, ein Sohn des Oreſtes, über die Peloponneſier herrſchte. Auch ihn führte das Orakel durch einen zweideutigen Rath irre; „die Götter," ſprach es, „verleihen dir den Sieg durch den Pfad des Engpaſſes." Er brach über den Iſthmus ein, wurde zurückgeſchlagen und ließ wie Vater und Großvater ſein Leben.

Neue dreißig Jahre gingen vorüber, und Troja lag ſchon achtzig Jahre in Aſche. Da unternahmen die Söhne des Ariſtomachus, des Kleodäus Enkel, mit Namen Temenus, Kresphontes und Ariſtodemus den letzten Zug. Trotz aller Zweideutigkeit der Orakelſprüche hatten ſie den Glauben an die Götter nicht verloren, gingen nach Delphi und befragten die Prieſterin. Die Sprüche aber lauteten von Wort zu Wort, wie ſie ihren Vätern ertheilt worden waren. „Wenn die dritte Frucht abgewartet worden; ſo wird die Rückkehr gelingen.“ Und wiederum: „die Götter verleihen den Sieg durch den Pfad des Engpaſſes.“ Klagend ſprach da der älteſte der Brüder, Temenus: „Dieſen Ausſprüchen iſt mein Vater, Großvater, und Urgroßvater gefolgt, und es iſt zu ihrer aller Verderben geweſen!“ Da erbarmte ſich ihrer der Gott und ſchloß durch ſeine Prieſterin ihnen den wahren Sinn des Orakels auf: „An allen ihren Unglücksfällen,“ ſprach ſie, „ſind eure Väter ſelbſt ſchuldig geweſen, weil ſie der Götter weiſe Sprüche nicht zu deuten wußten! Dieſe nemlich meinten nicht die dritte Frucht der Erde, die erwartet werden müſſe, ſondern die dritte Frucht des Geſchlechtes: die erſte war Kleodäus, die zweite Ariſtomachus, die dritte Frucht, der der Sieg prophezeiht iſt, das ſeyd ihr. Wiederum, unter dem Engpaſſe, der zum Wege führen ſoll, iſt nicht, wie euer Vater fälſchlich deutete, der Iſthmus verſtanden, ſondern jener weitere Schlund, nämlich das dem Iſthmus zur Rechten liegende Meer. Jetzt wiſſet ihr den Sinn der Orakelſprüche. Was ihr thun wollet, das thuet mit der Götter Glück!“

Als Temenus ſolche Auslegung vernahm, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er rüſtete mit ſeinen Brüdern eilig ein Heer aus, und baute Schiffe zu Lokri, an dem Orte, der von dieſer Ausrüſtung den Namen

Naupaktus, das heißt, Schiffswerft, bekam. Aber auch dieſer Zug ſollte den Nachkommen des Herkules nicht leicht werden, und ihnen viel Kummer und Thränen koſten. Als das Heer verſammelt war, traf den jüngſten der Brüder, Ariſtodemus, der Blitzſtrahl, und machte ſeine Gattin Argia, die Urureukelin des Polynices, zur Wittwe, und ſeine Zwillingsſöhne, Euryſtheus und Prokleus, zu Waiſen. Als ſie den Bruder beſtattet und beweint hatten, und nun das Schiffsheer von Naupaktus aufbrechen wollte, fand ſich ein Seher bei demſelben ein, der von den Göttern begeiſtert war und Orakelſprüche ertheilte. Sie aber hielten denſelben für einen Zauberer und Kundſchafter, der von den Peloponneſiern zum Verderben ihres Heeres abgeſandt ſey. Schon lange waren ſie ihm daher aufſäßig, bis Hippotes, der Sohn des Phylas, ein Urenkel des Herkules, nach dem Seher einen Wurfſpieß warf, der ihn traf und auf der Stelle tödtete. Darüber zürnten die Götter den Herakliden: die Seemacht wurde vom Sturm überfallen und ging zu Grunde; die Landtruppen wurden von einer Hungersnoth gepeinigt, und ſo löste ſich allmählig das ganze Heer auf. Temenus befragte auch über dieſes Unglück das Orakel. „Um des Sehers willen, den ihr getödtet habt,“ eröffnete ihm der Gott,“ hat euch Unheil getroffen. Den Mörder ſollt ihr auf zehn Jahre des Landes verweiſen, und dem Dreiäugigen den Heerbefehl übertragen.“ Der erſte Theil des Orakels war bald erfüllt: Hippotes wurde aus dem Heere geſtoßen, und mußte in die Verbannung gehen. Aber der zweite Theil brachte die armen Herakliden zur Verzweiflung. Denn wie und wo ſollten ſie einem Menſchen mit drei Augen begegnen? Indeſſen forſchten ſie unermüdlich und im Vertrauen auf die Götter nach einem ſolchen. Da ſtießen ſie auf Oxylus, Sohn des Hämon, und Nachkommen des Oeneus, aus ätoliſchem Königsgeſchlechte. Dieſer hatte zu der Zeit, da die Herakliden in den Peloponnes eingedrungen waren, einen Todſchlag begangen, der ihn aus ſeinem Vaterland Aetolien nach dem Ländchen Elis im Peloponneſe zu flüchtigen nöthigte. Jetzt war er nach Jahresfriſt im Begriffe, von da in ſeine Heimath zurückzukehren, und begegnete auf ſeinem Maulthiere den Herakliden. Er war aber einäugig, denn das andere Auge hatte er ſich in der Jugend mit einem Pfeile ausgeſtoßen. So mußte das Maulthier ihm ſehen helfen, und hatten ſie zuſammen der Augen drei. Die Herakliden fanden auch dieſes ſeltſame Orakel erfüllt, wählten den Oxylus zum Heerführer, und als auf dieſe Weiſe die Bedingung des Geſchickes erfüllt war, griffen ſie mit friſchgeworbenen Truppen und neugezimmerten Schiffen die Feinde an, und tödteten deren Anführer Tiſamenus.

Die Herakliden theilen den Peloponnes.

Nachdem die Herakliden auf ſolche Weiſe den ganzen Peloponnes erobert hatten, errichteten ſie dem Zeus, ihrem väterlichen Ahnherrn, drei Altäre, worauf ſie opferten, dann begannen ſie die Städte durchs Loos zu vertheilen. Das erſte Loos war Argos, das zweite Lacedämon, das dritte Meſſene. Sie wurden einig darüber, daß in einer Urne voll Waſſers gelost werden ſollte. Nun ward beſchloſſen, daß jeder ein Loos hineinwerfen ſollte, das mit ſeinem Namen bezeichnet war. Da warfen Temenus und die Söhne des Ariſtodemus, die Zwillinge Euryſthenes und Procleus, bezeichnete Steine hinein, der ſchlaue Kreſphontes aber, der am liebſten Meſſene gewonnen hätte, warf eine Erdſcholle in das Waſſer. Dieſe lösste ſich auf. Nun wurde zuerſt über Argos gelooſt, und der Stein des Temenus kam zum Vorſchein; dann über Lacedämon: da kam der Stein der Ariſtodemusſöhne. Nach dem dritten fand man überflüſſig zu ſuchen, und ſo bekam Kreſphontes Meſſene. Als ſie hierauf mit ihren Begleitern den Göttern auf ihren Altären opferten, da wurden ihnen ſeltſame Zeichen zu Theil, denn jeder fand auf ſeinem Altare ein anderes Thier. Diejenigen, welche Argos durchs Loos erhalten hatten, fanden darauf eine Kröte; die, denen Lacedämon zu Theil geworden war, einen Drachen; die endlich, die Meſſene bekommen hatten, einen Fuchs. Nachdenklich über dieſe Zeichen geworden, befragten ſie die einheimiſchen Wahrſager. Dieſe deuteten die Sache alſo: „Welche die Kröte erhalten haben, werden am beſten thun in ihrer Stadt daheim zu bleiben, denn das Thier hat keinen Schutz auf der Wanderung; die, denen ſich der Drache auf den Altar gelagert, werden gewaltige Angreifer werden, und mögen ſich immerhin über die Gränzen ihres Landes hinauswagen; die endlich, denen der Fuchs auf ihren Altar gelegt worden, ſollen es weder mit der Einfalt halten, noch mit der Gewalt: ihre Schutzwehr ſoll die Liſt ſeyn.“

Dieſe Thiere wurden in der Folge die Schildwappen der Argiver, Spartaner und Meſſenier. Nun bedachten ſie auch ihren einäugigen Führer, Oxylus, und gaben ihm das Königreich Elis zum Lohne ſeiner Feldherrnſchaft. Vom ganzen Peloponneſe aber blieb nur das bergigte Hirtenland Arkadien unbeſiegt durch die Herakliden. Von den drei Reichen, die ſie auf dieſer Halbinſel begründeten, hatte nur Sparta eine längere Dauer. Zu Argos hatte Temenus dem Deiphontes, auch einem Urenkel des Herkules, ſeine Tochter Hyrnetho, die er unter allen ſeinen Kindern am meiſten liebte, zur Ehe gegeben, und zog ihn in Allem zu Rathe, ſo daß man vermuthete, daß er ihm und ſeiner Tochter auch die Regierung zuwenden wolle. Darüber ergrimmten ſeine eigenen Söhne, verſchworen ſich gegen ihn und erſchlugen ihren Vater. Die Argiver aber erkannten zwar den älteſten Sohn als König; weil ſie aber Freiheit und Gleichheit vor Allem liebten, ſo beſchränkten ſie die Königsgewalt ſo ſehr, daß ihm und ſeinen Nachkommen nichts übrig blieb, als der Königstitel.

Merope und Aepytus.

Kein beſſeres Loos, als ſeinen Bruder Temenus, traf den König von Meſſene, Kreſphontes. Dieſer hatte die Tochter des Königes Cypſelus von Arkadien, Merope, geheirathet, die ihrem Gemahl viele Kinder gebar, unter welchen Aepytus das jüngſte war. Für ſeine vielen Söhne und ſich ſelbſt erbaute er im Lande eine ſtattliche Königsburg. Er ſelbſt war ein Freund des gemeinen Volkes, und begünſtigte dieſes, wo er konnte, in ſeiner Verwaltung. Darüber empörten ſich die Reichen und erſchlugen ihn ſammt allen ſeinen Söhnen, bis auf den jüngſten, Aepytus. Dieſen entzog die Mutter den Händen der Mörder und rettete ihn glücklich zu ihrem Vater

Cypſelus nach Arkadien, wo der Knabe heimlich erzogen wurde. In Meſſenien hatte ſich indeſſen Polyphontes, ebenfalls ein Heraklide, des Thrones bemächtigt, und die Wittwe des ermordeten Königes gezwungen, ihm ihre Hand zu reichen. Da wurde es ruchtbar, daß noch ein Thronerbe des Kreſphontes am Leben ſey, und Polyphontes, der neue Herrſcher ſetzte einen großen Preis auf ſeinen Kopf. Aber Niemand war, der ihn verdienen wollte, oder auch nur konnte. Denn die Sage ging nur dunkel, und man wußte nicht, wo der Geächtete zu ſuchen wäre. Mittlerweile wuchs Aepytus zum Jünglinge heran, verließ heimlich den Palaſt ſeines Großvaters, und, ohne daß Jemand es ahnte, traf er zu Meſſene ein. Der Jüngling hatte von dem Preiſe gehört, der auf den Kopf des unglücklichen Aepytus geſetzt ſey. Da faßte er ſich ein Herz, kam als ein Fremdling, von Niemand gekannt, ſelbſt von der eigenen Mutter nicht, an den Hof des Königes Polyphontes, trat vor ihn und ſprach in Gegenwart der Königin Merope: „Ich bin erbötig, o Herrſcher, den Preis zu verdienen, den du auf das Haupt des Fürſten geſetzt haſt, der, als Sohn des Kreſphontes, deinem Throne ſo furchtbar iſt. Ich kenne ihn ſo genau wie mich ſelber, und will ihn dir in die Hände liefern."

Die Mutter erblaßte, als ſie dieſes hörte; ſchnell ſandte ſie nach einem alten vertrauten Diener, der ſchon bei der Rettung des kleinen Aepytus thätig geweſen war und jetzt, aus Furcht vor dem neuen Könige, fern vom Hof und der Königsburg lebte. Dieſen ſchickte ſie heimlich nach Arkadien, um ihren Sohn vor Nachſtellung zu ſichern, vielleicht auch, ihn herbeizurufen, damit er ſich an die Spitze der Bürger ſtelle, denen ſich Polyphontes durch ſeine Tyranney verhaßt gemacht hatte, und den väterlichen Thron wieder erringe. Als der alte Diener nach Arkadien kam, fand er den König Cypſelus und das ganze Königshaus in großer Beſtürzung, denn ſein Enkel Aepytus war verſchwunden, und Niemand wußte, was aus ihm geworden war. Troſtlos eilte der alte Diener nach Meſſene zurück und erzählte der Königin, was geſchehen. Beide hatten nun keinen andern Gedanken, als daß der Fremdling, der vor dem Könige erſchienen ſey, den Preis zu verdienen, gewiß den armen Aepytus in Arkadien ermordet und ſeinen Leichnam nach Meſſene gebracht habe. Sie beſannen ſich nicht lange, und da der Fremde, von Polyphontes in ſeine Königsburg aufgenommen, ſeine Wohnung in derſelben hatte, betrat die Königin, von Rachedurſt erfüllt, mit einer Axt bewaffnet, und von ihrem Vertrauten, dem alten Diener, begleitet, nächtlicher Weile die Kammer des Fremden, in der Abſicht, den Schlummernden zu erſchlagen. Der Jüngling aber ſchlief ruhig und ſanft, und der Strahl des Mondes beleuchtete ſein Antlitz. Schon hatten ſich beide über ſein Lager gebeugt und Merope die Mordaxt erhoben, als der Diener, der, dem Schlafenden näher ſtehend, ſein Angeſicht genauer betrachtete, plötzlich mit einem angſtvollen Schrei der Ueberraſchung den Arm der Königin erfaßte. „Halt ein," rief er, „es iſt dein Sohn Aepytus, den du erſchlagen willſt!" Merope ließ den Arm mit der Axt ſinken, und warf ſich über das Bett ihres Sohnes, den ſie mit ihrem lauten Schluchzen erweckte. Nachdem ſie ſich lange in den Armen gelegen, eröffnete ihr der Sohn, daß er gekommen ſey, nicht ſich den Mördern in die Hände zu liefern, ſondern dieſe zu beſtrafen, ſie ſelbſt von dem verhaßten Ehebund zu erlöſen und mit Hülfe der Bürger, die er für ſein gutes Recht zu gewinnen hoffte, den Thron des Vaters zu beſteigen. Er verabredete hierauf gemeinſchaftlich mit der Mutter und dem alten Diener des Hauſes die Maßregeln, die zu ergreifen wären, um ſich an dem verhaßten und verruchten Polyphontes zu rächen. Merope legte Trauerkleider an, trat vor ihren Gatten und erzählte ihm, wie ſie ſo eben die Trauerbotſchaft von dem Tode ihres einzigen, noch übrigen Sohnes erhalten habe. Fortan ſey ſie bereit, im Frieden mit ihrem Gatten zu leben, und des vorigen Leides nicht zu gedenken. Der Tyrann ging in die Schlinge, die ihm gelegt war. Er wurde vergnügt, weil ihm die ſchwerſte Sorge vom Herzen genommen war, und erklärte den Göttern ein Dankopfer bringen zu wollen, dafür daß alle ſeine Feinde jetzt aus der Welt verſchwunden ſeyen. Als nun die ganze Bürgerſchaft auf öffentlichem Markte, aber mit widerwilligem Herzen, erſchienen war — denn das gemeine Volk hatte es immer mit dem liebreichen Könige Kreſphontes gehalten, und betrauerte auch jetzt ſeinen Sohn Aepytus, in welchem es die letzte Hoffnung verloren glaubte —; da überfiel Aepytus den opfernden König und ſtieß ihm den Stahl in's Herz. Jetzt eilte Merope mit dem Diener herbei, und beide zeigten dem Volke in dem Fremdling Aepytus den todtgeglaubten rechtmäßigen Erben des Thrones. Dieſes begrüßte ihn jubelnd, und noch an demſelben Tage nahm der Jüngling den erledigten Thron ſeines Vaters Kreſphontes ein, und bezog an der Seite ſeiner Mutter die Königsburg. Er beſtrafte jetzt die Mörder ſeines Vaters und ſeiner Brüder, wie die Mitanſtifter des Mordes. Im übrigen gewann er durch ſein zuvorkommendes Weſen ſelbſt die vornehmen Meſſenier, und durch ſeine Freigebigkeit alle, die zum Volke gehörten, und erwarb ſich ein ſolches Anſehen unter den Meſſeniern, daß ſeine Nachkommen ſich Aepytiden ſtatt Herakliden nennen durften.

◆

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

In demſelben Verlage wurde im Jahre 1842 vollendet:

Die deutſche Proſa

von Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung
mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben
von

Guſtav Schwab.

Ein Werk, für das der Name des Herrn Verfaſſers, wie hier, einſieht: das ſich dem erſten Blicke als ein Führer in das Gebiet der Deutſchen klaſſiſchen Literatur ankündigt, bedarf keiner beſondern Empfehlung, um ſo weniger, als ihm ein früheres, die „Fünf Bücher deutſcher Lieder und Gedichte“,* für das Feld der Poeſie vorangegangen und einem ſo großen Kreiſe von Beſitzern lieb geworden iſt. In großer Reichhaltigkeit gibt es ein Bild der Entwicklung der deutſchen Proſa von der Feſtſtellung der heutigen Sprachformen an bis herab auf die Gegenwart — ein Bild, das keinen irgend berühmten und einflußreichen Namen vermiſſen laſſen wird, deſſen Erzeugniſſe auch für die heutige Zeit von größerer Bedeutung geblieben ſind. In ſtetem Hinblicke auf eine, wenn auch ſchon gereiftere Jugend blieb es ein Hauptaugenmerk, nicht allein überall das Eigenthümlichſte und Beſte — aus dem Schatze einzelner Schriftſteller wahre Perlen — zu geben, ſondern wo immer möglich auch den ſittlichen Grundton, der durch die Geſammt-Literatur der Deutſchen geht, hörbar durchklingen zu laſſen: ſo ſollte, ohne Zwang, der Eindruck des Ganzen der eines „weltlichen Erbauungsbuches“ ſeyn — der deutſchen Jugend, wie Erwachſenen ein Werk dargeboten werden, das mit vollem Rechte ein Chorus deutſchen Lebens und Sinnes genannt werden dürfte und den Reichthum unſerer von keiner andern übertroffenen Literatur wie in einem treuen Spiegel vorüberführete.

Die äußere Form betreffend, ſo finden ſich in unſerm Buche, das von hundertundſechzig Schriftſtellern über 220 Mittheilungen enthält, alle Erſcheinungsweiſen deutſcher Proſa in einer Mannigfaltigkeit, wie ſie die chronologiſche Folge der Verfaſſer am natürlichſten hervorbrachte; das Intereſſe der darin behandelten Stoffe aber, die zugleich eine große Zahl wichtiger Fragen des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft einſchließen, wird aus einer nähern Durchſicht der Inhalts-Verzeichniſſe, wie des Buches ſelbſt, zu der wir Eltern, Erzieher und Vorſteher von Lehranſtalten einladen — am beſten hervorleuchten.

---

* Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung.

Preis für 95 Bogen auf feinem Velin in zwei Theilen 3 Thlr. — fl. 4. 48 kr.; *für Lehranſtalten* bei Abnahme von 10 Exemplaren und gegen baare Zahlung nur 2 Thlr. 6 ggr. oder fl. 3. 36 kr. netto; (cartonirte Exemplare 27 kr. — 7½ Sgr. mehr).

Im Jahre 1840 erſchien:

Schiller's Leben

von

Guſtav Schwab.

Zweierlei Ausgaben, zu Schillers Werken in Duodez und in groß Oktav paſſend.

Duodez-Ausgabe, 505 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. — fl. 2. 24 kr.
Oktav-Ausgabe, 640 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr. — fl. 3. 9 kr.

Wenn der Verleger auch den Werth und das Intereſſe einer ſo viel verbreiteten Lebensbeſchreibung als genugſam bekannt vorausſetzen darf, zumal ſie immer mehr *als eine weſentliche Ergänzung der Werke* unſeres volksthümlichſten Dichters erkannt wird, ſo mag doch das Urtheil eines der erſten kritiſchen Blätter Deutſchlands, als beſonders bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Buches, paſſend hier ſtehen, während die am Schluſſe mitgetheilte Stelle *aus dem Buche ſelbſt*, was Geiſt und Darſtellungsweiſe betrifft, beſſer als jede Empfehlung ſprechen wird.

Aus den

„Wiener Jahrbüchern der Literatur.“

— — „Dieſes Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter ſeyn kann, da nur er mit all den tauſend wundervollen Eigenthümlichkeiten bekannt iſt, welche den Poeten zu dem machen, was er iſt, und welche von dem bloßen Darſteller der Zufälligkeiten, die in ſeinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verſtande allein nicht wohl aufgefaßt und dargeſtellt werden können.

Wenn dies nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um ſo mehr bei Schiller der Fall ſeyn, deſſen Hinneigung zur Spekulation und deſſen Sorgen für oratoriſche Pracht ſo leicht zu falſchen Beurtheilungen verleiten können. Alle dieſe Einwirkungen und Verhältniſſe müſſen als Zuthat angeſehen und beurtheilt werden, und die dichteriſche Natur iſt immerdar als ſolche ins Auge zu faſſen und zu erklären. In dieſem Geſchäft iſt nun der Verfaſſer der vorliegenden Biographie, in dem Deutſchland mit Recht einen ſeiner vorzüglichſten Dichter erkennt und achtet, und der ſich dabei der durch Kenntniſſe und Erfahrungen erworbenen kritiſchen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und ſo iſt dieſe Biographie unbeſtritten die beſte der vielen, die wir von Schiller beſitzen.“ — —

Aus dem

Rückblick auf die zweite Lebensperiode Schillers;

Schluß des zweiten Buches.

— — „Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stücke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen könnte; er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung, und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden

Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, die ſein von mannigfacher Sorge beſchwertes Gemüth aufrecht erhielt, und ſeinen am Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schooße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib“, das nicht im fremden Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Bruſt“ ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern.“

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion, durch die finſtern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte tiefſinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunſt, im friſchen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine ſchwere Krankheit noch vor dem Abſchluſſe, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück ſeines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen ſchien, da zeigte ſichs, daß ſie nur geſendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch ſie von nagenden Sorgen zu befreien, und ſeinem Geiſt in einem kränkelnden Körper das Wirken, ſo lange es Tag war, wenigſtens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele geſtärkt beſucht er ſein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt ſich an Freundesumgang, und kehrt am Schluſſe dieſer zweiten Lebensperiode, den Erſtgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und ſeinen Wallenſtein im Buſen, an den häuslichen Herd der Liebe und in die Werkſtatt unſterblicher Schöpfungen zurück.“

☞ Das Werk ſelbſt iſt mit größeren Lettern und weiter gedruckt, als die vorſtehende Probe.

Guſtav Schwab,

die ſchönſten Sagen
des
# klaſſiſchen Alterthums.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Die ſchönſten Sagen

des

klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelbilde.

* * *

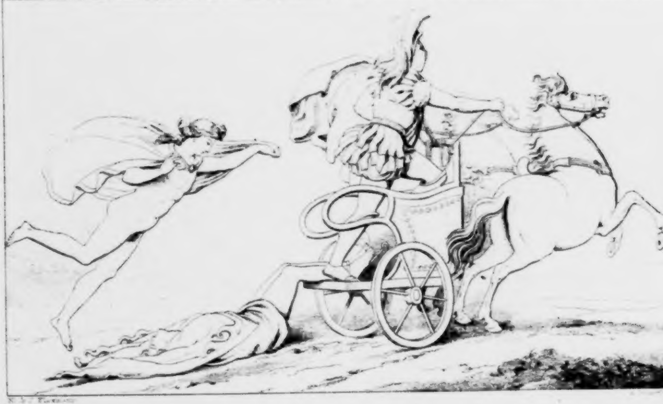
Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Univ. Bibl.
München



APOLLO [illegible]

Die Sagen Troja's

von ſeiner Erbauung bis zu ſeinem Untergang.

Nach den Dichtern und Erzählern der Alten

von

Guſtav Schwab.

Mit einem Titelbilde.

◆

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Druck (auf einer Schnellpreſſe) von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Auf den erſten Band dieſer Sammlung der ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums, der eine Mannigfaltigkeit kleinerer Mythen und Geſchichten in ſich ſchloß, folgt in gegenwärtigem zweiten Bande eine einzige Sage, aber die großartigſte der alten Zeit, die Sage von Troja, und zwar von der Stadt Gründung bis zu ihrem Untergange, mithin in einer Vollſtändigkeit, wie ſie als Erzählung aus den Quellen noch nie in dieſer Geſtalt zuſammengefaßt worden iſt. Der Bearbeiter wünſcht und hofft, daß das Ganze, auf dieſe Weiſe überſchaulich gemacht, nicht nur der Jugend neu und intereſſant erſcheinen, ſondern auch manchem ältern Leſer der Ilias als eine im Geiſte dieſes unſterblichen Gedichts wenigſtens verſuchte Vervollſtändigung nicht unwillkommen ſeyn werde. Um ſo mehr hat er die Pflicht, ſich darüber auszuweiſen, daß jene Ergänzung von ihm nicht willkührlich, ſondern mit gewiſſenhafter Benützung der Alten ſelbſt, deren Quelle ihrerſeits die epiſchen Darſtellungen einzelner cykliſchen Dichter waren, vorgenommen worden iſt.

Im erſten Viertel des vorliegenden Bandes mußte ſich der Verfaſſer für den Strom der Erzählung mit den trübe fließenden Quellen jener rhetoriſchen Machwerke behelfen, die wir, aus ſpäteſter Zeit, unter den Namen des Dictys Cretenſis und des Dares Phrygius beſitzen. Doch bildet ihr Bericht, aus welchem immer das mit Homer am leichteſten Vereinbare herausgeſucht wurde, nur das hiſtoriſche Grundgewebe oder die Kette der Begebenheiten, während die berühmteſten Dichter des griechiſchen und römiſchen Alterthums, Sophokles, Euripides, Horaz, Ovid u. A. den farbenreichen Einſchlag ihrer Phantaſie zu dem Geſpinſte beiſteuerten.

Den Kern der Sage bildet ſodann die Ilias Homers, welchem der Erzähler auch für die beiden andern Theile dieſes Bandes den allgemeinen Ton der Darſtellung abzulauſchen, und deſſen Färbung er in demjenigen Theile, in welchem er der einzige Berichterſtatter iſt, ſo unverkümmert, als es in ungebundener Rede und doch dabei zuſammengedrängtem Vortrage geſchehen konnte, beizubehalten ſich beſtrebt hat. Die Homeriſche Geſchichte der Ilias bildet auf ſolche Weiſe faſt die Hälfte des zweiten Bandes. Täuſcht den Verfaſſer dieſes Buches ſeine Hoffnung nicht, ſo iſt die innere Geſtalt der unverderblichſten Dichtung auch unter Aufopferung der poetiſchen Form nicht verloren gegangen, und ihr Götterleib ſchimmert noch durch das prunkloſe Gewand der ſchlichteſten Proſa hindurch.

Das letzte Viertel des Bandes iſt wieder mehreren Dichtern entnommen: Pindar, Sophokles, Virgil ſind wiederholt berückſichtigt worden; doch iſt hier der Darſteller ſo glücklich geweſen, in der Fortſetzung Homers durch den Dichter Quintus, deſſen weiterer Name, Vaterland und Zeitalter in eine ungerechte Vergeſſenheit oder Unſicherheit gehüllt ſind, und den nur die Gelehrſamkeit bald Calaber, bald Smyrnäus benannt hat, eine ächt poetiſche Grundlage, und Stoff wie Form zu fortlaufender Erzählung vorzufinden. Die Paralipomenen dieſes Poeten ſind ein klaſſiſches Kunſtwerk und werden hoffentlich in ihrer Schönheit und Größe, gleich den Schöpfungen anderer Dichter, durch die treffliche metriſche Ueberſetzung des Herrn Profeſſors Platz in Wertheim, der das Publikum in der Sammlung verdeutſchter Klaſſiker entgegenſehen darf, ſich bald die Anerkennung aller Freunde ächter Poeſie gewinnen. Der künſtleriſchen Uebertragung jenes Gedichtes, welche der

Erzähler dieſer Sagen im Manuſcripte zu benützen Gelegenheit gehabt hat, verdankt ſeine Darſtellung an Farbe und lebendigem Ausdrucke nicht wenig, und der genannte Gelehrte möge den öffentlichen Dank, welcher ihm hier dargebracht wird, nicht verſchmähen.

Was die allgemeinen Grundſätze betrifft, nach welchen auch der gegenwärtige Sagenkreis vom Verfaſſer in der Erzählung behandelt worden iſt, ſo ſind ſie dieſelben, die bei Abfaſſung des erſten Bandes befolgt worden ſind; und der Bearbeiter freut ſich, daß ihre Anwendung den Beifall billiger und einſichtiger Richter erlangt hat.

G. Schwab.

Inhalts-Ueberſicht.

Erſtes Buch.

Seite
Troja's Erbauung . . . . 3.
Priamus, Hekuba und Paris . . . . 7.
Der Raub der Helena . . . . 12.
Die Griechen . . . . 19.
Botſchaft der Griechen an Priamus . . . 25.
Agamemnon und Iphigenia . . . . 29.
Abfahrt der Griechen. Ausſetzung des Philoktetes . . . 46.
Die Griechen in Myſien. Telephus . . . . 47.
Paris zurückgekehrt . . . . 53.
Die Griechen vor Troja. . . . . 55.

Zweites Buch.

Seite
Ausbruch des Kampfes. Proteſilaus. Cygnus . . . . 65.
Palamedes und ſein Tod. . . . . 71.
Thaten des Achilles und Ajax . . . . 73.
Polydorus . . . . 77.
Chryſes. Apollo und der Zorn des Achilles. . . . . . 84.
Verſuchung des Volkes durch Agamemnon . . . . . . 93.
Paris und Menelaus . . . . 100.

Drittes Buch.

Pandarus . . . . 113.
Die Schlacht. Diomedes . . . . 118.
Glaukus und Diomedes . . . . 135.
Hektor in Troja . . . . 137.
Hektor und Ajax im Zweikampfe . . . . 143.
Waffenſtillſtand . . . . 149.
Sieg der Trojaner . . . . 153.
Botſchaft der Griechen an Achilles . . . . 160.
Dolon und Rheſus . . . . 164.
Zweite Niederlage der Griechen . . . . 172.
Kampf um die Mauer . . . . 182.
Kampf um die Schiffe . . . . 188.

Seite
Die Griechen von Poſeidon geſtärkt . . . . 199.
Hektor von Apollo gekräftigt . . . . 204.
Tod des Patroklus . . . . 215.
Jammer des Achilles . . . . 237.

Viertes Buch.

Achilles neu bewaffnet . . . . 245.
Achilles und Agamemnon verſöhnt . . . . 252.
Schlacht der Götter und Menſchen . . . . 259.
Kampf des Achilles mit dem Stromgotte Skamander . . 267.
Schlacht der Götter . . . . 273.
Achilles und Hektor vor den Thoren . . . . 277.
Der Tod Hektors . . . . 282.
Leichenfeier des Patroklus . . . . 289.
Priamus bei Achilles . . . . 300.
Hektors Leichnam in Troja . . . . 312.
Pentheſiléa . . . . 316.
Memnon . . . . 332.
Der Tod des Achilles . . . . 342.
Leichenſpiele des Achilles . . . . 349.

Fünftes Buch.

Seite
Der Tod des großen Ajax . . . . 359.
Machaon und Podalirius . . . . 369.
Neoptolemus . . . . 375.
Philoktetes auf Lemnos . . . . 384.
Der Tod des Paris . . . . 392.
Sturm auf Troja . . . . 398.
Das hölzerne Pferd . . . . 402.
Die Zerſtörung Troja's . . . . 417.
Menelaus und Helena. Polyxena . . . . . . 424.
Abfahrt von Troja. Ajax des Lokrers Tod . . . . . . 431.

Erſtes Buch.

Troja's Erbauung.

In uralten Zeiten wohnten auf der Inſel Samothrace, im ägäiſchen Meere, zwei Brüder, Jaſion und Dardanus, Söhne des Jupiter und einer Nymphe, Fürſten des Landes. Von dieſen wagte Jaſion, als ein Götterſohn, ſeine Augen zu einer Tochter des Olymp zu erheben, warf eine ungeſtüme Neigung auf die Göttin Demeter [Ceres], und wurde zur Strafe ſeiner Kühnheit vom eigenen Vater mit dem Blitze erſchlagen. Dardanus, der andere Sohn, verließ, tief betrübt über den Tod ſeines Bruders, Reich und Heimath, und ging hinüber auf das aſiatiſche Feſtland, an ie Küſte Myſiens, da wo die Flüſſe Simois und Skamander vereinigt in das Meer ſtrömen, und das hohe dagebirge ſich nach dem Meere abgedacht in eine Ebene erliert. Hier herrſchte der König Teucer, Kretiſchen Urſprungs, und nach ihm hieß auch das Hirtenvolk jener Gegenden Teukrer. Von dieſem Könige wurde Dardanus gaſtfreundlich aufgenommen, bekam einen Strich andes zum Eigenthum und die Tochter des Königes zur Gemahlin. Er gründete eine Anſiedelung, das Land wurde ach ihm Dardania und das Volk der Teukrer von nun n Dardaner genannt. Ihm folgte ſein Sohn Erichthonius der Herrſchaft, und dieſer zeugte den Tros, nach welchem die Landſchaft nun Troas, der offene Hauptort des andes Troja, und Teukrer oder Dardaner jetzt auch

Trojaner oder Troer genannt wurden. Nachfolger des Königes Tros war ſein älteſter Sohn Ilus. Als dieſer einſt das benachbarte Land der Phryger beſuchte, wurde er von dem Könige Phrygiens zu eben angeordneten Kampfſpielen eingeladen, und trug hier im Ringkampfe den Sieg davon. Er erhielt als Kampfpreis fünfzig Jünglinge und eben ſo viele Jungfrauen, dazu eine buntgefleckte Kuh, die ihm der König mit der Weiſung eines alten Orakelſpruches übergab, wo ſie ſich niederlegen würde, da ſollte er eine Burg gründen. Ilus folgte der Kuh, und da ſie ſich bei dem offenen Flecken lagerte, der ſeit ſeinem Vater Tros der Sitz des Landes und ſeine eigene Wohnung war, auch ſchon Troja hieß, ſo baute er hier auf einem Hügel die feſte Burg Ilion oder Ilios, auch Pergamus geheißen, wie denn das ganze Weſen von nun an bald Troja, bald Ilion, bald Pergamus genannt wurde. Ehe er jedoch die Burg anlegte, bat er ſeinen Ahnherrn Zeus um ein Zeichen, daß ihm die Gründung derſelben genehm ſey. Am folgenden Tage fand er das vom Himmel gefallene Bild der Göttin Athene, Palladium genannt, vor ſeinem Zelte liegen. Es war drei Ellen hoch, hatte geſchloſſene Füße, und hielt in der rechten Hand einen erhobenen Speer, in der andern Rocken und Spindel. Mit dieſem Bilde hatte es folgende Bewandniß. Die Göttin Athene [Minerva] wurde nach der Sage von ihrer Geburt an bei einem Triton, einem Meergott, erzogen, der eine Tochter Namens Pallas hatte, die gleichen Alters mit Athene und ihre geliebte Geſpielin war. Eines Tages nun, als die beiden Jungfrauen ihren kriegeriſchen Uebungen oblagen, traten ſie zu einem ſcherzhaften Wettkampfe einander gegenüber. Eben wollte die Tritonentochter Pallas einen Streich auf

ihre Geſpielin führen, als Jupiter, für ſeine Tochter bangend, den Schild aus Ziegenfell, die Aegide, dieſer vorhielt. Dadurch erſchreckt, blickte Pallas furchtſam auf, und wurde in dieſem Augenblicke von Athene tödtlich verwundet. Tiefe Trauer bemächtigte ſich der Göttin, und ſie ließ zum dauernden Andenken ein recht ähnliches Bild ihrer geliebten Geſpielin Pallas verfertigen, legte demſelben einen Bruſtharniſch von dem gleichen Ziegenfelle, wie der Schild war, um, der nun auch Aegispanzer oder Aegide hieß, ſtellte das Bild neben die Bildſäule Jupiters und hielt es hoch in Ehren. Sie ſelbſt aber nannte ſich ſeitdem Pallas Athene. Dieſes Palladium nun warf, mit Einwilligung ſeiner Tochter, Jupiter vom Himmel in die Gegend der Burg Ilios herunter, zum Zeichen, daß Burg und Stadt unter ſeinem und ſeiner Tochter Schutze ſtehe.

Der Sohn des Königes Ilus und der Eurydice war Laomedon, ein eigenmächtiger und gewaltthätiger Mann, der Götter und Menſchen betrog. Dieſer dachte darauf, den offenen Flecken Troja, der noch nicht befeſtigt war, wie die Burg, mit einer Mauer zu umgeben und ſo zu einer förmlichen Stadt zu machen. Damals irrten die Götter Apollo und Poſeidon (Neptunus), die ſich gegen ihren Vater Jupiter empört hatten und aus dem Himmel geſtoßen waren, heimathlos auf der Erde umher. Es war der Wille des Zeus, daß ſie dem Könige Laomedon an der Mauer Troja's bauen helfen ſollten, damit die Lieblingsſtadt Jupiter's und Athene's der Zerſtörung trotzende Mauern hätte. So führte ſie denn ihr Geſchick in die Nähe von Ilios, als eben mit dem Bau der Stadtmauern begonnen wurde. Die Götter machten dem Könige Laomedon ihre Anträge, und da ſie auf der Erde nicht blos müßig gehen durften, noch ohne Arbeit mit Ambroſia geſpeiſt wurden, ſo bedingten ſie ſich einen Lohn aus, der ihnen auch verſprochen ward, und fingen nun an zu fröhnen. Neptunus half unmittelbar bei dem Bau; unter ſeiner Leitung ſtieg die Ringmauer breit und ſchön, eine undurchdringliche Schutzwehr der Stadt, in die Höhe. Phöbus Apollo weidete inzwiſchen das Hornvieh des Königes in den gewundenen Schluchten und Thälern des waldreichen Gebirges Ida. Die Götter hatten verſprochen, auf dieſe Weiſe dem Könige ein Jahr lang zu fröhnen. Als nun dieſe Friſt abgelaufen war, auch die herrliche Stadtmauer fertig ſtand, entzog der trügeriſche Laomedon den Göttern gewaltſam ihren geſammten Lohn, und als ſie mit ihm rechteten und der beredte Apollo ihm bittere Vorwürfe machte, ſo jagte er beide fort, mit der Androhung, dem Phöbus Hände und Füße feſſeln zu laſſen, beiden aber die Ohren abzuſchneiden. Mit großer Erbitterung ſchieden die Götter, und wurden Todfeinde des Königes und des Volkes der Trojaner, auch Athene kehrte ſich von der Stadt, die bisher ihre Schützlingin geweſen war, ab, und ſchon jetzt war, einer ſtillſchweigenden Einwilligung Jupiters zu Folge, die eben erſt mit ſtattlichen Mauern verſehene Hauptſtadt mit ihrem Königsgeſchlecht und Volke dieſen Göttern, zu welchen ſich mit dem glühendſten Haſſe in kurzer Zeit auch Juno geſellte, zum Verderben überlaſſen.

Priamus, Hekuba und Paris.

Das weitere Loos des Königes Laomedon und ſeiner Tochter Heſione iſt ſchon von uns berichtet worden.* Ihm folgte ſein Sohn Priamus in der Regierung. Dieſer vermählte ſich in zweiter Ehe mit Hekuba oder Hekabe, der Tochter des phrygiſchen Königes Drymas. Ihr erſter Sohn war Hektor. Als aber die Geburt ihres zweiten Kindes herannahete, da ſchaute Hekuba in einer dunkeln Nacht im Traume ein entſetzliches Geſicht. Ihr war, als gebäre ſie einen Fackelbrand, der die ganze Stadt Troja in Flammen ſetze und zu Aſche verbrenne. Erſchrocken meldete ſie dieſen Traum ihrem Gemahle Priamus. Der ließ ſeinen Sohn aus erſter Ehe, Aeſakus mit Namen, kommen, welcher ein Wahrſager war, und von ſeinem mütterlichen Großvater Merops die Kunſt Träume zu deuten erlernt hatte. Aeſakus erklärte,, ſeine Stiefmutter Hekuba werde einen Sohn gebären, der ſeiner Vaterſtadt zum Verderben gereichen müſſe. Er rieth daher, das Kind, das ſie erwartete, auszuſetzen. Wirklich gebar die Königin einen Sohn, und die Liebe zum Vaterland überwog bei ihr das Muttergefühl. Sie geſtattete ihrem Gatten Priamus, das neugeborne Kind einem Sklaven zu geben, der es auf den Berg Ida tragen und daſelbſt ausſetzen ſollte. Der Knecht hieß Agelaus. Dieſer that wie ihm befohlen war; aber eine Bärin reichte dem Säugling die Bruſt und nach fünf Tagen fand der Sklave das Kind geſund und munter im

---

* Erſter Band S. 232—234.

Walde liegen. Jetzt hob er es auf, nahm es mit ſich, erzog es auf ſeinem Aeckerchen wie ſein eigenes Kind und nannte den Knaben Paris.

Als der Königsſohn unter den Hirten zum Jünglinge herangewachſen war, zeichnete er ſich durch Körperkraft und Schönheit aus, und wurde ein Schutz aller Hirten des Berges Ida gegen die Räuber, daher ihn jene auch nur Alexander, d. h. Männerhilf, nannten.

Nun geſchah es eines Tages, als er mitten im abwegſamſten und ſchattigſten Thale, das ſich durch die Schluchten des Berges Ida hinzog, zwiſchen Tannen und Steineichen, ferne von ſeinen Heerden, die den Zugang zu dieſer Einſamkeit nicht fanden, an einen Baum gelehnt mit verſchränkten Armen hinabſchaute durch den Bergriß, der eine Durchſicht auf die Paläſte Troja's und das ferne Meer gewährte, daß er einen Götterfußtritt vernahm, der die Erde um ihn her beben machte. Eh er ſich beſinnen konnte, ſtand, halb von ſeinen Flügeln, halb von den Füßen getragen, Merkur der Götterbote, den goldnen Heroldsſtab in den Händen, vor ihm; doch war auch er nur der Verkündiger einer neuen Göttererſcheinung: denn drei himmliſche Frauen, Göttinnen des Olymp, kamen mit leichten Füßen über das weiche, nie gemähete und nie abgeweidete Gras einhergeſchritten, daß ein heiliger Schauer den Jüngling überlief und ſeine Stirnhaare ſich aufrichteten. Doch der geflügelte Götterbote rief ihm entgegen: „Lege alle Furcht ab; die Göttinnen kommen zu dir als zu ihrem Schiedsrichter: dich haben ſie gewählt zu entſcheiden, welche von ihnen Dreien die ſchönſte ſey. Jupiter befiehlt dir, dich dieſem Richteramte zu unterziehen: er wird dir ſeinen Schirm und Beiſtand nicht verſagen!“ So ſprach Merkur und erhob ſich auf ſeinen Fittigen, den Augen des Königsſohnes entſchwebend, über das enge Thal empor. Seine Worte hatten dem blöden Hirten Muth eingeflößt, er wagte es, den ſchüchtern geſenkten Blick zu erheben und die göttlichen Geſtalten, die in überirdiſcher Größe und Schönheit ſeines Spruches gewärtig vor ihm ſtanden, zu muſtern. Der erſte Anblick ſchien ihm zu ſagen, daß eine wie die andere werth ſey, den Preis der Schönheit davon zu tragen: doch gefiel ihm jetzt die eine Göttin mehr, jetzt die andern, ſo wie er länger auf einer der herrlichen Geſtalten verweilt hatte. Nur ſchien ihm allmählig eine, die jüngſte und zärteſte, holder und liebenswerther als die andern, und ihm war, als ob aus ihren Augen ein Netz von Liebesſtrahlen ausgehend, ſich ihm um Blick und Stirne ſpänne. Indeſſen hub die ſtolzeſte der drei Frauen, die an Wuchs und Hoheit über die beiden andern hervorragte, dem Jünglinge gegenüber an: „Ich bin Juno, die Schweſter und Gemahlin Jupiters. Wenn du dieſen goldenen Apfel, welchen Eris, die Göttin der Zwietracht, beim Hochzeitmahle der Thetis und des Peleus unter die Gäſte, warf, mit der Aufſchrift: „der Schönſten,“ mir zuerkenneſt ſo ſoll dir, ob du gleich nur ein aus dem Königspalaſte verſtoßener Hirte biſt, die Herrſchaft über das ſchönſte Reich der Erde nicht fehlen.“ — „Ich bin Pallas, die Göttin der Weisheit,“ ſprach die andere mit der reinen, gewölbten Stirne, den tiefblauen Augen und dem jungfräulichen Ernſt im ſchönen Antlitz; „wenn du mir den Sieg zuerkennſt, ſollſt du den höchſten Ruhm der Weisheit und Männertugend unter den Menſchen ärnten!“ Da ſchaute die dritte, die bisher immer nur mit den Augen geſprochen hatte, den Hirten mit einem ſüßen Lächeln noch durchdringender an, und ſagte: „Paris, du wirſt dich doch nicht durch das Verſprechen von Geſchenken bethören laſſen, die beide voll Gefahr und ungewiſſen Erfolges ſind! Ich will dir eine Gabe geben, die dir gar keine Unluſt bereiten ſoll; ich will dir geben, was du nur zu lieben brauchſt, um ſeiner froh zu werden: das ſchönſte Weib der Erde will ich dir als Gemahlin in die Arme führen! Ich bin Aphrodite, die Göttin der Liebe!“

Als Venus dem Hirten Paris dieß Verſprechen that, ſtand ſie vor ihm, mit ihrem Gürtel geſchmückt, der ihr den höchſten Zauber der Anmuth verlieh. Da erblaßte vor dem Schimmer der Hoffnung und ihrer Schönheit der Reiz der andern Göttinnen vor ſeinen Augen, und mit trunkenem Muthe erkannte er der Liebesgöttin das goldene Kleinod, das er aus Juno's Hand empfangen hatte, zu. Juno und Minerva wandten ihm zürnend den Rücken und ſchwuren die Majeſtätsbeleidigung ihrer Geſtalt an ihm, an ſeinem Vater Priamus, am Volk und Reiche der Trojaner zu rächen, und alle miteinander zu verderben, und Here [Juno] insbeſondere wurde von dieſem Augenblicke an die unverſöhnlichſte Feindin der Trojaner. Venus aber ſchied von dem entzückten Hirten mit holdſeligem Gruße, nachdem ſie ihm ihr Verſprechen feierlich und mit dem Göttereide bekräftiget wiederholt hatte.

Paris lebte ſeiner Hoffnung geraume Zeit als unerkannter Hirte auf den Höhen des Ida; aber da die Wünſche, welche die Göttin in ihm rege gemacht hatte, ſo lange nicht in Erfüllung gingen, ſo vermählte er ſich hier mit einer ſchönen Jungfrau Namens Oenone, die für die Tochter eines Flußgottes und einer Nymphe galt, und mit welcher er auf dem Berge Ida bei ſeinen Heerden glückliche Tage in der Verborgenheit verlebte. Endlich lockten ihn Leichenſpiele, die der König Priamus für einen verſtorbenen Anverwandten hielt, zu der Stadt hinab, die er früher nie betreten hatte. Priamus ſetzte nämlich bei dieſem Feſte als Kampfpreis einen Stier aus, den er bei den Hirten des Ida von ſeinen Heerden holen ließ. Nun traf es ſich, daß gerade dieſer Stier der Lieblingsſtier des Paris war, und da er ihn ſeinem Herrn dem Könige nicht vorenthalten durfte, ſo beſchloß er wenigſtens den Kampf um denſelben zu verſuchen. Hier ſiegte er in den Kampfſpielen über alle ſeine Brüder, ſelbſt über den hohen Hektor, der der tapferſte und herrlichſte von ihnen war. Ein anderer muthiger Sohn des Königs Priamus, Deiphobus, von Zorn und Schaam über ſeine Niederlage überwältigt, wollte den Hirtenjüngling niederſtoßen. Dieſer aber flüchtete ſich zum Altare Jupiters, und die Tochter des Priamus, Kaſſandra, welche die Wahrſagergabe von den Göttern zum Angebinde erhalten hatte, erkannte in ihm ihren ausgeſetzten Bruder. Nun umarmten ihn die Eltern, vergaßen über der Freude des Wiederſehens die verhängnißvolle Weiſſagung bei ſeiner Geburt, und nahmen ihn als ihren Sohn auf.

Vorerſt kehrte nun Paris zu ſeiner Gattin und ſeinen Heerden zurück, indem er auf dem Berge Ida eine ſtattliche Wohnung als Königsſohn erhielt. Bald jedoch fand ſich Gelegenheit für ihn zu einem königlicheren Geſchäfte, und nun ging er, ohne es zu wiſſen, dem Preis entgegen, den ihm ſeine Freundin, die Göttin Aphrodite, verſprochen hatte.

Der Raub der Helena.

Wir wiſſen, daß, als König Priamus noch ein zarter Knabe war, ſeine Schweſter Heſione von Herkules, der den Laomedon getödtet und Troja erobert hatte, als Siegesbeute fortgeſchleppt und ſeinem Freunde Telamon geſchenkt worden war. Obgleich dieſer Held ſie zu ſeiner Gemahlin erhoben und zur Fürſtin von Salamis gemacht, ſo hatte doch Priamus und ſein Haus dieſen Raub nicht verſchmerzt. Als nun an dem Königshofe einmal wieder die Rede von dieſer Entführung war und Priamus ſeine große Sehnſucht nach der fernen Schweſter zu erkennen gab, da ſtand in dem Rathe ſeiner Söhne Alexander oder Paris auf und erklärte, wenn man ihn mit einer Flotte nach Griechenland ſchicken wolle, ſo gedenke er mit der Götter Hülfe des Vaters Schweſter den Feinden mit Gewalt zu entreißen und mit Sieg und Ruhm gekrönt nach Hauſe zurückzukehren. Seine Hoffnung ſtützte ſich auf die Gunſt der Göttin Venus, und er erzählte deswegen dem Vater und den Brüdern, was ihm bei ſeinen Heerden begegnet war. Priamus ſelbſt zweifelte jetzt nicht länger, daß ſein Sohn Alexander den beſondern Schutz der Himmliſchen erhalten werde und auch Deiphobus ſprach die gute Zuverſicht aus, daß, wenn ſein Bruder mit einer ſtattlichen Kriegsrüſtung erſchiene, die Griechen Genugthuung geben und Heſione ihm ausliefern würden. Nun war aber unter den vielen Söhnen des Priamus auch ein Seher, Namens Helenus. Dieſer brach plötzlich in weiſſagende Worte aus und verſicherte, wenn ſein Bruder Paris ein Weib aus

Griechenland mitbringe, ſo werden die Griechen nach Troja kommen, die Stadt ſchleifen, den Priamus und alle ſeine Söhne niedermachen. Dieſe Wahrſagung brachte Zwieſpalt in den Rath. Troilus, der jüngſte Sohn des Priamus, ein thatenluſtiger Jüngling, wollte von den Prophezeihungen ſeines Bruders nichts hören, ſchalt ſeine Furchtſamkeit und rieth, ſich von ſeinen Drohungen nicht vom Kriege abſchrecken zu laſſen. Andere zeigten ſich bedenklicher. Priamus aber trat auf die Seite ſeines Sohnes Paris, denn ihn verlangte ſehnlich nach der Schweſter.

Nun wurde von dem König eine Volksverſammlung berufen, in welcher Priamus den Trojanern vortrug, wie er ſchon früher unter Antenor's Anführung eine Geſandtſchaft nach Griechenland geſchickt, Genugthuung für den Raub der Schweſter und dieſe ſelbſt zurückverlangt hätte. Damals ſei Antenor mit Schmach abgewieſen worden, jetzt aber gedenke er, wenn es der Volksverſammlung ſo gefalle, ſeinen eigenen Sohn Paris mit einer anſehnlichen Kriegsmacht auszuſenden und das mit Gewalt zu erzwingen, was Güte nicht zuwege gebracht. Zur Unterſtützung dieſes Vorſchlags erhub ſich Antenor, ſchilderte mit Unwillen, was er ſelbſt, als friedlicher Geſandter, Schmähliches in Griechenland geduldet hatte, und beſchrieb das Volk der Griechen als trotzig im Frieden und verzagt im Kriege. Seine Worte feuerten das Volk an, daß es ſich mit lautem Zurufe für den Krieg erklärte. Aber der weiſe König Priamus wollte die Sache nicht leichtſinnig beſchloſſen wiſſen und forderte Jeden auf zu ſprechen, der ein Bedenken in dieſer Angelegenheit auf dem Herzen hätte. Da ſtand Panthous, einer der Aelteſten Troja's, in der Verſammlung auf, und erzählte, was ſein Vater Othryas, von der Götter Orakel belehrt, ihm ſelbſt in jungen Jahren anvertraut hatte. Wenn je einmal ein Königsſohn aus Laomedons Geſchlechte eine Gemahlin aus Griechenland ins Haus führen würde, ſo ſtehe den Trojanern das äußerſte Verderben bevor. „Darum,“ ſchloß er ſeine Rede, „laſſet uns den trügeriſchen Kriegsruhm nicht verführen, Freunde, und unſer Leben lieber in Frieden und Ruhe dahinbringen, als auf das Spiel der Schlachten ſetzen und zuletzt mit ſammt der Freiheit verlieren.“ Aber das Volk murrte über dieſen Vorſchlag und rief ſeinem Könige Priamus zu, den furchtſamen Worten eines alten Mannes kein Gehör zu ſchenken und zu thun, was er im Herzen doch ſchon beſchloſſen hätte.

Da ließ Priamus Schiffe rüſten, die auf dem Berge Ida gezimmert worden, und ſandte ſeinen Sohn Hektor ins Phrygerland, Paris und Deiphobus aber ins benachbarte Päonien, um verbündete Kriegsvölker zu ſammeln; auch Troja's waffenfähige Männer ſchickten ſich zum Kriege an, und ſo kam bald ein gewaltiges Heer zuſammen. Der König ſtellte daſſelbe unter den Befehl ſeines Sohnes Paris, und gab ihm den Bruder Deiphobus, den Sohn des Panthous, Polydamas, und den Fürſten Aeneas an die Seite; die mächtige Ausrüſtung ging in die See und ſteuerte der griechiſchen Inſel Cythere zu, wo ſie zuerſt zu landen gedachten. Unterwegs begegnete die Flotte dem Schiffe des griechiſchen Völkerfürſten und ſpartaniſchen Königes Menelaus, der auf einer Fahrt nach Pylos zu dem weiſen Fürſten Neſtor begriffen war. Dieſer ſtaunte, als er den mächtigen Schiffszug erblickte, und auch die Trojaner betrachteten neugierig das ſchöne griechiſche Fahrzeug, das feſtlich ausgeſchmückt einen der erſten Fürſten

Griechenlands zu tragen ſchien. Aber beide Theile kannten einander nicht, Jeder beſann ſich, wohin wohl der Andere fahren möge, und ſo flogen ſie auf den Wellen aneinander vorüber. Die trojaniſche Flotte kam glücklich auf der Inſel Cythere an. Von dort wollte ſich Paris nach Sparta begeben, und mit den Jupitersſöhnen Caſtor und Pollux in Unterhandlung treten, um ſeine Vatersſchweſter Heſione in Empfang zu nehmen. Würden die griechiſchen Helden ſie ihm verweigern, ſo hatte er von ſeinem Vater den Befehl, mit der Kriegsflotte nach Salamis zu ſegeln und die Fürſtin mit Gewalt zu entführen.

Ehe jedoch Paris dieſe Geſandtſchaftsreiſe nach Sparta antrat, wollte er in einem der Venus und Diana gemeinſchaftlich geweihten Tempel zuvor ein Opfer darbringen. Inzwiſchen hatten die Bewohner der Inſel die Erſcheinung der prächtigen Flotte nach Sparta gemeldet, wo in der Abweſenheit ihres Gemahls Menelaus die Fürſtin Helena allein Hof hielt. Dieſe, eine Tochter Jupiters und der Leda, und die Schweſter des Caſtor und Pollux, war die ſchönſte Frau ihrer ganzen Zeit und als zartes Mädchen ſchon von Theſeus entführt, aber von ihren Brüdern ihm wieder entriſſen worden. * Als ſie zur Jungfrau aufgeblüht, bei ihrem Stiefvater Tyndareus, König zu Sparta, heranwuchs, zog ihre Schönheit ein ganzes Heer Freier herbei, und der König fürchtete, wenn er Einen von ihnen zum Eidam wählte, ſich alle Anderen zu Feinden zu machen. Da gab ihm Odyſſeus von Ithaka, der kluge griechiſche Held, den Rath, alle Freier durch einen Eid zu verpflichten, daß ſie dem erkohrenen Bräutigam gegen jeden

---

* Vgl. Bd. I, S. 306. 307.

Andern, der den König um dieſer Heirath ſeiner Tochter willen anfeinden würde, mit den Waffen in der Hand beiſtehen wollten. Als Tyndareus dieß vernommen, ließ er die Freier den Eid ſchwören, und nun wählte er ſelbſt den Sohn des Atreus, Agamemnons Bruder, Menelaus den Argiverfürſten, gab ihm die Tochter zur Gemahlin und überließ ihm ſein Königreich Sparta. Helena gebar ihrem Gemahl eine Tochter, Hermione, die noch in der Wiege lag, als Paris nach Griechenland kam.

Wie nun die ſchöne Fürſtin Helena, die in ihrem Palaſte während des Gemahls Abweſenheit freudloſe Tage ohne Abwechslung verlebte, von der Ankunft der herrlichen Ausrüſtung eines fremden Königsſohnes auf der Inſel Cythere Kunde erhielt, wandelte ſie eine weibliche Neugierde an, den Fremdling und ſein kriegeriſches Gefolge zu ſchauen, und um dieß Verlangen befriedigen zu können, veranſtaltete auch ſie ein feierliches Opfer im Dianentempel auf Cythere. Sie betrat das Heiligthum in dem Augenblicke, als Paris ſein Opfer vollbracht hatte. Wie dieſer die eintretende Fürſtin gewahr ward, ſanken ihm die zum Gebet erhobenen Hände und er verlor ſich in Staunen, denn er meinte, die Göttin Aphrodite ſelbſt wieder zu erblicken, wie ſie ihm in ſeinem Hirtengehöfte erſchienen war. Zwar war der Ruf ihrer Schönheit längſt zu ſeinen Ohren gedrungen, und Paris war begierig geweſen, ihrer Reize in Sparta anſichtig zu werden. Doch hatte er gemeint, das Weib, das ihm die Göttin der Liebe verheißen hatte, müſſe viel ſchöner ſeyn, als die Beſchreibung von Helena lautete. Auch dachte er bei der Schönen, die ihm verſprochen war, an eine Jungfrau und nicht an die Gattin eines Anderen. Jetzt aber, wo er die Fürſtin von

Sparta vor Augen ſah, und ihre Schönheit mit der Schönheit der Liebesgöttin ſelbſt wetteiferte, ward ihm plötzlich klar, daß nur dieſes Weib es ſeyn könne, das ihm Venus zum Lohne für ſein Urtheil zugeſagt hatte. Der Auftrag ſeines Vaters, der ganze Zweck der Ausrüſtung und Reiſe ſchwand in dieſem Augenblick aus ſeinem Geiſte; er ſchien ſich mit ſeinen Tauſenden Bewaffneter nur dazu ausgeſendet, Helena zu erobern. Während er ſo in ihre Schönheit verſunken ſtand, betrachtete auch die Fürſtin Helena den ſchönen aſiatiſchen Königsſohn mit dem langen lockigen Haarwuchs, in Gold und Purpur mit orientaliſcher Pracht gekleidet, mit nicht unterdrücktem Wohlgefallen, das Bild ihres Gemahls erbleichte in ihrem Geiſte und an ſeine Stelle trat die reizende Geſtalt des jugendlichen Fremdlings.

Indeſſen kehrte Helena nach Sparta in ihren Königspalaſt zurück, ſuchte das Bild des ſchönen Jünglings aus ihrem Herzen zu verdrängen und wünſchte ihren noch immer auf Pylos verweilenden Gatten Menelaus zurück. Statt ſeiner erſchien Paris ſelbſt mit ſeinem erleſenen Volke in Sparta, und bahnte ſich mit ſeiner Botſchaft den Weg in des Königes Halle, obgleich dieſer abweſend war. Die Gemahlin des Fürſten Menelaus empfing ihn mit der Gaſtfreundſchaft, welche ſie dem Fremden, und mit der Auszeichnung, welche ſie dem Königsſohne ſchuldig war. Da bethörte ſeine Saitenkunſt, ſein einſchmeichelndes Geſpräch, und die heftige Gluth ſeiner Liebe das unbewachte Herz der Königin. Als Paris ihre Treue wanken ſah, vergaß er den Auftrag ſeines Vaters und Volkes und nur das trügeriſche Verſprechen der Liebesgöttin ſtand vor ſeiner Seele. Er verſammelte ſeine

Getreuen, die bewaffnet mit ihm nach Sparta gekomme waren, und verführte ſie durch Ausſicht auf reiche Beut in den Frevel zu willigen, welchen er mit ihrer Hülfe auszuführen gedachte. Dann ſtürmte er den Palaſt, bemächtigte ſich der Schätze des griechiſchen Fürſten, und entführt die ſchöne Helena widerſtrebend und doch nicht ganz wide Willen nach der Inſel und ſeiner Flotte.

Als er mit ſeiner reizenden Beute auf der See durc das ägäiſche Meer ſchwamm, überfiel die eilenden Fahrzeug eine plötzliche Windſtille: vor dem Königsſchiffe, das de Räuber mit der Fürſtin trug, theilte ſich die Woge un der uralte Meeresgott Nereus hub ſein ſchilfbekränzte Haupt mit den triefenden Haar- und Bartlocken aus de Fluth empor und rief dem Schiffe, welches wie mit Nägel in das Waſſer geheftet ſchien, das ſelber einem eherne Walle glich, der ſich um die Rippen des Fahrzeugs aufgeworfen hatte, ſeine fluchende Wahrſagung zu: „Unglücksvögel flattern deiner Fahrt voran, verfluchter Räuber Die Griechen werden kommen mit Heeresmacht, verſchworen, deinen Frevelbund und das alte Reich des Priamu zu zerreißen! Wehe mir, wie viel Roſſe, wie viel Männer erblicke ich! Wie viele Leichen verurſachſt du de dardaniſchen Volke! Schon rüſtet Pallas ihren Helm, ihren Schild und ihre Wuth! Jahre lang dauert der blutige Kampf, und den Untergang deiner Stadt hält nur de Zorn eines Helden auf. Aber wenn die Zahl der Jahre voll iſt, wird griechiſcher Feuerbrand die Häuſer Troja's freſſen!“

So rief der Greis und tauchte wieder in die Fluth. Mit Entſetzen hatte Paris zugehört, als aber der Fahrwind wieder luſtig blies, vergaß er bald im Arm der geraubten Fürſtin der Prophezeihung und legte mit ſeiner ganzen Flotte vor der Inſel Kranae vor Anker, wo die treuloſe und leichtſinnige Gattin des Menelaus ihm jetzt freiwillig ihre Hand reichte und das feierliche Beilager gehalten wurde. Da vergaßen beide Heimath und Vaterland und zehrten von den mitgebrachten Schätzen lange Zeit in Herrlichkeit und Freuden. Jahre vergingen, bis ſie nach Troja aufbrachen.

Die Griechen.

Die Verſündigung, die ſich Paris als Geſandter zu Sparta gegen Völkerrecht und Gaſtrecht zu Schulden kommen laſſen, trug im Augenblick ihre Früchte und empörte gegen ihn ein bei dem Heldenvolke der Griechen Alles vermögendes Fürſtengeſchlecht. Menelaus, König von Sparta, und Agamemnon, ſein älterer Bruder, König von Mycene, waren Nachkommen des Tantalus, Enkel des Pelops, Söhne des Atreus, aus einem an hohen wie an verruchten Thaten reichen Stamme; dieſen beiden mächtigen Brüdern gehorchten außer Argos und Sparta die meiſten Staaten des Peloponneſes, und die Häupter des übrigen Griechenlands waren mit ihnen verbündet. Als daher die Nachricht von dem Raube ſeiner Gattin Helena den König Menelaus bei ſeinem greiſen Freunde Neſtor zu Pylos traf, eilte der entrüſtete Fürſt zu ſeinem Bruder Agamemnon nach Mycene, wo dieſer mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra, der Halbſchweſter Helena's, regierte. Dieſer theilte den Schmerz und den Unwillen ſeines

Bruders; doch tröſtete er ihn und verſprach, die Freier Helena's ihres Eides zu gemahnen. So bereisten die Brüder ganz Griechenland und forderten ſeine Fürſten zur Theilnahme an dem Kriege gegen Troja auf. Die erſten, die ſich anſchloſſen, waren Tlepolemus, ein berühmter Fürſt aus Rhodos, ein Sohn des Herkules, der ſich erbot, neunzig Schiffe zu dem Feldzuge gegen die trügeriſche Stadt Troja zu ſtellen; dann Diomedes, der Sohn des unſterblichen Helden Tydeus, der mit achtzig Schiffen die muthigſten Peloponneſier der Unternehmung zuzuführen verſprach. Nachdem dieſe beiden Fürſten mit den Atriden zu Sparta Rath gepflogen, erging die Aufforderung auch an die Dioskuren oder Jupitersſöhne Kaſtor und Pollux, die Brüder Helena's. Dieſe aber waren ſchon auf die erſte Nachricht von der Entführung ihrer Schweſter dem Räuber nachgeſegelt und bis zur Inſel Lesbos, ganz nahe an die trojaniſche Küſte gekommen; dort ergriff ein Sturm ihr Schiff und verſchlang es. Die Dioskuren ſelbſt verſchwanden; aber die Sage verſicherte, ſie ſeyen nicht in den Wellen umgekommen, ſondern ihr Vater Jupiter habe ſie als Sternbilder an den Himmel verſetzt, wo ſie als Beſchirmer der Schifffahrt und Schutzgötter der Schifffahrenden ihr ſegenvolles Amt von Zeitalter zu Zeitalter verwalten. Indeſſen erhub ſich ganz Griechenland und gehorchte der Aufforderung der Atriden; zuletzt waren nur zwei berühmte Fürſten noch zurück. Der eine war der ſchlaue Odyſſeus aus Ithaka, der Gemahl Penelope's. Dieſer wollte ſein junges Weib und ſeinen zarten Knaben Telemachus der treuloſen Gattin des Spartanerköniges zu Liebe nicht verlaſſen. Als daher Palamedes, der Sohn des Fürſten Nauplius aus Euböa, der vertraute Freund des

Menelaus, mit dem Sparterfürſten deswegen zu ihm kam, heuchelte er Narrheit, ſpannte zu dem Ochſen einen Eſel an den Pflug und pflügte mit dem ſeltſamen Paare ſein Feld, indem er in die Furchen, die er zog, ſtatt des Samens Salz ausſtreute. So ließ er ſich von beiden Helden treffen und hoffte dadurch von dem verhaßten Zuge frei zu bleiben. Aber der einſichtsvolle Palamedes durchſchaute den verſchlagenſten aller Sterblichen, ging, während Odyſſeus ſeinen Pflug lenkte, heimlich in ſeinen Palaſt, brachte ſeinen jungen Sohn Telemachus aus der Wiege herbei und legte dieſen in die Furche, über die Odyſſeus eben hinwegackern wollte. Da hob der Vater den Pflug ſorgfältig über das Kind hinweg und wurde von den laut aufſchreienden Helden ſeines Verſtandes überwieſen. Er konnte ſich jetzt nicht länger mehr weigern, an dem Zuge Theil zu nehmen, und verſprach, die bitterſte Feindſchaft gegen Palamedes in ſeinem liſtigen Herzen, zwölf bemannte Schiffe aus Ithaka und den Nachbarinſeln dem Könige Menelaus zur Verfügung zu ſtellen.

Der andere Fürſt, deſſen Zuſtimmung noch nicht erfolgt, ja deſſen Aufenthalt man nicht einmal kannte, war Achilles, der junge, aber herrliche Sohn des Peleus und der Meeresgöttin Thetis. Als dieſer ein neugebornes Kind war, wollte ſeine unſterbliche Mutter auch ihn unſterblich machen, ſteckte ihn, von ſeinem Vater Peleus ungeſehen, des Nachts in ein himmliſches Feuer und fing ſo an zu vertilgen, was vom Vater her an ihm ſterblich war. Bei Tage aber heilte ſie die verſengten Stellen mit Ambroſia. Dieß that ſie von einer Nacht zur andern. Einmal aber belauſchte ſie Peleus, und ſchrie laut auf, als er ſeinen Sohn im Feuer zappeln ſah. Dieſe Störung hinderte

Thetis ihr Werk zu vollbringen, ſie ließ den unmündigen Sohn, der auf dieſe Weiſe ſterblich geblieben war, troſtlos liegen, entfernte ſich und kehrte nicht mehr in den Palaſt ihres Gatten zurück, ſondern entwich in das feuchte Wellenreich der Nereiden. Peleus aber, der ſeinen Knaben gefährlich verwundet glaubte, hub ihn vom Boden auf und brachte ihn zu dem großen Wundarzt, dem Erzieher ſo vieler Helden, dem weiſen Centauren Chiron. Dieſer nahm ihn liebreich auf, und nährte den Knaben mit Bärenmark und mit der Leber von Löwen und Ebern. Als nun Achilles neun Jahre alt war, erklärte der griechiſche Seher Kalchas, daß die ferne Stadt Troja in Aſien, welcher der Untergang durch griechiſche Waffen bevorſtehe, ohne dieſen Knaben nicht werde erobert werden können. Dieſe Wahrſagung drang auch zu ſeiner Mutter Thetis hinab zur See in ihr unſterbliches Ohr, und weil ſie wußte, daß jener Feldzug ihrem Sohn den Tod bringen würde, ſo ſtieg ſie wieder empor aus dem Meere, ſchlich ſich in ihres Gatten Palaſt, ſteckte den Knaben in Mädchenkleider, und brachte ihn in dieſer Verwandlung zu dem Könige Lykomedes auf der Inſel Scyros, der ihn unter ſeinen Mädchen als Jungfrau heranwachſen ließ und in weiblichen Arbeiten großzog. Als aber dem Jüngling der Flaum um das Kinn zu keimen anfing, entdeckte er ſich in ſeiner Verkleidung der lieblichen Tochter des Königes, Deïdamia. Die gleiche zärtliche Neigung vereinigte in der Verborgenheit den Heldenjüngling mit der königlichen Jungfrau und während er bei allen Bewohnern der Inſel für eine Verwandte des Königs galt und auch bei Deïdamia für nichts anderes gelten ſollte, war er heimlich ihr Gemahl geworden. Jetzt, wo der Götterſohn zur Beſiegung Troja's unentbehrlich war, entdeckte der Seher Kalchas, dem wie ſein Geſchick, ſo auch ſein Aufenthalt kein Geheimniß geblieben, dieſen letztern den Atriden. Und nun ſchickten die Fürſten den Odyſſeus und den Diomedes ab, ihn in den Krieg zu holen. Als die Helden auf der Inſel Scyros ankamen, wurden ſie dem Könige und ſeinen Jungfrauen vorgeführt. Aber das zarte Jungferngeſicht verbarg den künftigen Helden, und, ſo ſcharfſichtig der Blick der beiden Griechenfürſten war, ſo vermochten ſie doch nicht, ihn aus der Mädchenſchaar heraus zu erkennen. Da nahm Odyſſeus ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Er ließ, wie von ungefähr, in den Frauenſaal, in dem die Mädchen ſich befanden, einen Schild und einen Speer bringen, und dann die Kriegstrompete blaſen, als ob der Feind heranrückte. Bei dieſen Schreckenstönen entflohen alle Frauen aus dem Saale, Achilles aber blieb allein zurück und griff muthig zu dem Speer und zu dem Schilde. Jetzt ward er von den Fürſten entlarvt und erbot ſich, an der Spitze ſeiner Myrmidonen oder Theſſalier, in Begleitung ſeines Erziehers Phönix und ſeines Freundes Patroklus, welcher mit ihm einſt bei Peleus aufgezogen worden war, mit fünfzig Schiffen zu dem griechiſchen Heere zu ſtoßen.

Zum Verſammlungsort aller griechiſchen Fürſten und ihrer Schaaren und Schiffe wurde die Hafenſtadt Aulis in Böotien, an der Meerenge von Euböa, durch Agamemnon auserſehen, den die Volkshäupter als den thätigſten Beförderer der Unternehmung zum oberſten Befehlshaber derſelben ernannt hatten.

In jenem Hafen ſammelten ſich nun außer den genannten Fürſten mit ihren Schiffen unzählige andere. Die vornehmſten darunter waren der rieſige Ajar, der Sohn des Telamon aus Salamis, und ſein Halbbruder Teucer, der treffliche Bogenſchütze; der kleine, ſchnelle Ajax aus dem Lokrerlande; Meneſtheus aus Athen, Askalaſus und Jalmenus, Söhne des Kriegsgottes mit ihren Minyern aus Orchomenus; aus Böotien Peneleus, Arceſilaus, Klonius, Prothoenor; aus Phocis Schedius und Epiſtrophus; aus Euböa und mit den Abantern Elephenor; mit einem Theile der Argiver und andern Peloponneſiern außer Diomedes, Sthenelus, der Sohn des Kapaneus, und Euryalus, der Sohn des Mekiſtheus; aus Pylus Neſtor der Greis, der ſchon drei Menſchenalter geſehen; aus Arkadien Agapenor, der Sohn des Ancäus; aus Elis und andern Städten Amphimachus, Thalpius, Diores und Polyxenus: aus Dulichium und den echinadiſchen Inſeln Meges, der Sohn des Phyleus; mit den Aetoliern Thoas, der Sohn des Adrämon; aus Kreta Idomeneus und Meriones; aus Rhodos der Heraklide Tlepolemus; aus Syma Nireus, der ſchönſte Mann im griechiſchen Heere; aus den kalydniſchen Inſeln die Herakliden Phidippus und Antiphus; aus Phylake Podarkes, Sohn des Iphiklus; aus Pherä in Theſſalien Eumelos, der Sohn des Admetus und der frommen Alceſtis; aus Methone Thaumacia und Meliböa Philoktetes; aus Tricca, Ithoma und Oechalia die zwei heilkundigen Männer Podalirius und Machaon; aus Ormenium und der Umgegend Eurypylus, der Sohn des Euämon; aus Argiſſa und der Gegend Polypötes, der Sohn des Pirothous, des Theſeusfreundes; Guneus aus Cyphos, Prothous aus Magneſia.

Dieß waren nebſt den Atriden, Odyſſeus und Achilles, die Fürſten und Gebieter der Griechen, die, Keiner mit wenigen Schiffen, ſich in Aulis ſammelten. Die Griechen ſelbſt wurden damals bald Danaer genannt, von dem alten ägyptiſchen Könige Danaus her, der ſich zu Argos im Peloponneſe niedergelaſſen hatte, bald Argiver, von der mächtigſten Landſchaft Griechenlands, Argolis oder dem Argiverlande; bald Achajer oder Achiver, von dem alten Namen Griechenlands, Achaja. Später heißen ſie Griechen, von Gräcus, dem Sohne des Theſſalus, und Hellenen, von Hellen, dem Sohne des Deukalion und der Pyrrha.

Botſchaft der Griechen an Priamus.

Unterdeſſen, ſo lange die Ausrüſtung der Griechen ſich vorbereitete, ward von Agamemnon im Rathe ſeiner Vertrauten und der erſten Häupter des Volkes, um auch gütliche Mittel nicht unverſucht zu laſſen, beſchloſſen, daß eine Geſandtſchaft nach Troja an den König Priamus abgehen ſollte, um ſich über die Verletzung des Völkerrechts und den Raub der griechiſchen Fürſtin zu beſchweren und die entriſſene Gattin des Fürſten Menelaus ſammt ihren Schätzen zurückzufordern. Es wurde hierzu in der Verſammlung der Kriegshäupter Palamedes, Odyſſeus und Menelaus auserwählt, und obgleich Odyſſeus im Herzen der Todfeind des Palamedes war, ſo unterwarf er ſich doch zum gemeinen Beſten der Einſicht dieſes Fürſten, der in dem griechiſchen Heere um ſeines Verſtandes und ſeiner Erfahrung willen hoch gefeiert war, und überließ ihm willig die Ehre, am Hofe des Königs Priamus als Sprecher aufzutreten.

Die Trojaner und ihr König waren über die Ankunft einer Geſandtſchaft, die mit einer anſehnlichen Schiffsrüſtung erſchien, in kein geringes Staunen verſetzt. Sie wußten von der unmittelbaren Urſache der Sendung noch nichts, denn Paris verweilte noch immer mit ſeiner geraubten Gattin auf der Inſel Kranae und war in Troja verſchollen. Priamus und ſein Volk glaubten deswegen nicht anders, als der trojaniſche Kriegszug, der die Geſandtſchaft des Paris und die Zurückforderung der Heſione unterſtützen ſollte, habe Widerſtand in Griechenland gefunden, und jetzt würden, nach Vernichtung deſſelben, die Griechen, übermüthig geworden, über die See herbeikommen, die Trojaner in ihrem eigenen Lande anzufallen. Die Nachricht, daß ſich griechiſche Geſandte der Stadt nähern, verſetzte ſie daher in nicht geringe Spannung. Indeſſen öffneten ſich Jenen die Thore willig, und die drei Fürſten wurden ſofort in den Palaſt des Priamus und vor den König ſelbſt, der ſeine zahlreichen Söhne und Häupter der Stadt zu einem Rathe zuſammenberufen hatte, geführt. Palamedes ergriff vor dem Könige das Wort, beklagte ſich bitter im Namen aller Griechen über die ſchändliche Verletzung des Gaſtrechtes, die ſich ſein Sohn Paris durch den Raub der Königin Helena zu Schulden kommen laſſen. Dann entwickelte er die Gefahren eines Krieges, die dem Reiche des Priamus aus dieſer Unthat erwüchſen, zählte die Namen der mächtigſten Fürſten Griechenlands auf, die mit allen ihren Völkern auf mehr als tauſend Schiffen vor Troja erſchienen ſeyen, und verlangte die gütliche Auslieferung der geraubten Fürſtin. „Du weißeſt nicht, o König," ſo ſchloß er ſeine zornige Rede, „was für Sterbliche durch deinen Sohn beſchimpft worden ſind, es ſind die Griechen, die Alle lieber ſterben, als daß einem Einzigen von ihnen durch einen Fremdling ungerächte Kränkung widerfahre. Sie hoffen aber, indem ſie dieſes Unrecht zu rächen kommen, nicht zu ſterben, ſondern zu ſiegen, denn ihre Zahl iſt wie der Sand am Meere und Alle ſind von Heldenmuth erfüllt und Alle brennen vor Begierde, die Schmach, die ihrem Volke widerfahren iſt, in dem Urheber zu tilgen. Darum läßt euch unſer oberſter Feldherr, Agamemnon, König der mächtigen Landſchaft Argos und der erſte Fürſt Griechenlands, und mit ihm laſſen euch alle anderen Fürſten der Danaer ſagen: Gebet die Griechin, die ihr uns geſtohlen habt, heraus, oder ſeyd Alle des Untergangs gewärtig!"

Bei dieſen trotzigen Worten ergrimmten die Söhne des Königes und die Aelteſten von Troja, zogen ihre Schwerter und ſchlugen ſtreitluſtig an ihre Schilde. Aber König Priamus gebot ihnen Ruhe, erhob ſich von ſeinem Königsſitze und ſprach: „Ihr Fremdlinge, die ihr im Namen eures Volkes ſo ſtrafende Worte an uns richtet, gönnet mir erſt, daß ich von meinem Staunen mich erhole. Denn weſſen ihr mich beſchuldiget, davon iſt uns Allen nichts bewußt; vielmehr ſind wir es, die wir bei euch uns über das Unrecht zu beklagen haben, das ihr uns andichtet. Unſre Stadt hat euer Landsmann Herkules mitten im Frieden angefallen, aus unſrer Stadt hat er meine unſchuldige Schweſter Heſione als Gefangene mit ſich geführt und ſie ſeinem Freunde, dem Fürſten Telamon auf Salamis, als Sklavin geſchenkt; und es iſt der gute Wille dieſes Mannes, daß ſie von ihm zu ſeiner ehrlichen Gemahlin erhoben worden iſt und nicht als Magd und Kebsweib dient. Doch konnte dieß den unehrlichen Raub nicht wieder gut machen, und es iſt ſchon die zweite Geſandtſchaft, die dießmal unter meinem Sohne Paris nach eurem Lande abgegangen iſt, meine freventlich geraubte Schweſter zurückzuverlangen, damit ich wenigſtens noch in meinem Greiſenalter mich ihrer erfreuen könne. Wie mein Sohn Paris dieſen meinen königlichen Auftrag ausgerichtet, was er gethan hat, und wo er weilt, weiß ich nicht. In meinem Palaſte und in unſerer Stadt befindet ſich kein griechiſches Weib, dieß weiß ich gewiß. Ich kann euch alſo die verlangte Genugthuung nicht geben, auch wenn ich wollte. Kommt mein Sohn Paris, wie mein väterlicher Wunſch iſt, glücklich nach Troja zurück, und bringt er eine entführte Griechin mit ſich, ſo ſoll euch dieſe ausgeliefert werden, wenn ſie anders nicht als Flüchtlingin unſern Schutz anfleht. Aber auch dann werdet ihr ſie unter keiner andern Bedingung und nicht eher zurückerhalten, als bis ihr meine Schweſter Heſione aus Salamis wieder in meine Arme zurückgeführt habt!“

Der Rath der Trojaner ſtimmte zu dieſen Worten des Königs; aber Palamedes ſprach trotzig: „Die Erfüllung unſerer Forderung, o König, läßt ſich von keiner Bedingung abhängig machen. Wir glauben deinem ehrwürdigen Antlitz und der Rede deines Mundes, die uns verſichert, daß die Gemahlin des Menelaus noch nicht in deinen Mauern angekommen iſt. Sie wird aber kommen, zweifle nicht; ihre Entführung durch deinen unwürdigen Sohn iſt nur allzu gewiß. Was zu unſerer Väter Zeiten von Herkules geſchehen iſt, dafür ſind wir nicht mehr verantwortlich. Aber was einer deiner Söhne uns jetzt eben von empörender Kränkung zugefügt hat, dafür verlangen wir Rechenſchaft von dir. Heſione iſt willig mit Telamon davongezogen und ſie ſelbſt ſendet einen Sohn in dieſen Krieg, der euch bevorſteht, wenn ihr uns nicht Genugthuung gebet, den gewaltigen Fürſten Ajax. Helena aber iſt wider Willen und freventlich geraubt worden. Danket dem Himmel, der euch durch eures Räubers Zögerung Bedenkzeit gegeben hat, und faſſet einen Beſchluß, der das Verderben von euch abwendet.“

Priamus und die Trojaner empfanden die übermüthige Rede des Geſandten Palamedes übel, doch ehrten ſie an den Fremdlingen das Recht der Geſandtſchaft: die Verſammlung wurde aufgehoben und ein Aelteſter von Troja, der Sohn des Aeſyntes und der Kleomeſtra, der verſtändige Antenor, ſchirmte die fremden Fürſten vor allen Beſchimpfungen des Pöbels, führte ſie in ſein Haus und beherbergte ſie dort mit edler Gaſtlichkeit bis zum andern Morgen. Dann gab er ihnen das Geleite an den Strand, wo ſie die glänzenden Schiffe wieder beſtiegen, die ſie herbeigeführt hatten.

Agamemnon und Iphigenia.

Während nun die Flotte zu Aulis ſich verſammelte, vertrieb der Völkerfürſt Agamemnon ſich die Zeit mit der Jagd. Da kam ihm eines Tages eine herrliche Hindin in den Schuß, die der Göttin Artemis oder Diana geheiligt war. Die Jagdluſt verführte den Fürſten: er ſchoß nach dem heiligen Wild und erlegte es mit dem prahlenden Worte: Diana ſelbſt, die Göttin der Jagd, vermöge nicht, beſſer zu treffen. Ueber dieſen Frevel erbittert ſchickte die Göttin, als in der Bucht von Aulis alles Griechenvolk gerüſtet, mit Schiffen, Roß und Wagen beiſammen war, und der Seezug nun vor ſich gehen ſollte, dem verſammelten Heere tiefe Windſtille zu, ſo daß man ohne Ziel und Fahrt müſſig in Aulis ſitzen mußte. Die rathsbedürftigen Griechen wandten ſich nun an ihren Seher Kalchas, den Sohn des Theſtor, welcher dem Volke ſchon früher weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, und jetzt erſchienen war, als Prieſter und Wahrſager den Feldzug mitzumachen. Dieſer that auch jetzt den Ausſpruch: „wenn der oberſte Führer der Griechen, der Fürſt Agamemnon, Iphigenia, ſein und Klytämneſtra's geliebtes Kind, der Artemis opfert, ſo wird die Göttin verſöhnt ſeyn, Fahrwind wird kommen und der Zerſtörung Troja's wird kein übernatürliches Hinderniß mehr im Wege ſtehen."

Dieſe Worte des Sehers raubten dem Feldherrn der Griechen allen Muth. Sogleich beſchied er den Herold der verſammelten Griechen, Talthybius aus Sparta, zu ſich und ließ denſelben mit hellem Heroldsruf vor allen Völkern verkündigen, daß Agamemnon den Oberbefehl über das griechiſche Heer niedergelegt habe, weil er keinen Kindesmord auf ſein Gewiſſen laden wolle. Aber unter den verſammelten Griechen drohte auf die Verkündigung dieſes Entſchluſſes eine wilde Empörung auszubrechen. Menelaus begab ſich mit dieſer Schreckensnachricht zu ſeinem Bruder in das Feldherrnzelt, ſtellte ihm die Folgen ſeiner Entſchließung, die Schmach, die ihn, den Menelaus, treffen würde, wenn ſein geraubtes Weib Helena in Feindeshänden bleiben ſollte, vor, und bot ſo beredt alle Gründe auf, daß endlich Agamemnon ſich entſchloß, den Greuel geſchehen zu laſſen. Er ſandte an ſeine Gemahlin

Klytämneſtra nach Mycene eine briefliche Botſchaft, welche ihr befahl, die Tochter Iphigenia zum Heere nach Aulis zu ſenden, und bediente ſich, um dieſem Gebote Gehorſam zu verſchaffen, des in der Noth erdichteten Vorwandes, die Tochter ſolle, noch bevor das Heer der trojaniſchen Küſte zuſegle, mit dem jungen Sohne des Peleus, dem herrlichen Phthierfürſten Achilles, von deſſen geheimer Vermählung mit Deïdamia Niemand wußte, verlobt werden. Kaum aber war der Bote fort, ſo bekam in Agamemnons Herzen das Vatergefühl wieder die Oberhand. Von Sorgen gequält und voll Reue über den unüberlegten Entſchluß, rief er noch in der Nacht einen alten, vertrauten Diener, und übergab ihm einen Brief an ſeine Gemahlin Klytämneſtra zur Beſtellung; in dieſem ſtand geſchrieben, ſie ſollte die Tochter nicht nach Aulis ſchicken, er, der Vater, habe ſich eines andern beſonnen, die Vermählung müſſe bis aufs nächſte Frühjahr aufgeſchoben werden. Der treue Diener eilte mit dem Briefe davon, aber er erreichte ſein Ziel nicht. Noch ehe er vor der Morgendämmerung das Lager verließ, ward er von Menelaus, dem die Unſchlüſſigkeit des Bruders nicht entgangen war, der ebendeßwegen alle ſeine Schritte überwacht hatte, ergriffen, der Brief ihm mit Gewalt entriſſen und ſofort von dem jüngern Atriden erbrochen. Das Blatt in der Hand trat Menelaus abermals in das Feldherrnzelt des Bruders. „Es gibt doch,“ rief er ihm unwillig entgegen, „nichts Ungerechteres und Ungetreueres, als den Wankelmuth! Erinnerſt du dich denn gar nicht mehr, Bruder, wie begierig du nach dieſer Feldherrnwürde wareſt, wie du vor übelverheimlichter Luſt brannteſt, das Heer vor Troja zu führen? wie demüthig du dich da gegen alle griechiſchen

Fürſten gebärdeteſt, wie gnädig du jedem Danaer die Rechte ſchüttelteſt? Deine Thür war ſtets unverſchloſſen; Jedem, auch dem Unterſten des Volkes, ſchenkteſt du Zutritt, und alle dieſe Geſchmeidigkeit bezweckte nichts Anderes, als dir jene Würde zu verſchaffen. Aber als du nun Herr geworden wareſt, da war Alles bald anders; da warſt du nicht mehr deiner alten Freunde Freund, wie vorher; zu Hauſe warſt du ſchwer zu treffen, drauſſen bei dem Heere zeigteſt du dich nur ſelten. So ſollte es ein Ehrenmann nicht machen; er ſollte am meiſten dann ſich unveränderlich gegen ſeine Freunde zeigen, wenn er ihnen am meiſten nützen kann! Du hingegen, wie haſt du dich betragen? Als du mit dem Griechenheere nach Aulis gekommen wareſt und, vom göttlichen Geſchicke heimgeſucht, vergebens auf Fahrwind hoffteſt, und nun im Heere rings der Ruf ſich hören ließ: laſt uns davonſegeln und nicht vergebens in Aulis uns abmühen! wie zerſtört und troſtlos blickte da dein Auge umher, und wie wußteſt du mit ſammt deinen Schiffen keinen Rath! Damals beriefſt du mich, und verlangteſt nach einem Auswege, deine ſchöne Feldherrnwürde nicht zu verlieren. Und als hierauf der Seher Kalchas befahl, anſtatt eines Opfers der Artemis deine Tochter darzubringen, da gelobteſt du nach kurzem Zuſpruche freiwillig deines Kindes Opferung, und ſchickteſt Botſchaft an dein Weib Klytämneſtra, deine Tochter, ſcheinbar als Braut des Achilles, herzuſenden. Und jetzt, o Schande, beugeſt du doch wieder aus und verfaſſeſt eine neue Schrift, durch welche du erklärſt, des Kindes Mörder nicht werden zu können? Aber freilich, tauſend Andern iſt es ſchon ſo gegangen, wie dir. Raſtlos, bis ſie ans Ruder gelangt ſind, treten ſie ſpäter ſchimpflich zurück, wenn es gilt, das Ruder mit Aufopferung zu lenken! Und doch taugt keiner zum Heeresfürſten und Staatenlenker, der nicht Einſicht und Verſtand hat, und dieſelben auch in den ſchwierigſten Lagen des Lebens nicht verliert!"

Solche Vorwürfe aus dem Munde des Bruders waren nicht geeignet, das Herz Agamemnons zu beruhigen. „Was ſchnaubſt du ſo ſchrecklich," entgegnete er ihm, „was iſt dein Auge wie mit Blut unterlaufen? Wer beleidigt dich denn; was vermiſſeſt du denn? Deine liebenswürdige Gattin Helena? Ich kann ſie dir nicht wieder verſchaffen! Warum haſt du deines Eigenthums nicht beſſer wahrgenommen? Bin ich denn thöricht, wenn ich einen Mißgriff durch Beſinnung wieder gutgemacht habe? Viel eher handelſt Du unvernünftig, der du aufs neue nach der Hand eines falſchen Weibes trachteſt, anſtatt daß du froh ſeyn ſollteſt, ihrer los geworden zu ſeyn. Nein, nimmermehr entſchließe ich mich, gegen mein eigenes Blut zu wüthen. Weit beſſer ſtände dir ſelbſt die gerechte Züchtigung deines buhleriſchen Weibes an."

So haderten die Brüder miteinander, als ein Bote vor ihnen erſchien, und dem Fürſten Agamemnon die Ankunft ſeiner Tochter Iphigenia meldete, der die Mutter und ſein kleiner Sohn Oreſtes auf dem Fuße folgten. Kaum hatte der Bote ſich wieder entfernt, ſo überließ ſich Agamemnon einer ſo troſtloſen und herzzerreißenden Verzweiflung, daß Menelaus ſelbſt, der bei Ankunft der Botſchaft auf die Seite getreten war, jetzt ſich dem Bruder wieder näherte und nach ſeiner rechten Hand griff. Agamemnon reichte ſie ihm wehmüthig dar und ſprach unter heißen Thränen: „Da haſt du ſie, Bruder; der Sieg iſt dein! Ich bin vernichtet!“ Menelaus dagegen ſchwor ihm, von der alten Forderung abſtehen zu wollen; ja er ermahnte ihn ſelbſt jetzt, ſein Kind nicht zu tödten, und erklärte einen guten Bruder um Helena's willen nicht verderben und nicht verlieren zu wollen. „Bade doch dein Angeſicht nicht länger in Thränen,“ rief er. „Giebt der Götterſpruch mir Antheil an deiner Tochter, ſo wiſſe, daß ich denſelben ausſchlage und meinen Theil dir abtrete! Wundre dich nicht, daß ich von der Heftigkeit meiner natürlichen Gemüthsart umgekehrt bin zur Bruderliebe; denn Biedermanns Weiſe iſt es, der beſſern Ueberzeugung zu folgen, ſobald ſie in unſerm Herzen die Oberhand gewinnt!“

Agamemnon warf ſich dem Bruder in den Arm, doch ohne über das Geſchick ſeiner Tochter beruhigt zu ſeyn. „Ich danke dir,“ ſprach er, „lieber Bruder, daß uns gegen Verhoffen dein edler Sinn wieder zuſammengeführt hat. Ueber mich aber hat das Schickſal entſchieden. Der blutige Tod der Tochter muß vollzogen ſeyn: das ganze Griechenheer verlangt ihn; Kalchas und der ſchlaue Odyſſeus ſind einverſtanden; ſie werden das Volk auf ihrer Seite haben, dich und mich ermorden und mein Töchterlein abſchlachten laſſen. Und flöhen wir gen Argos, glaube mir, ſie kämen, und riſſen uns aus den Mauern hervor, und ſchleiften die alte Cyklopenſtadt! Deßwegen beſchränke dich darauf, Bruder, wenn du in das Lager kommſt, darüber zu wachen, daß meine Gemahlin Klytämneſtra nichts erfahre, bis daß mein und ihr Kind dem Orakelſpruch erlegen iſt!“

Die herannahenden Frauen unterbrachen das Geſpräch der Brüder, und Menelaus entfernte ſich in trüben Gedanken.

Die Begrüßung der beiden Gatten war kurz und von Agamemnons Seite froſtig und verlegen; die Tochter aber umſchlang den Vater mit kindlicher Zuverſicht und rief: „O Vater, wie entzückt mich dein lange entbehrtes Angeſicht!“ Als ſie ihm hierauf näher in ſein ſorgenvolles Auge ſah, fragte ſie zutraulich: „Warum iſt dein Blick ſo unruhig, Vater, wenn du mich doch gerne ſiehſt?“ „Laß das, Töchterchen,“ erwiederte der Fürſt mit beklommenem Herzen, „den König und den Fürſten kümmert gar vielerlei.“ — „So verbanne doch dieſe Furchen,“ ſprach Iphigenia, „und ſchlage ein liebendes Auge zu deiner Tochter auf! Warum iſt es denn ſo von Thränen angefeuchtet?“ — „Weil uns eine lange Trennung bevorſteht,“ erwiederte der Vater. — „O wie glücklich wäre ich,“ rief das Mädchen, „wenn ich deine Schiffsgefährtin ſeyn dürfte!“ — „Nun, auch du wirſt eine Fahrt anzutreten haben,“ ſagte Agamemnon ernſt, „zuvor aber opfern wir noch — ein Opfer, bei dem du nicht fehlen wirſt, liebe Tochter!“ Die letzten Worte erſtickten unter Thränen, und er ſchickte das ahnungsloſe Kind in das für ſie bereitgehaltene Zelt zu den Jungfrauen, die in ihrem Gefolge gekommen waren. Mit der Mutter mußte der Atride ſeine Unwahrheit fortſetzen, und die fragende, neugierige Fürſtin über Geſchlecht und Verhältniſſe des ihr zugedachten Bräutigams unterhalten. Nachdem ſich Agamemnon von der Gemahlin losgemacht, begab er ſich zu dem Seher Kalchas, um mit dieſem das Nähere wegen des unvermeidlichen Opfers zu verabreden.

Derweilen mußte der tückiſche Zufall Klytämneſtra im Lager mit dem jungen Fürſten Achilles, der den Heerführer Agamemnon aufſuchte, weil ſeine Myrmidonen den längern Verzug nicht ertragen wollten, zuſammenführen, und ſie nahm keinen Anſtand, ihn als den künftigen Eidam mit freundlichen Worten zu begrüßen. Aber Achilles trat verwundert zurück. „Von welcher Hochzeit redeſt du, Fürſtin?“ ſprach er. „Niemals habe ich um dein Kind gefreit, nie iſt ein Einladungswort zur Vermählung von deinem Gemahl Agamemnon an mich gelangt!“ So begann das Räthſel ſich vor Klytämneſtra's Augen aufzuhellen, und ſie ſtand unentſchloſſen und voll Beſchämung vor Achilles. Dieſer aber ſagte mit jugendlicher Gutmüthigkeit: „Laß dich's nicht kümmern, Königin, wenn auch Jemand ſeinen Scherz mit dir getrieben hätte, nimm es leicht, und verzeih mir, wenn mein Erſtaunen dir wehe gethan hat.“ Und ſo wollte er mit ehrerbietigem Gruße davon eilen, den Feldherrn aufzuſuchen, da öffnete eben ein Diener das Zelt Agamemnon's, und rief mit verſtörter Miene den beiden Sprechenden entgegen; es war der vertraute Sklave Agamemnon's und Klytämneſtra's, den Menelaus mit dem Briefe ergriffen hatte. „Höre,“ ſprach er leiſe, doch athemlos, „was dir dein treuer Diener zu vertrauen hat: deine Tochter will der Vater eigenhändig tödten!“ Und nun erfuhr die zitternde Mutter das ganze Geheimniß aus dem Munde des getreuen Sklaven. Klytämneſtra warf ſich dem jungen Sohne des Peleus zu Füßen, und ſeine Kniee wie eine Schutzflehende umfaſſend rief ſie: „Ich erröthe nicht, ſo vor dir im Staube zu liegen, ich, die Sterbliche, vor dem Götterſprößling. Weiche, Stolz! vor der Mutterpflicht. Du aber, o Sohn der Göttin, rette mich und mein Kind von der Verzweiflung! Dir, als ihrem Gatten, habe ich ſie bekränzt hierher geführt; zwar eitler Weiſe, dennoch heiſſeſt du mir meines Mädchens Bräutigam! Bei allem, was dir theuer ſie mir jetzt retten. Sieh, ich habe keinen Altar, zu dem ich flüchten könnte, als deine Kniee! Du haſt Agamemnon's grauſames Unterfangen gehört; du ſieheſt, wie ich, ein wehrloſes Weib, in die Mitte eines gewaltthätigen Heeres eingetreten bin! Breite über uns deinen Arm aus, ſo iſt uns geholfen!“

Achilles hob die vor ihm liegende Königin voll Ehrfurcht vom Boden und ſprach: „Sey getroſt, Fürſtin! Ich bin in eines frommen, hülfreichen Mannes Haus aufgezogen worden; am Heerde Chirons habe ich ſchlichte, redliche Sinnesart gelernt. Ich gehorche den Söhnen des Atreus gerne, wenn ſie mich zum Ruhme führen, aber ſchnödem Befehle gehorche ich nicht. Darum will ich dich ſchützen, ſo weit es den Armen eines Jünglings möglich iſt, und nimmermehr ſoll deine Tochter, die einmal mein genannt wurde, von ihrem Vater hingewürgt werden. Ich ſelbſt erſchiene mir nicht unbefleckt, wenn meine erlogene Brautſchaft dieſes Kind verdürbe, ich käme mir wie der feigſte Wicht im Heere und wie der Sohn eines Miſſethäters vor, wenn mein Name deinem Gemahl zum Vorwand eines Kindesmordes dienen könnte.“ — „Iſt das wirklich dein Wille, edler, mitleidiger Fürſt,“ rief Klytämneſtra, auſſer ſich vor Freude, „oder erwarteſt du vielleicht noch, daß auch meine Tochter deine Kniee als Schutzflehende umſchlingen ſoll? Zwar iſt es nicht jungfräulich; aber wenn es dir gefällt, ſo wird ſie züchtiglich nahen, wie es einer Freigebornen ziemt.“ — „Nein,“ entgegnete ihr Achilles, „führe dein Mädchen nicht vor mein Angeſicht, damit wir nicht in Verdacht und üble Nachrede kommen, denn ein ſo großes Heer, das keine Heimathhabe nie gelogen. Möge ich ſelbſt ſterben, wenn ich dein Kind nicht rette." Mit dieſer Verſicherung verließ der Sohn des Peleus Iphigenia's Mutter, die jetzt mit unverhehltem Abſcheu vor ihren Gatten Agamemnon trat. Dieſer, der nicht wußte, daß der Gemahlin das Geheimniß verrathen war, rief ihr die zweideutigen Worte entgegen: „Entlaß jetzt dein Kind aus dem Zelte und übergib es dem Vater, denn Mehl und Waſſer und das Opfer, das unter dem Stahle vor dem Hochzeitsfeſt fallen ſoll, Alles iſt ſchon bereit." — „Vortrefflich," rief Klytämneſtra, und ihr Auge funkelte, „tritt ſelbſt aus unſerm Zelte heraus, o Tochter, du kennſt ja gründlich deines Vaters Willen, nimm auch deinen kleinen Bruder Oreſtes mit heraus!" Und als die Tochter erſchienen war, fuhr ſie fort: „Siehe Vater, hier ſteht ſie dir zu Gehorſam da, laß aber mich zuvor ein Wort an dich richten: ſage mir aufrichtig, willſt du wirklich meine und deine Tochter umbringen?" Lange ſtand der Feldherr lautlos da, endlich rief er in Verzweiflung aus: „O mein Verhängniß, mein böſer Geiſt! Aufgedeckt iſt mein Geheimniß, Alles iſt verloren!" — „So höre mich denn," ſprach Klytämneſtra weiter, „ich will mein ganzes Herz vor dir ausſchütten. Mit einem Verbrechen hat unſre Ehe begonnen, du haſt mich gewaltſam entführt, haſt meinen früheren Gatten erſchlagen, mein Kind mir von der Bruſt genommen und getödtet. Schon zogen meine Brüder Kaſtor und Pollux auf ihren Roſſen mit Heeresmacht gegen dich heran. Mein alter Vater Tyndareus war es, der dich den Flehenden rettete, und ſo wurdeſt du wieder mein Gemahl. Du ſelbſt wirſt es bezeugen, daß ich tadellos in dieſem Ehebunde war, deine Wonne im Hauſe und dein Stolz draußen. Drei Mädchen und dieſen Sohn habe ich dir geboren, und nun willſt du des älteſten Kindes mich berauben, und frägt man dich warum, ſo antworteſt du: damit dem Menelaus ſeine Ehebrecherin wieder zu Theil werde! O zwinge mich nicht, bei den Göttern, ſchlecht gegen dich zu werden, und ſey nicht ſchlecht gegen mich! Du willſt deine Tochter ſchlachten? welch Gebet willſt du dabei ſprechen, was willſt du dir beim Tochtermord erflehen? Eine unglückſelige Rückkehr, ſo wie du jetzt ſchmählich vom Hauſe wegziehſt? Oder ſoll Ich etwa Segen für dich erbitten? Müßte ich doch die Götter ſelbſt zu Mördern machen, wenn ich es thäte! Warum ſoll es denn dein eigenes Kind ſeyn, das als Opfer fällt? Warum ſprichſt du nicht zu den Griechen: „Wenn ihr vor Troja ſchiffen wollet, ſo werfet das Loos darüber, weſſen Tochter ſterben ſoll.“ Nun ſoll ich, deine treue Gattin, mein Kind verlieren, während er, deſſen Sache ausgefochten wird, Menelaus, ſeiner Tochter Hermione ſich ohne Sorge erfreuen darf, während ſeine treuloſe Gattin dieſes Kind in Sparta's Pflege geborgen weiß! Antworte, ob ich ein einziges unrechtes Wort geſagt habe. Ward aber von mir die Wahrheit geſprochen, o ſo tödte doch deine und meine Tochter nicht, thu es nicht, beſinne dich!“

Jetzt warf ſich auch Iphigenia zu den Füßen ihres Vaters und ſprach mit erſtickter Stimme: „Beſäße ich den Zaubermund des Orpheus, o Vater, daß ich Felſen lenken könnte, ſo wollte ich mich mit beredten Worten an dein Mitleid wenden. Jetzt aber ſind alle meine Künſte nur Thränen und anſtatt des Oelzweigs umflechte ich dein Knie mit meinem Leibe. Verdirb mich nicht frühzeitig, Vater, lieblich iſt das Licht zu ſchauen, nöthige mich nicht, das zu ſehen, was die Nacht verbirgt! Gedenke deiner Liebkoſungen, mit welchen du mich als Kind auf deinem Vaterſchooße gewiegt haſt. Noch weiß ich alle deine Reden, wie du hoffteſt mich in eines edlen Mannes Wohnung einzuführen, mich in Wohlergehen und Blüthe zu ſchauen, wenn du heimgekehrt wäreſt. Du aber haſt das Alles vergeſſen; du willſt mich tödten! O thu es nicht, bei dieſer Mutter beſchwöre ich dich, die mich mit Schmerzen geboren hat, und jetzt noch größeren Schmerz um mich empfindet! Was gehen mich Helena und Paris an? Warum muß ich ſterben, weil er nach Griechenland gekommen iſt? O blicke mich an; gönne mir dein Auge, deinen Kuß, daß ich doch ſterbend noch ein Andenken von dir empfange, wenn dich mein Wort nicht mehr zu rühren vermag! Sieh deinen Knaben, meinen Bruder an, Vater; ſchweigend fleht er für mich. Er iſt noch ein Küchlein; ich aber bin herangereiſt! So laß dich doch erweichen und erbarme dich meiner. Das Licht zu ſchauen iſt für Sterbliche doch das Holdſeligſte! Elend leben iſt beſſer, als der allerſchönſte Tod!“

Aber Agamemnons Entſchluß war gefaßt, er ſtand unerbittlich wie ein Fels und ſprach: „Wo ich Mitleid fühlen darf, da fühle ich Mitleid: denn ich liebe meine Kinder, ich wäre ja ſonſt ein Raſender. Mit ſchwerem Herzen, o Gemahlin, führe ich das Schreckliche aus, aber ich muß. Ihr ſehet ja, welch ein Schiffsheer mich umringt, wie viele Fürſten im Kriegspanzer mich umſtehen; dieſe Alle finden die Fahrt nach Troja nicht, Troja wird nicht erobert, wenn ich dich nicht opfere, Kind, nach dem Ausſpruche des Sehers. Dieſe Helden alle wollen den

Entführungen der Griechenfrauen ein Ziel ſtecken; ſie ſind es feſt entſchloſſen; und bekämpfte ich nun dieſen Götterſpruch, ſo mordeten ſie euch und mich. Hier hat meine Macht eine Gränze, nicht meinem Bruder Menelaus, ſondern ganz Griechenland weiche ich.“

Ohne weitere Bitten abzuwarten, entfernte ſich der König und ließ die jammernden Frauen allein in ſeinem Zelte. Da hallte plötzlich Waffenlärm vor dieſem. „Es iſt Achilles,“ rief Klytämneſtra freudig. Vergebens ſuchte ſich Iphigenia in tiefer Beſchämung vor dem erheuchelten Bräutigam zu verbergen. Der Sohn des Peleus trat, von einigen Bewaffneten begleitet, haſtig in das Zelt: „Unglückliche Tochter Leda's,“ rief er, „das ganze Lager iſt im Aufruhr und verlangt den Tod deiner Tochter; ich ſelbſt, der mich dem Geſchrei widerſetzte, wäre faſt geſteiniget worden.“ — „Und deine Myrmidonen?“ fragte Klytämneſtra mit ſtockendem Athem. „Die empörten ſich zuerſt,“ fuhr Achilles fort, „und ſchalten mich einen liebeskranken Schwätzer. Mit dieſem treuen Häuflein hier komme ich, euch gegen den anrückenden Odyſſeus zu vertheidigen. Tochter, klammere dich an deine Mutter; mein Leib ſoll euch decken, ich will ſehen, ob ſie es wagen, den Sohn der Göttin anzugreifen, von deſſen Leben das Schickſal Troja's abhängt.“ Dieſe letzten Worte, die einen Schimmer von Hoffnung enthielten, gaben der Mutter den Athem wieder.

Jetzt aber machte ſich Iphigenia aus ihren Armen los, richtete ihr Haupt auf und ſtellte ſich mit entſchloſſenen Schritten vor die Königin und den Fürſten: „Höret meine Reden an!“ ſprach ſie mit einer Stimme, die alles Zittern verloren hatte, „vergebens, liebe Mutter, zürnſt du deinem Gatten; er kann ſich nicht gegen das Nothwendige ſtemmen. Alles Lob verdient der Eifer dieſes Fremdlings, aber er wird es büßen müſſen, und du wirſt geläſtert werden. Höret deßwegen den Entſchluß, den mir die Ueberlegung eingegeben hat. Ich habe beſchloſſen, zu ſterben, ich verbanne jede niedrige Regung aus meiner freien Bruſt und will es vollenden. Auf mir ruht jetzt jedes Auge des herrlichen Griechenlands, auf mir die Fahrt der Flotte und der Fall Troja's, auf mir die Ehre der griechiſchen Frauen. Alles dieſes werde ich mit meinem Tode ſchirmen; mit Ruhm wird ſich mein Name bedecken, die Befreierin Griechenlands werde ich heißen. Soll ich, eine Sterbliche, der Göttin Artemis in den Weg treten, weil es ihr gefällt, mein Leben für das Vaterland zu verlangen? Nein, ich gebe es willig dahin, opfert mich, zerſtöret Troja, das wird mein Denkmal ſeyn und mein Hochzeitsfeſt."

Mit leuchtendem Blicke, wie eine Göttin, ſtand Iphigenia vor der Mutter und dem Peliden, während ſie alſo ſprach. Da ſenkte ſich der herrliche Jüngling Achilles vor ihr auf ein Knie und rief: „Kind Agamemnons! die Götter machten mich zum glückſeligſten Menſchen, wenn mir deine Hand zu Theil würde. Um dich beneide ich Griechenland, und um Griechenland, das dir angetrauet iſt, dich. Liebesſehnſucht ergreift mich nach dir, du Herrliche, nun ich dein Weſen geſchaut habe. Erwäg' es wohl! der Tod iſt ein ſchreckliches Uebel, ich aber möchte dir gerne Gutes thun, möchte dich heimführen zum Leben und Glück!" Lächelnd erwiederte ihm Iphigenia: „Männerkrieg und Mord genug hat Frauenſchönheit durch die Tyndaridin Helena angeregt, mein lieber Freund, ſtirb nicht auch du für ein Weib, noch tödte Jemand um meinetwillen. Nein, laß mich Griechenland retten, wenn ich es vermag!“ — „Erhabene Seele,“ rief der Pelide, „thue was dir gefällt, ich aber eile mit dieſen meinen Waffen zum Altar, deinen Tod zu hindern. In deiner Unbeſonnenheit darfſt du mir nicht ſterben, vielleicht nimmſt du mich noch beim Worte, wenn du den Mordſtahl auf deinen Nacken gezückt ſiehſt.“ So eilte er der Jungfrau voran, die bald darauf, der Mutter alle Klage verbietend und ihr den kleinen Bruder Oreſtes auf die Arme legend, im beſeligenden Bewußtſeyn, das Vaterland zu retten, dem Tode freudig entgegen ging. Die Mutter warf ſich im Zelt auf ihr Angeſicht und vermochte nicht, ihr zu folgen.

Unterdeſſen verſammelte ſich die ganze griechiſche Heeresmacht in dem blumenreichen Haine der Göttin Diana vor der Stadt Aulis. Der Altar war errichtet und neben ihm ſtand der Seher und Prieſter Kalchas. Ein Ruf des Staunens und Mitleids ging durch das ganze Heer, als man Iphigenien, von ihren treuen Dienerinnen begleitet, den Hain betreten und auf den Vater Agamemnon zuwandeln ſah. Dieſer ſeufzte laut auf, wandte ſein Angeſicht zurück und verbarg einen Thränenſtrom in ſein Gewand. Die Jungfrau aber ſtellte ſich dem Vater zur Seite und ſprach: „Lieber Vater, ſiehe, hier bin ich ſchon! Vor der Göttin Altar übergebe ich mein Leben, wenn es der Götterſpruch ſo gebeut, den Führern des Heeres zum Opfer fürs Vaterland. Mich freut es, wenn ihr glücklich ſeyd und mit Siegeslohn zur Heimath wiederkehrt. Berühre mich drum auch kein Argiver, muthig und ſtill will ich den Nacken dem Opferſtahle bieten!“

Ein lautes Staunen ging durch das Heer, als es Zeuge ſolchen Hochſinnes ward. Nun gebot Talthybius, der Herold, in der Mitte ſtehend, Stillſchweigen und Andacht. Der Seher Kalchas zog einen blanken ſchneidenden Stahl aus der Seite und legte ihn vor dem Altar in einem goldenen Korbe nieder. Jetzt trat Achilles in voller Waffenrüſtung und mit gezücktem Schwerte vor den Altar. Aber ein Blick der Jungfrau verwandelte auch ſeinen Entſchluß. Er warf das Schwert auf die Erde, beſprengte den Altar mit Weihwaſſer, ergriff den Opferkorb, umwandelte den Feſtaltar wie ein Prieſter und ſprach: „O hohe Göttin Artemis, nimm dieſes heilige, freiwillige Opfer, das unbefleckte Blut des ſchönen Jungfrauennackens, das Agamemnon und Griechenlands Heer dir jetzo weiht, gnädig an, gib unſern Schiffen glückliche Fahrt, und Troja's Sturz unſern Speeren!“ Die Atriden und das ganze Heer ſtanden ſtumm zur Erde blickend. Der Prieſter Kalchas nahm ſeinen Stahl, betete, und faßte die Kehle der Jungfrau ſcharf ins Auge. Deutlich hörte man den Fall ſeines Schlages. Aber, o Wunder, in demſelben Augenblicke war die Jungfrau aus den Augen des Heeres verſchwunden. Diana hatte ſich ihrer erbarmt und eine Hindin von hohem Wuchs und herrlicher Geſtalt lag zappelnd auf dem Boden und beſprengte mit reichlichem Opferblute den Altar. „Ihr Führer des vereinten Griechenheeres,“ rief Kalchas, nachdem er ſich von ſeinem freudigen Staunen erholt hatte, „ſehet hier das Opfer, welches die Göttin Artemis geſandt hat, und das ihr willkommner iſt, als die Jungfrau, deren edles Blut den Altar nicht beſudeln ſollte. Die Göttin iſt verſöhnt, gibt unſern Schiffen fröhliche Fahrt und verſpricht uns die Erſtürmung Troja's. Seyd guten Muths, ihr Seegefährten, denn noch an dieſem Tage verlaſſen wir die Bucht von Aulis!“ So ſprach er, und ſah zu, wie das Opferthier allmählig vom Feuer verkohlt ward. Als der letzte Funke erloſchen war, unterbrach die Stille der Luft ein Sauſen des Windes, die Blicke des Heeres kehrten ſich nach dem Haſen, und ſahen hier die Schiffe im bewegten Meere ſchwanken. Mit lautem Jubelrufe ward aus Dianens Haine aufgebrochen, und alles Volk eilte nach den Zelten.

Als Agamemnon in dem ſeinigen ankam, fand er ſeine Gattin Klytämneſtra nicht mehr dort; ihr treuer Diener war ihm vorausgeeilt und hatte die ohnmächtig auf dem Boden Liegende mit der Nachricht von der Rettung ihrer Tochter erweckt und aufgerichtet. Mit einem flüchtigen Gefühl des Dankes und der Freude erhob die zur Beſinnung gekommene Königin ihre Hände gen Himmel, dann aber rief ſie mit bitterem Schmerze: „Mein Kind iſt mir doch geraubt! Er iſt doch der Mörder meiner Mutterfreude! Laß uns eilen, daß meine Augen den Kindesmörder nicht ſchauen!“ Der Diener eilte, den Wagen und das Gefolge zu beſtellen, und als Agamemnon von dem Opferfeſte zurückkam, war ſeine Gemahlin ſchon fern auf dem Wege nach Mycene.

Abfahrt der Griechen. Ausſetzung des Philoktetes.

Noch an demſelben Tage ging die Flotte der Griechen unter Segel, und der günſtigſte Fahrwind führte ſie ſchnell auf die hohe See. Nach einer kurzen Fahrt landeten ſie auf der kleinen Inſel Chryſe, um friſches Waſſer einzunehmen. Hier entdeckte Philoktetes, der Sohn des Königes Pöas aus Meliböa in Theſſalien, der erprobte Held und Waffengefährte des Herkules, der Erbe ſeiner unüberwindlichen Pfeile, einen verfallenen Altar, welchen einſt der Argonaute Jaſon auf ſeiner Fahrt der Göttin Pallas Athene, der die Inſel heilig war, geweihet hatte. Der fromme Held freute ſich ſeines Fundes und wollte der Beſchirmerin der Griechen auf ihrem verlaſſenen Heiligthume opfern. Da ſchoß eine giftige Natter, dergleichen die Heiligthümer der Götter zu bewachen pflegten, auf den Herantretenden zu, und verwundete den Helden mit ihrem Biß am Fuße. Erkrankt wurde er wieder zu Schiffe gebracht und die Flotte ſegelte weiter. Die giftige und ſtets weiter freſſende Wunde aber peinigte den Sohn des Pöas mit unerträglicher Qual, und ſeine Schiffsgenoſſen konnten den übeln Geruch des eiternden Geſchwüres und ſein beſtändiges Jammergeſchrei nicht länger aushalten. Keine Spende, kein Opfer vermochten ſie ruhig darzubringen; in Alles miſchte ſich ſein unheiliger Angſtruf. Endlich traten die Söhne des Atreus mit dem verſchlagenen Odyſſeus zuſammen, denn die Unzufriedenheit der Begleiter des kranken Helden fing an, ſich durch das ganze Heer zu verbreiten, welches fürchtete, daß der wunde Philoktetes das Lager von Troja verpeſten und den Griechen mit ſeiner endloſen Wehklage das Leben verbittern möchte. Deßwegen faßten die Anführer des Volkes den grauſamen Entſchluß, als ſie an der wüſten und unbewohnbaren Küſte der Inſel Lemnos vorüberfuhren, den armen Helden hier auszuſetzen, und bedachten dabei nicht, daß ſie mit dem tapfern Manne ſich zugleich ſeiner unüberwindlichen Geſchoſſe beraubten. Der ſchlaue Odyſſeus erhielt den Auftrag, dieſen hinterliſtigen Anſchlag zu vollführen, er lud den ſchlafenden Helden ſich auf, fuhr mit ihm auf einem Nachen an den Strand, und legte ihn hier unter einer nahen Felſengrotte nieder, nachdem er ſo viel Kleidungsſtücke und Lebensmittel zurückgelaſſen hatte, als zur kümmerlichen Friſtung ſeines Lebens für die nächſten Tage nöthig waren. Das Schiff hatte am Strande nur ſo lange angehalten, als es Zeit bedurfte, den Unglücklichen auszuſetzen: dann ſegelte es, ſobald Odyſſeus zurückgekehrt war, weiter, und vereinigte ſich bald wieder mit dem übrigen Zuge.

Die Griechen in Myſien. Telephus.

Die griechiſche Flotte kam jetzt glücklich an die Küſte von Kleinaſien. Da aber die Helden der Gegend nicht recht kundig waren, ließen ſie ſich von dem günſtigen Winde zuerſt ferne von Troja an die myſiſche Küſte treiben, und legten ſich mit allen ihren Schiffen vor Anker. Längs des Geſtades fanden ſie zur Bewachung des Ufers allenthalben Bewaffnete aufgeſtellt, die ihnen im Namen des Landesherrn verboten, dieß Gebiet zu betreten, bevor dem Könige gemeldet wäre, wer ſie ſeyen. Der König von Myſien war aber ſelbſt ein Grieche, Telephus, der Sohn des Herkules und der Auge, der nach wunderbaren Schickſalen ſeine Mutter bei dem Könige Teuthras in Myſien antraf, des Königes Tochter Argiope zur Gemahlin erhielt, und nach deſſen Tode König der Myſier geworden war. Die Griechen, ohne zu fragen, wer der Herr des Landes wäre, und ohne den Wächtern eine Antwort zu ertheilen, griffen zu den Waffen, ſtiegen ans Land und hieben die Küſtenwächter nieder. Wenige entrannen und meldeten dem Könige Telephus, wie viel tauſend unbekannte Feinde in ſein Land gefallen ſeyen, die Wachen niedergemetzelt haben und ſich jetzt im Beſitze des Ufers befinden. Der König ſammelte in aller Eile einen Heerhaufen und ging den Fremdlingen entgegen. Er ſelbſt war ein herrlicher Held und ſeines Vaters Herkules würdig, hatte auch ſeine Kriegsſchaaren zu griechiſcher Heereszucht gebildet. Die Danaer fanden deswegen einen Widerſtand, wie ſie ihn nicht erwartet hatten; denn es entſpann ſich ein blutiges und lange unentſchiedenes Treffen, in welchem ſich Held mit Helden maß. Unter den Griechen that ſich in der Schlacht beſonders Therſander hervor, der Enkel des berühmten Königes Oedipus und Sohn des Polynices, der vertraute Waffengenoſſe des Fürſten Diomedes, der ſchon als Epigone ſich berühmt gemacht hatte *). Dieſer raſte in dem Heere des Telephus mit Mord und erſchlug endlich den geliebteſten Freund und erſten Krieger des Königes an ſeiner Seite. Darüber entbrannte der König

---

*) S. Bd. I, S. 379 f.

in Wuth und es entſpann ſich ein grimmiger Zweikampf zwiſchen dem Enkel des Oedipus und dem Sohne des Herkules. Der Heraklide ſiegte und Therſander ſank, von einem Lanzenſtiche durchbohrt, in den Staub. Laut ſeufzte ſein Freund Diomedes auf, als er dieß aus der Ferne ſah, und ehe der König Telephus ſich auf den Leichnam werfen und ihm die Rüſtung abziehen konnte, war er herzugeſprungen, hatte ſich den Leichnam des Freundes über die Schultern gelegt, und eilte mit Rieſenſchritten, ihn aus dem Kampfgewühle zu tragen. Als der Held mit ſeiner Laſt fliehend an Ajax und Achilles vorüberkam, durchfuhr auch dieſe Helden ein ſchmerzlicher Zorn, ſie ſammelten ihre wankenden Schaaren, theilten ſie in zwei Haufen und gaben durch eine geſchickte Schwenkung dem Treffen eine andere Geſtalt. Die Griechen waren jetzt bald wieder im Vortheil und als Teuthrantius, der Halbbruder des Telephus, von einem Geſchoſſe des Ajax gefallen war und Telephus ſelbſt, in der Verfolgung des Odyſſeus begriffen, dem ſinkenden Bruder zu Hülfe kommen wollte, ſtrauchelte er über einen Weinſtock; denn durch die Geſchicklichkeit der Griechen waren die kämpfenden Schaaren der Feinde in eine Weinpflanzung gelockt worden, in der die Stellung der Danaer die günſtigere war. Dieſen Augenblick erſah ſich Achilles, und während Telephus vom Falle ſich aufrichtete, durchbohrte ſein Wurfſpieß die linke Weiche des Myſiers. Dieſer richtete ſich dennoch auf, zog das Geſchoß aus der Seite, und durch den Zuſammenlauf der Seinigen beſchirmt, entging er weiterer Gefahr. Und noch lange hätte das Treffen mit abwechſelndem Glücke fortgedauert, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre und beide Theile, der Ruhe bedürftig, ſich von dem Kampfplatze zurückgezogen hätten. Und ſo begaben ſich die Myſier nach ihrer Königsſtadt, die Griechen nach ihrem Ankerplatze zurück, nachdem von beiden Seiten viele tapfere Männer gefallen, viele verwundet waren. Am folgenden Tage ſchickten beide Theile Geſandte wegen eines Waffenſtillſtandes, damit die Leiber der Gefallenen zuſammengeſucht und begraben werden könnten. Jetzt erſt erfuhren die Griechen zu ihrem Staunen, daß der König, der ſein Gebiet ſo heldenmüthig vertheidigt habe, ihr Volksgenoſſe und der Sohn ihres größten Halbgottes ſey, und Telephus ward mit Schmerzen inne, daß ihm Bürgerblut an den Händen klebe. Nun fand es ſich auch, daß im griechiſchen Heere drei Fürſten waren, Tlepolemus, ein Sohn des Herkules, Phidippus und Antiphus, Söhne des Königes Theſſalus und Enkel des Herkules, dieſe drei alſo Verwandte des Königes Telephus. Dieſe nun erboten ſich, im Geleite der myſiſchen Geſandten vor ihren Bruder und Vetter Telephus zu gehen und ihm näher zu berichten, wer die Griechen ſeyen, die an ſeiner Küſte gelandet, und in welcher Abſicht ſie nach Aſien kämen. Der König Telephus nahm ſeine Verwandte liebreich auf und konnte ſich nicht genug von ihnen erzählen laſſen. Da erfuhr er, wie Paris mit ſeinem Frevel ganz Griechenland beleidigt hatte, und Menelaus mit ſeinem Bruder Agamemnon und allen verbündeten Griechenfürſten aufgebrochen ſey. „Darum," ſprach Tlepolemus, der, als ein leiblicher Halbbruder des Königes, für die Uebrigen das Wort führte, „lieber Bruder und Landsmann, entzeuch dich deinem Volke nicht, für das ja auch unſer lieber Vater Herkules an allen Orten und Enden der Welt geſtritten, von deſſen Vaterlandsliebe ganz Griechenland unzählige Denkmale aufzuweiſen hat; heile die Wunden wieder, die du, ein Grieche, Griechen geſchlagen haſt, indem du deine Schaaren mit den unſrigen vereinigſt und als unſer Verbündeter gegen das meineidige Trojanervolk zieheſt."

Telephus richtete ſich auf ſeinem Lager, auf welchem, von der Wunde des Achilles darniedergeſtreckt, er die griechiſchen Helden empfangen hatte, mit Mühe auf und erwiederte freundlich: „Eure Vorwürfe ſind nicht gerecht, liebe Volksgenoſſen; durch eure eigene Schuld ſeyd ihr aus Freunden und Blutsverwandten meine blutigen Feinde geworden. Haben doch die Küſtenwächter, meinem ſtrengen Befehle gehorſam, euch wie alle Landenden geziemend nach Namen und Abkunft gefragt und nicht nach roher Barbarenweiſe, ſondern nach dem Völkerrechte der Griechen mit euch gehandelt. Ihr aber ſeyd in der Meinung, daß gegen Barbaren Alles erlaubt ſey, ans Land geſprungen, ohne ihnen die verlangte Weiſung zu geben, und habt meine Unterthanen, ohne ſie anzuhören, niedergemacht. Auch mir habt ihr," hier zeigte er auf ſeine Seite, „ein Andenken hinterlaſſen, das mich, wohl fühle ich es, mein Lebenlang an unſer geſtriges Zuſammentreffen erinnern wird. Doch grolle ich euch darüber nicht, und kann die Freude, Blutsverwandte und Griechen in meinem Reiche aufgenommen zu haben, nicht zu theuer erkaufen. Höret nun, was in Beziehung auf eure Anforderung mein Beſcheid iſt. Gegen Priamus zu Felde zu ziehen, muthet mir nicht zu. Mein zweites Gemahl, Aſtyoche, iſt ſeine Tochter, dazu iſt er ſelbſt ein frommer Greis und ſeine übrigen Söhne ſind edelmüthig, er und ſie haben keinen Antheil an dem Verbrechen des leichtſinnigen Paris. Sehet dort meinen Knaben Eurypylus; wie ſollte ich ihm das Herzeleid anthun, und das Reich ſeines Großvaters zerſtören helfen! Wie ich aber dem Priamus nichts zu Leide thun will, ſo werde ich auch euch, meine Landsleute, auf keinerlei Weiſe ſchädigen. Nehmet Gaſtgeſchenke von mir, und faſſet Mundvorrath, ſo viel euch nöthig iſt. Dann gehet hin und fechtet in der Götter Namen euren Handel aus, den ich nicht ſchlichten kann.“

Mit dieſer gütigen Antwort kamen die drei Fürſten vergnügt in das Lager der Argiver zurück und meldeten dem Agamemnon und den andern Fürſten, wie ſie Freundſchaft im Namen der Griechen mit Telephus geſchloſſen. Der Kriegsrath der Helden beſchloß, den Ajax und Achilles ſofort an den König zu ſenden, daß ſie das Bündniß mit ihm beſtätigten und ihn wegen ſeiner Wunde tröſteten. Dieſe fanden den Herakliden ſchwer an der Wunde darniederliegen und Achilles warf ſich weinend über ſein Lager und bejammerte es, daß ſein Speer unwiſſentlich einen Landsmann und edlen Sohn des Herkules getroffen. Der König aber vergaß ſeine Schmerzen und bedauerte nur, von der Ankunft ſo herrlicher Gäſte nicht unterrichtet geweſen zu ſeyn, um ihnen einen königlichen Empfang zu bereiten. Hierauf lud er die Atriden feierlich in ſeine Hofburg ein und empfing ſie mit feſtlicher Pracht und köſtlichen Geſchenken. Dieſe brachten auf die Bitte des Achilles die beiden weltberühmten Aerzte Podalirius und Machaon mit, die Wunde des Königes zu unterſuchen und zu heilen. Das letztere gelang ihnen zwar nicht, denn der Speer des Götterſohnes hatte ſeine eigene Kraft und die Wunden, die er ſchlug, widerſtanden der Heilung; doch befreiten die Linderungsmittel, die ſie auflegten, den König für den Augenblick von den unerträglichſten Schmerzen. Und nun ertheilte er von ſeinem Krankenlager aus den Griechen allerlei heilſame Rathſchläge, verſah die Flotte mit Lebensmitteln und ließ ſie nicht eher abziehen, als bis der Winter, der im Anzuge war, da ſie landeten, mit ſeinen härteſten Stürmen vorüber war. Darauf belehrte er ſie über die Lage der Stadt Troja und über den Weg, den ſie dahin zu machen hätten, und bezeichnete ihnen als einzigen Landungsplatz die Mündung des Fluſſes Skamander.

Paris zurückgekehrt.

Obgleich in Troja noch nichts von der Abfahrt der großen griechiſchen Flotte bekannt war, herrſchte doch ſeit der Abreiſe der griechiſchen Geſandten Schrecken und Furcht vor dem bevorſtehenden Kriege in dieſer Stadt. Paris war inzwiſchen mit der geraubten Fürſtin, der herrlichen Beute und ſeiner ganzen Flotte zurückgekommen. Der König Priamus ſah die unerbetene Schwiegertochter nicht mit Freuden in ſeinen Palaſt eintreten und verſammelte auf der Stelle ſeine zahlreichen Söhne zu einer Fürſtenverſammlung. Dieſe ließen ſich durch den Glanz der Schätze, die ihr Bruder unter ſie zu vertheilen bereit war, und die Schönheit der Griechinnen aus den edelſten Fürſtengeſchlechtern, welche er im Gefolge Helena's mitgebracht hatte und denjenigen ſeiner Brüder, die noch keine Frauen hatten, zur Ehe zu geben bereit war, leicht bethören, und weil ihrer viele noch jung und alle kampfluſtig waren, ſo fiel die Berathung dahin aus, daß die

Fremde in den Schutz des Königshauſes aufgenommen und den Griechen nicht ausgeliefert werden ſollte. Ganz anders hatte freilich das Volk der Stadt, dem vor einem feindlichen Angriff und einer Belagerung gar bange war, die Ankunft des Königsſohnes und ſeinen ſchönen Raub aufgenommen; mancher Fluch hatte ihn durch die Straßen verfolgt und hier und da war ſelbſt ein Stein nach ihm geflogen, als er die erbeutete Gemahlin in des Vaters Palaſt geleitete. Doch hielt die Ehrfurcht vor dem alten König und ſeinem Willen die Trojaner ab, ſich der Aufnahme der neuen Bürgerin ernſtlich zu widerſetzen.

Als nun im Rathe des Priamus der Beſchluß gefaßt war, die Fürſtin nicht zu verſtoßen, ſandte der König ſeine eigene Gemahlin zu ihr in das Frauengemach, um ſich zu überzeugen, daß ſie freiwillig mit Paris nach Troja gekommen ſey. Da erklärte Helena, „daß ſie durch ihre eigene Abſtammung den Trojanern ebenſoſehr angehöre als den Griechen: denn Danaus und Agenor ſeyen ebenſowohl ihre eigenen Stammväter als die Stammhalter des trojaniſchen Königshauſes. Unfreiwillig geraubt, ſey ſie jetzt doch durch langen Beſitz und innige Liebe an ihren neuen Gemahl gefeſſelt und freiwillig die ſeinige. Nach dem, was geſchehen, könne ſie von ihrem vorigen Gatten und ihrem Volke keine Verzeihung erwarten; nur Schande und Tod ſtände ihr bevor, wenn ſie ausgeliefert würde.“

So ſprach ſie mit einem Strom von Thränen und warf ſich der Königin Hekuba zu Füßen, welche die Schutzflehende liebreich aufrichtete, und ihr den Willen des Königes und ſeiner Söhne verkündete, ſie gegen jeden Angriff zu ſchirmen.

Die Griechen vor Troja.

So lebte denn Helena ungefährdet am Königshofe von Troja und bezog darauf mit Paris einen eigenen Palaſt. Auch das Volk gewöhnte ſich bald an ihre Lieblichkeit und griechiſche Holdſeligkeit, und als nun endlich die fremde Flotte wirklich an der trojaniſchen Küſte erſchien, waren die Einwohner der Stadt minder verzagt, denn zuvor.

Sie zählten ihre Bürger und ihre Bundesgenoſſen, die ſie ſchon vorher beſchickt und deren wirkſamer Hülfe ſie ſich verſichert hatten, und ſie fanden ſich an Zahl und Kraft ihrer Helden und Streiter den Griechen gewachſen. So hofften ſie mit dem Schutze der Götter — denn außer Venus waren noch mehrere Götter, darunter der Kriegsgott, Apollo und Jupiter der Göttervater ſelbſt, auf ihrer Seite — die Belagerung ihrer Stadt abtreiben und die Feinde zum ſchnellen Rückzuge nöthigen zu können.

Zwar war ihr Anführer, König Priamus ſelbſt, ein nicht mehr kampffähiger Greis, aber fünfzig Söhne, worunter neunzehn von ſeiner Gattin, der Königin Hekuba, umringten ihn theils im blühenden, theils im kräftigſten Alter, vor allen Hektor, nächſt ihm Deiphobus, und nach dieſen als die ausgezeichnetſten Helenus, der Wahrſager, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und der zarte Troilus. Vier liebliche Töchter, Kreuſa, Laodice, Caſſandra, die wahrſagende Jungfrau, und die in der Kindheit ſchon von Schönheit ſtrahlende Polyrena umgaben ſeinen Thron. Dem Heere, das ſich jetzt ſtreitfertig machte, ſtand als Oberfeldherr Hektor, der helmumflatterte Held vor, neben ihm befehligte die Dardaner Aeneas, der Schwiegerſohn des Königes Priamus und Gemahl Kreuſa's, ein Sohn der Göttin Aphrodite und des greiſen Helden Anchiſes, der noch immer ein Stolz des trojaniſchen Volkes war; an die Spitze einer andern Schaar ſtellte ſich Pandarus, der Sohn des Lykaon, dem Apollo ſelbſt ſeinen Bogen verliehen hatte; andere Schaaren, zum Theil trojaniſcher Hülfsvölker, führten Adraſtus, Amphius, Aſius, Hippothous, Pyläus, Akamas, Euphemus, Pyrächmes, Pylämenes, Hodius, Epiſtrophus; Chromis und Ennomus eine Hülfsſchaar von Myſiern; Phorkys und Askanius eine gleiche der Phryger, Meſthles und Antiphus die Mäonier, Naſtes und Amphimachus die Karier, die Lycier Sarpedon und Glaukus.

Auch die Griechen hatten inzwiſchen gelandet und ſich längs dem Geſtade des Meeres zwiſchen den beiden Vorgebirgen Sigeum und Rhöteum in einem geräumigen Lagerplatz angeſiedelt, der einer ordentlichen Stadt nicht unähnlich war. Die Schiffe waren ans Land gezogen worden und in mehreren Reihen hintereinander aufgeſtellt, ſo daß ſie ſich, weil der Boden des Ufers aufwärts ging, ſtufenförmig übereinander erhoben. Die Schiffszüge der einzelnen Völkerſchaften reihten ſich in der Ordnung aneinander, wie ſie gelandet waren. Die Schiffe ſelbſt waren auf Unterlagen von Steinen aufgeſtellt, damit ſie vom feuchten Boden nichts zu leiden hätten und luftiger ſtänden. In der erſten Reihe vom Lande aus hatten an den beiden äußerſten Enden der Telamonier Ajax und Achilles, beide das Geſicht gegen Troja gekehrt, jener zur Linken, dieſer zur Rechten ihre Schiffe aufgeſtellt, und ihre Lagerhütten aufgepflanzt, die wir nur uneigentlich und der Kürze halber Zelte nennen. Das Quartier des Achilles wenigſtens glich beinahe einem ordentlichen Wohnhauſe, hatte Scheunen und Ställe für Mundvorräthe, Wagenpferde und zahmes Vieh; und neben ſeinen Schiffen war Raum zu Wettrennen, Leichenſpielen und andern Feierlichkeiten. An Ajax ſchloſſen ſich die Schiffe des Proteſilaus an, dann kamen andere Theſſalier, dann die Kreter, Athener, Phocier, Böotier, zuletzt Achilles mit ſeinen Myrmidonen; in der zweiten Reihe ſtanden unter andern die Lokrer, Dulichier, Epeer, in der dritten waren minder namhafte Völker mit ihren Schiffen gelagert; aber auch Neſtor mit den Pyliern, Eurypylus mit den Orchomeniern, zuletzt Menelaus. In der vierten und letzten längs dem Meeresgeſtade ſelbſt ſtanden Diomedes, Odyſſeus und Agamemnon, ſo daß Odyſſeus in der Mitte, zur Rechten Agamemnon, links Diomedes lagerte Vor Odyſſeus befand ſich die Agora, der freie Platz, der zu allen Verſammlungen und Verhandlungen beſtimmt war, und auf welchem die Altäre der Götter ſtanden. Dieſer Platz theilte auch noch die dritte Reihe, ſo daß ſie den Neſtor zur Linken, den Eurypylus zur Rechten hatte. Der Raum nach dem Meere hin verengte ſich, und auch die Agora nahm viel Platz weg, ſo daß die dritte und vierte Reihe die wenigſten Schiffe enthielt. Das ganze Schiffslager war wie eine ordentliche Stadt von vielen Gaſſen und Wegen durchſchnitten, die Hauptſtraßen aber liefen zwiſchen den vier Reihen durch; vom Lande nach dem Meere gingen Quergaſſen, welche die Schiffe jeder Völkerſchaft von einander trennten; die Schiffe ſelbſt waren von den Lagerhütten ihrer Völkerſchaften wieder durch kleine Zwiſchenräume abgeſondert, und jede Völkerſchaft zerfiel wieder in kleinere

Unterabtheilungen nach den verſchiedenen Städten oder Anführern. Die Lagerhütten waren aus Erde und Holz aufgebaut und mit Schilf bedeckt. Jeder Anführer hatte ſein Quartier in der vorderſten Reihe ſeiner Schaar, und ein jedes war nach dem Range des Bewohners mehr oder weniger ausgeſchmückt. Die Schiffe dienten zugleich dem ganzen Lager zur Vertheidigung. Noch vor ihnen hatten die Griechen einen Erdwall aufgeworfen, der erſt in der letzten Zeit der Belagerung einer Mauer Platz machte. Hinter ihm war ein Graben, vorn mit einer dichten Reihe von Schanzpfählen verſehen.

Zu allen dieſen ſchönen Einrichtungen hatten die Griechen während der langen Zeit, da König und Rath von Troja über die beſte Weiſe der Vertheidigung ſich beriethen, Muße gefunden. Ihre Krieger verrichteten zugleich den Schiffsdienſt, und erhielten ihr Brod auf öffentliche Veranſtaltung. Für die übrigen Lebensbedürfniſſe hatte ein jeder ſelbſt zu ſorgen. Die gemeinen Streiter waren leicht bewaffnet und fochten zu Fuße. Die vornehmeren ſtritten auf Kriegswägen, ſo daß jeder ſtreitende Held einen andern Helden als Wagenlenker bei ſich hatte. Von Reiterei wußten die Völker jener alten Zeit noch nichts. Die Streitwägen mit den größten Helden waren auch beſtimmt, in der erſten Reihe zu kämpfen, und ſollten immer das Vordertreffen bilden.

Zwiſchen dem Schiffslager der Griechen und der Stadt Troja breitete ſich, von den Flüſſen Skamander und Simois eingeſchloſſen, die ſich erſt beim griechiſchen Lager zu Einer Mündung vereinigten, die blumigte ſkamandriſche Wieſe und die Troiſche Ebene vier Wegeſtunden lang aus, die zum Schlachtfelde beſtimmt und wie geſchaffen war, und hinter welcher ſich mit hohen Mauern, Zinnen und Thürmen, die von Götterhand befeſtigte, herrliche Stadt und Burg Troja erhob. Sie lag auf einem Hügel weit hin ſichtbar; ihr Inneres war uneben und bergicht und von vielen Straßen durchſchnitten. Nur von zweien Seiten war ſie leichter zugänglich, und hier befand ſich auf der einen Seite das Skäiſche, auf der andern das Dardaniſche Thor mit einem Thurme. Die übrigen Seiten waren höckricht und mit Gebüſchen verwachſen, und ihre Thore und Thörchen kamen wenig in Betracht. In der oberen Stadt oder Burg Ilium, auch Pergamus genannt, ſtanden die Paläſte des Priamus, des Paris, die Tempel der Hekate, der Athene und des Apollo, auf der höchſten Spitze der Burg ein Tempel des Jupiter. Vor der Stadt am Simois, den Griechen zur Linken, war der Hügel Kallikotone, zur Rechten führte die Straße an den Quellen des Skamander und dann an dem hohen Hügel Batina vorbei, der umgangen werden konnte, und außen vor der Stadt lag. Hinter Troja kam das Iliſche Feld, das ſich ſchon bergan zog und die unterſte Stufe des waldigen Idagebirges bildete, deſſen höchſter Gipfel Gargarus hieß, das bis in die Ebene hinablief, und deſſen beide letzte Aeſte rechts und links von den Griechen das Sigeiſche und Rhöteiſche Vorgebirge bildeten. —

Noch ehe der Kampf zwiſchen beiden Völkern ſeinen Anfang nahm, wurden die Griechen durch die Ankunft eines werthen Gaſtes überraſcht. Der König Telephus von Myſien, der ſie ſo großmüthig unterſtützt hatte, war ſeitdem an der Wunde, die ihm der Speer des Achilles geſchlagen, unheilbar krank gelegen und die Mittel, die ihm Podalirius und Machaon aufgelegt hatten, thaten ſchon lange keine Wirkung mehr. Gequält von den unerträglichſten Schmerzen hatte er ein Orakel des Phöbus Apollo, das in ſeinem Lande war, befragen laſſen, und dieſes hatte ihm die Antwort ertheilt, nur der Speer, der ihn geſchlagen, vermöge ihn zu heilen. So dunkel das Wort des Gottes lautete, ſo trieb ihn doch die Verzweiflung, ſich einſchiffen zu laſſen und der griechiſchen Flotte zu folgen. So kam denn auch er bei der Mündung des Skamander an, und ward in die Lagerhütte des Achilles getragen. Der Anblick des leidenden Königes erneuerte den Schmerz des jungen Helden. Betrübt brachte er ſeinen Speer herbei und legte ihn dem Könige zu den Füßen ſeines Lagers, ohne Rath zu wiſſen, wie man ſich deſſelben zur Heilung der eiternden Wunde bedienen ſollte. Viele Helden umſtanden rathlos das Bett des gepeinigten Wohlthäters, bis es Odyſſeus einfiel, aufs Neue die großen Aerzte des Heeres zu Rathe zu ziehen. Podalirius und Machaon eilten auf ſeinen Ruf herbei. Sobald ſie das Orakel Apollo's vernommen, verſtanden ſie als weiſe, vielerfahrene Söhne des Aeſkulapius ſeinen Sinn, feilten ein wenig Roſt vom Speere des Helden ab, und legten ihn ſorgfältig verbreitet über die Wunde. Da war ein Wunder zu ſchauen: ſowie die Feilſpäne auf eine eiternde Stelle des Geſchwüres geſtreut wurden, fing dieſe vor den Augen der Helden zu heilen an, und in wenigen Stunden war der edle König Telephus, dem Orakel zu Folge, durch den Speer des Achilles von der Wunde deſſelben Speeres geneſen. Jetzt erſt war die Freude der Helden über den großmüthigen Empfang, der ihnen in Myſien zu Theil geworden war, vollkommen. Geſundet und froh ging Thelephus wieder zu Schiffe, und wie jüngſt die Griechen ihn, ſo verließ jetzt er ſie unter Dankſagungen und Segenswünſchen, in ſein Reich Myſien zurückkehrend. Er eilte aber, nicht Zeuge des Kampfes zu ſeyn, den ſeine lieben Gaſtfreunde gegen den eben ſo geliebten Schwäher beginnen würden.

Zweites Buch.

Ausbruch des Kampfes. Proteſilaus. Cygnus.

Die Griechen waren noch mit dem Geleite des Königes Telephus beſchäftiget, als die Thore Troja's ſich aufthaten, und die völlig gerüſtete Heeresmacht der Trojaner unter Hektors Anführung ſich über die Skamandriſche Ebene ergoß, und ohne Widerſtand gegen die Schiffe der ſorgloſen Achiver anrückte. Die Aeußerſten im Schiffslager, die zuerſt zerſtreut zu den Waffen griffen und den heranziehenden Feinden entgegeneilten, wurden von der Uebermacht erdrückt. Doch hielt das Gefecht mit ihnen die Heerſchaar der Trojaner ſo lange auf, daß die Griechen im Lager ſich ſammeln, und auch ihrerſeits in einem geordneten Heerhaufen den Feinden entgegentreten konnten. Da geſtaltete ſich nun die Schlacht ganz ungleich. Denn wo Hektor ſelbſt zugegen war, gewannen die Trojaner die Oberhand, in die Schlachtreihen aber, die ferne von ihm fochten, drangen die Griechen ſiegreich ein. Der erſte namhafte Held unter den Griechen, der von der Hand des trojaniſchen Fürſten Aeneas in dieſer erſten Schlacht fiel, war Proteſilaus, des Iphiklus Sohn. Als verlobter Jüngling war er gen Troja gezogen, und der erſte Grieche, der bei der Landung ans Ufer ſprang: ſo ſollte er auch als das erſte Heldenopfer fallen, und ſeine Braut Laodamia, die holdſelige Tochter des Argonauten Akaſtus, ſollte den Bräutigam, den ſie mit banger

Sorge in den Krieg hatte ziehen laſſen, nicht wieder erblicken.

Noch war Achilles vom Kampfplatz entfernt. Er hatte dem Myſier, den er einſt mit dem Speere verwundet und jetzt mit dem Speere geheilt hatte, das Geleite aus Meer gegeben, und ſah nachdenklich dem Schiffe nach, das ſich in die ferne Fluth vertiefte. Da kam ſein Freund und Kampfgeſelle Patroklus auf ihn zugeeilt, faßte ihn bei der Schulter und rief: „Wo weilſt du, Freund, die Griechen bedürfen deiner. Der erſte Kampf iſt entbrannt: des Königes Priamus älteſter Sohn, Hektor raſt an der Spitze der feindlichen Schaaren, wie ein Löwe, deſſen Höhle Jäger umſtellt haben. Aeneas, der Eidam des Königes, hat aus der Mitte unſerer Fürſten den edlen Proteſilaus, der an Jugend und Muthe dir glich, doch an Kraft dir nicht gleich war, erſchlagen. Wenn du nicht kommſt, ſo wird der Mord unter unſern Helden einreißen!" Aus ſeinen Träumen erwacht, blickte Achilles hinter ſich, ſah den mahnenden Freund, und in dieſem Augenblicke drang auch der Hall des Kampfgetümmels in ſein Ohr. Da ſprang er, ohne ein Wort zu erwiedern, durch die Gaſſen des Schiffslagers ſeinem Zelte zu. Hier erſt fand er die Sprache wieder, rief mit lauter Stimme ſeine Myrmidonen unter die Waffen und erſchien mit ihnen wie ein donnerndes Wetter in der Schlacht. Seinem ſtürmiſchen Angriffe hielt ſelbſt Hektor nicht Stand. Zwei Söhne des Priamus erſchlug er, und der Vater ſah wehklagend von den Mauern herab den Tod ſeiner Kinder von des fürchterlichen Heldenjünglings Hand. Dicht an der Seite des Peliden kämpfte der Telamonier Ajax, deſſen Rieſenleib alle andern Danaer überragte; vor den Streichen der beiden Helden flohen die Trojaner wie eine Heerde von Hirſchen vor einer Hundekoppel daher; zuletzt wurde die Flucht der Feinde allgemein, und die Trojaner ſchloſſen ſich wieder in ihre Thore ein. Die Griechen aber begaben ſich in Ruhe wieder zu ihren Schiffen und fuhren in Vollendung ihres Lagerbaues gemächlich fort. Achilles und Ajax wurden von Agamemnon zu Wächtern der Schiffe beſtimmt, und dieſe ſetzten wieder andere Helden zu Wächtern über einzelne Abtheilungen der Flotte.

Alsdann wandten ſie ſich zum Begräbniſſe des Proteſilaus, legten den Leichnam auf einen ſchön geſchmückten und aufgethürmten Scheiterhaufen und begruben ſeine Gebeine auf einer Halbinſel des Strandes unter ſchönen, hohen Ulmbäumen. Noch waren ſie mit der Beſtattung nicht ganz fertig, als ein zweiter Ueberfall die ſorglos Feiernden erſchreckte.

In Kolonis bei Troja herrſchte der König Cygnus, der, von einer Nymphe dem Meeresgotte Neptunus geboren, auf der Inſel Tenedos wunderbarer Weiſe von einem Schwan großgezogen worden war, daher er auch ſeinen Namen Cygnus, d. h. Schwan, bekommen hatte. Dieſer war den Trojanern verbündet, und ohne beſonders dazu von Priamus aufgefordert zu ſeyn, hielt er ſich verpflichtet, als er die Landung der fremden Kriegsvölker vor Troja gewahr wurde, ſeinen alten Freunden zu Hülfe zu kommen. Daher ſammelte er in ſeinem Königreich einen anſehnlichen Heerhaufen, legte ſich in der Nähe des griechiſchen Schiffslagers in einen Hinterhalt und war mit ſeiner Schaar eben erſt in dieſem Verſteck angekommen, als die Griechen aus dem erſten Treffen mit den Trojanern als Sieger zurückgekehrt, ihrem gefallenen Helden die letzte Ehre erwieſen. Während ſie ſorglos und nicht in der vollen Waffenrüſtung um den Scheiterhaufen geſchaart ſtanden, ſahen ſie ſich plötzlich von Streitwagen und Bewaffneten umringt, und ehe ſie ſich nur beſinnen konnten, ob der Boden die Streiter ausgeſpieen habe, oder woher ſie ſonſt erſchienen ſeyen, hatte Cygnus mit ſeiner Heeresmacht ein furchtbares Blutbad unter den Griechen angerichtet.

Doch war nur ein Theil der Argiver bei der Leichenfeier des Proteſilaus beſchäftigt und zugegen. Die andern bei den Schiffen und in den Lagerhütten waren ihren Waffen näher und eilten den Ihrigen, den Peliden Achilles an der Spitze, bald in voller Rüſtung und in geſchloſſenen Kriegsreihen zu Hülfe. Ihr Anführer ſelbſt ſaß auf dem Streitwagen, ſchrecklich anzuſchauen, und ſeine todbringende Lanze traf mit ihrem Stoße bald dieſen, bald jenen Kolonisten, bis er, in den Reihen der Schlacht nur den Feldherrn der Fremdlinge ſuchend, dieſen im fernen Kampfgewühle an den gewaltigen Stößen erkannte, die auch er, auf einem hohen Streitwagen ſtehend, rechts und links an die Griechen austheilte. Dorthin lenkte der Held Achilles ſeine ſchneeweißen Roſſe, und als er nun dem Cygnus gegenüber auf dem Wagen ſtand, rief er, die bebende Lanze mit nervigem Arme ſchwingend: „Wer du auch ſeyeſt, Jüngling! nimm dieſen Troſt mit in den Tod, daß du von dem Sohne der Göttin Thetis getroffen worden!“ Dieſem Ausruf folgte ſein Geſchoß. Aber ſo ſicher er die Lanze abgezielt hatte, ſo rüttelte ſie dem Sohne des Neptunus doch nur mit dumpfem Stoße an der Bruſt; und mit ſtaunendem Blicke maß der Pelide ſeinen unverwundlichen Gegner. „Wundre dich nicht, Sohn der Göttin,“

rief dieſer ihm lächelnd zu; „nicht mein Helm, den du anzuſtaunen ſcheinſt, oder mein hohler Schild in der Linken halten die Stöße von meinem Leibe ab; vielmehr trage ich dieſe Schutzwaffen als bloßen Zierrath, wie auch wohl der Kriegsgott Mars zuweilen zum Scherze Waffen anzulegen pflegt, deren er doch gewiß nicht bedarf, ſeinen Götterleib zu ſchirmen. Wenn ich alle Bedeckung von mir werfe, ſo wirſt du mir doch die Haut mit deinem Speere nicht ritzen können. Wiſſe, daß ich am ganzen Leibe feſt wie Eiſen bin, und daß es etwas heißt, nicht etwa der Sohn einer Meernymphe zu ſeyn, nein der geliebte Sohn deſſen, der dem Nereus und ſeinen Töchtern und allen Meeren gebeut. Erfahre, daß du dem Sohne Poſeidons ſelbſt gegenüber ſtehſt!“ Mit dieſen Worten ſchleuderte er ſeinen Speer auf den Peliden, und durchbohrte damit die Wölbung ſeines Schildes, ſo daß derſelbe durch das Erz und die neun erſten Stierhäute der göttlichen Waffe hindurchdrang: erſt in der zehnten Lage blieb das Wurfgeſchoß ſtecken. Achilles aber ſchüttelte den Speer aus dem Schilde, und ſandte dafür den ſeinigen gegen den Götterſohn ab. Aber der Leib des Feindes blieb unverwundet. Selbſt das dritte Geſchoß, das der Pelide abſandte, blieb ohne Wirkung. Jetzt gerieth Achilles in Wuth, wie ein Stier im Thiergefechte, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird und der mit den Hörnern in die Luft geſtoßen hat. Noch einmal warf er die Lanze aus Eſchenholz nach Cygnus, traf dieſen auch wirklich an der linken Schulter, und jubelte laut auf, denn die Schulter war blutig. Doch ſeine Freude war vergeblich; das Blut war nicht Blut des Götterſohnes; es war der Blutſtrahl des Menoetes, eines neben Cygnus fechtenden und von anderer Hand getroffenen feindlichen Helden. Knirſchend vor Wuth ſprang jetzt Achilles vom Wagen, eilte auf den Gegner zu und hieb mit gezücktem Schwerte auf ihn ein; aber ſelbſt der Stahl prallte dumpf an dem zu Eiſen gehärteten Körper ab. Da erhub Achilles in der Verzweiflung den zehnhäutigen Schild und zerpochte dem unverwüſtlichen Feinde, ganz auf ihn eingedrungen, drei, viermal die Schläfe mit der Schildbuckel. Jetzt erſt fing Cygnus an zu weichen, und Nebel ſchwamm ihm vor den Augen; er wandte ſeine Schritte rückwärts, ſtrauchelte über einen Stein und darüber-ergriff ihn Achilles mit der Hand im Nacken, und warf ihn vollends zu Boden. Dann ſtemmte er ſich mit Schild und Knieen auf die Bruſt des Liegenden und ſchnürte dem Feinde mit ſeinem eigenen Helmbande die Kehle zu.

Der Fall ihres göttlichen Führers nahm den Koloniten plötzlich den Muth; ſie verließen den Kampfplatz in wilder Flucht und bald war von dem ganzen Ueberfalle nichts mehr zu ſehen, als die vielen Leichen von Griechen und Barbaren, die auf dem Felde um den halbvollendeten Grabhügel des Helden Proteſilaus zerſtreut umherlagen und den um viele der Ihrigen trauernden Argivern neue Arbeit machten.

Die Folge dieſes Ueberfalls war, daß die Griechen in die Landſchaft des erſchlagenen Königes Cygnus einfielen und aus der Hauptſtadt Metora die Kinder deſſelben als Beute hinwegführten. Dann griffen ſie das benachbarte Cilla an, eroberten auch dieſe feſte Stadt mit unermeßlicher Kriegsbeute, und kehrten ſo beladen zu ihrem wohlbewachten Schiffslager zurück.

Palamedes und ſein Tod.

Der einſichtsvollſte Mann im griechiſchen Heere war Palamedes, thätig, weiſe, gerecht und ſtandhaft; von zarter Geſtalt, des Geſangs und Leierſpiels kundig. Seine Beredſamkeit hatte den Atriden die meiſten Fürſten Griechenlands für den Feldzug gegen Troja geſtimmt, ſeine Klugheit ſelbſt den ſchlauen Sohn des Laertes überliſtet. Dadurch hatte er ſich aber auch einen unverſöhnlichen Feind in dem Heere der Danaer erworben, der Tag und Nacht auf Rache ſann und nur um ſo finſterer darüber brütete, je mehr das Anſehen des verſtändigen Euböers unter den Fürſten zunahm. Nun wurde den Griechen durch ein Orakel Apollo's bekannt, daß ſie dieſem Gott als Apollo Sminthius — unter dieſem Namen wurde er in der Landſchaft Troas verehrt — eine Hekatombe an der Stelle opfern ſollten, wo ſeine Bildſäule und ſein Tempel ſtand, und Palamedes war von dem Gotte auserwählt worden, die ſtattlichen Opferthiere nach der heiligen Stätte zu führen. Dort wartete ihrer Chryſes, der Prieſter des Gottes, der das feierliche Opfer vollbrachte. Die Verehrung des Gottes in dieſer Landſchaft hatte einen ſeltſamen Urſprung. Als die alten Teukrer, aus Kreta herüber mit ihrem Könige Teucer kommend, an dieſer Küſte Kleinaſiens gelandet hatten, gab ihnen das Orakel den Befehl da zu bleiben, wo ſie ihre Feinde aus der Erde würden hervorkriechen ſehen. Als ſie nun in Hamaritus, einer Stadt dieſer Landſchaft, angekommen waren, benagten die Mäuſe, aus der Erde hervorſchlüpfend, in

Einer Nacht alle ihre Schilde. Sie ſahen auf dieſe Weiſe den Spruch des Gottes erfüllt, ließen ſich in der Gegend nieder und erbauten dem Apollo eine Bildſäule, der eine Maus, was in äoliſcher Mundart Smintha bedeutet, zu Füßen lag.

Dieſem Apollo dem Sminthier, der ſeinen Tempel nicht weit von Chryſa auf einer Anhöhe ſtehen hatte, ward nun unter Palamedes Anführung von ſeinem Prieſter Chryſes eine Hekatombe oder Hundertzahl heiliger Schafe geopfert. Die Ehre, die dem Palamedes durch die Anordnung Apollo's ſelbſt widerfuhr, beſchleunigte ſeinen Untergang. Denn in Odyſſeus ſonſt nicht unedlem Gemüthe gewann jetzt ganz der Neid die Oberhand, und er ſann auf eine fluchwürdige Liſt, durch welche er dem edeln Manne den Untergang bereitete. Er verbarg eigenhändig in tiefſter Heimlichkeit eine Summe Geldes in das Zelt des Palamedes. Dann ſchrieb er im Namen des Priamus einen Brief an den griechiſchen Helden, in welchem dieſer von überſchicktem Golde ſprach und dem Palamedes ſeinen Dank ausdrückte, daß derſelbe ihm das Heer der Griechen verrathen habe. Dieſer Brief wurde einem phrygiſchen Gefangenen in die Hände geſpielt, bei dieſem ſodann von Odyſſeus entdeckt und der unſchuldige Träger auf ſeine Veranſtaltung ſofort auf der Stelle niedergemacht. Den Brief zeigte Odyſſeus vor der Fürſtenverſammlung im griechiſchen Lager. Palamedes wurde von den entrüſteten Häuptern der Danaer vor einen Kriegsrath geſtellt, den Agamemnon aus den vornehmſten Fürſten zuſammenſetzte und in welchem Odyſſeus ſich den Vorſitz zu verſchaffen wußte; auf ſeine Veranlaſſung ward im Zelte des Beſchuldigten geforſcht, endlich nachgegraben, und ſo die Summe

Goldes, die der trügeriſche Odyſſeus dort verſteckt hatte, unter ſeiner Lagerſtätte aufgefunden. Die Richter, nichts vom wahren Vorgang der Sache ahnend, ſprachen einſtimmig das Todesurtheil aus. Palamedes würdigte ſie keiner Selbſtvertheidigung: er durchſchaute den Trug, aber er hatte keine Hoffnung, Beweiſe ſeiner Unſchuld, ſo wie der Schuld ſeines Gegners vorzubringen. Als daher das Urtheil gefällt war, das auf Steinigung lautete, brach er nur in die Worte aus: „O ihr Griechen, ihr tödtet die gelehrteſte, die unſchuldigſte, die geſangreichſte Nachtigall!“ Die verblendeten Fürſten lachten über dieſe Vertheidigung und führten den edelſten Mann im griechiſchen Heere zum unbarmherzigſten Tode fort, den er mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertrug. Als ihn ſchon die erſten Steinwürfe niedergeſchmettert hatten, brach er noch in die Worte aus: „Freue dich, Wahrheit, du biſt noch vor mir geſtorben!“ Als er dieſe Worte geſprochen, fuhr ihm, von Odyſſeus rachſüchtiger Hand geſchleudert, ein Stein an die Schläfe, daß er umſank und ſtarb. Aber Nemeſis, die Göttin der Gerechtigkeit, ſchaute vom Himmel herab, und beſchloß, den Griechen und ihrem Verführer Odyſſeus noch am Ziel ihrer Thaten die Miſſethat zu vergelten.

Thaten des Achilles und Ajax.

Von den nächſten Kriegsjahren vor Troja erzählt die Sage nichts Ausführliches. Die Griechen lagen nicht unthätig vor Troja, da aber die Bewohner dieſer Stadt ihre Kräfte ſchonten und ſelten Ausfälle machten, ſo wandten die Danaer ihre Macht gegen die Umgegend. Achilles zerſtörte und plünderte allmählig zwölf Städte mit ſeiner Flotte, eilf nahm er zu Lande ein. Dem Prieſter Chryſes führte er auf einem Streifzuge nach Myſien ſeine ſchöne Tochter Aſtynome oder Chryſeis gefangen fort. Bei der Einnahme von Lyrneſſus überfiel er den Palaſt des Königes oder Prieſters Briſes, der in der Verzweiflung den Strick um den Hals ſchlang und ſich den Tod gab. Sein holdſeliges Kind Briſeis oder Hippodamia wurde dem Sieger zu Theil, und er führte ſie als eine Lieblingsbeute ins griechiſche Lager mit ſich davon. Auch die Inſel Lesbos und die Stadt Thebe in Cilicien, am Fuße des Berges Placius gegründet, unterlagen ſeinen Angriffen. In der leztern Stadt herrſchte der Eidam des Königes Priamus, der König Eëtion, deſſen Tochter Andromache mit dem tapferſten Helden Troja's, mit Hektor, vermählt war. Sieben blühende Söhne wuchſen noch in ſeinem Königshauſe. Da kam Achilles, ſtürmte die hochragenden Thore der Stadt und erſchlug den König mit den ſieben Söhnen. Als der Leichnam des hohen Fürſten, der von herrlicher, Ehrfurcht gebietender Geſtalt war, vor dem jungen Helden ausgeſtreckt lag, bemächtigte ſich deſſelben ein Grauen und eine Scheu, und er wagte es nicht, den Liegenden der Waffen zu berauben, und ſich dieſelben als rühmliche Siegesbeute anzueignen. Er verbrannte daher den Leichnam zur ehrlichen Beſtattung im vollen kunſtreich gearbeiteten Waffengeſchmeide und thürmte ihm ein mächtiges Denkmal auf, das noch lange, von hohen Ulmen umſchattet, die Gegend ſchmückte. Die Gemahlin des Königes, die

Mutter Andromache's, führte er mit ſich fort in die Sklaverei, doch gab er ſie ſpäter gegen ein reiches Löſegeld frei, und ſie kehrte nach der Heimath zurück, wo ein Pfeil der Göttin Diana ſie am Webeſtuhl traf und ſie tödtete. Aus dem Stalle des Königes führte Achilles ſein treffliches Pferd, Pedaſus genannt, mit ſich fort, das, obwohl ſterblich gezeugt, es doch an Kraft und Schnelligkeit ſeinen eigenen unſterblichen Roſſen gleich that und mit ihnen in die Wette am Wagen einherlief; aus der Rüſtkammer des Königes Eetion aber nahm er viel andere Herrlichkeiten mit, unter andern auch eine ungeheure eiſerne Wurfſcheibe, ſo groß, daß ſie einem Bauer fünf Jahre lang Eiſen zu ſeinem Ackergeräthe würde gegeben haben.

Nächſt Achilles war der tapferſte und rieſigſte Held unter den Griechen der Telamonsſohn Ajar. Auch er feierte nicht. Er führte ſeinen Schiffszug nach der thraciſchen Halbinſel, wo die Königsburg Polymneſtors prangte. Dieſem hatte der König Priamus von Troja ſeinen jüngſten Sohn Polydorus, den er mit der Laothoe, einem Kebsweibe, gezeugt hatte, zur Pflege überſandt und dadurch, weil er ſein Liebling war, dem Waffendienſt entzogen, auch dem thraciſchen Könige zur Beköſtigung des Kindes Gold und Koſtbarkeiten genug übergeben. Dieſer Schätze und des ihm anvertrauten Unterpfandes bediente ſich nun der treuloſe Barbar, als ſein Land von dem Helden Ajar überfallen und ſeine Burg belagert wurde, den Frieden zu erkaufen; er verläugnete ſeine Freundſchaft mit dem Könige Priamus, verfluchte ihn, theilte Geld und Getreide, das er zur Nahrung des Knaben von ihm empfangen, unter die griechiſchen Streiter aus; dem Ajar ſelbſt aber überlieferte er das Gold und alle Koſtbarkeiten ſeines Verbündeten und endlich den Knaben Polydorus ſelbſt.

Ajax kehrte mit ſeiner Beute nicht ſogleich zum griechiſchen Schiffslager zurück, ſondern wandte ſich auf ſeinen Schiffen nach der phrygiſchen Küſte. Dort griff er das Reich des Königes Teuthras an, tödtete den König, der ihm an der Spitze eines Heerhaufens entgegenzog, in der Schlacht, und ſchleppte die Tochter des Teuthras, die königliche Jungfrau Tekmeſſa, die edelgeſinnt und von herrlicher Geſtalt war, als Kriegsbeute mit ſich fort. Doch ward ſie ihm bald wegen ihrer Schönheit und ihres Edelſinnes lieb; er hielt ſie hoch wie eine Gemahlin und hätte ſich feierlich mit ihr vermählt, wenn es Griechengebrauch geweſen wäre, eine Barbarin zu freien.

Achilles und der Telamonier trafen von ihren glücklichen Streifzügen, ihre Laſtſchiffe voll Beute, zu gleicher Zeit im griechiſchen Schiffslager vor Troja wieder ein. Alle Danaer gingen ihnen unter Lobgeſängen entgegen; bald umringte ſie eine ganze Verſammlung von Streitern; man ſtellte die Helden in die Mitte, und unter jubelndem Zuruf wurde ihnen als Lohn der Siege ein Olivenkranz aufs Haupt geſetzt. Alsdann hielten die Helden einen Rath, um über die mitgebrachte Beute, die von den Griechen als Gemeingut angeſehen wurde, einen Beſchluß zu faſſen. Da wurden denn auch die gefangenen Frauen vorgeführt, und alle Danaer ſtaunten über ihre Schönheit. Der Beſitz der holden Briſeistochter wurde dem Achilles, dem Helden Ajax der Beſitz der königlichen Tekmeſſa beſtätigt. Ueberdieß durfte der Pelide auch die Geſpielin ſeiner Geliebten, die holde Jungfrau Diomeda, behalten, welche ſich von der Königstochter nicht trennen wollte, mit der ſie von zarter Kindheit an im Hauſe des Briſes aufgewachſen war; ſie hatte ſich, vor die griechiſchen Helden geführt, zu Achilles Füßen geworfen und flehte ihn unter Thränen an, ſie nicht von ihrer lieben Herrin trennen zu laſſen. Nur Aſtynome, die Tochter des Prieſters Chryſes, wurde dem Völkerhirten Agamemnon, ſeine Königswürde zu ehren, zugeſprochen und von Achilles auch willig abgetreten. Die andre Kriegsbeute an Gefangenen und Mundvorrath ward Mann für Mann unter das griechiſche Heer vertheilt.

Dann brachte Ajar, von Odyſſeus und Diomedes aufgefordert, die Schätze des Königes Polymneſtor aus ſeinen Schiffen herbei, und es wurde auch davon dem Könige Agamemnon ein ſchöner Theil an Gold und Silber zugeſchieden.

Polydorus.

Endlich beriethen ſich die Helden über den allerkoſtbarſten Theil der Beute, über den Knaben Polydorus, den Sohn des Königes Priamus, und nach kurzer Rathſchlagung wurde einſtimmig beſchloſſen, daß Odyſſeus und Diomedes als Geſandte zu König Priamus abgeordnet werden ſollten, und ihm die Uebergabe ſeines jungen Sohnes anbieten, ſobald Helena den Geſandten Griechenlands ausgeliefert ſeyn würde. Den beiden Helden wurde der Gemahl der geraubten Fürſtin, Menelaus, als dritter Geſandter beigegeben, und ſo machten ſich alle drei mit dem jungen Polydorus auf den Weg, und wurden unter dem

Schutze des Völkerrechts als heilige Geſandte von den Trojanern ohne Widerſpruch in ihre Mauern aufgenommen.

Priamus und ſeine Söhne in ihrem Königspalaſte, der fern auf der Burg der Stadt gelegen war, wußten noch nicht, was zu ihren Füßen vorging, als ſchon die Geſandtſchaft auf dem Marktplatze Troja's ſtille hielt und, von trojaniſchem Volk umgeben, Menelaus das Wort ergriff und ſich mit herzzerſchneidenden Worten über die frevelhafte Verletzung des Völkerrechts beklagte, die ſich Paris an ſeinem heiligſten und theuerſten Beſitzthum durch den frechen Raub ſeiner Gemahlin zu Schulden kommen laſſen. Er ſprach ſo beredt und eindringlich, daß die umſtehenden Trojaner alle, und darunter die älteſten Häupter des Volkes, von ſeinen Worten ergriffen wurden und unter Thränen des Mitleids ihm Recht geben mußten. Als Odyſſeus ihre Rührung bemerkte, nahm auch er das Wort und ſprach: „Mir däucht, ihr ſollet wiſſen, Häupter und andre Bewohner von Troja, daß die Griechen ein Volk ſind, die nichts unüberlegter Weiſe unternehmen, und daß ſie ſchon von ihren Vorfahren her bei allen ihren Thaten darauf bedacht ſind, Lob und nicht Schmach davon zu tragen. So wiſſet ihr denn auch, daß nach der unerhörten Beleidigung, die uns Allen eures Königes Sohn Paris durch die Entführung der Fürſtin Helena angethan hat, wir, bevor wir die Waffen gegen euch erhoben, zur gütlichen Beilegung dieſes Handels eine friedliche Geſandtſchaft an euch geſchickt haben. Erſt als dieß vergebens war, iſt der Krieg, und zwar noch dazu durch einen Ueberfall von eurer Seite, begonnen worden. Auch jetzt, nachdem ihr unſern Arm gefühlt habt und alle euch unterworfene oder mit euch verbündete Städte rings umher in Trümmer liegen, ihr ſelbſt aber nach vieljähriger Belagerung in mannigfaltige Noth gerathen ſeyd, liegt ein glücklicher Ausgang unſeres Streites immer noch in eurer Hand, ihr Trojaner! Gebet uns heraus, was ihr uns geraubt habt, und auf der Stelle brechen wir unſre Lagerhütten ab, ſteigen zu Schiffe, lichten die Anker, und verlaſſen mit der furchtbaren Flotte, die euch ſo vielen Schaden gethan hat, euren Strand für immer. Auch kommen wir nicht mit leeren Händen. Wir bringen eurem Könige einen Schatz, der ihm lieber ſeyn ſollte, als die Fremde, die eure Stadt zu ſeinem und eurem eigenen Fluche beherbergen muß. Wir bringen ihm den Knaben Polydorus, ſein jüngſtes und geliebteſtes Kind, den unſer Held Ajax in Thracien dem Könige Polymneſtor entriſſen hat, und der hier gebunden vor euch ſteht und von eurem und eures Königes, ſeines Vaters Entſchluſſe, ſeine Freiheit und ſein Leben erwartet. Gebt ihr uns Helena heraus und liefert ihr ſie heute noch in unſere Hände, ſo wird der Knabe ſeiner Feſſeln ledig und bleibt im Hauſe ſeines Vaters. Wird uns Helena verweigert, ſo gehe eure Stadt zu Grunde und vorher noch wird euer König ſehen müſſen, was er für ſein Leben nicht ſehen möchte!“

Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte in der ihn umringenden Verſammlung des trojaniſchen Volkes, als Odyſſeus aufgehört hatte zu ſprechen. Endlich ergriff der weiſe und bejahrte Antenor das Wort und ſprach: „Lieben Griechen und einſt meine Gäſte! Alles was ihr uns ſaget, wiſſen wir ſelbſt, und müſſen in unſerm Herzen euch Recht geben; auch fehlt uns der Wille, die Sache zu beſſern, nicht, wohl aber die Gewalt. Wir leben in einem Staate, in welchem der Befehl des Königes Alles gilt; ihm ſich zu widerſetzen, erlaubt die Verfaſſung unſers Reiches, der Glaube, den wir von den Vätern ererbt, und das Gewiſſen des Volkes keinem von uns. Wir dürfen in allen öffentlichen Angelegenheiten nur alsdann ſprechen, wenn der König uns zu Rathe zieht; und wenn wir geſprochen haben, ſo behält er noch immer freie Hand, zu thun, was er will; damit du aber erfahreſt, was die Meinung der Beſten im Volke über eure Angelegenheit iſt, ſo werden ſich die Aelteſten unſeres Volkes verſammeln, und vor euch ihre Meinung abgeben. Dieß iſt, was uns zu thun übrig bleibt und unſer König ſelbſt uns nicht verweigern kann.

Und ſo geſchah es. Antenor veranſtaltete einen Rath der Aelteſten und führte die Geſandten in denſelben ein. Hier führte er den Vorſitz und befragte die Häupter des Volkes der Reihe nach über die Gewaltthat des Paris. Die vornehmſten Männer Troja's erklärten der Reihe nach, daß ſie die That für einen fluchwürdigen Frevel hielten; nur Antimachus, ein kriegsluſtiger aber tückiſcher Mann, vertheidigte den Raub der griechiſchen Fürſtin. Er war von Paris mit reichlichen Gaben beſtochen worden, wo es immer Gelegenheit gäbe, ſich ſeiner anzunehmen und die Auslieferung Helena's zu verhindern. Auch dießmal arbeitete er für dieſen Zweck und hinter dem Rücken der Helden ertheilte er den ruchloſen Rath, die Geſandten der Griechen, drei ihrer tapferſten und klügſten Helden, umzubringen. Als aber die Trojaner dieſen Vorſchlag mit Abſcheu von ſich wieſen, rieth er, ſie wenigſtens ſo lange zu behalten, bis ſie den gefangenen

Polydorus, ohne Löſegeld und Tauſch, dem Priamus ausgeliefert hätten. Auch dieſer Rath wurde als treulos verworfen, und da Antimachus nicht aufhörte, ſelbſt öffentlich in der Verſammlung die Helden zu ſchmähen, ſo wurde er von ſeinen Mitbürgern, welche den Griechen ihre Mißbilligung ſeines Betragens und ſeiner Grundſätze beweiſen wollten, mit Schimpf aus der Verſammlung geſtoßen.

Erbittert begab ſich Antimachus auf die Burg und unterrichtete den König von der Ankunft der griechiſchen Geſandtſchaft. Nun erhub ſich im Rathe des Königes und ſeiner Söhne ſelbſt eine lange zwieſpältige Berathung, zu welcher auch ein Aelteſter, der edle Panthous, der das volle Vertrauen des alten Königes genoß, gezogen wurde. Dieſer wandte ſich an den tapferſten, edelſten und tugendhafteſten aller Söhne des Königes, an Hektor, mit der flehentlichen Bitte, dem Rath aller beſſern Trojaner nachzugeben und die unheilvolle Urheberin des Krieges auszuliefern. „Hat doch," ſprach er, „Paris ſo viele Jahre lang Zeit gehabt, ſich ſeines ungerechten Raubes zu erfreuen und ſeine Luſt zu büßen! Jetzt ſind alle unſre verbündeten Städte zerſtört und ihr Untergang weiſſagt uns unſer eigenes Schickſal; dazu haben die Griechen deinen kleinen Bruder Polydorus in ihrer Gewalt, und wir wiſſen nicht, was aus ihm werden wird, wenn wir den Griechen Helena nicht ausliefern!"

Hektor wurde ſchamroth und bis zu Thränen betrübt, als er der Unthat ſeines Bruders Paris gedachte. Dennoch ſprach er ſich im Rathe des Königes nicht für die Auslieferung der Fürſtin aus. „Sie iſt," antwortete er dem Panthous, „einmal die Schutzflehende unſres Hauſes. Als ſolche haben wir ſie aufgenommen, ſonſt hätten wir ſie von der Schwelle des Königspalaſtes zurückweiſen müſſen. Statt dieß zu thun, haben wir ihr und dem Paris ein prächtiges Haus gebaut, und ſie haben darin in Herrlichkeit und Freuden lange Jahre verlebt, und ihr Alle habt dazu geſchwiegen und habt doch dieſen Krieg kommen ſehen! Warum ſollen wir ſie jetzt vertreiben?" — „Ich habe nicht geſchwiegen," erwiederte Panthous, „mein Gewiſſen iſt ruhig: ich habe euch die Prophezeiung meines Vaters mitgetheilt und euch gewarnt; ich warne euch zum zweitenmal. Komme was da will, ich werde die Stadt und den König mit euch getreulich vertheidigen helfen, auch wenn ihr meinen heilſamen Rath nicht befolget!" Mit ſolchen Worten verließ er die Verſammlung der Königsſöhne.

In dieſer wurde zuletzt auf Hektor's Vorſchlag beſchloſſen, zwar die Fürſtin Helena nicht auszuliefern, wohl aber Genugthuung und Erſatz für Alles zu leiſten, was mit ihr geraubt worden ſey. An ihrer Statt ſollte dem Menelaus eine der Töchter des Königes Priamus ſelbſt, die weiſe Kaſſandra oder die in Jugendblüthe heranreifende Polyxena, mit königlicher Mitgift zur Gemahlin angeboten werden. Als die griechiſchen Geſandten, vor den König und ſeine Söhne geführt, dieſen Vorſchlag vernahmen, ergrimmte Menelaus und ſprach: „Wahrhaftig, es iſt weit mit mir gekommen, wenn ich, ſo viele Jahre des Ehegemahls meiner Wahl beraubt, am Ende von den Feinden mir eine Gattin ausleſen laſſen muß! Behaltet eure Barbarentöchter und gebt mir das Weib meiner Jugend zurück!" Dagegen erhob ſich der Eidam des Königes, der Gemahl Kreuſa's, der Held Aeneas, und rief dem Fürſten Menelaus, der die letzten Worte mit verächtlichem

Hohnlachen geſprochen hatte, mit rauher Stimme zu: „Du ſollſt weder das Eine noch das Andre erhalten, Elender, wenn es nach meiner Abſtimmung geht, und nach der Meinung aller derjenigen, die den Paris lieben und es mit der Ehre dieſes alten Königshauſes halten! Noch hat das Reich des Priamus ſeine Beſchützer! Und ſollte auch der Knabe Polydorus, der Sohn des Kebsweibes ihm verloren gehen, ſo iſt Priamus dadurch nicht kinderlos geworden! Sollen die Griechen einen Freibrief von uns erhalten, Frauen zu rauben? Genug der Worte! Wenn ihr euch nicht auf der Stelle mit eurer Flotte davon macht, ſo ſollet ihr den Arm der Trojaner fühlen! Noch haben wir ſtreitluſtiger Jugend genug und aus der Ferne kommen uns von Tag zu Tag mächtigere Verbündete, wenn auch die Schwachen in der Nähe erlegen ſind!"

Dieſe Rede des Aeneas wurde von lautem Beifallsruf in der Trojaniſchen Fürſtenverſammlung begleitet und die Geſandten nur durch Hektor vor rohen Mißhandlungen geſchützt. Voll heimlicher Wuth entfernten ſie ſich mit ihrem Gefangenen, Polydorus, den der König Priamus nur aus der Ferne erblickt hatte, und kehrten zu den Schiffen der Griechen zurück. Als ſich hier die Nachricht von dem verbreitete, was ihnen in Troja widerfahren war, von den Umtrieben des Antimachus, von dem Uebermuthe des Aeneas und aller Priamusſöhne, außer Hektor, entſtand ein Auflauf unter dem Heere, und alles Volk ſchrie mit wilden Gebärden um Rache. Ohne lange die Fürſten zu fragen, wurde in einer unordentlichen Kriegerverſammlung der Beſchluß gefaßt, den unglücklichen Knaben Polydorus büßen zu laſſen, was ſeine Brüder und ſein Vater verſchuldet. Und auf der Stelle ſchritten ſie zur Ausführung des Beſchloſſenen. Das arme Kind wurde auf Schußweite unter die Mauern Troja's geführt, und als, durch den großen Heeresauflauf herbeigelockt, König Priamus ſelbſt mit ſeinen Söhnen auf den Mauern erſchien, tönte bald ein kläglicher Weheruf von den Zinnen herab, denn mit ihren eigenen Augen mußten ſie ſehen, wie die Drohung des Odyſſeus an dem Knaben vollzogen ward. Steine flogen von allen Seiten gegen ſein bloßes Haupt und ſeinen aller Beſchirmung baaren Leib, und unter unzähligen Würfen ſtarb er eines kläglichen und grauſamen Todes. Den zerfleiſchten Leichnam geſtatteten die Griechenfürſten dem flehenden Vater zum ehrlichen Begräbniß auszuliefern, und die Diener des Königes erſchienen, von dem Trojanerhelden Idäus begleitet, und luden die Leiche des Kindes unter Thränen und Wehklagen auf den Trauerwagen, der ſie dem troſtloſen Vater zuführen ſollte.

Chryſes, Apollo und der Zorn des Achilles.

Unter dieſen Begebenheiten war das zehnte Jahr des Krieges angebrochen, und der griechiſche Held Ajax von vielen glücklichen Streifzügen zurückgekehrt. Mit der Ermordung des Polydorus aber flammte der Haß zwiſchen beiden Nationen feuriger auf, als zuvor, und die Götter des Himmels ſelbſt, die einen durch die Grauſamkeit der Griechen den Trojanern zugeneigt, die andern zum Schutze der Danaer aufgeregt, nahmen thätigen Antheil an dem Kampfe: Juno, Minerva, Merkur, Neptun, Vulkan auf Seite der Griechen, auf der Gegenſeite Mars und Venus, ſo daß von dieſem zehnten und letzten Jahre der Belagerung Troja's zehnmal mehr erzählt und geſungen wird, als von den neun andern. Denn jetzt hebt das Lied des Fürſten der Dichter, des Homerus, vom Zorne des Achilles an, und von allen Uebeln, die der Groll ihres größten Helden über die Achiver brachte.

Die Veranlaſſung zum Zorne des Peliden war folgende. Die Griechen hatten nach der Rückkehr ihrer Geſandten die Drohung der Trojaner nicht vergeſſen, und bereiteten ſich in ihrem Lager zu entſcheidenden Kämpfen vor, als der Prieſter Apollo's, Chryſes, dem ſeine Tochter von Achilles geraubt und dem König Agamemnon überlaſſen worden war, den Lorbeer ſeines Gottes um den goldenen Friedensſtab geſchlungen, mit reichen Löſegeldern im Schiffslager der Griechen ankam, ſeine Tochter freizukaufen. Mit dieſer Bitte ſtellte er ſich vor die Atriden und das geſammte Heer, und ſprach: „Ihr Söhne des Atreus und andre Achiver, mögen euch die Olympiſchen Vertilgung Troja's und glückliche Heimkehr verleihen, wenn ihr, den fernhintreffenden Gott Apollo, deſſen Prieſter ich bin, ehrend, mir gegen die Löſung, die ich bringe, die geliebte Tochter zurückgebet!"

Das ganze Heer gab ſeinen Worten Beifall und gebot, den ehrwürdigen Prieſter zu ſcheuen und die köſtliche Löſung anzunehmen. Nur der König Agamemnon, der die liebliche Sklavin nicht verlieren wollte, wurde zornig und ſprach: „Laß dich nicht mehr bei den Schiffen treffen, Greis, weder jetzt noch in Zukunft; deine Tochter iſt und bleibt meine Dienerin und wird in meinem Königshauſe zu Argos bis ins Alter hinter dem Webſtuhl ſitzen! Geh, reize mich nicht, mache, daß du geſund in deine Heimath kommſt!“

Chryſes erſchrack und gehorchte. Schweigend eilte er an den Meeresſtrand; dort aber erhob er ſeine Hände zu dem Gotte, dem er diente, und flehte ihn an: „Höre mich, Sminthier, der du zu Chryſa, Cilla und Tenedos herrſcheſt! Wenn ich je dir deinen Tempel zum Wohlgefallen geſchmückt, und dir auserleſene Opfer dargebracht habe, ſo vergilt jetzt den Achivern mit dem Geſchoſſe!“

So betete er laut: und Apollo erhörte ſeine Bitte. Zorn im Herzen verließ er den Olymp, Bogen und Köcher mit den hallenden Pfeilen auf der Schulter; ſo wandelte er einher wie die düſtere Nacht, dann ſetzte er ſich in einiger Entfernung von den griechiſchen Schiffen nieder und ſchnellte Pfeil um Pfeil ab, daß ſein ſilberner Bogen grauenvoll erklang. Wen aber ſein unſichtbarer Pfeil traf, der ſtarb den plötzlichen Tod der Peſt. Anfangs nun erlegte er im Lager nur Maulthiere und Hunde, bald aber wandte er ſein Geſchoß auch gegen die Menſchen, daß einer um den andern dahinſank und bald die Todtenfeuer unaufhörlich aus den Scheiterhaufen loderten. Neun Tage lang wüthete die Peſt im griechiſchen Heere. Am zehnten Tage berief Achilles, dem die Beſchirmerin der Griechen, Juno, es ins Herz gelegt, eine Volksverſammlung, nahm das Wort, und rieth, einen der Opferprieſter, Seher oder Traumdeuter im Heere zu befragen, durch welche Opfer der Eifer Phöbus Apollo's beſänftigt und das Unheil abgewendet werden könne.

Hierauf ſtand der weiſeſte Vogelſchauer im Heere, der Seher Kalchas auf, und erklärte, den Zorn des fernhintreffenden Gottes deuten zu wollen, wenn ihm der Held Achilles Schutz zuſpräche. Der Sohn des Peleus hieß ihn getroſt ſeyn und Kalchas ſprach: „Keine verſäumten Gelübde oder Hekatomben haben den Gott erzürnt. Er iſt ergrimmt über die Mißhandlung ſeines Prieſters durch Agamemnon, und wird ſeine Hand zu unſerm Verderben nicht zurückziehen, bis das Mägdlein dem erfreuten Vater zurückgegeben und ohne Entgeld mit einem hundertfachen Sühnopfer nach Chryſa heimgeführt wird. Nur auf dieſe Weiſe möchten wir die Gnade des Gottes wieder gewinnen.“

Im Buſen des Königes Agamemnon ſchwoll die Galle bei dieſen Worten des Sehers; ſein Auge funkelte, und er begann mit drohendem Blicke: „Unglücksſeher, der noch nie ein Wort geſprochen, das mir Gedeihen gebracht hätte, auch jetzt beredeſt du das Volk, der Fernhintreffer habe uns die Peſt geſandt, weil ich das Löſegeſchenk für die Tochter des Chryſes verworfen habe. Wahr iſt's, ich behielte ſie gern in meinem Hauſe, denn ſie iſt mir lieber, als ſelbſt Klytämneſtra, das Weib meiner Jugend, und ſtehet ihr an Wuchs, Schönheit, Geiſt und Kunſt nicht nach! Dennoch will ich ſie eher zurückgeben, als daß ich das Volk verderben ſehe. Aber ich verlange ein anderes Ehrengeſchenk zum Erſatze für ſie!“

Nach dem Könige nahm Achilles das Wort: „Ich weiß nicht, ruhmvoller Atride,“ ſprach er, „welches Ehrengeſchenk deine Habſucht von den Achivern verlangt. Wo iſt denn noch viel Gemeinſchaftliches aufgeſpeichert? Alle Beute aus den eroberten Städten iſt längſt vertheilt, und den Einzelnen kann man doch das Ausgetheilte nicht wieder nehmen! Darum entlaß die Tochter des Prieſters!

Wenn uns dereinſt Jupiter die Eroberung Troja's gönnt, ſo wollen wir dir den Verluſt drei- und vierfach erſetzen!" „Tapferer Held," rief ihm der König zu, „ſinne nicht auf Trug! Meinſt du, ich werde deinem Befehle folgen und mein Geſchenk hergeben, während du das deinige behältſt? Nein. Geben mir die Griechen keinen Erſatz, ſo gehe ich hin, mir einen aus eurer Beute zu holen, ſey es ein Ehrengeſchenk des Ajax oder des Odyſſeus, oder auch das deinige, Pelide; möget ihr dann noch ſo ſehr zürnen. Doch davon reden wir ein andermal. Jetzt aber immerhin ein Schiff und die Hekatombe gerüſtet; ſie ſelbſt, die roſige Tochter des Chryſes möget ihr einſchiffen, und einer der Fürſten, meinethalben du, Achilles, mag das Schiff befehligen!"

Finſter entgegnete Achilles: „Schamloſer, ſelbſtſüchtiger Fürſt! wie mag dir nur ein Grieche noch gehorchen! Ich ſelbſt, dem die Trojaner nichts zu Leide gethan haben, bin nur dir gefolgt, um deinen Bruder Menelaus dir rächen zu helfen. Und das achteſt du nun nicht, ſondern willſt mir mein Ehrengeſchenk entreißen, das ich mir mit meinem Schweiß errungen und die Griechen mir geſchenkt haben! Bekam ich doch nach keiner Städteeroberung je ein ſo herrliches Geſchenk, wie du; die ſchwerſte Laſt des Kampfes hatte mein Arm ſtets zu tragen, aber wenn es zur Theilung kommt, trägſt du das Beſte davon, und ich kehre ſtreitmüde und mit wenigem vergnügt zu den Schiffen zurück! Jetzt aber gehe ich heim nach Phthia; verſuch' es, und häufe dir Güter und Schätze ohne mich!"

„Fliehe nur, wenn dir's dein Herz gebeut," rief ihm Agamemnon zu, „ich habe genug Helden ohne dich, du biſt doch einer der Zankſüchtigſten! Aber wiſſe, die Tochter des Chryſes erhält zwar ihr Vater wieder, ich dagegen hole mir ſelbſt die liebliche Briſëis aus deinem Zelte, damit du lerneſt, wie viel ich höher als du ſey, und keiner mehr es wage, mir in's Antlitz zu trotzen, wie du thuſt!“

Achilles entbrannte, ſein Herz rathſchlagte unter ſeiner Männerbruſt, ob er das Schwert ziehen und den Atriden auf der Stelle niederhauen oder ſeinen Zorn beherrſchen ſolle. Da ſtand plötzlich unſichtbar hinter ihm die Göttin Athene, enthüllte ſich ihm allein, indem ſie ihn am braunen Lockenhaar faßte und ſprach flüſternd: „Faſſe dich, zücke das Schwert nicht, ſchelten magſt du immerhin. Wenn du mir gehorchſt, verſpreche ich dir dreifache Gabe!“

Auf dieſe Mahnung hemmte Achilles ſeine Rechte am ſilbernen Hefte des Schwertes und ſtieß es in die Scheide zurück; aber ſeinen Worten ließ er freien Lauf: „Unwürdiger,“ ſprach er, „wann hat dein Herz dir eingegeben, mit den Edelſten Griechenlands in einen Hinterhalt zu ziehen, oder in offener Schlacht zuvorderſt zu kämpfen? Viel bequemer dünkt es dir, hier im Heereslager ſein Geſchenk dem zu entwenden, der es wagt, dir zu widerſprechen! Aber ich ſchwöre dir bei dieſem Fürſtenſcepter, ſo gewiß er nie wieder als Baumaſt grünen wird, hinfort ſieheſt du den Sohn des Peleus nicht mehr in der Schlacht; umſonſt wirſt du Rettung ſuchen, wenn der Männer mordende Hektor die Griechen ſchaarenweiſe niederwirft; umſonſt wird alsdann an deiner Seele der Gram freſſen, daß du den edelſten der Danaer keiner Ehre werth geachtet haſt!“ So ſprach Achilles, warf ſeinen Scepter auf die Erde und ſetzte ſich nieder. Vergebens ſuchte der ehrwürdige Neſtor die Streitenden mit milder Rede zu verſöhnen. Endlich rief Achilles, ſich aus der Verſammlung erhebend, dem Könige zu: „Thue was du willſt, nur muthe mir keinen Gehorſam weiter zu. Nie werde ich des Mägdleins wegen gegen dich oder Andere die Arme zum Streit aufheben. Ihr gabet ſie mir, ihr könnt ſie mir auch wieder nehmen. Aber laß dir nicht einfallen, das Mindeſte ſonſt bei meinen Schiffen anzutaſten, wenn du nicht willſt, daß dein Blut von meiner Lanze triefe!“

Die Verſammlung trennte ſich. Agamemnon ließ die Tochter des Chryſes und die Hekatombe zu Schiffe bringen und Odyſſeus führte beide ihrer Beſtimmung zu. Dann aber berief der Atride die Herolde Talthybius und Eurybates und befahl ihnen, die Tochter des Briſes aus dem Zelte des Peliden zu holen. Die Herolde gingen ungerne, jedoch dem drohenden Wort ihres Herrſchers gehorchend, zum Schiffslager. Sie fanden den Achilles vor ſeinem Zelte ſitzend; und er wurde ihres Anblickes nicht fröhlich; ſie ſelbſt aber wagten vor Scheu und Ehrfurcht nicht, zu verkündigen, weswegen ſie kämen. Aber Achilles hatte es ihnen im Geiſte ſchon abgelauſcht. „Freude ſey mit euch,“ rief er ihnen zu, „ihr Herolde Jupiters und der Menſchen! Nahet euch immerhin; nicht ihr traget die Schuld eurer Forderung, ſondern Agamemnon. Wohlan denn, Freund Patroklus, führe die Jungfrau heraus und übergib ſie ihnen. Aber ſie ſelbſt ſollen mir Zeugen ſeyn vor den Göttern, den Menſchen und jenem Wütherich: wenn man je wieder meiner Hülfe bedarf, ſo iſt es nicht meine Schuld, ſondern die Schuld des Atriden, wenn ich nicht erſcheine.“

Patroklus brachte das Mädchen, die den Herolden widerſtrebend folgte, denn ſie hatte ihren milden Herrn lieb gewonnen. Achilles aber ſetzte ſich weinend an den Strand, ſchaute hinunter in die dunkle Meerfluth und flehte ſeine Mutter Thetis um Hülfe an. Da ertönte ihre Stimme aus der Tiefe: „Wehe mir, mein Kind, daß ich dich gebar; ſo kurz, ſo gar kurz währet dein Leben; und nun ſollſt du auch noch ſo viel Thränen und Kränkung erfahren! Aber ich ſelbſt gehe hinauf zum Donnerer und flehe für dich um Hülfe. Zwar iſt er geſtern zum Mahle der frommen Aethiopier an den Strand des Oceanus gegangen, und erſt nach zwölf Tagen wird er wiederkehren; dann aber eile ich hinauf zu ihm und umfaſſe ihm die Kniee. So lange ſetze du dich zu deinen Schiffen, zürne den Danaern und enthalte dich des Krieges." Achilles verließ, mit der Antwort ſeiner Mutter im Herzen, den Strand und ſetzte ſich grollend, mit verſchlungenen Armen, in ſeinem Zelte nieder.

Inzwiſchen war Odyſſeus mit dem Schiffe zu Chryſa angekommen und übergab dem freudig überraſchten Vater ſein holdſeliges Kind. Dankbar hob Chryſes ſeine Hände gen Himmel und flehte zu Phöbus um Abwendung der Plage, die er den Griechen zugeſandt, und in dieſem Augenblicke hörte die Peſt unter dem griechiſchen Heere auf, und als Odyſſeus mit dem Schiffe ins Lager der Griechen zurückkam, fand er dieſe des Uebels ledig.

Der zwölfte Tag, ſeit Achilles ſich in ſeine Lagerſtätte zurückgezogen hatte, war angebrochen und Thetis hatte ihr Verſprechen nicht vergeſſen. Im frühſten Morgennebel tauchte ſie aus dem Meere und ſtieg empor zum Olymp. Hier fand ſie auf der höchſten Kuppe des gezackten Berges, abſeits von den andern Göttern, den waltenden Jupiter gelagert, ſetzte ſich zu ihm, und mit der Linken ſeine

Kniee umſchlingend, mit der Rechten nach der Sitte Flehender ſein Kinn berührend, ſprach ſie zu ihm: „Vater Zeus, wenn ich dir je mit Worten oder Thaten gedient habe, ſo gewähre mir mein Verlangen: Ehre meinen Sohn, der vom Geſchicke ſo früh zu welken beſtimmt iſt; Agamemnon hat ihn jetzt eben aufs Tiefſte gekränkt und ihm das Ehrengeſchenk entzogen, das er ſelbſt erbeutet hatte. Deswegen bitte ich dich, Göttervater, gib den Trojanern ſo lange Sieg, bis die Griechen meinem Sohne wieder die verdiente Ehre erweiſen!“ Lange blieb Jupiter unbeweglich und ſchweigend. Aber Thetis ſchmiegte ſich ihm immer feſter ans Knie und flüſterte: „So gewähre mir doch meine Bitte, Vater, oder verweigere ſie mir rund weg, damit ich es wiſſe, ob ich mehr als alle andere Götter einer Ehre von dir gewürdigt werde!“ So nöthigte ſie endlich den Vater der Götter zu der unmuthigen Antwort: „Es iſt nicht zum Heile, daß du mich zwingſt, mit der Göttermutter Juno zu hadern, die ohnehin mir immer zuwider iſt. Eile nur hinweg, daß ſie dich nicht bemerke, und es genüge dir der Wink meines Hauptes, welcher der untrüglichſten Verheißung gleich iſt.“ So ſprechend nickte Jupiter mit ſeinen Augenbraunen und die Höhen des Olymps erbebten von dem Nicken ſeines Hauptes. Zufrieden fuhr Thetis hinab zur Meerestiefe. Juno aber, welche die Rathſchlagung ihres Gemahles mit der Göttin wohl beachtet hatte, trat heran zu Jupiter und reizte ihn mit Vorwürfen. Doch dieſer antwortete der Göttin ruhig: „Getraue dir nicht einzuſehen, was ich beſchließe; ſchweig und gehorche meinem Gebote.“ Da erſchrack Juno vor dem Wort ihres Gemahls, des Götter- und Menſchenvaters, und wagte nicht weiter Einſprache gegen ſeinen Entſchluß zu thun.

Verſuchung des Volkes durch Agamemnon.

Jupiter gedachte des Winks, den er der Meeresgöttin Thetis zugenickt hatte. Er ſchickte den Traumgott in das Lager der Griechen und in das Zelt des ſchlummernden Königs Agamemnon. Dieſer ſtellte ſich in Neſtors Geſtalt, den der König vor allen andern Aelteſten ehrte, zu ſeinen Häupten und ſprach zu ihm: Schläfſt du, Sohn des Atreus? ein Mann, der das ganze Volk berathen ſoll, darf nicht ſo lange ſchlafen. Höre mich, der ich als ein Bote Jupiters zu dir komme; er befiehlt dir, die Achiver zur Schlacht zu rüſten: jetzt ſey die Stunde, wo Troja bezwungen werden kann. Die Himmliſchen ſind entſchloſſen und Verderben ſchwebt über der Stadt."

Agamemnon erwachte vom Schlafe und ſprang vom Lager. Er band ſich die Sohlen unter die Füße, zog das Gewand an, hängte das Schwert über die Schulter, ergriff den Scepter und wandelte in der Frühe des Morgens nach den Schiffen. Die Herolde gingen auf ſein Geheiß, das Volk zur Verſammlung zu rufen, von einer Lagerſtatt zu der andern; die Fürſten des Heeres aber wurden am Schiffe Neſtors in einen Rath verſammelt. Hier eröffnete Agamemnon die Berathung mit den Worten: „Freunde, vernehmet! ein gottgeſandter Traum, in Neſtors Geſtalt zu mir tretend, hat mich belehrt, daß, von Jupiter herabgeſandt, über Troja Verderben ſchwebe. Laßt uns nun ſehen, ob es uns gelingt, die durch den Zorn des Achilles entmuthigten Männer zur Schlacht zu rüſten. Ich ſelbſt will ſie zuerſt mit Worten verſuchen und ihnen den Rath ertheilen, zu Schiffe zu gehen und die trojaniſche Küſte zu verlaſſen, dann ſollt ihr euch, der eine da, der andere dorthin eilend, vertheilen, und die Völker zum Bleiben zu bewegen ſuchen.“ Nach Agamemnon erhob ſich Neſtor und ſprach zu den Fürſten: „Wenn ein anderer Mann uns einen ſolchen Traum erzählte, ſo würden wir ihn der Lüge beſchuldigen und uns verächtlich abwenden. So aber iſt der, der dieſen Traum geſehen hat, der erſte Fürſt aller Danaer; und darum glauben wir ihm und gehen ans Werk!“ Neſtor verließ den Rath und alle Fürſten folgten ihm auf den Markt, wo das geſammte Volk ſich ſchon wie ein Bienenſchwarm verſammelte. Neun Herolde ordneten daſſelbe, daß es ſich im Kreiſe lagerte und allmählig der Lärm und das Flüſtern der Redenden verſtummte. Dann ſprach Agamemnon, in der Mitte der Verſammlung ſtehend und auf ſeinen Herrſcherſtab ſich lehnend: „Lieben Freunde, verſammelte heldenmüthige Streiter des Danaervolkes, der grauſame Jupiter hat mich in ſchwere Schuld verſtrickt, er, der mir einſt ſo gnädig gelobt hatte, daß ich nur als Vertilger Troja's heimziehen ſollte. Jetzt aber gefällt es ihm, der ſchon ſo viele Städte zu Boden geſchmettert hat und in ſeiner Allmacht noch niederſchmettern wird, mir zu befehlen, daß ich, nachdem ſo viel Volkes umſonſt erlegen iſt, ruhmlos nach Argos zurückkehren ſoll. Auch iſt es freilich ſchmählich, wenn ein ſpäteres Geſchlecht vernehmen ſoll, daß dieſes große Griechenvolk in einem heilloſen Streite gegen ſo viel ſchwächere Feinde fortkämpfe. Denn wahrhaftig, wenn wir die Zahl der Trojaner im Frieden mit der Zahl der Unſrigen meſſen wollten, ſo daß je ein Trojaner einem Tiſche von zehn Griechen den Wein kredenzte: viele Tiſche, däucht mir, würden des Weines entbehren müſſen. Aber freilich haben ſie mächtige Bundesgenoſſen aus vielen Städten, deren Macht mir nicht erlaubt, ihre Stadt zu vertilgen, wie ich wohl möchte. Inzwiſchen ſind neun Jahre herumgegangen, das Holz an unſern Schiffen wird anbrüchig, die Seile vermodern, unſere Weiber und Kinder ſitzen zu Hauſe und ſchmachten nach uns, ſo iſt es wohl das Beſte, wir fügen uns in Jupiters Gebot, gehen zu Schiffe und kehren ins liebe Land der Väter zurück.“ Die Worte Agamemnons bewegten die Verſammlung, wie ſchwellende Meereswogen. Das ganze Heer gerieth in Aufruhr; Alles ſtürzte den Schiffen zu, daß der Staub in die Luft wirbelte; einer ermunterte den andern, die Schiffe ins Meer zu ziehen; die Balken unter dieſen wurden hinweggezogen, die Graben, die mit dem Meer in Verbindung ſtanden, geräumt.

Den Freunden der Griechen im Olymp ſelbſt wurde bange, als ſie den Ernſt der Völker ſahen, und Juno ermahnte Minerva, hinunter zu eilen ins Heer der Achiver und durch ihre ſchmeichelnde Götterrede die Flucht derſelben zu hemmen. Pallas Athene gehorchte ihr und flog von den Felſenhöhen des Olymp hinab ins Schiffslager der Griechen. Hier fand ſie den Odyſſeus mit gramvollem Herzen regungslos vor ſeinem Schiffe ſtehend, das er nicht zu berühren wagte. Die Göttin näherte ſich ihm, und indem ſie ſich ſeinen Blicken offenbarte, ſprach ſie freundlich zu ihm: „Alſo wollet ihr euch wirklich in die Schiffe ſtürzen und fliehen? wollet dem Priamus den Ruhm und den Trojanern Helena laſſen, die Griechin, um welche ſo viele Griechen, fern vom Vaterlande, dahingeſunken ſind? Nein, das wirſt du nicht dulden, edler, kluger Odyſſeus! Eilig dich ins Heer der Danaer geworfen, nicht gezaudert! brauche deiner Beredtſamkeit, ermahne, hemme ſie.“ Auf den Ruf der Göttin warf Odyſſeus ſchnell ſeinen Mantel weg, den Eurybates, ſein Herold, der ihm gefolgt war, aufnahm, und eilte unter das Volk. Stieß er nun auf einen der Fürſten und edlern Männer, ſo hielt er ihn mit freundlichen Worten an und ſprach ihm zu: „Ziemt es dir auch, mein Trefflicher, zu verzagen, wie ein Feigling? Du ſollteſt vielmehr ruhig bleiben und auch die Andern beruhigen. Weißeſt du doch nicht, wie der Atride wirklich im Herzen geſinnt iſt, und ob er die Griechen nicht hat verſuchen wollen!“ Wenn er aber wo einen Mann vom Volke lärmend und ſchreiend antraf, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und bedrohte ihn mit lauter Stimme: „Elender, rühre dich nicht; hör' du, was Andre ſagen, du, den man weder im Kampf, noch im Rathe rechnen kann! Wir Griechen können doch nicht alle Könige ſeyn! Vielherrſchaft iſt nichts nütze, nur Einem hat Jupiter den Scepter verliehen, und dieſem ſollen die Andern gehorchen!“

So ließ Odyſſeus ſeine herrſchende Stimme durchs Heer erſchallen, und bewog endlich das Volk von den Schiffen auf den Verſammlungsplatz zurückzuſtrömen. Allmählich wurde alles ruhig und verharrte geduldig auf den Sitzen. Nur eine einzige Stimme krächzte noch: es war Therſites, der ſich, wie gewöhnlich, mit fordernden Scheltworten gegen die Fürſten vernehmen ließ. Dieſer war der häßlichſte Mann, der aus Griechenland mit vor Troja gekommen war; er ſchielte mit dem einen Auge und war lahm am andern Fuße, hatte einen Höcker auf dem Rücken, die Schultern gegen die Bruſt eingeengt, einen

Spitzkopf, deſſen Scheitel nur mit dünner Wolle ſpärlich beſäet war. Beſonders war der Haderer dem Peliden und Odyſſeus verhaßt, denn gegen dieſe Helden läſterte er unaufhörlich. Dießmal aber kreiſchte er ſeine Schmähungen dem Völkerfürſten Agamemnon entgegen: „Was haſt du zu klagen, Atride,“ ſchrie er; „weſſen bedarfſt du denn? Iſt nicht dein Zelt voll von edlem Erz, und voll von Weibern? Du läſſeſt es dir wohl ſeyn, und wir ſollen uns von dir in allen Jammer hineinführen laſſen? Viel beſſer thun wir, auf den Schiffen heimzuſegeln, und dieſen hier allein vor Troja ſich mit Ehrengeſchenken mäſten zu laſſen! Hat er doch jetzt ſelbſt den mächtigen Achilles verunehrt und vorenthält ihm ſeine Ehrengabe. Aber der träge Pelide hat keine Galle in der Leber, ſonſt hätte der Tyrann heute zum letzten Male gefrevelt!“

Während Therſites ſo ſchalt, ſtellte ſich Odyſſeus neben ihn und maß ihn mit finſterem Blick, dann hub er ſein Scepter, bläute ihm Rücken und Schultern und rief: „Find' ich dich noch einmal im Wahnſinne toben, wie jetzt, du Schuft! ſo ſoll mein Haupt nicht auf meinen Schultern ſtehen, und Telemachus nicht mein Sohn ſeyn, wenn ich dir nicht die Kleider bis auf die Blöße vom Leibe ziehe, und dich mit Geißelhieben geſtäupt nackt zu den Schiffen ſende!“ Therſites krümmte ſich unter den Streichen des Helden mit blutigen Striemen auf Schulter und Nacken, und lief dann tobend vor Schmerz und heulend vor Wuth von dannen. Im Volk aber ſtieß ein Nachbar den andern lachend an, und freute ſich darüber, daß der ekelhafte Menſch die verdiente Strafe erhielt.

Jetzt aber trat der Held Odyſſeus vor das Volk; neben ihm Pallas Athene, welche die Geſtalt eines Herolds angenommen hatte, und den Völkern Stillſchweigen gebot. Er ſelbſt hob ſeinen Fürſtenſtab in die Höhe, daß die Umſtehenden aufmerkten und ſprach: „Sohn des Atreus! wahrhaftig, ſo weit iſt es gekommen, daß die Griechen dir Schmach bereiten und ihren Verheißungen ungetreu werden, ſie, die verſprochen haben, nicht eher von dannen zu ziehen, als bis ſie Troja vertilgt hätten. Nun jammern ſie wie Weiber und kleine Kinder nach der Heimkehr, und klagen einander ihr Leid! Aber welche Schande wäre es für uns, nachdem wir ſo lange hier verweilt, leer heimzukehren! Darum, ihr Freunde! geduldet euch doch noch ein weniges; erinnert euch an das Zeichen, das uns vor unſerer Abfahrt nach Aulis zu Theil wurde, als wir auf geweihten Altären, um jenen Sprudelquell her, Hekatomben unter dem ſchönen Ahornbaume opferten. Mir iſts, als wäre es erſt geſtern geſchehen! Ein gräßlicher Drache mit dunkelfarbigen Schuppen ſchlüpfte unter dem Altare hervor, und fuhr ſchlängelnd an dem Ahornbaume hinauf. Dort hing ein Sperlingsneſt mit nackten Jungen ſchwankend auf einem Aſte: ihrer achte ſchmiegten ſich in die Blätter, das neunte aber war die brütende Mutter der Vögel. Die umflog mit kläglichem Zwitſchern die Kleinen, bis der Drache ſein Haupt hindrehte und die jammernde am Flügel erhaſchte. Nachdem er die Mutter ſammt den Jungen verzehrt, verwandelte Jupiter, der den Drachen geſandt hatte, ihn zum offenbaren Wunderzeichen in einen Stein, und ihr Achiver ſahet es mit ſtaunendem Grauen. Kalchas aber, der Seher, rief euch zu: Was ſtehet ihr verſtummt, ihr Griechen? Wiſſet ihr nicht, daß dieß Wunder eine Wahrſagung Jupiters iſt? Die neun Sperlinge ſind neun Jahre, die ihr um Troja kriegen

werdet; im zehenten aber werdet ihr die prachtvolle Stadt erobern. So weiſſagte damals Kalchas. Nun aber wird ja Alles vollendet! Die neun Jahre des Kampfes ſind vorüber, das zehnte Jahr iſt erſchienen und der Sieg muß mit ihm kommen. So harret denn die kleine Weile miteinander noch aus, ihr Griechen! Bleibet, bis wir die Veſte des Königes Priamus zerſtört haben!“

Ein Jubel der verſammelten Argiver beantwortete die Rede des Odyſſeus, der weiſe Neſtor benützte die umgewandelte Stimmung der Völker und rieth dem Könige Agamemnon, ſofort, wenn ſich etwa noch einer unbändig nach der Heimkehr ſehnte, einem ſolchen nicht zu verwehren, zu Schiffe zu gehen und von dannen zu fahren. Dann aber ſollte er die Männer nach Stamm und Geſchlecht abſondern und kämpfen laſſen: ſo würde er am ſicherſten erfahren, wer von Kriegern und Führern der Muthigere oder der Feigere ſey, und ob Göttergewalt, oder Furcht, oder mangelnde Kriegserfahrung die Eroberung Troja's verhindere. Erfreut antwortete auf dieſen Vorſchlag der Völkerfürſt:

„Fürwahr, Neſtor, du der Greis übertriffſt unſere Männer alle durch Einſicht. Hätte ich im Rathe der Griechen noch zehen deines Gleichen, ſo ſollte mir Troja's hochragende Burg bald zertrümmert in den Staub ſinken! Ich ſelbſt muß geſtehen, daß ich unbeſonnen gehandelt habe, mich mit Achilles wegen des Mädchens zu entzweien. Jupiter hatte mich damals mit Blindheit geſchlagen. Verſöhnen wir beide uns je wieder, ſo wird der Untergang Troja's nicht länger ſäumen! Doch nun wollen wir uns zum Angriffe rüſten, ſtärke ſich jeder mit einem Mahl, bereite Schild und Lanze, füttre und tränke ſeine Roſſe, beſichtige den Streitwagen und gedenke der Schlacht, die bis zum Abend dauern wird. Bleibt mir einer abſichtlich bei den Schiffen zurück, deſſen Leib ſoll den Hunden und Vögeln nicht entgehen!"

Als Agamemnon ausgeredet, ſchrieen die Danaer laut auf, daß es tönte wie die Meerfluth, wenn ſie ſich beim Südwind am hohen Felſenſtrande bricht. Das Volk ſprang auf, jeder eilte zu ſeinen Schiffen und bald ſah man den Rauch des Frühſtücks aus den Lagerhütten dampfen. Agamemnon ſelbſt opferte dem Jupiter einen Stier und lud die edelſten Achiver zum Mahle ein. Als dieß vorüber war, gebot er den Herolden, die Griechen zur Schlacht zu rufen, und bald ſtürzten die Haufen, Schaaren von Kranichen oder Schwänen gleich, die am Flußufer hinflattern, auf die ſkamandriſche Wieſe. Die Führer, an ihrer Spitze der Atride, ordneten die Reihen. Herrlich war der Fürſt der Fürſten Agamemnon anzuſchauen, an Augen und Haupt dem Göttervater gleich, an breiter Bruſt dem Neptunus und gerüſtet wie der ſtreitbare Kriegsgott ſelbſt.

Paris und Menelaus.

Das Heer, auf Neſtors Rath nach Volksſtämmen geordnet, ſtand in Schlachtordnung, als man endlich den Staub der aus ihren Mauern heranziehenden Trojaner gewahr wurde. Nun ſetzten ſich auch die Griechen in Bewegung. Als beide Heere einander nahe genug waren, daß der Kampf beginnen konnte, ſchritt aus der Reihe der Trojaner der Königsſohn Paris vor, in ein buntes Pantherfell gekleidet, den Bogen um die Schultern gehängt, ſein Schwert an der Seite, und indem er zwo ſpitze Lanzen ſchwenkte, forderte er den tapferſten aller Griechen heraus, mit ihm den Zweikampf zu wagen. Als dieſen Menelaus aus den ſich heranwälzenden Schaaren hervorſpringen ſah, freute er ſich, wie ein hungriger Löwe, dem eine anſehnliche Beute, ein Gemsbock oder ein Hirſch, in den Weg kommt, und ſchnell ſprang er in voller Rüſtung von ſeinem Wagen zur Erde herab, den frevelhaften Dieb ſeines Hauſes zu beſtrafen. Dem Paris aber graute beim Anblick eines ſolchen Gegners und er entzog ſich dem Kampfe erblaſſend und ins Gedränge ſeiner Landsleute zurückfahrend, als hätte er eine Natter geſehen. Als ihn Hektor ſo in die Menge der Trojaner zurücktauchen ſah, rief er ihm voll Unmuth zu: „Bruder, du biſt doch nur von Geſtalt ein Held, in Wahrheit aber nichts, als ein weibiſcher ſchlauer Verführer. Wäreſt du lieber geſtorben, ehe du um Helena gebuhlt! Siehſt du nicht, wie die Griechen ein Gelächter erheben, daß du es nicht wageſt, dem Manne Stand zu halten, dem du die Gattin geſtohlen haſt? Du wäreſt werth, zu erfahren, an welchem Manne du dich verſündigt, und ich würde dich nicht bemitleiden, wenn du dich verwundet auf dem Boden wälzteſt und der Staub dein zierliches Lockenhaar beſudelte.“ Paris antwortete ihm: „Hektor, dein Herz iſt hart und dein Muth unwiderſtehlich, wie eine Axt aus Erz, mit der der Schiffszimmermann Balken behaut, und du tadelſt mich nicht mit Unrecht; aber ſchilt mir nicht meine Schönheit, denn ſie iſt auch eine Gabe der Unſterblichen. Wenn du mich aber jetzt kämpfen ſehen willſt, ſo heiß Trojaner und Griechen ruhen; dann will ich um Helena und alle ihre Schätze mit dem Helden Menelaus vor allem Volke den Zweikampf wagen. Wer von uns beiden ſiegt, mag ſie heimführen: ein Bund ſoll es bekräftigen; ihr bauet alsdann das trojaniſche Land in Frieden und jene ſchiffen heim gen Argos."

Eine freudige Ueberraſchung hatte ſich Hektors bei dieſen Worten ſeines Bruders bemächtigt; er trat vor die Schlachtordnung heraus in die Mitte und hemmte, den Speer vorhaltend, den Anlauf der trojaniſchen Haufen. Als die Griechen ſeiner anſichtig wurden, zielten ſie in die Wette mit Wurfſpießen, Pfeilen und Steinen nach ihm. Agamemnon aber rief laut nach den griechiſchen Reihen zurück: „Haltet ein, Argiver, werfet nicht, der helmumflatterte Hektor begehrt zu reden!" Die Griechen ließen ihre Hände ſinken und verharrten in Schweigen rings umher; und nun verkündete Hektor mit lauter Stimme den Völkern den Entſchluß ſeines Bruders Paris. Seine Rede beantwortete ein tiefes Stillſchweigen. Endlich nahm Menelaus vor den Heeren das Wort: „Hört mich an," rief er, „mich, auf deſſen Seele der allgemeine Kummer am ſchwerſten laſtet! Endlich, hoffe ich, werdet ihr, Argiver und Trojaner, nachdem ihr um des Streites willen, den Paris angefacht, ſo viel Schlimmes erduldet habt, verſöhnt von einander ſcheiden! Einer von uns Zweien, welchen auch das Schickſal auserkohren hat, ſoll ſterben; ihr Andern aber ſollt in Frieden ſcheiden. Laßt uns opfern und ſchwören, alsdann mag der Zweikampf beginnen!"

Beide Heere wurden froh über dieſen Worten, denn ſie ſehnten ſich nach einem Ende des unſeligen Kriegs. Auf beiden Seiten zogen die Wagenlenker den Roſſen die

Zügel an, die Helden ſprangen von den Streitwagen, zogen die Rüſtungen aus und legten ſie, Feinde ganz nahe an Feinden, auf die Erde nieder. Hektor ſandte eilig zween Herolde nach Troja, die Opferlämmer zu bringen und den König Priamus herbeizurufen, auch der König Agamemnon ſchickte den Herold Talthybius zu den Schiffen, ein Lamm zu holen. Die Götterbotin Iris aber, in Priamus Tochter Laodice umgeſtaltet, eilte, die Botſchaft der Fürſtin Helena in die Stadt zu bringen. Sie fand ſie am Webeſtuhl, ein köſtliches Gewand mit den Kämpfen der Trojaner und Griechen durchwirkend, die Augen auf ihre Arbeit geheftet. „Komm doch heraus, trautes Kind," rief ſie ihr zu, „du ſollſt etwas Seltſames ſchauen! Die Trojaner und Griechen, die noch eben voll Ingrimms zur Feldſchlacht gegen einander heranrückten, ruhen ſtillſchweigend, auf die Schilde hingelehnt, die Speere in den Boden geſteckt, einander gegenüber; aller Krieg iſt beendigt; nur deine Gatten Alexander und Menelaus werden mit der Lanze um dich kämpfen, und wer ſeinen Gegner beſiegt, trägt dich als Gemahlin davon!"

So ſprach die Göttin und erfüllte das Herz Helena's mit Sehnſucht nach ihrem Jugendgemahl Menelaus, nach der Heimath und nach den Freunden. Sie hüllte ſich ſchnell in einen ſilberweißen Schleier, in welchen ſie die Thräne verbarg, die ihr an den Wimpern hing, und eilte, von Aethra und Klymene, zweien ihren Dienerinnen gefolgt, nach dem Skäiſchen Thore. Hier ſaß auf den Zinnen König Priamus mit den älteſten und verſtändigſten Greiſen des trojaniſchen Volkes, Panthous, Thymötus, Lampus, Klytius, Hiketaon, Antenor und Ukalegon; die beiden Letztern waren die verſtändigſten Männer von

Troja; ſie Alle ruhten zwar in ihrem hohen Alter vom Kriege aus; in der Rathsverſammlung aber war ihr Wort das tüchtigſte. Als dieſe von der Höhe des Thurmes Helena herankommen ſahen, flüſterten die Greiſe, die Geſtalt der Fürſtin beſtaunend, einander leiſe zu: „fürwahr, Niemand ſoll Trojaner und Griechen tadeln, daß ſie für ein ſolches Weib ſo lange im Elend ausharren. Gleicht ſie doch einer unſterblichen Göttin an Herrlichkeit! Aber auch mit ſolcher Geſtalt mag ſie immerhin auf den Schiffen der Danaer heimkehren, damit uns und unſern Söhnen nicht der Schaden zurückbleibe!“ Priamus aber rief Helena liebreich herbei: „Komm näher heran,“ ſprach er, „mein Töchterchen, ſetze dich zu mir her, ich will dir deinen erſten Gemahl, deine Freunde und deine Verwandten zu ſchauen geben; du biſt mir nicht Schuld an dieſem jammervollen Kriege; die Götter ſind es, die ihn mir zugeſendet haben. Nenne mir denn jenes gewaltigen Mannes Namen, der dort ſo groß und herrlich über alle Danaer hervorprangt; an Haupt überragen ihn zwar hier und da noch größere Männer in dem Heere, aber von ſo königlicher Geſtalt habe ich doch noch keinen unter ihnen geſehen.“

Ehrfurchtsvoll entgegnete Helena dem Könige: „Theurer Schwiegervater, Scheu und Furcht bewegen mich, indem ich dir nahe. Mir wäre der bitterſte Tod beſſer geweſen, als daß ich, Heimath, Tochter und Freunde verlaſſend, deinem Sohne hierher gefolgt bin. In Thränen möchte ich zerfließen, daß es geſchah! Nun aber höre: der dort, nach dem du fragſt, iſt Agamemnon, der trefflichſte König und ein tapferer Krieger; er war, ach er war dereinſt mein Schwager!“ „Glücklicher Atride,“ rief

Priamus aus, den Helden ſich betrachtend, „Geſegneter, deſſen Scepter zahlloſe Griechen gehorchen! Auch ich ſtand einſt in männlicher Jugend an der Spitze eines großen Heeres, als wir die Horde der Amazonen von Phrygien abwehrten; doch war mein Heer nicht ſo groß, wie das deinige!“ Dann fragte der Greis von Neuem: „Nenne mir nun auch noch jenen, Töchterchen, er ragt nicht ſo hoch empor, wie der Atride, aber ſeine Bruſt iſt breiter, ſeine Schultern ſind mächtiger; ſeine Wehr liegt zu Boden geſtreckt; er ſelbſt umwandelt die Reihen der Männer, wie ein Widder die Schaafe.“ „Das iſt der Sohn des Laertes,“ antwortete Helena, „der ſchlaue Odyſſeus; Ithaka, die felſige Inſel, iſt ſeine Heimath.“ Jetzt miſchte ſich auch der Greis Antenor ins Geſpräch: „Du haſt Recht, Fürſtin,“ ſagte er, „ihn und Menelaus kenne ich gut; habe ich ſie doch in meinem Haus als Geſandte einſt beherbergt. Im Stehen überragte Menelaus den Helden Odyſſeus; wenn ſie ſich aber beide geſetzt, erſchien Odyſſeus als der Herrlichere. Auch redete Menelaus wenig, lauter hingeworfene inhaltsreiche Worte. Odyſſeus aber, wenn er reden wollte, ſtand da, die Augen zur Erde geheftet, den Stab unbeweglich in der Hand, anzuſehen wie ein Verlegener; man wußte nicht, iſt er tückiſch oder dumm. Sandte er aber einmal die gewaltige Stimme aus der Bruſt, dann drängten ſich ſeine Worte wie Schneeflocken im Winter, und kein Sterblicher konnte ſich mit Odyſſeus an Beredtſamkeit meſſen.“

Priamus hatte ſich indeſſen noch weiter umgeſchaut. „Wer iſt denn der Rieſe dort,“ rief er, „der ſo gar groß und gewaltig über alles Volk hervorragt?“ „Das iſt der Held Ajax,“ antwortete Helena, „die Stütze der Achiver;

und weiter drüben ſteht wie ein Gott unter ſeinen Kretern Idomeneus. Ich kenne ihn wohl; Menelaus hat ihn oft in unſerer Wohnung beherbergt. Und ach, nun erkenne ich Einen um den Andern, die freudigen Krieger aus meiner Heimath; hätten wir Muße, ſo wollte ich dir ſie Alle mit Namen nennen! Nur meine leiblichen Brüder Kaſtor und Pollux ſehe ich nicht. Sind ſie wohl nicht mit hierher gekommen? oder ſcheuen ſie ſich, in der Schlacht zu erſcheinen, weil ſie ſich ihrer Schweſter ſchämen?“ Ueber dieſem Gedanken verſtummte Helena; ſie wußte nicht, daß ihre Brüder ſchon lange von der Erde verſchwunden waren.

Während dieſe ſich ſo unterredeten, trugen die Herolde die Bundesopfer durch die Stadt, welche aus zwei Lämmern und aus einheimiſchem Weine zum Trankopfer, der in einen bocksledernen Schlauch gefüllt war, beſtand. Der Herold Idäus folgte mit einem blinkenden Krug und goldenen Becher. Als ſie durchs Skäiſche Thor kamen, nahte dieſer dem Könige Priamus und ſprach zu ihm: „Mach dich auf, König, beide, die Fürſten der Trojaner und der Griechen rufen dich hinab ins Gefilde, damit du dort einen heiligen Vertrag beſchwöreſt. Dein Sohn Paris und Menelaus werden allein um das Weib mit dem Speere kämpfen; wer im Kampfe ſiegt, dem folgt ſie mit ſammt den Schätzen. Alsdann ſchiffen die Danaer nach Griechenland zurück.“ Der König ſtutzte, doch befahl er ſeinen Gefährten, die Roſſe anzuſchirren, und mit ihm beſtieg Antenor den Wagenſitz. Priamus ergriff die Zügel und bald flogen die Roſſe durchs Skäiſche Thor hinaus aufs Blachfeld. Zwiſchen den beiden Völkern angekommen, verließ der König mit ſeinem Begleiter den Wagen und ſtellte ſich in die Mitte. Aus dem griechiſchen Heere eilten jetzt Agamemnon und Odyſſeus herbei. Die Herolde führten die Bundesopfer heran, miſchten den Wein im Kruge und beſprengten die beiden Könige mit dem Weihwaſſer. Dann zog der Atride das Opfermeſſer, das ihm immer neben der großen Scheide ſeines Schwertes herabhing, ſchnitt den Lämmern, wie bei Opfern gebräuchlich, das Stirnhaar ab, und rief den Göttervater zum Zeugen des Bündniſſes. Dann durchſchnitt er den Lämmern die Kehlen und legte die geopferten in den Staub nieder; die Herolde goſſen unter Gebet den Wein aus goldnen Bechern und alles Volk von Griechenland und Troja flehte dazu laut: „Jupiter und ihr unſterblichen Götter alle! welche von uns zuerſt den Eidſchwur brechen, deren Gehirn fließe auf den Boden, wie dieſer Wein, ihres und ihrer Kinder!“

Priamus aber ſprach: „Jetzt, ihr Trojaner und Griechen, laßt mich wieder zu Ilions hoher Burg zurückkehren, denn ich kann es unmöglich mit eigenen Augen anſehen, wie mein Sohn hier auf Leben und Tod mit dem Fürſten Menelaus kämpft; weiß doch Jupiter allein, welchem von beiden der Untergang verhängt iſt!“ So ſprach der Greis, ließ die Opferlämmer in den Wagen legen, beſtieg mit ſeinem Begleiter den Sitz, und lenkte die Roſſe wieder der Stadt Troja zu.

Hierauf maßen Hektor und Odyſſeus den Raum des Kampfplatzes ab, und ſchüttelten in einem ehernen Helm zwei Looſe, zu entſcheiden, wer zuerſt die Lanze auf den Gegner werfen dürfe. Hektor, rückwärts gewandt, ſchwenkte den Helm, da ſprang das Loos des Paris heraus. Nun waffneten ſich beide Helden und wandelten in Panzer und

Helm, die mächtigen Lanzen in der Hand, mit drohendem Blicke in der Mitte der Trojaner und Griechen einher, von beiden Völkern angeſtaunt. Endlich traten ſie einander in dem abgemeſſenen Kampfraume gegenüber und ſchwangen zornig ihre Speere. Durch das Loos berechtigt, entſandte zuerſt Paris den ſeinigen: der traf dem Menelaus den Schild, aber die Lanzenſpitze bog ſich am Erze und ſank zurück. Dann erhob auch Menelaus ſeinen Speer und betete dazu mit lauter Stimme: „Zeus, laß mich den ſtrafen, der mich zuerſt beleidigt hat, daß man noch unter den ſpäten Enkeln ſich ſcheue, dem Gaſtfreunde Böſes zu thun!“ Der entſandte Speer durchſchmetterte dem Paris den Schild, durchdrang den Harniſch und durchſchnitt ihm den Leibrock an der Weiche; nun riß der Atride ſein Schwert aus der Scheide und führte einen Streich auf den Helm des Gegners, aber die Klinge zerſprang ihm knitternd. „Grauſamer Zeus, was mißgönnſt du mir den Sieg?“ rief Menelaus, ſtürmte auf den Feind ein, ergriff ihn am Helm und zog ihn umgewendet der griechiſchen Schlachtordnung zu, ja er hätte ihn geſchleift, und der beengende Kehlriemen hätte ihn erwürgt, wenn nicht die Göttin Aphrodite die Noth geſehen und den Riemen geſprengt hätte. So blieb dem Menelaus der leere Helm in der Hand; dieſen ſchleuderte der Held den Griechen zu und wollte aufs Neue auf ſeinen Gegner eindringen. Den aber hatte Venus in einen ſchirmenden Nebel gehüllt und plötzlich nach Troja geführt. Hier ſetzte ſie ihn im ſüß duftenden Gemache nieder, trat dann in Geſtalt einer alten ſpartaniſchen Wollekrämplerin zu Helena, die auf einem der Thürme unter vielen trojaniſchen Weibern ſaß. Die Göttin zupfte ſie am Gewand und ſprach zu ihr: „Komm, Paris ruft dich, er ſitzt in der Kammer in reizendem Feierkleide; du ſollteſt glauben, er gehe zum Reigen, und nicht, er komme vom Zweikampf.“ Als Helena aufblickte, ſah ſie Venus in göttlichem Reize vor ſich verſchwinden. Unbemerkt von den Frauen ſchlich ſie ſich davon und eilte nach ihrem Palaſte. Dort fand ſie im hohen Gemache den Gatten, von Aphrodite geſchmückt, in einen Seſſel gelagert. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, kehrte die Augen weg und ſchalt ihren Gemahl: „So kommſt du vom Kampfe zurück? Lieber ſähe ich dich getödtet von dem Gewaltigen, der mein erſter Gatte war! Noch kürzlich prahlteſt du, ihn im Lanzenwurf und im Handgemenge zu beſiegen! Geh nun, und fordere ihn noch einmal heraus! Doch nein, ich rathe dir, bleib in Ruhe, das zweite Mal dürfte er dir übler mitſpielen!“ „Kränke mir das Herz nicht durch deine Schmähungen, Frau,“ erwiederte ihr Paris, „wenn Menelaus mich beſiegt hat, ſo geſchah es mit Athene's Hülfe. Ein andermal werde ich über ihn ſiegen; die Götter haben auch uns noch nicht vergeſſen.“ Da wandte Aphrodite Helena's Herz, daß ſie den Gatten freundlicher anſah und ihm verſöhnt die Lippen zum Kuſſe reichte.

Auf dem Kampfplatze durchſtürmte Menelaus noch immer wie ein Raubthier das Heer, den verſchwundenen Paris ausſpähend: aber weder ein Trojaner, noch ein Grieche konnte ihm den Fürſten zeigen, und doch hätten ſie ihn gewiß nicht verhehlt, denn er war beiden zuwider, wie der Tod. Endlich erhob Agamemnon ſeine Stimme und ſprach: „Höret mein Wort, ihr Dardaner und Griechen! Menelaus iſt der offenbare Sieger. So gebet uns denn jetzt Helena ſammt den Schätzen zurück und bezahlet uns für alle Folgezeit einen Tribut!" Die Argiver nahmen dieſen Vorſchlag mit Jubel auf, die Trojaner ſchwiegen.

Drittes Buch.

Pandarus.

Auf dem Olymp war große Götterverſammlung: Hebe wandelte an den Tiſchen umher und ſchenkte Nektar ein. Die Götter tranken einander aus goldenen Pokalen zu und ſchauten auf Troja nieder. Da ward von Zeus und Here Troja's Untergang beſchloſſen. Der Vater der Götter wandte ſich zu ſeiner Tochter Athene und befahl ihr, auf den Kampfplatz hinabzueilen und die Trojaner zu verſuchen, daß ſie die auf ihren Sieg ſtolzen Griechen wider den Vertrag zu beleidigen anfingen. Pallas Athene miſchte ſich ſofort unter das Getümmel der Trojaner, nachdem ſie die Geſtalt des Laodokus, der ein Sohn Antenors war, angenommen. In dieſer Verhüllung ſuchte ſie den Sohn Lykaons, den trotzigen Pandarus, auf, der ihr zu dem Werke geſchickt ſchien, das ihr der Vater aufgetragen. Dieſer war ein Verbündeter der Trojaner und aus Lycien mit ſeiner Heerſchaar hergekommen. Die Göttin fand ihn bald, in der Mitte der Seinigen ſtehend. Sie trat nahe zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und ſprach: „Höre, kluger Pandarus, jetzt könnteſt du etwas thun, wodurch du bei allen Trojanern dir Preis und Dank verdienteſt, vor Allem von Paris, der dir gewiß mit den herrlichſten Geſchenken lohnen würde. Siehſt du dort Menelaus, den hochmüthigen Sieger ſtehen? Wage es, und drücke deinen Pfeil auf ihn ab.“ So ſprach die verhüllte Göttin und das Herz des Thoren gehorchte ihr. Schnell entblößte er den Bogen, öffnete den Deckel des Köchers, wählte einen befiederten Pfeil, legte ihn auf die Sehne und bald ſprang das Geſchoß vom ſchwirrenden Horn. Athene aber lenkte den Pfeil auf den Leibgurt, ſo daß er zwar durch dieſen und den Harniſch drang, aber nur die oberſte Haut ritzte, jedoch ſo, daß das Blut aus der Wunde drang, und den Menelaus ein leichter Schauer durchflog. Wehklagend umringten ihn Agamemnon und die Genoſſen. „Theurer Bruder,“ rief der König, „dir zum Tode hab ich das Bündniß geſchloſſen; die treuloſen Feinde haben es mit Füßen getreten. Zwar werden ſie es büßen, und ich weiß gewiß, daß der Tag kommt, wo Troja mit Priamus und dem ganzen Volke hinſinkt; mich aber erfüllt dein Tod mit dem bitterſten Schmerz. Wenn ich ohne dich heimkehre, und deine Gebeine auf trojaniſchem Boden am unvollendeten Werk dahinmodern, mit welcher Schmach würde mich das Vaterland empfangen; denn einem Andern, nicht mir ohne dich, iſt beſchieden, Troja zu erobern und Helena fortzuführen; und die Trojaner werden ſpottend über deinem Grabe hüpfen! Thäte ſich doch die Erde unter mir auf!“ Aber Menelaus tröſtete ſeinen Bruder; „Sey ruhig,“ ſprach er, „das Geſchoß hat mich nicht zum Tode verwundet, mein Leibgurt hat mich geſchützt.“ „O daß dem ſo wäre,“ ſeufzte Agamemnon, und beſchickte durch ſeinen Herold eilig den heilkundigen Machaon. Dieſer kam, zog den Pfeil aus dem Gurt, löſte dieſen, öffnete das Blech des Harniſches und beſchaute die Wunde; dann ſog er ſelbſt das quellende Blut heraus und legte ihm eine lindernde Salbe auf.

Während der Arzt und die Helden ſo um den verwundeten Menelaus beſchäftigt waren, rückten die Schlachtreihen der Trojaner ſchon heran; auch die Griechen hüllten ſich wieder in ihre Wehren, und Agamemnon übergab dem Eurymedon Roſſe und Wagen mit der Weiſung, ihm ſie zu bringen, wenn er ihn vom Durcheilen der Schlachtordnung ermattet ſehe. Dann flog er zu Fuß unter die Schaaren der Streiter und ermunterte ſie zur Abwehr, die Muthigen belobend, die Saumſeligen tadelnd. So gelangte er auf ſeinem Gange zu den Kretern, die gewappnet ihren Heerführer Idomeneus umringten. Dieſer ſtand an ihrer Spitze, kampfsluſtig wie ein Eber. Die hinteren Reihen munterte ſein Freund Meriones auf. Als Agamemnon dieſe Schaaren ſah, wurde ſein Herz fröhlich: „Du biſt mir doch der Beſten Einer, Idomeneus,“ rief er ihnen zu, „bei jedem Geſchäfte, im Kriege wie beim Mahle, wenn man den funkelnden Ehrenwein in den mächtigen Krügen miſcht. Wenn da die Andern ihr beſcheidenes Maaß trinken, ſo ſteht dein Becher immer voll wie der meinige. Jetzt aber ſtürme mit mir in die Schlacht, wie du dich ſo oft gegen mich gerühmt.“ „Wohl bleibe ich dein treuer Genoſſe, König,“ erwiederte jener, „geh nur Andere anzuſpornen, bei mir bedarf es deſſen nicht. Möge Tod und Verderben die bundbrüchigen Trojaner treffen!“

Jetzt erreichte Agamemnon die beiden Ajax, hinter denen ein ganzes Gewühl von Fußvolk einherzog: „Wenn doch,“ rief ihnen der König im Vorübereilen zu, „ein Muth wie der eurige den Buſen aller Danaer beſeelte, dann ſollte die Burg des Priamus bald unter unſern Händen in Trümmer fallen.“ Nun traf er weiterſchreitend auf Neſtor. Dieſer ordnete gerade ſeinen Heerhaufen:

voran die Helden mit Roß und Wagen, viele und tapfere Männer zu Fuße hinten, die Feigen in die Mitte gedrängt. Dazu ermahnte er ſie mit weiſen Worten: „Wage ſich mir keiner mit ſeinem Streitwagen zu weit vor, weiche mir auch Keiner zurück; ſtößt Wagen auf Wagen, ſo ſtrecket die Lanze vor.“ Wie ihn Agamemnon die Seinigen ſo ermahnen hörte, rief er ihm zu: „O Greis, möchten dir die Kniee folgen und deine Leibeskraft ausreichen, wie dir der Muth noch den Buſen füllt. Könnte doch ein Anderer dir die Laſt des Alters abnehmen, daß du zum Jüngling umgeſchaffen würdeſt!“ „Wohl möchte ich jetzt der ſeyn, der ich einſt war,“ antwortete ihm Neſtor, „doch haben die Götter den Menſchen nicht Alles zugleich verliehen. Mögen die Jüngeren Speere werfen, ich begleite meine Männer mit Worten und weiſem Rathe, den auch das Alter geben kann.“ Freudig ging Agamemnon an ihm vorüber und ſtieß jetzt auf Meneſtheus, den Sohn des Peteus, um den die Athener geſchaart waren, und neben welchem die Cephallener in dichten Schlachtreihen unter Odyſſeus ſtanden. Beider Haufen ruhten in Erwartung und wollten andere Züge voranſtürmen laſſen. Dieß verdroß den Völkerfürſten und er ſprach mürriſch zu ihnen: „Was ſchmieget ihr euch ſo zuſammen, ihr Beiden, auf Andere harrend? Wenn wir Braten ſchmauſen und Wein trinken, ſeyd ihr immer die Erſten; nun aber würdet ihr es nicht ungerne ſehen, wenn zehn Griechenſchaaren vor euch in die Schlacht eindrängen!“ Odyſſeus aber ſah ihn finſter an und ſprach: „Was denkſt du, Atride? uns ſchiltſt du ſaumſelig? warte nur, wenn wir einmal losbrechen, ob wir die Wuth der Schlacht nicht gehörig gegen die Troer aufregen, und du mich nicht im vorderſten Getümmel erblicken wirſt. Drum ſchwatze mir nicht voreilig nichtige Worte!“ Als er den Helden ſo zürnen ſah, erwiederte Agamemnon lächelnd: „Ich weiß es wohl, edler Sohn des Laertes, daß du weder Tadel noch Ermahnung bedarfſt; auch biſt du im Herzensgrund milde, wie ich; laß uns keine harte Worte wechſeln.“ So verließ er ihn und eilte weiter. Da fand er den Sohn des Tydeus, den ſtolzen Diomedes, neben Sthenelus, des Kapaneus Sohn, ſeinem Freund und Wagenlenker, auf dem herrlichen Streitwagen harrend. Auch dieſen verſuchte er mit verdrießlichen Worten: „Weh mir,“ ſprach er, „Sohn des Tydeus, du ſcheinſt dich bange nach dem Treffen umzuſehen; ſo blickte dein Vater nicht, als er gegen Thebe zog: den ſah man immer mitten in der Arbeit!“ Diomedes ſchwieg auf den Verweis des Herrſchers, ſein Freund Sthenelus antwortete für ihn: „Du weißt es beſſer, Atride,“ ſprach er, „wir rühmen uns größerer Tapferkeit, denn unſere Väter, haben wir doch Theben erobert, vor dem ſie erlegen ſind!“ Diomedes aber unterbrach ſeinen Genoſſen und ſagte finſter: „Schweige, Trauter, ich verarge es dem Völkerhirten nicht, daß er die Griechen zum Kampf anreizt; ihm wird der Ruhm zu Theil, wenn wir ſiegen; ihm unendlicher Gram, wenn wir überwunden werden! Darum auf, laß uns der Abwehr gedenken!“ So ſprach Diomedes und ſprang vom Wagen, daß ihm das Erz um die Bruſt klirrte.

Indeſſen zogen die Danaer Haufen an Haufen raſtlos in die Schlacht, wie ſich Meereswogen ans Geſtade wälzen. Die Völkerfürſten befehligten; die Andern gingen lautlos einher. Die Trojaner dagegen lärmten, wie eine Heerde Lämmer blöckt, und gemiſchte Sprache der mancherlei Völker tönte aus ihren Reihen. Auch der Schlachtruf der Götter hallte darein: die Trojaner ermunterte Mars, der Gott des Krieges, die Reihen der Griechen feuerte Pallas Athene an.

Die Schlacht. Diomedes.

Bald begegneten ſich die Heere in Einem Raum; Schild traf auf Schild, Speer kreuzte ſich mit Speer und lautes Getöſe, hier Wehklagen, dort Frohlocken, erhob ſich ringsum. Wie ſich im Spätling zwei geſchwollene Bergſtröme im Hinabſturz vermiſchen, ſo vermählte ſich das Geſchrei der kämpfenden Heere. Der erſte Held, welcher fiel, war der Trojaner Echepolus, der ſich zu weit in den Vorkampf gewagt hatte. Dieſem durchbohrte Neſtors Sohn Antilochus mit der Lanzenſpitze die Stirne, daß er umſank wie ein Thurm. Schnell ergriff Elephenor, der griechiſche Fürſt, den Fuß des Gefallenen, um ihn den Geſchoſſen zu entziehen und der Rüſtung zu berauben. Aber wie er ſich bückte, ihn zu ſchleifen, entblößte er ſich die Seite unter dem Schild; dieß ſah Agenor, der Trojaner, und durchbohrte ihm die Seite mit dem zückenden Speer, daß der Grieche todt in den Staub ſank. Ueber ihm tobte der Kampf beider Heere fort, und wie Wölfe erwürgten ſie einander.

Ajax traf den blühenden Simoeiſius im Vorwärtsdringen rechts über der Bruſt, daß ihm der Speer zur Schulter herausfuhr und er in den Staub hintaumelte;

dann ſtürzte er ſich auf ihn, und beraubte ihn der Rüſtung; gegen ihn warf der Trojaner Antiphus die Lanze; dieſe verfehlte ihn zwar, traf aber Leukus, den tapfern Freund des Odyſſeus, wie er eben den Todten hinwegſchleifte. Das ſchmerzte den Odyſſeus und, vorſichtig umſchauend, ſchleuderte er ſeinen Wurfſpieß ab, vor dem die Trojaner zurückprallten; und er traf einen Sohn des Königes Priamus, den Baſtard Demodokoon, ſo daß die Spitze von einer Schläfe zur andern durchdrang. Als dieſer in dumpfem Falle hinſtürzte, wichen die vorderſten Kämpfer der Trojaner rückwärts, und ſelbſt Hektor mit ihnen. Die Griechen aber jauchzten laut auf, ſchoben die Leichname bei Seite und drangen tiefer in die Schlachtreihen der Trojaner ein.

Darüber zürnte Apollo und ermunterte die Trojaner von der Stadt aus, indem er ihnen zurief: „Räumet doch den Achivern das Feld nicht! Iſt doch ihr Leib weder von Stein noch von Eiſen, und ihr beſter Held Achilles kämpft nicht einmal, ſondern grollt bei den Schiffen.“ Auf der andern Seite trieb Minerva die Danaer in den Kampf, und ſo fielen von beiden Theilen noch viele Helden.

Da rüſtete Pallas Athene den Sohn des Tydeus, Diomedes, mit beſonderer Kraft und Kühnheit aus, daß er vor allem Danaervolk hervorſtrahlte, und ſich unſterblichen Ruhm gewann. Helm und Schild machte ſie ihm glänzend wie ein Geſtirn der Herbſtnacht, und trieb ihn hinein ins wildeſte Getümmel der Feinde. Nun befand ſich unter den Trojanern ein Prieſter des Vulkan, mit Namen Dares, ein mächtiger, reicher Mann, der zwei Söhne, Phegeus und Idäus, muthige Männer, in die Schlacht geſendet hatte. Dieſe ſprengten aus den Reihen der Ihrigen auf Diomedes hervor mit ihren Streitwagen, während der griechiſche Held zu Fuße kämpfte. Zuerſt ſandte Phegeus ſeine Lanze ab; ſie fuhr aber links an der Schulter des Tydiden vorbei, ohne ihn zu verwunden. Des Diomedes Wurfſpieß dagegen traf den Phegeus in die Bruſt und ſtürzte ihn vom Wagen. Als ſein Bruder Idäus dieſes ſah, wagte er es nicht den Leichnam ſeines Bruders zu ſchirmen, ſondern ſprang vom Wagen und entfloh, indem der Beſchirmer ſeines Vaters, Vulkanus Finſterniß um ihn her verbreitete; denn dieſer wollte nicht, daß ſein Prieſter beide Söhne verlöre.

Jetzt nahm Athene ihren Bruder, den Kriegsgott Mars bei der Hand und ſprach zu ihm: „Bruder, wollen wir nicht Troer und Griechen jetzt ſich ſelbſt überlaſſen und eine Weile zuſehen, welchem Volke die Fürſehung unſers Vaters den Sieg zuwende?“ Mars ließ ſich von der Schweſter aus der Schlacht hinausführen und nun waren die Sterblichen ſich ſelbſt überlaſſen, doch wußte Minerva wohl, daß ihr Liebling Diomedes mit ihrer Kraft ausgerüſtet ſtreite. Nun fingen die Argiver an, den Feind erſt recht hart zu bedrängen und vor jedem griechiſchen Führer ſank ein Trojaner dahin. Agamemnon jagte dem Hodius den Speer ins Schulterblatt; Idomeneus durchſtach den Phäſtus aus Tarne, daß er dem Wagen entſtürzte; der kundige Jäger Skamandrius wurde von der ſpitzen Lanze des Menelaus durchbohrt; den kunſtvollen Phereklus, der dem Paris die räuberiſchen Schiffe gezimmert hatte, traf Meriones; und andere fielen von anderer Hand. Der Tydide aber durchtobte das Feld wie ein angeſchwollener Herbſtſtrom und man wußte nicht, gehörte er den Griechen oder den Trojanern an, denn bald war er da, bald dort. Wie nun der Kampf ihn ſo hin und her trieb, faßte Lykaons Sohn, Pandarus, ſich ihn ins Auge, richtete ſeinen Bogen auf ihn, und ſchoß ihm mit dem Pfeil gerade in die Schulter hinein, ſo daß ſein Blut über den Panzer herabſtrömte. Pandarus, ſolches ſehend, jauchzte und rief hinterwärts zu ſeinen Genoſſen: „Drängt euch heran, ihr Trojaner, ſpornt eure Roſſe! Ich habe den tapferſten Danaer getroffen! Bald wird er umſinken und ausgewüthet haben, wenn anders mich Apollo aus Lycien zum Kampfe ſelbſt herbeigerufen hat!“ Doch den Diomedes hatte das Geſchoß nicht tödtlich getroffen; er ſtellte ſich vor ſeinen Streitwagen und rief ſeinem Freund und Wagenlenker Sthenelus zu: „Steige doch vom Wagen, mein Geliebter, und zeuch mir den Pfeil aus der Schulter!“ Sthenelus ſprang eilig herab und that alſo: das helle Blut ſpritzte dabei aus den Panzerringen. Da betete Diomedes zu Athene: „Blauäugige Tochter Jupiters! Wenn du je ſchon meinen Vater beſchirmt haſt, ſo ſey auch mir jetzt gnädig! Lenke meinen Speer auf den Mann, der mich verwundet hat, und jetzt frohlockt, auf daß er nicht lange mehr das Licht der Sonne ſchaue!“ Minerva hörte ſein Flehen und beſeelte ihm Arme und Füße, daß ſie leicht wurden wie der Leib eines Vogels, und er, unbeſchwert von ſeiner Wunde, in die Schlacht zurück eilen konnte. „Geh,“ ſprach ſie zu ihm, „ich habe auch die Finſterniß von deinen Augen genommen, daß du Sterbliche und Götter in der Schlacht unterſcheiden kannſt; hüte dich darum, wenn ein Unſterblicher auf dich zugewandelt kommt, dich mit ſolchem in einen Kampf einzulaſſen! Nur Aphrodite, wenn ſie dir naht, die magſt du mit deinem Speere verwunden!“

Nun flog Diomedes in das vorderſte Treffen zurück, mit dreifachem Muth und mit Kraft wie ein Berglöwe ausgerüſtet. Hier hieb er den Aſtynous durch einen Streich ins Schultergelenke nieder; dort durchbohrte er den Hypenor mit der Lanze; dann erlegte er zwei Söhne des Eurydamas; dann zwei ſpätgeborne Söhne des Phänops, daß dem Vater nur der Gram zurück blieb; dann warf er zwei Söhne des Priamus, den Chromius und Echemon zugleich aus dem Wagen mit Gewalt und beraubte ſie der Rüſtung, indeß die Seinigen den erbeuteten Streitwagen nach den Schiffen abführten.

Aeneas, der tapfere Eidam des Königes Priamus, ſah, wie dünn die Reihen der Trojaner unter den Streichen und Stößen des Tydiden wurden. Deßwegen eilte er durch die ſtürmenden Geſchoſſe hin, bis er den Pandarus traf, den er ſo anredete: „Sohn Lykaons, wo bleibt dein Bogen und Pfeil, wo dein Ruhm, den bisher kein Lycier, kein Trojaner dir ſtreitig machte? Sende doch dem Manne, der den Troern ſo viel Böſes thut, noch ein Geſchoß zu; wenn es nicht anders ein unſterblicher Gott in menſchlicher Geſtalt iſt!“ Ihm antwortete Pandarus: „Wenn es nicht ein Gott iſt, ſo iſt's der Tydide Diomedes, den ich erſchoſſen zu haben glaubte. Iſt er es aber, ſo hat ſich ein Unſterblicher ſeiner erbarmt und ſteht ihm auch jetzt noch zur Seite! Dann bin ich wohl ein unglücklicher Kämpfer! Schon gegen zween griechiſche Heerfürſten ſandte ich den Pfeil ab; verwundete beide, ohne ſie zu tödten, und habe ſie nur wüthender gemacht! Wahrhaftig, zur Unglücksſtunde habe ich Köcher und Bogen genommen, und bin damit vor Troja gezogen! Kehre ich je wieder heim, ſo ſoll mir ein Fremdling das Haupt abſchlagen, wenn ich nicht Bogen und Pfeile mit den Händen zerknicke, und dieſen nichtigen Tand, der mich begleitet hat, ins lodernde Feuer werfe!"

„Nicht alſo!" ſprach ihn beruhigend Aeneas. „Beſteige vielmehr meinen Streitwagen, und lerne die Gewandtheit der trojaniſchen Pferde im Verfolgen und Entfliehen kennen. Verleiht Jupiter dem Diomedes durchaus die Siegesehre, ſo werden ſie uns ſicher nach Troja hineintragen! Ich ſelbſt will indeſſen zu Fuße des Kampfes warten." Aber Pandarus bat ihn, die Roſſe ſelbſt lenken zu wollen, da er dieſes Werkes nicht kundig ſey, ſchwang ſich zu ihm auf den Wagen, und ſo ſprengten ſie mit den hurtigen Thieren auf den Tydiden zu. Sein Freund Sthenelus ſah ſie herankommen, rief den Genoſſen an und ſprach: „Sieh da, zwei tapfere Männer, die auf dich losſtürmen, Pandarus und der Halbgott Aeneas, Aphroditens Sohn! Dießmal laß uns zu Wagen entfliehen; dein Wüthen dürfte dir nichts nützen gegen dieſe!"

Aber Diomedes blickte finſter und erwiederte ihm: „Sage mir nichts von Furcht! Es liegt nicht in meiner Art, vor einem Kampfe zurückzubeben, oder mich zu ſchmiegen. Meine Kraft iſt noch nicht erſchöpft; es verdröße mich, unthätig im Wagen ſtehen zu müſſen. Nein, wie ich hier zu Fuße bin, will ich ihnen entgegen wandeln. Gelingt es mir, ſie beide zu tödten, ſo hemme du unſre Pferde, den Zaum am Seſſelrand befeſtigend, und führe mir die Roſſe des Aeneas als Beute zu den Schiffen!" Indem flog die Lanze des Pandarus dem Tydiden entgegen, durchfuhr den Schild und prallte vom

Panzer ab. „Nicht getroffen, gefehlt," rief Diomedes dem jauchzenden Trojaner entgegen, und ſein, die Luft im Bogen durchſauſender Speer fuhr dem Gegner unter dem Auge in den Kiefer, durch Zähne und Zunge hindurch, daß die Spitze am Unterkinn wieder herauskam. Pandarus ſtürzte raſſelnd vom Wagen und zuckte ſterbend in der glänzenden Rüſtung auf dem Boden. Seine Roſſe rannten flüchtig mit dem Wagen auf die Seite; Aeneas aber ſprang herab und umwandelte den Leichnam wie ein trotziger Löwe, Schild und Speer vorſtreckend, und Jeden zu erſchlagen bereit, der ihn antaſten würde. Jetzt ergriff Diomedes einen Feldſtein, wie ihn zwei gewöhnliche Männer nicht aufheben konnten. Mit dieſem traf er den Sohn des Anchiſes am Hüftgelenk, zermalmte dieſes und zerriß ihm die Sehnen, daß der Held ins Knie ſank, die Rechte gegen den Boden ſtemmend, und ihm die Sinne vergingen; und er wäre geſtorben, wenn nicht Venus ihren trauten Sohn mit den Lilienarmen umſchlungen, ihn mit den Falten ihres ſilberhellen Gewandes umhüllt und aus der Schlacht getragen hätte. Sthenelus hatte inzwiſchen Wagen und Roſſe des Aeneas, dem Befehle ſeines Freundes folgſam, zu den Schiffen geführt, und war auf dem eigenen Wagen bald wieder an der Seite des Tydiden angekommen. Dieſer hatte mit ſeinen von Athene geöffneten Augen die Göttin Aphrodite erkannt, durch das Schlachtgetümmel verfolgt und mit ihrer Beute erreicht. Der Held ſtieß mit der Lanze nach ihr, und ſein Speer drang durch die ambroſiſche Haut in die Handwurzel, daß ihr unſterbliches Blut zu rinnen begann. Die verwundete Göttin ſchrie laut auf und warf den Sohn zur Erde hin. Dann eilte ſie ihrem Bruder Mars zu, den ſie zur Linken der Schlacht, Wagen und Roſſe in Nacht gehüllt, ſitzen fand. „O Bruder,“ rief ſie flehend, „ſchaff' mich weg, gib mir die Roſſe, daß ich zum Olymp entkomme; mich ſchmerzt meine Wunde; Diomedes, der Sterbliche, hat mich verwundet: er wäre im Stande, ſelbſt mit unſerem Vater Jupiter zu kämpfen.“ Mars überließ ihr den Wagen, und Venus, auf der Höhe des Olymps angekommen, warf ſich weinend in die Arme ihrer Mutter Dione und wurde von ihr unter ſchmeichelnden Troſtworten vor den Göttervater geleitet, der ſie lächelnd empfing und ihr entgegen rief: „Drum wurden dir nicht die Werke des Krieges verliehen, mein liebes Töchterchen, ordne du Hochzeiten und laß die Schlachten den Kriegsgott beſorgen!“ Ihre Schweſter Pallas und Juno aber ſahen ſie ſpöttiſch von der Seite an, und ſprachen ſtichelnd: „Was wird es ſeyn? wahrſcheinlich hat die ſchöne falſche Griechin unſere Schweſter nach Troja gelockt, da wird ſie Helena's Gewand geſtreichelt und ſich mit einer Spange geritzt haben!“

Drunten auf dem Schlachtfeld hatte ſich Diomedes auf den liegenden Aeneas geworfen, und holte dreimal aus, ihm den Todesſtreich zu verſetzen; aber dreimal hielt der zornige Gott Apollo, der nach der Schweſter Verwundung herbeigeeilt war, ihm den Schild vor; und als jener das viertemal anſtürmte, drohte er ihm mit ſchrecklicher Stimme: „Sterblicher, wage nicht mit den Göttern dich zu meſſen!“ Scheu und mit zauderndem Schritt entwich Diomedes. Apollo aber trug den Aeneas aus dem Schlachtgewühl in ſeinen Tempel nach Troja, wo Latona, ſeine Mutter, und Diana, ſeine Schweſter, ihn in ihre Pflege nahmen. Auf dem Boden, wo der

Held gelegen, ſchuf er ſein Scheinbild, um das ſich nun Trojaner und Griechen mit wilden Schlägen und Stößen zankten. Nun ermahnte Apollo den Mars, daß er den frechen Tydiden, der die Götter ſelbſt bekämpfe, aus der Schlacht zu entfernen ſtrebe. Und der Kriegsgott, in der Geſtalt des Thraziers Akamas, miſchte ſich im Getümmel unter die Söhne des Priamus und ſchalt ſie: „Wie lange gönnet ihr den Griechen das Morden, ihr Fürſten? wollt ihr warten, bis um die Thore eurer Stadt ſelbſt gekämpft wird? wißt ihr nicht, daß Aeneas auf dem Boden liegt? Auf und retten wir den edeln Genoſſen aus der Hand der Feinde!" So erregte Mars die Herzen der Trojaner. Sarpedon, der Fürſt der Lycier, näherte ſich Hektor und ſprach zu ihm: „Hektor, wohin iſt dir dein Muth geſchwunden? Rühmteſt du dich doch jüngſt, ſelbſt ohne Verbündete, ohne Heeresmacht, mit deinen leiblichen Brüdern und Schwägern allein wollteſt du Troja ſchirmen; nun aber ſehe ich ihrer keinen in der Schlacht, ſie ſchmiegen ſich alle wie die Hunde vor dem Löwen, und wir Bundesgenoſſen allein müſſen den Kampf aufrecht erhalten!" Hektor fühlte den Vorwurf tief im Herzen, er ſprang vom Wagen, ſchwenkte die Lanze, durchwandelte ermahnend alle Heldengeſchwader und erweckte den tobenden Streit auf's Neue. Seine Brüder und alle Trojaner kehrten die Stirne dem Feinde wieder zu. Auch den Aeneas, mit Geſundheit und Kraft erfüllt, ſandte Apollo wieder in den Kampf, daß er ſich plötzlich unverletzt den Seinigen wieder zugeſellte. Alle freuten ſich, aber Keiner nahm ſich Zeit, ihn zu fragen, ſie ſtürzten nur mit einander in die Schlacht.

Aber die Danaer, Diomedes, die beiden Ajax und

Odyſſeus an der Spitze, erwarteten ruhig die Heranſtürmenden, wie ein unbewegliches Gewölk; und Agamemnon durcheilte die Heerſchaar und rief: „Jetzt ſeyd Männer, o ihr Freunde, und ehret euch ſelbſt in der Schlacht, denn wo ein Volk ſich ſelbſt ehrt, da ſtehen mehr Männer, als fallen: aber für den Fliehenden gibt es keinen Ruhm und keine Rettung!“ So rief er, ſchickte ſelbſt zuerſt den Speer gegen die heranrückenden Trojaner ab, und ſtreckte den Freund des Aeneas, den hochgeehrten Dëikoon, der immer im Vorderkampfe ſtritt, nieder. Aber auch die gewaltige Hand des Aeneas tödtete zwei der tapferſten Danaer, Krethon und Orſilochus, Söhne des Diokles, die zu Pherä im Peloponnes wie zwei freudige Berglöwen zuſammen aufgewachſen waren. Um die Gefallenen trauerte Menelaus, ſchwenkte den Speer und warf ſich raſch in das vorderſte Gewühl. Mars ſelbſt ſpornte ſein Herz, denn er hoffte, daß ihn Aeneas fällen werde. Aber Antilochus, Neſtors Sohn, um den Völkerhirten beſorgt, ſtürzte gleichfalls hervor an ſeine Seite, während jene beiden ſchon voll Kampfgier ihre Lanzen gegeneinander gezückt hatten. Als Aeneas zwei Helden ſich gegenüber ſah, wich er zurück; Menelaus und Antilochus retteten die beiden Leichen aus den Händen der Feinde und übergaben ſie den Freunden; ſie ſelbſt wandten ſich dem Vorkampfe wieder zu. Menelaus durchſtach den Pylämenes, Antilochus hieb ſeinem Wagenlenker Mydon das Schwert in die Schläfe, daß er auf den Scheitel geſtellt in den Staub ſtürzte, bis ihn ſeine eigenen Roſſe umwarfen, die Antilochus mit der Geißel den Griechen zutrieb.

Jetzt aber jagte Hektor mit den tapferſten Heerſchaaren der Trojaner voran, und der Kriegsgott ſelbſt wandelte bald vor, bald hinter ihm her. Als Diomedes den Gott kommen ſah, ſtutzte der Held wie ein Wanderer vor einem brauſenden Waſſerfalle ſtaunt, und rief dem Volke zu: „Staunet nicht über die Unerſchrockenheit Hektors, ihr Freunde, denn immer geht ein Gott neben ihm her und wehrt das Verderben von ihm ab. Darum, wenn wir weichen, ſo weichen wir den Göttern!“ Indeſſen ſtürmten die Schlachtreihen der Trojaner immer näher heran, und Hektor erſchlug zwei tapfere Griechen auf Einem Streitwagen, den Anchialus und Meneſthes. Ajax, der Telamonier, eilte herbei, ſie zu rächen; er traf mit der Lanze den Amphius, einen Verbündeten der Trojaner, unter dem Gurte, daß er in dumpfem Falle zu Boden ſtürzte; dann ſtemmte er den Fuß auf den Leichnam und zog die Lanze heraus; ein Hügel von Speeren hinderte ihn, den Gefallenen der Rüſtung zu berauben.

Auf einer andern Seite trieb ein böſes Verhängniß den Herakliden Tlepolemus auf den Lycier Sarpedon zu, dem er ſchon von weitem zurief: „Was nöthigt dich, hier in Angſt zu vergehen, weibiſcher Aſiate, der du dich fälſchlich rühmeſt, ein Jupitersſohn zu ſeyn, wie mein Vater Herkules! Du biſt feige, und ſelbſt wenn du ein Tapferer wäreſt, ſo ſollteſt du jetzt dem Hades nicht entgehen!“ „Habe ich mir noch keinen Ruhm erworben,“ entgegnete ihm Sarpedon, „ſo ſoll dein Tod mir ihn verſchaffen!“ Und nun kreuzten ſich die Lanzen beider Helden; der Wurfſpieß des Sarpedon traf den prahleriſchen Gegner grade in den Hals, daß die Spitze hinten hervordrang und er entſeelt zur Erde ſtürzte. Aber auch des Tlepolemus Speer hatte den linken Schenkel Sarpedons bis auf die Knochen durchbohrt, und nur ſein Vater Jupiter hemmte den Tod. Die Freunde führten den Bebenden aus dem Kampfe, ſo haſtig, daß Keiner bemerkte, wie er die aus dem Schenkel hervorragende Lanze noch nachſchleppte. Auch die Leiche des Tlepolemus trugen die Griechen aus dem Kampfe zurück.

Während Odyſſeus in der führerloſen Schaar der Lycier wüthete, und ſchon ganz nahe an dem flüchtenden Sarpedon war, erfreute dieſen der Anblick des herannahenden Hektors, und er rief ihm mit ſchwacher Stimme zu: „Priamus Sohn, laß mich nicht den Achivern zum Raube daliegen, vertheidige mich, daß ich mein Leben ruhig in dieſer Stadt aushauchen mag, wenn ich doch das Land der Väter, mein Weib und mein Söhnlein nicht mehr ſehen ſoll!“ Ohne ein Wort zu erwiedern, drängte Hektor die verfolgenden Griechen unwiderſtehlich zurück, ſo daß ſelbſt Odyſſeus nicht wagte, weiter vorzudringen. Nun egten den Sarpedon ſeine Freunde unweit vom ſkäiſchen Thore unter der hohen Buche nieder, die ſeinem Vater upiter heilig war, und ſein Jugendgenoſſe Pelagon zog m den Speer aus dem Schenkel. Einen Augenblick ver- eß den Verwundeten die Beſinnung, doch athmete er ald wieder auf, und ein kühler Nordwind wehte ſeinen atten Lebensgeiſtern Erfriſchung zu.

Mars und Hektor bedrängten jetzt die Griechen, daß allmählig rückwärts wichen zu ihren Schiffen. Sechs rrliche Helden fielen allein von Hektors Hand. Mit chrecken überblickte vom Olymp herab Juno, die Göt- mutter, das Gemetzel, das die Trojaner unter dem iſtande des Mars anrichteten. Auf ihren Antrieb ward hene's Wagen mit den ehernen, goldumfaßten Rädern, ſilbernen Deichſel und dem goldenen Joche gerüſtet, in welches Here ſelbſt ihr ſchnellfüßiges Roſſegeſpann fügte: Minerva aber hüllte ſich in ihres Vaters Panzer, bedeckte das Haupt mit dem goldenen Helm, ergriff den Schild mit dem Gorgonenhaupte, faßte den Speer und ſchwang ſich auf den ſilbernen Seſſel, der in goldenen Riemen hing. Neben ihr ſitzend, ſchwenkte Juno die Geißel und beflügelte die Roſſe. Des Himmels Thor, das die Horen hüteten, krachte von ſelbſt auf, und die rieſigen Göttinnen fuhren an den Zacken des Olymp vorüber. Auf der höchſten Kuppe ſaß Jupiter, und ihr Geſpann einen Augenblick zügelnd, rief ihm Here, ſeine Gemahlin, zu: „Zürnſt du denn gar nicht, Vater, daß dein Sohn Mars das herrliche Volk der Griechen wider das Geſchick verdirbt? Siehſt du, wie ſich Venus und Apollo freuen, die den Wütherich gereizt haben? Nun wirſt du mir doch erlauben, daß ich dem Frechen einen Streich verſetze, der ihn aus dem Kampfe hinausſtößt!“ „Immerhin ſoll es dir geſtattet ſeyn,“ rief ihr Jupiter von ſeinem Sitze zu, „ſende nur friſch meine Tochter Athene gegen ihn, die am bitterſten zu kämpfen verſteht.“ Nun flog der Wagen zwiſchen dem Sternengewölbe und der Erde dahin, bis er ſich am Zuſammenfluße des Simois und Skamander mit ſammt den Roſſen auf den Boden niederließ.

Die Göttinnen eilten ſofort in die Männerſchlacht, wo die Krieger wie Löwen und Eber um den Tydiden gedrängt ſtanden. Zu ihnen geſellte ſich Here in Stentors Geſtalt und rief mit der ehernen Stimme dieſes Helden: „Schämet euch, ihr Argiver, ſeyd ihr nur furchtbar, ſo lang Achilles an eurer Seite ficht? Der ſitzt nun bei den Schiffen, und ihr vermöget nichts!“ Mit dieſem Ruf erregte ſie den wankenden Muth der Danaer. Athene aber bahnte ſich durch das Gedränge einen Weg zu Diomedes ſelbſt. Sie fand dieſen, an ſeinem Wagen ſtehend und die Wunde abkühlend, die ihm der Pfeil des Pandarus gebohrt hatte. Der Druck des breiten Schildgehenkes und der Schweiß peinigten ihn, und ſeine Hand fühlte ſich kraftlos; mit Mühe lüftete er den Riemen und trocknete ſich das Blut. Nun faßte die Göttin Athene das Joch der Roſſe, ſtützte ihren Arm darauf, und ſprach, zu dem Helden gekehrt: „In Wahrheit, der Sohn des muthigen Tydeus gleicht ſeinem Vater nicht ſonderlich; dieſer war, zwar nur klein von Geſtalt, aber doch ein immer rüſtiger Kämpfer; ſchlug er ſich doch vor Thebe einmal ganz wider meinen Willen, und doch konnte ich ihm meinen Beiſtand nicht verſagen. Auch du hätteſt dich meiner Obhut und meiner Hülfe zu erfreuen: aber ich weiß nicht was es iſt — ſtarren dir die Glieder von der Arbeit, oder lähmt dich die ſinnberaubende Furcht: genug, du ſcheinſt mir nicht der Sohn des feurigen Tydeus zu ſeyn!“ Diomedes blickte bei dieſen Reden der Göttin auf, ſtaunte ihr ins Geſicht und ſprach: „Wohl erkenne ich dich, Jupiters Tochter, und will dir die Wahrheit unverhohlen ſagen. Weder Furcht noch Trägheit lähmten mich, ſondern der gewaltigſten Götter einer. Du ſelbſt haſt mir das Auge aufgethan, daß ich ihn erkenne. Es iſt Mars, der Gott des Krieges, den ich im Treffen der Trojaner walten ſah; ſieh hier die Urſache, warum ich ſelbſt zurück wich, und auch dem übrigen Griechenvolke gebot, ſich hier um mich zu ſammeln!“ Darauf antwortete ihm Athene: „Diomedes, mein auserwählter Freund! hinfort ſollſt du weder den Mars, noch einen andern der Unſterblichen fürchten; ich ſelbſt will deine Helferin ſeyn. Lenke nur muthig deine Roſſe dem raſenden Kriegsgott ſelber zu!" So ſprach ſie, gab ſeinem Wagenlenker Sthenelus einen leichten Stoß, daß er willig vom Streitwagen ſprang, und ſetzte ſich ſelbſt in den Seſſel zu dem herrlichen Helden. Die Axe ſtöhnte unter der Laſt der Göttin und des Stärkſten unter den Griechen. Sofort ergriff Pallas Athene Zügel und Peitſche, und lenkte den Huftritt der Roſſe Mars dem Kriegsgotte zu. Dieſer raubte gerade dem tapferſten Aetolier, Periphas, den er erſchlagen hatte, die Rüſtung. Als er aber den Diomedes im Streitwagen auf ſich zukommen ſah, (die Göttin hatte ſich in undurchdringliche Nacht gehüllt,) ließ er den Periphas liegen und eilte auf den Tydiden zu, über Joch und Zügel ſeiner Roſſe herausgelehnt, und mit der Lanze nach der Bruſt des Helden zielend. Aber Athene, unſichtbar, ergriff ſie mit der Hand, und gab ihr eine andere Richtung, daß ſie ohne Ziel in die Luft hinausflog. Nun erhub ſich Diomedes in ſeinem Wagenſitze, und Athene ſelbſt lenkte den Stoß ſeines Speeres, daß er dem Mars unter dem ehernen Leibgurt in die Weiche fuhr. Der Kriegsgott brüllte, wie zehntauſend Sterbliche in der Schlacht ſchreien, Trojaner und Griechen zitterten, denn ſie glaubten bei heiterer Luft den Donner Jupiters zu hören. Diomedes aber ſah den Mars, in Wolken gehüllt, wie in einem Orkane zum Himmel emporfahren. Dort ſetzte ſich der Kriegsgott neben den Donnerer, ſeinen Vater, und zeigte ihm das aus der Wunde herabtriefende Blut. Aber Jupiter ſchaute finſter und ſprach: „Sohn, winſle mir hier nicht an meiner Seite! Von allen Olympiern biſt du mir der Verhaßteſte; immer haſt du nur Zank und Fehde

geliebt, mehr als alle Andere gleicheſt du an Trotz und Starrſinn deiner Mutter. Gewiß hat dieſes Weh mir auch ihr Rath bereitet! Dennoch kann ich nicht länger mit anſehen, wie du leideſt, und der Arzt der Götter wird dich heilen." So übergab er ihn dem Päan, welcher der Wunde wahrnahm, daß ſie ſich auf der Stelle ſchloß.

Inzwiſchen waren auch die andern Götter in den Olymp zurückgekehrt, um die Feldſchlacht der Troer und Danaer wieder ſich ſelbſt zu überlaſſen. Zuerſt brach jetzt Ajax, der Sohn Telamons, in das Gedränge der Trojaner, und machte den Seinigen wieder Luft, indem er Akamas, dem gewaltigſten Thrazier, die Stirne unter dem Helm durchbohrte. Darauf erſchlug Diomedes Axylus und ſeinen Wagenlenker; vor Euryalus erlagen drei andere edle Trojaner, vor Odyſſeus Pidytes, vor Teucer Aretaon, vor Antilochus Ableros, vor Agamemnon Elatus, vor Andern Andere. Den Adraſtus erhaſchte Menelaus, als ihn die Roſſe ſtrauchelnd auf den Boden geworfen, und mit dem Wagen, unter andern herrenloſen Pferden, zur Stadt enteilten. Der liegende Feind umſchlang die Kniee des Fürſten und flehte jämmerlich: „Fange mich lebendig, Atride, nimm volle Löſung von Erz und Gold aus dem Schatze meines Vaters, der ſie dir willig gibt, wenn er mich wieder lebendig umarmen darf!" Menelaus fühlte ſein Herz im Buſen bewegt, da lief Agamemnon heran und ſtrafte ihn mit den Worten: „Sorgſt du ſo für deine Feinde, Menelaus? fürwahr, ſie haben es um dich im Heimathlande verdient! Nein, keiner ſoll unſerm Arm entfliehen, auch der Knabe im Mutterſchooße nicht! Alles, was Troja groß gezogen hat, ſoll ohne Erbarmen ſterben!" Da ſtieß Menelaus den Flehenden mit der Hand von ſich und Agamemnon durchbohrte ihm den Leib der Lanze. Unter den ſtürmenden Argivern hörte m Neſtors hallenden Ruf: „Freunde, daß nur Keiner, Raub und Beute gewendet, dahinten bleibe! Jetzt gilt nur, Männer zu tödten; nachher könnt ihr gemächlich Leichnamen die Rüſtung abziehen!“

Bald wären jetzt die Trojaner ihrer Stadt überwu den zugeflohen, wenn nicht Helenus, der Sohn Priamus, der kundigſte Vogelſchauer, ſich zu Hektor u Aeneas gewendet und ſo zu ihnen geſprochen hät „Alles beruht jetzt auf euch, ihr Freunde, nur wenn das flüchtige Volk vor den Thoren hemmet, vermög wir ſelbſt noch die Schaaren der Danaer zu bekämpf Dir, Aeneas, übertragen die Götter zunächſt dieſes ſchäft. Du aber, Bruder Hektor, eile gen Troja ſage unſerer Mutter ein Wort. Sie ſoll die edelſ Weiber auf der Burg im Tempel Athene's verſa meln, ihr köſtlichſtes Gewand auf die Kniee der Göt legen und ihr zwölf untadeliche Kühe geloben, we ſie ſich der trojaniſchen Frauen und Kinder und ih Stadt erbarmt, und den ſchrecklichen Tydiden abwehr Unverdroſſen ſprang Hektor vom Wagen, durchwe delte ermahnend die Geſchwader und enteilte nach Stadt.

Glaukus und Diomedes.

Auf dem Schlachtfelde rannten jetzt der Lycier Glaukus, der Enkel des Bellerophontes, und der Tydide Diomedes aus den Heeren hervor und begegneten voll Kampfgier einander. Als Diomedes den Gegner in der Nähe ſah, maß er ihn mit den Blicken und ſprach: „Wer biſt du, edler Kämpfer? noch nie biſt du mir in der Feldſchlacht begegnet, doch jetzt ſehe ich dich vor Andern weit hervorragen, da du es wageſt, dich meiner Lanze entgegenzuſtellen; denn mir begegnen nur Kinder, die zum Unglücke geboren ſind. Biſt du aber ein Gott, der ſterbliche Geſtalt angenommen hat, ſo begebe ich mich des Kampfes. Ich fürchte den Zorn der Himmliſchen und verlange nicht ferner nach dem Streite mit unſterblichen Göttern. Doch wenn du ein Sterblicher biſt, ſo komm immerhin heran, du ſollſt dem Tode nicht entgehen!“ Darauf antwortete der Sohn des Hippolochus: „Diomedes, was frägſt du nach meinem Geſchlecht? Wir Menſchen ſind wie Blätter im Walde, die der Wind verweht, und der Frühling wieder treibt! Willſt du es aber wiſſen, ſo höre: Mein Urahn iſt Aeolus, der Sohn des Hellen, der zeugte den ſchlauen Siſyphus, Siſyphus zeugte den Glaukus, Glaukus den Bellerophontes*), Bellerophontes den Hippolochus, und des Hippolochus Sohn bin ich. Dieſer ſchickte mich her gen Troja, daß ich Andern vorſtreben und der Väter Geſchlecht nicht ſchänden ſollte.“ Als der Gegner geendigt, ſtieß Diomedes fröhlich ſeinen Schaft in die Erde und rief ihm mit freundlichen Worten zu: „Wahrlich, edler Fürſt, ſo biſt du ja mein Gaſtfreund von Väterzeiten her, Oeneus mein Großvater hat deinen Großvater Bellerophontes zwanzig Tage lang gaſtlich in ſeinem Hauſe beherbergt, und unſere Ahnen haben ſich ſchöne Ehrengeſchenke gereicht: der meine dem deinen einen purpurnen Leibgurt, der deinige dem meinen einen goldenen Henkelbecher, den ich noch in meiner Behauſung verwahre. So bin ich denn dein Wirth in Argos und du der meine in Lycien, wenn ich je dorthin mit meinem Gefolge komme. Darum wollen wir uns im Schlachtgetümmel beide mit unſern Lanzen vermeiden. Gibt es doch für mich noch Trojaner genug zu tödten, und für dich der Griechen genug! Uns aber laß die Waffen miteinander vertauſchen, damit auch die Andern ſehen, wie wir uns von Väterzeiten her rühmen, Gaſtfreunde zu ſeyn!" So redeten jene, ſchwangen ſich von den Streitwagen herab, faßten ſich liebreich die Hände und gelobten einander gegenſeitige Freundſchaft. Jupiter aber, der Alles, was geſchah, zu Gunſten der Griechen lenkte, verblendete den Sinn des Glaukus, daß er ſeine goldene Rüſtung mit der ehernen des Diomedes wechſelte; es war, wie wenn ein Mann gegen neun Farren hundert hergäbe.

---

*) S. Bd. I, S. 271 ff.

Hektor in Troja.

Hektor hatte unterdeſſen die Buche Jupiters und das Skäiſche Thor erreicht. Hier umringten ihn die Weiber und Töchter der Trojaner und forſchten ängſtlich nach Gemahlen, Söhnen, Brüdern und Verwandten. Nicht Allen wußte er Beſcheid zu geben, er ermahnte nur Alle, die Götter anzuflehen. Doch Viele hatten ſeine Nachrichten in Weh und Jammer verſenkt. Jetzt war er am Palaſte ſeines Vaters angekommen. Dieſer war ein herrliches Gebäude, ringsum mit weithin ſich dehnenden Säulenhallen geſchmückt, im Innern waren fünfzig Gemächer aus glattem Marmor, eins ans andere nachbarlich angebaut. Hier wohnten die Söhne des Königes mit ihren Gemahlinnen. Auf der andern Seite des inneren Hofes reihten ſich zwölf Marmorſäle an einander, wo die Eidame des Königes mit ſeinen Töchtern hausten. Das Ganze war mit einer hohen Mauer umſchloſſen und bildete für ſich allein eine ſtattliche Burg. Hier begegnete Hektor ſeiner guten Mutter Hekuba, die eben zu ihrer liebſten und anmuthigſten Tochter Laodice zu gehen im Begriffe war. Die Mutter eilte auf Hektor zu, faßte ihm die Hand und ſprach voll Sorgen und Liebe: „Sohn, wie kommſt du zu uns aus der wüthenden Schlacht? Die entſetzlichen Männer müſſen uns wohl hart bedrängen, und du kommſt gewiß, die Hände zu Jupiter zu erheben. So verziehe denn, bis ich dir vom lieblichen Wein bringe, daß du dem Vater Zeus und den andern Göttern ein Trankopfer darbringen kannſt, und darauf dich ſelbſt mit einem Labetrunk erquicken; denn der Wein iſt doch die kräftigſte Stärkung für einen müden Kämpfer!“ Aber Hektor erwiederte der Königin: „Laß mir keinen Wein reichen, geliebte Mutter, daß du mich nicht entnerveſt und ich meiner Kraft vergeſſe; auch dem Göttervater ſcheue ich mich, mit ungewaſchener Hand Wein zu ſpenden; du hingegen geh, von den edelſten Frauen Troja's umringt, mit Räuchwerk zu Athene's Tempel, lege der Göttin dein köſtlichſtes Gewand auf die Kniee und gelobe ihr zwölf untadeliche Kühe, wenn ſie ſich unſerer erbarmt. Ich aber will hingehen, meinen Bruder Paris in die Schlacht zu berufen. Schläuge ihn doch die Erde lebendig hinab, denn er iſt zu unſerem Verderben geboren!“

Die Mutter that, wie der Sohn ſie angewieſen. Sie ſtieg in die duftende Kammer hinunter, wo die ſchönſten Seidengewande verwahrt lagen, die Paris ſelbſt aus Sidon mitgebracht hatte, als er auf Umwegen mit Helena nach der Heimath ſchiffte. Eines davon, das größeſte, ſchönſte, mit den herrlichſten Bildern durchwirkte, das zu unterſt von allen lag, ſuchte ſie hervor und wandelte nun, von der Schaar der edelſten Weiber begleitet, nach der Burg, zu Athene's Tempel. Hier öffnete ihnen Antenors Gattin Theano, die trojaniſche Prieſterin der Pallas, das Haus der Göttin. Die Frauen reihten ſich um das Bild Athene's und huben mit Klagetönen die Hände zu der Göttin empor. Dann nahm Theano das Gewand aus den Händen der Königin, legte es auf die Kniee des Bildes und flehte zu der Tochter Jupiters: „Pallas Athene, Beſchirmerin der Städte, erhabene, machtvolle Göttin, brich du dem Diomedes den Speer, laß ihn ſelbſt, auf ſein Angeſicht geſtürzt, vor unſern Thoren ſich wälzen; erbarme dich der Stadt, der Frauen, der ſtammelnden Kinder! In dieſer Hoffnung weihen wir dir zwölf untadeliche Kühe."

Aber Pallas Athene verweigerte ihnen im Herzen ihre Bitte. Hektor war inzwiſchen im Palaſte des Paris angekommen, der hoch auf der Burg, in der Nähe vom Königspalaſt und von Hektors Wohnung ſtand; denn beide Fürſten hatten von der Königswohnung abgeſonderte Häuſer. Er trug in der Rechten ſeinen Speer, der eilf Ellen lang und deſſen eherne Spitze am Schaft mit einem goldenen Ring umlegt war. Er fand den Bruder, wie er in ſeinem Gemache die Waffen muſterte und das Horn des Bogens glättete; ſeine Gemahlin Helena ſaß emſig unter den Weibern und leitete ihr Tagewerk. Wie Hektor jenen ſah, ſchalt er ihn und rief: „Du thuſt nicht Recht, ſo im Unmuthe hier zu ſitzen, Bruder, um deinetwillen ſchlägt ſich das Volk vor der Stadt im Feldgetümmel! Du ſelbſt aber würdeſt mit jedem andern zanken, den du ſo ſaumſelig zum Treffen ſäheſt. Auf denn, ehe die Stadt unter den Feuerbränden unſeres Feindes auflodert, hilf ſie vertheidigen mit uns!" Paris antwortete ihm: „Du tadelſt mich nicht mit Unrecht, Bruder, doch bin ich nicht aus Unmuth, ſondern nur aus Gram hier in der Unthätigkeit geſeſſen. Nun aber hat mir meine Gattin freundlich zugeredet, in die Schlacht hinaus zu gehen, ſo verziehe denn, bis ich meine Rüſtung angezogen habe, oder geh: ich hoffe dir bald nachzufolgen." Hektor ſchwieg darauf, aber Helena redete ihn mit Worten der Beſchämung an: „O Schwager, ich bin ein ſchnödes, unheilſtiftendes Weib! Hätte mich doch die Meereswoge verſchlungen, ehe ich mit Paris hier ans Land ſtieg! Nun das Uebel aber einmal verhängt worden: wäre ich doch wenigſtens nur die Genoſſin eines beſſeren Mannes, der die Schmach und die vielen Vorwürfe, die er ſich zuzieht, auch empfände; ſo aber hat er kein Herz im Leibe und wird keines haben, und die Frucht ſeiner Feigheit wird nicht ausbleiben. Aber du, Hektor, komm doch herein und ruhe von der Arbeit, die wegen meiner, des ſchändlichen Weibes, die wegen der Frevelthat meines Gatten doch zumeiſt auf deinen Schultern laſtet!“ „Nein, Helena,“ ſprach Hektor, „heiß mich nicht ſo freundlich ſitzen, ich darf wahrlich nicht: mein Herz drängt mich, den Trojanern zu helfen. Muntere du nur dieſen Menſchen da auf, und er ſelbſt treibe an ſich, daß er mich bald noch innerhalb der Stadtmauern erreiche. Ich will zuvor noch in meine eigene Wohnung gehen und nach Weib, Söhnlein und Geſinde ſchauen.“ So ſprach Hektor und enteilte. Aber er fand die Gattin nicht zu Hauſe. „Als ſie hörte,“ ſprach zu ihm die Schaffnerin, „daß die Trojaner Noth leiden und der Sieg ſich zu den Griechen neige, verließ ſie die Wohnung wie auſſer ſich, um einen der Stadtthürme zu beſteigen und die Wärterin mußte ihr das Kind nachtragen.“

Schnell legte Hektor den Weg durch die Straßen Troja's jetzt wieder zurück. Als er das Skäiſche Thor erreicht, kam ſeine Gemahlin Andromache, die blühende Tochter des ciliciſchen Eëtion von Theben, eilenden Laufes gegen ihn her, die Dienerin, ihr folgend, trug das unmündige Knäblein Aſtyanax, ſchön wie ein Stern, an der Bruſt. Mit ſtillem Lächeln betrachtete der Vater den Knaben, Andromache aber trat ihm unter Thränen zur Seite, drückte ihm zärtlich die Hand und ſprach: „Entſetzerbarmeſt dich weder deines ſtammelnden Kinds, noch deines unglückſeligen Weibs, das du bald zur Wittwe machen wirſt. Werde ich deiner beraubt, ſo wäre es das Beſte, ich ſänke in den Boden hinab. Den Vater hat mir Achilles getödtet, meine Mutter hat der Bogen Diana's erlegt, meine ſieben Brüder hat auch der Pelide umgebracht, ohne dich habe ich keinen Troſt, Hektor, du biſt mir Vater und Mutter und Bruder. Darum erbarme dich, bleib hier auf dem Thurm; mach dein Kind nicht zur Waiſe, dein Weib nicht zur Wittwe! Das Heer ſtelle dort an den Feigenhügel: dort ſteht die Mauer dem Angriffe frei und iſt am leichteſten zu erſteigen, dorthin haben die tapferſten Krieger, die Ajax beide, Idomeneus, die Atriden und Diomedes ſchon dreimal den Sturm hingelenkt, ſei es, daß ein Seher es ihnen offenbarte, ſey's daß das eigene Herz ſie trieb!"

Liebreich antwortete Hektor ſeiner Gemahlin: „Auch mich härmt Alles dieſes, Geliebteſte; aber ich müßte mich vor Troja's Männern und Frauen ſchämen, wenn ich, erſchlafft wie ein Feiger, hier aus der Ferne zuſchaute. Auch mein eigener Muth erlaubt es mir nicht, er hat mich immer gelehrt, im Vorderkampfe zu ſtreiten; zwar, das Herz weiſſagt es mir: der Tag wird kommen, wo die heilige Troja hinſinkt, und Priamus und all ſein Volk; aber weder der Trojaner Leid, noch der eigenen Eltern und der leiblichen Brüder, wenn ſie dann unter dem Schwert der Griechen fallen, geht mir ſo zu Herzen, wie das deine, wenn dich, die Weinende, ein Danaer in die Knechtſchaft führen wird, und du dann zu Argos am Webeſtuhl ſitzeſt oder Waſſer trägſt, vom harten Zwang ſchauend, ſpricht: das war Hektors Weib! Decke mich der Grabhügel, eh ich von deinem Geſchrei und deiner Entführung hören muß!“ So ſprach er und ſtreckte die Arme nach ſeinem Knäbchen aus; aber das Kind ſchmiegte ſich ſchreiend an den Buſen der Amme, von der Zärtlichkeit des Vaters erſchreckt, und vor dem ehernen Helm und dem fürchterlich flatternden Roßſchweif erbangend. Der Vater ſchaute das Kind und die zärtliche Mutter lächelnd an, nahm ſich ſchnell den ſchimmernden Helm vom Haupte, legte ihn zu Boden, küßte ſein geliebtes Kind und wiegte es auf dem Arm. Dann flehte er zum Himmel empor: „Zeus und ihr Götter! laßt dieß mein Knäblein werden wie mich ſelbſt, voranſtrebend dem Volk der Trojaner; laßt es mächtig werden in Troja und die Stadt beherrſchen, und dereinſt ſage man, wenn es beutebeladen aus dem Streite heimkehrt: der iſt noch weit tapferer, als ſein Vater, und darüber ſoll ſich ſeine Mutter herzlich freuen!“ Mit dieſen Worten gab er den Sohn der Gattin in den Arm, die unter Thränen lächelnd ihn an den Buſen drückte. Hektor aber ſtreichelte ſie, inniger Wehmuth voll, mit der Hand, und ſagte: „Armes Weib, traure mir nicht zu ſehr im Herzen, gegen das Geſchick wird mich Niemand tödten, dem Verhängniß aber iſt noch kein Sterblicher entronnen. Auf, geh du zur Spindel und zum Webeſtuhl und befiehl deinen Weibern! den Männern Troja's liegt die Sorge für den Krieg ob, am meiſten aber mir!“ Als er dieß geſagt, ſetzte ſich Hektor den Helm auf und ging davon. Auch Andromache ſchritt dem Hauſe zu, indem ſie wiederholt rückwärts blickte und herzliche Thränen weinte. Als die Mägde in der Kammer ſie erblickten, theilte ſich ihnen Allen ihr Gram und ihre Betrübniß mit, und Hektor wurde bei lebendigem Leib in ſeinem Palaſt betrauert.

Auch Paris hatte nicht gezaudert; in ſtrahlenden Erzwaffen eilte er durch die Stadt, wie ein ſtattliches Roß die Halfter zerreißt und nach dem Strombade rennt. Er erreichte den Bruder, als dieſer ſich eben von ſeiner Gattin Andromache gewendet hatte. „Nicht wahr," rief ihm Paris von weitem zu, „ich habe dich, mein älterer Bruder, durch mein Zaudern aufgehalten, und bin nicht da zur rechten Zeit!" Aber Hektor antwortete ihm freundlich: „Mein Guter, billig zu reden biſt du ein tapferer Streiter, nur ſäumſt du oft gern und willſt nicht, und ſieh, da kränkt es mich dann innig, wenn ich unter dem Trojanervolke, das ſo viel für dich erduldet, ſchmähliche Reden über dich hören muß. Doch, das wollen wir ein andermal ausmachen, wenn wir die Griechen aus Troja verjagt haben und um den Krug der Freiheit im Palaſte ſitzen!"

Hektor und Ajax im Zweikampf.

Als die Göttin Athene vom Olymp herab die beiden Brüder ſo zum Kampfe hineilen ſah, flog ſie ſtürmiſch hinunter zur Stadt Troja. An Jupiters Buche begegnete ihr Apollo, der von der Zinne der Burg, von wo er die Schlacht der Trojaner lenkte, daher kam, und ſeine Schweſter anredete: „Welch ein heftiger Eifer treibt dich vom Olymp herunter, Pallas? biſt du noch immer auf den Fall der Trojaner bedacht, Erbarmungsloſe? Wollteſt du mir doch gehorchen, und für heute den Entſcheidungskampf ruhen laſſen. Ein andermal mögen ſie die Feldſchlacht erneuern, weil ihr, du und Here, doch nicht ruhet, bis ihr die hohe Stadt Troja verwüſtet habt!“ Ihm antwortete Athene: „Fernhintreffer, es ſey, wie du ſagſt; und in derſelben Abſicht bin auch ich vom Olymp herabgekommen. Aber ſage mir, wie gedenkſt du den Männerkampf zu ſtillen?“ „Wir wollen,“ ſprach Apollo, „dem gewaltigen Hektor ſeinen Muth noch ſteigern, daß er einen der Danaer zum entſcheidenden Zweikampf herausfordert, laß uns denn ſehen, was dieſe thun.“ Athene war das zufrieden.

Das Geſpräch der Unſterblichen hatte der Seher Helenus in ſeiner Seele vernommen; eilig trat er zu Hektor und ſprach: „Weiſer Sohn des Priamus, wollteſt du dießmal meinem Rathe gehorchen, der ich dein liebender Bruder bin? Heiß die andern Alle, Trojaner und Griechen, vom Streite ruhen; du ſelbſt aber fordere den Tapferſten aller Achiver zur Entſcheidung heraus. Du kannſt es ohne Gefahr; denn, glaube meinem Seherworte, der Tod iſt noch nicht über dich verhängt.“

Hektor freute ſich dieſes Worts. Er hemmte die trojaniſchen Heerhaufen und trat, den Speer in der Mitte haltend, zwiſchen die kämpfenden Heere, und auf dieſes Zeichen ruhte alsbald der Streit auf beiden Seiten, denn auch Agamemnon hieß ſeine Griechen ſich lagern. Minerva und Apollo aber ſetzten ſich beide in Geſtalt zweier Geier auf Jupiters Buche und freuten ſich des Männergewühls, bis beide Ordnungen, von Schilden, Helmen und hervorragenden Lanzen dicht umſtarrt, gedrängt daſaßen, nur ſo viel ſich regend, als das Meer, wenn das Gekräuſel des Weſtes darüber hinſchauert. In der Mitte beider Völker begann jetzt Hektor: „Trojaner und ihr Griechen, höret, was mir mein Herz gebietet! den Bundesvertrag, den wir jüngſt geſchloſſen, hat Jupiter nicht genehmigt, vielmehr beiden Völkern böſe Entſchlüſſe eingegeben, bis entweder ihr ſelbſt Troja erobert, oder vor uns erlieget bei euren Schiffen. Nun ſind die tapferſten Helden Griechenlands in eurem Heere. Welchem nun von ſolchen ſein Herz gebeut, mit mir, dem göttergleichen Hektor den Vorkampf zu wagen, der trete heraus! Die Bedingung, die ich ſtelle, iſt dieſe, und Jupiter ſey mein Zeuge: wenn mein Gegner mich mit dem Speer erlegt, mag er meinen Waffenraub zu den Schiffen hinabtragen, doch meinen Leib nach Troja ſenden, daß er der Ehre des Scheiterhaufens in der Heimath theilhaftig werde; wenn aber mir Apollo Ruhm gewährt und ich meinen Gegner erlege, ſo hänge ich ſeine Rüſtung im Tempel des Phöbus zu Troja auf, und den Erſchlagenen möget ihr bei euren Schiffen mit Pracht beſtatten und ihm am Helleſpont ein Mal aufthürmen, von dem einſt in ſpäten Zeiten der Schiffer noch ſage: Sehet, hier ragt der Grabhügel des längſtverſtorbenen Mannes, der einſt im Streit mit dem göttergleichen Hektor erlag!"

Alſo ſprach Jener, die Danaer aber ſchwiegen, denn es war ſchimpflich, den Kampf zu verweigern, und gefahrvoll, ihn anzunehmen. Endlich ſtand Menelaus auf und ſtrafte ſeine Landsleute ſeufzend mit den Worten: „Wehe mir, ihr Prahler, Griechinnen und nicht Griechen. Wäre es doch eine unvertilgbare Schande, wenn kein Danaer dem Hektor zu begegnen wagte! Möchtet ihr euch Alle in Koth und Waſſer verwandeln, wie ihr miteinander daſitzet, Jeder ohne Herz und ohne Ruhm! So will ich denn mich ſelbſt zum Kampfe gürten und den Göttern den

Ausgang anempfehlen!“ So ſprach er und warf ſich in die Rüſtung; und ſein Tod wäre bei den Göttern beſchloſſen geweſen, wenn nicht die Fürſten der Griechen aufgefahren wären und ihn zurückgehalten hätten. Ja ſelbſt Agamemnon ergriff ſeine Rechte und ſprach: „Bruder, bedenke dich! was fällt dir ein, den ſtärkern Mann bekämpfen zu wollen, vor dem ſelbſt Andern, als du biſt, graut, mit dem Achilles ſelber in der Feldſchlacht ſich zu meſſen geſtutzt hat. Wir bitten dich Alle, tritt zurück und ſetze dich nieder!“ So wandte Agamemnon ſeinem Bruder das Herz. Und nun hielt Neſtor eine ſtrafende Rede an das Volk und erzählte ſeinen eigenen Zweikampf mit Ereuthalion dem Arkadier. „Wäre ich noch ſo jugendlich,“ endete er, „noch ſo ungeſchwächter Kraft, wie damals, ſo ſollte Hektor ſeinen Kämpfer bald gefunden haben!“ Auf ſeine Strafrede erhuben ſich neun Fürſten in dem Heere: vor Allen Agamemnon, ihm zunächſt Diomedes, drauf die beiden Ajax zugleich; dann Idomeneus, ſein Genoſſe Meriones, Eurypylus, Thoas und Odyſſeus. Sie Alle erboten ſich zu dem gefürchteten Kampf. „Das Loos ſoll entſcheiden,“ begann von Neuem Neſtor, „wen es auch trifft, freuen werden ſich die Griechen, und der Erkorene mit, wenn er aus dem erbitterten Streit als Sieger hervorgeht.“ Nun bezeichnete ſich Jeder ſelbſt ſein Loos; Alle zuſammen wurden in den Helm Agamemnons geworfen; das Volk betete; Neſtor ſchüttelte den Helm, und heraus ſprang das Loos des Telamonsſohnes Ajax. Ein Herold zeigte das Loos herumwandelnd den acht Helden vor Ajax, aber keiner erkannte es, bis die Reihe an den kam, der es ſich ſelbſt bezeichnet hatte. Freudig warf Ajax das Loos vor die Füße und rief: „Freunde, wahrlich, es iſt mein Loos, und mein Herz iſt froh, denn ich hoffe, über Hektor zu ſiegen. Ihr Alle betet in der Stille oder laut, während ich mich rüſte.“

Das Volk gehorchte ihm und bald ſtürmte Ajar, den rieſigen Leib in blinkende Erzwaffen gehüllt, zum Kampfe vor, dem ungeheuren Kriegsgott ſelber ähnlich. Ein Lächeln flog über ſein finſterernſtes Antlitz, wie er mächtigen Schrittes, die gewaltige Lanze ſchwingend, einherwandelte. Alle Danaer freuten ſich ringsum ſeines Anblicks und Schrecken durchſchauderte die Schlachtreihen der Trojaner. In dem gewaltigen Hektor ſelbſt fing ſein Herz im Buſen an zu ſchlagen, aber er konnte nicht mehr ins Gewühl ſeiner Schaaren zurückfliehen, hatte er doch ſelbſt den Zweikampf gefordert.

Ajar näherte ſich ihm, den ehernen ſiebenhäutigen Schild vortragend, den der berühmte Künſtler Tychius ihm einſt gefertigt. Als er ganz nahe vor Hektor ſtand, ſprach er drohend: „Hektor, nun erkennſt du, daß es im Danaervolk auch außer dem löwenherzigen Peliden noch Helden gibt, und zwar ihrer genug. Wohlan denn, beginne den blutigen Kampf!“ Ihm antwortete Hektor: „Göttergleicher Sohn des Telamon, verſuche mich nicht wie ein ſchwaches Kind oder ein unkriegeriſches Weib. Sind mir doch die Männerſchlachten wohl bekannt, ich weiß den Stierſchild rechts und links hinzuwenden, weiß den Tanz des ſchrecklichen Kriegsgotts zu Fuße zu tanzen, und die Roſſe im Gewühl zu lenken! Wohlan, nicht mit heimlicher Liſt ſende ich den Speer nach dir, tapferer Held, nein öffentlich, laß ſehen, ob er dich treffe!“ Mit dieſen Worten entſandte er in hohem Schwung die Lanze, und ſie fuhr dem Ajar in den Schild, durchdrang ſechs Schichten und ermattete erſt in der ſiebenten Haut. Jetzt flog die Lanze des Telamoniers durch die Luft: dieſe durchſchmetterte dem Hektor den ganzen Schild, durchſchnitt ſeinen Leibrock und wäre ihm in die Weiche gedrungen, wenn nicht Hektor ihrem Fluge ausgebogen wäre. Beide zogen die Speere aus den Waffen und rannten wie unverwüſtliche Waldeber aufs Neue gegen einander an. Hektor zielte, mit dem Speere ſtoßend, dem Ajax auf die Mitte des Schilds, aber ſeine Lanzenſpitze bog ſich und durchbrach das Erz nicht; Ajax hingegen durchbohrte mit dem Speer den Schild ſeines Gegners und ſtreifte ihm ſelbſt den Hals, daß ihm ſchwarzes Blut entſpritzte. Nun wich Hektor zwar ein wenig rückwärts; ſeine nervigte Rechte ergriff jedoch einen Feldſtein und traf damit die Schildbuckel des Feindes, daß das Erz erdröhnte. Ajax hub einen noch viel größeren Stein vom Boden auf und ſandte ihn mit ſolchem Schwunge dem Hektor zu, daß er den Schild einwärts brach und den Gegner ins Knie verletzte, ſo daß derſelbe rücklings hinſank; doch verlor er den Schild nicht aus den Händen und Apollo, der ihm unſichtbar zur Seite ſtand, richtete ihn ſchnell vom Boden wieder auf. Beide wären jetzt mit dem Schwert auf einander losgegangen, um den Streit endlich zu entſcheiden: da eilten die Herolde der beiden Völker, Idäus, der Troer, und Talthybius, der Grieche, herbei, und ſtreckten die Stäbe zwiſchen die Kämpfenden. „Nicht weiter gekämpft, ihr Kinder," rief Idäus, „ihr ſeyd ja beide tapfer, beide von Jupiter geliebt; wir Alle haben das geſehen! Jetzt aber kommt die Nacht herbei, gehorchet der Nacht." „Ermahne du deinen eigenen Volksgenoſſen!" entgegnete dem Herold Ajax, „er iſt es ja, der den Tapferſten der Griechen zum Kampfe hervorgeruſen hat! Will er es ſo, ſo mag ich dir gehorchen!“ Und nun ſprach Hektor ſelbſt zu ſeinem Gegner: „Ajax, ein Gott hat dir den gewaltigen Leib, die Kraft und die Speerkunde verliehen: darum, laß uns heute vom Entſcheidungskampfe ausruhen; ein andermal wollen wir ihn erneuern und ſo lange fechten, bis ein Gott einem von beiden Völkern Sieg und Kriegsruhm verleiht! Nun laß uns aber auch noch einander rühmliche Gaben ſchenken, damit es einſt bei Trojanern und Griechen heiße: ſehet, ſie kämpften mit einander den Kampf der Zwietracht, aber in Freundſchaft ſind ſie von einander geſchieden!“ So ſprach Hektor und reichte dem Gegner ſein Schwert mit dem ſilbernen Griff, ſammt Scheide und zierlichem Wehrgehenk. Ajax aber löste ſeinen purpurnen Gurt vom Leibe und bot ihn dem Hektor dar. Dann ſchieden beide von einander. Ajax zog ſich in die Schaar der Griechen zurück, Hektor ins Gewühl der Trojaner. Dieſe waren froh, ihren Helden unverletzt aus den Händen des furchtbaren Ajax zurückzuerhalten.

Waffenſtillſtand.

Die Fürſten der Danaer verſammelten ſich jetzt in dem Gezelte ihres Oberfeldherrn Agamemnon, wohin ſie auch den ſeines Sieges ſich hocherfreuenden Ajax jubelnd geführt hatten. Hier wurde dem Jupiter ein fünfjähriger fetter Stier geopfert, und beim Schmauſe der Sieger mit dem beſten Rückenſtücke geehrt. Als ſie ſich an Speiſe und Trank geſättiget, eröffnete Neſtor den Rath der Fürſten mit dem Vorſchlage, am andern Morgen den Krieg ruhen zu laſſen und nach Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die Leichname der gefallenen Danaer auf Wagen mit Rindern und Maulthieren beſpannt abzuholen, und abſeits von den Schiffen zu verbrennen, damit, wenn ſie wieder zum Vaterlande heimzögen, ein Jeder den Kindern ſeiner Verwandten den Staub der Ihrigen mitbringen könnte. Die Könige riefen ihm ringsumher Beifall.

Auf der andern Seite kamen auch die Trojaner auf ihrer Burg, vor dem Palaſte des Königes, nicht ohne Schmerz und Verwirrung über den Ausgang des Zweikampfes zur Verſammlung, und hier ſtand der weiſe Antenor auf und ſprach: „Höret mein Wort, ihr Trojaner und Bundsgenoſſen. So lange wir treulos gegen den heiligen Vertrag, den Pandarus gebrochen hat, kämpfen, kann unſerm Volke keine Wohlfahrt blühen; deswegen berge ich meines Herzens Meinung und meinen Rath nicht, daß wir die Argiverin Helena mit ſammt ihren Schätzen den Atriden ausliefern ſollten.“ Dagegen erhub ſich Paris und erwiederte: „Wenn du im Ernſte ſo geredet haſt, Antenor, ſo haben dir wahrhaftig die Götter deinen Verſtand geraubt; ich aber bekenne gerade heraus, daß ich das Weib nie wieder hergeben werde. Die Schätze, die ich aus Argos mitgeführt, mögen ſie meinethalben wieder haben, und ich will freiwillig von dem Meinigen noch hinzuthun, was ſie als Buße verlangen können!“ Nach ſeinem Sohne ſprach der greiſe König Priamus mit wohlmeinender Geſinnung: „Laßt uns heute nichts Weiteres mehr beginnen, ihr Freunde! vertheilet den Nachtimbiß unter das Heer, ſtellet die Wachen aus und überlaſſet euch, behutſam wie immer, dem Schlafe.

Am andern Morgen aber ſoll Idäus, unſer Herold, zu den Schiffen der Griechen gehen, und denſelben das friedſame Wort meines Sohnes Paris verkündigen, zugleich ſie erforſchen, ob ſie geneigt ſeyen, uns Waffenruhe zu gewähren, bis wir unſere Todten verbrannt haben. Können wir uns nicht vereinigen, ſo mag nachher die Feldſchlacht wieder beginnen.“

So geſchah es. Am andern Morgen erſchien Idäus als Herold vor den Griechen und meldete das Anerbieten des Paris und den Vorſchlag des Königes. Als die Helden der Danaer ſolches hörten, blieben Alle lange ſtumm. Endlich begann Diomedes: „Laßt euch doch nicht einfallen, ihr Griechen, die Schätze anzunehmen, auch nicht, wenn ihr Helena dazu bekämet. Der Einfältigſte wird ja wohl hieraus erkennen, daß die Trojaner bereits mit dem Untergang bedroht ſind!“ Dieſem Worte jauchzten die Fürſten alle Beifall zu und Agamemnon ſprach jetzt zu dem Herolde: „Du haſt ſelbſt den Beſcheid der Griechen, was den Vorſchlag des Paris betrifft, vernommen; die Verbrennung der Todten aber ſoll euch keineswegs verweigert ſeyn; der Donnerer ſelbſt ſoll dieſe unſere Zuſage hören!“ Mit dieſen Worten hub er den Scepter gen Himmel. Idäus kehrte nach Troja zurück und traf den Rath der Trojaner wieder verſammelt. Auf die willkommene Botſchaft wurde es ſchnell in der Stadt lebendig; die Einen holten die Leichname, die Andern Holz aus der Waldung. Und ganz daſſelbe geſchah im Schiffslager der Griechen. Friedlich begegneten im Strahl der Morgenſonne Feinde den Feinden, und ſuchten ihre Todten, Einer an der Seite des Andern. Schwer war der Gegner vom Freunde zu erkennen, wie die Leichname blutig und der Rüſtungen beraubt dalagen. Unter heißen Thränen wuſchen die Trojaner den Ihrigen, deren viel mehrere waren, das Blut von den Gliedern; aber alle laute Wehklage verbot Priamus. So huben ſie ſie verſtummt auf die Wagen und thürmten unter großer Herzensbetrübniß die Scheiterhaufen auf. Daſſelbe thaten die Griechen, gleichfalls mit traurigem Herzen, und als die Glut ausgelodert, kehrten ſie zu ihren Schiffen zurück. Der Tag war über dieſer Arbeit zu Ende gegangen und das Abendmahl begann. Gerade zur rechten Zeit waren aus Lemnos von Eunëus, dem Sohne Jaſons und Hypſipyle's, Laſtſchiffe mit einer Ladung edlen Weines angekommen, den der Gaſtfreund den verwandten Griechen zum Geſchenke ſandte, viel tauſend Krüge. Da ward ein lieblicher Feſtſchmaus gerüſtet, und als die Griechen ihre Beute bei den Schiffen untergebracht, ſetzten ſie ſich zum Mahle.

Auch die Trojaner wollten ſich beim Schmauſe von der Schlacht erholen. Aber Jupiter ließ ihnen keine Ruhe und ſchreckte ſie die ganze Nacht hindurch mit Donnerſchlägen, die ſich von Zeit zu Zeit wiederholten und ihnen neues Unglück zu verkündigen ſchienen. Entſetzen faßte ſie, und ſie wagten den Becher nicht an den Mund zu führen, ohne dem zürnenden Göttervater ein Trankopfer auszugießen.

Sieg der Trojaner.

Für den Augenblick jedoch hatte es Jupiter anders in ſeinem Rathe beſchloſſen. „Höret mein Wort," ſprach er zu den verſammelten Göttern und Göttinnen am andern Morgen, „wer mir heute hingeht, den Trojanern oder den Griechen beizuſtehen, den faſſe ich und ſchleudere ihn in den Abgrund des Tartarus unter das Erdreich, ſo tief hinunter, als tief unter dem Himmel die Erde drunten liegt; dann verſchließe ich die eiſerne Pforte, welche die eherne Schwelle der Unterwelt verwahrt, und der Miſſethäter kommt mir nicht mehr herauf. Und zweifelt ihr an meiner Allmacht, ſo verſucht es: befeſtiget eine goldene Kette am Himmel, hängt euch Alle daran, und ſehet zu, ob ihr mich auf den Erdboden herabzuziehen vermögend ſeyd. Vielmehr würde ich euch ſelbſt mit ſammt Erd' und Meer emporziehen, die Kette an der Felſenkuppe des Olymp feſtbinden und ſo das Weltall in der Schwebe tragen." Die Götter demüthigten ſich unter dieſes zornige Wort; Jupiter ſelbſt beſtieg ſeinen Donnerwagen und fuhr nach dem Ida, wo er einen Hain und Altar hatte. Dort ſetzte er ſich auf die Höhe und überſchaute mit freudigem Trotze die Stadt der Trojaner und das griechiſche Schiffslager. An beiden Orten warfen ſich die Männer in die Rüſtung. Der Trojaner waren zwar Wenigere, doch waren auch ſie nach der Schlacht begierig, galt es doch den Kampf für ihre Weiber und Kinder. Bald öffneten ſich bei ihnen die Thore, und ihr Kriegsheer ſtürzte, zu Fuß und zu Wagen, unter Getümmel heraus.

Den Morgen über wurde mit gleichem Glücke gekämpft, und auf beiden Seiten ſtrömte viel Blut auf den Boden. Als aber die Sonne hoch am Mittagshimmel ſtand, legte Zeus zwei Todeslooſe in ſeine goldne Waage, faßte ſie in der Mitte und wog in der Luft. Da ſank das Verhängniß der Griechen, daß ihr Gewicht ſich bis zur Erde niederſenkte und das der Trojaner zum Himmel emporſtieg.

Mit einem Donnerſchlage kündigte er die verwandelte Schickung dem Heere der Griechen an, indem ein Blitzſtrahl mitten unter daſſelbe herabfuhr. Bei dieſem Anblicke durchſchauderte ein ahnungsvoller Schrecken die Reihen der Griechen und die größten Helden fingen an zu wanken. Idomeneus, Agamemnon, die beiden Ajax ſelbſt hielten nicht mehr Stand. Bald war nur noch der greiſe Neſtor im Vorderkampf zu ſchauen, aber auch dieſer nur gezwungen, denn Paris hatte ſein Roß vorn am Mähnenbuſch mit einem Pfeile tödtlich getroffen. Das Pferd bäumte ſich angſtvoll und wälzte ſich bald mit ſeiner Wunde; während nun Neſtor dem Nebenroß die Stränge mit ſeinem Schwert abzuhauen bemüht war, kam Hektor mit ſeinem Wagen, in der Verfolgung der Griechen begriffen, auf ihn zugefahren, und jetzt wäre es um das Leben des edlen Greiſes geſchehen geweſen, wenn nicht Diomedes herbeigeeilt wäre. Dieſer ſchalt den mit umgewandtem Rücken den Schiffen zufliehenden Odyſſeus und ermunterte ihn vergebens zur Abwehr; dann ſtellte er ſich ſelbſt vor die Roſſe Neſtors, überantwortete ſie dem Sthenelus und Eurymedon und nahm den Greis auf ſeinen eigenen Wagen. Dann ging er mit ihm gerade dem Hektor entgegen, ſchickte ſeinen Speer ab und verfehlte zwar den Helden ſelbſt, durchſchoß jedoch ſeinem Wagenlenker

Eniopeus die Bruſt, daß er dem Wagen entſank. So tief ihn der Tod des Freundes ſchmerzte, ließ ihn Hektor doch liegen, rief einen andern Helden herbei, die Roſſe zu lenken, und flog dem Diomedes entgegen. Hektor wäre verloren geweſen, wenn er ſich mit dem Tydiden gemeſſen hätte, und Jupiter wußte wohl, daß mit ſeinem Sturze ſich die Schlacht gewendet und die Griechen noch an dieſem Tage Ilion erobert hätten. Dieß wollte Zeus nicht, und ſchleuderte dicht vor dem Wagen des Diomedes einen Blitzſtrahl in den Boden. Neſtor ließ vor Schrecken die Zügel aus den Händen fahren und ſprach: „Auf, Diomedes, wende deine Roſſe zur Flucht, erkennſt du nicht, daß Jupiter dir heute den Sieg verweigert?“ „Du haſt Recht, o Greis,“ erwiederte dieſer, „aber es empört mir das Herz, wenn Hektor einſt in der Verſammlung der Trojaner ſagen darf: der Sohn des Tydeus hat ſich vor mir in banger Flucht den Schiffen zugewendet!“ Aber Neſtor ſprach: „Was denkſt du, wenn dich Hektor auch feige ſchilt, werden ihm die Troer und Troerinnen glauben, deren Freunde und Gatten du in den Staub geſtreckt haſt?“ Mit dieſen Worten wandte er die Roſſe zur Flucht und Hektor, mit ſeinen Trojanern nachſtürmend, rief: „Tydide, dich ehrten die Griechen in der Verſammlung und beim Feſtmahl; künftig verachten ſie dich, wie ein zagendes Weib! Du biſt es nicht, der Troja erobern und unſere Frauen zu Schiffe wegführen wird!“ Da beſann ſich Diomedes dreimal, ob er die Roſſe umlenken und dem Höhnenden entgegenfahren ſollte, aber dreimal donnerte Jupiter fürchterlich vom Ida her, und ſo ſetzte er die Flucht und Hektor die Verfolgung fort.

Vergebens wollte Juno, die dieß mit Kummer ſah, Poſeidon (Neptunus), den beſondern Schutzgott Troja's, bewegen, ſeinem Volke beizuſtehen; er wagte es nicht, gegen das zornige Wort ſeines mächtigen Bruders zu handeln. Jetzt waren die fliehenden Griechen mit Roß und Mann am Wall und Graben vor den Schiffen angekommen, und gewiß wäre Hektor eingedrungen und hätte die Brandfackel ins Schiffslager der Griechen geworfen, wenn nicht Agamemnon, von Juno ermuthigt, die verſtörten Griechen um ſich geſammelt hätte. Er betrat das gewaltige Meerſchiff des Odyſſeus, das in der Mitte ſtand und hoch über die andern hervorragte. Hier ſtand er auf dem Verdeck, den ſchimmernden Purpurmantel mit der nervigten Rechten ſich über die Schulter ſchlagend, und rief, auf der einen Seite zu den Gezelten des ſalaminiſchen Ajax, auf der andern zu denen des Peliden hinab, wo auf beiden Seiten das flüchtende Heer ſich zuſammendrängte: „Schämet euch, Verworfene," rief er, „wo iſt euer Heldenruhm jetzt, ihr Prahler bei den Krügen? Vor dem einen Hektor ſind wir jetzt zu nichte geworden, bald wird er unſere Schiffe in Brand ſtecken. O Zeus, mit welchem Fluche haſt du mich beladen! Wenn ich dich je mit Gebeten und Opfern geehrt, ſo laß uns jetzt wenigſtens entfliehen und entkommen, und nicht hier bei den Schiffen von der Macht der Trojaner erdrückt werden!" So rief er unter Thränen, daß es den Göttervater ſelbſt erbarmte, und er den Griechen ein heilvolles Zeichen vom Himmel ſandte, einen Adler, der ein junges Reh in den Klauen trug und vor Jupiters Altar ſelbſt niederwarf.

Dieſes Zeichen ſtärkte die Danaer und aufs Neue flogen ſie vorwärts, dem Gewühl der eindringenden Feinde entgegen. Vor allen Andern ſprengte Diomedes mit ſeinen

Roſſen über den Graben hervor, und ſtieß den Trojaner Agelaus, der vor ihm ſeinen Streitwagen zur Flucht wandte, mit dem Speere durch den Rücken. Nächſt ihm drangen Agamemnon und Menelaus vor, ihnen zunächſt die beiden Ajax; dann Idomeneus und Meriones; dann Eurypylus. Jetzt kam Teucer als der Neunte; dieſer, hinter dem Schilde ſeines Halbbruders Ajax aufgeſtellt, ſchoß einen Trojaner um den andern mit ſeinen Pfeilen in den Staub. Schon hatte er ihrer achte zu Boden geſtreckt, als Agamemnon einen freudigen Blick auf ihn warf und ihm zurief: „Triff ſo fort, edler Freund, und werde ein Licht der Danaer! Gewähren uns Jupiter und Athene, Troja zu vertilgen, ſo ſollſt du der Erſte ſeyn, dem ich ein Ehrengeſchenk verleihe!“ „Du brauchſt mich nicht lange zu ermahnen, König,“ antwortete ihm Teucer, „zaudere ich doch ſelbſt nicht mit aller meiner Kraft! Nur den wüthenden Hund dort zu treffen, iſt mir noch nicht gelungen!“ Damit ſandte er einen Pfeil gerade auf Hektor ab; dennoch fehlte das Geſchoß und traf nur einen Baſtard des Priamus, den Gorgythion, der ſein helmbeſchwertes Haupt zur Seite neigte, wie ein Mohnhaupt unter dem Regenſchauer des Frühlings ſich beugt. Einen zweiten Pfeil des Teucer lenkte Apollo ab, doch durchſchoß er die Bruſt ſeines Wagenlenkers Archeptolemus. Auch dieſen Freund ließ Hektor mit bitterem Schmerze liegen und rief einen Dritten auf den Wagen. Dann drang er in heißer Begier auf Teucer los und traf ihn, als er eben den Bogen wieder ſpannte, mit einem kantigen Stein am Schlüſſelbeine, daß die Sehne ihm zerriß, die Hand am Knöchel erſtarrte, und er ins Knie ſank. Aber Ajax vergaß des Bruders nicht, er umging ihn und deckte ihn ſo lange mit dem Schild, bis zwei Freunde den ſchwer Aufſtöhnenden nach den Schiffen getragen hatten.

Nun aber ſtärkte Jupiter den Trojanern den Muth wieder. Wüthend und mit funkelnden Augen drang Hektor mit den Erſten voran, und verfolgte die Griechen, wie ein Hund den gehetzten Eber im Bergwalde verfolgt, indem er immer jeden Aeußerſten, der ihm in den Wurf kam, niederſtreckte. Die Griechen wurden wieder zu den Schiffen zuſammengedrängt und beteten geängſtet zu ihren Göttern. Das erbarmte Juno, und zu Athene gewendet ſprach ſie: „Wollen wir das ſterbende Volk der Danaer immer noch nicht retten? Siehſt du nicht, wie unerträglich Hektor dort unten wüthet, welches Blutbad er ſchon angerichtet hat!“ „Ja, mein Vater iſt grauſam,“ antwortete Minerva, „er hat ganz vergeſſen, wie getreulich ich ſeinem Sohne Herkules auf allen Abenteuern zur Seite geſtanden bin. Aber die Schmeichlerin Thetis hat ihn mit ihren Liebkoſungen beſtochen und nun bin ich ihm verhaßt geworden. Doch, denke ich, nennt er mich einmal wieder ſein blauäugiges Töchterlein. Hilf mir den Wagen anſchirren, Here, ich ſelbſt will zum Vater nach dem Ida hinabeilen!“

Aber Jupiter ergrimmte, als er dieß inne wurde, und ſeine windſchnelle Botin Iris mußte den Wagen aufhalten, als er mit den beiden Göttinnen eben durch das vorderſte Thor des Olympus hindurchfuhr. Auf ſeine zornige Botſchaft lenkten dieſe um, und bald erſchien Zeus auf dem Donnerwagen ſelbſt wieder, daß die Höhen des Götterbergs vor ſeinem Nahen erbebten. Aber er blieb taub gegen die Bitten der Gemahlin und der Tochter. „Noch größeren Sieg der Trojaner ſollſt du morgen ſchauen,“ ſprach er zu Juno. „Nicht eher ſoll der gewaltige Hektor vom Streite ruhen, bis die Griechen in ſchrecklicher Bedrängniß, um die Steuerruder ihrer Schiffe zuſammengedrängt, kämpfen, und der zürnende Achilles ſich wieder in ſeinem Zelt erhebt. So iſt es der Wille des Verhängniſſes.“ Juno ward traurig und verſtummte.

Bei den Schiffen hatte die Nacht dem Kampf ein Ziel geſetzt. Hektor berief ſeine Krieger, ſeitwärts von den Schiffen, bei den Wirbeln des Skamander, zu einer Rathsverſammlung, und ſprach: „Hätte uns die Nacht nicht ereilt, ſo wären die Feinde jetzt vertilgt. Aber auch ſo laſſet uns nicht in die Stadt zurückkehren, ſondern führet eilig aus derſelben Hornvieh und Schafe herbei, auch Wein und Brod werde uns reichlich aus den Häuſern herbeigeſchafft; Wachtfeuer ſollen uns rings vor einem Ueberfall der Feinde ſchützen, während wir des Mahles oder der Wunden pflegen. Mit Anbruch des Morgens erneuern wir den Angriff auf die Schiffe, dann will ich ſehen, ob Diomedes mich zur Mauer hinwegdrängt, oder ich ihm ſelbſt die Rüſtung vom Leichnam abziehe!“ Die Trojaner rauſchten ihm Beifall zu; es geſchah nach ſeinem Rathe, die ganze Nacht über raſteten ſie, im Schutze von tauſend Wachtfeuern, je fünfzig und fünfzig, bei Schmaus und Wein; ihre Roſſe ſtanden beim Geſchirr und labten ſich an Spelt und Gerſte.

Botſchaft der Griechen an Achilles.

Im griechiſchen Lager hatte ſich der Schrecken von der Flucht noch nicht gelegt, als Agamemnon die Fürſten Mann für Mann, doch nicht laut, zu einer Rathsverſammlung rufen ließ. Tiefbekümmert ſaßen ſie bald beiſammen und unter ſchweren Seufzern ſprach der Völkerfürſt: „Freunde und Pfleger des Volkes, in ſchwere Schuld hat mich Jupiter verſtrickt. Er, deſſen gnädiger Wink mir verheißen hatte, daß ich als Sieger nach Vertilgung Troja's heimgehen ſollte, hat mich betrogen und befiehlt mir jetzt, ſo viele tapfere Männer auf der Wahlſtadt zurücklaſſend, ruhmlos nach Argos heimzukehren. Vergebens widerſetzen wir uns dem Willen deſſen, der ſchon ſo vielen Städten das Haupt zerſchmettert hat und noch zerſchmettern wird. Aber Troja ſollen wir nicht erobern. So gehorchet mir denn, und laßt uns auf den ſchnellen Schiffen zum Lande der Väter fliehen!“

Lang blieben die bekümmerten Helden Griechenlands ſtumm, als ſie das traurige Wort vernommen hatten, bis endlich Diomedes zu reden begann: „Zwar ſchmähteſt du jüngſt,“ ſprach er: „meinen Muth und meine Tapferkeit vor den Griechen, o König! jetzt aber will mir bedünken, daß dir ſelbſt Jupiter mit dem Scepter der Macht die Tapferkeit nicht verliehen hat. Glaubſt du denn im Ernſte, die Männer Griechenlands ſeyen ſo unkriegeriſch, wie du geredet? Wohl, wenn dich das Herz ſo ſehr nach der Heimath drängt, ſo wandre! der Weg iſt frei, und dein Schiff ſteht bereit! Wir andern Achiver wollen bleiben, bis wir die Burg des Priamus zerſtört haben. Ja, wenn ſie Alle davon gingen, ſo blieben doch wir, ich und mein Freund Sthenelus, und kämpften fort, im Glauben, daß eine Gottheit uns hieher geführt!“ Die Helden jubelten bei dieſem Worte und Neſtor ſprach: „Du könnteſt mein jüngſter Sohn ſeyn, o Jüngling, und doch haſt du lauter Verſtändiges geſprochen. Auf daher, Agamemnon, gib den Führern ein Mahl, du haſt ja Weins genug in den Zelten; die Schaarenhüter ſollen ſich am Graben draußen vor der Mauer lagern, du aber horche beim Mahl auf den Rath der Beſten unter dem Volke.“

So geſchah es. Die Fürſten ſchmausten bei Agamemnon getröſteteren Muths, und nach dem Mahle ſprach Neſtor wieder in der Verſammlung: „Agamemnon, du weißt, was ſeit dem Tage geſchehen iſt, an welchem du dem zürnenden Peliden die ſchöne Tochter des Briſes aus den Zelten raubteſt, wider unſern Sinn: denn ich habe dich mit großem Ernſt abgemahnt. Jetzt iſt es Zeit, darauf zu ſinnen, wie wir das Herz des Gekränkten zur Verſöhnung bewegen mögen.“ „Du haſt Recht, o Greis,“ antwortete Agamemnon, „ich habe gefehlt, und läugne es nicht. Auch will ich es gerne gut machen, und dem Beleidigten unendliche Sühnung bieten: zehn Talente Goldes, ſieben Dreifüße, zwanzig Becken, zwölf Roſſe, ſieben blühende lesbiſche Weiber, die ich ſelbſt erobert habe, endlich die liebliche Jungfrau Briſëis ſelbſt, die ich, obgleich ich ſie dem Achilles entriſſen, doch immer in Ehren gehalten habe, wie ich mit heiligem Eide beſchwören kann. Erobern wir dann Troja und theilen den Siegesraub, ſo will ich ihm ſelbſt ſein Schiff mit Erz und Gold voll füllen, und er mag ſich zwanzig Trojanerinnen, die ſchönſten nach Helena, zur Beute herausſuchen. Kommen wir nach Argos heim, ſo ſoll er ſich eine von meinen Töchtern zur Gattin erwählen; er wird mir ein lieber Eidam ſeyn und meinen eigenen einzigen Sohn Oreſtes will ich nicht höher halten. Sieben Städte werde ich ihm zum Brautſchatz geben. Solches Alles will ich thun, ſobald er von ſeinem Zorn abläßt.“

„Fürwahr,“ antwortete ihm Neſtor, „du bieteſt dem Fürſten Achilles keine verächtliche Gaben. Senden wir denn auf der Stelle auserleſene Männer, Phönix als Führer, dann den großen Ajax und den edlen Odyſſeus, und mit ihnen die Herolde Hodius und Eurybates nach den Zelten des zürnenden Helden.“

Nach einem feierlichen Trankopfer verließen wirklich die von Neſtor ausgewählten Helden die Verſammlung und gelangten in Kurzem zu den Schiffen der Myrmidonen. Hier fanden ſie den Achilles, wie er auf der ſchönen gewölbten Leyer mit ſilbernem Stege, einer Beute aus Eëtions Stadt, ſein Herz erlabend ſpielte, und Siegesthaten der Helden dazu ſang. Ihm gegenüber ſaß ſein Freund Patroklus und harrte ſchweigend, bis Jener den Geſang beendigt hätte. Als der Pelide die Abgeſandten, Odyſſeus an der Spitze, kommen ſah, erhub er ſich beſtürzt von ſeinem Sitze, die Leyer in der Hand behaltend. Auch Patroklus ſtand auf, ſobald er ihrer anſichtig wurde; beide gingen ihnen entgegen, und Achilles faßte den Phönix und den Odyſſeus bei den Händen und rief: „Freude ſey mit euch, ihr Theuren! Zwar führt euch gewiß irgend eine Noth zu mir her, doch ich liebe euch ſo ſehr vor allen Griechen, daß ihr auch dem Zürnenden willkommen ſeyd.“ Schnell brachte jetzt Patroklus einen großen Krug

Weines herbei. Achilles ſelbſt ſteckte den Rücken einer Ziege und eines Schafes und das Schulterblatt eines Maſtſchweins an den Spieß und briet Alles mit Hülfe ſeines Gefährten Automedon. Nachdem ſie ſich nun, um das Mahl gelagert, an Speiſe und Trank gelabt hatten, winkte Ajax dem Phönix; Odyſſeus aber kam dieſem zuvor, füllte den Becher mit Wein und trank dem Peliden mit einem Handſchlage zu; dann begann er: „Heil dir, Pelide, deinem Schmaus gebricht es nicht an Fülle; aber nicht das liebliche Mahl iſt's, wornach uns verlangt; ſondern unſer großes Unglück führt uns zu dir. Denn jetzt gilt es unſere Rettung oder unſern Untergang, je nachdem du mit uns geheſt, oder nicht. Die Trojaner bedrohen den Steinwall und unſere Schiffe; Hektor, die Augen voll Mordluſt, wüthet, auf Jupiter vertrauend. Erhebe dich denn, die Griechen, wenn auch ſpät, zu befreien; bändige den Stolz deines Herzens, glaube mir, freundlicher Sinn iſt beſſer, als verderblicher Zank. Hat dir doch dein Vater Peleus ſelbſt ſolche Ermahnungen mit auf den Zug gegeben!" Dann zählte ihm Odyſſeus alle die herrlichen Gaben auf, die Agamemnon ihm zur Sühne anbieten ließ und noch weiter verſprach.

Aber Achilles erwiederte: „Edler Sohn des Laertes, ich muß deine ſchöne Rede von der Bruſt weg mit Nein beantworten. Agamemnon iſt mir verhaßt, wie die Pforte des Hades, und weder er noch die Griechen werden mich bereden, wieder in ihren Reihen zu kämpfen, denn wann habe ich einen Dank für meine Heldenarbeit davongetragen? Wie eine Mutter den nackten Vögelchen den gefundenen Biſſen darbringt, auch wenn ſie ſelbſt hungert, ſo habe ich unruhige Nächte und blutige Tage genug zugebracht, um jenen Undankbaren ein Weib zu erobern, und was ich erbeutet hatte, brachte ich dem Atriden zur Gabe dar; er aber nahm die Schätze, behielt das Meiſte, und vertheilte davon nur Weniges; mir ſelbſt hat er auch die lieblichſte Beute entriſſen. Darum will ich morgen ſchon Jupiter und den Göttern opfern; noch im Morgenrothe ſollen meine Schiffe im Hellespont ſchwimmen und in dreien Tagen hoffe ich in Phthia zu Hauſe zu ſeyn. Einmal hat er mich betrogen, zum zweitenmale wird er mich nicht täuſchen, er begnüge ſich! Gehet und meldet den Fürſten dieſe Botſchaft, Phönix aber bleibe, wenn es ihm gefällt, und ſchiffe heim mit mir ins Land der Väter!"

Vergebens ſuchte Phönix, ſein alter Freund und Führer, den jungen Helden auf andere Gedanken zu bringen. Er winkte dem Patroklus, dem alten Helden ein warmes Bette zurecht zu machen: da ſtand Ajax auf und ſprach: „Odyſſeus, laß uns gehen, in der Bruſt des Grauſamen wohnt keine Milde; den Unbarmherzigen bewegt nicht die Freundſchaft der Genoſſen, er trägt ein unverſöhnliches Herz im Buſen!" Auch Odyſſeus erhob ſich nun vom Mahle, und nachdem ſie den Göttern das Trankopfer dargebracht, verließen ſie mit den Herolden das Zelt des Achilles, bei dem nur Phönix zurückblieb.

Dolon und Rheſus.

Als Odyſſeus die unwillkommene Botſchaft aus dem Zelte des Peliden mitbrachte, verſtummten Agamemnon und die Fürſten. Kein Schlaf legte ſich die ganze Nacht über auf die Augenlieder der Atriden; in banger Angſt erhoben ſich beide noch vor Tagesanbruch und theilten ſich in ihr Geſchäft. Menelaus ging, die Helden Mann für Mann in den Zelten zu bearbeiten; Agamemnon aber wandelte nach der Lagerhütte Neſtors. Er fand den Greis noch im weichen Bette ruhend; Rüſtung, Schild, Helm, Gurt und zwei Lanzen lagen an der Seite des Lagers. Der Greis, aus dem Schlaf erweckt, ſtützte ſich auf den Ellbogen, und rief dem Atriden zu: „Wer biſt du, der in finſterer Nacht, wo andere Sterbliche ſchlummern, ſo einſam durch die Schiffe wandelt, als ſuchteſt du einen Freund, oder ein verlaufenes Maulthier? So rede doch, du Schweigender, was ſuchſt du?“ „Erkenne mich, Neſtor,“ ſprach Jener leiſe, „ich bin Agamemnon, den Jupiter in ſo unergründliches Leid verſenkt hat; kein Schlaf kommt in meine Augen, mein Herz klopft; meine Glieder zittern aus Angſt um die Dauaer. Laß uns zu den Hütern hinabgehen, ob ſie nicht ſchlummern. Weiß doch Keiner von uns, ob die Feinde nicht noch in der Nacht einen Angriff machen werden!“ Neſtor zog eilig ſeinen wollenen Leibrock an, warf den Purpurmantel um, ergriff die Lanze und durchwandelte mit dem Könige die Schiffsgaſſen. Zuerſt weckten ſie Odyſſeus, der auf ihren Ruf ſogleich den Schild um die Schultern warf und ihnen folgte; dann nahte ſich Neſtor dem Zelt und der Lagerſtatt des Tydiden, berührte ihm den Fuß mit der Ferſe, und weckte ihn ſcheltend. „Unmüßiger Greis,“ antwortete der Held im hellen Schlafe, „du kannſt doch nimmer von der Arbeit ruhen! Gäbe es nicht Jüngere genug, die das Heer bei Nacht durchwandern und die Helden aus dem Schlafe wecken könnten? Aber du biſt unbändig, Alter!“ „Du haſt wohlziemend geredet," erwiederte ihm Neſtor, „habe ich doch ſelbſt Völker genug, dazu treffliche Söhne, die dieß Amt verrichten könnten. Aber die Bedrängniß der Achiver iſt viel zu groß, als daß ich nicht ſelbſt thun ſollte, was das Herz mir gebietet. Auf der Schwertſpitze ſteht bei ihnen Untergang und Leben, deswegen erhebe dich und hilf du ſelbſt uns den Ajax und Meges, den Sohn Phyleus, wecken!" Diomedes warf ſogleich ſein Löwenfell um die Schultern und holte die verlangten Helden. Nun muſterten ſie zuſammen die Schaar der Hüter, aber keinen fanden ſie ſchlafend, alle ſaßen munter und wach in ihren Rüſtungen da.

Allmählig waren jetzt alle Fürſten vom Schlaf aufgeweckt worden, und bald ſaß die Rathsverſammlung vollſtändig beiſammen. Neſtor aber begann das Geſpräch: „Wie wär' es, ihr Freunde," ſagte er, „wenn jetzt ein Mann die Kühnheit hätte, hinzugehen zu den Trojanern, ob er nicht etwa einen der Aeußerſten erhaſchen könnte, oder ihren Rath erlauſchen, und erfahren, ob ſie hier auf dem Schlachtfelde zu bleiben gedenken, oder mit dem Siege ſich in ihre Stadt zurückzuziehen? Edle Gaben ſollten den kühnen Mann belohnen, der ſolches wagte!" Als Neſtor ausgeredet, ſtand Diomedes auf und erbot ſich zu dem Wagniſſe, falls ein Begleiter ſich zu ihm geſellen wollte. Da fanden ſich viele bereit: die Ajax beide, Meriones, Antilochus, Menelaus und Odyſſeus; und Diomedes ſprach: „Wenn ihr mir anheim ſtellet, den Genoſſen ſelbſt zu wählen, wie ſollte ich des Odyſſeus vergeſſen, der in jeder Gefahr ein ſo entſchloſſenes Herz zeigt, und den Pallas Athene liebt. Wenn er mich begleitet, glaube ich, wir würden aus einem Flammenofen

zurückkehren; denn er weiß Rath wie Keiner!" — „Schilt und rühme mich nicht zu ſehr," antwortete Odyſſeus, „du redeſt beides vor kundigen Männern! Aber gehen wir, denn die Sterne ſind ſchon weit vorgerückt, und wir haben nur noch ein Drittheil von der Nacht übrig."

Darauf hüllten ſich beide in furchtbare Rüſtung und machten ſich unkenntlich, Diomedes ließ Schwert und Schild bei den Schiffen, und entlehnte das zweiſchneidige Schwert des Helden Thraſymedes, ſo wie deſſen Sturmhaube und Stierhaut, ohne Federbuſch und Roßſchweif. Dem Odyſſeus gab Meriones Bogen, Köcher und Schwert und einen Helm von Leder und Filz mit Schweinshauern. So verließen ſie das griechiſche Lager und wandelten in der Nacht dahin. Da hörten ſie einen Reiher von der rechten Seite ſchreiend vorüberflattern, wurden des Glückszeichens froh, das ihnen Pallas Athene ſendete, und flehten zu ihr um Begünſtigung ihres Unternehmens. So gingen ſie durch Waffen, Blut und Leichen im Dunkel dahin, an Muth zween wilden Löwen gleich.

Während dieſe Auskundſchaftung im griechiſchen Lager verabredet wurde, hatte in der Verſammlung ſeiner Trojaner Hektor denſelben Vorſchlag gemacht, und aus der griechiſchen Beute, die er hoffte, einen Wagen und zwei der edelſten Roſſe dem Manne verſprochen, der es über ſich nehmen würde, den Zuſtand des griechiſchen Lagers zu erforſchen. Nun befand ſich unter dem trojaniſchen Volke der Sohn des Eumedes, eines edlen Herolds, Namens Dolon, ein an Geld und Erz wohlbegüterter Mann, von unanſehnlicher Geſtalt, aber ein gar hurtiger Läufer, neben fünf Schweſtern der einzige Sohn. Dieſen reizte die Kühnheit ſeines Herzens, daß er gegen das Verſprechen,

den Wagen und die Roſſe des Achilles zu erhalten, e
über ſich nahm, das feindliche Kriegsheer zu durchwan
dern, bis er an Agamemnons Feldherrnſchiff käme, u
dort den Fürſtenrath der Danaer zu belauſchen. Er hängt
eilend ſeinen Bogen um die Schulter, hüllte ſich in ei
graues zottiges Wolfsfell, ſetzte einen Otterhelm auf da
Haupt, faßte den Wurfſpieß, und ging mit Begier ſeine
Weg. Dieſer aber führte ihn ganz nahe an den au
gleichem Gange begriffenen Griechenhelden vorüber. Odyſ
ſeus merkte den Tritt des Herannahenden und flüſtert
ſeinem Geſellen zu: „Diomedes, dort kommt ein Man
aus dem trojaniſchen Lager herangewandelt; entweder e
iſt ein Kundſchafter, oder er will die Leichname auf de
Schlachtfelde berauben; laſſen wir ihn ein wenig vorübe
gehen, dann wollen wir ihm nachjagen und ihn entwede
erhaſchen oder nach den Schiffen treiben.“ Nun ſchmieg
ten ſich beide, abſeits von dem Wege, unter die Todte
und Dolon lief ſorglos vorüber. Als er einen Bogen
ſchuß entfernt war, hörte er das Geräuſch der Helde
und ſtand ſtille, denn er vermuthete, daß Hektor ihn dur
befreundete Boten zurückrufen laſſe; bald aber waren d
Helden nur noch einen Speerwurf entfernt, und nu
erkannte er ſie als Feinde. Nun regte er ſeine ſchnelle
Kniee und flog dahin, wie ein Hund, der einen Haſ
verfolgt. „Steh, oder ich werfe meine Lanze nach dir,
donnerte Diomedes, und entſandte ſeinen Speer, jedo
mit Vorſatz fehlend, ſo daß das Erz über die Schult
des Laufenden hin in den Boden fuhr. Dolon ſtan
ſtarr und bleich vor Schrecken, ſein Kinn bebte und
Zähne klapperten ihm. „Fahet mich lebendig,“ rief
unter Thränen, als die heranfeuchenden Helden ihn n

beiden Händen feſthielten, „ich bin reich und will euch als Löſegeld Eiſenerz und Gold geben, ſo viel ihr nur wollet!“ „Sey getroſt,“ ſprach Odyſſeus zu ihm, „und mach dir keine Todesgedanken, aber ſag' uns die Wahrheit, was dich dieſen Weg führte.“ Als Dolon zitternd und bebend Alles geſtanden, ſprach Odyſſeus lächelnd: „Fürwahr, du haſt keinen ſchlechten Geſchmack, Burſche, daß deine Seele nach dem Geſpann des Peliden gelüſtet! Jetzt aber ſage mir auf der Stelle: wo verließeſt du den Hektor, wo ſtehen ſeine Roſſe, wo iſt das Kriegsgeräthe? wo ſind die andern Trojaner? wo die Bundesgenoſſen?“ Dolon antwortete: „Hektor beräth ſich mit den Fürſten am Grabmale des Ilus; das Kriegsheer iſt ohne beſondere Wachen um Feuer gelagert, die fern herbeigerufenen Bundesgenoſſen aber, die für keine Weiber und Kinder zu ſorgen haben, ſchlafen getrennt von dem Heere und unbewacht. Wenn ihr in das trojaniſche Lager wandeln wollet, ſo ſtoßet ihr zuerſt auf die eben angekommenen Thrazier, die um ihren Fürſten Rheſus, den Sohn des Eioneus, hingeſtreckt ruhen. Seine blendend weißen Roſſe ſind die ſchönſten, größeſten und ſchnellfüßigſten, die ich je geſehen habe; ſein Wagen iſt mit Silber und Gold köſtlich geſchmückt, er ſelbſt trägt eine wundervolle goldne Rüſtung, wie ein Unſterblicher und nicht wie ein Menſch. Nun wißt ihr Alles, führet mich nun nach den Schiffen, oder laßt mich gebunden hier, und überzeuget euch, daß ich die Wahrheit geſagt habe.“ Aber Diomedes ſchaute den Gefangenen finſter an und ſprach: „Ich merke wohl, Betrüger, du ſinneſt auf Flucht; aber meine Hand wird dafür ſorgen, daß du den Argivern nicht mehr verderblich ſeyn kannſt!“ Zitternd erhob Dolon ſeine Rechte, das

Kinn des Helden flehentlich zu berühren, als ſchon das Schwert des Tydiden ihm durch den Nacken fuhr, daß das Haupt des Redenden in den Staub hinrollte. Hierauf nahmen ihm die Helden den Otterhelm vom Scheitel, zogen dem Rumpfe das Wolfsfell ab, löſten den Bogen, nahmen den Speer des Getödteten zur Hand, und legten die ganze Rüſtung zum Merkmale für den Heimweg auf einige Rohrbüſchel; dann gingen ſie vorwärts und ſtießen endlich auf die harmlos ſchlafenden Thrazier. Bei Jedem ſtand ein Doppelgeſpann von ſtampfenden Roſſen, die Rüſtungen lagen in ſchöner Ordnung und in dreifachen Reihen blinkend auf dem Boden. In der Mitte ſchlief Rheſus, und ſeine Roſſe ſtanden am hinterſten Wagenringe, mit Riemen angebunden. „Hier ſind unſre Leute,“ ſprach Odyſſeus ins Ohr des Tydiden; „jetzt gilt es Thätigkeit; löſe du die Roſſe ab, oder beſſer, tödte du die Männer, und laß mir die Roſſe.“ Diomedes antwortete ihm nicht, ſondern wie ein Löwe unter Ziegen oder Schafe fährt, hieb er wild um ſich her, daß ſich ein Röcheln unter ſeinem Schwert erhub und der Boden roth von Blute ward. Bald hatte er zwölf Thrazier gemordet; der kluge Odyſſeus aber zog jeden Getödteten, am Fuß ihn ergreifend, zurück, um den Roſſen eine Bahn zu machen. Nun hieb Diomedes auch den Dreizehnten nieder, und dieß war der König Rheſus, der eben in einem ſchweren Traume ſtöhnte, den ihm die Götter geſendet hatten. Inzwiſchen hatte Odyſſeus die Roſſe vom Wagen abgelöſt, mit Riemen verbunden, und, indem er ſich ſeines Bogens anſtatt der Geißel bediente, ſie aus dem Haufen hinweggetrieben. Dann gab er ſeinem Genoſſen ein Zeichen durch leiſes Pfeifen: dieſer beſann ſich, ob er den

köſtlichen Wagen an der Deichſel wegziehen, oder auf den Schultern hinaustragen ſollte; da nahte ihm warnend Pallas, die Göttin, und trieb ihn zur Flucht. Eilend beſtieg Diomedes das eine Roß, Odyſſeus trieb nebenher laufend beide mit dem Bogen an, und nun flogen ſie dem Schiffslager wieder zu.

Der Schutzgott der Trojaner, Apollo, hatte bemerkt, wie ſich Athene zu Diomedes geſellte. Dieß verdroß ihn; er machte ſich ins Getümmel des trojaniſchen Heeres und weckte den tapferen Freund des Rheſus, den Thrazier Hippokon, aus dem Schlaf. Als dieſer die Stelle leer fand, wo die Roſſe des Fürſten geſtanden, und ermordete Männer am Boden zappelnd, rief er laut wehklagend den Namen ſeines Freundes. Die Trojaner ſtürzten im Aufruhr heran, und ſtarrten vor Schrecken, als ſie die entſetzliche That ſahen.

Unterdeſſen hatten die beiden Griechenhelden den Ort wieder erreicht, wo ſie den Dolon getödtet hatten; Diomedes ſprang vom Roſſe, ſchwang ſich aber wieder hinauf, nachdem er die Rüſtung den Händen des Freundes überreicht, Odyſſeus beſtieg das andere Thier und bald waren ſie mit den raſch dahinfliegenden Pferden bei den Schiffen angekommen. Neſtor hörte zuerſt das Stampfen der Hufe und machte die Fürſten der Griechen aufmerkſam; aber ehe er ſich recht beſinnen konnte, ob er geirrt oder Wirkliches vernommen, waren die Helden mit den Roſſen da, ſchwangen ſich vom Pferde, reichten den Freunden die Hände rings umher zum Gruße, und erzählten unter dem Jubel des Heeres den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens. Dann trieb Odyſſeus die Roſſe durch den Graben und die andern Achiver folgten ihm jauchzend zur Lagerhütte des Tydiden. Dort wurden die Pferde zu den andern Roſſen des Fürſten an die mit Waizen wohl gefüllte Krippe gebunden. Die blutige Rüſtung Dolons aber legte Odyſſeus hinten im Schiffe nieder, bis ſie bei einem Dankfeſt Athene's prangen könnte. Dann ſpülten ſich beide Helden mit der Meerfluth Schweiß und Blut von den Gliedern, ſetzten ſich zum warmen Bad in Wannen, ſalbten ſich mit Oel, und genoſſen dann das Frühmahl beim vollen Kruge; und Pallas Athene ward mit dem Trankopfer nicht vergeſſen.

Zweite Niederlage der Griechen.

Es war Morgen. Agamemnon befahl nun dem Volke ſich zu gürten, und legte ſelbſt die Rüſtung an, den herrlichen Harniſch, an dem zehn bläuliche Stahlſtreifen mit zwölf aus funkelndem Gold und zwanzig aus Zinn wechſelten; die Halsbrünne bildeten drei Drachen, glänzend wie Regenbogen, der Panzer war ein Geſchenk des Cinyras, Fürſten von Cypern, dann warf er ſich das Schwert, mit goldenen Buckeln am Griff, in ſilberner Scheide, am ſtrahlenden Goldgehenke befeſtigt, um die Schulter; darauf hob er den kunſtreich gewölbten Schild, um den zehn Erzkreiſe herliefen, und zwanzig weiße zinnerne Buckeln blinkten; auf dem mittleren dunkelblauen Felde war das gräßliche Gorgonenhaupt abgebildet, das Schildgehenk hatte die Geſtalt eines bläulichen Drachens mit drei gekrümmten Häuptern. Dann ſetzte er ſich den viergipflichten, von Roßhaaren umwallten Helm, mit fürchterlich nickendem

Helmbuſch, aufs Haupt, ergriff zwei mächtige Lanzen mit ſtrahlenden Erzſpitzen, und ſchritt in die Schlacht. Juno und Minerva begrüßten vom Himmel herab den herrlich gerüſteten König der Völker mit einem freudigen Donner. Zuerſt drangen die Fußgänger mit den ehernen Waffenrüſtungen über den Graben, ihnen folgten die Reiſigen auf den Streitwagen, und mit lautem Getümmel eilte das ganze Heer vorwärts.

Auf der andern Seite hielten die Trojaner einen Hügel des Feldes mit ihren Schaaren beſetzt; ihre Führer waren Hektor, Polydamas und Aeneas; nächſt ihnen Polybius, Agenor und Akamas, die drei tapfern Söhne Antenors. Wie ein Stern durch Nachtgewölk, wandelte Hektor bald durch den vorderſten, bald durch den äußerſten Zug, und ordnete die Schlachtreihen; in ſeiner Erzrüſtung leuchtete er wie ein Blitzſtrahl des Donnerers. Bald ſtürmten nun Trojaner und Danaer mordend gegeneinander, wie Schnitter mähend in die Schwaden fahren, Alles drängte ſich Haupt an Haupt zur Schlacht; in beiden Heeren tobten die Streiter wie Wölfe. Endlich durchbrachen die Griechen mit ihrer Kraft die Schlachtreihen der Feinde, und Agamemnon ſtieß, voranſtürmend, den Fürſten Bianor und ſeinen Wagenlenker nieder. Dann warf er ſich auf zwei Söhne des Königes Priamus, den Antiphus und ſeinen Wagenlenker, den Baſtard Iſus; jenem durchſchoß er die Bruſt mit der Lanze, dieſen ſtürzte er mit einem Schwerthiebe vom Wagen, und den Getödteten entzog er eilig die Rüſtung. Jetzt begegnete er zwei Söhnen des Antimachus, des Trojanerfürſten, der einſt, von Paris Golde bethört, die Helena auszuliefern verboten hatte. Vergebens flehten ihn die Knaben, in den Wagen hineingeſchmiegt, um Schonung an. Ihres Vaters gedenkend, durchbohrte er den einen und hieb dem andern die Hände vom Leib und das Haupt von der Schulter. Immer tiefer drang die Verfolgung der Griechen ein, auf Fußvolk und auf Wagen, wie ein Feuerbrand unter Sturm durch unausgehauene Waldung ſich verbreitet.

Aus den Blutſtrömen und dem Getümmel entzog den Fürſten Hektor Jupiter ſelbſt den Geſchoſſen, daß er zum Denkmale des alten Königes Ilus, an dem Feigenhügel vorüber, mitten durch das Gefilde, ſehnſüchtig nach der Stadt hin floh; aber Agamemnon, ſeine Hände mit Trojanerblute beſudelt, folgte ihm laut ſchreiend. Endlich an der Buche Jupiters, nicht fern vom ſkäiſchen Thore, ſtand Hektor, und mit ihm die ganze Flucht der Seinigen, ihm nachgedrungen, ſtille. Da ſandte Jupiter die Götterbotin Iris zu ihm, und befahl ihm, ſo lange Agamemnon im Vordergewühl tobte, ſelbſt zurückzuſtehen und dem andern Volke die Feldſchlacht zu überlaſſen, bis der Atride verwundet würde. Dann wollte der Göttervater ihn ſelbſt wieder zum Siege führen. Hektor gehorchte. Von der Hinterhut aus mahnte er die Seinigen zu neuem Kampfe. Aufs neue begann das Gefecht; Agamemnon ſtürmte voraus und fing wieder an, in den Schaaren der Trojaner und ihrer Bundesgenoſſen zu wüthen. Ihm begegnete zuerſt Agenors Sohn, Iphidamas, ein großer gewaltiger Held, der in Thrazien bei ſeinem Ahn aufgewachſen war, und neuvermählt zum Kampfe in die alte Heimath gezogen kam. Agamemnons Lanze fehlte; der Speer des Iphidamas verbog ſich die Spitze am Leibgurt ſeines Feindes. Schleunig ergriff jetzt Agamemnon die

Lanze des Gegners, riß ſie ihm aus der Hand und durchhieb ihm den Nacken mit dem Schwert. So ſank der Arme, von der Gattin getrennt, im Kampfe für die Seinigen, bemitleidenswerth, in den ehernen Todesſchlummer. Agamemnon entwaffnete ihn, und prahlte mit der herrlichen Rüſtung durch die Reihen der Achiver. Als ihn ſo der ältere Sohn des Antenor, Koon, einer der geprieſenſten trojaniſchen Kämpfer, einherſchreiten ſah, faßte ihn unausſprechlicher Gram um den gefallenen Bruder; doch raubte ihm der Schmerz die Beſinnung nicht, ſondern, unbemerkt vom Atriden, ſtach er dieſem ſeitwärts mit ſeinem Speere mitten in den Arm, dicht unter der Beugung. Agamemnon fühlte ſich von einem plötzlichen Schauer durchdrungen; dennoch gönnte er ſich keine Raſt vom Kampfe, und während Koon ſeinen Bruder am Fuß aus dem Gewühl zu ziehen beſtrebt war, durchſtach ihn der Schaft des Atriden unter dem Schilde, ſo daß er entſeelt auf den Leichnam des Bruders hinſank.

So lange das Blut noch warm aus der offenen Wunde hervordrang, fuhr Agamemnon fort, mit Lanze, Schwert und Steinen in den Reihen der Trojaner zu morden; als aber das Blut in der Wunde zu erharſchen anfing, da mahnte ihn ein ſcharfer zuckender Schmerz, das Gewühl der Schlacht zu verlaſſen. Schnell ſprang er in den Sitz des Streitwagens, dem Roſſelenker gebietend, nach den Schiffen umzukehren, und bald trug der Wagen, mit Staub umwölkt, den von der Wunde hart gequälten König dem Schiffslager zu.

Als Hektor ſah, wie der Atride ſich entfernte, gedachte er an den Befehl Jupiters, eilte in die Vorderſchaar der Trojaner und Lycier, und rief laut aus: „Jetzt, ihr

Freunde, ſeyd Männer und ſinnet auf Abwehr! Der tapferſte Mann Griechenlands iſt ferne, und Jupiter verleiht mir Siegesruhm. Auf, mitten unter die Helden der Danaer hinein mit den Roſſen, damit wir um ſo höheren Ruhm gewinnen!“ So rief Hektor, und ſtürzte ſich wie ein Sturmwind zuerſt in die Schlacht. Und in kurzer Zeit waren neun Fürſten der Griechen, dazu viel gemeines Volk, unter ſeinen Händen erlegen. Schon war er nahe daran, das fliehende Heer der Griechen in die Schiffe zu drängen; da ermahnte Odyſſeus den Tydiden: „Iſt es möglich, daß wir der Abwehr ſo ganz vergeſſen? Tritt doch näher, Freund, und ſtelle dich neben mich, laß uns die Schande nicht erleben, daß Hektor unſer Schiffslager erobere!“ Diomedes nickte ihm zu und durchſchmetterte die Bruſt des Trojaners Thymbräus mit dem Wurfſpieß auf der linken Seite, daß er vom Wagen auf die Erde herabfiel; unter Odyſſeus ſank Molion zu Boden, der Wagengenoſſe deſſelben. Weiter noch durchtobten die vorwärts Gewendeten den Feind, und die Griechen fingen an, wieder aufzuathmen. Jupiter, der noch immer vom Ida herabſchaute, ließ die Schlacht im Gleichgewichte ſchweben. Endlich erkannte Hektor durch die Schlachtreihen hindurch die zwei raſenden Helden, und ſtürmte mit ſeinen Heerſchaaren auf ſie daher. Noch zur rechten Zeit ſah ſich Diomedes vor und ſchleuderte ihm die Lanze an die Helmkuppel. Zwar prallte ſie ab, doch flog Hektor zurück in die Schaaren aufs Knie, ſeine Rechte ſtemmte ſich gegen die Erde und vor ſeinen Blicken ward es Nacht. Bis jedoch der Tydide dem Schwung ſeines Speeres ſelbſt nachgeeilt kam, hatte ſich der Tojaner in den Wagenſitz geſchwungen und rettete ſich vor dem Tod ins Gedränge der Seinigen. Unmuthig wandte ſich Diomedes einem andern Trojaner zu, den er niederſtreckte und der Rüſtung zu berauben ſich anſchickte.

Dieſen Augenblick erſah Paris, ſchmiegte ſich hinter die Denkſäule des Ilus, und ſchoß den knieenden Helden in die Ferſe, daß der Pfeil, durch die Sohle gedrungen, im Fleiſche feſtſaß. Dann ſprang er lachend aus dem Hinterhalte, und ſpottete jauchzend des Getroffenen. Diomedes ſchaute ſich um, und als er den Schützen erblickte, rief er ihm zu: „Biſt du es, Weiberheld? du vermöchteſt mit offener Gewalt nichts gegen mich, und prahleſt jetzt, daß du mir den Fuß von hinten geritzt haſt? das macht mir ſo wenig, als hätte mich ein Mädchen oder ein Knabe getroffen!“ Inzwiſchen war Odyſſeus herbeigeeilt und ſtellte ſich vor den Verwundeten, der ſich mit Schmerzen, doch in Sicherheit, den Pfeil aus dem Fuße zog. Dann ſchwang er ſich in den Wagenſitz zu ſeinem Freunde Sthenelus, und ließ ſich heimgeleiten zu ſeinen Schiffen.

Nun blieb Odyſſeus allein zurück im tiefſten Gedränge der Feinde, und kein Argiver wagte ſich in die Nähe. Der Held beſprach ſich mit ſeinem Herzen, ob er weichen ſollte oder ausharren. Doch ſah er wohl ein, daß es demjenigen, der in der Feldſchlacht edel erſcheinen will, durchaus Noth thut, Stand zu halten, mag er nun treffen oder getroffen werden. Während er dieß erwog, umſchloſſen ihn die Trojaner mit ihren Schlachtreihen, wie Jäger und Jagdhunde einen ſtürzenden Eber umringen, der den Zahn im zurückgebogenen Rüſſel wetzt. Er aber empfing entſchloſſen die auf ihn Einſtürmenden, und es dauerte wenig Augenblicke, ſo waren fünf Trojaner vor ſeinen

Waffen in den Staub geſunken. Da kam ein Sechster heran, Sokus, dem er eben den Bruder erſtochen, und rief: „Odyſſeus, heute trägſt du entweder den Ruhm davon, daß du beide Söhne des Hippaſus, herrliche Männer, zu Boden geſtreckt und ihre Waffen erbeutet haſt, oder aber du verhauchſt unter meiner Lanze das Leben!“ Und nun durchſchmetterte er ihm den Schild und riß ihm die Haut von den Rippen; tiefer ließ Athene den Stoß nicht eindringen. Odyſſeus, der ſich nicht zum Tode getroffen fühlte, wich nur ein Weniges zurück, ſtürzte dann auf den Gegner los, der ſich zur Flucht wendete, und durchbohrte ihm den Rücken zwiſchen den Schultern, daß der Speer aus dem Buſen vordrang und er in dumpfem Falle hinkrachte. Dann erſt zog ſich Odyſſeus die Lanze des Feindes aus der Wunde. Als nun die Trojaner ſein Blut ſpringen ſahen, drängten ſich erſt recht Alle auf ihn zu, daß er zurückwich und dreimal einen lauten Hülferuf ausſtieß.

Menelaus vernahm das Geſchrei zuerſt, und rief ſeinem Nebenmanne Ajax zu: „Laß uns durchdringen durch das Getümmel, ich habe den Schrei des Odyſſeus gehört!“ Beide hatten in Kurzem den duldenden Kämpfer erreicht und trafen ihn, gegen unzählige Feinde ſeine Lanze ſchwingend. Als aber der Schild des Ajax wie eine gethürmte Mauer dem Streitenden vorgehalten ward, erzitterten die Trojaner. Da benützte Menelaus den Augenblick, ergriff den Sohn des Laertes bei der Hand, und half ihm auf ſeinen eigenen Streitwagen. Ajax aber ſprang jetzt auf die Trojaner hinein und wälzte Leichen vor ſich her, wie ein Bergſtrom im Herbſte dorrende Kiefern und Eichen. Davon hatte Hektor keine Ahnung; er kämpfte auf der linken Seite des Treffens, am Geſtade des Skamander, und richtete dort in den Reihen der Jünglinge, die den Helden Idomeneus umgaben, breite Verwüſtung an. Dennoch wären die Helden nicht vor ihm gewichen, hätte nicht ein dreikantiger Pfeil des Paris dem großen Arzt des Danaerheeres, Machaon, die rechte Schulter verwundet. Da rief erſchrocken Idomeneus: „Neſtor! Hurtig dem Freund auf den Wagen geholfen! Ein Mann, der Pfeile ausſchneidet und lindernden Balſam auflegt, iſt hundert andere Helden werth!“ Schnell ſchwang ſich Neſtor auf ſeinen Wagen, der verwundete Machaon mit ihm, und beide flogen den Schiffen zu.

Aber der Wagenlenker Hektor machte jetzt dieſen auf die Verwirrung aufmerkſam, in welcher ſich der andere Flügel der Trojaner befand, wo Ajar das Gewühl der Feinde durchtobte. In einem Augenblicke waren ſie mit ihrem Wagen dort, und Hektor fing an unter den Reihen der Griechen zu raſen. Nur den Ajar vermied er, denn Jupiter hatte ihn gewarnt, ſich mit dem ſtärkeren Manne nicht meſſen zu wollen. Zugleich aber ſandte der Göttervater in die Seele des Ajar Furcht, daß dieſer beim Anblicke Hektors den Schild auf die Schulter warf, und, angſtvoll um die Schiffe der Danaer beſorgt, die Reihen der Trojaner, ſich zur Flucht kehrend, verließ. Als die Feinde dieß gewahr wurden, ſchleuderten ſie ihm die Lanzen auf den vom Rücken herabhängenden Schild. Doch Ajar durfte ſein Angeſicht nur umwenden, ſo flohen ſie wieder. Wo der Weg zu den Schiffen ging, ſtellte er ſich jetzt auf, hielt den Schild vor, und wehrte die vordringenden Trojaner ab, daß ihre Speere theils in ſeinem ſiebenhäutigen Stierſchilde hafteten, theils ohne den Leib zu berühren in die Erde fuhren. Als der tapfere Held Eurypylus ihn ſo von Geſchoſſen bedrängt ſah, eilte er dem Telamonier zu Hülfe, und durchbohrte dem Trojaner Apiſaon die Bruſt. Doch während Eurypylus dem getödteten Feinde die Rüſtung abzog, ſandte ihm Paris einen Pfeil in den Schenkel, daß er ſich ſchnell in das Gedräng der Freunde zurückzog, die ihn mit erhöhten Lanzen und vorgehaltenen Schilden deckten.

Inzwiſchen trugen ſeine Stuten den Neſtor mit dem wunden Machaon aus der Schlacht, vorbei an dem grollenden Achilles, der auf dem Hinterdecke ſeines Schiffes ſaß und geruhig zuſah, wie ſeine Landsleute von den Trojanern verfolgt wurden. Da rief er dem Patroklus, ohne zu ahnen, daß er das Unglück ſeines Freundes ſelbſt vorbereite, und ſprach: „Geh doch, Patroklus, und erforſche mir von Neſtor, welchen Verwundeten er dort aus der Schlacht zurückführt: denn ich weiß nicht, welch Mitleid für die Griechen ſich in meiner Seele regt!" Patroklus gehorchte und lief zu den Schiffen. Er kam am Zelte Neſtors an, als dieſer eben aus dem Wagen ſtieg, ſeinem Diener Eurymedon die Roſſe übergab, und ins Zelt hinein trat, mit Machaon der erquickenden Mahlzeit zu genießen, die ihnen ſeine erbeutete Sklavin Hekamede vorſetzte. Als der Greis den Helden Patroklus an der Pforte gewahr ward, ſprang er vom Seſſel, ergriff ihn bei der Hand, und wollte ihn freundlich zum Sitzen nöthigen. Doch Patroklus ſprach: „Es bedarf deſſen nicht, ehrwürdiger Greis! Achilles hat mich nur ausgeſandt, zu ſchauen, welchen Verwundeten du zurückführeſt. Nun habe ich ſelbſt in ihm den heilungskundigen Helden Machaon erkannt, Sinn meines Freundes, der auch Unſchuldige ſelber leicht beſchuldigt." Aber Neſtor antwortete ihm mit tiefer Gemüthsbewegung: „Was kümmert ſich doch das Herz des Achilles ſo ſehr um die Achiver, die bereits zum Tode wund ſind? Alle Tapfere liegen bei den Schiffen umher: Diomedes iſt pfeilwund, Odyſſeus und Agamemnon ſind lanzenwund; und dieſen unſchätzbaren Mann entführte ich ſo eben, vom Geſchoß des Bogens verwundet, aus der Feldſchlacht! Aber Achilles kennt kein Erbarmen! Will er vielleicht warten, bis unſre Schiffe am Geſtad' in Flammen lodern und wir Griechen Einer um den Andern der Reihe nach hinbluten? O wär' ich noch kräftig wie in meiner Jugend und in meinen beſten Mannsjahren, damals, wo ich als Sieger im Hauſe des Peleus einkehrte! Da ſah ich auch deinen Vater Menötius und dich und den kleinen Achilles. Dieſen ermahnte der graue Held Peleus, ſtets der erſte zu ſeyn und allen Andern vorzuſtreben, dich aber dein Vater, des Peliden Lenker und Freund zu ſeyn, weil er an Stärke zwar der Größere, am Alter aber hinter dir ſey. Erzähle davon dem Achilles; vielleicht rührt ihn auch jetzt deine Zurede." So ſprach der Alte und miſchte liebliche Erinnerungen aus ſeiner eigenen Heldenjugend in die Rede, ſo daß dem Patroklus das Herz im Buſen bewegt wurde.

Als er auf der Rückkehr an den Schiffen des Odyſſeus vorüber eilte, fand er hier den Eurypylus, der, vom Pfeil in den Schenkel verwundet, mühſam aus der Schlacht einhergehinkt kam. Es erbarmte den Sohn des Menötius, wie der wunde Held ihn ſo kläglich anrief, ſeiner mit den Künſten Chirons des Centauren, die er gewiß durch Achil-

Verwundeten unter der Bruſt faßte, ins Zelt führte, dort ihn auf eine Stierhaut legte und ihm mit dem Meſſer den ſcharfen Pfeil aus dem Schenkel ſchnitt; dann ſpülte er das ſchwarze Blut ſogleich mit lauem Waſſer ab, zermalmte eine bittere Heilwurzel mit den Fingern und ſtreute ſie auf die Wunde, bis das Blut ins Stocken gerieth. So pflegte der gute Patroklus des wunden Helden.

Kampf um die Mauer

Der Graben und die Mauer, welche die Griechen um ihre Schiffe her breit aufgethürmt hatten, war ohne ein Feſtopfer den Göttern zum Trotze von ihnen gebaut worden. Deßwegen ſollte ſie ihnen auch nicht zum Schutze dienen und nicht lange unerſchüttert beſtehen. Schon jetzt, wo Troja im zehnten Jahre ſeiner Belagerung ſchmachtete, beſchloſſen Poſeidon (Neptun) und Apollo, den Bau dereinſt zu vertilgen, die Bergſtröme auf ſie hereinzuleiten und das Meer gegen ſie zu empören. Doch ſollte dieß erſt nach der Zerſtörung Troja's ins Werk geſetzt werden.

Jetzt aber war Getümmel und Schlacht rings um den gewaltigen Bau entbrannt, und die Argiver drängten ſich, bange vor Hektors Wuth, bei den Schiffen eingehegt. Dieſer rannte wie ein Löwe im Gewühl umher und munterte die Seinigen auf, den Graben zu durchrennen. Das aber wollte kein Roſſegeſpann ihm wagen. Am äußerſten Rande des Grabens angekommen, bäumten ſich Alle unter lautem Gewieher zurück, denn dieſer war zu breit zum Sprunge und zu abſchüſſig von beiden Seiten zum Durchgang, dazu mit dicht gereihten ſpitzen Pfählen bepflanzt. Nur die Fußvölker verſuchten daher den Uebergang. Als dieß Polydamas ſah, ging er mit Hektor zu Rathe und ſprach: „Wir wären Alle verloren, wenn wir es mit den Roſſen wagen wollten, und kämen ruhmlos in der Tiefe des Grabens um. Laſſet deßwegen die Wagenlenker die Roſſe hier am Graben hemmen, und ſelbſt aber in den ehernen Waffen eine Fußſchaar bilden, unter deiner Führung über den Graben ſetzen und den Wall durchbrechen.“

Hektor billigte dieſen Rath. Auf ſeinen Befehl ſtürmten alle Helden von den Wagen, mit Ausnahme der Lenker; ſie ſchaarten ſich in fünf Ordnungen, die erſte unter Hektor und Polydamas, die andere unter Paris, die dritte führten Helenus und Deiphobus, der vierten gebot Aeneas; an der Spitze der Bundesgenoſſen ſchritt Sarpedon und Glaukus. Dieſe Fürſten alle aber hatten andere bewährte Helden zur Seite. Von den ſämmtlichen Streitern wollte nur Aſius ſeinen Wagen nicht verlaſſen. Er wandte ſich mit demſelben zur Linken, wo die Achajer ſelbſt beim Bau einen Durchgang für ihre eigenen Roſſe und Streitwagen gelaſſen hatten. Hier ſah er die Flügel des Thores offen, denn die Griechen harrten, ob nicht noch ein verſpäteter Genoſſe käme, der dem Treffen entflohen, Rettung im Lager ſuchte. So lenkte Aſius die Roſſe gerade auf den Durchgang los, und andere Trojaner folgten ihm zu Fuße mit lautem Geſchrei nach. Aber am Eingang waren zwei tapfere Männer aufgeſtellt, Polypötes, der Sohn des Pirithous, und Leonteus. Dieſe ſtanden am Thore, hohen Bergeichen gleich, die, mit langen und breiten Wurzeln in den Boden eingeſenkt, in Sturm und Regenſchauer unverrückt aushalten. Plötzlich ſtürzten dieſe beiden auf die hereinſtürmenden Trojaner vor, und zugleich flog ein Schwall von Steinen von den feſten Thürmen der Mauer herab.

Während Aſius und die ihn umringenden verdrießlich den unvermutheten Kampf beſtanden und Viele erlagen, kämpften Andere, zu Fuß über den Graben ſtürmend, um andere Thore des griechiſchen Lagers. Die Argiver waren jetzt auf die Beſchirmung ihrer Schiffe beſchränkt, und die Götter, ſo viel ihrer ihnen halfen, trauerten herzlich, vom Olymp herabſchauend. Nur die zahlreichſte und tapferſte Schaar der Trojaner, unter Hektor und Polydamas, verweilte noch unſchlüſſig am jenſeitigen Rande des Grabens, den ſie eben erſtiegen; denn vor ihren Augen hatte ſich ein bedenkliches Zeichen ereignet. Ein Adler ſtreifte links über das Kriegsheer hin; er trug eine rothe zappelnde Schlange in den Klauen, die ſich unter ſeinen Krallen wehrte, und den Kopf rückwärts drehend, den Vogel in den Hals ſtach; von Schmerzen gequält, ließ er ſie fahren und flog davon; die Schlange aber fiel mitten im Haufen der Trojaner nieder, die ſie mit Schrecken im Staube liegen ſahen, und in dieſem Ereigniß ein Zeichen Jupiters erkannten. „Laß uns nicht weiter gehen," rief Polydamas, der Sohn des Panthous, ſeinem Buſenfreunde, dem Hektor, erſchrocken zu, „es könnte uns ergehen, wie dem Adler, der ſeinen Raub nicht heimbrachte." Aber Hektor erwiederte finſter: „Was kümmern mich die Vögel, ob ſie rechts oder links daher fliegen, ich verlaſſe mich auf Jupiters Rathſchluß! Ich kenne nur Ein Wahrzeichen, es heißt Rettung des Vaterlandes! Warum zitterſt denn du vor dem Kampfe? Sänken wir auch Alle an den Schiffen darnieder, dir droht kein

Todesſchrecken, denn du haſt kein Herz, in der Feldſchlacht auszuhalten; doch wiſſe, wo du dich dem Kampf entzieheſt, ſo fällſt du, von meiner eigenen Lanze durchbohrt!“ So ſprach Hektor und ging voran, und alle Andern folgten ihm unter gräßlichem Geſchrei. Jupiter aber ſchickte einen ungeheuren Sturmwind vom Idagebirge herab, der den Staub zu den Schiffen hinüber wirbelte, daß den Griechen der Muth entſank, die Trojaner aber, dem Winke des Donnergottes und der eigenen Kraft vertrauend, die große Verſchanzung der Danaer zu durchbrechen ſich anſchickten, indem ſie die Zinnen der Thürme herabriſſen, an der Bruſtwehr rüttelten, und die hervorragenden Pfeiler des Walles mit Hebeln umzuwühlen begannen.

Aber die Danaer wichen nicht von der Stelle; wie ein Zaun ſtanden ſie mit ihren Schilden auf der Bruſtwehr und begrüßten die Mauerſtürmer mit Steinen und Geſchoßen. Die beiden Ajax machten die Runde auf der Mauer und ermahnten das Streitvolk auf den Thürmen, die Tapfern freundlich, die Nachläßigen mit ſtrengen Drohworten. Inzwiſchen flogen die Steine hin und her wie Schneeflocken; doch hätte Hektor mit ſeinen Trojanern den mächtigen Riegel an der Wallpforte noch immer nicht durchbrochen, wenn nicht Jupiter ſeinen Sohn Sarpedon den Lycier, mit dem goldgeränderten Schilde, wie einen heißhungrigen Berglöwen gegen die Feinde gereizt hätte, daß er ſchnell zu ſeinem Genoßen Glaukus ſprach: „Was iſt es, Freund, daß man uns im Lyciervolke mit Ehrenſitz und gefüllten Bechern beim Gaſtmahle wie die Götter ehrt, wenn wir in der brennenden Schlacht nicht auch uns im Vorkampfe zeigen? Auf, entweder wollen wir den eigenen Ruhm, oder durch unſern Tod den Ruhm Anderer verherrlichen!“ Glaukus vernahm es nicht träge, und beide ſtürmten mit ihren Lyciern in gerader Richtung voran. Meneſtheus, von ſeinem Thurme herab, ſtutzte, als er ſie ſo wüthend herannahen und ſich und die Seinigen dem Verderben ausgeſetzt ſah. Aengſtlich ſchaute er ſich nach der Unterſtützung anderer Helden um: wohl ſah er in der Ferne die beiden Ajax, unerſättlich im Kampfe, daſtehen, und noch näher den Teucer, der eben von den Zelten zurückkam; doch hallte ſein Hülferuf nicht ſo weit, er prallte an Helmen und Schilden ab, und das Getöſe der Schlacht verſchlang ihn. Deßwegen ſchickte er den Herold Theotes zu den beiden Ajax hinüber, und bat den Telamonier durch ihn, wenn ſie beide dieß könnten, ſammt ſeinem Bruder Teucer ihm aus der Bedrängniß zu helfen. Der große Ajax war nicht ſäumig, er eilte mit Teucer und Pandion, der ſeines Bruders Bogen trug, der Mauer entlang, von innen dem Thurme zu. Sie kamen bei Meneſtheus an, als eben die Lycier an der Bruſtwehr emporzuklimmen anfingen. Ajax brach ſogleich einen ſcharfgezackten Marmorſtein zu oberſt aus der Bruſtwehr und zerknirſchte damit dem Epikles, einem Freunde des Sarpedon, Helm und Haupt, daß er wie ein Taucher von dem Thurme herabſchoß. Teucer aber verwundete den Glaukus am entblößten Arme, während er eben den Wall hinanſtieg. Dieſer ſprang ganz geheim von der Mauer, um nicht von den Griechen erblickt und mit ſeiner Wunde gehöhnt zu werden. Mit Schmerzen ſah Sarpedon ſeinen Bruder aus der Schlacht ſcheiden, er ſelbſt aber klomm aufwärts, durchſtach den Alkmaon, den Sohn Theſtors, mit der Lanze, daß dieſer der wieder herausgezogenen taumelnd folgte, faßte dann mit aller Gewalt die Bruſtwehr, daß ſie von ſeinem Stoß zuſammenſtürzte, und die Mauer, entblößt, für Viele einen Zugang gewährte. Doch Ajax und Teucer begegneten dem Stürmenden; der letztere traf ihn mit einem Pfeil in den Schildriemen; Ajax durchſtach dem Anlaufenden den Schild: die Lanze durchdrang ihn ſchmetternd, und einen Augenblick zückte Sarpedon von der Bruſtwehr hinweg. Doch ermannte er ſich bald wieder, und, gegen die Schaar ſeiner Lycier ſich umdrehend, rief er laut: „Lycier, vergeſſet ihr des Sturmes? mir allein, und wäre ich der Tapferſte, iſt es unmöglich, durchzubrechen! Nur wenn wir zuſammenhalten, können wir uns die Bahn zu den Schiffen öffnen!“ Die Lycier drängten ſich um ihren ſcheltenden König und ſtürmten raſcher empor; aber auch die Danaer von innen verdoppelten ihren Widerſtand, und ſo ſtanden ſie, nur durch die Bruſtwehr getrennt, und über ſie hin wild auf einander los hauend, wie zwei Bauern auf der Grenzſcheide ſtehen und miteinander darum hadern. Rechts und links von den Thürmen und der Bruſtwehr rieſelte das Blut hinab. Lange ſtand die Waage der Schlacht ſchwebend, bis endlich Jupiter dem Hektor die Oberhand gab, daß er zuerſt an das Thor der Mauer vordrang und die Genoſſen theils ihm folgten, theils zu ſeinen beiden Seiten über die Zinnen kletterten. Am verſchloſſenen Thore, deſſen Doppelflügel zwei ſich begegnende Riegel von innen zuſammenhielten, ſtand ein dicker, oben zugeſpitzter Feldſtein. Dieſen riß Hektor mit übermenſchlicher Gewalt aus dem Boden, und zerſchmetterte damit die Angeln und die Bohlen, daß die mächtigen Riegel nicht mehr Stand hielten, das Thor dumpf aufkrachte, und der Stein ſchwer hineinfiel. Furchtbar anzuſchauen wie die Wetternacht, im ſchrecklichen Glanze ſeiner Erzrüſtung, mit funkelndem Auge, ſprang Hektor, zwei blinkende Lanzen ſchüttelnd, in das Thor. Ihm nach ſtrömten ſeine Streitgenoſſen durch die aufgeriſſene Pforte, Andere hatten zu Hunderten die Mauer überklettert; Aufruhr tobte allenthalben im Vorlager, und die Griechen flüchteten zu den Schiffen.

Kampf um die Schiffe.

Als Jupiter die Trojaner ſo weit gebracht hatte, überließ er die Griechen ferner ihrem Elende, wandte, auf dem Gipfel des Ida ſitzend, ſeine Augen von dem Schiffslager ab und ſchaute gleichgültig ins Land der Thrazier hinüber. Inzwiſchen blieb der Meergott Poſeidon nicht unthätig. Dieſer ſaß auf einem der oberſten Gipfel des waldigen Thraziens, wo der Ida mit allen ſeinen Höhen, ſammt Troja und den Schiffen der Danaer unter ihm lagen. Mit Gram ſah er die Griechen vor Troja's Volk in den Staub ſinken, er verließ das zackige Felſengebirg, und mit vier Götterſchritten, unter denen Höhen und Wälder bebten, ſtand er am Meeresufer bei Aegä, wo ihm in den Tiefen der Fluth ein von unvergänglichem Golde ſchimmernder Palaſt erbaut ſtand. Hier hüllte er ſich in die goldene Rüſtung, ſchirrte ſeine goldmähnigen Roſſe ins Joch, ergriff die goldne Geißel, ſchwang ſich in ſeinen Wagenſitz und lenkte die Pferde über die Fluth; die Meerungeheuer erkannten ihren Herrſcher und hüpften aus den Klüften umher, die Woge trennte ſich freudig, und ohne die eherne Wagenaxe zu benetzen, kam Neptunus bei den Schiffen der Danaer, zwiſchen Tenedos und Imbros, in einer tiefen Grotte an, wo er die Roſſe aus dem Geſchirr ſpannte, ihnen die Füße mit goldenen Feſſeln umſchlang, und Ambroſia zur Koſt reichte. Er ſelbſt eilte mitten ins Gewühl der Schlacht, wo ſich die Trojaner wie ein Orkan um Hektor mit brauſendem Geſchrei drängten, und jetzt eben die Schiffe der Griechen zu bemeiſtern hofften. Da geſellte ſich Poſeidon zu den Reihen der Griechen, dem Seher Kalchas an Wuchs und Stimme gleich. Zuerſt rief er den beiden Ajax zu, die für ſich ſelbſt ſchon von Kampfluſt glühten: „Ihr Helden beide vermöchtet wohl das Volk der Griechen zu retten, wenn ihr eurer Stärke gedenken wolltet. An andern Orten ängſtet mich der Kampf der Trojaner nicht, ſo herzhaft ſich ihre Heeresmacht über die Mauer hereinſtürzt; die vereinigten Achiver werden ſie ſchon abzuwehren wiſſen. Hier nur, wo der raſende Hektor wie ein Feuerbrand vorherrſcht, hier nur bin ich um unſre Rettung bange. Möchte doch ein Gott euch den Gedanken in die Seele geben, hierhin euren Widerſtand zu kehren, und auch Andere dazu anzureizen.“ Zu dieſen Worten gab ihnen der Ländererſchütterer einen Schlag mit ſeinem Stabe, davon ihr Muth erhöht und ihre Glieder leicht geſchaffen wurden; der Gott aber entſchwang ſich ihren Blicken, wie ein Habicht, und Ajax der Sohn des Oileus, erkannte ihn zuerſt. „Ajax,“ ſprach er zu ſeinem Namensbruder, „es war nicht Kalchas, es war Neptun, ich habe ihn von hinten an Gang und Schenkeln erkannt, denn die Götter ſind leicht zu erkennen. Jetzt verlangt mich im innerſten Herzen nach dem Entſcheidungskampfe, Füße und Hände ſtreben mir nach oben!“ Ihm erwiederte der Telamonier: „Auch mir zücken die Hände ungeſtüm um den Speer, die Seele hebt ſich mir, die Füße wollen fliegen, Sehnſucht ergreift mich, den Einzelkampf mit Hektor zu beſtehen!“

Während die beiden Führer dieß Geſpräch wechſelten, ermunterte Poſeidon hinter ihnen die Helden, die vor Gram und Müdigkeit bei den Schiffen ausruhten, und ſchalt ſie, bis alle Tapfern ſich um die beiden Ajax ſchaarten und gefaßt den Hektor mit ſeinen Trojanern erwarteten. Lanze drängte ſich an Lanze, Schild auf Schild, Helm an Helm, Tartſche war an Tartſche gelehnt, Krieger an Krieger, die Helme der Sinkenden berührten ſich mit den Zacken, ſo dicht ſtand die Heerſchaar; ihre Speere aber zitterten dem Feind entgegen. Doch auch die Trojaner drangen mit voller Kraft herein, Hektor voran, wie ein Felsſtein von der Krone des Bergs, durch den herbſtlichen Strom abgeriſſen, im Sprunge herniederſtürzt, daß die Waldung zerſchmettert zuſammenkracht. „Haltet euch, Trojaner und Lycier,“ rief er hinterwärts, „jene wohlgeordnete Heerſchaar wird nicht lange beſtehen, ſie werden vor meinem Speere weichen, ſo gewiß der Donnerer mich leitet!“ So rief er, den Muth der Seinigen anſpornend. In ſeiner Schaar ging trotzig, doch mit leiſem Schritt, unter dem Schilde Deïphobus, das andere Heldenkind des Priamus einher. Ihn wählte ſich Meriones zum Ziele und ſchoß die Lanze nach ihm ab; aber Deïphobus hielt den mächtigen Schild weit vom Leibe vor, daß der Wurfſpieß brach. Erbittert über den verfehlten Sieg, wandte ſich Meriones zu den Schiffen hinab, ſich einen mächtigeren Speer aus dem Zelte zu holen.

Die Andern kämpften indeſſen fort und der Schlachtruf brüllte. Teucer traf den Imbrius, den Sohn Mentors, unter dem Ohre mit dem Speer, daß er wie eine Eſche auf luftigem Gebirgsgipfel hintaumelte. Den Leichnam machte ihm Hektor ſtreitig; doch traf er ſtatt des Teucer nur den Amphimachus; als er dieſem den Helm von den Schläfen ziehen wollte, traf ihn die Lanze des großen Ajax auf den Schildſchnabel, daß er von dem Erſchlagenen zurückprallte, und Meneſtheus ſammt Stichius den Leichnam des Amphimachus, den Imbrius aber die beiden Ajax, wie zwei Löwen die Ziege, die ſie den Hunden abgejagt, hinab ins Heer der Griechen trugen.

Amphimachus war ein Enkel Neptuns und ſein Fall empörte dieſen. Er eilte zu den Zelten hinunter, die Griechen noch mehr zu entflammen. Da begegnete ihm Idomeneus, der einen verwundeten Freund zu den Aerzten geſchafft hatte und jetzt ſeinen Speer im Zelte ſuchte. In den Thoas verwandelt, den Sohn des Andrämon, näherte ſich ihm der Gott, und ſprach mit tönender Stimme zu ihm: „Kreterkönig, wo ſind eure Drohungen? Nimmer kehre der Mann von Troja heim, der an dieſem Tag den Kampf freiwillig meidet; die Hunde ſollen ihn zerfleiſchen!“ So geſchehe es, Thoas,“ rief Idomeneus dem enteilenden Gotte nach, ſuchte ſich zwei Lanzen aus dem Zelte hervor, hüllte ſich in ſchönere Waffen, und flog, herrlich wie der Blitz Jupiters aus dem Zelte hervor. Da begegnete er dem Meriones, deſſen Speer an Deiphobus Schilde zerbrochen war, und der dahin eilte, ſich im fernen Zelt einen andern zu holen. „Tapferer Mann,“ rief ihm Idomeneus zu, „ich ſehe, in welcher Noth du biſt; in meinem Zelte lehnen wohl zwanzig erbeutete Speere an der Wand, hole dir den beſten davon.“ Und als

Meriones ſich eine ſtattliche Lanze erkohren hatte, eilten ſie beide in die Schlacht zurück, und geſellten ſich zu den Freunden, die den eindringenden Hektor bekämpften. Obgleich Idomeneus ſchon halb ergraut war, ermunterte er die Griechen doch, ſobald ſie ihn in ihren Reihen wieder begrüßt hatten, wie ein Jüngling. Der Erſte, dem er den Wurfſpieß mitten in den Leib ſandte, war Othryoneus, der als Freier der Kaſſandra, der Tochter des Königes Priamus, in den Reihen der Trojaner kämpfte. Frohlockend rief Idomeneus, während er den Gefallenen am Fuß aus dem Schlachtgewühle zog: „Hole dir jetzt die Tochter des Priamus, beglückter Sterblicher! Auch wir hätten dir die ſchönſte Tochter des Atriden verſprochen, wenn du uns hätteſt helfen wollen Troja vertilgen! Folge mir nun zu den Schiffen, dort wollen wir uns über die Ehe verabreden, du ſollſt eine ſtattliche Mitgift erhalten!" Er ſpottete noch, als Aſius vor ſeinem Geſpanne, das der Wagenführer lenkte, herangeflogen kam, den Getödteten zu rächen. Schon holte er den Arm zum Wurfe aus: da traf ihn der Speer des Idomeneus unter dem Kinn in die Gurgel, daß das Erz aus dem Nacken hervorragte, und er vor ſeinem Streitwagen der Länge nach darniederfiel. Sein Wagenlenker erſtarrte, als er dieſes ſah, er vermochte das Geſpann nicht mehr rückwärts zu lenken, und ein Lanzenſtoß von Antilochus, dem Sohne Neſtors, warf auch ihn vom Wagen herab.

Nun aber kam Deïphobus auf Idomeneus heran, und entſchloſſen, den Fall ſeines Freundes Aſius zu rächen, ſchleuderte er die Lanze gegen den Kreter. Dieſer aber ſchmiegte ſich ſo ganz unter den Schild, daß der Wurfſpieß über ihn hinwegflog und den Schild nur klirrend ſtreifte, dafür aber dem Fürſten Hypſenor in die Leber fuhr, der auch alsbald in die Kniee ſank. „So liegſt du doch nicht ungerächt, lieber Freund Aſius,“ ſo frohlockte der Troer, „denn ich habe dir einen Begleiter gegeben, gleichviel welchen!“ Der ſchwer aufſtöhnende Hypſenor wurde indeſſen von zwei Genoſſen aus dem Getümmel getragen. Doch war Idomeneus dadurch nicht muthlos gemacht, er erſchlug den Alkathous, den edlen Eidam des Anchiſes, und rief jauchzend: „Iſt unſre Rechnung billig, Deïphobus? ich gebe dir drei für einen! Wohlan, erprobe du ſelbſt auch, ob ich wirklich von Jupiters Geſchlechte bin!“ Es war aber Idomeneus ein Enkel des Königes Minos und ein Urenkel Jupiters. Deïphobus beſann ſich einen Augenblick, ob er den Zweikampf allein beſtehen, oder ſich einem heldenmüthigen Trojaner geſellen ſolle. Der letzte Gedanke ſchien ihm der beſte; und bald führte er ſeinen Schwager Aeneas dem Idomeneus entgegen. Dieſer aber, als er die beiden gewaltigen Kämpfer auf ſich zukommen ſah, zagte nicht etwa vor Furcht, wie ein Knabe, ſondern erwartete ſie, wie ein Gebirgseber die Hetzhunde. Doch rief auch er ſeine Genoſſen herbei, die er in der Nähe kämpfen ſah, und ſprach: „Heran, ihr Freunde, und helfet mir Einzelnem, denn mir graut vor Aeneas, der ein Gewaltiger in der Feldſchlacht iſt und noch in üppiger Jugend ſtrotzt!“ Auf dieſen Ruf verſammelten ſich um ihn, die Schilde an die Schultern gelehnt, Aphareus, Askalaphus, Deïpyrus, Meriones, Antilochus. Indeß rief auch Aeneas ſeine Genoſſen Paris und Agenor herbei, und die Trojaner folgten ihnen nach, wie Schafe dem Widder. Bald raſſelte das Erz der Speere ans Erz, und aus dem

Zweikampfe wurde ein vielfältiger Männerkampf. Aeneas ſchoß zuerſt ſeinen Speer auf Idomeneus ab; aber er fuhr an dem Helden vorüber in den Boden. Idomeneus dagegen traf den Oenomaus mitten in den Leib, daß er ſtürzend und ſterbend mit der Hand den Boden faßte; der Sieger hatte eben nur Zeit, den Speer aus dem Leichnam herauszuziehen, denn die Geſchoſſe bedrängten ihn ſo, daß er ſich zum Weichen entſchließen mußte. Aber ſeine greiſen Füße trugen ihn nur langſam aus dem Treffen, und Deïphobus ſchickte ihm voll Groll die Lanze nach, die zwar ihn ſelbſt verfehlte, aber den Askalaphus, den Sohn des Mars, dafür in den Staub warf. Der Kriegsgott, der durch den Rathſchluß Jupiters mit andern Göttern in die goldenen Wolken des Olymp gebann war, ahnte nicht, daß ihm ein Sohn gefallen ſey. Dieſen aber riß Deïphobus den blanken Helm vom Haupte: d fuhr ihm der Speer des Meriones in den Arm, daß de Helm auf den Boden rollte. Meriones ſprang herzu, zo den Wurfſpieß aus dem Arme des Verwundeten, und flo ins Gedränge ſeiner Freunde zurück. Nun faßte Polite ſeinen verwundeten Bruder Deïphobus um den Leib, un trug ihn aus der ſtürmenden Schlacht über den Grabe hinüber zu dem harrenden Wagen, auf dem der Blutend matt vor Schmerz, alsbald nach der Stadt geführt wurd

Die Andern kämpften fort. Aeneas durchſtach de Aphareus; Antilochus den Thoon; der Trojaner Adama verfehlte dieſen, und verblutete bald am Speere des M rioneſ. Dafür rollte Deïpyrus der Grieche, von Helenu mit dem Schwert über die Schläfe getroffen, die Reih der Danaer entlang. Schmerzergriffen zuckte Menela ſeinen Speer gegen Helenus, der zu gleicher Zeit d

Pfeil vom Bogen auf den Atriden abſchnellte. Menelaus traf den Sohn des Priamus auf das Panzergewölbe; doch prallte der Wurfſpieß ab; aber auch der Pfeil des Helenus war vergebens entflogen, und nun bohrte ihm Menelaus ſeine Lanze in die Hand, die den Bogen noch hielt, und Helenus ſchleppte den Speer, ins Gedränge ſeiner Freunde flüchtend, nach. Sein Kampfgenoſſe Agenor zog ihm die Waffe aus der Hand, nahm einem Begleiter die wollene Schleuder ab und verband damit die Wunde des Sehers.

Jetzt führte ſein böſes Geſchick den Trojaner Piſander dem Helden Menelaus entgegen. Der Atride ſchoß fehl mit der Lanze, ſein Gegner ſtieß kräftig den Speer dem Menelaus in den Schild; aber der Schaft zerbrach am Oehre. Nun holte Menelaus mit dem Schwert aus; Piſander hob die lange Streitart unter dem Schilde und beide rannten auf einander los, aber der Trojaner traf dem Gegner nur die Spitze des Helmbuſches, indeß dieſer ihm den Knochen über der Naſe zerſpaltete, daß die Augen ihm blutig vor die Füße hinab rollten, und er ſich ſterbend auf dem Boden wand. Menelaus ſtemmte ihm die Ferſe auf die Bruſt, und ſprach frohlockend: „Ihr Hunde, die ihr mein junges Weib und Schätze genug freventlich von dannen geführt, nachdem ſie euch freundlich bewirthet hatte; die ihr nun auch noch den Feuerbrand in unſre Schiffe werfen und alle Griechen ermorden möchtet: wird man euch endlich zur Ruhe bringen, ihr nimmerſatten Fechter?“ So ſprach er und zog dem Leichnam die blutige Rüſtung ab, die er den Freunden übergab. Dann drang er wieder in den Vorderkampf und fing die geſchwungene Lanze des Harpalion mit dem Schild auf;

den, der ſie abgeſchoſſen, traf Meriones rechts in die Weiche, daß er ſterbend von ſeinem Vater Pylamenes auf den Wagen gerettet werden mußte. Das erbitterte den Paris und er ſchoß dem Korinthier Euchenor, der ihm eben in den Weg kam, den Pfeil durch Ohr und Backen, daß dieſer entſeelt zu Boden ſank.

So kämpften ſie dort; Hektor ahnete indeſſen nicht, daß zur Linken der Schiffe der Sieg ſich auf die Seite der Griechen hinneigte, ſondern wo er zuerſt durchs Thor hereingeſprungen, und die Mauer am niedrigſten gebaut war, fuhr er fort, ſiegreich in die Schlachtreihen der Achiver einzubrechen. Vergebens wehrten ihn anfangs die Böotier, Theſſalier, Lokrer, Athener ab: ſie vermochten nicht, ihn hinwegzudrängen. Wie zwei Stiere am Pflug wandelten die beiden Ajax dicht aneinander: vom Telamonier wichen die Seinigen nicht, lauter entſchloſſene Männer, aber die Lokrer, den ſtehenden Kampf nicht aushaltend, waren ihrem Ajax nicht auf den Ferſen gefolgt; denn voll Zuverſicht waren ſie ohne Helme, Schilde und Lanzen, mit Bogen und wollenen Schleudern allein bewaffnet, gen Troja gezogen, und hatten früher mit ihren Geſchoſſen manche trojaniſche Schaar geſprengt. Auch jetzt bedrängten ſie die Troer, ſich verbergend und von ferne herſchießend, mit ihren Pfeilen, und richteten ſelbſt ſo keine geringe Verwirrung unter ihnen an.

Und wirklich wären die Trojaner jetzt, von Schiffen und Zelten zurückgetrieben, mit Schmach in ihre Stadt geworfen worden, hätte nicht Polydamas dem trotzigen Hektor ſo zugeredet: „Verſchmäheſt du denn allen Rath, Freund, weil du im Kampf der Kühnere biſt? ſieheſt du nicht, wie die Flamme des Krieges über dir zuſammen-

lägt, die Trojaner ſich theils mit den erbeuteten Rü-
ngen aus dem Gefechte entfernen, theils, und dieß die
enigeren, durch die Schiffe hin und her zerſtreut käm-
n? Weiche darum, beruf' einen Rath unſrer Edeln,
o laß uns dann entſcheiden, ob wir uns ins Labyrinth
Schiffe hineinſtürzen, oder unbeſchädigt von dannen
hen wollen; denn fürwahr, ich beſorge, die Griechen
chten uns die geſtrige Schuld mit Wucher heimbezah-
, ſo lang ihr unerſättlichſter Krieger noch bei den Schif-
auf uns harrt!“ Hektor war es zufrieden und beauf-
gte ſeinen Freund, die Edelſten des Volkes zu verſam-
ln. Er ſelbſt eilte in die Schlacht zurück, und wo er
en der Führer traf, befahl er ihm, ſich bei Polydamas
zufinden. Seine Brüder Deïphobus und Helenus, den
ius und ſeinen Sohn Adamas ſuchte er im Vorder-
npfe, und fand die Erſteren verwundet, die Andern todt.
s er ſeinen Bruder Paris erblickte, rief er ihn zornig
: „Wo ſind unſere Helden, du Weiberverführer? Bald
es aus mit unſerer Stadt, dann nahet auch dir das
auſe Verhängniß; jetzt aber komm in den Kampf, wäh-
d die Andern ſich zum Rath verſammeln!“ „Ich be-
ite dich mit freudiger Seele,“ erwiederte Paris dem
uder, ihn beſchwichtigend, „du ſollſt meinen Muth nicht
rmiſſen!“ So eilten ſie miteinander in das heftigſte
fecht, wo die tapferſten Trojaner wie ein Sturmwind
rollenden Wetter daherrauſchten; und bald war Hektor
eder an ihrer Spitze. Doch erſchreckte er die Griechen
ht mehr wie früher, und der mächtige Ajar rief ihn
hig zum Kampfe heraus. Der Trojaner achtete ſein
helten nicht und ſtürmte vorwärts ins Getümmel der
hlacht.

Die Griechen von Poſeidon geſtärkt.

Während ſo draußen das Treffen tobte, ſaß der grei Neſtor geruhig in ſeinem Zelte beim Trunk, den verwu deten Helden und Arzt Machaon bewirthend. Als nu aber der Streitruf immer lauter hallte und näher in ih Ohren drang, überantwortete er ſeinen Gaſt der Diener Hekamede, ihm ein warmes Bad zu bereiten, ergriff Sch und Lanze und trat hinaus vor das Zelt. Hier ſah die unerfreuliche Wendung, die der Kampf genomm hatte, und während er in Zweifeln ſtand, ob er in Schlacht eilen, oder den Völkerfürſten Agamemnon au ſuchen ſollte, mit ihm zu berathen, begegnete ihm, von d Schiffen am Meeresgeſtade zurückkommend, dieſer ſel mit Odyſſeus und Diomedes, alle drei auf ihre Lan geſtützt und an Wunden krank. Sie kamen auch nur, Schlacht wieder zuzuſchauen, ohne Hoffnung, ſelbſt dem Kampfe Theil nehmen zu können. Sorgenvoll tra ſie mit Neſtor zuſammen und beriethen das Geſchick Ihrigen. Endlich ſprach Agamemnon: „Freunde, ich h keine Hoffnung mehr. Da der Graben, der uns ſo v Mühe gekoſtet, da die Mauer, die unzerbrechlich ſch den Schiffen nicht zur Abwehr gereicht haben, und Kampf längſt mitten unter dieſen wüthet; ſo gefällt wohl dem Jupiter, uns Griechen alle, wenn wir n freiwillig abziehen, ferne von Argos, hier in der Frem ruhmlos umkommen zu laſſen. Laßt uns deswegen den Schiffen, die wir zunächſt am Meeresſtrande au ſtellt haben, auf der hohen See uns vor Anker le und die Nacht dort erwarten. Ziehet ſich alsdann Troja's Volk zurück, ſo wollen wir auch die übrigen Schiffe in die Wogen ziehen und noch bei Nacht der Gefahr entrinnen.“ Mit Unwillen hörte Odyſſeus dieſen Vorſchlag. „Atride,“ ſprach er, „du verdienteſt ein feigeres Kriegsvolk anzuführen, als das unſrige. Mitten im Treffen ermahneſt du, die Schiffe ins Meer hinabzuziehen, daß die armen Griechen in Angſt umſchauen, der Streitluſt vergeſſen, und verlaſſen auf der Schlachtbank zurückbleiben?“ „Ferne ſey das von mir,“ erwiederte Agamemnon, „daß ich wider Willen der Argiver und ohne ſie zu hören ſolches thun wollte! Auch gebe ich meinen Rath gerne auf, wenn Einer beſſeren vorzubringen weiß.“ „Der beſte Rath iſt,“ rief der Tydide, „daß wir ſogleich in die Schlacht zurückkehren, und wenn wir auch nicht ſelbſt zu kämpfen vermögen, doch die Andern als ehrliche Volksführer zur Tapferkeit ermahnen.“

Dieſes Wort hörte mit Wohlgefallen der Beſchirmer der Griechen, der Meergott, der ſchon lange das Geſpräch der Helden belauſcht hatte. Er trat in Geſtalt eines greiſen Kriegers zu ihnen, drückte dem Agamemnon die Hand und ſprach: „Schande dem Achilles, der ſich jetzt der Griechenflucht erfreuet! Aber ſeyd getroſt; noch haſſen euch die Götter nicht ſo, daß ihr nicht bald den Staub von der Trojanerflucht aufwirbeln ſehen ſolltet!“ So ſprach der Gott und ſtürmte von ihnen weg durchs Gefilde, indem er ſeinen Schlachtruf in das Heer der Griechen hineinſchallen ließ, der wie zehntauſend Männerſtimmen brüllte und jedes Helden Herz mit Muth durchdrang.

Auch die Himmelskönigin Juno, die vom Olymp herab den Kampf überſchaute, blieb jetzt nicht unthätig, als ſie Neptunus, ihren Bruder und Schwager, zu Gunſten ihrer Freunde ſich in die Schlacht miſchen ſah. Und wie ſie ihren Gemahl Jupiter ſo feindſelig auf dem Gipfel des Ida ſitzend erblickte, zürnte ſie ihm in der tiefſten Seele und ſann hin und her, wie ſie ihn täuſchen und von der Sorge für den Kampf abziehen möchte. Ein glücklicher Gedanke ſtieg ihr plötzlich im Herzen auf. Sie eilte in das verborgenſte Gemach, das ihr Sohn Hephäſtus im Götterpalaſte ihr kunſtreich gezimmert, und deſſen Pforte er mit unlösbaren Riegeln befeſtigt hatte. Dieſes betrat ſie und ſchloß die Thürflügel hinter ſich. Hier badete und ſalbte ſie mit ambroſiſchem Oel ihre ſchöne Geſtalt, flocht ihr Haupthaar in glänzende Locken um den unſterblichen Scheitel, hüllte ſich in das köſtliche Gewand, das ihr Minerva zart und künſtlich gewirkt hatte, heftete es über der Bruſt mit goldenen Spangen feſt, umſchlang ſich mit dem ſchimmernden Gürtel, fügte ſich die funkelnden Juwelengehänge in die Ohren, umhüllte das Haupt mit einem durchſichtigen Schleier, und band ſich zierliche Sohlen unter ihre glänzenden Füße. So von Anmuth leuchtend verließ ſie das Gemach und ſuchte Aphrodite, die Liebesgöttin, auf. „Grolle mir nicht, Töchterchen," ſprach ſie liebkoſend, „weil ich die Griechen und du die Trojaner beſchützeſt; und verſage mir nicht, um was mein Herz dich bittet. Leihe mir den Zaubergürtel der Liebe, der Menſchen und Götter bezähmt, denn ich will an die Gränze der Erde gehen, den Oceanus und die Tethys, meine Pflegeeltern, aufzuſuchen, die in Zwiſtigkeiten leben. Ich möchte ihr Herz durch freundliche Worte zur Verſöhnung bewegen, und dazu brauche ich deinen Gürtel." Venus, die den Trug nicht durchſchaute, erwiederte arglos:

„Mutter, du biſt die Gemahlin des Götterkoniges, nicht recht wäre es, dir eine ſolche Bitte zu verweigern.“ Damit löste ſie ſich den wunderköſtlichen buntgeſtickten Gürtel, in dem alle Zauberreize verſammelt waren. „Birg ihn,“ ſprach ſie,“ immerhin in dem Buſen, gewiß kehrſt du nicht ohne Erfolg von dannen.“

Weiter ging nun die Götterkönigin nach dem fernen Thrazien in die Behauſung des Schlafes, und beſchwor dieſen, in der folgenden Nacht dem Göttervater die leuchtenden Augen unter ſeinen Wimpern tief einzuſchläfern. Aber der Schlaf erſchrack. Er hatte ſchon einmal auf Here's Befehl den Sinn des Gottes betäubt, damals als Herkules von dem verwüſteten Troja heimfuhr, und Juno, ſeine Feindin, ihn auf die Inſel Kos verſchlagen wollte. Damals hatte Jupiter, als er erwachend den Betrug inne wurde, die Götter im Saale herumgeſchleudert und den Schlaf ſelbſt hätte er vertilgt, wenn er nicht in die Arme der Nacht geflüchtet wäre, die Götter und Menſchen bändigt. Daran erinnerte jetzt der Schlafgott erſchrocken die Gemahlin des Zeus, doch dieſe beruhigte ihn und ſprach: „Was denkſt du, Schlaf! Meinſt du, Jupiter vertheidige die Trojaner ſo eifrig, als er ſeinen Sohn Herkules liebte? ſey klug und willfahre mir: thuſt du es, ſo will ich dir die jüngſte und ſchönſte der Grazien zur Gemahlin geben. Der Gott des Schlummers ließ ſie mit einem Schwure beim Styr dieß Verſprechen bekräftigen, und verſprach, ihr zu gehorchen.

Nun beſtieg Juno im Glanz ihrer Schönheit den Gipfel des Ida, und Inbrunſt erfüllte das Herz ihres Gemahls, als er ſie erblickte, ſo daß er auf der Stelle des Trojanerkampfs vergaß. „Wie kommſt du hierher vom

Olympus,“ ſprach er, „wo haſt du Roſſe und Wage
gelaſſen, liebes Weib?“ Mit liſtigem Sinn erwieder
ihm Here: „Väterchen, ich will ans Ende der Erde g
hen, den Oceanus und die Tethys, meine Pflegeltern,
verſöhnen.“ „Hegſt du denn ewige Feindſchaft gegen mich?
antwortete Jupiter, „dieſe Ausfahrt kannſt du auch ſpät
betreiben. Laß uns hier, ſanft gelagert, und einmüthi
an dem Kampfe der Völker uns ergötzen.“ Als Jun
dieß Wort hörte, erſchrack ſie, denn ſie ſah, daß ſelbſt ih
Schönheit und der Zaubergürtel Aphrodite’s dem Gemal
die Sorge für den Kampf und den Groll gegen d
Griechen nicht ganz aus dem Herzen zu ſcheuchen ve
mochte. Doch verhehlte ſie ihren Schrecken, umſchlan
ihn freundlich und ſprach, ſeine Wange ſtreichelnd: „V
terchen, ich will ja deinen Willen thun.“ Zugleich ab
winkte ſie dem Schlaf, der ihr unſichtbar gefolgt wa
und ihres Befehles gewärtig hinter Jupiters Rück
ſtand. Dieſer ſenkte ſich auf ſeine Augenlieder, daß
ohne zu antworten, ſein nickendes Haupt in den Scho
der Gemahlin legte, und in tiefen Schlummer verſan
Eilig ſchickte jetzt die Himmliſche den Gott des Schla
als Boten nach den Schiffen zu Poſeidon, und ließ de
Gotte ſagen: „Jetzt laß dir’s Ernſt ſeyn, und verleih d
Griechen Ruhm, denn Jupiter liegt auf dem Gipfel d
Ida durch meine Bethörung in tiefen Schlaf geſunken

Schnell ſtürzte ſich Neptunus jetzt ins vorderſte
tümmel und rief dem Danaervolke zu: „Wollen wir d
Hektor auch jetzt noch den Sieg laſſen, ihr Männer, d
er die Schiffe erobere und Ruhm einernte? Zwar
weiß, er verläßt ſich auf den Zorn des Achilles, aber
wäre eine Schmach für uns, wenn wir ohne dieſen n

zu ſiegen vermöchten! Ergreifet eure gewaltigſten Schilde, hüllt euch in die ſtrahlendſten Helme, ſchwinget die mächtigſten Lanzen, wir wollen gehen und ich ſelbſt voraus vor euch Allen; wir wollen ſehen, ob Hektor vor uns beſteht!“ Die Krieger gehorchten der gewaltigen Stimme des mächtigen Streiters, die verwundeten Fürſten ſelbſt ordneten die Schlacht, vertauſchten den Männern die Waffen, gaben dem Starken ſtarke, dem Schwächeren ſchwache. Dann drang Alles vor; der Erderſchütterer ſelbſt, ein entſetzliches Schwert, wie einen flammenden Blitz, in der Rechten führend, war ihr Führer. Ihm wich Alles aus und Niemand wagte, ihm im Kampfe zu begegnen. Zugleich empörte er das Meer, daß es wogend an die Schiffe und Zelte der Danaer anſchlug.

Doch ließ ſich Hektor durch dieſes Alles nicht ſchrecken. Er ſtürzte mit ſeinen Trojanern in die Schlacht, wie ein Waldbrand mit ſauſenden Flammen durch ein gekrümmtes Bergthal praſſelt, und ein erneuter Kampf entſpann ſich zwiſchen beiden Heeren. Zuerſt zielte Hektor auf den großen Ajax mit der Lanze und traf gut; aber Schild- und Schwertriemen, die ſich ihm über dem Buſen kreuzten, beſchirmten den Leib, und Hektor, des Speeres verluſtig, wich unwillig in die Reihen der Seinigen zurück. Ajax ſchickte dem Weichenden einen Stein nach, daß er in den Staub ſtürzte, Lanze, Schild und Helm ihm entflog und das Erz der Rüſtung klirrte. Die Griechen jauchzten, ein Hagel von Speeren folgte, und ſie hofften den Liegenden wegzuziehen. Aber die erſten Helden der Trojaner verſäumten ihn nicht: Aeneas, Polydamas, der edle Agenor, der Lycier Sarpedon und ſein Genoſſe Glaukus, Alle hielten die Schilde zur Abwehr vor, erhuben den Betäubten und brachten ihn ungefährdet auf den Streitwagen, der ihn zur Stadt zurückführte.

Als ſie den Hektor fliehen ſahen, rannten die Griechen noch viel heftiger auf den Feind ein. Um Ajax erhub ſich ein Getümmel, denn nach allen Seiten hin traf ſein Wurfſpieß und ſeine Lanze. Doch ſchmerzte auch die Griechen hier und dort ein in ihrer Mitte fallender Held. Den Sturz des Danaers Prothoenor, den Polydamas erlegt hatte, mußte dem Ajax der Sohn des Antenor, Archilochus, büßen; den Böotier Promachus, den der Bruder des Archilochus, Akamas, mit dem Speere niedergeſtochen, rächte der Grieche Peneleus am Ilioneus; Ajax ſtieß den Hyrtius nieder; Antilochus den Mermerus und Falces; Meriones den Hippodion und Morys; Teucers Pfeil brachte den Prothon und Periphetes zu Falle; Agamemnon durchſtach dem Hyperenor die Weiche, am allermeiſten aber wüthete unter den Trojanern, die ſchon draußen vor der Mauer über den Graben und durch die Pfähle zu fliehen begannen, der kleine Ajax, der hurtige Lokrer, deſſen Augenblick jetzt gekommen war.

Hektor von Apollo gekräftigt.

Erſt bei ihren Wagen machten die Trojaner wieder Halt, erſchrocken und bleich vor Angſt. Jetzt aber erwachte Jupiter auf dem Gipfel des Ida und erhob ſein Haupt aus Juno's Schooße. Schnell ſprang er empor und überſchaute mit einem Blicke Griechen und Trojaner, dieſe in die Flucht getrieben, jene ſtürmiſch verfolgend; mitten in ihren Reihen ſeinen Bruder Poſeidon; er ſah Hektorn auf dem Wege zur Stadt, mitten im Felde, aus dem Wagen gehoben, zu Boden liegen, die Genoſſen um ihn her; ſchwer athmete der Bewußtloſe und ſpie Blut; denn kein Schwächerer hatte ihn getroffen. Voll Mitleid ruhte der Blick des Vaters der Götter und Menſchen auf ihm, dann wandte er ſich drohend zu Juno, ſein Angeſicht verfinſterte ſich und er ſprach: „Argliſtige Betrügerin, was haſt du gethan? Fürchteſt du nicht, die erſte Frucht deines Frevels ſelbſt zu genießen? Denkſt du nicht mehr daran, wie du, die Füße an zwei Amboſe gehängt, die Hände mit goldener Feſſel geſchürzt, zur Strafe in der Luft ſchwebteſt, und kein Olympiſcher dir zu nahen wagte, ohne von mir auf die Erde geſchleudert zu werden, damals als du die Götter des Orkans gegen meinen Sohn Herkules aufgewiegelt? Verlangt dich darnach zum zweitenmale?“

Juno ſtutzte eine Weile ſchweigend, dann ſprach ſie: „Himmel und Erde und die Fluth des Styx ſollen meine Zeugen ſeyn, daß nicht mein Geheiß den Erderſchütterer gegen die Trojaner aufgehetzt hat, ihn wird die eigne Regung getrieben haben. Ja eher möchte ich ihm ſelbſt freundlich zureden, daß er deinem Befehle, du wolkig Blickender, ſich füge.“ Jupiters Stirne wurde heiterer, denn noch immer wirkte der Gürtel Aphrodite's, den Juno bei ſich trug. Endlich ſprach er beſänftigt: „Hegteſt du m Rathe der Unſterblichen gleiche Geſinnung mit mir, Gemahlin, ſo würde freilich Neptunus ſeinen Sinn bald nach unſer beider Herzen umlenken. Wenn es dir aber Ernſt iſt, ſo geh und rufe mir Iris und Apollo herbei, daß jene meinem Bruder befehle, aus dem Kampf zum Palaſte heimzukehren, und Phöbus Apollo den Hektor heile, zur Schlacht aufmuntere und mit neuer Kraft beſeele!“ Mit erſchrockenem Antlitze gehorchte Juno, und trat in den olympiſchen Saal ein, wo die Unſterblichen zechten. Dieſe ſprangen ehrerbietig von den Sitzen empor und ſtreckten ihr die Becher entgegen. Sie aber ergriff den Becher der Themis, ſchlürfte vom Nektar, und meldete Jupiters Machtgebot. Windſchnell fuhr Iris hinab auf das Schlachtfeld. Als Poſeidon den Befehl ſeines Bruders aus ihrem Munde vernahm, ſprach er zuerſt unmuthsvoll: „Traun, das iſt nicht brüderlich geſprochen! Auch ſoll er nicht mit Gewalt meinen Willen hemmen, denn ich bin, was er iſt; hat gleich das Loos um die Herrſchaft mir nur das graue Meer zugetheilt, dem Pluto die Hölle, und ihm den Himmel. Die Erde wie der Olymp iſt uns Allen gemein!“ — „Soll ich dieſe trotzige Rede, ſo wie du ſie geſprochen, dem Göttervater überbringen?“ fragte Iris zögernd. Da beſann ſich der Gott, und das Heer der Danaer verlaſſend, rief er: „Nun wohl, ich gehe! Das aber wiſſe Jupiter, trennt er ſich von mir und den andern olympiſchen Freunden der Griechen und beſchließt Troja’s Vertilgung nicht, ſo entflammt uns unheilbarer Zorn!“ So ſprach er, in die Fluthen tauchend; und augenblicks vermißten die Danaer ſeine Gegenwart.

Seinen Sohn Phöbus Apollo ſandte dagegen Jupiter zu Hektor vom Olymp hinab. Dieſer fand ihn nicht mehr liegend auf dem Boden, ſondern ſchon wieder aufgerichtet, und von Zeus geſtärkt. Der Angſtſchweiß hatte nachgelaſſen, der Athem war leichter, ihn erfriſchte wiederkehrendes Leben. Als Apollo ſich ihm mitleidig näherte, blickte er traurig auf und ſprach: „Wer biſt du, Beſter der Himmliſchen,

der nach mir fragt? Haſt du es ſchon gehört, daß der gewaltige Ajax mich bei den Schiffen mit einem Stein an die Bruſt getroffen und mitten im Siege gehemmt hat? Glaubte ich doch noch an dieſem Tage den ſchwarzen Hades ſchauen zu müſſen!“ — „Sey getroſt,“ antwortete ihm Apollo, „ſiehe, mich ſelbſt, ſeinen Sohn Phöbus, ſendet dir Jupiter, dich ferner, wie ich wohl auch von ſelbſt früher gethan habe, von nun an auf ſein Geheiß zu ſchirmen, und ich werde das goldene Schwert, das du in meinen Händen ſieheſt, für dich ſchwingen. Beſteige deinen Wagen wieder, ich ſelbſt eile voran, ebne euren Roſſen den Weg, und helfe dir die Griechen in die Flucht jagen!“

Kaum hatte Hektor die Stimme des Gottes vernommen, ſo ſprang er, wie ein muthiges Roß das Halfter an der Krippe zerreißt, vom Boden auf und ſchwang ſich in ſeinen Wagen. Die Griechen aber, als ſie den Helden herbeifliegen ſahen, ſtanden ſtarr und ließen plötzlich von der Verfolgung ab, wie Jäger und Hunde, die einem Hirſch ins Waldesdickicht nachfolgen, vor einem zottigen Löwen erſchrecken, der ihnen plötzlich drohend in den Weg kommt. Der Erſte, der Hektors anſichtig geworden, war der Aetolier Thoas, ein beredter Mann, der ſogleich die erſten Fürſten der Griechen, in deren Mitte er kämpfte, aufmerkſam machte und ausrief: „Wehe mir, welch Wunder erblicke ich mit meinen Augen dort! Hektor! den wir Alle unter dem Steinwurfe des Telamoniers ſtürzen ſahen, kommt aufrecht auf dem Wagen heran, freudigen Muthes dem Vorkampfe zueilend; gewiß ihm ſteht Jupiter der Donnerer zur Seite! So gehorchet denn meinem Rathe: heißt die Maſſe des Heeres ſich auf die Schiffe

zurückziehen; wir aber, die Tapferſten im Heere, wolle
ihm mit Abwehr begegnen; und unſere Schaar zu durc
brechen wird er ſich ſcheuen, wenn er auch noch ſo mö
deriſch heruntobt.“

Die Helden gehorchten dem vernünftigen Rathe;
beriefen die edelſten Fürſten und Kämpfer und dieſe r
heten ſich ſchnell um die beiden Ajax, um Idomeneu
Meriones und Teucer her: hinter ihnen aber zog ſ
alles Volk auf die Schiffe zurück. Die Trojaner ihr
ſeits drangen mit Heereskraft vor; ſie führte Hektor, h
auf ſeinem Streitwagen ſtehend; ihn ſelbſt, in Gew
eingehüllt, Apollo der Gott, den grauenvollen Aegisſch
in der Hand. Die griechiſchen Helden harrten der Fei
in gedrängtem Häuflein; lautes Geſchrei ſtieg aus bei
Heeren; bald ſprangen die Pfeile und ſausten die Spee
aber die Geſchoſſe der Trojaner hafteten alle in Feind
leibern, weil Phöbus Apollo mit ihnen war, und ſob
dieſer die gräßliche Aegide gegen das Antlitz der Dan
ſchüttelte, laut und fürchterlich aus ſeiner dunkeln W
dazu aufſchreiend, bebte den Griechen das Herz im Bu
und ſie vergaßen der Abwehr. So erſchlug denn He
zuerſt den Führer der Böotier, Stichius, dann Arceſila
den edeln Genoſſen des Meneſtheus; Aeneas raubte
Athener Jaſus und dem Medon, dem Halbbruder
lokriſchen Ajax, Leben und Waffen, vor Polydamas ſ
Mekiſtheus, vor Polites Echius, und Klonius vor Agen
den Dëiochus aber, der aus dem Vorderkampfe ſ
erſchoß Paris durch den Rücken, daß die Lanzenſpitze
Bruſt herausdrang. Während die Trojaner dieſe alle
Rüſtungen entblößten, flohen die Griechen in Verwirru
dem Graben und den Pfählen zuſtürzend, bebten da

dorthin und manche retteten ſich in der Noth auch ſchon über die Mauer. Hektor rief unter ſeine Trojaner hinein, daß es hallte: „Laßt die Leichname in ihren blutigen Rüſtungen liegen, und ſprenge geradenwegs auf die Schiffe zu. Wen ich nicht auf dem Wege dorthin treffe, der iſt des Todes!“ So rief er, geißelte ſeine Roſſe über die Schultern und lenkte dem Graben zu,„ und ihm folgten alle Helden Troja's mit ihren Streitwagen. Apollo ſtampfte mit ſeinen Götterfüßen die emporragenden Ränder des Grabens in der Mitte hinab und ſchuf ihnen ſo die Brücke eines Pfades, ſo lang und breit als der Schwung eines Wurfſpießes reicht. Auf dieſem Wege überſchritt der Gott ſelbſt zuerſt den Graben, und mit einem Stoße ſeiner Aegide warf er die Mauer der Griechen über den Haufen, wie ein am Meeresufer ſpielendes Kind den Sandhaufen, den es aufgebaut, auseinander ſtört. Die Griechen waren jetzt wieder in den Schiffsgaſſen zuſammengedrängt und hoben ihre Hände flehend zu den Göttern empor. Auf Neſtors Gebet aber donnerte Jupiter mit gnädigem Halle.

Die Trojaner deuteten das Zeichen vom Himmel zu ihren eigenen Gunſten, ſtürzten ſich mit Wuthausruf durch die Mauerbrücke mit Roß, Wagen und Mann und kämpften von ihren Streitwagen herab, während die Griechen ſich auf die Verdecke ihrer Schiffe flüchteten und von ihren Borden herab ſich wehrten.

Während Griechen und Trojaner noch um den Wall kämpften, ſaß Patroklus immer noch in dem ſchönen Zelte des Helden Eurypylus, und pflegte die Wunde deſſelben, lindernde Säfte darein träufelnd. Als er aber hörte, wie die Troer mit Macht an die Mauer rannten, und das

Getümmel und Angſtgeſchrei der flüchtenden Danaer vor ſeine Ohren kam, ſchlug er ſich die Hüfte mit der flachen Hand und rief laut aufjammernd: „Nein, Eurypylus, ſo gerne ich dich noch weiter pflegen möchte, länger darf ich nicht bei dir verweilen, denn draußen wird es zu laut! So behilf dich denn mit deinem Waffengenoſſen. Ich ſelbſt aber eile zu meinem Freunde dem Peliden und verſuche es, ob ich mit Hülfe der Götter und mit meinem Zuſpruche ihn nicht zu bewegen vermag, an der Feldſchlacht endlich wieder Antheil zu nehmen!“ Kaum hatte er ausgeſprochen, als ſeine behenden Füße ihn auch ſchon aus dem Zelte trugen.

Inzwiſchen tobte der Kampf bei den Schiffen, ohne daß der Vortheil ſich auf Eine Seite geneigt hätte. Um eines der Schiffe ſtritten ſich Hektor und Ajar; aber jener vermochte dieſen nicht vom Borde zu vertreiben, und den Feuerbrand in das Fahrzeug zu werfen; dieſer nicht, jenen zu verdrängen. Der Speer des Telamoniers ſtreckte Kaletor, den Verwandten Hektors, an deſſen Seite nieder; die Lanze Hektors traf Lykophron, den Streitgenoſſen des Ajar. Auf ſeinen Fall eilte Teucer dem Bruder zu Hülfe, und ſchoß dem Wagenlenker des Polydamas, Klitus, einen Pfeil in den Nacken. Polydamas, der zu Fuße focht, hemmte die leer davon eilenden Roſſe. Ein zweiter Pfeil Teucers flog auf Hektor, aber Jupiter ließ die Sehne zerreißen und das Geſchoß ſeitwärts abirren; der Bogenſchütze empfand ſchmerzlich die feindſelige Gewalt des Gottes. Ajar ermahnte den Bruder, Bogen und Pfeil zu laſſen, und zu Schild und Speer zu greifen; dieß that der Held und bedeckte ſich mit einem ſtattlichen Helme. Hektor dagegen rief ſeinen Kämpfern zu: „Muthig fortgeſtritten, ihr Männer! Eben ſah ich, wie der Donnerer der tapferſten Griechen Einem das Geſchoß zerbrochen hat! Drum auf mit Heereskraft zum Schiffskampfe. Mit uns ſind die Götter!" „Schande über euch, Argiver, rief auf der andern Seite Ajax, „nun gilt's zu ſterben, oder den Schiffen Rettung zu ſchaffen! Wenn der gewaltige Hektor dieſe mit Feuer zerſtört, gedenket ihr zu Fuße über die Meerfluth heimzu- ehren? Oder meint ihr, Hektor lade euch zum Reigen- anz und nicht zum Kampfe? Viel beſſer iſt's, die Wahl es Todes oder Lebens zu beſchleunigen, als in ſchmäh- icher Unentſchiedenheit hinzuſchmachten, von ſchlechteren Männern, die hinter dem Schirme der Götter fechten, vertilgt!" So rief Ajax und ſtreckte einen Trojanerhelden ieder, aber für jeden Fallenden vergalt ihm Hektor mit em Fall eines Andern. Endlich entſpann ſich ein mör- eriſcher Kampf um die Leiche und Rüſtung des Dolops, en Menelaus gefällt hatte. Hektor bot alle Brüder und Verwandte auf; Ajax und ſeine Freunde dagegen umzäunen die Schiffe mit einem ehernen Gehäge von Schilden nd Lanzen. Da munterte Menelaus den ſchmucken Sohn es Neſtor, Antilochus, auf und rief ihm zu: „Es iſt doch einer jünger und ſchneller im ganzen Heer, als du, und uch nicht tapferer, o Jüngling! Es wäre ſchön, wenn u hervorſprängeſt und einen der Trojaner erlegteſt!" So eizte er den Antilochus, der ſofort aus dem Gewühle ervoreilte, ſich umſchaute und den blinkenden Wurfſpeer bſandte. Als er zielte, flohen die Trojaner auseinander, ennoch traf ſein Geſchoß den Melanippus, den Sohn Hiketaons, unter der Bruſtwarze, daß er zuſammenſtürzte nd die Waffen um ihn praſſelten. Herzuſprang Antilochus, wie der Hund auf das Hirſchkalb, das der Jäger auf der Lauer durchſchoſſen; als ihm aber Hektor entgegenlief, entfloh er wie ein Wild, das Hund oder Hirten der Heerde zerriſſen, und ſich Böſes bewußt davon flieht, wenn es eine Männerſchaar herannahen ſieht. Die Geſchoſſe der Trojaner folgten ihm und Antilochus wandte ſich erſt wieder um, als er bei den Seinigen in Sicherheit war.

Nun ſtürzte Troja's Volk wie eine Schaar blutgieriger Löwen unter die Schiffe: Jupiter hatte beſchloſſen, den unbarmherzigen Wunſch der mit ihrem Sohne Achilles zürnenden Thetis ganz zu gewähren. Doch wartete er nur darauf, bis er die aufflackernde Lohe eines einzigen in Flammen geſetzten Schiffes erblickte, um alsdann wieder Flucht und Verfolgung über die Trojaner zu verhängen, und den Griechen aufs Neue Siegesruhm zu gewähren. Hektor wüthete unterdeſſen voll Grimm: der Schaum ſtand ihm um die Lippen, die Augen funkelten ihm unter den düſteren Brauen, und fürchterlich wehte der Buſch von ſeinem Helme. Weil ihm nur noch wenige Lebenstage gewährt waren, ſo rüſtete ihn Zeus vor allen Männern noch einmal mit Kraft und Herrlichkeit aus: denn ſchon lenkte ihm Pallas Athene das grauſe Todesverhängniß entgegen. Jetzt aber durchbrach er die Reihen der Feinde, wo er die dichteſten Haufen und die beſten Rüſtungen ſah. Aber er verſuchte lang umſonſt einzubrechen; die dichtgeſchloſſene Schaar der Danaer ſtand wie ein gethürmter Meerfels, an dem die Brandung umſonſt in die Höhe ſchäumt; dennoch warf er ſich auf die Heerſchaaren, wie im Sturm eine Woge ſich in ein Schiff hineinſtürzt, daß endlich ein Grauen ſich der Griechen

bemächtigte, und ſie mit einander die Flucht ergriffen. Einem jedoch, der, als er zur Flucht ſich umdrehte, unten am Schilde ſich ſtieß und rückwärts fiel, — es war der Sohn des berüchtigten Kopreus, Periphetes aus Mycene, ein beſſerer Mann, als ſein häßlicher Vater, — bohrte dicht bei ſeinen fliehenden Genoſſen Hektor die Lanze in die Bruſt.

Schon wichen die Griechen von den vorderen Schiffen zurück, doch zerſtreuten ſie ſich nicht durch die Gaſſen des Lagers, ſondern Schaam und zugleich Furcht hielt ſie bei den Zelten in Schaaren aufgeſtellt zuſammen, und ſie ermahnten einander gegenſeitig, vor allen der greiſe Held Neſtor, der mit ſeinem Schlachtruf die Herzen der Männer ermuthigte. Ajax der Telamonier aber umwandelte die Schiffsverdecke, ein zwei und zwanzig Ellen langes Ruder, mit Eiſenringen gefügt, in ſeiner Rechten, und wie ein geſchickter Roſſeſpringer von einem Pferde aufs andre zum Staunen der Zuſchauer hüpft, ſo ſprang er von einem Schiffsgetäfel aufs andere und ſchrie mit ſchrecklicher Stimme zu den Griechen hinab, Schiffe und Zelte zu vertheidigen. Aber auch Hektor weilte nicht unthätig im Haufen der Seinigen, ſondern wie ein funkelnder Adler auf die Schaaren von Kranichen oder Schwänen ſtürzt, die ſich am Ufer eines Stromes gelagert haben, ſo drang er geradenwegs auf eines der Meerſchiffe ſtürmend los, Jupiter ſelbſt gab ihm im Rücken einen Stoß, daß er voranflog und ſeine ganze Schaar ihm nachſtürmte.

Da erhub ſich von Neuem um die Schiffe ein erbitterter Kampf: die Griechen wollten lieber ſterben als entfliehen, von den Trojanern aber hoffte ein Jeder, den erſten Fackelbrand in die Schiffe zu ſchleudern.

ſaßte Hektor das Steuer-Ende des ſchönen Schiffes, da
den Proteſilaus gen Troja geführt hatte, aber nicht wi
der heimbringen ſollte, weil er der erſte war, der na
der Landung im Gefechte gegen die Trojaner gefall
war. Um dieſes Schiff kämpften und mordeten jetzt D
naer und Troer; da war keine Rede mehr von Boge
ſchuß oder auch nur von Speerwurf: zuſammengedrän
ſchwangen alle nur ſcharfe Beile, Aexte und Schwert
gegeneinander und führten Lanzen zum Stich. Manch
gute Schwert ſtürzte dort aus der Hand in den Stau
oder von den Schultern der Streitenden herab, und
Boden ſchwamm in Blut. Hektor aber, nachdem er ei
mal das Schiff gefaßt, umklammerte es feſt und ri
„Jetzt Feuer her und den Schlachtruf erhoben! Jetzt ſch
uns Jupiter den Tag, der uns für alle andern ſchadl
hält! Jetzo die Schiffe erobert, welche uns ſo viel Ja
mer gebracht haben! Jetzt wird kein Aelteſter uns h
dern, den Sieg zu benützen, Jupiter ſelbſt ermahnt u
befiehlt uns jetzt!“

Auch Ajax vermochte Hektor's Andrange nun ni
mehr zu widerſtehen, die Geſchoſſe drängten ihn zu ſe
er wich ein wenig vom Verdecke des Schiffs und ſchwa
ſich auf die Bank des Steuermanns. Aber auch von h
aus ſpähte er umher, wo abzuwehren ſey, und rich
ſeine Lanze gegen die mit Feuerbränden eindringen
Trojaner; zugleich donnerte er ſeine Volksgenoſſen
„Freunde, jetzt ſeyd Männer! oder wähnet ihr, hinter
Schiffen ſtehen euch noch andere Helfer, noch ein ſtärk
Wall, der euch ſchirmen könnte? Ihr habt keine Sta
hinter deren Mauern ihr euch flüchten könntet, wie
Trojaner; auf Feindesboden, fern vom Lande der Wä

an den Meeresrand ſind wir hingedrängt! Unſer ganzes Heil beruht nur auf unſerem Arme!“ So rief er, und empfing jeden Feind, der mit einer Fackel ſich dem Schiffe näherte, mit einem Lanzenſtich, daß bald zwölf Leichen vor ihm den Boden deckten.

Tod des Patroklus.

Indeß um das Schiff, auf welchem Ajax ſtand, auf Tod und Leben gekämpſt wurde, war Patroklus, als er das Zelt des wunden Eurypylus verlaſſen, zu ſeinem Freunde Achilles geeilt, und als er in deſſen Lagerhütte eintrat, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen, wie eine finſtre Quelle, die ihr dunkles Waſſer aus ſteilen Klippen gießt. Mitleidig ſah ihn der Pelide an und ſprach zu ihm: „Du weinſt ja, wie ein kleines Mädchen, Freund Patroklus, das der Mutter nachläuſt und nimm mich ſchreit, und ſich lang an ihr Kleid anklammert, bis die Mutter es aufhebt! Bringſt du meinen Myrmidonen, mir oder dir ſelbſt ſchlimme Botſchaft aus Phthia? Ich weiß doch, dein Vater Menötius lebt, mein Vater Peleus lebt! Oder beklagſt du vielleicht das Volk von Argos, daß es ſo jämmerlich zu Grunde geht, zum Lohn ſeines eigenen Frevels? Rede nur immer ehrlich heraus und laß mich Alles wiſſen!“

Schwer ſeufzte bei dieſer Frage Patroklus auf, und ſprach endlich: „Zürne mir nicht, erhabenſter Held! Allerdings laſtet der Gram der Griechen ſchwer auf meiner Seele! Alle Tapferſten liegen von Wurf oder Stoß ver-

wundet bei den Schiffen umher; wund iſt Diomedes; lan
zenwund Odyſſeus und Agamemnon; den Eurypylus tra
ein Pfeil in den Schenkel: ſie ſind alle den Aerzten zu
Heilung übergeben, ſtatt daß ſie in unſern Reihen kämpfe
ſollten. Du aber bleibſt unerbittlich; nicht Peleus un
Thetis, der Menſch und die Göttin, können deine Elter
ſeyn; dich muß das finſtere Meer oder ein ſtarrer Fel
geboren haben, ſo unfreundlich iſt dein Herz! Nun den
wenn die Worte deiner Mutter und ein Beſcheid der Gö
ter dich zurückhalten: ſo ſende wenigſtens mich und dei
Krieger ab, ob wir den Griechen nicht vielleicht Tr
bringen. Laß mich deine eigene Rüſtung anlegen: lei
mag es ſeyn, wenn die Trojaner mich ſehen und d
zu erblicken glauben, daß ſie vom Kampf abſtehen u
den Danaern Zeit laſſen, ſich zu erholen!“

Aber Achilles erwiderte unmuthig: „Wehe m
Freund! Nicht das Wort meiner Mutter, auch k
Götterausſpruch hindert mich; nur der bittere Schmerz, d
ein Grieche es gewagt hat, mich, den Ebenbürtigen, d
Ehrengeſchenks zu berauben, frißt mir an der Se
Dennoch habe ich mir nicht vorgeſetzt, ewig zu groll
und war von jeher entſchloſſen, wenn das Schlachtgetü
mel bis zu den Schiffen gelangen ſollte, meinem G
Abſchied zu ſagen. Selber Antheil am Kampfe zu nehm
kann ich mich zwar noch nicht entſchließen; du aber h
immerhin deine Schultern in meine Rüſtung, und fü
auch unſer ſtreitbares Volk zum Kampfe. Stürze
aller Macht auf die Trojaner, und treibe ſie aus
Schiffen fort! Nur an Einen lege die Hände nicht,
dieß iſt Hektor; auch hüte dich, daß du nicht einem G
in die Hände falleſt; denn Apollo liebt unſere Fein

Wenn du die Schiffe gerettet haſt, kehre wieder um. Die Andern mögen ſich dann auf dem offenen Felde gegenſeitig ermorden; denn eigentlich wäre es doch am Beſten, wenn gar kein Trojaner von Allen und auch kein Danaer davon käme, und wir zwei allein der Vertilgung entgingen und Troja's Mauern niederreißen könnten!"

Bei den Schiffen athmete inzwiſchen Ajax immer ſchwerer: ſein Helm raſſelte von feindlichen Geſchoſſen, die Schulter, vom aufliegenden Schilde beſchwert, fing an, ihm zu erſtarren: der Angſtſchweiß floß ihm von den Gliedern herab, und keine Erholung durfte er ſich gönnen. Als nun vollends Hektors Schwert ihm die Lanze dicht am Oehre durchſchmetterte, daß der verſtümmelte Theil in ſeiner Hand blieb, und die eherne Spitze klirrend auf den Boden fiel, da erkannte Ajax, daß die Gewalt eines Gottes den Griechen entgegen ſey, und entwich dem Geſchoß. Und nun warf Hektor mit den Seinigen einen mächtigen Feuerbrand in das Schiff, und bald ſchlug die Flamme lodernd um das Steuerruder zuſammen.

Als Achilles von ſeinem Zelt aus das Feuer von dem Schiffe auflodern ſah, da durchzuckte auch den unbeugſamen Helden der Schmerz. „Auf, edler Patroklus," rief er, „erhebe dich, daß ſie die Schiffe nicht nehmen und den Unſrigen jeden Ausweg verſperren! Ich ſelbſt will hingehen, mein Volk zu verſammeln." Patroklus war des Wortes froh, das er aus dem Munde ſeines Freundes vernommen hatte; eilig legte er die Beinſchienen an, ſchnallte den kunſtvoll gearbeiteten Harniſch um die Bruſt, hing ſich das Schwert um die Schulter, ſetzte den von Roßhaaren umwallten Helm aufs Haupt, griff mit der Linken zum Schilde, mit der Rechten faßte er zwei mächtige Lanzen. Gern hätte er den mörderiſchen Speer ſeines Freundes Achilles ſelbſt genommen, der aus einer Eſche des theſſaliſchen Berges Pelion gezimmert war und den ſein Erzieher, der Centaure Chiron, dem Vater Peleus geſchenkt hatte; dieſer aber war ſo groß und ſchwer, daß ihn außer dem Peliden kein anderer Held ſchwingen konnte. Nun ließ Patroklus ſeinen Freund und Wagenlenker Automedon die Roſſe Xanthus und Balius anſchirren, die unſterblichen Kinder der Harpyie Podarge und des Zephyrus, die Achilles einſt aus der Stadt Thebe als Beute fortgeführt hatte: Achilles aber rief ſein Myrmidonenvolk unter die Waffen, und dieſe ſtürmten ſchlachtbegierig, hungrigen Wölfen gleich, herbei, je fünfzig Männer aus den fünfzig Schiffen; ihre Schlachtreihen führten fünf Kriegsoberſten: Meneſthius, der Sohn des Stromgottes Sperchius; Eudorus, der Sohn Merkurs und der Jungfrau Polymele; Piſander, der Sohn des Mämalus, nach Patroklus der beſte Kämpfer in der Schaar; endlich der ergraute Phönix und Alcimedon, der Sohn des Laerkes.

Den Abziehenden rief der Pelide zu: „Vergeſſe mir Keiner, ihr Myrmidonen, wie oft ihr während meines Zornes den Trojanern gedroht und unmuthig meine Galle geſcholten habt, welche die Streitgenoſſen mit Zwang vom Kampfe zurückhalte. Endlich iſt die Stunde, nach der ihr geſchmachtet, erſchienen: kämpfe nun, wem es das muthige Herz befiehlt!“ Als er ſo geſprochen, zog er ſich in ſein Zelt zurück und holte aus dem Kaſten, den, voll von Leibröcken, Decken und Mänteln, auch andern koſtbaren Dingen, ſeine Mutter Thetis ihm mit aufs Schiff gegeben hatte, einen kunſtreichen Becher hervor, aus dem kein anderer Mann je den funkelnden Wein getrunken hatte, und kein anderer Gott Dankopfer empfangen hatte, als der Donnerer. Aus dieſem ſpendete er auch jetzt, in die Mitte ſeines Hofes tretend, unter Gebete dem Vater Jupiter, und bat ihn, den Griechen Sieg zu verleihen, ſeinen Waffengenoſſen Patroklus aber unverletzt zu den Schiffen zurückzugeleiten. Zu der erſten Bitte winkte Zeus Gewährung, zur zweiten ſchüttelte er ſein Haupt, beides von dem Helden ungeſehen. Achilles ging in ſein Zelt zurück, den Becher wieder aufzubewahren, dann ſtellte er ſich wieder vor ſein Zelt, um dem blutigen Kampfe zwiſchen Griechen und Trojanern zuzuſehen.

Die Myrmidonen zogen indeſſen, den Führer Patroklus an der Spitze, wie ein Weſpenſchwarm am Heerweg. Als die Trojaner ihn kommen ſahen, ſchlug ihnen das Herz vor Schrecken und ihre Geſchwader geriethen in Verwirrung, denn ſie glaubten, Achilles ſelbſt habe ſich, den Groll aus der Seele verbannt, von den Zelten aufgemacht, und ſchon fingen ſie an umherzublicken, wie ſie dem Verderben entrinnen könnten. Patroklus benützte ihre Furcht und ſchwang ſeine blinkende Lanze gerade in ihre Mitte hinein, wo am Schiffe des Proteſilaus das Getümmel am ſtärkſten war. Sie traf den Päonier Pyrächmes, daß er, an der rechten Schulter durchbohrt, wehklagend rücklings auf den Boden taumelte, und die Päonier um ihn her, alle betäubt, vor dem gewaltigen Patroklus flüchteten. Das Schiff blieb halbverbrannt ſtehen; angſtvoll ſtoben alle Trojaner, die Danaerhaufen ſtürzten ſich in die Schiffsgaſſen zur Verfolgung; allenthalben tobte der Aufruhr. Doch faßten ſich die Trojaner bald wieder und die Griechen ſahen ſich genöthigt, Mann für Mann zu Fuß zu kämpfen: Patroklus durchſchoß dem Areïlykus den Schenkel;

Menelaus bohrte dem Thoas die Lanze in die Bruſt; Meges, der Neffe des Odyſſeus, durchſtach dem Amphiclus die Wade; Antilochus, Neſtors Sohn, durchſtieß dem Atymnius die Weiche; da flog Maris, voll Zorn über den Fall des Bruders, auf Antilochus zu, ſtellte ſich vor den Erſchlagenen und drohte mit der Lanze; doch ihm durchbohrte Traſimedes, Neſtors andrer Sohn, Schulter und Arm-Ende mit dem Speer, daß er ſterbend zuſammenſank. Als ſo Brüder die Brüder zu Boden geſtreckt hatten, ſprang auch der ſchnelle kleine Ajax hervor und hieb dem vom Gedränge gehinderten Kleobulus auf der Flucht das Schwert in den Nacken. Penelus und Lykon rannten, beide ſich verfehlend, mit den Lanzen gegeneinander; aber im Schwertkampf ſiegte der Danaer; Meriones traf den Akamas, als er eben den Wagen beſtieg, und durchbohrte ihm unter dem Hirn das Gebein des Kopfes, daß ihm die Zähne einſtürzten und er Blut zu Mund und Naſe herausröchelte.

Der große Ajax ſann auf nichts anderes, als wie er mit dem Speere Hektorn treffen könnte: dieſer aber, voll Kriegserfahrung, deckte ſich mit ſeinem ſtierledernen Schilde, daß Pfeile und Wurfſpieße daran abprallten. Zwar hatte der Feldherr bereits erkannt, daß der Sieg ſich von ihm und den Seinen abgewendet habe, dennoch verweilte er unerſchüttert in der Schlacht, und dachte wenigſtens darauf, ſeine theuren Genoſſen zu beſchützen und zu retten. Erſt als der Andrang unwiderſtehlich wurde, kehrte er mit ſeinem Wagen um und flog mit ſeinen vortrefflichen Roſſen über den Graben. Die andern Trojaner waren nicht ſo glücklich; viele Roſſe ließen hier und dort im Graben die Wagen ihrer Herren zerſchmettert an der Deichſel zurück;

doch was glücklich hinüberkam, ſtäubte in der eiligſten Flucht nach der Stadt zurück, und Patroklus ſprengte mit tönendem Rufe den noch dieſſeits des Grabens Dahinfliegenden nach: viele ſtürzten kopfüber unter die Räder ihrer Wagen, und geborſtene Sitze krachten. Endlich ſprang das unſterbliche Roſſegeſpann des Peliden auch über den Graben, und Patroklus trieb ſie an, den auf ſeinem Wagen dahineilenden Hektor zu erreichen. Dabei mordete er zwiſchen Schiffen, Mauer und Strom, was er antraf. Pronous, Theſtor, Eryalus und neun andere Troer waren auf ſeinem ſtürmenden Weg theils dem Speerſchwunge, theils dem Lanzenſtiche, theils dem Steinwurfe des Siegers erlegen. Mit Schmerz und Ingrimm ſah dieß der Lycier Sarpedon, ermahnte ſcheltend ſeine Heerſchaar und ſprang gerüſtet von ſeinem Wagen zur Erde. Patroklus that ein Gleiches, und nun ſtürzten ſie ſchreiend gegeneinander wie zwei ſcharfklauige, krummſchnäblige Habichte. Mit Erbarmen ſah Jupiter auf ſeinen Sohn Sarpedon hernieder vom Olymp: aber Juno ſchalt ihn und ſprach: „Was denkſt du, Gemahl! Einen Sterblichen willſt du ſchonen, der dem Tode doch ſchon längſt verfallen iſt? Bedenke, wenn alle Götter ihre Söhne aus der Schlacht entführen wollten, was aus den Geſchicken, die du ſelber zu vollführen beſchloſſen haſt, alsdann würde. Glaube mir, es iſt beſſer, du läſſeſt ihn in der Feldſchlacht umkommen, übergibſt ihn dem Schlaf und dem Tode und geſtatteſt ſeinem Volk, ihn aus dem Getümmel zu tragen, und dereinſt in Lycien unter Grabhügel und Säule zu beſtatten!“ Jupiter ließ die Göttin gewähren und nur eine Thräne fiel aus ſeinem Götterauge herab auf die Erde, dem fallenden Sohne geweiht.

Die beiden Kämpfer hatten ſich jetzt einander auf Schußweite genähert. Patroklus aber traf zuerſt den tapfern Genoſſen Sarpedons, Thraſymelus; Sarpedons Speer verfehlte zwar den Helden, ſtieß aber dafür dem Beiroſſe Pedaſus, das ſterblich war, den Speer in die rechte Schulter; bei dem Stürzen des röchelnden wären auch die zwei unſterblichen Roſſe ſcheu geworden: das Joch knarrte ſchon, die Zügel verwirrten ſich, und ſie wären ausgeriſſen, wenn nicht der Wagenlenker Automedon ſchnell ſein Schwert von der Hüfte geriſſen und den Strang des getödteten Roſſes zerhauen hätte.

Ein zweiter Lanzenwurf Sarpedons verfehlte den Gegner wieder, der Speer des Patroklus aber traf dießmal den Lycier ins Zwerchfell und er fiel zu Boden, wie eine Bergtanne unter der Axt, knirſchte mit den Zähnen und griff mit der Hand in den blutigen Staub. Sterbend rief er ſeinen Freund Glaukus auf, mit den Lycierſchaaren ſich um ſeinen Leichnam zu werfen, und verſchied. Da betete Glaukus zu Phöbus Apollo, ihm die Armwunde zu heilen, die Teucer ihm bei Erſtürmung der Mauer mit dem Pfeile beigebracht hatte, und die ihn noch immer quälte und zum Kampf unthätig machte. Der Gott erbarmte ſich ſeiner und ſtillte auf der Stelle den Schmerz. Nun durcheilte er die Reihen der Trojaner und rief die Helden Polydamas, Agener und Aeneas, Sarpedons Leichnam zu ſchützen, auf. Die Fürſten trauerten, als ſie den Tod des Mannes vernahmen, der, obwohl aus fremdem Geſchlechte, doch ihre Stadt wie eine Säule ſtützte, aber ihre Trauer war nicht feige. Wild drangen ſie auf die Danaer ein, und ihnen allen flog Hektor voran. Die Griechen dagegen entflammte Patroklus und ſo rannten ſie gegeneinander mit grauenvollem Geſchrei, um die Leiche des gefallenen Sarpedon kämpfend. Als einer ihrer tapferſten Krieger, Epigeus, der Sohn des Agakles, von einem Steinwurfe Hektors gefallen war, fingen zuerſt die Myrmidonen an zu weichen. Patroklus aber, den der Tod des Freundes bitter ſchmerzte, ſtürzte ſich ins vorderſte Gewühl, zerſchmetterte dem Troer Sthenelaus den Rücken, und brachte die Trojaner wieder zum Weichen. Endlich kehrte ſich unter dieſen Glaukus zuerſt wieder um, und durchſtach den Myrmidonen Bathykles mit der Lanze; dagegen traf Meriones den Laogonus, deſſen Vater Onetor Prieſter des idäiſchen Zeus war: den Meriones aber verfehlte der Speer des gewaltigen Aeneas. Während dieſe Hohnworte mit einander wechſelten, rief Patroklus ihnen zu: „Was ſchwatzet ihr, Helden? Im Arme ſucht der Krieg die Entſcheidung!“ Und damit drang er an der Spitze der Seinigen auf den Leichnam ein, und die Troer erwehrten ſich ſeiner, daß die Leiche bald vom Haupte bis an die Sohlen von Geſchoſſen, Staub und Blut zugedeckt war.

Jupiter, der dem Kampfe aufmerkſam zuſchaute, bedachte ſich eine Weile über den Tod des Patroklus, aber es däuchte ihm beſſer, dieſem vorerſt noch Sieg zu verleihen, und ſo drängte denn der Freund des Peliden die Trojaner ſammt den Lyciern zurück und der Stadt zu. Die Griechen beraubten den gefallenen König der Rüſtung, und eben wollte ihn Patroklus ſeinen Myrmidonen übergeben, als Apollo auf Jupiters Geheiß vom Gebirge in die Feldſchlacht herunter fuhr, den Leichnam auf ſeine göttlichen Schultern nahm, und ihn fern an den Strom des Skamander trug. Hier ſpülte er ihn im Gewäſſer rein, ſalbte ihn mit Ambroſia und gab ihn den Zwillingen Schlaf und Tod hinwegzutragen. Dieſe flogen mit ihm davon und brachten ihn in ſein lyciſches Heimathland.

Aber Patroklus, vom böſen Geſchicke getrieben, munterte ſeinen Wagenlenker und ſeine Roſſe auf, und rannte den Trojanern und Lyciern nach, ins eigne Unheil. Neun Troern zog er ihre Rüſtungen vom erlegten Leichnam ab, und tobte ſo unaufhaltſam im Lanzenkampfe voran, daß er die gethürmte Stadt Troja ſelbſt erobert hätte, wäre nicht auf dem feſteſten Thurme der Gott Apollo geſtanden, und hätte auf das Verderben des Helden und auf die Beſchirmer der Trojaner geſonnen. Dreimal ſtieg der Sohn des Menötius zur hervorragenden Mauerecke heran, und dreimal verdrängte ihn Apollo mit unſterblicher Hand, den leuchtenden Schild ihm entgegen haltend, und ſein „Weiche!“ rufend. Da entwich Patroklus mit eilendem Schritte vor dem Befehl des Gottes.

Am ſkäiſchen Thore hielt der fliehende Hektor mit ſeinen Roſſen inne, und beſann ſich einen Augenblick, ob er ſie ins Schlachtgetümmel zurücktreiben oder ſeinem Volke gebieten ſollte, ſich in die Mauern der Stadt einzuſchließen. Während er ſo unentſchloſſen die Zügel anzog, nahte ſich ihm Phöbus in der Geſtalt von Hecuba's Bruder Aſius, der ein Oheim des Fürſten war, und ſprach zu ihm: „Hektor, was entziehſt du dich dem Kampfe? Wär' ich ſo viel ſtärker, denn du, als ich ſchwächer bin, ich wollte dich für deine Unthätigkeit zum Hades ſenden. Aber wohlan, wenn du nicht gern ſolche Worte hörſt, lenke deine Roſſe dem Patroklus zu; wer weiß, ob dir Apollo nicht den Sieg ſchenkt.“ So raunte ihm der vermummte Gott ins Ohr und verlor ſich im Gewühl der

Schlacht. Da ermunterte Hektor ſeinen Wagenlenker Kebriones, einen Baſtard ſeines Vaters, die Roſſe wieder in die Schlacht zu treiben, und Apollo drang vor ihm her in die Reihen der Griechen ein und richtete Verwirrung unter ihnen an. Hektor aber rührte keinen andern Achiver an, ſondern ging geraden Laufes auf Patroklus allein los.

Als dieſer ihn herannahen ſah, ſprang er aus dem Wagen, in der Linken den Speer, mit der Rechten einen zackigen Marmorſtein vom Boden aufleſend, mit dem er ſofort den Kebriones zum Tod an die Stirne traf, daß der Wagenlenker auf den Boden hinabſtürzte. Patroklus ſandte dem Fallenden beißenden Spott nach und rief: „Bei den Göttern, ein behender Mann! Wie leicht er ſich in den Staub taucht! Hat er das Taucherhandwerk etwa auf dem Meere gelernt, und einen Auſternhandel getrieben?“ Mit dieſen Worten ſprang er wie ein Löwe auf die Leiche des zu Boden Geſunkenen ein, und Hektor wehrte ſich um ſeinen Halbbruder; dieſer faßte das Haupt des Erſchlagenen, Patroklus den Fuß, und von beiden Seiten ſchlugen Troer und Danaer drein, wie wenn Oſt- und Südwind miteinander kämpfen. Gegen Abend entſchied ſich das Gefecht zu Gunſten der Achiver: ſie entriſſen die Leiche des Kebriones den Geſchoſſen und beraubten ihn ſeiner Rüſtung. Und nun warf ſich Patroklus mit verdoppelter Wuth auf die Trojaner und erſchlug ihrer dreimal neune. Aber als er das viertemal angeſtürmt kam, lauerte der Tod auf ihn, denn Phöbus Apollo ſelbſt begegnete ihm in der Schlacht. Patroklus bemerkte den Herannahenden nicht, denn er war in dichtes Nebelgewölk eingehüllt. Apollo aber ſtellte ſich hinter ihn und verſetzte dem Helden mit der flachen Hand einen Schlag auf Rücken und Schulter: da ſchwindelte es ihm vor den Augen; alsdann ſchlug der Gott ihm den Helm vom Haupte, daß er weit hin in den Sand klingend unter die Pferdehufe dahin rollte und der Helmbuſch mit Staub und Blut beſudelt ward. Nun zerbrach er ihm die Lanze in der Hand, löſte ihm den Schildriemen von der Schulter und den Harniſch vom Leibe, und betäubte ihm ſein Herz, daß er vor ſich hinſtarrend daſtand. Nun durchbohrte ihn Euphorbus, der Sohn des Panthous, ein tapferer Krieger, der ſchon zwanzig Griechen gefällt hatte, von hinten mit der Lanze, und eilte in die Heerſchaar zurück. Hektor aber rannte jetzt wieder aus der Schlachtreihe hervor, und ſtieß dem ſchon verwundeten von vorne den Speer in die Weiche des Bauchs, daß die Erzſpitze hinten wieder hervordrang. So bezwang er ihn, wie ein Löwe den Eber am Gebirgsquell bezwingt, wohin ſie beide zu trinken gekommen ſind. Er entriß ihm mit dem Speere zugleich das Leben, und rief frohlockend: „Ha, Patroklus! Du hatteſt im Sinn, unſre Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln, und unſre Weiber als Mägde auf den Schiffen in eure Heimath zu führen! Nun habe ich ihnen den Tag der Knechtſchaft wenigſtens aufgeſchoben, und dich werden die Geier freſſen! Was hat dir nun dein Achilles geholfen?“

Mit ſchwacher Stimme antwortete ihm der ſterbende Patroklus: „Frohlocke du immerhin nach Herzensluſt, Hektor! Jupiter und Apollo haben dir Siegesruhm gewährt ohne Mühe, denn ſie ſind es, die mich entwaffnet haben; ſonſt hätte meine Lanze dich und zwanzig deines Gleichen gebändigt! Vor den Göttern hat mich Phöbus, vor den Menſchen Euphorbus bezwungen. Du nimmſt mir nur die Rüſtung ab! Aber Eines verkünde ich dir: du wirſt nicht lange mehr ſo einhergehen: das Verhängniß ſteht dir ſchon zur Seite und ich weiß, durch wen du ſinkeſt!“ Er brachte mit Mühe dieſe Worte hervor, und die Seele verließ die Glieder des Leibes und entflog hinunter zum Hades. Hektor aber rief dem Geſtorbenen noch zu: „Was willſt du mir da für Verderben weiſſagen, Patroklus? Wer weiß, ob nicht Achilles ſelbſt von meiner Lanze durchbohrt, ſein Leben aushauchen wird?“ Unter ſolchen Worten zog er, die Ferſe anſtemmend, ihm den ehernen Speer aus der Wunde und ſchwang den Todten rücklings auf den Boden. Dann kehrte er die noch vom Blute des Patroklus triefende Lanze gegen ſeinen Wagenlenker Automedon. Doch dieſen retteten die unſterblichen Roſſe vor dem nachſprengenden Verfolger.

Um die Leiche des Patroklus zankten ſich derweil mit den Waffen Euphorbus der Trojaner, und Menelaus der Atride. „Du ſollſt es mir büßen,“ rief jener, „daß du mir den Bruder Hyperenor erſchlagen und ſein Weib zur Wittwe gemacht!“ Und damit rannte er mit der Lanze gegen den Schild des Atriden an, aber die Eiſenſpitze bog ſich. Nun erhob auch Menelaus die Lanze und bohrte ſie dem Feinde mitten in den Schlund, daß die Spitze zum Genicke herausdrang, und ſein zierlich gelocktes, mit Gold und Silber durchringeltes Haar vom Blute trof. So ſank er in den Staub, unter dem Klirren ſeiner Waffen, deren ihn ſofort Menelaus beraubte; und er hätte die Rüſtung fortgetragen, wenn ihn nicht Apollo darum beneidet hätte. Dieſer aber ſpornte den Hektor, in Geſtalt des Mendes, des Fürſten der Cikonen, an, von den unſterblichen Roſſen des Peliden, die Automedon entführte, als einer unerreichbaren Beute, abzulaſſen, und ſich wieder der Leiche des Euphorbus zuzuwenden. Er kehrte um, und plötzlich ward er den Fürſten Menelaus gewahr, wie er ſich die herrliche Wehre des Euphorbus, über den blutenden Leichnam hingebückt, zueignete. Dieſer vernahm den ſchmetternden Weheruf des trojaniſchen Helden, und mußte ſich erröthend geſtehen, daß er dem mit ſeinen Troerſchaaren heranſtürmenden Hektor nicht Stand halten könne. So wich denn Menelaus, Leichnam und Rüſtung zurücklaſſend, doch nur unwillig, ſchaute ſich, zurückeilend, von Zeit zu Zeit um, ſtand ſtill und ſuchte den großen Ajax in der Schlacht. Als er ihn endlich zur Linken im Gemenge des Treffens erkannte, eilte er auf ihn zu und forderte ihn auf, mit ihm ſelbſt dem Kampf um die Leiche des Patroklus zuzueilen. Es war die höchſte Zeit, als beide ſich wieder dem Platze näherten, wo der Sohn des Menötius gefallen war. Denn Hektor beſchäftigte ſich eben damit, nachdem er dem Leichnam des Patroklus die Rüſtung abgezogen, dieſen an ſich zu ziehen, um ihm mit dem Schwerte den Kopf von der Schulter zu hauen, und den geſchleiften Leib den Hunden zum Fraß vorzuwerfen. Wie er aber den Ajax unter ſeinem ſiebenhäutigen Stierſchilde herannahen ſah, ließ er von dem blutigen Vorhaben ab, und flüchtete ſich ſchnell in die Schaar ſeiner Streitgenoſſen zurück. Dort ſprang er empor in ſeinen Wagen, und übergab die Rüſtung des Patroklus den Freunden, damit ſie ihm dieſelbe zur Stadt trügen, wo ſie als Denkmal ſeines Ruhmes aufbewahrt werden ſollte. Vor die Leiche ſelbſt warf ſich Ajax wie ein Löwe vor ſeinen Jungen hin, und neben ihm ſtellte ſich Menelaus auf.

Glaukus der Lycier aber heftete einen finſtern Blick auf Hektor und ſprach zu ihm die ſtrafenden Worte: „Umſonſt erhebt dich der Ruf, Hektor, wenn du dich ſo zagend vor dem Helden flüchteſt! Denke nur darauf, wie du allein die Stadt vertheidigeſt! Wenigſtens ficht hinfort kein Lycier mehr an deiner Seite. Denn welchen geringeren Mann im Heere wirſt du vertheidigen, nachdem du unſern Fürſten Sarpedon, deinen Gaſtfreund und Kampfgenoſſen, den Danaern und den Hunden preisgegeben, haſt liegen laſſen? Wären die Trojaner an Kühnheit uns gleich, ſo würden wir bald die Leiche des Patroklus in die Mauern Troja's hereinziehen; dann würden die Achiver auch bald den Leichnam Sarpedons abliefern, um nur wieder ſeine Rüſtung zu erhalten!“ Es wußte nämlich Glaukus nicht, daß Apollo die Leiche Sarpedons den Griechen entführt hatte.

„Du biſt nicht klug, Freund Glaukus,“ erwiederte Hektor, „wenn du meinſt, ich fürchte mich vor der Uebermacht des Ajax. Noch kein Kampf je hat mir Grauen gemacht. Aber Jupiters Rathſchluß iſt mächtiger, als unſre Tapferkeit. Jetzt jedoch tritt näher, mein Freund, ſchau mein Thun an, und urtheile, ob ich ſo verzagt ſey, wie du ſo eben geſprochen!“ Mit dieſen Worten flog er ſeinen Freunden nach, welche die Waffen des Peliden, die Patroklus angethan hatte, als Beute der Stadt zutrugen. Er vertauſchte, bei ihnen angekommen, ſeine eigne Rüſtung mit der Rüſtung des Achilles, und zog die unſterbliche Wehre an, welche die Götter des Himmels ſelbſt dem Helden Peleus bei ſeiner Hochzeit mit der Meeresgöttin Thetis geſchenkt hatten, und die der Vater dem

Sohne übergeben, als er zu altern anfing. Aber der Sohn ſollte nicht alt werden in den Waffen des Vaters.

Als der Herr der Götter und Menſchen aus der Höhe zuſchaute, wie Hektor die Waffen des göttergleichen Helden Achilles anlegte, ſchüttelte er mit trübem Ernſte ſein Haupt und ſprach in ſeines Herzens Tiefe: „Du Armer, du ahneſt doch auch gar nichts von dem Todesgeſchicke, das ſchon an deiner Seite geht. Du haſt den erhabenen Helden, vor dem auch Andere zittern, ſeinen geliebten Freund erſchlagen, haſt ihm von Haupt und Schultern die Rüſtung abgezogen, und ſchmückſt dich jetzt mit der unſterblichen Wehr des Sohnes der Göttin. Dennoch, weil dich keine Wiederkehr aus der Schlacht erwartet, und dir deine Gattin Andromache dieſe ſchönen Waffen nicht ablöſen, und dich nie mehr begrüßen wird, ſo will ich dir zur Entſchädigung noch Einmal Siegesruhm verleihen.“ Als Jupiter ſo ſprach, ſchloß ſich die Rüſtung enger an Hektors Leib, der kriegeriſche Geiſt des Mars durchdrang ihn, ſeine Glieder ſtrotzten ihm innerlich von Kraft und Stärke. Mit lautem Zuruf ſprengte er zu den Bundesgenoſſen und führte ſie ermunternd, mit erhöhten Lanzen, gegen den Feind. Da entbrannte der Kampf aufs Neue um des Patroklus Leiche, und Hektor wüthete ſo mit Morden, daß Ajax ſelbſt zu Menelaus ſprach: „Trauter Held, ich bin nicht mehr ſo ſehr um unſern todten Patroklus beſorgt, der nun einmal die Speiſe trojaniſcher Vögel und Hunde werden muß, als um mein eigenes Haupt und um das deine. Denn Hektor umringt uns mit ſeinen Kriegsſchaaren wie eine Wolke. Verſuch es daher, ob die Helden der Danaer unſern Hülferuf nicht hören!“ Menelaus erhub ſeine Stimme, ſo laut er vermochte, und der Erſte, der den Ruf hörte, war Ajax der Lokrer, des Oileus ſchneller Sohn; dieſer flog zuerſt herbei; dann Idomeneus mit ſeinem Streitgenoſſen Meriones, und bald unzählige Andere, ſo daß die Griechen bald wieder den Leichnam mit ihren Erzſchilden umzäunt hielten. Doch wurden ſie von den Trojanern ſo bedrängt, daß dieſe ſchon die Leiche hinwegzuziehen anfingen; bald aber gelang es dem herrlichen Ajax, der Noth zu ſteuern, und während Hippothous der Pelasger, ein troiſcher Bundesgenoſſe, die Sehnen des Leichnams unten am Knöchel mit Riemen umband, um ihn ſo fortzuſchleppen, ſchlug ihm der Speer des Telamoniers durch die Kuppel des Helms, daß dieſer zerborſt und das Gehirn aus der Wunde blutig am Speer emporſpritzte. Hektor zielte jetzt auf Ajax, aber er traf nur den Phocäer Schedius; Ajax durchſtieß dafür Phorkys, dem Sohne des Phänops, der um den Leichnam des Hippothous kämpfte, den Panzer, daß die Spitze ihm ſchmetternd ins Eingeweide fuhr. Nun wichen die Trojaner und Hektor ſelbſt, und gegen Jupiters Beſchluß hätten die Griechen geſiegt, wenn nicht Apollo, in der Geſtalt des Helden Periphas, des greiſen Herolds, den gewaltigen Aeneas zum Kampf angetrieben hätte. Dieſer erkannte den Gott, feuerte die Seinigen mit mächtigem Zuruf an, und focht ſelbſt, weit voranſpringend, bald als der Vorderſte im Streite. Jetzt wandten die Trojaner die Stirne wieder dem Feinde zu. Aeneas durchſtach den Leokritus, den Genoſſen des Lykomedes; dieſer rächte den Tod des Freundes an Apiſaon dem Päonier: und jetzt ſtreckten die Griechen ihre Lanzen alle dem Leichnam wieder vor

So, während die Schlacht auch an andern Punkten nicht feierte, wetteiferten ſie hier den ganzen Tag in immer wüthender Mordluſt, und über Schenkel und Knie, bis zu den Füßen hinab, troff den Streitern der Schweiß. „Schlinge uns,“ riefen die Danaer, „lieber der Boden hinab, als daß wir dieſen Leichnam den Trojanern überlaſſen, und ohne Ruhm zu den Schiffen kehren!“ „Und müßten wir,“ ſchrien dagegen die Trojaner, „Alle miteinander bei dieſem Manne ſterben, ſo ſäume doch Keiner im Kampf!“

Während ſie ſo ſtritten, ſtanden die unſterblichen Roſſe des Achilles abwärts vom Schlachtfeld. Als ſie vernommen, daß ihr Wagenlenker Patroklus, von der Hand Hektors ermordet, im Staube geſtreckt liege, fingen ſie an zu weinen, wie Menſchen thun. Vergebens bemühte ſich Automedon, ſie jetzt mit der Geißel zu beflügeln, jetzt mit Schmeichelworten, jetzt mit Drohungen anzutreiben. Nicht heim zu den Schiffen wollten ſie gehen, nicht zu den Griechen in die Feldſchlacht, ſondern wie die Säule, die unbeweglich über dem Grabhügel eines Verſtorbenen ſteht, ſtanden ſie beide vor dem Wagenſitze feſt, ihre Häupter auf den Boden geſenkt; ihre Mähne ſank wallend und mit Staub beſudelt aus dem Ringe des Jochs hervor, und aus den Wimpern tropften ihnen heiße Thränen. Nicht ohne Mitleid konnte ſie Zeus von ſeiner Höhe herab erblicken. „Ihr armen Thiere,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „warum haben wir euch ewig Junge, Unſterbliche, dem ſterblichen Peleus geſchenkt! etwa daß ihr mit den unſeligen Menſchen Gram ertragen ſollet? Denn es gibt doch nichts Jammervolleres auf Erden von Allem, was athmet und ſich regt, als der Menſch! Aber umſonſt hofft Hektor,

euch zu bändigen und an ſeinen Wagen zu ſpannen. Nimmermehr geſtatte ich dieſes; iſt es nicht genug, daß er in ſeiner Eitelkeit ſich rühmt, des Peliden Waffen zu beſitzen?“ Da beſeelte Jupiter die Roſſe mit Muth und edler Stärke. Plötzlich ſchüttelten beide den Staub von den Mähnen und ſprengten mit dem Wagen raſch unter Trojaner und Griechen hinein. Automedon mußte ſie gewähren laſſen, und wehrte ſich, ſo gut er konnte. Aber, allein auf dem hohen Wagenſitze, war es ihm unmöglich, zugleich die Roſſe zu lenken und die Lanze gegen den Feind zu ſchwingen. Endlich erſpähte ihn ſein Genoſſe Alcimedon, der Sohn des Laerkes, und wunderte ſich, daß der Einſame mit dem leeren Wagen ſich dem Schlachtgetümmel ausſetze. „Du biſt, nächſt meinem erſchlagenen Freunde Patroklus, der beſte Roſſebändiger, Alcimedon,“ rief ihm jener zur Antwort zu; „wollteſt du Peitſche und Zügel übernehmen, ſo überlaſſe ich dir die Roſſe und warte des Kampfs.“

Wie ſich Automedon aus dem Sitze ſchwang, bemerkte es Hektor und ſprach zu ſeinem Nebenkämpfer Aeneas: „Schau, dort ſprengen die Roſſe des Achilles mit ſehr unkriegeriſchen Lenkern in die Schlacht vor, iſt es dir recht, ſo beſtürmen wir ſie: die Beute kann uns nicht fehlen!“ Aeneas winkte, und beide ſprengten unter ihren Schilden heran, Chromius und Aretus ihnen nach. Aber Automedon betete zu Jupiter, und dieſer erfüllte ihm ſein Herz mit ungewohnter Kraft: „Halt mir die ſchnaubenden Roſſe dicht am Rücken, Alcimedon!“ rief er, und: „Ajax herbei, Menelaus herbei, überlaßt den Geſtorbenen andern Tapfern und wehret von uns Lebendigen das Verderben. Uns bedrängen Hektor und Aeneas, die tapferſten Helden

Troja's!“ Mit dieſen Worten ſchwang er die Lanze gegen Aretus, und dieſe durchſtürmte den Schild und drang dem Helden ins Gedärm, daß der Vorſpringende in den Staub zurückſank. Dann warf Hektor ſeinen Speer auf Automedon, aber dieſer fuhr über das Haupt des Gegners zitternd in die Erde. Und jetzt wären ſie ſich im Schwertkampfe begegnet, hätte nicht die Ankunft der beiden Ajax die Streitenden getrennt und die Trojaner zur Rückkehr nach der Leiche des Patroklus vermocht.

Dort flammte der Entſcheidungskampf wieder heftiger auf. Dem Jupiter hatte ſich das Herz gewandt; in dunkler Wolke ſenkte ſich ſeine Botin Athene hernieder, und ſtellte ſich in des alten Phönix Geſtalt, ſichtbar geworden, neben Menelaus. Dieſer ſprach, den Helden erblickend: „Vater Phönix, möchte mir Athene heute Kraft verleihen, ſo wollte ich dem todten Freunde wohl helfen, denn ich verſtehe den Vorwurf deines Blickes.“ Da freute ſich die Göttin, daß er unwiſſend zu ihr ſelber vor allen Göttern gefleht, ſtärkte ihm Schultern und Kniee mit Kraft, und gab ihm ausdauernden Trotz ins Herz. Schnell eilte er, die Lanze ſchwingend, auf die Leiche zu, und als Hektors geehrteſter Tiſchfreund, Podes, der Sohn des Eëtion, ſich vor ihm zur Flucht wandte, traf ihn der Speer des Atriden durchbohrend am Gurt, daß er in dumpfem Falle zu Boden krachte. Jetzt trat Apollo in Phänops Geſtalt zu Hektor und ermahnte dieſen: „Ei Hektor, wer im ganzen Danaervolk wird dich künftig noch fürchten, wenn ein Menelaus dich zurückzuſchrecken vermag? er hat dir deinen beſten Freund erſchlagen, und jetzt wird er, der Weichlichſte unter allen Griechen, dir auch die Leiche des Patroklus entführen! Dieſe Worte verſenkten das Herz Hektors in Schwermuth, und er eilte im Glanze ſeiner Erzrüſtung voran. Jupiter aber ſchüttelte die Aegide, hüllte den Ida in Wolken, und gab durch Blitz und Donner den Trojanern das Zeichen des Siegs.

Der Böotier Peneläus, dem der Speer des Polydamas die Schultern geſtreift, war der Erſte, der zur Flucht umwendete. Den Leïtus machte Hektor kampfunfähig, indem er ihm die Hand am Knöchel durchſtach; ihn ſelbſt verfehlte der Speer des Idomeneus; und ſtatt dieſen, der eben erſt zu Fuße von den Schiffen angekommen war, mit dem Gegenwurfe zu treffen, durchſchmetterte Hektors Speer Ohr und Wange des Köranus, der mit Meriones und ſeinem Wagen dem Idomeneus zum Heile vorangefahren war. Der Speer ſtieß ihm die Zähne aus und durchſchnitt die Zunge, und der Held entſank dem Wagen; Meriones hob die Zügel aus dem Staub auf und gab ſie ſeinem Freund Idomeneus, der ſich ſchnell in den Wagenſitz ſchwang und das Geſpann fliehend den Schiffen zu trieb. Als der herrliche Ajax dieß ſah, brach er gegen ſeinen Nebenſtreiter Menelaus in ſo lauten Jammer aus, daß Jupiter ſelbſt Mitleid mit ihm fühlte, das Nebelgewölk zerſtreute und die Schlacht wieder von der Sonne beleuchten ließ. „Sieh doch zu, Menelaus,“ ſprach jetzt Ajax, „ob du nicht den Antilochus, den Sohn des Neſtor, irgendwo noch lebend erblickſt. Der wär' uns ein tauglicher Bote zu Achilles, ihm zu melden, daß ſein Freund Patroklus todt im Staube liege.“ Menelaus ging mit ſpähendem Blicke, wie ein Adler nach dem flüchtigen Haſen ſpäht, der im Laubgeſträuch hingeduckt ſitzt, und bald erkannte er ihn links im Gewühl des Treffens.

„Weißeſt du noch nicht, Antilochus," rief er ihm zu, „daß ein Gott den Danaern Unheil und den Trojanern Sieg zugeſchleudert? Patroklus iſt geſunken, und alle Griechen vermiſſen ihren tapferſten Helden; nur Ein Kühnerer lebt noch, Achilles. Eile du zu dieſem ins Zelt und bring' ihm die Trauerbotſchaft; ob er nicht kommen wird, den nackten Leichnam zu retten, dem Hektor die Rüſtung ausgezogen hat."

Ein Schauer durchfuhr den Jüngling, ſein Auge füllte ſich mit Thränen bei der Nachricht, und lange blieb er ſtumm und ohne Sprache. Endlich gab er ſeinem Wagengenoſſen Laodokon die Rüſtung und eilte fliegenden Laufes den Schiffen zu. Als Menelaus wieder bei der Leiche angekommen war, beredete er ſich mit Ajax, wie ſie beide den erſchlagenen Freund hinwegziehen wollten, denn ſie hofften ſelbſt von Achilles Ankunft wenig, da dieſer ſeiner unſterblichen Wehre beraubt war. Sie huben den Leichnam mit Gewalt hoch von der Erde empor, und obgleich die Trojaner von hinten ein grauenvolles Geſchrei hören ließen, und zuckend mit Schwertern und Lanzen folgten, ſo brauchte ſich Ajax doch nur umzuwenden, daß ſie erblaßten und ihnen die Bürde nicht ſtreitig zu machen wagten. So trugen ſie mit großer Anſtrengung den Leichnam aus der Schlacht zu den Schiffen, und mit ihnen flüchteten auch die andern Griechen aus dem Treffen: Hektor und Aeneas waren ihnen auf den Ferſen, und hier und dort entſank den Fliehenden ein Waffenſtück, indem ſie in wilder Unordnung über den Graben zurückgingen.

Jammer des Achilles.

Antilochus fand den Helden vorn an den Schiffen nachdenklich ſitzend, im Geiſte das Geſchick überſinnend, deſſen Vollendung er noch nicht kannte. Als er die Griechen aus der Ferne flüchtig herannahen ſah, ſprach er unmuthig zu ſich ſelbſt: „Wehe mir, was ſchwärmen doch die Achiver voll Angſt durchs Gefilde den Schiffen wieder zu? Werden doch die Götter nicht, mir zum Grame, das Unglück verwirklichen, das meine Mutter mir einſt verkündigt hat, daß der tapferſte der Myrmidonen, ſo lang ich noch lebte, das Leben durch die Hand der Trojaner laſſen müſſe!“

Während er noch Solches erwog, kam Antilochus weinend mit der Schreckensbotſchaft, und rief ihm ſchon von ferne zu: „Wehe mir, Pelide, möchte es doch nie geſchehen ſeyn, was du jetzt vernehmen mußt. Unſer Patroklus iſt gefallen, ſie kämpfen um ſeinen nackten Leichnam, die Waffen hat ihm Hektor abgezogen.“ Nacht wurde es vor den Augen des Achilles, als er dieſes hörte; mit beiden Händen griff er nach dem ſchwarzen Staube und beſtreute Haupt, Antlitz und Gewand. Dann warf er ſich ſelbſt, ſo rieſig er war, zu Boden, und raufte ſich das Haupthaar aus. Jetzt ſtürzten auch die Sklavinnen, die Achilles und Patroklus erbeutet hatten, aus dem Zelte hervor, mit wankenden Knieen rannten ſie herbei, als ſie ihren Herrn zu Boden geſtreckt ſahen, und da ſie inne wurden, was geſchehen war, ſchlugen ſie wehklagend an ihre Bruſt. Auch Antilochus ſchwamm in Thränen, jammernd und die Hände des Helden festhaltend, denn er fürchtete, dieſer möchte ſich mit dem Schwerte die Kehle abſchneiden.

Achilles ſelbſt heulte ſo fürchterlich in die Lüfte hinaus, daß ſeine Mutter im Abgrunde des Meeres, neben ihrem grauen Vater ſitzend, die Stimme des Weinenden vernahm, und ſelber ſo laut zu ſchluchzen anfing, daß ihre ſilberne Grotte ſich bald mit den Nereiden füllte, die alle zugleich an die Bruſt ſchlugen und die Wehklage mit der Schweſter begannen. „Wehe mir Armen,“ rief dieſe ihren Geſchwiſtern zu, „wehe mir unglücklicher Heldenmutter, daß ich einen ſo edeln, ſo tapfern, ſo herrlichen Sohn gebar! Er wuchs empor, wie eine Pflanze von Gärtnershand gepflegt, dann ſandt' ich ihn zu den Schiffen gen Troja; aber nie ſehe ich ihn wieder, nie kehrt er in den Palaſt des Peleus zurück; und ſo lange er das Sonnenlicht noch ſieht, muß er ſolche Qual dulden, und ich kann ihm nicht helfen! Dennoch will ich mein geliebtes Kind zu ſchauen gehen, will hören, welcher Kummer ihn betraf, während er ungefährdet vom Kampfe bei den Schiffen ſitzt!“ So ſprach die Göttin, und ſtieg mit den Schweſtern durch die geſpaltenen Wogen hinan zum Geſtade, tauchte bei den Schiffen ans Land und eilte dem ſchluchzenden Sohne zu. „Kind, was weineſt du,“ rief ſie, indem ſie unter Wehklagen ſein Haupt umſchlang, „wer betrübt dir dein Herz? rede, verhehle mir nichts! Iſt es doch Alles geſchehen, wie du gewollt haſt, die Männer Griechenlands ſind um die Schiffe zuſammengedrängt und ſchmachten troſtlos nach deiner Hülfe!“ Endlich begann Achilles unter ſchweren Seufzern: „Mutter, was hilft mir das, ſeit mein Patroklus, der mir lieb war, wie mein eigenes Haupt, in den Staub geſunken iſt! Meine eigenen köſtlichen Waffen, das Ehrengeſchenk, das dem Peleus die Götter bei deiner Hochzeit dargebracht, hat ihm ſein Mörder Hektor vom Leibe gezogen. O wohnteſt du doch lieber immer im Meere, und hätte Peleus ein ſterbliches Weib, ſo müßteſt du nicht unſterbliches Leid tragen um deinen geſtorbenen Sohn; denn nie kehrt er zur Heimath wieder! Ja das Herz ſelbſt verbietet mir, lebend umherzuwandeln, wenn mir nicht Hektor, von meiner Lanze durchbohrt und ſein Leben aushauchend, den Raub meines Patroklus büßt!" Weinend antwortete Thetis: „Ach nur allzubald verblüht dir das Leben, mein Sohn, denn gleich nach Hektor iſt dir dein eigenes Ende beſtimmt." Aber Achilles rief voll Unmuth: „Möchte ich doch auf der Stelle ſterben, da das Schickſal mir nicht vergönnt hat, meinen gemordeten Freund zu vertheidigen. Ohne meine Hülfe, fern von der Heimath mußte er ſterben; was hilft die Griechen nun mein kurzes Leben? Kein Heil habe ich dem Patroklus, kein Heil unzähligen erſchlagenen Freunden gebracht. Bei den Schiffen ſitz' ich, eine unnütze Laſt der Erde, ſo ſchlecht im Gefecht, wie kein anderer Achiver, im Rathe beſiegen mich ohnedem andere Helden. Verflucht ſey der Zorn bei Göttern und Menſchen, der zuerſt dem Herzen ſüß eingeht, wie Honig, und bald wie eine Feuerflamme in der Mannesbruſt emporwächst!" Und plötzlich fuhr er, ſich ermannend, fort: „Doch, Vergangenes ſey vergangen, ich gehe, den Mörder des geliebteſten Hauptes zu haſchen, den Hektor. Mag mein Loos mir werden, wann Zeus und die Götter es wollen, wird doch manche Trojanerin über mir mit beiden Händen ſich die Thränen des Jammers von der Roſenwange trocknen, und zitternde Seufzer werden ihrer Bruſt entſteigen. Die Trojaner ſollen merken, daß ich lange genug vom Kriege geraſtet habe! Verwehre mir den Kampf nicht, liebe Mutter!“

„Du haſt Recht, mein Kind,“ antwortete ihm Thetis, „nur ſchade, daß deine ſtrahlende Rüſtung in der Gewalt der Trojaner iſt und Hektor ſelbſt in ihr einherſtolzirt. Doch ſoll er nicht lange darin frohlocken; denn in aller Frühe, ſobald die Sonne aufgeht, bringe ich dir neue Waffen, die Hephäſtus ſelbſt geſchmiedet. Nur geh mir nicht früher in die Schlacht, als bis du mich mit eigenen Augen zurückkommen ſaheſt.“ So ſprach die Göttin und hieß ihre Schweſtern in den Schooß des Meeres wieder hinabtauchen. Sie ſelbſt eilte hinauf zum Olymp, den Gott der Feuerarbeit, Hephäſtus oder Vulkan, aufzuſuchen.

In dieſer Zeit ereilte den Leichnam des Patroklus, den die Freunde davontrugen, der Kampf der Trojaner noch einmal, und Hektor kam ihm, gleich daherſtürmendem Feuer, ſo nahe, daß er ihn dreimal hinten am Fuße faßte, um ihn wegzuziehen, und dreimal die beiden Ajax ihn von dem Todten hinwegſtoßen mußten. Nun wüthete er ſeitwärts durchs Schlachtengewühl, ſtand dann wieder von Neuem und ſchrie laut auf; zurückweichen wollte er nimmermehr. Vergebens beſtrebten ſich die beiden gleichnamigen Helden, ihn von dem Leichnam abzuſchrecken, wie Hirten bei Nacht umſonſt einen hungrigen Berglöwen vom Leibe des zerriſſenen Rindes zu verſcheuchen bemühet ſind. Und wirklich hätte Hektor zuletzt die Leiche geraubt, wäre nicht Iris auf Juno's Befehl mit der Botſchaft zu dem Peliden geflogen, ſich von Jupiter und den andern Göttern ungeſehen, heimlich zu bewaffnen. „Aber wie ſoll ich zur Schlacht gehen?“ fragte erwiedernd Achilles die Götterbotin, „da die Feinde meine Rüſtung haben. Auch hat mir meine Mutter ſelbſt alle Bewaffnung verboten, bis ich ſie ſelbſt mit einer neuen Rüſtung von Hephäſtus zurückkehren ſehen würde. Ich weiß Niemand, deſſen Waffen mir gerecht wären, es müßte denn der Rieſenſchild des Ajax ſeyn; aber der hat und braucht ihn ſelber zum Schutze meines erſchlagenen Freundes!“ „Wohl wiſſen wir,“ antwortete ihm Iris, „daß du deiner herrlichen Waffen beraubt biſt, aber nahe dich einſtweilen nur ſo dem Graben, wie du biſt, und erſcheine den Trojanern, vielleicht ſtehen ſie vom Kampf ab, wenn ſie dich nur erblicken; und den Griechen iſt Erholung gegönnt.“

Als Iris wieder entflogen war, erhub ſich der göttliche Achilles. Athene ſelbſt hängte ihm ihren Aegisſchild um die Schulter, und umgab ſein Geſicht mit überirdiſchem Glanze. So trat er ſchnell durch Wall und Mauer zum Graben; doch miſchte er ſich, der mütterlichen Warnung eingedenk, nicht in den Kampf, ſondern blieb von ferne ſtehen und ſchrie, und in ſeinen Ausruf miſchte ſich der Ruf Minerva's, daß er wie eine Kriegsposaune ins Ohr der Trojaner tönte. Als ſie die eherne Stimme des Peliden vernahmen, füllte ſich ihr Herz mit unheilvoller Ahnung, und Wagen und Roſſe wandten ſich rückwärts; mit Grauen ſahen die Lenker um das Haupt des Peliden die Flamme brennen, und vor ſeinem dreifachen Schrei vom Graben her zerſtob dreimal das Schlachtgewühl der Troer, und zwölf ihrer tapferſten Männer fielen in dem Gewühl, unter den Wagen und Lanzen ihrer eigenen Freunde. Jetzt war Patroklus den Geſchoſſen entriſſen, die Helden legten ihn auf Betten, und voll Wehmuth umringten den Leichnam die Freunde. Als Achilles ſeinen treuen Genoſſen, von den Speeren zerfleiſcht, auf der Bahre liegen ſah, miſchte er ſich zum erſtenmale wieder unter die Griechen, und warf ſich mit heißen Thränen über den Leichnam. Die untergehende Sonne beleuchtete das jammervolle Schauſpiel.

Viertes Buch.

Achilles neu bewaffnet.

Beide Heere ruhten jetzt vom hartnäckigen Kampfe. Die Trojaner löſten ihre Roſſe von den Streitwagen, aber noch ehe ſie des Mahles gedachten, eilten ſie zur Verſammlung. Da ſtanden alle aufrecht im Kreis umher, Keiner wagte ſich zu ſetzen, denn noch bebten ſie vor Achilles und fürchteten ſein Wiedererſcheinen. Endlich ſprach der Sohn des Panthous, der verſtändige Polydamas, der allein vorwärts wie rückwärts zu ſchauen verſtand, und rieth, nicht auf die Frühe zu warten, ſondern ſogleich in die Stadt heimzukehren. „Findet Achilles der Gewappnete," ſprach er, „uns morgen noch hier, dann werden diejenigen froh ſeyn, die ihm in die Stadt entrinnen, Viele aber werden den Hunden und Geiern zum Fraße dienen. Möge mein Ohr nie von ſolchem hören! Drum iſt mein Rath, die Nacht auf dem Markte der Stadt mit aller Kriegsmacht zu halten, wo hohe Mauern und feſte Thore uns ringsum beſchützen. In aller Frühe ſodann ſtehen wir wieder auf der Mauer; und wehe ihm, wenn er alsdann, von den Schiffen angeſtürmt, mit uns um jene zu kämpfen begehrt."

Nun ſtand auch Hektor auf und begann mit finſterem Blick: „Mir gefällt keineswegs, was du da geſprochen haſt, Polydamas. In dem Augenblicke, wo mir Jupiter den Sieg verliehen, daß ich die Achiver bis ans Meer zurückgedrängt habe, muß dein Rath dem Volke thöricht erſcheinen, und kein einziger Trojaner wird dir gehorchen. Vielmehr befehle ich Haufen um Haufen, die Nachtkoſt unter das Heer zu vertheilen, und der Wachen nicht zu vergeſſen. Härmt ſich Einer um ſein Gut und Vermögen, der laſſe es beim gemeinſamen Gaſtmahl aufgehen, beſſer daß die Unſrigen ſich dran erluſtigen, als daß die Griechen es thun. Am Morgen wiederholen wir ſodann den Sturm auf die Schiffe; wenn wirklich Achilles wieder auferſtanden iſt, ſo hat er ſich das ſchlimmere Loos erkohren; denn nicht werde ich dieſen gräßlichen Kampf verlaſſen, ehe mich oder ihn die Siegesehre krönt!“ Die Trojaner überhörten die heilſamen Worte des Polydamas, rauſchten dem Unheilsworte Hektor's Beifall zu, und warfen ſich hungrig auf ihr Mahl.

Die Griechen aber jammerten die ganze Nacht über der Leiche des Patroklus, und vor Allen erhub Achilles die Klage, während ſeine mörderiſchen Hände auf dem Buſen des Freundes ruhten. „O eitles Wort,“ ſprach er, „das mir damals entfallen iſt, als ich, den alten Helden Menötius im Palaſte tröſtend, ihm verſprach, ſeinen Sohn nach Troja's Zerſtörung, reich an Ruhm und Beute, nach Opûs in ſeine Heimath ihm zurückzubringen! Nun ward uns beiden beſtimmt, dieſelbe fremde Erde mit unſerm Blute roth zu färben, denn auch mich werden mein grauer Vater Peleus und meine Mutter Thetis nimmermehr im Palaſt empfangen, ſondern hier vor Troja wird mich das Erdreich bedecken. Aber weil ich doch nach dir in den Boden ſinken ſoll, Patroklus, ſo will ich dir nicht eher dein' Leichenfeſt feiern, als bis ich dir die Waffen und das Haupt deines Mörders, Hektor's, gebracht habe; auch will ich dir zwölf der edelſten Söhne Troja's an deinem Scheiterhaufen opfern. Bis dieß geſchieht, ruhe du hier bei meinen Schiffen, geliebter Freund!" Hierauf befahl Achilles ſeinen Freunden, einen großen Dreifuß voll Waſſer an das Feuer zu ſtellen, und den Leichnam des gefallenen Helden zu waſchen und zu ſalben. Alsdann wurde er auf ſchöne Betten gelegt, und köſtliche Leinwand vom Haupte bis zu den Füßen über ihn gebreitet, auch ein ſchimmernder Teppich über den Todten geworfen.

Derweil gelangte Thetis an den unvergänglichen, ſternenhellen Palaſt des Hephäſtus, den der hinkende Künſtler ſich ſelbſt aus Erze gebaut. Sie fand ihn dort ſchwitzend und in voller Arbeit um ſeine Blaſebälge beſchäftigt: er bereitete an zwanzig Dreifüße, und befeſtigte unter dem Boden eines jeden goldene Räder, mit welchen ſie, ohne von fremder Hand getrieben zu werden, in den olympiſchen Sälen vor die Götter hinrollten, und dann wieder zu ihrem Gemache heimkehrten: wahre Wunderwerke anzuſchauen; ſie waren bis auf die Henkel fertig, und dieſe fügte er jetzt eben an, indem er mit dem Hammer die Nägel am gehörigen Ort einſchlug. Seine Gattin, die holde Charis, eine der Huldgöttinnen, ergriff die Hand der hereintretenden Göttin, führte ſie auf einen ſilbernen Seſſel, rückte ihr einen Schemel unter die Füße, und rief ihren Gemahl herbei. Dieſer rief, als er die Meeresgöttin erblickte, freudig aus: „Wohl mir, iſt doch einmal die Edelſte der Unſterblichen bei mir im Hauſe, die mich, den Neugebornen, vom Verderben gerettet hat; denn weil ich lahm auf die Welt kam, warf mich die Mutter aus dem Schooße, und ich wäre elendiglich verkommen, wenn nicht Eurynome und Thetis mich in ihrem Schooße aufgefangen hätten, und in ihrer Meeresgrotte groß gezogen bis ins neunte Jahr. Dort ſchmiedete ich allerlei Kunſtwerke, Spangen, Ringe, Ohrengehenke, Haarnadeln, Kettchen aller Art, in der gewölbten Grotte; und rings um uns her ſchäumte brauſend der Strom des Oceans. Dieſe meine Retterin beſucht jetzt mein Haus! Bewirthe ſie, holdſelige Gattin, mich aber laß dieſen Wuſt hier aus dem Wege ſchaffen.“ So ſprach der rußige Gott, erhob ſich hinkend vom Ambos, und mühſam hin und herwankend, legte er die Blaſebälge vom Feuer weg, verſchloß alle die mancherlei Geräthſchaften in einen ſilbernen Kaſten, wuſch ſich [illegible] mit einem Schwamme Hände, Angeſicht, Hals und Bruſt, und hinkte, in einen Leibrock gehüllt, und von geſchäftigen Mägden geſtützt, wieder aus der Kammer; dieſe Dienerinnen aber waren keine geſchaffene Weſen, doch lebenden gleich; voll Jugendreiz, alle von ihm aus Gold geſchmiedet, mit Kraft, Verſtand, Stimme und Kunſttrieb begabt. Sie eilten mit hurtigen Füßen von ihrem Herrn weg, er aber, nachwackelnd, nahm ſich einen ſchmucken Seſſel, ſetzte ſich neben Thetis, faßte ihre Hand und ſprach: Ehrenwerthe, geliebte Göttin, was führt dich zu meiner Wohnung, die du ſonſt nur wenig beſucheſt, ſage mir, was du verlangſt: Alles wird dir mein Herz gewähren, was ich nur gewähren kann und was an ſich gewährbar iſt.“

Da erzählte ihm Thetis ihren ganzen Jammer, und bat ihn, ſeine Kniee umfaſſend, ihrem früh verwelkenden Sohne Achilles, ſo lang er den Griechen zum Schirm noch lebe, Helm, Schild, Harniſch, Beinſchienen und

Knöchelbedeckung neu gefertigt zu verleihen; denn die Rüſtung der Unſterblichen, die er früher beſeſſen, habe der gefallene Genoß ihm vor Troja verloren. „Muthig, edle Göttin," antwortete ihr Hephäſtus, „dein Herz kümmere ſich darüber nicht; möchte ich deinen Sohn doch ſo gewiß aus der Gewalt des Todes retten können, wenn ihm dereinſt ſein Geſchick herannaht, als ich ihm jetzt eine herrliche Rüſtung fertigen will, die ihn erfreuen ſoll, und die noch mancher Sterbliche, der ſie erblickt, anſtaunen wird!" So ſprach er, verließ die Göttin, und in ſeine Feuereſſe hinkend, kehrte er die Blaſebälge ins Feuer und ließ ſie mit Macht arbeiten. Ihrer zwanzig ſchickten den glühenden Wind zugleich in die Oefen hinein, während in mächtigen Tiegeln Erz, Zinn, Silber und Gold auf der Gluth ſtand. Alsdann richtete er den Ambos auf dem Blocke zurecht, griff mit der Rechten nach ſeinem gewaltigen Hammer, und faßte mit der Linken die Zange. Und nun fing er an zu ſchmieden, und formte zuerſt den rieſenmäßigen ſtarken Schild aus fünf Schichten, mit einem Silbergehenk und dreifachem blankem Rande. Auf der Wölbung des Schilds bildete er die Erde, das wogende Meer, den Himmel mit Sonne, Mond und allen Geſtirnen ab; ferner zwei blühende Städte, die eine voll von Hochzeitfeſten und Gelagen, mit Volksverſammlung, Markt, hadernden Bürgern, Herolden und Obrigkeiten; die andere von zwei Heeren zugleich belagert: in den Mauern Weiber, unmündige Kinder, wankende Greiſe; die Männer der Stadt, vor dieſer draußen in einen Hinterhalt gelagert, und den Hirten in die Heerden fallend. Auf einer andern Seite Schlachtgetümmel; Verwundete, Kampf und Leichname und Rüſtungen. Weiter ſchuf er ein lockres Brachfeld, mit Bauern und Ochſen am Pflug; ein wallendes Aehrenfeld voll Schnitter; ſeitwärts unter einer Eiche die Mahlzeit bereit; weiter einen Rebgarten voll ſchwarzer ſchwellender Trauben, an Pfählen von lauterem Silber, ringsum ein Graben von blauem Stahl und ein Gehäge von Zinn; eine einzige Furche führte durch den Weingarten, und eben war Leſe: Jünglinge jauchzten, und roſige Jungfrauen trugen die ſüße Frucht in ſchönen Körben davon; mitten in der Schaar ging ein Leierknabe, den andere umtanzten. Weiter ſchuf er eine Rinderheerde aus Gold und Zinn, längs einem wallenden Fluß, mit vier goldenen Hirten und neun Hunden; vorn in die Heerde waren zwei Löwen gefallen und hatten einen Farren gefaßt, die Hirten hetzten ihre Hunde, die bellend auf Sprungweite von den Löwen ſtanden. Wiederum ſchuf er eine anmuthige Thaltrift, von ſilbernen Schafen durchſchwärmt, mit Hirtengehägen, Hütten und Ställen; endlich einen Reigen von blühenden Jünglingen und Jungfrauen in glänzenden Gewanden: jede Tänzerin ſchmückte ein Kranz, die Tänzer hatten goldene Dolche an ſilbernen Riemen hangen; zwei Gaukler drehten ſich im Kreiſe zur Harfe eines Sängers; Zuſchauergedräng umgab den Reigen. Um den äußerſten Rand des Schildes ſchlang ſich der Strom des Oceans wie eine Schlange.

Als er den Schild vollendet, ſchmiedete er auch den Harniſch und gab ihm helleren Glanz, als das Feuer hat; dann den ſchweren prangenden Helm, den Schläfen ganz gerecht, mit goldenem Haarbuſch; und zuletzt Beinſchienen aus dem feinſten Zinn. Dieſes ganze Geräthe legte er gehäuft vor die Mutter des Peliden hin. Sie aber warf ſich auf die Rüſtung, wie ein Habicht auf die Beute, dankte und trug das ſchimmernde Waffengeſchmeide mit ihren Götterhänden von dannen.

Mit dem erſten Morgenlichte war ſie wieder bei ihrem Sohne, der noch immer weinend und von jammernden Genoſſen umgeben, über ſeinen Freund Patroklus geſtreckt lag. Sie legte die Waffen vor Achilles nieder, daß alle die Wunder zuſammenraſſelten. Die Myrmidonen zitterten bei dem Anblicke, und keiner wagte, der Göttin gerade ins Geſicht zu ſchauen. Dem Peliden aber funkelten die Augen unter den Wimpern, wie Feuerflammen, von Zorn und Freude; er hielt die herrlichen Gaben des Gottes, eine um die andere, in die Höhe, und weidete lange ſein Herz an der Betrachtung. Dann brach er auf, ſich damit zu waffnen. „Sorget mir dafür,“ ſprach er im Weggehen zu ſeinen Freunden, „daß nicht Fliegen in die Wunden meines erſchlagenen Streitgenoſſen ſchlüpfen und den ſchönen Leichnam entſtellen!“ „Laß dieß meine Sorge ſeyn,“ ſprach Thetis; und nun flößte ſie dem Patroklus Ambroſia und Nektar in die halbgeöffneten Lippen, und dieſer Götterbalſam durchdrang ſeinen Leib, daß er blieb wie ein Lebender.

Achilles aber ging an den Meerſtrand, und ſeine Donnerſtimme rief die Danaer herbei. Da lief zuſammen, was wandeln konnte; ſelbſt die Steuermänner, die die Schiffe noch nie verlaſſen hatten, kamen herbei; herbei hinkten, auf ihre Lanze geſtützt, Diomedes und Odyſſeus, die Verwundeten; alle Helden kamen, am ſpäteſten erſchien der Völkerfürſt Agamemnon, auch er noch krank an der Wunde, die ihm Koon, der Sohn des Antenor, mit dem Speere gebohrt hatte.

Achilles und Agamemnon verſöhnt.

Als die Verſammlung vollzählig war, ſtand Achilles auf und ſprach: „Sohn des Atreus, hätte lieber Diana's Pfeil an jenem Tage die Tochter des Briſes bei den Schiffen getödtet, an dem ich ſie mir aus dem zerſtörten Lyrneſſus zur Beute erleſen, ehe ſo viele Argiver, dieweil ich zürnte, von den Feinden gebändigt, den Staub mit den Zähnen knirſchen mußten! Vergeſſen ſey das Vergangene, wenn es uns auch in der Seele kränkt: mein Zorn wenigſtens iſt beſänftigt. Auf nun zum Gefecht! ich will verſuchen, ob die Trojaner noch Luſt haben, bei den Schiffen zu ruhen!“

Unermeßlicher Jubel der Griechen erfüllte bei dieſen Worten die Luſt. Und jetzt erhub ſich Agamemnon der Völkerfürſt und ſprach, aufgeſtanden von ſeinem Sitze, doch ohne, wie andere Redner, in den Kreis vorzutreten: „Bändiget eure Zungen! wer vermag bei ſolchem Getümmel zu reden oder zu hören? Ich will mich dem Sohne des Peleus erklären, ihr Andern merkt's und beherziget meine Worte. Oft ſchon haben mich die Söhne Griechenlands über mein Betragen an jenem Unglückstage geſtraft. Doch war die Schuld nicht mein: Jupiter, die Parze und die Erinnys ſchickten mir damals in der Volksverſammlung die verderbliche Verblendung zu. So mußte ich fehlen. Aber ſo lange Hektor um die Schiffe her die Schaaren der Argiver vertilgte, ward ich unaufhörlich an meine Schuld gemahnt, und ich wurde es inne, daß Zeus mir die Beſinnung hinweggenommen hatte. Nun will ich gerne büßen, was ich gefehlt, ich biete dir Sühnung, Achilles, ſo viel du begehrſt. Zieh in den Kampf, und ich bin erbötig, dir alle die Geſchenke reichen zu laſſen, die dir Odyſſeus, von mir in dein Zelt abgeſandt, jüngſt noch verheißen hat. Oder wenn du lieber willſt, ſo bleib noch ſo lange, bis meine Diener aus dem Schiffe ſie hergebracht haben, damit du mit eigenen Augen ſeheſt, wie ich mein Verſprechen erfülle.“

„Ruhmvoller Völkerfürſt Agamemnon,“ antwortete der Held, „mag es dir gut dünken, mir die Geſchenke, wie es ziemlich iſt, zu reichen, oder ſie zu behalten: es gilt mir gleich. Jetzt aber laß uns ohne Verzug der Schlacht gedenken, denn noch iſt Vieles ungethan, und mich verlangt darnach, daß man den Achilles wieder im Vordertreffen gewahr werde!“ Aber der kluge Odyſſeus that Einrede und ſprach: „Göttergleicher Pelide, treibe doch die Achiver nicht ſo ungeſpeist vor Troja hin! Laß ſie ſich vorher bei den Schiffen mit Speiſe und Wein erquicken, denn nur das gibt Kraft und Stärke! Inzwiſchen mag Agamemnon das Geſchenk in unſern Kreis bringen, daß alle Danaer es mit Augen ſchauen, und dein Herz ſich dran erfreue. Und darauf ſoll er ſelbſt dich in ſeinem Gezelte feierlich mit einem köſtlichen Mahl bewirthen.“ „Freudig habe ich dein Wort vernommen, Odyſſeus,“ antwortete der Atride, „du aber, Achilles, wähle dir ſelbſt die edelſten Jünglinge aus dem ganzen Heere, daß ſie dir alle Geſchenke aus meinem Schiffe herbeibringen; und Thalthybius, der Herold, ſchaffe uns einen Eber herbei, daß wir Jupiter und dem Sonnengott opfern, und ohne Fährde den Bund der Eintracht beſchwören.“ „Thut ihr, wie ihr wollt,“ ſprach Achilles, „mir ſoll weder Trank noch Speiſe durch die Kehle gleiten, ſo lang mir der Freund zerfleiſcht im Zelte daliegt. Mich verlangt nur nach Mord und Blut und Geröchel der Sterbenden!" Aber Odyſſeus ſprach beſänftigend zu ihm: „Erhabenſter Held aller Griechen, du biſt viel ſtärker als ich, und viel tapferer im Speerkampf; am Rathe jedoch möchte ich es dir vielleicht zuvorthun, denn ich habe länger gelebt und mehr erfahren. So füge ſich denn dießmal dein Herz meiner Ermahnung. Die Danaer müſſen ja ihre Todten nicht mit dem Bauch betrauern; wie einer geſtorben, beerdigt man ihn, und beweint ihn einen Tag: wer aber entronnen iſt, der ſtärke ſich mit Trank und Speiſe, damit wir um ſo raſtloſer kämpfen mögen!"

So ſprach er, und wandelte, Neſtors Söhne, dann auch den Meges, Meriones, Thoas, Melanippus und Lykomedes ſich beigeſellend, mit dieſen der Lagerhütte Agamemnons zu. Dort nahmen ſie die verſprochenen Geſchenke, ſieben Dreifüße, zwölf Roſſe, zwanzig Becken, ſieben untadelige Weiber und die roſige Briſeïs als achte. Odyſſeus wog die zehn Talente Goldes dar und ſchritt mit ihnen voran, die Jünglinge mit den andern Geſchenken folgten. So ſtellten ſie ſich in den Volkskreis; Agamemnon erhub ſich von ſeinem Sitze, der Herold Talthybius aber faßte den Eber, richtete ihn zum Opfer zu, betete und zerſchnitt ihm die Kehle. Dann warf er den geſchlachteten wirbelnd in die Meerfluth, den Fiſchen zum Fraß. Nun ſtand Achilles auf und ſprach vor den Argivern: „Vater Jupiter, wie große Verblendung ſendeſt du doch oft den Männern zu! Gewiß hätte mir der Sohn des Atreus nicht den Zorn ſo fürchterlich im Herzen aufgeweckt, oder nicht ſo unbeugſam mit Gewalt das Mädchen mir entführt, wenn du nicht den Tod vielen Danaern hätteſt bereiten wollen! Doch nun laßt uns zum Mahle gehen, und uns dann zum Angriffe rüſten."

Nachdem der Held ſo geſprochen, trennte ſich die Verſammlung. Als die Tochter des Briſes, holdſelig wie Aphrodite, in das Zelt ihres früheren Gebieters trat, und den Helden Patroklus mit ſeinen tiefen Speerwunden auf den Teppichen ausgeſtreckt daliegen ſah, zerſchlug ſie ſich Bruſt und Wangen, und warf ſich weinend über ihn. „Ach mein theurer Patroklus," rief ſie, „der du mein liebreichſter Freund im Elende warſt, blühend verließ ich dich im Zelte, todt finde ich dich wieder! So verfolgt mich immer Unheil auf Unheil. Meinen Bräutigam ſah ich vor unſerer Stadt vom Speer getödtet, drei leibliche herzlich geliebte Brüder riß mir derſelbe Unglückstag von der Seite weg. Dennoch, als Achilles meinen Freund erſchlagen und meine Heimath verheert hatte, wollteſt du mich nie weinen ſehen; du verſprachſt, mich dem Peliden zu vermählen, ſobald du mich auf den Schiffen nach Phthia gebracht hätteſt, und dort unter den Myrmidonen meine Hochzeit zu feiern. Nie werd' ich aufhören dich zu beweinen, du Freundlicher." So ſprach ſie weinend, und ringsum ſeufzten mit ihr die gefangenen Weiber, zum Schein um den Patroklus, im Grund aber jede über ihr eigenes Elend.

Die edelſten Danaerfürſten umringten indeſſen den Peliden, indem ſie ihn flehentlich baten, ſich doch des Mahles zu erfreuen. Doch er weigerte ſich deſſen unter Seufzen. „Wenn ihr wirklich Liebe zu mir hegt," ſprach er, „ſo verlanget nicht, mir das Herz zu erfriſchen, ihr Freunde, mein Kummer duldet es nicht. Laßt mich bleiben, wie ich bin, bis die Sonne ins Meer ſinkt.“ Mit dieſen Worten entließ er die andern Fürſten, und nur die beiden Atriden, Odyſſeus, Neſtor, Idomeneus und Phönix blieben zurück. Sie Alle waren vergebens beſtrebt, den Trauernden aufzuheitern, doch dieſer blieb regungslos, und wenn er einmal ſprach, ſo flog ſein Athem ſchneller, und ſeine Rede galt dem todten Freunde. „Ach wie oft haſt du mir,“ ſagte er, „vordem ſelber, wenn das Heer der Griechen zur Schlacht hinausdrang, in geſchäftiger Haſt das labende Frühſtück nach dem Zelte gebracht! jetzt liegſt du erſchlagen hier, und mich vermag von all dem reichlichen Vorrath nichts zu erquicken; Herberes hätte mich nicht treffen können, ſelbſt nicht die Botſchaft vom Tode meines Vaters Peleus, oder meines lieben Sohnes Neoptolemus, der mir in Scyros erzogen wird, wenn er anders noch lebt. Früher tröſtete mich immer noch die Hoffnung, ich würde allein hier ſterben dürfen, du aber werdeſt nach Phthia heimkehren, und meinen Sohn von Scyros abholen, ihn in alle meine Habe einzuſetzen; denn daß mein Vater Peleus, immer den ſchrecklichen Boten erwartend, der ihm meinen frühen Tod zu verkündigen käme, längſt von Alter und Traurigkeit niedergebeugt geſtorben ſey, das ahnt mir ja im Geiſte.“ So ſprach er weinend, und die Fürſten im Kreiſe ſeufzten mit, denn jeder dachte daran, was er im eigenen Hauſe von Geliebten zurückgelaſſen. Mitleidig ſah Jupiter von ſeiner Höhe auf die Trauernden herab, wandte ſich ſchnell zu ſeiner Tochter Pallas und ſagte: „Kümmert ſich denn dein Herz gar nicht mehr um den edlen Helden, traut's Töchterchen, der dort, während die Andern zum Frühmahle hingingen, um ſeinen Freund wehklagend daſitzt ohne

Speiſe und Trank zu berühren. Auf, labe ihm ſogleich die Bruſt mit Nektar und Ambroſia, daß ihm in der Schlacht kein Hunger nahe!"

Wie ein Adler mit breiten Flügeln, ſchwang ſich die Göttin, die längſt darnach verlangt hatte, ihrem Freunde zu helfen, durch den Aether, und während das Heer ſich eifrig zur Schlacht rüſtete, flößte ſie Nektar und Ambroſia ſanft und unvermerkt in die Bruſt des Peliden, daß ſeine Kniee ihm nicht im Treffen von Hunger erſtarrten. Dann kehrte ſie zum Palaſt ihres allmächtigen Vaters heim. Inzwiſchen drangen, Helm an Helm, Schild an Schild, Harniſch an Harniſch und Lanzen an Lanzen, die Danaer aus den Schiffen hervor; das ganze Erdreich leuchtete von Erz, und dröhnte von Erz unter ihren Fußtritten. Mitten unter den Dahineilenden bewaffnete ſich Achilles, mit den Zähnen knirſchend und Gluth in den Augen, wie feurige Lohe. Er ergriff das Göttergeſchenk, legte zuerſt Schienen und Knöchelbedeckung an, dann deckte er die Bruſt mit dem Harniſch, warf das Schwert um die Schulter und ergriff den Schild, der dem Vollmond ähnlich durch den Aether glänzte. Dann ſetzte er den ſchweren Helm mit dem hohen goldenen Buſch, ſtrahlend wie ein Geſtirn, aufs Haupt, und die Mähne flatterte aus geſponnenem Golde von ihm herab. Nun verſuchte er ſich ſelbſt in der Rüſtung, ob ſie ihm auch genau anpaßte, und ſich die Glieder ungehemmt bewegten: und ſiehe, ſeine Waffen däuchten ihm wie Flügel und ſchienen ihn vom Boden emporheben zu wollen. Jetzt zog er den ſchweren gediegenen Speer ſeines Vaters Peleus, den kein anderer Danaer ſchwingen konnte, aus dem ſchönen Gehäuſe;

Automedon und Alkimus ſchirrten die Roſſe ein, legten jedem den Zaum ins Maul, und ſpannten die Zügel über den Wagenſitz. In dieſen ſprang Automedon, die blanke Geißel faſſend, und in Waffen ſtrahlend ſchwang ſich hinter ihm Achilles auf. „Ihr unſterblichen Roſſe,“ rief dieſer dem Geſpanne ſeines Vaters zu, „ich ſag' es euch, bringt mir, nachdem wir uns in der Schlacht geſättigt haben, die Helden, die ihr führet, anders ins Heer zurück, als Patroklus zurückgekehrt iſt, den ihr todt im Gefilde liegen ließet.“ Wie der Held ſo ſprach, ward ihm ein grauenhaftes Wunderzeichen zu Theil: ſein Roß Xanthus neigte das Haupt tief zur Erde, daß die wallende Mähne ganz aus dem Ringe des Joches hervordrang und bis auf den Boden hinunterſank; und von der Göttin Juno plötzlich mit Sprache begabt, ertheilte es ihm unter dem Joch die traurige Nachricht: „Wohl, ſtarker Achilles, führen wir jetzt dich, den Lebenden, rüſtig dahin; aber der Tag des Verderbens iſt dir nahe. Nicht unſre Säumniß oder Fahrläßigkeit, ſondern das Verhängniß und die Allmacht der Götter hat dem Patroklus das Leben geraubt, und dem Hektor Siegesruhm gegeben. Wir können mit Zephyrus, dem ſchnellſten der Winde, in die Wette laufen und ermüden nicht. Dir aber iſt vom Geſchicke beſtimmt, unter der Hand eines Gottes zu erliegen.“ So ſprach das Roß und wollte noch weiter ſprechen, aber die Macht der Rachegöttinnen hemmte ſeinen Laut, und Achilles antwortete voll Unmuth: „Xanthus, was redeſt du mir da vom Tode? es bedarf deiner Weiſſagung nicht, weiß ich doch ſelbſt, daß mich, ferne von Vater und Mutter, das Schickſal hier wegraffen wird. Doch auch ſo raſte ich nicht, bis Trojaner genug vor mir im Kampfe erlegen ſind!“ So ſprach er und lenkte mit lautem Ruf die ſtampfenden Roſſe vorwärts.

Schlacht der Götter und Menſchen.

Im Olymp hatte Jupiter eine Götterverſammlung berufen, in welcher er den Olympiſchen erlaubte, beiden Theilen, Trojanern und Griechen, zu helfen, wie einen jeden die Geſinnung triebe, denn wenn Achilles, ohne daß die Götter Antheil an der Schlacht nähmen, die Trojaner jetzt bekämpfte, ſo würde er ſelbſt gegen das Schickſal Troja auf der Stelle erobern. Auf dieß Zugeſtändniß gingen die Götter ſogleich zweierlei Wege: Here die Göttermutter, Pallas Athene, Poſeidon, Hermes oder Merkur, und Hephäſtus eilten zu den Schiffen der Griechen; Mars ging unter die Trojaner und mit ihm Phöbus und Diana (Artemis), beider Mutter Latona, der Flußgott Skamander, bei den Göttern Xanthus genannt, und Aphrodite.

So lange die Götter ſich noch nicht unter die heranrückenden Heere gemiſcht hatten, trugen die Griechen das Haupt hoch, weil der ſchreckliche Achilles wieder in ihrer Mitte war. Den Trojanern zitterten die Glieder vor Angſt, als ſie von ferne den Peliden in ſeinen blinkenden Waffen erblickten, dem furchtbaren Kriegsgott ähnlich. Plötzlich aber erſchienen die Götter in beiden Heeren, und drohten den Kampf wieder unentſchieden zu machen. Da ſtand Athene bald außerhalb der Mauer am Graben, bald am Meeresſtrand, und ließ ihren mächtigen Ausruf hören. Auf der andern Seite ermahnte Mars bald von der oberſten Höhe der Stadt die Trojaner brüllend wie ein Sturm, bald durchflog er die Reihen am Simoisfluß. Durch beide Schaaren tobte Eris, die Göttin der Zwietracht; dazu donnerte gräßlich vom Olymp herab Jupiter, der Beherrſcher der Schlachten, Poſeidon erſchütterte die Erde von unten, daß die Häupter aller Berge und die Wurzeln des Ida wankten, und Pluto ſelbſt, der Fürſt der Nacht, erſchrack und bebend vom Throne ſprang, weil er fürchtete, ein Erdriß möchte ſein geheimnißvolles Reich Sterblichen und Göttern offenbaren. Nun ſtellten ſich die Götter einander unmittelbar im Kampf entgegen: dem Meergotte Poſeidon begegnete Phöbus Apollo mit ſeinen Pfeilen, dem Kriegsgotte Pallas Athene, der Göttermutter Artemis mit dem Bogen, Hermes der Latona, dem Hephäſtus Skamander.

Während ſo Götter auf Götter zurückten, ſuchte Achilles im Gewühle nur den Hektor auf, Apollo aber ſchickte ihm, in den Sohn des Priamus, Lykaon, verkleidet, den Helden Aeneas entgegen, daß er von Muth beſeelt, im ſchimmernden Erzpanzer, ſchnell in die vorderſten Reihen vordrang. Doch blieb der Held im Getümmel der Heranziehenden nicht unbemerkt von Juno; ſchnell ſammelte ſie die ihr befreundeten Götter um ſich und ſprach: „Ueberleget ihr beide, du Poſeidon und Athene du, wohin unſere Sache ſich jetzt wende. Dort kommt, von Phöbus gereizt, Aeneas gegen den Peliden angeſtürmt: dieſen müſſen wir entweder verdrängen, oder muß einer von uns die Kraft des Achilles erhöhen, daß er ſpüre, die mächtigſten der Götter ſeyen mit ihm. Heute nur ſoll ihm nichts vom Trojanervolke geſchehen, nur deßwegen ſind wir Alle ja vom Olymp herabgekommen. Künftig mag er dulden, was die Parze ihm bei ſeiner Geburt geſponnen hat.“ „Sey beſonnen, Juno,“ erwiederte Poſeidon, „ungerne möcht' ich, daß wir, ich und ihr Anderen, vereinigt gegen die Götter anrennten, es wäre nicht ziemlich, denn wir ſind die weit überlegenen: laß uns vielmehr abſeits vom Wege dort auf die Warte uns niederſetzen. Wenn aber Mars oder Apollo zuerſt den Kampf anheben, wenn ſie den Achilles hindern und ſich nicht frei im Streite bewegen laſſen, alsdann haben auch wir ein Recht, am Gefechte Theil zu nehmen, und gewiß kehren unſere Gegner dann, von unſerer Kraft gebändigt, eilig in den Olymp zur Schaar der andern Götter zurück!“ Der Meergott wartete nicht auf die Antwort, ſondern ſchüttelte ſeine finſtern Locken, und ging voran auf den Wall des Herkules, den vor Zeiten Pallas und die Trojaner dieſem zum Schutze gegen die Meerungeheuer aufgethürmt hatten*. Dorthin eilte Poſeidon, die andern Götter folgten ihm, und hier ſaßen ſie nun, die Schultern in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Gegenüber auf dem Hügel Kallikolone ſetzten ſich Mars und Apollo, und ſo ſaßen die Unſterblichen ſäumend und ſinnend, getrennt, aber kampfbereit und nicht ferne von einander.

Unterdeſſen füllte ſich ringsum das Gefilde und ſtrahlte vom Erz der Streiter und der Wagen, und der Boden dröhnte vom Fußtritte der Herankommenden. Doch bald erſchienen zwei Männer, Einer aus jedem Heere, kampfbegierig hervorgerannt: Aeneas, der Sohn des

---

* S. Bd. I, S. 220.

Anchiſes, und Achilles der Pelide. Zuerſt ſchritt Aeneas heraus; vom ſchweren Helme nickte ſein Federbuſch, den rieſigen Stierſchild hielt er vor die Bruſt, und ſchwenkte ſeinen Wurfſpieß drohend. Als der Pelide dieß ſah, drang auch er wie ein grimmiger Löwe mit Ungeſtüm vor. Als ſie ganz nahe an einander waren, rief er: „Was wagſt du dich ſo weit aus der Menge hervor, Aeneas? Hoffſt du etwa, das Volk der Trojaner zu beherrſchen, wenn du mich erlegſt? Thörichter, dieſe Ehre wird dir Priamus nie einräumen, hat er doch Söhne die Fülle, und er ſelbſt, der Alte, gedenkt noch nicht vom Throne zu ſteigen. Oder verſprachen dir vielleicht die Trojaner ein köſtliches Landgut, wenn du mich erſchlügeſt? Hab' ich dich doch, wie ich meine, im Beginne dieſes Kampfes, ſchon einmal mit meiner Lanze verfolgt! Denkſt du nicht mehr daran, wie ich dich, den Vereinzelten, dort von den Rinderheerden weg, die Höhen des Ida hinabjagte? Da ſchauteſt du dich im Fliehen nicht einmal um, und bis nach der Stadt Lyrneſſus trugen dich deine Füße. Ich aber warf ſie mit Pallas und Jupiter in Trümmer, und nur die Barmherzigkeit des Letzteren rettete dich, während ich Weiber und Beute genug davon führte. Doch heute werden dich die Götter nicht zum zweitenmale retten, ich rathe dir, begieb du dich ſchleunig wieder unter die Menge zurück und hüte dich mir zu begegnen, daß dir kein Leid geſchehe!" Dagegen rief Aeneas: „Hoffe mich nicht mit Worten, wie einen Knaben, abzuſchrecken, Pelide, herzzerſchneidende Worte könnte auch ich dir zurufen. Kennt doch Einer vom Rufe des Andern Geſchlecht wohl: daß dich die Meeresgöttin Thetis gebar, weiß ich; ich aber rühme mich, Aphroditens Sohn und Jupiters Enkel zu ſeyn.

Auch werden wir nicht mit kindiſchen Worten von einander aus dem Schlachtfelde ſcheiden; laß uns deswegen nicht länger hier, gleich albernen Kindern, ſchwatzend in der Mitte des Getümmels ſtehen! die ehernen Kriegslanzen ſind es, die wir einander zu koſten geben wollen.“ So ſprach er und ſchwang den Speer zum Wurfe, von dem der entſetzliche Schild des Achilles ringsum nachhallte; doch durchſtürmte das Geſchoß nur die zwei äußeren Schichten von Erz; die beiden inneren waren von Zinn, und von den mittleren goldenen wurde die Lanze gehemmt. Jetzt ſchwang auch der Pelide ſeinen Speer; dieſer traf den Schild des Aeneas am äußerſten Rande, wo das Erz und die Stierhaut am dünnſten war; Aeneas duckte ſich und ſtreckte in der Angſt den Schild in die Höhe: ſo ſauſte ihm die Lanze, die beiden Schildränder durchfahrend, über die Schulter hin und bohrte ſich aufrecht dicht neben ihm in den Boden ein, daß den Sohn Aphroditens vor der Todesgefahr ſchwindelte. Und ſchon rannte Achilles mit gezücktem Schwerte, laut ſchreiend, herbei. Da ergriff Aeneas einen ungeheuren Feldſtein, wie ihn zwei jetzige Sterbliche nicht aufheben könnten; er aber ſchwang ihn ganz behende. Hätte er nun mit dem Steine nur des Gegners Helm oder Schild getroffen, ſo wäre er unfehlbar dem Schwert des Peliden erlegen.

Das erbarmte ſelbſt die Götter, die, den Trojanern abhold, auf dem Herkuleswalle ſaßen. „Es wäre doch Schade,“ ſprach Poſeidon, „wenn Aeneas, weil er Apollo's Wort gehört hat, zum Hades hinabfahren ſollte; auch fürchte ich, Jupiter könnte zürnen, denn haßt er gleich den Stamm des Priamus, ſo will er ihn doch nicht ganz vertilgen, und durch Aeneas ſoll das Herrſchergeſchlecht in

Kinder und Kindeskindern fortdauern.“ „Thue, was du willſt,“ erwiederte Juno, „ich und Pallas, wir haben es mit einem Eidſchwure betheuert, daß wir kein Unglück, welches es auch ſey, von den Trojanern abhalten wollen.“

Dieſe Unterredung war das Werk eines Augenblicks; Poſeidon flog in den Kampf, zog unſichtbar den Speer aus dem Schilde des Aeneas und legte dieſen dem Achilles quer vor die Füße, nachdem er die Augen des Helden mit einem dichten Nebel umgoſſen hatte. Den Trojaner ſelbſt ſchleuderte er, ihn hoch von der Erde aufhebend, über Wagen und Streiter hinweg, an die Gränzen der Schlachtordnung, wo das Volk der kaukoniſchen Bundesgenoſſen kampfgerüſtet einherzog. „Welcher Gott,“ ſo ſchalt Neptunus hier den geretteten Helden, „verblendete dich, Aeneas gegen den Liebling der Götter, den weit mächtigeren Peliden, kämpfen zu wollen? Weich in Zukunft zurück, ſo oft du ihm begegneſt; hat ihn einmal das Schickſal erreicht, dann magſt du dich getroſt in den vorderſten Reihen ſchlagen!“ Jetzt verließ ihn der Gott, und zog vor Achilles Augen den Nebel hinweg, der verwundert ſeine Lanze an der Erde liegen und den Mann verſchwunden ſah. „Troll’ er ſich immerhin mit eines Gottes Hülfe,“ ſprach er verdrießlich, „ich bin ſein Fliehen ſchon gewohnt.“ Dann ſprang er in die Reihen der Seinigen zurück und ermunterte ſie zur Schlacht. Drüben aber feuerte Hektor die Seinigen an, und nun folgte ein wilder gemiſchter Angriff. Als Phöbus Apollo ſah, wie gierig Hektor dem Peliden entgegenſtrebte, flüſterte er ihm ein Warnungswort ins Ohr, vor welchem Hektor erſchrocken in den Haufen ſeiner Streiter zurückwich. Achilles aber drang ſtürmend unter die Feinde ein, und ſein erſter Speerwurf ſpaltete dem tapfern Iphition das Haupt, daß er zu Boden fiel, und von den Wagenrädern der Danaer zermalmt, im vorderſten Gewühle dalag. Dann ſtieß er dem Sohn Antenors, Demoleon, den Speer in den Schlaf, dem Hippodamas ſtach er, als er eben vom Wagen herabſprang, die Lanze in den Rücken; dem Pammon, dem Sohne des Priamus, bohrte er ſie, wie er gerade an ihm vorüberflog, in den Rückgrath an der Spange des Gurtes, daß ſie vorn herausdrang und der Jüngling heulend ins Knie ſank.

Als Hektor ſeinen Bruder auf der Erde gekrümmt ſah, das eigene Gedärm in den Händen, wurde es Nacht vor ſeinen Augen; er konnte nicht länger entfernt vom Kampfe bleiben, und ſtürmte trotz der Warnung des Gottes gerade auf Achilles los, ſeinen Speer wie einen Blitzſtrahl zückend. Achilles frohlockte, als er ihn ſah. „Dieß iſt der Mann," ſprach er, „der meinem Herzen in der tiefſten Tiefe wehe gethan hat. Wollen wir länger vor einander fliehen, Hektor? Näher heran, daß du auf der Stelle das Todesziel erreicheſt!" „Wohl weiß ich, wie tapfer du biſt," antwortete Hektor unerſchrocken, „und wie weit ich dir nachſtehe; doch wer weiß, ob die Götter mein Geſchoß nicht begünſtigen, daß es dir, obwohl vom ſchwächeren Manne abgeſendet, dennoch dein grauſames Leben raubt." Seinen Worten ſchickte er die Lanze nach. Aber Athene ſtand hinter dem Peliden und trieb ſie mit einem leiſen Anhauche gegen Hektor zurück, daß ſie ihm kraftlos zu Füßen ſank. Nun ſtürzte Achilles heran, den Gegner mit einem Speerſtoße zu durchbohren: doch Apollo ſchlug einen Nebel um Hektor, entrückte ihn, und dreimal ſtach der heranſtürmende Pelide in die leere Luft. Als er das viertemal vergebens anrannte, rief er mit drohender

Stimme: „So entrannſt du abermals dem Tode, du Hund, und haſt gewiß zu deinem Phöbus gebetet; aber wenn anders ein Gott auch mich begleitet, entrinnſt du künftig dem Verderben von meiner Hand nicht! Für jetzt gehe ich, Andere zu erhaſchen.“ So ſprach er, und ſtach dem Dryóps die Lanze in den Hals, daß er ihm vor die Füße taumelte, durchbohrte dem Demuchus das Knie mit einem Speerwurf, ſtürzte den Laogonus und Dardanus, die Söhne des Bias, jenen mit einem Lanzenwurfe, den mit einem Schwerthiebe vom Wagen: dem Tros, dem Sohne Alaſtors, ſpaltete er die Leber, obgleich er ihm die Knie flehend umfaßte; dem Mulius fuhr ſeine Lanze durch ein Ohr bis zum andern; dem Sohne Agenors, Echeklus, ſchwang er das Schwert tief in den Schädel; den Deukalion traf ſeine Lanzenſpitze unter dem Armbug, und ſein Haupt flog vor ſeinem Schwerte mit ſammt dem Helm in den Staub; Rhigmus, dem Thrazier, ſchoß er die Lanze in den Bauch, und ſeinen Wagenlenker Arithous warf er mit einem Speerſtoße vom Sitz. So wüthete der göttergleiche Held, wie ein Wind im entſetzlichen Waldbrande; ſeine Roſſe trabten ſtampfend über Schilde und Leichname dahin, die Axe ſeiner Wagenräder trof von Blut, und bis zu den ſchmucken Rändern des Sitzes ſpritzten die Tropfen empor.

Kampf des Achilles mit dem Stromgotte Skamander.

Als die Fliehenden und ihr Verfolger an die Fluth des Wirbel drehenden Skamander gekommen waren, theilte ſich die Flucht. Ein Theil warf ſich ſtadtwärts auf das Blachfeld, wo am vorigen Tage Hektor als Sieger die Griechen getummelt hatte. Ueber ſie breitete Juno ein dichtes Gewölk aus, und hinderte ſie ſo, weiter zu fliehen. Die andern aber, hart an das Gewäſſer des Stromes gedrängt, ſtürzten ſich in ſeine toſenden Wirbel hinab, daß die Geſtade ringsumher wiederhallten. Dort ſchwammen ſie durcheinander wie Heuſchrecken, die man mit Feuer ins Waſſer geſcheucht hat; ſo füllte ſich mit einem Gewirre von Roſſen und Männern der ganze Fluß. Da lehnte der Pelide ſeine Lanze an einen Tamariskenbaum des Ufers, und ſtürzte ſich, das Schwert allein in der Hand, wie ein Gott ihnen nach. Bald röthete ſich das Waſſer von Blut, und unter ſeinen Streichen erhub ſich hier und dort ein Röcheln aus den Wellen; er wüthete wie in einer Haſenbucht ein ungeheurer Delphin, der von den andern Fiſchen verſchlingt, welchen er erhaſcht. Als ihm allmählig vom Morden die Hände ſtarr wurden, ergriff er doch noch zwölf Jünglinge lebendig im Strome; er zog ſie, der Sinne halb ſchon beraubt, heraus, und übergab ſie den Seinigen, um dort als Sühnopfer für den Tod ſeines Freundes Patroklus zu fallen.

Als der Held nun wieder in den Strom ſtürzte, nach neuem Würgen ſich ſehnend, begegnete ihm, eben aus den Fluthen aufſtrebend, Lykaon, der Sohn des Priamus, und Achilles ſtutzte bei dem Anblick. Ihn hatte einſt bei einem früheren nächtlichen Ueberfalle der Pelide im Obſthaine ſeines Vaters Priamus überraſcht, wo er gerade wilde Feigenſproſſen zu einem Seſſelrande ſeines Wagens ſchnitt. Damals entführte ihn Achilles mit Gewalt, und ſandte ihn zu Schiffe nach der Inſel Lemnos, wo der Sohn des Jaſon, Eunëus, ihn als Sklaven an ſich kaufte. Als nun ein anderer Sohn des Jaſon, Eëtion, Fürſt von Imbrus, ſeinen Halbbruder zu Lemnos beſuchte, kaufte er den ſeinen Jüngling dieſem um theures Geld ab, und ſandte ihn nach ſeiner Stadt Arisbe. Als Lykaon hier einige Zeit gelebt, ſchlich er ſich heimlich von dannen und rettete ſich nach Troja. Es war der zwölfte Tag, daß er aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war, und jetzt zum zweitenmale dem Achilles in die Hände fiel. Wie dieſer ihn mit wankenden Knieen kraftlos aus dem Strome hervortauchen ſah, ſprach er ſtaunend zu ſich ſelber: „Wehe mir, welch Wunder muß ich erblicken! Gewiß werden jetzt auch die andern Trojaner, die ich erſchlagen habe, aufs neue aus der Nacht hervorkriechen, da dieſer wiederkommt, den ich vor langer Zeit nach Lemnos verkauft habe! Nun, wohlan, mag er die Spitze unſerer Lanzen koſten, und es dann verſuchen, ob er auch aus dem Boden zurückkehren kann!" Doch ehe Achilles recht mit dem Speere zielen konnte, hatte ſich Lykaon heraufgeſchwungen, umſchlang ihm mit der einen Hand die Kniee, und faßte mit der andern ſeine Lanze. „Erbarme dich meiner, Achilles," rief er, „war ich doch einſt deinem Schutze anvertraut! Damals trug ich dir hundert Stiere ein, jetzt will ich mich dreimal ſo hoch löſen! Erſt ſeit zwölf Tagen bin ich in der Heimath, nach langer Qual der Gefangenſchaft, aber Jupiter muß mich wohl haſſen, daß er mich von neuem in deine Hand gegeben. Doch tödte mich nicht; ich bin ein Kind Laothoe's, und kein leiblicher Bruder des Hektor, der dir deinen Freund gemordet hat.“ Aber Achilles faltete die Stirn, und mit unbarmherziger Stimme ſprach er: „Schwatze mir nicht von Löſung, du Thor; ehe Patroklus ſtarb, war mein Herz zu ſchonen willig, jetzt aber entflieht Keiner dem Tode. So ſtirb denn auch du, mein Guter; ſieh mich nicht ſo kläglich an! Iſt doch auch Patroklus geſtorben, der viel herrlicher war, als du. Und betrachte mich ſelbſt, wie ſchön und groß ich von Geſtalt bin; dennoch, ich weiß es gewiß, wird auch mich das Verhängniß von Feindeshand ereilen, ſey's am Morgen, am Mittag oder am Abend!“ Lykaon ließ zitternd den Speer fahren, als er ihn ſo reden hörte, ſaß mit ausgebreiteten Händen und empfing den Stoß des Schwertes in den Hals. Achilles faßte den Gemordeten am Fuße, ſchleuderte ihn in den Strudel des Fluſſes, und rief ihm höhnend nach: „Laß ſehen, ob der Strom dich rette, dem ihr vergebens ſo viele Sühnopfer gebracht habt.“

Ueber dieſe Worte ergrimmte der Stromgott Skamander, der ohnedem auf Seite der Trojaner war, und erwog bei ſich im Geiſte, wie er den gräßlichen Helden in ſeiner Arbeit hemmen, und die Plage von ſeinen Schützlingen abwenden könnte. Achilles ſprang indeſſen mit ſeiner Lanze auf Aſteropäus den Päonier, den Sohn des Pelegon ein, der, zwei Speere in den Händen, eben aus dem Strome ſtieg. Dieſem hauchte der Flußgott Muth in die Seele, daß er mit Ingrimm das erbarmungloſe Gemetzel des Peliden überblickte, und kühn auf den Mordenden zueilte. „Wer biſt du, der es wagt, mir entgegen zu gehen," rief Achilles ihm zu, „nur die Kinder unglückſeliger Eltern begegnen meiner Kraft." Ihm antwortete Aſteropäus: „Was frägſt du nach meinem Geſchlechte? Der Enkel des Stromgottes Arius bin ich, Pelegon hat mich gezeugt; vor eilf Tagen bin ich mit meinen Päonen als Bundesgenoſſe Troja's erſchienen. Jetzt aber kämpfe mit mir, hoher Achilles." Da erhub der Pelide ſeine Lanze; der Päonier aber warf zwei Speere zugleich, einen mit jeder Hand, denn er konnte die linke wie die rechte brauchen: der eine brach das Schildgewölbe des Peliden, ohne den Schild ſelbſt zu brechen, der andere ſtreifte ihm den rechten Arm am Ellbogen, daß das Blut hervorrieſelte. Jetzt erſt ſchwang Achilles ſeine Lanze, aber ſie verfehlte den Gegner und fuhr bis zur Hälfte ins Ufer. Dreimal zog Aſteropäus mit ſeiner nervigten Hand an ihr, ohne ſie aus dem Boden herausreißen zu können. Als er das viertemal anſetzte, überfiel ihn Achilles mit dem Schwert und hieb ihm in den Leib, daß alles Gedärme hervordrang und er röchelnd auf die Erde ſank. Der Pelide zog ihm jauchzend die Rüſtung ab, und ließ den Leichnam den Aalen zur Uferbeute liegen; dann ſtürzte er ſich unter die Päonier, die noch voll Angſt an dem Fluſſe umher flogen. Ihrer ſieben hatte ſein Schwert erſchlagen, und noch wollte er unter ihnen fortwüthen, als plötzlich Skamander, der zürnende Beherrſcher des Stromes, in Menſchengeſtalt aus dem tiefen Strudel emportauchte und dem Helden zurief: „Pelide, du wütheſt mit entſetzlichen Thaten, mehr als ein Menſch! Meine Gewäſſer ſind voll von Todten, mit Mühe ergießen ſich meine Ströme ins Meer, laß ab!" „Ich gehorche dir, denn du biſt ein Gott," antwortete Achilles, „aber darum wird mein Arm nicht vom Morde der Trojaner raſten, bis ich ſie in die Stadt zurückgejagt und meine eigene Kraft mit der Kraft Hektors gemeſſen habe.“ So ſprach er und ſtürzte ſich auf die flüchtigen Reihen der Trojaner, drängte ſich aufs neue dem Ufer zu, und als ſie ſich ins Waſſer retteten, ſprang, den Befehl des Gottes vergeſſend, auch er wieder in den Strudel. Nun fing der Strom an wüthend zu ſchwellen, regte ſeine trüben Fluthen auf, warf die Getödteten mit lautem Gebrüll ans Geſtade; ſeine Brandung ſchlug ſchmetternd an den Schild des Peliden. Dieſer, mit den Füßen wankend, faßte eine Ulme mit den Händen, riß ſie aus den Wurzeln und klomm über ihre Aeſte ans Ufer. Nun flog er über das Gefilde hin, aber der Flußgott rauſchte ihm mit der toſenden Welle nach, und erreichte ihn, ſo raſch er war. Und ſo oft er ihm widerſtehen wollte, beſpülten die Wogen ihm die Schultern, und raubten ihm den Boden unter den Füßen. Da klagte der Held gen Himmel: „Vater Jupiter, erbarmt ſich denn keiner der Ewigen meiner, mich aus der Gewalt des Stroms zu retten? Betrogen hat mich meine Mutter, als ſie weiſſagte, daß mir der Tod durch Apoll's edles Geſchoß bereitet ſey. Hätte mich doch Hektor getödtet, der Starke den Starken! So aber ſoll ich des ſchmählichſten Todes in den Fluthen ſterben, wie der Knabe eines Sauhirten, der im Winter durch den Sturzbach watet und fortgeriſſen wird!“

Wie er ſo jammerte, geſellten ſich Poſeidon und Athene in Menſchengeſtalt zu ihm, faßten ihn bei der Hand und tröſteten ihn, denn nicht ſey ihm vom Schickſale beſtimmt, in den Strom zu ſinken. Die Götter ſchieden wieder, aber Athene füllte ihn mit Kraft, daß er hoch mit den Knieen aus der Fluth ſprang, und das Gefilde wieder gewann. Aber noch immer ließ Skamander von ſeinem Zorne nicht ab; vielmehr bäumte er ſich mit immer höherer Brandung und rief laut ſeinem Bruder Simois zu: „Komm Bruder, laß uns beide zuſammen die Gewalt dieſes Mannes da bändigen, ſonſt wirſt er uns heute noch die Veſte des Priamus in den Staub! Auf; hilf mir, nimm die Quellen des Gebirges auf, ermuntere jeden Gießbach, hebe deine Fluth hoch, rolle Steinblöcke daher! Nicht ſeine Kraft, nicht ſeine Rüſtung ſoll ihn vertheidigen: tief im Sumpfe ſoll dieſe liegen, mit Schlamme bedeckt. Ihn ſelbſt verſchütte ich mit Muſcheln, Kies und Sand, daß die Argiver ſelbſt ſeine Gebeine in dem Wuſt nicht mehr auffinden können. So thürme ich ihm ſelbſt ſein Denkmal auf, und die Danaer brauchen ihm für kein Raſengrab zu ſorgen!" Unter dieſem Zurufe rauſchte er mit Schaum, Blut und Leichen auf den Helden daher, daß bald ſeine Welle ſich über ihm bäumte, indeß auch der Strom Simois aus der Ferne ſich aufmachte.

Juno ſelbſt, voll inniger Angſt um ihren Liebling, ſchrie laut auf, als ſie dieſes ſah. Dann ſprach ſie ſchnell zu Hephäſtus: „Lieber hinkender Sohn, nur deine Flammen ſind dem gewaltigen Strome gewachſen: bringe dem Peliden deine Hülfe; ich ſelbſt will den Weſt- und Südwind vom Meergeſtade erregen, daß ſie die ſchreckliche Glut bis ins Heer der Trojaner hineintragen. Du aber zünde die Bäume am Geſtade des Fluſſes an und durchlodere ihn ſelbſt; laß dich durch keine Schmeichelei und durch keine Drohung zurückhalten, Glut muß die Vertilgung im Zaume halten!" Auf ihr Wort durchflog die Flamme des Hephäſtus das Gefild, und zuerſt verbrannte ſie die Leichname der Troer, die von Achilles Hand gefallen waren. Dann wurde das Feld ganz trocken und das Waſſer gehemmt. Am Ufer fingen die Ulmen, die Weiden, die Tamariſken und alles Gras zu brennen an; ſchon ſchnappten die Aale und andere Fiſche, angſtvoll und matt von dem Glutanhauche, nach friſchem Waſſer. Endlich wogte der Strom ſelbſt in lichten Flammen, und Skamander, der Gott, rief wimmernd aus ſeinen Fluthen hervor: „Glutathmender Gott, ich begehre nicht, mit dir zu kämpfen, laß uns vom Streite ruhen; was geht mich die Fehde der Trojaner und des Achilles an!“ So klagte er, während ſeine Gewäſſer ſprudelten, wie Fett im Keſſel über der Flamme brodelt. Endlich wandte er ſich laut wehklagend an die Göttermutter, und rief: „Here, warum quält denn dein Sohn Hephäſtus meinen Strom ſo entſetzlich? Hab' ich doch nicht mehr verſchuldet, als die andern Götter alle, ſo viel ihrer den Trojanern beiſtehen; jetzt aber will ich ja gerne ruhig ſeyn, wenn du es befiehlſt, nur ſollte auch er mich in Ruhe laſſen!“ Da begann Juno zu ihrem Sohne: „Halt ein, Hephäſtus, martere mir den unſterblichen Gott nicht länger um der Sterblichen willen!“ Jetzt löſchte der Feuergott ſeine Flamme, der Strom rollte in ſeine Ufer zurück, und der ferne Simois gab ſich auch zufrieden.

Schlacht der Götter.

Den andern Göttern tobte dafür das Herz in ungeſtümer Feindſchaft, und im Sturme prallten ſie aneinander, daß der Erdkreis dröhnte und die Luft rings wie von

Poſaunen erſcholl. Jupiter, auf der Spitze des Olymp gelagert, vernahm es, und ſein Herz erbebte vor Wonne, als er die Unſterblichen zum rieſenhaften Kampf auf einander losrennen ſah. Zuerſt drang Mars, der Kriegsgott, vor und ſtürmte mit ſeinem ehernen Speer auf Pallas Athene ein, indem er ihr ſchmähende Worte entgegenrief: „Du ſchamloſeſte Fliege, was treibſt du voll ſtürmiſcher Dreiſtigkeit die Götter zum Kampfe? Weißt du noch, wie du den Tydiden gereizt, daß er mich mit der Lanze verwundete, ja wie du ſelbſt mit dem ſtrahlenden Speere mir den unſterblichen Leib verletzt? Jetzt wollen wir die Rechnung miteinander abſchließen, du Unbändige!“ So ſprach er, ſchlug an ſeinen ſchrecklichen Aegisſchild, und ſtieß mit dem Speer nach der Göttin. Dieſe wich aus, griff nach einem großen rauhen Markſtein, der dort im Gefilde lag, und traf damit den Wütherich an den Hals, daß er klirrend in ſeinen ehernen Waffen zu Boden ſank, ſieben Hufen Landes im Fall bedeckend, und ſein göttliches Haar vom Staube beſudelt ward. Da lächelte Athene, und ſprach jubelnd: „Thörichter, du haſt wohl nie bedacht, wie viel ich dich an Kraft übertreffe, da du es gewagt haſt, dich mit mir zu meſſen! Büße jetzt ganz deiner Mutter Here Verwünſchungen, die voll Zornes über dich iſt, daß du dich den Griechen entzogen haſt, und die übermüthigen Trojaner vertheidigen magſt.“ So redete ſie, und wandte ihre ſtrahlenden Götteraugen ab. Den ſchwer aufſtöhnenden Kriegsgott, dem erſt allmählig der Athem wiederkehrte, führte Jupiters Tochter, Aphrodite, aus der Schlacht; als aber Juno die beiden gewahr wurde, begann ſie zu Athene: „Weh mir, Pallas, ſieheſt du nicht, wie dreiſt dort die weibliche Liebesgöttin den wilden Mörder mitten aus dem entſcheidenden Kampfe durchs Getümmel hinwegführt? Wirſt du ſie nicht ſchnell verfolgen?“ Nun ſtürmte Pallas Athene nach, und verſetzte der zarten Göttin mit mächtiger Hand. einen Schlag auf die Bruſt, daß ſie zu Boden ſank, und der verwundete Kriegsgott mit ihr. „Mögen alle ſo ſtürzen,“ rief Athene, „die es wagen, den Trojanern beizuſtehen! Wäre es jedem der unſern gelungen, wie mir, ſo hätten wir längſt Ruhe, und Troja wäre zum Schutthaufen unter unſern Händen geworden.“ Ein Lächeln flog über Here's Geſicht, als ſie dieſes ſah und hörte. Darauf ſprach der Erderſchütterer Poſeidon, zu Apollo gewendet: „Phöbus, warum ſtehen wir ſo entfernt, da doch Andere den Kampf ſchon begonnen haben? Es wäre doch eine Schmach für uns, wenn wir beide zum Olymp zurückkehren wollten, ohne unſere Kraft aneinander verſucht zu haben. So hebe denn du an, biſt du doch der Jüngere! Was ſäumſt du? Hat dein Herz doch ganz vergeſſen, wie viel wir beide vor allen Göttern bereits Böſes um Troja geduldet haben, ſeit wir dem ſtolzen Laomedon bei dem Bau der Stadtmauer fröhnten, und er unſere Dienſte ſo ſchnöde vergalt? Du denkſt wohl nicht mehr daran, ſonſt würdeſt du mit uns Andern auf die Vernichtung der Trojaner bedacht ſeyn, und nicht dem Volke des trügeriſchen Laomedon willfahren!“ „Beherrſcher des Meeres,“ antwortete ihm Phöbus, „ich ſelbſt würde dir nicht bei Beſinnung dünken, wenn ich, der Sterblichen wegen, die hinfällig ſind, wie das Laub im Walde, mit dir, dem ehrfurchtgebietenden Gotte, kämpfen wollte.“ So ſprach Apollo, und wandte ſich, voll Scheu, wider den Bruder ſeines Vaters gewaltſam den Arm aufzuheben. Da ſpottete ſeiner die Schweſter Artemis und rief höhnend: „Flieheſt du ſchon vor der Schlacht, du Fernhintreffer, und räumſt dem prahleriſchen Poſeidon den Sieg ein? Du Thor, was trägſt du alsdann auf der Schulter den Bogen, das nichtige Kinderſpiel? Aber Juno verdroß die Spottrede: „Gedenkſt du etwa, weil du dein Geſchoß auf dem Rücken trägſt, dich mit mir an Stärke zu meſſen, du Schamloſe?“ ſprach ſie, „wahrlich, dir wäre beſſer, du gingſt in die Wälder, einen Eber oder Hirſch zu erlegen, als frech gegen höhere Götter anzukämpfen! Und doch, weil du ſo trotzig biſt, ſo magſt du meine Hand fühlen.“ So ſchalt ſie, ergriff mit der Linken beide Hände der Göttin am Knöchel, mit der Rechten zog ſie ihr den Köcher ſammt den Pfeilen von der Schulter, und verſetzte damit der Zurückgewendeten ſchimpfliche Streiche um die Ohren, daß die Pfeile klirrend aus dem Köcher ſanken. Wie eine ſchüchterne Taube, vom Habicht verfolgt, ließ Diana Köcher und Pfeile liegen, und floh unter Thränen davon. Ihre Mutter Latona wäre ihr zu Hülfe geeilt, wenn nicht Merkur in der Nähe auf der Lauer geſtanden wäre. Als dieſer das inne ward, ſprach er zu ihr: „Ferne ſey von mir, daß ich mit dir ſtreiten wollte, Latona; gefahrvoll iſt der Kampf mit den Frauen, die der Donnerer ſeiner Liebe gewürdigt hat. Deswegen magſt du dich immerhin im Kreiſe der Unſterblichen rühmen, mir obgeſiegt zu haben.“ So ſprach er freundlich: da eilte Latona herbei, hub den Bogen, den Köcher und die Pfeile, wie ſie wirbelnd da und dorthin in den Staub gefallen waren, ſie ſammelnd, auf, und eilte der Tochter nach, zum Olymp hinan. Dort hatte ſich Artemis weinend auf die Kniee des Vaters geſetzt, und ihr feines, von Ambroſia duftendes Gewand bebte ihr noch vom Zittern der Glieder. Jupiter ſchloß ſie liebkoſend in die Arme, und ſprach unter freundlichem Lächeln zu ihr: „Welcher von den Göttern hat es gewagt, dich zu mißhandeln, mein zartes Töchterchen? „Vater," antwortete ſie, „dein Weib hat mir ein Leides gethan, die zornige Juno, die alle Götter zu Streit und Hader empört." Da lachte Jupiter, ſtreichelte ſie und ſprach ihr Troſt ein.

Drunten aber ging Phöbus Apollo hinein in die Stadt der Trojaner, denn ihm war ernſtlich bange, die Danaer möchten dem Schickſale zum Trotz, noch heute die Mauer der ſchönſten Veſte niederreißen. Die übrigen Götter eilten, die einen voll Siegesluſt, die andern voll Zorn und Gram, in den Olymp zurück, und ſetzten ſich um den Vater, den Donnergott, im Kreiſe.

Achilles und Hektor vor den Thoren.

Auf einem hohen Thurme der Stadt ſtand der greiſe König Priamus, und ſchaute nieder auf den gewaltigen Peliden, wie er die fliehenden Trojaner vor ſich hertrieb, ohne daß ein Gott oder ein Sterblicher erſchien, ihn abzuwehren. Wehklagend ſtieg der König vom Thurme hernieder, und ermahnte die Hüter der Mauer: „Oeffnet die Thorflügel und haltet ſie, bis alle die fliehenden Völker ſich in die Stadt hineingedrängt haben, denn Achilles tobt ganz nahe dem Schwarm, und mir ahnet ſchlimmer Ausgang. Sind ſie innerhalb der Mauer, ſo fuget mir die Flügel wieder wohl ineinander, ſonſt ſtürmt der Verderbliche hinter ihnen durch das Thor zu uns herein! Die

Wächter ſchoben die Riegel zurück, die Thorflügel thaten ſich auseinander und eine Rettungspforte ſtand offen.

Während aber die Trojaner ausgedörrt von Durſt, bedeckt mit Staub, durch das Blachfeld flohen, und Achilles mit ſeiner Lanze ſie wie wahnſinnig verfolgte, verließ Apollo Troja's offenes Thor, die Noth ſeiner Schutzbefohlenen zu wenden. Er erweckte den Helden Agenor, den tapfern Sohn Antenors, und ſtand ihm, in dunkeln Nebel eingehüllt, an die Buche Jupiters gedrängt, ſelbſt zur Seite. So geſchah es, daß Agenor zuerſt von allen Trojanern im Fliehen inne hielt, ſich beſann und ſchämte und zu ſich ſelbſt ſagte: „Wer iſt es, der dich verfolgt, iſt nicht auch ihm der Leib mit ſpitzem Eiſen verwundbar, iſt er nicht auch ſterblich, wie andere Menſchen?“ So faßte er ſich in Gedanken und erwartete den heranſtürmenden Achilles, ſtreckte den Schild vor, und rief ihm, die Lanze ſchwingend, entgegen: „Hoffe nicht ſo ſchnell die Stadt der Trojaner zu verheeren, Thörichter; noch gibt es Männer unter uns, die für Eltern, Weiber und Kinder ihre Beſte beſchirmen!“ Damit entſchwang er den Speer, und traf die neugegoſſene zinnerne Knieſchiene des Helden, von der die Lanze jedoch, ohne zu verwunden, abprallte. Achilles ſtürzte ſich auf den Gegner, aber Apollo entführte dieſen im Nebel, und wußte den Peliden ſelbſt durch eine Liſt von der Verfolgung abzulenken. Er ſelbſt verwandelte ſich nämlich in die Geſtalt Agenors, und nahm ſeinen Weg durch das Waizenfeld, dem Skamanderfluſſe zu. Achilles eilte ihm fliegend nach und hoffte ihn beſtändig im Laufe zu erhaſchen. Indeſſen flüchteten die Trojaner glücklich durchs offene Thor in die Stadt, die ſich bald mit gedrängten Schaaren füllte: Keiner wartete auf den Andern, Keiner ſchaute ſich um, zu ſehen, wer gerettet, wer gefallen ſey; alle waren nur froh für ſich ſelbſt, ſich ſicher hinter den Mauern zu wiſſen. Da kühlten ſie den Schweiß, löſchten den Durſt und ſtreckten ſich längs der Mauer an der Bruſtwehr nieder.

Doch die Griechen, Schild an Schulter, wandelten in dichten Schaaren auf die Mauer zu. Von allen Trojanern war nur Hektor außerhalb des ſkäiſchen Thores geblieben, denn ſein Schickſal hatte es ſo geordnet. Achilles aber war immer noch auf der Verfolgung Apollo's begriffen, den er für Agenor hielt. Da ſtand plötzlich der Gott ſtille, wandte ſich um, und ſprach mit ſeiner Götterſtimme: „Was verfolgſt du mich ſo hartnäckig, Pelide, und vergiſſeſt über mich die Verfolgung der Trojaner? Du meineſt einen Sterblichen zu jagen, und rannteſt einem Gotte nach, den du doch nicht tödten kannſt.“ Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Helden, und er rief voll Aerger aus: „Grauſamer, trügeriſcher Gott! daß du mich ſo von der Mauer hinweglocken konnteſt! Fürwahr, noch viele hätten mir im Staube knirſchen müſſen, ehe ſie in Ilion einzogen! Du aber haſt mir den Siegesruhm geraubt und ſie gefahrlos gerettet, denn du haſt als ein Gott keine Rache zu fürchten, wie gerne ich mich auch an dir rächen möchte!“

Achilles wandte ſich und flog trotzigen Sinnes auf die Stadt zu, wie ein ungeſtümes, ſieggewohntes Roß am Wagen. Ihn erblickte zuerſt der greiſe Priamus, von der Warte des Thurmes herab, auf der der König wieder Platz genommen hatte, und er erſchien ihm leuchtend, wie der ausdörrende Hundsſtern am Nachthimmel dem Landmann verderbenbringend entgegenfunkelt. Der Greis ſchlug ſich die Bruſt mit den Händen und rief wehklagend zu ſeinem Sohne herab, der außerhalb des ſkäiſchen Thores ſtand und voll heiſſer Kampfgier auf den Peliden wartete: „Hektor, theurer Sohn! was weileſt du draußen einſam und von allen Andern getrennt! Willſt du dich denn muthwillig dem Verderben in die Hände geben, ihm, der mir ſchon ſo viele tapfre Söhne geraubt hat! Komm herein in die Stadt, beſchirme hier Troja's Männer und Frauen, verherrliche nicht den Ruhm des Peliden durch deinen Tod! Erbarme dich auch meiner, deines elenden Vaters, ſo lange er noch athmet, meiner, den Jupiter verdammt hat, an der äußerſten Schwelle des Alters in Gram hinzuſchwinden, und ſo unendliches Leid mit anzuſchauen! Meine Kinder werde ich ſehen müſſen erwürgt, meine Töchter hinweggeriſſen, ausgeplündert die Kammern meiner Burg, die ſtammelnden Kinder zu Boden geſchmettert, die Schwiegertöchter fortgeſchleppt. Zuletzt liege ich wohl ſelbſt, von einem Speerwurf oder Lanzenſtich ermordet, am Thore des Palaſtes, und die Haushunde, die ich aufgezogen, zerfleiſchen mich und lecken mein Blut!"

So rief der Greis vom Thurme herab und zerraufte ſein weißes Haar. Auch Hekuba, die Mutter, erſchien an ſeiner Seite, zerriß ihr Gewand und rief weinend hinunter: „Hektor, gedenke, daß meine Bruſt dich geſtillt hat; erbarme dich meiner! Wehre dem ſchrecklichen Manne hinter der Mauer, aber miß dich nicht mit ihm im Vorkampfe, du Raſender!"

Das laute Weinen und Rufen ſeiner Eltern vermochte den Sinn Hektors nicht umzuſtimmen; er blieb unbeweglich auf dem Platze und erwartete den herannahenden Achilles. „Damals hätte ich weichen müſſen," ſprach er in ſeinem Herzen, „als mein Freund Polydamus mir den Rath gab, das Heer der Trojaner in die Stadt zurückzuführen! Jetzt nachdem ich das Volk durch meine Bethörung verderbt habe, fürchte ich mich vor den Männern und Weibern Troja's, daß nicht einer der Schlechteren mir dereinſt ſage: im Vertrauen auf ſeine eigene Stärke hat Hektor das Volk preisgegeben. Viel beſſer ich ſiege oder falle im Kampfe mit den Gefürchteten! — Oder wie? wenn ich Schild und Helm jetzt zur Erde legte, meinen Speer an die Mauer lehnte, ihm entgegen ginge, ihm Helena, alle Schätze, die Paris geraubt, zudem anderes Gut die Fülle anböte; wenn ich alsdann den Fürſten Troja's einen Eidſchwur abnähme, nichts ingeheim zu entziehen; all unſere Schätze und Vorräthe in zwei Theile zu theilen . . . . . Doch, wehe mir, was für Gedanken kommen mir ins Herz? Ich mich ihm flehend nahen? Ohne Erbarmen würde er mich, den Entblößten, niederhauen, wie ein Weib! Fürwahr es würde ſchön laſſen, wenn ich mich zu einem traulichen Geſpräche ihm beigeſellen wollte, wie ein Jüngling wohl mit der Jungfrau plaudert! Beſſer, wir rennen auf einander an zum Kampfe, da es ſich bald entſcheiden muß, welchem von uns beiden die Olympiſchen den Sieg verliehen!" Solche Gedanken wog Hektor im Geiſte ab und blieb.

Der Tod Hektors.

Immer näher kam Achilles geſchritten, dem Kriegsgott an furchtbarer Herrlichkeit gleich; auf der rechten Schulter bebte ihm entſetzlich ſeine Lanze aus Pelions Eſchenholz, ſeine Erzwaffen ſchimmerten um ihn wie eine Feuersbrunſt, oder wie die aufgehende Sonne. Als Hektor ihn ſah, mußte er unwillkührlich zittern; er vermochte nicht mehr ſtille zu ſtehen; er wandte ſich um, dem Thore zu, und hinter ihm her flog der Pelide, wie ein Falk der Taube nachſtürzt, die oft ſeitwärts ſchlüpft, während der Raubvogel gradandringt in ſeinem Fluge. So flüchtete Hektor längs der Mauer von Troja über den Fahrweg hinüber an den beiden ſprudelnden Quellen des Skamander vorbei, der warmen und der kalten, immer weiter um die Mauer: ein Starker floh, aber ein Stärkerer folgte. Alſo kreisten ſie dreimal um die Stadt des Priamus, und vom Olymp ſahen alle ewigen Götter dem Schauſpiele mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. „Erwägt es wohl, ihr Götter,“ ſprach Jupiter, „die Stunde der Entſcheidung iſt jetzt gekommen; jetzt fragt es ſich: ſoll Hektor dem Tode noch einmal entfliehen, ſoll er, wie tapfer er auch ſeyn mag, fallen?“ Da nahm Pallas Athene das Wort und ſprach: „Vater, wo denkſt du hin? Einen Sterbenden, der längſt dem Verhängniß anheimgefallen iſt, willſt du vom Tod erlöſen? Thu', was dir gut dünkt, aber hoffe nicht, daß die Götter deinen Rath billigen werden!“ Jupiter nickte ſeiner Tochter Gewährung zu, und ſie ſchwang ſich wie ein Vogel von den Felſenhöhen des Olymp aufs Schlachtfeld hinab.

Hier floh Hektor noch immer vor ſeinem Verfolger, der ihn, wie ein Jagdhund den aus dem Lager aufgejagten Hirſch, bedrängte, und ihm, wie dieſer ſeinem Wild, keinen Schlupfwinkel und keine Raſt gönnte. Auch winkte Achilles ſeinem Volke zu, daß keiner ſein Geſchoß auf Hektorn werfen und ihm den Ruhm rauben ſollte, der erſte und einzige geweſen zu ſeyn, der den furchtbarſten Feind der Griechen erlegte.

Als ſie nun zum viertenmal auf ihrer Runde um die Mauer an die Quellen des Skamander gelangt waren, da erhub ſich Jupiter auf dem Olymp, ſtreckte die goldne Wage vor, und legte zwei Todeslooſe hinein, das eine für den Peliden, das andre für Hektor. Dann faßte er die Wage in der Mitte und wog: da ſank Hektors Wagſchale tief nach dem Hades zu, und augenblicklich verließ Phöbus Apollo ſeine Seite. Zu Achilles aber trat Athene die Göttin, und flüſterte ihm in's Ohr: „Steh' und erhole dich, während ich Jenem zurede, dich kühn zu bekämpfen." Achilles lehnte ſich, der Göttin gehorchend, auf ſeinen eſchenen Speer, ſie aber, in der Geſtalt des Deiphobus, trat ganz nahe zu Hektor und ſprach zu ihm: „Ach, mein älterer Bruder, wie bedrängt dich der Pelide! Wohlan, laß uns Stand halten und ihn abwehren." Freudig aufblickend erwiederte Hektor: „Du warſt immer mein trauteſter Bruder, Deiphobus, jetzt aber muß dich mein Innerſtes nur um ſo mehr hochachten, daß du dich, ſobald mich dein Auge wahrnahm, aus der Stadt gewagt haſt, während die andern alle hinter der Mauer ſitzen!" Athene winkte dem Helden zu und ſchritt ihm, die Lanze gehoben, voran, dem ausruhenden Achilles entgegen. Dieſem rief Hektor zuerſt zu: „Nicht länger entfliehe ich dir, Pelide: mein Herz treibt mich, dir feſt entgegen zu ſtehen, daß ich dich tödte oder falle! Laß uns aber die Götter zu Zeugen eines Eidſchwures nehmen: wenn mir Jupiter den Sieg verleiht, werde ich dich nimmermehr mißhandeln, ſondern, nachdem ich dir deine Rüſtung abgezogen, die Leiche deinen Volksgenoſſen zurückgeben. Ein Gleiches ſollſt du mir thun!“

„Nicht von Verträgen geplaudert! erwiederte finſter Achilles, „ſo wenig ein Hund zwiſchen Löwen und Menſchen Freundſchaft ſtiftet, ſo wenig zwiſchen Wölfen und Lämmern Eintracht beſteht, ſo wenig wirſt du mich mit dir befreunden. Einer von uns muß blutig zu Boden ſtürzen. Nimm deine Kunſt zuſammen, du mußt Lanzenſchwinger und Fechter zugleich ſeyn. Doch du wirſt mir nicht entrinnen, all das Leid, das du den Meinigen mit der Lanze angethan haſt, das büßeſt du mir jetzt auf einmal!“ ſo ſchalt Achilles und ſchleuderte die Lanze: doch Hektor ſank ins Knie, und das Geſchoß flog über ihn weg in die Erde; hier faßte es Athene uud gab es dem Peliden, unbemerkt von Hektor, ſogleich zurück. Mit zornigem Schwung entſandte nun Hektor auch ſeinen Speer, und dieſer fehlte nicht, er traf mitten auf den Schild des Achilles, aber prallte auch davon ab; beſtürzt ſah ſich Hektor nach ſeinem Bruder Deiphobus um, denn er hatte keine zweite Lanze zu verſenden. Doch dieſer war verſchwunden. Da wurde Hektor inne, daß es Athene war, die ihn getäuſcht hatte. Wohl ſah er ein, daß das Schickſal ihn jetzt faſſen würde; er dachte daher nur darauf, wie er nicht ruhmlos in den Staub ſinken wollte, zog ſein gewaltiges Schwert von der Hüfte, und ſtürmte, das geſchwungene in der Rechten, wie ein Adler einher, der auf einen geduckten Haſen oder ein Lämmlein aus der Luft herabſchießt. Der Pelide wartete den Streich nicht ab, auch er drang unter dem Schilde vor; ſein Helm nickte, die Mähne flatterte, und ſternhell ſtrahlte ſein Speer, den er grimmig in ſeiner Rechten ſchwenkte. Sein Auge durchſpähte den Leib Hektors, forſchend, wo etwa eine Wunde haften könne. Da fand er Alles blank von der geraubten Rüſtung umhüllt: nur wo Achſel und Hals das Schüſſelbein verbindet, erſchien die Kehle, die gefährlichſte Stelle des Lebens im Leib, ein weniges entblößt. Dorthin lenkte Achilles ſchnell beſonnen ſeinen Stoß und durchſtach ihm den Hals ſo mächtig, daß die Lanzenſpitze zum Genick herausdrang. Doch durchſchnitt ihm der Speer die Gurgel nicht ſo, daß der Verwundete nicht noch reden konnte, obgleich er in den Staub ſank, während Achilles laut frohlockte und den Leichnam Hunden und Vögeln preis zu geben drohte. Da begann der liegende Hektor, ſchon ſchwächer aufathmend, zu flehen: „Ich beſchwöre dich bei deinem Leben, Achilles, bei deinen Knieen, bei deinen Eltern, laß mich bei den Schiffen der Danaer nicht die Hunde zerreißen! Nimm Erz und Gold ſo viel du willſt zum Geſchenk, und entſende dafür meinen Leib nach Troja, daß Männer und Frauen dort ihm die Ehre des Scheiterhaufens zu Theil werden laſſen.“

Aber Achilles ſchüttelte ſein fürchterliches Haupt und ſprach: „Beſchwöre mich nicht bei meinen Knieen und meinen Eltern, du Mörder meines Freundes! Niemand ſey, der dir die Hunde verſcheuche von deinem Haupt, und wenn mir deine Landsleute zwanzigfältige Sühnung darwögen und noch mehr verhießen. Ja, wenn dich Priamus mir ſelbſt mit Gold aufwägen wollte!“ „Ich kenne dich,“ ſtöhnte Hektor ſterbend, „ich ahnte, daß du nicht zu erweichen ſeyn würdeſt; dein Herz iſt eiſern! Aber denk' an mich, wenn die Götter mich rächen, und am hohen, ſkäiſchen Thore du vom Geſchoſſe Phöbus Apollo's getroffen im Staube endeſt, wie jetzt ich!“ Mit dieſer Weiſſagung verließ Hektor's Seele den Leib und flog zum Hades hinunter. Achilles aber rief der fliehenden nach: „Stirb du; mein Loos empfang' ich, wann Jupiter und die Götter wollen!“ So ſprach er und zog den Speer aus dem Leichnam, legte ihn bei Seite, und zog die eigene, blutige Rüſtung von den Schultern des Gemordeten.

Nun kamen aus dem Griechiſchen Heere viel Streiter herbeigelaufen und betrachteten den Wuchs und die hohe Bildung des todten Hektor bewundernd, und mancher ſprach, ihn anrührend: „Wunderbar, wie viel ſanfter iſt doch der Mann nun zu betaſten, als da er den Feuerbrand in unſere Schiffe ſchleuderte!“ Jetzt ſtellte ſich Achilles mitten unter das Volk und ſprach: „Freunde und Helden! Nachdem die Götter mir verliehen haben, dieſen Mann hier zu bändigen, der uns mehr Böſes gethan hat, als alle andern zuſammen, ſo laßt uns in unſerer Rüſtung die Stadt ein wenig auskundſchaften, um zu erforſchen, ob ſie uns wohl die Burg räumen werden, oder ob ſie es wagen, uns auch ohne Hektor Widerſtand zu leiſten. Aber was rede ich? Liegt nicht mein Freund Patroklus noch unbeſtattet bei den Schiffen? Darum ſtimmet den Siegsgeſang an, ihr Männer, und laßt uns vor allen Dingen meinem Freunde das Sühnopfer bringen, das ich ihm geſchlachtet habe!“

Mit ſolchen Worten wandte ſich der Grauſame dem Leichnam aufs Neue zu, durchbohrte ihm an beiden Füßen die Sehnen zwiſchen Knöchel und Ferſen, durchzog ſie mit Riemen von Stierhaut, band ſie am Wagenſitze feſt, ſchwang ſich in den Wagen, und trieb ſeine Roſſe mit der Geißel den Schiffen zu, den Leichnam nachſchleppend. Staubgewölk umwallte den Geſchleiften, ſein jüngſt noch ſo liebliches Haupt zog mit zerrüttetem Haar eine breite Furche durch den Staub. Von der Mauer herab erblickte ſeine Mutter Hekuba das grauenvolle Schauſpiel, warf den Schleier ihres Hauptes weit von ſich und ſah jammernd ihrem Sohne nach. Auch der König Priamus weinte und jammerte. Geheul und Angſtruf der Trojaner und der fremden Völker hallte durch die ganze Stadt. Kaum ließ ſich der alte König abhalten, ſelbſt in ſeinem zornigen Schmerz zum ſkäiſchen Thore hinaus zu ſtürmen und dem Mörder ſeines Sohnes nachzueilen. Er warf ſich zu Boden und rief: „Hektor, Hektor! Alle andern Söhne, die mir mein Feind erſchlug, vergeſſe ich über dir: o wäreſt du doch nur in meinen Armen geſtorben!“

Andromache, Hektors Gemahlin, hatte von dem ganzen Jammer noch nichts vernommen, ja ihr war nicht einmal ein Bote gekommen, der gemeldet hätte, daß ihr Gatte ſich noch draußen vor den Thoren befinde. Ruhig ſaß ſie in einem der Gemächer des Palaſtes, und durchwirkte ein ſchönes Purpurgewand mit bunter Stickerei. Und eben rief ſie eine der Dienerinnen, einen großen Dreifuß ans Feuer zu ſtellen, um ihrem Gemahl ein wärmendes Bad vorzubereiten, wenn er aus der Feldſchlacht käme. Da vernahm ſie vom Thurme her Geheul und Jammergeſchrei. Finſtre Ahnung im Herzen rief ſie:

„Weh mir, ihr Mägde, ich fürchte, Achilles habe meinen muthigen Gatten allein von der Stadt abgeſchnitten und bedrohe ſeine Kühnheit, die ihn niemals im Haufen weilen läßt! Folget euer zwei mir, daß wir ſchauen, was es gibt!“ Mit pochendem Herzen durchſtürmte ſie den Palaſt, eilte auf den Thurm und ſah herab über die Mauer, wie die Roſſe des Peliden den Leichnam ihres Gatten, erbarmungslos an den Wagen des Siegers gebunden, durchs Gefilde ſchleppten. Andromache ſank rückwärts in die Arme ihrer Schwäger und Schwägerinnen in tiefe Ohnmacht und der köſtliche Haarſchmuck, das Band, die Haube, die ſchöne Binde, das Hochzeitgeſchenk Aphrodite's, flogen weit weg von ihrem Haupte. Als ſie endlich wieder aufzuathmen anfing, begann ſie mit gebrochener Klage ſchluchzend vor Troja's Frauen: „Hektor! wehe mir Armen! du, elend wie ich, zu Elend geboren, wie ich! In Schmerz und Jammer verlaſſen, ſitze ich nun im Hauſe, eine Wittwe mit unſerem unmündigen Kinde, das des Vaters beraubt, die Augen geſenkt, mit immer bethränten Wimpern aufwächst! Betteln wird es müſſen bei den Freunden des Vaters, und bald den am Rock, bald den am Aermel zupfen, daß er ihm das Schälchen reiche und zu nippen gebe! Manchmal auch wird ein Kind blühender Eltern es vom Schmauſe verſtoßen und ſagen: trolle dich, dein Vater iſt ja nicht bei'm Gaſtmahl! dann flüchtet es ſich weinend zu der Mutter, die keinen Gatten hat. Der aber wird die Hunde ſättigen und die Würmer werden den Ueberreſt verzehren! Was helfen mir nun die ſchmucken, zierlichen Gewande in den Käſten? Der Flamme will ich ſie alle übergeben: was frommen ſie mir? Hektor wird nicht mehr auf ihnen ruhen, nicht mehr in ihnen prangen!“ So ſprach ſie weinend und wehklagend und rings umher ſeufzten die Trojanerinnen.

Leichenfeier des Patroklus.

Sobald Achilles mit der Leiche ſeines Feindes bei den Schiffen angekommen war, ließ er dieſe am Bette des Patroklus aufs Antlitz in den Staub ſtrecken. Derweil legten die Danaer ihre Rüſtungen ab und ſetzten ſich zu Tauſenden am Schiffe des Peliden zum feſtlichen Leichenſchmauſe nieder. Stiere, Schafe und Schweine wurden geſchlachtet und der Pelide ließ den Streitern eine köſtliche Mahlzeit zurichten. Den Helden ſelbſt führten die Genoſſen widerſtrebend von der Leiche ſeines Freundes weg in das Zelt des Königes Agamemnon. Hier ward ein großes Geſchirr voll Waſſers an die Gluth geſtellt: ob ſie nicht etwa den Peliden vermögen könnten, ſich den blutigen Schlachtſtaub von den Gliedern zu waſchen. Er aber weigerte ſich hartnäckig und ſchwur einen großen Eid: „Nein, ſo wahr Jupiter lebt, kein Bad ſoll meinen Scheitel netzen, ehe Patroklus von mir auf den Scheiterhaufen gelegt iſt, ehe ich mein Haar geſchoren und ihm ein Denkmal aufgethürmt habe! Meinetwegen mögen wir jetzt das traurige Feſtmahl abhalten. Morgen aber laß Holz im Walde fällen, Fürſt Agamemnon, und beut Allem auf, was zur Leichenfeier meinem Freunde gebührt, daß das Feuer den Jammeranblick ſchnell von uns nehme und das Volk ſich wieder zur Kriegsarbeit wende!“ Die

Fürſten ließen ihn gewähren, ſetzten ſich ans Mahl und ſchmausten. Dann ging ein jeder zur Nachtruhe. Der Sohn des Peleus aber, weil die Todten in ſeinem Zelte waren, legte ſich, von ſeinen Myrmidonen umringt, am Meergeſtade nieder, wo der kieſige Strand von den Wellen reingeſpült war.

Lange ſeufzte er hier noch auf dem harten Lager um den erſchlagenen Freund. Als ihn aber endlich der Schlummer umfangen hatte, da kam die Seele des jammervollen Patroklus im Traumbilde zu ihm, an Größe, Geſtalt, Stimme und Augen jenem ganz ähnlich, den Leib eingehüllt in Gewande. So trat der Schatten zu ſeinen Häupten und ſprach: „Schläfſt du, meiner ſo ganz vergeſſen, Achilles? Des Lebenden zwar haſt du immerdar gedacht; aber nicht alſo des Todten! Gib mir ein Grab, denn mich verlangt ſehr, durch das Thor des Hades einzugehen! Bis jetzt hab' ich es nur irrend umwandelt, und es ſitzen als Wächter Seelen da, die mich zurückſcheuchen! Ehe der Scheiterhaufen mir gewährt worden iſt, kann ich nicht zur Ruhe kommen. Du mußt aber wiſſen, Freund, daß auch dir vom Schickſal beſtimmt iſt, nicht ferne von der Mauer Troja's zu fallen. Richte deswegen mein Grab ſo ein, daß unſer beider Gebein neben einander ruhen kann, wie wir zuſammen in deines Vaters Wohnung aufgewachſen ſind.“

„Ich gelobe dir Alles, Bruder!“ rief Achilles und ſtreckte die Hände nach dem Schattenbilde aus, da ſank die Seele ſchwirrend zur Erde hinab, wie ein Rauch. Der Held ſprang beſtürzt vom Lager auf, ſchlug die Hände zuſammen und ſprach jammernd: „So leben denn die Seelen wirklich noch in der Behauſung des Hades, aber

ach! ein beſinnungsloſes Leben! Dieſe Nacht ſtand ja leibhaftig vor mir des Patroklus Seele, traurig und klagend, aber ihm in Allem gleich!“ Dadurch erregte Achilles allen Helden die Sehnſucht nach dem Todten auf's Neue.

Als aber die Morgenröthe anbrach, da verließen auf Agamemnons Befehl Männer und Maulthiere die Lagerzelte, Meriones an ihrer Spitze: die Thiere voran, die Männer mit Aexten und Seilen ihnen folgend. Da wurden von ihnen auf den Waldhöhen des Ida die hochſtämmigen Bäume gefällt, das Holz zerſchlagen und den Maulthieren aufgeladen. Dieſe trabten damit hinab nach den Schiffen; auch die Männer ſchleppten Holzklötze auf den Schultern, und am Meeresſtrande wurde alles in Reihen niedergelegt. Nun befahl Achilles ſeinen Myrmidonen, ihre Erzrüſtung anzulegen und den Reiſigen, die Wagen anzuſpannen. Bald ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung: die Fürſten, Kämpfer und Wagenlenker von den Roſſen gezogen, voran; ein dichtes Gewölk von Fußvolk zu Tauſenden hintendrein. In der Mitte trugen den Patroklus ſeine Streitgenoſſen und Freunde, der Leichnam war ganz mit geſchorenen Locken bedeckt; ſein Haupt hielt Achilles, der Leiche folgend, ſelbſt in den Händen, in tiefe Trauer verſenkt.

Als ſie den von dieſem für das Grab ſeines Freundes bezeichneten Ort erreicht hatten, ſetzten ſie die Todtenbahre nieder und ein ganzer Wald von Bäumen wurde zum Scheiterhaufen herbeigebracht. Der Pelide ſtellte ſich abgewandt vom Gerüſte und ſchor ſein braungelocktes Haar, dann ſchaute er in die dunkle Meeresfluth und ſprach: „O Sperchius, theſſaliſcher Heimathsfluß, vergebens gelobte mein Vater Peleus, ich ſollte heimgekehrt dir mein Haar ſcheeren, und an deinen Quellen, wo du Hain und Altar haſt, dir fünfzig Widder opfern! Du haſt ſein Flehen nicht gehört, Stromgott! du läſſeſt mich nicht heimkehren. So zürne mir auch nicht, wenn ich mein Lockenhaar dem Freunde Patroklus mit in den Hades zu trage gebe!“ Mit dieſen Worten legte er ſein Haupthaar i die Hände des Freundes, trat zu Agamemnon und ſprach „Heiß die Völker ſich einmal ſättigen am Gram, o Fürſt Gebeut ihnen, ſich zu zerſtreuen und das Mahl einzunehmen, und laß das Werk der Beſtattung vollenden!“

Auf Agamemnons Befehl zerſtreute ſich das Kriegervolk zu den Schiffen, und nur die beſtattenden Fürſte blieben auf der Stelle. Da fingen ſie an ein ungeheure Gerüſt aus den gefällten und behauenen Baumſtämme aufzuführen, je hundert Fuß ins Gevierte. Oben darau legten ſie mit betrübten Herzen den Leichnam. Dann zogen ſie eine Menge Schafe und Hornvieh vor dem Scheiterhaufen ab; die abgezogenen Leiber wurden umhergehäuf mit dem Fette der Leichnam bedeckt, gegen die Bah Honig- und Oelkrüge gelehnt, auch vier lebendige Roſ ächzend auf das Gerüſte geworfen; ſodann zwei der neu Haushunde geſchlachtet; endlich mit dem Schwert erwürg zwölf tapfere trojaniſche Jünglinge, aus der Zahl de Gefangenen erleſen. Denn entſetzlich rächte Achilles de Tod ſeines Freundes.

Und nun hieß er die Flamme wüthen, und rief, während der Holzſtoß angezündet wurde, dem Todten zu „Möge dich noch in die Unterwelt Freude begleiten, Patroklus! Was ich gelobt habe, iſt vollbracht. Zwö Opfer verzehrt die Gluth. Nur den Hektor ſoll ſie nic verzehren; nicht der Flammen, der Hunde Raub ſoll er ſeyn!“ So ſprach er drohend; doch die Götter fügten dieſes nicht ſo: Tag und Nacht wehrte Aphrodite die heißhungrigen Hunde von Hektors Leichnam ab, und ſalbte ihn mit ambroſiſchem Balſam voll Roſenduft, daß auch keine Spur von der Schleifung übrig blieb. Apollo zog eine dunkle Wolke über die Stelle, wo er lag, daß die Sonne ſein Fleiſch nicht ausdörren konnte.

Der Scheiterhauſen des Patroklus war nun zwar angezündet, aber die Gluth wollte nicht lodern. Da wandte ſich Achilles abermals vom Gerüſte, gelobte den Winden Boreas und Zephyrus Opfer, ſpendete ihnen Wein aus goldenem Becher, und flehte ſie, das Holz mit raſchem Hauche zum Brand anzufachen. Iris brachte den Winden die Botſchaft; dieſe kamen mit grauenvollem Getöſe über das Meer geſtürmt, und ſtürzten ſich in den Scheiterhauſen. Die ganze Nacht ſausten ſie um das Gerüſt und durchwühlten es mit Flammen, während Achilles unaufhörlich mit goldenem Krug und Becher der Seele ſeines todten Freundes Opferſpenden darbrachte. Mit der Morgenröthe ruhten Winde und Flammen, und der Holzſtoß fiel in Aſche. In der Mitte der Kohlen lag abgeſondert das Gebein des Patroklus; am äußerſten Rande lagen vermiſcht untereinander die Gebeine der Thiere und Männer. Auf den Befehl des Peliden löſchten die Helden den glühenden Schutt mit rothem Weine, ſammelten unter Thränen das weiße Gebein ihres Freundes, bargen es, mit einer doppelten Lage von Fett umgeben, in eine goldene Urne, und ſtellten dieſe im Zelte auf. Alsdann nahmen ſie im Umkreiſe das Maaß zu ſeinem Denkmal, legten rings um den abgebrannten Scheiterhauſen einen Grund von Steinen, und thürmten dann aufgeſchüttete Erde zum Grabhügel.

Auf die Beſtattung folgten die Leichenſpiele zu Ehren des gefallenen Helden. Achilles berief alles Griechenvolk zuſammen, hieß es in weitem Kreiſe ſich ſetzen, und ſtellte Dreifüße, Becken, Roſſe, Maulthiere, mächtige Stiere, kunſtfertige Weiber aus den Gefangenen, in köſtlichen Gewanden, dazu lautres Gold, als verſchiedene Preiſe auf. Zuerſt kam das Wagenwettrennen an die Reihe. Er ſelbſt nahm keinen Theil an dieſem Kampfe; lag doch ſein geliebter Wagenlenker im Grabe! Dagegen erhub ſich Eumelus, der Sohn Admets, der wagenkundigſte Held; Diomedes, der die dem Aeneas geraubten Roſſe anſchirrte; Menelaus mit ſeinem Hengſte Podargus und Agamemnons Stute Aethe; dann als Vierter Antilochus, der junge Sohn Neſtor's, dem ſein Vater allerlei weiſe Ermahnungen für das Wettrennen ertheilte; als Fünfter endlich ſchirrte Meriones ſeine glänzenden Roſſe an den Wagen. Alle fünf Helden beſtiegen den Wagenſitz, und Achilles ſchüttelte die Looſe, in welcher Ordnung ſie aus den Schranken fahren ſollten. Da ſprang zuerſt das Loos des Antilochus aus dem Helme, dann kamen Eumelus, Menelaus, Meriones, zuletzt der Tydide. Zum Kampfſchauer ward der graue Phönix, der Kampfgenoſſe ſeines Vaters, von dem Peliden beſtellt. Jetzt erhuben alle fünf Fürſten zumal ihre Geißel, ſchlugen mit den Zügeln, ermahnten die Roſſe und durchſtürmten das Blachfeld; dicker Staub erhob ſich, wild flatterten die Mähnen der Pferde, die Wagen rollten bald tief an der Erde, bald flogen ſie in ſchwebendem Sprunge durch die Luft. Hoch ſtanden die Lenker in den Sitzen, und jedem klopfte das Herz nach dem Sieg. Als ſich die Roſſe dem Ende der Laufbahn, die ans Meer gränzte, nahten, da ſchien jedes ganz Schnelligkeit zu ſeyn, und alle rannten in geſtrecktem Lauf. Zuvorderſt ſprangen die Stuten des Eumelus, über Rücken und Schultern athmete ihm ſchon das Hengſtgeſpann des Tydiden, als dieſem Apollo zürnend die Geißel aus den Händen ſtieß, und ſo die Schnelligkeit ſeiner Roſſe hemmte. Athene bemerkte die Liſt, gab dem Helden die Geißel zurück, und zerbrach dem Eumelus das Joch, daß die Stuten auseinander ſprangen, und der Lenker ſich neben dem Rade verwundet auf dem Boden wälzte. Der Tydide flog vorüber; ihm zunächſt Menelaus, nächſt ihm trieb Antilochus ſeine Roſſe mit ſcheltendem Zuruf. An einem durchwühlten Hohlwege ſtrauchelte Menelaus, Antilochus aber fuhr kühn durch den engen Paß an ihm vorüber. Während die zuſchauenden Helden Roſſe und Wagen durch den Staub zu erkennen ſtrebten, und ſich darüber ſtritten, war Diomedes, die Andern immer hinter ſich laſſend, mit ſeinem von Zinn und Golde ſchimmernden Wagen am Ziel angekommen. Den dampfenden Roſſen ſtrömte der Schweiß vom Nacken; der Held ſelbſt ſprang vom Sitz und lehnte die Geißel ans Joch. Sein Freund Sthenelus nahm den Kampfpreis in Empfang, ein ſchönes Weib und einen gehenkelten Keſſel, gab ſie den Freunden wegzubringen, und ſchirrte die Roſſe aus. Nächſt ihm kam Antilochus an, und faſt zu gleicher Zeit Menelaus. Speerwurfsweite davon fuhr etwas träger Meriones einher, und ganz zuletzt ſchleppte den verſehrten Wagen mit verrenkten Gliedern Eumelus daher. Dennoch wollte dieſem Achilles, weil ihn unverſchuldetes Unglück getroffen, und er der beſte Wagenlenker war, den zweiten Preis ertheilen, aber Antilochus fuhr zornig auf:

„Mir gehört der zweite Preis," ſprach er, „die herrliche ungezähmte, ſechsjährige Stute; bedauerſt du jenen, ſo haſt du Gold, Erz, Vieh, Roſſe und Mägde genug im Zelte, gib ihm davon, was du willſt!" Achilles lächelte, ſprach ſeinem lieben Altersgenoſſen das Roß zu, und ſchenkte dem Eumelus einen herrlichen Harniſch. Aber Menelaus beſchuldigte nun ſeinerſeits den Antilochus, ihm die Roſſe mit Liſt gehindert zu haben, und ſann ihm einen Eid beim Schöpfer des Roſſes, Poſeidon, an. Der beſchämte Jüngling geſtand ſein Vergehen, und führte die gewonnene Stute dem Atriden zu. Dieß beſänftigte den Zorn des Menelaus; er überließ dem Jünglinge das Roß und nahm ſich den dritten Preis, das Becken. Zwei Talente Goldes als vierten Kampfpreis erhub Meriones; den übrigen fünften, einen vom Feuer noch unberührten Miſchbecher mit Henkeln, überließ Achilles dem Neſtor als Geſchenk.

Nun wurde zum Fauſtkampfe geſchritten, und dem Sieger ein Maulthier, dem Beſiegten ein Henkelbecher beſtimmt. Sogleich erhub ſich ein kraftvoller, gewaltiger Mann, Epëus, der Sohn des Panopeus, faßte das Thier und rief: „Dieſes iſt mein, den Becher nehme wer will! Das aber verkünde ich: der Leib wird ihm von meiner Fauſt zerſchmettert, und die Gebeine zermalm' ich ihm!" Auf dieſen Gruß verſtummten alle Helden, bis ſich Euryalus, des Mekiſtheus Sohn, ihm gegürtet und kampfbereit entgegenſtellte. Bald kreuzten ſich ihre Arme, die Fäuſte klatſchten auf den Kiefern, der Angſtſchweiß floß ihnen von den Gliedern. Endlich verſetzte Epëus ſeinem Gegner einen Streich auf den Backen, daß er zu Boden fiel, wie ein Fiſch, der aus der Welle aufs Ufergras geſprungen iſt. Epëus hob ihn an den Händen empor, und ſeine Freunde führten ihn Blut ſpeiend und mit hängendem Haupt aus der Verſammlung.

Hierauf ſtellte Achilles die Preiſe für den Ringkampf aus: dem Sieger einen großen Dreifuß, zwölf Rinder an Werth, dem Beſiegten ein blühendes kunſtfertiges Weib. Da umfaßten ſich bald mit ſchmiegſamen Armen Odyſſeus und der große Ajax, ineinandergefügt, wie ein Zimmermann Sparren zuſammenfügt; ihr Schweiß floß, ihr Rücken knirſchte, an Seiten und Schultern wurden Blutſtriemen ſichtbar; ſchon murrten die Achiver, da hub Ajax den Odyſſeus in die Höhe, doch dieſer gab dem Gegner mit gebeugtem Knie von hinten einen Stoß, warf ihn rücklings nieder und ſank ihm von oben auf die Bruſt; doch vermochte er ihn nur ein Weniges zu bewegen, und beide rollten mit einander in den Staub. „Ihr ſey beide Sieger," rief Achilles, „und ich belohne euch mit gleichem Preiſe."

Für den Wettlauf ward dem Sieger ein ſilberner, ſechs Maaß haltender Krug voll Kunſtwerk beſtimmt; dem nächſten Läufer ein Stier, dem dritten ein halbes Talent Goldes. Hier erhoben ſich der ſchnelle Lokrer Ajax, Odyſſeus und Antilochus. Achilles gab das Zeichen; voran ſtürmte Ajax, ihm zunächſt Odyſſeus, wie ein Webſchiff an der Bruſt des Weibes dahinfliegt; ſchon wehte ſein Hauch dem Ajax im Nacken, und alle Danaer ermunterten den Eilenden. Als ſie dem Ziel ganz nahe waren, flehte Odyſſeus im Herzen zu ſeiner Schützerin Athene; die ſchuf ihm die Glieder leicht, und ließ den Lokrer über den Unrath der dem Patroklus geſchlachteten Rinder ſtraucheln, daß ihm Mund und Naſe beſudelt ward. Ein lautes Gelächter ſchallte, als Odyſſeus den Miſchkrug, und bald darauf Ajar, Koth ausſpeiend, den Stier faßte. Den letzten Preis ergriff Antilochus lächelnd und ſprach: „Ehre verleihen die Götter ältern Menſchen, zwar iſt Ajar nur weniges älter, denn ich, aber er iſt früheren Stammes.“ „Du ſollſt nicht umſonſt ſo neidlos geredet haben,“ ſprach Achilles zu dem holden Jüngling, „ich füge deinem Preis noch ein halbes Talent Goldes hinzu.“

Und nun trug der Pelide die herrliche Lanze des Sarpedon, die Patroklus jüngſt erbeutet hatte, in den Kreis, und legte ſie mit Schild und Helme nieder. Darum ſollten zwei der tapferſten Helden in Waffen kämpfen, die Rüſtung ſollten beide gemeinſchaftlich erhalten, und beide köſtlich im Zelte des Achilles bewirthet werden, der Sieger aber das thraziſche Schwert des Aſteropäus voll Silberbuckeln davontragen. Mit drohendem Blicke rannten der Telamonier Ajar und Diomedes gegen einander, in Waffen dreimal auf einander losſtürmend. Ajar durchſtieß den Schild des Tydiden, Diomedes aber zielte nach dem Hals. Die Achiver, um Ajar beſorgt, trennten die Kämpfenden, doch das Schwert erhielt der Tydide.

Noch wurde mit der eiſernen Kugel, die vordem Eëtion, der König von Thebe, den Achilles erſchlug, oft geworfen, in die Wette geſtritten. Epëus ſchwang ſie im Wirbel und warf, doch ſo, daß die Danaer lachten; dann Leonteus, dann der gewaltige Ajar, daß ſie über das Zeichen wegflog; aber weit über alle hinaus, wie ein Hirt Stecken über ſeine weidenden Rinder, ſchleuderte ſie Polypötes, und trug ſie als Preis davon.

Zehn Aerte und zehn Beile von bläulich ſchimmerndem

Eiſen ſtellte Achilles dem Schützen aus. An den Maſt eines Schiffes wurde an dünnen Fäden eine Taube gebunden; wer die traf, ſollte die Aexte haben, der Beſiegte ſich mit den kleineren Beilen begnügen. Um den erſten Schuß looſten Teucer und Meriones. Teucers Loos ſprang aus dem Helm, aber durch Apollo's Mißgunſt verfehlte er den Vogel und durchſchoß den Faden, daß die Taube ſich in die Lüfte ſchwang. Dem verdroſſen nachblickenden Teucer entriß Meriones den Bogen, legte ſeinen Pfeil drauf, und durchſchoß der Taube in der Luft den Flügel, denn er hatte in Eile dem Phöbus eine Dankhekatombe gelobt. Die Taube ſetzte ſich verwundet auf den Maſt, ſenkte den Hals und die Flügel, und bald fiel ſie todt zur Erde nieder. Staunend jubelten die Völker, Meriones faßte die Aexte; Teucer ſchlich mit den Beilen davon.

Ein Speer und ein mit Blumen geziertes reines Becken ward als Preis des Speerwurfs zuletzt in den Kreis gebracht. Da ſtand zuerſt der Völkerfürſt Agamemnon auf, und Meriones nach ihm. Aber Achilles ſprach: „Atride, wir wiſſen Alle aus der Schlacht, wie weit du die Helden im Speerwurf beſiegſt, laß drum dem Helden Meriones den Speer, und nimm ohne Kampf das Becken.“ Agamemnon gehorchte dem Wunſch, reichte dem Kreter die Lanze und griff nach dem Becken. Und damit hatten die Spiele ein Ende.

Priamus bei Achilles.

Als ſich die verſammelten Völker getrennt hatten, ſättigte ſich Jeder mit Speiſe und Schlaf. Nur Achilles brachte eine Nacht ohne Schlummer im Andenken an ſeinen beſtatteten Freund hin; er legte ſich bald auf die Seite, bald auf den Rücken, bald aufs Angeſicht; dann ſtand er plötzlich auf und ſchweifte am Meeresufer umher. Am frühen Morgen ſpannte er ſeine Roſſe ins Joch, befeſtigte den Leichnam Hektors am Wagenſitz, und ſchleifte ihn dreimal um das Denkmal des Patroklus; aber Apollo deckte dieſen mit dem goldenen Schirm ſeiner Aegide, und ſicherte den Leib vor allen Entſtellungen. Achilles verließ den Leichnam, in den Staub auf das Antlitz geſtreckt. Das erbarmte die ſeligen Götter im Olymp, mit Ausnahme Juno's, und Jupiter beſchickte die Mutter des Peliden, Thetis; er befahl ihr, ſchleunig zum Heere zu gehen und dem Sohne zu verkündigen, daß den Göttern insgeſammt und Jupitern ſelbſt das Herz von Zorne glühe, weil er Hektors Leib ohne Löſung bei den Schiffen zurückhalte. Thetis gehorchte, ging in das Zelt des Sohnes, ſetzte ſich nahe zu ihm, und ſanft mit der Hand ihn ſtreichelnd, ſprach ſie: „Lieber Sohn, wie lange willſt du mit Gram und Seufzern dir das Herz abzehren, des Schlafs und der Nahrung vergeſſen? Es wäre gut, wenn du dich der Freude des Lebens wieder zuwendeteſt, denn du wirſt mir ja doch nicht lange mehr auf Erden einhergehen, und das grauſame Verhängniß lauert ſchon an deiner Seite. Höre denn die Worte Jupiters, die ich dir melde. Er und alle Götter zürnen dir, daß du Hektor's Leiche mißhandelſt und bei den Schiffen zurückhältſt. Wohlan, entlaß ihn, mein Sohn, gegen reiche Löſung.“ Achilles ſchaute auf, ſah der Mutter ins Geſicht und ſprach: „So ſey es; was Jupiter und der Rath der Himmliſchen gebietet, muß geſchehen. Wer mir die Löſung bringt, ſoll den Leichnam empfangen.“

Zur ſelben Zeit ſchickte Jupiter die ſchnelle Götterbotin Iris in die Stadt des Priamus mit ſeinen Aufträgen. Dieſe, dort angekommen, fand nichts als Geheul und Wehklage. Im Vorhofe ſaßen, um den Vater im Kreiſe, die Söhne, ſich die Gewande feucht weinend; in der Mitte der Greis, ſtraff in den Mantel gehüllt, Staub auf Nacken und Haupt geſtreut. In den Wohnungen lagen Töchter und Schwiegertöchter auf den Knieen und jammerten um die gemordeten Helden. Da trat plötzlich die Botin Jupiters vor den König und begann mit leiſer Stimme, daß ihm ein Schauer durch die Glieder fuhr: „Faſſe dich, Sohn des Dardanus, verzage nicht, ich habe dir kein übles Wort zu verkündigen. Jupiter erbarmt ſich deiner: er gebietet dir, zu Achilles zu gehen und ihm Geſchenke darzubringen, womit du den Leichnam deines Sohnes löſen ſollſt. Du allein ſollſt gehen, von keinem andern Trojaner begleitet, als von einem der älteren Herolde, der dir den Wagen mit den Maulthieren lenken, und dich mit dem Todten wieder zur Stadt zurückführen kann. Fürchte weder Tod, noch einen andern Schrecken; Jupiter geſellt dir den mächtigen Arguswürger Merkurius zum Schutze zu, daß er dich geleite, zum Peliden führe, und auch dort beſchirme. Doch iſt Achilles ſelbſt ja nicht vernunftlos, und kein blinder Frevler; er wird von ſelbſt des Flehenden ſchonen, und alles Leid von dir abwehren.“

Priamus vertraute den Worten der Göttin, befahl ſeinen Söhnen, den Wagen mit dem Maulthiergeſpanne zu rüſten, und ſtieg dann in die duftige, mit Cedernholz getäferte Kammer hinab, in welcher viel Koſtbarkeiten aufbewahrt lagen. Dorthin berief er ſeine Gemahlin Hekuba, und ſprach zu ihr: „Armes Weib, wiſſe, daß mir Botſchaft von Jupiter kam: ich ſoll zu Achilles nach den Schiffen wandeln, ſein Gemüth mit Geſchenken verſöhnen, und den Leichnam unſeres lieben Sohnes Hektor einlöſen. Wie däucht dir ſolches in deinem Herzen? mich ſelbſt, ich berge dir es nicht, drängt ein heftiger Trieb nach den Schiffen zu gehen.“ So ſprach der Greis; aber ſeine Gemahlin erwiederte ihm ſchluchzend: „Wehe mir, Priamus, wohin iſt dir dein einſt ſo geprieſener Verſtand entflohen? Welch ein Gedanke, du, der Greis, allein zu den Schiffen der Danaer zu wandeln, und dem Manne vor Augen zu treten, der dir ſo viel tapfere Söhne erſchlagen hat! Meinſt du, der Falſche, Blutgierige werde Mitleid mit dir haben, wenn er dich erblickt? Viel beſſer, wir beweinen ihn fern, zu Hauſe, ihn, dem das Geſchick ſchon bei der Geburt beſtimmt hat, von den Hunden verzehrt zu werden!“ „Halte mich nicht,“ antwortete Priamus entſchloſſen, „werde mir nicht ſelbſt im Hauſe zum drohenden Unglücksvogel: und erwartete mich auch der Tod bei den Schiffen, der Wütherich mag mich ermorden, wenn ich nur, mein Herz mit Thränen ſättigend, den geliebteſten Sohn in den Armen halten darf.“ Unter dieſen Worten ſchlug er den Deckel von den Kiſten, und wählte zwölf köſtliche Feiergewande, zwölf Teppiche, eben ſo viel Schlafröcke, Leibröcke und prächtige Mäntel aus. Dann wog er zehn volle Talente Goldes dar, erlas weiter vier ſchimmernde Becken, zwei Dreifüße; ja ſelbſt einen köſtlichen Becher, den ihm die Thrazier geſchenkt hatten, als er zu ihnen auf Geſandtſchaft kam, ſparte der Greis nicht. So begierig war er, ſeinen trauteſten Sohn zu löſen! Dann ſcheuchte er ſämmtliche Trojaner, die ihn aufhalten wollten, aus der Halle, und bedrohte ſie: „Ihr Nichtswürdigen, habt ihr nicht Gram im Hauſe genug, daß ihr herkommet, um auch mich zu bekümmern? Achtet ihr es für etwas Kleines, daß Jupiter den Jammer über mich verhängte, meinen tapferſten Sohn zu verlieren? Doch, ihr werdet's ſchon erfahren. Möchte nur ich in den Hades hinuntergehen, eh' ich die Trümmerhaufen eurer Stadt ſchau!“ So ſcheuchte er ſie mit dem Stabe hinaus; dann rief er ſcheltend ſeine Söhne: „Ihr Schändlichen, Untüchtigen, lägt ihr mir doch alle an Hektors Statt getödtet bei den Schiffen. Alle guten ſind todt, nur die Schandflecke ſind übrig, Lügner, Gaukler, Reigentänzer, die im Fette des Volkes ſchwelgen! Werdet ihr mir nicht ſogleich den Wagen ausrüſten, und alles dieſes in den Korb hineinlegen, damit ich meinen Weg vollenden kann?“ Erſchrocken gehorchten die Söhne dem murrenden Vater, ſpannten die Maulthiere vor den Laſtwagen, und luden die Löſegeſchenke auf. Alsdann ſpannten ſie auch die ſorglich gepflegten Roſſe an den Wagen des Priamus, und der greiſe Herold, der ihn begleiten ſollte, war auf der Stelle. Mit bekümmertem Herzen reichte Hekuba dem Könige den goldenen Becher zum Opfertrank; die Schaffnerin nahte ihm mit Waſchgefäß und Kanne, und als Priamus ſich die Hände mit lauterm Waſſer beſprengt, empfing er den Becher, ſtellte ſich in die Mitte des Hofes, ſpendete vom Weine, und betete mit erhobener Stimme zu Jupiter: „Vater Zeus, Herrſcher vom Ida, laß mich Barmherzigkeit und Gnade vor Peleus Sohne finden! Gib mir auch ein Zeichen, daß ich getroſt zu den Schiffen der Danaer gehen kann!“ Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürmte mit ausgebreiteten Fittichen ein ſchwarzgeflügelter Adler rechts her über die Stadt. Alle Trojaner ſahen es mit Wonne, und der Greis ſchwang ſich voll Zuverſicht in den Wagenſitz. Vor ihm her zogen die Maulthiere den ſchwer bepackten vierrädrigen Wagen, den der Herold Idäus lenkte. Hinter dieſem trieb der Greis mit der Geißel ſein Roſſegeſpann an; die Seinigen aber folgten ihm alle wehklagend, als ob es zum Tode ginge. Als die Wagen draußen vor der Stadt waren und Priamus und der Herold am Denkmale des alten Königs Ilius vorbeilenkte, hielten ſie mit beiden Wagen ein wenig, um die Roſſe und Maulthiere unten am Strome zu tränken. Der Abend war eingebrochen, und das Gefilde lag rings in Dämmerung. Da bemerkte Idäus ganz in der Nähe die Geſtalt eines Mannes, und erſchrocken ſprach er zu Priamus: „Merk auf, Herr, hier gilts Beſonnenheit! Sieh den Mann dort, ich fürchte, er ſteht auf der Lauer und ſinnt auf unſern Tod. Wir ſind unbewaffnet, dazu Greiſe; laß uns entweder umkehren und ſchnell in die Stadt zurückfliehen, oder ſeine Knie umfaſſen und ihn um Erbarmung flehen.“ Den Greis durchfuhr ein banger Schauer und ſeine Haare ſträubten ſich. Jetzt näherte ſich die Geſtalt; es war aber kein Feind, ſondern der Abgeſandte Jupiters, Hermes oder Merkur, der Bringer des Heiles, der auserwählte Sterbliche auf ihren Wegen zu begleiten hat. Dieſer faßte die Hand des Königes, ohne daß er ihn erkannte, und ſprach: „Vater, wohin lenkſt du in tiefer Nacht, wo andere Sterbliche ſchlafen, deine Roſſe und Maulthiere? Fürchteſt du dich denn gar nicht vor den erbitterten Achivern? Wenn dich einer davon ſo viel köſtliche Habe durchs Dunkel führen ſähe, wie würde dir wohl zu Muthe werden? Sorge jedoch nicht, daß Ich dir etwas zu Leide thue; vielmehr möchte ich dich auch vor Andern beſchirmen; gleichſt du doch meinem lieben Vater an Geſtalt! Aber ſage mir, führſt du ſo viel auserleſene Güter, flüchtend, nach einem fremden Lande? oder verlaſſet ihr Alle bereits Troja, nachdem ihr den tapferſten Mann verloren habt, der keinem Griechen an Muthe wich?“ Priamus ſchöpfte leichter Athem und antwortete: „Wahrlich, jetzt ſehe ich, daß die Hand eines Gottes mich beſchirmt, da mir ein ſo liebreicher und verſtändiger Gefährte auf meinem Wege begegnet, der ſo ſchön vom Tode meines Sohnes redet. Aber wer biſt du, mein Guter, und welcher Eltern Kind?“ „Mein Vater heißt Polyktor,“ antwortete Hermes, „ich bin von ſieben Söhnen der letzte, ein Myrmidone und Genoſſe des Achilles; daher ich denn oft mit meinen Augen deinen Sohn kämpfen und die Argiver zu den Schiffen treiben ſah, während wir bei unſerm zürnenden Herrn ſtanden, und ihn aus der Ferne bewunderten.“ „Wenn du ein Genoſſe des ſchrecklichen Peliden biſt,“ fragte Priamus jetzt voll Ungeduld, „o ſo verkündige mir, ob mein Sohn noch bei den Schiffen iſt, oder ob Achilles ihn ſchon, in Stücke zerhauen, den Hunden vorgeworfen hat?“ „Nein,“ antwortete Hermes, „er liegt noch im Zelte des Achilles, von Moder unberührt, obgleich ſchon der zwölfte Morgen verfloſſen iſt, und der Held ihn mit jedem Sonnenaufgang ohne Mitleid um das Grab ſeines Freundes ſchleift. Du würdeſt dich ſelbſt verwundern, wenn du ſäheſt, wie friſch und thauig er daliegt, vom Blute gereinigt, alle Wunden geſchloſſen. Selbſt im Tode pflegen die Götter noch ſeiner.“ Voll Freude langte Priamus den herrlichen Becher hervor, den er bei ſich im Wagen liegen hatte. „Nimm ihn,“ ſprach er, „verleih' mir deinen Schutz dafür, und geleite mich zum Zelte deines Herrn.“ Merkurius, als ſcheute er ſich, ohne Achilles Wiſſen Geſchenke zu nehmen, wies die Gabe ab, ſchwang ſich jedoch zu dem Helden in den Wagen, ergriff Zaum und Geißel, und bald hatten ſie Graben und Mauer erreicht. Hier fanden ſie die Hüter eben mit ihrem Abendmahle beſchäftigt. Doch ein Wink des Gottes verſenkte ſie in tiefen Schlaf, und ein Druck ſeiner Hand ſchob den Riegel vom Thore. So gelangte Priamus mit ſeinem Laſtwagen glücklich vor die Lagerhütte des Peliden, die hoch aus Balken gebaut, und mit Schilf bedeckt, und mit einem geräumigen Hofe umgeben war, den eine dichte Reihe von Pfählen umſchloß. Nur ein einziger tannener Riegel verſchloß die Pforte, aber ſo ſchwer, daß nur drei ſtarke Griechen ihn vor oder zurück ſchieben konnten; nur Achilles ſelbſt brauchte keine Beihülfe dazu. Jetzt aber öffnete Hermes das Thor ohne Mühe, ſtieg vom Wagen, gab ſich als Gott zu erkennen und verſchwand, nachdem er dem Greis gerathen, des Helden Kniee zu umfaſſen, und ihn bei Vater und Mutter zu beſchwören.

Priamus ſprang jetzt auch vom Wagen, und übergab dem Idäus Roſſe und Maulthiere. Er ſelbſt ging geraden Weges auf die Wohnung zu, wo Achilles ſaß. Er traf ihn zu Hauſe, getrennt von den Seinigen, nur von den Helden Automedon und Alcimus bedient, eben von der Mahlzeit ruhend und die Tafel ſtand noch vor ihm. Unbemerkt trat der erhabene Greis ein, eilte auf den Peliden zu, umſchlang ſeine Knie, küßte ihm die Hände, die entſetzlichen, die ihm ſo viele Söhne gemordet hatten, und ſah ihm ins Antlitz. Staunend betrachtete ihn Achilles und ſeine Freunde, da fing der Greis an zu flehen: „Göttergleicher Achilles, gedenke deines Vaters, der alt iſt, wie ich, vielleicht auch bedrängt von feindlichen Nachbarn, in Angſt und ohne Hülfe, wie ich. Doch bleibt ihm von Tag zu Tage die Hoffnung, ſeinen geliebten Sohn von Troja heimkehren zu ſehen. Ich aber, der ich fünfzig Söhne hatte, als die Argiver herangezogen kamen, und davon neunzehn von Einer Gattin, bin der meiſten in dieſem Kriege beraubt worden, und zuletzt durch dich des einzigen, der die Stadt und uns Alle zu beſchirmen vermochte. Darum komme ich nun zu den Schiffen, ihn, meinen Hektor, von dir zu erkaufen, und bringe unermeßliches Löſegeld. Scheue die Götter, Pelide, erbarme dich mein, gedenke deines eigenen Vaters! Ich bin des Mitleids noch werther: dulde ich doch, was noch kein Sterblicher geduldet hat, und drücke die Hand an die Lippe, die meine Kinder mir getödtet.“ So ſprach er, und erweckte dem Helden ſehnſüchtigen Gram um ſeinen Vater, daß er den Alten ſanft bei der Hand anfaßte und zurückdrängte. Da gedachte der Greis ſeines Sohnes Hektor, wand ſich zu den Füßen des Peliden, und fing laut an zu weinen; Achilles aber weinte bald über ſeinen Vater, bald über ſeinen Freund, und das ganze Zelt erſcholl von Jammertönen. Endlich ſprang der edle Held vom Seſſel empor, hub den Greis, voll Mitleid mit ſeinem grauen Haupt und Bart, an der Hand auf und ſprach: „Armer, fürwahr, viel Weh haſt du erduldet, und jetzt, welch ein Muth, ſo allein zu den Schiffen der Danaer zu wandeln, und einem Manne vor die Augen zu treten, der dir ſo viel und ſo tapfere Söhne erſchlagen hat! Du mußt ja ein eiſernes Herz im Buſen tragen! Aber wohlan, ſetz dich auf den Seſſel, laß uns den Kummer ein wenig beruhigen, ſo ſehr er uns von Herzen geht, wir ſchaffen ja doch nichts mit unſerer Schwermuth. Das iſt nun einmal das Schickſal, das die Götter den elenden Sterblichen beſtimmt haben, Gram zu erdulden, während ſie ſelbſt ohne Sorge ſind. Denn zwei Fäſſer ſtehen an der Schwelle von Jupiters Behauſung, das eine voll Gaben des Unglücks, das andere voll Gaben des Heils. Wem der Gott vermiſcht austheilt, den trifft abwechſelnd bald ein böſes, bald ein gutes Loos; wem er nur Weh austheilt, den ſtoßt er in Schande, der wird von herzzerfreſſender Noth über die Erde hin verfolgt. So ſchenkten die Götter dem Peleus zwar herrliche Gaben, Habe, Macht, ja ſelbſt eine Unſterbliche zur Gattin; doch hat ihm ein Himmliſcher auch Böſes gegeben, denn ihm ward ein einziger Sohn, der frühe hinwelken wird, der des Alternden ſo gar nicht pflegen kann, denn hier in weiter Ferne ſitze ich vor Troja und betrübe dich und die Deinigen. Auch dich, o Greis, prieſen die Völker vormals glückſelig, jetzt aber haben die Olympiſchen dir dieſes Leid geſandt, und ſeitdem tobt nur Schlacht und Mord um deine Mauern. So duld' es denn und jammere nicht unabläſſig, du kannſt deinen edlen Sohn doch nicht wieder aufwecken!“

Da antwortete Priamus: „Heiß mich nicht ſitzen, Liebling des Zeus, ſo lange Hektor noch unbeerdigt in deinem Zelte liegt. Erlaß ihn mir eilig, denn mich verlangt, ihn zu ſchauen. Freue dich der reichlichen Löſung, ſchone meiner, und kehre heim in dein Vaterland!“

Achilles runzelte die Stirne bei dieſen Worten und ſprach: „Reize mich nicht mehr, o Greis! Ich ſelbſt ja beabſichtige, dir Hektor zu erlaſſen, denn meine Mutter brachte mir Jupiters Botſchaft: auch erkenne ich wohl im Geiſte, daß dich ſelbſt, o Priamus, zu unſern Schiffen ein Gott geführt hat. Denn wie ſollte dieß ein Sterblicher, und wäre es der kühnſte Jüngling, wagen, wie unſern Wächtern entſchlüpfen, wie die Riegel der Thore zurückſchieben? Darum errege mir mein trauriges Herz nicht noch mehr, ich möchte ſonſt Jupiters Befehl vergeſſen und deiner nicht ſchonen, o Greis, ſo demüthig du flehſt!“

Zagend gehorchte Priamus. Achilles aber ſprang wie ein Löwe aus der Pforte, und ihm nach ſeine Genoſſen. Vor dem Zelte ſpannten ſie die Thiere aus dem Joch und führten den Herold herein. Dann huben ſie die Löſegeſchenke vom Wagen, und ließen nur zwei Mäntel und einen Leibrock zurück, um damit die Leiche Hektors anſtändig zu verhüllen. Dann ließ Achilles, fern und ungeſehen vom Vater, den Leichnam waſchen, ſalben und bekleiden. Achilles ſelbſt legte ihn auf ein unterbreitetes Lager; rief, während die Freunde den Todten auf den mit Maulthieren beſpannten Wagen hoben, den Namen ſeines Freundes an und ſprach: „Zürn' und eifere mir nicht, Patroklus, wenn du etwa in der Nacht der Unterwelt vernimmſt, daß ich Hektors Leiche ſeinem Vater zurückgebe! Er hat kein unwürdiges Löſegeld gebracht, und auch dir ſoll dein Antheil davon werden!“

Nun kehrte er zurück ins Zelt, ſetzte ſich dem Könige wieder gegenüber, und ſprach: „Siehe, dein Sohn iſt jetzt gelöst, o Greis, wie du es gewünſcht haſt; er liegt in ehrbare Gewande eingehüllt. Sobald der Morgen ſich röthet, magſt du ihn ſchauen und davonführen. Jetzt aber laß uns der Nachtkoſt gedenken, du haſt noch Zeit genug, deinen lieben Sohn zu beweinen, wenn du ihn zur Stadt gebracht haſt, denn wohl verdient er viele Thränen.“ So ſprach der Held, erhub ſich wieder vom Sitz, eilte hinaus und ſchlachtete ein Schaf. Seine Freunde zogen die Haut ab, ſchnitten das Fleiſch in Stücke, und brieten es ſorgfältig am Spieße. Dann ſetzten ſie ſich zu Tiſche: Automedon vertheilte in zierlichen Körben das Brod, Achilles das Fleiſch, und alle ſättigten ſich nun mit Speiſe und Trank. Staunend betrachtete Priamus Wuchs und Geſtalt ſeines edlen Wirthes, denn er glich den Unſterblichen. Aber auch Achilles ſtaunte vor Priamus, wenn er ihm in das Angeſicht voll Würde ſchaute, und die weiſe Rede des Greiſen vernahm. Als nun das Mahl vorüber war, ſprach Priamus: „Bette mich jetzt, edler Held, daß wir uns am erquickenden Schlafe ſättigen, denn ſeit mein Sohn geſtorben iſt, haben ſich meine Augenlieder nicht mehr geſchloſſen, und das erſtemal habe ich Fleiſch und Wein gekoſtet.“

Sofort befahl Achilles ſeinen Genoſſen und den Mägden, ein Bett unter die Halle zu ſtellen, mit Purpurpolſtern zu belegen, Teppiche drüber zu breiten, und zottige Mäntel als Decke darauf. So wurde jedem der Fremdlinge ein geſondertes Lager bereitet; und nun ſprach Achilles freundlich: „Lagere dich jetzt draußen, lieber Greis, es möchte dich einer der Danaerfürſten, die ſich beſtändig in meinem Zelte zum Rath verſammeln, durchs Dunkel hinſchleichen ſehen, und es dem Völkerhirten Agamemnon melden. Der aber könnte dir den Leichnam ſtreitig machen. Jetzt ſage mir aber auch noch: wie viel Tage gedenkſt du auf die Beſtattung deines edlen Sohnes zu verwenden? Damit ich ſo lange ruhe, und auch das Volk von jedem Angriff abhalte.“ „Wenn du mir es vergönnſt,“ antwortete Priamus, „meinem Sohn eine Leichenfeier zu halten, ſo geſtatte mir deine Güte elf Tage. Du weißt, wir ſind in die Stadt eingeſchloſſen, und müſſen das Holz fern im Gebirge holen. So brauchen wir neun Tage zur Vorbereitung, am zehnten möchten wir ihn beſtatten und das Todtenmahl feiern, am eilften ihm einen Ehrenhügel aufthürmen: am zwölften Tage, wenn es ſo ſeyn muß, wollen wir wieder kämpfen.“ „Auch dieſes geſchehe, wie du begehrſt,“ erwiederte Achilles, „ich werde das Heer ſo lange zurückhalten, als du gefordert.“ So ſprechend, faßte er die Rechte des Greiſes am Knöchel, um ſeinem Herzen alle Furcht zu benehmen. Nun entließ er ihn zum Schlafe, und legte ſich ſelbſt im innerſten Raume ſeines Zeltes nieder.

Während ſo Alles ſchlief, blieb nur Hermes der Gott ſchlummerlos, und erwog im Geiſte, wie er den König Troja's, von den Wächtern ungeſehen, aus den Schiffen zurückführen möchte. Deswegen trat er zu dem Haupte des ſchlummernden Greiſes, und ſprach zu ihm: „Alter, du ſchläfſt fürwahr ſehr unbeſorgt bei feindlichen Männern, nachdem dich Achilles verſchont hat. Es iſt wahr, du haſt den Sohn theuer gelöst; aber wenn Agamemnon und die

Griechen es wüßten, ſo müßten deine Söhne daheim dich, den Lebenden, mit dreimal größerem Löſegeld auskaufen!" Der Greis erſchrack und weckte den Herold; Merkur ſelbſt ſpannte ihnen Roſſe und Mäuler ein, und ſchwang ſich zu dem König in den Wagen; Idäus lenkte die Maulthiere mit dem Leichnam. So fuhren ſie unbemerkt durch das Heer, und hatten bald das griechiſche Lager hinter ſich.

Hektors Leichnam in Troja.

Merkur begleitete den König bis an die Furth des Skamander. Dort ſchied er aus dem Wagen, und entflog zum hohen Olymp. Priamus und der Herold aber trieben ſeufzend und wehklagend die Roſſe mit dem Wagen des Königes, und die Maulthiere mit dem Leichnam in die Stadt. Es war früher Morgen, Alles lag noch im Schlummer, und Niemand ſah ſie herankommen; nur Kaſſandra hatte die Burg von Pergamus erſtiegen, und erſchaute von ferne ihren Vater im Wagenſitze ſtehend, den Herold mit dem Maulthierwagen, und in dieſem auf Gewanden ausgeſtreckt den Leichnam. Da begann ſie laut zu wehklagen, und rief, daß es in der ſtillen Stadt wiederhallte: „Schaut doch hin, ihr Troer und ihr Troerinnen, dort kommt ja Hektor, ach nur der todte Hektor! Habt ihr euch jemals des Lebenden erfreut, wenn er ſiegreich aus der Feldſchlacht zurückkehrte, ſo begrüßet jetzt auch den Geſtorbenen!" Auf ihren Ruf blieb kein Mann und kein Weib in der Veſte, denn aller Herzen durchdrang eine gränzenloſe Trauer. Am Thore begegneten

Männer und Frauen, voran die Mutter und die Gattin Hektors, dem Führer des Leichenwagens; jene beiden rauften ihr Haar aus, ſtürzten ſich auf den Wagen, und legten ihre Hände auf das Haupt des Erſchlagenen; die Menge umringte ſie in Thränen, und ſie hätten den Wagen mit ihrem Wehklagen bis zum Abend aufgehalten, wenn nicht Priamus von ſeinem Wagenſitz zu dem Volke geredet hätte: „Macht Platz und laßt die Maulthiere hindurchgehen; wenn ich ihn ins Haus geführt, möget ihr euch ſatt weinen!“ Auf ſeinen Ruf wichen die Volkshaufen ehrfurchtsvoll dem Wagen.

Sobald die Leiche am Palaſte des Königes angekommen war, wurde ſie auf ein ſchönes Geſtell gelegt, und Sänger zugeordnet, welche mit kläglichen Lauten den Trauergeſang unter dem Nachſeufzen der Weiber anſtimmten. Vor Allen klagte die Fürſtin Andromache, die, noch in der Blüthe ihres Lebens, vor dem Leichname ſtand und ſein Haupt in Händen hielt. „Herrlicher Gatte,“ rief ſie, „ſo verlorſt du dein Leben, und läſſeſt mich als Wittwe hier im Palaſte, und mit mir unſer unmündiges Kind. Ach, ſchwerlich blüht dieſes wohl zum Jünglinge heran! Denn vorher noch wird Troja zerſtört, da du, der Stadt Vertheidiger, ſtarbeſt, du Schutz der züchtigen Frauen und der ſtammelnden Kinder! Bald werden dieſe nun gefangen zu den Schiffen hinweggeführt, und ich mitten unter ihnen. Du aber, mein trauter Aſtyanar, wirſt Schmach und Arbeit unter einem grauſamen Frohnherrn mit deiner Mutter theilen. Oder es faßt dich ein Grieche am Arm und ſchmettert dich vom Thurme herab, weil ihm dein Vater Hektor Bruder, Vater oder Sohn getödtet; denn freilich ſchonte dein Vater auch nicht, wo es die Entſcheidung galt: deswegen wehklagen auch jetzt die Völker um ihn rings umher in der Burg. Unausſprechlichen Gram haſt du deinen Eltern bereitet, Hektor, endloſe Verzweiflung mir ſelbſt. Nicht von dem Sterbelager haſt du die Hand mir gereicht, nicht ein Abſchiedswort voll Weisheit mir zugerufen, deſſen ich Tag und Nacht unter Thränen der Wehmuth gedenken könnte!"

Nach Andromache erhub Hekuba, die Mutter, klagend ihre Stimme. „Hektor, o du mein Herzenskind, wie lieb wareſt du ſelbſt den Göttern, die deiner auch beim bitterſten Tode nicht vergeſſen haben. Mit dem Schwert getödtet und geſchleift, ruheſt du doch ſo friſch in unſerm Hauſe, als hätte dich das linde Geſchoß Apollo's vom ſilbernen Bogen unverſehens hingeſtreckt." So ſprach ſie, ſich ſelber tröſtend, und vergoß eine Fluth von Thränen. Jetzt nahm auch Helena das Wort. „Hektor," klagte ſie, „du mir lieber als alle Gebrüder meines Mannes, zwanzig Lebensjahre ſind mir entflohen, ſeit mich Unglückſelig Paris gen Troja geführt hat, und nie in dieſer lange Zeit hörte ich auch nur ein Wörtlein im Böſen von di Zwar König Priamus war immer auch milde gegen mich wie ein Vater, aber wenn ein Anderer im Hauſe, Brude oder Schweſter des Gatten, Schwägerin oder Schwiegermutter mich hart anließ, die beſänftigteſt du immer, un dein freundliches Herz redete mir zu gut. In dir iſt mei Tröſter und Freund geſtorben; mit Abſcheu werden ſi jetzt Alle von mir abwenden!"

So ſprach ſie unter Thränen, und das zahllos ve ſammelte Volk ſeufzete. Da rief Priamus über das G dränge hin: „Jetzt, ihr Trojaner, bringet Holz für d Scheiterhaufen zur Stadt her, und beſorget nicht, d etwa ein Hinterhalt der Danaer auf euch laure. Der Sohn des Peleus, als er mich von den Schiffen entließ, hat mir verheißen, uns keinen Schaden zu thun, bis der zwölfte Morgen gekommen wäre."

Die Völker gehorchten; ſchnell wurden Laſtwagen mit Stieren und Maulthieren beſpannt, und Alles verſammelte ſich vor der Stadt. Neun Tage lang führten ſie Holz, eine ganze Waldung herbei; am zehnten Morgen wurde die Leiche des Hektors unter lauten Wehklagen hinausgetragen, auf das hohe Scheitergerüſt niedergelegt, und dieſes in Flammen geſetzt. Das ganze Volk ſtand um den brennenden Holzſtoß verſammelt; als er niedergebrannt war, löſchten ſie den glimmenden Schutt mit Wein, und die Brüder und Streitgenoſſen des Verſtorbenen laſen das weiße Gebein unter Thränen aus der Aſche zuſammen. Mit weichen Purpurgewanden umhüllt, ward es in ein goldenes Käſtchen gelegt, und in die hohle Gruft geſenkt. Dichte Quadern verſchloſſen dieſe, dann wurde der Grabhügel aufgeſchüttet, und ringsum ſaßen Späher, damit nicht ein plötzlicher Ueberfall der Griechen ſie störte. Als die Erde aufgeſchüttet war, zog alles Volk in die Stadt zurück, und im Königshauſe des Priamus wurde das feierliche Todtenmahl begangen.

Pentheſiléa.

Nach Hektors Beſtattung hielten ſich die Trojane wieder hinter den Mauern ihrer Stadt, denn ſie fürchteten ſich vor der Kraft des unbändigen Peleusſohnes, un ſcheuten ſich in ſeine Nähe zu kommen, wie ſich Stier ſträuben, dem Lager eines entſetzlichen Waldlöwen zu nahen. In der Stadt herrſchte Trauer und Klage über de Verluſt ihres edelſten Bürgers und mächtigſten Beſchützers und der Jammer war ſo groß, als wenn Troja ſcho von den Flammen der Eroberer verzehrt würde.

In dieſer troſtloſen Lage erſchien den Belagerten ein Hülfe von wannen ſie nicht erwartet worden war. Vo Thermodonſtrome, in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Pontus kam mit einem kleinen Haufen von Heldinnen die Amazonenkönigin Pentheſiléa herangezogen, die Trojaner zu unterſtützen. Es trieb ſie zu dieſer Unternehmung theils di männliche Luſt an Kriegsgefahren, die dieſem Weibervolk eigen iſt, theils eine unfreiwillige Blutſchuld, die ihr au dem Herzen laſtete, und wegen der ſie in ihrem Vaterlande übel angeſehen war. Sie hatte nämlich auf eine Jagd, als ſie nach einem Hirſche mit ihrem Speere zielte ihre eigene geliebte Schweſter Hippolyta mit dem Wurfgeſchoſſe getödtet. Nun begleiteten ſie die Rachegöttinne auf allen Pfaden und kein Opfer hatte dieſelben bis au dieſe Stunde verſöhnen können. Dieſen Qualen hoffte ſi am eheſten durch einen den Göttern wohlgefälligen Kriegszug zu entgehen, und ſo brach ſie mit zwölf auserleſene Genoſſinnen gen Troja auf, die alle, gleich ihr, na

Krieg und Männerkämpfen dürſteten. Doch gegenüber vor ihrer Königin Pentheſiléa erſchienen ſelbſt dieſe herrlichen Jungfrauen nur wie Sklavinnen. Wie unter den Sternen der Mond am Himmel hervorſtrahlt, ſo überragte an Glanz und Schönheit die Fürſtin alle ihre Dienerinnen. Sie war herrlich wie die Göttin der Morgenröthe, wenn ſie, von den Horen umgeben, aus den Höhben des Olympus zum Rande der Erde herniederfährt.

Als die Trojaner von ihren Mauern herab an der Spitze ihrer Jungfrauen die zarte und doch gewaltige Königin, in Panzer und Schienen von Erz gehüllt, einer Göttin ähnlich, einherſchreiten ſahen, ſtrömten ſie von allen Seiten voll Bewunderung herbei, und konnten ſich, als die Jungfrauenſchaar näher heranzog, an der Schönheit ihrer Fürſtin mit Blicken nicht genug erſättigen, denn in ihren Zügen war das Schreckliche wunderbar mit dem Lieblichen verbunden: ein holdſeliges Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und wie Sonnenſtrahlen leuchteten unter langen Wimpern ihre lebensvollen Augen; ihre Wangen bedeckte eine ſittſame Röthe, und über das ganze Antlitz verbreitete ſich mädchenhafte Anmuth, beſeelt von kriegeriſchem Feuer. So betrübt das Volk Troja's vorher geweſen war, ſo fröhlich jauchzte es jetzt bei dieſem Anblicke. Selbſt das trauernde Herz des Königes Priamus wurde wieder etwas freudiger geſtimmt, und als er die herrliche Pentheſiléa anſah, da wurde ihm zu Muthe wie einem Halbverblendeten, dem ein wohlthätiger Lichtſtrahl ins kranke Auge dringt. Aber ſeine Freude war nur mäßig und gedämpft durch die Erinnerung an den Verluſt ſo viel trefflicher, nicht minder ſchöner Söhne. Doch führte er die Königin in ſeine Wohnung ein, ehrte ſie wie eine eigene

Tochter, und bewirthete ſie aufs Köſtlichſte. Die auserleſenſten Geſchenke wurden für ſie auf ſein Geheiß herbeigebracht, und noch mehrere verſprach er ihr für die Zukunft, wenn es ihr glücken ſollte, die Trojaner der Gefahr zu entreißen. Die Amazonenkönigin aber erhub ſich von dem Ehrenſtuhl, auf dem ſie Platz genommen, und vermaß ſich eines Schwures, der noch keinem Sterblichen in den Sinn gekommen war: ſie verhieß dem Könige den Tod des göttergleichen Achilles: ihn und alle Schaaren der Argiver wollte ſie vertilgen, und ihr Feuer ſollte alle feindlichen Schiffe freſſen! So ſchwur die Thörin, welche den lanzenſchwingenden Helden und ſeinen furchtbaren Arm noch nicht kannte. Als Andromache, Hektors trauernde Wittwe, dieſes Verſprechen mit anhörte, da dachte ſie bei ſich ſelber: „O du Arme, du weißeſt nicht, was du geſprochen haſt, und weſſen du dich im Stolze vermiſſeſt! Wie ſollte dir die Kraft zu Gebote ſtehen, die zum Kampfe mit dem männermordenden Helden erforderlich iſt? Biſt du von Sinnen, Verlorene, und ſieheſt das Ziel des Todes nicht, vor dem du jetzt ſchon ſteheſt? Schauten doch auf meinen Gatten Hektor, wie auf einen Gott, alle Trojaner hin, und doch hat der Speer des Peliden ſeinen Hals durchbohrt! O möchte mich die Erde verſchlingen!“

So dachte Andromache bei ſich. Indeſſen war der Tag zu Ende gegangen, und nachdem die Heldinnen ſich vom Zuge erholt und mit Speiſe und Trank gelabt hatten, wurde der Fürſtin und ihren Begleiterinnen von den Dienſtmägden des Palaſtes ein behagliches Lager bereitet, auf welchem Pentheſiléa bald in einen tiefen Schlummer ſank. Da nahete ihr auf Minerva's Befehl ein verderbliches Traumbild. Ihr eigener Vater erſchien ihr im Schlafe, und drang in ſie, den Kampf mit dem ſchnellen Achilles zu beginnen. Der Jungfrau, wie ſie das täuſchende Geſicht erblickte, ſchlug das Herz im Buſen, und ſie hoffte noch am heutigen Tage das Ungeheure zu vollführen. Erwacht ſprang ſie vom Lager, und legte ſich die ſchimmernde Rüſtung, die ihr Mars ſelbſt geſchenkt hatte, um die Schultern, paßte ſich die goldenen Schienen an, umhüllte ſich mit dem ſtrahlenden Panzer, und warf das Wehrgehäng, an welchem in einer Scheide von Silber und Elfenbein das mächtige Schwert hing, ſich über die Achſel. Dann nahm ſie ihren Schild, welcher ſchimmerte, wie der Mond, wenn er aus dem Spiegel des Meeres aufſteigt, und ſetzte den Helm aufs Haupt, von dem eine goldgelbe Mähne herabfloß. In die Linke nahm ſie zwei Speere, und in die Rechte eine zweiſchneidige Axt, welche ihr einſt die verderbliche Göttin der Zwietracht als Kriegswaffe geſchenkt hatte. Als ſie ſo in der blinkenden Rüſtung zum Palaſte hinausſtürmte, glich ſie einem Blitzſtrahle, den die Hand Jupiters vom Olymp auf die Erde herabſchleudert.

Jauchzend vor Luſt eilte ſie zu den Mauern Troja's hinaus, und ermunterte die Trojaner zum rühmlichen Kampfe. Um ihren Ruf verſammelten ſich auch ſogleich die tapferſten Männer, die vorher dem Achilles nicht mehr entgegen zu gehen gewagt hätten. Pentheſiléa ſelbſt aber ſchwang ſich im Drange der Kriegsluſt auf ein ſchönes, ſchnellfüßiges Pferd, ein Geſchenk der Gemahlin des thraciſchen Königes Boreas, das ſo ſchnell flog, wie die Harpyien. Auf dieſem Roſſe jagte ſie hinaus aufs Schlachtfeld, und alle ihre Jungfrauen, gleichfalls zu Roſſe, ihr nach. Ganze Schaaren troiſchen Volkes begleiteten ſie.

König Priamus, der im Palaſte zurückblieb, hob ſeine Hände gen Himmel und betete zu Jupiter: „Höre, o Vater, und laß Achaja's Schaaren am heutigen Tage vor der Tochter des Mars in den Staub ſinken, ſie ſelbſt aber glücklich in meinen Palaſt zurückkehren. Thue es deinem gewaltigen Sohne Mars zu Ehren; thu es ihm ſelbſt zu Liebe, die einem Gotte entſtammt und euch unſterblichen Göttern ſo ähnlich iſt; thu es auch um meinetwillen, der ich ſo vielfach gelitten, ſo viele ſchöne Söhne unter den Händen der Griechen habe dahinſinken ſehen! Thu' es, ſo lange noch vom edlen Blute des Dardanus etwas übrig bleibt und die alte Stadt Troja noch unzerſtört iſt!“ Kaum hatte er ausgebetet, ſo ſtürmte ihm zur Linken ein kreiſchender Adler durch die Luft, der eine zerriſſene Taube in den Krallen hielt. Ein Schauer der Furcht durchbebte das Gebein des Königes bei dieſem Vorzeichen, und die Hoffnung entſank ſeiner Bruſt.

Inzwiſchen ſahen die Griechen in ihrem Schiffslager die Trojaner, an deren Muthloſigkeit ſie ſich ſeit einigen Tagen gewöhnt hatten, zu ihrem Staunen heranziehen wie reiſſende Thiere, die ſich vom Gebirge herunter au Schafheerden ſtürzen. Einer ſprach voll Verwunderung zum Andern: „Wer hat doch wohl die Troer wieder vereinigt, die ſeit Hektors Tode alle Luſt verloren zu haben ſchienen, uns je wieder zu bekämpfen? Das muß wohl ein Gott ſeyn, der ſich ihrer annimmt. Wohl! Sind wi doch auch nicht ohne Götter; und haben wir ſie bisher bezwungen, ſo wird es uns auch heute gelingen!“ S warfen ſie ſich in die Waffen und ſtrömten kampfluſtig von den Schiffen heraus. Bald begann die blutige Schlacht Speer ſtreckte ſich gegen Speer, Harniſch ſtieß auf Harniſch

Schild prallte an Schild und Helm an Helm, der Boden Troja's färbte ſich einmal wieder roth vom Blute; Pentheſiléa wüthete unter den griechiſchen Helden, und ihre Kriegerinnen wetteiferten mit ihr in Tapferkeit. Sie ſelbſt erlegte den Molon und ſieben andere Helden; als aber die Amazone Klonia Menippes, den Freund des gewaltigen Podarkes, niederſchlug, ergrimmte dieſer und durchbohrte die Hüfte der Männin mit ſeiner Lanze; zu ſpät hieb ihm Pentheſiléa die zum Stoß ausholende Hand ab; ihre Kriegerin war in den Tod geſunken und jenen retteten die entführenden Freunde. Jetzt wandte ſich das Glück zu den Griechen; Idomeneus traf die Amazone Bremuſa rechts in die Bruſt mit dem Speere, Meriones erſchlug Evandra und Thermodeſſa, unter Ajax, des Oïleus Sohn, ſank Derione; der Tydide hieb Alcibia und Derimachia nieder, indem ſein Schwert beiden die Häupter mit ſamt dem Genicke von den Schultern trennte. Darauf kehrte ſich der Kampf gegen die Trojaner. Sthenelus tödtete den Kabirus aus Seſtus und vergebens ſchnellte Paris ſeinen Pfeil auf den Mörder ab. Er flog vorüber und traf, von den grauſamen Parzen abgelenkt, einen andern Griechen, den Helden Evenor von Dulichium zum Tode. Sein Schickſal regte den Anführer der Dulichier, Meges, den muthigen Sohn des Königes Phyleus, auf; raſch wie ein Löwe ſprang er heran, daß die Troer beſtürzt vor ihm flohen. Er erſchlug zwei ihrer beſten Bundesgenoſſen, den Itymoneus und Agelaus von Milet, und auch Trojaner, ſoviel ſein Speer erreichen konnte. Andre erlegten Andre, denn ein furchtbares Schlachtgetümmel durchtobte die Reihen, und von beiden Seiten ſanken an dieſem Tag viele Helden in den Staub.

Pentheſiléa aber ſtürmte noch immer unbezwungen unter die Griechen, wie eine Löwin unter einer Rinderheerde wüthet, und dieſe wichen von Schrecken ergriffen zurück, wo ſie nahte. Trunkenen Muthes rief ihnen die Siegerin entgegen: „Heute noch, ihr Hunde, ſollet ihr die Schmach des Priamus mir büßen. Raubthieren und Vögeln ſollt ihr zum Fraße modern und Keiner von Euch ſoll Weib und Kind zu Hauſe wieder ſchauen, kein Erdhügel je über euren Gebeinen ſich erheben! Wo iſt Diomedes, wo Ajar, Telamons Sohn, wo der Pelide Achilles, die beſten unter eurem Heere? Warum kommen ſie nicht und meſſen ſich mit mir? Aber freilich, ſie wiſſen, daß ſie von mir zerſchmettert und zu Leichen werden müßten!“ So rief ſie und drang voll Verachtung auf die Argiver ein; bald wüthete ſie mit der Art, bald mit dem Wurfſpieß, und den Köcher voll Geſchoſſe trug ihr, falls ſie ſein bedürftig wäre, ihr gelenkiges Roß. Ihr nach drängten ſich die Söhne des Priamus und die erſten der Trojaner. Dieſem Andrange vermochten die Griechen nicht zu widerſtehen; wie Blätter im Winde oder wie Regentropfen fielen ſie gedrängt nach einander, bald war das Gefilde mit argiviſchen Leichen bedeckt, und die Roſſe der troiſchen Streitwagen zertraten verfolgend Gefallene und Todte wie gedroſchenes Korn. Den Trojanern war nicht anders zu Sinne, denn als ob eine der Unſterblichen ſichtbar vom Himmel herab geſtiegen wäre, um ihnen die Schaaren der Feinde bekämpfen zu helfen, und in der thörichten Freude ihres Herzens glaubten ſie ſchon an deren gänzliche Vernichtung.

Aber noch war das Getöſe des Kampfes weder zu dem gewaltigen Ajar noch zu dem Götterſohn Achilles gedrungen. Beide lagen fern am Grabe des Patroklus, und gedachten hier ihres erſchlagenen Freundes; ſo war es vom Geſchicke verordnet, welches der Amazonenfürſtin ein paar Stunden der Aernte gönnen wollte, und ſie mit Ruhm bekränzt zum Tode trieb. Auf den Mauern der Stadt ſtanden die trojaniſchen Frauen und bewunderten jubelnd die Heldenthaten ihrer Mitſchweſter. Eine von ihnen, Hippodamia, die Gattin des tapfern Trojaners Tiſiphonus, fühlte ſich plötzlich von Kampfluſt ergriffen: „Freundinnen, ſprach ſie, warum kämpfen nicht auch wir, unſern Männern gleich, für's Vaterland, für uns und für unſere Kinder? Stehen wir doch nicht ſo ferne von dem kräftigen Geſchlecht unſerer Jünglinge: dieſelbe Kraft wie ihnen ward auch uns verliehen: unſere Augen ſpähen nicht weniger ſcharf; unſere Kniee wanken ſo wenig, wie die ihrigen; Licht, Luft und Nahrung gehört uns wie ihnen; warum ſollte nicht auch die Feldſchlacht uns verliehen ſeyn? Seht ihr denn nicht dort das Weib, das hoch hervorragt vor allen Männern? Und doch iſt es nicht einmal von unſerem Stamme! Es kämpft für einen fremden König, für eine Stadt, die nicht ſeine Heimath iſt, und thut es unbekümmert um die Männer, faßt ſich einen Muth im Herzen, und ſinnt auf Unheil gegen die Feinde. Wir aber hätten für unſer eigenes Glück zu fechten und eigenes Unglück hätten wir zu rächen. Wo iſt eine von uns, die in dieſem unſeligen Kriege nicht ein Kind, oder einen Gatten, oder einen Vater verloren hätte, oder um Brüder oder andre nahe Verwandte trauerte? Und wenn unſre Männer unterliegen, was ſteht uns allen Beſſeres bevor, als die Knechtſchaft? Darum laſſet uns den Kampf nicht länger aufſchieben; lieber wollen wir ſterben, denn als Beute von den Feinden hinweggeführt werden mit unſern unmündigen Kindern, wenn die Gatten todt ſind und die Stadt hinter uns in Flammen ſteht!“

So ſprach Hippodamia und erregte die Begierde nach Kampf in ihnen Allen. Sie legten Wolle und Webekorb zur Seite, zerſtreuten ſich wie ein Bienenſchwarm in ihre Häuſer, und griffen nach den Waffen. Unfehlbar wären alle ein Opfer ihres unſinnigen Eifers geworden, wenn nicht die Schweſter der Königin Hekuba, Theano, die Gemahlin Antenor's, welche weiſer war, als alle Andere, ſich ihrem unſinnigen Beginnen widerſetzt hätte. Dieſe ſuchte ſie mit verſtändigen Worten zu beſchwichtigen. „Wa wollt ihr anfangen, ihr Unvernünftigen,“ rief ſie den ſchon Ausziehenden entgegen; „gegen die Danaer woll ihr ziehen, die in Waffen und im Kampfe geübten Män ner? Wie möget ihr hoffen, euch mit ihnen meſſen z können? Habt ihr denn je Kriegswerk getrieben, wie di Amazonen, habt Roſſe tummeln gelernt und anderes Thu der Männer? Dazu iſt jenes Wunderweib noch ein Tochter des Kriegsgottes, ihr aber ſeyd alle Kinder vo Sterblichen. Deßwegen ſollt ihr Weiber bleiben, eu ferne vom Schlachtgetümmel halten und im innern Hau raume der Spindel pflegen; den Krieg aber mögt ihr de Männern laſſen. Noch ſind ja dieſe aufrecht und umri gen ſchirmend eure Stadt; noch iſt es nicht ſo weit g kommen, daß ſie der Hülfe ihrer Weiber bedürften u dieſe zur Vertheidigung der Stadt aufrufen müßten!“

Den klugen Worten der bejahrten Troerin ſchenk die aufgeregten Frauen allmälig Gehör, kehrten auf Mauer zurück, und ſahen bald wieder, wie zuvor, v ferne der Schlacht zu. Indeſſen mordete Pentheſiléa ſ und die Schaaren der Argiver erbebten vor ihr; die Helden begannen zu fliehen und zerſtreuten ſich da und dorthin, die Einen, nachdem ſie die Wehre von den Schultern auf den Boden geworfen, die Andern in voller Waffenrüſtung: Roſſe und Wagen flogen hier und dorthin ohne Führer; überall hörte man Gewinſel der Sterbenden, denn Alles ſank zuſammen vor dem Schlachtſpeer der Amazone.

Immer vorwärts drangen die Trojaner; ſchon waren ſie ganz nahe an den Schiffen der Griechen angekommen, und machten Anſtalt, dieſe zu verbrennen. Da hörte endlich Ajar, der gewaltige Sohn des Telamon, das Kriegsgeſchrei, hob ſein Haupt vom Grabhügel des Patroklus empor, und ſprach zu Achilles: „Kampfbruder, mir drang ein unendliches Getöſe zu den Ohren, gleich als hätte ſich irgendwo ein gefährlicher Kampf erhoben! Laß uns gehen, daß die Trojaner uns nicht zuvor kommen, und doch einmal die Schiffe verbrennen!“ Dieſe Worte regten den Peliden auf, und jetzt wurde auch ſein Ohr von dem Jammergeſchrei erreicht. Eilig warfen ſich beide in ihre ſchimmernde Rüſtung und gingen, in Waffen leuchtend und von Streitluſt brennend, der Gegend zu, von welchen der Hall des Kampfes ihnen entgegen lärmte.

Durch die gebrochenen Reihen der Argiver zückte eine Freude, als ſie die beiden tapferſten Männer heraneilen ſahen. Dieſe aber ſtürzten ſich ſogleich mit brennendem Eifer in den Kampf, und fingen an, unter dem trojaniſchen Heere zu würgen. Ajar warf ſich auf die Männer und ſeinen erſten Speerſtößen erlagen vier Trojaner. Achilles aber kehrte ſich gegen die Amazonen, und vier der Jungfrauen erlagen unter ſeinen Streichen;

beide miteinander auf die Maſſe des feindlichen Heers, und mit geringer Mühe waren die noch jüngſt ſo dicht ſtehende Reihen der Feinde gelichtet.

Als Pentheſiléa dieß inne ward, ſtürzte ſie muthig ihren beiden mächtigen Feinden entgegen, wie ein Pantherthier den Jägern entgegen eilt. Jene aber reckten ſich, daß ihre ehernen Panzer klirrten, und hielten ihre Lanzen empor. Die Amazone warf ihren Speer zuerſt auf Achilles. Der Schild des Helden fing ihn auf, daß er zerſplitternd abprallte, als wäre er auf einen Felſen geſtoßen. Mit der zweiten Lanze zielte ſie jetzt auf Ajax, und zugleich rief ſie beiden Helden zu: „Wenn auch mein erſter Wurf mißlang, dieſer zweite ſoll euch Prahlern Kraft und Leben rauben, die ihr euch rühmet, die Stärkſten im Heere der Danaer zu ſeyn, aber jetzt nur hergekommen ſeyd, um zu erfahren, daß ein Weib mehr vermag, als ihr beide zuſammen!" So rief ſie, und brachte durch ihre Reden die Helden zum Lachen. Ihre Lanze aber erreichte die ſilberne Beinſchiene des Ajax, und ſo gerne ſie in ſeinem Blute geſchwelgt hätte, vermochte ſie doch nicht einmal ſeine Haut zu ritzen, denn die Waffe prallte von der ehernen Fußbekleidung ab. Ajax, ohne ſich viel um die Amazone zu bekümmern, ſtürzte ſich auf die Schlachtreihen der Trojaner, und überließ dem Achilles die Feindin, denn er zweifelte in ſeinem Geiſte keinen Augenblick, daß dieſer allein mit ihr fertig werden würde, ſo bald, wie ein Habicht mit der Taube.

Pentheſiléa, als ſie ſah, daß auch ihr zweiter Wurf ohne Erfolg geblieben, ſtieß einen lauten Seufzer aus; Achilles aber maß ſie mit ſeinen Blicken, und rief ihr zu: „Sage mir, Weib, wie haſt du dich erdreiſten können, dich ſo übermüthig uns entgegen zu werfen, und uns, die gewaltigſten Helden der ganzen Erde, zu bekämpfen, uns, die wir vom Blute des Donnerers ſelbſt entſproſſen ſind, und vor welchem Hektor bebte und erlegen iſt? Der Wahnſinn muß aus dir geſprochen haben, als dein Mund uns heute mit dem Tod bedrohte; denn ſiehe, dein eignes letztes Stündlein iſt jetzt gekommen." Mit dieſen Worten drang er auf ſie ein, die unbezwingliche Lanze, das Werk des Centauren Chiron, ſeines Erziehers, in der Rechten ſchwingend. Ihr Wurf traf die Kriegerin oberhalb der rechten Bruſt, ſo tief, daß alsbald das ſchwarze Blut aus der Wunde ſtrömte und alle Kraft ihre Glieder verließ. Die Axt fiel ihr aus der Rechten, und ihr Auge hüllte ſich in Finſterniß. Doch erholte ſie ſich noch einmal und ſah ihrem Feinde, der eben heranſtürmte, ſie vom flücht'gen Roſſe zu ziehen, feſt ins Antlitz. Sie beſann ſich einen Augenblick, ob ſie ihr Schwert aus der Scheide ziehen und ſich wehren, oder vom Roſſe ſteigen und zu dem Sieger flehend ihm Gold und Erz genug für ihr Leben verſprechen ſollte. Aber Achilles ließ ihr keine Zeit, ſich zu beſinnen. Im Zorn über ihren Stolz durchbohrte er Roß und Reiterin mit einem Stoße. Alsbald glitt dieſe herab und ſank in den Staub und ins Verderben, am Speere zuckend und mit dem Rücken an das flüchtige Streitroß angelehnt, das ſterbend auf den Knieen lag; ſie ſelbſt einer ſchlanken Tanne gleich, die der Nordwind geknickt hat.

Als die Trojaner den Fall ihrer Heldin gewahr wurden, ſtürzten ſie voll Betäubung zurück nach den Thoren der Stadt, wehklagend über den Tod der Amazone und ihrer eigenen, vielen Stammesverwandten. Der

Sohn des Peleus aber rief mit Frohlocken: „So liege du denn, du armes Geſchöpf, den Raubvögeln und Hunden zur Waide! Wer hat dich auch mit mir kämpfen geheißen? Du hoffteſt wohl unermeßliche Gaben aus der Hand des Königs Priamus als Kampfpreis zu empfangen, dafür, daß du ſo viele Griechen erſchlagen haſt! Aber ein anderer Lohn wurde dir zu Theil!“ So ſprach er, und zog ihr und dem Pferde den Speer aus dem Leibe, und noch zuckten beide. Dann nahm er ihr den Helm vom Haupte ab, und betrachtete das Antlitz der Verſchiedenen. Obgleich von Blut und Staube bedeckt, waren doch ihre edeln Züge auch im Tode noch voll Anmuth, und die Griechen, die den Leichnam umringten, mußten alle über die überirdiſche Schönheit der Jungfrau ſtaunen, die, der nach heißer Gebirgsjagd ſchlummernden Diana ähnlich, in voller Waffenrüſtung dalag. Achilles ſelbſt, als er ſie länger betrachtete, fühlte ſich von überſchleichendem Schmerze beſtrickt, und mußte ſich geſtehen, daß die Fürſtin, anſtatt von ihm getödtet zu werden, viel eher verdient hätte, als herrliche Gattin mit ihm in Phthia einzuziehen.

In den tiefſten Schmerz aber verſank der Vater der Amazone, der Kriegsgott, über ihrem Tode. Wie ein Blitz mit rollendem Donner ſtürzte er ſich bewaffnet vom Olymp herunter auf die Erde, und ſchritt über die Gipfel und Schluchten des Berges Ida hin, daß Gebirg und Thal unter ſeinem Schritte erbebten. Und ſicherlich hätte er den Griechen das Verderben gebracht, wenn ihn nicht Jupiter, der Freund der Danaer, durch ein furchtbares Gewitter gewarnt hätte, das ſich Schlag auf Schlag über ſeinem Haupte entlud, und in welchem er die Stimme ſehr er ſich nach dem Kampfe ſehnte, es doch nicht ſogleich wagte, dem Willen des Donnerers entgegen zu handeln, und mitten auf dem Wege nach dem Schlachtfelde ſtille ſtand. Er war unſchlüſſig, ob er zum Olymp zurückkehren ſollte, oder dem Vater trotzend hingehen und ſeine Hände in das Blut des Achilles tauchen. Zuletzt gedachte er jedoch der vielen Söhne Jupiters ſelbſt, die nach dem Rathſchluſſe des Vaters ſterben mußten, und die er ſelbſt nicht im Stande geweſen, vor dem Tode zu ſchützen. So beſann er ſich denn des Beſſeren; kannte er ja doch ſeinen allgewaltigen Vater und wußte, daß, wer ſich ihm widerſetzt, vom Blitze gebändigt und zu den Titanen in die Unterwelt hingeſchleudert wird.

Um den Leichnam Pentheſiléa's drängten ſich inzwiſchen die Danaer, und fingen an, die Todten ihrer Waffen zu berauben. Achilles aber ſtand mit ganz verwandeltem Gemüthe daneben, er, der noch ſo eben ihren Leib den Hunden und Vögeln zum Fraße hatte preis geben wollen. Mit tiefer Wehmuth blickte er auf die Jungfrau hernieder, und es nagte ihm keine geringere Qual am Herzen, als einſt, da er um ſeinen lieben Freund, den erſchlagenen Patroklus, jammerte.

Unter den herbeiſtrömenden Griechen näherte ſich auch der häßliche Therſites, und fiel den Helden mit ſchmähenden Reden an: „Biſt du nicht ein Thor," rief er ihm zu, „daß du dich um die Jungfrau abhärmen magſt, die uns Allen doch ſo vielfaches Unheil bereitet hat? Du zeigſt dich fürwahr als einen weibiſchen Lüſtling, daß dich eine Sehnſucht nach der Schönheit dieſer Erſchlagenen beſchleicht! Hätte dich doch ihre Lanze in der Schlacht getödtet, du werden müßten!“ Wüthender Zorn bemächtigte ſich des Helden, als er aus dem Munde eines Elenden ſolche Schmähworte hören mußte. Er verſetzte dem häßlichen Schelter mit der bloßen Fauſt einen ſolchen Streich auf die Wange, daß ihm die Zähne aus dem Munde fielen, ein Blutſtrom hervorſchoß, und Therſites, ſich auf dem Boden krümmend, ſeine feige Seele aushauchte. Da war unter den Umſtehenden keiner, der ihn bedauert hätte, denn ſein einziges Geſchäft war geweſen, Andere zu ſchmähen, indeß er ſelbſt im Felde und im Rathe ſich immer nur als einen armſeligen Wicht bewies. Achilles aber ſprach voll Unmuth: „Hier magſt du denn im Staube liegen und deine Thorheit vergeſſen lernen! Denn Thorheit iſt es, wenn der Schlechtere ſich dem Beſſern gleichſtellen will! Wie mich, haſt du ſchon früher den Odyſſeus gereizt, aber er war zu großmüthig, dich zu beſtrafen. Jetzt erfuhreſt du, daß der Sohn des Peleus ſich nicht ungeſtraft ſchelten läßt. Geh jetzt, und ſchmähe bei den Schatten!“

Nur Einer war unter dem ganzen griechiſchen Heere, dem der Tod des Therſites die Galle aufregte: Diomedes, des Tydeus Sohn, und zwar deßwegen, weil der Erſchlagene aus Einem Blute mit ihm entſprungen war, denn ſein Großvater Oeneus und des Therſites Vater waren Brüder geweſen. Darum zürnte jetzt Diomedes, und er hätte die Waffen gegen Achilles erhoben, wenn nicht die edelſten Danaer ins Mittel getreten wären, denn auch der Pelide war bereit, ihm für das Blut ſeines Vetters mit dem Schwerte Genugthuung zu geben. So aber ließen ſich beide beſchwichtigen.

Die Atriden ſelbſt erlaubten nun, voll Mitleid und Bewunderung für die getödtete Jungfrau, daß dem Könige

Priamus, der durch eine feierliche Botſchaft ſich die Leiche erbeten hatte, um ſie in der Gruft des Königes Laomedon zu beſtatten, ihr Leichnam ausgeliefert werde. Priamus aber errichtete ihr vor der Stadt einen mächtigen Scheiterhaufen, und legte den Leib der Jungfrau ſammt vielen herrlichen Gaben darauf. Dann entzündete er den Scheiterhaufen, daß er hoch empor loderte, und als der Leichnam verzehrt war, löſchten die umſtehenden Trojaner den Brand mit ſüßduftendem Weine. Sodann ſammelten ſie die Gebeine Pentheſiléa's, legten dieſelben in ein Käſtchen und trugen ſie wehklagend und in feierlichem Aufzuge in die Gruft des Königes Laomedon, die ſich an einem hervorragenden Thurme der Stadt befand. Neben ihr wurden ihre zwölf Begleiterinnen, die alle ebenfalls in der Männerſchlacht geblieben waren, beigeſetzt, denn auch ihnen hatten die Söhne des Atreus dieſe Ehre gegönnt. Auf der andern Seite begruben auch die Griechen ihre Todten und bejammerten vor Allen den Podarkes, der ſeinem Bruder Proteſilaus, welchen Hektor erſchlagen hatte, nun im Schlachtentode gefolgt war. Abgeſondert von den Andern wurde ihm ein eigener Grabhügel erhöhet, der ein weithin ſichtbares Denkmal bildete. Zuletzt ſcharrten ſie auch den häßlichen Therſites ein, und nun kehrten ſie wieder zu ihren Schiffen zurück, Alle voll Danks in ihrem Herzen gegen den gewaltigen Achilles, der auch dießmal der Retter der Griechen geweſen war.

Als die Nacht einbrach, lagerten ſich im geräumigen Zelte des Atriden die vornehmſten Helden zum Schmauſe, und auch die andern Griechen freuten ſich, da und dort hingeſtreckt, des erquickenden Mahles, bis der Morgen wieder anbrach.

Memnon.

Die aufſteigende Sonne leuchtete in Troja über lauter Kümmerniß. Auf den Mauern umher ſaßen ſpähend die Trojaner, denn ſie fürchteten jeden Augenblick, der gewaltige Sieger möchte nun auf Leitern über die Stadtmauer ſetzen, und ihren alten Wohnſitz einäſchern. Da erhub ſich im Rathe der Bangenden ein Greis mit Namen Thymötes, der ſprach: „Freunde! vergebens ſinnt mein Geiſt auf ein Mittel, das drohende Verderben von uns abzuwenden. Seit Hektor unter den Händen des unbezwinglichen Achilles erlegen iſt, müßte, glaube ich, ſelbſt ein Gott, wenn er ſich unſer annehmen wollte, im Kampfe erliegen. Hat er doch auch die Amazone, vor der alle andern Danaer bebten, bezwungen! Und doch war ſie ſo furchtbar, daß wir alle in ihr eine Göttin zu ſehen glaubten und Freude unſer Herz bei ihrem Anblick durchſtrömte. Aber ach, leider war ſie nicht unſterblich! So fragt es ſich denn nun, ob es nicht beſſer für uns wäre, wenn wir dieſe unglückſelige Stadt, die doch zum Untergange beſtimmt iſt, verließen und anderswo ſichere Wohnſitze aufſuchten, zu welchen die verderblichen Griechen nicht dringen könnten!“

So redete Thymötes. Nun ſtand Priamus in der Verſammlung auf, ihm zu entgegnen: „Lieber Freund,“ ſprach er, „und ihr alle Trojaner und gute Bundesgenoſſen! Laßt uns doch die geliebte Heimath nicht feige aufgeben, und uns größerer Gefahr preis geben, wenn wir uns in offener Feldſchlacht durch die umringenden Feinde durchſchlagen ſollten. Vielmehr wollen wir warten, bis Memnon da iſt, der Aethiopier, aus dem Lande der ſchwarzen Männer, der wohl mit ſeinem unzähligen Volke ſchon unterwegs iſt, uns Hülfe zu bringen! Es iſt ſchon viel Zeit verfloſſen, ſeit meine Boten zu ihm gegangen ſind. Deßwegen haltet nur noch ein Kleines aus; und müßtet ihr ſelbſt im Kampfe Alle umkommen, ſo iſt es doch beſſer, als bei Fremdlingen, von Schande gebeugt, ſein Leben friſten zu müſſen!“

Zwiſchen dieſe entgegengeſetzten Meinungen trat ein bedächtlicher Mann unter den Trojanern, der Held Polydamas, und gab ſeinen Rath in folgenden Worten: „Wenn Memnon wirklich kommt, ſo habe ich nichts dagegen, König und Herr! Aber ich befürchte, der Mann wird mit ſammt ſeinen Gefährten den Tod bei uns finden, und den Unſrigen nur noch mehr Unheil bereiten. Doch bin auch ich keineswegs der Meinung, daß wir das Land unſrer Väter verlaſſen ſollten. Vielmehr wäre, wenn es auch jetzt ſpät iſt, doch immer noch das Beſte, wenn wir die Urſache dieſes ganzen Krieges, die Fürſtin Helena mit allem dem, was ſie uns aus Sparta zugebracht hat, den Griechen wieder auslieferten, ehe ſich die Feinde in unſre Habe getheilt und die Stadt mit Feuer verzehrt haben!“

Dieſer Rede gaben die Trojaner zwar im Herzen ſtillen Beifall, doch wagten ſie nicht, ihrem Könige laut zu widerſprechen. Auf der andern Seite erhub ſich Paris, Helena's Gemahl, und beſchuldigte den Schutzredner der Griechen, wie er Polydamas nannte, der äußerſten Feigheit. „Ein Mann, der dazu rathen kann, würde im Felde der Erſte ſeyn, der die Flucht ergriffe,“ ſprach er.

„Beſinnet euch wohl, Trojaner, ob es klug gehandelt iſt, dem Rathe eines Solchen zu folgen!“

Polydamas wußte wohl, daß Paris von Helena nicht laſſen würde und eher einen Aufruhr im Heere erregen, ja ſelber ſterben, ehe er auf ſie verzichtete; darum ſchwieg er, und die ganze Verſammlung mit ihm. Als ſie noch ſinnend im Rathe ſaßen, kam die frohe Botſchaft, daß Memnon im Anzuge ſey. Den Trojanern war zu Muthe, wie Schiffern, die, dem Tode ſchon im Rachen, nach dem furchtbaren Sturme die Sterne wieder am Himmel ſchimmern ſehen; vor Allen aber freute ſich der König Priamus, denn er zweifelte nicht, daß es der Ueberzahl der Aethiopier gelingen müßte, die feindlichen Schiffe zu verbrennen.

Als daher Memnon, der hohe Sohn Aurora's angekommen war, ehrte der König ihn und die Seinen durch die herrlichſten Gaben und Feſtmahle. Das Geſpräch wurde wieder heiter, und ſie gedachten in Ehren der gefallenen Trojanerhelden. Memnon aber erzählte von ſeinem unſterblichen Elternpaare, Thitonus und Aurora; ein andermal vom endloſen Weltmeere und wiederum von den Grenzen der Erde, vom Aufgang der Sonne, und von dem ganzen weiten Wege, den er von den Ufern des Oceans bis zu den Höhen des Berges Ida und der Stadt des Königes Priamus zurückgelegt, und was für Heldenthaten er unterwegs verrichtet habe. Ihm lauſchte der Trojanerkönig mit Wohlgefallen; voll Wärme ergriff er ſeine Hand und ſprach: „Memnon, wie danke ich den Göttern, daß ſie mir, dem Greiſe, gegönnet haben, dich und dein Heer noch zu erblicken, und dich ſelbſt in meinem Palaſte zu bewirthen! Fürwahr, du gleicheſt mehr als irgend ein Sterblicher den Göttern, und deßwegen hege ich die Zuverſicht zu dir, daß du unter unſern Feinden mit furchtbarem Gemetzel wüthen werdeſt!“ Mit dieſen Worten hob der König einen Pokal aus gediegenem Golde und trank ihn dem neuen Bundesgenoſſen zu. Memnon betrachtete ſtaunend ringsum den herrlichen Becher, der ein Werk Vulkans und ein Erbſtück der trojaniſchen Königsfamilie war; dann erwiederte er: „Nicht bei'm Schmauſe ziemt es ſich zu prahlen und zuverſichtliche Verheißungen zu thun; ich antworte dir daher nicht, o König, ſondern freue mich jetzt in Ruhe des Mahles, und will im Geiſte das Nöthige vorbereiten. In der Schlacht muß es ſich zeigen, ob ein Mann ein Held ſey. Nun aber laß uns bald zur Ruhe gehen; denn dem, der die Entſcheidung des Kampfes erwartet, ſchadet ein übermäßiger Genuß des Weines und eine durchſchwärmte Nacht!“

Damit erhob ſich der beſonnene Memnon vom Mahle und Priamus hütete ſich, ſeinen Gaſt zu längerem Bleiben zu nöthigen. Auch die übrigen Gäſte gingen zur Ruhe, und Alles überließ ſich dem wohlthuenden Schlafe. Während nun die Sterblichen auf der Erde ſchlummerten, ſaßen die Götter im olympiſchen Palaſte Jupiters noch beim Schmauſe und beſprachen ſich über den Kampf um Troja. Jupiter, der Sohn des Kronos, dem die Zukunft deutlich war, wie die Gegenwart, nahm zuletzt das Wort und ſprach: „Es iſt vergebens, daß ihr ſorget, der eine für die Griechen, der andre für die Troer. Noch unzählige Roſſe und Männer werdet ihr auf beiden Seiten im Kampfe dahinſinken ſehen. So ſehr euch nun Mancher, der des Einen oder des Andern Freund iſt, am Herzen liegen mag, ſo laſſe ſich doch Keiner von euch einfallen, ſich mir deßhalb mit Bitten zu nahen, und für einen Sohn oder einen Freund zu flehen: denn die Schickſalsgöttinnen ſind unerbittlich, für mich wie für euch!“

Keiner der Unſterblichen wagte es, dem Göttervater zu widerſprechen; ſchweigend verließen ſie das Mahl und Jeder in ſeinem Hauſe warf ſich traurig auf das Lager, bis auch der Götter ſich der Schlaf erbarmte.

Am andern Morgen ſtieg Aurora nur widerſtrebend am Himmel auf, denn auch ſie hatte das Wort Jupiters vernommen und ihr Herz ſagte ihr voraus, welch ein Schickſal ihrem geliebten Sohne Memnon bevorſtand. Dieſer aber war ſchon in aller Frühe erwacht, als kaum die Geſtirne bleichten; er ſchüttelte ſich den Schlaf, den letzten auf Erden, von den Wimpern, und ſprang vom Lager voll Sehnen, den entſcheidenden Kampf für ſeine Freunde mit den Griechen zu beginnen. Auch die Trojaner warfen ſich in ihre Rüſtungen, und mit ihnen die zahlloſen Gäſte aus Aethiopien. Ohne ſich lange zu verweilen, ſtrömten die Schaaren Sturmgewölke gleich, das vom Winde getrieben wird, zu den Thoren hinaus aufs Blachfeld; die ganze Straße wogte von dichtem Gedränge, und der Staub erhob ſich unter ihren Füßen.

Als die Griechen ſie aus der Ferne heranziehen ſahen, ſtaunten ſie, waffneten ſich in Eile und zogen aus: Achilles, auf welchen ſie vertrauten, in ihrer Mitte, ſtolz auf ſeinen Wagen ſtehend, wie ein Titane und gleich einem Donnergeſchoß in Jupiters Hand. Aber in der Mitte des trojaniſchen Heeres zog nicht minder herrlich Memnon einher, dem Kriegsgotte ſelber zu vergleichen; und ſein unendliches Volk, gehorſam und kampfluſtig, hatte ſich rings um ihn her geſchaart. Nun begann der Kampf: wie zwei Meere wogten die Heere ſich entgegen und ſchlugen aneinander Well' an Welle. Schwerte ziſchten und Speere ſauſten, lautes Getöſe hallte durch die Schlachtreihen, und bald erhob ſich in beiden Heeren Klaglaut um die Fallenden. Bald ſtürzte ein Troer um den andern vor den Stößen des Achilles nieder, wie vor einem Sturm, der Bäume aus den Wurzeln reißt und Häuſer umwirft. Anderſeits warf auch Memnon die griechiſchen Schaaren darnieder, wie ein böſes Verhängniß, das den Sterblichen viel Jammer und Unheil bringt. Zwei edle Genoſſen Neſtors fielen von ſeiner Hand, und jetzt nahte er dem Greiſe von Pylos ſelber, und es fehlte wenig, daß Neſtor von der Lanze des Aethiopiers gefallen wäre. Denn eines ſeiner Wagenpferde war eben von einem Pfeile des Paris verwundet worden, und hemmte den Wagen ſeines Herrn, als Memnon mit ſeinem Speere auf den Greis hergerannt kam. Erſchrocken rief dieſer ſeinen Sohn Antilochus zu Hülfe, und ſein Wort verhallte nicht in den Lüften. Der fromme Jüngling eilte heran, ſtellte ſich vor die Bruſt des Vaters und warf ſeinen Speer nach dem Aethiopier. Dieſer wich dem Geſchoſſe aus, aber es traf ſeinen Freund Aethops, den Sohn des Pyrrhaſus. Darüber ergrimmte Memnon und, wie der Löwe auf den Eber losſtürzt, warf er ſich nun auf Antilochus. Dieſer ſchleuderte einen Stein gegen den Tobenden, der jedoch an ſeinem dicken Helme abprallte. Nun ſtieß ihm Memnon die Lanze durchs Herz und Antilochus erkaufte ſo die Rettung ſeines Vaters mit dem Tode. Als die Achiver ihn ſinken ſahen, bemächtigte ſich ihrer aller der Schmerz; den bitterſten aber empfand der Vater, als um ſeinetwillen und ihm vor den Augen der Sohn erſchlagen wurde, doch behielt er Beſinnung genug, einen andern ſeiner Söhne, Thraſymedes, herbeizurufen, damit er den Mörder von dem Leichname ſeines Bruders hinwegſcheuche. Dieſer vernahm den Ruf im Getümmel der Schlacht und zugleich mit ihm machte ſich Pheres auf, den tobenden Sohn der Aurora zu bekämpfen. Memnon ließ ſie voll Zuverſicht nahen, und alle ihre Speere flogen an ſeiner Rüſtung vorüber, die ihm die göttliche Mutter gefeiet hatte. Doch erreichten ſie immer ein Ziel, nur ein andres, als wofür ſie beſtimmt waren, und Beide trafen mit ihren Geſchoſſen feindliche Helden. Während deſſen fing Memnon an, den getödteten Antilochus ſeiner Rüſtung zu berauben, und die griechiſchen Streiter umkreisten den Gefallenen vergebens, wie heulende Schakale einen Hirſch, den der Löwe zerreißt. Neſtor, als er dieß erblickte, jammerte laut auf, rief ſeinen übrigen Freunden, ja ſprang ſelbſt vom Wagen herab und wollte mit ſchwindenden Geiſteskräften für den Leichnam des Sohnes kämpfen. Doch Memnon, als er ihn kommen ſah, wandte ſich freiwillig von ihm ab, ehrfurchtsvoll, als ſähe er einen Vater nahen. „Greis,“ ſprach er, „mir ziemt nicht den Kampf mit dir zu verſuchen! Von ferne hielt ich dich für einen jungen kriegeriſchen Mann, darum zielte meine Lanze nach dir; nun aber ſehe ich, daß du weit älter biſt. Meide den Kampf, weiche, daß ich dich nicht mit widerſtrebendem Herzen fälle und du zu deinem Sohne in den Staub ſinkeſt! Würde man dich doch einen Thoren ſchelten, wenn du in ſo ungleichen Kampf dich gewagt hätteſt!“ Neſtor aber antwortete: „Das ſind nichtige Worte, die du da geredet, Memnon! Kein Menſch heißt den Mann thöricht, der, über den Tod ſeines Sohnes ergrimmt, zu kämpfen kommt, und den grauſamen Mörder von ſeinem Leichnam vertreiben will! O hätteſt du mich als jung gekannt! Jetzt gleiche ich freilich nur einem alten Löwen, den jeder Hund von der Schafhürde abhalten kann! Doch nein, noch beſiege ich viele Streiter, und nur Wenigen weicht mein Alter!" So ſprach Neſtor und wich ein wenig rückwärts, indem er den Sohn im Staube liegen ließ. Zugleich zogen ſich auch Thraſymedes und Pheres zurück; und nun wüthete Memnon mit ſeinen Aethiopiern ungehindert in der Schlacht fort, und die Argiver vermieden ſeinen Speer mit Schrecken.

Nun wandte ſich Neſtor an Achilles. „Du Beſchirmer der Griechen," ſprach er, „ſiehe dort liegt mein Sohn todt; Memnon hat ihm die Waffen geraubt; bald wird er eine Speiſe der Hunde ſeyn! Eile zu Hülfe, denn nur der iſt ein wahrer Freund, der des erſchlagenen Freundes ſich annimmt!" Achilles horchte auf und tiefer Kummer bemächtigte ſich ſeiner, als er ſah, wie der Aethiopier die Danaer ſchaarenweiſe in den Staub ſtreckte. Bisher hatte ſich nämlich der Pelide unter den Trojanern herumgetummelt, und hier viele getödtet. Jetzt aber ließ er von ihnen ab, und wandte ſich plötzlich Memnon entgegen. Als dieſer ihn kommen ſah, raffte er einen Markſtein vom Boden auf und ſchleuderte ihn nach dem Schilde des Feindes. Aber der Stein prallte ab, und Achilles, der ſeinen Streitwagen hinter der Schlachtreihe gelaſſen hatte, drang zu Fuße auf Memnon ein und traf ihn mit dem Speere rechts an der Schulter. Der Aethiopier achtete auf dieſen Stoß nicht, eilte vorwärts, und ſtieß dem Achilles ſeine mächtige Lanze in den Arm, daß das Blut des Helden zur Erde floß. Nun brüſtete ſich Memnon in eitler Freude und rief: „Elender, der du ſo mitleidlos die Trojaner erſchlugeſt, jetzt ſteht dir ein Götterſohn entgegen, dem du nicht gewachſen biſt, denn Aurora, meine Mutter, die Olympierin, iſt mehr denn deine Mutter Thetis, die ſich allein unter den Scheuſalen des Meeres gefällt!“ Aber Achilles lächelte nur und ſprach: „Der Erfolg wird lehren, welcher von uns von edleren Eltern abſtammt! Ich fordre von dir jetzt Rache für den jungen Helden Antilochus, wie ich einſt an Hektor Rache genommen für meinen Freund Patroklus!“

Damit faßte er ſeinen rieſigen Speer mit beiden Händen, und daſſelbe that Memnon. So ſtürzten ſie auf einander los. Jupiter ſelbſt machte ſie in dieſem Augenblick größer, ſtärker und unermüdlicher als Menſchen ſind, ſo daß kein Stoß des Einen den Andern fällte, und ſie ſo nah an einander kamen, daß Helmbuſch an Helmbuſch ſtreifte. Vergebens ſuchten ſie einander bald über dem Schienbein, bald unter dem Panzer zu verwunden; ihre Rüſtungen klirrten; das Kampfgeſchrei der Aethiopier, Trojaner und Argiver ſtieg empor zum Himmel, der Staub wirbelte unter ihren Füßen auf, und während die Führer kämpften, feierte unter ihren Kriegern das Gemetzel nicht. Die Olympier, die von der Höhe herab zuſchauten, hatten ihre Freude an dem unentſchiedenen Kampfe, die einen an der Kraft des Peliden, die andern an Memnons unbeſiegtem Widerſtande, je nachdem ſie dem Einen oder dem Andern verwandt oder befreundet waren. Und bald wären die Götter unter einander darüber in Zwietracht gerathen, wenn nicht Jupiter plötzlich zwei der Parzen aufgerufen hätte und befohlen, daß die finſtre ſich zu Memnon, die lichte ſich zu Achilles geſellen ſollte. Laut ſchrieen die Bewohner des Olymps auf bei dieſem Befehle, die einen vor Freude, die andern vor Leid.

Die beiden Helden aber ſtritten fort, ohne die Schickſalsgöttinnen zu erblicken. Sie kämpften gegen einander bald mit der Lanze, bald mit Schwertern, bald mit Steinen! keiner erzitterte; feſt ſtanden ſie wie die Felſen. Und eben ſo unentſchieden zog ſich rechts und links von ihnen der Kampf ihrer Genoſſen hin. Blut und Schweiß floß auf den Boden, und die Erde deckte ſich mit Leichen. Endlich aber ſiegte das Geſchick. Achilles ſtieß ſeinem Gegner die Lanze ſo tief in die Bruſt, daß ſie zum Rücken herausfuhr, und er mit dumpfem Dröhnen in ſein Blut auf dem Kampfplatz niederſank.

Jetzt flohen die Trojaner, von dem verfolgenden Achilles wie von einem Orkane gejagt, während er Memnons Leichnam ſeinen Freunden zum Berauben überließ. Aurora ſtieß am Himmel einen Seufzer aus und hüllte ſich in Gewölk ein, daß die Erde Finſterniß bedeckte; ihre Kinder, die Winde, flogen auf ihr Geheiß herunter auf die Ebene, ergriffen den Leib des Erſchlagenen und entführten ihn durch die Lüfte, aus den Händen ſeiner Feinde. Nichts blieb von ihm auf der Erde übrig, als die Blutstropfen, die herabträufelten, während er von den Winden emporgetragen ward. Daraus wurde ein blutiger, unverſieglicher Strom, der in ſpäten Tagen noch am Fuße des Ida jedesmal am Todestage des Memnon flüſſig wurde und mit Modergeruch dahinfloß. Die Winde hielten ſich mit dem Leichnam nicht allzuhoch über der Erde und flogen mit ihm in die Quere dahin; die Aethiopier aber, die ſich von dem erſchlagenen Beherrſcher nicht trennen wollten, folgten unten mit tiefem Stöhnen, bis ſie den ſtaunenden Troern und Argivern mit der Leiche aus den Augen ſchwanden. Die Winde ſetzten den Leichnam am Fuße des Fluſſes Aeſopus nieder, deſſen Töchter, anmuthige Nymphen, ihm in einem lieblichen Haine ein Grabmal errichteten, wo ihn ſeine vom Himmel herabgeſtiegene Mutter Aurora mit vielen andern Nymphen unter heißen Thränen beſtatten half. Auch die Troer, in ihre Stadt zurückgekehrt, beklagten den hohen Memnon herzlich. Die Argiver ſelbſt empfanden keine ungetrübte Freude: ſie prieſen zwar den Sieger Achilles, den Stolz des Heeres, aber ſie weinten auch mit Neſtor um ſeinen lieben Sohn Antilochus; und ſo durchwachten ſie unter Schmerz und Luſt die Nacht auf dem Schlachtfelde.

Der Tod des Achilles.

Am andern Morgen trugen ſeine Volksgenoſſen, die Pylier, den Leichnam ihres Königsſohnes Antilochus unter Wehklagen hinweg zu den Schiffen, und beſtatteten ihn dort an den Ufern des Hellespontes. Der greiſe Neſtor aber blieb feſt in ſeinem Gemüth und bewältigte den Schmerz durch Beſonnenheit. Achilles jedoch raſtete nicht. Sein Grimm über den Tod des Freundes jagte ihn mit Tages Anbruche unter die Trojaner, die auch ſchon kampfluſtig ihre Mauern verlaſſen hatten, obgleich ſie vor dem Speere des göttergleichen Achilles bebten. Bald wurde der Kampf wieder allgemein, der Held erſchlug eine Unzahl von Feinden, und verfolgte die Trojaner bis vor die Stadt. Hier, ſeiner übermenſchlichen Kraft ſich bewußt, ſchickte er ſich an, die Thorflügel aus den Angeln zu heben, die Riegel zu öffnen und den Griechen die Stadt des Priamus aufzuthun.

Aber Phöbus Apollo, der vom Olymp herab den unermeßlichen Haufen Erſchlagener überſchaute, fing an ihm unerbittlich zu zürnen. Wie ein reißendes Thier ſtieg er vom Götterſitze hernieder, den Köcher mit den unheilbar tödtenden Pfeilen auf dem Rücken. So trat er dem Peliden entgegen; Köcher und Pfeile klirrten, ſein Auge flammte, unter dem Wandelnden erbebte der Boden. Und nun, dem Helden im Rücken, ließ er ſeine furchtbare Stimme erſchallen: „Laß von den Dardanern ab, o Pelide, wüthe nicht ſo raſend! Hüte dich, daß nicht einer der Unſterblichen dich verderbe!“ Achilles kannte die Stimme des Gottes wohl; aber er ließ ſich nicht einſchüchtern und ohne die Warnung zu beachten, rief er ihm laut entgegen: „Was willſt du mich reizen, mit Göttern zu kämpfen, indem du immerdar die Frevler, die Trojaner, begünſtigſt? Schon einmal haſt du mich in Zorn gebracht, als du mir zum erſtenmal Hektorn entriſſeſt. Nun rathe ich dir, entweiche fern zu den andern Göttern, daß dich mein Speer nicht treffe, obwohl du unſterblich biſt!“

Mit ſolchen Worten wandte er ſich von Apollo ab den Feinden wieder zu. Der zürnende Phöbus aber verhüllte ſich in ein ſchwarzes Gewölk, legte einen Pfeil auf ſeinen Bogen und ſchoß aus dem Nebel den Peliden in die verwundliche Ferſe. Ein ſtechender Schmerz durchfuhr auf der Stelle den Achilles bis ans Herz hinan, und wie ein unterhöhlter Thurm ſtürzte er plötzlich zu Boden. Liegend ſpähte er rings um ſich her und ſchrie mit ſchneidendem, furchtbarem Tone: „Wer hat mir aus der Ferne den tückiſchen Pfeil zugeſchickt? O daß er mir im offenen Kampf entgegentrete; wie wollte ich ihm ſein Gedärm aus dem Leibe zerren, und all ſein Blut vergießen, bis ſeine verfluchte Seele in den Hades führe! Aber aus dem Verborgenen ſtellen die Feiglinge dem Tapfern immer nach! Wiſſe er dieß, und wenn es ein Gott wäre, der mir zürnt. Denn, wehe, mir ahnet, daß es Apollo ſey. Auch hat mir Thetis, meine Mutter, einſt geweiſſagt, daß ich am ſkäiſchen Thore dem verderblichen Pfeil des Phöbus erliegen werde, und wohl hat ſie die Wahrheit geſprochen!“

So ſtöhnte der Held und zog den Pfeil aus der unheilbaren Wunde. Zornig ſchleuderte er ihn weg, als er das ſchwarze Blut nachquellen ſah, und Apollo hub ihn auf und kehrte mit ihm, verhüllt in die Wolke, zum Olympus zurück. Hier trat er aus dem Nebel hervor und miſchte ſich wieder unter die andern Olympier. Ihn bemerkte Juno, die Freundin der Griechen, und mit bitterem Unmuthe fing ſie an ihn zu ſchelten: „Du haſt eine verderbliche That gethan, Phöbus! Haſt du doch an der Hochzeit des Peleus mit geſchmauſt und mit geſungen, wie die anderen Götter, und, dem Peleus zutrinkend, ihm Nachkommen gewünſcht. Und dennoch haſt du die Trojaner begünſtigt, und ihm endlich den einzigen Sohn getödtet! Das haſt du aus Neid gethan. Thörichter, mit welchem Blicke willſt du künftig die Tochter des Nereus anſehen?“

Apollo ſchwieg und ſetzte ſich ſeitwärts von den Göttern, den Blick zu Boden geſenkt. Die einen von den Olympiern zürnten, die andern dankten ihm im Herzen.

Dem Achilles aber kochte das dunkle Blut in den unbändigen Gliedern noch immer von Kampfluſt, und kein Trojaner wagte es, dem Verwundeten zu nahen. Noch einmal erhub er ſich mit einem Sprunge vom Boden, ſtürzte, den Speer ſchwingend, unter die Feinde, und traf damit den Freund ſeines alten Gegners Hektors, Orythaon, an die Schläfe, daß die Spitze dieſem ins Gehirn drang. Dann ſtieß er dem Hipponous den Speer ins Auge, durchbohrte dem Alkithous die Wange, und raubte noch vielen Fliehenden das Leben. Jetzt aber wurden ſeine Glieder kalt; er mußte ſtille halten und ſich auf die Lanze ſtützen. Die Trojaner flohen noch immer vor ihm und ſeiner Stimme, denn er donnerte den Fliehenden nach: „Laufet nur davon; auch nach meinem Tode werdet ihr meinem Speere nicht entgehen, ſondern meine Rachegötter werden Strafe an euch nehmen!“ Sie flohen zitternd, denn ſie glaubten, er ſey noch unverwundet. Ihm aber erſtarrten die Glieder, und er ſank hin unter die andern Todten, daß die Erde dröhnte und ſeine Waffenrüſtung einen dumpfen Klang von ſich gab.

Zuerſt wurde ſeinen Fall Paris gewahr, ſein Todfeind. Mit einem lauten Freudenſchrei ermahnte er die Trojaner, ſich der Leiche zu bemächtigen, und nun verſammelten ſich eine Menge Streiter um den Todten, die früher ſeine Lanze gemieden oder erfahren hatten. Aber der Held Ajax umkreiste die Leiche, und verſcheuchte mit hochemporgehaltenem Speer alle Feinde, die ſich nahten, und wenn ſich einer zum Kampfe mit ihm herbeiwagte, ſo empfing er den Todesſtoß. Endlich beſchränkte ſich Ajax nicht mehr auf den Vertheidigungskampf, ſondern brach los gegen die Trojaner und richtete ein gräßliches Blutbad unter ihnen an. Hier fiel auch der Lycier Glaukus und der edle Trojanerheld Aeneas ward verwundet. An des Ajax Seite kämpften Odyſſeus und andre Danaer: doch leiſteten die Trojaner immer noch hartnäckigen Widerſtand; ja, Paris wagte es, mit dem Speere plötzlich auf Ajax zu zielen. Dieſer aber nahm den Augenblick wahr, ergriff einen Feldſtein, und zerſchmetterte ihm damit den Helm, daß er in den Staub ſank und die Pfeile aus ſeinem Köcher ſich hier und dorthin zerſtreuten. Kaum hatten ſeine Freunde Zeit, den ſchwach Athmenden auf den Wagen zu heben und mit Hektors Roſſen nach Troja zurückzuführen. Als nun Ajax die Trojaner alle in die Stadt zurückgeſcheucht hatte, eilte er über Leichen, Blut und Rüſtungen zurück zu dem Helleſponte.

Derweil hatten die Könige den Leichnam des Achilles vom Schlachtfelde zu den Schiffen getragen, und umringten ihn in gränzenloſem Schmerze. Und am lauteſten tönte jetzt die Klage des herzugekommenen Ajax, welcher in dem hinweggerafften Helden den theuren Sohn eines Oheims bejammerte. Auch der greiſe Fürſt Phönix ergoß ſich in die bitterſten Klage, indem er den rieſigen Leib des gewaltigen Peliden umſchlungen hielt. Er gedachte des Tages, da Peleus, der Vater des gefallenen Helden, ihm das Kind ans Herz legte, und ihm die Erziehung deſſelben übertrug; auch des Tages, da ſein Zögling ſich mit ihm aufmachte, gen Troja zu ziehen. Und nun mußten Vater und Erzieher das Kind überleben!

Auch die Atriden beweinten ihn und alle Griechen; unaufhörlich ſtieg Klagegeſchrei zum Himmel auf und tönte dumpf von den Schiffen wieder.

Endlich machte der greiſe Neſtor, ſeines eigenen, noch unbegrabenen Sohnes gedenkend, den Klagen ein Ende, indem er ſie daran erinnerte, den Leichnam des Helden zu waſchen, aufs Lager zu legen und ihm dann die letzte Ehre der Todten zu erweiſen. Dieß geſchah; der Leib des Peliden wurde mit warmem Waſſer abgewaſchen und mit ſchönen Gewändern umhüllt, die ihm ſeine Mutter Thetis mit auf den Zug gegeben hatte. Als er nun ſo im Zelte niedergelaſſen da lag, warf Minerva vom Olymp herab einen mitleidigen Blick auf ihren Liebling, und träufelte ihm aufs Haupt einige Tropfen Ambroſia's, von dem Götterbalſam, von dem es heißt, daß er die Todten vor Entſtellung und Verweſung bewahre. Dadurch machte ſie ihn friſch und einem Lebendigen ähnlich. Auf die Stirne legte ſie ihm den ſchrecklichen Ausdruck, von dem ſein Antlitz beſeelt war, als er über den Tod ſeines geliebten Patroklus zürnte, und dem ganzen Leibe verlieh ſie ein ſchönes und lebensvolles Anſehen. Alle Argiver, welche ihn zu ſehen kamen, ergriff Staunen, wie der Held in rieſiger Größe, ſchön und herrlich auf dem Lager ruhte, als läge er da in friedlichem Schlummer und würde nun bald wieder erwachen.

Die laute Wehklage der Griechen um ihren größten Helden drang auch in die tiefe See zu ſeiner Mutter Thetis und den übrigen Töchtern des Nereus, die dort wohnen. Ungeheurer Schmerz durchdrang ihre Gemüther und ſie ſtöhnten ſo jammervoll, daß der Helleſpont wiederhallte. Voll Begierde eilten ſie nächtlicher Weile in Schaaren durch die ſich vor ihnen theilende Meerfluth herauf an den Strand, wo die Schiffe der Griechen ſtanden. Alle Ungeheuer des Meeres ſtöhnten mit ihnen; ſie aber nahten wehklagend dem Leichnam und Thetis umſchlang ihr Kind mit den Armen, küßte ihn auf den Mund und weinte, daß der Boden naß wurde von ihren Thränen. Die Danaer aber wichen mit ehrfurchtsvollem Grauſen zurück vor den meerentſtiegenen Göttinnen, und nahten ſich dem Leichname erſt wieder, als jene ſich entfernt hatten und der Morgen anbrach. Da trugen ſie unzählige Bäume vom Berge Ida herab, thürmten ſie hoch auf, legten auf den Scheiterhauſen die Rüſtungen vieler Erſchlagenen, geſchlachtetes Opfervieh, Gold und edle Metalle; die Helden der Griechen ſchnitten ihr Haar ab und auch Briſëis, die geliebte Sklavin des Todten brachte die Locken als letztes Geſchenk ihrem Gebieter dar. Dann goſſen ſie viele Krüge Oeles über das aufgeſchichtete Holz als Trankopfer, ſtellten Schalen mit Honig und lieblichem Weine, welcher wie Nektar duftete, auch mit edlen Gewürzen gefüllt, in das Gerüſte; zu oberſt auf den Holzſtoß wurde der Leichnam gelegt. Darauf machten ſie in voller Waffenrüſtung zu Roß und zu Fuß die Runde um den düſtern Holzſtoß. Nun wurde der Scheiterhauſen angezündet und die verzehrenden Flammen ſchlugen unter dem Wehklagen der Krieger empor. Aeolus aber ſandte auf Jupiters Befehl ſeine ſchnellſten Winde, die mit Sturmhauch in die aufgeſchichteten kniſternden Bäume fuhren, daß die Gluth in wenigen Stunden den Holzſtoß mit ſammt dem Leichname in Aſche verwandelte. Die letzten Flammen löſchten ſie mit Weine. Da lagen die Gebeine des Helden wie die Knochen eines Giganten, getrennt von Allem, was zugleich mit ihnen verbrannt worden war. Seine Genoſſen ſammelten dieſelben ſeufzend und legten ſie in einen geräumigen aus Silber und Gold gehämmerten Kaſten, der auf der erhabenſten Stelle des Geſtades neben ſeines Freundes Patroklus Gebein in die Erde geſenkt und mit einem hohen Grabhügel überdeckt wurde.

Auch die unſterblichen Roſſe des Helden ahneten ſeinen Fall; ſie riſſen die Stränge los, mit welchen ſie angebunden waren, und wollten nicht länger die Mühſeligkeiten der Menſchen theilen. Nur mit Mühe wurden ſie von den Freunden des Gefallenen eingeholt und ihr Kummer beſchwichtigt.

Leichenſpiele des Achilles.

Auch zu Troja wurde in dieſen Tagen eine Todtenfeier begangen: der Lycier Glaukus, der treue Bundesgenoſſe der Trojaner, der im letzten Kampfe gegen die Griechen gefallen war, und deſſen Leichnam ſeine Freunde aus den Händen der Feinde gerettet hatten, wurde verbrannt und beſtattet.

Am folgenden Tage erhub ſich Diomedes, der Sohn des Tydeus, in der Verſammlung der griechiſchen Helden mit dem Rathe, jetzt im Augenblicke, ehe die Feinde Muth aus Achilles Tode ſchöpften, mit Wagen, Roß und Mann gegen die Stadt anzurücken und dieſelbe zu erſtürmen. Aber gegen ihn ſtand Ajax, der Sohn Telamons, auf: „Wäre es auch recht," ſprach er, „die erhabene Meeresgöttin, die um den Tod ihres Sohnes trauert, ungeehrt zu laſſen, und nicht vor allen Dingen herrliche Spiele um das Grabmal ihres Sohnes zu feiern? Sie ſelbſt, als ſie geſtern an mir vorüber ins Meer zurück rauſchte, gab mir einen Wink, den Sohn nicht ungeehrt zu laſſen, indem ſie ſelbſt bei ſeiner Leichenfeier erſcheinen werde. Was die Trojaner betrifft, ſo werden ſie ſich ſchwerlich mehr ermuthigen, obgleich der Pelide dahin iſt, ſo lange nur du und ich und der Atride Agamemnon noch am Leben ſind!“ — „Ich will mich in deine Meinung fügen,“ erwiederte der Tydide, „wenn Thetis wirklich ſelbſt heute erſcheint. Ihr Wunſch ſoll auch dem dringendſten Kampfe vorangehen.“

Kaum hatte Diomedes dieſe Worte geſprochen, als die Meereswellen am Strande ſich theilten und die Gemahlin des Peleus, dem leichten Hauche des Morgens vergleichbar, aus den Fluthen heraufrauſchte und in der Danaer Mitte hineintrat. Mit ihr kamen Nymphen als Dienerinnen, die aus den Umhüllungen ihrer Schleier herrliche Kampfpreiſe hervorzogen und vor den Augen der Achiver auf dem Felde ausbreiteten. Thetis ſelbſt ermunterte die Helden, mit den Kampfſpielen den Anfang zu machen. Da erhub ſich der Sohn des Neleus, Neſtor, doch nicht um zu kämpfen, denn das hohe Alter hatte ihm die Glieder ſteif gemacht, ſondern zur lieblichen Rede, und pries die holde Tochter des Nereus. Er erzählte von ihrer Hochzeit mit Peleus, bei der die Unſterblichen ſelbſt als Gäſte ſchmausten und die Horen göttliche Speiſen in goldenen Körben herbeibrachten und mit ambroſiſchen Händen ſie aufſchichteten. Die Nymphen miſchten den Göttertrank in goldene Becher, die Grazien führten ihren Reigen, und die Pieriden ſangen. Der Aether und die Erde, Sterbliche und Unſterbliche, Alles nahm damals an der ſeligen Freude Theil.

So erzählte Neſtor und pries dann die ewigen Thaten des Peliden, der dieſem Ehebund entſproßt war.

Seine Rede goß ſanften Troſt in die Seele der betrübten Mutter, und die Argiver, obwohl voll Kampfluſt, hörten doch mit Wonne zu und ſtimmten in ſein Lob des Helden jubelnd ein. Thetis übergab dem Neſtor als Vermächtniß zwei der herrlichſten Roſſe ihres Sohnes; dann ſchied ſie aus den mitgebrachten Gaben als Preis für den Sieg im Wettlaufe zwölf ſtattliche Kühe, jede mit einem ſaugenden Milchkalbe; ſie waren eine Beute ihres Sohnes, der ſie einſt kämpfend von den Berghöhen des Ida hinweggetrieben. Nun erhuben ſich unter den griechiſchen Helden Teucer, der Sohn des Telamon, und der Lokrer Ajax, des Oïleus ſchneller Sohn, und entkleideten ſich zum Laufe bis an den Gürtel. Agamemnon ſteckte das Ziel des Wettlaufs; wie Habichte ſtürmten ſie dahin und rechts und links jauchzten ihnen die zuſchauenden Griechen Beifall zu. Schon waren beide dem Ziele nah, als dem Teucer ein Tamariskengeſträuch den Weg verſperrte, daß er ſtrauchelte und fiel. Laut ſchrieen die Danaer, der Lokrer aber ſtürmte an ihm vorbei, ergriff das Ziel und führte die Kühe triumphirend weg zu den Schiffen; den Teucer führten hinkend die Seinigen davon, Aerzte wuſchen ihm das Blut vom Fuße und wickelten ihn ſorgfältig in ölgetränkte Binden ein.

Zum Ringkampfe ſtanden jetzt zwei andere Helden auf, Diomedes und der mächtigere Ajax der Telamonsſohn. Beide rangen vor den neugierigen Blicken ihrer Genoſſen mit gleicher Kraft und Erbitterung, endlich aber umſtrickte Ajax den Tydiden mit den nervigen Händen und ſchien ihn erdrücken zu wollen. Dieſer aber, eben ſo gewandt als ſtark, beugte zur Seite aus, ſtemmte die Schultermuskeln an, hob den gewaltigen Gegner in die

Höhe, daß ſeine Arme abglitten und warf ihn mit einem Stoße des linken Fußes auf den Boden. Die Zuſchauer jauchzten laut auf. Ajax aber raffte ſich empor und begann den Kampf aufs Neue, und ſo wütheten ſie, wie zwei Stiere im Gebirg ihre eiſernen Köpfe gegeneinander ſtoßen; dießmal faßte Ajax den Diomedes an den Schultern und warf ihn wie einen Felſen mit unwiderſtehlicher Kraft auf den Boden, daß er dahinrollte und die Helden umher Beifall jubelten. Doch auch Diomedes raffte ſich empor und bereitete ſich zum dritten Gange. Da ſtellte ſich Neſtor zwiſchen beide hinein und ſprach: „Macht dieſem Ringen doch ein Ende, Kinder, wir Alle wiſſen auch ohnedem, daß ihr, ſeit wir den großen Achilles verloren haben, die Tapferſten unter allen Argivern ſeyd!“ Ein Ruf der Zuſtimmung hallte durch die Luft aus dem zuſchauenden Heere, die Ringer wiſchten ſich den Schweiß von der Stirne, fielen einander in die Arme und küßten ſich. Thetis beſchenkte ſie mit vier gefangenen Sklavinnen, die ſich durch Fleiß und Herzensgüte auszeichneten und die Achilles einſt auf Lesbos erbeutet hatte. Die eine von ihnen verſtand das Eſſen in der Küche zu beſorgen, die andere kredenzte den Wein beim Mahle, die dritte reichte das Waſſer am Schluſſe deſſelben, die letzte trug die Speiſe von der Tafel ab; und alle viere wurden nur von der ſchön gelockten Briſëis an Reiz übertroffen. In dieſe vier theilten ſich die beiden Kämpfer und ſandten das liebliche Geſchenk zu den Schiffen.

Hierauf begann der Fauſtkampf, zu dem ſich Idomeneus erhob, der geübteſte Kämpfer in allen Arten deſſelben. Darum, und auch weil er einer der älteren Helden war, traten die Andern alle ehrfurchtsvoll vor ihm zurück und es fand ſich Keiner, der den Wettſtreit mit ihm verſuchen wollte. Thetis gab ihm daher den Wagen des Patroklus zum Geſchenke. Phönix und Neſtor aber munterten die jüngeren Männer zu dieſer Gattung des Kampfes auf. Da trat Epëus, der Sohn des Panopeus, und bald nach ihm Akamas, der Sohn des Theſeus, hervor; beide ſchnürten ſich ihre Hände ſchnell mit trockenen Riemen und prüften ſie, ob ſie gelenkig ſeyen: dann erhoben ſie dieſelben gegen einander und, indem ſie ſich mit lauerndem Blicke umſchauten, näherten ſie ſich einander ganz leiſe auf den Zehen, Schritt für Schritt, bis ſie plötzlich, wie vom Winde getriebene Wolken, aus denen es blitzt und donnert, auf einander losſtürzten, und nun hallten vom Schlage der Riemen die Wangen und unter den Schweiße floß das Blut. Theſeus Sohn wehrte den raſtlos eindringenden Gegner, liſtig ausweichend, ab, und ſchlug ihn plötzlich mit der Fauſt über den Wimpern bis auf die Knochen, daß das Blut hervordrang; dafür traf ihn Jener an die Schläfe, daß Akamas taumelnd zu Boden ſank. Doch er erholte ſich wieder und der Kampf begann aufs Neue, bis die Freunde ſich dazwiſchen warfen und den Erbitterten begreiflich machten, daß hier ja nicht Grieche und Trojaner ſich entgegen ſtehen. Thetis ſchenkte ihnen zwei herrliche Miſchkrüge von Silber, die ihr Sohn als Ehrengeſchenk von Lemnos gebracht hatte. Die Helden griffen freudig darnach, noch ehe ſie an die Heilung ihrer Wunden dachten.

Nun warben Ajax und Teucer, die ſich ſchon im Wettlaufe gemeſſen hatten, auch um den Preis des Bogenſchießens. Als fernes Ziel ſtellte Agamemnon einen Helm mit flatternder Mähne auf: Sieger ſollte der ſeyn, deſſen

Pfeil das Roßhaar des Schweifes durchſchnitte. Ajax ſchnellte zuerſt ſeinen Pfeil von der Sehne: der traf den Helm, daß das Erz getroffen erklang. Eilig ſandte Teucer auch ſeinen Pfeil ab; und ſiehe, ſeine Pfeilſpitze durchſchnitt den Helmſchweif, daß die zuſchauenden Helden laut aufjauchzten, denn obwohl ſein Fuß noch vom vorigen Kampfe halb gelähmt war, hatte er doch ſo zierlich und ſicher zu zielen gewußt. Thetis beſchenkte ihn mit der Rüſtung des Troilus, des königlichen Jünglings aus Troja, den Achilles in den früheren Jahren des Kampfes erlegt hatte.

Auf dieſen Wettkampf folgte das Scheibenſchießen; hierin verſuchten ſich viele der Helden, aber keiner vermochte die ſchwere Scheibe ſo kräftig zu werfen, wie Ajax, der Telamonier, der ſie hinausſchleuderte, als wäre ſie ein verdorrter Aſt. Ihn beſchenkte Thetis mit der Rüſtung des Götterſohnes Memnon, die der Held auch ſogleich anlegte. Mit Staunen ſahen die Danaer, wie Stück für Stück des rieſigen Panzers ſich um ſeine Glieder ſchloß, als wäre er ihm angegoſſen.

Die Reihe kam jetzt an den Wettſtreit im Sprunge, in welchem Agapenor der Speerſchwinger ſiegte, und dafür die Waffen des von Achilles beſiegten Cygnus erhielt. Im Jagdſpeerwurf ſiegte Euryalus und empfing die ſilberne Schale, die Achilles einſt zu Lyrneſſus erbeutet hatte.

Nun folgte der Wettſtreit im Wagenrennen. Da ſchirrten fünf Helden zugleich ihre Roſſe: der Atride Menelaus, Euryalus, Polypoetes, Thoas und Eumelus. Dann ſtellte ſich jeder mit ſeinen Wagen vor den Schranken auf, ſchwang die Geißel, und auf ein gegebenes Zei-

und der Staub vom Sande wirbelte gen Himmel. Bald rannten weit vor den Uebrigen die Roſſe des Eumelus, nach ihm kam Thoas, dann Menelaus; die beiden Andern blieben allmählig weit und immer weiter zurück: aber auch Thoas ermüdete, die Pferde des Eumelus ſtrauchelten im allzuraſchen Lauf, und als ihr Wagenlenker ſie mit Gewalt zurechte bringen wollte, bäumten ſie ſich und warfen den Wagen um, daß Eumelus in den Sand rollte. Ein Geſchrei erhub ſich aus dem Umkreiſe der Zuſchauer, und nun flogen die ausdauernden Roſſe des Atriden weit vor allen Andern dahin und hielten am Ziele. Der Sohn des Atreus freute ſich im Herzen ſeines Sieges, ohne ſich über die andern Helden zu überheben, und Thetis ſchenkte ihm den goldenen Becher, den ihr Sohn einſt in Eetions Palaſte erbeutet hatte.

Fünftes Buch.

Der Tod des großen Ajax.

So endigten die Leichenſpiele zu Ehren des göttlichen Achilles. Von allen Fürſten des griechiſchen Heeres hatte nur Odyſſeus daran keinen Theil nehmen können, denn im Kampfe um den Leichnam des Peliden hatte er von dem Trojaner Alkon eine ſchmerzliche Wunde erhalten, an der er, obgleich wieder unter die Helden gemiſcht, doch noch immer krankte.

Zuletzt ſtellte nun Thetis die unſterblichen Waffen ihres hochherzigen Sohnes vor den Griechen als Kampfpreis aus. Weithin ſchimmerte der Schild des Helden, auf welchem von Vulkans eigner Hand die kunſtvollen Gebilde in getriebener Arbeit glänzten. Neben ihm lag auf dem Boden der gewaltige Helm, deſſen Wölbung das Bild Jupiters trug, wie er voll Zorns auf dem Himmelsgewölbe ſtand, und mit den Titanen kämpfte. Weiter lag auf der Erde der ſchöne gewölbte Harniſch, der ſchwarz und undurchdringlich die Bruſt des Peliden umſchloß: dann die ſchweren und doch ſo bequemen Beinſchienen, die er trug, als wären ſie federleicht; nahe dabei glänzte ſein unbezwingliches Schwert in ſilberner Scheide, mit goldener Kuppel und elfenbeinernem Griffe; ihm zur Seite lag der dunkeln Trauerſchleier bedeckt, und ſprach tiefbetrübt zu den Danaern: „Die Siegespreiſe zur Leichenfeier meines Sohnes ſind nun alle gewonnen. Jetzt aber trete der beſte der Griechen auf, der den Leichnam rettete, daß ich ihm die herrlichen Waffen meines Sohnes verleihe, lauter Göttergeſchenke, an denen die Unſterblichen ſelbſt ihre Freude hatten.“

Da ſprangen in plötzlichem Wortwechſel zwei Helden zugleich auf, Odyſſeus, der große Sohn des Laertes, und der rieſige Ajax, Telamons Sohn. Strahlend, wie der Abendſtern, ſchwang ſich der letztere den Waffen an die Seite, und rief Idomeneus, Neſtor und Agamemnon zu Zeugen ſeiner Thaten auf. Aber an dieſelben Helden wandte ſich auch Odyſſeus, denn es waren die Verſtändigſten und Untadeligſten des ganzen Heeres. Neſtor nahm die beiden andern Helden bei Seite, und ſprach mit bekümmerter Miene: „Ein großes Unglück ſteht uns Allen bevor, dadurch, daß die beiden beſten Helden des Heeres um unſers Erſchlagenen Waffenſchmuck buhlen! Welcher auch von beiden zurückgeſetzt werden mag, der wird beleidigt und grimmig ſich vom Kampfe zurückziehen, und wir Alle werden ſeine Unthätigkeit ſchmerzlich zu empfinden haben. Deßwegen folget mir, dem erfahrenen Greiſe. Wir haben ja hier im Lager viele, erſt vor Kurzem gefangene Trojaner: laſſen wir dieſe den Streit zwiſchen Ajax und Odyſſeus entſcheiden; ſie ſind unpartheiiſch und werden von beiden Helden keinen begünſtigen!“ Einträchtigen Sinnes mit Neſtor begaben ſich nun auch die beiden andern Schiedsrichter ihres Amtes, und nun ſetzten ſich die edelſten der Trojaner, obwohl ſie nur Kriegsgefangene

„Welcher Dämon blendete dich, Odyſſeus," rief er voll Unmuths, „daß du dich mit ihm meſſen willſt? Du ſiehſt mir wahrhaftig nach, wie ein Hund dem Löwen, oder haſt du ſchon vergeſſen, wie gerne du dich dem Zuge der Griechen gegen Troja entzogen hätteſt? O wäreſt du doch zurückgeblieben! Biſt doch du es geweſen, der uns beredet hat, den ruhmvollen Sohn des Pöas, den Philoktetes, in ſeinem ſchrecklichen Jammer auf Lemnos zurückzulaſſen; haſt doch du den Tod des Palamedes verſchuldet, obgleich er dich ſowohl an Stärke als an Klugheit übertraf! Und jetzt vergiſſeſt du auch alle die Dienſte, die ich den Griechen geleiſtet; vergiſſeſt, daß ich dir ſelbſt das Leben gerettet, als du, von allen Andern verlaſſen, dich allein im Schlachtgetümmel fandeſt, und vergebens dich nach der Flucht umſaheſt. Damals als um Achilles Leiche ſich der Kampf erhob, bin nicht ich es geweſen, der den Leib ſamt den Waffen hinwegtrug? Du ſelbſt aber hätteſt nicht einmal die Kraft gehabt, die Waffen des Helden davon zu tragen, geſchweige denn ihn ſelber! Darum weiche mir, der ich überdieß nicht blos ſtärker als du bin, ſondern auch edleren Stammes und mit dem Helden ſelbſt verwandt, um deſſen Waffen wir hier ſtreiten!"

So vereiferte ſich Ajax. Odyſſeus aber erwiederte mit einem Lächeln des Spottes: „Wozu verlierſt du ſo viel unnütze Worte, Ajax? Du ſchiltſt mich feige und kraftlos, und bedenkſt nicht, daß nur die Klugheit es iſt, die wahre Stärke verleiht. Dieſe iſt es, welche den Schiffer die Fahrt durch das empörte Meer lehrt, welche wilde Thiere, Panther und Löwen zähmt, welche die Stiere in des Menſchen Dienſt zwingt. Und deßwegen iſt in der

10

F

als der Thörichte, der nur Körperſtärke beſitzt. Dieß war auch der Grund, warum Diomedes mich als den Liſtigſten ſich zum Gefährten auslas, um in das Lager des Rheſus zu gehen! ja, meiner Klugheit hatten es die Griechen zu verdanken, daß der Sohn des Peleus, um deſſen Waffen wir hier ſtreiten, für den Feldzug gegen Troja gewonnen wurde. Und wenn je den Danaern irgend ein neuer Held von Nöthen wäre, glaube mir's, Ajax, nicht dein plumper Arm, auch nicht der Witz eines Andern im Heere wird denſelben ihnen verſchaffen, ſondern ich allein werde es ſeyn, deſſen Schmeichelworten er folgt. Zudem haben mir die Götter nicht nur Klugheit, ſondern auch die nöthige Körperſtärke verliehen, und es iſt nicht wahr, daß du mich als Flüchtigen aus der Hand der Feinde errettet haſt; vielmehr ſtellte ich mich dem Drange der Feinde entgegen, und tödtete, die mich angriffen: du aber ſtandeſt dort aufgepflanzt zu deiner eigenen Sicherheit!"

So ſtritten ſie noch lange miteinander: zuletzt überwogen bei den Trojanern, die zu Kampfrichtern geſetzt waren, die Gründe des Odyſſeus, und ſie erkannten ihm einſtimmig die herrliche Rüſtung des Peliden zu.

Im Innerſten erbebte Ajax, als er dieſen Spruch vernahm, das Blut in ſeinen Adern kochte vor Wuth und Galle vermiſchte ſich damit: ein ſtechender Schmerz durchzückte ſein Gehirn, und jede Faſer an ihm zitterte. Lange ſtand er wie eine Bildſäule da mit zu Boden gehefteten Blicken. Endlich führten ihn ſeine traurigen Freunde begütigend und nur zögernden Schrittes zu den Schiffen.

Inzwiſchen ſtieg die dunkle Nacht aus dem Meere.

Ajax aber ſaß in ſeinem Zelte, rührte kein Mahl an und dachte nicht an den Schlummer, vielmehr warf er ſich in ſeine volle Rüſtung, faßte ſein ſchneidendes Schwert und beſann ſich, ob er den Odyſſeus in Stücke zerhauen, oder lieber die Schiffe verbrennen, oder mit der Schärfe des Schwertes unter alle Griechen fahren ſolle.

Und gewiß hätte er eins von den dreien ausgeführt, wenn nicht Athene, die Göttin, um ihren Freund Odyſſeus beſorgt, und dem Trotze des Ajax und dem Uebermaße ſeines Leibes abhold, den Schlimmes brütenden Helden mit Wahnſinn geſchlagen hätte. Den Stachel der Qual im Herzen, ſtürmte er aus ſeinem Zelte hervor und unter die Schafherden der Danaer, die er, von der Göttin geblendet, für die Heerſchaaren der Griechen hielt. Die Schafhirten, die den Raſenden kommen ſahen, verſteckten ſich, dem Tode zu entrinnen, in das Ufergebüſch des Xanthus. Er aber fuhr unter die Schafe und richtete rechts und links unter ihnen ein Gemetzel an. Zwei großen Widdern, auf die er ſtieß, rannte er nacheinander den Speer durch den Leib und rief dazu mit bitterem Hohnlachen: „Lieget Ihr im Staub, den Raubvögeln zur Beute, ihr Hunde, ihr werdet keinen ungerechten Schiedsrichterſpruch mehr beſtätigen, ſchändliche Atriden! Und du," fuhr er fort, „der du dich dort in der Ecke verbirgſt, und aus böſem Gewiſſen deinen Kopf ins Geſträuche ſteckſt, jetzt ſollen dir die Waffen des Achilles, die du mir geſtohlen und in denen du prangeſt, nichts helfen, denn was nützt die Rüſtung eines Helden, wenn ein feiger Mann ſie trägt?" Mit dieſen Worten ergriff er einen andern großen Hammel, ſchleppte ihn mit ſich fort in ſein Zelt band ihn hier an den Thürpfoſten, zog eine Geißel aus dem Buſen und fing an mit allen ſeinen Kräften auf das Thier loszuſchlagen. In dieſem Augenblicke trat Minerva von hinten zu ihm, berührte ſein Haupt, und befahl dem Wahnſinne von ihm zu weichen. So fand ſich der unglückliche Held wieder, die Geißel in der Hand, vor ſich den angebundenen Widder mit zerfleiſchtem Rücken; dieſer Anblick ſagte ihm genug. Das ſchmähliche Werkzeug entfiel ſeiner Hand, die Heldenkraft entſchwand ihm, er ſank zu Boden von der Ahnung getroffen, daß der Zorn der Götter ihn heimgeſucht habe. Unausſprechliche Schmerzen beſtürmten ſein Herz. Als er ſich wieder vom Staube erhoben, vermochte er vor Unmuth den Fuß weder vorwärts noch rückwärts zu ſetzen, ſondern ſtand lange unbeweglich da, wie ein Wartthurm, der in Felſen wurzelt; endlich holte er einen tiefen Seufzer und ſprach: „Wehe mir, warum haſſen mich die Unſterblichen, warum haben ſie mich in ſo tiefe Schmach geſtürzt, dem argliſtigen Odyſſeus zu Liebe? Hier ſteh' ich, der Mann, dem kein Männertreffen je Unehre gebracht hat, die Hände mit unſchuldigem Lämmerblute beſudelt, ein Gelächter dem ganzen Heere, ein Spott meiner Feinde!“

Während er ſo jammerte, ſuchte ihn im ganzen Lager und bei den Schiffen, ſeinen kleinen Sohn Euryſaces auf dem Arme, die phrygiſche Königstochter Tekmeſſa, die Ajax, da er ihr Vaterland überfallen, als Beute fortgeführt hatte, die er einer Gattin gleich hielt, und die ihn zärtlich liebte. Sie hatte ſeinen finſtern Unmuth im Zelte beobachtet, ohne deſſen Grund erforſchen zu können, da ihr Ajax auf keine Frage Antwort gegeben hatte. Bald nachdem er das Zelt verlaſſen hatte, ſtieg ihr eine finſtere Ahnung im Herzen auf, und ſie fand endlich bei den Schafhürden das traurige

Schlachtfeld, das Ajax ſich dort geſchaffen. In Verzweiflung eilte ſie zu dem Zelte zurück und fand ihn hier beſchämt und verzweifelnd, bald nach ſeinem Bruder Teucer und nach ſeinem Kinde Euryſaces rufend, bald nach einem edeln Untergange begehrend. Tekmeſſa nahte ſich ihm unter Thränen, umfaßte ſeine Kniee und flehte ihn an, ſie, ſeine Lebensgenoſſin nicht allein zu laſſen, als eine Gefangene unter Feinden; ſie hieß ihn auch des greiſen Vaters und der Mutter in Salamis gedenken, ſtreckte ihm ſeinen Knaben entgegen und erinnerte ihn daran, welches Loos das Kind treffen würde, wenn es von harter Vormundſchaft gedrückt, der Jugendaufſicht beraubt, ohne Vater heranwachſen müßte. Der Held griff mit einer heftigen Bewegung nach ſeinem Sohne, herzte ihn und ſprach: „O Kind, übertriff an Glück deinen Vater, in allem Andern gleiche ihm, ſo wirſt du wahrlich kein ſchlechter Mann. An meinem Halbbruder Teucer haſt du gewiß einen guten Pfleger, jetzt aber ſollen dich meine Schildträger zu meinen Eltern Telamon und Eriböa nach Salamis bringen, wo du die Luſt ihres Alters ſein magſt, bis auch ſie zur Unterwelt hinabgehen.“ Damit reichte er das Kind den Dienern, empfahl durch ſie auch ſeine geliebte Tekmeſſa dem Halbbruder, riß ſich aus ihren Umarmungen los, zog das Schwert, das ihm einſt ſein Feind Hektor als Gaſtgenoſſe geſchenkt hatte, und pflanzte es in den Boden ſeines Zeltes. Dann hob er die Hände gen Himmel und betete: „Um eine beſcheidene Wohlthat flehe ich zu dir, Vater Zeus: ſende mir meinen Bruder Teucer her, ſobald ich gefallen bin, daß nicht mein Feind mich zuvor aufſpüre, und mich den Hunden und Vögeln zum Fraß vorwerfe. Euch aber, ihr Furien, rufe ich an:

wie ihr mich hier als Selbſtmörder enden ſehet, ſo laſſet jene meuchelmörderiſch, durch ihr eigenes, liebſtes Blut dahingewürgt, fallen: kommet, ſchonet nichts, ſättiget euch in die Runde am ganzen Herr! Du aber, o Sonnengott, der du leuchtend am hohen Himmel dahinfährſt, wenn du mit deinem Wagen über meinem Vaterlande Salamis kreiſeſt, ſo hemme die Zügel und verkünde meinem greiſen Vater und meiner armen Mutter mein herbes Schickſal. Leb wohl, du heiliger Strahl, leb wohl Salamis, Heimathgefild; leb wohl mein Stammſitz Athen mit deinen Flüſſen und Quellen, lebt auch ihr wohl, ihr trojaniſchen Gefilde, die ihr mich ſo lange gepflegt habt! Erſcheine du jetzt, o Tod, und wirf einen Blick des Mitleids auf mich!" Mit ſolchen Worten ſtürzte er ſich in das Schwert und lag im Staube da, als hätte ihn der Blitz zerſchmettert.

Auf die Nachricht von ſeinem Tode eilten die Danaer in Schaaren herbei, warfen ſich zu Boden und ſtreuten jammernd Staub auf ihre Häupter. Teucer, ſein Halbbruder, dem der Vater Telamon befohlen hatte, nicht ohne den Bruder von Troja heimzukehren, wollte ſich an ſeiner Seite auch den Tod geben, und hätte es gethan, wenn die Griechen ihm das Schwert nicht genommen hätten. Dann warf er ſich auf den Leichnam und weinte heftiger, als ein vaterloſes Kind an dem Tage weint, der ihm ſeine Mutter geraubt hat. Doch faßte ſich ſeine Heldenſeele, daß er ſich von dem Leichnam emporraffte und ſich an Tekmeſſa wandte, die in ſtarrer Verzweiflung bei der Leiche ſaß, den Sohn, den ihr die Diener zurückgegeben hatten, auf den Armen. Er verſprach der Gefangenen ſeinen Schutz, und dem Knaben, als zweiter Vater

für ihn zu ſorgen, wenn gleich er ſelbſt, den Zorn ſeines Vaters Telamon fürchtend, ſie beide nicht nach Salamis begleiten könne.

Darauf ſchickte er ſich an, den Leichnam ſeines geliebten Halbbruders zu beſtatten. Aber hier trat ihm der Atride Menelaus wehrend in den Weg: „Unterſteh dich nicht, dieſen Mann zu beſtatten," ſprach er, „den wir ſchlimmer befunden haben, als unſere Feinde, die Trojaner. Um ſeines böſen Mordanſchlags willen verdient er kein ehrliches Grab." Während Menelaus ſo mit Teucer um den Leichnam des Ajax haderte, kam nun Agamemnon herbei, trat auf die Seite ſeines Bruders und ſchalt in der Hitze des Streites den Teucer einen Sklavenſohn. Umſonſt erinnerte ſie dieſer an alle Wohlthaten, welche die Griechen dem gefallenen Helden zu danken hätten, an eine Rettung des Heeres, als die Flamme der Trojaner ſchon um die Schiffe der Danaer emporſchlug und Hektor über den Graben in die Schiffsverdecke herniederſprang. „Und was ſcheltet ihr mich einen Sklaven," rief er, iſt doch mein Vater Telamon, der herrliche Griechenheld, meine Mutter Laomedons königliche Tochter! Soll ich, edel von den Edelſten abſtammend, mich meiner Blutgenoſſenſchaft ſchämen? Wiſſet, daß ihr mit dem gefallenen Helden auch ſein geliebtes Weib hier und ſeinen Sohn und mich, ſeinen Bruder, aus dem Lager hinauswerfet. Bedenkt ihr auch, welchen Ruhm bei den Menſchen und welchen Segen von den Göttern euch dieſes bringen wird?"

So haderten ſie, als Odyſſeus, der kluge Held, mitten unter ſie eintrat und, gegen Agamemnon gewendet, haſtig fragte: „Darf euch ein treuer Freund die Wahrheit ſagen, ohne übel darum angeſehen zu werden?" „So rede doch,“ erwiederte Agamemnon, indem er ihn mit Verwunderung anblickte, „wohl halte ich dich für meinen beſten Freund im ganzen Argiverheere!“ — „Nun, ſo höre mich auch,“ ſprach Odyſſeus. „Wirf bei den Göttern dieſen Mann nicht ohne Erbarmen und ohne Beſtattung hinaus! Laß dich durch deine Macht nicht zum ungerechten Haſſe verleiten! Bedenke, wenn du einen ſolchen Helden ſchändeteſt, ſo würde nicht er dadurch herabgewürdiget, ſondern das Recht und der Wille der Götter würden verachtet!“ Als die Atriden ſolches hörten, blieben ſie lange vor Staunen ſprachlos. Endlich rief Agamemnon: „Und du, Odyſſeus, vermagſt es über dich, zu Gunſten dieſes Mannes mich zu bekriegen? Bedenkſt du denn gar nicht, daß es dein Todfeind iſt, dem du eine ſo hohe Gunſt verſchaffen willſt?“ — „Wohl war er mein Feind,“ antwortete Odyſſeus, „und ich haßte ihn, ſo lange der Haß noch ziemlich war. Jetzt, wo er gefallen iſt und wir über den Verluſt eines ſo edlen Helden trauern müſſen, kann und darf ich ihn nicht mehr anfeinden. Ich ſelbſt bin bereit, ihn zu beſtatten, und ſeinem Bruder bei dieſer heiligen Pflicht an die Hand zu gehen.“

Als Teucer, der bei Odyſſeus Ankunft mit Abſcheu auf die Seite getreten war, ſolches hörte, trat er auf den Helden zu, ſeinen Arm zum Handſchlag ausgeſtreckt:

„Edler Mann,“ rief er, „du, ſein größter Feind, biſt die einzige Stütze des Todten! Dennoch wage ich es nicht, dich zur Berührung dieſes Todten zuzulaſſen, deſſen unverſöhnt dahingeſchiedenem Geiſte ſolches unwillkommen ſeyn dürfte. In allem Andern ſey mein Helfer; gibt es doch für deinen Edelmuth noch genug zu thun!“ Mit dieſen Worten deutete Teucer auf Tekmeſſa, die noch immer ſprachlos da ſaß. Odyſſeus kehrte ſich ihr wohlwollenden Sinnes zu: „Niemals, o Weib,“ ſprach er zu ihr, „ſoll ein Anderer dich als Sklavin ſchauen. So lange Teucer und ich leben, ſollſt du mit deinem Kinde gepflegt und geborgen ſeyn, als ſtände auch Ajax ſelbſt noch zur Seite, die Schutzwehr der Achiver.

Die Atriden ſchämten ſich, gegen die edlen Vorſtellungen des Odyſſeus Einwendungen zu machen. Der rieſige Leib wurde mit vereinter Heldenkraft vom Boden gehoben und nach den Schiffen getragen, dort von dem Blute gereinigt, das ihn zugleich mit der Rüſtung und dem Staube umgab, und endlich auf einem nicht minder ſtattlichen Scheiterhaufen verbrannt, als Achilles ſelbſt, der in ſeinem Tode noch die Urſache eines zweiten, unerſetzlichen Verluſtes für die Griechen geworden war.

Machaon und Podalirius.

Am andern Tage ſtrömten die Danaer in die Volksverſammlung, welche der Völkerhirt Menelaus berufen hatte. Als Alle beiſammen waren, ſtand er ſelbſt auf und hub alſo an zu reden: „Höret mich an, ihr Fürſten des Volkes! Mir blutet das Herz, wenn ich unſre Schaaren ſo vor uns hinſinken ſehe. Für mich iſt das Volk in den Kampf gezogen, und nun ſoll am Ende Keiner mehr Heimath und Verwandte begrüßen! Ehe dieß geſchieht, laßt uns dieſen unheilvollen Strand verlaſſen, und was noch übrig iſt, mag mit den Schiffen, Jeder in ſein Vaterland, zurückſegeln. Seit Achilles und Ajax dahingeſunken ſind, iſt kein Erfolg unſerer Unternehmung mehr zu hoffen. Was mich betrifft, ſo bekümmert mich jetzt Helena, meine unwürdige Gemahlin, weniger, als Euch, mag ſie mit dem weibiſchen Paris dahinfahren!"

So redete Menelaus; doch that er es nur, um die Griechen zu verführen, denn im Herzen wünſchte er nichts ſehnlicher, als die Vertilgung der Trojaner. Der Sohn des Tydeus aber, Diomedes, der gerade Lanzenſchwinger, der ſeine Liſt nicht merkte, fuhr unwillig von ſeinem Sitz empor und fing an zu ſchelten: „Unbegreiflicher! Welche ſchmähliche Furcht hat ſich deiner Heldenbruſt bemächtigt, daß du ſo ſprechen magſt? Doch bin ich ruhig. Nimmermehr folgen dir die muthigen Söhne Griechenlands, bevor ſie Troja's Zinnen zu Boden geſtürzt haben! Entſchlöſſe ſich aber ein Einziger, dir zu folgen, ſo ſoll dieſer blaue Stahl ihm das Haupt vom Rumpfe trennen!"

Kaum hatte ſich Diomedes wieder auf ſeinen Sitz niedergelaſſen, als ſich der Seher Kalchas erhob und mit einem weiſen Vorſchlage den ſcheinbaren Zwiſt vermittelte. „Ihr wiſſet Alle noch," ſprach er, „wie wir vor mehr als neun Jahren, als wir zur Eroberung dieſer verfluchten Stadt ausſchifften, den herrlichen Helden Philoktetes, den Freund des Herkules, an einer giftigen und freſſenden Wunde krank, auf der wüſten Inſel Lemnos ausſetzen und dort zurücklaſſen mußten. Zwar war der Geruch der eiternden Wunde und das Jammergeſchrei des Unglücklichen unerträglich. Dennoch war es unrecht und erbarmungslos von uns gehandelt, den Armen auf dieſe Weiſe Preis zu geben. Nun aber hat mir ein gefangener Seher geoffenbaret, daß nur mit Hülfe der heiligen und ſtets treffenden Pfeile, welche Philoktetes von ſeinem Freunde Herkules geerbt hat, ſo wie durch ſeine und des Pyrrhus, dieſes jungen Achillesſprößlings, Gegenwart Troja erobert werden könnte. Der Trojaner hat mir dieſe Weiſſagung wohl nur mitgetheilt, weil er die Erfüllung derſelben für unmöglich hielt, denn ſo dachte er: wie ſollte der Haß des Philoktetes gegen die Griechen, die ihn ſo ſchändlich verlaſſen haben, ihm erlauben, die Pfeile auszuliefern und ſelbſt vor Troja zu erſcheinen? Mein Rath iſt daher, ohne Verzug den ſtärkſten unſerer Helden, Diomedes, und den beredteſten, Odyſſeus, nach dem Eilande Scyros zu ſenden, wo der Sohn des Achilles bei dem Vater ſeiner Mutter erzogen wird. Mit ſeiner Hülfe wollen wir dann auch den Philoktetes zu Lemnos bereden, ſich mit uns wieder zu vereinigen und die unſterblichen Waffen des Herkules, durch welche Troja bezwungen werden ſoll, uns mitzubringen.“

Die Schaaren der Griechen jubelten dieſem Vorſchlage Beifall und die beiden Helden gingen zu Schiffe ab. Unterdeſſen rüſteten ſich die Heere wieder zum Kampfe. Den Trojanern war der Sohn des Telephus, Eurypylus, von Myſien mit einem Heere zu Hülfe gekommen, und ſo fühlten ſich dieſe von neuem geſtärkt und ermuthigt. Den Griechen dagegen fehlten ihre zwei beſten Helden. So kam es, daß die wieder begonnene Schlacht ſich ihnen zum Verderben wendete. Da wurde auch Nireus, der ſchönſte unter den Danaern, von der Lanze des Eurypylus erreicht, und lag mit den andern Erſchlagenen im Staube, wie ein blühendes Stämmchen vom zerbrechlichen Olivenbaume, das, vom Fluſſe aufgewühlt, mit der Wurzel entführt und wieder ans Geſtade getrieben wird, wo es nun mit Blüthen bedeckt daliegt. Eurypylus aber ſpottete ſein, und wollte den Leichnam des ſchönen Harniſches berauben. Da ſtellte ſich ihm Machaon, der Bruder des Podalirius, entgegen, der ſchon den Tod des Nireus voll Zorn mit angeſehen hatte. Er ſtieß dem Räuber ſeinen Speer in die mächtige Schulter, daß das Blut herausſtrömte. Eurypylus aber drang, wie ein verwundeter Eber, auf Machaon ein; dieſer ſuchte ihn mit einem Steinwurfe abzuwehren, aber der Helm ſchützte jenen, und nun ſtieß der Sohn des Telephus dem Griechen ſchnell wie der Blitz den Speer mitten in die Bruſt, daß die blutige Spitze bis zum Rückgrat durchdrang, und Machaon klirrend auf den Boden fiel. Eurypylus zog die Lanze aus dem Leibe des Erſchlagenen, und wandte ſich höhnend wieder in die Schlacht.

Teucer, der die beiden hatte fallen ſehen, rief die Griechen auf, um ihre Leichname zu bekämpfen. Zuletzt aber erlagen ſie den Trojanern. Nachdem der Lokrer Ajax von Aeneas mit einem Steine hart verwundet und zu Boden geſtreckt war, mußten die Achiver den ſchwachathmenden Helden aus der Schlacht tragen, und zogen ſich alle nach den Schiffen zurück; die Trojaner richteten unter den Fliehenden eine große Niederlage an. Ja, ſie hätten die Schiffe ſelbſt durchs Feuer vernichtet, wenn die Nacht nicht dazwiſchen gekommen wäre. So aber zog ſich der rieſige Myſier mit den Seinigen vor dem einbrechenden Dunkel zurück zu den Mündungen des Simois, wo er freudig ſein Nachtlager aufſchlug. Die Danaer dagegen, auf dem ſandigen Ufer bei ihren Schiffen gelagert, ſeufzten die ganze Nacht durch vor Schmerz, und beklagten das Loos der unzähligen Brüder, die ſie im Kampfe verloren hatten.

Aber kaum glühte die Morgenröthe am Himmel, als auch die Griechen ſchon wieder aufbrachen, voll Begierde, ſich an Eurypylus zu rächen. Andre von ihnen legten bei den Schiffen den ſchönen Nireus und den hochbegabten Arzt und mächtigen Kämpfer Machaon ins Grab. Während nun in der Ferne die Schlacht wieder tobte, lag Podalirius, der Bruder Machaons, und wie er berühmt als der trefflichſte Arzt im Heere, Trank und Speiſe verſchmähend, im Staub, unter lautem Stöhnen. Er wich nicht vom Grabe ſeines geliebten Bruders; brütend ſann er in ſeinem Geiſte auf Selbſtmord, und legte bald die Hand ans Schwert, bald ſuchte er ein ſchnellwirkendes Gift, das er ſelbſt gebraut hatte und immer bei ſich trug, zu verſchlingen. Seine Freunde aber wehrten ihm, und ſprachen ihm Troſt ein; doch hätte er ſich endlich am friſchen Grabhügel ſeines Bruders getödtet, wenn nicht der greiſe Neſtor dem Verzweifelnden genaht wäre. Dieſer traf ihn, wie er ſich bald jammernd auf das Grab warf, bald wieder Staub auf ſein Haupt ſtreute, ſich die Bruſt mit den nervigen Händen zerſchlug und zugleich den Namen des getödteten Bruders ausrief. Schwer lag ſein Kummer auf allen Dienern und Gefährten, die ihn umgaben. Da fing Neſtor an mit ſchmeichelnden Worten den Betrübten zu tröſten: „Liebes Kind, mach doch deinem bittern Kummer ein Ende. Es ziemt einem verſtändigen Manne nicht, wie ein Weib an dem Grabe eines Todten zu jammern. Deine Klage ruft ihn doch nicht mehr ans Licht; das Feuer hat ſeinen Leib verzehrt und ſeine Gebeine ruhen in der Erde. Er ſchwand, wie er gekommen iſt. Du aber trage deinen großen Schmerz, wie ich den meinigen getragen habe, als der Sohn Aurora's mir den Knaben erſchlug, der mein liebſter war, und ſeinen Vater liebte, wie keiner meiner Söhne. Als er für mich geſtorben war, nahm ich doch Nahrung zu mir, wie vorher; ich ertrug es, das verhaßte Tageslicht auch ferner noch zu ſchauen; denn ich dachte daran, daß wir ja Alle denſelben Weg zum Hades wandeln müſſen.“

Machaon hörte den Greis an, während ihm die Thränen noch über die Wangen liefen, und ſprach: „Vater, wie ſollte der Gram um den erſchlagenen Bruder mein Herz nicht beugen, der mich, der ältere, als unſer Vater Aeſculap zum Olymp entrückt wurde, wie das eigene Kind auf den Armen trug, mit mir an demſelben Tiſche aß, ſein Lager, ſeine Habe mit mir theilte, in ſeiner herrlichen Kunſt mich unterrichtete? Nachdem er mir geſtorben, mag ich das liebliche Tageslicht nicht mehr ſchauen!“

Doch der Greis ließ nicht ab mit ſeinem Troſte: „Bedenke doch,“ ſprach er zu dem Bekümmerten, „daß die Götter es ſind, welche uns die Geſchicke ſenden, gute wie ſchlimme, und daß über Allen die dunkle Parze waltet, welche dieſelben blind auf die Erde hinabwirft: darum ſtürzt oft großes Unheil auf redliche Männer, und Keiner gehet ganz ſicher einher. Das Leben geſtaltet ſich ſtets wechſelnd; bald führt es zu großem Jammer, bald wieder zu Beſſerem. Dazu gehet ja auch die Sage unter den Menſchen, daß der Gute zum ſeligen Himmel emporſteige, und der Frevler in die Schrecken des Dunkels. Dein Bruder aber war ein menſchenfreundlicher Mann, dazu ein Götterſohn; darum hoffe, daß er zum Geſchlechte der Götter emporgeſtiegen iſt.“ Mit ſolchen Troſtworten hub Neſtor den lange Widerſtrebenden vom Boden auf, und führte ihn von dem traurigen Grabe hinweg; dieſer aber ſah ſich noch oft nach dem Grabhügel um.

Unterdeſſen nahte Eurypylus der Myſier auf dem Schlachtfelde, und die Danaer flohen aufs Neue zu den Schiffen, und fochten hier bald vor dieſen, bald vor der weithin reichenden Mauer.

Neoptolemus.

Während dieß vor Troja geſchah, kamen die Geſandten der Griechen, Diomedes und Odyſſeus, glücklich auf der Inſel Scyros an. Hier trafen ſie den jungen Sohn des Achilles, Pyrrhus, der ſpäter von den Griechen Neoptolemus, das heißt Jungkrieger genannt wurde, vor dem Hauſe des Großvaters, wie er ſich abwechſelnd im Pfeilſchießen und Speerſchleudern übte, dann auch wieder zu Wagen ſchnelle Roſſe tummelte. Sie ſahen ihm eine Weile mit Wohlgefallen zu und laſen mit inniger Theilnahme auf ſeinem Antlitze zugleich die Spuren der Trauer: denn der Tod des Vaters war dem Jüngling ſchon bekannt. Als ſie näher traten, mußten ſie ſtaunen, denn der Jüngling war an ſchöner und hoher Geſtalt ganz und gar ſeinem Vater ähnlich. Pyrrhus kam ihnen mit ſeinem Gruße zuvor: „Seyd mir von Herzen willkommen, Fremdlinge,“ ſprach er. „Wer ſeyd ihr und woher kommt ihr? Was wollt ihr von mir?“ Darauf erwiederte ihm Odyſſeus: „Wir ſind Freunde deines Vaters Achilles, und zweifeln nicht, daß wir zu ſeinem Sohne ſprechen; ſo ganz ähnlich biſt du ihm von Geſtalt und Antlitz. Ich ſelbſt bin Odyſſeus aus Ithaka, der Sohn des Laertes, mein Genoſſe aber iſt Diomedes, der Sohn des unſterblichen Tydeus. Wir kommen der Weiſſagung unſers Sehers Kalchas gehorſam, dich auf den Kampfplatz vor Troja abzuholen, damit wir den Krieg glücklich beendigen können. Die Söhne der Griechen werden dir herrliche Gaben verleihen, ich ſelbſt will dir die unſterblichen Waffen deines Vaters, die mir zugeſprochen worden ſind, abtreten.“

Freudig antwortete ihm Pyrrhus: „Wenn die Achiver mich rufen, der Stimme eines Gottes gehorſam, ſo laßt uns nur gleich morgen in die See ſtechen. Jetzt aber kommt mit mir in den Palaſt meines Großvaters und zu ſeinem gaſtlichen Tiſche!“ In dem Königshauſe angelangt, fanden ſie die Wittwe des Achilles, Deidamia, noch in tiefer Herzensbetrübniß, dahinſchmelzend in Thränen. Der Sohn trat zu ihr und meldete die Fremden, verbarg ihr aber bis zum andern Morgen den Grund, um ſie nicht noch mehr zu bekümmern. Die Helden wurden ſatt und ergaben ſich getroſt dem Schlummer. Aber Deidamia ſchloß ihre Augen nicht zum Schlafe. Ihr kam nicht aus dem Sinne, wie dieſelben Helden, die ſie jetzt unter ihrem Dache beherbergen mußte, es verſchuldet hatten, daß ſie jetzt ihren Gemahl als Wittwe beweinte, indem ſie ihm ſein kampfluſtiges Herz beredeten, hinauszuziehen in den Krieg. Und nun ahnete ihr, daß auch ihr Sohn in denſelben Sturm würde hinausgeriſſen werden. Deßwegen erhob ſie ſich mit dem früheſten Morgenlichte, warf ſich dem Sohn an die mächtig gewölbte Bruſt und erfüllte die Luft mit Wehklage. „O mein Kind,“ rief ſie, „ich weiß es, auch ohne daß du es mir geſteheſt: du willſt mit den Fremden nach Troja, dem Sitze der Thränen, ziehen, wo ſo viele Helden und auch dein Vater untergegangen ſind! Nun biſt du aber ſo jung und aller Kriegswerke noch ſo unkundig! Darum höre auf mich, deine Mutter, und bleibe zu Hauſe bei mir, damit nicht auch noch die Unheilskunde an mein Ohr ſchlage, daß mein Sohn in der Feldſchlacht gefallen ſey, wie ſein Vater!“ Aber Pyrrhus erwiederte: „Mutter, laß doch die Unglückworte ſeyn!“ Kein Mann im Kriege fällt wider des Schickſals Willen. Soll mein Loos der Tod ſeyn — nun, was könnte ich Beſſeres thun, als, werth meiner Abſtammung, für die Achiver ſterben?“

Da ſtand auch Lykomedes, ſein Großvater, aus dem Ruheſeſſel auf, in welchem er zu ſchlummern ſchien, trat vor den Enkel und ſprach: „Starkmüthiges Kind, wohl ſehe ich, daß du deinem Vater ganz gleich biſt. Aber wenn du auch glücklich von Troja heimkehrſt, wer weiß, ob nicht auf dem Heimwege das Verderben noch auf dich lauert; denn die Seefahrt iſt ein gefährlich Ding!“ So ſagte er und küßte den Enkel, doch ohne ihn von dem Wege abzuhalten. Jener aber, dem ein holdes Lächeln ſein junges Heldenangeſicht verklärte, riß ſich aus den Umarmungen der weinenden Mutter los, und ließ Vaterpalaſt und Heimath hinter ſich. Wie ihn die rüſtigen Glieder ſo hintrugen, glänzte er hell wie ein Geſtirn des Himmels. Ihm folgten die beiden Griechenhelden und zwanzig entſchloſſene Männer, lauter vertraute Diener Deidamia's, und alle ſchifften ſich am Strande der Inſel ein.

Neptun gab ihnen günſtige Fahrt, und nicht lange, ſo lagen vor ihnen im Morgenlichte die Höhen des Idagebirges, Chryſa die Stadt, das Vorgebirge Sigeum, dann das Grab des Achilles. Odyſſeus ſagte jedoch ſeinem Sohne nicht, weſſen der Grabhügel ſey, ſondern ſchweigend fuhren ſie an dem Eilande Tenedos vorüber, und weiter, bis in die Nähe von Troja. Sie kamen an den Strand, als gerade der Kampf gegen Eurypylus bei der Mauer, welche das Bollwerk der Schiffe bildete, am heftigſten war, und jetzt hätte ſie der Myſier niedergeriſſen, wäre nicht der eben landende Diomedes über das Fahrzeug an den Strand geſprungen, und hätte die Schaar aus dem Schiffe mit muthigem Rufe nach ſich gezogen.

Ohne Verzug eilten ſie nach dem Zelte des Odyſſeus, das dem Strande zunächſt ſtand, und wo ſich theils deſſen eigene Waffen, theils viele erbeutete Rüſtungen befanden. Von dieſen wählte ſich der Eine die, der Andere jene aus. Neoptolemus aber — ſo dürfen wir ihn von jetzt an heißen — hüllte ſich in die Waffen ſeines Vaters Achilles, welche den andern Allen zu groß waren; ihn ſelbſt aber drückte weder der Panzer noch der Helm; Speer, Schwert und Schild ſchwang er mit Leichtigkeit, und in Allem ähnlich ſeinem Vater, ſtürzte er in den hitzigſten Kampf hinaus, und alle mit ihm gelandeten Helden ihm nach. Jetzt erſt begannen die Trojaner wieder von der Mauer zu weichen, und drängten ſich, von allen Seiten beſtürmt und beſchoſſen, um den Sohn des Telephus zuſammen, wie furchtſame Kinder bei dem Rollen des Donners zu ihrem Vater fliehen. Aber jedes Geſchoß, das aus der Hand des Neoptolemus flog, ſandte den Tod auf die Häupter der Feinde, und die verzweifelnden Trojaner glaubten den rieſigen Achilles ſelbſt in ſeiner Rüſtung vor ſich zu ſehen. Dieſer blieb an ſeiner Seite, auch focht er unter dem Schirm der Göttin Athene, der Freundin ſeines Vaters, und wie Schneeflocken den Felſen umfliegen, ſo flatterten die Geſchoſſe um ihn her, ohne ihm die Haut zu ritzen. Ein Schlachtopfer um das andere brachte er dem gefallenen Vater dar. Zwei Söhne des reichen Meges, Zwillingsbrüder, raffte, wie Eine Stunde ſie geboren, ſo jetzt Eine Stunde dahin, denn den Einen traf Neoptolemus mit dem Speere in das Herz, den Andern an das Haupt mit einem mächtigen Steine, ſo, daß der ſchwere Helm zertrümmert wurde, und im Schädel das Gehirn ſich miſchte. Noch unzählige andere Feinde fielen rings um ſie her, bis endlich gegen Abend Eurypylus und das feindliche Heer den Rückzug vor dem Sohne des Achilles antraten.

Als Neoptolemus nun vom Kampfe ruhete, kam auch der greiſe Held Phönix, der Freund ſeines Großvaters Peleus und der Erzieher ſeines Vaters Achilles, auf den jungen Helden zu, und betrachtete voll Verwunderung die Aehnlichkeit mit dem Peliden. Schmerz und Freude beſtürmten ihn zugleich, jener, bei der Erinnerung an den Tod ſeines Pflegſohnes, dieſe, weil er deſſen kräftigen Sprößling vor ſich ſah. Ein Thränenſtrom quoll aus den Augen des Greiſes, er umarmte den herrlichen Jüngling, küßte ihm Haupt und Bruſt, und rief: „O Sohn, mir iſt, als wandle dein Vater, um den ich mich täglich abhärme, wieder lebendig unter uns! Doch ſtille! es darf der Gram um den Vater dir jetzo den Muth nicht ſchwächen; vielmehr ſollſt du, das Herz voll Zornes, den Griechen zu Hülfe kommen, und den grimmigen Sohn des Telephus tödten, der uns ſo viel Schaden gethan. Uebertriffſt du ihn doch an Kraft ſo weit, als dein Vater ſeinen Vater übertraf!" Beſcheiden erwiederte darauf der Jüngling: „Wer der Tapferſte ſey, werden erſt Feldſchlacht und Schickſal entſcheiden, o Greis!" Mit dieſen Worten wandte er ſich nach den Schiffen und dem Lager zurück, denn die Nacht war eingebrochen, und die Helden kehrten um vom Streite nach ihren Zelten.

Bei Tagesanbruch begann der Kampf auf's Neue. Lanze mit Lanze, Schwert mit Schwert kreuzte ſich, und ein Mann drang auf den andern ein. Lange war das Gefecht unentſchieden, und auf beiden Seiten mordeten und fielen die Helden. Dem Eurypylus ward ein Freund erſchlagen; darüber verdoppelte ſich ſeine Wuth, und er warf die Achiver nieder, wie man Bäume in dichten Waldungen zu Haufen fällt, ſo daß die Stämme zerriſſene Schluchten anfüllen. Endlich aber trat ihm Neoptolemus entgegen, und beide ſchüttelten ihre mächtigen Lanzen in der Rechten. „Wer biſt du, Jüngling, woher biſt du gekommen, mich zu bekämpfen?“ rief zuerſt Eurypylus ſeinem Gegner zu, „fürwahr, dich reißt dein Geſchick zur Unterwelt hinab!“ Neoptolemus erwiederte: „Warum willſt du meine Abſtammung wiſſen, wie ein Freund, da du doch ein Feind biſt? So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Achilles, der einſt deinen Vater niedergeſtreckt; die Roſſe meines Wagens ſind die windſchnellen Kinder der Harpyien und des Zephyrus, die ſelbſt über das Meer dahinrennen; die Lanze, vom Scheitel des hohen Berges Pelion ſtammend, iſt die Lanze meines Vaters, die ſollſt du jetzt erproben!“ So ſprach der Held, ſprang vom Wagen und ſchüttelte den Speer. Von der andern Seite hob Eurypylus einen gewaltigen Stein vom Boden auf und warf ihn nach dem goldenen Schilde ſeines Feindes; doch der Schild erzitterte nicht einmal. Wie zwei Raubthiere drangen beide jetzt auf einander ein, und rechts und links von ihnen wogte die Feldſchlacht in langen Reihen. Jene aber zerſtießen einander die Schilde, und trafen bald die Schienen, bald die Helme; ihre Kraft wuchs mit dem Kampfe, denn beide ſtammten von Unſterblichen ab. Endlich gelang es der Lanze des Neoptolemus, den Weg in die Kehle des Gegners zu finden: ein purpurner Blutſtrom drang aus der Wunde, und, einem entwurzelten Baume gleich, ſtürzte Eurypylus entſeelt zu Boden.

Nach ſeinem Falle hätten ſich die Trojaner vor Neoptolemus, wie Kälber vor dem Löwen, hinter ihre Mauer geflüchtet, wenn nicht Mars, der ſchreckliche Kriegsgott ſelber, der den Trojanern Beiſtand verleihen wollte, unbemerkt von den andern Göttern, den Olymp verlaſſen und mit ſeinen feuerſchnaubenden Roſſen ſeinen Kriegswagen mitten ins Schlachtgetümmel hineingetrieben hätte. Hier ſchwang er ſeinen mächtigen Speer und ermahnte die Troer mit lautem Zurufe, den Feind zu beſtehen. Dieſe ſtaunten, als ſie die göttliche Stimme hörten, denn den Gott ſelbſt, den ein Nebel unſichtbar machte, ſahen ſie nicht. Der Sohn des Priamus, der geprieſene Seher Helenus, war der erſte, deſſen Scharfſinn den Gott erkannte, und der ſeinen Leuten zurief: „Bebet nicht! Euer Freund, der mächtige Kriegsgott, iſt ſelbſt mitten unter euch: habt ihr den Ruf des Mars nicht vernommen?“ Jetzt hielten die Trojaner wieder Stand und das Gemetzel begann auf beiden Seiten von Neuem. Mars hauchte den Trojanern gewaltigen Muth ein, und zuletzt wankten die Reihen der Griechen. Nur den Neoptolemus vermochte er nicht zu ſchrecken; dieſer kämpfte muthig fort, und erchlug jetzt dieſen, jetzt jenen im Streite. Der Gott zürnte über ſeine Kühnheit, und ſchon war er im Begriffe, die Wolke, die ihn umgab, zerreiſſend, dem jungen Helden ichtbar im Kampfe entgegen zu treten, als Athene, die

Freundin der Griechen, vom Olymp herunter auf das Schlachtfeld eilte. Die Erde und die Wellen des Xanthus erbebten vor ihrer Ankunft, leuchtende Blitze flogen um ihre Waffen, die Schlangen auf ihrem Gorgonenſchilde hauchten Feuer. Und während die Sohlen der Göttin auf dem Boden ſtanden, berührte ihr Helm die Wolken; ſterblichen Blicken jedoch blieb ſie verborgen. Und jetzt hätte ſich ein Zweikampf zwiſchen den Göttern erhoben, wenn nicht Jupiter mit einem warnenden Donnerſchlage ſie geſchreckt hätte. Beide erkannten den Willen des Vaters; Mars zog ſich nach Thracien zurück, Minerva wandte ſich nach Athen; das Schlachtfeld war den Sterblichen wieder überlaſſen, und jetzt wich die Stärke von den Trojanern: ſie flohen in ihre Stadt zurück und die Griechen drängten ihnen nach. Von den Mauern herab vertheidigten Jene tapfer ihre Stadt; dennoch hätten die Danaer die Thore erbrochen, wenn nicht Jupiter, der den Willen des Schickſals kannte, die Stadt in Gewölk eingehüllt hätte. Da rieth der weiſe Neſtor den Griechen, ſich zurückzuziehen, um ihre Todten zu beſtatten und vom Kampf auszuruhen.

Am folgenden Tage ſahen die Danaer mit Staunen die Burg von Troja wieder unumwölkt in den blauen Morgenhimmel ſteigen, und erkannten in dem Nebel des geſtrigen Abends das Wunder des Göttervaters. An dieſem Tage herrſchte Waffenruhe. Die Trojaner benutzten dieſelbe, um den Myſier Eurypylus feierlich zu beſtatten. Neoptolemus aber beſuchte das hohe Grab ſeines Vaters, küßte die zierliche Säule, die ſich darüber erhob, und ſprach mit Seufzern und Thränen der Wehmuth: „Auch unter den Todten ſey mir gegrüßt, mein Vater, denn nie

erde ich dein vergeſſen! O daß ich dich lebend bei den
riechen gefunden hätte! So aber haſt du dein Kind nie
eſehen, und ich den Vater nicht, ſo ſehr ich mich im Her-
en nach dir geſehnt habe! Doch noch lebeſt du in mir,
nd lebſt in deinem Speere; beide jagen in der Feldſchlacht
en Feinden Schrecken ein, und die Danaer ſehen mich
it freudigen Blicken an und ſagen, ich gleiche dir, Vater,
n Geſtalt und Thaten!"

So ſprach er weinend und kehrte zu den Schiffen zu-
ück. Den ganzen nächſtfolgenden Tag wüthete der Kampf
ieder um die Mauern von Troja; doch gelang es den
riechen nicht, in die Stadt einzudringen, und an den
fern des Skamanders, wo Neoptolemus nicht war, fielen
ie Danaer ſogar in Schaaren darnieder. Dort hatte der
uthige Sohn des Priamus, Deiphobus einen glücklichen
usfall gewagt, und bedrängte die Belagerer. Auf die
achricht davon hieß Neoptolemus ſeinen Wagenlenker
utomedon die unſterblichen Roſſe dorthin treiben. Stau-
end ſah ihn der trojaniſche Königsſohn nahen. Das
erz ſchwankte ihm zwiſchen dem Entſchluſſe zu fliehen,
der dem entſetzlichen Helden entgegenzutreten. Neoptole-
us aber rief ihm ſchon von Weitem zu: „Sohn des
riamus, wie wütheſt du gegen die zitternden Danaer!
ein Wunder, wenn du dich für den tapferſten Helden
er Erde hältſt. Wohlan denn, ſo verſuch' es auch mit
ir!" So rief er und ſtürmte auf ihn zu wie ein Löwe,
nd gewiß hätte er ihn mit ſammt dem Wagenlenker dar-
iedergeſtreckt, wenn nicht Apollo, in dunkles Gewölke
ehüllt, aus dem Olymp herniedergeeilt wäre, und den
efährdeten zur Stadt entrückt hätte, wohin auch die übri-
en Trojaner ihm nachflohen. Als Neoptolemus in die

leere Luft mit dem Speere ſtieß, ſchrie er voll Unmuths: „Hund, du biſt mir entgangen, doch nicht deine Tapferkeit half dir, ſondern ein Gott hat dich mir geſtohlen!“ Dann warf er ſich wieder in den Kampf. Aber Apollo, der in den Mauern Troja's war, ſchirmte die Stadt. Da ermahnte der Seher Kalchas die Danaer, zu den Schiffen zurückzuweichen und ſich für eine Weile dem mühſeligen Kampfe zu entziehen. Hier ſprach er: „Es iſt vergeblich, ihr Freunde, daß wir uns im Streite gegen dieſe Stadt abmühen, wenn nicht auch der andere Theil der Weiſſagung, welche ich euch mitgetheilt habe, in Erfüllung geht, und Philoktetes mit ſeinen unwiderſtehlichen Pfeilen von Lemnos herbeigeſchafft wird.“

Sofort wurde beſchloſſen, den klugen Odyſſeus und den tapfern Jüngling Neoptolemus nach Lemnos abzuſenden, und dieſe gingen ohne Säumen zu Schiffe.

Philoktetes auf Lemnos.

Die Helden landeten an der unbetretenen, unbewohnten Küſte der wüſten Inſel Lemnos. Hier hatte vor mehr als neun Jahren, nach dem Ausſpruche der Heerführer, Odyſſeus den Sohn des Pöas, Philoktetes, deſſen unheilbares Uebel den Griechen ſeine Gegenwart unerträglich machte, in einer Höhle mit zwei Mündungen ausgeſetzt, wo er des Winters im Sonnenſtrahle Schutz vor der Kälte, und des Sommers an einer andern Stelle Schatten und Kühlung finden konnte; in der Nähe rieſelte eine lebendige Quelle. Die beiden Helden hatten dieſe Stelle bald wieder gefunden, und Odyſſeus traf noch Alles wie das erſtemal. Aber die Wohnung war leer, nur eine breite Streu aus Laub, wie von einem Ruhenden zuſammengedrückt, ein kunſtlos geſchnitzter Becher aus Holz und etwas Feuergeräthe deuteten auf einen Bewohner; und in der Sonne lagen Lumpen voll Eiters ausgebreitet, die ſie nicht zweifeln ließen, daß der kranke Philoktetes noch der Bewohner ſey. Das Erſte, was ſie thaten, war, daß ein Diener auf die Lauer ausgeſandt wurde, damit der Kranke ſie nicht überraſchen könnte. „Benützen wir,“ ſprach Odyſſeus zu dem jungen Sohne des Achilles, „die Abweſenheit des Mannes, um unſern Plan mit ihm zu verabreden, denn nur durch Täuſchung können wir uns ſeiner bemächtigen. Bei eurer erſten Zuſammenkunft darf ich nicht zugegen ſeyn; haßt er mich doch tödtlich, und mit Recht! Sobald er dich nun frägt, wer du ſeyeſt und von wannen du kommeſt, ſagſt du ehrlich, du ſeyeſt der Sohn des Achilles. Dann aber dichteſt du noch weiter hinzu, du habeſt dich zürnend von den Griechen abgewandt und ſeyeſt auf der Fahrt nach der Heimath begriffen. Denn dieſe, die dich von Scyros nach Troja flehend herbeigeholt, um ihnen dieſe Stadt erobern zu helfen, haben dir die Waffen deines Vaters verweigert und ſie mir, dem Odyſſeus, gegeben. Häufe nur ſo viel Schimpf auf mich, als dir einfällt; mich kränkt es nicht, und ohne dieſe Liſt bekommen wir den Mann und die Pfeile nicht. Darum mußt du darauf denken, wie du ihm dieß unbeſiegbare Geſchoß entwenden magſt.“ Hier fiel ihm Neoptolemus ins Wort: „Sohn des Laertes,“ ſprach er, „eine That, die ich ohne Abſcheu nicht hören kann, vermag ich auch nicht zu thun, weder ich noch mein Vater ſind zu ſo böſer Kunſt geboren worden. Gerne bin ich bereit, den Mann mit Gewalt zu fangen; nur erlaß mir die Argliſt! Wie ſollte auch der einzelne Mann, der dazu nur auf Einem Fuße ſtehen kann, uns, die Vielen, überwältigen?“ „Mit ſeinen unentfliehbaren Pfeilen,“ erwiederte Odyſſeus ruhig. „Ich weiß wohl, mein Sohn, daß dir die Gabe der Täuſchung nicht eingepflanzt iſt, und auch ich ſelbſt, der ich von einem redlichen Vater ſtamme, war in der Jugend mit der Zunge langſam und raſch mit der Hand. Erſt die Erfahrung mußte mich belehren, daß die Welt weniger durch Thaten, als durch Worte gelenkt wird. Wenn du nun bedenkſt, daß der Bogen des Herkules allein Troja zu bezwingen vermag, und du durch dieſe That den Ruhm der Klugheit wie der Tapferkeit davontragen, auch durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigt erſcheinen wirſt, ſo weigerſt du dich gewiß nicht länger der kurzen Trugworte!“

Neoptolemus gab den Gründen ſeines älteren Freundes nach, und dieſer entfernte ſich nun, wie verabredet war. Auch dauerte es nicht lange, bis aus der Ferne der Schmerzensruf des leidenden Philoktetes ſich hören ließ. Dieſer hatte nämlich von Ferne das Schiff am hafenloſen Strande erblickt und kam auf Neoptolemus und ſeine Begleiter herzugeeilt. „Wehe mir,“ rief er ihnen zu, „wer ſeyd ihr, die ihr an dieſer unwirthbaren Inſel gelandet? Zwar erkenne ich an euch die geliebte Griechentracht; doch möchte ich auch den Laut eurer Sprache vernehmen. Bebet vor meinem verwilderten Ausſehen nicht zurück, bedauert vielmehr mich unglücklichen, von allen Freunden verlaſſenen, gepeinigten Mann, und antwortet, wenn ihr anders nicht mit feindlichen Abſichten erſchienen ſeyd!“

Neoptolemus antwortete, wie Odyſſeus ihn gelehrt hatte; da brach Philoktetes in ein Freudengeſchrei aus: „O theuer werthe griechiſche Laute, wie nach ſo langer Zeit tönet ihr in mein Ohr! O Sohn des liebſten Vaters! Geliebtes Scyros! Guter Lykomedes! Und du, Pflegekind des Alten, was ſprichſt du da? So haben dich die Danaer denn auch nicht anders behandelt, als mich! Wiſſe, ich bin Philoktetes, der Sohn des Pöas, derſelbe, den die Atriden und Odyſſeus einſt, ganz verlaſſen, von entſetzlicher Krankheit gequält, auf unſerm Zuge nach Troja, hier ausſetzten. Sorglos ſchlief ich am Strande der See unter dieſem hohlen Felſendache; da entflohen ſie treulos, hinterließen mir nur kümmerliche Lumpen, wie einem Bettler, und die nothdürftige Koſt, wie ſie einſt ihnen aufgeſpart ſeyn möge. Wie meinſt du, liebes Kind, daß ich aus meinem Schlaf erwacht ſey? mit welchen Thränen, welchem Angſtgeſchrei, als ich von dem ganzen Schiffszuge, der mich hieher geführt, keine Seele mehr erblickte, keinen Arzt, keine Hülfe für mein Uebel; gar nichts mehr ringsum, außer meinem Jammer, aber dieſen freilich im Ueberfluß! Seitdem ſind mir Armen Tage um Tage und Jahre um Jahre verlaufen, und unter dieſem engen Dache bin ich mein einziger Pfleger geweſen. Mein Bogen hier verſchaffte mir die nöthigſte Nahrung; aber wie jammervoll mußte ich mich, wenn mir eine Beute aus den Lüften zufiel, nach der Stelle hinſchleppen, den kranken Fuß nachziehend. Und ſo oft ich einen Trunk aus der Quelle ſuchen, ſo oft ich von Winter zu Winter zur Feuerung meiner Höhle mir Holz im Walde fällen wollte, das Alles mußte ich, mit Mühe aus meiner Höhle hervorkriechend, ſelbſt beſorgen. Wiederum fehlte es mir an Feuer; wie lange währte es, bis ich den rechten Stein fand, der, an Eiſen geſchlagen, den Funken ſprühte, welcher mich bis dieſe Stunde erhalten hat. Denn, als ich einmal dieß Bedürfniß hatte, fehlte mir nichts mehr, mein Leben zu friſten, als Geſundheit. Jetzt höre aber auch von der Inſel etwas, lieber Sohn! Wiſſe, es iſt der armſeligſte Fleck auf der Erde: niemals nahet ſich ihr freiwillig ein Schiffer; es fehlt an Landungsplätzen, fehlt an Gelegenheit Waaren umzutauſchen, fehlt an allem Umgange mit Sterblichen. Wen die Fahrt hierher treibt, der landet nur gezwungen. Solcherlei Schiffer beklagen mich dann zwar wohl, reichen mir auch wohl etwas Speiſe oder ein Kleid, aber heimgeleiten will mich keiner, und ſo ſchmachte ich denn hier in Noth und Hunger ſchon ins zehnte Jahr; und das Alles haben Odyſſeus und die Atriden mir zu Leide gethan, denen die Götter mit Gleichem vergelten mögen!“

Neoptolemus gerieth bei dieſer Erzählung in wilde Bewegung ſeines Innern; doch drängte er dieſelbe zurück, der Ermahnung des Odyſſeus eingedenk. Er berichtete dem jammernden Helden den Tod ſeines Vaters und was er ſonſt über Landsleute und Freunde zu hören wünſchte, und knüpfte daran mit aller Wahrſcheinlichkeit die Lüge, die Odyſſeus ihn gelehrt. Philoktetes hörte unter lauten Bezeugungen der Theilnahme und Ueberraſchung zu; dann faßte er den Sohn des Achilles bei der Hand, weinte bitterlich und ſprach: „Nun, liebes Kind, beſchwöre ich dich bei Vater und Mutter, laß mich nicht in dieſen meinen Qualen zurück. Ich weiß wohl, daß ich eine läſtige Ladung bin! dennoch entſchließe dich, nimm mich mit, wirf mich wohin du willſt: ans Steuerruder, an den Schnabel, in den unterſten Schiffsraum, wo ich deine Schiffsgenoſſenſchaft am wenigſten quäle! Laß mich nur nicht in dieſer ſchrecklichen Einſamkeit; führe mich als Retter nach deiner Heimath: von dort bis zum Oeta und dem Lande, wo mein Vater wohnte, iſt die Fahrt nicht mehr weit. Zwar habe ich oft ſchon Gelandeten manche herzliche Bitten an ihn mitgegeben, aber Niemand brachte mir Kunde von ihm und er iſt wohl ſchon lange todt; nun, ich wäre froh, wenn ich nur an ſeinem Grabe ruhen dürfte.“

Neoptolemus gab dem kranken Manne, der ſich zu ſeinen Füßen warf, mit ſchwerem Herzen die unredliche Zuſage, und rief: „So bald du willſt, laß uns zu Schiffe gehen; möge nur ein Gott uns ſchnelle Fahrt aus dieſem Lande verleihen, nach dem Ziele, das uns angewieſen iſt!“ Philoktetes ſprang auf, ſo ſchnell als das Uebel ſeines Fußes es ihm zuließ, und ergriff mit einem Freudenrufe den Jüngling bei der Hand. In dieſem Augenblick erſchien der Späher der Helden, als ein griechiſcher Schiffsherr verkleidet, mit einem andern Schiffer von ihrem Gefolge. Er erzählte, an Neoptolemus gewendet, die erheuchelte Kunde, daß Diomedes und Odyſſeus auf der Fahrt nach einem gewiſſen Philoktetes begriffen ſeyen, den ſie, einer Weiſſagung des Sehers Kalchas zufolge, fangen und vor Troja bringen müßten, wenn die Stadt erobert werden ſollte. Dieſe Schreckensnachricht warf den Sohn des Pöas ganz dem Neoptolemus in die Arme. Er raffte die heiligen Geſchoſſe des Herkules zuſammen, übergab ſie dem jungen Helden, der ſich zum Träger erbot, und ſchritt mit ihm unter das Thor der Höhle. Da vermochte ſich Neoptolemus nicht länger zu halten, die Wahrheit ſiegte in dem reinen Herzen des jungen Helden über die Lüge, und ehe ſie am Ufer angekommen waren, ſprach er: „Philoktetes, ich kann es dir nicht länger verbergen; du mußt mit mir nach Troja zu den Atriden und Griechen ſchiffen!“ Philoktetes bebte zurück, flehte, fluchte. Ehe aber das Mitleid ganz die Oberhand über die Seele des Jünglings gewann, ſprang Odyſſeus aus dem Gebüſche, das ihn verborgen hielt, hervor und befahl den Dienern, den unglücklichen alten Helden, der doch ſchon ihr Gefangener ſey, zu feſſeln. Philoktetes hatte ihn auf den erſten Laut erkannt. „O wehe mir,“ rief er, „ich bin verkauft, ermordet! Dieſer iſt's, der mich ausgeſetzt hat, der mich jetzt dahinſchleppt, durch deſſen Trug mir meine Pfeile geſtohlen ſind!“ „Gutes Kind,“ ſprach er dann ſchmeichelnd zu Neoptolemus, „gib du mir Bogen und Pfeile wieder!“ Aber Odyſſeus fiel ihm in die Rede: „Nie geſchieht ſolches,“ rief er, „und wollte es der Jüngling auch; ſondern du mußt mit uns gehen, du mußt; es gilt der Griechen Heil und Troja's Untergang!“ Damit überließ ihn Odyſſeus den ihn feſſelnden Dienern und zog den verſtummten Neoptolemus mit ſich fort. Philoktetes blieb mit den Dienern im Eingange der Höhle ſtehen, klagte über den ſchamloſen Betrug und ſchien umſonſt die Rache der Götter anzurufen, als er plötzlich die beiden Helden, im Wortwechſel mit einander, zurückkehren ſah, und aus der Ferne vernehmlich die Worte des jüngeren vernahm, welcher zürnend ausrief: „Nein, ich habe gefehlt, ich habe durch ſchnöde Liſt einen edlen Mann verſtrickt! Ich will ſie ungeſchehen machen, die ſchnöde That, und eh' du mich getödtet haſt, führeſt du dieſen Mann nicht gen Troja!“

Beide zogen die Schwerter, Philoktetes aber warf ſich dem Sohne Achills zu Füßen. „Verſprich mir, mich zu retten wie du willſt: ſo ſollen die Pfeile meines Freundes Herkules jeden Einfall von deinem Lande abwehren!“ „Folge mir,“ ſprach Neoptolemus, und hub den alten Helden vom Boden auf, „wir ſchiffen noch heute nach Phthia, in mein Heimathland.“

Da verfinſterte ſich die blaue Luft über den Häuptern der rechtenden Helden; ihre Blicke kehrten ſich nach oben, und Philoktetes war der Erſte, der ſeinen Freund, den vergötterten Herkules, in einer dunkeln Wolke ſchwebend, erblickte.

„Nicht weiter!“ rief dieſer mit einer hallenden Götterſtimme vom Himmel herab. „Höre, Freund Philoktetes, aus meinem Munde den Rathſchluß Jupiters, und gehorche! Du weißt, durch welche Mühſal ich Unſterblichkeit gewann, auch dir iſt vom Schickſale beſtimmt, aus dieſer Trübſal verherrlicht hervorzugehen. Mit dieſem Jünglinge vor Troja erſcheinend, wirſt du vor allen Dingen von deiner Krankheit erlöst; dann haben dich die Götter erwählt, den Paris, den Urheber alles Leids, zu vertilgen; dann ſtürzeſt du Troja; das Herrlichſte der ganzen Beute wird dein Antheil; beladen mit Schätzen fährſt du zurück zu deinem Vater Pöas, der noch lebt. Haſt du etwas übrig von der Beute, ſo opfere es auf dem Scheiterhaufen bei meinem Denkmale. Leb wohl!“ Philoktetes ſtreckte dem verſchwindenden Freunde die Arme nach zum Himmel. „Wohlan,“ rief er,“ zu Schiff, ihr Helden, gib mir die Hand, edler Sohn des Achilles; und du, Odyſſeus, ſchreit' immerhin an meiner Seite: du haſt gewollt, was die Götter wollen!“

Der Tod des Paris.

Als die Griechen das erſehnte Schiff, das den Philoktetes mit den beiden Helden am Borde hatte, in den Hafen des Helleſponts einlaufen ſahen, eilten ſie ſchaarenweiſe unter lautem Jubel an den Strand. Philoktetes ſtreckte die ſchwächlichen Hände hinaus und wurde von ſeinen beiden Begleitern ans Ufer gehoben, welche mühſelig den Hinkenden in die Arme der harrenden Danaer führten. Dieſe jammerte ſeines Anblickes. Da ſprang einer der Helden aus dem Haufen heraus, heftete einen forſchenden Blick auf die Wunde, rief mit lauter Rührung ſeinen Vater Pöas bei Namen und verſprach, ihn mit der Götter Hülfe ſchnell zu heilen. Laut jauchzten die Griechen auf, als ſie ſeine Verheißung hörten. Es war Podalirius, der Arzt, ein alter Freund des Pöas. Schnell ſchaffte dieſer die nöthigen Heilmittel herbei, die Argiver aber wuſchen und ſalbten den Körper des alten Helden. Die Unſterblichen gaben ihren Segen: das verzehrende Uebel ſchwand ihm aus den Gliedern und aller Jammer aus der Seele. Der ſieche Leib des Helden Philoktetes blühte auf wie ein Aehrenfeld, das, am Regen dahinwelkend, von ſommerlichen Winden erquickt wird. Die Atriden ſelbſt, die Häupter des Volkes, ſtaunten, als ſie ihn ſo gleichſam vom Tode auferſtehen ſahen, und, nachdem er ſich an Trank und Speiſe gelabt, trat Agamemnon zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und ſprach mit ſichtbarer Beſchämung: „Lieber Freund! Es iſt in der Bethörung unſeres Geiſtes, aber auch nach göttlicher Fügung geſchehen, daß wir dich vor Zeiten auf Lemnos zurückgelaſſen haben; hege nicht länger Groll darüber im Herzen, die Götter haben uns genug dafür geſtraft und dieſe Verſuchung über uns verhängt, um uns ihren Zorn fühlen zu laſſen. Für jetzt nimm die Geſchenke freundlich auf, die wir dir bereitet haben: ſieben trojaniſche Jungfrauen, zwanzig Roſſe und zwölf Dreifüße. Daran labe dein Herz und nimm in meinem eigenen Zelte Platz. Beim Mahl und allenthalben ſoll dir königliche Ehre erwieſen werden."

„Lieben Freunde," erwiederte Philoktetes gütig, „ich zürne nicht mehr, weder dir, Agamemnon, noch irgend einem andern Danaer, ſollte ſich auch einer an mir vergangen haben. Weiß ich doch, daß der Sinn edler Männer beugſam iſt und ſich bald ſtrenge, bald nachgiebig zeigen muß. Doch jetzt laßt uns ſchlafen gehen, denn wer ſich nach dem Kampfe ſehnt, thut wohler daran, ſich des Schlummers zu freuen, als des Schmauſes!" So ſprach er und eilte ins Gezelt ſeiner Freunde, wo er bis an den Morgen behaglich der Ruhe pflegte.

Am andern Tage waren die Trojaner außerhalb der Mauer mit der Beerdigung ihrer Todten beſchäftigt, als ſie die Griechen ſchon wieder zum Streite heranrücken ſahen. Polydamas, der weiſe Freund des gefallenen Hektor, rieth ihnen, im Gefühl ihrer Schwäche ſich hinter die Mauern zurückzuziehen und ſich dort getroſt zu vertheidigen. „Troja," ſprach er, „iſt das Werk der Götter und ihre Werke ſind nicht leicht zu zerſtören, auch fehlt es uns weder an Speiſe noch an Getränk, und in den Hallen unſeres reichen Königes Priamus liegen noch Vorräthe genug, um dreimal ſo viel Volk zu ſättigen, als wir ſind."

Aber die Trojaner gehorchten ſeinem Rathe nicht und jauchzten vielmehr dem Aeneas Beifall, der ſie zu rühmlichem Sieg oder Tod auf dem Schlachtfelde aufforderte. Bald ſtürmte der Kampf wieder in beider Heere Reihen. Neoptolemus erſchlug zwölf Trojaner hintereinander mit dem Speere ſeines Vaters, aber auch Eurymenes, der Gefährte des kühnen Aeneas, und Aeneas ſelbſt riſſen blutige Lücken ins griechiſche Heer, und Paris tödtete den Gefährten des Menelaus, den Demoleon aus Sparta. Dagegen raſete Philoktetes unter den Trojanern wie der unbezwingliche Mars ſelber, oder wie ein toſender Strom, der breite Fluren überſchwemmt. Wenn ein Feind ihn nur von ferne erblickte, ſo war er verloren; ſchon des Herkules herrliche Rüſtung, die er trug, ſchien die Troer zu verderben, als ſtünde das Meduſenhaupt auf ſeinem Panzer. Zuletzt aber wagte es doch Paris und drang auf ihn ein, Bogen und Pfeile muthig in der Luft ſchwenkend. Auch ſchnellte er bald einen Pfeil ab, doch der ſchwirrte an Philoktetes vorüber und verwundete ſeinen Nebenmann Kleodorus in die Schulter. Dieſer wich, mit der Lanze fortkämpfend, zurück, aber ein zweiter Pfeil des Paris traf ihn zum Tode. Jetzt griff Philoktetes zu ſeinem Bogen und mit donnernder Stimme rief er: „Du trojaniſcher Dieb, Urheber alles unſres Unheils, du ſollſt es büßen, daß dich gelüſtet hat, in der Nähe dich mit mir zu meſſen. Wenn du einmal todt biſt, ſo wird deinem Haus und deiner Stadt das Verderben mit ſchnellen Schritten heraneilen!“ So ſprach er und zog die gedrehte Sehne des Bogens bis nahe an die Bruſt, ſo daß das Horn ſich bog, und legte den Pfeil ſo auf, daß er nur ein weniges über den Bogen hervorragte. Mit einem Schwirren der Sehne flog der ziſchende Pfeil dahin und verfehlte aus der Hand des göttlichen Helden ſein Ziel nicht, doch ritzte er dem Paris nur die ſchöne Haut, und auch dieſer ſpannte ſeinen Bogen wieder; da traf ihn ein zweiter Pfeil des Philoktetes in die Weiche, daß er nicht länger im Kampf auszuharren vermochte, ſondern entfloh, wie ein Hund vor dem Löwen, am ganzen Leibe zitternd.

Der blutige Kampf dauerte noch eine Weile fort, während die Aerzte ſich um die ſchmerzliche Wunde des Paris bemühten. Aber das Dunkel der Nacht war eingebrochen und die Trojaner kehrten in ihre Mauern, die Danaer zu ihren Schiffen zurück. Paris durchſtöhnte die Nacht ohne Schlaf auf ſeinem Schmerzenslager. Der Pfeil war bis ins Mark des Gebeines eingedrungen und die Wunde durch die Wirkung des ſcheußlichen Giftes, in das die Pfeile des Herkules getaucht waren, ganz ſchwarz vor Fäulniß. Kein Arzt vermochte zu helfen, ob ſie gleich Mittel aller Art anwandten. Da erinnerte ſich der Verwundete eines Orakelſpruches, daß ihm einſt in der größten Noth nur ſeine verſtoßene Gattin Oenone helfen könne, mit welcher er, als er noch Hirte auf dem Ida war, glückliche Tage verlebt hatte. Aus dem eigenen Munde der Gattin hatte er damals, als er nach Griechenland zog, dieſe Wahrſagung vernommen. So ließ er ſich denn jetzt ungerne, aber von der harten Qual gezwungen, dem Berge Ida, wo ſeine erſte Gemahlin noch immer wohnte, zutragen. Von dem Gipfel des Berges herab krächzten Unglücksvögel, als die Diener mit ihm hinanſtiegen. Ihre Stimme füllte ihn bald mit Entſetzen, bald trieb ihn wieder die Lebenshoffnung, ſie zu verachten. So kam er in der Wohnung ſeiner Gattin an. Die

Dienerinnen und Oenone ſelbſt erfüllte der unerwartete Anblick mit Staunen; er aber ſtürzte ſich zu den Füßen ſeines verſchmähten Weibes und rief: „Ehrwürdige Frau, o haſſe mich jetzt nicht in meiner Bedrängniß, weil ich dich einſt unfreiwillig als Wittwe zurückließ. Denn ſieh, es waren die unerbittlichen Parzen, die mich Helena entgegengeführt. O wäre ich doch geſtorben, ehe ich ſie in den Palaſt meines Vaters gebracht. Doch jetzt beſchwöre ich dich bei den Göttern und unſerer früheren Liebe, habe Mitleid mit mir und befreie mich von dem quälenden Schmerz, indem du auf meine Wunde die Mittel auflegſt, die nach deiner eigenen Weiſſagung mich allein zu retten vermögen!“

Aber ſeine Worte erweichten den harten Sinn der Verſtoßenen nicht. „Was kommſt du zu der,“ ſprach ſie ſcheltend, „die du verlaſſen und dem bitteren Jammer preisgegeben haſt, weil du an Helena's ewiger Jugend dich zu erfreuen hoffteſt? So geh' nun, und wirf dich ihr zu Füßen, ob ſie dir helfen möge, meine Seele aber hoffe nicht mit deinen Thränen und Klagen zum Mitleid zu ſtimmen!“ So ſchickte ſie ihn wieder aus ihrer Behauſung fort, ohne zu ahnen, daß ihr eigenes Schickſal an das ihres Gatten gebunden ſey. Paris ſchleppte ſich, von den Dienern geſtützt und getragen, kummervoll über die Höhen des waldigen Ida hin, und Juno vom Olymp herab labte ſich an dem Anblicke. Noch war er nicht an den Abhang des Berges gelangt, als er der giftigen Wunde erlag und ſeinen Geiſt noch auf den Gipfeln des Ida ſelbſt aushauchte, ſo daß ſeine Buhlin Helena ihn nicht wieder erblickte.

Ein Hirte brachte ſeiner Mutter Hekuba die erſte

Kunde von ſeinem traurigen Tode. Ihr wankten die Kniee bei der Nachricht und ſie ſank bewußtlos nieder. Priamus aber wußte noch nichts davon, er ſaß klagend am Grabe ſeines Sohnes Hektor und wußte nicht, was draußen vorging. Helena dagegen ließ ihren ſtrömenden Klagen bei der Botſchaft ihren Lauf, wiewohl ihr Gemüth wenig davon wußte, denn ſie war nicht ſowohl über den Tod des Mannes betrübt, als über ihre eigene Schuld, an welche ſie ſich jetzt mit Zagen erinnerte.

Unerwartete Reue bemächtigte ſich der Seele Oenone's, die ferne von allen trojaniſchen Frauen auf der Höhe des Ida im einſamen Hauſe lag, und der jetzt erſt die Erinnerung an ihre mit Paris in Liebe verlebte Jugend zurückkehrte. Wie das Eis, das auf dem hohen Gebirge ſich in den Wäldern angeſetzt und die Schluchten umher deckt, unter dem lauen Hauche des Weſtwinds wieder ſchmilzt und in ſtrömende Quellen zerfließt: ſo ſchmolz die Härtigkeit ihres Herzens dahin vor dem Kummer; das Herz ging ihr auf und Ströme von Thränen quollen aus ihren lang vertrockneten Augen. Endlich raffte ſie ſich auf, öffnete mit Heftigkeit die Pforte ihres Hauſes und ſtürzte wie ein Sturmwind hinaus. Von Fels zu Fels, über Schluchten und Bergſtröme trugen ſie die flüchtigen Füße durch die Nacht hin. Mitleidsvoll blickte Luna vom blauen Nachthimmel auf ſie herunter. Endlich gelangte ſie an die Stelle des Gebirges, wo der Leichnam ihres Gatten auf dem Holzſtoß flammte und von den Schafhirten des Berges umringt war, die dem Freund und dem Königsſohn die letzte Ehre erwieſen. Als ihn Oenone erblickte, machte ſie der heftige Schmerz ganz ſprachlos; ſie verhüllte ihr ſchönes Antlitz in die Gewänder, ſprang raſch auf den Scheiterhaufen, und ehe die Umſtehenden ſie retten, ja nur beklagen konnten, war ſie mit dem Leichnam des Gatten ein Opfer der Flammen.

Sturm auf Troja.

Während ſich dieſes auf dem Berg Ida ereignete, wurde der Kampf von Seiten beider Heere mit Erbitterung und wechſelndem Erfolge fortgeſetzt. Apollo hauchte dem Aeneas, dem Sohne des Anchiſes, und dem Eurymachus, dem Sohne Antenors, Muth und Stärke ein, daß ſie die Achiver mit großem Verluſte zurückdrängten, und Neoptolemus nur mit Mühe das Treffen wiederherſtellen konnte. Doch wichen die Trojaner nicht eher, bis Pallas Athene ſelbſt den Griechen zu Hülfe eilte. Nun miſchte ſich auch die Göttin Aphrodite in den Kampf, und, um das Leben ihres Sohnes Aeneas beſorgt, hüllte ſie dieſen in eine Wolke, und entrückte ihn aus der Schlacht.

Aus dieſem unbarmherzigen Kampfe entrannen nur wenige Trojaner, müde und verwundet, in die Stadt. Weiber und Kinder lösten ihnen wehklagend die blutigen Waffen vom Leibe, und die Aerzte hatten vollauf zu thun. Auch die Danaer waren vom Kampfe geſchwächt und ermüdet, denn erſt nach langem Zweifel hatte ſich der Sieg ihnen zugewendet. Doch waren ſie am andern Morgen wieder munter und, nachdem ſie eine gehörige Wache bei den Verwundeten zurückgelaſſen, zogen ſie luſtig und kriegeriſch von den Schiffen den Mauern Troja's wieder zu, und dießmal ging es zum Sturme. Die

Griechen hatten ihre Schaaren vertheilt und eine jede hatte einen Angriff auf eines der Thore übernommen. Die Trojaner aber kämpſten auf allen Seiten von Mauern und Thürmen herab, und überall erhob ſich ein gewaltiges Getümmel. An das ſkäiſche Thor wagte ſich zuerſt Sthenelus, der Sohn des Kapaneus, mit dem göttergleichen Helden Diomedes. Ueber dem Thore aber wehrten der ausdauernde Deiphobus und der ſtarke Polites ſammt vielen Genoſſen die Stürmenden mit Pfeilen und Steinen ab, daß Helme und Schilde von dem Wurfe klangen. Am idaiſchen Thore focht Neoptolemus mit allen ſeinen Myrmidonen, die in den Künſten der Beſtürmung wohl erfahren waren. In der Stadt munterten hier die Trojaner Helenus und Agenor auf und kämpſten unermüdlich für die theure Heimath. An denjenigen Thoren, die zu der Ebene und zu dem Schiffslager der Griechen führten, waren Eurypylus und Odyſſeus in unaufhörlichem Kampfe; von der hochemporragenden Mauer aber hielt ſie durch Steinwürfe der tapfere Aeneas entfernt. An dem Gewäſſer des Simois kämpfte unter mannigfaltigen Drangſalen Teucer, und ſo Andere anderswo. Endlich kam Odyſſeus auf ſeinem Poſten auf den glücklichen Gedanken, ſeine Streiter die Schilde über ihre Häupter gedrängt aneinander emporheben zu laſſen, ſo daß das Ganze wie das wohlgewölbte Dach eines Hauſes erſchien. Unter dieſem Schilddache zogen die Schaaren der Danaer, eng geſchloſſen und wie zu einem einzigen Körper vereinigt, daher, und furchtlos hörten ſie das Getöſe der zahlloſen Steine, Pfeile und Lanzen, die von der Mauer herab aus den Händen der Trojaner auf die Schilde herabpraſſelten, ohne einen einzigen Mann zu verwunden. So nahten ſie ſich, Keiner von dem Andern getrennt, wie ein dunkles Winterſturmgewölk den Mauern, der Grund dröhnte unter ihren Tritten, der Staub wallte über ihren Häuptern, und unter dem Schilddache tönte vermiſchtes Geſpräch durcheinander, wie Bienengeſumſe in den Körben. Freude erfüllte das Herz der Atriden, als ſie das unerſchütterliche Bollwerk einherziehen ſahen: ſie drängten ihre Krieger alle den Thoren der Veſte entgegen zum Sturmangriff, und rüſteten ſich, die Thore aus den Angeln zu heben, die Thorflügel mit zweiſchneidigen Beilen zu durchbrechen und niederzuwerfen, und bei der neuen Erfindung des Odyſſeus ſchien der Sieg unzweifelhaft zu ſeyn.

Da ſtärkten die Götter, die auf Seiten der Trojaner waren, die Arme des Helden Aeneas, daß er einen ungeheuren Stein mit beiden Händen herbeibrachte und voll Wuth auf das Schilderdach hinunter ſchleuderte. Dieſer Wurf richtete eine klägliche Niederlage unter den Stürmenden an, und ſie ſanken wie Ziegen des Berges, auf die ein losgeriſſener Fels herabrollt, zerſchmettert unter ihren Schilden zu Boden. Aeneas aber ſtand auf der Mauer mit ſtrotzenden Gliedern und ſeine Rüſtung funkelte wie der Blitz; neben ihm ſtand unſichtbar in einer dunkeln Wolke der gewaltige Mars, der den Geſchoſſen, die der Held dem Steine nachſendete, die rechte Richtung gab, daß Tod und Entſetzen unter die Reihen der Griechen fuhr. Laut ertönte von den Mauern herab der Ruf des Aeneas, der die Seinigen anfeuerte, laut von unten herauf der Ruf des Neoptolemus, der die Myrmidonen ermahnte, Stand zu halten, und ſo dauerte hier der Kampf den ganzen Tag fort ohne Erholung und Raſt.

An einer entfernteren Seite der Mauer waren die

Griechen glücklicher. Dort ſäuberte der kühne Lokrer Ajax die Zinnen allmählig von Vertheidigern, indem er bald mit dem Pfeil einen wegſchoß, bald mit dem Speer einen niederſtieß. Und jetzt erſah ſich ſein tapferer Waffengefährte und Landsmann Alcimedon eine ganz leer gewordene Stelle der Mauer, legte eine Sturmleiter an und ſtieg, auf ſein muthiges Herz und ſeine Jugend vertrauend, voll Kriegsluſt mit behendem Fuße die Stufen empor, den Schild über dem Haupte haltend. So gedachte er den Seinigen den Weg in die Stadt zu bahnen. Aber Aeneas hatte aus der Ferne ſein Beginnen beobachtet, und als Jener nun eben über die Mauer hinweg ſah und zum erſten und letztenmal einen Blick in das Innere der Stadt warf, traf ihn ein Stein, aus der gewaltigen Hand des trojaniſchen Helden geſchleudert, ans Haupt; die Leiter ward zertrümmert unter der Wucht des Stürzenden: wie ein Pfeil von der Sehne geſchnellt, wirbelte er durch die Luft und hauchte die Seele aus, noch ehe er unten am Boden ankam. Die Lokrer ſeufzten laut auf, als ſie den Zermalmten auf der Erde liegen ſahen. Jetzt faßte Philoktetes den Sohn des Anchiſes, der wie ein reißendes Thier die Mauern entlang tobte, ſich ins Auge und richtete ſein geprieſenes Geſchoß auf ihn. Auch verfehlte er ſein Ziel nicht, rizte jedoch nur ein wenig das Leder des Schildes und traf dann den Trojaner Menon, der von der Mauer herabfiel, wie ein Wild, das des Jägers Pfeil erreicht hat. Aeneas zertrümmerte dafür dem Toxächmes, einem wackern Gefährten des Philoktetes, Haupt und Knochen mit einem Steinwurfe. Grimmig blickte Philoktetes zu dem feindlichen Helden empor und rief: „Aeneas! du glaubſt der Tapferſte zu ſeyn, wenn du, wie ſchwache

Weiber, von der Mauer herab deine Feinde mit Steinen bekämpfſt. Wohlan, wenn du ein Mann biſt, ſo komm in der Rüſtung vor die Thore heraus und erprobe deinen Bogen und deine Lanze im Kampfe mit dem muthigen Sohne des Pöas!“ Der Trojaner hatte nicht Zeit ihm zu antworten, denn die Vertheidigung der Stadt rief ihn nach einer andern Stelle der Mauer, und auch Philoktetes wurde zu neuem raſtloſen Kampfe hinweggeriſſen.

Das hölzerne Pferd.

Nachdem nun die Griechen lange erfolglos um Thore und Mauern von Troja gekämpft und der verſuchte Sturm auf allen Seiten abgeſchlagen worden war, rief der Seher Kalchas eine Verſammlung der vornehmſten Helden zuſammen und redete ſo vor ihnen: „Unterziehet euch nicht ferner den Mühſeligkeiten eines gewaltſamen Kampfes, denn auf dieſem Wege kommt ihr nicht zum Ziele: beſinnet euch vielmehr auf irgend einen Anſchlag, der euren Schiffen und euch ſelber zum Heile gereichen mag. Denn vernehmet, was für ein Zeichen ich geſtern geſchaut habe. Ein Habicht jagte einem Täubchen nach; dieſes aber ſchlüpfte in die Spalten eines Felſen hinein, um ſeinem Verfolger zu entgehen. Lange verweilte dieſer grimmig vor dem Felſenſpalt, aber das Thierchen ging nicht heraus; da verbarg ſich der Raubvogel mit unterdrücktem Unmuth ins nahe Gebüſch: und, ſiehe da, jetzt ſchlüpfte das Täublein in ſeiner Thorheit wieder heraus, der Habicht aber ſchießt auf das arme Thier nieder und erwürgt es ohne Erbarmen. Laßt uns dieſen Vogel zum Muſter nehmen, und Troja nicht fürder mit Gewalt zu erobern ſuchen, ſondern es einmal mit der Liſt verſuchen."

So ſprach der Seher: aber keinem der Helden, obgleich ſie hin und her ſannen, wollte ein Mittel einfallen, wie dem grauſamen Kriege ein Ziel geſetzt werden könnte; der einzige Odyſſeus kam endlich durch die Verſchmitztheit ſeines Geiſtes auf ein ſolches. „Wiſſet ihr was, Freunde," rief er, freudig bewegt durch den glücklichen Einfall: „Laßt uns ein rieſengroßes Pferd aus Holze zimmern, in deſſen Verſteck ſich die edelſten Griechenhelden, ſo viele unſer ſind, einſchließen ſollen. Die übrigen Schaaren mögen ſich inzwiſchen mit den Schiffen nach der Inſel Tenedos zurückziehen, hier im Lager aber alles Zurückgelaſſene verbrennen, damit die Trojaner, wenn ſie dieß von ihren Mauern aus gewahr werden, ſich ſorglos wieder über das Feld verbreiten. Von uns Helden aber ſoll ein muthiger Mann, der keinem der Troer bekannt iſt, außerhalb des Roſſes bleiben, ſich als Flüchtling zu ihnen begeben und ihnen das Mährchen vortragen, daß er ſich der frevelhaften Gewalt der Achiver entzogen habe, welche ihn um ihrer Rückkehr willen den Göttern als Opfer ſchlachten wollten. Er habe ſich nämlich unter dem künſtlichen Roſſe, welches der Feindin der Trojaner, der Göttin Pallas Athene, geweiht ſey, verſteckt und ſey jetzt, nach der Abfahrt ſeiner Feinde eben erſt hervorgekrochen. Dieß muß er den ihn Befragenden ſo lange zuverſichtlich wiederholen, bis ſie ihr Mißtrauen überwunden haben und ihm zu glauben anfangen. Dann werden ſie ihn als einen bemitleidenswerthen Fremdling in ihre Stadt führen. Hier ſoll er darauf hinarbeiten, daß die Trojaner das hölzerne

Pferd in die Mauern hineinziehen. Geben ſich dann unſre Feinde ſorglos dem Schlummer hin, ſo ſoll er uns ein zu verabredendes Zeichen geben, auf welches wir unſern Schlupfwinkel verlaſſen, den Freunden bei Tenedos mit einem lodernden Fackelbrande ein Signal geben und die Stadt mit Feuer und Schwert zerſtören wollen.“

Als Odyſſeus ausgeredet, prieſen alle ſeinen erfinderiſchen Verſtand und zumeiſt lobte ihn Kalchas, der Seher, deſſen Sinn der ſchlaue Held vollkommen getroffen hatte. Er machte auf günſtige Vogelzeichen und zuſtimmende Donnerſchläge Jupiters, die ſich vom Himmel herab hören ließen, aufmerkſam, und drängte die Griechen ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Aber da erhub ſich der Sohn des Achilles unwillig in der Verſammlung. „Kalchas,“ ſprach er, „tapfere Männer pflegen ihre Feinde in offener Feldſchlacht zu bekämpfen; mögen die Trojaner, das Treffen vermeidend, von ihren Thürmen herab als Feige ſtreiten; uns aber laſſet nicht auf eine Liſt ſinnen oder auf irgend ein anderes Mittel außer offenem Kampfe! In dieſem müſſen wir beweiſen, daß wir die beſſeren Männer ſind!“

So rief er, und Odyſſeus ſelbſt mußte den hochſinnigen Jüngling bewundern; doch erwiederte er ihm: „O du edles Kind eines eben ſo furchtloſen Vaters, du haſt dich ausgeſprochen, wie ein Held und wackerer Mann. Aber doch konnte dein Vater ſelbſt, der Halbgott an Muth und Stärke, dieſe herrliche Veſte nicht zerſtören. Du ſiehſt alſo wohl, daß Tapferkeit in der Welt nicht Alles ausrichtet. Deßwegen beſchwöre ich euch, ihr Helden, daß ihr den Rath des Kalchas befolget und meinen Vorſchlag ohne Säumen ins Werk ſetzet!“

Alle andern Helden gaben dem Sohne des Laertes Beifall; nur Philoktetes ſtellte ſich auf die Seite des Neoptolemus, denn er lechzte noch immer nach Kampf und Schlachtgetümmel und ſein Heldenherz war noch nicht geſättigt. Am Ende hatten die beiden auch den Rath der Danaer zu ſich herübergezogen. Aber Jupiter bewegte den ganzen Luftkreis, ſchleuderte Blitz auf Blitz unter krachendem Donner zu den Füßen der widerſtrebenden Helden herab, und gab ſo hinlänglich zu verſtehen, daß ſein Wille ſich mit den Vorſchlägen des Sehers und des Laertiaden vereinige. So verloren die beiden Helden den Muth, ſich länger zu widerſetzen, und gehorchten, obgleich mit innerlichem Widerwillen.

So kehrten denn alle mit einander zu den Schiffen zurück, und ehe ans Werk gegangen wurde, überließen ſich die Helden dem wohlthätigen Schlaf. Da ſtellte ſich um Mitternacht im Traume Minerva an das Haupt des griechiſchen Helden Epëus, und trug ihm als einem kunſtreichen Manne auf, das mächtige Roß aus Balken zu zimmern, indem ſie ſelbſt ihm ihren Beiſtand zu ſchnellerer Vollendung des Werkes verſprach. Der Held hatte die Göttin erkannt und ſprang freudig vom Schlafe auf: alle Gedanken wichen in ſeinem Geiſte dem Einen Auftrag, und der Geiſt ſeiner Kunſt bewegte ihm die Seele. Mit Tagesanbruch erzählte er die Göttererſcheinung in der Mitte alles Volkes, und nun ſchickten die Atriden in aller Eile in die waldreichen Thäler des Idagebirges und ließen daſelbſt die hochſtämmigſten Tannen fällen. Dieſe wurden eilig zum Helleſpont hinabgetragen, und viele Jünglinge gingen ans Werk und halfen dem Epëus: die Einen zerſägten die Balken, die andern hieben die Aeſte von den noch unzerſägten Stämmen, wieder andere hatten Anderes, Epëus aber machte zuerſt die Füße des Pferdes, dann den Bauch; über dieſen fügte er ſodann den gewölbten Rücken, hinten die Weichen, vorn den Hals; über ihn formte er zierlich die Mähne, die ſich flatternd zu bewegen ſchien; Kopf und Schweif wurden reichlich mit Haaren verſehen, aufgerichtete Ohren an den Pferdskopf geſetzt und gläſerne leuchtende Augen unter der Stirne angebracht; kurz es fehlte nichts, was an einem lebendigen Pferde ſich regt und bewegt. So vollendete er mit Minerva's Hülfe das Werk in dreien Tagen, und das ganze Heer bewunderte die Schöpfung des Künſtlers, ſo ausdrucksvoll hatte er Leben und Bewegung nachzubilden gewußt; man meinte jeden Augenblick, jetzt werde das Rieſenpferd zu wiehern anfangen. Epëus aber hob die Hände gen Himmel und betete vor allem Heere: „Mächtige Pallas, erhöre mich, rette dein Pferd und mich ſelbſt, hohe Göttin!“ Und alle Griechen ſtimmten in dieſes Gebet ein.

Die Trojaner waren in der Zwiſchenzeit vom letzten Kampfe an ſcheu hinter ihren Mauern geblieben Um ſo lauter tobte der Zwieſpalt unter den Göttern ſelbſt jetzt, wo Troja's Verhängniß erfüllt werden ſollte. Sie fuhren in zwei getrennten Haufen, der eine den Griechen günſtig, der andere ihnen abhold, auf die Erde herunter und ſtellten ſich am Fluſſe Xanthus, den Sterblichen unſichtbar, in zwei Schlachtordnungen gegen einander auf. Auch die Meergottheiten ſchloſſen ſich der einen oder der andern Seite an. Die Nereiden hielten es, als Verwandte des Achilles, mit den Griechen; andere Meergötter waren auf der Seite Troja's, und dieſe empörten die Fluth gegen die Schiffe und trieben ſie ans Land gegen das tückiſche Roß. Sie hätten beide zerſtört, wenn das Schickſal es geſtattet hätte. Unter den obern Göttern begann indeſſen der Kampf, und Mars ſtürzte der Minerva zum Kampf entgegen. Damit war das Zeichen des allgemeinen Streites gegeben, und die Götter warfen ſich gegenſeitig auf einander: bei jeder Bewegung klirrten die goldenen Rüſtungen und das Meer rauſchte mit ſeinen Wogen darein; unter den Füßen der Unſterblichen bebte die Erde und alle ſchrieen laut zuſammen, ſo daß der Schlachtruf der Götter bis zur Unterwelt hinabdrang und die Titanen im Tartarus davor erbebten. Es hatten aber die Himmliſchen ſich zum Kampf eine Zeit erſehen, wo Jupiter, der Vater der Götter und Menſchen, fern auf einer Reiſe an den Ocean begriffen war, wohin die Regierung der Erde ihn gerufen hatte. Doch ſeinem ſcharfſichtigen Geiſte entging auch aus der Ferne nichts von dem, was auf der Oberfläche des Erdbodens ſich ereignete. Und ſo wurde er kaum den Götterkampf inne, als er ſchnell von der Fluth des Oceans mit ſeinen geflügelten Windroſſen auf dem Donnerwagen, den Iris leitete, in den Olymp zurückkehrte und von dort aus ſeine Blitze unter die kämpfenden Götter warf. Da erbebten die Unſterblichen und hielten inne mit Kämpfen. Themis, die Göttin des Rechts, die allein dem Streite ferne geblieben war, trat ein unter die Götter und ſchied ſie von einander, indem ſie ihnen verkündigte, daß Jupiter die gänzliche Vernichtung der Himmliſchen beſchloſſen hätte, wofern ſie nicht gehorchten. Jetzt ward den Göttern bange für ihre Unſterblichkeit, ſie unterdrückten die Erbitterung ihrer Herzen und kehrten zurück aus dem Kampfe, die einen zum Olymp, die andern in die Tiefe des Meeres.

Das Pferd im griechiſchen Lager war indeſſen in vollkommene Bereitſchaft geſetzt und Odyſſeus erhob ſich in der Verſammlung der Helden. „Jetzt gilt es," ſprach er, „ihr Führer des Danaervolks! jetzt beweiſe es, wer wirklich durch Kraft und Muth hervorragt. Denn jetzt iſt's Zeit, in dem Bauche des Roſſes, der uns beherbergen wird, der dunkeln Zukunft entgegen zu gehen! Glaubet mir, es gehört mehr Muth dazu, in dieſen Schlupfwinkel zu kriechen, als dem Tode in offener Feldſchlacht zu trotzen! Darum, wer ſich am tapferſten fühlt, der entſchließe ſich zu dieſem Wageſtück. Die Andern mögen vorerſt nach Tenedos ſchiffen! Ein wackerer Jüngling aber bleibe in der Nähe des Pferdes und thue, wie ich gerathen habe. Wer will ſich dieſem Auftrag unterziehen?"

Die Helden zögerten. Da trat ein tapferer Grieche, Namens Sinon, auf und ſprach: „Sehet mich bereit, das verlangte Werk zu thun! Mögen mich die Trojaner mißhandeln, mögen ſie mich lebendig ins Feuer werfen: mein Entſchluß ſteht feſt!" Die Völker jubelten ihm Beifall zu, und mancher alte Held ſprach bei ſich im Herzen: „Wer iſt doch dieſer junge Menſch? Wir haben ſeinen Namen nie gehört; noch keine tapfere That hat ihn ausgezeichnet. Ihn treibt gewiß ein Dämon, entweder den Trojanern oder uns ſelbſt Verderben zu bringen!" Neſtor aber erhub ſich und ſprach ermunternd zu den Danaern: „Jetzt, liebe Kinder bedarf es wackern Muthes, denn jetzt legen die Götter das Ziel zehnjähriger Mühſeligkeiten in unſre Hände: darum raſch hinein in den Bauch des Pferdes. Ich ſelbſt fühle noch die jugendliche Kraft in meinen

Greiſengliedern, von der ich beſeelt war, als ich mit Jaſon das Argonautenſchiff beſteigen wollte, und es auch beſtiegen hätte, wenn ich nicht von dem Könige Pelias abgehalten worden wäre!“

So rief der Greis und wollte ſich vor allen Andern durch die geöffnete Seitenthüre in den Bauch des hölzernen Roſſes ſchwingen, aber Neoptolemus, der Sohn des Achilles, beſchwor ihn, dieſe Ehre ihm, dem Jünglinge abzutreten, und ſeines Greiſenalters eingedenk, die Führung der übrigen Griechen nach der Inſel Tenedos zu übernehmen. Mit Mühe ließ ſich Neſtor überreden, und nun ſtieg der Jüngling in voller Rüſtung zuerſt in die geräumige Höhle. An ihn ſchloſſen ſich Menelaus, Diomedes, Sthenelus und Odyſſeus, dann Philoktetes, Ajax, Idomeneus, Meriones, Podalirius, Eurymachus, Antimachus, Agapenor, und ſo viele ſonſt noch der Bauch des Roſſes faſſen mochte. Zuletzt ſtieg der Verfertiger des Roſſes, Epëus ſelbſt, hinein. Dann zog er die Leitern zu ſich herauf in die Höhlung, verſchloß dieſelbe von innen feſt, und ſetzte ſich vor den Riegel; die Uebrigen harrten im Bauche des Roſſes in tiefem Schweigen, und ſaßen in dunkler Nacht zwiſchen Tod und Sieg.

Die andern Griechen aber, nachdem ſie die Zelte und alles Lagergeräthe in Brand geſteckt hatten, brachen, von Agamemnon dem Völkerfürſten und dem Könige Neſtor befehligt, mit den Schiffen auf und ſegelten der Inſel Tenedos zu. So war es von den Danaern beſtimmt worden, welche den beiden Helden nicht geſtattet hatten, ſich dem Pferde anzuvertrauen, dem erſten um ſeiner Würde, dem andern um ſeines Alters willen. Vor Tenedos warfen ſie die Anker aus, ſtiegen ans Land und ſahen mit ſehnendem Herzen dem Feuerzeichen entgegen.

Die Trojaner bemerkten es bald, wie am Helleſpont der Rauch in die Lüfte emporwirbelte, und als ſie von den Mauern aufmerkſamer nach dem Geſtade hinabſpähten, waren auch die Schiffe der Griechen verſchwunden. Voll Freuden ſtrömten ſie in Schaaren dem Ufer zu; doch vergaßen ſie nicht, ſich in ihre Rüſtungen zu hüllen, denn ſie waren der Furcht noch nicht ganz los. Als ſie nun auf der Stelle des alten feindlichen Lagers das glatte hölzerne Pferd gewahr wurden, ſtellten ſie ſich ſtaunend rings um daſſelbe her, denn es war ein gar gewaltiges Werk. Während ſie noch darüber ſtritten, was mit dem ſeltſamen Wunderdinge anzufangen ſey, und die Einen der Meinung waren, es in die Stadt zu ſchaffen und als Siegesdenkmal für alle Zukunft auf der Burg aufzuſtellen, die Andern das unheimliche Gaſtgeſchenk der Griechen in die See zu werfen oder zu verbrennen riethen, eine Berathung, der die im Bauche des Pferdes eingeſchloſſenen griechiſchen Helden zu ihrer Qual zuhören mußten: da trat mit eiligen Schritten Laokoon, der trojaniſche Prieſter des Apollo, in die Mitte des gaffenden Volkes, und rief ſchon von weitem: „Unſelige Mitbürger, welcher Wahnſinn treibt euch? Meinet ihr, die Griechen ſeyen wirklich davongeſchifft, oder eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Kennet ihr den Odyſſeus ſo? Entweder iſt irgend eine Gefahr in dem Roſſe verborgen, oder es iſt eine Kriegsmaſchine, die von den in der Nähe lauernden Feinden gegen unſre Stadt angetrieben werden wird! Was es aber auch ſeyn mag, trauet dem Thiere nicht!“ Mit dieſen Worten ſtieß er eine mächtige eiſerne

Lanze, die er einem neben ihm ſtehenden Krieger entriß, in den Bauch der Maſchine. Der Speer zitterte im Holz und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall wie aus einer Kellerhöhle. Aber der Geiſt der Trojaner blieb verblendet.

Während dieß vorging, zogen einige Hirten, welche die Neugierde dicht an das hölzerne Pferd herangelockt hatte, unter dem Bauche deſſelben den ſchlauen Sinon hervor, und ſchleppten ihn, als einen gefangenen Griechen, vor den König Priamus, und bald ſammelte ſich das trojaniſche Kriegsvolk, das bisher um das Pferd herumgeſtanden hatte, um dieſes neue Schauſpiel. Er aber, waffenlos und zagend, ſpielte die Rolle, die ihm von Odyſſeus aufgegeben war. Flehend ſtreckte er die Arme gen Himmel und dann wieder nach den Umſtehenden aus, und rief unter Schluchzen: „Wehe mir, welchem Lande, welchem Meere ſoll ich mich anvertrauen, den die Griechen ausgeſtoßen haben und die Trojaner niedermetzeln werden!“ Dieſe Seufzer rührten die Jünglinge ſelbſt, die ihn anfangs als einen Feind gepackt und roh behandelt hatten. Alle Krieger traten theilnehmend herzu und hießen ihn ſagen, wer und woher er ſey, auch guten Muthes ſeyn, wenn er nichts Feindliches im Schilde führe. Jener ließ die erheuchelte Furcht endlich fahren und ſprach: „Ich bin ein Argiver, das will ich ja nicht läugnen; wenn Sinon auch unglücklich iſt, ſo ſoll er doch nicht zum Lügner werden. Vielleicht habt ihr etwas von dem euböiſchen Fürſten Palamedes gehört, der von den Griechen auf Odyſſeus Anſtiften abſcheulicher Weiſe geſteinigt wurde, weil er den Feldzug gegen eure Stadt mißrieth: als ſein Verwandter zog ich in dieſen Krieg, arm und nach ſeinem Tod ohne Stütze. Und weil ich es wagte, mit Rache für die Ermordung meines Vetters zu drohen, zog ich den Haß des falſchen Laertiaden auf mich und wurde dieſen ganzen Krieg über von ihm geplagt. Auch ruhte er nicht, bis er mit dem lügneriſchen Seher Kalchas meinen Untergang verabredet hatte. Als nämlich meine Landsleute die oft beſchloſſene und wieder aufgehobene Flucht endlich ins Werk ſetzten, und dieſes hölzerne Pferd hier ſchon aufgezimmert ſtand, ſchickten ſie den Eurypylus zu einem Orakel des Apollo, weil ſie am Himmel bedenkliche Wunderzeichen beobachtet hatten. Dieſer brachte aus dem Heiligthum des Gottes den traurigen Spruch mit: „„Ihr habt bei eurem Auszuge die empörten Winde mit dem Blut einer Jungfrau verſöhnt: mit Blut müßt ihr auch den Rückweg erkaufen und eine Griechenſeele opfern.““ Dem Kriegsvolke ging ein kalter Schauder durch die Gebeine, als es dieſes hörte. Da zog Odyſſeus den Propheten Kalchas mit großem Lärm in die Volksverſammlung und bat ihn, den Willen der Götter zu offenbaren. Fünf Tage lang ſchwieg der Betrüger und weigerte ſich heuchleriſch, einen Griechen für den Tod zu bezeichnen. Endlich, wie gezwungen durch das Geſchrei des Odyſſeus, nennt er meinen Namen. Alle ſtimmten bei, denn jeder war froh, das Verderben von ſeinem eigenen Haupte abgewendet zu ſehen. Und ſchon war der Schreckenstag erſchienen, ich wurde zum Opfer ausgeſchmückt, mein Haupt mit den heiligen Binden umwunden, der Altar und das geſchrotene Korn in Bereitſchaft gehalten. Da zerriß ich meine Bande, entfloh und verſteckte mich, bis ſie abgeſegelt waren, im Schilfrohr eines nahen Sumpfes. Dann kroch ich hervor und ſuchte ein Obdach unter dem Bauch ihres heiligen Roſſes. In mein Vaterland und zu meinen Landsleuten kann ich nicht zurückkehren. Ich bin in eurer Hand, und von euch hängt es ab, ob ihr mir großmüthig das Leben ſchenken, oder mir den Tod geben wollt, der mich von der Hand meiner eigenen Volksgenoſſen bedroht hat.“

Die Trojaner waren gerührt, Priamus ſprach gütige Worte zu dem Heuchler, hieß ihn die alten Griechen vergeſſen, und verſprach ihm eine Zufluchtsſtätte in ſeiner Stadt, wenn er ihnen nur offenbaren wolle, was für eine Beſchaffenheit es mit dem hölzernen Roſſe habe, dem er ſo eben den Beinamen eines heiligen gegeben. Sinon hob ſeine, der Feſſeln entledigten Hände gen Himmel und betete mit trügeriſcher Andacht: „Ihr Götter, denen ich ſchon geweiht war, du Altar und du verfluchtes Schwert, das mich bedrohte, ihr ſeyd mir Zeugen, daß die Bande, die mich an mein Volk bisher knüpften, zerriſſen ſind, und daß ich nicht frevle, wenn ich ihre Geheimniſſe aufdecke! Von jeher war alle Hoffnung der Danaer in dieſem Kriege auf die Hülfe der Göttin Pallas Athene gebaut. Seitdem aber aus dem Tempel, den ſie bei euch zu Troja hat, ihr Bild, das Palladium, entwendet worden — und zwar, was ihr Trojaner wohl zum erſtenmal erfahret, durch die Hände ſchlauer Griechen, — ging Alles rückwärts, die Göttin war erzürnt, und das Glück hatte die Waffen der Danaer verlaſſen. Da erklärte Kalchas, der Seher, auf der Stelle müßte man mit den Schiffen umkehren, um im Vaterlande ſelbſt neue Befehle der Götter einzuholen. Ehe das Palladium an ſeine Stelle zurückgebracht ſey, dürften ſie auf keinen glücklichen Ausgang des Feldzuges hoffen. Dieß bewog die Danaer, die Flucht zu beſchließen, welche ſie nun auch wirklich ausgeführt haben. Zuvor aber erbauten ſie noch, auf den Rath ihres Propheten, dieſes hölzerne Rieſenpferd, das ſie als Weihgeſchenk für die beleidigte Göttin zurückließen, um ihren Zorn zu verſöhnen. Dieſe Maſchine ließ Kalchas ſo unermeßlich in die Höhe bauen, wie ihr ſehet, damit ihr Trojaner ſie nicht durch eure Thore führen und in eure Stadt bringen könntet, weil auf dieſe Weiſe der Schutz der Minerva Euch zu Theil werden würde. Wenn hingegen eure Hand ſich an dem geheiligten Pferde, als einem Ueberbleibſel eurer Feinde, vergriffe — dieß war es, was ſie zu hoffen wagten — dann wäre euer und eurer Stadt Verderben gewiß. Und in dieſer Zuverſicht gedenken ſie in kurzer Friſt, ſobald ſie zu Argos die Götterbefehle vernommen, zurückzukehren, und hoffen, das Palladium der Göttin eurer eroberten Stadt zurückgeben zu können."

Das Lügengewebe war ſo wahrſcheinlich erſonnen, daß Priamus und alle Trojaner dem Betrüger Glauben ſchenkten. Minerva aber wachte über das Geſchick ihrer Freunde, die in dem Roſſe noch immer in banger Erwartung eingeſchloſſen ſaßen und ſeit der Warnung des Laokoon in beſtändiger Todesangſt ſchwebten. Die Helden wurden aus ihrer Gefahr durch ein entſetzliches Wunder befreit. Eben jener Laokoon, der Prieſter des Apollo, hatte nach dem Tode des Neptunusprieſters auch die Würde durchs Loos erhalten und opferte jetzt gerade am Meeresgeſtade dem Gotte einen ſtattlichen Stier am Altare. Siehe, da kamen von der Inſel Tenedos aus durch die ſpiegelglatte Meerfluth zwei ungeheure Schlangen gerudert und nahmen ihren Weg nach dem Ufer: ihre Bruſt und die blutrothe Mähne ragten aus dem Waſſer hervor, der übrige Theil ihrer Leiber ringelte ſich unter den Fluthen fort. Die See plätſcherte unter ihrer Spur, und jetzt waren ſie am

Lande, züngelten und ziſchten und ſahen ſich mit feurigen Augen um. Die Trojaner, die noch immer in Menge um das Roß herum ſtanden, wurden todtenblaß und ergriffen die Flucht, die Thiere aber nahmen ihre Richtung nach dem Uferaltare des Meergotts, wo Laokoon mit ſeinen zwei jungen Söhnen beim Opfer beſchäftiget war. Zuerſt wandten ſie ſich um die Leiber der beiden Knaben und bohrten ihren giftigen Zahn in ihr zartes Fleiſch. Als die Verwundeten laut aufſchrieen und der Vater ſelbſt ihnen mit gezogenem Schwerte zu Hülfe kommen wollte, ſchlangen ſie ſich mit mächtigen Windungen auch dieſem zwiefach um den Leib und überragten ihn bald mit ihren aufgerichteten Hälſen und ziſchenden Häuptern. Seine Prieſterbinde troff von Eiter und Gift. Vergebens beſtrebte er ſich, die Schlingen mit ſeinen Händen loszumachen, und inzwiſchen entfloh der ſchon getroffene Stier blutig und brüllend vom Altar und ſchüttelte das Beil aus dem Nacken. Laokoon erlag mit ſeinen beiden Kindern den Schlangenbiſſen, und nun ſchlüpften die Thiere in langen Krümmungen dem hochragenden Tempel der Minerva zu und bargen ſich dort unter den Füßen und dem Schilde der Göttin.

Das Trojanervolk ſah in dieſem gräßlichen Ereigniß eine Beſtrafung der frevelhaften Zweifel ſeines Prieſters. Ein Theil eilte der Stadt zu und riß die Mauern nieder, um dem unheilvollen Gaſte den Weg zu bahnen, ein anderer fügte Räder an die Füße des Roſſes, wieder andere drehten gewaltige Seile aus Werg und warfen ſie dem hölzernen Rieſenthier um den Hals. Dann zogen ſie es im Triumphe nach der Stadt; Knaben und Mädchen, die Hand an die Seile gelegt, ſangen in Chören feierliche

Hymnen dazu. Als die Maſchine über die erhöhten Thorſchwellen rollte, stockte viermal ihr Lauf und viermal dröhnte ihr Bauch wie von Erze. Aber die Trojaner waren mit Blindheit geſchlagen, und führten das Ungeheuer jubelnd auf ihre heilige Burg. Mitten unter der Raſerei der öffentlichen Freude blieb nur das Gemüth und der Geiſtesblick der Seherin Kaſſandra, der gottbegabten Königstochter des trojaniſchen Hauſes, ungetrübt. Nie ſprach ſie ein Wort aus, das nicht erfüllt worden wäre. Aber ſie hatte das Unglück, niemals Glauben zu finden. So hatte ſie auch jetzt unheilvolle Zeichen am Himmel und in der Natur beobachtet, und ſtürzte mit flatternden Haaren, vom Geiſte der Weiſſagung getrieben, aus dem Königspalaſte hervor: ihre Augen ſtarrten in fieberiſcher Gluth, ihr Nacken wiegte ſich hin und her, wie ein Zweig im Windhauche, ſie holte einen tiefen Seufzer aus der Bruſt herauf und rief durch die Gaſſen der Stadt: „Ihr Elenden, ſehet ihr nicht, daß wir die Straße zum Hades hinunterwandeln? daß wir am Rande des Verderbens ſtehen? Ich ſchaue die Stadt mit Feuer und Blut erfüllt, ich ſehe es aus dem Bauche des Roſſes hervorwallen, das ihr mit Jauchzen auf unſere Burg hinaufgeführt habt. Doch, ihr glaubet mir nicht, und wenn ich unzählige Worte ſpräche. Ihr ſeyd den Erinnyen geweiht, die Rache an euch nehmen wegen Helena's frevelhafter Ehe.“

Wirklich wurde die weiſſagende Jungfrau nur verlacht oder geſchmäht, und hier und da ſprach einer der Begegnenden zu ihr: „Hat dich denn die jungfräuliche Schaam ganz verlaſſen, Kaſſandra, biſt du ganz irre geworden in deinem Geiſte, daß du dich öffentlich auf den Straßen herumtreiben magſt, und nicht ſieheſt, wie die

Menſchen dich verachten, thörichte Schwätzerin? Kehre zurück in dein Haus, daß dich nicht Schlimmes treffe!“

Die Zerſtörung Troja's.

Die Trojaner überließen ſich die halbe Nacht hindurch der Freude bei Schmaus und Gelage; Syringen und Flöten ertönten, Tanz und Geſang lärmten rings umher und dazwiſchen die bunt durcheinander ſchallenden Stimmen der Schmauſenden. Die Becher wurden einmal über das andere bis zum Rande mit Wein gefüllt, mit beiden Händen erfaßt und leer getrunken, bis die Trinkenden zu ſtammeln anfingen und ihr Geiſt in dumpfe Betäubung verſank. Endlich lagen ſie Alle in tiefem Schlafe begraben, und die Mitternacht war herangekommen. Jetzt erhub ſich Sinon, der mit andern Trojanern im Freien geſchmaust und ſich zuletzt ſchlafend geſtellt hatte, von ſeinem Polſter, ſchlich hinaus zu den Thoren, zündete eine Fackel an und ließ, dem Strande und der Inſel Tenedos zugekehrt, ihren lodernden Brand in die Lüfte wehen. Dann löſchte er ſie wieder, ſchlich ſich zu dem Pferde hin und pochte leiſe an den hohlen Bauch, wie ihn Odyſſeus geheißen hatte. Die Helden vernahmen den Laut; alle aber kehrten ihre Häupter lauſchend dem Odyſſeus zu: dieſer ermahnte ſie, leiſe und mit aller möglichen Vorſicht auszuſteigen; er hielt die Ungeduldigſten zurück, öffnete ganz leiſe, nach dem Rathe des Epëus, den Riegel der Thüre, ſtreckte den Kopf ein wenig hinaus, und ſandte ſeine ſpähenden Blicke allenthalben umher, ob nicht einer der Trojaner erwacht ſey. Dann, wie ein heißhungriger Wolf mit aller Vorſicht zwiſchen Hirten und Hunden hindurch in den Pferch ſchleicht, ſtieg er die Sproſſen der Leiter herab, die Epëus zugleich mit dem Pferde verfertigt und jetzt herunter gelaſſen hatte, und ein Held um den andern folgte ihm mit klopfendem Herzen. Als die Höhlung des Roſſes ſich ganz entleert hatte, ſchüttelten ſie ihre Lanzen, zogen ihre Schwerter, und verbreiteten ſich durch die Straßen und in die Häuſer der Stadt. Ein gräßliches Gemetzel entſtand unter den ſchlaftrunkenen und berauſchten Trojanern; Feuerbrände wurden in ihre Wohnungen geſchleudert und bald loderten die Dächer über ihren Häuptern. Zu gleicher Zeit trieb ein günſtiger Fahrwind die Flotte der Griechen, die auf Sinons Fackelzeichen von Tenedos aufgebrochen war, in den Hafen des Helleſpontes, und bald ſtürzte ſich das ganze Heer der Danaer durch die breite Mauerlücke, durch welche Tags zuvor das Roß hereingezogen worden war, in die Stadt, von Kampfbegierde ſchnaubend. Jetzt erſt erfüllte ſich die eroberte Stadt recht mit Trümmern und Leichnamen, Halbtodte und Verſtümmelte krochen zwiſchen den Leichen umher, und hier und dort ward noch einem aufrecht Fliehenden die Lanze in den Rücken geſtoßen. Das winſelnde Heulen geängſteter Hunde ſcholl in den Straßen und miſchte ſich ins Stöhnen der Verwundeten und in die Wehklage der jammernden Frauen und unmündigen Kinder.

Doch war der Kampf für die Griechen ſelbſt auch nicht unblutig, denn obgleich die meiſten Feinde waffenlos waren, ſo wehrten ſie ſich doch ſo gut ſie konnten. Die Einen ſchleuderten Becher, die Andern Tiſche, noch

Andere friſch von dem Herde genommene Feuerbrände auf die eingedrungenen Danaer; Andere waffneten ſich mit Bratſpießen, Beilen und Streitärten, was ihnen gerade unter die Hände kam; und ſo ſtießen die Griechen ſelbſt, während ſie mit Feuer und Schwert in der Stadt wütheten, auf genug Tode und Sterbende der Ihrigen. Manche zerſchmetterte auch ein Steinwurf von den Dächern. Andere wurden von den Flammen der brennenden Häuſer ergriffen, oder von zuſammenſtürzenden zerſchmettert. Und als ſie endlich die Burg des Priamus ſelbſt ſtürmten, in welche ſich viele Trojaner geflüchtet, und wo ſich dieſe mit Rüſtungen, Lanzen und Schwertern verſehen hatten, kamen ihrer Viele im ordentlichen Kampfe durch die Hand der Feinde, die ſich verzweifelt vertheidigten, ums Leben.

Während des Kampfes wurde es in der Stadt mitten in der Nacht immer heller, denn der wachſende Brand der Häuſer und Paläſte und die vielen Fackeln, die hier und dort von den Achivern geſchwungen wurden, leuchteten dem Kampfe; dadurch wurde aber auch dieſer immer ſicherer und erbitterter, denn die Sieger fürchteten jetzt nicht mehr, den befreundeten Mann mit dem Feinde zu verwechſeln, und nun traf ihr Racheſchwert erſt recht mit Auswahl die edelſten Helden der Trojaner. Diomedes ſchlug zum Tode den Koröbus, den Sohn des gewaltigen Mygdon, indem er ihm die Lanze in den Schlund ſtieß; dann den Eidam des greiſen Trojaners Antenor, den gewaltigen Speerſchwinger Eurydamas. Hierauf kam ihm Ilioneus, einer der älteſten Troer, entgegen; dieſer ſank vor dem gezückten Schwerte des griechiſchen Helden in die Kniee, und mit der einen Hand ſein eigenes Schwert emporhebend, mit der andern das Knie des Siegers umfaſſend, rief er mit bebender Stimme: „Wer du auch ſeyeſt von den Achivern; laß von deinem Zorne! Kann ja dem Manne nur der Sieg über den Jüngeren, Kräftigeren Ruhm bringen! Darum, ſo gewiß du ſelbſt dereinſt ein Greis werden willſt, ſchone des Greiſen!“ Einen Augenblick hielt Diomedes ſein Schwert zurück und beſann ſich, dann aber ſtieß er es dem Gegner in die Kehle, mit den Worten: „Freilich hoffe auch ich mich des Alters zu freuen; jetzt aber brauche ich meine Kraft und ſende alle meine Feinde zum Hades!“ So ging er hin und erſchlug noch einen nach dem andern. Auf gleiche Weiſe wütheten Ajax der Lokrer und Idomeneus. Neoptolemus aber ſuchte ſich die Söhne des Priamus aus und tödtete ihrer drei, dazu den Agenor, der einſt mit ſeinem Vater Achilles den Kampf gewagt hatte. Endlich ſtieß er auf den König Priamus ſelbſt, der an einem unter freiem Himmel errichteten Altare Jupiters in Gebeten lag. Gierig zückte Neoptolemus ſein Schwert und Priamus blickte ihm furchtlos ins Auge: „Tödte mich,“ rief er, „Kind des tapfern Achilles; nachdem ich ſo vieles ertragen, und faſt alle meine Kinder ſterben ſah, wie möchte ich länger das Licht der Sonne ſchauen? O hätte mich ſchon dein Vater getödtet! So labe denn du dein muthiges Herz an mir, und entrücke mich allem Jammer!“ — „Greis,“ erwiederte Neoptolemus, „du ermahneſt mich zu dem, wozu mich mein eigenes Herz antreibt!“ Und damit trennte er leicht das Haupt des ergrauten Greiſes vom Rumpfe, wie ein Schnitter in der Sommerhitze die Aehre auf dem trockenen Saatfelde abmäht: es rollte zu Boden weit hin und der Rumpf lag mit andern trojaniſchen Leichen vermiſcht. Grauſamer noch verfuhren die gemeinen Krieger des griechiſchen Heeres; ſie hatten im Palaſte des Königs den Aſtyanax aufgefunden, Hektors zarten Sohn, riſſen ihn aus den Armen der Mutter und ſchleuderten ihn, aus Haß gegen Hektor und ſein Geſchlecht, von der Zinne eines Thurmes hinab. Als er der Mutter entriſſen wurde, rief dieſe den Räubern entgegen: „Warum ſtürzet ihr nicht auch mich von der ſchrecklichen Mauer herab, oder in die lodernden Flammen? Seit mir Achilles den Gatten getödtet, lebte ich nur noch in unſerm Kinde; befreit auch mich von der Qual eines längeren Lebens!“ Aber die Mörder erhörten ſie nicht und gingen davon.

So fand ſich der Tod bald in dieſem Hauſe ein, bald in jenem, und nur ein einziges verſchonte er. Dieß war die Wohnung des greiſen Trojaners Antenor, der einſt den Menelaus und Odyſſeus, als ſie nach Troja gekommen waren, am Leben erhalten und gaſtfreundlich bewirthet hatte. Dafür ſchenkten ihm jetzt die Danaer dankbar Leben und Beſitzthum.

Aeneas, der herrliche Held, der jüngſt noch mit unverwüſtlicher Kraft beim Sturme der Stadt von den Mauern herab gekämpft hatte, als er die Stadt brennen ſah, und nach langer, vergeblicher Gegenwehr dem Feinde, den er auch jetzt ſeinen Sieg theuer bezahlen ließ, weichen mußte, handelte, wie ein muthiger Schiffer im Sturm, der, nachdem er das Schiff lange gelenkt, endlich das hoffnungslos Verlorene den Wellen überläßt, und ſich in ein Boot rettet. Er nahm den Vater Anchiſes auf die breiten Schultern, ſeinen Sohn Askanius an die Hand, und eilte davon. Der Knabe drängte ſich dicht an den Vater und ſtreifte mit den Füßen kaum die Erde; Aeneas aber ſprang mit ſchnellem Fuß über unzählige Leichen hinweg, indem er den Sohn auf dem beſſeren Wege leitete; und Venus, ſeine Mutter, war mit ihm: denn wohin er ſeinen Fuß ſetzte, wichen ihm die Flammen aus, die Rauchwolken zertheilten ſich, Pfeile und Wurfſpieße, welche die Danaer gegen ihn ſchleuderten, fielen ohne zu treffen auf die Erde nieder.

An andern Stellen raſte der Mord. Menelaus fand vor den Gemächern ſeiner treuloſen Gemahlin Helena den Deïphobus, den Sohn des Priamus, der ſeit Hektors Tode die Stütze des Hauſes und Volkes war, und welchem, nach dem Tode des Paris, Helena als Gemahlin zu Theile geworden war, noch in die Betäubung des nächtlichen Freudengelages verſenkt. Bei ſeiner Annäherung taumelte dieſer vom Boden auf und flüchtete in die Gänge des Palaſtes. Menelaus aber ereilte ihn, und ſtieß ihm den Speer in den Nacken. „Stirb du vor der Thüre meiner Gattin,“ rief er mit donnernder Stimme: „hätte doch meine Lanze den Unheilſtifter, den Paris, alſo getroffen! Nun iſt dieſer ſchon längſt geſchlachtet; und du ſollteſt dich meiner Gattin erfreuen, du Frevler? Wiſſe, daß kein Verbrecher dem Arme der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, entgeht!“ So ſprechend ſtieß Menelaus den Leichnam auf die Seite, und ging hin, den Palaſt zu durchforſchen, denn ſein Herz, von widerſtreitenden Empfindungen bewegt, begehrte nach Helena, ſeiner Gemahlin. Dieſe hielt ſich, vor dem Zorn ihres rechtmäßigen Gatten zitternd, in einem dunkeln Winkel des Hauſes verborgen, und erſt ſpät gelang es ihm, ſie zu entdecken. Bei ihrem erſten Anblicke trieb ihn die Eiferſucht, ſie zu ermorden: aber Venus hatte ſie mit holdem Liebreize geſchmückt, ſtieß ihm das Schwert aus der Hand, verſcheuchte den Grimm aus ſeiner Bruſt und erweckte in ſeinem Herzen die alte Liebe. Es war ihm unmöglich, bei dem Anblicke ihrer überirdiſchen Schönheit das Schwert auf's Neue zu erheben; die Stärke brach ihm zuſammen, und einen Augenblick vergaß er Alles, was ſie verſchuldet hatte. Da hörte er die den Palaſt durchtobenden Argiver hinter ſich, und ein Gefühl der Schaam ergriff ihn, indem er bedachte, daß er vor ſeinem treuloſen Weibe nicht wie ein Rächer, ſondern wie ein Sklave daſtehe. Wider Willen raffte er das Schwert, das er auf die Erde geworfen, wieder auf, bezwang ſeine Neigung, und drang von Neuem auf die Gattin ein. Doch im Herzen war es ihm nicht Ernſt, und willkommen erſchien ihm daher ſein Bruder Agamemnon, der, plötzlich hinter ihm ſtehend, die Hand auf ſeine Schulter legte, und ihm zurief: „Laß ab, lieber Bruder Menelaus! es ziemt ſich nicht, daß du dein eheliches Weib, um welches wir ſo viele Leiden erduldet haben, erſchlageſt! Laſtet doch die Schuld weniger auf Helena, wie mir däucht, als auf Paris, welcher ſo ſchnöde das Gaſtrecht gebrochen hat. Dieſer aber, ſein ganzes Geſchlecht, ſein ganzes Volk ſind ja jetzt beſtraft und vernichtet!" So ſprach Agamemnon, und Menelaus gehorchte ihm zögernd, aber mit Freuden.

Während dieß auf Erden vorging, beklagten die Unſterblichen, in dunkle Wolken eingehüllt, den Fall Troja's. Nur Juno, die Todfeindin der Trojaner, und Thetis, die Mutter des frühe dahingeſunkenen Achilles, jauchzten im Herzen vor Luſt auf. Pallas Athene ſelbſt, der doch durch Troja's Untergang ihr Wille geſchehen war, konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als ſie ſah, wie Ajax, der wilde Sohn des Oïleus, in ihrem Heiligthum es wagte, die fromme Kaſſandra, ihre Prieſterin, die ſich in Athene's Tempel geflüchtet hatte, und ihre Bildſäule ſchutzflehend umarmt hielt, mit rohen Händen anzutaſten und ſie an den Haaren zerrend herauszuſchleppen. Zwar durfte die Göttin die Tochter ihrer Feinde nicht unterſtützen; aber die Wangen glühten ihr vor Schaam und vor Zorn; ihr Bildniß gab einen Ton, der Boden ihres Heiligthums dröhnte und den Blick vom Frevel abgekehrt, ſchwur ſie in ihrem Herzen, die Frevelthat zu rächen.

Lange noch dauerte der Brand und das Gemetzel. Die Flammenſäule Troja's ſtieg hoch in den Aether hinauf und verkündete den Untergang der Stadt den Bewohnern der Inſeln und den Schiffen, die hin und her das Meer beſegelten.

Menelaus und Helena. Polyxena.

Bis zum Morgen waren ſämmtliche Bewohner der Stadt niedergemacht oder gefangen. Die Danaer fanden nirgends mehr Widerſtand, konnten ſich der unermeßlichen Schätze der Stadt mit Behagen bemächtigen und brachten ihre Beute, aus Gold, Silber, Edelgeſteinen, mannichfaltigem Hausrath, gefangenen Weibern, Mädchen und Kindern beſtehend, an den Strand zu ihren Schiffen. Mitten unter dieſer Schaar führte Menelaus ſeine Gemahlin Helena, nicht ohne Schaam, und doch im Herzen zufrieden über ihren wiedererlangten Beſitz, aus dem brennenden Troja hinweg. Ihm zur Seite ging Agamemnon, ſein Bruder, mit der hohen Kaſſandra, die er den wilden

Armen des Ajax entriſſen hatte; Hektors Gattin, Andromache, wurde vom Sohne des Achilles, Neoptolemus, fortgeführt; Hekuba, die Königin, die mühſelig wandelte und unter lautem Jammer ihr graues, mit Aſche beſtreutes Haar ausraufte, ſchleppte Odyſſeus in die Gefangenſchaft. Unzählige Frauen der Trojaner folgten, junge und alte, hinter ihnen Mädchen und Kinder, und vermiſcht gingen die Mägde mit den Fürſtentöchtern: den ganzen Weg entlang hallte Jammer und Schluchzen. Nur Helena ſtimmte nicht mit ein in die Klage, denn tiefes Schaamgefühl hielt ſie ab; ſie heftete die dunkeln Augen auf den Boden, und ihre Wangen färbte ein fliegendes Roth. Im Innerſten ihres Buſens aber bebte ihr das Herz und eine entſetzliche Furcht ergriff ſie, wenn ſie an das Schickſal dachte, das ihrer bei den Schiffen wartete; Todesbläſſe überzog ihre eben noch purpurrothen Wangen, ſchnell zog ſie den dichten Schleier über das Haupt und wandelte zitternd an der Hand des Gatten.

Aber als ſie bei den Schiffen angelangt waren, ſtaunten alle Danaer über die liebliche Schönheit der untadelhaften Geſtalt, und ſagten bei ſich ſelbſt, daß es wohl der Mühe werth geweſen ſey, dem Völkerhirten Menelaus um eines ſolchen Kampfpreiſes willen vor Troja zu folgen, und dort zehnjährige Mühſeligkeiten und Gefahren auszuhalten. Und Keinem kam in den Sinn, Hand an das ſchöne Weib zu legen; ſie ließen ihrem Führer den friedlichen Beſitz der Gattin, und das Herz des Fürſten Menelaus ſelbſt hatte Aphrodite längſt zur Verzeihung geſtimmt.

Bei den Schiffen herrſchte jauchzende Luſt: alle Helden ſaßen beim fröhlichen Mahle umher, in der Mitte ſaß ein des Cytherſpiels kundiger Sänger, und rief dem Heere die Thaten ſeines größten Helden, des Achilles, in das Gedächtniß zurück. So dauerte die Fröhlichkeit bis in die Nacht; dann brachen ſie auf, ein Jeglicher in ſein Zelt.

Als nun Helena mit ihrem Gemahl Menelaus allein in ſeinem Feldherrnzelte war, warf ſie ſich ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee und ſprach: „Ich weiß wohl, daß du ein Recht hätteſt, deine treuloſe Gattin mit dem Tode zu beſtrafen! Aber bedenke, edler Gemahl, daß ich deinen Palaſt zu Sparta nicht freiwillig verlaſſen habe; gewaltſam entführte mich der trügeriſche Paris, als du eben abweſend vom Hauſe wareſt und mir deinen männlichen Schutz nicht angedeihen laſſen konnteſt. Und als ich ſelbſt Hand an mich zu legen gedachte, und den Strick um meinen Hals zu winden, oder mir das Schwert in den Buſen zu ſtoßen, da hielten mich die Dienerinnen des Hauſes zurück, und beſchworen mich, deiner ſelbſt und unſeres blühenden kleinen Töchterleins eingedenk zu ſeyn! Thue nun nach deinem Willen mit mir; ich liege als Reumüthige und Schutzflehende zugleich zu deinen Füßen!“

Menelaus hob ſie liebreich vom Boden auf und antwortete mit verſtändiger Mäßigung: „Denke nicht länger an das Vergangene, Helena, und ängſtige dich nicht mit überflüſſiger Furcht: was geſchehen iſt, ſey in die Nacht der Vergangenheit verſenkt, und keines früheren Fehlers hinfort von mir gedacht.“ Damit ſchloß er ſie in ſeine Arme und drückte ihren Lippen den Kuß der Verſöhnung auf. Aus beider Wimpern rollte die Thräne ſüßer und wehmüthiger Rührung.

Neoptolemus, der Sohn des Achilles, lag um dieſe Stunde ſchon in tiefem Schlafe. Da trat zu ihm im Traume an ſein Zeltlager der Geiſt ſeines hohen Vaters, ganz, wie er einſt im Leben war, der Schrecken der Trojaner und die Freude der Griechen, küßte dem Sohne Bruſt, Mund und Augen, und ſprach: „Gräme dich nicht im Gemüthe, lieber Sohn, daß ich geſtorben bin, denn ich lebe jetzt in der Gemeinſchaft mit den ſeligen Göttern, ſondern nimm dir fröhlich deinen Vater zum Beiſpiel im Kampfe wie im Rath: im Kampfe ſey immer der Erſte; in der Rathsverſammlung aber ſchäme dich nicht, den weiſen Worten älterer Männer dich nachgiebig zu zeigen. Im Uebrigen ſtrebe dem Ruhme nach, wie dein Vater gethan, freue dich des Glückes und betrübe dich nicht zu ſehr im Unglück; an meinem frühen Fall aber erkenne, wie nahe die Pforten des Todes dem Sterblichen ſind; denn das ganze Menſchengeſchlecht gleicht den Frühlingsblumen; die Einen wachſen, die Andern vergehen. Nun aber ſage dem Völkerfürſten Agamemnon, ſie ſollen das Beſte und Edelſte von der ganzen Beute mir opfern, damit mein Herz ſich auch am Untergange Troja's laben könne, und zu meiner Zufriedenheit im Olymp nichts fehle!“

Nachdem er ſeinem Sohne dieſen Befehl ertheilt hatte, verſchwand der ſelige Geiſt aus dem Traume des Neoptolemus wie ein flüchtiger Hauch des Windes. Dieſer erwachte und ſeinem freudig bewegten Gemüthe war, als hätte er mit dem lebendigen Vater fröhlichen Umgang gepflogen. Am andern Morgen ſprangen die Danaer ungeduldig von ihrem Lager auf, denn die Sehnſucht nach der Heimkehr bemächtigte ſich ihres Sinnes, und gerne hätten ſie Augenblicks die Schiffe ins Meer gezogen, wenn der Sohn des Peliden nicht unter das verſammelte Volk getreten wäre, und ihren Eifer durch ſeine Anrede gehemmt hätte.

„Höre, Volk der Danaer," rief er mit ſeiner jugendlichen Kraftſtimme, was in dieſer Nacht der Geiſt meines unſterblichen Vaters, der mich im Traume beſucht hat, mir aufgetragen, euch zu verkündigen: Ihr ſollet das Edelſte und Beſte der trojaniſchen Beute ihm opfern, damit ſich ſein Herz am Untergange der verhaßten Stadt auch ſättigen könne, und er des Siegespreiſes nicht verluſtig gehe. Eher ſollt ihr dieſen Strand nicht verlaſſen, bis ihr die heilige Pflicht gegen den Todten erfüllt habt, dem ihr doch eigentlich die Eroberung Troja's verdanket. Denn ohne daß Hektor beſiegt worden, wäret ihr nimmermehr ſo weit gekommen!"

Ehrerbietig beſchloſſen die Danaer, den Willen ihres verſtorbenen Helden zu befolgen, und Neptunus, aus Liebe zu dem Peliden, regte die Fluth zu mächtigem Sturme auf, ſo daß das Meer in thurmhohen Wellen aufbrauste, und die Griechen, auch wenn ſie es gewollt hätten, nicht im Stande geweſen wären, den Strand zu verlaſſen. Als die Völker aber die empörte See erblickten und ſtürmen hörten, da flüſterten ſie ſich gegenſeitig zu: „Ja, wahrhaftig ſtammte Achilles vom höchſten Jupiter ab: denn ſehet ihr, wie ſich die Elemente mit ſeinen Befehlen verbünden!" Und ſo zeigten ſie ſich nur noch williger, dem Gebote des Hingeſchiedenen zu gehorchen, und ſtrömten zu Haufen dem Grabmale des Helden, das den Meeresſtrand hoch überragte, zu.

Nun entſtand aber die Frage: was ſoll geopfert werden, und was iſt das Beſte und Edelſte der ganzen Beute Troja's? Jeder Grieche brachte unweigerlich ſeine Beute an Schätzen und Gefangenen herbei. Als man aber Alles muſterte, da erbleichte Gold, Silber, Edelſtein ſammt allen Schätzen vor der himmliſchen Schönheit der Jungfrau Polyxena, der gefangenen Tochter des Königes Priamus, und nur Ein Ruf ging durch das ganze Heer der Griechen, daß ſie das Beſte und Edelſte von der ganzen trojaniſchen Beute ſey. Die Jungfrau, als Aller Blicke ſich auf ſie richteten, erbleichte nicht, obgleich ihr der laute Jammerſchrei ihrer Mutter Hekuba, der ſich jetzt aus dem Haufen der Gefangenen erhob, durch das Tochterherz ſchnitt. Polyxena hatte den herrlichen Helden Achilles manchesmal von den Mauern herab im Kampfe erblickt, und obgleich er ein Feind ihres Volkes war, ſo hatte ſeine göttliche Geſtalt und ſeine herrliche Heldenkraft ihr doch das Innerſte bewegt. Ja, auch Achilles, ſo ging die Sage, habe, als er einſt im Kampfe bis dicht vor die Thore der belagerten Stadt gedrungen, die holdſelige Jungfrau auf den Zinnen der Mauer erblickt, und ihm ſey das Herz in Neigung zu ihr entbrannt, daß er ausrief: „Priamus Tochter, würdeſt du mir zu Theile, wer weiß, ob ich deinem Vater nicht den Frieden mit den Danaern zu Wege zu bringen mich anheiſchig machen wollte!“ Zwar reute den Helden das Wort, ſo wie es der Zunge entflohen war: denn ihm fiel ein, was er Griechenland ſchuldig ſey. Aber Polyxena, ſo erzählte das Gerücht, habe die Worte ſich tief ins Herz gefaßt, und ſeitdem in geheimer Liebe für den Feind ihres Volkes gebrannt.

Sey dem, wie ihm ſey: die Jungfrau erblaßte nicht, als Aller Blicke, auf ſie gerichtet, nur ſie als das Opfer bezeichneten, das als der edelſte Theil der trojaniſchen Beute dem größten Helden dargebracht zu werden allein würdig wäre. Der Altar vor dem Denkmale des Peliden ſtand aufgerichtet, und es fehlte nicht an Opfergeräthen

Aller Art. Da ſprang die Königstochter aus der Schaar der gefangenen Frauen hervor, ergriff einen ſcharfgeſchliffenen Stahl, der unter den andern Geräthſchaften bereit lag, und, wie ein Opfer vor dem Altare ſtehend, ſtieß ſie ſich den Dolch, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Herz, und ſank, ohne einen Seufzer aus der Bruſt, zu Boden.

Ein Schrei der Wehklage ließ ſich aus dem ganzen Argiverheere vernehmen. Hekuba, die greiſe Königin, warf ſich laut weinend auf die Leiche der Tochter, und von Neuem hallte das laute Schluchzen unter der Schaar der gefangenen Trojanerinnen.

In dem Augenblicke, wo Polyrena zuſammenſank und der purpurne Blutſtrahl ihr aus der durchbohrten Bruſt drang, wurde das Meer ruhig, und ſeine Wellen ebneten ſich in ſpiegelglatte Fläche. Neoptolemus eilte voll Mitleid herbei, half die geopferte Jungfrau vom Altare wegbringen, und ſorgte dafür, daß ſie mit königlichen Ehren beſtattet wurde. In der Verſammlung der Argiver aber erhub ſich Neſtor und ſprach herzerfreuende Worte: „Endlich," rief der Greis, „ihr lieben Landsleute, iſt die erlaubte Stunde der Heimkehr genaht; der Beherrſcher des Meeres hat die Wogen gebändigt, nirgendsher erhebt ſich die Fluth; Achilles iſt zufrieden geſtellt; er nimmt das Opfer Polyrena's an. Auf denn, laſſet uns ernſtlich an den Aufbruch denken, und ziehet die Schiffe ins Meer!"

Abfahrt von Troja. Ajax des Lokrers Tod.

Es geſchah unter Jubelruf, wie Neſtor gerathen hatte: die Schiffe wurden fertig gemacht, ſämmtliche Güter an Bord gebracht, die Gefangenen zuerſt, weinend und wehklagend, eingeſchifft, alsdann folgten die Danaer ſelbſt. Nur der Seher Kalchas ſchloß ſich ihnen nicht an, ermahnte ſie vielmehr, die Fahrt noch nicht zu beginnen, denn ſein wahrſagender Geiſt ließ ihn ein großes Unheil ahnen, das die Griechen an den kaphariſchen Felſen bedrohte, welche ein Vorgebirge der Inſel Euböa umgaben, an dem die Flotte auf ihrer Heimkehr nach Griechenland vorüberſegeln mußte. Aber ihm folgte Keiner; das Verlangen nach der ſüßen Heimath hatte alle Herzen bethört; endlich zog Amphilochus, der Sohn des berühmten Sehers Amphiaraus, den der Boden vor Thebe verſchlungen hatte, den Fuß, den er ſchon ins Schiff geſetzt hatte, zurück. In ſeinem Geiſte dämmerte die Sehergabe ſeines Vaters auf, und er wurde ſich gleicher Ahnung bewußt, wie Kalchas. So blieb er bei dieſem zurück. Ihnen beiden war vom Schickſal beſtimmt, das griechiſche Heimathland nicht wieder zu erblicken, ſondern ſie ſollten in den ciliciſchen und pamphyliſchen Städten Kleinaſiens ſich ihre Wohnſitze gründen.

Alle andern Achiver lösten indeſſen die Taue, mit welchen die Schiffe ans Land gebunden waren, und hoben eilig die Anker empor. Bald umſpülte das freie Meer die Dahinſegelnden. Auf den Vordertheilen der Schiffe lagen überall Waffen erſchlagener Feinde; unzählige Siegeszeichen hingen von den Maſten herab; die Schiffe ſelbſt waren bekränzt; Kränze hatten ſich die Sieger um Schilde, Lanzen und Helme geflochten; ſo ſtanden ſie auf den Vorderverdecken und goſſen Trankopfer goldenen Weines ins Meer, indem ſie voll Inbrunſt zu den Göttern um eine Zurückkunft flehten, mit der ihnen kein Unheil verbunden wäre. Aber ihr Gebet war nichtig; Luft und Winde trugen es fort von den Schiffen, und zerſtreuten es in die Lüfte, bevor es ſich in den Olymp emporſchwingen konnte.

Wie die Helden nun voll Hoffnung und Sehnſucht vorwärts blickten, ſo ſchauten die gefangenen trojaniſchen Frauen und Jungfrauen mit bekümmertem Herzen rückwärts nach dem rauchenden Troja und verſtohlener Weiſe ſeufzten und weinten ſie den verhaltenen Schmerz aus. Die Mädchen hatten die Hände in den Schooß gefaltet, die jungen Frauen hielten Kinder in den Armen. Dieſe aber dachten nur an die Mutterbruſt und fühlten ihr Unglück noch nicht. In der Mitte anderer Gefangener ſtand Caſſandra, und ihr edler Wuchs ragte hoch über die Andern hervor. Aber ihr Auge war thränenlos und ſie ſpottete der Klage, die rings um ſie her ertönte, denn jetzt war geſchehen, was ſie geweiſſagt hatte, und worüber ſie von den Jammernden verlacht worden war. Nun höhnte wohl ihr Mund die Mitgefangenen, aber ihr Herz blutete heimlich über dem Unglücke der zerſtörten Vaterſtadt.

Unter den Trümmern Troja's irrten wenig übriggebliebene Einwohner, ſchwache Greiſe oder verwundete Männer, Antenor an ihrer Spitze, einher. Dieſer führte ſie zu dem ſchmerzlichen Werke der Leichenbeſtattung an, das nur langſam vor ſich ging, denn der Todten waren ſo viele und der Lebenden nur wenige. Dieſe Wenigen

bauten an einem unermeßlichen Holzſtoße, und als er fertig war, legten ſie alle Leichen der Ihrigen mit einander darauf und zündeten den Scheiterhaufen unter Thränen und Wehklagen an. Die Danaer hatten indeſſen bald das Grabmal des Achilles und die trojaniſche Küſte im Rücken. Obwohl ſie aber immer fröhlicheren Muthes wurden, miſchte ſich doch auch die Wehmuth in ihre Freude, wenn ſie an die vielen gefallenen Freunde dachten. Eine Küſte und eine Inſel um die andere flog an ihren Blicken vorüber: Tenedos, Chryſa, das Orakel des Phöbus, die heilige Cilla, Lesbos die Inſel, das Vorgebirge Lektos, endlich der äußerſte Vorſprung des Vorgebirges. Die Winde ſausten in die Segel, die Fluth rauſchte, ſchwarz rollten die Wellen daher und weiß dehnte ſich über das Meer hin ihr ſchäumender Pfad, wenn ſie an den Schiffen ſich gebrochen hatten.

Die Sieger hätten auch wirklich die Küſte Griechenlands glücklich erreicht, wenn nicht Pallas Athene über der Unthat des Lokrers Ajax ihnen gegrollt hätte. Als ſie nun an die ſtürmiſche Küſte von Euböa gelangt waren, ſann die Göttin darauf, dem Sohne des Oileus ein trauriges, unbarmherziges Loos zu bereiten. Sie hatte dem Göttervater im Olymp den Frevel geklagt, den er in ihrem eigenen Tempel an ihrer Prieſterin Caſſandra begangen hatte, und begehrte Rache an dem Verbrecher zu nehmen. Und Jupiter, der Verwalter der Gerechtigkeit auf Erden, ſetzte ſich ihren Wünſchen nicht entgegen; er legte vielmehr neben die Jungfrau die friſcheſten Donnerkeile der Cyklopen, die eben aus der Eſſe gekommen waren, und erlaubte ſeiner Tochter, den Griechen einen verderblichen Sturm zu erregen. Alsbald waffnete ſich Minerva, legte den ſchimmernden

Aegispanzer an, in deſſen Mitte das Gorgonenhaupt mit den feurigen Schlangenhaaren ſtarrte, und faßte eines der Geſchoſſe des Vaters, die zu ihren Füßen lagen, wie es außer dem großen Jupiter ſonſt kein Gott aufzuheben vermag. Dann ließ ſie den Olymp von Donnerſchlägen erbeben, goß Wolken rings um die Berge, und hüllte Meer und Land in Finſterniß. Hierauf ſchickte ſie ihre Botin Iris zu Aeolus, dem Gott der Winde, hinab, da, wo in den Abgründen der Erde die Höhle der Winde ſich befindet, an welche die Wohnung des Aeolus ſtößt. Die Botſchafterin Athene's traf den Fürſten der Stürme bei ſeiner Gemahlin und ſeinen zwölf Kindern daheim; er vernahm den Befehl, und gehorchte auf der Stelle. Mit rüſtigen Händen ſtieß er den großen Dreizack in den Berg ein, wo die Behauſung der toſenden Winde iſt, und riß den Hügel mit Gewalt auf. Die Stürme ſtürzten, wie Jagdhunde, ſogleich aus der Oeffnung hervor; er aber befahl ihnen, ſich ſofort zu einem einzigen, finſtern Orkane zu vereinen, und nach der Brandung der kaphariſchen Felſen zu fliegen, welche die Küſte von Euböa umlagern. Noch ehe ſie vollſtändig das Wort ihres Königes vernommen, machten ſich die Winde auf den Weg; die Meerfluth ſtöhnte unter ihnen; wie Berge wälzten ſich die Wogen einher, und den Argivern brach der Muth im Herzen zuſammen, als ſie den Meerſchwall thurmhoch gegen ſich anrücken ſahen. Bald war nicht mehr an das Rudern zu denken; die Segel hatte der Sturm zerriſſen, daß Fetzen herunter hingen; zuletzt erlahmte auch die Kraft der Steuermänner; die finſtere Nacht brach ein, und mit ihr verſchwand jede Hoffnung der Rettung. Auch Poſeidon half ſeiner Brudertochter Pallas, und dieſe raſte ohne Erbarmen vom Olymp mit Blitzen daher, die vom krachendſten Donner begleitet waren. Wehklagen und Stöhnen ſcholl von den Schiffen; hier und dort borſt das Gebälke eines Fahrzeuges, wenn es vom Sturme gewaltſam an ein ſtärkeres geſchleudert worden war, und diejenigen, die dem Stoße herſtürzender Schiffe durch Rudern zu entgehen verſuchten, wurden vom Wind in die Tiefe geriſſen. Endlich ſchleuderte Athene den ſchärfſten Donnerkeil, den ſie zu dieſem Gebrauche beſonders aufgeſpart hatte, in das Schiff des Ajax, daß es auf der Stelle hierhin und dorthin in Splitter ſprang; Erde und Luft hallten von dem Knall, und die Wogen umkreisten das berſtende Schiff. Schaarenweiſe ſtürzten aus dieſem die Menſchen in die Fluth und wurden von den Wellen verſchluckt. Ajax ſelbſt jedoch ſchwamm bald auf einem der Balken des Schiffes, die auf den Wellen hier und dort zerſtreut daher fuhren: bald zertheilte ſein nerviger Arm die Woge, die ſich vor dem kräftigen Schwimmer ſpaltete; jetzt trug ihn eine mächtige Welle wie zum Gipfel eines himmelhochragenden Berges, jetzt ſchleuderte ſie ihn wieder hinab in den tiefſten Abgrund. Von allen Seiten fuhr der Blitz neben ihm einſchlagend und ziſchend in die Fluthen, aber noch war es Athene's Wille nicht, daß der Tod ſich über ihn erbarme. Auch war ſein Muth noch nicht erſchöpft; er ergriff ein aus den Wellen hervorragendes Felsſtück und vermaß ſich, wenn auch alle olympiſche Götter herangezogen kämen, und die Fluthen gegen ihn aufreizten, ſo ſollte ihm doch die Rettung nicht mißlingen.

Dieſe Prahlerei hörte der Erderſchütterer Neptunus, deſſen Gottheit dem Ringenden am nächſten war, mit Unwillen. Im heftigſten Zorn erſchütterte er Meer und

Erde zugleich; die Felsabhänge des Vorgebirges Kaphareus erbebten und die Geſtade donnerten ringsumher unter der Peitſche des Herrſchers. Da wurde zuletzt der mächtige Felsblock, an welchen ſich Ajax mit den Händen angeklammert hielt, vom Grunde losgerüttelt, und mit ihm der Lokrer wieder ins Meer hinausgeſtoßen, daß der anſpülende Schaum ihm Haupt und Barthaar weiß färbte. Auf den Verſinkenden ſtürzte Neptunus noch einen losgeriſſenen Erdhügel des Vorgebirges, daß der Scheitel deſſelben den Lokrerfürſten, wie einſt der Aetna den Enceladus, deckte. So unterlag er, von der Erde und vom Meere zugleich bezwungen.

Die Schiffe der Danaer irrten indeſſen ſchwankend und leck auf der ſtürmenden See umher; viele waren geborſten, viele von den Wogen verſchlungen; die Meerfluth tobte fort und der Regen ſtrömte herab, als drohte dem nahen Lande eine zweite deucalioniſche Fluth. Jetzt wurde auch noch die Steinigung des Palamedes an den unglücklichen Griechen gerächt. Auf Euböa herrſchte nämlich noch immer der Vater dieſes Helden, Nauplius. Als dieſer an ſeiner Küſte die griechiſche Flotte erblickte, die mit dem fürchterlichen Sturme rang, gedachte er der hinterliſtigen Ermordung ſeines geliebten Sohnes, um welchen er nun ſo viele Jahre trauerte. Die Racheluſt war in ſeinem Herzen nie eingeſchlummert, und jetzt endlich hoffte er ſie büßen zu können. Er eilte an den Strand, ließ längs des kaphariſchen Vorgebirges, den gefährlichſten Klippen gegenüber, brennende Fackeln aufſtecken, und machte dadurch in den Griechen den Glauben rege, daß es Rettungszeichen ſeyen, welche mitleidige Uferbewohner für ſie aufgepflanzt hätten. In dieſer Hoffnung ſteuerten die Danaer mit Begierde auf die Klippen zu, und viele ihrer Schiffe fanden hier den Untergang.

Zugleich ergoß ſich das Meer vor Troja, auf des grollenden Poſeidon Befehl, über ſein Geſtade, und zerſtörte alle Bollwerke und Mauern, welche die Griechen bei ihren Schiffen und vor der belagerten Stadt aufgeführt hatten. Und ſo war bald von der ungeheuren Unternehmung nichts mehr übrig, als der Schutthaufen Troja's und einige Schiffe voll zurückkehrender Helden und gefangener Trojanerinnen, die, vom Sturme da und dorthin zerſtreut, mit Mühe und nach langen und mannichfaltigen Drangſalen die Küſten Griechenlands wieder erreichten, wo nur weniger Sieger ungetrübte Glückſeligkeit wartete.

Der erſte Theil des vorliegenden Werkes, 27 Bogen ſtark, mit einem Titelbilde nach Paul Veroneſe, enthält in ſechs Büchern folgende Sagen:

I. Prometheus. Die Menſchenalter. Deukalion und Pyrrha. Io. Phaethon. Europa. Kadmus. Pentheus. Perſeus. Ion. Dädalus und Ikarus. II. Die Argonautenſage. III. Meleager und die Eberjagd. Tantalus. Pelops. Niobe. Salmoneus. IV. Die Herkulesſage. V. Bellerophontes. Theſeus. Die Sage von Oedipus. VI. Die Sieben gegen Thebe. Die Epigonen. Alkmäon und das Halsband. Die Sage von den Herakliden.

und iſt zu dem Preiſe von 1 ⅓ Thlrn. — fl. 2. 20. für geheftete Exemplare, und 1 ½ Thlrn. — fl. 2. 40. für gebundene Exemplare auf feinem Velinpapier, durch alle ſolide Buchhandlungen ſtets zu erhalten.

Die Verlagshandlung.

Guſtav Schwab,

die ſchönſten Sagen
des
# klaſſiſchen Alterthums.

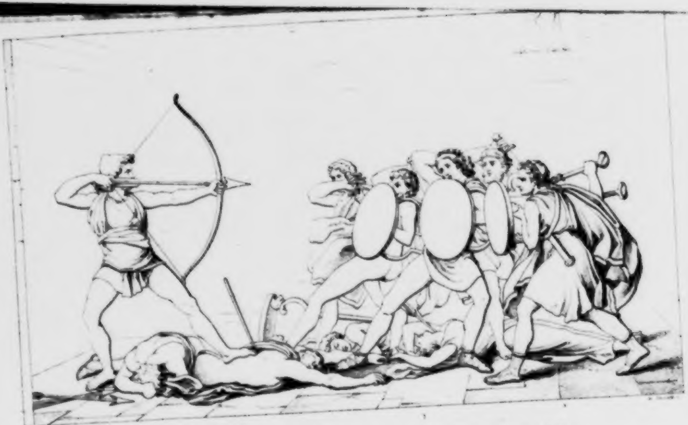
Dritter Theil.

Die letzten Tantaliden. Odyſſeus. Aeneas.

Mit einem Titelbilde.

Universitäts
München
Bibliothek

Univ.B
München



Nach J. Flaxman.

ODYSSEUS TÖDTET PENELOPE'S FREIER.

Die ſchönſten Sagen

des

klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern

von

Guſtav Schwab.

Dritter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
184[illegible]

Die ſchönſten Sagen
des
# klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern

von

Guſtav Schwab.

Dritter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1840.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorwort.

Mit dieſem dritten Bande hat der Sagenkreis des klaſſiſchen Alterthums, ſoweit derſelbe auf allgemeines Verſtändniß Anſpruch machen kann, ſeinen Schluß in unſrem hiermit beendigten Werke gefunden, und der Verfaſſer glaubt verſichern zu dürfen, daß kein weſentliches Element dieſer Sage, das überhaupt Gegenſtand der unſerer Zeit überlieferten Erzählung oder Dichtung iſt, übergangen worden ſey. Anfangs, als der Plan des Aufnehmbaren von ihm entworfen wurde, hielt derſelbe es faſt für unmöglich, *die Schickſale der letzten Tantaliden* einer Leſewelt, die zum großen Theile vorausſichtlich aus Frauen und Kindern beſtehen ſollte, unverkürzt mitzutheilen. Das Verlangen nach Vollſtändigkeit ermuthigte ihn jedoch zu dem Verſuche, auch dieſe Schwierigkeit zu überwinden, und er hofft, daß das gerechte Urtheil, welches in den früheren Bänden zarte Schonung verletzbarer Ohren und mit heiliger Scheu zu behandelnder Gemüther anerkannt hat, ſich auch auf die Bearbeitung des genannten Stoffes erſtrecken werde. Bei der möglichſt hergeſtellten Harmonie der Tragiker iſt beſondere Rückſicht auf dieſe Forderung der Sittlichkeit, welche ſelbſt der freieſte Schönheitsſinn anerkennen wird, genommen worden.

In der Behandlung der Odyſſee war eine ſolche Vorſicht nicht nöthig. Hier brauchte ſich der Darſteller nur ſo ſtreng als möglich an das Originalkunſtwerk des Alterthums zu halten, um den rührendſten Eindruck der Unſchuld und Sittenreinheit zu machen. Wer ſich überzeugen will, daß die menſchliche Natur, ſo untüchtig durch ſich ſelbſt zum vollkommen Guten, doch keineswegs vollkommen untüchtig zum Guten iſt, der ſtärke ſeinen Glauben an die Menſchheit, welcher der frömmſten Religionsüberzeugung nicht zuwiderläuft, an dieſem Werke des grauen Heidenthums.

Die Aeneis hat dem Verfaſſer am meiſten zu ſchaffen gemacht. Hier die Längen abzuſchneiden, ohne das Ziel des Weges ſelbſt unzugänglich zu machen; alle jene Zuthaten erſonnener Volksſage, die, nach einer Ilias und Odyſſee, in ihrem prunkenden Scheine ſelbſt einem Kinde fühlbar werden müßten, zu entfernen, ohne den Zuſammenhang der originellſten und lieblichſten Erfindungen, die bald einen Theil der poetiſchen Geſchichte des Gedichtes, bald unſchätzbare Epiſoden bilden, unerkennbar zu machen, oder gar zu zerſtören: — dieß empfand der Bearbeiter als keine kleine Aufgabe; zumal da dieſelbe noch von keinem modernen Erzähler der Sagen des Alterthums verſucht worden war. Sein Beſtreben ging dahin, durch Zuſammendrängen weſentlicher Schönheit dem kunſtvollen Werke des Römers für die Jugend einen Reiz der Neuheit und gewiſſermaßen der Kurzweiligkeit zu geben, den man im Originale vergebens ſucht.

Und ſo möchten denn alle dieſe Sagen zuſammen, als der Inbegriff der claſſiſchen Heroenmythen, ſich durch gewiſſenhafte und dem Zwecke des Buches angemeſſene Bearbeitung ihres Inhalts, zahlreiche Freunde bei den Jungen, und manche auch bei den Alten erwerben. Mit dieſem Wunſche entläßt der Verfaſſer ſein Werk, das für ihn zugleich der Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beſchäftigungen iſt.

G. Schwab.

Inhalts-Ueberſicht.

Erſtes Buch.

Die letzten Tantaliden.

Seite.
Agamemnon's Geſchlecht und Haus 3
Agamemnon's Ende 8
Agamemnon gerächt 14
Oreſtes und die Eumeniden 29
Iphigenia zu Tauri 43

Zweites Buch.

Odyſſeus. Erſter Theil.

Telemach und die Freier 67
Telemach bei Neſtor 80
Telemach zu Sparta 86

Seite.
Verſchwörung der Freier 92
Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo, und ſcheitert im Sturm . 95
Nauſikaa 100
Odyſſeus bei den Phäaken 107
Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Irrfahrten. (Cikonen. Lotophagen. Cyklopen. Polyphem.) 123
Odyſſeus erzählt weiter. (Der Schlauch des Aeolus. Die Läſtrygonen. Circe.) 137
Odyſſeus erzählt weiter. (Das Schattenreich.) . . . 152
Odyſſeus erzählt weiter. (Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Heerden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo.) 160
Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken . . . 170

Drittes Buch.

Odyſſeus. Zweiter Theil.

Odyſſeus kommt nach Ithaka 175
Odyſſeus bei dem Sauhirten 182
Telemach verläßt Sparta 191
Geſpräche beim Sauhirten 197
Telemach kommt heim 201
Odyſſeus gibt ſich dem Sohne zu erkennen . . . 205
Vorgänge in der Stadt und im Palaſt 209
Telemach, Odyſſeus und Eumäus kommen in die Stadt . 213
Odyſſeus als Bettler im Saal 220
Odyſſeus und der Bettler Irus 225
Penelope vor den Freiern 229

Seite.
Odyſſeus abermals verhöhnt 232
Odyſſeus mit Telemach und Penelope allein . . . 235
Die Nacht und der Morgen im Palaſte 243
Der Feſtſchmaus 247
Der Wettkampf mit dem Bogen 250
Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten 254
Die Rache 259
Beſtrafung der Mägde 267
Odyſſeus und Penelope 269
Odyſſeus und Laertes 275
Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt . . . 283
Der Sieg des Odyſſeus 286

Viertes Buch.

Aeneas. Erſter Theil.

Aeneas verläßt die trojaniſche Küſte 293
Den Flüchtlingen wird Italien verſprochen . . . 298
Sturm und Irrfahrten. Die Harpyien 302
Aeneas an der Küſte Italiens. Sicilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchiſes 306
Aeneas nach Karthago verſchlagen 311
Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohne 316
Aeneas in Karthago 321
Dido und Aeneas 327
Dido's Liebe bethört den Aeneas 330
Aeneas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago. . . 334

Fünftes Buch.

Aeneas. Zweiter Theil.

Seite.
Der Tod des Palinurus. Landung in Italien. Latinus. Lavinia 347
Lavinia dem Aeneas zugeſagt 352
Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner 355
Ausbruch des Krieges. Aeneas ſucht bei Evander Hülfe . 361
Der Schild des Aeneas 367
Turnus im Lager der Trojaner 371
Niſus und Euryalus 375
Sturm des Turnus abgeſchlagen 382
Aeneas kommt ins Lager zurück 387
Aeneas und Turnus kämpfen. Turnus tödtet den Pallas 391
Turnus von Juno gerettet. Lauſus und Mezentius von Aeneas erſchlagen 394

Sechſtes Buch.

Aeneas. Dritter Theil.

Waffenſtillſtand 405
Volksverſammlung der Latiner 408
Neue Schlacht. Kamilla fällt 413
Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Aeneas meuchleriſch verwundet 420
Aeneas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt . 427
Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende. . 431

Erſtes Buch.

Die letzten Tantaliden.

Agamemnons Geſchlecht und Haus. — Agamemnons Ende. — Agamemnon gerächt. — Oreſtes und die Eumeniden. — Iphigenia zu Tauri. —

Agamemnons Geſchlecht und Haus.

Troja war gefallen. Die heimſegelnde Flotte der Hellenen, vom Sturme halb vernichtet, hatte ſich in ihren Ueberbleibſeln wieder zuſammengefunden, und auf der beruhigten See fuhren die Abtheilungen der Griechen jede ihrer Heimat zu. Agamemnon, deſſen Schiffe, von der Herrſcherin Juno beſchützt, keinen Schaden genommen hatten, ſteuerte rüſtig auf die Küſte des Peloponneſes los. Schon nahete er dem ſpitzigen Felſenhaupte des Vorgebirges Malea in Lakonien, als ihn plötzlich aufs Neue das Ungeſtüm eines Orkanes ergriff und ihn mit allen Fahrzeugen in die offene Flut des Meeres zurückwarf. Seufzend mit aufgehobenen Händen flehte der Völkerfürſt empor zum Himmel und bat die Götter, ihn nicht nach ſo vielem Ungemach und nach mühſelig vollbrachtem Willen der Himmliſchen im Angeſichte ſeiner Heimat mit ſo vielen tapferen Männern verderben zu laſſen. Er wußte nicht, daß dießmal der Sturm ſein Freund und von warnenden Gottheiten ihm zugeſendet war: denn ihm wäre beſſer geweſen, an die fernſte Barbarenküſte verſchlagen, in der Verbannung ſein Leben zu beſchließen, als ſeinen Fuß in den heimiſchen Königspallaſt Mycene's zu ſetzen.

Auf Agamemnons Geſchlecht ruhete ein Fluch; von ſeinem Urahn Tantalus her war es unter Gräueln erwachſen; ruchloſe Gewalt hatte die einen ſeiner Glieder geſtürzt, die andern erhoben; durch einen ungeheuren Frevel im eigenen Hauſe ſollte auch Agamemnon das Ziel ſeines Lebens finden. Der Urgroßvater Tantalus hatte den zum Mahle geladenen Göttern ſeinen Sohn Pelops gekocht zu ſchmauſen vorgeſetzt, und nur ein Wunder hatte dieſen Stammhalter des Geſchlechts ins Leben zurückgerufen. Pelops, ſonſt unſträflich, ermordete ſeinen Wohlthäter Myrtilus, den Sohn Merkurs, und half durch dieſen Mord den Fluch des Hauſes weiter ſpinnen. Myrtilus nämlich, der Stallmeiſter des Königes Oenomaus, deſſen Tochter Hippodamia Pelops durch den Sieg im Wagenrennen gewinnen ſollte, ließ ſich überreden, die Nägel aus dem Wagen ſeines Herrn zu ziehen und wächſerne ſtatt der eiſernen einzuſtecken. Dadurch ging der Wagen des Oenomaus auseinander und Pelops gewann den Sieg und die Jungfrau. Als aber Myrtilus die verſprochene Belohnung forderte, ſtürzte ihn Pelops, um keinen Zeugen ſeines Betruges zu haben, ins Meer. Vergebens ſuchte er den über dieſen Frevel zürnenden Gott Merkurius zu verſöhnen, baute dem Sohn ein Grabmal und dem Vater einen Tempel: er und ſein Geſchlecht waren der Rache des Gottes verfallen.

In den Söhnen des Pelops, Atreus und Thyeſtes, wirkte der Fluch kräftig fort. Atreus war König zu Mycene, Thyeſtes neben ihm König im ſüdlichen Theile des Argoliſchen Landes. Der ältere Bruder beſaß einen Widder, der goldene Wolle trug; nach dieſem gelüſtete Thyeſtes, den jüngeren; er verführte die Gemahlin des Bruders, Aerope, zur Untreue und erhielt von ihr das goldne Lamm. Als Atreus das doppelte Verbrechen

ſeines Bruders inne ward, hielt ihn keine Ueberlegung ab; er handelte wie der Großvater: heimlich ergriff er die beiden kleinen Söhne des Thyeſtes, Tantalus und Pliſthenes, ſetzte ſie geſchlachtet beim gräßlichen Gaſtmahle dem Bruder vor, und gab ihr Blut, zum Weine gemiſcht, dem unſeligen Vater zu trinken. Dem zuſchauenden Sonnengotte kam über dieſer Unmenſchlichkeit ein ſolches Entſetzen an, daß er ſeinen Wagen rückwärts lenkte, Thyeſtes aber floh vor dem entſetzlichen Bruder nach Epirus zu dem Könige Thesprotus. Das Land des Atreus ward von Dürre und Hungersnoth heimgeſucht, und der befragende König erhielt vom Orakel die Antwort, die Landplage werde aufhören, wenn der vertriebene Bruder zurückberufen ſey. So machte ſich Atreus ſelbſt auf den Weg, den Thyeſtes in ſeiner Zufluchtsſtätte aufzuſuchen, und führte ihn mit einem Sohne Namens Aegiſthus, in die alte Heimat zurück. Auch dieſer Aegiſthus war das Kind eines Gräuels und in ſeinem Aſyle von Thyeſtes erzeugt. Aber er hatte geſchworen, ſeinen Vater an dem Atreus und deſſen Kindern zu rächen. Das erſte vollführte er bald, nachdem die Brüder zuſammen nach Mycene zurückgekehrt waren. Ihre Freundſchaft war dort von kurzer Dauer geweſen, und Atreus hatte den Bruder in den Kerker geworfen. Da erbot ſich Aegiſthus trügeriſcher Weiſe dem Oheim, indem er ſich über den Gräuel ſeiner Geburt entrüſtet ſtellte, den eigenen Vater umzubringen. In den Kerker eingelaſſen, verabredete er mit ſeinem Vater die Rache, zeigte dem Atreus ein blutiges Schwert, und als dieſer, über den geglaubten Tod des Bruders fröhlich, am Meeresufer ein Dankopfer anſtellte, ſtieß ihm Aegiſthus daſſelbe Schwert in den Leib. Thyeſtes kam aus ſeiner Haft hervor und bemächtigte ſich auf kurze Zeit des brüderlichen Reiches; aber der älteſte Sohn des Atreus, Agamemnon, ſtellte ihm nach und rächte mit dem Schwert an ihm des Vaters Mord. Aegiſthus blieb verſchont, er ward von den Göttern zum Fluche des Geſchlechtes aufgehoben und regierte als König in dem alten Antheile ſeines Vaters im ſüdlichen Lande.

Wie nun Agamemnon in den Krieg vor Troja gezogen war, und ſeine Gemahlin Klytämneſtra, über die Opferung ihrer Tochter Iphigenia grollend, im tiefen Mutterſchmerze zu Hauſe ſaß, da däuchte dem Aegiſthus die rechte Zeit gekommen, auch dem Atriden mit ſeiner Rache zu nahen. Er erſchien im Königspallaſte zu Mycene, und der Wunſch, am unmenſchlichen Gatten ſich zu rächen, gab ſie nach langem Widerſtreben der Verführung des Böſewichts preis, daß ſie als mit einem zweiten Gemahle Pallaſt und Reich Agamemnons mit ihm theilte. Von ihrem rechtmäßigen Gatten lebten in deſſen Hauſe damals drei Geſchwiſter der entrückten Iphigenia: ihr zunächſt am Alter die kluge Jungfrau Elektra, eine jüngere Schweſter Chryſothemis, und ein kleiner Knabe, Oreſtes. Vor ihren Augen nahm Aegiſthus von dem Ehebund und Pallaſte des Vaters Beſitz. Das frevelnde Paar, als ſich der Kampf vor Troja zu ſeinem Ende neigte, war jetzt nur darauf bedacht, daß der heimkehrende Agamemnon mit ſeiner furchtbaren Kriegerſchaar ſie nicht unvorbereitet überraſchen möchte. Seit Jahren war auf den Zinnen des Pallaſtes ein Wächter aufgeſtellt, dem ein nächtliches Fackelzeichen von der Meergränze des Landes her die Nachricht von der Eroberung Troja's und der Ankunft des Königes geben ſollte. War die Kunde einmal gekommen, ſo ſollte es an Zurüſtungen nicht fehlen, dem König Agamemnon einen feſtlichen Empfang zu bereiten und ihn in die Falle zu locken, noch bevor er den wahren Zuſtand der Dinge in ſeiner Heimat erführe.

Endlich erglänzte die Fackel bei Nacht. Der Wächter eilte von der Zinne herab und meldete der Herrin das erblickte Zeichen. Mit Ungeduld erwarteten Klytämneſtra und ihr Buhle den Morgen; und die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als ſchon ein Herold, von dem heimkehrenden König abgeſandt, mit Olivenzweigen ſein Haupt beſchattend, auf den Pallaſt von Mycene zugeſchritten kam. Die Königin ging ihm mit verſtellter Freundlichkeit entgegen. Doch ſorgte ſie, daß der Bote ſich im Königshauſe nicht umſehen konnte, und als dieſer in einer langen Erzählung ſeiner Siegesfreude Luft machen wollte, unterbrach ſie ihn haſtig und ſprach: „Bemühe dich nicht, am beſten werde ich das Alles aus dem Munde meines königlichen Gemahles ſelbſt erfahren. Kehre zurück und beſchleunige ſeinen Weg. Sage ihm, wie erwünſcht er mir und der Stadt komme, und daß ich ſelbſt mich zum Aufbruch anſchicken werde, ihn nicht nur als meinen verehrten und geliebten Gatten, ſondern auch als den herrlichen Eroberer einer weltberühmten Stadt nach Würden zu empfangen.“

Agamemnons Ende.

Als der König Agamemnon im Sturme von dem Vorgebirge Malea zurückgeworfen worden war, trieb ihn der Wind mit ſeinem Schiffzuge nach dem ſüdlichen Geſtade des Landes, wo einſt ſein Oheim Thyeſtes geherrſcht hatte, und jetzt der Fürſtenſitz des Aegiſthus war. Er warf die Anker aus und wartete günſtigen Fahrwind in einer ſicheren Hafenbucht ab. Ausgeſchickte Kundſchafter brachten ihm die Nachricht, daß der König des Landes, Aegiſthus, mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra, ſeit dieſe von Aulis zurückgekehrt, in nachbarlicher Freundſchaft gelebt habe, ja daß derſelbe, ſchon ſeit geraumer Zeit nach Mycene berufen, in der Königin Namen das Reich Agamemnons verwalte. Der Völkerfürſt erfreute ſich dieſer Nachricht und ſuchte nichts Arges darunter. Er dankte den Göttern, daß der alte Rachegeiſt aus ſeinem Hauſe verſchwunden ſey. Ihm ſelbſt, der ſo viel Griechen- und Barbarenblut vor Troja nothgedrungen vergoſſen hatte, war der Durſt nach Blutrache vergangen, und ſein Inneres dachte nicht daran, den Mörder ſeines Vaters, der doch ſelbſt nur gerechte Rache genommen hatte, zu ſtrafen. Auch das Herz ſeiner Gemahlin glaubte er durch den langen Zeitraum beſchwichtiget. Unter fröhlichen Hoffnungen lichtete er die Anker bei günſtigem Wind und lief mit ſeinen Kriegern wohlbehalten in den Hafen ſeiner Heimat ein.

Sobald er hier den Göttern ein Dankopfer für Rettung und beglückte Fahrt am Ufer dargebracht hatte,

folgte er mit ſeiner Kriegerſchaar dem abgeſandten Herold. Vor der Stadt Mycene kam ihm das geſammte Volk, ſeinen Vetter Aegiſthus, der im ganzen Lande als königlicher Verwalter des Reiches galt, an der Spitze, entgegen. Alsdann erſchien auch, von den Frauen ihres Hauſes begleitet und von den ſtreng bewachten Kindern umgeben, die Königin Klytämneſtra. Wie man bei erheuchelter Freude pflegt, empfing ſie den Gemahl mit allen erſinnlichen Ehrenbezeugungen und mit übertriebener Ehrfurcht, ja ſtatt ihn zu umfangen, warf ſie ſich vor ihm auf die Kniee nieder und ergoß ſich in Glückwünſchungen und Lobſprüchen. Agamemnon aber eilte freudig auf ſie zu, erhob ſie vom Boden, umarmte ſie und ſprach: „Was denkſt du, Leda's Tochter, daß du, wie eine Sklavin den Barbarenherrn, fußfällig im Staube dich wälzend, mich empfängſt? und was ſollen dieſe herrlichen geſtickten Teppiche, die unter meinen Fußtritt gebreitet ſind? So empfängt man unſterbliche Götter und nicht ſterbliche ſchwache Menſchen. Ehre mich ſo, daß die Himmliſchen mich nicht beneiden!“

Nachdem er die Gattin ſo begrüßt und die Kinder umarmt und geküßt, wandte er ſich um zu Aegiſthus, der mit den Häuptlingen der Stadt ſeitwärts ſtand, reichte ihm brüderlich die Hand und ſagte ihm freundlichen Dank für die ſorgfältige Verwaltung des Landes. Dann löſte er die Riemen ſeiner Schuhe und ging barfuß über das koſtbare Gewebe der Teppiche durch die ganze Stadt bis zu ſeinem Pallaſte. In ſeinem Gefolge befand ſich auch Kaſſandra, die weiſſagende Tochter des Priamus, die in der Beute dem Völkerfürſten, der ſie von den ruchloſen Händen Ajax des Lokrers befreit hatte, zu Theil geworden war. Sie ſaß mit geſenktem Haupt und niedergeſchlagenen Augen auf einem hohen, auch mit anderer Beute beladenen Wagen. Als Klytämneſtra die edle Geſtalt der Jungfrau gewahr wurde, überſchlich ſie ein Gefühl der Eiferſucht, zu welchem ſie freilich am wenigſten berechtigt war, gewaltiger aber noch befiel ſie ein Schrecken, als ſie den Namen der Gefangenen erkundet und erfahren hatte, daß ſie die wahrſagende Prieſterin der Pallas in ihrem durch Ehebruch entweihten Hauſe beherbergen ſollte. Die höchſte Gefahr däuchte ihr deswegen, länger mit ihrem verruchten Vorhaben zu zögern, und ſchnell war ihr argliſtiger Entſchluß gefaßt, die fremde Jungfrau auf eine Stunde mit dem Gatten zu verderben. Doch verbarg ſie ſorgfältig ihr Inneres vor der Seherin, und als der ganze Zug vor dem Königspallaſte zu Mycene angekommen war, trat ſie freundlich zu dem Wagen und rief ihr zu: „Steige herab, traurige Jungfrau, und gib dem Verdruſſe Abſchied! Mußte doch ſelbſt Alkmene's unbezwinglicher Sohn, Herkules, einſt in die Knechtſchaft wandern und ſein Haupt unter das Joch einer fremden Herrin beugen! Wem das Schickſal einen ſolchen Zwang zugedacht hat, der darf ſich glücklich preiſen, wenn er unter Herren kommt, bei denen alter Reichthum zu Hauſe iſt, denn wer das Glück erſt kurz und unverhofft geerntet hat, pflegt hart und übermüthig gegen Knechte zu ſeyn. Sey getroſt, du ſollſt Alles bei uns erhalten, was billig iſt!“

Kaſſandra veränderte ihre Miene nicht bei dieſen Worten, lange blieb ſie ohne Regung auf dem Stuhl ihres Wagens ſitzen, die Dienerinnen mußten ſie nöthigen, ihren Platz zu verlaſſen. Endlich ſprang ſie vom

Sitze, wie ein geſcheuchtes Wild, ihr Herz wußte Alles, was ihr bevorſtand; ſie war gewiß, daß der Schluß des Schickſals nicht zu ändern ſey; und, hätte ſie ihn ändern können, ſie hätte doch der Rachegöttin den Feind ihres Volkes nicht entziehen wollen, und weil er doch ihr Retter war, ſo verdroß es ſie nicht, mit ihm zu ſterben.

Im Pallaſte wurden der Fürſt Agamemnon und alle mit ihm Angekommenen durch Zurüſtungen zu einem prächtigen Gaſtmahle getäuſcht. Bei dieſem Mahle hätte er von den gedungenen Knechten des Aegiſthus wie ein Stier an der Krippe erſchlagen werden ſollen. Die Ankunft der Wahrſagerin aber beſtimmte die Königin und ihren Ehebrecher, die Entſcheidung nicht auf dieſen Hinterhalt auszuſetzen, ſondern raſcher und einſamer zu Werke zu gehen.

Agamemnon, von der Fahrt ermüdet, und vom Wege durch das Land nach der Stadt beſtäubt, verlangte nach einem erquicklichen Bade, und Klytämneſtra erklärte ihm mit liebreicher Zuvorkommenheit, daß ſie dieſes Bedürfniß längſt vorhergeſehen und daß ein warmes Bad für ihn bereit gehalten ſey. Der König betrat ahnungslos das Badegewölbe ſeines Pallaſtes, legte Panzer, Waffen und alle Gewande ab, und beſtieg wehrlos und entkleidet den Badebehälter. Da brachen Aegiſthus und Klytämneſtra aus ihrem Verſtecke hervor, warfen ihm ein feſtgewundenes Netz über den Leib und durchbohrten ihn mit wiederholten Dolchſtichen. Sein Hülferuf drang aus dem unterirdiſchen Gemache, wo die Bäder ſich befanden, nicht hinauf in den obern Pallaſt. Unmittelbar nachher ward Kaſſandra, die einſam durch die dunkeln Vorhallen des Königspallaſtes hin und her irrte, niedergemacht.

Sobald die doppelte Unthat geſchehen war, gedachten die Mörder, auf ihren Anhang vertrauend, ſie nicht länger zu verbergen. Die beiden Leichname wurden im Pallaſte ausgeſtellt; Klytämneſtra berief die Häupter der Stadt und ſprach ohne Rückhalt und ohne Scheu: „Verarget mir, Freunde, meine bisherige Verſtellung nicht. Ich habe dem Todfeinde meines Hauſes, dem Mörder meines geliebteſten Kindes ſeine Blutſchuld nicht anders bezahlen können; ja ich habe ihn ins Netz gelockt, wie einen Fiſch habe ich ihn gefangen; mit drei Dolchſtichen, im Namen des unterirdiſchen Pluto geführt, habe ich meine Tochter gerächt. Es iſt Agamemnon, mein Gatte, von meiner eigenen Hand umgebracht, ich läugne es nicht. Hat er doch, als handelte es ſich von dem Tode eines Schlachtviehes, ſein eigenes Kind, mir das liebſte, geopfert, um mit meinem Mutterſchmerze die thraciſchen Winde zu beſänftigen. Verdiente ein ſolcher Frevler zu leben, verdiente er ein ſo ſchönes, ein ſo frommes Land zu beherrſchen? Iſt's nicht gerechter, daß Aegiſthus euch befehle, der keinen Kindermord auf dem Gewiſſen hat, der in Atreus und im Atriden nur Erbfeinde ſeines Vaters gerächt hat? Ja es iſt billig, daß ich ihm die Hand reiche, daß ich Pallaſt und Thron mit ihm theile, der das Werk der beleidigten Mutterliebe, das Werk der Gerechtigkeit mir vollbringen half. Er iſt ein Schild meiner Kühnheit; ſo lang er und ſein Anhang mich beſchützt, wird Niemand es wagen, mich wegen meiner That zur Rechenſchaft ziehen zu wollen. Was dieſe Sklavin betrifft“ (mit dieſen Worten deutete ſie auf Kaſſandra's Leichnam) „ſo war ſie die Buhlerin des Treuloſen; ſie hat die Strafe des Ehebruchs erlitten, und ſoll den Hunden zum Zerfleiſchen vorgeworfen werden.“

Die Häupter der Stadt blieben auf dieſe Rede ſtumm. An Gegenwehr war nicht zu denken: Die Bewaffneten des Aegiſthus umgaben den Pallaſt; Waffengeklirr ertönte und drohende Laute ließen ſich hören. Die Krieger Agamemnons, deren eine weit kleinere Schaar aus dem männervertilgenden Kriege von Troja heimgekehrt war, waren in der Stadt zerſtreut und hatten ſorglos die Waffen von ſich gelegt. Der wilde Anhang des Aegiſthus durchzog die Stadt in voller Rüſtung und metzelte Jeden nieder, der gegen den gräßlichen Mord ſeines Fürſten ſich auflehnte.

Die Frevler verſäumten auch nichts, ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Alle Ehrenſtellen, alle Kriegsämter wurden unter ihre treuſten Anhänger vertheilt. Die Töchter Agamemnons betrachteten ſie als gefahrloſe Weiber; aber zu ſpät fiel ihnen ein, daß in dem jungen Oreſtes, dem jüngſten Kinde Agamemnons und Klytämneſtra's, dem Vater ein Rächer nachwachſe. Obgleich er kaum zwölfjährig war, hätten ſie ihn doch gerne getödtet, um ſich von aller Furcht der Strafe zu befreien. Aber ſeine kluge Schweſter Elektra, beſonnener als die Mörder, hatte ſogleich nach der That Sorge für ihn getragen, und ihn heimlich dem Sklaven, dem ſeine Aufſicht anvertraut war, übergeben. Dieſer hatte ihn nach Phanote im Lande Phocis gebracht, und ihn dort als ein heiliges Unterpfand dem befreundeten Könige Strophius übergeben, der ſein zweiter Vater wurde und ihn mit ſeinem eigenen Sohne Pylades ſorgfältig erzog.

Agamemnon gerächt.

Elektra führte inzwiſchen im Königspallaſte ihres ermordeten Vaters das traurigſte Leben, und nur die Hoffnung, ihren Bruder einſt, zum Manne herangewachſen, als Rächer in den väterlichen Hallen erſcheinen zu ſehen, friſtete ihr kummervolles Daſeyn. Von der Mutter wurde ihr die bitterſte Feindſchaft zu Theil; im eigenen Stammhauſe mußte ſie mit den Mördern ihres Vaters wohnen und ihnen in Allem unterwürfig ſeyn; auf ſie kam es an, ob ſie darben, oder den nothdürftigen Unterhalt empfangen ſollte. Auf dem Thron Agamemnons ſah ſie den Aegiſthus in königlicher Herrlichkeit ſitzen, ſah ihn in deſſen ſchönſte Gewande, welche die Vorrathskammern des Pallaſtes füllten, gekleidet, einhergehen, und den Schutzgöttern des Hauſes an derſelben Stelle Trankopfer ſpenden, wo er ſeinen Blutsverwandten ermordet hatte. Sie war Zeuge der zärtlichen Vertraulichkeit, mit welcher die freche Mutter den Beſudelten behandelte; denn dieſe, mit Lächeln über das hinſchlüpfend, was ſie Gräuliches begangen hatte, ordnete alljährlich Feſtreigen an dem Tage an, an welchem ſie den Gatten trügeriſch dahingewürgt, und brachte noch dazu den Rettungsgöttern jeden Monat reichliche Schlachtopfer dar. Die Jungfrau verzehrte ſich bei dieſem empörenden Anblicke in geheimem Gram, denn es war ihr nicht einmal frei zu weinen vergönnt, ſo ſehr ihr Herz darnach begehrte. „Was weinſt du, Gottverhaßte,“ rief ihr die Mutter zornig zu, ſo oft ſie dieſelbe in Thränen fand, „ſtarb denn dir allein der Vater? hat denn kein Sterblicher zu trauern als du? Möchteſt du doch in deinem thörichten Jammer ſchmählich vergehen!“ Zuweilen ward ihr böſes Gewiſſen durch ein eitles Gerücht aufgeſchreckt, als ſey Oreſtes aus der Fremde im Anzug; dann wüthete ſie am rückhaltloſeſten gegen die unglückliche Tochter. „Nun, wäre es nicht deine Schuld,“ rief ſie ihr zu, „wenn er käme? Biſt nicht du es, die ihn aus meiner Hand hinweggeſtohlen und heimlich davongeſchickt hat? Doch wirſt du dich deiner Anſchläge nicht freuen; der verdiente Lohn ereilt dich, ehe du es denkſt!“ In ſolchen Scheltworten ſtand ihr dann der verworfene Gatte Aegiſthus bei, und vor beider Flüchen verbarg ſich Elektra in die dunkelſte Kammer des Hauſes.

Jahre waren ſo dahingeſchwunden, während welcher ſie unaufhörlich auf die Erſcheinung ihres Bruders Oreſtes harrte, denn dieſer hatte bei ſeiner Flucht, ſo jung er war, doch der Schweſter das Verſprechen hinterlaſſen, zur rechten Zeit, wenn er Manneskraft in ſeinem Arme mitbringen könnte, da zu ſeyn. Jetzt aber zögerte der längſt herangereifte Jüngling ſo lange, und die nahen wie die fernen Hoffnungen erloſchen allmählig in dem troſtloſen Herzen der trauernden Jungfrau.

Bei ihrer jüngeren Schweſter Chryſothemis, die nun auch längſt herangewachſen war, aber nicht das männliche Gemüth Elektra's beſaß, fand die treue Tochter Agamemnons keine Unterſtützung ihrer Plane, und wenig Troſt in ihrem Schmerz. Doch geſchah dieß nicht aus Gefühlloſigkeit, ſondern nur aus Schwäche des weiblichen Herzens. Chryſothemis gehorchte der

Mutter und widerſetzte ſich nicht halsſtarrig ihren Befehlen wie Elektra. So kam ſie denn auch eines Tages mit Opfergeräthe und Grabesſpende für Verſtorbene im Auftrage der Mutter vor das Thor des Pallaſtes gegangen und trat der Schweſter hier in den Weg. Elektra ſchalt ſie über dieſen Gehorſam und fand es ſchnöde, daß ein Kind ſolchen Mannes des Vaters vergeſſen und der ruchloſen Mutter ſtets gedenken könne. „Willſt du denn,“ erwiederte ihr Chryſothemis, „ſo lange Zeit hindurch niemals lernen, Schweſter, leerem Grame dich nicht fruchtlos hinzugeben? Glaube nur, daß mich auch kränkt, was ich ſehe, und nur aus Noth ziehe ich mein Segel ein. Dich aber, dieß vernahm ich von den Grauſamen, wollen ſie, wenn du nicht aufhörſt zu klagen, ferne von dem Elternhauſe in einen tiefen Kerker werfen, wo du den Strahl der Sonne niemals wieder ſchauen ſollſt. Bedenke dieß, und gib nicht mir die Schuld, wenn jene Noth einbricht!“ — „Mögen ſie es thun,“ antwortete Elektra ſtolz und kalt, „mir iſt am wohlſten, wenn ich recht ferne von euch Allen bin! Aber wem bringſt du dieſes Opfer da, Schweſter?“ — „Es iſt von der Mutter unſerm verſtorbenen Vater beſtimmt.“ — „Wie, für den Ermordeten?“ rief Elektra ſtaunend. „Sprich, was bringt ſie auf ſolche Gedanken?“ — „Ein nächtliches Schreckbild,“ erwiederte die jüngere Schweſter. „Sie hat, ſo geht die Sage, unſern Vater im Traume geſchaut, wie er den Herrſcherſtab, den er einſt trug und jetzt Aegiſthus trägt, in unſerm Hauſe ergriff und in die Erde pflanzte. Dieſem entſproßte alſobald ein Baum mit Aeſten und üppigen Zweigen, der über ganz Mycene ſeinen Schatten verbreitete. Durch dieſes

Traumbilde geſchreckt und zu banger Furcht aufgeregt, ſchickt ſie mich heute, wo Aegiſthus nicht zu Hauſe iſt, des Vaters Geiſt mit dieſem Grabesopfer zu verſöhnen.“ — „Theure Schweſter,“ ſprach Elektra auf einmal in bittendem Tone, „ferne ſey, daß die Spende des feindſeligen Weibes das Grab unſeres Vaters berühre! Gib das Opfer den Winden, vergrab' es tief in den Sand, wo auch kein Theilchen davon die Ruheſtätte unſers Vaters erreichen könne. Meinſt du, der Todte im Grabe werde das Weihgeſchenk ſeiner Mörderin frohen Muthes empfangen? Wirf du vielmehr Alles hin, ſchneide dir und mir ein paar Locken des Haupthaares ab und bring ihm dieſes unſer demüthiges Haar und meinen Gürtel da, das Einzige was ich habe, als wohlgefälliges Opfer dar. Wirf dich dazu nieder und flehe zu ihm, daß er aus dem Erdenſchooß als Beiſtand gegen unſere Feinde heraufſteige, daß der ſtolze Fußtritt ſeines Sohnes Oreſtes bald erſchalle und ſeine Mörder niedertrete. Dann wollen wir ſein Grab mit reicheren Opfern ſchmücken!“ Chryſothemis, zum erſtenmale von der Rede der Schweſter ergriffen, verſprach zu gehorchen, und eilte mit dem Opfer der Mutter hinaus ins Freie.

Sie hatte ſich noch nicht lange entfernt, ſo kam Klytämneſtra aus den innern Hallen des Palaſtes und fing in gewohnter Weiſe auf ihre ältere Tochter zu ſchmähen an: „Du biſt heute wieder ganz ausgelaſſen, ſcheint es, Elektra, weil Aegiſthus, der dich doch ſonſt in Schranken hielt, heute fort iſt. Schämſt du dich nicht, anders als es einer ſittſamen Jungfrau geziemt, den Deinen zur Schande vor das Thor zu gehen und mich da wohl bei den aus- und eingehenden Mägden zu verklagen?

Nimmſt du noch immer den Vater zum Vorwande deiner Anklage, daß er durch mich geſtorben ſey? Nun wohl, ich läugne dieſe That nicht, aber nicht ich allein bin es, die ſie verrichtete, die Göttin der Gerechtigkeit ſtand mir zur Seite; und auf ihre Seite ſollteſt auch du treten, wenn du vernünftig wäreſt. Erfrechte ſich nicht dieſer dein Vater, den du unaufhörlich beweinſt, allein im ganzen Volke, deine Schweſter ſich und Menelaus zum Vortheil hinzuopfern? Iſt ein ſolcher Vater nicht ſchändlich und ſinnlos? Würde der Todten gewährt zu ſprechen, gewiß ſie würde mir Recht geben! Ob aber du, Thörin, mich ſchiltſt, das gilt mir gleich.“

„Höre mich an,“ erwiderte Elektra. „Du geſtehſt meines Vaters Mord. Das iſt Schande genug, mag dieſer Mord nun gerecht geweſen ſeyn oder nicht. Aber nicht um der Gerechtigkeit willen haſt du ihn erſchlagen! Die Schmeichelei des ſchnöden Mannes trieb dich dazu, der dich jetzt beſitzt. Mein Vater opferte fürs Heer und nicht für ſich, nicht für Menelaus. Widerſtrebend, gezwungen that er es, dem Volke zu lieb. Und wenn er es für ſich, wenn er es für ſeinen Bruder gethan hätte, mußte er deßwegen von *deiner* Hand ſterben? mußteſt du deinen Mordgenoſſen zum Gemahl nehmen, und die allerſchimpflichſte That auf die allerverruchteſte folgen laſſen? oder heißeſt du das vielleicht auch Vergeltung für den Opfertod deines Kindes?“ — „Schnöde Brut,“ rief Klytämneſtra zornglühend ihr entgegen, „bei der Königin Diana! du büßeſt mir dieſen Trotz, iſt nur erſt Aegiſthus zurückgekommen. Wirſt du dein Geſchrei einſtellen und mich ruhig opfern laſſen?“

Klytämneſtra wandte ſich von der Tochter ab und trat an den Altar des Apollo, der vor dem Pallaſte wie vor allen Häuſern der Griechen aufgeſtellt war, Haus und Straße zu behüten. Das Opfer, das ſie darbrachte, war beſtimmt, den Gott der Weiſſagungen wegen des Traumgeſichtes zu verſöhnen, das ihr in der letzten Schreckensnacht im Schlafe vorgekommen war.

Und es ſchien als wolle der Gott ſie erhören. Noch hatte ſie nicht ausgeopfert, als ein fremder Mann auf die ſie begleitenden Dienerinnen zuſchritt und nach der Königswohnung des Aegiſthus ſich erkundigte. Von dieſen an die Fürſtin des Hauſes gewieſen, beugte er die Kniee vor ihr und ſprach: „Heil dir, o Königin, ich bin gekommen, dir ein willkommenes Wort von deinem und deines Gemahles Freunde zu verkündigen. Mich ſendet der König Strophius aus Phanote: es ſtarb Oreſtes; damit iſt mein Auftrag zu Ende.“ „Dieß Wort iſt mein Tod,“ ſeufzte Elektra und ſank an den Stufen des Pallaſtes nieder. „Was ſagſt du, Freund,“ ſprach haſtig Klytämneſtra, den Altar mit einem Sprunge verlaſſend. „Kümmere dich nicht um jene Närrin dort! Erzähle mir, erzähle!“

„Dein Sohn Oreſtes,“ hub jener an, „von Ruhmbegier getrieben, war nach Delphi zu den heiligen Spielen gekommen. Als der Herold den Anfang des Wettlaufes verkündigte, ſo trat er herein in den Kreis, eine glänzende Geſtalt, von Allen angeſtaunt. Ehe man ihn recht ſeinen Anlauf nehmen ſah, dem Wind oder dem Blitze gleich, war er am Ziele und trug den Siegespreis davon. Ja, ſo viel der Kampfrichter Heroldsrufe ergehen ließ, in dem ganzen fünffachen Kampfe der doppelten Rennbahn, erſchallte jedesmal als Name des Siegers, Oreſtes, der Sohn Agamemnons, des Völkerfürſten vor Troja. Dieß war der Anfang ſeiner Wettkämpfe. Aber, wenn ihn die höhere Gewalt der Götter irre macht, ſo entgeht auch der Stärkſte ſeinem Looſe nicht. Denn als nun am andern Tage wiederum bei Sonnenaufgang das Wettrennen der geflügelten Roſſe ſeinen Anfang nahm, war auch er unter vielen andern Wagenlenkern zur Stelle. Vor ihm waren auf dem Kampfplatz ein Achaier, ein Spartaner und zwei wohlerfahrene Roſſelenker aus Libyen erſchienen. Auf ſie folgte Oreſtes als der Fünfte, mit theſſaliſchen Roſſen; dann, mit einem Viergeſpann von Braunen, kam ein Aetolier; als ſiebenter ein Wettrenner aus Magneſia, der Achte ein Kämpfer aus Aenia mit ſchönen Schimmeln, beide Thracier, aus Athen ein Neunter, und zuletzt auf dem zehenten Wagen ſaß ein Böotier. Nun ſchüttelten die Kampfrichter die Looſe, die Wagen wurden in der Ordnung aufgeſtellt, die Trompete gab das Zeichen, und dahin jagten ſie alle, die Zügel ſchwingend und den Roſſen Muth einrufend. Das Erz der Wagen dröhnte, der Staub flog empor, keiner ſparte die Geiſſel. Hinter jedem Wagen ſchnaubten ſchon die Roſſe eines andern. Bereits lenkte der Aenianer der letzten Säule zu und drängte, ſein linkes Roß ſtraff am Zügel haltend, die Nabe dorthin, während er das rechte, das Nebenroß, frei laufen ließ. Anfangs flogen auch die Wagen alle aufrecht dahin, bis die hartmäuligen Pferde des Aenianers ſcheu wurden und gegen den Wagen des Libyers anrannten. Durch dieſen Einen Fehler gerieth Alles in Verwirrung, Wagen ſtürzten an Wagen, und bald war das Feld mit Trümmern bedeckt. Nur der kluge Athener wich ſeitwärts, hemmte ſeine Roſſe, und ließ im innern Kreiſe den Strudel der Wagen ſich in einander wühlen. Hinter dieſem drein kommend trieb als der letzte Oreſtes ſeine Roſſe an. Wie dieſer nun Alles geſtürzt und in Unordnung und den Athener allein noch übrig ſieht, klatſcht er mit der Peitſche ſeinem Viergeſpann ins Ohr, und ſo fährt bald, beide Führer im Sitz aufrecht und vorgelehnt, das kühne Paar mit einander in die Wette. Oreſtes war auf der langen Bahn auch wirklich glücklich vorwärts gekommen, und ließ, auf dieß ſein Glück vertrauend, allmählig mit dem Zügel nach. Da wandte ſich ſein linkes Roß, bog um, und ſtreifte kaum merklich die letzte Säule der Bahn. Und doch war der Stoß ſo groß, daß die Nabe mitten durch brach, der Arme vom Wagenſitze glitt, und an ſeinem Zaume dahingeſchleift wurde. Als er auf den Boden ſank, flogen ſeine Roſſe in wilder Flucht durch die Bahn; das Volk jammerte laut auf, denn der ſchöne Jüngling wurde bald am Boden hingeſchleift, bald ſtreckte er ſeine Glieder gen Himmel. Endlich hemmten die Wagenlenker ſelbſt mit Mühe ſein Geſpann und lösten den Geſchleiften ab, der ſo mit Blut befleckt, ſo entſtellt war, daß ſelbſt ſeine Freunde den Leib nicht mehr erkannten. Der Leichnam wurde ſofort ſchleunig auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und wir Abgeordnete aus Phocis bringen in einer kleinen Urne von Erz den jämmerlichen Ueberreſt ſeines ſtattlichen Leibes, damit ſein Vaterland ihm ein Grab gönne!"

Der Bote endete: Klytämneſtra aber fühlte ſich von widerſprechenden Gefühlen bewegt; ſie ſollte ſich eigentlich über den Tod des gefürchteten Sohnes freuen; aber doch regte ſich das Mutterblut mächtig in ihr, und ein unwiderſtehlicher Schmerz verkümmerte ihr das Gefühl der Sorgloſigkeit, dem ſie ſich mit dieſer Nachricht endlich hingeben zu dürfen glaubte. Elektra dagegen war nur von Einem Gefühle, dem gränzenloſeſten Jammer beſeſſen, und machte dieſem in lauten Wehklagen Luft. „Wohin ſoll ich fliehen,“ rief ſie, als Klytämneſtra mit dem Fremdling aus Phocis in den Pallaſt gegangen war, „jetzt erſt bin ich einſam, jetzt erſt des Vaters beraubt; nun muß ich wieder die Dienſtmagd der abſcheulichſten Menſchen, der Mörder meines Vaters ſeyn! Aber nein, unter demſelben Dache mit ihnen will ich künftig nicht mehr wohnen, lieber werfe ich mich ſelbſt hinaus vor das Thor dieſes Pallaſtes, und komme draußen im Elend um. Zürnt einer der Hausbewohner darob? wohl, er gehe heraus und tödte mich! das Leben kann mich nur kränken, und der Tod muß mich erfreuen!“

Allmählig verſtummte ihre Klage und ſie verſank in ein dumpfes Brüten. Wohl mochte ſie ſtundenlang ſo in ſich vertieft auf der Marmortreppe am Eingange des Pallaſtes, den Kopf auf den Schooß gelegt, geſeſſen haben, als auf einmal ihre junge Schweſter Chryſothemis voll Freude daher gejagt kam und nach keinem Anſtande fragend, mit einem Jubelruf die Schweſter aus ihrem brütenden Kummer weckte. „Oreſtes iſt gekommen,“ rief ſie; „er iſt ſo leibhaftig da, wie du mich ſelbſt hier vor dir ſieheſt!“ Elektra richtete ihr Haupt auf, blickte die Schweſter mit weitaufgeriſſenen Augen an, und ſprach endlich: „Redeſt du im Wahnſinn, Schweſter, und willſt meiner und deiner Leiden ſpotten?“ — „Ich melde, was ich gefunden,“ ſprudelte Chryſothemis heraus, lachend und weinend zugleich. „Höre, wie ich auf die Spur der Wahrheit kam. Als ich an das überwachſene Grab unſers Vaters kam, da ſah ich auf der Höhe Spuren einer friſchen Opferſpende von Milch, und zugleich ſeine Ruheſtätte mit mancherlei Blumen bekränzt. Staunend und ängſtlich durchſpähete ich den Ort, und als ich Niemand gewahr wurde, wagte ich es, weiter zu forſchen. Da entdeckte ich am Rande des Grabmals eine friſch abgeſchnittene Locke. Auf einmal ſteigt in meiner Seele, ich weiß nicht wie, das Bild unſeres fernen Bruders Oreſtes auf, und mich ergreift eine Ahnung, daß er, nur er es ſey, von welchem dieſe Spur herrühre. Unter heimlichen Freudenthränen greife ich nach der Locke, und hier bringe ich ſie. Sie muß, ſie muß von des Bruders Haupte geſchnitten ſeyn!“

Elektra blieb bei dieſer unſicheren Kunde ungläubig ſitzen, und ſchüttelte das Haupt. „Ich bedaure dich deiner thörichten Leichtgläubigkeit wegen,“ ſprach ſie, „du weißeſt nicht, was ich weiß.“ Und nun erzählte ſie der Schweſter die ganze Botſchaft des Phociers, ſo daß der armen Chryſothemis, die ſich von Wort zu Wort mehr um ihre Hoffnung betrogen fand, nichts übrig blieb, als in den Weheruf Elektra's mit einzuſtimmen. „Ohne Zweifel,“ ſagte Elektra, „rührt die Locke von irgend einem theilnehmenden Freunde her, der dem jämmerlich umgekommenen Bruder am Grabe des ermordeten Vaters ein Andenken ſtiften wollte!“ Und doch hatte ſich die Heldenjungfrau unter dieſen Geſprächen wieder ermannt und machte der Schweſter den Vorſchlag: da die letzte Hoffnung, den Vater durch die Hand des Sohnes zu rächen, mit Oreſtes erloſchen ſey, die große That gemeinſchaftlich mit ihr ſelbſt zu vollführen, und den Miſſethäter Aegisthus zu tödten. „Beſinne dich,“ ſprach ſie, „du haſt das Leben und ſein Glück lieb, Chryſothemis! Nun hoffe nur nicht, daß Aegiſthus je geſtatten werde, daß wir uns vermählen, und des Agamemnons Geſchlecht, ihm und den Seinigen zur Rache, aus uns erneut hervorſproſſe. Willſt du aber meinem Rathſchlage gehorchen, ſo verdienſt du dir den Ruhm der Treue um Vater und Bruder, wirſt in Zukunft frei herangewachſen leben, wirſt durch einen würdigen Ehebund beglückt werden. Denn wer ſähe ſich nicht gerne nach einer ſo edlen Tochter um? dazu wird alle Welt uns zwei Geſchwiſter preiſen, am Feſtmahl und in der Volksverſammlung werden wir für unſere Mannesthat nichts als Ehre ärnten! darum folge mir, du Liebe! hilf dem Vater, dem Bruder; rette mich, rette dich ſelbſt aus der Noth! Bedenke doch, wie ein ſchimpfliches Leben Edelgeborene ſchändet!“

Aber Chryſothemis fand den Vorſchlag der plötzlich begeiſterten Schweſter unvorſichtig, unklug, unausführbar. „Auf was vertraueſt du denn,“ fragte ſie. „Haſt du Männerfauſt und biſt nicht ein Weib? Steheſt du nicht den mächtigſten Feinden, deren Glück von Tage zu Tage ſich feſter begründet, gegenüber? Wahr iſts, wir leiden Hartes; aber, ſiehe zu, daß wir uns nicht noch Unerträglicheres zuziehen. Einen ſchönen Ruf können wir freilich gewinnen; aber nur durch einen ſchmählichen Tod! Und vielleicht iſt Sterben nicht das Schlimmſte, und es würde uns noch Schnöderes zu Theil als der Tod. Drum, ehe wir ſo rettungslos verderben, laß dich erflehen, Schweſter, bezwing' deinen Unmuth! Was du mir anvertraut haſt, will ich als das tiefſte Geheimniß bewahren!“

„Deine Rede überraſcht mich nicht,“ erwiederte mit einem tiefen Seufzer Elektra. „Ich wußte wohl, daß du meinen Vorſchlag weit von dir werfen würdeſt. So muß ich denn ganz allein, mit eigenen Händen, an das Werk gehen. Wohl, es iſt auch ſo recht!“ Weinend umſchlang ſie Chryſothemis. Aber die hohe Jungfrau blieb unerbittlich. „Geh,“ ſprach ſie kalt, „zeige nur Alles deiner Mutter an.“ Und als die Schweſter weinend den Kopf ſchüttelte und davon ging, ſo rief ſie ihr nach: „Geh, geh! nie werde ich deinem Tritte folgen!“

Sie ſaß noch immer unbeweglich auf der Schwelle des Pallaſtes, als zwei junge Männer in der Begleitung anderer mit einer Todtenurne dahergeſchritten kamen. Der ſchönſte und blühendſte von ihnen wandte ſich an Elektra, fragte nach der Wohnung des Königes Aegisthus, und gab ſich als einen der Abgeſandten aus Phocis kund. Da ſprang Elektra auf, und ſtreckte die Hände nach der Urne aus. „Bei den Göttern, Fremdling!“ rief ſie, „wenn Ihn dieß Gefäß verhüllet, ſo gieb es mir, auf daß ich mit ſeiner Aſche den ganzen, unglückſeligen Stamm bejammere!“.

„Wer ſie auch ſeyn mag,“ ſprach der Jüngling, die Jungfrau aufmerkſamer betrachtend, „gebet ihr die Urne. Sicherlich hegt ſie keine Feindſchaft gegen den Todten, iſt vielmehr eine Freundin, oder gar ein ihm anverwandtes Blut!“ Elektra faßte die Urne mit beiden Händen, drückte ſie wieder und immer wieder ans Herz, und rief dazu in unverhaltenem Jammerton: „O du Ueberreſt des geliebteſten Menſchen! Wie mit ganz anderer Hoffnung habe ich dich ausgeſandt und begrüße dich jetzt, da du ſo zurückkehreſt! Wär' ich doch lieber geſtorben, anſtatt dich in die Ferne hinaus zu ſenden; dann wäreſt du an demſelben Tage am Grabe des Vaters als Schlachtopfer geſunken, wäreſt nicht in der Verbannung umgekommen und von Fremdlingshänden beſtattet worden! So war denn all meine Pflege, all meine ſüße Mühe umſonſt! Das Alles iſt mit dir geſtorben; der Vater iſt todt, ich ſelbſt bin todt, ſeitdem du nicht mehr lebſt: die Feinde lachen, unſere Rabenmutter tobt in wilder Luſt, denn jetzt fürchtet ſie keine heimliche Rachebotſchaften, an mich von dir gerichtet, mehr. Ach, nähmeſt du mich doch mit auf in deine Urne; ich bin vernichtet, laß mich dein Nichts mit dir theilen!"

Als die Jungfrau ſo jammerte, konnte ſich der Jüngling, der an der Spitze der Geſandten ſtand, nicht länger halten und ſeine Zunge nicht mehr zwingen. „Iſts möglich," rief er, „dieſe Jammergeſtalt ſoll Elektra's edles Bild ſeyn? O gottlos, o frevelhaft entſtellter Leib! Wer hat dich ſo zugerichtet?" — Elektra blickte ihn verwundert an, und ſprach: „Das macht, ich muß den Mördern meines Vaters dienen, gezwungen von der verruchten Mutter, und mit der Aſche in dieſer Urne iſt alle meine Hoffnung dahin!" — „Stell' dieſen Aſchenkrug weg!" rief der Jüngling mit thränenerſtickter Stimme, und als Elektra ſich weigerte und die Urne feſter ans Herz drückte, da ſprach er weiter: „weg mit der leeren Urne, es iſt ja Alles nur Schein!" da ſchleuderte die Jungfrau das Gefäß von ſich und rief in Verzweiflung: „Wehe mir! wo iſt ſein Grab denn?" — „Nirgends," war die Antwort des Jünglings; „den Lebendigen wird kein Grab gemacht!" — „So lebt er, lebt er?" — „Er lebt, wenn anders ich ſelbſt vom Lebenshauch beſeelt bin; ich bin Oreſtes, bin dein Bruder, erkenne mich an dieſem Mahlzeichen, mit dem der Vater mich am Arme gezeichnet! Glaubſt du nun, daß ich lebe?" — „O Lichtſtrahl in der Nacht!" rief Elektra und lag in ſeinen Armen.

In dieſem Augenblicke kam der Mann aus dem Pallaſte, welcher der Königin die falſche Todesbotſchaft aus Phocis überbracht hatte; es war der Pfleger des jungen Oreſtes, dem einſt Elektra ſelbſt den Knaben übergeben, und der ihn auf ihren Befehl ins Land der Phocier geleitet hatte. Als er mit kurzen Worten der Jungfrau dieſes kund that, reichte ſie ihm erfreut die Hand und ſprach: „O du einziger Retter dieſes Hauſes! Welchen Dienſt haben mir dieſe theuren Hände, dieſe treu bemühten Füße geleiſtet! Wie verbargſt du dich ſo lange unentdeckt? Wie habt ihr doch Alles angelegt und verabredet?" — Aber der Pfleger ſtand ihren ungeſtümen Fragen nicht Rede. „Es wird die Zeit kommen, da ich dir Alles mit Gemächlichkeit erzählen kann, edle Königstochter! Jetzt aber drängt die Stunde zum Angriff, zur Rache! Noch iſt Klytämneſtra allein im Hauſe, noch ewacht ſie kein Mann drinnen; denn Aegiſth verweilt noch in der Ferne! wenn ihr aber noch einen Augenblick ögert, ſo habt ihr mit Vielen und Ueberlegenen den Kampf zu wagen!" Oreſtes ſtimmte ein und" eilte mit einem treuen Freunde Pylades, dem Sohne des Königes Strophius aus Phocis, der an ſeiner Seite gekommen ar, und mit allen andern Begleitern in den Pallaſt, und lektra, nachdem ſie flehend den Altar Apollo's umfaßt atte, folgte ihnen. —

Wenige Minuten waren verfloſſen, als Aegiſthus zurückkehrend in den Pallaſt trat, und haſtig nach den Phociern fragte, die, wie er unterwegs vernommen, die Freudenbotſchaft von Oreſtes Tode gebracht hätten. Die erſte, die ihm im Innern des Königshauſes begegnete, war Elektra und er richtete mit' höhnendem Uebermuth auch an ſie die Frage: „Sprich, du Hochfahrende, wo ſind die Fremdlinge, die deine Hoffnung vernichtet haben?“ Elektra unterdrückte ihr Gefühl und antwortete ruhig: „Nun, ſie ſind drinnen, ihrer lieben Wirthin zugeführt!“ „Und melden ſie,“ fuhr er fort, „auch wahrhaftig ſeinen Untergang?“ — „O ja,“ erwiederte Elektra, „nicht nur dieß, ſondern ſie haben ihn ſelbſt bei ſich.“ — „Das iſt das erſte erfreuliche Wort, das ich von deinen Lippen höre!“ ſprach hohnlachend Aegiſthus: „doch, ſiehe, da bringen ſie ja den Todten ſchon!“

Frohlockend ging er dem Oreſtes und ſeinen Begleitern entgegen, die einen verhüllten Leichnam aus dem Innern des Pallaſtes in die Vorhalle trugen. „O froher Anblick,“ rief der König und heftete ſeine gierigen Augen darauf, „hebet ſchnell die Decke auf; laßt mich ihn des Anſtands halber beklagen; es iſt ja doch verwandtes Blut!“ So ſprach er ſpottend. Oreſtes aber entgegnete: „Erhebe du ſelbſt die Decke, Herrſcher! dir allein gebührt es, liebevoll zu ſehen und zu begrüßen, was unter dieſer Hülle liegt!“ — „Wohl, antwortete Aegiſthus, aber ruf' auch Klytämneſtra herbei, daß ſie ſchaue, was ſie gerne ſehen wird.“ — „Klytämneſtra iſt nicht ferne,“ rief Oreſtes. Indem lüftete der König die Decke, und fuhr mit einem Schrei des Entſetzens zurück: nicht die Leiche des Oreſtes, wie er gehofft hatte — der blutige

Leichnam Klytämneſtra's zeigte ſich ſeinen Blicken. „Weh mir," ſchrie er, „in welcher Männer Netze bin ich Unglückſeliger gerathen?" Oreſtes aber donnerte ihn mit tiefer Stimme an: „Weißeſt du denn nicht ſchon lange, daß du zu Lebendigen als zu Todten ſpracheſt? Sieheſt du nicht, daß Oreſtes, der Rächer ſeines Vaters, vor dir ſteht?" — „Laß mich reden!" ſprach zuſammengeſunken Aegiſthus. Aber Elektra beſchwor den Bruder ihn nicht anzuhören. Verſtummend ſtießen ihn die Ankömmlinge hinein in den Pallaſt, und an demſelben Orte, wo er einſt den König Agamemnon im Bade gemordet, fiel Aegiſthus wie ein Opferthier, unter den Streichen des Rächers.

Oreſtes und die Eumeniden.

Oreſtes hatte, als er die Rachepflicht für den Vater an der Mutter und ihrem Buhlen übte, nach dem Willen der Götter ſelbſt gehandelt und ein Orakel des Apollo hatte ihm befohlen zu thun, was er gethan. Aber die Frömmigkeit gegen den Vater hatte ihn zum Mörder an der Mutter gemacht. Nach der That erwachte die Kindesliebe in ſeiner Bruſt und der durch eine andere Naturpflicht gebotene Frevel gegen die Natur, den er im gräßlichen Zwieſpalte der Pflichten begangen hatte, ließ ihn den Rächerinnen ſolcher Frevel, den Erinnyen oder Rachegöttinnen (Furien) anheimfallen, welche die Griechen aus Furcht auch die Eumeniden, das heißt, die Gnädigen, oder: „die uns gnädig ſeyn mögen," benannten. Töchter der Nacht und ſchwarz wie dieſe, von entſetzlicher Geſtalt, übermenſchlich groß, mit blutigen Augen, Schlangen in den Haaren, Fackeln in der einen Hand, in der andern aus Schlangen geflochtene Geißeln, verfolgten ſie den Muttermörder auf jedem Schritt und Tritt, und ſandten ihm ins Herz die nagenden Gewiſſensbiſſe und die quälendſte Reue.

Sogleich nach der That jagten ihn die Eumeniden fort vom Schauplatze derſelben, und als ein wahnſinniger Flüchtling verließ er die wieder gefundenen Schweſtern, das Vaterhaus Mycene und ſein Vaterland. In dieſer Noth blieb ihm ſein treuer Freund Pylades, den er in einem Augenblicke der Beſinnung mit ſeiner Schweſter Elektra verlobt hatte, redlich zur Seite, kehrte nicht in ſeine Heimath Phocis und zu ſeinem Vater Strophius zurück, ſondern theilte alle Wanderungen in der Irre mit ſeinem wahnſinnig gewordenen Freunde. Außer dieſer treuen Seele hatte Oreſtes keinen menſchlichen Beſchützer in ſeinem Elend. Aber der Gott, der ihm die Rache befohlen hatte, Apollo, war bald ſichtbar, bald unſichtbar an ſeiner Seite und wehrte die ungeſtüm nachdringenden Erinnyen wenigſtens vom Leibe des Verfolgten ab. Auch ſein Geiſt wurde ruhiger, wenn der Gott in der Nähe war.

So waren die Flüchtlinge auf ihren langen Irrfahrten endlich ins Gebiet von Delphi gekommen, und Oreſtes hatte im Tempel des Apollo ſelbſt, deſſen Zutritt den Erinnyen verwehrt war, eine Freiſtätte für den Augenblick gefunden. Der Gott ſtand mitleidig zu ſeiner Seite, wie er auf dem Aeſtrich des Heiligthums ausgeſtreckt, von Müdigkeit und Gewiſſensangſt abgemattet, geſtützt auf ſeinen Freund Pylades, ausruhte, und ſprach ihm Hoffnung und Muth mit den Worten ein: „Unglücklicher Sohn, ſey getroſt. Ich werde dich nicht verrathen; mag ich nahe, oder ferne ſeyn, ſo bin ich dein Wächter, und nie werde ich deinen Feindinnen feige weichen! Du ſieheſt auch, wie dort drauſſen die grauenvollen, alten Mägde, deren Umgang Götter, Menſchen und ſelbſt Thiere ſcheuen, die ſonſt tief drunten in den Finſterniſſen des Tartarus wohnen, vom bleiernen Schlafe durch mich gebändiget, meinem Tempel ferne liegen. Dennoch verlaß dich nicht auf ihren Schlummer; er wird nicht lange dauern, denn mir iſt immer nur kurze Macht über die greiſen Göttinnen vom Schickſale verliehen. Deßwegen mußt du bald wieder auf die Flucht; doch ſollſt du nicht länger ohne Ziel umher irren. Richte vielmehr deine Schritte nach Athen, der ehrwürdigen alten Stadt meiner Schweſter Pallas Athene; dort will ich dir für ein gerechtes Gericht ſorgen, vor welchem du deine Stimme erheben und deine gute Sache vertheidigen kannſt. Keine Furcht ſoll dich darum bekümmern; ich ſelbſt ſcheide jetzt von dir, aber mein Bruder Hermes (Merkurius) wird dich bewachen und ſorgen, daß mein Schützling nicht verletzt werde."

So ſprach Apollo. Noch bevor er jedoch ſeinen Tempel und den Oreſtes verließ, war das Schattenbild Klytämneſtra's im Traum vor die Seelen der ſchlummernden Rachegöttinnen getreten, und hatte ihnen die zornigen Worte zugehaucht: „Iſts auch recht, daß ihr ſchlafet? Bin ich ſo ganz von Euch verlaſſen, daß ich ungerächt in der Nacht der Unterwelt umherirren muß? Das Gräßlichſte habe ich von meinen nächſten Blutsverwandten erduldet, und kein Gott zürnt darüber, daß ich von den Händen des eignen Sohnes ermordet gefallen bin? Wie viele Trankopfer, von meiner Hand euch ausgegoſſen, habt ihr geſchlürft, wie viele nächtliche Mahle habe ich euch aufgetiſcht. Das Alles tretet ihr jetzt mit Füßen, und eure Beute laſſet ihr entrinnen, wie ein Reh, das mitten aus den Netzen davon hüpft! Höret mich, ihr Unterirdiſchen! Ich bins, Klytämneſtra, die ihr zu rächen geſchworen, und die ſich jetzt in euren Traum einmiſcht, an euren Schwur euch zu erinnern."

Die ſchwarzen Göttinnen konnten des Zauberſchlafes nicht ſo bald los werden, ſie fuhren fort tief aufzuſchnarchen, und erſt die lauten Worte des Schattens, die in ihren Traum hineintönten: „Oreſtes, der Muttermörder, entgeht euch!" rüttelten ſie endlich aus dem Schlummer empor. Eine erweckte die andere, wie wilde Thiere ſprangen ſie vom Lager auf, und ohne Scheu ſtürmten ſie in den Tempel Apollo's ſelbſt hinein, und hatten ſchon die Schwelle überſchritten; „Jupiterſohn," ſchrien ſie ihm entgegen, „du biſt ein Betrüger! du junger Gott trittſt die alten Göttinnen, die Töchter der Nacht, mit Füßen, du wagſt es, uns dieſen Götterverächter und Mutterfeind vorzuenthalten, du haſt ihn uns geſtohlen, und willſt doch ein Gott ſeyn! Iſt das auch vor den Göttern Recht?" Apollo dagegen trieb die nächtlichen Göttinnen mit ſcheltenden Worten aus ſeinem ſonnigen Heiligthum: „Fort von dieſer Schwelle," rief er, „ihr Greuelhaften! Ihr gehört in die Höhle der Löwen, wo Blut geſchlürft wird, ihr Scherginnen des Schickſals, und nicht in den heiligen und reinen Sitz eines Orakels!" Vergebens beriefen ſich die Rachegöttinnen auf ihr Recht und ihr Amt. Der Gott erklärte den Verfolgten für ſeinen Schützling, weil er in ſeinem Auftrag als der fromme Sohn ſeines Vaters Agamemnon gehandelt, und vertrieb die Eumeniden von der Schwelle ſeines Tempels, daß ſie, die Macht des Gottes fürchtend, weit rückwärts flohen.

Dann übergab er den Oreſtes mit ſeinem Freunde der Obhut Merkurs, des Gottes, in deſſen Schutze die Wanderer ſtehen, und kehrte in den Olymp zurück. Die beiden Freunde aber ſchlugen, wie der Gott ihnen befohlen hatte, den Weg nach Athen ein, während die Erinnyen ihnen, aus Scheu vor der goldenen Ruthe des Götterboten, nur aus der Ferne zu folgen wagten. Allmählig jedoch wurden ſie kühner; und als die beiden Freunde glücklich in der Stadt Pallas Athene's angekommen waren, heſtete ſich ihnen die Schaar der Rächerinnen dicht an die Ferſen und kaum war Oreſtes mit ſeinem Freund im Tempel der Athene (Minerva) angekommen, ſo ſtürmte auch ſchon der grauenvolle Chor durch die offenen Pforten deſſelben herein.

Oreſtes hatte ſich vor der Bildſäule der Göttin niedergeworfen, ſtreckte ſeine offenen Arme betend nach ihr aus und rief in der heftigſten Aufregung ſeines Gemüthes: „Königin Athene, auf Apollo's Befehl komme ich zu dir. Nimm einen Angeklagten gnädig auf, deſſen Hände nicht mit unſchuldigem Blute befleckt ſind, und der doch müde iſt von ungerechter Flucht und abgeſtumpft vom Flehen in fremden Häuſern. Ueber Städte und Einöden komme ich daher, gehorſam dem Orakel deines Bruders, liege hier in deinem Tempel und vor deinem Bilde, und erwarte deinen Richterſpruch, o Göttin!"

Nun erhob auch der Chor der Furien, die hinter ihm herannaheten, ſeine Stimme, und ſchrie: „Wir ſind dir auf der Spur, Verbrecher! Wie der Hund dem verwundeten Rehbock, ſind wir deinen Fußſtapfen gefolgt, die von Blute triefen! Du ſollſt kein Aſyl finden, Muttermörder! dein rothes Blut wollen wir dir aus den Gliedern ſaugen, und dann das blaſſe Schattenbild mit uns hinunter in den Tartarus führen! Nicht Apollo's, nicht Athene's Gewalt ſoll dich von der ewigen Qual befreien! Mein Wild biſt du, mir genährt, für meinen Altar beſtimmt! Auf, Schweſtern, laßt ihn uns mit unſrem Reigen umtanzen und ſeine beſchwichtigte Seele durch unſre Geſänge zu neuem Wahnſinn aufregen!"

Und ſchon wollten ſie ihr furchtbares Lied anſtimmen, als plötzlich ein überirdiſches Licht den Tempel durchleuchtete, die Bildſäule verſchwunden war, und an ihrer Stelle die lebendige Göttin Athene ſtand, mit ernſten blauen Augen auf die Menge herniederblickend, die ihre Tempelhallen füllte, und den unſterblichen Mund zu der himmliſchen Rede erſchließend.

„Wer hat ſich in mein Heiligthum gedrängt," ſprach die Göttin, „während ich am Skamander von den Gebeten der abziehenden Griechen gerufen, das Beutzloos mir betrachte, das die frommen Söhne des Theſeus opfernd mir dort hinterließen? Was für ungewohnte Gäſte muß ich in meinem Tempel gewahren? Ein Fremdling hält meinen Altar umfaßt, und Weiber, keinem gezeugten Sterblichen ähnlich, haben ſich in drohender Stellung hinter ihn geſchaart. Redet, wer ſeyd ihr alle und was wollet ihr?"

Oreſtes, von Furcht und Zittern ſprachlos, lag noch immer auf dem Boden, die Erinnyen aber ſtanden unverzagt hinter ihm, und nahmen das Wort. „Jupiters

Tochter," ſprachen ſie, „ohne Umſchweif ſollſt du Alles aus unſrem Munde hören. Wir ſind die Töchter der ſchwarzen Nacht, und Furien nennt man uns drunten zu Hauſe!" — „Wohl kenne ich euer Geſchlecht," ſprach Minerva, „und euer Ruf iſt oft ſchon zu mir gedrungen. Ihr ſeyd die Rächerinnen des Meineids und des Verwandtenmordes: was kann euch in mein reines Tempelhaus führen?"

„Dieſer Menſch, der hier zu deinen Füßen deinen Altar durch ſeine Gegenwart beſudelt!" ſprachen ſie. „Er hat ſeine eigene Mutter erſchlagen. Richte du ſelbſt ihn, wir werden dein Urtheil ehren, denn wir wiſſen, du biſt eine ſtrenge und gerechte Göttin!"

„Wenn ihr mir denn den Richterſpruch übertraget," antwortete Pallas Athene, „ſo ſprich du zuerſt, Fremdling, was kannſt du gegen die Ausſagen dieſer Unterirdiſchen vorbringen? Nenne mir zuerſt dein Vaterland, dein Geſchlecht und dein Schickſal, und alsdann reinige dich von dem Frevel, der dir Schuld gegeben wird. Solches geſtatte ich dir, weil du vor meinem Altare knieend liegſt, und ihn als demüthiger Schützling umfaſſet hältſt! Auf alles Jenes aber antworte mir ohne Gefährde!"

Jetzt erſt wagte Oreſtes den Blick vom Boden zu erheben, richtete ſich auf, doch ſo, daß er immer noch vor der Göttin auf den Knieen lag, und ſprach: „Königin Athene! Vor allen Dingen ſey dir die Beſorgniß um dein Heiligthum benommen! Ich habe keinen unſühnbaren Mord begangen; ich umfange deinen Altar nicht mit unſauberen Händen! Ich bin gebürtig aus Argos, und du kennſt meinen Vater wohl. Es iſt Agamemnon, der Völkerfürſt, der Führer der griechiſchen Flotte vor Troja, mit dem du ſelbſt Ilios herrliche Veſte zerſtöret haſt. Dieſer, nach Hauſe zurückgekehrt, iſt keines ehrlichen Todes geſtorben, ſondern meine Mutter, die mit dem fremden Manne buhlte, hat ihn in ein trügeriſches Netz gewickelt und umgebracht; das Bad war der Zeuge ſeines Mordes. Da bin ich nach langer Zeit, der ich ſeitdem in der Verbannung gelebt, zurück gekommen ins Vaterland, und habe den Vater gerächt, und, ich läugne es nicht, habe des geliebten Vaters Mord mit Mord an der Mutter gerächt. Und zu dieſer That hat dein eigener Bruder Apollo mich aufgemuntert und ſein Orakel hat mir mit großer Seelenqual gedroht, wenn ich die Mörder meines Vaters nicht beſtrafte. Nun ſollſt du Schiedsrichterin ſeyn, o Göttin, ob ich mit Recht oder Unrecht gehandelt. Auch ich unterwerfe mich deinem Richterſpruch!“

Die Göttin ſchwieg eine Weile nachdenklich; dann ſprach ſie: „Die Sache, die entſchieden werden ſoll, iſt freilich ſo dunkel, daß ein menſchliches Gericht nicht damit fertig würde; darum, obwohl ich ſterbliche Richter für ſie wählen will, iſt es doch gut, daß ihr euch mit eurem Rechtsſtreit an eine Unſterbliche gewendet. ‚Denn ich ſelbſt will das Gericht verſammeln, in meinem Tempel den Vorſitz führen und bei ſchwankendem Urtheile den Ausſchlag geben. Inzwiſchen ſoll dieſer Fremdling unter meinem Schirm unangetaſtet in unſrer Stadt leben. Ihr aber, finſtre, unerbittliche Göttinnen! beflecket dieſen Boden nicht ohne Noth mit eurer Gegenwart. Gehet hinab in eure unterirdiſche Behauſung und erſcheinet nicht eher wieder in dieſem Tempel, bis der anberaumte Tag des

Gerichtes herbeigekommen ſeyn wird. Einſtweilen ſammle jede Partie Zeugen und Beweiſe: ich ſelbſt aber will die beſten Männer dieſer Stadt, die meinen Namen führt, ausleſen, und zur Aburtheilung dieſes Streites beſtellen."

Nachdem die Göttin ſodann den Tag des abzuhaltenden Gerichtes feſtgeſetzt hatte, wurden die Parteien aus dem Tempel entlaſſen. Die Rachegöttinnen gehorchten dem Ausſpruche Minerva's ohne Murren, ihre Schaar verließ den Boden von Athen und ſie ſtiegen wieder zur Unterwelt hinab; Oreſtes mit ſeinem Freunde wurde von den Bürgern Athens gaſtlich aufgenommen und verpflegt.

Als der Gerichtstag erſchienen war, berief ein Herold die auserwählten Bürger der Stadt auf einen Hügel vor derſelben, der dem Mars oder Ares heilig war, und deßwegen der Areopag oder Aresberg hieß, wo die Göttin in Perſon ihrer harrte und Klägerinnen und Angeklagter bereits ſich eingefunden hatten. Aber noch ein Dritter war erſchienen und ſtand dem Angeklagten zur Seite. Es war der Gott Apollo. Als die Erinnyen dieſen erblickten, erſchracken ſie und riefen zornig: „König Apollo, kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten! Sprich, was haſt du hier zu ſchaffen?" — „Dieſer Mann," erwiederte der Gott, „iſt mein Schützling, der in meinem Tempel zu Delphi ſich in meinen Schirm begeben, und ich habe ihn von dem vergoſſenen Blut entſündigt. Darum iſt es billig, daß ich ihm beiſtehe; und ſo bin ich denn erſchienen, einentheils für ihn zu zeugen, anderntheils als ſein Anwalt vor dem ehrwürdigen heimlichen Gerichte dieſer Stadt, das meine himmliſche Schweſter Athene in ihrem Tempel verſammelt hat, aufzutreten. Denn ich bin es, der ihm den Mord der Mutter, als eine fromme, den Göttern wohlgefällige That, angerathen hat!"

Mit ſolchen Worten trat der Gott ſeinem Schützling noch näher. Die Göttin erklärte nun das Gericht für eröffnet und forderte die Erinnyen auf, ihre Klage vorzubringen. „Wir werden kurz ſeyn," nahm die Aelteſte unter ihnen, als Sprecherin, das Wort. „Angeklagter! beantworte uns Frage um Frage: Haſt du deine Mutter umgebracht oder läugneſt du's?" — „Ich läugne nicht," ſprach Oreſtes, doch erblaßte er bei der Frage. — „So ſprich, wie haſt du's vollbracht?" — „Ich habe ihr," antwortete der Angeklagte, „das Schwert in die Kehle gebohrt." — „Auf weſſen Rath und Anſtiften haſt du es gethan?" — „Der hier neben mir ſteht," erwiederte Oreſtes, „der Gott hat mirs durch einen Orakelſpruch befohlen; und er iſt da, mir dieß zu bezeugen." Darauf vertheidigte ſich der Angeklagte kürzlich gegen die Richter, daß er in Klytämneſtra nicht mehr die Mutter, ſondern nur die Mörderin des Vaters geſehen, und Apollo als Anwalt ließ eine längere und beredtere Vertheidigung folgen. Die Rachegöttinnen blieben auch nicht ſtumm, und wenn der Gott mit ſchwarzen Farben den Mord des Gatten den Richtern vor Augen geſtellt, ſo ſchilderten ſie dagegen mit giftig funkelnden Augen den Frevel des Muttermordes. Und als ihre Rede zu Ende war, ſagte die Sprecherin: „Jetzt haben wir alle unſre Pfeile aus dem Köcher verſendet; wir wollen ruhig erwarten, wie die Richter urtheilen werden!"

Minerva hieß die Stimmſteine, jedem einen ſchwarzen für die Schuld, einen weißen für die Unſchuld des Beklagten, unter die Richter vertheilen, die Urne, in welche die Steine zu legen waren, wurde in der Mitte des umzäunten Platzes aufgeſtellt und ehe die Richter ſich zum Abſtimmen anſchickten, ſprach die Göttin noch von der erhöhten Stelle herab, auf welcher ſie als Vorſitzerin des Gerichtes ihren Thronſeſſel eingenommen hatte, indem ſie ſich aus demſelben erhob und in ihrer ganzen himmliſchen Hoheit daſtand: „Höret dieſe Beſtimmung der Gründerin eurer Stadt, Bürger von Athen! jetzt wo ihr den erſten Streit wegen vergoſſenen Blutes richtet! Für alle Folgezeit ſoll dieſer Gerichtshof in euren Mauern beſtehen. Hier auf dieſem heiligen Marshügel, wo einſt im Amazonenkriege gegen Theſeus die feindlichen Heldinnen ihr Lager hatten und dem Gotte des Krieges ihr Opfer darbrachten, ſoll, nach dem Orte benannt, der Areopag ſein Blutgericht halten, und durch fromme Scheu die Bürger Tag und Nacht zurückſchrecken. Aus den heiligſten Männern der Stadt gebildet ſtifte ich ihn, unzugänglich dem Gewinne, ehrwürdig, ſtreng, einen wachſamen Schutz für die Schlafenden im ganzen Lande. Ihr alle Einwohner ſollet ſeine Würde ſcheuen und ihn ſchirmen als eine heilſame Stütze eurer Stadt, wie kein anderes Volk in Griechenland oder unter den Ausländern ſie beſitzt. Dieß ſey für die Zukunft verordnet. Nun aber, ihr Richter, erhebet euch, ſcheuet euren Eid, und leget zur Entſcheidung des Streites eure Stimmen in die Urne nieder!“

Schweigend erhuben ſich die Richter von den Sitzen und traten einer um den andern an die Urne, und die Stimmſteine rollten nach einander hinein. Als Alle abgeſtimmt hatten, traten auserleſene, durch einen Eid verpflichtete Bürger hinzu und zählten die ſchwarzen und die weißen Steine ab. Da befand es ſich, daß die Zahl beider gleich war, und die Entſcheidung der vorſitzenden Göttin zukam, wie ſie ſich im Beginne des Gerichtes dieſelbe vorbehalten hatte. Athene ſtand abermals von ihrem Sitze auf und ſprach: „Ich bin von keiner Mutter geboren, bin das alleinige Kind meines Vaters Jupiter und aus ſeiner Stirne entſprungen, eine männliche Jungfrau, des Ehebundes unkundig, doch die geborne Beſchützerin der Männer. Ich werde nicht auf die Seite des Weibes treten, das ſeinen Ehegatten freventlich erſchlagen hat, dem ſchnöden Buhlen zu gefallen. Nach meines Herzens Meinung hat Oreſtes wohl gethan, e hat nicht die Mutter umgebracht, ſondern die Mörderin des Vaters. Er ſiege!“ Damit verließ ſie den Richterſtuhl, ergriff einen weißen Stimmſtein und fügte ih den andern weißen Steinen hinzu. „Dieſer Mann,“ ſprach ſie ſodann feierlich, auf ihren Thron zurückgekehrt, „i durch Stimmenmehrzahl von dem Vorwurf ungerechten Mordes freigeſprochen!“

Als das Urtheil gefällt war, bat Oreſtes die Göttin um das Wort und ſprach in tiefer Bewegung ſeine Herzens: „O Pallas Athene, die du mein Geſchlech und mich des Vaterlands Beraubten gerettet haſt, i ganz Griechenland wird man deine Wohlthat preiſe und ſagen: So wohnet denn jener Argiver wieder i der Väter Pallaſt, erhalten durch die Gerechtigkeit Minerva's, und Apollo's, und des Göttervaters, ohn deſſen Willen auch das nicht geſchehen wäre. Ich abe ziehe heim, dieſem Land und Volke ſchwörend, daß fü ewige Zeiten kein Argiver kommen ſoll, die frommen Athener zu bekriegen! Ja wenn lange nach meinem Tode einer meiner Landsleute es wagen wollte, dieſen meinen Eid zu verletzen, ſo wird von der Väter Gruft auf noch mein Geiſt ihn ſtrafen und ihm Unheil auf den Weg ſenden, daß er ſeine verfluchten Plane gegen dieſe Stadt nicht ausführen kann. Lebe denn wohl, du erhabene Beſchützerin des Rechtes, und du, frommes Volk der Athener; möge dir in jedem Kriege und in allen Dingen Sieg und Heil zu Theile werden!"

Unter ſolchen Segenswünſchen verließ Oreſtes den heiligen Hügel des Mars, geleitet von ſeinem Freunde, der während des ganzen Gerichts nicht von ſeiner Seite gewichen war; die Rachegöttinnen wagten es nicht, gegen den Spruch der Göttin ſich an dem Freigeſprochenen zu vergreifen, auch ſcheueten ſie die Gegenwart Apollo's, der bereit war, den Ausſpruch des Gerichtes aufrecht zu erhalten. Aber die Sprecherin des Chores ſtand von dem Sitze der Klägerinnen auf und in übermenſchlicher Größe dem Gott und der Göttin als ebenbürtig entgegenſtehend, ließ ſie, mit der rauhen Stimme der Töchter der Nacht, ihre trotzige Einſprache gegen das Urtheil alſo vernehmen: „Wehe uns, die uralten Geſetze habt ihr zu Boden getreten, ihr jüngeren Götter, habt ſie uns älteren Göttern aus den Händen gerungen! Verachtet, machtlos zürnend ſtehen wir da. Doch ſoll euch euer Urtheil gereuen, ihr Athener! Alles Gift unſres erzürnten Herzens werden wir über dieſen Boden ausſchütten, wo die Gerechtigkeit verachtet worden iſt. Der Fraß ſoll über alle Pflanzen, das Verderben über alles Leben kommen; mit Unfruchtbarkeit und Peſt wollen wir

Land und Stadt heimſuchen, wir, die gekränkten, die beſchimpften Göttinnen der Nacht!“

Als Apollo dieſen fürchterlichen Fluch vernahm, trat er ins Mittel und ſprach beſänftigend zu den mächtigen Göttinnen: „Folget mir, ihr Gnädigen! Zürnet nicht allzuſehr über das gefällte Urtheil! Seyd ihr doch nicht beſiegt worden; aus der Urne iſt die gleiche Zahl ſchwarzer und weißer Steine hervorgegangen; das Gericht iſt nicht zu eurer Schmach ausgefallen, nur die Barmherzigkeit hat geſiegt, nur die Billigkeit hat den Angeklagten, der zwiſchen zwei heiligen Pflichten wählen und eine von beiden verletzen mußte, gerettet! Und das haben wir Götter gethan, nicht die Richter dieſes Landes; und Jupiter hat es gut geheißen! Darum laſſet euren Grimm nicht an dem unſchuldigen Volke aus. Verſpreche ich euch doch in ſeinem Namen, daß ihr ein Heiligthum und einen würdigen Sitz in ſeinem Lande erhalten ſollet, daß ihr auf glänzenden Altären der gerechten Stadt euren Sitz nehmen werdet, verehrt als die unerbittlichen Göttinnen gerechter Rache von allen Bürgern dieſer Stadt!“

Dieſe Verſicherung bekräftigte auch Athene ſelbſt: „Glaubet mir, ehrwürdige Göttinnen,“ ſetzte ſie hinzu, „wenn ihr in einem andern Lande euren Sitz aufſchlaget, daß euch das gereuen, daß ihr euch nach dem verſchmähten ſehnen werdet. Die Bürger dieſer Stadt ſind bereit euch in hohen Ehren zu halten: Chöre von Männern und Frauen werden euren Ruhm feiern, neben dem Tempel des vergötterten Königes Erechtheus ſollt ihr ein geweihetes Heiligthum erhalten! Kein Haus wird geſegnet ſeyn, das euch nicht verehrt!“

Solche Verſprechungen beſänftigten allmählich den

Zorn der ſtrengen Rachegöttinnen, ſie gelobten ihren gnädigen Sitz in dem Lande zu nehmen, fühlten ſich hoch geehrt, daß ſie gleich Athenen und Apollo Altäre und Heiligthum in der berühmteſten Stadt beſitzen ſollten,*) und endlich wurde ihr Sinn ſo milde, daß ſie auch ihrerſeits das feierliche Verſprechen vor den anweſenden Göttern ablegten, die Stadt zu ſchirmen, böſe Wetter, Sonnenſtich, giftige Seuchen von ihrem Gebiete abzuhalten, die Herden des Landes zu ſchirmen, den Bund der Ehen zu ſegnen, und im Einverſtändniſſe mit ihren Halbſchweſtern, den Parzen oder Schickſalsgöttinnen, das Wohl des ganzen Landes auf alle Weiſe zu befördern. Ja ſie wünſchten dem ganzen Volke ewige Eintracht und holden Frieden, und ihr ſchwarzer Chor brach unter Dankſagungen des himmliſchen Geſchwiſterpaares auf, und verließ von der ganzen Einwohnerſchaft unter Lobgeſängen begleitet den Areopag und die Stadt.

Iphigenia zu Tauri.

Von Athen hatten ſich die beiden Freunde, Oreſtes und Pylades, der erſte nun wieder von ſeiner Schwermuth geneſen, nach Delphi zu dem Orakel Apollo's gewendet und dort fragte Oreſtes den Gott, was er weiter über ihn beſchloſſen hätte. Der Spruch der Prieſterin lautete dahin, daß der Königsſohn von Mycene die Endſchaft ſeiner Noth erreichen ſollte, wenn er nach den Gränzen der tauriſchen Halbinſel, in die Nachbarſchaft der Scythen, ſich begeben hätte, wo Apollo's Schweſter Diana oder Artemis ein Heiligthum beſitze. Dort ſollte er das Bildniß der Göttin, das nach der Sage dieſes Barbarenvolkes vom Himmel gefallen war und daſelbſt verehrt wurde, durch Liſt oder andere Mittel rauben und, nach beſtandenem Wageſtück, daſſelbe nach Athen verpflanzen, denn die Göttin ſehne ſich nach milderem Himmelsſtriche und griechiſchen Anbetern, und ihr gefalle das Barbarenland nicht mehr. Wäre dieſes glücklich vollführt, ſo ſolle der landesflüchtige Jüngling am Ziele ſeiner Noth ſtehen.

---

*) Vergl. B. 1. S. 329.

Pylades verließ ſeinen Freund auch auf dieſer rauhen Wanderung nach einem gefahrvollen Ziele nicht. Denn das Volk der Taurier war ein wilder Menſchenſtamm, der die an ſeiner Küſte Geſtrandeten und andere Fremde der Jungfrau Artemis zu opfern pflegte. Den gefangenen Feinden hieben ſie den Kopf ab, ſteckten ihn an einer Stange über den Rauchfang ihrer Hütten, und beſtellten ihn ſo zum Wächter ihres Hauſes, der Alles von der Höhe herab für ſie überſchauen ſollte.

Die Urſache, warum das Orakel den Oreſtes in dieſes wilde Land unter den grauſamen Völkerſtamm ſandte, war aber dieſe. Als Agamemnons und Klytämneſtra's Tochter auf Anrathen des griechiſchen Sehers Kalchas, im Angeſichte der Griechen, am Strande von Aulis geopfert werden ſollte, und der Todesſtreich gefallen war, der eine Hindin anſtatt der Jungfrau getroffen hatte,* da ſtahl die erbarmungsvolle Göttin

---

*) B. II. S. 44.

Artemis das Mägdlein aus den Blicken der Griechen weg, und trug ſie durch das Lichtmeer des Himmels auf ihren Armen über Meer und Land nach dieſem Taurien, und ließ ſie hier in ihrem eigenen Tempel nieder. Dort fand ſie der König des Barbarenvolkes, Thoas mit Namen, und beſtellte ſie zur Prieſterin des Dianentempels, wo ſie im Dienſte der Göttin des fürchterlichen Brauches pflegen, und, wie die alte Sitte des rohen Landes heiſchte, jeden Fremdling, deſſen Fuß dieß Ufer betrat, — und meiſtens waren es Landsleute von ihr, Griechen, die dieſes jammervolle Loos traf, — der Landesgöttin opfern mußte. Indeſſen hatte ſie nur das Todesopfer einzuweihen. Niedrigere Diener der Göttin mußten daſſelbe ſodann in das Heiligthum hinein zur grauſen Schlachtbank ſchleppen.

Jahre ſchon hatte die Jungfrau ihres traurigen Amtes wartend, übrigens hochgehalten vom Könige und um ihrer milden, griechiſchen Sitte und ihrer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit willen verehrt vom Volke, fern von der Heimath und gänzlich unbekannt mit den Geſchicken ihres Hauſes, vertrauert, als es ihr einsmals in der Nachtruhe träumte, ſie wohne fern von dieſem Barbarenſtrand im heimathlichen Argos, und ſchlafe von den Sklavinnen des Elternhauſes umringt. Da fing auf einmal der Rücken der Erde zu beben und zu zittern an, und ihr war, als flöhe ſie aus dem Pallaſte, ſtände draußen und müßte ſehen und hören, wie das Dach des Hauſes zu wanken begann, und der ganze Säulenbau bis auf den Grund erſchüttert, zu Boden raſſelte. Ein einziger Pfeiler — ſo dünkte ihr — vom väterlichen Hauſe blieb übrig. Mit einemmal bekam dieſer Pfeiler

Menſchengeſtalt, aus dem Säulenknauf wurde ein Haupt, von blondem Haupthaar umwachſen, und dieſes fing an in vernehmlichen Lauten zu reden, deren Inhalt jedoch der Jungfrau entfallen war, als ſie wieder erwachte. Im Traum aber geſchah es noch, daß ſie, ihrem Fremdenmord befehlenden Amte getreu, den Menſchen, der ein Pfeiler ihres Vaterhauſes geweſen war, als zum Tode beſtimmt, mit dem Weihwaſſer beſprengte, und dazu bitterlich weinen mußte, bis ſie der Traum verließ.

Am Morgen, der auf dieſelbe Nacht folgte, war Oreſtes mit ſeinem Freunde Pylades am tauriſchen Uferſtrande ans Land geſtiegen und beide ſchritten auf den Tempel der Artemis zu. Bald ſtanden ſie vor dem Barbarengebäude, das eher einem Zwinger, denn einem Götterhauſe glich, und blickten ſtaunend an dem hohen Mauerringe empor. Endlich brach Oreſtes das Schweigen. „Du treuer Freund," ſprach er, „der auch dieſes Weges Gefahr mit mir getheilt hat, was fangen wir an? Wollen wir den Treppenkranz, der ſich um den Tempel ſchlingt, erklimmen? Aber wenn wir droben ſind, werden wir nicht in dem unbekannten Gebäude wie in einem Labyrinthe umhertappen? Und werden nicht eherne Schlöſſer uns den Zugang zu den Gemächern verſchließen? Würden wir aber, indem wir Einlaß ſuchen, indem wir öffnen, an dem Thore von den Wachen, die ohne Zweifel bei dem Heiligthum aufgeſtellt ſind, erhaſcht, ſo ſind wir des Todes. Denn das wiſſen wir ja, daß Griechenmord den Altar dieſer unerbittlichen Göttin unaufhörlich beſpritzt! darum, wäre es nicht gerathener, zu dem Schiffe zurückzukehren, deſſen Segel uns hierher gebracht hat?"

„Ey,“ erwiederte Pylades, „das wäre wahrlich das erſtemal, daß wir mit einander die Flucht ergriffen! Heilig ſoll uns der Ausſpruch Apollo's ſeyn! doch, wahr iſts, fort müſſen wir von dieſem Tempel! das Klügſte iſt, wir verbergen uns in den dunkeln Grotten, die das Meer beſpült, ferne von unſrem Fahrzeug, damit Keiner, der es erblickt, dem Herrſcher dieſes Landes von uns melden könne, und wir nicht von Waffengewalt, die gegen uns ausgeſendet wird, übermannt werden. Wenn aber dann die Nacht anbricht, dann laß uns friſch ans Werk ſchreiten. Die Lage des Tempels kennen wir nun ſchon; irgend eine Liſt wird uns ins Innere des Tempelraumes führen, und haben wir das Götterbild einmal auf den Armen, ſo iſt mir vor dem Rückwege nicht mehr bange. Tapfre ſtürzen ſich muthig in die Gefahr! haben wir rudernd nicht einen unermeßlichen Weg zurückgelegt? Nun wäre es doch ſchmählich, wenn wir am Ziele umkehrten, und ohne die Beute, die der Gott uns bezeichnet hat, heimkehrten!“

„Wohlgeſprochen,“ rief Oreſtes, „es geſchehe, wie du räthſt! Wir wollen uns verbergen, bis der Tag vorüber iſt, die Nacht kröne unſer Werk!“

Die Sonne ſtand ſchon höher am Himmel, als auf die Prieſterin Diana's, die an der Schwelle ihres Tempels ſtand, ein Rinderhirte, der mit ſchnellen Schritten vom Meergeſtade herbeigeeilt kam, zuſchritt. Er brachte die Meldung, daß ein Paar Jünglinge, wohlgefällige Schlachtopfer der Göttin Artemis, am Ufer gelandet ſeyen. „Bereite nur, erhabene Prieſterin,“ ſprach er, „je eher je lieber das heilige Waſſerbad, und ſchicke dich zu dem Werke an!“ — „Was für Landsleute ſind die

Fremdlinge?“ fragte Iphigenia traurig. — „Griechen,“ erwiederte der Hirt; „weiter wiſſen wir nichts, als daß der eine von ihnen Pylades heißt, und daß ſie unſre Gefangenen ſind.“ — „Laßt hören,“ fragte die Prieſterin weiter, „wo geſchah's, und wie finget ihr ſie?“ — „Wir badeten eben,“ erzählte der Hirt, „unſre Rinder im Meere, und warfen eins ums andere in das Waſſer, das ſtrömend durch die Felſen fällt, welche man die Symplejaden heißt. Es findet ſich dort ein hohler, durchbrochener, ſtets vom Waſſer beſchäumter Felsſturz, eine Grotte für die Schneckenfiſcher. Hier gewahrte ein Hirte von unſrer Schaar ein paar Jünglingsgeſtalten, und ſie kamen ihm ſo ſchön vor, daß er ſie für Götter hielt, und vor ihnen niederfallen wollte. Ein anderer aber, der neben ihm ſtand, ein frecher ungläubiger Menſch, war nicht ſo thöricht; er lachte, als er ſeinen Kameraden die Knie beugen ſah, und ſprach: „Sieheſt du denn nicht, daß es ſchiffbrüchige Seeleute ſind, die ſich in jene Felſenkluft gelagert haben, um ſich zu verbergen, weil ſie voll Angſt von dem Gebrauche gehört haben, daß wir hier zu Lande die Fremden, die an unſern Strand gerathen, zu opfern pflegen!“ Dieſe Rede gefiel der Mehrzahl, und wir ſchickten uns an, Jagd auf die Opfer zu machen. Da trat der eine der Fremdlinge zu der Felskluft heraus, ſchüttelte ſein Haupt und warf es wild umher, Arme und Hände ſchlotterten ihm; laut aufſtöhnend, vom Wahnſinne gepackt, rief er: „„Pylades, Pylades! ſieheſt du dort nicht die ſchwarze Jägerin, den Drachen aus dem Hades, wie ſie mich zu morden begehrt, wie ſie mit den wilden Schlangen züngelnd auf mich zufährt? Und das die andre, die Feuerathmende, die hat ja meine eigene Mutter im Arm, und drohet ſie auf mich zu ſchleudern! Weh mir! Sie erwürgt mich! Wie ſoll ich ihr entfliehen?““ Von allen dieſen Schreckbildern, fuhr der Hirte fort, war weit und breit nichts zu ſehen, ſondern er hielt wohl das Gebrüll der Rinder und das Hundegebell für Stimmen der Furien. Uns aber faßte alle ein Schrecken, zumal da der Fremdling ſein Schwert von der Seite zog und ſich wie raſend auf die Rinderſchaar warf, und ihnen das Eiſen in die Bäuche ſtieß, daß ſich bald die Meeresfluth roth färbte. Endlich ermannten wir uns, blieſen mit unſern Muſcheln das Landvolk zuſammen und nahten uns den bewaffneten Fremdlingen in einem geſchloſſenen Haufen. Der Raſende, den die Zuckungen des Wahnſinns allmählig verlaſſen hatten, ſtürzte nun, am Mund von Schaume triefend, zu Boden. Wir alle wandten uns ihm zu mit Werfen und Schleudern, während ſein Genoſſe ihm den Schaum abwiſchte und ſeinen eigenen Mantel ihm gewandt um den Leib ſchlug. Bald aber ſprang der Darniedergeworfene mit vollem Bewußtſeyn wieder auf und wehrte ſich ſeines Lebens. Zuletzt jedoch mußten ſie der Ueberzahl weichen, wir umſchloſſen ſie in einem Kreiſe; die wiederholten Steinwürfe machten, daß ihnen die Waffen aus den Händen fielen und ihre Kniee ermattet zu Boden ſanken. Nun bemächtigten wir uns ihrer und geleiteten ſie zu Thoas, dem Beherrſcher des Landes. Dieſer hatte ſie kaum zu Geſichte bekommen, als er auch ſchon befahl, die Gefangenen dir als Todesopfer zuzuſenden. Flehe nur, o Jungfrau, daß du recht viel ſolche Fremdlinge abzuſchlachten bekommſt, denn es ſcheinen recht herrliche

Griechen zu ſeyn. Tödteſt du Solcher Viele, ſo büßt Griechenland deine Todesangſt nach Gebühr und du biſt gerächt dafür, daß ſie dich in der Bucht von Aulis umbringen wollten!“

Der Hirte ſchwieg und erwartete die Befehle der Richterin, die ihm auch wirklich auftrug, die Fremdlinge zu holen. Als ſich Iphigenia allein ſah, ſprach ſie zu ſich ſelber: O mein Herz, ſonſt wareſt du doch immer barmherzig gegen die Fremdlinge, ſchenkteſt gerne deinen Stammesgenoſſen eine Thräne, ſo oft dir griechiſche Männer in die Hände fielen! Nun aber ſeit der Traum dieſer Nacht mir die bittre Ahnung eingeflößt hat, daß mein geliebter Bruder Oreſtes das Licht der Sonne nicht mehr ſieht — nun ſollet ihr Alle, die ihr nahet, mich grauſam finden! Sind doch die Unglücklichen den Beglückten immer abhold! O ihr Griechen, die ihr mich wie ein Lamm zum Opferherde ſchlepptet, wo mein eigener Vater der Schlächter war! O, nie vergeſſe ich dieſe Schreckenszeit! Ja wenn Jupiter mir mit friſchen Winden den Mörder Menelaus einmal herbeiführen wollte, und die trügeriſche Helena — “

Sie ward in ihrem Selbſtgeſpräch unterbrochen durch das Herannahen der Gefangenen, die ihr in Feſſeln vorgeführt wurden. Als ſie dieſelben kommen ſah, rief ſie ihren Führern entgegen: „Laſſet den Fremden die Hände frei; die heilige Weihe, die ſie empfangen ſollen, ſpricht ſie von allen Banden los! Dann gehet in den Tempel und beſtellet Alles, was dieſer Fall erfordert!“ Hierauf wandte ſie ſich zu den Gefangenen und redete ſie an: „Sprechet, wer iſt euer Vater, eure Mutter, wer eure Schweſter, wenn ihr eine habt, die jetzt eines ſo ſchmucken, ſtattlichen Bruderpaares beraubt, allein in der Welt ſtehen ſoll? Woher kommet ihr, bejammernswürdige Fremdlinge? Ihr hattet wohl eine weite Fahrt bis zu dieſen Ufern. Doch bereitet euch zu einer weiteren; denn jetzt geht eure Fahrt hinunter ins Schattenreich!“

Ihr erwiederte Oreſtes: „Wer du auch immer ſeyeſt, o Weib, was beklagſt du uns? Wer das Henkerbeil ſchwingt, dem ſteht es übel an, ſein Opfer zu tröſten, ehe er den Streich führt; und wem der Tod ohne Hoffnung droht, dem will auch das Jammern nicht geziemen! Keine Thränen, weder von dir noch von uns! Laß das Geſchick ergehen!“

„Welcher von euch beiden iſt Pylades? das laſſet mich zuerſt wiſſen!“ fragte nun die Prieſterin. „Dieſer hier!“ ſprach Oreſtes, indem er auf ſeinen Freund hindeutete. — „Seyd ihr Brüder?“ — „Durch Liebe,“ antwortete Oreſtes, „nicht durch Geburt!“ — „Wie heißeſt denn aber du?“ — „Nenne mich einen Elenden,“ erwiederte er, „am beſten iſts, ich ſterbe namenlos; dann werd' ich doch nicht zum Geſpötte!“ — Die Prieſterin verdroß ſein Trotz und ſie drang in ihn, ihm wenigſtens ſeine Vaterſtadt zu nennen. Als der Name Argos im Ohr klang, zuckte es ihr durch die Glieder und ſie rief heftig: „Bei den Göttern, Freund, ſtammſt du wirklich dorther?“ — „Ja,“ ſprach Oreſtes, „von Mycene, wo mein Haus einſt beglückt war.“ — „Wenn du von Argos kommſt, Fremdling,“ fuhr Iphigenia mit geſpannter Erwartung fort, „ſo bringſt du wohl auch Nachrichten von Troja mit? Iſts wahr, daß es ſpurlos vertilgt iſt? Kam Helena zurück?“ — „Ja, beides iſt ſo, wie du fragſt!“

— „Wie gehts dem Oberfeldherrn? Agamemnon, deucht mich, hieß er, der Sohn des Atreus?“ — Oreſtes ſchauderte bei dieſer Frage: „Ich weiß nicht,“ rief er mit abgewandtem Haupte. „Sprich mir von dieſem Gegenſtande nicht, o Weib!“ Aber Iphigenia bat ihn mit ſo weicher flehender Stimme um Nachricht, daß er nicht zu widerſtehen vermochte. „Er iſt todt,“ ſprach er, „durch die Gemahlin ſtarb er grauſenhaften Todes!“ Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der Prieſterin Diana's. Doch faßte ſie ſich und fragte weiter: „Sprich nur das noch! lebt des armen Mannes Weib?„ — „Nicht mehr,“ war die Antwort, „ihr eigener Sohn hat ihr den Tod gegeben, er übernahm das Rächeramt für ſeinen ermordeten Vater: doch gehet es ihm ſchlimm dafür!“ — „Lebt noch ein anderes Kind Agamemnons?“ — „Zwei Töchter, Elektra und Chryſothemis.“ — „Und was weiß man von der Aelteſten, die geſchlachtet ward?“ — „Daß eine Hindin an ihrer Statt ſtarb, ſie ſelbſt aber ſpurlos verſchwunden iſt. Auch ſie iſt wohl ſchon lange todt!“ — „Lebt der Sohn des Gemordeten noch?“ fragte die Jungfrau ängſtlich. „Ja,“ ſprach Oreſtes, „doch im Elend, vertrieben, überall und nirgends!“ — „O trügeriſche Träume, weichet!“ ſeufzte Iphigenia vor ſich hin. Dann hieß ſie die Diener ſich entfernen, und als ſie mit den Griechen allein war, ſprach ſie flüſternd zu ihnen! „Vernehmet etwas, Freunde, das zu eurem und meinem Vortheile dient, wenn wir einig ſind. Ich will dich retten, Jüngling, wenn du mir ein Briefblatt in deine und meine Heimath Mycene, an die Meinigen gerichtet, nehmen willſt!“ — „Ich mag mich nicht retten, ohne den Freund,“ antwortete Oreſtes; „ich bin ein

Unglücklicher, von dem er nicht gewichen iſt. Wie ſollte ich Ihn in der Todesnoth verlaſſen?" — „Edler, brüderlich geſinnter Freund!" rief die Jungfrau. „O wäre mein Bruder, wie du! denn wiſſet, Fremdlinge, auch ich habe einen Bruder, nur daß er ferne aus meinen Augen iſt. — Aber beide kann ich euch nicht entlaſſen: das duldet der König nimmermehr. Stirb denn du, und laß deinen Pylades ziehen; welcher von euch mir das Blatt beſorgt — mir gilt es gleich!" — „Wer wird mich opfern?" fragte Oreſtes. „Ich ſelbſt; auf Befehl der Göttin," antwortete Iphigenia. — „Wie, du, das ſchwache Mädchen, ſchwingſt auf Männer dein Schwert?" — „Nein, ich benetze nur mit dem Weihwaſſer deine Locken! Die Tempeldiener ſinds, die das Schlachtbeil ſchwingen! Dein verbranntes Gebein empfängt ſodann ein Felſenſchild." — „O daß mich meine Schweſter beſtattete," ſeufzte Oreſtes. — „Das iſt freilich nicht möglich," ſagte die Jungfrau gerührt, „wenn deine Schweſter im fernen Argos weilt. Doch, lieber Landsmann, ſorge nicht, ich will deinen Scheiterhaufen mit Oele löſchen, und mit Honig beträufeln, und deine Gruft ausſchmücken, als wäre ich deine leibliche Schweſter! Jetzt aber laß mich gehen, die Zuſchrift an die Meinen zu beſtellen!"

Wie die Jünglinge allein, nur in der Ferne von Dienern bewacht waren, hielt ſich Pylades nicht länger: „Nein," rief er, „bei deinem Tode leben kann ich nicht! dieſe Schmach verlange nicht von mir. Ich muß dir in den Tod folgen, wie ich dir aufs weite Meer gefolgt bin. Phocis und Argos würden mich der Feigheit zeihen. Alle Welt — denn böſe iſt die Welt — würde ſagen, ich, um die Heimath mir zu gewinnen, hätte dich verrathen, dich getödtet, dir nach dem Reich, nach dem Erbe getrachtet, zumal da ich dein künftiger Schwager bin und um deine Schweſter Elektra ohne Mitgift gefreit habe. Jedenfalls alſo will ich, muß ich mit dir ſterben!" Oreſtes wollte nichts von dieſem Entſchluſſe hören, und noch ſtritten ſie, als Iphigenia, das beſchriebene Blatt in der Hand, zurückkehrte. Als ſie den Empfänger Pylades ſchwören laſſen, daß er den Brief gewiß den Ihrigen abliefern wolle und dagegen geſchworen, ihn zu retten, beſann ſich die Jungfrau, und, auf den Fall, daß das Schreiben durch irgend einen Unglücksfall von der See verſchlungen würde, während der Ueberbringer mit dem Leben davonkäme, wollte ſie ihm den Inhalt überdieß auch noch mündlich mittheilen. „Melde," ſprach ſie, „dem Oreſtes, dem Sohne des Agamemnon: Iphigenia, die in Aulis vom Opferheerde entrückt wurde, lebt, und beſtellet an dich, was folgt." — „Was höre ich," fiel ihr Oreſtes ins Wort, „wo iſt ſie? ſteht ſie von den Todten auf?" — „Hier ſteht ſie," ſagte die Prieſterin, „doch, ſtöre mich nicht!" — „„Lieber Bruder Oreſtes! ehe ich ſterbe, hole mich aus der fernen Barbarei nach Argos; erlöſe mich vom Opferheerd, an dem ich im Dienſte der Göttin die Fremdlinge morden muß. Thuſt du es nicht, Oreſtes, ſo ſeyen du und dein Haus verflucht!""

Die beiden Freunde konnten lange vor Staunen keine Worte finden, bis zuletzt Pylades das Blatt aus ihren Händen nahm und gegen den Freund gewendet und ihm den Brief überreichend, ausrief: „Ja, ich will den Eid auf der Stelle halten, den ich geleiſtet. Da nimm, Oreſtes, ich händige dir das Schreiben ein, welches die Schweſter Iphigenie dir überſchickt.“ Oreſtes warf es auf den Boden und umſchlang die Wiedergefundene mit den Armen. Sie wollte ihm wehren, ſie konnte es nicht glauben, bis Erzählungen aus der innerſten Geſchichte des Atridenhauſes ihn ihr als denjenigen beglaubigten, der er von Pylades bezeichnet ward. „O Geliebteſter,“ rief die Jungfrau jetzt, „denn das biſt du und nichts Anderes, du der Meine, der Meine, der Einzige, der Bruder! Aus dem geliebten Argos kommend! Wie jugendlich zart wareſt du, als ich dich verließ, im Arme des Pflegers ruhend, ſorglos und glücklich! Ja, glücklich, wie wir beide in dieſem Augenblick es ſind.“ — Doch Oreſtes war ſchon zur Beſinnung gekommen und ſein Antlitz hatte ſich umwölkt. „Freilich ſind wir jetzt glücklich,“ ſprach er, „aber wie lange wird es währen? Iſt nicht der Jammer, der Untergang uns gewiß?“ Auch Iphigenia bedachte ſich voll Unruhe: „Was erſinne ich nun,“ ſagte ſie bebend, „wie erlöſe ich dich aus dem Reiche des Barbarenfürſten, wie ſende ich dich frei vom Tode nach Argos zurück, daß du nicht mit ſamt deinem Freunde am Opferheerde dem Stahl erliegen mußt? Aber ſchnell, ehe der Herr dieſes Reiches, ungeduldig über den verzögerten Tod der Gefangenen, erſcheint, erzähle mir, Bruder, und verſchweige mir nichts von den entſetzlichen Ereigniſſen in unſrem unglücklichen Hauſe.“

Oreſtes meldete ihr mit gedrängten Worten Alles, wie es ſich begeben, und ſchloß das Fürchterliche mit einer guten Kunde, mit der Verlobung Elektra’s und ſeines Freundes. Während der Erzählung hatte ſich die Jungfrau, ſo ganz ſie Ohr war, doch auch mit der

Rettung ihres geliebten Bruders im Geiſte beſchäftigt, und zuletzt hatte ſich ihr ein glücklicher Gedanke dargeboten. „Ich habe,“ rief ſie, „endlich, dünkt mir, den rechten Weg erdacht. Dein Seelenleiden, das ſich bei eurer Gefangennehmung am Strande noch einmal regte, ſoll mir zum Vorwande bei dem König dienen. Du kommeſt, ſage ich ihm, wie denn dieß die Wahrheit iſt, als Muttermörder von Argos. Deßwegen ſeyeſt du unrein und noch nicht entſündiget, um als angenehmes Opfer der Göttin dargebracht zu werden. Erſt müſſe ein Waſſerbad im Meere die Blutſpur abwaſchen, welche deinem Leibe noch von dem entſetzlichen Mord anklebe. Und weil du, im Tempel der Göttin dargeſtellt, ihr Bild als Schutzſtehender berührt habeſt, ſo ſey auch dieſes verunreinigt worden, und bedürfe einer Reinigung in der Meeresfluth. Da nun mir, der Prieſterin, allein vergönnt iſt, das heilige Bildniß zu berühren, ſo trage ich ſelbſt daſſelbe auf meinen Armen und in eurer Begleitung (denn auch dich, Pylades, nenne ich als Theilhaber der Blutſchuld, wie du es denn auch in der That wareſt) an den Meeresſtrand, dort wo euer Schiff in der Bucht verſteckt vor Anker liegt. Dieß Alles ſoll durch Ueberredung des Königes geſchehen, denn hintergehen ließe ſich der Wachſame nicht. Das weitre Gelingen des Planes, wenn wir einmal am Schiff angekommen ſind, iſt eure Sache, ihr Freunde!“

Dieß Alles war zwiſchen den Geſchwiſtern und ihrem Freund im Vorhofe des Tempels verhandelt worden, ferne von den Dienern und Wachen. Jetzt wurden die Gefangenen den Aufſehern wieder übergeben und Iphigenia führte ſie in das Innere des Tempels. Nicht lange darauf erſchien Thoas, der König des Landes mit einem anſehnlichen Gefolge und fragte nach der Tempelwächterin, denn der Verzug gefiel ihm nicht, und er konnte nicht begreifen, warum die Leiber der Fremdlinge nicht ſchon lange auf den Hochaltären der Göttin brannten. Wie er nun eben vor dem Tempel angekommen war, trat Iphigenia zu den Pforten deſſelben heraus und trug die Bildſäule der Göttin auf den Armen. „Was iſt das, Agamemnons Tochter," rief der König erſtaunt, „warum trägſt du dieſes Götterbild von dem heiligen Geſtelle in deinen Armen fort?" — „Es iſt Abſcheuliches geſchehen, o Fürſt!" erwiederte die Prieſterin mit bewegter Miene, „die Opfer, die am Strande erjagt worden, ſind nicht rein; das Standbild der Göttin, als ſie ſich ihm näherten, es ſchutzflehend zu umfangen, drehte ſich freiwillig auf ſeinem Sitze und ſchloß die Augenlieder. Wiſſe, dieſes Paar hat Grauſenhaftes verübt." Und nun erzählte ſie dem Könige, was im Weſentlichen Wahrheit war, und ſtellte das Verlangen an ihn, die Fremdlinge ſamt dem Bilde entſündigen zu dürfen. Um ihn recht ſicher zu machen, verlangte ſie, daß die Fremden wieder gefeſſelt würden, und ihre Häupter als Frevler vor dem Strahl der Sonne verhüllt; auch begehrte ſie Sklaven zur Sicherheit, die im Gefolge des Königs erſchienen waren. Nach der Stadt — auch dieß hatte die Jungfrau ſchlau in ihrem Sinne ausgedacht — ſollte der Fürſt einen Boten ſenden, der den Bürgern befehle, ſich, bis die Entſündigung vorüber ſey, innerhalb der Mauern zu halten, um von der alles verpeſtenden Blutſchuld nicht angeſteckt zu werden. Der König ſelbſt ſollte in ihrer Abweſenheit im Tempel bleiben, und für die Ausräucherung des geſammten Gewölbes beſorgt ſeyn, damit die Prieſterin daſſelbe nach ihrer Rückkehr gereinigt wiederfinde. Sobald die Fremden aus dem Thore des Tempels träten, ſollte der König ſein Antlitz ins Gewand hüllen, damit der Gräuel ſich ihm nicht mittheilen könnte. „Und wenn es dir,“ ſchloß die Prieſterin ihren Antrag, „auch dünken ſollte, als ſäumte ich lang am Meeresſtrande: werde darum nicht ungeduldig, o Herrſcher; bedenke, welchen großen und befleckenden Frevel es zu entſündigen gilt!“

Der König willigte in Alles und verhüllte ſich das Haupt, als bald darauf Oreſtes und Pylades aus dem Tempel geführt wurden, und es währte nicht lange, ſo war Iphigenia mit den Gefangenen und einigen Trabanten des Königes auf dem Wege zum Meeresufer aus dem Geſichtskreiſe des Tempels verſchwunden. Thoas begab ſich in das Innere deſſelben, und ließ dort die von der Prieſterin gebotene Räucherung vornehmen, die bei der Größe des Gebäudes eine geraume Zeit erforderte.

Nach mehreren Stunden kam ein Bote vom Meeresufer daher geeilt. „Treuloſe Weiberſeelen!“ fluchte er vor ſich hin, als er erhitzt und keuchend vor der Tempelpforte ſtand und an das verſchloſſene Thor pochte. „Holla, ihr, Leute drinnen,“ ſchrie er, „öffnet die Riegel; thut dem Herrn zu wiſſen, daß ich als Ueberbringer ſchlimmer Neuigkeit vor dem Thore ſtehe!“ Die Thürflügel öffneten ſich, und Thoas ſelbſt trat aus dem Tempel. „Wer iſt's,“ ſprach er, „der mit ſeinem Lärm den Frieden dieſes heiligen Hauſes zu ſtören ſich herausnimmt?“ — „Vernimm, o König, welche Botſchaft ich dir bringe,“ hub der Diener an. „Die Prieſterin des Tempels, dieſes Griechenweib, iſt mitſamt den Fremden und dem Standbild unſerer erhabenen Schutzgöttin aus dem Lande entronnen! das ganze Entſündigungsfeſt war eine Lüge!" — „Was ſagſt du?" rief der König, der Unmögliches zu hören glaubte. „Welcher böſe Geiſt hat dieſes Weib ergriffen? Wer iſt es, mit dem ſie flieht?" — „Ihr Bruder Oreſtes," erwiederte der Bote, „derſelbe, den ſie hier dem Opfertode geweiht zu haben ſchien. Hör' die ganze Geſchichte, und dann ſinne auf Mittel, wie wir die Flüchtigen verfolgen und beiſahen, denn ihre Fahrt iſt lang und dein Speer kann ſie ſchon noch erreichen! Als wir ans Geſtade des Oceans gelangt waren, wo das Schiff des Oreſtes vor Anker lag, winkte Iphigenia uns, die wir die Fremdlinge in Feſſeln daherführten, Halt zu machen, damit wir dem heiligen Brandopfer und der beſchloſſenen Feier fern blieben. Sie ſelbſt nahm den Fremden die Feſſeln ab, hieß ſie vorangehen, und trug ſie, ihnen folgend. Zwar ſchien uns dieſes ſchon etwas verdächtig, indeſſen glaubten deine Diener, o Herr, es ſich doch gefallen laſſen zu müſſen. Hierauf, damit es ſchien, als würde mit der Sühnungshandlung wirklich der Anfang gemacht, ſang die Prieſterin Zauberformeln ab, und ſprach in fremden Weiſen allerlei Gebete. Wir aber hatten uns gelagert und harrten. Endlich kam uns der Gedanke, das entfeſſelte Paar könnte die wehrloſe Frau getödtet haben und entſprungen ſeyn. Wir machten uns daher auf, und eilten der Felſenbucht zu, die uns den Anblick der Prieſterin und der Fremdlinge entzogen hatte. Als wir dicht an den Felſenſtrand gelangt waren, ſahen wir ein Griechenſchiff auf dem Waſſerſpiegel ſchwebend, und an fünfzig Ruderer auf ſeinen

Bänken; am Hintertheile des Schiffes, noch auf dem Ufer, ſtanden die beiden Fremden, der Feſſeln entledigt; die Einen lichteten die Anker und hängten ſie ein, Andere ſchlugen Zugbrücken, wanden an den Tauen, ließen Leitern für die Fremdlinge nieder. Da beſannen wir uns denn freilich nicht länger; wir hatten das ganze Truggewebe vor uns, und ergriffen das Weib, das auch noch am Strande verweilte. Oreſtes aber, ſein Geſchlecht und Vorhaben laut verkündend, wehrte ſich mit Pylades für ſeine Schweſter, die wir ſchleifend zwingen wollten, uns zu folgen. Da weder wir noch die Fremdlinge Schwerter hatten, ſo ſetzte es einen hartnäckigen Fauſtkampf. Indeſſen zwangen uns die Griechenjünglinge zum Rückzuge, da auch die Schützen vom Hintertheile des Schiffes uns mit Pfeilen aus der Ferne ſcharf zuſetzten. Zu gleicher Zeit warf eine mächtige Meereswoge das Schiff ans Land, und es fehlte wenig, ſo wäre es geſcheitert. Da nahm Oreſtes Iphigenien auf den Arm, die ſelbſt das Bild auf den Armen trug, ſprang ins Waſſer und ſchnell die Leiter des Schiffes hinan. Dort legte er die Schweſter mit ſamt dem Himmelsbilde Dianens auf dem Verdecke nieder. Ihm nach war Pylades geſprungen, und als Alle glücklich im Schiffe ſich befanden, brach das Schiffsvolk in dumpfen Jubel aus, und ruderte friſch durch die ſalzige Fluth. So lange das Schiff durch die Hafenbucht fuhr, glitt es in ſanftem Laufe dahin; als es aber in die offene See gelangt war, ſauſte ein mächtiger Windſtoß auf daſſelbe herein und trieb es, trotz aller Anſtrengungen der Ruderer, an das Geſtade zurück. Da ſprang Agamemnons Tochter flehend empor und rief laut: „Tochter Latona's, jungfräuliche Artemis, du ſelbſt verlangteſt ja durch das Orakel deines Bruders Apollo nach Griechenland, rette mich mit dir, mich, deine Prieſterin, dorthin, und vergieb mir den kühnen Betrug, den ich mir gegen den Beherrſcher dieſes Landes erlaubt habe, dem ich gezwungen ſo lange dienen mußte. Du ſelbſt ja haſt auch einen Bruder und liebſt ihn, du Himmliſche! drum ſieh auch unſere Geſchwiſterliebe gnädig an!“ Zu dieſem Gebete der Jungfrau ſtimmten, die entblößten Arme ums Ruder geſchlungen, die Schiffer alle den flehenden Geſang, Päan genannt, an, wie ihnen befohlen ward. Dennoch trieb das Schiff immer mehr an den Strand, und ich bin geradenweges hierher geeilt, um dir zu melden, was ſich am Ufer dort begeben. Darum ſende du nur auf der Stelle Fangſtricke und Feſſeln ans Geſtade; denn wenn das brauſende Meer nicht bald ruhig wird, ſo iſt den Fremdlingen jeder Weg zur Flucht verſperrt. Der Meeresgott Poſeidon (Neptun) denkt mit Zorn an die Zerſtörung ſeiner Lieblingsſtadt Troja zurück; er iſt ein Feind aller Griechen und des Atridengeſchlechts insbeſondere. So wird er denn, wenn mich nicht Alles trügt, die Kinder Agamemnons heute in deine Gewalt geben!“

Mit Ungeduld hatte der König Thoas das Ende des langen Berichtes abgewartet, und ließ nun auf der Stelle an alle Bewohner ſeines rauhen Küſtenlandes den Befehl ergehen, die Roſſe aufzuzäumen, dem Meeresſtrande zuzuſprengen, das Griechenſchiff, wenn es durch die Wellen ans Land geſchleudert wäre, zu faſſen und unter dem Beiſtande der Göttin Artemis die flüchtigen Verbrecher einzufangen. Das Fahrzeug ſollte mit allen Ruderern verſenkt werden, die beiden Fremdlinge aber mit der treuloſen Prieſterin wollte er vom ſchroffſten Felſen ins Meer hinabſtürzen, oder bei lebendigem Leib mit dem Pfahle ſpießen laſſen.

Und ſchon jagte er an der Spitze ſeines reiſigen Volkes dem Meeresufer zu, als plötzlich eine himmliſche Erſcheinung den Zug hemmte, und den König wider Willen ſtille zu ſtehen zwang. Pallas Athene, die erhabene Göttin, war es, deren Rieſengeſtalt von einer lichten Wolke umgeben, über der Erde ſchwebend, dem Heereszug den Weg vertrat und deren Götterſtimme wie Donner über die Häupter der Taurier hinrollte: „Wohin, wohin jageſt du, König Thoas, erhitzt und athemlos mit deinem Volke? Schenke den Worten einer Göttin Gehör! Laß die Haufen deines Heeres ruhen, laß meine Schützlinge frei abziehen! Das Verhängniß ſelbſt hat, durch den Ausſpruch Apollo's, den Oreſtes hierher gerufen, daß er, von den Furien befreit, ſeine Schweſter ins Vaterland zurückgeleite, und das heilige Bildniß der Artemis in meine geliebte Stadt Athen bringe, wohin ſie ſelbſt begehret hat! Die Flüchtlinge trägt deßwegen Poſeidon, der Meeresgott, mir zulieb auf unbewegter Meeresfläche in ihrem Ruderſchiffe dahin, und Oreſtes wird in Athen der Tauriſchen Artemis Bild in einem heiligen Hain und neuen, herrlichen Tempel aufſtellen, und Iphigenia wird auch dort ihre Prieſterin ſeyn, dort ſterben, dort ihre fürſtliche Gruft finden. Du, o Thoas, und du Volk der Taurier, gönnt ihnen Allen ihr Geſchick und zürnet nicht!“

Der König Thoas war ein frommer Verehrer der Götter. Er warf ſich vor der Erſcheinung nieder, und ſprach anbetend: „O Pallas Athene! Wer Götterwort vernimmt und ſein Ohr nicht ihm zuneiget, der denkt verkehrt. Kampf mit allmächtigen Göttern bringt keine Ehre. Mögen deine Schützlinge mit dem Bildniß der Göttin ziehen, wohin ſie ſollen, mögen ſie das Bild glücklich in deinem Reiche aufſtellen. Ich ſenke meine Lanze vor den Göttern. Laßt uns umwenden, und in die Mauern unſerer Stadt zurückkehren.“

Es geſchah, wie Athene verkündet hatte. Die Tauriſche Artemis erhielt ihren Tempel und behielt ihre Prieſterin Iphigenia in Athen. Oreſtes ſetzte ſich zu Mycene als beglückter König auf den Thron ſeiner Väter, und gewann mit der einzigen, lieblichen Tochter des Menelaus und der Helena, Hermione, die vergebens an Neoptolemus, den Sohn des Achilles, verlobt worden war, und die ihm der Bräutigam mit Verluſt ſeines eigenen Lebens laſſen mußte, auch das Königreich Sparta, und zuvor noch hatte er Argos erobert. So beſaß er ein mächtigeres Reich, als je ſein Vater beſeſſen. Seine Schweſter Elektra ſetzte ihr Gemahl Pylades auf den Thron von Phocis. Chryſothemis ſtarb unvermählt; Oreſtes ſelbſt erreichte ein Alter von neunzig Jahren. Da regte ſich der alte, erlöſchende Fluch der Tantaliden noch einmal: eine Schlange ſtach ihn in die Ferſe, daß er ſtarb.

Zweites Buch.

Odyſſeus.

Erſter Theil.

Telemach und die Freier. — Telemach bei Neſtor. — Telemach zu Sparta. — Verſchwörung der Freier. — Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo und ſcheitert im Sturm. — Nauſikaa. — Odyſſeus bei den Phäaken. — Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Irrfahrten. (Cikonen, Lotophagen, Cyklopen, Polyphem.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Der Schlauch des Aeolus. Die Läſtrygonen. Circe.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Das Schattenreich.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Heerden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo.) — Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken.

Telemach und die Freier.

Die Heimkehr der Griechen von Troja war vollbracht, und, ſo viele der Helden den Schlachten während des Krieges oder dem Sturm auf der Heimfahrt entronnen waren, befanden ſich jetzt zu Hauſe glücklich oder unglücklich. Nur Odyſſeus, der Sohn des Laertes, Ithaka's Fürſt, war noch auf der Irrfahrt und von einem ſeltſamen Schickſale betroffen. Nach mancherlei Abenteuern, ſaß er in der Ferne auf einer rauhen, mit Wäldern bedeckten, einſamen Inſel, mit Namen Ogygia, wo ihn eine hohe Nymphe, die Göttin Kalypſo, die Tochter des Atlas, in ihrer Grotte gefangen hielt, weil ſie ihn zum Gemahl begehrte. Er aber blieb der zurückgelaſſenen Gattin, der edlen Penelope, treu; und endlich jammerte ſein auch die Götter im Olymp; nur Neptunus oder Poſeidon, der Gott des Meeres, der alte Feind der Griechen, zürnte auch dieſem Helden unverſöhnlich, und wenn er ihn nicht zu vertilgen wagte, ſo legte er ſeiner Heimfahrt doch allenthalben Hinderniſſe in den Weg, und trieb ihn in der Irre umher. Und ſo war er es auch, der ihn an jene unwirthliche Inſel geworfen hatte.

Nun aber wurde doch im Rathe der Himmliſchen beſchloſſen, daß Odyſſeus aus den Banden der Inſelfürſtin Kalypſo befreit werden ſollte. Auf die Fürbitte Minerva's wurde Hermes (Merkur), der Götterbote, nach dem ogygiſchen Eilande geſchickt, um der ſchönen Nymphe den unwiderruflichen Rathſchluß Jupiters zu verkündigen, daß dem Dulder die Wiederkehr in ſeine Heimath beſtimmt ſey. Athene ſelbſt (Minerva) band ſich die ambroſiſchen, goldenen Sohlen unter die Füße, womit ſie über Waſſer und Land dahinſchwebt, nahm ihre mächtige Lanze, mit der gediegenen, ſcharfen Spitze von Erz, mit welcher ſie ſo manche Helden in der Schlacht bezwungen hatte, zur Hand, ſchwang ſich ſtürmend von dem felſigen Gipfel des Olympus herab, und bald ſtand ſie auf der Inſel Ithaka, die an der Weſtküſte Griechenlands liegt, am Palaſte des fernen Odyſſeus, vor der Schwelle des Hofes, da wo der Weg zum hohen Thore des Königshauſes führte. Ihre Göttergeſtalt war verwandelt, und die Lanze in der Hand glich ſie dem tapfern Mentes, dem Könige der Taphier.

Im Hauſe des Odyſſeus ſah es traurig aus. Die ſchöne Penelope, die Tochter Ikarions, blieb mit ihrem jungen Sohne Telemach nicht lange Meiſter in dem verlaſſenen Palaſte. Als Odyſſeus, nachdem ſich längſt die Nachricht von Troja's Fall und von der Rückkehr der andern Helden verbreitet hatte, allein nicht heimkehrte, verbreitete ſich allmählig mit immer größerer Sicherheit die Sage von ſeinem Tode, und es fanden ſich aus der Inſel Ithaka ſelbſt, auf welcher noch andere mächtige und reiche Leute auſſer dem Fürſten Odyſſeus wohnten, nicht weniger als zwölf, und von der benachbarten Inſel Same vier und zwanzig, von Zazynth zwanzig, ja von Dulichium zwei und fünfzig Freier mit einem Herold, einem Sänger, zween geübten Köchen und großem Sklavengefolge bei Penelope ein, die, unter dem Vorwand, um die Hand der jungen Wittwe zu werben, Alle im Hauſe und vom Gute des abweſenden Fürſten zehrten und den frecheſten Uebermuth trieben;

und dieſes Unweſen hatte nun ſchon über drei Jahre gewährt.

Als Athene in der Geſtalt des Mentes ankam, fand ſie die üppigen Freier eben an der Pforte des Hauſes mit Steineſchieben beſchäftigt, und diejenigen, die nicht gerade den Stein ſchoben, lagen auf den Häuten von Rindern hingeſtreckt, die ſie ſelbſt dem Odyſſeus aus den Ställen genommen und geſchlachtet hatten. Herolde und aufwartende Diener eilten hin und her; die einen miſchten in gewaltigen Krügen den Wein unter das Waſſer, andere ſäuberten die umhergeſtellten Tiſche mit Schwämmen, und zerlegten das reichlich aufgetragene Fleiſch. Der Sohn des Hauſes, Telemachus ſelbſt, ſaß mit einem Herzen voll Betrübniß unter den Freiern, und gedachte an ſeinen herrlichen Vater, ob er nicht endlich käme, die Schaaren der Frechen zu zerſtreuen und ſich wieder in den Beſitz ſeiner Habe zu ſetzen. Wie er die Göttin in der Geſtalt des fremden Königs erblickte, eilte er ihr an der Pforte entgegen, faßte die Rechte des vermeintlichen Gaſtfreundes, und hieß ihn willkommen. Als ſie Beide in den gewölbten Saal des Palaſtes eingetreten waren, und Athene ihre Lanze in den Speerkaſten, der ſich an der Hauptſäule befand, zu den Lanzen des Odyſſeus gelehnt hatte, führte Telemachus ſeinen Gaſt zu Tiſche an einen Thronſeſſel mit ſchön gewirktem Polſter, hieß ihn ſitzen und ſchob ihm einen Schemel unter die Füße; er ſelbſt ſtellte ſeinen Seſſel neben den ſeinen; eine Dienerin brachte in goldener Kanne Waſchwaſſer für die Hände des Fremdlings; die ehrbare Schaffnerin trug Brod und Fleiſch herbei, ſein Diener zerlegte die Speiſen, und um die goldenen gefüllten Becher wandelte, Wein einſchenkend, der Herold. Bald darauf traten auch einer um den andern die Freier ein, und ſetzten ſich alle auf ſtattliche Lehnſeſſel; die Herolde beſprengten ihnen die Hände, die Mägde reichten ihnen Brod in Körben, die Diener füllten ihnen den Becher bis zum Rand, und ſie machten ſich, als kämen ſie nicht eben vom Schmauſe, über das leckere Mahl her. Dann gelüſtete ſie nach Reigentanz und Geſang, der Herold reichte dem Sänger Phemius die zierliche Harfe, und dieſer, von den trotzigen Freiern gezwungen, ſchlug die Saiten an und begann den herzerfreuenden Geſang.

Während nun dieſe dem Liede horchten, neigte Telemach ſein Haupt nahe an das ſeines Gaſtes und flüſterte der verwandelten Göttin in's Ohr: „Wirſt du mir, lieber Gaſtfreund, was ich dir ſage, nicht verargen? Siehſt du, wie dieſe Menſchen hier fremdes Gut ohne Erſatz verpraſſen? das Gut meines Vaters, deſſen Gebein vielleicht am Meeresſtrand im Regen modert, oder auf den Wellen umhergetrieben wird? Er kommt wohl nicht wieder heim, ſie zu ſtrafen! — Aber du ſage mir, edler Fremdling, wer biſt du, wo hauſeſt du, wo deine Eltern? Biſt du vielleicht ſchon vom Vater her unſer Gaſtfreund?“ — „Ich bin,“ erwiederte Minerva, „Mentes, der Sohn des Anchialus, und beherrſche die Inſel Taphos; ich kam zu Schiffe hierher um in Temeſa Erz gegen Eiſen einzutauſchen. Frage deinen Großvater Laertes, den Greis, der, wie man ſagt, ferne von der Stadt, in Kummer auf dem Lande ſich abhärmt: er wird dir ſagen, daß unſere Häuſer ſeit der Altväter Zeiten in Gaſtfreundſchaft mit einander leben. Ich kam, weil ich glaubte, dein Vater ſey wieder daheim. Dem iſt nun freilich nicht ſo; aber doch lebt er gewiß noch;

er iſt wohl irgendwo an eine wilde Inſel verſchlagen und wird mit Zwang dort feſtgehalten. Ja, mir ſagt es mein weiſſagender Sinn, er weilt nicht lange mehr, er macht ſich bald los, und kehret heim! Du biſt doch deines Vaters leiblicher Sohn, lieber Telemachus. Wie du ihm am Haupte, zumal an den freundlichen Augen gleicheſt! Denn wiſſe, ich habe deinen Vater gekannt, ehe er gen Troja fuhr. Seitdem ſah ich ihn nicht mehr. Doch, ſage mir, was iſt denn das für ein Gewühl in deinem Hauſe? Feierſt du denn ein Gaſtmahl, oder ein Hochzeitfeſt?"

Telemach antwortete mit einem Seufzer: „Ach lieber Gaſtfreund, ehemals mochte wohl unſer Haus angeſehen und begütert heißen; jetzt iſt es anders; alle dieſe Männer aus der Nachbarſchaft, die du hier ſieheſt, umwerben meine Mutter, und verzehren unſer Gut. Sie ſelbſt kann eine verabſcheute Wiedervermählung nicht abſchlagen und nicht vollziehen. Indeſſen verwüſten dieſe Schlemmer mein Haus und in Kurzem werden ſie mich ſelbſt umbringen!" Mit zornigem Schmerz antwortete die Göttin: „Wehe, wie ſehr bedarfſt du des Vaters, Jüngling! Wohl empfehle ich dir, zu bedenken, wie du dieſen läſtigen Schwarm aus dem Palaſte fortdrängeſt! Laß mich dir einen Rath geben. Morgen erhebe dich unter ihnen, und heiße ſie, einen Jeglichen in das Seinige, ſich zerſtreuen; deiner Mutter aber ſage: wenn ihr eigenes Herz nach einer Vermählung begehrt, ſo ſoll ſie in den Palaſt ihres königlichen Vaters heimkehren, dort mag die Hochzeit angeordnet, mag die Brautgabe bereitet werden. Du ſelbſt aber rüſte das beſte Schiff, das du haſt, mit zwanzig Ruderern aus, und begieb dich auf den Weg, den lange abweſenden Vater zu ſuchen. Zuerſt gehe nach Pylos im Lande Elis, frage dort den ehrwürdigen Greis Neſtor; erfährſt du da nichts, ſo wende dich nach Sparta zum Helden Menelaus, denn dieſer iſt der letzte von den Griechen, der heimgekehrt iſt. Hörſt du vielleicht dort, daß dein Vater lebe, daß er wiederkehre; nun dann ertrag' es noch ein Jahr. Vernimmſt du aber, daß er geſtorben ſey: alsdann kehre heim, opfre Todtenopfer und erricht' ihm ein Denkmal. Findeſt du die Freier noch immer in deinem Hauſe, ſo ſinne darauf, wie du ſie durch Liſt oder öffentlich tödteſt. Biſt du doch nicht mehr unmündig und dem Knabenalter längſt entwachſen! Höreſt du nicht, welchen Ruhm der Jüngling Oreſtes unter den Menſchen geärntet hat, daß er ſeines Vaters Mörder, Aegiſthus, erſchlagen? Du biſt ſo groß und ſtattlich; halte dich wohl; mach' daß auch dich einſt ſpätere Geſchlechter loben!" Telemach dankte dem Gaſtfreunde für ſeinen guten Rath und ſeine väterliche Geſinnung, und da dieſer ſich zum Aufbruch anſchickte, wollte er ihm ein Gaſtgeſchenk mit auf den Weg geben; der verſtellte Mentes verſprach aber wieder zu kommen und auf dem Rückweg es abzuholen.

Dann enteilte die Göttin und verſchwand; denn wie ein Vogel durchflog ſie den Kamin. Telemach ſtaunte über dem Verſchwinden des Fremden tief in der Seele; er ahnte, daß es ein Gott geweſen, und ſann in ſich gekehrt ſeinem Rathe nach.

Im Saale dauerte indeſſen Saitenſpiel und Geſang fort: der Sänger meldete die traurige Heimfahrt der Griechen von Troja, und alle Freier horchten. Droben im Söller ſaß inzwiſchen die einſame Penelope, und der Hall des Liedes drang zu ihr empor. Da ſtieg auch ſie mit zwo Dienerinnen die Stufen ihrer hohen Wohnung herab und trat zu den Freiern in den Saal ein, doch in einen dichten Schleier gehüllt; eine der Mägde ſtand ihr zur Seite, und weinend begann ſie, zu Phemius dem Sänger gewendet: „Du weißeſt ja ſonſt viele herzerquickende Lieder, guter Sänger! Erfreue ſie damit; aber dieſen Jammergeſang, der mir beſtändig das Herz im Buſen quält, den laß ruhen! Gedenke ich doch auch ohne das beſtändig des Mannes, deſſen Ruhm durch ganz Griechenland reicht, und der noch immer nicht heimgekehrt iſt!" — Aber Telemach redete freundlich zu der Mutter: „Tadle doch den lieblichen Sänger nicht, daß er uns mit dem erfreut, was ihm gerade das Herz entzündet. Nicht den Sängern, Jupitern müſſen wir Schuld geben, der ihnen die Lieder eingiebt, und ſie begeiſtert, wie er will! Laß ihn deßwegen immerhin das Leid der Danaer beſingen! Odyſſeus iſt es ja nicht allein, der den Tag der Wiederkehr verlor; wie viel andere Griechen ſind untergegangen! Du ſelbſt, liebe Mutter, kehr' ins Frauengemach zurück, beſorge dort deine Geſchäfte, die Spindel und den Webeſtuhl, und leite das Tagwerk deiner Frauen! Das Wort gebührt den Männern und vor allem mir, der ich die Herrſchaft im Hauſe zu führen habe."

Penelope verwunderte ſich über die verſtändige und beſtimmte Rede des Knaben, den ſie früher nie ſo hatte ſprechen hören, und der auf einmal zum Jüngling gereift ſchien; ſie kehrte nach dem Söller zurück und beweinte dort ihren Gemahl in der Einſamkeit. Den Freiern aber, die zu toben und beim Becher Muthwill zu treiben anfingen, trat Telemachus auch entgegen, und rief in die Verſammlung hinein: „Freuet euch immerhin beim Mahle, ihr Freier! aber lärmet mir nicht ſo! denn das iſt eine Luſt, dem Sänger in Stille zuzuhorchen! Morgen wollen wir Rathsverſammlung halten; da will ich euch frank und frei den Vorſchlag machen, nach Hauſe zu gehen, denn es iſt Zeit, daß ihr euch an eurer eigenen Habe wärmet, und nicht des fremden Mannes Erbgut vollends aufzehret!“

Die Freier biſſen ſich auf die Lippen, als ſie ſolche Reden hörten, und konnten über die entſchloſſenen Worte des Jünglings nicht genug ſtaunen. Aber von ſeinem Vorſchlage, zum Vater Penelope's Ikarion zu wandern, wollten ſie nichts hören, und zankten ſich trotzig mit ihm herum. Endlich brachen ſie auf und auch Telemach ging zur Ruhe.

Am andern Morgen ſprang er zeitig vom Lager, kleidete ſich an und hängte das Schwert um die Schultern. Dann trat er aus der Kammer hervor und gebot den Herolden, die Verſammlung der Bürger zu berufen und lud auch die Freier zu derſelben ein. Als das Volk ſich gedrängt eingefunden hatte, erſchien der Fürſtenſohn, die Lanze in der Hand; Pallas Athene hatte ſeiner Geſtalt Hoheit und Anmuth verliehen, ſo daß alles Volk den Kommenden anſtaunte. Selbſt die Greiſe machten ihm ehrerbietig Platz, und er ſetzte ſich auf den Stuhl ſeines Vaters Odyſſeus. Da erhub zuerſt der Held Aegyptius, von Alter gebückt und reich an Erfahrung, er, deſſen älteſter Sohn Antiphus ſchon mit Odyſſeus vor Troja gezogen war und erſt auf dem Rückwege verunglückte, deſſen zweiter Sohn Eurynomus mit unter den Freiern ſich befand, während die zwei jüngſten Söhne noch des Vaters Geſchäfte zu Hauſe betrieben, ſich in der Volksverſammlung und ſprach: „Seit Odyſſeus fort iſt, ſind wir nicht verſammelt geweſen. Wem iſt denn auf einmal eingefallen, uns zuſammen zu berufen? Iſt es ein älterer Mann, oder ein jüngerer, und welches Bedürfniß treibt ihn? Hörte er etwa Kunde von einem heranziehenden Kriegsheere? Oder hat er einen Antrag zum Beſten des Landes zu machen? Nun, gewiß iſt es ein Biedermann, der alſo gehandelt hat; Jupiter ſegne ihn, was er auch im Herzen vorhaben mag!“

Telemach erfreute ſich des glücklichen Vorzeichens, das in dieſen Worten lag, erhub ſich von ſeinem Stuhle und ſprach, mitten unter die Verſammlung eintretend, nachdem der Herold Piſenor ihm das Scepter gereicht, indem er ſich zuerſt dem greiſen Aegyptius zuwandte: „Edler Greis! der Mann, der euch berufen hat, iſt nicht ferne: ich bins, denn der Kummer und die Sorge bedrängen mich. Erſt habe ich meinen trefflichen Vater, euren Beherrſcher, verloren, und jetzt ſtürzt mein Haus ins Verderben, und alle meine Habe geht in Trümmer! Mit unerwünſchter Bewerbung ſieht ſich meine Mutter Penelope von Freiern umdrängt. Dieſe ſträuben ſich, meinem Vorſchlage ſich zu fügen und bei der Mutter Vater Ikarion um die Tochter zu werben. Nein, von Tag zu Tage wenden ſie ſich an unſer Haus, opfern Rinder zum Mahle, halten bei unſern Schafen und Ziegen Schmaus, und trinken mir den funkelnden Wein ohne Scheu aus dem Keller. Was vermag ich gegen ſo viele? Erkennet doch ſelbſt, ihr Freier, euer Unrecht, habt auch Scheu vor Andern, vor der Nachbarſchaft, bebet endlich vor der Rache der Götter! Wann hat euch mein Vater beleidigt, wann habe ich ſelbſt euch Schaden zugefügt, deſſen Erſatz ihr von mir zu nehmen berechtigt wäret? So aber ladet ihr mir unverdienten Schmerz auf die Seele!“

So ſprach Telemachus, vergoß Thränen dazu und warf zornig ſeinen Scepter auf die Erde. Die Freier ſaßen ſchweigend umher und keiner, auſſer Antinous, dem Sohne des Eupithes, wagte es, ihm ein heftiges Wort auf ſeine Rede zu erwiedern. Dieſer aber erhub ſich und rief laut: „Trotziger Jüngling, welche Schmähung erlaubſt du dich gegen uns? Nicht die Freier haben alles das verſchuldet, ſondern deine eigene Mutter, die ränkevolle! Drei Jahre, und bald das vierte, ſind dahin, und immer noch ſpottet ſie des Wunſches des Achajer. Allen verheißt ſie Gunſt, bald dieſem bald jenem Manne ſendet ſie Botſchaft zu; aber im Herzen denkt ſie ganz anders. Wohl durchſchauen wir ihre Liſt. In ihrer Kammer hat ſie ein großes Gewebe angefangen und zur Verſammlung der Freier hat ſie geſprochen: Ihr Jünglinge, wartet mit der Entſcheidung und der Hochzeit nur ſo lange, bis ich das Leichengewand für meines Gemahles alten Vater Laertes fertig gewirkt habe, daß, wenn er dereinſt ſtirbt, keine Griechin mich tadeln kann, wenn der angeſehene Mann als Leiche nicht feſtlich eingekleidet da läge! Mit dieſem frommen Vorwande gewann ſie unſere Herzen. Nun ſaß ſie auch wirklich den Tag über da, und wirkte an ihrem großen Gewebe, in der Nacht aber beim Kerzenlichte, da trennte ſie heimlich Alles wieder auf, was ſie am Tage gewoben hatte. So entging ſie unſern Aufforderungen drei Jahre lang und täuſchte edle Griechenſöhne. Eine der Dienerinnen, welche ſie Nachts belauſcht hatte, hat uns dieſes hinterbracht, und ſo überraſchten wir ſie ſelbſt, während ſie damit beſchäftigt war, ihr Gewebe zu zertrennen. Darauf nöthigten wir ſie, das Werk zu vollenden. So geben wir dir denn zur Antwort, Telemachus, daß dir allerdings vergönnt ſeyn ſoll, die Mutter hinweg und zu ihrem Vater zu ſenden; aber du ſollſt ihr auch gebieten, ſich Demjenigen zu vermählen, den ihr Vater ausleſen wird, oder den ſie ſich ſelbſt erwählt. Wenn ſie aber die edlen Griechen noch länger verhöhnt, und mit ihrem Truggewebe betrügen will, ſo zehren wir auch noch länger von deinem Gute, und nicht eher weichen wir von deinem Heerde und begeben uns an den unſrigen, als bis deine Mutter einen Gatten gewählt hat."

Darauf antwortete Telemach: „Antinous, mit Zwang kann ich meine Mutter nicht aus dem Hauſe verſtoßen, ſie, die mich geboren und erzogen hat, mag nun mein Vater noch leben oder todt ſeyn. Weder Ikarion, ihr Vater, noch die Götter könnten ein ſolches Verfahren billigen. Nein, wenn ihr ſelbſt noch Gefühl für Recht und Unrecht habt, ſo verlaſſet mein Haus, und beſorget euch eure Gaſtmahle anderswo, oder verzehret wenigſtens eure eigene Habe und laſſet die Bewirthung im Kreiſe herumgehen. Wenn es euch aber behaglicher dünkt, das Erbe eines einzelnen Mannes ohne Wiedererſtattung zu verſchlingen — nun, ſo thut es! Ich aber werde die Ewigen laut anflehen, daß mir Jupiter zur wohlverdienten Bezahlung an euch verhelfe!"

Während Telemach ſo ſprach, ſchickte ihm Jupiter ein Himmelszeichen. Zwei Adler des Gebirges ſchwebten mit ausgebreiteten Schwingen herab aus den Lüften und um einander her: als ſie der Verſammlung über den Häuptern waren, ſchauten ſie drohend herab, und fingen dann an, ſich ſelbſt mit den Klauen Hals und Kopf zu zerkratzen, dann erhoben ſie ſich wieder und ſtürmten rechts hin über Ithaka's Stadt. Dieß deutete der anweſende greiſe Vogelſchauer Halitherſes auf großes Verderben, das den Freiern drohe. Denn noch am Leben ſey Odyſſeus und nahe ſchon, und der Tod ſey allen jenen Männern bereitet. Aber der Freier Eurymachus, des Polybus Sohn, ſpottete des Zeichens und ſagte: „Geh' du nach Hauſe und verkündige deinen eigenen Kindern ihr Geſchick, alberner Greis! Uns wirſt du nicht bethören. Viel Vögel ſtiegen unter den Strahlen der Sonne herum, aber nicht alle bedeuten etwas! Gewiſſer iſt nichts, als daß Odyſſeus in der Ferne ſtarb!“ Uebrigens beharrten die Freier auf ihrem Anſinnen, daß die Mutter Telemachs ſelbſt das Haus verlaſſen, zu ihrem Vater Ikarion ziehen und dort wählen ſolle.

Da drang Telemachus nicht weiter in ſie, ſondern er begehrte vom Volke nur ein ſchnellſegelndes Schiff und zwanzig Ruderer, um zu Pylos und zu Sparta nach dem verſchollenen Vater zu fragen. Lebe der, ſo wollte auch Telemach noch ein Jahr zuſehen; ſey er todt, ſo möge ein anderer die Mutter nehmen. Jetzt erhub ſich Mentor, der Freund und Altersgenoſſe des Odyſſeus, dem dieſer, in den Kampf vor Troja ziehend, die Sorge des Hauſes anvertraut hatte, daß er, unter der Oberaufſicht ſeines Vaters Laertes, Alles in Ordnung erhielte. Dieſer ereiferte ſich zornig gegen die Freier und rief: „Kein Wunder, wenn ein Scepter tragender König Recht und Billigkeit vergäße, ſtets zürnte und grauſam frevelte:

verdienen es die Menſchen doch nicht anders! Wer in dieſem Kreiſe gedenkt jetzt noch des freundlichen väterlichen Herrſchers Odyſſeus? Praſſen doch dieſe Freier ungeſtraft von ſeinem Gute! Und nicht ihnen verdenke ich es, die da im Wahne handeln, als kehre Odyſſeus nicht wieder! Aber dem andern Volke verarg' ichs, das ſtumm daſitzt und zuſchauen mag, und auch nicht mit einem Wörtchen es verſucht, die frevelnden Freier im Zaum zu halten, ſo überlegen es ihnen an Zahl iſt!“

Aber Leokritus, einer der frechſten Freier, ſpottete des Scheltenden und ſprach: „Laß immerhin den Odyſſeus kommen, du alter Schadenfroh; wir wollen ſehen, ob er mit uns fertig wird, wenn er uns bei'm Mahle überraſcht! Und glaubet mir nur, Penelope ſelbſt, ſo ſehr ſie nach ihm zu ſchmachten ſcheint, würde ſeiner Ankunft ſich am wenigſten freuen. Mög' ihn das böſe Verhängniß vertilgen! Nun, laßt uns ſcheiden, ihr Männer! Mögen Mentor und der alte Vogelſchauer Halitherſes die Reiſe des Knaben Telemachus beſchleunigen. Aber, was wollen wir wetten, er ſitzt noch nach Wochen hier unter uns, und erſpäht ſich hier in Ithaka ſelbſt die Botſchaft nach ſeinem Vater. Nimmermehr vollendet er die Reiſe!“

Lärmend trennten ſich die Freier und die ganze Volksverſammlung that, ohne einen Beſchluß gefaßt zu haben, das Gleiche. Jeder ging in ſeine Wohnung, und die Freier lagerten ſich wieder im Palaſte des Odyſſeus.

Telemach bei Neſtor.

Telemach ging hinab ans Meergeſtade, und, die Hände in der Fluth waſchend, rief er zu dem unbekannten Gotte, der Tags zuvor in Menſchengeſtalt bei ihm in ſeiner Wohnung erſchienen war. Da nahete ihm Pallas Athene, dem Freunde ſeines Vaters, Mentor, an Geſtalt und Stimme ähnlich, und ſprach: „Telemach, wenn du hinfort nicht zaghaft und beſinnungslos ſeyn willſt, wenn der Geiſt deines Vaters, des klugen Odyſſeus, nicht ganz von dir gewichen iſt, ſo hoffe ich, daß du deinen Entſchluß ausführeſt! Ich bin der alte Freund deines Vaters, ich will dir für ein ſchnelles Schiff ſorgen, und dich ſelber begleiten!“ Telemach, der nicht anders glaubte, als daß Mentor ſelbſt zu ihm geredet, eilte entſchloſſen nach Hauſe; auf dem Wege begegnete er dem jungen Freier Antinous, der ihm lachend die Hand hinbot und ſprach: „Unbändiger, trotziger Jüngling, zürne nicht länger! Lieber geſchmaust und getrunken mit uns, wie bisher! Laß die Bürger für deine Reiſe ſorgen, und wenn ſie dir Schiff und Mannſchaft gerüſtet haben, dann magſt du meinethalben nach Pylos fahren!“ Aber Telemach erwiederte: „Nein, Antinous, es iſt mir unmöglich, länger ſchweigend mit euch ausſchweifenden Männern am Mahle zu ſitzen! Ich bin kein Knabe mehr; ihr habt es hinfort mit einem muthigen Manne zu thun, mag ich nun gen Pylos fahren, oder auf unſrem Eilande verbleiben! Aber ich will gehen, und nichts ſoll mir die beſchloſſene Fahrt vereiteln!“ So ſprechend, zog er leicht ſeine Hand aus der Hand des Freiers und eilte in die

Vorrathskammer ſeines Vaters hinab, wo Gold und Erz in Haufen lag, koſtbare Gewande im Kaſten ruhten, Krüge voll duftigen Oeles und Fäſſer mit balſamiſchem Weine gefüllt an die Mauer gelehnt umherſtanden. Hier fand er die wachſame Schaffnerin Eurykléa, ſchloß hinter ſich die Pforte riegelfeſt, und ſprach zu ihr: „Mütterchen! Geſchwind ſchöpf' und fülle mir zwölf Henkelkrüge mit Wein und ſpünde ſie wohl mit Deckeln, ſchütte mir auch zwanzig Maaße feingemahlenen Mehls in Schläuche, und rüſte Alles zuſammen auf einen Haufen. Denn vor Nacht noch, wenn die Mutter ſchon im Schlafgemach iſt, komme ich, und hohle Alles ab. Erſt nach zwölf Tagen, oder wenn ſie mich ſelbſt vermißt, darfſt du ihr ſagen, daß ich fort bin, den Vater zu ſuchen!“ Weinend ſchwur ihm dieſes die gute Schaffnerin zu, und that wie er befohlen.

Indeſſen hatte Minerva ſelbſt Telemachs Geſtalt angenommen, Genoſſen für die Reiſe geworben und von einem reichen Bürger, Noëmon, ein Schiff zur Reiſe geborgt. Dann betäubte ſie den Sinn der Freier, daß ihnen die Becher aus den Händen fielen, und ein tiefer Schlummer, wie Berauſchten zu geſchehen pflegt, ſich ihrer bemächtigte. Endlich nahm ſie Mentors Geſtalt wieder an, geſellte ſich zu Telemach, und ermunterte ihn, die Fahrt nicht länger zu verſchieben. Bald ſtanden beide am Meere, fanden dort die Genoſſen, ließen die Zehrung zu Schiffe bringen und beſtiegen das Fahrzeug. Als die Woge ſchon um den Kiel ſchlug und der Wind die Segel ſchwellte, brachten ſie den Göttern ein Trankopfer dar und fuhren bei günſtiger Luft die ganze Nacht pfeilſchnell dahin.

Mit Sonnenaufgang lag Neſtors Stadt Pylos vor den Augen der Schiffenden. Dort brachte gerade das Volk in neun Rotten geſchaart dem Meeresgotte neun ſchwarze Stiere zum Opfer dar; verbrannte ſie dem Gott und ſchmauste von den Ueberbleibſeln. Da landeten die Männer aus Ithaka, und Telemach, von Athene als Mentor geführt und zu keckem Gruße aufgemuntert, eilte unter die Verſammlung des pyliſchen Volkes. Hier ſaß Neſtor mit ſeinen Söhnen: Freunde rüſteten das Mahl, Diener ſteckten das Fleiſch an Spieße und brieten es. Als nun die Pylier Fremdlinge ans Ufer ſteigen und herannahen ſahen, eilten ſie ihnen ſogleich in dichten Haufen entgegen, boten ihnen die Hände zum Gruß, und nöthigten den Telemach und ſeinen Führer zu ſitzen. Insbeſondere ergriff ſie Piſiſtratus, der Sohn Neſtors, beide bei der Hand, nöthigte ſie freundlich am Gaſtmahl Theil zu nehmen, und wies ihnen am Uferſande des Meeres auf dickwolligen Fließen zwiſchen ſeinem Vater Neſtor und ſeinem Bruder Thraſymedes den Ehrenſitz an. Dann legte er ihnen von dem beſten Fleiſche vor, füllte zwei goldene Becher mit Wein, trank ihnen unter Handſchlag zu, und ſprach zu der verſtellten Athene: „Bring dem Poſeidon das Trankopfer mit Gebet, o Fremdling, und laß auch deinen jüngeren Freund alſo thun! Bedürfen doch alle Sterbliche der Götter!“ Athene nahm den Becher, flehte vom Meeresgotte Segen auf Neſtor, ſeine Söhne und alle Pylier herab, und bat um Vollendung deſſen, weßwegen Telemach zu Meere dahergekommen. Dann ſchüttete ſie von dem Trank zu Boden, und hieß ihren jungen Begleiter ein Gleiches thun.

Darauf wandte man ſich zu Trank und Speiſe, und als Hunger und Durſt geſtillt waren, begann der greiſe Neſtor das freundliche Geſpräch, und forſchte nach dem Geſchlecht und der Abſicht der Fremden. Telemach beantwortete ihm Beides, und als er auf ſeinen Vater Odyſſeus reden gekommen war, ſprach er mit Seufzen: „Vergebens ſuchten wir bisher ſein Schickſal zu erkunden. Wir wiſſen nicht, kam er auf dem Feſtlande von Feinden um, oder hat ihn die Brandung des Meeres verſchlungen. Darum flehe ich dich, mir ſeinen traurigen Tod zu verkündigen, magſt du nun Augenzeuge geweſen ſeyn, oder ihn nur von einem Wanderer vernommen haben. Schone mich nicht aus Mitleid, ſondern erzähle mir nur Alles getreulich!“

„Lieber Jüngling,“ antwortete Neſtor, „weil du jener Zeit der Trübſal gedenkſt, ſo höre Alles, wie es ergangen.“ Der Alte holte dann nach Greiſenſitte weit aus, meldete von dem Tode der größten Helden noch unter Iliums Mauern ſelbſt, von dem Hader der beiden Atriden, endlich von ſeiner eigenen Rückfahrt; aber von Odyſſeus wußte er ſo wenig als der fragende Telemach ſelbſt. Dagegen erzählte er ihm weitläufig den Tod Agamemnons zu Mycene und die Rache des Oreſtes. Endlich rieth er ihm nach Sparta zum Fürſten Menelaus zu gehen, der erſt neulich von fern entlegenen Menſchen, an deren Küſte ihn der Sturm verſchleudert, zurückgekehrt ſey. Da dieſer am längſten unter allen Griechenhelden auf der Fahrt geweſen, ſey es auch am eheſten glaublich, daß er irgendwo etwas von dem Geſchicke des Odyſſeus vernommen.

Athene billigte als Mentor den Vorſchlag und erwiederte hierauf: „der Abend iſt unter unſern Geſprächen eingebrochen; erlaube jeßt, o lieber Greis, meinem jungen Freunde, dich in deinen Pallaſt zu begleiten und dort zu ruhen. Ich ſelbſt will nach unſrem Schiffe ſehen, und meine Genoſſen ermuntern, alles Nöthige anzuordnen. Dann will ich mein Nachtlager auch daſelbſt nehmen. Am andern Morgen fahre ich dann zum Volk der Kaukonen, wo ich eine Schuld einzufordern habe. Meinen Freund Telemach aber ſende du ſelbſt" — Neſtor hatte dieß ſo angeboten — „mit deinem Sohne auf einem wohlgezimmerten Wagen, mit deinen leichtfüßigſten Roſſen beſpannt, nach Sparta."

So ſprach Minerva, und ſiehe da, pößlich verwandelte ſie ſich in einen Adler und flog empor zum Himmel. Alle ſahen ihr ſtaunend nach, Neſtor ergriff den Jüngling Telemachus bei der Hand und ſprach: „du darfſt nicht verzagen und nicht troſtlos werden, mein Lieber, da ſchon in deiner Jugend beſchirmende Götter dich begleiten! Denn kein Anderer war dein Genoſſe als Jupiters Tochter, Athene, die auch deinen tapfern Vater vor allen andern Argivern immer beſonders geehrt hat!" Dann richtete der Greis ein frommes Gebet an die Göttin, gelobte ihr ein jähriges Rind am andern Morgen zu opfern, und führte mit Söhnen und Eidamen ſeinen Gaſt zur Nachtruhe nach Pylos in den Königspalaſt. Hier wurde noch einmal ein Trankopfer dargebracht und ein Umtrunk gethan. Alsdann begab ſich ein jeder zur Ruhe. Telemach erhielt ſeine Lagerſtatt in einem zierlichen Bettgeſtelle unter der hohen Halle des Hauſes und neben ihm legte ſich der tapfere Piſiſtratus, Neſtors Sohn, zur Ruhe.

Kaum ſchimmerte die Morgenröthe in den Palaſt, ſo erhob ſich der rüſtige Greis Neſtor vom Lager, trat vor die Schwelle und ſetzte ſich auf die ſchönen weißen Marmorquadern nieder, die als Ruheſitze an den Flügelthoren des Palaſtes angebracht waren, und wo ſchon vor Alters ſein Vater Neleus oft geſeſſen. Um ihn verſammelten ſich ſeine ſechs Söhne und der letzte, Piſiſtratus, brachte auch den Gaſt aus Ithaka mit, der den König Neſtor begrüßte, dann aber die Verſammlung wieder verließ. Nun wurde die Kuh herbeigeholt, die Neſtor als Opfer der Athene gelobt hatte; der Goldſchmied Laerkes wurde gerufen, der die Hörner des Rinds vergolden mußte, die Mägde im Palaſt rüſteten ein Feſtmahl, ſetzten Stühle, brachten Holz und friſches Waſſer herbei. Vom Schiffe herauf kamen Telemachs Freunde. Die Söhne Neſtors führten die Kuh an den vergoldeten Hörnern herbei, ein anderer trug Waſſerbecken und Opfergerſte herbei, der Vierte brachte die Axt, das Opfer zu ſchlachten, ein Fünfter hielt die Schale hin, um das Blut des Thieres aufzufangen. Als das Opferthier den Streich mit der Axt erhalten hatte, ſchlachtete es unter dem Flehen der Gemahlin und der Töchter Neſtors der ſechste Sohn Piſiſtratus. Die beſten Stücke wurden der Göttin verbrannt und dunkler Wein darauf geſchüttet; das übrige ward an Spieße geſteckt und gebraten.

Telemach war bei dem Opfer nicht zugegen geweſen, er hatte ſich entfernt, um ſich von der Reiſe im warmen Bade zu erholen, und trat jetzt in den ſchönen Leibrock gekleidet und in einen prächtigen Mantel gehüllt unter die Verſammelten wieder ein. Nun ſetzte man ſich zum Schmaus und Becher und nach dem fröhlichen

Mahle ſchirrte man die ſchönſten Roſſe vor den Wagen, der den jungen Gaſtfreund nach Sparta bringen ſollte. Die Schaffnerin legte Brod, Wein und andere Speiſen hinein, und Telemach beſtieg den Wagenſitz. Neben ihn ſetzte ſich Piſiſtratus in den Seſſel, faßte die Zügel und ſchwang treibend die Geißel. Die Roſſe flogen dahin; bald lag die Stadt Pylos hinter ihnen und den ganzen Tag ging es im Fluge fort, ohne daß die Thiere zu ruhen begehrten.

Als die Sonne ſich zum Untergang neigte und die Pfade ſchattiger wurden, kamen ſie nach der Stadt Pherä, wo ein edler Griechenheld, Namens Diokles, der Sohn des Orſilochus, hauſte. Dieſer nahm die reiſenden Fürſtenſöhne gaſtlich auf und ſie ruheten in ſeiner Burg die Nacht über. Am andern Morgen fuhren ſie weiter durch üppiges Waizenfeld und endlich mit dem Abendſchatten kamen ſie zu der großen, zwiſchen Bergen gelegenen Stadt Lacedämon oder Sparta.

Telemach zu Sparta.

Freunde und Nachbarn umgaben den Fürſten Menelaus zu Sparta im Pallaſte beim fröhlichen Schmauſe; ein Sänger rührte die Harfe im dichten Gedränge; zwei Gaukler machten luſtige Sprünge im Kreiſe; der Beherrſcher des Landes feierte das doppelte Verlobungsfeſt zweier Kinder, der lieblichen Hermione, Helena's Tochter, die damals dem muthigen Sohne des Achilles, Neoptolemus, als Braut entgegengeſandt werden ſollte, und eines Sohnes von einem Nebenweibe, Megapenthes, den er einer edeln Spartanerin verlobte. Unter dieſem Getümmel hielten am Thore der Königsburg Telemach und Piſiſtratus mit ihrem Wagen, und ein Krieger des Menelaus, der ſie zuerſt erblickte, meldete dem Fürſten die Ankunft der Fremden, und fragte an, ob die Roſſe abgeſpannt, oder die Fremden, wegen der feſtlichen Feier im Hauſe, einer Herberge zur Bewirthung zugewieſen werden ſollten. „Ey, Held Eteoneus,“ antwortete ihm Menelaus ärgerlich, „du warſt doch ſonſt nie ein Thor; heute aber redeſt du wie ein Kind! Wie viele Gaſtfreundſchaft habe ich ſelbſt bei andern Menſchen genoſſen; und ich ſollte um irgend einer Urſache willen Fremdlinge von meinem Heerd abweiſen? Hurtig die Roſſe abgeſpannt, und die Männer zum Gaſtmahl hereingeführt!“ Der Krieger verließ eilends mit vielen Dienern den Saal, und die ſchäumenden Roſſe wurden vom Wagenjoch abgelöst, und vor reichlichen Haber an die Krippe im Stalle geſtellt, auch der Wagen wurde eingethan. Die Gäſte wurden in den herrlichen Pallaſt geführt, und ihnen der Staub des Weges durch ein erquickendes Bad abgewaſchen. Dann wurden ſie dem Könige Menelaus zugeführt und nahmen an ſeiner Seite beim köſtlichen Mahle Platz. Staunend betrachtete ſich Telemach die Pracht des Palaſtes und der Bewirthung und flüſterte ſeinem Freunde ins Ohr: „Sieh nur, Piſiſtratus, das Erz, das rings in dem gewölbten Saale glänzt, das Gold und Silber, das ſchimmernde Elfenbein! Welch unendlicher Schatz! Jupiters Pallaſt auf dem Olymp kann nicht herrlicher ſeyn! Mich erfüllt dieſer Anblick mit

Staunen!“ Telemach hatte nicht ſo leiſe geſprochen, daß Menelaus nicht die letzten Worte vernommen hätte. „Lieben Söhne,“ ſagte er daher lächelnd, „mit Jupiter wetteifre kein Sterblicher! Sein Palaſt iſt unvergänglich, und all ſein Beſitz! Aber das iſt wahr; unter den Menſchen wird ſich nicht leicht einer mit mir im Reichthume meſſen können, habe ich ihn doch auch nach vielen Leiden und Irrfahrten eingethan und brauchte acht Jahre, bis ich wohlbehalten in der Heimath wieder ankam. Auf Cypern, in Phönicien, in Aegypten, Aethiopien, Libyen bin ich geweſen. Das iſt ein Land, ihr Freunde! Dort kommen die Lämmer gleich mit Hörnern auf die Welt; die Schafe werfen dreimal des Jahres, und nie fehlt es dem Herrn und dem Hirten an Fleiſch, Milch und Käſe! Während ich mir in dieſen Landen viel koſtbare Habe ſammelte, hat mir zu Mycene ein Anderer den Bruder erſchlagen, ein Meuchelmörder, durch die Liſt ſeines treuloſen Weibes — ſo daß ich bei all meinem Beſitze doch nicht recht fröhlich herrſchen kann! Doch, das habt ihr wohl Alles ſchon von euren Vätern vernommen, wer ſie auch ſeyn mögen! Und gerne wär' ich mit dem Drittel meines Gutes zufrieden, wenn nur die Männer noch lebten, die vor Troja gefallen ſind; Und doch — keinen von ihnen betraure ich ſo innig, als Einen, der mir Schlaf und Speiſe verleidet, wenn ich ſein gedenke! Denn ſo viel erduldete doch kein anderer Grieche, als Odyſſeus! Und nun weiß ich nicht einmal, ob er lebt oder todt iſt! Vielleicht trauern um ihn längſt ſein alter Vater Laertes, und ſeine züchtige Gemahlin Penelope, und ſein junger Sohn Telemachus, der noch ein Säugling war, als er ihn verließ.“

So ſprach Menelaus und, ohne es zu wollen, machte er dem Telemach das Herz ſo weichmüthig, daß ihm die Thränen von den Wimpern herabrollten, und er den Purpurmantel mit beiden Händen feſt vor die Augen drücken mußte. Dem Könige Sparta's blieb dieß nicht verborgen und er erkannte in dem Jüngling alsbald den Sohn des Odyſſeus.

Indeſſen wandelte auch die Fürſtin Helena aus ihrem duftenden Frauengemache hervor, einer Göttin an Schönheit gleich; ſie umringten anmuthige Dienerinnen: die eine ſtellte ihr den Seſſel hin; eine andere breitete den wollenen Teppich unter; die dritte brachte ihr einen ſilbernen Korb, das Gaſtgeſchenk der Königin von Theben in Aegypten; er war mit geſponnenem Garne gefüllt, und die volle Spindel lag darüber. So ſetzte ſich die Königin auf den Seſſel, ſtellte die Füße auf den Schemel, und begann ihren Gemahl neugierig nach dem Geſchlechte der neuangekommenen Männer zu fragen. „Sah ich doch auf der Welt noch keinen Menſchen, der dem hochgeſinnten Odyſſeus ſo ähnlich wäre, wie der Eine der Jünglinge hier!" So ſprach ſie leiſe zu ihrem Gemahl, und dieſer antwortete ihr: „Auch mir, o Frau, kommt es ſo vor. Füße, Hände, Blicke der Augen, Haupt- und Scheitelhaare, Alles iſt daſſelbe an Beiden! Auch tropften dem Jüngling bittere Zähren von den Wimpern, als ich vorhin unſerer Noth und des Odyſſeus gedachte!"

Piſiſtratus, Telemachs Begleiter, vernahm dieſe Reden und ſagte laut: „Du redeſt recht, König Menelaus, dieſer iſt des Odyſſeus Sohn, Telemachus; er aber iſt zu beſcheiden, dreiſt mit dir zu ſprechen. Ihn hat mit mir Neſtor, mein Vater, geſandt, denn er hofft von dir Nachricht von ſeinem Vater zu erhalten.“ — „Ihr Götter,“ rief nun Menelaus aus, „ſo iſt wirklich der Sohn des geliebteſten Mannes mein Gaſt, des Mannes, dem ich ſelbſt ſo gerne alle Liebe erwieſen hätte, wenn er auf der Heimkehr in meinem Hauſe einſpräche!“

Als nun der König fortfuhr ſo ſehnlich von ſeinem alten Freunde zu reden, da mußten alle weinen, Helena und Telemach und Menelaus ſelbſt, und auch Neſtors Sohn weinte, denn er mußte an ſeinen Bruder Antilochus denken, der vor Troja, ſeinen Vater rettend, gefallen war.

Endlich bedachten ſie, daß es fruchtlos und nicht heilſam ſey, dem Gram beim Abendſchmauſe nachzuhängen, und wollten, nachdem die Diener ihnen mit Waſſer die Hände beſprengt, alle zur Nachtruhe aufbrechen. Helena aber, die als Jupiters Tochter in allerlei Wunderkünſten erfahren war, warf noch vorher ſchnell in den letzten Becher Weins, den ſie tranken, ein Mittel, das allen Kummer und die Erinnerung an alle Leiden aus der Seele vertilgte. Wenn ein Menſch von dieſer Miſchung trank, ſo benetzte ihm den ganzen Tag über keine Thräne die Wangen, und wären ihm Vater und Mutter geſtorben, wären ihm Sohn oder Bruder vor ſeinen Augen vom Schwert des Feindes durchbohrt worden. Da wurden ſie alle fröhlich und ſprachen noch lange in die Nacht hinein. Endlich wurde den Gäſten ihr Bett von prächtigen Purpurpolſtern und Teppichdecken unter der Halle bereitet; Menelaus und Helena aber begaben ſich in das Innere des Pallaſtes.

Am andern Morgen fragte der Fürſt ſeine Gaſtfreunde über die Abſicht ihrer Reiſe weiter aus, und vernahm, wie es zu Ithaka, im Hauſe ſeines Freundes Odyſſeus, ſtehe. Als er hörte, wie ſich die Freier dort gebärdeten, rief er entrüſtet aus: „Ha, die Elenden, die im Lager des gewaltigen Mannes zu ruhen gedenken! Wie der Löwe zurückkommt, dem eine Hindin ihre Jungen ins Neſt gelegt hat, während er im grünen Thale weidet, wird Odyſſeus kommen und ihnen ein Ende voll Entſetzen bereiten! denn wiſſe, was mir in Aegypten der Meeresgott Proteus von ihm geweiſſagt hat, als er, in mancherlei Geſtalten verwandelt, endlich von mir gebunden und gezwungen ward, die Schickſale der heimkehrenden Griechenhelden mir kund zu thun. „„Den Odyſſeus,““ ſprach der Gott, „„ſah ich im Geiſt auf einer einſamen Inſel Thränen der Sehnſucht vergießen. Dort hält ihn die Nymphe Kalypſo mit Gewalt zurück, und ihm gebricht's an Schiffen und Ruderern um in die Heimath zurückzukehren.““ Nun weißeſt du Alles, lieber Jüngling, was ich dir über deinen Vater zu berichten vermag. Bleib nun noch ein eilf oder zwölf Tage bei uns, dann will ich dich mit köſtlichen Geſchenken entlaſſen.“

Aber Telemach dankte und ließ ſich nicht zurückhalten. Nun ſchenkte ihm Menelaus einen ſilbernen Miſchkrug mit goldenem Rande von unvergleichlich ſchöner Arbeit, ein Werk des kunſtreichen Gottes Hephäſtus ſelbſt, und ein köſtliches Frühmahl von Ziegen und Schafen wurde dem Abſchied nehmenden Gaſtfreunde bereitet.

Verſchwörung der Freier.

Während dieß in Pylos und in Sparta vorging, freuten ſich auf der Inſel Ithaka die Freier von Tag zu Tag im Palaſte des Odyſſeus, wie zuvor, und ergötzten ſich mit Scheibenſchießen, Speerwürfen und anderen Spielen. Einſt, als nur Antinous und Eurymachus, die vornehmſten und ſchmuckſten unter ihnen, ſeitwärts vom Spiele ſaßen, trat zu dieſen Noëmon, der Sohn des Phronios, und ſprach zu ihnen: „Können wir etwa vermuthen, ihr Freier, wann Telemachus von Pylos zurückkehrt? das Schiff, auf dem er fährt, habe ich ihm geliehen, und jetzt brauche ich es ſelbſt, um damit nach Elis zu ſegeln, wo ich mir aus meinem Stutengarten gern ein Roß holte, um es zu zähmen und zuzurichten.“

Die beiden anderen ſtaunten. Sie hatten gar nichts von der Abfahrt des Jünglings gewußt, ſondern gemeint, er habe ſich auf ſeine Beſitzungen im Lande, auf ſeine Ziegenweiden, und zu ſeinen Schweineheerden begeben. Sie meinten er habe Noëmons Schiff mit Gewalt genommen und fuhren zornig auf. Dieſer aber beſänftigte ſie und ſprach:

„Ich ſelbſt habe es ihm willig gegeben. Wer hätte auch einem bekümmerten Mann es verſagen können? das wäre gar zu hart geweſen! Zudem folgten ihm die edelſten Jünglinge, und als Führer trat Mentor mit ihm ins Schiff — oder war es vielleicht ein Gott, der deſſen Geſtalt angenommen; denn ich meine den Helden noch am geſtrigen Morgen hier geſehen zu haben!“ So ſprach

Noëmon, verließ die Freier und ging zurück in ſeines Vaters Haus. Dieſe aber wurden beſtürzt und unmuthig bei der unerwarteten Nachricht. Sie ſtanden von ihren Sitzen auf und traten mitten unter die Andern, die eben, vom Kampfſpiele ruhend, im Kreiſe gelagert ſaßen. Zürnend vor Aerger ſtellte ſich Antinous unter ſie und ſprach mit funkelnden Augen: „Dieſer Telemach hat ein großes Werk unternommen, trotzig iſt er auf die Fahrt gegangen, an die wir nimmermehr glauben wollten! Möge ihn Jupiter vertilgen, ehe er uns Schaden zufügt! Drum, wenn ihr mir einen Schnellſegler und zwanzig Ruderer ſchaffen wollt, ihr Freunde, ſo laure ich ihm auf der Meerſtraße, die Ithaka von Samos trennt, und ſeine Entdeckungsreiſe ſoll mit Schrecken endigen!“ Alle riefen dem Sprecher Beifall zu, und verſprachen ihm Alles zu verſchaffen, was er bedürfte. Dann brachen die Freier auf und zogen ſich von Spiel und Rath in den Palaſt zurück.

Aber ihre Berathſchlagung war nicht unbelauſcht geblieben. Medon, der Herold, der im Herzen den ſchändlichen Freiern längſt abhold war, obgleich er in ihren Dienſten ſtand, der auſſerhalb des Hofes, doch nahe genug geſtanden, hatte jedes Wörtchen gehört, das Antinous ſprach. Er eilte nach den Gemächern Penelope's und erzählte ſeiner Herrin Alles, was er vernommen. Herz und Knie erbebten der Fürſtin, als ſie die böſe Kunde gehört, und lange blieb ſie ſprachlos; der Athem ſtockte ihr, und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. Spät erſt begann ſie: „Herold! Warum reiſet aber auch mein Sohn? Iſt ihm nicht genug, daß ſein Vater untergegangen iſt? Soll der Name unſeres Hauſes ganz von der Erde vertilgt werden?“ Und da Medon ihr keinen Aufſchluß zu geben vermochte, ſank ſie weinend an der Schwelle ihres Gemaches nieder und rings um ſchluchzten die Mägde mit ihr. „Warum iſt er auch auf die Fahrt gegangen, ohne es mir zu ſagen! Gewiß hätte ich ihn auf beſſere Gedanken gebracht! Rufe mir doch eine den alten Knecht des Hauſes, Dolios, daß er gehe und dem greiſen Laertes dieß Alles melde! Vielleicht daß der alte Mann einen Rath in ſeinem erfahrenen Herzen findet!“ Da that Euryklea, die alte Schaffnerin, ihren Mund auf und ſprach: „Und wenn du mich tödteſt, Herrin! ich will dirs nicht verhehlen. Ich ſelbſt habe um Alles gewußt; ich reichte ihm, was er begehrte; aber ich mußte ihm einen Eidſchwur thun, vor dem zwölften Tage, oder ehe du ihn ſelbſt vermißteſt, nichts von ſeiner Reiſe zu melden. Jetzt aber rathe ich dir, dich gebadet und geſchmückt auf den Söller mit deinen Dienerinnen zu begeben, und Athene, Jupiters Tochter, um ihren göttlichen Schutz für deinen Sohn anzuflehen.“

Penelope gehorchte dem Rathe der Greiſin, und legte ſich nach dem feierlichen Gebet ungegeſſen und kummervoll ſchlafen. Da ſandte ihr Athene im Traum das Gebilde ihrer Schweſter Iphthime, die Gemahlin des Helden Eumelos, die ihr Troſt einſprach und die Wiederkehr ihres Sohnes verkündigte. „Sey getroſt,“ ſprach ſie, „deinen Sohn begleitet eine Führerin, um die ihn andere Männer beneiden dürften. Pallas Athene ſelbſt iſt an ſeiner Seite; ſie wird ihn gegen die Freier ſchirmen; ſie hat auch mich dir zugeſandt.“ So redete die Geſtalt und verſchwand an der verſchloſſenen Thüre. Penelope erwachte aus dem Schlummer voll Freudigkeit und Muth. Sie baute auf den Wahrheit verkündenden Morgentraum.

Inzwiſchen hatten die Freier ungehindert ihr Schiff gerüſtet und Antinous hatte es mit zwanzig tapferen Ruderern beſtiegen. Mitten in der Meerſtraße, welche die Inſeln Ithaka und Same trennt, lag ein Felſeneiland voll ſchroffer Klippen. Auf dieſes ſteuerten ſie los und legten ſich dort in einen lauernden Hinterhalt.

Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo, und ſcheitert im Sturm.

Jupiters Bote, Merkur, ſchwang ſich aus dem Aether in's Meer, eilte wie eine Möwe durch die Wogen, und kam, wie in der Götterverſammlung beſchloſſen worden war, auf Ogygia, der Inſel Kalypſo's, an. Auch fand er die ſchöngelockte Nymphe wirklich zu Hauſe. Auf dem Heerd brannte eine lodernde Flamme, und der Dunſt des geſpaltenen, brennenden Zedernholzes wallte würzig über das Eiland hin. Kalypſo aber ſang mit klangreicher Stimme in der Kammer und wirkte dazu mit goldener Spule ein herrliches Gewebe. Die Grotte, in welcher ihre Gemächer waren, beſchattete ein grünender Hayn mit Erlen, Pappeln und Cypreſſen, in welchen bunte Vögel niſteten, Habichte, Eulen und Krähen. Auch ein Weinſtock breitete ſich über das Felſengewölbe aus, voll reifender Trauben, die aus dichtem Laube hervorblickten. Vier Quellen entſprangen in der Nähe und ſchlängelten ſich nachbarlich dahin und dorthin; von ihnen bewäſſert grünten ſchwellende Wieſen mit Veilchen, Eppich und andern Kräutern und Blumen durchſäet.

Der Götterbote bewunderte die liebliche Lage der Nymphenwohnung, dann wandelte er in die geräumige Kluft. Kalypſo erblickte den Nahenden und erkannte ihn auch alsbald: denn ſo ferne ſie auch von einander wohnen mögen, ſo ſind ſich doch die ewigen Götter von Geſtalt nicht unbekannt. Den Odyſſeus fand jedoch Merkur nicht zu Hauſe. Er ſaß, wie er gewohnt war, jammernd am Geſtade, und ſchaute mit Thränen in den Augen auf das öde Meer ſehnſüchtig hinaus.

Als Kalypſo die Botſchaft des Gottes vernahm, den ſie voll Herzlichkeit empfangen hatte, ſtutzte ſie und ſprach endlich: „O ihr grauſamen, eiferſüchtigen Götter! duldet ihrs denn gar nicht, daß eine Unſterbliche ſich einen Sterblichen zum lieben Gemahl erkieſe? Verarget ihr mir den Umgang mit dem Manne, den ich vom Tode gerettet habe, als er, an den geborſtenen Kiel ſeines Schiffes ſich ſchmiegend, an meine Küſte geſchleudert ward? Alle ſeine tapfern Freunde waren in den Abgrund verſunken; ſein Schiff hatte der Blitz getroffen; einſam ſchwamm er auf den Trümmern einher. Ich empfing den armen Schiffbrüchigen freundlich, ſtärkte ihn mit Nahrung, ja ich verhieß ihm zuletzt, ihm Unſterblichkeit und ewige Jugend zu verleihen. Doch weil gegen Jupiters Rath keine Ausflucht etwas vermag — ſo mag er denn wieder hinaus fahren auf das unendliche Meer. Nur muthet mir nicht zu, daß ich ihn ſelbſt fortſchicke; fehlt es doch meinen Schiffen an Bemannung und an Rudergeräthe! Doch ſoll es ihm an meinem guten Rathe nicht fehlen, daß er ganz unverſehrt das Ufer ſeines Heimathlandes erreiche."

Hermes (Merkur) war mit dieſer Antwort wohl zufrieden und enteilte wieder zum Olymp. Kalypſo ging ſelbſt an den Meeresſtrand, wo der trauernde Odyſſeus ſaß, trat nahe zu ihm hinan und ſprach: „Armer Freund, dein Leben darf dir nicht fürder in Schwermuth dahinſchwinden. Ich entlaſſe dich. Auf, mächtige Balken gehauen, mit Erz zum Floß gefügt, und mit hohen Brettern umſäumt! Allerlei Labſal, Waſſer, Wein und Speiſe lege ich dir ſelbſt hinein, verſehe dich mit Gewanden, ſende günſtigen Wind vom Lande; mögen dich die Götter glücklich in die Heimath geleiten!"

Mißtrauiſch blickte Odyſſeus die Göttin an und ſprach: „Gewiß, du ſinneſt auf etwas ganz anderes, ſchöne Nymphe! Nimmermehr beſteige ich einen Floß, wenn du mir nicht den großen Göttereid ſchwöreſt, daß du mir nicht irgend ein Uebel zum Schaden ausgedacht haſt!" Aber Kalypſo lächelte, und, ſanft mit der Hand ihn ſtreichelnd, antwortete ſie: „Aengſtige dich nicht mit ſolchen eiteln Gedanken! Die Erde, der Himmel und der Styx ſeyen meine Zeugen, daß ich nichts Böſes mit dir vorhabe! Ich rathe dir das, was ich mir ſelbſt in der Noth ausdenken würde!" Mit dieſen Worten ging ſie voran, Odyſſeus folgte, und in der Grotte nahm ſie noch den zärtlichſten Abſchied von ihm.

Bald war der Floß gezimmert, und am fünften Tage ſchwoll das Segel des Odyſſeus im Winde. Er ſelbſt ſaß am Ruder und ſteuerte kunſterfahren durch die Fluth. Kein Schlaf kam ihm über die Augen, beſtändig blickte er nach den Himmelsgeſtirnen und richtete ſich nach den Zeichen, die ihm Kalypſo beim Scheiden angegeben hatte. So fuhr er ſiebzehn Tage durch das Meer. Am achtzehnten erſchienen ihm endlich die dunklen Gebirge des phäakiſchen Landes, das ſich ihm entgegenſtreckte, und trübe dalag, wie ein Schild im dunkeln Meere. Jetzt aber ward ihn Poſeidon gewahr, der eben von den Aethiopen heimkehrte und über die Berge der Solymer hinſchritt. Er hatte der letzten Rathsverſammlung der Götter nicht beigewohnt, und merkte, daß dieſe ſeine Entfernung benutzt hatten, den Odyſſeus aus der Schlinge zu ziehen. „Nun," ſprach er bei ſich ſelbſt, „er ſoll mir doch noch Jammers genug erfahren!" Und jetzt verſammelte er die Wolken, regte das Meer mit dem Dreizack auf, und rief die Orkane zum Kampfe mit einander herbei, ſo daß Meer und Erde ganz in Dunkel gehüllt wurden. Alle Winde pfiffen um den Floß des Odyſſeus her, daß dieſem Herz und Kniee zitterten, und er zu jammern anfing, daß er den Tod nicht von den Speeren der Trojaner gefunden. Als er noch ſo ſeufzte, rauſchte eine Welle von oben herab, und der Floß gerieth in einen Wirbel: er ſelbſt taumelte weit von dem erſchütterten Fahrzeug, das Ruder fuhr ihm aus der Hand, der Floß war in Stücke gegangen; Maſtbaum und Segelſtangen trieben da und dort über das tobende Meer hin. Odyſſeus aber war in die Brandung untergetaucht, und das naſſe Gewand zog ihn immer tiefer hinab. Endlich kam er wieder empor, ſpie das Salzwaſſer, das er geſchluckt hatte, aus, und ſchwamm den Trümmern des Floſſes nach, deren größtes Stück er endlich auch glücklich erreichte und ſich mitten darauf niederließ. Wie er nun auf dem zerriſſenen Floſſe dahintrieb, gleich einer Diſtel im Winde, da erblickte ihn die Meeresgöttin Leukothea, und es erbarmte ſie des armen Dulders. Wie ein Waſſerhuhn flog ſie aus dem Strudel empor, ſetzte ſich auf das Gebälk und ſprach zu ihm: „Laß dir rathen, Odyſſeus! Zieh dein Gewand aus, überlaß den Floß dem Sturm; ſchnell, umgürte dich hier mit meinem Schleier unter der Bruſt, und dann — verachte ſchwimmend alle Schrecken des Meers!“ Odyſſeus nahm den Schleier; die Göttin verſchwand, und, obgleich er der Erſcheinung mißtraute, ſo gehorchte er dem Rathe doch. Während Neptun ihm die wildeſte Woge ſandte, daß das Bruchſtück des Floſſes ganz auseinanderging, ſetzte er ſich, wie ein Reiter, auf einen einzelnen Balken, zog das lange beſchwerende Gewand, das Kalypſo ihm geſchenkt hatte, aus, und ſprang mit dem Schleier umgürtet in die Fluth.

Poſeidon ſchüttelte ernſthaft das Haupt, als er den entſchloſſenen Mann den Sprung wagen ſah und ſprach: „So irre denn durch die Meeresfluth, von Jammer umringt! Gewiß, du ſollſt das Elend noch ſatt kriegen!“ Mit dieſen Worten verließ der Gott die See und zog ſich nach ſeinem Palaſte zurück. Odyſſeus wogte nun noch zwei Tage und Nächte auf der See umher; da erblickte er endlich ein waldiges Ufer, wo die Brandung an Klippen donnerte, und eine hochſchwellende Woge trug ihn, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte, von ſelbſt dem Geſtade entgegen. Mit beiden Händen umfaßte er eine Klippe; aber, ſiehe da — eine Woge kam und ſchleuderte ihn wieder ins Meer zurück. Er ſuchte ſein Heil nun wieder im Schwimmen und fand endlich ein bequemes, ſeichtes Ufer und eine ſichere Bucht, wo ein kleiner

Fluß ſich ins Meer ergoß. Hier flehte er zum Gotte dieſes Stromes, der ihn hörte, das Waſſer beſänftigte und ihm möglich machte, ſchwimmend das Land zu erreichen. Ohne Stimme und Athem ſank er auf den Boden, aus Mund und Naſe ſtrömte ihm das Meerwaſſer, und, erſtarrt von der fürchterlichen Anſtrengung, ſank er in eine Ohnmacht. Als er wieder aufzuathmen anfing und das Bewußtſeyn ihm zurückkehrte, löste er ſich den Schleier der Göttin Leukothea dankbar ab und warf ihn in die Wellen zurück, daß ihn die Geberin wieder erfaſſen konnte; dann warf er ſich unter die Binſen nieder und küßte die wiedergewonnene Erde. Den nackten Mann fror und die Nachtluft wehte ſchneidend von Morgen her. Er beſchloß den Hügel hinanzugehen, und ſich in die nahe Waldung zu bergen. Hier fand er ein Lager unter zwei verſchlungenen dichten Olivenbäumen, einem wilden und einem zahmen, die ſo dick belaubt waren, daß kein Wind, kein Regen und kein Sonnenſtrahl ſie je durchdrang. Dort häufte ſich Odyſſeus von der Menge gefallener Baumblätter ein Lager, legte ſich mitten hinein, und deckte ſich wieder mit Blättern zu. Ein erquickender Schlaf ergoß ſich bald über ſeine Augenlieder und ließ ihn alles überſtandene und bevorſtehende Leid vergeſſen.

Nauſikaa.

Während Odyſſeus von Anſtrengung und Schlaf überwältigt im Walde lag, war ſeine Beſchützerin Athene liebreich für ihn bedacht. Sie eilte in das Gebiet der Phäaken, auf dem er angekommen war, welche die Inſel Scheria bewohnten und hier eine wohlgebaute Stadt gegründet hatten. Dort herrſchte ein weiſer König, mit Namen Alcinous, und in ſeinen Palaſt begab ſich die Göttin. Sie ſuchte hier das Schlafgemach Nauſikaa's auf, der jungfräulichen Tochter des Königes, die an Schönheit und Anmuth einer Unſterblichen ähnlich war. Dieſe ſchlief, von zwei Mägden, die ihre Bettſtellen an der Pforte hatten, bewacht, in einer hohen, lichten Kammer. Athene nahte ſich dem Lager der Jungfrau leiſe, wie ein Lüftchen, trat ihr zu Häupten, und in eine Geſpielin verwandelt, ſprach ſie zu ihr im Traume: „Ei du träges Mädchen, wie wird dich doch die Mutter ſchelten! Haſt du auch gar nicht für deine ſchönen Gewande geſorgt, die ungewaſchen im Schranke liegen! Wenn nun einmal deine Vermählung herankommt und du etwas Schönes für dich ſelbſt brauchſt, und für die Jünglinge, die deine Brautführer ſeyn werden! Wie ſoll es dann werden? Schmucke Kleider empfehlen jedermann, und auch deine lieben Eltern haben an nichts eine größere Freude! Auf, erhebe dich mit der Morgenröthe, ſie zu waſchen: ich will dich begleiten und dir helfen, damit du geſchwinder fertig wirſt. Du bleibſt doch nicht lange mehr unvermählt; werben doch ſchon lange die Edelſten unter dem Volke um die ſchöne Königstochter!"

Der Traum verließ das Mädchen; eilig erhob ſie ſich vom Lager, und ſuchte die Eltern in ihrer Kammer auf. Dieſe waren bereits aufgeſtanden; die Mutter ſaß am Heerde mit Dienerinnen und ſpann purpurne Seide, der König aber begegnete ihr unter der Pforte; er hatte ſchon einen Rath der angeſehenſten Phäaken beſtellt, und wollte ſich eben in denſelben verfügen. Da faßte ihn die ihm entgegenkommende Tochter bei der Hand und ſprach ſchmeichelnd: „Väterchen, willſt du mir nicht einen Laſtwagen anſpannen laſſen, damit ich meine koſtbaren Gewande zur Wäſche nach dem Fluſſe führen kann. Sie liegen mir ſo ſchmutzig umher. Auch dir ziemt es, in reinen Kleidern im Rathe dazuſitzen! So wollen auch deine fünf Söhne, von welchen drei noch unvermählt ſind, beſtändig in friſchgewaſchener Kleidung umhergehen, und fein ſchmuck beim Reigentanz erſcheinen. Und am Ende liegt doch Alles auf mir!“

So ſprach die Jungfrau; daß ſie aber an die eigene Vermählung dabei denke, das mochte die Blöde ſich und dem Vater nicht geſtehen. Dieſer aber merkte es doch, und ſprach: „Geh, mein Kind, ein geräumiger Korbwagen und Maulthiere ſollen dir nicht verſagt ſeyn; befiehl den Knechten nur anzuſpannen!“ Nun trug die Jungfrau die feinen Gewande aus der Kammer und belud den Wagen; die Mutter fügte Wein in einem Schlauche, Brod und Gemüſe hinzu, und als ſich Nauſikaa in den Wagenſitz geſchwungen, gab ſie ihr noch die Oelflaſche mit, ſich zugleich mit den dienenden Jungfrauen zu baden und zu ſalben. Die Jungfrau war eine geſchickte Wagenlenkerin, ſie ergriff ſelbſt Zaum und Geißel und lenkte die Thiere mit den Dienerinnen dem anmuthigen Ufer des Fluſſes zu. Hier lößten ſie das Geſpann, ließen die Maulthiere im üppigen Graſe weiden und trugen die Gewande am Waſchplatz in die geräumigen Behälter, die zu dieſem Behufe gegraben waren. Dann wurde von den emſigen Mädchen die Wäſche mit den Füßen geſtampft, gewaſchen und gewalkt, und endlich wurden alle Kleider der Ordnung nach am Meeresufer beten. Alsdann erfriſchten ſich die Mädchen ſelbſt im Bade und nachdem ſie ſich mit duftigem Oele geſalbt, verzehrten ſie das mitgebrachte Mahl fröhlich am grünen Ufer und harrten, bis ihre Wäſche an den Sonnenſtrahlen getrocknet wäre.

Nach dem Frühſtücke erluſtigten ſich die Jungfrauen mit Tanz und Ballſpiel auf der Wieſe, nachdem ſie ihre Schleier und was von Kleidern ſie hindern konnte, abgelegt. Nauſikaa ſelbſt ſtimmte zuerſt den Geſang dazu an, an hohem Haupt und edlem Angeſichte vor allen den reizenden Mädchen hervorragend. Die Jungfrauen thaten ihr alle nach, und ihre Fröhlichkeit war groß. Wie nun die Königstochter einmal den Ball nach einer Geſpielin warf, da lenkte ihn die unſichtbar gegenwärtige Göttin Athene ſo, daß er in die Tiefe des Flußſtrudels fallen mußte, und das Mädchen verfehlte. Darüber kreiſchten die Spielenden alle auf, und Odyſſeus, deſſen Lager in der Nähe unter den Olivenbäumen war, erwachte. Horchend richtete er ſich auf und ſprach zu ſich ſelber: „In welcher Menſchen Gebiet bin ich gekommen? Bin ich unter wilde Räuberhorden gerathen? Doch deucht mir, ich hörte luſtige Mädchenſtimmen, wie von Berg- oder Quellennymphen! Da bin ich doch wohl in der Nähe von geſitteten Menſchenkindern!“

So ſprach er zu ſich, und indem er mit der nervichten Rechten aus dem verwachſenen Gehölz einen dichtbelaubten Zweig abbrach und ſeine Blöße damit bedeckte, tauchte er aus dem Dickicht hervor, und, von der Noth gedrängt, erſchien er wie ein wilder Berglöwe unter den zarten Jungfrauen. Er war von dem Meeres-

Seeungeheuer zu ſehen und flüchteten ſich, die einen da, die andern dorthin, auf die hohen waldigen Anhöhen des Geſtades. Nur die Tochter des Alcinous blieb ſtehen; Athene hatte ihr Muth ins Herz eingeflößt, und ſie ſtand gegen den Fremdling gekehrt. Odyſſeus beſann ſich, ob er die Knie der Jungfrau umfaſſen, oder aus ehrerbietiger Ferne ſie anflehen ſollte, ihm ein Kleid zu ſchenken und den Weg nach Menſchenwohnungen zu zeigen. Er hielt das Letztere für ziemlicher und rief ihr daher von Weitem zu: „Seyeſt du eine Göttin oder eine Jungfrau, ſchutzflehend nahe ich mich dir! Biſt du eine Göttin, ſo achte ich dich Dianen gleich an Geſtalt und Schönheit; biſt du eine Sterbliche, ſo preiſe ich deine Eltern und deine Brüder ſelig! Das Herz muß ihnen im Leibe beben über deine Schönheit, wenn ſie ſehen, wie ſolch ein herrlich Geſchöpf zum Reigentanz einherſchreitet. Und wie hochbeglückt iſt der, der dich als Braut nach Hauſe führt! Mich aber ſieh du gnädig an, denn ich bin in unausſprechlichen Jammer geſtürzt. Geſtern ſind es zwanzig Tage, daß ich von der Inſel Ogygia abgefahren bin; vom Sturm ergriffen wurde ich auf dem Meer umhergeworfen, und endlich als Schiffbrüchiger an dieſe Küſte geſchleudert, die ich nicht kenne, wo mich Niemand kennt! Erbarme dich mein; gieb mir eine Bedeckung für meinen Leib, zeige mir die Stadt, wo du wohneſt. Mögen dir die Götter dafür geben, was dein Herz begehrt, einen Gatten, ein Haus, und Frieden und Eintracht dazu!“

Nauſikaa erwiederte auf dieſe Anrede: „Fremdling, du ſcheinſt mir kein ſchlechter und kein thörichter Mann det haſt, ſoll es dir weder an Kleidung noch an ſonſt etwas mangeln, was der Schutzflehende erwarten kann. Ich will dir auch die Stadt zeigen, und den Namen unſeres Volkes ſagen. Phäaken ſind es, die dieſe Felder und dieſes Reich bewohnen; ich ſelbſt bin die Tochter des hohen Königes Alcinous.“ So ſprach ſie und rief die dienenden Mädchen, indem ſie ihnen Muth einflößte und wegen des Fremdlings ſie zu beruhigen ſuchte. Die Mägde aber ſtanden und ermahnten eine die andere, hinzuzutreten. Endlich gehorchten ſie der Fürſtin, und nachdem ſich Odyſſeus an einem verſteckten Orte des Ufers gebadet, legten ſie ihm Mantel und Leibrock, die ſie aus den Gewanden hervorſuchten, zur Bedeckung in das Gebüſch. Als der Held ſich den Schmutz vom Leibe gewaſchen und ſich geſalbt hatte, zog er die Kleider an, die ihm die Fürſtentochter geſchenkt hatte und die ihm wohl zu Leibe ſaßen. Dazu machte ſeine Beſchützerin Athene, daß er ſchöner und völliger von Geſtalt anzuſchauen war; von dem Scheitel goß ſie ihm ſchön geringeltes Haar, und Haupt und Schultern glänzten von Anmuth. So in Schönheit ſtrahlend trat er aus dem Ufergebüſche und ſetzte ſich ſeitwärts von den Jungfrauen.

Nauſikaa betrachtete die herrliche Geſtalt mit Staunen und begann zu ihren Begleiterinnen: „Dieſen Mann verfolgen gewiß nicht alle Götter. Einer von ihnen muß mit ihm ſeyn und hat ihn jetzt in das Land der Phäaken gebracht. Wie unanſehnlich erſchien er anfangs, als wir ihn zuerſt erblickten, und jetzt wahrhaftig gleicht er den Bewohnern des Himmels ſelbſt! Wohnte doch ein ſolcher Mann unter unſerem Volke und wäre ein ſolcher erlitten! Aber auf, ihr Mädchen, ſtärket mir den Fremdling auch mit Trank und Speiſe!“ Dieß geſchah, Odyſſeus aß und trank und labte ſich an der lang entbehrten Nahrung.

Hierauf wurde der Wagen mit den gewaſchenen und getrockneten Gewanden wieder bedeckt, die Maulthiere vorgeſpannt und Nauſikaa nahm auf dem Wagenſitz ihren Platz ein. Den Fremdling aber hieß ſie zu Fuße mit den Dienerinnen hinter dem Wagen folgen. „Dieß thue,“ ſprach ſie freundlich zu ihm, „ſo lang es durch Wieſen und Aecker geht; bald aber wirſt du die Stadt gewahr werden; eine hohe Mauer umſchließt ſie, ihre beiden Seiten — denn ſie liegt ganz am Meere — ſchließt ein trefflicher Hafen mit ſchmalem Zugange ein. Dort iſt auch ihr Marktplatz und ein herrlicher Tempel des Meeresgottes Poſeidon, wo Seile, Segeltücher, Ruder und andere Schiffgeräthe bereitet und verkauft werden. Denn mit Köcher und Bogen machen ſich unſere Phäaken nicht viel zu ſchaffen, aber tüchtige Seeleute, das ſind ſie! Wenn wir nun in der Nähe der Stadt ſind, dann, guter Fremdling, vermeide ich gerne das loſe Geſchwätz der Leute, denn dieſes Volk iſt übermüthig; da könnte wohl ein Bauer, der uns begegnet, ſagen: Was folgt doch der Nauſikaa für ein ſchöner, großer Fremdling? Wo fand ſie doch den auf? Er wird ſicherlich ihr Gemahl! Das wäre mir ein herber Schimpf. Gefiele es mir doch an einer Freundin nicht, wenn ſie ſich, ohne Wiſſen der Eltern, zu einem Fremden geſellte, vor der öffentlichen Vermählung! Drum, wenn du an ein Pappelgehölz kommſt, das der Athene heilig iſt, und aus dem ein Quell entſpringt, der ſich durch die Wieſe dort verweile ein wenig; nur ſo lange, bis du annehmen kannſt, daß wir in der Stadt angekommen ſind; dann folg' uns nach, du wirſt den herrlichen Palaſt meines Vaters leicht aus den andern Häuſern herauskennen. Dort umfaſſe die Kniee meiner Mutter; denn wenn ſie dir wohl will, ſo darfſt du ſicher ſeyn, deiner Väter Heimath wieder zu ſchauen!“

So ſprach Nauſikaa und fuhr auf dem Wagen dahin, doch langſam, daß die Mägde und Odyſſeus folgen konnten. Am Hayn Athene's blieb dann der Held zurück und betete flehend zu Minerva, ſeiner Beſchirmerin. Athene hörte ihn auch, nur fürchtete ſie die Nähe ihres Bruders Poſeidon, und erſchien ihm deßwegen nicht öffentlich in dem fremden Lande.

Odyſſeus bei den Phäaken.

Die Jungfrau war ſchon in dem Palaſt ihres Vaters angekommen, als Odyſſeus den heiligen Hayn verließ, und gleichfalls den Weg nach der Stadt einſchlug. Athene entzog ihm auch jetzt ihre Hülfe nicht. Daß kein muthwilliger Phäake den wehrloſen Wanderer kränken konnte, verbreitete ſie, für ihn ſelbſt unbemerkt, rings um ihn her Nacht, und ganz nahe vor den Thoren konnte ſie es doch nicht laſſen, ihm in ſichtbarer Geſtalt als ein junges Phäakenmädchen, den Waſſerkrug an der Hand, zu begegnen. „Töchterchen,“ redete der Held ſie an, „willſt du mir nicht den Weg zur Wohnung des

Königes Alcinous zeigen? Ich bin ein verirrter Fremdling, komme aus fernen Landen und kenne hier Niemand!“ — „Recht gerne, guter Vater,“ ſagte die Göttin in Mädchengeſtalt, „mein ehrlicher Vater wohnt ganz nahe dabei! Aber geh nur ganz ſtille mit mir: die Leute ſind hier den Fremden nicht ſonderlich gewogen; das kecke Leben zur See macht ſie trotzig!“ Unter dieſen Worten ging Athene ſchnell voran, und Odyſſeus folgte, aber kein Phäake wurde ihn gewahr. Gemächlich konnte er den Hafen, die Schiffe, die gethürmten Mauern der Stadt anſtaunen; endlich ſprach Minerva: „Dieß iſt, fremder Vater, das Haus des Alcinous, wandle nur getroſt hinein; dem muthigen Manne gelingt Alles! Doch eins laß mich dir ſagen: ſuche vor allen Dingen die Königin auf. Sie heißt Arete, und iſt die Nichte ihres eigenen Gemahls. Der vorige König nämlich, Nauſithous, ein Sohn Poſeidons und der Periböa, der Tochter des Gigantenbeherrſchers Eurymedon, hinterließ zwei Söhne, unſern König, Alcinous, und einen andern, Rhexenor. Der letztere lebte nicht lange und hinterließ eine einzige Tochter; und dieß iſt unſere Königin Arete. Alcinous ehrt ſie, wie nur irgend ein Weib auf der Erde geehrt werden kann, und ebenſo verehrt ſie auch alles Volk, denn ſie iſt voll Verſtandes und Geiſtes, und weiß ſelbſt Männerzwiſte mit ihrer Weisheit zu entſcheiden. Wenn du ſie gewinnen kannſt, ſo ſey getroſt.“

So ſprach die verſtellte Göttin und enteilte. Odyſſeus ſtand ſtille in Betrachtung des herrlichen Palaſtes verſunken. Das hochragende Haus ſtrahlte wie die Sonne. Tief hinein von der Schwelle erſtreckten ſich nach beiden Seiten Wände von gediegenem Erz, mit Simſen aus bläulichem Stahl. Die innere Wohnung verſchloß eine goldene Pforte; die Pfoſten, auf eherner Grundlage ruhend, waren von Silber mit ſilbernem Kranze, der Ring an der Pforte war von Gold; goldene und ſilberne Hunde, ein Werk Vulkans, ſtanden rechts und links, wie Wächter der Königswohnung, aufgepflanzt. Als er in den Saal gekommen war, ſah er ringsum Seſſel mit feingewirkten Teppichen bedeckt, auf welchen die Fürſten der Phäaken bei'm Königsmahle zu ſitzen pflegten; denn dieſes Volk liebte beſtändig Speiſe und Trank. Auf hohen Geſtellen ſtanden goldene Bildſäulen, Jünglinge vorſtellend, mit brennenden Fackeln in der ausgeſtreckten Hand, welche bei'm nächtlichen Schmauſe den Gäſten leuchteten. Fünfzig Dienerinnen waren durch den Palaſt des Königes verbreitet; die einen mahlten auf der Handmühle Getreide, die andern woben, noch andere wirbelten ſitzend die Spindel. Die Weiber ſind dort ſo gute Weberinnen, wie die Männer Schiffsleute. Außerhalb des Hofes breitete ſich ein Garten aus, eine Hube ins Gevierte, mit einer Ringmauer umgeben und mit Bäumen voll der ſaftigſten Birnen, Feigen und Granaten, Oliven und Aepfel bepflanzt; dieſe trugen Sommer und Winter, denn immer wehte warme Weſtluft im Phäakenlande; ſo daß zu gleicher Zeit an den einen Bäumen Blüthen prangten, an den andern Früchte hingen. Daneben ſtreckte ſich auf ebenem Boden eine Weinpflanzung hin, wo ein Theil der Trauben im Sonnenſtrahle kochten, andere der Winzer ſchon ſchnitt, wieder andere erſt als Herlinge aus der Blüthe ſchwollen und noch andere ſich allmählig färbten. Am andern Ende des Gartens dehnten ſich ſchön geordnete

Beete voll duftender Blumen; auch floſſen in dem Raume zwei Quellen: die eine durchſchlängelte den Garten, die andere quoll unter der Schwelle des Hofes am hohen Palaſte ſelbſt; und aus ihr ſchöpften ſich die Bürger ihr Waſſer.

Nachdem Odyſſeus alle die Herrlichkeiten eine gute Weile bewundert, betrat er den Palaſt und eilte nach dem Saale des Königes. Hier waren die vornehmen Phäaken zu einem Schmauſe verſammelt. Weil aber der Tag ſich neigte, gedachten ſie des Schlafes, und ſpendeten eben am Schluſſe des Mahles dem Hermes ein Trankopfer. Odyſſeus durchwandelte noch in Nebel gehüllt ihre Reihen, bis er vor dem Königspaar angelangt war. Da zerfloß auf Athene's Wink das Dunkel um ihn her; er warf ſich vor der Königin Arete ſchutzflehend nieder, umfing ihre Kniee und rief: „O Arete, Rerenors hohe Tochter, flehend liege ich vor dir und deinem Gemahl! Mögen die Götter euch Heil und Leben ſchenken, ſo gewiß ihr mir, dem Verirrten, Wiederkehr in die Heimath bereitet! denn ferne von den Meinigen ſtreife ich ſchon lange in der Verbannung umher!“ So ſprach der Held und ſetzte ſich am Heerd in die Aſche nieder, neben dem brennenden Feuer. Die Phäaken ſchwiegen alle bei dem unerwarteten Anblicke ſtaunend; bis endlich der graue, welterfahrene Held Echeneos, der älteſte unter den Gäſten, das Schweigen brach und vor der Verſammlung zu dem Könige gewendet, alſo begann: „Fürwahr, Alcinous, es ziemt ſich nicht, daß irgendwo auf der Erde ein Fremdling in der Aſche ſitze. Gewiß denken meine Mitgäſte, wie ich, und erwarten nur deinen Befehl. Laß darum den Fremden auf einem der ſchmucken Seſſel gleich uns Platz nehmen und erhebe ihn aus dem Staub! Die Herolde ſollen neuen Wein miſchen, daß wir dem Jupiter, dem Beſchirmer des Gaſtrechts, auch noch ein Trankopfer bringen; und die Schaffnerin mag den neuen Gaſt mit Speiſe und Trank laben!"

Dieſe Rede gefiel dem guten König; er nahm den Helden ſelbſt bei der Hand, erhub ihn und führte ihn zu einem Seſſel an ſeiner eigenen Seite, indem der Liebling des Königes ſelbſt, ſein Sohn Laodamas, ihm Platz machen mußte. Auch ſonſt geſchah alles, wie Echeneos gerathen, und Odyſſeus ſchmauste geehrt in der Mitte der Helden. Als das Opfer dem Jupiter dargebracht war, erhub ſich die Verſammlung und der König lud alle Gäſte auf den andern Tag zu einem gleichen Freudenmahle ein. Dem Fremdling aber, ohne auch nur nach ſeinem Namen und Geſchlechte zu fragen, verſprach er, nach gaſtlicher Beherbergung, ſichere Entſendung nach der Heimath. Als er aber den Helden, den Athene noch immer mit einem Schimmer überirdiſcher Hoheit umgeben hatte, näher betrachtete, da ſetzte er noch hinzu: „Sollteſt du aber einer der Unſterblichen ſeyn, welche ja manchmal in ſichtbarer Geſtalt die Menſchen bei ihren Feſten beſuchen: — dann freilich bedarfſt du unſerer Beihülfe nicht, und es iſt an uns, dich um deinen Schutz zu bitten!"

„Denke doch das nicht in deinem Herzen," antwortete Odyſſeus dem Könige beſchämt, „gleiche ich doch an Wuchs und Geſtalt nicht den unſterblichen Göttern ſondern bin ein Sterblicher wie ihr Alle es ſeyd! Ja wenn ihr einen Menſchen kennet, der euch auf Erden der unglückſeligſte deucht, ſo nehme ich es mit ſeiner Trübſal auf! Und ſo dachte ich denn auch jetzt an nichts anders, als meinen Hunger an eurem Tiſch zu ſtillen, und ihr konntet auch daran wohl ſehen, daß ich ein recht armer, ſterblicher Menſch bin!“

Als die Gäſte den Saal verlaſſen hatten und das Königspaar allein mit dem Fremdling im Saale zurückgeblieben war, betrachtete Arete die ſchön gewirkten Kleider des Mannes, Mantel und Leibrock, erkannte darin ihr eigenes Gewebe und ſprach: „Zuerſt muß ich dich nun doch fragen, o Fremdling, woher und wer du biſt und wer dir dieſe Gewande gegeben hat? Sagteſt du nicht, daß du auf dem Meere umherirrend hierher gekommen ſeyeſt?“ Odyſſeus antwortete hierauf mit einer getreuen Erzählung ſeiner Abentheuer auf Ogygia bei Kalypſo und ſeiner traurigen, letzten Fahrt, und verſchwieg zuletzt auch die Begegnung Nauſikaa's und ihren Edelmuth nicht.

„Nun, das iſt ſchon recht von meiner Tochter gehandelt,“ ſprach, als die Erzählung zu Ende war, lächelnd Alcinous; „aber eine Pflicht hat ſie doch vergeſſen: dich ſogleich mit den Dienerinnen ſelbſt in unſer Haus zu führen!“ — „Hüte dich, o König,“ antwortete Odyſſeus, „deine treffliche Tochter deßwegen zu tadeln. War ſie doch bereit, ſo zu handeln, wie du meinſt; und ich ſelbſt weigerte mich, aus Blödigkeit; denn ich fürchtete, du könnteſt ein Aergerniß daran nehmen; wir Menſchenkinder ſind alle ſo gar argwöhniſch!“ — „Nun, ich bin nicht ohne Urſache zum Jähzorn geneigt,“ antwortete ihm der König; „indeſſen iſt Ordnung in allen Dingen gut. Aber wenn doch die Götter es fügen wollten, daß ein Mann wie du meine Tochter zur Gemahlin begehrte; wie gerne wollte ich dir Haus und Beſitzungen gewähren, wenn du bei uns bliebeſt! doch mit Zwang will ich Niemand bei mir halten, und morgen noch ſollſt du freies Geleite von mir bekommen; ich gebe dir Schiff und Ruderer wohin du fahren willſt, und wäre deine Heimath ſo weit, als die entfernteſte Inſel, nach welcher wir Schiffahrt treiben!“

Odyſſeus vernahm dieſes Verſprechen mit innigem Danke, verabſchiedete ſich von ſeinen königlichen Wirthen und erholte ſich auf weichem Nachtlager von allen erduldeten Mühſeligkeiten.

Am andern Morgen in aller Frühe berief der König Alcinous das Volk zu einer Verſammlung auf den Marktplatz der Stadt; ſein Gaſt mußte ihn dorthin begleiten, da ſetzten ſich beide neben einander auf zwei ſchön behauene Steine. Inzwiſchen durchwandelte die Göttin Athene, in einen Herold verwandelt, die Straßen der Stadt und trieb die Häupter des Volkes an, der Verſammlung beizuwohnen. Endlich füllten ſich die Gänge und Sitze des Marktes mit den zuſammenſtrömenden Bürgern. Alle ſchauten mit Bewunderung auf den Sohn des Laertes, dem Minerva, ſeine Beſchirmerin, immer noch eine überirdiſche Hoheit in Wuchs und Geſtalt verliehen hatte. Alsdann empfahl der König in einer feierlichen Rede dem Volke den Fremdling, und ermunterte daſſelbe ihm ein gutes Ruderſchiff mit zweiundfünfzig phäakiſchen Jünglingen zur Verfügung zu ſtellen. Zugleich lud er die anweſenden Häupter des Volkes zu einem Feſtmahle, das dem Fremden zu Ehren gegeben werden ſollte, in ſeinen Palaſt ein und befahl auch den Demodokus zu berufen, den göttlichen Sänger, dem Apollo die Gabe des Liedes verliehen hatte und der mit ſeinem begeiſterten Geſange das Herz der Gäſte erfreuen ſollte.

Nachdem die Volksverſammlung aufgehoben war, rüſteten die Jünglinge, wie ihnen befohlen war, das Schiff, brachten Maſt und Segel hinein, hängten die Ruder in lederne Schleifen und ſpannten die Segeltücher auf. Dann begaben ſie ſich in den Palaſt des Königes. Hier waren Hallen, Höfe und Säle ſchon voll von Geladenen, denn Jung und Alt hatte ſich eingefunden. Zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Stiere waren für das Mahl geſchlachtet worden, und der liebliche Feſtſchmaus dampfte ſchon. Auch den Sänger führte der Herold herbei, dem die Muſe Gutes und Böſes beſcheert hatte; das Licht der Augen hatte ſie ihm genommen, dafür aber das Herz ihm mit lichten Geſängen aufgehellt. Dieſem ſtellte der Herold einen Seſſel an der Säule des Saales, mitten unter den Gäſten; darauf hängte er über dem Haupte des Sängers die Harfe an einen Nagel, und führte ihm die Hand, daß der Blinde ſie finden konnte. Vor ihm hin ſtellte er einen Tiſch mit dem Speiſekorb und dem immer vollen Becher, daß er nach Herzensluſt trinken konnte. Wie nun das Mahl vorüber war, hub der Sänger ſein Lied an aus den ſchon damals berühmt gewordenen Heldenliedern von Troja. Der Inhalt ſeines Geſanges aber war der Streit zweier Helden, deren Name auf Aller Lippen war, des Achilles und des Odyſſeus.

Als unſer Held ſeinen Namen nennen und im Liede feiern hörte, mußte er das Haupt im Gewande verbergen, damit man die Thräne nicht gewahr würde, die ſich ihm aus den Augen ſtahl. So oft der Sänger ſchwieg, enthüllte er ſein Geſicht und griff zum Becher. Wenn aber das Lied von neuem begann, verhüllte er ſein Haupt wieder. Keiner bemerkte es, als der ihm zunächſt ſitzende König, der ihn tief aufſeufzen hörte. Er hieß daher dem Geſang ein Ende machen, und befahl den Fremdling auch durch Kampfſpiele zu ehren. „Unſer Gaſt," ſprach er, „ſoll auch den Seinigen zu Hauſe melden können, wie wir Phäaken es im Fauſtkampf, Ringen, Sprung und Wettlauf allen Sterblichen zuvorthun!" So wurde das Mahl aufgehoben und die Phäaken folgten dem Rufe ihres Königs. Eilend begab ſich Alles auf den Markt. Dort erhoben ſich eine Menge edler Jünglinge; darunter auch drei Söhne des Alcinous ſelbſt, Laodamas, Halius und Klytoneus. Dieſe drei maßen ſich zuerſt mit einander im Wettlauf, auf einer Sandbahn, die ſich vor ihnen weithin erſtreckte. Auf dieſer flogen ſie auf ein gegebenes Zeichen ſtürmend dahin, und durchſtäubten das Gefilde; Klytoneus war es, der den andern es bald zuvor that und das Ziel als Sieger erreichte. Dann wurde der Ringkampf verſucht; in dieſem ſiegte der junge Held Euryalus; darauf kamen die Springer; hier zeigte ſich der Phäake Amphialus als den Ueberlegenen; im Scheibenſchwingen gewann es Elareus, endlich im Fauſtkampfe Laodamas der Königsſohn.

Dieſer erhob ſich jetzt in der Verſammlung der Jünglinge und ſprach: „Freunde, wir ſollten doch auch erforſchen, ob der Fremdling etwas von unſern Kämpfen verſteht. Geſtalt, Schenkel und Füße verſprechen nichts Schlechtes, ſeine Arme ſind nervicht, ſein Nacken iſt voll Kraft, ſein Wuchs iſt mächtig. Und ſcheint er gleich von Gram und Elend gebrochen, ſo mangelt es ihm doch noch nicht an Jugendſtärke!“ — „Du haſt recht,“ ſprach jetzt Euryalus, „darum gehe hin, o Fürſt, und fordre ihn ſelbſt zum Wettſtreite auf!“ Laodamas that dieſes mit freundlichen, höflichen Worten.

Doch Odyſſeus erwiederte: „Verlanget ihr das von mir, mich zu kränken, ihr Jünglinge? Die Trübſal nagt an mir, und keine Luſt zum Wettkampfe bewegt mein Herz! Ich habe genug geſtrebt und erduldet, und jetzt verlangt mich nach nichts Anderem, als nach der Heimkehr in mein Vaterland!“ Laodamas antwortete ihm unwillig: „Fürwahr, Fremdling, du gebärdeſt dich nicht wie ein Mann, der ſich aufs Kämpfen verſteht; du magſt wohl ein Schiffshauptmann und zugleich Kaufherr ſeyn, ſo ein Waarenmäkler; als ein Held erſcheinſt du nicht.“ Odyſſeus runzelte bei dieſem Worte die Stirne und ſprach: „Das iſt keine feine Rede, mein Freund, und du erſcheinſt als ein recht trotziger Junge. Verleihen doch die Götter nicht einem und demſelben Manne die Gaben der Schönheit und Anmuth und das Geſchenk der Beredtſamkeit und der Weisheit; mancher iſt von unanſehnlicher Geſtalt, aber ſeinen Worten iſt ein Reiz verliehen, daß alle, die ſie hören, davon entzückt werden, und auch ein Solcher ragt in der Volksverſammlung hervor, und man ehrt ihn, wie einen Unſterblichen. Dagegen ſieht oft einer aus, wie ein Gott, und an ſeinen Worten iſt wenig Witz. Dennoch bin ich kein Neuling im Wettkampfe, und als ich meiner Jugend und meinem Arme noch vertrauen konnte, nahm ich es mit den Tüchtigſten auf. Jetzt haben mich Schlachten und Stürme freilich heruntergebracht. Doch, du haſt mich herausgefordert, und ich wills auch ſo verſuchen!“

So ſprach Odyſſeus und erhub ſich vom Sitz, ohne den Mantel abzulegen. Er ergriff eine Scheibe, größer, dicker und ſchwerer, als die, nach welchen die Phäakenjünglinge zu langen pflegten, und warf ſie kräftig, daß der Stein laut hinſauste; unter ſeinem Schwunge bückten ſich die umherſtehenden Phäaken, und er flog weit über das Ziel hinaus. Schnell machte Athene, in einen Phäaken verſtellt, das Zeichen, wo der Stein gefallen war, und ſprach: „Dein Zeichen ſoll auch ein Blinder erkennen, Mann, ſo weit liegt es von allen andern ab! In dieſem Kampfe biſt du ſicher, nie beſiegt zu werden!“ Odyſſeus freute ſich, daß er einen ſo guten Freund im Volke gefunden habe, und ſprach mit leichterem Herzen: „Nun, ihr Jünglinge, ſchleudert mir dorthin nach, wie ihr es vermöget! Und ihr, die ihr mich ſo ſchwer beleidigt habt, kommt her und verſuchet euch mit mir in welchem Kampfe ihr wollet; ich werde keinem ausweichen! Mit jedem will ich kämpfen, nur nicht mit Laodamas, denn wer ſtritte auch gerne mit dem, der ihn bewirthet? Beſonders gut verſtehe ichs, den Bogen zu ſpannen, und wenn viele Genoſſen mit mir in die Wette ſchößen, ich wäre doch der erſte, der meinen Mann mit dem Pfeil träfe. Nur Einen kenne ich, den Griechen Philoktetes; der hat es mir oft zuvorgethan vor Troja, ſo oft wir uns dort im Schiffe übten! Auch mit dem Wurfſpieße treffe ich nicht weniger ſicher und ſchieße ſo weit, wie ein Anderer mit dem Pfeile. Nur im Wettlaufe, da möchte vielleicht ein Anderer es mir zuvorthun, ſelbſt unter euch; denn das ſtürmiſche Meer hat mir viel Kraft genommen, zumal da ich Tage lang ohne Nahrung auf meinem Fahrzeuge ſaß.“

Als die Jünglinge dieſes vernahmen, verſtummten ſie alle, nur der König nahm das Wort und ſagte: „Wohl haſt du uns deine Tüchtigkeit enthüllt, o Fremdling, und hinfort ſoll dich kein Menſch mehr wegen deiner Stärke tadeln. Wenn du nun daheim bei Gattin und Kindern ſitzeſt, ſo denk' auch an unſre Männlichkeit zurück. Als Fauſtkämpfer und Ringer thun wir uns freilich nicht hervor, aber im Wettlaufe ſiegen wir, und auf die Schifffahrt verſtehen wir uns auch. Schmaus, Saitenſpiel, Reigentanz — darin ſind wir auch Meiſter; den ſchönſten Schmuck, das lindeſte Bad, das weichſte Lager — die findet man bei uns! Auf denn, ihr Tänzer, ihr Schifflenker, ihr Läufer, ihr Sänger! zeigt euch vor dem Fremdlinge, daß er zu Hauſe etwas von euch zu erzählen hat. Und bringet auch die Harfe des Demodokus her.“ Sogleich machte ſich ein Herold auf und ſchaffte die Harfe herbei. Neun auserwählte Kampfordner ebneten den Raum für den Tanz und umzirkten die Schaubühne. Ein Spielmann ſtellte ſich mit der Harfe in die Mitte, und der Tanz der blühendſten Jünglinge begann; im ſchönſten Takte, im raſcheſten Schwunge hoben ſie ihre Füße. Odyſſeus ſelbſt mußte ſtaunen; er hatte noch nie ſo behenden und anmuthigen Tanz geſehen. Dazu ſang der Sänger ein liebliches Lied von den heiterſten Geſchichten aus dem Leben der Götter. Nachdem der Reigentanz lange genug gedauert, hieß der König ſeinen Sohn Laodamas und den geſchmeidigen Halius den Einzeltanz mit einander aufführen; denn mit ihnen wagte es Niemand, ſich zu meſſen. Dieſe nahmen einen zierlichen purpurrothen Ball zur Hand, und der eine ſchwang ihn, indem er ſich rücklings dazu beugte, hoch in die Luft empor: der andere, emporſpringend, fing ihn, ehe er wieder mit den Füßen auf den Boden trat, ſchwebend in der Luft auf. Dann tanzten ſie in leichten, wechſelnden Schwenkungen um einander her, und andere Jünglinge, die im Kreiſe umherſtanden, klatſchten mit den Händen dazu. Odyſſeus wandte ſich bewundernd zu dem Könige und ſprach: „In der That, Alcinous, du kannſt dich der geſchickteſten Tänzer auf dem ganzen Erdboden rühmen. In dieſer Kunſt habt ihr eures Gleichen nicht!“ Alcinous that ſich auf dieſes Urtheil nicht wenig zu gute. „Höret ihrs,“ rief er ſeinen Phäaken zu, „wie der Fremdling über uns urtheilt? Er iſt doch ein ſehr verſtändiger Mann, und er verdient es wohl, daß wir ihm auch ein anſehnliches Gaſtgeſchenk reichen. Wohlan! zwölf der Fürſten des Landes, und ich ſelbſt der dreizehnte, ſollen ihm jeder einen Mantel und einen Leibrock herbeibringen und zu dem ein Pfund des köſtlichſten Goldes. Das wollen wir ihm zu einer großen Gabe vereint ſchenken, damit er mit fröhlichem Herzen von uns ſcheide. Und außerdem ſoll Euryalus es verſuchen, mit freundlichen Worten ihn ganz mit uns auszuſöhnen.“ Alle Phäaken riefen ihm Beifall zu. Ein Herold ging, die Geſchenke zu ſammeln. Euryalus nahm ſein Schwert mit ſilbernem Heft und elfenbeinerner Scheide, übergab es dem Gaſte und ſprach dazu: „Väterchen, haben wir ein kränkendes Wort gegen dich fallen laſſen, ſo ſollen es die Winde verwehen! dir aber mögen die Götter fröhliche Heimfahrt verleihen! Heil und Freude dir!“ — „Auch dir,“ antwortete Odyſſeus, „möge dich deine Gabe nie reuen!“ Mit dieſem Wort hängte er ſich das ſchmucke Schwert um die Schulter.

Es war um Sonnenuntergang, als die Geſchenke ankamen, und alle vor der Königin niedergelegt wurden. Sie hieß Alcinous auch noch eine zierliche Lade für die Gewande herbeiſchaffen; darein wurden die Gaben gelegt und für Odyſſeus in den Palaſt getragen. Dort fügte der König, der ſich mit der ganzen Geſellſchaft in ſeine Wohnung begeben hatte, noch andere Gaben an köſtlichen Gewanden hinzu, und außerdem ein herrliches goldenes Gefäß. Dem Gaſte wurde ein Bad bereitet, indem zeigte ihm die Königin ſelbſt alle die köſtlichen Geſchenke in der offenen Lade und ſprach dazu: „Betrachte dir den Deckel ſelbſt genau und verſchließe die Lade, daß dich ja keiner, wenn du etwa ſchläfſt, während der Heimfahrt beraube, und die ſchöne Kiſte davontrage!“ Odyſſeus ſchlug den Deckel ſorgfältig ein, und verſchloß die Lade mit einem vielfach verſchlungenen Knoten; dann erquickte er ſich im warmen Bade, und wollte nun wieder in die Geſellſchaft der zu Schmaus und Trunk niedergeſeſſenen Männer zurückkehren. Da fand er vor dem Thürpfoſten des Saales beim Eingang in denſelben die holdſelige Jungfrau Nauſikaa ſtehen, welche er ſeit ſeinem Einzuge in die Stadt nicht mehr erblickt hatte, und welche ſeither züchtiglich und ferne von den Männerfeſten im Frauengemache verſchloſſen gelebt; nun aber wollte ſie zum Abſchiede den edeln Gaſt auch noch einmal begrüßen. Nachdem ſie einen langen bewundernden Blick auf die edle Heldengeſtalt des Mannes geworfen, ſprach ſie endlich, indem ſie den Hineintretenden ſanft aufhielt: „Heil dir und Segen, edler Gaſt! Gedenke meiner auch im Lande deiner Väter, da du mir ja doch dein Leben verdankeſt!“ Gerührt antwortete ihr

Odyſſeus: „Du edle Nauſikaa, wenn mich Jupiter den Tag der Heimkunft erleben läßt, ſo werde ich dich, meine Retterin, täglich wie eine Gottheit anflehen!“ Mit dieſen Worten betrat er den Saal wieder und ſetzte ſich an der Seite des Königes nieder. Hier waren die Diener eben damit beſchäftigt, das Fleiſch zu zerlegen und den Wein aus den großen Miſchkrügen in die Becher einzuſchenken. Auch der blinde Sänger Demodokus wurde wieder eingeführt und nahm ſeinen alten Platz an der Mittelſäule des Saales ein. Da winkte Odyſſeus dem Herold, ſchnitt vom Rücken des vor ihm liegenden gebratenen Schweines das beſte Stück ab, ſtreckte es ihm auf einer Platte hin und ſagte: „Herold, reich dem Sänger dieſes Fleiſch; obgleich ich ſelbſt in der Verbannung bin, ſo möchte ich ihm doch gerne etwas Liebes erweiſen. Stehen doch die Sänger bei dem ganzen Menſchengeſchlecht in Achtung, weil die Muſe ſelbſt ſie den Geſang gelehrt hat und mit ihrer Huld über ihnen waltet.“ Dankbar empfing der blinde Sänger die Gabe.

Nach dem Mahle wandte ſich Odyſſeus noch einmal an Demodokus: „Ich preiſe dich vor andern Sterblichen, lieber Sänger!“ ſprach er zu ihm, „daß dich Apollo oder die Muſe ſo ſchöne Lieder gelehret hat! Wie lebendig und genau du das Schickſal der griechiſchen Helden zu ſchildern verſtehſt, als hätteſt du Alles mit angeſehen und mit angehört! Fahre nun fort, und ſing' uns auch noch die ſchöne Mähr vom hölzernen Roſſe und was Odyſſeus dabei gethan hat!“ Der Sänger gehorchte freudig und Alles lauſchte ſeinem Geſange. Als der Held ſo ſeine Thaten preiſen hörte, mußte er wieder heimlich weinen, und nur Alcinous bemerkte es. Er gebot daher dem Sänger Stillſchweigen und ſprach im Kreiſe der Phäaken: „Beſſer iſts, die Harfe ruhet nun; denn wahrlich, ihr Freunde, nicht Jedermann zur Luſt ſingt der Sänger jene Mähre. Seit wir am Mahle ſitzen und das Lied ertönt, hört unſer ſchwermüthiger Gaſt nicht auf, ſeinem Grame nachzuhängen, und wir ſtreben vergebens ihn zu erheitern. Und doch muß einem fühlenden Manne ein Gaſt ſo lieb ſeyn, wie ein Bruder. Nun denn, Fremdling, ſo ſag' uns redlich, wer ſind deine Eltern, welches iſt dein Vaterland? Einen Namen führt doch jeder Menſch, ſey er von edler oder von geringer Abkunft! dein Land müſſen wir ohnedem wiſſen und deine Geburtsſtadt, wenn dich meine Phäaken heimbringen ſollen. Weiter brauchen ſie nichts; ſie bedürfen auch der Piloten nicht: haben ſie nur den Namen des Orts, ſo finden ſie die Fahrt durch Nacht und Nebel!“

Auf dieſe freundliche Rede erwiederte der Held eben ſo liebreich: „Glaube doch ja nicht, edler König, daß euer Sänger mich nicht ergötze! Vielmehr iſt es eine Wonne, einem ſolchen zuzuhören, wenn er ſeine göttergleiche Stimme vernehmen läßt, und ich weiß mir nichts Angenehmeres, als wenn ein ganzes Volk bei feſtlicher Freude horchend am Munde eines Sängers hängt, während die Gäſte in langen Reihen ſitzen, vor jedem ſein Tiſch voll Brods und Fleiſches ſteht, und der Schenk fleißig mit dem Kruge bei den Bechern kreiſt! Ihr aber wünſchet meine Leiden von mir zu vernehmen, ihr lieben Gaſtfreunde; da werde ich noch tiefer in Kummer und Gram verſinken. Denn wo ſoll ich anfangen und womit enden? — Doch, höret vor allen Dingen mein Geſchlecht und mein Vaterland!“

Univ. Bibl.
München

Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Irrfahrten.

Cikonen. Lotophagen. Cyklopen. Polyphem.

„Ich bin Odyſſeus, der Sohn des Laertes; die Menſchen kennen mich und der Ruhm meiner Klugheit iſt über die Erde verbreitet. Auf der ſonnigen Inſel Ithaka wohne ich, in deren Mitte ſich das waldige Gebirge Neriton erhebt; rings umher liegen viele fleißig bewohnte Eilande, Same, Dulichium, Zakynthus. Meine Heimath iſt zwar rauh; doch nähret ſie friſche Männer, und das Vaterland iſt einem jeden das Süßeſte! Wohlan nun, vernehmet von meiner unglückſeligen Heimfahrt von der trojaniſchen Küſte! Von Ilium weg trug mich der Wind nach der Cikonenſtadt Ismarus, die ich mit meinen Genoſſen eroberte. Die Männer vertilgten wir; die Frauen ſamt der andern Beute wurden vertheilt. Nach meinem Rathe hätten wir uns nun eilig davongemacht. Aber meine unbeſonnenen Begleiter blieben ſchwelgend bei der Beute ſitzen, und die entflohenen Cikonen, durch ihre landeinwärts wohnenden Brüder verſtärkt, überfielen uns beim Schmaus am Geſtade. Die Uebermacht ſiegte. Sechs Freunde von jedem unſrer Schiffe blieben auf dem Platze, wir andern entgingen dem Tode nur durch ſchleunige Flucht.

Alſo ſteuerten wir weiter weſtwärts, froh der Todesgefahr entronnen zu ſeyn, aber von Herzen traurig über den Tod unſerer Genoſſen. Da ſandte Jupiter uns einen Orkan aus Norden. Meer und Erde hüllten ſich in Wolken und Nacht; mit geſenkten Maſten flogen wir dahin, und ehe wir die Segel eingezogen hatten, krachten die Stangen zuſammen und die Segeltücher zerriſſen in Stücke. Endlich arbeiteten wir uns ans Geſtade und lagen dort zwei Tage und Nächte vor Anker, bis wir die Maſten wieder aufgerüſtet und neue Segel aufgeſpannt hatten. Wir ſteuerten nun wieder vorwärts und hatten alle Hoffnung, bald in die Heimath zu gelangen, wäre nicht, eben als wir ums Vorgebirge Malea, an der Südſpitze der Pelopsinſel von Griechenland, herumſchifften, der Wind plötzlich in Nord umgeſchlagen und hätte uns ſeitwärts in die offene See hineingetrieben. Da wurden wir nun neun Tage vom Sturm herumgeſchleudert; am zehnten gelangten wir ans Ufer der Lotophagen, die ſich von nichts als Lotosfrucht nähren. Hier ſtiegen wir ans Geſtade und nahmen friſches Waſſer ein. Dann ſandten wir zwei unſerer Freunde auf Kundſchaft aus, und ein Herold mußte ſie begleiten. Dieſe gelangten in die Volksverſammlung der Lotophagen, und wurden von dieſem gutmüthigen Volke, dem es nicht in den Sinn kam, etwas zu unſerem Verderben zu unternehmen, auf das freundlichſte empfangen. Aber die Frucht des Lotos, welche ſie ihnen zu koſten gaben, hat eine ganz eigenthümliche Wirkung. Sie iſt ſüßer als Honig, und wer von ihr koſtet, der will nicht mehr von der Heimkehr wiſſen, ſondern immer in dem Lande bleiben. So mußten wir denn auch unſre Genoſſen aufſuchen und, während ſie weinten und widerſtrebten, mit Gewalt nach den Schiffen zurückführen.

Auf unſrer weiteren Fahrt kamen wir nun zu dem wildlebenden grauſamen Volke der Cyklopen. Dieſe bauen das Land gar nicht, ſondern überlaſſen alles den Göttern. Auch wächſt wirklich dort alle mögliche Nahrung ohne Zuthat des Pflanzers und Ackermanns: Waizen, Gerſte, die edelſten Reben voll großbeeriger Trauben; und Jupiter giebt in mildem Regen ſeinen Segen dazu. Auch halten ſie keine Geſetze, treten in keine Rathsverſammlung zuſammen; ſondern alle wohnen auf den felſigten Gebirgshöhen, rings in gewölbten Erdhöhlen; da richtet ſich der Cyklop, wie er mag, mit Weibern und Kindern ein; übrigens bekümmert ſich keiner um den andern. Außerhalb der Bucht, in mäßiger Entfernung vom Cyklopenlande, erſtreckt ſich eine bewaldete Inſel voll wilder Ziegen, die, von keinem Jäger geängſtet, hier ſorglos graſen. Kein Menſch wohnt darauf; die Cyklopen ſelbſt, die den Schiffbau nicht verſtehen, kommen auch nicht dahin. Bewohner könnten ſich die Inſel leicht zum blühendſten Lande umſchaffen, denn der Boden iſt höchſt fruchtbar: feuchte, ſchwellende Wieſen breiten ſich über den Strand aus, das unbenützte Ackerfeld iſt locker, der Boden fett; die gelegenſten Hügel böten ſich dem Weinbau dar. Auch iſt ein vor allen Winden geſchirmter Hafen da, ſo ſicher, daß man die Schiffe weder anzubinden noch vor Anker zu legen braucht. Der Bucht zugekehrt quillt das reinſte Waſſer perlend aus der Felſenkluft, und grünende Pappeln ſtehen rings umher. Dorthin geleitete ein ſchirmender Gott unſre Schiffe in der dunkeln Nacht. Als der Morgen anbrach, betraten wir das Eiland, und erlegten auf fröhlicher Jagd ſo viele Ziegen, daß ich jedem meiner zwölf Schiffe ihrer neune zutheilen konnte, und noch ihrer zehen für mich behielt. Da ſaßen wir denn am lieblichen Ufer den ganzen

Tag und thaten uns bis zum ſpäten Abend recht gütlich mit dem friſchen Ziegenfleiſch und altem Weine, den wir in der Cikonenſtadt erbeutet hatten und in Henkelkrügen mit uns führten.

Am andern Morgen wandelte mich die Luſt an, das gegenüberliegende Land, von deſſen Bewohnern, den Cyklopen, wie ſie geartet ſeyen, ich noch nicht wußte, auszukundſchaften; ich fuhr daher mit vielen Genoſſen auf meinem Schiffe hinüber. Als wir dort landeten, ſahen wir am äußerſten Meeresſtrand eine hochgewölbte Felſenkluft, ganz mit Lorbeergeſträuch überſchattet, wo ſich viele Schafe und Ziegen zu lagern pflegten; ringsumher war von eingerammelten Steinen und hohen Fichten und Eichen ein Gehege erbaut. In dieſer Umzäunung hauste ein Mann von rieſiger Geſtalt, der die Heerde einſam auf entfernten Weiden umhertrieb, nie mit Andern, auch nicht mit Seinesgleichen, umging und immer nur auf boshaften Frevel ſann. Das war eben ein Cyklop. Während wir nun das Geſtade mit den Augen muſterten, wurden wir alles dieſes gewahr. Da wählte ich mir zwölf der tapferſten Freunde aus, hieß die übrigen an Bord bleiben und mir das Schiff bewahren, und nahm einen ledernen Schlauch voll des beſten Weines zu mir, den mir ein Prieſter Apollo's in der Cikonenſtadt Ismaros geſchenkt hatte, weil wir ſeiner und ſeines Hauſes geſchont. Dieſen nebſt guter Reiſekoſt in einem Korbe trugen wir, und gedachten damit den Mann zu kirren, der ſchon auf den erſten Anblick unbändig und keinem Geſetz unterworfen erſchien.

Als wir bei der Felskluft angekommen waren, fanden wir ihn ſelbſt nicht zu Hauſe, denn er war bei ſeinen Heerden auf der Weide. Wir traten ohne weiteres in die Höhle ein, und wunderten uns über die innere Einrichtung. Da ſtanden Körbe von mächtigen Käſelaiben ſtrotzend umher; in den Ställen, die in der Grotte angebracht waren, ſtand es gedrängt voll von Lämmern und jungen Ziegen, und jede Gattung war beſonders eingeſperrt. Körbe lagen umher, Kübel voll Molken, Bütten, Eimer zum Melken. Anfangs drangen die Genoſſen in mich, von dem Käſe zu nehmen, ſo viel wir könnten, und uns davon zu machen, oder Lämmer und Ziegen nach unſerem Schiffe hinzutreiben, und dann wieder zu unſern Freunden nach der Inſel hinüberzuſteuern. Hätte ich ihrem Rathe doch gefolgt! Aber ich war allzu begierig, den ſeltſamen Bewohner der Höhle zu ſchauen, und wollte lieber ein Gaſtgeſchenk erwarten als mit einem Raube von dannen ziehen. Deßwegen zündeten wir ein Feuer an und opferten. Dann nahmen wir ein Weniges von dem Käſe und aßen. Nun warteten wir, bis der Hausherr heimkäme.

Endlich nahete er, auf ſeinen Rieſenſchultern eine ungeheure Laſt trockenen Scheiterholzes tragend, das er geſammelt, um ſich ſein Abendmahl damit zu kochen. Er warf ſie zu Boden, daß es fürchterlich krachte und wir alle vor Angſt zuſammen fuhren und uns in den äußerſten Winkel der Grotte verſteckten. Da ſahen wir denn, wie er ſeine fette Heerde in die Kluft eintrieb, doch nur die, welche er wollte; Widder und Böcke blieben draußen in dem eingehegten Vorhofe. Nun rollte er ein mächtiges Felsſtück vor den Eingang, das zweiundzwanzig vierrädrige Wagen nicht von der Stelle hätten ſchaffen können. Dann ſetzte er ſich gemächlich auf den Boden, melkte der Reihe nach die Schafe und Ziegen, legte die ſäugenden ans Euter, machte die eine Hälfte der Milch mit Lab gerinnen, formte Käſe daraus, und ſtellte ſie in Körben zum Trocknen hin; die andere Hälfte verwahrte er in großen Geſchirren; denn das war ſein täglicher Trunk. Wie er mit Allem fertig war, machte er ſich ein Feuer an, und nun geſchah es, daß er uns in unſerem Winkel erblickte. Auch wir ſahen jetzt erſt ſeine gräßliche Rieſengeſtalt genau. Er hatte wie alle Cyklopen nur ein einziges funkelndes Auge in der Stirn, Beine wie tauſendjährige Eichenſtämme und Arme und Hände groß und ſtark genug, um mit Granitblöcken Ball zu ſpielen.

„Wer ſeyd ihr, Fremdlinge!“ fuhr er uns mit ſeiner rauhen Stimme an, die klang, wie ein Donner im Gebirge, „woher kommt ihr über das Meer gefahren? Iſt die Seeräuberei euer Geſchäft, oder was treibt ihr?“ Bei dem Gebrüll bebte uns das Herz im Leibe. Doch nahm ich mich zuſammen und erwiederte: „Ach nein; wir ſind Griechen, kommen von der Zerſtörung Troja's zurück, und haben uns während der Heimfahrt auf dem Meere verirrt. So nahen wir deinen Knieen und flehen dich um Schutz und eine Gabe an. Ja, ſcheue die Götter, lieber Mann! und erhöre uns. Denn Jupiter beſchirmt die Schutzflehenden und rächt ihre Mißhandlung!“

Aber der Cyklop erwiederte mit gräßlichem Lachen: „du biſt ein rechter Thor, o Fremdling, und weiſſeſt nicht, mit wem du es zu thun haſt! Meinſt du wir kümmern uns um die Götter und ihre Rache? Was gilt den Cyklopen Zeus der Donnerer und alle Götter mit einander! Sind wir doch viel vortrefflicher als ſie! Willſt

mein eigen Herz nicht, ſo ſchone ich weder dich noch deine Freunde! Aber ſage mir jetzt, wo du das Schiff geborgen haſt, auf welchem du hergekommen biſt? Wo liegt es vor Anker, nah oder ferne?“ So fragte der Cyklop voll Argliſt, ich aber war bald mit einer ſchlauen Erfindung bei der Hand. „Mein Schiff, guter Mann,“ antwortete ich, „hat der Erderſchütterer Poſeidon nicht weit von eurem Ufer an die Klippen geworfen und zertrümmert; ich allein mit dieſen zwölf Geſellen bin entronnen!“ Auf dieſe Rede antwortete das Ungeheuer gar nicht, ſondern ſtreckte nur ſeine Rieſenhände aus, packte zwei meiner Genoſſen, und ſchlug ſie, wie junge Hunde, zu Boden, daß ihr Blut und Gehirn auf die Erde ſpritzte. Dann zerhackte er ſie Glied für Glied zur Abendkoſt und fraß ſich an ihnen ſatt, wie ein Löwe in den Bergen. Eingeweide, Fleiſch, ja das Mark mitſammt den Knochen verzehrte er. Wir aber ſtreckten die Hände zu Jupiter empor, und jammerten laut über die Frevelthat.

Nachdem ſich das Unthier ſeinen Wanſt gefüllt und den Durſt mit Milch gelöſcht, warf er ſich der Länge nach in der Höhle zu Boden, und nun beſann ich mich, ob ich nicht auf ihn losgehen und ihm das Schwert zwiſchen Zwerchfell und Leber in die Seite ſtoßen ſollte. Aber ſchnell bedachte ich mich eines Beſſern. Denn was hätte uns das geholfen? Wer hätte uns den unermeßlichen Stein von der Höhle gewälzt? Wir hätten zuletzt alle des jämmerlichſten Todes ſterben müſſen. Deßwegen ließen wir ihn ſchnarchen und erwarteten in dumpfer Bangigkeit den Morgen. Als dieſer erſchienen und der Cyklop aufgeſtanden war, zündete er wieder ein Feuer an und fing an zu melken. Als er Alles beendigt, packte er wieder zwei meiner Begleiter, und verzehrte ſie zu unſerem Entſetzen, wie das erſtemal, zum Frühſtück. Dann trieb er die feiſte Heerde aus der Höhle, nachdem er den Fels abgehoben, ging ſelbſt mit hinaus und pflanzte den Stein wieder davor, wie man den Deckel auf den Köcher ſetzt. Wir hörten ihn mit gellendem Pfeifen ſeine Heerde in die Berge treiben; wir aber blieben in der Todesangſt zurück und jeder erwartete, daß das nächſtemal die Reihe, gefreſſen zu werden, an ihn kommen werde. Ich ſelbſt bewegte fortwährend Entwürfe der Rache in meinem Herzen, wie ich es angreifen ſollte, dem Ungeheuer zu vergelten. Endlich kam mir ein Gedanke, der nicht übel war. Drinnen im Stalle lag die mächtige Keule des Cyklopen aus grünem Olivenholz; er hatte ſie ſich abgehauen, um ſie zu tragen, wenn ſie dürre geworden wäre; uns erſchien ſie an Länge und Dicke dem Maſt eines großen Schiffes gleich. Von dieſer Keule hieb ich mir einen Pfahl von der Dicke, wie ein Arm ihn umſpannen kann, reichte denſelben den Freunden und hieß ſie ihn glatt ſchaben, dann ſchärfte ich ihn oben ganz ſpitz und brannte ihn in der Flamme hart. Dieſen Pfahl verbarg ich mit aller Sorgfalt im Miſte, deſſen es haufenweiſe in der Höhle gab. Dann looſten meine Genoſſen, wer es wagen ſollte, den Brandpfahl dem Ungeheuer mit mir ins Auge zu drehen, wenn er im Schlummer läge. Es traf gerade die vier tapferſten der Freunde, die ich mir ſelbſt ausgewählt hätte, und der fünfte war ich.

Am Abend kam der gräßliche Hirte mit ſeiner Heerde heim. Dießmal ließ er nichts im Vorhof, ſondern trieb alles mit einander in die Höhle; vielleicht argwöhnte er etwas, oder ſchickte es auch, wie ihr bald hören werdet, ein Gott zu unſern Gunſten ſo. Uebrigens fügte er, wie bisher, den Stein wieder in die Oeffnung, that Alles wie ſonſt, und fraß auch zwei aus unſerer Mitte. Inzwiſchen hatte ich eine hölzerne Kanne mit dem dunkeln Wein aus meinem Schlauche gefüllt, näherte mich dem Ungeheuer und ſprach: „Da, nimm Cyklop, und trink! auf Menſchenfleiſch ſchmeckt der Wein vortrefflich. Du ſollſt auch erfahren, was für ein köſtliches Getränk wir auf unſerem Schiffe führten. Ich brachte ihn mit, um ihn dir zu ſpenden, wenn du Erbarmen mit uns trügeſt und uns heim ließeſt. Aber du biſt ja ein ganz entſetzlicher Wüthrich; wie mag dich künftig ein anderer Menſch beſuchen! Nein, du biſt nicht billig mit uns verfahren!“

Der Cyklop nahm die Kanne ohne ein Wort zu verlieren und leerte ſie mit durſtigen Zügen; man ſah ihm das Entzücken an, in welches ihn die Süßigkeit und Kraft des Trankes verſetzte. Als er fertig war, ſprach er zum erſtenmale freundlich: „Fremdling, gieb mir noch eins zu trinken; und ſage mir auch, wie du heißeſt, damit ich dich auf der Stelle mit einem Gaſtgeſchenk erfreuen kann. Denn auch wir haben Wein hier zu Lande, wir Cyklopen. Damit du aber auch erfahreſt, wen du vor dir haſt, ſo wiſſe: Polyphemus iſt mein Name.“ So ſprach der Cyklop, und gerne gab ich ihm von Neuem zu trinken. Ja, dreimal ſchenkte ich ihm die Kanne voll, und dreimal leerte er ſie in der Dummheit. Als ihm der Wein die Beſinnung zu umnebeln anfing, ſprach ich in ſchlauer Weiſe: „Meinen Namen willſt du wiſſen, Cyklop? Ich habe einen ſeltſamen Namen. Ich heiße der Niemand; alle Welt nennt mich Niemand, Mutter, Vater hießen mich ſo und bei allen meinen Freunden bin ich ſo geheißen.“ Darauf antwortete der Cyklop: „Nun ſollſt du auch dein Gaſtgeſchenk erhalten; den Niemand, den verzehre ich zuletzt nach allen ſeinen Schiffsgenoſſen. Biſt du mit der Gabe zufrieden, Niemand?“

Dieſe letzten Worte lallte der Cyklop nur noch, lehnte ſich rückwärts und taumelte bald ganz zu Boden. Mit gekrümmtem, feiſten Nacken dehnte er ſich ſchnarchend im Rauſch, ja Wein und Menſchenfleiſch brach er in der Trunkenheit aus ſeinem Schlunde heraus. Jetzt ſteckte ich ſchnell den Pfahl in die glimmende Aſche, bis er Feuer fing, und als er ſchon Funken ſprühte, zog ich ihn heraus und mit den vier Freunden, die das Loos getroffen hatte, ſtießen wir ihm die Spitze tief ins Auge hinab, und ich, in die Höhe gerichtet, drehte den Pfahl, wie ein Zimmermann einen Schiffsbalken durchbohrt. Wimpern und Augenbraunen verſengte die Gluth bis auf die Wurzeln, daß es praſſelte, und ſein erlöſchendes Auge ziſchte, wie heißes Eiſen im Waſſer. Grauenvoll heulte der Verletzte auf, ſo laut, daß die Höhle von dem Gebrüll wiederhallte; und wir, vor Angſt bebend, flüchteten in den äußerſten Winkel der Grotte.

Polyphem riß ſich indeſſen den Pfahl aus der Augenhöhle, von dem das Blut triefend herunterrann; er ſchleuderte ihn weit von ſich, und tobte wie ein Unſinniger. Dann erhub er ein neues Zettergeſchrei und rief ſeine Stammesbrüder, die Cyklopen, herbei, die im Gebirge umherwohnten. Dieſe kamen von allen Seiten heran, umſtellten die Höhle und wollten wiſſen, was ihrem Bruder geſchehen ſey. Er aber brüllte aus der Höhle heraus: „Niemand, Niemand bringt mich um, ihr Freunde!

Niemand thut es mit Argliſt!“ Als die Cyklopen das hörten, ſprachen ſie: „Nun, wenn Niemand dir etwas zu Leide thut, wenn dich keine Seele angreift, was ſchreieſt du denn ſo? Du biſt wohl krank; aber gegen Krankheit haben wir Cyklopen keine Mittel!“ So ſchrieen ſie und eilten wieder davon. Mir aber lachte das Herz im Leibe.

Der blinde Cyklop tappte indeſſen in ſeiner Höhle umher, immer noch vor Schmerzen winſelnd. Er nahm den Felsſtein vom Eingange, ſetzte ſich dann unter die Pforte, und taſtete mit den Händen umher, um einen Jeden von uns zu fangen, der Luſt hätte, mit den Schafen zu entwiſchen; denn er hielt mich ſo einfältig, daß ich es auf dieſe Weiſe angreifen würde. Ich aber kam inzwiſchen an tauſenderlei Planen herum, bis ich den rechten ausfindig machte. Es ſtanden nämlich gemäſtete Widder mit dem dichteſten Fließe um uns her, gar groß und ſtattlich. Die verband ich ganz geheim mit den Ruthen des Weidengeflechtes, auf welchem der Cyklop ſchlief, je drei und drei; und der mittlere trug unter ſeinem Bauche immer einen von uns Männern, der ſich an ſeiner Wolle feſthielt, indeſſen die beiden andern Widder rechts und links, die heimliche Laſt beſchirmend, einhertrollten. Ich ſelber wählte den ſtattlichſten Bock, der hoch über alle andern hervorragte. Ihn faßte ich am Rücken, wälzte mich unter ſeinen Bauch und hielt die Hände feſt in den gekräuſelten Wollenflocken gedreht. So unter den Widdern hängend erwarteten wir mit unterdrückten Seufzern den Morgen. Er kam; und die männliche Heerde ſprang zuerſt hüpfend aus der Höhle auf die Weide. Nur die Weibchen blöckten noch mit ſtrotzenden

Eutern in den Ställen. Ihr geplagter Herr betaſtete jedem Widder, der hinausging, ſorgfältig den Rücken, ob kein Flüchtling darauf ſitze; an den Bauch und meine Liſt dachte er in ſeiner Dummheit nicht. Nun wandelte auch mein Bock langſam zur Felſenpforte, ſchwerbeladen mit Wolle, noch ſchwerer mit mir, der ich unter allerlei Gedanken mich dahintragen ließ. Auch ihn ſtreichelte Polyphemus und ſprach: „Gutes Widderchen, was trabſt du ſo langſam hinter der übrigen Heerde aus der Höhle heraus? Du leideſt ja ſonſt nicht, daß andere Schafe dir vorangehen; du biſt ſonſt immer der erſte bei den Wiesblumen und am Bach, und Abends der allererſte wieder im Stalle? Betrübt dich das ausgebrannte Auge deines Herrn? Ja, hätteſt du Gedanken und Sprache, wie ich, gewiß, du ſagteſt mir, in welchem Winkel ſich der Frevler mit ſeinem Geſindel verbirgt: dann ſollte mir ſein Gehirn von der Höhlenwand ſpritzen, und mein Herz wieder froh werden vom Leide, das der Niemand über mich gebracht!“

So ſprach der Cyklop und ließ den Widder auch hinausgehen. Und nun waren wir alle draußen. So wie wir ein wenig von der Felskluft entfernt waren, machte ich mich zuerſt von meinem Bocke los, und löſte dann auch meine Freunde ab. Wir waren unſrer leider nur noch ſieben, umarmten uns mit herzlicher Freude und jammerten um die Verlorenen. Doch winkte ich ihnen, daß keiner laut weinen, ſondern daß ſie mit den geraubten Widdern ſich ſchnell nach unſern Schiffen mit mir aufmachen ſollten. Erſt als wir wieder auf unſern Ruderbänken ſaßen und durch die Wogen dahin ſchifften, auf einen Heroldsruf vom Ufer entfernt, ſchrie ich dem am Uferhügel mit ſeiner Heerde bergwärts hinan klimmenden Cyklopen meine Spottrede zu: „Nun, Cyklop, du haſt doch keines ſchlechten Mannes Begleiter in deiner Höhle gefreſſen! Endlich ſind dir deine Frevelthaten vergolten worden, und du haſt die Strafe Jupiters und der Götter empfunden!“

Als der Wütherich dieſes hörte, wurde ſein Grimm noch viel größer. Er riß einen ganzen Felsblock aus dem Gebirge heraus, und warf ihn nach unſerem Schiffe. Auch hatte er ſo gut gezielt, daß er das Ende unſeres Steuerruders nur um ein Weniges verfehlte. Aber von dem niederſtürzenden Blocke ſchwoll die Fluth an und die rückwärts wallende Brandung riß unſer Schiff wieder ans Geſtade zurück. Mit aller Gewalt mußten wir die Ruder anſtrengen, um dem Ungeheuer aufs neue zu entfliehen und vorwärts zu kommen. Nun fing ich abermals an zu rufen, obgleich mich die Freunde, die einen zweiten Wurf befürchteten, mit Gewalt abhalten wollten. „Höre, Cyklop,“ ſchrie ich, „wenn dich je einmal ein Menſchenkind fragt, wer dir dein Auge geblendet, ſo ſollſt du eine beſſere Antwort geben, als du ſie deinen Cyklopen ertheilt haſt! Sag' ihm nur: der Zerſtörer Troja's, Odyſſeus, hat mich geblendet, der Sohn des Laertes, der auf der Inſel Ithaka wohnt!“ So rief ich. Heulend ſchrie der Cyklop herüber: „Wehe mir! So hat ſich denn die alte Weiſſagung an mir erfüllt! Denn einſt befand ſich unter uns ein Wahrſager mit Namen Telemus, des Eurytus Sohn, welcher hier im Lande der Cyklopen alt geworden iſt. Dieſer hat mir gewahrſagt, daß ich dereinſt durch Odyſſeus das Geſicht verlieren ſollte. Da meinte ich dann immer, es ſollte ein ſtattlicher Kerl daher kommen, ſo groß und ſtark, wie ich ſelber einer bin, und ſollte ſich mit mir im Kampfe meſſen. Und nun iſt dieſer Wicht gekommen, dieſer Weichling, hat mich mit Weine berückt und mir im Rauſch das Auge geblendet! Aber komm doch wieder, Odyſſeus! Dießmal will ich dich als Gaſt bewirthen, will dir vom Meeresgott ſicheres Geleite erflehen, denn, wiſſe, ich bin der Sohn Poſeidons. Auch kann nur er, und kein Anderer, mich heilen!“ Jetzt aber fing er an zu ſeinem Vater Neptunus zu beten, daß er mir die Heimkehr nicht vergönnen ſolle. „Und kehrt er jemals zurück,“ endete er, „ſo ſey es wenigſtens ſo ſpät, ſo unglücklich, ſo verlaſſen als möglich, auf einem fremden Schiffe, nicht auf dem eigenen; und zu Hauſe treffe er nichts als Elend an!“

So betete er, und ich glaube, der finſtere Gott hat ihn gehört. Auch ergriff er einen zweiten, noch viel größeren Felsblock und ſchleuderte ihn uns nach. Auch dießmal verfehlte er uns nur um ein Weniges. Doch widerſtanden wir dem Gegenſtoße der Fluth und ruderten getroſt vorwärts. Bald waren wir auch wieder bei der Inſel angekommen, wo die übrigen Schiffe geborgen in der Bucht lagen und die Freunde, ſchon lange traurig am Strande gelagert, uns erwarteten. Sie empfingen uns, als wir anlandeten, mit einem lauten Freudenrufe. Als wir ans Land geſtiegen, war unſer erſtes Geſchäft, die Heerde des Cyklopen, die wir geraubt hatten, unter unſere Freunde zu vertheilen. Den Widder jedoch, unter deſſen Bauche ich entflohen war, ſchenkten mir meine Genoſſen im voraus von der Beute. Denſelben brachte ich ſogleich dem Jupiter zum Opfer dar, und verbrannte ihm die Schenkel des Thieres. Der Gott verſchmähte jedoch das Opfer und ließ ſich von uns nicht verſöhnen. Sein Beſchluß war, daß unſere Schiffe alle, und außer mir auch alle meine Freunde, untergehen ſollten.

Doch davon hatten wir keine Ahnung. Wir ſaßen vielmehr den ganzen Tag, bis die Sonne ins Meer ſank, vergnügt bei einander, ſchmausten und tranken, als wären wir aller Sorgen ledig. Dann legten wir uns am Strande zum Schlummer nieder und ſchliefen beim Wogenſchlage ein. Sobald jedoch der Himmel ſich wieder röthete, ſaßen wir auch ſchon alle auf unſern Schiffen und ruderten weiter, der Heimath entgegen.“

Odyſſeus erzählt weiter.

Der Schlauch des Aeolus. Die Läſtrygonen. Circe.

„Hierauf,“ fuhr Odyſſeus fort, „gelangten wir an eine Inſel, welche Aeolus, der Sohn des Hippotes, ein vertrauter Freund der Götter, bewohnte. Dieſes Eiland war ſchwimmend in der Fluth; eine eherne Mauer umgab daſſelbe mit ſtarrendem Erz und ihre Grundlage war ein glatter Fels, der rings um das Inſelland herumlief. Dieſer Aeolus hatte in ſeinem Palaſte ſechs Söhne und ſechs Töchter, und feierte mit ihnen und der Gattin alle Tage ein Feſt. Der gute Fürſt beherbergte uns einen ganzen Monat, und befragte uns recht eifrig über Troja, die Macht der Griechen und ihre Heimkehr. Ueber alles dieſes gab ich ihm genaue Auskunft, und als ich ihn endlich bat, unſere Heimfahrt zu befördern, bezeigte er ſich in Allem höchſt willig, und ſchenkte uns einen dickaufgeſchwollenen Schlauch, aus der Haut eines neunjährigen Stiers bereitet. In dieſem waren ſämmtliche Winde eingeſchloſſen, die über die Erde dahin zu wehen pflegen; denn Aeolus war vom Vater Jupiter zum Verwalter der Winde beſtellt, und hatte die Macht empfangen, welche Winde er wollte, los zu laſſen, und ihnen wieder Ruhe zu gebieten. Er ſelbſt nun band uns den Schlauch mit einem glänzenden Seile von Silberfaden in meinem Schiffe feſt und ſchnürte ihn ſo zuſammen, daß auch nicht die kleinſte Luft herauskonnte. Doch hatte er ſich darum der Winde nicht ganz entäußert, vielmehr von allen Gattungen noch genug zu Hauſe. Das zeigte er ſogleich. Denn als wir uns eingeſchifft hatten, ließ er unſern Schiffen den ſanfteſten Weſtwind nachwehen, der uns ſchnell und leicht in die Heimath bringen ſollte. Aber es wurde uns nicht ſo gut, ſondern unſere eigene Thorheit brachte uns in großes Unglück.

Schon ſegelten wir neun Tage und Nächte lang auf dem Meere vorwärts, und in der zehnten Nacht waren wir ſo nahe an meiner Heimathinſel Ithaka, daß wir die Wachtfeuer des Ufers erblicken konnten. Da mußte mich müden Mann der Schlummer beſchleichen, denn ich hatte mich unaufhörlich damit beſchäftigt, das Segel meines Schiffes zu ſtellen, um deſto ſchneller das Vaterland zu erreichen, und dieſes Geſchäft mochte ich keinem Andern anvertrauen. Während ich nun ſchlief, ſpannen meine Schiffsgeſellen ein Geſpräch darüber an, was wohl in dem Schlauch ſein möchte, welchen mir der König Aeolus zum Gaſtgeſchenke gegeben hätte. Da zeigte ſich, daß ſie alle in dem Wahn befangen waren, ich führe Silbers und Goldes genug in dem Sacke bei mir, und endlich fing einer der Lüſternſten alſo an: „Der Odyſſeus iſt doch auch überall hoch geachtet und geehrt! Wie viel Beute hat er nicht nur von Troja mit hinweggebracht. Und wir, die wir alle die nämlichen Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeſtanden haben, wir kehren ſämmtlich mit leeren Händen in die Heimath zurück! Jetzt hat ihm Aeolus auch vollends einen Sack voll Silbers und Goldes gegeben! Wie wär's, wenn wir hineinguckten und auch erführen, wie viel Schätze da drinnen verborgen ſind?" Dieſer böſe Rath leuchtete den übrigen Geſellen ſogleich ein. Der Schlauch wurde aufgelöst, und kaum war das Band los, ſo brausten alle Winde mit einander daraus hervor, und die Windsbraut riß alle unſre Schiffe wieder hinaus in die offene See.

Ich ſelbſt fuhr über dem Brauſen aus dem Schlafe empor. Als ich das Unglück ſah, das angerückt war, überlegte ich einen Augenblick bei mir, ob ich nicht lieber über Bord ſpringen und mich in dem Abgrund begraben ſollte. Doch faßte ich mich wieder, und beſchloß zu bleiben, und alles, was da kommen könnte, zu ertragen. Die Wuth der Orkane warf uns an die Inſel des Aeolus zurück. Hier ließ ich die Meinigen auf den Schiffen und eilte mit einem einzigen Freund und dem Herolde in die Burg des Fürſten, den ich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern gerade beim Mittagsmahle traf. Sie ſtaunten alle nicht wenig über unſre Zurückkunft, als ſie aber vollends die Urſache vernahmen, erhob ſich der Verwalter der Winde zornig von ſeinem Sitze und rief mir entgegen: „Verruchter Menſch, offenbar verfolgt dich die Rache der Götter! Einen ſolchen darf ich weder beherbergen noch geleiten! Geh mir aus dem Hauſe, Verworfener!“ Mit dieſem Fluche jagte er mich, den Seufzenden, von dannen, und ſchwermuthsvoll ſchifften wir weiter. Meinen Geſellen ſchwand aller Muth beim Ruder; es war ſchon wieder der ſiebente Tag vergangen, und nirgends wollte ſich ein Land zeigen.

Endlich kamen wir an eine Küſte und zu einer thurmreichen Stadt. Die letztere hieß Telepylus, und war der Sitz der Läſtrygonen. Das Alles wußten wir jedoch noch nicht und von der Stadt erblickten wir auch nichts. Der Hafen, in welchen wir einfuhren, war vortrefflich, enggeſchloſſen und von allen Seiten durch ſchroffe Felſen geſchirmt, ſo daß das Gewäſſer in der Bucht ſtets ruhig und wellenlos war. Ich knüpfte mein Schiff zuerſt im Hafen an, erklomm das felſige Ufer, und ſchaute mich auf den Steinzacken, nach der Landſeite gewendet, um. Nirgends entdeckte ich gebautes Feld, keinen Ackersmann, keine Stiere. Nur Rauch, wie von einer großen Stadt, ſah ich gen Himmel aufſteigen. Da ſchickte ich zur Erkundigung zwei auserleſene Freunde voraus mit einem Herold. Dieſe ſtiegen ans Land und fanden bald einen Weg, der über eine Waldung der Anhöhen jenem Rauche zuging und ſie endlich in die Nähe der Stadt führte. Vor dieſer begegneten ſie einer waſſerſchöpfenden Jungfrau, der rüſtigen Tochter des Läſtrygonenköniges Antiphates. Sie ſtieg eben zu der Quelle Artacia hinab, wo die Einwohner ihr Waſſer holten. Das Mädchen, über deſſen Größe ſie ſich nicht genug wundern konnten, bezeichnete ihnen freundlich ihres Vaters Wohnung und gab ihnen die gewünſchte Auskunft über Land, Stadt

und Beherrſcher. Als ſie nun aber in die Stadt und an den Palaſt kamen, ſo erſtarrten ſie erſt vor Entſetzen. Da ſtand die Gemahlin des Läſtrygonenköniges vor ihnen, ſo rieſengroß, wie der Gipfel eines Berges. Denn die Läſtrygonen waren Rieſen und Menſchenfreſſer. Auch rief die Königin ſogleich ihrem Gemahl und dieſer griff zum Gruße nach dem einen der Geſandten und befahl ſogleich, ihn für ſich zum Abendeſſen zuzurüſten. Die zwei andern nahmen in der Todesangſt die Flucht nach den Schiffen. Der König aber rief brüllend die ganze Stadt unter die Waffen, und über tauſend Läſtrygonen, lauter Rieſen, den Giganten ähnlich, kamen heraus und ſchleuderten große Feldſteine nach uns, ſo daß man auf den Schiffen nichts als das Geſchrei Sterbender und das Zuſammenkrachen der getroffenen Schiffsbalken hörte. Nur mein eigenes Schiff war von mir hinter einem Felſen ſo angebunden worden, daß es die Steine nicht treffen konnten. Als nun die übrigen Schiffe am Verſinken waren, nahm ich von ihrer Mannſchaft in daſſelbe auf, ſo viel meiner Freunde noch unverletzt waren, und entrann mit ihnen auf meinem Schiffe unverſehrt aus dem Hafen. Die andern Fahrzeuge alle verſanken mit einer Unzahl Todter und Sterbender in den Abgrund.

Nun fuhren wir auf dem einzigen Schiffe zuſammengedrängt weiter und kamen wieder an eine Inſel mit Namen Aeäa. Hier wohnte eine ſehr ſchöne Halbgöttin, die Tochter des Sonnengottes und der Oceanustochter Perſe, und Schweſter des Königes Aretes. Sie hieß Circe und hatte einen herrlichen Palaſt auf der Inſel. Wir aber wußten nichts von ihr. Wir fuhren in eine Bucht der Inſel ein, legten unſer Schiff vor

Anker, und lagerten uns, müde von der Anſtrengung, voll Verdruß und Betrübniß, im Ufergraſe. Am dritten Morgen machte ich mich, mit Schwert und Lanze bewehrt, auf, das Land auszukundſchaften. Endlich ward ich einen Rauch gewahr, und dieſer ſtieg aus Circe's Palaſt auf. Doch ging ich nicht ſogleich auf die Spur los, ſondern durch frühere Gefahren gewitzigt kehrte ich erſt zu meinen Freunden zurück und ſandte Späher aus. Wir hatten auch alle ſchon lange keine genügende Nahrung zu uns genommen. Da erbarmte ſich auf meinem Rückwege der Götter einer über uns, und ſchickte mir einen Hirſch mit hohem Geweih in den Weg, der durſtig aus dem Walde zum Bache hinunter in raſchen Sätzen ſtürzte. Ich erſchoß ihn im Laufe, indem ich ihn mit meiner Lanze mitten in den Rückgrat traf, daß ſie unten am Bauche wieder hervordrang. Dann zog ich die Lanze, mit dem Fuß auf das Thier geſtemmt, aus der Wunde, machte mir ein Seil von Weidenruthen, band es dem Wild um die Füße und trug es ſo um den Nacken gehängt zu dem Schiffe, indem ich mich, bei der ungewohnten Laſt, unter dem Gehen auf meine Lanze ſtützen mußte.

Meine Begleiter fuhren freudig empor, als ſie die ſchöne Waldbeute auf meinen Schultern erblickten. Geſchwind wurde das Thier geſchlachtet, und ein Feſtſchmaus angeſtellt, indem man, was von Brod und Wein zu finden war, auf dem Schiffe zuſammenſuchte. Nun meldete ich ihnen von dem Rauche, den ich entdeckt hatte. Aber meine Freunde wurden ganz muthlos, denn alle mußten an die Höhle des Cyklopen und den Hafen des Läſtrygonenköniges denken, wo uns die Hoffnung beidemal ſo grauſam irre geführt hatte. Ich allein blieb muthig unter ihren Thränen. Ich theilte alle meine Genoſſen, ſo viel ihrer mir geblieben waren, in zwei Schaaren und gab der einen mich ſelbſt, der andern den Eurylochus zu Anführern. Dann ſchüttelten wir Looſe in einem ehernen Helme. Das Loos traf den Eurylochus, und er mußte ſich ſofort mit zweiundzwanzig Genoſſen, die ihm nur unter Seufzern folgten, auf den Weg machen, nach der Seite, von welcher ich den Rauch hatte aufſteigen ſehen.

Dieſe Schaar fand bald den herrlich aus behauenen Steinen aufgeführten Palaſt der Göttin Circe in einem anmuthigen Thale der Inſel verſteckt. Wie ſtaunten aber meine Genoſſen, als ſie in der Umzäunung des Hofes und vor der Pforte des Wohnhauſes Wölfe mit ſpitzigem Gebiß und Löwen mit zottigen Mähnen umherwandeln ſahen. Voll Angſt erblickten ſie die gräßlichen Ungeheuer und dachten ſchon darauf, wie ſie ſich aus dem unheimlichen Orte durch die ſchleunigſte Flucht retten möchten. Aber ſchon waren ſie umringt von den wilden Thieren. Dieſe thaten ihnen jedoch nichts zu leide, ſtürzten auch nicht, wie ſolche Beſtien pflegen, mit einem Satze auf ſie zu, ſondern ſie näherten ſich ihnen langſam und ſchmeichelnd, und trugen ihre langen Schweife wedelnd aufgerichtet, wie Hunde, wenn ſie dem Herrn entgegen gehen, der ihnen gute Biſſen von einem Schmauſe mitbringt. Es waren dieß, wie wir nachher erfuhren, lauter durch die Zauberkünſte Circe's verwandelte Menſchen.

Da die Thiere ihnen nichts anhatten, faßten meine Freunde wieder Muth und näherten ſich der Pforte des Palaſtes. Aus dieſem hörten ſie die wohlklingende Stimme

Circe's, die eine vortreffliche Sängerin war, erſchallen. Sie ſang zu ihrer Arbeit; denn ſie ſaß eben über dem Gewebe eines großen wundervollen Gewandes, wie es nur Göttinnen zu wirken verſtehen. Der erſte, der einen Blick in den Palaſt geworfen hatte und ſich dieſes Anblicks erfreute, war der Held Polites, der mir beſonders befreundet war. Auf ſeinen Rath riefen unſre Freunde die Bewohnerin heraus, und ſie erſchien auch wirklich freundlich an der Pforte und nöthigte alle Angekommenen herein, mit Ausnahme ihres Führers Eurylochus, der ein beſonnener Mann war, und, durch die früheren Vorfälle gewarnt, irgend einen Betrug witterte.

Die Andern führte Circe gar holdſelig in ihren Palaſt ein und hieß ſie auf hohen, ſchmucken Seſſeln Platz nehmen. Alsdann brachte man Käſe, Mehl, Honig und ſüßen pramniſchen Wein herbei, woraus ein Gericht köſtlicher Kuchen von Circe geknetet wurde; während dieſer Arbeit aber miſchte ſie unvermerkt unheilbringende Säfte unter den Teig, welche die Armen von Sinnen bringen und ſie ihres Vaterlandes vergeſſen machen ſollten. Und wirklich wurden ſie alle mit einander, ſo wie ſie von der verführeriſchen Speiſe gekoſtet hatten, in borſtige Schweine verwandelt, fingen an zu grunzen, und wurden von der Zauberin ſammt und ſonders in die Koſen getrieben. Hier ließ ihnen Circe ſtatt der köſtlichen Biſſen Steineicheln und Kornellen, wie andern Schweinen, zur Nahrung vorwerfen.

Eurylochus hatte von weitem das Alles zum Theile mit angeſehen, zum Theile geſchloſſen. Er eilte, was er nur konnte, zu unſrem Schiffe zurück, um das ſchreckliche Schickſal unſrer Freunde mir und den Zurückgebliebenen zu verkündigen. Als er aber bei uns ankam, konnte er anfangs kein einziges Wort hervorbringen, weil ihm die entſetzliche Angſt noch immer die Sprache raubte; aus ſeinen Augen ſtürzten Thränen und ſeine Seele war ganz in Jammer verſenkt. Wie wir nun alle voll Verwunderung in ihn drangen zu ſprechen, fand er endlich Worte und erzählte das jämmerliche Schickſal der andern Freunde. Auf dieſe Schreckensbotſchaft warf ich augenblicks mir das Schwert um die Schultern und den Bogen darüber, dann befahl ich ihm, mich auf der Stelle den Weg nach dem Palaſte zu führen. Er aber umſchlang mir mit beiden Armen die Knie und flehte mich an, zurück bleiben zu dürfen, und ſelbſt zurück zu bleiben. „Glaube mir,“ ſchluchzte er, „du kehreſt weder ſelbſt um, noch bringſt du Einen der verlorenen Freunde zurück. O laß uns von dieſem verwünſchten Strande fliehen!“ Ihm nun erlaubte ich zu bleiben; ich ſelbſt aber gehorchte der Nothwendigkeit und ging. Auf dem Wege begegnete mir ein blühender Jüngling, mit dem holdeſten Reiz der Jugend geſchmückt und ſtreckte mir den goldenen Stab entgegen, an welchem ich Hermes, den Boten der Himmliſchen, erkannte. Er faßte mich freundlich bei der Hand und ſprach: „Armer, was renneſt du ſo, aller Gegend unkundig, durch das Waldgebirg? Deine Freunde ſind bei der Zauberin Circe in Schweineſtälle geſperrt. Willſt du gehen, ſie zu erlöſen? Eher wirſt auch du zu den Andern geſteckt werden! Nun wohl, ich will dir ein Mittel an die Hand geben, dich zu bewahren. Wenn du dieſes Heilkraut bei dir trägſt,“ (und mit dieſen Worten grub er eine ſchwarze Wurzel mit milchweißer Blüthe aus dem Boden, und nannte ſie mir Moly,) „ſo vermag ihr Betrug nicht dir zu ſchaden. Sie wird dir nämlich ein ſüßes Weinmuß bereiten, und ihre Zauberſäfte darein mengen. Dieſes Kraut aber wird ſie verhindern, dich in ein Vieh zu verwandeln. Wenn ſie dich dann mit ihrem langen Zauberſtabe berührt, ſo reiß du dir nur dein ſcharfes Schwert von der Hüfte, und renn' auf ſie los, als wollteſt du ſie ermorden. Dann zwingſt du ihr leicht einen heiligen Eid ab, daß ſie keinerlei Tücke an dir üben wolle. Du magſt alsdann ohne Gefahr bei ihr wohnen und ihr in Allem zu Willen ſeyn, und wenn ihr vertraut geworden ſeyd, wird ſie dir auch deine Bitte nicht abſchlagen und dir deine Freunde zurückgeben!“

So ſprach Hermes und verließ mich, in den Olymp zurückkehrend. Ich ſelbſt eilte unruhig und nachdenklich dem Palaſte der Zauberin entgegen. Auf meinen Ruf öffnete ſie die Pforte und hieß mich freundlich hereintreten, was ich, obwohl mit einem Herzen voll Ingrimm, auch that. Nun führte ſie mich zu einem herrlichen Thronſeſſel, rückte mir einen Schemel unter die Füße, und mengte ſofort in goldener Schale wirklich ihr Weinmuß. Sie konnte kaum erwarten, bis ich es ausgeleert, und ohne im mindeſten an meiner Verwandlung, die auf der Stelle eintreten würde, zu zweifeln, berührte ſie mich mit ihrem Stabe, und ſprach: „fort mit dir in den Schweineſtall, zu deinen Freunden!“ Ich aber riß das Schwert von der Seite und rannte wie mordbegierig auf die Zauberin ein. Nun ſchrie ſie laut auf, warf ſich zu Boden und umfaßte meine Kniee, indem ſie mir jammernd entgegenrief: „Wehe mir! Wer biſt du, Gewaltiger, den mein Trank nicht zu verwandeln vermag? Noch kein anderer Sterblicher hat der Stärke meines Zaubers widerſtanden. Biſt du vielleicht der erfindungsreiche Odyſſeus ſelbſt, deſſen Ankunft, wenn er von Troja zurückkehrte, mir Hermes ſchon lange geweiſſagt hat? Wenn du es biſt, ſo ſtecke dein Schwert in die Scheide, und laß uns Freunde werden!“ Ich aber veränderte meine drohende Stellung nicht, und antwortete: „Wie kannſt du verlangen, Circe, daß ich mich freundlich gegen dich erweiſen ſoll, da du meine Begleiter in deinem Hauſe zu Schweinen umgewandelt haſt? Muß ich nicht vermuthen, daß du nur darum dich ſo zuvorkommend gegen mich beträgſt, um auch meinem Leibe irgend ein Leid anzuthun? Ich kann nur alsdann dein Freund werden, wenn du mir einen heiligen Eid ſchwörſt, mir auf keinerlei Weiſe ſchaden zu wollen!“ Die Göttin beſchwur auf der Stelle, was ich verlangte, und nun war auch ich zufrieden und überließ mich ſorglos der Nachtruhe.

Früh Morgens waren vier Dienerinnen, lauter ſchöne und edelgeborene Nymphen, damit beſchäftigt, die Säle ihrer Herrin in Ordnung zu bringen. Die eine bedeckte die Thronſeſſel mit herrlichen purpurnen Polſtern, eine zweite ſtellte ſilberne Tiſche vor die Seſſel und ſetzte goldene Körbe darauf, die dritte miſchte in einem ſilbernen Kruge den Wein und vertheilte goldene Becher auf den Tiſchen umher; von der vierten endlich wurde friſches Quellwaſſer herbeigetragen, der Keſſel auf den Dreifuß geſetzt und die Glut darunter geſchürt, bis das Waſſer kochte. Dieſes mußte mir zu einem erquickenden Bade dienen, und als ich darauf geſalbt und angekleidet war, ſollte ich in Circe's Geſellſchaft das Morgenmahl genießen. Aber obgleich reichliche Speiſen vor mir auf meinem Tiſche ſtanden, ſtreckte ich doch nicht die Hände darnach aus, ſondern ſaß ſchweigend und kummervoll meiner ſchönen Wirthin gegenüber. Als dieſe mich endlich nach der Urſache meines ſtummen Grames fragte, da ſprach ich: „Welcher Mann, der noch ein Gefühl für Recht und Billigkeit hat, könnte ſich auch an Speiſe und Trank erfreuen, ſo lange er ſeine Freunde im Elende weiß? Wenn du willſt, daß ich mit Luſt bei dir genieſſen ſoll, ſo laß mich meine lieben Genoſſen mit Augen ſehen!“

Circe ließ ſich nicht lange bitten, ſie verließ das Gemach, ihren Zauberſtab in der Hand. Draußen ſchloß ſie die Thüre des Kofens auf, und trieb alle meine Freunde heraus, die mich, der ich inzwiſchen auch herbeigekommen war, in der Geſtalt neunjähriger Schweine umwimmelten. Nun ging ſie bei allen umher und beſtrich jeden mit einem andern Safte. Auf einmal ſchälten ſie ſich nun aus der borſtigen Hülle und wurden alle zu Männern und zwar jünger und ſchöner, als ſie vorher geweſen waren. Freudig eilten ſie auf mich zu und reichten mir die Hände; als ſie aber ihres elenden Schickſals gedachten, fingen ſie alle zu weinen und zu jammern an. Die Göttin ſprach darauf ſchmeichelnd zu mir: „Nun, lieber Held, habe ich ja deinen Willen gethan. Thu' du nun mir auch den Gefallen, und laß dein Schiff ans Ufer ziehen, birg ſeine Ladung in den Felſengrotten des Ufers und laß es dir dann mit deinen lieben Genoſſen wohl bei mir ſeyn!“

Ihre Schmeichelrede gewann mein Herz. Ich ſuchte das Schiff und die zurückgebliebenen Freunde auf, die mich ſchon lange für todt beklagt hatten und nun mit

Freudenthränen auf mich zuſtürzten. Als ich ihnen den Vorſchlag machte, das Schiff ans Ufer zu ziehen und bei der Göttin einzukehren, zeigten ſich auch ſogleich alle willig, nur Eurylochus wehrte die Genoſſen ab und ſprach zu ihnen: „Habt ihr denn ein gar ſo großes Verlangen nach eurem Verderben, daß ihr in den Palaſt der Zauberin eingehen wollt, die uns Alle in Löwen, Wölfe und Schweine verwandeln und zwingen wird, in dieſer ſcheußlichen Geſtalt ihr Haus zu hüten? Wie iſt der Cyklop mit unſern Freunden umgegangen, als der Unverſtand des Odyſſeus uns ihm in die Hände geliefert?“ Als ich dieſe Schmähung hörte, empfand ich einige Luſt in mir, das Schwert zu ziehen und ihm den Kopf vom Rumpfe zu ſchlagen, obgleich er nahe mit mir verwandt war. Die Freunde ſahen die Bewegung, die ich machte, fielen mir in den Arm und brachten mich zur Beſinnung.

Nun brachen wir Alle auf, und Eurylochus ſelbſt, durch meine Drohung erſchreckt, weigerte ſich nicht zu folgen. Inzwiſchen hatte Circe unſre Freunde gebadet, mit Oele geſalbt und herrlich bekleidet, und wir fanden ſie Alle ganz fröhlich beim Schmaus verſammelt. Da war ein Weinen und Umarmen und Begrüßen! Die Göttin ſprach Allen Muth ein und that uns ſo viel Liebes, daß wir von Tag zu Tag fröhlicher wurden und das ganze Jahr über bei ihr blieben. Wie aber nun das Jahr zu Ende ging, riefen mich meine Begleiter und ermahnten mich, endlich der Heimkehr eingedenk zu ſeyn. Sie bewegten mir auch mit ihrer Rede das Herz, und noch an demſelben Abend umfaßte ich Circe's Kniee und flehte ſie an, Wort zu halten, und mich, wie ſie mir anfangs gelobt hatte, zur Heimath zu entſenden. Die Zauberin antwortete: „Du haſt recht, Odyſſeus; es geziemt mir nicht, dich länger mit Zwang bei mir zu halten, aber bevor du heim kommſt, müßt ihr doch noch einen Umweg machen. Ihr müßt das Reich des Hades oder Pluto, und der Perſephone oder Proſerpina, das Schattenreich beſuchen, und die Seele des blinden Greiſen, des thebaniſchen Propheten Tireſias um die Zukunft befragen; denn dieſem iſt auch im Tode noch ſein voller Geiſt und die Sehergabe durch Proſerpina's Gunſt verblieben; die Seelen der andern Todten ſind alle nur wandelnden Schatten gleich."

Als ich dieſen Beſchluß vernahm, fing ich zu weinen und zu jammern an; mir graute vor der Behauſung der Todten und ich fragte, wer mich denn geleiten ſollte, denn eine Schifffahrt in die Unterwelt hat noch kein Sterblicher bei Leibes Leben unternommen. „Laß dich die Sorge um das Geleite deines Schiffes nicht bekümmern," antwortete mir die Göttin, „richte nur getroſt den Maſt in die Höhe, und ſpanne die Segel aus! Der Nordwind wird euch ſchon hintreiben; biſt du einmal am Geſtade des Oceanus, des Stromes, der die Erde umgürtet, ſo landeſt du an einem niedrigen Ufer, wo du Erlen, Pappeln und Weidenbäume beiſammen erblickſt. Dieß iſt der Hayn Perſephone's; dort iſt auch der Eingang in die Unterwelt. Hier, in einem Thale bei einem Felſen, wo die ſchwarzen Ströme Pyriphlegeton und Kocytus, der letztere ein Arm des Styr, ſich in den Acheron oder die Unterwelt ſtürzen, wirſt du eine Kluft finden, durch welche der Weg in das Schattenreich geht. Da gräbſt du eine Grube und bringſt den abgeſchiedenen Seelen ein

Todtenopfer von Honig, Milch, Wein, Waſſer und Mehl dar, gelobſt ihnen auch ein Schlachtopfer, wenn du nach Ithaka heimkommſt, und noch außerdem dem Tireſias einen ſchwarzen Widder; dann opferſt du noch zwei ſchwarze Schafe, ein männliches und ein weibliches, und blickſt dem vereinigten Strome durch die Kluft in die Tiefe nach, während deine Genoſſen die Thiere den Göttern verbrennen und zu ihnen beten. Da werden dir die Seelen der Todten erſcheinen und die Luftgebilde werden herauf ans Licht zu dringen begehren, und von dem Blute der Todtenopfer koſten wollen. Du aber wehreſt ſie mit dem Schwerte ab und erlaubſt ihnen nicht, näher zu gehen, bis du den Tireſias befragt haſt. Denn dieſer wird bald herannahen und dir auch über deine Heimfahrt Aufſchluß geben."

Dieſe Rede tröſtete mich einigermaßen. Am andern Morgen verſammelte ich meine Freunde und wollte ſie zum Aufbruche mahnen. Nun hatte ſich einer von ihnen, mit Namen Elpenor, der jüngſte von Allen, aber weder beſonders muthig noch ſehr verſtändig, vom ſüßen Weine Circe's trunken, von den Freunden entfernt und, um kühlere Luft zu athmen, auf dem platten Dache des Palaſtes gelagert. Dort war er am vorigen Abend eingeſchlummert und hatte die Nacht über in ungeſtörtem Schlafe gelegen. Als er nun durch das Gewühl der ſich erhebenden und zur Verſammlung eilenden Freunde plötzlich aufgeweckt wurde, fuhr er empor und vergaß in der Betäubung, wo er war; anſtatt ſich zur Treppe zu wenden, taumelte er über das Dach hinaus und fiel den hohen Palaſt herunter, ſo daß ihm das Genick zerbrach und ſein Geiſt auf der Stelle zum Hades fuhr.

Ich aber ſammelte meine Begleiter um mich her und ſprach: „Ihr meinet nun wohl, theure Freunde, nun gehe es geraden Weges ins liebe Vaterland? Aber ach, dem iſt leider nicht ſo; die Göttin Circe hat uns eine ganz andere Fahrt vorgeſchrieben. Wir ſollen hinunter in das ſchreckliche Reich des Hades, und dort die Seele des thebaniſchen Sehers Tireſias wegen unſerer Heimfahrt befragen!“ Als meine Genoſſen dieſes hörten, da brach ihnen faſt das Herz vor Kummer; ſie jammerten laut und rauften ſich die Haare aus. Aber ihre Klage half ihnen nichts. Ich befahl ihnen aufzubrechen, und mit mir zum Schiffe zu wandeln. Circe war uns vorausgeeilt, ſie hatte die zwei Opferſchafe uns ins Schiff bringen und dort anbinden laſſen, auch uns mit Honig, Wein und Mehl für das Opfer reichlich verſorgt. Als wir ankamen, ſchlüpfte ſie mit einem ſtummen Abſchiedsgruße leicht an uns vorüber. Wir aber zogen das Schiff ins Meer, richteten den Maſt und die Segel, und ſetzten uns betrübt auf die Ruderbänke. Ein günſtiger Fahrwind, den uns Circe ſchickte, blies in die Segel und bald waren wir wieder auf der hohen See.“

Odyſſeus erzählt weiter.

Das Schattenreich.

„Die Sonne tauchte ins Meer,“ fuhr Odyſſeus nach einer Pauſe fort den horchenden Phäaken zu erzählen, „als wir von einem wunderbaren Fahrwinde vorwärts getrieben, am Ende der Welt beim Geſtade der Cimmerier, das in ewigem Nebel liegt und von den Sonnenſtrahlen niemals beleuchtet wird, am Strome Oceanus, der die Welt umgürtet, anlangten. Wir kamen an den Fels und die Zuſammenſtrömung der Todtenflüſſe, wie es uns Circe bezeichnet hatte, und opferten ganz nach ihrer Vorſchrift. So wie das Blut aus den Gurgeln der Schafe in die Grube floß, tauchten tief aus der Unterwelt die Seelen der Abgeſchiedenen nach der Felſenkluft empor, in welcher wir uns, den Strom zur Seite, befanden. Jünglinge und Greiſe, Jungfrauen und Kinder kamen, auch viele Helden mit klaffenden Wunden und in blutbeſudelten Rüſtungen; ſchaarenweiſe, mit hohlem, grauſenvollen Stöhnen umflatterten ſie, nach Art der Schatten, die Opfergrube, ſo daß mich ein Entſetzen ankam. Schnell ermahnte ich die Genoſſen, nach Circe's Rath die geopferten Schafe zu verbrennen und zu den Göttern zu flehen. Ich ſelbſt riß das Schwert von der Hüfte, und wehrte den Luftgebilden, vom Opferblute zu lecken, bevor ich den Tireſias befragt hätte.

Zu allererſt nun nahte ſich mir die Seele unſres Freundes Elpenor, deſſen Leib noch unbegraben in Circe's Wohnung lag. Mit Thränen im Auge klagte mir der Schatten ſein Verhängniß, und beſchwor mich, nach der Inſel Aeäa zurückzufahren und ihm ein ehrliches Begräbniß angedeihen zu laſſen. Ich verſprach es ihm und das Schattenbild lagerte ſich mir gegenüber. So ſaßen wir in wehmüthigem Geſpräche, dort die Schattengeſtalt, hier ich, das Schwert quer über dem Opferblute haltend. Bald geſellte ſich zu uns auch die Mutter des Verſtorbenen, Antiklea, die ich noch lebendig verlaſſen hatte, als ich gegen Ilios aufbrach. Sie ſah mich bittend und ſchmerzlich an und entfernte ſich endlich mit dem Sohne.

Nun erſchien die Seele des Thebaners Tireſias, einen goldenen Stab in der Rechten. Er erkannte mich ſogleich und hub an: „Edler Sohn des Laertes, was trieb dich, das Sonnenlicht zu verlaſſen und dieſen Ort des Entſetzens zu beſuchen? Aber ziehe nur dein gezücktes Schwert von der Grube zurück, damit ich von dem Opferblute trinke und ſo in den Stand geſetzt werde, dir dein Schickſal zu weiſſagen.“ Ich wich bei dieſem Worte von der Grube und ſtieß mein Schwert in die Scheide. Nun trank der Schatten von dem ſchwarzen Blut und fing alsbald zu wahrſagen an: „Du forſcheſt bei mir, Odyſſeus, nach einer fröhlichen Heimkehr ins Vaterland; aber ein Gott wird ſie dir ſchwer machen, und du kannſt dich der Hand des Erderſchütterers nicht entziehen. Du haſt ihn ſchwer dadurch beleidigt, daß du ſeinem Sohne Polyphemus das Auge geblendet haſt. Dennoch ſoll dir die Rückkehr nicht ganz abgeſchnitten ſeyn; halte nur dein und deiner Genoſſen Herz im Zaume. Zuerſt landet ihr auf der Inſel Thrinakia: wenn ihr dort die heiligen Rinder und Schafe des Sonnengottes unberührt laſſet, ſo dürfte euch die Heimfahrt wohl gelingen. Verletzet ihr ſie aber, dann weiſſage ich deinem Schiff und deinen Freunden Verderben. Wenn du ſelbſt auch entrinneſt, ſo kommſt du ſpät, elend und einſam nach Hauſe, auf einem fremden Schiff. Auch dort findeſt du nur Jammer; übermüthige Männer, die dein Gut verpraſſen und um dein Weib Penelope freien. Wenn du dieſe, ſey es mit Liſt oder Gewalt, bezwungen und getödtet, und ruhiges Glück dir lange gelächelt hat, ſo nimm, doch erſt am Abende deines Lebens, dein Ruder auf die Schulter und wandere immer fort und fort, bis du zu Menſchen kommſt, die das Meer nicht kennen, keine Schiffe haben, ihre Speiſe mit keinem Salze würzen. Und wenn dir dort in der Fremde ein Wanderer begegnet, und dir ſagt, du trageſt des Worflers Schaufel auf dem Rücken, dann ſtoße das Ruder in die Erde, bring dem Poſeidon ein Opfer und wandre wieder heim. Endlich wird dich, während dein Reich blühet, ein friedlicher Greiſentod auf dem Meere hinwegnehmen."

Dieß war der Inhalt ſeiner Weiſſagung. Ich dankte dem Seher, aber ein neuer Gegenſtand, der ſich mir zeigte, legte mir eine Frage auf die Zunge. „Was ſehe ich dort?" ſprach ich zu ihm. „Das iſt ja der Schatten meiner Mutter! Wie ſtumm ſitzt ſie am Opferblute, ohne ihren Sohn anzuſchauen! Wie mache ich es, ehrwürdiger Greis, daß ſie mich erkenne?" — „Vergönne ihr nur," erwiederte der Seher, „vom Opferblute zu trinken, ſo wird ſie ihr Schweigen bald brechen." Da wich ich von der Grube mit dem Schwerte zurück und die Mutter trank. Urplötzlich erkannte ſie mich, heftete ihr thränendes Auge auf mich und ſprach: „Lieber Sohn, wie kamſt du lebendig in die Todesnacht herab? Haben dich der Ocean und die andern furchtbaren Ströme nicht gehindert? Irreſt du noch immer ſeit Troja's Fall umher und kommſt nicht von deiner Heimath Ithaka?" Nachdem ich ihr hierüber Aufſchluß gegeben hatte, befragte ich die Mutter über ihren Tod, denn ich hatte ſie lebend verlaſſen, als ich gen Troja zog. Auch wie es ſonſt bei uns zu Hauſe ſtehe, fragte ich ſie mit pochendem Herzen. Und der Schatten erwiederte: „Deine

Gattin, nach der du ſo ängſtlich fragſt, weilt in deinem Hauſe mit unerſchütterlicher Treue, und Tag und Nacht weint ſie um dich. Deinen Szepter führt kein anderer, ſondern dein Sohn Telemachus verwaltet dein Gut. Dein Vater Laertes hat ſichs auf's Land zurückgezogen, und kommt nie mehr in die Stadt; dort ſchläft er nicht in einer Fürſtenkammer, nicht in einem weichen Bette; neben dem Heerdfeuer liegt er, wie andere Knechte, auf dem Stroh, in ein ſchlechtes Kleid gehüllt, den ganzen Winter über; im Sommer bettet er ſich unter freiem Himmel auf ein Bündel Reiſig; und das Alles thut er aus Jammer über dein Geſchick. Ich ſelbſt bin dem Gram über dich, mein lieber Sohn, erlegen, und keine Krankheit hat mich dahingerafft."

So ſprach ſie und machte mich vor Sehnſucht erbeben. Als ich ſie aber in die Arme ſchließen wollte, zerſtob ſie wie ein Traumbild. Nun kamen andere Schatten daher, viele Gattinnen berühmter Helden. Sie tranken alle von dem Opferblute und erzählten mir ihre Geſchicke. Als die Frauen nacheinander wieder verſchwunden waren, ward mir ein Anblick zu Theil, der mir das Herz im Buſen bewegte. Es kam nämlich die Seele des Völkerfürſten Agamemnon heran. Schwermüthig bewegte ſich der große Schatten nach der Opfergrube und trank von dem Blute. Da blickte er auf, erkannte mich und fing zu weinen an. Vergebens ſtreckte er die Hände aus, mich zu erreichen; in den Gliedern war keine Spannkraft; er ſank zurück zur Ferne und antwortete von dort aus auf meine ſehnlichen Fragen: „Edler Odyſſeus," ſprach er, „mich hat nicht, wie du wähnſt, der Zorn des Meergottes verderbt, nicht Feinde auf der Veſte haben mich bezwungen. Wie man den Stier an der Krippe erſchlägt, hat mich mein Weib Klytämneſtra mit ihrem Buhlen Aegiſthus im Bade erſchlagen, mich, der ich nach Hauſe voll Sehnſucht nach Frau und Kindern gekommen war. Darum rathe ich dir, Odyſſeus, zeige dich nicht allzugefällig gegen die Gattin, vertrau' ihr aus Zärtlichkeit nicht ein jegliches Geheimniß an. Doch du haſt ein verſtändiges und tugendhaftes Weib, du Glücklicher! Und das Knäblein, das an ihrer Bruſt lag, als wir Griechenland verließen, dein Telemachus, wird, als Jüngling, voll herzlicher, voll kindlicher Liebe ſeinen Vater empfangen. Mein ruchloſes Weib hat mir nicht einmal gegönnt, die Augen an dem Anblicke meines Sohnes zu laben, bevor ſie mich ermordete! Dennoch rathe ich dir, heimlich und nicht öffentlich, am Geſtade Ithaka's zu landen: denn es iſt doch keinem Weibe zu trauen!"

Mit dieſem finſtern Worte wandte ſich der Schatten um, und verſchwand. Nun kamen die Seelen des Achilles und ſeines Freundes Patroklus, des Antilochus und des großen Ajax. Zuerſt trank Achilles, erkannte mich und ſtaunte. Ich erzählte ihm warum ich gekommen. Als ich aber den berühmteſten Griechen auch im Hades, als Gebieter der Geiſter, ſelig pries, erwiederte er mißmuthig: „Sprich mir nichts Tröſtliches vom Tode, Odyſſeus! Lieber wollte ich als Taglöhner auf Erden das Feld beſtellen, ohne Eigenthum und Erbe, als über die ſämmtliche Schaar der Todten herrſchen!" Dann mußte ich ihm vom Heldenleben ſeines Sohnes Neoptolemus erzählen, und als er viel Gutes und Rühmliches über ihn vernommen, wandelte der erhabene Schatten zufriedenen und mächtigen Schrittes der Tiefe wieder zu und verlor ſich in derſelben.

Auch die andern Seelen der Abgeſchiedenen, die inzwiſchen von dem Blute getrunken hatten, ſtanden mir nun Rede. Nur der Schatten des Ajax, den ich einſt im Streit um die Waffen des Achilles beſiegt und der ſich deßwegen entleibt hatte, ſtellte ſich ſeitwärts und zürnte. Mit ſanften Worten redete ich ihn an: „Telamons Sohn, kannſt du denn auch im Tode den Unmuth nicht vergeſſen, in welchen dich die Rüſtung des Achilles verſetzt hat, welche die Götter den Argivern doch nur zum Fluche beſtimmt hatten? Denn durch ſie biſt du, der ein Thurm war in der Feldſchlacht, dahingeſunken, daß wir dich nächſt Achilles bejammern mußten. Doch iſt keiner von uns an deinem Tode ſchuldig; es war ein Verhängniß, das dir und uns Jupiter zugeſandt hat. Darum, edler Fürſt, bezwinge dein Gemüth, nahe mir, rede mit mir!“ Aber der Schatten antwortete nichts, ſondern ging ins Dunkel zu andern abgeſchiedenen Seelen.

Nun erblickte ich auch die Schatten längſt verſtorbener Helden: den Todtenrichter Minos; den gewaltigen Jäger Orion, welcher die Keule in der Hand, Schattenbilder von Luchſen und Löwen aufſcheuchte; den Tityus, dem für ſeine Frevel zwei Geier, von jeder Seite einer, an der Leber fraßen; den Tantalus, der dürſtend mitten im Waſſer ſtand, daß es ihm das Kinn beſpülte, aber ſo oft er trinken wollte, wich die Welle zurück und verſiegte, daß der ſchwarze Boden zu ſeinen Füßen ſichtbar wurde; auch ragten Bäume voll Früchten über ſein Haupt herein, voll Birnen, Feigen, Granaten, Oliven, Aepfeln: — wenn er aber, der Hungernde, ſie mit den

Händen haſchen wollte, da ſchwang der Sturm die Aeſte aufwärts den Wolken zu, und ſeine Hand griff in die leere Luft. Auch den Siſyphus ſah ich, den vergebliche Pein abquälte: er war bemüht, ein großes Felſenſtück einen Berg empor zu ſchieben; angeſtemmt, mit Händen und Füßen arbeitete er ſich ab, und wälzte den Stein die Berghöhe hinauf. So oft er aber ſchon glaubte ihn auf dem Gipfel droben zu haben, glitt ihm das Felsſtück aus den Händen und rollte ſchändlicher Weiſe den Berg hinunter. Da begann denn ſeine Anſtrengung von neuem: der Angſtſchweiß floß ihm von den Gliedern, und das Haupt hüllte eine Wolke von Staub ein. Ihm zunächſt ſtand der Schatten des Herkules, doch nur ſein Schatten, denn er ſelbſt lebt als Gemahl der Jugendgöttin ein ſeliges Leben unter den Olympiſchen. Sein Schatten aber ſtand, finſter, wie die Nacht, hielt den Pfeil auf der Bogenſehne und blickte ſchrecklich umher, als wollte er ihn eben gegen den Feind abſchnellen. Ein prächtiges Wehrgehenk, mit allerlei Thiergeſtalten geſchmückt, hing ihm über die Schultern.

Auch er verſchwand, und nun kam noch ein ganzes Gedräng anderer Heldenſeelen. Gerne hätte ich den Theſeus und ſeinen Freund Pirithous herauserkannt. Aber bei dem grauſenvollen Getöſe der unzähligen Schaaren kam mich plötzlich eine ſolche Furcht an, als ſtreckte mir die Meduſe ihr Gorgonenhaupt entgegen. Eilig verließ ich mit meinen Genoſſen die Kluft und wandte mich wieder zum Geſtade des Okeanus und zu unſrem Schiffe zu. Dann ſegelten wir, wie ich es dem Schatten Elpenors verſprochen hatte, nach Circe's Inſel zurück."

Odyſſeus erzählt weiter.

Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Heerden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo.

„Nachdem wir die Gebeine unſres verunglückten Genoſſen,“ fuhr Odyſſeus fort, „auf der Inſel Aeäa verbrannt und zur Erde beſtattet, auch dem Todten einen Grabhügel aufgehäuft hatten und eine Denkſäule darauf geſetzt, und von Circe ſehr freundlich empfangen und bewirthet worden waren, fuhren wir, von ihr vor allerlei Gefahren gewarnt und reichlich mit Lebensmitteln verſorgt, weiter.

Das erſte Abenteuer, das wir zu beſtehen hatten und von welchem uns Circe geweiſſagt, erwartete uns am Eilande der Sirenen. Dieſes ſind ſangreiche Nymphen, die jedermann bezaubern, der auf ihr Lied horcht. Am grünen Geſtade ſitzen ſie und ſingen ihre Zauberlieder dem Vorüberfahrenden zu. Wer ſich zu ihnen hinüberlocken läßt, iſt ein Kind des Todes, und man ſieht deßwegen an ihrem Ufer moderndes Gebein genug umherliegen. Bei der Inſel dieſer verführeriſchen Nymphen angekommen, hielt unſer Schiff ſtille, denn der Fahrwind, der uns bisher gelinde vorwärts getrieben, hörte mit einemmal auf zu wehen, und das Gewäſſer ſchimmerte wie ein Spiegel. Meine Begleiter nahmen die Segel von den Stangen, falteten ſie zuſammen, legten ſie im Schiffe nieder, und ſetzten ſich ans Ruder, [illegible] das Schiff ſo vorwärts zu bringen. Ich aber gedachte an das Wort, das Circe, die mir dieſes Alles vorausſagte, geſprochen hatte. „Wenn du an die Inſel der Sirenen kommſt und ihr Geſang euch droht, ſo verkleide die Ohren deiner Freunde mit Wachs, daß ſie nichts hören; begehrſt du aber ſelbſt ihr Lied zu vernehmen, ſo befiehl, daß man dich, an Händen und Füßen gefeſſelt, an den Maſt binde, und je ſehnlicher du deine Freunde bitteſt, dich loszubinden, deſto feſter ſollen ſie die Seile ſchnüren!“

Daran dachte ich jetzt, zerſchnitt eine große Wachsſcheibe und knetete ſie mit meinen nervichten Fingern; das weiche Wachs ſtrich ich ſodann meinen Reiſegenoſſen in die Ohren. Sie aber banden mich auf mein Geheiß aufrecht unten an den Maſt; dann ſetzten ſie ſich wieder an die Ruder und trieben das Fahrzeug getroſt vorwärts. Als die Sirenen dieſes heranſchwimmen ſahen, ſtanden ſie in der Geſtalt reizender Mägdlein am Ufer und ſtimmten mit wunderſüßer Kehle ihren hellen Geſang an, der alſo lautete:

Komm, preisvoller Odyſſeus, erhabener Ruhm der Achajer,
Lenke das Schiff ans Land, um unſere Stimme zu hören.
Denn noch ruderte Keiner vorbei im dunkelen Schiffe,
Eh' er aus unſerem Munde die Honigſtimme gehöret;
Jener ſodann kehrt fröhlich zurück, und Mehreres wiſſend.
Denn wir wiſſen dir Alles, wie viel in den Ebenen Troja's
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter geduldet,
Alles was irgend geſchah auf der vielernährenden Erde.

So ſangen ſie. Mir aber ſchwoll das Herz im Buſen vor Begierde ſie zu hören; ich winkte meinen Freunden mit dem Kopfe, mich loszubinden. Aber ſie mit ihren tauben Ohren ſtürzten ſich nur um ſo raſcher auf's Ruder und zwei von ihnen, Eurylochus und Perimedes, kamen herbei und legten mir, wie ich früher befohlen hatte, noch viel ſtärkere Stricke an und ſchnürten auch die alten feſter zuſammen. Erſt als wir glücklich vorüber geſteuert und ganz auſſer dem Bereiche der Sirenenſtimmen waren, nahmen meine Freunde ſich ſelbſt das Wachs aus den Ohren und mir löſten ſie die Feſſeln wieder. Ich aber dankte ihnen herzlich für ihre Beharrlichkeit.

Kaum waren wir etwas vorwärts gerudert, als ich von ferne Waſſerſtaub und eine mächtige Brandung gewahr wurde. Das war die Charybdis, ein täglich dreimal unter einem Fels hervorquellender und wieder zurückwallender Strudel, der jedes Schiff verſchlingt, das in ſeinen Rachen geräth. Meinen Begleitern fuhren die Ruder vor Schrecken aus der Hand; ſie floſſen dem Strome nach, und das Schiff ſtand ſtille. Ich ſelbſt ſprang von meinem Sitze auf, durcheilte das Schiff und ſprach den Freunden, von Mann zu Manne gehend, Muth ein. „Lieben Freunde,“ ſagte ich, „wir ſind ja keine Neulinge in den Gefahren. Was auch kommen mag, ein größeres Leid als in der Höhle des Cyklopen, kann uns nicht betreffen; und doch half euch dort meine Klugheit hinaus. Drum, gehorchet mir nur Alle. Bleibt feſt auf euren Bänken ſitzen, und ſchlaget muthig mit den Rudern“ — denn ſie hatten ſie wieder gefangen — „auf die Brandung los. Ich denke, Jupiter hilft uns durch ſchleunige Flucht aus dieſer Noth. Du aber, Steuermann, nimm alle deine Beſinnung zuſammen und lenke das Schiff durch Schaum und Brandung ſo gut du kannſt! Arbeite dich an den Fels hin, damit du nicht in den Strudel geratheſt!“ So hatte ich die Freunde vor dem Strudel Charybdis gewarnt, von welchen mir Circe erzählt hatte; aber von dem Ungeheuer Scylla, das gegenüber drohete, ſchwieg ich noch weislich; ich fürchtete, die Genoſſen möchten mir vor Schrecken wieder die Ruder fahren laſſen, und ſich im innern Schiffsraume zuſammendrängen.

Eines andern Gebotes hatte ich jedoch vergeſſen, das Circe mir auch gegeben. Sie hatte mir nämlich verboten, mich zum Kampfe mit dieſem Ungeheuer zu rüſten; ich hüllte mich aber in meine volle Waffenrüſtung, nahm zwei Speere in die Hand und ſtellte mich ſo auf's Verdeck, um dem herankommenden Ungeheuer zu begegnen. Aber obgleich mir die Augen vom Umherſchauen ſchmerzten, konnte ſie mein Blick doch nicht entdecken, und ſo fuhr ich denn voll Todesangſt in den immer enger werdenden Meerſchlund hinein. Dieſe Scylla hatte mir Circe ſo geſchildert: „Sie iſt kein ſterblicher Gegner, vielmehr ein unſterbliches Unheil, und Tapferkeit vermag nichts gegen ſie; die einzige Rettung iſt, ihr zu entfliehen. Sie wohnt gegenüber der Charybdis in einem ſein ſpitzes Haupt in die Wolken ſtreckenden Fels, ewig von dunkelem Gewölk umfangen, von keinem Sonnenſtrahl erleuchtet, und ganz aus glattem Geſteine aufgethürmt. Mitten in dieſem Fels iſt eine Höhle, ſchwarz wie die Nacht, in dieſer haust die Scylla, und giebt ihre Gegenwart nur durch ein fürchterliches Bellen kund, welches über die Fluth herüber hallt, wie das Geſchrei eines neugebornen Hundes. Dieſes Ungeheuer hat zwölf unförmliche Füße und ſechs Schlangenhälſe, auf jedem derſelben grinst ein ſcheußlicher Kopf mit drei dichten Reihen von Zähnen, die ſie flätſcht, ihre Opfer zu zermalmen; halb iſt ſie einwärts in die Felskluft hinabgeſenkt, ihre Häupter aber ſtreckt ſie ſchnappend aus dem Abgrunde hervor und fiſcht nach Seehunden, Delphinen und wohl auch größern Thieren des Meeres. Noch nie hat ſich ein Schiff gerühmt, ohne Verluſt an ihr vorübergekommen zu ſeyn; gewöhnlich hat ſie, ehe ſichs der Schiffer verſieht, in jedem Rachen einen Mann zwiſchen den Zähnen, den ſie aus dem Schiff geraubt hat."

Dieſes Bild hatte ich vor meiner Seele und ſpähte vergebens umher. Indeſſen waren wir mit dem Schiffe ganz nahe an die Charybdis gerathen, die die Meeresfluth mit ihrem gierigen Rachen einſchlürfte, und wieder herausſpie; die brauste wie ein Keſſel über dem Feuer, und weißer Schaum flog empor, ſo lange ſie die Fluth herausbrach; wenn ſie dann die Woge wieder hinunter ſchluckte, ſenkte ſich das trübe Waſſergemiſch ganz in die Tiefe, der Fels donnerte und man konnte in einen Abgrund von ſchwarzem Schlamm hinunterſehen. Während nun unſere Blicke mit ſtarrem Entſetzen auf dieſes Schauſpiel gerichtet waren, und unwillkürlich mit dem Schiffe zur Linken auswichen, waren wir unverſehens plötzlich der bisher nicht entdeckten Scylla zu nahe gekommen und ihre Rachen hatten auf Einen Zug ſechs meiner tapferſten Genoſſen vom Bord hinweggeſchnappt; ich ſah ſie mit ſchwebenden Händen und Füßen zwiſchen den Zähnen des Ungeheuers hoch in die Lüfte gezückt; noch aus ſeinen Rachen herauf rieſen ſie mich hülfeflehend bei Namen: einen Augenblick darauf waren ſie zermalmt. So viel ich auf meiner Irrfahrt erduldet habe, ein jammervollerer Anblick iſt mir nicht geworden!

Jetzt aber waren wir auch glücklich zwiſchen dem Strudel der Charybdis und den Felſen der Scylla hindurch, die von der Sonne glänzende Inſel Thrinakia lag vor uns, und noch auf dem Meere hörten wir das Gebrüll der heiligen Rinder des Sonnengottes und das Blöcken ſeiner Schafe. Durch ſo viel Unglück gewitzigt, dachte ich auf der Stelle an die Warnung des blinden Tireſias in der Unterwelt und kündigte den Genoſſen an, daß er und Circe mich gewarnt, die Inſel des Helios zu fliehen, weil uns dort noch das allerjämmerlichſte Schickſal bedrohe. Dieſe Erklärung betrübte meine Begleiter über die Maßen, und Eurylochus ſagte ärgerlich: „Du biſt doch ein grauſamer Mann, Odyſſeus, ganz von Stahl, und haſt kein Gelenk im Nacken! Wie, willſt du im Ernſt uns, den von Anſtrengung und Ermüdung Entkräftigten nicht gönnen, einen Fuß ans Land zu ſetzen und uns auf dieſer Inſel mit Speiſe und Trank zu erquicken; ſondern blindlings ſollen wir in der Stille der Nacht hinausfahren durch die ſchwarzen Meereinöden? Wenn nun plötzlich im Dunkel der unbändige Südwind, oder der pfeifende Weſt herangewirbelt käme! Laß uns wenigſtens dieſe finſtere Nacht am Ufer verpaſſen, das uns ſo gaſtlich zuwinkt!"

Wie ich dieſen Widerſpruch hören mußte, da merkte ich wohl, daß ein feindſeliger Gott Böſes über uns beſchloſſen hatte. Ich ſagte daher nur: „Eurylochus, es iſt keine Kunſt, mich abzuzwingen, den einzelnen Mann eurer ſo viele. So gebe ich euch denn nach. Aber einen heiligen Schwur müßt ihr mir thun, dem Sonnengott kein Rind oder auch nur ein Schaf abzuſchlachten, wenn ihr etwa ſeine Heerden anſichtig werden ſolltet. Begnüge ſich vielmehr jeder mit der Koſt, mit der uns die gute Circe verſorgt hat!" Dieſen Eid leiſteten wir Alle willig; darauf ließen wir das Fahrzeug in eine Bucht einlaufen, aus der ſich ſüßes Waſſer in die geſalzene Fluth ergoß. Alle ſtiegen aus dem Schiff, und es währte nicht lange, ſo war das Nachteſſen bereit. Nach dem Mahle beweinten wir die Freunde, welche von der Scylla verſchlungen worden waren, aber mitten unter den Thränen überwältigte uns müde Seefahrer der Schlummer.

Es mochte noch ein Drittel der Nacht übrig ſeyn, als Jupiter einen entſetzlichen Sturm ſandte, ſo daß wir mit der Morgenröthe eilig unſer Fahrzeug in eine Meergrotte in Sicherheit brachten. Noch einmal warnte ich die Genoſſen vor dem Rindermorde, denn bei der ungeſtümen Witterung ſahen wir einem längeren Aufenthalte auf der Inſel entgegen. Auch verweilten wir wirklich einen vollen Monat allda, weil beſtändiger Südwind blies, der nur auf kurze Zeit mit dem Oſtwind abwechſelte; es war uns aber einer entgegen, wie der andere. So lange von Circe's Vorrath noch Speiſe und Wein übrig war, hatte es keine Noth. Als wir aber alle Nahrung aufgezehrt hatten und der Hunger bei uns ſich einſtellte, gingen meine Begleiter anfangs auf den Fiſch- und Vogelfang aus, und ich ſelbſt machte auch einen Ausflug längs dem Ufer, ob mir kein Gott oder kein Sterblicher begegnen möchte, der mir einen Ausweg aus dieſer Noth anzeigte. Als ich weit genug von den Freunden entfernt war, und mich ganz in der Einſamkeit ſah, wuſch ich meine Hände, um ſie rein emporſtrecken zu können, in der Fluth, warf mich demüthig auf die Kniee und flehte zu allen Göttern um Rettung. Sie aber ſchickten mir einen wohlthätigen Schlummer.

Während ich nun ſo ferne war, erhob ſich Eurylochus unter meinen Begleitern, und gab ihnen einen verderblichen Rath: „Hört mein Wort,“ ſprach er, „ſchwerbedrängte Freunde. Zwar iſt jeder Tod den Menſchen ſchreckhaft, aber das entſetzlichſte Geſchick iſt doch der Hungertod! Wohlan, was bedenken wir uns, die ſchönſten von den Rindern des Helios den Göttern zu opfern, und uns am übrigbleibenden Fleiſche zu ſättigen? Sind wir nur glücklich nach Ithaka gekommen, ſo wollen wir ihn ſchon verſöhnen, und ihm einen herrlichen Tempel bauen, auch köſtliche Weihgeſchenke darin aufſtellen. Schickt er uns aber im augenblicklichen Zorn einen Sturm zu und bohrt unſer Schiff in den Grund — nun, ſo will ich lieber in einem Augenblick meinen Athem in die Fluthen verhauchen, als ſo jämmerlich auf dieſer einſamen Inſel verſchmachten!“

Dieß Wort gefiel meinen hungrigen Genoſſen. Sogleich machten ſie ſich auf, trieben die allerbeſten Rinder von der Heerde des Sonnengottes herbei, die in der Nähe weideten, und nachdem ſie zu den Göttern gefleht, ſchlachteten ſie dieſelben, weideten ſie aus, und brachten die Eingeweide mit den in Fett eingewickelten Lenden den Unſterblichen dar. Wein zum Trankopfer hatten ſie keinen, weil aller längſt verzehrt war; die Eingeweide und Schenkel wurden daher nur mit Quellwaſſer beſprengt. Die reichlichen Ueberreſte ſteckten ſie an Spieße und eben ſetzten ſie ſich zum Mahle, als ich — dem die Götter den Schlaf wieder von den Augenliedern geſchüttelt — herankam und mir der Opferduft ſchon von weitem entgegendampfte. Da jammerte ich zum Himmel empor: „O Vater Jupiter und ihr andern Himmliſchen! Zum Fluche habt ihr mich in Schlummer geſenkt. Denn welcher That haben ſich meine Freunde vermeſſen, während ich ſchlief!“

Inzwiſchen war dem Sonnengotte durch eine dienende Göttin ſchon die Nachricht von dem großen Frevel zugekommen, der an ſeinem Heiligthume verübt worden war. Zornig trat er in den Kreis der Olympiſchen und klagte ihnen die Unbill. Jupiter ſelbſt fuhr zürnend von ſeinem Throne auf, als er Solches hörte, zumal da Helios drohte, den Sonnenwagen zum Hades hinabzulenken und der Erde nicht mehr zu leuchten, wenn die Verbrecher nicht zur vollen Strafe gezogen würden. „Leuchte du,“ ſagte zu ihm Zeus, „immerhin den Göttern und den Menſchen, Helios, ich will den verfluchten Räubern ihr Schiff bald mit meinem Donnerkeil treffen, daß es in Trümmer gehe und zerſchmettert in den Abgrund verſinke!“ Dieſe Worte Jupiters hat mir die edle Göttin Kalypſo gemeldet, die es durch ihren Freund, den Götterboten Hermes erfahren hat.

Als ich nun bei dem Schiffe und den Genoſſen angekommen, fuhr ich ſie an und ſchalt ſie im tiefſten Unmuth. Leider aber war Alles zu ſpät, und die Rinder lagen geſchlachtet vor mir. Aber entſetzliche Wunderzeichen bezeugten den geſchehenen Frevel; die Häute krochen umher, als wären ſie lebendig, das rohe und gebratene Fleiſch an den Spießen brüllte wie Rinder zu brüllen pflegen. Doch meine hungrigen Begleiter kehrten ſich daran nicht. Sechs Tage hinter einander ſchmausten ſie. Erſt am ſiebenten Tage, als alles Ungewitter vorüber ſchien, ſtiegen wir wieder zu Schiffe, und fuhren in die offene See hinaus. Als wir dahin ſteuerten, und das Land ſchon längſt aus den Augen verloren hatten, breitete Jupiter ein ſchwarzblaues Gewölk gerade über unſere Häupter aus, und das Meer unter uns wurde immer dunkler. Plötzlich brach ein wüthender Orkan aus Weſten auf uns los, beide Taue des Maſtbaumes zerriſſen, daß derſelbe krachend rückwärts ſank, und alles Geräthe auf das Schiff goß. Die ganze Laſt ſtürzte dem am Steuerende ſitzenden Piloten auf den Kopf und zerknirſchte ihm den Schädel, ſo daß er wie ein Taucher ins Meer hinabſank und die Wellen den Leichnam verſchlangen. Jetzt fuhr ein Blitz mit krachendem Donner auf das Schiff hernieder und durchſchmetterte es, daß es voll von Schwefeldampf wurde. Meine Freunde ſtürzten aus dem Fahrzeug, wie ſchwimmende Krähen und zappelten um das Schiff her, wogten auf und nieder, und verſanken endlich Alle. Bald war ich ganz allein auf dem Schiffe und irrte darauf umher, bis die Planken ſich vom Kiel ablösten; der liegende Maſtbaum krachte vollends hernieder auf den entblößten Kiel, und ſo fuhr das offene Wrak dahin. Ich hatte indeſſen die Beſinnung nicht verloren, ergriff ein ledernes Seil, das noch an dem Maſt herunterhing und band damit Maſt und Kiel zuſammen. Dann ſetzte ich mich darauf und ließ mich in der Götter Namen von dem tobenden Sturme dahinſchleudern.

Endlich hörte der Orkan zu wüthen auf und der Weſt legte ſich; darüber erhub ſich aber der Südwind, und verſetzte mich in neue Angſt; denn nun war ich in Gefahr der Scylla und Charybdis wieder zugetrieben zu werden. Und dieß geſchah auch: der Morgen dämmerte kaum, als ich Scylla's ſpitzen Säulenfels gewahr wurde und die gräßliche aus- und einſprudelnde Charybdis gegenüber erblickte. Dieſe verſchlang, als ich bei ihr angekommen war, augenblicklich mit ihrem Strudel den Maſt; ich ſelbſt ergriff die Aeſte eines von ihrem Fels überhangenden Feigenbaums, ſchmiegte mich daran und hing da in der freien Luft, wie eine Fledermaus. So ſchwebte ich über der Charybdis bodenlos, bis Maſt und Kiel aus ihrem Schlunde wieder hervorſprudelten. Dieſen Augenblick erſah ich, war mit einem Sprung wieder auf meinem alten Sitz und ruderte nun auf dem ſchmalen Kiele mit den Händen auf dem Wirbel fort. Dennoch wäre ich verloren geweſen, wenn Jupiters Gnade meine Balken nicht von dem Fels der Scylla abgelenkt, und glücklich aus dem durchwogten Felſenſchlunde herausgeleitet hätte.

Neun Tage trieb ich nun noch auf der See umher; in der zehnten Nacht brachten mich gnädige Götter endlich auf Kalypſo's Inſel, Ogygia. Dieſe hehre Göttin pflegte und erquickte mich.... doch warum will ich euch davon erzählen? Habe ich doch ſchon geſtern, dir, edler König, und deiner Gemahlin dieß mein letztes Abenteuer berichtet!"

Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken.

Odyſſeus ſchwieg und ruhte von ſeiner langen Erzählung aus. Die Phäaken, die mit Entzücken zugehört, waren Alle noch in ſeine Rede verſunken und ſchwiegen auch. Endlich brach Alcinous das Stillſchweigen und ſprach: „Heil dir, edelſter der Gäſte, den mein Königshaus jemals aufgenommen hat! da du in meiner

Wohnung eingekehrt biſt, ſo hoffe ich, du werdeſt nicht mehr vom rechten Wege in die Heimath abirren und bald im Hauſe deiner Väter alles Elend, das du erduldet haſt, vergeſſen! Höret nun auch ihr, lieben Freunde und beſtändige Gäſte meines Palaſtes! In einer ſchönen Lade liegen bereits herrliche Kleidungsſtücke für unſern edeln Gaſt bereit, dazu künſtlich gearbeitetes Gold, und manches andre Geſchenk, das ich und die Fürſten unter euch ihm beſtimmt haben. Hierzu füge ein jeder von uns noch einen großen Dreifuß und ein Becken. Die Volksverſammlung wird uns für dieſe großen Geſchenke, die freilich dem Einzelnen ſchwer fallen würden, genügend entſchädigen!“

Allen gefiel dieſe Rede, und die Verſammlung der Gäſte wurde aufgehoben. Am andern Morgen brachten die Phäaken ſämtliche Erz-Geſchenke auf das Schiff, und Alcinous ſelbſt ſtellte Alles ſorgfältig unter die Bänke, damit die Ruderer nicht dadurch gehindert würden. Hierauf kehrten Alle mit einander in den Palaſt des Königes zurück und dort wurde das Abſchiedsmahl gerüſtet. Nach dem Opfer, das Jupitern von dem geſchlachteten Rinde dargebracht wurde, begann der Feſtſchmaus, und der von allem Volk hochgeehrte blinde Sänger Demodokus ſang herrliche Lieder dazu.

Odyſſeus aber war mit ſeiner Seele nicht gegenwärtig. Oft ſchaute er durch die Fenſter des Saales nach dem Stand der Sonne und wünſchte ſehnlich ihren Untergang, ſo ſehnlich wie einen Bauern, der den ganzen Tag über den Pflug über ſeinen Acker gelenkt hat, nach der Abendkoſt verlangt. Und endlich ſprach er ohne Scheu zu ſeinem königlichen Wirth: „Geprieſener Held

Alcinous, geuß das Trankopfer aus, und entlaſſe mich! du haſt ja ſchon gethan, was meines Herzens Wunſch iſt. Die Geſchenke liegen auf meinem Schiffe, die Fahrt iſt bereit. Mögen die Himmliſchen dich ſegnen; möge ich mein Weib untadelhaft zu Hauſe finden und Kind, Verwandte und Freunde wohlbehalten!"

In ſeinen Wunſch ſtimmten alle Phäaken laut und von Herzen ein. Alcinous befahl dem Herolde Pontonous, allen Gäſten umher die Becher noch einmal zu füllen. Nun ſtand jeder von ſeinem Sitze auf und wie auf Einen Wink brachten ſie das Trankopfer für ihres Gaſtes glückſelige Rückkehr den olympiſchen Göttern dar. Da erhub ſich Odyſſeus, reichte ſeinen Becher der Königin Arete und ſprach: „Lebe wohl für immer, hohe Königin, bis dich Alter und Tod, die allen Menſchen bevorſtehen, langſam beſchleichen! Ich kehre jetzt heim. Freue du dich zu Hauſe deiner Kinder, deines Volks, und deines edeln Gemahls!"

So ſprach Odyſſeus und verließ die Schwelle des Palaſtes. Auf des Königes Befehl, der ihm ſcheidend die Hand mit herzlichem Drucke gereicht, geleitete ihn ein Herold, und auf Arete's Geheiß drei Dienerinnen bis ans Schiff. Die eine trug die ſchönen Gewande, Mantel und Leibrock, die andere die verſchloſſene Lade, die dritte Speiſe und Wein. Alles wurde wohl im Schiffe geborgen. Auf dem Verdeck aber wurde ein zottiges Fell und Leinwand darüber ausgebreitet. Da ſtieg Odyſſeus ſchweigend ein und legte ſich darauf zum Schlummer nieder. Die Ruderer ſetzten ſich auf die Bänke. Das Schiff ward losgebunden, und wogte fröhlich unter dem Schlage der Ruder dahin.

Drittes Buch.

Odyſſeus.

Zweiter Theil.

Odyſſeus kommt nach Ithaka. — Odyſſeus bei dem Sauhirten. — Telemach verläßt Sparta. — Geſpräche beim Sauhirten. — Telemach kommt heim. — Odyſſeus giebt ſich dem Sohne zu erkennen. — Vorgänge in der Stadt und im Palaſt. — Odyſſeus als Bettler im Saal. — Odyſſeus und der Bettler Irus. — Penelope vor den Freiern. — Odyſſeus abermals verhöhnt. — Odyſſeus mit Telemach und Penelope allein. — Die Nacht und der Morgen im Palaſte. — Der Feſtſchmaus. — Der Wettkampf mit dem Bogen. — Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten. — Die Rache. — Beſtrafung der Mägde. — Odyſſeus und Penelope. — Odyſſeus und Laertes. — Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt. — Der Sieg des Odyſſeus. —

Odyſſeus kommt nach Ithaka.

Der Schlummer des Odyſſeus war ſüß, aber auch ſo tief wie der Tod. Das Schiff aber flog ſchnell und ſicher dahin, wie ein Wagen mit vier Hengſten durch die Ebene, oder wie ein Habicht durch die Luft fliegt. Es war als wüßte es, welch einen Schatz es an dem Manne trage, der in Klugheit mit den Himmliſchen wetteiferte, und mehr Leiden erduldet hatte, als irgend ein Sterblicher. Jetzt aber hatte er im ruhigſten Schlafe Alles vergeſſen, was er jemals in Schlachten und auf den Meereswellen Herbes erfahren.

Als der Morgenſtern am Himmel ſtand und den Tag ankündigte, ſteuerte das Schiff in vollem Laufe ſchon auf die Inſel Ithaka zu, und bald lief es in die ſichere Bucht ein, welche dem Meeresgotte Forkys gewidmet war. Zwei Landſpitzen mit gezackten Felſen laufen hier zu beiden Seiten in das Meer hinaus und bilden für die Schiffe einen ſicheren Hafen. Im Mittelpunkte der Bucht ſtand ein ſchattiger Oelbaum, und neben demſelben war eine liebliche Grotte, in deren tiefer Dämmerung Meernymphen ihren Wohnſitz hatten. In derſelben ſtanden ſteinerne Krüge und Urnen gereiht, in welchen Bienen Honig bereiteten; auch Webſtühle von Stein konnte man da ſehen, mit purpurnen Fäden bezogen, welche die Nymphen zu wundervollen Gewanden woben. Zwei nie verſiegende Quellen rannen durch die Grotte, die einen gedoppelten Eingang hatte, gegen

Mitternacht für die Menſchen, gegen Mittag eine verborgene Pforte für die unſterblichen Nymphen, welche nie ein Sterblicher betrat. Bei dieſer Höhle landeten die Phäaken, hoben den ſchlummernden Odyſſeus mit ſamt Teppich und Polſter aus dem Schiff, und legten ihn vor der Grotte unter dem Oelbaum im Sande nieder. Hierauf wurden auch alle die Gaben ausgeſchifft, welche ihm Alcinous und ſeine Fürſten als Geſchenke mitgegeben, und ſie legten Alles ſorgfältig ſeitwärts vom Wege, damit nicht etwa ein vorübergehender Wanderer den Fortſchlummernden berauben möchte. Den Helden aus dem Schlafe zu wecken wagten ſie nicht, denn derſelbe däuchte ihnen von den Göttern ſelbſt ihm zugeſendet. Hierauf ſetzten ſie ſich wieder ans Ruder und fuhren ihrer Heimath zu.

Aber der Meeresgott Poſeidon grollte den Phäaken, daß ſie mit Hülfe der Pallas ihm ſeine Beute entriſſen hätten, und erbat ſich vom Göttervater die Erlaubniß, an ihrem Schiff Rache nehmen zu dürfen. Dieſer gönnte ſie ihm, und als das Schiff der Inſel Scheria, dem Lande der Phäaken, ſchon ganz nahe war, und mit vollen Segeln einherwogte, ſtieg Poſeidon aus den Wellen empor, ſchlug es mit der flachen Hand, und verſchwand wieder in der Flut. Das Schiff aber mit Allem was darauf war, wurde plötzlich in einen Felſen verwandelt, und wurzelte im Meeresboden feſt. Die Phäaken, welche auf die Nachricht, daß ihre Landsleute zurückkommen, nach dem Strande geeilt waren, konnten nicht genug ſtaunen, als das Schiff, welches eben noch in vollem Fluge begriffen war, plötzlich in ſeinem Laufe gehemmt, ſtille ſtand. Aber Alcinous erhob ſich in der Verſammlung und ſprach: „Weh uns, gewiß erfüllt ſich jetzt an uns die uralte Weiſſagung, von welcher mir mein Vater erzählt hat. Poſeidon, ſagte mir dieſer, zürne uns in ſeinem Herzen, daß wir, die gewandten Schiffer, jeden Fremdling glücklich in ſeine Heimath bringen. Einſt aber werde ein phäakiſches Schiff, das auch von einer ſolchen Begleitung heimkehre, von ihm am Ufer verſteinert werden, und unſre Stadt als ein Felskamm umziehen. Darum wollen wir in Zukunft uns nicht mehr einfallen laſſen, den Fremden das Geleite zu geben, die als Schutzflehende in unſre Stadt kommen; dem zürnenden Meeresgott aber wollen wir zwölf Stiere opfern, damit er ſich erbarme und unſre Stadt nicht ganz mit einem Gebirge von Felſen einſchließe." Die Phäaken erſchracken, als ſie dieſes hörten, und rüſteten ſich in aller Eile zu dem Opfer.

An Ithaka's Strande war Odyſſeus indeſſen vom Schlummer erwacht, aber, ſo lange ſchon von der Heimath entfernt, erkannte er ſie nicht mehr. Zudem hatte Pallas Athene um ihn ſelbſt einen Nebel gebildet, damit er unkenntlich würde, und ſeine Gattin und Mitbürger ihn nicht früher zu erkennen vermöchten, ehe die Freier durch ſeine Hand ihre Miſſethat gebüßt hätten. So erſchien denn jetzt dem Helden Alles, die geſchlängelten Pfade, die Meeresbuchten, die himmelan ragenden Felſen, die Bäume mit ihren hohen Wipfeln, in fremder Geſtalt. Er fuhr vom Boden auf, blickte bang umher, ſchlug ſich an die Stirne und rief wehklagend: „Ich Unglückſeliger, in welche neue Fremde bin ich wieder gekommen, unter welche Unholde von Menſchen? wohin rette ich mich mit dem geſchenkten Gute? Wär' ich doch bei dem Volke der Phäaken geblieben, wo ich ſo freundlich gepflegt worden bin! Jetzt aber haben ſie mich freilich auch verrathen: ſie verſprachen, mich nach Ithaka zu führen, und haben mich hier in dem fremden Lande ausgeſetzt. Vergelte es ihnen Jupiter der Rächer! Gewiß haben ſie mir auch von meinem Gute geſtohlen!"

Der Held blickte ſich um, ſah Dreifüße, Becken, Gold, Kleider, Alles in beſter Ordnung umher ſtehen und liegen, fing an zu muſtern und zu zählen: und ſiehe da, ihm mangelte nichts. Als er nun nachdenklich und die Heimath betrauernd am Strande umherirrte, geſellte ſich zu ihm die Göttin Athene in Geſtalt eines zarten Jünglings, eines Schafhirten, aber wie ein Königsſohn mit feinen Gewanden angethan, ſchönen Sohlen an den Füßen und einem Spieß in der Hand. Odyſſeus war froh, einem Menſchen zu begegnen, und fragte ihn mit freundlichen Worten, auf welchem Gebiet er ſich befinde, ob es ein Feſtland oder eine Inſel ſey. „Du mußt aus der Ferne daher kommen," antwortete die Göttin, „wenn du erſt nach dem Namen dieſes Landes zu fragen brauchſt. Ich verſichere dich, man kennt es im Weſten und im Oſten. Zwar iſt es gebirgig, und Roſſe kann man hier keine tummeln, wie im Argiverlande; arm iſt es aber deßwegen nicht; Wein und Getreide gedeiht herrlich. Ziegen und Rinder hat es in Menge, dazu die ſchönſten Waldungen, und Quellwaſſer genug. Auch durch ſeine Bewohner iſt es berühmt worden. Frage nur das trojaniſche Land, das doch ferne genug iſt, das wird dir etwas von der Inſel Ithaka zu erzählen wiſſen!"

Wie herzlich froh war Odyſſeus, als er den Namen ſeines Vaterlandes nennen hörte! Doch hütete er ſich wohl, ſich dem vermeintlichen Hirten ſogleich zu erkennen zu geben. Er ſtellte ſich, als käme er mit der Hälfte ſeines Gutes von Creta, der fernen Inſel her, wo er die andere Hälfte ſeinen Söhnen zurückgelaſſen. Mord, an dem Räuber ſeiner Habe verübt, habe ihn genöthigt, ſich aus der Heimath zu flüchten. So erzählte er eine weitläufige Fabel. Als er zu Ende war, lächelte Pallas Athene, fuhr ihm ſtreichelnd über die Wange und verwandelte ſich plötzlich in eine ſchöne, ſchlanke Jungfrau. „Wahrhaftig,“ ſprach ſie zu ihm, „das müßte ein Ausbund von Schlauheit ſeyn, der dich in Liſten beſiegte, und wenn es auch eine Gottheit wäre! Selbſt im eigenen Lande legſt du die Verſtellung nicht ab! Doch, reden wir nicht länger davon; biſt du doch der Klügſte aller Sterblichen, wie ich die Einſichtsvollſte unter den Göttern. Mich haſt du aber doch nicht erkannt, haſt nicht geahnt, daß ich auch zuletzt noch in allen Gefahren neben dir ſtand, und dir die Liebe des Phäakenvolkes zu Wege brachte. Jetzt aber bin ich gekommen, um dir das geſchenkte Gut verbergen zu helfen, zugleich um dir zu ſagen, was für Prüfungen dich im eigenen Palaſte erwarten und Rath darüber mit dir zu pflegen.“

Staunend blickte Odyſſeus an der Göttin empor und antwortete ihr: „Wie ſollte auch ein Sterblicher dich erkennen, erhabene Tochter Jupiters, wenn du in allerlei Geſtalten verkleidet ihm begegneſt! Habe ich dich doch nicht mehr in deiner eigenen Geſtalt geſehen, ſeit Troja zerſtört ward, nur daß du im Phäakenlande dich mir zu erkennen gegeben und mir den Weg in die Stadt gezeigt. Jetzt aber beſchwöre ich dich bei deinem Vater: ſage mir, iſt's wirklich wahr, daß ich im geliebten Vaterlande bin, und tröſteſt du mein Herz nicht mit einer

Täuſchung?“ „Ueberzeuge dich mit deinen eigenen Augen,“ antwortete Minerva, „erkennſt du nicht die Bucht des Forkys, den Oelbaum dort, die Nymphengrotte, wo du ſo manche Sühnopfer dargebracht haſt, und jenes finſtere Waldgebirg, es iſt ja das dir wohlbekannte Neriton!“ So ſprach Athene und zerſtreute ſchnell den Nebel vor den Augen des Helden, daß das Heimathland klar vor ihm lag. Erfreut warf ſich Odyſſeus auf die mütterliche Erde nieder, ſie zu küſſen, und betete zu den Nymphen, den Schutzgöttinnen des Ortes, wo er ſtand. Hierauf half ihm die Göttin die Habe, die er mitgebracht hatte, in der Felskluft verbergen, und als Alles wohl verſteckt und ein Stein davor gewälzt war, ſetzten ſich Göttin und Held unter den Olivenbaum, und berathſchlagten über den Untergang der Freier, von deren frechen Werbungen in ſeinem eigenen Hauſe, ſo wie von der Treue ſeiner Gattin, Athene ihrem Schützling ausführlichen Bericht erſtattete. „Wehe mir,“ rief Odyſſeus, als er Alles vernommen, „hätteſt du mir nicht alle dieſe Umſtände verkündigt, gnädige Göttin, ſo hätte mich zu Hauſe ein eben ſo ſchmählicher Tod erwartet, wie den Agamemnon in Mycene. Wenn aber du mir ernſtlich deine Hülfe gewähreſt, ſo fürchte ich, der einzelne Mann, ſelbſt dreihundert Feinde nicht.“

Hierauf erwiederte die Göttin: „Sey getroſt, mein Freund, nimmermehr werde ich dich verſäumen. Vor allen Dingen will ich dafür ſorgen, daß kein Menſch auf dieſem Eilande dich erkenne. Das Fleiſch um deine ſtattlichen Glieder ſoll zuſammenſchrumpfen, dein braunes Haar vom Haupte ſchwinden; deinen Leib hülle ich in einen Kittel, in welchem Jedermann dich nur mit Abſcheu betrachtet; deine ſtralenden Augen mach' ich blöde: ſo daß du nicht nur den Freiern, ſondern auch deinem Weib und deinem Sohne ganz entſtellt erſcheineſt. Zuerſt nun heiße ich dich deinen redlichſten Unterthan aufſuchen, den Hirten, der die Schweine bewacht, und mit treuer Seele an dir hängt. Bei der Quelle Arethuſa am Korarfelſen wirſt du ihn finden, wie er ſeine Heerde hütet; dort ſetzeſt du dich zu ihm und erkundigſt dich nach Allem, was zu Hauſe vorgeht. Unterdeſſen eile ich nach Sparta und rufe deinen lieben Sohn Telemachus zurück, der dort beim Fürſten Menelaus nach deinem Schickſale geforſcht hat." „Ei, warum haſt du ihm nicht lieber Alles gleich geſagt," fragte Odyſſeus etwas ärgerlich, „da dir doch Alles bekannt war? ſollte etwa auch er im Elend auf dem Ocean umherirren gleich mir, während Fremde ſein Gut verpraßten?" Aber die Göttin ſprach ihm Muth und Troſt ein und ſagte: „Aengſtige dich nicht um deinen Sohn, mein Lieber! ich ſelbſt habe ihn geleitet, und meine Abſicht bei ſeiner Reiſe war, den Jüngling in der Fremde zu bilden und ihn ſich Ruhm gewinnen zu laſſen, damit auch er den Freiern als ein Mann entgegentreten könnte. Auch drückt ihn keineswegs ein Leiden; ruhig ſitzt er im Palaſte des Menelaus, und nichts, was ſein Herz nur wünſchen mag, fehlt ihm. Es iſt wahr, die Freier haben ihm zu Schiffe einen Hinterhalt geſtellt und ſind darauf gefaßt, ihn umzubringen, bevor er die Heimath wieder erreicht. Ich aber fürchte nichts für ihn. Ehe dieß geſchieht, wird noch viele von den Freiern ſelbſt der Boden decken!"

So ſprach die Göttin und berührte den Helden leicht mit ihrem Stab, worauf ihm ſogleich die Glieder zuſammenſchrumpften, und er in einen zerlumpten, ſchmutzigen Bettler verwandelt wurde. Sie reichte ihm den Bettelſtab, nebſt einem garſtigen geflickten Ranzen an einem geflochtenen Tragbande, und verſchwand.

Odyſſeus bei dem Sauhirten.

In dieſer Geſtalt wandelte der ganz unkenntlich gemachte Held über die Höhen des Waldgebirges hin, nach der Stelle, die ihm ſeine Beſchützerin bezeichnet hatte, und wo er wirklich den treueſten ſeiner Knechte, den Sauhirten Eumäus antraf. Er fand dieſen auf der Hochebene des Gebirges, wo er ſeiner Heerde ringsum aus ſchweren Steinen, die er ſelbſt herbeigeſchleppt, ein Gehege gebaut und es mit Hagedorn umpflanzt hatte. Innerhalb deſſelben ſtanden, einer an dem andern, zwölf Koſen, in deren jedem fünfzig Mutterſchweine zur Zucht eingeſperrt lagen; die männlichen, in weit geringerer Anzahl, ruhten außerhalb der Ställe. Von dieſen ließen nämlich die Freier Tag für Tag dem Sauhirten einen gemäſteten Eber zu ihren Schmäuſen abfordern, und es waren ihrer nur noch dreihundert ſechzig. Die Heerde bewachten vier Hunde, die ſo wild ausſahen, wie reißende Wölfe.

Der Sauhirt war gerade damit beſchäftigt, ſich ſchönes Stierleder zu Sohlen zu ſchneiden, ſeine Knechte hatten ſich Alle zerſtreut: drei waren mit den ausgetriebenen Schweinen auf der Weide; ein Vierter war nach der Stadt geſchickt worden, um den übermüthigen Freiern das verlangte Maſtſchwein zu bringen.

Die Hunde wurden zuerſt den herannahenden Odyſſeus gewahr und ſtürzten bellend auf ihn los; dieſer legte den Stab aus der Hand und ſetzte ſich. Gewiß hätte er nun in ſeinem eigenen Gehöfte die Schmach erfahren müſſen, von ſeinen Hunden angefallen zu werden, wenn der Sauhirt nicht aus der Thüre ſeiner Hütte hervorgeeilt und, das Sohlenleder aus den Händen laſſend, den Thieren Einhalt gethan und ſie mit Steinen aus einander geſcheucht hätte. Dann wandte er ſich zu ſeinem Herrn, den er für einen Bettler hielt und ſprach: „Wahrhaftig, es hätte wenig gefehlt, o Greis, ſo hätten dich die Hunde zerfleiſcht, und du hätteſt mir zu der Trübſal, die ich ſchon habe, noch weitern Kummer bereitet! Iſt es doch genug, daß ich hülflos um meinen armen, fernen Herrn jammern muß. Hier ſitze ich und mäſte ſeine fetteſten Schweine für andere Leute zum Schmaus, während er ſelbſt vielleicht im Elende nicht einmal ein Stückchen trockenes Brod zu verzehren hat und in der Fremde herumirrt, wenn er anders das Tageslicht noch ſieht! Komm in die Hütte, armer Mann, und laß dich mit Wein und Speiſe erquicken, und wenn du ſatt biſt, ſage mir, von wannen du biſt und was für Gram du erduldet haſt, daß du ſo gar jämmerlich ausſiehſt!“

Beide betraten die Hütte, der Sauhirt ſtreute dem Ankömmling Laub und Reiſig auf den Boden, breitete ſeine eigene Lagerdecke, ein großes, zottiges Gemsfell, darüber und hieß ihn ſich niederlaſſen. Als Odyſſeus dankbar ſeine Freude über einen ſo gütigen Empfang ausſprach, antwortete ihm Eumäus: „Sieh, Alter! Man ſoll keinen Gaſt verſchmähen, auch den geringſten nicht. Meine Gabe iſt freilich nur klein. Wäre mein guter Herr zu Hauſe geblieben, ſo hätte ich es wohl noch beſſer; Haus, Gut und Weib hätte er mir gegeben, und ich könnte Fremdlinge anders bewirthen! Nun aber iſt er zu Grunde gegangen. Möchte doch Helena's Stamm im Unheil vergehen, die ſo viele Tapfere ins Verderben geſtürzt!"

So ſprach der Sauhirt, umſchlang ſich ſeinen Leibrock mit dem Gürtel und ging hin zu den Kofen, wo ihm die Ferkel ſchaarenweiſe lagen. Von denen nahm er zwei, und ſchlachtete ſie zur Bewirthung ſeines Gaſtes, zerſchnitt das Fleiſch, ſteckte es an Spieße, beſtreute es mit weißem Mehl, und legte das Gebratene friſch an den Spießen dem Gaſte vor. In eine hölzerne Kanne goß er aus dem Kruge ſüßen alten Wein, ſetzte ſich dem Fremdling gegenüber und ſagte: „Iß nun, fremder Mann, ſo gut wir es haben! Es iſt eben Ferkelfleiſch, denn die Maſtſchweine eſſen mir die Freier weg, dieſe gewaltthätigen Menſchen, die weniger Götterfurcht im Herzen haben, als die frechſten Seeräuber! Wahrſcheinlich haben ſie von dem Tode meines Herren Kunde, daß ſie um ſeine Gattin gar nicht werben, wie andere Leute, ſondern niemals zu den Ihrigen heimkehrend, in aller Ruhe fremdes Gut verpraſſen. Tag und Nacht ſchlachten ſie nicht ein- und zwei-, nein mehreremal, und leeren dazu ein Weinfaß ums andere. Ach, mein Herr war ſo reich, wie zwanzig andere zuſammen! Zwölf Rinderheerden, eben ſo viele Schaf-, Schweine- und Ziegenheerden beſitzt er auf dem Lande, die ihm theils Hirten, theils Miethlinge verſehen. In dieſer Gegend allein ſind eilf Ziegenheerden, welche wackre Männer hüten: auch ſie müſſen den Freiern alle Tage den auserleſenſten Geisbock abliefern. Ich bin ſein Oberhirt über die Schweine, auch ich muß Tag für Tag den beſten Eber auswählen, und den unerſättlichen Schwelgern zuſenden!"

Während der Hirt ſo ſprach, verſchlang Odyſſeus, wie einer der nicht denkt, was er thut, haſtig das Fleiſch und trank den Wein in raſchen Zügen, ohne ein Wort zu ſprechen. Sein Geiſt war ganz mit der Rache beſchäftigt, die er an den Freiern zu nehmen vorhatte. Als er ſatt gegeſſen und getrunken, und der Hirt ihm den Becher noch einmal voll gefüllt, trank er ihm freundlich zu und ſprach: „Bezeichne mir doch deinen Herrn näher, lieber Freund! Es wäre gar nicht unmöglich, daß ich ihn kennte, und irgendwo einmal begegnet hätte; denn ich bin gar weit in der Fremde herumgekommen!" Aber der Sauhirt antwortete ihm ganz unglaubig: „Meinſt du, wir werden einem umherirrenden Manne, der uns von unſerm Herrn etwas erzählen will, ſo leicht Glauben beimeſſen? Wie oft iſt es ſchon geſchehen, daß Landfahrer, die nach einer Pflege verlangten, vor meine Herrin und ihren Sohn gekommen ſind, und ſie mit ihren Mährchen über unſern armen Herrn bis zu Thränen gerührt haben, bis man ihnen Mantel und Leibrock dargereicht und ſie wohl bewirthet hatte. Ihm aber haben gewiß Hunde und Vögel ſchon lange das Fleiſch von den Gebeinen verzehrt, oder die Fiſche haben's gefreſſen, und die nackten Knochen liegen am Kieſelſtrande. Ach, nimmermehr bekomme ich einen ſo gütigen Herrn, er war gar zu freundlich, gar zu liebreich. Wenn ich an ihn denke, iſt mir gar nicht, als dächte ich an meinen Gebieter, ſondern wie ein älterer Bruder ſteht er mir vor der Seele."

„Nun, mein Lieber," antwortete ihm Odyſſeus, „weil dein ungläubiges Herz ſo zuverſichtlich ſeine Rückkehr läugnet, ſo ſage ich dir mit einem Eidſchwur: Odyſſeus kommt. Meinen Lohn, den Mantel und Leibrock verlange ich erſt, wenn er da iſt; denn ſo entblößt ich bin, mit einer Fabel möchte ich mir nichts verdienen, ich haſſe die Lügner bis auf den Tod. So höre denn, was ich dir bei Jupiter, bei dieſem deinem gaſtlichen Tiſche, und bei dem Heerde des Odyſſeus ſchwöre: wann dieſer Monat abgelaufen iſt, wird er eintreten in ſein Haus und die Frechen züchtigen, die es wagen, ſein Weib und ſeinen Sohn zu beſchweren." „O Greis," erwiderte Eumäus, „ich werde dir ſo wenig den Lohn für deine Botſchaft zu entrichten haben, als Odyſſeus nach Hauſe zurückkehrt. Faſle nicht, trinke ruhig deinen Wein, und ſprich von etwas Anderem. Deinen Eid laß gut ſeyn! Von Odyſſeus hoffe ich nichts mehr; mir macht jetzt nur ſein Sohn Telemach Sorge; in ihm hoffte ich einſt an Leib und Seele den Vater wieder zu ſchauen. Aber ein Gott oder Menſch hat ihm den Sinn bethört: er iſt gen Pylos gefahren, um nach dem Vater zu forſchen; unterdeſſen legten ſich die Freier zu Schiff in einen Hinterhalt, und werden mit ihm den letzten Sprößling vom uralten Stamme des Akriſius vertilgen. Doch, erzähle du, Greis, mir jetzt dein eigenes Leiden, wer biſt du, und was brachte dich nach Ithaka?"

Odyſſeus machte ſich den Scherz, und erzählte dem Sauhirten ein langes Mährchen, in dem er ſich für den verarmten Sohn eines reichen Mannes von der Inſel Kreta ausgab, und die bunteſten Abenteuer von ſich erzählte. Auch den Krieg vor Troja hatte er mitgemacht, und den Odyſſeus dort kennen gelernt. Auf der Heimkehr verſchlug ihn der Sturm an die Küſte der Thesproten, bei deren Könige er wieder etwas von Odyſſeus vernommen haben wollte. Dieſer ſey der Gaſt jenes Fürſten geweſen und habe ihn kurz vor der Ankunft des Bettlers verlaſſen, um zu Dodona beim Orakel den Rathſchluß Jupiters zu vernehmen.

Als er mit dem langen Gewebe ſeiner Lügen zu Ende war, ſprach der Sauhirt ganz gerührt: „Unglücklicher Fremdling, wie haſt du mir das Herz im Leibe aufgeregt, indem du mir deine mühſeligen Irrfahrten ſo ausführlich geſchildert! nur eines glaube ich dir nicht: nämlich das, was du mir von Odyſſeus ſagſt. Was brauchſt du auch ſo in den Wind hinein zu lügen! Mir iſt es ganz entleidet, nach meinem Herrn umherzufragen und zu forſchen, ſeit mich ein Aetolier angelogen hat, der wegen eines Todtſchlags flüchtig, in mein Gehege kam, und mir betheuerte, daß er ſelbſt ihn auf der Inſel Kreta bei Idomeneus ſeine vom Sturm zerſchmetterten Schiffe ausbeſſernd und ergänzend angetroffen habe. Im Sommer, oder doch im Herbſte, komme er mit ſeinen Genoſſen und unendlichem Gute gewiß zurück. Darum, du Unglücklicher, bemühe dich nicht, meine Gunſt durch ſolche Lügen erſchmeicheln zu wollen, das Gaſtrecht iſt dir ja ohnedem geſichert.“

„Guter Hirt,“ antwortete Odyſſeus, „ich will dir einen Vergleich vorſchlagen. Wenn jener wirklich zurückkommt, ſo ſollſt du mich mit Mantel und Leibrock nach Dulichium entlaſſen, wohin mein Herz verlangt; kommt aber dein Herr nicht heim, ſo hetze die Knechte gegen mich, daß ſie mich von einer Felſenſpitze ins Meer ſtürzen, damit andern Bettlern die Luſt zu lügen vergeht.“ „Ei, das wäre ein ſchöner Ruhm für mich,“ fiel ihm der Sauhirt in die Rede, „wenn ich meinen Gaſt, den ich in die Hütte geführt und bewirthet habe, hintendrein erſchlüge! Da könnte ich ja in meinem Leben nicht mehr zu Jupiter beten! Doch das Abendeſſen wird bald herankommen, und es iſt an der Zeit, daß meine Knechte heimkehren, dann wollen wir wieder fröhlich ſeyn.“ Wirklich kamen auch bald darauf die Schweine mit ihren Hütern herbei und wurden grunſend in die Koſen getrieben. Jetzo befahl der Hirt, ein fünfjähriges Maſtſchwein zur Ehre ſeines Gaſtes zu ſchlachten. Ein Theil wurde unter Gebet den Nymphen und dem Gotte Hermes geopfert, einen andern reichte er den Hütern, das beſte Rückenſtück wurde ſeinem Gaſte zu Theil, obgleich er in ſeinen Augen nur ein Bettler war.

Das rührte den Odyſſeus in der Seele, und er rief dankbar aus: „Möge dich, guter Eumäus, Jupiter ſo lieben, wie du mich, der in ſolcher Geſtalt zu dir kam, geehrt haſt.“ Der Sauhirt ſprach ihm freundlich zum Mahle zu, und während ſie ſich fröhlich in der Hütte ſättigten, bedeckten draußen Wolken den Mond, der Weſtwind ſauste, und bald ergoß ſich der Regen in Strömen. Den Helden fing es in ſeinen Bettlerlumpen zu frieren an, und um den Hirten zu verſuchen, ob er in ſeiner Aufmerkſamkeit ſo weit gehen würde, ihm ſeinen warmen Mantel abzutreten, fing er wieder an, ein recht erlogenes Mährchen zu erzählen. „Höret mich," ſprach er, „Eumäus, und ihr andern Hirten! Der gute Wein bethört mich nun einmal, zu ſchwatzen, und entlockt mir Worte, die vielleicht beſſer verſchwiegen blieben. Als wir einſt vor Troja uns in einen Hinterhalt gelegt, wir drei, Odyſſeus, Menelaus und ich, mit einer Schaar von Kriegern, ſchmiegten wir uns, der Burg gegenüber, zwiſchen Rohr und Sumpf, unter unſre Rüſtungen, und es wurde Nacht. Der Nordwind kam mit einem Schneegeſtöber, und bald hatte der Froſt unſre Schilde mit einem Rande von Glatteis umzogen. Den beiden Andern that dieſes nicht viel, ſie hatten ſich in ihre Mäntel gewickelt, und ſchlummerten, von der Kälte unangefochten, unter ihren Schilden. Ich dagegen hatte beim Weggehen unbedachtſamer Weiſe meinen Mantel den Freunden zurückgelaſſen, denn auf eine ſolche Kälte hatte ich keineswegs gerechnet, ſondern war nur im Gürtel und mit dem Schilde ausgegangen. Nun war noch ein Drittel von der Nacht übrig, und die Morgenkälte am ſchneidendſten. Da ſtieß ich endlich meinen Nachbar, den ſchlafenden Odyſſeus, mit dem Ellbogen an, und ermunterte ihn mit den Worten: Du, wenn die Nacht noch lange währt, ſo bringt mich der Froſt um. Ein böſer Dämon hat mich verführt, im bloßen Rocke ohne Mantel zu gehen! Wie das Odyſſeus hörte, der bekanntlich ein Mann, zum Rath ſo gut wie zur Schlacht war, ſo flüſterte er mir zu: Still, daß kein Achaier uns hört; dir ſoll bald geholfen ſeyn! Dann richtete er ſich vom Lager auf, ſtützte ſein Haupt auf den Ellbogen und rief über die Schläfer hin: Freunde, die Götter haben mir einen warnenden Traum geſendet: wir haben uns zu weit von den Schiffen entfernt, will nicht einer gehen, und dem Agamemnon die Aufforderung bringen, uns noch mehr Streitgenoſſen zu ſchicken? Auf dieſe Worte ſprang einer unſrer Krieger, Thoas, der Sohn des Andrämon, dienſtbereit vom Boden auf, legte ſeinen Mantel von ſich, und eilte zu den Schiffen. Ich aber wickelte mich behaglich in denſelben und ſchlief nun getroſt bis zur Morgenröthe. Ja, wär' ich noch der junge ſtattliche Mann wie damals, ſo würde mir, aus Liebe wie aus Scheu, wohl auch irgend ein Sauhirt im Gehege hier ſeinen Mantel zum Schirme gegen den Nachtfroſt leihen. Jetzt kümmert ſich freilich kein Menſch in meinen Lumpen um mich!"

„Das iſt ein ſchönes Gleichniß," ſagte Eumäus lachend, „das du uns da erzählt haſt, Fremdling, drum ſoll es dir auch jetzt weder an Kleidung, noch an irgend etwas Anderem mangeln. Morgen mußt du freilich wieder mit deinen Lumpen fürlieb nehmen; denn wir ſelbſt haben nichts Uebriges zum Anlegen, wenn aber der Sohn des Odyſſeus glücklich heimkehren ſollte, ſo wird er dich ganz gewiß mit Mantel und Leibrock beſchenken, und dich geleiten laſſen, wohin du wünſcheſt." So ſprechend erhob ſich Eumäus, und bereitete ſeinem Gaſte nicht weit vom Feuerherd ein Bett, das er ihm aus Schafpelzen und Ziegenhäuten zurecht machte, und nachdem ſich Odyſſeus darauf niedergelegt, deckte er ihn mit einem dichten großen Mantel zu, den er ſelbſt bei den heftigen Winterſtürmen anzuziehen pflegte.

So lag denn der Held warm gebettet, und ſchickte ſich zum Schlummer an; neben ihm legten ſich auch die Knechte zum Schlafe nieder; aber Eumäus wählte ſein Nachtlager nicht in der Hütte, denn er mochte nicht entfernt von ſeinen Schweinen ſchlafen; er nahm vielmehr die Waffen zur Hand und begab ſich hinaus zu den Ställen, das Schwert um die Schulter gegürtet und in einen dichten Mantel gehüllt. Auch ein zottiges Ziegenfell nahm er mit zur Unterlage, und in der Hand trug er einen ſcharfen Spieß, Hunde und Männer, die etwa herannahen könnten, damit zu ſchrecken. So legte er ſich, vor dem ſchneidenden Nordwinde geſchirmt, vor die Koſen ſeiner Schweine. Odyſſeus war noch nicht eingeſchlafen, als der Sauhirt in dieſem Aufzuge die Hütte verließ. Er blickte ihm theilnehmend nach und freute ſich innerlich im Herzen, einen ſo ehrlichen und getreuen Knecht zu beſitzen, der das Gut ſeines Herrn, den er längſt für verloren hielt, mit ſo gewiſſenhafter Sorgfalt verwaltete. In dieſem Gefühl überließ ſich der Held dem erquicklichen Schlummer.

Telemach verläßt Sparta.

Pallas Athene, die Göttin, wandelte inzwiſchen nach Sparta, und fand dort die beiden Jünglinge aus Pylus und aus Ithaka bei dem Fürſten Menelaus auf ihr Nachtlager hingeſtreckt. Piſiſtratus, der Sohn des Neſtor, lag in ſüßem Schlafe; den Telemach aber labte kein Schlummer. Er wachte die ganze Nacht hindurch aus Bekümmerniß über das Schickſal ſeines Vaters. Da ſah er auf einmal die Tochter Jupiters vor ſeinem Bette ſtehen, die alſo zu ihm ſprach: „Du thuſt nicht wohl daran, Telemachus, fern von deinem Hauſe dich in der Irre umherzutreiben, während in deinem Palaſte zügelloſe Männer dein Gut unter ſich vertheilen. Wohlan, bitte den Fürſten Menelaus unverzüglich um die Heimfahrt, ehe deine Mutter eine Beute der Freier wird. Denn bereits ſtürmen Vater und Brüder auf ſie ein und verlangen, daß ſie den Eurymachus zum Gemahl erkieſe, der allerdings mit ſeinen Geſchenken alle Andern übertroffen hat, und ſich noch zu reichlicherer Bräutigamsgabe erbietet. Wenn ſie aber dieſen wählt, dann magſt du ſelbſt zuſehen, wie es dir ergehen wird! Eile daher zurück, und im ſchlimmſten Fall übergieb deine Güter einer getreuen Dienerin, bis dir die Götter einmal eine würdige Gemahlin beſcheren. Aber noch eines vernimm: in der Meerenge zwiſchen Ithaka und Same liegen die tapferſten Freier in einem Hinterhalte, und ſind dazu gerüſtet, dich umzubringen, ehe du dein Vaterland wieder erreicheſt. Steure deswegen fern von den andern Inſeln und fahre nur in der Nacht: für guten Wind wird ein Gott ſorgen. Haſt du ſodann das nächſte Ufer von Ithaka erreicht, ſo ſende deine Genoſſen alle ſogleich nach der Stadt, du ſelbſt aber begieb dich vor allen Dingen zu den treuen Hirten, der deine Schweine bewacht; bei ihm bleibſt du bis an den Morgen, und von dort aus meldeſt du der Mutter Penelope deine glückliche Zurückkunft aus Pylos!"

Nachdem ſie alſo geſprochen, flog die Göttin wieder zum Olymp empor. Telemach aber weckte den Sohn Neſtors, indem er ihn mit dem Fuß an die Ferſe ſtieß, und rief: „Wach auf, Piſiſtratus, ſchirre die Roſſe vor den Wagen, und laß uns die Heimfahrt beginnen.“ „Wie,“ antwortete der Sohn Neſtors noch im halben Schlummer, „wir werden doch im Dunkel der Nacht nicht auf die Fahrt gehen wollen? Warte doch, bis der Morgen kommt: dann legt uns der König Menelaus ſchöne Geſchenke in den Wagenſeſſel und entläßt uns mit freundlichen Abſchiedsworten.“ Während ſie ſo noch länger miteinander über die Abreiſe unterhandelten, erſchien die Morgenröthe, und Menelaus erhub ſich noch vor den Jünglingen von dem Lager. Als ihn Telemachus in der Ferne durch die Halle wandeln ſah, warf er ſich ſchnell in ſeinen Leibrock, ſchlug den Mantel um die Schultern, trat zu dem Fürſten und bat ihn um Entlaſſung in die Heimath. Freundlich entgegnete ihm Menelaus: „Lieber Gaſt, ich bin weit entfernt, dich länger aufhalten zu wollen, wenn du dich nach Hauſe ſehneſt. Ich ſelbſt kann den Wirth nur tadeln, der durch läſtige Freundſchaft ſich gegen ſeinen Gaſtfreund als ein Feind beweist. Es iſt eben ſo arg, einen Eilenden aufzuhalten, als einen Zögernden an die Heimkehr zu erinnern. Warte nur ſo lange, bis ich dir Geſchenke in den Wagen gelegt, und die Weiber dir einen Schmaus bereitet haben.“ „Edler Fürſt,“ antwortete Telemachus, „ich wünſche nur deßwegen heimzukehren, um nicht, während ich nach dem Vater forſche, ſelbſt zu Grunde zu gehen: denn es warten allerlei Gefahren auf mich, und im väterlichen Palaſte wird mein Erbgut aufgezehrt.“ Als Menelaus dieſes hörte, ſorgte er in aller Eile für das Mahl, und verfügte ſich mit Helena und Megapenthes in die Vorrathskammer. Hier ſuchte er ſelbſt einen goldenen Becher heraus, ſeinem Sohne Megapenthes gab er einen ſchönen ſilbernen Krug zu tragen, und aus dem Kaſten ſuchte Helena das unterſte ihrer ſelbſtgewirkten Gewande hervor, welches das ſchönſte und größte von allen war. Mit dieſen Gaben kehrten ſie zu dem Gaſtfreunde zurück; Menelaus reichte ihm den Becher, ſein Sohn ſtellte den Krug vor ihm auf, und Helena ging mit ihrem Gewand in den Händen ihm entgegen und ſprach: „Nimm dieſes Geſchenk, lieber Sohn, als ein Andenken aus der Hand Helena's: am Hochzeittage ſoll es deine junge Braut tragen; bis dahin mag es im Gemache deiner Mutter liegen. Du aber kehre mit fröhlichem Herzen in das Haus deiner Väter zurück.“

Telemach empfing die Gaben mit ehrerbietigem Danke, und ſein Freund Piſiſtratus legte ſie, jedes Einzelne bewundernd, im Wagenkorbe nieder. Dann führte Menelaus die Gäſte noch einmal in ſeinen Saal, und der Abſchiedsimbiß wurde genoſſen. Als ſie ſchon auf dem Wagen ſaßen, trat Menelaus, mit einem vollen Becher in der Rechten, noch einmal vor die Roſſe, brachte zu glücklicher Abfahrt den Unſterblichen eine Opferſpende dar, trank mit einem Handſchlage den Jünglingen zu, ſagte ihnen Lebewohl, und gab ihnen einen Gruß an ſeinen greiſen Freund Neſtor auf. Während Telemach noch dankte und ſeinen Wunſch ausſprach, den Vater Odyſſeus im Palaſte heimgekehrt zu treffen, und ihm von des Menelaus Gaſtfreundſchaft Bericht abſtatten zu können: ſiehe da flog ein Adler, mit einer zahmen Gans aus dem Hofe in den Klauen, von ſchreienden Männern und Weibern verfolgt, rechts her gerade vor die Roſſe der Jünglinge. Alle freuten ſich über dieſes Zeichen, Helena aber ſprach: „Höret meine Weiſſagung, ihr Freunde!

wie der Adler, aus ſeinem Neſt im Gebirge gekommen, die Gans weggerafft hat, die ſich vom Fett unſrer Wohnung mäſtete: ſo wird Odyſſeus nach langer Irrfahrt und Qual als Rächer in die Heimath zurückkehren, oder iſt ſchon zurückgekehrt, den gemäſteten Freiern zum Verderben!“ „Geb' es Jupiter ſo,“ antwortete Telemach, „dann, edle Fürſtin, will ich dich zu Hauſe ſtets wie eine Göttin anflehen.“

Und nun eilten die beiden Gäſte mit dem Wagen davon. Am Abend übernachteten ſie, gaſtreich gepflegt, wieder in der Burg bei dem gütigen Helden Diokles zu Pherä, und am zweiten Tage erreichten ſie glücklich die Stadt Pylos. Aber ehe ſie hineinfuhren, wandte ſich Telemach bittend an ſeinen jungen Freund: „Lieber Piſiſtratus,“ ſprach er, „ſo befreundet unſere Väter ſind, ſo innig dieſe Fahrt uns beide vereinigt hat: verarge mir's nicht, wenn ich die Stadt nicht betreten will, daß dein greiſer Vater mich nicht aus lauter Liebe mit Zwang in ſeiner Wohnung zurückhalte, denn du weißeſt ja ſelbſt, wie ſehr ich meine Heimkehr beſchleunigen muß.“ Piſiſtratus fand ſein Geſuch natürlich, lenkte mit ſeinen Roſſen an der Stadt vorüber, und brachte den Freund geradenwegs an den Strand zu ſeinem Schiffe. Hier nahm er recht herzlichen Abſchied von ſeinem Freunde und ſprach: „Beſteige nur raſch dein Schiff und fahre davon; denn erführe mein Vater, daß du da biſt, er würde gewiß ſelbſt kommen und dich nöthigen, in ſeinem Palaſt einzukehren.“ Telemach gehorchte ſeinen Worten, die Genoſſen beſtiegen das Schiff und ſetzten ſich auf die Ruderbänke, er ſelbſt aber ſtellte ſich noch auf dem Strande hinten an das Steuerruder des Schiffes und brachte ſeiner Beſchützerin Athene unter Gebet ein Opfer dar.

Während er dieß that, näherte ſich ein Mann mit haſtigen Schritten dem äußerſten Ufer, ſtreckte ſeine Hände nach Telemach aus und rief: „Bei deinem Opfer, Jüngling, bei den Göttern und bei der Wohlfahrt deines Hauptes und der Deinigen flehe ich zu dir: ſage mir, wer du biſt und wo du wohneſt.“ Als Telemach ihm Alles der Wahrheit nach kurz zugerufen, fuhr er fort zu bitten: „Auch ich bin auf der Wanderſchaft begriffen. Ich bin der Seher Theoklymenus, mein Geſchlecht ſtammt aus Pylos, ich ſelbſt aber hauſete zu Argos. Dort hab' ich im Streit und Jähzorn einen Mann aus mächtigem Geſchlecht erſchlagen, und bin ſeinen Brüdern und Verwandten, die mir den Tod geſchworen haben, entronnen. Hinfort bleibt mir nichts übrig, als wie ein Verbannter durch die Welt zu irren. Du aber, guter Jüngling, betrachte mich als einen Schutzflehenden und laß mich zu dir ins Schiff, denn meine Verfolger ſind mir auf den Ferſen!“

Telemach, der einen milden Sinn hatte, nahm den Fremdling gern in ſein Schiff auf, und verſprach ihm, auch in Ithaka für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen. Er empfing zuerſt den Speer aus den Händen des Fremden, und legte ihn auf's Verdeck nieder; dann beſtieg er ſelbſt mit dem Seher das Schiff und ſetzte ſich mit ihm an das Steuerende; die Seile, mit welchen das Fahrzeug am Geſtade angebunden war, wurden abgelöſt, der Maſt aus Fichtenholz in die mittlere Vertiefung des Schiffbodens geſtellt und hoch aufgerichtet, die weißen Segel mit Riemen an den Stangen aufgeſpannt, und unter dem Sauſen des günſtigſten Windes flog das Schiff davon.

Geſpräche bei'm Sauhirten.

In der Hütte des Sauhirten zu Ithaka ſaß Odyſſeus mit Eumäus und den andern Hirten am Abende dieſes Tages vergnüglich bei der Nachtkoſt, und um ihn zu verſuchen, wie lang er ihm wohl Herberge gönnen werde, ſprach er nach dem Eſſen zu ſeinem Wirth: „Morgen, mein Freund, will ich an meinem Bettelſtab in die Stadt gehen, um euch nicht länger beſchwerlich zu fallen. Da rathe mir denn, und gieb mir einen Begleiter mit, der mir den Weg zeige, denn ich will in der Götter Namen die Stadt durchirren und ſehen, wo ich ein wenig Wein und Brod erhalte. Auch möchte ich gern in den Palaſt des Königs Odyſſeus gehen und dort ſeiner Gemahlin Penelope ſagen, was ich von ihm weiß. Am Ende würde ich auch den Freiern gegen Unterkunft und Speiſe meine Dienſte anbieten; verſtehe ich mich doch trefflich auf's Holzſpalten, Feueranmachen, Bratſpießwenden, Speiſevorlegen und Weinvertheilen, und auf andere derlei Geſchäfte, wie ſie Vornehme von den Geringern zu fordern pflegen." Aber der Sauhirt runzelte die Stirn und erwiederte: „Gaſt, was kommt dir für ein Gedanke in den Sinn, willſt du dich ganz ins Verderben ſtürzen? meinſt du, die trotzigen Freier werden nach deinen Dienſten lüſtern ſeyn? Die haben ganz andere Diener, als du einer wäreſt! Jünglinge in den zierlichſten Kleidern, mit blühendem Antlitze, das Haupt von Salben duftend, ſtehen ihnen zu Gebot und bedienen die prächtigen Tiſche, welche ſtets mit Fleiſch, Brod und Wein belaſtet ſind. Bleib du bei uns, wo deine Geſellſchaft weder mir noch den Meinigen beſchwerlich iſt, und warte auf den guten Sohn des Odyſſeus, der dich mit aller Nothdurft wohl verſorgen wird!“

Odyſſeus nahm das Anerbieten dankbar an und bat darauf den Hirten, ihm auch zu erzählen, wie es den Eltern ſeines Herrn gehe, ob ſie noch leben, oder ſchon in den Hades hinabgeſtiegen ſeyen. „Laertes, der Vater, lebt noch,“ antwortete ihm Eumäus, „aber er beweint untröſtlich den entfernten Sohn und die Gattin, die der Gram um den Verlorenen umgebracht hat. Auch ich muß dieſe gute Frau beweinen; iſt doch ſie es, die mich mit ihrer Tochter Ktimene faſt wie einen Sohn aufgezogen hat. Als ſpäter die Tochter nach Samos vermählt wurde, ſtattete mich die Mutter reichlich aus und ſchickte mich hierher auf's Land. Jetzt muß ich freilich Vieles entbehren, und nähre mich ſo gut ich kann von meinem Amte hier. Penelope, die jetzige Königin, kann nichts für mich thun; ſie iſt von den Freiern umgeben und bewacht, und ein ehrlicher Diener kann gar nicht bis zu ihr durchdringen.“ „Guter Sauhirt,“ fragte Odyſſeus weiter, „woher ſtammeſt du denn, und wie biſt du in den Dienſt dieſes Hauſes gekommen?“ Der Hirt ſchenkte ſeinem Gaſte den Becher wieder voll und erwiederte: „Trink, mein guter Alter, und laß dich die lange Geſchichte nicht verdrießen, hier zwingt uns ja Niemand, früh zu Bette zu gehen, und wir können die ganze Nacht durchſchwatzen. Dort über Ortygia hin liegt eine nicht ſonderlich bevölkerte, aber fruchtbare und geſunde Inſel mit Namen Syria, mit zwei Städten. Ueber beide herrſchte als mächtiger Fürſt mein Vater Kteſius, der Sohn des Ormenos. Als ich noch ein kleiner Knabe war, landeten dort trügeriſche Seefahrer aus Phönizien, die allerlei niedliche Waaren auf ihrem Schiffe zum Verkauf mitbrachten, und lang an unſrer Küſte blieben. Nun hatten wir damals ein phöniziſches Weib, ſchön und ſchlank von Geſtalt, die mein Vater als Sklavin erſtanden hatte, und die wegen ihrer kunſtreichen Arbeiten ſehr beliebt war, in unſerer Wohnung. Dieſe wurde mit einem der phöniziſchen Krämer, ihrer Landsleute, vertraut, und hängte ihr Herz an ihn. Der Schiffer verſprach ihr, ſie mit ſich als ſeine Gattin in ſeine und ihre Heimath nach Sidon zu bringen, und die treuloſe Sklavin gelobte ihm dagegen, aus meines Vaters Hauſe nicht nur die Hände voll Geld als Fährlohn mitzubringen, ſondern auch noch etwas Beſſeres. Ich erziehe nämlich, ſagte ſie, den kleinen Sohn des Fürſten, er iſt ſchon recht geſcheut für ſein Alter, und läuft ſo mit, wenn ich Gänge außer dem Hauſe zu machen habe. Dieſen bringe ich euch auf das Schiff, und ihr werdet keinen kleinen Gewinn von ihm machen.

So ſprach das falſche Weib und ging nach dem Palaſte zurück, als wenn nichts geſchehen wäre; denn die Kaufleute verweilten noch ein ganzes Jahr auf der Inſel. Als ſie ſich endlich mit dem ſchwer beladenen Schiffe zur Heimfahrt rüſteten, erſchien ein liſtiger Mann mit einem goldenen Halsbande im Palaſte meines Vaters, und bot es zum Verkauf an. Mutter und Mägde umſtanden ihn im Saal, faßten es Eine um die Andere mit der Hand, muſterten es mit den Augen, und feilſchten um den Preis. Während deſſen gab der Mann (denn es war ein Bote der Phönizier) dem Weib einen heimlichen Wink. Kaum hatte er das Haus verlaſſen, ſo nahm dieſe mich an der Hand und entführte mich aus dem Palaſt. Im Vorſaal fand ſie Tiſche und Becher für Gäſte des Vaters aus der Rathsverſammlung gerüſtet. Da ſah ich, wie ſie ſchnell drei goldene Gefäße hinwegnahm und im Wurf ihres Gewandes verbarg; in meiner Einfalt beſann ich mich nicht darüber, ſondern folgte ihr. Die Sonne war eben am Untergehen, als wir im Hafen anlangten und mit der übrigen Mannſchaft das Schiff beſtiegen.

Wir fuhren mit günſtigem Winde ab und mochten etwa ſechs Tage lang geſteuert ſeyn, als das verrätheriſche Weib, vom Pfeile Diana's, wie man ſagt, getroffen, plötzlich im Schiffsraume todt zu Boden fiel, wie ein Seehuhn, das der Jäger geſchoſſen. Man warf ſie über Bord den Fiſchen zur Beute und ich kleines Kind blieb allein, ohne einen Menſchen, der ſich meiner angenommen hätte, auf dem Schiffe. Die Phönizier aber landeten endlich in Ithaka, wo mich der alte Laertes von den Kaufleuten erhandelte. Auf dieſe Weiſe habe ich zuerſt unſre Inſel mit Augen geſehen."

„Nun," ſprach Odyſſeus, „du darfſt doch nicht ganz unzufrieden mit deinem Schickſale ſeyn, denn Jupiter hat dir zu dem Böſen doch auch Gutes beſcheert, und einem freundlichen Mann in die Hand gegeben, der es dir an nichts fehlen ließ, und auf deſſen Gute du noch immer in Gemächlichkeit lebſt! Ich Armer dagegen irre in beſtändiger Verbannung umher!"

Unter ſolchen Geſprächen war ihnen die Nacht faſt ganz dahingegangen und ſie ſchliefen nur noch weniges, bis die anbrechende Morgenröthe ſie weckte.

Telemach kommt heim.

An demſelben Morgen landete Telemach mit ſeinen Begleitern an Ithaka's Geſtade. Dem Rathe Minerva's gehorchend, hieß er dieſe ohne Verzug nach der Stadt fortrudern, verſprach ihnen am andern Morgen durch ein fröhliches Mahl den Dank für die Reiſe zu bezahlen, und ſchickte ſich zum Wege nach den Hirten an. „Aber wo ſoll ich hingehen, mein Sohn," fragte den Scheidenden Theoklymenus, „wer in der Stadt wird mich aufnehmen? ſoll ich etwa geradenweges auf den Palaſt deiner Mutter zugehen?" „Hätte unſer Haus," antwortete Telemach, „ein anderes Anſehen, als es gegenwärtig hat, ſo würde ich dir unbedenklich dazu rathen, ſo aber würdeſt du von den Freiern doch nicht vorgelaſſen, und meine Mutter webt im einſamſten Gemache des Hauſes an einem Gewande. Da wäre es noch klüger, dich in das Haus des Eurymachus zu begeben, der ein Sohn des in Ithaka hoch angeſehenen Mannes, des Polybus, und der erſte unter denen iſt, die ſich um meine Mutter bewerben!" Während er noch redete, flog ein Habicht mit einer Taube vorüber, deren Gefieder er berupfte. Da führte der Seher den Jüngling bei der Hand auf die Seite und ſagte ihm ins Ohr: „Sohn, wenn meine Kunſt mich nicht ganz täuſcht, ſo gilt dieſes Zeichen deinem Hauſe. Nie wird ein anderes Geſchlecht auf Ithaka walten: ihr ſeyd die ewigen Beherrſcher dieſes Landes!"

Ehe nun Telemach von Theoklymenus Abſchied nahm, empfahl er dieſen noch ſeinem vertrauteſten Freunde, dem Piräus, dem Sohne des Klytius, daß er den Fremdling in ſeine eigene Wohnung aufnehmen und liebreich pflegen möchte, bis Telemach in die Stadt käme. Dann ſchied er, und die Genoſſen fuhren weiter.

Inzwiſchen rüſteten Odyſſeus und der Sauhirt in der Hütte das Frühſtück und die Knechte trieben die Schweine hinaus. Als ſie behaglich beim Mahle ſaßen, ließen ſich draußen Fußtritte hören und die Hunde wurden laut, doch ohne zu bellen; ſie ſchienen vielmehr einem Herankommenden zu ſchmeicheln. „Gewiß," ſagte Odyſſeus zu dem Hirten, „beſucht dich ein Freund oder Bekannter: denn gegen Fremde geberden ſich deine Hunde ganz anders, das hab' ich erfahren!"

Das Wort war noch nicht ganz ausgeredet, als ſein lieber Sohn Telemach unter der Hüttenthüre ſtand. Der Sauhirt ließ das Trinkgeſchirr vor freudiger Beſtürzung aus der Hand ſinken, eilte ſeinem jungen Herrn entgegen, umſchlang ihn, und bedeckte ihm weinend Antlitz, Augen und Hände mit ſeinen Küſſen, als wäre er vom Tode erſtanden. Ein alter Vater kann ſeinen einzigen ſpätgebornen Sohn, wenn dieſer nach zehn Jahren aus der Fremde kommt, nicht herzlicher bewillkommnen. Jener trat erſt über die Schwelle, als er von ſeinem Diener vernommen, daß in der Mutter Hauſe nichts Neues vorgefallen ſey. Dann übergab er dem Hirten ſeine Lanze und ging in die Hütte. Sein Vater Odyſſeus wollte dem Hereintretenden auf ſeinem Sitze Platz machen, Telemach aber hielt ihn und ſagte freundlich: „Bleib nur ſitzen, Fremdling, der Mann da wird mir ſchon meinen Platz anweiſen.“ Inzwiſchen bereitete Eumäus ſeinem jungen Herrn ein weiches Polſter aus grünem Laube, darüber er einen Schafpelz deckte. Nun ſetzte ſich Telemach zu den Beiden, und der Sauhirt tiſchte eine Schüſſel mit gebratenem Fleiſche auf, ſtellte den Brodkorb dazu, und miſchte in der hölzernen Kanne den Wein. So ſchmausten ſie alle drei zuſammen. Da fragte denn Telemach den Diener nach dem Fremdlinge, und dieſer brachte kürzlich vor, was Odyſſeus an ihn hingefabelt. „Er hat ſich jetzt,“ beſchloß er ſeine Antwort, „aus einem theſprotiſchen Schiffe geflüchtet und kam in mein Gehege; ich gebe ihn dir in die Hände, thue mit ihm, wie du willſt.“ „Dein Wort ängſtet mich,“ erwiederte Telemach, „wie kann ich den Mann in meinem Hauſe, ſo wie es dort ausſieht, beſchirmen? behalte du ihn lieber hier; ich will ihm Rock und Mantel auf den Leib, Beſchuhung an die Füße, und um die Lenden ein zweiſchneidiges Schwert ſchicken, auch Speiſe genug, damit er dir und deinen Knechten nicht beſchwerlich falle. Nur kann ich nicht darein willigen, daß er ſich unter die Freier begebe, denn dieſe ſchalten und walten gar zu frech im Hauſe, ſelbſt ein gewaltiger Mann vermöchte nichts gegen ſie.“

Odyſſeus der Bettler drückte ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Freier, dem Sohne des Hauſes zum Trotze, ſich ſo viele Unarten herausnehmen dürften. „Haßt dich denn etwa,“ fragte er den Telemach, „das

Volk, oder liegſt du mit Brüdern im Streite, oder gibſt du dich von freien Stücken ſo tief herunter? Wär' ich ſo jung wie du und der Sohn des Odyſſeus, oder gar er ſelber — käme zurück (denn noch iſt ja die Hoffnung dazu noch nicht ganz verloren!) eher ſollte mir ein Fremder den Kopf von der Schulter hauen, ja lieber wollte ich in meinem eigenen Hauſe ſterben, als daß ich ſo ſchändliche Thaten länger mit anſchaute!"

Darauf antwortete Telemach: „Nein, lieber Gaſt, das Volk haßt mich nicht; auch habe ich keine Brüder, die mich anfeindeten, ich bin das einzige Kind im Hauſe; aber feindſelig geſinnte Männer von allen Inſeln umher und von Ithaka ſelbſt werben in Unzahl um meine Mutter. Sie weicht ihnen aus, ohne ihnen wehren zu können, und in Kurzem wird mein Haus und Gut verwüſtet ſeyn." Dann wandte er ſich zu dem Sauhirten und ſprach: „Du aber, Väterchen, thu' mir den Gefallen und eile hinein in die Stadt zu Penelope meiner Mutter, und ſag' ihr, daß ich da bin, doch ſo, daß es ja kein Freier vernimmt." „Soll ich," fragte Eumäus, „nicht den Umweg über deinen Großvater Laertes machen, und ihm deine Heimkehr auch zu wiſſen thun? Seitdem du nach Pylos gefahren biſt, erzählen ſie, habe er keine Speiſe und keinen Trank mehr genoſſen, und nicht mehr nach den Feldarbeiten geſehen, in beſtändiger Betrübniß ſitze er dort, von den Gliedern ſchwinde ihm das Fleiſch." „So betrübt es iſt," antwortete Telemach, „ſo kann ich dich doch den Umweg nicht machen laſſen. Nicht bald genug kann mir die Mutter wiſſen, daß ich wieder gekommen bin!" So ſprach er und trieb den Diener an. Der Sauhirt langte ſich ſeine Sohlen hervor, band ſie ſich unter die Füße, griff zu ſeiner Lanze und eilte fort.

Odyſſeus gibt ſich dem Sohne zu erkennen.

Pallas Athene, die Göttin, hatte nur den Augenblick abgewartet, wo Eumäus die Hütte verlaſſen haben würde. Da erſchien ſie unter der Thüre in Geſtalt einer ſchönen Jungfrau, doch nicht dem Telemach ſichtbar, ſondern nur ſeinem Vater und den Hunden; dieſe aber bellten nicht, ſondern verkrochen ſich winſelnd nach der andern Seite des Hofes. Dem Odyſſeus winkte die Göttin; er verſtand ihr Gebot und verließ auf der Stelle die Hütte. An der Hofmauer fand er ſeine Beſchützerin ſtehen, die zu ihm ſprach: „Jetzt, Odyſſeus, brauchſt du dich nicht länger vor dem Sohne zu verbergen. Beide mit einander möget ihr zum Verderben der Freier in die Stadt eingehen. Ich ſelbſt werde euch auch nicht lange fehlen; denn ich brenne vor Begierde, dieſe Frevler zu bekämpfen!“ So ſprach die Göttin und berührte den Bettler mit ihrem goldenen Stab. Da war ein Wunder zu ſehen. Mantel und Leibrock wie früher umgab des Helden ſich verjüngende Geſtalt wieder; ſein Wuchs ſtrebte empor, ſein Antlitz bräunte ſich, die Wangen wurden voller, die Haare dicht, und um das Kinn ſproßte wieder das gekräuſelte ſchwarze Barthaar. Nachdem ſie ſolches vollbracht hatte, verſchwand Athene.

Als Odyſſeus wieder in die Hütte eintrat, ſah ihn der Sohn mit Staunen an, glaubte einen Gott zu erblicken, und mit abgewandten Augen ſprach er: „Fremdling, du ſiehſt ganz anders aus als vorhin; andre Kleider haſt du an; deine ganze Geſtalt iſt verwandelt, du biſt fürwahr einer der Himmliſchen! laß dir opfern und ſchone unſer.“ — „Nein, ich bin kein Gott,“ rief Odyſſeus, „erkenne mich doch, Kind, ich bin ja dein Vater, um den du dich ſo viel gegrämt haſt!“ Die ſo lange gewaltſam gehemmten Thränen ſtürzten ihm bei dieſen Worten aus den Augen; er eilte auf den Sohn zu und umfing ihn unter Küſſen. Aber Telemach konnte es noch immer nicht glauben. „Nein, nein,“ rief er, „du biſt nicht mein Vater Odyſſeus, ein böſer Dämon täuſcht mich, damit ich nur noch tiefer ins Leid verſinke. Wie vermöchte ſich auch ein Menſch aus eigener Kraft ſo zu verwandeln!“ „Staune doch den heimkehrenden Vater nicht ſo gränzenlos an, lieber Sohn,“ erwiederte Odyſſeus, „ich bin es, der nach zwanzig Jahren in die Heimath zurückkommt, und kein Anderer. Das Wunder iſt ein Werk der Göttin Athene, ſie hat mich ſo umgeſchaffen, daß ich bald als ein Bettler einhergehe, bald als ein Jüngling; denn den Göttern wird es leicht, einen Sterblichen bald zu erniedrigen, bald zu erhöhen.“

So ſprach Odyſſeus und ſetzte ſich. Jetzt erſt wagte es der Jüngling, unter heißen Thränen ſeinen Vater zu umſchlingen; in beiden regte ſich der lange Gram, ſie fingen an laut zu weinen, und ihre Klage tönte ſo herzzerreißend, wie der Ruf der Vögel, denen man ihre Jungen geraubt hat, ehe ſie flügg geworden ſind. Als ſie ſich genug ausgeweint, fragte endlich Telemach den Vater, auf welchem Wege er in die Heimath gekommen ſey, und nachdem ihm der Vater Beſcheid gegeben, ſagte

der Letztere: „Und jetzt bin ich da, mein Sohn, auf Athene's Befehl, daß wir uns über den Mord unſerer Feinde berathen. Nenne mir die Freier der Reihe nach, daß ich wiſſe, wie viel ihrer ſind, und ob wir beide allein zu ihrer Bekämpfung hinreichen, oder ob wir uns nach Bundesgenoſſen umſehen ſollen.“ „Ich habe zwar immer von deinem Ruhme gehört, mein Vater,“ erwiederte Telemach, „und daß dein Arm ſo ſtark ſey, wie dein Rath verſtändig. Das aber war ein ſtolzes Wort, und nimmermehr vermöchten wir zwei etwas gegen ſo Viele. Es ſind ihrer nicht nur zehn oder zwanzig, es ſind viel viel mehr: aus Dulichium allein zweiundfünfzig der muthigſten Jünglinge, mit ſechs Dienern; aus Same vierundzwanzig, aus Zacynth zwanzig, aus Ithaka ſelbſt zwölf. Mit ihnen ſind der Herold Medon, ein Sänger und zwei Köche. Darum, wenn es möglich iſt, laß uns auf weitere Vertheidiger denken.“ — „Bedenke,“ ſprach Odyſſeus darauf, „daß Athene und Jupiter unſere Bundesgenoſſen ſind, die, wenn ſich einmal in meinem Palaſte der Krieg erhoben hat, uns nicht lange werden auf ihre Hülfe warten laſſen. Du ſelbſt nun, lieber Sohn, geh mit dem nächſten Morgen in die Stadt zurück, und ſetze dich unter die Freier, als wäre nichts geſchehen. Mich wird der Sauhirt, nachdem ich wieder zum greiſen Bettler umgeſtaltet worden bin, dir nachführen. Welchen Schimpf ſie alsdann mir auch im Saale anthun mögen, und wenn ſie nach mir werfen und mich an den Füßen über die Schwelle ziehen, du mußt dein Herz bezähmen und es ertragen. Mit Worten magſt du ſie zu beſänftigen ſuchen; aber ſie werden dir nicht folgen: denn ihr Verderben iſt beſchloſſen. Auf einen Wink von mir wirſt du ſodann die Rüſtungen, die wir im Saale umherhängen haben, in einer der obern Kammern des Hauſes verbergen. Vermiſſen ſie die Freier und fragen darnach, ſo ſagſt du nur, du habeſt ſie wegſchaffen laſſen, weil ſie vom Rauche des Kamines geſchwärzt, den Glanz, mit dem ſie unter Odyſſeus geſchimmert, verloren haben. Für uns beide läſſeſt du nur zwei Schwerter, zwei Speere und zwei ſtierlederne Schilde zurück, damit wir ſie zum Kampf ergreifen können, wenn Jene, in der Verblendung, die ihnen die Götter ſenden werden, ſich an uns wagen. Uebrigens darf kein Menſch vernehmen, daß Odyſſeus zurückgekehrt iſt, ſelbſt Laertes, ſelbſt der Sauhirt nicht, ja nicht einmal Penelope, deine Mutter. Unterdeſſen wollen wir unſere Dienſtmannen und das Geſinde prüfen, wer davon uns noch ehrt und fürchtet, und wer unſer vergeſſen hat und dich verachtet." — „Lieber Vater," erwiederte Telemach, „du ſollſt mich gewiß nicht nachläſſig finden; aber ich glaube nicht, daß die Prüfung viel helfen wird. Es währt gar zu lange, bis du im Lande umhergehſt, um jeden Einzelnen auszuforſchen, indeſſen Jene dir im Palaſte gemächlich dein Gut verpraſſen. Zwar die Weiber im Hauſe auszukundſchaften, das will ich ſelbſt übernehmen, aber die Männer in den einzelnen Höfen — das verſparen wir lieber für die Zukunft, wenn wir einmal im Palaſte Meiſter ſind." Odyſſeus gab ſeinem Sohne Recht und freute ſich über ſeine Beſonnenheit.

Vorgänge in der Stadt und im Palaſt.

Das Schiff, das den Telemach und ſeine Genoſſen von Pylos nach Ithaka gebracht hatte, war inzwiſchen im Hafen der Stadt angekommen, und die Begleiter des Königsſohnes hatten einen Herold zu ſeiner Mutter Penelope geſendet, um ihr die Botſchaft von der Heimkehr des Sohnes zu überbringen. Mit derſelben Nachricht kam gleichzeitig der Sauhirt vom Lande her, und beide trafen ſich im Hauſe des Königes. Da ſagte der Herold zu Penelope laut vor allen Dienerinnen: „Dein Sohn, o Königin, iſt wiedergekommen." Eumäus aber ſagte ihr im Geheim und ohne Zeugen, was ihm ſein junger Herr aufgetragen hatte, insbeſondere, daß ſie durch eine Schaffnerin ſeinem Großvater Laertes die fröhliche Botſchaft auch zukommen laſſen möchte. Als der Sauhirt Alles ausgerichtet, eilte er wieder heim zu ſeinen Schweinen. Die Freier aber erfuhren die kurze Nachricht von der Heimkehr Telemachs, die der Herold gebracht hatte, durch die treuloſen Dienerinnen. Unmuthig ſetzten ſie ſich zuſammen auf die Bänke vor dem Thor, und Eurymachus ſprach hier in der Verſammlung: „Das hätten wir doch nimmermehr gedacht, daß der Knabe dieſe Fahrt ſo trotzig vollenden würde. Laßt uns nur geſchwind ein Schiff ausrüſten, einen Schnellſegler, unſern Freunden im Seehinterhalte die Botſchaft zu bringen, daß ſie vergebens auf ihn warten und nur wieder umkehren dürfen."

Während Eurymachus ſprach, hatte ein anderer

Freier, Amphinomus, das Geſicht umgewandt und einen Blick auf den Hafen der Stadt geworfen, den man von dem Vorhofe des Palaſtes aus mit den Augen erreichen konnte. Er ſah das Schiff, in welchem ſich diejenigen der Freier befanden, die auf den Hinterhalt ausgefahren waren, wie es eben mit vollen Segeln in den Hafen einlief. „Es bedarf keiner Botſchaft um unſere Freunde," rief er, „hier ſind ſie ja ſchon; ſey es, daß ein Gott ſie von Telemachs Heimkehr benachrichtiget hat, ſey es, daß er ihnen entkommen iſt, und ſie ihn nicht einzuholen vermochten." Die Freier erhoben ſich und eilten nach dem Meeresſtrande. Dann begaben ſie ſich mit den Neuangekommenen auf den Markt, wo ſie Niemand ſonſt aus dem Volke zuließen, ſondern ihre abgeſonderte Verſammlung veranſtalteten. Hier trat der Anführer der Ausrüſtung, der Freier Antinous, unter den Anweſenden auf und ſprach: „Wir ſind nicht Schuld, daß der Mann uns entronnen iſt, ihr Freunde! Späher um Späher hatten wir den Tag über auf den Höhen des Geſtades aufgeſtellt, und wenn die Sonne untergegangen war, blieben wir nie die Nacht über auf dem Lande, ſondern wir kreuzten beſtändig auf der Meerenge und waren nur darauf bedacht, den Telemachus zu erhaſchen und in aller Stille umzubringen. Ihn aber muß einer der Unſterblichen heimgeleitet haben; denn nicht einmal ſein Schiff iſt uns zu Geſichte gekommen! Dafür wollen wir ihm hier in der Stadt ſelbſt den Untergang bereiten. Denn der Jüngling wird klug und wächſt uns allmählig über den Kopf. Auch das Volk wird uns am Ende aufſäßig: bringt er es unter die Leute, daß wir ihm auflauerten, ihn zu morden, ſo fallen ſie am Ende über uns her und jagen uns aus dem Lande. Ehe dieß geſchieht, laßt uns ihn aus dem Wege räumen: in ſeine Beſitzungen theilen wir uns; den Palaſt laſſen wir der Mutter und ihrem künftigen Gemahl. Gefällt euch aber mein Gedanke nicht, wollt ihr ihn leben und im Beſitze ſeiner Güter laſſen: nun, dann wollen wir ihm auch die Habe nicht länger verzehren, dann laßt einen Jeden von ſeiner eigenen Heimath aus um die Fürſtin ſich mit Brautgeſchenken bewerben, und ſie wähle den, der ihr am meiſten gibt und vom Schickſale begünſtigt wird!“ Als er ſeine Rede geendigt hatte, entſtand ein langes Schweigen unter den Freiern. Endlich erhob ſich Amphinomus, der Sohn des Niſus, aus Dulichium, der edelſte und beſtgeſinnte unter den Freiern, der ſich durch ſeine klugen Reden auch der Königin Penelope am meiſten zu empfehlen wußte, und ſagte ſeine Meinung in der Verſammlung. „Freunde,“ ſprach er, „ich möchte doch nicht, daß wir den Telemach heimlich ums Leben brächten! Es iſt doch etwas Gräßliches, ein ganzes Königsgeſchlecht im letzten Sprößlinge zu morden. Laßt uns lieber vorher die Götter befragen: erfolgt ein günſtiger Ausſpruch Jupiters, ſo bin ich ſelbſt bereit ihn zu tödten; verwehren es uns die Götter, ſo rathe ich euch, von dem Gedanken abzuſtehen.“

Dieſe Rede gefiel den Freiern wohl; ſie ſchoben ihren Plan auf und kehrten in den Palaſt zurück. Auch dießmal hatte ſie ihr Herold Medon, der heimliche Anhänger Penelope's, belauſcht und der Königin von Allem Nachricht gegeben. Dieſe eilte, jedoch dicht verſchleiert, mit ihren Dienerinnen in den Saal zu den Freiern hinab und redete in heftiger Gemüthsbewegung den Urheber des tückiſchen Vorſchlages alſo an: „Antinous, du frecher Unheilſtifter, mit Unrecht rühmt dich Ithakas Volk als den verſtändigſten unter deinen Genoſſen; nie biſt du das geweſen. Du verachteſt die Stimme der Unglücklichen, auf welche doch Jupiter ſelbſt horcht, und biſt verwegen genug, auf den Tod meines Sohnes Telemach zu ſinnen. Erinnerſt du dich nicht mehr, wie dein Vater Eupithes, von ſeinen Feinden verfolgt, weil er Seeräuberei gegen unſere Verbündeten getrieben, ſchutzflehend in unſer Haus geflohen kam? Seine Verfolger wollten ihn tödten und ihm das Herz aus dem Leibe reißen; Odyſſeus aber war es, der die Tobenden abhielt und beſänftigte. Und du, ſein Sohn, willſt zum Danke das Gut des Odyſſeus verſchwenden, wirbſt um ſeine Gattin, und willſt ſein einziges Kind ermorden? Du thäteſt beſſer daran, auch die Andern von ſolchem Frevel abzuhalten.“

Statt ſeiner antwortete Eurymachus: „Edle Penelope, ſey nicht bekümmert um das Leben deines Sohnes. Nie, ſo lange ich lebe, wird es ein Mann wagen, Hand an ihn zu legen. Hat doch auch mich Odyſſeus manchmal als Kind auf den Knieen gewiegt und mir einen guten Biſſen in den Mund gegeben! Deßwegen iſt mir auch ſein Sohn der geliebteſte unter allen Menſchen, den Tod ſoll er nicht zu fürchten haben, wenigſtens nicht von den Freiern: kommt er von Gott, dann kann ihm freilich Niemand ausweichen!“ So ſprach der Falſche mit der freundlichſten Miene, im Herzen aber ſann er auf nichts als Verderben.

Penelope kehrte wieder in ihr Frauengemach zurück, warf ſich aufs Lager und weinte um ihren Gemahl, bis ihr der Schlummer die Augen zudrückte.

Telemach, Odyſſeus und Eumäus kommen in die Stadt.

An demſelben Abende kam der Sauhirt in ſeine Hütte zurück, während Odyſſeus und ſein Sohn Telemach gerade damit beſchäftigt waren, ein geſchlachtetes Schwein zur Nachtkoſt zuzubereiten. Der erſtere, vom Stab Athenes berührt, war bereits wieder zum zerlumpten Bettler eingeſchrumpft, daß Eumäus ihn nicht zu erkennen vermochte. „Kommſt du endlich, Sauhirt,“ rief dem Eintretenden Telemach zuerſt entgegen, „und was bringſt du Neues aus Ithaka? Lauern die Freier noch immer auf mich, oder ſind ſie von ihrem Hinterhalte zurück?“ Eumäus meldete ihm, was er von den beiden Schiffen geſehen, und Telemach winkte vergnügt lächelnd ſeinem Vater, doch ſo, daß es der Sauhirt nicht bemerkte. Nun ſchmausten ſie traulich mit einander alle drei und legten ſich dann zur Ruhe.

Am andern Morgen frühe gürtete ſich Telemach, nach der Stadt zu gehen, und ſprach zu Eumäus: „Alter, ich muß jetzt nach der Mutter ſehen. Du ſelbſt komm nach mit dieſem armen Fremdling, daß er ſich in den Häuſern umher ſeine Broſamen und ſeinen Wein erflehe; ich kann unmöglich aller Welt Laſt auf mich laden und habe genug an meinem eigenen Kummer zu tragen. Hält ſich der Greis dadurch für beleidigt, deſto ſchlimmer für ihn!“ Odyſſeus, der ſich über die geſchickte Verſtellung ſeines Sohnes im Herzen nicht genug wundern konnte, ſagte nun auch ſeinerſeits: „Lieber Jüngling, ich ſelbſt begehre nicht länger hier zu bleiben; ein Bettler bringt ſich in der Stadt immer beſſer fort, als auf dem Lande. Geh' du denn immerhin, und wenn ich mich in meinen Lumpen noch ein wenig am Feuer gewärmt habe und die Luft milder geworden iſt — denn die Stadt iſt, wie man mir ſagt, weit von hier entfernt, — ſo mag dein Diener da mich begleiten."

Nun eilte Telemach in die Stadt. Es war noch ziemlich früh am Tage, als er vor ſeinem Palaſte ankam, und die Freier hatten ſich noch nicht eingefunden. Er lehnte ſeine Lanze an eine Säule des Einganges und ſchritt über die ſteinerne Schwelle in den Saal. Hier war die Schaffnerin Euriklea damit beſchäftigt, die ſtattlichen Thronſeſſel mit ſchönen Vließen zu bedecken. Als ſie den Jüngling anſichtig ward, eilte ſie mit Freudenthränen auf ihn zu und hieß ihn willkommen; auch die andern Mägde umringten ihn und küßten ihm Hände und Schultern. Jetzt trat auch ſeine Mutter Penelope aus der Kammer, ſchlank wie Artemis und ſchön wie Aphrodite. Weinend ſchloß ſie ihren Sohn in die Arme und küßte ihm Antlitz und Augen. „Kommſt du, kommſt du, mein ſüßes Leben," rief ſie ſchluchzend, „nimmermehr hoffte ich, dich wiederzuſehen, ſeit du heimlich und ohne meinen Willen nach Pylos geſchifft warſt, um Erkundigung vom lieben Vater einzuziehen! Nun ſage mir doch, was bringſt du für Nachrichten, liebes Kind?" „Ach Mutter," antwortete Telemach, der ſeine wahren Gefühle mit Gewalt in den Buſen zurückdrängen mußte, „rege mir, der ich ſelbſt eben erſt dem Verderben entflohen bin, den Gram um den Vater nicht wieder auf. Bade du dich jetzt, lege reine Gewande an, und gelobe droben in dem Söller mit deinen Jungfrauen den Göttern köſtliche Dankopfer, wenn ſie einſt uns die Vergeltung gönnen. Ich ſelbſt will zum Markte hingehen, um einen Fremdling ins Haus zu führen, der mich auf der Fahrt begleitet hat, und deſſen Pflege ich bis zur eigenen Wiederkehr einem Freunde anempfohlen habe.“ Penelope folgte ſeinem Rath, und Telemach eilte, den Speer in der Hand, von ſeinen Hunden begleitet, auf den Markt. Athene hatte ihm beſondere Anmuth verliehen, daß den Kommenden alle Bürger anſtaunten, und auch die Freier verſammelten ſich ſogleich um ihn und ſagten ihm viel Schönes ins Angeſicht, während ſie im Herzen über ihren böſen Entwürfen brüteten. Telemach verweilte jedoch nicht in ihrem Gedränge. Er ſetzte ſich zu drei alten Freunden ſeines Vaters, Mentor, Antiphus und Halitherſes, und erzählte ihnen, was er durfte. Jetzt führte auch Piräus ſeinen Gaſtfreund Theoklymenus an der Hand daher und Telemach begrüßte beide; Piräus aber wandte ſich an ſeinen Freund und ſprach: „Lieber Telemach, ſchicke doch auf der Stelle Dienerinnen in mein Haus, daß ſie die Geſchenke in Empfang nehmen, die dir Menelaus mitgegeben hat.“ „Freund,“ erwiederte Telemach, „die Sachen liegen beſſer bei dir. Wiſſen wir doch noch nicht, welche Wendung die Sache nimmt. Fall' ich von dem Meuchelmorde der Freier und theilen ſie mein Erbgut, ſo gönne ich jene köſtlichen Gaben dir beſſer als ihnen; ſtrafe dagegen ich ſie mit dem Untergange, dann komm du und bringe fröhlich dem Fröhlichen jene Schätze!“

So ſprach Telemach, faßte den landesflüchtigen Seher Theoklymenus bei der Hand und führte ihn vom

Markte weg in ſeinen Palaſt. Dort nahmen beide ein erquickendes Bad, und genoſſen in Penelopes Geſellſchaft, welche ihnen gegenüber an der zierlichen Spindel ſaß, das Frühſtück im Saal. Da ſprach denn die Mutter Telemachs traurig zu ihrem Sohne: „Eigentlich thu' ich beſſer daran, Telemach, zum Söller hinaufzuſteigen und dort einſam das Lager zu benetzen wie bisher; denn dir gefällt es ja doch nicht, mir zu erzählen, was du vom heimfahrenden Vater gehört haſt." „Liebe Mutter," antwortete Telemach, „gerne will ich dir Alles der Wahrheit nach verkündigen, was ich vernommen habe, wenn es nur Tröſtlicheres wäre! So liebreich mich der greiſe Neſtor zu Pylos aufnahm, ſo wußte er mir doch gar nichts vom Vater zu melden; aber er ſendete mich mit ſeinem eigenen Sohne zu Wagen gen Sparta. Dort ward ich von dem großen Helden Menelaus gaſtlich aufgenommen, und ſah auch die Königin Helena, um welche Trojaner und Griechen ſo Vieles erduldet haben. Hier erfuhr ich endlich Weniges vom geliebten Vater, was dem Fürſten Menelaus der Meergott Proteus in Aegypten mitgetheilt hatte. Dieſer hatte ihn auf der Inſel Ogygia in Kummer verſunken geſehen. Dort hält den Odyſſeus die Nymphe Kalypſo wider Willen in ihrer Grotte zurück und es fehlt ihm an Schiffen und Ruderern, um die Heimath zu erreichen."

Als der Seher Theoklymenus die Fürſtin bei dieſer Nachricht ſehr bewegt ſah, unterbrach er ſeinen Gaſtfreund und ſagte: „Königin, dieſer weiß nicht Alles. Vernimm du meine Weiſſagung: fürwahr, Odyſſeus ſitzt bereits irgendwo im Gefilde ſeiner Heimath, oder er ſchleicht heimlich umher, auf das Verderben der Freier ſinnend!

Dieß hat mir ein Vogelzeichen geſagt, das ich deinem Sohn auf der Stelle ſo gedeutet habe." — „Möchte ſich dein Wort erfüllen, edler Gaſt," antwortete Penelope mit einem Seufzer, „mein Dank dafür ſollte nicht ausbleiben."

Während dieſe drei ſich ſo im Wechſelgeſpräch unterhielten, freuten ſich die Freier vor dem Palaſte auf dem Pflaſter des Hofes wie gewöhnlich mit Scheibenſchießen und Speerwerfen, und brachen endlich auf die Erinnerung des Herolds zum Mittagsmahl ins Innere des Palaſtes auf. Unterdeſſen hatten ſich in der Hütte des Eumäus auch dieſer und ſein Gaſt zum Weg in die Stadt angeſchickt: Odyſſeus der Bettler hatte den häßlichen geflickten Ranzen umgeworfen, und der Sauhirt ihm den Stab in die Hand gegeben. So wanderten beide dahin und überließen das Gehöft den Knechten und Hunden zur Bewachung. Sie waren ſchon an dem Stadtbrunnen angekommen, der von den Vorfahren des Odyſſeus ſchön in den Felſen gefaßt worden war; ein Pappelhain war in die Runde gepflanzt, und aus den Steinen ſprang der hohe helle Waſſerſtrahl. Hier erreichte ſie Melanthius der Hirte mit zwei Knechten, der den Freiern die beſten Ziegen aus der Heerde zum Schmaus in die Stadt hinein trieb. Als dieſer das wandernde Paar erblikte, fing er laut an zu ſchimpfen. „Wahrhaftig, da heißt es recht, ein Taugenichts führt den andern, und gleich zu gleich geſellt ſich gern. Wohin führſt du den heißhungrigen Bettler, verdammter Sauhirt, daß er an den Thürpfoſten müßig ſtehe und um Brocken bettle? Gäbeſt du ihn mir zum Hüter meines Gehegs, daß er die Ställe ausfegte und den Zicklein

Laub vorwärfe, ſo könnte er, mit Ziegenkäſe gefüttert, noch Fleiſch um ſeine dürren Lenden ſich wachſen ſehen! Aber freilich, er hat nichts gelernt, er kann nichts, als ſich den gefräßigen Bauch füllen.“ So rief Jener und gab ihm in der Bosheit einen Ferſentritt in die Hüfte; aber Odyſſeus wich nicht aus dem Fußſteig. Im Herzen beſann er ſich freilich, ob er ihm nicht mit ſeinem Stab einen Streich über das Haupt verſetzen ſollte, daß er nicht mehr aufſtände; aber er bezwang ſein Herz und duldete die Schmach. Eumäus hingegen ſchalt den Unverſchämten ins Geſicht und ſprach, nach dem Brunnen gewendet: „Ihr heiligen Quellnymphen, Jupiters Töchter! hat euch jemals Odyſſeus köſtliche Opfer dargebracht, ſo gewähret mir meine Bitte, daß endlich einmal der Held Odyſſeus heimkehre! Er würde dieſem trotzigen Müßiggänger den Uebermuth bald vertreiben; iſt ein ſolcher doch der unbrauchbarſte Hirte von der Welt, und verſteht nichts, als den ganzen Tag in der Stadt herumzulungern!“ „Du Hund,“ erwiederte Melanthius ſchimpfend, „du wäreſt werth, daß man dich auf den Inſeln drüben als Sklave verkaufte und ein gutes Stück Geld aus dir löste. Möchte doch der Bogen Apollo's oder der Dolch der Freier deinen Telemach treffen, auf welchen du pocheſt, daß er zu Grunde ginge wie ſein Vater!“ Mit ſolchen Scheltworten ging er an ihnen vorüber und ſetzte ſich im Palaſte mitten unter die Freier, gerade dem Eurymachus gegenüber, an die Tafel; denn dieſe hatten ihn gern und theilten ihm ſtets von ihrem Schmauſe mit.

Jetzt waren auch Odyſſeus und der Sauhirt vor dem Königspalaſt angekommen. Als jener ſein Haus nach ſo langer langer Zeit wieder erblickte, bewegte ſich ihm das Herz im Leibe; er faßte ſeinen Begleiter an der Hand und ſprach: „Fürwahr, Eumäus, das muß die Wohnung des Odyſſeus ſeyn! welch ein Palaſt, welch eine Reihe von Gemächern! Wie wohl umſchloſſen iſt der Vorhof mit Mauern und mit Zinnen; welch mächtige Thorflügel bilden den Eingang; wahrlich dieſe Burg iſt unbezwinglich! Auch merke ich wohl, daß viele Menſchen da drinnen ein Gaſtmahl begehen; duftet es doch bis zu uns heraus von Speiſen, und die Harfe des Sängers, der den Schmaus mit ſeinen Liedern würzt, ſchallt aus dem Saale hervor!“

Sie berathſchlagten nun mit einander und beſchloſſen, daß der Sauhirt vorangehen und ſich für den Odyſſeus im Saal umſehen, dieſer aber ſo lange vor dem Thor warten ſollte. Während ſie noch miteinander ſprachen, erhub ein alter Haushund an der Thüre Haupt und Ohren von ſeinem Lager. Er hieß Argos; Odyſſeus ſelbſt hatte ihn noch aufgezogen, ehe er gen Troja ſchiffte. Er begleitete ſonſt die Männer auf die Jagd, jetzt aber lag er, im Alter verachtet, vor der Thüre auf einem Düngerhaufen, mit Ungeziefer bedeckt. Als dieſer den Odyſſeus bemerkte, ſchien er ihn trotz der Verkleidung zu kennen, er ſenkte die Ohren und wedelte mit dem Schwanz; aber näher herangehen konnte er vor Schwäche nicht mehr. Odyſſeus wiſchte ſich heimlich eine Thräne aus dem Auge, als er es bemerkte; dann ſprach er, ſeinen Schmerz verhehlend, zu dem Sauhirten: „Der Hund, der hier auf dem Miſte liegt, ſcheint einmal ſo übel nicht geweſen zu ſeyn, man ſieht es ſeinem Wuchſe noch an!“ „Freilich,“ erwiederte Eumäus, „er war der liebſte Jagdhund meines unglücklichen Herrn; da hätteſt du ihn in den waldigen Thälern ſehen ſollen, wie weidlich er durchs Geſtrüppe dem Wild nachſpürte! Jetzt aber, ſeit ſein Herr dahin iſt, liegt er hier verachtet, und die Mägde geben ihm nicht einmal das nöthige Futter!“

Mit dieſen Worten ging der Sauhirt in den Palaſt; der Hund aber, nachdem er im zwanzigſten Jahre ſeinen Herrn wiedergeſehen, ſenkte ſeinen Kopf und ſtarb.

Odyſſeus als Bettler im Saal.

Im Innern des Hauſes wurde Telemach zuerſt den Sauhirten gewahr und rief ihn heran. Eumäus ſchaute ſich vorſichtig um, ergriff den leeren Stuhl, auf welchem der Fleiſchzerleger vor dem Mahle zu ſitzen pflegte, und ſetzte ſich auf einen Wink an den Tiſch ſeines Herrn, dieſem gegenüber, wo ihm ſofort der Herold Fleiſch und Brod reichte. Bald nach ihm wankte auch Odyſſeus der Bettler am Stabe herein und ſetzte ſich innerhalb der Pforte auf die Schwelle von Eſchenholz nieder, an den einen der ſchön geſchnitzten Thürpfoſten aus Cypreſſenholz gelehnt. Sobald Telemach ihn erblickte, langte er aus dem vor ihm ſtehendem Korb ein ganzes Brod, nahm dazu eine Hand voll Fleiſch, und gab beides dem Sauhirten mit den Worten: „Hier, mein Freund, reiche dieſe Gaben dem Fremdling, und ſag' ihm, er ſoll ſich der Scham entſchlagen, und bei den Freiern herumbetteln!“ Odyſſeus empfing die Gabe ſegnend mit beiden

Händen, legte ſie ſich vor die Füße auf ſeinen Ranzen und fing an zu eſſen. Das ganze Mahl über hatte der Sänger Phemius die Gäſte mit ſeinem Lied ergötzt; jetzt ſchwieg er, und man hörte nur noch den wilden Lärm der Schmauſenden durch den Saal. In dieſem Augenblicke näherte ſich die Göttin Athene unſichtbar dem Odyſſeus und trieb ihn an, Brocken von den Freiern einzuſammeln, um die billiger Denkenden von den rohen unterſcheiden zu lernen. Aber dennoch war ihnen Allen miteinander das Verderben von der Göttin zugedacht: es ſollte nur Einer milderen Todes ſterben, als der Andere. Odyſſeus befolgte das Geheiß der Göttin, er ging flehend von Mann zu Mann und ſtreckte ſeine Hand hin, ſo geläufig, als wäre er ſeit lange den Bettel gewohnt. Manche zeigten ſich mitleidig und gaben ihm, und es entſtand ein Fragen unter den Freiern, woher der Mann wohl kommen möge. Da ſagte zu ihnen der Ziegenhirt Melanthius: „Ich habe den Burſchen zuvor ſchon geſehen: der Sauhirt hat ihn herein gebracht!“ Dieſen fuhr jetzt der Freier Antinous zornig an: „Du berüchtigter Sauhirt, ſag' uns, warum haſt du dieſen Menſchen in die Stadt geführt? Haben wir nicht Landſtreicher genug, daß du uns auch noch dieſen Freſſer in den Saal ſchleppſt?“ „Harter Mann,“ antwortete Eumäus gelaſſen, „den Seher, den Arzt, den Baumeiſter, den Sänger, der uns durch ſeine Lieder erfreut, ſie Alle beruft man wetteifernd in die Paläſte der Großen; den Bettler hat Niemand berufen: er kommt von ſelber; aber man ſtößt ihn auch nicht hinaus! Und das ſoll auch dieſem nicht geſchehen, ſo lange Penelope und Telemachus dieß Haus bewohnen.“ Aber Telemach hieß ihn ſchweigen und ſagte: „Bemühe dich mit keiner Antwort, Eumäus, du kennſt ja die böſe Gewohnheit dieſes Mannes, Andere zu beleidigen. Dir aber, Antinous, ſage ich: du biſt nicht mein Vormünder, daß du mir gebieten dürfteſt, dieſen Fremdling aus dem Hauſe zu treiben. Gieb ihm vielmehr und ſchone meines Gutes nicht! Aber freilich, du willſt lieber ſelbſt verzehren, als Andern geben!" „Siehe da, wie der trotzige Knabe mich ſchmäht," rief Antinous dagegen, „wollte jeder Freier dieſem Bettler eine Gabe reichen, er brauchte drei Monate lang das Haus nicht wieder zu betreten!" Damit ergriff er ſeinen Fußſchemel, und als Odyſſeus auf ſeinem Rückwege zu der Schwelle eben an ihm vorüberging, und auch ihn noch um eine Gabe anflehte, wobei er von langen Bettlerfahrten durch Aegypten und Cypern ihm vorjammerte, rief dieſer unwillig: „Welch ein Dämon hat uns dieſen zudringlichen Schmarotzer geſandt! Weiche von meinem Tiſch, daß ich dir dein Aegypten und Cypern nicht geſegne!" Und als Odyſſeus murrend ſich zurückzog, warf ihm Antinous den Fußſchemel nach, daß dieſer ihm rechts auf die Schulter fuhr, dicht ans Halsgelenk. Odyſſeus ſtand unverrückt wie ein Fels und ſchüttelte ſchweigend ſein Haupt, voll von Entwürfen. Dann kehrte er zur Schwelle zurück, legte den mit Gaben gefüllten Ranzen zu Boden, und klagte niederſitzend den Freiern die Kränkung, die ihm Antinous angethan. Dieſer aber rief dem Bettler zu: „Schweig' und friß, du Fremdling, oder packe dich, ſonſt zieht man dich an Hand und Fuß über die Schwelle, daß dir die Glieder bluten!"

Dieſe Rohheit empörte ſelbſt die Freier; einer aus ihnen erhub ſich und ſprach: „Antinous, du haſt nicht wohl daran gethan, den Unglücklichen zu werfen. Wie nun, wenn es ein Himmelsbote wäre, der Menſchengeſtalt angenommen? denn ſolches geſchieht ja manchmal!“ Aber Antinous achtete nicht auf dieſe Warnung. Telemach ſelbſt ſah ſchweigend die Mißhandlung ſeines Vaters, und drängte ſeinen Ingrimm in den Buſen zurück.

In ihrem Frauengemache konnte Penelope durch die offenen Fenſter Alles vernehmen, was im Saale geſchah. So hörte ſie auch, wie es dem Bettler dort erging und empfand Mitleiden mit ihm. Sie ließ in der Stille den Sauhirten zu ſich hereinrufen und befahl ihm, jenen kommen zu heißen. „Vielleicht,“ ſetzte ſie hinzu, „weiß er mir etwas von meinem Gemahl zu berichten, oder hat ihn gar ſelbſt geſehen, denn er ſcheint weit in der Welt umhergewandert zu ſeyn.“ „Ja,“ antwortete Eumäus, „wenn die Freier ſchweigen und hören möchten, er könnte Vieles erzählen. Drei Tage ſchon beherberge ich ihn, und ſeine Berichte entzücken mein Herz, als wären ſie das Lied eines Sängers. Er iſt von Kreta, und mit deinem Gemahl, wie er behauptet, durch väterliches Gaſtrecht verbunden. Und ſo will er denn auch wiſſen, daß Odyſſeus gegenwärtig im Lande der Theſproter lebe, und nächſtens mit vielem Gute heimkehren werde.“ „Geh,“ ſagte Penelope bewegt, „rufe den Fremdling herbei, daß er mir ſelbſt erzähle! Dieſe üppigen Freier! Es fehlt uns nur ein Mann, wie Odyſſeus war; käme dieſer, ſo würden er und Telemach den Trotzigen bald vergelten!“ Als ſie ſo ſprach, nieſte eben Telemachus im Saale ſo laut, daß das Gewölbe wiederhallte. Penelope mußte lächeln und ſprach zum Sauhirten: „Hörſt du, wie mein Sohn mir zunieſt, iſt das nicht eine gute Vorbedeutung? rufe mir geſchwind den Fremdling herbei!“

Eumäus meldete dem Bettler den Befehl Penelope's, dieſer aber erwiederte: „Wie gerne möchte ich der Königin erzählen, was ich von Odyſſeus weiß; und ich weiß viel von ihm: aber das Betragen der Freier flößt mir Beſorgniß ein. Eben jetzt, wo ich durch den Wurf des böſen Mannes dort ſo ſchwer gekränkt worden bin, hat ſich weder Telemach noch ein Anderer meiner angenommen. Darum ſoll Penelope für jetzt ihr Verlangen bewältigen, bis die Sonne untergegangen iſt, dann ſoll ſie mich an ihren Heerd ſitzen laſſen, denn mich friert in meinen Lumpen: ſo will ich ihr alles Mögliche erzählen.“ So begierig Penelope auf den Fremdling war, ſo konnte ſie ſeinen Gründen doch nicht Unrecht geben, und beſchloß, ſich zu gedulden.

Eumäus kehrte unter das Gewühl der Freier zurück und flüſterte ſeinem jungen Herrn ins Ohr: „Ich will mich jetzt wieder nach meinem Gehege aufmachen, Herr, ſorge du hier für das Nöthige, zumal aber für dich ſelbſt, und ſey vor jeder Gefahr auf der Hut, welche von Seiten der argliſtigen Freier dich bedrohen könnte.“ Auf die Bitte Telemachs verweilte jedoch der Sauhirt noch bei Tiſche, bis es Abend geworden war; dann brach er auf und verſprach, am frühen Morgen mit auserleſenen Schweinen wieder zu kommen.

Odyſſeus und der Bettler Irus.

Die Freier waren noch immer beiſammen, als ein berüchtigter Bettler aus der Stadt in den Saal trat, ein ungeheurer Vielfraß, groß von Geſtalt, aber ohne alle Leibeskraft; von Haus aus hieß er Arnäus, aber die Jugend der Stadt nannte ihn mit einem Unnamen, Irus, was einen Boten bezeichnete, denn er pflegte um Lohn Botendienſte zu thun. Die Eiferſucht führte ihn herbei, denn er hatte von einem Nebenbuhler gehört, und ſo kam er heran, den Odyſſeus aus ſeinem eigenen Hauſe zu vertreiben. „Weiche von der Thüre, Greis,“ rief er beim Eintreten, „ſiehſt du nicht, wie mir Alles mit den Augen zuwinkt, dich am Fuß hinauszuſchleppen? Geh freiwillig und zwinge mich nicht dazu!“ Finſter blickte ihn Odyſſeus an und ſprach: „Die Schwelle hat Raum für uns beide. Du ſcheinſt mir arm zu ſeyn wie ich. Beneide mich nicht, wie ich ſelbſt dir deinen Antheil gönne. Reize meinen Zorn nicht und fordere mich nicht zum Fauſtkampf heraus: ſo alt ich bin, ſo möchten dir doch bald Bruſt und Lippen bluten, und das Haus dürfte morgen Ruhe vor dir haben.“ Jetzt fing Irus nur noch ärger zu poltern an: „Was ſchwatzeſt du da, Freſſer,“ ſprach er, „was plauderſt du wie ein Hökerweib? Ein paar Streiche von mir rechts und links ſollen dir Backen und Maul zerſchmettern, daß dir die Zähne auf den Boden fallen wie aus einem Schweinsrüſſel. Haſt du Luſt, Mit lautem Lachen kehrten ſich die Freier dem hadernden Paare zu, und Antinous ſprach: „Wiſſet ihr was, Freunde, ſehet ihr dort die Blutwürſte, in Ziegenmagen gefüllt, auf den Kohlen braten? Dieſe laßt uns den beiden edeln Streitern als Kampfpreis ausſetzen: wer von beiden Sieger iſt, nehme ſich davon, ſo viel er mag, und kein anderer Bettler außer ihm ſoll ins Künftige dieſen Saal betreten!“

Allen Freiern gefiel dieſe Rede. Odyſſeus indeſſen ſtellte ſich zaghaft, als ein vom Elend entkräfteter Greis; er verlangte zum Voraus das Verſprechen von den Freiern, daß ſie ſich mit ihren jugendlichen Händen nicht zu Gunſten des Irus in den Kampf einlaſſen wollten. Sie gelobten ihm dieſes willig, und auch Telemach ſtand auf und ſprach: „Fremdling, wenn du es vermagſt, ſo bemeiſtere Jenen immerhin. Ich bin der Wirth, und wer dich verletzt, der hat es mit mir zu thun.“ Die Freier alle nickten dieſen Worten Beifall zu. Odyſſeus gürtete ſein Gewand und ſtülpte die Ermel auf. Da erſchienen (denn unvermerkt verherrlichte Athene ſeinen Wuchs) nervige Schenkel und Arme, mächtige Schultern und Bruſt, ſo daß die Freier ſtaunen mußten, und Nachbar zum Nachbar ſprach: „Welche Lenden der Greis aus ſeinen Lumpen hervorſtreckt! Wahrlich, dem armen Irus wird es übel gehen.“ Dieſer fing auch an zu zagen; die Diener mußten ihn mit Gewalt umgürten, und ſeine Gelenke ſchlotterten. Antinous, der ganz Anderes von dieſem Wettkampf erwartet hatte, wurde voll Aergers und ſprach: „Großſprecher, wäreſt du nie geboren, daß du vor dem kraftloſen Greis erbebeſt! Ich ſage dir, wenn du beſiegt wirſt, ſo wanderſt du mir zu Schiffe nach Epirus zum König Echetus, dem Schrecken aller Menſchen: der wird dir Naſe und Ohren abſchneiden und ſie den Hunden vorwerfen!" So ſchrie Antinous, Jenem aber zitterten die Glieder nur noch mehr. Dennoch führte man ihn hervor, und beide erhuben ihre Hände zum Kampf. Odyſſeus beſann ſich einen Augenblick, ob er den Elenden mit einem einzigen Streiche tödten ſollte, oder ihm nur einen ſanften Schlag verſetzen, um keinen Argwohn bei den Freiern zu erwecken. Das letztere ſchien ihm klüger, und ſo gab er ihm denn, als beide hintereinander gekommen waren und Irus ihn mit der Fauſt rechts auf die Schulter getroffen hatte, nur eine leichte Schlappe hinter das Ohr. Dennoch zerbrach er ihm den Knochen, daß das Blut aus dem Munde ſchoß, und Irus ſich zähneklappend und zappelnd auf dem Boden wand. Unter unbändigem Lachen und Klatſchen der Freier zog ihn Odyſſeus weg von der Pforte, zum Vorhof und zum Hauptthore hinaus, lehnte ihn an die Hofmauer, und indem er ihm den Stab in die Hände gab, ſprach er ſpottend: „Da bleib' du ſitzen auf der Stelle, und verſcheuche Hunde und Schweine!" Dann kehrte er in den Saal zurück und ſetzte ſich mit ſeinem Ranzen wieder auf die Schwelle.

Sein Sieg hatte den Freiern Achtung eingeflößt, ſie kamen lachend zu ihm her, reichten ihm die Hände und ſprachen: „Mögen dir Jupiter und die Götter geben, was du begehreſt, Fremdling, daß du uns den überläſtigen Burſchen zur Ruhe gebracht haſt, der nun zum König Echetus wandern mag!" Odyſſeus ließ ſich den Wunſch als ein gutes Vorzeichen gefallen. Antinous ſelbſt legte ihm einen mächtigen Ziegenmagen vor, der mit Fett und Blut gefüllt war, Amphinomus aber brachte zwei Brode aus dem Korb herbei, füllte einen Becher mit Wein, und trank ihn unter Handſchlag dem Sieger zu, indem er ſagte: „Auf dein Wohlergehen, fremder Vater, mögeſt du künftig von aller Trübſal frei ſeyn!“ Odyſſeus blickte ihm ernſthaft ins Auge und erwiederte: „Amphinomus, du ſcheinſt mir ein recht verſtändiger Jüngling zu ſeyn, und biſt eines angeſehenen Mannes Kind. Nimm dir mein Wort zu Herzen! Es giebt nichts Eitleres und Unbeſtändigeres auf Erden, als der Menſch iſt; ſo lang ihn die Götter begünſtigen, meint er, die Zukunft könne ihm nichts Böſes bringen; und wenn nun das Traurige kommt, ſo findet er keinen Muth in ſich, es zu ertragen. Ich ſelbſt habe das erfahren, und habe, im Vertrauen auf meine Jugendſtärke, in glücklichen Tagen auch manches gethan, was ich nicht hätte ſollen. Drum warne ich einen Jeden, im Uebermuthe nicht zu freveln, und rathe ihm, die Gaben der Götter in Demuth zu empfangen. So iſt es auch nicht klug, daß die Freier ſich jetzt ſo trotzig geberden, und der Gattin des Mannes ſo viel Schmach anthun, der ſchwerlich lange mehr von ſeiner Heimath entfernt, der vielleicht ſo nahe iſt! Möge dich, Amphinomus, ein guter Dämon aus dem Hauſe hinwegführen, ehe du Jenem begegneſt!“ So ſprach Odyſſeus, goß eine Spende aus, trank und gab dann den Becher dem Jüngling zurück. Der Freier ſenkte nachdenklich ſein Haupt, und ſchritt betrübt durch den Saal, als ahnete ihm etwas Schlimmes. Dennoch entrann er dem Verhängniſſe nicht, das ihm Athene beſtimmt hatte.

Penelope vor den Freiern.

Jetzt legte es Pallas Athene der Königin in die Seele, vor den Freiern zu erſcheinen, einem Jeden von ihnen ſein Herz recht mit Sehnſucht zu füllen, und ſich durch ihr Betragen vor dem Gemahl, deſſen Gegenwart ſie freilich noch nicht ahnte, und vor ihrem Sohne Telemach im vollen Glanz ihrer Seelenhoheit und ihrer Treue zu zeigen. Die alte vertraute Schaffnerin billigte ihren Entſchluß: „Geh nur, Tochter,“ ſprach ſie, „und berathe deinen Sohn mit einem Worte zur rechten Zeit: aber nicht ſo, wie du jetzt biſt, deine ſchönen Wangen von Thränen entſtellt, mußt du hinuntergehen; ſondern bade und ſalbe dich zuvor, und alsdann zeige dich den Freiern.“ Aber Penelope antwortete kopfſchüttelnd: „Muthe mir das nicht zu, gute Alte; alle Luſt mich zu ſchmücken, iſt mir vergangen, ſeit mein Gemahl mit ſeinen Schiffen gen Troja fuhr. Aber rufe mir meine Dienerinnen Autonoe und Hippodamia, daß ſie im Saale mir zur Seite ſtehen; denn unbegleitet zu den Männern hinabzugehen verbietet mir ja die Schaam.“

Während Eurynome die Schaffnerin mit dieſem Auftrage ſich entfernte, verſenkte Athene die Gattin des Odyſſeus auf Augenblicke in einen ſüßen Schlummer, daß ſie ſich ſanft in ihrem Seſſel ſtreckte, und verlieh ihr die Gaben überirdiſcher Schönheit; das Geſicht wuſch ſie ihr mit Ambroſia, womit ſich Aphrodite zu ſalben pflegt, wenn ſie mit den Grazien den Reigen führen weiß; ihren Wuchs machte ſie höher und voller; ihre Haut ließ ſie wie Elfenbein ſchimmern. Dann verſchwand die Göttin wieder; die beiden Mägde kamen mit Geräuſch hereingeeilt, Penelope erwachte aus ihrem Schlummer, rieb ſich die Augen und ſprach: „Ei wie ſanft habe ich geſchlafen, möchten mir die Götter nur auf der Stelle einen ſo ſanften Tod ſenden, daß ich mich nicht länger um meinen Gemahl härmen und im Hauſe Kummer ausſtehen müßte!“ Mit dieſen Worten erhub ſie ſich aus dem Seſſel und ſtieg aus den obern Gemächern des Palaſtes zu den Freiern hinab. Dort ſtand ſie in der Pforte des gewölbten Saales ſtill, die Wangen mit dem Schleier umhüllt, in jugendlicher Schönheit; zu beiden Seiten ſtand ſittſamlich eine Dienerin. Als die Freier ſie ſahen, ſchlug ihnen Allen das Herz im Leibe, und jeder wünſchte und gelobte ſich, ſie als Gattin heimzuführen. Die Königin aber wandte ſich an ihren Sohn und ſprach: „Telemach, ich erkenne dich nicht, fürwahr, ſchon als Knabe zeigteſt du mehr Verſtand denn jetzt, wo du groß und ſchön, wie der Sohn des edelſten Mannes vor mir ſtehſt! Welche That haſt du ſo eben im Saale begehen laſſen? Haſt geduldet, daß ein armer Fremdling, der in unſerer Behauſung Ruhe ſuchte, auf's Unwürdigſte gekränkt worden iſt? Das muß uns ja vor allen Menſchen Schande bringen!“

„Ich verarge dir deinen Eifer nicht, gute Mutter,“ erwiederte hierauf Telemach, „auch fehlt es mir nicht an der Erkenntniß des Rechten, aber dieſe feindſeligen Männer, die um mich her ſitzen, betäuben mich ganz, und nirgends finde ich einen, der mich unterſtützte. Doch iſt der Kampf des Fremden mit Irus gar nicht ausgegangen, wie es die Freier wünſchten, möchten dieſe doch eben ſo gezwungen ihr Haupt hängen laſſen, wie jener Elende draußen an der Schwelle des Hofes daſitzt!" Telemach hatte dieſes ſo geſprochen, daß die Freier es nicht hören konnten, Eurymachus aber rief ganz trunken von dem Anblicke der reizenden Königin: „Ikarius Tochter, wenn dich alle Achajer in ganz Griechenland ſehen könnten, wahrhaftig es erſchienen morgen noch viel mehr Freier zum Schmauſe, ſo weit übertriffſt du alle Weiber an Geſtalt und Geiſt!" „Ach Eurymachus," antwortete Penelope, „meine Schönheit iſt dahin, ſeit mein Gemahl mit den Griechen gen Troja fuhr! Käme er wieder zurück und beſchirmte mein Leben, ja dann möchte ich wieder aufblühen; jetzt aber traure ich. Ach, als Odyſſeus das Ufer verließ, und mir zuletzt die Hand reichte, da ſprach er: Liebes Weib, die Griechen werden, denk' ich, wohl nicht alle geſund von Troja heimkehren: die Trojaner ſollen des Streites kundige Männer ſeyn, treffliche Speerſchleuderer, Bogenſchützen, Wagenlenker. So weiß denn auch ich nicht, ob mein Dämon mich zurückführen, oder dort wegraffen wird. Beſchicke du Alles im Hauſe, und ſorge mir für Vater und Mutter wo möglich noch zärtlicher, als du bisher gethan haſt. Und wenn dein Sohn herangewachſen iſt, und ich nicht mehr heimkehre, dann magſt du dich vermählen, wenn du willſt, und unſre Wohnung verlaſſen. So ſprach er, und nun wird Alles wahr! Weh mir, der entſetzliche Tag der Hochzeit naht heran, und unter welchem Kummer gehe ich ihm entgegen! Denn dieſe Freier da haben ganz andere Sitte, als man ſonſt bei Brautbewerbern findet. Wenn Andere eines anſehnlichen Mannes Tochter zum Weibe begehren, ſo bringen ſie Rinder und Schafe zum Schmauſe mit, und Geſchenke für die Braut, und verpraſſen nicht fremdes Gut ohne alle Entſchädigung!“

Mit inniger Luſt hörte Odyſſeus dieſe klugen Worte. Für die Freier übernahm Antinous die Antwort und erwiederte: „Edle Königin, gern wird dir Jeder von uns die köſtlichſten Gaben darbringen, und wir bitten dich, entziehe dich unſern Geſchenken nicht. Aber in unſere Heimath kehren wir nicht zurück, bis du dir den Bräutigam aus unſerer Mitte auserkoren haſt.“ Alle Freier ſtimmten in dieſe Rede ein. Diener wurden abgeſchickt, und bald kamen die Geſchenke heran. Für Antinous wurde ein gewirktes buntes Gewand, an dem zwölf goldene Spangen hinabliefen, die mit ſchön gebogenen Haken in die Schlußringe eingriffen, herbeigebracht; für Eurymachus ein kunſtvolles goldenes Bruſtgeſchmeide, mit anderem edlen Metall eingelegt, das wie die Sonne ſtrahlte; für Eurydamas ein Paar Ohrenringe, jeder in drei Diamanten ſpielend; aus Piſanders Palaſt wurde ein Halsband voll der köſtlichſten Kleinode dahergetragen, und ſo reichte ihr auch Jeder der andern Freier ein beſonderes Geſchenk dar. Dienerinnen des Hauſes kamen, nahmen die Geſchenke in Empfang, und Penelope ſtieg mit denſelben wieder in den Söller empor.

Odyſſeus abermals verhöhnt.

Die Freier vergnügten ſich jetzt, bis der Abend hereinbrach, im Tanze, und ſchwärmten ganz ausgelaſſen

Als es dunkel wurde, ſtellten die Mägde drei Feuerlampen zur Beleuchtung im Saale umher, und legten getrocknete Scheiter, mit Kienſpänen gemiſcht, hinein. Während ſie nun in die Wette die Glut anfachten, geſellte ſich Odyſſeus zu ihnen und ſagte: „Ihr Mägde des Odyſſeus, des allzu lange abweſenden Herrn, höret, euch ziemete beſſer, droben bei eurer ehrwürdigen Fürſtin zu ſitzen, die Spindel zu drehen und Wolle zu kämmen. Für das Feuer im Saale laſſet mich ſorgen! Und blieben die Freier bis zum hellen Morgen da, ich will nicht müde werden; ich bin ans Dulden gewöhnt!“

Die Mägde ſahen einander an und ſchlugen ein Gelächter auf. Endlich ſprach eine junge ſchöne Dienerin, Melantho, welche von Penelope wie ein Kind aufgezogen worden, die aber jetzt mit dem Freier Eurymachus in ſchändlichem Einverſtändniſſe lebte, die frechen Schmähworte: „Du elender Bettler, du biſt ein rechter Narr, daß du nicht in eine Schmiedeeſſe, oder andere Herberge ſchlafen geheſt, und hier, wo ſo viel edlere Männer ſind als du, uns Geſetze vorſchreiben willſt. Sprichſt du im Rauſche, oder biſt du beſtändig ein ſolcher Thor? oder ſchwindelt dir, weil du den Irus beſiegt haſt? Nimm dich in Acht, daß nicht ein Beſſerer ſich erhebt, dir Rechts und Links mit derber Hand das Haupt zerſchlägt, und dich von Blute triefend aus dem Palaſte verſtößt!“ „Hündin,“ antwortete Odyſſeus finſter, „ich gehe, deine frechen Worte dem Telemach zu melden, daß er dich in Stücke zerhaue.“ Die Mägde meinten, er habe im Ernſte geredet, und ſein Wort ſcheuchte ſie auseinander, daß ſie mit bebenden Knieen aus dem Saale flohen. Nun an, und hing ſeinen Rachegedanken nach. Athene aber ſpornte das Herz der üppigen Freier zum kränkenden Spott, und Eurymachus ſagte zu ſeinen Geſellen, daß ein lautes Gelächter entſtand: „Der Mann iſt wahrhaftig als eine lebendige Leuchte von einem Gott in dieſen Saal geſchickt worden: ſchimmert nicht ſein Kahlkopf, auf dem auch kein einziges Härchen mehr zu erblicken iſt, gerade wie eine Fackel?“ Und zu Odyſſeus gewendet, ſprach er: „Hör' Burſche, hätteſt du nicht Luſt, dich mir zum Knechte zu verdingen, mir auf meinen Gütern die Tornen einzuſammeln und Bäume zu pflanzen? an Koſt und Nahrung ſollte dir's nicht gebrechen. Aber ich merke wohl, du bettelſt lieber, und füllſt dir deinen Bauch mit Almoſen, was keinen Schweiß koſtet.“ „Eurymachus,“ antwortete Odyſſeus mit feſter Stimme, „ich wollte es wäre Frühling und wir mähten mit einander in die Wette Gras auf der Wieſe, du hielteſt die Senſe und ich hielte ſie, und beide müßten wir nüchtern bis ſpät in die Nacht arbeiten: es ſollte ſich zeigen, wer es länger aushielte! Oder ich wollte, wir ſtänden beide an der Pflugſchaar: du ſollteſt ſehen, wie ich die Furche in Einem Zug durchſchnitte! Oder es wäre Krieg und ich trüge Schild und Helm, dazu zwei Lanzen; du ſollteſt ſehen, ob ich nicht in den vorderſten Reihen kämpfte, und gewiß, es fiele dir nicht ein, mich höhnend an meinen Magen zu erinnern! Trotziger Menſch, du dünkeſt dich groß und gewaltig zu ſeyn, weil du dich nur erſt mit Wenigen, und dazu nicht mit den Edelſten gemeſſen haſt; aber wenn einmal Odyſſeus in die Heimath zurückkäme, da möchten dir bald dieſe Hallen, ſo weit ſie der Werkmeiſter gebaut hat, zu eng werden für die Flucht!“

Jetzt wurde Eurymachus erſt recht grimmig. „Elender," ſchrie er, „empfang auf der Stelle den Lohn für deine trunkenen Reden!" Mit dieſem Zuruf ſchleuderte er einen Fußſchemel nach Odyſſeus, dieſer aber warf ſich zu den Knieen des Amphinomus nieder, daß der Schemel über ihm hin, und dem Mundſchenken an die rechte Hand fuhr, ſo daß dieſem die Weinkanne mit hellem Klang auf den Boden rollte, er ſelbſt aber mit einem Schrei rückwärts zu Boden fiel.

Die Freier lärmten indeſſen fort und fluchten dem Fremdlinge, daß er eine ſolche Störung in ihre Freuden bringe, bis Telemach höflich, aber beſtimmt ſeine Gäſte einlud, ſich zur Nachtruhe zu begeben. Da erhub ſich Amphinomus in der Verſammlung und ſprach: „Ihr habt billige Worte vernommen, meine Freunde, widerſetzet euch ihnen nicht; auch den Fremdling ſoll Niemand hinfort, weder ihr, noch ein Diener im Palaſte, mit Wort oder Werken kränken! Füllet die Becher noch einmal zur Opferſpende, und dann laßt uns nach Hauſe wandeln. Der Fremdling aber bleibe hier unter dem Schutze des Telemachus, an deſſen Heerd er ſich geflüchtet hat." Es geſchah, wie Amphinomus gerathen hatte, und bald verließen die Freier den Saal.

Odyſſeus mit Telemach und Penelope allein.

Im Saale ſtanden jetzt nur noch Odyſſeus und ſein Sohn. „Geſchwind laß uns jetzt die Rüſtungen verwahren," ſagte jener zu dieſem. Telemach aber rief die Schaffnerin heraus und ſagte: „Mütterchen, halte mir die Mägde drinn' zurück, bis ich des Vaters Waffen aus dem beſtändigen Dampf in die Kammer getragen.“ „Schon recht,“ antwortete Eurykleа, „daß du endlich auch einmal darauf denkſt, des Hauſes zu warten und dein Gut zu beſchirmen, Sohn! Aber wer ſoll dir die Fackel vortragen, wenn ich keine Dienerin mit dir gehen laſſen darf?“ „Der Fremdling dort,“ erwiederte Telemach lächelnd, „wer aus meinem Brodkorb ißt, darf mir nicht müſſig ſtehen!“ Nun trugen Vater und Sohn die Helme, die Schilde, die Lanzen, Alles mit einander in die Kammer, und vor ihnen her ſchritt mit goldener Lampe Pallas Athene, und verbreitete Licht überall. „Welch ein Wunder, ſagte Telemach leiſe zum Vater, „wie ſchimmern die Wände des Hauſes! wie deutlich ſehe ich jede Vertiefung, jeden Fichtenbalken, jede Säule, und Alles leuchtet wie Feuer! Fürwahr es muß ein Gott bei uns ſeyn, ein Himmelsbewohner!“ „Sey ſtille, Sohn,“ antwortete ihm Odyſſeus, „und forſche nicht, das iſt ſo der Brauch der Unſterblichen. Lege dich jetzt ſchlafen, ich ſelbſt will noch ein Weniges aufbleiben, und Mutter und Dienerinnen auf die Probe ſtellen.“

Telemach entfernte ſich, und Penelope trat jetzt aus ihrer Kammer, ſchön wie Artemis und Aphrodite. Sie ſtellte ſich ihren eigenen, köſtlich mit Silber und Elfenbein ausgelegten Seſſel zum Feuer, und ſetzte ſich auf den Schafspelz, der ihn bedeckte. Dann kam eine Schaar von Mägden, die räumten Brod und Becher von den Tiſchen, ſtellten dieſe ſelbſt bei Seite und ſorgten auf's Neue für Beleuchtung und Heizung des Saales in den Geſchirren.

Hier geſchah es, daß Melantho den Odyſſeus zum zweitenmale höhnte. „Fremdling,“ ſagte ſie, „du wirſt doch nicht die Nacht über dableiben und im Palaſte herumlungern wollen? Begnüge dich mit dem Genoſſenen, und geh auf der Stelle aus der Thüre hinaus, wenn nicht dieſer Feuerbrand dir nachfliegen ſoll!“ Odyſſeus ſchaute ſie finſter an und entgegnete: „Unbegreifliche, warum biſt du ſo erbittert auf mich? weil ich in Lumpen gehe und bettle? Iſt das nicht das gemeinſame Schickſal aller Umherirrenden? Einſt war auch ich glücklich, wohnte im reichen Hauſe, gab dem wandernden Fremdling, wie auch ſein Ausſehen ſeyn mochte, was er bedurfte. Auch Diener und Dienerinnen hatte ich genug; doch das Alles hat mir Jupiter genommen. Bedenke, Weib, daß es dir auch ſo gehen könnte; wie, wenn die Fürſtin einmal dir ernſtlich zürnete? wenn gar Odyſſeus heimkäme? Noch iſt die Hoffnung dazu nicht ganz verſchwunden! Oder wenn Telemach, der kein Kind mehr iſt, an ſeiner Stelle handelte?“

Penelope hörte, was der Bettler ſprach, und ſchalt die übermüthige Dienerin: „Schamloſes Weib, ich kenne deine ſchlechte Seele wohl, und weiß, was du thuſt; du ſollſt es mir mit deinem Kopfe büßen! Haſt du doch ſelbſt von mir gehört, daß ich den Fremdling ehre, und ihn in meinen eigenen Gemächern über den Gemahl befragen will, und dennoch wagſt du's, denſelben zu verhöhnen!“ Melantho ſchlich eingeſchüchtert davon, die Schaffnerin mußte dem Bettler einen Stuhl hinſtellen, und nun begann Penelope das Geſpräch: „Vor allen Dingen, Fremdling,“ ſagte ſie, „nenne mir dein Haus und Geſchlecht.“ „Königin,“ antwortete Odyſſeus, „du biſt eine untadelhafte Frau, auch deines Gatten Ruhm iſt groß; dein Volk, dein Land hat ein gutes Lob. Du aber frage mich nach Allem, nur nicht nach meinem Geſchlecht und nach meiner Heimath, ich habe zu viel Weh erduldet, als daß ich daran erinnert werden dürfte. Wenn ich es aufzählen ſollte, ſo müßte ich troſtlos klagen, und würde von den Dienerinnen, oder gar von dir ſelber mit Recht geſcholten.“ Hierauf fuhr Penelope fort: „Du ſieheſt, Fremdling, daß es auch mir nicht beſſer ergangen iſt, ſeit mein geliebter Gemahl mich verlaſſen hat. Du kannſt die Männer ſelbſt zählen, die um mich werben und mich bedrängen, und denen ich ſeit drei Jahren durch eine Liſt entgangen bin, die ich jetzt nicht mehr fortſetzen kann.“ Damit erzählte ſie ihm von ihrem Gewebe, und wie der Betrug durch die Mägde entdeckt worden war. „Hinfort kann ich,“ endete ſie, „der Vermählung nicht mehr ausweichen; meine Eltern drängen mich, mein Sohn zürnt über die Verſchwendung ſeines Erbguts. So ſiehſt du, wie es mir ergeht. Nun wohlan, verſchweige mir auch dein Geſchlecht nicht, Mann, du biſt doch nicht der fabelhaften Eiche oder dem Felſen entſproſſen!“

„Wenn du mich nöthigeſt,“ erwiederte Odyſſeus, „ſo will ich es dir wohl ſagen.“ Und nun fing der Schalk an, ſein altes Lügenmährchen von Kreta zu erzählen. Dieſes ſah der Wahrheit ſo ähnlich, daß Penelope in Thränen zerfloß, und es den Odyſſeus im innerſten Herzen erbarmte. Dennoch ſtanden ihm die Augenſterne wie Horn oder Eiſen unbeweglich unter den Augenliedern, und er war beſonnen genug, die Thränen zurückzuhalten. Als die Königin lange genug geweint, begann ſie von

Neuem: „Jetzt muß ich dich doch auch ein wenig prüfen, Fremdling, ob es wirklich wahr iſt, wie du erzähleſt, daß du meinen Gemahl in deinem Hauſe bewirthet haſt. Sage mir doch, welches Gewand er trug, wie er ausſah, wie ſein Gefolge war.“ „Du verlangſt etwas Schweres nach ſo langer Trennung,“ erwiederte Odyſſeus, „denn es geht nun ins zwanzigſte Jahr, daß der Held bei uns auf Kreta landete. Doch ſoviel ich mich erinnere, war ſein Kleid zwiefach, purpurn, von langer Wolle, eine goldene Spange daran, die mit doppelten Röhren ſchloß; vorn war ein prächtiges Stickwerk angebracht, ein Rehlein, das zwiſchen den Vorderklauen eines Hundes zappelte; unter dem Purpurmantel ſchaute der feinſte ſchneeweiße Leibrock hervor. Ein bucklichter Herold mit einem Lockenhaar und braunem Geſichte, Namens Eurybates, folgte ihm.“ Von Neuem mußte die Königin weinen, denn alle Zeichen trafen genau ein. Odyſſeus tröſtete ſie mit einem neuen Mährchen, in das er jedoch manche Wahrheit einmiſchte, von ſeiner Landung auf Thrinakia, und ſeinem Aufenthalt im Lande der Phäaken. Das Alles wollte der Bettler vom Könige der Thesproten wiſſen, wo Odyſſeus vor ſeiner Reiſe zum Orakel nach Dodona ſich zuletzt aufgehalten, und große Schätze hinterlegt habe, die der Bettler ſelbſt geſehen zu haben vorgab. Somit ſey ſeine Rückkunft ſo gut als gewiß.

Aber ſeine Worte vermochten Penelope nicht zu überzeugen. „Mir ahnet im Geiſte,“ ſprach ſie mit geſenktem Haupte, „daß das niemals geſchehen wird.“ Sie wollte nun den Mägden befehlen, dem Fremdling die Füße zu waſchen, und ihm ein gutes warmes Lager zu bereiten. Odyſſeus ſchlug jedoch den Dienſt von den verhaßten

Dienerinnen aus, und wollte nicht anders denn wie bisher auf ſchlechtem Stroh liegen. „Nur wenn du ein altes redliches Mütterchen haſt, Königin,“ ſprach er, „das ſo viel im Leben duldete, wie ich ſelbſt, das mag mir die Füße waſchen.“ „Nun ſo erhebe dich, ehrliche Euryklea,“ rief Penelope, „waſche dieſem da die Füße, der gerade ſo alt iſt, wie dein Herr. Ach,“ ſagte ſie mit einem Blick auf den Bettler, „ſolche Füße, ſolche Hände hat vielleicht jetzt auch Odyſſeus, pflegen doch die Menſchen im Unglück frühe zu altern!“ Die alte Schaffnerin weinte bei dieſen Worten, und als ſie ſich anſchickte, dem Fremdlinge die Füße zu waſchen, und ihn nun ſchärfer ins Auge faßte, da ſprach ſie: „Es haben uns ſchon viele Fremdlinge beſucht, aber dem Odyſſeus ſo ähnlich an Stimme, Geſtalt und Füßen, wie du, iſt mir noch nie ein Menſch erſchienen!“ „Ja das haben Alle geſagt, die uns beide geſehen,“ antwortete Odyſſeus gleichgültig, während er am Feuerheerde ſaß, und ſie die zum Fußwaſchen beſtimmte Wanne mit kaltem und kochendem Waſſer miſchend füllte. Als ſie ſich an die Arbeit machte, rückte Odyſſeus vorſichtig in’s Dunkel, denn er hatte von ſeiner frühen Jugend her über dem rechten Kniee eine tiefe Narbe, wo ihm einmal auf einer Jagd ein Eber mit dem Zahne ſeitwärts ins Fleiſch gefahren war. An dieſem Maal fürchtete Odyſſeus von der Alten erkannt zu werden, und rückte deßwegen mit den Füßen aus dem Licht. Aber es war vergebens. Sowie die Schaffnerin mit den flachen Händen über die Stelle fuhr, erkannte ſie die Narbe unter dem Druck und ließ vor Freude und Schrecken das Bein in die Wanne gleiten, daß das Erz klang und das

Waſſer überſpritzte. Athem und Stimme ſtockten ihr, und ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Endlich faßte ſie den Helden beim Knie: „Odyſſeus, mein Sohn, wahrlich, du biſt es,“ rief ſie, „ich habe es mit Händen gegriffen.“ Aber Odyſſeus drückte ihr mit ſeiner Rechten die Kehle zu, mit der Linken zog er ſie an ſich und flüſterte: „Mütterchen, willſt du mich verderben? Du redeſt freilich wahr, aber noch darf es kein Menſch im Palaſte wiſſen! Schweigſt du nicht, und es gelingt mir, die Freier zu bezwingen, ſo erwartet dich daſſelbe Schickſal, wie die gottloſen Mägde.“ „Welch ein Wort ſprichſt du da,“ antwortete die Schaffnerin ruhig, als er ihr die Kehle wieder losgelaſſen, „weißt du nicht, daß mein Herz feſt iſt wie Fels und Eiſen, hüte dich nur vor den andern Mägden im Palaſte! ich will dir Alle nennen, die dich verachten.“ „Es braucht das nicht,“ ſprach Odyſſeus, „ich kenne ſie ſchon, und du darfſt ruhig ſeyn!“ Inzwiſchen hatte Euryklea ein zweites Fußbad geholt, denn das erſte war ganz verſchüttet. Nachdem er nun wohl gebadet und geſalbt war, beſprach ſich Penelope noch eine Weile mit ihm. „Mein Geiſt ſchwankt hin und her,“ ſagte ſie, „guter Fremdling, ob ich bei meinem Sohne bleiben ſoll, aus Scheu vor meinem Gemahl, der ja doch vielleicht noch lebt, und für jenen unſer Gut verwalten, oder ob mich der edelſte unter den Freiern, der die herrlichſte Brautgabe bietet, heimführen ſoll. So lange Telemach noch ein Kind war, ließ mich ſeine Jugend nicht heirathen; nun er aber das Jünglingsalter erreicht hat, wünſcht er ſelbſt, daß ich aus dem Hauſe gehe, weil ſein Erbgut ſonſt doch nur vollends verſchwelgt wird. — Aber jetzt erkläre mir auch noch einen Traum, lieber Mann, da du doch ſo klug zu ſeyn ſcheinſt. Ich habe zwanzig Gänſe im Hauſe, und ſehe ihnen immer mit Luſt zu, wie ſie ihren Waizen, mit Waſſer gemiſcht, freſſen. Da träumt mir nun, ein Adler komme vom Gebirge her, und breche meinen Gänſen die Hälſe; alle lagen gemordet, wild durcheinander im Palaſt, der Raubvogel aber ſchwang ſich in die Lüfte. Ich fing laut an zu ſchluchzen, und träumte weiter. Mir war, als kämen die Frauen aus der Nachbarſchaft, mich in meinem Grame zu tröſten. Auf einmal kehrte auch der Adler zurück, ſetzte ſich auf das Geſimſe, und fing an, mit Menſchenſtimme zu reden: Sey getroſt, ſprach er, Ikarius Tochter, das iſt ein Geſicht und kein Traum: die Freier ſind die Gänſe, ich ſelbſt, der ich ein Adler war, bin Odyſſeus, ich bin zurückgekommen, alle Freier umzubringen. So ſprach der Vogel und ich wachte auf. Sogleich ging ich, nach meinen Gänſen zu ſchauen, aber dieſe ſtanden ganz ruhig am Trog und fraßen." — „Fürſtin," erwiederte der verſteckte Bettler, „es iſt gewiß ſo, wie dir Odyſſeus im Traume ſagte, das Geſicht kann gar keine andere Bedeutung haben: er wird kommen, und kein Freier wird am Leben bleiben."

Aber Penelope ſeufzte und ſprach: „Träume ſind doch nur Schäume, und morgen kommt der entſetzliche Tag, der mich vom Hauſe des Odyſſeus ſcheiden wird. Da will ich den Wettkampf beſtimmen; mein Gemahl pflegte manchmal zwölf Aexte hintereinander aufzuſtellen; dann trat er in die Ferne zurück, und ſchnellte den Pfeil vom Bogen durch alle zwölf hindurch. Wer nun von den Freiern dieſes Kunſtſtück mit des Odyſſeus Bogen, den ich immer noch aufbewahre, vollbringt, dem will ich folgen." „Thue das, ehrwürdige Königin," ſprach Odyſſeus entſchloſſen, „beſtimme morgen auf der Stelle den Wettkampf: denn eher kommt dir Odyſſeus, als daß jene ſeinen Bogen ſpannen, und durch die zwölf Löcher der Aexte den Pfeil ſchnellen."

Die Nacht und der Morgen im Palaſte.

Die Königin ſagte dem Fremdling gute Nacht, Odyſſeus begab ſich in den Vorſaal, wo ihm Euryklea ein Bett bereitet hatte, das er ſich gefallen ließ. Ueber eine ungegerbte Stierhaut waren Schafspelze zum Lager gebreitet, und den Liegenden deckte ein Mantel zu. Lang wälzte er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager; die ſchändlichen Mägde, die mit den Freiern zuhielten, ſtürmten unter Scherz und Gelächter an ihm vorüber, daß ſie ihm das Herz im Innerſten empörten. Aber der Held ſchlug an ſeine Bruſt, ſtrafte ſich ſelbſt und ſprach im Geiſte: „Duld' es, mein Herz, haſt du doch ſchon Härteres ertragen! Weißeſt du nicht mehr, wie du beim Cyklopen ſaßeſt, und ihm zuſehen mußteſt, wie das Ungeheuer deine Genoſſen fraß? Dulde!" So bezwang er ſein Herz; doch warf er ſich noch lange hin und her und ſann auf Rache gegen die Freier, als ſich auf einmal Athene in Jungfrauengeſtalt über ſein Haupt neigte, und ſeinen bangen Gedanken, wie er über ſo Viele Meiſter werden ſollte, mit den Worten ein Ziel ſetzte: „Kleinmüthiger, verläßt man ſich doch ſchon auf einen geringeren Freund, auf einen Sterblichen, der nicht ſo reich an Rathſchluß und an Kraft iſt; ich aber bin eine Göttin, und beſchirme dich in jeder Gefahr; und wenn dich fünfzig Schaaren voll Mordluſt umringten, dennoch würdeſt du es hinausführen! Ueberlaß dich immerhin dem Schlummer, denn endlich tauchſt du aus der Trübſal auf." So ſprach ſie und bedeckte ihm die Augenlieder mit ſüßem Schlaf.

Penelope ihrerſeits erwachte nach einem kurzen Schlummer, ſetzte ſich aufrecht in ihrem Bette hin und fing laut an zu weinen. Unter Thränen richtete ſie ihr Gebet an die Göttin Artemis: „Jupiters heilige Tochter," rief ſie flehend, „träfe doch auf der Stelle dein Pfeil mein Herz, oder raffte mich ein Sturmwind hinweg und würfe mich ans fernſte Ufer des Oceanus, ehe ich meinem Gemahl Odyſſeus untreu werden und mich dem ſchlechteren Manne vermählen muß! Erträglich iſt das Leiden, wenn man den Tag durchweint, und doch die Nacht über Ruhe hat; mich aber peinigt ein Dämon ſelbſt im Schlafe mit den ſchmerzlichſten Träumen! So war mir im Augenblicke noch, als ſtände mein Gatte mir zur Seite, herrlich von Geſtalt, ganz wie er mit dem Kriegsheere von dannen zog, und mein Herz war voll Freude, denn ich meinte zuverſichtlich, daß es Wahrheit ſey!" So ſchluchzte Penelope, und Odyſſeus vernahm die Stimme der Weinenden. Es war ihm ganz bange vor der Zeit erkannt zu werden. Eilig raffte er ſich auf, verließ den Palaſt, und unter freiem Himmel betete er zu Jupiter um ein günſtiges Zeichen für ſeine Plane. Da erſchien ein gewaltiges Licht am Himmel, und ein plötzlicher Donner rollte über dem Palaſte hin. In der nahen Mühle des Palaſtes hielt eine Müllerin ſtill, die

die ganze Nacht durch gemahlen, blickte zum Himmel empor und rief: „Wie doch Jupiter donnert, und iſt weit und breit kein Gewölk zu ſehen! er hat wohl irgend einem Sterblichen ein Zeichen gewährt! O Vater der Götter und Menſchen, möchteſt du auch meinen Wunſch erfüllen, und die verfluchten Freier vertilgen, die mich Tag und Nacht in der Mühle das Mehl zu ihren Schmäuſen bereiten laſſen!“ Odyſſeus freute ſich der guten Vorbedeutung, und kehrte in den Palaſt zurück.

Hier wurde es allmählig laut, die Mägde kamen und zündeten das Feuer auf dem Heerd an; Telemach warf ſich in die Kleider, trat an die Schwelle der Frauengemächer, und rief der Schaffnerin mit verſtellten Worten: „Mütterchen, habt ihr den Gaſt auch mit Speiſe und Lager geehrt, oder liegt er unbeachtet da? Die Mutter ſcheint mir ganz die Beſinnung verloren zu haben, daß ſie den ſchlechten Freiern ſo viel Ehre erweiſt, und den beſſeren Mann ungeehrt läßt!“ „Du thuſt meiner Herrin Unrecht,“ antwortete Euryklea, „der Fremdling trank ſo lange und ſo viel Wein, als ihm beliebte, und Speiſe verlangte er auch keine mehr. Man bot ihm ein köſtliches Lager an, aber er verſchmähte es, mit Mühe ließ er ſich ein ſchlechteres gefallen.“

Nun eilte Telemach, von ſeinen Hunden begleitet, auf den Markt in die Volksverſammlung. Die Schaffnerin aber befahl den Mägden, Alles zu dem bevorſtehenden Schmauſe des Neumondfeſtes zuzubereiten, und nun legten die Einen purpurne Teppiche auf die ſchmucken Seſſel, Andere ſcheuerten die Tiſche mit Schwämmen, wieder Andere reinigten die Miſchkrüge und die Becher, und ihrer zwanzig eilten an den Quellbrunnen, Waſſer zu ſchöpfen. Auch die Diener der Freier kamen heran, und ſpalteten Holz in der Vorhalle. Der Sauhirt kam mit den fetteſten Schweinen herbei, und grüßte ſeinen alten Gaſt aufs Freundlichſte. Melanthius mit zwei Gaishirten, brachte die auserleſenſten Ziegen, die von den Knechten in der Halle angebunden wurden. Dieſer ſprach im Vorübergehen zu Odyſſeus mit höhniſchem Ton: „Alter Bettler, biſt du immer noch da, und weichſt nicht von der Thüre? wir nehmen wahrſcheinlich nicht Abſchied von einander, bevor du meine Fäuſte gekoſtet! Gibt es denn gar keine andere Schmäuſe, denen du nachzuziehen haſt?“ Odyſſeus erwiederte auf dieſe Schmähworte nichts, ſondern ſchüttelte nur das Haupt.

Nun betrat ein ehrlicher Mann den Palaſt: es war Philötius, der den Freiern ein Rind und gemäſtete Ziegen zu Schiffe herbeigebracht hatte. Dieſer ſprach im Vorübergehen zu dem Sauhirten: „Eumäus, wer iſt doch der Fremdling, der jüngſt in dieſes Haus kam? er gleicht an Geſtalt ganz und gar unſerm König Odyſſeus. Geſchieht es doch wohl, daß das Elend auch einmal Könige zu Bettlern umgeſtaltet!“ Dann nahte er ſich dem verkleideten Helden mit einem Handſchlage und ſprach: „Fremder Vater, ſo unglücklich du ſcheineſt, ſo möge es dir wenigſtens in Zukunft wohl ergehen! Mich überlief der Schweiß, als ich dich ſah, und Thränen traten mir in die Augen, denn ich mußte an Odyſſeus gedenken, der jetzt wohl auch, in Lumpen gehüllt, in der Welt umherirrt, wenn er anders noch lebt! Schon als Jüngling hat er mich zum Hüter ſeiner Rinder gemacht, deren Zucht vortrefflich gedeiht, leider aber muß ich ſie Andern zum Schmauſe daherführen! Auch wäre ich längſt vor Aerger aus dieſem Lande geflohen, wenn ich nicht immer noch hoffte, Odyſſeus kehre dereinſt zurück, und jage dieſen Schwarm auseinander.“ „Kuhhirt,“ erwiederte ihm Odyſſeus, „du ſcheinſt kein ſchlechter Mann zu ſeyn; ja beim Jupiter ſchwöre ich dir, heute noch, und ſo lange du im Palaſte biſt, kehrt Odyſſeus heim, und deine Augen werden es ſchauen, wie er die Freier abſchlachtet!“ „Möchte Jupiter es wahr machen,“ ſagte der Rinderhirt, „meine Hände ſollten auch dabei nicht feiern!“

Der Feſtſchmaus.

Die Freier, nachdem ſie in ihrer Verſammlung ſich über Telemachs Ermordung beſprochen, kamen allmählig auch im Palaſte an. Sie legten ihre Mäntel ab, die Thiere wurden geſchlachtet, gebraten und vertheilt; Diener miſchten den Wein in Krügen, der Sauhirt reichte die Becher umher, Philötius in zierlichen Körben die Brode, den Wein ſchenkte Melanthius, und das allgemeine Mahl begann.

Den Odyſſeus ſetzte Telemachus abſichtlich an die Schwelle des Saales auf einen ſchlechteren Stuhl, und ſtellte einen armſeligen Tiſch davor. Hier ließ er ihm gebratenes Eingeweide auftragen, füllte ſeinen Becher mit Wein, und ſprach: „Hier ſchmauſe ruhig, und ich rathe Niemanden, dich zu ſchmähen!“ Antinous ſelbſt ermahnte ſeine Freunde, den Fremdling gewähren zu laſſen, denn er merkte wohl, daß derſelbe unter Jupiters

Schutz ſtehe; aber Athene ſtachelte die Freier heimlich zum Spott. Es war unter ihnen ein ſchlechtgeſinnter Mann, mit Namen Kteſippus, aus der Inſel Same: „Ihr Freier, höret," ſprach dieſer mit höhniſchem Lächeln, „zwar hat der Fremdling längſt ſeinen Antheil, ſo gut wie wir ſelber, und es wäre auch nicht recht, wenn Telemach einen ſo vornehmen Gaſt überginge! Doch will ich ihm noch ein beſonderes Gaſtgeſchenk verehren, er mag die Schaffnerin damit bezahlen, die ihm den Schmutz vom Leibe gewaſchen hat!" So höhnend zog er einen Kuhfuß aus dem Korbe, und ſchleuderte ihn mit ſeiner nervigten Hand nach dem Bettler. Aber Odyſſeus beugte mit dem Haupte aus und drängte den Zorn mit einem gräßlichen Lächeln in die Bruſt zurück; der Knochen fuhr an die Mauer.

Jetzt ſtand Telemach auf und rief: „Schätze dich glücklich, Kteſippus, daß du den Fremdling nicht getroffen haſt: wäre es geſchehen, ich hätte dir die Lanze durch den Leib geſtoßen, und dein Vater hätte dir eine Leichenfeier ſtatt der Hochzeit rüſten können! Drum erlaube ſich keiner mehr eine Ungebühr in meiner Wohnung, lieber bringet mich ſelbſt um, als daß ihr die Fremdlinge beleidiget, es wäre mir auch beſſer, zu ſterben, als immer ſo ſchändliche Thaten mit anzuſehen!" Alle verſtummten, als ſie ſo ernſtliche Worte hörten; endlich ſtand Agelaus, der Sohn des Damaſtrus, unter ihnen auf und ſprach: „Telemach hat recht! Aber er und ſeine Mutter ſollen jetzt ein Wort in Güte mit ſich reden laſſen. So lange noch irgend eine Hoffnung vorhanden war, daß Odyſſeus jemals in ſeine Heimath zurückkehren könne, ſo war es begreiflich, wenn man die Freier hinhielt. Jetzt aber iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jener niemals zurückkommt. Wohlan denn, Telemach, tritt zu deiner Mutter, beſtimme ſie, den edelſten unter uns Freiern, und der die meiſten Gaben bietet, zu wählen, damit du ſelbſt hinfort ungeſchmälert dein väterliches Erbe genießen kannſt!"

Telemach erhob ſich von ſeinem Sitz und ſprach: „Beim Jupiter! auch ich verzögere die Wahl nicht länger, vielmehr ſpreche ich ſchon lange der Mutter zu, ſich einen von ihren Bewerbern zu erwählen. Nur mit Gewalt werde ich ſie nie aus dem Hauſe treiben." Dieſe Worte Telemachs wurden mit einem unbändigen Gelächter von den Freiern aufgenommen, denn ſchon verwirrte Pallas Athene ihren Geiſt, daß ſie grinſend ihre Geſichter verzerrten; auch aßen ſie das Fleiſch halb roh und blutig hinein, plötzlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen, und ſie gingen von der größten Ausgelaſſenheit zur tiefſten Schwermuth über. Dieß alles bemerkte der Seher Theoklymenus wohl. „Was iſt euch," ſprach er, „ihr Armen? eure Häupter ſind ja wie in Nacht gehüllt, eure Augen ſind voll Waſſers, und aus eurem Munde tönen Wehklagen! Und was ſchaue ich, an allen Wänden trieft Blut, Halle und Vorhof wimmeln von Geſtalten des Hades, und die Sonne am Himmel iſt ausgelöſcht!" Die Freier aber verfielen wieder in ihre vorige Luſtigkeit, und fingen aus Leibeskräften zu lachen an. Endlich ſprach Eurymachus zu den Andern: „Dieſer Fremdling, der ſich erſt ſeit kurzem in unſerer Mitte befindet, iſt wahrhaftig ein rechter Narr. Schnell, ihr Diener: wenn er hier im Saale nichts als Nacht ſieht, ſo führt ihn hinaus auf Straße und Markt!"

„Ich brauche deine Begleiter nicht, Eurymachus," antwortete Theoklymenus entrüſtet, indem er aufſtand. „Augen, Ohren und Füße ſind geſund, auch iſt bei mir der Verſtand noch auf dem rechten Platz; ich gehe von ſelbſt, denn der Geiſt weiſſagt mir das Unheil, das euch naht, und dem keiner von euch entflieht." So ſprach er und verließ eilig den Palaſt, ging zu Piräus, ſeinem vorigen Gaſtfreund, und fand bei dieſem die freundlichſte Aufnahme.

Die Freier aber fuhren fort, den Telemach zu verhöhnen. „Schlechtere Gäſte, als du, Telemach," ſprach einer von ihnen, „hat doch kein Menſch in der Welt beherbergt: einen ausgehungerten Bettler, und einen Narren, der wahrſagt! Wahrhaftig, du ſollteſt mit ihnen durch Griechenland reiſen, und ſie für Geld auf den Märkten ſehen laſſen!" Telemach ſchwieg und ſchickte ſeinem Vater einen Blick zu, denn er erwartete nur das Zeichen, um loszubrechen.

Der Wettkampf mit dem Bogen.

Jetzt war auch Penelope's Zeit gekommen. Sie nahm einen ſchönen Schlüſſel aus Erz mit elfenbeinernen Griffe zur Hand, eilte damit, von Dienerinnen begleitet, in eine ferne Hinterkammer, wo allerlei koſtbare Geräthe des Königs Odyſſeus aus Erz, Gold und Eiſen aufbewahrt waren. Unter andern lag hier auch ſein Bogen, und der Köcher voller Pfeile, beides

Geſchenke eines lacedämoniſchen Gaſtfreundes. Als Penelope die Pforte aufgeſchloſſen, ſchob ſie die Riegel zurück. Dieſe krachten, wie ein Stier im Felde brüllt, die Thürflügel öffneten ſich, und Penelope trat ein und muſterte die Käſten, wo Kleider und Geräthe verwahrt lagen. Da fand ſie auch Bogen und Köcher an einem Nagel hängen, ſtreckte ſich und nahm beide herab. Der Schmerz überwältigte ſie, ſie warf ſich auf einen Stuhl, und Bogen und Köcher auf dem Schooße, ſaß ſie lang in Thränen da. Endlich erhob ſie ſich; die Waffen wurden in eine Lade gelegt, mit welcher ihr die Dienerinnen folgten. So trat ſie mitten unter die Freier in den Saal, ließ Stille gebieten, und ſprach: „Wohlan, ihr Freier, wer mich erwerben will, der gürte ſich, es gilt jetzt einen Wettkampf! Hier iſt der große Bogen meines erhabenen Gemahls: wer ihn am leichteſten ſpannt, und durch die Löcher von zwölf hintereinander aufgeſtellten Aexten hinſchnellt, dem will ich folgen als ſeine Gemahlin, will dieſen Palaſt meines erſten Gatten mit ihm verlaſſen.“

Hierauf befahl ſie dem Sauhirten, den Freiern Bogen und Pfeile vorzulegen. Weinend empfing Eumäus die Waffen aus der Lade, und breitete ſie vor den Kämpfern aus; und auch der Rinderhirt weinte. Das ärgerte den Antinous. „Dumme Bauern,“ ſchalt er, „was macht ihr mit euren Thränen unſerer Königin das Herz ſchwer! Sättigt euch beim Mahle, oder weinet vor der Thüre draußen! Wir aber, ihr Freier, wollen uns an den ſchweren Wettſtreit machen; denn dieſen Bogen da zu ſpannen, dünkt mir gar nichts Leichtes. Unter uns Allen iſt kein Mann wie Odyſſeus, ich erinnere mich ſeiner noch wohl, obgleich ich damals noch ein kleiner Knabe war, und kaum reden konnte!“ So ſprach Antinous, im Herzen aber dachte er ſich die Bogenſehne ſchon geſpannt, und den Pfeil durch die Aexte hindurchgeflogen. Ihm aber war der erſte Pfeil aus der Hand des Odyſſeus beſchieden.

Jetzo ſtand Telemach auf und ſprach: „Fürwahr Jupiter hat mir meinen Verſtand genommen! Meine Mutter erklärt ſich bereit, dieſes Haus zu verlaſſen und einem Freier zu folgen, und ich lache dazu. Wohlan, ihr Freier, ihr waget den Wettkampf um ein Weib, wie in ganz Griechenland keines mehr iſt. Doch das wiſſet ihr ſelbſt, und ich brauche meine Mutter euch nicht zu loben. Drum ohne Zögern den Bogen geſpannt! hätte ich doch ſelbſt Luſt, mich im Wettkampf zu verſuchen; dann, wenn ich euch beſiegte, würde mir die Mutter das Haus nicht verlaſſen!“ So ſprach er, warf Purpurmantel und Schwert von der Schulter, zog eine Furche durch den Eſtrich des Saales, bohrte die Aexte. eine um die andere in den Boden, und ſtampfte die Erde wieder feſt. Alle Zuſchauer bewunderten ſeine Kraft und Pünktlichkeit. Dann griff er ſelbſt nach dem Bogen und ſtellte ſich damit auf die Schwelle. Dreimal verſuchte er, den Bogen zu ſpannen, dreimal verſagte ihm die Kraft. Nun zog er die Sehne zum viertenmal an, und jetzt wäre es ihm gelungen; aber ein Wink des Vaters hielt ihn mitten in der Anſtrengung zurück. „Ihr Götter,“ rief er, „entweder bin ich ein Schwächling, oder noch zu jung, und nicht im Stand, einen Beleidiger von mir abzuwehren! So verſucht es denn ihr Andern, die ihr kräftiger ſeyd als ich!“

Alſo ſprechend, lehnte er Bogen und Pfeil an den Thürpfoſten, und ſetzte ſich wieder nieder auf den Thronſeſſel, von dem er aufgeſtanden war.

Mit triumphirender Miene erhob ſich jetzt Antinous und ſprach: „Auf denn, ihr Freunde, fangt an dort hinten, von der Linken zur Rechten, wie der Weinſchenke den Umgang hält!“ Da ſtand zuerſt Leiodes auf, der ihr Opferer war, und immer zu hinterſt im Winkel am großen Miſchkruge ſaß; er war der einzige, dem der Unfug der Freier zuwider war, und der die ganze Rotte haßte. Dieſer trat in die Schwelle und bemühte ſich vergebens, den Bogen zu ſpannen. „Thu' es ein Anderer,“ rief er, indem er die Hände ſchlaff herabſinken ließ, „ich bin der Rechte nicht! und vielleicht iſt keiner in der Runde, der es vermag.“ Mit dieſen Worten lehnte er Bogen und Köcher an den Pfoſten. Aber Antinous ſchalt ihn und ſprach: „Das iſt eine ärgerliche Rede, Leiodes, weil Du ihn nicht ſpannen kannſt, ſoll es auch kein Anderer vermögen? Auf, Melanthius,“ ſagte er dann zum Ziegenhirten, „zünd' ein Feuer an, ſtell' uns den Seſſel davor, und bring uns eine tüchtige Scheibe Speck aus der Kammer, da wollen wir den ausgedörrten Bogen wärmen und ſalben, dann ſoll es beſſer gehen!“ Es geſchah, wie er befohlen, aber es war vergebens. Umſonſt bemühte ſich ein Freier nach dem andern, den Bogen zu ſpannen. Zuletzt waren nur noch die beiden tapferſten, Antinous und Eurymachus, übrig.

Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten.

Nun geſchah es, daß ſich beim Hinausgehen aus dem Palaſte der Rinderhirt und der Sauhirt begegneten, und ihnen folgte auf dem Fuße der Held Odyſſeus. Als ſie Pforte und Vorhof hinter ſich hatten, holte er jene ein, und ſprach zu ihnen leiſe und vertraulich: „Ihr Freunde, ich möchte wohl ein Wort mit euch reden, wenn ich mich auf euch verlaſſen kann; ſonſt ſchwiege ich lieber. Wie wär' es, wenn den Odyſſeus jetzt plötzlich ein Gott aus der Fremde zurückführte? würdet ihr die Freier vertheidigen, oder ihn? redet unverhohlen, ganz wie es euch ums Herz iſt.“ „O Jupiter im Olymp,“ rief der Rinderhirt zuerſt, „wenn mir dieſer Wunſch gewährt würde, wenn der Held käme! du ſollteſt ſehen, wie ſich meine Arme regen würden!“ Ebenſo flehte Eumäus zu allen Göttern, daß ſie dem Odyſſeus Heimkehr verleihen möchten.

Als nun dieſer ihres Herzens Geſinnung erkannt hatte, da ſprach er: „Nun denn, ihr Kinder, ſo vernehmt's: ich ſelber bin Odyſſeus! Nach unſäglichen Leiden komme ich im zwanzigſten Jahr zurück in meine Heimath, und ich ſehe, daß ich euch beiden willkommen bin, euch allein unter allem Geſinde; denn keinen unter Allen hörte ich jemals um meine Wiederkehr zu den Göttern flehen. Dafür will ich auch jedem von euch, wenn ich die Freier bezwungen habe, ein Weib geben, Aecker ſchenken, Häuſer bauen, ganz nahe bei meinem

Hauſe, und Telemach ſoll euch behandeln wie ſeine leiblichen Brüder. Damit ihr aber an der Wahrheit meiner Ausſage nicht zweifelt, ſo erkennet hier die Narbe von jener Wunde, die der Eber dem Knaben auf der Jagd beigebracht hat.“ Damit ſchob er die Lumpen ſeines Kleides auseinander, und entblößte die große Narbe. Jetzt fingen die beiden Hirten zu weinen an, umſchlangen ihren Gebieter; küßten ihm Geſicht und Schultern. Auch Odyſſeus küßte die treuen Knechte, dann aber ſprach er: „Hänget eurem Grame nicht nach, lieben Freunde, daß uns Keiner im Palaſt verrathe. Auch wollen wir Alle nur einzeln, Einer nach dem Andern hineingehen. Dann werden es die Freier nicht geſtatten wollen, daß auch mir Bogen und Köcher gereicht werde; du aber, Eumäus, wandle nur keck mit dem Bogen durch den Saal und reiche mir ihn. Zugleich befiehlſt du den Weibern, die Pforten des Hintergemachs feſt zu verriegeln; und wenn man auch inwendig im Saale Lärmen von Männerſtimmen und Stöhnen hört, ſo ſoll ſich keine aus der Thüre wagen, ſondern ruhig bei der Arbeit verharren. Dir aber, treuer Philötius, ſey das Hofthor anvertraut: riegle es feſt zu, und binde das Seil ums Schloß.“

Nach dieſer Weiſung begab ſich Odyſſeus in den Saal zurück, und die Hirten folgten ihm, einer um den andern. Eurymachus drehte jetzt eben den Bogen unermüdet über dem Feuer um, aber es gelang ihm nicht, die Sehne zu ſpannen, und unmuthig ſeufzend ſprach er: „Ei wie kränkt es mich! Nicht ſo ſehr um Penelope's Hand gräme ich mich: denn es giebt der Griechinnen noch genug in Ithaka und anderwärts; ſondern daß wir gegen den Helden Odyſſeus ſo ganz kraftlos erſcheinen ſollen; darüber werden uns die Enkel noch verſpotten!" Antinous aber wies den Freund zurecht und ſagte: „Rede nicht ſo, Eurymachus, es feiert heute das Volk ein großes Feſt: da ziemt es eigentlich gar nicht, den Bogen zu ſpannen. Laßt uns das Geſchoß hinweglegen, und wieder eins trinken; die Aexte mögen immerhin im Saale ſtehen bleiben, dann opfern wir morgen dem Apollo und vollbringen den Bogenkampf!"

Jetzt wandte ſich Odyſſeus an die Freier und ſprach: „Ihr thut wohl daran, heute zu raſten: morgen wird euch hoffentlich Apollo der Fernhintreffer Sieg verleihen. Einſtweilen geſtattet mir es, den Bogen zu erproben, und zu verſuchen, ob in den elenden Gliedern noch etwas von der alten Kraft geblieben iſt." „Fremdling," fuhr Antinous bei dieſen Worten des Helden auf, „biſt du ganz von Sinnen? bethört dich der Wein? willſt du Hader beginnen, wie der Centaure auf der Hochzeit des Pirithous? Bedenke, daß dieſer zuerſt das Verderben ſelbſt fand, ſo ſoll auch dich das Unheil treffen, ſobald du den Bogen ſpannſt, und du wirſt keinen Fürſprecher mehr unter uns finden!" Nun miſchte ſich auch Penelope in den Streit. „Antinous," ſprach ſie mit ſanfter Stimme, „wie unziemlich wäre es, den Fremdling vom Wettkampf ausſchließen zu wollen! Fürchteſt du etwa, wenn es dem Bettler gelänge, den Bogen zu ſpannen, er würde mich als Gattin heimführen? Schwerlich macht er ſich ſelbſt dieſe Hoffnung. Bekümmere ſich nur deßwegen keiner von euch in ſeinem Herzen! Das wäre ja unmöglich, unmöglich!" „Nicht das fürchten wir, o Königin," antwortete ihr Eurymachus hierauf; „nein! ſondern wir fürchten nur die Nachrede bei den Griechen,

daß nur ſchlechte Männer, von denen keiner vermocht hat, den Bogen des unſterblichen Helden zu ſpannen, um ſeine Gattin geworben haben: zuletzt aber ſey ein Bettler aus der Fremde gekommen, der habe den Bogen ohne Anſtrengung geſpannt, und durch die Aexte geſchoſſen!" „Der Fremdling iſt nicht ſo ſchlecht, als ihr wähnet," ſprach darauf Penelope; „ſehet ihn nur recht an, wie groß und gedrungen ſein Gliederbau iſt! Auch er rühmt ſich eines edlen Mannes als Erzeugers. So gebet ihm denn den Bogen: ſpannt er ihn, ſo ſoll er nichts weiter von mir haben, als Mantel und Leibrock, Speer und Schwert, und Sohlen unter die Füße. Damit mag er hinziehen, wohin ſein Herz begehrt." Nun fiel Telemachus ein und ſagte: „Mutter, über den Bogen hat kein Achaier zu gebieten, als ich, und keiner ſoll mich mit Gewalt davon abhalten, und wollte ich ihn dem Fremdling auf der Stelle ſchenken, damit in die weite Welt zu gehen. Du aber, Mutter, geh' in dein Frauengemach zu Webeſtuhl und Spindel, das Geſchoß gebührt den Männern." Staunend fügte ſich Penelope der entſchloſſenen Rede des verſtändigen Sohns.

Und nun brachte der Sauhirt den Bogen, während die Freier ein wüthendes Geſchrei erhoben: „Wohin mit dem Geſchoß, du Raſender? Juckt es dich, von deinen eigenen Hunden bei den Schweineſtällen zerriſſen zu werden?" Erſchrocken legte er den Bogen von ſich; aber Telemach rief mit drohender Stimme: „Hierher mit dem Bogen, Alter, du haſt nur Einem zu gehorchen, ſonſt jage ich dich mit Steinen hinaus, obgleich ich der Jüngere bin. Wäre ich nur den Freiern überlegen, wie ich dir es bin!" Die Freier lachten, und ließen von ihrem

Zorne nach. Der Sauhirt reichte dem Bettler den Bogen, dann befahl er der Schaffnerin, die Pforten des Hintergemachs zu verriegeln, und Philötius eilte aus dem Palaſte und verſchloß ſorgfältig die Pforte des Vorhofs.

Odyſſeus aber beſchaute ſich den Bogen von allen Seiten, ob in der langen Zeit die Würmer nicht das Holz zernagt hätten, und ſonſt etwas an ihm gebräche; und unter den Freiern ſprach wohl ein Nachbar zu dem andern: „Der Mann ſcheint ſich auf den Bogen nicht übel zu verſtehen! Hat er wohl ſelbſt einen ähnlichen zu Hauſe, oder will er ſich einen darnach bilden? Seht doch, wie ihn der Landſtreicher in den Händen hin und her dreht!“

Nachdem Odyſſeus den gewaltigen Bogen von allen Seiten geprüft, ſpannte er ihn nur leichthin, wie der Sänger die Saiten eines Lautenſpiels; griff mit der rechten Hand in die Sehne und verſuchte ihre Spannkraft. Dieſe gab einen hellen Ton von ſich, wie das Zwitſchern der Schwalbe. Die Freier alle durchzuckte ein Schmerz, und ſie erblaßten. Jupiter aber donnerte vom Himmel mit heilvoller Vorbedeutung. Da faßte Odyſſeus muthig den Pfeil, der auf dem Tiſche aus dem Köcher geſchüttet, vor ihm lag, faßte den Bogen, zog die Sehne und die Kerbe, und ſchnellte, mit ſicherem Auge zielend, den aufgelegten Pfeil ab. Keine Art verfehlte der Schuß: der Pfeil flog vom vorderſten Oehr hindurch bis aus dem letzten. Dann ſprach der Held: „Nun, der Fremdling in deinem Palaſte hat dir keine Schande gebracht, Telemachus! meine Kraft iſt noch ungeſchwächt, ſo ſehr mich die Freier verhöhnt haben. Jetzt aber iſt es Zeit, daß wir den Achaiern den

Abendſchmaus geben, noch eh' es Nacht wird, dann folge Lautenſpiel und Geſang, und was ſonſt noch das feſtliche Mahl erfreuen mag.“

Mit dieſem Worte gab Odyſſeus ſeinem Sohne den heimlichen Wink. Schnell warf ſich dieſer ſein Schwert um, griff zum Speer, und ſtellte ſich gewappnet neben den Stuhl ſeines Vaters.

Die Rache.

Da ſtreifte ſich Odyſſeus die Lumpen rückwärts von den Armen, und Bogen und Köcher voll Geſchoſſen in der Hand, ſprang er auf die hohe Schwelle, hier ſchüttete er ſich die Pfeile vor ſeinen Füßen aus, und rief in die Verſammlung hinab: „Der erſte Wettkampf wäre nun vollbracht, ihr Freier! nun folgt der zweite; und jetzt wähle ich mir ein Ziel, wie es noch kein Schütze getroffen hat; und doch gedenke ich es nicht zu verfehlen.“ So ſprach er, und zielte mit dem Bogen auf Antinous. Dieſer hob eben den gehenkelten goldenen Pokal, und führte ihn ahnungslos zum Munde. Da fuhr ihm der Pfeil des Odyſſeus in die Gurgel, daß die Spitze aus dem Genick hervordrang. Der Becher entſtürzte ſeiner Hand; dem Erſchoſſenen fuhr ein dicker Blutſtrahl aus der Naſe, und während er zur Seite ſank, ſtieß er den Tiſch ſammt den Speiſen mit dem Fuße um, daß dieſe auf den Boden rollten. Als die Freier den Fallenden gewahrten, ſprangen ſie tobend von ihren Thronſeſſeln auf; rings durchforſchten ſie die Wände des Saales nach Waffen: aber da war kein Speer und kein Schild zu ſehen. Nun machten ſie ſich mit grimmigen Scheltworten Luft: „Was ſchießeſt du auf Männer, verfluchter Fremdling? Unſern edelſten Genoſſen haſt du getödtet. Aber es iſt dein letzter Schuß geweſen, und bald werden dich die Geyer freſſen.“ Sie meinten nämlich, er habe ihn, ohne es zu wollen, getroffen, und ahneten nicht, daß ſie Alle das gleiche Schickſal bedrohe. Odyſſeus aber rief mit donnernder Stimme zu ihnen herunter: „Ihr Hunde, ihr meinet, ich komme nimmermehr von Troja zurück: deßwegen verſchwelgtet ihr mein Gut, verführtet mein Geſinde, warbet bei meinem Leben um mein eigenes Weib, ſcheutet Götter und Menſchen nicht! Jetzt aber iſt die Stunde eures Verderbens gekommen!“

Wie ſie ſolches hörten, wurden die Freier bleich, und Entſetzen ergriff ſie. Jeder ſah ſich ſchweigend um, wie er entfliehen möchte; nur Eurymachus faßte ſich und ſprach: „Wenn du wirklich Odyſſeus der Ithaker biſt, ſo haſt du ein Recht, uns zu ſchelten, denn es iſt viel Unziemliches im Palaſt und auf dem Lande geſchehen. Aber der, der an Allem ſchuldig war, liegt ja bereits von deinem Pfeil erſchoſſen. Denn Antinous iſt's, der das Alles angeſtiftet hat, und zwar warb er nicht einmal ernſtlich um deine Gemahlin, ſondern er ſelbſt wollte König in Ithaka werden, und gedachte deinen Sohn heimlich zu ermorden. Doch der hat ja nun ſein Theil: du aber ſchone deiner Stammesgenoſſen; laß dich verſöhnen! Jeder von uns ſoll dir zwanzig Rinder zum Erſatz für das Verzehrte bringen, auch Erz und Gold, ſo viel dein Herz verlangt, bis wir dich wieder günſtig gemacht haben!“ „Nein, Eurymachus,“ antwortete Odyſſeus finſter, „und wenn ihr mir all euer Erbgut bötet, und noch mehr, ich werde nicht ruhen, bis ihr mir Alle mit dem Tod eure Miſſethaten gebüßt habt. Thut was ihr wollt, kämpfet oder fliehet, Keiner wird mir entrinnen!“

Herz und Knie zitterte den Freiern. Noch einmal ſprach Eurymachus, und zwar jetzt zu ſeinen Freunden: „Lieben Männer, dieſes Mannes Hände wird Niemand mehr aufhalten, ziehet die Schwerter, wehrt ſein Geſchoß mit den Tiſchen ab: alsdann werfen wir uns auf ihn ſelber, ſuchen ihn von der Schwelle zu verdrängen; dann zerſtreuen wir uns durch die Stadt und rufen unſere Freunde auf.“ So ſprach er, zog ſein Schwert aus der Scheide, und ſprang mit gräßlichem Geſchrei empor. Da durchbohrte ihm der Pfeil des Helden die Leber; das Schwert ſank ihm aus der Hand, er wälzte ſich mit ſammt dem Tiſche zu Boden, warf Speiſen und Becher zur Erde, und ſchlug mit der Stirne auf den Eſtrich. Den Seſſel ſtampfte er mit den Füßen hinweg; es waren die letzten Zuckungen, und er lag todt auf dem Boden. Nun ſtürmte Amphinomus gegen Odyſſeus hinan, um ſich mit dem Schwerte Bahn durch den Eingang zu machen. Aber dieſen erreichte Telemachs Speer im Rücken zwiſchen den Schultern, ſo daß er vorn aus der Bruſt hervordrang, und der Getroffene auf das Angeſicht zu Boden fiel. Telemach entzog ſich nach dieſer That dem Gewühle der Freier durch einen Sprung, und ſtellte ſich zu ſeinem Vater auf die Schwelle, dem er einen Schild, zwei Lanzen und einen ehernen Helm zubrachte. Dann eilte er ſelbſt zur Thüre hinaus, und in die Rüſtkammer.

Hier ſuchte er für ſich und die Freunde noch weitere vier Schilde, acht Lanzen und vier Helme mit wallendem Roßſchweif aus. Damit waffneten ſie ſich, er und die beiden treuen Hirten. Die vierte Rüſtung brachten ſie dem Odyſſeus, und ſo ſtanden nun alle Vier neben einander.

So lange dieſer noch Pfeile hatte, ſtreckte er mit jedem Schuß einen Freier darnieder, daß ſie übereinander taumelten. Dann lehnte er den Bogen an den Thürpfoſten, warf ſich eilig den vierfachen Schild über die Schultern, ſetzte ſich den Helm auf's Haupt, deſſen Buſch fürchterlich nickte, und faßte dann zwei mächtige Lanzen. In dem Saale war noch eine Seitenpforte angebracht, die in einen Gang führte, der in die Hausflur auslief. Die Oeffnung der Pforte war aber eng und faßte nur einen einzigen Mann. Dieſes Pförtchen hatte Odyſſeus dem Eumäus zur Hut anvertraut; nun aber, da jener ſeine Stelle verlaſſen, ſich zu waffnen, blieb es unbewacht. Einer von den Freiern, Agelaus, bemerkte dieſes. „Wie wäre es," rief er, „Freunde, wenn wir uns durch die Seitenpforte flüchteten, und ſo in die Stadt gelangten, um das Volk aufzuwiegeln, dann hätte der Mann bald ausgewüthet!" „Sey kein Thor," ſagte Melanthius zu ihm, der Ziegenhirt, der in der Nähe ſtand, und auf der Seite der Freier war, „Pforte und Gang ſind ſo enge, daß nur ein einzelner Mann hindurch kann, und wenn ſich von jenen Vieren nur Einer davor ſtellt, ſo wehrt er uns Allen. Laß lieber mich unbemerkt hinausſchlüpfen, ſo hol' ich euch Waffen genug vom Söller." Dieß that der Ziegenhirt, und kam auf wiederholte Gänge mit zwölf Schilden, und ebenſo vielen Helmen und Lanzen zurück. Unerwartet ſah Odyſſeus ſeine Feinde mit Rüſtungen umhüllt, und lange Speere in den Händen bewegend. Er erſchrak und ſprach zu ſeinem Sohne Telemach: „Das hat uns eine der falſchen Mägde, oder der arge Gaishirt zugerichtet!“ „Ach, Vater, ich bin ſelbſt daran ſchuld,“ erwiederte Telemach, „ich habe vorhin, als ich die Waffen holte, die Thüre der Rüſtkammer in der Eile nur angelehnt.“ Der Sauhirt eilte nun hinauf zur Kammer, um ſie zu verſchließen. Durch die offene Thüre ſah er, wie drin ſchon wieder der Gaishirt ſtand, weitere Waffen zu holen. Er eilte mit dieſer Nachricht nach der Schwelle zurück. „Soll ich mich des Schalks bemächtigen?“ fragte er ſeinen Herrn. „Ja,“ erwiederte dieſer, „nimm den Rinderhirten mit, überfallet ihn in der Kammer, drehet ihm Hände und Füße auf den Rücken, und hänget ihn mit einem ſtarken Seil an die Mittelſäule der Kammer, daß er in Qualen harre. Dann ſchließet die Thüre zu, und kehret zurück.“ Die Hirten gehorchten. Sie beſchlichen den Falſchen, wie er eben im Winkel der Kammer nach Waffen umherſpähte. Als er wieder zu der Schwelle kam, in der einen Hand einen Helm, in der andern einen alten verſchimmelten Schild, packten ſie ihn, warfen den Schreienden zu Boden, feſſelten ihm Hände und Füße auf dem Rücken, knüpften an einen Haken der Decke ein langes Seil, ſchlangen es um ſeinen Leib, und zogen ihn an der Säule bis dicht an die Balken empor. „Wir haben dich ſanft gebettet,“ ſprach der Sauhirt, „ſchlaf wohl!“ Nun verſchloſſen ſie die Pforte, und kehrten auf ihre Poſten zu den Helden zurück. Unverhofft geſellte ſich zu den Vieren ein fünfter

Streiter: es war Athene in Mentors Geſtalt, und Odyſſeus erkannte die Göttin freudig. Als die Freier den neuen Kämpfer bemerkten, rief Agelaus zornig hinauf: „Mentor, ich ſage dir, laß dich durch Odyſſeus nicht verleiten, die Freier zu bekriegen, ſonſt ermorden wir mit Vater und Sohn auch dich und dein ganzes Haus.“ Athene entbrannte bei dieſen Worten, ſie ſpornte den Odyſſeus an und ſprach: „Dein Muth ſcheint mir nicht mehr derſelbe zu ſeyn, Freund, wie du ihn zehn Jahre lang vor Troja bewieſeſt. Durch deinen Rath ſank dieſe Stadt: und nun, wo es gilt, in deiner eigenen Heimath Palaſt und Gut zu vertheidigen, zageſt du den Freiern gegenüber?“ So ſprach ſie, ſeinen Muth anzufeuern, für ihn zu ſtreiten gedachte ſie nicht. Denn plötzlich ſchwang ſie ſich in Vogelgeſtalt empor, und ſaß, einer Schwalbe gleich, auf dem rußigen Gebälk der Decke. „Mentor iſt wieder hinweggegangen, der Prahler,“ rief Agelaus ſeinen Freunden zu, „die Viere ſind wieder allein. Laßt uns nun den Kampf wohl überlegen; nicht Alle zugleich werfet eure Lanzen, ſondern ihr Sechſe da zuerſt; und zielet mir fein Alle nur auf Odyſſeus: liegt er nur erſt, ſo kümmern uns die Andern wenig!“ Aber Athene vereitelte ihnen den gewaltigen Wurf: des einen Lanze durchbohrte den Pfoſten; des andern fuhr in die Thür, andern blieb ſie in der Wand ſtecken. Jetzt rief Odyſſeus ſeinen Freunden zu: „Wohl gezielt und geſchoſſen!“ und alle Vier ſchickten ihre Lanzen ab, und keiner fehlte: Odyſſeus traf den Demoptolemus, Telemach den Euryades, den Elatus der Sauhirt, der Rinderhirt den Piſander, welche miteinander in den Staub ſanken. Einen Augenblick flüchteten ſich die noch übrigen

Freier in den äußerſten Winkel des Saals: bald aber wagten ſie ſich wieder hervor und zogen die Speere aus den Leichnamen. Dann ſchoßen ſie neue Lanzen ab; die meiſten fehlten wieder, nur der Speer des Amphimedon ſtreifte dem Telemach die Knöchelhaut an der einen Hand, und des Kteſippus Lanze ritzte dem Sauhirten die Schulter über dem Schild. Beide wurden zum Lohne von den Verletzten durch Lanzenwürfe getödtet, und der Sauhirt begleitete ſeinen Wurf mit den Worten: „Nimm dieß, du Läſterer, für den Kuhfuß, mit dem du meinen Herrn beſchenkteſt, als er noch im Saale bettelte.“

Den Eurydamas hatte der Wurf des Odyſſeus niedergeſtreckt. Jetzt erſtach er mit der Lanze Agelaus, den Sohn des Damaſter; Telemach jagte dem Leokritus den Speer durch den Bauch; Athene ſchüttelte ihren verderblichen Aegisſchild von der Decke herab, und jagte den Freiern Entſetzen ein, daß ſie wie Kinder, von der Bremſe geſtochen, oder wie kleine Vögel vor den Klauen des Habichts, im Saale hin und her irrten. Odyſſeus und ſeine Freunde waren von der Schwelle herabgeſprungen, und durchwütheten mit Morden den Saal, daß überall Schädel krachten, Röcheln ſich erhob, und der Boden von Blute floß.

Einer der Freier, Leiodes, warf ſich dem Odyſſeus zu Füßen, umklammerte ſeine Knie und rief: „Erbarme dich! nie habe ich Muthwillen in deinem Hauſe getrieben, habe die Andern gezähmt, aber ſie folgten mir nicht! Ich bin ihr Opferer und habe nichts gethan, ſoll ich denn auch fallen?“ „Wenn du ihr Opferer biſt,“ erwiederte Odyſſeus finſter, „ſo haſt du wenigſtens für ſie gebetet!“ und nun raffte er das Schwert des

Agelaus, das dieſer im Tode ſinken laſſen, vom Boden auf, und hieb dem Leiodes, während er noch flehte, das Haupt vom Nacken, daß es in den Staub hinrollte.

Nahe an der Seitenpforte ſtand der Sänger Phemius, die Harfe in den Händen. Er überlegte in der Todesangſt, ob er ſich durch das Pförtchen in den Hof zu retten ſuchen, oder die Kniee des Odyſſeus umfaſſen ſollte. Endlich entſchloß er ſich zu dem Letztern, legte die Harfe zwiſchen dem Miſchkrug und Seſſel zu Boden, und warf ſich vor Odyſſeus nieder. „Erbarme dich meiner,“ rief er, ſeine Kniee umſchlingend, „du ſelbſt bereueteſt es, wenn du den Sänger erſchlagen hätteſt, der Götter und Menſchen mit ſeinem Lied erfreut. Ich bin der Lehrling eines Gottes, und wie einen Gott will ich dich im Geſange feiern! Dein Sohn kann es mir bezeugen, daß ich nicht freiwillig hierherkam, daß ſie mich gezwungen haben, zu ſingen!“ Odyſſeus hob das Schwert, doch zögerte er; da ſprang Telemach herzu und rief: „Halt, Vater, verwunde mir dieſen nicht, er iſt unſchuldig; auch den Herold Medon, wenn er nicht ſchon von den Hirten oder dir ermordet iſt, laß uns verſchonen, er hat mich ſchon als Kind im Hauſe ſo ſorglich gepflegt, und wollte uns immer wohl.“ Medon, der, in eine friſche Rinderhaut gehüllt, unter ſeinem Seſſel verborgen lag, hörte die Fürbitte, wickelte ſich los, und lag bald dem Telemach flehend zu Füßen. Da mußte der finſtere Held Odyſſeus lächeln, und ſprach: „Seyd getroſt, ihr Beide, Sänger und Herold, Telemachs Bitte ſchützt euch. Gehet hinaus und verkündiget den Menſchen, wie viel beſſer es ſey, gerecht, als treulos zu handeln. Die zwei eilten aus dem Saale, und ſetzten ſich, noch immer vor Todesangſt zitternd, im Vorhofe nieder.

Beſtrafung der Mägde

Odyſſeus blickte umher, und ſah keinen lebenden Feind mehr. Sie lagen hingeſtreckt in Menge, wie Fiſche, die der Fiſcher aus dem Netz geſchüttet. Da ließ Odyſſeus durch ſeinen Sohn die Schaffnerin berufen. Sie fand ihren Herrn unter den Leichen wie einen Löwen ſtehen, der Stiere zerriſſen hat, dem der Rachen und die Bruſt von ſchwarzem Blute triefen, und deſſen Auge funkelt. So ſtand Odyſſeus, an Händen und Füßen mit Blut bedeckt. Frohlockend jauchzte die Schaffnerin, denn der Anblick war groß und fürchterlich. „Freue dich, Mutter,“ rief ihr der Held ernſthaft entgegen, „aber jauchze nicht: kein Sterblicher ſoll über Erſchlagene jubeln! Dieſe hier hat das Gericht der Götter gefället, nicht ich. Jetzt aber nenne mir die Weiber des Palaſts: welche mich verachtet haben, welche treu geblieben ſind.“ „Es ſind fünfzig Dienerinnen im Hauſe,“ antwortete Euryklea, „die wir Kleiderwirken, Wollekämmen, das Hausweſen beſtellen gelehrt haben. Von dieſen haben ſich zwölfe von euch abgewendet, und weder mir, noch Penelope gehorcht, denn dem Sohn überließ die Mutter das Regiment über die Mägde nicht. — Nun aber laß mich meine ſchlummernde Herrin erwecken, o König, und ihr die Freudenbotſchaft verkünden.“ „Wecke jene noch nicht,“ antwortete Odyſſeus, „ſondern ſchicke mir die zwölf treuloſen Mägde herunter.“ Eurykleа gehorchte, und zitternd erſchienen die Dienerinnen. Da rief Odyſſeus ſeinen Sohn und die treuen Hirten zu ſich heran, und ſprach: „Traget nun die Leichname hinaus, und heißet die Weiber Hand anlegen. Dann heißet ſie die Seſſel und Tiſche mit Schwämmen ſäubern, und den ganzen Saal reinigen. Wenn dieß geſchehen iſt, führt mir die Mägde hinaus zwiſchen Küche und Hofmauer, und machet ſie Alle mit dem Schwerte nieder, daß ihnen der Muthwill ausgetrieben wird, dem ſie ſich mit den Freiern überlaſſen haben!“ Wehklagend und weinend ſammelten ſich die Weiber auf einen Haufen, aber Odyſſeus trieb ſie zum Werke und war hinter ihnen her, bis ſie die Todten hinausgetragen, Seſſel und Tiſche geſäubert, den Eſtrich reingeſchaufelt und den Unrath vor die Thüre geſchleppt hatten. Dann wurden ſie von den Hirten zum Palaſte hinaus, zwiſchen Küche und Hofmauer gedrängt, wo kein Ausweg war. Und nun ſprach Telemachus: Dieſe ſchändlichen Weiber, die mein und meiner Mutter Haupt verunehrt haben, ſollen keines ehrlichen Todes ſterben!“ Mit dieſen Worten knüpfte er von Pfeiler zu Pfeiler, das Küchengewölbe entlang, ein ausgeſpanntes Seil, und bald hingen die Mägde, mit der Schlinge um den Hals, alle zwölf neben einander, wie ein Zug Troſſeln im Netze, und zappelten nur noch eine kurze Weile mit den Füßen in der Luft.

Jetzt wurde auch der boshafte Ziegenhirt Melanthius über den Vorhof herbeigeſchleppt und in Stücke gehauen. Als Telemach und die Hirten dieß vollbracht hatten, war das Werk der Rache beendigt, und ſie kehrten zu Odyſſeus in den Saal zurück.

Hierauf befahl Odyſſeus der Schaffnerin Euryklea, Glut und Schwefel auf einer Pfanne zu bringen, und Saal, Haus und Vorhof zu durchräuchern. Noch ehe ſie aber dieſes Geſchäft vornahm, brachte ſie ihrem königlichen Herrn Mantel und Leibrock. „Du ſollſt mir,“ ſprach ſie, „lieber Sohn, und unſer Aller Herr, nicht mehr ſo mit Lumpen bedeckt im Saale daſtehen, du, die herrliche Heldengeſtalt. Das wäre ja ganz unziemlich.“ Odyſſeus aber ließ die Kleider noch liegen, und hieß die Alte an ihr Geſchäft gehen. Während dieſe nun den Saal und das ganze Haus durchräucherte, rief ſie auch die treu gebliebenen Dienerinnen herbei. Dieſe drängten ſich bald um ihren geliebten Herrn, hießen ihn mit Freudenthränen willkommen, drückten ihr Angeſicht auf ſeine Hände, und konnten ſich mit Küſſen nicht erſättigen. Odyſſeus aber weinte und ſchluchzte vor Freuden; denn jetzt erkannte er, wer ihm treu geblieben war.

Odyſſeus und Penelope.

Als das Mütterchen mit der Räucherung fertig war, ſtieg es empor zum Söller, um jetzt endlich der geliebten Herrin zu verkündigen, daß ihr Gemahl Odyſſeus es ſey und kein Anderer, der in die Heimath zurückgekommen. Die Füße der Alten trippelten hurtig, aber die Kniee verſagten ihr beinahe. So trat ſie vor das Lager Penelope's, und, die Schlummernde weckend, ſprach ſie: „Liebe Tochter, erwache, du ſollſt mit deinen eigenen

Augen dasjenige ſehen, worauf du von Tag zu Tage gewartet haſt: Odyſſeus iſt daheim; Odyſſeus iſt endlich im Palaſte! Er hat die trotzigen Freier, die dich ſo ſehr geängſtigt, die ſeine Habe verzehrten, die ſeinen Sohn beſchimpften — er hat ſie erſchlagen!“

Penelope rieb ſich den Schlummer aus den Augen und ſagte: „Mütterchen, du biſt eine Thörin; die Götter haben dich mit Blödſinn geſchlagen. Was weckſt du mich mit deiner lügenhaften Botſchaft aus dem ſanfteſten Schlummer? Seit Odyſſeus ausgefahren iſt, habe ich nicht mehr ſo feſt geſchlafen! Hätte mich eine Andere mit dieſem Mährchen getäuſcht, ich würde ſie nicht nur mit ſcheltenden Worten fortſchicken; und auch dich ſchützt nur dein Alter; aber auf der Stelle geh' mir hinunter in den Saal.“

„Tochter, ſpotte nicht,“ entgegnete die Schaffnerin, „der Fremdling iſt's, der Bettler, deſſen Alle im Saale ſpotteten. Dein Sohn Telemach wußte es längſt, aber er ſollte das Geheimniß verbergen, bis Rache an den Freiern genommen war.“

Als ſie ſolches hörte, ſprang die Fürſtin vom Lager, und ſchmiegte ſich an die Alte, und unter einem Strome von Thränen ſprach ſie: „Mütterchen, wenn du wirklich die Wahrheit redeſt, wenn Odyſſeus wirklich im Palaſt iſt: ſage mir, wie bewältigte er die Freier, die zahllos verſammelten?“ „Ich ſelber habe es weder geſehen noch gehört,“ antwortete Euryklea, „denn wir Frauen ſaßen voll Angſt in den feſtverſchloſſenen Gemächern; aber das Aechzen hörte ich wohl; und als mich endlich dein Sohn herbeirief, da fand ich deinen Gemahl daſtehen, von

Leichen umringt; denn die Freier alle lagen auf dem Boden übereinander geſtreckt. So blutig er anzuſchauen war, er hätte dir doch gefallen, Tochter; jetzt aber liegen die Leichname alle weit draußen vor der Hofpforte; das ganze Haus iſt von mir mit reinigendem Schwefel durchräuchert worden: du kannſt ohne alles Grauen hinabſteigen.“ „Alte, ich kann es immer noch nicht glauben,“ ſprach Penelope, „es iſt ein Unſterblicher, der die Freier erſchlagen hat. Aber Odyſſeus — ach nein, der iſt ferne, der iſt nicht mehr am Leben!“ „Ungläubiges Herz,“ entgegnete kopfſchüttelnd die Schaffnerin, „ſo will ich dir noch ein untrüglicheres Zeichen angeben. Du kennſt ja die Narbe, die von des Ebers Zahne herrührt; nun damals, als ich auf deinen Befehl dem Bettler die Füße wuſch, da erkannte ich ſie, und wollte dirs auf der Stelle verkündigen: aber er ſchnürte mir die Gurgel zu und litt es nicht.“ „So laß uns denn hinabgehen,“ ſagte Penelope, vor Furcht und Hoffnung zitternd; und ſo ſtiegen ſie beide mit einander hinab in den Saal und ſchritten über die Schwelle. Hier ſetzte ſich Penelope, ohne ein Wort zu reden, im Glanze des Heerdfeuers dem Odyſſeus gegenüber. Er ſelbſt ſaß an der Säule mit geſenkten Augen, und wartete auf ihr Wort. Aber Staunen und Zweifel machte die Königin ſtumm: bald glaubte ſie ſein Angeſicht zu erkennen, bald deuchte es ihr wieder fremd, und ihre Augen ruhten nur auf den Lumpen des Bettlers. Endlich trat Telemach zur Mutter, und ſprach halb lächelnd, halb ſcheltend: „Böſe Mutter, wie kannſt du ſo unempfindlich bleiben? Setze dich doch zum Vater, forſche, frage! Welches andere Weib, wenn ihr Gatte nach ſo viel Jammer im zwanzigſten Jahre heimkehrt, würde ſich ſo geberden! Haſt du denn allein ſtatt des Herzens einen Stein im Buſen?"

„Ach lieber Sohn," erwiederte Penelope, „ich bin in Staunen verloren; ich kann ihn nicht anreden, ich kann ihn nicht fragen, ich kann ihm nicht gerade ins Angeſicht ſchauen! Und doch iſt er es wirklich, er iſts, mein Odyſſeus, er iſt zurückgekommen in ſein Haus! Doch werden wir einander ſchon erkennen, und viel ſicherer, denn wir haben geheime Zeichen, die Niemand ſonſt bekannt ſind." Da wandte ſich Odyſſeus mit ſanftem Lächeln an ſeinen Sohn und ſprach: „Laß die Mutter immerhin mich verſuchen; ſie verachtet mich, weil ich in ſo gar häßliche Lumpen gehüllt bin. Nun wir wollen ſehen, wie wir ſie überzeugen. Jetzt aber thut anderes noth. Wer auch nur einen einzigen Mann aus dem Volke getödtet hat, der flieht Haus und Heimath, auch wenn jener nur wenige Rächer hinterläßt. Wir aber haben die Stützen des Landes, die edelſten Jünglinge der Inſel und der Nachbarſchaft erſchlagen, was thun wir?" „Vater," ſagte Telemach, „da mußt du allein ſorgen. Du giltſt in aller Welt für den klügſten Rathgeber." „So will ich euch denn ſagen," erwiederte Odyſſeus, „was ich für das Klügſte halte. Du, die Hirten, Alles was im Hauſe iſt, ihr nehmet vor allen Dingen ein Bad und ſchmücket euch aufs allerbeſte; auch die Mägde kleiden ſich in ihre beſten Gewande; der Sänger aber nimmt die Harfe zur Hand, und ſpielt uns Allen einen Reihentanz auf. Wer dann über die Straße geht, wer in der Nähe wohnt, meint nicht anders, als das Feſt dauere noch fort im Hauſe, und ſo verbreitet ſich wohl das Gerücht von der Ermordung der Freier nicht eher in der Stadt, als bis wir unſere Beſitzungen auf dem Lande erreicht haben; dann wird uns ein Gott eingeben, was weiter zu thun iſt.“

Bald ertönte das ganze Haus von Harfenſpiel, Geſang und Tanz. Auf der Straße ſammelten ſich die Einwohner und ſprachen zu einander: „Nun iſt kein Zweifel! Penelope hat ſich wieder geheirathet, und im Palaſte wird das Vermählungsfeſt gefeiert. Die böſe Frau, konnte ſie nicht erwarten, bis der Gemahl ihrer Jugend zurückgekehrt wäre?“ Endlich gegen Abend verlief ſich das Volk. Odyſſeus hatte ſich in dieſer Zeit gebadet und geſalbt. Athene aber goß ihm jetzt wieder Anmuth um das Haupt; ſein dunkles Haar umringelte in vollem Wuchſe den Scheitel, und einem Unſterblichen gleich ſtieg er aus der Badwanne. So trat er in den Saal und ſetzte ſich wieder in ſeinen Thronſeſſel, der Gemahlin gegenüber. „Seltſame Frau,“ ſprach er, „die Götter haben dir doch ein fühlloſes Herz verliehen, kein anderes Weib wird ſo hartnäckig ihren Gatten verläugnen, wenn er im zwanzigſten Jahre nach ſo viel Trübſal heimkehrt. So wende ich mich denn an dich, Euryklea, Mütterchen, daß du mir irgendwo mein Lager bereiteſt; denn dieſe hier hat ein eiſernes Herz in der Bruſt!“

„Unbegreiflicher Mann,“ ſprach jetzt Penelope, „nicht Stolz, nicht Verachtung, kein ähnliches Gefühl hält mich von dir zurück; ich weiß noch recht gut, wie du ausſaheſt, als du Ithaka zu Schiffe verließeſt. Wohl denn, Euryklea bereite ihm das Lager, außerhalb des Schlafgemachs, richte es wohl zu mit Vließen, Mänteln und Teppichen.“

So verſuchte Penelope ihren Gemahl, Odyſſeus aber blickte unwillig auf und ſprach: „Das war ein kränkendes Wort, Frau, meine Bettſtelle vermag kein Sterblicher zu verrücken, und wenn er alle Jugendkräfte anſtrengte. Ich ſelbſt habe mir die Lade gezimmert, und es iſt ein großes Geheimniß daran. Mitten auf dem Platze, wo wir den Palaſt anlegten, ſtand im blühendſten Saft ein ſchattiger Olivenbaum, und war wie eine Säule gewachſen. Da ließ ich die Wohnung ſo anlegen, daß derſelbe innerhalb des Schlafgemaches zu ſtehen kam. Als nun die Kammer ſchön aus Steinen erbaut und die Decke von Holz zierlich gebohnt war, kappte ich die Krone des Oelbaumes ab, den Stamm fing ich an von der Wurzel aus zu behauen und zu glätten. So bildete ich ſcharf nach der Richtſchnur den Fuß des Bettes, und meißelte dieſes ſelbſt bis zur Vollendung aus; dann wurde die Lagerſtatt von mir künſtlich mit Gold, Silber und Elfenbein durchwirkt, und von ſtarker Stierhaut Riemen darin für die Betten ausgeſpannt. Dieß iſt unſer Lager, Penelope! ob es noch ſteht, weiß ich nicht, wer es aber anders geſtellt hat, der mußte den Oelbaum von ſeiner Wurzel trennen.“

Die Kniee zitterten der Königin, als ſie das Zeichen erkannte. Weinend erhob ſie ſich vom Stuhle, lief auf ihren Gatten zu, umſchlang ihm den Hals mit offenen Armen, küßte ſein Haupt und küßte es wieder, und begann: „Odyſſeus, du biſt ja immer ſo gut, ſo voll Verſtandes geweſen, zürne mir nicht! Die ewigen Götter haben Leid über uns verhängt, weil es ihnen zu ſelig däuchte, wenn wir unſer junges Leben in Eintracht miteinander verbringen, und auf ſanftem Wege dem

Alter nahen ſollten. Du mußt mir nicht gram ſeyn, daß ich dich nicht auf der Stelle zärtlich willkommen geheißen habe. Mein armes Herz war in beſtändiger Angſt, es möchte mich irgend ein ſchlauer Betrüger täuſchen. Jetzt, nachdem du mir genannt haſt, was kein Sterblicher außer dir und mir und unſerer alten Pförtnerin Aktoris, die mir aus dem väterlichen Hauſe hieher gefolgt iſt, wußte; jetzt iſt mein hartes Herz beſiegt und überzeugt!„

Die halbe Nacht verging den Gatten unter gegenſeitiger Erzählung des unendlichen Elendes, das ſie beide in den zwanzig verfloſſenen Jahren erduldet, und der Königin kam kein Schlaf in die Augenlieder, bis ihr Gemahl von allen ſeinen Irrfahrten ihr den ausführlichſten Bericht abgeſtattet hatte.

Endlich begab ſich Alles im Palaſte zur erwünſchten Ruhe, und ſuchte Erholung von den erſchütternden Begebenheiten des Tages.

Odyſſeus und Laertes.

Am andern Morgen hatte ſich Odyſſeus in aller Frühe reiſefertig gemacht. „Liebes Weib,“ ſprach er zu Penelope, „wir beide haben bisher den Becher des Leidens bis zur Neige geleert, du mein Ausbleiben beweinend, ich durch Jupiter und andere Götter von der Heimkehr ins Vaterland abgehalten. Jetzt, nachdem wir beide wieder vereinigt ſind, unſere Herrſchaft, unſer Beſitz uns wieder geſichert iſt, ſorge du für alles Gut, das mir im Palaſte noch geblieben iſt. Was die Freier in ihrer Ueppigkeit uns verpraßt haben, das werden uns theils die Geſchenke, mit welchen ſie zuletzt ihre Bewerbung unterſtützt haben, theils Raub und Gaben, die ich aus der Fremde mitbringe, reichlich erſetzen, ſo daß unſere Meierhöfe bald wieder gefüllt ſeyn werden. Ich ſelbſt aber will mich jetzt auf das Landgut hinaus begeben, wo mein guter alter Vater mich ſchon ſo lange betrauert. Ich rathe dir aber, da das Gerücht von der Ermordung der Freier ſich doch allmählig in der Stadt verbreiten muß, daß du mit deinen Dienerinnen dich in die Frauengemächer zurückzieheſt, und Niemand Gelegenheit gebeſt, dich zu ſchauen und zu befragen."

So ſprach Odyſſeus, warf ſich ſein Schwert um die Schulter, und weckte nun auch ſeinen Sohn Telemach und die beiden Hirten, die ſofort alle drei auf ſeinen Befehl gleichfalls die Waffen ergriffen, und mit dem erſten Frühlichte, den Helden an der Spitze, durch die Stadt eilten. Ihre Beſchirmerin aber, Pallas Athene, hüllte die Wandelnden in einen dichten Nebel, ſo daß kein einziger Bewohner der Stadt ſie erkannte.

Es dauerte nicht allzu lange, ſo hatten die vier Wanderer den lieblich gelegenen, wohl geordneten Meierhof des greiſen Laertes erreicht. Es war eines der erſten Güter, das der Vater des Odyſſeus zum Ererbten an ſich gebracht hatte. In der Mitte des Hofes lag, von Wirthſchaftsgebäuden umringt, das Wohnhaus. Hier aßen und ſchliefen die Knechte, die ihm das Feld beſtellten. Eben daſelbſt wohnte auch eine alte Sicilierin, die auf dem einſamen Landgute den alten Mann mit größter Sorgfalt pflegte. Als ſie nun vor der Wohnung ſtanden, ſprach Odyſſeus zum Sohn und zu

den Hirten: „Betretet ihr einſtweilen das Haus und ſchlachtet ein auserleſenes Maſtſchwein für unſer Mittagsmahl. Ich ſelbſt will aufs Feld hinaus gehen, wo der gute Vater ohne Zweifel bei der Arbeit iſt, und ihn auf die Probe ſtellen, ob er mich wohl noch erkennt. Es wird nicht lange währen, ſo kehre ich mit ihm zurück, und wir feiern dann zuſammen das fröhliche Mahl." Odyſſeus reichte ſeinen Genoſſen Schwert und Speer, und dieſe wandten ſich der Wohnung zu.

Er nun ſchlug den Weg nach den Pflanzungen ſeines Vaters ein, und kam zuerſt durch den Wurzgarten. Vergebens ſah er ſich hier nach dem Oberknechte Dolius, ſeinen Söhnen und den übrigen Knechten um. Sie waren Alle ins Feld hinausgegangen, um Dornſträucher zu ſuchen, und damit die Einfriedigung um die Baumpflanzung herzuſtellen. Als der König in dieſer letzteren angekommen war, fand er endlich den alten Vater ſelbſt, zwiſchen den ſchönen Reihengängen ſeiner Bäume ſtehend, wie er eben beſchäftigt war, ein kleines Bäumchen umzugraben. Der Greis ſah einem alten Knechte nicht unähnlich: er hatte einen groben, ſchmutzigen, an vielen Stellen geflickten Leibrock an; um die Beine trug er ein paar alte Felle von Ochſenleder, um ſich damit gegen die Dornen zu ſchützen; an den Händen Handſchuhe; auf dem Kopf eine Mütze von Gaisfell. Als Odyſſeus ſeinen Vater in dieſem elenden Aufzuge erblickte, gebeugt vom Alter, die Spuren des tiefſten Kummers auf dem Geſichte, mußte ſich der Held vor Schmerz an den Stamm eines Birnbaums lehnen, und weinte bitterlich. Am liebſten hätte er den Vater unter Küſſen umarmt, und ihm auf einmal geſagt, daß er ſein Sohn, und ins Land der Väter zurückgekehrt ſey. Doch konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, auch den Vater auszuforſchen, und mit leiſem Tadel ſein Herz auf die Probe zu ſtellen. So trat er denn während der Greis mit gebücktem Haupte eifrig die Erde um den jungen Baumſproß auflockerte, dieſem näher und begann alſo: „Greis, du ſcheinſt dich recht gut auf den Gartenbau zu verſtehen. Reben, Oliven-, Feigen-, Birn- und Aepfelbäume, alle ſind aufs beſte gepflegt; auch den Blumen- und Gemüßbeeten fehlt es nirgends an der nöthigen Sorge. Aber an Einem fehlt es dir doch, und nimm es mir nicht übel, daß ich dirs ehrlich ſage: du ſelbſt ſcheinſt nicht gehörig gepflegt zu werden, Alter, daß du in ſolchem Schmutz und ſo häßlicher Kleidung einhergeheſt! Von deinem Herrn iſt das nicht wohlgethan. Auch ſcheint mir deine eigene Trägheit nicht an dieſer Behandlung ſchuld zu ſeyn. Betrachtet man deine Geſtalt und Größe, ſo findet ſich gar nichts knechtiſches an dir, du haſt vielmehr ein königliches Anſehen; ein Mann wie du verdiente es, gebadet und wohlgeſpeiſt auszuruhen, wie man's den Alten gönnen mag. So ſage mir doch, wer iſt dein Herr, und für wen beſtellſt du dieſen Garten? Und iſt dieſes Land wirklich Ithaka, wie mir ein Mann, dem ich eben begegnete, geſagt hat? es war übrigens ein unfreundlicher Menſch; er antwortete mir nicht einmal, als ich ihn fragte, ob der Gaſtfreund noch lebe, den ich hier beſuchen will. In meiner Heimath habe ich nämlich vor langer Zeit einen Mann beherbergt, — es iſt noch nie ein lieberer Gaſt über meine Schwelle gekommen. Dieſer ſtammte von Ithaka und erzählte mir, daß er ein Sohn des Königs Laertes ſey; ich

bewirthete den werthen Freund aufs allerbeſte und reichte ihm ein ſtattliches Ehrengeſchenk, als er von mir ſchied: ſieben Talente des feinſten Goldes, einen ſilbernen Krug mit den ſchönſten Blumengewinden vom ſelben Metall, zwölf Teppiche, ebenſoviele Leibröcke und Mäntel, und vier ſchmucke kunſtbegabte Mägde, die er ſich ſelbſt ausleſen durfte."

So fabelte der erfindungsreiche Odyſſeus. Sein Vater aber hatte bei dieſer Nachricht das Haupt vom Boden aufgerichtet; Thränen waren ihm in die Augen getreten, und er ſprach: „Freilich, guter Fremdling, biſt du in das Land gekommen, nach welchem du frägſt. Aber es wohnen muthwillige, frevelhafte Menſchen darin, die du mit allen deinen Geſchenken nicht zu erſättigen vermöchteſt. Der Mann, welchen du ſuchſt, iſt nicht mehr da. Hätteſt du ihn noch lebend auf Ithaka getroffen, o wie reichlich hätte er deine ſchönen Geſchenke dir vergolten! Aber ſage mir, wie lang iſt es her, daß dein unglücklicher Gaſtfreund, mein Sohn, dich beſucht hat? Denn er iſt es geweſen, mein armer Sohn, der jetzt vielleicht irgendwo im tiefen Meeresgrunde liegt, oder deſſen Fleiſch die wilden Thiere und die Raubvögel verzehrt haben. Nicht die Eltern haben ihm das Todtenhemde angezogen, nicht ſeine edle Gattin Penelope hat ſchluchzend am Bette des Gatten geweint und ihm die Augen zugedrückt! Aber wer und woher biſt denn du, wo iſt dein Schiff, wo ſind deine Genoſſen? Oder kamſt du auf einem gedungenen Fahrzeug als Reiſender, und biſt allein an unſerm Ufer ausgeſtiegen?"

„Ich will dir nichts vorenthalten, edler Greis," antwortete Odyſſeus, „ich bin Eperitus, der Sohn des

Aphitas aus Alibas; ein Sturm hat mich wider Willen von Sikanien an euer Geſtade getrieben, wo mein Schiff nicht ferne von der Stadt vor Anker liegt. Fünf Jahre ſind's, daß dein Sohn Odyſſeus meine Heimath verlaſſen hat. Er gieng fröhlichen Muthes, und Glücksvögel begleiteten ihn. Wir gedachten uns noch oft als Gaſtfreunde zu ſehen, und uns gegenſeitig ſchöne Gaben zu verehren.“

Dem alten Laertes wurde es Nacht vor den Augen, mit beiden Händen langte er nach der ſchwarzen Erde, ſtreute ſie ſich auf ſein ſchneeweißes Haupt, und fing laut zu jammern an. Jetzt wallte dem Sohn das Herz über; der Athem wollte ihm die Bruſt zerſprengen: er ſtürzte auf ſeinen Vater zu, umſchlang ihn unter Küſſen und rief: „Ich ſelbſt bin es, Vater, ich ſelbſt, nach welchem du frägſt! im zwanzigſten Jahre bin ich in die Heimath zurückgekommen. Trockne deine Thränen, gib allem Jammer Abſchied, denn ich ſage dir's kurz: alle Freier habe ich in unſerem Palaſte erſchlagen!“

Staunend blickte ihn Laertes an, und rief endlich laut aus: „Wenn du wirklich Odyſſeus, wenn du mein heimgekehrter Sohn biſt, ſo gib mir ein unzweifelhaftes Zeichen, auf daß ich glaube!“ „Vor allen Dingen,“ erwiederte Odyſſeus, „ſieh hier die Narbe, lieber Vater, die von der Wunde des Ebers auf jener Jagd herrührt, als ihr mich ſelbſt, du und die Mutter, zu ihrem guten alten Vater Autolykus ſchicktet, daß ich die Gaben, die er mir einſt verheißen hatte, bei ihm abhohlen ſollte. Aber du ſollſt auch noch ein zweites Zeichen haben: ich will dir die Bäume zeigen, die du mir einſt geſchenkt haſt. Denn als ich noch ein kleines Kind war, und dich in den Garten begleitete, da gingen wir zwiſchen den Reihen umher, und du zeigteſt und benannteſt mir die verſchiedenen Gattungen. Dreizehn Birnbäume haſt du mir geſchenkt, zehn Aepfelbäume, vierzig kleine Feigenbäume und fünfzig Weinreben dazu, die jeden Herbſt voll prächtiger Trauben ſtehen müſſen.“ Der Greis konnte nicht mehr zweifeln, er ſank am Herzen ſeines Sohnes in Ohnmacht. Dieſer hielt ihn aufrecht in den nervigen Armen. Endlich, als ſein Bewußtſeyn zurückgekehrt war, rief er mit lauter Stimme: „Jupiter und ihr Götter alle, ja ihr lebet noch, ſonſt wären die Freier nicht beſtraft worden! Aber jetzt ängſtigt mich eine neue Sorge um dich, mein Sohn. Die edelſten Häuſer in Ithaka und den Inſeln ſind durch dich verwaist: die Stadt, die ganze Nachbarſchaft wird ſich gegen dich erheben.“ „Sey guten Muthes, lieber Vater,“ ſprach Odyſſeus, „und laß dich das jetzt nicht bekümmern. Folge mir zu deinem Wohnhauſe, dort harren ſchon dein Enkel Telemach, der Rinderhirt und der Sauhirt, und haben uns das Morgeneſſen bereitet.“

So gingen ſie beide zuſammen in das Landhaus, wo ſie den Telemach und die Hirten ſchon mit Zerlegung des Fleiſches beſchäftigt fanden, und der rothe Feſtwein eingeſchenkt in den Pokalen perlte. Noch vor dem Schmauſe wurde Laertes auf Veranſtaltung ſeiner treuen alten Dienerin gebadet und geſalbt, und legte zum erſtenmale nach langen Jahren wieder ſein ſchönes fürſtliches Gewand an. Während er ſich damit bekleidete, nahte ſich ihm unſichtbar die Göttin Pallas Athene, und verlieh auch dem Greiſe aufrechten Wuchs und Hoheit der Geſtalt. Als er wieder zu den Andern eintrat, blickte ſein Sohn Odiſſeus verwundert an ihm empor und ſprach: „Vater, ſicherlich hat einer der unſterblichen Götter dir Geſtalt und Wuchs verherrlicht!“ „Ja, bei allen Göttern,“ ſagte Laertes, „wäre ich, wie ich mich heute verjüngt und kräftig fühle, geſtern bei dir im Saale geſtanden und hätte an deiner Seite gekämpſt: fürwahr, es wäre mancher Freier ſterbend vor mir ins Kniee geſunken!“

So wechſelten ſie miteinander freudige Geſpräche, und ſetzten ſich endlich Alle ums Mahl. Jetzt kam auch der alte Meier Dolius ſammt ſeinen Söhnen, müde von der Feldarbeit, zurück. Ueber die Schwelle getreten, ſahen ſie den König Odyſſeus daſitzen, erkannten ihn und ſtanden ſtaunend, wie in den Boden gewurzelt. Odyſſeus aber redete ihnen freundlich zu: „Geſchwind Alter, ſetze dich mit deinen Söhnen zu uns ans Mahl, wir harren ſchon lang auf euch! nehmt euch ein andermal Zeit zum Staunen.“ Da eilte Dolius mit ausgebreiteten Armen auf den Helden zu, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. „Lieber Herr, Heil dir und Segen,“ rief er, „nachdem du unſer Aller Wunſch erfüllt haſt, und endlich heimgekommen biſt! Sage mir, weiß es Penelope ſchon, oder ſollen wir ihr Botſchaft zukommen laſſen?“ „Sie weiß Alles,“ antwortete Odyſſeus, „du darfſt dich nicht bemühen.“ Da ſetzte ſich Dolius zum Mahle; ſeine Söhne drängten ſich um Odyſſeus, drückten ihm die Hände und hießen ihn willkommen; dann nahmen auch ſie an der Seite ihres Vaters Platz, und Alles ſchmausete fröhlich zuſammen.

Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt

In der Stadt Ithaka eilte inzwiſchen das Gerücht durch alle Straßen und verkündigte das grauſame Verhängniß, das die Freier getroffen hatte. Von allen Seiten her drängten ſich jetzt die Blutsverwanden der Gefallenen nach dem Palaſte des Odyſſeus, wo ſie an einer abgelegenen und abgeſonderten Stelle des Hofes die Leichname der Ihrigen aufgeſchichtet fanden. Unter lauten Wehklagen, darein ſich Drohungen miſchten, trugen ſie die Todten, ein Jeder den Seinigen hinaus, und beſtatteten ſie: die aber aus andern Städten und Inſeln waren, wurden auf ſchnellen Fiſcherkähnen in ihre Heimath geſendet. Dann verſammelten ſich die Väter, Brüder und Anverwandten der Freier insgeſammt auf dem Markte, und in der zahlreichen Volksverſammlung trat Eupithes auf. Dieß war der Vater des Antinous, des jugendlichſten und trotzigſten Freiers, des erſten, der von Odyſſeus Pfeile gefallen war. Der Vater war ein mächtiger, hochangeſehener noch rüſtiger Mann, dem unheilbarer Schmerz um den Tod ſeines Sohnes an der Seele nagte. Dieſer vergoß Thränen vor dem Volke und ſprach: „Freunde, gedenket an das mannichfaltige Unglück, das der Mann, den ich vor euch verklage, über Ithaka und die Nachbarſtädte gebracht hat! Vor zwanzig Jahren entführte er uns ſo viele und ſo tapfere Männer auf ſeinen Schiffen; verlor die Schiffe, verlor die Genoſſen. Endlich allein wieder heimgekehrt, hat er die edelſten Jünglinge unſeres Volksſtamms erſchlagen. Auf denn, ehe ſich der Verbrecher hinüber auf die Pelopsinſel nach Pylos oder Elis rettet, folget ihm nach, ergreiſet ihn! Wir könnten ſonſt vor Schmach die Augen nicht wieder aufſchlagen. Ja für unſere ſpäteſten Geſchlechter wär' es noch eine Schande, wenn wir, ihre Ahnen, die Mörder unſerer leiblichen Söhne und Brüder nicht beſtraft hätten. Ich wenigſtens könnte nicht mehr mit gutem Gewiſſen leben: über ein kurzes, ſo zöge der Schatten des Sohnes mich zu ſich hinab! Darum ihnen nach, wenn ihr Männer ſeyd! greifen wir Vater und Sohn, ehe ſie uns übers Meer entrinnen!"

Erbarmen ergriff die ganze Verſammlung, als ſie den Mann unter Thränen alſo reden hörten. In dieſem Augenblicke kamen aus dem Palaſte des Königes Phemius der Sänger und der Herold Medon gewandelt, und traten auf dem Markt in den Kreis der Verſammelten. Die Männer ſtaunten nicht wenig, die beiden längſt auch verloren geachteten noch am Leben zu ſehen. Hierauf erbat ſich Medon der Herold das Wort, und ſprach zu dem verſammelten Volk: „Männer von Ithaka, höret meine Rede. Was Odyſſeus vollbracht hat, das hat er, ich kann es euch beſchwören, nicht ohne den Rathſchluß der Unſterblichen vollendet. Ich ſelbſt habe den Gott geſehen, der ihm in Mentors Geſtalt immer zur Seite war, und bald dem Odyſſeus das Herz kräftigte, bald umher tobend im Saale, die Beſinnung der Freier zerrüttete. Das Werk dieſes Gottes iſt es, daß ſie ſterbend über einander taumelten."

Entſetzen ergriff das verſammelte Volk, als es den Herold ſo ſprechen hörte. Als der erſte Eindruck vorüber war, nahm ein ergrauter Held, Halitherſes, der Sohn Maſtors, der allein unter Allen auf die Vergangenheit zurückzublicken und hinüber zu ſchauen in die Zukunft verſtand, in der Verſammlung das Wort, und ſprach: „Höret, ihr Einwohner von Ithaka, was ich euch zu Gemüthe führen will. Ihr ſelbſt ſeyd ſchuld an Allem, was geſchehen iſt. Warum waret ihr ſo träge, warum habt ihr meinen und Mentors Rath nicht befolgt, und habt eure üppigen Söhne nicht im Zaume gehalten, als ſie Tag für Tag hingingen, dem abweſenden Manne ſein Gut verpraßten, und unwürdige Forderungen an ſeine Gemahlin richteten, als käme er nimmermehr zurück? Ihr ſelbſt habt euch Alles dasjenige zuzuſchreiben, was jetzt im Palaſte vorgefallen iſt. Und wenn ihr klug ſeyd, ſo werdet ihr mit nichten den Mann verfolgen, der ſich nur der Feinde ſeines Hauſes erwehrt hat. Thut ihr es, ſo komme das Unheil über euch, das ihr euch ſelbſt herbeiziehet.“

Halitherſes trat unter das Volk zurück, und unter der Verſammlung entſtand Getümmel und Zwieſpalt. Die eine Hälfte erhob ſich zornig und ſtürmiſch, die andere beharrte bei der Berathung. Die aufgeregte Hälfte hielt es mit den Vorſchlägen des Eupithes; dieſer Theil der Bürger warf ſich in die Rüſtungen, kam auf dem Blachfelde vor der Stadt zuſammen, und nun ſtellte ſich Eupithes an die Spitze der Heerſchaar und machte ſich mit ihr auf, den Tod ſeines Sohnes und der andern Freier zu rächen.

Sobald Pallas Athene vom Olymp herab den Auszug dieſes Haufens gewahr wurde, trat ſie vor ihren Vater Jupiter und ſprach: „Herr der Götter, eröffne mir, mit welchem Rathe deine Weisheit ſich trägt. Willſt du die ruhigen Einwohner Ithaka's durch Krieg und Zwietracht züchtigen, oder gedenkſt du den Streit beider Parteien im Frieden beizulegen?“ „Was willſt du ſchon Beſchloſſenes erforſchen, Tochter!“ antwortete Jupiter, „haſt du nicht ſelbſt mit meinem Willen den Beſchluß gefaßt und vollzogen, daß Odyſſeus endlich als ein Rächer in ſeine Heimath zurückkehre? Nachdem dir dieß gewährt worden iſt, ſo thue auch ferner, was dir gefällt; willſt du aber mein Gutdünken wiſſen, ſo iſt es dieſes: nachdem Odyſſeus die Freier geſtraft hat, werde ein heiliger Bund beſchworen, und er ſey und bleibe ihr König für immer. Uns aber laß dafür ſorgen, daß aus dem Geiſt aller Betheiligten die Ermordung ihrer Söhne und ihrer Brüder vertilgt werde; gegenſeitige Liebe ſoll unter Allen herrſchen wie zuvor; Einigkeit und Wohlſtand ſollen unerſchüttert bleiben.“

Jupiters Entſcheidung war der Göttin hochwillkommen. Sie verließ das Felſenhaupt des Olymp, durchflog die Luft, und ließ ſich auf der Inſel Ithaka nieder.

Der Sieg des Odyſſeus.

Auf dem Landgute des Laertes war das Mahl vorüber. Sie ſaßen noch um den Tiſch gelagert, als der Held nachdenklich zu ſeinen Freunden ſprach: „Mir däucht, unſere Gegner werden in der Stadt auch nicht gefeiert haben, und es dürfte nicht überflüſſig ſeyn, wenn einer aus dem Hauſe ſich aufmachte, die Straße auszukundſchaften.“ Auf der Stelle ſtand einer von den Söhnen des Dolius auf und ging, ſeinem Worte gehorſam, über die Schwelle des Hauſes. Er brauchte ſich nicht weiter von der Wohnung zu entfernen, denn er ſah einen gewaltigen Heerhaufen im vollem Anmarſche begriffen. Erſchrocken kehrte er zu den verſammelten Freunden in den Saal des Hauſes zurück und rief: „Sie kommen, Odyſſeus, ſie kommen, ſie ſind ganz in der Nähe! Werft euch eilig in die Rüſtungen.“ Da fuhren die Tafelnden vom Tiſche auf, und hüllten ſich augenblicklich in ihre Waffen. Es waren Odyſſeus, ſein Sohn und die Hirten zu vieren, und ſechs Söhne des Dolius, endlich, ſo grauköpfig ſie waren, Dolius und Laertes ſelbſt. Auch ſie hatten ſich gerüſtet und gegürtet. Odyſſeus ſtellte ſich an die Spitze, und der kleine Trupp trat aus der Pforte des Hauſes hervor.

Kaum waren ſie im Freien, als ſich in Mentors Geſtalt der gewaltigſte Bundesgenoſſe zu ihnen geſellte, die erhabene Göttin Pallas Athene. Dieſer Anblick erfüllte den Helden Odyſſeus, der ſie auf der Stelle erkannte, mit der freudigſten Hoffnung. „Telemach,“ ſprach er zu ſeinem Sohn, „erfülle jetzt die Erwartungen, die dein Vater von dir hegt. Zeige dich in der Schlacht da, wo die tapferſten Männer fechten, und mache deinem Stamm Ehre, der ſich von jeher durch Tapferkeit und Muth unter allen Sterblichen ausgezeichnet hat.“ „Kannſt du nach der Schlacht mit den Freiern an meiner Kampfluſt noch zweifeln, Vater?“ erwiederte Telemach. „Du wirſt ſehen, daß ich deinen Stamm nicht ſchände!“ Solcher Worte freute ſich Laertes, der Vater und Großvater. „Welch ein Tag iſt dieß, ihr Götter,“ rief er, „wie frohlockt mein Herz! Einen Wettkampf der Tapferkeit beginnen ihrer drei: Vater, Sohn und Enkel!“ Da nahte Pallas Athene dem Greis, und flüſterte ihm ins Ohr: „Sohn des Akriſius, mir lieb vor allen deinen Streitgenoſſen, richte dein Gebet an Jupiter und Jupiters Tochter: dann wage einen kühnen Lanzenſchwung.“ So ſprach Athene und erfüllte die Bruſt des Alten mit Muth. Er flehte zu Zeus und Athene, und ſandte die Lanze ab. Der Wurf des Laertes fehlte nicht: er traf das Helmviſir des feindlichen Anführers Eupithes, und dieſes vermochte den kräftig geſchwungenen Speer nicht zu hemmen, er durchbohrte die Wange des Feindes, und der Vater des Antinous raſſelte mit ſeinen Waffen getödtet in den Staub. Odyſſeus aber, und Telemach und alle ihre Genoſſen wütheten im Vorderkampfe mit Schwert und Lanze, und ſie hätten alle Feinde vertilgt, und keiner hätte die Heimath wiedergeſchaut, wenn nicht plötzlich Pallas Athene ihre Götterſtimme hätte ertönen laſſen, und ihr lauter Zuruf alle Streiter mitten im Kampfe gehemmt hätte. „Laßt ab, ihr Ithaker, laßt ab,“ rief ſie, „vom unſeligen Kriege; ſchonet Menſchenblut und trennet euch!“

Entſetzen ergriff die Herangekommenen bei dieſem Donnerlaute, die Waffen fielen den Erſchrockenen aus der Hand und rollten auf die Erde, wie vom Sturmwind umgewendet drehten ſich die Feinde und flohen der Stadt zu, nur darauf bedacht, ihr Leben zu retten. Odyſſeus und die Seinigen aber waren beim Rufe der Bundesgenoſſin nicht erſchrocken: hoch ſchwangen ſie Lanzen und Schwerter, und Odyſſeus flog an der Spitze der Verfolgenden, fürchterlich ſchreiend vorwärts, wie ein Adler, der einem Raube zuſtürzt. Vor ihnen allen her aber zog wie im Gewitterflug Athene, noch immer in Mentors Geſtalt.

Doch Jupiters Befehl ſollte erfüllt, und der Friede nicht länger geſtört werden, ſein Blitz ſchlug vor der Göttin in den Boden, und die Unſterbliche ſelbſt bebte vor dem Strahle zurück. „Sohn des Laertes,“ ſprach ſie, zu Odyſſeus rückwärts gewendet, „jetzt laß ab vom Kampfe, bezähme dein Herz, du möchteſt dem allmächtigen Donnerer mißfallen!“ Mit williger Seele gehorchten Odyſſeus und ſeine Schaar, und Athene zog mit ihnen Allen in die Stadt zurück, und auf den Marktplatz von Ithaka. Herolde wurden ausgeſendet und alles Volk zur Verſammlung entboten. Und nun erfüllte ſich Jupiters Verſprechen; aus allen Herzen war der Groll gewichen. An Geſtalt und Stimme Mentorn ähnlich, erneuerte Pallas Athene ſelbſt zwiſchen Odyſſeus und den Häuptern der Stadt und Gegend den Bund des ewigen Landfriedens, und dieſe huldigten mit dem geſammten Volke dem Helden als ihrem König und Schutzherrn. Jubelnde Schaaren begleiteten ihn nach dem Palaſte zurück, aus welchem ihm Penelope, zu welcher der Ruf des Sieges und des Friedens gedrungen war, mit allen ihren Dienerinnen, bekränzt und feſtlich geſchmückt, entgegen trat. Lange glückliche Jahre verlebte das wieder vereinigte Gattenpaar. Erſt in ſpäter Zeit erfüllte ſich an Odyſſeus, was ihm einſt Tireſias in der Unterwelt von ſeinen letzten Schickſalen geweiſſagt hatte.

Viertes Buch.

Aeneas.

Erſter Theil.

Aeneas verläßt die trojaniſche Küſte. — Den Flüchtlingen wird Italien verſprochen. — Sturm und Irrfahrten. Die Harpyien. — Aeneas an der Küſte Italiens. Sicilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchiſes. — Aeneas nach Karthago verſchlagen. — Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohn. — Aeneas in Karthago. — Dido und Aeneas. — Dido's Liebe bethört den Aeneas. — Aeneas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago. —

Aeneas verläßt die trojaniſche Küſte.

Seinen Vater Anchiſes auf den Schultern, ſeinen Sohn Askanius an der Hand, geſchützt von ſeiner Mutter Venus, war der trojaniſche Held Aeneas dem Brande ſeiner eroberten Vaterſtadt entronnen*), und am Fuße des Idagebirges, wo dieſes in das Meer ausläuft, in der kleinen Hafenſtadt Antandros angekommen. Hier ſammelten ſich um ihn befreundete Flüchtlinge in großer Anzahl, Männer, Frauen und Kinder, lauter unglückliche, des Vaterlands verluſtige Menſchen, und alle bereit, unter ſeiner Anführung eine neue Heimath aufzuſuchen. Noch ungewiß, wohin ſie das Geſchick führen, wo es ihnen Ruhe vergönnen würde, fingen ſie mit Hülfe der geretteten und zuſammengeſchoſſenen Habe ſich eine Flotte zu zimmern an, die mit dem erſten Beginne des Frühlings fertig war, unter Segel zu gehen. Der älteſte Trojaner der ſich in ihrer Mitte befand, der greiſe Held Anchiſes ſelbſt gab das Zeichen zum Aufbruch, und ſagte zuerſt dem unterjochten Geburtsland ein ewiges Lebewohl. Weinen und Wehklagen ertönte von den Schiffen, als ſie ſich von der Heimathküſte loßriſſen, und bald war dieſe aus den Blicken der Flüchtlinge verſchwunden.

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von mehreren Tagen landete die Flotte an dem Geſtade Thraciens, das vor Zeiten der wilde Verächter des Bacchus, der König Lykurgus beherrſcht hatte, deſſen jetzige Bewohner aber, ſo lange der Staat der Trojaner noch beſtand, durch gleichen Götterdienſt und Gaſtfreundſchaft mit dieſen aufs genaueſte verbunden waren. Doch hatte dieß Verhältniß eine grauſame Störung erlitten, denn als das Glück von Troja zu wanken begann, und Ajax der Telamonier vom Schiffslager der Griechen aus einen Streifzug zur See gegen die mit Priamus verbündeten Thracier unternommen hatte, lieferte Polymneſtor, der treuloſe König des Landes, den jungen Sohn des trojaniſchen Königs, Polydorus, den Griechen aus und erkaufte ſich mit dieſer Gabe den Frieden. Der Jüngling aber wurde von den Belagerern unter den Mauern Troja's und vor den Augen des Vaters geſteinigt. *)

---

*) S. Bd. II. S. 421 — 422.

Doch Aeneas wußte nicht, an welchem Ufer er mit ſeinen Schiffen vor Anker gegangen war. Voll Freude, eine wirthliche Küſte erreicht zu haben, betrat er mit ſeinen Freunden das Land, und ohne von den Eingebornen gehindert zu werden, ſchritten ſie zu einer Niederlaſſung, und legten den Grund zu einer neuen Stadt, in deren ruhigem Beſitze ſie ſich von den Schlägen des Schickſals zu erholen gedachten, und welcher Aeneas, als das Haupt der Auswanderer, ſeinem eigenen Namen nach den Namen Aenos beilegte. Der Bau war ſchon im Werden, und der fromme Held wollte für ſein Werk den Schutz der Unſterblichen erflehen, und brachte Jupiter dem Göttervater und ſeiner eigenen Mutter Venus einen untadlichen Stier am Geſtade zum Opfer. In der Nähe befand ſich ein luſtiger Hügel, auf welchem Kornellen und Myrthen in üppigem Wuchſe wucherten. Nach dieſem

---

*) S. Bd. II. S. 75 — 84.

Wäldchen hatte ſich Aeneas begeben, um die friſch errichteten Raſenaltäre mit Laub und Zweigen zu bedecken. Da erfuhr er ein Grauſen erregendes Wunder. Sobald er einen Strauch aus den Wurzeln reißen wollte, quollen aus dieſen ſchwarze Blutstropfen und floßen auf den grünen Waldboden, daß dem Helden ſelbſt in den Adern das Blut erſtarrte. Angſtvoll warf ſich Aeneas auf die Erde und flehte zu den Nymphen des Waldes, und zu Bacchus, dem Schutzgotte der thraciſchen Fluren, die Schrecken abzuwenden, mit welchen dieſes Wunderzeichen ihm drohte. Dann ergriff er mit erneuter Kraft ein drittes Bäumchen, und mit dem Knie auf dem Boden geſtemmt, verſuchte er, es zu entwurzeln. Da ließ ſich ein klägliches Stöhnen aus dem Boden vernehmen, und endlich kam ihm eine Stimme zu Ohren, welche in verlorenen Tönen ſprach: „Was quäleſt du mich, unglücklicher Aeneas? meine Seele wohnt in dieſem Boden, in den Wurzeln und Aeſten dieſes Waldes, in welchem ich als Kind einſt ahnungslos ſpielte. Ich bin dein Namensgenoſſe, dein Verwandter, Aeneas, bin Polydorus, der Sohn des Priamus, der einſt von ſeinem Pflegevater an die Griechen verrathen und vor deinen Augen unter Troja's Mauern zerſchmettert ward. Mein Gebein iſt von mitleidigen Thraciern geſammelt und hier im Vaterlande beſtattet worden. Verletze meine Freiſtätte nicht, du ſelbſt aber fliehe dieſes Ufer, das dir und allen Trojanern mit Unheil droht, denn noch herrſcht das Geſchlecht des Verräthers in dieſem Lande.“

Als Aeneas ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, kehrte er zu den Seinigen zurück und meldete das Geſicht zuerſt ſeinem Vater, und dann den andern Häuptlingen des ausgezogenen Volkes. Alle vereinigten ſich, mit ihm die verruchte Stätte des entweihten Gaſtrechts zu verlaſſen. Die begonnenen Arbeiten wurden eingeſtellt, und nachdem ſie dem unglücklichen Polydorus ein Todtenfeſt gefeiert, ſchoben die Trojaner ihre Schiffe wieder vom Strande, beſtiegen ſie und verließen mit ihnen den Hafen. Günſtiger Wind führte ſie bald weit in die offene See hinaus, und nach glücklicher Fahrt erſchien ihnen mitten im Meer, unter vielen andern Inſeln, ein wunderliebliches kleines Eiland, das ſich lachend aus den Fluten emporhob. Seine Name war Delos, es war einſt eine ſchwimmende Inſel geweſen, und Apollo war auf ihr geboren und hatte ſich ihrer, als ſie wie unentſchloſſen um andere Inſeln und Küſtenländer herumirrte, mitleidig angenommen, und ſie in der Mitte der Cykladeninſeln in dem Meeresgrunde befeſtigt, daß ſie hinfort den Stürmen trotzen und glückliche Bewohner nähren konnte. Die Menſchen, die ſich dort anſiedelten, hatten dankbar ihre Stadt dem Apollo geweiht, und waren gaſtliche, gute Leute. Dorthin ſteuerte Aeneas mit ſeiner Flotte, und ein ſicherer Hafen nahm die müden Seefahrer auf. Sie landeten und betraten die Stadt, die dem Fernhintreffer Phöbus Apollo gewidmet war, mit tiefer Ehrfurcht. Ihr König Anius, der zugleich Prieſter des Phöbus war, wandelte, mit der heiligen Binde um die Schläfe, und dem Lorbeer in der Hand, den Ankömmlingen entgegen, und erkannte in dem greiſen Anchiſes einen alten Gaſtfreund. Unter Gruß und Handſchlag wurden Aeneas und ſeine Genoſſen in die Mauern aufgenommen, und wallfahrteten vor allem andern in den alterhümlichen Tempel des Schutzgottes der Inſel. Aeneas warf ſich in tiefer Ehrfurcht vor dem Haus Apollo's nieder, und betete mit aufgehobenen Händen: „Gib uns, du großer Beſchützer des trojaniſchen Volkes, ein eigenes Haus, gönn' uns eine bleibende Stadt; laß das Geſchlecht deiner Schützlinge nicht ausſterben, hilf ihnen ein zweites Troja gründen! Sprich, wer ſoll unſer Führer ſeyn? wohin ſchickſt du uns? Gib uns ein Zeichen, großer Gott, offenbare dich unſern Seelen!"

Kaum hatte der Held ſolches geſprochen, als die Schwelle des Gottes, der Lorbeerhain, der den Tempel umgab, und das ganze Gebirge ringsumher ſichtlich und fühlbar erbebte, und aus den offenen Hallen des Tempels ertönte vom Dreifuße das Orakel heraus: „Ausdauerndes Volk der Dardaner, ihr kehret in den Schooß eines Landes zurück, das ſchon den Stamm eurer Ahnherren getragen hat. Eure alte Mutter ſuchet ihr auf: von dort aus wird das Haus des Aeneas in ſeinen ſpäteſten Enkeln alle Länder der Erde beherrſchen."

Bei der Stimme des Gottes hatten ſich alle demüthig zur Erde niedergeworfen. Als ſie den günſtigen Ausſpruch vernommen hatten, ſprangen ſie freudig wieder auf; ein jubelndes Getümmel entſtand, und ſie befragten ſich untereinander, von welchem Lande wohl Apollo ſpreche, und wo den Irrenden eine neue Heimath winke.

Als ſie ſo untereinander berathſchlagten, erhob der ehrwürdige Held Anchiſes, der Vater des Aeneas, der in die Kunden der Vorwelt eingeweiht war, ſeine Stimme: „Laßt mich euch, ihr Häupter des Volkes," ſprach er, „eure Hoffnungen deuten. Mitten im inſelreichſten Meere liegt eine Inſel, aus welcher Jupiter, der Göttervater ſelbſt abſtammt. Sie heißt Kreta und iſt auch die Wiege unſeres Volksſtammes. Und wie Troja's Hauptgebirg, heißt auch die waldige Bergkette, die ſich durch dieſes Inſelland zieht, das Idagebirg. Zu ſeinen Füßen dehnen ſich die fruchtbarſten Fluren, und mit hundert Städten iſt das Land geſchmückt. Dorther ſoll unſer Stammvater Teucer ins troiſche Land gekommen ſeyn, dorther all unſer Götterdienſt ſtammen, und gewiß, dorthin führt uns auch jetzt Apollo's Befehl, laſſet uns ihm folgen! Die Reiſe dorthin iſt nicht allzuweit, ſchickt uns Jupiter Fahrwind, ſo befindet ſich unſere Flotte am dritten Morgen im Angeſichte der Inſel Kreta.“

Den Flüchtlingen wird Italien verſprochen.

Ueber dieſe Deutung waren die Auswanderer hoch erfreut. Ehe ſie wieder zu Schiffe gingen, ſchlachteten ſie dem Meeresgotte Neptunus (Poſeidon) und dem Apollo, der ſie mit ſeinem Orakel getröſtet hatte, jedem einen Stier, und den mächtigſten Winden Lämmer, dem wilden Sturm ein ſchwarzes, dem ſanften Zephyr ein weißes. Dann verließen ſie den Hafen von Delos, und ihre Schiffe durchflogen mit dem günſtigſten Fahrwinde die Wellen; es war das Inſelmeer der Cykladen, das Gewäſſer ſchien ganz von Eilanden zu wimmeln, die da und dort mit ihren ſchneeweißen Marmorfelſen aus den Fluten ſtiegen. Der heiterſte Himmel begünſtigte die Fahrt; in die Wette ſteuerten die Fahrzeuge dahin, und von allen Seiten ertönte fröhliches Geſchrei der Schiffenden: „Auf, ihr Freunde, Kreta geſucht, das theure Heimathland unſerer Väter aufgefunden!“

Am dritten Morgen hatte die Flotte wirklich, wie es von Anchiſes vorausgeſagt worden war, den lachenden Strand der Inſel Kreta erreicht, und als die Flüchtlinge ausgeſchifft waren, und ſich von den Einwohnern wohl aufgenommen ſahen, fing Aeneas abermals mit großer Begierde die erſehnten Mauern einer Pflanzſtadt zu gründen an. Die Flotte war ans Ufer gezogen, und unter den fleißigen Händen der Pflanzer ſtiegen bald Mauern und Häuſer empor, und ſie fingen an ſich wohnlich einzurichten. Nach Pergamus, der Burg von Troja, gab Aeneas der neuen Stadt den Namen Pergamus, und auch ſie erhielt ihre geſonderte Burg auf einem Hügel. Schon beſchäftigte ſich die Pflanzung mit den erſten bürgerlichen Einrichtungen; unter dem jungen Volke der Auswanderer wurden Ehen geſchloſſen, Aecker wurden vertheilt, und die Häupter des Volks traten zuſammen und beriethen ſich über die Geſetze des erneuten Volkes: da bedrohte ein neues Unglück die armen Flüchtlinge mit gänzlichem Verderben. Ein glutheißer Sommer brannte ringsum die Felder aus, ohne Nahrung erkrankte die Saat, Gras und Kräuter verdorrten, auf den Bäumen verwelkten die Blüthen ohne Früchte; ein ſchreckliches Sterben riß unter den Menſchen ſelbſt ein, und was der Tod verſchonte, das ſchleppte ſieche Leiber herum. Auf einer Verſammlung, in welcher der zuſammenſchmelzende Haufen über ſeine troſtloſe Lage berathſchlagte, ſtand Anchiſes mit bekümmertem Herzen auf und rieth ſeinen Unglücksgefährten, die Schiffe wieder zu beſteigen, rückwärts nach dem Cykladenmeere zu ſteuern, und wieder auf der Inſel Delos das Orakel dieſes Gottes um gnädigen Aufſchluß anzuflehen, wohin ſie die Schifffahrt ferner zu richten hätten, und welches Ziel ihrer Noth beſtimmt ſey. Dieſem Rathe trat das geſammte Volk bei, und ſie beſchloßen, alles bewegliche Eigenthum auf die Schiffe zurückzubringen, ſobald dieſes geſchehen ſey, die Anker zu lichten, und die faſt vollendete Stadt zu verlaſſen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, und unter fortdauerndem Elende die letzte Nacht herankam, welche ſie unter Kreta's unglücklichem Himmel zuzubringen gedachten, lag Aeneas, müde von Sorgen, und doch ſchlaflos, auf ſeinem Bette, und ſein Geiſt brütete in der ſtillen Finſterniß. Jetzt ſtellte ſich ein plötzliches Geſicht ſeinen Augen dar. Der Vollmond brach eben aus den Wolken und erhellte mit ſeinen Strahlen die Räume ſeines Schlafgemachs. Da ſchienen in voller Beleuchtung hart vor dem Liegenden die heiligen Hausgötter der Trojaner, die er aus dem wüthenden Feuer ſeiner Vaterſtadt gerettet hatte, zu ſtehen. Ihr Mund that ſich auf, ihre nie vernommene Stimme ſprach zu ihm, und was ſie redeten, waren Worte des Troſtes: „Apollo ſelbſt,“ ſo lautete ihre Rede, „ſchickt uns in deine Behauſung. Du ſollſt uns vertrauen: wir, die wir aus dem Brande Troja's dir folgten, und auf deiner Flotte mit dir durch die ſtürmiſche Meeresfluth gefahren ſind, wir werden deinem Geſchlecht einen Wohnſitz finden, den Ruhm deiner Enkel verherrlichen, und ihrer Stadt die Herrſchaft der Welt verleihen. Du ſelbſt biſt dazu erkoren, deinen großen Nachkommen dieſen Sitz vorzubereiten, und darfſt deßwegen die langen Beſchwerden der Flucht nicht ſcheuen. Freilich, den Ort, wo du dich jetzt angeſiedelt, mußt du verlaſſen, nicht dieſes Ufer hat der deliſche Apollo gemeint, nicht auf Kreta ſollteſt du dich anbauen; nein, weit von hier liegt das Land, auf welches dich der Götterſpruch hinweißt, die Griechen nennen es Heſperien: es iſt ein uraltes Land, mächtig durch die Waffen ſeiner Bewohner, reich durch den Segen ſeines Bodens. Seine erſten Bewohner hießen Önotrier, von den jüngern ſoll es jetzt Italien genannt werden, und das Volk Italervolk, nach dem Namen eines einheimiſchen Königes Italus. Dieß iſt der Sitz, der euch von euren Ahnen her gehört, dorther ſtammen eure Väter Dardanus und Jaſius, die älteſten Begründer eueres Geſchlechts. Wohlan, mach' dich auf, melde deinem betagten Vater fröhlich dieſes unzweifelhafte Wort, Italien ſoll er aufſuchen: die Gefilde Kreta's verweigert euch Jupiter."

Ein kalter Angſtſchweiß hatte den Helden überlaufen, ſo lange die Götter vor ihm ſtanden und ſprachen; doch als ſie verſchwunden waren, fühlte er ſich von ihren Worten wunderbar getröſtet, raffte ſich vom Lager auf, ſtreckte die flachen Hände betend, wie die Alten pflegten, gen Himmel empor, und brachte auf ſeinem Hausheerde den heimiſchen Göttern ein Trankopfer dar. Nachdem dieſes fröhlich vollbracht war, eilte Aeneas zu ſeinem alten Vater, und meldete ihm ausführlich das Nachtgeſicht. Dieſem gingen die Augen des Geiſtes auf: er erkannte den doppelten Urſprung der Trojaner, den einen von Dardanus, den andern von Teucer, und ſah nun wohl ein, daß er in der Verwechslung der beiden alten Stammländer ſich getäuſcht habe. „Lieber Sohn," ſprach er, „jetzt erſt erinnere ich mich, daß die Seherin Kaſſandra allein es war, welche mir das Geſchick der Zukunft richtig geweiſſagt hat. Sie verkündigte unſerem

Geſchlecht ein Land, welches ſie bald Heſperien, bald Italien benannte. Das geſchah aber, als Troja noch lange ſtand, und wer dachte damals im Ernſte daran, daß jemals teukriſche Männer ihre Heimath verlaſſen, und nach den fernen Küſten Heſperiens auswandern würden? ja, wer achtete damals überhaupt nur auf die Reden Kaſſandra's, die für eine Närrin und keine Seherin galt! Jetzt aber laßt uns dem Wort Apollo's nachgeben, und auf ſeine Warnung dem beſſeren Winke folgen."

So ſprach Anchiſes. Inzwiſchen hatte ſich das Volk zur beſchloſſenen Abfahrt nach Delos verſammelt; als es nun die neue Weiſung der Götter vernommen, brach es in einen lauten Jubel aus. Alles rüſtete ſich; nur wenige Kranke und Geneſende blieben in der neugegründeten Pflanzſtadt zurück. Durch ſie wurde die neue Anſiedelung der Trojaner erhalten; glücklichere Zeiten kamen, die kleinen Ueberbleibſel vermehrten ſich, und in ſpäten Tagen blühte auf der Inſel Kreta noch Pergamus die Troerſtadt.

Die Andern aber richteten die Segel, und bald ſteuerte die Flotte wieder auf der hohen See.

Sturm und Irrfahrten. Die Harpyien.

Als kein Land mehr ſichtbar, und rings herum nur Himmel und Gewäſſer war, ſammelte ſich über den Häuptern der Schiffenden ein graues Gewölk, das Nacht und Sturm herbeiführte, und die Woge fing in ſchwarzer Finſterniß zu ſchauern an. Sofort brachten Orkane das Meer in Aufruhr, Berge von Fluthen ſtiegen auf, die Flotte ward auseinander geworfen, und die Schiffe trieben zerſtreut über den ſtrudelnden Abgrund hin. Die ſchwarzen Wetterwolken raubten das Tageslicht und hüllten Alles in eine dichte Regennacht, welche nur Blitz auf Blitz aus den zerriſſenen Wolken erhellte. Dieſes fürchterliche Ungewitter dauerte drei Tage und drei ſternloſe Nächte, und während dieſer Zeit wußte ſelbſt der erfahrene Steuermann der Flotte, Palinurus, nicht mehr, wo ſich in dem blinden Dunkel die Schiffenden befanden, und welcher Himmelsgegend die umhergeworfenen Fahrzeuge zugetrieben wurden. Endlich am vierten Tage legte ſich der Sturm allmählig, ein fernes Gebirg zeigte ſich am Horizont. Dieſer Anblick gab den Verzweifelnden den geſchwundenen Muth wieder: als ſie dem Lande näher gekommen waren, zogen ſie die Segel ein, warfen ſich über die Ruder, und wühlten mit aller Anſtrengung in dem noch immer empörten Meeresſchaum.

Das Land, welches die Verirrten aufnahm, gehörte einer der beiden Strophadeninſeln an, die ſich im großen joniſchen Meere befinden, der Pelopsinſel gegenüber. Es war ein unwirthliches, durch ſchauerliche Bewohner verrufenes Land. Die Harpyien, die gefräßigen Ungeheuer, ſeitdem ſie die Wohnung des Königes Phineus verlaſſen hatten, und von ſeinem unglücklichen Tiſche verſcheucht worden waren, hatten an dieſem Geſtade den häßlichen Sitz aufgeſchlagen. Dieſe grauenhaften Scheuſale waren, wie bekannt, ein Vogelgeſchlecht mit Jungfrauengeſichtern, die aber, beſtändig vom Hunger gebleicht, entſetzlich anzuſchauen waren. An den Händen hatten ſie Krallen, mit welchen ſie alle Speiſe ergriffen, deren ſie ſich bemächtigen konnten, und mit dem ekelhaften Abfluß ihres Leibes beſudelten ſie jeden Ort, an dem ſie erſchienen.

Von dieſen Bewohnerinnen des ihnen gänzlich unbekannten Ufers hatten Aeneas und ſeine Fluchtgenoſſen keine Ahnung. Sie liefen in den Hafen ein, der vor ihnen lag, und waren ganz fröhlich, als ſie ſich wieder auf feſtem Lande befanden. Der erſte Anblick des Geſtades zeigte ihnen auch nichts Unheimliches: Heerden von Rindern und Ziegen gingen luſtig auf der Weide, ohne alle Hüter. Der ausgeſtandene Hunger hieß die Gelandeten nicht lange zögern: ſie fuhren mit dem Schwert unter das Vieh, brachten Jupiter und den Göttern ein Schlachtopfer dar, und ſetzten ſich ſelbſt zum leckeren Schmaus am Ufer in die Runde. Sie erfreuten ſich aber des Mahles noch nicht lange, als ſie plötzlich von den nahen Hügeln her einen lauten Flügelſchlag wie von vielen Vögeln vernahmen. Als wären ſie vom Sturmwinde herbeigeführt, erſchienen plötzlich die Harpyien, fielen über die Speiſen her, zerrten daran herum, und beſudelten Alles mit ihrer abſcheulichen Berührung. Allenthalben ertönte ihre gräßliche Stimme und verbreitete ſich ihr ſcheußlicher Peſthauch. Die Tafelnden flüchteten ſich mit ihrer Opfermahlzeit an eine abgelegene Stelle, unter einen hohlen Felſen, der rings von ſchattigen Bäumen eingeſchloſſen war. Hier zündeten ſie Feuer auf neuen Raſenaltären an, und ſtellten auch ihr Mahl wieder auf. Aber aus den heimlichſten Winkeln, und von ganz anderer Himmelsgegend her kam wieder derſelbe ſauſende Schwarm, machte ſich mit ſeinen Krallenfüßen an die Beute, und befleckte das Mahl auf alle Weiſe. Aeneas und die Seinigen griffen endlich zu dem letzten

Mittel, ſie verbargen ihre Schwerter und Schilde ringsumher im Gras, und als die häßlichen Vögel ſich wieder im Schwarme herniederſenkten und die krummen Ufer umflatterten, brachen ſeine Genoſſen auf das Zeichen eines ihrer Freunde, der vom Felſen herab ſeine Beobachtungen anſtellte, los und verſuchten es, die Unthiere mit ihren Schwertern zu erlegen. Aber keine Gewalt vermochte das Gefieder zu durchdringen, keine Wunde ſaß auf ihren Rücken feſt: eilige Flucht entzog ſie den Streichen, ſie ließen ihre Beute angefreſſen zurück, und überall Spuren voll Unflaths. Nur eine von den Harpyien, Celäno mit Namen, ſetzte ſich auf den höchſten Felſen, und brach in die prophetiſchen Fluchworte aus: „Iſt es nicht genug, uns Rinder und Ziegen gemordet zu haben, ihr trojaniſchen Fremdlinge? müßt ihr uns unſchuldigen Harpyien auch noch aus dem Heimathlande vertreiben? Nun ſo höret die Prophezeihung, die mir Phöbus anvertraut hat, und die ich euch als Rachegöttin verkündige. Ihr fahret nach Italien, ihr werdet es auch erreichen, ſein Hafen wird euch aufnehmen: aber nicht eher umgebet ihr die euch verheißene Stadt mit Mauern, als bis euch ein gräßlicher Hunger, die Strafe für das Unrecht, das ihr an uns beginget, zwingen wird, von euren eigenen Tiſchen zu nagen, und dieſelben aufzuzehren." So ſprach ſie, ſchwang die Fittige, und floh in die Waldung zurück. Den Trojanern erſtarrte das Blut in den Adern vor Schrecken; ſie wußten nicht, hatten ſie es mit fluchwürdigen Vögeln, oder mit mächtigen Göttinnen zu thun. Endlich hob der Vater Anchiſes ſeine Hände flehend gen Himmel und betete zu den Göttern um Abwendung alles Unheils. Dann rieth er ſeinem Sohn und den Genoſſen der Flucht, ſich in aller Eile wieder einzuſchiffen.

Aeneas an der Küſte Italiens. Sicilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchiſes.

Nach langen Irrfahrten und mancherlei Abentheuern erſchien endlich eine niedrige Küſte mit dämmernden Hügeln aus der Ferne. „Italien," rief zuerſt der Held Achates, der das Land vor den Andern erblickt hatte. „Italien!" riefen einfallend unter Freudengeſchrei die jubelnden Genoſſen. Der Greis Anchiſes bekränzte einen geräumigen Becher und füllte ihn bis zum Rande mit Wein. Auf dem Hinterverdecke ſtehend, flehte er die Meeresgötter um günſtigen Wind und leichte Fahrt an. Auch wehte wirklich die erbetene Luft kräftiger, immer näher flogen ſie einem ſich vor ihren Augen erſchließenden Haſen, und von einem Hügel des Landes winkte ihnen ein ſchöner Minerventempel. Vertrauensvoll rollten ſie die Segel zuſammen, und drängten die Schiffe nach dem Strande. Der Haſen bildete, von der öſtlichen Brandung des Meeres ausgehöhlt, einen Bogen, an vorgelagerten Klippen ſpritzte die Meerfluth ſchäumend auf, eine Mauer gethürmter Felſen ſenkte rechts und links ihre Arme ins Meer herab, und der Tempel, in der Mitte der Bucht gelegen, trat in den Hintergrund. Hier erblickten ſie am Geſtade als erſtes Vorzeichen vier ſchneeweiße Roſſe, die hier und dort im tiefen Graſe weideten. „Roſſe bedeuten Krieg," rief Anchiſes aus, „mit Kriege droht uns dieſes Land, ſo gaſtlich es ausſieht. Laßt uns

Minerva, die auf uns herniederblickt, anbeten, und eilig mit unſern Schiffen umkehren!"

Sie thaten nach dem Rathe des Alten, und flogen zurück in das Meer. Nun ſchifften ſie an mancherlei Küſtenländern vorüber, immer dem Süden zu, vorbei am Meerbuſen von Tarent, an der Stadt Kroton mit ihrem Junostempel, an dem klippenvollen Skylation. Schon tauchte aus der fernen Fluth Sicilien mit ſeinem Aetna, ſchon von Weitem hörten ſie jetzt ein gewaltiges Toſen des Meeres, Brandung um die Felſen, am Geſtade gebrochenen Laut: aus tiefem Abgrunde ſprudelte die Fluth empor, und Sand unter Waſſerſchaum ſtäubte in die Luft. „Das iſt die Charybdis," rief der länderkundige Anchiſes, „das gräßliche Felſenriff. Werft euch an die Ruder, Gefährten, reißet uns aus der Todesgefahr." Eifrig lenkten Alle mit den Schiffen zur Linken um, Palinurus mit dem krachenden Schiffſchnabel voran. Bald flogen die Schiffe aus den Wölbungen des Strudels zu den Wolken empor, und wenn die Wogen verrollten, verſanken ſie wie in die Unterwelt, und dieß geſchah zu dreien Malen. Als ſie der Gefahr glücklich entronnen waren, geriethen ſie, aller Bahn unkundig, an den Strand der Cyklopen, wo ein geräumiger Hafen ſie aufnahm. In ihrer Nähe hörten ſie hier den feuerſpeienden Berg Aetna donnern, der bald ſchwarzes Gewölk, Pechqualm und glühende Aſche in die Luft emporwirbelt, bald das Eingeweide des Berges, Steine und geſchmolzene Felſen hinausſchleudert, und vom unterſten Grunde aus brauſend ſiedet. Der Leib des Giganten Enceladus, vom Blitze Jupiters verſengt, ſoll hier in den Gründen der Erde liegen, und der mächtige Aetna, über denſelben geworſen, ſende, ſagt man, den Flammenhauch des Rieſen aus ſeinem Schlund empor; ſo oft jener, unter der drückenden Laſt ermattet, ſeine Seite wechſelt, bebt die ganze Inſel von dumpfer Erſchütterung, und ein Rauch hüllt den Himmel in ſeinen Schleier.

Aeneas und ſeine Genoſſen waren bei Nacht an die Inſel verſchlagen worden, und der Berg war ihnen noch dazu von Wäldern verdeckt. Auch umzog den verfinſterten Himmel ein dickes Gewölk, und hinter ſeinen Schichten verbargen ſich der Mond und die Sterne. So hörten ſie die ganze Nacht hindurch nur das fürchterliche Toſen ohne die Urſache deſſelben errathen zu können. Als de Morgenſtern am Himmel ſtand, und Aurora die Schat ten vertrieb, ſahen die Flüchtlinge, die ſich am Strand gelagert, einen fremden ſeltſamen Mann, ganz in Lum pen gehüllt, ein rechtes Jammerbild des Elendes, plöt lich aus den Wäldern hervortreten, und die Hände flehen nach ihnen zu dem Ufer ausſtrecken. Abſcheulicher Schmu entſtellte ihn, die Fetzen ſeines Gewandes waren m Dornen zuſammengeheftet, ſein langes verwirrtes Bar haar flog im Winde. Uebrigens erkannte man auch dieſem jämmerlichen Aufzuge noch den Griechen, der ei vor Troja gekämpft hatte. Als dieſer in der Ferne tr janiſche Rüſtungen ſah, ſtutzte er einen Augenblick u hemmte ſchüchtern ſeine Schritte. Bald aber rannte entſchloſſen wieder vorwärts zum Ufer, und flehte w nend zu den Ankömmlingen hinüber: „Bei den Geſtirn bei den Göttern, beim Himmelslichte beſchwöre ich eu Trojaner, nehmet mich fort mit euch, wohin es a gehen mag! Ich weiß wohl, ich bin einer vom Dana heer, ich habe eure Stadt beſehdet, habe ſie zerſtö helfen. Nun, ſeyd ihr unverſöhnlich, ſo reißet mich in Stücke, und verſenkt mich im tiefſten Waſſer: wird mir ſo doch der Troſt zu Theil, von Menſchenhänden zu ſterben!“ So ſprach der Unglückliche, umfaßte die Kniee des Helden Aeneas und ſchmiegte ſich feſt an ihn an. Da ermahnten ihn Alle, ſein Geſchlecht, ſeinen Namen, ſein Schickſal zu melden, und der ehrwürdige Greis Anchiſes reichte ihm ſelbſt die Hand, und nöthigte ihn, vom Boden aufzuſtehen. Allmählig erholte ſich der Arme von der Furcht. „Ich ſtamme,“ begann er, „aus Ithaka, und war ein Genoſſe des erfahrungsreichen Helden Odyſſeus. Achemenides iſt mein Name: weil mein Vater Adamaſtus arm war, entſchloß ich mich, mit gegen Troja zu ziehen. Es war mein Unheil; den Gefahren des Krieges glücklich entronnen, wurde ich hier in der ſcheußlichen Höhle des Cyklopen, als Odyſſeus und meine andern Begleiter, ſo viele der Menſchenfreſſer noch nicht geopfert hatte, die Höhle mit Liſt verließen, krank und elend in einem Winkel der Kluft liegend, vergeſſen. Ich hatte es mit angeſehen, wie das Ungethüm von meinen armen Freunden ein Paar ums andere verſchlang, und mit Hand angelegt, als der einäugige Rieſe von Odyſſeus im Rauſche geblendet ward. Ich ſelbſt bin nur durch ein Wunder aus ſeiner Höhle entkommen; aber, umringt vom ungeſchlachten Volke der Cyklopen, brachte ich ſeit vielen Tagen mein Leben in Hunger und Todesangſt hin. Auch ihr, unglückliche Fremde, wenn ihr nicht die Beute dieſes abſcheulichen Rieſenvolkes werden wollet (denn gleich Polyphem irren über hundert in dieſem unwirthlichen Gebirg umher), auch ihr beſteiget eilig die Schiffe wieder, und löſet die Seile vom Strand! Drei

Monate ſind es, daß ich zwiſchen Höhlen und Wildlagern mein Leben fortſchleppe, mich von der ärmlichen Koſt der Waldbeeren und Wurzeln ernährend, ſtets auf der Lauer vor dem Rieſengeſchlechte, vor deſſen toſenden Tritten und brüllenden Stimmen ich erbebe. Da ſah ich dieſe Flotte dem Ufer nahen; ihr mich zu ergeben, brach ich auf, weſſen ſie auch ſeyn mochte."

Kaum hatte er dieſes geſprochen, als die Trojaner auch ſchon auf der Höhe des Berges den Cyklopen Polyphem gewahr wurden, den unförmlichen Rieſen mit dem geblendeten Auge, einen behauenen Fichtenſtamm als Stock in der Hand, inmitten ſeiner Schafheerde, ſeines einzigen Troſtes im Unglück, einherſchlendernd. Am Meere angekommen, ging er mitten in die Fluthen hinein, die ihm doch noch nicht einmal bis an die Hüfte gingen. Hier bückte er ſich, und wuſch aus dem ausgeſtochenen Auge das immer noch fließende Blut, ſtöhnend und zähneknirſchend. Bei dieſem gräßlichen Anblicke beſchleunigten die Trojaner ihre Flucht, nahmen den bejammernswürdigen Flüchtling, obgleich er ihr Stammfeind war und ihre Stadt hatte zerſtören helfen, mit ſich zu Schiffe, und hieben ſtillſchweigend die Seile ab. Jetzt vernahm der Rieſe den Ruderſchlag und wandte ſeine Schritte, noch immer in der Fluth, dem Schalle des Geräuſches zu. Mit Mühe entging das letzte Schiff ſeinen haſchenden Händen, und als er vergebens in die Luft griff, erhob er ein ſo ungeheures Gebrüll, daß die Klüfte des Aetna wie von einem langen Donner wiederhallten, und das ganze Cyklopengeſchlecht, in den hohen Bergen aufgeſtört, zum Geſtade herabgerannt kam. Wie luftige Eichen oder Cypreſſen ragten ihre Häupter gen Himmel, und ſie ſchickten der abſegelnden Flotte drohende Blicke nach.

Um der Scylla und Charybdis zu entgehen, ſegelte dieſe rückwärts, längs dem Geſtade der Inſel hin, von Achemenides berathen, der dieſen Weg früher mit Odyſſeus zurückgelegt hatte. Auf dieſer Fahrt traf den Aeneas ein großer Schmerz. Sein greiſer Vater Anchiſes, von den Anſtrengungen, Gefahren und Schrecken der Reiſe ermattet, ſollte Italien, das gelobte Land ſeiner Sehnſucht, nicht mehr erreichen. Er wurde zuſehends ſchwächer, ſeine Sinne ſchwanden, ſeine Zunge erlahmte, und ohne nur ein Lebewohl ſagen zu können, gab er in den Armen ſeines Sohnes den Geiſt auf, als ſie eben in den Hafen der ſicilianiſchen Stadt Trepanum eingelaufen waren.

Die trojaniſchen Flüchtlinge veranſtalteten dem ehrwürdigen Vater ihres Führers ein feierliches Leichenbegängniß. Doch hing Aeneas nicht lange der Trauer nach. Die Verheißung der Götter trieb ihn, das Volk, welches ſich ihn zum Beſchützer erkoren hatte, dem Lande der Ahnen entgegenzuführen, und das verſprochene Reich dort zu gründen.

Aeneas nach Karthago verſchlagen.

Kaum hatte die Flotte Sicilien aus dem Geſichte, und ſegelte fröhlich auf der hohen See dahin, als Juno (Here), die alte Feindin der Trojaner, die vom Olymp auf den Schiffszug herniederblickte, bei ſich ſelber ſprach: „Wie, ſollte mein Beginnen auf halbem Wege ſtehen bleiben? ſollte Troja nicht ganz zerſtört, ſein Volk und Königsgeſchlecht nicht mit der Wurzel vertilgt ſeyn? Soll dieſer Eidam des Priamus, ſoll ſein Enkel wirklich von Italien Beſitz nehmen? Konnte nicht Pallas die heimkehrende Flotte der Griechen auseinanderſchlagen, und mit Orkanen das Meer durchwühlen, nur um die Schuld Ajax des Lokrers zu rächen: und ich, die Königin der Götter, Jupiters Gemahlin und Schweſter, ſoll dieſes eine Volk Jahre lang vergebens bekämpfen?“ Solche Gedanken bewegte ſie in ihrem zornigen Herzen, und eilte in das Gebiet der Stürme, nach der Grotte des Aeolus, des Königs der Winde. Auf ihren Befehl und ihre Bitten, mit reizenden Verſprechungen gemiſcht, ließ dieſer ſämmtliche Winde aus ihrem Verſchloſſe los; dieſe ſtürzten wie Heere zur Feldſchlacht heraus, wirbelten durch die Länder, legten ſich, Oſt und Süd, Weſt und Nord, zugleich auf das Meer, und reizten die Wogen gegen einander auf, in deren Mitte die Flotte des Trojaners ſchwamm. Ein Jammergeſchrei erhob ſich unter den Männern, die Taue raſſelten, während Blitz auf Blitz zückte, und die Donner durch den Himmel rollten. Aeneas pries in dieſem Augenblicke alle diejenigen glücklich, die unter Troja's Mauern zu ſeiner Vertheidigung gefallen waren, er beneidete ſeine Freunde Sarpedon und Hektor um den Tod durch die Hand des Tydiden und des großen Achilles. Aber ſeine Seufzer verwehte der Nordorkan, der die Segel der Schiffe nach vorn riß, und dieſe ſelbſt auf fürchterlichen Waſſerbergen bis in die Wolken ſchleuderte. Die Ruder zerbrachen, die Meerfluth brach ein, und die Schiffe legten ſich wie ſterbend auf die Seite. Drei von den Fahrzeugen ſchleuderte der

Südwind auf verborgene Klippen, drei ſtieß der Oſtwind von der hohen See auf ſeichte Sandbänke; auf eines, das lyciſche Bundesgenoſſen mit ihrem Führer Orontes trug, wälzte ſich eine ungeheure Welle nieder, und warf den Steuermann kopfüber ins Meer; dann drehte der Wirbel das Schiff dreimal in der Runde herum, und der Abgrund verſchlang es. Auch das mächtige Schiff des Ilioneus und Achates, das Schiff des Abas und Aletes überwältigte der Sturm, und das Meerwaſſer drang durch die lockern Fugen der Planken ein.

Jetzt endlich nahm der Meeresgott Neptunus von dem brauſenden Aufruhr Kunde, und wunderte ſich über die losgelaſſenen Orkane. Er erhob aus den wilden Wogen ſein ruhiges Haupt, und ſchaute ſich ringsum. Da erblickte er das Geſchwader des Aeneas allenthalben im Meere zerſtreut, und die Schiffe ſeiner Lieblinge, der Trojaner, von den Wogen bedeckt und in Regengüſſen gehüllt. Auf der Stelle erkannte er den Groll und die Ränke ſeiner Schweſter Juno, rief den Oſt und Weſt gebieteriſch zu ſich her, und ſprach zu ihnen: „Was für ein Trotz hat euer freches Geſchlecht ergriffen, ſo ohne meinen Befehl Himmel und Meer untereinander zu miſchen, und die Wogen bis an die Sterne zu thürmen? ich will euch! — Doch für diesmal ſey eure einzige Strafe, die Meeresfluth auf der Stelle zu verlaſſen; geht und ſagt eurem Herrn, nicht ihm ſey der Dreizack und die Herrſchaft über die See verliehen worden, ſondern mir; ihm gehören Felſen und Grotten, wo euer Gemach iſt; dort mag er in verſchloſſenem Kerker über euch herrſchen, bis man euch braucht!“

So ſprach er, und unter dem Sprechen glättete er die ſchwellenden Wogen, verſcheuchte die geballten Wolken und erheiterte die Luft, daß die Sonne wieder ſchien. Seine Meeresgötter mußten die Schiffe, die zwiſchen Klippen gerathen waren, von den zackigen Felſen hinwegdrängen; er ſelbſt hob die auf den Sandbänken aufſitzenden mit ſeinem Dreizacke, wie mit einem Hebel, und machte ſie wieder flott; dann gleitete er auf ſeinem Wagen, von Seeroſſen gezogen, leicht über den Saum der Fluth hin, und das Getöſe des Meeres ſchwieg überall, wohin der Gott mit verhängtem Zügel die Roſſe lenkte, und einen Blick über die Waſſer warf, wie bei einem Volksaufruhr der gemeine Pöbel, der voll Trotzes mit fliegenden Fackeln und Steinen umhertobte, plötzlich ſchweigt und horchend aufblickt, wenn ein Mann von Tugend und Verdienſt erſcheint.

Die müden Seefahrer ſahen eine Küſte vor ſich liegen, rafften ihre Kräfte zuſammen, und ſteuerten dem Lande entgegen. Es war Afrika's Geſtade. Bald nahm ſie ein ſicherer Port auf. Auf der einen Seite ſonnige Wälder auf ſanften Hügeln, auf der andern ein Gehölz voll ſchwarzer Schatten an ſteiler Höhe, im Hintergrunde der Bucht eine Felſengrotte mit Quellen und Moosbänken. Dorthin fuhr mit ſeinen ſieben Schiffen, dieß war der ganze Ueberreſt der Flotte, der Held Aeneas. Die Trojaner ſtiegen aus und lagerten ſich in ihren triefenden Gewanden dem Ufer entlang. Der Held Achates ſchlug an einem Kieſel Feuer, fing die Gluth in trockenen Blättern auf, nährte ſie mit dürrem Reiſig, und fachte ſie durch Schwingen zur Flamme an. Dann wurde das Bäckergeräthe und das vom Waſſer halb verdorbene

Getreide aus den Schiffen ausgeladen, und das gerettete Korn mit dem Mühlſteine zermalmt.

Unterdeſſen erſtieg Aeneas klimmend einen Felſen mit ſeinem treuen Waffenträger Achates, und ließ oben die Blicke über die weite Meeresfläche hinſchweifen, ob er nichts von den vom Sturme verſchlagenen Schiffen erblicken könnte, vom Antheus, vom Kapys mit den Fahrzeugen der Phrygier, von der Flagge des Kaikus; aber kein Schiff begegnete ſeinem Blick: nur drei Hirſche ſah er unten am Strande, denen eine ganze Heerde folgte, deren Nachzügler bis tief in ein Thal hinein weideten. Schnell ließ er ſich Bogen und Pfeile reichen und ſtreckte den Führer der Heerde nieder, einen Hirſch mit hochäſtigem Geweih; und er ruhte nicht, bis er ſieben Thiere erlegt hatte, ſoviel als die Zahl ſeiner Schiffe war. Dann kehrte er zur Bucht zurück; die Beute ward eingeholt und unter die Freunde vertheilt. Auch ſtattliche Krüge mit Wein ließ Aeneas aus den Schiffen herbeiholen, die ein Gaſtfreund an der ſiciliſchen Küſte ihm geſchenkt, und mit dem ſüßen Tranke flößte er Troſt in ihre kummervollen Herzen. „Freunde,“ ſprach er, „ſind wir doch lange mit Trübſal vertraut, ſelbſt mit größerer als dieſe gegenwärtige iſt, darum laßt uns hoffen, daß ein Gott auch ihr ein Ende machen werde. Rufet nur den alten Muth zurück; in ſpäter Zeit werdet ihr euch mit großer Luſt an alle dieſe Leiden erinnern. Denkt nur daran, daß das Ziel ſo vieler Noth und Gefahr Italien iſt, daß uns dort unſer Geſchick ruhige Sitze zeigt, daß dort ein zweites Troja emporblühen wird!“

Der Held ſprach freilich dieſe Hoffnungsworte mit kummervollem Herzen, und er mußte ſeinen tiefen Schmerz gewaltſam in die Seele zurückdrängen. Indeſſen ſchlachteten und brieten die Genoſſen das Wildpret, und labten ſich an Schmaus und Wein, über die verlorenen Genoſſen zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt ſich unterhaltend.

Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohne.

Auf der Zinne des Olymp ſtand Jupiter der Göttervater und heftete die Blicke, die über Meer und Land und Völker geflogen waren, endlich auf die afrikaniſche Küſte, in das libyſche Reich der Königin Dido, wo eben Aeneas gelandet hatte. Zu dem Sinnenden trat ſeine Tochter Venus, in ihren glänzenden Augen ſchwammen Thränen, und ſie ſprach traurig: „Was hat dir mein Aeneas gethan, allmächtiger Beherſcher der Menſchen und der Götter, daß ihm, nachdem er ſchon ſo viel Unheil erduldet hat, der ganze Erdkreis um Italiens willen verſchloſſen wird? Haſt du nicht ſelbſt mir verheißen, daß dorther aus dem erneuerten Blute des trojaniſchen Stammvaters im Laufe der Jahre dereinſt das Römervolk kommen und die Herrſchaft über Land und Meer erhalten ſollte? Nur dieſe Verheißung ſöhnte mich mit dem Falle Troja's aus; was hat deinen Sinn ſo auf einmal verwandelt?"

Der Vater lächelte die Göttin huldvoll an, herzte ſie mit einem Kuß, und ſprach mit dem Blicke, mit welchem er die Wolken vom Himmel verſcheucht: „Sey getroſt, Töchterchen, das Loos deiner Schützlinge bleibt unverrückt. Laviniums Mauern in Italien werden ſich erheben, in mächtigem Kriege wird Aeneas dort ſiegen, trotzige Völker bändigen, Geſetz und Ordnung gründen. Drei Jahre wird er in Latium herrſchen, ſein Sohn Askanius oder Julus wird den Sitz der Herrſchaft von Lavinium nach Alba longa verlegen. Drei Jahrhunderte wird dort das Geſchlecht des Priamus auf dem Throne ſitzen, bis eine Prieſterin der Veſta aus dem Königshauſe dem Kriegsgott Zwillingsknaben gebiert. Von dieſen wird Romulus, von einer Wölfin geſäugt, ſeinem Vater Mars neue Mauern bauen, und der Stifter des Römervolks werden. Die Römer aber mache ich zu Herren der Welt, und ihrer Herrſchaft ſey kein Ziel geſetzt. Juno ſelbſt, welche deinen Sohn jetzo quält, wird ſich mit dieſen ſeinen Enkeln verſöhnen, und ſie mit mir begünſtigen, und der größte Römer wird ein Nachkomme des Julus ſeyn und Julius heißen. Sein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben, er ſelbſt, dein Nachkomme, Tochter, wird in den Himmel unter die Götter aufgenommen werden. Unter den Menſchen aber wird nach beendigten Kriegen der ewige Friede wohnen, eiſerne Riegel werden die Pforten der Zwietracht ſchließen, die, mit hundert Ketten gefeſſelt, vergebens mit den blutigen Zähnen knirſchen wird.“

So ſprach Jupiter und ſandte ſofort ſeinen Sohn, den Götterboten Merkur (Hermes) nach Karthago, um dort den Trojanern gaſtliche Herberge zu bereiten. Dieſes Land war ein uralter Sitz phöniziſcher Pflanzer, und Juno beſchirmte das Reich mit beſonderer Huld. Ihre Rüſtung, ihr Wagen waren dort aufbewahrt, und längſt war es Wunſch und Beſtreben der Göttin, hier ein Weltreich zu begründen. Jetzt aber beherrſchte dieſes libyſche Reich Dido, die Wittwe des Phöniziers Sychäus, welche hier die neue Stadt und Burg Karthago erbaut hatte. —

Am andern Morgen machte ſich Aeneas, nur von ſeinem Freund Achates begleitet, zwei Wurfſpieße in der Hand, auf, um das neue Land zu erforſchen, an deſſen Geſtade ihn der Sturm geworfen hatte. Da begegnete ihm mitten im Walde ſeine Mutter Venus in Geſtalt einer bewaffneten Jägerin, wie Sparta's Jungfrauen ſich zu tragen pflegen: ein Bogen hing ihr über den Schultern, das Haar flatterte frei in den Lüften, das leichte Gewand war bis ans Knie aufgeſchürzt. „Sagt mir doch, ihr Jünglinge," ſo redete ſie die ſchreitenden Helden an, „habt ihr keine meiner Geſpielinnen geſehen, in Luchspelz gekleidet, mit übergehängtem Köcher?" „Nein," entgegnete ihr Aeneas, „aber wer biſt du, Jungfrau? in deinem Antlitz und deiner Stimme iſt etwas Uebermenſchliches, biſt du eine Nymphe, biſt du eine Göttin? Doch, wer du auch ſeyeſt: ſag uns, in welchem Lande ſind wir? Der Sturm hat uns an dieſes Geſtade verſchlagen, und wir irren ſchon lang in der Welt umher." Hierauf erwiederte Venus lächelnd: „Wir tyriſchen Mädchen pflegen uns immer ſo zu tragen, und ich bin darum nicht Apollo's Schweſter, weil du mich mit dem Köcher bewaffnet ſiehſt. Du biſt unter Tyriern, Fremdling, in einem Reiche der Phönizier, in der Nähe von Agenors Stadt; dennoch iſt der Welttheil, in welchem du dich befindeſt, Afrika, das Land iſt libyſch, und das Volk wild und kriegeriſch. Eine Königin herrſcht über uns, Dido; auch ſie ſtammt aus

Tyrus, und war dort die geliebte Gattin des reichen Phöniziers Sychäus. Aber ihr Bruder Pygmalion, der König von Tyrus, ein unmenſchlicher Tyrann, haßte den Schwager, und um die Liebe der Schweſter unbekümmert, erſchlug er ihren Gatten, geblendet von Goldgier, heimlich am Altare der Götter. Der blaſſe Schatten des Gemordeten erſchien ſeiner Gemahlin im Traume, mit einer tiefen Schwertwunde in der Bruſt, und entſchleierte ihr das geheime Verbrechen; er rieth ihr zu ſchleuniger Flucht aus dem Vaterlande, und bezeichnete ihr die unterirdiſche Stelle, wo der alte verborgene Reichthum des Königs, Silber und Gold, ihre Fahrt zu unterſtützen, bereit läge. Dido folgte ſeinem Winke; der Tyrannenhaß ſammelte viele Gefährten um ſie. Was von Schiffen bereit lag, wurde mit dem Golde des kargen Pygmalion angefüllt. So gelangten ſie an die Küſte Afrikas und an den Ort, wo du jetzt bald die gewaltigen Mauern der neuen Stadt Karthago, und ihre himmelanſteigende Burg erblicken wirſt. Hier erkaufte ſie Anfangs nur ein Stück Landes, welches Byrſa oder Stierhaut genannt wurde, nach der That. Denn ſie verlangte nur ſoviel Feldes, als ſie mit einer Stierhaut zu umſpannen vermöchte. Dieſe Haut aber ſchnitt ſie in ſo dünne Riemen, daß dieſelbe den ganzen Raum einſchloß, den jetzt Byrſa, die Burg Karthago's, einnimmt. Von dort aus erwarb ſie mit ihren Schätzen immer größeres Gebiet, und ihr königlicher Geiſt gründete das mächtige Reich, das ſie jetzt beherrſcht. Nun wißt ihr, wo ihr ſeyd, ihr Männer. Aber wer ſeyd denn ihr, woher kommt ihr und wohin wandert ihr?"
Mit dieſen Fragen veranlaßte die Göttin eine rührende

Erzählung ſeines Schickſals aus dem Munde ihres Sohnes, deſſen Klage ſie jedoch bald unterbrach: „Wenn meine Eltern mich nicht umſonſt die Deutung des Vogelflugs gelehrt haben“, ſagte ſie, „ſo verkündige ich dir die Rettung deiner verſchlagenen Schiffe, und die Rückkehr deiner Freunde. Denn ich ſah am offenen Himmel in freudigem Zuge zwölf Schwäne fliegend, die kurz zuvor ein Adler, der Vogel Jupiters, auseinander geſcheucht hatte. In langem Zuge ſuchten ſie theils das Land zu gewinnen, theils ſchwebten ſie ſchon über dem gewonnenen: ſo erreichten auch deine Genoſſen ſchon zum Theile den Hafen, zum Theil nähern ſie ſich ihm mit vollen Segeln. Du aber geh immerhin auf dem betretenen Pfade fort.“ So ſprach die Jungfrau und wandte ſich um. Ihr roſiger Nacken erglänzte von überirdiſchem Licht, ihre ambroſiſchen Locken verbreiteten einen himmliſchen Wohlgeruch, ihr Kleid wallte blendend zu den Ferſen hernieder, ihre Geſtalt erſchien übermenſchlich, ihr ganzer Weggang verkündigte die Göttin. Jetzt erkannte Aeneas plötzlich ſeine Mutter, und rief die Fliehende vergebens zurück. Dieſe aber umhüllte die Wanderer mit einer dichten Umkleidung von Nebel, daß Niemand ſie ſchauen und ihre Abſichten erforſchen könnte. Sie ſelbſt ſchwebte hoch durch die Lüfte nach ihrem Lieblingsſitze Paphos.

Aeneas in Karthago.

Die beiden Wanderer gingen rüſtig im Nebel dahin, immer dem Fußpfade nach. Bald hatten ſie den Hügel erſtiegen, der ſich hoch über die Stadt erhob, und auf die gegenüberſtehende Burg hinunterſah. Mit Staunen betrachtete Aeneas den ſtolzen Königsbau, der ſich da erhob, wo früher nur armſelige Bauernhütten geſtanden hatten, die hohe ſteinerne Pforte der Stadt, die breiten gepflaſterten Straßen, den Lärm und das Gewühl darin. Noch aber wurde an der Stadt gebaut, die Tyrier betrieben das Werk mit allem Eifer: die Einen waren mit den Stadtmauern beſchäftigt, die Andern mit der Vollendung der Burg, zu deren Höhen ſie Quaderſteine emporwälzten; Viele bezeichneten mit Furchen erſt den Platz, auf welchem ſich ihr Haus erheben ſollte. Der größere Theil der Einwohnerſchaft war auf dem Marktplatze verſammelt, wählte den Senat und die Richter des Volks, und berathſchlagte über die Geſetze des neuen Staates. Noch Andere gruben bereits an den Häfen, Andere legten den Grund zu einem Theater, und hieben dazu mächtige Säulen als Zierden der künftigen Bühne aus dem Felſen. Das Ganze war anzuſehen wie ein Bienenſchwarm, der eben ſchwärmt.

In ihrem Nebelgewande geborgen, befanden ſich Aeneas und ſein Begleiter bald in der Mitte des beſchäftigten Volkes, und gingen unerkannt hindurch. Mitten in der Stadt befand ſich ein ſchöner Hain, voll des kühlſten Schattens, wo, nach langen Stürmen und Meerfahrten, die Phönizier oder Pöner zuerſt ein Glückszeichen, das ihnen Juno ſandte, ausgegraben hatten, ein Pferdshaupt, wodurch ihnen Kriegsglück und Nahrung vorbedeutet ward. Hier baute die Königin Dido der Juno einen prächtigen Tempel; Stufen, Thorpfoſten und Thürflügel, Alles war von Erz. In dieſem Haine faßte ſich der Held Aeneas erſt wieder einen getroſten Muth, und gab ſich in ſeiner verzweifelten Lage kühneren Gedanken der Hoffnung hin. Denn während er ſich in dem herrlichen Tempel umſchaute und über die prächtigen Kunſtwerke, die ſich darin befanden, ſtaunte, ſtieß er auf eine Reihe von Wandgemälden, in welchen die Schlachten Troja's dargeſtellt waren. Priamus, die Atriden, Achilles, Rheſus und Diomed, fliehende Griechen, und wieder Trojaner, der Knabe Troilus, von ſeinen Pferden geſchleift, Trojanerinnen mit fliegendem Haar im Tempel der Pallas, Hektors geſchleppte Leiche, Penteſilea mit ihren Amazonen, Alles erkannte der Held Aeneas, ja am Ende entdeckte er auch ſich ſelbſt, wie er von der Mauer herab den ungeheuren Stein auf die Feinde ſchleudert.

Während er dieſes Alles unter Schmerz und Luſt mit Verwunderung ſich beſchaute, nahte die Königin Dido ſelbſt, im höchſten Glanze jugendlicher Schönheit, von einem großen Gefolge tyriſcher Jünglinge umgeben, dem Tempel. Unter der Wölbung des Portales ſetzte ſie ſich, von Bewaffneten umringt, auf einen hohen Thron, und theilte dem Volke, das ſich um ſie verſammelte, theils nach billiger Schätzung, theils durch's Loos die Arbeiten in der neuen Stadt aus, ſprach Recht,

gab Geſetze. Da ſahen Aeneas und Achates plötzlich mitten in dem Gewühle ihre verloren geachteten Freunde und Genoſſen, den Sereſtus, den Kleanthus, und viele andere Teukrer, welche der Sturm von ihnen getrennt und an andere Küſten verſchlagen hatte. Freude und Angſt ergriff ſie bei dieſem Anblick: ſie glühten vor Begierde, ihnen die Rechte zu traulichem Handſchlage zu reichen, und doch machte ſie das Unbegreifliche der Sache wieder irre: ſie hielten deßwegen in ihrem Nebelgewölke an ſich und warteten zu, ob ſie nicht im Verlauf der Dinge das Schickſal der Freunde aus ihrem eigenen Munde erfahren würden. Denn es waren, wie ſie ſahen, auserwählte Männer von jedem Schiffe. Auch drängten ſie ſich bald aus der Menge hervor, traten in die Vorhalle des Tempels ein, und als ihnen das Wort von der Königin vergönnt wurde, hob ihr Führer Ilioneus zu ſprechen an: „Edle Königin, wir ſind arme Trojaner, die der Sturm von Meer zu Meere geſchleudert hat. Wir richteten den Lauf unſerer Flotte nach dem fernen Italien, als ein unvermutheter Orkan uns unter die Klippen ſchleuderte, wo viele unſerer Schiffe ohne Zweifel zu Grunde gegangen ſind. Die Ueberbleibſel der Flotte haben euer Geſtade erreicht. Aber was ſind das für Menſchen, unter die wir gerathen ſind? welches Barbarenvolk duldet ſolche Gebräuche? Man verwehrt uns, den Strand zu betreten, man droht mit Kriege, mit Verbrennung unſerer Schiffe. Wenn ihr von Menſchlichkeit nichts wiſſet, ſo ſcheuet doch wenigſtens die Götter! Aeneas war unſer Führer — es gibt keinen größeren und frömmern Helden! Wenn das Schickſal uns dieſen Mann erhalten hat, ſo wird euch der Dienſt, den ihr uns erweiſet, niemals gereuen. Darum geſtattet uns, die lecken Schiffe ans Land zu ziehen, in euren Wäldern Schiffsbalken zu zimmern und Ruder zu verfertigen. Finden wir unſern König und unſre Freunde wieder, dann dürfte uns wohl die Fahrt nach dem verheißenen Italien glücken. Hat aber ihn die libyſche Fluth verſchlungen, und iſt unſere Hoffnung dahin, nun dann gib uns wenigſtens ſicheres Geleite, mächtige Königin, daß wir zu unſerem Gaſtfreunde am ſiciliſchen Strande, von dem wir herkommen, wieder zurückkehren können."

Die Königin ſenkte vor den Männern den Blick auf die Erde und antwortete kurz: „Verbannet die Angſt aus euren Herzen, Trojaner, mein Schickſal iſt ſo hart, mein Reich iſt ſo jung, daß ich genöthigt bin, die Gränzen des Landes ringsumher durch ſtrenge Wachen ſicher zu ſtellen. Troja's Stadt aber und ihr unglückliches Volk, ihre Helden, ihren Waffenruhm, ihre fürchterliche Zerſtörung kennen wir gar wohl. Unſre Stadt iſt nicht ſo abgelegen, daß ſie nichts von ihrem Schickſale wüßte; unſre Herzen ſind nicht ſo unempfindlich, daß es uns nicht rührte. Möget ihr euch denn Hesperien zum Wohnſitz erwählen, oder Siciliens Inſel: in beiden Fällen getröſtet euch meiner Hülfe, ich will euch mit allem Nöthigen verſehen, und in Frieden ziehen laſſen; es wäre denn, daß ihr euch lieber hier im Lande anſiedeln wolltet! Wollet ihr das, ſo ſteht euch frei, eine Stadt zu gründen, und meine Geſetze ſollen euch denſelben Schutz verleihen, wie meinen eigenen Unterthanen. Was euren König betrifft, ſo ſende ich auf der Stelle ſichere Männer an meine Ufer und im Lande umher, um ihn auszuſpähen, ob er nicht, irgendwo geſtrandet, in Wäldern oder in Städten umherirrt.“

Die beiden Helden in der Wolke brannten vor Begierde, den Nebel zu durchbrechen, als ſie ſolches hörten. „Hörſt du es, Sohn der Göttin,“ flüſterte zuerſt Achates ſeinem erhabenen Freunde zu, „die Schiffe, die Freunde Alle ſind gerettet; nur Einer fehlt, den wir ſelbſt ins Meer ſinken ſahen; ſonſt entſpricht Alles den Verheißungen deiner Mutter.“ Kaum war dieſes geſprochen, als die Nebelwolke ſich von ſelbſt theilte und in den offenen Aether verſchwand. Da ſtand nun Aeneas im heiteren Lichte, wie ein Gott an Schultern und Haupte glänzend: ſeine Mutter hatte ihm ſchönes wallendes Lockenhaar auf Haupt, das Purpurlicht der Jugend auf die Wangen, und in das heitere Auge den Strahl der Huld gezaubert. Wie ein Wunder ſtand er vor Allen da, wandte ſich zur Königin und ſprach: „Da bin ich, nach dem ihr verlanget, aus den Wellen Libyens gerettet, ich der Trojaner Aeneas! Edle, großmüthige Königin, die du die Trümmer deines unglücklichen Volkes erbarmungsvoll in deine Stadt aufgenommen haſt, keiner von allen Trojanern, die über die ganze Erde zerſtreut ſind, kann dir würdigen Dank bezahlen; mögen dir die Himmliſchen vergelten! Selig ſind die Eltern, die dich gezeugt haben! ſo lange die Erde ſtehet, wird dein Name bei uns von Ruhme ſtrahlen, welches Land uns auch rufen mag!“ So ſprach Aeneas und eilte auf ſeine Freunde zu, die Rechte, die Linke ihnen in die Wette darreichend. Als ſich Dido vom erſten Erſtaunen erholt hatte, ſprach ſie: „Sohn der Göttin, welches Schickſal verfolgt dich durch ſolche Gefahren? Du biſt alſo jener Aeneas, welchen einſt Anchiſes, dem Trojaner, die erhabene Göttin Venus an den Wellen des Simois geboren hat! Wohl hab' ich Vieles von den Schickſalen deines Geſchlechts und deines Volkes, von meinem Vater Belus vernommen. Als dieſer in Cypern kriegte, kam der Argiver Teuker, Telamons Sohn, zu ihm, der dort nach dem trojaniſchen Krieg eine Niederlaſſung gegründet hatte; dieſer erzählte viel von euren Heldenthaten. Er war zwar euer Feind im Kriege, aber zugleich euer Blutsverwandter, denn auch er rühmte ſich, vom alten Geſchlechte der Teukrer abzuſtammen; ſeine Mutter Heſione, welche Telamon als eine Kriegsgefangene vom ſeinem Freunde Herkules zum Geſchenk erhalten hatte, war eine Tochter des trojaniſchen Königs Laomedon. Nun aber, ihr Männer, tretet getroſt in unſere Häuſer ein, auch ich bin eine Verbannte, auch ich fand nach langen Mühſalen erſt in dieſem Lande Ruhe. Ich bin wohl vertraut mit dem Jammer, und verſtehe mich auf den Beiſtand Unglücklicher."

So ſprach Dido, und führte den Helden unverzüglich in ihren Palaſt,' auch ordnete ſie in allen Tempeln ein prächtiges Opferfeſt an. Das Innere der Burg wurde mit königlichem Prunke ausgeſchmückt, und in den ſchönſten Sälen des Palaſtes ein Feſtmahl zugerüſtet. Kunſtvolle Purpurteppiche prangten überall, ſchweres Silber belaſtete die Tiſche, goldene Pokale mit erhabener Kunſtarbeit ſchimmerten allenthalben.

Indeſſen ließ dem edlen Aeneas ſeine Vaterliebe keine Ruhe; er ſchickte den treuen Diener Achates ſchleunig zu der Flotte, dem Knaben Askanius die frohe Botſchaft zu verkündigen, und ihn ſelbſt herbeizuführen.

Auch allerlei Ehrengeſchenke, die er aus dem Schutthaufen Troja's gerettet, befahl er herbeizubringen: einen prächtigen Mantel mit goldgewirkten Bildern, den Schleier Helena's, ein Wundergeſchenk ihrer Mutter Leda, den ſie aus Sparta mitgebracht, den Scepter der Ilione, der älteſten Tochter des Priamus, ein Halsgeſchmeide von Perlen, und eine Krone, von Gold und Edelſteinen glänzend. Mit dieſen Aufträgen eilte Achates nach den Schiffen.

Dido und Aeneas.

Aber die himmliſche Mutter des Helden war nicht beruhigt über ſein Schickſal, ſie fürchtete die doppelzüngigen Tyrer und das betrügliche Königshaus. Auch daß Juno, die Todfeindin des Aeneas, Schutzgöttin des Landes war, machte ihr ſchwere Sorge. Sie ſann deßwegen auf eine ganz neue Liſt. Ihr Sohn, der Liebesgott, ſollte die Geſtalt des Knaben Askanius annehmen, und an ſeiner Stelle in Karthago's Hofburg erſcheinen. Würde nun Dido den holden Jungen beim königlichen Schmauſe auf den Schooß nehmen, und ihn harmlos herzen und küſſen, ſo ſollte ihr Amor das heimliche Feuer und bethörende Gift der Liebe einhauchen.

Der Liebesgott gehorchte dem Gebote ſeiner Mutter, er entledigte ſich in aller Eile ſeiner Flügel, und wandelte in Kurzem, vergnügt über die Rolle, die er zu ſpielen hatte, dem kleinen Julus oder Askanius täuſchend ähnlich, an der Hand des Achates, der keinen Betrug ahnte, der Königsſtadt entgegen. Den wahren Askanius hatte Venus im Schlummer in ihr eigenes Gebiet, in den Hain Idalia's, entführt, und ihn dort in duftenden Majoran unter kühle Schatten gelegt.

Als Achates mit dem kleinen Gott an der Hand in Karthago's Burg eintraf, hatte ſich die Königin ſchon auf einem goldenen, mit köſtlichen Teppichen gepolſterten Throngeſtelle in der Mitte des Saales niedergelaſſen; Aeneas und die trojaniſchen Helden kamen von allen Seiten herbei, und lagerten ſich die Tiſche entlang auf purpurne Polſter; Diener boten Reinigungswaſſer und Handtücher herum, und langten das Brod aus den Körben hervor; fünfzig Mägde ſtanden in langen Reihen in der Küche, vor den dampfenden Speiſen an flammenden Heerden; andere hundert Mägde und eben ſo viele ſchmucke Diener thürmten die Gerichte auf den Tiſchen umher, und ſtellten die goldenen Becher vor die Gäſte. Auch die Tyrier kamen jetzt ſchaarenweiſe herbei, und lagerten ſich auf das Gebot ihrer Königin an den Tafeln. Die Geſchenke des Aeneas wurden herumgegeben und bewundert. Dann richteten ſich aller Blicke auf den kleinen vermeintlichen Julus, der mit heuchleriſchen Umarmungen ſich an den Hals ſeines Vaters warf, ſeinen Mund mit Küſſen bedeckte, und wunderkluge Worte dazu ſprach. Die arme Dido beſonders, die ſchon von dem Gott ihrem Verderben geweiht war, konnte ihr Gemüth gar nicht ſättigen, und blickte bald den Knaben, bald die Geſchenke mit immer funkelnderen Augen an. Der kleine Liebesgott riß ſich endlich von dem erheuchelten Vater los und eilte auf die Königin zu. Dieſe nahm ihn arglos auf die Arme, blickte ihn liebreich an und herzte ihn zärtlich, ohne zu ahnen, welch ein mächtiger Gott ſich ihr anſchmiege. Amor aber, den liſtigen Befehlen ſeiner Mutter gehorſam, verwiſchte allmählig das Bild des verſtorbenen Gemahls in ihrem Geiſt, und reizte die erſtorbenen Gefühle ihrer Bruſt zu neuer lebendiger Neigung.

Der Schmaus ging zu Ende, die Gerichte wurden von den Tafeln genommen, gewaltige Weinkrüge aufgeſtellt, und die Becher aufs Neue gefüllt. Lautes Rauſchen wälzte ſich durch die Säle des Palaſtes; die Nacht war herbeigekommen, und flammende Kronleuchter hingen von dem goldenen Deckengetäfel herunter. Jetzt ließ ſich Dido die herrlichſte Schaale, ſchwer von Gold und Edelſteinen, reichen, und füllte ſie bis zum Rande mit Wein; ſie war längſt der Mundbecher aller tyriſchen Könige. Dieſe hielt die Königin, von ihrem Throne ſich erhebend, hoch in der Rechten, und in dieſem Augenblicke verſtummte der Lärm in den Sälen des Palaſtes. „Jupiter,“ ſprach ſie mit feierlicher Stimme, „mächtiger Beſchirmer des Gaſtrechtes, laß dieſen Tag den Tyriern und unſern trojaniſchen Freunden günſtig ſeyn, und unſere ſpäten Enkel mögen deſſelben noch mit Luſt gedenken! Auch du, Freudengeber Bacchus, auch du, huldreiche Juno, ſey mit uns!“ So ſprechend, goß ſie das Trankopfer auf den Tiſch aus, nippte dann von der goldenen Schaale ſelbſt, und bot ſie dem tyriſchen Häuptlinge, der ihr zunächſt ſaß. Nun machte der Pokal bei Tyriern und Trojanern die Runde, und derweil ſang ein lockiger Sänger zur goldenen Zither ſinnvolle Lieder vom Urſprunge der Welt, der Menſchen und der Thiere. Als der Geſang zu Ende war, hing Dido an dem Munde des erzählenden Aeneas, vernahm ſeine Schickſale mit pochendem Herzen, und ſchlürfte in langen Zügen das Gift der ſüßen Liebe ein.

Dido's Liebe bethört den Aeneas.

Die Mienen, die Worte des Helden gruben ſich der Königin tief ins Herz. Als die Gäſte den Palaſt längſt verlaſſen hatten, und ſie wenige ſchlafloſe Stunden auf ihrem Lager zugebracht, ſuchte ſie das Gemach ihrer geliebten Schweſter und vertrauteſten Freundin Anna auf, und begann dieſer ihr ganzes Herz aufzuſchließen. „Schweſter Anna," ſprach ſie, „mich ängſtigen wunderbare Träume. Welch ein ſeltener Gaſt hat unſere Wohnungen betreten, welche Waffen, welcher Muth, welche Blicke! Man ſieht ihm wohl an, daß er von den Göttern abſtammt! Und welches Geſchick hat er erfahren, welche Kriege durchgekämpft, welche Fahrten beſtanden! Wahrhaftig, Schweſter, wenn ich nicht unwiderruflich beſchloſſen hätte, mich durch das Band der Ehe keinem Manne mehr zu geſellen, ſeit der Tod mich um meine Erſtlingsliebe betrogen hat: dieſer einzigen Schwäche könnte ich vielleicht unterliegen. Aber eher ſoll mich die Erde verſchlingen, eher der Blitz mich treffen, ehe ich meinem ermordeten Gemahl die Treue breche; er hat meine Liebe mit ſich fortgenommen, er behalte ſie auch im Grabe!" Thränen erſtickten ihre Stimme, und ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

Ihre Schweſter blickte ſie mitleidig an, und erwiederte:

„Dido, ich liebe dich mehr als mein Leben, willſt du deine holde Jugend denn ganz im Wittwengram verjammern? meinſt du, der Staub deines Gatten kümmre ſich um deine Entſagung? kommt es dir denn gar nicht in den Sinn, in welchem Gebiete du hauſeſt, daß du auf der einen Seite von kriegeriſchen Gätulen, von unbändigen Numiderſtämmen, von ungaſtlichen Sandbänken, auf der andern Seite von waſſerloſen Wüſten eingeſchloſſen biſt? Und welche Kriege drohen dir von Tyrus her, von deinem unverſöhnlichen Bruder? Glaube mir, durch Gunſt unſerer Schutzgöttin Juno iſt es geſchehen, daß die trojaniſchen Schiffe hier gelandet ſind. Schweſter, wie mächtig würde unſere Stadt, wie mächtig das Reich durch eine ſolche Vermählung werden! Wie wird ſich der Ruhm der Pöner ſteigern, von den Waffen der Trojaner begleitet. Sey klug, liebe Schweſter, opfere den Göttern, ſtelle Gaſtgebote an, umſtricke die Helden mit Zögerungen aller Art, ſo lange ihre Flotte noch zerſchellt iſt, und die Winde den Schiffenden zuwider ſind.“

Anna entflammte mit dieſen Worten Dido's glühende Seele noch mehr, und ſchläferte alle Scheu in ihrem Herzen ein. Sie gingen zuſammen in die Tempel und opferten den Göttern. Dann führte Dido den geliebten Helden durch ihre Stadt, zeigte ihm den ſidoniſchen Königsglanz, und feierte ihrem Gaſt zu Ehren ein neues Mahl; wieder herzte ſie den Askanius, das Ebenbild ſeines Vaters, wieder konnte ſie nicht ſatt werden, den Helden von Troja's Leiden erzählen zu hören.

Dieß Alles war der Göttermutter Juno vom Olymp herab nicht entgangen. Der rechte Zeitpunkt, den Helden für immer um das verheißene Italien zu betrügen, und das Volk der Trojaner in fremden Stämmen ſich verlieren zu laſſen, ſchien ihr gekommen. Sie ſuchte ihre Tochter Venus auf, und begann heftig, doch freundlich zu ihr: „Wahrhaftig, du und dein Knabe, ihr habt einen ſchönen Sieg davon getragen! Doch wozu noch längeren Hader? Laß' uns ein Ehebündniß, und damit ewigen Frieden ſchließen! Du haſt, was du mit ganzer Seele ſuchteſt: Dido glüht von Liebe zu Aeneas. Wohlan! laß' uns die Völker verſchmelzen, ſie mag dem trojaniſchen Gatten dienen, und die Tyrier ſollen ſeine Hochzeitgabe ſeyn."

Venus merkte die heimliche Abſicht der Heuchlerin wohl; ſie erwiederte aber ganz willfährig: „Wie könnte ich ſo thöricht ſeyn, dir dieſes zu verweigern, Mutter? wie könnte ich es wagen wollen, in endloſem Kampfe mich mit dir zu meſſen? Ich fürchte nur, Jupiter möchte den Verein beider Völker nicht geſtatten. Doch, du biſt ja ſeine Gemahlin, dir ziemt es, ſein Herz durch Bitten geneigt zu machen. Was du zuwege bringſt, iſt mir recht." „Laß das meine Sorge ſeyn," erwiederte Juno vergnügt, „vor allen Dingen muß der Bund geſchloſſen werden. Laß mich nur die Geſchicke lenken, Geſchehenem wird Jupiter ſeine Billigung nicht verſagen." Zuſtimmend und freundlich nickte Cythere, aber im Herzen ſpottete ſie des Betrugs.

Am nächſten Morgen veranſtaltete die Königin eine große Jagd, ihren fremden Gäſten zu Ehren. Auserleſene Jünglinge mit Schlingen, Netzen, breiten Jagdſpießen, von Reitern und Spürhunden begleitet, verließen die Thore. Vor dem Palaſte ſtand der Zelter der Königin, mit Gold geſchmückt und mit Purpurdecken behangen, und käute muthig an ſeinem beſchäumten Gebiß; an der Pforte harrten die Pönerfürſten. Endlich trat Dido heraus, umdrängt von großem Jagdgefolge; ſie trug ein bunt geſticktes ſidoniſches Jägerkleid; darüber einen mit goldener Schnalle aufgeſchürzten Purpurrock; ein goldenes Diadem umſchlang ihre Stirne, und von der Schulter hing ihr der goldene Köcher. Vier Trojaner waren in ihrem Zuge, darunter auch der muntere Julus. Endlich ſchloß ſich der Schönſte von Allen, Aeneas, mit ſeinem vertrauteſten Helden ebenfalls der Begleitung an.

Als die Geſellſchaft das Gebirg erreicht hatte, zerſtreute ſie ſich bald auf der unwegſamen Wildbahn; von den Felſenkuppen ſah man bald Gemſen über die Hügel her ſtürzen; auf der andern Seite verließen Hirſche in ſtäubender Flucht ihre Berge, drängten ſich in bange Haufen zuſammen, und durchrannten die offenen Felder. Mitten im Thale tummelte der Knabe Julus oder Askanius ſein muthiges Pferd, und flog damit bald an dieſen, bald an jenen Jägern vorüber; das ſchüchterne Wild war ihm viel zu gering, immer hoffte er, es werde ein ſchäumender Eber angelaufen kommen, oder ein Löwe mit gelber Mähne hinter dem Hügel hervorſchreiten.

Die Jäger waren ſo ganz in ihre Luſt vertieft, daß ſie nicht merkten, wie der Himmel ſich zu verdunkeln begann, und das drohende Ungewitter, das ſich in den Wolken zuſammenzog, erſt entdeckten, als der Wind durch die Bäume sauste, und plötzlich Regen und Hagel herniederſtrömte. Tyrier und Trojaner ſuchten, zerſtreut und verirrt, durch Felder und Wälder ſich verſchiedenen Schutz vor dem Unwetter. Während nun angeſchwollene Waldſtröme von den Bergen ſtürzten, und ein Zufluchtsort vom andern vereinzelt und abgeſchnitten wurde, fanden ſich durch Juno's Veranſtaltung die Königin Dido und der Trojanerheld Aeneas zugleich in der nämlichen Grotte zuſammen, um vor dem immer tobenderen Ungewitter Schutz zu finden. Mit dem Aufruhre der Natur, beim Leuchten der Blitze und dem Krachen des Donners entſeſſelte ſich auch die bisher zurückgehaltene Neigung der Königin; ſie vergaß aller weiblichen Scheu, und geſtand dem Helden ihre glühende Liebe. Da ſchwanden dem bethörten Aeneas die göttlichen Verheißungen, er erwiederte ihre Zärtlichkeit und verſiegelte mit einem leichtſinnigen Schwur die Ausbrüche ihrer Leidenſchaft.

Aeneas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago.

Das Ungewitter war vorüber, die Jagdgeſellſchaft hatte ſich wieder zuſammen gefunden, und Aeneas kehrte an Dido's Seite nach der Stadt und in den Palaſt zurück. Ein Freudenfeſt folgte auf das andere, keiner Abfahrt ward gedacht, und der Winter kam heran.

Jetzt machte ſich Fama, die Göttin des Gerüchtes, auf und durchflog die Städte Libyens. Dieſe, ein Weſen von ſeltſam beweglicher Geſtalt, iſt die Tochter der Mutter Erde, und die jüngſte Schweſter der Giganten. So oft ſie aus ihrer Verborgenheit hervorgeht, iſt ſie Anfangs ganz klein und ſchüchtern, aber im Fortſchreiten wächſt ſie an Kräften und Größe, erhebt ſich bald in die Lüfte; und während ihre Füße über den Boden gleiten, verbirgt ſich ihr Scheitel in den Wolken. Ihre Geſtalt iſt gräßlich, ihr Haupt ganz mit Flaumfedern bedeckt, ſo viel Federn, ſo viel funkelnde Augen darunter, ſo viel Zungen und Mäuler, die nie ſchweigen, ſo viel immer geſpitzte Ohren. Nachts fliegt ſie zwiſchen Erd' und Himmel einher, rauſcht durch die Schatten, und nie ſchließen ſich ihre Augenlieder zum Schlummer. Den Tag über aber lauſcht ſie hingekauert, bald am Giebel der Häuſer, bald auf den Zinnen der Thürme, und ſchreckt Stadt und Land mit ihrem krächzenden Rufe, und es iſt ihr einerlei, ob ſie Wahrheit verkündet, oder Lug und Betrug meldet.

Dieſes häßliche Weſen füllte auch jetzt mit mancherlei Gerüchten die Länder Afrika's an, und erzählte ſchadenfroh Alles durcheinander, was geſchah und nicht geſchah: Ein Fremdling ſey gekommen, ein Mann aus trojaniſchem Geſchlecht, Aeneas mit Namen, dieſen habe ſich die reizende Königin Dido zum Gemahl erkoren; ſie vergeſſe der Sorge für ihre Herrſchaft, die Zügel der Regierung entgleiten ihren Händen, und das Paar durchſchwelge in Pracht und Ueppigkeit den Winter. Solche Sagen ließ die häßliche Göttin durch den Mund des Volkes gehen. Dann richtete ſie ihren Lauf plötzlich nach Numidien zu dem Könige Jarbas, deſſen Hand kürzlich von Dido verſchmäht worden war. Dieſem entflammte ſie das gekränkte Herz durch ihre Zuflüſterungen zum wildeſten Grimme. Er war ein Sohn Jupiters und einer libyſchen Nymphe, und hatte ſeinem Vater hundert prächtige Tempel in Numidien erbaut, wo ſtets geſchäftige Prieſter opferten, und die Pforten immer mit Blumen bekränzt waren. Dieſer, von dem bitteren Gerüchte in Wuth verſetzt, warf ſich jetzt vor die Altäre, und flehte mit rückwärts gehobenen Händen zum Himmel empor: „Allmächtiger Zeus, dem die mauriſchen Völker alle dienen, ſieheſt du das und ſendeſt deinen Blitz nicht? Ein landflüchtiges Weib, das für Geld ſich ein Städtchen gegründet hat, der ich in meinem Gebiete das Ufer zum Pflügen, das Land zum Beherrſchen verliehen habe, ein ſolches Weib hat trotzig meine Hand verſchmäht, ergibt ſich dem glatten Trojaner und läßt den Weichling meines Raubes genießen? Und wir ſind ſolche Thoren, und hören nicht auf, in deinen Tempel dir Geſchenke darzubringen, und glauben an deine Weltregierung!“

So betete er und faßte ſeines Vaters Altar. Jupiter hörte ihn, und richtete ſeinen Blick vom Olymp auf Karthago. Dann berief er ſeinen Sohn Merkurius. „Was hat Aeneas,“ ſprach er zornig, „im feindlichen Lande zu ſchaffen? Nicht dazu habe ich ihn zweimal den Waffen der Griechen, und ſo oft den Stürmen entriſſen. Rom ſoll er mir gründen! Auf der Stelle ſoll er davon ſchiffen, ich will's! und das ſollſt du ihm von mir verkünden.“ Wie ein Vogel durcheilte der Gott mit ſeinen fliegenden Sohlen die Luft; bald war er in Karthago, und fand hier den Helden Aeneas, wie er eben den Bau neuer Paläſte überwachte. Sein Schwert funkelte von Edelſteinen; ſein Mantel, den Dido ſelbſt gefertigt, glühte von Purpur; er glich vom Kopf bis zur Sohle einem tyriſchen Fürſten, und nicht mehr einem Trojaner. Da ſtellte ſich Merkur, allen Andern unſichtbar, neben ihn, und ſchalt ihm ins Ohr: „Weiberſklave, hier ſteheſt du, deiner Beſtimmung und deines Reiches vergeſſend, und baueſt einer Fremden die Stadt! Weißeſt du nichts mehr von deinem Sohn Askanius, und von der Römerherrſchaft, die du gründen ſollſt? Wiſſe, Jupiter ſendet mich vom Olymp, dich zu ſtrafen, dich fortzutreiben!“

Der Gott war entflogen, ehe ſich Aeneas von ſeiner Betäubung erholen konnte, aber das Göttergebot hallte in ſeiner Seele nach, und geſtattete ihm nicht mehr an Anderes zu denken, als an ſchleunige Flucht. Nachdem er ſeinen Vorſatz von allen Seiten geprüft und erwogen, berief er ſeine vertrauteſten Genoſſen zu ſich an einen einſamen Ort, und befahl ihnen, in aller Stille die Flotte zu rüſten, die Genoſſen am Strande zu verſammeln, die Waffen in Bereitſchaft zu halten, aber die Urſache dieſes neuen Beginnens aufs Vorſichtigſte zu verheimlichen. Er ſelbſt wolle, noch bevor Dido den vom Himmel erzwungenen Treubruch ahne, die günſtigſte Stunde ausſpähen, um ihr ſo mild als möglich den Beſchluß des Schickſals beizubringen.

Aber wer kann ſich vor einem liebenden Herzen verbergen? Die Königin merkte den Betrug; war ſie doch ſchon bange, als Alles noch ſicher war. Jetzt hatte ihr die tückiſche Fama gemeldet, daß die Trojaner ihre Flotte rüſten und die Abfahrt betreiben. Wie wahnſinnig irrte ſie in den Straßen ihrer Stadt umher, und endlich trat ſie vor ihren Geliebten ſelbſt, und ſprach zu ihm: „Treuloſer, du hoffteſt dein Verbrechen mir zu verhehlen, und dich ſchweigend aus meinem Lande zu ſchleichen, meine Liebe, meine Hand, mein Tod kann dich nicht zurückhalten? Mitten im Winter betreibſt du die Fahrt, Grauſamer, und willſt dich lieber den Nordwinden in den Arm werfen, als in meinen Armen ruhen?

Warum flieheſt du mich, Aeneas? Bei dieſen Thränen, bei deinem Handſchlag, bei unſerer begonnenen Ehe beſchwöre ich dich, wenn ich Gutes um dich verdient habe, wenn etwas an Dido dir ſüß war, ſo ändere deine Geſinnung, ſo erbarme dich meines ſinkenden Hauſes; um deinetwillen haſſen mich die Völker Libyens, ja die Tyrier ſelbſt, um deinetwillen habe ich der Zucht entſagt, die mich unſterblich machte. Gaſtfreund, denn Gatte biſt du nicht mehr, wem läſſeſt du die Sterbende zurück? Soll ich warten, bis mein Bruder Pygmalion meine Mauern ſtürmt, bis der Numidier Jarbas mich in die Gefangenſchaft führt?"

So ſprach die verzweifelnde Dido. Aeneas aber, von Jupiter gewarnt, zeigte keine Regung in ſeinem Blicke, und preßte den Kummer ins Herz zurück. Endlich erwiederte er kurz: „So lange ich mich ſelbſt kenne, Königin, ſo lange mein Geiſt in dieſen Gliedern ſich regt, werde ich Dido's Wohlthaten nicht vergeſſen. Glaube nicht, daß ich mich wie ein Dieb davonſtehlen wollte; wir ſind nicht vermählt, ich habe nie die Brautfackel angeſprochen, nicht zu ſolchem Bunde bin ich zu dir gekommen. Erlaubte mir das Geſchick, nach freier Wahl mein Leben einzurichten, ſo würde ich zuerſt die geliebte Heimath Troja und des Priamus Haus wieder aufrichten; aber nach Italien heißt mich Apollo ſteuern, dort iſt mein Herz und mein Schatz, dort iſt mein Vaterland. Darf ich meinen Sohn um das verheißene Reich betrügen? Jupiter ſelbſt verbietet es mir; Merkur, ſein Bote, iſt mir leibhaftig erſchienen. Deßwegen quäle dich und mich nicht länger mit Klagen; nicht freiwillig ſuche ich Italien auf!"

Seitwärts gewendet, blickte ſchon lange die Königin den Redenden an, ließ die Augen rollen, maß ihn ſchweigend von der Sohle bis zum Scheitel, und brach endlich in die Worte der Entrüſtung aus: „Keine Göttin hat dich geboren, nicht Dardanus iſt dein Ahn, aus den Felſen des Kaukaſus biſt du entſproſſen, hyrkaniſche Tiger haben dich geſäugt! Hat er bei meinen Thränen auch geſeufzt? Hat er nur das Auge verwendet, die Liebende beweint, bedauert? Als Bettler an den Strand geworfen, habe ich ihn aufgenommen, die Flotte, die Genoſſen aus dem Rachen des Todes ihm zurückgegeben, ihn zu meines Thrones Gemeinſchaft erhoben: und nun ſchützt er ein Orakel des Apollo, nun gar die Ankunft eines Götterboten vor, und einen Befehl der Himmliſchen, als ob dieſen der Treubruch am Herzen läge! Nun wohl, ich ſtreite nicht, ich halte dich nicht, ſuche dein Italien im Sturm! Wenn es noch Götter gibt, wird meine Rache dich in den Klippen finden! Mein Schatten zieht dir nach, und wenn du büßeſt, werd' ich es in der Tiefe des Hades vernehmen!“ Athem und Stimme verſagten der Unglücklichen, und ſie wurde von den Armen ihrer Dienerinnen aufgefangen.

Wohl fühlte ſich Aeneas verſucht, den Kummer Dido's durch liebreichen Troſt zu lindern, und ſeine eigene große Liebe zu der Königin bewegte ihm den Geiſt, doch vermochte ſie nicht ihn wankend zu machen; er blieb dem Gebote der Götter treu und wanderte nach ſeiner Flotte. Dieſe war bald ſegelfertig, und Dido mußte es von der Zinne ihrer Burg mit anſehen, wie das Ufer von den Abziehenden wimmelte. „Anna,“ ſprach ſie zur herbeigerufenen Schweſter, „ſiehſt du das

Getümmel längs des ganzen Geſtades? hörſt du di Segel in den Lüften ſchwirren, ſiehſt du, wie die Schif fer die Verdecke bekränzen? Ach, hätte ich das geahnt, ich würde es auch zu ertragen vermögen! Jetzt abe bitte ich dich Schweſter, thu' es mir Armen zu lieb' dich hat ja der Verräther immer geehrt, hat dir ſein geheimſten Gefühle anvertraut: geh' zu ihm, Schweſter rede den ſtolzen Feind mit unterthänigen Worten an Frag' ihn, ob ich denn eine Griechin ſey, die zu Auli Troja's Untergang mitbeſchworen habe, ob ich die Aſch ſeines Vaters Anchiſes frevelnd in die Lüfte geſtreu daß er ſolche Rache an mir zu nehmen beſchloſſen? Hei ihn wenigſtens beſſere Zeit zur Flucht, günſtigere Wind erwarten; ich verlange ja nicht, daß er auf Italie verzichte; ich will nur eine Friſt für meine wahnſinni Liebe, will nur Muße, bis ich mein Schickſal begreif und trauen gelernt habe!"

Alſo flehete ſie und die geängſtigte Schweſter gi und trug dem Helden die Thränen Dido's noch einm vor. Ihn aber vermochte kein Menſchenwort ferner erweichen; ein Gott verſchloß dem gefühlvollen Man das ſonſt jedem Schmerz offene Ohr. Wie wenn d Nordwinde den uralten Stamm einer Eiche, von beid Seiten her ihn faſſend, auszuwühlen ſich abmühen: d Wipfel rauſchen, der Stamm bebt, fallende Blätter deck den Boden; ſie aber haftet feſt im Felſenboden, und hoch ihr Scheitel in die Luft ragt, ſo tief ſtreckt ſie ih Wurzeln hinunter in die Tiefe — gerade ſo wurde d Held von den beiden Schweſtern mit Bitten bedrän und er fühlte auch in ſeinem edlen Herzen alle die Quale aber er blieb unbeweglich, wie die Eiche.

Jetzt erſt erkannte Dido den Willen des Schickſals und wünſchte ſich den Tod; ja, ſie mochte den Himmel über ſich nicht mehr ſehen. Noch mehr beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe zu ſterben, das ſchreckliche Zeichen, das ihr der Himmel beim neueſten Opfer vor Augen ſtellte, wo der aus der Schaale gegoſſene helle Wein ſich in ſchwarzes Blut verwandelte. Dieſes Vorzeichen erzählte ſie Niemand, ſelbſt der Schweſter nicht. Seitdem dachte ſie nur darauf, wie ſie alle die Ihrigen täuſchen und ſich auf die ſicherſte Weiſe den Untergang bereiten könnte. Deßwegen trat ſie mit heiterer Miene, Hoffnung in den Augen und das gräßliche Vorhaben ſorgfältig verbergend, vor die Schweſter und ſprach: „Preiſe mich glücklich, liebe Anna! Ich habe ein Mittel gefunden, das mir den Treuloſen entweder zurückgeben, oder mich von meiner Liebe befreien muß. Eine Aethioperin, die in den Heſperidengärten des Tempels dieſer Göttinnen pflegt, iſt hier und verſpricht mir durch ihren Zaubergeſang, entweder das Herz des Geliebten zu gewinnen, oder mein eigenes der Liebe los und ledig zu machen. Sie hat aber dazu gewiſſe Gebräuche vorgeſchrieben: nun nehme ich ſelbſt in einer Sache, die mich ſo nahe betrifft, nicht gerne meine Zuflucht zu magiſchen Künſten, deßwegen beſchwöre ich dich, liebſte Schweſter, errichte mir, wie die Zauberin vorgeſchrieben, im innern Schloßhofe heimlich einen Scheiterhaufen, lege darauf die Waffen des ungetreuen Mannes, die er in ſeinem Gemache zurückgelaſſen hat, ſeine Gewande, die Betten ſeines Lagers. Alle Ueberbleibſel des Schändlichen möchte ich vertilgen und überdem ordnet es die Prieſterin ſo an.“

Dido ſprach und verſtummte, indem Todtenbläſſe ſich uber ihr Antlitz verbreitete. Ihre Schweſter Anna muthmaßte indeſſen nicht, daß ſich hinter dieſem ſeltſamen und neuen Opfergebrauch ein Gedanke des Selbſtmords verſtecke; ſie ahnte nicht, von welcher Raſerei das Gemüth ihrer Schweſter ergriffen ſey; auch befürchtete ſie nichts Schlimmeres, als beim Tode des erſten Gemahls ihrer Schweſter, des Tyriers Sychäus, und ging ſich ihres Auftrags zu entledigen.

Sobald aber der Holzſtoß ſich in die Luft erhob, aus Kien und Eichenholz aufgeſchichtet, erſchien die Königin ſelbſt, bekränzte ihn mit Cypreſſenzweigen und zog Blumenketten rings um ihn her. Dann legte ſie Schwert, Gewande und Bildniß des Aeneas darauf, und ringsum ſtanden Altäre aufgerichtet. Die fremde Seherin mit fliegendem Haare, rief alle Götter der Unterwelt an, und goß einen eigenen Höllentrank auf den brennenden Scheiterhaufen aus; Kräuter, die mit Sicheln im Mondenſchein abgemäht worden waren, wurden darauf geworfen und noch allerlei Beſchwörungen vorgenommen. Dann kehrte die trauernde Königin zur letzten Nachtruhe auf Erden in ihren Palaſt zurück.

Aeneas lag indeſſen, nachdem die Abfahrt beſchloſſen war, auf dem Hinterverdecke des Schiffes, dem Schlummer hingegeben. Da erſchien ihm noch einmal der Gott Merkurius im Traume und ſchien ihn zu ermahnen: „Sohn der Göttin, wie kannſt du in ſo gefährlicher Lage ſchlummern? Sieheſt du nicht, wie viele Gefahren dich umringen? Hörſt du die günſtigen Weſtwinde nicht ſauſen? Betrug, gräßliche Frevel der Rachgier wälzt die verlaſſene Königin in ihrem Herzen! Wirſt du nicht fliehen, ſo lange du noch kannſt?“ Erſchrocken ſprang der Held vom Lager auf und trieb die Genoſſen zur ſchleunigen Flucht an.

Die Morgenröthe war inzwiſchen angebrochen, die Königin hatte den Söller beſtiegen, ſah den Strand leer und die Flotte mit ſchwellenden Segeln auf der hohen See. Schmerzvoll ſchlug ſie mit der Hand an ihre Bruſt, raufte ſich die blonden Locken aus, und nach langem Wehklagen rief ſie ihre Amme Barce, und befahl ihre theure Schweſter Anna herbeizurufen. Sobald ſie ſich allein ſah, ſtürmte ſie in den innern Hof der Burg und beſtieg vom Taumel des Wahnſinns getrieben das hohe Gerüſt, auf welchem das Schwert ihres treuloſen Geliebten lag; dieſes zog ſie aus der Scheide, warf ſich auf das Bett und die Kleider des Helden, die zu oberſt ausgebreitet lagen, und ſprach von dem hohen Holzſtoße herab in die einſamen Lüfte die Abſchiedsworte: „Ihr ſüßen Ueberbleibſel glücklicherer Tage, nehmet dieß Leben von mir, erlöſet mich von aller Betrübniß! Dido hat ausgelebt, hat den vorgeſchriebenen Lauf des Schickſals geendigt. Nicht als ein kleiner Schatten wird ſie zur Unterwelt hinabſteigen! Ich habe eine herrliche Stadt gegründet, habe Mauern erblickt, von mir aufgebaute habe meinen Gemahl Sychäus gerächt, meinen feindſeligen Bruder beſtraft! In Allem wäre ich glücklich geweſen, hätte der Trojaner mit ſeiner Flotte nicht an Libyens Küſte gelandet!“ — Sie konnte vor Schmerz nicht weiter ſprechen, drückte ihr Geſicht in den Pfuhl und ſtieß ſich das Schwert in die Bruſt.

Auf ihr Stöhnen eilten ihre Dienerinnen aus dem Palaſt und ſahen ſie zuſammengeſunken, den Stahl von Blut geröthet, die Hände beſpritzt. Lautes Jammergeſchrei tönte durch die Gemächer und tobte durch die erſchütterte Stadt. Mitten im Laufe — denn ſie war auf den Ruf der Alten mit dem letzten Opfergeräthe herbeigeeilt — vernahm Anna die entſetzliche That. Sie ſchlug ſich die Bruſt mit den Fäuſten, zerfleiſchte mit den Nägeln ihr Antlitz und ſtürzte durch das Gedränge des ſich ſammelnden Volkes in den Hof der Königsburg hinab. „Schweſter, Schweſter!“ rief ſie der Sterbenden ſchon von weitem zu, „was haſt du gethan, wie haſt du mich betrogen? Warum haſt du mich nicht zur Gefährtin deines Todes erkohren? du haſt mich doch getödtet; das Volk, deine Väter, die ganze Stadt haſt du gemordet!“ Unter ſolchen Wehklagen erſtieg ſie die Stufen des Holzſtoßes, und umarmte die kaum noch Athem holende Schweſter, die mit Mühe den Blick erhob und deren ſchwarze Wunde aufs Neue zu bluten anfing. Dreimal ſtrebte ſie vergebens ſich aufzurichten und hauchte zuſammengeſunken den Geiſt in den Armen der Schweſter aus.

Fünftes Buch.

Aeneas.

Zweiter Theil.

Der Tod des Palinurus. Landung in Italien. Latinus. Lavinia. — Dieſe dem Aeneas zugeſagt. — Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner. — Ausbruch des Krieges. Aeneas ſucht bei Evander Hülfe. — Turnus beim Lager der Trojaner. — Niſus und Euryalus. — Sturm des Turnus abgeſchlagen. — Aeneas kommt ins Lager zurück. — Aeneas und Turnus kämpfen. Turnus tödtet den Pallas. — Turnus von Juno gerettet. — Lauſus und Mezentius von Aeneas erſchlagen.

Der Tod des Palinurus. Landung in Italien. Latinus. Lavinia.

Aeneas mußte das Ende Dido's, das ſein Leichtſinn herbeigeführt hatte, obgleich ihm von den Göttern ſelbſt geboten worden war, ſie zu verlaſſen, mit neuen Irrfahrten und wiederholten Unglücksfällen büßen. Ein Sturm verſchlug ihn rückwärts nach Sicilien, wo er vom Könige Aceſtes, deſſen Mutter eine Trojanerin war, gütig aufgenommen wurde, und dem Schatten ſeines Vaters Anchiſes, welchen er ein Jahr zuvor bei Drepanum begraben hatte, bei der Wiederkehr dieſes Tages herrliche Leichenſpiele feierte. Inzwiſchen warfen die trojaniſchen Frauen, von der Botin Juno's, Iris, angereizt und der langen Seefahrt überdrüſſig, Feuer in die Flotte, daß vier der ſchönſten Schiffe verbrannten; die übrigen rettete Jupiter durch einen Regenguß. In der folgenden Nacht erſchien dem kummervollen Helden ſein Vater Anchiſes im Traum und brachte ihm Jupiters Befehl, die älteren Weiber und unkriegeriſchen Greiſe in Sicilien zurückzulaſſen: er ſelbſt ſolle mit dem Kern der Mannſchaft nach Italien ſegeln.

Der Held gehorchte dem Götterwinke, gründete zu Ehren ſeines königlichen Wirthes die Stadt Aceſta in Sicilien und vervölkerte ſie mit den Greiſen und den alten Müttern ſeiner Flotte; er ſelbſt brach mit den kräftigſten Männern, den Jünglingen, Frauen, Jungfrauen und Knaben der Auswanderung auf und verließ die Küſte.

Dießmal gewährte ihm Neptunus, durch die Bitten der Liebesgöttin bewältigt, ſicheres Meer und glückliche Fahrt. Zuletzt wurden ſie bei dem günſtigſten Winde und blaueſten Himmel ſo ſorglos, daß die Ruderer ſelbſt in einer heitern Nacht ſich unter ihre Ruderbänke legten und dem tiefſten Schlafe überließen. Der verführeriſche Gott des Schlafes hatte ſich von dem am hellen Nachthimmel funkelnden Geſtirnen des Aethers herabgeſenkt, und nahte in der Geſtalt des Helden Phorbas ſelbſt dem wachſamen Steuermanne Palinurus, der auf dem hohen Verdeck am Steuer ſaß: „Sohn des Jaſius,“ ſprach er leiſe zu ihm, „ſieheſt du nicht, wie das Meer die Flotte ſelber treibt und die ſanftwehende Luft dich einlädt, endlich einmal auch ein Stündlein dir Ruhe zu gönnen? Lege doch dein Haupt nieder, entziehe die ermüdeten Augen der ſteten Arbeit, komm, laß mich ein wenig dein Amt für dich übernehmen!“ Palinurus vermochte kaum den ſchläfrigen Blick gegen den Redenden aufzuheben und ſprach: „Was ſprichſt du? Ich ſoll das tückiſche Element nicht kennen, wenn es Ruhe heuchelt, und ihm vertrauen? Ich, den ſo oft der Betrug des heitern Himmels hintergangen hat!“ So ſprach er und klammerte ſich an das Ruder, indem er ſich zwang, ſeine Augen nach den Sternen zu richten. Aber der Gott träufelte ihm in einem Zweige ein paar Tropfen vom Lethe auf ſeine Schläfe, und plötzlich ſchloßen ſich ſeine Augen. Da nickte er über das Verdeck, daß es zuſammenbrach, der Gott gab ihm einen Stoß und Palinurus ſtürzte mit ſamt dem Steuer kopfüber in die Wellen. Der Schlaf erhob ſich wie ein Vogel in die Luft. In den Wogen erwachte der arme Steuermann und rief umſonſt, verſinkend, die Hülfe ſeiner ſchlafenden Genoſſen an.

Die Flotte verfolgte indeſſen, unter dem verſprochenen Schutze des Meergottes, auch ohne Steuermann ihren Weg, und endlich war Italiens Küſte erreicht. Er fuhr das Geſtade entlang und landete zuletzt in dem Hafen von Cajeta. Damals hatte er dieſen Namen noch nicht, und erhielt ihn erſt von der alten treuen Amme des Helden, welche Cajeta hieß, nach der Landung hier ſtarb, und ehe der Zug weiter ging, an dem Orte feierlich beigeſetzt wurde. Dann begab ſich Aeneas noch einmal mit ſeinen Gefährten zu Schiffe und gelangte glücklich in den Hafen von Oſia. Hier ſah er vom Meer aus ein großes Gehölz; zwiſchen dieſem brach der Tiberſtrom, gelb von Sande, unter reißenden Wirbeln ſich ſeine Bahn ins Meer. Bunte Vögel umflatterten unter lieblichem Geſange den Ausfluß und durchſchwebten den Hain.

Das italiſche Land, in welchem ſich die trojaniſchen Auswanderer nun befanden, war das alte Latium, das Gebiet der Laurenter. Seine ruhigen Städte und Felder beherrſchte ein ſchon alternder König, mit Namen Latinus, ein Sohn des Faunus und ein Urenkel des Gottes Saturnus. Das Geſchick hatte dieſem Fürſten keinen Sohn gegönnt; aber um ſeine einzige ſchon herangereifte ſchöne Tochter Lavinia warben aus Latium und ganz Italien viele Fürſtenſöhne, vor Allen der ſchönſte aller Jünglinge, der Sohn Daunus des Rutulerköniges und ihn begünſtigte die Mutter Lavinia's, die Königin Amata, vor allen Andern. Aber ſchreckhafte Götterzeichen ſetzten ſich dieſer Verbindung entgegen. In den hohen Höfen der latiniſchen Königsburg ſtand ein Lorbeerbaum, welchen der alte König ſchon angetroffen und dem Phöbus geweiht hatte, als er den Palaſt gründete. Nun beſetzte einſt plötzlich den Gipfel des Baumes ein dichter Bienenſchwarm, der mit lautem Geſumſe durch die heitere Luft herbeigeflogen kam; Füße an Füße klammernd, hing der ganze Schwarm, wie eine Blumendolde plötzlich vom grünenden Aſte des Baumes herunter. Man rief einen Wahrſager herbei, der das Zeichen deuten ſollte. Dieſer ſprach: „Ich ſehe einen Mann und ein Heer vom Auslande herbeiziehen, aus Einer Himmelsgegend nach Einer Himmelsgegend, und ſehe ihn zu oberſt in dieſer Burg herrſchen!“ Und wiederum geſchah ein neues Zeichen. Als die Jungfrau Lavinia mit ihrem Vater am Altare ſtand, und dieſer die Opferflamme anfachte, da ſchien es, als fingen die Locken der Jungfrau Feuer, ihr Haar brenne, die Krone von Gold und Edelſteinen glühe, und verſtreue, in Rauch und Flammen gehüllt, Gluth durch den ganzen Palaſt. Das wurde nun vollends für ein bedeutſames und grauſenhaftes Wunder gehalten: zwar Lavinia ſelbſt — ſo lautete die Deutung der Seher — gehe einem herrlichen Geſchick und großen Ruhm entgegen, aber dem Volke weiſſage dieſes Zeichen einen fürchterlichen Kriegsbrand. Latinus befragte darüber das Orakel ſeines Vaters Faunus. Aber auch dieſes wahrſagte ihm einen fremden Eidam, aus deſſen Stamm ein Geſchlecht erwachſen werde, dem die Herrſchaft der ganzen Welt beſtimmt ſey. —

Am Tibergeſtade ſtreckte ſich der gelandete Aeneas mit ſeinem Sohne Julus und den übrigen Trojanerfürſten unter einem hohen, ſchattigen Baume nieder, und bereitete ein Mahl. In der Eile nahmen ſie ſich nicht einmal die Mühe, das Geräthe aus den Schiffen herbeizuholen, ſondern ſie buken breite Weizenkuchen, die ihnen ſtatt der Tiſche und Teller dienten, und auf welchen ſie die Speiſen ausbreiteten. Als der kleine Vorrath, den ſie mit zu Lande gebracht, verzehrt und ihr Hunger noch nicht geſtillt war ergriffen ſie Teller und Tiſche von Weizenmehl und biſſen rüſtig ein. Da ſagte der kleine Julus lachend: „Wir verzehren ja unſere eigenen Tiſche!“ Dieſer Scherz fiel Allen mit ſchwerem entſcheidenden Gewicht ins Ohr. Freudig ſprang Aeneas vom Boden auf und rief: „Heil dir, du fremdes Land! du biſt's, das mir vom Geſchicke verheißene! Auf heitre Weiſe wird erfüllt, was uns die Harpie Celäno als etwas Entſetzliches prophezeit hatte. Der Hunger werde uns an unbekannten Geſtaden, ſo krächzte ſie, nöthigen, die eigenen Tiſche zu verzehren. Wohlan denn, es iſt geſchehen, der Spruch hat ſich erfüllt, von dem auch mein Vater Anchiſes mir geweiſſagt hatte. Wenn dieſes geſchieht, ſprach er, dann iſt das Ende der Mühſeligkeiten da, dann bauet Häuſer!“

Jetzt erkundigten ſich die Fremdlinge, welche, das fruchtbare Land durchſtreifend, bald auf Wohnungen ſtießen, nach dem Volk und Könige des Landes und ſchnell ward eine Geſandtſchaft an Latinus, den König der Laurenter beſchloſſen.

Lavinia dem Aeneas zugeſagt

Der Sohn des Anchiſes wählte aus allen Schiffen des Geſchwaders die ausgezeichnetſten Männer, hundert an der Zahl, als Redner oder Geſandte, die an den Laurenterkönig abgeſchickt werden ſollten. Dieſe traten, bebänderte Oelzweige, gleich Schutzflehenden, in den Händen, die Reiſe an und gelangten bald in die Stadt der Latiner. Vor der Stadt tummelte ſich die Jugend Latiums zu Wagen und Roß, andere vergnügten ſich mit Wurfſpießwerfen und Bogenſchießen, mit Fauſtkampf und Wettrennen. Als nun die fremden Geſandten kamen, eilte ein Bote zu Roß in die Stadt voran und brachte dem alten Könige die unerwartete Botſchaft, daß eine Schaar großer, herrlicher Männer friedlich herannahe. Dieſer befahl ſogleich, ſie in ſeine Wohnung zu rufen und verſammelte alle die Seinigen um den Thron ſeiner Ahnen.

Der Palaſt des Königs war groß und herrlich, in der oberſten Burg der Stadt gelegen. Hundert Säulen trugen ihn, und ein heiliger Hain umringte ihn mit hohen, Ehrfurcht gebietenden Bäumen. Im Innern deſſelben ſaß auf einem hohen Throne Latinus und beſchied die Trojaner vor ſich. Als ſie eingetreten waren, ſprach er mit freundlichem Angeſichte: „Euer Geſchlecht iſt mir nicht unbekannt, ihr Dardaniden, und ihr waret mir verkündiget, noch als ihr lang auf dem Meere umherirrtet. Möget ihr nun durch Stürme hieher verſchlagen, oder abſichtlich gekommen ſeyn! wiſſet, daß ihr an keiner ungaſtlichen Küſte gelandet habt. Verkennet in uns Latinern nicht das harmloſe Geſchlecht des Saturnus, das ohne Zwang und Geſetz Billigkeit übt, und den alten, frommen Gebräuchen des Gottes mit edler Freiheit folgt! Auch erinnere ich mich wohl noch (obgleich die Sage durch viele Jahrhunderte verdunkelt iſt), daß euer Ahnherr Dardanus aus dieſer unſerer Gegend abſtammen ſolle.“

Ihm erwiederte Ilioneus, der von Allen zum Sprecher auserſehen war: „Kein Orkan hat uns an dein Geſtade genöthigt, erhabener Sohn des Faunus, kein Geſtirn hat uns in der Richtung des Weges getäuſcht! Mit freiem Willen erreichten wir dein Ufer, und bewußte Abſicht hat uns an daſſelbe geführt. Wir ſind aus einem herrlichen Reiche vertrieben worden, und der Erzvater unſeres Geſchlechtes iſt Jupiter ſelbſt. Auch unſer Fürſt und Anführer Aeneas, der Sohn der Göttin Venus, iſt Jupiters Enkel, und er ſelbſt iſt es, der uns in deinen Palaſt geſendet hat. Den Sturm, der Troja niedergeriſſen, kennt alle Welt; auch dir iſt er nicht unbekannt geblieben. Dieſer Verwüſtung ſind wir entflohen und flehen euch um einen Fleck an, wo wir die Götter unſerer Heimath aufſtellen können, um ein ſicheres Ufer, um Waſſer und Luft, die ein gemeinſames Gut aller Sterblichen ſind! Es wird Italien nie gereuen, Troja in ſeinen Schooß aufgenommen zu haben. Stammt doch Dardanus von hier, und ruft uns hierher zurück. Auch trieb uns ein beſonderes Gebot der Götter, dieſes Land aufzuſuchen. Damit du aber erkenneſt, o König, daß wir in Wahrheit diejenigen ſind, für welche wir uns ausgeben, ſo verehrt dir unſer Führer Aeneas die Geſchenke die wir für dich mitgebracht haben, und die freilich nur kleine Ueberbleibſel aus Troja's Brande ſind: dieſen goldenen Pokal, aus welchem der Vater unſeres Helden, Anchiſes, ſein Trankopfer zu verrichten pflegte; dieß Gewand des hohen Königs Priamus, das er trug, wenn er dem zuſammengerufenen Volke Recht ſprach, endlich ſeinen heiligen Kopfſchmuck, ſeinen Scepter und andere Gewande, ein kunſtvolles Werk trojaniſcher Frauenhände!"

Während Ilioneus ſprach, hatte der alte König Latinus die Augen unbeweglich zu Boden geſenkt, wie ein tief Nachdenkender: er gab wenig auf die herrlichen Geſchenke Achtung, welche die Geſandten vor den Stufen ſeines Thrones ausbreiteten; wohl bewegte er in ſeinem Herzen den Orakelſpruch ſeines Vaters Faunus. Auf einmal wurde ihm klar, dieſer und kein Anderer ſey der verheißene Bräutigam ſeiner Tochter, dieſer zur gemeinſchaftlichen Beherrſchung des Reiches auserſehen; aus ihm werde das Geſchlecht aufſprießen, das beſtimmt ſey, über die ganze Erde zu herrſchen. Da erheiterte ſich ſeine Miene, er richtete ſein Haupt auf und ſprach: „Mögen die Götter unſer Werk und ihre Verheißung ſegnen. Ich gewähre eure Wünſche, Trojaner, und eure Geſchenke nehme ich an. Nur ſoll Aeneas ſelbſt zu mir kommen, und ſich vor dem Angeſicht eines Freundes nicht ſcheuen. Ihr aber überbringet ihm mein Anerbieten. Mein iſt eine einzige Tochter, die mir das Orakel meines Vaters, verbunden mit andern Wunderzeichen, nicht vergönnt, einem einheimiſchen Manne zu vermählen. Aus dem Auslande ſoll mir, nach der Weiſſagung, der Gatte meiner Tochter kommen."

Nachdem er ſo geſprochen, ließ der alte König aus ſeinem herrlichen Marſtall, in welchem an hohen Krippen dreihundert der ſchmuckſten Roſſe ſtanden, für jeden Trojaner ein mit Purpur gedecktes Pferd herbeiführen; goldene Ketten hingen den Roſſen bis an die Bruſt herab, das Geſchirr und der Zaum ihres Mundes war von Gold. Dem Aeneas ſelbſt aber ſandte er einen Wagen ſamt einem Doppelgeſpann, ſchnaubende Roſſe aus unſterblichem Saamen gezeugt.

Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner.

Dieſes Glück des Aeneas konnte ſeine Feindin Juno nicht mit gleichgültigen Augen betrachten. Sie rief die Furie Alekto aus der Unterwelt herauf, um die Eintracht im Keime zu zerſtören. Dieſe ſchwebte zuerſt nach Latium und nahm Beſitz von dem ſtillen Gemache der Amata; ſie warf der Königin, der ohnedem ſchon peinliche Sorgen über das Herannahen der Trojaner und die erſehnte Vermählung ihrer Tochter Lavinia mit dem Rutulerfürſten Turnus das Herz zernagten, heimlich aus ihrem Schlangenhaare eine der Nattern auf die Bruſt, damit ſie von dieſem Scheuſal angefreſſen, das ganze Haus in Verwirrung bringe. Die Schlange verwandelte ſich ſofort in Amata's goldenen Halsring, in ihren langen Schleier, ihr Lockengeſchmeide und durchſchlüpfte und umirrte ihr ſo alle Glieder. Zu gleicher Zeit träufelte ſie unvermerkt ihr Gift auf die Haut, und dieſes fing an den Leib zu durchrieſeln. So lang es noch nicht bis ins Mark der Gebeine durchgedrungen war, zeigte ſich noch nicht ſeine volle Wirkung; es äußerte ſich nicht anders, als wie natürliche Gemüthsbewegungen ſich zu offenbaren pflegen: Amata fing an zu weinen und über die Vermählung ihrer Tochter zu klagen: „Grauſamer Gatte,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „du haſt weder mit mir noch mit deiner Tochter Mitleid! Wo iſt deine frühere Sorge um die Deinigen, wo das heilige Wort, das du ſo oft deinem Blutsverwandten Turnus gegeben haſt? An heimathloſe Flüchtlinge verſchenkſt du unſer Kind!“

Solche Klagen richtete ſie auch an ihren Gemahl ſelbſt. Aber als ſie ihn feſt und unwiderruflich auf ſeinem Beſchluſſe beharren ſah, da erſt durchſtrömte ſie das Schlangengift der Furie ganz und ſie tobte wie wahnſinnig durch die Stadt. Nun war Alekto zufrieden, und hatte hier das Werk, das ihr Juno aufgetragen, vollbracht. Sofort ſchwang ſie ſich in die Hauptſtadt der Rutuler, welche die Geliebte Jupiters, Danae, gegründet haben ſoll, und die von Alters her den Namen Ardea führte. Hier fand ſie im Innerſten des Königspalaſtes den Fürſten Turnus in tiefem Schlafe. Da legte Alekto ihre Furienkleider ab, und nahm die Geſtalt eines alten Weibes an, mit häßlichen Runzeln auf der Stirne und unter dem Schleier hervorquellenden grauen Haaren, um welche ſich ein Olivenzweig ſchlang, ſo daß ſie ganz und gar der greiſen Kalybe, der Tempelprieſterin Juno's glich. In dieſer Geſtalt trat ſie vor den ſchlummernden Jüngling und ſprach: „Iſt es auch möglich, Turnus, kannſt du ohne Zorn es mit anſehen, wie alle deine Hoffnung vereitelt und der Scepter der dich erwartete, an trojaniſche Landfahrer verſchenkt wird? Mich ſendet Juno ſelbſt zu dir: du ſollſt dein Volk waffnen, ſollſt zum freudigen Kampf aus den Thoren ziehen, am Strande den Phrygiern ihre bunten Schiffe verbrennen und ſie ſelbſt vertilgen!“ Lachend erwiederte im Traume der Jüngling: „Alte! daß die Trojanerflotte in die Tiber eingelaufen iſt, und Juno meiner gedenkt, wußte ich ſchon längſt, das andere ſind Schreckbilder, mit denen dich dein Alter quält. Warte du der Götterbilder und des Tempels. Krieg und Frieden laß den Mann betreiben!“

Die Furie durchbebte ein Zorn bei dieſen Worten, und der Jüngling empfand ihren Schauer auf der Stelle. Er hörte das Ziſchen ihrer Hydern, ſein Blick erſtarrte und er wollte noch mehreres erwiedern, als die nächtliche Geſtalt, plötzlich übermenſchlich groß geworden, den Aufgerichteten mit einem Stoß aufs Lager zurückwarf, aus dem Haare zwei Schlangen hervorzog, mit ihnen, wie mit einer Peitſche zu klatſchen anfing und dazu mit ſchäumendem Munde ſprach: „Meinſt du noch, ich ſey ein verſchimmeltes altes Weib, und verſtehe mich nicht auf den Zwiſt der Könige? Erkenne die Rachegöttin in mir, die Krieg und Tod in ihrer Hand trägt!“ In dieſem Augenblicke warf ſie ihre Fackel, die der Jüngling in ihrer Furienhand geſchwungen ſah, ihm auf die offenliegende Bruſt, ſo daß der ſchwarze, qualmende Brand ſich feſt in ſein Fleiſch heftete. Seine Glieder und Gebeine überſtrömte ein Schweiß. „Waffen!“ ſchnaubte er noch in der Beſinnungsloſigkeit des Schlafes; Waffen ſuchte er erwacht in ſeinem Bette, erſtanden in ſeinem Hauſe; raſende Kriegswuth tobte in ſeiner Bruſt, wie die Welle in einem ſiedenden Keſſel unter dem Reiſigfeuer aufhüpft. Sobald der Morgen angebrochen war, beſchickte er die Häuptlinge ſeines Volkes, und hieß ſie zu den Waffen gegen den treuloſen König Latinus greifen, und ſich zum Kampfe gegen Beide, Latiner und Trojaner, rüſten.

Während ſo Turnus den Muth ſeiner Landsleute ſtachelte, flog die Furie zuletzt auch noch an den Tiberſtrand, wo Julus mit ſeinen Begleitern, in den dichten Uferwäldern eben dem Wild auf die Jagd nachging. Hier beſeelte Alekto die Spürhunde mit plötzlicher Wuth, berührte ihre Naſen mit dem bekannten Geruch und jagte ſie ganz hitzig einem Hirſche nach. Dieſes Wild war beſonders herrlich und von Geweihen hoch: die Knaben des Tyrrhus, welcher der Oberhirte über die Heerden des Königs Latinus war, hüteten ſein; denn er war vom Euter ſeiner Mutter weggenommen und in den Wäldern des Königs aufgefüttert worden. Die Tochter des Tyrrhus, Silvia, hatte das Thier ganz an ihre Befehle gewöhnt, ſie kämmte es, wuſch es in lauterer Waldquelle und ſchmückte ſeine Hörner mit weichen Blumenkränzen; es ließ ſich willig von ihr ſtreicheln, war an den Tiſch ſeines Herrn gewöhnt, irrte frei in den Wäldern umher und ſtellte ſich jeden Abend freiwillig in der Wohnung des königlichen Hüters.

Auf die Spur dieſes ſchönen zahmen Hirſches führte die Furie des Askanius Rüden, während er eben den heißen Uferſand, nach Kühlung begehrend, verlaſſen hatte und den Tiberſtrom hinabſchwamm. Askanius faßte das herrliche Wild ins Auge, drückte den Pfeil vom Bogen ab und ſandte ihn tief in das Gedärme des Thieres. Der verwundete Hirſch fuhr aus dem Waſſer, kam blutig zum wohlbekannten Hauſe ſeines Herrn, ſchleppte ſich ächzend in den Stall, und erfüllte, wie ein um

Mitleid Flehender, das ganze Haus mit Gewinſel an. Jammernd entdeckte zuerſt Silvia ihren Liebling, und rief mit lautem Geſchrei die Bauern der Umgegend zu Hülfe. Dieſe kamen mit angebrannten Pfählen und Keulen bewaffnet: Tyrrhus ſelbſt rief ſeinen Geſellen herbei, der juſt eine ſtämmige Eiche mit dem Beil ſpaltete; und als Alekto den rechten Zeitpunkt erſehen, ſtellte ſie ſich auf den Giebel des Hofgebäudes und ließ durch das gewundene Horn den lauten Hirtenruf in die Gegend hinaustönen. Von allen Seiten ſtrömte jetzt tobendes Bauernvolk herbei, aber auch dem Askanius kam die trojaniſche Mannſchaft zu Hülfe. Bald waren es auf der andern Seite auch nicht mehr blos mit Prügeln bewaffnete Haufen; es hatten ſich zwei ordentliche Schlachtreihen gebildet: Schwerter wurden gezogen, Bogen geſpannt.

Der erſte Pfeilſchuß von Seiten der jagenden Trojaner, die ſich gegen die anſtürmenden Feinde zur Wehr ſetzten, traf den älteſten Sohn des Tyrrhus, Almo, in die Kehle, daß ihm Stimme und Leben zugleich ſchwand. Nun begann ein allgemeines Gemetzel unter den Hirten. Der ehrlichſte und begüterſte Bauer in ganz Latium, der alte Galäſus, der fünf Rinder- und fünf Schaafheerden beſaß, und hundert Pflüge über ſeine Aecker gehen hatte, war aus den Schaaren des Bauernvolkes hervorgetreten, um den Frieden zu vermitteln; aber er wurde nicht angehört und ein Pfeilregen bedeckte ihn, unter dem er ſterbend erlag. Jetzt ſtürzten die überwältigten Hirten aus dem Kampfe in die Stadt, und trugen ihre Erſchlagenen, den Almo, den Galäſus und viele Andere wehklagend durch die Thore. Sie riefen die Götter laut um Hülfe an, eilten auf den Königspalaſt zu und verſammelten ſich um Latinus, ihren Herrn. Auch Turnus fand ſich ſchreiend und tobend ein, mit der lauten Anklage, daß die Herrſchaft des Landes an die Trojaner verrathen werde. So umringten ſie Alle, in Klagen und Lärm wetteifernd, die Königsburg des Alten. Dieſer aber ſtand unbeweglich, wie ein Fels im Meere. Dennoch vermochte er dem blinden Toben in die Länge nicht Widerſtand zu leiſten. „Wehe mir,“ rief er endlich, „ich fühl' es wohl, uns reißt der Sturm fort. Armes Volk, du wirſt gegen den Willen der Götter kämpfend, dieſen Frevel mit deinem eigenen Blute büßen! Auch du Turnus, wirſt dem Strafgerichte des Himmels nicht entgehen! Ich aber glaubte ſchon im Hafen zu ſeyn, und hoffte in Ruhe zu enden, nun gönnt ihr mir nicht einmal einen friedlichen Tod!“

Der Götterkönigin Juno, der Feindin Troja's, dauerte der Verzug zu lange. In der Latinerſtadt ſtand ein Tempel des Krieges mit zwiefachen Pfoſten, von hundert ehernen Riegeln verſchloſſen; ſein Hüter iſt Janus, der uralte Städtegott der Latiner. Wenn die Häupter des Volkes blutigen Kampf auf Leben und Tod beſchließen, ſo öffnet der König ſelbſt im feierlichen Kriegsgewande die knarrenden Pfoſten. Dieſes zu thun, ermahnte das Volk jetzt auch ſeinen König Latinus, er aber weigerte ſich dieſes gräßlichen Dienſtes und verbarg ſich in die tiefſte Einſamkeit ſeines Palaſtes. Da ſchwang ſich Juno ſelbſt vom Himmel hernieder, ſtieß mit eigener Götterhand an die widerſtrebenden Pfoſten, drehte die Angeln, und donnernd fuhren die ehernen Pforten des Kriegstempels auseinander.

Ausbruch des Krieges. Aeneas ſucht bei Evander Hülfe.

Ganz Italien, ſo ruhig und friedſam es vorher war, gerieth in plötzlichen Brand. In allen Häuſern wurden die Schilde geglättet, die Speere geſpitzt, die Aexte am Schleifſtein gewetzt; die Trompeten riefen zum Marſche, die Fahnen flatterten. Alle Männer griffen zu den Waffen, die Einen zogen zu Fuß ins Feld, die Andern wirbelten hoch zu Roſſe den Staub des Weges auf; Streitwagen flogen hinter ſchnaubenden Pferden daher, die Ebenen glänzten von Gold und Eiſen, von Panzer und Schwert. Aus allen Städten Hesperiens kamen die erſten Sprößlinge der alten Heldengeſchlechter hervor, deren Ahnen zum Theile Götter und Götterſöhne waren. Unter den erſten ſchritt in männlicher Schönheit Turnus voran, ſeine herrlichen Waffen in der Hand, um einen ganzen Scheitel über die Andern hervorragend. Ein dreifacher Buſch wehte von ſeinem Helm, auf deſſen Kuppel die glutathmende Chimära abgebildet war; auf ſeinem Schilde war in getriebener Arbeit Jo abgebildet, wie ſie eben zur Kuh wird, und ihr Hüter Argos und ihr Vater Inachus ihr den Strom aus der Urne gießt. Hinter Turnus und ſeine Helden drängten ſich die Latiner und Rutuler, Aurunker, Sikaner und eine Menge auſoniſcher Völkerſchaften; beſchildete Fußgänger, vor Allen Mezentius mit ſeinem Sohne Lauſus, Aventinus, der Sohn des Herkules und der Rhea, Katillus und

Koras, die Brüder des Tiburtus aus Tibur und viele Andere; dann kam die Reiterei der Volsker, ſchimmernd in Erzpanzern, geführt von ihrer jungfräulichen Fürſtin Kamilla. Dieſe hatte ihre weiblichen Hände nie an Minervas Rocken und Webſtuhl gewöhnt, im rauhen Männerkampfe war ſie aufgewachſen, auf ihrem flüchtigen Roſſe hatte ſie mit den Winden in die Wette laufen gelernt; ſie flog ſo luſtig dahin, daß ſie über die Saatflur geſprengt wäre, ohne ein Hälmchen zu rühren, ohne eine Aehre zu verletzen, und über die Meerfluth, ohne die Sohlen zu netzen. Alt und Jung blickte ihr verwundert nach, wie ſie mit ihrer Schaar durch Städte und Dörfer zog, den königlichen Purpur über die runden Schultern geworfen, das reiche Haar mit einer goldnen Nadel aufgebunden, Köcher und Bogen auf der Achſel, und die ſcharfe Lanze in der Hand.

Dieſe gewaltigen Kriegsrüſtungen erfüllten den Aeneas und ſeine Trojaner mit ſchweren Sorgen. Da erſchien jenem im Traume der Flußgott Tiberinus, und ſtieg in meerblauem Kleide, die Haare mit einem Schilfkranze beſchattet, zwiſchen Pappelſtauden in Greiſengeſtalt aus dem Strom empor. „Göttlicher Held," ſprach er, „verzage nicht. Der Groll der Himmliſchen gegen dich iſt verſchwunden. Damit du nicht wähneſt, ein nichtiges Traumbild zu ſchauen, will ich dir ein Zeichen ſagen. Unter den Eichen des Ufers wirſt du ein großes Mutterſchwein liegend finden, das dreißig Friſchlinge geboren hat: dort iſt die Stelle, wo nach dreißig Jahren dein Sohn Askanius die verheißene Stadt Alba, Roms Mutterſtadt, gründen wird. Für jetzt aber merke, wie du dich gegen die Gefahr zu ſchützen haſt, die dich bedroht. Nicht weit von hier, im Tuskerlande, haben ſich arkadiſche Pelasger, vom alten Könige Pallas abſtammend, unter ihrem Fürſten Evander angeſiedelt, und auf einem hohen Hügel die Stadt Pallanteum, nach dem Namen ihres Ahnherrn gegründet. Ob es gleich Griechen ſind, ſo darfſt du ſie doch nicht ſcheuen, denn es ſind unverſöhnliche Feinde des Latinervolks. Mit dieſen ſelbſt du dich verbünden, und ſie werden deine Kampfgenoſſen werden. Opfere der Göttermutter Juno, ſobald du erwachſt, und überwinde ihren Zorn durch Demuth. Alsdann begieb dich auf den Weg zu Evander."

Der Gott verſchwand, und der erwachte Aeneas befolgte ſeinen Rath. Zwei Schiffe wurden aus der Flotte herausgewählt und mit auserleſenen Freunden bemannt. Noch ehe der Held mit ihnen abging, erfüllte ſich das verkündigte Zeichen. Am Saume des Waldes, unter einer mächtigen Eiche, ſchneeweiß ſchimmernd, erblickte man ein Schwein mit dreißig Jungen. Der Mahnung des Stromgottes eingedenk, opferte Aeneas die Mutter und ihre ganze Zucht der mächtigen Göttin Juno, und verſöhnte durch ein ſo herrliches Opfer ihr grollendes Herz. Dann ſchiffte er ſich auf der Tiber ein, die, von dem Flußgotte gebändigt, glatt und eben dalag, wie der Spiegel eines Landſees. Die Wellen ſelbſt ſtaunten und der Uferwald wunderte ſich, als ſie bunte Verdecke und Männer mit hellen Schilden den Strom faſt ohne Ruderſchlag heraufziehen ſahen. Jene aber fuhren Tag und Nacht durch lange Krümmungen zwiſchen grünenden Hainen auf dem ſpiegelhellen Waſſer dahin. Endlich am andern Morgen ſahen ſie von ferne Mauern, Häuſer und eine Burg auf hohem Berge ſchimmern. Sogleich drehten ſie ihre Schiffſchnäbel dem Lande zu, wo der Berg, auf welchem die Stadt Pallanteum gelegen war, ſich mit ſeinem Fuße in den Fluß verlor.

Es war gerade der Tag, an welchem der Arkadierkönig Evander, ſeinen Sohn Pallas an der Seite, mit dem kleinen Rathe ſeiner Stadt und den angeſehenſten Jünglingen, in einem benachbarten Haine dem Herkules ein feierliches Opfer darbrachte. Der Weihrauch und das Blut dampfte auf den Altären, und das Opfermahl hatte ſchon begonnen. Als nun die Arkadier die hohen Schiffe zwiſchen den dunkeln Uferwäldern unter leiſem Ruderſchlage herbeiſchwimmen ſahen, erſchracken ſie vor dem plötzlichen Anblicke, und wollten den Schmaus verlaſſen. Doch der muthige Jüngling Pallas verbot ihnen, das Feſt zu unterbrechen, er ſelbſt ergriff ſeine Lanze, flog ihnen entgegen, und rief noch vom Hügel hinab: „Was führte euch auf dieſe ungewohnte Bahn, ihr Männer, woher ſeyd ihr? wohin trachtet ihr? Bringet ihr uns Krieg oder Frieden?“ Aeneas antwortete von dem hohen Verdecke ſeines Schiffes, indem er das Zeichen des Friedens, den Olivenzweig, hoch in der ausgeſtreckten Rechten hielt: „Trojaner ſieheſt du, Jüngling, Männer, zum Kampfe mit den Latinern gerüſtet, welche uns Flüchtlinge mit Waffengewalt aus ihrem Lande vertreiben wollen. Wir kommen zum Könige Evander, um ihn um ſein Bündniß und um Hülfe zu bitten.“ Als Pallas den großen Trojanernamen hörte, ſtaunte er, und rief in freudiger Beſtürzung: „Willkommen, Gaſt, wer du auch ſeyeſt, tritt immerhin vor meinen Vater, und nimm in unſerer Wohnung fürlieb!“

Pallas hatte den Ausgeſtiegenen mit traulichem Handſchlage begrüßt, und bald wiederholte der Held ſein Geſuch vor dem Könige der Arkadier, ohne jedoch ſich ſelbſt zu nennen. Jener aber hatte Augen, Angeſicht und Geſtalt des Redenden lang mit Schärfe gemuſtert, und erwiederte endlich: „Wie gern nehme ich dich auf, tapferer Sohn Troja's, dein Geſchlecht, dein Name verbirgt ſich mir nicht. Wort, Stimme und Geſtalt deines großen Vaters Anchiſes ſteigt wieder in meiner Seele auf; wohl entſinne ich mich noch des Helden Priamus, als er, mit ſeinen Helden auf der Fahrt gen Salamis, das Reich ſeiner Schweſter Heſione, der Gemahlin Telamons, zu beſuchen, auch durch unſer Arkadien gezogen kam. Mir ſproßte damals der erſte Flaum um die jungen Wangen, und mit Ehrfurcht betrachtete ich den König und die Häupter ſeines Volkes, vor Allen aber den herrlichen Anchiſes. Ich konnte mein Verlangen nicht bezähmen, ihn anzureden und ihm meine Rechte darzubieten. Er folgte mir als Gaſtfreund in unſere Wohnung, und beim Abſchied verehrte er mir Köcher und Pfeile, ein golddurchwirktes Kriegsgewand, und zwei vergoldete Zäume, herrliche Gaben, die jetzt mein Sohn Pallas beſitzt. Darum dürfet ihr euch zum Voraus als meine Verbündete betrachten, und morgen frühe ſchon ſollt ihr, verſtärkt durch unſern Beiſtand, nach eurem Lager zurückkehren. Unterdeſſen begehet mit uns dieſes ſchöne Jahresfeſt, das wir nicht verſchieben dürfen." So ſprach er, hieß die aufgeräumten Becher und Speiſen wieder zurückbringen, und die Trojaner auf den Raſenbänken Platz nehmen: den Aeneas ſelbſt aber führte er zu einem herrlichen gepolſterten Seſſel aus

Ahorn, über dem ein zottiges Löwenfell gebreitet war. Der Prieſter des Altares und auserleſene Jünglinge brachten geröſtete Stücke der Stiere herbei, häuften das Brod in Körben auf, und reichten in die Wette Wein herum.

Den reichlichen Schmaus würzte der König Evander mit einer ſchönen Erzählung von der Veranlaſſung dieſes Opfers, indem er mit den Fingern ſeinen Gäſten eine Felſenkluft wies, in welcher der gräßliche Halbmenſch Kakus, der Sohn des Vulkanus, gehaust, der dem Herkules die erbeutete Rinderheerde des Rieſen Geriones ſtahl, und von Herkules bezwungen wurde. Für den Sieg über dieſes Unthier brachten die dankbaren Arkadier noch immer dem Herkules, als Schutzgotte der Gegend, ein Jahresopfer dar.

Ueber dieſer Erzählung war der Abend herangerückt, und nach vollendetem Opfer begaben ſich Alle in die Stadt. Dieſe war nur klein, wer hätte ahnen können, daß einſt die Weltſtadt Rom an ihrer Stelle ſtehen ſollte? die Arkadier waren ein ländliches Hirtenvolk, und hatten aus ihrer Heimath keine Schätze mitgebracht. Aber Muth und nervige Arme konnten ſie den Trojanern zum Beiſtand anbieten. Deßwegen gefiel es dem Aeneas doch in dem Hauſe Evanders, das mehr einer Hütte denn einem Palaſte glich, und er ſank auf einem weichen Blätterlager, über welche das zottige Fell eines Bären gebreitet war, in ſanften Schlummer.

Der Schild des Aeneas.

Mittlerweile ging Vulkanus, von ſeiner Gattin Venus durch Bitten getrieben, in die Aetnakluft der Cyklopen, die Waffen des Aeneas, die ihm den Sieg über die Latiner verſchaffen ſollten, zu ſchmieden. Er nahte ſich der donnernden Höhle, die ganz von Feuereſſen durchflammt war. Gewaltige Schläge auf dem Ambos ſtöhnten wiederhallend weit hinaus in die Ferne, im Gewölbe ſprühten ziſchende Stahlſchlacken, und aus den Oefen athmete unaufhörliche Glut. Dort in der weiten Kluft ſchmiedeten das Eiſen Tag und Nacht hindurch, mit aufgeſtülpten Aermeln, die rußigen Cyklopen, Brontes, Steropes und Pyrakmon, mit unzähligen Knechten. Die Einen waren gerade an einem halbfertigen Blitzſtrahl, der mit zwölf Zacken geſchmiedet wurde, und ſie ſchweißten eben die drei Hagelſpitzen, die drei Regenſpitzen, die drei Glutſpitzen und die drei Sturmwindſpitzen daran, und miſchten Flamme, Donnergeroll und Entſetzen darunter. Die Andern verfertigten dem Mars Räder und Wagen, wieder Andere aus Gold und Drachenſchuppen den glatten Aegisſchild der Pallas mit dem Meduſenhaupte.

„Weg mit Allem," rief Vulkanus, in die Höhle tretend, „auf Anderes eure Gedanken gerichtet, ihr Cyklopen! dem tapferſten Manne ſollt ihr jetzt ſeine Kriegswaffen ſchmieden; da gilt es Kraft, Kunſt und Erfahrung: an's Werk ohne Verzug!" Die Cyklopen kannten ſchon die kurzangebundene Weiſe ihres Herrn, und machten ſich raſch an die Arbeit. Bald floß das Erz und Gold in Bächen, in den Oefen zerſchmolz der Stahl. Ein gewaltiger Schild wurde geformt, und Scheiben auf Scheiben ſiebenfach geſchmiedet; Einige ſetzten die Blasbälge in Bewegung; Andere verkühlten das ziſchende Erz im Löſchtroge. Dann wurde die Maſſe mit der Zange umgedreht, und die Hämmernden ſchwangen die Arme im Takt, und ſchlugen auf den Ambos, daß die Höhle ſchmetterte.

Am andern Morgen übergab der greiſe Evander, der nicht ſelbſt mit in den Krieg ziehen konnte, vierhundert arkadiſche Reiter, dazu den Troſt und die Hoffnung ſeines Alters, ſeinen eigenen Sohn Pallas, dem ſcheidenden Gaſtfreunde, und beſchenkte noch auſſerdem alle ſeine Trojaner mit Roſſen, den Aeneas ſelbſt mit dem herrlichſten, das ein gelbes Löwenfell bedeckte, und deſſen Klauen vergoldet waren. Dann ergriff Evander die Hand ſeines abziehenden Sohnes, drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſprach unter Thränen: „Ach, daß mir Jupiter die vergangenen Lebensjahre zurückbrächte, und ich wäre, wie ich einſt unter Präneſte's Mauern war, als ich den König Herilus, der drei Leben von ſeiner Mutter, der Nymphe, mitbekommen hatte, drei mal in den Orkus hinabſchickte, bis er nicht mehr wiederkam! Jetzt kann ich nichts, als dich und unſern Freund den Göttern empfehlen, mögen ſie mich erhören, mögen ſie dir fröhliche Wiederkehr bereiten! Möge mir kein Schreckensbote je das Ohr verwunden!" Mit dieſem Abſchiede ſank der greiſe Vater zuſammen, und wurde von den Dienern in die Wohnung zurückgetragen.

Die Reiter aber zogen aus den offenen Thoren, mit ihnen Aeneas und ein Theil der trojaniſchen

Mannſchaft, den andern hatte der Held mit den Schiffen auf dem Strome zurückgehen laſſen. Als ſie in einem entlegenen Thale zwiſchen finſteren Tannenwaldungen angekommen waren, und, vom langen Zuge ermüdet, ihrer Roſſe und der eigenen Leiber pflegten, und Aeneas an einem kühlenden Waldwaſſer, abgeſondert von der ganzen übrigen Schaar, unter einer Eiche ſich gelagert, erſah ſeine Mutter Venus den günſtigen Augenblick, ſenkte ſich mit den friſchgeſchmiedeten Waffen aus dem Gewölke des Aethers hernieder, legte ſie dem Sohne zu Füßen, machte ſich dieſem ſichtbar, und ſprach: „Schau her, Kind, welch ein Geſchenk dir die Gunſt meines Gemahls bereitet hat. Jetzt darfſt du dich nicht mehr beſinnen, die ſtolzeſten Laurenter, ja den wilden Rutuler Turnus ſelbſt zum Kampfe herauszufordern.“ Aeneas ſtaunte. Beſeligt von der Gegenwart ſeiner göttlichen Mutter und der großen Ehre, konnte er ſich an dem funkelnden Waffengeſchmeide gar nicht ſatt ſehen, und wendete bald den buſchigen Helm, bald das gediegene Schwert, bald den Erzpanzer, der röthlich wie Blut, oder wie die Sonne durch Wolken ſtrahlend, glühte, bald die goldenen Beinſchienen und den ſchlanken Speer in ſeinen Händen um. Am längſten aber verweilten ſeine Blicke auf dem kunſtreichen, mit unerſchöpflicher Bilderpracht in erhabener Arbeit überſäeten Schild. Auf dieſem hatte der Gott des Feuers eine ganze Reihe von Begebenheiten abgebildet, in welche ſich Aeneas vergebens mit ſeiner Beſchauung vertiefte, denn es waren die Schickſale und Triumphe der Römer, des Volkes, das erſt in ſpäter Zukunft dem Stamme ſeines Sohnes Julus entſproſſen ſollte. In der Mitte des Schildes war eine Wölfin abgebildet, der

Zwillingsknaben am Euter hingen, zu welchen ſie liebkoſend ihren Hals zurückbeugte, und die ſie mit der Zunge beleckte. Jeder Knabe aus unſerer Zeit hätte dem Aeneas ſagen können, daß die Kinder Romulus und Remus hießen. Dann war eine Stadt abgebildet, wo im hohen Theater von kräftigen Männerhänden Frauen als ein Raub davongetragen wurden; es war Rom und der Raub der Sabinerinnen; dann vor Jupiters Altar zwei bewaffnete Herrſcher mit Sühnopfern und mit Bundesſchalen in der Hand: Romulus und Tatius. Nicht ferne davon ſchleifte ein König mit ſeinem Viergeſpann einen Verbrecher zu Tode: Tullus Hoſtilius den falſchen Metius. Auf einer halbabgebrochenen Brücke ſtand einäugig ein Vertheidiger, und durch den Strom ſchwamm eine Jungfrau, indeß ein zorniger Kriegerkönig am jenſeitigen Ufer thronte; es waren Kokles, Klölia und Porſena der Etrusker. Auf einer hohen Burg mit Paläſten und Tempeln ſtand ein bewaffneter Wächter, und ſilberne Gänſe flatterten durch goldene Hallen, während am Fuße des Berges Barbaren auf der Lauer ſtanden: Manlius und die Gallier. Und ſo kam eine Geſchichte um die andere, bis auf Katilina, Kato, Cäſar und Auguſtus herab. Unkundig aller dieſer Dinge, freute ſich Aeneas des Schildes, wie ein Kind ſich des Bilderbuches freut, dann kleidete er ſich in die himmliſchen Waffen, faßte den Schild mit der Linken, und im Gefühle hohen Götterſchutzes miſchte er ſich wieder in den Zug der Seinigen.

Turnus im Lager der Trojaner.

Während dieß in Tuscien vorging, ſchickte Juno, deren Groll gegen Aeneas doch noch nicht gedämpft war, ihre Botin Iris zu dem Rutuler Turnus. Dieſe meldete dem Anführer der Feinde, daß Aeneas ſein Lager, ſeine Genoſſen, ſeine Flotte verlaſſen und ſich nach dem Reich Evanders gewendet habe, und befahl ihm, das trojaniſche Lager zu ſtürmen. Turnus folgte auf der Stelle dem Ruf. Der Held Meſſapus voran, Tyrrhus und ſeine Söhne in der Hinterhut, mit dem Kerne des Heeres Turnus ſelbſt, zogen ſie durchs offene Feld nach dem Geſtade der Tiber. Plötzlich ſah Kaikus, der Wächter der vorderſten trojaniſchen Warte, ein dunkles Staubgewölke vom Felde wirbelnd aufſteigen. „Brüder,“ rief er rückwärts gewendet, „es verfinſtert ein nahender Schwarm die Luft, Waffen herbei, ſchnell auf die Lagermauern, der Feind iſt da!“ Auf dieſe Nachricht ſtürzten die auf dem Felde zerſtreuten Trojaner durch alle Thore ins Lager zurück, und ſammelten ſich, wie es Aeneas für unvorhergeſehene Fälle ſcheidend befohlen hatte, auf den Schanzen und Mauern, obgleich ſie Scham und Zorn vielmehr zum offenen Gefechte getrieben hätte. Sie ſperrten alſo die Thore, und vollzogen in allem die Gebote ihres Führers, indem ſie den Feind auf den Zinnen und in den hohlen Thürmen erwarteten.

Turnus aber eilte dem Heere, das ihm zu langſam vorwärts ging, mit zwanzig auserleſenen Reitern voran, und erſchien, auf einem thraciſchen gefleckten Schimmel, unvermuthet vor den Mauern des Lagers. „Wer wagt ſich zuerſt an den Feind?" fragte er, rückwärts gewendet, ſeine kleine Schaar, und ſchleuderte ſeinen Wurfſpieß durch die Lüfte hinan. Jubelnd thaten ſeine Genoſſen ein Gleiches und höhnten die feigen Trojanerſeelen, die ſich hinter ihren Mauern verſchanzt hielten, und es nicht wagten, ins Feld zum offenen Kampfe herabzuſteigen. Indeſſen ſpähte Turnus hoch zu Roß, den goldenen Helm mit dem rothen Federbuſch auf dem Haupte, ringsum die Mauern des Lagers aus, und ſuchte einen unbemerkten Zugang. So ſchnaubt ein Wolf bei Wind und Regen die halbe Nacht hindurch, um den vollen Schaafſtall herum, und ergrimmt über das Blöcken der Schaafe und Lämmer, die drinnen in Sicherheit ſitzen. Endlich fiel ihm die Flotte ins Auge, die, ganz von Dämmen und Wellen umgeben, ſich geborgen an die eine Seite des Lagers lehnte. Jauchzend ermahnte er ſeine Freunde, dieſe in Brand zu ſtecken, ergriff ſelbſt zuerſt die flammende Fackel und ſofort bewehrte ſich die geſammte Jugend des allmählig nachgerückten Heeres mit Feuerbränden, die von den Heerden der benachbarten Hütten geraubt worden waren. Und unfehlbar wäre nun die Flotte der Trojaner verbrannt worden, wenn nicht ein göttliches Wunder das Feuer von den Schiffen abgewendet hätte. Schon damals nämlich, als Aeneas am Fuße des Idagebirges die Flotte zimmerte, die ihn in das fremde Land tragen ſollte, flehte Cybele, die Mutter aller Götter, zum allmächtigen Zeus: „Sohn, gib mir, was ich von dir verlange! Ich habe dem dardaniſchen Manne, der einer Flotte bedurfte, willig meinen ſchönen

Hain von Ahornbäumen und Kiefern fällen laſſen. Nun aber ängſtet mich die Sorge, meine geliebten Bäume, zu Schiffen umgewandelt, möchten ein Raub der Stürme werden. Darum erhöre meine Bitte, laß es dem Holz zu Gute kommen, daß es auf dem Ida gewachſen iſt, und ſchütze die Schiffe vor aller Gefahr.“ „Das kann ich nicht,“ erwiederte Jupiter, „ich vermag dem von ſterblichen Händen Erbauten nicht Unſterblichkeit auf Erden zu verleihen, doch was ich für ſie thun kann, das will ich. So viel ihrer, ausgedient, das Ziel und den Hafen Auſoniens erreichen, die will ich von der ſterblichen Form befreien und wie die Töchter des Nereus ſollen ſie als Göttinnen des Meeres ein ſeliges Leben in den Fluthen führen.“

Dieſes Wort ging jetzt in Erfüllung. Als Turnus den Brand in die Schiffe werfen wollte, verbreitete ſich von Morgen her ein Strahlengewölk über den Himmel, und ein grauenvoller Schall aus den Lüften durchlief die Schaaren der Trojaner und der Rutuler. „Bemühet euch nicht ſo ängſtlich,“ rief es, „ihr Trojaner, meine Schiffe zu ſchirmen. Eher wird Turnus das Meer verbrennen, als ſie! Ihr aber, Schiffe, ſchwimmet erlöst dahin, ſeyd Meeresgöttinnen, die Mutter der Götter will es ſo!“ Bei dieſem Worte wurden die Schiffe plötzlich lebendig, zerriſſen jedes ſeine Seile, mit welchen ſie angebunden waren, tauchten mit den Schnäbeln wie Delphine ins Meer unter, und ſchwammen, wieder aufgetaucht, in Geſtalt ſchöner Jungfrauen durch die Meeresfluth. Entſetzen ergriff die Rutuler. Meſſapus, ihr vorderſter Führer, ſchreckte mit ſcheuem Geſpann auf ſeinem Wa-

Wellen ſchaudernd vom Meere zurück. Nur der tollkühne Turnus ließ die Hoffnung noch nicht fahren. „Merket ihr nicht, Freunde!“ ſprach er, „daß dieſes Wunder allein gegen die Trojaner gerichtet iſt? Jupiter ſelbſt hat ihnen ihre Hülfe entriſſen, alle Hoffnung zur Heimkehr iſt ihnen mit der Verwandlung ihrer Schiffe abgeſchnitten, und die Rutuler brauchen keine Feuerbrände mehr! Das Land aber iſt in unſern Händen. Tauſende in ganz Italien waffnen ſich für uns. Mich ängſtigen keine Götterſprüche und Verheißungen, deren ſie ſich rühmen. Auch mir iſt mein Schickſal beſtimmt, und es lautet auf Vertilgung dieſes verruchten Geſchlechtes mit dem Schwerte!“

Auch mit der That blieb Turnus ſo unverdroſſen, wie mit dem Worte. Dem Meſſapus wurde das Geſchäft übertragen, die Thore mit Kriegern zu umſtellen, und die Wälle rings mit Feuern zu umzingeln, und unter ihm verſahen unter vierzehn auserleſenen Hauptleuten je hundert Jünglinge, ſchimmernd von Gold und mit rothbebuſchten Helmen, den Dienſt. Dieſe machten einander ablöſend die Runde und die Feiernden lagerten ſich ins Gras und thaten ſich beim Weinkruge gütlich. Die Trojaner von ihren Wällen herab ſchauten dieſes und hielten die Zinnen auf's vorſichtigſte mit Bewaffneten beſetzt. Nicht ohne Beſorgniß umwandelten ſie die Thore, verſahen die Bollwerke mit Brücken, und brachten den nöthigen Vorrath von Geſchoßen herbei. Das Ganze leitete Mneſtheus und Sereſtus, welche Aeneas vor ſeiner Abfahrt über das Lager geſetzt hatte. Und ſo wachte denn das ganze Heer innerhalb der Lagermauern.

Niſus und Euryalus

Unter dem trojaniſchen Heere befanden ſich zwei kühne Jünglinge: Niſus und Euryalus. Niſus, ein Sohn des Hyrtakus, einer der beſten Speerwerfer und Pfeilſchützen, hatte ſich aus dem Idagebirge an den auswandernden Helden angeſchloſſen. Euryalus war der ſchönſte unter allen teukriſchen Knaben, und der erſte Flaum der Jugend ſproßte ihm um die Wangen. Beide waren durch die innigſte Freundſchaft verbunden, ſtürzten ſich immer zuſammen in die Schlacht, und hüteten auch jetzt eines der Thore, nebeneinander Wache haltend. „Ich möchte doch wiſſen," fing da zuerſt Niſus an, „ob die Götter uns dieſe Thatenluſt in der Seele aufwecken oder ob ſeine blinde Begier einem Jeden der Gott iſt! Mir iſt dieſe träge Ruhe läſtig, und ſchon lange treibt mich der Geiſt, etwas Rechtes zu unternehmen. Sieh, wie ſich die Rutuler ihrem blinden Vertrauen hingeben! Nur hier und da glänzt um die Mauern ein Feuer, faſt alle liegen von Wein und Schlaf begraben da, und das tiefſte Schweigen herrſcht ringsum. So vernimm denn, Freund, welcher Gedanke in mir aufgeſtiegen iſt. Alle unter uns, Volk und Väter verlangen, daß Aeneas herbeigerufen werde, und daß man ihm zu dem Ende ſichere Boten zuſchicke, die uns Kunde von ihm zurückbringen. Wenn man nun dir dem Zurückbleibenden verſpräche, was ich für dich fordern will, — denn mir genügt an der Ehre —: was meinſt du?

Ich könnte am Fuße des Hügels dort den Weg nac dem Tuskerlande und den Berg von Pallanteum wel finden!“

Euryalus wurde von Staunen bei dem Vorſchlag ſeines Freundes ergriffen, denn auch ihn beſeelte jugendliche Ruhmbegierde. „Alſo wollteſt du,“ ſprach er ſeinem feurigen Genoſſen, „mich, den unbärtigen Knaben, als Theilnehmer an der herrlichen That verſchmähen Wie könnte ich auch dich allein in eine ſolche Gefah hinauslaſſen! Nein, ſo hat mich mein Vater Ophelte nicht erzogen, und auch du haſt mich bisher nicht kennen gelernt. Auch ich achte das Leben gering und erkaufe willig mit ihm den Ruhm!“ „Nie hab ich ſo etwas von dir befürchtet,“ erwiederte Niſus, „abe wenn mich irgend ein Unfall, oder ein Gott, wie e bei ſolchen Entſchlüſſen wohl zu geben pflegt, ins Verderben riſſe, ſo wünſchte ich, daß du mich überlebeſ Deine Jugend iſt des Lebens werther, als ich. Auc hätte ich gern einen, der meinen Leichnam, aus d Schlacht gerettet, oder mit Löſegeld erkauft, in den Boden verſcharrt, oder wenn dieß Glück mir nicht beſchieden wäre, wenigſtens dem Abweſenden ein Todtenopfe brächte und einen Denkſtein errichtete. Wie könnt' ic auch deiner armen Mutter, die allein von ſo viele Müttern es verſchmäht hat, in Sicilien zurückzubleibe und dir auf die weite Wanderung gefolgt iſt, ſo bittere Schmerz bereiten?“ Aber Euryalus erwiederte: „D hältſt mir umſonſt nichtige Beweggründe vor, mein Vorſatz iſt unerſchütterlich, laß uns eilen.“ So ſprach e und weckte ſogleich die nächſten Wachtpoſten, die zu Ablöſung beſtimmt waren. Nachdem ſie dieſen da

Wächteramt übertragen hatten, eilten ſie beide vor den hohen Rath der Trojaner. Denn die Fürſten des Heeres beriethen ſich bis tief in die Nacht hinein über die wichtigſten Angelegenheiten der neuen Pflanzung. Während ſie nun mitten im Lager, an die Speere gelehnt und auf die Schilde geſtützt, im Kreiſe ſtanden, und Rath darüber pflogen, was zu beginnen ſey, und wer dem Aeneas die Nachricht zu bringen hätte, da baten Niſus und Euryalus herbeigeeilt um augenblicklichen Zutritt in die Verſammlung. Aſkanius, der an ſeines Vaters Stelle, ſo jung er war, im Rathe ſaß, hieß die Ungeduldigen eintreten, und Niſus als den älteren zuerſt reden. „Höret uns günſtig an,“ ſprach dieſer zu den Helden, „und meſſet, was wir euch vorſchlagen, nicht nach den Jahren ab. Wir haben die Gegend ausgekundſchaftet. Dort, am Scheidewege des Thores, das wir bewachen, in der Nähe des Meeres, finden ſich Lücken in den Wachtfeuern der Feinde: dort iſt Raum, um ſich durchzuſchleichen. Wenn ihr uns erlaubet, das Glück zu benützen, ſo wollen wir als Boten zu Aeneas gehen, und ihr ſollt uns bald mit Begleitern und mit Beute zurückkehren ſehen.“

Mit Bewunderung vernahmen die Helden den Entſchluß der Jünglinge. „Nun, ihr Götter,“ rief Aletes, der Ergrauteſte unter ihnen aus, „ihr ſeyd noch nicht geſonnen, die Trojaner zu vertilgen, da ihr uns ſo entſchloſſene Jünglingsherzen erwecket!“ So ſprach er, und legte ſeine Hände auf Beider Schultern. Dann rief der zarte Jüngling Aſkanius: „Guter Niſus, lieber Euryalus, in euren Schooß lege ich mein Glück und meine Hoffnung, laſſet mich meinen Vater wieder ſchauen!

Wenn er zurück iſt, ängſtigt mich nichts mehr. Zwei ſilberne Becher, zwei köſtliche Dreifüße, zwei Talente Goldes, den ſchönen alten Krug, den Dido meinem Vater geſchenkt hat, das Alles ſollt ihr jetzt ſchon haben, und wenn wir ſiegen, noch viel mehr. Haſt du das herrliche Roß geſehen, Niſus, das Turnus reitet, und ſeine goldene Rüſtung? Sie ſeyen dein. Zwölf Gefangene wird euch mein Vater verleihen, Männer mit vollen Waffenrüſtungen, und Frauen, und vom Felde des Latinus herrliche Güter. „Du aber,“ ſo ſprach er zu Euryalus gewendet, „verehrter Jüngling, deſſen Jugend meine Jahre nachſtreben, dich begrüße ich ſchon jetzt von ganzem Herzen als Kampfgenoſſen und unzertrennlichen Freund.“ Darauf nahm Euryalus das Wort: „Es ſoll kein Tag kommen,“ ſprach er, „an dem ich mich meines tapfern Entſchluſſes unwürdig zeige. Aber vor allen Geſchenken bitte ich dich um eines, Julus. Meine Mutter, vom alten Königsgeſchlechte des Priamus ſtammend wie du, hat ſich nicht abhalten laſſen, mit mir auszuwandern, und ich verlaſſe ſie ohne Abſchied, denn ich könnte ihren Thränen nicht widerſtehen. Nimm du dich der Verlaſſenen an, tröſte ſie in der Noth, wenn das Schickſal mich nicht zurückkehren läßt!“ In der Seele des Askanius erwachte bei dieſen Worten die Liebe zum Vater noch heftiger, er fing laut zu weinen an, und verſprach ihm unter Thränen Alles. Auch die Helden ergriff tiefe Rührung; Mneſtheus zog ſich die Löwenhaut von der Schulter, und warf ſie dem Niſus um; Aletes tauſchte mit ihm den Helm, und Euryalus empfing aus der Hand des Julus ſein eigenes Schwert mit goldenem Griff, in der Scheide von Elfenbein.

So gewaffnet wurden ſie von allen Edeln, Jünglingen und Greiſen, bis ans Thor begleitet. Bald waren ſie über die Gräben hinaus, und kamen im Dunkel der Nacht an die ſchlafenden Poſten der Rutuler. Dieſe lagen voll Trunks und Schlafes, zerſtreut auf dem Raſen, zwiſchen Wagenrädern, Riemen und umherliegenden Waffen. „Die Gelegenheit ruft,“ ſprach Niſus leiſe zu ſeinem jungen Freund, „halte du mir den Rücken frei, ich will dir aufräumen, und uns eine Gaſſe machen.“ Während er ſo mit gedämpfter Stimme ſprach, hieb er den erſten Wächter, den Vogelſchauer des Königs Turnus, Rhamnes, der aus voller Kehle ſchnarchend dalag, ſammt drei ſorgloſen Knechten nieder; dann den Waffenträger des Remus, den er mitten unter ſeinen Roſſen überraſchte, und ihm den geſenkten Hals abhieb, und dann den Herrn ſelbſt. Auch Euryalus war nicht müßig; beide tobten wie Löwen in den Hürden, und richteten ein furchtbares Gemetzel unter den Wächtern an. Ja, Euryalus drang ſchon bis zu den Wachtfeuern des Rutulerfeldherrn Meſſapus vor, die im Verglimmen waren, und deſſen angebundene Wagenroſſe gemächlich das Gras abweideten. Aber Niſus rief ihn zurück. „Siehſt du nicht,“ ſprach er warnend, „daß das Morgenlicht ſchon anzubrechen droht? Rache iſt ja geübt und Bahn gebrochen.“ So ließen ſie auch alle Beute liegen, und Euryalus nahm nur den Pferdeſchmuck des Rhamnes mit, und ſchlang ſich ſeinen Schwertgurt um die Schulter; auch ſetzte er ſich freudig den bebuſchten Helm des Meſſapus aufs Haupt, den er bei den vorderſten Wachtfeuern aufgeleſen, und der ihm gerade paßte. Darauf verließen ſie das feindliche Lager, und gewannen das Freie.

Aber um dieſelbe Zeit zogen aus der Latinerſtraße dreihundert Reiter mit Schilden unter ihrem Führer Volſcens, welche dem Fürſten Turnus Botſchaft vom Könige zu bringen hatten, dieſer Straße. Sie waren ſchon ganz nahe am Lagerwall, als ſie von ferne die beiden eilenden Geſtalten bemerkten, und im dämmernden Frührothe den unbeſorgten Euryalus der erbeutete Helm mit ſeinem tückiſchen Schimmer verrieth. „Bewaffnete Männer,“ ſchrie Volſcens bei dieſem Anblicke, „wo eilet ihr hin?“ Jene antworteten nicht, ſondern flüchteten ſich in den Wald, und vertrauten auf die Dämmerung. Aber die Reiter, der Nebenwege kundig, warfen ſich in das Gehölz, und verſperrten alle Ausgänge mit Wachen. Der Wald war mit dichten Eichen und wilden Geſträuchen bewachſen, und kaum ſichtbar ſchimmerte der Fußpfad durch das Dickicht. Den Euryalus hemmte die Beute, und die Furcht täuſchte ihn über die Richtung des Weges. Niſus aber entkam glücklich aus dem Wald, und eilte ſchon ſorglos auf die Seen zu, die ſpäter den Namen Albanerſee erhielten. Jetzt erſt ſtand er ſtille, und ſah ſich vergebens nach dem fehlenden Freunde um. „Euryalus,“ rief er wehklagend, „wo biſt du, Armer, wo find' ich dich?“ und nun warf er ſich aufs Neue in den verworrenen Wald. Dort vernahm er bald Roſſegeſtampf, Lärm, und die Trompeten der Nachhut, und es währte nicht lange, ſo ward er das ganze Reitergeſchwader anſichtig, das den übermannten Euryalus mit ſich fortſchleppte. Was ſollte er thun? welche Hoffnung war, den armen Jüngling zu befreien? ſollte er ſie aufgeben, und ſich den Tod in den ſtarrenden Schwertern ſuchen? Er hielt inne, dann drehte er mit zurückgebogenem Arme plötzlich den Speer empor, und zum Mond emporblickend, der blaß am morgendlichen Himmel ſtand, betete er: „Luna, Beſchützerin der Wälder, Latona's Tochter, wenn dir je mein Vater für mich geopfert, wenn ich ſelbſt je dir meine Jagdbeute geweiht, lenke meinen Speer, und laß dieſe Rotte mich zerſtreuen!“ So ſprach er, und ſchleuderte mit Leibeskraft ſeine Lanze. Dieſe drang dem abgekehrten Rutuler Sulmo in den Rücken und zur Bruſt heraus, daß er ſich zuckend auf dem Boden wälzte. Erſchrocken ſchauten ſich die Reiter in der Runde um. Da flog das zweite Geſchoß des Niſus, und durchbohrte einen andern Rutuler, dem Tagus, knirſchend beide Schläfe. Volſcens, der Anführer der Reiter, gerieth in Wuth, denn nirgends erblickte er den Speerſchwinger; grimmig rief er: „So bezahle denn du mir mit deinem Blute für beide!“ und ging mit entblöstem Schwerte auf den Euryalus los. Vor Entſetzen ſchreiend, brach Niſus jetzt aus ſeinem Verſtecke hervor. „Ich bin der Thäter,“ rief er, „auf mich nur richtet eure Schwerter, der ganze Betrug rührt von mir her! Ich ſchwör' es euch, dieſer iſt unſchuldig, nur Liebe zum unglücklichen Freund war ſein Vergehen!“ Sein Rufen kam zu ſpät, Volſcens hatte dem Knaben ſchon das Schwert durch die Bruſt geſtoßen, dieſer wälzte ſich im Tode, die ſchönen Glieder überſtrömte das Blut, und ſein Hals neigte ſich auf die Schultern, wie eine purpurne Blume, vom Pfluge durchſchnitten, dahinſinkt, wie ein blühender Mohnſtengel ſein vom Regen belaſtetes Haupt zur Erde ſenkt. Da warf ſich Niſus in den Feind, ſtieß den Andrang der Reiter rechts und links zurück, ging gerade auf den Führer Volſcens los, und bohrte ſein blitzendes Schwert in des ſchreienden Feindes Mund, daß er ſterbend vom Roſſe fiel. Dann warf er ſich über den Leib ſeines getödteten Freundes, und ruhte, ganz von den Geſchoſſen der Reiter durchbohrt, über dem Leichnam im Frieden des Todes.

Die Reiterſchaar zog den erſchlagenen Feinden die Rüſtung ab, trug ihre Leichname mit dem ihres Anführers Volcens in das Lager des Turnus, und bald mußten die Trojaner von den Thürmen ihres Lagers herab mit Grauſen die von ſchwarzem Blute noch trieſenden geſpießten Köpfe der beiden Jünglinge ſchauen, die ſie mit ſo zuverſichtlichen Hoffnungen entlaſſen hatten. Die Kunde des Unglücks verſchonte auch die Mutter des Euryalus nicht. Sie wurde von ihr am Webeſtuhl über der Tagesarbeit getroffen. Da entrollte das Schifflein ihren Händen, ſie zerraufte ſich das Haar, ſie rannte nach dem Walle in die vorderſten Reihen der Streiter, keine Gefahr achtend, und brach in ein Klagegeheul aus, daß es die feſteſten Krieger erſchütterte. Unter vielen Thränen befahl endlich Julus und mit ihm der weiſe Ilioneus zwei alten Helden, ſie aus den Reihen der Männer hinwegzuziehen und unter ihren Armen in die Wohnung zu geleiten.

Sturm des Turnus abgeſchlagen.

Schmetternd ertönten die Trompeten der Rutuler. Ein Schrei erhub ſich in dem ganzen Lager, und der

Wiederhall von den Bergen antwortete. Von allen Seiten ſtürmten die Feinde heran, rückten unter den Schilddächern vor; mühten ſich, die Gräben auszufüllen und die Schanzen einzureißen, und ſchon legten ſie an den Stellen, wo die Vorfechter des Lagers dünner auf den Zinnen ſtanden, die Sturmleiter an die Mauern. Die Trojaner dagegen, durch die lange Vertheidigung ihrer Vaterſtadt im Belagerungskampfe wohl geübt, verſtreuten Geſchoſſe aller Art, wälzten Steine und Felsblöcke auf die Schilddächer, und ſtießen die Emporkletternden mit Spießen darnieder. Schon ſetzten die angerückten Rutuler das blinde Gefecht nicht mehr fort, ſondern lenkten ihre Schritte rückwärts von den Mauern, und verſuchten es nur mit Lanzenwürfen, die Teukrer vom Walle hinwegzutreiben. Endlich richteten ſie alle ihre Streitkräfte auf einen hoch emporragenden Thurm, der durch ſchwebende Brücken mit der Lagermauer verbunden war. Dieſen zu erobern, ſtrengten ſich die Rutuler in die Wette an: die Trojaner aber vertheidigten ihn, indem ſie jetzt von der Zinne herab Steine wälzten, jetzt durch hohle Schießſcharten Pfeile hinunter ſchnellten. Endlich ſchleuderte Turnus eine Brandfackel, die, an die Seite des Thurmes ſich anhängend, das Getäfel ergriff. Ehe die Vertheidiger ſich flüchten konnten, ſtürzte das unterhöhlte Gebälk zuſammen, und krachend ſetzte ſich der Thurm zu Boden. Die Einen fielen mit ihm, von den eigenen Waffen durchbohrt, die Andern ſpießten ſich in die Trümmer des Holzes; und Viele von denen, die noch unverſehrt waren, ſahen ſich bald von den Schaaren des Turnus umringt, und wurden niedergehauen. Endlich erwehrten ſich die Trojaner der Zudrängenden. Der Knabe Askanius, der bisher nur fliehendes Wild mit ſeinen Pfeilen zu erlegen gewohnt war, durchbohrte dem Remulus, der kürzlich des Turnus jüngere Schweſter gefreit hatte, und, auf dieſe Auszeichnung ſtolz prahlend auf die Teukrer eindrang und ſie feige Phrygier ſchalt, das Haupt mit einem ſicheren Pfeilſchuß. Die Trojaner jubelten, und die erſchreckten Feinde machten einen Schritt rückwärts. Julus wollte ſie verfolgen. Da ſtellte ſich ihm Apollo ſelbſt, dem alten Waffenträger ſeines Großvaters, der ihm vom Vater beigegeben war, an Geſtalt und Stimme gleich, in den Weg, und ſprach: „Sohn des Aeneas, Dir genüge, daß du Einen Helden ungeſtraft erlegt hast; dieſen Beginn deines Ruhmes hat Apollo dir vergönnt, für jetzt aber meide den Krieg!“ Die Fürſten Iliums erkannten die Gegenwart des Gottes, und hielten den Julus vom weitern Kampfe ab. Sie ſelbſt aber erneuerten das Gefecht, und der Schlachtruf tönte um die äuſſerſten Bollwerke der Mauer fort. Als die innerhalb der Thore aufgeſtellten trojaniſchen Wächter hörten und ſahen, wie ihre Freunde draußen ſo muthig und kraftvoll kämpften, faßten Pandarus und Bithias, die Söhne Alkanors vom Berg Ida, ſtark und ſchlank wie ihre heimiſchen Tannen, den trotzigen Entſchluß, das ihnen vom Feldherrn anvertraute Thor zu öffnen, und im Uebermuthe den Feind in die Mauern einzuladen. Sie ſelbſt aber ſtanden inwendig mit blinkenden Schwertern rechts und links am Eingang, und von ihren hohen Helmen nickten die Federbüſche. Als die Rutuler die Thorflügel offen ſahen, ſtürmten ſie, ohne ſich zu beſinnen, hinein. Aber vier oder fünf ihrer Helden, mit einem ganzen Gefolge von Kriegern, fielen unter den Stößen und Streichen der beiden Jünglinge, oder wurden in ſchmählicher Flucht zum offenen Thore hinausgetrieben.

Jetzt wagten die Trojaner, ſich ſchon in dichtern Schaaren zuſammenzurotten, ein regelmäßigeres Handgemenge entſpann ſich, und die Rutuler wurden rückwärts gedrängt. Als Turnus, der auf einer andern Seite ſtritt, die Nachricht von dieſer neuen Wendung des Kampfes erhielt, ſtürzte er, von gräßlichem Zorne geſpornt, mit einer auserleſenen Schaar von Kriegern herbei, und warf ſich über eine Bahn von trojaniſchen Leichen auf das geöffnete Lagerthor. Seine mächtige Lanze aus der Ferne geſchleudert, durchbohrte den Bithias, daß der Boden von ſeinen fallenden Rieſengliedern bebte, und der Schild auf den Liegenden herniederraſſelte. Die Trojaner flohen zurück in das Thor und nach drängten ſich die ſiegenden Rutuler. Da faßte Pandarus mit einem Blick auf die ausgeſtreckte Leiche ſeines Bruders, die Thorflügel in ihren Angeln, und warf ſie, mit den Schultern angeſtemmt, in die Wölbung zurück, daß das Thor verſchloſſen war, und viele Trojaner im Gefechte draußen, viele Rutuler in die Mauern eingezwängt, zurückblieben. Aber der Unbeſonnene hatte nicht bedacht, daß mitten unter den Eingeſchloſſenen Turnus ſelbſt ſich befand, wie ein Tiger, der in den Stall eingelaſſen iſt. Voll Entſetzens erkannten die Trojaner das ſchreckliche Geſicht und die rieſigen Glieder. Nur Pandarus, ein Rieſe wie er, erſchrack nicht. Voll Erbitterung über die Ermordung ſeines Bruders, ſtellte er ſich ihm entgegen und rief: „Hier biſt du nicht im Palaſte der Schwiegermutter, ſchmachtender Bräutigam, im Feindeslager ſtehſt du, und wirſt nicht wieder hinauskommen!“

Turnus lächelte nur, und erwiederte ganz ruhig: „Bind' an, wenn du es wagſt, und beginne nur den Zweikampf: und wenn du ein Hektor wäreſt, ſo ſollſt du deinen Achilles finden!“ Pandarus ſchleuderte darauf ſeinen Wurfſpieß ab, in dem die Rinde noch mit allen Knoten ſaß; aber Juno lenkte das Geſchoß ab, und die Lanze flog in den Thorflügel. Jetzt bäumte ſich Turnus und ſchwang ſein Schwert: „Dieſem Streiche wirſt du nicht entfliehen,“ ſchrie er, und ſpaltete ihm die Schläfe mitten durch die Stirne, daß das Haupt in gleiche Theile zerhauen, dem Zuſammenſinkenden von den Schultern herunterhing.

Zitternd ſtäubten die Trojaner auseinander; und wäre dem Sieger jetzt der Gedanke gekommen, das Thor wieder zu öffnen und ſeine Freunde hereinzulaſſen, ſo wäre es um die neue Anſiedlung Troja's geſchehen geweſen. So aber ließ er ſich von der Mordluſt bethören, und drang von Sieg zu Siege mit den Seinen immer tiefer in das Innere des Lagers ein. Schon war die Verwirrung bis zu Sereſtus und Mneſtheus gedrungen, die in der Mitte der Mauern befehligten. . Da brachte zuerſt Mneſtheus die fliehenden Freunde mit den Worten zur Beſinnung: „Wohin wendet ihr euch, Unſinnige, was für andere Mauern, was für andere Burgen beſitzet ihr? Soll ein einziger Mann, ringsumſchloſſen von euren Wällen, ungeſtraft ein ſolches Gemetzel unter euch anrichten? Habt ihr euer Vaterland, euren Führer Aeneas, die Götter eurer Heimath ſo ſchamlos vergeſſen?“ Mit ſolchen Reden beſchämte und kräftigte er die Fliehenden, daß ſie in eine dichte Rotte zuſammengedrängt, wieder Stand hielten. Den Turnus hatte der ſiegreiche Kampf ſelbſt allmählig ermüdet. Zum Thore zurückzudringen konnte er nicht mehr hoffen; ſo kämpfte er ſich mühſam vorwärts, wo das Lager ohne Mauern an den Fluß grenzte. An den Sandbänken des Stromes angelangt, zog er ſich mit ſchnelleren Schritten, doch noch ohne Flucht, zurück, und wenn ihm der Feind zu nahe auf dem Leib kam, trieb er ihn immer noch ſiegreich mit dem Schwerte zurück. Nun flogen aus der Ferne von allen Seiten Geſchoſſe nach ihm, von den anprallenden Steinen erklang ſein Helm, der Buſch war zerſetzt, der Schild ſteckte voll Speere und ward ſo ſchwer, daß ſeine Linke ihn kaum mehr zu halten vermochte. In dieſem Augenblicke ſtürmte auch Mneſtheus in blitzenden Waffen auf ihn zu, und wie flüſſiges Pech rannte ihm der Schweiß über den Leib. So war er fechtend am Rande des Fluſſes angekommen. Da zum erſtenmale kehrte Turnus dem Feinde den Rücken, und warf ſich in voller Rüſtung in die Wogen des Tiberſtroms. Dieſer nahm den Kommenden willig auf, und trug ihn mit ſanften Wellen aus dem Bereiche des Lagers an's Geſtade, wo er bald, von Blut und Staube rein gewaſchen, bei den Seinigen ankam.

Aeneas kommt ins Lager zurück.

Jupiter hatte in einer Götterverſammlung die Klagen ſeiner Gemahlin Juno und die Fürbitten ſeiner Tochter Venus angehört, und beſchloſſen, ohne Einmiſchung der Himmliſchen, Alles dem Schickſale zu überlaſſen, und ſo dauerte denn die Belagerung der trojaniſchen Niederlaſſung, und der Kampf der Rutuler und Trojaner um die Mauern fort.

Inzwiſchen war Aeneas, mit ſeiner Heeresabtheilung und der arkadiſchen Reiterei, in der blühenden tuskiſchen Stadt Agylla angekommen. Dieſe hatte ihren grauſamen König Mezentius vertrieben, und da der Verjagte zu Turnus entflohen war, ſo lebten die Bewohner der Stadt in tödtlicher Feindſchaft mit Rutulern und Latinern. Deßwegen wurde Aeneas von dem jetzigen Beherrſcher derſelben, dem Könige Tarchon, ſobald er ihm Geſchlecht und Namen gemeldet, und ihm von den Kriegsrüſtungen des Turnus und Mezentius erzählt hatte, mit offenen Armen aufgenommen. Der König vereinigte nicht nur die eigene Streitmacht mit ihm, ſondern rief auch alle hetruriſchen Bundesſtädte zur Theilnahme an dem Kampfe auf. Es währte nicht lange, ſo ſah ſich der Trojaner an der Spitze einer furchtbaren Flotte, und ſegelte, nachdem er arkadiſche und tuskiſche Reiter auf dem Landwege vorangeſchickt hatte, mit dreißig Schiffen von der hetruriſchen Meeresküſte ab. Wie er nun in der Nacht aus Vorſicht ſelber am Steuer ſaß, und den Lauf ſeines Schiffes, dem die andern folgten, regierte, umringte ihn auf einmal ein Chor tanzender Nymphen. Es waren die Schiffe der Trojaner, welche Cybele, um ſie von den Brandfackeln des Turnus zu retten, jüngſt an der Mündung der Tiber verwandelt hatte. Sie erkannten, belebt und beſeelt, ihren Herrn; die beredteſte faßte ſein Schiff mit der Rechten, ragte mit dem Rücken aus dem Waſſer hervor, ſtreichelte beſänftigend die Fluth mit der Linken und ſprach: „Wachſt du, Götterſohn? O wache, und laß den Wind in die

Segel blaſen! Wir ſind Fichten vom Idagebirge, deine treuen Schiffe, jetzt durch Cybele's Erbarmen dem Brande der Rutuler entzogen und in Meeresgöttinnen umgewandelt. Eile, Freund, dein Sohn Askanius, von Wall und Graben umſchloſſen, iſt von den Rutulern belagert, und der Kampf tobt um ſeine Mauern. Deine Reiter zwar ſind angekommen und ſtehen nicht ferne vom Lager, aber Turnus weiß es, und iſt entſchloſſen, Kriegsvolk zwiſchen ſie und das Lager zu werfen. Auf denn, beflügle deinen Lauf! wenn der Tag anbricht, wirſt du in der Tibermündung ſeyn; dann ergreife den funkelnden Goldſchild, den Vulkanus dir gab, und ſtrecke ihn dem Lager deiner Genoſſen entgegen. Sey getroſt, der morgende Tag wird dir Sieg verleihen!"

So ſprach ſie, und gab im Hinuntertauchen dem Hinterverdecke des Schiffes einen Stoß, daß es ſchneller als Lanzen und Pfeile durch die Wellen fuhr. Als hätten ſie Flügel, eilten dem Feldherrnſchiff auch die andern Schiffe nach, und mit dem erſten Morgenlichte hatte der Sohn des Anchiſes ſein Lager im Angeſicht. Da gedachte er des Befehls der Nymphe; er ergriff ſeinen flammenden Schild, ſtellte ſich damit aufs Vorderverdeck, hielt ihn mit der Linken hoch in die Lüfte, und ſtreckte ihn ſeinen Freunden entgegen. Wie eine Sonne, die aus den Fluthen taucht, ſchien er den Trojanern, die den Schiffszug vom Walle herab gewahr wurden, entgegen. Sie erhoben ein Jubelgeſchrei, und ihre Lanzenwürfe verdoppelten ſich. Die Rutuler und ihre Führer begriffen von dieſer plötzlichen Begeiſterung der Feinde nichts, bis ſie auf einmal hinter ſich das Meer von Segeln angefüllt, und eine Flotte an den Strand laufen ſahen. Da leuchtete ihnen wie ein blutrother Komet, oder wie der peſtdrohende Syrius, Aeneas im Schmucke ſeiner Götterwaffen entgegen: ſeine Helmkuppel ſtrahlte wie ein Brand, Glut entſtrömte dem Federbuſch, die goldene Schildbuckel ſpie weit und breit Feuerſtrahlen aus.

Dennoch verließ den tollkühnen Turnus das Selbſtvertrauen nicht, er hoffte den landenden Feinden den Strand durch Schnelligkeit abzugewinnen, und ſie vom Ufer zu verdringen. „Die Stunde iſt gekommen," rief er den Seinen zu, „die ihr ſo ſehnlich herbeigewünſcht habt. Jetzt könnt ihr eure Gegner zermalmen, der Kriegsgott ſelbſt hat ſie euch in die Hand gelegt. Denkt eurer Weiber und Kinder, ſetzt den Thaten eurer Väter die Krone auf! So lange die Schritte der Ausgeſtiegenen noch ſchwanken, ſo lange ſie noch ſtraucheln, empfanget ſie am Strande! Das Glück begünſtigt die Kühnen!"

Indeſſen wurden die landenden Trojaner und ihre Bundesgenoſſen aus dem Schiffe des Aeneas theils auf Brücken ans Land geſetzt, theils ſchwangen ſie ſich mit Hülfe der Ruder an daſſelbe, oder ließen ſich von den rückprallenden Wellen ans Ufer tragen. Der König Tarchon aber, der mit der übrigen Flotte folgte, beſchaute ſich das Ufer und erſah ſich eine Stelle, wo das Meer in der Mündung des Fluſſes nicht mit gebrochenen Wogen rauſchte, nicht aus der Tiefe gährte, ſondern ſich frei dem flachen Uferſande zuwälzte. Dorthin befahl er plötzlich die Schiffsſchnäbel zu drehen und rief ſeinen Genoſſen zu: „Jetzt, meine Freunde, rudert friſch drauf los, bohrt euch mit den Kielen eine Furche ins Feindesland, mag das Schiff auch ſcheitern, wenn es nur den Strand gewonnen hat!“ Die Etrusker, wie ſie ſolches hörten, ruderten drauf los und trieben die beſchäumten Schiffe vorwärts, bis die Schnäbel das Trockene erreicht, und alle Kiele unverſehrt im Sande aufſaßen, nur Tarchons eigenes Schiff nicht. Dieſes blieb an einer ſchrägen Sandbank hängen, die ſich unter den Fluthen hinzog; lange ſchwankte es und bot den Wellen Trotz. Endlich brach das Getäfel auseinander, und ſchüttete die ganze Ladung ſeiner Männer mitten in die Fluth aus, unter zerbrochene Ruder und umherwogende Balken hinein. Nur mit Mühe rettete ſich Tarchon mit den Seinigen an's Land.

Aeneas und Turnus kämpfen. Turnus tödtet den Pallas.

Als Turnus die Feinde gelandet ſah, ſtand er von der Belagerung ab, raffte ſein Heer in Eile zuſammen, ſtellte es längs dem Geſtade auf, und ließ die Hörner zum Angriff blaſen. Auch Aeneas hatte die Seinigen, Trojaner und Bundesgenoſſen, geordnet und warf ſich zuerſt, um den Kampf ſpielend zu beginnen, auf die Schaaren des latiniſchen Hirtenvolkes, und richtete unter ihnen eine große Niederlage an. Dann wandte er ſich gegen die Helden der Feinde ſelbſt, und in erbittertem Streite wurde bald von beiden Seiten gefochten. Heer ſtieß an Heer, Fuß hing an Fuß, Mann drängte ſich an Mann, und lange ſchwankte die Schlacht.

Seitwärts vom Hauptkampfe, wo ein Waldſtrom Felſen in den Weg gewälzt und entwurzelte Bäume am

Ufer umher zerſtreut hatte, kämpfte Pallas, der junge Sohn des Königs Evander, mit ſeinen Arkadiern. Der unebene Boden erlaubte dieſen nicht, ſich der Pferde zu bedienen, und weil ſie des Fußkampfes nicht gewohnt waren, boten ſie endlich den eindringenden Latinern und Rutulern den Rücken. Nur allmählig brachte der Zuruf ihres jungen Führers ſie wieder zum Stehen. „Bei dem Ruhm und bei den Siegen meines Vaters, bei meiner eigenen Hoffnung beſchwöre ich euch, ihr Männer,“ ſchrie er, „haltet Stand, vertraut euren Armen, und nicht euren Füßen! Wir haben keine Wahl, entweder vorwärts ins trojaniſche Lager, oder rückwärts in die See!“ Mit dieſen Worten führte er ſie auf's Neue gegen den Feind, und focht wie ein junger Löwe, indem er mit Lanze und Schwert, bald dieſen, bald jenen niederſtreckte. Nun ſammelte ſich die Streitkraft ſeiner Genoſſen wieder gedrängt um ihn her, und Schritt für Schritt gewannen die Arkadier wieder Boden, bis ihnen Lauſus, der heldenmüthige Sohn des Mezentius, Einhalt that. Die Arkadier zogen ſich auf ihre Freunde, die Etrusker und Trojaner zurück, aber unter allen wüthete der italiſche Held mit ſeinen tödtlichen Streichen. Endlich ſahen ſich Lauſus und Pallas einander gegenüber, beide Jünglinge, an Alter wenig verſchieden, beide herrlich von Geſtalt, beide frühem Tod in dieſem Treffen vorbeſtimmt. Doch ſollte keiner von des andern Hand fallen: denn beide erwartete das Verhängniß unter den Händen eines größeren Feindes.

Turnus, der mit ſeinem Streitwagen das Heer durchflog, erblickte das Paar, wie ſie eben voll Kampfluſt aufeinander losgingen. „Halt,“ rief er von ſeinem Wagen herab, „ich allein will mit Pallas kämpfen, mir allein iſt ſein Leben beſtimmt: möchte ſein Vater Evander doch zuſchauen!“ Verwundert richtete der Jüngling den ſpähenden Blick nach der Stelle, von der herab der trotzige Ruf erſchollen war; dann maß er ſich ſeinen neuen Gegner mit großen Augen, und rief endlich muthig zu ihm empor: „Entweder erbeute ich heute eine Feldherrnrüſtung, oder einen rühmlichen Tod; in beides wird mein Vater ſich ergeben, darum ſpare dein Drohen!“ So ſprach er und ſchritt in die Mitte der Gaſſe hervor, die des Turnus Zuruf eröffnet hatte. Auch Turnus ſprang von ſeinem Doppelgeſpann, wie ein Löwe herbeifliegt, wenn er ferne vom Berg herab einen kämpfenden Stier in der Ebene erblickt hat. Als Pallas ihn auf Schußweite vor ſich ſah, ſchleuderte er den Speer mit aller ſeiner Jugendkraft ab, und riß ſofort das Schwert aus der Scheide. Der Lanzenwurf war gut gezielt, er durchbrach dem Turnus den Rand des Schildes, ſeinen Rieſenleib aber ſtreifte er nur. Jetzt wiegte Turnus lange ſeinen Wurfſpieß mit der ſcharfen Eiſenſpitze, und ſprach dazu: „Nun merk' auf, ob mein Geſchoß nicht beſſer durchdringt.“ Dann flog ſein Speer, und fuhr dem Jünglinge durch Schild, Panzer und Buſen bis tief ins Herz. Vergebens zog dieſer den Speer noch warm aus der Wunde, die Seele entfloh mit dem ſtrömenden Blute, und er ſank todt unter den raſſelnden Waffen auf den Boden. Turnus ſetzte den linken Fuß auf den Todten, löste ihm den ſchönen Gürtel vom Leibe, auf welchem der Centaurenkampf in getriebenem Golde abgebildet war; „das Grab,“ ſprach er dann, „verweigere ich dem Jünglinge nicht: bringet ihn immerhin ſeinem Vater Evander, ihr Arkadier!“ So ſprach Turnus und flog auf ſeinen Streitwagen zurück. Wehklagend trugen die Arkadier ihren erſchlagenen Königsſohn aus der Schlacht, und Etrusker und Trojaner, von den vordringenden Rutulern gemäht, zogen ſich ihnen in verworrener Flucht nach.

Zu Aeneas, der auf einem andern Flügel des Heeres focht, kam die Botſchaft vom Weichen der Seinigen. Da raffte ſich der Held mit den muthigſten Genoſſen auf, brach ſich mit dem Schwert eine breite Bahn durch den Feind und ſuchte den Turnus. Vor ſeinen Augen ſchwebte ihm Evanders gaſtlicher Tiſch und der holde Jüngling Pallas, der ihm mit ſo vielen Vaterthränen anvertraut worden war. Schmerz und Racheluſt erfüllten ſeine Heldenbruſt. Vier Söhne des Sulmo, vier Söhne des Ufens griff er lebendig aus den Feinden heraus, und ließ ſie aus der Schlacht führen, um als Sühnopfer für Pallas zu bluten. Keinen Mann, keinen flehenden Jüngling ſchonte er, der dem Raſenden in den Weg trat, welcher wie ein brauſender Bergſtrom oder die nächtliche Windsbraut wüthete. Zu gleicher Zeit brach der Jüngling Askanius mit den eingeſchloſſenen Trojanern, den günſtigen Zeitpunkt erſehend, aus dem Lager hervor.

Turnus von Juno gerettet. Lauſus und Mezentius von Aeneas erſchlagen.

Die Rutuler wären verloren geweſen, wenn nicht Juno den Göttervater im Olymp demüthig um die Erlaubniß angefleht hätte, Turnus ihren Führer, aus der

Hand des Aeneas zu retten und der Schlacht zu entführen. „Verlangſt du nur Verzug ſeines Todes,“ ſprach Jupiter, „ſo mag es immerhin ſeyn! Wenn du aber damit das Schickſal des ganzen Krieges zu ändern vermeinſt, ſo hegeſt du eine vergebliche Hoffnung.“ Weinend erwiederte Juno: „O daß dein Herz mir gewährte, was dein Mund mir verweigert! Soll mein unſchuldiger Schützling ſo traurig endigen? Doch ich danke dir ſchon für den Aufſchub; vielleicht lenket dich deine Milde doch noch auf gnädigeren Beſchluß!“

Juno, von Gewölken umgürtet, ließ ſich vom Sturm durch die Lüfte tragen, und hatte bald das Lager der Laurenter erreicht. Hier ſchuf ſie aus einer hohlen Wolke ein weſenloſes Schattengebild, das an Geſtalt dem Helden Aeneas täuſchend ähnlich war, bekleidete es mit einem Schatten von Panzer, Schild und Helm, der herrlichen Rüſtung des Götterſohnes nachgebildet, verlieh ihm den Schritt des Wandelnden, und, ohne ſeinen Geiſt, den Hall ſeiner Stimme. So flog die Geſtalt dahin, wie ein Traumbild, das unſere Sinne trügt, miſchte ſich unter die vorderſten Reihen der Kämpfenden, reizte den Turnus mit Geſchoßen und forderte ihn zum Kampfe heraus. Turnus eilte der Geſtalt entgegen und warf die Lanze nach ihr, da wandte jene den Tritt und bot ihm den Rücken. Mit gezogenem Schwerte, unter höhniſchem Rufe, folgte Turnus, und merkte nicht, daß er ſchon die Schlachtlinie verlaſſen hatte. Zunächſt am Strande lag eines der hetruriſchen Schiffe, dorthin warf ſich das fliehende Bild des Aeneas, und ſchien ſich zagend in ſeine Schlupfwinkel zu verbergen. Nicht langſamer folgte Turnus, ſprang über die Brücke, und faßte Fuß auf dem Vorderverdeck. Jetzt hatte Juno ihren Zweck erreicht. Kaum hatte Turnus den Bord berührt, ſo riß ſie das Seil ab, und ließ das Schiff von der gerade zurückrollenden Ebbe hinaus in den See tragen.

Inzwiſchen tobte der rechte Aeneas im Kampfe fort, und begehrte umſonſt nach dem entfernten Feind. Sein Schattenbild aber verließ den Winkel, in dem es ſich geborgen, und flatterte, von Turnus ungeſehen, in die Luft. Als dieſer ſeinen Feind nicht fand, und vom Meereswirbel dahingeriſſen wurde, ſchaute er nach dem Lande zurück, rathlos und ohne Dank für ſeine Rettung. „Allmächtiger Vater,“ rief er, die Hände gen Himmel erhend, „hielteſt du mich ſo großer Schande würdig, wollteſt du mich ſo hart beſtrafen? Alle meine Freunde habe ich im grauſamen Todeskampfe zurückgelaſſen: wie kehr' ich zu ihnen zurück? O daß der Meeresabgrund ſich unter mir aufthäte, daß die Winde mein Schiff an einer Klippe zerſchellten!“ Erſt gedachte er ſich ins Schwert zu ſtürzen, und hatte es ſchon aus der Scheide gezogen, doch ein Verſuch, zu den Seinigen zurückzukehren, däuchte ihm für dieſe ſelbſt erſprießlicher, und ſo ſprang er, gewaffnet wie er war, ins Meer. Aber Juno trieb die Wellen ihm entgegen. Der Strom nahm ihn mit ſich fort, und erſt bei ſeiner Vaterſtadt Ardea ſpülten ihn die Wellen ans Land.

Die Schlacht vor den Lagermauern wüthete fort. Die Trojaner waren im Vortheile und jauchzten. Aber der vertriebene König von Agylla, der Etrusker Mezentius, der wildeſte Bundesgenoſſe der Rutuler, der bisher bei der Hinterhut gehalten hatte, brach jetzt vor, und ſtürzte ſich auf die Feinde. Als die Etrusker ihren

Todfeind herankommen ſahen, ſtürmten ſie in ihrem alten Haſſe Alle auf den Einen los, und bedrängten ihn von allen Seiten mit ihren Geſchoſſen. Er aber ſtand wie ein Fels im Meere feſt, ſtreckte Etrusker und Phryger, wer ihm nahte, zu Boden. Bald war der Kampf wieder ins Gleiche geſetzt; ſchon konnten ſich die Trojaner nicht mehr Sieger nennen. Mezentius hatte eine Gaſſe in die Feinde gebrochen, und furchtbar ſchritt ſeine hohe Geſtalt in den mächtigen Waffen einher. Da ward Aeneas, der inzwiſchen auf der andern Seite des Treffens getobt hatte, den furchtbaren Feind aus der Ferne gewahr, ließ plötzlich vom Gefechte ab, und kehrte ſich ihm entgegen. Dieſer aber hemmte ſeinen Schritt auf Schußweite von ſeinem Feind, ergriff mit der Linken die Hand ſeines Sohnes Lauſus, der ihm ſchon lang an der Seite geſtritten hatte, hob mit der Rechten den Wurfſpieß, ſchwenkte ihn in den Lüften, und rief: „Wohlan du mein Arm, der du von jeher mein Gott warſt, denn ich kenne keinen andern, und du mein Speer, jetzt gilts! Du aber, mein Sohn Lauſus, ſollſt das lebendige Siegeszeichen über dieſen Räuber werden, wenn du mir in der erbeuteten Prachtrüſtung deſſelben prangeſt!“ Nun warf er den ziſchenden Wurfſpieß ſeinem Gegner zu; dieſer aber prallte vom Schilde des Aeneas zurück und traf den Antores, einen edlen argiviſchen Auswanderer, der mit Evander nach Italien gekommen war, und nun zuſammenſinkend ſeinem fernen griechiſchen Vaterlande einen Seufzer der Sehnſucht zuſchickte. Darauf ſchleuderte auch Aeneas ſeinen Speer ab. Dieſer durchbohrte den dreifachen Erzſchild des Feindes, und fuhr dieſem in die Weiche. Als Aeneas das Blut des Etruskers fließen ſah, riß er erfreut ſein Schwert von der Hüſte und drang wüthend auf den Bebenden ein. Geſpießt von der Lanze und entkräftet zog ſich Mezentius mit dem durchbohrten Schilde zurück. Thränen rollten ſeinem guten Sohne Lauſus aus den Augen, als er den Vater verwundet ſah; er brach mit ſeinem Schilde vor, und lief dem Trojaner, der ſchon mit ſeiner Rechten zum tödtlichen Streich ausholte, unter die drohende Klinge, indem er dem Vater den Schild vorhielt. Ihm folgten ſeine Genoſſen mit großem Geſchrei, und alle ſchleuderten Geſchoſſe, ſo daß Aeneas mitten in ſeinem Grimm ſtillehalten und ſich mit ſeinem Schilde bedecken mußte. Von Lanzen umhagelt, rief er dem Lauſus zu: „Wahnſinniger, was renneſt du in den Tod? Deine Liebe betrügt dich über deine Kräfte!“ Als aber Lauſus nicht wich, verdoppelte ſich der Grimm des Helden, und nun rannte ihm Aeneas das Schwert, tief eintauchend, mitten durch den Leib, das den Weg ohne Mühe durch den leichten Schild und den goldgeſtickten Rock des Jünglings, das Kunſtwerk der zärtlichen Mutter, gefunden hatte. Aber als Aeneas in das erbleichende Antlitz des ſterbenden Knaben ſah, da erbarmte ihn ſein, und das Bild der kindlichen Liebe durchbebte ſein eigenes Vaterherz. Er reckte die Hand nach dem Sinkenden aus und rief: „Unglückſeliger Jüngling, du hätteſt eine beſſere Gabe von mir für dein rühmliches Thun verdient! Deine leichte Rüſtung und dein Goldkleid, deſſen du dich freuteſt, ſoll nicht von dir genommen werden. Wie du biſt, ſollſt du bei deinen Vätern ſchlafen dürfen, und ſo wenigſtens ſollſt du inne werden, daß du einem großmüthigen Feind erlegen biſt!“ So ſprach Aeneas, hob ihn ſelbſt von der Erde empor, daß das ſchmucke Lockenhaar nicht von Staub und Blute beſudelt würde, und ermahnte ſeine erſchrockenen Genoſſen, den Leichnam in Empfang zu nehmen.

Der verwundete Mezentius hatte ſich indeſſen an den Tiberſtrand gerettet, und ſtillte, an einen Uferbaum gelehnt, das Blut ſeiner Wunde mit dem Waſſer des Fluſſes. Sein eherner Helm hing an einem Aſte, ſeine ſchwere Rüſtung lag im Graſe, junge, erleſene Streitgenoſſen ſtanden um ihn her, er ſelbſt, ſchwach und keuchend, ſtützte ſich das Haupt mit der Hand, und ſein hangender Bart fiel ihm auf die Bruſt herab. Gar oft fragte er nach ſeinem Sohne Lauſus, viele Boten ſandte er, die ihn herbeirufen, die ihm ſeines geängſteten Vaters Befehle bringen ſollten. Da nahte ſich die weinende Schaar der Freunde, die den entſeelten Jüngling mit ſeiner klaffenden Bruſtwunde auf dem Schilde dahertrugen. Mezentius, Unheil vorahnend, verſtand ihr Wehklagen ſchon in der Ferne. Als ſie angekommen waren, ſtreute er Staub auf ſein graues Haar, ſtreckte die Hände gen Himmel, und klammerte ſie dann um den Leichnam. „Iſt's möglich," rief er, „geliebter Sohn, konnte mich die Lebensluſt ſo bethören, daß ich dich ſtatt meiner in die Hand des Feindes rennen ließ? muß dein Tod mein Leben ſeyn? Wehe mir, jetzt erſt wird mir die Verbannung aus dem Etruskerlande zur unerträglichen Qual! Jetzt erſt fühle ich meine Wunde! Iſt's möglich, daß ich noch lebe, daß ich das Tageslicht und die Menſchen nicht verlaſſe? Aber ich will ſie verlaſſen!" Mit dieſen Worten richtete er ſich auf bis zur kranken Hüfte, und ſo tief die Wunde ſaß, verlangte er doch ſein Roß. Dieß war ſeine Luſt, dieß war ſein Troſt: noch aus allen Gefechten hatte es ihn ſiegreich zurückgetragen. Auch das Streitroß ſchien über den Jammer ſeines Herrn zu trauern, es ſtand mit geſenktem Haupte da, und die Mähne floß regungslos über den Hals. „Wir haben lange gelebt, guter Rhöbus,“ redete der wunde Held ſein Pferd an, „wenn irgend etwas auf der Erde lang iſt; aber heute noch wirſt du als Sieger mit mir den Lauſus rächen, und Haupt und Rüſtung des Mörders blutig heimtragen, oder wir fallen mit einander, denn du wirſt, hoff' ich, keinen Trojaner tragen wollen!“ Schnell waffnete ſich der Greis, ſo gut es die Wunde erlaubte, wieder; das Erz des Helmes umleuchtete ſein Haupt, der Roßſchweif flatterte in den Lüften, ſeine Hand hielt ein Bündel Speere; ſo trug ihn Schmerz, Wahnſinn und Muth hoch zu Roſſe wieder in die Schlacht.

„Das gebe Jupiter und Apollo,“ rief Aeneas erfreut, als er den Gegner wieder auf ſich zu kommen ſah, „daß du den Zweikampf mit mir erneureſt!“ Und nun eilte er ihm mit gehobenem Speer entgegen. Mezentius rief dagegen: „Glaubſt du mich noch ſchrecken zu können, nachdem du mir den Sohn entriſſen haſt? Ich fürchte den Tod nicht, ich frage nach keinem Gott, ſterben will ich, aber dir ſende ich zuvor dieſe Gabe!“ Sprachs und ſandte einen erſten Speer nach ſeinem Feind, und einen zweiten und einen dritten, indem er ihn dreimal dazu mit ſeinem Roß umkreiste. Aeneas drehte ſeinen Schild nach den Würfen, und fing die Geſchoſſe, eins um das andere mit der goldnen Schutzwaffe auf. Dann brach er hervor und ſchleuderte ſeine eigene Lanze dem Streitroſſe des Feindes in die Schläfe.

Das Thier bäumte ſich, ſtreckte ſeine Vorderhufen in die Lüfte, ſchüttelte den Reiter ab, und deckte ihn fallend mit dem Rücken. Ein Schrei ſtieg aus den beiden Heeren gen Himmel. Aeneas aber flog herbei, riß das Schwert aus der Scheide, und rief höhnend: „Wo iſt nun der wilde Mezentius, wohin hat ſich der Trotzende verkrochen?“ „Grauſamer,“ ſeufzte der Gefallene vom Boden empor, „ſpotteſt du mein im Tode noch? ſterb' ich doch den edeln Tod in der Schlacht! Nur um Eine Gunſt bitte ich dich; gönne meinem Leib die Decke des Bodens; du weißeſt, daß mich wilder Haß alter Unterthanen umringt: wehre ihre Wuth von mir ab, gönne mir Ein Grab mit meinem Kind!“ So ſprach er und reichte den Hals dem Schwerte des Feindes dar, ſein Blut ſtrömte auf die Rüſtung und ſein Leben war dahin.

Sechstes Buch.

Aeneas.

Dritter Theil.

Waffenſtillſtand. — Volksverſammlung der Latiner. — Neue Schlacht. Kamilla fällt. — Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Aeneas meuchleriſch verwundet. — Aeneas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt. — Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende. —

Waffenſtillſtand.

Die Morgenröthe ſtand über dem Schlachtfelde, das die Trojaner als Sieger inne hatten. Aeneas richtete auf einem Hügel ein Siegeszeichen auf. Der Stamm einer rieſigen Eiche, von dem alle Aeſte abgehauen waren, wurde mit der funkelnden Waffenrüſtung des Feldherrn Mezentius bekleidet: rechts wurden der blutige bebuſchte Helm, die zerbrochenen Speere des Fürſten, ſein Panzer, der zwölfmal von Geſchoſſen getroffen und durchbohrt war, aufgehängt; links der eherne Schild, und an ſeinem Gurte das Schwert in der Scheide von Elfenbein. Der geſammte Haufe der trojaniſchen Führer drängte ſich um das Denkmal, und Aeneas weihte die Beute unter feierlichem Flehen dem Schlachtengott.

Alsdann wandten ſie ihre Schritte nach dem Lager, wo der greiſe Arkadier Acötes, der als Waffenträger und Gefährte ſeinem geliebten Zögling gefolgt war, den entſeelten Leib des Pallas hütete, den eine Schaar von Dienern und theilnehmenden Trojanern und Trojanerinnen mit aufgelöſtem Haar umſtand, und der in einer bedeckten Halle der Lagerburg untergebracht war. Als Aeneas durch die Pforte trat, erhob ſich lautes Stöhnen, alle Anweſenden ſchlugen an die Bruſt, und die Burg dröhnte von Jammer. Wie nun Aeneas das Haupt des Pallas, mit dem blaſſen Angeſichte, auf dem Polſter erblickte, und in der jugendlichen Bruſt die offene Speerwunde, da rief er, indem ihm die Thränen aus den Augen hervorquollen: „Unglückſeliger Knabe, hat dir das trügeriſche Glück, das dich ſo ſchmeichleriſch begleitete, nicht vergönnt, das Reich, das du deinen Freunden gründen halfeſt, zu ſchauen, und als Sieger in die Heimath zurückzukehren! Nicht ſolches habe ich deinem Vater Evander verſprochen, als er mich beim Scheiden umarmte, und ſprach: Hüte dich, du gehſt in den Kampf mit einem ſtreitbaren und harten Volk! Weh' uns, vielleicht bringt in dieſem Augenblicke dein Vater den Göttern Gelübde für dich dar, in welchem wir deinen Leichnam beſtatten!" So ſprach er weinend, und befahl, die Leiche auf ein Geflecht von Eichenzweigen zu legen und ins Lager zu tragen. Dort ward der Jüngling auf einem hohen Grashügel mitſammt der Tragbahre niedergelaſſen, und lag da nun wie ein gepflücktes Veilchen oder eine welkende Hyazinthenblüthe, von welcher Schönheit und Farbenſchimmer noch nicht ganz gewichen ſind. Aeneas ſelbſt brachte zwei purpurne, mit Gold durchwobene Feiergewande, von Dido's eigener Hand gewirkt, herbei: in das eine hüllte er den Leib des Jünglings, das andere ſchlang er um ſein Lockenhaupt. In dieſem Schmucke ſollte der Todte ſeinem Vater nach Pallanteum zurückgeſchickt werden. Dem Zuge ſchloſſen ſich erbeutete Gefangene, Pferde mit Waffen beladen, Acötes, der alte Diener des Jünglings, der ſich das Haar zerrauſte und die Bruſt mit Fäuſten ſchlug, und zuletzt Aethon, das Streitroß des Königsſohnes an, das mit geſenktem Kopf einherſchritt, und Thränen vergoß wie ein Menſch. Dann kamen die Fürſten der Etrusker und Arkadier, und ein Trauergefolge von Trojanern, alle mit geſenkten Waffen. Aeneas ſah dem Zuge der Begleitenden nach, bis er aus ſeinen

Augen verſchwand, rief dem Todten ein letztes Lebewohl zu, und kehrte wieder in das Lager zurück.

Indeſſen waren aus der Stadt des Latinus Geſandte mit Oelzweigen in der Hand angekommen, und flehten um die Erlaubniß, die Leiber der Ihrigen beſtatten zu dürfen. Dieſen erwiederte Aeneas voll Huld, indem er ihnen ihre Bitte ſogleich gewährte: „Welche Verblendung, ihr Latiner, hat euch unſere Freundſchaft verſchmähen laſſen, und in dieſen großen Krieg verwickelt! Ihr begehret Frieden für eure Todten? wie gerne gewährte ich ihn auch den Lebenden! Auch wäre ich gewiß eurem Lande niemals genaht, wenn dieſer Wohnplatz mir nicht durch das Schickſal angewieſen worden wäre. Dazu führe ich keineswegs Krieg mit eurem Volke. Nicht dieſes, nur euer König hat unſern Bund verſchmäht, und ſich lieber den Waffen des Turnus anvertraut. Will Turnus den Krieg mit der Fauſt enden, will er die Trojaner durchaus nicht in dem Lande dulden, nun ſo werfe er ſich in ſeine Rüſtung und kämpfe mit mir, Mann für Mann. Behalte dann Recht, wem ein Gott und ſeine Fauſt das Leben verleiht. Jetzt aber gehet, und legt eure armen Mitbürger auf den Scheiterhaufen.“

Als die Geſandten ſo milde Worte aus dem Munde des Trojanerfürſten hörten, ſahen ſie, ſchweigend vor Staunen, einander an. Endlich ſprach der greiſe Drances, von jeher ein Feind des Turnus: „Held von Troja, was ſoll ich mehr an dir bewundern, deine kriegeriſche Tugend, oder deine Gerechtigkeit? Wir gehen, voll Dank unſerer Vaterſtadt deine Willensmeinung zu verkünden, und, wenn es möglich iſt, den König Latinus mit dir zu verſöhnen.“ Alle Geſandte beſtätigten dieſe Rede mit ihrem Beifallrufe. Es wurde ein Waffenſtillſtand auf zwölf Tage geſchloſſen, und nun ſchweiften im Schutze deſſelben Latiner und Trojaner durcheinander ungefährdet auf den waldigen Berghöhen umher; die Eſche, die Fichte ſank unter dem Streiche der Axt; die Eiche, die Ceder, die Buche wurde mit Keulen geſpalten, und ſeufzende Wagen, ſchwer mit Holz beladen, fuhren der Stadt der Latiner zu.

Inzwiſchen war das Gerücht von dem Tode des Pallas zur Stadt des Evander gedrungen, die bisher nur von den Siegen ihres Königsſohnes vernommen und geträumt hatte. Unausſprechliche Niedergeſchlagenheit bemächtigte ſich des Königes und aller Bürger. Leichenfackeln in der Hand, ſtürzten die Arkadier zu den Thoren hinaus, und, vom langen Zuge der Flammen leuchtete der Weg. Auf der andern Seite kam ihnen die wehklagende Schaar der Phrygier mit dem Leichnam entgegen. Als die Frauen der Arkadier den Zug auf die Häuſer der Stadt zukommen ſahen, erfüllten ſie die Straßen mit lautem Heulen. Jetzt vermochte auch den König Evander keine Gewalt mehr zurückzuhalten; er ging der Schaar entgegen, und als die Tragbahr niedergeſtellt ward, warf er ſich über die Leiche ſeines Sohnes, und ließ ſeinem Schmerz in lautem Schluchzen und abgebrochenen Worten des Jammers den Lauf.

Volksverſammlung der Latiner.

Trojaner und Latiner hatten ihre Todten unter Thränen und Opfern beſtattet, die lauteſte Wehklage und längſte Betrübniß aber war bei den Letztern. Trauernde Mütter, Wittwen, Schweſtern, Knaben, ihrer Väter beraubt, irrten durch die Stadt umher, verfluchten den Krieg und das Eheverlöbniß des Turnus. Dieſe Stimmung verſtärkte noch der Abgeſandte Drances, indem er verſicherte, daß nur Turnus von Aeneas verlangt, nur er zur Entſcheidung des Krieges durch einen Zweikampf herausgefordert werde. Auf der andern Seite wurde auch Turnus von der entgegengeſetzten Meinung eifrig vertheidigt, ihn deckte der mächtige Name der Königin Amata; ſein eigener Ruhm und die errungenen Siege verherrlichten ihn in den Augen des Volkes.

Die Niedergeſchlagenheit der Latiner vermehrte indeſſen eine Botſchaft, durch welche eine lang gehegte Hoffnung vereitelt wurde. Im untern Theile Italiens, in Daunien, ſaß, auf der Rückkehr von Troja durch die Nachſtellungen ſeiner treuloſen Gattin von ſeiner Heimath Aetolien zurückgehalten, der große Griechenheld Diomedes, der Sohn des Tydeus, und hatte dort die Stadt Argyripa gegründet. Gleich beim Ausbruche des Krieges hatte Turnus zu dieſem alten Feinde der Trojaner einen Rutulerhelden, Namens Venulus, abgeſchickt, welcher demſelben meldete, daß Trojaner, von Aeneas, dem Schwiegerſohne des Königs Priamus angeführt, im Latinerlande ſich feſtgeſetzt haben, und ein zweites Troja grünten wollen. Gegen dieſe verhaßten Ankömmlinge hatte Turnus die Hülfe des Königes Diomedes verlangt. Mitten in jener Aufregung nun kam Venulus, der Botſchafter des Turnus, aus der griechiſchen Pflanzſtadt des Diomedes zurück und brachte keine günſtige Antwort mit. Damit war die letzte Hoffnung des alten Königes Latinus verſchwunden. Niedergebeugt von Kummer, berief er die Häupter des Volkes zu einer großen Verſammlung in ſeinem Königspalaſt, ſetzte ſich mit düſterer Stirne auf ſeinen Herrſcherthron, und hieß den zurückgekommenen Boten mit ſeinen Begleitern Bericht erſtatten.

„Bürger,“ begann hier Venulus, „wir ſahen den Helden Diomedes und die Pflanzſtadt der Argiver, unter den Eichenwäldern des Berges Garganus auf der ſchönen Anhöhe gelegen. Als wir ihm Namen und Heimath geſagt, unſre Geſchenke vor ihm ausgebreitet und ihm gemeldet hatten, wer uns mit Krieg heimſuche, erwiederte uns der große Fürſt mit freundlichem Angeſichte: O ihr glücklichen Völker Auſoniens, ihr unter der Obhut des guten Saturnus lebenden, welch' ein Schickſal ſtört auch euch aus der Ruhe auf? Wir Sieger Troja's ſind die elendeſten unter allen Sterblichen! Selbſt Priamus müßte uns bemitleiden, wenn er ſchaute, wie ſchwer wir unſern Uebermuth büßen müſſen. Der Lokrer Ajax hat im Meere ſein Grab gefunden; Agamemnon liegt im eigenen Haus erſchlagen; Menelaus irrt in Egypten umher; Ulyſſes zitterte vor den Cyklopen. Auch mir haben die Götter die Wiederkehr in meine Heimath mißgönnt; erlaſſet mir die Erzählung! Ich bin kein Mann des Glückes mehr, ſeit ich es gewagt habe, die unſterbliche Venus im Kampfe zu verwunden! Darum reizet mich nicht zu neuen Gefechten! Seit Troja gefallen iſt, bin ich kein Feind der Trojaner mehr, denke auch nicht mit Freuden an das Uebel zurück, das ich ihnen zugefügt. Die Geſchenke, die ihr mir von Hauſe bringet, überreichet ſie dem Aeneas! Ich habe mich im Kampfe mit ihm gemeſſen; glaubet mir's, er iſt ein gewaltiger Mann, wenn er ſich mit ſeinem Schild emporbäumt und im Wirbel die Lanze dreht! Wären nach Hektors Tode noch zwei Männer wie er in Troja geweſen, ſo hätte die Welt nichts von unſerem Siege zu erzählen. Darum, bietet die Hände zum Frieden, ſo lange es noch Zeit iſt; ſeinen Waffen ſeyd ihr nicht gewachſen."

Als Venulus ſeinen Bericht geendigt hatte, entſtand ein murrendes Toſen in der Volksverſammlung, wie ein Gießbach durch Felſen rauſcht. Wie die bewegten Lippen endlich ſtille wurden, ſprach der König Latinus von ſeinem hohen Throne herab: „Wir führen einen unglückſeligen Krieg, ihr Bürger, mit unbezwinglichen Männern, mit einem Göttergeſchlecht. Beherziget deßwegen, was ich euch verkünden will. Nicht ferne von der Tiber, gegen Abend, beſitze ich ein altes Gebiet, von Rutulern und Auruncern bebaut und beweidet, und von Fichtenbergen begränzt. Dieſes will ich den Trojanern abtreten, und ſie zu Reichsgenoſſen aufnehmen; dort mögen ſie ſich anſiedeln und die verheißene Stadt begründen. Ziehen ſie es aber vor, ein anderes Land aufzuſuchen, ſo wollen wir ihnen Erz, Schiffbauzeug und Hände darreichen, um ſich fünfzig Ruderſchiffe zu bereiten und auszurüſten. Außerdem ſollen hundert Geſandte aus den edelſten Geſchlechtern von Latium ſich aufmachen, mit Friedenszweigen in der Hand, und ihnen Gold, Elfenbein, und Mantel und Thron als Reichskleinodien darbringen."

Da ſtand der alte Drances in der Verſammlung auf, ein reicher beredter Mann, obwohl kein Held im Kampfe mehr, der ſeit langer Zeit den Ruhm des Turnus mit Scheelſucht betrachtete, und rief: „Vortrefflicher

König, es fehlt nur Eines noch! Du ſollteſt zu den herrlichen Geſchenken, die Du den Trojanern zu ſenden befiehlſt, auch noch die Hand deiner Tochter Lavinia hinzufügen, und ſo den Frieden mit einem ewigen Bund verſiegeln!“ Jetzt entbrannte das Herz dem Turnus, der eben erſt von ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, ſich unter die Volksverſammlung gemiſcht hatte. Aus der tiefſten Bruſt emporathmend, rief er: „O Drances, ſo oft der Krieg Fäuſte verlangt, biſt du mit der Zunge da! Jetzt aber gilt es nicht, den Rathſaal mit Worten anzufüllen: die Feinde umringen unſere Stadt, gefochten will es ſeyn! Was wird uns der Aetolier Diomedes und ſeine Pflanzſtadt helfen, wenn unſer eigener Arm wenn Latium, wenn ganz Volskerland, das ſich für uns erhoben hat, es nicht vermag? Wenn es ſich aber nur um meine Seele handelt,. die iſt euch längſt geweiht; wenn es wahr iſt, daß Aeneas mich allein herausfordert, ich bin Turnus, er ſoll mich finden!“

Während die Latiner ſo ſich über die Lage ihres Reichs zankten, kam Aeneas mit ſeinem ganzen Gefolge heran, und plötzlich ſtürmte die Botſchaft durch den Palaſt, daß Trojaner und Etrusker vom Tiberſtrome hergezogen kommen.

Neue Schlacht. Kamilla fällt.

Die Verſammlung ſtäubte auseinander, aus der ganzen Stadt warf ſich Alles in Haſt auf die Mauern. Die Stadtthore wurden mit Gräben verſchanzt, Steine wurden aufgehäuft, Palliſaden in den Boden gerammelt, das Schlachthorn ſchmetterte, Mütter und Männer ſtellten ſich in bunten Reihen auf den Mauerkranz. Auf einem hohen Wagen fuhr die Königin Amata, und an ihrer Seite ihre Tochter Lavinia, die Urſache ſo vielen Leides, ihre reizenden Augen auf den Boden geſenkt, durch den Schwarm der Frauen nach der Burg der Stadt, um dort im Tempel der Minerva Gebet und Opfer darzubringen.

Turnus ſelbſt gürtete ſich eilig zum Kampfe. Bald ſtarrte er im ſchuppigen Erzharniſche, legte ſich die Goldſchienen an die Beine, und ſchnallte ſich das Schwert an die Seite. Dann ſetzte er ſich den goldenen Helm auf's Haupt, und eilte, funkelnd vom Kopfe bis auf die Sohlen, und frohlockend in Siegeshoffnung, von der Königsburg hinab. Unter dem Thore begegnete ihm Kamilla, hinter ſich den Zug ihrer Volsker. Als ſie den Helden erblickte, ſprang die jungfräuliche Königin vom Roſſe, und ihr folgte das ganze Geſchwader. Dann ſprach ſie zu dem Rutulerfürſten: „Turnus, wenn anders ein Starker mit Recht auf ſich ſelbſt vertraut, ſo gelobe ich heute, die Schaar des Aeneas zu beſtehen, und mich allein mit meinen volskiſchen Reitern ihm entgegenzuwerfen.“

Solch Anerbieten war dem Helden willkommen. „Dieſer Muth,“ erwiederte er, „erhebt dich, o Jungfrau, hoch über dein Geſchlecht und in den Rath der Männer. Von nun an ſollſt du die ganze Kriegsarbeit mit mir theilen. Meine Späher melden mir, daß Aeneas ſeine leichten Reitergeſchwader vorausgeſandt hat, er ſelbſt mit dem ſchweren Heerhaufen ſchreitet über den Bergrücken auf die Stadt zu. Dort will ich ihm in einem waldumwachſenen Hohlweg einen Hinterhalt bereiten und beide Schlünde des engen Pfades mit Kriegern beſetzen. Du dagegen ſollſt die etruskiſchen Reiter mit deiner Reiterei empfangen, und ich gebe dir den Helden Meſſapus mit den latiſchen Geſchwadern bei. Die Oberfeldherrnſchaft aber ſey dir ſelbſt anvertraut, unvergleichliche Jungfrau!“

Nach dieſen Anordnungen ging Turnus ſeinen eigenen Weg. Durch ein enges Thal mit vielen Krümmungen, das von beiden Seiten eine ſchwarze Bergwand voll Waldes begränzte, führte ein ſchmaler Fußpfad. Drüberhin, zuoberſt auf dem Bergesgipfel, lag, zwiſchen Wäldern verborgen ein ebnes Feld, wo ſich ein ſicherer Hinterhalt aufſtellen ließ, und von wo aus man nach Belieben rechts oder links angreifen oder aber von der Höhe herab Steine ins Thal hernieder wälzen konnte. Dorthin zog Turnus mit ſeinen Schaaren und lagerte ſich auf der Höhe und in den Wälderſchluchten.

Während dieſes geſchah, rückten die Trojaner und ihre etruskiſchen Bundesgenoſſen mit den Reitergeſchwadern immer näher an die Mauern. Die Roſſe brauſten durch die Ebene, eine eiſerne Saat von Spieſſen ſtarrte, und die Felder ſchienen von den erhobenen Waffen zu brennen. Gegenüber erſchienen die Latiner, Meſſapus mit ſeinem Bruder Korax an der Spitze, und die Reiterei der Volsker von Kamilla angeführt. Als die Heere einander auf Speerwurfs Weite nahe gekommen waren, ſtanden ſie einen Augenblick ſtill und brachen dann plötzlich mit Geſchrei hervor, ermunterten ihre Roſſe und von allen Seiten flogen Geſchoſſe wie Schneeflocken, ſo daß die Luft ganz verdunkelt wurde. Sobald die feindlichen Schaaren Speer gegen Speer mit einander kriegten, fing die Schlachtordnung der Latiner zu wanken an, ſie warfen bald die Schilde auf den Rücken, und lenkten ihre Roſſe nach der Stadt hin. Aber ihre Flucht war nur verſtellt; ſobald ſie bei den Mauern angekommen waren, drehten ſie ſich wieder, und warfen ſich, wie die Ebbe, die in die Fluth umſchlägt, mit erneutem Feldgeſchrei auf die verfolgenden Etrusker, die nun ihrerſeits wieder zurückwichen. So ging es zweimal, und erſt das drittemal wurde das Treffen zur ſtehenden Schlacht, wo Alle ſich unter einander mengten und Mann ſich Mann zum Kampfe auswählte. Jetzt erſcholl bald ein Geächze von Sterbenden; Waffen und Leichen wälzten ſich im Blutbade, halblebende Roſſe lagen unter Leichnamen vermiſcht und andere bäumten ſich über ihren abgeworfenen Reitern.

Mitten im Morde frohlockte, einer Amazone gleich gekleidet und aufgeſchürzt, die Volskerin Kamilla, ſandte bald Pfeile vom Bogen, bald ſchlanke Lanzen mit der Hand, bald griff ſie zur Streitaxt und auf ihrer Schulter ſchallte klirrend ihr goldener Köcher. Wenn ſie auch einmal mit ihrem Roſſe umlenkte, und weichend über den Plan hinflog, ſo wendete ſie doch noch den Bogen rückwärts und ſchickte im Fliehen noch einen Pfeil ab. Ein auserleſenes Gefolge von tapfern Jungfrauen umgab ſie, Larina, Tulla und Tarpeja, welche ſie ſich ſelbſt zur Geſellſchaft auserkoren hatte und die in Krieg und Frieden ihre treuen Begleiterinnen waren. Eine Menge Phrygier ſtürzten unter ihren Würfen und Streichen. Endlich begegnete ihr im Kampf auch einer der tapferſten Apenninenbewohner, als ſie eben dem kühnen Orſilochus durch den Helm das Haupt geſpalten hatte, der ſtreitbare Sohn des Aunus, ein Ligurier. Der Anblick der furchtbaren Jungfrau ſchreckte ihn, und als er ſah, daß es ihm nicht mehr möglich war, dem Kampfe zu entrinnen, und die ihn bedrängende Feindin abzulenken, ſann er auf eine neue Liſt und rief: „Was iſt es denn ſo ein Großes, wenn ein Weib ſich einem tapfern Roſſe anvertraut! Entſag' einmal dem flüchtigen Umherſchweifen, ſteige von deinem Pferde, und verſuche den Kampf mit mir auf ebenem Boden, dann wollen wir ſehen, ob dein windiges Prahlen Stand hält!“ Dieſe Worte waren ein Stachel in das Herz der Jungfrau, ſie übergab ihrer nächſten Gefährtin das Pferd, und ſtellte ſich dem Jünglinge, nur mit Schwert und Schild bewaffnet, zum gleichen Fußkampfe. Der Jüngling aber glaubte ſeinen Betrug gelungen; ohne abzuſteigen gab er ſeinem Pferde die Sporen, und ergriff mit umgewandtem Zügel die Flucht. „Betrüger!“ rief die Heldin, als ſie ihn fliehen ſah, „du ſollſt die Künſte deiner Heimath umſonſt verſucht haben, und deine Liſt wird dich nicht zum ſchelmiſchen Aeneas zurückbringen!“ Zugleich eilte ſie mit geflügelten Sohlen dem Roſſe voran, fiel ihm in die Zügel, und ſtieß von vorn dem Reiter das Schwert in den Leib.

Aber auch auf der Gegenſeite erhob ſich ein gewaltiger Held, der Etruskerkönig Tarcho. Dieſer trieb bald zu Roſſe weichende Schaaren vor ſich her, belobte die Seinigen mit ermunterndem Zurufe, nannte jeden mit Namen, friſchte die Zurückgedrängten zu neuem Kampfe auf, und trieb unbekümmert um den Tod ſein Roß mitten in die Schlacht hinein. Hier ſtieß er auf den Venulus, dem er ſich ſtürmiſch entgegenwarf, ihn vom Pferde riß und mit der rechten Hand umſchlingend auf ſeinem eigenen Roſſe im Flug davon trug.

Mit Blicken und Geſchrei folgten die ſtaunenden Latiner dem Eilenden, der im Laufe ſeinem Feind mit dem abgebrochenen Schafte ſeiner eigenen Lanze zwiſchen die Fugen der Rüſtung eine Todeswunde zu verſetzen ſtrebte. Venulus aber erwehrte ſich des Streichs und hielt die Hand vor die Kehle. So war das Paar anzuſchauen wie ein Adler, der eine geraubte Schlange durch die Luft entführt; das blutende Thier ringelt ſich, bäumt ſich immer höher und ziſcht mit dem Munde; der Vogel aber läßt es nicht aus dem krummen Schnabel fahren und peitſcht die Lüfte mit ſeinen Flügeln. Dem Glück und Beiſpiel ihres Führers folgten die Etrusker, und ſtürmten wieder muthiger voran.

Auch Kamilla fand einen kühnen Gegner in den Reihen der Etrusker. Der Held Arruns ſchwärmte mit ſeinem Speer um die raſche Amazone her, und wich ihr nicht von der Seite, nach welcher Stelle des Treffens die Wuth ſie auch führen mochte. Nun verfolgte Kamilla gerade den phrygiſchen Cybele'sprieſter Chloreus, deſſen ſchuppiger Erzpanzer mit goldenem Geflechte wie ein gefiedertes Gewand ſich um ſeinen Leib legte, und den ein

Ueberwurf von dunklem Purpur bedeckte. Ein goldner Helm ſtrahlte auf ſeinem Haupte, ein Köcher aus Gold tönte um ſeine Schultern und vom Bogen ſchoß er die ſchärfſten Pfeile. Sein ausländiſches Waffengeſchmeide machte die volskiſche Jungfrau lüſtern, und ſie verfolgte ihn, ſey es um die trojaniſche Wehr als Siegesbeute in einem italiſchen Tempel aufzuhängen, ſey es um ſelbſt in dem erbeuteten Golde zu prangen. Als ſie nun ganz mit Sinn und Blick auf dieſen Feind gerichtet war, und den Arruns aus den Augen gelaſſen hatte, ſchnellte dieſer zu Apollo flehend, daß er die Schmach der verbündeten Waffen tilgen, und auch ihn nicht einem Weib unterliegen laſſen wolle, plötzlich und unverſehens den Speer. Phöbus nickte ihm den halben Wunſch zu. Die umringenden Volsker hörten die Lanze daher rauſchen und ſuchten mit den Augen ihre Königin. Sie ſelbſt aber dachte an nichts, bis ihr das Geſchoß in der Bruſt haftete und ihr jungfräuliches Blut aus der Wunde drang. Zitternd eilte die Schaar ihrer Gefährtinnen herbei und ſie faßten ihre Herrin in den Armen auf. Arruns aber, über ſeine eigene That wie erſchrocken, entfloh vor Freude und Furcht bebend, wie ein Wolf, nachdem er einen Farren oder einen Haſen erwürgt hat, noch ehe die Pfeile ihn verfolgen, plötzlich vom Wege abweicht und mit eingezogenem Schweif ſich in die Waldungen flüchtet. Gerade ſo ſtahl ſich Arruns hinweg und miſchte ſich haſtig fliehend unter die Reiter. Kamilla aber zog ſterbend an dem Eiſen, deſſen Spitze ihr eine tiefe Wunde in die Rippen gewühlt hatte, ihre Augen brachen, der Purpur der Wangen wich von ihrem Angeſichte. Mit ſchwachem Athem ſprach ſie zu Akka, der liebſten ihrer

Geſpielinnen: „Fleuch, du liebe, und überbring dem Turnus meine letzten Befehle, denn um mich her wird Alles Nacht: Er ſoll hinfort den Kampf leiten und die Stadt vor den Trojanern beſchützen!“ So ſprach ſie, ließ die Zügel fahren, und glitt, noch immer widerſtrebend, vom Roſſe auf den Boden herab, neigte dann Haupt und Hals und verſchied.

Die Volsker erhoben ein Geſchrei der Verzweiflung bei ihrem Tode, und nach ihrem Fall entbrannte die Schlacht noch wilder. Da traf auch den Mörder Kamilla's, den Etrusker Arruns ein Pfeil von unſichtbarer Hand abgeſchoſſen; es war Diana's Schuß, die ihre geliebte Jägerin rächte. Die Freunde des Getödteten ſchritten zum fortlaufenden Kampf über ſeinen Leichnam und dieſer blieb vergeſſen im Staube liegen. Nach dem Tode der Führerin begann nun zuerſt das Reitergeſchwader Kamilla's zu fliehen, darauf auch die Rutuler. Alle flogen mit abgeſpannten Bogen, die Roſſe antreibend, über das Blachfeld hin. Eine ſchwarze Wirbelwolke von Staub wälzte ſich den Stadtmauern entgegen, von den Zinnen ſtieg ein Jammergeſchrei der Mütter in die Lüfte; und bald waren die Thore von den nachfolgenden Schaaren faſt zugleich mit den Feinden erreicht und unter Gemetzel drangen die Sieger in die Stadt ein. An andern Stellen wurden von den verzweifelten Bürgern die Stadtpforten vor den Flüchtenden geſchloſſen und dieſe, zu den Feinden hinausgeſperrt, erlagen den Geſchoſſen der ſiegreichen Feinde vor den Thoren.

Unterdeſſen drang die Schreckenskunde auch zu Turnus in das dunkle Waldthal, denn Akka ſuchte ihn in ſeinem Hinterhalte auf und brachte ihm von dem Tod ihrer Herrin und der verlornen Schlacht unzweifelhafte Nachricht. Von Wuth und Schmerz im Innerſten zerriſſen verließ dieſer auf der Stelle das Gehölz und ſtürmte nach der Ebene hinab. Kaum hatte er ſeinen Verſteck verlaſſen, als Aeneas vom Gebirge her in die Schluchten des Thales mit den Seinigen ſorglos eingedrungen kam und bald aus der finſtern Waldung heraustretend auf der Ebene vor der Stadt ſichtbar wurde. Da ſah er den Heerhaufen des Turnus vor ſich her ziehen. Auch dieſer hörte Heeresritt und Roßgeſchnaube hinter ſich, erkannte umgewandt den grimmigen Aeneas und ſtellte ſich in Schlachtordnung ihm gegenüber auf. Wäre nicht die Sonne ſchon im Sinken geweſen, auf der Stelle hätten beide Heere den Kampf der letzten Entſcheidung ausgefochten.

Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Aeneas meuchleriſch verwundet.

Als Turnus ſah, daß die Latiner, von den Feinden gedemüthigt, ihre Blicke alle auf ihn allein richteten, und ihn an ſein Verſprechen zu erinnern ſchienen, überflog eine Schaamröthe ſein Geſicht und ſein Herz ſchlug ihm wieder ſtolzer in der Bruſt. Wie ein verwundeter Löwe ſich wieder ernſtlich zur Wehr ſetzt, die zottige Mähne fröhlich ſchüttelt und den Speer des Jägers, der ihm im Leibe ſitzt, zerbricht, mit den blutigen Zähnen dazu knirſchend, ſo entbrannte der Ungeſtüm des hohen Jünglings wieder. Er trat vor ſeinen Schwiegervater Latinus und ſprach: „An mir ſoll der Verzug nicht liegen, wenn nur die feigen Trojaner ihr gegebenes Wort nicht brechen! Laß' Opferthiere herbeiſchaffen, Vater, und ſchließe den Bund. Entweder ſchickt mein Arm heute noch den aſiatiſchen Flüchtling zum Orkus hinunter, und rächt unſere Schande, oder ich erliege ſeinem Schwert und er mag deine Tochter Lavinia als Gattin heimführen!“ Ihm antwortete Latinus mit ruhigem Herzen: „Je mehr du an trotziger Tapferkeit Alle beſiegeſt, hochherziger Jüngling, deſto mehr iſt es meine Pflicht, dich zu berathen, und alle Glücksfälle des Schickſals ſorgfältig zu überlegen! Von Daunus deinem Vater her iſt ein großes Reich dein, und du haſt ihm manche Stadt durch Eroberung hinzugefügt! Gold und Gunſt wird dir durch Latinus zu Theil. Latium hat noch genug andere Bräute, die auch nicht unedlen Stammes ſind. Laß mich dir die ganze Wahrheit ſagen, ſo ſchmerzlich ſie dir auch ſeyn mag. Einem von den vorigen Freiern meine Tochter zu geben, verhinderte mich der Warnungsſpruch von Göttern und Menſchen, dir zu Lieb aber, getrieben durch die Verwandtſchaft, durch die Thränen meiner Gemahlin, überwand ich alle Zweifel, nahm dich zum Eidam an, und habe mich in dieſen ungeſegneten Krieg eingelaſſen. Unſer Schickſal ſieheſt du. Du allein ſteheſt dem Frieden im Wege. Entſage meiner Tochter und verlange nicht von mir, das erſt auf den zweifelhaften Ausgang eines Zweikampfes ankommen zu laſſen, was du mir ſogleich als Gewißheit zu gewähren vermagſt! Denk' an das ungetreue Kriegsglück! Erbarme dich auch deines bejahrten Vaters, den der Gram um dich in deiner Vaterſtadt Ardea verzehrt.“

Aber keine Worte vermochten den Rutuler umzuſtimmen, ja er wurde durch dieſe ſanfte Rede nur noch wilder geſtimmt. Nicht einmal die Bitten, die Thränen und Umarmungen der Königin wirkten auf ſein Herz. Da kam endlich, von den Wehklagen ihrer Mutter aufgeſchreckt, auch ſeine Braut Lavinia herbeigeeilt. Thränen rannen ihr über die heißen Wangen, und die große Verſchämtheit jagte ihr Glut über das Angeſicht. Wie Elfenbein von Purpur überlaufen, wie Lilienſchnee von Roſen angeſchimmert — ſo ſpielten die Farben auf ihrem jungfräulichen Antlitz. Turnus heftete einen Blick auf die Geliebte, und ſeine Gedanken verwirrten ſich einen Augenblick; aber die Hoffnung, den verhaßten Nebenbuhler zu beſiegen, entflammte ihn noch mehr zum Streit und er ſprach zu der Königin gewendet: „Mutter, ich bitte dich, verfolge mich nicht mit deinen Thränen, mit deiner bangen Ahnung; Turnus hat keine Wahl mehr!“ dann rief er einen ſeiner Streitgenoſſen und ſagte zu ihm: „Du, Idmon, eile zum trojaniſchen Führer, und verkündige ihm ein Wort, das ihn nicht freuen wird. Er ſoll am nächſten Morgen ſeine Trojaner nicht zum Streite führen, wie ich meine Rutuler nicht: wir laſſen die Heere von allem Streite ruhen, aber wir beide, ſobald die Sonne am Himmel aufgegangen iſt, wollen mit unſerem Blute den Krieg entſcheiden, nur auf dieſe Weiſe ſoll das Schlachtfeld beſtimmen, wem Lavinia als Gattin folgen wird.“

Nun ließ Turnus, ins Innere der Burg zurückgekehrt, ſeine ſchneeweißen, windſchnellen Roſſe vorführen, wappnete ſich, ergriff die unbeſiegte Lanze und übte ſich mit rollenden Augen in ſpielendem Stoß. Auch Aeneas, mit der Botſchaft des Rutulerfürſten zufrieden, wappnete ſich mit ſeiner göttlichen Rüſtung. Kaum beſtrahlte der Tag die höchſten Gipfel der Berge mit frühem Sonnenlichte, als ſchon Rutuler und Trojaner vor den Mauern der mächtigen Latinerſtadt das Feld für den Zweikampf ihrer Feldherrn abmaßen und in der Mitte den gemeinſamen Göttern Raſenaltäre aufbauten. Waſſer und Feuer zum Opfer, Kränze für die Prieſter, Thiere und Altäre wurden herbeigebracht. Dann ergoß ſich das geſammte Volk der Italer aus den Thoren der Stadt; von der andern Seite eilte das verbündete Heer der Trojaner und Etruſker herbei. Auf ein gegebenes Zeichen zog ſich jeder auf ſeinen Platz zurück und ein geräumiges Feld blieb zum Kampfe offen. Die Krieger ſtießen ihre Spieße in die Erde und lehnten die Schilde an. Aus der Stadt ſtrömte jetzt auch noch unbewaffneter Pöbel heraus, ſelbſt ſchwache Mütter und gebückte Greiſe. Innerhalb der Stadt beſetzten ſich Thürme und Dächer mit Zuſchauern und auf den höchſten Thoren ſaßen der Schauluſtigen genug.

Jetzt nahten die Könige: Latinus kam auf einem vierſpännigen Prunkwagen einhergefahren; von ſeiner Stirne blitzte ein Diadem mit zwölf goldenen Strahlen, zum Zeichen, daß er vom Sonnengotte abſtamme. Turnus erſchien mit einem Zwiegeſpann von weißen Roſſen, zwei Wurfſpieße in der Hand ſchüttelnd. Auf der andern Seite eilte aus dem trojaniſchen Lager Aeneas hervor, und ſeine Rüſtung ſamt Schild ſtrahlte wie Sternenſchimmer; an ſeiner Seite ging Aſkanius, ſein kräftig heranblühender Sohn.' Dann brachte ein Prieſter in reinem Gewande ein borſtiges Ferkel und ein langwolliges Lamm, und ſtellte die Thiere an die brennenden Altäre. Die Fürſten wandten ſich mit ihrem Angeſichte der aufgegangenen Sonne zu, ſtreuten geſalzenes Mehl auf die Opfer, ſchoren ihnen die Scheitel mit dem Stahle, und goßen das Dankopfer auf die Altäre. Dann beſchworen dort Aeneas, hier Latinus mit feierlichen Gebeten den Vertrag: würde Aeneas beſiegt, ſo ſollten die Trojaner unter Julus Latium auf der Stelle räumen, und nach Pallanteum, der Stadt Evanders, ſich zurückziehen; wäre der Sieg ſein, ſo ſollten ſich Italer und Trojaner, jedes Volk frei und ſelbſtſtändig, vereinigen, Latinus herrſchen, Aeneas die Tochter des Königs gewinnen und eine Stadt ſich und ſeinem Volke bauen und nach ihrem Namen Lavinia nennen.

Den Rutulern erſchien längſt der Kampf als ein ungleicher: ihre Herzen gährten ungeduldig, und der Ausgang däuchte ihnen, bei des Aeneas überwiegender Heldenkraft, ſehr unſicher. Ihre Sorge vermehrte ſich, als ſie ihren Führer Turnus mit bleichem Antlitz und eingefallenen Wangen ſchweigend vortreten und mit geſenktem Haupte vor dem Altare ſtehen ſahen. Seiner Schweſter Juturna entgingen dieſe Eindrücke nicht; ſie, eine unſterbliche Nymphe, verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt des Helden Camers, der durch mächtige Ahnen und eigene Thaten in großem Anſehen bei dem Rutulervolke ſtand, und miſchte ſich mitten unter das Heer. „Rutuler," flüſterte ſie da, „ſchämt ihr euch nicht, für euch viele ſtreitbaren Männer, die ihr ſo gut kämpfen könnet, nur eine einzige Seele dem Tode darzubieten? Sind wir unſern Gegnern etwa an Kräften nicht gewachſen? Zählet einmal Trojaner, Arkadier und Etrusker: ihr werdet finden, daß, wenn wir uns Mann gegen Mann ſchlagen wollten, kaum Jeder von uns Rutulern und Latinern ſeinen Gegner finden würde! Turnus freilich wird zu den Göttern, an deren Altar er ſich weiht, ruhmvoll emporſteigen, wenn er fällt; wir aber werden unſer Vaterland verlieren, um trotzigen Zwingherren dienſtbar zu ſeyn: und es geſchieht uns Recht; warum ſaßen wir auch unthätig hier im Graſe, während wir hätten kämpfen können!"

So ſprach Juturna und ſie that noch mehr. Sie ſchickte den Italern ein ſinnbethörendes, günſtiges Vorzeichen vom Himmel. Ein Goldadler Jupiters ſchwebte durch den lichten Aether, ſcheuchte das Ufergevögel des Stromes auf, ſchwang ſich dann plötzlich zu den Wellen hinab, und packte mit den Klauen den ſchönſten Schwan. Die Rutuler ſahen ſtaunend zum Himmel auf, wo alle die Vögel in einem luftverdunkelnden Schwarm, von der Flucht umgewendet, plötzlich ihren Feind, den Adler, der ſich mit ſeiner Beute dem Himmelsgewölbe zuſchwang, verfolgten, bis dieſer durch die Uebermacht bezwungen, und ſeine Laſt erſchöpft, den Raub aus den Klauen fahren und in den Fluß fallen ließ, dann ſich wieder emporſchwang, und in den Lüften verſchwand. Rutuler und Latiner begrüßten dieſe Erſcheinung mit Freudengeſchrei, legten die Hand an den Schwertgriff und lauſchten ihrem Seher Tolumnius, der ihnen das Zeichen günſtig deutete, und ſie zu den Waffen greifen hieß. Zugleich warf er ſelbſt zuerſt ſein Geſchoß auf die gegenüberſtehenden Feinde, daß es ziſchend die Luft durchfuhr. Ein Lärm erhob ſich, Verwirrung kam in alle Reihen, alle Herzen geriethen in Aufruhr. Ihm gegenüber ſtanden nämlich neun ſchöne, ſchlanke Brüder, Söhne des Arkadiers Gylippus und einer einzigen edlen etruskiſchen Mutter. Einem von dieſen ſtattlichen Jünglingen war der Speer des Tolumnius an der Gürtelſchnalle mitten durch den Leib geflogen und hatte ihn in den Sand hingeſtreckt. Die acht Brüder des Gefallenen, von Schmerz um den Bruder entbrannt, ſchwangen ihre Lanzen, zückten ihre Schwerter; gegen ſie ſtürzte ſich die Macht der Rutuler. Nun brachen alle Arkadier, Trojaner und Etrusker los. Die Altäre wurden vom Gedränge zerwühlt, ein Sturm von Pfeilen durchlief die Luft, ein eiſerner Speerhagel ergoß ſich, Latinus ſelbſt floh mit den Götterbildern, durch den Bruch des Bündniſſes vertrieben; die Einen ſchirrten ihre Wagen an, die andern ſchwangen ſich aufs Roß, und andere ſtürzten ſich mit gezogenen Schwertern ins Handgemenge. Ein fürchterliches Morden erhob ſich.

Aeneas aber ſtreckte die unbewehrte Rechte gen Himmel, warf ſich unverhüllten Hauptes mitten unter die Seinigen und rief: „Wo rennet ihr hin, Freunde, welche plötzliche Zwietracht hat ſich erhoben? Hemmt doch eure Wuth; der Bund iſt ja geſchloſſen, die Bedingungen ſind feſtgeſetzt. Wer hindert uns Führer am Kampf?“ Aber indem er noch ſprach, ſchwirrte von unbekannter Hand ein Pfeil daher, und verwundet mußte der Held den Kampfplatz verlaſſen.

So wie Turnus ſah, daß Aeneas den Platz räumte, und die Führer der Trojaner in Verwirrung geriethen, verlangte er Pferde und Waffen, ſchwang ſich auf den Wagen, lenkte die Zügel in die Schlacht, und richtete mit ſeinen Speeren Verheerung unter den Feinden an, oder zermalmte ſie unter ſeinen Rädern. Während er ſo auf dem Schlachtfelde Leichen auf Leichen häufte, brachten Mneſtheus und Achates im Geleite des Askanius den verwundeten Aeneas ins Lager zurück, blutend und Schritt für Schritt auf ſeinen Speer geſtützt. Vergebens ſtrengte er ſich an, den im Leibe haftenden Pfeil am zerbrochenen Rohre herauszuziehen; er verlangte, daß die Wunde ausgeſchnitten werde: Japis, der Arzt, erſchien; auf ſeinen Speer geſtützt ſtand vor ihm der Held, unbewegt unter ſeinen weinenden Genoſſen. Der Alte aber, in der Heilkunſt wohlerfahren, brauchte kein gewaltſames Mittel, ſondern ſuchte mit wirkſamen Heilkräutern den Pfeil in der Wunde locker zu machen, faßte das Eiſen mit packender Zange, rüttelte mit der Hand an dem Rohr; doch alle ſeine Kunſt war nicht vermögend, das Geſchoß herauszuziehen. Und während er ſich vergebens abmühte, ſah man ſchon die Staubwolke der feindlichen Reiter, dichte Geſchoſſe fielen bereits ins Lager und das Geſchrei der Kämpfenden näherte ſich.

Aeneas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt.

Da erbarmte ſich Venus ihres gefährdeten Sohnes. Sie pflückte auf dem Idagebirge der Inſel Aetna das herrliche Kraut Diktamnum mit ſeinen ſaftigen Blättern und purpurnen Blumen, brachte es, in eine dichte Wolke gehüllt, ins Lager herbei, und träufelte von ſeinem Safte heimlich und Allen ungeſehen in den Keſſel, in welchem die Heilkräuter des Arztes brodelten, dazu miſchte ſie noch Tropfen Ambroſias und das duftende Panaceenkraut. Japis ahnete hiervon nichts, aber als er noch einmal die Wunde mit ſeinem Kräuterſafte wuſch, ſiehe da entfloh plötzlich der Schmerz aus dem Leibe des Helden, zu innerſt in der Wunde verſiegte das Blut; der Pfeil folgte von ſelbſt und zwanglos der berührenden Hand und fiel aus dem Leibe heraus. Sichtlich waren dem geheilten Aeneas die Kräfte zurückgekehrt. „Was zögert ihr?“ rief der Arzt ganz vergnügt; „ſchnell dem Helden die Waffen gebracht! das iſt nicht aus menſchlicher Macht, nicht nach den Geſetzen der Heilkunſt erfolgt, das hat ein Größerer gethan, denn ich, und zu größeren Thaten treibt er dich an, o König!“

Aeneas, nach Kampfe lechzend, legte ſchnell Schienen und Panzer an, zürnte allem Verzug und war froh, als er endlich den Helm auf dem Haupte ſitzen hatte, und den Speer in den Händen ſchwang. In voller Waffenrüſtung umarmte er ſeinen Sohn Askanius, küßte ihn ſtreifend durch das Helmgitter und ſprach: „Lerne von mir die Tapferkeit, mein Kind, und die wahre Beharrlichkeit, das Glück aber lerne von Andern!“ Dann ſchritt die gewaltige Heldengeſtalt aus den Lagerthoren; Antheus und Mneſtheus mit dichter Reiterſchaar drängten ſich ihm nach; alles Volk ſtrömte aus dem Lager und ein wolkiger Staub verkündigte dem Turnus die Nahenden. Ein Schauder lief ihm durch Mark und Beine.* Auch ſeine Schweſter Juturna wandte ſich mit ihm bebend vor Furcht, zur Flucht, und bald tobte der Trojanerheld in der Schlacht wie eine Windsbraut. Da fiel auch der Seher Tolumnius, der zuerſt das Geſchoß in die Reihen der Feinde geſchleudert hatte.

Die Halbgöttin Juturna aber ſtieß auf ihrer Flucht den Metiskus, den Wagenlenker ihres Bruders, vom Sitze, ſchwang ſich in ſeiner Geſtalt ſelbſt zum Bruder empor, ergriff die Zügel, und ſchwirrte nun mit ihm wie eine Schwalbe mitten durch den Feind, bald da, bald dort ihn zeigend, dann wieder abwegs ihn führend, ſo daß Niemand ihn zum Kampf einholen konnte. Auf allen Wendungen verfolgte Aeneas den Flüchtigen, blieb ihm unaufhörlich auf der Spur und rief ihn durch zerſprengte Geſchwader von Feinden aus der Ferne zum Kampf herbei. So oft er aber nahe kam, drehte Juturna den Wagen auf die Seite, und ermüdete durch ſeine Beugungen den vergebens nachfolgenden Helden. Nun rannte der Latiner Meſapus, der eben zwei Speere in der Linken wiegte, herbei, und ſchleuderte einen davon mit ſicherem Schwunge dem Trojaner entgegen. Aeneas ſtand ſtille, ſammelte ſich in die Rüſtung und bückte ſich ins Knie. Der Speer fuhr über ihn hin, doch ſo, daß er ihm den Helmbuſch vom Scheitel ſtieß. Da rief Aeneas die Götter zu Zeugen des gebrochenen Bundes auf und ſtürzte ſich zum ſchonungsloſen Morde tief unter die Feinde.

Dann legte ihm ſeine Mutter Venus den Anſchlag ins Herz, ohne Verzug ſeine Streitmacht ſeitwärts zu wenden und die Latiner durch unerwartete Noth in Verwirrung zu ſetzen. Während er den dahin rollenden Wagen des Turnus noch immer verfolgte, fiel ſein Blick auf die Mauern, und er ſah ſich die Stadt an, die noch immer unberührt vom Kriege, verſchont und in Ruhe dalag. Plötzlich rief er ſeine Helden Mneſtheus, Sergeſtus und Sereſtus herbei und beſetzte die Höhen;

das übrige Trojanerheer zog den Helden nach, und drängte ſich, ohne Schilde und Lanzen niederzulegen, in einem Kreis um ſeinen Führer.

Da ſtand nun Aeneas in der Mitte und ſprach von einer Erhöhung herab: „Zögert nicht, meine Befehle zu erfüllen. Jupiter ſteht auf unſerer Seite. Wenn die Feinde ſich nicht heute unterwerfen, ſo ſtürze ich die Stadt des Latinus und mache ihre rauchenden Giebel dem Boden gleich! Soll ich etwa warten, bis es dem Turnus beliebt, den Kampf mit mir zu beſtehen? Nein, hier, vor euch liegt das Ziel des Krieges; eilet mit Fackeln herbei, mahnet ſie mit Flammen an ihr Bündniß!“ So ſprach er und ſein ganzes Heer bildete auf der Stelle einen Keil und drängte ſich in dichter Maſſe der Stadt zu; die Sturmleitern werden angelegt, Fackelbrände leuchten, an den Thoren tobt der Sturm und fallen die Wachen; Pfeile und Lanzen fliegen über die Mauern. Vor Allen im Heere hob Aeneas ſeine Rechte hoch gen Himmel, wälzte alle Schuld auf den König Latinus und rief die Götter zu Zeugen des gebrochenen Bündniſſes an.

Unter den geängſteten Bürgern entſtand Zwietracht: die Einen verlangten, man ſollte die Stadt den Trojanern aufthun, die Thore entangeln, den König Latinus ſelbſt zurückrufen und zum Abſchluſſe des Friedens zwingen: andere ſchleppten Waffen herbei und ſannen auf die Vertheidigung der Mauern. Die Königin Amata, als ſie vom Dache des Palaſtes aus den Feind herannahen ſah, die Mauern erſtürmt, Brände auf die Häuſer geworfen, nirgends den Turnus oder ſonſt ein Rutulerheer den Feinden entgegengeſtellt: klagte ſich ſelbſt laut als die Urheberin alles dieſes Unheiles an, zerriß ſich ihr Purpurgewand und erhenkte ſich am Deckengebälk ihres Frauengemachs. Als die Frauen der Latiner dieſes Ende ihrer Herrin vernommen hatten, tönte ein lautes Jammern aus den Gemächern. Lavinia, ihre Tochter, raufte ſich die goldenen Locken aus und zerſchlug ſich Bruſt und Wangen. Bald verbreitete ſich der Ruf der Trauer durch die ganze Stadt; Latinus, der jammervolle Gatte, zerriß ſein Gewand und jammerte durch den Palaſt, ſich ſelbſt anklagend, daß er den Trojaner nicht ſogleich in die Stadt aufgenommen und ſich zum Eidam auserkoren habe.

Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende.

Turnus ſetzte indeſſen auf dem äuſſerſten Plane des Schlachtfeldes noch wenigen Fliehenden nach, aber ſeine Roſſe liefen allmählig langſamer und müder. Da ſcholl ihm von Ferne aus der zerrütteten Stadt verworrenes Geſchrei und Getöſe entgegen, und er fing an zu ahnen, daß dort ſich ein großes Unglück ereignet haben müſſe. Er fiel der Schweſter, die noch immer in Geſtalt des Wagenlenkers Metiskus neben ihm im Wagen ſaß, in die Zügel, zog ſie an und hielt in dumpfer Betäubung die Roſſe zurück. Juturna aber ſprach ärgerlich zu ihm: „Was beſinnſt du dich, Turnus, willſt du auf der Bahn des Sieges ſtille ſtehen? Hier laß uns die Trojaner verfolgen, für die Vertheidigung der Häuſer mögen

Andere ſorgen!“ Turnus blickte ſie lange ſtaunend an und ſprach: „So hab' ich mich doch nicht getäuſcht! Mir war längſt, als wenn nicht mein Wagenlenker Metiskus mir zur Seite ſäße, ſondern, als wenn du es wäreſt, geliebte Schweſter! Ja, ich habe dich ſchon erkannt, als deine Liſt das Bündniß der Könige trennte! Auch jetzt verbirgſt du dich mir umſonſt, o Göttliche! Aber ſage mir, wer ſandte dich vom Olympus herab und hieß dich um meinetwillen die Beſchwerden der Sterblichen erdulden? Biſt du etwa dazu abgeſandt, den Tod deines armen Bruders zu ſchauen? Denn habe ich eine andere Ausſicht? Sah ich nicht die edelſten und tapferſten Rutuler um mich her fallen? Nun muß ich es auch noch mit anſehen, daß die Stadt erſtürmt und verwüſtet wird! Und ich ſollte nicht mit meiner Fauſt die Worte des neidiſchen Drances widerlegen, ſollte ſchimpflich mich dem Kampfe entziehen? Und mein Land, mein Volk ſollte den Turnus fliehen ſehen? Iſt denn der Tod ſo etwas gar Unſeliges? Ihr Götter der Unterwelt, ſeyd Ihr mir wenigſtens geneigt, weil die Neigung der Himmliſchen ſich von mir abkehrt! Vorwurfslos, ein fleckenfreier Geiſt, will ich, des Ruhmes meiner Altvordern werth, zu euch hinunterſteigen!“

Kaum hatte er die Worte geſprochen, als mitten durch die Feinde auf einem ſchäumenden Roſſe der Rutuler Saces, dem das Angeſicht von einem Pfeilwurfe blutete, herangeſtürmt kam und den Turnus flehend beim Namen rief: „Komm, Turnus, komm, du biſt unſere letzte Hoffnung! Aeneas iſt in der Stadt, bedroht die Burg; Feuerbrände fliegen nach den Häuſern: der König zweifelt ſchon, wen er zum Eidam wählen ſoll; die

Königin iſt durch eigene Hand gefallen, nur Meſſapus und Atinas halten das Treffen noch an den Thoren auf." Turnus hielt die Roſſe wieder an und ſtarrte, zwiſchen Schaam, Kummer, und raſende Liebe getheilt, in die Weite mit den irren Blicken hinaus. Endlich rollten ſeine Augen wieder in ihren Kreiſen und ſeine Blicke fielen auf die Latinerſtadt. Siehe, dort wallte von Stockwerk zu Stockwerk des höchſten hölzernen Mauerthurmes die Feuerſäule des Brandes empor, jenes Thurmes, den er ſelbſt aus rieſigen Balken gezimmert, auf Räder geſetzt und durch mächtige Zugbrücken mit der Stadt verbunden hatte. „Jetzt, Schweſter," rief er, „jetzt beſiegt uns das Glück; halte mich nicht länger auf; laß uns folgen, wohin das ſtrenge Geſchick mich ruft! Ich bin entſchloſſen mit Aeneas zu kämpfen; mag kommen, was da will, ruhmlos ſollſt du mich nicht ſehen!"

So ſprach er, ſprang vom Wagen auf die Erde, ſtürzte durch die Lanzen der Feinde dahin und durchbrach, die trauernde Schweſter zurücklaſſend, die Schaaren der Trojaner. Wie ein Felsblock, vom Gipfel des Gebirges losgeriſſen, in die Tiefe hinabrollt, vom Boden emporhüpft, Wälder, Heerden und Männer im Sturze mit ſich fortreißt: ſo ſtürmte Turnus durch die zerſprengten Reitergeſchwader heran zu den Stadtmauern, wo der Kampf am dichteſten war, winkte mit der Hand und begann laut zu rufen: „Hört auf zu kämpfen, Rutuler! Hemmt eure Geſchoße, ihr Latiner! Mir allein gebührt ſich, mit den Waffen über das Bündniß zu entſcheiden!" Als die Streitenden dieſes hörten, entſtand eine Gaſſe, und Aeneas, der den Ruf des Turnus vernommen hatte, verließ die Höhen, brach jedes andere

Geſchäft ab, hüpfte vor Freuden auf und rauſchte in den ſchallenden Waffen einher. Der greiſe Latinus ſelbſt mußte ſtaunen, wie er die zwei gewaltigen Männer, aus zwei verſchiedenen Welttheilen ſtammend, auf einander zuſchreiten ſah, um den Hader durch das Schwert zu entſcheiden.

Jene beiden aber ſtürzten, wo von den zurückweichenden Streitern ein offener Platz im Gefilde gelaſſen war, in reißendem Lauf hervor, warfen die Speere gegeneinander und rannten dann mit Schild und Schwert zum Kampfe an, daß der Grund erbebte. Nun folgte Hieb auf Hieb; die Kämpfenden riefen Glück und Tapferkeit zu Hülfe. Endlich ſtreckte ſich Turnus mit ganzem Leibe hervor und langte zuverſichtlich, ſich bloß gebend, zu einem entſcheidenden Schwertſtreiche aus. Trojaner und Latiner, in banger Erwartung, ſchrieen laut auf. Aber die treuloſe Klinge brach dem Rutuler mitten im Hiebe, und gab ihn preis, wenn er nicht das Heil in der Flucht ſuchte! Als er nämlich beim Wiederausbruche des Krieges den Streitwagen beſtieg, da hatte Turnus in der Eile an der Stelle ſeines vom Vater ererbten Wunderſchwertes die Klinge ſeines Wagenlenkers Metiſkus ergriffen. Dieſe hielt ihm auch gut aus, ſo lange er nur in den Rücken flüchtiger Trojaner einzuhauen hatte; aber ſie war eben doch nur ein menſchliches Schwert, und als ſie auf der von dem Gotte Vulkanus geſchmiedeten Wehr des Helden Aeneas aufzuſitzen kam, brach ſie ihm wie mürbes Eiſen mitten im Streich entzwei und die Stücke lagen ſchimmernd im gelben Sande.

Nun warf ſich Turnus, unſicher kreiſend, bald da, bald dorthin auf die Flucht, doch konnte er nicht entrinnen, denn auf zwei Seiten umſchloßen ihn die Trojaner in dichtem Gedränge, auf der dritten hemmte ſeinen Lauf ein Sumpf, und auf der vierten, hinter Latinern und Rutulern, erhoben ſich zugangslos die Mauern der Stadt. Auch verfolgte den Fliehenden, obgleich noch von der alten Pfeilwunde entkräftet und im Laufe ſelbſt ermüdet, Aeneas und bedrängte mit dem Fuße den Fuß des Bebenden. Jetzt erſt entſtand unter den zuſchauenden Heeren ein rechtes Geſchrei, Ufer und Hügel umher erſchollen und donnernd ſtieg der Ruf zum Himmelsgewölbe empor. Auf der Flucht rief der geängſtete Turnus dieſem und jenem Rutuler mit Namen zu und verlangte ſein eigenes Kampfſchwert. Aeneas aber bedrohte Jeden, der ihm nahen würde, mit unausbleiblichem Verderben, und ſchreckte mit der Drohung, ſich auf die Stadt zu werfen und ſie zu zerſtören, alle Herannahenden zurück.

So durchkreisten ſie die Bahn fünfmal, denn es galt kein Spiel und keinen geringen Kampfpreis. In einem wilden Oelbaume, der ſich in mitten des Kampfplatzes befand, und dem Faunus geweiht war, dem die glücklich gelandeten Schiffer hier Weihgeſchenke aufzuhängen pflegten, ſteckte der Speer des Aeneas vom erſten Kampfwurfe her und hatte ſich in der Wurzel des Baumes gefangen. Beim Vorübereilen kam dem trojaniſchen Helden der Gedanke, ſeinen Speer herauszuziehen und dem Feind, den er im Laufe nicht einzuholen vermochte, mit der Lanze zu verfolgen. Außer ſich vor Schrecken ſah dieß Turnus und richtete ſein Gebet an den einheimiſchen Gott Faunus mit den Worten: „O Faun und gütige Göttin des italiſchen Bodens, wenn ich euch immer die ſchuldigen Ehren erwieſen habe, erbarmt euch meiner jetzt, haltet den Speer des Gegners feſt!“ Die Landesgötter hörten den Flehenden, und Aeneas bemühte ſich vergebens, die Lanze aus dem feſtzuſammenhaltenden Holze des zähen Stammes herauszuziehen. Während ſich nun der Held hitzig anſtemmte und abquälte, rannte die Schweſter des Turnus, die Nymphe Juturna, wieder in die Geſtalt ſeines Wagenlenkers Metiſkus verwandelt, vor und händigte ihrem Bruder ſein rechtes, gefeietes Schwert ein. Venus aber, entrüſtet, daß einer gewöhnlichen Nymphe ein ſo kühnes Werk erlaubt ſeyn ſollte, trat auch herbei und half dem Aeneas den Speer aus der tiefen Wurzel hervorziehen.

Nun waren beide Kämpfer mit friſchen Waffen verſehen und von neuem Muthe beſeelt; beide richteten ſich in die Höhe, der eine ſchwang ſein Schwert, der andere bäumte ſich mit dem Speer, und ſo ſtanden ſie mit fliegendem Athem einander zum letzten Kampfe gegenüber. Da ſprach Jupiter, der aus dem goldenen Gewölke des Olymp dem Streite zuſah, zu ſeiner Gemahlin Juno: „Endigen wir endlich dieſen Krieg! Du weißeſt und bekenneſt es ja ſelbſt, daß Aeneas vom Geſchicke dem Himmel beſtimmt ſey! Wozu ſteifeſt du nun ſeinen Feind und gibſt ihm durch Juturna ſein Schwert wieder in die Hand? Du haſt die Trojaner über Land und Meer verfolgt, den Krieg entzündet, den Palaſt in Trauer verſenkt, das Brautfeſt durch Jammer geſtört. Weitere Verſuche verbiet' ich dir!“ Juno antwortete dem zürnenden Gemahl mit geſenktem Antlitz: „Wider Willen habe ich, weil dein Befehl mir heilig war, die Erde und den Turnus verlaſſen. Hätte ich dir nicht gehorchen wollen, ſo würdeſt du mich jetzt nicht hier in den

Wolken das Unrecht erdulden ſehen, ſondern ich ſtände, mit Flammen umgürtet, vorn im Trojanertreffen. Daß ich der Nymphe Juturna gerathen, in der Noth ihrem Bruder beizuſtehen, iſt wahr; aber daß ſie ohne mein Zuthun dem Bruder das Schwert gereicht, das ſchwöre ich dir beim Styx! Auch will ich mich des Kampfes gar nicht mehr annehmen, und bitte dich nur um Eines: Wenn Turnus erlegen iſt und Aeneas die Königstochter heimführt: zwinge die Latiner nicht, ihren alten Volksnamen aufzugeben und ſich Trojaner zu nennen, zwinge ſie nicht, ihre Sprache zu vertauſchen, nicht, fremde Gewande, Sitten und Gebräuche anzunehmen, laß ſie das Volk bleiben, das ſie geweſen ſind, laß auch den Römerſtamm aus italiſcher Wurzel emporwachſen! Troja aber ſey und bleibe gefallen mit ſamt ſeinem Namen!“

Lächelnd erwiederte der Göttervater ſeiner Gemahlin: „Kind des Saturnus, geliebte Schweſter, was für Zorneswellen wälzeſt du noch in deinem Innern? Bezähme doch deinen vergeblichen Groll. Was du begehreſt ſoll dir ja gewährt ſeyn. Latium ſoll Sprache, Sitten und Namen beibehalten. Der Trojaner ſoll ſich mit dem Volke verſchmelzen und nur ſo ſich anſiedeln; er ſoll die Opfergebräuche des Landes annehmen, er ſoll ganz zum Latiner werden. Die Römer, das neue Geſchlecht, das aus dem vermählten Blute der Italer und Teukrer entſtehen wird, ſollen das Volk ſeyn, das dir, o Juno, die meiſte Ehre erweiſen wird!“ Die Göttin nickte dem Gemahl freudig zu, und änderte, zufriedengeſtellt, ihre Geſinnung.

Nun dachte Jupiter darauf, die Schweſter des Turnus aus dem Kampfe zu entfernen. Drei Zwillingskinder, Töchter der Rache, mit Schlangengürteln und Windesflügeln, Diren genannt, ſtehen immer vor Jupiters Throne bereit, und werden von ihm zu den Sterblichen hinabgeſandt, wenn er Seuchen, Krieg und andere Todesnoth unter ihnen erregen will. Eine von dieſen ſchickte Jupiter vom Aether herab, und befahl ihr, der Nymphe als ein unheilbringendes Zeichen zu begegnen. Die Dire flog zur Erde hinab, wie ein Pfeil, und ſobald ſie die beiden feindlichen Heere erblickte, zog ſie ſich ſchnell in die Geſtalt eines kleinen Käuzchens zuſammen, wie es als Unglücksvogel auf Scheiterhaufen oder verlaſſenen Häuſergiebeln zu ſitzen pflegt. In dieſer Geſtalt umflatterte die Dire das Angeſicht des Turnus, kreiste hernieder zu ſeinem Schild und ſchlug auch dieſen mit den Fittigen. Dem kämpfenden Helden ſträubte ſich das Haupthaar und ſeine Glieder erſtarrten bei dieſem unheilvollen Anblicke. Juturna aber raufte ſich das Haar aus und ſchlug ſich an die Bruſt, denn ſie erkannte die Uebermacht Jupiters und fluchte ihrer eigenen Unſterblichkeit. Sie bedeckte ſich den Leib mit dem grünen Fluthengewande und tauchte verzweifelnd in den nahen Tiberſtrom unter.

Aeneas drang jetzt heran, ſchüttelte ſeinen baumlangen Speer voll Wuth und rief dem Gegner zu: „Was zögerſt du noch Turnus, was ſträubeſt du dich länger? Nicht zum Wettkampfe haben wir uns vereinigt, ſondern zum Waffenkampf! Sammle jetzt, was du von Kunſt und Muth beſitzeſt!“ Turnus ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Nicht deine hitzigen Worte ſchrecken mich, du Trotziger: mich ſchreckt das Götterzeichen und die Feindſchaft Jupiters!“ Mehr ſprach er nicht, ſondern faßte einen gewaltigen Stein ins Auge, der neben ihm im Felde lag, und einen Markſtein vorſtellte. Zwölf Männer, wie ſie jetzt ſind, würden ihn kaum auf den Nacken heben können. Dieſen faßte der Rutulerheld mit der Hand, richtete ſich empor und wollte ihn im Laufe gegen den Feind ſchleudern. Aber er kannte ſich ſelbſt nicht mehr, denn er fühlte ſeine Arme kraftlos, ſeine Kniee ſchlottern, ſein Blut zu Eis erſtarren. Der Felſenſtein, durch die leere Luft gewirbelt, erreichte ſein Ziel gar nicht, er ſank entkräftet auf den Boden, wie man oft im Traume einen Anlauf nimmt, und doch nicht gehen und nicht ſprechen kann. Turnus wandte ſich unwillkührlich zur Flucht um, und ſäumte, die Rutuler und die Mauern der Stadt vor ſich erblickend, in verzagender Angſt, und den Speerwurf des Feindes erwartend. Vergebens ſah er ſich nach ſeinem Wagen, vergebens nach der leitenden Schweſter um.

Auch zauderte der Trojaner nicht und ſchleuderte aus Leibeskräften die Todeslanze, die wie ein Felsſtück vom Geſchütze abgeſendet, oder wie ein Blitzſtrahl dahergeſaust kam. Durch Schildrand und Panzer fuhr ſie dem Feind in die Hüfte, und getroffen vom Stoße ſank der gewaltige Turnus zuſammenbrechend ins Knie.

Die Rutuler ächzten laut auf, daß die hohe Waldung umher wiederhallte. Turnus lag gedemüthigt auf dem Boden, ſtreckte flehend ſeine Rechte zu dem Sieger empor und ſprach: „Ich hab' es ſo verdient; ich verlange keine Schonung für mich; brauche dein Glück! Aber wenn der Jammer meines Vaters dich zu rühren vermag — er iſt mir, was dir Anchiſes war — ſo erbarme dich des greiſen Daunus. Gieb mich — oder, willſt du dieſes nicht, ſo gieb meinen entſeelten Leib den Meinigen zurück! Ich gebe mich ja beſiegt; Lavinia ſey dein; ſetze deinem Haß ein Ziel!“

Aeneas ſtand ausholend zum Streich, ſeine Blicke rollten über den Liegenden hin, doch hielt er die bewehrte Rechte zurück; und ſchon wollte ſeine Seele ſich zum Mitleid kehren, als er zum Unheil des Beſiegten hoch an deſſen Schulter das Wehrgehenk des arkadiſchen Fürſtenſohnes Pallas erblickte, des holden Jünglings, den Turnus erſchlagen hatte. Da entbrannte ſein Schmerz und Zorn aufs neue, und ſchrecklich im Grimme rief er: „Wie? du, den der Raub der Meinigen ſchmückt, ſollteſt mir entrinnen? Pallas, Pallas opfert dich mit dieſem Stoß, und nimmt Rache an dem verfluchten Blut!“ So ſprach Aeneas, und tauchte ſtürmiſch ſein Schwert in die ihm entgegengeſtreckte Bruſt des Feindes. Turnus ſank zu Boden; Kälte durchrieſelte ihm die Glieder, und unwillig floh ſein Schatten aus dem erſtarrenden Leibe hinab zur Unterwelt.

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Guſtav Schwab.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.
1840

Vorwort.

Die Veranlaſſung zu dieſem Verſuche einer gedrängten und doch möglichſt vollſtändigen Biographie des großen Lieblingsdichters der Deutſchen hat meine Mitwirkung bei der Enthüllung ſeines Standbildes gegeben, der ein wiederholtes Studium ſeiner Werke vorangehen mußte, das ſich ſehr natürlicher Weiſe auch nachher fortgeſetzt hat.

Der Plan meiner Darſtellung ſoll, wie ich zu hoffen wage, durch ſie ſelbſt klar werden. Die Hauptquellen und Hülfsmittel, welche zu benützen waren, und größtentheils ſo bekannt, daß ich hier ihr Verzeichniß, das man bei andern Biographen Schillers, am vollſtändigſten in H. Dörings neueſtem Abriſſe von Schillers Leben findet, nicht wiederholen will. Nur ſo viel ſey bemerkt, daß aus den Quellen, ſoweit ſie mir zugänglich waren, von mir immer unmittelbar geſchöpft worden iſt, daß ich zu dem Ende namentlich die verſchiedenen Briefwechſel Schillers der genaueſten Durchſicht unterworfen habe, und daß die Lebensbeſchreibungen Dörings, Carlyle's, Hoffmeiſters und Hinrichs', die von entſchiedenem, wenn auch ſehr verſchiedenartigem Verdienſte ſind, von mir zwar vielfältig, aber hauptſächlich nur dann unmittelbar benützt worden ſind, wenn mir einzelne Quellen für mein Studium nicht zu Gebote ſtanden, oder, wenn ich beſonders treffende Anſichten aus ihnen hervorzuheben, manchmal auch Behauptungen, denen ich nicht beipflichten konnte, zu widerſprechen hatte. Daß es mir nicht einfallen konnte, die größeren kritiſch-hiſtoriſchen Werke der beiden letztgenannten Schriftſteller durch meine Arbeit überflüſſig machen zu wollen, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Wo ich es für paſſend erachtete, habe ich ſtets unter dem Texte durch die nöthigen Citate auf meine Quellen und Subſidien verwieſen. Nicht wenig Neues iſt übrigens theils aus überſehenen gedruckten Notizen und Urtheilen hinzugekommen, theils aus mündlichen und brieflichen Mittheilungen von Zeitgenoſſen des großen Dichters an den Biographen, theils auch endlich aus Urkunden und aus bisher unbekannten, oder unvollſtändig mitgetheilten Briefen Schillers, die zuſammen gleichzeitig mit gegenwärtiger Lebensbeſchreibung veröffentlicht werden.* Daß der Verfaſſer ſeine eigenen Erfahrungen auf dem Gebiete der Poeſie zur Erklärung und Beurtheilung mancher Phänomene in der Entwicklungsgeſchichte des Dichters zu benützen ſich erlaubt hat, wird man ihm, da es mit der nöthigen Beſcheidenheit geſchehen iſt, nicht verübeln.

Für die Jugendgeſchichte unſeres Helden zog ich eine von den meiſten meiner Vorgänger entweder ganz überſehene oder nur aus dritter Hand und daher unvollſtändig benützte Schrift mit gehöriger Vorſicht zu Rathe. Sie führt den Titel: „Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem frühern

---

* Urkunden über Schiller und ſeine Familie: mit einem Anhange von fünf neuen Briefen u. ſ. w. von G. Schwab. Stuttgart. S. G. Liesching 1840.

Leben. Stendal, bei Franzen und Groſſe, 1806.“ Döring nennt als deren Verfaſſer K. W. Oemler. Dieſelbe wimmelt zwar von Unrichtigkeiten; wo ſie aber ihre Gewährsmänner nennt oder errathen läßt, worunter Moſer in Ludwigsburg, der Jugendfreund Schillers, und Beil in Mannheim die wichtigſten zu ſeyn ſcheinen, durfte ihren Angaben, die zuweilen anderswo vergebens Geſuchtes und nicht Unwichtiges enthalten, unbedenklich Glauben geſchenkt werden. Ihr Gegenſtück von demſelben Verfaſſer „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpäteren Leben“ ſtand mir nicht zu Gebote. Die ebenfalls nicht unergiebige „Skizze einer Biographie“ u. ſ. w. (Leipzig bei Karl Tauchnitz 1805) ſoll, nach Dörings Verſicherung, J. G. Gruber zum Verfaſſer haben. Ihr Vorbericht aber iſt mit V. unterzeichnet, Styl und Behandlungsweiſe des Gegenſtands erinnern durchweg an die Schrift „Schiller der Jüngling.“

Während der Correctur des dritten Buches erſchien der dritte und letzte Band von Eduard Boas' Nachträgen zu den ſämmtlichen Werken, und konnte ſo leider nur noch theilweiſe von mir benützt werden. Der Leſer erfahre hier noch aus demſelben nachträglich, daß die Schauſpielerin Sophie Albrecht im Jahr 1839 nicht mehr lebte (wie von mir fälſchlich behauptet wird),* ſondern zu Hamburg im Jahr 1838 in drückender Armuth geſtorben iſt (Boas III. 228). Nach ebendemſelben (am angeführten Ort) heißt der von mir ** wie andern Biographen erwähnte Leipziger Schauſpieler nicht Reinicke, ſondern Reineke.

In dieſem dritten Bande des Herrn Boas erhalten wir auch Schillers älteſtes, bekannt gewordenes Gedicht, eine Schilderung des menſchlichen Lebens, vom Jahr 1775. Für ſeine Jugendgeſchichte ſind folgende Strophen nicht unwichtig:

Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Roſenbände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eiferſucht, am Ende
Hörner oder die Piſtolen gar.

---

* Sedezausgabe S. 259.

** Sedezausgabe S. 233.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er Weib.
Nahrungsſorgen quälen, ſo wie Zweifel
Einen Narrenſchädel, unſern Leib.

Die erſte dieſer drei Strophen zeichnet uns Schillers Lehrer Jahn zu Ludwigsburg, der in dieſer Biographie als Präceptor bezeichnet worden iſt, was er auch in der That war; nur führte er ſchon im Jahr 1773 (ſ. Urkundenbuch S. 39) den Profeſſorstitel. Die zweite und dritte Strophe muß uns in dem Urtheile beſtärken, daß Schillers Unbefangenheit in einem Inſtitut, in welchem unreife Knaben mit überreifen in beſtändiger Berührung ſtanden, ſehr frühzeitig geſtört worden iſt.

Bei Boas lernen wir nun auch ein merkwürdiges Theatermanuſcript des Fieſko, die Bühnenbearbeitung von 1784, (III. 47 — 227) kennen. „Das Stück iſt nicht blos umgearbeitet, ſondern das glühende Erz, aus dem es beſteht, iſt vom Dichter in eine ganz andere Form gegoſſen worden.“ Hier findet der Leſer nun den von uns Seite 177 erwähnten Schluß des Fieſko, nach welchem dieſer nicht ſtirbt, ſondern in Verrina's Armen auf den Thron des Doge verzichtet. Auch die anſtößige Scene zwiſchen Verrina und ſeiner Tochter auf dem Sopha (vergleiche dieſe Biographie Seite 220) iſt, höchſt wahrſcheinlich auf Wolfg. Heriberts von Dalberg Rath, hier gänzlich geändert.

Zugleich erfahren wir, daß die erſte Auflage des Stücks (Mannheim, Schwan 1784) wirklich „dem Herrn Profeſſor Abel in Stuttgart gewidmet" iſt. Somit iſt die andere Nachricht, welche den Fiesko Herrn v. Dalberg dedicirt ſeyn läßt, wohl ein Irrthum, den mein zweiter Druck vergebens zurecht zu legen bemüht war.

Der Don Carlos in Proſa, den uns Boas mittheilt, iſt von Schillers altem Bekannten, D. Albrecht, nach des Erſtern Tode, ſchon im Jahr 1808 durch den Druck bekannt gemacht worden. (Vergl. Jördens IV, 469.) Außerdem gibt uns Boas (III, 436 ff.) eine koſtbare Reliquie in einem von Schiller für das Theater im Jahr 1796 zum Don Carlos hinzugedichteten Monolog, der dem Publikum die dunkle Handlungsweiſe des Malteſers erläutern ſollte. Er iſt im Tone des Wallenſtein geſchrieben.

Eine neue Schwierigkeit erwächſt durch die Mittheilung aus Haug's ſchwäbiſchem Magazin, Jahrgang 1780, Stück I. S. 53 (Boas III, 451) wo es heißt: „Herr Schiller, ein geſchickter Zögling der Militärakademie, hat am 10. Januar im Examinationsſaal, vor dem durchlauchtigſten Herzog und Hof, eine öffentliche deutſche Rede gehalten „von den Folgen der Tugend.“

Dieſe Rede beſitzen wir jetzt, ſeit dem Dezember 1839, durch die Mittheilung des Freiherrn F. von Bohnen, eines Verwandten der Herzogin Franziska, abgedruckt aus dem von Schiller eigenhändig geſchriebenen, mit allegoriſcher Zeichnung, Sammteinband und goldenen Buchſtaben verzierten Original. Nach dieſem Originale nun wurde die Rede von dem fünfzehnjährigen Schiller ſchon am 10. Jan. 1775 und nicht am 10. Januar 1780 gehalten.* Wie iſt der Verſtoß bei dem Augen- und Ohrenzeugen Balthaſar Haug zu erklären?

Ich führe dieſen Widerſpruch als Beiſpiel an, wie ſchwer die Kritik in manchen Fällen dem Biographen werden mußte, wodurch denn auch die vielen Berichtigungen im erſten Buche der Sedezausgabe ihre Entſchuldigung finden dürften. Dem Octavdrucke ſind ſie bereits einverleibt.

---

* Vergl. Biogr. Sedezausg. S. 481. Octavausg. S. 38. 39. Note (wo ſtatt F. von Böhnen durch einen Druckfehler F. von Böhner ſteht).

Boas (III. 9) hält die auch von mir erwähnte* Einzeichnung Schillers in das Album der Schwarzburg:

> Auf dieſen Höhen ſah auch ich
> Dich, freundliche Natur — ja dich!

für eine heitere Perſiflage des geſpreizten Dilettantismus, der mit Naturbegeiſterung prunkt; früher meinte er, dieſer Reim ſey das ſchlaffe, abgezwungene Erzeugniß eines leeren, poeſieentblößten Augenblicks. Ich kann die einfachen Worte für keines von beiden halten. Sobald man unter der freundlichen Natur nicht die Gegend verſteht, ſondern die Natur als Perſon, als Göttererſcheinung, die den in Büchern vergrabenen Stubengelehrten, als welchen ſich Schiller zuweilen ſchildert, auf dieſen Höhen überraſchte, ſo fällt alle Trivialität weg.

Die Zweifel, welche mir gegen das S. 243 mitgetheilte komiſche Gedicht Schillers (die Waſchdeputation) aufſtiegen, verſchwinden vor der Notiz bei

---

* Ergänzung S. 332.

Jördens IV. 468, aus der erhellt, daß das Gedicht zum erſtenmal in der Rheinländiſchen Zeitung im Jahr 1803, und nach einer richtigern Abſchrift in der Neuen Berlin. Monatſchrift 1804, alſo zweimal noch zu Schillers Lebzeiten gedruckt worden iſt, ohne daß dieſer proteſtirt hätte.

Dagegen muß ich mich wohl entſchließen, den etymologiſchen Verſuch, kraft deſſen der Name Schillers vom Schillerwein abgeleitet wird (Biogr. Sedezausg. S. 4 f. Octavausg. S. 6), wieder aufzugeben. *Schilcher* und *Schiller*, ſind von Alters her über ganz Deutſchland verbreitete Namen, die allerdings urſprünglich nichts anders als einen *Schieler* bezeichnen. *Jörg Schilcher*, bei ſpäteren *Schiller*, war einer der beſſeren Meiſterſänger des fünfzehnten Jahrhunderts; in dieſem und dem folgenden Seculum wurde Vieles „in des Schillers Ton" gedichtet, faſt ſo viel, als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert in Friedrich Schillers Tone.

Hier mag auch niedergelegt werden, was für die Lebensbeſchreibung zu kleinlich erſchien, daß Schwaben lange vor ſeinem Friedrich Schiller auch (um 1588) einen *Wolfgang Schiller* aus Stuttgart beſaß, der freilich nur ein obſkurer Magiſter war; und daß der Pfarrer, welcher den Vater des Dichters getauft hat, Hegel hieß.

Folgendes merkwürdige Urtheil eines Franzoſen, Herrn von Bonneville, über Schiller vom Jahr 1786 iſt dem Verfaſſer auch zu ſpät in die Hände gekommen: „C'est un jeune écrivain qui parrait fait pour étonner un jour son siècle de la vigueur de son génie. Sa destinée intéresse tout être qui pense.“ * — — „Il y a plus, cette tragédie est l'ouvrage du génie, comme tout ce que M. Scheller (Schiller) nous donne“ — ſagt endlich der Moniteur von 1792 in einem enthuſiaſtiſchen Berichte aus Frankfurt a. M. über den dort eben aufgeführten Fiesko, den er unter anderem auch „le plus beau triomphe du républicanisme en théorie et dans le fait“ nennt.

Vielleicht hätte der Biograph auch der Ehre erwähnen ſollen, die dem nächſten Vaterlande Schillers durch Aufrichtung der Statue widerfahren iſt, welche Deutſchland dem Dichter geſetzt hat. Das Ereigniß däuchte ihm aber noch zu friſch. Hier ſey denn auch erwähnt, daß die Frau Großherzogin von Weimar dem Andenken der großen Dichter Weimars mehrere Zimmer

---

* Aus Franz Horns ſchriftlichem Nachlaſſe.

des dortigen Schloſſes geweiht hat. Das Schillerszimmer iſt vor kurzem durch den Maler Neher, einen Landsmann Schillers aus Württemberg, fertig geworden. Jedes der Hauptfelder, in welches das Zimmer getheilt iſt, nimmt einen bedeutſamen Moment eines Schiller'ſchen Drama's ein, welchem andere Scenen aus Schillers Gedichten in kleineren darüber angebrachten Feldern beigegeben ſind. Dieſe Freſkogemälde zeichnen ſich, nach einem Berichte der allgemeinen Zeitung* durch kräftige Zeichnung und friſche Farbengebung aus, und manche ſind ſehr ergreifend in ihrer Wirkung.

Dürfte das Geſammtgemälde des auf den nachſtehenden Blättern entworfenen Dichterlebens ſich den gleichen Eindruck verſprechen!

---

* Weimar, 23. April 1840.

Gomaringen, den 21. Mai 1840.

G. Schwab.

Inhaltsüberſicht.

Erſtes Buch.

Seite
Das Geſchlecht des Dichters 1
Schiller bei den Eltern 13
Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart . . . 31
Schillers erſte Regungen der Poeſie 44
Sein Verhalten zur Akademie 54
Mediciniſche Studien und theologiſche Zweifel . . 58
Die Räuber 65
Schillers Austritt aus der Akademie. Beruf. Leben in der Stadt 76
Der Druck der Räuber. (Mannheim, Schwan und Dalberg.) 81
Schillers erſte Lyrik 89

Seite
Aufführung der Räuber in Mannheim 94
Folgen 99
Schillers Flucht 113
Ankunft in Mannheim. Noth. Frankfurt und Oggersheim 118
Das Gericht über Fiesko 133
Aufenthalt in Bauerbach 141
Lotte von Wolzogen und der Dichter 144
Poetiſche Arbeiten und Ausſichten in Bauerbach . . 158
Zweiter Aufenthalt in Mannheim 166
Aufführung des Fiesko 175
Kabale und Liebe 178
Auszeichnung. Reiſen 180
Dramatiſche Berufsarbeiten 183
Entſcheidung für Don Carlos. Rheiniſche Thalia . 190
Liebe, Freundſchaft, Beruf und bürgerliche Stellung des Dichters. Abſchied von Mannheim . . 199
Rückblick auf Schillers bisheriges Leben und Wirken . 210

Zweites Buch.

Schiller in Leipzig und Dresden 231
Studien und Arbeiten 240

Seite

Dermalige Philoſophie Schillers 244
Freundſchaft. Neue Neigung, getäuſcht 255
Beginn der zweiten Lyrik Schillers 266
Erſter Eintritt in Weimar 272
Ausflug nach Rudolſtadt. Die Familie von Lengefeld . 280
Rückkehr nach Weimar. Entſchiedene Neigung . . . 286
Don Carlos 297
Aufenthalt in Volkſtädt 325
Schillers erſte Bekanntſchaft mit den Griechen. Die Götter Griechenlands. Die Künſtler 333
Verlauf der Tage zu Rudolſtadt. Schiller Göthe'n gegenüber 349
Rückkehr nach Weimar 356
Arbeiten. Euripides. Der Geiſterſeher 369
Die Profeſſur in Jena. Verlobung. Heirath . . . 375
Philoſophiſche Fortbildung 398
Häusliches Leben und Beruf in Jena 405
Schillers hiſtoriſche Schriften 417
Krankheit 429
Kritik der Urtheilskraft. Entſchiedener Kantianismus . 431
Rückfall 434
Erholung. Karlsbad. Erfurt. Heimkehr 436

Seite
Schillers Todesfeier zu Hellebeck 441
Brief des Herzogs von Auguſtenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller 446
Eindruck und Antwort 449
Aeſthetiſche Studien und Schriften 455
Beſuche aus Schwaben, Abſchied eines Freundes . . 462
Reiſe nach Schwaben 471
Rückblick 483

Drittes Buch.

Schiller, Humboldt und Göthe 493
Die Gründung der Horen. Der Bund mit Göthe geſchloſſen 503
Die Fortführung der Horen 515
Schillers Aufſätze für die Horen 520
Die Lyrik der Horenzeit. Lebens- und Arbeitsweiſe des Dichters 527
Der erſte Muſenalmanach 542
Schiller ſchwankt zwiſchen Epos und Drama . . . 545
Die Xenien 553
Familienverluſte. Philoſophiſche und religiöſe Stimmung des Dichters 564

Seite

Abſchied von der Philoſophie. Das Gartenhaus . . . 579

Das Balladenjahr 589

Der Wallenſtein 603

Aufführung des Lagers 619

Aufführung der Piccolomini 627

Wallenſteins Tod 633

Urtheile über den Wallenſtein 635

Literariſche Berührungen Schillers 645

Häuslicher Jammer. Ueberſiedlung nach Weimar . . 655

Maria Stuart. Die Glocke. Das neue Jahrhundert . 659

Die Jungfrau von Orleans. Geiſtige Differenzen mit Herder und Schelling. Schillers ars poetica . 670

Aufführungen der Jungfrau von Orleans . . . 677

Urtheile über das Stück 683

Schillers Tiſchreden 691

Wirkſamkeit, Leben, Begegniſſe und Freunde in Weimar 697

Die Braut von Meſſina. Lyriſche Gedichte. Schiller und Calderon 711

Frau von Staël und andere Gelehrte im Verkehre mit Schiller. Herders Tod 721

Wilhelm Tell 731

Seite
Schillers letztes Lebensjahr 742
Der letzte Winter. Innres Leben des Dichters . . 748
Letzte Krankheit und Tod 757
Eindruck in Weimar und auf Göthe. Begräbniß . . 765
Rückblick 773

Erſtes Buch.

Das Geſchlecht des Dichters.

1550 bis 1723. Die berühmteſten deutſchen Dichter bringen keinen Glanz des Geſchlechtes mit: bei Wenigen wird noch der Groß- oder Urgroßvater genannt, meiſtens aber verliert ſich ſchon mit dem Vater der Name in unaufgehellte Dunkelheit, und der Gefeierte ſelbſt ſteht in jener Größe da, welche ein römiſcher Cäſar mit dem bekannten Worte geſtempelt hat: „dieſer Mann ſcheint mir aus ſich ſelbſt geboren.“ Wenn man ſich jedoch die Mühe nähme, den Familien unſerer großen Männer rückwärts nachzugehen, ſo iſt darum, daß man in keine Paläſte tritt, nicht zu fürchten, daß man in Schlupfwinkel gerathen würde, deren ein Lebensbeſchreiber, dem die Ehre ſeines Helden am Herzen liegt, ſich zu ſchämen hätte. Vielmehr dürfte man zuletzt ſich in irgend einem ehrlichen deutſchen Dorfe befinden, wo in den Geſchlechtsregiſtern ein reines Blut und ein unbefleckter Name von Jahrhundert zu Jahrhundert rückwärts jenen freien Ahnen ſich nähert, die zwar nicht mit erblichen Geſchlechtsnamen prangten, aber deren

1550 bis ſtarker Arm einſt die Römer aus den Wäldern des Vater-
1724 landes verjagt hat.

So kühne Hoffnung dürfen wir von Erforſchung des Geſchlechtes ſchwäbiſcher Dichter freilich nicht hegen. Die Kirchenbücher der württembergiſchen Dörfer namentlich gehen wohl insgeſamt nicht bis zur Reformation herab, ſehr viele ſind nach der Nördlinger Schlacht von den Kaiſerlichen zerſtört worden. Doch iſt es dem Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung durch die Gefälligkeit zweier Pfarrämter gelungen, den Mannsſtamm Schillers mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit bis ins ſiebente Glied rückwärts und in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zu verfolgen.

Schillers Vater, Johann Kaſpar Schiller, iſt zwei Stunden nördlich von der Ghibellinenſtadt Waiblingen und in ihrem Oberamte, zu Bittenfeld (nicht Bitterfeld) einem altwürttembergiſchen Pfarrdorfe von etwa tauſend Einwohnern am 27. Oktober des Jahres 1723 geboren: deſſen Vater, der Großvater des Dichters, hieß Johannes Schiller, war Schultheiß des Dorfes und Bäcker, und am 20. Oktober 1682 zu Bittenfeld geboren; heirathete am 30. Oktober 1708 eine Bewohnerin des Dorfes Altdorf, Eva Margaretha Schatzin, und ſtarb am 11. Juni 1733. Der Vater des Johannes, der Urgroßvater des Dichters, hieß, wie der Enkel, Johann Caſpar Schiller, war Mitglied des Gerichts und, wie ſein Sohn, ein Bäcker. Seine Gattin hieß Anna Katharina. Er ſtarb 37 Jahre

8 Monate alt am 4. September 1687. Dieſer iſt im Tauf- und Kopulationsbuche Bittenfelds nicht zu finden, und er ſoll von Großheppach nach Bittenfeld gezogen ſeyn.*

Wir wenden uns alſo nach dieſem ſtattlichen Dorfe des weinreichen Remsthals, das gleichfalls im Waiblinger Oberamte und eine kleine Meile ſüdöſtlich von der Stadt Waiblingen gelegen, etwa 1400 Einwohner zählt und durch die Zuſammenkunft der Helden Marlborough, Prinz Eugen und Markgraf Ludwig von Baden im dortigen Wirthshauſe zum Lamm am 9. Junius des Jahrs 1704 eine geſchichtliche Illuſtration erhalten hat. Wirklich entdecken wir hier einen Hans Schiller, geboren den 13. März 1650, deſſen Alter bis auf 2 Monate mit der Altersangabe Hans Caſpars zu Bittenfeld übereinſtimmt, und der weder im Kopulationsbuche noch im Todtenbuche Großheppachs zu finden iſt. Die kleinen Differenzen können denjenigen, der die Ungenauigkeit alter Kirchenregiſter aus der Erfahrung kennt, nicht irre machen. Höchſt wahrſcheinlich iſt Hans Schiller von Großheppach der Urgroßvater des Dichters. Der Vater des Hans hieß Ulrich Schiller, wie es ſcheint, geboren den 2. Juni 1617; Ulrichs Vater war Georg Schiller, geboren den 15. May 1587; Georgs Vater Jakob Schiller, zu deſſen Geburt die Kirchenbücher nicht mehr hinaufreichen, der aber um die Mitte des

---

* Urkundliche Mittheilung des Pfarramts Bittenfeld.

1550 bis 1723. ſechzehnten Jahrhunderts geboren ſeyn wird. Jakobs u unbekannter Großvater muß im beſten Mannesalter d Bauernkrieg der Gegend erlebt haben, und als im Ja 1514 „der arme Kunrad“ auf dem Kappelberg, ei Stunde von Heppach, ſich verſchanzte, kann ein Schill Zeuge geweſen ſeyn. Von Jakob Schiller bis Friedri von Schiller ſind es ſieben Generationen. Hans Schill hatte einen Bruder Jerg und mehrere Schweſtern. D Name Schiller kommt auch ſonſt in den Kirchenbücher Großheppachs ſehr häufig vor und mehrere dieſes Namen werden als Gerichtsſchreiber und Schultheißen aufgeführt. Zu Marbach ſelbſt, dem Geburtsorte des Dichters, finde ſich ein Zweig jenes Geſchlechts: einem Johann Caſpa Schiller, Bürger und Bäcker, wurde dort im Jahr 172 ein Chriſtoph Friedrich Schiller geboren. **

Durch dieſe Genealogie, welche das Geſchlecht de Dichters mit großer Wahrſcheinlichkeit mitten aus eine Rebenthale aufſproſſen läßt, wird auch ein Licht auf di Bedeutung ſeines Geſchlechtsnamens geworfen. Schille heißt nämlich im Remsthale, wie in andern Weingegenden am Neckar, am Niederrhein, in Ungarn, ſeit Jahrhunderten ein Wein, deſſen Farbe ſchielt, der weder weiß noc dunkelroth iſt und aus gemiſchten Traubenſorten gewonne

---

* Urkundliche Mittheilung des Pfarramts Großheppach.

** Urkundliche Mittheilung des Diakonats Marbach.

wird; denn ſchielen heißt in den ſüddeutſchen Dialekten 1550 b
ſchillen. In einem andern Weindorfe jenes Thales iſt 1723.
eins der ausgebreitetſten Geſchlechter das der „Unger,“ was unwillkürlich an die Ungertrauben erinnert; ſollte nicht auch Schillers Urvater zu Heppach im Remsthale ſeinen Namen vom Schillerwein, den er baute, erhalten haben? So ſind wir wenigſtens nicht genöthigt, den erſten Schiller zu einem Strabo oder Pätus zu machen, römiſche Familiennamen, die einen Schieler bezeichnen.

Johann Caſpar Schiller, des Dichters Va- 1723 bi
ter, wird nach den Zeugniſſen verſchiedener Zeitgenoſſen 1759.
als einfach, kraftvoll, gewandt, thätig fürs praktiſche Leben, dabei raſch und rauh, geſchildert; nur Eines nennt ihn einen im Grunde abentheuerlichen, ſchiefen, ſtets über Entwürfen brütenden Kopf. Nach der Schilderung eines noch lebenden Hausfreundes war er von kleiner wohl proportionirter Statur, kräftig und lebendig, ſeine Stirne gewölbt, ſein Auge lebhaft; er hatte eine ſtrenge, militäriſche Dreſſur, die ſich auch auf die Religionsübungen des Hauſes erſtreckte, während ſeine innern Ueberzeugungen etwas von der kühlen Aufklärung des Zeitalters an ſich trugen. Wiſſenſchaftliche Studien im ſtrengeren Sinne hatte er nicht gemacht, obgleich die verklärende Freundſchaft oder Bewunderung für den Dichter, ſeinen Sohn, ſelbſt dem Vater Beſchäftigung mit der Dichtkunſt und eine natürliche Anlage zu derſelben, viele Beleſenheit in der Weltgeſchichte,

1723 bis 1759. Studium der Philoſophie, der Mathematik, der Militärgeſchichte und namentlich des dreißigjährigen Krieges zuſchreibt. Dies Alles beſchränkte ſich wohl auf Liebhabereien, Lektüre, oder der alte Schiller wird mit ſeinem Verwandten Johann Friedrich Schiller * verwechſelt.

Im Jahre 1745, als ein Jüngling von 22 Jahren, war dieſer Johann Caſpar, der ſeinen Vater in einem Alter von nicht vollen 10 Jahren verloren hatte, mit einem bayeriſchen Huſarenregimente als Feldſcherer in die Niederlande gegangen, und wurde hier auch als Unteroffizier zu kleinen kriegeriſchen Unternehmungen gebraucht. Der Aachener Friede des Jahres 1748 gab ihn ſeinem Vaterlande Würtemberg zurück, und er heirathete die Mutter des Dichters zu Marbach, einem unfern von Ludwigsburg anmuthig auf einem Rebenhügel am Neckar gelegenen Landſtädtchen. Die Wundarzneikunſt nährte ihn hier nur kümmerlich. Er gab ſie daher mit dem Ausbruche des ſiebenjährigen
1756 oder 1757. Krieges auf und wurde Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis, das ein Theil des Hülfskorps war, welches in einigen Feldzügen jenes Krieges mit dem öſterreichiſchen Heere focht. Als in Böhmen dieſes Korps durch ein anſteckendes Fieber heimgeſucht wurde, beſorgte Schiller, den ſeine Mäßigkeit geſund erhielt, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken und

---

* ſ. unten.

vertrat bei'm Gottesdienſte die Stelle des Geiſtlichen durch Verleſung von Gebeten und Leitung des Geſanges. Später ſtand er bei einem andern Regimente in Heſſen und Thüringen, und kehrte, nach beendigtem Kriege in das Quartier zu Ludwigsburg zurück, wo er landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen oblag und Gründer einer glücklich gedeihenden Baumſchule wurde. Herzog Carl von Würtemberg übertrug ihm bald eine größere Anſtalt dieſer Art, die auf der Solitude, dem ſchönen herzoglichen Waldſchloſſe bei Stuttgart, errichtet worden war. Hier lebte er in der ſpätern Zeit ununterbrochen, von ſeinem Fürſten geachtet und mit dem Hauptmanns- (nie Majors-) Titel geſchmückt, dem Gartenbau und der Baumzucht, die er als Kenner trieb und pflegte, und über welche er, mit Beihülfe fremder Redaktion, auch Bücher geſchrieben hat. Von ſeinen Untergebenen war er wegen ſeiner Biederkeit und Unparteilichkeit geliebt, aber auch um ſeiner ſtrengen Ordnungsliebe willen gefürchtet. Gattin und Kinder bewieſen ihm die ehrerbietigſte Hochachtung und die innigſte Liebe. Er erlebte noch den vollen Ruhm ſeines Sohnes, und langte mit vor Freude zitternden Händen nach den Manuſcripten, die aus der Fremde an die Verlagshandlung geſendet, vor allen Dingen dem glücklichen Vater mitgetheilt wurden. Bis ins hohe Lebensalter geſund, wurde er im dreiundſiebzigſten Lebensjahr an den Folgen eines vernachläßigten Katharr's nach achtmonatlichem

1723 bis 1759 Leiden am 7. September 1796 von der Seite ſeiner Gattin genommen. Ueber ſeinen Tod ſchrieb der Sohn an die geliebte Mutter Worte, die ein unſterbliches Denkmal ſeiner Geſinnung ſind: „Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete, und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten, und ſo, wie er, noch im dreiundſiebenzigſten Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden, als Er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung, und die Vortheile, die *mir* die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm gegönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft!.... Unſrem theuren Vater iſt wohl, und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild aus unſerm Herzen erlöſchen, und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen."

Vom Vater des Dichters wenden wir uns zur Mutter, die uns wichtiger iſt, weil ſie zu ſeinem Weſen und ſeiner Bildung mehr beigeſteuert zu haben ſcheint.

1640 bis 1759 Eliſabetha Dorothea Kodweiß ward zu Marbach, fünf Stunden von Stuttgart und eine Meile von Ludwigsburg entfernt, geboren. Ihr Vater war Georg Friedrich Kodweiß, nicht Johann Friedrich, wie ihn, einem Schreibfehler des Marbacher Taufbuchs nach, Schillers Biographen hier und da nennen. Dieſer mütterliche Großvater des Dichters war am 4. Juni 1698 geboren; er war ein ehrſamer Bürger und Bäcker, Sohn und Enkel zweier Johann Kodweiß, beide Bäcker, der ältere auch Bürgermeiſter von Marbach (geb. den 5. April 1640). Weiter rückwärts erſcheint das Geſchlecht in den mangelhaften Kirchenbüchern der im Revolutionskriege eingeäſcherten Stadt Marbach nicht. *) Eine Familienſage leitet daſſelbe von einem herabgekommenen Adelsgeſchlechte von Kottwitz (nicht Kattwitz) ab, und läßt es aus Norddeutſchland nach Schwaben einwandern. Schillers Muttervater hatte ſich als Wirth und Holzmeſſer ein kleines Vermögen rechtlich erworben, daſſelbe aber bei einer großen Neckarüberſchwemmung eingebüßt. Mit Unrecht wird alſo Schillers Mutter das Kind wohlhabender Landleute genannt, und durch ein ſeltſames Mißverſtändniß denſelben eine guteingerichtete Wirthſchaft in Cannſtadt und Ludwigsburg zugeſchrieben. Vielmehr mußte der herabgekommene Mann zuletzt ſeine Zuflucht zur Thorwartsſtelle zu

---

*) Urkundliche gefällige Mittheilung des Diakonats Marbach.

1640 bis 1758. Marbach in einem noch jetzt vorhandenen Hauſe nehmen, das damals eine armſelige Hütte war, die unſer Dichter als Knabe, wenn er den Großvater von Ludwigsburg her beſuchte, aus Schaam nicht von vorn betreten mochte, ſondern in die er vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinſchlüpfte.*

Schillers Mutter war ſchlank ohne eben (wie häufig erzählt wird) groß zu ſeyn, in der Jugend hochblond, das Geſicht durch Sommerflecken gezeichnet, die Augen etwas kränklich, die Züge von ſanftem Wohlwollen und Empfindung beſeelt; die Stirne breit. Mit gewöhnlichem Verſtande** verband ſie Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Muſik und ſelbſt zur Poeſie, daher ſie im Kreiſe ihrer Geſpielinnen als Mädchen wohl für eine Schwärmerin galt. Das Spiel der Harfe ſoll ſie leidenſchaftlich geliebt haben, und den Gatten, der ihre erſte Liebe war, begrüßte ſie im neunten Jahre ihrer damals noch kinderloſen Ehe am erſten Tage des Jahres 1757 mit den einfachen Strophen, die, als von Schillers Mutter gedichtet, wohl im Gedächtniſſe ſeiner Verehrer aufbewahrt werden dürfen:

---

* Gefällige Mittheilung des Herrn Oberamtsrichters Rooſchütz zu Marbach.

** Verſicherung von Hausfreunden.

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Roſen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu dieſem neuen Jahr,
Der ſchöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß izt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es iſt mein liebend Herz.
Dein iſt es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz.

So anſpruchlos dieſe Verſe ſind, ſo zeugen ſie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinne für den Rhythmus, welche nicht zweifeln laſſen, daß die Anlage zur *äußerlichen* Form der Poeſie bei Schiller ein Erbſtück der Mutter war, zu deren Lieblingsbüchern Klopſtocks damals kaum erſchienene Meſſiade, Uz und Gellert gehörten. Sonſt unterrichtete ſie ſich gerne in der Naturgeſchichte, und ſie, die beſtimmt war, die Mutter eines berühmten Mannes zu werden, vertiefte ſich auch am liebſten in die Lebensbeſchreibungen berühmter Männer.

Schillers Mutter überlebte den Gatten ſechs Jahre, welche ſie theils in dem württembergiſchen Landſtädtchen Leonberg, unweit von der Solitude, theils bei ihrer Tochter Louiſe in der Nähe von Heilbronn zubrachte. Sie ſtarb im Mai 1802. Von ihrem Tode ſchreibt der Sohn: „Möge der Himmel der theuern Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich ſie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn ſie war ſelbſt eine gute Tochter für ihre leidenden und hülfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die ſie ſelbſt gegen die letztern bewies, verdient es wohl, daß ſie von uns ein Gleiches erfuhr."

Aus der Ehe der Schiller'ſchen Eltern entſproſſen vier Kinder, drei Töchter und als zweites Kind der Sohn. Die älteſte Tochter, Eliſabethe Chriſtophine Friederike (geb. den 4. September 1757) Wittwe des Hofraths Reinwald zu Meiningen, lebt noch dermalen (1839), und konnte ſich mitten im Greiſenalter „des völligen Gebrauchs ihrer Sinne und einer Heiterkeit der Seele" rühmen, „die gewöhnlich nur die Jugend beglückt." Auch das dritte Kind, Dorothee Louiſe, Gattin des vor Kurzem verſtorbenen Stadtpfarrers Frankh zu Möckmühl im Württembergiſchen, überlebte den Bruder; die jüngſte Tochter Nanette, oder, wie Schiller ſelbſt ſie nennt, Nane, eine „liebe und hoffnungsvolle Schweſter" des Dichters, durch Geiſt und jungfräuliche Schönheit ausgezeichnet, ſtarb ſchon im achtzehnten Jahre (1796), als gerade ihr Bruder „einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gegründet hätten."

Schiller bei den Eltern.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller 1759 ff ward nicht den 10., wie bis heute einſtimmig geſagt wird, ſondern den 11. November* 1759 zu Marbach geboren. Die Mutter hatte, nach einem ſehr glaubwürdigen Zeugniſſe, ihren Gatten, der damals Lieutenant im Infanterieregimente des Generalmajors Romann war, in dem Lager beſucht, wo er bei den gewöhnlichen Herbſtübungen des württembergiſchen Militärs ſich aufhalten mußte, und in ſeinem Zelte fühlte ſie die erſten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. So hätte beinahe Schiller das Licht der Welt zuerſt in einem Lager erblickt; doch gelang es der Mutter noch, in ihr elterliches Haus**, von wo aus ſie den Gatten beſucht hatte, nach Marbach zurückzukehren, wo ſie eines Knaben genaß, den der Vater „dem Weſen aller Weſen" empfahl, „daß es demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchte, was Er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte."

Eine uralte Sage läßt an der Stelle dieſer Stadt, wo jetzt die luſtigen Rebenhügel prangen, im wilden Walde der Urzeit einen Rieſen hauſen, welcher ein leibhaftiger

---

* Notiz des Herrn Oberamtsrichters Rooſchütz zu Marbach.

** Damals noch nicht das Thorwartshaus, ſondern das jetzt vom Bäcker Fiſcher bewohnte Haus auf dem Marktplatze.

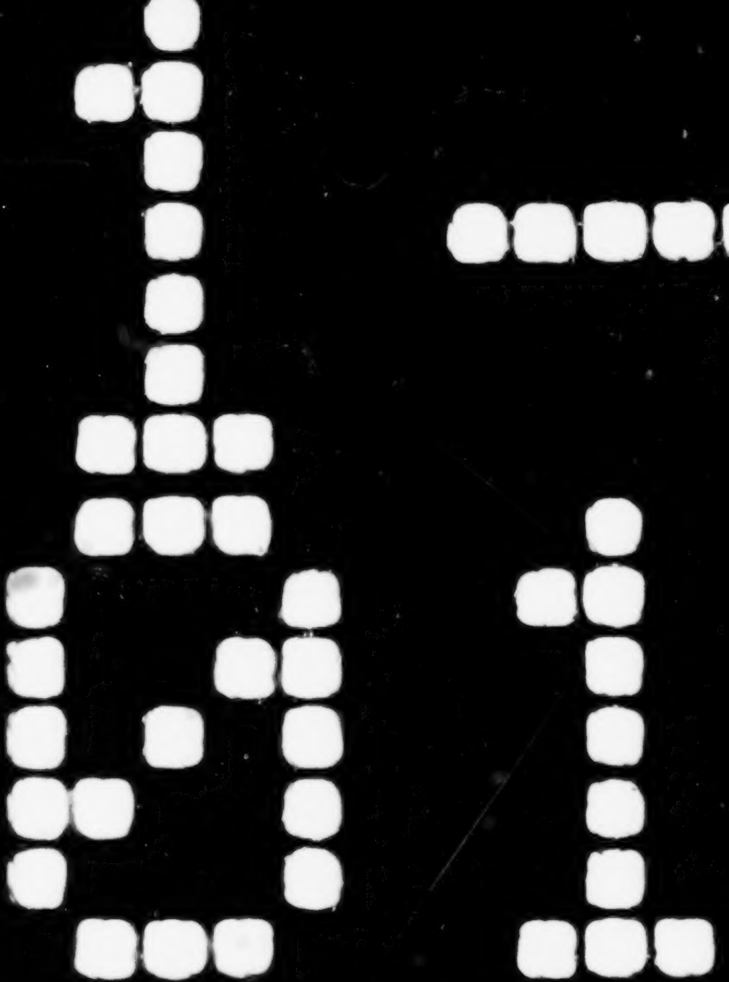
Heidengott — Mars oder Bacchus — geweſen, und von ihm leitet ſie den Namen der Stadt ab. Ein geiſtiger Rieſe war es auch jetzt, der in der Rieſenſtadt geboren ward, und die Poeſie hat ſich dieſer ſinnbildlichen Beziehung bemächtigt. Indeſſen erwuchs das Kind, anfangs ferne von der Aufſicht eines ſtrengen Vaters, an der Bruſt einer zarten Mutter, langhalſig, ſommerfleckig, rothlockig, wie dieſe, und entfaltete ſich unter heitern und harmoniſchen Eindrücken. Schiller ſelbſt zählte die ſpäteren Beſuche in dem großelterlichen Hauſe zu ſeinen freundlichſten Jugenderinnerungen.

Es dauerte gegen vier Jahre, bis der Vater mit dem Hubertsburger Frieden (1763) aus dem ſiebenjährigen Kriege heimgekehrt, ſeinen bleibenden Wohnſitz wieder im Vaterlande nahm. So lange blieb der Knabe Fritz im Hauſe der genügſamen Großeltern unter der ausſchließlichen Pflege der Mutter. Die Erziehung des zärtlichen, von den Kinderkrankheiten ſchwer heimgeſuchten Kindes wurde mit größter Liebe und Aufmerkſamkeit beſorgt, und krampfhafte Zufälle, an welchen das Kind wiederholt litt, überwand glücklich ſeine gute Natur.

An der geiſtigen Ausbildung des Sohnes nahm auch der heimgekehrte Vater und ein väterlicher Oheim des Dichters, Johann Friedrich Schiller von Bittenfeld, der als Studioſus der Philoſophie den Knaben aus der Taufe gehoben hatte,* Antheil. Schon im vierten oder fünften 1763 ff. Jahre war der Kleine auf Alles aufmerkſam, was der Vater im Familienkreiſe vorlas, eilte vor ſeinen liebſten Spielen zu Bibelandacht und Gebet herbei, und war mit den

---

* Notiz des Herrn Oberamtsrichters Reoſchütz zu Marbach. Vielleicht war dieſer Johann Friedrich Schiller, wenn er wirklich im Jahre 1759 erſt Studioſus war, und Johann Caſpars Vater, Johannes, ſchon 1733 geſtorben iſt, nur ein Vatersvetter und kein Vatersbruder unſres Schiller. Auf die Autorität von Balthaſar Haug in ſeinem gelehrten Württemberg (Stuttgart 1790 S. 238) wurde er für einen Bruder Schillers gehalten, auch ward er, welcher ſelbſt fruchtbarer Schriftſteller war, zuweilen ſogar mit dem Dichter verwechſelt. Nach Haugs Nachrichten hat er ſich eine Zeit lang in England aufgehalten, Hawkersworths Reiſebeſchreibung, Robertſons Geſchichte von Amerika, moraliſche Verſuche und Erzählungen (dieſe 1787) aus dem Engliſchen überſetzt, und eine „Haushaltungskunſt des menſchlichen Lebens“ geſchrieben oder gleichfalls überſetzt. Ums Jahr 1790 beſaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthauſe zu Mainz, und ſpäter ſoll er bei der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim betheiligt geweſen ſeyn. Er ſcheint der Oheim zu ſeyn, welcher, nach einer etwas unſichern Nachricht, dem kleinen Fritz den erſten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeſchichte und der Geographie ertheilte, während ein andrer Vertrauter des Hauſes, ein Arzt, ihn über den Bau der Welt und des menſchlichen Körpers ſpielend zu belehren ſuchte.



Locken um die helle Stirne, und den gefalteten Händchen, wie ein Engelskopf anzuſchauen. So ſchilderte ihn die ältere Schweſter. Folgſamkeit, ſittlicher Zartſinn, Nachſicht gegen Geſchwiſter und Geſpielen zeichneten ſchon den Knaben aus. Den ununterbrochenſten Einfluß auf Gemüth und Geiſt übte bei ihm die Mutter. An Sonntagsnachmittagen, wenn ſie mit den beiden Kindern aus dem Hauſe, das ſeit des Vaters Rückkehr die Eltern für ſich bewohnten, nach der nahen Großelternhütte wandelte, pflegte ſie ihnen das kirchliche Evangelium des Tages auszulegen, und rührte einſt am Oſtermontage durch die Erzählung von Chriſtus und den beiden nach Emmaus wandernden Jüngern die beiden Geſchwiſter zu heißen Thränen. Zu anderer Zeit unterhielt ſie die Kinder mit Zaubermährchen und Feengeſchichten, und ſpäter, ſo wie die Faſſungskraft des Knaben es erlaubte, führte ſie ihn auch in die Hallen der deutſchen Dichtkunſt ein, ſo weit ihr ſelbſt dieſe zugänglich waren. Klopſtocks Meſſiade, Opitz'ens Gedichte, Gerhards herrliche, geiſtliche Lieder, denen ſich das Dichtergemüth des Sohnes mit Vorliebe zuwandte, Gellerts fromme Geſänge, die dem Knaben auch bald ſehr theuer waren, wurden geleſen; nur als der üppige Auswuchs der ſchleſiſchen Schule, Hofmannswaldau, an die Reihe kam, und der Knabe in einem Sonett die Geliebte dieſes Dichters „den Bruſtlatz kalter Herzen, der Liebe Feuerzeug, den

Sandbüchſe der Pein, das Schlafſtübchen der Ruhe, und der Phantaſie Kloſter" mußte nennen hören, wandte er ſich mit lächelndem Widerwillen von dem Buche ab und rief: „ich will kein Kloſter!" und wenn die gewöhnlichen Neujahrsgratulanten der Landſtädte und Dörfer mit ihren Verschen anrückten, ſo ſagte er wohl: „Mutter! es iſt ein Hofmannswaldau draußen!"

Der Schauplatz des hier zuletzt Erzählten iſt nicht mehr Marbach. Denn im Jahr 1765 wurde Schillers Vater von ſeinem Herzog als Werbeoffizier nach der Reichsſtadt Schwäbiſch Gmünd geſchickt, und durfte ſeinen Aufenthalt im Dorf und Kloſter Lorch, als nächſtem württembergiſchen Gränzorte, nehmen. Dadurch wurde der Knabe im ſechsten Jahre aus dem lachenden Neckarthale *) in die ernſte Stille eines von Nadelhölzern umſtellten Wieſengrundes verſetzt. Das Dorf Lorch liegt am Fuße des Hügels, den, ſchon auf der Staffel eines Tannengebirges, die Kloſtergebäude krönen, vor deren Mauern auf einem Vorſprung eine uralte Linde Wache hält: der Hohenſtaufen mit einem Gefolge von Bergen blickt nach dem Kloſter herüber, das zahlreiche Gräber jenes erlauchten Geſchlechtes umſchließt; in der Tiefe ſchlängelt ſich der Remsfluß 1765 f.

---

*) Er ſcheint ſchon vorher von Marbach nach Cannſtadt gebracht worden zu ſeyn.

freundlicheren Gegenden … zungen zu.

In dieſer Einſamkeit, an der das Herz des Dichters noch in ſpäten Jahren hing, wurde jetzt Schillers Erziehung in Gemeinſchaft mit einem Freunde des Hauſes, dem Ortsdiakon Moſer,* einem wackern Manne, beſorgt, der nur wenig Jahre älter war, als Schiller der Vater. Von ihm erhielt der kleine Fritz den erſten Unterricht in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, und Schiller hat ſeinem Lehrer durch den Charakter des Paſtors Moſer in den Räubern ein dankbares Denkmal geſetzt. Mit dem Sohne dieſes würdigen Geiſtlichen, Carl Moſer, ſchloß der Knabe die erſte Jugendfreundſchaft, deren Spuren ſich noch im reifen Alter des Dichters vorfinden. Auch ſeine lang in der Seele fortglimmende Neigung zum Studium der Theologie ſcheint aus den Eindrücken zu ſtammen, die er im Pfarrhauſe zu Lorch aufgenommen hatte. Oft ſah man ihn mit einer ſchwarzen auf dem Kopfe, von einem Stuhle herab der Mutter und Schweſter ſehr ernſthaft predigen, und ſeine kindiſchen aus Bibelſprüchen zuſammengereihten Vorträge zeigten ſchon eine Spur logiſchen Zuſammenhangs.

---

* Wenn, wie nicht unwahrſcheinlich, dieſer Mann Jacob Daniel Moſer war, der, von Malmsheim gebürtig, am 7. November 1742 Magiſter der Philoſophie geworden, und zehn Jahre ſpäter (1753) zum Diakon in Haiterbach bei Nagold befördert worden war, ſo hat ſeine Perſönlichkeit unſerm Schiller wahrſcheinlich zu ſeinem Daniel und ſeinem Moſer in den Räubern als Vorbild gedient.

Schillers gründlichſter Biograph findet in dieſem kindiſchen Spiele ſchon die tiefſte Beſtimmung der Natur träumend errathen. „Schiller iſt wirklich dem Weſen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, ſondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer confeſſionellen Gemeinde, ſondern ein Prediger vor der großen Menſchenfamilie.“ *

Von der Entwicklung ſeines ſittlichen Charakters wird ſchon aus dieſer früheſten Periode nur Gutes gemeldet. Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur die Natur konnte ihn zuweilen zu kleinen Diebſtählen an der Schulzeit verführen, die dem ſtrengen Vater verborgen bleiben mußten; aber auch auf die Spaziergänge begleitete ihn ſein gutes Gemüth und ſeine Menſchenliebe, und mit gränzenloſer Freigebigkeit verſchenkte er an Arme, was er beſaß. Verſunken in Naturgenuß ſtand einſt der achtjährige Knabe mit ſeinem Jugendfreund im Walde und rief: „O Karl, wie ſchön iſt es hier! Alles, alles was ich habe, könnte ich hingeben, nur dieſe Freude möchte ich nicht miſſen!“ Er

---

* Hoffmeiſters Leben Schillers. 1. Bd. S. 10.

1765 f. wurde bei'm Wort genommen: unter der Laſt eines Reiſigbündels ſchlich ein Kind in Lumpen durch den Wald. „Das arme Kind!“ rief der kleine Schiller voll Mitleiden, kehrte ſeine Taſchen um, und gab, was er hatte: zehen Kreuzer, und eine alte ſilberne Schaumünze, ein Geburtstagsgeſchenk ſeines Vaters, von der er ſich recht ungern trennen mochte. Ein andermal ſtellte er ſich dem Vater ohne Schnallen an den Schuhen dar, und geſtand, daß er dieſelben einem armen Jungen zum Sonntagsſchmucke gegeben, weil er ſich ſelbſt mit ſeinen Sonntagsſchnallen begnügen könne. Und an Kameraden verſchenkte er nicht nur Dinge, über die er frei verfügen konnte, ſondern, wenn ihre Armuth ſein Mitleiden recht rege machte, Bücher, ja Kleidungsſtücke und Bettlaken, ſo daß ſelbſt der Vater mit fühlbaren Züchtigungen einſchreiten mußte, deren Vollziehung jedoch zuweilen die ſanftere Mutter ſich erbat. Im Uebrigen waren Gehorſam und Folgſamkeit Grundzüge ſeines Charakters.

Die Natur war der Lieblingsaufenthalt des Knaben; oft wünſchte er in der ſchönen Gegend der Sonne mit lautem Geſang, der überhaupt ſeine jugendlichen Schritte im Freien faſt immer melodiſch begleitete, eine gute Nacht, und wenn er ſich der herrlichen Farbenmiſchung an den Wolken erfreute, rief er wohl gar Stuttgarts Maler laut auf, es zu verſuchen und dieſe Farben auch ſo aufzutragen. Einer ſeiner Lieblingsſpaziergänge war der Kalvarienberg der katholiſchen Nachbarſtadt Gmünd, und nicht ſelten 1765 ff. weilte er in den dunkeln Hallen der uralten, ſchmuckloſen, düſtern Kirche Lorchs bei den Gräbern der Hohenſtaufen. „Dieſe religiöſen und geſchichtlichen Eindrücke in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die erſten Fäden des magiſchen Gewebes der tragiſchen Darſtellung, die der Genius in ſeiner Seele anlegte.“ Der Vater erklärte ihm dazu die Geſchichtsdenkmale der Gegend; der Sohn durfte ihn in die Uebungslager, zu den Förſtern im Walde, und reiſend auf das ſchöne Luſtſchloß Hohenheim begleiten. Auf ſolche Weiſe nährten wechſelnde Lebensbilder ſeine Phantaſie, und ein einfaches Hausleben kräftigte dabei ſein Inneres. Denn „ſchlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreiſe waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs.“ Selbſt der rauhe Vater zeigte der Mutter und den Töchtern gegenüber jenes Zartgefühl, das die edle Berichterſtatterin, von der wir dieſe Worte entlehnt haben, als eine urſprüngliche Stimmung der Organiſation betrachtet, als eine der Eigenſchaften, der man am erſten Erblichkeit zuſchreiben kann. So war denn dieſes Zartgefühl, verbunden mit Wahrheitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit, auch bei Schiller ein elterliches Erbtheil.

Aber jene feinere Behandlung des Knaben und das Beiſpiel zarter Familienliebe wirkte bei dieſem weder leibliche noch geiſtige Verzärtelung. Sein kühner Geiſt wagte es ſchon frühe, über die Grenzen des Elternhauſes hinaus-

1765 ff. zuſchweifen, und es regte ſich bei Zeiten in ihm jener Weltbürgerſinn, der ihn als dramatiſchen Dichter ſo edel, frei und ſtolz machte. Die Tagebücher des neunjährigen Knaben ergingen ſich in der Länderbeſchreibung und Geſchichte Perſiens und den Thaten Alexanders, und wenn er von Schiffern und Reiſenden erzählen hörte, konnte er oft begeiſtert ausrufen: „Vater, ich muß in die Welt! Auf einem Punkte der Welt bin ich; die Welt ſelbſt kenne ich noch nicht.“ Und der Mutter, die ihn ermahnte, im Vaterlande zu bleiben und ſich redlich zu nähren, erwiederte er mit glühenden Wangen: „Vaterland, Vaterland! haben wir denn ein anderes als die ganze Welt? Wo es Menſchen gibt, da iſt das Vaterland. Und verlaſſe ich dann meine Eltern und Freunde, wenn ich zum Beiſpiel in Iſpahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“ In dieſer Sehnſucht verſchlang er die Reiſen des Columbus, die Eroberungen des Kortes, die Weltumſeglung Dampierre's. Sein Geiſt ſchien zu ahnen, zu welchen Wanderungen durch das Ideengebiet der Menſchheit er ſelbſt aufbewahrt ſey.

Auch in einigen Handlungen kühner Furchtloſigkeit bildete ſich der kecke Unternehmungsgeiſt vor, der den Mann als Dichter und Denker beſeelte.

Bei einem Beſuche in Hohenheim wurde der kleine Friederich ſehr lange geſucht. Er war in dem Hauſe, in welchem der Vater abgeſtiegen war und das einen 1765 f. Theil der fürſtlichen Gebäude ausmachte, die das Schloß umgaben, aus einem Salonfenſter geſtiegen und hatte eine Entdeckungsreiſe über die Dächer unternommen. Eben war er im Begriffe, den Löwenkopf, in welchen eine der Dachrinnen auslief, näher zu beſichtigen, als der erſchrockene Vater ihn entdeckte und ihm laut zurief. Der Knabe aber blieb ſo lange regungslos auf dem Dache, bis der Zorn des Vaters ſich gelegt hatte und ihm Strafloſigkeit zugeſichert war.

Ein andermal — noch mochte Schiller nicht über ſieben Jahre zählen — fehlte der Kleine um das Abendeſſen, als eben ein finſteres Gewitter am Himmel ſtand und die Blitze ſchon die Luft durchkreuzten. Im ganzen Hauſe wurde er vergebens geſucht, und mit jedem Donnerſchlage vermehrte ſich die Angſt der Eltern. Endlich fand man ihn nicht weit vom väterlichen Hauſe im Wipfel der höchſten Linde, die er unter dem Krachen des ganz nahen Donners jetzt erſt zu verlaſſen Miene machte. „Um Gottes willen, wo biſt du geweſen," rief ihm der geängſtete Vater entgegen. „Ich mußte doch wiſſen, woher das viele Feuer am Himmel kam!" entgegnete der muthige Knabe. — Iſt es nicht, als hätte er ſich ſchon am frühen Lebensmorgen im Arſenal der Schöpfung umſehen wollen, um dereinſt von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reich der Geiſter die lang entweihte Bühne und von

1765 f. der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?

In ſeinen Arbeiten zeigte Schiller von früher Jugend auf unermüdliche Beharrlichkeit, und ein Geſchäft, das einmal von ihm vorgenommen war, mußte, trotz der nicht ſeltenen Vorwürfe des Vaters, oft heimlich, mit Unterbrechung des Schlafes, ſelbſt bei Lampenſchein beendet werden. In dieſen Ernſt miſchte ſich indeſſen wohl auch einmal der Humor. Unter den kleinen Kunſtſchätzen, die der Vater, vielleicht als Familiengut der muthmaßlich aus Sachſen abſtammenden Gattin beſaß, war auch ein Oelgemälde, das die Eroberung Magdeburgs durch Tilly vorſtellte, das größte und beſte in der Sammlung. Der Eroberer war darauf abgebildet, wie er den rechten Arm in die Seite geſtützt, durch die Straßen reitet und mit blutgierigem Blicke den Schauplatz der Zerſtörung muſtert. Gruppen wehklagender Frauen, fliehender Greiſe und Kinder, wüthender Mordbrenner, umgeben von brennenden und einſtürzenden Häuſern, faßten das den Feldherrn darſtellende Mittel des Bildes ein. Der kleine, ſechsjährige Schiller nahm ſich dieſes Gemälde, deſſen viele ausdrucksvolle Geſichter ſeine Aufmerkſamkeit anzogen, aufs Korn und übte an ihm das erſtemal in ſeinem Leben die Kunſt freier, poetiſcher Umgeſtaltung. Es ward von ihm in eben ſo viele kleine Theile zerſchnitten und zerſtückelt, als es Gegenſtände enthielt. Tilly ſelbſt erhielt zu verdienter Strafe ſeiner Grauſamkeit ein geſchwärztes Mohren-, oder Teufelsgeſicht, und führte, 1765 ff. auf Papier geklebt, einen Reihen von Roſſen und Soldaten an. Die Einwohner Magdeburgs, Männer, Weiber und Kinder bildeten einen zweiten Reihen und füllten ein anderes Papier, Greiſe und alte Mütter beſchloßen den Zug; aber auf einem dritten Bogen waren die einzelnen Theile der Perſonen muthwillig unter einander geworfen: Kinderköpfe ſaßen auf dem Rumpfe eines alten Mannes, auf dem Leib eines den Säbel ziehenden Kroaten ein verſchämter Mädchenkopf; ein ſchmucker Offizier endete in das Haupt eines ſich bäumenden Roſſes. Dieſe Umgeſtaltung eines theuer gehaltenen Bildes in hogarthiſche Carricaturen wurde übrigens dem jungen Dichter vom ſtrengen Vater wenig verdankt.

* * *

Im Jahr 1768 verließ die Schiller'ſche Familie 1768 ff. Lorch, wo der Vater in ziemlich beſchränkten Umſtänden gelebt hatte, da er hier während drei ganzer Jahre nicht den mindeſten Sold empfing, ſondern von ſeinem Vermögen zehren mußte. Auf eine nachdrückliche Vorſtellung bei dem Herzoge ward er endlich von ſeinem Poſten als Werbeoffizier abgerufen und der Garniſon Ludwigsburg einverleibt, wo er den rückſtändigen Sold in Terminen ausbezahlt erhielt. Der neunjährige

1768. Friz Schiller wurde nun in die lateiniſche Schule Ludwigsburgs geſchickt, und neben dem Latein auch im Griechiſchen und Hebräiſchen, als den unerläßlichen Erforderniſſen des künftigen Theologen — denn dieſen Beruf hatte der Knabe nun gewählt — jedoch in dieſen beiden Fächern ziemlich ſpärlich unterrichtet. Sein Lehrer Magiſter Johann Friedrich Jahn, ein noch vielen Württembergern wohlbekannter Schulmann, denn er regierte die Ludwigsburger Schule bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wird mit zu viel Strenge als ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer geſchildert; er war es nicht mehr und nicht weniger, als die meiſten Präceptoren jener Zeit, — ein fermer Lateiner, und nichts weiter. So trocken denn auch Ovid, Virgil und Horaz behandelt werden mochten, im Latein machte Schiller doch gute Fortſchritte, und im Landexamen, jener noch beſtehenden allgemeinen Schreckensprüfung der unmündigen Candidaten der Theologie im Württemberger Lande, die damals vier bis fünf Jahre hintereinander auf dem Stuttgarter Gymnaſium vorgenommen wurde, erhielt er (1769 — 1772) das Zeugniß eines hoffnungsvollen Knaben und ſeine Fortſchritte wurden nur das letztemal als etwas langſamer bezeichnet, wo ohne Zweifel Kränklichkeit ſeinen Fleiß hemmte.

Von einem Jugendfreunde — dem erſt im jüngſten Jahrzehend verſtorbenen kön. bayeriſchen Medizinalrathe von Hoven — wird Schiller in dieſer Periode als ein, der Einſchränkung ungeachtet, in welcher er vom Vater gehalten wurde, ſehr lebhafter, ja beinahe muthwilliger Knabe geſchildert. Die jüngern Geſellen fürchteten den Tongeber bei ihren Spielen und ſelbſt den ältern und ſtärkern imponirte ſeine Furchtloſigkeit, die ſich neckend, aber immer gutmüthig, ſogar an Erwachſene wagte, wenn ſie ihm zuwider waren. An wenigen vertrauten Freunden hing er feſt und mit Aufopferung. In der Claſſe einer der beſten Schüler, ward er doch hauptſächlich durch große Ehrfurcht vor dem Vater, dem er nie genug thun konnte, zum Fleiß angetrieben. 1768 ff.

Schillers Charakter erhielt etwas Aengſtliches, als er im Jahr 1770 bei dem Abzuge des Vaters auf Solitude dem ſtrengen Jahn in Wohnung und Koſt übergeben wurde, und Vater und Lehrer ſchüchterten ihn mit ſteten Ermahnungen, und wegen ſeines linkiſchen Benehmens wohl auch mit Püffen und Ohrfeigen ein. Am wenigſten verfing bei ihm in dieſer Zeit der Religionsunterricht. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ klagte der mürriſche Pädagog von Zeit zu Zeit den betrübten Eltern. Aber auf welchem Weg und in welcher Geſtalt wurde ihm auch dieſe beigebracht! Schiller hatte Frömmigkeit mit der Muttermilch eingeſogen, Gellerts Lieder wußte er auswendig, an Luthers und Paul Gerhards Liedern hatte er ſich mit Luſt erquickt. „Ein feſte Burg iſt unſer Gott —“ von Jenem, von Dieſem das durch 1770 ff.

70 f. des großen Friedrichs Spott geächtete „Nun ruhen alle Wälder —“ und „Befiehl du deine Wege“ — waren Lieblingslieder Schillers geworden. Nun ſollte er auf einmal das kauderwelſche Lied „In dulci jubilo, nun ſinget und ſeyd froh —“ auswendig lernen, und der Katechismus wurde ihm ſelbſt vom Geiſtlichen unter der drohenden Peitſche eingetrieben. Während ſo die Lehrer ihn mit einer lebloſen Dogmatik plagten, las der Knabe unter dem Tiſche ſeine alten frommen Lieder, und zu Hauſe ſah man ihn oft die Bibel auf dem Schooße; die Pſalmen hatte er mehrmal durchgeleſen, ein Freund überraſchte ihn, als er ein Kapitel aus dem Propheten Jeſaias perorirte, und in den Räubern finden ſich Spuren, daß der Prophet Ezechiel mit ſeinen erhabenen Geſichten ſeiner Seele tief eingeprägt war. Unter anderm ſcheint die Unbeholfenheit der Lehrer ſelbſt das Hohelied als Lehrmittel gebraucht zu haben und ſie wurden durch die vorlaute Frage des Knaben, „ob denn dieſes Lied wirklich der Kirche geſungen ſey,“ überraſcht und geärgert. Die Antwort wurde dem Vater hinterbracht, und der kleine Ketzer, zur Rede geſtellt, fragte: „hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?“ da regte ſich auch im Vater der verſteckte Oppoſitionsgeiſt der Aufklärung. Lachend mußte er ſich umkehren, und murmelte vor ſich hin: „Mitunter hat ſie Wolfszähne!“

768. In Ludwigsburg ſah der neunjährige Knabe zum erſtenmal ein Theater, glänzend, wie die Regierung

1768. eines prachtliebenden Herzogs es erwarten ließ. Die Wirkung, die es auf ihn hervorbrachte, wird als mächtig geſchildert. Alle ſeine jugendlichen Spiele kehrten ſich dieſer neuen Welt zu; bis in ſein vierzehntes Jahr führte er dramatiſche Scenen mit ausgeſchnittenen Puppen auf, und Plane zu Trauerſpielen fingen ſeine junge Seele zu beſchäftigen an. Auch die Geſchichte, die damals in den Geiſt der Jugend durch die Leſung der alten Autoren gleichſam nur eingeſchwärzt wurde, führte ihm große und warm empfangene Geſtalten zu: Solon, Diogenes, Socrates, Plato, Archimedes, Seneca von den Weiſen und Gelehrten; Hamilcar und Hannibal, nicht Cäſar, ſondern Brutus von den großen Männern; Cyrus, Alexander, unter den Feldherrn ſpielten in ſeinen Gedanken und Geſprächen eine Rolle; und nie las er die Geſchichte vom Sturze des Karthagers Hanno ohne den zürnenden Ausruf: „man hätte dem biedern alten Manne folgen ſollen!“

1769. Zum erſten Verſuch in der Reimkunſt begeiſterte den zehnjährigen Schiller der Lohn von zwei Kreuzern, den er, unter Androhung der Peitſche, für ſein rüſtiges Katechismusſprechen in der Kirche vom Geiſtlichen ſich verdient hatte. Mit einem Freunde, der die gleiche Belohnung erhalten hatte, pilgerte er auf's Land und erhielt die ſaure Milch, die er auf dem alten, benachbarten Schlößchen Harteneck vergebens geſucht hatte, nach langem Fragen im nächſten Dorfe Neckarweihingen, in reinlicher

69 Schüſſel mit ſilbernen Löffeln, und für die kleine Baarſchaft noch Johannistrauben dazu. Auf dem Heimwege kehrte ſich Schiller auf der Anhöhe, die den Ueberblick über beide Orte geſtattete, um, und ſeine Lippen ergoßen ſich in einen gereimten pathetiſchen Fluch über den Ort, der ſie hungrig entlaſſen, und in einen Segen über den andern, der ſie ſo milde geſpeist hatte.

772. Die Ablegung ſeines Glaubensbekenntniſſes, die in Württemberg gewöhnlich gegen das vierzehnte Jahr bei der evangeliſchen Jugend ſtattfindet, fiel bei Schiller gewiß nicht in das Jahr 1770 oder gar früher, ſondern nicht eher, als er (im Jahr 1772) ſeinen Kurs in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg geendet hatte, und die Eltern können dieſer Feierlichkeit ſehr wohl von der Solitude aus, wo der Vater ſchon über die herzogliche Baumſchule geſetzt war, beigewohnt haben, denn eine ſchnurgerade Kunſtſtraße führte damals von dem Luſtſchloſſe in 2 — 3 Stunden nach jener Reſidenz. Vielleicht war die Mutter auch in Ludwigsburg wohnen geblieben. Sie, die noch immer ſtill und unbemerkt über der Seele ihres Sohnes wachte, ſoll dieſen den Tag vor der Confirmation auf der Straße herumſchlendernd bemerkt und ihm über ſeine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe gemacht haben. Gerührt zog ſich der Knabe zurück und überreichte nach wenigen Stunden, der einen Sage zu Folge, der Mutter ein deutſches, der andern zu Folge dem

1772. Vater ein lateiniſches Gedicht, das ſeine religiöſen Empfindungen in Worte kleidete.

Schillers Neigung war noch immer dem Studium der Theologie zugewandt und er ſtand nun im Begriffe, in eine der vier niedern Kloſterſchulen des Landes einzutreten, und hier in mönchiſcher Kleidung und Zucht, welche dieſen Bildungsanſtalten noch aus der katholiſchen Zeit geblieben waren, Horen ſingend und Veſper leſend, vier Jahre lang ſich auf das Univerſitätsſtudium unter ſtrengem Unterrichte vorzubereiten. Aber es war im Rathe der Vorſehung anders mit ihm und ſeinem Dichtergenius beſchloſſen.

Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart.

1773 ff. Der Herzog Carl von Württemberg, ein Herr von ausgezeichnetem Geiſte, raſchem Urtheil, umfaſſendem Gedächtniſſe, lebhafter und unſteter Einbildungskraft, einem ſtarken Willen im Dienſte der Leidenſchaft und einer lang ungebändigten Sinnlichkeit hatte, nachdem er Jugend und Mannesalter an Glanz und Genuß aller Art verſchwendet, aus großer Liebe zu wiſſenſchaftlicher Bildung, deren Mangel er an ſich mit unbeſtimmter Pein zu empfinden ſchien, dem Streben ſeines raſtloſen Geiſtes in reiferen Jahren ein edleres Ziel geſteckt. „Ermüdet von Sinnenluſt, Kunſtgenüſſen des Auslandes, und

1773 ff. den phantaſtiſchen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, ſuchte er an der Seite einer guten, deutſchen Frau (der Gräfin Franziska von Hohenheim, die er ſpäter zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob) in der Gründung einer idealiſchen Landwirthſchaft, in der Förderung aller Zweige des Wiſſens, auch durch Errichtung eines Erziehungsinſtituts Beſchäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zuſagte.“ Die Carlsakademie, die aus dieſem Triebe nach edlerm Ruhme hervorging, hatte übrigens auf dem Luſtſchloſſe Solitude im J. 1770 einen nur geringen Anfang genommen, als militäriſches Waiſenhaus für vierzehen Soldatenkinder, die im Tanz, Geſang und andern Künſten unterrichtet wurden, um dereinſt den Freuden des damals noch üppigen und prachtvollen Hofes zu dienen. Aber ſchon nach einem Jahr, als die Zahl der Zöglinge ſich ſchnell vermehrt hatte, wurde ſie zur „militäriſchen Pflanzſchule“ erhoben, und jetzt auch ſchon den Ausländern geöffnet. Der Kreis der Lehrgegenſtände erweiterte ſich mit der Begeiſterung des Herzogs für ſein Werk: Mathematik, Geſchichte und Erdkunde, Religion, Latein und Mythologie wurden von einem vermehrten Lehrerperſonal vorgetragen; doch waren die Lehrfächer anfangs noch nicht ſtreng fixirt. Die Zöglinge ſelbſt waren in zwei Klaſſen oder vielmehr Kaſten getheilt: Kavaliers oder Offiziersſöhne, und gemeine Eleven, meiſt Soldatenkinder, doch auch hier und

den der „Sohn eines rechtſchaffenen Bürgers“ aus den 1773 ff
Haupt- und Landſtädten. Die erſte Klaſſe war vorläufig für das Militär beſtimmt, der größte Theil der Eleven den Künſten, der Malerei, Bildhauerei, Architektur, Stukkatur, Muſik, Gärtnerei, aber auch den Handwerken gewidmet, denn es gab ſelbſt eine Abtheilung von Schneidern und Schuſtern. In den Unterrichtsſtunden beſtanden vier Abtheilungen. Für den Ehrgeiz der Zöglinge wurde durch Preismedaillen und einen, ſpäter gedoppelten, Orden, für Zucht und Ordnung durch ein ſtreng militäriſches Regiment geſorgt. Die Offiziersſöhne trugen hellblaue kommistüchene Weſten mit Ermeln, Kragen- und Ermelaufſchlag von ſchwarzem Plüſch, Beinkleider von weißem Tuch, einen kleinen Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder, dazu lange, falſche Zöpfe nach beſtimmtem Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Abſtufungen und zum größten Putze trug alles Uniformen. Der Werth, welcher auf dieſen Schmuck vom Herzoge ſelbſt gelegt wurde, wird durch ſein Urtheil über einen Zögling bezeichnet, das, freilich nur von einem Spaßvogel dem fürſtlichen Gründer in den Mund gelegt, lautete: „Ich ſag', der N. N. iſt der beſte Zögling der Anſtalt, ſowohl in der Vergette, als in der Conduite.“ Oberaufſeher und Aufſeher, aus der Zahl der Sergeanten, waren, was pedantiſche Aufſicht betrifft, exemplariſche Männer, und der oberſte unter ihnen, mit Namen Nies, von Schiller oft genannt, führte das Kommando mit einer

1773 ff. Betriebſamkeit und einem Kleinlichkeitsgeiſte, daß man in ſeiner Nähe kaum athmete. Harte Strafen züchtigten Nachläſſige und Widerſpenſtige; und einmal wollten verſtockte Zöglinge bei'm Befehle körperlicher Züchtigung das Schreckenswort vernommen haben: „bis Blut kommt!“

Von dieſer Strenge hörte indeſſen Vieles auf, als das Inſtitut unter dem Namen „Militärakademie“ im J. 1774 eine höhere Richtung erhielt, Offiziere vorgeſetzt, Profeſſoren angeſtellt, Fakultätsfächer und Lehrſtunden beſtimmt wurden. Einen höheren Schwung nahm vollends die Anſtalt, als ſie gegen Ende des J. 1775 nach Stuttgart in die ſchönen Gebäude hinter dem Schloſſe verlegt wurde, die noch ihren Namen tragen. Allmählig waren jetzt regelmäßige Kurſe in der Rechtswiſſenſchaft und Arzneikunde, dann ein umfaſſenderer Vortrag in der Religionslehre, und von den Künſten die Kupferſtecherkunſt mit gründlichem Unterrichte hinzugekommen. Auch wurden Fremde und Einheimiſche gegen ein Koſtgeld aufgenommen, und jetzt wurde die Anſtalt nicht nur von Stadtſtudierenden zahlreich beſucht, ſondern auch aus allen Weltgegenden ſtrömten Jünglinge zu ihr, um in der mit Lehrern trefflich beſetzten, berühmten Akademie ſich zu bilden. Deutſche aller Stämme, Franzoſen, Schweizer, Ruſſen, Polen, Engländer, Italiener, Dänen, Schweden, Holländer, Weſt- und Oſtindier fanden ſich an dieſem Heerde der Kultur zuſammen. Der Gründer erhielt die Anſtalt aus eigenen

Mitteln, durch ſeine Aufſicht, ſeine täglichen Beſuche, 1773 ff. ſeine Theilnahme an den Unterrichtsſtunden als Zuhörer und Frager, ſeine Leutſeligkeit und Strenge in Belohnungen und Strafen. Er liebte die Zöglinge ſo herzlich, daß, nach der Verſicherung eines noch lebenden Augenzeugen, die herzogliche Kutſche, in welcher Carl ſelbſt mit ſeiner Franzisca fuhr, ſich nicht ſelten von innen und außen mit Eleven bepackt von der Solitude nach Stuttgart ſchleppte. Aber die ernſte, militäriſche Zucht dauerte fort. Subordination war das Grundgeſetz des Inſtituts, der Stock, die Degenklinge und die Trommel beinahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien. In Parade ward in die Unterrichtsſtunden gezogen, in Parade zum Mahl, in Parade zu Bette, zuſammen taktmäßig und ſteif traten die Jünglinge in die Lehrzimmer, das Commandowort: Marſch, halt, links um, ſchwenkt euch! rief ſie zu der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Die ſtrengſte Verläugnung ihrer Individualität, die Erſtickung der hervorſtechendſten, wenn nicht zu dem ganz auf's praktiſche Leben angelegten Erziehungsplane paſſenden Talente, die Gefangennehmung des eigenen ſelbſtſtändigen Sinnes und die gänzliche Unterwerfung des Willens unter den des Stifters wurde von den Zöglingen verlangt und im Durchſchnitt auch geleiſtet. „Alles, was wir ſind, alles, was wir werden, iſt das erhabene Werk euer Herzoglichen Durchlaucht,“ ſprach, ſchon in Gegenwart Schillers, am

1773 ff. dritten Stiftungstage der militäriſchen Pflanzſchule in öffentlicher Rede ein „junger, gelehrter und liebenswürdiger Kavalier“, der jedoch das, was er ſeitdem geworden, nicht ganz auf ſeines Herzogs Rechnung, ohne eigene Imputation, zu ſchieben hatte.

Wie dieſe berühmte Anſtalt eine Frucht der Begeiſterung und Pedanterei in ſeltſamer Miſchung war, ſo trug ſie auch gemiſchte Früchte. Große Künſtler, Gelehrte, Krieger, Geſchäftsmänner, ja einige der erſten Köpfe Europa's* wurden in ihr gebildet, aber auch verdorbene Halbgenie's, frivole Freigeiſter, kleinliche Tyrannen. Gründliche Wiſſenſchaftlichkeit und ſeichte Aufklärung, edle Thätigkeit und unruhige Gewaltthätigkeit, ſelbſtbewußte Kraft und eitle Selbſtüberſchätzung verbreiteten ſich mit ihren Zöglingen in einem Doppelſtrome befruchtend und verderbend über das Land, in deſſen Schoße ſie entſtanden war, und wohl auch über daſſelbe hinaus.

Während die Carlsakademie, ſpäter von Kaiſer Joſeph zur hohen Schule erhoben, im Farbenglanze der Uniformen blühte, ſchlich der verlebte Geiſt früherer Jahrhunderte in dickem Blute langſam durch die Adern der alten Erziehungsinſtitute des Landes, und wie dort der Corporalsſtock hinter den Couliſſen regierte, ſo bewegte ſich in den Kloſterſchulen und dem theologiſchen Stifte zu Tübingen die ſchwarze Kutte und der geiſtliche Talar nach der ſchwerfälligen Mönchsregel. Dennoch war dieſer verjährte Zwang nicht ſo läſtig und hemmend für den aufſtrebenden Geiſt, als jener moderne illuſtrirte Deſpotismus. In den alten Gelehrtenſchulen Württembergs verfolgte er den Jüngling nur in die öffentlichen Gebetsſtunden, in die Collegien und etwa zu Tiſche. Am Arbeitspulte war dieſer ſo ziemlich Herr über ſeine Gedanken, und der freien Entfaltung ſeiner Naturanlagen war nicht dieſelbe Zwangsjacke angelegt wie dem Körper. 1773 ff.

---

* Außer Schiller: Cuvier und Kielmeyer.

Es iſt erlaubt zu fragen, was aus Schiller geworden wäre, was die Welt mit dieſem hochbegabten Geiſt empfangen hätte, wenn er, ſeiner früheren Neigung entſprechend, nicht in der Carlsakademie, ſondern in den württembergiſchen Klöſtern ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung empfangen hätte. Einer ſeiner Jugendfreunde zweifelt nicht, daß unſer Dichter, wenn er nicht zum Erlernen von Wiſſenſchaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte, oder denen er nur durch die größte Selbſtüberwindung einigen Geſchmack abgewinnen konnte, ſich zu einem Theologen gebildet haben würde, der durch bilderreiche Beredſamkeit, und durch richtige Anwendung einer tiefen Philoſophie auf die Religion Epoche gemacht hätte. Wir können ſo beſcheidene Erwartungen, welche den Genius auf die Kanzel und den theologiſchen Lehrſtuhl beſchränken wollten, keineswegs theilen. Vielmehr

1773 ff. glauben wir, daß auch in dieſer Laufbahn ſich Schiller nicht mit der Anpaſſung ſeines Geiſtes ans Gegebene und Poſitive, oder gar mit der rhetoriſchen Form begnügt hätte, ſondern daß er in der Wiſſenſchaft, wie er es in der Poeſie gethan hat, auf ungewohnten Bahnen der höchſten Wahrheit zuſtrebend, als Denker daſſelbe geworden wäre, was er als Dichter geworden iſt: der Mitſchöpfer einer neuen Periode. Gewiß iſt, daß er dem Studium der Kantiſchen Philoſophie um ein Jahrzehend früher auf dieſem Wege zugeführt worden wäre, und wer weiß, ob nicht ſein tiefſinniger Geiſt, ohne Störung und Verſuchung in ſtillen Kloſtermauern Jahre lang auf das höchſte Objekt des Wiſſens geheftet, einem Schelling und Hegel, welche dieſelbe Laufbahn zehn oder fünfzehn Jahre ſpäter betraten, die Palme vorweggenommen hätte.

Aber nicht aufs Erkennen allein, aufs Schaffen war unſer großer Landsmann vom Lenker der menſchlichen Geſchicke angewieſen, und nicht zum Gründer einer philoſophiſchen Schule ſollte ihn die einſame Zelle, ſondern zum erſten dramatiſchen Dichter der neuern Zeit eine zwar widerliche und harte, aber lebendiger Anſchauungen volle Schule, und darin Pein, Irrthum, Zweifel, Leidenſchaft mit ihren Verirrungen und endlich die Flucht ins Leben hinaus, und ein heißer Kampf mit der Auſſenwelt bilden.

Der Herzog Carl von Württemberg, in der Schöpfung ſeiner militäriſchen Pflanzſchule begriffen, ließ, um die fähigſten jungen Leute kennen zu lernen, von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Umfrage halten, und ſo wurde ihm denn in Ludwigsburg unter andern vorzüglichen Schülern auch der Sohn ſeines Dieners Schiller genannt. Sogleich erging an den Vater der Antrag des Herzogs, den Knaben in die Pflanzſchule aufnehmen und dort auf fürſtliche Koſten erziehen laſſen zu wollen. In der Schiller'ſchen Familie verurſachte dieſes großmüthige Anerbieten die größte Beſtürzung, denn Vater und Mutter waren dem Lieblingsplane des Sohnes, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, keineswegs abhold geweſen, und namentlich hatte die ſanftere Mutter ſehnlich gewünſcht, den geliebten, einzigen Sohn auf dem ſittlich gefahrloſeren Pfade der vaterländiſch theologiſchen Bildung ruhig fortſchreiten zu ſehen. Der Vater wagte daher eine freimüthige Vorſtellung an den Herzog, des Inhalts, daß der Knabe ſchon alle Vorbereitungsſtudien zum geiſtlichen Stande gemacht habe, und der Herzog ſchien zufrieden geſtellt: bald aber wiederholte ſich ſein Begehren zweimal hinter einander, die Wahl des Studiums wurde dem Sohne freigeſtellt, eine beſſere Verſorgung, als es im geiſtlichen Stande möglich wäre, verſprochen. 1773 ff.

Der Ausſpruch des Gebieters, des Wohlthäters der Familie konnte nicht mehr überhört werden, und mit mißmuthigem Herzen wanderte der vierzehnjährige Jüngling zu Anfange des Jahres 1773 aus dem Vaterhaus in die Pflanzſchule, und wählte hier das Studium der Rechts-

1773 f. wiſſenſchaft, weil es, nach der Meinung der Eltern, die beſte Verſorgung verſprach.

Die erſte Nachricht, wie es dem Knaben in den neuen Feſſeln behagte, erhalten wir aus ſeinem eigenen Munde. „Lieber Carl!“ ſo ſchrieb Schiller ein halbes Jahr nach ſeiner Aufnahme an ſeinen Jugendfreund Moſer, der damals in Ludwigsburg lebte, am 12. Juli 1773, „komm ſelbſt, ſieh, prüfe und urtheile! dein Friedrich iſt ſich nie ſelbſt überlaſſen; den Einmal feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben ſteht nicht in unſerem Schulreglement. Säheſt du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe und vor mir das dir beſtimmte Blatt beſchreibe, du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt eventualiter einen niegeſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht.“ Außerdem berichten uns zwei akademiſche Jugendgenoſſen über Schillers Eintritt und anfänglichen Aufenthalt in dieſer Anſtalt, in welcher er, als nicht Sohn eines aktiven Officiers, nicht unter den Kavalieren, ſondern unter den Eleven ſeinen Platz nahm. Der eine, der nachmalige Generallieutenant von Scharffenſtein, ein geborner Elſäßer, ſchildert uns die komiſche Geſtalt, welche der neue Ankömmling in der ordonnanzmäßigen Kleidung des Inſtituts machte: „lang für ſein Alter, Beine beinahe ganz mit den Schenkeln von Einem Kaliber, ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten

1773 ff. Augen, nicht der reinlichſte in ſeiner Toilette, — ein ungeleckter Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf" — ſo wird uns Schiller von dem überrheiniſchen Kameraden gezeichnet.

Der andere, von Hoven, ſchon von Ludwigsburg her ſein Geſpiele, erzählt uns, wie der junge Zögling in den gelehrten Sprachen, in welchen er ſchon zu Ludwigsburg einen ſehr guten Grund gelegt, bedeutende Fortſchritte machte; wie denn auch bei der Preisvertheilung am 14. Dezember 1773, welche in Gegenwart des Herzogs vorgenommen wurde, mit dem erſten Preis in der griechiſchen Sprache „Johann Chriſtoph Friedrich Schiller von Marbach" in den Liſten aufgezählt wurde und dort noch zu finden iſt. Franzöſiſche Schriftſteller lernte er bald ohne Schwierigkeit leſen, in der Geographie, Geſchichte, Mathematik machte er ebenfalls gute Fortſchritte, und das Studium der Philoſophie zog ihn gleich anfangs mächtig an. Nur mit der Rechtswiſſenſchaft, die er mit dem Jahr 1774 (alſo im fünfzehnten Lebensjahre!) zu ſtudieren anfing, wollte es ihm nicht gelingen, er blieb hinter ſeinen Mitſchülern zurück und wurde von den Lehrern für talentlos gehalten. Nur der Scharfblick des Herzogs ſah richtiger und urtheilte einſt über den im Examen Stockenden: „laßt mir Dieſen nur gewähren; aus Dem wird etwas!"

Schiller ſelbſt hatte das Gefühl, daß er auf dieſem Wege nicht vorwärts kommen könne. „Daß du eher zum Zweck kommen würdeſt, als ich," ſchrieb er an ſeinen

1773 f. Freund Moſer (18. Oktbr. 1774) „ahnete ich jetzt erſt, als ich durch Erfahrung einſehen lernte, daß dir, einem freien Menſchen, ein freies Feld der Wiſſenſchaften geöffnet war. Dem Himmel ſey es gedankt, daß in unſern Kriminalgeſetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebſtahls, eine Pön auf Diebſtahl in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt iſt, denn ſonſt würde ich Armer, der ganz heterogene Wiſſenſchaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naſchet, längſt mit Pranger und Halseiſen belohnt worden ſeyn.“ Je drückender ihm die Sklaverei erſchien, deſto trotziger gebärdete ſich ſein jugendlicher Geiſt. „Du wähnſt,“ heißt es in einem Briefe an denſelben Freund vom 20. Februar 1775, „ich ſoll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inſpektoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange, wie mein Geiſt ſich frei erheben kann, wird er ſich in keine Feſſeln ſchmiegen. Dem freien Mann iſt ſchon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er ſollte die Feſſeln duldend betrachten, die man ihm ſchmiedet? O Carl, wir haben eine ganz andere Welt in unſerem Herzen, als die wirkliche iſt; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich iſt. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegen gehen ſoll, wo mein inneres Bewußtſeyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen ſpricht. — Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir geſtern noch ſehr vielen Verdruß verurſacht.“

Daß die Erzieher und Lehrer Voltaire's Schriften 1773 ff. nicht gern in den Händen des ſechzehnjährigen Knaben ſahen, war nun eben keine Probe von Tyrannei. Andrerſeits würde dieſem Unrecht geſchehen ſeyn, wenn man ihn darum auf dem Wege des Unglaubens und Leichtſinns hätte ſehen wollen. Vielmehr war Schiller bis jetzt noch frommen Regungen ganz hingegeben, oft mit Gebet beſchäftigt, theilnehmend an Andachtsſtunden der Stillen, mit Sehnſucht dem verlaſſenen Studium der Theologie zugekehrt, und auf ſein Inneres mit jenem ernſten Blicke gerichtet, den er im ſpätern Denken und Dichten auf die ganze Welt warf. In der Selbſtſchilderung, zu welcher ihm im Jahr 1774 der Herzog Veranlaſſung gab, als er den Zöglingen Schilderungen von ſich und allen Genoſſen ihrer Abtheilung zur Aufgabe machte, geſtand er ein, „daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigenſinnig, hitzig, ungeduldig ſey:“ er ſchrieb ſich aber auch getroſt wiederum „ein aufrichtiges, treues, gutes Herz zu,“ und erklärte, „daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“ Ueber Kameraden ließ er ſich nur da hart aus, wo er „Ehrerbietung gegen Vorgeſetzte an Niederträchtigkeit grenzen“ ſah. Die beſſern von dieſen ſchilderten ihn bei dieſer Gelegenheit als „lebhaft, luſtig, voll Einbildungskraft und Verſtand;“ wieder als „beſcheiden, ſchüchtern und mehr in ſich vergnügt als äußerlich.“ Den einen fiel auf, daß er

1773 ff. beſtändig Gedichte leſe, andere ahnen ſchon, daß ſeine eigene Neigung auf Poeſie und zwar auf tragiſche gehe. Wieder einer giebt ihm das launige Zeugniß, daß er gewiß „ein guter Chriſt, aber nicht ſehr reinlich ſey."

Schillers erſte Regungen der Poeſie.

1774 ff. Die metriſchen Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter, in welchen Schiller ſich übte, die Bewunderung und die erſten Nachahmungen Klopſtocks, ſelbſt der fromme Kindergedanke, der Meſſiade einen Moſes im Epos gegenüber zu ſtellen, können noch nicht als ein Erwachen ſeiner Muſe betrachtet werden. Auch der Mangel an Intereſſe für das Studium der Rechtswiſſenſchaft und das fleißige Leſen der Claſſiker möchten wir nicht als einen Hauptanſtoß zur Erweckung ſeines Dichtergenie's betrachten. Richtiger urtheilt ſein Jugendfreund Scharffenſtein, wenn er den erſten Urſprung von Schillers Poeſie in unterdrückter Kraftäußerung zu finden glaubt, und darauf aufmerkſam macht, daß die erſten Produkte, die dem ungeſtümen Knaben die Neigung des Genoſſen erworben, nicht, wie ſonſt gemeiniglich in dieſem Alter aufgetreten wird, von weicher, ſentimentaler Art waren, ſondern *ein ſtarkes mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth verkündigten.* Ein feſtes Benehmen des Freundes gegen den Intendanten beſang Schiller in 1774 ff. einer Ode, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Von dieſer Epoche ſchrieb ſich der innige Anſchluß der zwei Freunde und der völlige Austauſch ihres Innern her. Dieſe Freundſchaft war eine geraume Zeit Lieblingsgegenſtand der erſten Lieder Schillers, von denen ſich leider nichts erhalten hat. Um die gleiche Zeit bildete ſich auch eine Art äſthetiſcher Vereinigung zwiſchen Schiller, Hoven, Scharffenſtein und dem ſpäterhin bekannt gewordenen Gelehrten Peterſen. Jeder ſollte etwas machen, und man träumte ſchon vom drucken laſſen. Während Hoven einen Roman à la Werther, Peterſen ein weinerliches Schauſpiel, Scharffenſtein ein Ritterſtück nach Art des Götz zu ſchreiben ſich unterfingen, ſuchte Schiller nach einem tragiſchen Stoffe (er hatte Gerſtenbergs Ugolino ſchon im Jahr 1773 geleſen). Gern hätte er, nach ſeiner eigenen ſpätern Aeußerung „Rock und Hemde um einen ſolchen Stoff gegeben,“ und fand ihn endlich im Selbſtmord eines Studenten. Sein Stück hieß „Der Student von Naſſau.“ Die Jünglinge ſtanden im ſüßen Wahne der Autorſchaft und recenſirten ſich gegenſeitig aufs vortheilhafteſte, bis eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Poſſe eines franzöſiſch gebliebenen Kameraden von Mömpelgard ihre Eitelkeit tüchtig und plump mitnahm und dem kindiſchen Beginnen ein Ziel ſetzte.

„Trotz ihrer Abgeſchloſſenheit,“ ſagt Hoffmeiſter, „ſpürten unſere Jünglinge die neue Aera, welche in der

1774 ff deutſchen Literatur begonnen hatte.“ Göthe war der Gott dieſer Geſellſchaft. Denn zu der Zeit, da Schiller mit ſeiner Knabenhand nach dem Blitze zu langen wagte, den er kurz darauf als Jüngling mit blutrothem Strahle der Welt in den Räubern entgegenſchleuderte, hatte der größte deutſche Dichter ihr die Schönheit im kecken Spiegel der Wahrheit ſchon zehen Jahre lang entgegengehalten. Wer hätte damals aus den erſten rohen Verſuchen unſeres jungen Dichters, wer auch noch ſpäter, trotz aller Bewunderung, aus jenem Gorgonenbilde, in welchem er, mit der Begeiſterung der Indignation, der Geſellſchaft ihre eigene drohende Auflöſung zeigte, den Schluß zu ziehen gewagt, daß derſelbe Genius dereinſt neben Göthe ſich ſtellend, das Bild der Schönheit im ruhigen Spiegel der Anmuth und Würde, im Spiegel der vollendeten Sittlichkeit auffangen werde?

Die Kühnheit Göthe's, deſſen Werther er frühzeitig verſchlungen, und deſſen Götz von Berlichingen bald nach Gerſtenbergs Ugolino in Schillers Hände kam, erregte indeſſen neben der Bewunderung einen gewiſſen Aerger in der Seele des Jünglings, denn er ſoll ihn manchmal das arrogante Genie genannt haben und er geſtand in der Folge ſelbſt, daß er den großen Mann zu raſch und nach gefaßten Vorurtheilen beurtheilt.

Etwas ſpäter als mit Göthe's Dichtungen wurde Schiller mit dem Genius Shakſpeare's bekannt. Einer ſeiner Lehrer, der nachmalige Prälat von Abel, ein edler,

liebreicher Mann, deſſen Andenken im Herzen vieler Schüler 1774 ff.
lebt, die binnen 56 Jahren in Stuttgart, Tübingen und im Kloſter Schönthal zu ſeinen Füßen ſaßen, der ſich auch um Schillers Bildung mehrfache Verdienſte erwarb und dem dieſer die zärtlichſte Zuneigung bewahrte, las in der Unterrichtsſtunde eine Stelle aus jenem Dichter vor. Schiller fuhr wie von einem elektriſchen Schlag erſchüttert, auf, und horchte wie bezaubert. Nach der Stunde erbat er ſich vom Profeſſor das Buch und ſpäter verſchaffte ihm ſein Freund von Hoven die Wieland'ſche Ueberſetzung Shakſpeare's, und zwar, in jugendlichem Scherze, gegen ein Lieblingsgericht. „Gleich dem gewaltigen, felſenentſtürzenden Strom, ergriff dieſer mächtige Geiſt ſein ganzes Weſen, und gab ſeinem Talente die entſchiedene Richtung zum Dramatiſchen.“ Doch iſt Schillers ſpäteres Geſtändniß höchſt merkwürdig und ſeine Empfindung hat gewiß mehr als Ein junger Leſer des Britten getheilt: „Als ich in einem ſehr frühen Alter dieſen Dichter zuerſt kennen lernte,“ ſagt er,* „empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen... Durch die Bekanntſchaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen

---

* Ueber naive und ſentimentale Dichtung. Ausg. in Einem Bande von 1830. S. 1236, b.

1774 ff. Gegenſtand zu reflektiren, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ, und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung, und zwar mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen."[*] Nach Verlauf eines Jahres entſtand jetzt ein Trauerſpiel, „Coſmus von Medici." Von Hoven verſichert, daß es ächt tragiſche Scenen und vorzüglich ſchöne Stellen enthalten habe; mehrere derſelben wurden ſpäter in die Räuber aufgenommen. Neben den genannten Dramen war der Julius von Tarent, von Leiſewitz, damals ein Lieblingsſtück Schillers. Außerdem las er auch in dieſer Zeit fleißig hiſtoriſche Werke, vorzüglich den Plutarch; von Philoſophen aber Mendelſohn, Sulzer, Leſſing, und vor allen ſeinen damaligen Liebling, den edlen Moraliſten Garve, deſſen Anmerkungen zu Ferguſon er beinahe auswendig wußte. Seine Mutterſprache ſtudierte er vorzüglich aus Luthers Bibelüberſetzung.

1775. Dieſe Studien nahm Schiller mit nach Stuttgart hinab, wohin die militäriſche Pflanzſchule in jenen ſchönen vierflügligen Kaſernenbau zu Ende des Jahrs 1775 verlegt wurde. Nicht ſo getreu ſollte er ſeiner widerwillig getriebenen Berufswiſſenſchaft bleiben. Zur

---

[*] J. L. Greiner hat ſchon auf dieſe Stelle aufmerkſam gemacht.

1775. Erweiterung der Anſtalt gehörte nämlich auch die Aufnahme der Medicin unter die Lehrfächer. Der Herzog, dem zu viele Zöglinge in ſeiner Akademie die Rechte zu ſtudieren ſchienen, ließ umfragen, welche wohl Luſt hätten, das Studium der Heilkunde zu ergreifen. Unter dieſen letztern ſtellte ſich auch, entweder freiwillig, oder auf eine Unterredung des Herzogs mit dem Vater, unſer Schiller. Er wählte, nach Scharffenſtein, dieſen Beruf nicht eigentlich aus Vorliebe, „es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptſächlich weil die bei dieſer Fakultät angeſtellten Lehrer ihm beſſer behagten.“ Ingeheim leitete ihn auch ſchon die Rückſicht auf ſeine Lieblingsneigung, die Poeſie; denn er dachte, Seelenlehre, Menſchennaturkunde und verwandte Kenntniſſe könnten ihm bei ſeiner Kunſt als Dramatiker, theils als Dienerinnen, theils als Helferinnen von Nutzen ſeyn. Die Familie ſcheint dieſen Wechſel nicht gerne geſehen, und Schillers Seele ſelbſt ſcheint er einigen Kampf gekoſtet zu haben. Für die Richtung ſeines Geiſtes war der Tauſch offenbar höchſt wichtig; vor manchen Rohheiten wäre vielleicht ſein Jugendleben ohne ihn bewahrter geblieben, aber eine Fülle von pſychologiſchen und phyſiologiſchen Studien bereicherte durch dieſen Beruf ſeinen Dichtergeiſt. Auch urtheilte er frühzeitig, „daß ſein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie ſeine Brodwiſſenſchaft bliebe, und er ihr nicht blos die reinſten Augenblicke widmete,“ und noch in

1775. ſpäteren Jahren war er der Meinung, „daß es auch für den Dichter gut ſey, irgend ein wiſſenſchaftliches Fach abſolvirt zu haben, ſey es nun, welches es wolle.“

Schiller war erſt ſechzehn Jahre alt, als er die neue Wiſſenſchaft ergriff, die er bald um Vieles anziehender fand, als er ſich ſelbſt vorgeſtellt hatte. Boerhave's und Hallers Werke und die Diſſertationen und Collegienhefte des großen Lehrers der praktiſchen Arzneikunde zu Göttingen, Brendels, waren dabei ſeine Führer. Aber wider ſeinen Willen überraſchte ihn mitten im Lernen die Poeſie, und er benützte jede freie Minute, ſich mit der Literatur und Dichtkunſt und, als mit ihrem Hülfsmittel, der Geſchichte zu beſchäftigen. Klopſtock wurde jetzt auf's Neue von ihm vorgenommen, aber ſchon wagte er ſeine Geſänge zu kritiſiren, ja eine mißfällige Ode ſogar durchzuſtreichen, und ein richtiger äſthetiſcher Takt leitete ihn dabei. Außer ihm blieben ſeine Lieblinge Göthe, Gerſtenberg, Haller und Leſſing, wozu ſich auch noch Uz und Wieland geſellten.

1776. Das älteſte Gedicht, das ſich von Schiller erhalten hat, ſtammt aus dem Jahre 1776, alſo nicht mehr von der Solitude. Es iſt eine Rhapſodie auf den Abend, und enthält neben wenig eigenthümlichen Bildern und Gedanken, welche ſchon den Dichter verſprechen, Erinnerungen aus Uz, Klopſtock und den Pſalmen. Der Anfang iſt das ſchönſte:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden, 1776.
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht —
(Für andre ach! gluckſeligere Welten,
Iſt das ein Morgenangeſicht!) —

Nächſtdem rührt das Gefühl, das den Dichter noch viel ſpäter mit gleicher Stärke begeiſterte, „das paradieſiſche Naturgefühl“ —

Für Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur.
O Gott! du gabeſt mir Natur —
Theil' Welten unter ſie, nur, Vater, mir Geſänge!

Balthaſar Haug, der Vater des Epigrammendichters, Profeſſor an der Carlsſchule, theilte es, mit Verbeſſerung einiger Sprachfehler und Reimlicenzen (er ließ deren genug ſtehen), in ſeinem ſchwäbiſchen Magazine mit, und fügte die Bemerkung hinzu: „Dieſes Gedicht hat einen Jüngling von ſechzehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünket mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum“ — einen Mund, der dereinſt hohe Dinge tönen wird.

Ein zweites Gedicht, „der Eroberer“, führte derſelbe Haug im Jahre 1777 mit der Bemerkung ein: 1777.
„Von einem Jünglinge, der allem Anſehen nach Klopſtocken liest, fühlt und beinahe verſteht. Wir wollen ſeinen Feuereifer beileibe nicht dämpfen; aber Non sens,

Undeutlichkeit, übertriebene Metaphern; — wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen, — und ſeinem Vaterlande Ehre machen." Dieß Gedicht hat weniger Perſönlichkeit als das erſtere, es iſt mit Stoff und Form ganz aus Klopſtocks Nachahmung hervorgegangen. „O, damals war ich noch ein Sklave von Klopſtock!" rief Schiller ſpäter ſelbſt aus; und Peterſen ſchilt das Gedicht „den Graus einer orientaliſchen Geiſtesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Meſſiade und den Propheten, voll wilden Feuers und roher, brauſender Kraft, aber auch voll Schwulſt, Unverſtändlichkeit und Unſinn."

Ueber die Art und Weiſe, wie er ſchon damals dichtete, iſt uns eine merkwürdige Aeußerung deſſelben Freundes, der ſein poetiſcher Gewiſſensrath war, aufbehalten: „Man wähne ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer ſtrömenden Einbildungskraft oder gleichſam Einliſpelungen einer freundlichen Muſe geweſen ſeyen. Mit nichten! Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen; erſt nach vielen Bilderjagden und den mannigfaltigſten Befruchtungen ſeines Geiſtes, erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen hob er ſich etwa im Jahre 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahnten, ſo wie er auch ſelbſt nicht früher als um dieſe Zeit ſich der Inwohnung und ſchaffenden Wirkung des Dichtergeiſtes gewiß wurde.“ Dem genannten Freunde, dann ſeinem Jugendgeſpielen von Hoven, und dem als Tonkünſtler und Componiſt ſpäter berühmt gewordenen Zumſteeg theilte er ſich mit ſeinen dichteriſchen Verſuchen am offenſten mit. Von ſeinem Freunde Scharffenſtein hatte er ſich, empfindlich, wie Dichter ſind, in Folge einer allzu offenherzigen Kritik, zurückgezogen. Hoven empfing zugleich die vertrauteſten Mittheilungen über die philoſophiſchen Anſichten des Freundes, und jedes vollendete Gedicht wurde ſogleich von Zumſteeg componirt. 1777.

Fortwährend wurde aber auch das Dichten dem Jüngling durch die läſtigſte Aufſicht und ein feindſeliges Mißtrauen ſeiner Vorgeſetzten ſchwer gemacht. Weinend fand man ihn einſt vor ſeiner Bibliothek ſtehen, als ihm ſein Shakſpeare und andere, nicht in den Studienplan des Inſtituts paſſende Werke von den Aufſehern hinweggenommen worden waren. Die Zöglinge waren ſo ſcharf beobachtet, daß ſelbſt die Mittheilung unter Freunden ſehr ſchwer war, daß ſie ſich nicht aus einem Schlafſaal in den andern begeben, und nie ſich gruppenweiſe verſammeln durften. So mußte denn oft das Puder- oder Waſchzimmer, eine abgelegene Allee im Akademiegarten, ein Durchgang im Hofe das Lokal abgeben, wo Schiller einzelnen

1777 Vertrauten Proben aus ſeinen Gedichten mittheilen konnte, während ein ausgeſtellter Freundesposten Wache hielt.

Sein Verhalten zur Akademie.

1773 f. Dennoch machte ſich Schiller, wie ſein Freund von Hoven verſichert, während des Aufenthalts im Inſtitute keines Vergehens gegen die ſtrengen Geſetze ſchuldig, ſo viel Selbſtüberwindung es ihn koſtete, ſich immer in die Ordnung zu fügen. Zuweilen freilich brauſte ſein feuriges Temperament, dem pädagogiſchen Eigenſinne ſeiner Erzieher und der methodiſchen Härte der Inſpectoren gegenüber, plötzlich auf, doch wußte er den Streit gewöhnlich durch einen witzigen, oft ſarkaſtiſchen Einfall, den nicht jene ſtumpfen Aufſeher, wohl aber die Mitzöglinge zu ihrer Beluſtigung verſtanden, ſchnell abzubrechen. Um ungeſtört dichten zu können, nahm er manchmal Zuflucht zu einer erheuchelten Krankheit, wo ihm dann geſtattet wurde, während die Zöglinge nur bis zu einer beſtimmten Stunde des Abends Licht brennen durften, im Krankenſaale ſich einer Lampe zu bedienen. Wenn denn ein Aufſeher oder gar der Herzog ſelbſt, der den Acker der Wiſſenſchaft durch das Auge des Herrn fett machen wollte, den Saal viſitirte, ſo bedeckte ſchnell ein mediziniſches Werk das angefangene Manuſcript. Die Peiniger ſeines Talentes entdeckten indeſſen auch dieſen Kunſtgriff, und als ihm in einer ſolchen

erdichteten Unpäßlichkeit als zweckmäßigſte Kur von den 1773 ff.
Inſpektoren ſtarke Penſa aus ſeiner Brotwiſſenſchaft zugemuthet wurden, übermannte ihn der Unmuth, und er warf dem Ueberbringer die zerriſſene Aufgabe mit den Worten vor die Füße: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben!“ Er wurde für dieſen Ausbruch ſeines Freiheitsſinns für einige Zeit degradirt, und mußte ſich nur um ſo ſchweigender in's Joch ſchmiegen. Zuweilen gelang ihm jedoch in unbewachten Abendſtunden die Flucht in eine heitere Geſellſchaft, zu Freunden und Verwandten in die Stadt. Aber ein ſchon im Jahre 1775 mit einigen ſeiner beſten Cameraden entworfener Plan, ſich durch Entweichung aus der Akademie immerwährende Freiheit zu verſchaffen, mißlang gänzlich, ohne daß derſelbe jedoch verrathen worden wäre. „Die Inſpectoren,“ ſcherzte er nach einigen Jahren darüber, „würden von dieſer Flucht keine Zeitrechnung eingeführt haben!“

Aus ſeinem Kerker heraus blickte Schiller mit neugierigen und ſehnſüchtigen Augen nach der Bühne der wirklichen Welt, wo er (nach einem Briefe vom 25. September 1776) „ganz andere Dekorationen, Souffleurs und Akteurs“ zu ahnen begann, als er und ſeine Mitgefangenen ſie ſich in ihrer Idealwelt dachten. „Mich intereſſirt,“ ſchrieb er, „Alles, was ich von freien, ſelbſtſtändigen Männern über eine Laufbahn erfahre, die ich bald ſelbſt betreten werde! Nicht ſo ganz von wirklichen Erfahrungen

1773 entblößt, wünſchte ich in die wirkliche Welt überzutreten. Denn Alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derſelben, worüber mich die Geſchichte, die treue Leiterin und Führerin auf meiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn, mehr als alles Geſchwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erziehungs-Prinzipe, belehrt."

In recht trüben Augenblicken fühlte er ſich ganz verlaſſen von den Menſchen, denn „die Vierhundert, die ihn umgaben," erſchienen ihm dann „wie ein einziges Geſchöpf." Auch bemerkte er im reiferen Alter, daß die Vielſeitigkeit der Ausbildung, die ſich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen ſey. „Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf ſeiner Ideen nicht feſſeln." In Wahrheit aber übte gewiß die Umgebung von ſo vielen Jünglingen allen Standes und der verſchiedenſten Nationen einen ihm ſelbſt wohl unbewußten, bildenden Einfluß auf ſeinen Dichtergeiſt, und auch der Vortheil iſt nicht gering anzuſchlagen, daß er aus einer ſo großen Anzahl von Altersgenoſſen eine ſeltene Auswahl geiſtreicher, talentvoller, charaktergutér Freunde durch das beginnende Leuchten ſeines Talents, wie durch ſeine Herzensgüte um ſich zu vereinigen im Stande war. Zu ſeinen vertrauten Freunden gehörten außer den genannten noch der berühmt gewordene Bildner und Schöpfer der Schiller'ſchen Büſte, der im hohen Greiſenalter (1839) lebende Dannecker, und der als königl. württembergiſcher 1773 f. Geheimerrath verſtorbene Lempp. „Bei der Wahl dieſer Freunde, ſah er,“ nach Hovens Zeugniß, „eben ſo ſehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geiſtestalente. Wen er für gemein, unzuverläſſig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er; und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, ſo betrug er ſich gegen ihn mit zurückſchreckender Kälte; beſchränkte Menſchen ertrug er; Beſchränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben dieſe, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Anderer an ihm immer einen Beſchützer fand.“

Der Herzog behandelte den jungen Schiller mit beſonderer Auszeichnung, und weil der Vater als Hauptmann eine adelige Charge begleitete, ward dem Sohne die hohe Ehre zu Theil, gleich den adeligen Cavalieren, mit gepuderten Haaren bei feierlichen Paraden erſcheinen zu dürfen. Wahrſcheinlich war dieſem die Diſtinktion ſo verhaßt, wie jeder andere Zwang. Der künftige Dichter war ein Sohn der Natur und der Freiheit: nur ungerne fügt ſich ein ſolcher in die conventionellen Feſſeln, die dem Manne früh genug die Laufbahn im Staate anzulegen pflegt. Schiller aber war dazu verurtheilt, ſchon die Knabenjahre in einem Treibhauſe zuzubringen, das in peinlicher Miniatur alle Formen und ſelbſt alle Natur-

1773 ff. widrigkeiten des Staates an den Zwergbäumchen ſeiner Pflege zur früheſten Reiſe brachte.

Mediciniſche Studien und theologiſche Zweifel.

1773 ff. Mit dem Eintritt in's Studium der Medicin und der Naturwiſſenſchaften kam eine fremde Bewegung in das ohnedieß ſtürmende, aber doch von einer gewiſſen Seite bisher noch ruhige Gemüth des Jünglings. Er hatte den Segen einer frommen Erziehung genoſſen. Eine vertraute Freundin ſagt von ihm: „Welche religiöſe Zweifel auch ſpäterhin Schillern bedrängen mochten, das Gemüth, die Innerlichkeit, die bei jedem guten und reinen Menſchen am Ende das Band zwiſchen Himmel und Erde machen, waren früh in ihm geweckt und gebildet. Durch ſeinen großen Geiſt verklärt, ſollten ſie einſt nicht allein ihm Befriedigung und Ruhe geben, ſondern auch ihn fähig machen, Gottes Wege auf Erden in großen Bildern den Menſchen darzuſtellen.“

Aber dieſe anerzogenen Glaubensſätze und Gefühle mußten, was ihr Weſentliches betrifft, im Feuer gehärtet, ihre Wahrheit mußte durch wiſſenſchaftliche Unterſtützung, durch die Anläufe der Leidenſchaft, durch die Erfahrungen des Lebens verſucht, erprobt, geläutert werden, und den Anfang zu dieſem großen und gefährlichen Proceſſe machten ſeine Berufsſtudien in der Akademie.

Im Jahre 1775 hatte er ſich für die Medicin entſchieden, und ſchon im zweiten Jahre dieſes Studiums ſich mit ſeiner ganzen Geiſteskraft ſo tief darein verſenkt, daß ihm das Lob der Lehrer, welche ſeine Antworten und Bemerkungen weit höher achteten, als den mechaniſchen Fleiß der Andern, nicht genügte, ſondern daß er viel höhere Forderungen an ſich ſelbſt ſtellte. „Er beſchloß,“ nach der Verſicherung eines Jugendfreundes, „ſo lange nichts anderes, was die Medicin betreffe, zu leſen, zu ſchreiben, oder auch nur zu denken, bis er ſich das Wiſſenſchaftliche ſeines Berufes ganz zu eigen gemacht hätte.“ 1775 f.

In demſelben Jahre nun erſchienen im ſchwäbiſchen Magazine von ihm „Morgengedanken am Sonntage“, welche der Herausgeber Haug mit der Bemerkung begleitete, daß ſie das Gebet eines warm, ſchön und rührend betenden Dichters ſeyen, „den' Schickſale in Sachen der Religion und Wahrheit ſo geläutert haben, daß er ſeinen Zuſtand und die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes für die Wahrheit fühlte.“ Aber die Schickſale des achtzehnjährigen Jünglings lagen nicht hinter ihm, ſondern vor ihm; die Entſcheidung für die Wahrheit war bei ihm die Aufgabe eines ganzen Dichter,- und Denkerlebens, und was dem redlichen Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins als ein Reſultat des Glaubens erſchien, das waren die Trümmer der überlieferten Glaubenslehre, welche der Zweifel des jugendlich empörten Geiſtes bald darauf für den

1775 f. Augenblick von ſich ſtieß. In jenen Morgengedanken entfaltete er vor Gott „das heiße Verlangen ſeiner Seele nach Wahrheit,“ und die bangen Zweifel der umnachteten. Er ſieht den ſchrecklichen Abgrund vor ſich, und dankt der göttlichen Hand, die ihn wohlthätig zurückzog. Er fühlt ſich zu trüben Tagen aufbehalten, wo der Aberglaube zu ſeiner Rechten raſt, und der Unglaube zu ſeiner Linken ſpottet. Aus Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglauben möchte er ſich in die Wahrheit retten. Um die Ruhe, die heilige Stille fleht er, in der ſie uns am liebſten beſucht. Und dieſe Wahrheit erkennt er bis jetzt noch in Jeſus, den Gott geſandt hat. „Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum: hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles.“ Dieſes Kleinod, dieſen Troſt will er ſich durch die Weisheit der Welt nicht rauben laſſen. Jedes herzfeſſelnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude mag ihm Gott nehmen, wenn er ihm nur die Wahrheit läßt. Um dieſe bittet er auch für die Irrenden. Mit ihnen will er hinüber gebracht ſeyn, wo kein Zweifel mehr unſere Herzen quält, wo Gott als Vater und Jeſus als Abglanz ſeiner Herrlichkeit erkannt wird.

Dieſes iſt ein Ton, der in ſolcher Einfalt weder vor noch nach in der Seele des Dichters angeklungen hat, und, wenn das Datum nicht widerſtritte, ſo wäre man verſucht, zu glauben, der ganze Aufſatz ſey eine Stylübung oder eine dramatiſche Studie. Nun aber läßt ſich kaum zweifeln, 1775 ff. daß derſelbe wirklich beim Schallen der Glocke geſchrieben iſt, die den Jüngling in den Tempel rief, wo er ſein Bekenntniß befeſtigen ſollte; vielleicht war es ein Beichtgebet vor dem Genuſſe des Abendmahls. Den Schluß bildet ein Gedicht im Tone Gellerts, ganz verſchieden von den gleichzeitigen Verſuchen des Dichters.

1778 ff. Die Wiſſenſchaft riß ihn bald in ganz andere Bahnen hinein. Um ein Examen über die theoretiſchen Disciplinen der Arzneikunde beſtehen zu können, widmete er ſich wirklich, ſeinem Entſchluſſe getreu, ganz ſeinem erwählten Berufe. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er in ſeiner neuen Berufswiſſenſchaft eine Prüfung beſtehen, von welcher er die größten Lobſprüche ſeiner Lehrer ärntete. Und ſchon im folgenden Jahre (1778) legte er ſeinem Lehrer eine leider nie gedruckte und dadurch verloren gegangene Abhandlung, „Philoſophie der Phyſiologie“ betitelt, vor, welche bald darauf von ihm in's Lateiniſche frei übergetragen wurde. Am neunten Jahrstage der Akademie (14. December 1779) erhielt Schiller drei Preiſe, in der praktiſchen Medicin, der materia medica und der Chirurgie.

1780. Im Jahre 1780 war es, daß Johann Andreas Streicher, ein junger Mann, der ſich ſpäter durch die edelſte Aufopferung als einer der treueſten Freunde Schillers auswies, und bald auf der Lebensbühne des Dichters erſcheinen wird, dieſen zum erſtenmale ſah. Seine

1780. Schilderung iſt wichtig, weil ſie uns zeigt, was begonnene Kraftentwicklung und daraus fließendes Selbſtgefühl aus dem früher ſo ſchüchternen und linkiſchen Jünglinge gemacht hatten. Dieſer war in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs gehalten wurden, eben Opponent bei einer mediciniſchen, in lateiniſcher Sprache durchfochtenen Disputation gegen einen Profeſſor. Die röthlichen Haare, die gegen einander ſich neigenden Kniee, das ſchnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während des Sprechens, beſonders aber die ſchöngeformte Naſe, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, prägten ſich dem Schilderer bleibend ein, ſo daß er die ganze Scene nach achtundvierzig Jahren, wäre er Zeichner und nicht Muſiker geweſen, auf's lebendigſte hätte darſtellen können. Bei der Abendtafel entdeckte er wieder denſelben Jüngling, mit welchem ſich der Herzog auf's gnädigſte unterhielt: er lehnte ſich auf ſeinen Stuhl und ſprach in dieſer Stellung ſehr lange mit ihm. „Schiller aber behielt gegen ſeinen Fürſten daſſelbe Lächeln, daſſelbe Augenblinzeln, wie gegen den Profeſſor, dem er vor einer Stunde opponirte."

1778 ff. Die Zwiſchenzeit zwiſchen dem Jahre 1778 und Schillers Austritt aus der Akademie (1780) füllte neben der Conception und Ausarbeitung der Räuber im letzten Jahre, von welchen demnächſt zu ſprechen iſt, die Elaboration der Probeſchrift, welche Schiller im December 1778 ff.
1780 in Gegenwart des Herzogs und in lateiniſcher Sprache vertheidigte, und wodurch er ſich vor ſeinem Austritte aus der Akademie Befähigung zur ärztlichen Praxis erwarb. Sie handelt über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Er widmete dieſelbe dem Herzog, deſſen unvergeßlichen, mündlichen Unterricht er in der Zueignung rühmte.

Dieſe Abhandlung iſt als das geiſtige Reſultat ſeiner Berufsſtudien zu betrachten. Es erhellt aus ihr, wie Hoffmeiſter bemerkt hat, „daß Schillers philoſophiſches Talent viel früher reifte, als ſein poetiſches." Geiſtreich und ſcharfſinnig entwickelt derſelbe Schriftſteller, der ſeinem Leben Schillers einen Auszug jenes Schriftchens einverleibt hat, in Bezug auf die Apologie der Sinnlichkeit, welche daſſelbe enthält, daß die Beweiſe für die Abhängigkeit des Körpers vom Geiſte, die an einem in Idealen ſchwelgenden Jünglinge befremden könnten, Anſtrengungen eines großen Verſtandes ſeyen, welcher ſeinen Idealiſirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen und eine einſeitige Richtung der Natur durch die Erfahrung verbeſſern wollen, ſo daß die mediciniſchen Studien dazu gedient hätten, ein realiſtiſches Element in ſeinem Denkſyſteme einheimiſch zu machen.

Ein Theil dieſer Operation iſt indeſſen auch auf das junge, durch klöſterliche Abſperrung in Wallung gebrachte Blut des Verfaſſers zu ſchreiben, das bei jener Diſſertation

778 f. hier und da die Feder belebt zu haben ſcheint; ein Gedanke, der ſich uns beſonders aufdringt, wenn wir den Commentar zu dieſer Abhandlung, der in einer Reihe lyriſcher Gedichte, welche jenem Aufſatze faſt auf dem Fuße folgten, und in einigen Abſchnitten der Räuber enthalten iſt, mit ihr vergleichen. Die Art und Weiſe, wie Schiller „als Philoſoph die Triebe, Kräfte, Neigungen, Gefühle gegen den moraliſchen Rigorismus in Schutz nimmt, und daß er die Entwicklung des Menſchengeſchlechts auch immer von rohen, thieriſchen Anfängen ausgehen läßt“ — mag dieſe einſeitige Anſicht immerhin auf eine ſchon in der Jugend gefaßte Grundüberzeugung gebaut ſeyn, ſo hat ſie doch eine gar andere Geſtalt in dem reifen Denker und Dichter gewonnen und wenig mehr gemein mit dem thieriſchen Ungeſtüm, mit welchem ſich der Trieb in ſeinen Jugendarbeiten gebärdet. Es iſt in der That begreiflich, warum Schiller ſelbſt von jener ruhiger gehaltenen Abhandlung, ſo viele Vorzüge der Gedanken und des Styls ihr mit Recht zugeſchrieben werden mögen, in ſeinen ſpätern Jahren nie mehr ſprechen mochte, und ſie gewiſſermaſſen verleugnet zu haben ſcheint.

Uebrigens iſt es ergötzlich anzuſehen, wie ſehr die gehoffte Autorſchaft den Jüngling kitzelt, ſo daß er ſelbſt in dieſer Inaugural-Abhandlung nicht umhin konnte, die ungeborenen Räuber zweimal zu citiren. *

---

* §. 15. Life of Moor, Tragedy by Krake. Act. V. Sc. I. und, was bisher überſehen wurde, §. 19: „Ein durch

Die Räuber.

1780. Zunächſt aus dem Kampfe mit der äußern Welt, dann aus dem Kampfe mit der Sünde, zuletzt aus dem Kampfe mit der unbändigen Macht ſeiner eigenen Naturanlage, und der ihn manchmal faſt überwältigenden Reflexion iſt der Genius des gewaltigen Dichters, deſſen Lebensbild wir ſchildern wollen, ſiegreich hervor gegangen. Mit den Sterblichen, mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel, zuletzt, wie Jakob, mit Gott ſelbſt hat er gerungen, und iſt mit ungelähmter Hüfte aus dem Ringkampfe hervorgegangen.—

Da das Manuſcript der Räuber faſt ganz während Schillers Aufenthalt in der Akademie fertig geworden iſt, ſo muß dies erſte Produkt ſeiner Muſe auch eher beſprochen werden, als des Dichters Austritt aus jener Anſtalt, obgleich erſt der Regimentsmedicus und nicht der Zögling der Carlsſchule es in die Welt hinausgehen ließ.

Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Dieß eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ — Das letztere ſind Worte Spiegelbergs in den Räubern: „Du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt!“ Räuber, Act II. Sc. III.

780. Ueber die innere Entſtehung dieſes Gedichtes iſt zuerſt ſein Verfaſſer ſelbſt zu hören, der ſich vier Jahre ſpäter (1784) in der rheiniſchen Thalia folgendermaßen darüber ausſprach:

„Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe: was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden, unbekannt mit den Menſchen, denn die Vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und ebendeſſelben Models, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden

Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren —; unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn —; unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Vermiſchung der Subordination und des Genius hervorgebracht. *“ 1780.

„Ich meine die Räuber. Dieß Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſey das Klima, unter dem er geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mich anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe noch einer mir begegnete.“

So viel Wahres dieſe edle Selbſtanklage enthält, die mit dem früheren Wahne des Dichters, daß er in den

---

[*] Hier ſind ein paar Worte von uns geändert worden. Zur Entſchuldigung diene, was Hoffmeiſter I, 74 ſagt.

1780. Räubern „nur die Natur gleichſam wörtlich abgeſchrieben,“ in grellem Widerſpruche ſteht, ſo iſt ſie doch übertrieben und ungerecht. Der ungeheure Eindruck, den dieſes Stück in ganz Deutſchland hervorbrachte, beweiſt, daß es kein ſo unnatürliches Produkt, oder vielmehr, daß ſeine Unnatur ſelbſt damals eine furchtbare Wahrheit war. Schiller hatte die Welt nur aus einer Fernröhre, aber die damalige Welt aus dieſer richtig geſehen: oder eigentlich der Weltzuſtand ſeiner Zeit ſpiegelte ſich in der hohen Carlsſchule. Wenn die Räuber „der Angſtruf eines Gefangenen nach Freiheit“ waren, ſo glaubte damals die halbe Welt in den gleichen Feſſeln zu ſchmachten, und jener „Unwille einer ſtarken Seele“ der ſich in dem Stücke hörbar gemacht hat, jener Schmerzenslaut über Unterdrückung, fand ein ſo einſtimmiges Echo nur darum in der Geſellſchaft, weil die bürgerliche Ordnung wirklich krank und unterhöhlt, und theilweiſe die Auflöſung und der Einſturz bevorſtehend war. Nicht Karl Moor, die Zeit und Mitwelt ſelbſt war der verlorne Sohn der dramatiſchen Parabel. Alle fühlbaren Mängel dieſes Melodrama's, alle Monſtroſitäten der Anlage, Uebertreibungen der Handlung, der Charaktere, Rohheiten und Frechheiten der Sprache wurden nicht nur als Verirrungen eines großen, ſich in dieſer Mißgeburt dennoch verherrlichenden Genie's, einer ungeheuren Phantaſie und Geiſteskraft verziehen, ſondern ſie wurden vor Allem vergeſſen über dem Ton der Gerichtspoſaune, die aus dieſem

Stück über die lebende Generation hintönte, an welcher 1780. binnen eines halben Menſchenalters das alles in Erfüllung gehen ſollte, was in dem engen Raume dieſes Stückes zuſammengedrängt war; denn das Geſchlecht, an welches der Dichter mit ſeinen Räubern ſich richtete, verging nicht, ehe ein Nachbarſtaat und bald die Welt ſich mit jenen Räubern füllte, deren „Handwerk Wiedervergeltung und deren Gewerbe Rache war.“

Jener Parlamentsrath, der geſchworen hatte, das Volk müßte noch ſo weit gebracht werden, daß es Heu freſſe,* und ſeine Mörder, die ihn, ein Bund Heu auf dem Rücken, ein Band von Neſſeln um den Hals, und einen Diſtelſtrauß in der Hand nach Paris auf die Schlachtbank trieben und ſeinen Durſt mit gepfeffertem Weineſſig ſtillten — waren beides nicht Ungeheuer, von dem wirklichen Leben aus Schillers idealen Räubern entlehnt?

Zwölf Jahre nach dem Erſcheinen ſeiner Tragödie erhielt ihr Verfaſſer das neufränkiſche Bürgerdiplom des Pariſer Nationalconvents. Dieſe Caſſandrenweiſſagung der Revolution iſt es, welche dem wilden Stücke unausgegoh-

---

* Räuber. Act. II. Sc. II. Franz: „In meinem Gebiete ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit feurigen Backen unter die Augen tritt. Blöße der Armuth und ſclaviſche Furcht ſind meine Leibfarbe; in dieſe Livrey will ich euch kleiden!“

1780. rener Dichterkraft den jubelnden Beifall eines gährenden Geſchlechtes erwarb, während der Widerſtand und die Beſonnenheit einen Ruf des Entſetzens oder nüchterne Laute der Warnung hören ließen.

Der Zuſammenhang in des Dichters Erſtlingsſtück mit der Weltlage macht auch den Ausruf jenes Fürſten begreiflich, den nach Eckermann, Göthe, der Badgaſt, in dem engen Mühlwege zum offenen Geſtändniſſe brachte: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriffe, die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgeſehen, daß Schillers Räuber würden darin geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht geſchaffen;“ das heißt doch nichts anders, als: wenn die Welt nur mit der Revolution beſtehen kann, ſo wäre ſie beſſer ungeſchaffen geblieben.

Allerdings würde Schiller von allen Freunden der Ordnung einen ſchweren Vorwurf verdient haben, wenn er in Deutſchland der Prediger und nicht blos der Prophet jener Staatsumwälzung geweſen wäre. Welch' ein Feuer hätte er zehen Jahre ſpäter mit dem Blitz und Donner ſeines Talentes vom Rhein aus anzünden helfen können, wenn er, der aus dem nächſten Vaterland einſt Verbannte, wie andre Werkzeuge der Selbſtſucht und der Verblendung, ſich in das Lager des Feindes geworfen hätte, wenn er ein Organ der Leidenſchaft, und nicht der göttlichen, ruhigen Wahrheit hätte werden, wenn er der Anarchie hätte dienen wollen, wie er der Freiheit in der Schönheit gedient

hat! Denn nicht mit Unrecht hat ſein Freund Scharffenſtein 1780.
von ihm geurtheilt: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im aktiven, öffentlichen Leben zu werden.“

Von den innern Veranlaſſungen zu den Räubern gehen wir zu den äußern über. Die Neigung zur dramatiſchen Dichtkunſt war, wie wir geſehen haben, frühzeitig in Schiller rege geworden. Selbſt die ſtrenge Anſtalt, welche ihn hermetiſch vor der Poeſie verſchließen ſollte, hatte dieſelbe unterhalten. Schon im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in der Pflanzſchule wurde auf der Solitude am dritten Jahrestage der Militärakademie der Geizige von Molière, und das Jahr darauf eine andere Comödie, der Deſerteur von Mercier in franzöſiſcher Sprache vor dem Herzoge von den Eleven aufgeführt. Aehnliches geſchah wohl auch in Stuttgart. Wenigſtens erzählt uns Peterſen, daß jährlich in einem Saale der Karlsſchule theatraliſche Vorſtellungen von den Zöglingen gegeben werden durften, wobei einige derſelben auch die weiblichen Rollen zu übernehmen hatten. Da trat denn auch Schiller als Clavigo in Göthe's Schauſpiele dieſes Namens auf, obgleich, charakteriſtiſch genug, Beaumarchais ſein Liebling war; aber je produktiver ſein Genius ſich bald darauf zeigte, je weniger hatte er die Gabe der Nachahmung: Schiller, der künftige Schauſpieldichter, fuhr als Schauſpieler auf ſeinem Stuhle in Clavigo's Rolle wie beſeſſen herum, und wurde, durch dieſe heftige Mimik, 1780 ſein unangenehmes Organ und ſeine ſchreiende Deklamation ein Gegenſtand des Gelächters.

Von ſeinen eigenen dramatiſchen Verſuchen der frühern Zeit iſt ſchon erzählt worden. Den lyriſchen Stoff zu den Räubern, ſeinen Grimm gegen die willkührliche Beſchränkung durch zweckwidrige Staatseinrichtungen und Herkömmlichkeiten, (die Akademie war ihm ſein Staat und ſein Kerker) trug er ſchon lange mit ſich im Buſen herum, aber, weil zum Drama geſchaffen, ſchüttete er denſelben nicht in Lieder aus, ſondern ſein Geiſt erwartete einen äußern Anſtoß, ſeinen ganzen Groll in objektive Handlung zu verwandeln.

„Die Räuber," ſagt Scharffenſtein, „ſchrieb er zuverläſſig weniger um des literariſchen Ruhmes willen, als um ein ſtarkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen." In jener Stimmung äußerte er oft gegen ſeinen Freund: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder abſolut verbrannt werden muß!" Die Veranlaſſung von außen kam endlich. Das ſchwäbiſche Magazin von Balthaſar Haug, in welchem Schiller die Erſtlinge ſeiner Muſe niedergelegt hatte, enthielt die Erzählung eines durch ſeinen verſtoßenen Sohn geretteten Vaters. Schnell war vom Dichter der Plan zu ſeinem „verlorenen Sohne" im Geiſt entworfen, ein Titel, der jedoch nicht der bleibende war, ſondern an deſſen Stelle, nach Art der Claſſiker, bei welchen oft der Chor die Ueberſchrift zum Stücke hergab, der andre Titel „die Räuber" trat, als der Freiherr von Dalberg eine Umſchmelzung des Trauerſpiels für das Theater (im Aug. 1781) verlangt hatte. 1780.

Die Arbeit wurde mit großen Unterbrechungen, unter beſtändiger Furcht entdeckt zu werden, im Krankenſaale, bei der Nachtlampe — wie oben des jungen Schillers Weiſe zu dichten geſchildert worden iſt — allmählich vollendet. Nur wenige Freunde erhielten davon Kunde und Mittheilungen. Hier und da ſteckte auch wohl ein jüngerer Zögling ehrerbietig und ſcheu den Kopf in das Kabinet des ſchaffenden Giganten, und ein ſolcher erinnert ſich noch heute den bei einer Flaſche Bier über dem Manuſcripte ſeiner Räuber brütenden Dichter belauſcht zu haben. Von Zeit zu Zeit vergnügte er ſeine Freunde mit der Vorleſung eben fertig gewordener Scenen, und einſt wurde er in ihrem Kreiſe von einem Aufſeher überraſcht, als er glühend und wie in Verzweiflung die Worte deklamirte, die Franz Moor zum Paſtor Moſer ſagt: „ha! was? kennſt du keine drüber? Beſinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laute deines Mundes!" In dieſem Augenblicke öffnete der Inſpektor die Thüre. „Ei, ſo ſchäme man ſich doch," rief er aus, „wer wird denn ſo entrüſtet ſeyn, und fluchen?" Damit zog er ſich zurück; die anweſenden Zöglinge lachten in die Fauſt, und Schiller

1780 rief ihm mit einem bittern Lächeln nach: „ein confiſcirter Kerl!“ Dieß iſt ein Ausdruck, dem wir auch in dem erſten Drama Schiller's begegnen.

Eine Kritik der Räuber liegt nicht im Plane dieſer Blätter, auch hat Schiller's neueſter Lebensbeſchreiber, Hoffmeiſter, eine gründliche Beurtheilung geliefert, auf welche wir, ohne ein Plagiat zu begehen, nur einfach verweiſen können. Das Schauſpiel ſelbſt iſt ohnedem aller Welt gegenwärtig, und obgleich Schiller ſelbſt, auf einer hohen Kunſtſtufe angelangt, daſſelbe, wie alle ſeine frühern Stücke, nicht mehr lieben konnte und es nicht mehr zur Aufführung gebracht wiſſen wollte, obgleich er im Angeſichte ſeines Wallenſtein die dramatiſche Laufbahn, eine ihm ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte nannte, und Alles, was er im Dramatiſchen zur Welt gebracht, für nicht ſehr geſchickt hielt, ihm Muth zu machen, ſo werden doch die Räuber ein Bühnenſtück und ein Lieblingswerk der deutſchen Jugend bleiben. „Das war vor fünfzig Jahren, wie jetzt,“ ſagt Göthe bei Eckermann, „und wird auch wahrſcheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders ſeyn. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Menſchen genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Cultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre; wenn auch die Welt im Ganzen fortſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne

anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur 1780.
durchmachen.“

Das Glücklichſte an den Räubern war ihre Erſcheinung im rechten Moment. In Hyperbeln der Geſinnung und Weltanſicht, in Witzen, in Bildern, in Gegenſätzen voll Schneide, — wie viele Stümper haben darin den jugendlichen Dichter ſeitdem übertroffen! Noch heutzutage wiederholen ſich, den Umſtänden angepaßt, dieſelben Deklamationen, ohne daß Jemand darauf hört. Auch gleichzeitige, ſelbſt ältere Schriftſteller, wie Schubart, hatten einen ähnlichen Ton angeſtimmt, und doch in den Wind geredet. Wer aber hat dem Dichter der Räuber das Geheimniß abgelernt, zur gelegenſten Zeit ein ſo hinreiſſendes Wort (wenn auch weniger als halbwahr) zu ſprechen, und bei allem Mangel an Kunſt, Mangel an Erfahrung, Mangel an Kenntniſſen, Mangel an wahrer Empfindung durch den bloßen Sturm ſeiner Leidenſchaft die Gefühle der Mitwelt ſo gewaltig aufzuregen?

Schiller ſelbſt ſah auf das erſte Werk ſeiner Jugendkraft zuerſt mit ſtolzem Gefühle zurück. „Das einzige Schauſpiel, auf württembergiſchen Boden gewachſen!“ rief er in ſeiner Selbſtkritik der Räuber aus. Und doch hätte nicht wohl ein Fremder ſtrenger in der Beurtheilung des Stückes ſeyn können, als Schiller eben in ſeiner Selbſtrecenſion war, und keine fremde Kritik hat ſo derb und ſo wahr geſprochen, wie er von ſich in folgendem Endurtheil:

„Wenn man es dem Verfaſſer nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er ſich in ſeinen Shakſpeare vergafft hat, ſo merkt man es deſto gewiſſer an den Ausſchweifungen. Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zur Ode verweiſen..... Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn [d. h. nicht bewußt künſtleriſch]; daß er keine Kritik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten und noch mehr ſeine koloſſaliſchen Fehler. Er ſoll ein Arzt bei einem württembergiſchen Grenadierbataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis ebenſo lieben als in Aeſtheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben."

Schillers Austritt aus der Akademie.
Beruf. Leben in der Stadt.

Wir ſind in den letzten Worten dieſem Abſchnitte vorausgeeilt. Mit dem Antritte ſeines zweiundzwanzigſten Lebensjahres, nach Vertheidigung der erwähnten Probeſchrift, war Schiller im Dezember 1780 bei dem in Stuttgart garniſonirenden Grenadierregiment Augé als Regimentsarzt „ohne Porte-epée" mit der monatlichen Beſoldung von 18 fl. Reichswährung angeſtellt. Sein Freund Scharffenſtein, der, früher aus der Akademie getreten, ihn nach anderthalb Jahren zum erſtenmal wieder auf der Parade ſah, war über die komiſche Figur, die der neue Regimentsdoktor machte, nicht wenig erſtaunt. In die ſteife, abgeſchmackte, altpreußiſche Uniform eingepreßt; an jeder Kopfſeite drei ſteife, vergipste Rollen; der kleine militäriſche Hut, kaum den Wirbel bedeckend; um ſo dicker der lange Zopf, und der ſchmächtige Hals (den der Dichter auch ſeinem alter ego Karl Moor geliehen hatte) in eine ſehr ſchmale, roßhaarene Binde eingezwängt; der den weißen mit Schuhwichſe befleckten Kamaſchen unterlegte Filz den cylinderförmigen Beinen einen größeren Durchmeſſer gebend, als die in knappe Beinkleider eingepreßten Schenkel hatten. Ohne die Knie beugen zu können, bewegte ſich der ganze Mann wie ein Storch.

Weniger idealiſirend, als der früher aufgeführte, ſchildert derſelbe Freund mit plaſtiſchem Sinne (er war Dilettant in der bildenden Kunſt) des Dichters Geſtalt uns ungefähr ſo: Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournure. Seine

1780. Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen, auf Papageienart, und ſpitzig. (Nach Danneckers Verſicherung hatte ſie ſich Schiller mit der Hand ſelbſt ſo gezogen.) Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen, was ihm pathetiſchen Ausdruck gab, die Lippen waren dünn, die Unterlippe vorragend, energiſch, von der Begeiſterung im Gefühle vorgetrieben; das Kinn ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, ſommerfleckig, die Augenlieder etwas entzündet, das buſchige Haupthaar dunkelroth, der ganze Kopf eher geiſterartig als männlich, aber bedeutend auch in der Ruhe, und ganz Affekt, wenn Schiller deklamirte. Weder die Geſichtszüge noch die kreiſchende Stimme vermochte er zu beherrſchen. „Dannecker," fügt Scharffenſtein hinzu, „hat dieſen Kopf unverbeſſerlich aus Marmor gehauen."

Die Eleven der Anſtalt, aus der Schiller trat, hielten ſich ſo ziemlich alle für bedeutende Geiſter, und in einem (ungedruckten) Briefe tröſtet Schiller Hovens Vater (einen erſt ums Jahr 1826 im zweiundneunzigſten Lebensjahre zu Stuttgart verſtorbenen Oberoffizier) beim Tod eines jüngern Sohnes mit dem Ueberleben ſeines ältern „ſeines großen Sohnes." Dennoch neigten ſich dieſe großen Männer damals alle ſchon vor Schiller. „Ich erſtaunte," ſagt Scharffenſtein, „und mein Geiſt beugte ſich vor der

imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die ich 1780.
bei Schiller antraf.“

Die Freilaſſung aus der Akademie ſteigerte das 1781.
Selbſtgefühl und den Uebermuth des jungen Sängers. Er bezog in einem Hauſe, das dem Neugierigen in Stuttgart noch gezeigt wird und am Enthüllungstage ſeines Standbildes mit einer Inſchrift geſchmückt war, in der jetzigen Eberhardsſtraße, oder, wie es damals hieß, auf dem kleinen Graben, ein Parterrezimmerchen mit dem gleichzeitig aus der Akademie getretenen Lieutenant Kapff, der ſpäter in Oſtindien ſtarb. Ungedruckte, ſehr glaubwürdige Nachrichten ſchildern dieſen letztern als einen verdorbenen Menſchen, der unglücklich auf die Sitten des plötzlich entfeſſelten Jünglings einwirkte, und ihr, wie noch einiger Genoſſen Leben als ein zügelloſes, rohes, nicht ſelten unordentlicher Luſt wild ergebenes. Wie in der Poeſie, ſo ſuchte damals derjenige, der ſpäter in der Kunſt der Verkünder des heiligen Maßes wurde, auch im Leben die Freiheit in der Schrankenloſigkeit. Selbſt die Stimme der Freundſchaft geht dieſe gefährliche Periode ſeines Jugendlebens nicht ganz mit Stillſchweigen vorüber; anſtatt ſie weiter zu enthüllen, bedienen wir uns ihrer ſchonenden Worte: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten, nach der ſo lang entbehrten Freiheit, ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft ſehr trübe Stimmungen für unſern Freund herbei. In einer Stadt,

1781. die zu allen Lebensgenüſſen einlud, in der das frühere Beiſpiel des Herrſchers das Band der Sitte, beſonders in der Hofwelt, ſehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrſchte, ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunſch, ihre Erwartungen nicht zu täuſchen, beſonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtſinn in Schranken und ſtellte das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufſtrebenden Jugendfreunden, zu denen ſich Haug und Peterſen geſellten, die Geiſtigkeit immer die Oberhand über das ſinnliche Leben.“ *

Das Haus, in welchem Schiller wohnte, gehörte einer Hauptmannswittwe: nach Scharffenſtein war dieſe ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Jene ungedruckten Nachrichten ſchildern ſie als eine häßliche, magere, ſittenloſe Frau; die Stunde iſt noch nicht gekommen, auch hierüber die Urtheile noch lebender Zeitgenoſſen zu protokolliren. Dieſe Perſon nun wurde, in Ermanglung jedes andern weiblichen Weſens, Schillers Laura, denn der Dichter hatte jenen Trank im Leibe,

---

* Schillers Leben, von Fr. v. Wolzogen, I., 39. 40.

der den Fauſt Göthe's in jedem Weibe Helena erblicken ließ. 1781. „Schiller entbrannte," ſagt Scharffenſtein, „und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch."

Sein Berufsfach trieb Schiller anfangs mit Ernſt und nicht als Nebenſache. Aber er hatte ſich das Prognoſtikon ganz richtig geſtellt. Er wollte auch hier Kraftſtücke liefern, die jedoch weder geriethen, noch zum beſten beurtheilt wurden. Das degoutirte ihn, ſagt ſein Freund, völlig vom Handwerke.

Der Druck der Räuber.

(Mannheim, Schwan und Dalberg.)

Die Räuber ſollten edirt werden, eine hochwichtige Angelegenheit, wie Scharffenſtein erzählt, bei der es manche Debatten gab. Zuerſt wurde über eine Vignette deliberirt, und eine ſolche ohne Mühe gefunden: ein aufſteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, was gratis von einem Kameraden aus den Kupferſtechern radirt wurde. Von Hoven und Peterſen waren in dieſer Angelegenheit beſonders thätig. Der letztere, dem Schiller ſein Stück mitgetheilt hatte, und von ihm „keine ſchale und ſuperficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, ſondern eine eigentliche Zergliederung, nach

1781 dramatiſcher Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren; Dialog, Intereſſe u. ſ. w., kurz eine Recenſion nicht unter ſechs Bogen" verlangt hatte, ſollte auch für die Herausgabe des Werkes beſorgt ſeyn. Wie Horaz im Scherze verſichert, daß ihn, den berupften Kalmäuſer, die freche Armuth getrieben habe, Verſe zu machen, ſo ſchreibt Schiller ſeinem Freunde lachend, „der erſte und wichtigſte Grund, warum er die Herausgabe wünſche, ſey jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter ſeinem Dache gar nicht anſtehe." Wenn der ſchwäbiſche Poet Stäudlin für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen habe, warum ſollte er für ſein Trauerſpiel von einem Mannheimer nicht ebenſoviel oder mehr erhalten? „Was über fünfzig Gulden abfällt, iſt dein. Du mußt aber nicht glauben, daß ich dich dadurch auf einem intereſſirten Weſen ertappen wollte, (ich kenne dich ja!) ſondern das haſt du treu und redlich verdient, und kannſt es brauchen!" Ein zweiter Grund war ihm das Urtheil der Welt, denn er möchte „natürlicherweiſe auch wiſſen, was er für ein Schickſal als Autor, als Dramatiker zu erwarten hätte." Drittens endlich glaubte er damals in der Welt einmal keine andere Ausſicht zu haben, als in einem Berufsfache zu arbeiten; er ſuchte „ſein Glück und ſeine Beſchäftigung in einem Amte, wo er ſeine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudieren und nützen könnte." Poeſie und Tragödie wollte er deßwegen, damit ſie ihm ſpäter bei

einer Profeſſur der Medicin nicht mehr hinderlich würden, 1781.
„hier ſchon wegräumen.“

So ſchrieb Schiller, während er und ſein Kumpan Kapff des Geldes wirklich ſehr benöthigt waren. Nun gings, erzählt weiter Scharffenſtein in ſeiner lebendigen Weiſe, an den Akkord mit einem ſubalternen Buchdrucker, der, dem Dinge nicht trauend, es nicht anders, als auf Schillers Unkoſten übernahm. Dieſer aber, wie wir aus einem andern Berichte wiſſen, mußte den Betrag dazu borgen. Die erſte Edition, „faſt Fließpapier, ſah aus wie die Mordgeſchichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hauſirern herumgetragen werden. Unbeſchreibliche Freude machten die erſten Exemplare; inzwiſchen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundſchaft veranſtaltet worden war, wenig Abgang hatte, ſah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komiſch bedenklichen Augen an.“

Seine Auslagen zu erſetzen und ſein Werk ins Ausland zu bringen, ſchrieb er vor beendigtem Drucke an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, und ſchickte ihm die ſieben erſten fertigen Bogen. Dieſer, nach Schubarts Schilderung,* ein zum ruhigen Gefühle der Schönheit und Wahrheit geſtimmter Mann, dem für gute Bücher, Leſeanſtalten, Aufſätze, Errichtung gelehrter Geſellſchaften, För-

---

* Leben, I., 187.

1781. derung des deutſchen Sing- und Schauſpiels die Pfalz und Deutſchland viel Dank ſchuldig war, nahm ſich des hoffnungsvollen Dichters thätig an. Er lief voll Enthuſiasmus über das kühne Werk, wie er ſelbſt an Schiller (unterm 11. Auguſt 1781) ſchrieb, gleich zu einem hohen Gönner, dem Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, den ſpäter Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter ſchlug, und dem das Mannheimer Theater, deſſen Intendant er bis zum Jahr 1803 blieb, eine Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Deutſchlands, wo damals Beck, Beil und Iffland, dieſer in erſter Jugend, blühten, ſeine Stiftung und Erhaltung verdankte. Dieſem „rechtſchaffenen und braven Herrn," den Schwan nur nicht für gut umgeben hielt, las er „brühwarm" das Bruchſtück vor, und rieth nun Schiller, mit Dalberg wegen „Theatraliſirung" der Räuber, wie Schiller ſpricht, zu unterhandeln.

Dalberg nämlich ſcheint, durch Schwan angeregt, ohne von Schiller veranlaßt worden zu ſeyn, dieſen aufgefordert zu haben, ſein Stück für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Wir beſitzen Schillers Antwort, ohne Datum, noch. Nach dieſer findet ſich ſeine Schriftſtellersbeſcheidenheit durch die ſtolzen Prädikate, die ihm in jener ſchmeichelhaften Zuſchrift beigelegt worden, „auf die ſchlüpfrigſte Spitze geſtellt," weil ihnen das Anſehen eines Kenners beinahe das Gepräge der Unfehlbarkeit aufzudrücken ſchien. Doch erklärte der Dichter in der „tiefſten Ueberzeugung ſeiner

Schwäche," daß er jene Lobſprüche als „eine bloße Aufmunterung ſeiner Muſe anſehen könne." Er verſichert, „ſeit er einen dramatiſchen Genius in ſich fühle, ſey es ſein Lieblingsgedanke geweſen, ſich dereinſt zu Mannheim, dem Paradies der Muſe, zu etabliren." Aber nicht nur dieſen Plan machen ſeine Verhältniſſe zu Württemberg, ſondern ſelbſt eine Reiſe dorthin ſeine ökonomiſchen Umſtände unmöglich, während er doch dem Gönner gar zu gerne noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater mittheilen möchte. 1781.

Hätte Schiller dieſe weiſe Zurückhaltung doch fortwährend beobachtet! Er mußte zu ſeinem Lebenskummer erfahren, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt. Der gute Schwan hatte das durchſchoſſene Exemplar der Räuber dem Dichter mit beſcheidenen Anmerkungen zurückgeſchickt, und ihm zugleich gemeldet, daß er das Stück dem Intendanten der Regensburger Schaubühne, dem Reichshofrath v. Berberich vorgeleſen, und daß der Direktor jener Bühne auch ſchon angefangen habe, das Stück für das dortige Theater zu bearbeiten; nur weil der Verfaſſer (ohne Zweifel an Schwan) Hoffnung zu veränderter Auflage mache, wolle er damit warten. Den Verlag der Räuber ſcheint Schwan ſtillſchweigend abgelehnt zu haben.

Schiller wurde durch Schwans Ausſtellungen, wie es ſcheint, etwas nachdenklich. Auch mochte das Werk, wie es nun gedruckt vor ihm lag, in ſeiner ſocialen Bedenklichkeit,

1781. und vielleicht auch ſeiner äſthetiſchen Mißgeſtalt, ſeinem Urheber ſelbſt verdächtig erſcheinen. Er ſchickte im Oktober 1781 dem Freiherrn von Dalberg „den verlorenen Sohn oder die umgeſchmolzenen Räuber“ zu und glaubte mit dieſer Umſchmelzung etwas Schweres vollbracht zu haben; „mit weniger Anſtrengung des Geiſtes, und gewiß mit mehr Vergnügen wollte er ein neues Stück, und ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen.“ Er hatte beſonders das Bedürfniß gefühlt, den widerlichen, ermüdend und verdrießlich raiſonnirenden Böſewicht Franz, bei welchem er an theatraliſche Vorſtellung gar nicht gedacht hatte, nicht nur der Bühne, ſondern auch der Menſchheit etwas näher zu rücken. Auch ſonſt war manches geändert worden. Doch konnte er die von ihm ſelbſt gefürchtete Tendenz des Stückes nicht umwandeln, und daſſelbe in einer Vorrede, die mit nicht ganz gutem Gewiſſen geſchrieben iſt, nur mit moraliſchem Bombaſt entſchuldigen. An ſeinem Karl Moor, der offenbar im innerſten Kern er ſelbſt war, hing er mit ſtiller, inniger Liebe. „Der Räuber Moor,“ ſchreibt er an Dalberg, „dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Spekulationen weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.“

Es war ſehr natürlich, daß Schiller durch den Gedanken begeiſtert wurde, ſein Stück auf der Mannheimer Bühne vorgeſtellt zu ſehen. In Stuttgart hatte er dazu, auch abgeſehen von allen andern Verhältniſſen, keine

Hoffnung; dort beſtand damals gar keine ordentliche 1781.
Schaubühne. Schikaneder, der in den 70er Jahren nach Stuttgart gekommen war, durfte ſeine Operetten, Luſt- und Trauerſpiele nicht einmal im Opernhauſe geben; erſt den herangewachſenen Kunſtzöglingen der Akademie wurde dieſes zu deutſchen kleinen Opern eingeräumt, bis das (1802 abgebrannte) neue Theater gebaut war, auf dem wiederum nur Singſpiele von ehemaligen Zöglingen der Schule aufgeführt wurden, unter welchen nur Hallers Talent einen doch nicht viel mehr als provincialen Ruf erwarb. In Mannheim dagegen war ein berühmtes Theater, deſſen Mitglieder faſt alle in der Schule von Eckhof gebildet waren. Der Dichter freute ſich deßwegen auch „wie ein Kind" auf die Darſtellung ſeines Räubers Moor durch den Schauſpieler Böck. „Ich glaube," ſchreibt er an Dalberg (25. Dezember 1781), „meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen und im Ganzen einen größern dramatiſchen Schwung geben [nehmen?], denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde."

Eine mit Dalberg fortgeſetzte Correſpondenz war 1782.
hin und her bemüht, das Stück bühnengerecht zu machen. Namentlich fühlte der Dichter, daß „die Simplicität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet" ſeinem Stücke ganz fehle, daß es aber deßwegen in der modernen Zeit ſpielen müſſe.

Jn andern Beziehungen wollte er ſich alle möglichen, vorgeſchlagene und nicht vorgeſchlagene Veränderungen gefallen laſſen, nur die Verſetzung ſeines Stücks in die Epoche des Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechtes, die es nach der einmal entworfenen Anlage und der Vollendung des Stückes „zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern machen“ würde, widerſetzte er ſich lange mit „der eifrigen Fürſprache eines Vaters für ſein Kind.“* Jedenfalls bedingte er ſich das von Herrn Schwan aus, daß er das Stück wenigſtens nach der erſten Anlage drucken laſſen ſollte. Auf dem Theater verlangte er keine Stimme. Glücklich hatte es ihn gemacht, daß Herr von Gemmingen, der Verfaſſer des „deutſchen Hausvaters,“ ſich die Mühe genommen, ſein Stück vorzuleſen. Er möchte „dieſen Mann verſichern, daß er eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt im Verfaſſer bewundert habe. Doch was könne dieſem an dem Geſchwätz eines jungen Candidaten liegen?“

Schiller unterwarf ſich dennoch ſeinem Theaterkritiker. „Die Zeit wurde verändert,“ — ſagt er in ſeiner Selbſtrecenſion — „Fabel und Charaktere blieben. So entſtand

---

* Es mußte dem Dichter entſetzlich ſeyn, daß das Drama aus einer Zeit herausgeriſſen wurde, von welcher es eigentlich eine Kritik, auf welche es ein Angriff war. Hoffmeiſter.

Perſonen ſprechen nun viel zu ſtudiert, jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchahen oder geſtattet werden durften."

Auch Amalia mußte ſich, zum Aerger des Dichters, ſelbſt umbringen. Mit dieſen Veränderungen kam das Stück als Theaterausgabe in den Druck und ging der Ausführung entgegen.

Schiller's erſte Lyrik.

Wären die lyriſchen Gedichte Schillers, welche 1781 f. gleichzeitig mit den Räubern entſtanden und großentheils unmittelbar nach dem Drucke dieſes Stücks ans Licht traten, als ſelbſtſtändige Werke der Poeſie zu betrachten, ſo könnte die Kunſtkritik nur ein verwerfendes Urtheil über ſie ausſprechen. Dieſelben ſind zum größten Theile in der „Anthologie" enthalten, welche von dem jungen Dichter in Verbindung mit einigen Freunden im Jahr 1781 veranſtaltet worden und im Jahr 1782 „gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko," in Wahrheit bei J. B. Metzler in Stuttgart, erſchienen iſt. Die Veranlaſſung gab der verunglückte ſchwäbiſche Poet S. G. Stäudlin durch ſeinen Muſenalmanach, zu welchem Schiller ſelbſt fürs Jahr 1782 einen Beitrag geliefert hatte. Plötzlich aber entzweiten ſich beide, und die Anthologie ſollte

1782. nun den mittelmäßigen farbloſen Muſenalmanach „zermalmen.“ Der junge Dichter fand jedoch, nach Scharffenſteins Verſicherung, wenig Anhang. „Seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog.“ Die mit M., O., P., v. R., Wr. und Y unterſchriebenen, wahrſcheinlich auch einige andere, im Ganzen ungefähr vierzig Gedichte der Anthologie ſind von Schiller, das übrige ſind ziemlich geiſtloſe Epigramme, Zoten und Oden einiger andern Akademiſten.*

Schiller ſelbſt hat die meiſten dieſer lyriſchen Jugendprodukte verdammt und nur ganz wenige ſind von ihm in die Sammlung ſeiner Gedichte, und auch dieſe nur als „Produkte eines wilden Dilettantismus,“ das heißt als ſolche, die auf Kunſtbildung keinen Anſpruch machen, aufgenommen worden. Die meiſten werden in Mangel an Geſchmack, in aufgedunſenen Redensarten, im Gemengſel heterogener Bilder nur durch die ungemein rohe proſaiſche Zueignung an den Tod übertroffen; manche haben, vom Brodſtudium des Dichters her, einen höchſt widerlichen mediciniſchen Beigeſchmack und anatomiſchen Geruch; in den Liedern an Laura iſt viel überwallendes, unreines Blut, und ſelbſt „der Venuswagen,“ eine unförmliche

---

* Des Grafen von Zuccato aus Parenzo in Iſtrien, Ferd. Pfeifer's aus Pfullingen, Peterſen's u. A.

Rhapſodie gegen die Wolluſt, welche nicht in der Anthologie ſteht, ſondern abgeſondert ſchon im Jahr 1781 bei Metzler erſchien und einige ſchöne, ſelbſt rührende Stellen mitten unter Bombaſt und „Klingklang" enthält, zeigt ebenſoviel Spuren von Lüſternheit als Entrüſtung. 1781 ff.

Welche vollendete Blumen des Liedes hat Göthe's Poeſie im gleichen Jugendalter hervorgetrieben, neben welchen dieſe Auswüchſe von einem gebildeten Auge nicht ertragen werden können! Kein Wunder, daß dem Dichter, ſo bald der gereinigte Schönheitsſinn in ſeinem Geiſte zu herrſchen anfing, nur acht Jahre ſpäter die der Anthologie einverleibte Operette Semele recht in der Seele zuwider war, und er (30. April 1789) an eine Freundin in Weimar ſchrieb: „daß Sie der Semele erwähnen, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen es mir Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe."

Ueberdies war weder die Form, in welcher die Begeiſterung in dieſen lyriſchen Gedichten auftrat, noch ihre Sprache etwas eigentlich Neues und Originelles. Die Sturm- und Drangsperiode, wie die unordentlichen Ausbrüche eines negativ wirkenden, nationalen Freiheitsgelüſtes in der Literatur jener Zeit genannt werden, thut ſich auch in dieſen erſten Verſuchen Schillers kund und erſcheint in ihnen als nichts Urſprüngliches, ſondern, ſo weit jene Töne lyriſch ſeyn wollen, Angelerntes. So zuverſichtlich

1781 f. uns von mehreren Seiten verſichert wird, daß Schiller keine nähere Verbindungen mit Schubart gehabt, den er nur ein oder einigemal auf der Feſtung aus Theilnahme an ſeinem Schickſal beſucht habe, ja daß er erſt auf ſeiner Flucht nach Mannheim ſich ernſtlich mit einem Hefte ungedruckter Gedichte Schubarts beſchäftigt, ſo zeigt doch die auffallende Aehnlichkeit der ſtürmiſchen Gedankenbewegung, der erhaſchten Gegenſätze, der grellen Bilder, der übertriebenen Sprache, welches Vorbild ihm bei vielen derſelben vorgeſchwebt; und wenn ſelbſt der Styl in den Räubern nicht ſelten an Schubarts Chronik erinnert, wenn er ſein „Gericht auf die ſchlimmen Monarchen" dieſes Seitenſtück zu Schubarts Fürſtengruft, in jenes Blatt einrücken laſſen: ſo iſt kaum zu glauben, daß ihm Schubarts Gedichte nicht längſt ſollten bekannt geweſen ſeyn und daß er auf der Flucht ſich zum erſtenmal an ihnen erbaut hätte.

Wenn nun weder die Form dieſer lyriſchen Jugendgedichte Schiller's claſſiſch, noch ihr Gehalt und Ton neu zu nennen iſt, und wenn wir ſo ziemlich dem Kritiker beiſtimmen müſſen, der, was Schiller damals dichtete, für geſpannt, unnatürlich und nicht ſelten voll Ziererei erklärt, und bemerkt, daß er, ohne für ſein Eigenthümliches noch die rechten Worte zu haben, gewiſſermaßen nach allen Seiten hin zu wandeln verſuchte, ſich aber für's erſte mit längſt gebahnten Wegen begnügte;[*] ſo wird unſer Ur-

---

[*] Franz Horn's Poeſie u. Bereds. d. D. III, 345.

1781 ff. theil ſich doch bedeutend modificiren, ſobald wir jene lyriſchen Gedichte nicht als ſelbſtſtändige Organismen, ſondern zum Theil gleichſam als die Feilſpäne betrachten, welche dem cyklopiſchen Arbeiter unter Schärfung des geſchmiedeten Donnerkeils, unter Dichtung der Räuber, von der ſchaffenden Hand ſtäubten. Wir werden dann immer noch das Korn jener, auch unförmlichen, aber genialen Poeſie in ihnen erkennen: in den „Phantaſien und Liedern an Laura" ſetzt ſich, die Blutwallungen abgerechnet, die ganz der Subjectivität des Dichters gehören, Amaliens Geſtalt und Moor's Liebe zu ihr in allerlei Variationen fort, in „Rouſſeau", in den „ſchlimmen Monarchen" concentrirt ſich auf's neue die Oppoſition gegen Vorurtheil und Knechtſchaft, die den ſchnaubenden Athem der Räuber bildet, das „Monument Moor's, des Räubers" iſt eine Rekapitulation und Apologie ſeiner Idee, „Kaſtraten und Männer" iſt ein zweites Räuberlied, und in der „Bataille" hallt die Räuberſchlacht wieder. Auch ſind dieſe Jugendgedichte nur im Geleite jenes Drama's unter das Publikum geſchlüpft und haben ſich bald wieder verloren, ſo daß die Anthologie, welche ſie enthielt, frühzeitig zu den ſeltenen Büchern zu rechnen war.

Aufführung der Räuber in Mannheim.

1782. Während Schiller die Anthologie für den Druck rüſtete, nahte endlich die erſte Vorſtellung der Räuber in Mannheim. Im December 1781 unterhandelte der Dichter mit ſeinem Gönner, dem Intendanten, über die Zeit der Generalprobe und äußert ſchon den Entſchluß, bei der Aufführung zu erſcheinen. Das Geburtsfeſt der Gräfin Franziska von Hohenheim, das am 10. Januar, dem ungefähren Aufführungstage, begangen werden ſollte, und wo kein Militär wegbleiben durfte, ſchien indeſſen zwiſchen ſeine Hoffnung zu treten. Auf ſeinen beſcheidenen Wunſch wurde die Aufführung verſchoben.

Endlich, am 13. Jänner 1782, las man an den Straßenecken Mannheim's den Theaterzettel: „Die Räuber, Trauerſpiel in ſieben Handlungen. Für das Mannheimer Theater vom Verfaſſer, Herrn Schiller, neu bearbeitet. . . . . . Das Stück ſpielt in Deutſchland, in dem Jahre, wo Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutſchland verkündigte. Wird präciſe um fünf Uhr angefangen." Dem Zettel war eine auf Dalberg's Rath von Schiller verfaßte Verſtändigung über das Stück angehängt, worin Karl und Franz Moor's Charaktere angedeutet und das liebe Publikum angewieſen wurde, ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes zu beugen: „Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchick's zum Erſtaunen auflöſen könne.“ 1782.

Die Furcht vor Mißverſtändniſſen hatte dieſe Worte eingegeben: im Uebrigen war das Gedicht weder mit derlei Abſichten geſchrieben, noch mit ſolchen Wirkungen begleitet. Es war ein Werk der Jünglingsideale und des Jünglingstrotzes, gereift in einer wechſelſchwangern Zeitatmoſphäre, der Ruf eines poetiſchen Wettervogels, der von Unzufriedenen und von Hoffenden wohl verſtanden wurde. Bald darauf brüllte das Räuberlied auf allen deutſchen Univerſitäten und lockte dem nicht minder mit der Ahnungsgabe des Genius ausgeſtatteten Herder einen Ruf des Entſetzens ab.

Schiller ſelbſt hatte ſich, ohne Urlaub von ſeinem Regimentschef zu nehmen*, aus Stuttgart entfernt, um ſein Schauſpiel zu ſehen. „Welcher kräftige Jüngling,“ ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer in Ludwigsburg, „würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſehen; und wünſche ich etwas anderes zu ſehen, als jenes jugendliche, ernſte Kind, welches ſein Daſein wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen, ernſten Beſchäftigung

1782 eines Jünglings zu danken hat?" Der Entſchluß war nicht ganz ohne Gefahr, denn ein früheres Urlaubsgeſuch war nicht bewilligt und dem jungen Arzte, dem das Gerücht vorwarf, „daß er ſein eigentliches Fach, die Medicin vernachläſſige und Comödiant zu werden trachte," in einer herzoglichen Reſolution angedeutet worden, „ſeinem Dienſte gemäß überall ſich zu betragen und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigenfalls er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben würde, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde."

In Mannheim waren indeſſen aus der ganzen Umgegend von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeſtrömt, um das Stück, dem ein großer Ruf vorangegangen war, von den bedeutendſten Künſtlern des damaligen Deutſchlands aufführen zu ſehen. Die Darſtellung dauerte von fünf Uhr Abends bis nach zehn Uhr. Ueber dieſe mag derjenige Augenzeuge zuerſt ſprechen, der das größte Intereſſe aufmerkſamer Beobachtung hatte, der Dichter ſelbſt. Dieſer verſichert (in einer fingirten Theatercorreſpondenz aus Worms, vom 15. Jan. 1782), daß Herr von Dalberg unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe beſiegt habe, um das unregelmäßige Stück dem Publicum aufzutiſchen. Dann rechtfertigt er die zum Vortheil der Maſchiniſten und Schauſpieler geſchaffenen ſieben Aufzüge.

„Alle Perſonen, ſagt er, erſchienen neu gekleidet; zwei 1782 herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzy hatte auch die Zwiſchenakte neu aufgeſetzt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Thaler betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, ſo daß eine große Menge abgewieſen wurde." — „Im Ganzen that das Stück die vortrefflichſte Wirkung. Herr *Böck*, als Räuberhauptmann, erfüllte ſeine Rolle, ſoweit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören. — Sie müſſen wiſſen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe ſeines Lauf's ein natürliches, ſchreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Böck für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr *Iffland*, der den Franz vorſtellte, hat mir am vorzüglichſten gefallen. Dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatte ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen worden. Iffland hat ſich in den letzten Scenen als *Meiſter* gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenſtand, das ruchloſe Nein ſagen, und dann wiederum, wie

1782 von einer unſichtbaren Hand berührt, ohnmächtig umſinken: „„Ja, ja, droben Einer über den Sternen!““ Sie hätten ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſſes brannten — wenn nur Herr Iffland ſeine Worte nicht ſo verſchlänge und ſich nicht im Deklamiren ſo überſtürzte! *Deutſchland wird in dieſem jungen Mann noch einen Meiſter finden.* Herr *Beil*, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr *Meyer* ſpielte den Hermann unverbeſſerlich, auch Koſinsky und Spiegelberg waren ſehr gut getroffen. Madame *Toskani* (als Amalie) gefiel, mir zum mindeſten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für dieſe Rolle, *denn ſie iſt dem Dichter an vielen Orten mißlungen.* Toskani ſpielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragiſchen Situationen, nur zu viel Theateraffektation und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte *unmöglich* gelingen, *da er ſchon von Haus aus durch den Dichter verdorben iſt.*“

Dieſe Theaterkritik ſeines eigenen Stück's durch den Dichter, ergänzt uns ſein Freund Streicher. Nach ſeiner Verſicherung machten die drei erſten Acte die Wirkung nicht, die man im Leſen davon erwartete, aber die letzten drei befriedigten auch die geſpannteſten Forderungen. Böck's kleine Figur ließ das Feuer des Spiels vergeſſen, Iffland aber ſchien ganz eins mit ſeiner Rolle und ragte hoch über alle hervor. Er war damals 26 Jahre alt, von Körper 1782. etwas ſchmächtig, im Geſichte blaß und mager; ſeiner Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu verlöſchendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ.

Von der ganzen Aufführung urtheilte Schiller (an Dalberg 17. Januar 1782): „Beobachtet habe ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen." Auch hatte dieſe Vorſtellung ſo begeiſternd auf den Dichter gewirkt, daß er einen Augenblick daran dachte, ſelbſt Mitglied des Mannheimer Theaters zu werden, und dieſen Gedanken den Schauſpielern Beck und Beil äußerte. Der letztere erwiederte ihm prophetiſch: „Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden Sie der Stolz deutſcher Bühnen werden."

Folgen.

Als Schubart, den wir in mehr als Einer Beziehung den Vorläufer Schiller's nennen dürfen, im Jahr 1774 die erſten Blätter ſeiner deutſchen Chronik in Augsburg zu drucken angefangen, hatte er am Schluſſe ſeiner Anzeige geſagt: „Und nun werf' ich mit jenem Deutſchen, als er

1782. London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: o England, von deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll.“ Da erhub ſich der damalige Bürgermeiſter Augsburgs, von Kuhn, im Senate und ſprach: „Es hat ſich ein Vagabund eingeſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit! Nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben!“

Auch unſerm Dichter wurde auf die Freiheitspetition, die in ſeinen Räubern enthalten war, die Nußſchale verweigert. Freilich hatte das Stück ein Aufſehen erregt, das für die bürgerliche Geſellſchaft beängſtigend zu werden anfing. Im Monate der Aufführung ſelbſt waren die achthundert Exemplare der erſten Auflage vergriffen, „auf unreife Knaben und Jünglinge hatte das Stück oft wie ein Abſud von Tollheit gewirkt, und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit phantaſtiſchem Räuberſpucke angefüllt.“ In einer großen Handelsſtadt (in Leipzig) war eine Knabenverſchwörung entſtanden, welche ſich die Räuber zu einem Streifzug in den Böhmerwald zum Vorbilde genommen. Räuberdramen und Banditenromane überſchwemmten Deutſchland. Endlich ſah auch die Polizei eine Kriegserklärung gegen die menſchliche Geſellſchaft in dem Stücke, und nach wiederholter Aufführung des Schauſpiels wurde dieſe unterſagt.

Dem Herzog Carl von Württemberg, welcher Aufklärung, Geiſt und Wiſſenſchaft allerdings, aber nur

1782 innerhalb der engſten Gränzen des Staates und unter ſteter Bevormundung ſeines Oberhauptes befördert wiſſen wollte, mußte das ganze Stück ein Gräuel ſeyn. Gehäſſige Anſpielungen auf den Herzog, ſeine nächſten Umgebungen und ſeine Leidenſchaften konnten aus den Räubern wenigſtens ohne Mühe herausgedeutet werden. Schon einige Gedichte, namentlich eines auf den Tod eines Offiziers, das ihm verſchiedene Seiten der fürſtlichen Exiſtenz zu verletzen ſchien — wie Schillers Schwägerin ſich ausdrückt — hatte des Herzogs Mißfallen erregt, während er bisher nicht ohne Luſt das emporſtrebende Talent des Zöglings ſeiner Akademie bemerkt hatte, und deſſen wachſender Ruhm ihm an und für ſich nur ſchmeicheln konnte; wie er denn nach Schiller's eigener Bemerkung ſich ſogar in einigen Handſchreiben, die ſein Verhältniß zum Herzoge veranlaßte, durch die damalige, gedankenſtrichreiche Schreibart des jungen Dichters unwillkührlich zur Nachahmung hinreißen ließ.

Nach der Aufführung der Räuber trübte ſich in dieſem Bezuge der Horizont immer mehr. „Noch hatte," ſchreibt Frau v. Wolzogen, „der fürſtliche Erzieher ſeinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er ſein Talent auf eine vorgeſchriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu ſich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verſtößen gegen den beſſern Geſchmack, wie er ſolche häufig in ſeinen Produkten finde;*

---

* Der Herzog hatte vollkommen Recht.

1782 wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber dem Befehle, ihm alle ſeine poetiſchen Produkte zu zeigen, Genüge zu leiſten, war Schiller'n unmöglich, und ſeine Weigerung wurde natürlicher Weiſe nicht wohl aufgenommen. Kein einſichtiger und wohlwollender Vermittler fand ſich, und eine off'ne, freie Discuſſion war in dieſem Verhältniſſe nicht leicht möglich."

Schiller's erſte Reiſe nach Mannheim war glücklicher Weiſe unentdeckt geblieben. Aber ein anderer Umſtand ſollte den Herzog plötzlich an die Räuber erinnern. In den beiden Ausgaben des Stückes, in der dritten Scene des zweiten Aktes, fand ſich in der Rede Spiegelberg's nach den Worten: „auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes Spitzbubenklima," die Stelle: „und da rath' ich dir, reiſ' du in's Graubündtner Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner." Schwerlich war dieß ein „damals in Schwaben gebräuchlicher Volksausdruck," wohl aber waren die Schwaben, Volk und Regierung, auf die Schweizer überhaupt, und umgekehrt, nicht ſonderlich gut zu ſprechen; die ſchweizeriſchen Regierungen lagen mit den württembergiſchen Cenſurbehörden beſtändig im Streite, und die gegen Württemberg gerichteten Schriften wurden dafür in der Schweiz gedruckt. So ſcheint die Feder des Dichters von einer kleinen Nationalrancune geführt worden zu ſeyn. Die Graubündtner nahmen dies übel auf, und man beſchwerte ſich von dort aus im Hamburger Correſpondenten über die Stelle. Nun fand ſich in Ludwigsburg ein niedrig denkender Menſch, wie es ſcheint ein perſönlicher Feind Schiller's, der Garteninſpektor Walter (Verfaſſer eines noch jetzt ſehr verbreiteten Gartenbuches), welcher ſich durch eine Angeberei das Bürgerrecht in Graubündten zu verdienen hoffte. Er ſetzte ſich mit dem Verfaſſer des Artikels im Correſpondenten in briefliche Verbindung und rühmte ſich gegen denſelben in ſeiner ungebildeten Sprache, wie folgt: „Ich hatte nicht ſobald Ihre Apologie vor Bünden geleſen, ſo machte ich ſogleich Anſtalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich rufen, wäſchte ſolchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals weder Komödien noch ſonſt was zu ſchreiben! ſondern allein bei ſeiner Medicin zu bleiben.“ 1782.

Walter verdient unter den Verräthern des Geiſtes ſo gut ſeine Stelle, wie jener niederträchtige Beamte, der den unglücklichen Schubart nur fünf Jahre früher von Ulm nach Blaubeuren in die Falle gelockt hatte. Auch fürchtete ſich Schiller fortan vor einem ähnlichen Schickſale. Sein Freund, der Tonkünſtler Zumſteeg, war der erſte, der ihn, durch Verhältniſſe und Connexionen bei mächtigen Familien eingeführt, von der Gefahr unterrichtet hatte, in welcher er ſchwebe. Nach dem ſtrengen Ver-

1782. weiſe des Herzogs ſchrieb er an einen Freund in Mannheim, wahrſcheinlich an den Schauſpieler Beil: „Ich denke längſt in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geiſt feſſelnde Kuratel ſetzen möchte, mündig geweſen zu ſeyn; das Beſte iſt, daß man ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann; mich wenigſtens ſollen ſie nie drücken, und ich eile nächſtens, in der gewiſſen Ueberzeugung, eine Freiſtatt zu finden, in Ihre Arme.“ Noch beſtimmter ſpricht er ſich in einem Brief an einen andern, uns unbekannten Freund aus: „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenaſperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweiſen. Man redet von beſſerer Ausbildung, die ich bedürfen ſoll. Es kann ſeyn, daß man mich in Hohenaſperg anders bilden würde; aber man laſſe mich nur immerhin bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade beſitzen will; denn ſo verdanke ich ſie doch meinem freien Willen und der — Zwang verachtenden — Freiheit.“ Und ſpäter noch ſchreibt Schiller: „Die Räuber koſteten mich Familie und Vaterland. Mitten im Genuſſe des erſten verführeriſchen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung, zu ſchreiben.“

Vergebens hatte ſich Schiller mit der Bemerkung vertheidigt, „daß er die den Graubündtnern mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgeſtellt, daß er ſie dem ſchlechteſten von allen Räubern in den Mund gelegt; es blieb bei der Weiſung, daß er alles weitere in Druck geben ſeiner Schriften, wenn es nicht mediciniſche wären, zu unterlaſſen und ſich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, ſich bloß auf ſeinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebe, einſchränken ſollte. 1782.

Dieſer harte Befehl traf den Jüngling gerade, und deßwegen um ſo härter, im Strudel neuer Unternehmungen und Plane. In Rouſſeau hatte er geleſen, „daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigſten ſey, welche die Geſchichte aufzuweiſen habe,“ und er hatte dieſes Charakters ſchon in ſeiner mediciniſchen Probeſchrift gedacht. „Entſchieden,“ ſagt Hoffmeiſter, „wurde die Wahl dieſes dramatiſchen Stoffes hauptſächlich dadurch, daß dieſer Gegenſtand der Grundidee ſeiner Räuber ſo nahe lag.“ Er machte zu dieſen neuen Stücken, während er gleichzeitig an einer mediciniſchen Doktorsdiſſertation arbeitete, gerade die eifrigſten hiſtoriſchen Studien, und wenn es auch nicht möglich iſt, was Scharffenſtein behauptet, daß er das Schauſpiel ſchon halbfertig aus der Karlsakademie gebracht habe, ſo zweifelte er doch gegen Dalberg (1. Apr. 1782) nicht, „daß er zu Ende dieſes Jahres die Verſchwörung von Genua vollendet ſehe, woran er ſchon einen großen Theil vorausgearbeitet habe.“

1782. Dieſer Stoff verdrängte in ſeiner Seele den Götz von Berlichingen, an deſſen Umarbeitung er ſich gerne gewagt hätte, wenn er es hätte können, ohne Göthe zu beleidigen. Neben ſeiner neuen dramatiſchen Arbeit hatte Schiller, als das Verbot des Herzogs an ihn erging, ſich eben auch mit Profeſſor Abel und ſeinem Freunde Peterſen zur Herausgabe des „württembergiſchen Repertoriums,“ das an die Stelle von Haug's „ſchwäbiſchem Magazin“ treten ſollte, vereinigt, und es erſchienen von dieſer Zeitſchrift drei Hefte, in welchen ſich von Schiller ſelbſt, unter verbergenden Chiffern, ein Aufſatz über das gegenwärtige deutſche Theater, ein anderer, der Spaziergang unter den Linden, eine Novelle, die Selbſtrezenſionen der Räuber aus der Anthologie, ſowie einige andere Beurtheilungen befinden. *

Unter dieſen Beſchäftigungen überraſchte ihn das Verbot des Herzogs und beſtürmten ihn Unannehmlichkeiten aller Art. Durch den Selbſtverlag der Anthologie war die Schuld des Räuberdramas auf 200 Gulden erhöht worden, ſein mäßiger Gehalt als Regimentsmedicus deckte kaum die täglichen Bedürfniſſe; von einer wiederholten Reiſe nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber (25. Mai 1782), wohin ihn Freundinnen ſeiner Muſe begleiteten, und wo ihm Bewunderung und Liebe entgegenflog, kam er an der Grippe krank und äußerſt verſtimmt in ſeine Vaterſtadt zurück, und ſchrieb, kaum

---

* Bei Hoffmeiſter findet man Ausführlicheres darüber.

geneſen, an ſeinen Gönner Dalberg (1. Juni 1782), daß 1782 durch dieſe glücklichſte Reiſe ſeines Lebens „Stuttgart und alle ſchwäbiſchen Scenen ihm unerträglich und eckelhaft geworden. Unglücklicher kann bald Niemand ſeyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines beſſeren Schickſals, und für beides nur *eine* Ausſicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich ihr edelmüthiges Herz entzündet, wann Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß, wie ſtark Ihr Muth iſt, eine ſchöne That zu übernehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorhergeſagt, aber es war dieſe Verſicherung nicht nöthig, ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt, mich Ihnen *ganz zu geben*, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. *Noch bin ich wenig oder nichts*. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein *griechiſches Clima* zum wahren Dichter erwärmen würden.“ Er hoffte von ſeinem Gönner Hülfe durch einen oder zwei Briefe an den Herzog; und da Dalberg „weniger

1782 Schwierigkeit in der Art ihn zu Mannheim zu employiren, als in dem Mittel, ihn von Stuttgart weg zu bekommen“ zu finden ſcheine, ſo gab er ihm in einer Beilage drei Gründe an die Hand, durch welche er bei ſeinem Fürſten „ſeine Entſchwäbung“ bewirken ſollte, indem dieſe vor der Hand nur als ein temporärer Aufenthalt beim Mannheimer Nationaltheater dargeſtellt würde.

Schiller erhielt auf dieſen hingebenden Brief eine „gnädige“ aber nicht befriedigende Antwort. Am 15. Juli ſchrieb er dem Freiherrn wieder, und erzählt ihm, daß er wegen ſeiner letzten Reiſe nach Mannheim vierzehn Tage in Arreſt geſperrt worden, und daß er mit ſeinem Landesherrn deßwegen eine perſönliche Unterredung gehabt. „Wenn E. E. glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſache, die ich keinem Brief anvertrauen darf . . . .“ Weiter meldet ihm nun Schiller, daß ſein Fiesko bis in die Mitte des Auguſt fertig werde. Dann folgt die merkwürdige Stelle: „die Geſchichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets, das ich bearbeiten werde.“ Man ſieht daraus, daß Schiller ſeinem kalten und ungetreuen Gönner wenigſtens Eins verdankte — die Idee zum Don Carlos. —

Jener Brief ſcheint unbeantwortet geblieben zu ſeyn. 1782. Inzwiſchen wurde des Dichters Lage immer drückender und die Ungnade des Herzogs, der ihm vor ſeinem Arreſt den Degen perſönlich abzugeben befohlen, immer entſchiedener. Sein Dichtergenius, der den Vorſchlag, ſeinen Fürſten durch ein Lobgedicht zu verſöhnen, mit Widerwillen von ſich wies, konnte es in dieſer Lage nicht mehr aushalten.

Aber auch auf Schiller's Charakter wirkte das Mißverhältniß des Geſchickes zu ſeinem Rufe nicht vortheilhaft, und ſelbſt in dieſer Beziehung darf von ſeiner Flucht in die Welt, die ſich nun vorbereitete, und von aller Noth, die mit derſelben begleitet war, geſagt werden: „Es war ihm zum Heile, es riß ihn nach oben.“ Ein unbekannter, bisher wenig beachteter Zeitgenoſſe ſchildert die Stimmung unſeres Dichters in dieſer Periode als eine menſchenfeindliche, und wendet auf ihn deſſen eigene Worte an: „die ſchonende Delikateſſe des Umgangs machte einem gebieteriſchen, entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung der perſönlichen Erhabenheit gegründet war.“ Je gekränkter er ſich vom Schickſale fühlte, um ſo ſtolzer wurde der junge Dichter; eine Schaar Bewunderer, aus unbedingten Freunden gebildet, umgab ihn, und was nicht in dieſen Ton einſtimmte, ſchien ihm, weil es nicht im Augenblicke für ihn war, wider ihn zu

1782. ſeyn. Sein Ruhm, meinte er, ſollte alle Hinderniſſe, ſelbſt die des äußerlichen Fortkommens, auf einmal beſiegen. Um dieſer Wirkung nachzuhelfen, wurden ſogar jene kleinlicheren Mittel, durch welche die Ruhmſucht den eigenen Namen auf die Bahn zu bringen weiß, nicht verſchmäht. So intereſſant, ja ſo uneigennützig Schiller's anonyme Selbſtkritiken in mancher Beziehung erſcheinen, ſo ganz er ſich von ſeinen Werken mochte iſoliren können, ſobald er ſie der Oeffentlichkeit übergeben hatte, ſo ſcheinbar kalt und parteilos ſein Urtheil über ſich ſelbſt, wie das eines fremden Kunſtrichters lautete, ſo wurde dieß ganze Verfahren doch gewiß hauptſächlich von dem Beſtreben veranlaßt, von ſich, als literariſcher Perſon, reden zu machen, und hinter der Maske der Unparteilichkeit verbarg ſich Eigenliebe genug, und Abſicht wie Gabe, bei einer Abrechnung von Tadel und Lob, den Ueberſchuß des letztern gehörig geltend zu machen.[*] Daneben benützte er ſein Repertorium, wie gleichzeitig die Anthologie, nicht nur ſich ſelbſt hervorzuheben, ſondern literariſche Feindſchaft auf nicht ganz ungehäſſige Weiſe zu üben. [So ſcheute er ſich z. B. nicht, einen ſeiner edelſten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweiſung Rache nehmend, auf eine hämiſche 1782.

---

[*] Anonyme Selbſtrezenſion der Anthologie (Bei Boas II, 322): „Acht (Gedichte) an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzuunbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige, ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleiert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüng-

---

ling u. ſ. w. enthalten ſtarke, kühne und wahr poetiſche Züge. Zärtlich, weich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrſcheinlich auf ..... Veranlaſſung der Nachfeier der Venus von Bürger geſchrieben) an mein Täubchen, an Minna u. ſ. w. In einigen andern, als z. B. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung, und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlupfriger Witz und Petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launig und ſatiriſch ..... doch ſehr oft iſt der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erſtickt...... Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Deutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde .... Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief, zu männlich, als daß er unſern zuckerſüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Auſſerdem daß Alles, was hier geſagt iſt, beſſer von einem Andern geſagt worden wäre, ſieht man auch aus dieſer Selbſtbeurtheilung, wie in Sachen der Poeſie es ſo etwas ganz andres iſt um's Wiſſen, als um's Können.

1782. und ungutmüthige Weiſe in einer literariſchen Beurtheilung zu verletzen.

Wäre der Dichter lang in dieſer geiſtig gedrückten Lage geblieben, ſo hätten jene Unarten, welche bald in der hohen Schule der Weltweisheit verwiſcht wurden, die er in doppeltem Sinne, im praktiſchen wie im theoretiſchen durchzumachen ſich genöthigt ſah und gedrungen fühlte, leicht zu einem Charakterfehler verwachſen können, den er freilich mit vielen Literaten getheilt hätte, welche Uebermuth, Selbſtlob und unedle Rache bis zum Ekel üben, ohne daß ſie darauf denken, dieſe Jugendſünden durch unſterbliche Werke in Vergeſſenheit zu bringen.

Die Vorſehung ſorgte durch das erziehende Schickſal dafür, daß an dem großen Geiſte keine entſtellende Mackel haften blieb. In dem Augenblicke, wo, wie er ſelbſt ſpäter ſchrieb, noch der Ausſpruch der Menge ſein ſchwankendes Selbſtgefühl lenkte, wo das warme Blut des Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer floß, wo tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgaben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm lag, hatte ſie beſchloſſen, ihn zu enttäuſchen, und reichte ihm anſtatt des Taumelkelches der Luſt und des Ruhms den Wermuthsbecher der Noth und der Entbehrung.

Schiller's Flucht.

1782. Seit achtzehn Monaten hatte Schiller unter den jungen Bewunderern ſeiner Muſe an dem Tonkünſtler Andreas Streicher, einem gebornen Stuttgarter, der nur zwei Jahre jünger war, als der Dichter, einen zärtlichen und aufopferungsfähigen Freund gewonnen, und „durch ſeine reizende und anziehende Perſönlichkeit, die gegen ihn nirgends etwas Scharfes und Abſtoßendes blicken ließ," deſſen ganze Seele eingenommen. Dieſem vertraute er unverholen den Widerwillen an, mit welchem er nach der letzten Mannheimer Reiſe ſich Stuttgart wieder genähert hatte; er machte ihn auch zum Vertrauten von Dalbergs wahren oder vermeintlichen Verſprechungen, er ſchwelgte mit ihm in der lange nicht aufgegebenen Hoffnung, daß der am pfälziſchen Hofe, welcher im beſten Einvernehmen mit dem württembergiſchen ſtand, viel vermögende Mann, der auch dem Herzoge ſchon einen italieniſchen Hofpoeten von Mannheim zugeſandt, ſeinen Landesherrn darüber beſänftigen werde, daß bei Aufführung der Räuber das Stuttgarter Theater übergangen worden; er ſchüttete ſeinen Unmuth über die getäuſchte Erwartung, wie über die demüthigenden Weiſungen des Herzogs in den Buſen des Freundes aus. Endlich theilte er ihm den Entſchluß mit, noch einmal heimlich nach Mannheim zu

1782 reiſen, und von dort aus dem Herzog ſchriftlich darzulegen, wie durch das ergangene Verbot ſeine ganze Exiſtenz vernichtet ſey, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte zu bitten, die er für ſein beſſeres Fortkommen unerläßlich glaubte. Die Hoffnung der Gewährung ſtützte ſich auf des Herzogs freundliches Verhältniß zu Schiller's Vater, und auf die auch dem Sohne ſo oft bezeugte Gnade und Zufriedenheit ſeines Fürſten, unter deſſen Augen er zum Knaben und Jünglinge herangereift, von dem er erzogen worden war, zu dem er weniger in einem Dienſtverhältniſſe, als in der Stellung eines Sohnes zum Vater zu ſtehen glaubte. Mißlang aber auch dieſer letzte Verſuch, ſo konnte er freilich nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren. Dann aber erwartete er wenigſtens von Dalberg, welcher in ihm nicht mehr den herzoglichen Unterthan zu ſcheuen hätte, mit offenen Armen empfangen und ſofort — ein Dichter, wie Er — als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt zu werden.

Auch ein Gefährte zur Flucht war gefunden. Sein Freund Streicher hatte für folgendes Frühjahr eine Reiſe nach Hamburg projektirt, um bei Bach die Muſik zu ſtudieren; er verlegte dem Dichter zulieb ſeinen Plan mit der Mutter Einwilligung vorwärts. Der Vater Schiller durfte um die Sache nicht wiſſen, um nöthigen Falls ſein Officierswort verpfänden zu können, daß er von dem Vorhaben des Sohns nicht gewußt. Aber Schillers Mutter ward, mit Hülfe der ältern Schweſter, die ganz auf Seiten des Bruders war, von Allem unterrichtet. 1782

Die Ausführung dieſes Entſchluſſes wurde durch die Umſtände erleichtert und beſchleunigt. Schon zu Anfange des Monats Auguſt erblickte man in Stuttgart und der Umgegend nichts als Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürſten Paul von Rußland, und der Nichte des Herzogs Carl, ſeiner ſchönen jungen Gemahlin. Um die Mitte Septembers trafen dieſe hohen Gäſte ein und benachbarte Fürſten mit einer Anzahl von Fremden warteten ihrer. Die Prachtliebe des Herzogs entfaltete ſich in ihrem ganzen Glanze; aus den Marſtällen drängten ſich Züge der herrlichſten Pferde, und prangten vor die glänzendſten Equipagen geſpannt: aus allen Jagdrevieren des Landes waren ſechstauſend Hirſche in den von Wachtfeuern umſtellten Wald, der das Luſtſchloß Solitude umgibt, zuſammengetrieben worden; ſie ſollten eine Anhöhe hinauf gejagt und gezwungen werden, ſich in einen See zu ſtürzen, in welchem ſie aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe von den erlauchten Fürſten nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Allen ſolchen Herrlichkeiten verſchloß ſich das Gemüth unſers Dichters; er ſah in ihnen nur die Mittel, ſeinem Kerker unbemerkt zu entfliehen. Die ganze Kraft ſeines Geiſtes war auf das neue Drama Fiesko gedrängt, das noch vor der Reiſe vollendet werden ſollte. Nächte durch

1782. arbeitete er — denn auſſer dem Plane war kaum die Hälfte des Stückes niedergeſchrieben — aber am Morgen erheiterten ſich ſeine von Schlafloſigkeit erhitzten Augen, wenn er ein ſchönes Stück vollendeter Arbeit überſah und ſeinem künftigen Reiſegefährten neue Scenen oder einen in der Nacht entſtandenen Monolog vorleſen konnte.

Unter den zu Stuttgart angekommenen Fremden war auch der Freiherr von Dalberg und die Gattin des Regiſſeurs Meier vom Mannheimer Theater. Schiller wartete dem erſten auf und ſah auch die letztere öfters, aber er ſchwieg gegen beide. Er wollte, da ſein Entſchluß gefaßt war, nicht durch Zweifel beläſtigt, nicht durch Beweiſe eines ungewiſſen Erfolgs widerlegt werden. Mit der Mannheimer Freundin und Streicher beſuchte er — denn die Zeit drängte — auch das Elternhaus auf der Solitude noch einmal. Die Hausfrau erſchien bedrückt vom Entſchluſſe des Sohnes, über welchen ſie ſich nicht äuſſern durfte, der unbefangene Vater zählte mit Wichtigkeit die bevorſtehenden Feſtlichkeiten auf. Der Sohn verließ die Geſellſchaft mit der Mutter und kehrte nach einer Stunde ohne ſie mit rothen Augen zurück. Die große Luſtjagd ſollte, mit Schauſpiel und Beleuchtung auf dem Schloſſe, am 17ten September vor ſich gehen. Dieß entſchied über den Reiſeplan der Jünglinge. Sie zogen die Nachricht ein, daß an dieſem Tage Schillers alte Grenadiere, die ihn gut von Angeſicht kannten, die Thorwache nicht haben

würden, und ſo ward die Abreiſe von Stuttgart auf den 1782.
Abend des 17ten September feſtgeſetzt.

Die bürgerliche Kleidung, hinter welche ſich der Regimentsarzt verſtecken wollte, Wäſche und einige Bücher, darunter Haller und Shakſpeare, waren allmählig von dem Freunde aus Schillers Wohnung hinweg gebracht worden; am letzten Vormittag um zehn Uhr ſollte auch alles übrige gerüſtet ſeyn. Aber der Dichter behielt ſein Recht bis zur letzten Stunde. Als Schiller von ſeinem letzten Lazarethbeſuche acht Uhr Morgens zurückgekehrt war, fielen ihm beim Zuſammenſuchen der Bücher Klopſtocks Oden in die Hände; eine Lieblingsode regte ihn auf; in dem entſcheidenden Augenblicke fing er an zu dichten ſtatt zu packen und der eingetretene und treibende Freund mußte vor allen Dingen die Ode und das friſch gedichtete Gegenſtück anhören.

Am Nachmittag endlich war Alles in Ordnung; ein paar geladene aber gichtbrüchige Piſtolen wurden, die eine in den Koffer, die andere in den Wagen gelegt; drei und zwanzig Gulden ſteckte Schiller, acht und zwanzig Streicher in die Taſchen; zwei Koffer und ein kleines Clavier ſaßen hinter dem Wagen und um zehn Uhr Nachts rollte dieſer von Schleichers Wohnung ab und dem Eßlingerthore zu, dem dunkelſten von Allen, wo ein bewährter Freund Schillers, (war es Scharffenſtein oder Kapff?) — als Lieutenant die Wache hatte. — Halt — Wer da — Unterofficier heraus!

1782. ſchallte es unheimlich am Thore. „Doctor Ritter und Doctor Wolf, beide nach Eßlingen reiſend" — war die Antwort der Flüchtlinge, die nun ungehindert an der lichtloſen Wachtſtube des Officiers, deren Fenſter weit offen ſtanden, vorbei und mit beklommenen Herzen in's Freie und auf Umwegen der ludwigsburger Heerſtraße zu fuhren. Wie die erſte Anhöhe hinter ihnen lag, kehrte ihnen erſt Unbefangenheit und Sprache wieder. Es war Mitternacht, als ſie links von Ludwigsburg eine hohe Röthe am Himmel erblickten, und ſobald der Wagen in die Linie der Solitude kam, glänzte ihnen auf eine Meile Entfernung das Schloß mit allen Nebengebäuden im Schimmer der Beleuchtung wie eine Feenwohnung entgegen. In der reinen Luft war Alles ſo ſcharf umgränzt, daß Schiller ſeinem Gefährten die Elternwohnung zeigen konnte. Ein unterdrückter Seufzer, ein leiſes „o meine Mutter" begleitete ſeine raſche Bewegung im Wagen.

Ankunft in Mannheim. Noth. Frankfurt und Oggersheim.

Gegen zwei Uhr Morgens hatten ſie die Station Enzweihingen erreicht. Hier war es, daß während der Raſt ſich die Reiſenden an Schubarts handſchriftlichen Gedichten ergötzten, und Schiller ſeinem Freunde „die Fürſtengruft"

vorlas, die der unglückliche Gefangene mit der Beinkleider- 1782.
ſchnalle der naſſen Kerkerwand eingegraben hatte. Nach acht Uhr Morgens athmeten die Fliehenden leichter; die pfälziſche Gränze war erreicht. Das düſtere Gemüth Schillers erheiterte ſich. „Sehen Sie," rief er, zu ſeinem Begleiter gekehrt, „ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Ebenſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung!"

Abends neun Uhr waren die Reiſenden in Schwezingen, und da Mannheim, als Feſtung, ihnen für dieſen Tag verſchloſſen war, wurde hier übernachtet, und am andern Morgen die beſte Kleidung aus den Koffern hervorgezogen, um ſich durch ſcheinbaren Wohlſtand Achtung zu verſchaffen. Ihre Herzen waren voll Hoffnung: die Theaterdirection, die ſo viel Vortheil von den Räubern gezogen, konnte ihren Dichter nicht entbehren; Fiesko mußte noch in dieſem Jahre aufgeführt werden; eine freie Einnahme, oder ein beträchtliches Honorar deckte nun auf lange alle Bedürfniſſe.

Aber in Mannheim verbarg der Theaterregiſſeur Meier ſein Staunen nicht, da er den jungen Dichter, den er in Feſte und Zerſtreuungen verſunken, zu Stuttgart in Geſellſchaft ſeiner Frau dachte, als Flüchtling vor ſich ſtehen ſah. Der Weltmann widerſprach nicht, nur beſtärkte er den jungen Freund, dem er mit ſeinem Begleiter für eine nahe Wohnung ſorgte, und den er zu Tiſche behielt, 1782 in dem Vorhaben, noch heute eine Vorſtellung an den Herzog einzuſenden, deſſen Feſtlaune benützt werden müſſe. Nach dem Eſſen ſetzte ſich Schiller im Nebenzimmer an den Schreibtiſch und entwarf eine Zuſchrift an den Herzog Carl, deren unzweifelhaftes Concept wir jetzt beſitzen. „Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes" ſchrieb er, „kann dem Fürſten und Vater niemals gleichgültig ſeyn. Ich habe einen ſchrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigſten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei ſchwerer Ahndung unterſagt worden ſind." Der Briefſteller erinnert nun ſeinen Herrn an das bekannte Verbot und erklärt, daß die Verzweiflung ihn auf die Flucht getrieben. Er glaubte es „ſeinen Talenten und der Welt, die ſie ſchätzte, ſchuldig zu ſeyn, eine Laufbahn fortzuſetzen, auf welcher er kein gewöhnliches Glück zu machen, und ſeinem durchlauchtigſten Erzieher, der erſten Quelle ſeiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewiſſeſte Ausſicht hatte."

„Da ich biſher," fährt er fort, „nach dem Urtheil Anderer mich als den erſten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, ſo fürchtete ich mich um ſo weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und ſetzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu ſeyn, das den Meiſter lobte. Daß ich eine Laufbahn verlaſſen ſoll, welche mir auſſerdem, daß ſie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als

daß ich nicht das Letzte gewagt haben ſollte, das Herz 1782
meines durchl. Fürſten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und E. H. D. ſchreiben würde, darum bin ich hierher geflüchtet, feſt überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz E. H. D. zur Gnade zu lenken. ....“

Die Hauptgedanken dieſes Briefes hatte Schiller einem früheren ſchon am 1ſten September abgefaßten Schreiben entlehnt, das er an ſeinen Fürſten entworfen, aber wie es ſcheint, nicht abgeſchickt hatte, und deſſen Concept uns nun gleichfalls gerettet iſt. Aus der Stelle, die ſeine pecuniären Hoffnungen berührte, erſieht man, in welchen Täuſchungen der Dichter ſich bei ſeiner Ankunft in Mannheim noch wiegte.

Dieſes Schreiben wurde einem Briefe an ſeinen Regimentschef, den General Augé, der die Hauptpunkte enthalten mochte, welche Streicher als Inhalt des Schreibens an den Herzog ſelbſt anführt, beigelegt und an dieſen abgeſendet. Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die mündliche Antwort des Herzogs durch einen Brief des Generals ein, „daß, da Se. Herzogl. Durchlaucht bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig wären, Schiller nur zurückkommen ſolle;“ eine ziemlich troſtloſe Aeußerung, die auf ſpätere Anfragen einfach wiederholt wurde.

1782 Den Tag nach Schillers Eintreffen in Mannheim war auch Madame Meier von Stuttgart zurückgekommen; dieſe ſorgte recht mütterlich für den Dichter. Ihre Angſt, daß ihm nachgeſetzt oder ſeine Auslieferung verlangt werden könnte, ſchlug Schiller mit ſeiner feſten und gerechten Zuverſicht auf die Großmuth ſeines Herzogs nieder. Doch fand man es rathſam, daß der Flüchtling ſich nicht öffentlich zeigte, und auf ſeine Wohnung und das Meierſche Haus beſchränkt blieb.

In dem letztern bereitete ſich jetzt die Vorleſung des Fiesko vor, und eines Nachmittags verſammelten ſich gegen vier Uhr auſſer Iffland, Beil, Beck, mehrere Schauſpieler; man ſetzte ſich um einen großen runden Tiſch, der Verfaſſer ſchickte eine kurze Erzählung der Geſchichte voran und begann zu leſen. Sein treuer Freund Streicher feierte ſchon im Stillen den Triumph, wie überraſcht dieſe Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen anſahen, über die vielen ſchönen Stellen gleich in den erſten Scenen ſeyn würden; er erwartete den tiefſten Eindruck. Aber der erſte Akt, unter größter Stille geleſen, ärntete kein Zeichen des Beifalls; kaum war er zu Ende, als Beil ſich entfernte und die Geſellſchaft ſich über die Hiſtorie des Fiesko, oder über Stadtneuigkeiten unterhielt. Auf die gleiche Weiſe erging es dem zweiten Akt, und weiter gedieh die Vorleſung nicht. Erfriſchungen und ein Bolzenſchießen, zu dem auf den Vorſchlag eines Schauſpielers Anſtalt getroffen wurde,

machten ihr ein Ende. Alles verlief ſich und nur Iffland 1782.
blieb mit den Freunden zurück. Meier aber zog den jungen Freund Schillers, der ſich von ſeiner innerlichen Entrüſtung gar nicht erholen konnte, in's Nebenzimmer, und fragte: „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, der die Räuber geſchrieben?" Auf die zwiefache betheuernde Bejahung dieſer wiederholten Frage, und eine ſtaunende Gegenfrage antwortete der Schauſpieldirektor: „Ich fragte — weil der Fiesko das allerſchlechteſte iſt, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich iſt, daß derſelbe Schiller, der die Räuber geſchrieben, etwas ſo Gemeines, Elendes ſollte gemacht haben." Und dabei blieb er. „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft, und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen."

Aeuſſerſt verſtimmt, nahm Schiller zeitig mit ſeinem Gefährten Abſchied; erſt zu Hauſe lüftete er ſeinen Aerger, über Neid, Kabale, Unverſtand der Schauſpieler klagend. Wenn er nicht als Schauſpieldichter angeſtellt, wenn ſein Trauerſpiel nicht angenommen werde, ſo erklärte er ſich entſchloſſen, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten, indem eigentlich doch Niemand ſo deklamiren könne, wie er.

Am andern Morgen ſuchte Streicher Herrn Meier wieder auf, der ihn mit dem Ausruf empfing: „Sie haben

Kerl. Fiesko iſt ein Meiſterſtück, und weit beſſer bearbeitet, als die Räuber. Aber wiſſen Sie auch, was Schuld daran iſt, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeſte Machwerk hielten? Schillers ſchwäbiſche Ausſprache, und die verwünſchte Art, wie er Alles deklamirt! Er ſagt Alles in dem nämlichen, hochtrabenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptſtelle ſeines Helden iſt!"

Mit der frohen Botſchaft, daß das Trauerſpiel vor den Ausſchuß und bald auf die Bretter kommen werde, eilte, alles andre verſchweigend, der Freund zum Freunde. Indeſſen wurde, da Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, dem Rathe der Freunde gemäß, die immer noch ein Auslieferungsgeſuch von Stuttgart fürchteten, nach wochenlangem Verweilen in Mannheim von den beiden Genoſſen eine Reiſe über Darmſtadt nach Frankfurt beſchloſſen und zwar eine Fußreiſe, da ihr kleines Capital kaum noch für zwölf Tage reichte, und Schiller aus verſchiedenen Gründen ſich an die Eltern nicht wenden konnte. Streicher aber ſchrieb an ſeine Mutter um einen Zuſchuß von dreißig Gulden. Das Unentbehrlichſte in der Taſche, ſchlugen die Reiſenden nach Tiſche den Weg über die Rheinbrücke ein und trafen am andern Abend in Darmſtadt ein, wo die Reveille um Mitternacht den armen, dem Rollen der Trommel eben erſt entflohenen Dichter unangenehm aus ſeinen Träumen rüttelte. Der heitere Morgen ſetzte die müden

Füße der Freunde wieder in Bewegung; Schiller fühlte 1782 ſich während des ganzen Marſches unwohl; nicht mehr ferne von Frankfurt mußte er ſich, matt und erblaßt, unter Waldgeſträuch in's Gras niederlegen. Streicher ſetzte ſich neben ihn auf einen abgehauenen Baumſtamm und hütete mit banger Freundesſorge den ſchlummernden Dichter. Zwei Stunden lang ſtörte die Ruhenden Niemand; endlich weckte ein den einſamen Fußſteig gehender Werbofficier mit höflichem Gruße den Schläfer, der geſtärkt erwachte. Beim Austritt aus dem Walde winkte ihnen das alterthümliche Frankfurt, und war in einer Stunde erreicht.

Die Armuth wies den Freunden ihre Wohnung in Sachſenhauſen an, wo der Mainbrücke gegenüber Koſt und Wohnung mit dem Wirthe Tag für Tag bedungen wurde. Das erſte, was Schiller vom Schlafe geſtärkt am andern Morgen unternahm, war ein Brief an Dalberg, den er, wie ſein Freund Streicher ſagt, „mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen“ ſchrieb.

„.....Sobald ich Ihnen ſage,“ ſteht in dieſem Brief, „ich bin auf der Flucht, ſo hab' ich mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand ſetzten, meinem Mißgeſchick Trotz zu bieten.... Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig

1782 genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.“ Und nun bittet er den Gönner freimüthig um Unterſtützung; er kann ſeinen Fiesko vor drei Wochen nicht theaterfertig liefern, weil ſein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl ſeines Zuſtandes ihn gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Nun verſpricht er ſein Stück nicht nur fertig, ſondern auch würdig auf jenen Termin zu liefern, bittet aber auch um gütigen Vorſchuß des Preiſes, denn er hat noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen; das macht ihm mehr Sorge, als wie er ſich durch die Welt ſchleppen ſoll; er hat ſo lange keine Ruhe, bis er ſich von der Seite gereinigt hat. Am Ende bittet er nur um einen Vorſchuß von 100 Gulden. „Schnelle Hülfe iſt Alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann.“ In ſeltſamem Vorgefühle der Antwort zeichnete er „mit entſchiedener Achtung,“ ſo ziemlich das Wenigſte, was man einem vornehmen Herrn geben kann, „als ſeiner Excellenz wahrſter Verehrer Friedrich Schiller.“

Die ſchwerſte Laſt war mit dieſem Schreiben von ſeinem Herzen gewälzt. — Sein Auge, erzählt Streicher, wurde feuriger, ſeine Geſpräche wurden belebter, ſeine Gedanken, bisher immer mit ſeinem Zuſtande beſchäftigt, wendeten ſich jetzt auch auf andere Gegenſtände. Auf der Mainbrücke überſahen die Freunde mit Luſt die abgehenden und ankommenden Schiffe; der heiterſte Abendhimmel ſpiegelte ſich im

gelben Strom. „Schiller's überſtrömende Einbildungskraft 1782
gab dem geringſten Gegenſtand Bedeutung und wußte die kleinſte Nähe an die weiteſte Entfernung zu knüpfen.“ Mit der Heiterkeit des Gemüths kehrte dem ganz vom Geiſte Abhängigen auch die Eßluſt wieder; vor allem aber das Bedürfniß zu produciren. Nach einer leichten Abendmahlzeit ließ ſich aus ſeinem Schweigen, aus ſeinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Sein Freund betrachtete ihn mit einer heiligen Scheue und verhielt ſich ſo ſtill als möglich. Erſt am andern Abend entdeckte ihm Schiller, daß ſeit der Abreiſe von Mannheim ſeinen Geiſt ein bürgerliches Trauerſpiel „Louiſe Millerin“ beſchäftige; und ſchon nach vierzehn Tagen waren ganze Scenen von „Kabale und Liebe“ niedergeſchrieben. Den Plan zu dieſem Stücke hatte er, nach der Verſicherung ſeiner Schwägerin, ſchon im Militärarreſte zu Stuttgart entworfen. Dort ſind jedenfalls die Motive des Stücks zu ſuchen und leicht zu finden.

Am dritten Morgen, bei Beſichtigung der Stadt Frankfurt, beſuchten die Freunde auch einige Buchläden. In einem derſelben fragte Schiller, der die Maske des Dr. Ritter ſeit der Barriere von Stuttgart nicht abgelegt hatte, nach dem Abſatze der Räuber. Die Antwort fiel ſo günſtig aus, daß der Verfaſſer, in freudiger Ueberraſchung, ſein Incognito brach, und von dem Buchhändler mit ſtaunenden, zweifelnden Augen gemeſſen wurde. Getröſtet kehrte

1782 der Glückliche nach Hauſe. „Muth und Selbſtgefühl," ſagt ſeine Schwägerin, „waren ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, daß ſein Name die Bühnen Europa's füllen werde, trug ihn, gleich einer ſanft einhüllenden Wolke, über die düſtre Gegenwart hinweg."

Inzwiſchen war die Poſt einigemal vergeblich beſucht worden, und erſt am fünften Tage ſtreckte man ihnen das an Dr. Ritter überſchriebene Paket entgegen. Es waren Freundesbriefe aus Stuttgart, die zur größten Vorſicht riethen, begleitet von einem Briefe Meiers. Nur dieſen nahm Schiller unerbrochen nach Sachſenhauſen zurück und wollte hier allein die angenehme Nachricht, die er erwartete, herausleſen. Zu Ende mit dem Schreiben blickte er gedankenvoll durch das Fenſter hinab auf die Mainbrücke, und nur ſein verdüſtertes Auge, ſeine veränderte Farbe kündigten die getäuſchte Hoffnung an. Endlich ſprach er. Dalberg leiſtete den Vorſchuß nicht, weil Fiesko in dieſer Geſtalt für das Theater unbrauchbar ſey; bevor er ſich weiter erklären könne, müſſe erſt die Umarbeitung vorgenommen ſeyn.

Der Freund bewunderte in dieſem kritiſchen Augenblicke die Mäßigung und den Anſtand Schillers über eine ſolche Verſagung. „Er bewies auch hierin ſein reines, hohes Gemüth. Er ließ nicht die geringſte Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über ſeine Lippen: ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene

Antwort." Noch immer baute er einige Hoffnung auf ſeinen Fiesko; um wohlfeiler leben zu können, beſchloß er ſich Mannheim und den dortigen hülfreichen Freunden wieder zu nähern. Aber die armen Wanderer waren nach Frankfurt gebannt: „denn bei jedem Griff in den Beutel war ſchon ſein Boden erreicht." Die von Schleichers Mutter erbetene Hülfe war auch noch nicht eingetroffen. In der Noth ſuchte Schiller ein ziemlich langes, bald darauf verloren gegangenes Gedicht „Teufel Amor," hervor, mit welchem er ſelbſt ſehr zufrieden ſchien und das der Freund ſchon aus wiederholter Vorleſung kannte. Damit ging Schiller zu einem Buchhändler, vielleicht demſelben, der ihn geſtern bewundert hatte: — aber er kam ganz mißmuthig zurück, denn er hatte fünfundzwanzig Gulden verlangt und der Krämer nur achtzehn geboten: Schiller aber wollte lieber Noth leiden, als ſeine Poeſie an einen Knicker, der ſie nicht ſchätzte, wegwerfen. 1782

Endlich kamen die dreißig Gulden für Streicher an, als der Reichthum der Verbrüderten nur noch in Scheidemünze beſtand. Der aufopfernde Freund verzichtete auf ſeinen Hamburger Plan; ſchon am andern Morgen fuhren beide auf dem Marktſchiffe nach Mainz, bewunderten am andern Tage als Fußwanderer „den ächt deutſchen Eigenſinn, mit welchem Rhein und Main auch vereinigt die blaue und gelbe Farbe getrennt halten," ſtärkten ſich in Nierenſtein mit dem Wein der Ritterromane, deſſen

1782 Ruf ſie größer fanden, als ſeinen Geſchmack, und deſſen Kraft ſie als einen wahren „Herzenströſter“ erſt erkannten, als er ihre müden Füße im Freien wieder beflügelte, und kamen endlich, die letzte Station zu Wagen, in Worms an.

Hier beſchied ſie am andern Morgen ein Brief Meiers nach Oggersheim in die Herberge zum Viehhof, wo ſie Nachmittags mit dem Meier'ſchen Ehepaar und zwei Verehrern des Dichters zuſammentrafen. Schiller erhielt von Meier die Verſicherung, daß der Fiesko unbezweifelt aufgenommen werde, ſo bald er um mehrere Scenen abgekürzt, und der fünfte Akt ganz beendigt ſey. Schiller ſah ſein auf Dalberg geſetztes Vertrauen durch neue Ausflüchte vereitelt. Dennoch ließ er keine Spur von Empfindlichkeit blicken. „Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm im Umgange ganz gewöhnlich war,“ leitete er das Geſpräch auf Beſtimmung des Orts, wo er das Stück am ruhigſten ausarbeiten könnte, und Oggersheim ſelbſt, nur eine Stunde von Mannheim gelegen, wurde dazu am tauglichſten befunden. Die von Madame Meier dem Reiſenden behändigten Briefe von Stuttgart empfahlen noch immer die möglichſte Verborgenheit. Schiller wurde deßwegen ſofort auf's Neue umgetauft, vor dem Wirthe mit Doctor Schmidt angeredet und als ſolcher inſtallirt, indem Koſt und Wohnung auch hier auf den Tag bedungen ward.

Der Abend trennte die Geſellſchaft. Am andern 1782 Morgen kam Koffer und Clavier aus Mannheim. Die nächſten acht Tage verließ Schiller, ganz mit ſeinem bürgerlichen Trauerſpiele beſchäftigt, das ſeinem Dichtergeiſte keine Ruhe ließ, nur auf Minuten das Zimmer. Sein Freund verſüßte ihm die langen Herbſtabende mit Clavierſpiel, denn er wußte von Stuttgart her, daß die Muſik alle Affecte in ihm in Bewegung zu ſetzen vermochte. Wie erwünſcht war es ihm, „ſeine Begeiſterung unterhalten, und das Zuſtrömen der Gedanken dem Dichter erleichtern zu können.“ Schiller aber richtete ſchon am Mittagstiſche mit der beſcheidenſten Zutraulichkeit die Frage an ihn: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier ſpielen?“

Gleich der Entwurf des neuen Stückes war auf die eigentliche Perſönlichkeit der Mannheimer Schauſpieler angelegt, und die Freunde freuten ſich im Voraus, wie naiv-drollig Herr Beil den Muſicus Miller darſtellen werde. Inzwiſchen trat dem Dichter der Plan immer beſtimmter hervor, und er ruhte nicht, bis die Geſtalt des Ganzen zum Voraus entſchieden war. Erſt nach Wochen konnte er die gewünſchten Veränderungen im Fieſko vornehmen, ohne daß er jedoch über den Schluß mit ſich einig zu werden vermochte; denn in der Geſchichte ertrinkt der Held durch einen untragiſchen Zufall. Nur die Nothwendigkeit trieb ihn nach einem Monate zur Vollendung.

1782 Der Aufenthalt in Oggersheim hatte wenig Angenehmes für den Dichter: die flache Gegend ſagte dem an Gebirge gewöhnten Württemberger nicht zu; ſein rauher Wirth quälte Frau und Tochter, die ſanft und freundlich waren, mit ſeiner heftigen Gemüthsart. Nur der Krämer des Orts, Derain mit Namen, beſaß einige Bildung; er trieb Politik, Literatur und Aufklärung des Landvolkes zum Nachtheile ſeines Handels, um den er ſich, bei einigem Vermögen, wenig bekümmerte; ſein Gemüth war von der edelſten Art, und eine große Beſcheidenheit machte ſeinen Umgang angenehm. Dieſer Mann war durch einige Blätter der verworfenen Recenſion des Fiesko und der Skizzen zur Millerin, welche der Wirthin in die Hände fielen, auf den jungen Fremden aufmerkſam geworden, denn die Frau hatte dem Handelsmanne, bei welchem ſie durch ein geliehenes Buch manchmal Troſt für ihre häusliche Leiden ſuchte, die Manuſcripte, deren Sprache ihr ganz neu war, mitgetheilt; er aber brachte den Fund zu ſeinem Freunde, dem Kaufmann Stein in Mannheim, der eine ſehr reizende, und in der ſchönen Literatur bewanderte Tochter hatte. Streicher war an dieſes Haus empfohlen und das ſchöne Mädchen ſchmeichelte ihm ſein Geheimniß ab, in das ſofort auch Herr Derain gezogen wurde, der die Bekanntſchaft des jungen, und doch ſchon ſo berühmten Mannes, unter Gelobung der tiefſten Zufriedenheit machen zu dürfen bat. Seine Freundſchaft war für Schiller in den trüben,

nebligen Novemberabenden eine wahre Erquickung, und 1782
dauerte auch in den nächſtfolgenden Jahren noch fort.

Das Gericht über Fiesko.

Endlich war, in den erſten Tagen des November, Fiesko für das Theater umgearbeitet, und ihm der tragiſche Schluß gegeben, der ſich am nächſten an die hiſtoriſche Wahrheit anſchloß. Kurz zuvor hatte Streicher, da mit dem October die kleine Baarſchaft zu Ende ging, um den Reſt ſeines Hamburger Reiſegeldes an die Mutter geſchrieben. Das alles ſollte Dalbergs Honorar erſetzen. Ruhig und zufrieden ging deßwegen Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und in's Reine geſchriebene Manuſcript einzuhändigen, denn er glaubte nun dem Ende ſeiner Bedrängniſſe entgegen zu ſehen. Da jedoch auf Meiers Mittheilung acht Tage lang keine Nachricht von Dalberg einlief, ſo entſchloß er ſich, an dieſen kalten Gönner, der ſich ſeither ſo wenig um den Dichter der Räuber bekümmert hatte, daß er ihm erſt ſeinen Aufenthaltsort melden mußte, am 16 November von Oggersheim aus zu ſchreiben und ihm zu ſagen, „wie er ſeit acht Tagen in der größten Erwartung lebe, wie Se. Excellenz den Fiesko befänden!“ — „Es ſollte ein ganzes, großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes werden.“ Damit mochte der Theaterdirektion, meinte er, dem Schauſpieler und Zuſchauer ſchon ein Ziemliches zugemuthet ſeyn. Freilich: dürfte er das Stück ohne Rückſicht auf den Theaterzweck, nach ſeinem Sinne herausgeben, ſo würde es durch die Herausnahme einer einzigen Epiſode in ein einfacheres Theaterſtück zuſammenſchmelzen. — Am Schluſſe des Briefes bat er, wenn nicht um eine Entſcheidung über die Theaterfähigkeit, doch um das Urtheil des Dramaturgiſten.

Am Abende dieſes Tages, als Schiller mit ſeinem Gefährten über die Schwelle des Meier'ſchen Hauſes zu Mannheim trat, fand er die dortigen Freunde in der größten Beſtürzung. Vor kaum einer Stunde war ein württembergiſcher Officier bei ihnen geweſen, der ſich angelegentlich nach dem Dichter erkundigt hatte. Allen ſchwebte Schubarts Schickſal vor der Seele, und während die Gefahr beſprochen wurde, klingelte es an der Hausthüre: Schiller rettete ſich mit Streicher durch eine Tapetenthüre in das anſtoßende Cabinet. Ein Bekannter des Hauſes tritt ein, und meldet erſchrocken, daß der Officier auch auf dem Kaffeehauſe ſehr ſorglich nach Schillern gefragt, er ihm aber darauf zur Antwort gegeben habe, daß Schiller längſt nach Sachſen abgereiſt ſey. Die Geflüchteten kamen aus ihrem Verſtecke hervor, aber nach Oggersheim zurückzukehren, ſchien ſo wenig rathſam, als in Mannheim zu bleiben. Endlich ſchaffte eine beſonnene Frau Rath. Madame Curioni, die Aufſeherin im Palais des Prinzen von Baden, erbot ſich mit der anmuthigſten Güte, die Freunde, ſo lange die Gefahr dauerte, dort zu verbergen. Hier wurde ihnen ein geſchmackvolles Aſyl angewieſen, und ſie befanden ſich in einem Zimmer, das mit Lebruns Alexanderſchlachten in Kupferſtichen geziert war, ganz vortrefflich. Am andern Morgen wagte ſich Streicher aus dem Palaſt, und erfuhr durch den für die Freunde treulich beſorgten Meier, daß der Officier keine Aufträge an das Gouvernement gehabt, und ſchon am vorigen Abend abgereist ſey.

Erſt nach Schillers Entfernung löste ein Brief ſeines Vaters das Räthſel. Der Fremde war ein akademiſcher Freund Schillers, der Lieutenant und Adjutant von Koſeritz (nicht Koſewitz)*, der auf einer Reiſe den alten Bekannten argloſer Weiſe aufſuchen wollte.

Die Lage des durch eine, zwar unnöthige, Angſt gewarnten Dichters ſchien indeſſen ſo unſicher, daß unter Zuſtimmung aller anweſenden Freunde von ihm beſchloſſen wurde, ſobald der Fiesko angenommen wäre, nach Sachſen, oder eigentlich Franken, zu reiſen, wo die Vorſehung für eine neue Zufluchtsſtätte des Landesflüchtigen

---

* Im württembergiſchen Militär erſcheinen zwei Herrn von Koſeritz; der ältere, wahrſcheinlich hier gemeinte, ſtarb als Generallieutenant, der jüngere als Oberſt oder Oberſtlieutenant; natürlicher Sohn eines Herrn von K. war der berüchtigte Verſchwörer Lieutenant Koſeritz, der, begnadigt, ſeine Schande nach Amerika trug, und dort geſtorben iſt.

1782 geſorgt hatte. Eine edle Dame, die Freifrau von Wolzogen, von deren drei auf der Akademie ſtudierenden Söhnen ſich der älteſte, Wilhelm von Wolzogen, ſpäter auf's innigſte an den Dichter anſchloß, war mit dem jungen Schiller ſchon in Stuttgart näher bekannt geworden, und nahm auch jetzt innigen Antheil an ſeinem Schickſal. Sie lebte, Mutter von vier Söhnen und einer Tochter, in beſchränkten Glücksumſtänden, auf ihrem Familiengute Bauerbach, eine Stunde von Meiningen, wo ſie ſich ein kleines Haus gekauft hatte, da das Gut mit der Herrſchaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Als Schiller dieſer mütterlichen Freundin nach ſeinem Arreſte den Vorſatz, von Stuttgart zu entfliehen, anvertraut hatte, bot dieſe ihm ſchon damals die Verborgenheit ihres einſamen Aufenthalts in dem abgeſchiedenen Waldthale an, von welcher der bedrängte Dichter jetzt Gebrauch zu machen, und ſich an Frau von Wolzogen deßwegen zu wenden beſchloß. „Während das Wohl ihrer eigenen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte ſie viel, wenn ſie den Verfolgten in ihr Haus aufnahm, aber ihre großmüthige Freundſchaft berechnete nicht.“

Sobald der Dichter dieſen Entſchluß gefaßt hatte, regte ſich die ſchmerzliche Sehnſucht, die Seinigen noch einmal zu ſehen, in der Seele des Verbannten. Sichtbar iſt die Bewegung in dem Briefchen, das er am 19. Nov. der Poſt anvertraute: „Beſte Eltern,“ ſchrieb er, „da ich gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf immer weggehe, ſo wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns noch zu ſprechen. Heute iſt der 19., am 21. bekommen Sie dieſen Brief, wenn Sie alſo unverzüglich von Stuttgart weggehen, ſo könnten Sie am 22. zu Bretten im Poſthauſe ſeyn, welches ungefähr halbwegs von Mannheim iſt, und wo ſie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Chriſtophine könnten am füglichſten, und zwar unter dem Vorwande, nach Ludwigsburg zu Wolzogen zu gehen, abreiſen. Nehmen Sie die Fiſcherin Wolzogen auch mit *, weil ich beide auch noch, vielleicht zum letztenmale, die Wolzogen ** ausgenommen, ſpreche [d. h. ſprechen möchte]. Ich gebe Ihnen ein Carolin Reiſegeld, aber nicht bälder *** als zu Bretten. An der ſchnellen Befolgung meiner Bitte will ich

---

* Die Fiſcherin Wolzogen gibt keinen Sinn. Schiller hat entweder geſchrieben: die Fiſcherin und Wolzogen, oder: die Fiſcher und die Wolzogen. Wer iſt nun dieſe Fiſcher oder Fiſcherin, die Schiller vielleicht zum letztenmale ſo gern geſprochen hätte? Fiſcher war der Wittwenname der Hauptmannsfrau, bei der er in Stuttgart zuletzt gewohnt hatte, der Name Laura's. Wir entſcheiden nichts.

** Die Brüder Wolzogen. Er dachte dabei an Bauerbach.

*** Schiller, durch ſeine Meiſterwerke ein Geſetzgeber unſerer Sprache, entwöhnte ſich ſehr ſpät der ſchwäbiſchen Provincialiſmen, wie auch ſeine vier erſten Dramen beweiſen.

1782 erkennen, ob Ihnen noch theuer iſt — Ihr ewig dankbarer Sohn Schiller.“

Ob dieſe Zuſammenkunft, zu welcher der gute Sohn und Bruder den letzten Pfennig hergeben wollte, bewerkſtelligt worden iſt, bezweifeln wir. Streicher ſchweigt ganz davon. Inzwiſchen war nach fünf Tagen noch keine Antwort von Dalberg da, und erſt gegen Ende Novembers folgte der lakoniſche Entſcheid: „daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar ſey, folglich daſſelbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.“

Schiller fühlte ſich in allen ſeinen Hoffnungen durch dieſe Abweiſung betrogen, ja zerſchmettert. Es war klar: der engherzige Höfling, der den Dichter für ſein Theater gerne ausgebeutet hätte, zog ſich mit dem Augenblicke von ihm zurück, als ihn Schillers Ungnade bei ſeinem Hofe, und der Ruf eines Rebellen, den ſich der Dichter in höheren Kreiſen erworben hatte, bei Fürſten und Standesgenoſſen compromittiren konnte; er war zu feige, dieß dem Dichter rund herauszuſagen, und zu geizig, ihn troz ſeines Reichthums, aus eigenen Mitteln zu unterſtützen. Der mißhandelte Dichter aber war zu edel und zu ſtolz, um ſein Gefühl über eine ſolche Behandlung zu verrathen. Er begnügte ſich gegen den Ueberbringer der abſchlägigen Antwort, Herrn Meier, zu äußern: er habe es ſehr zu bedauern, daß er nicht ſchon von Frankfurt aus nach Sachſen gereiſt ſey.

Ein Jahr ſpäter erhielt er aus den Theaterprotokollen die genugthuende Ueberzeugung, daß im Ausſchuſſe der größte Schauſpieler auf ſeiner Seite geweſen war. Hier fand ſich Ifflands Vorſchlag eingezeichnet, „obwohl dieſes Stück für das Theater noch einiges zu wünſchen laſſe, auch der Schluß deſſelben nicht die gehörige Wirkung zu verſprechen ſcheine, ſo ſey dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von ſo ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit erſucht werde, dem Verfaſſer als Beweis der Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu laſſen.“ — 1782.

Streichers Reiſegeld war verbraucht, und auch der Gedanke peinigte den Unglücklichen, daß dieſer Freund in ſein böſes Schickſal verflochten, daß er aufgeopfert ſey, denn im Augenblick war an keinen Erſatz zu denken. Was Schiller für ſich ſelbſt thun konnte, war, daß er auf der Stelle dem Buchhändler Schwan ſeinen Fiesko antrug. Dieſer bewunderte die Dichtung; aus Furcht vor den Nachdruckern jedoch glaubte er den gedruckten Bogen nicht höher honoriren zu können, als mit einem Louisd'or. Aber auch dieſes Honorar ſcheint nicht auf der Stelle flüſſig geworden zu ſeyn, denn da die Freunde ſich in Oggersheim aufgezehrt, und der Dichter in der Noth ſelbſt ſeine Uhr verkauft hatte, mußten ſie die letzten vierzehn Tage auf Borg leben, und es ward beſchloſſen, 1782 daß Streicher ſchon jetzt nach Mannheim ziehen ſollte, wo er vor der Hand ſich fortzubringen gedachte; ſo daß Schiller die letzten traurigen acht bis zehn Tage allein zu Oggersheim verblieb.

Für den Fiesko, welchen er ſeinem Lehrer Abel in Stuttgart widmete, erhielt er mit eilf Louisd'or nur gerade ſoviel als zur Tilgung ſeiner Wirthshausſchuld, zur Anſchaffung unentbehrlichen Geräthes und zur Bauerbacher Reiſe nothdürftig hinreichte. Um ſich nicht auf der Mannheimer Poſt zeigen zu dürfen, ſollte Schiller von Meier und einigen Freunden in Oggersheim abgeholt werden. Dieſe fanden ihn über dem Packen ſeiner wenigen Habſeligkeiten beſchäftigt, und, nachdem alles entſchieden war, unerwartet ruhig und gefaßt. Bei einer Flaſche Wein, die er reichen ließ, erwärmten ſich die Herzen, dann fuhr man im tiefem Schnee nach Worms, wo ſie im Poſthauſe von einer wandernden Truppe die Ariadne auf Naxos aufführen ſahen. Die Mannheimer Schauſpieler lachten über dieſe Armſeligkeit, denn der Theaterdonner wurde mittelſt eines Sackes voll Kartoffeln hervorgebracht, den man in einen großen Zuber ausſchüttete. Schiller aber erblickte den Tempel der Muſe überall, und ſah, in ſich verloren, mit ernſtem, tiefen Blick auf das Theater, als hätte er Aehnliches nie geſehen, oder ſollte es zum letztenmale ſchauen.

Nach dem Abendeſſen ſchieden die Mannheimer Freunde

und mit ihnen Streicher von dem Dichter, jene unbefangen 1782.
und redſelig, wie ſie denn auch nachher über ſeine leichtſinnige und unbegreifliche Flucht ohne Schonung urtheilten, und zu ſpät daran dachten, durch welche Bequemlichkeiten ihm die harte Winterreiſe hätte erleichtert werden können. Sie, die an ſeinem Ruhm auf den Brettern gezehrt, wollten jetzt nicht begreifen, daß Schiller lieber Poet ſeyn mochte, als ein Arzt mit guter Praxis. Erſt Iffland brachte ſie auf würdigere Gedanken.

Streicher hatte für ſeinen geliebten Freund beim Abſchied keine Worte; keine Umarmung wurde gewechſelt; ein ſtarker, langer Händedruck war das einzige Zeichen der Liebe, mit dem ſie ſchieden. Aber noch nach fünfzig Jahren erfüllte es jenen mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdachte, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutſchlands edelſten Dichter allein und im Unglück hatte zurücklaſſen müſſen.

Aufenthalt in Bauerbach.

Als Schiller an einem Decemberabende des Jahres 1782 unter den Ruinen des alten Schloſſes Henneberg aus tiefem Schnee die Lichter der zerſtreuten Häuſer ſchimmern ſah, die das Dörfchen Bauerbach bilden, fühlte er ſich, nach einem Briefe an Schwan (8. Dec.), „wie ein Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft

1782 hat,“ und ganz in der Verfaſſung, ſeiner Seele zu leben; er wollte den Winter über nur Dichter ſeyn, dann aber ernſtlich und für immer zum Studium der Medicin zurückkehren. Eben ſo glücklich und vergnügt ſchrieb er ſeinem Freunde Streicher unter gleichem Datum: „Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe... Ich kam Abends hierher (Sie müſſen wiſſen, daß es von Frankfurt aus fünfundvierzig Stunden war), zeigte meine Briefe auf, und wurde heimlich in die Wohnung der Herrſchaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und ſchon herbeigeſchafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntſchaften machen, weil ich entſetzlich viel zu arbeiten habe. Die Oſtermeſſe mag ſich Angſt darauf ſeyn laſſen.“

So genügſam hatte den guten Dichter das Elend gemacht; denn in der That war er aus dem geſegneten Schwaben und den lachenden Ebenen der Pfalz in die karge Natur unwirthlicher Berge verſetzt, in eine Gegend, die, wie ſein nachmaliger Schwager Reinwald in Meiningen ſich ausdrückt, mehr der Stelle gleicht, wo Irions Rad ſich immer an Einem Orte umdreht, als einer Dichterinſel. — „Aber der Hauch der Freiheit,“ ſchreibt Schillers Schwägerin, „war Schillern wohlthätig, und ſeine Phantaſie gefiel ſich in den Bildern der Einöde zwiſchen den ſchroffen Felsabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.“

1783. Vor allen Dingen dachte er darauf, ſeine Mannheimer Angelegenheiten zu ordnen. Schwan ſollte den Druck ſeines Fiesko beſchleunigen, und zu dem Ende in vierzehn Tagen Vorrede und Zuſchrift haben; eine Anweiſung an Streicher ſollte die Zeche auf dem Viehhofe, ſo wie andere ausgelegte Kleinigkeiten berichtigen. Sobald ſich ſeine Ausſichten verſchönerten, wollte er an dieſen Freund thätig denken. So zeigte er ſich in allen ſeinen Verhältniſſen höchſt ehrenhaft. 1783.

„Ein halbes Jahr," erzählt uns ſeine Biographin, „lebte er größtentheils mit ſich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geiſtes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge ſein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieſer, als Bibliothekar, verſorgte ihn mit Büchern, und beſuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Guts ſpielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieſer Wanderungen durch die Wälder hatte er eine ſonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald, zwiſchen wildem Geſtein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem reiſenden Fuhrmanne verübt wurde, deſſen Leichnam hier eingeſcharrt ſey." —

1783. So lebte Schiller, nur in der farbigen Region der Dichtung Luſt und Abwechslung findend, auf ſeiner literariſchen Wartburg, in poetiſche Arbeiten und Entwürfe vertieft, doch nicht ganz ohne Sehnſucht nach der geſelligen Welt. Zwar hatte er ſich in dieſer arg betrogen gefunden, und die Erfahrungen, die er gemacht, hatten ihm gegen Streicher in dem angeführten Briefe die bittere Aeußerung abgepreßt: „wenn man die Menſchen braucht, ſo muß man ein H.....t werden, oder ſich ihnen unentbehrlich machen, Eines von Beiden oder man ſinkt unter.“ Und dennoch verlangte ihn in ſeiner Einſamkeit bald wieder nach dieſen Menſchen. Als daher im Januar 1783 ſeine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart, wo ſie ihrer Söhne wegen wohnte, auf kurze Zeit nach Sachſenmeiningen kam, und auch einige Tage in Bauerbach verweilte, flog ihr ſein ganzes Herz entgegen, und als ſie ſich wieder auf ein anderes Gut in der Gegend entfernt hatte, ſchrieb er ihr unter anderm am 4. Januar: „Seit Ihrer Abweſenheit bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lang in die Sonne geſehen. Sie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon weggewandt. Er iſt für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, dieſe angenehme Täuſchung auszulöſchen. 1783. Auf die Bekanntſchaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde. Dieſe müſſen mich mit dem ganzen Geſchlechte wieder verſöhnen, mit welchem ich mich beinah' überworfen hätte. Es iſt ein Unglück, meine Beſte, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden, den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe." Der Freund, auf den er ſich freute, ſcheint ein Prediger in Walldorf, dem Stammgute der Familie, geweſen zu ſeyn, wo ſich Frau von Wolzogen bei ihrem Bruder, dem Oberhofmeiſter von Marſchalk aufhielt und von Schiller bald darauf beſucht wurde. Als er wieder zu Hauſe war, ſchrieb er ihr am 10. Januar: „Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne irgend eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß. Ich falle in eine düſtere Laune und muß abbrechen."

Dieſe leidenſchaftliche Stimmung des Jünglings gegen eine alte Frau müßte unnatürlich erſcheinen, wenn wir

1783. nicht wüßten, daß eine keimende Neigung zu der liebenswürdigen Tochter, die ſchon in dieſem Briefe zutraulich „die gute Lotte" von ihm genannt wird, dahinter verborgen war. Nur daraus erklärt ſich auch das feindliche Mißtrauen, das ſich vorübergehend ſeiner plötzlich gegen die edle Freundin bemächtigen konnte, ſo daß er, als Frau von Wolzogen wieder einen Augenblick in Bauerbach erſchienen war, vier Tage nach jenem zärtlichen Briefe aus Bauerbach entwichen, von einem uns unbekannten Orte, H.... aus, den 14. Jänner in einem wahren Räubersparoxyſmus an ſeinen Freund Streicher nach Mannheim ſchreiben konnte: „So bin ich doch der Narr des Schickſals! Alle meine Entwürfe ſollen ſcheitern! Irgend ein kindsköpfiſcher Teufel wirft mich wie ſeinen Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum. Hören Sie nun! Ich bin, wenn Sie dieſen Brief empfangen, nicht mehr in Bauerbach. Erſchrecken Sie aber nicht; ich bin vielleicht beſſer aufgehoben!.... Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr, die Freundſchaft des Menſchen iſt das Ding, das ſich des Ruhmes nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob, das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug im Plane meines künftigen Glückes zu ſeyn — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es

unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme. 1783.
Das war mir genug. So ſchrecklich es mir auch iſt, mich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben, ſo angenehm iſt mir wieder dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr riſſen mich erwünſcht aus dem Handel. Durch die Bemühung meines ſehr erprobten Freundes bin ich einem jungen Herrn von Wrmb* bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann, und vielleicht eine Fortſetzung liefern wird. Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter...! Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Range figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, und nunmehr iſt das für mich Eins. Ich ſoll mit meinem Wrmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir ſelbſt und der Freundſchaft leben, und, was das beſte iſt, ſchießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll....."

Dieſer Brief voll Kavaliersgedanken, der mit Schillers Charakter in vieler Beziehung nicht übereinſtimmt, ſcheint, nach einem Gelage mit ſeinem improviſirten

---

* So ſchreibt Schleicher. Bei Frau v. Wolzogen heißt er Wurmb.

1783 Freunde Wrmb geſchrieben, und glücklicher Weiſe verflogen Stimmung und Plane wie der Schaum im Champagnerglaſe. Die Eiferſucht, die ihn plötzlich in der Schweſter des Thüringer Barons einen Engel und in dieſem ſelbſt auch einen Boten des Himmels, und nicht wieder „fremde Menſchenhülfe“ erblicken ließ, führte die Feder dabei. Sein neueſter Biograph, Hoffmeiſter, macht die ſehr treffende Bemerkung zu dieſer Geſchichte, daß heroiſche Gemüther eigentlich für das Unglück gemacht ſind und in glücklichen Verhältniſſen verlieren. So zeigte auch Schiller in Mannheim eine feſtere und ruhigere Haltung als in Bauerbach.

Inzwiſchen war alles bald wieder ins Gleiche gebracht; vielleicht hatte der Baron ſelbſt durch ſein Betragen dafür geſorgt, dem verblendeten Dichter die Augen zu öffnen, wiewohl dieſer ihn auch ſpäter von Mannheim aus (12. Sept. 1783) „ſeiner ewigen Achtung“ verſichern ließ. Noch vor dem 25. Januar war Schiller wieder in Bauerbach und ſchmiedete, in Eintracht mit ſeiner alten Freundin, einen oſtenſibeln Brief an Wilhelm von Wolzogen, der die Nachforſchung nach Schillers Aufenthalt irre leiten ſollte, von Frankfurt am Main datirt war, und in welchem ſtand: „Ich reiſe nach Amerika, und dies ſoll mein Abſchiedsbrief ſeyn.“ Ein anderer Brief war angeblich von Hannover aus an Frau von Wolzogen in demſelben Sinne geſchrieben, daß er geleſen würde. In dieſem Briefe fand ſich, unter vielem ſinnreich und wahrſcheinlich Erlogenem,

wie z. B. ſcheinbaren Beziehungen auf Laura, doch etwas, 1783.
das Schillern, viel mehr als die Luſt, im frei gewordenen Amerika mit ſiedenden Adern einige Sprünge zu machen, Ernſt war: „Sie haben mich," ſchreibt er, „in Ihrem letzten Briefe gebeten, den Herzog in Schriften zu ſchonen, weil ich doch (meinen Sie) der Akademie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dem ſo iſt, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde; im Gegentheil hab' ich ſeine Partei gegen Ausländer ſchon hitzig genommen."

Schwerlich hätte dieſe überzuckerte Pille ihre Wirkung gethan, wenn der Herzog die Briefe aufgefunden hätte. Uebrigens war er großmüthig genug, auf keinerlei Weiſe jemals die geringſte Vorkehrung treffen zu laſſen, um ſeinen entflohenen Zögling wieder in ſeine Gewalt zu bekommen und zu beſtrafen. „Ich habe," ſchrieb Schillers Vater am 8. Dezember 1782 an Schwan nach Mannheim, „hier noch nicht das Geringſte bemerkt, daß Seine Herzogl. Durchlaucht ſich entſchließen ſollten, meinen Sohn aufſuchen und verfolgen zu laſſen. Auch iſt deſſen Poſten längſt wieder beſetzt, ein Umſtand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn entbehren kann."

In demſelben Briefe zürnt der alte Schiller auf eine recht väterliche Weiſe über die Flucht ſeines Sohnes: „Er hat ſich ſelbſt," ſagt er, „durch ſein unzeitliches Weggehen, wider ſeiner wahren Freunde Rath, in ſeine gegenwärtige

1783 Lage verſetzt, und es wird ihm an Leib und Seele gut ſeyn, wenn er ſie empfindet, und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird. Ich befürchte jedoch nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden ſollte, denn in ſolchem Falle würd' ich ihn nicht laſſen können."

Zu Ende Januars hatte Frau von Wolzogen Bauerbach mit ihrer Tochter wieder verlaſſen; Schiller ſandte ihr am 1. Februar 1783 einen herzlichen Brief nach, aus welchem wir zugleich erfahren, daß auch an ſeine Eltern eben ein Brief fort gewandert, welchen er ſie durch mündliche Erzählung zu ergänzen bittet. Aber gerade während der Abweſenheit von Mutter und Tochter befeſtigte ſich die Neigung zu der letztern im Herzen des in der Abgeſchiedenheit für ſolche Eindrücke beſonders empfänglichen Dichters und die Eiferſucht ſchürte fortwährend an der kleinen Flamme. Er erfuhr, daß ein Fremder aus Stuttgart Abſichten auf das Fräulein habe, und von der Mutter ſelbſt, daß dieſer Herr ſich nicht abhalten laſſe, mit ihr nach Meiningen zu reiſen. Ein ausführliches Schreiben an Frau von Wolzogen vom 27. März läugnet gar nicht, daß ihn die Gleichgültigkeit, womit die Mutter dieſen Umſtand berührt, in die äußerſte Befremdung ſetze. „Wenn ſich Herr von .... mit ihnen in M. einfinden ſollte, ſo iſt es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Laſſen Sie ſich dieſe Nachricht nicht beſtürzen, liebe Freundin, und gönnen Sie mir ruhiges Gehör. Ganz

Meiningen weiß, daß ſich ein Württemberger in Bauerbach aufhält, daß dieſer ein ſehr guter Freund von Ihnen iſt, und daß er ſich mit Schriften beſchäftigt.... Man war ſchon lange begierig, dieſem verkappten „*Ritter*" auf die Spur zu kommen; man hat ſogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Nehmen Sie nun dieſes Alles zuſammen und laſſen Sie beſagten Herrn nach M. kommen.... Ich gebe ihnen zu bedenken, ob eine Perſon, die, ſo wie jener Herr, von unſerm Thun und Laſſen unterrichtet iſt, die mehr als tauſend andere neugierig iſt, und vorzüglich neugierig auf *meine* Schickſale iſt... Bei der ausgeſtreuten Erdichtung ſtehen bleiben werde.... ob er der Mann iſt, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre ihnen entſchloſſen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von ſeinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige ſchätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, *oder gewiſſe zwei Perſonen müßten mir gleichgültig werden, die mir ſo theuer wie mein Leben ſind.*" Und nun erklärt er, wenn die Sache nicht zurückgetrieben werden kann, ſie verlaſſen zu müſſen. „Iſt der Fall unvermeidlich, ſo bitte ich Sie inſtändig, es mir bei Zeiten wiſſen zu laſſen, daß ich mich in Betracht meiner Baarſchaft darnach richten kann... Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und

1783. Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht.“ Er will nach Berlin, wohin ihm Adreſſen in Menge zu Gebote ſtehen.

War es ein Wunder, daß Frau von Wolzogen, welche blind ſeyn mußte, wenn ſie das Feuer in dieſem Briefe nicht hätte brennen geſehen, jetzt nicht mehr blos aus verzeihlicher Beſorgniß für ihre Söhne, ſondern auch aus pflichtmäßiger Sorge für ihre Tochter, die Entfernung des jungen Schriftſtellers aus ihrem Hauſe wünſchen mußte? Zwar, der Freier kam nicht nach Meiningen, und Schiller blieb in Bauerbach. Inzwiſchen verhehlte die gute Pflegemutter ſelbſt ihm ihre Unruhe in Briefen nicht; auch ſcheint ihm, auf einen ſonderbaren und leidenſchaftlichen Brief an ſeine Schweſter Chriſtophine, dieſe auf eine Weiſe geantwortet zu haben, daß der Wunſch der Frau von Wolzogen, Schillern entfernt zu ſehen, noch immer wahrſcheinlich blieb. Abſichtlich oder unabſichtlich hatte Schiller die Antwort der Schweſter bei ſeinem Freunde Reinwald in Meiningen liegen laſſen; dieſen rührte der Brief, in welchem er „ſo viel reifes Denken, und herzliche, beſorgte Wohlmeinung“ gegen ſeinen Freund entdeckte, ſo innig, daß er, die Schweſter zu beruhigen, in Correſpondenz mit ihr trat (27. Mai 1783). „Mir iſt es ſelbſt Räthſel,“ ſchreibt er, „warum ſie (Fr. v. W.) ſo ſehr Verachtung fürchtet, und daß ſie auf die Veränderung von unſeres Freundes Aufenthalt dringen ſoll; viele Umſtände ſcheinen dem letztern zu widerſprechen, es müßte denn ſeyn, daß ſie aus Beweggründen der Sparſamkeit handelte...... Hier reſidirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im Geringſten deßhalb züchtigen kann, wenn er jemand da wohnen läßt, dem der württembergiſche Hof ungünſtig iſt. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen?"

Indeſſen gibt Reinwald zu, daß Schiller Gelegenheit finden ſollte, menſchliche Charaktere viel zu kennen, weil er ſie auf der Bühne ſchildern ſoll, und daß er ſich durch Geſpräche über Natur und Kunſt, durch freundſchaftliche, innige Unterhaltung ſollte aufheitern können, wenn durch Denken und Niederſchreiben das Mark ſeines Geiſtes vertrocknet ſey. „Ich wünſche daher ſehnlich, daß er künftigen Herbſt in einer großen Stadt, wo ein gutes deutſches Theater iſt, z. E. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtſchaffener Männer, die ihn vor der Ausgelaſſenheit bewahrten, die an dieſem Orte herrſcht. Wien hat zwar weniger verderbte Sitten und mehr Teutſchheit, aber der Fehler iſt da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt."

So gut der treffliche Schreiber dieſes Briefes verwundbare Seiten und Schwächen ſeines Freundes gekannt zu haben ſcheint, ſo durchſchaute er doch nicht den Beweggrund, „warum der Herr Bruder zum Weggehen gar nicht

1783 inſinuirte," und glaubte nur, „ſeine Wohlthäterin habe ihn von der Seite ſeines guten und dankbaren Herzens eingenommen." Er hatte es alſo nicht verſtanden, wenn ihm Schiller ſchon am 27. November geklagt hatte: „Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, aufs Neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll mich mit dem Menſchengeſchlechte, das ſich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wieder ausſöhnen."

Während Reinwald, der durch fortgeſetzten Briefwechſel mit Schillers Schweſter zuletzt ihr Herz gewann und des Dichters Schwager wurde, in Beziehung auf die Herzensangelegenheit dieſes Letztern ganz im Dunkeln war, ſorgte Schiller ſelbſt dafür, daß ſeine immer heftiger werdende Leidenſchaft nicht zweifelhaft blieb. Am 8. Mai ſchrieb er an Frau von Wolzogen ganz lakoniſch: „Fräulein Lotte iſt, wie es zu Meiningen verlautet, Braut mit H. von ...., ich gratulire alſo per Abſchlag." Bald darauf zog ſeine Geliebte mit der Mutter in Bauerbach durch eine Allee von Maien und die Ehrenpforte von Tannen ein, welche der Dichter von ihren Bauern hatte aufführen laſſen.

Einige Tage ſpäter, am 25. Mai, beantwortete er einen unerwarteten Brief Wilhelms von Wolzogen. „Hier

zum erſtenmale," ſagt er von Bauerbach, „habe ich es 1783.
in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſeyn. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund iſt ihm Vollendung.... Sonderbar finde ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander ſeyn, uns gleichgültig ſeyn. Jetzt ſind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnet, die uns einmal ſo feſt an einander zwingen ſollten und ewig.... Sie, mein Beſter, haben den erſten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verſtand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die Erworbenen feſt zu halten. — Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Liebe zu mir.... Glauben Sie meiner Verſicherung, beſter Freund, *ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter.* Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüths.... Wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, *die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen*

1783. ſo ſchnell gethan iſt. — Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schickſal Ihrer Lotte entſcheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über dieſen Punkt entdeckt.... Ich kenne den Herrn von ... Einige Kleinigkeiten haben uns unter einander mißſtimmt; dennoch, glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbeſtochenen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Menſch, der zwar gewiſſe Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaft, obſchon ich zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt ſie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erſtenmale liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu ſagen. Außerdem hat er andre Reſourcen, als ſein Porte Epée, und ich bürge dafür, daß er ſein Glück in der Welt machen kann.“

Wie liebenswürdig ſtreiten Liebe, Edelmuth, Wahrheitsliebe und Eiferſucht in dieſem merkwürdigen Briefe! Ein entſetzlicher Gedanke war es ihm, daß dieſe angebetete Lotte in einer Penſion verkümmern ſollte, in welcher die Herzogin von Gotha ſie erziehen zu laſſen den Anfang gemacht hatte, für ihn, dem alles conventionelle Leben damals ein Gräuel däuchte, den man „zwiſchen Spandau und einer Aſſemblée wählen laſſen dürfte,“ dem alle

Prärogativen ſo zuwider waren, daß er an ſeiner mütterlichen Freundin nur den Adelsbrief eines ſchönen Lebens anerkannte, und „den haßte, den ſie mitgebracht.“ * — „Mein Herz iſt zwiſchen Ihnen und unſrer Lotte,“ ſchreibt er am Morgen des 28. Mai, „und begleitet Sie bis ins Zimmer der Herzogin ... Heute wünſche ich Ihnen die Stimme des Donners, die Feſtigkeit eines Felſen und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies... Sagen Sie die ganze Penſion ab, ſo will ich alle Jahr eine Tragödie mehr ſchreiben, und auf den Titel ſetzen: Trauerſpiel für Lotte.“ 1783.

Eigentlich wollte er noch viel mehr thun. Hätte ſeine Leidenſchaft Gehör gefunden, ſo wäre er bereit geweſen, um ein Schäferleben nicht alle Jahre eine Tragödie weiter zu ſchreiben, ſondern ſelbſt die Poeſie herzugeben. „Es war eine Zeit,“ ſagte er ſeiher Freundin am 30. Mai, „wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhms ſo gut als ein Gallakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich ſchenke Ihnen meine dichteriſchen Lorbeere in dem nächſten Boeuf à la Mode, und trete Ihnen meine tragiſche Muſe als eine Stallmagd ab. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben. Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin,

---

* Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen, I, 126, 134.

1783. und wehe mir, wenn das auch von meinem jetzigen gelten ſollte. Daß ich bei Ihnen bleibe, und wo möglich begraben werde, verſteht ſich... Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheüerſten Hinderniſſen, und ich weiß es, ich überwinde ſie."

Schiller ſelbſt nennt dieſen Brief einen tollen Brief; der Himmel „lächelte gnädig Nein und ließ den Wunſch zuſamt der Pein vorübergehen," wie ein jüngerer Geiſtesverwandter des Dichters ſagt. Lotte wurde zwar nicht die Beute des gefürchteten Edelmannes, deſſen „Anmaßung" nicht nur dem Dichter, ſondern auch dem Mädchen Unwillen eingeſtößt zu haben ſcheint; aber aach die Neigung des Poeten blieb unbemerkt, und mit nichts anderem als freundſchaftlichem Gefühl erwiedert. Nach einigen Jahren gab Lotte ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer erſten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entriſſen.

Poetiſche Arbeiten und Ausſichten in Bauerbach.

Beſonnener als in dem Herzen des Dichters ſah es während dieſer ganzen Zeit in ſeinem Geiſte aus.

In der Mitte Januars ſchon war die „Louiſe Millerin“ 1783. fertig geworden, und ſchon wieder beſchäftigten ihn neue Entwürfe. Dalberg hatte, wie wir geſehen haben, zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf Don Carlos — (Schiller ſchrieb ſehr lange, hartnäckig das ſpaniſche Idiom mit dem portugieſiſchen verwechſelnd, Dom Karlos) — gelenkt, der junge Dichter aber dieſen Wink nur im Vorübergehen ins Auge gefaßt. Jetzt ließ er ſich von ſeinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald die bekannte hiſtoriſche Novelle Saint Reals über dieſen unglücklichen Fürſten geben, und der Gegenſtand begeiſterte ihn ſo ſehr, daß er auf der Stelle den Gedanken zu einer neuen Tragödie faßte, die ſich in ſeinem Kopfe mit andern dramatiſchen Stoffen, Imhof und Maria Stuart, ſtritten, wie denn auch Conradin von Schwaben in ſeinem Geiſte aufgeſtiegen war, deſſen ſich ſpäter ſeine Bewunderer und Nachahmer in längſt vergeſſenen Stücken bemächtigten.

Reinwald war ihm jetzt, wie einſt in Stuttgart Peterſen, auch in Beziehung auf ſeine Muſe ein willkommener Freund und Herzensrath. Durch Hypochondrie und immerwährende Kränklichkeit höchſt reizbar und empfindlich gemacht, war dieſer Mann ſeinem Kerne nach doch ganz vortrefflich, und auch, was Geiſt und Kenntniſſe betrifft, würdig von Schiller hochgehalten zu werden, wie er um ſeines Herzens willen von demſelben geliebt wurde.

Dieſem vertraute Schiller während ſeines Aufenthalts

1783 zu Bauerbach alle poetiſchen Nöthen und Freuden. Ihm klagte er, wie ihn die von einer Seite ſo wohlthätige Einſamkeit, von der andern Seite, doch auch wieder in der Produktion hemme und beſchränke. Er war der Meinung, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.“ — „Mühſam,“ äußert er ſich gegen den Freund, „und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehen Minuten bei einem guten denkenden Freunde ſelbſt anwandelt, oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken locken, und unſere Geiſteskräfte müſſen wie die Saiten eines Inſtruments durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß alſo das Originalgenie ſeyn, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt.“ (21. Februar.)

Durch Reinwalds Vermittlung hatte er wegen ſeines bürgerlichen Trauerſpiels Druckunterhandlungen mit dem Buchhändler Weygand angeknüpft, ein Handel, der ſich aber auch zerſchlug. Der Freund in Meiningen hatte die Idee, ihn nach Pfingſten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wohin ihn Freunde und Verwandte zogen. Dort hätte er ihn bei den erſten Geiſtern eingeführt; Göthe und

Wieland hätten ihn mit ihrem Rath unterſtützt, ihm einen neuen Lebensplan vorgezeichnet, ihn in die förderndſten Verbindungen gebracht, und zwei verdrießliche, durch Krankheit ſehr getrübte Jahre wären dem Dichter erſpart geblieben. 1783.

Es ſollte nicht ſo kommen. „Was den Dichter von dieſer Reiſe abhielt," ſagt uns Streicher, „war die Sirenenſtimme, die ſich vom Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ."

Drei Monate nachdem Schiller in Oggersheim ſo ſchnöde mit ſeinem Fiesko von Dalberg abgewieſen worden war, hatte dieſer die Stirne, ſich brieflich bei jenem wieder zu melden und zwar in ſolchen Ausdrücken, daß Schiller ſcherzend an Meier in Mannheim ſchrieb, es müſſe ein dramatiſches Unglück dort vorgegangen ſeyn, weil er von Dalberg einen Brief erhalten. Allerdings wandte ſich dieſer Herr an Schiller unbedenklich wieder, ſobald er ſeiner bedurfte. Er hatte die Trauerſpiele Lanaſſa und Shakſpeare's Julius Cäſar unter der Scheere, und fühlte wohl, wie trefflich ihm Schillers Dienſte hierbei zu Statten kommen würden. Der politiſche Eindruck der Räuber in Deutſchland war verwiſcht und in dieſer Beziehung die Vokation des Dichters nicht mehr gefährlich, und von den Schauſpielern, die den Plan der Louiſe Millerin von Streicher begeiſtert aus einander ſetzen hörten, wurde er nach dieſem Stücke ſehr lüſtern gemacht.

Anfangs ſtuzte Schiller. „Ich kenne ihn ziemlich,“ ſchrieb er am 27. Mai an Reinwald, „und meine Louiſe Millerin hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſieren.... Ehe ich mich in einen Weygand-artigen Handel mit Dalberg einlaſſe, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen.“ Zugleich ſchreibt er ſeinem Freunde, „daß er nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu arbeite. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba, ſollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen.“ Alles war, wie man ſieht, mit Einem Schlag in Schillers Geiſte vorbereitet, und nur auf den Marquis Poſa harrte der Plan noch. Zum Behufe der Vorſtudien erbittet ſich Schiller von Reinwald Brantoma's Geſchichte Philipps II. Auf ihre nächſte Zuſammenkunft ſollte eine Scene von Don Carlos fertig ſeyn, die Reinwald zu richten hätte.

Schon ſechs Tage nach dieſer Unterhaltung mit Reinwald, war (3. April) die Antwort an Dalberg fertig, kalt, gemeſſen, aber nicht verneinend, und ohne Empfindlichkeit. „….. E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſche nichts, als ſolches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satire und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieſes Trauerſpiel auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſeyn werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar ſeyn, und ich werde es beſſer zurückbehalten…. Gegenwärtig arbeite ich an meinem Don Carlos. Ein Sujet, das mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich E. E. zu verdanken habe." 1783

Und zu dieſem Don Carlos kehrte er nun wieder mit ganzer Seele, aber mit einer mehr lyriſchen als dramatiſchen Stimmung zurück. Am 14. April 1783, früh

1783 in der Gartenhütte, ſchreibt er ſeinem Freunde Reinwald: „In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. Prüfen Sie ſolche." Nun führt eine ſcharfſinnige, tiefſinnige, ja ſpitzfindige Meditation in dem Briefe den Gedanken aus, daß jede Dichtung nichts anders ſey, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes. Selbſt die Liebe ſey ein ſolcher glücklicher Betrug; nicht für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf erſchrecken, erglühen, zerſchmelzen wir, ſondern wir leiden dies Alles nur für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. „Ich nehme ſelbſt Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph ſo wenig als den Wurm, der ihn unwiſſend lobet. Er erblickt ſich, ſein großes unendliches Selbſt, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. In der allgemeinen Summe der Kräfte bewahret er augenblicklich ſich ſelbſt, ſein Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen und liebt ſich in dem Abriß" ..... „Der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hineinzuſchlingen, iſt Liebe .... Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen." — Nun „das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſerer Dichtung empfinden, iſt eben das.... Ein großer Dichter muß 1783. wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen.... Wir müſſen die Freunde unſerer Helden ſeyn, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln ſollen.... Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſeyn." Und ſo trägt denn auch Schiller den Carlos an ſeinem Buſen, — er ſchwärmt mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. „Carlos hat von Shakſpeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius — und den Puls von mir."

Wann iſt ein Irrthum beredter und verführeriſcher vertheidigt worden? denn daß es ein Irrthum ſey, beweiſt die Schöpfungsweiſe Shakſpeare's, Göthe's, des ſpätern Schiller ſelbſt — und gewiß auch der Schöpfungsakt der ewigen Liebe, ſoweit wir ihn begreifen können.

Noch dankt in jenem herrlichen Briefe Schiller dem Freunde für ſeinen letzten Brief, der ihm in ſeinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal geſetzt habe. „Sie ſind der edle Mann, der mir ſo lange gefehlt hat, der es werth iſt, daß er mich mit ſammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden beſitze, denn er wird jene dulden, und dieſe mit einer Thräne ehren."

Zweiter Aufenthalt in Mannheim.

1783 Wenn es eine Sirenenſtimme war, die den Dichter nach Mannheim rief, ſo folgte er ihr wenigſtens widerſtrebend. Er ſah ſeine Entfernung nur als eine Reiſe an, die nicht länger dauern ſollte, als es die Aufführung ſeiner Dramen nöthig machte, und Frau von Wolzogen begünſtigte dieſe Anſicht. Auch gab er ſein Ehrenwort, „ſich in Mannheim nicht ſelbſt anzubieten, und in keinem Falle den erſten Schritt zu einem feſten Engagement zu thun.“

Von ſeiner Wohlthäterin ſchied er nach ſiebenmonatlichem Aufenthalte wie von einer leiblichen Mutter, von der geliebten Lotte, die an demſelben Tage Bauerbach verlaſſen zu haben ſcheint, wie von einer Schweſter. Die Reiſe ward in der Mitte Juli's angetreten. Daß ſein halbes Leben in Bauerbach zurück blieb, beweiſen die Briefe, die er auf der Reiſe und in Mannheim als Seufzer zurückſchickte. Der Verdacht, daß er ſeine mütterliche Freundin auf immer verlaſſen könnte, erſchien ihm als eine Gottesläſterung; je tiefer er die Welt kennen lernt, je mehr er unter Menſchen geht, deſto tiefer gräbt ſie ſich ihm in ſein Herz; in dieſem trägt er ſie, wie er ſich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſcht; zu Frankfurt, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen, fällt ihm die Hütte im Garten zu Bauerbach ein — o daß er wieder dort wäre!

Herzlich grüßt er auf der Wanderung „die liebe, gute 1783. Lotte."

Endlich, am 28. Juli kommt er matt und erſchöpft in Mannheim an, wo Meier Koſt und Logis, gut und wohlfeil, neben dem Schloßplatz ein Zimmer mit vortrefflicher Ausſicht, für ihn ausgemacht hatte; aber er findet die Sachen bei ſeiner Ankunft nicht gar zum Beſten. Dalberg war von einer Reiſe nach Holland noch nicht zurück; Iffland ſollte erſt in einigen Tagen von Hannover heimkommen; ſeine erſtaunten Freunde laſſen es ſich klar merken, daß nach ihrer Meinung Schiller nichts als ſein Vergnügen bei ſeinem Mannheimer Aufenthalte zur Abſicht habe. Alles erſchien ihm leer und verdächtig; was hier vorkam und noch vorkommen konnte, verlor „entſetzlich" bei Vergleichung mit ſeinem ſtillen glücklichen Leben in Bauerbach. Hätte er es möglich machen können, daß er ſechshundert Gulden jährlich zöge, ſo hätte man ihn in Bauerbach begraben dürfen. „Die liebe gute Lotte," ſchloß ſein Brief an die Pflegemutter, „küſſen Sie in meinem Namen (wenns erlaubt iſt)."

So ſprach aus dem Dichter die erſte, reine Jugendliebe. Auch die Freundſchaft trat vor dieſer zurück und er bemerkte wohl kaum die Ueberraſchung, die ſeinem treuen Freunde Streicher, der von allen Unterhandlungen mit Dalberg nichts wußte, bereitet ward, als er, zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meier eintreffend, ſeinen Augen

1783. kaum trauen konnte, daß es der in weiter Entfernung gemeinte Schiller ſey, der mit der heiterſten Miene und dem blühendſten Ausſehen — der Frucht ſchuldloſen Familienlebens — ihm entgegentrat.

Noch am Tage ſeiner Ankunft in Mannheim ſchrieb er auch an ſeine Eltern und an ſeinen Freund Wilhelm von Wolzogen in Ludwigsburg, dem er eine Zuſammenkunft in Heilbronn vorſchlug. Die vierzehn erſten Tage waren beinahe ganz fruchtlos für ihn; Dalberg noch immer fort, einige Schauſpieler in Urlaub, die mehrſten Familien auf's Land ausgeflogen, aller Lebensgenuß durch eine unerträgliche trockene Hitze verdorben. Die Anweſenheit der Churfürſtin und des Herzogs von Zweibrücken machte, daß auf dem Theater nur Alltagskomödien vorkamen, wovon dieſe Liebhaber waren. Zerſtreuung und Hitze erlaubten dem Dichter auch nicht zu arbeiten.

Dalbergs Ankunft endlich, die am 10. Auguſt erfolgte, ſchien ſehr viel für ihn verändern zu wollen. Schiller traf ihn auf dem Theater, wo der Baron, ſchon von ſeiner Ankunft unterrichtet, ihm auf die verbindlichſte Art zuvorkam, und ihn mit großer Achtung behandelte. Er wollte von ſeiner Zurückreiſe nichts wiſſen, und ließ ſich noch ſonſt allerlei gegen den Dichter merken, wofür dieſer keine Ohren zu haben ſich beredete. Denn „der Mann iſt ganz Feuer," verſicherte er ſeine Freundin, „das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft." Die Aufführung des

Fiesko wurde ihm ſchon jetzt zugeſagt: ſeine „Louiſe Millerin,“ welche Schiller bis jetzt nur dem Buchhändler Schwan vorgeleſen hatte, an den er ſich am meiſten angeſchloſſen, wurde am Mittwoch den 13. Auguſt in großer Geſellſchaft, wobei Dalberg den Vorſitz führte, geleſen; auch wollte letzterer ihm zu Gefallen die Räuber und einige große Stücke ſpielen laſſen, um die Stärke der Schauſpieler darnach zu beurtheilen. „Meine Räuber ſollen mich freuen!“ ſchrieb Schiller. 1783.

Allmählig heiterte ſich ſein Lebenshimmel wieder auf; bei Schwan fand er Briefe von Wieland, die, wie Schiller ſagt, bewieſen, daß dieſer „warm für ihn fühlte und groß von ihm urtheilte.“ In Oggersheim empfingen ihn ſeine alten Wirthsleute auf eine Art, die ihn ſehr rührte. „Es iſt etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergeſſen zu werden.“ Endlich machte ihm ſein Vater brieflich Hoffnung, ein Stelldichein in Bretten, wo er es gewünſcht hatte, zu veranſtalten.

Und nun kam ihm Dalberg ſelbſt mit dem Antrag entgegen, daß er in Mannheim bleiben ſollte, indem er ihm frei ſtellte, auf wie lange Schiller mit dem Theater akkordiren und was er für ſeine Verwendung bei demſelben fordern wollte. Dieſer hatte ſeine Freundin in Bauerbach ſchon darauf vorbereitet, daß er wohl den Winter über in Mannheim bleiben könnte, dennoch „zweifelte er heftig bei ſich ſelber, und ſchon behielt ein allmächtiger Hang zu dem

1783 ſtillen, herrlichen Leben in Bauerbach bei ihm die Oberhand," als ein Brief ſeiner Freundin ihm die unerträgliche Nachricht brachte, daß Y* (der frühere Bewerber Lottens) zwei Monate dort zubringen würde. „Sie wiſſen, meine Beſte!" ſagt er darüber zu Frau von Wolzogen am 11. September, „daß mich die Ankunft dieſes Herrn ſelbſt aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort geweſen wäre; wie vielmehr mußte ſie mich jezt von meiner Reiſe zurückhalten? Ich entſchied alſo für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an der Tafel war, wurden wir richtig."

In Folge dieſer Uebereinkunft machte ſich Schiller anheiſchig, vom 1. September 1783 bis zum letzten Auguſt 1784 in Dienſten des Theaters zu bleiben, mit der Erlaubniß, die heißeſte Sommerszeit anderswo zuzubringen. Das Theater ſollte von ihm in dieſer Zeit drei neue Stücke bekommen, den Fiesko, die Louiſe Millerin, und ein drittes, das er innerhalb dieſer Vertragszeit zu fertigen verſprach. Dafür erhielt er eine fixe Beſoldung von 300 fl., wovon ihm 100 fl. auf der Stelle ausbezahlt wurden; außerdem ſollte er von jedem Stücke, das er auf die Bühne brachte, die ganze Einnahme der Vorſtellung erhalten, und dennoch das Stück nach Gefallen verkaufen oder drucken laſſen können. Darauf verzichtete er ſpäter und erhielt dafür ein Fixum von 500 fl. in Allem. So glaubte er endlich die unfehlbare Ausſicht zu haben, einen beträchtlichen Theil ſeiner Einnahme auf Tilgung ſeiner Schulden verwenden, ſich aus der Verwirrung reißen und „der ehrliche Mann bleiben“ zu können. 1783

Dieſe freudigen Hoffnungen lähmte jedoch, noch ehe der Kontrakt ganz abgeſchloſſen war, ein kaltes Fieber, das ihn drei Wochen lang mit täglichen Anfällen aufs Krankenlager warf, und das ihm lange eine peinliche Mattigkeit und Schwäche des Kopfes zurück ließ. Während dieſer Unpäßlichkeit raubte ihm ein Gallenfieber, das ſeit den acht Wochen ſeines Aufenthalts in Mannheim wüthete, ſo daß von den 20,000 Einwohnern 600 erkrankten, den Theaterregiſſeur Meier, einen Freund, dem er viel ſchuldig zu ſeyn dankbar bekannte. Schiller war noch Arzt genug, um die ſchlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt verordnet hatte, voraus zu ſagen. Er ſelbſt befand ſich in den beſten Händen, wurde in ſeiner Miethwohnung wie ein Kind des Hauſes gepflegt, und, weil ſein Kopf ſehr angegriffen war, einem andern Arzt übergeben.

Mitten in der Krankheit war er mit treuem Eifer für Dalberg thätig. Er fand die Anmerkungen deſſelben über ſeinen Fiesko, beſonders den Tadel ſeiner Frauencharaktere ſehr wahr; er bekennt, daß er an den zwei erſten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, und in der Umarbeitung fallen dieſelben weg. „Die blühende Sprache iſt auf der Bühne mehr als auffallend —

1783. ſie iſt lächerlich, und ſolche lange Monologe ermüden. Der fünfte Akt wird eine Hauptveränderung leiden."

Sein Gönner benützte nun auch den Dichter auf alle Weiſe. „Aus krankem Gehirne" mußte er Urtheile und Kritiken über Theaterſtücke „herauszimmern". Bei Gelegenheit einer ſolchen Beurtheilung ſprach er ein Wort, das ſich alle jungen Kritiker merken ſollten: „Immer däucht es mich eine Freiheit zu ſeyn, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll."

Während ſein Körper von den immer ſich wiederholenden Fieberanfällen, die erſt um die Mitte Septembers ausblieben, um im Oktober wiederholt zu erſcheinen, ſo geſchwächt war, daß er einmal vierzehn Tage lang faſt nur von Waſſerſuppe lebte, hatte Schiller eine Fluth von Geſchäften vor ſich, und nahm ſich muthig vor, mit aller Anſtrengung fleiſſig zu ſeyn und ſich in mehrern Fächern zugleich zu verſuchen.

Zeichen der Liebe und Anerkennung hielten in dieſer traurigen Zeit ſeine „von Gram gedrückte Seele"* aufrecht. Am 11. Sept. kamen freundliche Briefe von ſeiner Familie: die guten Eltern freuten ſich, ihn einigermaßen verſorgt zu ſehen und ſo nahe bei ſich zu haben; auch von einer Frau, die er nicht nennt, und der er ſeine Silhouette durch einen Landsmann geſchickt hatte, — wir dürfen an Laura denken — erwartete er wohlwollende Antwort; zu ſeinem Geburtstage hatte ihm ein Freund ſechs Bouteillen Burgunder geſchickt, den er um ſeiner Geſundheit willen mit herrlichem Erfolge mäßig genoß, denn aus dem Wein machte er ſich damals äuſſerſt wenig, und trank, ſchon in der Akademie, mit mehr Vergnügen Bier. Das Schwan'ſche und Dalberg'ſche Haus waren ihm zum Umgange die liebſten; die Frauenzimmer in Mannheim erſchienen ihm unbedeutend, Schwans Tochter, die er am 15ten Nov. in einem Brief an Frau von Wolzogen zum Erſtenmale mit Auszeichnung nennt, und eine Schauſpielerin, ausgenommen; doch ſind ihm die Wittwe Meier und ihre Schweſter, „ein hübſches Mädchen, beide Stuttgarterinnen, beſonders in ſeiner Krankheit, wo jene ihm ſein Krankeneſſen auf's billigſte kochte, ſehr lieb geworden." Ein katholiſcher Geiſtlicher, Namens Trunk, „ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind," beſuchte den Kranken auch öfters. Zu früh für ſeine Geſundheit, zu Anfang Oktobers führte ihn Schwan nach Speyer, zur Staatsräthin de la Roche, in der er fand, was der Ruf von ihr ausbreitete, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen fünfzig und ſechzig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Das zweitemal, wo er eine Abendſtunde lang ganz in Geſellſchaft eines Landsmannes ihres einſamen Umgangs 1783

---

* Worte Schiller's an Reinwald.

1783. genoß, „ging er mit Bezauberung von ihr." „Ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war."

Am 13ten Nov. endlich, während er an ſeine Freundin in Bauerbach ſchrieb, pochte es an ſein Zimmer und mit einem andern Bekannten trat „zu ſeinem fröhlichen Schrecken," geſtiefelt und geſpornt, ſein lieber Lehrer und Freund Abel herein, der auf der Reiſe nach Frankfurt einen vollen Tag bei ihm blieb. „Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählungen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegeſſen (ſehen Sie, ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie herumzuführen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde, habe ich ja doch ein unbeſchreiblich Vergnügen gehabt."

Dieß ſchadete auch nicht. Gefährlicher war für die Geſundheit ſeines Geiſtes, wie ſeines Leibes, der Verkehr mit den Schauſpielern, dem er ſich nicht ganz entziehen konnte, obwohl er damals nur mit Böck, „dem Beſten an Kopf und Herzen, und einem wirklich ſoliden Manne," recht vertraulich umging. Dieſe luſtigen Leute rißen den jungen Freund in manche Vergnügungen hinein; Verlockung und Reue blieben nicht aus. Aber die Erinnerungen von Bauerbach ſchützten und retteten ihn, und er bekannte ſeiner Freundin, „daß ſie viel, unendlich viel an ſeinem Herzen gebeſſert und denjenigen *zu einem guten Menſchen gemacht, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben.*“ In der Stunde der Verſuchung ſchrieb er: „Flehen Sie *Gott* um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Ihre Freundſchaft ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verſuchung ſeyn.“ 1783.

Aufführung des Fiesko.

So kam das Jahr 1784 heran. Am erſten Tage 1784. deſſelben ſchildert er ſeiner Pflegemutter „ſeine äußerſt angeſtrengte Situation.“ Um mit Anſtand in Mannheim zu leben, und die Summe Geld, die er ſich zu Bezahlung ſeiner Schulden vorgeſetzt, heraus zu ſchlagen, zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartung des Publikums zu befriedigen, hatte er während ſeiner Krankheit fortdauernd mit dem Kopfe arbeiten, und ſtarke Portionen China hatten ſeine wenigen Kräfte ſo hinhalten müſſen, daß ihm dieſer Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß verſetzt.“

Endlich war die Zeit gekommen, wo ſein Fiesko für das Theater umgeformt, und bei Eröffnung des Mannheimer Carnevals, nach ſeiner eigenen Anordnung gegeben werden ſollte, und er wurde am 17. Januar nach mehreren Proben, die dem Verfaſſer durch Unlenkſamkeit der

1784 Statiſten manchen Aerger verurſachten, aber auch Aufheiterung bereiteten, auf's Prächtigſte aufgeführt.

Auch ihm ging, wie den Räubern, eine gedruckte Zurechtweiſung des Publikums voran, die nichts Empfehlenderes zu ſagen wußte, als daß J. J. Rouſſeau den Fiesko im Herzen getragen, und die den Helden des Stücks mit folgenden Worten ſchildert: „Fiesko, ein großer, furchtbarer Kopf, der unter der täuſchenden Hülle eines weichlichen, epikuriſchen Müſſiggangs in ſtiller, geräuſchloſer Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geiſt auf dem Chaos, einſam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während Rieſenplane und wüthende Wünſche in ſeinem brennenden Buſen gährten —, Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reiche, vollendete Werk vor erſtaunende Augen ſtellt, und ein gelaſſener Zuſchauer daſteht, wenn die Räder der großen Maſchine dem gewünſchten Ziel unfehlbar entgegenlaufen; — Fiesko, der nichts fürchtet, als ſeines Gleichen zu finden — der ſtolzer darauf iſt, ſein eigenes Herz zu beſiegen, als einen furchtbaren Staat; — Fiesko, der zuletzt den verführenden ſchimmernden Preis ſeiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbſtüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wolluſt darin findet, der glücklichſte Bürger, als der Fürſt ſeines Volkes zu ſeyn."

Der hiſtoriſche Genueſer Fiesko ſollte nach dieſer Erklärung, „allerdings nichts als den Namen und die Maske

zu ſeinem Fiesko hergeben; dieſer iſt größer als der wahre." 1784.
Zugleich erſieht man aus der Deklaration, daß der fünfte Akt gänzlich geändert war, und, von der Geſchichte ganz abweichend, Fiesko als großmüthiger Republikaner endigte.

Trotz dieſes euripideiſchen Prologs, welcher den rechten Eindruck vorbereiten ſollte, und beſonders auch, wie bei den Räubern, die Moral des Stücks etwas ängſtlich in Schutz nahm, trotz aller Berückſichtigung des Publikums, durch Auslaſſung gedehnter Scenen und Verkürzung ſchleppender Monologe, und obgleich Fiesko durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil vortrefflich dargeſtellt waren, und manche Scenen die lauteſte Bewunderung erregten — vermochte ſich doch das Publikum im Ganzen für die Aufführung nicht zu erwärmen, nicht weil eine Verſchwörung in jenen ruhigen Zeiten zu gewaltig war (dieß hätte eher reizen ſollen), auch nicht bloß, weil man beim Fiesko ähnliche Erſchütterungen wie bei den Räubern erwartete, ſondern vielmehr aus den Gründen, die der ſchlichte Muſicus Streicher, aus Gelegenheit der Einwürfe Dalbergs und der Schauſpieler vortrefflich zuſammenfaßt: „daß bei den Räubern weniger Einwendungen gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff, ſo wie die ergreifende Wirkung der meiſten Scenen die Urſache. Bei Fiesko war der Inhalt ſchon an und für ſich kälter, die ſchlauen Verwicklungen erwärmten nicht; die langen Monologe, ſo meiſterhaft ſie auch waren, konnten nicht mit Begeiſterung

1784 aufgefaßt und geſprochen werden, indem ſich größtentheils nur der Ehrgeiz darin malte, und zu befürchten war, daß die Zuſchauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man geſtand nicht gern, daß die Anſtrengung des Darſtellers mit dem zu erwartenden Beifalle nicht im Verhältniß ſtehen möchte.“

Nach der Aufführung des Fiesko ſchien Wieland Recht zu haben, der in ſeinem erſten Briefe an Schiller geſchrieben, „er hätte mit den Räubern anfangen und nicht endigen ſollen.“ Schiller ſelbſt ſuchte, was verzeihlich, die kältere Aufnahme ſeines Stücks in äußeren Umſtänden. „Den Fiesko verſtand das Publikum nicht;“ ſchrieb er ſpäter an Reinwald; „Republicaniſche Freiheit iſt hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal in drei Wochen gefordert und geſpielt. Auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Mannheimer ſagen, das Stück ſey viel zu gelehrt für ſie.“ Uns däucht, die Mannheimer hatten den natürlichen Geſchmack. — Gedruckt wurde der Fiesko bei Schwan 1784, und dem Baron von Dalberg gewidmet.

Kabale und Liebe.

Kaum hatten ſich Dichter und Zuſchauer, jener von der Arbeit, dieſe von der etwas getäuſchten Erwartung erholt, als „Louiſe Millerin", die ſchon früher eine Vorleſung unter Dalbergs Vorſitz erfahren hatte, und für theaterfähig erklärt worden war, durch Abkürzungen zur Aufführung vorbereitet wurde. Schillers Freunde waren nun ſchon ängſtlich geworden, und der außerordentliche Beifall, den während der Bearbeitung jenes Stücks Ifflands „Verbrechen aus Ehrſucht", ein Stück, dem Schiller dieſen Namen gab, geärntet hatte, machte ſie nicht wenig beſorgt für „Kabale und Liebe", wie Iffland, durch einen Gegendienſt, Schillers Millerin umgetauft. 1784

Nur der Dichter ſelbſt war, als am 9. März 1784 die Aufführung vor ſich ging, ohne Sorgen. „Ruhig, heiter, aber in ſich gekehrt, und nur wenige Worte wechſelnd," erzählt uns Streicher, „erwartete er in einer gemietheten Loge, in die er auch ſeinen Freund eingeladen, das Aufrauſchen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der Unter- gegen die Oberlippe, das Zuſammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunſch geſprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen dieſe hervorbrachten — wer könnte dieß beſchreiben!"

Am Schluſſe des erſten Aktes entſchlüpfte ihm das Wörtchen: „es geht gut!" Als der zweite Akt, voll Feuer und mit ergreifender Wahrheit dargeſtellt, zu Ende und

1784. der Vorhang niedergelaſſen war, erhoben ſich alle Zuſchauer von den Sitzen, und brachen in ſtürmiſchen Beifall aus. Auch der überraſchte Dichter ſtand auf, und verbeugte ſich gegen das Publikum, mit der edlen Haltung des Bewußtſeyns, ſich ſelbſt Genüge gethan zu haben, und mit der Zufriedenheit, welche die Anerkennung des Verdienſtes gewährt.

Auszeichnung. Reiſen.

Dieſer Anerkennung war eine andere, für ihn nicht minder wichtige vorangegangen. Um die Mitte Januars war er zum Mitgliede der kurfürſtlich-deutſchen Gelehrtengeſellſchaft gewählt, und dieſe Wahl am 11. Februar beſtätigt worden. Schiller, der noch am 1. Januar ſeiner Schweſter, auf den Wunſch des Vaters, die Wiederkehr in's Vaterland zu erbitten, ſchriftlich erklärt hatte, daß ſeine Ehre leiden würde, wenn er ohne Connexion mit einem andern Fürſten, ohne Charakter und dauernde Verſorgung ſich nach ſeiner gewaltſamen Entfernung in Würtemberg wieder blicken laſſen würde, betrachtete dieß Ereigniß als einen großen Schritt zu ſeinem Etabliſſement. „Jetzt bleib' ich," ſchrieb er ſeiner Freundin in Bauerbach, und ſeinem Jugendfreunde Zumſteeg in Stuttgart: „Kurpfalz iſt mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft, deren Protektor der Kurfürſt iſt, bin 1784. ich nationaliſirt und pfalz-bayriſcher Unterthan. Mein Klima iſt das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenſchaft iſt glücklicher Weiſe auch mein Amt." Scherzend nannte er dieſe Leidenſchaft wohl auch eine Narrheit, und bei Beurtheilung eines ſchiefen Lebensverhältniſſes ſchreibt er: „Gottlob, ſo gibt es noch außer mir Narren, und größere. Ich wollte nur Pfarrer werden, — und bleibe hängen am Theater."

Der begeiſterte Beifall, durch welchen er nun in Mannheim von der Bühne aus als vaterländiſcher Dichter begrüßt worden war, berauſchte indeſſen unſern Dichter nicht ſo, daß er die Sehnſucht der kränklichen Mutter nach dem Sohne und den Wunſch der älteſten Schweſter, ihn zu ſehen, unerwiedert hätte laſſen können. Wenige Tage nach der erſten Aufführung von Kabale und Liebe eilte er zu Pferde nach Bretten, der Geburtsſtadt Melanchthons, deſſen Vaterhaus noch ſteht, und umarmte dort die beiden Lieben. Nach dieſem geheimen, unbeſchreiblichen Genuſſe riß ihn das Leben wieder in ſeine Wirbel. Dem Wunſche der Eltern, ſich nach einer dauernden Anſtellung umzuſehen, ſchien es förderlich, wenn er in Geſellſchaft von Iffland und Beil, die zu Ende Aprils von dem Regiſſeur Groſsmann in Frankfurt auf Gaſtvorſtellungen eingeladen waren, die Reiſe dahin machte, und den Kreis der Freunde ſeiner Poeſie erweiterte.

1784 Großmann „bewirthete ſie," wie Schiller ſeinem Freunde Reinwald, dem er langes Stillſchweigen abzubitten hatte, in einem ausführlichen Briefe (Mannheim, 5. Mai) erzählt, „unter andern auch mit Kabale und Liebe." Den guten Erfolg von Ifflands „Verbrechen aus Ehrſucht" meldete er von Frankfurt aus (1. Mai) Herrn von Dalberg und dem Regiſſeur der Mannheimer Bühne, Rennſchüb, und verſichert, daß Alles für die Mannheimiſchen Schauſpieler enthuſiasmirt ſey, und Großmanns Geſellſchaft neben der ihrigen verſchwinde, ja daß Iffland und Beil unter den beſten Schauſpielern Frankfurts, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Der Aufenthalt in Frankfurt wurde übrigens dem müſſigen Dichter zur Laſt. „Wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen, und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwiſche."

Die beſte Ausbeute dieſes kleinen Ausflugs war für ihn die Bekanntſchaft des Doktors Albrecht und ſeiner Gattin, welche auch Reinwalds Freunde waren. „Gleich in den erſten Stunden ketteten wir uns feſt und innig aneinander," ſchreibt Schiller an Reinwald über Albrechts Frau, „unſere Seelen verſtanden ſich ... Ein Herz, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet. Nur, mein Beſter, ſchreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu ſiegen, und vom [d. h. nicht 1784 auf's] Theater zu gehen.“ Er glaubte, daß bei ſehr guten Anlagen zur Schauſpielerin, ſie ſich bei einer ſolchen Truppe, auf Gefahr ihres Herzens, „ihres ſchönen, einzigen Herzens“ doch nicht ausbilden könnte, und — „unſere vereinigten Bitten retten der Menſchheit vielleicht eine ſchöne Seele, wenn wir ſie auch um eine große Actrice beſtehlen.“ Man kann die letzteren Worte nicht ohne Rührung leſen, wenn man bedenkt, welche Unparteilichkeit und welcher ſittliche Drang dazu gehörte, wenn ein enthuſiaſtiſcher Freund des Theaters ſo urtheilen ſollte. Die Freundin befolgte den Rath nicht, und ging ſpäter auf das Theater.

Dramatiſche Berufsarbeiten.

„Es kann geſchehen,“ äußert ſich Schiller gegen ſeinen Reinwald vom 5. Mai 1784, „daß ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters ein periodiſches dramaturgiſches Werk unternehme, worin alle Aufſätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geſchlecht des Drama, oder an die Kritik deſſelben gränzen, Platz haben ſollen.“

Ehe dieſer Plan ausgeführt wurde, machte Schiller noch einen mißlungenen Verſuch zu ſeinem alten Berufe, der Medicin, zurückzukehren. Dieſer Entſchluß erklärt ſich aus

1784. dem Ueberdruſſe, den das Junggeſellenleben, ohne Ordnung, ohne weibliche Fürſorge bei ihm erzeugte. Kleidung, Wohnung, unvermeidliche Ehrenausgaben verſchlangen ſeinen kleinen Gehalt. „Sie glauben nicht," ſagt er zu Reinwald, „wie wenig Geld ſechs bis achthundert Gulden in Mannheim, und vorzüglich im theatraliſchen Cirkel iſt — wie wenig Segen, möchte ich ſagen, in dieſem Gelde iſt... Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genoſſen, und noch einmal ſo viel, als an jedem andern Orte verſchwendet. Allein und getrennt! Ungeachtet meiner vielen Bekanntſchaften dennoch einſam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen... tauſend kleine Bekümmerniſſe, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorſchweben, zerſtreuen meinen Geiſt, zerſtreuen alle dichteriſchen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeiſterung."

Wirklich ſah es in ſeiner Haushaltung betrübt aus. „Es würde," ſagt Streicher, „eine ſehr beluſtigende, und des Pinſels eines Hogarths würdige Aufgabe ſeyn, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeiſterung trunkenen Muſenſohns recht getreu darzuſtellen; denn es würde ſich hier durchaus nichts Bewegliches, und ſelbſt das nicht, was ſonſt immer dem Auge entzogen wird, an ſeinem Platze finden."* Unter dieſen drückenden Umſtänden hat der „Götterſohn“ wie ſein Freund ihn in der Bewunderung nennt, den Fiesko und Kabale und Liebe umgearbeitet, und den erſten Akt des Don Carlos gedichtet. 1784.

---

* Ganz ähnlich ſchildert Scharffenſtein Schiller's frühere Haushaltung in Stuttgart.

Als es ihm nun zu viel wurde, und er immer noch unentſchieden zwiſchen dem letztern, ſchon begonnenen Drama und einem andern Stoffe für die neue Theateraufgabe ſchwankte, kam ihm Dalbergs Rath, das Studium der Medicin wieder zu ergreifen, höchſt erwünſcht. Dieſer war den kränklichen und zögernden Dichter bereits wieder ſatt, und hatte deßwegen ſeinen Hausarzt an Schiller mit jenem wohlmeinenden Vorſchlage abgeſandt. Der Dichter erzählte dieß ſeinem Freunde Streicher mit argloſer Freude; dieſer aber war über die Zumuthung, eine Feder wegzuwerfen, aus der drei Trauerſpiele gefloſſen waren, welche alle andern der damaligen Zeit übertrafen, entrüſtet. Der überdrüſſige Dichter ließ ſich jedoch nicht irre machen. Mit aufwallender Dankbarkeit ſchrieb er dem Gönner, „daß dieſer ſchöne Zug ſeiner edeln Seele ihm blinden Gehorſam abnöthige; daß er ſchon lange nicht ohne Urſache befürchtet, daß früher oder ſpäter ſein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie ſeine Brodwiſſenſchaft bliebe und er derſelben nicht bloß die reinſten Augenblicke widmen dürfte.“ Er bat deßwegen um die Erlaubniß, ein Jahr lang für die Bühne weniger thätig ſeyn zu dürfen, um das Verſäumte in ſeinem Fache nachzuholen; die

1784 bedungene Unterſtützung möchte man ihm fortwährend reichen, und Dienſte, die er der Mannheimer Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahres zu leiſten gedachte, als ſchon geleiſtet gelten laſſen.

So hatte es Heribert von Dalberg nicht verſtanden: er wollte den Dichter für immer und ohne allen Reukauf los werden. Die mit Sehnſucht und Ungeduld erwartete Entſchließung des Intendanten fiel kalt verneinend aus, wie Streicher, der das frühere Betragen Dalbergs nicht ſo gutmüthig vergeſſen konnte, ſeinem Freunde vorausgeſagt hatte.

Auch dieſer Schmerz diente dem ſtarken Geiſte des Dichters zur Kräftigung. Er kehrte zur Bühne zurück, und beſchloß ſeine ganze Zeit dieſer, und insbeſondere ſeinem Don Carlos zu widmen.

Am 26. Juni las er zum Eintritt in die deutſche Geſellſchaft einen Aufſatz über die Frage: „was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Derſelbe iſt unter dem Titel „die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet“ in ſeine Werke aufgenommen, und neuerdings von Hoffmeiſter ſorgfältig zergliedert und im rechten Verhältniſſe zu ſeiner fortſchreitenden Geiſtesbildung dargeſtellt, insbeſondere auf die darin enthaltene Idee aufmerkſam gemacht worden, „daß das äſthetiſche Gefühl und folglich auch die Kunſt, in einem harmoniſchen Spiele und mittleren Zuſtand der ſittlichen und geiſtigen Kräfte des

Menſchen liege," eine Idee, auf welche er ſpäter ſeine ganze 1784
Theorie des Schönen erbaute. *)

Schiller vertheidigte in dieſem Aufſatze die Schaubühne von ihrer edelſten Seite, als eine Gehülfin der Religion und der Geſetze. „Welche Verſtärkung," ſagt er, „für dieſe, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöst, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fangt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt... aber ihr Wirkungskreis dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetz es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig (durch die Züchtigung der Thorheit). Zugleich iſt die Schaubühne mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der

---

* Hoffmeiſter I., 236.

1784. menſchlichen Seele." Aber „nicht bloß auf Menſchen- und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen." Und nicht genug; „ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen zu ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Sie iſt endlich der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet."

Was in dieſer Rechtfertigung ſeines neuen Berufes von Schiller geſagt wird, iſt wahr, auch wenn es gleich nicht der höchſte Standpunkt iſt, auf welchen die Poeſie geſtellt werden muß, und auf welchen ſie Schiller nachher ſelbſt ſtellte, als eine Herrin der Schönheit, nicht bloß als eine Dienerin der Pflicht. Er nannte ſpäter die religiöſen und moraliſchen Wirkungen der Poeſie und der Bühne nicht mehr Zweck, nicht mehr Dienſt, aber er läugnete ſie nicht als natürliche Folge. Zugleich zeigt dieſer Aufſatz, mit welchem heiligen Eifer Schiller ſein neues Amt im Dienſte der Menſchheit angetreten hat. —

Der Baron von Dalberg war gewohnt, jährlich dramaturgiſche Preisfragen zur Beantwortung aufzugeben, in welchen ſich die Mitglieder der Mannheimer Bühne Rechenſchaft über ihre Kunſt und ihr Spiel ablegen ſollten; die Aufſätze wurden in der Ausſchußverſammlung der Schauſpieler vorgeleſen, und dann empfing Dalberg die Manuſcripte, und entſchied mit Zuziehung der deutſchen Geſellſchaft und einiger dramaturgiſchen Schriftſteller. Schiller erkannte in der Theilnahme an dieſer Anſtalt eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für ſeine freien Augenblicke, und erfuhr durch ſie als dramatiſcher Schriftſteller mannigfache Belehrung. Zugleich machte die deutſche Geſellſchaft jährliche Preisfragen bekannt und unſerem Dichter wurde die vorläufige Durchſicht eingegangener Aufſätze übertragen. Unter dieſen wurde Schiller durch die Handſchrift ſeines Jugendfreundes Peterſen [*] überraſcht: alle traulichen Abende, alle Geſpräche, alle Entwürfe der Stuttgarter Vergangenheit traten plötzlich vor ſeine Seele: „Ich mußte in der Pfalz exuliren," ſchreibt er ſeinem Freunde, mit der Meldung, daß er ihm ein Acceſſit mit 25 Dukaten durchgeſetzt habe, „ich mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft werden, um dir vielleicht darin dienen zu können!" 1784.

Aus jener Beſchäftigung mit den Aufſätzen der Mannheimer Schauſpieler entwickelte ſich nun allmählig der

---

[*] Johann Wilhelm Peterſen, Bibliothekar zu Stuttgart, geb. zu Bergzabern im Elſaß 1758, ſtudirte auf der Carlsſchule und wurde 1789 Profeſſor der Diplomatik und Heraldik an derſelben. Er ſtarb um 1814. Der Aufſatz führte den Titel: „Ueber die Epochen der deutſchen Sprache." und wurde dem 2ten Bande der „Schriften der Mannh. deutſchen Geſellſchaft" einverleibt.

1784 Plan Schiller's zu einer dramaturgiſchen Monatſchrift, die eine Geſchichte des Mannheimer Theaters, eine Ueberſicht ſeiner Einrichtung und ſeines Geſchmacks, Schilderung ſeines Perſonals, Verzeichniß der gegebenen Stücke, Kritik des Spiels, fortlaufendes Monatsrepertorium, Aufſätze, Gedichte und die Preisaufgaben der Intendanz nebſt deren Entſcheidung enthalten ſollte. Die Correſpondenz, welche Schiller mit Dalberg im Juni 1784 wegen dieſes Planes führte, läßt keineswegs auf beſondere Geneigtheit dieſes letztern ſchließen; die Empfindlichkeit des Dichters iſt in ſeinen Briefen ſehr fühlbar, und er unterzeichnet dieſelben kalt, bald mit vollkommenſtem Reſpekt, bald nur mit vollkommenſter Achtung. Endlich wurde am 2. Julius der Plan zu der Mannheimer Dramaturgie dem Intendanten vorgelegt; aber die Sache ſcheiterte an dem Geize ſeines Gönners, welcher die jährliche Gratifikation von fünfzig Dukaten aus der Theaterkaſſe zu leiſten ſich nicht entſchließen konnte.

Entſcheidung für Don Carlos. Rheiniſche Thalia.

Schiller fand ſeinen Troſt für die Vereitlung eines Lieblingsplanes da, wo er ihn ſuchen ſollte, in der Produktion. Sein verſöhnliches Gemüth verſchmerzte 1784. auch bald die Kränkung, die ihm Dalberg durch die Zurückweiſung ſeiner Idee angethan. Als dieſer im Auguſt 1784 von Mannheim abweſend war, verwünſchte er den Sommer, der den klugen Rathgeber aus ſeiner Sphäre gezogen, und fühlte ſeinem Genius einen leidigen Zwang auferlegt. Er vermißte die elaſtiſche Feder, die ſeine Phantaſie und Schöpfungskraft in Schwung bringen und erhalten ſollte, und ſah mit Vergnügen die Blätter fallen und den Herbſt kommen, der ihm den Vertrauten ſeiner poetiſchen Gedanken zurückbringen ſollte.

Denn nachdem er ſich einige Zeit mit den Gedanken an einen Conradin, an einen zweiten Theil der Räuber, an eine Bearbeitung von Shakſpeare's Macbeth und Timon für die deutſche Bühne getragen, ſo war er jetzt endlich für Don Karlos entſchieden: Er „iſt ein herrliches Sujet," ſchreibt er an Dalberg den 24. Auguſt, „vorzüglich für mich. Karlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzwängen zu wollen, *da die hohe Tragödie* ein ſo fruchtbares Feld, und *für mich, möchte ich ſagen, da iſt*; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen, und mehr *Dank und Erſtaunen* wirken kann, als in

1784. keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte.“ [*]

Als Schiller dieſe Worte ſchrieb, hatte er das volle Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeiner Beſtimmung; es lautete wie Prahlerei, aber es war die Wahrheit, die er ausſprach, und der Erfolg hat ſeine Prophezeihung beſtätigt.

In dieſem Gefühl ſeiner Weihe ging er an die Arbeit, die ſein Freund Streicher mit Bewunderung vorrücken ſah. Seine Geſpräche verbreiteten ſich nicht allein über den Plan ſelbſt, ſondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müſſe, die er mit all' dem Fleiß und Wohllaut ausſtatten wollte, wofür er ein ſo empfindliches Ohr hatte. „Froh bin ich,“ ſchrieb er an Dalberg, „daß ich nunmehr Meiſter über den Jamben bin: es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird.“ Seine Freude über den Erfolg dieſes Versmaßes war ſo groß, daß er kaum

---

[*] Noch am 7. Juni war dieſer poetiſche Durchbruch beim Dichter nicht erfolgt. Damals ſchrieb er noch an Dalberg: „Karlos würde nichts weniger als ein politiſches Stück, ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe; und die Situation eines Vaters, der mit ſeinem Sohne ſo unglücklich eifert, die ſchrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Anſprüchen auf das größte Konigreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert iſt, mußten, denke ich, intereſſant ausfallen.“

1784 die Abendſtunde erwarten konnte, in welcher er dem Jugendfreunde, wie einſt in Stuttgart, das, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorleſen konnte. Dieſer fand „jeden Vers vortrefflich, jedes Wort, jeden Ausdruck erſchöpfend; alles war groß, alles ſchön, jeder Gedanke von Adel.“ Er beſchwor den Dichter, ſich bei ähnlichen Gegenſtänden nie mehr zur Proſa herabzulaſſen.

Glückliche Zeit, wo der Jambe, das edle, aus dichteriſchem Vollblut erzeugte Roß war, deſſen Künſte dem zuſchauenden Naturkind Ehrfurcht und Bewunderung einflößten — wer muß nicht mit Wehmuth auf dich zurückblicken, der jetzt denſelben Vers, als abgelebte Mähre, ſeit Jahrzehenden von jedem dramatiſchen Stümper in die Schwemme reiten ſieht!

Im Auguſt war in die Verſammlung des ſpaniſchen Hofes, die der Geiſt des Dichters zuſammenberufen, der Botſchafter noch nicht eingetreten, den das männlicher gewordene Selbſt und die tiefere Weltbetrachtung des Dichters ſeiner weicheren Natur, die in Don Karlos dargeſtellt iſt, an das werdende Stück abordnete. Bald aber fand ſich auch der Marquis Poſa ein, und „wider die natürliche Anlage des Stücks hob ſich, der vorherrſchenden Empfindung des Dichters entſprechend, dieſe Geſtalt allmählig zur bedeutendſten Perſon der ganzen Tragödie empor.“**

** Hoffmeiſter I, 249. 253.

1784 Doch ſelbſt mitten in dieſer begeiſternden Arbeit, an Jupiters Tiſch eingeladen, und in ſeinem Himmel lebend, wurde der Dichter ſchmerzlich an die ungleiche „Theilung der Erde“ unter die Menſchen erinnert. Noch immer hatte er ſeine, durch den Druck der Räuber contrahirte Stuttgarter Schuld nicht bezahlen können. Sein Bürge, hart vom Gläubiger bedrängt, war auf der Flucht von dieſem in Mannheim ergriffen und verhaftet worden und Schiller in der größten Noth, wie er die Summe herbeiſchaffen ſollte. Der Edelmuth eines achtungswerthen Mannes, bei welchem Streicher wohnte, des Baumeiſters Anton Hölzel, welcher nicht reich, nicht einmal wohlhabend war, ſchaffte — da die Zeit, ſich an ſeine Eltern zu wenden, für Schiller zu kurz war — die Mittel herbei und rettete den Bedrängten aus der Haft, wie den kummervollen Dichter aus der Verlegenheit.

Schiller, der jetzt ernſtlich darauf dachte, der nicht abgewälzten, ſondern neu aufgelegten Laſt ledig zu werden und ſeine Einkünfte etwas zu vermehren, nahm den Plan einer Zeitſchrift wieder auf, die aber, neben den Vorſtellungen des Mannheimer Theaters, auch Gegenſtände der Wiſſenſchaft berückſichtigen ſollte.

Im deutſchen Muſeum vom 12. December 1784 wurde die Rheiniſche Thalia angekündigt, die „jedem Gegenſtande offen ſtehen ſollte, der den Menſchen im Allgemeinen intereſſant iſt und unmittelbar mit ſeiner Glück-

1784. ſeligkeit zuſammenhängt. Alles, was fähig iſt, den ſittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geſchmack veredeln, Leidenſchaften reinigen und allgemeine Volksbildung bewirken kann," war in ihrem Plane begriffen.

In dieſer Ankündigung war es, daß er von ſeinem fürſtlichen Erzieher auf das Publikum provocirte, und ſich ihm, mit den Worten, die wir früher ſchon angeführt haben, in die Arme warf. „Nunmehr ſind alle meine Verbindungen aufgelöst," ſagt er. „Das Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem, und keinem andern Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele."

„Zwiſchen dem Publicum und ihm eine Freundſchaft zu knüpfen" war nach ſeinem Schlußgeſtändniſſe eine vorzügliche Abſicht bei der Herausgabe der Thalia.

1785. Dieſem neuen Freunde nun legte er allmählig in den vier erſten Heften der Thalia die erſten drei Akte des ihm unter der Hand zu wahrhaft epiſcher Breite gedeihenden Don Karlos vor in einer Geſtalt, die ihn für die Bühne freilich unbrauchbar machte, deren Ueberbleibſel aber uns Eduard Boas, „als eine

1785 wahre Fundgrube für Dramatiker und Bühnenkünſtler und einen unerwarteten Sammelplatz der Charaktere des Stücks für den Layen, mit dankenswerther Sorgfalt hergeſtellt hat. Jener „frühere Entwurf geſtattet uns einen Blick in die geiſtige Werkſtatt des Dichters, wo wir ſein Stück entſtehen und wachſen ſehen, wie Gold und Kryſtalle tief im geheimnißvollen Schoos der Gebirge.“*

Wieland beurtheilte in einem Briefe vom 8. März 1785 die Probeſcenen aus dem erſten Hefte der Thalia mit folgenden Worten: „Herrn Schiller's größter Fehler, — ein Fehler, um den ihn mancher deutſche Schriftſteller zu beneiden Urſache hat — iſt wirklich nur, daß er noch zu reich iſt, zu viel ſagt, zu voll an Gedanken und Bildern iſt, und ſich noch nicht genug zum Herrn über ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz gemacht hat. Sein allzu großer Ueberfluß zeigt ſich auch in der Länge der Scenen: ich erſchrecke, wenn ich überrechne, wie groß ſein Stück werden und wie lang es ſpielen muß, da der erſte Akt ſchon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wenn es genug iſt, und aufhören können, auch das iſt ſchon eine große Kunſt. Das größte Stück des Sophokles hat kaum ſo viel Verſe, als Herrn Schiller's erſter Akt.“

Schiller wehrte ſich gegen dieſes und ähnliches Urtheil. Am Schluſſe des zweiten Akts erklärte er entſchieden:

---

[*] Eduard Boas Nachträge zu Schillers ſämmtlichen Werken, II, S. IX. 310 f.

[illegible] kann und wird kein Theaterſtück werden,“ 1785.
und er war noch 1788 dieſer Meinung. Später jedoch zur Einſicht gekommen, daß ein Drama erſt auf der Bühne wahrhaft lebendig werde, paßte er auch dieſes Stück der hergebrachten Theaterform enger an, und opferte manche ſchöne Stelle, manchen Charakterzug,* die bisher im Mauſoleum der Thalia ſchlummerten. Indeſſen iſt auch ſo die Breite des Stücks noch ſehr fühlbar, und wer über ſeiner Vorſtellung einen Theil der Nacht durchſitzt, empfindet, wie ſcherzweiſe geſagt worden iſt, a posteriori die Mängel ſeiner Anlage.

Ehe wir von dem begonnenen Don Karlos ſcheiden, ſey uns ein Wort des Bedauerns geſtattet, daß unſer nationalſter Dichter bei'm erſten freieren Aufſchwunge ſeines tragiſchen Talentes dem Spanier den deutſchen Konradin aufgeopfert hat, und daß derjenige unſ'rer Zeitgenoſſen, der von einer gerechten Nachwelt dereinſt auch im Heiligthum der dramatiſchen Muſe mit Göthe und Schiller verehrt werden wird, beim erſten Akte dieſes hohen, heimathlichen Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt. In demſelben Jahre, da Schiller ſich mit dem Gedanken Konradins trug, hatte ein großer, deutſcher Maler dieſen mit Friedrich von Oeſtreich im Gefängniſſe zu Neapel Schach ſpielend, in dem Augenblicke, wo ihnen das Todesurtheil gebracht wird, darge-

---

* Ebendaſ. S. 311.

1785. ſtellt.* Er verweilte ſinnend auch bei der Scene, wo Konradin, nachdem ſich beide Freunde, wie Pylades und Oreſtes, um den Tod geſtritten und Friedrich endlich zuerſt enthauptet worden, den Kopf des Freundes aufnahm, an die Bruſt drückte, küßte und ſprach: tauſend, tauſend Dank für deine treue Liebe und Freundſchaft! Und wie er dann, von menſchlicher Entrüſtung übermannt, wild ſich an Karl von Anjou wandte und in die Scheltworte ausbrach: du H — bube, weißt du nicht, was du heute für Unrecht thuſt? — „davon wäre,“ ſchrieb Wilhelm Tiſchbein aus Rom am 15. November 1783,*** auch ein ſchönes Bild zu machen, als er im Zorn daſteht und den König ſchilt. Aber es wäre abſcheulich zu ſehen, weil der Todte dabei liegt.“ Was die Kunſt nicht leiſten konnte, Schiller's Poeſie würde es geleiſtet haben, und das hinter der Scene Verborgene hätte die Schilderung eines Boten in ein unvergängliches Gemälde zuſammengefaßt.

---

* Das Bild iſt noch jetzt eine Zierde des Schloſſes Friedenſtein in Gotha.

** An Merk, ſiehe deſſen Briefe S. 408 ff. vergl. 415. 437. 512.

Liebe, Freundſchaft, Beruf und bürgerliche Stellung des Dichters. Abſchied von Mannheim.

Am 19. Januar 1784 hatte Schiller an ſeinen 1784 Freund, den Componiſten Zumſteeg in Stuttgart, der, ſelbſt kürzlich verheirathet, ihn aufforderte, ſeinem Beiſpiele zu folgen, geantwortet: „Wie könnte wohl ein ſo ſanftes Geſchöpf, wie das Weib iſt, den Gang durch's Leben — das meinige iſt ohnedieß jetzt ſchon dem erſten Theile des verkettetſten und bunteſten Romanes ähnlich — hazardiren, mit einem ungeſtümen, ſonderbaren Kopfe, wie der meinige iſt? Nein, lieber Zumſteeg, rathe mir nicht zu einer Inconſequenz meiner bisherigen Handlungsweiſe, und laß mich mein Schickſal, trotz des warmen Blutes, das in meinen Adern ſtürmen mag, und trotz meines Herzens, das, weil es empfänglich iſt, auch mittheilend ſeyn könnte, *allein* tragen. . . . . Du weißt ja, daß ich über dieſen Gegenſtand auf meine eigene Art philoſophire.“

Des Dichters Herz feierte jedoch noch in dieſem Jahre einen erſten und bald einen zweiten Triumph über dieſe ſpitzfindige Philoſophie. Keine Sophismen vermochten die Erinnerung an Bauerbach in ſeiner Seele unwirkſam zu machen, und fünf Monate nach jenen Ausbrüchen der hageſtolzen Laune fühlte er ſich von der entgegengeſetzten

1784 angewandelt und ſchrieb (7. Juni) an ſeine Pflegemutter: „Sie werden lachen, liebſte Freundin, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich mich ſchon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier ſchon gewählt hätte; im geringſten nicht, ich bin in dieſem Punkte noch ſo frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiſte die zu Kopfarbeiten ſo nöthige Freiheit und ſtille, leidenſchaftloſe Muße verſchaffen könne, hat dieſen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geſchäften geben, und meine Seele von tauſend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtſein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieſes Bewußtſein hat mich ſchon oft zu dem Entſchluß hingeriſſen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.“ Schiller ließ dieſen Brief liegen, und fügte erſt am 15. Juni bei: „ich überleſe ihn jetzt und erſchrecke über dieſe thörichte Hoffnung — doch, meine Beſte, ſo viele närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen. Leben

Sie wohl, und empfehlen mich tauſendmal Ihrer lieben Lotte.“ Mit dieſer Erklärung erſparte der ſcherzende Bewerber eine abſchlägige Antwort, und die Sache beruhte. 1784 ff.

Bemerkenswerth iſt, daß der Dichter, welcher auf dem Gebiete der Poeſie bisher vergebens gerungen hatte, weibliche Liebenswürdigkeit anſpruchlos darzuſtellen, und mit ſeinen Frauencharakteren ſelbſt ſich unzufrieden zeigte; deſſen Amalie, Louiſe, Leonore mehr oder weniger doch alle nur empfindſame Romanheldinnen waren: — daß er im Leben für den einfachen Zauber reiner Weiblichkeit gleich bei ſeiner erſten, ernſtlichen Wahl den natürlichſten Takt bewies, und ſein Herz eine Lotte wählte, genau ſo lieblich paſſiv, ſo in den holden Gränzen der weiblichen Natur ausgeprägt, wie in der Dichtung ein Göthe Werthers Lotte zu ſchaffen vermocht hat. „Sie war von ruhigem Charakter,“ ſagt ihre Schwägerin; „in dem Beſonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen.“ Sonderbar! Schiller mußte ein ſolches Weib lieben, aber darzuſtellen vermochte er es nicht, vielleicht nie.

Um dieſelbe Zeit, wo ſein Herz ſo ſehnlich nach Gegenliebe verlangte, erbarmte ſich des Vereinſamten und Gedrückten wenigſtens die Freundſchaft auf eine unerwartete und ſtärkende Weiſe. „Vor einigen Tagen,“ ſchreibt Schiller in dem eben angeführten Brief an die Frau von Wolzogen, „widerfährt mir die herrlichſte Ueberraſchung von der Welt. Ich bekomme ein Paket aus Leipzig, und [illegible] von ganz fremden Perſonen Briefe voll Wärme und Leidenſchaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, ſehr ſchöne Geſichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine Brieftaſche geſtickt, die gewiß in Geſchmack und Kunſt eine der ſchönſten iſt, die man ſehen kann. Die Andere hatte ſich und die drei andern Perſonen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern ſich über die Kunſt. Ein dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Muſik geſetzt. Sehen Sie, meine Beſte, ſo kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die deſto ſchätzbarer ſind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabſicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin iſt . . . Ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung, als der laute Zuſammenruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten; . . . . und wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Zirkel ſind, die mich lieben, ... daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs, und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Der Componiſt des Liedes war C. G. Körner, der Vater Theodor Körner's und ſeitdem der vertraute Freund Schillers, nur drei Jahre älter als der Dichter, der damals ganz einer glücklichen wiſſenſchaftlichen Muſe lebte, ehe er als Oberappellationsrath in Dresden angeſtellt wurde, 1784 ff. und der zu Berlin als Geh. Oberregierungsrath in hohem Alter (1831) verſtorben iſt. Die Frauen waren Körners Braut Minna Stock und ihre Schweſter Dora, der vierte, kaum zwanzigjährige Freund war L. F. Huber, der im Jahr 1804 als bayeriſcher Landes-Direktionsrath zu Ulm verſtarb, der nachmalige Gatte der Tochter Heyne's, der Schriftſtellerin Thereſe Huber.

Hätten dieſe neuen Freunde, ſagt Streicher, doch ſehen können, wie glücklich dieſe Aufmerkſamkeit Schillern machte, welche Ruhe, welche Zufriedenheit dadurch in ſein Weſen kam. Allmählig wurde die Hoffnung in ihm rege, daß dieſelben wohl keine Verwendung unterlaſſen würden, um ihn aus ſeinem drückenden Zuſtande zu erlöſen und in beſſere Verhältniſſe zu bringen. Dieſe Erwartung täuſchte ihn auch nicht, und alle Verehrer Schillers nennen ſeinen Freund Körner nicht nur als den erſten Begründer ſeines äußern dauernderen Lebensglücks, ſondern auch als den Hauptbeförderer der Fortbildung ſeines Dichtergeiſtes, indem er es war, durch welchen Schiller zuerſt in einen erweiterten Lebenskreis und in den Umgang mit den edelſten Zeitgenoſſen hineingezogen wurde. Mit ſeiner Reiſe nach Leipzig und Dresden beginnt ein neuer Abſchnitt ſeines Dichterlebens.

Demſelben gingen jedoch andre Ereigniſſe voran, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Während Schiller ohne tete, wurde er durch den Beſuch ſeiner älteſten Schweſter Chriſtophine erfreut, die ihm ſeinen Freund, den Rath und Bibliothekar Reinwald von Meiningen als Bräutigam zuführte. Wir laſſen hier wieder den Augenzeugen Streicher ſprechen: „Die blühende kräftige Jungfrau ſchien entſchloſſen, ihr künftiges Schickſal mit einem Manne zu theilen, deſſen geringe Einkünfte und wankende Geſundheit wenig Freude zu verſprechen ſchienen. Jedoch waren ihre Gründe ſo edler Art, daß ſie auch in der Folge es nie bereute, das Herz ihrem Verſtande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben.“ Bald nach der Abreiſe der Schweſter lernte Schiller eine ſehr liebenswürdige Familie kennen. Ein Herr von Kalb, damals Offizier in franzöſiſchen Dienſten, als welcher er den nordamerikaniſchen Befreiungskrieg mitgemacht, nahm mit ſeiner geiſtreichen und feingebildeten Gemahlin und deren Schweſter ſeinen Aufenthalt in Mannheim.* Für Schiller war der Umgang mit dieſen ſeltenen Menſchen ebenſo genußreich als belehrend, indem Herr von Kalb, in Beurtheilung der Weltbegebenheiten die klarſte Anſicht mit Scharfſinn und umfaſſenden Kenntniſſen verband, die Dame aber mit Gegen ſtänden der Literatur innig vertraut, und eben mit der 1784 ff. Dichtung eines Romans beſchäftigt, poetiſch erregt war, wie Schiller ſelbſt. Streicher war als Muſiker in dieſes Haus eingeführt, und erzählte viel von Schillers Arbeiten und namentlich von Don Carlos. Frau von Kalb konnte es kaum erwarten, bis ihr das Glück zu Theil werden ſollte, die ihr mit ſo viel Enthuſiasmus angerühmte prachtvolle Sprache aus des Dichters eig'nem Munde zu vernehmen. Endlich ſaß Schiller ihr, mit dem erſten Akt in der Hand, eines Nachmittags gegenüber. Aber wieder ging es wie mit Clavigo in Stuttgart, wie mit Fiesko in Meiers Hauſe zu Mannheim. Der Dichter las mit ſeinem unſeligen Pathos, und die lauſchende Zuhörerin verrieth ihre Empfindung nicht durch das leiſeſte Zeichen. Um ihre aufrichtige Meinung vom Dichter gebeten brach ſie endlich, nach langem Ausweichen, in lautes Lachen aus, und ſagte: „lieber Schiller, das iſt das allerſchlechteſte, was Sie noch gemacht haben!“ „Nein, das iſt zu arg!“ erwiederte dieſer, warf ſeine Schrift voll Aerger auf den Tiſch, nahm Hut und Stock und rannte davon. Die Dame ergriff das zurückgelaſſene Papier, und ehe ſie die erſte Seite beendigt, mußte der Bediente forteilen. „Geſchwind, geſchwind,“ rief ſie, „lauf' er zu Herrn Schiller: ich laſſe ihn um Verzeihung bitten, ich hätte mich geirrt; es ſey das Allerſchönſte, was er noch geſchrieben habe!“ Schiller gab der Bitte, wieder zu kommen, nicht ſogleich Gehör. Aber am andern

---

* Auch dieſe Familie zog die Herzogin Amalie von Weimar ſpäter in ihren Geiſterkreis: Knebels Nachlaß I, 199. 200. Oder war Kalb ein Weimaraner? (Vergl. Merks Briefe S. 335.)

1784 ff. Tage geſtand ihm die redliche Freundin, wie ſeine heftige, ſtürmiſche Art vorzuleſen den Eindruck ſeiner Dichtungen ſtöre und verhindere.

1785. Der Dichter gewann dieſe Familie ſo lieb, daß er, als Kabale und Liebe, am 18. Januar 1785 (zum Aerger des Dichters herzlich ſchlecht) wieder aufgeführt wurde, ſogar ſeinem Hofmarſchall Kalb einen andern Namen geben wollte, und ſich nur durch die richtige Bemerkung der Freunde ſelbſt abhalten ließ, daß gerade dieß die Vermuthung herbeiführen müßte, als ſey der bisherige Name auf Jemand aus ihrer Familie gemünzt. —

Zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete ſich in Mannheim das Gerücht, der Herzog Carl Auguſt von Weimar, der geiſtvolle jugendliche Freund der Dichtkunſt und der Dichter, der Vertraute Göthe's, werde die landgräfliche Familie im benachbarten Darmſtadt beſuchen. Die Kalb'ſche Familie feuerte das Verlangen unſ'res Dichters, bei dieſer, aus Kennern des wahrhaft Schönen ſich bildenden Zuſammenkunft ſich als denjenigen zeigen zu dürfen, der werth wäre, dem ſchönen Bunde in Weimar beigeſellt zu werden, nicht wenig an, und mit ihren und Dalbergs Empfehlungsbriefen trat er bald, ſeinen Don Carlos unter dem Arm, in den hohen Kreis zu Darmſtadt ein, und das fürſtliche Wohlwollen vergönnte ihm die Vorleſung des erſten Aktes. Dank den Belehrungen ſeiner Mannheimer Freundin machte dieſe den günſtigſten Eindruck auf die erlauchte Geſellſchaft.

Namentlich erinnerte ſich Schiller noch ſpät immer mit Vergnügen an die liebenswürdige Landgräfin und den aufmunternden Antheil, den ſie bei dieſer Vorleſung zeigte. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge kehrte Schiller als Weimaraniſcher Rath nach Mannheim zurück. 1785.

So wenig, wie Streicher lächelnd bemerkt, dieſes einſylbige Wörtchen den Verdienſten des ſchon damals faſt Alles überragenden Dichters neuen Glanz verleihen konnte, ſo hatte es dennoch, wenigſtens für die Gegenwart, die Wirkung eines Talismans. Das Verlangen der Eltern, daß der Sohn durch dauernde Verſorgung einem Fürſten angehören möchte, ſchien erfüllt, den Stuttgarter Tadlern, die in ihm einen verachteten Flüchtling ſahen, war der Mund geſtopft, und ſelbſt in Mannheim benahm der Rathstitel den Briefen an Dalberg die gar zu unterthänige Form, und gab dem Theaterdichter den Muth, freier und beſtimmter den Anmaßungen der Schauſpieler entgegen zu treten, in der Thalia, die ſeit dem März 1785 herauskam, ihnen kälter und ſchärfer die Wahrheit zu ſagen, das Toben ſeines ehemaligen Freundes, Herrn Böck, zu verachten, „ihn," wie ein Brief Schillers an den Intendanten ſich ausdrückt, „zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückzuführen und die Komödiantenſalbe von ihm abzuwiſchen."

Uebrigens löſte ſich jetzt ſein Verhältniß zu der Mannheimer Bühne. Da ihm dieſe Anſtellung nicht die geringſte Verbeſſerung ſeiner öconomiſchen Umſtände in Ausſicht

1785. ſtellte, er auch gegen das Theater, das keine ſeiner Erwartungen erfüllte, gleichgültiger geworden und mit der Mehrzahl der Mitglieder in Streitigkeiten verwickelt war, die von ihrer Seite mit plumpen Waffen geführt wurden, ſo leitete er nicht nur mit ſeinen neuen Leipziger Freunden, mit welchen er ſeit jenen Geſchenken in ununterbrochener Correſpondenz ſtand, ſondern auch mit Schwan das Nöthige ein, um ſeinen bisherigen Aufenthalt noch im Frühjahre verlaſſen zu können. Gleichzeitig mit der Erſcheinung des von den Schauſpielern ſo übel aufgenommenen erſten Heftes der Thalia wurden zu Anfange des März 1785 von ihm alle Anſtalten gemacht, Mannheim zu verlaſſen, und da die gewünſchten Wechſel aus Leipzig eingetroffen waren, wurde dieſer Entſchluß auch wirklich am Ende deſſelben Monats ausgeführt.

Die letzten Abendſtunden vor der Abreiſe brachte er mit ſeinem Freunde Streicher zu. Er ſprach mit dieſem von der traurigen Ueberzeugung, die er in den letzten ſchweren zwei Jahren gewonnen, daß in Deutſchland, wo das Eigenthum des Schriftſtellers und Verlegers bis jetzt vogelfrei erklärt ſey, und bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugniſſen deutſcher Literatur, der beſte Dichter ohne beſoldeten Nebendienſt oder andre Unterſtützung von den Früchten ſeines Talentes nicht leben könne. Von nun an ſollte daher nicht mehr die Dichtkunſt, am wenigſten das Drama ſein einziger Lebenszweck ſeyn; nur in der glücklichſten Stimmung wollte er der Muſe Gehör 1784 ff. geben, dafür aber mit allem Eifer ſich auf die Rechtswiſſenſchaft werfen, deren Theorie er, unterſtützt von den reichen Hülfsmitteln der Leipziger Univerſität, in einem Jahre zu abſolviren ſeinen Talenten und ſeiner Beharrlichkeit zutraute. Und ſo gaben ſich denn die beiden, zum zweitenmal, und dießmal für immer, ſcheidenden Freunde die Hände drauf, ſo lange keiner an den andern ſchreiben zu wollen, bis Schiller Miniſter und Streicher Kapellmeiſter ſeyn würde. Die Theilung war etwas ungleich entworfen; der gute Streicher aber ſtand ſo tief bewundernd unter ſeinem Freunde, daß er den Uebermuth, der in dieſen Worten lag, nicht einmal empfunden zu haben ſcheint.

Schiller würde mit ziemlich leichtem Herzen Mannheim den Rücken gekehrt haben, wenn nicht eben dieſes Herz dort zurück geblieben wäre. Die Tochter ſeines Freundes, des Buchhändlers Schwan, ein liebenswürdiges, geiſtvolles Mädchen, hatte, wie es ſcheint, eine dauerhafte Anziehung auf den Dichter ausgeübt, wie uns Frau v. Wolzogen, die Schwägerin Schillers, berichtet. „Im neunzehnten Jahre beſorgte ſie das Hausweſen ihres Vaters, der eben ſeine Gattin verloren, als Schiller nach Mannheim kam. Margaretha Schwan war ein ſehr ſchönes Mädchen, mit großen ausdrucksvollen Augen und von ſehr lebhaftem Geiſte, welcher ſie mehr zur Welt, Literatur und Kunſt, als zur ſtillen Häuslichkeit hinzog. Im gaſtfreien

1785. Hauſe des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und ſchöne Geiſter war, gewann ſie ſchon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunſt, dieſe Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familienzirkel aufgenommen, ſchien auf ſie Eindruck zu machen, obgleich er ernſt und zurückhaltend in ſeinem Betragen war.“ Er las ihr Scenen aus ſeinen Stücken vor, ſo ausdrucksvoll er vermochte; aber der Vater war bei dieſen Unterhaltungen immer gegenwärtig. Allmählig ſchien ſich das Herz einzumiſchen, „und beide junge Leute mochten ſich mit dem Gedanken an eine Verbindung für's Leben tragen.“ Schiller verließ Mannheim mit einem ſchönen Andenken ſeiner jungen Freundin, und ein Briefwechſel wurde verabredet.

Rückblick auf Schillers bisheriges Leben und Dichten.

1759 bis 1785 Auf der erſten Hauptſtation eines ernſten Pilgerlaufes nach hohem Ziele angekommen, wenden wir uns um und überblicken den zurückgelegten Weg. Es gibt für die Betrachtung deſſelben zweierlei Standpunkte. Wer in den Naturbegebenheiten und äußern Ereigniſſen eines Menſchenlebens nur eine Kette von Nothwendigkeiten ſieht, durch welche in der Geſtalt eines freien Individuums der Weltgeiſt ſich hindurcharbeitet, und einen Vorſchritt in ſeiner Entwicklung macht, wird auch ein Dichterleben anders beurtheilen, als wer, im Verhältniſſe der Schickſale zur Freiheit, der Wirkſamkeit eines bewußten Urgeiſtes nachforſcht und in der Biographie des Dichters an Fügungen und Vorſehung glaubt. Indeſſen werden ſich beide Anſichten doch darin vereinigen und von einer atomiſtiſchen und materialiſtiſchen Betrachtungsweiſe unterſcheiden, daß ſie in Allem, was dazu diente, den Mann zu dem zu machen, der er geworden iſt, und, nach dem Begriffe, den das Bewußtſeyn der Geſchichte von ihm aufgeſtellt hat, werden ſollte oder mußte, einen Weltplan anerkennen, den der Gang ſeines Geſammtlebens befolgt hat: denn weder der Pantheiſt, noch der Chriſt will ein Dualiſt ſeyn, und für keinen von beiden gibt es einen Zufall. 1759 bis 1785.

Verzeihe der Leſer dem ſchlichten Lebensbeſchreiber dieſe kurze Verirrungen in die Schulſprache, von der er ſchnell wieder abzulenken im Begriffe iſt. Er hat ſich ihr nur überlaſſen, ſofern er das Bedürfniß fühlte, ſich über ſeinen eigenen Standpunkt zu rechtfertigen, und glaublich zu machen, daß wenn er, ohne Zweifel derzeit noch mit den Meiſten ſeiner Leſer, die providentielle Anſicht theilt, wenigſtens nicht bewußtlos im Reiche der Vorſtellung verweilt, wie die Gegner es nennen. —

Mit Recht wird die Sitte und Denkart des väterlichen Hauſes, in welchem Schiller ſeine Kindheit verlebte,

1759 bis als wohlthätig für die Geſundheit ſeiner Seele gerühmt.
1785. Der Vater, praktiſch und ſtreng, war beſtellt, über dem Verſtande des Knaben zu wachen, und für die ernſte, claſſiſche Schulbildung zu ſorgen, die feſte Grundlage, auf welcher ſelbſt das Genie am dauerhafteſten baut. Zugleich wurde jener durch ihn nachhaltig zur Ehrfurcht und zum Gehorſam gewöhnt, der Muthwille beſchränkt, die übermäßige Hingebung des Gemüths an weichliche Eindrücke nicht geduldet und ſo ſein Charakter frühzeitig in ſittlichen Gränzen geformt. Die Mutter dagegen, ohne glänzenden Verſtand, aber milde, fromm, dichteriſch bewegt, und um den Sohn früher beſchäftigt als der Vater, mußte, außerdem, was von ihr natürliche Mitgift in der Anlage ſeines Geiſtes und Herzens war, auf das Gemüth und die Phantaſie des Kindes wirken und zog es mit den Sprüchen und Bildern des Glaubens, mit Märchen, Geſchichten und Gedichten groß. Aus ihrem ſanften Auge blickte den Knaben, der nicht zu iſthmiſcher Arbeit, nicht zum Siegerwagen des Kapitols, ſondern zum Lorbeer Apollo's beſtimmt war, ſchon in der Wiege Melpomene an. Zugleich wartete ſie mit zarter Pflege der Gemüthstugenden ihres Kindes, der Andacht, der Menſchenliebe, der Nachſicht, der Aufopferungsfähigkeit.

Der Grund war im Elternhauſe gelegt; aber was die Vorſehung darauf bauen wollte, konnte nicht hier aufgeſchlagen werden. Ein Leben, das den Genius barg, an dem ſich ſo viele Geiſter und Gemüther aufrichten und erbauen ſollten, mußte zur Selbſtthätigkeit unter ſchärferer Zucht reifen, und, durch Widerwärtigkeit zum Widerſtande aufgereizt, mitten unter Zweckwidrigkeiten ſeinen Zweck kennen und erſtreben lernen. Eine Pflanze mit ſo mächtiger Keimkraft mußte ſchwererem Boden übergeben werden, der ſie vor Wind und Witterung von außen ſchützte, und welchen durchbrechend ſie in ſich ſelbſt erſtarkte.

So ſehen wir denn Schiller, noch ehe er in's Jünglingsalter trat, der mäßigen Strenge des Vaters, der ſanften Mutterpflege entzogen, in die Carlsſchule verſenkt und eingezwängt. Und in dieſer Einſamkeit, unter dieſer Zucht, die ihn zu einem Brodſtudium zwang, das ihn anfremdete, und von dem Lebenstranke der Poeſie, den er eben zu koſten begonnen hatte, mit der Ruthe des Geiſterbanners, wie Tireſias Homers Schatten, zurückſcheuchte; hier entfaltete ſich, von keiner fördernden Erziehung mehr begünſtigt, die Urkraft, die Dichterkraft in ihm, und in der Oede ſeines Kerkers ſchuf er endlich, von Zorn und Begeiſterung bewegt, ein Drama, das eine Welt, wenn auch nicht die wahre und wirkliche, doch eine Welt enthielt. So mußte die Entdeckungsluſt, die den kleinen Knaben ſchon im Elternhauſe peinigte, ihre Befriedigung in den Mauern eines Militärinſtituts finden.

Wir haben gezeigt, daß Schillers erſte lyriſche Gedichte nicht einmal die Vorläufer, daß ſie nur der Abfall

1759 bis 1785 ſeiner Poeſie waren. Auch die Medicin, mit ihrem Gefolge von phyſiologiſchen Kenntniſſen, die Geſchichte, mit ihren pſychologiſchen Aufſchlüſſen, die Philoſophie mit ihren Zweifeln mußte in dieſer erſten Periode nur als Nahrungsmittel ſeines Dichtergeiſtes dienen. Mag ſich immerhin in jener Zeit ſchon ein Syſtem ſeines Geiſtes in Schillers theoretiſcher Bildung finden, wir bekümmern uns darum nicht. Die Ideen von Humanität und Freiheit waren unſerem Schiller mit vielen zeitgenöſſiſchen Denkern gemein; ſie konſtituiren den Dichter noch nicht. Nur was er davon zu einem Lebensbilde in der Dichtung zu vereinigen mochte; nur was durch ihn in's Fleiſch und Blut der Poeſie überging, und dadurch ſo gewaltig auf Zeit und Mitwelt wirkte, geht uns an, die wir vor Allem den großen Poeten in ihm betrachten wollen.

Deßwegen verweilen wir bei einem Rückblicke auf ſeine Leiſtungen nicht bei ſeinen lyriſchen, der Selbſtſtändigkeit entbehrenden Verſuchen, nicht bei ſeinen Abhandlungen und Reflexionen, ſondern bei dem erſten Werke ſeines Dichtergenie's, bei den Räubern.

Die Lebensbeſchreibung hat zu zeigen verſucht, wodurch dieſes Stück ſein ungeheures Glück bei dem Publikum gemacht hat: denn Keiner, der Schillers ſpätere Meiſterſtücke verſteht und mit Redlichkeit bewundert, wird den ganzen Eindruck deſſelben ſeinem künſtleriſchen Werthe beimeſſen. Und doch wäre es nicht möglich geweſen, mit den

1759 bis 1785.

Zeitelementen allein, durch welche das Drama ſich als den Ruf eines Propheten angekündigt hat, ſolche Wirkungen hervorzubringen, wenn der Seher nicht zugleich auf einen großen Dichter hätte ſchließen laſſen.

Wodurch leiſtete nun das unförmliche Produkt der rohen Kraft die Bürgſchaft für die Poeſie des Verfaſſers? Vor allen Dingen durch die große Energie der Farben, in welchen das ganze Leben des Schauſpiels prangt, und durch die ungemeine Lebendigkeit, mit welcher Natur und Unnatur in demſelben auftreten. Seit Götz von Berlichingen über die Bühne geſchritten war, hatte man in Deutſchland dergleichen nichts mehr geſehen. In dem Schiller'ſchen Stücke iſt freilich nicht Alles innere und äußere Wahrheit, Vieles nur Fratze und Carrikatur; aber ſelbſt dieſe regt und bewegt ſich, ſcheint, ſchimmert, handelt. Und der Theil des Drama's, welcher prophezeite, ſchauerliche Wirklichkeit iſt, hat die Zukunft, die doch nur vom Genius geahnt und errathen werden kann, wahrhaftig noch getreuer dargeſtellt, als Göthe im Götz die Vergangenheit, die doch mit Verſtand und Fleiß erkundet werden konnte.

Dieſe ſeitdem längſt vergangene, jedoch erfüllte Zukunft aber iſt in demjenigen Theile des Schauſpiels enthalten, der noch heute wahr und theilweiſe natürlich erſcheint, und welchem, über alle ſentimentale Lüge und Verzerrung hinweg, der geſunde Leſer noch jetzt mit Begierde zueilt, — in den Räuberſcenen. Karl Moor ſelbſt iſt nur in und empfindende, als Philoſoph, als 1785. Moraliſt iſt er uns unerträglich; es ſey denn, daß man, wie uns glücklich und mit Geiſt bewieſen worden iſt, daß Schiller Kant's Kritik der Urtheilskraft, deſſen Theorie des Schönen, in der Seele trug, ehe er dieſelbe geleſen, auch auf Karl Moors Monolog gegen den Schluß des vierten Akts einiges Gewicht legen wollte, in welchem ſelbſt der Kritik der praktiſchen Vernunft von Schiller vorgeeilt und für die Unſterblichkeit der Seele Kant's moraliſcher Beweis geführt worden iſt. Ernſtlichere Aufmerkſamkeit verdienen Worte, die mit erſchütternder Wahrheit Zuſtände ſchildern, welche im Jahre 1781 jung waren und im Jahre 1840 gewachſen und erſtarkt ſind, ohne zu veralten.* In ihnen umfaßte ſein Sehergeiſt ein ganzes Jahrhundert.

---

* Akt I. Sc. 2.

Roller: So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht! Ich hab' auch meine Plane ſchon zuſammengemacht, aber ſie treffen endlich auf Eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn Ihr Euch hinſetztet, und ein Taſchenbuch oder einen Almanach, oder ſo was Aehnliches, zuſammenſudeltet, und um den lieben Groſchen rezenſirtet, wie's wirklich [d. h. gegenwärtig] Mode iſt?

Schufterle: Zum Henker! Ihr rathet nach meinen Projekten. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn du ein Pietiſt wurdeſt und wöchentlich deine Erbauungsſtunden hielteſt?

Grimm: Getroffen! Und wenn das nicht geht, ein Atheiſt. Wir könnten die vier Evangelien

Von Charakteren ſind Spuren allerdings auch auſſerhalb der Räuberſcenen zu finden im Daniel, im Paſtor Moſer (ſein Auftritt iſt ein pſychologiſches Meiſterſtück); bei'm ſonſt mißlungenen Franz,* in einzelnen Scenen; aber Männer aus Einem Guſſe, welche conſequent in Geſinnung und Handlung durch's ganze Gedicht ſchreiten, ſind doch nur Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg; vor allen aber der erſte. Wenn Schiller nichts als dieſen Charakter erdacht und ausgeführt hätte, ſo

---

auf's Maul ſchlagen, ließen unſer Buch durch den Schinder verbrennen: und ſo ging's reißend ab.
Akt II. Sc. 3.

Spiegelberg: Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz' — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbubenklima.

Razman: Bruder, man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg: Ja ja! Man muß Niemand ſein Recht vorenthalten. Italien weiſt auch ſeine Männer auf; und wenn Deutſchland ſo fort macht, wie es bereits auf dem Wege iſt, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glänzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen.

* Den Franz Moor hat nicht nur A. W. Schlegel, ſondern Schiller ſelbſt als eine Nachahmung Richards des Dritten bezeichnet und gar übel in ſeiner Selbſtrezenſion (bei Boas II. 9 ff.) mitgenommen.

1759 bis 1785. wäre er ein Dramatiker aller Zeiten. Welche Deſtination in den Worten: „Franz heißt die Kanaille?“ welch' genialer Zuſammenhang dieſer Frage mit Schweizers Handlungsweiſe am Schluſſe des vierten Akts und ſeinem Selbſtmord in der erſten Scene des fünften! Und wie hebt es ſo natürlich dieſen Charakter, daß er keine Rachethat auf die Nemeſis geſchoben wiſſen will, daß ihm nichts willkommener iſt, als der Auftrag edler Rache.

Dieſe Räuber ſind auch von keinem andern Dichter entlehnt, ſie ſind in ihrer verwilderten Größe dem Gedanken Schillers und keinem andern entſprungen; ihre originellen lebensvollen Geſtalten entſchädigen für manche Abgeſchmacktheit, die ſie begehen, manche koloſſale Albernheit, die aus ihrem Munde geht, und die beide weniger wohl damit gerechtfertigt werden können, daß dieſe Räuber einem andern Geſchlechte, als dem unſern, ſondern daß ſie zur Hälfte einem frühreifen Genius, zum andern einem unreifen Knabengehirn angehören. Denn daß der Räuber Moor als Student in Leipzig vierzigtauſend Dukaten Schulden contrahirt, daß auf ein „Burſch heraus“ 1700 Studenten ſich auf die Beine machen, daß den Brandlärm der von den Räubern angezündeten Stadt vierzig Gebirge brüllend wiederhallen, daß am Leichnam eines Gehenkten nicht nur drei Raben, wie in den altſchottiſchen Romanzen, ſondern dreiunddreißig zehren, daß, worauf auch jüngſt aufmerkſam gemacht worden iſt, Roller

1759 bis 1785.

eine Flaſche Branntwein hinabſtürzt, was kein Ruſſe kann, und daß achtzig Räuber gegen ſiebzehnhundert Soldaten in offener Feldſchlacht kämpfen; das Alles gehörte wohl keinem Geſchlechte, keiner Zeit und keiner Natur an!

Doch verlaſſen wir die Räuber, und heften unſern Rückblick wieder auf das Leben des Dichters. Wir haben geſehen, wie dieſer aus der Akademie gerade ſo viel Ruhm, ſo viel Unbotmäßigkeit, ſo viel Anbetung von Seiten eines Kameradengefolges und Selbſtgefälligkeit von ſeiner Seite, ſo viel Unglauben und Sinnlichkeit mitnahm, um, bei vortrefflichen Eigenſchaften des Gemüths und den höchſten des Geiſtes, auf irgend eine Weiſe durch Trotz, Eigenliebe, Mißvergnügen oder Rohheit zu verderben. In allen dieſen Beziehungen war ſeine Flucht, ſo unbeſonnen ſie ſchien, als eine Schickung zu betrachten. Sie führte ihn zuerſt unter Menſchen, lehrte ihn das Leben, aber auch die Noth kennen und ertragen, die vermeinte Freiheit ſchmecken, das Theater, von ſeinem Zauber entkleidet, hinter den Couliſſen ſtudieren: er findet, daß die Welt dermalen noch weniger an rieſigen Verbrechen als an Engherzigkeit und Gemeinheit leidet, ſeine großen Sünder- und Sündenideale ſchrumpfen entmuthigt zu Genrebildern zuſammen.

Nothwendig muß dieß auf ſeine Poeſie zurückwirken. Sein Fiesko freilich iſt davon noch nicht berührt; iſt er doch ganz in Stuttgart entſtanden, in der Atmoſphäre der

1759 bis 1785 Akademie und der Räuber, die fühlbar genug iſt. Auch in ihm vibrirt noch jene Saite der Prophetenharfe, und hier und da ſchrillt noch das Sturmglöckchen der Zeit hindurch.* Im Ganzen aber ſtellen wir den Fiesko ziemlich unter die Räuber; er iſt weder ein Werk der unreifen Begeiſterung, noch der beſonnenen Kunſt, er iſt ein Facit der Berechnung; aber dem Rechenexempel geht leider die langweilige Probe voran, und man muß durch eine Reihe ſinnreicher und ſpitzfindiger Scenen hindurchgehen, bis uns ein Reſultat überraſcht, wie der achtzehnte Auftritt des zweiten Aufzugs, wo der Löwe Fiesko den Nobili die Verſchwörung entgegenbrüllt. Mit den diplomatiſchen Fineſſen ſtehen dann alte Rohheiten oder Unbeholfenheiten aus der Akademie in ſeltſamem Kontraſt. Welcher Feinfühlende empfindet nicht einigen Widerwillen vor Bertha auf dem Sopha, oder vor Fiesko, wenn er Juliens Toilette macht, und wer muß nicht lächeln, wenn dieſer am Palaſte des alten Andreas ſteht und auf ſein Schellen der Doge von Genua in Perſon auf dem Altan erſcheint und hinabruft: „Wer zog die Glocke?“* — Eine ſchlimme Mißgeburt iſt insbeſondere der Mohr. Im Ernſte können ſolche Geſinnungen nie geäußert, ſolche Worte nie geſprochen ſeyn; die Unnatur iſt allzugreifbar. So nehmen ihn denn die Schauſpieler zum Voraus als Karrikatur, ſie machen aus ihm einen Bouffon, oder laſſen ihn Sprünge machen wie einen ſchwarzen Affen! 1759 bis 1785.

---

* Akt V. Sc. XVI.

Fiesko: Sey — mein — Freund.

Verrina: Wirf dieſen häßlichen Purpur weg, und ich bins! — Der erſte Fürſt war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken.

So verkünſtelt indeſſen das Ganze iſt, ſo reich iſt es an einzelnen großen Zügen, an Scenen, an Gedanken, denen das Siegel des künftigen Meiſters aufgedrückt iſt. Fiesko's Charakter trägt Spuren einer Liebe und Begeiſterung des Dichters, die nicht aus der Berechnung des Ganzen entſprungen ſind; und wie in den Räubern Schweizer ein ächtes Dichterprodukt iſt, ſo erſcheint uns Verrina als ein ſolches, wenn auch minder neu und originell. Dieſer Charakter beweiſt, daß Schiller das römiſche Alterthum aus den letzten Zeiten der Republik mit der Phantaſie und dem Herzen eines Poeten ſtudiert hatte, und daß ſein eigener Charakter wirklich, wie ſein Freund Scharffenſtein verſichert, etwas von der Stoa an ſich trug. Verrina's frühes Wort in der erſten Scene des dritten Aufzugs: „Fiesko muß ſterben!“ weicht keinem der größten Worte des reifen Schiller. Schweizer in den Räubern

---

* Auf dieſen letztern Verſtoß hat ſchon Franz Horn aufmerkſam gemacht.

1759 bis und Verrina im Fiesko rechtfertigen noch heutzutage, ab-
1785 geſehen von ſpätern Erfolgen des Dichters, den Beifall des Publikums bei Schillers erſtem Auftreten im Koſtüm vollſtändiger, als Karl Moor und Fiesko ſelbſt. Doch gilt auch von dieſen mit allen ihren Uebertreibungen und Mängeln, verglichen mit andern dramatiſchen Produkten der gelehrten und kritiſchen Bildung, Göthe's keckes Wort: „Schiller mochte ſich ſtellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam, als das Beſte dieſer Neueren; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren."

Es gilt dies beſonders von der großartigen Weiſe, mit der er die beiden erſten Hebel der Tragödie, Furcht und Mitleiden, zu handhaben wußte. Obgleich in Kabale und Liebe zum bürgerlichen Trauerſpiele herabgeſtimmt, und in den Scenen der Geigerſtube hier faſt allein wahrer und großer Dichter, wußte er doch auch in den widernatürlichen Scenen geſchraubter und grauſamer Empfindſamkeit, ungeheurer Bosheit und teufliſcher Spitzbüberei mit jenen Leidenſchaften einen ſolchen Effekt hervorzubringen, daß ſelbſt der beſonnenſte und durch die Fortentwicklung der äſthetiſchen Urtheilskraft aufgeklärteſte Kritiker, in den 9. Mai des Jahrs 1784 zurück, und auf die Zuſchauerbänke des Mannheimer Theaters durch ein Wunder verſetzt, ſich mit jenen Tauſenden erhoben und in den Sturm des Beifalls eingeſtimmt hätte.

Dieſes Stück, in welchem der Dichter Stuttgarter Erfahrungen und Anſchauungen benützte und mit großer Wahrheit ſeine noch immer unwahren Ideale an ihnen emporranken ließ, war auch weit begreiflicher angelegt als der Fiesko, und kehrte in dieſer Beziehung, durch die Natürlichkeit der Verwicklung und das Gemeinverſtändliche der freilich nicht ſehr wahrſcheinlichen Kataſtrophe zur Ueberſchaulichkeit der Räuber zurück. Die Charaktere des Stadtmuſikus und ſeiner Frau, die einzige ächte Menſchennatur im Stücke, und theilweiſe der Charakter der Favoritin, bilden hier, allerdings auf ganz andere Weiſe als Schweizer und Verrina in den frühern Dramen, das Unterpfand des Dichtergenius. Jene zwei erſtern ſind zwar unzweifelhaft einheimiſchen Motiven des Württembergers, ja des Stuttgarters, abgeſehen, aber ſchwerlich hätte Schiller ſie vollenden können, wenn er nicht am Wanderſtocke in die Welt und unter das Volk hinausgezogen wäre und Monate hindurch in der Wirthsſtube zu Oggersheim verlebt hätte. —

So wirkte denn beides, Natur und Unnatur, zuſammen, dieſen Erſtlingsgeburten des Dichtergeiſtes eine unerhörte Aufnahme auf der Bühne und im Zimmer zu verſchaffen. Der Leſer und Zuſchauer fühlte ſich von der Leidenſchaft des Dichters, wie von einem Fieber, angeſteckt, da er mit dieſem in derſelben Zeitatmoſphäre von Irrthümern und Wahrheiten, Erfahrungen und Ahnungen

1759 bis 1785. lebte, und das Element, in dem er ſelbſt athmete, mit einemmale zu einem Bilde von Leben und Handlung verkörpert, ſich gegenüber geſtellt ſah. Er fand alles begreiflich; ihn befremdete der Veitstanz der Gefühle und Gedanken nicht, in welchen der Verfaſſer, oft ohne durch das Pathos ſeines Stoffes veranlaßt zu ſeyn, zu gerathen pflegte: er jubelte, wenn die Helden herbei und davon „rannten," wenn Amalie zu den Räubern „kroch," um den Tod von ihnen zu erflehen, wenn jetzt Fiesko, jetzt der Präſident von Walter „mit verdrehten Augen" im Kreiſe herumſuchten. —

Alles, wodurch weiter begreiflich wird, warum ſo unvollkommene Kunſtwerke eine ſo ungeheure Wirkung machen konnten, hat Hoffmeiſter in ſeinem Leben Schillers mit viel Scharfſichtigkeit zuſammengeſtellt, und wir verweiſen auf ſeine ausführliche Darſtellung, in welcher die Nachweiſung der lyriſchen Natur aller Haupthelden Schillers, in denen immer nur er ſelbſt ſich ſpiegelte, uns beſonders gelungen ſcheint. „Schiller legte in das Literariſche immer das volle Gewicht ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit. Es iſt kein vereinzeltes Talent, was ſich bei ſeinem Produciren thätig zeigte, ſondern der ganze Menſch eilt uns aus ſeinen Werken entgegen, und ſpricht wieder den ganzen Menſchen in uns an. Nur ein ſittliches Verhältniß zu ſeinem poetiſchen Stoffe ſowohl, als zu ſeinen Leſern ſchien ihm das rechte zu ſeyn, und alle ſeine Charaktere, wenigſtens in der erſten Periode, ſind mit ethiſchem Griffel gezeichnet.

Das Intellektuelle und Aeſthetiſche bewegte ſich ihm nur auf dem Boden des Sittlichen."* 1759 bis 1785.

Wir mußten, um die drei Erſtlingsſtücke des Dichters, welche die früheſte Hauptperiode ſeines Dichterlebens umfaſſen, in der Beurtheilung nicht von einander trennen zu dürfen, ſeinen Lebensſchickſalen vorauseilen, und haben jetzt zu dieſen hinter die Aufführung von Fiesko und Kabale und Liebe zurück zu kehren.

Wäre Schiller ſogleich nach ſeiner Flucht ununterbrochen in Mannheim geblieben, ſo wäre er durch den allzufrühen Beifall des Publikums ohne Zweifel abermals, wie einſt durch die Räuber zu Stuttgart, in Gefahr geſetzt worden, auf dem Wege der Kunſt ganz zu verirren. Da benützte das Geſchick den Geiz des Intendanten, riß ihn aus dem Theaterleben und dem gehofften Applaus des Mannheimer Publikums hinweg und verpflanzte ihn ins einſame Bauerbach zu edlen, natürlichen, das erſtemal auch zu geſellig feingebildeten Menſchen, die ihre Bildung nicht auf Koſten des Herzens erhalten hatten. Noch immer verſagte ihm das Schickſal, das ihn langſam und ſelbſtſtändig zur Kunſt erziehen wollte, ganz ebenbürtige oder gar überlegene Geiſter zu Führern und Richtern auf ſeiner Bahn und bei ſeinen Arbeiten, aber es gab ihm, was einſtweilen genügte, einen gelehrten, beſonnenen, redlichen, ſittlichen

---

* Hoffmeiſter I, 252.

Freund, der, was der Dichter ſchuf, Scene um Scene liebend in Empfang nahm, und auf ſeinen Lebensgang mit Fürſorge, auf ſeinen Charakter durch Wachſamkeit einzuwirken geſchäftig war.

Noch mehr: in Bauerbach, wo ihn die erſte wahre Liebe heimſuchte, lernte der junge Mann zum erſtenmal, ſeit das Bild ſeiner Mutter durch die Ferne zurückgetreten war, ächte Frauen in der Nähe kennen, von welchen er, nach jenen drei Stücken zu urtheilen, keinen Begriff gehabt zu haben ſcheint. Er wußte nicht, wie ſolche denken und empfinden, am allerwenigſten wie ſie ſich äußern; er meinte von der Naivetät der Weiblichkeit ſey das Hervortreten des Bewußtſeyns nicht ausgeſchloſſen; er hatte keine Ahnung davon, daß reine Jungfrauen und tugendhafte Frauen die Worte Unſchuld und Wolluſt, wie ſie aus Amalia's und Louiſens Munde ſprudeln, auf der Bühne ſo wenig als im Leben im Munde führen und ihren Abſcheu vor der Sünde nur durch die That bewähren dürfen.

Innerlich geläutert, mit ſittlichen Erfahrungen, die als ein Saatkorn für künftige Entwicklung in Geiſt und Herz aufgenommen waren, mit Entwürfen, welche der Schönheit, wenigſtens der äußern Form nach, entſchiedener zuſtrebten, wenn auch die wilde Leidenſchaftlichkeit, ohne die bei dem Dichter damals keine Begeiſterung möglich war, noch immer der ruhigen Würde der Kunſt unzugänglich blieb, kehrt er nach Mannheim zurück, und wir ſehen ihn dort wirken und arbeiten. Das Theater iſt ihm jetzt ungefähr licher geworden. Er wagt es zu beherrſchen, er überwirft ſich mit Schauſpielern, die er jüngſt bewundert hatte, die aber ſeine Erkenntniß jetzt hinter ſich gelaſſen hat; und dieſer Schlendrian macht ihm mehr Kummer, als die Liebe und der Beifall der Zuſchauer, die ohnedem nicht ſo weit gehen, ihm eine ſorgenvolle Lage zu erleichtern, ihm Freude und Aufmunterung gewährt. 1759 bis 1785

Doch auch hier wird ihm die Liebe des Publikums wieder gefährlich. Sein Don Karlos iſt angefangen und wird bewundert; die Großen der Welt beginnen ſich um ihn zu bekümmern; die Zuneigung einer ſchönen und geiſtreichen Buchhändlerstochter verſpricht ihm endlich ein angemeſſenes Lebensglück.

Aber die Vorſehung genehmigt die Pläne des Zufalls und der Jugendneigung nicht, ſie bleibt taub für das Klatſchen der jubelnden, leicht entzückten Menge; die Kunſt des Dichters iſt noch lange nicht ſicher genug, den blinden Beifall einer ungebildeten, bald richtig fühlenden, bald irrenden Maſſe ertragen zu können, ſie iſt ebenſowenig reif, in der Gemächlichkeit des bürgerlichen Lebens fortzugedeihen. Deßwegen müſſen die Geſchenke und Briefe aus Leipzig erſcheinen, das Theater muß dem Dichter zum Ekel werden, und dem Jubel des Publikums wie dem Verdruſſe mit den Schauſpielern entzogen, wird der Dichter und Menſch auf eine andere Lebensbühne gerufen.

Zweites Buch.

Schiller in Leipzig und Dresden.

1785.

Eine Wohnung nicht zu ebener Erde, und nicht unter dem Dach, ein Schlafzimmer, das zugleich Arbeitszimmer ſeyn kann, und ein Beſuchzimmer dazu, beides wo möglich nicht mit der Ausſicht auf einen Kirchhof (denn er liebt die Menſchen und alſo auch ihr Gedränge); Commode, Schreibtiſch, Bett und Sopha, ein Tiſch und einige Seſſel: — wenn das in Leipzig zu haben iſt, ſo braucht (nach ſeinem Briefe an den neugewonnenen Freund Huber aus Mannheim vom 25 — nicht 15 — März 1785) unſer Dichter zu ſeiner Bequemlichkeit nichts weiter. Kann er mit dem fünffachen Kleeblatte von Freunden nicht zuſammenſpeiſen, ſo will er die Table d'hôtes im Gaſthof aufſuchen; denn er faſtete lieber, als daß er nicht in Geſellſchaft (großer, oder auserleſen guter) ſpeiſete. Nur nicht allein wohnen, nur keine eigene Oekonomie! das iſt nun einmal ſchlechterdings ſeine Sache nicht. Es koſtet ihn weniger, eine ganze Verſchwörung und Staatsaktion durchzuführen, als ſeine Wirthſchaft. Wenn ein zerriſſener Strumpf ihn an die

1785 wirkliche Welt mahnt, ſo wird ſeine Seele getheilt, und er ſtürzt aus ſeinen idealiſchen Welten!

Außer den eben genannten Erforderniſſen brauchte Schiller (nach eben jenem Briefe) zu ſeiner geheimen Glückſeligkeit nur noch einen rechten wahren Herzensfreund, der ihm ſtets wie ſein Engel zur Hand wäre, dem er ſeine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könnte, und nicht erſt durch Briefe oder lange Beſuche zutragen müßte. „Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend anderer Mütter Söhne ſich kennen; ich weiß wie viel, und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſeyn. Es fragt ſich alſo: kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen? Wenn es möglich iſt, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Wünſche darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen möchten. . . . Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntſchaft von Leuten zu Wege bringen, die ſich meiner kleinen Wirthſchaft annehmen mögen, ſo iſt Alles in Richtigkeit.“

Der Leipziger Freund ſcheint ſeinen Wünſchen entſprochen zu haben, obgleich wir nicht wiſſen, in welcher Ausdehnung. Genug, Schiller trat Ende März oder Anfang Aprils die Reiſe von Mannheim aus an, aber es war, wie er ſeinem alten Freunde Schwan aus Leipzig vom 24. April berichtet, die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer vereinigten ihn

wechſelsweiſe, und trotz unaufhörlicher Vorſpann verzögerte 1785.
ſich die Ankunft am Ziele doch um zwei Tage gegen die Berechnung.

Ob Schiller ſeinen Körner ſogleich anweſend getroffen, bleibt zweifelhaft. Er nennt unter unzähligen Bekanntſchaften nur „Weiße (den Verfaſſer des Kinderfreunds), Oeſer (den kunſtreichen Freund Göthe's), Hiller (den Muſikdirektor und Componiſten), den Profeſſor Huber, Jünger (den Theaterdichter) und den Schauſpieler Reinicke." Außer dieſen Männern werden noch der Buchhändler Göſchen, ſpäter Schillers freigebiger Verleger, und der ſeltſame Moritz, der ihm auch in der Folge näher trat, als neue Bekanntſchaften Schillers genannt, und der letztere gedenkt in ſeinem Hauptwerke einer traulichen Unterredung mit dem Dichter aus jener Zeit. In den erſten Tagen vergaß er über den Mannigfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gingen, ſich ſelbſt. Recht genießen konnte er auch, da es gerade Meßzeit war, Niemand, denn die Aufmerkſamkeit auf Einzelne verlor ſich in dem Getümmel. Seine angenehmſte Erholung war, Richters Caffeehaus zu beſuchen, wo er immer die halbe Welt Leipzigs beiſammen fand und ſeine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweiterte. „Man hat mir," ſchreibt er weiter an Schwan, „von verſchiedenen Seiten her verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich wohl ſchwerlich widerſtehen

1785 werde. Es iſt ſo eine eigene Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter Freund! Die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden uns allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herum ſummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und ſich obendrein gar, einiger vollgeklekſten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rundgeſchnittene Haare,* Courierſtiefel und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet."

Er gedachte nun dem Beiſpiele der Leipziger Familien zu folgen und den Sommer eine Viertelſtunde von der Stadt auf dem Dorfe Gohlis, das ſchon Flemming in ſeinen Gedichten verherrlicht hat, und nach dem der Weg durch das berühmte Roſenthal führt, zu verleben, dort am Don Karlos und der Thalia zu arbeiten, und — ſich unvermerkt zur Medicin zu bekehren.

---

* Das Natürlichſte erſchien noch damals affektirt und unbegreiflich. Es war faſt noch, wie hundert Jahre früher zu Molieres Zeit, der es als das non plus ultra von Lächerlichkeit aufführte, daß ſein Harpagon vom Sohne verlangt, — er könnte wohl auch aus Sparſamkeit ohne Perrücke gehen, les cheveux crus.

Ja, zur Medicin! Aber warum? Welche Bürgſchaft 1785
giebt er ſeinem Freunde Schwan für dieſen raiſonnabeln Entſchluß! „Jetzt oder nie muß es geſagt ſeyn. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunſch meines Herzens zu geſtehen. Oft genug, da ich noch ſo glücklich war, um Sie zu ſeyn, oft genug trat dieß Geſtändniß auf meine Zunge: aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszuſagen.“ Kurz, er hat Schwans liebenswürdige Tochter, bei dem freien Zutritt in des Vaters Hauſe, ganz kennen gelernt; die freimüthige, gütige Behandlung, deren ihn beide würdigten, verführten ſein Herz zu dem kühnen Wunſche, Schwans Sohn ſeyn zu dürfen. Seine bis jetzt unbeſtimmten und dunkeln Ausſichten fangen an ſich zu ſeinem Vortheile zu verändern, und er wird mit jeder Anſtrengung ſeines Geiſtes dem gewiſſen Ziel entgegengehen. Zwei Jahre rechnet er bis zur Erfüllung ſeines Wunſches, und Ein Jahr hat er ſchon in der Stille geliebt (in dieſer Friſt jedoch auch um Lotte von Wolzogen gefreit, 7. Juni 1784). Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem er ſich öffnete, und er freute ſich der Wahl des Dichters. „Von Ihrer Entſcheidung,“ ſchließt er, „der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegenſehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an Ihre Tochter zu ſchreiben.“

Dieſe beſonnenere Werbung machte kein größeres Glück, als vor zehen Monaten die unbeſonnene. Schwan, ohne

1785 auch nur die Tochter mit Schillers Antrage bekannt zu machen, ertheilte dieſem eine abſchlägige Antwort, die er mit der Eigenthümlichkeit des Mädchens rechtfertigte, deren Charakter ſie nicht zu der Gattin des Bewerbers geeignet mache. Schiller brach nun allen brieflichen Verkehr mit Margarethen ab, was dieſe ſich nicht zu erklären wußte, und wodurch das gute Kind nicht wenig betrübt wurde. Uebrigens ſoll ihre Richtung im folgenden Leben bewährt haben, daß Schwan richtig geſehen und als Freund gegen Schiller gehandelt. * Die Verbindung des Letzteren mit dem Hauſe blieb auch wirklich beſtehen; Vater und Tochter fanden im nächſten Jahr in Leipzig die freundlichſte Aufnahme bei Schiller; noch im Jahre 1788 ſchrieb dieſer an Schwan, daß ſein Gedächtniß unauslöſchlich in ſeinem Gemüthe lebe, und als er, ſchon verheirathet, nach Schwaben reiſte, beſuchte Margarethe das Schiller'ſche Paar, wie es ſcheint, in Heidelberg. Das Wiederſehen bewegte den Dichter, und ſeine Frau fand die Nebenbuhlerin recht liebenswürdig. Margarethe verheirathete ſich, und ſtarb im ſechs und dreißigſten Jahre, an den Folgen einer Niederkunft, wie Lotte von Wolzogen.

„Gleich allen edlern männlichen Naturen,“ ſetzt die tiefempfindende Schriftſtellerin, die uns dieſe Nachrichten aufbewahrt hat, hinzu, „behielt Schiller immer ein liebevolles

---

* Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen. I, 208.

1785. Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle eingeflößt. Dieſe Erinnerungen bewegten ihn jederzeit und er ſprach ſelten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernſtes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Pſyche ſich vermählt, nicht der leichtſinnig flatternde Knabe.“

Das Anſchauen einer fremden bewegten Welt und die Verbindungen vertrauter Freundſchaft wirkten, nach derſelben Berichterſtatterin, wohlthätig auf Schillers Gemüthsſtimmung in Leipzig. Körner, einer anſehnlichen Familie daſelbſt entſproſſen, und von allen Vortheilen einer wiſſenſchaftlichen und liberalen Erziehung begünſtigt; ſeine Braut Minna Stock, ſchön, geiſtreich und liebenswürdig, im engen Familienkreiſe von einer trefflichen Mutter mit einer ihr ähnlichen Schweſter erzogen; Huber durch Geiſt und Neigung dieſem Cirkel eng verbunden — dieſe Menſchen zuſammen mußten auf die äſthetiſche und die gemüthliche Bildung des Dichters den heilſamſten Einfluß ausüben. Muſik, im Hauſe Stocks, eines braven Zeichnenkünſtlers, fleißig geübt, durch Körners ſchöne Baßſtimme belebt, diente zur angenehmſten Unterhaltung, und wechſelte mit dem gemeinſchaftlichen Leſen der beſten Dichter und Schriftſteller.

Für dieſen edeln Freundeskreis war ohne Zweifel von Schiller, der vielleicht anfangs mit Huber zuſammen, ſpäter in einem der kleinſten Studentenzimmer in Leipzig gehauſt hatte, und im Sommer wirklich nach Gohlis

1785 gezogen war, in ländlicher Einſamkeit, das Lied an die Freude gedichtet,* dieſer, trotz Bürgers, Jean Pauls und anderer Critiker gegründetem Tadel, dennoch „unſterbliche," ja der Nation vielleicht gerade durch ſeine Fehler, 1785. welche mehr der Organiſation des deutſchen Kopfes als Schillers insbeſondere angehören, ewig theure Rundgeſang, „der bald in Leipzig und in Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, ſinnigen oder phantaſtiſch aufgeregten Mitternachts-Geſellſchaft machte, wo der Champagner ſich gern mit der trunkenen Begeiſterung des Gedichtes miſchte." *

---

* Hoffmeiſter I, 275. Hinrichs erzählt I, 34 als Sage folgende Veranlaſſung zu dieſem Liede: Schiller hörte auf einem Morgenſpaziergange durch das Roſenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüſche leiſe Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halb entkleidet in den Fluß ſpringen wollte, und Gott um Verzeihung für dieſe Sünde flehte. Beſtürzt durch den Anblick eines Zeugen erwiederte er auf Schillers Fragen: „Zwei Wege ſind mir freigelaſſen mein Leben zu enden: entweder muß ich eines ſchmählichen Hungertods ſterben, oder aus freiem Entſchluß eine ſchnellere und minder qualvolle Todesart wählen." Er erzählte ihm dann, daß er ein Studioſus der Theologie ſey und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brod gegeſſen. Schiller gab [wie einſt als Knabe], was er von Geld bei ſich trug und nahm ihm das Verſprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken. Einige Tage darauf erhob ſich der Dichter als Hochzeitgaſt bei einer anſehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gäſten, erzählte den Vorfall auf eine begeiſternde Weiſe, nahm den Teller und ärntete von den Anweſenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſeine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieſer That ſoll Schiller ſein Lied geſungen haben.

Die herben Critiken über dieſes Gedicht findet man bei Hoffmeiſter und Hinrichs ausführlich angeführt und beurtheilt.

In jene Zeit fiel Körners eheliche Verbindung mit ſeiner geliebten Braut. Sein neues Amt (er war zum Appellationsrath in Dresden ernannt worden) rief dieſen in die Reſidenz; auch Hubern zogen Dienſt und Neigung dorthin, und Schiller, nach einigen zu Gohlis köſtlich und dichteriſch verlebten Monaten, folgte ſeinen Freunden, deren Liebe und Umgang er nicht mehr entbehren konnte.

Dieß geſchah zu Ende des Sommers 1785. Von ſeinem dresdner Aufenthalte ſind uns leider bis jetzt wenig Nachrichten erhalten und eine Hauptquelle ſeiner Biographie, Schillers Correſpondenz, erſcheint für einige Jahre ganz verſiegt; ein Beweis, daß der Verkehr mit ſeinen Herzensfreunden und mit der Muſe ſein Inneres befriedigend ausfüllte.

---

* Bl. für lit. Unterh. 1836. S. 1198.

Studien und Arbeiten.

1785 bis 1787 Die reizende Lage Dresdens am großen Elbſtrom und die anmuthige Umgebung kann nicht ohne Einfluß auf Schillers Dichtergeiſt geblieben ſeyn. Auch wiſſen wir, daß er die meiſte Zeit dort im Umgange mit der Natur zugebracht. Am Ufer der Elbe, bei Loſchwitz, in einem von Reben umſchloſſenen Thale beſaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhauſe, in welchem der Dichter in der Familie ſeines Freundes lebte. Ein Gartenſaal auf der Anhöhe, wo die Weinpflanzung an ein Fichtenwäldchen gränzt, war ihm eingeräumt. Hier arbeitete er an ſeinem Don Carlos und gab dem ſchon gedichteten Theile des Drama's eine ganz neue Geſtalt. Der Entwurf zu dem Fragment gebliebenen Schauſpiele, der Menſchenfeind, die Materialien zum Abfall der Niederlande, der Band von Geſchichten der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen, die Idee zum unvollendeten Geiſterſeher, durch Caglioſtro's abentheuerliche Gaukelſpiele hervorgerufen, — das Alles, nebſt einigen lyriſchen Gedichten, entſtand und ſammelte ſich hier und in Dresden. War nun der Dichter des Sinnens und Schaffens müde, ſo wandte er ſich an die Natur. Eine ſeiner liebſten Erholungen war dann, auf einer Gondel den Strom hinabzufahren, und charakteriſtiſch iſts, daß, wie einſt der Knabe zu Lorch in einem Lindenwipfel die Wolkenwerkſtatt der Blitze belauſchte, ſo jetzt der Mann am liebſten ſeine Waſſerfahrt bei Gewittern anſtellte, wenn der Strom ſich ſchäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe lag. 1785 bis 1787. Ein ſchmetternder Donnerſchlag ſoll ihm hier ein Bravo! an die Natur abgelockt haben, das in den Räubern von Effekt geweſen wäre. Weniger ſcheint ihn das geſellige Leben, in welches Fremde aus allen Weltgegenden Bewegung brachten, berührt zu haben, und die Kunſtſammlungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, der Umgang mit Künſtlern und Künſtlerinnen der Hauptſtadt warfen ihm keinen bedeutenden Gewinn ab. Ja, meſſen wir einem ſtrengen Worte Schillers ſelbſt Glauben bei, ſo fehlte ihm das Intereſſe und der Sinn für die bildenden Künſte. * Ueberhaupt ſcheute jetzt ſein nach Innen gekehrtes Auge alle Zerſtreuung und Zerſplitterung, die von Außen drohte, und recht launig machte er, als ſchon an den erſten Akten des Don Carlos bei Göſchen in Leipzig gedruckt wurde und den Dichter die Vollendung des Werkes drängte, ſeinem Unmuth über eine verdrießliche Unterbrechung in komiſchen Verſen Luft. Die Körnerſche Familie hatte eine Herbſtfahrt gemacht, und die Appellationsräthin, unter der Vorausſetzung, daß Schiller mitfahre, den Keller und alle Schränke verſchloſſen. So ſaß der Zurückgebliebene über ſeinem Trauerſpiel ohne Speiſe und

---

* Schillers Briefwechſel mit Humboldt S. 449. Hoffmeiſter I, 280.

1785 bis 1787 Trank und unter ſeinen Fenſtern plätſcherte eine große Hauswäſche. Da dichtete er in luſtiger Verzweiflung „die Bittſchrift eines niedergeſchlagenen Trauerſpieldichters an die Körner'ſche Waſchdeputation,“ welche mit dem Humor, der im Schwabenlande und unter ſeinen Sängern noch auf den heutigen Tag zu Hauſe iſt, ſo verwandt klingt, daß man einem Schwaben, der ſeines Landsmanns Leben ſchreibt, es verzeihen wird, wenn er es herſetzt: *

Dumm iſt mein Kopf und ſchwer wie Blei,
Die Tabaksdoſe ledig,
Der Magen leer — der Himmel ſey
Dem Trauerſpiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus vollem Herzen pumpen?

Feu'r ſoll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, haſſeſt du Geſchmier,
So wärm' auch deinen Jünger!

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

---

* Aus Dörings älterem Leben Schillers S. 112 ff. und Boas I, 66.

Ich ſteige muthig auf das Roß, 1785 bis
In wenigen Sekunden 1787.
Seh' ich Madrid: am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Mit ſchnellem Schritt, belauſche
Dort die Prinzeſſin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterluſt
Und in dem ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin iſt Traum und Feerei,
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Bei'm Hemdewaſchen holen.

Schiller, Haus- und Wirthſchaftsdichter.*

---

* Eine andere Verſion dieſer ganzen Geſchichte und ganz anders lautende Verſe des Gedichtes finden ſich in der „Skizze. Friedr. Schiller," Leipzig bei Tauchnitz 1805 (S. 35), aus der ſie wahrſcheinlich Hinrichs (II, 158) hat. Dieß muß einigen Zweifel gegen das Ganze erregen.
S., Febr. 1840.

Dermalige Philoſophie Schillers.

1785 bis 1787. Der junge Mann, der im Vollgefühle poetiſcher Produktionskraft, ſo harmlos, und wir dürfens hinzuſetzen, ſo demüthig zu ſcherzen wagte, war indeſſen kein ſo unbefangen dichtender Naturſohn mehr, als er in der eben aufgeführten Scene erſcheinen mochte. Nicht nur hatte er, wie äußerlicher beobachtende Freunde längſt erkannt und „die Räuber“ vor der Welt beſtätigt hatten, mit der bürgerlichen Convenienz ſeine Lanze gebrochen, ſondern es hatte ſich auch in ſeinem Innern der Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen ſchon ſeit geraumer Zeit aufgethan; das ſpeculative Bewußtſeyn hatte dem gemeinen, wie man heutzutage ſpricht, in ſeiner Seele ſchon vor Monaten, ja vielleicht vor Jahren die erſte Schlacht geliefert, und einen Sieg gewonnen, deſſen glänzendſte Frucht auf dem Gebiete der Dichtung unſtreitig eben jener Don Carlos war, in deſſen Beſitznahme durch den Geiſt ihn die Wäſche ſeiner Hausfrau zu Dresden unterbrach.

Der ausführliche und vollſtändige Bericht über dieſen Kampf iſt in den „philoſophiſchen Briefen“ enthalten, welche zuerſt im dritten Hefte des erſten und im ſiebenten Hefte des zweiten Bandes der rheiniſchen Thalia erſchienen ſind, die ſomit ihrer reiferen Geſtaltung nach,*

---

* Hoffmeiſter weist aus einer Note der Anthologie nach, daß „die Briefe des Julius an Raphael,“ was ihre erſte Anlage

1785 bis 1787.

in Mannheim begonnen und in Leipzig oder Dresden vollendet worden zu ſeyn ſcheinen. Ueber die Perſonen Julius und Raphael darf man nicht grübeln; ſie ſind nur die Hypoſtaſirung der ſich unter einander verklagenden oder entſchuldigenden philoſophiſchen Gedanken des Jünglings, die in ſo weit eins und mit einander verſchworen ſind, daß ſie beide in ihm den frommen, überlieferten Glauben des Elternhauſes, der Schule und des Hörſaales bekämpfen; und die geheimen Bundesgenoſſen des ſpeculirenden Dichters, die ſich zum Schein einander bekriegen, ſind zwei vornehme Freunde des Ringenden: hinter Julius verſteckt, ein alter Bekannter von der Akademie her — Benedikt Spinoza, hinter Raphael (wie er zuletzt ſpricht) der erſt in Sachſen hinzugetretene Immanuel Kant.

Aus dem verworrenen Schlachtgeſchrei tönen aber vernehmliche Worte des Genius heraus, die uns mit Staunen und Hochachtung vor dem ſpeculativen Geiſte des Verfaſſers erfüllen. Es ſind ungefähr folgende Gedanken, die ſich aus dem chemiſchen Proceſſe von vielen Schlacken als reines Metall (doch nicht als das Gold der Wahrheit) abſondern.

Zuerſt ſpricht Julius aus dem jungen, ringenden Geiſte. Der Glaube iſt ihm geſtohlen, der ihm Frieden

---

betrifft, ſich nach Stuttgart und ins Jahr 1781 zurückdatiren. A. a. O. I, 45.

1785 bis 1787. gab. Sein Freund Raphael, sein Lehrer in der Philoſophie, hat ihn verachten gelehrt, wo er anbetete. Er glaubt nicht mehr, daß die Lehre, welche die Beſten unter den Menſchen bekennen, welche ſo mächtig ſiegt und ſo wunderbar tröſtet, darum wahr ſeyn müſſe. Er glaubt niemand mehr, als ſeiner eigenen Vernunft, es giebt nichts Heiliges als die Wahrheit, und was die Vernunft erkennt, iſt Wahrheit. „Ich habe alle Meinungen aufgeopfert, gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet.“ Schon vorher hat er bekannt, daß dieſe Vernunft ihm Zweifel gegen die Erſchaffung der Welt und ſeiner Perſon und gegen die Unſterblichkeit der letzteren aufgedrungen, daß, wenn Gott vollkommen ſeyn wolle, die Welt von Ewigkeit ſeyn müſſe „Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne einen Schöpfer ausreiche?“

Und welches Syſtem hat nun dieſe ſpinoziſtiſch gewordene Vernunft aufgebaut? „Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung

1785 bis 1787.

wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen, und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß überzutragen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannichfachen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln.“ Seit dieſer Entdeckung iſt Alles um ihn her bevölkert. Wo er einen Körper entdeckt, da ahnt er einen Geiſt, wo er Bewegung merkt, da räth er auf einen Gedanken;

> Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird,

redet noch die Allmacht durch ihre Werke zu ihm, und ſo verſteht er die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Einige Verlegenheit zeigt Julius, wenn er von dieſer metaphyſiſchen Identitätslehre von Gott und der Welt ins ethiſche und gemüthliche Gebiet hinübergehen ſoll, eine Schwierigkeit, die der Spinozismus auch in der neueſten Zeitform nicht überwunden hat. Das Streben nach Vollkommenheit, das er bei allen Geiſtern wahrnimmt, erkennt

1785 bis 1787 der denkende Dichter in dem gemeinſchaftlichen Trieb derſelben, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles, was ſie als gut oder reizend erkennen, ſich zu eigen zu machen. „Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie denken, ſind wir die Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit.... Unſer eigener Zuſtand iſt es, wenn wir einen fremden empfinden; die Vollkommenheit wird auf den Augenblick unſer, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken; unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend löst ſich endlich in das Bewußtſeyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auf.“

Mit Recht ſieht Hoffmeiſter in dieſen ſpekulativen Träumen („deren Hauptreſultate wir auch in unſern Tagen, mit der Anmaßung der abſoluten Wahrheit, haben wiederkehren ſehen“) die glänzendſte, geiſtreichſte Darſtellung des Pantheismus. Doch vollendet der Verfaſſer dieſe Bahn nicht ganz. „Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens,“ ſagt er, „von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu beweiſen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Succeſſionen: Nichts, ſein Wille, und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht! — und es wird Licht. Hätten wir eine

Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.“

Der gemüthliche Theil dieſes Syſtems, Liebe überſchrieben, iſt auch der unklarſte, und höchſt wahrſcheinlich derjenige, der ſchon vom Jahr 1781 und aus Stuttgart ſtammt, denn in ihm finden ſich die Citate aus der Anthologie. Er erklärt die Liebe, dieſes ſchönſte Phänomen der beſeelten Schöpfung, den allmächtigen Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugenden, für den Wiederſchein jener einzigen Kraft, des Vollkommenheitstriebes, für eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen.[*] „Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.“ Von nun an werden die Gedanken verworrener, beſonders wo Julius von der Liebe zur Aufopferung übergeht. Hier tritt nun der Zweifel an der Unſterblichkeit deutlich hervor. „Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an

---

[*] Aehnliche Gedanken haben wir in dem Bauerbacher Briefe an Reinwald, vom 14. April 1783 geleſen (Buch I. S. 164).

85 bis 1787 Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.“ Den Glauben an Unſterblichkeit ſchilt er einen Egoismus, der auf Zinſen leiht, die in einem andern Leben fällig ſind. Der Mann, der für eine Wahrheit ſtirbt, und in deſſen ahnender Seele das vollſtändige Ideal der großen Wirkung, die ſie haben wird, emporſteigt — ein ſolcher Menſch bedarf ihm der Anweiſung auf ein anderes Leben nicht.

Ob Schiller dieſe Gedanken haltbar tröſtlich gefunden, ob er dieſes Syſtem für den Hafen der Seelenruhe gehalten, in dem ſich ſein eigenes Lebensſchiff vor Anker legen könne, werden wir im Verlaufe unſerer Biographie zu unterſuchen Gelegenheit finden.

Nachdem Julius in Gott, als der Subſtanz, und in der Natur, als dem Abbilde dieſer Subſtanz, dem Prisma des göttlichen Einen Lichtſtrahls, zum Abſchluſſe ſeines Syſtems gekommen, iſt auch er ſchon weit entfernt, in dieſem Glaubensbekenntniſſe ſeiner Vernunft Ruhe zu finden. „Möglich, daß das ganze Gerüſte ſeiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen.“ Die menſchliche Vernunft macht einen Kalkul, wie der Weltentdecker Columbus, „wenn ſie das Unſinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmißt, und die Mathematik der Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine

1785 bis 1787

Entdeckung zu erzählen.“ Und alsdann schließt er: „Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sich millionenfach anders — aber Eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht —: „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!“

Julius hatte gestanden, daß er keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Nun erhebt sich Raphael zum Schlußworte, er, der wenigstens Eine Schrift weiter gelesen hat, als sein Freund, das neueste Orakel der Zeit, — die Kritik der reinen Vernunft. Oder wo sonst her können, bei aller ihrer Eigenthümlichkeit, der letzten Quelle nach, seine besänftigenden Sprüche stammen? *

---

* Der Brief Raphaels ist zwar (vergl. Hoffmeister II, 35) erst im Jahr 1789 verfaßt, oder eigentlich gedruckt hinzugekommen; da aber eben derselbe Gewährsmann nachweist, daß diese philosophischen Briefe der Freundschaft Körners manches schuldig zu seyn scheinen, so dürfen wir wohl annehmen, daß die erste Bekanntschaft Schillers mit Kants Kritik der reinen Vernunft, wahrscheinlich durch Körners Vermittlung, in die Zeit von Schillers Aufenthalt zu Leipzig und Dresden also zwischen 1785 und 1787 zu setzen ist, und damals zuerst (noch vor Vollendung des Don Carlos) das Kant'sche System, wenn gleich nur vom Hörensagen, bei ihm angesetzt hat. Hoffmeister selbst macht

1785 bis 1787. „Daß ein Syſtem wie das deinige," ſagt Raphael zu Julius, „die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal ... Der erſte Gegenſtand, in dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher das Univerſum ..... Sokrates rief die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herab. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten ... Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen

---

darauf aufmerkſam, daß der letzte Brief Raphaels mit dem Buchſtaben „K." (Körner) unterzeichnet iſt. Schwerlich hat ihn Körner, der allerdings im Jahre 1789 von Schiller getrennt war, geſchrieben, ſondern Schiller will dem Freunde wohl nur die durch ihn im früheren perſönlichen Umgange zu Leipzig und Dresden in ſeine Seele gepflanzten Ueberzeugungen vindiciren. Wenigſtens trägt die Form dieſes Briefes das Gepräge des Schillerſchen Geiſtes und Styls. Das tiefere, ſelbſtſtändige Studium der Kant'ſchen Philoſophie iſt darum bei unſerm Dichter noch keineswegs vor 1791 zu ſetzen, wo, wie wir ſehen werden, Kant von ihm erſt aus den Quellen ſtudirt wurde.

ſucht, in Erweiterung ihrer Erkenntniſſe die Grenzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt.* Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dieß ſind nicht etwa blos Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein die Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann." 1785 bis 1787.

Zum Schluſſe warnt Raphael ſeinen Julius, ſeine Kräfte nicht im Streben nach einem unerreichbaren

---

* Schiller ſpricht hier heute noch für die Vielen, denen die troſtloſe Unfehlbarkeit in den Schlüſſen der Begriffsphiloſophie unſrer Zeit nicht einleuchten will, und die ſich dafür von den Adepten des Begriffs über die Achſel anſehen laſſen müſſen.

1785 bis 1787 Ziele zu verſchwenden. Die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey nicht, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnen. „Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des höchſten Weſens kein erhabeneres Bild als die Kunſt. Aber das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers.... In dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer erhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpfe würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten, möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung.“

Von da bis zu einem Beweiſe der Unſterblichkeit hatte Raphael nicht weit. Vielleicht hielt ihn nur der kritiſche Skepticiſmus ſeines neuen Meiſters zurück. Dafür ruft er ſeinem Julius (d. h. Schiller ſich ſelber) zu, nicht fremde Größe im Schöpfer* träge anzuſtaunen. „Denn edlern Menſchen fehlt es weder an Stoff zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige.“

Solcher Ueberwindung des Spinozismus, die in einer andern Zeit und für einen anders geführten Menſchen durch das geoffenbarte Wort, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber, wo man Jeſum höchſtens als einen guten Mann* gelten ließ, und auf Schillers Lebensbahn vorerſt nur durch Kants Kritik möglich war, verdanken wir den Glauben des Dichters an die menſchliche Freiheit, ſeinen erhöhten Produktionsmuth, und zunächſt, als die erſte reifere Frucht ſeines Genius, den Don Carlos, wie er in Dresden umgeſtaltet ward. 1785 bis 1787.

---

* Im Titular-Schöpfer; denn auch hier iſt, wie der Zuſammenhang zeigt, der Gott Spinoza's gemeint.

Freundſchaft. Neue Neigung, getäuſcht.

In Körner hatte Schiller endlich den rechten Freund und Geiſtesgenoſſen erhalten, und man würde dieſen viel zu niedrig anſchlagen, wenn man ihn nur als an Streichers Stelle getreten betrachten wollte. Der letztere, zwar durch Mutterwitz und unverdorbene Naturanlage, wie durch unſchätzbare ſittliche Eigenſchaften höchſter Achtung werth,

---

[*] Wieland ſchreibt unterm 27. Okt. 1783 an J. H. Merk (S. deſſen Briefwechſel S. 403): „Ich möchte lieber, daß die Leute meine Exiſtenz gar läugneten, als daß ſie mir, wie die Theologen, einen Charakter geben, deſſen ſich jeder ehrliche Kerl ſchämen würde. Mein einziger Troſt iſt, wenn ich im Evangelio leſe, daß ein ſo guter Menſch, wie Jeſus Chriſtus war, ſich eben ſo übel und noch übler mitſpielen laſſen mußte.“ Dieſe Herren ſahen alſo in Jeſus Chriſtus wirklich nur ihres Gleichen!

1785 bis 1787 ſtand doch ſeiner ganzen Perſönlichkeit nach an Geiſtesgepräge und Bildung, ſo weit unter ſeinem bewunderten Freunde, daß kein Bund zu gleichen Bedingungen möglich war, was wohl das erſte Buch dieſer Biographie ohne ausdrückliche Erläuterung anſchaulich gemacht hat. Auch würden wir, wenn Streicher Schillers Freund nur halb in dem Sinne geweſen wäre, wie der angebetete junge Dichter das Ideal Streichers war, vom Bande dieſer Freundſchaft nicht erſt aus dem Munde dieſes Letztern etwas vernommen haben. Vielmehr gehörte der Muſicus zu den Naturen, deren Tribut ſich auch das gutmüthigſte Genie doch gewiſſermaſſen nur gefallen läßt, und die den Lohn ihrer Aufopferung mehr in ihrem eigenen Bewußtſeyn finden müſſen, als in dem Herzen desjenigen, dem ſie mit der größten Selbſtverläugnung dienen. Unter den akademiſchen Freunden Schillers im engern Sinne fanden ſich welche, deren Freundſchaft, nach Werth und Wärme, die Probe gehalten hat; aber ſo lange ſie mit ihm zuſammenlebten, war weder ihr noch ſein Geiſt und Charakter formirt genug, daß ihr Einfluß auf ſein inneres Leben ein weſentlicher hätte ſeyn können. Reinwald endlich, ſo heilſam ſeine Verbindung mit Schiller für dieſen letztern war, konnte doch als kränklicher Stubengelehrter nicht das Herz eines Dichters ſo ausfüllen, noch ſeine Phantaſie ſo beſchäftigen, wie von einer die Seele beherrſchenden Freundſchaft verlangt wird. Bei Körner dagegen waren alle

Bedingungen zu einem ſolchen Geiſterbunde gegeben. Von 1785 bis 1787. ſeiner Seite war durch Schiller das überwiegende Gewicht ſeines Genius in die Wagſchale gelegt worden; deßwegen hatte ſich auch Körner zuerſt, und zwar zu ſeinen Füßen, eingeſtellt. Als ſie ſich aber zuſammengefunden, da häufte ſich auch von Seiten Körners ſo mancherlei in der andern Schale: Geburt und damit zuſammenhängende Weltbildung und freie Bewegung, häusliches Glück als ein Aſyl für den Freund, harmoniſche Ausbildung des Geiſtes, geregeltere Studien, endlich ein gemachter Charakter, an welchem Schiller ſelbſt ſich halten konnte — ſo daß ſich fortan beide Wagſchalen in ihrer Freundſchaft das Gleichgewicht hielten. Wollen wir Schillers eigene Gedanken über die Freundſchaft hierherziehen, ſo hatte er endlich nicht die gleichtönende, aber die harmoniſche Seele gefunden, er hatte an einem Freunde Vortrefflichkeiten entdeckt, auf welche er nach dem von ihm aufgeſtellten Geſetze der Liebe, ein Eigenthumsrecht geltend machen durfte.

Als Schiller ſchon auf Jahre dieſer erprobten Verbindung zurück zu blicken im Stande war, ſchrieb er in einem ſpätern Briefe an zwei Freundinnen (ſeine künftige Frau und Schwägerin) vom 20. Nov. 1788: „daß Ihnen Körners Briefe ſein Weſen vergegenwärtigt haben, freut mich ſehr. Es iſt kein imposanter Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klang überraſcht; ſein

1785 bis 1787 Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn: in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte.“ Und in einem noch ſpätern Briefe an ſeine Geliebte (Lotte von Lengefeld) vom 4. Dez. 1788: „Es iſt mir gar lieb, zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geiſt würden ſich an ihm wärmen, und er ſcheint jetzt auch eine wohlthätige Geiſtesfriktion nöthig zu haben. Sie haben ſehr recht, wenn Sie ſagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand auf der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und dieß iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles, und den Nebenmenſchen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm dieſe ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Kurſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten.“

Die letzten Worte dieſes ſpätern Briefes gehören auch 1785 bis 1787 hierher, ſofern ſie beweiſen, daß Schiller, abgeſehen vom Umgange mit ſeinen Freunden, ſich in Dresden nicht heimiſch fühlte. Inzwiſchen hatte auf das Urtheil über die Kurſachſen vielleicht auch ein beſonderes Mißgeſchick Einfluß, das ſeinem Herzen in dieſer Hauptſtadt begegnen mußte. *

Schiller, der ſo lange auf dem Lande nur der Natur, dem Studium und der Poeſie gelebt, ſcheint ſich in der ſpätern Zeit ſeines Dresdener Aufenthaltes der großen Geſellſchaft wieder hingegeben zu haben. Er lebte Tage über in der Zerſtreuung, und benützte oft erſt die Nächte zu literariſchen Arbeiten, wodurch er, ſchon früher angegriffen, vielleicht den Grund zu ſeiner ſpäteren Kränklichkeit legte. Auch ſchöne Mädchen zogen jetzt die Augen des entfeſſelten Dichters wieder auf ſich. Schon in einem Briefe vom 1. Juni 1786 ſchreibt er an einen Schauſpieldirektor Koch in Berlin: „Als wir uns hier trennten, iſt mir von einem Mädchen, das Sie geſehen haben, der Kopf ſo warm geworden, daß

---

* Die erſte Nachricht von dieſer Neigung und ihrem Schickſal verdanken wir der Frau von Wolzogen (I, 22). Vollſtändiger hat uns jetzt Dr. Heinrich Döring aus K. A. Böttigers Nachlaß und den öffentlichen Mittheilungen der im Jahr 1839 noch lebenden Künſtlerin, Frau Sophie Albrecht, über das ganze Verhältniß unterrichtet, und wir bedienen uns zum Theil ſeiner Worte.

1785 bis 1787. ich Ihre Adreſſe in Berlin darüber vergeſſen habe. Wir ſind ja allzumal Sünder, und Sie werden ja wohl auch an die Zeiten zurückdenken, wo ſie von ein paar Augen aus dem Concept gebracht wurden.“

1786 bis 1787. Aber eine ernſtlichere, ja glühende Leidenſchaft ſollte ſich des Dichters in dem letzten Jahre, das er in Dresden zubrachte, bemächtigen. Unſre Leſer erinnern ſich aus dem erſten Buche des herzlichen, freundſchaftlichen Verhältniſſes, das ſich im Mai 1784 zwiſchen Schiller und dem Albrecht'ſchen Ehepaar, während der erſtere in Frankfurt zu Beſuche war, entſponnen hatte. Sophie Albrecht, die Schiller damals mit aller Gewalt von der Bühne abhalten wollte, hatte dem beſorgten Freunde zum Trotz dieſe Laufbahn doch betreten, und nun, nach dritthalb Jahren, war ſie eine gefeierte Künſtlerin, und eine der erſten Zierden des Dresdner Theaters. Schiller, der alte Hausfreund, hatte ſich auch jetzt wieder bei ihr eingeſtellt und ſich in ihren ſchmucken Apartements wie häuslich niedergelaſſen. Seine Freundin pflegte zahlreiche Beſuche von der eleganten Welt beiderlei Geſchlechts zu empfangen. Eines Abends, als Schiller eben ſich bei der Künſtlerin eingefunden, erſchien dort, nach der Aufführung der Ariadne auf Naxos, die Wittwe eines penſionirten ſächſiſchen Officiers,* begleitet von ihren beiden erwachſenen

---

* Der Name iſt ſeitdem genannt worden. Bei den nachfolgenden Einzelheiten aber bleibt er beſſer weg.

1786 bis 1787.

Töchtern. Die ältere von dieſen, Julie, eine hohe blauäugige Blondine, machte einen plötzlichen, tiefen Eindruck auf den Dichter. „Er ſtand vor ihr,“ ſagt Döring, „mit einer wortloſen Andacht des Gefühls und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in ſeiner Bruſt aufloderte.“

Das Aufflammen ſeiner Leidenſchaft war der Freundin nicht entgangen. Als der Beſuch ſich entfernt, überließ ſie ſich der kleinen weiblichen Freude, den Verzückten über ſeinen Zuſtand zu necken. Schiller läugnete hartnäckig; aber ſo wie er auf einer öffentlichen Redoute, im Winter von 1786 auf 1787 Gelegenheit fand, näherte er ſich dem Fräulein. Der Mutter, erzählt Frau von Wolzogen, ſchien die Eroberung eines ſchon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu ſchmeicheln, und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Nach den ergänzenden Nachrichten ſoll die Penſion der Wittwe zu ihrem Luxus nicht hingereicht, und die gewiſſenloſe Mutter die Schönheit ihrer Töchter zu unerlaubtem Gewinne benützt haben. Männer aus allen Ständen wurden angelockt, und werthvolle Geſchenke wurden ihnen auf ziemlich unverſchämte Weiſe abgepreßt. Auch der unerfahrene leidenſchaftliche Jüngling wurde von dieſem Zaubernetze umſtrickt. Das arme Mädchen folgte in ihrer Handlungsweiſe den Eingebungen der Mutter. Ob Julie je wirklich etwas für den Dichter empfunden, bleibt ungewiß. Sinnlichen Augen

1786 bis 1787. konnte die damalige Erſcheinung des Dichters nicht behagen. „Schillers gewöhnliche Kleidung,“ ſo ſchildert ihn Sophie Albrecht, „beſtand in einem dürftigen, grauen Rocke, und der Zubehör entſprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den beſcheidenſten Anforderungen des Schönheitsſinnes. Neben dieſen Mängeln der Toilette machte ſeine reizloſe Geſtalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünſtigen Eindruck,* den das tiefgeſenkte, immer ſinnende Haupt noch vermehrte. Nur auf ſeiner ſchönen Stirne und in dem glänzenden Auge ſprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die eben damals in den ſtillen Nächten das Manuſcript ſeines Don Carlos füllten. 1786 bis 1787.

---

* Wer am 8. Mai 1839 unter Schillers Statue ſtand, über ſich des Dichters verklärte Rieſengeſtalt, dem wird es ſchwer, durch obige Worte ſeinen Heros „in den Rauch des irdiſchen Weſens“ zu hüllen und der menſchlichen Nichtigkeit einen ſo ſchweren Tribut zu bezahlen.

Inzwiſchen erinnert die Schilderung der alten Freundin lebhaft an das Gemälde, das Horaz von einem Manne entwirft, deſſen Aeußeres auch vernachläſſigt war,

— — — — nicht ganz für die feinen
Naſen der heutigen Welt; man kann ſein lachen, daß Stoppeln
Bäuriſch entſtellen das Haar, daß das Kleid ihm ſchlottert, und klappend
Hängt am Fuße der Schuh. Doch iſt es ein Trefflicher; beſſern
Mann nicht findeſt du wo. Doch birgt ein erhabener Geiſt ſich
Hinter dem läſſig behandelten Leib!

(Satir. I, 3)

Und nach der Verſicherung eines Scholiaſten war der ſo Geſchilderte — der größte römiſche Dichter: es war Virgil!

Wenigſtens quälte Julie den entbrannten Dichter durch berechnete Sprödigkeit, auch als er längſt Erlaubniß erhalten hatte, ihr Haus zu beſuchen, und während er durch

---

Auch erſchien nicht jedermann Schillers Geſtalt und äußerliches Weſen damals ſo unangenehm. Wir verweiſen in dieſer Hinſicht auf die unten anzuführende Schilderung ſeiner Schwägerin. Wer ihn wahrhaft liebte und bewunderte, der gewann an dem Herrlichen Alles lieb. „An dem Manne iſt Alles liebenswürdig,“ pflegte ein Jenenſer Schüler von ihm zu ſagen, „ſelbſt ſein Schnupftabaksfleckchen unter der Naſe kleidet ihn hold.“ (Bei Heinrich Voß, Briefe II, 59.)

Die in unſerm Text unterſtrichenen Worte ſcheinen die Auffaſſung Thorwaldſens von dem Bilde des Dichters zu rechtfertigen; aber ein claſſiſcher Zeuge ſchreibt dem Verf. (28. Nov. 1839): „Nie habe ich an Schiller, er mochte gehen, ſtehen oder ſitzen, ſolche kopfhängeriſche Senkung des Hauptes, ſolch verdrießliches Geſicht erblickt. Huic Deus os sublime dedit coelumque tueri Jussit et erectos ad sidera tollere vultus. Aber hierin fehlen faſt alle Bildniſſe Schillers; nur Danneckers koloſſale Büſte hat ihn mir ſo vergegenwärtigt, wie er leibte und lebte.“

Der Wahrheit die Ehre vor Allem.

1786 bis 1787 werthvolle Geſchenke, ſelbſt in baaren Summen, die ſeiner Garderobe ſehr widerſprachen, und von Göſchen durch Vorſchüſſe auf den Don Carlos herbeigeſchafft wurden, ihre Neigung zu gewinnen ſuchte, ſpottete ſie heimlich ſeiner. Ja, die falſche Geliebte hatte ihrem Verehrer „die Weiſung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewiſſen Zimmer ſehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil ſie da in Familiengeſellſchaft ſey. Seine Freunde wußten, daß ſie dann von der Mutter begünſtigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft begann; aber Ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin.“

Endlich drangen die Freunde auf ſeine Entfernung, und Schiller ging, mit dem halben Gefühle der Einſicht in eine Verirrung, der erfahrenen Täuſchung und Enttäuſchung, im Sommer 1787 nach Weimar.“[*] Die Trennung ſoll dem Mädchen viele Thränen gekoſtet haben, denn wahrſcheinlich war ſie nicht ganz freiwillige Betrügerin.

1787. Schiller ſelbſt ſchied von der Geliebten mit einer Art von Stammbuchblatt,[**] welches nicht ganz geeignet iſt, uns glauben zu machen, daß er den Betrug, der mit ihm 1787 geſpielt worden, durchſchaut habe, das aber für uns den Uebergang zu einem Wort über die fernere Geſtaltung ſeiner Liederpoeſie machen ſoll.

---

[*] Leben Schillers von Frau von Wolzogen I, 220 ff. Sie gibt den Frühling an. Machte Schiller vielleicht einen Umweg?

[**] Wenn das Datum richtig iſt. Das Gedicht iſt ächt und ſtammt von der, an die es gerichtet iſt. Vergl. Dörings älteres Leben Schillers S. 120.

Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug:
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug.
Der Anfang unſrer Freundſchaft war nur — Schein,
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſeyn.

In dieſes Lebens buntem Lottoſpiele
Sind es ſo oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsſtunde treulos fliehn.
Oft ſehen wir das Bild, das unſre Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtralen:
Der, rufen wir, der muß es ſeyn!
Wir hoffen es, — und es iſt Stein!

Den edeln Trieb, der weichgeſchaffne Seelen,
Magnetiſch an einander hängt,

1787. Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſich[*] das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu ſeyn.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen,
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſeyn.
Ich kann dir nichts als treue Freundſchaft geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt:
Dich zu verdienen will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennſt.

Beginn der zweiten Lyrik Schillers.

Dieß Gedicht beweist, wie edel und rein, von Seiten Schillers ſelbſt, jenes Verhältniß immer war und geblieben iſt. Sonſt rühren aus dieſer Periode, außer einigen minder bedeutenden Reliquien, nur drei lyriſche Gedichte her, das ſchon beſprochene Lied an die Freude, die Freigeiſterei der Leidenſchaft, und die Reſignation. 1787. Von allen drei zuſammen urtheilt eine Stimme, die wir achten, „daß ſie zu dem Mächtigſten, Ergreifendſten gehören, was Schiller gedichtet hat, und daß die Gedichte der dritten Periode gegen dieſe immer grünen Zweige der unmittelbaren wahrſten Empfindung meiſtens minder friſch und blätterreich ſeyen; daß in ihnen Denken und Fühlen in eins aufgehe.“ Mit dieſer Anſicht iſt der Verfaſſer gegenwärtiger Lebensbeſchreibung, was insbeſondere das zweite Gedicht betrifft, keineswegs einverſtanden, und auf ſeiner Seite ſteht hier Schiller ſelbſt, deſſen Kunſturtheil der ſpätern Periode doch gewiß angeſchlagen werden darf. Wie hätte dieſer die Freigeiſterei der Leidenſchaft um wenigſtens neun redneriſche Strophen verkürzen und in dem „Kampf“ überſchriebenen Gedichte ſeiner Sammlung auf ſechſe reduciren können, wenn der Gedanke in dieſem Liede wirklich ganz ins Gefühl aufgegangen geweſen wäre? Der Ton deſſelben iſt in der That von dem in den Liedern der Anthologie herrſchenden wenig verſchieden, und wenn Schiller in ſeiner Sammlung nicht ſelbſt das Jahr 1786, in welchem es im Druck erſchienen iſt, beigeſetzt hätte, ſo müßte man die fingirte Zeit, „als Laura vermählt war 1782,“ zugleich für die wahre Entſtehungszeit halten. Die eigentliche Veranlaſſung des Gedichtes kennt man nicht, und denkt daher bald an das Verhältniß mit Margarethe Schwan, bald an die Leidenſchaft

---

[*] In Dörings Abdruck ſteht hier „ſelbſt," was aber die Conſtruktion ganz ſtört. Das Obige iſt Conjektur.

1782 zu dem ſächſiſchen Fräulein.* Aber nicht nur die Form, ſondern auch der Inhalt, eine poetiſche Oppoſition gegen die Ehe, führen viel mehr auf eine frühere Denk- und Empfindungsweiſe des Dichters zurück, und in die von einem Kritiker aufgeſtellte Parallele mit der Liebe des Don Carlos können wir uns auch nicht ganz finden. Schiller ſelbſt leitete dieß Gedicht und die „Reſignation“ mit folgenden Worten im zweiten Hefte der rheiniſchen Thalia ein, in welcher ſie, ſo wie das Lied an die Freude, mit der anthologiſchen Chiffer Y unterzeichnet** erſchienen: „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen.“

Wir beruhigen uns bei dieſen Worten und glauben nicht, daß ſie dießmal ihm von der Behutſamkeit, und ſeiner bürgerlichen Stellung als herzoglich Weimar'ſcher Rath eingegeben ſeyn können. Als er zwiſchen den Jahren 1800 und 1804 ſeine Gedichte ſammelte, hatte er ja keine ſolche Rückſichten mehr zu nehmen und doch wurde die Freigeiſterei der Leidenſchaft faſt um zwei Drittel verkürzt.

---

* Wohl mit Unrecht: Hoffmeiſter II, 56 Note.

** Hoffmeiſter I, 281.

Auch in Beziehung auf die Reſignation meſſen wir daher der Verſicherung Schillers, daß ſie kein Glaubensbekenntniß des Dichters, alſo nicht die Geſammterfahrung eines bedrängten Lebens ſey, ſondern ſelbſt auch nur eine Aufwallung der Leidenſchaft, gern vollen Glauben bei. Daß dieſe beiden Gedichte noch vor dem Druck in hundert Abſchriften in Deutſchland umhergingen, und man bald weder Abſchrift noch Druck bedurfte, weil ſie ſich ſo tief in das Herz und Gedächtniß der deutſchen Jugend geprägt hatten, daß man ſie nicht mehr auf dem Papier zu ſuchen brauchte, und daß die bald ſcheltende, bald ſeufzende Kritik nichts gegen die Flammen der Jünglinge vermochte, die alle für Schiller glühten,* beweiſt für die abſolute Vortrefflichkeit jener Lieder ſo wenig, als die gränzenloſe Bewunderung und der jubelnde Beifall, welcher die Erſcheinung der Räuber auf dem Theater von Seiten der Jugend begleitete, für ein Urtheil der Kunſt gelten konnte. Es giebt keinen durch die moderne Zeit gebildeten und vor ihr nicht gewaltſam abgeſchloſſenen Menſchengeiſt, dem nicht einmal in der Jugend der Streit der phyſiſchen Weltordnung mit der moraliſchen als ein unaufgelöstes, ja unlösbares Räthſel vorgeſchwebt hätte. Dieſen unausweichlichen Zweifeln hat Schiller in dem Gedichte „Reſignation“ das Wort geredet, und darum erhält es bis auf den heutigen Tag faſt von jedem Menſchenleben unter den Gebildeten in 1787

---

* Blätter für lit. Unterh. 1836, S. 1198 ff.

1787 einer gewiſſen Periode eine mehr oder minder feierliche und begeiſterte Beitrittserklärung. Die Beweggründe dieſes Beifalls ſind aber doch in der That der Poeſie ſelbſt ziemlich fremd. Die noch ſo allgemeine Zuſtimmung der Jugend möchte eben ſo wenig für die poetiſche Mächtigkeit dieſes Gedichtes beweiſen, als der Abſcheu, den hier und da das reifere Alter, mit eben ſo dogmatiſcher Zuverſicht, gegen daſſelbe äußert.*

Ein entſchiedener Fortſchritt dichteriſchen Lebens iſt doch nur in dem Lied an die Freude wahrzunehmen, das in ſo fern allein den entſchiedenen Namen des Liedes verdient, als es von allen bisherigen Gedichten Schillers, mit Ausnahme des Räuberlieds, das einzige iſt, das wahrhaft ſangbar befunden, und mehrfach, unter andern von Zelter und Zumſteeg komponirt worden iſt. Was der letztere ſonſt von frühern Gedichten Schillers als Jüngling in Muſik zu ſetzen verſuchte, darüber hat die Zeit den Stab gebrochen. 1787.

---

* Noch erinnere ich mich lebendig einer Unterredung, die in den ländlichen Alleen des Schloßgartens von Fontenay aux roses, unweit Paris, im April 1827 ein angeſehener, geiſtreicher Mann der Reſtauration mit mir über die Bildung der deutſchen Jugend anknüpfte, und in welcher dieſer mit dem Ausdrucke einer nicht erkünſtelten Entrüſtung von dem Gedichte Schillers la resignation, noch mehr aber von der Gewohnheit ſprach, dieſes und ähnliche Blasphemien der Jugend Deutſchlands in die Hände zu geben. Ich war mit ihm gekommen, und fuhr mit ihm in ſeinem Wagen nach Paris zurück: aufgereizt durch meine Apologie, nicht der Grundſätze, ſondern des Gedichtes und Dichters, rief er auf einem Schauplatze revolutionärer Greuel, dem wir vorüberfuhren, nachdem wir ſeit jenem Geſpräche wenig Worte mit einander gewechſelt — plötzlich aus: Discite justitiam moniti et non temnere Divos! Dieſem redlichen Eiferer war der Dichter der Reſignation als ein Gottesläugner erſchienen. C.

Mit dieſem Liede hat Schiller viele böſe Angewöhnungen der Reflexion und Rhetorik abgelegt, ohne jedoch ſeine Lyrik jenen außerpoetiſchen Mächten ganz zu entziehen: denn mit Recht wird auch dieſem Gedichte vorgeworfen, daß es mit Ideen und abſpringenden Bildern überladen ſey, auch die ganze Moral des Dichters, ja noch mehr als dieſe, umfaſſe. Aber doch herrſcht eine Begeiſterung in demſelben, die kein polemiſcher Hader mit eigenen oder fremden Vorurtheilen lähmt und zerſtört, und die ſich jedem Singenden, er mag ſo kritiſch geſtimmt ſeyn, als er will, zu Zeiten ſchon mitgetheilt hat.

Und ſo iſt denn nicht zu bezweifeln, daß Schiller in der lyriſchen, ſo gut wie in der dramatiſchen Poeſie einen bedeutenden Fortſchritt an den neuen Herd ſeiner Dichterbildung mitgenommen habe.

1787

Erſter Eintritt in Weimar.

„Ich bin jetzt, wonach ich mich ſo oft geſehnt habe, Weimar und wähne, in Griechenlands Ebenen zu wa deln. Der Herzog iſt ein vortrefflicher Fürſt, ein wah Vater der Künſte und Wiſſenſchaften, von denen ich b auch keine einzige verwaist getroffen habe, du müßteſt de das ſteife Ceremoniell der Höfe in die ernſte Reihe Künſte und Wiſſenſchaften aufnehmen wollen.* kennſt die Männer, auf welche Deutſchland ſtolz ſeyn kan einen Herder, Wieland und andere; und Eine Mauer u ſchließt mich jetzt mit ihnen. Wie vieles Treffliche hat n Weimar! — Ich denke hier, wenigſtens im Weimariſch mein Leben zu beſchließen, und endlich einmal ein Vat land wieder zu erhalten.“ So ſchrieb Schiller bald n ſeiner Ankunft in Weimar an ſeinen Freund Meyer Ludwigsburg, und ſprach freudig eine Ahnung aus, die Erfüllung gegangen iſt.

Er war durch ſeine Freundin, Frau von Kalb, wel ihren bisherigen Aufenthalt zu Mannheim mit Wei vertauſcht hatte, dorthin eingeladen worden und im J 1787 daſelbſt eingetroffen, nachdem er ſeine Geliebte Dresden, wenn die Fabel wahr iſt, mit dem ſchwärmeriſ

---

[*] d. h.: Nur das Hofceremoniell iſt als Wiſſenſchaft Weimar nicht anzutreffen. Er denkt dabei an den Hof Herzogs Carl zu Ludwigsburg.

Verſprechen abgefunden, entweder zu ſterben, oder bald 1787
nach Dresden zurückzukehren.

Durch ſeinen Beſuch in Weimar war ein längſt gehegter Plan zur Ausführung gekommen; denn ſchon am 29. Mai 1786 hatte ſein alter Freund Schwan, der auf einer Rückreiſe von Leipzig nach Mannheim Weimar berührte, einen Brief des Dichters an Wieland mitgenommen, in welchem dieſer klagte, wie ſein gutes Glück bisher nicht gewollt habe, daß er den Wunſch verwirklichte, ihn perſönlich kennen zu lernen, und daß dieſe Freude noch in der Zukunft für ihn aufbehalten liege.

Was inzwiſchen Schiller vom Fürſten und Hofe zu Weimar rühmt, lernte er erſt allmählig und zum Theil ziemlich ſpät kennen. Früher war er im Kreiſe der dortigen ſchönen Geiſter aufgenommen und willkommen geheißen. Göthe zwar war damals noch in Italien; Herder zog ihn, doch ohne Wärme, an; mit väterlicher Zuneigung kam ihm Wieland zuvor: Schiller hoffte ſchöne Stunden bei ihm. „Wieland iſt jung, wenn er liebt,“ ſchrieb er damals an einen Freund. *

Ueber das literariſche Leben am Hofe zu Weimar mag die Schilderung einer ſcharf zeichnenden, beredten Feder an unſerer Statt ſprechen. ** „In Weimar webte ſeit

---

* Fr. v. Wolzogen I. 223.

** Theodor Mundt, K. L. v. Knebels Leben, in deſſen von Varnhagen u. Mundt herausgegebenem Nachlaſſe I. XXI ff.

1787 Jahrzehenden eine Luſt, die einem dichteriſchen Gemüth wohlthuend entgegenkommen mußte. In ſtiller Pflege regte ſich hier ein geiſtiges Gedeihen, das immer bedeutſamer in das Leben des übrigen Deutſchlands übergriff, und unter den Schutz einer großgeſinnten, geiſtvollen Frau geſtellt war, die das nicht geringere Talent, Talente auf die rechte Art zu begünſtigen, und um ſich zu verſammeln, mit ſo ſeltenem Erfolg auszuüben verſtand. Auf einem kleinen, zuſammengedrängten Blüthenpunkt in Deutſchland ſollte ein Gipfel der Nationalcultur erreicht werden, der, nach der unglücklichen hiſtoriſchen Organiſation der Deutſchen, freilich nur ein literariſcher war. — In einer frühen Zeit des deutſchen geſellſchaftlichen Lebens war Herzogin Amalie eine feine und anmuthige Geſtalt, die mit einer ungewöhnlichen Gründlichkeit der Bildung, Geſchmack, Sinn für das Schöne und Grazie in den Lebensformen vereinigte, wie es in Deutſchland, beſonders unter den Frauen, noch etwas ſelten Geſehenes war. Von ihrem Liebling Wieland hatte ſie viel gelernt und angeeignet. Einen thätigen und umſichtigen Geiſt bewährte ſie ſchon in ihrem neunzehnten Jahr, wo ſie als Wittwe des Herzogs Ernſt Auguſt Conſtantin die vormundſchaftliche Regierung für ihren Sohn übernahm und mit einem praktiſchen Sinn, der ihr unter größern Verhältniſſen eine weltgeſchichtliche Wirkſamkeit hätte verſchaffen können, die glücklichſten Anſtalten für das materielle Wohl und die

geiſtige Bildung und Veredlung ihres Ländchens traf. 1787.
Von Wieland, den ſie zum Erzieher ihres Sohnes Carl Auguſt gewählt hatte, erlernte ſie ſelbſt noch in ſpätern Jahren das Griechiſche, und mit dem Lateiniſchen war ſie ſo vertraut, daß ſie mehrere Elegieen des Properz überſetzte, die noch handſchriftlich vorhanden ſind. Der Kreis der ausgezeichnetſten Männer, die ſie durch den Reiz ihrer Perſönlichkeit gewiß nicht minder als durch ihren verſtehenden und eindringenden Geiſt um ſich verſammelte und feſthielt, erweiterte ſich bald immer glänzender. (Knebel war im Jahr 1773 nach Weimar gekommen). Herder kam im Jahre 1776, etwas früher Göthe, nachdem kurz zuvor der nachherige Großherzog Carl Auguſt die Zügel der Landesregierung übernommen. Schiller war der Späteſte, der ſich dieſem auserleſenen Verein anſchloß. Andere Geiſter, wie Böttiger, Muſäus, Bode, Seckendorf, Einſiedel fanden ſich abwechſelnd hinzu und rundeten den ſchönen Kreis aus. Dieſe Verhältniſſe ſchienen zugleich einigermaßen wichtig für die Begriffe von den Ständeunterſchieden in Deutſchland; denn das geiſtige Verdienſt hatte hier auch in ſeiner Beziehung zur Geſellſchaft eine Geltung zu gewinnen angefangen, die bis dahin ihm nichts allgemein Zugeſtandenes war, und man ſah es in eine vertraute Nähe zu Fürſten und Thron treten, in der es auf die ſiegreichſte Weiſe die Vermittelung ſonſt noch ſo ſcharf getrennter Lebensverhältniſſe unternahm."

1787 Was uns übrigens Schillers Schwägerin von dem anfänglichen Verhalten unſers Dichters zu dieſem Kreiſe erzählt,* beweiſt, daß der Schilderer, der uns eben verlaſſen, ſehr Recht hat, wenn er hinzufügt, daß aus ſolchen Verhältniſſen dennoch mehr hätte werden können, als wirklich daraus wurde, und daß der ariſtokratiſche Geiſt dieſer Zeit noch zu mächtig war. Nach der Verſicherung dieſer Biographin „wirkte die Weimariſche Welt im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Geſellſchaft war kritiſirend, mehr ausweichend als entgegenkommend. Von rheinländiſcher Liberalität und ſchwäbiſcher Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hauſe der Herzogin Amalia war man mit Studien und Zurüſtungen zur italieniſchen Reiſe beſchäftigt, der Herzog, viel abweſend, ſcheint damals keinen beſondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeſchloſſen. Die vorzüglichſten Geiſter übten ſo großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenſtand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geſchwatzt als gedacht, und das eigentliche Leben, deſſen Schiller bedurfte, um ſich heiter zu erhalten, fehlte.“

Wirklich zeigen auch die lebensvollen, prächtigen Briefe des Herzogs Carl Auguſt und die ebenſo anmuthigen als natürlichen ſeiner Mutter, der Herzogin Amalie, an Knebel,

---

* A. a. O. I, 224.

jene gar keine Spuren von Schiller, dieſe weder vor dem 1787.
20. Dez. 1790 noch nach demſelben irgend eine Spur, doch geht ſo viel daraus hervor, daß im Laufe des Jahres 1787 die Herzogin und ihr Sohn beide häufig von Weimar abweſend, und der letztere auch durch Kränklichkeit geſtört war. Aber die Herzogin Amalie blieb überhaupt vermöge ihrer Geiſtesrichtung dem Genius Schillers fremd. „Seitdem ich wieder in Deutſchland bin,“ (d. h. ſeit dem Schluſſe des Jahres 1789,) ſchreibt ſie an Knebel aus Weimar vom 7. Februar 1791, „habe ich leider gefunden, daß die deutſche Literatur nicht an Geſchmack und Feinheit zugenommen, ſondern vielmehr verloren hat; das Wenige, was ich davon geſehen habe, iſt kaum zu verdauen.“ Eben damals aber machte Schillers dreißigjähriger Krieg das allgemeinſte Aufſehen, und die Herzogin ſelbſt kannte dieſen, und hatte vom „Kalender Schillers“ einige Wochen zuvor geſprochen.

Indeſſen ſchienen die Herrſchaften doch freundliche Blicke ſchon im Jahr 1787 auf Schiller geworfen zu haben, denn dieſer ſchreibt muthmaßlich aus derſelben Zeit, obgleich das Datum fehlt, an ſeinen Freund Moſer nach Ludwigsburg etwas gnadentrunken: „Unbeſchreiblich glücklich bin ich, wenn anders die Bekanntſchaft mit Großen der Erde ein Glück zu nennen iſt. Doch, ich habe ja nicht große, ich habe weiſe und gute Menſchen geſehen; ich habe gefunden, daß Künſte und Wiſſenſchaften, Weisheit und Tugend, 1787 auch von den Thronen herab, Kenner und Verehrer finden. Die Herzogin Amalie von Weimar (du kennſt ſie gewiß auch, ſie, die geiſtvolle Dame und geprieſene ehemalige Regentin) — ich habe ſie geſehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen; und — ratheſt du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verſchaffte? — Göthe war es. Kopfſchüttelnd ſtehſt du da, und ich gebe deinem Kopfſchütteln meinen Beifall, denn es lehrt mich, künftig nie Menſchen raſch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe iſt wahrlich ein guter Menſch, und mag er auch Manches gegen ſich haben, ſo kommt doch dieſes nicht aus ihm ſelbſt.“

Nur wenige Lebensbeſchreiber Schillers haben meines Wiſſens von dieſem Briefe Gebrauch gemacht, deſſen Aechtheit, obgleich er nicht in die geſchickteſten Hände gerathen war, kaum bezweifelt werden kann. Freilich ſcheint derſelbe einen Widerſpruch zu enthalten. Noch ein Dreiviertelsjahr ſpäter (2. Mai 1788) wurde, nach Schillers eigener Verſicherung, Göthe erſt aus Italien erwartet, und doch war unſer Dichter an dem Cirkel der Herzogin Amalie damals, wie es ſcheint, ſchon lange eingeführt. „Die verwittwete Herzogin,“ ſagt er, „iſt eine Dame von Sinn und Geiſt, in deren Geſellſchaft man nicht gedrückt iſt.“ Wie laſſen ſich dieſe widerſtreitenden Aeußerungen vereinigen? Entweder iſt Schiller mit Göthe (den er vorher nur einmal, noch in der Akademie, von ferne geſehen hatte) und mit der Herzogin Amalie ſchon vor ſeiner Reiſe nach Weimar, in Frankfurt oder in Darmſtadt zuſammengetroffen, wovon man aber nicht die mindeſte geſchichtliche Spur hat, und wogegen ſeine Aeußerungen, nachdem er ſpäter in Rudolſtadt den berühmten Dichter von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen, zu zeugen ſcheinen; oder aber Göthe hat aus der Ferne an Schillers literariſcher Erſcheinung ſchon einigen Antheil genommen und ihm den Zutritt zu der Herzogin auf brieflichem Wege bewirkt. Und für dieſe Empfehlung dankte dann Schiller dem großen Mann in jenem Brief an ſeinen Freund und Landsmann im Herzen und von Herzen.

Wie dem auch ſey, er war in den prunkloſen Zimmern zu Tieffurth, dem romantiſchen Dorfe an der Ilm, wo, eine Viertelmeile von Weimar, in dem herzoglichen Luſtſchloß und Park, ſo viel Geiſt, Bildung und Herzensgüte leuchtete, ſchon damals kein Fremdling mehr. Dennoch verſichert uns ſeine Schwägerin, daß Schillers Stimmung im Ganzen eine trübe war, und daß er ſich, vielleicht aus eigener Schuld, ſehr iſolirt fand. Nur bei Wieland und bei Frau von Kalb, die ihn wohl mit anderen Hoffnungen nach Weimar gerufen hatte, war ihm wohl; hier und da genoß er auch einen heitern Abend mit Riedel, dem Erzieher des Kronprinzen, und einem jetzt verſchollenen Schriftſteller Namens Schulz; in einem wöchentlichen Clubb der Familien Bode, Bertuch und Anderer ſah er auch

1787 größere Geſellſchaft und unterhielt ſich hier mit einer Partie Whiſt; mit dem Geheimen Rathe Schmid, der früher mit Klopſtock verbunden war, führte er oft intereſſante Geſpräche über Richardſons Clariſſe, welche beide Männer ſehr hoch hielten.* Das Theater beſchäftigte damals ſeinen Geiſt wenig.

„Sein guter Genius hatte indeſſen für eine neue Richtung des Lebens geſorgt. Am Ende des Oktobers 1787 machte er eine Reiſe nach Meiningen zu ſeiner dort an ſeinen Freund Reinwald verheiratheten älteſten Schweſter, und zu der treuen Freundin Frau von Wolzogen, die ſich eben der Anweſenheit ihres Sohnes erfreute. Dieſe Reiſe führte ihn in neue Verhältniſſe.“ **

Ausflug nach Rudolſtadt. Die Familie von Lengefeld. ***

Zu Rudolſtadt, am Ufer der ſanft gekrümmten Saale, in einem reizenden dreifachen Thal mit ſeinen großgezeichneten blauen Gebirgen und nahen waldumkränzten Anhöhen, lebte eine Frau von Lengefeld mit ihrer ältern

---

* Ein verbindliches Gedicht Schillers an Schmids Tochter findet man bei Boas I, 67.

** Fr. v. Wolz. I, 225. ff.

*** K. a. D. I, 227 ff.

1787. Tochter Caroline, damals Gattin des Rudolſtadtiſchen Hofraths Freiherrn von Beulwitz, und ihrer jüngeren Tochter Charlotte, in der kleinen, in jener Zeit todten und einförmigen Reſidenz, fern von den Reizen und Wechſeln des geſelligen Lebens. Der Vater, ein rühmlichſt bekannter Forſtmann, einſt, zu Ende des ſiebenjährigen Krieges zu Leipzig einer Unterredung mit Friedrich dem Großen und vortheilhafter Anträge von dieſem gewürdigt, hatte, am linken Bein und rechten Arm ſeit dem zwanzigſten Jahre gelähmt, dieſem Rufe nicht folgen zu dürfen geglaubt, und in dieſer Einſamkeit der edleren Erziehung ſeiner zwei Töchter gelebt. Er fand bei ſeiner Gattin, die gleichfalls beſſer erzogen und empfänglich für alles Schöne war, in dieſem heiligen Geſchäfte die gewünſchte Unterſtützung. Während die Töchter ihr Herz und Gemüth durch anſprechende Bücher zu bilden bemüht waren, ſo daß Schiller ſpäterhin oft ſcherzend gegen ſie behauptete, man werde es ihnen noch immer anmerken, daß ſie mit dem Grandiſon aufgewachſen ſeyen, machte der Vater auf zweierlei Weiſe ihr Leben in der Phantaſie unſchädlich: durch ſorgſame Ausbildung ihres Körpers in muntern Spielen und durch die Entwicklung ihres Verſtandes, in den ſeine klare und weite Weltanſicht nicht auf dem Wege des Unterrichts, ſondern in heitern Tiſchgeſprächen anregend überging. „Sie lernten den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt,

1787. die ſie ſich hinter ihren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick ſeines Verſtandes feſte Umriſſe. Sie lernten zeitig ahnen, was ſie ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere, faßte Wurzel in ihnen, denn die verehrte Geſtalt des Vaters, welche Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Dieſen Vater hatte den Töchtern der Tod entriſſen, als Karoline dreizehn und Charlotte zehn Jahre alt war. Der älteren Tochter bot ſich ſchon im ſechszehnten Jahre ein Heirathsantrag dar; die jüngere war zu einer Hofdamenſtelle in Weimar beſtimmt. Damit ſie ſich Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und den nöthigen Weltton aneignen könnte, hatte die Mutter eine Zeit lang in der welſchen Schweiz gelebt.* Die Familie war mit den Wolzogen zu Bauerbach verwandt, und als ſie im Mai 1784 aus dem Alpenlande zurückkehrten und auf der

---

* In der (goldkörnerreichen) Sammlung von Göthe's Briefen an Lavater, herausgeg. v. Heinr. Hirzel (Leipz. Weidmann 1833), findet ſich S. 156 folgendes Billet: „Frau von Langefeld [l. Lengefeld] mit ihren beiden Töchtern und Hrn. v. Beulwitz aus Rudolſtadt werden dir, l. Bruder, ſtatt dieſes empfohlen, und das Maaß des Guten, was du ihnen geben willſt und kannſt, deinem Gefühle und den Umſtänden überlaſſen, in denen ſie Dich antreffen werden."
„Weimar den 7. Apr. 83. „G."

Solitude mit Frau v. Wolzogen einen Beſuch bei Schillers Eltern abgeſtattet, erſchien dieſer ſelbſt bei ihnen in Mannheim, wie ſie eben abreiſen wollten. „Seine hohe, edle Geſtalt," erzählt die ältere Tochter,* ſeitdem Schillers Schwägerin und in ganz Deutſchland als geiſtreiche Schriftſtellerin geehrt, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, was lebhafteren Antheil erregte. Die mannigfachen und großen Gegenſtände, von denen wir ſo eben geſchieden waren, füllten unſre Seele... So ſahen wir Schiller zum erſtenmal, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnſucht, die uns nur ſchwankende Formen erblicken ließ."

Nach der Heimkehr aus der Schweiz lebte die Mutter mit den Töchtern in dem kleinen Saalethal, in welchem die ältere durch Verheirathung zu bleiben beſtimmt war. Die jüngere Tochter, Charlotte v. Lengefeld, hatte, nach der Schilderung ihrer Schweſter, „eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landſchaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die

---

* Frau v. Wolzogen a. a. O. S. 227.

1787. Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Auch ſprach ſich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältniſſe eingegeben, voll Grazie und ſanfter Empfindung ſind.“

Das Glück dieſer jüngern Schweſter war die herzlichſte Sorge, ja die einzige Lebenshoffnung der ältern, da dieſe ſich in einer Stimmung befand, die ſie ihr eigenes Glück ganz aufgeben hieß. In der Schweiz durch unvorſichtiges Baden in dem kalten Genferſee von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ſie nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. Dieß Leben widmete ſie ganz der Schweſter, da das Gemüth dieſer letzteren durch eine erwiederte Neigung, deren Hoffnungsloſigkeit den Geliebten über die See nach einem andern Welttheile getrieben hatte, ſeit einiger Zeit wund und bewegt war.

Dieſe Schweſter aber war von der Vorſehung unſerm Schiller aufgehoben, und was in Bauerbach für ſeinen Charakter und ſeinen Genius zu frühe war, ſollte den gereifteren Mann hier im ebenſo abgeſchiedenen, aber lieblicheren Thale mit verjüngter Huld und Anmuth überraſchen und auf ſein ganzes Leben hinaus dauernd beglücken. Jetzt endlich ſollte auch an ihm in Erfüllung gehen, was der geiſtliche Dichter, der einer der Lieblinge ſeiner frommen Jugend war, in den rührend ſchlichten Worten ſingt, in welchen ſein Geiſt die Paare ſieht, die in des Himmels Rath einander beſtimmt ſind, hier ein trefflicher Sohn, dort eine edle Tochter, die getrennt und ſich gegenſeitig unbekannt einander zuwachſen. 1787.

Eines iſt des andern Kron',
Eines iſt des andern Ruh',
Eines iſt des andern Licht,
Wiſſens aber beide nicht.

„Keine Kunſtſtraße führte damals noch in das kleine Thal; ein Fremder," erzählt Frau v. Wolzogen, „war ein Phänomen, hinter den grünen Bergen. Da kamen an einem trüben Novembertage des Jahres 1787 zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unſern Vetter, Wilhelm v. Wolzogen, der ſich ſcherzend das halbe Geſicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unſere Neugierde." Der Vetter nannte den berühmten Namen Schiller, erzählte, daß er von der Freundin in Bauerbach komme, und bat um die Erlaubniß, ihn Abends in die Familie einführen zu dürfen.

In dieſem Kreiſe fühlte ſich Schiller bald wohl und frei; ſein Herz ſchloß ſich in dem Umgange mit Frauen, die unbefangen und voll Herzenswärme alles Geiſtige umfaßten, ſchnell auf. Ohne ſchriftſtelleriſche Eitelkeit verbarg er doch den Wunſch nicht, daß die neuen Freundinnen auch

1787. ſeinen Don Carlos kennen lernen möchten, und freute ſic
als die Briefe von Julius an Raphael einen Anknüpfung
punkt für das Geſpräch bildeten. Ihm ward ſo heimath
lich, daß noch an jenem Abende der Gedanke, ſich dieſe
Familie anzuſchließen, in ihm aufzudämmern ſchien, und e
beim Abſchiede den Plan ausſprach, den nächſten Somme
in dieſem ſchönen Thale zu verleben.

Die beiden Freunde, die zuſammen gekommen waren
ſollten in der Folge zuſammen hier das Glück ihres Leben
finden. Wilhelm v. Wolzogen (nachmals der zweite Gatt
Karolinens) hatte das Bild der holden Anverwandten ſcho
in der Akademie in das Herz aufgenommen. Er bereitet
ſich jetzt zu einer Reiſe nach Paris vor, wo er Architektu
ſtudiren wollte, aber wünſchte nichts ſehnlicher, als einſ
in der Nähe der Freundinnen leben zu können; und de
Dichter ſchied mit dem gleichen Verlangen.

Rückkehr nach Weimar. Entſchiedene Neigung.

Am 20. Dezember befand ſich Schiller wieder an de
Ilm und meldete ſeiner Freundin, Frau v. Wolzogen zu
Bauerbach, daß er an den Lengefeld in Rudolſtadt eine
ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie gefunden. „Ich kann,“ ſagte er, „nicht anders, als Wilhelms

1787. guten Geſchmack bewundern, denn mir ſelbſt wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen und, ſo bald ich auf einige Tage Luſt habe, dort ſeyn.“

1788. In Weimar vergrub er ſich, mit den Niederlanden beſchäftigt, bald wieder unter Folianten und alte ſtaubige Schriftſteller, und zehrte, nach ſeiner Verſicherung, von der Erinnerung der zehn fröhlichen Tage, die er in Bauerbach zugebracht, aber gewiß noch viel mehr von dem Abende, den er zu Rudolſtadt verlebt. Unverkennbar zeigt ein Brief, welchen er im Januar des Jahres 1788 an ſeinen Freund Körner nach Dresden ſchrieb, die aufkeimende Neigung zu Charlotte v. Lengefeld. „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein ernſteres Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein iſolirter, fremder Menſch, in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, 1788 weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt.“

Die Gedanken, mit welchen er ſich hier trug, machten ihm allmählig auch den Aufenthalt zu Weimar angenehmer. Sein Kreis von intereſſanten Bekanntſchaften hatte ſich hier erweitert, er war nun auch mit Bertuch durch den Clubb bekannt geworden. Am vollſtändigſten ſpiegelt ſich ſeine Lage in einem Briefe an ſeinen treuen Freund Schwan zu Mannheim vom 2. Mai 1788. „Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Exiſtenz,“ ſchreibt Schiller an den Hofkammerrath und Buchhändler, „die in Ihrem Briefe athmet, hat mir ſehr viele Freude gemacht, und ich, der ich noch im ungewiſſen Meere, zwiſchen Wind und Wellen, umgetrieben werde, beneide Ihnen dieſe Gleichförmigkeit, dieſe Geſundheit des Leibes und der Seele. Mir wird ſie erſt ſpäter als eine Belohnung für noch zu überſtehende Arbeit zu Theil werden. Ich bin nun faſt drei Vierteljahre hier. Nach Vollendung meines Carlos hab' ich endlich dieſe längſt projektirte Reiſe ausführen können. Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier ungemein wohl gefällt, und der Grund davon iſt leicht einzuſehen: die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgeſuchter Cirkel intereſſanter Menſchen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf literäriſche Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie noch dazu den wenigen Aufwand, den ich an einem Ort, wie Weimar, zu machen habe, — warum ſollt' ich nicht zufrieden ſeyn?“

„Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Urſache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang hab' ich mit Herdern, ob ich ihn gleich als Menſchen, wie als Schriftſteller, hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unſere Bekanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit Boden kann man nicht genau Freund ſeyn. Ich weiß nicht, ob Sie hierin denken, wie ich.“

Andres aus dieſem Hauptbriefe, von dem auch oben ſchon etwas gegeben worden, ſoll ſpäter mitgetheilt werden. Schwan hatte dem Dichter ſein und Schubarts Bild im Kupferſtiche geſchickt; er fand das letztere weniger treffend, wiewohl dieß „ſowohl an ſeinem ſchlechten Gedächtniß, als an der Lohbauer'ſchen Zeichnung liegen könne.“... „Ihre lieben Kinder,“ fährt er fort, „grüßen Sie von mir recht ſehr. Im Wieland'ſchen Hauſe wird mir noch oft und viel von Ihrer älteſten Tochter erzählt; ſie hat ſich da in wenigen Tagen ſehr lieb und werth gemacht. Alſo ſteh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchweigen ſo wenig verdiene.“

1788 Nach dieſer liebenswürdigen Erinnerung an die alte Liebe wendet er ſich Stuttgart und überhaupt ſeiner erſten Heimath, Schwaben, zu: „daß Sie in mein liebes Vaterland reiſen und dort meinen Vater nicht vorbeigehen wollen, war mir eine ſehr willkommene Nachricht. Die Schwaben ſind ein liebes Volk, das erfahr' ich je mehr und mehr, ſeitdem ich andere Provinzen Deutſchlands kennen lernte. Meiner Familie werden Sie ſehr werth und willkommen ſeyn. Wollen Sie ſich mit einem Pack Complimente von mir dahin beladen? Küſſen Sie meinen Vater von mir, und Ihre Tochter ſoll meiner Mutter und meinen Schweſtern meinen Gruß bringen.“

Die vertraute Bekanntſchaft Schillers mit Wieland trug ihm Früchte für dieſen und das Publikum im deutſchen Merkur, den der berühmte Mann bekanntlich vom Jahre 1773 bis weit über Schillers Tod hinaus (1810) herausgegeben hat. Schon am Schluſſe des Jahres 1787 erklärte Wieland, Schiller werde künftig vielleicht jedes Monatsſtück mit einem Aufſatze von ſeiner Hand zieren, die ſchon in ihren erſten Verſuchen den künftigen Meiſter verrathen, und nun, da ſein Geiſt den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertigen, die ſich das Publikum von dem Verfaſſer des Fiesko von Genua und des Don Carlos zu machen Urſache gehabt. „Da ich ſelbſt,“ ſchließt er, „vom Mittagspunkte des Lebens ſchon einige Jahre herabſteige und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir ſelbſt zu erfahren, wie wahr das Virgil'ſche facilis descensus Averni* in mehr als Einem Sinne iſt, ſo gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, dieſen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu ſehen, und mit ſolcher Unterſtützung darf ich ſicher hoffen, den deutſchen Merkur ſeinem erſten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine ſehr merkliche Weiſe näher zu bringen." **

Schiller ließ wirklich ſeine eigene Zeitſchrift, die Thalia, von der 1787 gar nichts und 1788 nur das fünfte Heft mit der Fortſetzung des Geiſterſehers erſchien, zurücktreten; dagegen beſchenkte er den deutſchen Merkur in den Jahren 1788 und 1789 mit den Göttern Griechenlands, den Künſtlern, einem Fragmente der niederländiſchen Geſchichte, den Briefen über Don Carlos, und andern proſaiſchen Aufſätzen, die neben den Beiträgen von Göthe, Herder und Kant ihre würdige Stelle einnehmen.

Unſer Freund lebte in Weimar ganz anders und viel regelmäßiger, als zu Dresden. Er verließ ſein Zimmer nur wenig und gönnte ſich nur ſelten einen Spaziergang in dem lieblichen, vom Felſenbette der Ilm durchbrochenen Parke; aber er arbeitete nie bis in die ſpäte Nacht, ſondern legte ſich gewöhnlich um zehn Uhr zu Bette. Seine Mit-

---

* Seine eigentliche Fahrt in den Avernus verſchob indeſſen Wieland bekanntlich noch um ein Vierteljahrhundert.

** Aus Grubers Leben Wielands bei Hoffmeiſter II, 60.

1788. tagsmahlzeit war äußerſt frugal; Abends begnügte er ſich mit Butterbrod und einer Flaſche Bier; alle vier Wochen erſchienen Hufeland, Riedel und Schulz bei ihm auf ſokratiſche Geſpräche, einen Sardellenſalat und eine Flaſche Petit Bourgogne. Dennoch reichte auch bei ſo mäßiger Lebensweiſe noch immer ſeine Baarſchaft nicht zu ſeinem Unterhalte hin, und in einem Briefe des Jahres 1795 (22. Auguſt, Freitag Abends) an Göthe erinnert er ſich, wie er einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und ihm alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß er wußte, woher neues zu bekommen. „In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger.“

Noch im Winter 1788 ſollte er Charlotte v. Lengefeld in Weimar wieder ſehen. Um dieſe, die noch immer über den verſchwundenen Geliebten trauerte, zu erheitern, veranlaßten Mutter und Schweſter einen mehrmonatlichen Aufenthalt in dieſer Reſidenz, wohin ſie auch die Ausſicht auf die Hofdamenſtelle führte. Unverhofft, wie einſt die glühend geliebte Julie zu Dresden, ſtand der Gegenſtand ſanfterer, aber ewiger Neigung plötzlich — auf einer Redoute wieder vor ihm.* Der Dichter hielt ſich, nach dem Berichte der Schwägerin, in gehöriger Entfernung, wie ihn die Umſtände und das eigene Zartgefühl lehrten. Indeſſen entſpann ſich doch zwiſchen beiden, ſchon in Weimar, ein Umtauſch von Gedanken, den Schiller in kleinen Briefen und Billets fortſetzen durfte, aus welchen die allmähliche Zunahme ſeiner ernſtlichen Neigung erſichtlich iſt.* Bald verſichert er ſie, wie gerne er die Comödie für das größere Vergnügen verſäume, um ſie zu ſeyn; er ſagt ihr und ſich, wie lange ſie nun ſchon hier ſey, und wie wenig er ſich dennoch ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht; er freut ſich auf ſeinen zweiten Beſuch in Rudolſtadt, der ihn für das Verſäumte wo möglich ſchadlos halten ſoll, wie man ſich auf wenige Dinge freut; er möchte ſie von ſeiner ehrerbietigſten Achtung überzeugen — und plötzlich fügt er, mit einem ganz andern Gefühle, als dem der Ehrerbietung hinzu: „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenſter, und, wie ich hinausſehe, ſind Sie's. Ich habe Sie geſehen, und das iſt doch etwas für dieſen Tag." Wiederum ſchreibt er: „Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und ſchönen Bergen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolſtadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichſten Augenblicken im Traume verſetze." Und dann verliert er ſich in Betrachtungen über Einſamkeit und edle Menſchen. „Eine ſchöne Natur wirkt auf uns, wie eine ſchöne Melodie. Ich habe nie glauben

---

* Fr. v. Wolz. 1, 377.

---

* Ebend. I, 244—252.

1788. können, daß Sie in der Hof- und Aſſemblee-Luft ſich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte." Dann heißt es einige Linien ſpäter: „Die Tage haben für mich einen ſchönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu ſehen." Und vor dem Abſchiede ſeufzet er: „Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit hinwegnehmen." Darauf nennt er die bisherige Möglichkeit, ſie alle Tage zu ſehen, ſchon einen Gewinn für ſich; endlich bietet er ihr ſeine Freundſchaft an und entſchuldigt das ſtolze Wort. „Laſſen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, ſo wollen wir ſchon ſehen, welche Blume daraus werden wird." Ach, er muß ihr, wie er ſelbſt recht gut fühlt, ſo oft zuſammengebunden und zerknickt erſchienen ſeyn; um etwas weniges für beſſer hält er ſich aber doch, als er während der kurzen Zeit ihrer Bekanntſchaft in ihren Augen erſcheinen konnte. „Eine ſchönere Scene, hoffe ich, wird etwas Beſſeres aus mir machen, und der Wunſch, Ihnen etwas ſeyn zu können, wird dabei einen ſehr großen Antheil haben. Auch in ihrer Seele werde ich einmal leſen, und ich freue mich im voraus, beſtes Fräulein, auf die ſchönen Entdeckungen, die ich darin machen werde."

Aus den Worten: „Sie wollen alſo, daß ich an Sie denken ſoll," dürfen wir wohl ſchließen, daß ſchon jetzt Schillers Neigung nicht ganz unerwiedert geblieben war; auch verſpricht er ihr darauf, daß ſeine Phantaſie ſo unermüdet ſeyn ſoll, ihm ihr Bild vorzuführen, als wenn ſie in den acht Jahren, welche er ſie an die Muſen verdingt hat, ſich nur für dieſes Bild geübt hätte. 1788.

Hoffmeiſter betrachtet es als gewiß, daß das Gedicht: „Einer Freundin ins Stammbuch" an Lotte v. Lengefeld gedichtet und ihr ins Stammbuch nach Rudolſtadt mitgegeben worden iſt. Die Schilderung, welche uns Frau v. Wolzogen von der trauernden, ſanften Jungfrau entwirft, will jedoch keineswegs zu den Worten paſſen:

> „*Froh taumelſt* du im ſüßen Ueberzählen
> Der Blumen, die um deine Pfade blüh'n,
> Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
> Die du gewonnen haſt, *dahin*!
> Sey glücklich in dem lieblichen Betruge!
> Nie ſtürze von des Traumes *ſtolzem Fluge*
> Ein trauriges Erwachen dich herab."

Wäre nur die erſte Hälfte des Gedichtes, wo von dem Herzensadel der Freundin, vom Talisman der Unſchuld und der Tugend, vom holden Zauber nie entweihter Jugend die Rede iſt, ſo würden wir weniger Grund zum Zweifel haben. Allerdings aber trägt das Gedicht in Schillers Sammlung die Jahreszahl 1788. *

---

* Es ſcheint zum erſtenmale 1795 gedruckt worden zu ſeyn. Humboldts Anfrage bei Schiller darüber (Brfw. S. 143) ſpricht auch nicht für die Annahme Hoffmeiſters.

1788. Nach Rudolſtadt ſchickte der Dichter Charlotten noch zwei Briefe, den erſten vom 11. April, den zweiten, gleichzeitig mit dem an ſeinen Freund Schwan gerichteten, am 2. Mai 1788, nach. In jenem klagt er über die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie man ſie in Weimar und an ſolchen Orten findet, welche gar oft durch Langeweile und Zwang, den nothwendigen Uebeln der leidigen Aſſembléen, gebüßt werden. Wie beneidet er ſie um ihren Familienkreis. „Man ſollte lieber nie zuſammengerathen — oder nie mehr getrennt werden!“ Oft beunruhigt es ihn, wenn er daran denkt, daß das, was jetzt ſeine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihr vielleicht ein nur vorübergehendes Vergnügen gab. Und doch findet er darin ſchon eine weſentliche Uebereinſtimmung mit der Guten, daß — wie ſie ihm ſelbſt einmal geſagt — ländliche Einſamkeit im Genuſſe der Freundſchaft und ſchönen Natur auch ihre Wünſche ausfüllen könnte: denn ſein Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. — Aus dieſem Briefe erfahren wir auch noch, daß Schiller um dieſe Zeit einen ſeiner intimſten Freunde, der ihn dieſer Tage in Weimar beſuchte, nach Gotha begleitet hat. Endlich wird Charlotte mit ſehr beſcheidenen Worten gefragt, ob ſie ſeiner auch wegen einer Wohnung bei Rudolſtadt gedacht. Die nothwendigſten Meubles müßte er auch dabei haben, und auch die Koſt; doch dieſe wird er ſich auch aus der Stadt holen laſſen können. Der zweite Brief dankt für dieſe

1788. Beſtellung. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben… Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege, als die Unſicherheit der Jahreszeit.... Zehn Tage ſind mein längſter Termin; dann adieu Weimar!“

Ehe wir ihn jedoch nach Volkſtädt bei Rudolſtadt begleiten, haben wir das wichtigſte Werk der zunächſt hinter uns liegenden Lebensjahre des Dichters kurz in Beziehung auf deſſen Fortbildung und Vollendung abzuhandeln. Denn jetzt endlich iſt der Don Carlos nicht nur vollſtändig im Druck erſchienen,* er iſt auch ſchon zweimal in Mannheim über die Bühne gegangen.

Don Carlos.

1783 bis 1788. „Ich danke ihnen,“ ſchreibt Schiller am 2. Mai 1788, in dem mehrfach von uns ausgezogenen Briefe an Schwan, „für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schickſale des Don Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu ſprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt

---

* Don Carlos, Infant von Spanien. Leipzig (bei Göſchen) m. Kupfern. 1787.

1783 bis 1788 von keiner Vorſtellung des Don Carlos gemacht, und ich weiß auch, warum. — Es iſt nicht mehr als billig, daß ſich die theatraliſche Göttin für die wenige Galanterie, die mich bei'm Schreiben für ſie beſeelte, an mir gerächt hat. Indeſſen, wenn mein Don Carlos auch ein ſo verfehltes Theaterſtück iſt, ſo halt' ich doch dafür, daß unſer Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehen können, eh' es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, was ſeine Fehler aufwiegen ſoll. Ich glaube, erſt alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingeſehen hat, iſt man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu ſprechen. Indeſſen höre ich, daß die zweite Vorſtellung beſſer ausgefallen ſey, als die erſte. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum bei'm zweitenmale Dinge verſtehen lernte, die es bei der erſten Vorſtellung nicht verſtand. Uebrigens kann niemand mehr überzeugt ſeyn, als ich, daß der Carlos, aus Urſachen ſowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne iſt. Schon allein ſeine Länge könnt' ihn davon verbannen. Ich hab' ihn wahrlich auch nicht aus Zuverſichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne genöthigt: aus Eigennutz eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle ſpielte, ſo war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um ſein ſchlechtes Glück auf den Bühnen niederzuwägen."

Dreierlei erhellt aus dieſer Briefſtelle: daß der Don Carlos bei ſeiner erſten Aufführung keine günſtige Aufnahme gefunden; daß Schiller gar wohl wußte, warum, und die Mängel ſeines Stückes wenigſtens ſehr beſtimmt fühlte; daß er ſich aber der Vorzüge noch viel beſtimmter bewußt war, und aus den Untiefen mit ſeinem Geiſt in die Tiefen des Stückes ſich rettend, hier ſich dem Tadel des Publikums und der an den ſeichten Stellen herum ſondirenden Kritik unzugänglich wußte. 1783 bis 1788.

Nichtsdeſtoweniger ſchmerzte ihn, ohne ihn zu entmuthigen, der Mangel an Theatererfolg. Es wird dieß nicht nur in dem Briefe an Schwan bemerklich; ſondern, wie er früher, als die Schauſpieler ihm Kabale und Liebe „in Lumpen zerriſſen,“ * und Hr. Böck auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll, mit Schimpfwörtern, mit Händen und Füſſen gegen ihn ausſchlug, ** — von **Komödiantenſalbe** zu ſprechen anfing, ſo rühmte er nun, an demſelben Tage, an welchem er ſeinem Freunde Schwan ſchrieb, Charlotten v. Lengefeld, daß ſie jetzt im Maimonat zu Weimar ganz an die liebe Natur verwieſen ſeyen; „**die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterin im Winter,** habe ſie verlaſſen, und der Frühling mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringe, ſey dafür da.

---

* Schiller an Dalberg vom 19. Januar 1785.

** An denſ. den 19 Lenzmonat 1785.

1783 bis 1788 Schiller war indeſſen nicht ſo ungerecht, daß er nicht, wie wir ſahen, die Urſache der Mißgunſt zum Theil in den Fehlern des Stückes geſucht hätte; nur fand er hier nicht immer die eigentlich wunde Stelle. In den Briefen über Don Carlos, die im Julius und Dezember 1788 zuerſt im deutſchen Merkur erſchienen, ſagt er zum Beiſpiel:* „der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn.“ Dieß iſt gewiß falſch: ein Gedicht, ſey es die kleinſte Liederſeele oder die Idee zu einem großen Drama, kann von der Empfängniß an gerechnet Jahre lang im Geiſte des Dichters, als im Mutterleibe, herumgetragen werden, wenn es nur *ſchnell geboren* wird, wenn der Dichter nicht zu anhaltend die Geburtshülfe des Verſtandes anwenden muß, unter der das Kind der Begeiſterung, die Poeſie, oft unwillkührlich umgeſtaltet wird. Der Don Carlos nun war eine ſolche langſame und ſchwere Geburt, dauerte ſie doch von 1783, wo der Gegenſtand nicht erſt in ſeine Dichterſeele fiel, ſondern zuerſt ihm unter die Feder kam, bis 1787, fünf volle Jahre, und mit der Zugabe der wichtigen Briefe ſogar ſechs.

Deſſenungeachtet war der Carlos ein unermeßlicher Fortſchritt, den der Genius des Dichters gethan. Ein Ueberblick über die Entſtehung des Stücks wird uns wenigſtens zeigen, was Schiller allmählig gewollt und wie er es 1783 bis geleiſtet hat, wobei uns glücklicherweiſe ſein eigenes Urtheil 1788. vielfältig leiten kann, beſſer als die Unzahl kritiſcher Urtheile, von welchen immer wieder eines dem andern widerſpricht,* wiewohl ſie nicht alle übergangen werden können.

---

* Ausg. v. 1830, S. 772.

---

* Sie ſind am vollſtändigſten zuſammengeſtellt in der jetzt vollendeten Schrift von H. F. W. Hinrichs: „Schillers Dichtungen nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen und nach ihrem inneren Zuſammenhange,“ zwei Theile in drei Abtheilungen; Leipzig bei Hinrichs, 1837—1839. Hier findet man Alles, was von Wieland bis auf Theodor Mundt über Don Carlos geurtheilt worden iſt; von jenen beiden S. 171 ff. und 165 f.; von Göthe S. 169, A. W. Schlegel S. 168 f., Wilh. v. Humboldt S. 168, 223, 243 f., Zelter S. 170, Schiller ſelbſt S. 175 ff., 219, 225 f., 230, 232, Hegel S. 171, Tieck S. 165, 221, 237, Menzel S. 171, Heine S. 170 f., Hoffmeiſter S. 189 ff., 218, 231, 241, 243, Gutzkow S. 171. Dieſem Werke iſt im erſten und zweiten Bande je eine Abhandlung oder Einleitung vorangeſchickt, deren erſte namentlich viel Vortreffliches, insbeſondere eine ſchöne Parallele zwiſchen Göthe und Schiller enthält; das Buch ſelbſt theilt nicht nur eine Fülle von biographiſchen Einzelheiten und Urtheilen zu Schillers Leben und über die Entſtehungsweiſe der einzelnen Gedichte, ſo wie hiſtoriſche Notizen und Ausführungen zu den Schiller'ſchen Dramen mit, ſondern iſt reich an einzelnen hellen Blicken in ſeinen Stoff. Das Ganze aber beherrſcht der Geiſt einer philoſophiſchen Schule auf eine Weiſe, die uns

1783 bis 1788. Zuerſt ſchwebte dem Dichter, wie wir im erſten Buche
geſehen haben, das Objekt dieſer Tragödie in ahnungsvol
len Bildern ganz unbeſtimmt vor, wie in einer der ſchwung-
reichſten Oden eines römiſchen Lyrikers, dieſer Götter, Halb-
götter und Menſchen wie Schattenbilder vor ſeiner Seel

---

ordinären Vorſtellungsmenſchen höchſt unwahr und unna
türlich erſcheint. Der Verfaſſer iſt nämlich bemüht, Schil
lers geſammte Poeſie, die lyriſche wie die dramatiſche, i
Ein Gedankenſyſtem des abſoluten Geiſtes, deſſe
Freiheit ſeine Nothwendigkeit iſt, zu verwandeln, für wel
chen die Seele des Dichters nur die Laute geweſen wäre
auf der er ſpielte, wie nach dem alten Inſpirationsbegriff
die Seele der Propheten das Inſtrument des heiligen Ge
ſtes war. Bei dieſer Behandlungsweiſe werden im lyri
ſchen Theile Knabenverſuche aus der Akademie, poetiſch
Penſums aus der Kaſerne, flüchtige Gelegenheitsgedicht
mit den vollendetſten Geſängen und Romanzen; Gedich
voll Lehrgehaltes mit den freien Schöpfungen der Phant
ſie, als gleichgeltender Zähler eines Bruches angenomme
deſſen Nenner immer nur der Weltgeiſt, nicht Schillers e
gener, freier, ſchöpferiſcher Wille iſt; und in den zu
Theilen, welche Schiller dem Dramendichter gewidmet ha
bilden die unſichern Strebungen des Jünglings wie d
ſicherſten Kunſtwerke des reifen Mannes, eins wie das a
dere, die gleich maſſiven Stufen zum Tempel ſeines Ru
mes. Nicht Schillers Werke haben ſich nach dieſer Anſi
aus ſeinem großen individuellen Geiſte heraus, ſondern
ſeinen Werken, als prädeſtinirten Evolutionen des abſolut
Geiſtes, hat ſich Schillers eigener Geiſt herangebildet.

1783 bis 1788.

auf- und niederſteigen ſieht, ohne daß er den Wink der Muſe, welche Geſtalt er als Hauptbild ſeines Liedes feſthalten ſoll, ſogleich verſteht. Allmählig aber tritt ein Schemen um den andern in den Hintergrund und Eine Lichtgeſtalt, die Geſtalt des Cäſar Auguſtus, beharrt vor ſeinem Dichtergeiſte. So dämmerten vor der Seele Schillers das Bild eines feurigen, großen, empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt, das des Deſpoten Philipp, das einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt, das eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors, das eines barbariſchen Herzogs Alba nach und neben einander vor der Seele auf; allmählig aber trat der Fürſtenſohn Don Carlos in den Vordergrund und mit ihm zugleich die Idee des Stücks, der Kampf der ewigen Wahrheit gegen das Vorurtheil und gegen die Tyrannei in Sachen des Glaubens und der bürgerlichen Freiheit. Als aber dieſe Idee einmal gefunden war, befand ſich der weiche und Charakter entbehrende Don Carlos zu ſchwach zum alleinigen Träger derſelben, und nun tauchte wie von ſelbſt noch ein zweites lichteres, compakteres Weſen im Geiſte des Dichters auf, ſtellte ſich verdunkelnd neben den erſten Helden und ergriff im Gedichte immer entſchiedener, immer ausſchließlicher die Zügel der Handlung. Es war der Marquis Poſa.

Dieß letztere aber geſchah ſehr allmählig, und wir müſſen

1785 bis den Dichter ſelbſt darüber hören. In den Briefen über
1787 Don Carlos ſagt er:[*] „Es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte... St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeußerungen darüber im erſten Stücke der Thalia mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge viel ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war."[**] und aus der entgegen

---

[*] S. 772.

[**] Dieſe Stelle hätte Herrn Hoffmeiſter gegen den Tadel von Hinrichs (II, 189) daß jener den Don Carlos und Poſa für Schillern ſelbſt erkläre, ſchon allein ſichern ſollen. Eine andre, aus dem Drama ſelbſt, ſpricht eben ſo laut dafür, was wenigſtens den Don Carlos betrifft.

geſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen als ich konnte." 1785 bis 1788

In dem neunten Auftritte der erſten Auflage ſagt dieſer zum Marquis:

Ich bin
Ein drei und zwanzigjähriger Jüngling. — Prinz,
Und Spanier, und wenig kocht mein Blut
Und feuriger begehren meine Wünſche
Doch, Roderich, — groß, unausſprechlich groß
Iſt die Empörung — unter dem Bekenntniß
Hebt ſich mein Buſen feierlich empor —
Rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraſſen,
Des Weibes beſte Hälfte, Mannskraft,
Hab' ich dem künftigen Herrſcher aufgehoben

Als Schiller zu Bauerbach dieſe Zeilen dichtete (vergl. B. I. S. 163), hatte er 23 Jahre kaum hinter ſich, und die Liebe zu Lotte v. Wolzogen hatte ihn ſelbſt zu dem reinen Jünglinge gemacht, als welchen er hier ſeinen Helden ſchildert (B. I. S. 175). Den ſchlagendſten Beweis liefern endlich die Aeußerungen Schillers gegen Reinwald (B. I. S. 165), welche Hinrichs freilich, man weiß nicht mit welchem Rechte, verwirft.

1783– Der Mangel an Zuſammenhang zwiſchen dieſen beid
– 1787 Hälften fällt noch viel mehr in die Augen, wenn man d
erſte Hälfte nimmt, wie ſie in der Thalia erſchien. Hi
erfahren wir ſchon aus der Vorrede, daß vorerſt noch d
Conflikt zwiſchen Vater und Sohn dem Dichter die Haup
ſache war und die Figur des Königs Philipp urſprüngli
im Vordergrunde ſtand. „Die Geſchichte des unglückliche
Don Carlos und ſeiner Stiefmutter,“ heißt es hier, „
von den intereſſanteſten, die ich kenne; aber ich zweifle ſeh
ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glau
ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter d
vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wähl
weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher De
kateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, w
die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Aeuſſerung Verbrech
iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſetz ſtrei
und ſich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur z
ſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen mach
Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibli
Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlach
werden, die durch die Leidenſchaft des Sohnes und d
Vaters gleich unmenſchlich gemißhandelt wird, kann m
wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſch
gegen weltliche Conventionen abnöthigen, aber wird ſie m
auch Thränen entlocken? — Wenn dieſes Trauerſ
ſchmelzen ſoll, ſo muß es, wie mich däucht, durch

Situation und den Charakter König **Philipps** geſchehen. 1783 bis 1788 Auf der Wendung, die man dieſem giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie.... Es mag zwar ein gothiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemälden Philipps und ſeines Sohnes zwei höchſt verſchiedene Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den Menſchen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und beſſer, als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten? Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzuge verrathen ſeyn. Wenigſtens war das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit meiner Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge wider einander ſchlagen.“

So iſt alſo bis jetzt doch die Tragödie immer noch — woran Schiller auch ſpäter, als er dieß Gewebe ſchon zerſtört hatte — mit den Ausdrücken noch feſthielt, ein bürgerliches Trauerſpiel im Königshauſe. In ſeinem Eifer aber, die Charaktere recht auseinander zu halten, treibt er es gleich in der erſten Scene des erſten Akts (älterer Rezenſion) zwiſchen Carlos und Domingo, und ſelbſt in der Scene zwiſchen Carlos und ſeiner Mutter ſo weit, daß die natürliche Folge davon hätte ſeyn ſollen, daß beide auf der Stelle der Inquiſition ausgeliefert wurden.

1783 bis 1788 Das Uebrige, wodurch ſich die erſten Akte in der Thalia von der ſpätern Rezenſion unterſcheiden, ſind lyriſche und epiſche Ausführungen, rohe Ausbrüche der Leidenſchaft, gehäufte Bilder und Zerrbilder, Metaphern und andre Uebertreibungen des Ausdrucks, welche der Mäßigung gebietende und verſuchende Jambe* vergebens aus der erſten Geſtalt des Stückes zu verbannen gerungen hat, und in welchen die rohe Proſa der Räuber und Fiesko's den Damm des Verſes wieder durchbricht. Auſſerdem finden ſich in dieſem erſten Texte auch noch die ungemeſſenſten Deklamationen gegen Pfaffengewalt und Pfaffenbetrug, ohne Zweifel rhetoriſche Reſultate der Herzensergießungen des von ſeinen Amtsbrüdern verfolgten, katholiſchen Geiſtlichen Trunk.* 1783 bis 1788.

---

* Ich kann mich unmöglich mit der Anſicht Mundts vereinigen, daß Schiller zum Glücke ſeiner Poeſie das Rhetoriſche und Prunkredneriſche ſeines Ausdrucks *vermieden* haben würde, wenn er den Jamben nicht mit dem Bewußtſeyn aufgenommen hätte, daß er der proſaiſchen Rede am natürlichſten entſpreche und gleichkomme, und wenn er in der Proſaform ſeiner erſten Dramen nur mit geläuterter Durchbildung und Ausſchmelzung fortgefahren wäre. Jene Unnatur iſt vielmehr in Schillers erſten Dramen, gerade was den Ausdruck betrifft, noch viel unleidlicher, als im Don Carlos. Und bei dem andern unmittelbaren Nachfolger Leſſings im Gebrauche des reimloſen Jamben, bei Göthe, iſt ſo wenig als bei Leſſing ſelbſt ein rhetoriſcher Schwulſt fühlbar. Wenn alſo Schiller durch ſeine metriſchen Dramen wieder die deklamatoriſche Unnatur der neueren deutſchen Schaubühne begründet haben ſoll, ſo dürfte ein Theil dieſes Unweſens gewiß nur die Nachahmer, ein andrer Theil aber Schillers Kothurn treffen, ſofern dieſer auch *ohne die metriſche Form* zum Stelzengange hinneigte. Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Jambe bei Schiller eher eine Milderung in dieſen Gang gebracht hat. Daß *Göthe* gleichfalls die gebundene Form, ganz

Je tiefer aber Schiller in das Trauerſpiel hineindrang, deſto mächtiger drängte ſich Don Carlos und mit ihm die neue Idee des Stückes, mit dieſer aber endlich der Marquis Poſa voran, und der früher ſo begünſtigte Philipp mußte warten, bis dieſen neuen Hauptperſonen des Dramas ihre poetiſche Exiſtenz geſichert war. Die Leidenſchaft des Sohnes zur Mutter tritt plötzlich in den Hintergrund, oder ſie tritt doch in den Dienſt der Menſchenrechte und der Gewiſſensfreiheit. Der Zuſammenſtoß zweier Jahrhunderte, der nur ein Rechtfertigungsmittel andrer poetiſcher Zwecke ſeyn ſollte, wird nun die Hauptſache des Stücks, und Don Philipp ein vorübergehendes, Carlos ein dauerndes Werkzeug der neuen Humanität und des kosmopolitiſchen Republicanismus.

---

wie es die Griechen thaten, fürs Drama und für jede Poeſie im engern Sinne forderte, erhellt aus ſeinem Briefwechſel mit Schiller.

* B. I, S. ~~109.~~

1783 bis 1788 Ueber dieſe neue Wendung des ganzen Planes giebt uns Schiller ſelbſt in den Briefen die beſte Auskunft in folgender Stelle:* „Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll, und Freundſchaft** nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drei erſten Akte, von dieſer die zwei übrigen; aber keine von beiden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in dieſem dritten, könnte ſie liegen.“

„Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends*** — über Verbreitung reinerer, ſanfterer Humanität über die höchſt mögliche Freiheit der Individuen, bei des Staates höchſter Blüthe, kurz über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und in ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſre Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyclus gefallen möchte, unſre Gedankenreihe, unſre Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bei einem ſolchen Spielwerke, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes oder der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabei in die Hände gearbeitet: Freiheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben —

---

* Achter Brief, S. 780.

** Der Briefſteller glaubt nämlich bewieſen zu haben, daß Carlos nie der eigentliche Freund Poſas, ſondern nur das Werkzeug ſeiner Menſchheitbeglückenden Ideen war.

*** Des Jahrzehends, das mit 1789 endigte.

1783 bis
1788.

1787 bis 1788 und nun, um die Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele auf dem Throne, in einſamer, unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich mußte er ſeyn; aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert, Philipps des Zweiten Sohn, ein Zögling des Mönchsvolks.... zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund [oder Nichtfreund, wie Schiller ſonſt in dieſen Briefen will], einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moraliſche Empfindung ſich läutert...... den irgend ein verborgner Weiſer ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat..... Unter beiden Freunden bildet ſich ein enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt, und von dieſem Entwurfe, wie er in Conflict mit der Leidenſchaft tritt, handelt das gegenwärtige Drama."* Es will „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſeyn müſſen, und die bis jetzt

---

* Achter Brief, S. 781.

1783 bis 1788.

nur das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte herüberziehen, mit Licht und Wärme beſeelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zeigen.“ Es giebt uns den Montesquieu auf ein Trauerſpiel angewandt.*

Endlich, wo Schiller die Schwärmerei bei der Größe des Marquis erklärt und geſtanden hat, „daß Carlos verunglückt, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen,“ behauptet er, „mit einer nicht unwichtigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammenzutreffen. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht werden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen ſehr menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauche ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem beſchränkten

---

* Zehnter Brief. S. 782.

Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein müßte ſie zu einem ſehr gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzuſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenherzen finden: Herrſchſucht, Eigendünkel und Stolz!“ Und nun wird die Anwendung auf Marquis Poſa gemacht.

Dieſe Selbſtgeſtändniſſe Schillers überheben uns jeder andern Darlegung ſeiner Idee. Es erhellt unwiderſprechlich aus ihnen, daß Wilhelm v. Humboldt und Hoffmeiſter* vollkommen recht haben, wenn ſie die koſmopolitiſche Idee für die wahre Idee des Stückes halten, ſo hart ſie von der ſpekulativen Weltanſicht darüber angelaſſen werden.** Eben ſo deutlich iſt, beſonders aus der

---

* Jener in der Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller S. 32; dieſer 1, S. 294.

** Hinrichs 1, S. 188—214. Was iſt aber nach der Anſicht dieſes Denkers die Idee des Schiller'ſchen Trauerſpiels? Keine andre als die des chriſtlichen Glaubens, als des Glaubens der Welt, des wahren Glaubens, nicht des ſubjektiven Glaubens. Dieſe politiſch-religiöſe Idee iſt, nach ihm, das bewegende Princip der Handlung, die Religion, wie ſie ſich im abſoluten Staate verherrlicht. Schiller hat nach ihm aus richtigem Gefühl

zuletzt angeführten Stelle, daß wirklich, wie Hoffmeiſter 1783 bis
ſagt, „die Kant'ſche Moralphiloſophie poetiſch vom Dichter 1788.

---

die Zeit gewählt, wo die Monarchie auch hiſtoriſch die beſondern Intereſſen immer mehr überwand. Der Don Carlos verherrlicht die *reine Monarchie*, welche durch Unterjochung der Feudalherrſchaft entſtand. *Dieß war die That Philipps II. von Spanien*. Nach Hrn. Hinrichs wäre alſo Schillers Trauerſpiel eigentlich in ſo weit auf die Verherrlichung dieſes tyranniſchen Deſpoten abgeſehen. Jedoch „die Monarchie erfordert, daß im Staate kein Eigenwille herrſche, ſondern der allgemein vernünftige Wille des Rechts. Dieſer iſt der Wille des Monarchen; da aber die Kirche ſein religiöſes Gewiſſen in Beſitz nahm, wurde der Staat mit dem Monarchen von der Kirche abhängig," und darin hat Philipp Unrecht. Die Monarchie wurde durch die Kirche zur Deſpotin, und die Kirche ſelbſt, ſo fern ſie ihren göttlichen-Inhalt verweltlichte, kam dadurch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Das iſt die *alte Kirche*. Carlos und Poſa kämpften für die *neue Kirche*, die das Weltliche in Einheit und Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen zum Princip erhebt, wodurch die Einheit und Verknüpfung des Göttlichen und Weltlichen, die in der alten Kirche äußerlich und gewaltſam war, innerlich und frei wird, *indem ſie lehrt, daß jene Einheit die Gewißheit des Menſchen von ſich ſelbſt, der Geiſt, ſey*.

So veranſchaulicht denn auch der Don Carlos nichts andres, als das Hegel'ſche Grunddogma, zu welchem die Räuber, Kabale und Liebe und ſelbſt der Fiesko nur einen

1783 bis 1788 begründet werden wollte."* Und ſo bleiben wir auch mit ihm der Meinung, daß Don Carlos und Marquis Poſa die beiden ſittlichen Lebensprincipien Schillers vorſtellen, erſterer das Princip der ſchönen Menſchlichkeit, letzterer das Princip der Freiheit. Hieraus ergeben ſich freilich äſthetiſche Folgerungen, die dem Stücke ſelbſt, zumal was Charakterzeichnung betrifft, nicht günſtig ſind.**

Anlauf genommen hatten. „In Fiesko hatte der Staat ſich noch nicht über die beſonderen Intereſſen des Standes erhoben. Dieß geſchieht erſt in Don Carlos mit der Erbfolge. Der Fürſt von Geburt iſt zugleich Monarch des Staats. Monarch von Gottes Gnaden." — „Da im Don Carlos nichts Partikuläres mehr gilt, ſo tritt in ihm mit dem Zweck zugleich der Endzweck, mit dem Staate die Religion, der Glaube hervor." Von den Räubern bis zum Carlos machte nach Hrn. Hinrichs ganzer Darſtellung in ſeinem 2ten Bande der abſolute Geiſt in Schillers Geiſt einen Spaziergang in nuce durch die ganze Weltgeſchichte und die ganze Socialphiloſophie. Da obiger Anſicht faſt jede Zeile in dem Drama und Schillers ausdrückliche Erklärungen widerſprechen, ſo iſt nichts Anderes anzunehmen, als daß, während der Dichter ein republicaniſches Trauerſpiel zu ſchreiben glaubte, wenigſtens ein Drama, das einen Republicaner auf den Thron zu ſetzen gedachte, der abſolute Geiſt ſeine Feder im Sinne der abſoluten Monarchie auf eine Weiſe gelenkt hat, die weder der Schreiber merkte, noch der Leſer merkt.

* A. a. O., S. 298.

** Man findet ſie bei Hoffmeiſter I, S. 302.

1783 bis 1788.

Und dennoch hat das Drama gerade durch jene Ideen, die ſeinen Perſonen die rechte Individualität und dem Werke ſelbſt den Charakter eines lebendigen Kunſtwerks verweigern, ſein Glück bei dem Volke, ja bei den Völkern gemacht, und es iſt noch immer der Liebling der civiliſirten Welt, wo nicht auf dem Theater, ſo doch auf dem Leſepult. Abermals hat in einer Conception des Dichters ſeine Divinationsgabe ſich erprobt, ſie hat, wie einſt in den Räubern, das geiſtige Ferment, das die Zeit durchſäuerte, nur in ſeinen reineren, edleren Elementen erkannt, und ſein Sehergeiſt hat im Don Carlos Vieles ausgeſprochen, was nach Jahren der Zeitgeiſt von der Tribune herab verkündigte und im Staatsleben zur Reife zu bringen bemüht war. Die Rede des Marquis Poſa an den König, die wie Ein ſchimmernder Waſſerſtrahl in die Höhe ſpringt, hat ſich in der Nationalverſammlung zu Paris in die bunteſten, von Gegenſtänden und Perſonen mannichfach gefärbten Strahlen gebrochen, und wenn dem Verfaſſer dieſer Biographie in ſeiner Abgeſchiedenheit der Moniteur von 1789 zur Hand wäre, ſo würde es ihm ein leichtes ſeyn, die glänzendſten Parallelen der Wirklichkeit mit dem voranſchreitenden Gedichte, wie früher mit den Räubern, zu ziehen.

Der beſchränkte Menſchenblick ſieht mit finſtrer Trauer, daß das kosmopolitiſche Streben in der Weltgeſchichte einen andern, einen umgekehrten Lauf genommen, als in dem

1783 bis Geiſte des Dichters. In dieſem kämpfte es ſich von den
1788. Räubern bis zum Don Carlos aus den dunkeln und maßloſen Gefühlen des Mißbehagens und der Leidenſchaft, die im Aerger auf nichts als Umſturz denken, zu den hellen und gemäßigten Forderungen der Vernunft empor, die auf Fortſchritt und Reform gehen. In der Zeitgeſchichte aber begann jenes Streben, einzelne Eruptionen abgerechnet, mit der geordneten und ſanfteren Reflexion, und ſchlug in den blinden Trieb, in Leidenſchaft, Verwirrung und Wuth um. Auf die geſetzgebende Verſammlung folgte der Nationalconvent, nicht, wie in Schillers dichtendem Geiſte, jene auf dieſen. Und ſo hat denn die ungeheure Vergangenheit der Gegenwart den mühſam hinaufgewälzten Stein des Siſyphus doch nur herabgerollt und in der Tiefe liegend hinterlaſſen.

Wenn wir aber den Don Carlos nur als Poeſie, ſo weit er als deren freie That angeſehen werden kann, nicht als Zeiterzeugniß und Zeitereigniß betrachten, ſo rühren die mannigfaltigen Mängel, die Schiller ſelbſt in ſeinen Briefen über das Stück theils aufzudecken, theils zu bemänteln ſich abmüht, wie das Verhältniß des Marquis zu Don Carlos,* der Charakter und die Handlungsweiſe beider, beſonders aber die Unbegreiflichkeiten in der lezten

---

* Hierüber ſ. Schillers zweiten Brief bis zum achten und Hoffmeiſter I, 306—309.

Intrigue Poſa's* hauptſächlich daher, daß der Dichter 1783 bis 1788 anſtatt Eine große Idee ganz zum Vorwurfe der Tragödie zu machen, und hier ſeinen Genius ſchaffen zu laſſen, zu vielerlei nebeneinander gewollt hat. Die Räuber waren ein Werk des Inſtinkts, Fiesko ein Werk der Berechnung, Kabale und Liebe ein Werk der Leidenſchaft,** Don Carlos hätte das erſte Kunſtwerk des Dichters werden können, aber es wurde durch jenen zerſplitterten Willen ein Werk allzuzerſtreuter Abſichtlichkeit. Er wollte den Kampf eines neuen Jahrhunderts mit dem alten ſchildern, wollte Denkfreiheit und Menſchenrechte des achtzehnten Jahrhunderts philoſophiſch verfechten, wollte bei dieſer Gelegenheit ſich's zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition, die proſtituirte Menſchheit zu rächen, und wollte doch zugleich wieder eine unſelige, durch die Religion aller civiliſirten Völker verpönte Leidenſchaft darſtellen; und dieſe verſchiedenen Willen ſollten ſich in einer Mannigfaltigkeit von Charakteren und Situationen brechen — wie konnte da, bei noch ſo viel Kraft und Beſonnenheit, innerliche Einheit und äußerliche Ueberſicht zu Stande kommen? Kein Wunder, daß der Dichter ſich ſelbſt verlor, in die handgreiflichſten

---

* S. Schillers eilften Brief und Hoffmeiſter 309 f.

** „Leſſing macht zu Shakſpeares Romeo und Julie die ſchöne Bemerkung, daß die Liebe ſelber dieſe Tragödie geſchrieben habe. Aehnlich könnte man von Kabale und Liebe ſagen, daß eiferſüchtige Liebe dieß Stück gedichtet.“ Hinrichs II, 112.

1783 bis Widerſprüche gerieth* und in der Darſtellung, wie ein
1788 edler Bewunderer Schillers von jenſeits des Kanals

---

* Hoffmeiſter hat (I, 310) einen ſolchen Widerſpruch nachgewieſen. Akt II, Sc. 4 behauptet Don Carlos von der Königin: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand geleſen" und Akt IV, Sc. 5 ſagt derſelbe, unter ſeinen Briefen ſey auch einer von ihr

> — „den ſie damals
> „Als ich ſo tödtlich krank gelegen, nach
> „Alkala mir geſchrieben." —

Dieſen Widerſpruch vertheidigt Hinrichs mit folgenden Worten (II, 233): „Hoffmeiſter treibt den äußerſten Verſtand aufs äußerſte, wenn er ſogar urtheilt, daß die ganze Tragödie an der Handſchrift der Königin ſcheitre, die Don Carlos einerſeits nothwendig kennen müſſe, andrerſeits nothwendig nicht kennen dürfe. Schiller verwahrt ſich in ſeinen Briefen über Don Carlos überall gegen ſolche „vernünftige Berechnung," die er als unpoetiſch von der Hand weist. Und Göthe ſagt: „Der Verſtand darf gar nicht in die Tragödie entriren, als bei Nebenperſonen zur Desavantage der Helden."

Göthe und Schiller würden eine ſolche Anwendung ihrer dramaturgiſchen Anſichten ſchwerlich gelten laſſen; ſie wollten gewiß nicht, daß in einem Drama der abſolute Unſinn gleiche Berechtigung erhielte mit dem abſoluten Sinn, und daß ein Dichter behaupten dürfte, ſeine Heldin habe eine beſtimmte Handlung begangen und nicht begangen.

verſichert, ſo dunkel und ſchwerverſtändlich wurde, wie Lykophrons Alexandra.*

Am nachtheiligſten wirkte dieſe Geſpaltenheit in verſchiedene Zwecke auf die erhabene Geſtalt des Marquis Poſa, der unſtreitig mehr perſönliches Leben und mehr praktiſches Anſehen erhalten hätte, auch über den Vorwurf der Schwärmerei, den Schiller ſelbſt vorherſah, viel ſicherer erhaben geblieben wäre, wenn der Dichter über andern und zum Theil früheren Abſichten eher Zeit gehabt hätte, ſeinem Betragen und ſeinen Worten den Charakter der Thatkraft zu verleihen, den die Worte Alba's über die bei dem Karthäuſermönche vorgefundenen Briefe Poſa's durchaus erfordert hätten. Ein Mann, der die Abſicht hatte, „alle nordiſchen Mächte für die Freiheit der Flamänder zu bewaffnen, in deſſen Kopf ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges fertig war, der Spanien auf immer von den Niederlanden trennen ſollte; der nichts überſehen, Kraft und Widerſtand berechnet, alle Kräfte des Landes, alle Maximen, alle Bündniſſe angegeben hatte — dieſer Mann hätte, ſo lang er in der Tragödie lebte, hier und da anders handeln, und noch häufiger anders ſprechen müſſen. Auch der Don Carlos, den ein ſolcher Mann gewürdiget das Werk-

---

* Don Carlos, a dramatical poem from the german of Schiller. By John Wyndham Bruce, Esq. Mannheim, Schwan and Goez. London: Black and Armstrong. 1837. Preface. p. V.

1783 bis 1788 zeug ſeiner Plane zu ſeyn, hätte ein andres Gepräge tragen müſſen, als der allzu weibiſche Jüngling, deſſen Ideal Schiller aus unreiferen Jahren mitgebracht, und der im Stande war, die Worte einer Dirne mit dem Ausrufe zu erwiedern:

> Unglaublich! wie? ein ſolches Mädchen hatte
> Madrid, und ich, — und ich erfahr' es heute
> Zum erſtenmal?[*]

Es iſt ſehr begreiflich, wie zwei Kritiker dieſes Stück zweierlei Perioden Schillers anweiſen konnten. Daſſelbe ruht mit ſeinen drei erſten Akten in Schillers lyriſch-dramatiſcher Jugendperiode, und thut mit allen ſeinen Perſonen (insbeſondere mit Poſa, Philipp und der Königin, zuletzt mit Carlos ſelbſt) in den zwei letzten Akten einen wahren Rieſenſchritt in die männliche Kunſtbildung des Genius hinein. Und es iſt am Ende gerade dieſe wunderbare Verwandlung, welche während des Stückes mit den Charakteren deſſelben vorgeht, die uns von der Allmacht des genialen Willens überzeugt, der den Dichter fühlbar vorwärts und dem Ziel entgegen reißt.

Von den drei erſten Akten, zumal in ihrer urſprünglichen Geſtalt, gilt nun auch hauptſächlich Wielands Tadel, welcher

---

[*] Dieß ſagt Carlos, nachdem Eboli ihm erklärt hat, daß „der Seelen entzückender Zuſammenklang — ein Kuß — der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden nur Einer Blume Blätter ſeyen.“ Und ſo ſpricht die Prinzeſſin vor ihrem Falle!

die pſychologiſche Wahrheit an den Charakteren vermißt und 1783 bis
findet, daß ſie ſchöne Carrikaturen ſeyen; welcher ſchwülſtige, 1788.
zur Unzeit witzige, oder ſonſt unſchickliche Gedanken und Ausdrücke rügt, in Don Carlos eher einen Wilden, als einen Zögling Karls V. ſieht, und den Rodrigo, der die Mißhandlung des Knaben Carlos um ſeinetwillen zugeben und anſehen konnte, den Elendeſten unter allen Nichtswürdigen, die jemals Athem geholt haben, ſchilt; denn der übrige Theil dieſes Urtheils, daß Schiller noch zu reich ſey, zu viel ſage, zu voll ſey an Gedanken und Bildern, iſt an der Arbeit eines jungen Mannes mehr Lob als Tadel.

Gewiß waren es jene erſten Akte, welche Göthe'n den Ausſpruch abnöthigten, „daß die Erſcheinung des Don Carlos nicht geeignet geweſen ſey, ihn dem Dichter näher zu führen," und die zwei letzten, welche ihn zur Anerkennung vermochten, „daß ſich Schiller ſchon im Don Carlos einer gewiſſen Mäßigkeit befliſſen, daß er im Begriffe geſtanden, ſich zu beſchränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantiſchen zu entſagen; daß ihm ſchon das wahrhaft Große und deſſen natürlicher Ausdruck gelang." Auch das harte Wort Zelters, „daß von den Hauptrollen keiner recht ſchuldig, und keiner eigentlich unſchuldig ſey, weil ſie zu dumm ſeyen, oder zu ſuperklug, wie der einfältig weiſe Poſa, der den Kohl fett machen will, und ſehr gut daran gethan hätte, noch einige Jahre zu reiſen," auch dieſes Wort über das „mühſame Stück unſres edlen Schiller" kann

1783 bis 1788 doch, wenn etwas Wahres daran iſt, nur auf die früher verſchuldete unvollkommene Anlage des Ganzen ſich gründen.

Schiller ſelbſt, der liebenswürdige, beſcheidene Schiller, blickte in ſpäterer Zeit, als er es wieder für das Theater bearbeitete, mit unbefangenem Auge auf das Trauerſpiel ſeiner erſten Mannesjugend zurück und ſprach: „Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fonds in dem Stück; es enthält Vieles, was ihm die Gunſt verſchaffen kann; es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen.“

Die Ausgabe des Don Carlos, die wir jetzt in den Geſammtwerken finden, iſt eine Arbeit der ſpäteren Jahre des Dichters. Er unterdrückte darin manche „trunkene Gedanken und ſpritzende Pechfackelflammen“ und verwandelte, auf Wielands Bemerkung, den metriſch falſch gebrauchten Namen Rodrigo größtentheils in Roderich. „Ein gediegenes poetiſches Kunſtwerk in höherem Sinne konnte indeſſen das Stück ſeiner ganzen Anlage nach doch nicht werden.“ Wie es von 1784 an vor den Augen des deutſchen Publikums, durch die Mittheilungen in der Thalia, allmählig wurde, arbeitete gleichſam die ganze Zeit mit, insbeſondere „tauſend und wieder tauſend deutſche Jünglinge; und wie man ſich ehedem als Hamlet und Werther gefallen hatte, ſo gefiel man ſich jetzt als feuriger Infant, dem man jedoch etwas Poſa beimiſchte, um die Compoſition ſolider zu machen.“ In dieſer Geſtalt, die das Stück noch

1783 bis 1788 in der Ausgabe von 1787 hat, „bleibe es für die Nachwelt, was es war, eine großartige und geniale, aber ungemeſſene und unkorrekte **Aeußerung der Zeit**, die ſich hier in tauſend Stücken, die ſie **will** und die ſie **nicht will**, ausſpricht.“ *

Was wir weiter über dieſes Drama ſagen möchten, ſey auf den Ueberblick dieſer Periode des großen Dichterlebens verſpart.

Aufenthalt in Volkſtädt.

1788. Nach dieſen ſchwierigen, doch für den poetiſchen Lebenslauf des Dichters unentbehrlichen Unterſuchungen, begleitet der Leſer gewiß von dem Ambos der Dichtung hinweg, die kein ſo leichtes und anmuthiges Geſchäft iſt, als die Wirkungen ihrer ſchönſten Reſultate glauben machen, den Poeten gern in die Zurückgezogenheit des ländlichen Thales, wo ſeine Neigung wohnt.

Eine halbe Stunde von Rudolſtadt, frei vor dem Dorfe Volkſtädt gelegen, ſteht das kleine Haus, in welchem Schiller im Maimonat 1788 ſeine Frühlingswohnung bezog.

---

* Aus dem mehrfach angeführten Aufſatz der Blätter für lit. Unterhalt. 1836 (S. 1201), in welchen ich eine Freundeshand zu erkennen glaube, die ſeit kurzem ruht.

1788 Aus ſeinem Zimmer, ſo lautet die Beſchreibung der Schwägerin,* überſah er die Ufer der Saale, die ſich in einem ſanften Bogen durch die Wieſen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Die gegenüber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und ſchön gelegene Schloß von Rudolſtadt an der andern Seite geben dieſem Platze den Reiz der Mannigfaltigkeit, zugleich einer Einſamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenſtände überſchaut. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Hauſe gegenüber, die ein Wäldchen krönt, hat ein kunſtliebender Verehrer Schillers** ein Monument für ihn errichtet, wozu Dannecker ſeine koloſſale Büſte zu einem Bronzeabguß verehrte. Hier, wo das ehemals Unbehaun'ſche Wohnhaus, Schillers einſtige Miethwohnung, ſteht, erkaufte jener von den Beſitzern der am Fuße des Berges gelegenen ſchönen Porcellanfabrik im Juli 1828 ein Stück Berglandes und arrondirte es durch weitere Käufe: bald entſtanden Wege zwiſchen Felſen, Erhöhungen, Einebnungen; ſchöne Geſträuche, Roſen und andre Blumen erblühten, ein Schilfhaus ward errichtet, Ruheplätzchen erhoben ſich; in die ſchöne Felſengruppe wurde die Inſchrift, „Schiller 1788," eingehauen, und in einer natürlichen, nur wenig erweiterten Niſche des Geſteins am 9. Mai 1830, Schillers vielbegangenem Todestage, die Bronzebüſte des Dichters beim Geſange der Rudolſtädter Liedertafel im Angeſichte von mehr als 2000 Zuſchauern aus der Stadt und Umgegend aufgeſtellt und enthüllt. Das Geſtein iſt mit Geſträuchen und Grasblumen bewachſen, und neuangepflanzte, in die Felſenriſſe und in die Niſche hineingezogene Epheuranken geben dem Ganzen einen Anſtrich, als wenn die Natur ſelbſt dieſen Platz zu dem beſtimmten Zwecke vorbereitet hätte. Ueber der Niſche zieht ſich ein Felsſturz von ſechs Fuß Höhe mit ebener Stirne hin, an welcher eine goldne Lyra, aus Sternen gebildet, weit in die Gegend hinaus leuchtet.

---

* Fr. v. Wolzogen I, 262 ff., für den ganzen Abſchnitt.

** Geheimer Kammerrath Werlich von Rudolſtadt. Vgl. „die Büſte Schillers auf Schillershöhe." Rudolſtadt 1833.

„Oft wird dieſer ſchöne Platz* denen, die Schillern noch perſönlich gekannt, und den jüngern, ſeinem Geiſte befreundeten Bewohnern zum Vereinigungsplatze dienen, und Göthes ſinnvolle Worte bewähren:

Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten."

Wir müſſen für die vorliegende Periode Schillers meiſt die treue Beobachterin ſeines neuen Glückes ſprechen laſſen: „In unſerem Hauſe," fährt Frau von Wolzogen

---

[*] Daß Schiller hier ſeinen „Spaziergang" gedichtet, iſt irrig. Er entſtand 1795 in Jena, im Okt., ſ. Schiller an Humboldt (Briefw. S. 227).

1788. fort, „begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umganges entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde, harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heitrer Laune. — Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt, und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommend erblickten, da erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerem innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüths, waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen.“ . . . .

„Auf dieſem milden Lichtpfade geiſtiger Freundſchaft“ ſollte Schiller das Herz Charlottens gewinnen. Die ältere Schweſter, damals Gattin des Herrn von Beulwitz, * begegnete mit ihrem immerwährenden Bedürfniſſe eines Lebens in Ideen der ganzen Stimmung des Dichters. Die nächſten Umgebungen förderten dieſe Neigung; ihr Gemahl hatte viele Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Ausbildung.

---

* Er ſtarb als Rudolſtädt'ſcher Geheimer Rath.

Zu ihrer beinahe täglichen Geſellſchaft gehörte der Baron 1788.
Gleichen mit ſeiner Braut, nach Karolinens Zeugniß einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen.* „Ausbildung des Geiſtes war ſein innigſtes Bedürfniß, und die reinſte wohlwollendſte Geſinnung ſtellte ſich in ſeinem ganzen Leben wie in ſeiner ausgezeichnet ſchönen Geſtalt dar. Er hatte viel Sinn für bildende Kunſt; wir zeichneten und malten zuſammen .... Sein ganzes Weſen war Religion, Achtung vor dem Gewiſſen, Abweiſung alles Unrechts und zarte Schonung jedes Verhältniſſes. Dennoch konnte dieſer treffliche Menſch nicht zur Einigkeit mit ſich ſelbſt kommen. Er ſtudirte alle philoſophiſche Syſteme, um über die ewigen Fragen der Menſchheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von ſeinem Scharfſinne geſtört; er lebte immer im Zweifel. Unſere Geſpräche betrafen meiſtens Gegenſtände der Metaphyſik, ich wünſchte Ueberzeugung für meinen Freund.“ So wurde Schiller von der bei ihm ſich eben jetzt recht feſtſetzenden Spekulation, ſelbſt wider Willen, im Athem gehalten; er mußte ſich ergeben, ſo oft er auch, im Augenblicke nach andern Richtungen ſtrebend, bat, die Metaphyſik nur einige Tage ruhen zu laſſen.

Gleichen fand in der Kantiſchen Philoſophie ſpäterhin, wie Schiller ſelbſt, Beruhigung, und die Erziehung der Söhne ſeines Freundes, des Fürſten von Rudol-

---

* Sein Sohn iſt Gatte von Schillers jüngſtem Kind, Emilie.

1788 ſtadt, entzog ihn ſeinem überwiegenden Hange zur Spekulation.

Der Fürſt und ſein Bruder, Prinz Carl, lebten, als liebenswürdige Jünglinge, viel im Lengefeld'ſchen Kreiſe, und bewahrten immer eine herzliche Freundſchaft für Schiller. Ob der Dichter ſelbſt je dem großen und in Deutſchland in ſeiner Art einzigen Volksfeſte, dem ſogenannten Rudolſtadter Vogelſchießen, beigewohnt, auf des Fürſten Veranſtaltung daſelbſt Schütze wurde, und als er den ihm dargereichten, mit altem Rheinwein gefüllten Becher, der Sitte gemäß, leerte, und Kanonenſchüſſe zu Ehren des neuen Schützen fielen, zum Fürſten gewandt, die Worte ſprach: „Gnädigſter Herr! Ich wünſche Ihnen alle Kronen der Erde, denn ich ſehe, Ihre Unterthanen ſind ſehr glücklich!“ — dieſe ganze Erzählung muß beruhen bleiben, da die Nachricht an chronologiſchen Widerſprüchen* leidet, und Schillers Lebensbeſchreiberin derſelben nicht erwähnt.

Glaublicher iſt, was weiter gemeldet wird, daß Schiller die Natur der Umgegend liebend genoſſen, und das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg, wie die benachbarte hohe byzantiniſche Ruine des Kloſters Paulinzelle wiederholt beſucht habe,[*] und er ſoll Jedem, der in jenen Gegenden reiste, noch in Weimar den Rath gegeben haben: „die Natur auf Schwarzburgs hohen Bergen zu belauſchen!“ Der Weg dahin iſt, wie alle Wege durch das Saalethal, auch von Rudolſtadt aus ſehr maleriſch; ein enges düſteres Thal windet ſich dann, nachdem man an Stadt und Ruine Blankenburg[**] vorüber iſt, in Kreisformen durch das Gebirge; in ſeiner Mitte rauſcht toſend die Schwarza, bald über hellen kieſigen Boden, bald über Felſenmaſſen und Erdſchollen hinweg, die ſich wie ein verfallenes Menſchenwerk in ihrem kleinen Bette emporthürmen. Düſtre Fichten und Tannen, nackte, Einſturz drohende Felſen, Schlünde und Haiden beſchäftigen vier Stunden lang das Auge. Nicht fern vom Eingange des Thals erhebt ſich eine Felſenpyramide, von der Schiller geſagt haben ſoll, „daß ſie ein Denkmal abgeben könne und er auch hier den Fürſten verewigt wiſſen möchte.“ Die Schwarzburg liegt 1788.

---

* Die jedoch vielleicht zu löſen wären, wenn die Begebenheit in einen Vakanzaufenthalt Schillers von Jena aus fiel. Februar 1840.

---

[*] In der dritten Sektion von Georg Wigands „maleriſchem und romantiſchem Deutſchland,“ welche Thuringen umfaßt, findet man in A. v. Bechſteins bluhendem und belehrendem Texte außer den Abbildungen von Meiningen (Text S. 22—34), Weimar (S. 189—196) und Jena (S. 146—151) auch Rudolſtadt (S. 134 bis 140), Paulinzelle (S. 121—24), Schloß Schwarzburg (S. 128 ff.) und das Schwarzathal (S. 124—134).

[**] Bei Wigand abgebildet und beſchrieben S. 116—120.

1788 „wie eine Königin in ſich faltenden Gewändern von verſchiedenem Grün" auf einem hohen Berg am Ende des Thales, an der forellenreichen Schwarza. Von dieſem Standpunkt geſehen erſcheint reizend und einladend in der Ueberſicht, was im Einzelnen finſter und abſchreckend ausſah. Nicht weit vom Schloſſe findet ſich der Gaſthof, in deſſen Fremdenbuch Schiller die berühmten Worte ſchrieb:

„Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!"

Von dieſem Ausfluge kehren wir nach Volkſtädt zurück, in das Studierzimmer des Dichters. Dieſer arbeitete dort an ſeiner *Geſchichte des Abfalls der Niederlande*, und las den Schweſtern die einzelnen Abſchnitte vor, wie ſie vollendet waren. Zu jenem Gegenſtande hatten ihn die Studien über den Don Carlos geführt. Auch der *Geiſterſeher* beſchäftigte ihn, und das philoſophiſche Geſpräch in dieſem Romane, das Schiller ſpäter unterdrückte, und in welchem als Grundgedanke erſcheint, daß Zweck und Mittel *nur* Begriffe *menſchlicher* Thätigkeit und Beſtrebungen ſeyen, daß alle Teleologie der Natur ein täuſchendes Spiel unſerer Einbildungskraft, und deßwegen der Menſch durch die theoretiſche Beſchränktheit ſeiner Vernunft, ſo wie durch die Unzuverläſſigkeit des Glückes, ganz theils auf das Wirken im Augenblicke, theils auf das

Genießen deſſelben hingewieſen ſey[*] — dieſes ganz in Kan- 1788.
tiſche Ideen getauchte Geſpräch hält Karoline v. Wolzogen „vielleicht für einen Nachklang ihrer ſpekulativen Unterhaltungen.“

Schillers erſte Bekanntſchaft mit den Griechen. Die Götter Griechenlands. Die Künſtler.

Zu Weimar und in dem holden weiblichen Kreiſe zu Rudolſtadt wurde Schiller auch, am letztern Orte als lernender Lehrer, ſeit ſeinen Schulſtudien, die doch ſelbſt in der Akademie nicht viel über die Elemente der griechiſchen Sprache hinausgegangen waren, wieder, und zwar zum erſtenmale, obwohl nur durch Ueberſetzungen, gründlicher in die Welt des helleniſchen Alterthums eingeführt, und „das Leben und Weben in dieſen Urgebilden wurde auch ein Wendepunkt für ſeinen eigenen Geiſt.“

In dieſer Zeit ſchrieb er an ſeinen Freund Körner: „Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich

---

[*] Vergl. Hoffmeiſter II. 45 ff. „Schiller ordnete alſo, wie alle Edelſten unſeres Geſchlechts, das Handeln dem Erkennen über.“

1788 durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.“

Dieſes Leſen im Homer geſchah in Geſellſchaft der Freundinnen, denen Schiller Abends regelmäßig die Odyſſee vorlas; „und es war ihnen als rieſelte ein neuer Lebensquell um ſie her.“ Darauf kamen die griechiſchen Tragiker freilich nur aus des Paters Brumoy franzöſiſcher Ueberſetzung, an die Reihe. Aber auch ſo ergriff „dieſe große Darſtellung der Menſchheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit,“ ſagt Schillers Schwägerin, „uns im tiefſten Innern, und entzückte uns ſo ſehr, daß wir viele Stellen der Tragödien überſetzten, um nur dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt unſerer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen.“ Schiller verſprach ihnen, ihre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen, und wahrſcheinlich hat dieſes Verſprechen die deutſche Bearbeitung der Iphigenie in Aulis von Euripides veranlaßt, welcher die Kritik etwas zu viel Ehre anthut, wenn ſie dieſelbe ausführlich beurtheilt. Sie iſt aus einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung und zwei franzöſiſchen Uebertragungen entſtanden, und erſchien zuerſt im ſechsten und ſiebenten Hefte der Thalia (1789); auch bei den etwas ſpäter überſetzten Scenen aus den Phönizierinnen deſſelben Dichters* ließ ſich, nach einer im Vaterlande Schillers ziemlich verbreiteten und geglaubten Sage, Schiller den Text von einem Stuttgarter Freunde und alten Lehrer, dem gelehrten Philologen Profeſſor Naſt, ** in wörtliche Proſa überſetzen, und bearbeitete dieſe zu fünffüßigen Jamben. 1788

---

* Uebrigens trieb ihn das Herz zu dieſer Arbeit. „Eine Scene aus den Phönizierinnen des Euripides hätte uns

Schiller wurde durch dieſe Studien ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz hatte verbannen können, abgeneigter. Die oben angeführten Worte an Körner beweiſen, wie gut er wußte, was ihm Noth that, und wie viel er von den Alten für die vom wahren Gehalt unzertrennliche Form ſeiner Poeſie, vom Eindringen in Weſen und Geſtalt derſelben erwartete.

Dennoch wirkten dieſe zu allererſt nicht ſo auf ſeinen Geiſt, wie er ſolches jetzt ſchon wünſchte und wie es ſpäter geſchah; ſondern ſie verbündeten ſich zunächſt mit der ſkeptiſchen Tendenz ſeiner bisherigen Philoſophie, um das Material ſeiner Ueberzeugungen von dem anerzogenen Glauben, deſſen göttlichen Gehalt leider ſein Herz auf

---

[ihm und Karolinen] bald Thränen gekoſtet.“ ſchrieb er an Lottchen. Fr. v. W. I, 301.

** Joh. Jak. Heinrich Naſt, geb. 1751, geſt. 1822, Profeſſor an der Hohen Carlsſchule, ſpäter am Gymnaſium zu Stuttgart, zuletzt Pfarrer in Plochingen, bekannt durch ſeine Römiſchen Kriegsalterthümer.

1788 dem in ſeiner Zeit allein gebahnten Wege ſich nicht anzueignen vermochte, vollends und mit etwas gewaltſamem Trotze loszureißen.

Einigen Antheil an dieſer Stimmung des Dichters hatte ohne Zweifel Wielands Umgang, von welchem Schiller jetzt eben herkam, und den er den Tempel der Venus Amathuſia in verführeriſchen Reimen ſchon längſt hatte bekränzen ſehen. Am 2. Juni hatte ihm dieſer Prieſter der griechiſchen Muſen und Grazien nach Volkſtädt geſchrieben: „Sie ſind alſo in Ihrem ſelbſtgewählten Patmos glücklich angelangt, mein liebſter Schiller! und gefallen ſich da? Quod felix faustumque sit! und mögen Ihnen auch, wie dem heiligen Johannes Theologus, — nur nicht ganz in ſeiner Manier — hohe Offenbarungen daſelbſt zu Theil werden.“

Jene hohe Offenbarung ließ nicht auf ſich warten; wahrſcheinlich noch in demſelben Jahre wanderten von Volkſtädts ſchöner Höhe die Künſtler zu Wieland, und erſchienen in ſeinem Merkur im März 1789.

Aber in den Göttern Griechenlands, welche er, noch vor jenen ernſteren claſſiſchen Studien, unter Wielands Augen in Weimar gedichtet, hatten die überwältigenden Eindrücke des reizendſten, lebendigſten Polytheismus über den erſtarrten Theismus ſeines Zeitalters, der neben ſeinem bornirten Gott nur eine von dieſem geſchiedene todte Natur erkannte, einen jauchzenden und dithyrambiſchem Triumph gefeiert.* In ihnen hatte Wieland 1788. ſchon im März des Jahrs 1788, nach der Meinung und zum Schrecken orthodoxer Zeloten, aber auch zum Schmerze redlicher Frommen, eine wahre Apokalypſe des Satanas von demſelben Dichter publicirt. Noch iſt dieſes Gedicht der Anſtoß vieler Chriſten, wie es auf der andern Seite für gar Manchen, der dem Gotte ſeines Katechismus ſich entwachſen meint, und doch über das verneinende Ergebniß nicht weiter hinaus zu philoſophiren vermag, das äußerſte Ziel für ihn erreichbaren Unglaubens oder Glaubens bildet, an welchem er höchlich zufrieden ausruht. Und ſo kommt es, daß die roheſten Stellen dieſes Gedichts,** die Schiller ſelbſt ſpäter ausgemerzt hat, vielleicht ein eben ſo großes, nur theilweiſe anderes Publikum finden, als die edelſten Kunſtleiſtungen des Dichters, und

---

* Vergl. Hoffmeiſters treffliche Entwicklung II, 81 ff.

**
Wohin tret' ich? dieſe traur'ge Stille
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter — wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle.
Mein Entſagen, was ihn feiern kann.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.....

Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann!

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen u. ſ. w.

1788. gewiß ein größeres, als ſein eſoteriſcher, heiliger Schönheitslehrhymnus auf die Künſtler. Als Stimmführer des gekränkten Glaubens erhob ſich ein Dichter, der ſchon vor Schiller einen nicht leiſe ausgeſprochenen, durch das Echo eines Dichterbundes noch verſtärkten Namen hatte, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Aber er that es nicht auf die rechte Sängerweiſe, daß er Lied mit Lied bekämpft hätte, ſondern durch einen Journal-Artikel im Auguſthefte des deutſchen Muſeums von 1788, welcher „Gedanken über Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands“ überſchrieben war.

Die bitterſten Stellen dieſes ſelten gewordenen Aktenſtückes, das nahezu neun große Oktavſeiten füllt, lauten wie folgt:

„Poeſie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunſt bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poeſie gedacht, um ſie für Tauſendkünſtelei zu halten, um zu glauben, daß ſie nach einer Bewunderung ſtreben könne, zu welcher ſich Verachtung und Abſcheu geſellen. . . .

„Die Philoſophen, welche ſich rühmten, daß ſie das Schwarze weiß, und das Weiße ſchwarz machen könnten, nannten ſich Sophiſten. Ihr Name iſt ein Schimpfwort geworden. Wie ſollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es ſo anwenden?

„Ein ſolcher Mißbrauch betrübt mich ebenſoſehr, 1788 als mich ihr wahrer Gebrauch entzückt. Bis zu Wonnethränen hat mich Schillers Rundgeſang [an] die Freude gerührt. Bei zwei andern lyriſchen Gedichten * dieſes Mannes empfand ich, was ich bei dieſem Lobe der Götter Griechenlands empfinde. Hat der Dichter zwo Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wähnte? Bläſt er aus Einem Munde kalt und warm, wie der Wanderer in der Höhle des ehrlichen Faunus?

„Ich möchte lieber der Gegenſtand des allgemeinen Hohnes ſeyn, als nur Ein ſolches Lied gemacht haben, wenn auch ein ſolches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Wenn ein unmündiges Publicum mich für das Gift, welches ich ihm im Becher der Muſen gereicht hätte, vergötterte, ſo würde ich mir ſelber ein muthwilliger Knabe ſcheinen, welcher ſeinen Pfeil gegen die Sonne losſchnellt, weil ſie ſich von ihm nicht greifen läßt.

„Hier iſt die letzte 25ſte Strophe: „„deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen“ “ u. ſ. w. Dieſe Strophe erinnert an jene Zeile von Blumauer, welche als beſonders freimüthig, ſo übermäßig geprieſen worden:

Nimm mir den Glauben oder den Verſtand!

---

* Ohne Zweifel iſt das eine hier gemeinte Gedicht die Reſignation, das andre die Freigeiſterei aus Leidenſchaft.

1788. Es thut mir wehe, einen Mann zu ſehen, dem ſich nur dieſe ſchreckliche Alternative * zeigt, aber die Aeußerung dieſes Gedankens kann ich ſo wenig freimüthig finden, als die Ausfälle, welche einige Wieneriſchen Dichter izt gegen den Pabſt thun.

„Wenn ich auch Schillers Rundgeſang auf die Freude nie geleſen hätte, ſo würde ich doch gewiß ſeyn, daß ein Mann von ſeiner glühenden Empfindung Momente müſſe gehabt haben, ſel'ge Momente, in welchen ſeine Seele dahin ſchmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden.

„Die Vorſtellungen, welche unſere Religion ſich von dem Gott macht, der ſich Vater nennt . . . ., vom Sohne Gottes, welcher unſer Bruder ward . . ., für die Menſchen lebt und für die Menſchen ſtirbt, uns eine Sittenlehre ſchenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts ſind . . . ., die Lehre der Unſterblichkeit ans Licht bringt, ſie durch ſeine Auferſtehung, welche uns den Zweck ſeines Lebens und Todes entſiegelt, beſtätigt; dieſe Vorſtellungen, ſage ich, ... müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger ſcheinen, als die Spiele der griechiſchen Phantaſie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigſten Atheismus verband . . . .

„Jenes Unding, was die Alten Schickſal nannten, trat an die Stelle Gottes, den wir Vater nennen.

---

* Im Text, durch offenbaren Druckfehler: „Alternation."

„Dieſer Kindiſchkeit entſagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden ſchwärme, und Venus mit Gnade auf den Dienſt ihrer unzüchtigen Prieſterinnen herabſchaue, iſt der abenteuerlichſte Wunſch, dem ſich ein Menſch überlaſſen kann, ein Wunſch, deſſen Aeußerung ſich nicht von dem Begriffe der Läſterung trennen läßt. Die Entſchuldigung des Scherzes findet in Abſicht auf das Heilige nicht Statt, am wenigſten eines ſolchen Scherzes, welcher nicht etwa bunte Seifenblaſen in die Luft bläſt, ſondern Maulwurfshaufen mit blinder Wuth aufwirft, gleich jenen göttlichen Kindern der Erde, welche den Oſſa auf den Olymp, auf den Oſſa den Pelion thürmten, um — den Himmel zu ſtürmen.“ * 1788.

„Fr. Leop. Graf zu Stolberg.“

---

* Die ſchönſte Apologie der „Götter Griechenlands“ hat Guſtav Pfizer im Schilleralbum in den Worten gedichtet:

> Du klageſt um die Götter Griechenlands
> Und wär kein Raum für ſie in deinem Buſen?
>
> — — — — — —
>
> Sie ſind dahin — es blieb manch edles Bild
> Zurück von den verſchwundenen Geſtalten;
> Da haſt du hoch der Dichtung goldnen Schild
> Den Götterleichen ſchirmend vorgehalten.
> Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
> Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren,
> Sie rufſt du an — und wußteſt ſelber nicht,
> Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren.

1788 „Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands,“ berichtet Frau von Wolzogen, „that uns ſehr weh: um ſo mehr, da ſeine Gedichte zu denen gehörten, die unſere Jugend verſchönert hatten. Es war hart von dem ſo edeln Manne, eine poetiſche Anſicht und momentane Dichterlaune vor das ſtrenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beſchränktheit als Mitarbeiter zu finden, und unſerm Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu ſchaden. Er ließ ſich wahrſcheinlich von momentaner Empfindung, die die Folgen nicht ermaß, hinreißen. Was kann man einem Menſchen Schrecklicheres Schuld geben, als ein Gottesläugner zu ſeyn? Es zerſtört ſeine ganze Menſchheit in Vernunft und Empfindungen. Die letzte Strophe dieſes Gedichts dünkte uns gerade ſehr rührend durch die Sehnſucht nach dem Höchſten und Ewigen, die ſie ausſpricht:

Deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen
Werk und Schöpfer des Verſtandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel. Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mich hält!
Ihre ſanftre Schweſter ſende nieder,
Spare jene für die andre Welt.“

Hatte Stolberg, vier Jahre nachher Kryptokatholik,* auf eine pfäffiſche Weiſe, wie ihm vorgeworfen wird, angegriſſen, ſo äußerte ſich dagegen Wieland, der offenkundige 1788. Satyr, auf eine etwas beſtialiſche, nachdem der empfindlich bewegte Schiller den Gedanken einer Erwiederung gegen ihn hatte laut werden laſſen. „Mir iſt lieb,“ ſchreibt ihm Wieland vom 15. Sept., „daß Sie dem platten Grafen Leopold für ſeine ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechiſchen Götter ein wenig heimſchicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde ſich ſeines Herrgotts in einer tüchtigen Ode, oder doch in einem archilochiſchen Jamben annehmen; aber er wird, wie es ſcheint, immer proſaiſcher, und es iſt wirklich erbärmlich zu ſehen, was er für Schlüſſe macht. Aber ſo rächt ſich die Philoſophie an den Poeten, die von Jugend an ohne ſie auszukommen ſich gewöhnt haben.“

---

* Vgl. Voß und Stolberg von Dr. G. A. F. Schott. S. 188.

Das Gedicht fand auch, was die edlere und vernünftigere Waffengattung war, einige poetiſche Erwiederungen, von welchen „das Lob des einzigen Gottes“ den Namen Kleiſt an der Stirne trägt, und von Franz von Kleiſt, dem wenigſt berühmten der drei Dichter dieſes Geſchlechtsnamens, herrührt. Dieſem Gegenſtücke gönnte Wieland ſelbſt, wahrſcheinlich aus Gründen der Klugheit, einen Platz im Auguſthefte des Merkur von 1789.

Daß Schiller in der ſpätern Sammlung der Gedichte die anſtößige Stelle umgeſtaltete, zeugt, wie ſehr ihm daran lag, die beſſere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menſchenherzen zu beleidigen. Schon während des

1788 Rudolſtädter Lebens vermied er dieß ſorgſam. Frau von Lengefeld die Mutter gehörte der alten, frommen Zeit an, „ſie band den Glauben ihres liebenden Herzens an ſtrenge dogmatiſche Formeln und Vorſtellungsarten; und ſo gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man ſich immer wieder zuſammen.“ Einer engliſchen Bibel, mit welcher Schiller ſeine künftige Schwiegermutter damals beſchenkte, ſchrieb der Dichter die Zeilen ein, die gegen diejenigen zeugen, welche ſich, ſo oft ſie einen Grundſtein chriſtlicher Ueberzeugung weiter dem Glaubensgebäude der jetzigen Menſchheit zu entziehen bemüht ſind, ſich mit triumphirender Miene auf Schiller, als das Orakel des Volkes, berufen. Obgleich ſie einem ſeiner älteſten Gedichte (aus der Anthologie) angehören, und dem neuen Zwecke, dem ſie dienen ſollten, nur angepaßt worden ſind, ſo ſprach er eben durch ihre Wiederholung doch eine fortdauernde Ueberzeugung aus:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß.
— — — — —

So ſchrieb Schiller, die Bibel in der Hand. Wer will behaupten, daß ſein Bruch mit dem Schöpfer unwiderruflich geweſen?

1788. Auf eine keineswegs feindſelige Weiſe ſprach der Dichter ſeine durch die Coalition des Alterthums mit der kritiſchen Philoſophie in ſeinem Geiſte gebildete Anſicht, von der Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Kunſt, in dem tiefſinnigen Lehrgeſange die Künſtler aus, welches in Rudolſtadt im Herbſte 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet wurde. Zwei ſelten zuſammen gehende Kritiker, Hoffmeiſter und Hinrichs,[*] ſtimmen in der gleichen und dießmal auf ziemlich gleiche Anſicht geſtützten Bewunderung dieſes herrlichen Gedichtes, das, wie der Raum eines Tempels, immer größer vor unſern Augen wird, je länger wir uns darin umſchauen, überein. Jener bemerkt, daß, wenn die Götter Griechenlands noch rückwärts ſchauen, eine polemiſche Ideenrichtung abſchließend, die Künſtler dagegen das Geſicht vorwärts gewandt haben, indem ſie die Keime beinahe aller Grundanſichten über das Schöne und die Kunſt entfalten, welche Schiller ſpäter in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen auseinander ſetzte. Dann verfolgt Hoffmeiſter den kulturhiſtoriſchen Gang des Gedichtes, und die Stadien, die es, doch ohne ſtreng verſtandesmäßige Anlage, in ihren Uebergängen leiſe verwiſcht, befolge. Hinrichs aber ſucht, ohne dießmal die ſchroffe Seite ſeines Syſtems herauszukehren, die allgemeinſte Vernunftidee des Gedichtes auf. „Die

---

[*] Jener II. 91 ff; dieſer I, 120 ff.

1788. Künſtler," ſagt er, „ſind die Glücklichen, die das Seyn zum Scheine, zum Schönen erheben und verklären. Sie ſind, indem ſie das Aeußerliche dem Gedanken verſöhnen, die wahren Befreier von der Sinnlichkeit, die ſie nicht ertödten, ſondern mit dem Geiſte befreunden. Der Gedanke iſt im Schönen mit dem ſinnlichen Stoffe vermählt. Das Schöne und die Kunſt iſt daher die Morgenröthe des Geiſtes, weil der Gedanke das Element deſſelben iſt. Die Kunſt zeigt früher als die Erkenntniß und Wiſſenſchaft, was die Wahrheit iſt. Im Schönen iſt die Idee ſinnlich da: das Schöne iſt nicht ein bloßes Bild, ein Bild des Sinnlichen, ſondern ein Sinnbild, ſein Inhalt iſt der Gedanke. Urania, die Himmliſche, läßt ſich zum Irdiſchen herab, und verſöhnt dem Menſchen, was ihm widerwärtig ſcheint. Sie erhebt ihn durch die ſchöne Einheit und Harmonie über den Zwieſpalt des ſinnlichen Verſtandes. Die Künſtler ſind auch die Erſtgeborenen des Geiſtes. Sie ringen den Geiſt von der Natur los, und machen ſie ihm gemäß. Daran zündet ſich die Erkenntniß, das Wiſſen an: die Wiſſenſchaft geht von der Kunſt aus, und kehrt in ihrer Vollendung wieder zu derſelben zurück. In dieſer höchſten Darſtellung wird die Wiſſenſchaft ſelbſt zur Kunſt:

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freu'n,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn."

Soweit kann man mit der ſpekulativen Anſicht ganz 1788. einverſtanden ſeyn: nur werde nicht vergeſſen, daß Schiller, über allen dieſen Entwicklungen des Geiſtes in der Zeit, einen über Raum und Zeit ſchwebenden lebendigen Gedanken und einen heiligen Willen geglaubt und feſtgehalten hat, das heißt einen perſönlichen Gott, von dem er, ſelbſt in der Zeit ſeiner tiefſten Skepſis, nicht ganz laſſen konnte. Wie hätte er ſonſt dieſem ernſten, wahrhaften Glaubensbekenntniſſe die Worte einverleibt:

„Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß“ —?

Bei aller Herrlichkeit dieſes Gedichtes blieb es indeß ein bloßer Lehrgeſang, und Schiller ſelbſt betrachtete ſpäter dieſe und ähnliche Poeſieen nur als Bauriſſe, nach denen er künftige freie Dichtungen ausführen wollte. Aber dieſe Riſſe ſtammten aus ſeinem Innerſten. Gewiß ſind es Fragmente der Künſtler und Aehnliches, von welchen Schiller an Lottchen von Lengefeld damals nach Kochberg, einem Landgut in der Nähe von Rudolſtadt, ſchrieb: Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir ſelbſt lieb ſind, lieb gewinnen und ſich gleichſam zu eigen machen: dadurch werden unſre Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden. Ich ſehe dieſe Stücke als die Garants unſerer Freundſchaft an; es ſind

1788 abgeriſſene Stücke meines Weſens, und es iſt ein entzückender Gedanke für mich, ſie in das Ihrige übergegangen zu ſehen, ſie in Ihnen wieder anzuſchauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.“ Und beiden Schweſtern ſagt er: „Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht (die Künſtler) würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dieß iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth.“ Und Carolinen verſicherte er, „daß er mit dieſem Gedichte vollkommen zufrieden ſey und ſich ſelbſt loben müſſe.“ Er geſtand damals, noch Nichts ſo vollendet gemacht, aber auch zu Nichts ſich ſo viel Zeit genommen zu haben.* Dieſe Aeußerungen ſtammen meiſt aus dem Anfange des Novembers.

Nicht ſo leichtes Spiel, wie bei den Schweſtern, hatte Schiller mit den Künſtlern, ſpäter (im Febr. 1789) bei Wieland, mit welchem er über eine Stelle des Gedichts in eine kleine „Fehde“ gerieth. Das Geſpräch führte ſie weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. Aber kaum war Wieland eine halbe Stunde fort, ſo durchlas Schiller ſeine Künſtler:

---

* Fr. v. Wolz. I, 300. 304. Hinrichs I, 123.

einige vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten ihn 1788. jetzt an, und er dichtete 14 neue dazu, die er nicht in ſich geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in ihm geſchlafen." * Opponirte Wieland hier, ſo hatte ihn der junge Dichter um ſo entſchiedener durch ſeine Briefe über Don Carlos, die zum Theil durch Wielands Recenſion hervorgerufen waren, gewonnen. „Ich habe dieſes Stück," ſchreibt er, ſchon unterm 28. Julius 1788, „welches man eine kritiſche Geſchichte der Geneſis Ihres Don Carlos nennen könnte, mit unbeſchreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geiſtes geleſen: ſie iſt zugleich ein Muſter einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen ſich ſelbſt, dieſe ſo ſcharfſinnig und tiefgedacht, daß wenige Leſer des Don Carlos ſie leſen werden, ohne ſich zugleich belehrt und beſchämt zu finden."

Verlauf der Tage zu Rudolſtadt. Schiller Göthe'n gegenüber.

„Man glaubt hier," fährt Wieland aus Weimar in ſeinem Briefe fort, „Sie amüſirten ſich ſehr gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienſtes, Ihnen dieſen secessum angenehm gemacht zu haben, auf die ſchönen oder doch auf Eine ſchöne Rudolſtädterin. Deſto beſſer "

---

* Schiller bei Fr. v. Wolz. I, 384.

1788 Inzwiſchen war die Stimmung des Dichters in ſeiner Einſamkeit doch oft auch eine trübe, er fürchtete zuweilen einen Cirkel von Fröhlichen durch ſeinen ſchwerfälligen Humor zu ſtören, und ſchrieb an ſeine Freundin Caroline von B. „Die Wandelbarkeit der Laune iſt leider ein Fluch, der auf allen Muſenſöhnen ruht.“ Aber er erwartete von ſeinem neuen Verhältniſſe auch Erlöſung von dieſem Fluche: „Rudolſtadt und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mirs, wie dem Oreſt in Göthens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben: den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas anderes geſezt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten, und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen.“

Einen großen Schmerz erfuhr Schiller in dieſem Sommer durch den Tod ſeiner mütterlichen Freundin Frau von Wolzogen zu Bauerbach. Die treffliche Frau hatte im Frühjahr eine ſchmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überſtanden, ihr Alter aber ſcheint die Folgen nicht ausgehalten zu haben. Wilhelm von Wolzogen, ihr Sohn, hatte die Rudolſtädter noch vor ſeiner nahen Abreiſe nach Paris beſucht; er hatte die größte Hoffnung, ſeine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen geneſen. Nach vier Wochen kam die Nachricht ihres Todes. „Noch ganz betäubt, liebſter Freund," ſo ſchreibt Schiller den 10 Aug. 1788 an den trauernden Sohn, „ſetze ich mich Ihnen zu ſchreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen ſchreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr ſchuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für ſie hegte, ſoll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unſer aller Troſt iſt dieſer, daß ſie durch dieſen ſanften und geſchwinden Tod vielem Leiden entgangen iſt, das ihr unausbleiblich bevorſtand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn ſie ein hoffnungsloſes und martervolles Leben hätte fortleben müſſen..... Laſſen Sie uns das ein Troſt ſeyn, da wir beide fühlen, daß ein ſchmerzvolles halbes Daſeyn ein traurigeres Loos iſt, als der Tod.... Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe." Dann erwähnt er auch noch derjenigen, die er früher ſo oft ſeine gute Lotte genannt hatte: „Beruhigen Sie Charlotten; dieſer Schlag wird ſie ſehr hart getroffen haben."

1788 Warum ſoll es verſchwiegen bleiben, was dem aufmerkſamen Leſer ſich doch aufdringt, daß dieſer Brief von dem ſüßeſten Troſt an den Gräbern der Unſrigen, von der Fortdauer nach dem Tode und dem Wiederfinden der Geliebten in einem andern Leben, ſchweigt? Vielleicht war Schiller nie ſo ferne von jenem Gedanken, als in dieſen Augenblicken, in welchen er mit Geiſt und Empfindung ganz in das Dieſſeits der griechiſchen Welt vertieft war. Aber die ſtarken Geiſter unſerer Zeit, welche nicht nur beſſer wirken, ſondern am Ende gar beſſer lieben zu können glauben, wenn ſie den Ausblick in eine jenſeitige Welt ſich ſind andern verrammeln, dürfen kein Siegesgeſchrei bei'm Anblicke dieſes Bundesgenoſſen erheben. Wir werden ihm in entſcheidenderen Momenten ſeines Lebens begegnen, wo er den Anker ſeiner Hoffnung ſo gut in die Ewigkeit verſenkt, als jeder andre — Chriſt, in Augenblicken, wo er ſich dieſer Ueberzeugung vergebens zu erwehren ſtrebt,* und ſelbſt in ſolchen, wo er ſie mit den Waffen ſeines Tiefſinns zu vertheidigen bemüht iſt. —

Unſre Erzählung naht ſich einem Augenblicke, der entſcheidend für das Leben des Dichters hätte werden können, aber doch nicht geworden iſt. Göthe kam, von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückkehrend, durch Rudolſtadt, und

---

* Ein ſolcher iſt ſchon oben hervorgehoben worden, mit der engl. Bibel.

Schiller ſah ihn im Lengefeld'ſchen Hauſe. „Wie alle rein fühlenden Herzen," ſagt Frau v. Wolzogen, „hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt. Alle unſere erhöhteren, ächt menſchlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Göthe und Rouſſeau waren unſre Hausgötter. Auch floß des erſtern ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, die wir bei unſrer Freundin Frau v. Stein [zu Weimar] kennen gelernt, mit dem Dichter in unſrem Gemüth in Eins zuſammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Rezenſion des Egmont faſt nicht verzeihen können."

Dieſe Beurtheilung des Egmont aber, die i. J. 1788 in der Allgemeinen Literaturzeitung erſchienen iſt, war gerade eine glänzende Probe von dem kritiſchen Talente Schillers, und lieferte den Beweis, wie tief ſein ſchöpferiſcher Geiſt zugleich mit dem Urtheil in die Geiſteswerke Anderer, und zwar der größten Genien, einzudringen vermochte. Ein großer Theil des dort ausgeſprochenen Tadels iſt nicht widerlegt und wohl unwiderleglich.*

Die Freundinnen, die hier alſo ganz auf der Seite Göthes waren, ſahen der Zuſammenkunft beider Dichter mit der höchſten Spannung entgegen. Sie wünſchten nichts mehr als eine Annäherung, die aber nicht erfolgte.

---

* S. auch Hoffmeiſter II, 292—294.

1788. Bei ſeinem entſchiedenen Ruhme und ſeiner äußern Stellung hatten ſie von Seiten Göthes ein Entgegenkommen, von ihrem Freunde Schiller hatten ſie mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen erwartet. Sie ſchoben Göthes Kälte auf ſeine ſchmerzliche Sehnſucht nach Italien: aber ſie hatte wohl einen andern Grund, und Göthe hat irgendwo auch offen geſtanden, daß ihm Schillers damalige Tendenz, wie ſie in ſeinen Hauptwerken und beſonders in ſeinen frühern Dramen ſich dargelegt, nicht behagen konnte, ja, daß ſie ihn abſtoßen mußte, ihn, der auf ſeiner letzten Reiſe vollends bemüht geweſen war, alle äſthetiſchen und ſocialen Paradoxien abzulegen und das Große und Schöne nur in dem Wahren und Natürlichen zu ſuchen.*

So ſtanden ſich alſo die beiden Genien das erſtemal kalt und unzugänglich einander gegenüber. Den Freundinnen Schillers mochte das Athmen dabei vergehen. Endlich gab Göthe doch einiges Zeichen von Intereſſe. Er ergriff das Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthält, und das von ungefähr auf dem Tiſche lag,

---

* Wir müſſen hier aus dem Gedächtniſſe citiren. Die Stelle findet ſich entweder in Kunſt und Alterthum, oder in der Morphologie. Man vergleiche übrigens, um die gegenſeitige Abſtoßung beider Individualitäten bei ihrem erſten Zuſammentreffen recht begreiflich zu finden, Hinrichs vortreffliche und erſchöpfende Parallele zwiſchen beiden Dichtern a. a. O. I, XV – LIII.

ſteckte es, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, ein, 1788.
und bat es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen ſeine Rudolſtädter Freunde ſtimmten ganz mit dem überein, was er ſeinem Körner über dieſe Zuſammenkunft ſchrieb: „Im Ganzen genommen, iſt meine in der That große Idee von Göthe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſanter iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

An dieſe illuſtre Bekanntſchaft reiht ſich eine beſcheidenere, welche indeſſen Schillers Lebensbeſchreiberin zu melden nicht verſchmäht. Auch den Volksfreund Rudolph Zacharias Becker, den Verfaſſer des Noth- und Hülfsbüchleins und Herausgebers des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, der als Rudolſtädtiſcher Hofrath zu Gotha lebte und dort eine Buchhandlung beſaß, lernte Schiller im Lengefeld'ſchen Hauſe kennen. Der merkwürdige und um Deutſchland verdiente Mann faßte eine herzliche Zuneigung zu Schiller, die er der Familie durch die thätigſte Theil-

1788 nahme noch nach dem Tode des Dichters bewies. Der Volksſchriftſteller und der Dichter begegneten ſich in Seelenſtärke, höherem Intereſſe an der Menſchheit, ächter Freiheitsliebe und in ihrer wiewohl höchſt verſchiedenen Wirkſamkeit für die deutſche Nation.

Rückkehr nach Weimar.

Indeſſen kam die Stunde der Trennung heran. An ſeinem Geburtstage, den Schiller mit aller Welt am 10. November feierte, dankte er für den freundlichen Antheil der Schweſtern und ſagt von dem Tage: „Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig ſeyn, weil Ihre Freundſchaft in dieſem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe;... ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken.“

Und nun erſcheint ſchon ein Augenblick, wo die Freundſchaft, die Liebe ihn zur Forderung der Unſterblichkeit nöthigt, und in feierlicher Geburtstagsſtimmung ruft er aus: „Denken auch Sie immer wie heute, ſo iſt unſre Freundſchaft *unzerſtörbar, wie unſer Weſen.*“

Der Scheidende nahm eine Blumenvaſe, eigentlich einen Potpourri, zum Andenken mit. „Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mitgegeben. Adieu! Adieu!“

In Weimar war ſein erſter ruhiger Augenblick (14. November) wieder für die geliebten Weſen, und er ruft ihnen ſein Lebewohl nach Erfurt nach, wohin ſie am Tage zuvor gleichzeitig mit Schiller verreist waren: „Ich kann mir nicht einbilden, daß alle die ſchönen, ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſeyn ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. — Alles iſt mir hier fremd geworden; ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir hier ein abgeriſſenes Weſen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden, aber meine beſten Augenblicke werden doch diejenigen ſeyn, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere, und Plane für den nächſtfolgenden mache.“

In Rudolſtadt wurde er nicht weniger vermißt. Denn Charlotten v. Lengefeld war durch ihn neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen aufgegangen, und auch Caroline v. Beulwitz hatte ſich wieder mehr dem wahren

1788 Genüſſe des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft zugewendet. *

Noch am 14. November eilte Schiller zu Wieland, und fand da vielerlei Dinge vor, die ſeine Gegenwart verlangten, die den Merkur betrafen, und durch welche er in Verbindung mit einem uns unbekannten Plane ** den Freundinnen nahe zu bleiben und ihnen zu gehören hoffte.

Von Herder hörte Schiller, daß er in Rom ſehr aufgeſucht, ſehr geſchätzt werde; der Sekretär der Propaganda, Borgia, der auch Göthen gut kenne, habe ihn einigen Kardinälen als „den Erzbiſchof von Weimar“ vorgeſtellt. Von dieſen Nachrichten war unſrem Dichter die liebſte, daß Herder bald wieder kommen wolle. Göthe war aus dem Miniſterium getreten und hatte alle Geſchäfte abgegeben, doch hieß es, er werde in Weimar bleiben. Man ſprach von ihm, wie Schiller den Freundinnen erzählt, mit ungemeiner Achtung. „Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.“

Unſer Dichter war jetzt ganz mit dem Euripides beſchäftigt. Man klagte in Weimar viel über ihn, daß er ſeiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſe ſitzen ſchaden werde. „Aber ſo ſind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubbs und Cirkels und Caffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich in Rudolſtadt geworden.“ (19. Nov.) „So viele treffliche Menſchen reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleiſts Meinung: Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn.“ (20. Nov.)

---

* Fr. v. Wolz. I, 271 f.

** Wahrſcheinlich ein projektirtes Journal. Vergl. Fr. v. Wolzogen I, 345.

Die Liebe und Freundſchaft hatte ſein Geſelligkeitsbedürfniß, das bei'm Einzug in Leipzig vor drei Jahren noch ſo groß geweſen war, für den Augenblick abſorbirt. Die Schweſtern lobte er, daß ſie ſich durch den Plutarch über dieſe platte Generation erheben, und ſich ſo zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvolleren Menſchenart machen. Die Geſchichte des Königs von Preußen empfahl er ihnen und ſich zum Leſen und verlangte die Gedanken der Freundinnen darüber. Im Momente beſchäftigten ihn Dinge, die „ſein Herz nur flach berührten,“ der Geiſterſeher und dergleichen. Er ſah mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo er ſeine Beſchäftigungen für ſein Gefühl beſſer ſollte wählen können.

1788 Der 22. November war der Geburtstag Lottchens v. Lengefeld. Schiller beſchloß dieſen Tag auf eine gar angenehme und wohlthätige Art. Er genoß in heiterer Stille ſich ſelbſt. Seit ſeiner Rückkehr nach Weimar war er von Arbeiten, die ihm noch gar nicht recht ans Herz wollten, geſpannt und zuſammengedrückt. Dieß war der erſte Tag, wo er ſein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte: er überließ ſich ſüßen dichteriſchen Träumen: alte erwärmende Ideen wachten wieder bei ihm auf. Er war

— in der ſchönern Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluthen der Durſtende trinkt,
Und gereinigt von ſterblichen Schwächen
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.

Dieſe Verſe, mit welchen der Dichter Charlotten v. Lengefeld, „als der Heiligen dieſes Tages,“ dankt,* ſtanden, wie ſein eignes Zeugniß lautet, damals in den Künſtlern. Da ſie von dem Versmaße dieſes Gedichts gänzlich abweichen, und auch nicht einmal den Gedanken nach darin zu finden ſind, ſo ſchließen wir daraus mit Recht, daß jenes Gedicht eine weſentliche Umarbeitung vor dem Druck erfahren habe, und ſie ſind Reliquien der erſten Verſion.

Gegen den Schluß dieſes Monats hatte Schiller Nachrichten von ſeinem Freunde Wilhelm v. Wolzogen aus

---

* Fr. v. Wolz. I, 323.

1788. Paris. „Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten Element gefallen;“ ſchreibt Schiller darüber, „wie klein und armſelig ſind unſre bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen! aber die Einwohner des Monds ſehen ſie gewiß als eine glatte, ſchöne Kugel.* Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleinen Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſeyn. Paris dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein

---

* Dieſer Gedanke iſt die Seele eines Liedes, die ſeitdem ihren ſchönen Leib in einem Gedichte Rückerts gefunden hat, das entſtanden iſt, lang ehe dieſer Dichter Kunde von Schillers Aeußerung haben konnte.

1788 gebildeten Staates ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergang! — Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpekt vor dieſem großen drängenden Menſchenocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben.“ *

Die oben von uns ausgezogenen Ideen ſind ſehr verwandt mit dem, was der Dichter, durch den Umgang mit Moritz aufgeregt, der um dieſe Zeit nach Weimar gekommen war, ein paar Wochen ſpäter, im Dezember, an dieſelbe Freundin, ſchreibt: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod, hat er (Moritz) außerordentlich klare und erwärmende Be-

---

* An Karoline von B. Fr. v. Wolz. I, 327 — 329.

griffe.“* Und noch viel ſpäter hat Schiller jene Gedanken 1788.
in dem Diſtichon zuſammengefaßt:

Vor dem Tod erſchrickſt du! du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen, wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

In dieſen Glauben ſtimmt auch Göthe ein, und das Leben in der Gattung iſt ſeitdem ein unermüdlich beſprochenes Thema und in der neueſten Zeit von den Vertheidigern des Dieſſeits gleichſam als Unſterblichkeitsſurrogat dem Glauben an die individuelle Fortdauer untergeſchoben worden. Mag es die neueſte Theorie damit halten wie ſie will, ſo hat ſie wenigſtens kein Recht, diejenigen, welche an der letztern Ueberzeugung noch feſthalten, für Egoiſten zu erklären, die ſich von dem Wirken für die Gattung losſagen. Derjenige unſres Geſchlechtes, deſſen ganz und gar der Gattung gewidmetes Leben, und deſſen Martertod für die Gattung wenigſtens ſich nicht in Mythe verwandeln läßt, hat darum nicht weniger uneigennützig für ſie gewirkt und gelitten, daß er es nur gethan hat, weil er für eine Gattung unſterblicher Einzelweſen zu leben und zu ſterben das Bewußtſeyn hatte.

Von Göthe iſt es notoriſch, daß er mit ſeiner Begeiſterung für das Gattungsleben den unerſchütterlichſten Glauben an die Monadennatur der Seele verband, und er hat mit Lorenzo von Medici geſagt, „daß alle diejenigen ſen.“* Schiller war unſtreitig in ſeinen Ueberzeugungen ſchwankender, und in der Zeit, als er jene zwei Briefe ſchrieb, wahrſcheinlich dem Glauben an perſönliche Unſterblichkeit ferner als vor und nach; aber doch wollte er ſicherlich ſeinen Gedanken nicht und nie ſo verſtanden haben, als ob das Ganze, der Geiſt der Gattung, das allein wahrhaft Perſönliche wäre, und wie fern er vollends von dem Aberglauben war, in der Menſchengeſellſchaft als Staat ſeinen Gott zu ſuchen und mit dem Staate einen Götzendienſt zu treiben, dafür mögen die nachſtehenden Worte ſeines Novemberbriefes von 1788 an Caroline v. Beulwitz zeugen:

---

* Fr. v. Wolz. I, 344.

„Und dann,“ ſchreibt er, durch ſeine Bemerkungen über Paris weiter geführt, „dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk; der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls; aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der des Gedankens.“*

---

* Eckermann I, 121.

Carl Philipp Moritz, der geiſtreiche und bizarre 1788 bis
Mann, den man ſehr bezeichnend den Schauſpieler eines 178 .
fremden Lebens genannt, nur zwei Jahre älter als Schiller, beſchäftigte die Aufmerkſamkeit des Dichters mehr als vorübergehend, und ihr Einfluß war ein gegenſeitiger. Moritz war, im harten Winter dieſes Jahrs, ohne Geld und Kleider, aus Italien in Weimar angekommen, wo ihn Göthe bei ſich wohnen ließ, und ihm Mittel zur Weiterreiſe nach Berlin verſchaffte. Sein Anton Reiſer, eine Art von Selbſtbiographie in Romansform, war damals etwa zur Hälfte erſchienen. Schiller ſah ihn von Zeit zu Zeit. „Ich kenne ihn,“ ſagt er, „ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig, ich ſchätze ſein Genie; ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde.“ (4. Dez.) Einige Tage drauf fand er ſich von Moritz ſehr angenehm unterhalten, weil ſie auf Schillers Lieblingsideen geriethen: „Von Göthe iſt Moritz nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, *wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen*. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in

---

* Fr. v. Wolz. I, 330.

1788 bis 1789 ſich, wie ſchon ſein Reiſer beweiſt, der einen Menſchen vorausſezt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern. Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſeyn wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Göthe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Göthen nichts, aber ihm." Vier Wochen ſpäter hatte er die Schrift dieſes Gelehrten über bildende Nachahmung des Schönen flüchtig durchleſen. „Das Buch," ſagt Schiller, „iſt ſchwer zu verſtehen, weil es keine feſte Sprache hat, und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraktion in Bilderſprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber es iſt vollgedrängt von Gedanken." Dann tadelt er daraus die übertriebene Behauptung, „ „daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſeyn müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Cirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herab." " „Nach dieſem Ausſpruch," ſagt Schiller, „haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und ſobald auch keines zu erwarten.... Es ſcheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Göthen und allenfalls noch einen, H.. [Herder?] vielleicht; da doch Göthe (von H.. mag ich gar nicht reden) bei dieſen Forderungen ſehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont ſogar unter dieſe vollendeten Produkte, welchen Göthe ſelbſt hoffentlich nicht für vollkommen hält." Es iſt merkwürdig, mit welchen ſcharfen Blicken Schiller dieſes Halbgenie von allen Seiten betrachtet, und den literariſchen Freibeuter bei vielem Guten doch in ihm erkennend, ſich ſeine Fehler recht deutlich macht, um ja nie in dieſelben zu verfallen. 1788 bis 1789.

Außer jenem damals ſchon berühmten Manne ging in dieſem Winter an Schiller auch ſein Landsmann Schubart der Sohn vorüber (11. Dec. 1788), der von Berlin nach Mainz reiste, wo er bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt war. Schiller nennt ihn einen Dichter, aber keinen geborenen, ſonſt einen guten, redlichen Charakter, „der beſonders viel vom ſchwäbiſchen Provinzialcharakter an ſich hat. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Karlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis mit dem König ſoll gut geſpielt worden, und Sr. Maj. ſehr ans Herz gegangen ſeyn." „Ich erwarte nun," fügt Schiller launig hinzu, „alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren."

Dieſer Scherz beweist übrigens, wie ganz er ſich mit ſeinem Poſa identificirt hatte. Daß ſeine Antagoniſten Engel und Ramler als Theaterdirektoren nicht einmal ſo

1788 bis 1789. viel Feſtigkeit beſaßen, um ihren Geſchmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten, und daß Engel den Schauſpielern die Rollen im verhaßten Don Karlos auslegen und einlernen helfen müſſe, daran weidete er ſich.

Vom weitern Umgange mit Geiſtern, die Zeit oder Raum von ihm trennte, findet ſich in Schillers damaliger Correſpondenz auch einige Spur. Er freut ſich auf die Muße, ſich Montesquieus Geiſt der Geſetze recht in den Kopf zu prägen, und bewundert ſeine Kunſt, mit ſteter Rückſicht auf gewiſſe allgemeine Principien, als Grundſäulen ſeines Syſtems, die Reſultate vieler Lekture und eines philoſophiſchen Denkens in kurze geiſtreiche Reflexionen voll Gehalt zuſammenzudrängen. An Oſſians Geiſt wird die feine Beſcheidenheit, und das leichte Hinſchweben über die eignen Thaten, die er uns nur in den Folgen merken läßt, gerühmt. Von Zeitgenoſſen liebt Schiller Jakobi's (des Dichters) niedliche und ſanfte Seele, deſſen edler Charakter in Alles einfließt, was er hervorbringt. Gibbons Genie und kräftiger Pinſel läßt ihn doch die ſchöne Leichtigkeit der Franzoſen vermiſſen, und er findet in ihm die Kürze der Alten etwas affektirt.

Faſt ſcheint es, Schiller habe die Annäherung an Göthe geſcheut, als drohete auch ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit von ihr eine Gefahr. An einem Tage, wo er ſich viele Beſuche vorgenommen hat, will er endlich auch (12. Dec.) zu Göthe gehen: „Göthe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte.“ Aber am 28. December hatte Schiller den großen Meiſter doch erſt einmal beſucht. 1788 bis 1789.

Sonſt ſind ſeine Briefe voll Klagen über die entſetzliche Kälte, von welcher die alten Leute noch auf den heutigen Tag zu erzählen wiſſen. „In dieſem grimmkalten Winter,“ ſchreibt er an Lottchen (11. Dec.), „habe ich Sie ſchon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie ſich in Ihr Zimmer einſperren laſſen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewiſſermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die ſchönen Berge werden jetzt traurig um Rudolſtadt liegen, aber auch in dieſer traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich ſie nur vor meinem Fenſter hätte! Mir macht dieſes winterliche Wetter mein Zimmer und meinen ſtillen Fleiß deſto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, deſto weniger empfinden.“

Arbeiten. Euripides. Der Geiſterſeher.

Dieſer ſtille Fleiß übte ſich mit Luſt und Wärme an der Ueberſetzung des Euripides, mit einiger Winterkälte

1788 bis am Geiſterſeher, dem er, noch im December, „kein großes
1789. Intereſſe abgewonnen hatte.“ „Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen,“ ſpricht er, „und ein großer Theil davon kommt auch auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften! Bei dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch dieſe Aehnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform! Oft iſt die Ausführung ſo, daß kein anderer Dichter ſie beſſer machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Leſen ginge ſie noch an; aber ſie überſetzen zu müſſen, und zwar gewiſſenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiſte Mühe. Im nächſten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu leſen bekommen. Wieland gebe ich eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in den Merkur; das iſt aber erſt gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eines der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopfe gegangen ſind.“ (4. Dec.)

Seine Arbeit am Geiſterſeher führte ihn auf allgemeine Gedanken über den Roman und das Drama: „Der Vorzug der Wahrheit, den die Geſchichte vor dem Roman voraus hat, könnte ſie ſchon allein über ihn erheben. Es fragt ſich nur, ob die *innere* Wahrheit, die ich die philoſophiſche und Kunſtwahrheit nennen will, und welche in

1788 bis 1789.

ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth hat, als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes wichtiges Faktum für den Menſchen, und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſeyn muß. Man lernt auf dieſem Wege die Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung, und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter; aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt.“

Wie viele Gedanken mußte Schiller erobern, welche die Erben ſeines Nachdenkens jetzt längſt beſitzen und genießen!

Gegen Mitte Januars 1789 wich die grauſame Kälte, und Schiller ſchrieb am 26. dieſes Monats: „Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und, nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer

1788 bis 1789. von faſt vierzehn Tagen, wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig." Die liebliche Luft und der geöffnete Boden verſetzte ihn in den Rudolſtädter Sommer zurück, und jetzt erſchien ihm ſelbſt die Beſchäftigung mit dem Geiſterſeher, die früher ſein Inneres nur oberflächlich berührt hatte, wenigſtens momentan als eine angenehme. Da entſtand jenes ganz in Kant getauchte philoſophiſche Geſpräch, welches er damals nöthig zu haben glaubte, um die freigeiſteriſche Periode, die er ſeinen Prinzen durchwandern ließ, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. „Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn *Gott*[*] *bewahre mich*, *daß ich ganz ſo denken ſollte*, wie der Prinz *in der Verfinſterung ſeines Gemüths*); auch glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch die Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen,

---

[*] Derſelbe Gott, den das Syſtem des Prinzen entbehren zu können glaubt: „Meine Moralität und Glückſeligkeit bedürfen nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine perſönliche Fortdauer — alſo keiner Religion." Schiller hat übrigens dieſes Syſtem hauptſächlich dadurch verdammt, daß er ſeinen Bekenner verzweifeln und — katholiſch werden läßt.

1788 bis 1789. werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern; aber dieß muß zugleich ſo beſchaffen ſeyn, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſeyn ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden).... Sie ſehen, daß ich Alles anwende, *um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.*“

Drei Dinge lehrt uns dieſer Brief: daß es zu viel behauptet iſt, wenn man ſagt, die Anſichten des Prinzen ſeyen damals auch *beinahe* die Anſichten Schillers geweſen; daß das Ideal der ſchönen Betrügerin im Geiſterſeher *nicht* von der Fräulein Julie von A. in Dresden entlehnt war, wie vermuthet wird; und daß dieſer Geiſterſeher nicht Schillers volle Liebe hatte.

Das letztere erhellt noch deutlicher aus einer andern Briefſtelle (12. Febr. 1789), in welcher zwiſchen „einem Roman oder einer Erzählung, wo man jedem Schritte, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht,“ und „dem Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt,“ unterſchieden wird.

1788 bis 1789 „Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delikateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen."

Nach dieſen Aeußerungen wird man ſich nicht mehr wundern, daß der Roman, der eine Art von pſychologiſchem Räthſel war, das ſich der Dichter aufgegeben, von Schiller nicht vollendet worden iſt.* Dieſe Dichtung ſchildert uns eine religiöſe Verirrung auf einem Wege, den die Geſchichte des menſchlichen Herzens, wenn je, gewiß nur ausnahmsweiſe betreten hat, mit einem Hokus pokus, der uns jetzt, wo jeder Phyſikant viel glänzendere Kunſtſtücke machen könnte, etwas armſelig erſcheint. Hoffmeiſter hat dieſelbe ſorgfältig zergliedert,** und vergegenwärtigt ſich, in dem Gemälde der Jugendzeit des Prinzen, Schillers eigenen, in früheren Jahren erduldeten Religionszwang und jene Erziehung, in welcher er auch den ſpaniſchen Prinzen aufwachſen läßt. Geiſtesunmündigkeit, Befreiung von der Autorität, Zweifelſucht, ſittlich-religiöſer Unglaube und endlich Aufgeben ſeiner ſelbſt bei innerem Unfrieden und äußeren Bedrängniſſen jeder Art ſind die Perioden dieſer

---

* Er erſchien zuerſt Leipz. 1789.

** II, 18 — 34.

1788 bis 1789.

tragiſchen Geſchichte. Der Kritiker glaubt, daß Schiller in ſo fern eine neue Gattung des Romans durch den Geiſterſeher aufgebracht, als das Wunderbare, Geheimnißvolle, Unbegreifliche, worin ſich die Geſchichte bewegt, als ein Symbol des Ueberſinnlichen behandelt iſt. Auch hat dieſer Roman nicht nur eine, keineswegs unbedeutende Fortſetzung (durch E. F. Follenius), ſondern in einem Jugendwerke eines unſrer größten lebenden Dichter, dem William Lovell (1795), einen gattungsverwandten Nachfolger erlebt. Und Ludwig Tieck verſichert uns, daß der Geiſterſeher der Torſo eines vortrefflichen Romans ſey. Mit dieſen Zeugniſſen möge er hier beruhen.

Die Profeſſur in Jena. Verlobung. Heirath.

Schon in Rudolſtadt im Freundesumgange, war unter den verſchiedenen Zukunftsplanen Schillers auch eine Profeſſur der Geſchichte zur Sprache gekommen; ſie paßte zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten (ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande war im Erſcheinen) wie zu ſeinen Vorſätzen, und die äußern Umſtände waren der Ausſicht, eine ſolche zu erhalten, nicht ungünſtig. Jetzt führte der Abgang Eichhorns von Jena nach Göttingen die Möglichkeit näher herbei, und Schiller gab (28. Dec.) ſeinen Freundinnen eine Nachricht, welche leider eine ſeiner

1788 bis 1789 ſchönſten Hoffnungen, die Rückkehr zu ihnen, für eine Zeit lang zu Grunde richten ſollte. „So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln laſſen; und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich nicht gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher ſondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unſern Herzog nach Gotha geſchrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es ſchon in Koburg, Meiningen und Hildburghauſen, und iſt vielleicht in drei Wochen entſchieden.“ Schon vor einigen Tagen hatte ihm der nachmalige Geheimerath von Voigt die ſchriftliche Erklärun der Regierung mitgetheilt, daß Schiller ſeine Einrichtun machen möchte, weil alles ſo gut als im Reinen ſey. „Alſ die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mi träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer i auch fort; und dieß Alles ſoll mir ein heilloſer Kathede erſitzen!.... Ich rechne darauf, daß Sie mir in dieſem Sommer eine himmliſche Erſcheinung in Jena ſeyn werden weil ich das erſte Jahr zu viel zu thun und zu leſen hab um noch etwas Zeit für die Wünſche meines Herzens übri zu behalten. Dafür verſpreche ich, die folgenden Jah Ihnen dieſen Liebesdienſt wett zu machen. Iſt für mi nur erſt ein Jahr überſtanden, ſo liegt ſichs alsdann i Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei.“

Göthe war in dieſer Sache überaus gütig geweſen, und zeigte viel Theilnahme an dem, wovon er glaubte, daß es zu Schillers Glück beitragen würde. Von Knebel, der unſern Dichter nicht ſonderlich anzuziehen ſchien, meldet er, „daß derſelbe vermuthlich juſt, als er es von Göthe erfuhr, in ſeiner theilnehmenden Laune geweſen;“ — „denn ich höre, daß es ihn ſehr freuen ſoll. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Beſten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit! In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier, wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand; und habe ich erſt meine Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.“ Doch — „mit den dortigen Menſchen,“ ſchreibt Schiller am 4. Jan. 1789, „denke ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.“ 1788 bis 1789.

Unter ſolchen Hoffnungen und Sorgen kam das Frühjahr heran, und im April ſchickte der Dichter den 1789.

1789 Schweſtern ein Exemplar von ſeinem philoſophiſchen Doktordiplom, damit ſie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn ſie ihn in einem ſo lateiniſchen Rocke erblickten. „Uebrigens iſt es ein theurer Spaß, denn er koſtet mir 50 Thaler."

In demſelben Monate erſchien **Bürger** auf einig Tage zu Weimar und Schiller war viel in ſeiner Geſellſchaft. Sein erſtes Urtheil über dieſen Dichter iſt nich ohne Vorurtheil und legte, wie es ſcheint, den Grund z ſeinem letzten. Er heißt ihn zwar einen geraden, gute Menſchen, findet aber in ſeinem Aeußern und in ſeinem Umgange nichts Anziehendes. Auch in dem letztern verliere ſich, wie in ſeinen Gedichten, der Charakter der Popularität zuweilen ins Platte. „Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslamp herabgekommen zu ſeyn. Der Frühling ſeines Geiſtes i vorüber, und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen." Doch verſchmähte unſer Dichte nicht, einen kleinen Wettkampf mit Bürger einzugehen, den wir die Ueberſetzung der Stücke aus Virgils Aeneide i freien Wielandiſchen Stanzen verdanken, und Bürgers Urtheil über Stolbergs Schwachſinnigkeit in Betreff der Götter Griechenlands acceptirte er mit Beifall. „Noch ei Fremder iſt hier," fügt Schiller der Erzählung über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeiſte Reichardt aus Berlin. Er komponirte Göthens Claudin von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe ſeine Bekanntſchaft ausſtehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf ſeiner Hut ſeyn." 1789.

Den letzten Brief an ſeine Freundinnen in Rudolſtadt ſchrieb Schiller unter dem Rollen des Donners am 30. April; in der andern Woche reiſte er ab mit ſchwerem Abſchiede von den ſchönen, freundlichen Muſen, denen er auf zwei oder drei Jahre, um ſich ſeines Fachs zu bemächtigen, abſterben zu müſſen glaubte, und deren weiblich rachſüchtiges Gemüth — wie er ſcherzend ſprach — ihm Sorgen machte.

Am 4. Mai hatte er ſchon eine Vorleſung in Jena gehalten.* Sein Lehramt begann unter günſtigen Auſpizien; über vierhundert Zuhörer ſtrömten herbei und machten ihm Muth; ſeine Stimme hielt ſich gut und füllte den Hörſaal ohne Anſtrengung aus. Die erſten Briefe athmeten Zufriedenheit mit der neuen Lage und die Freunde in Rudolſtadt hatten alle Urſache, ſich der Stellung des theuren Mannes im äußern Leben zu erfreuen. Auch die Anerkennungen von außen mußten ihn ermuthigen: Hufeland brachte ihm von einer großen Reiſe Empfehlungen

---

* Fr. v. Wolz II, 10. Wenn dieß Datum richtig iſt, woran kaum zu zweifeln, ſo irrt Hoffmeiſter II, 137, wenn er behauptet, daß Schiller ſeine Vorleſungen erſt gegen Ende Mai's eröffnet habe.

1789 aus Berlin, ja ſelbſt von Kant aus Königsberg; Gedike „der Univerſitätsbereiſer“ gedachte ſein; Engel ſchien ihm gewogener zu werden. — Mit dem Griesbach'ſchen Hauſe kam er in genaue Verbindung. „Ich weiß nicht,“ ſchreibt er, „wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er ſcheint es mit mir recht ſehr gut zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gerne mit ihm.“ In den Häuſern von Schütz und Reinhold lebte er, was in Beziehung auf den letztern wie eine Ahnung klingt, „noch in den Flitterwochen, und ließ ſich ſchöne Dinge ſagen.“ Nur das Frauenzimmer zu Jena ſchien ihm wenig zu taugen; das hübſcheſte Geſicht auf einem Ball war auch das leerſte und ſeelenloſeſte.

Im Ganzen fühlte Schiller ſein Leben hier anfangs behaglicher als zu Weimar, das Gefühl zu Hauſe zu ſeyn machte ihm ein ungewohntes Vergnügen, und, weil zu einem Ganzen gehörend, hing er auch mit der umgebenden Welt mehr zuſammen. Er las nur zweimal in der Woche, Dienſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr, in Griesbachs Auditorium, und gewann zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſcher Arbeit fünf unentbehrliche Tage.

Im Julius ſahen den Dichter die geliebten Freundinnen von Rudolſtadt auf der Durchreiſe nach Lauchſtädt eines Abends zu Jena in Griesbachs Garten. Aber es war für ihn nur ein Traum und kein ganz fröhlicher, denn nie hatte er der Schweſter Carolinens ſo viel ſagen wollen und weniger geſagt. Er ſchickte ihr deßwegen nach Lauchſtädt (24. Juli) eine unterdrückte Stelle ſeines Don Carlos nach: 1789.

— Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergiebt: dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären!*

Nach der Entfernung der Geliebten erſchien ihm auch auf einmal ſein Daſeyn in Jena als ein freudenloſes, zu deſſen Ertragung unglaublich viel Muth gehörte: „Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an einer beſeelenden Berührung, und, durch keinen Gegenſtand um

---

* Fr. v. Wolz. II, 18. In einem Brief an Humboldt (1. Febr. 1796) citirt Schiller dieſes Apokryphon ſo:

— O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und Ganzes wieder ſcheint
[l. und ganz es wiederſcheint.]

1789 mich der geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.“

Ein halbverabredeter Beſuch Schillers in Lauchſtädt, wohin die Schweſtern eine Freundin zur Badekur begleitet hatten, fand unmittelbar nach Ankunft dieſes Briefes Statt. Der Plan mit ſeinem Freunde Körner in Leipzig zuſammenzutreffen, gab den Schein der Abſichtsloſigkeit. Ohne Zweifel war Caroline v. Beulwitz der gute Genius, der wirkſam war, den Augenblick herbeizuführen, der den liebenden Herzen das Geſtändniß ablockte. Ein langes, ſchmerzhaftes Stillſchweigen brach endlich. Charlotte v. Lengefeld bekannte dem Dichter ihre Liebe, und verſprach ihm ihre Hand.

Der Schritt war ohne Wiſſen von Lottchens Mutter geſchehen; um ihr nicht unnöthige Sorge zu machen, ſollte ſie es nicht eher erfahren, als bis ein kleiner, fixer Gehalt Schillers Exiſtenz in Jena geſichert hätte; dieſen aber erwarteten die Liebenden mit Zuverſicht vom Herzoge von Weimar. „Meine Schweſter,“ — ſo rechtfertigt Schillers Schwägerin den Schritt — „fühlte die Unmöglichkeit ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das ſich ankündigte, war ſie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle ſeine Hoffnungen für das Leben hingen an dieſer Ausſicht. Bei unſern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Anſprüchen an äußern Glanz, ſah ich eine ſorgenloſe Zukunft für meine Schweſter, und freute mich lebhaft der

Hoffnung auf ein öfteres Zuſammenleben mit meinem 1789 Freunde, in einem ſo nahen Verhältniſſe.“

Ein Ausflug nach Leipzig, um wirklich mit Schillers Freunde Körner zuſammenzukommen, wurde von den Verlobten, mit der dritten im Bunde, Caroline v. B., ausgeführt. Sie fühlten bei dieſem flüchtigen Zuſammenſeyn, wie würdig dieſer Mann war, des Dichters Freund zu ſeyn, und wurden auch ihm ſehr werth.

Zu Leipzig ſcheint in Schillers Ohr die erſte Kunde von den lauteren und erſchütternden Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution gedrungen zu ſeyn. Ein Bekannter las den Freunden mit Enthuſiasmus den Sturm auf die Baſtille vor. In jenem Augenblicke erſchien „dieſe Zertrümmerung eines Monuments finſtrer Deſpotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei;“ die Frauen überließen ſich dem Ausdruck der Freude, und das eben geſchloſſene Herzensbündniß des Dichters ſchien ein Strahl der Morgenröthe zu erhellen, die, eine Sonne von Licht und Heil verſprechend, wie auf die Beſchwörungsformel Poſa's, am Horizonte des Völkerlebens zu leuchten begann. Nur Schiller ſelbſt blieb ernſt, und ſeine Anſicht dieſer Begebenheiten war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzoſen für kein Volk, dem ächt republikaniſche Geſinnungen eigen werden könnten, und auch ſpäter, wenn ſich ſeine Freundinnen des Geiſtes und der ſchönen Reden der Nationalverſammlung erfreuten, äußerte er, es ſey

1789 unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen etwas vernünftiges beſchloſſen werde. *

Die Liebenden ſchieden unter Schillers Verſprechen, die Ferien in Rudolſtadt zubringen zu wollen. In den glücklichen Briefen des Dichters an Charlotte herrſcht jetzt das zutrauliche Du, und giebt ihnen eine Farbe wohlthuender Sicherheit. „In einer neuen, ſchönern Welt ſchwebt meine Seele,“ ſchreibt er (25. Aug.), „ſeitdem ich weiß, daß du mein biſt, theure, liebe Lotte, ſeitdem du deine Seele mir entgegen trugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe dir unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von dir entfernen ſollte. O du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſerer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich ſie hören. Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Uebergang!“

Lottchen ſah, mit der Genügſamkeit weiblicher Seelen, ruhig der Zukunft entgegen; das aber vermochte der glühende Schiller nicht. In ungebornen Fernen blühten ſeine

---

* Fr. v. Wolz. II, 23, 61, 65

Freuden, die Gegenwart um ihn her war leer und traurig, 1789 und nur der glückliche Wahnſinn der Dichtkunſt vermochte ihn ihr zu entreißen.* Aber ſelbſt die Liebe konnte aus der Seele des Dichters die Spekulation nicht verſcheuchen, die ihm nicht ſelten, ſeit er Kantianer geworden, ſelbſt den Naturgenuß ſtörte, obgleich „Lottchens Liebe, wie eine Glorie um ihn ſchwebend, wie ein ſchöner Duft ihm die ganze Natur überkleidet hat." „Ich komme von einem Spaziergange zurück," ſagt er am Abend des 12. Septembers. „Nie hab' ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur." Wir wiſſen, wie ſtehend dieſer Gedanke in Schillers Seele geworden iſt.** Dießmal aber entzückte er ihn, während er den Leſer vielleicht niederſchlägt; denn er ſagte ſich: „Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe geleſen." Aber auch der Natur giebt er wieder ihre Ehre. „Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und

---

* A. a. O. II, 25.

** Ein Jahr ſpäter äußerte er ganz daſſelbe gegen ſeinen Landsmann Conz. S. Hoffm. II, 277.

1789. immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren in der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innrer und äußrer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. — Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.“

Wie wenig ſentimental war die wahre Liebe in der ſtarken Seele des Denkers und Dichters! Sie ſtörte ihn nicht in den grübelnden Forſchungen ſeines Idealismus; ſie führte ihn nur noch tiefer hinein, und die Unterhaltung über die Reſultate ſeiner Spekulation bietet er in den erſten Liebesbriefen vertrauensvoll der Braut ſtatt Kuß und Umarmung!

1789. Seine Vorleſungen aber durcheilte er auf den Fittigen der Liebe, je näher es der Vakanz zuging. „Meine Studenten freuen ſich ordentlich wie ſchnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre.“

Die Antrittsrede über das Studium der Univerſalgeſchichte, womit Schiller ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in Jena eröffnet hatte, erſchien im Novemberhefte des Deutſchen Merkurs.

Die Ferien führten ihn endlich der heimlichen Braut in die Arme nach Rudolſtadt; er bezog ſeine Wohnung in Volkſtädt wieder, brachte Morgen und Nachmittage im Lengefeld'ſchen Hauſe zu, arbeitete an ſeinen Vorleſungen, an der Thalia, am Geiſterſeher, und durchſchweifte in Erinnerung und Hoffnung die herbſtliche Gegend,* nicht ſelten von den Schweſtern und ebenſo oft von poetiſchen Stimmungen und Planen begleitet.

Das Ende Oktobers rief ihn nach Jena zurück, und „Briefe, der Troſt getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.“ Sein Kopf war heiter; er ſpürte den Muth in ſich um auszudauern. Aber allmählig fühlte er, in Beziehung auf die alles Andre verſchlingende Hoffnung, auf ſeine Vereinigung mit Lotte, doch immer drückender das Ausſichtsloſe

---

* Hoffmeiſter ſetzt die Beſuche auf der Schwarzburg und in Paulinzelle in dieſe Zeit. Es iſt nicht zu entſcheiden.

1789 ſeiner Lage. „Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden,“ ruft er der Geliebten am 10. Nov. 1789 zu; „ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren, mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind! Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine jenaiſche Profeſſur nieder.“ Der Coadjutor, der berühmte Carl Theodor v. Dalberg, nachmals Primas und in der Napoleoniſchen Zeit Großherzog von Frankfurt, Bruder von Wolfgang Heribert, der edle Mäcen deutſcher Talente, ſcheint damals nur erſt unbeſtimmt von Schillers Unterſtützung geſprochen zu haben. Schiller dachte darum auch daran, im Preußiſchen etwas anzuſpinnen, oder nach Wien zu gehen, mit der Abſicht, dort etwas durchzuſetzen. „Wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten!“ Der Coadjutor, meint er, könnte ihm in Mannheim, bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg, ein Etabliſſement verſchaffen. „In Mannheim,“ ſagt er zu beiden Schweſtern gewendet, „würde ich Sie auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin.“ 1789.

Das letzte Wort in dieſer Stelle macht uns ſtutzen. Die ruhige Neigung zu Margaretha Schwan, die heiße, aber ſchuldloſe Jugendliebe zu Lotte v. Wolzogen kann er doch nicht mit jenem ehrenrührigen Namen brandmarken. Welche Thorheiten hätte ihn auch dieſe oder jene Liebe begehen laſſen? Offenbar ſpielt Schiller hier auf Verirrungen an, die uns unbekannt ſind, die der Welt verſchwiegen geblieben ſind, und nur er ſelbſt, der ſittliche Menſch voll Wahrhaftigkeit, der Braut nicht verſchweigen wollte.

An ſeinem Geburtstage, d. h. dem 10. November,* wo er alles dieſes ſchrieb, hatte er ſein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was ihm „doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegner, als der junge Profeſſor; er retirirte ſich gleich wieder.“

---

* Schiller irrte mit Jedermann. Wir werden urkundlich in den Nachträgen zu dieſer Schrift nachweiſen, daß der 11. November ſein Geburtstag war, nicht der 10te.

1789 Jenem drohten nun auch gar Händel mit dem akademiſchen Senate. Schiller war, *ohne allen Gehalt*, nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern nur der Philoſophie berufen, was er bisher nicht gewußt hatte. Man hätte meinen ſollen, er ſey implicite auch jenes geweſen. Aber der Titular des erſtern Faches klagte, und der Pedell riß den Titel ſeiner Rede von dem Buchladen weg, wo er angeſchlagen war. „Welche Erbärmlichkeiten!“ ruft Schiller entrüſtet; aber er war doch entſchloſſen, ſo lächerlich ihm dieß Verhältniß war, ſich nicht zu viel geſchehen zu laſſen. Dieſe elende Zänkerei (die inzwiſchen beigelegt worden zu ſeyn ſcheint) verdarb dem Dichter Laune und Freude. Die ſtille, ruhige Seele ſeiner Braut wirkte übrigens wohlthätig auf die ſtürmiſchen und wechſelnden Vorſtellungen von ſeiner Lage; „ein Hauch der Liebe und Freude beſchwichtigte überhaupt in ſeinem Gemüthe alle widrigen Gefühle bald,“ und er hoffte das beſte auch für ſeine äußre Lage, von Lottchens und der Mutter Reiſe nach Weimar.

Der Herzog ſagte auch wirklich einen Jahresgehalt von 200 Reichsthalern für eine außerordentliche Profeſſur, ſo wie es die Umſtände erlaubten, mit vieler Bereitwilligkeit und auf eine Weiſe, die den Dichter innig rührte, zu; und nun wandte ſich Schiller mit einer edeln und offenen Erklärung an Frau v. Lengefeld, aus Jena vom 18. Dezember 1789, und legte das ganze Glück ſeines Lebens in ihre Hände. „Ich habe,“ ſagt er, „nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer 1789. Tochter; und glücklich wird ſie durch mich ſeyn, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, habe ich in Lottchens Herzen geleſen.“

Bei dieſer ganzen Verhandlung war eine edle Weimaranerin, Freundin beider Verlobten, Frau v. Stein, hülfreich. Durch ſie erfuhr die Mutter, daß der Coadjutor, gut machend, was ſein Bruder an Schiller geſündigt hatte, dem Dichter, ſobald er Churfürſt würde, einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit dabei überlaſſen wollte.

Die alſo beruhigte Mutter ſagte zu, und der Vereinigung der Liebenden ſtand nichts mehr im Wege.

Die letzten Monate floßen dem Dichter in heiterer, hoffnungsvoller Sehnſucht dahin. Während des Weimarſchen Aufenthaltes ſeiner Braut machte Schiller auch die erſte, ſogleich freundliche, doch vorerſt nur vorübergehende Bekanntſchaft Wilhelms v. Humboldt, an deſſen zweite Begegnung im Jahr 1792 ſich eins der innigſten Lebensverhältniſſe knüpfte.* Humboldt führte Caroline v. D. heim, die Freundin der Lengefeld'ſchen Schweſtern, welche ſie nach Lauchſtädt ins Bad begleitet hatten. Auch dieſe Verbindung hatte ſich in Weimar entſchieden. Durch die neue

---

* Hiernach iſt aus Humboldts Briefwechſel mit Schiller S. 3 die Angabe der Fr. v. Wolz. II, 58 zu beſchränken.

1789 Freundin hatte Schiller zuerſt die große Zuneigung des Coadjutors zu ihm erfahren, auf welche wir ihn ſchon früher und jetzt am meiſten bauen ſehen. Schiller nennt ſie Lottchens zweite Schweſter.

Von literariſchen Arbeiten legte unſer Freund damals großes Gewicht auf die Abhandlung vor den Memoiren über Völkerwanderung u. ſ. w., eine Arbeit, die ihm Anfangs nichts verſprach, unter der Feder aber ſich in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes ſo veredelte, daß er noch nichts von dieſem Werthe gemacht, noch nie ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen zu haben glaubte.*

Die Freunde waren in Hoffnung glückſelig und dachten ſich ſchon bei ihrem edeln Beſchützer Karl v. Dalberg in der ſchönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Wilhelm v. Humboldt wollte ſich auch in der Nähe feſtſetzen und Caroline v. B. ſich oft mit den Freunden in Beſuchen vereinigen. Dalberg (kam er nach Weimar? war es in Erfurt?) hörte dieſen Träumen oft lächelnd zu, dann ſprach er mit verfinſterten Zügen: „Kinder, denkt euch nichts Gewiſſes! Ein Sturm kann das Alles umſtürzen!“ Der Staatsmann ahnte die Zerſtörung des Friedens und ſeiner Ausſichten.**

---

* Fr. v. Wolz. II, 39.

** A. a. O. II, 60.

In dieſem Winter wurde Kotzebue's Menſchenhaß und 1789. Reue als Neuigkeit zuerſt in Weimar gegeben. Schiller kannte das große Publikum und prophezeite dem neuen Poeten viel Glück. Zu derſelben Zeit lernten die Freundinnen in Weimar auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, deſſen Perſönlichkeit ganz mit ſeiner Poeſie im Einklang ſtand. So hat der Verfaſſer dieſer Biographie den hohen Greis auch noch an ſeinem Lebensabende gefunden (im Herbſt 1825), ernſt, gefühlvoll und doch kräftig, keine Spur von jener weibiſchen Schwäche und Charakterloſigkeit, welche Göthen von den Empfindſamen ſagen machte, daß er nie etwas auf ſie gehalten, und daß, kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen aus ihnen werden.

Salis brachte ein Schreiben Wolzogens aus Paris, das Schillers Ahnungen beſtätigte. Die Greuelſcenen hatten begonnen; die Freude der Schweſtern über den Sturm der Baſtille ward ſchrecklich niedergeſchlagen, und ſie mußten für die Exiſtenz ihres Freundes zittern.

Was ihnen in der Nähe wehe that, war, daß noch immer kein Verhältniß zwiſchen Schiller und Göthe entſtehen wollte, ſo wohlwollend der letztere in allen „realen" Beziehungen gegen jenen ſich zeigte.

Göthe ſelbſt hat ſich lange Zeit nach Schillers Tode ohne Rückhalt über ſein damaliges Verhältniß zu dem Dichter folgendermaßen ausgeſprochen:* „Nach meiner

---

* Morphologie I. Th., 1. Heft, S. 90 ff.

1788. Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutſchland vorgefallen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten, ich nenne nur Heinſes Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte.* Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was ſie unternommen und geleiſtet, denn der Menſch kann ſich nicht verſagen, nach ſeiner Art wirken zu wollen....; das Rumoren aber im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen eitel verloren zu ſehen; die Gegenſtände zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt.... Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz

---

* Hiernach iſt das frühere Citat aus dem Gedächtniſſe zu berichtigen.

1789. Moor eingeklemmt. Moritz beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen. Ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir nahe ſtanden, lehnte ich ab.“

Sie kamen doch zuſammen. Gut Ding brauchte lange Weile. —

1790. Das neue Jahr, das dem Bräutigam den Hofrathstitel aus Meiningen brachte, war erſchienen, und am 20. Februar* 1790 wurde Schiller ganz in der Stille mit Charlotte v. Lengefeld in der Kirche von Wenigenjena durch den Paſtor Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolſtadt gekommen und freute ſich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Ehe Schiller kopulirt wurde, fragte ihn der Prediger, welches Formular er bei der Trauung gebrauchen ſollte. „Das alte, das gewöhnliche“ — erwiederte der Dichter — „mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde.** Meine Schwiegermutter wird dabei ſeyn,

---

* Schiller ſelbſt giebt den 22. Febr. an. (Boas II, 455.)

** Zum fünften wollen wir auch hören das Kreuz, das Gott auf den ehelichen Stand gelegt hat. Alſo ſprach Gott zum Weibe: .... Du ſollt mit Schmerzen Kinder gebären. .... Und zu Adam ſprach er: ..... Verflucht ſey der Acker um deinetwillen, mit Kummer ſollt du dich darauf

1790. und der iſt unſtreitig das alte Formular das liebſte.“ Gewiß verſteckte ſich hinter dieſe zarte Aufmerkſamkeit das eigene Gefühl des Dichters, das in einem der heiligſten Augenblicke des Lebens über alle Erwerbniſſe der Philoſophie den Sieg davon trug, und in Einfalt ſich zum Glauben der Väter flüchtete. —

In dem Augenblicke, wo Schiller mit ſeiner Braut an den Altar tritt, vergegenwärtigen wir uns ſeine Geſtalt, geleitet von der vertrauten Freundin, welche die Promneſtria dieſes Bundes war und dem geliebten Schwager auch damals zur Seite ſtand. Sie ſchildert ihn am Schluſſe ihrer Biographie in folgenden Worten:*

„Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Geſtalt, mit etwas militäriſcher Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, gab ſeiner Erſcheinung etwas Edles, dem ſelbſt die Schüchternheit wohl anſtand. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem ſchlanken, etwas ſtarken Halſe; die hohe, weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwiſchen breiten Schultern wölbte ſich die Bruſt; der Leib war ſchmal, und Füße und Arme ſtanden zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr ſtark als ſchön und ihr Spiel mehr energiſch als graziös.

---

nähren dein Leben lang. Dorn und Diſtel ſoll er dir tragen, und ſollſt das Kraut auf dem Felde eſſen. Alte lutheriſche Agende.

* Fr. v. Wolz. II, 290 ff.

Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden zwiſchen blau 1790. und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbraunen, warf nur ſelten und im Geſpräche belebt, Lichtfunken; ſonſt ſchien er, in ruhigem Schauen, mehr ins eigne Innre gekehrt, als auf die äußern Gegenſtände gerichtet, doch drang er, wenn er auf andre fiel, tief ins Herz. Seine Naſe war gebogen und ziemlich groß, ein etwas unſanfter Uebergang an der Spitze ſichtbar; ſein Haar, lang und fein, fiel ins Röthliche; die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht; das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte beſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in ſeinem lauten Lachen, das ſich verbergen zu wollen ſchien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff ſie, wenn er ſelbſt gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom ſchwäbiſchen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläßiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt feſter. Seine Kleider waren einfach, aber gewählt, beſonders viel hielt er auf feine Wäſche. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, ſeit er, was frühe geſchah, auf ſich zu achten anfing, zuwider.“

Philoſophiſche Fortbildung.

1785 bis 1789. Ehe wir den dreißigjährigen Dichter ins häusliche Leben begleiten, ſey abermals ein Blick in ſein Inneres geworfen, wo die produktive, die eigentliche Dichterkraft in dieſer Periode zu ruhen ſchien,* und das ſpekulative Denken in voller Thätigkeit war. Daß er ganz auf dem Wege nach der kritiſchen Philoſophie ſich befand, haben wir aus einzelnen ſeiner Aeußerungen, aus Stellen ſeiner Werke hinlänglich geſehen. Hier und da, wo ſich ſein Geiſt ſelbſt im Denken als Erfinder zeigte, überſprang wohl auch ein Ideenblitz die Stadien dieſer Bildung, und die Ahnung des Schülers eilte ſelbſt dem ſyſtematiſchen Gange des Meiſters voraus. Solche Fulgurationen ſeines Geiſtes hat ſowohl Hoffmeiſter in ſeinem Werke, als auch der Verfaſſer dieſer Schrift herausgefunden und hervorgehoben. Wenn man aber darum den Dichter als Denker, nicht in der Potenz, ſondern in der Wirklichkeit ſeiner Leiſtungen, zum Meiſter ſtatt zum Lehrling machen, und Kant, dem Philoſophen,

---

* Wie wenige Gedichte ſeit dem Don Carlos bis 1789 entſtanden, iſt geſagt worden. Von 1790 bis 1794 wurde vollends kein einziges Originalgedicht fertig, und nur die Ueberſetzungen aus Virgil fallen in dieſe Zeit. Vergl. Körners Nachrichten von Schillers Leben. In Schillers Werken, Ausg. von 1830. S. 1296, a.

1785 bis 1789.

als ebenbürtig zugeſellen wollte, ſo würde man mit der Wahrheit zugleich ſeinem Genius Unrecht thun. Denn wenn ihn die Natur ſo ganz und entſchieden zum Denker beſtimmt gehabt hätte, ſo würde ſie ſelbſt es nimmermehr zugelaſſen haben, daß ihr Werk in einen ganzen Dichter umgeprägt worden wäre, der Denker hätte in ihm dem Poeten nicht dienen dürfen, er hätte geherrſcht, und dieſer wäre zum Halbdichter herabgeſunken. Auch hätte, wie wir im erſten Buche dieſer Biographie zu zeigen verſucht haben, ein ganz andrer Bildungsgang dazu gehört, Schiller zum leitenden Denker ſeiner Zeit zu machen. Wie es nun ſteht, hat ſein genialer Wille die herrlichſte Poeſie der bedrohlichen Denkkraft glücklich abgetrotzt. Ueberhaupt aber iſt es offenbar, daß Schiller, ſeit er mit den Schriften Kants, dermalen nur durch Belehrung von Freunden, bekannt wurde, in ſeiner Vernunftbildung ſtreng der zeitlichen und geſchichtlichen Entwicklung dieſes Syſtems gefolgt iſt. Von allen jenen blendenden Ideen Raphaels, vom philoſophiſchen Geſpräche des Prinzen im Geiſterſeher, von den brieflichen Gedankenäußerungen über philoſophiſche Gegenſtände, von den ſpekulativen Epiſoden und Einkleidungen der hiſtoriſchen Arbeiten endlich — gehört die ſchöne und zweckmäßige Verarbeitung und der Glanz der Darſtellung unſrem Dichter, der Ideengehalt aber, einige vorwitzige Blicke des Genies ausgenommen, dem Schöpfer der kritiſchen Philoſophie. Dieſe Behauptung wird Jeder bekräftigen, der

1785 bis 1789 Kants drei Kritiken durchſtudirt hat. Auch war jener lächerliche Hochmuth, in welchem ſich je der ſchwächere Schüler gebärdet, als wäre er der Erfinder des Syſtems, welches nach zu denken ihm endlich gelungen iſt, von niemand ferner, als von dem beſcheidenen und einſichtigen Schiller, ſelbſt als er ſich längſt unmittelbar an Kants Schriften gewendet hatte.

Man hat über den Nachtheil, welchen Schillers Dichtergeiſte die Kant'ſche Philoſophie gebracht, viel geſprochen, und Göthe hat ein offnes und wahres Wort darüber hinterlaſſen, auf das auch wir kommen müſſen. Einen Vortheil aber hat, außer den unermeßlichen Dienſten, welche ſeinem Dichtergenius viel ſpäter die Kritik der Urtheilskraft geleiſtet, ſchon die Kritik der reinen Vernunft, deren Inhalt auch ungeleſen für ihn längſt transſpirirt hatte, ſeinem dichteriſchen Wirken gebracht: die entfernte Kunde von derſelben hat ihn von dem traurigen, freiheitlähmenden Egoismus der Spinoziſtiſchen Anſicht, wie wir oben geſehen, befreit, und er hätte ohne dieſes Correktiv ſicherlich den Don Carlos zu dichten nicht vermocht, ſein Geiſt hätte ſich nie zur Begeiſterung eines Poſa entzündet, deſſen Beredtſamkeit an alle Nationen ſpricht, man mag äſthetiſche Skrupel wider ihn haben, welche man will.

Nicht ſo glücklich wirkte die erſte Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie auf ſeine religiöſen Ueber-

1785 bis 1789.

zeugungen.* Hier trat an die Stelle der Myſtik des Unglaubens, welcher ſich die idealeren Anhänger Spinozas von jeher in die Arme geworfen haben, eine nüchterne Spekulation des Zweifels, welche die höchſten Bedürfniſſe unſres Weſens bald mit Begierde ergriff, bald, und noch öfter mit Widerwillen zurückſtieß. Aus einer ſolchen Richtung erklären ſich ſeine widerſprechenden Aeußerungen über Gott und Unſterblichkeit.

Dieſer Widerſpruch iſt hauptſächlich an Kants Kritik der reinen Vernunft, oder vielmehr an der Ahnung davon, großgezogen worden; ihr Wiederhall läßt ſich in der Antwort Raphaels an Julius, im Geſpräche des Prinzen, in den Göttern Griechenlands, in einigen Stellen der Künſtler, und in einzelnen vertraulichen Aeußerungen des Privatlebens vernehmen. Der Zweifel mildert ſich, ja er verſchwindet theilweiſe, ſo wie Schiller, wieder anfangs nur durch Andre, mit der Kritik der praktiſchen Vernunft bekannt wird, in welcher der große Vernunftzauberer, wie ſchon oft bemerkt worden, durch eine Hinterthüre den alten

---

* Da der Verf. über dieſe ſich anderswo verbreiten wird, ſo ſollen ſie in dieſer Schrift auch forthin nur berührt werden, ſo weit es für eine Biographie unumgänglich nothwendig iſt. Ueberdieß giebt die Schrift „Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum von Rudolph Binder“ (2 Bde. Stuttg. Metzler 1839) eine treffliche Ueberſicht über den Gegenſtand.

1785 bis 1789 Glauben wieder hereinlockte, den er durch das Hauptthor ſeines Syſtems hinausgewieſen hatte.

Die Kritik der reinen Vernunft war im Jahre 1781 erſchienen und zu Schillers entfernterer Kenntniß etwa im Jahre 1785 gekommen. Mit ihr nahm der Materialismus, ſo wie das Syſtem der abſoluten Immanenz, Abſchied von ſeinem Geiſte. Hoffnung, vom Zweifel geſchlagen, beherrſchte ſeitdem ſeine Seele; aber mit der andern Kritik, die 1787 erſchien und 1789 ganz gewiß von Schiller dem Inhalte nach gekannt war, gewann die Hoffnung wieder die Oberhand. Und als, ohne Zweifel in den erſten Monaten dieſes letztern Jahrs, eine junge Frau zu Weimar, die in den Kreis ſeiner näheren Bekannten gehört haben muß, ihren Gatten im erſten Jahre einer glücklichen Ehe durch den Tod verloren, ſprach Schiller in einem zu ihrem Troſt verfaßten Gedichte, das deſſen äſthetiſcher Gehalt von der Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte ausſchloß, das uns aber für den Gang ſeiner Ueberzeugung von unſchätzbarem Werthe iſt, in glühenden Worten, wie folgt: *

---

* Boas I, 80—82. Iſt das Gedicht auch ächt? Iſt es, falls es wirklich von Schiller herrührt, nicht zum Theil urſprünglich ein Brouillon aus der Akademie, in der Noth von ihm hervorgeſucht? Denn wie ſollte der Sänger der „Künſtler“ ſo kunſtlos im Jahr 1789 geverſelt haben?
März 1840.

1785 bis 1789.

Geiſter können nicht wie Staub vergehn,
Nein! du wirſt den Gatten wiederſehn.

Jammre nicht, daß jener Leib vermodert,
Staub wird Staub, der Himmelsfunke lodert
Aus der Aſche, wo er ſich verlor,
Herrlicher zur Flamme bald empor.

Oder wären dieſe heißen Thränen
Nach Unſterblichkeit, dieß bange Sehnen,
Dieſes ew'ge Streben der Natur,
Fortzudauern, Traum und Täuſchung nur?

Kein Atomenſtäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
Und mein Geiſt, ein Strahl des ew'gen Lichts,
Sollt' erlöſchen? würd' auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten?
Beide würden der Verweſung Raub,
Wären gleich vor Gott, wie Staub und Staub?

Und der Wunſch, in ſeligen Gefilden
Meines Geiſtes Kräfte auszubilden,
Wär' ein Traum? — Nein! ſo giebts keinen Gott,
So iſt Weisheit Wahnſinn, Unſchuld Spott.

Alsdann flucht der Dichter dem Tag, wo ein ſchadenfrohes Weſen ihn auf die Welt, den Schauplatz des Jammers, rief, wo dem Weiſen

Oft im Lenz des Todes Feſſel klirrt,
Und der Böſewicht zum Greiſe wird;

1785 bis 1789.

Einer Welt, wo ſich auf allen Gängen
Todesbilder mir entgegendrängen,
Einer Welt, wo jede Spanne Land
Ein Geſchöpf begräbt, das einſt empfand.

Wie viel Weſen lebten, litten, rangen,
Starben, ſeit die Welt hervorgegangen?
Jedes Stäubchen, o wie fürchterlich!
War einſt Nerve, zitterte, wie ich

Vor Vernichtung — und der Schöpfer hörte
Des Geſchöpfes Jammer, und zerſtörte
Es auf ewig? — nein, ſo iſt kein Gott,
So iſt Glaube Wahnſinn, Tugend Spott.

Ja, befriedigen wird Gott dieß Sehnen,
Ja, es kommt ein Tag, wo alle Thränen
Unſer Vater, der ſie zählt, vergilt,
Wo die Nacht des Schickſals ſich enthüllt.
— — — — — — — —

Wir dürfen glauben, daß, wenn dieſes Lied wirklich von Schiller herrührt,* wofür beſonders die vierte und fünfte Strophe ſammt der ſechsten zu ſprechen ſcheinen, von welchen die eine ihren Urſprung aus Raphaels Briefen, und die andre ihn aus Kants praktiſcher Vernunft zu verrathen ſcheint, es

---

* Wiederholte Zweifel drängen ſich uns gegen das Ende des Liedes auf, wo die Auferſtehung des Fleiſches geſchildert wird, eine dem Dichter wohl ſchon vor 1781 fremde Vorſtellung. März 1840.

1785 bis 1789. auch den Ausdruck ſeiner Ueberzeugung, wie ſie ſich damals gebildet hatte, enthält. Es war noch nicht die Zeit, wo ein ehrlicher Mann von „verſchiedenen Standpunkten aus" heute ſo und morgen anders ſprechen konnte: dieß hieß damals noch heucheln; nicht die Zeit, wo man andre tröſten zu dürfen meinte mit Gründen, an die man ſelbſt nicht glaubte: dieß hieß täuſchen. Der Lehrdichter haftete in jener Zeit noch für die ſubjektive Wahrheit deſſen, was er ſingend predigte. —

So hätte denn dem Dichter ſeinen Schöpfer und ſeine Unſterblichkeit, die ihm Spinoza ganz genommen und die Kritik der reinen Vernunft nur gezeigt hatte, damit er wieder daran zweifelte, der moraliſche Beweis der praktiſchen Vernunft für dieſe Periode ſeines Denkens ganz zurückgegeben.

Die Kritik der Urtheilskraft, die den Denker zwar erſt ganz zu Kant, aber auch zuerſt wieder, wenn gleich ſehr langſam, auf die Bahnen des Dichters leitete, war im Jahre 1789 noch nicht erſchienen.

Häusliches Leben und Beruf in Jena.

1790. „Es lebt ſich doch ganz anders," ſchrieb Schiller an ſeinen Freund Körner in den erſten Monaten nach ſeiner Heirath, „an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die

1790. ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſichs wieder in meiner Bruſt. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin .... Ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück.“

Auch mit dem äußern Leben ſöhnte er ſich aus. „Ich lebe die glücklichſten Tage,“ ſagt er ſeinem Vater (10. März 1790), „und noch nie war mir ſo wohl wie jetzt in meinem häuslichen Kreiſe. Unſere ökonomiſche Einrichtung iſt über alle meine Wünſche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern .... Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben.“[*] In Jena gewährte dem jungen Paare das Griesbach'ſche und Paulus'ſche Haus, das letztere auch durch den Geſang der Frau, eine anmuthige Unterhaltung, und der muſikaliſche Schiller wurde durch das Lied von Gluck: „einen Bach, der fließt,“ in die angenehmſten Phantaſieen verſetzt. Auch mit Schütz und Hufeland ſtand er in freundlichem, mit Reinhold damals noch in genauem Verhältniß; der letztere brachte ihm Kant immer näher. Wanderungen in die liebliche Gegend und Reiſen nach Rudolſtadt brachten

---

[*] Boas II, 455 f.

Wechſel und Heiterkeit in das Leben dieſes glücklichen Jahres. Lottchen bereitete ihm den Thee, und hörte ihn dazu im anſtoßenden Auditorium leſen, als er eben ſeine Vorleſung über die Tragödie (den Oedipus zu Kolonos) begann. „Ich finde gar viel Vergnügen an dieſer Arbeit,“ erzählt er der Schwägerin am 15. Mai 1790, „ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat, und von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hatte. Zu dieſen ſuche ich den philoſophiſchen Grund, und ſo ordnen ſie ſich unvermerkt in ein lichtvolles zuſammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verſpricht.“ Die zu dem Ende geleſene Poetik des Ariſtoteles, ſtatt ihn niederzuſchlagen und einzuengen, ſtärkte und erleichterte ihn: „Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lar als man ſeyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will.... Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es iſt Alles empiriſch; aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Geſetzen.“ 1790.

1790. Beim Leſen der Quellen zu ſeinem „dreißigjährigen Kriege“ ſtritten ſich zwei Ideen, die zu einem Drama über Wallenſteins Abfall und Tod, und die zu einem Epos Guſtav Adolph in des Dichters Seele. Den ſpäten aber herrlichen Sieg des erſtern fährt die Welt noch fort zu feiern. Wäre Schiller geſund geblieben, ſo würde die Ausführung wohl früher zu Stande gekommen ſeyn.

1790 bis 1793. Die Liebe ließ Schillern vergeſſen, daß mit der Hoheit ſeines Innern ſo manche literariſche und amtliche Umgebungen in Jena, glänzende Ausnahmen, zu welchen auch er ſelbſt gehörte, abgerechnet, ſo wie ſeine eigene ökonomiſche Lage in ſchneidendem Contraſte ſtanden. Beides hat uns ein Landsmann, der damals einen jungen Adeligen zu Jena überwachte, ein ſcharfer Beobachter und geiſtvoller Darſteller, von dem nur nicht zu vergeſſen iſt, daß er den Schatten vor dem Lichte ſah und ſchilderte, in ſehr beſtimmten Umriſſen gezeichnet. *

„Eine größere Verſchiedenheit,“ bemerkt dieſer, „in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Cultur wird ſchwerlich in London und Paris angetroffen werden, als [damals] in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten

---

* Morgenbl. 1837. Nr. 84 ff. Der Verf. iſt unzweifelhaft Ludw. Fried. Göritz, geb. zu Stuttgart den 29. März 1764, geſt. um 1825 als Decan und Stadtpfarrer zu Aalen.

1790 bis 1793. und Kleidung, von der beſchränkteſten Anſicht der Wiſſenſchaften bis zur edelſten Ueberſicht und zur heiterſten Anſicht traf man alle Mittelſtufen, gleichſam als ewige Formen, als Repräſentanten in Jena an.“

Dann malt er uns einige Porträts von Collegen, welche um Schiller auf dieſer Univerſität herumliefen: der ausgehungerte Doctor Legens der Mathematik a Gerstenbergh, in unreinlichen Lumpen auf ſeinem Adel als Steckenpferde reitend, dann von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Gallakleid geſteckt, das ihm wieder vom Leibe faulte, bis die weißſeidenen Strümpfe mit ſchwarzen wollenen zerlöcherten vertauſcht waren, und er im Federhut und betreßten Scharlachrock, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals, und ein zerriſſenes ſchmutziges Hemd auf dem Leib, einherging; — der Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät, Haller, der orientaliſche Sprachen docirte und an eine Aufwärterin verheirathet war, der gedrückteſte Knirps unter der Sonne, von unerſchöpflicher Hiobsgeduld, im abgeſchabenen, weißen altgeſchnittenen Rock, wo das Hemd im Nacken hervorſah; die ſchwarzrothe Weſte den bedenklichen Zuſtand der ſchwarzzeugenen Beinkleider und die kurzen Schenkel zur Hälfte bedeckend; das ſchwarze Borſtenhaar in eine Vergette geſchnitten und zur Höhe gekehrt, hinten in den Haarbeutel gefaßt; ein Quaſtenſtock, der, in der Mitte mit der Hand gefaßt, ihm bis über die Naſe ging; in Schuhen, die, um einen Zoll zu lang, mit den Zehen gehalten, ſpazieren

1790 bis 1793 rutſchend, und, wenn er grüßte, den Hut an ſich hinunterziehend, daß er auf den Bauch zu liegen kam; — ein anderer Profeſſor, ein Titular Geheimrath und gelehrter Arzt, von der Frau aus Eiferſucht auf Haus und Garten conſinirt, ſelbſt von der Kirche abgehalten und in die Bibliothek, die zugleich Speiſekammer und ſchmutzige Kinderſtube war, eingeſperrt; — wieder ein Docent, der ſich erbot, Vorleſungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm jemand das Buch leihen wolle; — ein anderer, der ankündigen wollte gratis leget und ſchrieb: frustra leget. —

Aus allen Theilen Deutſchlands, fährt er fort, waren Profeſſoren mit ihren Frauen in Jena verſammelt, und auf dieſe Weiſe allerlei Provinzialſitten mit dem feinen Ton verſchmolzen. Der Landsmann Schillers hatte des Morgens erwachſene Töchter mit großen Stücken Brod in der Hand angetroffen, da wo er Abends von einem Bedienten mit kreuzweis gelegten Wachslichtern die Treppe hinunter begleitet wurde.

Wir können es nur bedauern, daß der Schilderer, bei ſeiner genauen und feinen Beobachtungsgabe, uns nicht auch die edlen Perſönlichkeiten eines Griesbach, Hufeland, Paulus, Gros und anderer, unſrem Schiller befreundeten oder verwandten Naturen vorgeführt hat.

Indeſſen macht er uns von Schillers amtlicher Haltung die würdigſte Beſchreibung. Die wenige Zeit, in welcher dieſer öffentliche Vorleſungen über die Geſchichte hielt,

1790 bis 1793.

wurde er von den Studenten, die, ſelbſt die roheren, ein tieferes Gefühl für das Beſſere hatten, als man gewöhnlich glaubt — „weil viele Menſchen erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlecht und gemein werden“ — vortheilhaft ausgezeichnet. Während ſonſt die böotiſche Sitte herrſchte, den Profeſſor beim Anfang eines Curſus mit allgemeinem Stampfen zu empfangen und zu entlaſſen, unterblieb dieſes pöbelhafte Zeichen des Beifalls bei ſeinem Ein- und Austritte ganz. Und dieſe Achtung hatte ſich Schiller nicht durch ſervile Nachgiebigkeit gegen die Studioſen erworben. Als über einen Kuß, den ſich ein angetrunkener Student vor einem Gaſthofe von einer jungen liebenswürdigen Gräfin, die auf ihren Gatten im Wagen wartete, ziemlich graziös erbat, ohne ihn zu erhalten, dieſer relegirt wurde, und darüber bei der nächſten Gelegenheit ein wilder Burſchenaufruhr losbrach, ſtürmte eine trunkene und exaltirte Schaar das Haus des Prorektors Ulrich. Es erſchienen Fußjäger und Huſaren zu Jena, und die Burſchen zogen in corpore aus. Als ſie darauf um Amneſtie und Erlaubniß zur Rückkehr baten, wurde im akademiſchen Senate darüber deliberirt, ob man den Studenten entgegengehen und ſie empfangen ſolle. Dagegen war Schiller durchaus, wollte das Anſehen und die Würde des akademiſchen Senats ſtreng behauptet und nichts den Studenten nachgegeben wiſſen. Aber der Eigennutz der Profeſſoren, deren Collegia ſtark beſucht wurden, ſiegte:

1790 — der ehrwürdige Dr. Döderlein, an der Spitze mehrerer Pro-
1791. feſſoren, ging den Burſchen entgegen, und ſämmtliche Bürgerſchaft holte ſie zu Roß und zu Fuß ein.*

Im Jahre 1791 hielt Schiller auch Vorträge über die Geſchichte der europäiſchen Staaten und der Kreuzzüge, und hatte hier den berühmten Creuzer zum Schüler. Seine Vorleſungen zeichneten ſich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen aus, aber das rhetoriſche Pathos vermochte nicht ganz, die Lücken der Kenntniſſe zu verhüllen.

Von des Dichters Privatleben entwirft uns der Berichterſtatter aus Schwaben ein ſehr beſcheidenes Bild. Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinſicht auf Eſſen und Trinken ging in ſeinen Augen oft ſehr weit. Einſt hatte der Dichter Beſuch von dem nachmaligen General und Adjutanten des Königs von Sachſen, dem damaligen Gardehauptmann v. Funck (dem Geſchichtſchreiber Kaiſers Friedrich II.). Schiller lud im Garten des Erzählers, wo eben Kegelſchieben war, den Fremden zum Abendeſſen ein. Der Hofmeiſter und ſein Eleve hatten die Koſt bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tiſche zuſammengeſtellt, ein Tiſchtuch

---

* Relata refero. Vielleicht veranlaßt die Aufnahme dieſer Erzählung in unſer Buch eine erwünſchte Reklamation. Daß Schiller als außerordentlicher Profeſſor (er erhielt das Ordinariat erſt im März 1798) im Senate geſeſſen haben ſoll, iſt etwas verdächtig.

darüber geworfen, und es erſchien ein Stück Fleiſch mit ein 1790 bis
wenig Salat als die ganze Gaſtmahlzeit, und dabei war 1791.
Jedermann ganz unbefangen, unerachtet es ſogar an hinlänglichem Geſchirr und an Servietten fehlte.

Wem ſollte der größte Dramendichter, wem der Lehrer Deutſchlands bei dieſem Mahle nicht ſo ehrwürdig erſcheinen, als der Diktator Curius Dentatus bei ſeinen Rüben? Er bildet freilich einen Contraſt gegen unſre neueſte Zeit, wo nicht ſelten ein junger Mann einen Rang unter den literariſchen Notabilitäten einzunehmen glaubt, ſobald er ſich auch nur dem Rocke nach als Faſhionable herausgeputzt hat.

Das ſcharfe Auge dieſes Beobachters haftete auf unſrem Schiller mit einem ſehr nüchternen Blicke, und derſelbe erzählt ohne Schonung von den in Wahrheit unbedeutenden Schwächen des jungen Ehepaares. „Eine ſinnliche und nach ſinnlichen Freuden haſchende, Zerſtreuung liebende Gattin,“ ſagt der Haus- und Tiſchgenoſſe aus jener Zeit, „hätte nicht für Schiller getaugt. Er ſchien mir oft ein zu ſtrenger und unbilliger Richter ihrer Handlungen zu ſeyn.“ Aber ſelbſt die von ihm ſo ſanft und demüthig geſchilderte Hausfrau entgeht der bittern Lauge ſeiner Bemerkungen nicht ganz. Da wir im Leben unſres Dichters, der Natur der Sache nach, faſt immer, wo er nicht ſelbſt unſer Gewährsmann iſt, aus begeiſterten Lobrednern oder doch aus den Quellen befreundeter Zeugen, deren Liebe alles zu

1790— glauben, zu dulden und zu vertragen geneigt ſeyn muß, zu
1793 ſchöpfen haben, ſo dürfte uns der Blick des Luchſes als Zuſchauer und der kühle Verſtand als Referent auch einmal willkommen ſeyn. Dennoch können wir uns nicht entſchließen, von ſeinen Mittheilungen in der vorliegenden Beziehung Gebrauch zu machen, obwohl andre Biographen es gethan haben. Theils betreffen jene Anekdoten gar zu nichtige Dinge, theils laſſen ſich die einzelnen Angaben gerade da, wo die Zeitbeſtimmung von Wichtigkeit wäre, nirgends mit Sicherheit einreihen, da Göritz ſechs Jahre lang in Jena war; theils endlich wird ihre Genauigkeit von gewichtigen Augenzeugen, deren Briefe an den Erzähler dieſes Lebens gerichtet, vor ihm liegen, ſehr entſchieden angefochten.

Wie glücklich im Weſentlichen Schillers innere Lage war, haben wir eben geſehen:* auch die äußere geſtaltete ſich durch erwünſchte Ereigniſſe noch beſſer, als die Seinigen zu hoffen gewagt hatten. Die Herausgabe der „Memoiren“ und die Fortſetzung der Thalia ſicherten ihm eine für ſeine Bedürfniſſe hinlängliche Einnahme. Dabei blieb ihm Zeit zu Recenſionen für die Allg. Lit. Zeitung, zu der er ſeit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göſchen, ein edler und uneigennütziger Mann, aufgefordert, eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges für 1790 bis 1792. einen hiſtoriſchen Almanach zu ſchreiben; einen deutſchen Plutarch, der jedoch nie verwirklicht wurde, behielt er den folgenden Jahren auf.

---

* Ueber das Glück ſeiner Gattin höre man dieſe ſelbſt bei Boas II, 459.

In einem gar traulichen Briefe an ſeinen Vater gibt Schiller dieſem Rechenſchaft von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit (29. Dec. 1790): „Ich habe, ſchreibt er, freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der Himmel ſegnet ſie. Die Niederländiſche Geſchichte kann ſo ſchnell nicht fortgeſetzt werden, weil andere Arbeiten dazwiſchen kamen, aber ſo viel ſpäter ſie erſcheint, ſo viel reifer und vollendeter ſoll ſie werden.“

„Es iſt mir überaus lieb, daß mein hiſtoriſcher Kalender in Schwaben ſehr verbreitet wird. Eine Reputation im hiſtoriſchen Fach iſt mir des Herzogs wegen nicht gleichgültig. Auch vor ſeine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache, und wenn er dadurch zu einer beſſern Geſinnung von mir wird vorbereitet ſeyn, dann iſt es Zeit, daß ich mich ſelbſt an ihn wende.“

Seine Einnahmen waren in dieſer Zeit anſehnlich, denn ſeit 1789 erhielt er, wie ein früherer Brief vom 4. Febr. 1790 dem Vater gelegentlich meldet, für wichtige Arbeiten nicht unter drei Louisd'or vom Bogen.

Im September des Jahrs 1790 richtete ſich Schiller in reinen Geiſtesangelegenheiten an den Coadjutor und

1790 bis 1791. erhielt (Mainz vom 11. Sept.) die Antwort: „Ich wage es nicht zu beſtimmen, was Schillers allumfaſſender, allbelebender Genius unternehmen ſoll. Nur ſey mir erlaubt der ſtille Wunſch, daß Geiſter, mit Rieſenkräften ausgerüſtet, ſich ſelbſt fragen möchten: wie kann ich der Menſchheit am nützlichſten ſeyn? Dies Forſchen, dünkt mich, führt am ſicherſten auf den Weg zur Unſterblichkeit und lohnt mit himmliſchem Bewußtſeyn.“

Schiller war über die äußerlich teleologiſche Wirkſamkeit, wie wir geſehen haben, damals ſchon vermöge ſeines philoſophiſchen Syſtemes als Dichter und Schriftſteller ſo hinaus, die Kunſt war ihm ſchon ſo ſehr Selbſtzweck geworden, daß ihm eine ſo vage Antwort, voll der edelſten Abſicht, unmöglich genügen konnte. Er wiederholte alſo ſeine Frage, wie es ſcheint, beſtimmter, und erhielt von dem Gönner (Erfurt 2. Nov.) Andeutungen über den Beruf des Geſchichtſchreibers, ſo weit er mit dem dramatiſchen Dichter zuſammenfällt oder von ihm divergirt. Dem erſtern wird darin der aufmerkende, prüfende, ſammelnde Forſchungsgeiſt, dem letztern der Genius der höchſten lebendigen Darſtellung vindicirt. „Nur darin treffen beide mit allen Geiſteswerkmeiſtern überein, daß jeder ſeinen eigenen Brennpunkt haben muß, durch den er ſeinem Werke Einheit gibt und die Theile in ein Ganzes ſchmelzt.“ Schiller vereinigt nach Dalbergs Ueberzeugung beides, Bildungskraft und die Ausdauer des Fleißes. Doch wünſchte er, 1790 bis 1793. daß derſelbe „in ganzer Fülle dasjenige leiſte und wirke, was nur Er leiſten kann, und das iſt das Drama.“*

Schillers hiſtoriſche Schriften.

1787 bis 1796. Die Beurtheilung der Leiſtungen des großen Nationalſchriftſtellers in dieſem Fache verbietet ſelbſt in der kürzeſten Skizzirung der Umfang dieſer Blätter, und außerdem hält ſich der Verfaſſer, der wohl in äſthetiſcher und in allgemeiner Beziehung ſich ein beſcheidenes Wort erlauben darf, nicht für berechtigt, ohne tiefere Studien in der Geſchichte und Einſicht in das Weſen der Geſchichtsforſchung, auch nur ein flüchtiges Urtheil zu fällen. Er verweiſt daher ſeine Leſer, was einen Ueberblick über Schillers hiſtoriſche Produktionen betrifft, von der präludirenden, nach Ludwig Tiecks vollgültigem Urtheile vortrefflichen geſchichtlichen Novelle: „Der Verbrecher aus verlorner Ehre,“ wozu Schiller ſchon in Mannheim den vaterländiſchen Stoff aus ſeines Lehrers Abel** Munde aufnahm und verarbeitete, bis zu den

---

[*] Fr. von Welz II, 54 — 57.

[**] Joh. Friedr. v. Abel, zu Vaihingen im Württemb. am 9. Mai 1751 geboren, wurde Profeſſor an der Karlsakademie 1772, zu Tübingen 1790, Prälat, Generalſuperintendent und Vorſteher des theol. Seminars zu Schönthal 1812; ſtarb zu Stuttgart 1829.

1787 bis 1796 Denkwürdigkeiten des Marſchalls Vieilleville, auf Hoffmeiſters gründliche Analyſe und auf deſſen Endurtheil, welches er weder zu bekämpfen noch zu bekräftigen wagt.*

---

* Hoffmeiſter II, 155 — 224. Dieſe Werke ſind (außer der von Hoffmeiſter beurtheilten hiſtor. Novelle): die Abhandlung: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ November 1789. „Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde,“ veranlaßt durch Kants „muthmaßlichen Anfang der Menſchengeſchichte.“ Im 11ten Hefte der Thalia, 1790. „Die Sendung Moſes“ im 10ten Hefte der Thalia nach einer Schrift von Dr. Decius ausgearbeitet. „Die Geſetzgebung des Lykurgus“ im 11ten Heft. Univerſalhiſtoriſche Zeitgemälde zu der von Schiller mit verſchiedenen Mitarbeitern veranſtalteten allgemeinen Memoirenſammlung nach Art der in London damals erſcheinenden Sammlung der ſich auf die franzöſiſche Geſchichte beziehenden Memoiren (Jena 1790 — 1806, 33 Bände; anfangs war Schiller dabei allein, vom vierten Bande der erſten, und vom dritten der zweiten Abtheilung an verband er ſich mit Woltmann, Paulus und andern; ſeit 1796 hatte er gar keinen Antheil mehr daran). Die in Abhandlungen beigegebenen Zeitgemälde ſind folgende: 1) Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. 2) Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzuges, Fragment geblieben, „wegen der damaligen Krankheit ihres Verfaſſers.“ [War Schiller im J. 1789 wirklich krank? Hoffm.] 3) Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. Dieſe drei Stücke

Was wohl am unangefochtenſten in dieſem Urtheile bleiben wird, iſt die Bemerkung, daß Schillers hiſtoriſcher Standpunkt, wie ſein poetiſcher, der allgemein menſchliche, 1787 bis 1796.

---

führten die erſte Abtheilung der Memoiren (Mittelalter) ein; die acht erſten Bände der zweiten Abtheilung (Memoiren der neuern Zeit) wurden eingeführt durch 4) die Geſchichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Carls IX.

„Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, von N. M. bearbeitet." (1792.) Von den beiden großen Productionen fällt die unvollendete „Geſchichte des Abfalls der Niederlande" [warum unvollendet? Hoffm. II, 157 f.] in die Jahre 1787 und 1788 [der erſte und einzige Band erſchien zu Leipzig 1788; umgearbeitet ebend. 1801]; die „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" in das J. 1790 [zuerſt als hiſtoriſcher Kalender für Damen herausgegeben auf das Jahr 1791, dann Leipzig 1790—92 drei Theile; verbeſſert 1802.]

Schon im Jahr 1787 hatte er, in Verbindung mit mehrern Schriftſtellern von der „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen" den erſten Theil herausgegeben, der nur wenig von Schiller enthält.

Schillers letzte hiſtoriſche Arbeit ſind die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville," die er im Jahr 1797 ausarbeitete, um die Horen in der Noth flott zu machen. Auf ſie beſonders bezieht ſich mithin eine der obigen Bemerkungen Humboldts.

Dieſe Notizen ſind ſämmtlich aus Hoffmeiſter ausgezogen, und aus Döring ergänzt.

1787 bis 1796 daß Menſchenfreiheit, Menſchenwürde, Menſchenrecht die herrſchenden Ideen ſeiner Geſchichtsdarſtellung ſeyen, denen als ſein zweites Princip die Humanität zur Seite geſtellt ward, welche ihm als die Blüthe der Freiheit galt. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um ihr ſtreitiges Gebiet, ſagt er im Abfall der Niederlande.[*] Und hier findet Hoffmeiſter die Stelle, wo das ſittlich tragiſche Intereſſe mit dem Geſchichtlichen, wo der Hiſtoriker und der Dramatiker eins ſind.

Anfechtbarer iſt die Parallele Schillers mit Tacitus. Wir verweilen jedoch nicht länger bei dieſem Urtheile, ſondern, um dem Leſer doch etwas Ganzes zu geben, fügen wir die Anſicht Wilhelms von Humboldt, des Freundes, der am tiefſten und liebevollſten in des Dichters Seele geblickt hat, über Schiller den Geſchichtſchreiber hinzu.[**] „Schillers hiſtoriſche Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in ſeinem Leben, und als durch äußere Umſtände hervorgerufen angeſehen..... [Aber] wer, wie Schiller durch ſeine innerſte Natur aufgefordert war, die Beherrſchung und freiwillige Uebereinſtimmung des Sinnenſtoffes durch und mit der Idee aufzuſuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo ſich gerade die reichſte

---

[*] Schiller. Ausgabe in einem Bande. S. 796, b.

[**] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Cotta 1830. S. 55 ff.

Mannichfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; weſſen beſtändiges Geſchäft es war, dichtend den von der Phantaſie gebildeten Stoff in eine Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig ſeyn zu verſuchen, welche Form, da das Darſtellbare es doch nur durch irgend eine Form iſt, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geſchichtſchreibers iſt dem poetiſchen und philoſophiſchen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken beider in ſich trüge, möchte es ſehr bedenklich um den Beruf zum Hiſtoriker ausſehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geſchichtſchreibung, ſondern auch von der Geſchichtforſchung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geſchichtſchreiber, wenn er alles Faktiſche durch genaues und gründliches Studium der Quellen in ſich aufgenommen habe, nun dennoch den ſo geſammelten Stoff erſt wieder aus ſich heraus zur Geſchichte conſtruiren müſſe, und hatte darin gewiß vollkommen recht, obgleich allerdings dieſer Ausſpruch auch gewaltig mißverſtanden werden kann. Eine Thatſache läßt ſich eben ſo wenig zu einer Geſchichte, wie die Geſichtszüge eines Menſchen zu einem Bildniß bloß abſchreiben. Wie in dem organiſchen Bau und dem Seelenausdruck der Geſtalt, gibt es in dem Zuſammenhange ſelbſt einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von dieſem Mittelpunkt aus läßt ſie ſich auffaſſen und darſtellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwiſchen die

1787 bis 1796

Ereigniſſe der Darſtellung die Auffaſſung des Geſchichtſchreibers, und der wahre Zuſammenhang der Begebenheiten wird am ſicherſten von demjenigen erkannt werden, der ſeinen Blick an philoſophiſcher und poetiſcher Nothwendigkeit geübt hat... Im Sammeln der Thatſachen, im Studium der Quellen, ſoweit es ihm vergönnt war, in ſie hinabzuſteigen, war Schiller ſehr genau und ſorgfältig. Auch bei ſeinen poetiſchen Arbeiten verſäumte er nie, ſich die hiſtoriſche oder Sachkunde, welche ſie erforderten, zu verſchaffen. Wenn ihm etwas in dieſer Art mißlang, ſo lag es gewiß nicht an der Emſigkeit ſeines Strebens, ſondern am Mangel von Hülfsmitteln, an ſeiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umſtänden. Nur muß man einzelne faktiſche Unrichtigkeiten nicht immer als Inſtanzen gegen die Allgemeinheit dieſer Behauptung anſehen. Er eignete ſich bei dieſen Studien zu poetiſchen Arbeiten natürlich vorzugsweiſe das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er ſich dem Geſchichtsfache widmete, geht aus einem ſeiner Briefe an Körner hervor.* Nur wo er hiſto-

---

* „Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer

1787 bis 1796.

riſche Arbeiten blos für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden ſie ihm läſtig. Sonſt war, auch gerade in dieſer ſpätern Zeit, die Luſt zur Geſchichte nicht in ihm erloſchen. Er ſprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbſt 1802 ſah, mit leidenſchaftlicher Wärme von dem Plane einer Geſchichte Roms, den er ſich für höhere Jahre aufſparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlaſſen hätte.“

Dieſem Urtheile Humboldts ſey die Anſicht eines Freundes gegenübergeſtellt, der, ganz in geſchichtlichen Forſchungen lebend, und vom Verfaſſer dieſer Biographie über ſeine

---

gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht bei kommt [gleich kommt]. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt.“

Körners Nachrichten, in Schillers Einb. Ausg.
S. 1294, a.

1787 bis 1796. Anſicht befragt, ihm ungefähr Folgendes erwiederte: „Mir ſcheint die kritiſche Philoſophie nicht günſtig auf Schillers hiſtoriſches Talent eingewirkt zu haben. Jene idealiſtiſche Weltanſicht, welche ſich zum Voraus in Gegenſatz gegen die reale Wirklichkeit bringt, die, ihrer Herkunft nach unvernünftig, erſt durch den Menſchen vernünftig gemacht werden muß, kann für die Auffaſſung der Geſchichte nicht günſtig ſeyn. So fehlt denn auch bei Schiller das Bewußtſeyn jenes höheren Zuſammenhangs der Begebenheiten im Geiſte Gottes; er weiß nichts von der Wirklichkeit der Idee in Perſonen und Zeitrichtungen; nur in einzelnen Begebenheiten, nicht im Ganzen, ſieht er eine That „„der großen Natur."" Die Geſchichte iſt ihm größtentheils eine von Menſchen gemachte, und ſeine Kunſt beſteht hauptſächlich darin, die pſychologiſchen Motive darzuſtellen, welche den Berechnungen und Unternehmungen zu Grunde lagen, wobei ihn der Dramatiker bald das Rechte treffen läßt, bald ihn in ganz irrige Combinationen verwickelt. Sein „„Abfall der Niederlande"" hat große Vorzüge vor dem „„dreißigjährigen Kriege;"" er iſt viel gründlicher und quellenmäßiger, während es bei dem letztern auffallend iſt, daß Wallenſtein im Drama viel mehr der hiſtoriſchen Wahrheit gemäß erſcheint, als in der geſchichtlichen Darſtellung. Zwar beruht die neuere richtigere Auffaſſung jenes Krieges auf damals unzugänglichen Quellen, aber die Hauptquelle, Khevenhiller mit ſeinen zwölf Bänden, hatte Schiller, ſcheint ſie jedoch nicht gründlich genug benützt zu haben.“* 1787 bis 1796.

„Nichts deſtoweniger,“ ſchloß der Freund, „hat Schiller eine große verhältnißmäßige Bedeutſamkeit als Vater einer ganzen Gattung von Hiſtoriographie, der reflektirenden und rhetoriſchen. Dieſe Richtung hat ſich weit verbreitet, und er hat, was die Darſtellung und Auffaſſung betrifft, gewiſſermaßen eine Schule gebildet, aus der Woltmann, Rotteck und viele andere hervorgegangen ſind. Lange glaubte man, wer geſchmackvoll Geſchichte ſchreiben wolle, müſſe ſich nach Schiller bilden. Zu ſeinen beſten Leiſtungen gehören übrigens ſeine Aufſätze über die Kreuzzüge und das Mittelalter und über den Zuſtand Europa's zur Zeit des erſten Kreuzzugs; ſie können für jene Zeit als klaſſiſch gelten, namentlich iſt die Entwicklung des

---

* Conz verſichert uns (Eleg. Zeit. 1823, S. 35): Schiller ſey gewohnt geweſen, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Compoſition aus ſeinen Folianten ſich zurecht geleſen, ſogleich zu verarbeiten. Bei dem ſchnellen Ueberblicke, den er beſaß, bei der Macht der Darſtellung, die ihm eigen war, habe dies ſeiner Arbeit weniger nachtheilig werden können, als es bei minder von der Natur begabten Schriftſtellern der Fall hätte ſeyn müſſen: doch haben geiſtvolle Schriftſteller bemerkt, daß „der dreißigjährige Krieg“ die Spuren einer ſolchen zu flüchtigen und rhapſodiſchen Bearbeitung an vielen Orten nur allzuſichtbar an ſich trage.

1787 bis Lebensweſens das Klarſte, was man bis jetzt in der popu-
1796. lären Geſchichtsliteratur über dieſen Gegenſtand hat.“

Wäre der Aeußerung eines der erſten jetzt lebenden Geſchichtſchreiber, welche der Verfaſſer dieſer Biographie aus mündlicher Tradition kennt, Aechtheit zuzuerkennen, ſo hätte Schiller es nach deſſen Ausſpruche bei ſeiner Geſchichtſchreibung auch darin verfehlt, daß er jenen dramatiſchen Brennpunkt, wie Dalberg ſpricht, mit dem hiſtoriſchen verwechſelte, und daß eine Geſchichte für ihn als Darſteller ihr Intereſſe verlor, ſobald der dramatiſche Effekt zu Ende war. Auch hierüber maßt ſich der Erzähler dieſer Biographie keinen Spruch an, läugnet aber nicht, daß ihm dieſes Wort einleuchtete, als er zu einem Spezialzwecke nach Schillers dreißigjährigem Kriege gegriffen, überzeugt, dort die wichtigen Ereigniſſe am Bodenſee unter Horn, Wiederhold und insbeſondere die für den Schluß des Krieges entſcheidenden Aktionen bei Bregenz unter Wrangel von ſeiner beredten Feder beſchrieben zu ſehen. Zu ſeiner nicht geringen Verwunderung fand er von dem Allem kein Wort, ſondern Wrangeln hier zuletzt an der Donau, und den Krieg in *Böhmen* beendigt, und war genöthigt, ſeine Aufſchlüſſe ſich in der allgemeinen Zeitung des 17ten Jahrhunderts, bei *Merian*, zu ſuchen.

Endlich bekräftigt dieſe Anſicht Schillers eigenes Geſtändniß, der ſchon am 10. Dec. 1788 an ſeine Freundin Caroline von B., als Körner ſeinen Beruf zum Hiſtoriker

bezweifelt hatte, ganz unbefangen ſchrieb: „Ich werde 1787 bis
immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Ge- 1796.
ſchichtsforſcher ſeyn, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden, und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen [Wahrheit] zuſammentreffen. *Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.* *

Dieß hindert nicht, daß nicht die beredte und poetiſche Schilderung jenes dreißigjährigen Kampfes durch Schiller, laut Wielands Verſicherung, einſt ſo viele Leſer gehabt, als es in dem ganzen Umfang unſerer Sprache Perſonen gab, die auf einigen Grad von Cultur des Geiſtes Anſpruch zu machen hatten, ** ſo wenig es umgekehrt von Mangel an Cultur zeigt, wenn dieſe Arbeit, gegen die Verbreitung anderer Werke Schillers gerechnet, heutzutage nur noch eine mäßige Anzahl von Leſern findet.

Und wie für uns ſelbſt die eigentliche Frucht von Schillers Studien im Euripides nicht jener, jetzt nach ſo viel kunſtmäßigeren Behandlungen derſelben Stücke in der metriſch

---

* Fr. v. Wolz. I, 341.

** Am 29. Dez. 1790 ſchreibt Schiller, daß über 7000 Exemplare davon verkauft ſeyen. Boas II, 458.

1787 bis 1796. herrlich vorangeſchrittenen Mutterſprache, nothwendig mangelhaft und veraltet erſcheinende Ueberſetzungsverſuch, ſondern die durch die Verſenkung in die Leidenſchaft der feindſeligen Brüder erzeugte Braut von Meſſina iſt, ſo können wir als die reife Frucht von Schillers Studien über den dreißigjährigen Krieg nicht die nach dem Wunſche Göſchens unternommene Schilderung dieſes Krieges in einem Damenkalender, ſondern nur den durch das Poscimur des Genius hervorgerufenen Wallenſtein begrüßen.

Noch allerlei ungeborne Liederſeelen und größere Gedichtsentwürfe mußten indeſſen dieſen Studien weichen, welche Schillers Geiſt für das Höchſte bildeten und vorbereiteten: eine Hymne an das Licht, eine Theodicee, eine Oper aus Wielands Oberon, ein epiſches Gedicht aus dem Leben Friedrichs des Großen, in Oktavreimen, die man ſingen könnte, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig Taſſo's Stanzen.* Aber zu dem Allen war nicht die Zeit jetzt, wo er philoſophiſch mit ſich noch nicht im Reinen, wo das Feld ſeines Geiſtes noch nicht mit dem Pfluge des Syſtems völlig umgearbeitet und für die Saat der höchſten Kunſtpoeſie zubereitet war.

---

* Vergl. Dörings älteres Leben S. 145 ff.

Krankheit.

Auch im häuslichen Leben ſollte es dem Dichter nur ſo lange gut gehen, als unumgänglich nothwendig zu ſeinem geiſtigen Tagewerk auf Erden war. Zuerſt betrübten ihn, noch vor der Hochzeit, traurige Nachrichten von Hauſe. Seine Mutter war ſchon im Jahre 1789 ſehr krank geweſen. Im Januar des Jahres 1790 glaubte er dieſe Leiden mit der Quelle gehoben. „Seine Seele war von Rührung und Dank gegen die gütige Vorſicht bewegt;“ denn es hatte ſein Herz zerriſſen, daß die theuerſte Mutter das Glück ihres Sohnes, die bevorſtehende Verbindung mit Lottchen von Lengefeld nicht mehr erleben ſollte. Im Februar wurde er aufs neue beunruhigt und verſchrieb, der gute Doktor Med., von Jena aus, der Mutter Chinarinde, falls ein ſchleichendes Fieber hinzugetreten wäre. Die Kranke ſcheint ſich ſehr langſam erholt zu haben, denn noch ſpätere Aeußerungen Schillers ſprechen mit Beſorgniß von ihr. Inzwiſchen wurde ſeine eigene Geſundheit in ihren Grundfeſten erſchüttert. „Ein harter Schlag traf ihn und die Seinen,“ erzählt Frau von Wolzogen, „in dieſer ſich ſo glücklich geſtaltenden Zeit. Während eines Beſuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er bei'm Abendeſſen, bei einem Concert im Stadthauſe, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen.“ Doch ſchien nur eine Erkältung der Grund zu ſeyn; kaum aber nach 1790 bis 1791.

790 bis 1791 Jena zurückgekehrt, wurde er aufs neue darniedergeworfen und eine Bruſtkrankheit ergriff ihn, die nach der Verſicherung der Schwägerin ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die augenblickliche Gefahr fand die herbeigeeilte Freundin zwar durch ſeinen Hausarzt Starke abgewendet, aber Rückfälle waren zu fürchten. Jetzt zeigte ſich die allgemeine Hochachtung und Liebe, die Jena für den Dichter im Stillen gehegt. Die edelſten Zuhörer erboten ſich voll Jugendeifer zu Pflege und Nachtwachen. Guſtav von Adlerskron, ein in Jena Familienverhältniſſe halber unter angenommenem Namen ſtudirender Jüngling, wurde durch die umſichtige Wartung Schillers Hausfreund; Hardenberg, der ſpäter gefeierte, herrliche Novalis, damals ſchon durch Talent für die Dichtkunſt ausgezeichnet, kam durch die innigſte Theilnahme dem Meiſter vertraulich nahe. Schiller, dem er vom Vater gebracht worden, ſollte den Jüngling (welch ein Auftrag für einen Dichter!) von der Poeſie ab und den Brodſtudien zuweiſen, und ſeine nothgedrungenen Ermahnungen hatten anfangs Erfolg. Aber andere Umgebungen und der Tod ſeiner Braut kehrte den Jüngling frühzeitig von allem irdiſchen Glück ab und verſenkten ihn in Fichte's Idealismus, deſſen religiöspoetiſche Apotheoſe durch den wunderbaren Sänger gefeiert wurde.

Schiller genas; aber beängſtigende Bruſtkrämpfe waren von dieſer Krankheit zurückgeblieben, und wer ihn damals

ſah, erſchrack an ihm: ſein Körper war abgemagert, ſein 1790 bis
Geſicht bleich und verfallen; nur in das noch immer helle 1791.
Auge ſchien ſich das Leben zurückgezogen zu haben. Die öffentlichen Vorleſungen mußten unterbrochen werden; er verſammelte in ſeinem Zimmer ſo viele Zuhörer, als es faſſen konnte, zu Privatvorträgen über Aeſthetik. *

Kritik der Urtheilskraft. Entſchiedener Kantianismus.

Genauere Zeitangaben fehlen uns über dieſe Krankheit. 1791 bis
Schon vor ſeiner Erkrankung hatte ſich Schiller von der 1794.
Geſchichte als einem Ziele ſeiner Thätigkeit verabſchiedet, und philoſophiſch äſthetiſchen Betrachtungen zugewendet, wie denn aus ſeinen Vorleſungen über den Oedipus auf Kolonos die beiden (1792) gedruckten Aufſätze „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden,“ und „über die tragiſche Kunſt“ hervorgegangen ſind, das erſte, was er über philoſophiſche Aeſthetik bekannt machte. Auffallend war es, daß er den Freund, der ihn zuerſt zu Jena durch ſeine Geſpräche näher an das Heiligthum des Königsberger Weiſen hingeführt, ſeitdem durch ſchmerzende Kälte zurückſtieß, worüber Reinhold in vertraulichen

---

* Fr. v. Wolz. II, 78.

1791 bis 1794. Briefen ſich bitter beklagte,* ja endlich ſich ſelber (28. März 1792) ſagen mußte: „Ich weiß nun, daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann; zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. Seine Einſilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derſelben länger hätte ausſetzen können, und ich komme nun ſeit einigen Monaten nicht mehr zu ihm.“ Und ſo blieb das Verhältniß, bis Reinhold 1794 nach Kiel abging. Wir grübeln umſonſt über die Urſache dieſer Abſtoßung, die nicht allein in Reinholds Mangel an äſthetiſcher Bildung liegen kann. Konnte Schiller ſchon gegen einen alten und, wie wir bald ſehen werden, ſo verdienten Freund ſo ſeyn, ſo war er gegen Unbekannte und Fremde, beſonders in ſpäterer Zeit, wenn ſie ihn nicht intereſſirten, ganz verſchloſſen, und Perſonen, die er geringſchätzte, behandelte er ſogar mit einer ſchneidenden Kälte. Niemand darf ihm ſolches verargen, wer einem berühmten Manne, der noch dazu kränkelt, nicht zumuthen will, ſich von der Liebe und Verehrung Anderer umbringen zu laſſen.

Jene Krankheit ſchreibt Wieland der anhaltenden Winterarbeit an der Fortſetzung des dreißigjährigen Krieges zu.** Geneſen beſchäftigte Schiller ſich hauptſächlich mit

---

* An Baggeſen, die uns leider nicht zur Hand ſind. Wir halten uns, was dieſe Quelle betrifft, ganz an Hoffmeiſter II, 253 — 256.

** Hoffm. II, 239.

1791 bis 1794.

der Ueberſetzung aus Virgils Aeneide, und als er ſich erſtarkt fühlte, warf er ſich mit unermüdlichem Eifer auf das Studium Kants, und zwar auf die erſt vor Jahresfriſt (1790) erſchienene Kritik der Urtheilskraft. „Du erräthſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudire?“ ſchreibt er am 3. März 1791 an ſeinen Körner. „Nichts ſchlechteres — als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir ſelbſt angeſchafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen würde mir die Kritik der Vernunft und ſelbſt einige Reinhold'ſche Schriften für jetzt noch zu ſchwer ſeyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aeſthetik ſchon ſelbſt viel gedacht habe, und empiriſch noch mehr darin bewandert bin, ſo komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegenheitlich viele Kant'ſche Vorſtellungsarten kennen, weil er ſich in dieſem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein ſo unüberſteiglicher Berg iſt, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlaſſen.“ *

---

* Dieſer Brief beweiſt freilich, daß Schiller bis dahin noch nichts von Kant geleſen hatte. Daß er aber genug von

1791 bis 1794 Und am 1. Januar 1792 war ſein Entſchluß unwiderruflich gefaßt, die Kant'ſche Philoſophie nicht eher zu verlaſſen, bis er ſie ergründet habe, wenn ihn dieß auch drei Jahre koſten könnte. „Uebrigens habe ich mir ſchon ſehr vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren.“ Noch am 15. Okt. 1792 „ſteckte er bis über die Ohren“ in Kants Kritik der Urtheilskraft. „Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt.“

Wäre Schiller kein geborner Dichter geweſen, ſo hätte dieſer Eifer die Poeſie auf immer bei ihm verdrängen müſſen; nun aber förderte er ſie zuletzt nur, wenn ihr gleich die Philoſophie eine ſtarke Legirung, jedoch eben dadurch den rechten Kurs bei der Nation gab.

Rückfall.

1791. Die Kantianer, welche Reinholds Vorleſungen nach Jena gezogen, ſammelten ſich jetzt auch um Schiller und

---

ihm gehört, zuerſt von Körner, der offenbar ſelbſt Kantianer war, dann von Reinhold, darf als erwieſen betrachtet werden. Wollte er doch ſeine Theodicee „nach Kantſchen Principien“ dichten!

fanden ſich bei ihm zu philoſophiſchen Geſprächen ein, 1791. darunter der uns ſeitdem trefflich geſchilderte Erhard, und ein Baron Herbart, den noch im Mannesalter Liebe zur Philoſophie aus Steiermark nach Jena gezogen. Aber Anfälle von ſchweren Bruſtkrämpfen ſtörten dieſes heitre geiſtige Leben, und auf einem Beſuche in Rudolſtadt führte den Dichter ein harter Anfall dem Tode nahe. Er verlangte die Freunde der Familie zu ſehen, damit ſie lernten, wie man ruhig ſterben könne. Mit männlicher Faſſung hieß er die Seinigen ſich beruhigen und das Unvermeidliche ertragen.

An ſeinem Bette ſaß die Schwägerin, und las ihm Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unſterblichkeit deuten, vor. „Den Lichtſtrahl aus der Seele des ruhigen Weiſen, und den tröſtenden Glauben meines Herzens,“ ſchreibt ſie, „daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft nicht enden, und uns nicht für immer entzogen werden könne, — nahm er ruhig auf.“ „*Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben*,“ ſagte er, „und wirken, ſo lange wirs vermögen.“ Als ihm die Sprache ſchwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und ſchrieb — „Sorget für eure Geſundheit, man kann ohne das nicht *gut* ſeyn.“ Noch verwahrt die Freundin dieſe rührenden Worte der Liebe.

Es iſt unläugbar, daß das Studium von **Kants Kritik** der Urtheilskraft den Glauben an den perſönlichen Gott

1791. und an Unſterblichkeit, dem wir ihn zwei Jahre früher genähert ſahen, bei Schiller eher wieder in den Hintergrund treten ließ, und das Syſtem der bloßen Immanenz Gottes in der Welt ſeiner Seele wieder vorführte, ſonſt hätte er die Todesmahnung in andrer Haltung aufgenommen. Die Worte, welche er ſeiner Geiſtesfreundin erwiederte, — es könnte ſie nicht nur ein Spinoziſt, es könnte ſie auch ein Encyklopädiſt geſprochen haben. *

Erholung. Karlsbad. Erfurt. Heimkehr.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüßen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orcus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

---

* Im April 1827 ging der Verfaſſer dieſer Biographie im Krankenſaale des Pariſer Invalidenhauſes, von einem Arzte begleitet, an dem Bette eines zwei und neunzigjährigen Kapitäns vorüber, der von Steinſchmerzen gemartert, ſeinem Ende entgegenſah. „Je meurs de douleurs, messieurs," rief er uns mit feſter Stimme zu; „mais que faire? La nature le veut: il faut obéir."

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabbegleitet: Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Dieß Lied, das den Parzen ein Dichter zuſingt, der als Schillers Schüler begann und als Meiſter längſt abgeſchloſſen hat,* iſt ohne Zweifel auch für die Stimmung unſres Dichters auf ſeinem Krankenlager der rechte Ausdruck. Und wenn ihm auch kein Herbſt gegönnt war, ſo ſollte doch die Welt um ſeinen Sommer nicht kommen, und das Heilige, das ihm am Herzen und im Geiſte lag, ſollte ihm gelingen, wie es wenigen gelungen iſt.

Der Arzt hatte die Hoffnung nie verloren; die Krämpfe ließen auf ſeine Mittel nach, und Schiller ſagte, mit ſehr heitrem Blicke, zu ſeiner Frau und ihrer Schweſter: „Es wäre doch ſchön, wenn wir noch länger zuſammen blieben.“ Er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, las viel in den ſchlafloſen Nächten, unter anderm den Taſſo in Heinſes Ueberſetzung, und, wie einſt in der Kindheit, ſo wanderte er in ſeinen Geſprächen mit den Schweſtern über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen.

Damals fing bei ihm zuerſt die Unordnung in Schlaf und Wachen an; er behauptete eher einſchlafen zu können,

---

* Friedrich Hölderlin. Gedichte, S. 82.

1791. wenn er unter leichtem Geſchäfte ſich vom Schlummer übermannen ließ. Damit die Pflegenden, Gattin und andre Hausbewohner, die Nacht über ausruhen konnten, opferten die Hausjungfern gern ein paar Stunden Schlaf, und unterhielten den wachen Kranken mit Kartenſpiel.

Ende Julius ging der langſam Geneſende, um ſeine geſchwächten Verdauungswerkzeuge zu ſtärken, ins Carlsbad, wo er ſeinen Verleger Göſchen traf, und an öſterreichiſchen Kriegern als Motiven für ſeinen Wallenſtein ſtudirte, und von wo aus er in Eger das Rathhaus, mit einem Bilde Wallenſteins, und das Haus in Augenſchein nahm, wo dieſer ſein Ende fand. Den September verlebte er in Erfurt und beſprach mit Dalberg eifrig jenes Drama.

1791 bis 1793. Nach Jena zurückgekehrt ſetzte er, trotz Wielands zärtlicher Abmahnung, ſeine Arbeiten am dreißigjährigen Kriege, ſeine Ueberſetzungen aus der Aeneide und ſeine äſthetiſchen Studien fort. Ein geiſtreicher Kreis von Hausfreunden trug viel zur Erheiterung bei. Profeſſor Fiſchenich (als Geh. Oberjuſtizrath 1831 zu Berlin geſtorben), Niethammer, Hr. v. Stein, der Sohn der Weimaraner Freundin, v. Fiſchart und ſein Hofmeiſter Göritz, waren die tägliche Tiſchgeſellſchaft.

Ein Brief Schillers an ſeinen Vater vom 26. — 28. Oktober 1791 (bei Boas II, 463) beweist, mit welch zärtlichen Gedanken er an den Seinen hing. „Eben, liebſter Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolſtadt

1791 bis 1793.

zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir darin von der zunehmenden Geſundheit unſrer l. Mutter geben, und von Ihrem allſeitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohl geht, und daß von den liebſten Meinigen keines leidet, erhöht mir die Glückſeligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße.“

Von ſeiner eignen ſchweren Krankheit ſchweigt der gute Sohn. Er erzählt nur das Erfreuliche, und, indem er Mutter und Schweſter den Damenkalender mit dem Anfange des dreißigjährigen Krieges zuſchickt, berichtet er, daß ihm dieſer in vier Monaten neben ſeinen Vorleſungen ausgearbeitete Aufſatz mit 80 Louisd'ors bezahlt worden iſt, daß der Verleger (Göſchen) aber auch auf einen Abſatz von 7000 Exemplaren rechne.

„Den 28., heute, iſt Ihr Geburtstag, liebſter Vater,“ ſagt das Ende des Briefs, „den wir beide mit innigſter Freude feiern, daß uns der Himmel Sie geſund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben und Ihre Geſundheit wachen, und Ihre Tage bis in das ſpäteſte Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten, und die Schulden der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen.“

Die wiederkehrende Geſundheit Schillers wurde von

1791 bis den Freunden auf mancherlei Weiſe gefeiert. Ja, bei einem 1793 Abendeſſen, das Göritz und ſein Eleve der Geſellſchaft gab, wurde dieſe ſo heiter, daß alle Brüderſchaft mit einander tranken, und Frau v. Wolzogen, Schillers Frau, Herr v. Stein,* Fiſchenich, Schiller, Göritz und ſein Zögling ſich den ganzen Abend unter einander dutzten, ſo daß man am andern Tage Mühe hatte, die Vertraulichkeit wieder in Vergeſſenheit zu bringen.**

Schiller ſelbſt gerieth, in der Muße der Geneſung, auf allerlei ſpaßhafte Einfälle, und ſelbſt eine Reminiſcenz des akademiſchen Lebens zu Stuttgart ſchien in ihm auf eine ſeltſame Weiſe zu erwachen. Er verfiel darauf — daß ſich die ſämmtlichen männlichen Freunde eine Uniform machen laſſen ſollten, deren Farbe wenigſtens aus der Akademie ſtammte. Es mußte ein blauer Frack mit himmelblauem Futter und ſilbernen Knöpfen ſeyn. Geſagt, gethan: Schiller, Fiſchenich und Göritz trugen das abgeſchmackte Habit, und der letztere brachte es noch mit ins Würtemberger Land. Nur Stein hatte ſich mit der Hofuniform, die er zu tragen hatte, entſchuldigt.

---

* Im Morgenblatt, a. a. O., heißt es zwar „Madame Stein,“ muß aber nothwendig heißen: „Madame Schiller und Hr. v. Stein,“ die Zwiſchenworte ſcheint der Setzer ausgelaſſen zu haben, der auch aus Profeſſor Fiſchenich hartnäckig einen Fiſchreich machte.

** „Die Studentenbruderſchaft von Göritz iſt ganz unwahr.“ Briefliche Mittheilung der Frau v. Wolzogen an den Verfaſſer vom 25. Januar 1840.

Schillers Todesfeier zu Hellebeck.

Während ſo Schiller und ſeine Freunde ſich in ihres Herzens Freude gebärdeten, wie Kinder (ſpielten doch auch Scipio, Lälius und Lucilius der Dichter vor Tiſche Plumpſack mit den Servietten! *) — gelangte ins ferne Ausland, durch ſeine wiederholten Krankheitsanfälle veranlaßt, die Nachricht von Schillers Tode, und dieſer Irrthum führte einen höchſt tröſtlichen Wendepunkt in des Dichters ökonomiſcher Lage herbei. 1791.

Eine Hauptrolle bei dieſem Zwiſchenſpiel übernahm ein begeiſterter Verehrer Schiller's und ſpäter ſelbſt namhafter Dichter.

Wie es vor zwölf Jahren noch Göthokorare oder Götheselſtern gab, ſo konnte man vor fünfzig Jahren und

---

* Scholien beim Cruquius zu Horazens erſter Satire des zweiten Buchs. Es geſchah auf dem Lande, und Cicero ſagt von ihnen (vom Redner 2, 6.), daß ſie dort „unglaubliche Kindereien zu treiben gewohnt geweſen ſeyen.“ So ſetzten ſie ſich z. B. zuſammen ans Meeresufer, laſen Muſcheln und Schnecken und ſpielten damit, — die größten Staatsmänner und der größte Dichter des damaligen Roms.

1791 ſpäter in Deutſchland und ſelbſt über der Gränze Schillers Papageyen genug zählen. Von dieſen wohl zu unterſcheiden ſind aber jene edleren Enthuſiaſten für beide Männer, denen es an wahrem Gefühl und an Einſicht in ihre Größe keineswegs fehlte, und deren Urtheil nur die zur Leidenſchaft gewordene Liebe für den Genius bis zu einem Uebermaße von Bewunderung ſteigerte, das, an Anbetung grenzend, zuweilen ins Lächerliche fiel. Unter die letzteren gehört, was Schillern betrifft, der Däne Jens Baggeſen.* Sein phantaſtiſcher Enthuſiasmus für den Dichter wird nicht mehr belächelt werden, ſobald man ſich vergegenwärtigt, welche edle That durch ihn herbeigeführt worden iſt.

Baggeſen hatte im Jahre 1790, mit ſeiner jungen Frau aus der Schweiz, einem Lande, das er ſpäter in ſeiner Parthenais ſo begeiſtert ſchilderte, zurückkehrend, einige Tage in Weimar und Jena verweilt, mit Reinhold einen Bund fürs Leben geſchloſſen, und auch Schillers Perſönlichkeit hatte einen unvertilgbaren Eindruck auf ſein Herz zurückgelaſſen. In Kopenhagen angekommen, theilte er ſeine Begeiſterung für Schillers Werke dem Miniſter, Grafen

---

* Der Verfaſſer dieſes Buchs begegnete dem Sänger das zweitemal an der Quelle ſeines Dichterrufes, zu Lauterbrunnen im Berneroberland, im Herbſt 1824. Er war im Alter ein liebenswürdiger Enthuſiaſt geblieben, und ſtieß, von Luſt und Natur trunken, begeiſtert auf die Geſundheit „ſeiner lieben Schwaben“ an.

Ernſt v. Schimmelmann, dem Herzog Chriſtian Friederich 1791. von Holſtein-Auguſtenburg und deren Gemahlinnen, ſeinen Wohlthätern und Freunden, mit. „Wenn dieſer Prinz uns nicht gewiß iſt,“ ſchrieb er über den Herzog an Reinhold, „ſo können alle jetzige und künftige Poſa's ſich mit ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben.“

Im Juni 1791 war zwiſchen dieſen Verehrern Schillers eine kleine Reiſe nach Hellebeck verabredet, wo „am donnernden Weltmeer“ des Dichters Lied an die Freude an dem entzückenden Orte geſungen werden ſollte, und wohin Baggeſen die Schiller'ſchen Werke ſchon vorausgeſchickt hatte. Alles war bereit; der junge Däne mit ſeiner Gattin wollte die Schimmelmann'ſche Familie in Seeluſt abholen, als ein Billet der Gräfin ankam, das die Reiſe abſtellte —: Schiller ſey geſtorben. Baggeſen ſtürzte wie vom Blitz getroffen in die Arme ſeiner Sophie. „Ihm war, als hätte die Menſchheit einen ihrer erſten Erzieher verloren.“ „Tröſten Sie mich über den Verluſt von Mirabeau und über den noch empfindlicheren von Schiller,“ ſchrieb er auf der Stelle an Reinhold, … „o warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!“

Dann ſetzte er ſich mit ſeiner Frau in den Wagen und fuhr im Sturm und Regen nach Seeluſt zum Grafen Schimmelmann. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen,“ ſprach der Graf, „um in aller Munterkeit Schillers Ode an die Freude zu ſingen — jetzt wollen wir trotz dem ſchlechten Wetter hingehen und ſie in aller Wehmuth von Ihnen vorleſen hören.“ Es wurde angeſpannt und man fuhr fort. Der Miniſter Schubert im Haag mit ſeiner Gemahlin, die dieſem Kreiſe angehörten, waren mit von der Geſellſchaft.

In Hellebeck, ſechstehalb Meilen nördlich von Kopenhagen, am „naturgrößeſten Ort,“ am Meeresufer, dem Kullen, dem höchſten Felſen Schwedens gegenüber, ſaßen bei aufgeklärtem Himmel ſechs ſich liebende, fürs Gute begeiſterte Menſchen, und Baggeſen fing an in tiefer Trauer zu leſen: „Freude, ſchöner Götterfunken!“ Klarinetten, Hörner und Flöten, von ihm und dem Grafen heimlich beſtellt, fielen ein, und hingeriſſen ſang die ganze Geſellſchaft im Chore mit. Als alles fertig ſchien, fuhr Baggeſen fort:

Unſer todter Freund ſoll leben,
Alle Freunde ſtimmet ein
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben,
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei dieſem freien[*] Wein:
Seinem Geiſte treu zu ſeyn
Bis zum Wiederſehn dort oben.

---

[*] Vergeſſen wir nicht, daß man 1791 ſchrieb, und der Wein ohne Zweifel Franzwein war.

Aller Augen ſchwammen in Thränen; vier Knaben und eben ſo viel Mädchen erſchienen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. 1791.

So blieben die, recht im Künſtlerſinne Schillers, Leidtragenden drei Tage beiſammen. Lieblingsſcenen ſeines Don Carlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfall der Niederlande, die Künſtler, wurden geleſen, und der herbe Schmerz löste ſich in ſanfte Rührung auf. —

Als nun der Todtgeglaubte von Karlsbad und Erfurt nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es ſich zum erſten Geſchäfte, dem Dichter Baggeſens Brief mitzutheilen; „und ich zweifle," ſchreibt er ſeinem Freunde, „ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt habe." Die Nachricht von der Hellebecker Todesfeier war nach Jena gekommen, als eben in Schillers Hauſe Klubb war. Schillers Frau zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben," ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm, — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —" ein Thränenfluß erſtickte ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes ſchreiben," erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt ſehe und höre."

Baggeſen, „von des unſterblichen und ungeſtorbenen Schillers Auferſtehung" durch den Jenaer Freund benachrichtigt, war doch nicht ruhig, ſo lange er ihn nicht vollkommen hergeſtellt wußte. „Wenn das Gebet das wäre," ſchreibt er, „wofür es unſer wahnſinniger Engel Lavater

1791. ausgiebt. alle Kranken in Karlsbad und in der Umgegend würden dann geſund geworden ſeyn, ſo viel Segen hätte ich vom Himmel auf dieſen Ort heruntergebetet.“

Dem Prinzen von Auguſtenburg las er einen Brief Reinholds vor, worin ſtand, daß ſich Schiller vielleicht ganz erholen könnte, wenn er nicht, wie auch dieſer ſelbſt, im Fall einer Krankheit unſchlüſſig wäre, ob er ſeinen fixen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollte.

Und auf der Stelle wurde das nachfolgende Schreiben an Reinhold nach Jena eingeſchloſſen.

Brief des Herzogs von Auguſtenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller.

Den 27. Nov. 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen * ſtempeln konnte. Sie fin-

---

* Hier iſt das ſinnloſe Wort Zwecken getilgt worden, das beim Abdrucke gewiß nur aus dem von den Verfaſſern Anfangs wiederholten und dann ausgeſtrichenen Worte Werken entſtanden iſt.

den in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, der das Band Ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floßen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.

Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches

1791 Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſeyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt, und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir ſind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staats angeſtellt zu ſeyn, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.

Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eignen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu

1791 erhalten, und dieſem Wunſche muß jede andere Betrachtung nachſtehen.“

Eindruck und Antwort.

Dieſer Brief, der für die Empfindung des Leſenden nicht altert, der, wieder und immer wieder geleſen, jedesmal wie eine friſche, überraſchende That der lauterſten Liebe an unſerem Herzen anklopft — mit welchem Gefühle muß er von Schiller genoſſen worden ſeyn!* „In der erſten Wärme des Dankgefühls,“ meldet uns die vortreffliche Frau, der wir vor zehen Jahren die erſte Mittheilung dieſes koſtbaren Aktenſtückes aus dem Archive der Menſchheit verdankten, — in der erſten Aufwallung „glaubte ſich Schiller ſtark genug, eine Reiſe nach Dänemark unternehmen zu können und verſprechen zu dürfen.“ Der Herzog antwortete: „.... Ihr Betragen in dieſer Angelegenheit iſt ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich ſchon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnſucht bei, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und ich ſehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld

---

* Er kam am 9. Nov. 1791 bei Reinhold in Jena an. Ein chronol. Irrthum der Fr. v. Wolz. iſt von Hoffmeiſter berichtigt worden II, 276, Note.

1791 entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Der Geſundheitszuſtand Schillers, für den Augenblick ſelbſt durch die Rührung verſchlimmert, erlaubte dieſe Verſetzung, oder auch nur eine Reiſe in das nördliche Clima nicht. Der Prinz von Holſtein wurde der Welt im kräftigſten Mannesalter entriſſen; aber „vom Grabe edler Verſtorbenen geht ein lebendiger Hauch aus für die Nachwelt."* Schiller hatte ihm in den Horen ſeine „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" widmen dürfen. Ernſt Heinrich Graf v. Schimmelmann, der Sohn eines vom pommer'ſchen Krämer zum Großhändler, dann in Dänemark zum Diplomaten emporgeſtiegenen und nach Struenſees Tode in den Grafenſtand erhobenen Vaters, geboren zu Dresden 1747 und als Miniſter des Auswärtigen ein Jahr nach der Veröffentlichung dieſes Briefes (1831) im 84ſten Lebensjahre geſtorben, hat vierzig Jahre lang das Bewußtſeyn auch dieſer guten That auf Erden genoſſen.** Ein fortgeſetzter Briefwechſel

---

* Werke der Fr. v. Welz. II, 90.

** Unter andern Vortrefflichen iſt die Emancipation der Sclaven in den däniſchen Colonien und die Abſchaffung des Negerhandels das Werk dieſes Staatsmannes, „der keinen andern Stolz kannte, als den ein Menſch zu ſeyn." S. über ihn Converſ.Lexikon der neueſten Zeit Bd. IV, S. 801 f.

mit der Gräfin Schimmelmann, in dem ſich die herrliche 1791.
Seele dieſer ausgezeichneten Frau, ſo wie die ihres Gemahls darſtellt, erhielt zwiſchen Schiller und ſeinen Wohlthätern eine geiſtige Verbindung.*

Die Antwort Schillers auf jenes großmüthige Anerbieten, an Baggeſen aus Jena vom 16. Dez. 1791 datirt, welche wir dem Briefwechſel Baggeſens mit Reinhold verdanken, muß dort oder bei Hoffmeiſter geſucht werden,** denn ſie füllt bei dem letzteren fünf große und enge Oktavſeiten. Der Dichter ſchreibt „überraſcht und betäubt,“ nicht mit dem kranken Kopf, ſondern ganz mit dem Herzen. „Ja, mein Freund,“ ſagt er, „ich nehme das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſeyn kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten. ... Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt.“

„Von der Wiege meines Geiſtes an,“ fährt er ſpäter

---

* Fr. v. Wolz. II, 95. Iſt nichts davon der Oeffentlichkeit übergeben? Hoffentlich geſchieht es in dem von den Schiller'ſchen Erben angekündigten Nachlaße des Dichters.

** Baggeſ. Th. I. S. 423 ff. Hoffm. II, 279—281.

1791. fort. „bis jetzt, da ich dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.[*]

Durch den edelmüthigen Antrag der beiden Männer

1791. erhielt er endlich „die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes und die vollkommene freie Wahl ſeiner Wirkſamkeit.“ Wenn er auch die verlorene Geſundheit nicht wieder gewänne, „ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes ſeiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben.“ „Ich ſehe,“ ſchreibt er, „heiter in die Zukunft — und, geſetzt es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſers Jahrhunderts auf mich gegründet haben.“

Dann folgt der Reiſeplan, und die Schilderung des Eindrucks, den der Vorgang von Hellebeck, welchen der Dichter erfahren, als er kaum anfing, ſich wieder zu erholen, auf ihn hervorgebracht. „Es waren nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt.“ Nie, ſo lang er iſt, will er Baggeſen den freundlichen, wichtigen Dienſt, den ihm dieſer, „wiewohl ohne Abſicht,“ bei ſeinem Wiedereintritt ins Leben geleiſtet habe, vergeſſen. Daß jener reelle Dienſt unmittelbar von Baggeſen herrührte, ſcheint Schiller, bei der achtungswerthen Selbſtverläugnung des erſtern, nie erfahren zu haben. *

---

* Hoffmeiſter II, 284. Note.

Aeſthetiſche Studien und Schriften.

1792 bis 1796

Von der Ueberraſchung geheilt, wurde Schiller ſichtlich heiterer und geſunder; nur Erkältung bei einer Schlittenfahrt verurſachte ihm abermals Unterleibskrämpfe. Das Geheimniß der Penſion ſeinen Eltern, ſeinem Körner und dem Herzoge von Weimar zu verbergen, war ihm unmöglich. So verbreitete es ſich, ſelbſt durch die Zeitungen, was ihm, der Beſcheidenheit ſeiner großmüthigen Freunde wegen, leid that.

Mit dieſer Zeit beginnt Schillers neue geniale Thätigkeit, vorerſt in ſelbſtſtändiger Bearbeitung Kantiſcher Ideen und deren Anwendung auf Kunſttheorie, ja ſogar auf politiſches und geſelliges Leben, ſichtbar. Durch die Schriften dieſes Faches iſt er, obwohl mehr mittelbar, als unmittelbar, hauptſächlich ein Lehrer ſeiner Nation und der Menſchheit geworden.

Dennoch glaubte er ſelbſt, da ſein Geiſt ihn ſchon jetzt zur Ausführung des Wallenſtein drängte, ſich mehr zur Schöpfung als zur Forſchung berufen. „Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle;“ ſchreibt er an Körner im Laufe des Jahres 1792, „in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den

1792 bis 1796 ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in d
That: denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die i
hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe i
ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaff
und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterun
und meine Einbildungskraft verträgt ſich mit minder
Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen wei
Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigke
zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen d
Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freih
wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere, als freiwilli
Schranken."

Schon im März 1792 hatte er, wie ein Brief
Körner bezeugt, mit dieſem den Plan zu den Briefen üb
die äſthetiſche Erziehung des Menſchen verabredet, in d
Art, daß ſie wirklich einen Briefwechſel zwiſchen beid
bilden, daß beide auf denſelben Zweck hinarbeiten und ei
gleichförmige Sprache führen ſollten. Im Frühjahr 179
als er ſeinen Freund, von Profeſſor Fiſchenich begleit
in Dresden beſuchte, eine Freude, die auch wieder du
Krankheitsanfälle getrübt wurde, beſprach er mit d
ſem ohne Zweifel die Materie des breitern, und
Oktober hoffte er bald den Anfang machen und ihn m
ſeinen Unterſuchungen und Entdeckungen unterhalten
können, und wollte die verabredete Correſpondenz ei
leiten. Wir dürfen alſo wohl annehmen, daß die Ide

zu dieſen Briefen eben jetzt in Schillers Geiſte verarbeitet wurden.

1792 bis 1796.

Dieſen fünfjährigen philoſophiſchen Studien Schillers verdanken wir alle jene tiefſinnigen Aufſätze, welche theils in der neuen Thalia, theils ſpäter in den Horen zuerſt bekannt gemacht wurden und der Sammlung ſeiner Schriften großentheils einverleibt ſind. *

Schiller ſelbſt urtheilte in ſpäterer Zeit ſehr ſtreng über dieſe Produkte der „metaphyſiſch kritiſchen Zeitperiode, welche beſonders in Jena herrſchte und auch ihn damals ergriffen habe;“ er dürfe und wolle dieſen Verſuchen keinen höhern Werth geben, als daß ſie eine Stufe ſeines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie, die wie das Blatterngift in uns allen ſteckt und heraus muß. **

Er war bei dieſem Urtheile vielleicht von Göthe influenzirt. Dieſer verſichert wenigſtens in ſeiner Morphologie, daß ſie ſich über dieſe Materie immer entgegengeſtanden: „Schiller predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen. Aus freundſchaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung, behandelte er in den äſthetiſchen

---

* Döring, älteres Leben S. 140 f. Hoffmeiſter II, 292 ff. III, 21 ff. 55 ff. 98 ff. Wir werden ſie im dritten Buche aufzählen.

** Schiller an Rochlitz.

1792 bis 1796. Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufſatz über Anmuth und Würde ſo verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigenſinnig, die Vorzüge der griechiſchen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poeſie nicht allein hervorhob, ſondern ſogar ausſchließlich dieſe Weiſe für die einzig rechte und wünſchenswerthe gelten ließ, ſo ward er zu ſchärferm Nachdenken genöthigt, und eben dieſem Conflikt verdanken wir die Aufſätze über naive und ſentimentale Poeſie. Beide Dichtungsweiſen ſollten ſich bequemen, einander gegenüber ſtehend, ſich wechſelsweiſe gleichen Raum zu vergönnen. — Schiller legte hiedurch den erſten Grund zur ganzen neuen Aeſthetik. Denn helleniſch und romantiſch, und was ſonſt noch für Synonymen möchten aufgefunden werden, laſſen ſich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung die Rede war.“ *

Der Tadel Göthes endet in ein Lob, das die Höhe dieſer Unterſuchungen Schillers, mögen ſie noch ſo viele Phaſen durchlaufen haben, hinlänglich bezeichnet.

Auch ſind dieſe Schriften für die Welt eine Fundgrube der tiefſinnigſten Theoreme im Gebiete der Aeſthetik, und der reichſten Gedanken in dem des übrigen wiſſenſchaftlichen und

---

* Bei Döring a. a. O. S. 142 f.

ſelbſt des ſocialen Lebens geworden. Eine Andeutung davon, im Auszuge ſeines Auszuges, hat der Verfaſſer am 8. Mai unter Schillers Statue verſucht, und da der Raum jede weitere Analyſe verbietet und dieſelbe durch Hoffmeiſters erſchöpfende Auszüge und geiſtreiche Beurtheilungen überflüſſig wird, ſo mögen jene Worte hier deren Stelle vertreten. 1792 bis 1796.

„Dieſes tiefe und doch heitere Auge," ſprach der Redner im Angeſichte der enthüllten Statue, „ſah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Geſtalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es ſah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Geſetzen iſt; deßwegen lehrte auch ſein Wink die Stürmiſchen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöſcht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zuſammenhange mit dem moraliſchen Adel unſeres Weſens. Die Natur erſchien dieſem aufgeſchloſſenen Blicke als „eine beſtändige Göttererſcheinung, die uns erquickend umgibt," der Menſch in ſeiner mannigfaltigen Verkehrung als eine geweſene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Geſittung zur Natur zurückgeführt werden ſoll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Friſche jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, ſenkte ſich auf euch von dieſer Denkerſtirne, aus dieſem Dichterauge! Welche Scheu zügelte

1792 bis 1796. euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauſchtet, durch den Mißbrauch ſchulgerechter Formen euch am guten Geſchmacke zu verſündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne ſeinem Bedürfniß und ſeinen Neigungen die Stimme ſtreitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch ſpreche, nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieſer Mund ermuthigte eine Jugend, die ſeitdem zum Theil in öffentlichen Geſchäften ergraut iſt, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergeſſen, und wiederum verlangte er von dem Menſchen in der Zeit, ſich zum Menſchen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, ſich zur Gattung zu ſteigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menſchen zu ſeinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die phyſiſche Möglichkeit der Freiheit zu verſchmähen, wo die moraliſche fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunſt, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Geſetz empfangen ſoll, von dem herrſchenden Bedürfniß, das die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen.

Aber wenn auch der Geſang dieſes Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, ſo wollte doch ſein Wort nicht dulden, daß der denkende Geiſt, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl ſollte neben dem unbeſtechlichen Bewußtſeyn gelten; vom alles trennenden Verſtand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in ſeiner Bruſt, gegen den Widerſtand der Zeit ringen will, ſpricht er: „„Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, was ſie bedürfen, nicht was ſie loben; gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten: ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand deiner Triebe verwandelſt.““ *

1792 bis 1798.

---

* Ein edler Gaſt bei dem Feſte vom 8. Mai, der ſich ſelbſt ſcherzweiſe einen Wallonen aus Wallenſteins Lager heißt, der gelehrte Belgier Baron v. Reiffenberg, nennt in ſeinen freimüthigen Souvenirs d'un pélerinage en l'honneur de Schiller (Brüſſel und Leipzig bei Muquardt 1839) dieſe Rede einen discours très-éloquent, malgré un peu d'emphase (S. 147). Da nun der Kern derſelben nicht nur aus Schillers Gedanken, ſondern, und zwar recht abſichtlich, aus ſeinen eigenſten Worten beſteht, ſo muß der Redner das Lob ſeines Vortrags dem großen Helden jenes ſchönen Tages, mit ſammt dem Tadel, zu Füßen legen.

Beſuche aus Schwaben; Abſchied eines Freundes.

1792. Viele Männer unſeres Schwabenlandes von mittlerem Alter erinnern ſich von ihren Tübinger Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolſterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte ſich nur ſchwerfällig, und die Lippen brachten, in Geſellſchaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe ſich zum Artikulirten ſteigerten. Aber wenn der Mann ins Feuer kam und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, ſo lösten ſich die Worte allmählig verſtändlicher von der ſich überſchlagenden Zunge: ſeine Bemerkungen, gewürzte Scherze, ſprühende Funken Geiſtes, ſelbſt tiefere Gedanken und gelehrte Unterſuchungen ließen ſich unterſcheiden, und man konnte dem ſtammelnden Lehrer der Beredtſamkeit das Zeugniß des alten Poeten nicht verſagen:

„In uns waltet ein Gott, ſein regend Bewegen
erwärmt uns.“

Es war der Profeſſor der Poeſie und Eloquenz zu Tübingen, der ſchwäbiſche Dichter **Carl Philipp Conz**.*

---

* Am 27. Sept. 1825, als eben Conz am Geburtstage unſres Königes ſeine letzte Feſtrede auf dem Katheder heraus-

1792 Dieſer, mit Schiller ſchon in ſeinen Jugendjahren und ſelbſt von Lorch her bekannt, ſtattete im Jahr 1792 dem berühmten Landsmann, als ein damals wohl beſſer proportionirter Mann von dreißig Jahren, einen Beſuch in Jena ab, und hat nach andern dreißig Jahren ſchätzbare Mittheilungen darüber gemacht.[*]

Nachdem er einige Züge aus Schillers Stuttgarterleben in ſeinem Gedächtniß aufgefriſcht, zeigt er uns den Dichter zu Jena in ſeinem Hauſe, an ſeinem Tiſche, auf Spaziergängen. „Er war," erzählt uns Conz, deſſen Bericht wir ins Kurze ziehen wollen, „die Humanität ſelbſt, ſo wie ſeine treffliche Gattin ein Muſter edler Gefälligkeit und Beſcheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, ſondern ließen ſich mit dem (längſt berühmten)

---

würgte, trat auf der Durchreiſe ein nahmhafter Künſtler mit dem Verfaſſer in den Hörſaal der Tübinger Aula, hörte verwundert zu, und fragte endlich, wer der Mann mit den ſtolpernden Lippen ſey. Auf den Namen Conz rief der Maler erſchrocken: „Was? doch nicht etwa ein Bruder von dem berühmten Dichter Conz?"

[*] Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1823. Nr. 3, 4, 5, 6, 7. Conz war am 28. Okt. 1762 zu Lorch geboren, ſtudirte zu Tübingen, wurde dort 1789 Repetent und nach Verſehung zweier Diakonate im Jahr 1804 ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Literatur, der Eloquenz 1812. Er ſtarb 1828.

1792 Niethammer, damals Dr. Legens, Göriz und ſeinem Zöglinge von einem ältern Frauenzimmer des Hauſes, das ſie bewohnten, die Koſt reichen. Die Tafel war einfach frugal, und durch Schillers ſokratiſchen Ernſt und Scherz gewann ſie die beſte Würze. Er ſprach nicht viel, aber, was er ſprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle ſeiner Kränklichkeit nicht verſtimmten, wie er war — hörte man nur ſelten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brauſenden Schiller, wie er ſich in ſeinen früheren Schriften oft darſtellte, jetzt erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angeſehenen Mannes, die während des Eſſens erzählt ward, lebhaft entrüſtet, aber doch noch mit edler Haltung, und ſelbſt lächelnd ſagen: „Es iſt zu verwundern, daß ſolche Menſchen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verweſen!“ — „Seine Bruſt iſt verſchloſſen wie ein Archiv,“ ſagte er von des Kirchenraths Griesbach Verſchwiegenheit in Geſchäftsſachen. Ein milder Ernſt und die Sehnſucht nach dem Ideellen begleitete ihn ſelbſt zum Antheil an harmloſen Ergötzlichkeiten, zum Billard, zum Tarocke, ſelbſt zum Kegelſchub. So hob er einmal, vom Kegelſpiele ſich wegwendend, die Augen zum ſchönen Abendhimmel empor und entgegnete wehmüthig auf die Bemerkung: „ein trefflicher Abend!“ die ein Mitſpielender

machte: „Ach man muß doch das Schöne in die Natur 1792.
erſt hineintragen!“[*]

Schiller lebte und webte damals, erzählt Conz, ganz in Kants Schriften. In den abendlichen, geſelligen Unterhaltungen, zu welchen ſich mehrere jüngere Lehrer der Hochſchule einfanden, war jene Philoſophie der Gegenſtand, über den immer am lebhafteſten geſprochen und geſtritten wurde, und Schiller wußte mit ſeinem feurigen Geiſt und eindringenden Scharfſinne dem Geſpräch oft das größeſte Intereſſe zu geben.

Von dichteriſchen Arbeiten fand der Landsmann ſeinen Freund nur mit Ueberſetzungen beſchäftigt, und bei ſeinem erſten Beſuche las er ihm, noch friſch von der Freude über das Gelungene, von den faſt naſſen Druckbogen eines Thaliaheftes die erſten Proben ſeiner Verdeutſchung aus Virgil vor. Er betrachtete damals, an ſeine Boruſſiade denkend, dieſen Verſuch zugleich als Studium, um der Kunſtgriffe im Techniſchen voraus ſchon mehr Meiſter zu ſeyn. Indeſſen lag ihm der Entſchluß, die dramatiſche Laufbahn wieder zu betreten, doch noch näher, und er ſprach mit Begeiſterung davon. „Es brenne ihn recht

---

[*] Glücklich, wer wie Knebel, im harmloſen Reiche „der Vorſtellung“ lebend, bei dem Anblicke in Gold und Purpur getauchter Bergſpitzen, von keiner ſpekulativen Philoſophie geängſtet, ausrufen kann: „Das kommt aus der Ewigkeit!“ Vergl. Knebels Leben von Th. Mundt S. LVII.

1792. in der Seele — waren ſeine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er ſey ſelbſt begierig darauf; es müſſe ſich, ahne er, nach Form und Geſtalt ganz unterſcheiden von ſeinen vorigen. Seit er die Griechen ſtudirt, ſchwebe ihm ein ganz neues Ideal von Trauerſpiel vor.“

So rüſtete er ſich in ſeinem Innern zu einer neuen ſchriftſtelleriſchen Epoche, die nach ſeiner Rückkehr aus dem Vaterlande (1794) und ſeit ſeiner engen Verbindung mit Göthe ihren Anfang nahm. —

Bis hieher der Württemberger Conz. Seine Erzählung verwiſcht bei unſrem Leſer vielleicht die trüben und zum Theil ſchiefen Eindrücke, welche die Beobachtungen eines andern Landsmanns in ſeiner Seele zurückgelaſſen haben könnten.

In demſelben Jahre, in welchem Schiller dieſen Beſuch aus dem Vaterlande erhielt, erwartete er einen für ihn ſelbſt noch wichtigern und willkommenern. „Heute,“ ſchrieb er — wir kennen das nähere Datum nicht —* an ſeine Schwägerin, „heute habe ich einen Brief von Hauſe erhalten, worin die angenehme Nachricht ſteht, daß meine Mutter ſich anfängt zu erholen. Herzlich hat ſie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal ſie wieder zu ſehen und ihr einige frohe Tage zu ſchenken. Auch dich und Lottchen muß ſie

---

* Aber muthmaßlich iſt der Brief ſchon vom Oktober 1791.

noch ſehen, und mein Vater euch ſeine Artigkeiten ins Geſicht 1792.
ſagen.“

Dieſe Hoffnung wurde jetzt, im Sommer 1792, theilweiſe erfüllt. Die Mutter, von der ſchweren Krankheit geneſen, erfreute den geliebten Sohn aufs innigſte durch ihren und ſeiner fünfzehnjährigen Schweſter Nanette[*] Beſuch. Die letztere hatte die ſchönſten Geiſtesanlagen. Stellen aus des Bruders Gedichten zu deklamiren war ihre größte Freude, und ihren norddeutſchen neuen Anverwandten machte ſie mit der ſchwäbiſchen Naivetät große Freude.

Wurde Schiller auf dieſe Weiſe durch Beſuche aus der 1792 bis
Heimath erfreut, ſo mußte er dafür einen ſeiner wertheren 1793.
Jenaer Freunde, ſeinen philoſophiſchen Glaubensgenoſſen Fiſchenich, verlieren, der in dieſem Jahre als Profeſſor der Rechte nach Bonn abging.[**] Am 11. Februar berichtete ihm unſer Dichter, oder dießmal eigentlich, wie oft, unſer Denker, ausführlich aus Jena, und erfreute ſich der guten Aufnahme, welche die Kant'ſche Philoſophie durch ihn bei Lehrern und Lernenden finde. „Bei der ſtudirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht ſehr; denn dieſe Phi-

---

[*] Dieſe hatte er ſchon im Januar 1790 ſich von den Eltern erbeten. Boas II, 451.

[**] Er ward ſpäter nach Berlin verſetzt, und ſtarb im Jahr 1831 als K. preuß. Geheimeroberjuſtizrath. Hoffmeiſter II, 263 f. — Der Brief ſteht ganz bei demſelben II, 264 — 266.

1792 bis 1793. loſophie hat keine andere Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu beſorgen ſind. … Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß ſehr begeiſternd für Sie ſeyn. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erſchallen, man kann faſt nichts Neues mehr auf dem Katheder ſagen, als wenn man ſich vornimmt, nicht Kantiſch zu ſeyn. So ſchwer dieſes unſer einem iſt, ſo habe ich es doch wirklich verſucht. Meine Vorleſungen über Aeſthetik* haben mich ziemlich tief in dieſe verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kants Theorie ſo genau bekannt zu werden, als man ſeyn muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu ſeyn. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und ſeine Behauptung, daß kein objektives Princip des Geſchmackes möglich ſey, dadurch anzugreifen, daß ich ein ſolches aufſtelle. Ich bin, ſeitdem Sie weg ſind, der Philoſophie ſehr treu geblieben, ja, weil alle andere Zerſtreuungen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten aufgehört haben, ſo habe ich mich der Theorie des Geſchmackes ausſchließlich gewidmet. Ich habe Kant ſtudirt und die wichtigſten andern Aeſthetiker noch dazu geleſen. Dieſes anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Reſultate geführt, von denen ich hoffe, daß ſie die Probe der Kritik aushalten werden.“

---

* Ein privatissimum. Hoffm. II, 286.

Auch von Schillers geſelligem Leben erfahren wir Einiges aus dieſem Briefe. „Für meinen Umgang,“ ſagt er, „habe ich an meinem neuen Landsmann M. Gros,* der bei dem Prinzen von Wirtemberg Hofmeiſter geweſen iſt, eine ſehr gute Eroberung gemacht. Es iſt ein ſehr heller Kopf, der beſonders in der Kant'ſchen Philoſophie vortrefflich zu Hauſe iſt. Von den hieſigen Schwaben, Paulus ſelbſt mit eingeſchloſſen, kommt ihm an Sagacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, beſucht auch ſeine Collegien nicht. Er ſtudirt Jurisprudenz und wird nächſten Sommer nach Göttingen gehen.“ 1792 bis 1793.

Mit ſeiner Geſundheit war es nach dieſem Briefe noch immer das Alte, weder beſſer noch ſchlimmer; doch ſchien die Fieberperiode glücklich vorüber. Thätigkeit ſöhnte ihn mit der traurigen Exiſtenz aus, wozu ſein kranker Körper ihn verurtheilte.

Mitten unter ſeinen philoſophiſchen Studien flammte das politiſche Intereſſe noch einmal bei Schiller auf, als der Proceß des unglücklichen Ludwigs XVI. verhandelt

---

[*] Der nachmalige berühmte Lehrer des Naturrechts, Chriſt. Heinr. v. Gros, Erzieher Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Württemberg, geb. zu Sindelfingen im Württembergiſchen den 10. Nov. 1765, ordentl. Profeſſor der Rechte zu Erlangen 1796, zu hohen Richterſtellen nach ſeinem Vaterlande berufen 1817, ſeit 1820 K. W. Geheimerrath. Er lebt in dieſer Eigenſchaft zu Stuttgart.

1792 bis 1793 wurde. Der Verfaſſer der Räuber und Fiesko's wollte noch einmal, und zwar unmittelbar, der Sache der bürgerlichen Freiheit dienen, indem er den König vertheidigte. „Weißt du," ſchreibt er an Körner im December 1792, „Niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthſt du mir an, zu ſchweigen; aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht

indolent und unthätig bleiben darf... Es giebt Zeiten, 1792 bis
wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit da- 1793.
für da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſeyn."

Die Ereigniſſe eilten dieſem edeln Gedanken des Dichters, der vielleicht im Zuſammenhange mit dieſen Planen noch im December 1792 an eine Reiſe nach Paris dachte, zuvor. Der Kopf des Königes fiel, und Schiller behielt keine perſönliche Erinnerung aus dieſer Schreckenszeit, als das franzöſiſche Bürgerdiplom, das, wie er aus den Zeitungen erfuhr, unterzeichnet von Roland* und zwei andern Mitgliedern des Nationalconvents, ihm zugeſendet, erſt nach fünf Jahren durch Campe** in ſeine Hände kam.

Reiſe nach Schwaben.

In der Mitte des Jahres 1793 ſchrieb Schiller an ſei- 1793.
nen Freund Körner: „Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden." Im Auguſt brach er in einem eigens für die ganze Reiſe gemietheten Wagen*** mit ſeiner Gattin auf und eilte Württemberg zu.

---

* Briefwechſel von Schiller und Göthe IV, S. 131.

** Gompe ſteht bei Fr. v. Wolz. II, 98; es iſt Campe gemeint (Schiller an Göthe vom 2. März 1798).

*** Boas II, 462.

1793. Der Weg wurde über Heidelberg, nach einer andern Angabe auch über Mannheim genommen, das Schiller aber als eine, wegen der kriegeriſchen Ereigniſſe jenſeits des Rheines bedrohte Feſtung, bald wieder verlaſſen habe. Da ihm der Beſuch ſeines alten Vaterlandes noch nicht geſichert war, wandte er ſich in Schwaben zuerſt nach der damaligen Reichsſtadt Heilbronn* und ſtieg im Gaſthofe zur Sonne ab, wo er ſich die erſten Tage leidend und faſt immer zu Bette befand. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo ſchrieb er am 20. Auguſt 1793 an den regierenden Bürgermeiſter der Stadt Heilbronn, Gottlob Moriz Chriſtian v. Wacks, einen erſt ganz kürzlich im Heilbronner Archive wieder aufgefundenen Brief.

„Es kann Euer Hochwohlgeboren," heißt es in dieſem Schreiben, „nichts Unerwartetes ſeyn, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anſtändigen Freiheit blühet, und mit den Reizen einer ſchönen, fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunſch einflößt, dieſer Wohlthaten eine Zeit lang theilhaftig zu werden."

---

* Die nachfolgenden Einzelheiten über Schillers Aufenthalt in Heilbronn verdankt der Biograph der gefälligen brieflichen Mittheilung des Herrn Stadtſchultheißen Titot von Heilbronn, und den Schiller'ſchen Brief ebendemſelben, aus dem Heilbronner Intelligenzblatt Nr. 7, Beilage vom 23. März 1839.

„Da ich mich gegenwärtig in dieſem Falle befinde und 1793. Willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſt davon zu benachrichtigen und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magiſtrats zu empfehlen.“

Zum Schluſſe verſpricht der Briefſteller, ſobald ſeine Geſundheit es erlaube, dem Herrn Amtsbürgermeiſter perſönlich ſeinen Reſpekt zu bezeugen. Dieſer, damals ein Greis von 73 Jahren, auch in Schubarts Selbſtbiographie ſeiner Humanität wegen gerühmt, entzog, obgleich von dem Herzoge Carl von Württemberg mit dem Titel eines würtembergiſchen Regimentsrathes beehrt, ſeinen Schutz dem edeln Verbannten doch nicht, und nahm ſich Schillers ſehr freundlich an. Die Rathsherren von Heilbronn wußten die Ankunft eines ſolchen Gaſtes zu ſchätzen, und in das Rathsprotokoll findet ſich, jenes Geſuch betreffend, unter dem 20. Auguſt 1793 der Beſchluß eingetragen: „Wird willfahrt, und ſoll dem Herrn Hofrath durch eine Kanzleiperſon [d. h. einen Senator] vergnügter Aufenthalt gewünſcht werden.“

Bald verlegte Schiller, des unruhigen Quartieres im Gaſthof müde, ſeine Wohnung in das Haus des Aſſeſſors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthor. Sein Geſundheitszuſtand beſſerte ſich ſichtlich, er beſtieg zu wiederholten

1793 Malen den ſchönen Wartberg und freute ſich hier der herrlichen Ausſicht auf ſein heimathliches Schwaben. Eltern, Schweſter und Jugendfreunde umarmte er zum erſtenmal in Heilbronn; auch ſeine Schwägerin Caroline, die, nach aufgelöſter erſter Ehe, ſich damals in der Nähe von Stuttgart bei einer Freundin aufhielt, eilte herbei. So verlebte der Dichter die angenehmſten Tage in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt, und ſeine Schwägerin erinnert ſich namentlich merkwürdiger Geſpräche, die er mit dem berühmten Arzte Eberhard Gmelin über thieriſchen Magnetismus daſelbſt pflog.

Von Heilbronn aus ſchrieb er dem Herzoge Carl von Württemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältniſſe aus ſeinem Vaterlande entfernt. Der Herzog, gichtkrank und ſchon vom herannahenden Tode geſchreckt, weßwegen ſein Schweigen nicht ſo übel ausgelegt werden darf, antwortete nicht: aber er äußerte öffentlich: „Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden.“ Am 24. Oktober ſtarb der Herzog. Schiller brach (ob jetzt erſt oder ſchon im September iſt noch zweifelhaft) von Heilbronn auf und zog ins eigentliche Vaterland, in die Heimath ſeiner Jugend, nach Ludwigsburg, wo er dem Vater näher war, der auf der Solitude, jetzt als Major,* noch immer die Oberaufſicht über die

---

* Auch in Schillers Adelsdiplom wird der Vater als „Oberſtwachtmeiſter“ aufgeführt. Demnach iſt in unſrer Schrift

1793. fürſtlichen Gärten und Pflanzſchulen führte. Vorzüglich zog ihn dorthin ſein Jugendfreund v. Hoven, in deſſen Umgang und Pflege er Beruhigung und Unterhaltung in reichem Maße fand. Hoven* aber erblickte in ſeinem Freund erſtaunt „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachläßigkeit war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes, kränkliches Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich, durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze!** Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

Buch I, S. 7, Z. 12, 13 von oben ſtatt: „mit dem Hauptmanns- (nie Majors-) titel geſchmückt“ zu leſen: „mit dem Hauptmanns- (dann Majors-) titel geſchmückt.“

* Hoven bei Fr. v. Wolz. II, 104 f.

** Herr v. Hoven erzählte im Jahr 1815 zu Nürnberg dem Verfaſſer dieſes Lebens einige Akademieſcherze Schillers, die allerdings von gehörigem Kaliber waren.

1793. Trotz ſeiner Kränklichkeit ſtudirte und arbeitete er auch während dieſer Zeit. Kants Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch wegen Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft ſcherzen konnte, von Arzneigläſern ſich umlagert ſah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeſchützes, und lächelnd erzählte er einmal ſeinem Freunde v. Hoven bei einem Morgenbeſuche, ſein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte, um ſich auf ſeinem Poſten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgeleſen. *

Faſt täglich, meiſt in der Nacht, ſchrieb er einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, der anfangs in Proſa verfaßt war; wenn er ſich weniger aufgelegt fühlte, an den äſthetiſchen Briefen, die hier, wie uns Conz verſichert, im erſten Entwurfe niedergeſchrieben und auch abgeſendet wurden. Sie erſchienen in der Folge, unter Fichte's Einflüſſen umgearbeitet, in den Horen. Mehrere, die das erſte Manuſcript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, worunter Conz ſelbſt war, wollten behaupten, die einfachere Darſtellung im erſten Entwurfe ſey anſprechender geweſen.

Eine andre Frucht ſeiner Ludwigsburger Herbſtmuße war ſeine geiſtreiche Rezenſion über Matthiſſons Gedichte, deren Verfaſſer, eben durch Ludwigsburg gekommen, Schillers Bekanntſchaft gemacht hatte. Die Anſichten über

---

* Conz a. a. O., S. 42.

1793 maleriſche Poeſie darin dankten ihre Entſtehung einer Unterredung mit einem ſeiner Stuttgarter Freunde, dem kunſtſinnigen Rapp,* der ſelbſt ausübender Liebhaber der Landſchaftsmalerei war. Ausgearbeitet ſcheint übrigens dieſelbe erſt ſpäter zu ſeyn.

Bei allen dieſen Arbeiten fand Schiller noch Zeit, eine Handlung herablaſſender Liebe zu vollbringen. Aus herzlicher Dankbarkeit gegen ſeinen alten Jugendlehrer, den Präceptor Jahn, deſſen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte, verſchmähte der große Dichter, der berühmte Mann es nicht, hier und da von ihm eine Lehrſtunde im gewöhnlichen Schulzimmer zu übernehmen, und vierzehnjährige Knaben ſahen den Dichter des Don Carlos vor und neben ſich im Schulſtaub auf der Bank ſitzen, den Kopf auf die Hand geſtützt und ein Bein übers andre geſchlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geſchichte, und bei dem letztern Vortrage — nach Schröckhs Abriß — konnte der ſeltene Lehrer, ſonſt ſtill und ruhig, ſich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.**

---

* Dem Geh. Hofrath v. Rapp, Kaufmann zu Stuttgart, Dannecker's Schwager. Die Angabe iſt von Conz, wurde mir aber vom ſel. Rapp, meinem mütterlichen Oheim, wiederholt beſtätigt.

** Mündliche gefällige Mittheilung des Herrn Archivraths Schönleber und des Herrn Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

1793. Ungern verließ Schiller Ludwigsburg, um das benachbarte Stuttgart zu beſuchen und eine Familienangelegenheit dort ins Reine zu bringen. Der alte Widerwille erwachte vorübergehend in ihm: „Ich haſſe Stuttgart, Stuttgart ſoll mich nicht bei Tag erblicken!“ ſagte er zu ſeinem Jugendfreunde Elwert, mit welchem er einſt den Katechismus geſprochen.* Und wirklich ſoll er das erſtemal bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen ſeyn.

Doch verlebte er, wie wir von ſeiner Schwägerin und ſonſt wiſſen, einige Tage in jener Reſidenz. Damals modellirte der berühmte Dannecker die herrliche Büſte ſeines Jugendfreundes, welche das Atelier des greiſen Künſtlers noch immer ziert, und die er bei ſeinen Lebzeiten ſich nicht entſchließen kann aus den Händen zu laſſen. Der anhaltende und frohe Umgang mit dieſem werthen Freunde erweckte in Schiller großes Intereſſe für die bildende Kunſt.

In dieſe Zeit fällt zu Tübingen, wo er ſeinen lieben Lehrer Abel beſuchte, auch Schillers Bekanntſchaft mit den damaligen Beſitzern der Johann Georg Cotta'ſchen Buchhandlung, Johann Friedrich Cotta und Chriſt. Jakob Zahn, welche zu einem dauernden Freundſchafts- und Geſchäftsverhältniß mit dem erſteren führte. Cotta zeigte ſich großſinnig für die deutſche Literatur, und ſeine Anerbietungen

---

* Mündliche Mittheilung.

übertrafen Alles, was bis jetzt für deutſche Schriftſteller 1793.
geſchehen war. Schiller ſchätzte ſeinen Verſtand, ſeine Umſicht, ſeine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute ſeinem Charakter. Er wurde in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht. Der Dichter verdankte den Verträgen mit der Cotta'ſchen Buchhandlung ſeine Unabhängigkeit, und ſeine Erben danken ihnen den feſten Grund ihres Wohlſtands. Zahn, gleichfalls ein vielſeitig gebildeter Mann und geiſtreicher Gelehrter, deſſen Name mit dem Namen des Freiherrn v. Cotta auch unter dem württembergiſchen Verfaſſungsvertrage ſteht, ſo wie beide Männer nach einander den Vicepräſidentenſtuhl der zweiten Kammer lange Zeit eingenommen, hat ſpäter ſeinen Beitrag zur Populariſirung Schillers durch die köſtliche Melodie des Reiterliedes geliefert.

Mit Cotta wurde der Plan zu den Horen entworfen, und das Ideal einer deutſchen Zeitung beſprochen, zu deren Redaktion Schiller jedoch ſpäter vom Verleger vergeblich eingeladen ward. Seine Tübinger und Stuttgarter Freunde hätten ihn gar zu gerne dem Vaterlande wiedergegeben, und ſpätere entſchiedene Anträge bewieſen, wie ernſtlich ſie gewirkt hatten. Dankbarkeit, und Liebe zur Gattin hielten ihn in Jena feſt.

In Tübingen machte Schiller auch die erſte Bekanntſchaft Fichte's, der aus der Schweiz nach Jena reiſte, um dort den Katheder zu beſteigen.

„Von dem franzöſiſchen Freiheitsweſen," erzählt des

1793 Dichters Schwägerin „welches auch in Württemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Er hielt die franzöſiſche Revolution für eine Wirkung der Leidenſchaften ..... Die eigentlichen Prinzipien, ſagte er, die einer wahrhaft glücklichen, bürgerlichen Verfaſſung zum Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen; ſie ſind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tiſche lag, hinwies) noch nirgends anders, als hier. Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird.“

Wenn dieſe Worte nicht unwillkührlich einigermaßen dem Erfolg angepaßt werden ſind, ſo hat Schiller auch in ihnen ſeinen Prophetenberuf beurkundet.

In Ludwigsburg änderte der Dichter ſeine Götter Griechenlands, las faſt alle Abende aus Voßens Homer vor und zeigte große Verehrung für den Ueberſetzer. Göthe's Iphigenia erklärte er für das einzige Stück, das er, im Gefühle kein ähnliches machen zu können, beneide. Von ſeinen Räubern und den frühern Dramen fing er zu ſchweigen an; es ſchien, als wünſchte er ſie ungedruckt.

Während er im Vaterlande war, ſtarb, wie oben gemeldet worden, der Herzog Carl, und wurde von ihm 1793. wie ein Freund betrauert. Schiller konnte ſich trotz der Bitte des Vaters zu keinem Glückwünſchungsſchreiben an den Nachfolger entſchließen, ſo viel man von deſſen Herzensgüte erwartete. Er wollte auch den Schein vermeiden, als freue er ſich über Carls Tod. „Da ruht er alſo," ſagte er, bei der Gruft zu Stuttgart mit ſeinem Freunde Hoven vorübergehend, „dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften überwogen,[*] und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum ſage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht; es iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch."[**]

Was das Wichtigſte von Schillers Aufenthalt im Vaterlande war und nicht ohne entſchiedenen Einfluß auf ſeine Individualität bleiben konnte, war das ſüße Glück

---

[*] Im Text (Fr. v. Wolz. II, 108) ſteht „übertragen," was ein offenbarer Druckfehler iſt.

[**] Aus Schillers Gefühl herrlich geſprochen. Er erfüllte, was er als fünfzehnjährig am 10. Jan. 1775 dem Herzog gelobt hatte: „Thränen des Danks auf Ihre Aſche, mein Vater." (Vergl. Schillers erſte Jugendſchrift, herausgeg. von F. Freiherrn von Böhnen, Amberg 1839. S. 19.)

1793 der erſten Vaterfreude, das ihm am 14. Sept. 1793* zu Theil wurde. Bei der ſchwer und lange dauernden Niederkunft leiſtete Hoven tröſtliche und hülfreiche Dienſte. Schillers Freude über die endlich erfolgte glückliche Entbindung, erzählte Jener, war die des gefühlvollen Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Frau, und das Entzücken des Vaters über ſeinen erſtgebornen Sohn.**

„Es war ein erhebender Anblick,“ ſagt Conz, „den hohen Mann in den einfachwahren Ausdrücken väterlicher Luſt an ſeinem Goldſohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten, und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu ſeyn.“ Zufällig oder abſichtlich war ihm in jener Zeit Quintilian in die Hände gekommen. Er ſtudierte aufmerkſam des Römers herrliche Grundſätze über Erziehung und verſicherte, den Sohn nach dieſen Maximen aufziehen zu wollen. Ja, er verſprach dem Landsmann in ſein neu begründetes Muſeum für römiſche und griechiſche Literatur einen Aufſatz über Quintilian, der jedoch nie geſchrieben wurde.

Da der Sohn ein Waſſerkind war, machte er den Eltern anfangs nicht wenig Sorge, aber am 8. November

---

* Aus den verſchiedenen Angaben wird nicht ganz klar, ob Schiller damals ſchon zu Ludwigsburg war, oder noch in Heilbronn weilte.

** Carl Friedrich von Schiller, gegenwärtig K. Württemb. Oberförſter zu Rottweil.

1793. meldet Schiller dem Großvater, daß ihm an Pflege und Wartung nichts abgehe, und er, trotz kleiner Unpäßlichkeiten und ein bischen Magerkeit abgerechnet, ſehr munter ſey und ſich eines guten Appetits erfreue.*

Von ſich ſelbſt meldet der Dichter in demſelben Schreiben, daß er die ganze Woche über fleißig geweſen, und es ihm von der Hand gegangen. „Es iſt mir immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.“

Und in dieſem himmliſchen Gefühle geiſtigen Wohlſeyns kehrte der kränkelnde, hinfällige Dichter, froh, daß ihm „die Vorſehung“ gegönnt, die Eltern eine Weile zu haben und in ihrer Nähe zu leben, zuerſt in ſein ſchwäbiſches Hauptquartier nach Heilbronn, und endlich im Mai 1794 nach Jena zurück, um die dritte Periode ſeines Daſeyns, die Periode des vollendeten dichteriſchen Kunſtlebens im hellen, geiſtigen Bewußtſeyn der geläuterten Erkenntniß und erhöhten Kraft zu durchlaufen.

Rückblick.

1785 bis 1794. Das Leben des herrlichen Dichters liegt in ſeinem zweiten Abſchnitte von dreien hinter uns. Im erſten Buche

---

* Boas II, 461. In dieſem Briefe wird der Arzt Hiren genannt, was falſch geleſen iſt, und ganz gewiß Hoven heißen ſoll.

1785 bis hatten wir es mit der Kindheit ſeines Genius zu thun; im
1791. zweiten überſchauen wir die Bahn, die ſeine Jugend durchlaufen hat; wir begleiten ihn auf die Ringſchule, zum Kampfe mit Form und Stoff, zur Entſtehung des Don Carlos; dann ſehen wir den ſchon erſtarkteren, noch nicht zufrieden mit der halbgebildeten Kraft, demüthig bei der Geſchichte, bei der Philoſophie in die Schule gehen. Es ſind Meiſters Lehrjahre, in welchen ſein Geiſt, geärgert durch das Bewußtſeyn, bisher ſelbſt in ſeinen glänzendſten Proben doch oft nur geredet zu haben, wie ein Kind, und klug geweſen zu ſeyn wie ein Kind, und kindiſche Anſchläge durchgeführt zu haben, mit künſtleriſchem Kraftwillen ſtill an ſich arbeitete, und abthat, was kindiſch war, bis er, zum Manne geworden, mit jenen Meiſterwerken hervortreten konnte, welche faſt jeden Schritt in der dritten Periode ſeines Dichterlebens bezeichnen.

Die Vorſehung, von ihm ſelbſt mit dem Gemüthe auch in *der* Zeit erkannt und dankbar angebetet, in welcher ſeine Forſchung an ihr zu zweifeln ſchien, die Vorſehung hatte, für die beiden Hauptgeſchäfte dieſes Lebensabſchnittes, ſowohl für das Ausbrüten ſeines letzten und impoſanteſten Jugendwerkes, des Don Carlos, als für die tiefſinnigen Verarbeiten zu ſeinem vollendeteren männlichen Wirken, alles Nöthige beſtimmt und angeordnet.

Aus dem für ſeinen Geiſt nahrungslos und unfruchtbar gewordenen Mannheimer Boden mit der Wurzel herausgeriſſen, war der Dichter nach Leipzig, in das Gewühl einer größeren Welt, und doch wieder in einen engen Kreis verwandter Seelen verpflanzt worden, und hatte im begonnenen Don Carlos nichts als ſeine Jugendideale mitgebracht, vermehrt um das Bild einer hohen königlichen Frau, zu welchem das Geſchick ein Urbild in der Wirklichkeit ſeinem Geiſt und Herzen nahe geſtellt hatte.* In Dresden mußte ihm die ſorgenfreie Zurückgezogenheit des Landlebens Zeit zu den hiſtoriſchen Studien, die ſein ihm unter der Hand ſich umgeſtaltender Stoff fortwährend erforderte, wie Muße zur Ausführung und Vollendung des Ganzen gewähren; die große und feine Welt der Reſidenz mußte dem Stücke das Colorit ſeiner höheren Sphäre und den würdigen, gehaltenen Styl, durch welchen es ſich auszeichnet, verleihen helfen; endlich mußte ſelbſt eine vorübergehende, aber brennende Leidenſchaft ſeine Seele in die Stimmung ſetzen, die hoffnungsloſe Liebe des Infanten mit jener lebendigen Glut darzuſtellen, welche voll Wahrheit in ihr athmet. 1785 bis 1794

Wir haben den Don Carlos entſtehen ſehen mit ſeinen Ungleichheiten, Mängeln und Incohärenzen, die niemand beſſer gekannt und geſchildert hat, als der Dichter ſelbſt, aber auch mit ſeinen blendenden Schönheiten, mit der in

---

* Frau v. Kalb ſoll dem Dichter bei ſeiner Königin im Don Carlos vorgeſchwebt haben.

1785—1791. ihm concentrirten Beredtſamkeit des freiheitsdurſtigen Jahrhunderts, mit der Macht ſeiner Effekte, mit dem ſchimmernden Firniß einer herrlichen, vom ſtolzeſten Jamben getragenen Diktion. Mag dieſer Ueberzug von Redeglanz ein Fehler ſeyn, er iſt ein ſo nationaler Fehler, daß das Stück — wie Schillers Dramen überhaupt — in Deutſchland ohne dieſen Glanz nicht ſo allgemein gefallen könnte; er iſt ein Fehler, wenn Shakſpeares nationaler Witz ein Fehler iſt, der ſich auch hindrängt, wo er nicht hingehört, und doch ihm im In- und Auslande vielleicht mehr Bewunderer verſchafft hat, als der geniale Kern ſeiner Weltpoeſie ſelbſt.

Was die Charaktere betrifft, ſo halten wir zwar für die eigentliche Bürgſchaft des dramatiſchen Genius im Stücke und für die größte künſtleriſche Geſtalt, in welcher ſich ſchon die Mäßigung, Beſonnenheit und Selbſtverläugnung eines ganz großen Meiſters verherrlicht hat, den König Philipp. Aber für den Eindruck, den das Drama macht, wie für die Abſicht des Dichters, iſt er doch nur die Folie zum Don Carlos und Poſa. Und mag man dieſe Charaktere noch ſo ſehr tadeln, mag man jenen einen Schwächling und dieſen einen Schwärmer ſchelten; zuſammengenommen ſind ſie doch ſo lebendig und gewaltig, und, zwar nicht ſpaniſch, — aber ſo durch und durch deutſch, daß der Dichter auch in ihnen eine vollkommen nationelle Wahrheit und Wirklichkeit, in Schwachheit und Größe

1785 bis 1794.

dargeſtellt, und dadurch im Vaterlande und außerhalb deſſelben, bei allen Nachbarn, die etwas vom germaniſchen Blute in den Adern haben, die mächtigſte Wirkung gethan hat. Oder war nicht etwa die Nation, im Stand ihrer Erniedrigung, als Napoleon die Deutſchen ſo verächtlich als Ideologen behandelte, dem Don Carlos am Hofe Philipps gleich? Und als der geſchlagene Eroberer fluchend dem Rheine zueilte und im Grimm ausrief: „die Deutſchen haben das Fieber!“ — war es nicht die erhabene Geſtalt Poſa's, die begeiſtert hinter ihm die Geißel ſchwang? Und kehren nicht auch in unſerer ernſten Zeit in den edleren Charakteren unſres öffentlichen Lebens die Figuren eines Carlos und Poſa in unzähligen Miſchungen immer wieder, werden wir nicht durch Worte brütenden Edelſinns oft genug an jenen, und durch Werke begeiſterter Aufopferung von Zeit zu Zeit an dieſen erinnert? Ja, haben nicht alle liebenswürdigeren Perſönlichkeiten unſres deutſchen Vaterlandes etwas von den Zügen der beiden Freunde in ihrer geiſtigen Phyſiognomie?

So iſt es der deutſche Gehalt des Stückes, der ihm die Liebe des Inlands, die Bewunderung des Auslands erworben hat und ſichert, der die Widerſprüche, der das komiſche Walten des Zufalls in dieſem Trauerſpiele, welcher den Infanten in das Zimmer der Prinzeſſin Eboli, wie in die Laube des Figaro einführt, der dieß und noch vieles Andre in Vergeſſenheit ſenkt, es iſt ſein deutſches Weſen,

1785 bis das ihm nach fünfzig Jahren den lauten Zuruf auf der
1791 Bühne erhält, und das ihm in Frankreich an Benjamin Conſtant einen Nachbildner, in England an Lord John Ruſſel, dem Wigh, einen Nacheiferer, und an John Bruce, dem Hochtory, einen Dollmetſcher ſeines Geiſtes gewonnen hat.

Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stücke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen konnte; er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden

Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, 1785 bis
die ſein von mannichfacher Sorge beſchwertes Gemüth 1791.
aufrecht erhielt, und ſeinen am Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schoße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib,“ das nicht im fremden Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Bruſt“ ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern.“[*]

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion,

---

[*] Fr. v. Wolz. II, 215. Worte Schillers, am 18. März 1801 geſprochen.

785 bis durch die finſtern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte
1791 tiefſinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunſt, im friſchen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine ſchwere Krankheit noch vor dem Abſchluſſe, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück ſeines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen ſchien, da zeigte ſich's, daß ſie nur geſendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch ſie von nagenden Sorgen zu befreien, und ſeinem Geiſt in einem kränkelnden Körper das Wirken, ſo lange es Tag war, wenigſtens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele geſtärkt beſucht er ſein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt ſich an Freundesumgang, und kehrt am Schluſſe dieſer zweiten Lebensperiode, den Erſtgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und ſeinen Wallenſtein im Buſen, an den häuslichen Herd der Liebe, und in die Werkſtatt unſterblicher Schöpfungen zurück.

* * *

Drittes Buch.

Schiller, Humboldt und Göthe.

Bis hierher hat es dem Biographen unſres großen 1791. Dichters an äußern Begebenheiten ſeines Lebens nicht gefehlt, und der Stoff ſelbſt ſorgte für die Unterhaltung des Leſers. Mit der dritten Periode ſeiner Bildung, welche die Vollendung durch die Kunſt in ſich begreift, wird es von außen allmählig ſtiller, aber im Innern drängt ſich nun bald That an That, und kommt als leuchtende Dichtung zum Vorſcheine. Und doch ging dieſer Proceß nicht ſo ſchnell vor ſich, als uns der Schluß des zweiten Buches, der uns Schillern ſchon ganz vertieft in ſeinen Wallenſtein zeigte, erwarten ließ. Seine Durchbildung durch die Philoſophie war noch nicht vollendet. Sieben Jahre, ſeit dem erſten Gedanken an Don Carlos bis zur aufgedämmerten Idee des Wallenſtein, hatte Schiller um das hohe Himmelskind, um die ächte Poeſie geworben; aber als er nach dem langen Labansdienſte die Braut endlich heimgeführt glaubte, da war es nicht die holde ſtrahlende Rahel, es war die blöde, unſchöne Lea, die Reflexion, die ihm beigeſellt

1794 worden war. Sieben neue Jahre begann er, seit 179 den mühſeligen Dienſt um die Geliebte des Herzens an Neue; aber die untergeſchobene Genoſſin hielt ihn feſt m den Armen umſtrickt: er vertiefte ſich von Jahr zu Jahr neue Forſchungen auf dem Gebiete der Aeſthetik ſelbſt, u erſt im Jahre 1798 betrat der Wallenſtein, das Kind d lautern Poeſie, die Bühne, und von nun an war ſeine L bensgefährtin, ohne daß er dem Gedanken treulos gewo den wäre, die Schönheit ſelber, die heilige Kunſt.

Dieſe ſchwierige Bahn mußte Schiller durchlaufen, we er zum Nationaldichter beſtimmt war, zum Dichter ein Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Ei ſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſeyn, de es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangt ein Bildungsgang, den der große Genius unbedingt Poeſie, Göthe, zwar zum Guten und Schönen zu lenke beſtimmt war, aber nicht zu frühe abbrechen durfte. Deſ wegen hatte auch das Geſchick dem philoſophirende Hange Schillers auf ſeinem Pfade zur Poeſie einen Dämo beigegeben, der ihn in dieſer Richtung ſo lange erhalte ſollte, als es nöthig war, den Denkerdichter, wie man ih wohl genannt hat, in ihm auszubrüten. Dieſer Geiſt de Reflexion und Reflexionspoeſie war Wilhelm v. Humboldt, abgeſehen von ſeinen Verdienſten um Sprachwiſſenſchaft und Philologie, ein höchſt geiſtvoller, aber abſtrakte Idealiſt und entſchiedener Kantianer.

1794. Bald nach Schillers Rückkehr nach Jena im Mai 1794, mit dem September deſſelben Jahres, entſpann ſich der, anderthalb Jahre hindurch nie unterbrochene, Briefwechſel mit dieſem Freunde, mit welchem der Dichter vorher nur vereinzelte Schreiben gewechſelt hatte, und der ſomit die vollſtändigſte und ausführlichſte Nachricht von deſſen innerem Leben während dieſer achtzehn Monate giebt. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe iſt von Humboldt; aber man erfährt auch ſo unendlich viel und Weſentliches über den Poeten, über ſein Forſchen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er ſich beſchaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldts nicht nur hochgebildeter, ſondern auch ſeinem dichtenden Freunde verwandter, in die philoſophiſchen Tiefen der Poeſie eindringender, den Dichter, den er bewundert, ſtudirender Geiſt iſt.

Humboldt ſelbſt bezeichnet den Hauptzeitraum dieſes Briefwechſels als ohne Zweifel den bedeutendſten in der geiſtigen Entwicklung Schillers. „Er beſchloß," ſagt ſeine Einleitung, „den langen Abſchnitt, wo Schiller ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſtein an, wie im Vorgefühle ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben

1791. erfahren hat. Das angeborene ſchöpferiſche Dichtergenie durchbrach, gleich einem angeſchwollenen Strome, die Hinderniſſe, welche ihm eine zu mächtig angewachſene Ideenbeſchäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtſeyn entgegenſetzten. Den glücklichen Erfolg dieſer Kriſe verdankte Schiller der Gediegenheit ſeiner Natur und der raſtloſen Arbeit, mit der er auf den verſchiedenſten Wegen der einzigen Aufgabe nachſtrebte, die reichſte Lebendigkeit des Stoffes in die reinſte Geſetzmäßigkeit der Kunſt zu binden.“

Derſelbe Freund Schillers ſagt auch nur die Wahrheit, wenn er nachweiſt, daß der Genius deſſelben aufs engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft war, daß er recht eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervortritt, die Alles, ergründend, halten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte. Und ſicherlich iſt es auch „dieſer tiefe Antheil des Gedankens,“ der ihn zum Lieblinge der denkendſten Nation der Erde ſtempelt. Die große Mehrzahl der Deutſchen liebt Schillern gerade um der in ſeiner Poeſie überwiegenden Reflexion willen; unſre Landsleute entbehren die reinſte, bewußtloſe Schönheit gern über dem wunderbaren Reize, den für ſie der Anblick jener unermüdlichen Thätigkeit hat, die bald als ein Spiel, bald als ein Ringen erſcheint; der Deutſche hat nicht den Dichter am liebſten, der ihm die Poeſie als leichtgewonnene Geliebte entgegenführt, ſondern den, der nach tiefem Sinnen die Formel findet, mit deren Hülfe die

in einen Drachen verzauberte erlöſt wird und vor dem 1794.
ſtaunenden Auge ſich in Schönheit verwandelt. Ja; der Aufwand von Kraft, der bei dieſem Wageſtücke fühlbar wird, iſt ihm oft ſogar lieber, als die Poeſie, die daraus entſpringt. So — während Schiller mit übermenſchlicher Anſtrengung den ſteilen Pfad hinanklimmt, auf deſſen Gipfel ihm als Ziel die künſtleriſche Schönheit winkt, zu welcher auf der entgegengeſetzten Seite ein müheloſer Weg über die Hochebene führt, den freilich nur wenigen glücklichen Wanderern jener höchſte Inſtinkt zeigt, der auch in der Poeſie die ſeltenſte Himmelsgabe iſt — ſo blickt der ſtaunende Zuſchauer weniger auf jenes Ziel, als auf die Rieſenſchritte deſſen, der es auf dem ſchwierigſten Wege erſtrebt; der Wanderer ſelbſt iſt der Gegenſtand ſeines Intereſſes, und ſein Anblick macht den Eindruck des Erhabenen, über welchem man das Schöne wo nicht vergißt, doch, wenn es von dem Dichter auch nicht als Ziel erfaßt würde, eher entbehren könnte. *

So rüſtig nun Wilhelm v. Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt emporklimmt, ſo macht es doch manchmal den Eindruck, als ſtände auch er ſtille unter

---

* Da der Verfaſſer die Briefwechſel Schillers mit Humboldt und Göthe zur Zeit ihres Erſcheinens öffentlich beurtheilt hat, ſo kann mancher Leſer hier auf Bekanntes ſtoßen, wobei zu bemerken iſt, daß der Biograph es nur von ſich ſelbſt entlehnt hat.

1794. jener bewundernden Schaar, welche ſich mit dem Anblic
des herrlichen Strebens begnügt und um ſeinetwillen ihre
ringenden Liebling vergöttert. Dieß iſt beſonders dan
der Fall, wenn er ſchon frühere Produktionen ſeines Freun
des übermäßig hoch ſtellt und z. B. bereits in der „Reſig
nation“ das eigenthümlichſte Gepräge Schillers in der un
mittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer un
tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in de
ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begün
ſtigenden Sprache findet.

Am ſichtbarſten lähmte dieſer, unſrem Dichter nicht nu
innerlich vom Schöpfer, ſondern jetzt auch äußerlich vo
Schickſale beigegebene Reflexionsgeiſt ſeine Produktions
kraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwen
dung der idealiſtiſchen Formel Kants, daß der Idee kein
Erfahrung und keine Natur jemals angemeſſen ſey.

Schon lange ſeitwärts ſtehend, die Arme verſchränk
und mit unmuthigem Blicke ſah deßwegen auch der andr
Lebensbegleiter, den das Geſchick unſrem großen Dichte
aufgeſpart hatte, ſah Göthe, welcher, durch eine ſelten
Vereinigung geiſtiger Anlagen, zugleich der geſunde Men
ſchenverſtand und der poetiſche Naturgeiſt unſerer Literatu
war, dieſem transſcendentalen Treiben zu.

Wir müſſen ihn ſelbſt erzählen hören.* „Die Kantiſch

---

* Morphologie. Bd. I. Heft 1. S. 90 – 96.

1794.

Philoſophie," ſagt Göthe, „welche das Subjekt ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte Schiller mit Freuden in ſich aufgenommen: ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt; und er, im höchſten Gefühle der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen [in „Anmuth und Würde"] ſogar konnte ich direkt auf mich deuten; ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich, es ſey noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener."

„An keine Vereinigung war zu denken, ſelbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in eins zuſammenfallen können."

So dachte Göthe ſchon ſeit 1788. Auch als Schiller nach Jena gezogen war, hatte er ihn dort lange Zeit nicht

1794. geſehen. Erſt in den periodiſchen Sitzungen einer naturforſchenden Geſellſchaft, welche Batſch gegründet, fand er einsmals Schillern, und der Zufall wollte, daß beide zugleich herausgingen.

„Ein Geſpräch knüpfte ſich an;“ fährt Göthe fort, „er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig, und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln, dem Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.“

„Ich erwiderte darauf, daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſeyn, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe.“

„Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen [Göthe meint ſeine phyſiologiſch-botaniſche Theorie] lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er nahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber

1794. geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee! Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſeyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen und ſie ſogar mit Augen ſehe.“

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich [? ?], und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich.“

Noch im ſpäten Alter nannte Göthe die Zeit, wo Schiller mit Humboldt briefwechſelte, wo „ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten,“ eine unſelige.*

Indeſſen war der erſte Schritt gethan. „Schillers Anziehungskraft war groß,“ fährt Göthe in jener erſten Erzählung fort; „er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich

---

* Eckermann I, 88.

1794. nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herauszugeben; ſeine Gattin, die ich von Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu einem dauernden Verſtändniß; alle beiderſeitigen Freunde waren froh: und ſo beſiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat.“

Wie oft Schiller dieſen Bund pries und ſegnete, werden wir in der Folge ſehen. Aber auch Göthe ſah, lange nach Schillers Tode, mit Rührung und Dankbarkeit darauf zurück. „Ich weiß wirklich nicht,“ ſchreibt er an einen Freund,* „was ohne die Schiller'ſche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechſel giebt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war ſchon wieder nach Italien gegangen, und meine Abſicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schiller, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel bis über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuſkript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich

---

* Briefwechſel zwiſchen Göthe und Schultz, Bonn 1836. S. 26.

1794. hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Lieder und Balladen, wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt; die Elegien wären wenigſtens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt, und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre gar Manches anders geblieben."

Die Gründung der Horen. Der Bund mit Göthe geſchloſſen.

Dieſe Worte Göthe's haben uns von ſelbſt auf die Horen geführt, und wir müſſen nun ein paar Schritte rückwärts machen, und die Geneſis unſres Dioskurenbundes auch von Schiller'ſcher Seite feſtſtellen.

Schiller war, wie wir aus der Erzählung ſeiner Schwägerin wiſſen, aus Schwaben nach Jena zurückgekehrt, voll von dem entworfenen und nun reif gewordenen Plane, die beſten Schriftſteller Deutſchlands zu einer Zeitſchrift zu vereinigen, die Alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hatte. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendet worden, für das neue Journal in Cotta ein unternehmender Verleger gefunden. Während Abends vertraute Freundſchaft, in lebendigem Ideenwechſel, ihm das Leben anmuthig und reich an mannigfaltigen

1794. Blüthen des Geiſtes machte, und die Zeit oft bis ſpät in die Nacht den Freunden — Wilhelm v. Humboldt mit ſeiner Frau hielt ſich jetzt eben in Jena auf — unter philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſprächen verſtrich, wurden den Tag über nach allen Weltgegenden von ihm Briefe auf Werbung für die Horen ausgeſandt. Dieſe Zeitſchrift ſollte laut ihrer Ankündigung eine literariſche Aſſociation der vorzüglichſten Schriftſteller der Nation bilden* und das bisher getheilte Publikum vereinigen, ſie ſollte ſich über Alles verbreiten, was mit Geſchmack und wiſſenſchaftlichem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen, als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Nur ſtrenge Gelehrſamkeit, Staatsreligion und Politik ſollten ausgeſchloſſen ſeyn. Das Blatt wollte ſich der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſche der Ideen widmen. Bemüht, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hoffte man zugleich den Kreis der Leſer durch die Form erweitert zu ſehen.

Mit ſolcher Ankündigung nun wagte der Unternehmer ſich auch in der nächſten Nähe, nachdem er ſich vorläufig mit Fichte, Humboldt und Woltmann zur Herausgabe 1794. vereinigt hatte, an den großen Göthe und ſchrieb ihm am 13. Juni 1794: „Beiliegendes Blatt enthält den Wunſch einer Sie unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die Zeitſchrift, von der die Rede iſt, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns ſeyn kann. Der Entſchluß, dieſe Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterſtützen, wird für den glücklichen Erfolg derſelben entſcheidend ſeyn, und mit großer Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denſelben zuſagen wollen.... Je größer und näher der Antheil iſt, deſſen Sie unſre Unternehmungen würdigen, deſto mehr wird der Werth derſelben bei demjenigen Publikum ſteigen, deſſen Beifall uns der wichtigſte iſt."

---

* An Kant, Garve, Klopſtock, Göthe, Herder, Engel, Gotter, J. H. Jakobi, Matthiſſon ward gleichzeitig geſchrieben; Fichte und Woltmann hatten ſich mit dem Herausgeber aufs genaueſte verbunden.

Auf dieſe, auch in der Form ſehr ehrerbietig vorgebrachte Einladung erwiederte Göthe unterm 24. Juni ruhig, aber freundlich: „Euer Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Ausſicht, ſowohl auf die Zeitſchrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Geſellſchaft ſeyn." Was er Zweckmäßiges ungedruckt beſitzt, theilt er gerne mit; manches ins Stocken Gerathene, hofft er, „wird eine nähere Verbindung mit ſo wackern Männern wieder in einen lebhaften Gang bringen." Er erwartet eine intereſſante

1791. Unterhaltung davon, ſich über die Grundſätze zu vereinigen, nach welchen man die eingeſendeten Schriften zu beurtheilen hat, ſo wie über Gehalt und Form zu wachen, um dieſe Zeitſchrift vor andern auszuzeichnen, und ſie bei ihren Vorzügen wenigſtens eine Reihe von Jahren zu erhalten. Endlich ſchließt er mit der Hoffnung, bald mündlich darüber ſprechen zu können.

An demſelben Tage, an dem er ſich Göthen genaht, wagte ſich Schiller mit einem Briefe auch an den hohen Meiſter Kant. Hier fügte er der Einladung zur Theilnahme und der Bitte, ſich in einer freien Stunde der Herausgeber zu erinnern, ſeinen Dank für die Aufmerkſamkeit bei, die der Philoſoph ſeiner Abhandlung über Anmuth und Würde geſchenkt, und für die Nachſicht, mit der er ihn über ſeine Zweifel zurecht gewieſen. Er verſichert ihn, daß nur die Lebhaftigkeit ſeines Verlangens, die Reſultate der Kant'ſchen Sittenlehre einem noch ſcheuen Publikum annehmlich zu machen, ihm auf einen Augenblick das Anſehen eines Gegners geben konnte, wozu er in der That ſehr wenig Geſchicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Schließlich bittet er Kant, die Verſicherung ſeines lebhafteſten Dankes für das wohlthätige Licht anzunehmen, das er ſeinem Geiſte angezündet, eines Dankes, der, wie das Geſchenk, auf das er ſich gründet, ohne Gränzen und unvergänglich ſey.

Kant antwortete nicht ſo prompt wie Göthe; ſeine

Erwiederung ließ bis zum 30. März des folgenden Jahres 1794. auf ſich warten, ſie war aber auch um ſo herzlicher. „Hochzuverehrender Herr," ſchrieb er, „die Bekanntſchaft und das literariſche Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann, wie Sie, theuerſter Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als ſehr erwünſcht ſeyn. Ihr im vorigen Sommer mitgetheilter Plan zu einer Zeitſchrift iſt mir, wie auch nur kürzlich die zwei erſten Monatsſtücke, richtig zu Handen gekommen. Die Briefe über die äſthetiſche Menſchenerziehung finde ich vortrefflich und werde ſie ſtudiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber dereinſt mittheilen zu können." Für ſeinen eigenen „geringen" Beitrag erbat ſich aber Kant einen etwas langen Aufſchub, „weil," fügte er hinzu, „da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewiſſen Handelsſperre unterworfen ſind, es aber außer dieſen kaum noch, wenigſtens in dieſem Zeitpunkt, andere, die große Leſewelt intereſſirende Artikel giebt, man dieſen Wetterwechſel noch eine Zeit lang beobachten muß, um ſich klüglich in die Zeit zu ſchicken..... Und nun, theuerſter Mann! wünſche ich Ihren Talenten und guten Abſichten angemeſſene Kräfte, Geſundheit und Lebensdauer, die Freundſchaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung iſt Ihr ergebenſter treuer Diener — J. Kant."

Göthe, der kälter geantwortet, hielt um ſo reichlicher Wort. Vier Wochen nach ſeinem erſten Briefe ließ er

1794. ſchon eine nützliche und angenehme Sendung an die „Jenaiſchen Freunde“ abgehen, bat um Schillers freundſchaftliches Andenken, und verſicherte ihn, daß er ſich auf eine öftere Auswechſlung der Ideen mit ihm recht lebhaft freue. Unmittelbar vor oder nach dieſen Zeilen war jenem auch ein Beſuch Göthe's in Jena zu Theil geworden. Sie beſprachen ſich, wie Schillers Aeuſſerung gegen Körner lautet, „ein Langes und Breites über Kunſt und Kunſttheorie, und theilten einander die Hauptideen mit, zu denen ſie auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Göthen Wurzel gefaßt, und er fühlt jezt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel.“

Solche Hoffnungen gründeten ſich hauptſächlich auf einen herzlichen Brief von Göthe, den Schiller nach einer kleinen Sommerreiſe zu ſeinem Freunde Körner nach Dresden in Jena antraf, und in welchem der ältere Dichter dem jüngern mit Vertrauen entgegenkam. Schiller hatte ſich nämlich dem von ihm bewunderten Genius kaum genähert, als er auch das Senkblei philoſophiſcher Forſchung in die 1794. Tiefen dieſes Geiſtes warf. So hieß es denn in dem erſten, etwas keckeren Schreiben an Göthe vom 23. Auguſt:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen [*] haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo Manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in die Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Spekulation als die willkührliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht.... Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige in der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten

---

[*] Ohne Zweifel gehörten dazu auch die von Göthe berichteten über die Morphologie.

1794 Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen.... Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von Allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee.... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen.“.... Schiller zeigt ihm dann, wie ſehr ihm der Weg verkürzt wäre, wenn er als Grieche oder nur als Italiener von der Wiege an mit einer auserleſenen Natur und idealiſirenden Kunſt umgeben geweſen wäre; in eine nordiſche Schöpfung mit griechiſchem Geiſte geworfen mußte Göthe die ſeiner Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das ſein leitenden Begriffen gemäß bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren. „So ungefähr,“ fährt Schiller in ſeinem Briefe fort, „beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes; ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit dem reinſten Reſultate der ſpekulirenden Vernunft. Beim erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könne es keine größeren Oppoſita geben als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erſte mit keuſchem und treuem Sinne die Erfahrung und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“

Dieſes philoſophiſche Horoſkop, das die Reflexion dem Genie ſtellte, erhielt Göthe gerade zu ſeinem Geburtstage. An dem Sonnenſtrahle der liebevollſten Kritik ſchmolz das Eis des verſchloſſenen Weltmannes und verhärteten Realiſten. Seine Antwort war eben jener herzliche Brief, der unſern Schiller ſo ſehr erquickte. „Zu meinem Geburtstag,“ ſchreibt Göthe am 27. Auguſt zurück, „hätte mir kein angenehmer Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emſigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechſelſeitig ſeyn, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne ſonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu ſeyn, da es nun ſcheint, als wenn wir, nach einem ſo unvermutheten Begegnen, mit

1794. einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt, der in Allem erſcheint, was Sie geſchrieben und gethan haben, immer zu ſchätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anſpruch machen, durch Sie ſelbſt mit dem Gange Ihres Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechſelſeitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt ſind, ſo werden wir deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können. Alles, was an und in mir iſt, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich ſehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menſchlichen Kräfte und ihre irdiſche Dauer weit überſteigt, ſo möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein unterhalten, ſondern auch beleben.“

Kaum drei Tage ſpäter ſandte Göthe Blätter, „die er nur einem Freunde ſchicken darf, von dem er hoffen kann, daß er ihm entgegenkomme,“ und nachdem ihm Schiller durch eine neue Parallele, die er zwiſchen ihren beiden Köpfen ſehr zu Gunſten ſeines genialen Freundes zieht, gedankt, und „dem Königreiche, das jener zu regieren hat, ſeine nur etwas zahlreiche Familie von Begriffen“ gegenüberſtellt, „die er herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte,“ wird er von Göthe am 4. September ſchon ganz herzlich nach Weimar eingeladen. „Nächſte Woche geht der Hof nach Eiſenach, und ich werde vierzehn Tage ſo allein und unabhängig ſeyn, als ich ſobald nicht wieder vor mir ſehe. Wollten Sie mich nicht in dieſer Zeit beſuchen? bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir beſprächen uns in bequemen Stunden, ſähen Freunde, die uns am ähnlichſten geſinnt wären, und würden nicht ohne Nutzen ſcheiden. Sie ſollten ganz nach Ihrer Art und Weiſe leben, und ſich wie zu Hauſe möglichſt einrichten.... Vom 14. an würden Sie mich zu Ihrer Aufnahme bereit und ledig finden." 1794.

Die Antwort Schillers, in welcher er mit Freuden die gütige Einladung nach Weimar annahm, läßt uns einen traurigen Blick auf ſeinen zerrütteten Geſundheitszuſtand thun, den wir über der wachſenden Blüthe ſeines Geiſtes zu vergeſſen pflegen. Er bittet, in keinem Stücke der häuslichen Ordnung auf ihn zu rechnen, da ihn leider ſeine Krämpfe gewöhnlich nöthigen, den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil ſie ihm Nachts keine Ruhe laſſen, und es ihm überhaupt nie ſo gut wird, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Göthe ſoll ihm deßwegen erlauben, ihn in ſeinem Haus als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird; er ſoll dadurch, daß Schiller ſich ganz iſolirt, dieſen der Verlegenheit entziehen, jemand Anders von ſeinem Befinden abhängen zu laſſen. „Die Ordnung," ſchreibt er, „die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind, denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit

1794 etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſeyn wird.“

Wirklich war ſein Körper damals hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als Göthe und Heinrich Meyer einſt im ſogenannten Paradieſe bei Jena dem Spazierenden begegneten, ſchien ihnen ſein Geſicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und der Geheimerath äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde. *

Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf unſers Dichters Lebensweiſe verdankten, nach der Verſicherung ſeiner Biographin, ** ſeine Familie und ſeine Freunde es wirklich, daß dieſer wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann, und ſich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages, gegen welche wir ihn ſo eben proteſtiren hörten, überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Göthe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar, und die anmuthige ſcherzhafte Weiſe, mit welcher der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zuſtandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, dieſen zu beſeitigen oder zu mildern.

---

* Hoffm. II, 3, nach Böttiger und Eckermann. Der letztere läßt aber durch einen komiſchen Druckfehler (II, 335) unſern Schiller aus Schweden ſtatt aus Schwaben zurückkehren.

** Fr. v. Wolz. II, 117 f. wörtlich.

1794. Zu dem erſten Beſuche in Weimar wurde der Dichter von Humboldt begleitet. Er las hier Göthen ſeine Abhandlung vom Erhabenen und die Recenſion über Matthiſſon vor. Göthe zeigte ſeine Sammlungen. Schiller vertiefte ſich in die Anſchauung des außerordentlichen Mannes.

Die Fortführung der Horen.

1794 bis 1798. Bei ſeiner Rückkehr nach Jena am Ende Septembers, als er eben die Ideen zu entwirren ſich Zeit nehmen wollte, die Göthe wieder in ihm angeregt hatte, und den Aufgang dieſer Ausſaat abwarten, fand er einen Brief ihres Verlegers aus Stuttgart, der voll Eifers und Entſchloſſenheit war, das große Werk der Horen bald zu beginnen. Schiller hatte ihm abſichtlich noch einmal alle Schwierigkeiten und mögliche Gefahren dieſes Unternehmens vorgeſtellt; Cotta fand aber, nach Erwägung aller Umſtände, daß keine Unternehmung verſprechender ſeyn könne, und glaubte eine genaue Abrechnung mit ſeinen Kräften gehalten zu haben. Auf ſeine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Journals, ſo wie auf ſeine Pünktlichkeit im Bezahlen durften die Freunde zählen. Er erbat ſich für ſeinen Aſſocié, einen jungen Gelehrten, „der ſich Zahn nennt, und zu der Handelscompagnie in Calw gehört,“ * eine conſultative Stimme

---

* S. Buch II, S. 478 f.

1794 bis 1798. im Ausſchuſſe der Societät, welche Schiller im Intereſſe des Journals ſelbſt für zugeſtehlich hielt, und auch Göthe einräumte.

Nach vierzehntägiger Conferenz fanden ſich die beiden edeln Freunde, Schiller und Göthe, über die Principien einig; die Kreiſe ihres Empfindens, Denkens und Wirkens coincidirten theils, theils berührten ſie ſich; „daraus,“ ſchreibt Göthe am 1. Okt., „wird ſich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben.“ Er fuhr fort für die Horen zu denken, und hatte angefangen für ſie zu arbeiten; beſonders ſann er auf Vehikel und Masken, wodurch und unter welchen ſie dem Publikum Manches zuſchieben könnten. Zum Redakteur en Chef wurde Schiller dadurch erhoben, daß er alle Expeditionen allein zu unterſchreiben hatte.

Dennoch hatten Herausgeber und Verleger die Rechnung, wie man ſagt, ohne den Wirth gemacht. Schiller wußte nicht, wie viele Vorbereitungen und Vorräthe zur immer gleichen lockenden Ausſtattung einer Zeitſchrift gehören; häufiger war Ebbe als Fluth; man mußte ſich nicht ſelten zu Lückenbüßern, zu Aufſätzen entſchließen, die in den öffentlich verkündigten Plan des Journals nicht ganz paßten. Auch das Publikum zeigte ſich weit kaltſinniger und unempfänglicher, als ſie ſich's gedacht hatten, und bald klagte der Verleger über Mangel an Abſatz. So mußten ſich die Dichter mit dem Gebrauche von allerlei Mittelchen beflecken, welche zu ihrer ſonſtigen Würde, insbeſondere zu

Schillers ſtreng ſittlichen Grundſätzen, nicht recht paſſen wollten.* Es wurde mit Schütz, dem berühmten Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, die Abrede getroffen, daß alle drei Monate, und vom erſten Stücke des erſten Jahrganges ſchon in der erſten Woche des Januars 1795, eine weitläufige Recenſion der neuen Monatſchrift, bezahlt von Cotta und verfaßt von Mitgliedern der Geſellſchaft, erſcheinen ſollte. Die Anzeige ſollte, nach Schillers brieflicher Verhandlung, ſo vortheilhaft, als mit einer ſtrengen Gerechtigkeit beſtehen kann, geſchehen, und anfangs war es auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieſer Art abgeſehen. Nur ſollte — ſo viel Schamgefühl hatte man noch — der Recenſent eines Stückes, an dieſem beſtimmten Stücke nicht mitgearbeitet haben, und überhaupt ſollte ein anſtändiges Verfahren beobachtet werden. 1794 bis 1798.

Der Wunſch, die Zeitſchrift emporzubringen, hatte Schillers ſonſt ſo gehörſames Gewiſſen ganz übertäubt. „Cotta wird die Koſten der Recenſionen tragen, und die Recenſenten werden Mitglieder unſerer Societät ſeyn,“ ſchreibt er, quasi re bene gesta, an Göthe am 6. Dezember; „wir können alſo ſo weitläufig ſeyn als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die lange Weile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß.“ Von

---

* Das folgende aus „Chr. Gottfr. Schütz, Darſtellung ſeines Lebens ꝛc.“ II, 419; bei Hoffmeiſter.

94 bis 798. einer ſolchen beſtellten Anzeige ſagt dann Schiller zu Göthe, der Augur zum Augur, lachend (28. Jan. 1795): „Endlich habe ich die merkwürdige Recenſion der Horen von J. im Manuſcript geleſen. Für unſern Zweck iſt ſie ganz gut, und um vieles beſſer, als für unſern Geſchmack .... Gegen mich hatte er einiges auf dem Herzen, was er mir nicht zeigen wollte, um keiner Colluſion ſich ſchuldig zu machen. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn er dadurch auf eine geſchickte Art den Ruf der Unparteilichkeit behauptet.“ Bald ging Schiller noch weiter. Nicht nur die entſchiedenſten Mitarbeiter, wie z. B. der jüngere Schlegel, recenſirten die Horen, ſondern er ſelbſt arbeitete einiges an der großen Hauptauspoſaunung, die zu Ende des Jahres 1795 veranſtaltet wurde, eine Recenſion, die er lachend „eine rechte Harlekinsjacke“ nannte.

Wenn das Journal nicht, wie gehofft worden war, gedieh und aufgenommen wurde, wenn wir den Seufzer hören müſſen, daß die Horen in Berlin kein beſonderes Glück machen, ſo kann man ſich bei ſolchen Umtrieben einigermaßen über das Mißlingen tröſten, und man empfindet neben dem Bedauern eine gerechte Schadenfreude, daß auf den fröhlichen „Advent der Horen,“ welche am 24. Januar 1795 im erſten gedruckten Hefte zu Jena einliefen,* ſich bald mehr als Eine Leidenswoche einſtellte, und daß

---

* Schiller an Göthe I, 101.

1794 bi
1798.

Göthe noch dreißig Jahre ſpäter ſeufzte: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Muſenalmanachen nicht für Zeit verſchwendet! Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte," * — und wir die Welt, hätte er hinzuſetzen dürfen. Die Nemeſis ſtellte ſich gar zeitig ein. Anfangs waren ſo viele Beſtellungen gemacht worden, daß Cotta ſich einen recht großen Abſatz verſprach; aber im dritten Jahre hatte er kaum die Koſten wieder, und wollte ſie zwar auch noch das Jahr 1798 über vegetiren laſſen, Schiller jedoch ſah „keine entfernte Möglichkeit," ſie fortzuſetzen, weil es ganz und gar an Mitarbeitern fehlte, auf die man ſich verlaſſen konnte. Er hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ohne eigentlichen reellen Geldgewinn ewige Sorge und kleinliche Geſchäfte bei dieſer Redaktion gehabt, und mußte ſich endlich durch einen entſchloſſenen Schritt davon befreien. „Eben habe ich," ſchreibt er daher mit Laune an ſeinen Freund Göthe am 26. Januar 1798, „das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterſchrieben Weihen Sie dieſen edeln Todten eine fromme, chriſtliche Thräne. Die Kondolenz aber wird verbeten." Die Freunde beſchloſſen beim Aufhören keinen Eclat zu machen, ſondern, da ſich die Erſcheinung des zwölften Stücks 1797 in langſamem Todeskampfe ohne-

---

* Bei Eckermann I, 172 f.

1794 bis 1798 hin bis in den März verzögerte, die Guten von ſelbſt einſchlafen zu laſſen. „Sonſt hätten wir,“ ſetzt Schiller ſcherzend bei, „in dieſes zwölfte Stück einen tollen politiſch-religiöſen Aufſatz können ſetzen laſſen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte; und wenn Sie mir einen ſolchen wüßten, ſo iſt noch Platz dafür.“

Schillers Aufſätze für die Horen.

Uebrigens verdankte Deutſchland dieſer Zeitſchrift die gediegenſten Aufſätze Schillers, die ſeinen Uebergang von der Philoſophie durch die Aeſthetik zur Poeſie bezeichnen. In der neuen Thalia waren (1792 und 1793) ſchon die Abhandlungen „über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände,“ „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden,“ „über die tragiſche Kunſt,“ „über Anmuth und Würde,“ „über das Pathetiſche,“ erſchienen. In den Horen fuhr er auf dieſem Wege fort. Dieſelben brachten nacheinander die „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ und „über ſchmelzende Schönheit“ (dritte Abtheilung der Briefe), die Abhandlung „von den nothwendigen Gränzen des Schönen,“ über „die Gefahr äſthetiſcher Sitten,“ „über das Naive,“ „die ſentimentaliſchen Dichter,“ (beides zuſammen ſpäter „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ betitelt), „über den moraliſchen

Nutzen äſthetiſcher Sitten."[*] Die Beurtheilungen von Göthe's Egmont und Matthiſſons Gedichten, ſowie die Gedanken „über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt," erſchienen theils früher, theils ſpäter in der allgemeinen Literaturzeitung. 1794 bis 1798.

Hoffmeiſter hat dieſe Schriften in ihrem Zuſammenhange durch einen gründlichen Ueberblick beleuchtet, und insbeſondere die äſthetiſchen Briefe ſorgfältig zergliedert.[*] Er glaubt mit Recht, daß unſere ganze deutſche Literatur nichts aufzuweiſen habe, was mit den neun erſten jener Briefe verglichen werden könnte. Dieſen Eindruck machten ſie, wie er bemerkt, auch auf Göthe. „Das mir überſandte Manuſcript," ſagt ſein Brief an Schiller vom 26. Okt. 1794, „habe ich ſogleich mit großem Vergnügen geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſrer Natur analoger Trank willig hinunterſchleicht, und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig; und wie ſollte es anders ſeyn, da ich das, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lebte, theils zu leben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand!" Er behielt ſie noch einige Tage, um ſie mit einem Freunde nochmals zu genießen. Ja, er fühlte ſich eigentlich

---

[*] III, 21 — 46. 65 — 98. 99 — 128.

1794 bis von nun an Eins mit Schiller. „Wir wollen,“ ſag
1798 er, „getroſt und unverrückt ſo fort leben und wirken, un
in unſerm Seyn und Wollen als ein Ganzes denke
um unſer Stückwerk nur einigermaßen vollſtändig zu ma
chen.“ Als er ſie zum zweitenmale las, fand er nicht nu
wie das erſtemal, völlige Uebereinſtimmung mit ſein
Denkweiſe, ſondern er beobachtete ſie auch in praktiſche
Sinne genau, ob er nicht etwas fände, was ihn als ha
delnden Menſchen von ſeinem Wege ableiten könnte; ab
auch da fand er ſich nur geſtärkt und gefördert.

Da wir ſomit dieſe Briefe als den Lebenscodex ein
großen Geiſterpaars anſehen dürfen, ſo können wir n
mit Mühe der Verſuchung widerſtehen, unſern Zeitgenoſ
einige weitere Züge dieſes „Trankes,“ von dem wir ihn
ſchon im zweiten Buche einen Vorſchmack gegeben hab
zuzutrinken, um ſie zum Genuſſe eines lange nicht gen
beſuchten Heilquelles einzuladen. Aber der Umfang die
Schrift erlaubt es nicht, und wir verweiſen die Leſer a
die Quelle ſelbſt, oder doch auf des genannten Biograph
überſichtliche Auszüge. Von ihm entlehnen wir auch
Bemerkung, daß dieſe Briefe überhaupt, ſo vortrefflich
ſind, von allem eher handeln als von der Erziehu
des Menſchengeſchlechtes. Die Einleitung enthält
Gemälde der Verwilderung der niedern, der Erſchl
fung der civiliſirten Claſſen der menſchlichen Geſellſch
und läßt dann die moderne Zeit vor unſern Augen entſteh

in welcher nur die Gattung gewinnt, der Einzelne aber ihr Sklave und Opfer iſt. Schiller tritt in ihnen als Rechtsanwalt der lebendigen Triebe der Willenskräfte gegen die einſeitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft auf, und verficht, was er in „Anmuth und Würde" gegen Kants Rigorismus geltend gemacht, gegen die Tendenz des Jahrhunderts. Das zureichende Mittel zur Veredlung jener vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte ſucht er dann, freilich mit einer Einſeitigkeit anderer Art, in der Schönheit und Kunſt, und bei dieſer Gelegenheit porträtirte er den Künſtler in Göthe. In der zweiten und dritten Abtheilung der Briefe ſtellte er ſofort ſeine eigene in „Anmuth und Würde" verſprochene Metaphyſik des Schönen auf, und ſuchte namentlich im dritten Abſchnitte der Schönheit eine feſte Grundlage im menſchlichen Gemüthe zu geben. 1794 bis 1798.

Den größten Mangel in der ganzen Darſtellung findet Hoffmeiſter, mit vollem Rechte, wie uns däucht, in der Uebergehung des religiöſen Momentes, und eben deßwegen dieſe äſthetiſchen Anſichten, ſo ausgezeichnet ſie in anderer Beziehung ſeyn mögen, im Mittelpunkte ihres Weſens doch nur kalt und todt.

Der kleine Aufſatz über das Erhabene (1797) iſt eine Fortſetzung dieſer Briefe, und erſt nach der Horenzeit entſtanden; er zeigt, wie die äſthetiſche Erziehung erſt durch den Hinzutritt des Erhabenen zur Schönheit vervollſtändigt werde, und welches Gewicht demſelben, ſowohl dem mathe-

1794 bis 1795. matiſch als dem dynamiſch Erhabenen, in Beziehung auf die Veredlung der Menſchheit beizulegen ſey. Auch er gehört zu dem Klarſten, was Schiller geſchrieben. * „Jedes Wort iſt gewählt, jeder Satz hat einen wiſſenſchaftlichen Hintergrund, und doch fließt der Vortrag leicht und frei von Anfang bis zu Ende.“ Eine ganz neue Zugabe iſt, wie der genannte Beurtheiler ſie charakteriſirt, die „tiefe und erziebige“ Anſicht, daß auch die Verwirrung in der äußern Natur und die Widerſprüche in der Menſchenwelt eine Quelle des Erhabenen für uns ſeyen. Freilich wird Schillers durch und durch Kantiſche Anſicht von der Unbegreiflichkeit der Weltgeſchichte weder dem Philoſophen unſerer Zeit, noch dem Chriſten zuſagen; der Aeſthetiker verbaut ſich hier den Geſichtskreis ganz auf dieſelbe Weiſe, wie früher der Hiſtoriker gethan hat.

Die Zergliederung der übrigen Aufſätze, welche der Theorie des Schönen angehören, überlaſſen wir, gedrängt durch den Raum, Schillers kritiſchem Biographen. Nur bei dem großen Denkmale ſeines dichteriſchen Forſchergeiſtes „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ (vollendet im November 1795), ſey es erlaubt, an der Hand dieſes guten Führers, noch einen Augenblick zu verweilen. ** In dem

---

* Ueber Schillers Styl als Proſaiker leſe man Hoffmeiſter III, S. 98 ff., insbeſondere S. 121 ff. „Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut leſen.“

** Vergl. Hoffm. III, 61—93.

Briefwechſel mit Humboldt ſehen wir dieſe Schrift gleichſam aus der Seelentiefe des Dichters allmählig auftauchen. 1794 bis 1798. Ihren erſten Urſprung weiſt Hoffmeiſter in den Zweifeln Schillers über die Zuläſſigkeit ſeiner eigenen ganzen Dichtungsweiſe nach. Dichten, wie die Griechen und Göthe, war ihm unmöglich. Iſt nun ſeine Poeſie dennoch eine ächte? Iſt ſein Bewußtſeyn innerer Verwandtſchaft mit den Griechen eine Lüge? Oder wie, wenn die alte Dichtung nicht die ausſchließlich und einzig ächte Form wäre? Wenn es möglich wäre, ſeiner Dichtung eine rechtmäßige Stellung neben der griechiſchen zu verſchaffen? Weicht doch nicht nur er, weichen doch alle modernen Dichter von den Griechen ab! Es iſt in ihnen Etwas, das ſie mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt, und wodurch ſie große Dinge ausrichten. Und dieſes Etwas iſt ein Vorzug, eine Realität und keine Schranke. Immerhin mögen manche, wie Göthe, eine Portion Griechheit beigemiſcht haben; dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt wird doch nie Erreichung, ſie nimmt vielmehr immer etwas von jenem modernen Weſen an. Gerade herausgeſagt, ein Produkt iſt immer ärmer an Geiſt, je mehr es Natur iſt. Wie nun? Sollten die modernen Dichter ihr eigenthümliches Gebiet, das Gebiet des Geiſtes nicht behaupten dürfen, nicht das Ideal bearbeiten dürfen, anſtatt der Wirklichkeit?

Aus dieſen Gedanken erwuchs jene berühmte Abhand-

1794 bis lung, die in der Aeſthetik Epoche machte, und von der a
1798. Göthe zeugt: „der Begriff von claſſiſcher und romantiſch
Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Str
und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir u
Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxi
des objektiven Verfahrens, und wollte nur dieſes gel
laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjektiv wirkte, hielt ſe
Art für die rechte, und, um ſich gegen mich zu wehr
ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Di
tung. Er bewies mir, daß ich ſelber, wider Willen,
mantiſch ſey, und meine Iphigenie, durch das V
walten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und im
tiken Sinne ſey, als man vielleicht glauben möchte.
Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo
ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, u
nun jedermann von Claſſicismus und Romanticismus re
woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte." *

Soviel über jene Schrift mag für unſern Zweck
dieſer Biographie genügen. Leſer, die ſich genauer un
richten möchten, finden nicht nur das ganze Baugerü
ſondern auch eine unparteiiſche und ſogar ſtrenge Kr
derſelben, ſo wie der verwandten Abhandlungen, in H
meiſters gründlichem Werke.

---

* Göthe zu Eckermann am 21. März 1830. II, 203 f.
Hoffm. III, 63 f. Vergl. unſre Schrift Buch II, S. 4

Die Lyrik der Horenzeit. Lebens- und Arbeitsweiſe des Dichters.

1794 bis 1795. Wer ſich mit Schiller in dieſen gedoppelten Schacht der Philoſophie und der Aeſthetik vertieft hat, dem wird bange für ſeine Schöpfungskraft und ſeine Poeſie. Von einem geiſtreichen Zeitgenoſſen, deſſen attiſche Erſcheinung die Jetztwelt noch mit Liebe unter den Lebendigen ſucht und findet, iſt ganz neulich unſer Dichter mit Pindar verglichen und Quintilians Schilderung des letztern auf ihn angewendet worden. * Auch das Bild, unter welchem uns Horaz den griechiſchen Hymnendichter malt, iſt auf Schillern anwendbar. Seine Natur- und Dichterkraft gleicht, in den Werken ſeiner frühen Jugend vornämlich, nicht weniger jenem Bergſtrome, der von Regengüſſen über das gewohnte Ufer genährt, ſchäumend von den Höhen herabſtürzt und mit tiefem Fall aus der Schlucht hervorbricht. Aber im Gebiete der Wiſſenſchaft angelangt ſcheint auf einmal der Strom bis auf die Spur verloren. Zur Beängſtigung der Augen, die jenem ſtolzen Dichterlaufe gefolgt ſind, verſchlingt

---

* Fr. Jakobs in ſeinem Jubelprogramm auf ſeinen Collegen Fr. Kries (Gotha 2. Febr. 1839, p. 39), wo es im zierlichſten Latein heißt: „Auf Schiller möchte ich anwenden, was Quintilian von Pindar rühmt, der die Hoheit ſeines Dichterſchwunges, und die üppigſte Fülle der Gedanken und Worte an ihm bewundert.“

1794 bis ſeinen Strudel, wie den Alphéus, der Boden und ſein ſu-
1795. chender Trieb gräbt ſich ein Bett unter der Erde. Schon ſcheint er ganz dem Abgrund anzugehören, als auf einmal das melodiſche Brauſen ſich wieder vernehmen läßt, und ſein Waſſerſtrahl in einem Silberblicke von Liedern wieder aus der Tiefe emporſprudelt.

Mit einem Freudenrufe begrüßt der Leſer die erſten Gedichte Schillers in den Horen, und mit einer faſt ängſtlichen Neugierde verfolgt er ihre Entſtehungsgeſchichte in den Briefwechſeln des Dichters mit Humboldt und Göthe. Ehe wir jedoch dieſer Entwicklung in angemeſſener Kürze folgen, mag die Lebens- und Arbeitsweiſe des Dichters hier an der ſchicklichſten Stelle beobachtet werden.

Ein von Göthe hochgehaltener und vielleicht von ihm ausgerüſteter Berichterſtatter erzählt uns von England herüber: * „In Schillers Lebensweiſe zu Jena waren Einförmigkeit und Einfachheit die hervorſtechendſten Eigenſchaften; die einzige Ausſchweifung, die er ſich erlaubte, war ſein Eifer für die Wiſſenſchaften, eine Sünde, die er ſich ſein ganzes Leben lang am erſten zu Schulden kommen ließ. Viel hatte ſeine Geſundheit von ſeiner Gewohnheit, des Nachts zu arbeiten, gelitten; aber noch immer war der Reiz dieſer Gewohnheit zu groß für ſeine Selbſtverläugnung; und er konnte dieſelbe nicht anders unterlaſſen,

---

* Thomas Carlyle, Leben Schillers, aus dem Engliſchen, eingeleitet von Göthe, Frankf. 1830. S. 183 f.

als bei heftigen Krankheitsanfällen. Das höchſte Entzücken war für ihn jene ſchaffende Glut der Begeiſterung, jener ſchöne Wahnſinn, welcher den Dichter zu einem neuen, edleren Geſchöpfe macht, ihn in lichtere, mit Pracht und Schönheit geſchmückte Regionen emporträgt, und alle ſeine Fähigkeiten durch das volle Bewußtſeyn ihrer geübten Kraft ergötzt. Um dieß Vergnügen in ſeinem ganzen Umfange zu genießen, war Schillern zuletzt die Stille der Nacht, die einen gleich feierlichen Einfluß über die Gedanken wie über den Erd- und Luftkreis ausübt,* unerläßlich geworden. Deßhalb pflegte er auch jetzt, wie in früherer Zeit, die gewöhnliche Ordnung der Dinge zu verkehren; bei Tage las er, erquickte ſich an dem Anblick der Natur, unterhielt ſich mündlich oder ſchriftlich mit Freunden; doch bei Nacht ſtudirte er. Und da nur zu oft ſein Körper ermattet und erſchöpft war, gewöhnte er ſich, ungeduldig über ſolche niedre Hinderniſſe, an ſchädliche Reizmittel, die wohl für den Augenblick Kraft verliehen, aber nur, um dieſelbe ſchneller und ſicherer aufzureiben." 1794 bis 1795.

An dieſe Schilderung mag ſich die mündliche, ganz entſprechende Mittheilung von einem noch lebenden Augenzeugen anreihen. Ein Geſchäft, das unſrem Schiller nicht

---

* Schon der Knabe Schiller hatte das Lied: „Nun ruhen alle Wälder," in welchem der oben ausgeſprochene Gedanke ſo maleriſch ausgedrückt iſt, beſonders lieb gewonnen. S. Buch I, S. 28. C.

1794/5 weniger am Herzen lag, führte den Erzähler im Sommer
1795 1795 nach Jena zu dem Dichter. Ehe er dieſen noch aufgeſucht, begegnet er auf dem Markte einem langen, langhalſigen Manne mit geſenktem [*] Kopf, die Füße in Stülpenſtiefel geſteckt, den Leib mit einem grauen Oberrock mehr behangen als bekleidet.[**] Es war Schiller. Der Beruf des Fremden und ſein Unternehmen hatten ihn bald in deſſen Hauſe eingeführt und ihm den freundlichſten Empfang bereitet. Ihm erſchien Schillers Organiſation damals ſchon im Innerſten angegriffen, und ſeine Lebensweiſe, die wenigſtens nicht gründlich durch Göthes oben erwähnten wohlthätigen Einfluß geordnet worden war, nichts weniger als natürlich. Er ſtand ſehr ſpät, oft erſt gegen Mittag, zuweilen ſogar erſt Nachmittags vom Schlafe auf. Dann trank er, anſtatt zu ſpeiſen, eine Taſſe Chokolade, und arbeitete bis zum Abend, und, wenn er allein war, bis tief in die Nacht. Nicht ſelten aber empfing er auch Abends Geſellſchaft bei ſich zu Hauſe, und zwar die auserleſenſte. Dieſe blieb beim einfachen Thee und Butterbrod, im lebendigſten Geſpräche, oft bis gegen Mitternacht beiſammen. Schiller nahm am geiſtigen Verkehre hier den lebhafteſten,

---

[*] Hier alſo wieder ein Zeugniß für die Neigung des Hauptes.

[**] Folge ſeiner Krankheit. Daß Schiller ſich damals nicht mehr nachläſſig trug, wiſſen wir aus dem Munde v. Hovens und ſeiner Schwägerin.

aber immer höchſt beſcheidenen Antheil. Wenn dann die Gäſte ſich in ſinkender Nacht verloren hatten, ſetzte er ſich erſt mit ſeiner Frau zu Tiſche und aß auf gut Schwäbiſch zu Abend. Manchmal aber überfiel ſeine Natur auch mitten im Geſpräche der Schlaf, und zwar ohne alle Vorboten von Schläfrigkeit; er ſank im Stuhle plötzlich zuſammen und mußte von den Seinigen ſchlafend zu Bette getragen werden. 1794 bis 1795.

Ein ſolcher Abend iſt dem Greiſe, der dieß aus den Erinnerungen junger Jahre berichtet, noch in beſondrem Gedächtniſſe. Es wurde an demſelben in Schillers Abendzirkel gerade eine neue Erſcheinung der Literatur lebhaft debattirt. Das waren Fichte's „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution,“ ein Buch, deſſen Anonymität der Verfaſſer ſo ſtreng reſpektirt wiſſen wollte, daß er einen Bücherverleiher, welcher der Schrift in ſeinem Kataloge Fichte's Namen beigeſetzt hatte, ſogar vor Gericht belangte. Dieſe Schrift erregte an Schillers Theetiſch großen Streit, um welchen ſich der Dichter, der keinen Stuhl genommen hatte, ſondern bald da, bald dort in einer Ecke des Zimmers lehnte, nicht viel zu bekümmern ſchien. Unſer Gewährsmann für dieſe Scene, damals ein junger Mann von 27 Jahren, ſtritt ſich mit andern notabeln Schriftſtellern Jena's beſonders über das merkwürdige Kapitel des Buchs vom Recht eines Volkes zu einer Revolution. Er erlaubte ſich gegen diejenigen, welche dieſe Ueberſchrift und

1794 bis 1795. den ganzen Abſchnitt in Schutz nahmen, die beſcheidene Excep
tion: ihm komme es lächerlich vor, hier von einem Rech
ſprechen zu wollen. Eine Revolution ſey einem Gewitte
zu vergleichen: wenn dieß einmal ſich zuſammengezoge
werde Niemand fragen, ob daſſelbe ein Recht gehabt hab
in ein Haus einzuſchlagen, auf welchem ſich kein Blitzable
ter befand. Dieſer aber ſey bei heitrem Himmel anzubrin
gen. Wer das Dach erſt während des Wetters beſteige
wollte, der könne ſich nicht beklagen, wenn ihn der Bl
während der Ausführung dieſer verſpäteten Vorſichtsmaſ
regel treffe.

Bei dieſen Worten fühlte der Sprecher einen leichte
Schlag auf der Schulter. Schiller war aus ſeiner Ge
hinzugetreten und ſprach: „Der junge Mann da dürf
wohl ſo Unrecht nicht haben. Ich will mit Freund Fich
wirklich über jenes Kapitel expoſtuliren!“

Ein andermal, und dieß war im Laufe des Tages un
nicht in größerer Geſellſchaft,trat Schiller mit einem bu
durchcorrigirten Concepte ins Zimmer. „Ich habe da etwa
gemacht, es iſt aber noch nichts Ganzes — ich weiß nich
ob es etwas iſt,“ ſprach er zu den Anweſenden. Und nu
fing er an zu leſen:

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm — “

Es waren die begeiſtertſten Strophen aus der „Macht des Geſanges.“ 1794 bis 1795.

Und hiermit wären wir wieder in der lyriſchen Werkſtätte des Dichters angelangt, und wollen einen Theil der Geſpräche, die er mit ſeinen Geiſtesvertrauten über der Arbeit führte, belauſchen. „Im erſten Jahre ſeiner Rückkehr nach Jena,“ ſagt W. v. Humboldt,* „beſchäftigten ihn noch ausſchließlich die äſthetiſchen Briefe und gelegentliche hiſtoriſche Arbeiten. Dann blühte die Poeſie, zuerſt nur in kleineren lyriſchen und erzählenden Gedichten, ihm auf.“ Die Horen und die faſt gleichzeitige Unternehmung des Muſenalmanachs, von deſſen Herausgabe ſchon im Oktober 1794 zwiſchen Göthe und Schiller die Rede iſt, ſpornten zu ſolcher friſchen Aeußerung ſeiner Produktionskraft. Er hatte dieſe Kraft nach ſeiner reflektirenden Weiſe genau ins Auge gefaßt. Er fühlte, wie wir in einer Herzensergießung an ſeinen neuen Freund Göthe ſchon vom 31. Auguſt 1794 leſen, daß ſein Verſtand eigentlich mehr ſymboliſirend als intuitiv wirke, und glaubte ſo, als eine Zwitterart zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie zu ſchweben. „Dieß iſt es,“ ſagt er, „was mir, beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunſt ein ziemlich linkiſches Ausſehen

---

* Briefwechſel, Vorerinnerung S. 73.

1794 bis 1795. gegeben: denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte.... Kann ich dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu brauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet."

1795. Mit ſo ernſten und leider gerechtfertigten Todesgedanken ging er an das lebensvollſte Geſchäft des Dichters, an die Liederpoeſie. Den „erſten Austritt ins Gebiet der Dichtkunſt, nach einer ſo langen Pauſe," wie Göthe ſich ausdrückt,* unternahm Schiller im Sommer 1795, nachdem ſich Humboldt ungemein neugierig gezeigt, wie er den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht habe; das wunderbare Phänomen, daß ſeinem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich erſcheinen, ſey ohnehin ſchon an ſich nicht leicht zu faſſen.

Die lyriſchen Erſtlinge dieſer reifern Zeit waren „die

---

* Briefw. Nr. 98. I, S. 210.

Macht des Geſanges,“ „der Tanz,“ „der Pegaſus,“ „die 1795.
Antike,“ „der Weltverbeſſerer“ und andre Epigramme,* endlich „das Reich der Schatten,“ in der Sammlung ſeiner Gedichte „das Ideal und das Leben“ genannt. Schiller ſelbſt überſandte das letztere Gedicht dieſem Freunde mit einer gewiſſen lächelnden Feierlichkeit und im vollen Bewußtſeyn des Werthes. „Wenn Sie dieſen Brief (vom 9. Auguſt) erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht. Haben Sie es geleſen, ſo ſchließen Sie ſich mit Ihrer Frau ein, und leſen es Ihr vor.... Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, ſo iſt es durch dieſe Arbeit.“ Für den jetzt ſchon im Gange befindlichen Almanach war es ihm zu gewichtig. Doch wollte er auch für dieſen, da er im Zuge ſey, noch Einiges hinwerfen; „überhaupt bin ich,“ ſchreibt er, „entſchloſſen, die nächſten zehen Monate nichts als Poeterei zu treiben.“

Hatte ſchon die andern Gedichte Wilhelm v. Humboldt mit Bewunderung und Jubel aufgenommen, „die Macht des Geſanges“ mit dem tiefſten Eindrucke; ſo ſchrieb er beim Empfange des Reichs der Schatten am 21. Auguſt: „Wie ſoll ich Ihnen für den unbeſchreiblich hohen Genuß

---

[*] Eine Charakteriſirung der Schiller'ſchen Epigrammenpoeſie unternimmt Hoffmeiſter III, 179 ff., beſ. 228 ff.

1795 danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich ſeit dem Tage, an dem ich es empfing, ganz beſeſſen, und ich fühle lebhaft, daß es mich noch ſehr lang und anhaltend beſchäftigen wird: ſolch einen Umfang und ſolch eine Tiefe der Ideen enthält es, und ſo fruchtbar iſt es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, ſelbſt wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth ſich die Meiſterhand, und die Phantaſie wird unwiderſteblich hingeriſſen, ſelbſt aus ihrem Innern hervor zu ſchaffen, was Sie ihr vorzeichnen.“ Hierauf verbreitet er ſich in einer ausführlichen, bis ins Einzelnſte gehenden Kritik über das Gedicht und ſeine Schönheiten. Auf den Coadjutor Dalberg, der auch den Tanz und andre „ſchöne Blumen ſeiner Dichtkunſt“ in dieſen neuen Lieferungen bewunderte, machte das hohe Lehrgedicht denſelben Eindruck: „In Ihrem Reich der Schatten,“ ſchrieb er ihm,* „wohnen die guten Menſchen in den beſten Augenblicken des Lebens: aber Schillers hoher Genius iſt der erſte, der dieſes Reich mit ätheriſchen Farben malte.“ Die Maſſe verſtand übrigens das Gedicht nicht; ſie hielt es für eine Schilderung des Todtenreiches. Und noch immer iſt es, der Natur der Sache nach, nur das geiſtige Eigenthum

---

* Fr. v. Wolz. II, 138 f. Aber das Datum „Erfurt 5. April 1795“ kann nicht richtig ſeyn.

Weniger. Von Göthe beſitzen wir keine Aeußerung über daſſelbe. 1795.

Faſt jeden andern Dichter hätte Humboldts Lob wo nicht berauſcht, doch im ſchon gewonnenen Selbſtgefühle beſtärkt. Aber der unbeſtechliche Schiller antwortet (21. Auguſt) nur ſo viel: „Ihre Briefe, lieber Freund, ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten Sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entrathen kann. Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt, und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke ſowohl, als meine Schranken im poetiſchen Felde. *Dieſe letzteren werden mir wohl das Dramatiſche verbieten*, aber auf das Epiſche werde ich dafür ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich.“

Mit ſolcher Demuth ſtand der größte deutſche Dramatiker — ſchon damals verhältnißmäßig nächſt Göthe der größte — vor der gewaltigen Aufgabe, die jetzt ſeine Kunſterkenntniß an ihn ſtellte. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Karlos ſelbſt — Alles betrachtete er als einen abgeſchlagenen Sturm auf die Zinnen der dramatiſchen Poeſie. Schon war der Wallenſtein concipirt; die

1795. Sturmleiter in der Hand, ſtand der Krieger aufs Neue vor der Baſtion, warf einen Blick hinauf und wollte verzagen.

Kleinere Stücke, „Natur und Schule,“ „das verſchleierte Bild,“ „die Theilung der Erde“ und Aehnliches, auch viele Diſtichen, von Humboldt, Talberg und Göthe fortwährend mit Liebe begrüßt, entſtanden jetzt theils für die Horen, theils für den Almanach. Humboldt, den jene Aeußerungen ängſtigen mochten, wünſcht ſeinem Freund eine lebendigere, große Stadt an der Stelle von Jena zum Aufenthalt, er würde ihn gern unabhängiger ſehen. Selbſt die Horen ärgern ihn manchmal; dabei muß er ihn bewundern, daß er mitten in ſeiner Krankheit, die ihn von Zeit zu Zeit heimſuchte, eine ſo ſchöne und fruchtbare Geiſtesſtimmung, wie ſie ſeine Gedichte beweiſen, ſich bewahren kann!

Bald darauf kam ihm Schillers bekanntes Lied „die Ideale“ (So willſt du treulos von mir ſcheiden —), zu Geſichte. So blind war doch der Freund nicht, daß er auch hier, wo die Poeſie im Namen der Proſa ſang und der „Beſchäftigung“ die Palme reichte, unbedingt gelobt hätte. „Das Gedicht hat nicht ganz den Effekt auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke, und meine Frau hat mir daſſelbe von ſich geſagt.“ Sonderbarer Weiſe behagte das Gedicht Göthe'n, wie denn er, Humboldt, Körner und Herder, jeder einen andern Liebling unter Schillers neuen

Stücken hatte. Die Ideale vertheidigte Schiller gegen Humboldt ziemlich lebhaft, doch geſtand er, daß das Lied zu ſubjektiv, zu individuell wahr ſey, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können. 1759.

Darauf entſtanden im September, „die Würde der Frauen,“ „der Abend,“ „Schlußgedicht,“ ſämmtlich von Humboldt bewundert und charakteriſirt. Sie alle aber verdunkelte die im Oktober gedichtete „Elegie“ (jetzt „der Spaziergang“) die auch auf Göthe'n, dem ſie Schiller vorgeleſen hatte, „ſehr wirkte.“ „Wohin man ſich wendet,“ ſagt Humboldt, „wird man durch den Geiſt überraſcht, der in dieſem Stücke herrſcht, aber vorzüglich ſtark wirkt das Leben, das dieß unbegreiflich ſchön organiſirte Ganze beſeelt. Ich geſtehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meiſten anzieht, und mein Inneres am lebendigſten und höchſten bewegt. Es ſtellt die unveränderliche Strebſamkeit der Menſchen, der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt, beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Faſt in keinem Ihrer übrigen Gedichte ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt,

1795. erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie.“

Göthe in ſeinem Briefwechſel mit Schiller läßt ſich, bei ſeiner lakoniſchen Manier, nicht über das Einzelne heraus, über die Geſammtheit der neuern Produktionen Schillers fällt er jedoch ein ſehr günſtiges Urtheil. Nach einem Beſuche bei Schiller und ohne Zweifel, nachdem er deſſen Elegie angehört, ſchreibt er ihm (zwiſchen dem 3. und 10. Oktober): „Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptſächlich nachgedacht; ſie haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wieder finden, ſie ſelbſt wiederholt genießen, und den Genuß mit andern theilen.“

Schiller ſelbſt läugnete gegen Humboldt (29. Nov.) nicht, daß er ſich auf die Elegie (den Spaziergang) am meiſten zu gut thue. Das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte eines Produkts däucht ihm dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. „Und das iſt mir,“ ſagt er, „noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. ſ. w. fliehen; auf die Elegie beſinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müſſigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bildern. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt worden. Herder, Göthe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, ſind Alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, ſo bringe ich eine beinahe vollſtändige Repräſentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es dieſem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es ungerührt läßt, zufällige Urſachen daran ſchuld ſind. Mein eigenes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedichte erweitert: noch in keinem iſt der *Gedanke* ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt." 1795.

In's Einzelne des Baues übergehend, erklärt er ſodann ſeinen Entſchluß, für den Versbau ſo viel als möglich zu thun. „Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn

1795. außer Moritz' kleiner Schrift über Preſodie erinnere ic
mich auch gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber ge
leſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter un
Pentameter, die mich nie genug intereſſirt hatten, gar
fremd in Rückſicht auf Theorie und Kritik.* Indeſſe
glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Reg
Recht hat."

Der erſte Muſenalmanach.

1794 bis 1795. Alle dieſe Thätigkeit war durch die Horen und de
Almanach hervorgerufen. Der Plan zu dem letztern wur
von Schiller ſchon im Sommer 1794 entworfen und b
ſeinem Beſuche in Weimar Göthen mitgetheilt. Im Okt
ber dieſes Jahres hatte er auch ſchon einen jungen Buc
händler aus Neuſtrelitz, Herrn Michaelis (jetzt zu Tübi
gen als Profeſſor emeritus lebend), gewonnen, und d
Almanach ſollte für 1796 auf die Herbſtmeſſe 1795 erſche
nen.** „Auf ihre Güte," ſchreibt er darüber (20. O

---

* Deßwegen erſchien auch auf die Xenien damals folgendes A
tixenion, das der Verfaſſer dieſes Buchs nur aus mündlic
Tradition kennt:

I'n Weimár und Jená macht mán Hexameter wie dér,
Aber die Péntametér sind noch viel éxcellentér.

** Die ſpätern Muſenalmanache Schillers 1797—1801 erſch
nen ſämmtlich bei Cotta in Tübingen.

1794) an Göthe, „zähle ich dabei ſehr. Mir iſt dieſe Entrepriſe dem Geſchäfte nach, eine ſehr unbedeutende Vermehrung der Laſt, aber für meine ökonomiſchen Zwecke deſto glücklicher, weil ich ſie auch bei einer ſchwachen Geſundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit ſichern kann.“ 1794 bi 1795.

Dieſer Sache nahm ſich Göthe ſogleich an; er that ſchon jetzt den Vorſchlag ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. „Getrennt bedeuten ſie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten, die mitunter nicht producibel ſind, doch eine Anzahl auswählen können, die ſich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächſtemal daß wir zuſammenkommen, ſollen Sie die leichtfertige Brut im Neſte beiſammen ſehen.“ (26. Okt. 1794.) Damit ſind aber nur erſt Göthe'ſche Diſtichen, auf „die ſchönen Bettinen und Lazerten“ in Italien, und noch nicht die Xenien gemeint.

Am 21. Mai des folgenden Jahres erſchien nun der Almanachsverleger mit einem freundlichen Empfehlungsſchreiben Schillers bei Göthe in Weimar. Schiller wünſchte von ſeinem Freunde Beiträge von kleinen Gedichten, Romanzen und dergleichen, was Stoff zu Vignetten gäbe, die vielleicht Unger ſkizziren würde. Der Almanach ſollte bei dem letztern elegant gedruckt werden.

Zur Michaelismeſſe 1795 erſchien das Büchlein, deſſen Druck Humboldt von Tegel, ſeinem Landgute, aus in Berlin

1794 bis 1795. beſorgt zu haben ſcheint. Im December ſchickte der Muſenalmanach Göthe'n durch Schiller ein kleines epigrammatiſches Honorar. „Es wird nicht hinreichen die Zechinen zu erſetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen ſind,“ ſagte er dabei lächelnd zu dem einſtigen Wanderer durch Italien. Nach Humboldts Verſicherung aus Berlin, um dieſelbe Zeit, wurde der Almanach dort „entſetzlich gekauft,“ und man fand ihn in allen Häuſern. „Die Vernünftigen ſind natürlich ganz und entſchieden für ihn; aber dieſer gibt es nur wenige. Bei den Uebrigen muß man ſich begnügen, wenn ſie ſeinen offenbaren Vorzug über ſeine Brüder anerkennen. — Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meiſten, den Tanz am wenigſten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan und Nothwendigkeit des Zuſammenhangs tadeln, in der Macht des Geſanges die letzten Strophen den erſten ſchlechterdings nachſetzen, und was des Geſchwätzes mehr iſt.“ —

Daß der Muſenalmanach durch den ſchnellen und großen Abſatz eine dauernde Unternehmung und Einnahme zu werden verſprach, war unſerem Dichter beſonders deßwegen zu gönnen, weil er ſchon im Anfange des Jahres 1795 einen vortheilhaften Ruf nach Tübingen entſchieden abgelehnt hatte. „Meine Landsleute,“ heißt es in einem Briefe an Göthe vom 19. Febr., „haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich

doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht 1794 bis
bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und 1795.
womöglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müſſig gehen. Ich hab' es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen andern ſchuldig ſeyn mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann; und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat.“

Schiller ſchwankt zwiſchen Epos und Drama.

Im Herbſte 1795 ſehen wir unſern Dichter ſinnend an 1795.
einem Scheidewege ſeines großen Berufes ſtehen. Als die Elegie, die er ſelbſt für die größte poetiſche That dieſes Jahres erklärte, fertig war, da gedachte er, einem langen Wunſche nachgebend, ſich in einer neuen Gattung zu verſuchen, und eine romantiſche Erzählung, wozu er den rohen Stoff ſchon hatte, in Verſen zu machen. Den Stoff bewältigen zu können hoffte er, ſcheute jedoch den großen Zeitaufwand, als ein Opfer, das, möglicher Weiſe für eine bloße Grille dargebracht, doch vielleicht zu groß wäre. Auf

1795 der andern Seite möchte er ſogleich gern an ſeine „Maltheſer" gehen, einen dramatiſchen Vorwurf, der ſich ihm ſeit längerer Zeit neben dem Wallenſtein dargeboten hatte In den nächſten vier Monaten, vom December an gerechnet ſey er bei den Horen nicht beſonders nöthig, könnte alſ ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiele fertig werden. Es ſollte mit Chören verbunden ſeyn und ſo knüpfte es ſich ſchon eher an ſeine jetzige lyriſch Stimmung an. Eine einfache heroiſche Handlung ſollt den Inhalt bilden: und eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche wären: dabei wäre es Darſtellung eine erhabenen Idee, wie er ſie liebt.

„Denken Sie, lieber Freund," ſo ſchließt er ſeine Conſultation Humboldts vom 5. Oktober, „denken Sie noc einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dan Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mei Geſchäft ſeyn; die Frage iſt alſo bloß, ob epiſc (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?

Ihm erwiderte der poetiſche Gewiſſensrath am 15 Oktober: „Es iſt eine ſchwierige Aufgabe, liebſter Freund bei ſich ſelbſt zu entſcheiden, ob der eigenthümliche Charakte Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatiſchen oder meh der epiſchen Poeſie angemeſſen iſt. Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieſer Art im Wege ſtehen, geſellt ſich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genie's, dem Alles in ſo eminentem Grad

1795. zu gelingen ſcheint, und der zufällige Umſtand, daß Ihre dramatiſchen Produkte aus einer ſo viel früheren und verſchiedenen Periode Ihres Lebens ſind. Da Sie es indeß verlangen, ſo will ich dreiſt ein Urtheil auszuſprechen verſuchen. Nur müſſen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge.“ Dieſes Urtheil weitläufig motivirt, gibt er endlich in nachſtehender Weiſe ab: „Nehme ich die dramatiſche (hier doch eigentlich die tragiſche oder beſſer heroiſche) Poeſie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Göthe'ſchen Ideen am geläufigſten geworden iſt, als die lebendige Darſtellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal; ſo finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakteriſirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich bis zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genie's. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl

1795. zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Die
hervorzubringen, halte ich Sie geſchaffen; wenn Sie Ihre
Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Ke
ner erreichen.“ Er zeigt ihm dann, daß die lyriſc
Stimmung ihm nur förderlich ſeyn könne. „Auf d
andern Seite aber,“ fährt er weiter fort, „ſetzt auch d
Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgege
Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch größte
theils auf dem Rührenden; es fordert mannigfaltig beweg
Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie v
Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genü
gezeigt [im Carlos]. Nur iſt aber hier die Frage, ni
ſowohl ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſonde
mehr, ob Sie ihr treu zu ſeyn ſcheinen? denn darin, dün
mich, liegt gerade der Unterſchied. Ich habe im vergang
nen Winter einmal die weiblichen Charaktere des D
Carlos ſehr genau unterſucht, und bin nirgends auf etw
geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte (?!); aber
bleibt ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſ
Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet.
Charaktere, die Göthe'n unglaublich geling
Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würd
Ihnen große Schwierigkeiten machen. Denn
aber, ſo feſt ich auch glaube, daß Ihre Stär
nicht in dieſer Gattung der Tragödien, ſ
dern nur in jenen einfachen und heroiſch

ganz ſichtbar ſeyn würde, ſo ſehr wünſchte ich doch, 1795.
daß es Ihnen möglich wäre, den Verſuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es iſt das anziehendſte Schauſpiel, das ich mir denken kann, zu ſehen, wie ſich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige iſt, ſpiegelt; zu ſehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealiſchen Kreiſe herbeiführen, und ihnen doch eine ſo lebendige Wirklichkeit geben. Indeß geſtehe ich gern, daß dieſer Reiz fremdartig iſt, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunſt angeſehen werden kann. . . . . Verglichen mit der dramatiſchen halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An ſich braucht das eigentlich Epiſche überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen.“ Endlich erkennt Humboldt in den „Göttern Griechenlands“ und ähnlichen Gedichten eine epiſch-didaktiſche Gattung, die Schiller geſchaffen hat, und ahnt die epiſch-lyriſche, die er in ſeinen (freilich nur ſo genannten) Balladen ſchaffen wird.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück; es enthält in ſeiner erſten Hälfte den herrlichſten Commentar zu dem ariſtoteliſchen Ausſpruche: „durch Furcht und Mitleid;“ und verſchleiert in ſeiner zweiten, nachdem es Schillers wahre, tragiſche Größe ins Licht geſtellt, ſeine

1795. Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern. Der alte Göthe hat freilich unumwundener davon geſprochen, zu einer Zeit, wo es nicht mehr kränken konnte.*

Die Ueberzeugung, daß Schiller für die einfach heroiſche Gattung beſtimmt ſey, ließ ſeinen Freund Humboldt für die Maltheſer gegen den Wallenſtein ſprechen, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher und auch gewiß in demjenigen Kreiſe ſey, für welchen Schiller die Beſtimmung habe. Und auch Göthe verſichert, daß, wenn Schiller ihn vor ſeinem Wallenſtein gefragt hätte, ob er ihn ſchreiben ſolle, er ihm ſicherlich abgerathen hätte: „denn," ſagte er, „ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Man ſoll daher nie Jemanden fragen wenn man etwas ſchreiben will."**

Ehe Schiller antworten konnte, warnte ihn Humbold noch in einem zweiten Briefe, nicht einer Rüge Körner nachzugeben und aus ſeiner Eigenthümlichkeit einen Uebe gang in die allgemeine claſſiſche Bahn zu verſuchen. Sei Dichtercharakter ſey gerade Erweiterung des Dichterchara ters überhaupt.

Schiller dankte dem Freunde für ſein gründliches Gu achten, als Antwort auf jene Gewiſſensfrage, ohne ſi vorerſt entſchieden zu erklären; vielmehr vertiefte er ſich mit 1795. ihm, wie wir ſchon oben geſehen, in jene Prolegomenen zu der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung.

---

* Bei Eckermann I, 88 f. 197. 308. 381. II, 88. 315. 34

** Bei demſ. I, 303.

Mit dem 5. November 1795 kam Göthe nach Jena und blieb dort, um Schillers Geburtstag begehen zu helfen. Sie ſaßen, nach Gewohnheit, von Abends um fünf Uhr bis Nachts zwölf, auch ein Uhr beiſammen und plauderten unter anderm auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt. Bei dieſer Gelegenheit entſchloß Schiller ſich ernſtlich, das Griechiſche, von dem er nur noch die Wörter ohne die Regeln kannte, zu treiben, ſah ſich nach einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch, auch einer Schrift über die Methode um, gedachte auf der Stelle den Homer vorzunehmen, und damit den Xenophon zu verbinden. „Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen,“ ſagt er dem Freunde in Tegel, „da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann; aber ich will ſie ſo wenig als möglich unterbrechen, und ausharren.“ An die Maltheſer hatte er noch nicht kommen können, da ihn der Aufſatz über das Naive und ſein Gegenſtück bisher beſchäftigte, auch zweiundvierzig Bogen der Horen mit eignen und fremden Beiträgen auszufüllen, keine kleine Mühe machte.

Eine Unpäßlichkeit des immer kränkelnden Dichters unterbrach zuerſt dieſe ernſthaften Gedanken, und als die Heiterkeit der Stimmung und ſeine unbegreifliche Thätigkeit zurückgekehrt waren, lenkte eine Kleinigkeit die Freunde auf

1795 Andres ab und gab Veranlaſſung, ein großes, muthwilliges Feuer anzuzünden. Ohne dieſen Einfall, über den wir ſogleich berichten wollen, hätte Schiller, nachdem er im Geiſte das ganze Feld der Poeſie in naive und ſentimentaliſche, und dieſe letztere wieder in Satire, Elegie und Idylle getheilt, ſich ſchaffend an die Idylle gewagt, zu der er in ſeinem „Reiche der Schatten“ nur die Regeln erkannte. Er hatte ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo dieſes Gedicht aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. Herkules iſt in den Olymp eingetreten; hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Heb würde der Inhalt der Idylle ſeyn; eine ſolche wäre eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie, deren Stoff auc das Pathos ausſchließt, aber die Wirklichkeit iſt. De Stoff dieſer Idylle wäre das Ideal. „Denken Sie ſich de Genuß, lieber Freund,“ ſchließt er begeiſtert dieſe Mittheilung an Humboldt, „in einer poetiſchen Darſtellung alle Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, laute Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts vo dem Allem mehr zu ſehen. Mir ſchwindelt ordentlic wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichke ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich zweifle nic daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und vo allem Unrathe der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; i nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſch

Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er 1795. auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nichts. Ich habe bloß noch ganze ſchwankende Bilder davon.“

Aber hinter dem trunkenen Monologe der erwachenden Dichterkraft lauſchte ſchon Mephiſtopheles. Unvermerkt lenkte der ſchadenfrohe Geiſt den Poeten von ſeinen Entſchlüſſen ab und durch einen leichtfertigen Gedanken vom Gebiete der Idylle hinüber auf das der Satire.

Die Xenien.

„Seitdem Göthe hier iſt,“ ſchreibt Schiller an ſeinen 1796. Freund am Abende des 4. Januar 1796, nach Tegel, „haben wir angefangen Epigramme von einem Diſtichon im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert haben, ſo ſoll ſortirt und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körner vorſchlagen. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weiſe unter einer Zahl von Hundert nicht fehlen. Ich zweifle ob man mit einem Bogen Papier, den ſie

1796. etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.“

Der Gedanke ſchien wirklich von den böſen Geiſtern in der Luft herzurühren und weder in Göthe's noch in Schillers Seele unmittelbar entſtanden zu ſeyn. Jener ſagt zu Schiller am 23. Dezember 1795: „Der Einfall, auf alle Zeitſchriften Epigramme, jedes in einem einzigen Diſticho, zu machen, wie die Xenia des Martial ſind, der mir dieſer Tage zugekommen iſt, müſſen wir cultiviren und eine ſolche Sammlung in Ihren Muſenalmanach des nächſten Jahres bringen. Wir müſſen nur viele machen und die Beſten ausſuchen. Hier ein Paar zur Probe.“

Darauf ruft Schiller aus (29. Dec.): „Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden! Die Sie mir heute ſchicken, haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen; und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter,

1796. und dergleichen, dar!“ Dieſe Sprache läßt ſich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß Schiller durch die Kälte und Geringſchätzung, mit welcher die Horen, ein Unternehmen, für das er ſich begeiſtert hatte, von manchen Seiten aufgenommen wurde, erbittert ſeyn mußte.

Anfangs war auch Alles nicht ſo ſchlimm gemeint, obgleich uns ſchon in jener Briefſtelle wehe thun muß, daß Schiller es auch auf Göſchen abgeſehen hatte, dem er in früherer Zeit doch ſo vieles verdankte, und deſſen Verlag er ſich, vielleicht mit einiger Beſchwerung ſeines Gewiſſens, entzogen hatte. War doch die erſte Idee, wie Schiller ſpäter ſelbſt verſichert,* eigentlich nur eine fröhliche Poſſe, ein Schabernack auf den Moment berechnet, und ſo mochte es recht ſeyn; und wäre der Muthwille bei Geiſſelung der Werke, mit Vermeidung aller bloßen Perſönlichkeiten, ſtehen geblieben, ſo könnte man immerhin den, in dieſer Ausdehnung gar nicht ausgeführten, Plan, „Alles, was beide Schriftſteller in ihrem weiten Wirkungskreiſe gegen ihre Zeitgenoſſen auf dem Herzen hatten, bei dieſer Gelegenheit ſcharf und entſchieden auszuſprechen, über alles Abgelebte und Veraltete, über alles Engherzige und Gemeine zu Gerichte zu ſitzen,“** ſogar löblich und heilſam nennen. Und wer das Talent hätte, wer ſich aufopfern und mit der

---

* An Göthe vom 1. Aug. 1796.

** Hoffm. III, 174.

1796. halben Welt verfeinden möchte, dem dürfte noch heutzutage das Recht nicht ſtreitig gemacht werden, auch unſerer Gegenwart lachend die Wahrheit zu ſagen, und einige hundert Brandraketen gegen die Thorheiten des Jahrhunderts zu ſchleudern. Auch war Schiller urſprünglich ſehr dafür, „daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors ſo wenig als möglich verlaſſen werde. Aber ſchenken wollen wir den Herrn auch nichts.“*

Als ſich indeſſen die beiden Duumvirn unſerer Literatur zuſammengeſetzt hatten zu richten, da konnte es nicht fehlen, daß nicht bald auch eine Proſcriptionsliſte entworfen wurde. Mancher alte Freund wurde der neuen Coalition geopfert, mancher Feind dem neuen Freunde zu lieb gegenſeitig gelinder behandelt. Mit Stolberg z. B. betrachtete ſich Schiller in gerechter Fehde begriffen, und glaubte keine Schonung nöthig zu haben; „und das wollen Sie wohl ſelbſt nicht,“ fügt er dictatoriſch hinzu. „Schloſſer [Göthe's Freund] wird,“ ſagt er, „wie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satire auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen dieſe Hiebe auf die Stolbergiſche Sekte** in einer ſolchen Verbindung vor, daß

---

[*] An Göthe 11. Juni 1796.

[**] Ihnen ſind viele Epigramme, die man alle bei Boas findet, gewidmet; das witzigſte auf F. L. zu Stolberg Reiſe durch Deutſchland, 3. Bd., 84. Brief:

Nach Calabrien reiſt er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.

jeder mich als den Urheber ſogleich erkennen muß. . . . 1796.
Wieland ſoll mit der „zierlichen Jungfrau in Weimar"* wegkommen, worüber er ſich nicht beklagen kann. Uebrigens erſcheinen dieſe Xenien erſt in der zweiten Hälfte des Almanachs, ſo daß Sie bei Ihrem Hierſeyn noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakſpeare lauter Schröder'ſche und Kotzebue'ſche Stücke bezeichnen."** Reichardt, ihren falſchen Freund, beſchloſſen beide mit einander „mit Karnevalsgipsdragéen auf ſeinem Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten ſoll."*** Und als Baggeſen, einſt der Bewunderer und Wohlthäter des

---

Perſönliche Rache nahm Schiller an Fr. Stolberg durch das Xenion:

Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaß, dafür gingſt du ins Himmelreich ein.

[*] Tadelt euch, wie ſichs gebührt, vor der zierlichen Jungfrau von Weimar,
Schmollt ſie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Auf Wieland geht auch der in Erfüllung gegangene Wunſch:

Möge dein Lebensfaden ſich ſpinnen, wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis ſchläft!

[**] Göthe an Schiller vom 31. Juli 1796.

[***] Briefw. v. G. u. S. II, 14. 16. 21.

1796 Dichters, einſt Schillers „theurer hochgeſchätzter und vortrefflicher Freund," dem er „ſo nahe bleiben wollte, als das Schickſal Entfernten vergönnt," zu dem er ſagte: „ewig der Ihrige"* — als dieſer Baggeſen es wagte, ein Epigramm auf die Epigramme des Muſenalmanachs drucken zu laſſen, vergleicht ihn Schiller „mit einem begoſſenen Hunde," und empfiehlt dem beſonders angegriffenen Göthe „den Aviſo zu beſtem Gebrauche."** Göthe ſeinerſeits gab ſeinen alten Freund und „lieben Bruder" Lavater preis.*** Leib-

---

* Schiller an Baggeſen, Jena d. 16. Dec. 1791.

** Schiller an Göthe vom 22. Juli 1796. Göthe erwiedert, er ſolle ihm „wohl bekommen." (26. Juli.)

*** In drei Epigrammen.

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war, und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edles und Schändliches hier, ach! nur zu innig gemiſcht.

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber war das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

[Nicht Klopſtocks Meſſiade ſoll hier gemeint ſein, ſondern Lavaters Jeſus Meſſias; doch hatte Göthe auch alte griefs gegen Klopſtock, der ihm und ſeinem Herzog zu Anfang der achtziger Jahre unberufene Vorwürfe wegen angeblicher Bacchanalien gemacht. S.]

lich kam Jean Paul,[*] vortrefflich Garve[**] weg; am 1796
ſchlimmſten, nächſt Reichardt, Nicolai, Dyk, Jakob, Manſo: fein oder boshaft wurden Platner, Schlichtegroll, Ramler, Voß, Eſchenburg, Adelung, Reinhold, ziemlich derb Campe, Ramdohr, Heydenreich, Salzmann, Baggeſen, Claudius, R. Z. Becker (der nach Schillers Tode chriſtliche Rache übte), am ſchlimmſten die deutſchen Ueberläufer zur franzöſiſchen Republik mitgenommen. Mit Schütz und andern wurde nach dem Grundſatze gehandelt: eine Hand wäſcht die andere.[***]

Zuerſt war der Witz auf wenige preisgegebene Menſchen beſchränkt geweſen, und mehr beißend als biſſig. Wie jedoch eine epidemiſche Krankheit anfangs ſich nur an Conſtitutionen macht, die ſchon zum Voraus unterhöhlt waren, allmählig aber ſich auch auf die geſunden ausdehnt und immer tödtlicher wird: ſo griff der Epigrammenſtoff unſerer Dichter, je länger er verarbeitet wurde, deſto anſteckender um ſich und zog immer mehr, auch unbeſcholtene, Namen[†]

---

[*] Hieltest du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe wie Jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth!

[**] Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk lärmender Schwätzer verhaßt.

[***] In der Allgemeinen Lit. Zeitung wurde auch fünf ganzer Jahre über die Xenien kein Wörtchen geſprochen.

[†] Von dem ſchlechtern Theil der Xenien, worin verdiente Männer unwürdig behandelt wurden, iſt mit Recht geſagt

1796 in ſeinen Kreis; der Haß wurde freſſender, der Ton
Xenien giftiger, der Inhalt feindſeliger und vernichtend
Ein Brief, den der Verfaſſer dieſer Biographie in Hän
hat, enthält den Beweis, daß ein Mann, dem Schil
eine entſchiedene Wendung ſeines Lebensglückes mit
dankte, und der ſein inniger Freund war, auf die Ankl
verſchmähter Liebe hin, in ſeinen theuerſten Verhältniſ
durch die Xenien tief gekränkt wurde, aber großmüt
ſein Leben lang ſchwieg.

Manche Epigramme blieben ungedruckt: eine ga
Reihe „homeriſcher Parodien," mußten, weil ſie ſich
das Ganze nicht anſchließen wollten, herausgeworfen w
den; das einzige, was ſich davon erhalten hat, iſt
würdige und ſchöne Schlußxenion:

An die Freier.

Alles war nur ein Spiel. Ihr Freier lebt ja noch Alle:
Hier iſt der Bogen und hier iſt zu dem Ringen der P

Der Bogen wurde freilich von manchem Gegner aufgeho
und zu ſpannen verſucht, aber nicht eben von den geſch
teſten. Jördens zählt vierzehn und Eduard Boas dreiz
Gegenſchriften auf, darunter die merkwürdigſten von
niſch, Gleim, Claudius, Manſo, Nicolai; die wüthen
war von einem Magiſter Dyk, gegen welchen die Her

---

werden, daß ſie aus einer Empfindlichkeit entſtanden ſe
welche billig nur Dichterlingen eigen ſeyn ſollte.

Verfaſſer der Xenien nun ſelbſt gerne die Polizei aufgerufen hätten, wenn es angegangen wäre.* 1796

Die Senſation, welche die martialiſche Juſtiz dieſer Epigramme machte, war durch ganz Deutſchland ungeheuer, alles nahm Partei für oder wider. Die Geſchonten freuten ſich über die Demüthigung ihrer Feinde: F. A. Wolf, Eberhard, ſelbſt ein Schwager Nicolai's lachten in die Fauſt; aber ſonſt galt von den Dichtern, was die Schrift von Iſmael ſagt: „ihre Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ſie.“ Der Herzog von Gotha war wegen Schlichtegrolls, den er hoch hielt, entrüſtet; in Kopenhagen war man ganz grimmig und die Gräfin Schimmelmann, die Schillers wie Baggeſens Freundin war, wußte nicht, mit wem ſie es halten ſollte. Auch war man ungewiß, über wen man mit ſeinem Aerger herfallen ſollte, über Göthe oder über Schiller; nach der allgemeinen Meinung wurde dieſem „die miſerable Rolle des Verführten“ zugeſchoben; Göthe „hatte doch noch den Troſt des Verführers.“ ** Die Muſe ſelbſt erinnerte ſich der Vaterſchaft bei den meiſten dieſer ungezogenen Jungen nicht mehr, denn es war „zwiſchen Göthe und Schiller förmlich

---

* Schiller an Göthe, 6. Dec. 1796. II. S. 279 ff.
Aber

— „Ihr habt Blut geleckt,
Und ſeht erſtaunt, daß Blut iſt ausgegangen!“

** Schiller an Göthe vom 18. Nov. 1796.

1796. beſchloſſen worden, ihre Eigenthumsrechte an den einzeln
Epigrammen niemals auseinander zu ſetzen, ſondern es
Ewigkeit beruhen zu laſſen.“* Dieſelben Epigram
laufen deßwegen zum Theil in den Werken beider Dich
und man müßte ſie Kinder der Liebe nennen, wenn
nicht — die Votivtafeln und wenige andere ausgenomm
— Kinder des Haſſes wären. Der „Thierkreis“ iſt n
Göthe's Zeugniß** von Schiller, und Göthe las ihn i
mer mit Bewunderung. Ueberhaupt nannte er die Xen
Schillers ſcharf und ſchlagend, ſeine eigenen dagegen u
ſchuldig und gering. Schiller hat keineswegs die beſt
in ſeine Werke aufgenommen. Insgeſamt ſind ſie v
ſehr ungleichem Werthe nach Gehalt und Form; manch
iſt der nächſte beſte Kittel angehängt, viele erſcheinen u
witzig, einige kränken das deutſche Nationalgefühl.

Göthe blieb ohne Gewiſſensbiſſe, er freute ſich, d
die Xenien den Kopenhagnern einen faktiſchen Beweis f
die Exiſtenz des Teufels lieferten; an Schillern aber räc
ſich das hier und da verletzte ſittliche Zartgefühl: vergebe
ſagte er ſich vor, daß die Einheit bei einem Produkte, w
die Xenien, blos in einer gewiſſen Grenzenloſigkeit und a

---

[*] Schiller an Humboldt 1. Febr. 1796. Nach dieſer Nen
rung wird Wilh. Wackernagel die in der Vorr
ſeines „Deutſchen Leſebuchs“ (Th. II, S. XV, 2te Aus
gewünſchte Belehrung ſchwerlich erhalten können.

[**] Bei Eckermann I, 195.

Meſſung überſchreitenden Fülle geſucht werden könne, daß zwar das Meiſte wilde Satire, aber doch auch untermiſcht mit poetiſchen und philoſophiſchen Gedankenblitzen ſey; am Ende ſoll er doch in ſeinem Garten in Jena (der ſchmale Weg dorthin war von den Studenten Xeniengaſſe getauft worden) geäußert haben: „Respice finem! das hätte ich beſſer bedenken ſollen .. [Zwar] unſre Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution .... die Xenien ſind aus der Erinnerung an Bahrdts Ketzeralmanach entſtanden. [Aber] Ich lebe gern im Frieden; ich habe mir einigermaßen ſelbſt den Krieg erklärt — man wird mich verkennen. Warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanach! Ich mochte ihn doch erſt nicht.“* 179

Die größte Strafe, in der leider die Welt zugleich geſtraft wurde, war, daß Schillers übrige Poeſie während dieſer Polemik faſt ganz feierte. Die „angenehme und zum Theil genialiſche Impudenz und Gottloſigkeit,“** wie er die Xenienſtimmung gegen Humboldt charakteriſirte, hatte die züchtige Muſe vertrieben, und während die Epigrammatiſten am 1. Februar ſchon im dritten Hundert der Xenien waren, und auf tauſend abzielten, entſtand im ganzen Jahre 1796 von größeren Gedichten faſt nur die

---

* Hinrichs I, 192. 217.

** Humb. S. 415.

1796 „Klage der Ceres.“* Noch im November 1796 jammerte er darüber, „auch nicht den Saum des Kleides einer Muſe erblickt zu haben, ja ſelbſt zur Proſa ſich untüchtig zu befinden.“

Familienverluſte. Philoſophiſche und religiöſe Stimmung des Dichters.

In dieſem Jahre wurde das häusliche Leben Schillers durch mancherlei Trübſale heimgeſucht. Von der Solitude bei Stuttgart, wo die Familie ſeiner Eltern fortwährend lebte, kamen ihm im Frühjahre 1796 beängſtigende Nachrichten zu. Ein epidemiſches Fieber, in dem während der Kriegszeit dort befindlichen öſterreichiſchen Lazarethe wüthend, hatte, wie uns Frau von Wolzogen erzählt, die jüngſte Tochter Nanette ergriffen, und in der Blüthe der Jugend hingerafft. „Sie war,“ ſagt die Freundin, „ein holdes Mädchen, voll Verſtandes und glühender Phantaſie. Der Wunſch, ihres Bruders Trauerſpiele darzuſtellen, hatte ſie ſo leidenſchaftlich ergriffen, daß ich ſelbſt Schillern bat, dieſem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Auſſerordentliches verſpräche, ſie dieſe Laufbahn ergreifen zu laſſen. Obgleich er dem

---

* Ausführliches über die Xenien ſ. bei Hoffm. III, 173—178. 212—228, und Hinrichs I, 190—214.

Schauſpielerleben ſehr abgeneigt war, ſo konnte doch, bei 1796. den damaligen Verhältniſſen in Weimar, manche Klippe dieſes Standes vermieden werden. Er verſprach mir, die Sache zu bedenken; und ſo hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieſes guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünſche zu erheitern.“ Am 21. März 1796 ſchrieb Schiller über ſie an den Vater, der ſeitdem auch erkrankt war: „So tröſtlich es mir war, liebſter Vater, von Ihrer zunehmenden Beſſerung zu hören, ſo herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zuſtand meiner guten Nanette. Ach, vielleicht haben wir ſie ſchon verloren, indem ich dies ſchreibe! Ich geſtehe, daß ich das Schlimmſte fürchte, weil ſie ſchon vor dem Anfall dieſer Krankheit nicht ganz geſund geweſen iſt. Wie ſchmerzt es mich, ſo entfernt von Ihnen zu leben, und ſo ganz außer Stande zu ſeyn, Ihre Beſchwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schweſtern zu theilen und ſo viel möglich zu erleichtern. Hier kann ich nichts als wünſchen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich unſere gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden ſo zuſammenſtürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott iſt es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen und Ihnen noch ſo viel Beiſtand leiſten zu können. Wer hätte es vor ſechs und ſieben Jahren

1796 gedacht, daß ſie, die ſo ganz hingefallen und erſchöpft w
Ihnen Allen jetzt noch zur Stütze und Pflege dienen wür
In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vo
ſicht, die über uns waltet, und mein He
iſt aufs Innigſte davon gerührt. Wie ängſt
ſehe ich Ihrem nächſten Brief entgegen, liebſter Vater,
mir von Nanettens Zuſtand wahrſcheinlich die entſcheide
Nachricht bringt. Wie werde ich es ertragen, eine ſo l
und ſo hoffnungsvolle Schweſter zu verlieren, zu de
künftigen Ausſichten ich gerade jetzt einige Vorkehrun
treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten.*
wiederhole meine Bitte nochmals auf das Nachdrücklic
liebſter Vater! Thun Sie alles, was Sie können, zu W
derherſtellung Ihrer eigenen Geſundheit und zu Stärk
unſerer guten Mutter und Schweſtern. Schenkt uns
Himmel die Freude, daß es ſich mit Nanette wieder beſ
ſo verändern Sie, ſo bald es nur die Kräfte der Kran
und Ihre eigenen es zulaſſen, den Wohnort, und beſu
auf eine Zeit lang mit der ganzen Familie ein geſu
Bad, ſowohl um ſich zu zerſtreuen, als ſich körperlic
ſtärken. Der Himmel erhalte Sie und m
es mit uns Allen beſſer, als wir gegenwärtig h
können. Meine Frau iſt herzlich bekümmert um die

---

* Vergl. Buch I, S. 12. Dies bezieht ſich wahrſc
auf die Theaterplane mit der Schweſter.

Nanette, und grüßt Sie voll Theilnahme und Liebe. Der 1796. kleine Karl iſt gottlob recht wohl und auch mit mir geht es jetzt recht leidlich." *

Die Schweſter ſtarb, und die Krankheit, die den Vater, deſſen körperlicher Zuſtand auch ſchon bedenklich ſchien, ergriffen hatte, war daſſelbe bösartige Fieber, an welchem bald auch die zweite Tochter Louiſe erkrankte, ſo daß die Mutter allein ſtand. „Verſchlimmert es ſich mit der Louiſe," ſchreibt der betrübte Bruder am 25. April der Schweſter in Meiningen, „oder gar auch noch mit dem lieben Vater, ſo wäre die arme Mutter ganz und gar verlaſſen. Der Jammer iſt unausſprechlich. Kannſt du es möglich machen, glaubſt du, daß deine Kräfte es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, ſo lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn ſorgen würde. Ueberlege, meine liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott — warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem

---

* Boas II, 466 ff. Die folgenden Briefe theils aus Boas a. a. O., theils bei Frau v. Wolz. II, 160—168.

1796. Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue.“

Auf dieſen Brief brach die gute Schweſter von Meiningen nach Schwaben auf. „Der Himmel ſegne dich für dieſen Beweis deiner kindlichen Liebe,“ rief ihr Schiller am 6. Mai nach. „Seitdem ich dich dort weiß, bin ich um vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken.... Nur um das Einzige bitte ich dich: verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt du dir von Cotta in Tübingen auszahlen laſſen.“ Dem Schwager Reinwald dankte er noch beſonders für die Bereitwilligkeit, ſeine Frau nach der Solitude reiſen zu laſſen, wodurch ihm eine ſchwere Laſt von der Seele genommen wurde. An die Mutter hatte er wiederholt geſchrieben, und der Schweſter ſchrieb er wieder am 9. Mai: „Was hat unſre gute Mutter nicht an unſern Großeltern gethan, und wie ſehr hat ſie ein Gleiches von uns verdient! Du wirſt ſie tröſten, liebe Schweſter, und mich wirſt du herzlich bereit finden zu Allem, wozu du

1796. mich auffordern wirſt.“ Von ſeiner Frau ſchreibt er: „Sie iſt ſeit einiger Zeit ſelbſt nicht wohl, und erſt heute haben wir Gewißheit, daß ſie ſich in andern Umſtänden befindet; ſie iſt ſchon am Ende des ſiebenten Monats der Schwangerſchaft.“ Von ſeinem Knaben: „Karl iſt geſund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unſrer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in etwas lindern. Grüße die lieben Eltern aufs herzlichſte, und ſag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louiſe ſchenke Gott bald ihre Geſundheit wieder.“

Die Krankheit des Vaters dauerte Monate lang; ſeine Auflöſung kam nicht unerwartet, ja ſie mußte endlich gewünſcht werden; aber wie tief ſein Tod den guten Sohn betrübte, zeigen die Briefe Schillers an die Mutter und den Schwager. „Daran zu denken,“ ſchreibt er der erſtern, ohne Datum, etwa Mitte Septembers (der Vater war am 7. geſtorben), „daß Etwas, das uns ſo theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpäten Alter mit Liebe geheftet waren, — daß ſo Etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſerm Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches.“[*] ..... „Vor fünf und ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund

---

[*] Weiteres ſ. B. I, S. 8.

1796. an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas ſeyn zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr verſichern. Wir kennen einander Alle auf dieſen Punkt und ſind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.“ Mit der größten Sorgfalt unterhält er ſich nun mit der Mutter über ihren künftigen Aufenthalt, und räth ihr, die Wintermonate in dem der Solitude benachbarten Städtchen Leonberg zuzubringen, aufs Frühjahr aber nach Meiningen mit der jüngern Schweſter zu kommen, dort jedoch (mit einer leiſen Anſpielung auf Reinwalds Hypochondrie) „eine eigene Wirthſchaft zu treiben.“... Giebt der Herzog keine Penſion, ſo könnte ſie vielleicht auf der Stelle kommen. „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſeyn, und ich hoffe, Sie ſollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.“

Bei des Vaters Lebzeiten hatte ſich der berühmte Sohn mit kindlicher Liebe zu deſſen Schriftſtellerei und der Unterbringung ſeiner Gartenbücher* an den jungen Verleger des erſten Muſenalmanachs herbeigelaſſen, hatte ihm 24 Carolin Honorar verſchafft, und nicht geruht, bis Ende Novembers 1794 der erſte Band gedruckt war;[*] auch jetzt verlangte er Alles, was der theure Vater an Briefſchaften und Manuſkripten hinterlaſſen; er wollte ſuchen, ſeinen letzten Wunſch zu erfüllen, was auch der lieben Mutter Nutzen bringen ſollte. 1796.

---

* Schillers eigene Ideen über ſchöne Gartenkunſt findet man zuſammengeſtellt bei Hoffmeiſter III, 94—97.

Dem Schwager ſchreibt er am 14. September, um von ihm die Erlaubniß eines verlängerten Aufenthaltes bei der Mutter für Chriſtophinen auszuwirken, was um ſo nöthiger ſey, da die Poſt noch immer ſtocke und die Kriegsereigniſſe auf der fränkiſchen, ſchwäbiſchen und pfälziſchen Gränze abgewartet werden müſſen. „Wie ſehr dieſe Abweſenheit deiner Frau dich drücken muß, fühle ich mit dir; aber wer kann gegen eine ſolche Kette unvermeidlicher Schickſale! Leider verflicht ſich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unſre Privatbegebenheiten auf die fatalſte Weiſe.“ —

Von dieſer trefflichen Schweſter war das Mögliche für die Seinen geſchehen; den Vater hatte ſie bis zum letzten Athemzuge treu und beſonnen gepflegt; gegen einen Ueberfall der Franzoſen ihn und das Haus mit ungewöhnlicher Geiſtesgegenwart geſchützt. Schiller fühlte ſich nicht nur durch brüderliche Liebe, ſondern durch innige Dankbarkeit und Achtung an ſie gebunden.

---

[*] Boas II, 465.

1796 In dieſen ſchwarzen Tagen fiel ein Lichtſtrahl auf das Trauerhaus. Ein braver Theologe des Vaterlands, Namens Frank,[*] damals wohl Vikar in der Nachbarſchaft, hatte, durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager des alten Schiller, ſeine rechtſchaffene Geſinnung gegen die Familie an den Tag gelegt, bewarb ſich um die Hand der jüngern Tochter Louiſe, welche glücklich von der Krankheit geneſen war, und wurde von Schiller ſchon im erſten Briefe an die Mutter als der künftige Schwager begrüßt, den er im Voraus ſeiner Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern ließ. Die Heirath ſelbſt verzog ſich noch einige Jahre. Schillern aber war zwiſchen der Schweſter und des Vaters Tod am 11. Juli 1796 ſein zweiter Sohn, Ernſt, geboren worden.[**]

Da ſich Schillers treue Seele und ſein liebevolles Gemüth in den glücklicher Weiſe aus dieſer Zeit uns reichlich erhaltenen Briefen ſo rührend hell abſpiegelt, ſo wollten wir Auszüge nicht ſparen und nicht unterbrechen.

Nun aber dürfen wir wohl die Geſchichte ſeines Geiſtes

---

[*] M. Johann Gottlieb Frank, geboren zu Stuttgart 20. December 1760; Pfarrer zu Cleverſulzbach 1799; Stadtpfarrer zu Möckmühl bei Neuenſtadt an der Linde 1805; im letzten Decennium geſtorben.

[**] S. und G. Briefwechſel II, S. 139. Ernſt v. Schiller iſt jetzt K. Preuß. Appellationsrath zu Cöln.

befragen, welchen innern Troſt er dieſen Schlägen des 1796.
Schickſals entgegen zu ſetzen hatte.

Seine Philoſophie ſprach damals ganz anders, als ſein Herz in wiederholten, von uns hervorgehobenen Stellen ſeiner Briefe ſpricht. Mit dem tieferen Studium Kants ſchien er ſich immer feſter in die Skepſis und den Ekel an allem Poſitiven verrannt und auch den Glauben des genügſamſten Rationalismus aufgegeben zu haben. Im früheſten Jugendunterrichte mit harten Dogmen, wie es ſcheint, gequält,[*] und deßwegen bald vom Zweifel überfallen, hatte Schiller, höchſt wahrſcheinlich durch eine unzeitige Jugendbekanntſchaft mit dem Wolffenbüttler Fragmentiſten ein unvertilgbares Mißtrauen gegen die Urkunden des Chriſtenthums zu ſeinen hiſtoriſchen Studien mitgebracht und in ihnen verſtärkt. Je weniger er durch ſeine literariſche Thätigkeit hier an den Quell geführt wurde, aus der ihm das himmliſche Lebensbild unſres Religionsſtifters hätte entgegenſtrahlen können, deſto hartnäckiger

---

[*] Briefliche Mittheilung von Fr. v. Wolzogen an den Verfaſſer vom 25. Januar 1840. — Der religiöſe Jugendunterricht in Schillers Vaterlande ſtützte ſich damals ganz auf den Anthropomorphismus des alten Teſtaments, die Perſon des Erlöſers aber war ein doketiſcher Schemen, der erſt am Kreuze Fleiſch und Blut erhielt. Nur ſo lernte ihn Schiller in den Schul- und Confirmationsſtunden kennen. S.

1796. beharrte er bei ſeinem Unglauben, und ſprach, während er die Erſcheinung des Chriſtenthums für das wichtigſte Faktum der Weltgeſchichte erklärte, auf jene Jugendeindrücke ohne tiefere Prüfung geſteift, doch zugleich von den „untreuen Händen, durch welche ſie uns überliefert worden." Ja, noch in ſpätern Jahren geſtand er, „daß er in Allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß ihm Zweifel an einem einzelnen Faktum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Ihm ſey die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem Andern, was mit einem eigenen Bewußtſeyn geſchrieben ſey, fürchte er einen Zweck und ſpäteren Urſprung."

Einen Augenblick blitzte ihn der Geiſt unſres Glaubens in einem andern Lichte an, aber nicht aus der Sonne deſſelben unmittelbar, ſondern nur aus einem Spiegel; nicht aus der Bibel, ſondern nur — aus Göthe's Bekenntniſſen einer ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter. Nachdem er ſich künſtleriſch an dieſem fünften Buche des Romans, wie vor und nach an den andern Büchern,* geweidet und erlabt hatte, ſpricht er zu Göthe (17. Auguſt 1795): „Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts Anderem, als in der *Aufhebung des Geſetzes*, des Kant'ſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die höchſte *äſthetiſche* Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur bei Weibern noch in einer erträglichen Form angetroffen wird." Das bewundernde Nachdenken über die *Darſtellung* des Heiligen durch Göthe hatte ihn wirklich der heiligen Wahrheit ganz nahe gebracht, ſo nahe, daß er ſogar einige Stellen anzuſtreichen wagte, „an denen, *wie er fürchtete*, ein *chriſtliches Gemüth* eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte," und daß er „den Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, *durch die Erfahrung der Sünde*, meiſterhaft gedacht" fand. 1796.

---

* Sehr zweckmäßig findet man Schillers ſämmtliche Urtheile über Göthe's Meiſter geſammelt bei Boas III, 456 ff.

Aber eben dieſe Erfahrung hatte ſeine Philoſophie ja ſchon längſt abgeſchworen und verläugnet; ihm war durch ſie „der ſogenannte Sündenfall vielmehr das glücklichſte Ereigniß geworden, denn von dieſem Abfalle vom Inſtinkte datire ſich die Freiheit des Menſchen, alſo auch die Möglichkeit der Moralität." Auch in der Geſchichte ſah ſeine

1796. philoſophiſche Weltanſicht nichts weniger als ein kommendes Reich Gottes, und während er in ſeinen hiſtoriſchen Studien die Anerkennung eines höheren, ordnenden Waltens, wo ſie ſich ihm aufdrang, immerhin, wenn auch nicht aufſuchte, doch noch nicht verſchmähte, ja eine teleologiſche Verknüpfung der Dinge, die erhabene Ordnung eines gütigen Willens ahnte, und ſelbſt zu erkennen ſchien; ſo gab er doch, immer tiefer in den kritiſchen Idealismus hineingezogen, auch dieſes Bewußtſeyn ſpäter wieder auf, und in der Abhandlung „über das Erhabene" ſagt er: „Wer die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Facke des Verſtandes beleuchtet und immer nur darauf ausgeht ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulöſen, der kan ſich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufal als ein weiſer Plan zu regieren ſcheint, und bei weitem i den mehrſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander i Widerſpruch ſtehen. Er will haben, daß in dem große Weltlauf Alles wie in einer guten Wirthſchaft geordne ſey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders ſeyn kann dieſe Geſetzmäßigkeit, ſo bleibt ihm nichts Anderes übri als von einer künftigen Exiſtenz und von einer andern Natur Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige un vergangene ſchuldig bleibt. Wenn er hingegen gutwill **aufgiebt**, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, ſo gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieſ verloren giebt.“ Dieſer Gewinn iſt die Idee der Freiheit, welche die Vernunft aus eigenen Mitteln nimmt, und unter der ſie „in eine Einheit des Gedankens zuſammenfaßt, was der Verſtand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann;“ durch dieſe „ihnen dargebotene Idee der Freiheit können ſich Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten.“*

So ſchien die Philoſophie mit einem Hauche den letzten Glauben an eine präſtabilirte Harmonie zwiſchen Natur und Geiſt, an Vorſehung und Jenſeits aus ſeiner Seele weggeblaſen zu haben, wie er denn auch ſchon früher die Idee der Unſterblichkeit nur „als einen Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſre Sinnlichkeit“ dargeſtellt hatte. Und noch am 9. Juli 1796 giebt er in einem Briefe an Göthe zu verſtehen, daß „eine geſunde und ſchöne Natur keine Gottheit und keine Unſterblichkeit brauche.“**

Traurige Prahlerei der Spekulation! Während ſein Syſtem ſo dachte und ſchrieb, klammerte ſich Schillers eigene,

---

* Vergl. Rudolph Binders treffliche Zuſammenſtellung in ſeiner Schrift „Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum“ II, 65—78.

** Was jedoch nicht ſo ganz ernſtlich gemeint war. Vergl. meine Rezenſion der Binder'ſchen Schrift in den theologiſchen Studien und Kritiken. 1840. III, 632 f.

S.

1796 gewiß geiſtig geſunde und ſchöne Natur, ſo oft das Schickſal einen Schlag gegen ihn führte, an den alten Glaube an, und berief ſich, in Augenblicken, wo Niemand heuchel oder Phraſen macht, auf den „Himmel,“ auf die „gütig Vorſicht,“ auf „Gott“ und ſeine „Fügung,“ ja beim Tod der Mutter, wie wir ſehen werden,* auf „Ewigkeit und Vergeltung.“

Nicht lange nach des Vaters Tode ſtieg die erſte Idee zu „Glocke“ in Schillers Geiſte auf. In dieſem Gedich aber fanden die Worte eine Stelle, die ſein Herz und ſei Glaube ihm, ſeinem Syſteme zum Trotz, eingegeben hat:

Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erbluhen ſoll zu ſchönrem Loos.

Dieſe Zeilen, die dem Dichter in und außer Deutſchlan hunderttauſende von Herzen gewonnen haben, können nic eine Eingebung der Akkommodation, der Mitleidslüge ſey Vielmehr ſind in Schillers populärſter Poeſie die Uebe bleibſel der chriſtlichen Ueberzeugungen niedergelegt, die ſi aus dem Glaubensſchiffbruche des achtzehenten Jahrhu derts in der Maſſe der Nation erhalten hatten. Konn er, der ſtrenge Idealiſt und Zweifler, ſich ſo wenig dieſ Gedanken erwehren, daß er ſie, die er in den Momenten d

---

* Vergl. Buch I, S. 11.

Spekulation von ſich ſtieß, in der Begeiſterung des dichteriſchen Schaffens ſeinem Volke unaufgefordert immer wieder darbot: wie tief müſſen jene Hoffnungen und Troſtgründe der Religion in den Bedürfniſſen und im Weſen der Menſchennatur gegründet ſeyn! 1796.

Abſchied von der Philoſophie. Das Gartenhaus.

1795 bis 1797. Neben der Spekulation ging indeſſen mit dem Dichter ſchon lange eine geheime Ueberſättigung an ihrer Weisheit herum. Schon am Schluſſe des Jahres 1795 beneidete er Göthe'n um ſeine poetiſche Stimmung, die ihm erlaubte, recht in ſeinem Wilhelm Meiſter zu leben. „Ich habe mich," ſagt er, „lange nicht ſo proſaiſch gefühlt als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Objekt."*

Auch fühlte er vor den äußerſten Conſequenzen des Idealismus, wie ſie damals in Fichte hervortraten, deſſen Perſönlichkeit ihn überdieß nicht anzuziehen ſchien,** einen

---

* S. an G. d. 17. Dez. 1795.

** Briefw. mit G. I, S. 174 f. Vergl. Hoffm. III, 79 ff., wo aber bei einigen Thatſachen durch einen Irrthum Fichte mit Weishuhn verwechſelt wird.

1795 bis 1797. unüberwindlichen Widerwillen, und Göthe's realiſtiſcher Einfluß machte ſich, zum Vortheile ſeiner Produktionskraft, überhaupt allmählich geltend. „Es iſt erſtaunlich,“ ſchrieb er am 21. März 1796 an ſeinen Freund Humboldt, „wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Göthe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat.“ Göthe'n aber lag Fichte's Art zu philoſophiren nicht nahe, und Schiller wollte keinen Schritt über Kant hinausgehen. Schon lange* zwar, als er noch ganz in dieſem Syſteme befangen war, hatte er anerkannt, „daß das Geſetz der Veränderung, vor welchem kein göttliches [?] und kein menſchliches Werk Gnade findet, auch die Form dieſer Philoſophie, ſo wie jede andere zerſtören werde,“ aber für die Fundamente derſelben fürchtete er nicht daſſelbe Schickſal, „denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt, und ſo lange es eine Vernunft gibt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt, und im Ganzen darnach gehandelt.“ „Mit der Philoſophie unſeres Freundes Fichte,“ fährt er ſodann fort, „dürfte es nicht dieſe Bewandtniß haben. Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eigenen Gemeine, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjektiven Spinozismus hinausläuft. . . . . Nach den

---

* S. an G. vom 28. Okt. 1794.

1795 bis 1797.

mündlichen Aeußerungen Fichte's iſt das Ich auch durch ſeine Vorſtellungen erſchaffend, und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt!! *Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten.*“

Auch auf dem Gebiete der Aeſthetik entfernte er ſich immer mehr von jeder unfruchtbaren Abſtraktion. Im Beginne des Jahres 1796 (4. Jan.) war er mit Humboldt darüber einig, „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwickelung ſeiner Individualität beſtehe, „ja,“ fügte er hinzu, „jede Individualität iſt in *dem Grade* idealiſch, als ſie ſelbſtſtändig iſt, das heißt, als ſie innerhalb ihres Kreiſes ein unendliches Vermögen einſchließt, und *dem Gehalt nach* Alles zu leiſten vermag, was der Gattung möglich iſt.“ In dieſen Kampf mit ſeiner Reflexion ſehen wir den Dichter vertieft, während Göthe, der bei ihm war, neben ihm Lärm ins Haus machte, und ihm ſelbſt der Kopf von einem Aderlaß eingenommen war. Aber er hielt den Gedanken feſt, und noch mehrere Wochen ſpäter drückt er gegen Humboldt ſeine Freude darüber aus, daß dieſer in Beurtheilung des Charakterwerthes ſich ſo ernſtlich und nachdrücklich gegen das einförmige Allgemeine erklärt, und für die Individualität

1795 bis 1797. ſtreitet. Dieſe Idee iſt ihm „von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche.“ Und ſo ging es vorwärts mit ihm.

1797 Das Jahr 1797 eröffnete ſich unter den günſtigſten Auſpizien und voll Produktionsluſt, obwohl „in dieſen drückenden düſtern Wintertagen alles ſpäter reift und di rechte Geſtalt ſich ſchwerer findet.“* Er ſah auch ſeinen Freund Göthe, nachdem dieſer eine analytiſche Periode de Theilung und Trennung durchgemacht, und ſeine mit ſic ſelbſt zerfallene Natur durch Kunſt und Wiſſenſchaft wiederherzuſtellen geſucht habe, ausgebildet und reif, zu eine zweiten Jugend zurückkehren, welche die Frucht mit de Blüthe verbindet, welche die Jugend der Götter und un ſterblich, wie dieſe, iſt. (17. Jan.)

Damals dichtete Schiller am Wallenſtein, was wi abſichtlich noch übergeben. Die erſte Bedingung eine glücklichen Fortgangs dieſer Arbeit war eine leichtere Lu und Bewegung. Er war daher entſchloſſen, mit den erſte Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern und ſic wo möglich in Weimar ein Gartenhaus, wo heizbar Zimmer ſind, auszuſuchen. „Das iſt mir,“ ſchreibt er a Göthe den 11. Januar, „jetzt ein dringendes Bedürfni und kann ich dieſen Zweck zugleich mit einer größern un leichtern Communication mit Ihnen vereinigen, ſo ſin vor der Hand meine Wünſche erfüllt.“

---

* S. an G. 11. Jan. 1797.

Göthe, deſſen Briefe immer zutraulicher und herzlicher wurden,[*] nahm ſich auch dieſer Angelegenheit aufs wärmſte und thätigſte an. Schiller arbeitete indeſſen fort, ſah aber klar, daß er dem Freunde nicht eher etwas zeigen könne, als bis er über Alles mit ſich ſelbſt im Reinen ſey. „Mit mir ſelbſt,“ ſagt er am 24. Jan., „können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbſt ſollen Sie mir helfen mit dem Objekte einſtimmig zu machen. Was ich Ihnen alſo vorlege, muß ſchon mein Ganzes ſeyn, ich meine juſt nicht mein ganzes Stück, ſondern meine ganze Idee davon. Der radikale Unterſchied unſerer Naturen läßt überhaupt keine andere, recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze dem Ganzen ſich gegenüberſtellt; im Einzelnen werde ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie feſter auf ſich ſelbſt ruhen als ich, aber Sie werden mich nicht über den Haufen werfen können.“ 1797.

Das Gartenprojekt führte ſich inzwiſchen nicht in

---

[*] Er erweist Schillern jetzt auch eine Aufmerkſamkeit, wie ſie nur unter vertrauten Freunden ſtatt finden kann. „Hier ein Naturprodukt,“ ſchreibt er am 20. Juli 1796, „das in dieſer Jahrszeit geſchwind verzehrt werden muß. Ich wünſche, daß es wohl ſchmecken und bekommen möge.“ Es war ein Fiſch, der Schillern, ſeiner Schwiegermutter und Schlegels, die dazu geladen waren, „ganz vortrefflich geſchmeckt hat.“

97. Weimar, ſondern in Jena aus,* nachdem Schillers Verlangen darnach immer größer geworden war. „Jetzt wird meine Sehnſucht, Luſt und Lebensart zu verändern, ſo laut und ſo dringend, daß ich es kaum mehr aushalten kann," ſchreibt er an Göthe den 17. Februar. „Wenn ich mein Gartenhaus einmal beſitze, und keine große Kälte mehr nachkommt, ſo mache ich mich in vier Wochen hinaus. Eher komme ich auch mit meiner Arbeit nicht recht vorwärts, denn es iſt mir, als könnte ich in dieſen verwünſchten vier Wänden gar nichts hervorbringen."

Wenige Tage ſpäter war von ihm der Schmidt'ſche Garten mitſamt dem Hauſe, wie es ſcheint, um 1200 Rthlr., erkauft worden. „Es iſt vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus, und wird wohl auch noch ein hundert Thaler koſten, um nur im Sommer bewohnbar zu ſeyn; aber dieſe Verbeſſerung meiner Exiſtenz iſt mir alles werth." Der Garten liegt vom Jenaiſchen Marktplatze an gerechnet, ſüdweſtlich vor der Stadt, zwiſchen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche ſich der Leutrabach um die Stadt ſchlängelt. Das Gartenhaus, vor welchem auch der Verfaſſer dieſer Biographie an der Seite Ernſts von

---

[*] Vergl. den Briefw. mit Göthe: Fr. v. Wolz. II, 174. Dörings neues Leben Schillers S. 216. Carlyle S. 184. Im letztern finden ſich einige Zeitverſtöße. Namentlich war die Benennung „Xeniengaſſe" ein Anachronismus der akademiſchen Jugend.

Schiller, zehen Jahre nach des Dichters Tode, in ſchmerzlichen Gedanken geſtanden iſt, war bald wohnlicher gemacht, freundlich und anſpruchlos. Das Haus hatte im obern Stock eine weite herrliche Ausſicht. * Auf der Höhe des Berges, an dem ſich der Garten hinaufzieht, wo man das Saalethal und die Tannengebirge des nahen Forſtes überblickt, erbaute ſich Schiller, der „die Hauswirthſchaft ſehr liebte, aber das Knarren der Räder nicht hören mochte," ein ſeitdem wieder abgebrochenes zweites Häuschen mit einem einzigen Zimmer. Es war ſein Lieblingsaufenthalt, und ein großer Theil ſeiner Dichtungen wurde fortan dort geſchaffen. 1797.

„Da ſchmückt' er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt' er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne." **

Auf der, dieſem Gartenhäuschen gegenüber liegenden Anhöhe ward er hier wohl nicht ſelten durch die erleuchteten

---

* Der Garten heißt jetzt, wegen des daſelbſt eingerichteten Obſervatoriums, der Garten der Sternwarte. Hoffm. III, 275.

** Göthe's Prolog zu Schillers Glocke.

1797. Fenſter von den Jenenſern in der nächtlichen Arbeit belauſcht. Neben ſich hatte er, um ſich munter zu erhalten, eine Taſſe Kaffee oder Weinchocolade, zuweilen auch eine Flaſche alten Rheinweins oder Champagner ſtehen. Da hörte man ihn denn oft durch die Nachtſtille ſich die eben geſchaffenen Verſe recitiren, ſah ihn bald in lautem Selbſtgeſpräch in der Stube auf und niedergehen, bald ſich wieder in den Seſſel werfen und ſchreiben, zuweilen aus dem neben ihm ſtehenden Pokal einen flüchtigen Zug thun.*

Auch in ſeiner Winterwohnung, abgeſondert vom Gewühle der Menſchen, im Griesbach'ſchen Hauſe am Stadtgraben, hinten hinaus, fand man ihn zuweilen bis früh um vier, auch fünf Uhr am Schreibtiſche; im Sommer bis gegen drei Uhr. Aber hier zu verweilen ward ihm, bei peinigender Kränklichkeit und herankommendem Frühlinge, jetzt ganz unerträglich.

Am 2. Mai 1797 kann er endlich an Göthe ſchreiben: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erſter Abend auf dem eigenen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung.“

---

* Nach der Schwägerin Verſicherung trank er bei'm Schreiben nie Wein, oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Fr. v. Wolz. II, 294.

Schillers geſelliges Leben hatte ſich in der letzten Zeit 1796 bis 1797. auch recht angenehm geſtaltet. Beſuche ſeines Schwagers Reinwald und ſeines Freundes Körner erfreuten ihn. „Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald:“ ſchreibt er, ohne Datum, dem Schwager,* „Ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch iſt bei mir, das ſey zu Eurem Troſt geſagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Bruſt, als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank ſey dem guten Gott, noch leidlich frei geblieben iſt.“ Oft erheiterte ſich ſeine trübe Stimmung im Umgange mit den geiſtreichen Männern, welche die Univerſitätsſtadt Jena damals in ihren Mauern vereinigte. Mit Fichte zwar kam er erſt in nähere Berührung, als es galt, ſich des Bedrängten anzunehmen, was der hohe und edle aber unfügſame Charakter dieſes Philoſophen nicht eben erleichterte. Schellings, des neuen Ankömmlings, tiefer Geiſt und offenes Gemüth machte ihm dieſen bald ſehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philoſophiſchen Freunde Niethammer verbrachte er alle Wochen einen heiteren Abend bei einer Lhombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer treugeſinnt. Schon im Jahre 1796 war der Jugendfreund Schillers und ſeiner Schwägerin Karoline, Wilhelm von Wolzogen, der in Paris manchem

---

* Boas II, 482.

1796 bis 1797 Sturme der Revolution getrotzt hatte, und nach Stuttgart zurückgekehrt war, der zweite Gatte dieſer aus früher Jugend ihm theuren Anverwandten geworden. Sie waren zuſammen nach Bauerbach gereiſt, als das franzöſiſche Heer, Schwaben überſchwemmend, nach Franken vordrang, und hatten ſich endlich vor dem Gewitter nach Rudolſtadt und Jena geflüchtet. Wolzogen wurde als Kammerrath und Kammerherr vom Herzoge von Weimar angeſtellt, und ſo lebte das Freundepaar ſeit dem Auguſt 1796 wieder in des Dichters Nähe. Auch Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Gemahlin kehrte im Herbſte dieſes Jahres von Berlin nach Jena zurück, und ſein Bruder Alexander, „deſſen lebhafter Geiſt die Rieſenſchritte, die er in der Erkenntniß der Natur machen würde,“ ſchon damals andeutete, hatte ſich ihnen zugeſellt.

Im Sommer des Jahrs 1797 verließ die Humboldt'ſche Familie Jena und trat eine Reiſe nach Italien an, ſo daß ſelbſt der Briefwechſel zwiſchen den beiden Freunden Schiller und W. v. Humboldt nur in großen Unterbrechungen ſich fortſetzte.

Der Genius der Reflexion war von unſerem Helden geſchieden, der Schutzgeiſt der Produktion ergriff ihn mächtig bei der Hand und zog ihn aus der Tiefe der Spekulation ins lichte Gebiet der Erſcheinungswelt und der Dichtung empor.

Das Balladenjahr.

Der epiſche Drang ſollte nicht objektlos bleiben. Er 1797. führte den Dichter zur Ballade.

Ein Wetteifer mit Göthe, ſagt Körner, veranlaßte Schillers erſte Balladen.* Beide Dichter theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. „Dieſes iſt einmal das Balladenjahr!" rief Schiller ſelbſt am 22. September vergnügt aus, als er ſchon viele Stoffe verarbeitet vor ſich liegen hatte. Mit manchen blieb es auch bei der bloßen Idee, wie mit einer Romanze über Don Juan und einer Ballade über den Amlet (Hamlet) des Saxo Grammaticus.** Vielleicht ſchreckte ihn die Bekanntheit und frühere Verarbeitung dieſer Stoffe ab, die für den ſchaffenden Dichter immer etwas Widerwärtiges hat. Dagegen freute er ſich, wenn ihm der Zufall einen unbekannten Stoff in die Hände ſpielte. Der erſte dieſer Art war „Der Taucher," von welchem Göthe am 10. Juni ihm ſchreibt: „leben Sie recht wohl und laſſen Ihren

---

* Die Ballade Eberhard der Greiner (1782) iſt ein Schulverſuch.

** Briefw. mit G. III, S. 95. 121 ff. Von Don Juan ſagt Göthe: „Die allgemein bekannte Fabel, durch eine poetiſche Behandlung, wie ſie Ihnen zu Gebot ſteht, in ein neues Licht geſtellt, wird guten Effekt machen." (Mai 1797.)

1797. Taucher je eher je lieber erſaufen." Dieſe Ballade entſtan zu derſelben Zeit mit Göthe's „Gott und die Bajadere. „Es iſt nicht übel," ſchreibt dieſer, „da ich meine Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Hel ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht." Das Moti zu dem Gedichte* war Nicolaus der Fiſch, der Tauche eines ſicilianiſchen Königs, die Fundgrube deſſelben noch un entdeckt. Athanaſius Kirchners Erzählung in ſeinem Buch über die unterirdiſche Welt ſcheint Schiller nicht gekannt zu haben.** Um den Klippenfiſch, den Hammer, den Ha und den ſtachlichten Rochen aufmarſchiren laſſen zu können hatte Göthe dem Freunde zwei Fiſchbücher geliehen. Der Strudel der Charybde konnte der Dichter „nur bei einer Mühle ſtudiren," aber am Rheinfall fand Göthe, auf ſeiner Schweizerreiſe im Herbſt, die Schöpfung des Dichter genius verwirklicht und legitimirt. „Die Ballade ſelbſt ſtellt uns den Kampf des Menſchen mit einer furchtbaren

---

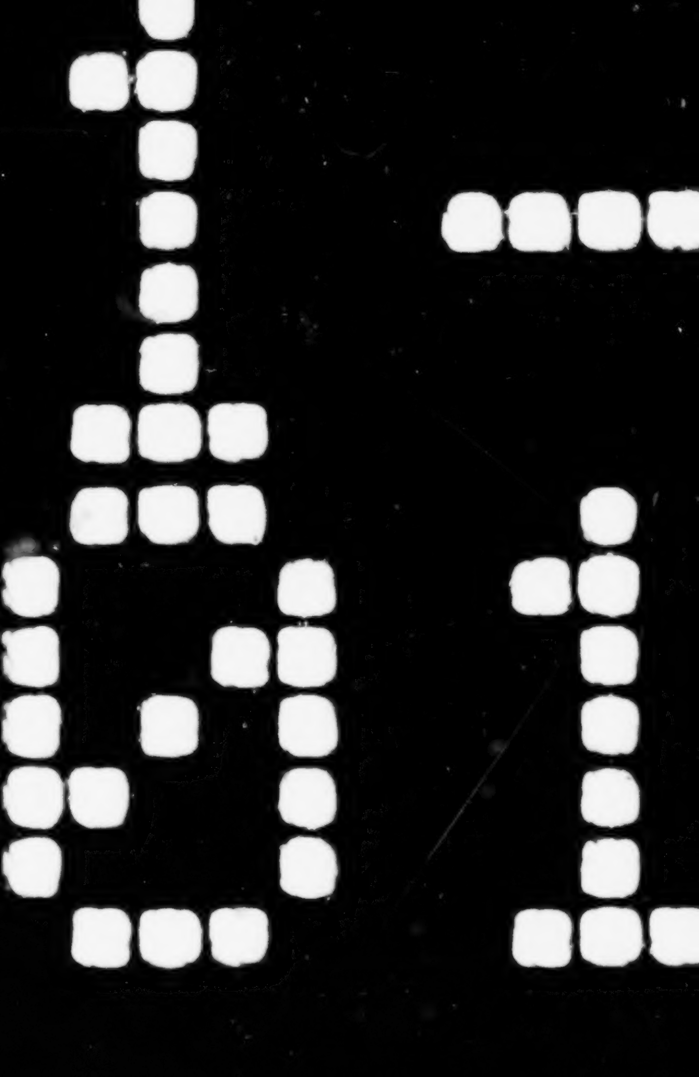
* Ein ähnliches Motiv hat ein altfranzöſiſches Volkslied franzöſiſch bei Chamiſſo, Leben I, 258; deutſch bei Uhland Gedichte (XIII.) S. 493.

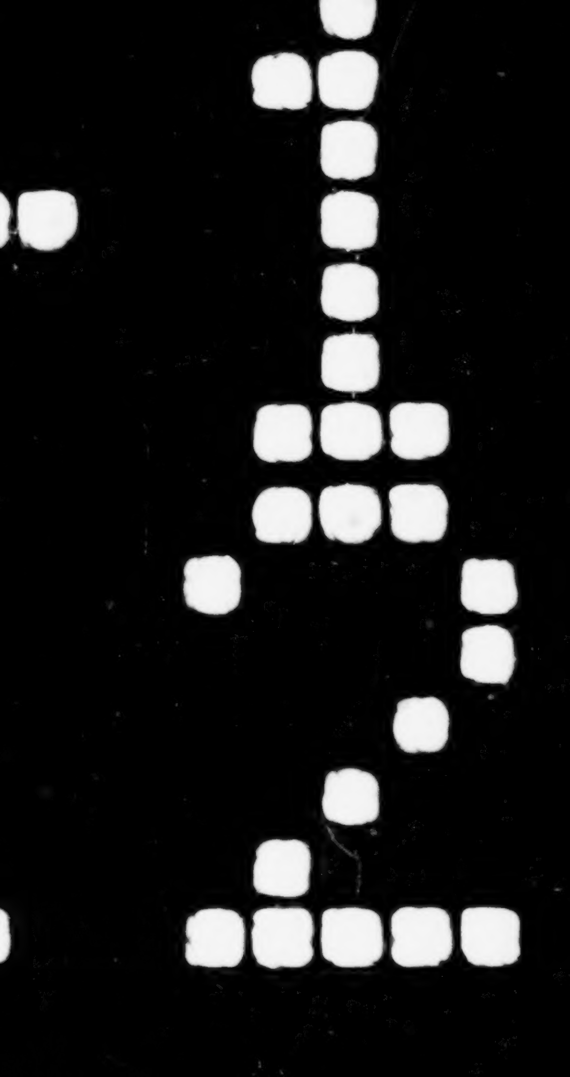
** Ueber die Quellen von Schillers Balladen ſ. Schmidt' Taſchenbuch deutſcher Romanzen; Götzingers deutſche Dichter und aus ihnen Hoffmeiſter III, 291 ff., ebendaſelbſt die äußern glückliche Charakteriſirung der einzelnen Balladen. Wi folgen dem Letzten, ſo weit wir beiſtimmen können.

Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen.“ 1797

Bald nachher, Mitte Juni's, entſtand „der Handſchuh“ aus einer Anekdote, die der Dichter in St. Foix' hiſtoriſchen Verſuchen über Paris, mit dem urſprünglichen Ausgange fand, daß der Ritter de Lorges der Dame den Handſchuh au nez geworfen. Daraus machte Schiller ſein plaſtiſches Bild, in dem Göthe ein artiges Nach- und Seitenſtück zum Taucher erkannte, das durch ſein eigenes Verdienſt das Verdienſt jener Dichtung erhöhe; hier ſey es die reine That, ohne Zweck oder vielmehr im umgekehrten Zwecke, was ſo wohl gefalle. Schiller ſelbſt nannte das Gedicht, als ideenlos, keine Ballade, ſondern nur eine Erzählung.

Am 23. Juni hoffte Schiller ſeinem Freunde ſchon wieder eine neue Ballade ſenden zu können, und ſie folgte auch wirklich am 26. Es war der Ring des Polykrates, „ein Gegenſtück zu Ihren Kranichen,“ ſchreibt er an Göthe; denn dieſer war es, der den letztern Stoff damals bearbeiten wollte. „Der Ring des Polykrates,“ antwortet Göthe am andern Tag, in einem in der Sammlung verſchobenen Briefe, „iſt ſehr gut dargeſtellt. Der königliche Freund, vor deſſen, wie vor des Zuhörers Augen Alles geſchieht, und der Schluß, der die Erfüllung in Suſpenſo läßt, alles iſt ſehr gut. Ich wünſche, daß mein Gegenſtück ebenſo gelingen möge!“ Die Alten glaubten, wie Hoffmeiſter trefflich zu dieſem Gedichte entwickelt, daß ſich in





N

Gleichgewicht halten müſſen, ſelbſt der größten Macht ſey ein entſprechendes Leid beigeſellt; wer die ganze Fülle des Glücks in ſich vereinigen wolle, der trete aus den Schranken der Menſchheit und ziehe ſich den Neid und die Rache der ſelbſt vielfach bedürftigen und beſchränkten Götter zu. „Dieſes, jeden Uebermuth mäßigende, demüthige Lebensgefühl hat Schiller aus der Weltanſchauung des Herodot heraus zart und wahr dargeſtellt.“

Anfang Juli entſtand die „Nadoweſſiſche Todtenklage,“ der Göthe einen ächten realiſtiſch-humoriſtiſchen Charakter zuerkannte, welcher wilden Naturen ſo wohl anſteht. Er hielt es für ein Verdienſt der Poeſie, den Kreis ihrer Gegenſtände immer zu erweitern, und Hoffmeiſter erinnert bei dieſem Urtheile mit Recht an das weite Feld, das der treffliche Freiligrath ſeitdem dieſer Dichtungsweiſe geöffnet hat. Göthe mißbilligte das Grauen, das Humboldt an dem Lied empfand und das nur dem rohen Stoffe gelte; und noch lange nach des Dichters Tode bewunderte er, gegen Eckermann, die große Kunſt, mit welcher Schiller das Objektive zu faſſen wußte, wenn es ihm als Ueberlieferung vor die Augen kam. Er rechnete das Gedicht zu den allerbeſten des Dichters, und wollte, er hätte ein Dutzend in dieſer Art gemacht. Sie waren auch projektirt, folgten aber nicht. Der Stoff war aus „Thomas Carver's Reiſe durch Amerika“ genommen.

1797. „Die Kraniche des Ibykus“ überließ Göthe, in der Mitte Juli's, Schillern zur Ausführung und wünſchte, „daß ſie ihm bald nachfliegen möchten,“ als auch er im Begriffe war „in des Südens Wärme“ nach der Schweiz und, was unausgeführt blieb, nach Italien zu ziehen. Schiller aber, durch die Herausgabe der Agnes von Lilien, die ein Werk ſeiner Schwägerin war, das dieſe rühmlich in die Literatur einführte, und Andres in Anſpruch genommen, gewann erſt ſpäter Muße zu dieſer Arbeit und ſtieß auf unerwartete Schwierigkeiten, ſo daß er die Ballade erſt am 16. Auguſt, noch ohne die letzte Feile, dem Freunde nach Frankfurt nachſchicken konnte. Dieſer betrachtete ſich als Mitvater des poetiſchen Kindes, und half das Gedicht von Frankfurt aus in zwei großen Briefen vom 22. und 23. Auguſt völlig nach der Idee, worauf er ſeine Ausführung bauen wollte, geſtalten. Auf ſeinen Rath wurde aus den Kranichen, als Zugvögeln, ein ganzer Schwarm, die ſowohl über den Ibykus, als über das Theater wegfliegen; auf ſeinen Rath wurde nach dem 14. Verſe ein weiterer eingerückt, der die Gemüthsſtimmung des Volks darſtellt; auf ſeine Veranſtaltung an die allzu kahle Expoſition einige Verſe gewendet und dem Ibykus die jetzt ſo effektvollen Worte in den Mund gelegt. Ihm war darum zu thun, „aus dieſen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches ſich wieder mit dem langen, verſtrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden würde!“

1797. Dieſes ſchrieb Göthe dem Dichter an einem Tage, an welchem zu Frankfurt ein etwas gedrückter, kränklich ausſehender, aber liebenswürdiger und mit Beſcheidenheit, ja ängſtlich offener junger Mann bei ihm geweſen war, ein Dichter, der Schillers Schule verrieth, und dem er beſonders den Rath gab, kleine Gedichte zu machen, und ſich zu jedem einen menſchlich intereſſanten Gegenſtand zu wählen. Das war Friedrich Hölderlin, der ſich ſpäter ſtark genug fühlte, ſeinen eigenen Weg zu gehen. *

---

* Schiller hatte vor kurzem (30. Juni) von ihm zu Göthe geſprochen: „Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünſtig ſind.... Aufrichtig, ich fand in dieſen Gedichten [Hölderlins] viel von meiner eigenen ſonſtigen Geſtalt, und es iſt nicht das erſtemal, daß mich der Verfaſſer an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjektivität, und verbindet damit einen gewiſſen philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſo gar ſchwer beizukommen iſt. Indeſſen finde ich in dieſen neuen Stücken doch den Anfang einer gewiſſen Verbeſſerung, wenn ich ſie gegen ſeine vormaligen Arbeiten halte: denn kurz, es iſt Hölderlin, den Sie vor wenigen Jahren bei mir geſehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus ſeiner eigenen Geſellſchaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeiſter in einem Kaufmannshauſe zu Frankfurt, und iſt alſo in Sachen des

Schiller nahm Göthe's Winke mit dem Dank auf, der 1797.
ihnen gebührte. Es war ihm recht fühlbar geworden, „was eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden ſo viel thut." Ihm waren die Kraniche „nur aus Gleichniſſen bekannt," und ſo überſah er „den ſchönen Gebrauch, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt." „Mit dem Ibykus habe ich," ſchreibt er am 7. September, „nach Ihrem Rath weſentliche Veränderungen vorgenommen: die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig, der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſeyn." Ein ausführlicher Commentar rechtfertigt ſodann das Wenige, worin er Göthen nicht folgen kann.

Darauf wurde die Romanze noch an Böttiger gegeben, um von ihm zu erfahren, ob ſich nichts darin mit altgriechiſchen Gebräuchen im Widerſpruch befinde. Böttiger war befriedigt, und geſtand zu Schillers Beluſtigung, daß er nie recht begriffen habe, wie ſich aus dem Ibykus etwas machen ließe. Und nun lief das mit ſo viel Fleiß und Beſonnenheit vollendete Werk der Dioſkuren vom Stapel. Zu

---

Geſchmacks und der Poeſie auf ſich ſelber eingeſchränkt, und wird in dieſer Lage immer mehr in ſich ſelbſt hineingetrieben."

1797. dem großen Kunſtwerke hatten dem Dichter die dürftigen Notizen des Suidas, ein Epigramm des Antipater von Sidon, ein beiläufiges Wort des Plutarch verholfen, und der Eumenidenchor des Aeſchylus hatte ihm den Athem der göttlichen Rache eingeblaſen.

Während Schiller in ſolcher Geſundheit des Geiſtes arbeitete, litt ſein Körper an einem Katarrhfieber und hartnäckigem Huſten, der ihn das ganze Jahr nicht mehr verließ, und dieſes Uebel griff ihm den Kopf mehr an, als alle Krämpfe. Dazu lag ihm „die Schererei des Almanachs" (für 1798) auf dem Halſe. Dennoch wollte er wieder ernſtlich an den Wallenſtein gehen, rüſtete Kleinigkeiten für den Muſenalmanach, und ſehnte ſich, „die Glocke," die „immer noch nicht gegoſſen war," wieder vorzunehmen.

Göthe's Briefe waren für ihn „reich beladene Schiffe, die jetzt eine ſeiner beſten Freuden ausmachten." Dieſer war inzwiſchen bis nach Schillers Heimath gekommen und hoffte von der ſchwäbiſchen Luft „Ergiebigkeit" für ſeine Muſe, worin er ſich auch nicht täuſchte: denn in Stuttgart concipirte er die unvergleichlichen Müllerlieder. Göthe ſchreibt ſeinem Freund aus dieſer heimathlichen Reſidenz (den 30. Auguſt 1797) ausführlich, wie er, „nachdem er im Bauche des römiſchen Kaiſers eines der ſchlimmſten Wanzenabentheuer beſtanden," die Stadt recognoſcirte, deren Anlage, ſo wie beſonders die Alleen, ihm wohl gefielen. Er hatte an „Herrn Rapp einen ſehr gefälligen Mann und ſchätzbaren Kunſtliebhaber gefunden, der ein recht hübſches Talent zur Landſchaftscompoſition, auch gute Kenntniß und Uebung habe." Sie gingen zuſammen zu Rapps Schwager, Profeſſor Dannecker, wo ihn unter andern Modellen der Originalausguß von Schillers Büſte[*] frappirte, die „eine ſolche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß es wirklich Erſtaunen erregt. Der Marmor iſt darnach angelegt, und wenn die Ausführung ſo geräth, ſo iſt es ein ſehr bedeutendes Bild." Außerdem würdigte Göthe zu Stuttgart den vortrefflichen Stuccator Iſopi, den Maler Hetſch, den Kupferſtecher Johann Gotthard Müller, die Kupferſtichſammlung des Conſiſtorialraths Rueff, und erfreute ſich in Rapps Garten an ſeinem Kunſtverſtand und an Danneckers Lebhaftigkeit. Als er bemerken konnte, daß ſein Verhältniß zu dieſen beiden Männern im Wachſen war, entſchloß er ſich, ihnen den Hermann vorzuleſen, was er denn auch (zwiſchen dem 4. und 7. Sept.) in Einem Abend in Rapps Hauſe mit Effekt vollbrachte.[**] Bei Cotta in 1797.

---

[*] Hierunter iſt die erſte, kleinere Büſte zu verſtehen. Die berühmte, coloſſale entſtand erſt nach Schillers Tode. S. den vom Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung aus Danneckers Munde aufgefangenen Artikel über den Künſtler im Converſationslexikon, wo aber ſtatt 1797 zu leſen iſt 1793.

[**] Man verzeiht wohl dem gebornen Stuttgarter, der 37 Jahre ſeines bisherigen Lebens in jener Stadt zugebracht hat, den Auszug dieſer Einzelheiten, die Schiller ſelbſt ja ſo begierig

1797 Tübingen angekommen, rühmte er ſein heiteres Zimmer und den ſchmalen, aber freundlichen Ausblick ins Neckarthal zwiſchen der alten Kirche und dem akademiſchen Gebäude. An Cotta lernte er einen Mann „von ſtrebender Denkart und unternehmender Handlungsweiſe" kennen, der für einen ſolchen „ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit hat, daß er ihm eine ſeltene Erſcheinung iſt." Auch machte er die Bekanntſchaft anderer ſehr ſchätzbaren Männer unter den Profeſſoren, „die ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſcheinen, ohne daß ſie gerade einer bewegten akademiſchen Cirkulation nöthig hätten." Die großen Stiftungen Tübingens bewunderte er; ſie „ſcheinen den großen Gebäuden gleich, in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen, wie ruhige Koloſſen auf ſich ſelbſt gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen."

So ſpiegelte ſich in dem hellen Auge ſeines großen

---

vernahm. Wohl erinnert ſich der Verfaſſer, damals fünf Jahre alt, wie in ſeinem Elternhauſe mit Feierlichkeit die Worte geſprochen wurden: „Heute Abend kommt Göthe zu Onkels, und lieſt vor." Der Knabe verſtand dieſe Worte nur halb: bald dachte er ſich den Göthe, von welchem mit ſolcher Ehrfurcht geredet wurde, als einen gewöhnlichen Menſchen und Vorleſer, bald wieder als einen Gaſt aus der überirdiſchen Welt, der durch die Riegelwände hereinkommen und ein Manifeſt des Himmels verleſen werde.

Freundes, was ihm Gutes, Schönes und Charakteriſtiſches in Schillers Vaterlande begegnete, und er warf dieſem ein herzerfreuliches Bild davon in die Adoptivheimath zurück. „Ihr Brief hat große Freude gemacht,“ antwortet ihm Schiller auf die letzten Nachrichten aus Schwaben. „Ich wäre ſehr begierig geweſen, den Eindruck, den Ihr Herrmann auf meine Stuttgarter Freunde gemacht, zu beobachten. An einer gewiſſen Innigkeit des Empfangens hat es ſicher nicht gefehlt, aber ſo wenig Menſchen können das Nackende der menſchlichen Natur ohne Störung genießen.“

Schiller hatte indeſſen, nachdem ſchon früher der „Ritter von Toggenburg,“ deſſen Bewunderung wir andern überlaſſen, deſſen auch im Briefwechſel mit Göthe gar nicht erwähnt wird, und deſſen Quelle unbekannt iſt, entſtanden war, den Stoff zum „Eiſenhammer,“ den er wahrſcheinlich aus einer franzöſiſchen Fundgrube ans Licht gebracht hat, aufgefunden, und raſch für den Almanach bearbeitet, den ihm dieſe Ballade nicht unwürdig zu beſchließen ſchien. „Sie ſehen,“ ſagt er dem fernen Göthe am 22. September, „daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Waſſer und Luft bereiſt habe. Der nächſte Poſttag liefert es Ihnen, nebſt dem ganzen Almanach, gedruckt.“ Hoffmeiſter macht auf die von Schillers übrigen Balladen abweichende Erzählungsform in dieſem Gedichte aufmerkſam; ſo wie auf die leidenſchaftliche Luſt, welche der Dichter damals für die Darſtellung äußerer Erſcheinungen gefaßt hatte, und die

1797. man aus der vortrefflichen Schilderung des Eiſenwerks erſieht. Als Göthe im Rheinfalle den Strudel des Taucher's erkannt hatte, ſchrieb ihm Schiller zurück: „Vielleicht führt Sie auch Ihre Reiſe an meinem Eiſenhammer vorbei: und Sie können mir ſagen, ob ich dieſes kleinere Phänomen richtig dargeſtellt habe.“ Der genannte Kritiker rügt auch noch einen bedeutenden Fehler der Compoſition: daß nämlich der Auftrag der Gräfin an Fridolin, die Meſſe zu hören, im Verlaufe des Gedichts in einen bloßen Zufall verwandelt wird, wodurch ein Widerſpruch in die Motive kommt und der Eindruck der Dichtung auf den Leſer getrübt wird. Dennoch bleibt Göthe's Urtheil wahr: „Sie haben kaum etwas mit ſo glücklichem Humor gemacht [als den Eiſenhammer].“

1798. Mit Hoffmeiſter reihen wir dieſen Arbeiten des „Balladenjahres“ auch die Balladen des folgenden Jahres an. Den Stoff der „Bürgſchaft,“ die Schiller am 4. September 1798 an Göthe abgehen ließ, hatte ihm, wie er ſelbſt ſagt, Hyginus zugeführt. Daher rührte der ungewohnte Name Möros, deſſen Genoſſe bei Hygin Selinuntios heißt, während die bekanntern Namen des Freundepaares bei Cicero und andern Schriftſtellern Damon und Phintias lauten, bei Valerius Maximus oder ſeinen Abſchreibern aber der letztre Pythias heißt. „Ich bin neugierig,“ ſchreibt Schiller, „ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe.“ Von den zurückhaltenden Motiven der Ballade, dem angeſchwollenen Strom, den (höchſt glücklich erfundenen) Räubern, dem erſchöpfenden Durſte, den zwei Wanderern, und dem entgegenkommenden Philoſtratus, — hat ſchon Göthe gegen das dritte, den Durſt, eingewendet, wie es phyſiologiſch nicht ganz zu billigen ſeyn möchte, daß einer, der an einem Regentage ins Waſſer gefallen iſt, bis auf die Haut naß, vor Durſt umkommen will. „Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu denken, kommt der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der Durſt hier nicht ganz recht.“ Schiller ließ jedoch das, auch ſonſt krankende Motiv, da Göthe nichts Beſſeres zu finden wußte, ſtehen. Die Kritiker tadeln noch andre Einzelheiten des Gedichtes, insbeſondre die ſentimentalen Schlußworte des Tyrannen, und dieſe mit Recht, zumal, da ſie, nach Hygin und Schiller, der ältere Dionyſius, der bluttriefende Unmenſch, ſprechen ſoll. Die Ballade iſt, nach Hoffmeiſter, wohl deßwegen ſo beliebt und beſonders auch bei der Jugend ſo einheimiſch, weil ſie bei ihrem raſchen Gang und ihrer plaſtiſchen Lebendigkeit die ideale Macht des Gemüthes, des Himmels, über Natur und Hölle ſo rührend und herrlich offenbart, und die Idee der Freundestreue verherrlicht. Aber Freundſchaft und Treue ſcheinen ihm in der Dichtung ſich wechſelſeitig zu ſchaden und den Eindruck zu ſchwächen. Sehr treffend bezeichnet übrigens der Kritiker die herrliche Darſtellung der Ballade als ein „wanderndes

798. und ſich immer verwandelndes Bild.“ In Möros' Bürgerſtolz und Pflichtgefühl und andrerſeits ſeiner zärtlichen Freundſchaft ſpricht ſich ihm der ganze Schiller nach ſeiner heroiſchen und humanen Natur aus.

Zugleich gedichtet, und am gleichen Tage an Göthe abgeſchickt, wurde „der Kampf mit dem Drachen,“ aus Vertots Geſchichte des Johanniterordens ſehr getreu bearbeitet, voll beſchreibender Prachttriller oder Bravourarien, mit ſpannendem Anfange, prägnantem Schluß, und mit der, von der Schilderung der That unabhängigen, Tendenz, den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt in der Ballade auszuſprechen. Dieſes complicirte Wollen ſchadet dem Gedichte, wiewohl es Göthe mit den Worten lobend abfertigt: „bei dem chriſtlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern, er iſt ſehr ſchön und zweckmäßig.“

So eifrig und ernſtlich arbeiteten die beiden großen Dichter einander in die Hände, und ſo langſam gingen ſie vorwärts. Die beſten Dichter werden es noch immer ſo machen. Aber die meiſten iſoliren ſich aus Scheu und Hochmuth, dichten ohne Gewiſſensrath eilig und allein, und laſſen ſo ſchnell als möglich drucken. Werden dann die guten Gedanken, die poetiſchen Bilder und Empfindungen unter der ungefeilten und ungeleckten Mißform nicht erkannt und gewürdigt, ſo klagen ſie über Beſchränktheit des Publikums, verſtocken ſich, und verkommen unter immer wieder getäuſchter Hoffnung dereinſtiger Anerkennung.

Ueber den poetiſchen Charakter der Schiller'ſchen Bal- 1798.
laden, als Gattung betrachtet, mögen Andre urtheilen. Der
Verfaſſer dieſer Biographie, auf ähnlichem Felde beſchäf-
tigt, hat, über der Praxis, keine vollbewußte theoretiſche
Anſicht.

Der Wallenſtein.

Wir haben geſehen, daß Schiller die erſte Anlage zu 1793 bis
dieſer Tragödie ſchon im Jahr 1793 mit nach Schwaben 1798.
genommen und einen Anfang derſelben im Frühjahr 1794
nach Jena zurückgebracht hatte. Seitdem ruhte der Stoff,
ſelbſt unter den großen Unterbrechungen, die ſeinen ganzen
Fleiß, die ganze Thätigkeit ſeines Geiſtes und ſelbſt oft
ſeine ganze Begeiſterung in Anſpruch nahmen, nie völlig
in ſeiner Künſtlerſeele, welche ſich endlich ganz in ihn ergießen
ſollte. Doch ſtritten ſich, wie es ſcheint, noch im Jahr 1795
die „Maltheſer" um die Priorität in ſeinem Geiſte, bis im
Beginne des folgenden Jahres ſein Entſchluß ſich für den
Wallenſtein entſchied. „Ich habe," ſagt er zu Göthe
(18. März 1796), „an meinen Wallenſtein gedacht, ſonſt 1796.
aber nichts gearbeitet. Die Zurüſtungen zu einem ſo ver-
wickelten Ganzen, wie ein Drama iſt, ſetzen das Gemüth
doch in eine gar ſonderbare Bewegung. Schon die aller-
erſte Operation, eine gewiſſe Methode für das Geſchäft zu

ſuchen, um nicht zwecklos herumzutappen, iſt keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erſt an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von dieſem, wie in der menſchlichen Struktur, auch in der dramatiſchen Alles abhängt. Ich möchte wiſſen, wie Sie in ſolchen Fällen zu Werke gegangen ſind. Bei mir iſt die Empfindung anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand; dieſer bildet ſich erſt ſpäter. Eine gewiſſe muſikaliſche Gemüthsſtimmung geht vorher, und auf dieſe folgt bei mir erſt die poetiſche Idee."

Die Xenien ſtörten dieſe Empfindung; erſt im Oktober nahm Schiller den Wallenſtein wieder vor, aber „er ging noch immer darum herum, und wartete auf eine mächtige Hand, die ihn ganz hineinwirft." Die Jahreszeit drückte ihn, und oft meinte er, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen. Im November wandte er ſich dem fleißigen Quellenſtudium des Stoffes zu, und gewann in der Oekonomie des Stückes nicht unbedeutende Fortſchritte. „Je mehr ich," ſpricht er am 13. Nov., „meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich *ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt* würde ich ſchwerlich fortfahren können." Das ſah er bald ein, daß ihm der Wallenſtein den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten konnte, „weil er den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen kann."

— „Da mir außerdem noch ſo manche ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine größere Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen." Noch immer war er nicht gewiß, ob der Stoff ſich zur Tragödie auch nur qualificire, ob er nicht nur „ein würdiges dramatiſches Tableau" daraus machen, aber „die Maltheſer" vorher ausarbeiten ſollte. (18. Nov.) Zehn Tage darauf war ihm ſo ziemlich klar, was er wollte, ſollte und hatte, und es galt nur noch das Ausrichten. „Es will mir ganz gut gelingen," ſagt er, „meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte ich ſagen, das Sujet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie eine ſolche Kälte für meinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, ſo wie die meiſten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers; blos für den nächſten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung intereſſirt, wobei das Ganze übrigens eher 1796.

96. gewinnen als verlieren ſoll.“ Der Stoff erſchien ihm immer noch undankbar und unpoetiſch, „er wollte nicht ganz pariren; im Gange waren noch Lücken; manches wollte ſich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödienökonomie hineinbegeben.“ Die Kataſtrophe fand er für eine tragiſche Entwicklung ſo ungeſchickt. „Das eigentliche Schickſal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel an ſeinem Unglück.“ Doch tröſtete er ſich mit Macbeth.

Mitte Decembers 1796 war er emſig in der Arbeit. Göthe fand es in der Regel, daß es mit dem Wallenſtein ſo gehe, wie Schiller ſchreibt. „Ich habe deſto mehr Hoffnung darauf, da er ſich nun ſelbſt zu produciren anfängt, und ich freue mich, den erſten Akt nach dem neuen Jahre anzutreffen.“ Das Werk rückte indeſſen mit lebhaftem Schritte weiter. Es war dem Dichter nicht mehr möglich, ſo lange er anfangs gewollt, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Der Anſtoß durch die mächtige Hand des Genius war erfolgt. „Sobald die feſten Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laſſen; und ſo wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Akt [d. h. in Wallenſteins Lager] gleich ausgeführt. Meine Anſchauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andere herbei.“ Am Dreikönigstag hoffte er den erſten Akt Göthe'n überſchicken zu können. „Denn 1796. ehe ich mich weiter hineinwage, möchte ich gerne wiſſen, ob es der gute Geiſt iſt, der mich leitet. Ein böſer iſt es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es gibt ſo viele Stufen zwiſchen beiden.

Bis jetzt war er, „nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.“

1797. Im neuen Jahre machte die Arbeit Rieſenſchritte, denn ſchon am 1. März ſchreibt Göthe: „Leben Sie wohl und führen Sie nur auch, wachend oder träumend, Ihre Piccolomini's auf dem guten Wege weiter.“ Am 4. April hatte der Dichter ein detaillirtes Scenarium des Wallenſtein entworfen, um ſich die Ueberſicht der Momente und des Zuſammenhangs auch durch die Augen mechaniſch zu erleichtern. Das Studium der Griechen, des Philoktet, der Trachinierinnen, Stücke, die er eben geleſen, überzeugte ihn immer mehr, „daß der ganze cardo rei in der Kunſt, eine poetiſche Fabel zu erfinden,* liegt. Der Neuere ſchlägt ſich mühſelig und ängſtlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Beſtreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er ſich mit dem

---

* Das hat ſchon Horaz geſagt:

— — — — „Wer mächtig die Fabel gewählt hat,
Dem entzieht ſich Beredſamkeit nicht, noch Licht in der Ordnung.“
Brief an die Piſonen V. 40.

Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetiſche liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetiſche Darſtellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil ſie abſolut wahr iſt, niemals coincidiren kann.“ Auf Göthe wirkten dieſe Worte. „Sie haben ganz recht,“ antwortete er, „auf dem Glück der Fabel beruht freilich Alles; die meiſten Leſer und Zuſchauer nehmen doch nichts weiter mit davon, und dem Dichter bleibt das ganze Verdienſt einer lebendigen Ausführung, die deſto ſtetiger ſeyn kann, je beſſer die Fabel iſt. Wir wollen auch künftig ſorgfältiger, als bisher, das, was zu unternehmen iſt, prüfen.“

Im April noch machte Schiller cabbaliſtiſche und aſtrologiſche Studien zum Wallenſtein und Seni, und war nicht ohne Hoffnung, dieſem Stoff „eine poetiſche Dignität zu geben.“ Zugleich fuhr er fort, ſeine tiefſinnigen Gedanken über Charaktere mit dem Freunde auszutauſchen. Wenn er ſeinen Garten bezogen hätte, wollte er die Fabel des Wallenſtein ganz niederſchreiben. Eine beſondere Liebe zu dem Werke ergriff ihn aufs Neue, aber jede Mittheilung hielt er, als das Fertigmachen ſtörend, zurück. Mitten unter dem Gartenbauweſen arbeitete er fort und ſtudirte den Ariſtoteles, „der ein wahrer Höllenrichter für alle iſt, die entweder an der äußern Form ſklaviſch hängen, oder die über alle Form ſich hinwegſetzen.“ Er war aber froh, daß er ihn nicht früher geleſen, ehe er über die Grundbegriffe klar geworden.

Die Balladen verurſachten, wie vorher die Xenien, einen Stillſtand in dem Trauerſpiel, ſo daß Göthe am 22. Auguſt, von Frankfurt aus, mahnen mußte: „An Wallenſtein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach beſorgt ſeyn will, wenig oder gar nicht? Laſſen Sie mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.“ Dieſe Theilnahme Göthe's wirkte immer belebend und befruchtend auf Schiller. Schon am 21. Juli hatte er dem Freunde geſchrieben: „Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie ich unſere wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, iſt immer dieſe, daß ich ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende, und gleich produktiv gebrauche.... Und ſo hoffe ich, ſoll mein Wallenſtein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze Syſtem desjenigen, was bei unſerem Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.“

„Jetzt,“ berichtet Schiller ſeinem Göthe am 2. Okt., „da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenſtein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder anſehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit ihnen zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entſtand

1797. aus einer gewiſſen Furcht, in meine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nun iſt aber das Objekt ſchon an ſich ſelbſt etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eines der praktiſchen Liberalität; es iſt daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten.“

„Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux-frais ſeyn werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt, und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß Alles, was zur Vollſtändigkeit deſſelben gehört, natürlich, ja in gewiſſem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtetiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände alles zur Kriſe, und dies wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen.“

Aber immer, mitten in der eifrig-langſamen Arbeit hatte er noch über den „vielen und ungeſtaltbaren“ Stoff zu klagen. Gewiß wäre derſelbe auch unter der Behandlung in unendliche Breite zerfloſſen, wenn er nicht, ſeit dem November 1797, Hand ans Werk gelegt hätte, die proſaiſche Sprache des Wallenſtein in eine poetiſch-rhythmiſche zu verwandeln. „Ich habe noch nie," ſagt er zu Göthe am 24. Nov., „mich ſo augenſcheinlich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geſchäft, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Ich befinde mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: ſie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſeyn ſcheint; aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich Alles, was ſich über das Gemeine erheben muß, in Verſen, wenigſtens anfänglich concipiren, denn das Platte kommt nirgends ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen wird." Damit verbindet er eine andere Bemerkung: „Es ſcheint, daß ein Theil des poetiſchen Intereſſe's in dem Antagonism zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liegt. Iſt der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo kann eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher 1797.

1797. gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhält.“

Geſchwind und aus dem Stegreif antwortet ihm Göthe ſchon am folgenden Tage, daß er „nicht allein ſeiner Meinung ſey, ſondern noch viel weiter gehe.“ „Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! Das iſt meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Es iſt nicht beſſer, als wenn ſich jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte und der Gartenkünſtler dieſe Aufgabe dadurch aufzulöſen verſuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für Liebhaber und Pfuſcher, ſo wie die Sümpfe für Amphibien. Indeſſen iſt das Uebel in Deutſchland ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſieht, ja, daß ſie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den geſunden Bau des Halſes für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatiſchen Arbeiten, (und * vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt) ſollten rhythmiſch ſeyn, und man würde alsdann eher ſehen, wer was

---

[*] Es verlohnte der Mühe im Manuſcript des Göthe'ſchen Briefes nachzuſehen, ob hier nicht außer ſtatt und ſteht.
S.

machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter nichts übrig, als ſich zu akkommodiren, und in dieſem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenſtein in Proſa ſchreiben wollten; ſehen Sie ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo muß er nothwendig rhythmiſch werden.“

„Auf alle Fälle ſind wir genöthigt unſer Jahrhundert zu vergeſſen, wenn wir nach unſerer Ueberzeugung arbeiten wollen: denn ſo eine Salbaderei in Principien, wie ſie im Allgemeinen jetzt gelten, iſt wohl noch nicht auf der Welt geweſen, und was die neuere Philoſophie Gutes ſtiften wird, iſt noch erſt abzuwarten.“

Dieſe Zeugniſſe der zwei unerreichten Dichter Deutſchlands können die Wächter und Bewahrer der ſtrengen rhythmiſchen Form ihren Schmälerern und Verächtern entgegenhalten.

Freilich fühlte Schiller (1. Dec. an Göthe) auch wohl, daß die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, doch eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Sein erſter Akt war ſo groß, daß man die drei erſten Akte von Göthe's Iphigenia hineinlegen konnte, ohne ihn ganz auszufüllen, was er mit der Ausdehnung entſchuldigte, welche die Expoſition verlangt, während die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leitet. Es kam ihm vor, als ob ihn ein gewiſſer (Göthe'ſcher) epiſcher Geiſt angewandelt habe, der jedoch

Stoff eine poetiſche Natur zu geben. Den erſten Akt [das Lager] hatte er, als ſtatiſtiſchen oder ſtatiſchen, ruhigen Anfang dazu benützt, die Welt und das Allgemeine, worauf ſich die Handlung bezieht, zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande zu machen. „So erweitert ſich der Geiſt und das Gemüth des Zuhörers und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs verſetzt wird, ſoll die ganze Handlung in der Höhe erhalten.“

Göthe war begierig, was es noch für einen Ausgang mit Schillers Wallenſtein nehmen werde, und ſagte ihm (2. Dec.) vorher, daß er am Ende doch genöthigt ſeyn würde, einen Cyclus von Stücken aufzuſtellen. Bald darauf entſchloß ſich Schiller zu ſeiner Wallenſteiniſchen Trilogie, wie man die drei Stücke, freilich ſehr uneigentlich, genannt hat.

Unſers Dichters Natur nahm an ſeiner Dichterarbeit, wie er (8. Dec.) ſagt, ein pathologiſches Intereſſe, d. h. dieſe hatte viel Angreifendes für ihn. „Glücklicherweiſe,“ ſetzt er hinzu, „alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erſtaunlich auf, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenſtein noch in dem nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in meinen Maltheſern zu ſitzen.“ Sich neben dem Wallenſtein mit dieſem andern Stoffe, der eine Welt für ſich ausmachte, zu beſchäftigen, war für den produktiven Geiſt unſeres Dichters — ein Ausruhen. Er erholte ſich in Einer Schöpfung von der andern.

In dieſen Decembertagen hatte er die Liebesſcenen zwiſchen Max und Thekla im zweiten Akte des Wallenſtein vor ſich und dachte dabei, nicht ohne Herzensbeklemmung, an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks. Er ſpricht in dieſer Beziehung den Mangel dieſer Epiſode klarer aus, als der ſtrengſte Kritiker gethan hat. „Die Einrichtung des Ganzen erfordert es,“ ſagt er, „daß die Liebe nicht ſowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke iſt, ſich entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. *Aber in dieſer Eigenſchaft iſt ſie nicht theatraliſch*, wenigſtens nicht in demjenigen Sinne, der bei unſern Darſtellungsmitteln und bei unſerm Publikum ſich ausführen läßt. Ich muß alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen.“

1798. Das Jahr 1798 begrüßte Schiller mit dem an ſich ſelbſt gerichteten Wunſche, daß ihm in demſelben die Freude beſchert ſeyn möge, das beſte aus ſeiner Natur in einem Werke zu ſublimiren, wie Göthe es mit der ſeinigen gethan. * Bald darauf hatte er ſeine Arbeit, von einer fremden Hand reinlich geſchrieben, vor ſich; ſie ſelbſt erſchien ihm dadurch fremd, und machte ihm wirklich Freude. „Ich finde augenſcheinlich," rühmt er ſich beſcheiden gegen Göthe am 5. Jenner, „daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſeres Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objektiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjektiven Gränzen ſo weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer früheren gekoſtet hat. Doch, es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren. ** — Ich werde es mir geſagt ſeyn laſſen, keine andere als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren. Es ſteht in meinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen, und gleichſam aufquellen zu machen, während die objektive Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffes meine Phantaſie zügelt und meiner Willkür widerſteht."

---

* An Göthe vom 2. Jan.

** Alle ſittlich feineren Geiſter gleichen ſich doch in irgend etwas! „Hoc te ex aliis audire malo," ſagt Cicero zu Atticus (V, 17), in einer Sache, wo er ſich rühmen darf und muß.

Göthe'n dauerte inzwiſchen das Reflektiren zu lange. Er wünſchte (6. Jan.) dem Freunde Glück zum fertigen Theile, er erkannte, daß das günſtige Zuſammentreffen ihrer beiden Naturen beiden ſchon manchen Vortheil verſchafft und daß, wenn Er Schillern zum Repräſentanten mancher Objekte diente, Schiller ihn von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und Verhältniſſe auf ſich ſelbſt *zurückgeführt*, ihn die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen *gelehrt*, ihm eine zweite Jugend verſchafft, ihn *wieder zum Dichter gemacht habe*.[*] Jetzt aber wünſchte er vor allen Dingen baldiges Fertigwerden des Wallenſtein, und tung der dramatiſchen Forderungen. „*Sind Sie künftig in Abſicht des Plans und der Anlage genau und vorausbeſtimmend*, ſo müßte es nicht gut ſeyn, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum nicht alle Jahr ein paar Stücke ſchreiben wollten.“ Göthe hielt es nämlich für nothwendig, daß der dramatiſche Dichter *oft* auftrete, die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere und, wenn er das Talent habe, darauf fortbaue.

---

[*] Und dennoch hat ſich folgendes Epigramm hervor gewagt:

„Viel' kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Göthe
Schiller; dem ſchwächlichen nickt Göthe's olympiſches Haupt."
A. W. v. Schlegel.

Es verdient, dem Verfaſſer zu Ehren, nicht vergeſſen zu werden.

Vorübergehend hatte inzwiſchen unſern Dichter der mephiſtopheliſche Gedanke durchzückt, wenn einmal das Publikum kirre wäre, etwas recht Böſes zu thun, und eine alte (dramatiſche) Idee mit *Julian dem Apoſtaten* auszuführen. * Vielleicht greift hier und dort ein Dichter unſerer Zeit lüſtern nach dieſem Vermächtniſſe.

Auch an ein *Seedrama* d. h. ein Stück, das auf einer wüſten, von Europäern wenig beſuchten Inſel ſpielen, und alle Abentheuer, Intereſſen und Schickſale einſamer Weltumſegler in ſich faſſen ſollte, hatte Schiller zwiſchen ſeinen Arbeiten am Wallenſtein gedacht, und man hat Andeutungen darüber unter ſeinem Nachlaſſe entdeckt, die uns Hoffmeiſter mitgetheilt hat. **

---

* Briefw. zw. S. u. G. IV, S. 9 f.

** III, 359 — 360 und aus ihm Boas III, 448.

Im April aber rang er wieder mit dem „Gedankenbilde“ des Stückes, freute ſich jedoch der Ahnung, daß Göthe mit dem Wallenſtein im Ganzen zufrieden ſeyn werde, und auch Göthe hatte die beſten Hoffnungen. „Die Anlage,“ antwortet er (7. Apr.), „iſt von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beiſammen iſt, die ideale Behandlung mit einem ſo ganz irdiſch beſchränkten Gegenſtande in eine bewundernswürdige Uebereinſtimmung bringen werden.“

In dieſer Zeit war Iffland in Weimar. Schiller hatte einſt in Mannheim an ihm emporgeblickt, und ihm große Tage prophezeit. Jetzt muſterte der Genius das Talent mit Kenneraugen, und mäßigte ſogar die Bewunderung Göthe's, indem er die Gränzen, innerhalb welchen das Naturell den Mimen trug, und außerhalb deren Alles an ihm mehr Geſchicklichkeit, Verſtand, Calcul und Beſonnenheit ſey, ſcharf zu ziehen bemüht ſchien.* Als Jüngling hatte er Alles bewundert, wo Etwas zu bewundern war; im reifen Alter ſchlug der Kritiker vielleicht das große Etwas zu klein und niedrig an.

Aufführung des Lagers.

Während nun Schiller im Juli ſein Gartenhäuschen in Jena unter ein Strohdach brachte, wurde der Tempel unter Göthe's Oberaufſicht aufs geſchmackvollſte zu dekoriren angefangen.** Es ging den Sommer über raſch und ſollte, nach Göthe's Verſicherung, recht artig werden.

---

* Briefw. zw. S. u. G. IV, S. 168 ff. 175. 178. 187.

Der Ueberdruß, den man an Ifflands Stücken, wie beim langen Angaffen eines Alltagsgeſichts, zu empfinden anfing, ließ Schillern einen günſtigen Moment für ſeinen Wallenſtein hoffen. Im September war er mit dem „Lager," das jetzt einen Prolog bildete, beſchäftigt. Derſelbe ſollte, „als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können." Am 4. Oktober ging er an Göthe ab, und war ſomit das Erſte, was vom Wallenſtein ihm unter die Augen trat. Göthe hatte ſeine große Freude daran, er hatte ſchon früher die ihm allein bekannte Anlage vortrefflich genannt, und fand ihn jetzt gerathen, wie er angelegt war.

Die Kritik in Deutſchland wollte dem ſubjektiven Schiller noch lange nach ſeinem Tode nicht etwas ſo rein und meiſterlich Objektives zutrauen; zum wenigſten die allerdings erſt nachträglich eingeſchobene Kapuzinerpredigt nur den Abraham a Sancta Clara geliehen, im ganzen Lager nur hier und da „wegen des Theatereffekts einen kleinen Pinſelſtrich aufgehöht," und, nach ſeiner Verſicherung bei Eckermann * nur die zwei Linien zu Anfang des Stücks,

---

* Herr von Thouret, Vorſtand und Profeſſor der Kunſtſchule und Ritter des württemb. Kronordens, lebt und wirkt zu Stuttgart und hat ſich um das Denkmal Schillers weſentliche Verdienſte erworben.

** Briefw. IV, S. 237. 239. 270. 276.

„Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir die zwei glückliche Würfel nach,"

zu beſſerer Motivirung dem Bauern in den Mund gelegt, und nach dem Briefwechſel ** für die erſte Aufführung ein einleitendes Soldatenlied, das Schiller noch mit ein paar Verſen vermehrte, hinzugefügt. So wurde der Prolog gedruckt und ſofort einſtudirt. ***

Einige Anſpielungen auf Zeitbegebenheiten wurden zu

---

* Eckermann II, 346.

** Briefw. IV, S. 325. 335.

*** Bei einer ſpätern Aufführung weigerte ſich Herr Becker, ein nahmhafter Schauſpieler, einen gemeinen Reiter im Lager zu ſpielen. Göthe ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo wolle Er, Göthe, ſie ſelber ſpielen. „Das wirkte;" ſagte Göthe zu Eckermann, „denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun. Ich hätte die Rolle geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er." Eckermann I, 122 f.

1798. beſſerer Wirkung auch eingeſchaltet. Das neuerbaute, freundliche Theater (das die Flammen im Jahr 1825 zerſtört haben) wurde mit der Vorſtellung eingeweiht. Göthe, Schiller und Frau von Wolzogen, die dies berichtet,[*] waren bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen ſich ganz dem hinreißenden Vergnügen, die eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien ihnen wie eine homeriſche Geſtalt, eine plaſtiſche Darſtellung des neuern Kriegslebens. Schiller war gerührt über die Freude der Freunde.

Die Vorſtellung ſelbſt (am 18. oder 19. Okt.) übertraf die kühnſten Erwartungen. Der Prolog wurde von dem Schauſpieler Vohs in dem Coſtüm, das ſpäterhin Max Piccolomini trug, mit Innigkeit, Anmuth und Würde geſprochen. Genaſt als Kapuziner, Leißring als erſter Jäger entzückten durch ihr gelungenes Spiel.[**] An die Stelle des Conſtabels war ein Stelzfuß getreten.

Die Gelehrten aber urtheilten anders als Göthe und das Publikum. Wieland fand das Lager höchſt unmoraliſch; Jean Paul wurde auf die erſten Vorſtellungen deſſelben verdrießlich, und Herder gar über die „ſittlichen und äſthetiſchen Fehler des Stückes“ vor Aerger krank. Göthe dagegen freute ſich, daß Alles ſo vergnügt und heiter geſchieden ſey und pries den angenehmen Tag. Und Ludwig Tieck, kein 1798. parteiiſcher Freund Schillers, nennt das Lager „trefflich, unvergleichbar. Alles lebt und ſtellt ſich dar, nirgends Uebertreibung, nirgends Lückenbüßer, ſo der ächte, militäriſche, gute und böſe Geiſt jener Tage, daß man Alles ſelbſt zu erleben glaubt; kein Wort zu viel noch zu wenig; es gehört freilich [was A. W. Schlegel getadelt hatte] nicht zur Handlung ſelbſt, von welcher es ſich auch durch Sprache und Reimweiſe abſondert; es iſt Schilderung eines Lagers und der Stimmung deſſelben, ein Gemälde ohne Handlung, in niederländiſcher Manier, Styl und Haltung ganz anders als die Tragödie.“

---

[*] Fr. v. Wolz. II, 176 ff.

[**] Döring, zweites Leben, S. 219 f.

Auch Frau von Stael, die das Stück während ihres Aufenthalts in Deutſchland aufführen ſah, bewunderte den kriegeriſchen Eindruck deſſelben. Als man es in Berlin vor den Officieren gab, die ſich zum Kriege anſchickten, erſcholl von allen Seiten das laute Geſchrei des Enthuſiasmus.*

---

* Dieſe und andere Urtheile, nebſt ſeinem eigenen, findet man ausführlich bei Hinrichs: III, S. 33 — 42. Nicht verſagen können wir es uns, die monarchiſch-metaphyſiſche Apologie des Reiterlieds bei dieſem Kritiker unſern Leſern vorzulegen (Hinr. III, 41 f.): „Frei ſeyn iſt [den Soldaten in Wallenſteins Lager] Soldat ſeyn. — In dem Reiterliede wird das Selbſtgefühl dieſer Abſtraktion der Freiheit laut. Wegen der Abſtraktion der Willkür hat dies Lied

1798. Nach Jena von der Aufführung des Lagers zurückgekehrt, arbeitete Schiller unverdroſſen am noch übrigen Hauptſtücke, aber die Umſetzung ſeines Textes in eine angemeſſene, deutliche und maulrechte Theaterſprache war eine ſehr aufhaltende Arbeit, und die Vorſtellung der

---

Aehnlichkeit mit dem Räuberliede, aber der Unterſchied iſt, daß hier die Freiheit nicht mehr der Wirklichkeit gegenüber, ſondern in der Wirklichkeit abſtrakt iſt. Die Soldaten [die Soldateſka Wallenſteins!!] dienen einem rechtlichen Zweck, ſind der Ordnung des Lebens gegenüber keine Bande, wie die Räuber, ſondern gehören vielmehr zur Ordnung; wenn es im Kriege auch momentan zur Unordnung kommt, ſo iſt doch dieſe nicht Zweck, wie dies in den Räubern der Fall iſt. Wallenſtein iſt kein Räuberhauptmann wie Karl Moor, ſondern iſt Feldhauptmann. In dem Reiterlied iſt der Boden für die Freiheit das Feld der Ehre, in dem Räuberliede die Unehre; der Kampf der Soldaten iſt Pflicht, der Angriff der Räuber ein Verbrechen. Ein Freikorps in der Armee iſt was anders als eine Bande; jenem iſt die Freiheit gegeben, es iſt freigelaſſen, während dieſe ſich die Freiheit genommen hat.“ — Der thörichte Schiller, der meinte, er ſchildere „Raub, Elend, Frechheit roher Horden,“ wie er im Prologe redet, der aus ſeinem „Lager“ Wallenſteins „Verbrechen“ erklären wollte, und nicht wußte, daß er loyale, nur momentan freigelaſſene, übrigens zur Ordnung gehörende, einem rechtlichen Zweck dienende Truppen eines K. K. Feldhauptmanns zeichne!

Wirklichkeit und des Theaterperſonals ſtumpfte allen poetiſchen Sinn ab.

Am 6. Nov. verließ er den Garten, und zog ſich auf ſein „Kaſtell“ in die Stadt zurück. Hier ging er bald an den Theil des Wallenſtein, den er für den poetiſch wichtigſten hielt, an die von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsaktion völlig getrennte Liebe. Mit Recht fürchtete er abermals, daß das überwiegende menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode leicht etwas an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung verrücken möchte: „denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrſchaft.“

Die Piccolomini ſollten nicht eher aus ſeiner Hand in die der Weimaraner Schauſpieler kommen, als bis wirklich auch das dritte Stück, Wallenſteins Tod, ganz ihm aus der Feder wäre, was mit Apollo's Gunſt in den nächſten ſechs Wochen geſchehen ſollte. Auch das aſtrologiſche Motiv machte ihm noch viel zu ſchaffen.* Als es nun von Göthe gebilligt und gerettet war, da rief Schiller gerührt und vergnügt am 11. Dec. aus: „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund, das habe ich bei dieſer Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen ſind vollkommen richtig, und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böſe Genius über mir gewaltet, daß ich das aſtrologiſche Motiv im Wallenſtein

---

* Briefw. IV, S. 365 ff. 373 ff. 377.

1798. nie recht anfaſſen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernſthaften als leichten Seite nimmt!“

Mit erleichtertem Herzen ſetzte ſich der Dichter am 24. Dec. an den Schreibtiſch, um dem Freunde zu melden, daß er, von einer recht glücklichen Stimmung und wohlausgeſchlafenen Nacht ſekundirt, die Piccolomini bis auf die Scene im aſtrologiſchen Zimmer vollendet, und, nachdem er drei Copiſten zugleich beſchäftigt, ſie ſo eben an den tribulirenden Iffland nach Berlin abgeſandt. „So iſt aber auch ſchwerlich,“ ſagt er, „ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, ſo gehetzt nämlich und ſo qualvoll über der Angſt, nicht fertig zu werden.“

Am letzten Jahrestage 1798 erhielt auch Göthe endlich aus Schillers Hand „die Piccolomini“ ganz, aber „ganz erſchrecklich geſtrichen,“ indem der Dichter, zu Gunſten der Aufführung aus der ſchon verkürzten Edition noch 400 Jamben ausgeſtoßen hatte. „Möchte es,“ ſchreibt er, „eine ſolche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich.“

Göthe verſparte ſeine Aeußerung aufs Mündliche, nur von den zärtlichen Scenen ſchreibt er am 2. Jan. 1799, daß ſie gut gerathen, und von der Einleitung der Aſtrologie in denſelben, daß ſie äußerſt glücklich ſey.

Aufführung der Piccolomini.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin 1799. von Weimar, fand die erſte Aufführung der Piccolomini ſtatt. Göthe und Schiller, der am 4. Januar mit ſeiner Familie ein durch Göthe niedlich für ihn eingerichtetes Abſteigequartier im Schloſſe zu Weimar bezogen hatte, quälten ſich ab, den verbannten Vers auf dem Theater zu rehabilitiren,* indem ſie den Schauſpielern, die ſich ganz vom rhythmiſchen Gange entwöhnt hatten, das Deklamiren begreiflich machten und die jüngern ſkandiren lehrten. Mit Mühe wurden die Rollen beſetzt, mit Genauigkeit unter Meyers Mitwirkung die Dekorationen angeordnet, mit Aengſtlichkeit das Koſtüm zuſammengeſucht. Aus einer alten Rüſtkammer zu Weimar war, zu Schillers großer Freude, Hut, Stiefel und Wamms eines ſchwediſchen Obriſten hervorgezogen worden; in dem Schloſſe zu Jena hatte Göthe eine eiſerne Ofenplatte entdeckt, auf welcher die Jahreszahl von Wallenſteins Abfall ſtand; ſie mußte mit den darauf abgebildeten Figuren eine Richtſchnur für die Kleidung der übrigen Perſonen abgeben, und insbeſondere wurde Queſtenberg,

---

* Auch den Don Carlos hatte Schiller in Proſa umſetzen müſſen, ehe er das erſtemal in Leipzig gegeben werden konnte, und nach dieſem Manuſcripte wurde er zuerſt auch in Berlin, Dresden u. ſ. w. aufgeführt. Dieſe Notiz und die ganze Handſchrift verdanken wir Ed. Boas (III. 228 ff.)

Barett wurden Reiherfedern in der Theatergarderobe zuſammengeſucht, ihm auch auf Göthe's Rath ein rother Mantel gegeben, damit er von hinten den Andern nicht ſo gleich ſähe. Wiederholte Proben wurden gehalten.

„So iſt denn endlich der große Tag angebrochen, auf deſſen Abend ich neugierig und verlangend genug bin,“ ſchreibt Göthe in einem Billet am Morgen des dreißigſten an ſeinen Freund, und lädt ihn zum Mittagsmahle ein. Schon früh Morgens war eine Menge Menſchen aus der Nachbarſchaft, zumal von Jena, herbeigeſtrömt. Man drängte ſich ins Theater, und konnte den Anfang kaum erwarten.

Die Vorſtellung gelang vollkommen, und es wehte, wie Schillers Schwägerin ſagt, ein höherer Geiſt in ihr, der ſich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutſchland verbreitete. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von ſieben Jahren. Göthe's freundlicher Antheil, die allgemein erhöhte Stimmung der Geſellſchaft, gaben ihm einen lebendigen Genuß ſeiner ſelbſt. Die erſten Darſteller von Max und Thekla (Vohs und Dem. Jagemann) konnten als

---

[*] Dieſer kleine Anachronismus in Wallenſteins Lager wurde, auf Göthe's Bedenken, von Schiller vor der erſten Aufführung in einen „ſpaniſchen Kragen“ verwandelt. (Briefw. IV, 329.) Aber die Perücke erhielt ſich im Druck und Spiel.

finden wollten; aber Schiller war mit ihr wohl zufrieden, weil ſie „Wallenſteins ſtarkes Mädchen“ beſonders hervorgehoben hatte. Graff ſpielte den Wallenſtein trefflich und erzählt uns,[*] daß Schiller *ſelbſt* ihn denſelben habe ſpielen lehren. Er übertraf darin viele Nachfolger, namentlich Iffland, der ſich in dieſer Rolle ganz vergriff.[**]

Die Länge der Aufführung hatte manche Zuſchauer ermüdet; aber Schiller war mit der Darſtellung ganz zufrieden, und ſoll in ſeines Herzens Freude den Schauſpielern zu dem Mahl im zweiten Akte noch einige Flaſchen Champagner unter dem Mantel ſelbſt hinaufgetragen haben.

Am 2. Februar wurde das Stück wiederholt, und die Aufführung ging noch um vieles beſſer als die erſte. In Folge derſelben wurde der in Weimar anweſende Dichter an die herzogliche Tafel gezogen. Mit Aerger erfuhr Schiller bald darauf, daß Wallenſteins Lager, das er noch nicht aus den Händen gegeben, in Copenhagen ſey, und dort bei Schimmelmanns vorgeleſen, ja an des Grafen Geburtstag aufgeführt worden. Er hatte einen Freund „Ubique,“ hinter dem man Böttiger ſucht, im Verdacht, und bat Göthen, das Theatermanuſcript der Piccolomini

---

[*] In Schillers Album S. 88.

[**] Hinrichs III, 53. Wie meiſterlich den Wallenſtein Gelair in ſeinen jüngern Jahren dargeſtellt, wiſſen noch viele.

1799 zu ſich ins Haus zu nehmen, „weil es doch ein fataler Streich wäre, wenn die Sachen in der Welt herumliefen.“ Ein junger Dichter, der ſeitdem einen ſehr ehrenvollen Platz in unſerer Literatur eingenommen hat, J. D. Gries, durfte es daher als eine beſondere Gunſt betrachten, daß ihm auf einer Reiſe nach Göttingen Schiller, damals Göthe's Gaſt in Weimar, das Manuſcript von Wallenſteins Tod mit der einzigen, heilig gehaltenen Bedingung, nichts daraus abzuſchreiben, nach Hauſe gab. Gegen denſelben äußerte Schiller auch, daß er im Gordon eine Art Chor in das Stück einführen wollen.*

Durch das theatraliſche Weſen, den mehrern Umgang mit der Welt, das anhaltende Zuſammenſeyn mit Göthe fühlte ſich Schiller viel verändert. Wenn er erſt der Wallenſteiniſchen Maſſe los ſeyn würde, wollte er ſich als einen ganz neuen Menſchen fühlen.

Nach der Aufführung vernahm er gar verſchiedenartige Urtheile über ſein Stück, namentlich ſcheint die beiden Freunde ein Brief Körners darüber nicht erbaut zu haben. „Es weiß ſich kein Menſch,“ ſagt Göthe, „weder in ſich ſelbſt noch in andre zu finden, und muß ſich eben ſein Spinnengewebe ſelbſt machen, aus dem er wirkt. Das Alles weist mich immer mehr auf meine poetiſche Natur zurück. Man befriedigt bei dichteriſchen Arbeiten ſich ſelbſt 1799. am meiſten, und hat noch dadurch den beſten Zuſammenhang mit andern."

---

* Schriftliche Mittheilung meines verehrten Freundes Gries.
S.

Was Schiller zu ſeiner Rechtfertigung öffentlich ſagen wollte, aber nie geſagt hat, ſchüttete er im Mai dieſes Jahres in den Buſen eines ungenannten Freundes zu Weimar aus.* „Der hiſtoriſche Wallenſtein," ſagte er dieſem, „war nicht groß, der poetiſche ſollte es nie ſeyn. Der Wallenſtein in der Geſchichte hatte die Präſumtion für ſich, ein großer Feldherr zu ſeyn, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er ſplendid, königlich und freigebig war, und die er auf Unkoſten der ganzen Welt in Anſehen erhielt. Aber in ſeinem Betragen war er ſchwankend and unentſchloſſen, in ſeinen Planen phantaſtiſch und excentriſch, und in der letzten Handlung ſeines Lebens, der Verſchwörung gegen den Kaiſer, ſchwach, unbeſtimmt, ja ſogar ungeſchickt. Was an ihm groß erſcheinen, aber nur ſcheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, alſo gerade das, was ihn zum tragiſchen Helden ſchlecht qualificirte. Dieſes mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenſchwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entſchädigt zu haben." —

„Es lag weder in meiner Abſicht, noch in den Worten

---

* Schillers Briefwechſel von Döring III. S. 107. Dörings neues Leben S. 221.

1799 meines Textes, daß ich Octavio Piccolomini als einen ſo gar ſchlimmen Mann, als einen Buben darſtellen ſollte. In meinem Stücke iſt er das nie; er iſt ſogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, ſehen wir auf jedem Welttheater von Perſonen wiederholt, die, ſo wie er, von Recht und Pflicht ſtrenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein ſchlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will ſeinem Kaiſer dienen, den er nächſt Gott als den höchſten Gegenſtand ſeiner Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieſer Freund iſt ein Verräther ſeines Kaiſers, und in ſeinen Augen zugleich ein Unſinniger." —

„Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geſchehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie ſtrebt mit Geiſt, Kraft und einem beſtimmten Willen nach einem großen Zweck, iſt aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politiſchen Theater, wenn ſie Charakter und Ehrgeiz hat, moraliſcher handelte." —

Im März berichtete Iffland an Schiller über die Aufführung der Piccolomini in Berlin. Sie war gerade ſo ausgefallen, wie Schiller gemuthmaßt; man konnte fürs erſte damit zufrieden ſeyn.

Wallenſteins Tod.

„Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe,“ 1799. ſchreibt Schiller am 7. März vertrauensvoll an Göthe. „Ich habe es endlich glücklicherweiſe arrangiren können, daß es auch fünf Akte hat, und den Anſtalten zu Wallenſteins Ermordung iſt eine größere Breite ſowohl als theatraliſche Bedeutung gegeben. Zwei reſolute Hauptleute, die die That vollziehen, ſind handelnd und redend eingeflochten; dadurch kommt auch Buttler höher zu ſtehen, und die Präparatorien zu der Mordſcene werden furchtbarer.“

Göthe fand die zwei erſten Akte „fürtrefflich;“ ſie machten beim erſten Leſen auf ihn eine ſo lebhafte Wirkung, daß ſie gar keinen Zweifel zuließen, „wenn ſich der Zuſchauer bei den Piccolomini's,“ ſagt er, „aus einem gewiſſen *künſtlichen* und hier und da *willkührlich ſcheinenden* Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und Andern nicht völlig Eins werden kann, ſo gehen dieſe neuen Akte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben, in der das Alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft findet ſein Bette ſchon gegraben, in dem er hinabrollen kann.“ Mit „wahrem Antheil und inniger Rührung“ hat er dieſe Akte in der Frühe des 9. März geleſen. Schiller aber hoffte, voll

1799. Freude über dieſes Urtheil, daß die drei letzten Akte, wenn er ſie auch nicht ganz ſo genau auszuführen Zeit hätte, wenigſtens dem ganzen Effekte nach nicht hinter den erſten zurückbleiben werden.

Schillers Arbeit, in ſicherer Begeiſterung, ging ſo ſchnell, daß der Freund in Weimar ſchon am 16. März recht herzlich zum Tode des theatraliſchen Helden gratuliren konnte. Schiller hatte ſich ſchon lange vor dem Augenblicke gefürchtet, den er doch ſo ſehr wünſchte: vor dem Augenblicke, wo er ſeines Werkes los ſeyn würde. Er verſicherte, ſich in ſeiner jetzigen Freiheit ſchlimmer zu befinden, als in der bisherigen Sklaverei. „Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte: ich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe.“ Andre Dichter hören mit Luſt, daß es auch dem größten Dichter nach Vollendung eines Hauptwerkes zu Muthe war, wie es ihnen jedesmal in ſolchem Falle zu Muthe iſt.

Die Antwort Göthe's auf Wallenſteins Tod wurde leider mündlich abgegeben. Sie läßt ſich denken. Bis an ſein Lebensende ſtellte er das Stück über die Piccolomini. Die letztern waren ihm gleichſam nur des Hergangs der Sache willen da, nur als Expoſitionsſtück. Sie werden auch, wie er bemerkte, auf dem Theater nicht wiederholt, aber Wallenſteins Tod wird immerfort gern geſehen.* 1799

Das erſtemal wurde dieß Schlußſtück zu Weimar in der Mitte Aprils und wieder im Sommer vor dem Könige von Preußen und ſeiner Gemahlin, es erhellt nicht genau Wann, aufgeführt. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin Louiſe vorgeſtellt, und fand, daß ſie ſehr geiſt- und gefühlvoll in den Sinn ſeiner Dichtungen eingegangen. In Berlin war es am 17. Mai gut gegeben und aufgenommen worden. Auch in Rudolſtadt wurde der Wallenſtein im Auguſt unter vielem Zulaufe dargeſtellt.

Der Geiſt des alten Feldherrn führte ſich außerdem noch als ein würdiges Geſpenſt auf, wie Schiller lächelnd erzählte: er half ihm Schätze heben. Am 27. Auguſt wurde er durch ein ſchweres Packet ſehr angenehm überraſcht, und ſah durch den Wallenſtein einen Geldſtrom in ſeine Beſitzungen geleitet.**

Urtheile über den Wallenſtein.

„Schillers Wallenſtein iſt ſo groß, daß zum zweitenmal nichts ähnliches vorhanden iſt.“ Dieſes Urtheil Göthe's,***

---

* Eckermann

** Schiller an Göthe V, S. 173.

*** Eckermann I, S. 381. Hiermit ſtimmt überein, was Göthe ſchon 1808 gegen Falk äußerte: „Es iſt mit dieſem

1798. von dem älteren Dichter über dem Grabe des jüngeren zwei und zwanzig Jahre nach des Letztern Tode ausgeſprochen, übertönt gewaltig jeden Tadel und faſt jedes Lob. Doch ſey dem Biographen vergönnt, auch in Tiecks Urtheil noch einzuſtimmen. „Wallenſteins mächtiger Geiſt,“ ſagt dieſer,* „trat unter die Tugendgeſpenſter des Tages. Der Deutſche vernahm wieder, was ſeine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Geſinnungen, welche Geſtalten ein ächter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieſes tiefſinnige, reiche Werk iſt als ein Denkmal für alle Zeiten hingeſtellt, auf welches Deutſchland ſtolz ſeyn darf, und ein Nationalgefühl, einheimiſche Geſinnung und großer Sinn ſtrahlt uns aus dieſem reinen Spiegel entgegen, damit wir wiſſen, was wir ſind und was wir waren.“

Die weitern Anerkennungen und Deſiderien dieſes und andrer Kritiker findet der Leſer bei Hoffmeiſter und Hinrichs ausführlich und gründlich zuſammengeſtellt und mit den Anſichten der beiden Denker vermehrt.**

Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter ſie werden, deſto mehr Geſchmack gewinnt man an ihnen. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und ſogar für einen großen zu halten, wiewohl die neueſten Imperatoren und Diktatoren geſagt haben, er ſey keiner.“ (Aus Falk bei Hoffm. IV, 72.)

[*] Hinrichs III, 77.

[**] Hoffm. IV, 1 — 72. Hinrichs III, 77 — 137. Dazu Fr. v. Welz. II, 179 f. Carlyle S. 186 — 220.

Beſondre Aufmerkſamkeit dürften Hoffmeiſters Aus- 1799.
ſtellungen verdienen, der ſich unumwunden gegen die den ganzen Wallenſtein durchwuchernde Schickſalsidee ausſpricht. Noch im Jahre 1792 hatte ſie Schiller verworfen; aber das Studium der Griechen führte ſie ihm wieder zu und das Balladenjahr lehrte ihn ſie ausprägen; für den Wallenſtein fand ſie im aſtrologiſchen Aberglauben bei Göthe Schutz, und fortan trat das Verhängniß zum freien Antriebe des Helden hinzu, die Schickſalsidee organiſirte das ganze Kunſtwerk und erdrückte Alles. Sämmtliche Perſonen haben ein zu klares Bewußtſeyn vom Schickſal;* dieſes aber, welches das Sterbliche am Menſchen zerſtören, das Göttliche jedoch hervortreten laſſen ſoll, bereitet eine entmuthigende, allgemeine Niederlage. Und doch iſt dieſes Schickſal nur in das Thema hineingekünſtelt. Hätte Schiller ſich ganz dem Göthe'ſchen Styl überlaſſen, ſo wäre er auch ganz zu dem realiſtiſchen Wallenſtein geführt worden, auf den es in Wallenſteins Lager angelegt war; Humboldt'ſche Ideen dagegen zogen ihn zu den Griechen und dem Schickſale hinüber; ſo unternahm er es, ein Sujet und ein Princip zu verbinden, die durchaus widerſtreitend ſind.

---

* Sehr wahr. Man denke nur an die Worte Wallenſteins (Tod. Akt I, Sc. 6): „Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl“ u. ſ. w., und an Buttlers Worte (Akt IV, Sc 9): „Sein böſes Schickſal iſts“ u. ſ. w.

Mithin zeigt uns Hoffmeiſter den Dichter getheilt zwiſchen dem realiſtiſchen Göthe und dem idealiſtiſchen Humboldt, zwiſchen dem Genius und dem Dämon; ein Zwieſpalt, deſſen Bewußtſeyn ſich, wie die frühere Darſtellung zeigt, auch uns aufgedrungen hat.

Dieſe Vorwürfe hängen übrigens ſo genau mit Hoffmeiſters Theorie der modernen Tragödie zuſammen, daß ſie ihr zu lieb offenbar zu weit gehen, wenn der Beurtheiler nun behauptet, Schiller, da die Schickſalsidee erſt ſeit 1795 ſich in ſeinem Geiſte feſtgeſetzt, würde vor 1792 in ſeiner Tragödie wohl *nur* wider die geſellſchaftliche Ordnung gekämpft haben. Erſt mit den Gräueln der Revolution zogen ſich allmählig ſeine Freiheitsideen, wenn wir dieſen Kritiker hören, ins Sittliche zurück, und ſeine politiſchen Anſichten nahmen eine auffallende Umbiegung. Das mag wahr ſeyn; aber was daraus gefolgert wird, iſt gewiß nicht wahr. Nein, das Grundmotiv ſeines Wallenſtein war nicht Auflehnung eines durch geiſtige Kraft und äußere Stellung übermächtigen Mannes *gegen die geſellſchaftliche Ordnung*, und ſein dadurch herbeigeführter Untergang; Wallenſtein ſollte nicht der manngewordene Poſa ſeyn. Nein, er vereinigt nicht kosmopolitiſch-philanthropiſche Ideen mit einer von Rachſucht gepeitſchten Ehrbegierde; kommen ſolche vor, ſo hat ſie ihm der Dichter mit Bewußtſeyn als heuchleriſches Geſchwätz in den Mund gelegt. O nein; die ſittlich politiſche Ueberzeugung verwandelte nicht den politiſch gedachten Helden in einen andern;* nie hat Schiller — ſeine Worte bezeugens — für Wallenſtein, als ſeinen ſubjektiven Helden, Partei genommen, noch weniger wollte er ſpäter die geſetzliche Ordnung vertheidigen, und die orthodox-politiſchen Tugenden und Rechtspflichten verherrlichen. Wenn Wallenſtein ſeine Sache als ſchlecht fühlt, ſo läßt ihn der Dichter ſo fühlen, weil ſie abſolut ſchlecht iſt, und deßwegen ſpricht der Prolog von ſeinem „Verbrechen." Derſelbe Prolog aber ſagt auch unpartheiiſch, daß am ernſten Ende des achtzehnten Jahrhunderts um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit gerungen werde. So ſpricht kein officiöſer Herold des unbedingten Gehorſams. Schillers Muſe war keine Republikanerin mehr, aber ſie war auch nicht abſolutiſtiſch geworden.

Begnügen wir uns daher mit ſeinem, bei aller ſubjektiven Schickſalsfärbung doch großen, objektiven Zeit- und Charaktergemälde,** wie es Schiller ſelbſt angeſehen wiſſen wollte:

---

* Es hatte ſich zwar von 1791 bis 1794 der Embryo eines Wallenſtein in Schillers Geiſte angeſetzt, aber wir wiſſen durchaus nichts von ſeiner Geſtalt; im jetzigen iſt keine Spur davon; dieſer iſt eine neue Geburt.

** Welche prophetiſche, d. h. mögliche Fälle voraus zeichnende, Wahrheit in Wallenſteins Lager und in der Generalstafel der Piccolomini dargeſtellt iſt, wird man inne, wenn man

1799. Noch einmal laßt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an euch vorüber führen,
Und blicket froher in die Gegenwart,
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne....

Aus dieſem finſtern Zeitgrund malet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch Euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch Eurem Herzen menſchlich näher bringen:
Denn jedes Aeußerſte führt Sie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

So gewiß in der Sprache, ſo gewiß war Schiller im Geiſte ſeit dem Don Carlos allerdings ein Anderer geworden;

---

z. B. die Schilderungen aus dem Königs- und dem Feldherrnlager des ſpaniſchen Prätendenten, des dermaligen Don Carlos, in den letzten Märzbeilagen der Allgem. Zeitung von 1840 liest.

er hätte aber nicht, wie er ſelbſt von ſich ſagt, einen 1799. neuen Menſchen im Drama angezogen, wenn er wieder in ſubjektive Abſichtlichkeit mit dem Wallenſtein heruntergeſunken wäre und abermals außerpoetiſchen Zwecken zu dienen angefangen hätte. Die Mannichfaltigkeit der objektivſten Charaktere, das gediegene Zeitgepräge und der Totaleindruck des Ganzen ſprechen gleich ſehr gegen jede ſolche Anſchuldigung.

Die Gebrechen der Planloſigkeit im Einzelnen hat Schiller vor ſich ſelbſt und dem Freunde gehörig aufgedeckt. Der Winkel, in welchen ſich ſeine Subjektivität zurückgezogen, iſt ebenfalls von ihm ſelbſt verrathen worden: es iſt das idealiſch romantiſche Liebesgeflüſter von Max und Thekla, das die Haupt- und Staatsaktion ſtört. Aber möchte Deutſchland, möchte die Welt dieſe Störung entbehren? Entwaffnet ihre Lieblichkeit nicht die ſtrengſte Kritik?

Jene Liebe beruht freilich auf einer falſchen Idealiſirung, ſie beruht auf einer Unwahrheit, und, wenn man tiefer blicken wollte, auf einer Unſittlichkeit. Schiller vermißt im Homer und den Tragikern die ſchöne Weiblichkeit und die ſchöne Liebe, er ſieht überall nur Mütter, Töchter, Ehefrauen, nirgends die ſelbſtſtändige weibliche Natur.* Aber es ſtände ſeiner Thekla gut an, wenn ſie eine beſſere

---

* Briefwechſel mit Humboldt S. 363.

1799. Tochter wäre. „O meine Mutter! — Ich kann es ihr nicht erſparen!“ iſt ein hartes Wort, faſt ſo grauſam, als die Selbſtſucht ihres Max, der tauſend Heldenherzen zwecklos mit ſeinem eigenen auf dem Altare der Leidenſchaft opfert, wofür ſein Wort: „Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben —“ keine Entſchuldigung enthält.

Die tragiſchen Frauencharaktere müſſen Schillern doch nicht in ihrem vollen Leben aus den deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen vor die Seele getreten ſeyn, ſonſt hätte er in der Kindesliebe einer Elektra und Iphigenia, der heiligen Geſchwiſterliebe einer Antigone, der aufopfernden Gattenliebe einer Alceſtis gewiß zugleich das Ideal der Menſchheit erblickt, wenn anders unter weiblicher Idealität nicht blos eine idealiſtiſche Schwärmerei, eine objekt- und thatenloſe Tugend, eine pflichtenloſe Liebe zu verſtehen ſeyn ſoll. Etwas fehlt den antiken Weibern freilich: aber dieſes Etwas iſt ein Anderes und Tieferes, als die Geſchlechtsliebe, ſo verklärt dieſelbe auch von den modernen Dichtern behandelt worden ſeyn mag.

Als ein inhaltloſes Abſtraktum aber erſchien einem der durchdringendſten Geiſter unſrer Zeit Schillers Thekla. „Thekla iſt ganz und gar nur die tragiſche Gurli,“ ſchrieb Rahel;* „beide ohne Knochen, Muskeln und Mark; ganz ohne menſchliche Anatomie; ſo bewegen ſie ſich auch, wo gar

---

[*] II, 67. 2. Dezember 1812.

keine menſchlichen Glieder ſind. Mir aber zum Erſtaunen mit dem Beifall des ganzen deutſchen Publikums... Eben daran ergötzen ſich die Leute, dieſe bei natürlicher Gliederung nicht hervorzubringenden Bewegungen zu ſehen, und bei dieſem ihrer Moral ſchmeichelnden Schauſpiele der geſunden menſchlichen Organiſation zu vergeſſen.“

Unſre Kunſtkritik muß zu dieſem harten Urtheil eigentlich ja ſagen; aber unſre Nationalität, nicht nur die deutſche, die ganze germaniſche, kann es nicht. So weit unſer Stamm reicht, d. h. in der ganzen Chriſtenheit, wird dieſe Epiſode des Wallenſtein bewundert. „Gewiß, ihrem Gehalte nach,“ ſagt die deutſche Kritik, „gehört ſie zu dem herrlichſten, was je ein in die Seelenſchönheit Eingeweihter veröffentlicht hat. Dieſe unglückliche Liebe hat ſchon tauſend Herzen glücklich gemacht. Immer von neuem beleben ſich Max und Thekla zum Liebes- und Herzensideal für jedes nachwachſende Geſchlecht.“ *

Dieſe geſcholtene Unnatur — es iſt doch wieder relative, es iſt deutſche Natur; denn welcher Deutſche hat nicht ſo geliebt, und Solches geliebt, und kann es bereuen? Auch der deutſche Tieck kann nicht anders, er muß ſagen: „Die ganze Verwerflichkeit der düſter verworrenen Plane ſpiegelt ſich in dieſer reinen Liebe und wahren Natur. Max und Thekla ſtellen in ihrem reinen Kreiſe die edle, ſchöne

---

* Hoffm. III, 51.

1799. Menſchlichkeit ſelbſt dar, wie ſie ein Beſtandtheil des innern Weſens unſres Dichters war.“ *

So unorganiſch alſo im Drama und ſo unleiblich an ſich dieſes Liebeszwiſchenſpiel ſeyn mag: wir wollen es im Wallenſtein dulden, wir müſſen es lieben, und es wird das herrliche, objektive Lebensbild des ganzen Stückes ſo wenig, als die Schickſalsidee dieß thut, uns verkümmern.

Man denke ſich nur einen Krieg, um das Divinatoriſch-wahre dieſer mächtigen Tragödie in elektriſchen Schlägen zu empfinden. Selbſt jene Rahel, deren fünfſinniger Realismus ſich gegen die Geiſtergeſtalt und Geiſterſtimme Thekla's, Augen und Ohren verſchloß, griff im Kriegsjahr 1809 zum Wallenſtein, der drei Tage auf ihrem Tiſche gelegen. Und als ſie ihn wieder geleſen hatte, rief ſie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! Wie verſteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erſt! Es giebt großartigere Geiſtesſchwingungen; was einen zu bedenken zwingt, daß von je die Welt in Gährung ſtand; und nicht ſchlecht hat der Dichter den um uns noch wüthenden dreißigjährigen Krieg gegriffen!“ **

In den frühern Stücken des Dichters zerbrach das Objekt unter den Händen des Subjekts. Der Wallenſtein aber iſt ſo objektiv, als ein Stück Schillers es ſeyn kann,

---

* Bei Hoffm. III, S. 45.

** Rahel I, 416 f. den 9. Mai 1809 (an Schillers Todestag).

1799. ohne kalt zu ſeyn. Ein Strahl ſeiner Subjektivität bricht durch alle ſeine Dramen: aber das ganze Licht ſeiner Perſönlichkeit erwärmt, durchleuchtet und durchſchimmert den Wallenſtein; eben dadurch wird er unſterblich ſeyn, und ein edler Dichter aus Weimars Schule rief nicht umſonſt dem Vereine für Schillers Denkmal zu:

Soll dieſes Maal von ew'ger Dauer ſeyn,
So mauert in den Grund den Wallenſtein.

Literariſche Berührungen Schillers.

1795 bis 1799. Von ſeinen Schöpfungen auszuruhen, wollen wir uns nach unſres Dichters gelehrten und häuslichen Verhältniſſen in dieſer Zeit umſehen. Die literariſchen Antipathien deſſelben haben wir großentheils aus den Xenien kennen gelernt; über freundlichere oder doch gemiſchte Beziehungen giebt uns ſein Briefwechſel Aufſchluß.

Voran begegnen uns hier **Herder** und **Jean Paul**. Des erſtern Anſichten von Philoſophie und Poeſie bildeten eine Scheidewand zwiſchen ihm und Schiller, die nur wenige Pforten für den geiſtigen Verkehr offen ließ. Der letztre fand,* daß er bei Herders Schriften immer mehr, was er zu beſitzen glaubte, verliere, als daß er an neuen

---

* Briefwechſel mit Göthe II, 52 f.

Realitäten dabei gewänne. Jener wirkte auf Schillern dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausging und zuſammenfaßte, was andre trennen — mehr zerſtörend als ordnend. In der Poeſie ſchien ihm beſonders ſeine unverſöhnliche Feindſchaft gegen den Reim viel zu weit getrieben. Zwar glaubte auch Schiller,* daß der Reim mehr an Kunſt erinnere als die antiken Sylbenmaße, daß es eine Unart deſſelben ſey, faſt immer an Menſchenhand, an den Poeten (den Macher) zu erinnern; aber dennoch involvire jenes Erinnern an Kunſt, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit ſey, eine Schönheit; ja mit dem höchſten Grade poetiſcher Schönheit (in welche naive und ſentimentale Gattung zuſammenfließen) vertrage ſich der Reim recht gut. Was nun Herder dagegen aufbrachte, ſchien ihm weit nicht bedeutend genug. Der Urſprung des Reims mochte noch ſo gemein und unpoetiſch ſeyn: Schillers Meinung war, man müſſe ſich an den Eindruck halten, und dieſer laſſe ſich durch kein Raiſonnement wegdiſputiren. An Herders Confeſſionen über die deutſche Literatur verdroß ihn auch, noch außer der Kälte für das Gute, die ſeltſame Art von Toleranz gegen das Elende. „Es koſtet ihn," klagt jener, „eben ſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendſten und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Koſegarten und wie viel Andre in Einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen alles Verſtorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige.“ In Schillers Widerwillen gegen Herders Metakritik ſtimmte ſogar Göthe ein. „Die Apoſtel und Jünger dieſes neuen Evangeliums behaupten,“ ſagt er ſpottend,* „daß in der Geburtsſtunde der Metakritik der Alte zu Königsberg auf ſeinem Dreifuß nicht allein paralyſirt worden, ſondern ſogar wie Dagon herunter und auf die Naſe gefallen ſey.“ 1795 bis 1799.

---

* Briefwechſel mit Humboldt 426 ff.

Ueber Jean Paul haben wir ſchon ein Urtheil in den Xenien geſehen. Die erſte geiſtige Bekanntſchaft mit demſelben machte Schiller durch den Heſperus, den ihm im Sommer 1795 Göthe zugeſchickt hatte. „Das iſt ein prächtiger Patron, der Heſperus,“ ſchreibt jener zurück,** „den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört ganz zum Tragelaphengeſchlecht [zum Geſchlechte der Bockshirſche], iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lekture für die langen Nächte iſt.“ Göthe freute ſich darüber, daß „Schillern der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ſey: es iſt wirklich Schade für den Menſchen, er ſcheint ſehr iſolirt zu leben, und kann deßwegen bei manchen

---

* Briefwechſel V, S. 65.

** An G. 12. Juni, G. an S. 18. Juni 1795.

1795 bis 1799. guten Partien ſeiner Individualität nicht zu Reinigung ſeines Geſchmacks kommen. Es ſcheint leider, daß er ſelbſt die beſte Geſellſchaft iſt, mit der er umgeht.“ Den Mann ſelbſt, als er nach Weimar und Jena gekommen, fand Schiller, wie er ihn erwartet: „fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“ (28. Juni 1796.) Auch Göthe hatte ihn für „ein complicirtes Weſen, das man bald zu hoch, bald zu niedrig anſchlage,“ erklärt.

Beider Dichter Urtheile lauten, wie man ſieht, ziemlich oben herab. Die zwei Meiſter, ſchon faſt in der Xenienlaune, meinten bereits, Herrn der literariſchen Republik zu ſeyn und Ehren und Würden in ihr vergeben zu können. Mit ihrer Conſtituirung durch die Kunſt beſchäftigt, erkannten ſie eine Größe nicht, die zu dieſer ausſchließlichen Verfaſſung nicht paſſen wollte.

Fichte fügte ſich auch nie ganz in jenen Staat. Schiller klagt über ſeine Empfindlichkeit gegenüber von ſeiner Kritik, die ihm Verworrenheit der Begriffe Schuld gegeben. (6. Juli 1795) Auch Göthe fand in ſeinen berühmten Axiomen nur die Ausſprüche einer Individualität, denn nur ſämmtliche Menſchen erkennen ihm die Natur, und nur ſämmtliche Menſchen leben das Menſchliche (Mai 1798). Bei Schiller hatte der Widerwille mit der Zeit zugenommen. Fichte kam nach langem Schmollen im Auguſt 1798 zu ihm und zeigte ſich äußerſt verbindlich; ſo konnte er nun freilich nicht den Spröden ſpielen; er wollte ſuchen dieß Verhältniß, das ſchwerlich weder fruchtbar noch angenehm werden könne, da ihre Naturen nicht zuſammenpaſſen, wenigſtens heiter und gefällig zu erhalten. Aber es ging nicht recht. Noch im Sommer 1799 ſah er „bei dieſem Freunde eine Unklugheit auf die andre folgen,“ und fand den armen Verfolgten, der „dem Fürſten von Rudolſtadt zumuthete, daß er ihm durch Einräumung eines herrſchaftlichen Quartiers öffentliche Protektion geben, und um ſonſt und um nichts ſich bei allen anders denkenden Höfen compromittiren ſollte, incorrigibel in ſeinen Schiefheiten.“

Günſtiger war Schillers Stimmung für Schelling, obgleich Göthe ihn für nicht ganz redlich halten wollte, und fand, daß er das, was den Vorſtellungsarten, die er in Gang bringen möchte, widerſpricht, gar bedächtig verſchweige, und ſich von der Idee ſeinen Vorrath von Phänomenen verkümmern laſſe;* ein Vorwurf, der freilich mehr als Einen Syſtemſchöpfer trifft. Schiller aber entdeckte in Schelling „ſehr viel Ernſt und Luſt,“ und freute ſich der Wärme, die er ihm zeigte (Oktober 1798).

Aeltere Bekannte aus einer in Göthes und Schillers

---

* Briefwechſel IV, S. 120 f.

1795 bis 1799. Augen abgethanen Literaturperiode wurden mit Gleichgültigkeit oder Spott behandelt. Als im Sommer 1796 Lavaters Bruder nach Jena gekommen war, und für dieſen ſelbſt gehalten wurde, kümmerte ſich Schiller wenig darum, Göthe lachte über den Propheten, während ihm Blumenbach, der in Geſellſchaft eines Mumienkopfs nach Weimar gekommen, ſehr intereſſant war. Garve's Tod, den Schiller einſt ehrte, wurde von ihm mit Gleichgültigkeit aufgenommen; Voß, als er in Reichardts Geſellſchaft, „recht vom Teufel geholt," in die Nähe kam, ward ziemlich feindſelig von beiden Dichtern angeſehen, und in ſeinem Almanach auf 1799 fand Schiller „wirklich einen völligen Nachlaß ſeiner poetiſchen Natur. Er und ſeine Compagnons erſcheinen auf einer völlig gleichen Stufe der Platitude, und in Ermangelung der Poeſie waltet bei Allen die Furcht Gottes."

Aber auch die junge, die Schlegel'ſche Schule, die ſich im Schooße der Horen und Almanache gebildet hatte, wollte beſonders unſerm Dichter weder gefallen noch pariren. Anfangs hießen die Schlegel gute Acquiſitionen und treffliche Köpfe. Der jüngere, Friedrich, kam im Auguſt 1796 dem Bruder nach, „machte einen recht guten Eindruck, verſpricht viel." Aber ſchon in den Xenien werden die Gebrüder als etwas rebelliſch behandelt; in den witzigen Epigrammen, in welchen in der Unterwelt, der alte Johann Elias Schlegel (nicht Leſſing) nach ſeinen jungen Nepoten fragt, ob und wie ſie noch in der Literatur walten, erhält er zur Antwort:*

Freilich walten ſie noch, und bedrängen hart die Trojaner.
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Und Schiller lachte ins Fäuſtchen, als A. W. Schlegel immer wieder nach den jungen Nepoten fragte, und ſie nicht herauskriegte. Im Mai 1797 wird ſchon über „die böſe Abſicht und die Partei der Herren" geklagt, und unſer Dichter bricht los: „Es wird doch zu arg mit dieſem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes [von Lilien] im Journale Deutſchland rezenſirt habe,** und zwar ſehr hart. Jetzt aber, da er höre, ſie ſey nicht von Ihnen, ſo bedaure er, daß er ſie ſo ſtreng behandelt habe. Der Laffe*** meinte alſo, er müſſe dafür ſorgen, daß Ihr Geſchmack ſich nicht verſchlimmere. Und dieſe Unverſchämtheit kann er mit einer ſolchen Unwiſſenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt." Göthe ſprach ziemlich geringſchätzig von A. W.

---

* Boas II, 165.

** Roman der Frau v. Wolzogen, in der Meinung, ſie ſey von Göthe.

*** Nach der erſten Veröffentlichung dieſer und anderer Stellen kann man ſich über A. W. v. Schlegels neuere Angriffe auf Schiller nicht mehr ſo ſehr wundern. Es wären rechtmäßige Schläge — wenn ſie ſchlagend wären.

1799. man, beiläufig geſagt, erfährt, daß der alte Herr in ſeinem acht und vierzigſten Jahre noch nicht wußte, was Terzinen ſeyen.* Als es ſchien, Schlegels wollten nach Dresden ziehen, grämten ſich unſre Dichter nicht darob. Endlich ſprach Schiller zu Göthe (Juli 1798) über beide: „Einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen, kann ich den beiden Schlegeln, und dem jüngern insbeſondere, nicht abſprechen. Aber dieſe Tugend iſt mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch geſtehe ich, daß ich in den äſthetiſchen Urtheilen dieſer beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eigenen poetiſchen Arbeiten des ältern beſtätigen mir meinen Verdacht. Denn es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie daſſelbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt, und Ihren Herrmann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe dürre und herzloſe Kälte auch nur ertragen, ich will nicht ſagen, ſchön finden kann. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poeſie bekommen kann, ſo wird die Art, wie dieſe beiden es treiben, jene Epoche eher

---

* Briefwechſel IV, S. 113. 116.

1799.

Neigung, noch Vertrauen, noch Reſpekt, wenn ſie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt; und die Blößen, welche die Herren ſich in ihrer einſeitigen und übertreibenden Art geben, wirft auf die gute Sache einen faſt lächerlichen Schein.“ Fr. Schlegels Lucinde machte ihm den Kopf taumelig. „Dieſes Produkt charakteriſirt ſeinen Mann,“ ſchreibt er an den Freund am 19. Juli 1798, „beſſer als Alles, was er ſonſt von ſich gegeben, nur daß es ihn mehr ins fratzenhafte malt. . . . Er bildet ſich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entſetzlichen Witz zu vereinigen, und, nachdem er ſich ſo conſtituirt hat, erlaubt er ſich Alles, und die Frechheit erklärt er ſelbſt für ſeine Göttin.“ Das Athenäum würdigte Schiller ziemlich unbefangen, aber die Xenienausfälle auf Humboldt und andere fand er jetzt, nach dem Kanon des Dichters Perſius * auf den Mantelſack der voranſchreitenden Jüngeren blickend, naſeweis, unartig und undankbar.

In dieſer Stimmung war Schiller, als der Freund der Schlegel, der herrliche Tieck, nach Jena kam. „Tieck aus Berlin hat mich beſucht,“ ſagt Jener über ihn am 24. Juli 1799 zu Göthe; „ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden ſind. Mir hat er gar nicht übel gefallen; ſein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, iſt

---

* Perſ. Sat. IV, 25.

1795 bis 1799. ſein, verſtändig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbeſcheidnes. Ich hab' ihm, da er ſich einmal mit dem Don Quixotte eingelaſſen, die ſpaniſche Literatur ſehr empfohlen, die ihm einen geiſtreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei ſeiner eigenen Neigung zum Phantaſtiſchen und Romantiſchen, zuzuſagen ſcheint. So müßte dieſes angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken, und in ſeiner Sphäre ſeyn."

Wir ſehen hier wieder dieſelbe Miene, wie im Urtheil über Jean Paul. Es wird Einer mit einem neuen Kron- oder Staatsamte der Kunſt und Poeſie belehnt. Aber der Fremdling, der hier erſchien, war ein Königsſohn, und die Muſe hatte ihm ein eigenes Reich aufgehoben. Göthe, mit der Zurückhaltung eines Philoſophen aus der Schule der alten Akademiker, ſchrieb gleichzeitig: „Tieck hat mit Hardenberg [Novalis] und Schlegel bei mir gegeſſen; für den erſten Anblick iſt es eine recht leidliche Natur. * Er ſprach wenig aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen."

Dieſe ganze wegwerfende Behandlung der romantiſchen Schule durch beide Dichter iſt mehr eine Folge ihrer Stellung, als ihrer unbefangenen Ueberzeugung. Die

---

* „Freund, ſey ſtolz! der erhabne, der Genius ſpendet ein Lob dir!
Göthe bezeugt, du ſey'ſt wirklich ein leidlicher Menſch."
A. W. v. Schlegel.

großen Verdienſte der Brüder Schlegel waren bleibend, und ſind jetzt beſſer anerkannt. 1795 bis 1799.

Unter den vielen Namen, welche die Correſpondenz Schillers erwähnt, überraſcht uns angenehm der Name ſeines Jugendfreundes Zumſteeg in Stuttgart, von welchem Schiller im December 1797 einen Brief erhalten hatte. Er ſchrieb ihm darin, was ihn von Schiller's und Göthe's Gedichten im Muſenalmanach am meiſten erfreut habe; „und er hat," fügt Schiller hinzu, „was wir lange nicht gewohnt ſind, zu erfahren, — das Beſſere herausgegriffen."

Häuslicher Jammer. Ueberſiedlung nach Weimar.

1799. Mit der Erwähnung dieſes alten Herzensfreundes kehren wir auch wieder in Schillers Hauſe ein. Hier war die Frau im Herbſt 1799 mit ihrer älteſten Tochter Caroline* niedergekommen, die am 15. Oktober getauft ward. Auf dieſe Niederkunft folgte ein Nervenfieber, das den Gatten und alle Angehörigen in die ſchmerzlichſte Sorge verſetzte. Ihre Phantaſien gingen Schillern durchs Herz, und er brachte manche ſchlafloſe Nacht an ihrem Bette zu. Als die Gefahr vorüber ſchien und das Fieber faſt ganz aufgehört

---

* Jetzt an den Bergrath Junot in Thüringen verheirathet.

1799. hatte, war immer die Beſinnung noch nicht da, und öfters traten heftige Acceſſe von Verrückung des Gehirns ein. Die Geſchicklichkeit des Hausarztes Starke, Schillers ſorgſame, zarte Pflege, die Wartung der guten Mutter, und der treuen, immer gleich hülfreichen Hausfrau und Freundin Griesbach* bewirkten indeſſen nach langen Wochen eine vollkommene Geneſung.

Längſt hatten Schillers Aerzte, bei ſeinem unverkennbaren Lungenleiden, die Bergluft von Jena für gefährlich erklärt, und ſchon vor der Krankheit ſeiner Frau ſtand ſein Entſchluß feſt, nach Weimar, wenigſtens für die Winter, ſich hinüber zu ſiedeln. Zugleich wollte er der muſenloſen Einſamkeit, der trockenen Gelehrſamkeit, dem Schauplatze der Spekulation, die ihn ſo lange geängſtigt hatte, entfliehen. „Die wenigen Wochen meines Aufenthalts zu Weimar und in der größern Nähe Eurer Durchlaucht" — ſo hatte er ſchon am 1. September 1799 an ſeinen Herzog geſchrieben — „haben einen ſo belebenden Einfluß auf meine Geiſtesſtimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunſtgenuſſes und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos ſind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philoſophie beſchäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platz; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbeſſerte

---

* Nach ihrem Zeugniſſe war Schiller ein unvergleichlicher Krankenpfleger. H. Voß S. 41 f.

1799. Geſundheit mich mit neuem Eifer zur Poeſie zurückgeführt haben, finde ich mich hier in eine Wüſte verſetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrſamkeit, und vorzüglich die metaphyſiſche, im Schwange gehen, iſt den Dichtern nicht günſtig; dieſe haben von jeher nur unter dem Einfluß der Künſte und eines geiſtreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatiſchen Beſchäftigungen mir die Anſchauung des Theaters zum nächſten Bedürfniſſe machen, und ich von dem glücklichen Einfluß deſſelben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, ſo hat alles dieß ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen.“ Da ſeine ökonomiſchen Mittel eine doppelte Einrichtung nicht erlaubten, bat er nun ſeinen Landesherrn um die gnädige Beiſtimmung zu dieſer Ortsveränderung.

Der Herzog kam dem Dichter, der ſeit dem März 1798 Profeſſor Ordinarius in Jena war, gütig entgegen, beſtimmte ihm einen Gehalt von jährlich tauſend Thalern und erbot ſich, ihm das doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſeyn ſollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent,“ ſagte er, „und muß mir ſelber helfen können.“

In Weimar ſorgte Göthe vor allen Dingen für ein Quartier; er hätte den Freund gar zu gern in der Nähe des Schauſpielhauſes gehabt. Das wegen Geſpenſtern

1799 berüchtigte gräflich Werther'ſche Haus war zu vermiethen; „es wäre wohl der Mühe werth, das Gebäude zu entzaubern," ſagt Göthe. Endlich wurde durch die Bemühung der Frau von Kalb eine Wohnung ausgemittelt.

Als nun aber Schiller nach ſeiner Frau Geneſung, am 4. December wirklich nach Weimar hinübergezogen war, ſtürzte er ſich, im Eifer für die Kunſt und in der Sorge für ſeine Familie, die ſich in den letzten Jahren wiederholt vergrößert hatte, in Arbeit auf Arbeit, und Göthe ſcheint[*] es zu bedauern, daß er von der, wahrſcheinlich durch ihn, den treuen Freund, eingeleiteten Großmuth ſeines Fürſten nicht einen umfaſſenderen Gebrauch gemacht. „Der Exiſtenz wegen," ſagt Göthe, „mußte er jährlich zwei Stücke[**] ſchreiben, und, um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen. Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſe zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit, und war auch den Produktionen ſelbſt ſchädlich. Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen ausſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich 1799. pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategoriſchen Imperativ allen Reſpekt, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem.“

---

[*] Eckermann I, 308 f.

[**] Als Göthe früher dem Freund eine ſolche Thätigkeit prophezeite, dachte er nicht an deſſen Geſundheit.

Maria Stuart. Die Glocke. Das neue Jahrhundert.

Sogleich nach Vollendung des Wallenſtein, lange noch in Jena, hatte Schiller, um jener Geiſtesöde, die wir mit ſeinen eigenen Worten geſchildert haben, zu entgehen, nach einem neuen Stoffe gegriffen, einem Stoffe, den er ſich vor 16 Jahren ſchon in Bauerbach angeſehen. Er hatte ſich nun wirklich an die Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth von England gemacht, und den Proceß der Maria Stuart ſchon im April 1799 zu ſtudiren angefangen. Soldaten, Helden, Herrſcher hatte er herzlich ſatt; er freute ſich auf einen leidenſchaftlichen und menſchlichen Vorwurf. „Ein paar tragiſche Hauptmotive,“ ſchreibt er ſeinem Freunde damals, „haben ſich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an dieſen Stoff gegeben, der unſtreitig ſehr viele dankbare Seiten hat.“ Immer mehr überzeugte er ſich nun unter der ſchon begonnenen Dichtung, die im Juni mitten in ihrem erſten Akte war, und ihn „keinen Tag ohne Linie“ ließ, von der tragiſchen Qualität des Gegenſtandes, worunter beſonders gehört, daß man die Kataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht, und, indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher geführt wird. „Meine Maria,“ ſetzt er bei, „wird keine weiche Stimmung erregen; es iſt meine Abſicht nicht; ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönliches und individuelles Mitgefühl ſeyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur, heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie.“ Ende Juli's war der erſte Akt fertig, ja am vorletzten Tage dieſes Monats „war er ſchon ganz ernſtlich im zweiten Akte bei ſeiner königlichen Heuchlerin,“ und der Auguſt ſchloß denſelben.

Die Niederkunft ſeiner Frau und deren ſchwere Krankheit trat zwiſchen dieſe Arbeiten. Noch vorher, nachdem er den dritten Akt angefangen, riß er ſich mit Gewalt von Maria los, um ſich in eine lyriſche Stimmung für den immer noch fortgehenden Muſenalmanach zu verſetzen, machte ſich deßwegen äußere Zerſtreuung, und unternahm eine achttägige Reiſe nach Rudolſtadt. Zugleich war ihm

der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und würdige Zeitgenoſſen gekommen, von dem ihn jedoch die Betrachtung zurückſchreckte, daß der Tadel ein dankbarerer Stoff ſey, als das Loben, und Dante's Himmel auch viel langweiliger, als ſeine Hölle.

An der neuen Zeitſchrift Göthe's, den Propyläen, hatte Schiller auch bald thätigen Antheil genommen, und entwickelte dadurch ſeinen ihm ſelbſt zweifelhaften Sinn für bildende Kunſt. In Göthe's „Sammler“ erſcheinen Schillers Kunſtanſichten in der Geſtalt des Philoſophen.

Schillers Leben in Weimar war, die ſich immer wiederholenden Krankheitsfälle abgerechnet, heiter und mannichfaltig bewegt. Gleich in den erſten Tagen wohnte er, mit dem Herzog und der Herzogin, der Vorleſung des Mahomet durch Göthe in deſſen Hauſe bei. Die beiden Freunde waren faſt täglich beiſammen; ein Glas Punſch erwärmte die langen Winternächte in Göthe's behaglichen und heiter erleuchteten Zimmern; zuweilen fanden ſie ſich auch bei Hofe und in des Herzogs eigenem Gemache zuſammen. Cotta hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, dem kranken Schiller ein ſchlafmachendes Mittel zu ſenden, das ihm Göthe ernſtlich anempfahl. Am letzten Jahresabend beeilte ſich unſer Dichter „einen ſeiner Helden noch unter die Erde zu bringen, denn die Keren des Todes nahten ſich ihm ſchon.“ Wer es iſt, ſagt er nicht; ſeine Gedichte, ſoweit ſie die Jahreszahl 1799 tragen, enthalten keine Ballade;

1799. nur die Glocke, der Spruch des Confucius, die Worte des Wahns erſcheinen aus dieſer Zeit. So wird jener Held wohl der Mortimer ſeyn, und mithin war das Trauerſpiel mit dem Jahresſchluſſe ſchon am vierten Auftritte des vierten Aktes.

Die Glocke iſt das Lied vom Leben, wie Hinrichs ſchön ſagt.* Sie wird durch alle Zeiten hallen, wenn gleich A. W. Schlegel vor Jahren die ſcharfſichtige Entdeckung gemacht hat, daß ihr der Klöpfel fehlt. Lange hatte Schiller, wie ſeine Schwägerin erzählt, dieſes Gedicht in ſich getragen, und manchmal davon geſprochen, als einer Dichtung, von der er beſondere Wirkung erwarte. Schon bei ſeinem Aufenthalt in Rudolſtadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt ſpazieren, um von dieſem Geſchäft eine Anſchauung zu gewinnen. Er hatte alſo das Gedicht viel länger als ſeinen Wallenſtein im Geiſte ausgebrütet. „Die Glocke," ſagte Göthe, „müſſe nur um ſo beſſer klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten, und von allen Schlacken gereinigt ſey." Die lateiniſche Inſchrift des Liedes findet ſich auf der großen Glocke im Münſter zu Schaffhauſen.** Schiller hatte ſie aus der Encyclopädie von Krünitz genommen. Der Glockenhall iſt die muſikaliſche Begleitung dieſes Liedes, das ein Lieblings-

---

* I, 68. Vergl. Hoffm. III, 97 ff.

** Götzinger, bei Hoffm. a. a. O.

gedicht der Deutſchen geworden iſt. Jeder findet rührende 1799.
Lebenstöne darin, und das allgemeine Schickſal der Menſchen geht innig ans Herz.*

Schiller und Göthe waren „Neun und neunziger“ d. h., ſie nahmen an (worüber bekanntlich großer Streit war), daß das Jahrhundert mit 1799 zu Ende gehe. Schiller hatte die Idee zu einer Säcularfeier hingeworfen, ſo daß man Weimar durch eine Reihe von Feſten auf 14 Tage zu einer großen Stadt machen ſollte. Leo von Seckendorf, der junge Dichter, entwarf mit andern Hausfreunden Plane, aber es fehlte an Luſt und Mitteln, ſie auszuführen. Schiller ſelbſt fand endlich eine ſtille, ernſte Feier angemeſſener; war doch, nach ſeiner eigenen Schilderung, das Jahrhundert im Sturm geſchieden. So beging er die letzte Stunde deſſelben in ernſtem Geſpräche mit ſeinem Freund Göthe.

„Laſſen Sie,“ ſchrieb dieſer an Schiller den 1. Jan. 1800, 1800.
den Anfang wie das Ende ſeyn, und das Künftige, wie das Vergangene.“ Der heitere Freund brachte ihm, was er Literariſches zu ſchicken hatte, auf allerlei komiſche Weiſe zu; bald war ein humboldt'ſcher Brief um eine Stange Siegellack, bald ein Aushängebogen des neuſten Muſenalmanachs um eine Flaſche Kölniſchen Waſſers gewickelt.

---

* Zu einem köſtlichen Scherze hat die Glocke dem humoriſtiſchen Hermann Hauff Anlaß gegeben, in ſeiner „Poſtdiluvianiſchen Kritik“ Skizzen I, S. 45 ff.

des Macbeth, welche Schiller, ſo wenig er auch das Engliſche verſtand, doch nach dem Original fertigte, und am 15. Februar wurden die Piccolomini vor einem halben Tauſend von Zuſchauern gegeben. Die beiden Dichter beſchauten ſich in dieſer Zeit miteinander die Mondsberge durch das Teleſkop, ſehnſüchtig, wie Schweizeralpen. „Es gab eine Zeit," ſagte Göthe, „wo man den Mond nur empfinden wollte; jetzt will man ihn ſehen."

Die Vollendung der neuen Tragödie Schillers geſchah in aller Stille. Noch im Mai konnte dieſer eine Abendvorleſung des größten Theils der „Maria" halten, bei welcher er ſeinen Freund Göthe eigentlich nicht anweſend wünſchte, weil er ihm die ganze zweite Hälfte des Stückes, die jener noch nicht kannte, lieber auf einmal vorlegen möchte, „und bei dem verzettelten Leſen das Beſte verloren geht."

Die Vorleſung der vier erſten Akte fand wirklich in Schillers Hauſe vor einer kleinen Geſellſchaft, von der auch die Schauſpielerin Demoiſelle Jagemann war, ſtatt. Schiller unterhielt die Gäſte ſo anziehend und geiſtreich, daß das Leſen bis nach Tiſche, wo bei Conſtantiawein, einer Gabe des Verlegers, auf das Gelingen des fünften Aktes getrunken worden war, ja bis nach Mitternacht verſchoben wurde. Die Vorleſung gab das Ganze unverkürzt und durch geſellige Reden unterbrochen. Kein Wunder, daß

die Mainacht zum Maimorgen wurde, und die Geſellſchaft
erſt bei Sonnenſchein auseinander ging.*

Während der Arbeit häufig durch Fremde geſtört, wünſchte Schiller manchmal im Scherz, es möchte ihm ein Potentat Gefährliches zutrauen, und ihn einige Monate lang auf eine Bergfeſte mit ſchöner Ausſicht einſperren, jedoch gut halten. Da ſollten erſt Werke aus Einem Guß entſtehen!

Den fünften Akt zu vollenden, begab ſich der Dichter nach Ettersburg, dem Luſtſchloſſe des Herzogs, wo er ihn zu Ende brachte, als ſchon die Proben der erſten Aufzüge begonnen hatten, und der Tag der Aufführung nicht mehr ferne war. Denn im Juni konnte das Stück für das Theater präparirt werden, und beide Dichter beſprachen den kühnen Gedanken, eine Communion aufs Theater zu bringen, gegen welchen im voraus proteſtirt wurde, ſo daß Göthe veranlaßt ward, den Verfaſſer zu erſuchen, die Funktion zu umgehen. „Ich darf jetzt bekennen," fügte er hinzu, „daß es mir ſelbſt dabei nicht wohl zu Muthe war." So tief ſteckte das Chriſtenthum, oder doch die Ehrfurcht davor, ſelbſt in dieſem angeblichen Heiden.

---

* Ueber dieß und alles nächſt folgende ſ. Hinrichs III, 141 ff., wo man auch die Details über die Aufführung findet. Daß die Maria vorher auf andern Theatern gegeben worden, iſt kaum glaublich.

1800 Schiller hingegen wollte nicht begreifen, wie dieſe Scene das religiöſe Gefühl beleidigen könnte, und Herder meinte ſogar, es ſollte ſie erwecken!

Maria Stuart wurde am 14. Junius, an einem heißen Abend jenes glühenden Sommers, der in Schwaben einen großen Schwarzwaldbrand herbeiführte, im überfüllten Hauſe gegeben, und ſpielte vier Stunden lang, nicht ganz zur Zufriedenheit des Publikums, obwohl Göthe mit der Aufführung content geweſen zu ſeyn ſcheint, und durch das Stück außerordentlich erfreut war. Die öffentliche Stimme hatte und hat mancherlei auszuſetzen. Die Königinnen brauchten lange zum An- und Umkleiden. Die Vohs hatte die Rolle der Maria ganz verfehlt, und weder die Dulderin noch die Herrin, ſondern nur die Fromme wiedergegeben. Vohs, der Gatte, ſpielte untadelig; das Uebermaß der Leidenſchaft lag im Charakter der Rolle; die Jagemann war als Eliſabeth ausgezeichnet, aber beiden Königinnen fehlte die impoſante Geſtalt. Schillern ſelbſt überraſchte das auffallende Mißlingen der Haderſcene, denn Maria erſchien gedemüthigt, und Eliſabeth triumphirend. Leiceſter ließ viel zu wünſchen übrig, er war mehr Theaterböſewicht als Hofmann. Unter den übrigen Perſonen zeichnete ſich die Wolff als Hanna Kennedy und Graff als Shrewsbury aus, die andern, den durch und durch gezierten Grafen Bellièvre ausgenommen, ſtörten wenigſtens nicht.

Es dürfte nicht unintereſſant ſeyn, über dieſe Tragödie 1800. einen Schottländer, ſonſt einen faſt unbedingten Verehrer Schillers, der den Wallenſtein über Alles ſchätzt, und findet, daß es Schillern mit demſelben auch da gelungen ſey, wo das Gelingen keine leichte Sache war, über dieſes Drama, das auf dem Boden der engliſch-ſchottiſchen Geſchichte ſpielt, ſich ausſprechen zu hören. „Maria Stuart,“ ſagt Thomas Carlyle,[*] „hat große Schönheiten, und würde den Ruhm eines geringeren Genie's begründet haben; doch dem ſeinen konnte ſie nichts Weſentliches hinzufügen. Im Vergleich mit Wallenſtein iſt die ihr zum Grunde liegende Idee beſchränkt, und ihre Reſultate ſind nur gewöhnlich. Hier finden wir keine treu geſchichtlichen Schilderungen; ebenſowenig lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen. Das Bild des engliſchen Hofes ſteht nicht lebendig vor unſern Augen. Eliſabeth gleicht mehr der franzöſiſchen Medicis, als der ſtaatsklugen, gefallſüchtigen, eigenſinnigen, herrſchſüchtigen, und doch im Ganzen redlich guten Königin Eliſabeth. So reich ſich auch wiederum in dieſer Tragödie Schillers Genius bewährt; ſo bringt ſie doch verhältnißmäßig weniger Wirkung, beſonders bei uns Engländern, hervor.“ Nur Maria gefällt dieſem Kritiker.

Günſtiger urtheilte Frau von Stael, welche das Stück für Schillers rührendſtes und planmäßigſtes erklärte. Auch

---

[*] Leben Schillers. S. 225.

1800. A. W. Schlegel findet es mit großer Kunſtfertigkeit und eben ſo großer Gründlichkeit angelegt und ausgeführt, als den Wallenſtein, die Wirkung unfehlbar, Mariens letzte Scenen wahrhaft königlich, die religiöſen Eindrücke würdig ernſt behandelt.

Sonſt war das Urtheil in Deutſchland weniger günſtig. In manchen Stellen ſchien der Dichter ins Sententiöſe und Rhetoriſche zurückgefallen; an die Zankſcene, an die Abendmahlſcene ſtieß ſich mancher; an Eliſabeths ſchamloſe Unweiblichkeit gegenüber von Mortimer hätte man ſich wenigſtens ſtoßen ſollen. Man fand die Tragödie nach Form und Abrundung des Stoffes gelungener, als den Wallenſtein, aber, trotz Mortimers Gluth, kälter. Tieck mißbilligt die hiſtoriſche Alteration des Charakters der Maria. Im Ganzen wird das Trauerſpiel wohl gegeben, wohl bewundert, aber nicht geliebt.[*] Vielleicht jedoch hat das Stück dazu gedient, durch ſeine prachtvolle Schilderung der katholiſchen Kirche, dennoch die Eroberungen des Dichters auszudehnen.

Man darf wohl bedauern, daß es die einfach großen Maltheſer aus Schillers Geiſte verdrängt hat. Aber Schiller beſaß, außer dem Hange zur Grauſamkeit im Drama, die ihm nach Göthe noch von den Räubern her anhing, als

---

[*] Viel Gutes über das Stück bei Hinrichs III, 164—176. Das Andre iſt wieder die bekannte Metaphyſik.

Dramatiker auch noch einen ſeltſamen Hang zur Staatsintrigue, zur Macherei, einen Hang, den er im Don Carlos verworren, im Wallenſtein natürlich,* in der Maria Stuart vielleicht überkünſtleriſch befriedigte, von dem ſich auch in dem Plane des Warbeck, des Demetrius, und der „Kinder des Hauſes" Spuren finden, und vor dem die ſchlicht erhabene Großheit ſeines Weſens zurücktreten mußte. — 1800.

Das Jahr 1800 war für Schiller ein leidensvolles Jahr; ſchon im Frühling ergriff ihn ein Katarrhfieber, das ihm ſelber bedenklich vorkam. Es fand ſich nach ſeinem Tode von ſeiner eigenen Hand eine Ueberſicht deſſen, was er bis 1802 von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereigniſſen ſeines häuslichen Lebens. In dieſer ſtand: „Anno 1800 war ich ſehr krank.** So war die Maria Stuart unter Schmerzen vollendet worden.

Zu Ende des Jahres wurde dieſe Tragödie in Berlin

---

* Im Wallenſtein charakteriſirt ſich dieſe Tendenz in den Worten Octavio's (Picc. V, 1.):

> „Mit leiſen Schritten ſchlich er ſeinen böſen Weg.
> So leis und ſchlau iſt ihm die Rache nachgeſchritten."

Wenn Schiller je eine Nebenabſicht beim Wallenſtein und bei der Maria Stuart hatte, ſo war es die, in der Poeſie zugleich „der Staatskunſt mühevolles Werk" zu verherrlichen.

** Frau v. Wolzogen II, 201.

1800. gegeben, und die beiden größten Schauſpieler Deutſchlands, Fleck und Iffland traten zuſammen darin auf.

Die Jungfrau von Orleans. Geiſtige Differenzen mit Herder und Schelling. Schillers ars poetica.

Nach der Aufführung dieſes Stückes befand Schiller ſich aufs Neue unwohl. Die Barometerhöhe, die Göthe's Geſundheit ſo wohl that, hatte ſeine Krämpfe aufgeregt und die alte Schlafloſigkeit war wiedergekehrt. Aber ſein raſtloſer Geiſt lebte ſchon in einem neuen Stoffe. Der Julius war noch nicht verfloſſen, als er, mit dem Schluſſe ſeiner bis über den zwanzigſten Bogen gedruckten, lyriſchen Gedichte fertig, auch ſchon wieder das Schema einer Tragödie zu Papier geworfen, mit welchem er, ohne den Namen zu nennen, ſeinen in Jena abweſenden Freund Göthe bei der Rückkehr zu überraſchen gedachte. „Mein Stück führt mich,“ ſagt er ihm, „in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minneſängern mich bekannter machen. Es iſt an dem Plan dieſer Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran, und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann deſto freier fortſchreiten zu können.“

1800. Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Arbeit gaben ihm mehrere Urkunden, welche den Urtheilſpruch der Jeanne d'Arc und ihre Widerlegung enthielten, und die im J. 1790 durch das Mitglied der franzöſiſchen Academie der Inſchriften, Delaverdy, im Auszuge bekannt gemacht worden waren.* Er wollte dadurch den Reviſionsproceß mit den poetiſchen Akten des romantiſchen Zeitalters vornehmen, und nachdem ſich von jeher ſo viele Dichter und Dichterlinge an der Jungfrau verſündigt, ſie in die Rechte ihrer Zeit wieder einſetzen.

1801. Mit dem neuen Jahre waren drei Akte fertig** und Schiller ſchreibt im Februar an Göthe: „Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau ſchon ſo viel Einzelnes Zerſtreutes verrathen, daß ich es fürs Beſte halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewiſſen Sporn, um mit friſcher Thätigkeit zum Ziele zu gelangen.“ Was fertig war, wurde nun am 11. Februar bei Göthe geleſen. Im März war Schiller ohne ſeine Familie in Jena und arbeitete dort an ſeiner

---

* Einen Auszug dieſer Notizen, die 28 Schriften umfaſſen, findet man in Paſſavants Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus, zweite Aufl. S. 173—176. Zu dieſem füge man den von J. Voigt mitgetheilten Bericht eines Augenzeugen (1834); auch bei Hinrichs III, 196 ff.

** S. an G. V, S. 3; wonach Hinrichs zu berichtigen iſt, der den Anfang der Arbeit in das Jahr 1801 ſetzt.

1801 Aufgabe, die, obgleich er das Sujet einzig, den Stoff beneidenswerth, der Iphigenie der Griechen ähnlich nannte, ihm doch nicht wenig zu ſchaffen machte. „Was mein eigenes Thun betrifft, ſo kann ich noch nicht viel Gutes davon ſagen,“ ſchreibt er, „die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängſtige mich, und es will nicht recht damit fort. Wenn ich dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo fürchte ich, muthlos zu werden.“ Doch geſchah mit jedem Tage etwas, und er gedachte, ſo lang er noch über ſeinen, wie es ſcheint verkauften oder vermietheten Garten diſponiren konnte, das heißt bis Oſtern, in Jena zu bleiben, und in dieſer Zeit die rohe Anlage des ganzen Stücks vollends hinzuwerfen, ſo daß ihm in Weimar nur noch die Rundung und Polirung übrig bliebe.

Dazwiſchen ärgerte er ſich über Herders „Adraſtea,“ als ein bitterböſes Werk, das ihm wenig Freude gemacht habe. „Der Gedanke an ſich,“ ſchreibt Schiller an Göthe vom 20. März, „war nicht übel, das verfloſſene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgeſtatteten Heften vorüberzuführen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen,* können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindſeligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt 1801. wirklich zuſehends, und man möchte ſich zuweilen im Ernſt fragen, ob Einer, der ſich jetzt ſo unendlich trivial, ſchwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich geweſen ſeyn kann. Es ſind Anſichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt iſt. Und dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren, oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen!"

---

* Anſpielung auf die Vignette der Adraſtea.

Der vorletzte Akt der Jungfrau, den Schiller in Jena angefangen und fertig mit nach Weimar bringen zu können hoffte, war die Ausbeute ſeines dortigen Aufenthaltes, den er mit Anfang Aprils verließ, „zwar mit keinen großen Thaten und Werken beladen, aber doch auch nicht ohne alle Frucht. „Es iſt," ſagt er, „doch immer ſo viel geſchehen, als ich in eben ſo vieler Zeit zu Weimar würde ausgerichtet haben. Ich habe alſo zwar nichts in der Lotterie gewonnen, habe aber doch im Ganzen meinen Einſatz wieder."

Vom geſelligen Leben in Jena hatte er, einige Geſpräche mit Niethammer und Schelling abgerechnet, wenig profitirt. Aber einem Streite mit dem letztern verdanken wir eine goldene Theorie der Dichtkunſt, in einem Brief an Göthe vom 27. März. Er bekriegte nämlich dieſen Philoſophen wegen einer Behauptung in ſeiner Transſcendentalphiloſophie, daß in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußtſeyn zu erheben, in

1801. der Kunſt hingegen man vom Bewußtſeyn ausgehe zum Bewußtloſen. „Ihm iſt zwar,“ meint Schiller, „hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und Kunſtprodukt zu thun, und inſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen; und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja, er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſeyn ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, däucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſeyn, aber er kann ſie in kein Objekt legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Ebenſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtſeyn und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an, und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt macht den poetiſchen Künſtler aus. Man hat in den letzten Jahren über dem

Beſtreben, der Poeſie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Objekt zu legen, ſo daß dieſes Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grade nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in ſich hat und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjektiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objektive Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk erfordert, denn jedes muß Charakter haben, oder es iſt nichts; aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus. Es leben jetzt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen iſt der Weg vom Subjekt zum Objekt verſchloſſen; aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten. Ebenſo gab und giebt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkt jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt der Grad, jenen fehlt aber die Art, 1801.

1801. und dieß, meine ich, wird jetzt zu wenig unterſchieden. Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwiſchen beiden, wobei die Kunſt nichts gewinnt; denn die erſtern, welche ſich auf dem vagen Gebiet des Abſoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchſten entgegen; dieſe hingegen haben die That für ſich, die zwar beſchränkt, aber reell iſt. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden.“ Als Schiller am 3. April nach Weimar zurückgekehrt war, erhielt er Göthe's Antwort von Oberrosla, ſeinem vor nicht langer Zeit erkauften Landgute, aus:* „Ich bin nicht allein Ihrer Meinung, ſondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß Alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geſchehe. Der Menſch von Genie kann auch verſtändig handeln, nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung; das geſchieht aber Alles nur ſo nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächſten Folgen verbeſſert, von ſeinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann ſich durch Reflexion und That nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke

---

[*] Dieſer Brief Göthe's hat ſich mit dem falſchen Datum vom 6. März 1800 als Nr. 705 unter die Briefe des Jahres 1800 verloren. Er kann früheſtens vom 30. März 1801 datirt ſeyn, und iſt, wie die Vergleichung zeigt, Antwort auf den obigen Brief Schillers Nr. 784. Möchten die Beſitzer des Briefwechſels nachſehen!

hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert Genie hat, deſto mehr 1801. iſt das einzelne [Genie] gefördert. Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich auch, daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt im Subjekt, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmüthige, ins Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerſtören jenen unſchuldigen produktiven Zuſtand und ſetzen, für lauter Poeſie, an die Stelle der Poeſie etwas, das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt, wie wir in unſern Tagen leider gewahr werden. Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Anſprüche macht.“

Wie viel philoſophiſches Geſchwätz unſrer Tage wird mit dieſem einfachen Zwiegeſpräche geſchlagen! Uns dünkt, das Jahrhundert kann es wohl brauchen, daß man dem alten und altklug gewordenen Kinde wiederhole, was ſeine Genien an der Wiege deſſelben über die Schöpfungsweiſe wahrer Dichter einander zugeflüſtert haben.

Aufführungen der Jungfrau von Orleans.

Schiller hoffte während der Abweſenheit Göthe's ſein tragiſches Geſchäft ſo weit als möglich fördern zu können, und in etwa vierzehn Tagen am Ziele zu ſeyn. Am 15.

1801. April kam dieſer in Weimar an; „an dem Tage,“ ſagt er, „der ſolche Epoche macht,“ d. h. wo er die Jungfrau von Orleans fertig in die Hände bekam. Schon am 20. April ſchickte er ſie geleſen zurück mit dem Wörtchen: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“

Kaum hatte Schiller das Stück aus Göthe's Händen zurück, als es der Herzog von Weimar verlangte. Er gab es nicht ſogleich wieder her, äußerte aber gegen Schillers Frau und Schwägerin, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Dennoch glaubte er, die Jungfrau könne (beſonderer Theaterverhältniſſe wegen) nicht geſpielt werden, und nach langer Berathung mit ſich ſelbſt beſchloß auch Schiller, ſie nicht ſogleich in Weimar aufs Theater zu bringen. Er hatte ſie an Unger in Berlin gut verkauft, und dieſer rechnete darauf, ſie als vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe zu bringen; dann ſchreckte den Dichter auch die Empirie des Einlernens, des Behelfens, der Zeitverluſt der Proben, endlich, da er ſich ſchon wieder mit zwei neuen dramatiſchen Sujets trug, der Verluſt der guten Stimmung.

1802. Erſt im Frühjahr 1802 ſollte das Stück in Lauchſtädt gegeben werden, und Schiller wollte hingehen und die Proben ſelber dirigiren. „Die ganze jugendliche Welt,“ ſchrieb Göthe noch am 5. Juli 1802, „wünſcht und hofft, Sie zu ſehen; dieſe früher erregte Hoffnung iſt unter den jungen

Leuten ſehr groß.“ Ein Katarrhfieber vereitelte dieſe 1802.
Hoffnung; ob das Stück dort aufgeführt worden, wiſſen wir nicht.

Ein befreundeter Dichter durfte der Vorleſung des ungedruckten Drama's beiwohnen. Dieſem hat Streichers Buch kürzlich jenen Abend lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen; denn das eintönige Pathos und die ſchwäbiſche Sprache, die dem armen Fiesko in Mannheim beinahe den Hals gebrochen hätten, wirkten auch hier auf ſtörende Weiſe. Im Geſpräch trat der Dialekt bei weitem nicht ſo auffallend hervor. *

Im Herbſte 1801 reisten Schillers nach Dresden,** und 1801.
Karoline v. Wolzogen, deren Gatte damals in Petersburg und Moskau war, begleitete ſie. Heitre Wochen wurden auf dem Weinberge Körners verlebt, der ſein Wohnhaus den Freunden eingeräumt hatte. Von Jugenderinnerung umweht, in einer ſchönen und vertrauten Natur, unter innigem Freundesgeſpräche fühlte ſich Schiller ſehr heiter. Den kleinen Gartenſaal, die Wiege des Carlos, ſah er mit Vergnügen wieder, und es ſchien den Freunden, als beſchäftigte ihn die Braut von Meſſina. Er mied die Unterredung darüber nicht, und oft wurde im Scherz gefragt, ob die Prinzen von Meſſina bald einreiten würden. Sobald

---

* Briefliche Mittheilung.

** Fr. v. Wolz. II, 223 ff.

801. es ihm aber mit der Ausarbeitung Ernſt wurde, ſchwieg er darüber.

In Dresden erfreute er ſich, durch Göthe's und Meyers Kunſtanſichten erweckt, des Anſchauens der Antiken, bewunderte den Torſo, überließ ſich mit Rührung dem Anblicke der Veſtalinnen, deren ruhige Geſtalten er bei Fackelſchein betrachtete. Wehmüthig und wie im Vorgefühle, daß er nicht wieder kommen werde, ſchied er von dieſer Hauptſtadt und ſeinen dortigen Freunden. Die Aufführung der Jungfrau von Orleans rief ihn nach Leipzig, wo er im Hôtel de Bavière abſtieg.

Die in den wichtigſten Rollen ſehr gelungene Darſtellung erregte in ihm ein lebhaftes Gefühl von der Macht ſeines Talentes, das hier auch einen äußerlichen Triumph feierte. Das Haus war ungeachtet des heißen Tages zum Erdrücken voll, die Aufmerkſamkeit höchſt geſpannt. Kaum rauſchte nach dem erſten Akte der Vorhang nieder, als ein tauſendſtimmiges: es lebe Friedrich Schiller! wie aus Einem Munde erſcholl, und Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter ſich in den Jubelruf miſchte. Der Dichter dankte aus ſeiner dunkeln Loge mit einer Verbeugung ſo beſcheiden, daß ihn nur wenige gewahr wurden. Nach der Beendigung des Stückes ſtrömte daher Alles herbei, ihn zu ſehen. Der weite Platz vor dem Schauſpielhauſe bis hinab nach dem Rannſtädter Thore war dicht gedrängt voll Menſchen. Als er aus dem Hauſe trat, war Augenblicks eine Gaſſe gebildet. „Das Haupt entblößt!“ erſcholl es von allen 1801. Seiten, und ſo ging der Dichter durch die Schaar ſeiner Bewunderer, die mit abgenommenen Hüten ihn begrüßten, hindurch, während hinter ihm Väter ihre Kinder in die Höhe hielten und riefen: „Dieſer iſt es!“

Am andern Morgen beſuchte ihn einer von dieſen Bewunderern im Gaſthofe und fand ihn ſehr heiter. Er ſprach unbefangen von dem neuen Schritte, den er in dieſer Tragödie gethan, und ſehr freimüthig über die Erſcheinungen in Poeſie, Philoſophie und Religion, indem er ſich auf ſeine bekannten Epigramme berief. Als der Fremde auf die Abgötterei ſchalt, die Göthe mit ſich treiben ließe, erwiederte er: „Es könnte ſeyn, daß ein großer Geiſt wohl auch menſchlich wäre; aber übrigens thut man ihm doch ſehr Unrecht. Nicht jeder kann, wie er möchte. Was will er machen, wenn das Unkraut mit dem Waizen wächſt?“ Dann ſprach er von ſeiner Methode bei der Arbeit. Alles, was er darzuſtellen ſich vorgenommen hätte, verſicherte er, werde von ihm erſt völlig im Kopf ausgearbeitet, ehe er eine Zeile niederſchreibe. Fertig ſey ihm ein Werk, welches ſein völliges Daſeyn im Geiſte habe. Was er niedergeſchrieben, beſonders metriſche Arbeiten, pflege er ſich ſelbſt laut vorzuleſen, wobei es ihm wohl begegnen könne, daß er unerwartet nicht blos zu leſen, ſondern zu deklamiren anfange.*“

---

* Friedrich Schiller. Skizze. S. 50—56.

1802. Von Leipzig kehrte Schiller nach Weimar zurück, wo Johanna von Orleans erſt im folgenden Jahre auf die Bühne gebracht wurde. In Berlin ward am Neujahrstag 1802 das neuerbaute Schauſpielhaus mit der Jungfrau eröffnet. Zelter ſchrieb darüber an Göthe: „Wenn Schiller ſeine Jungfrau von Orleans jetzt ſehen will, ſo muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand iſt mehr als kaiſerlich; der vierte Akt (der Krönungszug) iſt hier mit mehr denn 800 Perſonen beſetzt, und, Muſik und alles Andre mit inbegriffen, von ſo eklatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekſtaſe darüber geräth. Die Kathedrale mit der ganzen Dekoration, welche in einem langen Säulengange beſteht, durch den der Zug in die Kirche geht, iſt in gothiſchem Styl.“ Zu dieſer Pracht bemerkt Tieck:* „Der Aufzug der Jungfrau iſt freilich der Wendepunkt ihres Schickſals, ihre höchſte irdiſche Verherrlichung, unmittelbar vor ihrer tiefſten Erniedrigung; aber deſſen ungeachtet konnte Schiller es nicht billigen, wie dieſes Außerweſentliche in Berlin ſo die Hauptſache geworden iſt, daß alle Worte des Dichters nach dieſem Aufzuge nur matt klingen, und auch den beſten Zuſchauer langweilen müſſen.“

---

* Hinrichs III, 182 f.

Urtheile über das Stück.

„Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!“ Mit dieſer Prophezeihung entließ Schiller ſeine Jungfrau in die Welt; und wirklich rührt und beſticht keines ſeiner Dramen das Herz, wie dieſes. Die Urtheile der Kritik, günſtige und ungünſtige, findet man bei Hinrichs faſt vollſtändig zuſammengeſtellt.* Man wußte erſt gar nicht, was man aus der Tragödie eigentlich machen ſollte. Man hatte ein hiſtoriſch-pſychologiſches Stück erwartet, und fand eine Gottbegeiſterte, das Werkzeug einer höhern Macht, was an und für ſich jetzt erwieſen auch das hiſtoriſchere iſt. 1801 bis 1802.

Daß der Beiſatz „romantiſche Tragödie,“ welchen Schiller dem Titel gegeben hatte, die Beurtheiler überraſchte, kann man ſich denken. Auch dürfte an dem, was in der Jungfrau und in der Braut von Meſſina romantiſch ſeyn ſoll, das Kunſturtheil den gerechteſten Anſtoß nehmen. Die Schlegel'ſche Schule, ſonſt von Schiller bekämpft und vielleicht gerade deßwegen mit Widerwillen behandelt, weil ſie ſeinen Geſchmack doch im Geheimen zu influenziren anfing, zog ihn auf einmal unerwartet in andre Bahnen hinein. Auch er wollte phantaſtiſch, auch er wollte romantiſch werden. Das aber mußte ihm mißlingen. Seine Natur

---

* III, 221 ff.

1801 bis 1802. war aufs Heldenmäßige und rein Menſchliche angelegt: heroiſch und human war ihr Wahlſpruch, wie Hoffmeiſter in der ganzen Beurtheilung des Dichters erſchöpfend nachweiſt. Fürs Phantaſtiſche und Geiſterhafte, für dieſen Fremdling aus der andern Welt, fehlte ihm das Organ, ihn ganz zu ſchauen; das Zauberwort, ihn in die Sichtbarkeit zu bannen. Die Scene mit dem ſchwarzen Ritter in der Johanna, der Schluß dieſes Stücks, die katholiſchen Weihrauchwolken in der Braut von Meſſina, unter den lyriſchen Gedichten das Mädchen aus der Fremde, des Mädchens Klage, an Emma, Sehnſucht, Thekla eine Geiſterſtimme — ſind ſolche angekünſtelte Scenen und Lieder. Es ſind weder Begriffe noch Bilder und Gefühle, wie der Schnee weder Speiſe noch Trank iſt; an der Wärme der Empfindung, oder am Sonnenſtrahle des Geiſtes zerſchmelzen ſie zu einem Nichts, oder verflüchtigen ſich in Nebelgeſtalten.

Weil aber das Bewußtſeyn des deutſchen Volkes ſelbſt ſich unaufhörlich in der Schwebe zwiſchen Idealismus und Realismus befindet, ſo haben auch dieſe ſchwankenden Produkte in des Dichters Vaterland gar viele Freunde. Die meiſten laſſen es dahingeſtellt, ob z. B. in „Thekla, eine Geiſterſtimme“ das Paradies des Glaubens gemeint ſey, oder das der Kunſt: ſie nebeln mit ihrer Phantaſie traumſelig zwiſchen beiden Gebieten dahin.

Die Mitwelt reflektirte auf andern Tadel. Man fand

1801 bis 1802.

Plan und Anlage, beſonders den die Handlung ſchon eröffnenden Prolog ſonderbar. Gegen der Jungfrau Schweigen auf des Vaters Beſchuldigungen erhoben ſich auch Zweifel; die Erſcheinung des ſchwarzen Ritters wird dramaturgiſch, wohl auch mit Recht, getadelt, und A. W. Schlegel nannte die Abſicht Schillers dabei zweideutig; Tieck findet Johanna's Liebe zu Lionel unbegreiflich; wir auch, aber nur, weil ſie ſich in keinen beſſern, keinen bedeutender vom Dichter gehaltenen Helden verliebte; denn im Stücke iſt Lionel eine Null. Schlegel heißt auch die Verknüpfung des Stückes loſe; den Talbot mißglückt; die Scene mit Montgomery nicht dramatiſch, ſondern epiſch und homeriſch; dieſe Scene hat auch Hegel gründlich getadelt; derſelbe Philoſoph ſchilt an Johanna's Charakter, daß ihr Gemüth gegen ihr beſſeres Wollen zur Leidenſchaft abirre und ſich nach innen und außen herſtellen oder untergehen müſſe. Dieſer innre Zwieſpalt als tragiſcher Hebel habe etwas Peinliches, ja Aergerliches. Am meiſten Anfechtung erfuhr die Alteration des hiſtoriſchen Schluſſes der Fabel, worin man eine Unfähigkeit entdecken wollte, das Drama Gottes zu begreifen.

Im Uebrigen fand man die Charaktere ſorgfältig angelegt und ausgeführt, Johanna voll Demuth in ihrer Menſchlichkeit, voll Hoheit in ihrem Berufe, liebenswürdig-anhänglich an ihren König; Agnes Sorel, noch neben der übermenſchlichen Heldin, intereſſant und liebenswerth.

1801 bis was nur ein großer Dichter bewerkſtelligen konnte; den
1802. König Karl für Schwäche und Sorgloſigkeit entſchädigt durch Empfänglichkeit für Liebe und Freundſchaft, für alles Große und Schöne; Dunois tapfer und keck, als Sohn der Liebe nur von Liebe bezwungen; Burgund dem Irrthum durch Seelenadel entriſſen; Talbot eiſern, Lahire tapfer und beſcheiden; ſelbſt Lionel ſollte einen beſtimmten Umriß haben.

Man fand, daß der Dichter dieſem Stücke die größte Sorgfalt gewidmet und mit ſichtbarer Liebe daran gearbeitet. Die Scene, in welcher Johanna den Burgund bewegt, wurde bewundernswürdig gefunden und iſt es.

Ein überſehenes, ernſtliches Wort über dieß Drama iſt das Wort Rahels,* die in ihrer rauhen, aber wahrhaftigen Art ſagt: „Ueber Chriſtenheit und Religion weiß ich noch manches; und in wiefern ſie [auf der Bühne] auftreten kann. In jedem Fall iſt es ein ganz anderes Stückchen, als die gute und auch beliebte Jungfer Orleans; dieß Sujet meinte Schiller; und das Mädchen griff er.“

Eine ſchellingiſirende Recenſion von Aug. Apel für die allgem. Literaturzeitung wollte unſrem Schiller nicht behagen.

Schütz, der Herausgeber, forderte den Dichter darauf

---

* I, 292. 23. Juni 1806.

1801 bis 1802.

zu einer öffentlichen Selbſtkritik heraus. „Vor zehn Jahren,“ antwortete ihm Schiller (am 22. Januar 1802), „hätte ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunſttheorie und Aeſthetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erſcheinen mir die beiden Operationen des poetiſchen Hervorbringens und der rhetoriſchen Analyſis wie Nord- und Südpol von einander geſchieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Produktion abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu ſehr einlaſſen wollte. Dieſe iſt zwar abſolut nothwendig und weſentlich bei der Produktion ſelbſt; aber da iſt ſie praktiſch und mehr für den Poeten, als den Aeſthetiker. Und was iſt denn, wenn wir die neueſten Erfahrungen hören, für die Poeſie gewonnen worden, ſeitdem die Aeſthetik ſo angebaut wird?“

Spuren jener praktiſchen Kritik ſind uns glücklicherweiſe in einigen Briefen Schillers über die Jungfrau erhalten. An Wieland ſchrieb er mit Ueberſendung des Stückes am 17. Okt. 1801: „Sie werden mir zugeben, daß Voltaire ſein Möglichſtes gethan, einem dramatiſchen Nachfolger das Spiel ſchwer zu machen. Hat er ſeine Pücelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, ſo hab' ich die meinige vielleicht zu hoch geſtellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er ſeiner Schönen aufdrückte, ſollte ausgelöſcht werden.“

Die ausführlichere Zuſchrift an einen Unbekannten in

Weimar * (November 1801) enthält eine förmliche Apologie gegen die meiſten Einwürfe. „Vergeſſen Sie nur nicht,“ heißt es hier, „daß ich mich ein volles Jahr mit dem Stoffe herumtrug, eh ich zur Ausarbeitung ſchritt, und daß ich mir die Zeit dazu nahm.... Ich hatte Anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieſes Stoffes, und geſtattete es die Zeit und das kurze drängende Leben, ſo würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Beſonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchloſen Sitten und vor allen der gedankenloſen Ausgelaſſenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entſchloſſenheit des begeiſterten Mädchens ganz anders contraſtirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur ſchwächlich, und in dieſer Schwächlichkeit liebenswürdig ſchildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden ſeyn.** — Gewiß, es koſtete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den erſten vier Akten faſt ganz fertig war, von der Geſchichte in das *romantiſche Feld der Möglichkeit* überzuſchweifen. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns, gegen den Uebermuth und die ſtolze Gewalt des Adels und der hohen Vaſallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna im milden Lichte eines Retters erſcheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die ſich das Reich als Abſtraktum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anſtrengungen ſich den guten liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. — Nennen Sie es immerhin eine epiſche Epiſode, die Scene mit dem Walliſer Montgomery. Sie gehört zur Breite eines hiſtoriſchen Stücks [??], das die Ketten der Einheit ſprengte. Wer ſeinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorſchwebte [Il. 21, 134 ff.]. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerſpiels.... Montgomery ſollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer geſpielt werden. — Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als ſie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, iſt in ihrer viſionären Schwärmerei vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorſtellung, ſie dürfe *aus Pflicht* dem Vater nicht widerſprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz ſo viel Vorſchub that, wirket beim Vater die *gemeine Natur*, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erſcheinungen lieber an ein übermenſchlich böſes, als gutes Principium zu denken, allen Handlungen böſe Motive unterzuſchieben. Dazu iſt Thibaut

---

* Schillers auserleſene Briefe von H. Döring III, 242 ff.

** Hätte ſich der Dichter für dieſen Plan entſchieden, ſo würden wir ein Seitenſtück zum Wallenſtein erhalten haben, das dieſen wahrſcheinlich durch Einheit des Gedankens und Plans weit übertroffen hätte. Habent sua fata libelli!

1801 bis 1802. ein ſchwarzgallichter Menſch, mit dem auch Johanna früher kein Wort ſpricht. Doch iſt ſie ſeine Tochter, und es iſt pſychologiſch, daß gerade von einem ſolchen Vater eine ſolche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entführt Johannen durch daſſelbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte.... Es iſt noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war.* — Der ſchwarze Ritter ſoll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantiſche Geiſterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander ſpielen. Sollte es Jemanden zweifelhaft ſeyn, daß damit der Geiſt des kurz vorher verſchiedenen Talbot gemeint ſey, der ja als Atheiſt der Hölle angehört?** — Immer ſind die Menſchen, wenn ſie auf der höchſten Spitze ſtanden, ihrem Falle am nächſten geweſen. Das widerfährt von dieſer Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da ſie ein Wort ſpricht, das die Nemeſis beleidigt, und wobei ſie ihren Auftrag vom Himmel weit überſchreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England untergeht"

---

* Auch hier macht ſich Schillers vielleicht unbewußte Abneigung gegen die bibliſchen Urkunden auf kantianiſche Weiſe Luft.

** Der Biograph geſteht, es nicht gemerkt zu haben.

1801 bis 1802. für ſolchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geiſtern zu ſtreiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ſie. Nur die geprüfte Tugend erhält die kanoniſirende Palme.“

Mit dieſer Selbſtvertheidigung, die nicht jedermann überzeugen wird, verlaſſen wir das Stück.

Schillers Tiſchreden.

1801. Göthe hat, ſo gut wie Luther, ſeinen Hausfreund gefunden, der die Tiſchreden des großen Mannes aufzeichnete. Wer ergänzt ſich nicht mit Luſt und Liebe den Dichter durch den Menſchen, indem er beide in Eckermanns klarem Spiegel erblickt?

Für Schiller hat dieſes Geſchäft, doch nur auf kurze Zeit, eine weibliche Hausgenoſſin übernommen. Chriſtiane v. Wurmb, Couſine von Schillers Frau, in der Folge die Gattin des Gymnaſialdirektors Abeken in Osnabrück, brachte die Wintermonate des Jahres 1801 in Schillers Hauſe zu. Der ſchöne Verſtand und die ernſte Richtung des zwanzigjährigen Mädchens intereſſirten den Dichter lebhaft, und ihre ausgezeichnet ſchöne Stimme, die ſie in Weimar ausbilden ſollte, gereichte ihm zu großem Vergnügen. Frau

1801. v. Wolzogen theilt aus dem Tagebuche dieſer Jungfrau eine Reihe ſinniger Blätter voll Erinnerungen aus Schillers Geſprächen mit,* aus welchen einige charakteriſtiſche Proben dieſem Leben nicht fehlen ſollen.

„Den 15. Febr., als ich mit Schiller allein Thee trank.“

„Die ganze Weisheit des Menſchen ſollte allein darin beſtehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn ſo zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte. Es iſt beſſer mit gutem Willen etwas zu ſchnell thun, als unthätig bleiben.“

„Den 1. März, als ich mit ihm aus der Komödie ging.“

„Wenn man dreißig Schauſpiele ſähe, und man fragte ſich bei jeder vollendeten Vorſtellung: Was hat der Dichter damit ſagen wollen? Was war ſeine Abſicht, ſein Zweck? Was war Gutes oder Schlechtes daran? Wie hat er dieſes oder Jenes gehalten? Wenn man ſich ſo von jeder Scene Rechenſchaft gäbe, ſo wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigſte ſelbſt verfertigen könnte. Und zu was für einem großen Grade von Vollkommenheit könnte der Menſch kommen, wenn er es mit Allem, was ihm begegnete, und was in ſeiner Seele vorginge, ſo machte.“

„Den 5. März, als ich ihm Kaffee einſchenkte.“

„Billigkeit iſt eine ſchöne, aber ſeltene Tugend. Oft fehlen die ſanfteſten Herzen am meiſten dagegen. Weil ſie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, 1801. ſo flößt ihnen Alles, was dagegen iſt, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieſes iſt ein Stein, an dem ſo oft die Menſchheit ſcheitert.“

---

* II, 203—223.

„Den 6. März, bei Tiſch.“

„Der Menſch iſt verehrungswürdig, der den Poſten, wo er ſteht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch ſo klein, er iſt in ſeiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geſchehen, und wie viel glücklicher würden die Menſchen ſeyn, wenn ſie auf dieſen Standpunkt gekommen wären.“

„Den 9. März, als ich ihm ganz allein den Thee in ſeiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.“

„Es iſt ſchwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menſchen ſo zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften ſteht. Es giebt Gemüther, die nie an dieſen Stein des Anſtoßes gerathen; ſie ſind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, ſie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall ſo will. Iſt dagegen bei andern Naturen der erſte, jugendliche Traum verraucht, wo Alles in freundlichem Lichte erſcheint, wo man Alles umfaſſen möchte, wo man wähnt, alles, was da iſt, ſey um unſertwillen da, — iſt dieſer ſüße Blick verſchwunden, dann erſcheint uns ſogleich Alles ernſter; der Menſch erſcheint uns in anderer Geſtalt. Wo wir ſonſt liebten, bewunderten, anbeteten — da ſehen wir

1801 oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verſtand, und ein weiches, unverdorbenes Herz dazu, daß die Menſchenliebe ſiege."

„Den 15. Marz, als ſein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde ſeyn."

„Man ſollte es ſich zur heiligſten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen.* Die Forderung muß von Innen heraus geſchehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe ſie aufgeworfen iſt, iſt verwerflich. Man ſagt dem Kinde öfters im ſechsten, ſiebenten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen, ſchönen Sinn dieſer Worte noch nicht ahnen kann, und ſo ſich ſeine eigenen verworrenen Vorſtellungen macht. Entweder verhindert man durch dieſes zu frühe Erklären den ſchönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wiſſen woher es kömmt, und wozu es da iſt — oder kommt er ja, ſo iſt das Kind ſchon ſo kalt durch ſeine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird

---

* Der Verfaſſer dieſer Biographie verkannte als jugendlicher Erzieher dieſe Pflicht, und fragte ſein älteſtes Kind, als es drei Jahre alt war, beim Anblick eines herrlich blühenden Gartens, ob es auch wiſſe, wer das Alles gemacht. „Ja," antwortete das Mädchen leiſe und bedeutungsvoll. — „Nun wer?" — „die Großmama!" war die Antwort. Dadurch kam der Vater auch auf Schillers Gedanken, ſolang es noch Zeit war.

die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, 1801.
wenn man ihm Zeit bis zu dieſem entſcheidenden Augenblicke gelaſſen hätte. Und das Kind hat vielleicht ſeine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorſtellungen wieder zu verlieren, oder wenigſtens zu ſchwächen.“

„Den 18. März, als er mich in meiner Stube nahend fand.“

„Es iſt ein eigen ſeltſam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn ſie einmal den ihnen angewieſenen Kreis verlaſſen, ſo durchfliegen ſie mit ſchnellem, ahnendem Blicke unbegreiflich raſch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die ſtarke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiſerne Muth, jedem Hinderniß ein ernſtes Ueberwinden entgegen zu ſetzen, um feſt und unaufhaltſam in jenen Regionen fortzuſchreiten. Das ſchwächere Weib hat ſeinen erſten ſchönen Standpunkt verloren, und wird entweder zur eitlen Thörin oder unglücklich.“

„Den 21. März, als ich den Wunſch geäußert, ſo wie die Jagemann ſingen zu können.“

„Man ſollte beinahe glauben, daß Neid der menſchlichen Natur eigen ſey, doch verſteht ſich, nicht jener gemeine niedrige, welcher ſo tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunſt, eines Talents, oder was es ſey, führt gewöhnlich den leiſen Wunſch mit ſich, es auch zu beſitzen. Und durch gute Erziehung iſt dieß gewiß ein großes Mittel, die menſchlichen Kräfte zu einer gewiſſen Vollkommenheit zu erheben.“

„Den 22. März, beim Souper."

1801. „Wie hoch könnte Kunſt und Wiſſenſchaft geſtiegen ſeyn, würde ſie nicht oft durch Sklavenſeelen um Gold und Gunſt feil geboten."

„Den 25. März, als ich Thee einſchenkte."

„Wie ſelten benutzen und ergreifen die Menſchen aus Leichtſinn die köſtlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in der Seele zurücklaſſen."

„Den 3. April, als ich mich fürchtete, in Rudolſtadt zu ſingen."

„Ernſter, guter Wille iſt eine große, die ſchönſte Eigenſchaft des Geiſtes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unſichtbaren Hand. Nur die Abſicht giebt dem Aufwande von Kräften Werth. Und ſo erheben wir uns über Lob und Tadel der Menſchen."

„Den 5. April."

„Daß feſte Grundſätze und Tugend unter den Menſchen wirklich und kein Traum ſeyen, beweiſt der Umſtand, daß ſo viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derſelben, zu blenden."

„Den 7. April."

„Es iſt ein ungeheures namenloſes Gefühl, wenn das Innere ſeine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unſer Geiſt ſich feſt und ſtark erhebt. In uns fühlen wir Alles, die Kraft ſtrebt zum Himmel empor und findet um ſich kein Ziel."

„Den 8. April.“ 1801.

„Es ſind die kleinern engen Gemüther, die ſo gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schickſals bezeichnen.“

Von dieſen Erinnerungen ſagt Göthe:* „Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſeyn würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſeyn!“

Wirkſamkeit, Leben, Begegniſſe und Freunde in Weimar.

1802. Das Jahr 1802 eröffnete Schiller mit einem Briefchen an ſeinen Freund Göthe, in den alten Geſinnungen gegen dieſen und mit guter Hoffnung. Die beiden Dichter waren jetzt ganz unzertrennlich. Eine Abendgeſellſchaft, die ſich wöchentlich in Göthe's Hauſe verſammelte, aus gleichgeſtimmten und wohlwollenden Menſchen beſtehend, erheiterte unſern Dichter ſehr. Die Geſellſchaft ſpielte Ritter und Fräulein, und die Ritter, (Göthe, Schiller und

---

* Eckerm. II, 11. v. 11. September 1828.

1802 Meyer) hatten die Pflicht, die Vorzüge ihrer Damen zu beſingen. Als Kotzebue bei einem Aufenthalte in Weimar in dieſem Cirkel keine Aufnahme fand, (im Herbſt 1802) ſtiftete er einen zweiten, und wollte, Göthe'n, von dem er ſich perſönlich beleidigt fühlte, zum Trotz, den Dichter Schiller zum Patron deſſelben machen. Dieſer ſollte auf dem Weimar'ſchen Stadthauſe gekrönt werden. Scenen aus Don Carlos und der Jungfrau ſollten die Feſtlichkeit einleiten: Sophie Mereau die Glocke recitiren, Kotzebue ſelbſt, nachdem er als Vater Thibaut geſchäfert, als Glockengießer eine Glockenform von Pappendeckel entzwei ſchlagen; mit ſeinem letzten Streiche ſollte die Form zerſpringen und Schillers ſichtbar gewordene Büſte von Frauenhänden mit dem Lorbeer geſchmückt werden. Der gefällige Wieland hatte ſeine Anweſenheit zugeſagt, Schiller war eingeladen, hatte aber bei Göthe geäußert: „ich werde mich wohl krank ſchreiben." Der Oppoſitionsplan ſcheiterte zuerſt an Heinrich Meyers Weigerung, als Conſervator die in der Bibliothek aufgeſtellte (kleinere) Büſte Schillers von Dannecker herzugeben, und noch entſchiedener an der Erklärung des Bürgermeiſters, den Stadthausſaal nicht zum Theater umſchaffen zu wollen. Eine Dame Weimars beſang den tragiſchen Ausgang der Komödie von der Glocke in drolligen Verſen:

..... Die edle Form zerſpringt im Sand.
Sie wird Discordia genannt.[*]

---

[*] „Falk über Göthe:" ausführlich bei Hinrichs I, 78—81.

1802. Nach Göthe's Bericht wurde ſpäter die Glocke wirklich öfters mit allem Apparate des Guſſes und der ſonſtigen Darſtellung gegeben, und die ganze Theatergeſellſchaft wirkte mit, was ſeitdem auf andern deutſchen Theatern wiederholt worden iſt. —*

1800 bis 1805. „Seit Schiller in Weimar lebte, ſtand ihm beſonders die Bühne vor Augen — erzählt Göthe —** und er beſchloß, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellungen derſelben ſcharf und entſchieden zu richten. Und einer ſolchen Schranke bedurfte der Dichter: ſein außerordentlicher Geiſt ſuchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; ſeine Einbildungskraft, ſeine dichteriſche Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite; und ſo leidenſchaftlich er auch hiebei verfuhr, ſo konnte doch bei längerer Erfahrung ſeinem Scharfblicke nicht entgehen, daß ihn dieſe Eigenſchaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen mußten." Darauf erinnert Göthe daran, wie ſich der Wallenſtein vor ſeinem Genie immer mehr ausgedehnt, wie er zuletzt in drei Theile getheilt, und ſeit der Aufführung immer wieder verändert worden, damit nur die Hauptmomente im Engern wirken möchten; wie der Don Carlos, ſchon früher für die Bühne zuſammengezogen, bei einer ſpäteren Redaktion zu theatraliſchem Zwecke muthig, ja unbarmherzig behandelt,

---

* Hoffm. IV, 119 ff.

** Ueber das deutſche Theater, Mbl. 1815; in Dörings älterem Leben Schillers, S. 192 ff.

1803. werden konnte.

Selbſt ſeine früheſten Stücke — Göthe nennt ſie „Produkte genialer jugendlicher Ungeduld über ſchweren Erziehungsdruck“ — verſuchte er jetzt „dem geläuterten Geſchmacke anzuähnlichen, und pflog hierüber mit ſich ſelbſt in langen ſchlafloſen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umſtändlichen Rath.“ Sie fanden jedoch das Mißfällige hier zu innig mit Gehalt und Form verwachſen, und ſo mußten ſie der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefert werden.

Was man an eigenen Werken gethan, könnte man auch an fremden thun, dachte jetzt Schiller, und ſo entwarf er den Plan, in Geſellſchaft übereindenkender Freunde frühere dramatiſche Leiſtungen der Jetztwelt und ihrer Bühne durch angemeſſene Bearbeitung näher zu bringen. Um ſein „deutſches Theater“ auf ächt deutſchem Boden zu gründen, war ſeine Abſicht zuerſt, Klopſtocks Hermannsſchlacht zu bearbeiten. Als er ſeine ideellen Forderungen hier gar nicht befriedigt fand,* wurde das Stück bei Seite gelegt, zuwider war, Minna von Barnhelm und Nathan wurden vorgenommen. Das letztere Drama erſcheint nach ſeiner und der Kunſtfreunde Redaktion noch immer auf den Bühnen. 1805.

---

* „Es iſt ein kaltes, herzloſes, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anſchauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die ſie enthält, ſind mit einer Gefühlloſigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.“ S. an G. 30. Mai 1803.

Göthe's Egmont war von Schiller ſchon bei Ifflands Anweſenheit in Weimar (1796) grauſam verkürzt worden; Klärchens Verbannung litt der Dichter nicht. Auch Stella verdankte unſrem Schiller ihre Erſcheinung auf dem Theater: Iphigenie wurde im laufenden Jahre (1802) gemeinſchaftlich von beiden Dichtern für die Bühne zubereitet; zu gleicher Zeit wurde Gozzi's Turandot dem Theater von Schiller überliefert, und dort ſchon im Januar aufgeführt. Damals kam auch Fr. Schlegels Alarkos auf die Bretter, und Schiller that mit Göthe das möglichſte für dieſes „ſeltſame Amalgam des Antiken und Neueſtmodernen.“ Noch in ſeinem letzten Lebensjahre war er bei der Vorſtellung des „Götz von Berlichingen,“ (Sept. 1804) der „Laune des Verliebten“ und „der Mitſchuldigen“ (März 1805) beiräthig und thätig. — Seine letzte Arbeit war eine Anpaſſung von Shakſpeares Othello für die Bühne.* — Er hatte auch den Gedanken, ein beſonderes Männertheater zu errichten; und die Idee der Direktion einer größern Bühne beſchäftigte ihn oft. „Das Theater,“

---

* Boas III, 40.

1800 bis 1805. ſagte er, „und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;“ und in ſeinem Sinne ſollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menſchen geiſtiger, ſtärker, liebreicher machen, ſie vom Egoismus befreien.

Auch den Schauſpielern wandte er ſich in dieſer Zeit wieder gütig zu. An Abenden, wo ſie eins ſeiner Stücke mit Glück oder zum erſtenmal dargeſtellt hatten, pflegte er die Hauptakteurs auf das Stadthaus einzuladen, wo die Zeit unter fröhlicher Unterhaltung verging. Gewöhnlich aber ſaß er Abends allein bei der Arbeitslampe bis über Mitternacht, wie in Jena, und Göthe bewunderte ſeine Lebenszähigkeit, die ſolcher Anſtrengung nicht früher unterlegen iſt, und ihm gewiß bei vorſichtigerer Lebensweiſe ein höheres Alter vergönnt hätte.

1802 Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und hinter ſchattigen Bäumen auf der Esplanade freundlich gelegenen Hauſes vollendete Schillers Zufriedenheit in Weimar. Die erſten Zeiten dieſer Ortsveränderung wurden ihm jedoch durch manches verbittert; beſonders durch die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und dem Tode ſeiner guten Mutter in Schwaben. „Aus einem Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt“ — ſo klagt er ſeinem Freund Göthe, der damals die Univerſitätsbibliothek zu Jena einrichtete, am 12. Mai 1802 — „erfuhr ich, daß an demſelben Tag, wo ich mein neues Haus bezog, die

Mutter ſtarb. Man kann ſich nicht erwehren, von einer 1802.
ſolchen Verflechtung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.“ Seine Mutter hatte in der letzten Zeit bei ihrer jetzt mit dem M. Frank, damals Pfarrer zu Cleverſulzbach, unweit von Weinsbergs Weibertreue, verheiratheten Tochter Louiſe gewohnt. Jetzt haust auf dieſem Pfarrhofe einer der liebenswürdigſten jüngern ſchwäbiſchen Dichter.*

Wie Schiller ſeine Mutter betrauerte, wie er ihr einen Blick in die Ewigkeit nachſchickte, haben wir im erſten Buche

---

* **Eduard Mörike**, geb. zu Ludwigsburg den 8. September 1804. In ſeinen Gedichten, (St. und T. Cotta. 1838. S. 113) findet ſich folgende Aufſchrift

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Cleverſulzbach im Mai.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
    Ländliche Gräber umſchließt, wall' ich in Einſamkeit oft.
Sieh den geſunkenen Hügel! es kennen wenige Greiſe
    Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde fehlt, und jedes deutende Zeichen;
    Dürftig breitet ein Baum ſchützende Arme umher.
Wilde Roſe! dich find' ich allein ſtatt anderer Blumen.
    Ja, beſchäme ſie nur! brich als ein Wunder hervor!
Tauſendblättrig öffne dein Herz! entzünde dich herrlich
    Am begeiſternden Duft, den aus der Tiefe du ziehſt!
— Eines unſterblichen Mutter liegt hier beſtattet; es richten
    Deutſchlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

1802. geſehen. Schmerz und Freude* wirkten auf die gleiche Weiſe in ſeiner Seele: ſie gaben ihr eine Richtung nach oben, und fachten die Glaubensflamme immer wieder in ihr an. Auch die geſchwiſterlichen Bande zog er auf dieſen Verluſt wieder feſter an. „O liebe Schweſter,“ ſchrieb er an Chriſtophine, „ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen, und dieſes älteſte Band, das uns ans Leben feſſelte, iſt zerriſſen! Es macht mich ſehr traurig und ich fühle mich in der That verlaſſen, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Weſen umgeben ſehe, und Euch, ihr guten Schweſtern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hauſe übrig ſind, [uns] deſto näher an einander ſchließen! Vergiß nie, daß du einen liebenden Bruder haſt; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unſerer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unſere Schickſale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“

Sonſt fühlte ſich Schiller in Weimar ſehr glücklich, und gab ſich in den kurzen Stunden der Erholung von ſeinem

---

* Ungefähr um dieſelbe Zeit ſang er, in fremdem Namen, einem Freunde bei der Hochzeit zu:

Ewig, wie du ſelber biſt,
Freu' dich deiner Beute,
Wenn die Sonne nicht mehr iſt,
Liebe noch wie heute!

(Boas I, 79.)

Dichterberufe ganz den harmloſen Familienfreuden hin. 1802.
Mit ſeinen Knaben ſpielte er Löwe und Hund; manchmal fand ihn ein Hausfreund, wie jener Geſandte Heinrich den Vierten, auf vier Füßen in dem Zimmer herumkriechend. Bei Tiſche ſaß er beſtändig zwiſchen zweien ſeiner Kinder; wo er konnte, liebkoſte er ſie und ſcherzte mit ihnen. Sie hatten ihn auch unbeſchreiblich lieb; und während der lange Mann nichts that, die Anrückenden zu erleichtern, kletterten ſie an ihm hinan, ſich einen Kuß zu erobern.*

Auch in den geſelligen Verhältniſſen fand ſich der Dichter befriedigt. Hier herrſchte die ſchönſte geiſtige Freiheit.** „Der Herzog wußte gaſtfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungeſtörten Selbſtgenuß vergönnte, und wenn er als Weltmann zuweilen über poetiſche Anſichten abſprach, ſo gönnte er doch den Muſen ihre Freiheit.“ Die Herzogin fühlte eine innige Zuneigung zu Schillers Werken, und dieſer rühmte mit Rührung das gütige Benehmen der hohen Frau. Auch in dem Zauberkreiſe der Herzogin Mutter, in welchem alles Läſtige und Beſchränkte der Verhältniſſe wegfiel, war er, ſo oft es ſeine Geſundheit erlaubte, und Wieland, der gefeierte Genius ihres Hauſes, blieb unſrem Dichter immer befreundet. Mehrere anmuthige, jugendliche Geſtalten erfreuten Schillern. Die Prinzeſſin Caroline, Tochter des Herzogs, (als

---

* Heinr. Voß, 34 f.

** Fr. v. Wolz. II, 184 f.

1802 Erbgroßherzogin von Meklenburg 1816 früh geſtorben) ein himmliſches Gemüth, das mit Geiſterliebe alles Schöne und Gute begrüßte, zog ihn beſonders an; an Amaliens von Imhof aufblühendem Talent hatte er große Freude. Die reinſte Geſinnung und das Mäßige, Mildernde eines klaren Verſtandes erhielt ihm Heinrich Meyern nächſt Göthe werth. Herrn v. Einſiedel, einen heitern, liebenswürdigen Mann, ſah er ſehr gerne; der Geheimerath von Voigt, ein Geſchäftsmann voll Jünglingsſinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, blieb des Dichters thätiger Freund.

Weder mit Herder, aus Gründen, die wir kennen, noch mit Jean Paul, deſſen Produkte durch ihre Formloſigkeit ſeinen Kunſtgeſchmack beleidigten, ohne daß er ſeinen hohen Geiſtesflug verkannte, entſtand ein inniges Verhältniß. Böttigers Gelehrſamkeit ſchätzte Schiller, doch wünſchte er ihm von Herzen eine glückliche Reiſe, als er nach Berlin wollte (Dec. 1803). Die Gefangenſchaft Kotzebue's in Siberien hatte menſchlichen Antheil für dieſen erregt; er zeigte, wie wir geſehen, große Verehrung für Schillern, der ihm freundlich, doch ohne Annäherung begegnete, aber von ihm ſagte: „Er iſt doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.“

Mit Göthe beſtand, wie wir längſt geſehen, das innigſte Verhältniß, heiße man es nun Geiſtes- oder Herzensfreundſchaft. „Es war einzig,“ ſagt der Alte zu Eckermann, „weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden, und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft bedurfte." Und ein andermal ſpricht er: „Es waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schillern durchaus etwas dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte, und Schiller der philoſophiſchen Spekulation müde zu werden anfing, daß Schiller ſo viel jünger war, und im friſcheſten Beſtreben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg." So erkannte Göthe das Walten der Vorſehung in dieſer Verbindung. Er geſtand, daß er Schillern Vieles, namentlich ſeine Achilleïs und manche Balladen verdanke. Auch blickte er, in vielem ſich überlegen fühlend, in manchem doch an Schiller empor: „der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt," ſagt er, „eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von Allen ſo hoch gehalten wird." Und ein andermal legt er dem Freunde ſogar etwas von der Chriſtusnatur bei und ſagte: „ſein Charakter wirkte wie der Charakter Jeſu veredelnd auf Jeden, der ſich ihm näherte." * 1802.

Wolzogen und ſeine Gattin waren nächſt Göthe Schillers eigentliches Lebenselement. Jener, von der Akademie her ſein

---

* Eckerm. I, 141. 196. 219. u. a. a. O., das letzte aus dem Gedächtniß citirt.

1802. Freund, erheiterte ihn durch ſeine vielſeitige Weltanſicht, die der Dichter gerne ſeiner eigenen Abgeſchloſſenheit zu gute kommen ließ. Schiller freute ſich der Wirkung ſeiner Dichtung auf eine ſo klare Vorſtellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. „Wenn es bei dem durchdringt," pflegte er zu ſagen, „da iſt es gewiß tüchtig." So lebten ſie in vertrauter Freundſchaft, geborgen vor läſtigem Andrange, ſicher bei vernünftiger Einrichtung. Zwar war Schillers Lage noch immer von der Art, daß er den Seinen eine ſorgenfreie Zukunft erſt ſichern mußte, aber die Plane gingen ſeiner Phantaſie nicht aus, und daneben handelte er als Familienvater mit großer Beſonnenheit. Dalbergs ſchwankende Verhältniſſe machten es in neuerer Zeit dieſem edeln Gönner ſelbſt bedenklich, unſres Dichters Exiſtenz an die ſeine zu knüpfen. Auch fiel der Churfürſt und Erzkanzler des Reichs wirklich in das Netz des Unterdrückers, zu dem Schiller nie Neigung und Vertrauen für die Menſchheit faßte; denn ſeiner „freien Seele war der Hauch der Tyrannei zuwider." Er konnte ſich für dieſen Eroberer nicht begeiſtern. „Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte," ſagte er — „aber ich vermags nicht; dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein Bonmot vernimmt man von ihm." * —

---

* Jamais pour eclaircir ta royale tristesse
La coupe des Festins ne te versa l'ivresse.
Lamartine.

In Weimar glich Schillers Lebensweiſe noch ganz der 1802
in Jena; noch immer liebte er die einſamen Spaziergänge in den Laubgängen des Parks, wo man ihn oft die Schreibtafel in der Hand bald ſtille ſtehen, bald mit ungleichen Schritten weiter gehen ſah. Sein Lieblingsplätzchen war der Felſengang bei dem unter Göthe's Direktion erbauten „römiſchen Hauſe," wo er oft im Dunkel des mit Buchen und Cypreſſen bewachſenen Geſteines ſaß, und dem Gemurmel der Quelle lauſchte.

Von ſeinem einfachen Familienleben ließ der Dichter, der ohne Anſpruch an alle Aeußerlichkeiten war, und deſſen Studierſtube ein Landsmann aus Tübingen im J. 1802 ſo beſcheiden und unordentlich fand, wie jedes Gelehrtenzimmer,* auch nicht ab, als der Herzog von Weimar aus eigener Bewegung im Sept. 1802 den Reichsadel für ihn auswirkte, wobei den Herzog und ſeine Gemahlin der Wunſch beſeelte, ihn und ſeine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu ſehen. Der radikale Haß gegen den Adel hatte unſern Dichter längſt verlaſſen, aber ſein philoſophiſcher Ernſt gegenüber von zeitlicher Ehre nicht. Einige Bedenklichkeiten furchten ſeine Stirne bei dem Antrag, und als es entſchieden war, ſchrieb er an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog,

---

* Mündliche Mittheilung.

1802 und da es geſchehen iſt, ſo kann ich es um der Lolo[*] und der Kinder willen mir auch gefallen laſſen.“ (17. Februar 1803).[**]

---

[*] Der familiäre Name ſeiner Frau, für Lottchen. Geradeſo hatte, als A. 1798 ſein gütiger Herzog das neufränkiſche Bürgerdiplom ſich für die herzogl. Bibliothek ausgebeten hatte, Schiller, der gute Familienvater, Vorſorge getroffen, daß, wenn eines ſeiner Kinder ſich einmal in Frankreich niederlaſſen und das Bürgerrecht reklamiren wollte, es hier zu finden wäre. (an Göthe den 9. März 1798).

[**] Unſre Leſer werden das in mehr als Einer Hinſicht merkwürdige Aktenſtück, welches durch Friedr. Caſt's hiſtoriſch-genealogiſches Adelsbuch des Königreichs Württemberg (Stuttg. 1839. S. 467 ff.) veröffentlicht worden iſt, nicht ungerne hier ſehen.

Auszug aus dem Adelsdiplom Schillers.

d. d. Wien, 7. Septbr. 1802.

Wir Franz der Andere, von Gottes Gnaden u. ſ. w. u. ſ. w. — Wann Uns nun allerunterthänigſt vorgetragen worden iſt, daß der rühmlichſt bekannte Gelehrte und Schriftſteller Johann Chriſtoph Friedrich Schiller von ehrſamen deutſchen Voreltern abſtamme, wie denn ſein Vater als Offizier in herzoglich württembergiſchen Dienſten angeſtellt war, auch im ſiebenjährigen Kriege unter den deutſchen Reichstruppen gefochten hat, und als Oberſtwachtmeiſter geſtorben iſt, er ſelbſt aber in der Militärakademie zu Stuttgart ſeine wiſſenſchaftliche Bildung erhalten, und, als er zum ordentlichen Lehrer auf der

Und ſeinem Schwager, dem Pfarrer Frankh, hatte er nach Schwaben geſchrieben (29. Okt. 1802): „die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich 1802.

Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und ſeltſamem Beifall Vorleſungen, beſonders über die Geſchichte, gehalten habe; ferner daß ſeine hiſtoriſchen ſowohl, als die in den Umfang der ſchönen Wiſſenſchaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheiltem Wohlwollen aufgenommen worden ſeyn, und unter dieſen beſonders ſeine vortrefflichen Gedichte ſelbſt dem Geiſte der deutſchen Sprache einen neuen Schwung gegeben hätten; auch im Auslande würden ſeine Talente hoch geſchätzt; ſo daß er von mehreren ausländiſchen Gelehrten-Geſellſchaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden ſey; ſeit einigen Jahren aber als herzoglich ſächſiſcher Hofrath und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hauſe verehelicht, ſich in der Reſidenz Seiner des Herzogs zu Sachſen-Weimar Liebden aufhalte, es auch der lebhafte Wunſch Seiner Liebden ſey, daß gedachter Hofrath ſowohl wegen deſſen in ganz Deutſchland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes, als auch ſonſt in verſchiedenen auf die Geſellſchaft, in welcher derſelbe lebe, ſich beziehenden Rückſichten, noch eine beſondere Ehrenauszeichnung genieße; Wir daher gnädig geruhen möchten, denſelben ſammt ſeinen ehelichen Nachkommen in des heiligen röm. Reichs Adelſtand mildeſt zu erheben, welche allerhöchſte Gnade er lebenslang mit tiefſchuldigſtem Danke verehren werde, welches derſelbe auch wohl thun kann, mag und ſoll:

So haben Wir demnach in gnädigſter Rückſicht auf die ehrerbietigſten Wünſche Seiner des Herzogs zu Sachſen-

1802 ſelbſt aber habe noch Nichts von vorher erhalten. Indeſſen mag an dem Gerüchte etwas Wahres ſeyn, denn ich habe Urſache zu vermuthen, daß mein Herzog mir damit ein Geſchenk machen wollte.“

Weimar Liebden, wie auch auf oben angeführte ausgezeichnete ſeltene Verdienſte, mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wiſſen ihm, Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, die kaiſerliche Gnade gethan, und ihn ſammt ſeinen ehelichen Leibeserben und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts, in gerader Linie abſteigenden Stammes, in des heiligen römiſchen Reichs Adelſtand gnädigſt erhoben, eingeſetzt und gewürdigt, auch der Schaar, Geſell- und Gemeinſchaft anderer adeliger Perſonen dergeſtalt zugeeignet, zugefüget und verglichen, als ob ſie von ihren vier Ahnen, väterlicher und mütterlicher Seits, in ſolchem Stande hergekommen und geboren wären. Thun das, erheben, ſetzen und würdigen ſie in des heil. röm. Reichs Adelſtand aus römiſch-kaiſerl. Machtvollkommenheit, meinen, ſetzen und wollenn. ſ. w. u. ſ. w.

Gebieten darauf allen und jeden Kurfürſten, Fürſten, geiſtlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Rittern, Knechten, Landmarſchällen u. ſ. w. und ſonſt allen andern Unſern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, was Würden, Standes und Weſens die ſeyen, ernſt- und feſtiglich mit dieſem Briefe, und wollen, daß ſie oftgenannten Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller, ſeine ehelichen Leibeserben, und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts in gerader Linie abſteigenden Stammes, für

Schiller ſtand in ſeiner ſittlichen und geiſtigen Größe 1802. ſo unbeneidet da, daß ſich in der Welt auch nicht einmal ein Scherz darüber vernehmen ließ, als der Bürger der franzöſiſchen Republik nun auch ein deutſcher Edelmann

---

und fur in ewige Zeiten als Unſern und des heiligen römiſchen Reichs rechtgebornen Lehens- und Turniergenoſſen, adelige Perſonen, erkennen, ehren und wurdigen, an oberzählten Unſere kaiſerliche Gnaden, Würden, Vortheilen, Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, Erhebung in des heiligen römiſchen Reichs Adelſtand, adelige Wappen-Kleinode und Benamſung nicht hindern, noch irren, ſondern ſie deren allen u. ſ. w. u. ſ. w. — eine Pön von 30 Mark löthigen Goldes vermeiden u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit Urkund dieſes Befehls, beſiegelt mit Unſerem kaiſerlichen Inſiegel, der gegeben iſt zu Wien, den ſiebenten Tag im Monat September, nach Chriſtus, Unſers lieben Herrn und Seligmachers, gnädenreicher Geburt, im achthundert und zweiten Unſerer Reiche, des römiſchen wie auch des hungariſchen und bohmiſchen im eilften Jahre.

Franz.

vdt. F. zu Colleredo-Mansfeld.

Ad Mandatum Sac. Caes. Majestatis proprium.

Peter Anton Frhr. v. Frank.

Die Richtigkeit obiger Abſchrift aus dem Originale bezeugt

Stuttgart den 29. Mai 1818.

(L. S.)

Königl. Württemberg. immatr. Notar

Chriſtian Gottfried Weber.

1802 geworden war. Dem großen Schiller ſeinen Adel vorrechnen zu wollen, wäre ſo armſelig, als ihm denſelben anzurechnen.*

Die Braut von Meſſina. Lyriſche Gedichte. Schiller und Calderon.

802 bis 1803. In die Werkſtatt Schillers, während der Produktion ſeines neuen Trauerſpiels, können wir den Leſer nicht einführen, da die brieflichen Mittheilungen hier faſt ganz ſchweigen. Schon Ende Januars 1802 fühlte er ſich von dem neuen Stoffe angezogen, der fruchtbar und vielverſprechend ſchien. Aber es war noch „der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung." Erſt am 18. Auguſt 1802 ſagt uns ein Brief des Dichters an Göthe: „Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit meinem Stück beſchäftigt geweſen, und ich habe noch bei keiner Arbeit ſo viel gelernt, als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes, das ich leichter überſehe, und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken." Am letzten Abende des Jahrs 1802 las er der Familie und der anweſenden Schwiegermutter, 1802 bis 1803. was vom Stücke fertig war, vor, und verſprach voll Heiterkeit, jeden Sylveſterabend mit einer neuen Tragödie zu feiern.

1803. Mit dieſer Arbeit trat er ins neue Jahr hinüber. Seine Thätigkeit war ganz auf Einen Punkt gerichtet; auch war es ein mißliches und nicht erfreuliches Geſchäft, bis die vielen in den vier erſten Akten zurückgelaſſenen Lücken ausgefüllt waren. Er durfte nicht hoffen, auf des Erzkanzlers Geburtstag (8. Febr.) fertig zu werden, um ihm, der ſich mit einem ſchönen Neujahrspräſent eingeſtellt hatte, ſeine Aufmerkſamkeit bezeugen zu können.

Ein Geburtstag ſollte aber doch dadurch gefeiert werden, der des Herzogs von Meiningen, an welchem das Stück noch im Februar fertig und wirklich auch vorgeleſen wurde. Der Dichter hatte ſich von dieſer Vorleſung eine mäßige Erwartung gemacht, weil er ſein Publikum nicht dazu auswählen konnte, ward aber durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt. „Furcht und Schrecken," meldet er Göthe'n, der nicht zugegen geweſen war, „erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſo daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chore verſprechen kann."

---

* Von allen Contribuenten zu Schillers Statue hat nur Einer ſeine Gabe mit den charakteriſtiſchen Worten begleitet: „Fur das Hofrath von Schiller'ſche Denkmal."

1803 Was Göthe zu dem neuen Drama ſagte, erfahren wir nirgends; nur indirekt hat er ſich gegen den Chor in demſelben ausgeſprochen. Die erſte Leſeprobe wurde noch in der letzten Woche des Februars gehalten, und ging gut von Statten. Die Aufführung blieb auf den Sommer verſchoben.

1800 bis 1803 Inzwiſchen hatte Schiller ſeine alten Papiere über die Maltheſer wieder vorgenommen und es ſtieg eine große Luſt in ihm auf, ſich gleich an dieſes Thema zu machen. „Das Eiſen iſt jetzt warm und läßt ſich ſchmieden.“ Dennoch ließ er es erkalten, und Ende Mai's finden wir den Dichter wieder über lyriſchen Arbeiten. In dieſer Gattung waren, ſeit er in Weimar lebte, im J. 1800 die Gedichte „an Göthe,“ „die Antiken in Paris,“ die deutſche Muſe;“ im Jahr 1801, „der Antritt des neuen Jahrhunderts,“ „Hero und Leander,“ „Sehnſucht,“ „das Mädchen von Orleans;“ im Jahr 1802, „die Gunſt des Augenblicks,“ „dem Erbprinzen von Weimar,“ „Thekla, eine Geiſterſtimme,“ „die vier Weltalter,“ „Caſſandra,“* „an die Freunde,“ „Parabeln und Räthſel“ entſtanden. Das Jahr 1803 fügte zwei „Punſchlieder,“ den „Pilgrim,“ den „Grafen von Habsburg,“ den „Jüngling am Bach,“ und eben jetzt „das Siegesfeſt“ hinzu, eines der erhabenſten Gedichte, ein rechtes Tragödienlied. Sonderbarer Weiſe

---

* Schiller ſagt auch am 11. Febr. 1802, er habe die „Caſſandra in ziemlich glücklicher Stimmung angefangen.“

hatte Schiller es ganz ernſtlich zu einem Kränzchens- und 1800 bis 1803.
Geſellſchaftsliede beſtimmt, um den platten Ton der Freimaurerlieder zu verbannen. „Ich wollte alſo," ſagte er zu Göthe, „gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen, und mir da holen, was ich nur ſchleppen konnte." Zu einem Commersliede iſt aber dieſes hohe Lied der Vergänglichkeit wahrhaftig zu ernſt und zu groß!

Von allen dieſen Gedichten hatte ſein Freund Göthe die Räthſel am freundlichſten aufgenommen. Er ſagte: „ſie haben den ſchönen Fehler, entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes zu enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte." (2. Februar 1802.)

Im Jahre 1803 wurde Schiller von Gries beſucht, als 1803.
eben der erſte Theil von Schlegels Ueberſetzung des Calderon erſchienen war. Er fand den Dichter von dieſem Werke ganz entzückt. „Wie manchen Fehlgriff," ſagte Schiller, „hätten Göthe und ich uns erſparen können, wenn wir den Calderon früher gekannt hätten." * Dieſes Urtheil war um ſo unverdächtiger, da er Schlegeln, wie wir ja wiſſen, durchaus nicht liebte. Aber Göthe war nicht damit einverſtanden. „Calderon," ſagt er zu Eckermann, „ſo groß er iſt, und ſo ſehr ich ihn bewundere, hat auf

---

* Briefliche Mittheilung meines Freundes Gries, von deſſen Ueberſetzung Calderons ſo eben der zweiten durchgeſehenen Ausgabe erſter Band (Berlin, Nicolai) die Preſſe verläßt. Mai 1840.

mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre worden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher Schade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinſicht zu erreichen.“ *

Im Frühling dieſes Jahres ging auch Schillers Bearbeitung des Paraſit aus dem Franzöſiſchen mit Glück über die Bühne. Das Picard'ſche Stück der Neffe als Onkel konnte wegen Abweſenheit der Hauptſchauſpieler nicht einſtudirt werden.

Am 3. Juli wurde endlich die Braut von Meſſina zu Lauchſtädt aufgeführt, und Jupiter Tonans ſchien ſelber ſeinen ſeltſamen Bund mit der altkatholiſchen Mutter Kirche in dem Drama gut zu heißen. Der Hofſchauſpieler Graff erzählt uns Folgendes: **

„Es war an einem ſehr heißen Sommertage, als wir

---

* Eckermann I, 218.

** Im Schilleralbum 1837. Johann Jakob Graff, geboren zu Münſter im Gregorienthale im Oberelſaß, 23. September 1768; ſeit 1793 Mitglied des Weimar'ſchen Hoftheaters. — Er nennt fälſchlich den 11. Juli.

während unſres theatraliſchen Aufenthalts in Lauchſtädt 1803.
zum erſtenmale die Braut von Meſſina aufführten. Unſer lieber Schiller, unter deſſen Leitung wir ſeine Stücke gaben, hatte uns dießmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, ſein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu ſehen, und führte uns von der Umgegend Lauchſtädts, beſonders von Halle, eine zahlloſe Menge von Zuſchauern herbei. Unſer Schauſpielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unſre Vorſtellung; mit jedem Akt ſteigerte ſich der Beifall. Ich ſprach den ältern Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu ſprechen anfing:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt“ —

brach wirklich über dem Hauſe ein fürchterlicher Donner los, ſo daß das ganze Haus erzitterte; dieß ergriff mich in dem Momente, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verſe herausdonnerte. Den Eindruck, den dieſe Stelle, und die kräftige Mitwirkung meiner Mitſpielenden bis zum Schluß, und am Schluſſe des Stückes ſelbſt, machte, kann ich nicht beſchreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hauſe, man hörte keinen Athem und ſah nur todtenbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam unſer

1803 Schiller auf die Bühne und begrüßte Jeden der Vorſtellenden aufs freundlichſte. Auch auf mich ging er zu und ſprach in einem liebreichen, etwas näſelnden Tone die Worte: „Dießmal kam Ihnen der Donner recht zu Paſſe; ſchwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke geſprochen werden!“

Etwas proſaiſcher als der Schauſpieler beobachtete und berichtete der Dichter ſelbſt die Scene, der ſeiner Frau ſchrieb, „daß während der Komödie ein ſchweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerſchläge und beſonders der Regen ſo heftig ſchallte, daß eine Stunde lang man faſt kein Wort der Schauſpieler verſtand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angſt unter den Schauſpielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen laſſen müſſen. Dennoch wurde es zu Ende geſpielt, und unſre Schauſpieler hielten ſich noch ganz leidlich. Luſtig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltſamen Verwünſchungen des Himmels, welche die Iſabella im letzten Akt ausſpricht, der Donner einfiel.“ Dann erzählt er die Geſchichte mit dem Chor wie Graff und lobt ſeinen „geste extempore,“ der das ganze Publikum ergriff. Der Regen ließ an der ſchön gemalten Decke des Theaters häßliche Spuren zurück.

Schiller gefiel ſich im ungewohnten Müßiggange zu Lauchſtädt, hätte aber einen ſolchen Zuſtand nicht länger

1803 als acht oder zwölf Tage aushalten mögen. In dieſem Spätjahr widerfuhr ihm noch ſonſt Angenehmes. Guſtav IV. von Schweden, den unſre Zeit nicht mehr im Purpurmantel, und nicht mehr über Edelſteine verfügend zu ſehen gewohnt war, ſchenkte dem Dichter des Wallenſtein einen Brillantring, und die Kaiſerin von Rußland bezeugte Begierde, die Braut von Meſſina zu erhalten, die er, nebſt dem Don Carlos in der neueſten Ausgabe, für ſie rüſtete. „Wir Poeten,“ ſagt er, „ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren.“

Die Braut von Meſſina wurde ſpäter zu Weimar auch aufgeführt, und Mad. Wolff zeigte hier zuerſt ihr glänzendes Talent als Iſabella.

Auch in Berlin wurde das Stück bald und prachtvoll gegeben.

Von den Kritikern war nur Humboldt voll ziemlich ungetrübter Bewunderung über daſſelbe und nannte von Rom aus (22. Oktober 1803) den Dichter einen unendlich glücklichen Menſchen, dem es gelungen ſey, ſo beſtimmt einen ſelbſt gezeichneten Weg zu verfolgen und ſeine Produktionskraft ewig in ſich rege zu erhalten. „In Rückſicht der ſtrengen Form kann keines Ihrer Stücke,“ ſchreibt er, „ſich mit der Braut meſſen. In ihr iſt Alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor, den Schiller in der Vorrede ausführlich

1803. gerechtfertigt hatte] bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Dennoch wagt ſchon Humboldt es, den Gebrauch zu tadeln, den Schiller von dem Chore macht, daß nämlich dieſer, deſſen Beſtimmung ſey, den Stoff zu intellektualiſiren, den handelnden Perſonen zu nahe ſtehe, und in ſich den Reichthum nicht habe, den er haben könnte. Es fehle ihm alſo zugleich an Ruhe und an Bewegung. Daß der Chor Partei mache, tadeln ſowohl Humboldt als Schlegel. Auch die übrige Kritik, und jetzt ſo ziemlich jedermann, iſt über die Mängel des Stückes einig. Nach Tieck hat ſich unſre Bühne noch nie ſo weit verirrt, als dieß in Schillers Braut von Meſſina geſchehen iſt. Es bleibe ein unbegreiflicher Irrthum des Dichters, auf dieſe Weiſe, die das Schickſal aufhebe, ſtatt es zu ergänzen und zu erklären, den Chor der Alten uns erſetzen zu wollen. Und Seume, ſonſt ein abſoluter Schillerianer, ſagte: „Das Schlechteſte, was Schiller gemacht hat, iſt die erſte Hälfte der Mutter in der Braut von Meſſina und ſein Chor daſelbſt. Dieß mag ihm der Geiſt der Humanität vergeben. Mir iſt es unbegreiflich, wie ſo etwas aus ſeiner Seele kommen konnte." Auch Hegel erklärt ſich gegen den Chor, den nur Hinrichs dem Dichter gegen den Meiſter, aber nach des Meiſters Methode, zu vindiciren ſucht.* Schiller ſcheint mit dieſer

---

* III, 255 ff. Vergl. II, XL f.

Tragödie an der Klippe geſcheitert zu ſeyn, vor der er ſich ſelbſt einſt gewarnt hatte, am „erfundenen Stoff.“

Das Stück iſt nie ins Volk hinabgedrungen. Auf der Bühne aber macht es durch ſeine einzelnen großen Schönheiten, die einfache Darſtellung der ungeheuren Leidenſchaft, die rührenden Vermittlungsſcenen, Beatrice's Monolog, die letzten Auftritte, Don Ceſars Ende, den Tiefſinn und Gedankenreichthum der Chöre, die antike Mäßigung und Würde der Sprache, immer noch einen tiefen Eindruck.

In jener Dichtung rieſenmäßig dehnendem
Hohlſpiegel ſammelt wachſend Haß und Liebe ſich,
Und wirft verſtärkt ein übermenſchlich Bild heraus.
Doch mangelt reines Ebenmaß der Größe nie,
Nicht ſchweift die Gier in wilde Mißbewegung aus,
Nicht mit verzerrter Miene Grinſen ſpricht der Zorn,
Schön bleibt ein weinend, ein verzweifelnd Angeſicht.
Und ſo entläßt euch ſelber das Entſetzliche,
Das euch, gemeinverwirklicht, als Gorgonenhaupt
Entgegenſtarren würde, durch des Dichters Kunſt
Befriedet, mit dem Jammerſchickſal ſelbſt verſöhnt.
Dann, wenn euch ſeiner Chöre welterklärend Wort
Nach Haus entläßt mit langem Seelenwiderhall,
Nicht götterlos ins Leben tretet ihr hinaus;
Ihr glaubet wieder an der Dichtung Weſenheit,
Und ernſter geht ihr weltlichem Berufe nach,
Denn euch im Geiſte keimet Ueberweltliches.*

---

* Mit dieſen Worten verſuchte in einem Prolog für die Stuttgarter Bühne (1833) der Verfaſſer dieſer Biographie den Eindruck des Trauerſpiels zu ſchildern.

Frau von Staël und andre Gelehrte im Verkehre mit Schiller. Herders Tod.

1803. Gegen den Schluß des Jahres 1803 kam die geiſtvolle Kundſchafterin deutſchen Lebens und deutſcher Kunſt aus Frankreich auf ihrem Zuge durch Deutſchland nach Weimar, von Frankfurt her. „Wenn ſie nur deutſch verſteht,“ ſchrieb Schiller vor ihrer Ankunft an Göthe (30. Nov.), „ſo zweifle ich nicht, daß wir über ſie Meiſter werden; aber unſre Religion in franzöſiſchen Phraſen ihr vorzutragen und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufzukommen, iſt eine zu harte Aufgabe.“

Göthe war in Jena, wo er in Geſchäften ſo tief untergeſunken wühlte, daß ihm zu Muthe war, wie Schillers Taucher — abſichtlich geblieben, um ihr auszuweichen. Er bat ſeinen Freund dringend, ihn in Weimar zu vertreten. „Will Madame de Staël mich beſuchen, ſo ſoll ſie wohl empfangen ſeyn. Weiß ich es vier und zwanzig Stunden voraus, ſo ſoll ein Theil des Loderiſchen Quartiers möblirt ſeyn, ſie ſoll einen bürgerlichen Tiſch finden, wir wollen uns wirklich ſehen und ſprechen, und ſie ſoll bleiben, ſo lange ſie will. Was ich hier zu thun habe, iſt in einzelnen Viertelſtunden gethan, die übrige Zeit ſoll ihr gehören; aber in dieſem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu ſeyn, iſt rein unmöglich, ſo entſchieden, als es jemals von Ihnen in ähnlichen Fällen ausgeſprochen worden." (13. Dec.)

Schiller ſtellte das Alles dem Herzoge vor, machte Göthe's Gründe möglich geltend und meinte, der Frau v. Staël ſelbſt müßte es lieber ſeyn, den großen Mann ohne den Train der Zerſtreuungen zu ſehen. Die Tochter Neckers kam. „Frau v. Staël," berichtet Schiller über ſie nach Jena an Göthe den 21. December, „wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon conſtruirt haben werden; es iſt alles aus Einem Stück und kein falſcher pathologiſcher Zug an ihr. Dieß macht, daß man ſich trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In Allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will Alles erklären, einſehen, ausmeſſen; ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie

1803. umkommt. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn bei ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Da ſogar ich bei meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſchreden ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie bei Ihrer größern Uebung eine ſehr leichte Communication mit ihr haben."

Welch ein Prüfer der Geiſter war unſer Schiller! Wer dieſe Worte geleſen hat, kennt die Staël, und wenn er keine Zeile der Delphine, der Corinne, ihrer Werke über Deutſchland und über die Revolution geleſen hätte.*

1803 bis 1804. Wir wollen nun ſehen, wie Frau v. Staël Schillers Zuneigung erwiedert, wie ſie ihn ſich im Geiſte zu recht gelegt hat. „Das erſtemal," ſagt ſie in ihrem Werk über Deutſchland,** „ſah ich Schiller bei dem Herzog und der Herzogin von Weimar, in einer eben ſo geiſtreichen als imponirenden Geſellſchaft. Er konnte das Franzöſiſche ſehr

---

* Man vergleiche mit Schillers Porträt Rahel über die Staël I, 182 f. und Chamiſſo's Leben I, 266. 272 f. 274 ff. 323 f. Magers Geſch. der franz. Nationallit. II, 1. S. 74—95.

** Sur l'Allemagne. Paris 1820. Tom I. p. 244.

1803 bis 1804.

gut leſen, aber geſprochen hatte er es nie. Ich nun vertheidigte mit Wärme die Ueberlegenheit unſres dramatiſchen Syſtems über alle andern; er verſchmähte es nicht, mich zu bekämpfen, und unbekümmert um die Schwierigkeiten und Stockungen, in die er durchs Franzöſiſchſprechen gerieth, ohne Scheu vor der Meinung der Zuhörer, die der ſeinigen entgegen war, — fand er Worte in ſeiner innerſten Ueberzeugung. Anfangs bediente ich mich, um ihn zu widerlegen, franzöſiſcher Waffen, der Lebendigkeit und des Spottes. Bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller ſagte, mitten durch die Hemmniſſe des Wortes ſo viel Ideen; dieſe Charaktereinfalt, die einen Mann von Genie einen Kampf unternehmen ließ, in dem es ſeinen Gedanken an Worten fehlte, machte einen ſolchen Eindruck auf mich; ich fand ihn ſo beſcheiden und ſo unbeſorgt, was ſeine eigenen Erfolge betraf, ſo ſtolz und erregt in der Vertheidigung deſſen, was er für Wahrheit hielt: — daß ich ihm von dieſem Augenblick an bewunderungsvolle Freundſchaft weihte."

In die Länge wurde die unermüdliche neue Freundin mit ihrem „Ideenhunger" und ihren kalten Deklamationen aus der Phädra* denn doch läſtig. „Madame v. Staël," ſagt ein Billetchen Schillers an Göthe ohne Datum, „will noch drei Wochen hier bleiben. Trotz aller Ungeduld der

---

* Fr. v. Wolz. II, 258.

Franzoſen wird ſie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutſche in Weimar auch ein veränderliches Volk ſind, und daß man wiſſen muß zu rechter Zeit zu gehen." Ja am Ende fiel ihm bei ihr nicht nur das Danaidenfaß, ſondern ſogar der Oknos mit ſeinem Eſel ein. Göthe ſcheint doch erſt in Weimar mit ihr bekannt geworden zu ſeyn. Benjamin Conſtant war ihr Begleiter; und einmal ſagte Schiller boshaft von ihr: „Von Fr. v. St. habe ich nichts gehört, ich hoffe, ſie iſt mit Herrn B. C. beſchäftigt." Der letztre zeigte übrigens große Achtung vor Schillers Werken und Sinnesart.[*] Beide führten intereſſante Geſpräche mit einander.

Jene Aeußerungen augenblicklichen Mißmuths vermochten auch den günſtigen Eindruck, den die berühmte Frau im Ganzen auf den Dichter gemacht hatte, nicht zu verwiſchen. „Frau v. Staël iſt eben hier," ſchrieb Schiller am 5. Januar 1804 an ſeine Schweſter Reinwald,[**] „und belebt durch ihren geiſtreichen und intereſſanten Umgang die ganze Societät. Sie iſt in der That ein Phänomen in ihrem Geſchlecht; an Geiſt und Beredtſamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei allem dem iſt keine

---

[*] Seine (ſpätere) Bearbeitung des Wallenſtein iſt jetzt vergeſſen. Man ſehe darüber Carlyle S. 221 Note; Rahel I, 417 f.

[**] Ungedruckter Originalbrief, durch die Güte des Herrn Oberamtsrichter Reoſchüz dem Verfaſſer mitgetheilt.

1803 bis 1804.

Spur von Pedanterei und Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt giebt, und dabei einen ſeltenen Ernſt und Tiefe des Geiſtes, wie man ſonſt nur in der Einſamkeit ihn erwirbt.“

Gegen den März ſcheint der fremde Gaſt, durch welchen Schiller, nach ſeiner eigenen Verſicherung, bei allen Vorzügen ihrer Nation, „in ſeiner Deutſchheit beſtärkt“ worden war, die Reſidenz Weimar verlaſſen zu haben.

Faſt zu gleicher Zeit mit der Staël erſchien am Weimaraner Geiſterhorizont ein Phänomen, das damals noch lange nicht in ſeiner Erdnähe angekommen war, aber von den bewaffneten Geiſtesaugen unſrer beiden Seher ſofort in ſeiner Bahn und Bedeutſamkeit entdeckt und angekündigt wurde. Hegel kam nach Jena. Göthe hatte mit ihm, Fernow und Schelver Ende Novembers 1803 recht angenehme Stunden verlebt und ſagt darauf zu Schiller: „Bei Hegeln iſt mir der Gedanke gekommen, ob man ihm nicht, durch das Techniſche der Redekunſt, einen großen Vortheil ſchaffen könnte. Es iſt ein ganz vortrefflicher Menſch; aber es ſteht der Klarheit ſeiner Aeußerungen gar zu viel entgegen.“ Darauf erwiederte Schiller (30. November): „Mit Vergnügen ſehe ich, daß ſie mit Hegeln näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm wohl nun ſchwerlich gegeben werden können, aber dieſer Mangel an Darſtellungsgabe iſt im Ganzen der deutſche Nationalfehler und compenſirt ſich, wenigſtens einem

1803 bis 1804 deutſchen Zuhörer gegenüber, durch die deutſche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernſtes. Suchen Sie doch Hegeln und Fernow einander näher zu bringen: ich denke, es müßte gehen, dem Einen durch den Andern zu helfen. Im Umgang mit Fernow muß Hegel auf eine Lehrmethode denken, um ihm ſeinen Idealismus zu verſtändigen, und Fernow muß aus ſeiner Flachheit herausgehen.“ Göthe ſetzte dieſen Vorſchlag ſofort ins Werk.

Auch Rehberg, der Publiciſt, aus Hannover, kam um dieſe Zeit durch Weimar: Schiller rühmte ſeine Achtung vor dem deutſchen Weſen und ſeine Neigung dazu, wußte aber nicht zu ſagen, ob er ein Organ habe, die idealiſtiſche Denkungsweiſe aufzunehmen. Thibaut ging zu gleicher Zeit an Schiller vorüber. In Jena ſah Göthe den Ankömmling Voß, muß ſich aber erſt wieder zu ihm und ſeinem Kreiſe gewöhnen und ſeine Ungeduld an Voßens Sanftmuth (?) bezähmen lernen. „Der arme Vermehren [ein Schlegelianer] iſt geſtorben,“ meldet Göthe am 2. December 1803 dem Freund. „Wahrſcheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr, mittelmäßige Verſe zu machen. Die Poſtexpedition iſt ihm tödtlich geworden.“ Im Januar 1804 kam auch Johannes v. Müller nach Weimar; es erhellt nicht, ob er Schillern aufgeſucht; mit Göthe war er viel zuſammen.

Als die Staël in Weimar kaum eingetroffen und Göthe noch in Jena war, ſtarb Herder, ohne daß Schiller in ſeinem

Briefe vom 18. December an den Freund dieſes Todesfalles erwähnte. 1803 bis 1804. Daß aber der Tod, wie immer, ſeine mildernde und verſöhnende Gewalt auch über das frühere, doch nicht ohne Leidenſchaft gefällte Urtheil ausübte, erhellt aus dem (bisher ungedruckten) Brief an ſeine Schweſter Chriſtophine (vom 5. Jan. 1804): „Hier iſt kürzlich auch Herder geſtorben, der ein wahrer Verluſt nicht nur für uns, ſondern für die ganze literariſche Welt iſt." Auch der Tod „des guten Herzogs von Meiningen" betrübte ihn nach dieſem Briefe herzlich. „Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen, und er verdiente auch als ein guter Menſch Achtung und Liebe..... Möge nur der Himmel uns und Allen, die uns lieb ſind, Leben und Geſundheit friſten. Es giebt noch allerlei in der Welt zu thun, und ich möchte es wenigſtens erleben, meine Kinder ſo weit gebracht zu ſehen, daß ſie ſich gut durch die Welt helfen können."

So ſchrieb Schiller ſechszehn Monate vor ſeinem Tode. Es war ihm dieſen Winter „leidlich gegangen." „Aber," ſagt er, „der Winter macht mich immer beſorgt, und ich kann mich hier nicht immer ſo zu Hauſe halten, wie in Jena."

Wilhelm Tell.

Das erſte Gaſtgeſchenk, das Göthe ſeinem Freunde 1804. Schiller, bald nach der Schließung ihres Dichterbundes,

1801. gemacht hatte, waren „die Kraniche des Ibykus." Das zweite, das er ihm, kurz vor der Trennung ihres Bündniſſes durch den Tod des jüngeren Genoſſen, übergab, war der „Wilhelm Tell."

Als Göthe im Spätjahr 1797 ſich bei ſeinem Freunde, Prof. Heinrich Meyer, der von der italieniſchen Reiſe zurückkehrte, zu Stäfa, Züricher Kantons, in der Schweiz aufhielt, und ein labyrinthiſcher Spaziergang von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunſtwerken, die Meyer mitgebracht, ſie durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält, hindurchführte, — wir reden mit den Worten Göthe's[*] — hatte ſich zwiſchen allerlei proſaiſchen Stoffen auch ein poetiſcher hervorgethan, der dieſem großen Meiſter viel Zutrauen einflößte. „Ich bin faſt überzeugt," ſagt er, „daß die Fabel vom Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte,[**] anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. — Das beſchränkte, höchſt bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus dieſem Unternehmen etwas werden kann.“ 1804.

---

[*] An Sch. Stäfa 14. Oktober 1797.

[**] Mit einiger Ueberraſchung ſtößt man hier, im Jahr 1797, auf einen Quell der neueſten philoſophiſchen Begriffsterminologie — bei'm Vater Göthe. Eine andre Phraſe hatte Schiller anticipirt, wenn er (5. Januar 1798) findet, daß er „augenſcheinlich über ſich ſelbſt hinausgegangen

Das leuchtete, für Göthe'n, unſrem Schiller ein. Er fand die Idee ſehr glücklich; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffs, meinte er, werde da alles geiſtreiche Leben hervorgehen: „Es wird daran liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut.“

Neun Monate ſpäter war Göthe bereits mit der Motivirung der erſten Geſänge ſeines Epos beſchäftigt. Er wollte in dem Tell eine Art von Demos vorſtellen, und bildete ihn deßhalb als einen koloſſal kräftigen Laſtträger,

---

ſey.“ Ein drittes Schlagwort der Schule, das beliebte Wort „Dignität“ iſt an derſelben Quelle zu ſuchen. — Die Tellsfabel ſ. aus Ideler bei Hinrichs III, 291 f.

1801 rohe Thierfelle und ſonſtige Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen ſein Leben lang beſchäftigt, und, ohne ſich weiter um Herrſchaft und Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe treibend, nur die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In dieſem Sinne war er den reichen und höhern Landleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Göthe's Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken, oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann." *

Göthe pflegte aber nicht zu bilden, wenn die Mittel nicht ſchon bei der Hand waren; und da er über dieſe erſt hätte denken müſſen, ſo blieb der Stoff liegen. Als ſie ins neue Jahrhundert längſt eingetreten, vertiefte ſich Schiller in jene oft genug von dem Freund ihm geſchilderten Felſenwände der Schweiz, und hob, mit Göthe's Bewilligung, den Schatz, wo ihn dieſer bezeichnet. **

---

* Bei Hinrichs III, 285 f.

** „Beide (Schillers dramatiſcher und Göthe's epiſcher Tell) konnten recht gut neben einander beſtehen. Ich war zufrieden, daß Schiller den Hauptbegriff eines ſelbſtſtändigen, von den übrigen Verſchworenen unabhängigen Tell benutzte. In der Ausführung aber mußte er, der Richtung

Dieſem Stoffe mußten die angefangenen oder überdachten Stücke, die Malteſer, der falſche Demetrius (1801), der Warbeck (1802), die ſchon vor der Braut von Meſſina zurückgetreten waren, ſowie die 1803 concipirten „Kinder des Hauſes,“ ein dramatiſches Gemälde der Pariſer Polizei unter Ludwig XIV, weichen: denn es drängte Schillern, der Freiheit, der er in den Räubern und im Fiesko ſein erſtes blutiges Opfer dargebracht, für die er im Don Carlos ihre wärmſten Anhänger bluten laſſen, ein heiliges, gerechtes und blutloſes Opfer in ſeinem letzten Lebenstagewerke darzubringen. 1804.

Aber nur, weil der politiſche Stoff zugleich hoch poetiſch war, entſchied er ſich für ihn. Es ließ ſich freilich denken, daß er die tief realen Geſtalten des Göthe'ſchen Tell nicht, wie ſie waren, belaſſen, ſondern in ſeinen Idealismus überſetzen würde, denn „ſeine eigentliche Produktivität,“ ſagt Göthe, „lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er hierin ſo wenig in der deutſchen als in einer andern Literatur ſeines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiſte. Ich hätte gern geſehen, daß Schiller den Lord

---

ſeines Talents zu Folge, ſo wie nach den deutſchen Theaterbedürfniſſen einen ganz andern Weg nehmen, und mir blieb das Epiſch-ruhig-grandioſe noch immer zu Gebot, ſo wie die ſämmtlichen Motive, wo ſie ſich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Geſtalt annehmen.“ Göthe bei Hinrichs III, 290.

1801. Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten Geiſte würde geſagt haben.“[*]

Hier iſt nun auch die Stelle für des alten Heroen Grundworte über unſern Dichter. „Durch Schillers alle Werke,“ ſprach er zu Eckermann,[**] „geht die Idee der Freiheit,[***] und dieſe Idee nahm eine andre Geſtalt an, ſo wie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging, und ſelbſt ein anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle. Daß nun die phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar theils in der Natur ſeines Geiſtes, größerntheils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen. Dann aber, in ſeinem reiferen

---

[*] Eckermann I. 306.

[**] Ebend. 307 ff. den 18. Januar 1827.

[***] Hinrichs verallgemeinert dieß metaphyſiſch dahin, daß Schiller als der Dichter der Freiheit ſeine hohe Aufgabe, den Genius der Freiheit des [abſoluten] Geiſtes poetiſch geſtaltet zu haben, von den Räubern bis zum Wilhelm Tell durch alle ſeine Stücke fortſchreitend herrlich gelöſt habe. Somit blieb ihm nichts übrig, als zu ſterben, was er auch gethan hat. Kurz und auch deutlich zuſammengedrängt findet man dieſen Gedanken bei jenem Kritiker III. 309—314.

Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging 1804
er zu der ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren."

Daß Schiller jene rohe, phyſiſche Freiheit nicht mehr wollte, hatte er längſt gezeigt, und man hätte es, ohne jene ängſtliche Verwahrung in der Glocke, ſeinen Werken geglaubt: daß er aber immer noch auch die reale Freiheit, nur auf eine idealiſche Weiſe, verlangte, hat er in ſeinem Tell bewieſen. Entzweiung roher Kräfte, blinde Wuth der tobenden Parteien, Unterdrückung der Gerechtigkeit, ſchamloſe Befreiung des Laſters, Entweihung des Heiligen, Löſung des Ankers, an dem die Staaten hängen — mit Einem Worte Revolution galt ihm für etwas Abſcheuliches, Unbeſingbares: aber ein frommes Volk, das, ſich ſelbſt genug, nicht „fremden Gutes begehrt und, menſchlich ſelbſt im Zorn" bleibend, nur unwürdig erduldeten Zwang abwirft, das nannte er unſterblich und des Liedes werth, das zeigte er uns in dem Bilde, als in einem Spiegel, vor welchem jede Gewalt Mäßigung lernen kann.

Der Tell war von dem Dichter ergriffen worden, als kaum erſt die Braut von Meſſina aus ſeinem Geiſte entlaſſen war. Im Auguſt 1803 nannte er gegen Humboldt den Stoff noch ſehr widerſtrebend. Als die Vorſtellung von Shakſpeare's Julius Cäſar einen großen Eindruck auf ihn

1804 gemacht hatte, bezog er dieſen ſogleich auf ſeinen Wilhelm Tell, und ſprach: „mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich geſtern in die thätigſte Stimmung verſetzt!“ Mit dem Eingang in den Tell war Göthe zufrieden. Während des Aufenthalts der Staël entſtand das Grütli, und wurde der erſte Akt fertig. „Unter allen den widerſtreitenden Zuſtänden, die ſich in dieſem Monat häufen,“ ſagt Schiller (im Jan. 1804), „geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu ſeyn.“ Ueber den erſten Akt ſchrieb Göthe ſogleich: „Das iſt denn freilich kein erſter Akt, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünſche und [wovon ich] bald mehr zu ſehen hoffe. Meinem erſten Anblick nach iſt Alles ſo recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewiſſe Effekte berechnet ſind, hauptſächlich an.“ Dann macht er einige kleine Ausſtellungen, namentlich über eine damals von Schiller falſch gefaßte Stelle vom Kuhreigen, und ſchließt: „Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre ſchöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensintereſſe zu verſchaffen. Gruß und Heil!“ (13. Januar 1804.) Mitte Februars war Schiller mit ſeiner nie ſtockenden Arbeit dem Ziele nah, und bald überſendet er's dem Freunde, indem er „unter gegenwärtigen Umſtänden nichts weiter dafür zu thun weiß.“ Der Anblick des Stücks hatte Göthe'n ſehr vergnügt. Bald waren die Rollen

ausgetheilt, und noch vor Oſtern 1804* am 17. März 1804.
wurde das Stück zu Weimar gegeben, aber Schiller war Krankheits halber nicht dabei zugegen.**

Nach Göthe's Verſicherung hat Schiller im Tell die Ueberlieferung ſorgfältig ſtudirt und ſich alle Mühe mit der Schweiz gegeben. „Im Angeſicht von Tells Kapelle, am Ufer des Vierwaldſtetten-Sees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde," ſagt A. W. Schlegel, der den Tell für das vortrefflichſte Stück Schillers hält, „hätte dieſe herzerhebende, altdeutſche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darſtellung verdient, zur halbtauſendjährigen Gründung ſchweizeriſcher Freiheit aufgeführt zu werden."*** Nach Schlegel iſt er hier ganz zur Poeſie der Geſchichte zurückgekehrt, „die Behandlung iſt treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntſchaft mit der Schweizeriſchen Natur und Landesſitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit." Sitten und Charaktere konnte er zur Noth

---

* Nicht ſchon im Februar, wie Fr. v. Wolz. (II, 256) und Döring (2tes Leben S. 249) irrig behaupten. Vergl. den Briefwechſel Sch. u. G.

** Ueber Rollenvertheilung, Anordnung und Coſtum höre man Göthe'n, über die Scene mit den barmherzigen Brüdern, an der ſich Leute, die ſelbſt über die Luft ſtolpern, ärgern konnten, leſe man Schillern, beide bei Hinrichs III, 288—290.

*** Dramaturgie III, 413.

1804 aus Tſchudi und aus Johann v. Müllers Schweizeriſchen Geſchichten ſtudiren, und ein realiſtiſcherer Dichter hätte vielleicht tiefer aus dieſen Quellen geſchöpft. Aber woher hat Schiller die Natur, die ſich im Tell ſo abſpiegelt, daß Jeder, der jenes Stück früher geleſen hat, wenn er nun die Gegenden ſieht, ſchon einmal im verklärten Traume ſie geſchaut zu haben meint? Die kann ihm der Genius doch nicht im offenbarenden Geſichte gezeigt haben.

Wenn uns nicht Alles täuſcht, ſo iſt Ebels älteſtes Werk, deſſen „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (1798—1802)," das ſehr gründliche Mittheilungen über Natur, Volksſitte, und Sprachidiotismen dieſes Landes enthält, und mit ſeinen ſpätern Handbüchern wenig gemein hat, ſein Wegweiſer geweſen. Dieß Buch, obgleich es ſich nicht über den Schauplatz des Tell erſtreckt und hauptſächlich nur Appenzell und Glarus umfaßt, erſcheint als ein im voraus geſchriebener Commentar zu der Dichtung.

Ueber die Fehler dieſes herrlichen Drama's iſt man jetzt ſo einig, wie über ſeine Schönheiten, vor denen jene mit aller Kritik verſchwinden. Die Geſtalt des die Tragödie handelnd nur durchſchreitenden Helden iſt unvergleichlich, und die Nachwelt hat ihn in Eßlair verkörpert geſehen. Das Romanfräulein, die Tiraden Melchthals über das Licht, die Rohheit Tells gegen den Parricida, ein apologetiſcher Mißgriff, zu dem den Dichter Frauenrath verführt haben ſoll,* dieſe und manche andere Schwächen, wer ſieht ſie nicht, aber wer ſieht ſie noch — gegen das Gute, Wahre und Schöne gehalten, das durchs ganze Stück geht?** 1804.

Göthe kommt ins Feuer, wenn er zu Eckermann ſpricht:*** „Schillers Augen waren ſanft, alles Uebrige an ihm war ſtolz und großartig. Und wie ſein Körper, war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein, und betrachtete und wendete ihn hin und her, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden, und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm bei'm Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur und, ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt

---

* Göthe bei Eckermann II, 315: 16. März 1831.

** Das Lob des Einzelnen bei Hinrichs III, 299—303, und der Tadel 303—307.

*** Eckerm. I, 196 ff. 18. Jan. 1825.

1804. groß thun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach, und machte es ſo, wie ich's gerathen. — Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Schillers Talent war recht fürs Theater geſchaffen. Mit jedem Stück ſchritt er vor und ward vollendeter. — Er war ein prächtiger Menſch, und bei vollen Kräften iſt er von uns gegangen."

Schillers letztes Lebensjahr.

1804 bis 1805. Schiller, der ſein neueſtes Drama noch nicht geſehen hatte, reiste im Frühjahr 1804 nach Berlin. Hier hatte Iffland das Stück politiſch bedenklich gefunden, und es dem Cabinet zur Einſicht überliefert. Es wurde aber mit großem Beifall aufgenommen, und in acht Tagen dreimal gegeben. „Der Apfel," ſchrieb Zelter an Göthe, „ſchmeckt uns nicht ſchlecht, und die Caſſe verſpricht ſich einen guten Handel." Sonſt lobte er die Aufführung nicht beſonders; es ginge ſo langſam, daß er fürchtete, ſie kämen gar nicht damit zu Stande. Iffland war der Einzige, der wirklich ſchön ſpielte.* Dieſer empfing Schillern mit alter, warmer Freundſchaft, und that Alles, um den Schöpfungen ſeines Freundes in der Darſtellung die möglichſte Vollkommenheit zu geben. 1801 bis 1805. Auch der Wallenſtein wurde aufgeführt, und Schiller bewunderte, beſonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen, Ifflands Spiel. Fleck, der für den Wallenſtein geſchaffen ſchien, war leider ſchon todt. In der jungen Militärwelt regte ſich bei dem Stück eine Begeiſterung, die ihre Früchte erſt ſpäter trug. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil, und die Königin Louiſe, die ſich den Dichter vorſtellen ließ, deutete freundlich an, daß ſie es gerne ſehen würde, wenn Schiller ſich an Berlin feſſeln würde.

---

* Hinr. III, 290.

Es wurden ihm wirklich von dem preußiſchen Gouvernement großmüthige Anerbietungen gemacht, die den König und den Dichter gleich ehrten.* Aber Schiller konnte ſich nicht entſchließen.

In Berlin drängte ſich ihm eine große, mannichfaltige Weltanſchauung auf, und er betrachtete die Bildungsſtufe, auf welche der große Friedrich ſein Volk gehoben, als deſſen ſchönſtes Monument. Das Bedeutende aus allen Cirkeln kam dem Dichter mit Antheil und Wohlwollen entgegen, beſonders erfreute er ſich der Bekanntſchaft des genialen

---

* Es ward ihm ein Jahrgehalt von mehreren Tauſend Thalern, ein Platz in der Akademie, und der Gebrauch einer Hofequipage angeboten. Das Nähere ſeiner Weigerung ſ. bei Fr. v. Wolz. II, 263 f. wo wir auch erfahren, daß Schiller fortwährend vom Fürſten Primas edelmüthig unterſtützt wurde.

1801 bis 1805 Prinzen Louis, den uns Rahel in ſeinem vollen, ſo früh fürs Vaterland in unglücklicher Schlacht vergeudeten Leben geſchildert hat. Auch öffentliche Triumphe, im Theater und auf der Straße, feierte Schiller hier.* Er ſelbſt nahm dieß Alles mit dem gewohnten, ſtillen Sinne auf; aber es ward ihm dadurch ein lebendiges Gefühl ſeiner ſchaffenden Kraft.

Nach Weimar zurückgekommen machte der beſcheidene Mann, nach dem Maßſtabe der dortigen Verhältniſſe, keine weiteren Anſprüche. Aber der Herzog, im edeln Stolz, ein ſo ausgezeichnetes Talent ſich zu erhalten, that aus eigener Bewegung, was möglich war, um Schillern eine ſorgenfreie Zukunft zu verſichern.

Die Niederkunft ſeiner Gattin führte ihn im Juli 1804 nach Jena, da ſie zu ihrem alten Hausarzt Starke ein ausſchließliches Vertrauen hegte. Eine Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal zog ihm eine Erkältung zu, und während die Entbindung ſeiner Frau von einer geſunden Tochter** im untern Zimmer leicht und glücklich erfolgte, litt er im obern die bitterſten Qualen an einer Unterleibsentzündung. „Ich habe,“ ſchreibt er nach Weimar an Göthe den 3 Aug.,

---

* Varnhagens Denkwürdigkeiten II, 63.

** Emilie von Schiller, an den Baron von Gleichen, den älteſten Sohn des liebenswürdigen Hausfreundes der Lengefeld'ſchen Familie verheirathet, und auf deſſen Gute Bonnland in Baiern lebend.

1804 bis 1805.

„freilich einen harten Anfall ausgeſtanden, und es hätte leicht ſchlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet; alles geht nun wieder beſſer, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche große Nervenſchwächung in ſolch einer Jahreszeit iſt in der That faſt ertödtend, und ich ſpüre ſeit den acht Tagen, daß mein Uebel ſich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der Appetit wieder ganz hergeſtellt iſt.“

Alle Jahre projektirte Schiller eine Reiſe nach Franken, die aber nie ausgeführt wurde. Bei dieſer Gelegenheit hoffte er auch vergebens, ſeine Schweſter Louiſe, die Pfarrerin in Cleverſulzbach, in ihrer Kinderſtube einmal zu überraſchen, und ihnen von ſeinen „kleinen Närrchen“ zu erzählen oder ſie gar zu bringen. Inzwiſchen wurde der Schwager auf die Stadtpfarrei Möckmühl befördert, ein Ereigniß, an dem der treue Bruder noch ſechs Wochen vor ſeinem Tode den innigſten Antheil nahm. „Ja wohl iſt es eine lange Zeit, gute, liebe Louiſe, daß ich dir nicht geſchrieben habe,“ ſagt er am 27. März 1805, „aber nicht vor Zerſtreuungen habe ich dich vergeſſen, ſondern weil ich in dieſer Zeit ſo viel harte Krankheiten ausgeſtanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Geneſung aufgegeben. In einer ſolchen Stimmung theilt man ſich nicht gerne mit, 1804 bis 1805. und nachher, da ich mich wieder beſſer fühlte, befand ich mich meines langen Stillſchweigens wegen in Verlegenheit, und ſo wurde es immer aufgeſchoben. Aber nun, da ich durch deine ſchweſterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er ſoll, ſo Gott will, nicht wieder abgeriſſen werden .... Wie betrübt es mich, liebe Schweſter, daß deine Geſundheit ſo viel gelitten hat, und daß es dir mit deiner Niederkunft wieder ſo unglücklich gegangen. Vielleicht erlauben dir eure jetzigen Verhältniſſe, dieſen Sommer ein ſtärkendes Bad zu gebrauchen .... Sorge ja recht für deine Wiedergeneſung .... Auch deiner Kinder wegen wünſchen wir euch zu dem neuen Aufenthalt Glück. Auf dem Lande muß es gar ſchwer ſeyn, die Kinder für eine beſſere Beſtimmung zu erziehen, da es ſowohl an Lehrern als an einer ſchicklichen Geſellſchaft fehlt. — Von unſerer Familie wird dir meine Frau weitläufiger ſchreiben. Unſre Kinder haben dieſen Winter alle die Windblattern gehabt, und die kleine Emilie hat viel dabei ausgeſtanden. Gottlob, jetzt ſteht es wieder ganz gut bei uns, und auch meine Geſundheit fängt wieder an, ſich zu befeſtigen.* Tauſendmal umarme ich dich, liebe Schweſter, und auch den lieben Schwager, den ich näher

---

* Ach! er verwechſelte die immer blühendere Geſundheit ſeines Geiſtes mit der leiblichen!

zu kennen von Herzen wünſchte. Küſſe deine Kinder in 1804 bis
meinem Namen. Möge euch Alles recht glücklich von 1805.
Statten gehen, und recht viel Freude zu Theil werden.
Wie würden unſere lieben Eltern ſich eures Glückes gefreut
haben, und beſonders die liebe Mutter, wenn ſie es hätten
noch erleben können. Adieu, liebe Louiſe. Von ganzer
Seele dein treuer Bruder Schiller."*

So hatte die große Seele bei allen Sorgen des Genius noch Raum für die kleinſten Sorgen der Geſchwiſterliebe.

Während ſein Körper hinwelkte, trug ſein Dichtergeiſt fortwährend Blüthen, und neue Knospen wollten anſetzen. Im J. 1804 entſtand von lyriſchen Gedichten das „Berglied," „der Alpenjäger," „Wilhelm Tell;" von dramatiſchen „die Huldigung der Künſte," auf Göthe's freundliches Dringen zum Empfange der liebenswürdigen jungen Erbprinzeſſin, der Großfürſtin von Rußland, in wenigen Tagen geſchrieben.** Dann ging er an den falſchen ruſſiſchen Demetrius, von dem ſchon 1801 die Rede war.***

---

* Bei Boas II, 487—490.

** Dieſer Prolog brachte im Theater die edelſte Rührung hervor. Die Erbprinzeſſin weinte vor Wehmuth und Freude. H. Voß, S. 29 f.

*** Am 12. Juli 1801 ſpricht Göthe von Schillers unterſchobenem Prinzen. — Oder ſollte Warbeck damit gemeint ſeyn? Ueber den Demetrius ſ. auch Boas III, 45.

Der letzte Winter. Inneres Leben des Dichters.

1805 Schillers phyſiſche Kräfte hatten ſeit dem Krankheitsanfall in Jena ſichtlich abgenommen; ſeine Geſichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, ſo daß er die Schwägerin, die dieß erzählt, oft erſchreckte. „Leider gehts uns Allen ſchlecht,“ ſchreibt Schiller aus ſeinem Hauſe als einem Lazareth an Göthe (14. Januar 1805), „und der iſt noch am beſten dran, der [wie ich] durch die Noth gezwungen, ſich mit dem Krankſein nach und nach hat vertragen können. Ich bin recht froh, daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſetzung [Racine's Phädra] zu beſchäftigen. So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen, und ich habe indeſſen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächſten acht Tage dran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung ſetzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, ſo werde ich eine neue, halbmechaniſche Arbeit hervorſuchen müſſen.“ So vom zerrüttenden Gewühle des bittern Schmerzens, wie die Muſe ſeines Freundes ſingt, kaum wieder aufblickend, arbeitete er mit keuſchem Künſtlerſinn an ſeiner Aufgabe fort.

Mit den Seinigen ward oft von ihm über den Demetrius geſprochen: den Plan hatte er entworfen, und jetzt begann er wirklich die Bearbeitung der einzelnen Scenen.

Die Verbindung der herzoglichen Familie von Sachſen-weimar mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe war natürlich oft der Gegenſtand der häuslichen Geſpräche. Da ſagte er denn eines Abends, von ſeinem Demetrius feiernd: „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen —“ dann ſchwieg er. Am folgenden Tage den Gedanken wieder aufnehmend, ſprach er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.“

Der Plan des Demetrius, wie er jetzt iſt, kann überladen genannt werden. Schiller hätte ihn ohne Zweifel vielfach modifizirt. Von den fertigen Scenen iſt die Kloſterſcene und Marfa's Monolog das ſchönſte; von den ſchon auftretenden Charakteren verſprachen nächſt Marfa Demetrius und Marina das meiſte. Im Ganzen erſcheint die Anlage des „Warbeck“ anziehender, lichter und origineller. Von den „Kindern des Hauſes“ exiſtiren zwei Plane. Das Stück wäre dem Objekte nach ein Rückſchritt Schillers geweſen.

Göthe hatte inzwiſchen die drei erſten Akte der Phädra mit vielem Antheil geleſen, und die beſte Hoffnung davon; er fand die Diction vorzüglich gut gerathen, und corrigirte nur hier und da einen Hiatus oder verwandelte zwei kurze Sylben in einen Jambus. Schon lange hatte er, ſelbſt unwohl, dem Dichter „Wohlſeyn und Stimmung“ gewünſcht.

1805. Ein paar Zeilen von Göthe vermochten unſern verzagenden Freund aufzurichten, und ſeinen Glauben zu beleben, „daß die alten Zeiten zurückkommen können.“

Aber das Pochen des Todes wurde zu laut. „Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von fünf Monaten auszuſtehen gehabt,“ heißt es in einem Billet vom 22. Februar, „haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall ſcheint nur die allgemeine epidemiſche Urſache gehabt zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark, und hat mich in einem ſchon ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir eben ſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde; und beſonders habe ich Mühe, eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt.“

In dieſen trüben Tagen erheiterte ihn von Auſſen ein poetiſcher Sonnenblick, aus der Dialektspoeſie des Schwaben, Hebels zu Carlsruhe, und des Franken, Grübels zu Nürnberg.* Wenn ſich der Wind legte, wollte er ſogar wagen, das Haus zu verlaſſen und den Freund zu beſuchen.

Schon bereitete ſich die große Reiſe vor, die alle Lebenden erwartet, als ihn die Reiſeluſt der früheſten Jugend wieder anwandelte. Er wünſchte das Meer zu ſehen, und ſuchte in Gedanken den kürzeſten Weg; das liebe, kleine, grüne Thal von Bauerbach in ſeiner Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantaſie, auch das wünſchte er ſchon lange wieder zu ſehen; endlich, wie Virgil zuletzt noch den Schauplatz ſeiner nationalen Dichtung beſuchte, ſo fühlte auch er, im letzten Frühlinge ſeines Lebens, ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Heimath Tells mit ſeiner Schilderung zu vergleichen. Dahin richteten ſich nun auch die Plane der Seinigen. Er hörte ſie an, aber ſagte mehrmals: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinauserſtrecken!* So wenig verließ ihn die Ahnung eines kurzen Lebens.

---

* An Göthe V, S. 306, ohne Datum.

Dieſer Frühling machte ihm auch Herders „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit,“ die ihm früher nicht lebendig geworden waren, lieb. „Ich weiß nicht, wie es mir iſt,“ ſagte er zur Schwägerin, „dieß Buch ſpricht mich jetzt auf eine ganz neue Weiſe an!“

Immer inniger wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende ſeines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern die welthiſtoriſche Wirkung der Lehre Chriſti, und die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters erfüllte.** Einmal, als er die Schwägerin im Livius leſen ſah, bemerkte er: „da der Glanz und die

---

* Fr. v. Wolz. II, 269 ff.

** Ebendaſ. II, 306.

Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menſchen erblühen konnten, untergegangen war, ſo mußte nothwendig Neues entſtehen. Das Chriſtenthum hat die Geiſtigkeit des Daſeyns erhöht, und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnet.“

Schiller hätte nicht ſo ſprechen können, wenn er, am Ziele ſeines Lebens — wie er dieſes voraus empfand — jene Ausſicht für eine Täuſchung gehalten hätte. „Der Sinn des Wahren lebte in ihm,“ nach der Verſicherung ſeiner Geiſtesvertrauten,[*] „immer wieder auf, wie auch der Genius im Geſtalten und Bilden ſich verirren und verlieren konnte. Er hatte Worte der Herzensdemuth, der wahren Religion; von Liebe, von Gott ſprach er nur in den reinſten Momenten. Glauben ſollen kann man ja keinem Denkenden zumuthen — Glauben finden war ihm immer wohlthätig. Beiſpiele immediater Gotteshülfe in unverſchuldeter Noth erkannte er mit Rührung; die Lehre des Erlöſers ehrte er immer als höchſten Ausſpruch in der Menſchheit. Ja, der Ruf des Herrn drang an ſein Herz.“[**]

---

[*] Zuſchrift der Frau v. Wolz. an den Verf. dieſer Lebensbeſchreibung, vom 25. Jenner 1840.

[**] Hier erinnern wir auch an jenes ältere Wort Schillers (in der Abhandlung über Anmuth und Würde, Einbändige Ausg. S. 1160, a): „Majeſtät hat nur das Heilige.

Einer der letzten und lichteſten Ausſprüche des großen Geiſtes über ſeine Poeſie und Philoſophie iſt in dem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt enthalten, der am 2. April 1805 geſchrieben ward. „Noch hoffe ich," heißt es hier, „in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben; einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle andern von dem Zeitenſtrom ergriffen, er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe." 1805

Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſo bald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird. — Wer mir in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen."

Und von der Philoſophie ſagt er: „die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohle Formeln verſcheucht, ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben.“

Dann wirft er auf den Zuſtand der poetiſchen Literatur einen Blick. Sein Widerwille gegen die romantiſche Schule läßt ihn hier alles ſchwärzer ſehen, und er ſeufzt: „Um die poetiſche Produktion in Deutſchland ſieht es kläglich aus, und man ſieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächſten dreißig Jahre herkommen ſoll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poeſie weiß ich Ihnen ſeit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbilds beſteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenſtein und meine Braut von Meſſina vielfach hervorgebracht, aber man iſt auch nicht einen Schritt weiter gefördert.“

Schillers letztes Billet an Göthe iſt vom 24. April 1805 und ſchließt mit dem Abſchiedsworte: „Leben Sie recht wohl und immer beſſer!“

1805. Die letzten Lebenstage des edeln Dichters heiterte nicht wenig die Liebe auf, mit welcher ſich Heinrich Voß, der auch zu kurzem Erdenleben beſtimmte Sohn des langelebenden Johann Heinrich, ihm näherte und mit kindlicher Innigkeit widmete. Der junge Mann, damals 25 Jahre alt, war im Sommer 1804 von Jena herübergekommen, 1804. und bald täglich bei Göthe und Schiller. Seine Mittheilungen aus dieſer letzten Zeit des Dichters ſind von unſchätzbarem Werthe.* Er ſchildert uns jeden Sonnenblick von Luſt, den er an dem geliebten Meiſter bemerkt. „Schiller war," ſchreibt er nach der Krankheit des Dichters, am 22. Auguſt 1804, „eine Zeit lang unwohl; aber ſeit vorgeſtern erholt er ſich ſichtbar. Geſtern beſuchte ich ihn, und blieb auf ſeine Bitte zum Abendeſſen; da war er kindlich froh und heiter. Es iſt eine Freude, den Mann von ſeinem Leben erzählen zu hören, beſonders, wenn er in ſeine komiſche Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in ſeiner Miene; ich möchte es ein ernſthaftes Lachen nennen, welches ſeine majeſtätiſche Phyſiognomie von dem zu großen Ernſte etwas herabſtimmt und mildert. Der Mann iſt ganz Wohlwollen, ſeine ruhige heitere Seele iſt für Alles empfänglich, was einem Herzen nur wohlthun

---

* Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, herausgegeben von Abraham Voß. Heidelb. Winter 1834.

1804. kann; er ſagt ja in einem Gedichte: alle Menſchen ſollen leben — und das iſt die fortdauernde Stimmung ſeines Gefühls: Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Weſen. Ich halte den Dichter Schiller ſehr hoch, aber den Menſchen viel höher, und die meiſten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, ſondern durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menſchen." Zu Göthe war ſeine Ehrfurcht größer, zu Schiller die Liebe gränzenlos. Oft fand er ihn auſſerordentlich heiter, und vor Weihnachten 1804 war er auf der Redoute mit Schiller, Riemer und andern Freunden bei einigen Flaſchen Champagners „überaus ſelig." Schiller war da in der Verfaſſung, „in welcher er das Lied von der Freude gedichtet haben muß." Wirklich iſt „ſein Hauptcharakter Liebe und Wohlwollen gegen alle Weſen, die er an ſein Herz drücken möchte." Am andern Tag, in der Loge, verſprach er die Geſellſchaft in ſeinem Hauſe zu bewirthen. „Aber unter uns wollen wir ſeyn, damit wir nicht geſtört werden," fügte er mit ſchalkhafter Miene auf Frau und Schwägerin leiſe hinzu.

1805 Aber nicht nur in den Momenten der geſelligen Luſt war der gute Voß Schillers Gefährte, auch in den Leidenstagen wich er nicht von ſeiner Seite, und gegen Ende Januars 1805, als Göthe und Schiller zugleich krank waren, wachte er zwei Nächte bei Göthe und zwölf bei Schiller. „Göthe iſt ein etwas ungeſtümer Kranker," erzählte er. „Schiller aber die Sanftheit und Milde ſelber.

Wie litt der Mann, als ich zum erſtenmal bei ihm wachte, 1805.
und wie männlich und heiter ertrug er es! Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat ſie hinunterzugehen, um ſich Ruhe zu geſtatten. Als ſie noch etwas zögerte, bat er dringender, und was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungeſtüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da ſank Schiller mir bewußtlos in die Arme. Aus Schonung für die Frau hatte er ſich Gewalt angethan. Auch an den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröſtet, wenn eines von ſeinen Kindern kam, beſonders wenn ihm ſein jüngſtes, ſechsmonatliches, gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, welche ſich nicht beſchreiben läßt, anblickte. Und ſo hat er mir während ſeiner Krankheit geſagt, was er ſo gerne geſteht, daß er nur ſeiner Kinder wegen, die nicht vaterlos ſeyn dürften, zu leben wünſche." *

Letzte Krankheit und Tod. **

Auch zu ſeiner Schwägerin hatte Schiller auf dem letzten Spaziergange, den er mit ihr durch den Park von

---

* Die weitere Geſchichte dieſer Krankheit ſiehe bei Voß S. 45—49.

** Dieſer Abſchnitt und der folgende gründen ſich auf eine von uns verſuchte Harmonie zwiſchen den Nachrichten von

1805. Weimar machte, geſagt: „Wenn ich nur noch ſo viel für die Kinder zurücklegen kann, daß ſie vor Abhängigkeit geſchützt ſind; denn der Gedanke an eine ſolche iſt mir unerträglich!“ Zugleich war ihm ſehr viel daran gelegen, daß ſeine Söhne etwas lernten. Den Unterricht und ihre Fortſchritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit für ihre künftige Exiſtenz Plane, deren Genehmigung er der Vorſehung überlaſſen mußte. An Humboldt hatte er am 2. April geſchrieben:

„Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixiren, wiſſen Sie, und auch, daß mich der Herzog von Weimar in die Umſtände geſetzt hat, mit Aiſance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatiſchen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht, ſo bin ich in den Stand geſetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigſtes Jahr ſo fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit

---

Göthe, Fr. v. Wolzogen, Voß, dem Verf. der Skizze, v. Froriep, Carlyle und Döring. Es finden ſich ſelbſt bei den Augenzeugen namhafte Differenzen, und dem ſcharfſinnigen Zweifel eines künftigen Jahrtauſends bleibt unbenommen, nach Einſicht der Akten das Urtheil zu fällen, daß der ganze Hergang wohl eine Mythe ſeyn dürfte, und Schiller, wenn er überhaupt gelebt habe, zwar auch geſtorben ſey, und begraben worden, man aber durchaus nicht beſtimmen könne, wie.

zu verſchaffen. Sie ſehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein ſolches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.“ 1805.

Mittwoch den erſten Mai kündigte ſich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie man ſolche bei ihm ſchon gewohnt war. Er ſelbſt fühlte ſich nicht bedenklicher krank, als ſonſt, empfing Freunde, ließ ſich gern unterhalten. Cotta's Beſuch auf deſſen Durchreiſe nach Leipzig erfreute ihn: aber die Geſchäfte wurden bis auf ſeine Rückkunft verſchoben. Er ſchien im Januar kränker geweſen zu ſeyn. Damals hatte er ſich wieder ganz erholt, wurde kindlich fröhlich, zählte die Biſſen, die er aß, freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen könne, ließ die kleine Karoline in der Kaffeeſtunde „ſchmarotzen,“ nahm den Säugling Emilie auf den Arm, küßte ſie, und ſah ſie mit einem Blicke voll verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. Er fuhr wieder fröhlich ſpazieren, ſah den unbelaubten Bäumen den Frühling an, machte Reiſeplane ans adriatiſche Meer — nach Curhafen — zu den gaſtfreien Dithmarſen. Zwölf Tage vor ſeinem Tode war er noch bei Hofe geweſen. „Ich half ihn ſchmücken,“ ſagt Voß, „und freute mich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide.“ So ſchien alles berechtigt, wieder zu hoffen.

1805 Zwei Tage darnach war er zum leztenmal im Schauſpiele, „das ihm noch glücklich ein holdes Lächeln abgewann." Als am Schluſſe des Stückes Voß ſeiner Gewohnheit gemäß, in ſeine Loge hinaufging, um ihn nach Hauſe zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. So wie er nach Hauſe kam, wurde ein Punſch gemacht, durch den er ſich zu erholen pflegte. Aber am folgenden Morgen lag er zwiſchen Schlafen und Wachen auf dem Sopha ausgeſtreckt, und rief dem jungen Freunde mit hohler Stimme entgegen: „da liege ich wieder!" Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes.

Der gute Voß erbot ſich wieder zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit ſeinem treuen Diener, und den Tag über hatte er Frau und Schwägerin am liebſten um ſich. Am meiſten ſchmerzte ihn die Unterbrechung des Demetrius, und den Monolog der Marfa fand Herr von Wolzogen, der erſt nach Schillers Tode von Leipzig und der Großfürſtin zurück kam, auf ſeinem Schreibtiſch. Es waren wahrſcheinlich die letzten Zeilen, die er geſchrieben.

Starke, ſein Jenenſer Hausarzt, war mit den Herrſchaften in Leipzig. Schiller beruhigte aber die Aengſtlichkeit der Seinigen mit der Verſicherung, daß er durchaus nach deſſen Methode behandelt werde.

Bis zum ſechsten Tage blieb ſein Kopf ganz frei; er ſann über ſeine Krankheit nach und glaubte eine Methode

gefunden zu haben, die ſeinen Zuſtand verbeſſern müſſe.
An Anſtalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr da wäre, dachte er nicht.

Am ſechsten Mai, Montag Abends, fing er an, oft abgebrochen zu ſprechen, doch nie beſinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart war klar, nur Heterogenes mußte entfernt werden. „Thut es doch gleich hinaus," ſagt er von einem Blatte des Freimüthigen, „daß ich mit Wahrheit ſagen kann, ich habe es nie geſehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeſchichten, da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen!" Aber er konnte das Vorleſen nicht mehr ertragen.

An dieſem Tag etwa beſuchte ihn Voß wieder. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Citronen herein. Er griff haſtig nach einer, legte ſie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Von da an ſtellten ſich Fieberphantaſien andauernd ein. Er ſoll viel von Soldaten und Kriegsgetümmel phantaſirt haben, als zeigten ihm ſeine Träume prophetiſch die Schrecken, die Weimar das Jahr darauf, nach der Schlacht bei Jena, von der franzöſiſchen Plünderung auszuſtehen hatte.*

---

* Dieſe Scenen findet man berührt von Heinr. Voß S. 77 ff. und lebendig erzählt von einem Augenzeugen, von Reinbeck, in ſeinen Reiſeplaudereien II, 19—60.

Am Abende des ſiebenten wollte er mit der Schwägerin, wie gewöhnlich ein Geſpräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menſchen erregen müſſe. Sie antwortete zögernd, um ihn ruhig zu erhalten. Er fühlte es, und ſagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr verſteht, und ich mich ſelbſt nicht mehr verſtehe, ſo will ich lieber ſchweigen.“

Vor kurzem hatte er ein Geſpräch über den Tod mit den nachdenklichen Worten beſchloſſen: „Der Tod kann kein Uebel ſeyn, weil er etwas Allgemeines iſt.“ Auch jetzt ſchien ihn der Gedanke an die Ewigkeit zu beſchäftigen; vor dem Erwachen aus einem Schlummer rief er: „Iſt das eure Hölle, iſt das euer Himmel?“ dann ſah er ſanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröſtende Erſcheinung. Damals vielleicht ſagte er: „es würden ihm jetzt viele Dinge licht und klar.“ *

Er aß etwas Suppe und ſprach zu der Abſchied nehmenden Freundin: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille iſt.“ Der Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, ſagte, daß er viel aus Demetrius recitirt; einigemal hab' er auch Gott angerufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren.

---

* Carlyle S. 281. Aber was dieſer (mit der Skizze S. 57 und 59) vom Abſchiednehmen und von letzten Verordnungen Schillers ſagt, wäre von den Augenzeugen ſeines Todes gewiß nicht verſchwiegen worden.

Der Morgen des achten Mai war ruhig. Aus dem 1805 Schlummer erwacht, verlangte er nach ſeinem jüngſten Kinde. Es wurde gebracht; er wandte ſich mit dem Kopf um, faßte es bei der Hand und ſah ihm mit unausſprechlicher Wehmuth ins Geſicht. Dann fing er an, bitterlich zu weinen, ſteckte den Kopf ins Kiſſen und winkte, daß man das Kind wegbringen ſollte.

Als die Schwägerin gegen Abend kam, vor ſein Bett trat und fragte, wie es gehe, drückte er ihr die Hand und ſagte: „Immer beſſer, immer heiterer," und ſie fühlte, daß er es in Bezug auf ſeinen innern Zuſtand ſprach. Er verlangte in die Sonne zu ſehen, der Vorhang wurde geöffnet; mit heitrem Blicke ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl, und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß. *

---

* Unter dem gleichen Verlangen war 106 Jahre früher auch ein deutſcher Dichter im gleichen Alter mit Schiller geſtorben. Der Freiherr von Canitz, zu Berlin an der Bruſtwaſſerſucht im 45ſten Lebensjahre erkrankt, hatte ein bejahrtes Fräulein, eine Verwandte ſeiner zweiten Frau, bei ſich zur Wartung. Dieſe bat er Freitags den 11. Aug. 1699 mit anbrechendem Tage, nachdem er ſich vorher ganz hatte ankleiden laſſen, daß ſie ihn, damit er friſche Luft ſchöpfen könnte, ans Fenſter führen möchte. Er öffnete es, betrachtete die eben aufgehende Sonne mit unverwandten und freudigen Augen und rief: „Ey, wenn das Anſchauen dieſes irdiſchen Geſchöpfes ſo ſchön und erquickend iſt, wie viel mehr wird

1805. Noch in der letzten Nacht ſaß er aufrecht im Bett und ſprach mit großer Kraft, beſonders über die bevorſtehende Reiſe ſeiner Frau ins Bad. Am neunten Mai, Donnerſtag Morgens, trat Beſinnungsloſigkeit ein; er ſprach unzuſammenhängende Worte, meiſt in Latein. Ein verordnetes Bad nahm er ungern, aber ergeben, wie er immer war. Der Arzt hatte ein Glas Champagner verordnet; es war ſein letzter Trunk. Bruſtbeklemmungen ſtellten ſich ein; er ſah die Seinen mit ſtarrem und irrem Blicke an. Gegen drei Uhr Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu ſtocken. Um 4 Uhr forderte er Naphta, aber die letzte Sylbe erſtarb auf ſeinem Munde. Er verſuchte zu ſchreiben, brachte aber nur 3 Buchſtaben hervor, in denen jedoch noch der Charakter ſeiner entſchiedenen Schriftzüge kenntlich war.

Seine Gattin kniete am Bette, er drückte ihr noch die dargebotene Hand. Die Schwägerin ſtand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und legte gewärmte Kiſſen auf die erkaltenden Füße. Jetzt fuhr es wie ein elektriſcher Schlag über ſein Geſicht; das Haupt ſank zurück; die tiefſte Ruhe

---

mich der Anblick der unausſprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers ſelbſt entzücken!" Mit dieſen Worten ſank er, vom Steck- und Schlagfluſſe befallen, dem ihn aufhaltenden Fräulein todt in die Arme. Canitz Gedichte nebſt deſſen Leben von J. A. König. Leipz. u. Berl. 1727. S. CLXX.

1805. verklärte ſein Antlitz; ſeine Züge waren die eines ſanft Schlafenden.

„Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen.“

Eindruck in Weimar und auf Göthe. Begräbniß.

Schnell verbreitete ſich die Schreckensnachricht durch Weimar. Der Abend, an dem der Dichter ſtarb, war ein Theaterabend. Kein Schauſpieler wollte ſpielen, und Mlle. Jagemann ſetzte es durch, daß das Theater geſchloſſen blieb.*

Der Anblick des Trauerhauſes, welchem Beweiſe der herzlichſten Theilnahme von allen Seiten zuſtrömten, war herzzerreißend; der Jammer der Gattin unbeſchreiblich. Karl, der älteſte Knabe, eilf Jahre alt, lag auf dem Boden, und wehklagte, vom fürchterlichſten Schmerz zerriſſen. Der kleine, neunjährige Ernſt ſaß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte ruhiger. Das ältre Töchterchen, Karoline, ein Kind von fünftehalb Jahren, wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. „Der gute Papa iſt todt,“ ſagte

---

* So Fr. v. Wolz. II, 279. Nach andern geſchah dieß am Sonnabend.

1805. ſie ganz ruhig, und erſt als ſie das Weinen der Mutter bemerkte, verbarg ſie weinend ihr Geſicht in der Mutter Schooß.*

Wir ſehen uns jetzt nach Göthe, dem vertrauteſten Kenner und Freunde des Geiſtes um, der ſo eben die Welt verlaſſen hatte. Sie waren zu Anfang dieſes Jahres beide zu gleicher Zeit krank darniedergelegen und konnten ſich damals weder ſehen noch ſchreiben. Schiller hatte ſich zuerſt erholt. Kaum konnte er wieder ausgehen, ſo beſuchte er „ſeinen lieben Göthe." Voß war bei dieſem Wiederſehen zugegen, und es rührte ihn jedesmal, ſo oft er daran dachte. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen, herzlichen Kuſſe, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner ſprach von ſeiner Krankheit, beide genoſſen nur der Freude, wieder vereinigt zu ſeyn.

In den letzten Tagen Schillers war Göthe ſelbſt wieder unwohl und ungemein niedergeſchlagen. Einmal fand ihn Voß im Garten, Thränen in den Augen. Am Morgen des Neujahrstages 1805 hatte Göthe an den Freund ein Gratulationsbillet gerichtet. Als er es wieder durchlas, fand er geſchrieben: „der letzte Neujahrstag" ſtatt „der wiedergekehrte" oder dergleichen.** Erſchrocken zerriß er's und begann ein neues. Bei der ominöſen Zeile angekommen, hatte er Mühe, nicht wieder vom letzten zu ſchreiben. Denſelben Tag erzählte er dieß einer Freundin, und „ihm ahne," ſagte er, „daß entweder Er oder Schiller in dieſem Jahre ſcheiden werde." 1805.

---

* Voß 52 f. Aus demſelben das Folgende, 60ff.

** So Voß S. 59. In dem vorhandenen Billet (Briefw. VI, S. 285) heißt es: „Hier zum neuen Jahr, mit den

Bei jenem Gang im Garten berichtete Voß ihm vieles von Schiller. „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig," antwortete Göthe abbrechend. Als nun Schiller geſtorben war, berieth man ſich mit großer Sorglichkeit, wie es Göthe'n beizubringen wäre. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Heinrich Meyer war bei ihm, als endlich draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſey todt. Meyer, hinausgerufen, mochte nicht wieder ins Zimmer zurück, und ging lieber, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, läßt ihn wenig Tröſtliches erwarten. „Ich merke es," ſagt er endlich, „Schiller muß ſehr krank ſeyn." Die übrige Zeit des Abends war er in ſich gekehrt. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?" Beim der „ſehr" fing die Freundin zu ſchluchzen an. „Er iſt todt?" fragte Göthe

---

beſten Wünſchen, ein Pack Schauſpiele." Wahrſcheinlich war Göthe'n in die Feder gekommen: „Hier zum letzten neuen Jahr —."

1805. mit Feſtigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen,“ antwortete ſie. „Er iſt todt!“ wiederholte Göthe, und bedeckte ſich die Augen mit den Händen.

Am andern Morgen ſchien der Jammer erſt recht bei den Bewohnern Weimars eingekehrt. Die unbekannteſten Menſchen, die ſich begegneten, theilten ſich ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob Jeder das Nächſte verloren hätte. Keiner hatte im Hauſe Ruhe. Alles irrte auf den Straßen und im Parke umher. Derſelbe Eindruck des Schreckens ging durch ganz Deutſchland.*

---

* Der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung war damals ein Knabe von dreizehn Jahren. Er brachte von Stuttgart aus die Ferien und Feiertage dieſes Frühjahrs in Ludwigsburg, dem Jugendaufenthalte Schillers, in dem gaſtlichen Hauſe der Verwandten eines Geſpielen zu. Die Wohnung hatte ein Hinterhaus mit Gartenſaal, wo die Kunſt eines ältern Genoſſen, der auf der Schwelle der Hochſchule ſtand, mit ſammt den Stücken ein Theater geſchaffen, auf dem wir Kinder in einem Geſchmacke, der zwiſchen den Kreuzfahrern und der Jungfrau von Orleans mitten durch ging, zu ſpielen pflegten. In der Wohnſtube lag in Taſchenformat eine Neuigkeit, Schillers Tell, aufgeſchlagen, von dem auch wir Knaben nippen durften, und unſre Phantaſie träumte von nichts als Schweizerſeen und Alpenhintergründen. Mitten in dieſen Genüſſen kam die Nachricht, Schiller ſey todt. Welcher Schrecken auf allen Geſichtern! Wie durchzückte uns Jungen der mitempfundene Schmerz! Mit hängenden Köpfen ſchlichen wir im

Die Sektion des Leichnams wurde im Beiſeyn des Hausarztes der Frau v. Wolzogen, des Doktors Herder, eines der Söhne des berühmten Herder, vorgenommen. Man hatte den linken Lungenflügel deſtruirt, die Herzkammern faſt ganz verwachſen, die Leber verhärtet, die Gallenblaſe außerordentlich ausgedehnt gefunden.* Jetzt erinnerte ſich die Schwägerin, daß ihr Schiller, als er das letztemal mit ihr ins Theater fuhr, geſagt: „ſein Zuſtand ſey ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr.“ Herder verſicherte, auch geneſen von dieſem Fieber, würde er, nach dem Zuſtande der Lunge, nicht über ein halbes Jahr gelebt und ſchwere Beängſtigungen erduldet haben. 1805.

Für Gall wurde ein genauer Abdruck ſeines Schädels genommen.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verſtorbenen gemäß angeordnet und fand in der Mitternachtsſtunde **

Hauſe herum, und durch den ewigen Regen jenes trübſeligen Maimonats nach dem Hinterhauſe, wo die ſchönen, grünen Waldkouliſſen uns wie verwelkt anſahen. Wir mochten nicht mehr Theater ſpielen.

* Schiller, eine Skizze. S. 58.

**

„Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich, ſoll es unſern Freund bedeuten,
An dem ſich jeder Wunſch geklammert hält?

1805 vom 11. auf den 12. Mai ſtatt. Aber zwölf junge Männer höheren Standes* nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab und trugen ſie auf ſanften Freundesarmen zur Ruheſtatt. Hinter dem Sarge gingen, keiner dem Andern bekannt, der Profeſſor Froriep von Halle und der auf die Trauernachricht eben erſt von Naumburg herbeigeeilte Schwager des Dichters, Wilhelm v. Wolzogen. Der Himmel war umwölkt, aber die Nachtigallen ſangen volltönend durch die Mainacht. Als die Bahre vor der Gruft in dem alten Landſchaftskaſſengewölbe niedergeſtellt wurde, zerriß der Wind plötzlich die dunkle Wolkendecke: der Mond trat mit ruhiger Klarheit hervor und beleuchtete den Sarg. So wie dieſer in die Gruft gebracht war, verfinſterte ſich der Himmel wieder.**

> Den Lebenswürdigen ſoll der Tod erbeuten?
> Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
> Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
> Nun weint die Welt, und ſollten wir nicht weinen!“
>
> Göthe

---

[*] Darunter die Gelehrten Stephan Schütz und Heinr. Voß, die Künſtler F. Jagemann und J. Klauer, der jetzige Geh. Hofrath Helbig und der jetzige Hofrath und Bürgermeiſter C. Schwabe.

L. F. v. Froriep, Obermedizinalrath zu Weimar, im Schilleralbum S. 77.

[**] Der Sarg war mit Schillers Namen bezeichnet. Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, bot die Stadt einen Platz für des Dichters ſterbliche Ueberreſte an. Beim

Es war die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. 1805
Am Sonntagsnachmittag wurde in der Kirchhofskirche Mozarts Requiem von der Kapelle aufgeführt, und der Generalſuperintendent Voigt hielt eine Rede. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede und bewegte die Herzen der Anweſenden mehr als alle Worte.

„Voß, haſt du auch den Papa mit weggetragen,“ fragte die vierjährige Karoline jenen am Sonntag, „haſt du ihn zum lieben Gott gebracht; hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ Nicht lange darauf nahm Heinrich Voß die

---

Oeffnen des Sargs, der in einem feuchten Gewölbe geruht hatte, zeigte ſich eine große Zerſtörung: doch fanden geſchickte Anatomen und Aerzte die Ueberreſte zuſammen, und der Schädel ſollte auf der fürſtlichen Bibliothek verwahrt werden. Der König Ludwig von Baiern [der in zwei Gedichten (I, 213, III, 239) ſeine innige Liebe zu dem Dichter ausgeſprochen hat] vermochte, getrieben von ſeinem Gefühle, den Großherzog, dieſe Idee aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Ueberreſte Schillers wurden in der fürſtlichen Gruft verwahrt, wo jetzt der Großherzog zwiſchen den beiden Dichtern ruht. (Vergl. Fr. v. Wolz. II, 307—309.) Schillers Wittwe ſtarb zu Bonn 1826. Seine vier Kinder, alle verehelicht, leben. Nur Ein Enkel pflanzt ſeinen Namen fort. Die Perſonalien der Familie findet man in Gaſts Adelsbuch des Königreichs Würtemberg, Stuttg. 1839. S. 466 ff.

1805. Kinder, ging mit ihnen ſpazieren, zeigte ihnen die Wolkengebilde, und ihre Phantaſie ſah Dörfer und Städte. „Da ſehe ich ein großes Schloß!“ rief Ernſt. Karoline ſah die Wolke lang an. „Ja!“ rief ſie endlich, „es iſt das Haus vom lieben Gott, aber Papa wohnt mit darin.“

Man erwartete eine Todtenfeier auf dem Theater. Aber Göthe war nicht dafür. Er bezeichnete den Wunſch der Schauſpieler gegen Zelter (1. Juni 1805) „als eine Sucht der Menſchen, aus jedem Verluſt und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.“ Den Schauſpielern mag dieß wehe gethan haben. Das Gefühl, das die Weigerung eingab, war dennoch ächt. Für eine Todtenfeier auf dem Theater zu Weimar mußte der Verluſt in die Ferne gerückt ſeyn. Sobald es Zeit war, dichtete Göthe den unſterblichen „Prolog zu Schillers Glocke.“ „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren,“ ſchrieb der kaum geneſene weiter an Zelter, „und verliere einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeyns.“

Unſre Darſtellung hat das Lebensverhältniß beider Dichter zu einander in ihren eigenen Worten zu ſchildern verſucht. Möge ſie für die Wahrhaftigkeit dieſer Aeußerung Zeugniß ablegen.

Die Theilnahme gegen die Schiller'ſche Familie beſchränkte ſich nicht auf Beileidsbezeugungen. Die Großfürſtin erklärte, für die Erziehung der Söhne ſorgen zu wollen, und that es aufs großmüthigſte; der Fürſt Primas ſetzte der Wittwe einen reichlichen Jahrgehalt aus, und

Cotta erfüllte ſeine Verbindlichkeiten gegen die Erben auf 1805.
eine Weiſe, wie ſie nur ein treuer Freund erfüllt.

Vor die Nation aber trat Göthe und ſprach: „Wir dürfen Ihn wohl glücklich preiſen, daß Er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen: denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Er frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzuſetzen.“ *

Rückblick.

So liegt denn das große Dichterleben früh vollendet, 1794 bis
aber doch abgeſchloſſen vor uns. Die Vorſehung Gottes — 1805.

---

* Skizze S. 135 f.

1794 bis 1805 andre ſagen der Weltgeiſt — hat, nach vollbrachter Pflege durch Wahrheit und Güte, den Genius ſeine reifſten Früchte auf dem Altare der Schönheit niederlegen laſſen. Im Beginne dieſer letzten Periode konnte man den Dichter der Poeſie abgeſtorben glauben, wie er auch kurz zuvor phyſiſch todt geſagt worden war: aber er lag nur in ſeiner philoſophiſchen Verpuppung, und unſer Auge war noch mit Bedauern auf die Verkleidung ſeines Weſens geheftet, während er den ſelbſt geſchaffnen Kerker ſchon verlaſſen hatte und ſich als farbenreicher Schmetterling im Aether der Dichtung wiegte.

Die erſten Spuren der vorgegangenen Verwandlung werden an der Proſa des Dichters ſichtbar, als eben ſein Begleiter auf dem ſtürmiſchen Meere der Spekulation (wenn uns erlaubt iſt, in ein andres Bild überzuſpringen) von ihm zu ſcheiden im Begriffe ſtand, und als auf das Geheiß „der Dämonen,“ wie der Unglaube, der nur ein ſich ſträubender Glaube war, es ausdrückt, der Schutzgeiſt der Poeſie, der das Dichterſchiff in den Hafen lenken ſollte, ſich zur Vollbringung ſeines Auftrags anſchickte.

Der Styl Schillers, immer noch erhaben, feierlich und prächtig, wo es galt ſo zu ſeyn, wurde doch in den letzten äſthetiſchen Schriften ſo ruhig und klar, daß ſchon aus ihm die künſtleriſche Durchbildung, die ſich der Produktion wieder näherte, geahnt werden konnte. Und in ſeinen Briefen aus jener Zeit, nicht den oſtenſibeln, denen Hoffmeiſters

Tadel immerhin gelten mag,[*] ſondern in den ſorglos an ſeine Freunde gerichteten iſt er, wo er ſich ganz gehen läßt, unübertrefflich. 1794 bis 1805

Durch die Horen und Almanache drohte der freien Schöpfungsweiſe unſres Dichters, wie wir mit Aengſtlichkeit ſehen, noch einmal Gefahr, und Göthe ſelbſt bedauerte die Zeit, die er mit Schillern hier verſchwendet.[**] Auch wollte die verſuchte Dyarchie über die deutſche Literatur nicht glücken. Wo unſre Heroen die Natur in andern Geiſtern beherrſchen zu können vermeinten, ging es nicht; ſie wehrte ſich, ſie producirte Neues, wider den Willen der vermeinten Lenker; und ſo wird es allen kritiſchen Schulen gehen. Gewiß waren die beiden Männer dazu beſtimmt, das dummgewordene Salz unſerer Literatur zu verdrängen und ihre Schätze an deſſen Stelle zu ſetzen. Aber dieß ſollte vielmehr durch

---

[*] „Schiller iſt am ſchwächſten im Briefſtyl," ſagt Hoffmeiſter III, 123 in dem trefflichen Abſchnitt „Schiller als philoſophiſcher Schriftſteller und Proſaiker überhaupt." Göthe dagegen ſagte zu Eckermann I, 198: „Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Und vorher I, 145: „Schillers Styl iſt am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen."

[**] Eckermann I, 172.

1794 bis 1805. ihre Werke, als durch ihre Kritik geſchehen, und geſchah. Göthe war das zu Tage liegende Steinſalz. Bei Schiller lief die Soole durch die Gradierhäuſer der Philoſophie. Zuletzt aber lag das Kunſtprodukt in ſo reinen, ſo vollkommenen, ſo formgerechten Cryſtallen vor uns, wie das urſprünglich vom Geiſte der Natur geſchaffene, ja manches daran war durchſichtiger und von ätheriſcherem Glanze. Auch ſtand Schiller am Ziele ſeiner Laufbahn nicht hinter dem Genoſſen Göthe zurück, der freilich ſo glücklich war, ohne Kämpfe und Irrgänge, in früheſter Jugend inne geworden zu ſeyn, daß das Ideal der Schönheit Einfalt und Stille ſey."*

Und ſo bewunderten wir nun zuerſt an Schiller in ſeinem dritten Stadium die Erzeugniſſe der „Ideenpoeſie." Es ſind jene lyriſchen und didaktiſchen Gedichte, an denen die Philoſophie noch mitgeſchaffen hat, die den Kampf der Wahrheit mit der Schönheit veranſchaulichen, ein Kampf, der ihnen — wie ſeinen Dramen der Kampf der Freiheit mit dem Schickſal, und der Idee mit der Wirklichkeit — „eine vorwärts ſtrebende Raſtloſigkeit, einen Schwung des Gedankens verleiht, wodurch ſie beinahe aus der Sphäre ihrer poetiſchen Gattung heraustreten und die herkömmlichen Formen zerſprengen, aber nur um ſo mächtiger,

---

[*] Göthe an den Buchhändler Reich, aus Frankfurt den 20. Februar 1770; jetzt (1840) vor 70 Jahren. (Bei Hirzel S. 165.)

als Offenbarungen eines neuen geiſtigen Gehaltes, ergreifen.“ * 1794 bis 1805.

Einen Augenblick ſehen wir den Dichter am Scheidewege zwiſchen Epos und Drama ſinnend ſtehen. Aber er pflückt die links am Wege blühende Ballade, und ſchreitet rechts dem Drama zu.

Jüngſt noch hatte er in „pathologiſcher Stimmung“ muthlos geſungen:

> Wie reich war dieſe Welt geſtaltet,
> So lang die Knoſpe ſie noch barg,
> Wie wenig, ach, hat ſich entfaltet,
> Dieß wenige wie klein, wie karg!

Und kurze Zeit darauf ſah man ihn ſich und der Welt im Wallenſtein den üppigſten Dichterfrühling ſchaffen, ja jährlich oft zwiefach kehrte der Lenz wieder, der uns Alle in Erſtaunen ſetzt, ſo daß wir, je länger wir dieſe Schöpfungen betrachten, deſto überzeugter ausrufen müſſen: „Wie Vieles hat ſich entfaltet, und dieß Viele wie erhaben und wie reichlich!“

Von nun an „übte er den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen,“ und aus der Werkſtätte ſeines Geiſtes gingen jene Kunſtwerke

---

* S. „Schillers Lebensgenius und Dichterſchickſale,“ von Guſtav Pfizer, und das Weitre, was in dieſem vortrefflichen Texte zu dem Stahlſtiche von Schillers Statue geſagt iſt.

1794 bis 1805 hervor, die den empfänglichen Leſer mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung,“ entlaſſen, die der Dichter als Kritiker poſtulirte.

Es war noch derſelbe ſchaffende Geiſt, als welchen er ſich vor zehn und zwanzig Jahren der Nation angekündigt hatte, aber das Stückwerk war abgethan; die Form hatte den Stoff überwältigt. Dieſelbe Kraft, die einen Schweizer, Verrina, Philipp lebend vor unſre Augen geſtellt, die einem Karl Moor in einzelnen, einem Fiesko, Carlos und Poſa in vielen Momenten weſenhaftes Daſeyn verliehen, brachte jetzt jene Wallenſtein, Buttler, Wrangel, Schrewsbury, Paulet, Philipp von Burgund, Tell und ſeine Mithelden, jene Terzky, Maria, Eliſabeth, Marfa, kurz jene Charaktere hervor, die immer athmen, immer handeln, die leibhaftig und geiſtig leben, wenn man auch nicht immer damit zufrieden iſt, wie ſie es thun; ſie ſchuf daneben auch jene weſenloſeren, aber doch ſo rührenden und reizenden Geſtalten eines Max, einer Thekla, einer Johanna, die wie gewohnte Geiſtererſcheinungen in das ſichtbare Leben der Deutſchen ſeit manchen Jahrzehenden hereinragen, und in deren ätheriſchem Umgange ſeit der Väter Zeiten die vaterländiſche Jugend aufwächst.

Will man ſich den ungeheuren Fortſchritt, oder eigentlich den Ueberſchritt, den der Dichter von der rohen und halbgebildeten Natur in die durch den Geiſt gebildete und verklärte Natur, in die Kunſt hinübergethan hat, recht

1794 bis 1805.

vergegenwärtigen, ſo darf man nur ſeine Behandlung der verſchiedenen Leidenſchaften in den beiden frühern Perioden mit ſeiner Darſtellung derſelben in dieſer letzten Periode vergleichen. Wenn man Karl Moor und Don Carlos mit Max und ſelbſt mit Mortimer, wenn man Amalia mit Thekla, wenn man die beiden Walter mit den beiden Piccolomini, wenn man Franz Moor mit Eliſabeth, wenn man den Major Walter mit Don Ceſar, die Nobili im Fiesko mit Buttler und Marſa, Fiesko ſelbſt mit Oktavio zuſammenſtellt: ſo wird man ſtaunen, aus welchem hellen und getreuen Spiegel jetzt erſt Liebe, Haß, Eiferſucht, Rache und Ehrgeiz zurückſtrahlen und welch ein vollendeter Dichter der Leidenſchaft unſer Schiller auf der Höhe ſeiner Poeſie geworden iſt.

In ſeinen beiden größten Werken, dem Wallenſtein und dem Tell, hatte er endlich zu der deutſchen Geſinnung, von der ſie durchdrungen ſind, auch den deutſchen Stoff gefunden, und mit allen ihren Idealismen, ihrem, übrigens gemilderten, Pathos, und geminderten Sentenzenreichthum, heimeln dieſe Stücke die Deutſchen rührend an, und jeden, der die Deutſchen kennt und der ſie liebt.

Die ganze Welt aber gewinnt Schiller, als der Dichter der Freiheit — „der Freiheit, in den verſchiedenſten Geſtalten und unter den mannigfaltigſten Geſichtspunkten aufgefaßt. Er ſchildert und feiert ſie als den Trieb und das Recht der Individuen und der Nationen, ihren Willen und

1794 bis 1805. die unverkümmerte Entwicklung ihres Daſeyns nach außen im Kampf zu behaupten, und er ahnt und erkennt ihren höchſten Triumph in der hohen und reinen Klarheit des Geiſtes, der mit ſich ſelbſt und der Welt zufrieden, über die Feſſeln der Außenwelt ſich erhoben, und in vollendeter Sittlichkeit, Bildung und Kunſt, „„in des Sieges hoher Sicherheit jeden Zeugen menſchlicher Bedürftigkeit ausgeſtoßen hat.““ *)

Das alles geſchieht in dieſem dritten Stadium ſeiner Wirkſamkeit, unbeſchadet der Poeſie. Gedanke, That, Gefühl, Beredſamkeit — Alles fällt ihm jetzt in ſolcher Fülle nur zu, weil Er der Poeſie zugefallen iſt, Alles bemeiſtert er nur mit ſo ſicherem und beſonnenem Geiſte, weil er ſich, als Dichter, ganz und ausſchließlich in den Dienſt der Muſe begeben hat. Er iſt kein Knecht der Geſellſchaft, kein Knecht der Geſchichte, kein Knecht der Reflexion mehr; er ſteht auf einer Höhe, von der aus er dem einzigen Genoſſen ſeiner philoſophiſchen Forſchung zurufen konnte: „Ich möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft, und daß auch Ihnen die Abſtraktion und die Sprache Ihr eigenes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und

---

*) G. Pfizer a. a. O.

ausdrücken können."[*] So iſt dieß eines der offenbarungsvollſten Worte des Genius, ein Wort, in welchem vielleicht ein neues Syſtem oder die Anſchauungsweiſe einer andern Welt verborgen liegt. 1794 bi 1805.

Weder das Gute, noch das Wahre, noch das GutWahr Schöne oder Heilige iſt in Schiller bei dieſem Muſendienſte zu kurz gekommen. Er war der beſte Gatte, der beſte Vater, Sohn, Bruder und Freund, der liebreichſte Nachbar der Menſchen. Kein gemeines, kein unreines Lebensverhältniß gab ein äſthetiſches und moraliſches Aergerniß und brachte ſeinen Schönheitsdienſt in Verdacht. Er ließ ſich in allem ſeinem Denken und Thun von ſeinem Gewiſſen ſtrafen,[**] er überwachte in ſeinem ganzen perſönlichen Verhalten die Schönheit in ihrer Wirkung auf die Pflicht.[***] Nie opferte er die innere Ehre der äußern auf. Und wenn man ihn einen Heiden ſchelten will, weil er mit ſeinem Jahrhunderte ſeitwärts ſtand von dem Sohne des Menſchen, in welchem

---

[*] Schiller an Humboldt den 27. Juni 1798. Briefwechſel S. 438 f.

[**] Vergl. dieſe Schrift Buch I, S. 8. Buch III, S. 562 f.

[***] „Es iſt wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über äſthetiſche Dinge immer ſich mit der moraliſchen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine ſtrenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchſten Liberalität gegen Alles, was Natur iſt, den Rigoriſm im Moraliſchen bei ſich führen wird."

Schiller an Göthe den 2. März 1798.

794 bis 1805. unſre Zeit durch alle Umwege und Zweifel den Gott wieder zu ſuchen begonnen hat, ſo gehörte er doch zu denjenigen Heiden, „die von Natur thun des Geſetzes Werk, und ſind ihnen ſelbſt ein Geſetz, damit, daß ſie beweiſen, des Geſetzes Werk ſey beſchrieben in ihren Herzen.“ Auch zeigen ſeine Seufzer auf dem Todtenbette, daß er die weſentliche Unterlage des Chriſtenthums, den Glauben an den perſönlichen Gott, aus den Kämpfen ſeines Forſchens und innern Lebens gerettet oder ihnen abgerungen. Ja, in den letzten Tagen der vollen Geiſteskraft hatte er ſich ſchon vor der Majeſtät des Heiligen gebeugt, den eine ungünſtige Zeitbildung ihm am früheſten und fernſten aus den Augen gerückt hatte.*

Nichts ging zu Grunde bei ſeinem geweihten Dichterberufe, als ſein Körper, der ſich viel zu früh an den Nachtwachen aufgerieben hat und an den unſterblichen Werken ſeines Geiſtes geſtorben iſt. Schillers ganzes leibliches Leben in dieſer Periode war ein langſames Verwelken, aber wer konnte es vor dem Blüthenglanze bemerken, den er in dieſer letzten glorreichen Periode ſeines Wirkens rings um ſich verbreitet hat? Kaum daß der Lebensbeſchreiber Zeit gefunden, der Abnahme ſeiner Körperkräfte in Zwiſchenräumen zu erwähnen. Gewiß war auch der Leſer mit der ewigen Friſche dieſes Dichtergeiſtes bis an ſein Ende beſchäftigt, und hat ihn nur ſo geſehen, wie ſein großer Freund ihn geſchildert, und wie der Biograph ſeine Geſtalt den Seelen einprägen möchte: 1794 bis 1805.

---

* Ein geiſtiges Geſammtbild von Schiller entwirft uns Fr. v. Wolz. II, 282—307.

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der dumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig,
Das breterne Gerüſte nicht verſchmäht.
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat reichgeſtaltig
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

Gedruckt auf einer Schnellpreſſe bei Hering u. Comp.

Berichtigungen und Zuſätze.

Zum erſten Buch.

S. 4, Z. 13 v. o. lies: „In Marbach ſelbſt, dem Geburtsorte des Dichters, findet ſich ein Zweig jenes Geſchlechts: einem Johann Caſpar Schiller, Bürger und Bäcker, wurde dort im J. 1727 ein Chriſtoph Friedrich, im J. 1731 ein Johann Friedrich Schiller geboren. Der letztere, ein Taufpathe Schillers, iſt der ſpäter in London, dann in Mainz als Beſitzer einer Buchdruckerei anſäßige Literat, Ueberſetzer von Robertſons Geſchichte von Amerika, und andern engliſchen Büchern, der zuweilen mit dem Dichter verwechſelt oder für ſeinen Bruder gehalten wurde.“ (ſ. Urkundenbuch.)

— 6, Z. 13 v. o. l. „und er heirathete am 22. Jul. 1749 die Mutter des Dichters.“

— 7, Z. 12 v. o. l. „und zuletzt mit dem Majorstitel geſchmückt.“

— 9, Z. 1 — 3 v. o. l. „Eliſ. Dor. Kodweiß ward zu Marbach.... am 13. Dec. 1732 geboren.“

— 9, Z. 12 v. o. l. „der am 17. Jul. 1693 eingeäſcherten Stadt Marbach.“

— 10, Z. 17 v. o. l. „im achten Jahre....“

— 13, Z. 1 v. u. (Note) l. „ſondern das .... Haus bei einem großen Brunnen auf der Straße nach Murr.“

— 14, Z. 4 ff. v. u. l. „An der geiſtigen Ausbildung des Sohnes ſoll auch außer dem heimgekehrten Vater ein mütterlicher Oheim des Dichters und ein Arzt und Hausfreund Theil genommen, jener dem kleinen Fritz den erſten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeſchichte und der Geographie ertheilt, dieſer ihn ſpielend über den Bau des menſchlichen Körpers belehrt haben.“ Die Note S. 13 fällt weg.

S. 15, L. 3 v. o. ſtatt der l. von.
– 17, L. 11 v. o. l. „Schillers Vater, jetzt Hauptmann im Generalmajor von Stein'ſchen Infanterieregimente.“
– 18, L. 6 v. o. ſt. „Ortsdiacon“ l. „Ortspfarrer.“ Und ſtatt der zugehörigen zu tilgenden Note folgende: „M. Philipp Ulrich Moſer, geb. zu Sindelfingen den 3. Juli 1720, Pfarrer zu Hauſen an der Würm 1750, zu Lorch 1757 – 1767, zu Dettingen und Heuchlingen 1767. Er lebte noch im Jahr 1790.
– 26, L. 6 v. o. l. „unterrichtet, aber im Griechiſchen durch eigenen Fleiß vorwärts gebracht.“
– 29, L. 11 u. ff. v. o. l. „Gelehrten; nicht Cäſar, ſondern Brutus unter den großen Männern; Cyrus, Alexander, Hamilcar und Hannibal unter den Feldherrn…“
– 39, L. 3 v. u. l. „wanderte der noch nicht vierzehnjährige Jüngling Mitte Januars 1773, mit 13 Kreuzern in der Taſche und „fünfzehn Stück unterſchiedlichen lateiniſchen Büchern“ im Ranzen, aus dem Vaterhaus in die Pflanzſchule….“
– 58, L. 3 v. u. ſt. „Unterſtützung“ l. „Forſchung.“
– 71, zu L. 2 – 1 v. o. die Note: „Nach ſeinem wirklichen Bildungsgange; was unſerer Annahme, daß er bei einer andern Jugendbildung ein Vordenker ſeiner Nation geworden wäre, nicht widerſpricht.“
– 89, L. 1 v. u. l. „der… Poet Gotthold Friedrich Stäudlin“
– 90, L. 11 ff. v. o. l. „Schiller ſelbſt hat …. nur einen Theil derſelben …. aufgenommen.“
– 101, L. 7 v. o. zu „Officiers“ die Note: „der Officier war der in Württembergs Geſchichte wohlbekannte Rieger, und das Gericht findet ſich jetzt bei Boas I. 62 f.“
– 106, L. 8 v. u. ſt. „des Räuberdrama's“ l. „des Räuberdrucks“.
Dreimal S. 117, 129 und 147 Note ſt. „Schleicher“ l. „Streicher“.
– 128, L. 10 v. o. ſt. „bekleidet“ l. „begleitet“.
– 132, L. 2 v. u. ſt. „Zufriedenheit“ l. „Verſchwiegenheit“.
– 112, L. 10 v. u. ſt. „heimlich“ l. „feierlich“.
– 178, L. 1 v. u. ſind die Worte „und dem Baron von Dalberg gewidmet“ als unrichtig befunden, zu ſtreichen.
– 182, L. 11 v. o. ſt. „müßigen“ l. „mäßigen.“

S. 189, Note, L. 4 v. u. ſt. „um 1814“ l. „1815.“
— 192, L. 12 v. o. ſt. „Fleiß“ l. „Fluß“.
— 193, L. 8 v. o. nach „Jambe“ iſt das Comma zu ſtreichen.
Ebend. L. 7 v. u. hinter „Natur“ füge hinzu „gegenüber,“
S. 198, L. 4 v. u. ſt. „Kunſt“ l. „Malerei“.
— 202, L. 4 v. u. ſt. „Muſe“ l. „Muße“.
— 214, L. 12 v. o. ſt. „mochte“ l. „vermochte“.
— 216, L. 13, 14 v. o. ſind die Worte „In ihnen“ bis „Jahrhundert“ zu ſtreichen.
— 218, L. 3 f. v. u. l. „wie in den altſchottiſchen Balladen, ſondern zu dreißigen“.
— 222, L. 3 v. o. ſt. „Koſtüm“ l. „Kothurn“.
— 227, L. 11 v. o. ſt. „Pläne“ l. „Plane“.

Zum zweiten Buch.

S. 231, L. 12 v. o. ſt. „Table d'hôtes“ l. „Table d'hôte“.
— 251, L. 6 v. u. ſt. „denn“ l. „dem“.
— 259, L. 3 v. u. (Note) ſt. „1839“ l. „1838“.
— 270, L. 9 v. o. iſt das ſich wiederholende Wort „entſchiedener“ zu ſtreichen.
— — L. 5 v. u. (Note) ſt. „nachden“ l. „nachdem“.
S. 331, L. 8 v. u. (Note) ſt. „A. v. Bechſteins“ l. „Ludwig Bechſteins“.
— 343, L. 3 v. o. ſt. „dem“ l. „den“.
— — L. 3 v. u. ſt. „die anſtößige Stelle“ l. „die anſtößigen Stellen“.
S. 344, L. 10 v. o. iſt das Wörtchen „ſich“ zu ſtreichen.
— 391, L. 12 v. o. ſt. „ſagte zu“ l. „ſagte ja“.
— 450, L. 3 v. o. ſtatt „Augenblick“ l. (um eine Wiederholung zu vermeiden) „Moment“.

Zum dritten Buch.

S. 521, L. 2 v. o. ſt. „und Matthiſſons Gedichten“ l. „Bürgers und Matthiſſons Gedichten“.
— 539 auf dem Rande ſt. „1759“ l. 1795“.
— 553, L. 3 v. o. ſt. ganze l. ganz.
— 554, L. 6 v. o. ſt. „der Einfall“ l. „den Einfall“.

S. 555, Z. 5 v. o. ſt. „wurde“ l. „wurden.
561, Z. 5 v. o. nach „wider“ l. den Beiſatz: „Zu den heftigſten Feinden der Xenien gehörte Herder.“
565, Z. 1 v. u. ſt. „Gedichten“ l. „Gedichten Schillers.“
578, Z. 8, 9 v. o. ſt. „die erſte Idee zur Glocke“ l. „der erſte Umriß der Glocke“ (denn die Idee war wohl früher entſtanden).
610, Z. 2 v. u. ſt. „eifirg“ l. „eifrig.“
618, Z. 11 v. u. ſt. „hier und dort“ l. „hier oder dort“.
622, Z. 7 v. u. zu „Wieland — unmoraliſch“ die Note: „Er fällte überhaupt ein höchſt ungünſtiges Urtheil über den Wallenſtein (an Böttiger 10. März 1799.).“
668, Z. 11 v. o. zu „ſollen“ die Note: „Herder ſtieß ſich wirklich daran.“
705, Z. 2 v. u. ſt. „unſterblichen“ l. „Unſterblichen.“
761, Z. 7 v. o. ſt. „ſagt“ l. „ſagte.“
767, Z. 2 v. u. ſt. „Beim der“ l. „Bei dem.“
772, Z. 1 v. u. ſt. „ſetzt“ l. „ſetzte.“

Die Druckfehler wolle ein geneigter Leſer mit der Entfernung des Verf. vom Druckort, die Zuſätze und Berichtigungen mit dem überwältigenden Material, das zum Theil erſt durch den Druck in die Hände des Biographen kam, entſchuldigen.

Urkunden
über
# ller und ſeine Familie,
mit einem Anhange
von
ünf neuen Briefen,
worunter
ein ungedrucktes Autographon;
eſammelt und herausgegeben
von
Guſtav Schwab.

Ertrag dieſes Büchleins iſt vom Herausgeber
und Verleger
ür das dem Dichter in ſeinem Geburtsort
Marbach
errichtende kleinere Denkmal
beſtimmt.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

über

Schiller und ſeine Familie,

mit einem Anhange
von

fünf neuen Briefen,

worunter
ein ungedrucktes Autographon,
zum Beſten des Marbacher Denkmals
geſammelt und herausgegeben
von

Guſtav Schwab.

* * *

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.
1840.

Inhaltsverzeichniß.

Urkunden.

Seite.

Schema genealogicum der Familie des Dichters Friedrich v. Schiller, nach den Kirchenbüchern von Bittenfeld 1

Amtliche Notizen aus dem Groß-Heppacher Familienbuch und den dortigen Kirchenbüchern. (Ueber Schillers väterliche Abſtammung) 2

Genealogiſche Notizen über die Abſtammung Schillers von mütterlicher Seite, von Diakonus Palmer zu Marbach 4

Genealogiſche Notizen über Schillers Vorfahren väterlicher Seits, von Demſelben 6

Auszug aus einem Schreiben des Herrn Diakonus Palmer zu Marbach an den Mitherausgeber und Verleger Liesching. Oct. 1839. 7

Auszug aus einem Briefe des Herrn Pfarrers M. Hochſtetter an den Herausgeber G. Schwab, d. d. 13. Nov. 1839 10

Brief von Johann Friedrich Schiller an den Cand. Theol. Weiblen in Halle, d. d. 2. März 1760. (Mitgetheilt von Herrn Oberamtsrichter Rooſchüz in Marbach.) 11

Zubringensinventar von Schillers Eltern. d. d. 31. Oct. 1749. (Mitgetheilt von Herrn Rooſchüz.) 14

Protokollvernehmung, das Geburtshaus des Friedrich v. Schiller betreffend. Actum Marbach den 10. Jun. 1812. Mitgetheilt von Herrn Rooſchüz.) 21

Beilage 32

Auszug aus dem Marbacher Taufregiſter. Taufſchein von Chriſtophine Schiller 33

Seite

Zwei gleichlautende Auszüge aus dem Marbacher Taufregiſter, wovon einer ein Taufſchein für Friedrich Schiller iſt, dat. vom 12. Jul. 1769, als er Petens im Landexamen werden wollte 34

Notiz aus dem Lorcher Taufbuch (Taufſchein von Schillers Schweſter Louiſe), nebſt Briefauszug des dortigen Pfarrers, Herrn Mayer, an S. G. Leiching, d. d. 18. Dec. 1839 35

Lateiniſche Schulverſe Schillers von 1771. (Mitgetheilt von Herrn Roeſchüz.) 37

Zeugniſſe Schillers beim Eintritt in die Karlsakademie. (Mitgetheilt von Herrn Pfarrer Wolf zu Beinſtein; ebenſo die ſechs folgenden Aktenſtücke 39

Revers von Schillers Vater für den Sohn, bei deſſen Eintritt in die Akademie 40

Specifikation der Monturungsſtücke des Eleven Schiller 41

Brief Schillers, des Vaters, nach Aufnahme ſeines Sohnes in die Militar-Akademie 42

Auszug aus Fr. Schillers Taufſchein 44

Matrikel Schillers bei ſeinem Austritt aus der Akademie 45

Brief des Intendanten der Karls-Akademie, von Seeger, an Schillers Vater 46

Anhang.

Neue Briefe Schillers.

An Zumſteeg in Stuttgart (d. 19. Jan. 1784.) 47

An den Bürgermeiſter Wacks in Heilbronn (d. 16. Aug. 1793.) 51

An die Malerin Frau von Simanowitz 53

An dieſelbe 54

An die Hofräthin Reinwald in Meiningen (d. 5. Jan. 1804.) . . 55

(Dieſer letztere in einem Facſimile dieſer Sammlung beigegeben.)

Genealogiſches Schema
Schillers des Vaters.

Schema genealogicum
der
Familie des Dichters Friedrich v. Schiller
nach den Kirchenbüchern von Bittenfeld.

Johann Kaſpar Schiller, Becker und Beiſitzer des Gerichts,
† 4. Sept. 1687. aet. 37. ann. 8 mens.
Anna Katharina, uxor.

Er iſt im Tauf- und Copulations-Buche nicht zu finden, und ſoll von Groß-Heppach hieher gezogen ſeyn.

Johannes Schiller, Becker und Schultheiß,
n. 20. Oktober 1682. cop. 30. Oktober 1708.
† 11. Juni 1733.
Eva Margaretha, ux. geb. Schazin von Alfdorf.

Johann Kaſpar, n. 27. Oktober 1723.

Im Taufbuche iſt von der Hand des † Pfarrers Hintrager geſchrieben:

„Wirtembergiſcher Hauptmann; er war der Vater des
„großen Dichters Schiller, der an. 1805 in Gotha
„geſtorben."

Die Uebereinſtimmung mit den hieſigen Kirchenbüchern bezeugt
Bittenfeld, den 4. Auguſt 1839.

Königliches Pfarramt.
M. Hochſtetter.

Amtliche Notizen

aus dem Groß-Heppacher Familienbuch

und den dortigen Kirchenbüchern.

(Ueber Schillers väterliche Abſtammung.)

Der älteſte Schiller, der im hieſigen älteſten Familien-Regiſter vorkommt, iſt ein Peter Schiller, der 1720, 61 Jahr alt, geſtorben iſt. Deſſen Geburtstag iſt nicht angegeben, er findet ſich auch weder im Taufbuch, noch im Kopulationsbuch, ſcheint daher von auswärts hieher gezogen zu ſeyn. Der Bittenfelder „Johann Kaſpar Schiller“ der von hier dorthin gezogen ſeyn ſoll und am 4 Sept. 1687, 37 Jahr 8 Monat alt, geſtorben iſt, mithin im J. 1650 geboren ſeyn muß, kommt unter den in dieſem Jahr Geborenen nicht vor, auch nicht in den nächſten Jahren vor oder nachher. Dagegen findet ſich unter dem Jahr 1650 ein am 13. März geborener „Hans Schiller“, als deſſen Eltern „Ulrich Schiller und Apellonia“ genannt werden. Im Kopulationsbuch ſteht er nicht, aber auch nicht im Todtenbuch: es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß er von hier weggezogen, worüber jedoch keine nähere Notizen zu finden ſind. Deſſen Vater „Ulrich Schiller“ wäre, wie es ſcheint, geboren den 2 Juni 1617, deſſen Vater heißt „Georg Schiller“ geb. den 15 März 1587. Georgs Vater heißt „Jacob Schiller.“

Der Name Schiller kommt in den hieſigen Kirchenbüchern ſehr häufig vor; einige dieſes Namens werden als Gerichtsſchreiber und Schultheißen aufgeführt. Die Verwandſchaft unter ihnen iſt ſchwer ausfindig zu machen, da die Familien nicht bei einander ſtehen. Aus dem Taufbuch iſt erſichtlich, daß obiger „Hans Schiller“ einen Bruder „Jerg“ und mehrere Schweſtern gehabt hat.

Heppach, Okt. 1839.

Dr. Karl Klüpfel,
Vikar.

Genealogiſche Notizen

über

die Abſtammung Schillers

von mütterlicher Seite.

I. Der älteſte Vorfahr, der aus den Kirchenbüchern zu erheben iſt (am 17 Juli 1693* nemlich iſt die Stadt Marbach von den Franzoſen eingeäſchert worden, und es ſind dabei auch alle Kirchenbücher zu Grunde gegangen, ſo daß dann durch den damaligen Diac. Morleth die Notizen von den Familien ſelbſt geſammelt wurden) — iſt

Johann Kodweiß, Bürger und Bäcker, auch Bürgermeiſter, geboren den 5. April 1640, verheirathet mit Anna Maria, geb. Hampp.

Unter den 16 Kindern aus dieſer Ehe iſt der weitere Stammvater Schillers

II. **Johann Kodweiß**, Bürger und Bäcker; ſein Geburtstag iſt nicht mit Sicherheit anzugeben, da unter den aufgezählten Söhnen des vorigen (Nro. I.) 1) ein Johann Georg, geb. den 2. Febr. 1664, 2) ein Johannes, geb. den 5. Apr. 1666, 3) ein Johann Jacob, geb. den 13. Dec. 1669, genannt werden, deren jeder es ſeyn könnte; die weiteren Nachrichten nennen ihn blos Johann. Dieſer war verheirathet mit Anna Eliſabetha N.N., und erzeugte 8 Kinder, unter welchen hieher gehört als drittes Glied:

---

* Durch einen Schreibfehler ſtand hier 1793, wodurch ich in der [illegible]ausgabe meiner Biographie irregeleitet worden, was im zweiten Drucke berichtigt worden iſt.

Schwab.

III. Georg Friedrich Kodweiß, Bürger und Bäcker, auch Holzmeſſer, geboren den 4. Juni 1698, verheirathet mit Anna Maria N.N. Dieſer iſt der Großvater Schillers von mütterlicher Seite. Er wird zwar gewöhnlich, in Folge der Angabe des Taufbuchs bei der Geburt ſeiner Tochter, der Mutter Schillers, nicht Georg Friedrich, ſondern Johann Friedrich genannt: allein dies iſt ohne allen Zweifel ein Verſehen des damaligen Diaconus, indem unterm 1 Juli 1730, ein früher geborenes Kind des Georg Friedrich Kodweiß, mit Namen Johann Friedrich aufgeführt iſt, deſſen Vater ebenfalls Bäcker und Holzmeſſer war, deſſen Mutter ebenſo heißt, wie die vorhin genannte, Anna Maria N.N. (die Geſchlechtsnamen der Mutter ſind leider nirgends angegeben) und deſſen Taufpathen ebenfalls *ganz dieſelben* ſind, wie bei Schillers Mutter; womit auch die Zeit zwiſchen der Geburt jenes Sohnes und dieſer Tochter, und der Umſtand harmonirt, daß vorher *nirgends* in der ganzen großen Familie, ein Johann Friedrich vorkommt.* Alſo die Tochter jenes Georg Friedrich Kodweiß, Bäckers und Holzmeſſers, iſt

IV. Eliſabetha Dorothea, geb. d. 13. Dec. 1732, am 22. Juli 1749 copulirt mit Schillers Vater, Johann Caſpar Schiller.

---

* Ganz unzweifelhaft wird dies vollends dadurch, daß im Ehebuch von 1749 Schillers Großvater als „Georg Friedrich Kodweiß, Bürger und Bäcker, Löwenwirth und herrſchaftl. Holzmeſſer" aufgeführt wird.

Genealogiſche Notizen

über

Schillers Vorfahren

väterlicher Seite.

Sein Großvater war Johann Schiller, geweſener Schult heiß zu Bittenfeld, O. A. Waiblingen: bereits geſtorben, als ſi Schillers Vater verheirathete. Dieſer hieß, wie bekannt iſ Johann Caſpar.

Fruhere Notizen enthält das Marbacher Kirchenbuch nicht obgleich vorher ſchon Schiller vorkommen, namentlich ein J hann Caſpar Schiller, B. und Bäcker allhier, dem am 2 Mart. 1727 ein Sohn Chriſtoph Friedrich geboren wurde, ſ iſt dies doch nicht die Linie, aus welcher Schiller ſtammt; dieſ wird in Bittenfeld zu erheben ſeyn.

Die Richtigkeit der obigen Angaben beurkundet

Marbach, den 21. Sept. 1839.

T. Diak. Palmer.

Auszug aus einem Schreiben
des Herrn Diakonus Palmer zu Marbach
an
den Mitherausgeber und Verleger Lieſching.

Okt. 1839.

— Auf Ihr werthes Schreiben vom 16., welches mir geſtern Abend zukam, habe ich das Vergnügen, nach Durchſicht der Kirchenbücher Folgendes zu erwiedern:

Laut hieſigem Ehebuch hat ſich am 6. Aug. 1715 allhier Johann Caſpar Schiller (nicht Schillers Vater), Bürger und Bäcker allhier, verehelicht mit Maria Dorothea, des Jodocus Müller, Bürgers und Tuchmachers ehelicher Tochter. Das erſte Kind aus dieſer Ehe kam nun erſt 12 Jahre nach der Verheirathung der Eltern zur Welt (welcher Umſtand auch mich beim Rückwärtsſuchen anfangs irre machen wollte) nemlich am 27. Mart. 1727 wurden beſagten Eltern Zwillinge geboren, Chriſtoph Friederich und Sophie Heinrike. Das zweite Kind erſchien am 15. Jul. 1731, und dies iſt Johann Friedrich Schiller, ohne allen Zweifel der Vetter, von dem S. 15 die Rede iſt. Nun wäre der freilich, da er im Jahre 1759 als Studiosus philosophiae im Taufbuch unter den Pathen des Dichters auftritt, zu der Zeit ein alter Knabe geweſen; doch iſt ein 28jähriger Student nicht gerade etwas Unmögliches. — Allein es fragt ſich, wie er mit Schiller verwandt iſt. Sein Vater, der obengenannte Bäcker Joh. Caſpar Schiller, wird im Ehebuch angegeben als Sohn von Johann Georg Schiller, Bürger und Bäcker zu Waiblingen. Dieſe Spur zeigt, daß die Verwandtſchaft doch nicht von der Mutter, ſondern dem Vater abgeleitet werden muß; ohne Zweifel iſt jener Johann Georg ein Bruder vom Großvater des Dichters; denn jener hat im J. 1715 einen heirathsfähigen Sohn, nehmen wir nun etwa das Alter des Vaters zu 50 Jahren, ſo käme das Jahr 1665 als Geburtsjahr deſſelben heraus, wovon das Geburtsjahr von Schillers Großvater, 1682 nicht ſo weit abſteht, daß ſie nicht Brüder ſeyn konnten. Möglich wäre es aber auch, daß dieſer Johann Georg ein Bruder von Schillers Urgroßvater wäre, was faſt noch wahrſcheinlicher iſt, da dieſer, der Johann Caſpar, im Jahr 1750 geboren iſt, und jene angenommenen 50 Jahre leicht auch 60 geweſen ſeyn können, ſo daß im letztern Falle das Alter dieſes Johann Caſpar und des Johann Georg nur um 5 Jahre differirt. Dadurch wird freilich der Enkel dieſes Joh. Georg, der fragliche Johann Friedrich, ein gar weitläuftiger Vetter, nemlich auf dieſe Weiſe:

Brüder
(nach der Vermuthung).

Johann Georg, Bäcker in Waiblingen.	Johann Caſpar, Schillers Urgroßvater.
Johann Caſpar, Bäcker in Marbach.	Johannes, Schillers Großvater.
Johann Friedrich, **Phil. Stud.**	Johann Caſpar, Schillers Vater.

Oheim kann er wohl nur zum Scherz genannt worden ſeyn; und zu einer ſpaßhaften Anſicht von ſeiner Perſon würde der 28 jährige Stud. phil. wohl taugen. Uebrigens ſollte das Waiblinger Ehebuch den Johann Georg enthalten, mit Beiſetzung des Namens ſeines Vaters; und würde derſelbe der S. 3 in Heppach gefundene Hans Schiller ſeyn, ſo wäre die Verwandtſchaft conſtatirt. Dies dürfte vielleicht auch dadurch wenigſtens um ein Quentchen an Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß der Vater jenes Hans ein Georg iſt, wornach dann der Enkel, jener Waiblinger Bäcker, auch Georg genannt worden ſeyn könnte. — Aus ſpäterer Zeit iſt über den Johann Friedrich hier keine Silbe zu finden, überhaupt hat es nicht allzulange Schiller hier gegeben; im Seelenregiſter von 1788 (die erſte rohe Zuſammenſtellung der Familien) habe ich ſchon keinen Schiller mehr gefunden. Nur eine Schweſter von Schillers Vater, Eva Margaretha, verheirathet an Georg Caſpar Stolpp, Fiſcher, (†) hat 3 Söhne hinterlaſſen, Johann Stephan (geb. 26. Dec. 1762,) Fiſcher allhier; Chriſtian (ehmal. kk. öſterr. Militärverpflegungs-Bäckermeiſter, geb. 8. Jan. 1757); und Gottfried Caſpar, Buchbinder, (geb. 14. Febr. 1752.) Sollte Ihnen über die weiteren Nachkommen irgend einmal eine Notiz erwünſcht ſeyn ſo ſtehe ich mit allem Vergnügen zu Dienſte. — — —

Diak. Palmer.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Pfarrers M. Hochſtetter

zu Bittenfeld

an den Herausgeber G. Schwab.

— — — Wegen des Seite 14 erwähnten Johann Friedrich Schiller, der an der geiſtigen Ausbildung des Dichters Antheil genommen haben ſoll, habe ich das Taufbuch nachgeſchlagen und pünktlich durchgegangen, von der Zeit der Verheurathung ſeines Großvaters an — des Joh. Schillers — 30. Oct. 1708 bis an ſeinen Tod, 11. Jun. 1733, aber keinen Johann Friedrich gefunden. Er iſt alſo gewiß kein Bruder ſeines Vaters, und Oheim des Dichters, ſondern ſcheint zu der Seite 4 erwähnten Familie der Schiller in Marbach gehört zu haben. Dagegen zweifle ich nun gar nicht mehr daran, daß die mir 1829 von einem alten Manne, Namens Schiller, einem nahen Verwandten, den ich kommen ließ, gegebene Nachricht, der Urgroßvater des Dichters, Johann Kaſpar, ſey von Gr. Heppach hieher gezogen, wahr iſt. Da er nicht im Taufbuch vorkommt, ſo mußte man ſich wegen ſeines Alters eben auf die Ausſagen der Hinterbliebenen verlaſſen, die um ſo weniger genau ſind, als die Leute oft ſelbſt ihr Alter nicht wiſſen, ſondern eben ſo nach Hauptwochen des Jahres z. B. Lichtmeß, Georgii ꝛc. — zu rechnen pflegen.

Bittenfeld, 13. Nov. 1839.

M. Hochſtetter, Pfr.

Brief von Johann Friedrich Schiller

an den

Cand. Theol. Waiblen in Haße.

d. d. 2. März 1780.

(Mitgetheilt von Herrn Oberamtsrichter Roeſchig in Marbach.)

Stuttgart, den 2. März 1780.

Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſeit dem September in Holland geweſen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Heßen, von dieſem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Heßen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geſchickt worden, ſo ſage ich Ihnen viel, aber doch den wenigſten Theil meiner Geſchäffte. Ich habe in meinen Unternemungen reuſſirt. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen kann. Ich genieße vorzüglich Zutritt und Gnade; ich weiß noch nicht, ob ich wieder auf Reißen gehen werde, oder hier bleiben muß. Heute oder Morgen werde ich es erfahren. Wie viel habe ich Ihnen zu ſagen, und wie ſehr werden Sie erſtaunen.

Wollen Sie zu mir kommen, ſo ſende ich Ihnen hierbey 20 Rchsthl. zur Erleichterung Ihrer Reißekoſten. Aber Sie müſſen ohnverzüglich nach Empfang dieſes abreiſen. Gehe ich wieder auf Reißen, ſo werde ich Sie mitnehmen. Sie ſollen mir als Vorleſer und Secretair dienen. Es verſtehet ſich, daß ich die Brieſe an den Herzog, an die Miniſters und an Standesperſonen ſelbſt ſchreiben, und ſolche nur durch Sie werde copiren laſen; die übrige Brieſe werde ich Ihnen dictiren. Sobald ich wieder nach Hauße kommen werde, ſollen Sie verſorgt ſeyn, Sie mögen geiſtlich oder weltlich bleiben wollen. Das aber ſage ich Ihnen zum Voraus, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Unterſuchung oder Verzögerung geſchehen. Alles, was ich unterneme, wenn es gleich bisweilen allzukühn ſcheinet, hat ſeinen Grund, muß honnet ſeyn, und ich weiß, wie weit ich gehen kann und darf. Die Verantwortung überlaßen Sie mir. Bisher habe ich keine Urſache gehabt, mich um Cabalen zu bekümmern. Ich bin mit meiner dermaligen Lage vollkommen zufrieden, und werde mich darin zu behaupten wißen.

Geben Sie Herrn Gebauern innliegendes Billet, und entſchuldigen Sie mich, daß ich nicht mehr habe ſchreiben können.

Ich empfehle Ihnen nochmals, wann Sie bei mir ſeyn wollen, unverzüglich abzureiſen, Sie werden in Nürnberg weiter Adresse finden, wenn ich allzuplözlich wieder fortgeſchickt würde. Und ſollte Ihnen woran manglen, ſo werde ich davor ſorgen.

Ich verſichere Ihnen, daß Sie Ihr Schickſal keinen beßern Händen als den meinigen anvertrauen können. Verſchwiegen müßen Sie ſeyn können, wenn Sie ſich der Ahndung des Herzogs, unſers liebſten Carls, und meiner Rache nicht ausſetzen wollen. Es haben es angeſehene Perſonen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß.

Bringen Sie mir von Herrn oder Madame Gebauer Briefe mit, ſo wird es mir, je länger Sie ſind, deſto angenehmer ſeyn. Nur halten Sie Sich nicht lange auf, indem ich geſchwind reiſe, und es verdrießlich ſeyn würde, Sie nachkommen zu laßen.

Melden Sie bei Gelegenheit Herrn Profeſſor Meier meine gehorſamſte Empfehlung.

Entſchließen Sie ſich kurz und gut; und zaudern Sie nicht. Ich umarme Sie und verbleibe, wie Sie mich kennen,

Johann Friedrich Schiller.

à Monsieur
Monsieur Weiblen,
Candidat en Theologie
à present
à
Halle,
en Saxe.

Verbotenus concordare cum vero suo originali testatur Stuttgardiae d. 16. Jan. 1761.

Andreas Hermann Schweppe,
(L. S.) Imper. Author. Notarius publicus juratus in fidem subscr.

m. p.

Zubringens-Inventar von Schillers Eltern.

d. d. 31. Okt. 1749.

(Mitgetheilt von Hrn. Oberamtsrichter Roeſchüz).

Marbach.

Actum den 31ten Octobris 1749

in Praesentia

Hrn. Burgermeiſter Ferdinand Paul Hartmanns, Johann Georg Hartmanns und Jacob Kodweiſen, als resp. verordnet und ſubſtituirter Waiſen-Richtern.

Zubringens Inventarium

Hrn. Johann Caſpar Schillers, Bürgers und Chirurgi hieſelbſten et Uxoris, Elisabethae Dorotheae, Hrn. Georg Friedrich Kodweiſen, herrſchaftl. Holtz-Inspectoris und Löwenwirths, ehel. Tochter.

Demnach gedachte Perſonen vor ohngefähr ¼ Jahr ſich durch Prieſterliche Hand ehelich trauen laſſen: Alſo wolte man dato über deren illata ein legales Inventarium erigiren, vorhero aber beede Eheleuthe de bonis fideliter indicandis an aydes ſtatt angeloben laſſen und der Frauen Chriſtoph Binnicker Buchbinder pro curatore constituiren; worauf ſich ergeben, daß beſtehe:

1.

Pro Mariti Allatum in Fahrnus.

Baar Geld:

T.Gſ.Kodweiß.	Wie der Frauen Vater in margine bekennet, hat der Maritus baar inferirt	215	fl.	24 kr.

Und von der Mutter empfangen

Silbergeſchmeid.

	1 mit Silber beſchlagener Stock	2	„	20 „
eigen.	1 ſilbern Halsſchloß	1	„	—
	1 ſilbern Pettſchaft	1	„	30 „

Bücher.

Dr. Vogts [sic] Lexicon medico-physicum	3	„	30 „
Erkenntnuß ſein ſelbſt	—		30 „
Dr. Gohl's pr. medicin.	1	„	30 „
Dr. Plattner's Chirurg. 1r Th.	1	„	20 „
Dr. Gohl's Chirurgie	1	„	30 „
Dr. Hellwig's Arzney	—		15 „
Dr. Kirchheim's vadem. anat.	—		10 „
1 würtemb. Geſangbüchle	—		20 „

Kleider.

1 guter Huth	—		30 „
1 alt bordirter dito	1	„	—
1 ganz neuer Stahlfarben-tuchener Rock	12	„	—
Lat.	242	fl.	49 kr.

Transp. 242 fl. 49 kr.

Kleider.

1 ganz Kleid von Stahlfarben Tuch, ſamt Camiſol und Hoſen pr. mitt.	18 fl.	— kr.
1 mittl. paar lederne Hoſen	2 „	—
1 fein Manchetten Hemd von holländ. Tuch	4 „	—
1 fein neu Manchettenhemd ferner	2 „	30 „
4 flächſene dito	4 „	40 „
1 paar ſeidene Strümpff	1 „	15 „
1 fein paar Baumwollene dito	—	30 „
2 paar ſchwarz wullene dito	1 „	—
1 paar leinene	—	24 „
2 paar neue Schuh à 1 fl.	2 „	—
1 paar Toffeln	—	48 „
1 Calamankener Carrequin	4 „	—
1 alt brauner Rock	1 „	50 „
1 alt Lederfarben Camiſol	—	48 „
1 paar Gamaſchen	—	48 „
2 ſeidene Schnupftucher	1 „	20 „
2 gem. ditto	—	24 „
2 weiß barchetne Bruſttucher à 1 fl. 20 kr.	2 „	40 „
1 Sammetne Kappe	1 „	15 „
1 Baumwollene Schlafkappe	—	10 „
1 ſchwarzer Crepp-Flor	—	20 „
2 paar lederne Handſchuh à 15 kr.	—	30 „

Chirurgiſche Inſtrumenten.

1 kupferner Brenn- und De-stellir- [sic.] Zeug	5 „	—
1 ganz neu Mößener Mörſel	1 „	30 „

Lat. 300 fl. 31 kr.

	Transp. 300 fl.	31 kr
Chirurgiſche Inſtrumente.		
Gewicht und Waag	—	20 „
1 zinnern Barbier-Becken	1 „	20 „
4 gute Scheermeſſer à 24 kr.	1 „	36 „
deren Futeral	—	30 „
1 Scheere	—	30 „
1 Pelican zum Zahn-Ausziehen	—	36 „
1 Mund-Spritzen mit 3 Röhren	—	48 „
2 Aderlaß-Schnepper mit Futeral und Binden	2 „	—
1 Stein zum Abziehen	1 „	—
Andere verſchiedene kleine Inſtrumente	—	15 „
Reitzeug		
1 ungar. Sattel mit einer wollenen Decke und völligen Zeug	4 „	—
Waar an Handierung.		
Sämmtliche Medicamente, beſtehend in gebrannten Waſſern, Tincturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus, ſamt vasis hat Maritus bei ſeinen Früchten aestimiret um	7 „	30 „
	Lat. 320 fl.	56 kr.

Summa Habens
— :— 320 fl. 56 kr.

Einnehmenden Schulden bei verſchiedenen Perſonen, ebender mehr dann weniger	10 „	—

Ipſe.

Summarum Manns-Allati
—∴ 330 fl. 56 kr.

Darunter

Eigen	16 fl. 30 kr.
Heurath-Guth	314 „ 26 „
∴	330 fl. 56 kr.

2.

Der Frauen Beibringen in Liegenſchaft.

Aecker.

Zellg Steinheim.

2 M. 16⅛ R. in Spital-Aeckern neben Bernhardt Knauppen und Franciscus Manfern, zehendfrei, hingegen dem Spital landächtig.	25 fl.
Dinkel-Saamen und Bauerlohn.	3 „

Baum- und Graß-Garten.

1 V. 14. R. vor dem Wilkens-Thor neben Caſpar Klunzinger und der Glokeriſchen Farb, der Geiſtl. Verwaltung jährlich mit 1 fl. zinsbar	150 „
31 R. Krautland in äuſern Gärten * neben Zacharias Knauppen und H. Burgermeiſter Hartmann, eigen.	10 „

Summa Liegenſchaft
—∴ 188 fl. —

Fahrnuß.

Bar Geld.

— 0

Kleinodien und Silbergeſchmeid.

eigen	1 Perlen und Granaten-Nuſter	8 fl.	— kr.
	1 dito mit 3 Reihen Granaten	2 „	40 „
	1 Nuſter von Agath Steinen und Perlenmutter	—	45 „
vom [illegible] verehrt	1 goldener Ring	6 „	—

Kleider.

eigen	1 ſchwarz ſammetne Haube mit Silbernen Spitzen	3 „	30 „
	1 blaue dito mit Goldſpitzen	2 „	—
	1 ſchwarz Damaſten mit Gold	1 „	30 „
	1 ſchwarz taffetne	—	50 „
	1 blaue dergl. mit Glaß Spitzen	1 „	—
	1 ſchwarz Creppene dito	—	24 „
	1 weiße von Lautertuch	1 „	—
eigen	1 dito	—	30 „
	1 dergl. abgenähte		20 „
vom Mann verehrt	1 Schwarz Taffeten Kuttele	5 „	30 „
eigen	1 dito tuchenes	3 „	—
	1 dergl. blau und weißes von Seidenzeug	3 „	30 „
	1 Cottonen dito	—	48 „
	1 gedrucktes	—	45 „
	1 weiß barchetes Kuttele	1 „	20 „
	1 dito	—	30 „
	Lat.	43 fl.	52 kr.

Transp. 43 fl. 42 kr.

Kleider.

1 ſchwarz tüchener Rock	10 „ —
1 dito Grepponener	2 „ —
1 dergl. Seidenzeugener	4 „ —
1 ditto von Greppon	2 „ —
1 ferner	3 „ —
1 ſchwarz und weiß Cottonener Schurz	0 gemeinſchaftl. erkauft.
1 blau und weiß geſtreifter Rock	2 „ —
1 blauer Winterrock	0 wie erſtaged.
1 Cottonener Schurz	1 „ 20 „
1 gedruckter	1 „ —
1 dito	1 „ —
1 Cottonener	— 45 „
1 abgenehte Mieder	5 „ —
1 fein Flor-Tüchle	1 „
1 ferner	45 „
1 dito	— 30 „
1 dito	— 30 „
1 weiß geſtickt Tüchle	1 „ 30 „
1 dito	— 45 „
2 ſeidene à 20 kr.	— 40 „
1 Paladin	— 45 „
1 paar Belz-Handſchuh	— 50 „
1 Belzſchlupfer	— 30 „
2 paar weiße Handſchuh à 16 kr.	— 32 „
4 paar weiße baumwollene Strümpf à 20 kr.	1 „ 20 „
1 paar Winterſtrümpfe	0
1 paar ſammetlederne Schuh	1 „ —
1 paar dito	— 40 „
1 paar Toffel	— 38 „
12 neue Hemder à 50 kr.	10 „ —
	Lat. 97 fl. 50 kr.

Transp. 97 fl. 50 kr.

Bettgewand u. Leinwand.

1 neu barchelen Oberbett	10 „	—
1 dito Unterbett	9 „	—
1 dergl. Häupfel	3 „	—
2 dito Kuſener	3 „	—
1 gedruckte Ober-Bett-Ziech mit 1 flächſenen Blatt	2 „	30 „
1 halbkölliſchene mit einem gedruckten Unterblatt	2 „	—
1 halbkölliſchene dito mit einem reuſtenen Unterblatt von doppeltem Köllich	3 „	—
1 flächſene Häupfelzieche	1 „	—
2 neu reuſtene	1 „	40 „
2 neue flächſen gedruckte Küſen-Ziechlen	1 „	30 „
3 mittl. flächſene à 24 kr.	—	48 „
2 neue flächſene zweiblättrige Leinlacher à 1 fl. 30.	3 „	—
2 neu reuſtene à 1 fl.	2 „	—
2 abwerchene à 40 kr.	1 „	20 „
2 gut geſteint flächſene Tiſchtucher mit Spiz	2 „	—
1 neu reuſtenes	—	45 „

Ferner

iſt noch machen zu laſſen und zu geben verſprochen worden: 2 neue halbkölliſchene Ober-Bett-Ziech mit reuſt. Unterblättern	5 „	—
ſo noch zu geben verſprochen wird: 1 neu Cottonene Ober-Bett-Ziech mit 1 flächſenen Unterblatt	4 „	—

Lat. 153 fl. 23 kr.

Transp. 153 fl. 23 k

Leinwand

	1 neu flächſene Häupfel-Ziech	1 „ —
	2 abwerckene neue	2 „ 4 „
	1 neu flächſen Kißen-Ziechle	— 30 „
	2 neu ungeſteint reuſtene Tiſchtucher mit Leiſten	1 „ 40 „
	1 abwerckenes	— 30 „
	6 Hand Zwehlen, darunter 2 flächſene mit Leiſten	1 „ —
	2 dito reuſtene	— 50 „
	2 abwerckene	— 30 „
	1 neu reuſtene Unter-Bett-Ziech	2 „ —

Schreinwerk.

	1 gut gehimmelte Bettlade	4 „ —
	1 gut Doppelten Kleiderkaſten	6 „ 30 „
	1 älteren dito	4 „
	1 Friſur	3 „ 30 „
	1 guten Tiſch von hartem Holtz	1 „ 30 „
	2 dergl. Stuhl	48 „
	1 Hang-Wiegen ſamt dem Bank, ſo noch anzuſchaffen	2 „ 15 „
eigen.	2 ohngelehnt Beſchl.-Seßeln	2 „ 40 „
		197 fl. 40 k

Summa Fahrnuß
—∴ 197 fl. 40 kr.

Summarum Weibs-Allati
∴ 385 fl. 40 kr.

Darunter

eigenes	98 fl. 44 kr.
Heurath Gut	286 „ 56 „
∴	385 fl. 40 kr.

Summarum Beeder Eheleuthe Illatorum

—⁚· 716 fl. 36 kr.

Vorſtehendes Inventarium agnosciren und beurkunden den 10. November 1749.

Inventur-Richtern.
F. J. Hartmann.
Johann Georg Hartmann.
Johann Jakob Kodweiß.

Johann Caſpar Schiller.
Eliſ. Doroth. Schillerin.
Der Fr. Kr. Vogt:
Johann Chriſtoph Binnicher,
Derſelben Vatter:
G. F. Kodweiß.

Die Treue vorſtehender Abſchrift beurkundet

Marbach am 4. Febr 1837.

Oberamtsrichter **Rooſchuz**

Protokollvernehmung,

das Geburtshaus des Friederich v. Schiller

betreffend.

(Mitgetheilt von Herrn Rooſchüz.)

Actum Marbach.

den 10. Jun. 1812.

Herr Gürtlermeiſter Franke von Marbach hat das Oberamt erſucht, diejenigen Innwohner von Marbach, welche über das Haus, worinn der vor einigen Jahren in Weimar geſtorbene und von Marbach gebürtige Dichter, Hofrath Friederich v. Schiller, zur Welt gekommen, Auskunft geben können, zu vernehmen, um dieſes Haus in Erfahrung zu bringen, und mit einem bereits gefertigten Denkmal zieren zu können.

Es werden daher die von Herrn Franke ſelbſt genannten Perſonen vernommen und zur Angabe der Wahrheit ernſtlich erinnert:

1) Margaretha Mühlbachin, ledige Tochter des verſtorbenen Joſeph Mühlbach, Bauern zu Marbach, im J. 1758 geboren.

Sie gibt an:

Von ihrem Vetter, Sekler Ulrich Schölkopf von Marbach, welcher ungefähr vor 6 Jahren verſtorben, wiſſe ſie, daß der Vater des Friederich Schiller in ſeinem, des Schölkopfs Hauſe, welches nunmehr dem Sekler Gunther, einem Stiefſohn des Schölkopfs, gehöre, gewohnt habe, und die zwei Schiller'ſchen

Kinder, wovon eines, wenn ihr recht ſey, Louiſe und das andere Friz geheißen, geboren ſeyen.

Sie erinnere ſich auch noch, den Friz Schiller, der ein rothes Haar und Roßmucken [Sommerflecken] gehabt, wenn er von Ludwigsburg, wo nachher ſein Vater gewohnt, zu ſeinen Großeltern, den Friz Kodweiſiſchen Eheleuten, nach Marbach gekommen, geſehen zu haben; er möge damals in einem Alter von 10—12 Jahren geſtanden ſeyn.

So lange ihr Vetter Schollkopf gelebt, habe ſie öfters in ſeinem Haus gewohnen, und in dieſer Zeit habe ihr Schöllkopf manches von den Hauptmann Schiller'ſchen Eheleuten erzählt, und unter anderm auch, daß die angegebenen beiden Schiller'ſchen Kinder in ſeinem Hauſe geboren worden; ſonſt wiſſe ſie weiter nichts mehr von dem Friz Schiller anzugeben, und könne ſie die Wahrhaftigkeit ihrer Angabe jederzeit verantworten.

T. (kann nicht ſchreiben.)

2) Chriſtine, Jakob Koelens, Stadtknechts zu Marbach, Ehefrau, 75 Jahr alt. Sie gibt an:

Sie wiſſe noch, daß ſie den 9. Nov. 1759 (wie ſolches auch auf dem Papier, daß ſie vorzeigte, und worauf ſie damals ihre Familien-Angelegenheit geſchrieben, enthalten ſey, erhelle) in Abweſenheit ihres damaligen Ehemanns Mart. [oder Matth.] Hornung, der unter dem von Gablenziſchen Regiment geſtanden, niedergekommen. Ihr Mann habe ſich während dem damaligen ſiebenjährigen Krieg, [ſic] ſo wie auch der nachmalige Hauptmann Schiller, in Würzburg befunden. Ihr Mann und Hauptmann Schiller ſeyen an Simon und Judä deſſelben Jahrs aus dem Lande abmarſchirt. Da ihr damals gebornes Kind nur 19 Tage alt geworden, ſo ſey ſie ungefähr im Jan. 1760 zu ihrem Manne abgereiſt, und habe, da ſie vorher durch Frau Hauptmännin Schiller einen Brief von ihrem Mann erhalten, auch einen Brief von dieſer an ihren Mann mitgenommen.

Aus Veranlaſſung der Entfernung ihres Ehemanns und dieſer Briefſchaften, ſey ſie damals zur Frau Hauptmännin Schillerin in's Haus gekommen, und zwar in das nunmehr Sekler Güntheriſche Haus, wo die Schilleriſchen Eheleute noch gewohnt. Das Haus habe damals dem Sekler Schölkopf gehört.

Ob Frau Hauptmännin Schiller damals in der Kindbett geweſen, erinnere ſie ſich nicht mehr, nachher ſey ſie nicht mehr in's Haus gekommen.

Die Wahrhaftigkeit ihrer Angabe könne ſie mit beſtem Gewiſſen behaupten.

T. Koelen.

3) Magdalene, Gottlob Schönemaiers, Saifenſieders zu Marbach, Ehefrau, 77 Jahr alt.

Sie habe ehmals als Magd bei den Schiller'ſchen Eheleuten gedient, könne aber ſchlechterdings nicht mehr angeben, wie alt ſie damals geweſen, oder in welchen Jahrgang die Zeit falle! ſie ſey auch nachher, um auszuhelfen, öfters in's Haus gekommen, ſie wiſſe noch, daß nach einem geendigten Feldzug — der Jahrgang ſey ihr unbekannt. — Hauptmann Schiller mit dem Regiment wozu er gehörte, in Vaihingen im Quartier gelegen. Um ihm eine Freude zu machen, ſey ſie mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, wovon eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht habe laufen [gehen] können, nach Vaihingen gegangen. Hauptmann Schillerin habe damals in dem Schölkopfiſchen nunmehr Sekler Güntheriſchen Hauſe gewohnt; ſo viel ſie wiſſe, haben die Schiller'ſchen Eheleute einige Jahre in dieſem Hauſe gewohnt, und ſey die Frau in dieſem Hauſe in der Kindbett [sic] gelegen. Auch erinnere ſie ſich noch, daß vorher kurze Zeit die Schiller'ſchen Eheleute in dem jetzigen Bek Schmids Haus gewohnt.

Bei ihrem Alter, und da die Schiller'ſchen Eheleute ſchon lange von Marbach weggekommen, wiſſe ſie übrigens nichts weiter anzugeben, könne hingegen auf ihren bisherigen Angaben mit beſtem Gewiſſen beharren.

T. Magdalene.

4) Maria Magdalena, Wilhelm Schmids, Richters und Bäckers zu Marbach, Ehefrau, 68 J. alt.

In dem Haus ihres Vaters, Conrad Weigle, worin ſie mit ihrem Mann gegenwärtig wohne, habe der Vater der Frau Schillerin, Namens Kodweis, ehemaliger Löwenwirth von hier, miethweiſe gewohnt, während einem Feldzug [sic] habe nun auch die Kodweiſiſche Tochter, Frau Hauptmännin Schillerin, eine ſehr ſchöne Frau in ihrem Haus gewohnt, und ſey mit einem Mädle [sic] niedergekommen, das ſie in die Kirche zur Taufe getragen. Nachher ſeyen die Schiller'ſchen Eheleute in's Scholkopfen Haus gezogen, und habe daſelbſt die Frau Schillerin ein Büble [sic] geboren, deß Vorname ſie nicht wiſſe, und das, wenn ſie nicht irre, die Tochter eines damaligen Spezials in Marbach, Namens Bolzin, in die Kirche getragen, die Jahrgänge könne ſie übrigens nicht angeben, beharre hingegen mit beſtem Gewiſſen bei ihrer Angabe.

T. Magdalena Schmidin.

5) Erhard Friedrich Günther, Sekler von Marbach, 68 J. alt, verheirathet.

Er ſey als Stiefſohn des Seklers Scholkopf noch in dieſem Hauſe, das nunmehr ihm gehöre, geweſen, als Frau Hauptmännin Schiller in ſolchem mit dem Sohn Friederich niedergekommen; er deponirt, ſie ſey bis zum Jahr 1764 im Haus geblieben und er habe den Friederich Schiller als Kind oft auf ſeinen Armen getragen. Ein oder zwei Jahre vor der Geburt des Fr. Schiller ſey Frau Hauptmann Schillerin ins Haus gezogen. Hauptmann Schiller ſelbſt ſey, da er den Feldzügen angewohnt, wenig nach Marbach gekommen.

Auf die Wahrheit ſeiner Angabe, und insbeſondere daß Friederich Schiller in ſeinem Haus geboren, könne er leben und ſterben, und könne er ſein Vermögen daran ſetzen, daß ſolches wahr ſey.

T. **Erhardt Fried. Günther.**

6) Friedrich Theilaker, Schmid zu Marbach, 63 J. alt.

Er habe bis zu ſeinem ungefähr 19ten Jahr im nunmehrigen Schmid Daiberſchen Haus gewohnt, das ganz in der Nähe des Guntheriſchen Hauſes ſey, und wiſſe er daher, daß ungefähr in dem 1750er Jahrgang die Schillerſchen Eheleute in ſolchem gewohnt, und die Frau Hauptmännin Schillerin in dem Guntheriſchen Haus mit einem Buben, den man Friz geheißen, niedergekommen, er habe der Frau Hauptmännin oft Waſſer, Zucker und andere Waaren holen müſſen, und erinnere ſich daher noch ganz von der erſten Kindheit des Friederich Schiller, den er auch manchmal gewiegt habe. Er ſey auch mit ſeinem Vater ſehr häufig in die Schiller'ſche Wohnung gekommen.

Seine Angabe könne er mit beſtem Gewiſſen behaupten.

T. **Theilaker.**

7) Regine Catharine, des verſtorbenen Gottfried Caſpar Stollpen, Buchbinders, Ehefrau, von Marbach, 57 J. alt, geborne Glockerin.

Ihre Mutter und Frau Hauptmännin Schillerin hätten gemeinſchaftliche Groß-Eltern gehabt, und wegen dieſer Verwandſchaft ſey ſie mit ihrer Mutter manchmal in die Wohnung der Frau Hauptmännin Schillerin mitgenommen worden. Von ihrer Kindheit wiſſe ſie noch, daß ſie einmal in das nunmehr Gunther'ſche Haus zu Frau Hauptmännin Schiller, und nachher in das nunmehr Andraſiſche Haus gekommen, und die Frau Schillerin ihrer Mutter erzählt habe, daß, als ſie einmal 2 Kinder gehabt, ihr die Schölkopfiſche Wohnung zu klein geworden, und ſie daher habe ausziehen müſſen.

Dieſe Angabe könne ſie mit beſtem Gewiſſen behaupten.

T. Stollppin.

8) Ludwig Friedrich Imanuel, Peruckenmacher, 45 J. alt, verheurathet zu Marbach.

Der vor mehreren Jahren verſtorbene Sekler Schölkopf ſey ehmals öfters in ſein Haus gekommen und habe unter anderm erzählt, daß Friederich Schiller in dem untern Stüble ſeines Hauſes zur Welt gekommen, ebenſo habe die ungefähr 80jährige Cath. Nußbergerin, ledig, die ehmals bei Schölkopf gedient haben ſoll, nunmehr aber nichts mehr höre, es öfters erzählt.

Daß er ſolches mit angehört, könne er mit beſtem Gewiſſen behaupten.

T. Fried. Imanuel.

9) Alt Friederich Nußberger, Weingärtner zu Marbach, verheurathet, 70 J. alt.

Er, Deponent, ſey im Jahr 1759 Soldat geworden, und wiſſe er noch, daß damals in dem Schölkopfiſchen Hauſe Frau Hauptmännin Schillerin, und in des Bek Hehren Haus Fähndrich Klozen und Fähndrich Hämmerlin logirt haben, das damalige königl.

Regiment ſey in denen 4 Städten: Marbach, Laufen, Großbotwar und Beſigheim gelegen, und zu dieſem Regiment ſey er, Deponent, damals einrangirt worden.

Dieſe ſeine Angaben und daß er ſich noch ganz beſtimmt erinnere, daß an. 1759 Frau Hauptmännin Schillerin noch im Schölkopfiſchen Haus gewohnt, könne er mit gutem Gewiſſen behaupten.

T. Außberger.

10) Friederich Hammer, Metzger zu Marbach, 74 J. alt, Wittwer.

Er könne von den Hauptmann Schiller'ſchen Eheleuten nicht weiter angeben, als daß er wiſſe, das ſie in des Schelkopfen — nunmehrigem Gunther'ſchen Haus gewohnt.

T. Friederich Hammer.

11) Sibylle Ekſtein, ledige Tochter des verſtorbenen Hansjörg Ekſtein, Pflaſterers in Marbach, 68 J. alt

Sie erinnere ſich der Schiller'ſchen Eheleute und des Vaters der Frau Schillerin noch ſehr wohl, ferner, daß Frau Schillerin in dem Schelkopfiſchen, nunmehr Gunther'ſchen Haus ein Kind geboren. Ob die Hauptmann Schiller'ſchen Eheleute auch einmal in des Bek Hehren Haus gewohnt, davon wiſſe ſie nichts.

T. Sibylle Ekſteinin.

12) Alt Johannes Andreas Maier, Schreiner zu Marbach, verheirathet, 70 Jahr alt.

Er habe den Hauptmann Schiller wohl gekannt, und wiſſe, daß ſolcher im Gunther'ſchen Haus gewohnt, daß er auch im Bek Hehr'ſchen Haus gewohnt, und wo ſeine Kinder zur Welt gekommen, ſolches wiſſe er nicht.

T. And. Maier.

13) Regine Barbara, Johannes Hauflers, Weingärtners, Eheweib, 62 J. alt.

Sie habe zwar wohl die Eltern der Frau Hauptmännin Schillerin gekannt, wiſſe hingegen von den Schiller'ſchen Eheleuten, und wo ſie gewohnt, nichts anzugeben.

T. Hauſlerin.

14) Michel Hammer, Schneider zu Marbach, 68 J. alt.

Er wiſſe nichts anzugeben, als daß Hauptmann Schiller einmal im Gunther'ſchen Haus gewohnt, allein wo ſeine Kinder geboren, und ob Schiller auch im Hebr'ſchen Haus gewohnt, wiſſe er nicht.

T. Michael Hammer.

15) Heinrich Hebr, Bek zu Marbach, 31 Jahr alt, geboren zu Lautenbach, Winnender Ober-Amts.

Er wiſſe von der Schiller'ſchen Geburt und Schillers Eltern nichts anzugeben, als daß Bäckermeiſter Stolpp von hier, ein naher Anverwandter des Dichters, von ſeiner verſtorbenen Mutter es wiſſen wolle, und letztere es ſchriftlich hinterlaſſen haben ſoll, daß Dichter Schiller in ſeinem, des Dep., Hauſe geboren ſey, und deſſen Eltern daſelbſt gewohnt haben, während das Haus einem Bek Preßel in Marbach gehört habe.

T. Heinrich Hebr.

Die Richtigkeit der Abſchrift beurkundet
Marbach, 21. Sept. 1828.

Oberamtsrichter Rooſchüz.

Beilage

Dem Herrn Carl Gottl. Franke zu Marbach, auf deſſen Requiſition diejenige Marbacher Innwohner vernommen worden ſind, welche über den Ort der Geburt des Dichters Friedrich v. Schiller von Marbach Auskunft geben konnen, um demſelben ein Denkmal zu ſtiften, wird die Auskunft ertheilt, daß die zu Protokoll vernommene Perſonen, welche von den einzelnen Verhältniſſen der Eltern des Fried. v. Schiller Kenntniſſe haben, einſtimmig das Haus des ehemaligen Seklers Ulrich Schöllkopf, welches nunmehr Sekler Günther allhier bewohnt, als dasjenige bezeichnen, worin Fried. Schiller geboren worden ſey, und kein einige Rückſicht verdienender Umſtand habe angegeben werden können, welcher die Vermuthung, als ob Fried. Schiller in einem andern Haus geboren worden, begründe.

Marbach, 5. Okt. 1812.

Oberamtmann Mutſchler.

Die Richtigkeit der Abſchrift beurkundet

Oberamtsrichter Rooſchüz.

Auszug aus dem Marbacher Taufregiſter.

Taufſchein von Chriſtophine Schiller.

Den 4 Sept. 1757 geb.: Eliſabeta Chriſtophina Friederika.
Vater. Johann Caſpar Schiller, Fähnrich und Adjutant unter Prinz Louis Infanterie Regiment.
ux. Eliſabeta Dorotea, geb. Kodweiß.
Taufpathen. Joh. Chriſtoph Fried. Gerſtner, Fähnrich unter obigem Regiment.
Ferdinand Paul Hartmann, Amts-Pfleger und Burgermeiſter.
Maria Sophia Ehrenmännin, verwitibte Collaboratorin.
Eliſabeta Margareta Sommerin, ledig von Stuttgardt.

Fidem extractus

T. Oberamtsrichter zu Marbach
Rooſchüz.

Zwei gleichlautende Auszüge

aus dem

Marbacher Taufregiſter,

wovon einer ein Taufſchein für **Friedrich Schiller** iſt, datirt vom 12. Juli 1769, als er Petens im Landexamen werden wollte.

Marbach.

Auszug aus dem hieſigen Taufregiſter.

M. et D.	Infantes.	Parentes.	Susceptores.
d. 11. Novbr. 1759.	Johann Chriſtoph Friedrich.	Johann Caſpar Schiller, Lieutenant unter dem löbl. Gen. Maj. Romann'ſchen Infant. Regimente. ux. Eliſabetha Dorothea, geborne Kodweißin.	Hr. Chriſtoph Friedrich von der Gabelenz, Sr. Herzogl. Durchl. wirkl. Kammerherr, Obriſt und Commandant des löbl. Gen. Maj. Romanniſchen Infanterie-Regiments, auch Chevalier de l'ordre Militaire de St. Charles; Johann Friedrich Schiller, Philos. Studiosus; Ferdinand Paul Harttmann, Burgermeiſter und Amtspfleger; N.N. Hübler, Burgermeiſter zu Vaihingen; Beate Dorothee Wolfingin, gew. Vogts und Kellers allhier, ehel. led. Tochter; Bernhardine Friederike Bilfingerin, Pflegers zu Vaihingen an der Enz, ehel. led. Tochter; Maria Sophia Ehrenmannin, verwittibte Collaboratorin von hier; Regina Eliſabetha Wernerin, Burgermeiſters zu gew. Vaihingen, ehel. led. Tochter, und Eliſabetha Margaretha Sommerin von Stuttgart.

Fidem extractus

T. Oberamtsrichter **Rooſchüz.**

Notiz aus dem Lorcher Taufbuch

(Taufſchein von Schillers Schweſter Luiſe)

nebſt

Briefauszug des dortigen Pfarrers, Herrn Mayer, an S. G. Lieſching.

Lorch, 18. Dec. 1839.

Auszug aus dem Lorcher Taufbuch.

1766.	Parentes.	Infantes.	Patrini.
d. 23. Jan.	Hr. Joh. Caſp. Schiller, Hauptmann unter d. Herzogl. Württemb. Gen.-Maj. v. Stein'ſchen Infant.-Regim Uxor Eliſabetha Dorothea, geb. Kodweißin.	Luiſe Dorothea Catharina.	Hr. M. Philipp Ullrich Moſer, Pfarrer allhier: Fr. Catharine Luiſe Scheinemännin, Oberamtmännin allhier: Fr. Marie Kathar., Viae. M. Kappfen allhier uxor: Fr. Sophie Dorothea Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin zu Marpach.

Für die Treue des Auszugs ſtehe ich ein und bin, wenn es von der Familie verlangt wird, erbötig, einen förmlichen

Taufſchein auszuſtellen, falls Sie dieſer meiner Verſicherung nicht glauben wollten.

Was den Pfarrer (nicht Diacon) Moſer betrifft, ſo iſt bei Binder (Kirchen- und Lehrämter ꝛc.) ganz das Richtige zu finden. Ich gebe über ihn, was ich in den Kirchenbüchern gefunden:

Mr. Philipp Ulrich Moſer, Sindelfingenſis, wie er ſelbſt ſchrieb, war als Nachfolger des Pfarrers Mr. Philipp Jakob Böhm zu Lorch Pfarrer von 1757—1767 (gegen das Ende des Jahrs 1767 findet ſich in den Büchern kein Eintrag von ſeiner Hand mehr), zu derſelben Zeit war der nachmalige Pfarrer Mr. Johann Melchior Kapff, Diaconus in Lorch. Moſers Ehegattin war: Dorothea Margaretha, geb. Elwerth aus Heidenheim. Alte Leute, welche von Moſer confirmirt wurden, wiſſen blos noch zu ſagen: daß Moſer nicht ſo lange, wie andre Geiſtliche hier war, er ſey ein ſtrenger Mann geweſen, der den jungen Leuten ſcharf nachgeſehen und ihnen nach Befund auf dem Rathhauſe habe ſagen laſſen: wie viel ein Pfund Heller koſte. Dabei habe er viel Verdruß und wenig Dank gefunden und ſey weiter gezogen, ſo viel ſie ſich erinnern, in die Gegend von Giengen.

Auch dieſes habe ich treu und redlich wiedergegeben und es ſoll mich freuen, wenn dieſe Notizen nicht nutzlos erfunden werden.

Achtungsvoll zeichne

Pfr. Mayer.

Lateiniſche Schulverſe Schillers

von 1771.

(Mitgetheilt von Herrn Rooſchüz.)

Carmen,

quo
Viro plurimum reverendo atque doctissimo,
M. ZILLINGIO,
Coetus sanctioris, qui Ludovicopoli Christo colligitur,
Decano dignissimo atque meritissimo,
Patrono suo longe omnium suspiciendo;
Pro
Venia feriarum autumnalium benignissime concessa,
gratias agere
Et benevolentiae ejus commendare sese voluit
Tanti viri
observantissimus cultor,
Joannes Christophorus Friedericus
Schiller.

Ludovicopoli
d. 28. Septembris
MDCCLXXI.

O mihi post ullos nunquam memorande Decane,
Audi hilari grates nunc quoque fronte meas.
Quod libertatem nobis requiescere paulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies.

Aequor in aequales cessant vexare procellae,
  Paxque, catenato Marte, quieta redit.
Ille decus Grajûm curru prius actus ovanti,
  Doctos arundineo currere gaudet equo.
Saepe solent Musae, plectro citharaque relictis,
  Pactilibus [*sic*] violas implicuisse rosis.
E quibus annosae crescunt sacra robora silvae,
  His quoque numinibus grata Myrica viret.
Parva subinde Tibi labor improbus otia suadet,
  Quem semper tensum [?] rumpitur arcus habes.
Biga boûm (armantur dura cervice) recusat,
  Pressa diu incurvo subdere colla jugo.
Jugera sic fas est, dederint ubi foenora, cessant,
  Est cum victor eques frena remittat equis.
Et rude donatur fassus gladiator in armis
  Tingens ad postes Herculis arma sua.
Hoc est, cur nobis permisisti otia quaedam,
  Nam scis quod semper discere nemo queat.
Accipe nunc grates deductas pectore grato,
  Quas ego pro venia debeo jure Tibi.
Opto, ut sis semper salvus cum conjuge salva,
  Et liceat fato candidiore frui.
Detur inoffensae metam tibi tangere vitae,
  Te jubet ex terra donec abire Deus.
Summe Decane, precor mea carmina spernere parce,
  Me Tibi commendo de meliore nota.

Cop. testatur

Oberamtsrichter zu Marbach am Neckar
G. Rooſchüz.

Zeugniſſe Schillers

bei'm Eintritt in die Karls-Akademie.

(Mitgetheilt von Hrn. Pfarrer Wolf zu Beinſtein.)

Solitude, 16. Januar 1773.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat ſich, bei vorgenommener Unterſuchung ſeiner Leibesbeſchaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, ſonſt aber geſund befunden.

T. Hof- und Militairiſcher Pflanzſchule Medicus

D. Storr.

Johann Chriſtoph Fridrich Schiller, confirmirt, überſetzt die in den Trivial-Schulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das Griechiſche neue Teſtament mit zieml. Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lat. Poeſie; die Handſchrift iſt ſehr mittelmäßig.

Solitude, 10. Jan. 1773.

prof. Jahn.*

---

* In der Biographie heißt er Präceptor; aus dieſer Unterſchrift erhellt, daß er ſchon damals den Profeſſortitel führte.

S.

Revers
von Schillers Vater für den Sohn
bei deſſen Eintritt in die Akademie.

(Mitgetheilt von Hrn. Pfarrer Wolf in Beinſtein.)

Revers.

Nachdeme es ſeiner regierenden Herzoglichen Durchl. zu Wrg. gnädigſt gefällig geweſen, den Sohn

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller

in die herz. Mlt.-Acad. zu unſerer unterthänigſten Dankſagung in Gnaden aufzunehmen, nach den Grundgeſetzen dieſes herz. Inſtitutes aber erforderlich wird, daß ein dahin eintretender Elev ſich gänzlich den Dienſten des herz. Wrgſchen Hauſes widme, und ohne daruber zu erhaltende gnädigſte Erlaubnuß aus demſelben zu treten nicht befugt ſeyn, auch hieruber von beiderſeitigen Aeltern ein Revers ausgeſtellt werde, ſo haben wir uns deſſen um ſo weniger entbrechen wollen, vielmehr verſprechen wir, daß obbenannter dieſer Sohn dieſer Einrichtung ſowohl als allen übrigen Geſetzen und Anordnungen des Inſtituts auf das genaueſte nachzuleben gefliſſen ſeyn wird.

Urkundlich unter unſern eigenhändigen Unterſchriften und vorgedruckten angeborenen Pettſchaften,

Gegeben Ludwigsburg, den 23. Sept. 1774.

Vater **Johann Caſpar Schiller,** Hauptmann
bei dem Herzogl. General-Lieutenant v. Stein-
ſchen Infanterie-Regiment. (L. S.) *
Mutter Eliſabetha Dorothea, geborene Kodweißin.

---

* Aus dem „angeborenen Pettſchaft“ Schillers erhellt, daß dieſes ſchon damals eine emporgerichteten Pfeil im Schilde linker Hand und über dem Helme führte.

Specification

dererjenigen Montirungsſtücke,

welche der Elev Schiller mitgebracht,

als:

1 blaues Röklen nebſt Camiſol ohne Ermel.
1 pr. Hoſen.
2 Manchet Hemder.
1 Unterhemd.
4 pr. leinene Strümpf.
1 pr. Schu.
1 pr. Stiefel.
1 ord. Hut.
Geldt: 43 kr.
15 Stuck unterſchiedl. lateiniſche Bücher.

Sign. Solitude, den 18. Januar 1773.

Hausmeiſter **Grieſinger.**

Brief Schillers des Vaters
nach
Aufnahme ſeines Sohnes in die Militair-Akademie.

Wohlgeborener Herr,
Inſonders hochzuverehrenſter [sic]
Herr Obriſtwachtmeiſter.

[den 20. Jan. 73 beantw.]

In ſchuldigſter Folge des — mir gemachten Auftrags, habe anmit die Ehre, in dem Anſchluß den Taufſchein von meinem Sohn gehorſamſt an Euer Wohlgeboren zu uberſenden. Ganz durchdrungen von den lezthin ſelbſt bemerkten Wirkungen der — zum Wachsthum der herz. Mil. Pflanz-Schule vorkehrenden (sic) großen Anſtalten und von der glucklichſten Ausſicht fur meinen Sohn, weiß ich nicht Worte zu finden, mit denen ich meine tiefſte Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herz. Durchlaucht nur einigermaßen ausdrucken könnte. Wäre es möglich durch Gebete und Wünſche das endliche Loos aller Menſchen abzuändern, ſo müßte Unſterblichkeit vom Himmel hernieder ſteigen und dem beſten, dem weiſeſten und gnädigſten Landesregenten unſerem durchlauchtigſten Herzog zu Theil werden, doch! wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unſchäzbaren Guten, welchen höchſtdieſelbe mit eigenen höchſten Händen in die zarten Herzen ganzer kunftiger Geſchlechter ausſtreuen, fur die Ewigkeit reifet? Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unſere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an ſich tragen: werden ſie nicht alsdann noch erkennen und ſagen: das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken; Sein Name und Sein Thun ſey bey uns im Segen!

Möchten doch alle Pflänzlinge ihre große Beſtimmung erkennen und ſich derſelben gemäß verhalten! Möchte auch beſonders mein Sohn die Erwartung von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen ſoll es niemals fehlen, wenn es mir anitzt gnädigſt erlaubt iſt, durch ſolche zu ſeiner Aufmunterung etwas beyzutragen.

Von ſeinem lenkſamen Herzen ſowohl, als von den edlen Geſinnungen Euer Wohlgeboren vollkommen verſichert, empfehle ich mich ſamt dieſem meinem Sohn zu Deroſelben ſchätzbarer Gewogenheit, in bey (und bin) mit der größiſten Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgeboren

Ludwigsburg,
d. 18. Januarii 1773.

ganz gehorſamſter Diener

Schiller, Hauptmann.

Auszug aus Fr. Schillers Tauſſchein.

Schiller.

Marbach, d. 16. Jan. 1773.

Johann Chriſtoph Friedrich, Titl. Herrn Johann Caſpar Schillers, damaligen Lieutenants unter dem löbl. General-Major Romanniſchen Infanterie Regiment, und Frau Eliſabethä Dorotheä geb. Kodweiſſin ehelicher Sohn, iſt hier in Marbach anno 1759 den 11 Nov. geboren und eodem getauft worden:

Die Taufzeugen waren:

Titl. Chriſtoph Friedrich von Gabelenz, Sr. Herzogl. Durchlaucht wirkl. Cammerherr, Obriſt ꝛc.

Hr. Johann Friedrich Schiller, phil. Stud.

Hr. Ferdinand Paul Harttmann, Burgermeiſter.

Hr. N. N. Hubler, Burgermeiſter zu Vayhingen.

Jgfr. Beata Dorothea Wolfingin, geweſenen Vogts ledige Tochter.

Jgfr. Bernhardine Friderika Bilfingerin, Pflegers zu Vayhingen, ledige Tochter ꝛc.

Daß dieſes aus dem hieſigen Taufbuch richtig extrahirt worden ſey, beſtetiget durch eigenhändige Unterſchrift und beygedrucktem gewohnl. Pettſchaft.

(L. S.)

M. Ernst Vrb. Keller,
Helfer zu Marbach.

Matrikel Schillers

bei ſeinem Austritt aus der Akademie.

Schiller.

Caracter [sic]
Taufnahm. Johann Christoph Friederich.

Maas Fuß . . .	5	5	5	5	5	5	6	6	6	6	6	6
Maas Zoll . . .	5	6	8	8	9	11		1	2	2	2	3
Maas Strich . . .	3	2		3	2			2		2	3	
Alter 11. Nov. 1759	16		17		18		19		20		21	

Religion evangelisch.
Beſtimmung Medicin.
Genie gut.
confirmirt den
Geburtsort Marbach.
reverſirt 23. Sept. 1774.
Vatter Johann Caspar, Hauptmann unter Stein.
Mutter Eliſabetha Dorothea née Kodweiſin.
Stiefvatter
Vormund
Zuwachs 17. Jan. 1773.
Abgang 15. Xbr. 1780.

Regimentsdoctor zu Augé.

14. Dec. 1773.

1779.
Chirurgie
praktiſche Medicin.
Materia medica.

Brief des Intendanten der Karls-Akademie,
von Seeger,
an Schillers Vater.

Wohlgebohrener
Hochgeehrteſter Herr Hauptmann!

Euer Wohlgeboren ſchriftlich geäußerte Verbindlichkeit gegen meine dem Herrn Sohn gewidmeten Dienſte in der herz. Militäracademie ſehe ich als eine angenehme Aufforderung an gegen denſelben auch außer der Academie diejenigen Geſinnungen fortzuſetzen, von welchen ich Ihnen verſichern kann, daß mir jede Gelegenheit ſchätzbar iſt, Ihnen in Zukunft was Angenehmes erweiſen zu können.

Den 3. Febr. 1781.

Intendant v. Seeger.

Anhang.

Fünf Briefe Schillers.

Brief Schillers
an J. R. Zumſteeg in Stuttgart.*

Mannheim, den 19. Jenner 84.

Allerdings l. Freund verdiene ich Vorwürfe von Dir, daß ich ſchon mehrere Briefe, von Dir unbeantwortet gelaßen, und nichts als meine Krankheit und Ueberhäufung von Geſchäften kann mich entſchuldigen. Zu deiner Genugthuung kann ich Dir ſagen, daß Nachläßigkeit im Schreiben die allgemeine Klage, ſogar meiner Familie, über mich iſt, und ſich alſo, wenigſtens auf meine Freundſchaft, nicht daraus ſchließen läßt. Weggerechnet, daß ich in weitläuftige Correspondenzen verwickelt bin, hat mich vorzüglich die mühſame Umſchmelzung meines Fieſco für Teutſche Theater, die ich in öffentlichen Zeitungen verſprechen, und, um Wort zu halten, ſogar in meinen fieberfreien Augenblicken vornehmen mußte, von den angenehmſten Pflichten gegen meine Freunde zurückgezogen, unter denen Du mein lieber gewiß nicht der lezte biſt. Vergieb mir das, wie Du mir ſchon ſo manches vergeben haſt, und glaube mit Ueberzeugung, daß ich die Ungedult und Wärme, womit du unſere Freundſchaft auſtriſchen wollteſt, in jeder Rückſicht zu ſchätzen weiß. Alſo genug von dieſem.

---

* Aus Citaten in H. Dörings „auserleſenen Briefen Friedrich von Schillers“ Nr. 32. I. S. 174 f. unvollſtändig mitgetheilt.

Du ſchreibſt mir, ſehr ſchmeichelhaft, daß Dich alles was mir widerfahre, ſehr warm intereſſire — Sey verſichert, daß ich in eben dem Fall bin. Unmöglich kann mir alſo Deine Verheurathung — eine große Epoche unſers Schickſals — Kleinigkeit ſeyn. Muthe mir indeſſen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über dieſen Punkt denke — ſondern nimm meinen wahren und warmen Glückwunſch deswegen an. In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen — und auch dieſes wenige berechtigt mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben. Sey mit ihr glücklich, theurer Freund, und handle auch ſo, daß ſie niemalen aufhöre, es mit Dir zu ſeyn. An eine Perſon, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegenkommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam an unſre Launen ſchmiegt, gekettet zu ſeyn — an ihrer Bruſt unſre Seelen von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen, und unbändiger Leidenſchaft abzuſpannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen: iſt wahre Wonne des Lebens, um die ich Dich von ganzem Herzen beneide.

Aber wie in aller Welt kömmſt Du dazu, mich auf dem Weg zur Ehe zu glauben? Mich? So vortheilhaft ich von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen, denn mein Schickſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen war, ewig zu machen. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre, aber wird es mich auch im 30ſten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt erlauben — Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heurath von der Bahn zu demſelbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewiſſe Capricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schickſale wäre eine

Verheurathung mein Fall nicht, denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Blut würde noch jezt keine Frau glücklich machen.

Nun lieber Freund erlaube mir noch eine kleine Frage. Haſt Du alle Deine Leidenſchaften auf Deine Frau verpflanzt, oder allenfalls noch eine glimmende Funke für den Künſtler zurückbehalten? Wird die Welt ihre groſen Erwartungen von Dir zurücknehmen müßen? oder wirſt Du zwiſchen den Anſprüchen des Genies und deiner Louiſe (ſo heißt ſie doch) eine glückliche Theilung machen? — Ich habe Dein Geſicht für Ruhm und Unſterblichkeit glühen geſehen — Dein Ehrgeiz und Dein Talent ſollen mir für meine Hoffnungen bürgen.

Billig erwarteſt Du, daß ich Dir meine Schickſale unter fremdem Himmel mittheile, denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein ſonderbarer Kopf läßt freilich auf ſonderbare Situationen ſchließen — aber für Briefe iſt dieſes Thema zu weitläuftig, und vielleicht auch zu gefährlich. Jezt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichteriſchen Taumel — Kur-Pfalz iſt mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft, deren Protector der Churfürſt iſt, bin ich nationaliſirt, und Churfürſtlich Pfalzbairiſcher Unterthan. Mein Clima iſt das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenſchaft iſt glücklicherweiſe auch mein Amt.

Am 11. des Mts. iſt mein Fiesco mit allem Pompe hier gegeben worden, nächſten Sonntag wird er wiederholt. In 3 Wochen kannſt Du mein neues Stück Louiſe Millerin gedruckt haben. Wenn Du mein Beſter, in Geſellſchaft Deiner Frau, während der jezigen Carnevals-Luſtbarkeiten hieher fliegen könnteſt — An Vergnügen wollte ich Dir's nicht fehlen laſſen, und mit den Unkoſten wollten wir ſchon fertig werden. Benda bringt ſchon den ganzen Winter bei uns zu, und im öffentlichen Conzert könnteſt Du Dich hören zu laſſen. Meine Räuber werden am 8. gegeben, und noch andere groſe Stücke, die Dich gewiß auf das ſchönſte zerſtreuen würden. Tanzen kannſt Du auf dem Vauxhaller nach Luſt. Ueberleg es und berede noch andere Freunde dazu.

Jezt lebe wohl, und küſſe in meinem Nahmen deine Frau. Eiferſüchtig wirſt Du doch nicht werden? Eingeſchloſſene Briefe wirſt Du ſo gut ſeyn zu beſtellen. Deinem Maultrommel Virtuoſen iſt durch Herrn Conzertmeiſter Fränzel Protection wiederfahren. Noch einmal lebe wohl, empfiehl mich allen meinen ehemaligen Freunden und liebe, wie bisher, Deinen

Schiller.

Ein Brief Schillers

an den

reichsſtädtiſchen Amtsbürgermeiſter Wachs in Heilbronn

vom Jahre 1793.

In dem Heilbronner Archive hat ſich kürzlich ein Original-Brief Schillers an den dortigen Amtsbürgermeiſter **Wachs** vorgefunden, folgenden Inhalts:

Hochwohlgebohrner Herr,
insbeſonders hochzuverehrender Herr Amtsbürgermeiſter und Regierungsrath,"

„Es kann Euer Hochwohlgebohren nichts unerwartetes ſeyn, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anſtändigen Freiheit blühet, und mit den Reizen einer ſchönen fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunſch einflößt, dieſer Wohlthaten eine Zeitlang theilhaftig zu werden.

Da ich mich gegenwärtig in dieſem Falle befinde, und Willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſt davon zu benachrichtigen, und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magiſtrats zu empfehlen."

„Eine Unpäßlichkeit iſt ſchuld, daß ich dieſe Pflicht nicht früher und nicht anders als ſchriftlich erfülle; ſobald aber meine

Geſundheit es erlaubt, werde ich mir die gnädige Erlaubniß ausbitten, Ew. Hochwohlgebohren perſönlich meinen Reſpekt zu bezeugen.

Ich verharre hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſter Diener

Heilbronn, 16. Aug. 1793.

F. Schiller.

Nachdem dieſes Geſuch um Aufenthalts-Erlaubniß dem Senat vorgelegt worden war, beſchloß derſelbe laut Raths-Protokolls vom 20. Auguſt 1793 Nr. 1315:

> „wird willfahrt und ſoll dem Herrn Hofrath durch eine „Kanzlei-Perſon (Senator) vergnügter Aufenthalt ge„wünſcht werden.“

Zwei Briefe

an die Malerin Frau von Simanowitz.

Ludwigsburg, den 8. Nov. 93.

Ich habe es bey dem anhaltend ſchlechten Wetter nicht wagen wollen, meine vortreffliche Freundin, Sie an das Verſprechen zu erinnern, das Sie uns neulich auf der Solitude gemacht haben, uns eine Zeitlang hier das Vergnügen Ihres Umgangs zu gönnen, um unſeres kleinen Familienfeſt mit uns zu feyern. Vor einigen Stunden hat das Wetter ſich aufgeklärt, und es ſcheint, daß wir ſchönere Tage zu hoffen haben.

Erlauben Sie mir alſo, daß ich meine Bitte erneure, und Sie ernſtlich beym Wort nehme. Ich erſuche ihren Herrn Gemahl, ſich unſerer alten Bekanntſchaft zu erinnern, und Sie zu uns zu begleiten. Sie ſollen uns Beyde herzlich willkommen ſeyn.

Alle die Meinigen tragen mir auf, ſie Ihnen aufs Beſte zu empfehlen, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr

gehorſamſter

Fr. Schiller.

Von Haus, den 6. April 94.

Das rauhe Wetter und meine zurückkehrenden Krämpfe haben mich am Ausgehen gehindert, ſonſt würde ich Ihnen, meine theure Freundin, und ihrem Herrn Gemahl meinen Beſuch gemacht haben. Meine Frau war bey Ihnen, hat Sie aber nicht getroffen. Ich wollte Sie mündlich bitten, mir meine Frau zu mahlen, und zwar eben von der Große, wie mein Portrait iſt. Da ich nicht weiß, wann ich Sie ſehe, und dieſe Sache doch nicht länger aufſchieben darf, ſo thue ich es hiemit ſchriftlich. Beſtimmen Sie alſo, wann meine Frau Ihnen gelegen kommt. Am beſten iſt's, wir ſehen Sie hier bey uns, ſo können wir das weitere verabreden.

Ich erwarte heute meine Mutter. Vielleicht finden Sie heute Nachmittag Zeit, einige Stunden bey uns zuzubringen.

Alles bey mir empfiehlt ſich Ihnen auf's beſte, und ich verharre mit Hochachtung und Freundſchaft

ganz der Ihrige

Schiller.

Die Richtigkeit vorſtehender Abſchrift beurkundet

Oberamtsrichter zu Marbach

Rooſchüz.

Brief Schillers

an ſeine Schweſter

Chriſtophine Reinwald in Meiningen.

[Auf der leeren Seite ſteht, quer über geſchrieben: **Brief von meinem Bruder, das Jahr vor ſeinem Tode.**]

Weimar, 5. Jänner 1804.

Der Tod des guten Herzogs von M. (Meiningen) hat uns recht herzlich betrübt. Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen und er verdiente auch als ein guter Menſch Achtung und Liebe. Gebe der Himmel, daß man im Meiningiſchen Land nicht Urſache habe, dieſen Verluſt noch lange zu betrauern.

Hier iſt kürzlich auch Herder geſtorben, der ein wahrer Verluſt, nicht nur für uns, ſondern für die ganze literariſche Welt iſt.

Möge nur der Himmel uns und allen, die uns werth ſind, Leben und Geſundheit friſten. Es gibt noch allerlei in der Welt zu thun, und ich möchte es wenigſtens erleben, meine Kinder ſo weit gebracht zu ſehen, daß ſie ſich gut durch die Welt helfen können.

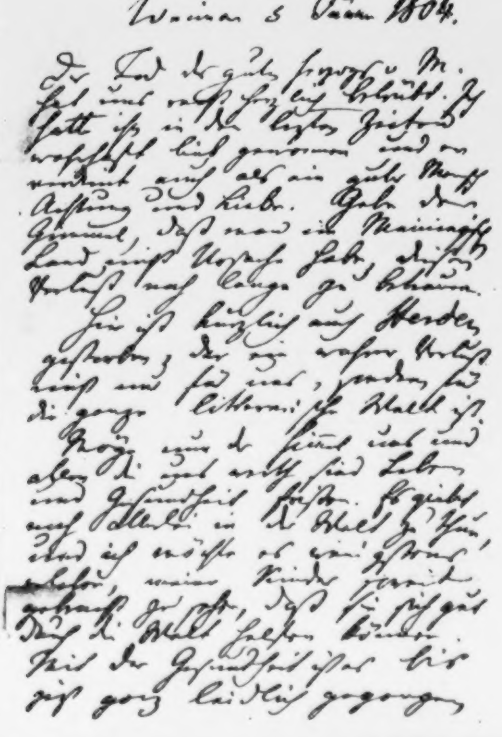
Mit der Geſundheit iſt es bis jetzt ganz leidlich gegangen, aber der Winter macht mich doch immer beſorgt, und ich kann mich hier nicht immer ſo zu Hauſe halten, wie in Jena.

Fr. v. Stael iſt eben hier und belebt durch ihren geiſtreichen und intereſſanten Umgang die ganze Societät. Sie iſt in der That ein Phänomen in ihrem Geſchlecht, an Geiſt und Beredſamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bey allem dem iſt keine Spur von Pedanterei oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt gibt, und dabei einen ſeltenen Ernſt und Tiefe des Geiſtes, wie man ſonſt nur in der Einſamkeit ſich erwirbt.

Herzlich umarmen und grüßen wir euch alle, und wünſchen einen erfreulichen Eintritt in das neue Jahr.

Euer treuer Bruder

Sch.



Weimar 5 Jän. 1804.

Der Tod der guten Herzogin M. hat uns recht herzlich betrübt. Ich hatte sie in den letzten Zeiten recht lieb gewonnen und sie verdient auch als ein guter Mensch Achtung und Liebe. Gebe der Himmel, daß man im Meiningischen Land auch Ursache habe, diesen Verlust nicht lange zu bedauern.

Hier ist kürzlich auch Herder gestorben, der ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze litterarische Welt ist.

Möge uns der Himmel euch und allen die uns werth sind Leben und Gesundheit fristen. Es giebt noch Vieles in der Welt zu thun, und ich wünsche es wenigstens zu erleben, meine Kinder soweit gebracht zu sehen, daß sie sich gut durch die Welt helfen können. Mit der Gesundheit ist es bis jetzt ganz leidlich gegangen

BIBLIOTHECA

als der Winter macht mich doch immer besorgt, und ich kann mich hier einmal nicht so gut zu Hause halten wie in Jena.

Frau v. Stael ist eben hier und belebt durch ihren geistreichen und interessanten Umgang den ganzen Zirkel. Sie ist in der That eine Erscheinung in ihrem Geschlecht. An Geist und Beredsamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei allem dem ist keine Spur von Pedanterei oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt giebt und dabei eine seltene Ernsthaftigkeit und Tiefe des Geistes, die man sonst nur in der Einsamkeit sich erwirbt.

Herzlich umarmen und grüßen wir ~~euch~~ alle und wünschen euch ein erfreuliches Heil in dem neuen Jahr. Ewig dein treuer Bruder Sch.

Stuttgart,

bei S. G. Lieſching.

1840.

Cultus des Genius,

mit beſonderer Beziehung auf

Schiller und ſein Verhältniß zum Chriſtenthum.

Theologiſch-äſthetiſche Erörterungen

von

C. Ullmann und G. Schwab.

Neuer verbeſſerter Abdruck.

Hamburg,
Friedrich Perthes.
1840.

Vorrede.

Der Titel dieſer Schrift kann manchem, dem dieſelbe zuerſt zur Hand kommt, unzuſammenhängend ſcheinen oder ſelbſt unverſtändlich ſeyn. Ein kurzes Wort über ihre Entſtehung mag daher den Zuſammenhang und Sinn der gewählten Aufſchrift rechtfertigen.

Herr Doctor Strauß hatte in dem Aufſatze über Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum, der im Spätſommer 1838 im Freihafen erſchien, das Wort ausgeſprochen, daß unſerer religiös zerfallenen Zeit nichts übrig bleibe als ein Cultus des Genius d. h. eine Verehrung der großen, in der Geſammtentwickelung der Menſchheit epochemachenden Geiſter, in deren Geſammtheit ſich das Göttliche für uns am vollkommenſten kund gebe; auch hatte er das Chriſtenthum unter den Geſichtspunct dieſes Geniencultes gebracht, indem er dem Stifter deſſelben die erſte Stelle unter den menſchheitfördernden Genien anwies. Im Frühling des Jahres 1839 wurde die Schillersſtatue in Stuttgart eingeweiht und mein Freund Schwab ſprach als Redner die Gefühle der Nationalverehrung für den unſterblichen Dichter in würdiger Rede aus. So wenig die Urheber des Feſtes und der Sprecher dazu Veranlaſſung gegeben, ſo wurde doch von manchen Seiten dieſe dem Dichtergeiſte dargebrachte Huldigung als ein Act religiöſer Verehrung, als ein Götzendienſt des Genies gedeutet. Indem ſich mir nun eines Tages jenes ſtraußiſche Wort und dieſe Genien-Huldigung zuſammen im Geiſte vergegenwärtigten, entſtand mir der Gedanke zu dem Sendſchreiben über den Cultus des Genius, welches ich eben darum an den befreundeten Mann richtete, der unter der Schillersſtatue geſprochen.

Es kam hier nicht weiter darauf an, ob derjenige, der den Gedanken von einem Cultus des Genius zuerſt in klare Worte gekleidet, dieſen Gedanken noch feſthielt oder auch nur als beſonders werthvoll betrachtete: denn es handelte ſich nicht um einen Einzelnen, ſondern um eine ganze Richtung. Iſt es doch offenkundig genug, daß ſchon vor Erſcheinung des Aufſatzes über Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum viele geiſtreiche Männer und Frauen, ſtille Verwandte oder geprieſene Häupter unſerer hohen Geiſtes-Ariſtokratie, da waren, die keinen andern Cultus kannten und übten, als den des Genius und daß dieſe Religion ihrer dünn-ätheriſchen Natur ungeachtet oder vielleicht gerade um dieſer willen ihre Bekenner behalten wird, auch wenn der, welcher den Ausdruck für dieſelbe geprägt, ſich von ihr abwenden ſollte. Sein Wort fand ja doch vorzugsweiſe darum an vielen Orten Wiederhall, weil es eine ſchon vorhandene Denkweiſe über ſich ſelbſt mehr aufklärte und ihr förderud entgegenkam. Indeß gab mir die Sache auch willkommene

Gelegenheit, die Erörterungen über die ſtraußiſche Chriſtologie nach einer Seite hin fortzuſetzen*).

Zu meiner Freude hat der Freund, an den mein Sendſchreiben gerichtet war, daſſelbe nicht nur gütig aufgenommen, ſondern auch die angeknüpfte Verhandlung weiter geführt, indem er ſich in einem Antwortſchreiben und einem damit verbundenen Aufſatze über das Verhältniß Schiller's zum Chriſtenthum verbreitete. Schon bald nach Erſcheinung meines Sendſchreibens war ich mehrfach wohlwollend aufgefordert worden, daſſelbe beſonders abdrucken zu laſſen; nun, da ſich eine ſo intereſſante Fortſetzung daran anknüpfte, konnte ich kein Bedenken tragen, dieß zu thun, und ſo lege ich hier beide Stücke, zum Theil erweitert und verbeſſert, dem theilnehmenden Leſerkreiſe aufs neue vor. Nur Eines konnte mich ſchon bei dem erſten Abdrucke des ſchwab'ſchen Artikels in den Studien und Kritiken und auch bei dieſem erneuerten bedenklich machen: der allzulebhafte Beifall, den der Freund meinem Sendſchreiben ſchenkt. Ich kann darin nur einen Ausdruck überſtrömenden Wohlwollens und freier Güte erblicken und ſtelle gern einem jeden anheim, das, was der freundſchaftliche Sinn zu viel gethan, auf ein geringeres, objectiv richtigeres Maaß zurückzubringen. Allein da in unſerer Litteratur gegenwärtig ſo viel von dem Entgegengeſetzten herrſcht, ſo kann es vielleicht auch nicht ſchaden, wenn hie und da ein Beiſpiel der Freundſchaft und Anerkennung vorkommt.

---

*) Das Frühere, woran dieſe Erörterungen ſich anſchließen, iſt enthalten in der Schrift: Hiſtoriſch oder Mythiſch? — Beiträge zur Beantwortung der gegenwärtigen Lebensfrage in der Theologie. Hamburg bei Fr. Perthes 1838, beſonders in dem Sendſchreiben an Strauß über die Perſönlichkeit und Wunder Chriſti. S. 89 — 180.

Die Bezeichnung des Titels: „theologiſch-äſthetiſche Erörterungen“ deutet, wie jeder verſtändige Leſer einſehen wird, weder auf äſthetiſirende Theologie, noch auf theologiſirende Aeſthetik hin, ſondern nur auf den untrennbaren, in der Natur der Sache liegenden, in unſerer Zeit aber wieder mächtig hervortretenden Zuſammenhang zwiſchen dem Heiligen und Schönen, zwiſchen Religion und Kunſt, alſo auch zwiſchen der theoretiſchen Behandlung dieſer beiden innig verwandten Lebensſphären.

Weil ſich unſere beiderſeitigen Erörterungen vielfach auf die Rede bei Enthüllung des Schillersdenkmales beziehen, ſo ſchien es zweckmäßig, dieſe hier noch einmal mit abdrucken zu laſſen; und damit auch von meiner Seite etwas Neues hinzukäme, habe ich einige Aphorismen über ſolche Puncte hinzugefügt, deren weitere Ausführung in das Sendſchreiben nicht gepaßt haben würde.

C. Ullmann.

Heidelberg, den 28. März 1840.

Inhalt.

I. Der Cultus des Genius. Sendſchreiben von C. Ullmann an G. Schwab . . . . S. 1—78
II. Schiller und das Chriſtenthum von Guſtav Schwab . S. 79—159
  1. Antwortſchreiben von Schwab an Ullmann . S. 81—105
  2. Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum . S. 106—159

Beilagen.

I. G. Schwab's Rede bei Enthüllung der Schillersſtatue S. 160—166
II. Nachträgliche Aphorismen von C. Ullmann . . S. 167—186
  1. Der moderne Cultus des Genius und der antike Geniencultus . . . . . . S. 169—175
  2. Das Geſetzliche im Auftreten der Genien . S. 175—186

C

Der

ultus des Genius.

Sendſchreiben an Guſtav Schwab

von

C. Ullmann.

Wie oft haben wir uns einſt, mein theurer Freund, wenn wir nach den Arbeiten des Tages in einer der freundlichſten Stuben jenes tübinger Stiftes, von dem ſo vieles nicht bloß theologiſch Bedeutende ausgegangen iſt, mit Gleichgeſinnten zuſammenſaßen, durch Mittheilung deſſen, was uns Sinn und Herz bewegte, erquickt und erheitert! Auch ſpäter iſt mir dieſes Glück der Begegnung mit Dir noch manchmal zu Theil geworden, und ſo habe ich mich daran gewöhnt, innerlich mit Dir fortzuleben und auch das, was wir nicht perſönlich beſprechen konnten, im Geiſte mit Dir zu theilen und durchzuarbeiten. Doch will das innere Wort bisweilen auch laut werden, und ſo wirſt Du mir wohl erlauben, da eine mündliche Mittheilung für den Augenblick verſagt iſt, mich dieſmal vor dem Publicum an Dich zu wenden. Betrifft es doch eine Sache, die ebenſo das allgemeinere Intereſſe in Anſpruch nimmt, wie ſie mich in mehrfacher Beziehung veranlaßt, gerade mit Dir zu verhandeln. Es bewegt mich nämlich ſchon ſeit einiger Zeit in Gedanken das, was die Ueberſchrift dieſer Zeilen bezeichnet, der durch eine vielgehörte Stimme nicht etwa nur vorgeſchlagene, ſondern als ſchon vorhanden verkündigte Cultus des Genius. Du weißt, was der berühmte Verfaſſer des Lebens Jeſu darüber geſagt hat in dem Aufſatze „über Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum," ein Aufſatz, welcher nun auch in Verbindung mit der, beſonders in der Zeichnung der Perſönlichkeit, ebenſo treffenden als liebenswürdigen Schilderung unſeres Freundes Kerner in den „zwei friedlichen Blättern" beſonders abgedruckt iſt. „Der einzige Cultus," heißt es hier, „mag man es nun beklagen oder loben, aber leugnen wird man es nicht können, der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieſer Zeit aus dem religiöſen Zerfalle der letzten übrig geblieben, iſt der Cultus des Genius." Offen und unumwunden wird dieſer Cultus ein neuer Paganismus oder Katholicismus genannt, der über das proteſtantiſche Deutſchland gekommen; denn weil man an der Einen Menſchwerdung Gottes nicht genug habe, wolle man nach indiſcher Weiſe eine Reihe von Incarnationen haben und ſo den allein ſtehenden Jeſus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben, „nur daß dieſe freilich nicht lauter kirchliche Heilige ſind, ſondern wie in der Hauskapelle des Kaiſers Alexander Severus neben den Standbildern Chriſti und Abraham's auch das des Orpheus ſich befand, ſo geht die Richtung der Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geiſtern zu verehren, welche belebend und ſchöpferiſch auf die Menſchheit eingewirkt haben."

Ich brauche es Dir nicht zu ſagen, mein Lieber! wir und alle für die Eindrücke der Gegenwart empfänglichen Altersgenoſſen haben es oft ſchmerzlich, oft hoffnungsreich empfunden: unſere Zeit iſt in der Löſung eines großen Räthſels begriffen, ſie ringt einem befriedigenden Neuen entgegen und hat für das, was die Gemüther wieder umfaſſender einigen und dauernd begeiſtern könnte, wenigſtens noch nicht den rechten, zum allgemeinen Bewußtſeyn ſprechenden, Ausdruck gefunden; ſie will etwas Großes und weiß doch nicht beſtimmt, was ſie will. Wie nun, wenn das Wort „Cultus des Genius" die Löſung des Räthſels enthielte? Man iſt freilich, und gewiß mit Recht, von vornherein mißtrauiſch gegen einen Cultus, der erdacht und gemacht wird, und ſolche Culte, wie die der Theophilanthropen und Saintſimoniſten, haben ſich auch ſtets, weil erſonnen, als wurzellos und ephemer erwieſen. Aber der Cultus des Genius, werden ſeine Bekenner ſagen, braucht auch nicht gemacht zu werden, er hat ſich ſchon von ſelbſt gemacht, er iſt der einzige, der unſeren Gebildeten aus dem großen religiöſen Ruin übrig bleibt, er drängt ſich uns mit Nothwendigkeit auf, wenn wir unſer Gemüth für das Höhere nicht ganz verſchließen wollen. Ja dieſer Cultus, auch wenn man darin nicht die Morgenröthe einer beſſeren Zeit, ſondern die trübe Abendröthe des Unterganges ſehen wollte, iſt ſchon wirklich vorhanden, und Ihr, meine Freunde in Stuttgart, könnte ich fortfahren, habt die erſte große Feier deſſelben begangen. Euer Schillersfeſt war die offenkundige und nationale Inauguration dieſes Cultus, und Du, mein Theurer, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend und hierin, vielleicht ohne es beſtimmt zu denken und zu wollen, mit dem Verfaſſer des Lebens Jeſu ſympathiſirend, ſtandeſt als würdiger Prieſter unter dem Standbilde des unſterblichen Dichters, dem die Erſtlinge dargebracht wurden. Das Volk, in allen ſeinen Abſtufungen Theil nehmend, bildete die erſte freie Gemeinde der neuen Kirche und das alte Schwaben, die Stätte ſo vieler bedeutſamen Bildungen auf dem Gebiete des Staates und der Kirche, der Wiſſenſchaft und der Poeſie, wäre nun auch die Wiege dieſes neuen Glaubens geworden. Aber wie? Jenes in dem beßten Theile ſeiner Söhne ſo ernſte, gemüthvolle, treue, an dem väterlich Ueberlieferten hängende, vor allen Landen des proteſtantiſchen Deutſchlands als chriſtlich-kirchlich bekannte Schwaben ſollte ſich ſo unverſehens und wie mit einem Schlage dem Cultus des Genius zugewendet haben, der von dem, was dort bisher heilig gehalten worden, wenigſtens himmelweit verſchieden iſt? Sehen wir vom erſten Scheine ab, ſo war es auch allerdings nicht ſo. Denn hätte man bei den Feiernden Umfrage gehalten, ſo würde die große Mehrzahl gewiß dagegen proteſtirt haben, ein Feſt des Genius in dem Sinne zu begehen, daß dieſer Dienſt ein Erſatz für ihre Religion ſeyn ſollte, und Du, mein Freund, würdeſt gewiß der Erſte unter dieſen Proteſtirenden geweſen ſeyn, ja Du warſt es ungefragt, denn am Schluſſe deiner ſchönen, den chriſtlichen Prediger ebenſo wenig als den Dichter verleugnenden Rede iſt es ja nicht der Genius, dem Du die höchſte Ehre gibſt, ſondern der, von dem der Genius ſtammt. Aber was wäre doch der Grund eines ſolchen Proteſtes geweſen? Etwa dieß, daß, was man allgemein genommen Cultus des Genius nennen kann, gar keine Wahrheit und keine Geltung hätte? Doch, es hat eine Wahrheit, und dieſe war auch das Recht und die Begeiſterung jenes bedeutungsreichen und nationalen Tages, an dem gewiß Unzählige geiſtig Theil genommen haben, die es äußerlich nicht konnten; aber dieſelbe Sache hat auch, ſobald wir ſie als Surrogat der Religion nehmen, eine Unwahrheit und ein Unrecht, und das war es, warum Ihr Euch verwahrt hättet oder indirect wirklich verwahrt habt. Dieß möchte ich mir und vielleicht auch Andern in der Unterredung mit Dir beſtimmter zum Bewußtſeyn bringen, hoffend, daß Du, wo Du nicht übereinſtimmſt, Dich angeregt fühlen werdeſt, Beſſeres und beſſer Geſagtes an die Stelle zu ſetzen.

Als Cultus des Genius können wir zunächſt im weiteſten Sinne bezeichnen die innige, begeiſterte, bis zur höchſten Verehrung ſich ſteigernde Huldigung, die wir den bedeutſamſten und wirkungsreichſten Manifeſtationen des Menſchengeiſtes oder denjenigen Perſönlichkeiten widmen, die in den verſchiedenen Kreiſen des Lebens, auf dem Gebiete der Kunſt oder der Wiſſenſchaft, des Staates oder der ſittlichen und religiöſen Gemeinſchaft etwas Neues, Außerordentliches, die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes weſentlich Förderndes geleiſtet haben, mit einem Worte die möglichſt intenſive und lebendige Verehrung großer Menſchen und ihrer Leiſtungen, eine Verehrung, die wo ſie rechter Art iſt, auf einer entſprechenden Würdigung ſolcher Individuen und ihrer Werke beruht und den Geiſt, in welchem ſie ſich eine Stätte bereitet hat, ſo weit derſelbe dafür empfänglich iſt, zu verwandter Thätigkeit anregt und belebt. Die Verehrung des Großen und der Großen, in ſolch' allgemeinem Sinne genommen, iſt, wie ich Dir, mein Freund, nicht zu bemerken brauche, nichts Neues. Das Alterthum, vornehmlich das griechiſche und römiſche, hat ſich ihr hingegeben und auch in der chriſtlichen Welt iſt ſie nicht erloſchen: jeder Menſch, der zum höheren Bewußtſeyn erwacht iſt, jedes Volk, das eine Geſchichte hat und in derſelben lebt, nährt und pflegt dieſe Verehrung; die öffentlichen Denkmäler aller Zeiten, die an große Männer erinnern, die Weſtminſterabtei, die Walhalla, der wir Deutſche entgegenſehen, ſind davon ſichtbare Zeichen. Neu iſt nur, dieſen Cultus die eigentliche Religion vertreten laſſen und in ihm ein Heilmittel für deren Verfall finden zu wollen. Ja auch dieß iſt nicht abſolut neu. In der Stille wurde ein Cultus des Genius auch in dieſem Sinn in neuerer Zeit gewiß von nicht Wenigen geübt. Denn für wie viele unſerer weſtlichen Nachbarn iſt nicht Napoleon wirklich zu einem Gotte geworden, und wie manchem Deutſchen iſt kein höherer Gegenſtand der Begeiſterung und Verehrung übrig geblieben, als Goethe! Ja es iſt ſelbſt Aehnliches, wenn gleich in andrem Geiſt und Zuſammenhang, ſchon ausgeſprochen worden. Ich erinnere Dich hier nur an einen der erſten Schriftſteller unſerer Nation. Jean Paul in dem Aufſatze „Wünſche für Luthers Denkmal" ſagt nicht bloß dieß: „Ja, ließe Deutſchland einmal gemeinſchaftliche Hauptſtädte und darin etwas Höheres, als eine Weſtminſterabtei — weil in dieſe Rang und Reichthum eben ſo wohl führen, als Werth — nämlich eine Rotunde großer Todten bauen und einweihen, wohin könnte der Jüngling ſchöner wallfahrten und ſich mit Feuer für das kalte Leben rüſten, als zu dieſen und in dieſen heiligen Gräbern?" — ſondern er fügt weiterhin noch bedeutſamer und den Cultus des Genius gleichſam vorausſagend hinzu: „Wenn der Zeit eine Religion nach der andern und eine Götterlehre nach der andern untergeht, die die Menſchen zu Geiſtern macht, ſo baut wenigſtens Menſchentempel, worin die geiſtigen Großen an das Größte erinnern und das Bewundern ans Beten." Aber wenn auch Aehnliches ſchon im Leben vorgekommen und in Worten ausgedrückt worden, ſo beſtimmt und ſicher, ſo theoretiſch begründet und in ſolcher Beziehung auch auf den Stifter des Chriſtenthums, iſt es noch nicht geſagt worden, wie jetzt, daß der Cultus des Genius die unſerer Zeit allein übrig bleibende, allein wahrhaft entſprechende Form der Frömmigkeit ſey.

So ſind wir alſo veranlaßt, den Cultus des Genius in zwiefacher Beziehung zu betrachten, nach ſeiner allgemeinen Bedeutung, wie er mehr oder weniger immer geübt worden, und nach ſeiner ſpeciellen, wie ſie ihm jetzt zugewieſen werden will, und mit Rückſicht auf dieſe Unterſcheidung ſtellt ſich mein Urtheil, in dem Du mir, wie ich hoffe, Beifall geben wirſt, im Allgemeinen dahin: der Cultus des Genius hat ſeine Wahrheit und ſein Recht einem Niedrigeren gegenüber, aber er hat eine Unwahrheit und ein Unrecht einem Höheren gegenüber; er iſt ſchön und löblich als freie Erregung für die höchſten Manifeſtationen des Menſchengeiſtes, aber er iſt verwerflich und verderblich als Stellvertreter für die Anbetung Gottes und für den wahren, lebendigen chriſtlichen Glauben.

Wohl gibt es eine Geſinnung und gewiß eine vielverbreitete, im Gegenſatze gegen welche man ſich nur recht viel Cultus des Genius wünſchen möchte. Einen Dichter braucht man nur mit einem Worte zu erinnern an jenen „Widerſtand der ſtumpfen Welt,“ den von jeher auch die Beſten und Größeſten empfinden mußten, und er wird die Zeit, da eine tiefe, freudige, ſelbſtbewußte Verehrung nicht etwa bloß der Talente und ihrer Virtuoſitäten, ſondern des weit Höheren, des ſchöpferiſch bildenden Genius, allgemein wäre, gewiß als eine ſchöne begrüßen. Du ſelbſt, mein Freund, bezeichneſt in Deiner Rede den Nutzen als das Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen, und wenn wir dazu noch den Genuß, den ſinnlichen und den möglichſt ſinnlich vermittelten geiſtigen hinzunehmen, ſo haben wir die Hauptgötzen der Zeit, mit denen verglichen, der Genius wie ein göttliches Weſen und ſein Dienſt als etwas unendlich Hohes erſcheint. Jener rohere oder feinere Bauchdienſt, der nur dem Augenblicke lebt, jenes Philiſterthum, das ſich nur im beſchränkteſten Kreiſe ſeines eigenen Selbſt oder des um Weniges erweiterten Ich der lieben Seinigen begnügt und vergnügt, jene Utilitätsgeſinnung, der geiſtige Mehlthau unſerer Zeit, welche die Fortſchritte der Welt nur nach Spinn- und Säemaſchinen, nach Dampfſchiffen und Eiſenbahnen mißt, ja ſelbſt jene feinere Genußſucht, welche das zur Virtuoſität ausgebildete Talent mit Geld und Ehren überhäuft, weil es den Sinnen ſchmeichelt und die ſonſt ſo leere, ſtockende Zeit verkürzt, dieſe alle würden ſchon zu einer Art Religion, zu einer Erhebung über ſich ſelbſt gelangen, wenn ihnen der Cultus des Genius aufginge; ſie würden ahnen, daß etwas Höheres in der Welt iſt, als was ſich eſſen und meſſen, zählen und rechnen, durch Auge und Ohr ohne tieferes Denken und Empfinden genießen läßt, das räthſelhafte Etwas, das aus unbekannten Tiefen hervorbricht und ſich kund gibt, wo es will, der Geiſt; ſie würden, wären ſie nur erſt zum lebendigeren Bewußtſeyn und zur Verwunderung gekommen über die geheimnißvollen Anfänge und Wirkungen des Menſchengeiſtes, eher auch dahin gebracht werden können, eine höchſte Schöpferkraft zu ahnen, von der die menſchlichen Denker und Erfinder nur ein ſchwaches Nachbild darſtellen und ſich zu der Geiſterſonne zu erheben, von der die Genien nur einzelne, vielfach getrübte Strahlen ſind. Im Angeſichte dieſes, wenn auch noch ſo verfeinerten Materialismus hat es etwas wahrhaft Erquickendes und Erhebendes, wie es denn auch für ſich betrachtet eine großartige Erſcheinung iſt, wenn man vernimmt, wie in einer ſtammverwandten Hauptſtadt des Nordens der größte Bildner unſerer Zeit von der begeiſterten Liebe eines ganzen Volkes ſo herrlich empfangen ward, wie der geliebteſte Fürſt. Da ſieht man, daß auch die gottgeadelten Könige des Geiſterreiches noch ihre Geltung haben, und ſolcher Huldigung des Genius als eines ſchönen Zeugniſſes der höheren geiſtigen Erregungsfähigkeit der Zeitgenoſſen können wir uns nur freuen.

Auch der liebloſen Undankbarkeit gegenüber iſt der Cultus des Genius etwas Schönes und Wünſchenswerthes. Denn freilich gibt es auch Viele, die den Genius zwar in ihrem Geiſte zu erkennen fähig ſind, in ihrem Herzen aber ihm nicht huldigen. Sie betrachten die ganze Thätigkeit der Geiſter, die für das Wahre und Schöne wirken, wie ein genußreiches Spiel, wie ein glänzendes Feuerwerk, das vor ihnen und für ſie aufgeführt wird, ohne ſich zu den dabei handelnden Perſonen in irgend eine innere Beziehung zu ſetzen. Die geiſtigen Productionen ſind ihnen wie Blumen, an deren Duft ſie ſich eine Zeitlang erquicken, ohne daran zu denken, daß ſie ihnen von einer lebendigen Hand dargereicht werden. Sie erfreuen ſich des Werkes und es kommt ihnen nicht in den Sinn, dem Urheber innerlich zu danken, ihn zu ehren und zu lieben. Und das kann man nicht nur, ſondern man ſoll es auch. Der Genius, nicht bloß in den Schöpfungen, die er aus ſich hervorarbeitet, ſondern auch in ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit, in dem Mittelpunkte ſeines eigenſten Weſens, verdient eine aufrichtige und innige Huldigung; eine Huldigung, freilich nicht in dem Sinne, daß wir das Genie, gleichſam unbeſehen, mit allen ſittlichen Schwächen und Fehlern zum Gegenſtande einer unbedingten Verehrung machten und ſo einen Götzendienſt großer Männer einführten, der etwas Beſſeres beeinträchtigt, wohl aber in dem Sinne, daß wir das Höchſte des Menſchengeiſtes, in deſſen Erſcheinung und Thätigkeit ſich zugleich eine göttliche Ordnung kund gibt und die belebenden Kräfte zu den edelſten Entwickelungen der Menſchheit liegen, hier zugleich als ein perſönlich Gewordenes näher an unſer Gemüth ziehen und als ein uns gleichartiges, ſtrebendes, kämpfendes, ſiegreich ſich verherrlichendes Einzelweſen mit theilnehmender menſchlicher Liebe umfaſſen. Iſt doch auch das, was wir Genie nennen, meiſt eine ſo bedenkliche Gabe für ihren Beſitzer; wohl ſieht ſich das Genie leicht und heiter an, aber — die innere und äußere Geſchichte der genialen Menſchen bezeugt es und der Dichter ſelbſt, dem Ihr ein Denkmal geſetzt, iſt davon der ſprechendſte Beweis — es entfaltet ſich innerlich und nach außen faſt nie ohne tiefe Kämpfe und Leiden; diejenigen, die „in den heißen Regionen des Ruhmes wandeln,“ müſſen manchen ſauren Schweißtropfen vergießen, und faſt Jeder, der auf irgend einem Gebiete an der Spitze menſchlicher Entwickelung ſtand, hat den Ueberſchuß geiſtiger Kräfte auf andere Weiſe gebüßt und ſeine Schuld an die menſchliche Beſchränktheit mit ſchweren Zinſen abgetragen. Dafür nun, für dieſe Geiſtesarbeit, für dieſe Kämpfe und Leiden, ohne welche die Entwickelung des Eminenteſten in der Menſchheit nicht abgeht, gebührt den Genien, die es wahrhaft ſind, die das höhere Leben unſeres Geſchlechtes wirklich fördern, unſer Dank und zwar unſer ganz perſönlich gemeinter Dank, gleich dem, welchen wir einem Wohlthäter darbringen. Dieſe liebende Huldigung iſt gewiß etwas viel Sittlicheres, ja, wenn man will, Frömmeres, als die ſtolze und kalte Objectivität, die den Werkmeiſter über dem Werke vergißt und einer Unperſönlichkeit ſich befleißigt, die nur ein anderer Name für Liebloſigkeit oder Selbſtüberhebung iſt. Anders als diejenigen, die den Genius nicht ehren, weil ſie der eigenen Ehre etwas zu vergeben meinen, die ihn nicht lieben, weil ſie ſich ſelbſt zu ſehr lieben, haben von jeher die trefflichſten Menſchen gedacht und empfunden, welche den Hervorragenden unſeres Geſchlechtes eine perſönliche Verehrung und Liebe widmeten und die Stätten ihres Lebens oder ihrer Thaten als geweiht betrachteten; anders auch Ihr, indem Ihr die Statue des großen Dichters, dem dadurch auch perſönlich gehuldigt werden ſollte, „als ein Wallfahrtsbild für die Liebe und Verehrung der Nationen“ aufgeſtellt habt. In dieſem Sinne biſt auch Du, mein Freund, gewiß mit dem Cultus des Genius einverſtanden und wirſt ihn immer mehr ausgebreitet wünſchen unter der theilnahmloſen Menge und den ſtolzen ſelbſtgenugſamen Geiſtern.

Endlich, mein Freund, wirſt Du nicht auch mit mir übereinſtimmen, wenn ich ſage, der Cultus des Genius habe ein Recht einer gewiſſen frommen Aengſtlichkeit und dogmatiſchen Beſchränktheit gegenüber? Ich weiß, es iſt dieß ein bedenklicher Punkt und eine Stelle, wo ſich ſogleich die Geiſter ſcheiden. Aber wir dürfen deßhalb nicht darüber hinweggehen. Es hat ſich hier beſonders in neuerer Zeit ein ſcharfer, durchgreifender Gegenſatz gebildet. Die Einen ſagen: das Genie, einzig in ſeiner Art und ſchon durch ſein ſeltenes Auftreten als ein Außerordentliches bezeichnet, iſt nicht nach dem gemeinen ſittlichen Maßſtabe zu meſſen; es hat, wie in den Productionen, ſo auch im Leben, auf deſſen Grunde ſeine Productionen ruhen, ſeine eigenen Geſetze und Freiheiten; an ſeine Schöpfungen ſind überall nur die Forderungen des Schönen, in ſich Lebendigen und Harmoniſchen zu ſtellen, nicht aber die Forderungen des Glaubens und der Moral, welche die Sache auf ein ganz anderes Gebiet verpflanzen und das Urtheil verwirren; das Schöne braucht nur ſchön zu ſeyn und als ſolches iſt es auch gut. Die Andern entgegnen: in dem Höchſten und Allgemeinen der Menſchheit gibt es keine Ausnahmsgeſetze; die ewigen Wahrheiten des Glaubens und die unverbrüchlichen Ordnungen der Sittlichkeit ſind, wie die Geſetze des natürlichen Lebens, für Alle vorhanden und haben ihre Geltung ebenſo unbedingt für den Genius, wie für den Geringſten, der ein Bild ſeines Schöpfers an ſich trägt; ja die geniale Begabung rechtfertigt ſo wenig eine Uebertretung jener ewigen Lebensordnungen, daß ſie vielmehr eine verſtärkte Verpflichtung auferlegt, mit der höheren Kraft auch um ſo freudiger und erfolgreicher dem Höchſten zu dienen und überall dem Namen die Ehre zu geben, der über alle Namen iſt; auch die Werke des Genius können ſich dieſen Geſetzen nicht entziehen; ſie ſind ſeiner wahrhaft würdig nur, wenn ſie uns das Göttliche abſpiegeln, wenn ſie vom Geiſte der Frömmigkeit und Sitte, und, inſofern das Chriſtenthum die Vollendung der Frömmigkeit und des ſittlichen Lebens in ſich ſchließt, wenn ſie vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen ſind; ſchön iſt nur das, was auch gut und, innerhalb der chriſtlichen Welt, was chriſtlich iſt. Dieſe beiden entgegengeſetzten Standpunkte ſind nun auch weiter ſo ausgebildet und in ihrer Beziehung auf das wirkliche Leben und ſeine Erſcheinungen ſo angewendet worden, daß ſich von dem erſteren aus vielfach eine unſittliche Weichlichkeit genialer oder genial ſich dünkender Männer gegen ihr theures Ich, ein frivoler Götzendienſt des Genies und ein ſchöngeiſternder Libertinismus erzeugt hat; von dem letzteren aus ein beſchränkter moraliſirender Rigorismus in Sachen der Kunſt und eine, vielleicht oft wohlgemeinte, aber engherzige Verdammungsſucht, die ſich gegen alle geiſtigen Erſcheinungen richtete, welche beſtimmter Zeichen und Farben ermangelten. So wenig nun unſere Nation vermöge ihres Ernſtes und ihrer ſittlichen Ehrenhaftigkeit je im Ganzen und Großen in jene erſtere Richtung, und vermöge ihrer geiſtigen Friſche und Regſamkeit, vermöge des, wenn auch innerlichen und tiefen, doch zugleich freien Charakters ihrer Frömmigkeit in die zweite eingehen wird, ebenſo wenig werden auch wir, mein theurer Freund, uns je von den Ueberſpannungen und Ausartungen beider Richtungen, mögen dieſelben in glänzender oder drohender Geſtalt ſich zeigen, imponiren laſſen; aber es wird uns auch nichts hindern, der erkannten Wahrheit unumwunden und treu die Ehre zu geben. Wenn es ſich nämlich ganz einfach um die Frage handelt: iſt das Genie als ſolches von den Ordnungen des Glaubens und der Sitte entbunden oder nicht? ſo wirſt auch Du, wie ich überzeugt bin, mit mir dieſe Frage aufs beſtimmteſte verneinen. Der Genius in ſeinem ganzen Thun und Wirken ſteht ebenſo unter den ewigen Geſetzen der Menſchheit, wie jeder andere; ſeine Ehre und ſein Beruf beſteht nicht darin, dieſe Geſetze zu übertreten, ſondern ſie zu manifeſtiren, ſie heller ins Bewußtſeyn zu rufen und ihre Wirkung auf Mit- und Nachwelt zu verſtärken, „den Sieg der weſentlichen Schönheit im Weltall,“ derjenigen Schönheit, die, von Gott gewollt, dem Wahren und Guten untrennbar verbunden iſt, den Sieg des Unvergänglichen, Heiligen herbeiführen zu helfen. Wollten wir anders urtheilen, ſo könnten wir es nur unter der Vorausſetzung thun, daß die Genien gleichſam eine beſondere Gattung inmitten der übrigen Menſchheit bilden, und mit abweichender Ausſtattung für das Sittliche und Religiöſe ins Leben treten. Aber dazu liegt ja wohl auch nicht die geringſte Berechtigung vor. Wir haben weder Urſache, ſie in dieſer Beziehung als eigenthümlich Begnadigte zu betrachten, die ſich nicht auch, wie andere, zu entwickeln und durchzukämpfen hätten; noch haben wir Grund, das Genie wie eine zum Irdiſchen herabziehende Schwerkraft oder nothwendig in die Bahn der Leidenſchaft hineinreißende Triebkraft, wie etwas aus dem menſchlichen Verbande an und für ſich Hinausſtoßendes anzuſehen, und ich kann Dir das ſchmerzliche Gefühl nicht bergen, das ich empfand, als ich neulich bei einem gewiß nicht unbegabten, Dir befreundeten, jüngeren Dichter die ſo ins Allgemeine hin ausgeſprochenen Worte las: „das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel“ — denn wahrlich auf der Stirne der zur Dichtung oder irgend einer großen geiſtigen Leiſtung Beſtimmten leuchtet etwas ganz Anderes als ein Kainsſtempel — alſo weder über noch unter der Linie der allgemein menſchlichen ſittlichen und religiöſen Ausſtattung ſtehen die Genien an und für ſich, ihrer Geiſteskraft wird das Maaß ſittlicher und religiöſer Anlage und Empfänglichkeit ebenſo entſprechen, wie es bei den übrigen Menſchen der Fall iſt, und ſo befinden ſie ſich gegen Gott und ſein Geſetz völlig in derſelben Stellung, wie alle andere. Aber dieſer an ſich wahre, über jeden Zweifel erhabene Grundſatz iſt nicht auf eine zu abſtracte, enge und kleinliche Weiſe anzuwenden, und es iſt dabei immer das Zwiefache nicht zu vergeſſen, einmal, daß wir das, was der unmittelbare Beruf des Genius, beſonders des künſtleriſchen, iſt, nicht verwechſeln dürfen mit dem, was mittelbar durch ſeine Leiſtungen gewirkt wird, ſodann, daß wir einen Unterſchied anzuerkennen haben zwiſchen dem, was wir den Geiſt einer lebendigen und näher chriſtlichen Frömmigkeit nennen können, und einem beſtimmten, zeitlich geltenden Syſteme der Glaubens- und Sittenlehre. Gewiß bildet ja an und für ſich das Schöne zu dem Guten auch nicht im entfernteſten einen Gegenſatz; es iſt immer nur entweder die Unvollkommenheit des endlichen Seyns oder die Schuld der Sünde, überhaupt irgend einer Verkehrtheit, wenn ſie geſchieden ſind, aber in ihrer Wurzel, in dem Göttlichen, ſind ſie vollkommen eins; Gott kann mit demſelben Rechte als die Urſchönheit, wie als das Urgute bezeichnet werden; die Liebe iſt ebenſo ſchön, als ſie wahr und gut iſt; das Heilige iſt der Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen. Gilt dieß von Gott, dem Urbildlichen, ſo gilt es auch von der Schöpfung, dem Abbildlichen. Das Vollendet-Sittliche macht immer auch durch ſeine in reinem Ebenmaaße hervortretende Lebenskräftigkeit den Eindruck des Schönen, und die höchſte Schönheit wird immer auch das Gepräge des Sittlichen an ſich tragen und auf den, der ſie im rechten Sinne ſich anzueignen weiß, eine ſittliche, das heißt eine erhebende, befreiende, reinigende

Wirkung hervorbringen. In dieſem Sinne iſt der Dichter und Künſtler, wenn er ſeiner Idee entſpricht, immer zugleich ein Weiſer, ein Bildner des höheren, dem Göttlichen zugewendeten Sinnes, ein Erzieher ſeines Volkes und der Menſchheit, aber er iſt dieß nicht als unmittelbarer religiöſer oder ſittlicher Pädagog, in direct beabſichtigender didaktiſcher Weiſe, ſondern er iſt es gleichſam abſichtlos durch den reinen Dienſt des Schönen und durch die, wenn er dieſen Dienſt mit hingebendem Geiſte übt, ganz von ſelbſt eintretende belebende und begeiſtigende Wirkung ſeiner Productionen. Denn indem er in ſeinen Schöpfungen die Welt des Schönen und Erhabenen abſpiegelt, von welchem in ſeiner Wurzel das Wahre und Gute nicht zu trennen iſt, kann es nicht fehlen, daß er auch eine Nachwirkung auf die Frömmigkeit und Sittlichkeit zurückläßt. Er macht die Geiſter empfänglicher für das Ideale und dadurch auch für das Göttliche und Gute. Hierbei kommt freilich viel darauf an, daß wir jedes Kunſtwerk als ein Ganzes und den genialen Geiſt in ſeiner Totalität auf uns wirken laſſen. Nur aus dieſer Ganzheit kann das, was von ihm angeſtrebt wird, wahrhaft erkannt werden, und Einzelnheiten, die für ſich betrachtet vielleicht den Schein der Unſittlichkeit haben, können als dienende Glieder eines höheren Organismus einen durchaus ſittlichen Charakter erhalten. Soll das Kunſtwerk, z. B. die Tragödie, ein Spiegel und Abbild der Welt, ein zwar verklärendes Abbild, aber doch auch ein Abbild der wirklichen Welt ſeyn, ſo muß das Böſe, weil es in der Wirklichkeit iſt, auch im Kunſtwerke vorkommen, aber ſo wenig das wirkliche Böſe das erhabene Kunſtwerk der göttlichen Weltordnung verdirbt oder verunreinigt, ebenſo wenig kann die in den Gränzen des Schönen gehaltene Abſpiegelung deſſelben ein menſchliches Kunſtwerk verderben oder verunreinigen, ſobald in dem Künſtler und in der Geſammtheit ſeiner Schöpfung jener Geiſt waltet, der dem Böſen oder Unſittlichen ſeine rechte Stelle anweiſt und über daſſelbe, nicht in Reflexionen oder erbaulichen Reden, wohl aber in der Entwickelung der Sache ſelbſt das Gericht der ewigen Nemeſis ergehen läßt. Dieß freilich werden wir auch von dem künſtleriſchen Genius fordern müſſen: ſtellt er die Welt dar, ſo muß er auch ihre höhere Ordnung und ihre unverletzbaren Geſetze darſtellen; führt er uns, wie Dante, in die Schluchten der Hölle, ſo muß er uns auch wieder zur Höhe des Paradieſes erheben; ſchildert er uns die reizende Oberfläche oder den dunklen Abgrund des Böſen, ſo müſſen wir doch auch zugleich durch ihn erkennen und ahnen lernen, daß das Göttliche und Gute das wahrhaft Seyende, das abſolut Geltende iſt.

Faſſen wir nun in dieſem Sinne das Ganze einer geiſtigen Schöpfung, eines Dichter- oder Künſtlerwirkens auf, ſo iſt allerdings wieder das Doppelte möglich: entweder es tritt uns darin ein dem Ewigen und Göttlichen, der Welt des Geiſtes und der Ideen, den ewigen Ordnungen des Rechtes und der Sitte entſchieden und freudig zugewendeter Geiſt, oder ein dieſem Allem entfremdeter, vielleicht bewußtvoll widerſtrebender entgegen. Im erſten Falle iſt uns die Sache leicht gemacht; da können wir unbedenklich dem Genius die innigſte Verehrung zollen, wie wir es thun, wenn uns auch ſonſt ein Strahl des Guten oder Heiligen in der Menſchenwelt erquickend in die Seele leuchtet, und da brauchen wir auch nicht erſt zu fragen, ob der Dichter und ſein Werk ganz zu unſerer Dogmatik paßt, ja wir brauchen nicht einmal auf ſeinen chriſtlichen Glauben ängſtlich zu inquiriren; denn, geſetzt er gehörte der vorchriſtlichen Zeit an, oder er wäre auch, obwohl im Bereiche des Chriſtenthums lebend, doch in das Heiligthum einer lebendigen Erkenntniß des Erlöſers, ſey es mehr durch ſeine eigene Schuld oder, wie es meiſt der Fall iſt, mehr durch die Schuld des Zeitalters, nicht eingedrungen, ſo bildet er doch eine Vorſtufe zu dieſer Erkenntniß, inſofern Alles, was wahrhaft ſchön iſt und wohllautet, Alles, was ein, wenn auch allgemeineres, Zeugniß ablegt, daß der Menſch göttlichen Geſchlechtes und in ſeinem Innerſten für das Ewige beſtimmt iſt, irgendwie auch mit dem Höchſten zuſammenhängt und ein Strahl des Lichtes iſt, welches der ganzen Menſchheit beſeligend in Chriſto aufgegangen. Kein Verſtändiger wird ja wohl beſtreiten, daß wir uns den Sinn offen erhalten müſſen auch für dasjenige wahrhaft Schöne und Hohe, was von dem Standpunkt einer andern Religion aus producirt iſt: nicht nur die Pſalmen und Hiob dürfen uns nicht fremd werden, auch für Homer und Sophokles müſſen wir die volle Empfänglichkeit behalten, denn ungeachtet der Verſchiedenheit des Denkens über religiöſe und ſittliche Dinge müſſen wir gewiß auch bei ihnen den ernſten, tiefen, oft in den ahnungsvollſten Worten ſich kundgebenden Sinn für das Göttliche anerkennen; und wiewohl die ganze Herrlichkeit der Antike auf einer Anſchauung des Göttlichen beruht, die wir glaubend und denkend nicht mehr theilen können, ſo wäre es doch ſchlimm, wenn wir das, was hier unmittelbar erſcheint, nicht unterſcheiden könnten von dem, was eigentlich gemeint und in jenen unvergänglichen Geſtalten ſo unübertrefflich verkörpert iſt; es wäre ſchlimm, wenn wir bei der Schönheit eines Apoll und bei der Erhabenheit eines Jupiter nichts Anderes zu empfinden und zu ſagen hätten, als was Papſt Hadrian VI. geſagt haben ſoll, da ihm das vatikaniſche Muſeum zum erſten Male gezeigt wurde: „es ſind Götzenbilder der Heiden.“ Aber auch innerhalb der chriſtlichen Welt werden uns Darſtellungen des Schönen vorkommen, die nicht gerade unmittelbar, wie die Dichtungen Dante's oder Klopſtock's, auf das höchſte Chriſtliche gerichtet ſind und doch als reine Aeußerungen des Menſchlichen ihren Werth und ihre Geltung haben. Denn ſo wenig die Frömmigkeit dem Menſchen überhaupt den Blick verſchließen darf für die große, freie Gotteswelt, ebenſo wenig darf ſie ihn dem Künſtler, dem Dichter verſchließen, der gewiſſermaßen der geſteigerte, bewußtvollſte Menſch iſt. Gibt es doch auch eine weltliche Kunſt, die an ſich ſo wenig unrein oder unfromm iſt, als die unverdorbene Natur, von der ſie ein geiſtiges Bild iſt. In der Welt kommt ja auch, abgeſehen von dem Böſen, Manches vor, was nicht unmittelbar die Farbe des Glaubens und das Zeichen des Chriſtenthums trägt; nicht Alles lehrt, predigt und erzieht; nicht einmal nützlich und brauchbar iſt Alles, ſondern da gibt es auch bunte Blumen und Schmetterlinge und vieles Andere, was uns nur wie ein heiteres Spiel

der Phantaſie entgegentritt, was aber doch nicht fehlen durfte, wenn die Welt eine ſo reiche und vielgegliederte ſeyn, wenn auch jenes ſo geſetzlos ſcheinende, aber doch auch wieder ſo großartig und geſetzlich wirkende Etwas im Geiſte, was wir Phantaſie nennen, ſeine Stelle haben ſollte. Hat es Gott nicht verſchmäht, dieſem Weſen einen Raum zu gönnen in ſeiner Schöpfung, ſo laſſe man auch dem Genius ſeine freien Phantaſieſpiele, die dem oft ſo farbloſen Leben Heiterkeit und Friſche geben, die manches Enge erweitern und manches Gedrückte aufrichten; man laſſe den Poeten, wenn es ſeine Eigenthümlichkeit mit ſich bringt, auch einmal unbefangen ſchwärmen und träumen; denn gerade, weil das Leben ſo ernſt iſt, bedarf es, um im rechten Rhythmus zu bleiben, auch der leichten Erregungen der phantaſtiſchen Launen des Scherzes, des Witzes, des Humors, die, wie Blitze einſchlagend, eine magiſch-befreiende Kraft ausüben. Alles dieß ſchließt ja — ich will nur an Hippel, Claudius und Hebel erinnern — das Höchſte nicht aus, und die abſichtloſeſte, nach ganz anderer Seite gerichtete Ausſtrömung des Genius kann dazu dienen, in dem ſinnigen Menſchen die Ideen und Empfindungen des Göttlichen zu erregen und zu beleben; Alles kann für den, der einmal ſeine Richtung nach oben genommen, eine Sproſſe auf der Leiter zum Höchſten werden; Alles iſt gut, was im reinen Sinne ſchön und lieblich iſt. Aber hierbei haben wir freilich immer Eines wohl zu berückſichtigen: nicht alle dichteriſchen Träume und Phantaſieſpiele ſind gut, ſondern es kommt darauf an, wer da träumet und ſpielet und wie das Gemüth geſtellt und beſchaffen iſt, aus deſſen Grunde die heitern oder dunkeln Bilder aufſteigen; denn auch hier läßt ſich ſagen: den Reinen iſt Alles rein, den Unreinen aber iſt nichts rein und die Geſtalten, die aus ihrem Sinn und Gemüthe hervortreten, werden immer auch etwas von der Natur ihrer Geburtsſtätte an ſich tragen. Es wird alſo bei dem Geſagten immer vorausgeſetzt, daß der geniale Geiſt im Ganzen und Großen den Zug nach dem Ewigen, Wahren und Guten in ſich und in der Geſammtheit ſeines Thuns walten laſſe, daß er, wie die Alten es ſo treffend bezeichneten, ein ſchönguter ſey. Wie aber, wenn der entgegengeſetzte Fall eintritt? Wenn er in prometheiſchem Trotze ſich dem Göttlichen und ſeiner Herrſchaft entgegenſtellt, wenn die Centripetalkraft, die alle geſchaffenen Geiſter mit geheimnißvollem Zuge über ſich ſelbſt hinaus zur ewigen Geiſterſonne hinzieht, von der Centrifugalkraft der Selbſtſucht, der Weltliebe, des Böſen in ihm überwogen wird, wenn der Genius, wie ein gefallenes Kind von höherem Stamme, um ſo weiter von der Bahn des Lichtes abirret, eine je reichere Kraft und erhabenere Beſtimmung ihm urſprünglich geworden iſt? Sollen wir ihn auch dann verehren, und ſchließt etwa der Cultus des Genius das Gute und Böſe, wenn es nur ein recht Kräftiges und Herrſchendes iſt, in bunteſter Miſchung in ſich? Iſt dieſer Cultus, wie er ein geiſtiger Heroendienſt iſt, ſo nach Umſtänden auch ein Dämonendienſt? Nein, verehren können wir gewiß, mein Freund, unter ſolcher Vorausſetzung den Genius nicht, denn wahre Verehrung gebührt nur dem, was im volleren, auch im ethiſchen Sinne ein Abbild des Göttlichen iſt. Aber

ſollen wir darum ſofort ein völlig abſchließendes Urtheil über ihn fällen und ihn verdammen? Da wirſt auch Du, mein Lieber, mit mir vor gewaltſamen Zufahren warnen und Beſcheidenheit empfehlen. Zuerſt iſt es ja ſchon ſchwer zu entſcheiden, ob ein Geiſt wirklich jene Irrbahn eingeſchlagen habe. Das Innerſte des individuellen Geiſteslebens hat immer etwas undurchdringlich Geheimnißvolles und dieß um ſo mehr, je höher der Geiſt ſteht, den wir meſſen wollen. Je mächtiger aber und urkräftiger ein Geiſt iſt, deſto ſtärker wird auch in der Regel in ihm der unmittelbare Zug zu der höchſten ſchöpferiſchen Urkraft ſeyn. Einmal erwacht, wird gerade in ihm am wenigſten das Bewußtſeyn des Ewigen wieder erlöſchen. Sucht er ſich demſelben zu entwinden, klammert er ſich mit allen Organen an die Welt, an das Zeitliche feſt, concentrirt er ſich mit aller Macht in ſein eigenes Selbſt, dennoch wird es ihn zugleich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ſeinem Urquell hinziehen, und ſo wird er in ſich ſelbſt geſpalten oder, wie man es zu nennen pflegt, ein zerriſſener Geiſt werden. Unſere Zeit iſt vorzugsweiſe eine Periode zerriſſener Geiſter. Vergegenwärtigen wir uns nur hier einmal ſogleich den Größeſten unter ihnen, das Vorbild aller derer, die wirklich mit Gott und ſich ſelbſt zerfallen ſind oder ſolche Zerfallenheit nur affectiren, den weltberühmten Dichter-Lord. Wohl iſt es unleugbar: ein Geiſt des Trotzes, der Menſchenverachtung und des Zweifels, ein kalter Hauch der Hoffnungsloſigkeit und der Vernichtung geht durch ſeine Schriften hindurch, der Schrecken iſt ſein Gebiet und die Zerſtörung, das Elend der Menſchheit ſeine

Weide; von der Hoffnung, Demuth, Hingebung, den Grundelementen der Frömmigkeit, weiß er nicht viel. Aber dennoch dürfen wir auch nicht leugnen, daß er ein Geiſt iſt, im Ringen, wenn auch oft ſchmerzlichen und ſelbſt krampfhaften Ringen nach dem Höchſten begriffen und von einer nie ganz beſchwichtigten Sehnſucht nach demſelben durchdrungen; gerade weil es das Ewige nicht zu enthalten ſcheint, weil es ihm ſo nichtig und verſtoßen vorkommt, genügt ihm das Menſchenleben ſo wenig; gerade weil er die Menſchen ganz anders lieben möchte, fühlt er ſich zum Haß getrieben; aber wenn dann doch in gewiſſen Momenten das Urbewußtſeyn des Göttlichen und Himmliſchen, die unvertilgbare Empfindung des ſittlich Großen und Edlen, die ewige Stimme des Gewiſſens in ſeiner Seele hindurchbricht, mit welcher Energie und Friſche geſchieht es nicht und welche Macht übt es nicht über uns aus! Und ſelbſt ſein Ankämpfen gegen die höheren erhaltenden Mächte legt ein Zeugniß für deren Wahrheit und Geltung ab, denn es veranſchaulicht uns, wie auch ein Genius von dieſer Kraft, wiewohl er möchte, ſich ihnen doch nicht entziehen kann. Wer wollte nun über einen ſolchen Geiſt den Stab brechen und dem Gerichte vorgreifen, das ſich der Allwiſſende vorbehalten hat? Weiß doch auch Lamartine in der Ode an Byron, die Du ſo vortrefflich überſetzt haſt, nicht, ob er ihn als Menſch, als Engel oder Dämon anreden ſoll; ſchaut doch auch der frömmere franzöſiſche Dichter in den Augen Byron's einen nur abgeirrten und überſchatteten Himmelsſtrahl, und hofft doch auch er, daß dieſe hohe Seele einſt, ſich ſelbſt erkennend und ihres Urſprungs

eingedenk, zum Frieden, zum Glauben und zur Liebe zurückkehren werde! Wie dem aber auch ſey, mir ſcheint es immer einen freieren, edleren und frömmeren Sinn zu beurkunden, wenn man das Große und Herrliche, was auch ſolche Geiſter uns darbieten, dankbar ſich aneignet, das Trübe und Ungöttliche, was jenem beigemiſcht iſt, ausſcheidet und die Perſon ſelbſt dem anheimſtellt, der die Bahnen der Geiſter vollſtändig überſchaut, dem Jeder, auch der Höchſte, ſteht und fällt. Die reine perſönliche Verehrung des Genius findet nun freilich hier ihre Gränze; denn wo wir mit Grund zweifeln müſſen, ob wir Himmliſches oder Dämoniſches vor uns haben, wo der höhere Ton, der hindurchklingt, von ſo ſchneidenden Mißtönen unterbrochen wird, da wird man uns einen Cultus, der auch perſönliche Hingebung verlangt, nicht zumuthen wollen.

Aber es iſt allerdings in den genialen Geiſtern noch etwas, das wir, bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens, von ihrer Perſönlichkeit unterſcheiden können: ſie repräſentiren uns auch göttlich geordnete Weltkräfte, welche die Beſtimmung haben, in das große Triebwerk der Dinge mächtiger einzugreifen und dem Leben neue Impulſe zu geben; ſie ſind „Arbeiter am Baue der Ewigkeiten,“ von denen zwar keiner ermangelt, Heu und Stoppeln hinzuzubringen, jeder aber auch einen Stein einfügt, der in dem unermeßlichen Tempel ſeine Stelle behält; ſie gehören zu den Potenzen, von denen vorzugsweiſe gilt, was der Dichter mit den Worten ausdrückt:

Sie ſitzen am ſauſenden Webſtuhl der Zeit
Und wirken der Gottheit lebendiges Kleid.

Der Anſtoß, der von dem Genius ausgeht, kann vielleicht zunächſt nichts weniger als göttlich gemeint ſeyn; aber ebenſo, wie viele Erfindungen, welche urſprünglich nur dem äußerlichen Leben und ſeiner Wohlfahrt dienen, doch zuletzt auch irgendwie in den Dienſt des Geiſtes gebracht werden und ihre Stelle finden in der Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden, ſo müſſen auch, wenn ein Gott die Geſchichte lenkt — und es iſt weder denkbar, daß ſie gar nicht, noch, wie man neulich, wohl nur ſcherzweiſe, geſagt hat, daß ſie vom Teufel gelenkt werde — ſo müſſen auch die Impulſe, die vom Genius ausgehen, den Verlauf nehmen, daß zuletzt das Gute dadurch gefördert und das Göttliche verherrlicht werde. In dieſem Sinne wird es z. B. auch gut ſeyn, daß die geiſtige Zerriſſenheit der Zeit ihren poetiſchen Vertreter, daß der umherſchleichende Zweifel ſeinen offenen wiſſenſchaftlichen Sprecher finde; denn nur dadurch wird beides zum vollen Bewußtſeyn gebracht, und, wenn auch Einzelne dadurch zu Schaden kommen, der Grund zu einer tüchtigen und erfolgreichen Ueberwindung im Großen gelegt werden. Sofern nun ſolche Zwecke erreicht werden, können wir jene großen Kräfte, ſelbſt wenn wir ihre nächſte Wirkung nicht zu billigen vermögen, mit der theilnehmenden, ja ſtaunenden Bewunderung, die uns z. B. auch ein Sturm oder ein Gewitter einflößt, betrachten, weil ſie doch zuletzt aus göttlicher Quelle ſtammen und in höchſter Inſtanz zu gottgeordneten Reſultaten führen, alſo richtig verſtanden, ſelbſt unbewußt oder widerſtrebend, eine göttliche Sendung erfüllen und einem göttlichen Geſetze dienen.

Aber hier iſt es denn freilich auch, wo der Cultus des Genius, wenn er ſich ſelbſt verſteht und ſittlicher Art iſt, als etwas für ſich Unzureichendes nothwendig in ein Höheres übergeht und ſich als einen ächten dadurch bewährt, daß er ſich in dieſes Beſſere, unbedingt Gültige auflöſt. Will er ſich als höchſter, allgemein gültiger Standpunkt fixiren, will er für ſich allein die tiefſten Wunder der Zeit heilen, ſo hat er etwas Unzulängliches, theils wegen der Unbeſtimmtheit ſeines Objectes, weil es immer zweifelhaft bleiben wird, welche Genien Gegenſtand der Verehrung und was an ihnen das wahrhaft zu Verehrende ſey, theils wegen der Unmöglichkeit, dieſen Standpunkt vollſtändig durchzuführen; denn ſobald wir den Genius in tieferem Sinne als eine Manifeſtation Gottes, als ein göttlich Begründetes und Geordnetes faſſen, was eben allein das allgemein Gültige und Verehrungswürdige in allen genialen Erſcheinungen wäre, ſo führt der Cultus des Genius unausbleiblich über ſich ſelbſt hinaus zur Anbetung Gottes. Erkennt er ſich dagegen ſelbſt als untergeordneten Standpunkt, als Durchgangspunkt zum Beſſeren an, ſo hat er gewiß ſeine Geltung, inſofern er etwas unendlich Höheres iſt, als die ſtumpfſinnige Unempfänglichkeit, etwas Edleres, als die herzloſe Undankbarkeit, und etwas Freieres, als die nach engem Maaßſtabe aburtheilende religiöſe und dogmatiſche Beſchränktheit, die in der Welt Alles einförmig, in der Kunſt Alles unmittelbar moraliſch und erbaulich haben möchte; inſofern er endlich, weil er erhebend und befreiend wirkt, das Gemüth auch für die höchſten und vollkommen freimachenden Einwirkungen des Göttlichen vorbereiten kann und wird.

Dieß iſt es, mein Theurer, was ich nach der einen Seite hin zu bemerken hätte, und es ſollte mich freuen, wenn das Geſagte einigermaßen Deinem Sinn entſpräche. Aber es iſt nun wohl Zeit, den Blick nach der andern Seite hinzuwenden und die Unwahrheit des neuen Cultus ins Auge zu faſſen. Dieſe Unwahrheit gibt ſich kund, ſobald ſich derſelbe an die Stelle der Religion überhaupt und der chriſtlichen insbeſondere ſetzen will, und zwar aus dem dreifachen Grunde: weil der Cultus nicht Religion, weil der Genius nicht Gott und weil Chriſtus nicht bloß höchſter Genius iſt. Hier erſcheint der Cultus des Genius als das Niedrigere und Unzureichende; denn höher allerdings, als was hier Cultus genannt wird, ſteht die lebendige Frömmigkeit, friedebringender und ſittlich mächtiger als der Cultus des Genius wirkt die Anbetung Gottes, vollſtändiger, tiefer und heilſamer eignet ſich der chriſtliche Glaube Jeſum als welterlöſenden Gottesſohn an, denn jener Cultus, der ihn weſentlich nur an die Spitze der Genien ſtellt.

Was hier Cultus genannt wird, ſage ich, iſt noch nicht Frömmigkeit und könnte dieſe, wenn ſie wirklich ſo ganz zerfallen wäre, nicht erſetzen. Iſt es wohl ohne Grund, daß der ſcharfſinnige Mann, der dem Cultus des Genius wenn auch nicht zuerſt — denn Anſätze dazu finden wir ja, wie bemerkt, ſchon ſeit längerer Zeit im Leben und in der Literatur — doch am offenſten und bedeutſamſten das Wort geredet hat, die Sache nicht Religion, ſondern Cultus nennt?

Gewiß iſt es nicht ohne Urſache geſchehen, und wenn ich nicht ganz irre, liegt dieſelbe darin, daß die Formel „Religion oder Anbetung des Genius" das in ſich Widerſprechende und Unangemeſſene der Sache ſogleich zu Tage gebracht haben würde. Der Ausdruck Cultus hat etwas Zweideutiges und Schwankendes. In ſeinem Urſprunge: Pflege, Wartung, ſorgfältige und ehrerbietige Aufmerkſamkeit bedeutend, wird er ſowohl auf das Menſchliche oder Creatürliche angewendet, welches Gegenſtand theilnehmender Hochſchätzung und Ehrerbietung iſt, als auf das Göttliche, welches zum Objecte eigentlicher Anbetung wird. Auf das Letztere bezogen, bezeichnet er zunächſt die äußerliche Bethätigung der Ehrfurcht, der Liebe, des Abhängigkeitsgefühls durch gewiſſe Handlungen oder durch das ganze Leben, dann aber umfaßt er wohl auch in allgemeinerem Sinne die ganze Geſtaltung des religiöſen Lebens überhaupt, und ſo geſchieht es denn auch, daß man die Religionen als verſchiedene Arten und Formen der Frömmigkeit Culte nennt. Nehmen wir aber die Sache genauer, ſo iſt doch, obwohl beide ſich gegenſeitig bedingen, ein ſehr beſtimmter Unterſchied zwiſchen Religion und Cultus: ſie verhalten ſich einerſeits wie Urſprüngliches und Abgeleitetes, Hervorbringendes und Hervorgebrachtes, andererſeits wie Inneres und Aeußeres, Seele und Leib. Gleichwie die Idee ſich eine Geſtalt ſchafft und die Seele ſich einen Leib bildet, dieſe Geſtalt aber und dieſer Leib nur Leben und Bedeutung haben vermöge des inwohnenden höheren Princips, ſo wird und muß ſich jede beſtimmte und lebenskräftige Frömmigkeit eine Form ſchaffen und dieſe Form hat ihr Leben und ihre Bedeutung nur durch den in ſie ausgegoſſenen Geiſt. Wo das Verhältniß ein normales und geſundes iſt, wird der Geiſt der Frömmigkeit einen ſeiner eigenthümlichen Beſtimmtheit völlig entſprechenden Leib des Cultus hervorbringen, der Cultus aber in allen ſeinen Momenten von dieſem Geiſte durchdrungen und beſeelt ſeyn, Inneres und Aeußeres, Seele und Leib werden gleichſam in einander aufgehen; der Cultus iſt dann nichts Anderes, als die äußerlich gewordene Anbetung ſelbſt, und dieſe das Innerliche, die geiſtige Wahrheit des Cultus. Aber dieſer ideale Zuſtand iſt mehr ein anzuſtrebender, als daß er jederzeit verwirklicht würde; im geſchichtlichen Verlaufe kommt es vielfach vor, theils daß der Geiſt der Frömmigkeit nicht kräftig genug iſt, ſich einen Cultusleib zu bilden, oder, falls er kräftig genug iſt, ſich, wie das Chriſtenthum, längere Zeit mit der Fülle ſeiner Innerlichkeit begnügt und an dergleichen gar nicht denkt, theils aber auch, daß der Leib den Geiſt überwächſt oder als eine leere Form ſtehen bleibt, wenn ihm der Geiſt ſchon entſchwunden iſt. Wo jenes der Fall iſt, herrſcht in der Religion das Princip der Innerlichkeit vor, wo dieſes, das Princip der Aeußerlichkeit; dort liegt das meiſte Gewicht auf der Ueberzeugung, dem Glauben, dem ſittlichen Geiſte, hier auf dem äußerlichen Dienſte und der vollſtändigen Uebung ſeiner Formen. Unterſcheiden wir von dieſem Standpunkte aus die Geſtaltungen des religiöſen Lebens im Großen, ſo iſt es ja wohl keinem Zweifel unterworfen, daß im Heidenthum das Princip der Aeußerlichkeit dominirt, im Chriſtenthum das der Innerlichkeit, innerhalb

des Chriſtenthums aber wieder jenes im Katholicismus und dieſes im Proteſtantismus. Deßhalb können wir auch die heidniſchen Religionen vorzugsweiſe als Culte bezeichnen, während die chriſtliche weſentlich Glaube und Leben iſt, und ebenſo ſtellt ſich der Katholicismus überwiegend als reich ausgebildete Cultusform dar, der Proteſtantismus aber als Lehre, Ueberzeugung und Geſinnung; womit jedoch natürlich nicht geſagt werden ſoll, daß nicht auch der Proteſtantismus ſein Aeußerliches und der Katholicismus ſeine Innerlichkeit habe und daß es, wie äußerliche Proteſtanten, ſo innerlichſt fromme Katholiken gebe, ſondern es iſt nur von dem charakteriſtiſch Ueberwiegenden in den Confeſſionsformen im Ganzen und Großen die Rede. Der Ausdruck Cultus bezeichnet demgemäß weder an und für ſich das Höchſte, was wir einem Gegenſtande widmen können, noch iſt er in der Religion das Urſprünglichſte und Innerlichſte, noch umfaßt er dergeſtalt alle Beſtandtheile der Religion, daß wir ihn als gleichbedeutend mit dem Begriffe der Religion ſelbſt ſetzen könnten. Viel entſchiedener tritt die zur höchſten Potenz geſteigerte Richtung des Geiſtes auf einen Gegenſtand in dem nur dem religiöſen Gebiete eignenden Worte „Anbetung" hervor, als in dem mehrdeutſamen Worte „Cultus," denn einen Cultus können wir auch dem relativ Vollkommenen und Hohen widmen, Anbetung aber nur dem abſolut Vollkommenen und Höchſten, weßhalb die katholiſche Kirche weislich unterſcheidet zwiſchen der Anbetung, die nur Gott gebührt, und dem Dienſte, der auch den Heiligen gewidmet werden kann. Auf dem religiöſen Gebiet aber iſt die eigentliche Anbetung auch wieder das Urſprünglichere, Werthvollere und Umfaſſendere, denn obwohl Cultus und Anbetung weſentlich zuſammengehören, ſo entſpringt doch immer jener aus dieſer, und hat ſeinen vollen Werth nur als wahrer, lebendiger Ausdruck der Anbetung, und während die Anbetung viel entſchiedener auch das Ethiſche der Religion in ſich ſchließt, iſt dieſes vom Cultus im Begriff und in der Wirklichkeit eher zu trennen. Wenden wir dieß auf den Fragepunkt an, ſo liegt offenbar in dem Gebrauche des Ausdrucks Cultus etwas Abſchwächendes, Depotenzirendes, inſofern die Grundelemente der Religion darin nicht beſtimmt hervortreten, ja ſtillſchweigend beſeitigt ſind. Dem Begriffe der Anbetung wird der Begriff der Verehrung untergeſchoben, denn auf den Genius angewendet kann ja unter Cultus nicht Anbetung verſtanden werden, weil dieß in offenbare Menſchenvergötterung übergehen würde; das Moment der Anbetung alſo, welches den Cultus erſt zu dem macht, was er eigentlich iſt, welches ihm erſt religiöſe Bedeutung gibt, fällt weg; gleicherweiſe kommt in dem Ausdrucke Cultus auch das ethiſche Moment nicht beſtimmt zum Vorſchein, welches der Religion eigenthümlich iſt, denn alle die ernſten und ſtrengen Dinge, die man Pflicht, Gewiſſen, Sünde, Schuld, Strafe, Gnade nennt, liegen als ſittliche Anforderungen im Cultus und namentlich im Cultus des Genius keineswegs; er iſt eine Erregung und ein Ausdruck des Gefühls, er bleibt weſentlich in der Sphäre des Genuſſes ſtehen, und obwohl er belebend und erhebend auf den Geiſt zurückwirkt, ſo iſt es doch gar wohl denkbar und wird oft

vorkommen, daß dabei das Innerſte der Geſinnung und Gemüthsrichtung im Weſentlichen bleibt, wie es war.

Nun frägt es ſich aber, ob unſer Geiſt ſich mit einer ſolchen ermäßigten, ſchwächeren Potenz der Religion, welcher der Beſtandtheil der Anbetung fehlt, vollkommen und auf die Dauer befriedigen kann? Was iſt es doch, das der Trieb, welcher in dem Menſchen ſich zur Frömmigkeit, zur Religion entwickelt, anſtrebt? Etwa nur dieß, daß wir uns ein Hohes, Achtunggebietendes, geiſtig Imponirendes vergegenwärtigen und an dieſem hinaufſchauend uns ſelbſt erheben? Nur dieß, daß wir, wie es Goethe in einem ſeiner ſpäteren ſchönſten Gedichte ausdrückt, dem Drange folgen, „uns einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben?“ Wohl, auch dieß iſt Religion, aber es iſt nicht die Religion, wie ſie ihrem höchſten Begriffe entſpricht; dieſe begnügt ſich nicht mit dem Comparative des Höheren und Reineren, ja nicht einmal mit dem Superlative des Höchſten und Reinſten, ſondern ſie geht über alles Graduelle hinaus zum Abſoluten. Unſer Weſen, welches ſich, ungeachtet der ihm inwohnenden Selbſtkraft, doch als ein bedingtes erkennt, als ein ſolches, welches weder das Daſeyn noch die Geſetze und Beſtimmungen deſſelben ſich ſelbſt gegeben, ſondern beides empfangen hat, verlangt nicht bloß nach dem Höheren, ſondern nach dem Unbedingten, der Urquelle alles Seyns und Lebens; unſer Geiſt, der trotz der eigenen und der ihn umgebenden Unvollkommenheit doch den Gedanken des Vollkommenen und den unauslöſchlichen Trieb nach demſelben in ſich trägt, fordert nicht bloß Vollkommneres und Reineres, ſondern er findet ſeine ganze Befriedigung nur in dem ſchlechthin Vollkommenen und Reinen, dem Heiligen, dem vollen Inbegriffe der Wahrheit, Liebe und Schönheit. Eine Zeitlang kann wohl der menſchliche Geiſt auf den niedrigeren Stufen zurückgehalten werden und ſich in der Verwirklichung ſeines religiöſen Triebes, wie es in den verſchiedenen Formen des Heidenthums geſchah, begnügen mit der Verehrung des bedingt Erhabenen und Mächtigen in der Natur oder des bedingt Vollkommenen in der Menſchenwelt, und auf dieſem Standpunkte wird eben die Religion vorzugsweiſe Cultus, Natur- und Heroendienſt ſeyn; aber wenn ein ſolcher Zuſtand auch Jahrtauſende andauern ſollte, dennoch kommt endlich die Stunde und gewöhnlich ſchon durch prophetiſche Geiſter vorbereitet, wo die Macht des religiöſen Bedürfniſſes hindurchbricht zum Bewußtſeyn des Höchſten und unvergleichbar Vollkommnen, oder, richtiger ausgedrückt, wo das Göttliche ſich dem Menſchen in vollerer Lebensgemeinſchaft als ſolches zu erkennen gibt. Und iſt das Göttliche erſt als dieſes ſchlechthin Vollkommene in das Bewußtſeyn des Menſchen getreten, dann begnügt er ſich nicht mehr mit bloßer Verehrung, ſondern im Gefühle der unendlichen Erhabenheit und ſeligen Majeſtät Gottes beugt er ſich vor ihm in den Staub und betet ihn an. Dieſe Anbetung, ſobald ſie eine gemeinſame wird, gibt ſich zwar auch eine beſtimmte Form und manifeſtirt ſich als Cultus. Aber immer bleibt dabei die Anbetung die Wurzel und das eigentlich Belebende und zeigt ſich als etwas weit Höheres und Intenſiveres, als das, was wir

Verehrung nennen. Sobald aber dieſer höchſte, intenſivſte Standpunkt erreicht iſt, wird der Geiſt nicht wieder zurückkehren zu dem niedrigeren, minder intenſiven der Verehrung oder eines der Anbetung entbehrenden Cultus; thäte er es aber dennoch, ſo wäre es nicht ein Fortſchritt, ſondern ein Rückſchritt, es wäre nicht ein Zeichen der Kraft, ſondern der Ermattung. Kann nun aber, wie vor Augen liegt, dem Genius gegenüber nicht Anbetung ſtatt finden, ſondern nur Verehrung, und iſt daher der Ausdruck Cultus in dieſer Verbindung nur im Sinne von anbetungsloſer Verehrung zu verſtehen, ſo wäre offenbar der Cultus des Genius eine niedrigere Stufe des religiöſen Lebens als die bisherige, ja ſie wäre, nachdem die höhere erreicht iſt, nicht einmal mehr im vollen Sinne Religion zu nennen. Er ſtellt ſich vielmehr, wie dieß auch von ſeinem Vertreter offen ausgeſprochen wird und wie es in der Natur der Sache liegt, inſofern er eine Apotheoſe des höchſten Menſchlichen, ein geiſtiger, potenzirter Heroendienſt iſt, als ein erneuerter Paganismus dar; aber wenn das antike Heidenthum, weil es ein natürliches und unbewußtes war, den Charakter einer gewiſſen Unſchuld trägt, ſo kommt dieß dem, wenn auch beziehungsweiſe vergeiſtigten und erhöheten, Neuen nicht zu Gute, welches ſich mit einer bewußten Abſichtlichkeit gegen ein vorhandenes Höhere geltend machen und eine längſt überwundene Stufe des religiöſen Lebens in neuer Geſtalt wiederherſtellen will.

Iſt auf ſolche Weiſe ſchon der Cultus unfähig, die Stelle der Anbetung zu vertreten, ſo vermag noch weit weniger der Genius Gott zu erſetzen. Freilich „Genius“ iſt ein großes Wort; es bezeichnet das Höchſte, Urkräftige, Schöpferiſche des Menſchengeiſtes, ſeine nach einer beſtimmten Seite hin mächtig hervortretende, aber doch in ſich harmoniſche und geſetzmäßige Thätigkeit, vermöge deren er ganz neue Bildungen hervorruft, die, weil ſie das Wahre, Schöne oder Gute in bisher nicht gekannter Vollendung darſtellen, die Gemüther mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreifen. Aber ſo hoch das auch ſeyn mag, was der Ausdruck „Genius“ uns vor die Seele ſtellt — etwas unvergleichbar Höheres vergegenwärtiget uns das einfache Wörtlein „Gott,“ und es will nicht ſcheinen, als ob der Gedanke, den dieſe wenigen Buchſtaben bezeichnen, obwohl Jahrtauſende an ihm ſinnen, ausgeſchöpft wäre und ſeine Macht über die Gemüther dergeſtalt verloren hätte, daß er, wie ſie wähnen, ſeiner erhabenen Stelle entſetzt und ein anderer ſubſtituirt werden müßte, wenn ſich der Menſchengeiſt zum höchſten und wahrſten Objecte ſeiner Verehrung erheben will. Noch iſt und bleibt der Name „Gott“ die höchſte Aufgabe des Denkers, ein Hoffnungswort für den Frommen, ein Donnerwort für den Sünder, und übt eine Gewalt aus, die der Name Genius nie erreichen wird. Indeß, ſehen wir näher zu, mein Freund, wie ſich beide, der Genius und Gott, als Gegenſtände der Verehrung zu einander verhalten? Es wird auch Dir nicht entgangen ſeyn, mein Theurer, daß, wie in dem Worte Cultus, ſo auch in dem Ausdrucke Genius, wenn beide in der Formel „Cultus des Genius“ verknüpft werden, etwas Unbeſtimmtes und Zweideutiges liegt. Iſt unter dem Genius, den wir verehren ſollen, zu verſtehen jener die Menſchheit oder das Individuum nie ganz verlaſſende gute Geiſt, der, wie ein inwohnender Schutzengel, vor dem Verderben bewahrt und beim Beſſeren erhält (in welchem Sinne man von dem Genius der Menſchheit oder eines Volkes oder auch eines Mannes ſpricht), oder iſt es der Inbegriff der dem Menſchengeſchlechte verliehenen genialen Kräfte, als ein Ganzes gedacht, oder ſind es die einzelnen hervorragenden Träger dieſer Kräfte? Und wenn dieſe: auf welchem Gebiete haben wir dieſelben, ſofern wir ihnen einen Cultus widmen ſollen, zu ſuchen? Auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft, oder auf denen der Geſetzgebung und Staatenbildung, oder auf dem der Religionsſtiftung und Religionserneuerung, oder auf allen Gebieten zuſammen, und etwa auch auf dem der abſtracteſten Wiſſenſchaften, der Mechanik, ja ſelbſt der Kriegführung? Was an den Genien iſt das zu Verehrende, ihre höhere Begabung, oder ihre Perſönlichkeit, oder ihre Leiſtung, oder alles dieſes vereinigt? Und wo ſind die geiſtigen Grenzen, welche das Genie vom Talente, wo die ſittlichen Grenzen, welche das zu verehrende Genie von dem nicht zu verehrenden ſcheiden? — Die weitere Entwickelung der Sache in dem Aufſatze über „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum“ zeigt freilich, daß es nicht der Genius als Geſammtheit iſt, ſondern die Geſammtheit der Genien, das heißt der genialen Perſönlichkeiten, wohin wir unſere Verehrung richten ſollen und an dem Genius wieder weniger die Begabung, als vielmehr die Leiſtung, vermöge deren es ihm gelingt, die Menſchheit von einem auf ihr laſtenden geiſtigen Drucke zu befreien und ihrer höheren Entwickelung durch einen bedeutenden Impuls raſcher entgegenzuführen; aber dabei bleiben doch die Gebiete, wo wir die Genien des Cultus vorzugsweiſe zu ſuchen haben, und die ſittlichen Grenzen, die hierbei nothwendig zu beachten ſind, höchſt unbeſtimmt, und jedenfalls ſcheint ein Cultus, der ſchon für den Begriff ſo ſchwierig, deſſen Gegenſtand ein ſo wenig begrenzter und ſo vielfach abgeſtufter iſt, der ſo viele Cautelen fordert und ſo künſtlicher Art iſt, nicht geeignet, eine religiöſe Macht werden zu können. Aber es frägt ſich nun hauptſächlich, um in dieſer Beziehung das Verhältniß des Genius zu dem bisherigen Gegenſtande der Anbetung zu beſtimmen, wie der Cultus des Genius eigentlich gemeint ſey, ob theiſtiſch oder pantheiſtiſch? Iſt er im theiſtiſchen Sinne gemeint, d. h. betrachtet er als ſchöpferiſchen Grund jener hochbegabten Geiſter, die wir Genien nennen, einen perſönlichen ſelbſtbewußten Urgeiſt, dann löſt er ſich ja wohl von ſelbſt, wenn er folgerichtig iſt, in die Anbetung dieſes Gottes auf. Iſt er dagegen pantheiſtiſch gemeint, d. h. betrachtet er als den Grund der genialen Geiſter nur jenes Allgemeine, was man den abſoluten Geiſt nennt, der, an ſich unperſönlich und unbewußt, nur in den einzelnen Geiſtern zur Perſönlichkeit und zum Selbſtbewußtſeyn kommt, der ſeine Wirklichkeit nur in den Individuen hat und ewig in der Menſchwerdung begriffen iſt, dann erhebt ſich die ſchwierigere Frage, ob wir hier überhaupt auf dem Boden der Wahrheit ſtehen und ob auf dieſem Boden Religion im vollen Sinne des

Wortes möglich iſt. Meines Bedünkens kann aber der Cultus des Genius nicht anders gemeint ſeyn, als pantheiſtiſch, denn nur, wo der Gedanke eines überweltlich-perſönlichen Gottes aufgegeben iſt, kann man ſich dazu veranlaßt finden, das Göttliche bloß innerhalb der Welt und hier wieder vorzugsweiſe auf den leuchtenden Punkten der Geiſterwelt zu ſuchen. Auch hat es in dieſem Falle gar nichts Verfängliches, von Pantheismus zu ſprechen, da ſich der Vertheidiger des Geniencultus in der Vorrede zu den „zwei friedlichen Blättern“ auf das Offenſte und Beſtimmteſte zum Syſteme der abſoluten Immanenz Gottes mit Ausſchluß aller und jeder Transſcendenz bekennt. Geht aber das göttliche Weſen, welches der abſolute Geiſt iſt, vollſtändig in die Welt auf, ſo iſt zwar Gott auch überall und in jedem Theile der Welt, aber in eminenter Weiſe wird er doch da ſeyn, wo am meiſten Geiſt iſt, und dieß wären dann die Genien, gleichſam die Glanzpunkte, die Silberblicke des in der geſammten Welt ſchlechthin und vollſtändig gegenwärtigen Göttlichen. Will der Pantheismus fromm ſeyn und ſoll ſeine Frömmigkeit nicht ganz in das Unbeſtimmte, Allgemeine zerfließen, ſo daß er ſich etwa nur zu einer Verehrung des All, welches ein anderer Name für Gott wäre, bekennte, will er etwas Concretes, Feſtes haben, ſo bleibt ihm nach der Vernichtung der Naturreligion nichts übrig, als der Cultus des Geiſtes, der Dienſt des Genius, und ſo finden wir auch hier nichts Anderes, als eine Conſequenz des Pantheismus vollzogen und können dem, der ſie vollzogen, nur Dank wiſſen, daß er die Sache ſo beſtimmt zum

Bewußtſeyn gebracht und den entſprechenden Ausdruck dafür gefunden hat. Soll ich nun aber hier, mein Freund, mit Dir auf den großen Streitpunkt unſerer Zeit, den Gegenſatz der pantheiſtiſchen und theiſtiſchen Denkweiſe in ſeinem vollen Umfange eingehen? Dieß würde in den Schranken, die einer ſolchen Mittheilung geſetzt ſind, nicht möglich ſeyn. Ich weiß auch, Du theileſt mit mir die Ueberzeugung, daß der Pantheismus, wiewohl in gewiſſen Perioden ein gutes Correctiv für die ſtarre, unlebendige Faſſung des Theismus, doch die Räthſel des Seyns nicht beſſer löſe und das religiöſe Bedürfniß ungleich weniger befriedige, als derjenige Theismus, welcher, wie der chriſtliche, zugleich mit der Transſcendenz in rechter Weiſe die Immanenz Gottes anerkennt. Aber auf eine Seite der Sache, die hier beſonders in Betracht kommt, darf ich Dich wohl aufmerkſam machen. Du ſelbſt ſagſt in Deiner Rede: „Nichts ſtimmt uns mehr zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erſcheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch ſo Vieles im Gebiete des Werdens der ſtetigen Entwickelung überlaſſen bleiben, das Höchſte bringt doch der Urgeiſt außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick ſchenkt es, aus den Wolken fällt es. Ereigniſſe können berechnet, können vorhergeſagt werden, Geiſter nicht; keine Weltweisheit beſitzt ein Orakel für die Erſcheinung der Genien; der unerforſchliche Wille des Schöpfers ſpricht ſein plötzliches Werde über ſie.“ Auch mir ſcheint gerade das Auftreten des Genius einen der ſtärkſten Beweiſe für den Glauben an einen zwar in der Welt lebenden und allgegenwärtig wirkenden, aber zugleich perſönlichen, ſelbſtbewußten Gott zu enthalten; aber ich möchte dem von Dir ausgeſprochenen Gedanken noch eine etwas andere Wendung geben. Nicht daß ich mich etwa auf die Zeugniſſe genialer Geiſter berufen wollte, unter denen allerdings gerade die größeſten und einflußreichſten einen ſolchen Gott anerkannt und ſich vor ihm gebeugt haben; nein, ſchon das Daſeyn des Genius ſelbſt iſt der ſprechendſte Beweis. Der Genius nämlich iſt das, was er iſt, vorzugsweiſe, ja ausſchließlich durch jenes geheimnißvolle Etwas, welches Perſönlichkeit genannt wird; nicht ein zerfließendes Allgemeines, Kraft oder Geiſt, ſondern ein in ſich Lebendiges und eigenthümlich Beſtimmtes, ein aus ſelbſtändigem Lebensmittelpunkte heraus Thätiges, ſeiner ſelbſt in jedem Momente Mächtiges, frei und bewußtvoll Wirkendes iſt es, was den Namen des Genius trägt. Der Genius haftet nicht etwa bloß an einer Perſönlichkeit, ſondern er iſt ſelbſt eine Perſönlichkeit, eine ſolche nämlich, die durch tiefere Intenſität und höhere Selbſtmacht nothwendig einen erregenden, begeiſtigenden, dominirenden Einfluß auf andere minder ſelbſtkräftige, mehr receptive Perſönlichkeiten ausübt. Alles wahrhaft belebende Wirken des Genius geht von ſeiner Perſönlichkeit aus und hat in ihr ſeine Wurzeln. Deßwegen iſt es auch, beiläufig geſagt, wenn man einen Mann feiern will, dem wirklich das Prädicat des Genius zukommt, das allein Angemeſſene, daß man ſein Standbild aufſtelle, weil dieſes uns, ſo weit es möglich iſt, ſeine Perſönlichkeit vergegenwärtigt, während eine Stiftung zu ſeiner Ehre, wie ſie bei einem ſtiller wirkenden, aber nicht gerade dem Kreiſe der Genien angehörenden Manne am rechten Orte ſeyn kann, durchaus unbefriedigend wäre. Iſt nun aber jenes Höchſte, geheimnißvoll und zauberhaft Wirkende des Genius, ſeine Perſönlichkeit, in ihrer erſten, die ganze ſpätere Entfaltung in ſich ſchließenden Grundlage, in ihrem über alle Erſcheinung hinaus liegenden geiſtigen Naturgrunde nicht etwas von ihm ſelbſt Geſetztes und Gebildetes, ſondern ſtammt es, wie Jeder anerkennen muß, unmittelbar oder mittelbar aus einer höheren Quelle, aus dem Bereiche einer Macht, die auch den Genius und ſein Daſein bedingt: können wir dann wohl denken, daß dieſes Höhere, auf welches das Seyn des Genius zurückgeführt werden muß, ein Unperſönliches — nenne man es Geſetz, Kraft, Geiſt oder wie man will — ſey? Wäre es nicht ein Perſönliches, ſo wäre es auch nicht ein Höheres; denn ſo weit unſere Erkenntniß geht, ſteht das Perſönliche höher als das Unperſönliche, und wir ſteigern den Begriff des Vollkommenen nicht dadurch, daß wir es als Unperſönliches denken, ſondern nur dadurch, daß wir ihm die reichſte, volleſte, bewußteſte, möglichſt erweiterte Perſönlichkeit zuerkennen. Und wo läge denn in dem Weltganzen das Perſonbildende? Auch wieder nur in einem unperſönlichen Allgemeinen? Oder auf einer gar nicht näher zu bezeichnenden Mittelſtufe, wo, man weiß nicht wie und warum, das Allgemeine in das Einzelne übergeht, und die Maſſe des Abſoluten vermöge eines unbekannten inneren Gährungsproceſſes gleichſam Blaſen treibt, die eine Weile in der Sonne des Lebens ſpielen, um dann wieder ins Allgemeine zu zerplatzen? Nein, ſo gewiß es perſönliche Geiſter und insbeſondere Genien gibt, die dieß auf die intenſivſte Weiſe ſind und eben dadurch ihre höhere Stellung beurkunden, ebenſo gewiß muß es auch einen perſönlichen Urgeiſt geben. Der Genius als erhöhte Perſönlichkeit leitet uns zur höchſten Perſönlichkeit; er iſt nur wahrhaft erklärbar aus einem perſönlichen Gotte; ohne denſelben bleibt er ein Räthſel. Aber noch etwas anderes Entſcheidenderes iſt hier zu beachten. Du ſagſt mit Recht: „Ereigniſſe können berechnet werden, Geiſter nicht; keine Weltweisheit beſitzt ein Orakel für ihre Erſcheinung.“ Allerdings, die menſchliche Weisheit muß hier verſtummen. Dennoch aber muß es auch in Beziehung auf die Geiſter eine Berechnung, eine Vorherbeſtimmung geben; iſt ja doch ohne Zweifel gerade auf die mächtigſten Geiſter in der Weltgeſchichte gezählt, ſo daß ſie nicht ausbleiben dürfen, wenn das Ganze ſeinen gemeſſenen Gang nehmen ſoll; offenbart ſich ja doch in der Zeitfolge, in der wir die Genien auftreten ſehen und in der Verſchiedenheit ihrer Begabung, vermöge deren ſie ſich gegenſeitig ergänzen und über alle Gebiete menſchlicher Geiſtesthätigkeit in entſprechendem Gleichmaaße ausbreiten, ein durchgreifendes, wunderbares Geſetz und eine tiefſinnige Ordnung. In dieſem Geſetze, einem der merkwürdigſten der Weltordnung, erhabener, wie mir ſcheint, als das, welches den Lauf der Sterne beſtimmt, weil das phyſiſche Weltbewegungsgeſetz nur eine ins Ungeheure gehende Mechanik, das Entwickelungsgeſetz der Geiſter der lebendigſte und freieſte Organismus iſt, gibt ſich der tiefſte, umfaſſendſte, bewußtvollſte Verſtand kund, ein Verſtand, der ſein Maaß nur findet an der Macht, womit jenes Geſetz in der Weltgeſchichte verwirklicht wird. Können wir nun vernünftiger Weiſe denken, eine ſolche Ordnung habe ſich nur von ſelbſt gebildet, ein ſolches Geſetz habe ſich ſelbſt gegeben, oder werden wir nicht vielmehr unabweislich auf einen Ordner und Geſetzgeber hingeführt, der, wie die Morgenſterne, ſo auch die Geiſter ruft und beiden ihre Bahn zumißt, jenen die feſte, unwandelbare, dieſen die freie, aus eigener Selbſtbewegung ſich bildende? Dieſer unendliche Verſtand iſt dann freilich ein der Welt nach ihren beiden Seiten, Natur und Geiſt, inwohnender, ſie von innen heraus bewegender und belebender, und kein lebendig Glaubender und Denkender wird ſich jetzt einen Gott vorſtellen, der für ſich ſchlechthin außer der Welt, dieſelbe nur von außen ſtieße und von Zeit zu Zeit in die ſtockende Maſchine beſſernd oder beſchleunigend eingriffe, aber Gott in der Welt denken und ihn nur in der Welt denken iſt zweierlei; vielmehr, wie der Genius zwar in ſeinen Werken, aber doch auch wieder von ihnen, die er aus ſich hervorgebracht hat, beziehungsweiſe unabhängig und in ſeiner Perſönlichkeit über dieſelben erhaben iſt, ſo iſt Gott allerdings, und zwar auf eine unendlich lebensvollere, innigere Weiſe, auch in der Welt, aber er geht darum nicht ſeinem ganzen Weſen nach in dieſelbe auf; ſie bleibt ſeine freie Schöpfung, und er aus dem eigenſten Lebenscentrum heraus ſich beſtimmend und bewegend, in ſeiner Perſönlichkeit ſelbſtändig und über die Welt erhaben. Oder ſollte der göttliche Weltkünſtler eine geringere Fülle des ſelbſteigenen inneren Lebens beſitzen, als der menſchliche Bildner und, während dieſer außer ſeinen Werken immer noch einen Ueberſchuß von Geiſt, Gemüth und Phantaſie, überhaupt von lebendiger Realität in ſeinem Talent und ſeiner Perſönlichkeit behält, ganz von ſeinem Werke, der Welt, abſorbirt werden? Nein; wie der Dichter, obwohl er ſeine volle Seele, das Beſte ſeines Ich in ſein Werk legt, dennoch, wenn das Werk ſich als ein Objectives von ihm abgelöſt hat, immer er ſelbſt bleibt, ſo kann auch Gott, obwohl er die Fülle ſeines Geiſtes und ſeiner Liebe in die Welt gelegt hat, dennoch ewig zu ſich ſagen: Ich bin, der ich bin.

Sind wir nun aber erſt vom Genius und zum Theil an ſeiner Hand zu dem lebendigen Gott aufgeſtiegen, dann werden wir von der Anbetung Gottes nicht wieder zum Cultus des Genius zurückkehren wollen. Der Genius kann uns nichts geben, was uns Gott nicht durch ihn gäbe, wohl aber gibt uns Gott unendlich Vieles, was uns der Genius nicht zu geben vermag. Man ſchreibt dem Genius Schöpferkraft zu und nennt ihn göttlich. Wohl, er hat wenigſtens Bildungskraft und etwas Gottverwandtes; aber wenn von eigentlicher Schöpferkraft die Rede iſt, ſo ſcheitert diejenige, welche dem Genius zukommt, wie die eines jeden Menſchen, an einem Grashalm, an einem Sandkorn, während die wahre Schöpferkraft mühelos Welten ausſtreut; und ſeine Göttlichkeit iſt auch nur ein reicheres Maaß deſſen, was allen Sterblichen einwohnt. Immer iſt, wie der Menſchengeiſt überhaupt, ſo auch der Genius nur eine partielle Ausſtrahlung des Göttlichen, die ganze Fülle aber wohnt in

Gott ſelbſt. Die vollkräftige Frömmigkeit wird ſich daher immer zu dieſem Ganzen, Ungetheilten erheben; denn nur hier kommt ihr auch ganz und vollſtändig entgegen, weſſen ſie bedarf und was ihr der Genius nicht gewähren kann: eine Alles umfaſſende, nie wankende Allmacht, die über Allem waltet, eine unantaſtbare Heiligkeit, die für Alles Maaß und Urbild iſt, eine unendliche, weisheitvolle Liebe, der man ſich unbedingt hingeben kann. Nur Gott gegenüber kann ſich der Menſch in jedem Momente dergeſtalt abhängig fühlen, daß dieſes Gefühl der Abhängigkeit zugleich die freieſte Erhebung, der ſicherſte Haltpunkt in allen Leiden und Kämpfen des Lebens iſt. Nur Gott als die ſchaffende, erlöſende, heiligende Liebe iſt der abſolut würdige Gegenſtand der Frömmigkeit, nicht aber der Genius, welcher eigentlich ſchaffend gar nicht, erlöſend und heiligend aber nur in ſehr bedingter Weiſe iſt. Wäre die Religion bloß ein ſchönes, heiteres Geiſtesſpiel, wäre ſie nur eine Poeſie des Lebens, dann möchte man ſich allenfalls dem Genius hingeben; aber ſi iſt auch für den tiefſten und bitterſten Ernſt, für die oft ſ trockene Proſa des Lebens; ſie iſt auch für die Mühſeligen und Beladenen. Wenn der Menſch alles Menſchliche dahin ſchwinden ſieht, wenn ſeine beſten Hoffnungen fehlſchlagen und Alles unter ihm zuſammenbricht, wenn er ſich ſittlich unzulänglich, befleckt oder ſchuldbeladen fühlt, wenn e am Sterbebette der Theuerſten kniet, wenn ihm ſelbſt di letzte Stunde naht, wahrlich dann genügt es nicht, den Blic auf den Genius zu richten, dann bedarf das zerſchlagen oder brechende Herz eines anderen Tröſters; dann hilft nu der Name, der ſtets der Hort aller Frommen war und unausgeſprochen auch von denen gemeint wurde, die ihn nicht kannten, der Name des lebendigen Gottes, das Bewußtſeyn ſeiner heiligen Nähe und ſeiner allaushelfenden Liebe. Und dieſes Bewußtſeyn wirkt nicht bloß beruhigend und befriedigend, es wirkt auch ſittlich ganz anders, als der Hinblick auf den Genius. Der Genius ſpricht zu unſerem Geiſte, Gott aber ſpricht zu unſerem Gewiſſen; der Genius erhebt uns, Gott aber demüthiget, ſtraft und heiliget uns; er verſöhnt uns mit ſich und mit uns ſelber; er gewährt uns im Bewußtſeyn der Lebensgemeinſchaft mit ihm Vergebung der Sünde, Erkenntniß ſeines allein guten Willens, Freudigkeit, denſelben zu üben, reinigende und heiligende Kräfte aller Art; nur das Lebensverhältniß zu ihm, und nicht zu irgend etwas Weltlichem und Creatürlichem, und wenn es das Höchſte und Geiſtigſte wäre, hat jene ethiſche Kraft und Bedeutung, welche der wahren Frömmigkeit zukommen muß, die zwar nicht bloß Sittlichkeit iſt, ſondern eines eigenen Lebensprincips ſich erfreut, aber doch mit der Sittlichkeit ſtets in untrennbarer organiſcher Verbindung ſteht. Mit einem Worte: der Genius kann uns Gott nicht erſetzen, ſondern er findet ſelbſt ſeinen erhabenſten Beruf nur darin, daß er das wahrhaft Göttliche uns manifeſtirt, daß er das göttliche Walten uns gewiß macht, daß er uns in lebensvollere Beziehung zu dem Urgenius bringt. Und das iſt eigentlich auch die Meinung des geiſtvollen Mannes, den ich oben wie einen Vorläufer des Geniencultus angeführt habe, unſers Jean Paul. Denn, wenn er ſagt: das geiſtig Große ſolle an das Größte und das Bewundern ans Beten erinnern, ſo will er ja offenbar weder durch den Genius Gott, noch durch deſſen Verehrung die Anbetung Gottes irgendwie beſeitigt wiſſen, ſondern er hofft der einzelne Genius oder ein Denkmal, das uns die Erhabenſten unſeres Volkes oder Geſchlechtes zuſammen vor die Erinnerung ſtellt, werde nur um ſo lauter an die Verherrlichung Gottes mahnen und deſſen Anbetung wecken und beleben.

Darf ich Dich wohl, mein Freund, noch einen Augenblick bei dem bisher Beſprochenen feſthalten, um eine weitere Bemerkung daraus abzuleiten? Wenn nämlich der Cultus nicht die Anbetung, der Genius Gott nicht erſetzen kann, ſo gilt das Nämliche auch von beiden zuſammen genommen: der Cultus des Genius iſt nicht im Stande, die Anbetung Gottes, die wahre Religion zu vertreten. Wir können den Unterſchied von beiden in ein einziges Wort zuſammenfaſſen: es fehlt dem Cultus des Genius das Umfaſſende, die Totalität, die der Religion zukommen muß und der chriſtlichen wirklich zukommt. Im Einzelnen aber ſtellt ſich dieß in folgenden Punkten heraus. Betrachten wir zunächſt das Individuum für ſich, ſo iſt die lebendige Frömmigkeit ganze, volle, unbedingte Hingebung; ſie kennt, wenn ſie ihrer Idee entſpricht, keinen Rückhalt, keine Limitation, ſie ergibt ſich vollſtändig in den göttlichen Willen, ſie wirft ſich der göttlichen Liebe, nur bei ihr das Heil ſuchend, mit ſchrankenloſem Vertrauen in die Arme; dieſe erhabene Rückhaltloſigkeit kann dem Cultus des Genius nie eigen ſeyn, denn dem Genius gegenüber, auch dem höchſten, behält der Menſch das Bewußtſeyn, daß er es mit Seinesgleichen, mit Unvollkommenem und Sündhaftem zu thun habe, ſeine Verehrung iſt eine mannichfaltig abgeſtufte, bedingte, beſchränkte, die volle Reſignation des Glaubens kann hier nicht eintreten; von dem Cultus des Genius kann man ſagen, daß ihn der Menſch bildet und hat, von der Religion, daß ſie den Menſchen hat und bildet; jener, als ein Product des menſchlichen Geiſtes, ſteht unter demſelben, dieſe, als etwas Gottbegründetes, ſteht über dem menſchlichen Geiſte und kann eine unbedingte Herrſchaft über ihn anſprechen und üben. Neben dieſer intenſiven Ganzheit beſitzt die Religion auch eine extenſive: ſie umfaßt und beherrſcht den ganzen Menſchen, und zwar in zwiefacher Beziehung: ſie durchdringt ſowohl das ganze geiſtige Daſeyn in dem einzelnen Momente, als auch alle Momente des geiſtigen Daſeyns im geſammten Lebensverlaufe. Die Religion wendet ſich gleichmäßig an das Denken des Menſchen, wie an ſein Herz und ſein Gewiſſen, ſie iſt theoretiſch, äſthetiſch, und ethiſch in untrennbarer Einheit; dieß gilt vom Cultus des Genius nicht: äſthetiſch in ſeinem Urſprung, theoretiſch in ſeiner bewußteren Entwickelung, fehlt ihm die volle Macht des Ethiſchen, und wirkt er etwa auch ſittlich erregend, ſo thut er es auf eine ſo mittelbare und leiſe Art, daß dieſer Einfluß mit den gewaltigen Erſchütterungen und umgeſtaltenden Wirkungen, die von dem lebendigen Gottesglauben ausgehen, nicht in Vergleich kommt. Nicht minder breitet ſich die Religion, wo ſie geſund iſt, über alle Momente und Zuſtände des Lebens aus. Sie iſt, wo ſie zu ihrem Rechte gekommen, das Herz, der ſtille Pulsſchlag des ganzen Daſeyns. Da iſt nichts ſo gering, was von ihr nicht geweiht und verklärt werden, nichts ſo aufſtrebend und hochfliegend, was von ihr nicht das rechte Maaß erhalten könnte; da ſind es nicht bloß die Zuſtände der geiſtigen Erregung und Erhebung, ſondern auch die der Niedergeſchlagenheit und des tiefſten Schmerzes, in welche das Bewußtſeyn Gottes beruhigend, friedebringend und heiligend hereintritt. Der Cultus des Genius aber, denken wir ihn an der Stelle der Religion, kann das Leben nicht ausfüllen; ſelbſt ein Product beſonderer geiſtiger Erregung und poetiſchen Schwunges, wird er ſich immer in den Grenzen erhöhter Lebensmomente halten und dann einer Proſa Platz machen, welche die Entleerung von dem wahrhaft Göttlichen um ſo ſchmerzlicher empfinden läßt. Die Religion iſt einfache, geſunde Nahrung, Brod des geiſtigen Lebens, allezeit genießbar und heilſam; der Cultus des Genius ein feines, pikantes Naſchwerk, wohlſchmeckend zu gewiſſen Zeiten, aber, wenn die Seele nach dem Höchſten verlangt, der nachhaltigen Nahrungskraft entbehrend. Blicken wir aber vom Individuum ab auf die Gemeinſchaft der Menſchen, ſo tritt uns vollends recht augenfällig entgegen, wie jener Vorzug des Allumfaſſenden nur der Religion zukommt, dem Cultus des Genius aber abgeht. Die Religion ſchon auf ihren niedern Stufen hat etwas Gemeinſchaftbildendes, Geiſter und Seelen Einigendes, ſie geht nur durch Verfall in die Scheidung des Eſoteriſchen und Exoteriſchen über; auf der Stufe der Vollendung aber, als abſolute Religion, muß ſie nothwendig etwas Allumfaſſendes haben und dem menſchlichen Geiſte auf allen Bildungsſtufen genügen. Wie ſie

Gottheit und Menſchheit, Himmel und Erde verknüpft, ſo iſt ſie ein Band der Brudergemeinſchaft für Alle und ſtellt den Geringſten, wie den Höchſten und Genialſten, auch bei verſchiedenem Maaße der Erkenntniß, in ein weſentlich gleiches Verhältniß zum Göttlichen. Aber dieſer Cultus des Genius, für wen iſt er? Sein Vertreter ſelbſt ſagt: „für die Gebildeten unſerer Zeit.“ Er iſt die Religion der Gebildeten. Alſo ſind natürlich zunächſt ſchon die Ungebildeten ausgeſchloſſen, und freilich die Geringen im Volke, die kaum leſen können, die von den Thaten der großen Männer nur Weniges, von den geiſtigen Schöpfungen der Genien gar nichts erfahren, werden von ſelbſt zurückbleiben. Aber wer ſind die Gebildeten? Etwa die, welche Bücher leſen und ſich ſelbſt für gebildet halten? Unter dieſen ſind wieder Unzählige, die für das Eigenthümliche des Genius keine Empfänglichkeit und für den Aufſchwung, den der Cultus deſſelben fordert, keine Anlage haben. Sie werden alſo auch ausgeſchieden werden müſſen. Und endlich die genialen Geiſter ſelbſt, was bleibt ihnen für eine Religion? Wir übrigen Sterblichen, die nicht genial, aber doch gebildet und erregbar ſind, verehrten den Genius; aber der Genius? Soll der ſich ſelbſt verehren, oder hat er gar keine Religion? — So würde die Religion, die ein Band für Alle ſeyn ſollte, als Cultus des Genius, ein Grund der tiefſten Spaltung werden; ſie würde ſich von den äußerſten Spitzen und Schichten der Menſchheit zurückziehen auf ein ſchwer zu beſtimmendes Mittlere; die wenigen Genien wären über die Religion hinaus, die ungeheuere Maſſe der Ungebildeten oder

Unerregbaren wäre unter der Linie der Religion; jene würden vielleicht ſchwanken zwiſchen der Verehrung ihrer ſelbſt, des ſogenannten Gottes in ihrer Bruſt und des Genius in der Geſammtheit ſeiner Manifeſtationen; dieſe, vom Genius nichts wiſſend und außer Stand, ihn zu verehren, wären der Religion baar und ledig und würden ins Bodenloſe verſinken; ſie würden, während ihnen vielleicht das Brod der leiblichen Nahrung fehlt, auch noch das Brod der geiſtlichen entbehren. Wahrlich ein Zuſtand des geiſtigen Lebens, den wir der Menſchheit nicht wünſchen werden, mein Freund, eine ariſtokratiſche Scheidung der ſchlimmſten Art, die am Ende zur Auflöſung aller Religion und, während darin ein Erſatz für den Verfall der Religion wenigſtens unter den Gebildeten gefunden werden ſoll, zum Ruine der Gebildeten, wie der Ungebildeten führen würde.

Ich könnte wohl hier auch noch fragen, wie der Cultus des Genius eigentlich geübt werden ſolle? Denn ſein Fürſprecher, unbekümmert um die Praxis, hat ſich begnügt, in allgemeinſten Zügen nur die Idee anzudeuten. Es bleibt alſo, will man ſich ein Bild machen, vollkommen frei, ſich vorzuſtellen, daß die Uebung dieſes Cultus eine rein innerliche und einſame wäre bei dem Genuß großer Kunſtwerke, bei der Erinnerung an erhabene Thaten und Perſönlichkeiten, oder auch eine geſellige und gemeinſame gegenüber von Kunſtdarſtellungen und Denkmälern, vielleicht auch in einem Pantheon großer Männer. Aber ich will hierbei nicht verweilen; denn, wie man ſich die Sache auch veranſchauliche, ſie hat immer etwas Unzulängliches: man bleibt in individueller und localer Beſchränkung, im Kreiſe des Menſchlichen und Irdiſchen, man erhebt ſich höchſtens zum Nationalen, aber zu dem, was in der Tiefe des Herzens befriedigte, was ein Volk in allen ſeinen Abſtufungen, geſchweige denn die Menſchheit zu umfaſſen vermöchte, kann es auch von dieſer Seite nicht kommen. Ich eile daher weiter. —

Denn es bleibt mir noch übrig, mein theurer Freund, ein Wort über den letzten und hier vielleicht wichtigſten Punkt zu ſagen, über den Satz: Jeſus iſt nicht bloß höchſter Genius und der chriſtliche Glaube faßt ihn richtiger und verehrt ihn entſprechender als welterlöſenden Gottesſohn, denn jener Cultus, der ihn weſentlich nur an die Spitze der Genien ſtellt. Zuerſt aber laß uns zuſehen, in welchem Sinn es geſchieht, wenn auch auf Chriſtum der Cultus des Genius angewendet wird; denn wir wollen doch wohl nie zu denen gezählt werden, welche ſchlagen, ehe ſie gehört haben. Die Meinung iſt dieſe. Indem Chriſtus den Genien zugeordnet wird wegen der Stärke und Harmonie ſeiner Geiſteskräfte und der nie getrübten Spiegelklarheit ſeiner Seele, wegen des raſtloſen aufopfernden Wirkens für eine große Idee, wegen der unvergleichlichen geiſtigen Macht, die er ausübte, und wegen der unüberſehbaren Wirkungen, die von ihm ausgegangen ſind, ſo ſollen ihm hiermit die Prädicate des Gottesſohnes und des Erlöſers nicht entzogen, ſie ſollen nur in einem erweiterten Sinn auf ihn bezogen werden; Gottesſöhne ſind die heiligerleuchteten Männer überhaupt, auch die des Judenthums, wie David und Salomo, ja des Heidenthums, wie Homer und Sokrates, mit denen Chriſtus, der es nicht für einen Raub achtete, Gott gleich zu ſeyn, ohne etwas zu verlieren, neidlos ſeine Würde theilen kann; Erlöſer ſind Alle, denen je gelungen iſt oder gelingt, eine Aufgabe zu löſen, an der Vor- und Mitwelt ſich vergeblich zerarbeitet hatten, Alle, welche die Menſchheit von dem Drucke eines Räthſels, einer Unzulänglichkeit befreien; in dieſem Sinne haben auch Sokrates, Phidias, Alexander, Copernicus erlöſend gewirkt. Auch in dieſer Erweiterung bleibt es immer, ſagt man, noch ein höchſt würdiger Begriff, unter den Chriſtus geſtellt wird. Zugleich aber iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß der Grad der Theilnahme an dieſem Begriffe nicht bei allen Genien ein gleich großer iſt. Das erlöſende Wirken iſt ein um ſo höheres, je bedeutungsreicher und umfaſſender die Aufgabe iſt, die gelöſt wird. Höher als die Verbeſſerer ſtehen die Erfinder, höher als die Erfinder auf den Gebieten des äußeren Lebens die Umbildner in Kunſt und Wiſſenſchaft, höher als die, welche einzelne Seiten des geiſtigen Lebens fördern, die, welche das ganze Leben in ſeiner höchſten Beziehung, im Verhältniſſe zum Göttlichen fortbilden. So tritt im Chore der Genien der Religionsſtifter voran, und ſofern das Chriſtenthum als die vollkommenſte Religion anerkannt iſt, gebühren ſeinem Stifter die Erſtlinge der Verehrung, die wir dem Genius widmen. Chriſtus wäre alſo der Erſte — aber doch immer unter Gleichen? und in eine Reihe geſtellt mit Männern, deren Weſen ſo manchen dunkeln Fleck zeigt? Hier wird nun weiter mit Schleiermacher unterſchieden zwiſchen Genien, die den Drang objectiver Darſtellung in Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft, in Thaten des Krieges und Friedens haben, und ſolchen, die, in ſich ſelbſt verbleibend, ihr Inneres in ſich einſtimmig zu machen, ſich ſelbſt als ein geiſtiges, ſittliches Kunſtwerk auszubilden ſuchen, deren Beruf weſentlich Selbſtdarſtellung iſt. Die letzteren ſind nicht nur die harmoniſcher begabten und entwickelten, die reineren und liebenswürdigeren, ſondern auch die höheren; denn des Menſchen größtes Kunſtwerk iſt der Menſch. Ein Genius ſolcher Art war Sokrates, der, ohne in einem Fache Virtuos zu ſeyn, größer als Lebenskünſtler war, denn alle, deren objective Leiſtungen die Bewunderung der Welt ſind. Wie nun ſolche innerliche Naturen in der Regel durch Frömmigkeit hervorragen, ſo gehören auch die Heroen der Frömmigkeit, die Religionsſtifter, vorzugsweiſe dieſer Claſſe an. Im vollſten und höchſten Sinne iſt dieß bei Chriſtus der Fall. So groß er auch in einzelnen Theilen des Wirkens nach außen hin ſeyn mochte, nicht darauf beruhte ſeine Größe, ſondern einzig auf dem innern Verhältniſſe ſeines Gemüthes zu Gott, vermöge deſſen er ſprechen konnte: der Sohn thut nichts von ihm ſelber, ſondern nur, was ihm der Vater zeigt; ich und der Vater ſind eins; Niemand kennt den Vater, als der Sohn, und Niemand kann zum Vater kommen, als durch den Sohn. In dieſem innern Leben der Liebe war für ihn volle Genüge; der einzige Trieb nach außen, der natürlich daraus hervorging, war der, ſein inneres Leben zum Leben der Menſchheit zu erweitern. Nicht alſo nur dem Grade nach ſteht Chriſtus höher, ſondern er gehört einer andern Art an, als diejenigen Genien, welche die Weltgeſchichte als

Bildner in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Staat und Kirche preiſt. Iſt er nun aber auch auf dem Gebiete des innern Lebens die höchſte Erſcheinung, die wir kennen, bleibt nicht doch für die Zukunft die Möglichkeit, daß einer über ihn hinausgehe? Hier iſt indeß wieder die Eigenthümlichkeit des religiöſen Gebietes zu berückſichtigen. Allerdings auf andern Gebieten des Lebens pflegt es zu geſchehen, daß der gleichbegabte Spätere den Früheren übertrifft, weil er über eine reichere Errungenſchaft der Menſchheit zu gebieten hat; ja es läßt ſich auf den Gebieten z. B. der Kunſt und Wiſſenſchaft nicht einmal mit Beſtimmtheit angeben, was in ihnen das erreichbar Höchſte ſeyn würde. In der Religion dagegen kann ein Punkt bezeichnet werden, über den hinaus eine weitere Entwickelung nicht denkbar iſt: es iſt „diejenige Einheit des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns mit dem Gottesbewußtſeyn, vermöge welcher das erſtere in allen ſeinen Bewegungen ſich rein von dem letzteren beſtimmt und dieſes Beſtimmtwerden durch das Göttliche zugleich als ſeine eigenſte Selbſtbeſtimmung weiß und empfindet.“ Iſt in Jeſu dieſe Einheit geweſen, hat er ſie durch Wort und Leben bethätigt, ſo iſt durch ihn auf dem religiöſen Gebiete das Höchſte erreicht, über welches, ſo ſehr ſie auf andern Gebieten fortſchreiten mag, keine Zukunft hinausgehen kann. Indeß könnte ja doch ein Spätergeborener das Gleiche in ſich hervorbringen und ſo ſich wenigſtens ſubjectiv Chriſto an die Seite ſtellen? Allein wenn man hier auch nicht in Anſchlag bringen will, daß der Spätere, der eine ſolche Höhe erſtiege, es immer durch Handreichung des zuerſt dahin Emporgekommenen thun würde, ſo iſt doch zu berückſichtigen, daß, wo ein ſolches Bewußtſeyn zuerſt hervorbricht, wie das der weſentlichen Einheit des wahrhaft Menſchlichen mit dem Göttlichen, es auch die größte Intenſität zu haben pflegt, wie es denn auch in Chriſto eine Alles durchdringende und das Leben bis zum Verſchwinden jeder bemerkbaren Trübung verklärende Macht hatte. Darum, ſo wenig die Menſchheit je ohne Religion ſeyn wird, ſo wenig wird ſie je ohne Chriſtum ſeyn; denn Religion haben wollen ohne Chriſtum wäre ebenſo widerſinnig, als Poeſie haben wollen ohne Bezugnahme auf die größten Dichter. Und dieſer Chriſtus ſoll nicht ein mythiſcher, ſondern ein hiſtoriſcher, nicht ein bloßes Symbol, ſondern ein Individuum ſeyn, das Hiſtoriſche an ihm aber der Inbegriff desjenigen in ſeinem Leben, Lehren und Dulden, worin ſich ſeine religiöſe Vollendung, das wahrhaft Unvergängliche im Chriſtenthume, darſtellt.

Dieß, mein Freund, iſt der Sinn, in welchem der Cultus des Genius auch bei Chriſto ſeine Anwendung finden ſoll. Unleugbar iſt die Entwickelung nicht bloß fein und ſcharfſinnig, ſie weiſet auch Chriſto im Vergleiche mit dem, was manche andere Syſteme von ihm ausſagen, eine nicht unwürdige Stelle an, indem ſie ihn an die Spitze der Menſchheit ſtellt und alle Vollendung des religiöſen Lebens irgendwie durch ihn vermittelt ſeyn läßt. Ja, wir wollen auch nach andern Beziehungen das Erfreuliche in dieſer Darſtellung nicht verkennen. Sie geht mit Recht darauf aus, die religiöſe Verehrung aus dem Bereiche des bloß Abſtracten, dem beliebten Terrain des gewöhnlichen Rationalismus, auf das Gebiet der Wirklichkeit, des Lebens, der Geſchichte zurückzurufen; ſie will Gott nicht bloß an und für ſich als jenſeitigen und verborgenen, ſondern als den in der Menſchheit und ihrer Entwickelung hervortretenden, in der concreten Manifeſtation ſeines Weſens anſchauen und verherrlichen; ſie leugnet auch nicht, daß die höchſte Offenbarung dieſes immanenten göttlichen Weſens in Chriſto gegeben ſey; ſie dringt mit Entſchiedenheit und gutem Grunde darauf, daß das Bedeutſamſte in der Erſcheinung Chriſti, der Lebenspunkt von allem dem, was er gewirkt, nicht dieſer oder jener einzelne Theil ſeiner Thätigkeit, ſondern ſeine ungetheilte Perſönlichkeit, das durch ihn in höchſter Vollendung verwirklichte religiöſe und ſittliche Leben und daß demgemäß die Aufgabe des Chriſtenthums nicht etwa beſchränkter Weiſe in der Fortpflanzung der Lehre Jeſu, ſondern tiefer und umfaſſender in der lebendigen Forterzeugung ſeines Geiſtes, in der Erweiterung ſeines Lebens zum Leben der Menſchheit zu ſuchen ſey; auch faßt ſie, indem ſie Chriſtum unter die Kategorie des Genius ſtellt, ſeine Perſönlichkeit höher auf, als derjenige geſchichtliche Pragmatismus, welcher in Chriſto und ſeinem Thun Alles auf berechnende Reflexion und überlegſame Planmäßigkeit zurückführt, ohne für jene ſchöpferiſchen Eingebungen und unmittelbaren Entladungen des Geiſtes, die den Genius charakteriſiren, Raum zu laſſen. Aber dieſer erfreulichen Seiten ungeachtet iſt doch das, was der Cultus des Genius Chriſto einräumt, nicht genügend, ja es liegt darin, wohl erwogen, ein innerer Widerſpruch; denn gerade, wenn wir Chriſtum als Genius und zwar als höchſten Genius der höchſten Lebensſtufe anerkennen, können wir nicht dabei ſtehen bleiben, ihn als bloßen Genius anzuerkennen, ſondern müſſen weiter gehen, weil er, wenn höchſter Genius, dann auch noch mehr, und wenn nicht mehr, dann auch nicht höchſter Genius iſt.

Daß die Kategorie des Genius für Chriſtum nicht zureiche, liegt ſchon unmittelbar im geſunden Gefühle. Als ein Hauptbeweis, daß der Cultus des Genius an der Tagesordnung ſey und wenigſtens als dunkler Trieb die Zeit beherrſche, wird die Erſcheinung hervorgehoben, daß allerwärts, namentlich in Deutſchland ein Drang ſich zeige, große Männer, erhabene Geiſter durch Denkmäler zu verherrlichen; dieſem Drange könne viel Lächerliches ſich beimiſchen, aber er habe ſeinen guten Grund und ſey ein ernſtes Zeichen der Zeit. Wir wollen die Wahrheit, die hierin liegt, nicht leugnen. Aber denke man ſich nun einmal, man wollte jene Hauptmanifeſtation des Geniencultus auch auf Chriſtum anwenden und ihm ein Denkmal ſetzen, wäre dieß nicht, abgeſehen davon, daß es auch noch etwas Anderes wäre, von dem Lächerlichen, was aus Anlaß des Denkmalſetzens vorkommen kann, das Lächerlichſte? Es würde ungefähr denſelben Charakter haben, wie die bekannte Inſchrift, womit Voltaire das Portal einer von ihm erbauten Kirche ſchmückte: Gott errichtet von Voltaire (Deo erexit Voltaire). Dem, deſſen Denkmal eine wiedergeborene Menſchheit iſt, kann man kein Denkmal ſtiften, und ein Name, der, wie kein anderer, nicht nur in die Tafeln der Weltgeſchichte, ſondern in die Herzen eingegraben iſt, würde ſich ſchlecht ausnehmen auf dem Poſtament einer Bildſäule. Alexander Severus konnte daran denken, Chriſto einen Tempel zu bauen; er konnte das Bild Chriſti neben Orpheus, Abraham und Apollonius von Tyana in ſeiner Hauskapelle aufſtellen, aber bei ihm geſchah dieß ja gerade von dem Standpunkt eines heidniſchen Eklekticismus aus und ſeine Verehrung Chriſti, der erſte alterthümliche Anſatz zu dem modernen Geniencultus, war eben eine weſentlich heidniſche. Die Chriſtenheit dagegen muß es aufs entſchiedenſte empfinden, daß, wenn Manche, denen man Denkmale ſetzt, dafür zu klein ſind, Chriſtus für ein Denkmal ſchlechthin zu groß iſt, und indem ſie Dome und Kirchen baut, meint ſie dieß auch nicht ſo, als ob hiermit Gott oder Chriſto eine Ehre angethan werden ſollte, ſondern es iſt der Dienſt Gottes und Chriſti und das eigene religiöſe Bedürfniß, wodurch ſie dazu getrieben wird. Hier könnte man nun ſagen: alle Denkmale müſſen weſentlich einen nationalen Charakter haben und fordern nationale Theilnahme, Chriſtus aber hat gerade das Nationale durchbrochen und gehört der ganzen Menſchheit an, es iſt alſo weſentlich die Univerſalität ſeiner Bedeutung, die das Denkmal ausſchließt. Gut; auch dieß iſt nicht ohne Wichtigkeit, und ſchon in dieſer Beziehung wird uns der Unterſchied Chriſti von den andern Genien anſchaulich, die alle mehr oder weniger ein nationales Gepräge haben; denn ſelbſt Sokrates, obwohl am meiſten Repräſentant des Allgemeinmenſchlichen in der Heidenwelt, war doch zugleich ſo ſehr Grieche und Athener, daß ein von ſeinem Volke oder ſeiner Stadt ihm gewidmetes Denkmal ihm gar wohl angeſtanden haben

aber der Grund liegt noch tiefer. Er liegt in dem, was Schiller in der auch von Dir gebrauchten Stelle ſo unvergleichlich ſchön mit den Worten ausdrückt: „Kann ein Menſch uns das Heilige repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Kniee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen.“ Der Majeſtät des Heiligen, welche eine göttliche iſt, ſetzen wir keine Denkmale, ſondern für ſie haben wir etwas Anderes, unendlich Höheres, die Hingabe des Geiſtes und Herzens, die Anbetung.

Indeß wir brauchen hier nicht bloß bei dem chriſtlichfrommen Gefühle ſtehen zu bleiben; die Sache läßt ſich auch für das Denken klar machen. War Chriſtus, wie dieß auch in der obigen Entwickelung anerkannt wird, der erhabenſte religiöſe Genius, wodurch doch hat er ſeine religiöſe Genialität bewährt? Dadurch, wie abermals anerkannt wird, daß er nicht bloß eine neue, ſondern die denkbar höchſte Stufe des religiöſen Lebens in ſich verwirklichte, welche darin beſtand, daß ſein menſchliches Selbſtbewußtſeyn von dem Gottesbewußtſeyn vollſtändig durchdrungen und beſtimmt, daß er ſich der weſentlichen Einheit des wahrhaft Menſchlichen mit dem Göttlichen aufs lebendigſte bewußt und daß davon ſein Leben bis zum Verſchwinden jeder bemerkbaren Trübung verklärt war. In dieſem Satze, mein Freund, iſt der Punkt ſowohl der Uebereinſtimmung, in welcher ich mich mit dem ſpeculativen Kritiker finde, als auch des entſchiedenen Widerſpruchs bezeichnet. Ich will dabei nicht fragen, ob etwa in den Worten „bis zum Verſchwinden jeder bemerkbaren Trübung“ die Reſervation liege, daß wenigſtens unbemerkte Trübungen eingetreten ſeyen, ſondern getroſt die Worte im beſten Sinne deuten; ich will auch den Satz: „iſt in Jeſus dieſe Einheit des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns mit dem Gottesbewußtſeyn wirklich geweſen,“ nicht ſo faſſen, als ob Alles nur auf eine nicht zu ermittelnde hypothetiſche Spitze geſtellt werden ſollte, ſondern gern annehmen, daß eine poſitive Ueberzeugung von der Thatſächlichkeit jener Einheit zu Grunde liege, aber die Bedeutung, in welcher, ſo wie die Grundlage, von welcher aus eine ſolche Einheit im Bereiche der ſpeculativen Kritik behauptet wird, iſt nach meiner Ueberzeugung eine ganz andere, als welche das Chriſtenthum zuläßt und verträgt. Allerdings war ſich Chriſtus, wie nicht bloß ſeine Worte: „ich und der Vater ſind eins, wer mich ſieht, ſiehet den Vater“ beweiſen, ſondern ſeine ganze Lebenserſcheinung bezeugt, der vollkommenen Einheit mit Gott bewußt und mit Recht wird dieß auch von der ſpeculativen Schule als das Eigenthümlichſte des Chriſtenthums geltend gemacht, aber dieſes Bewußtſeyn iſt zunächſt gewiß nicht zu verſtehen als ein Wiſſen von der weſentlichen Einheit des wahrhaft Menſchlichen mit dem Göttlichen, als Erkenntniß eines allgemeinen Verhältniſſes des Menſchen zu Gott oder der menſchlichen Natur zur göttlichen, ſondern als etwas rein Perſönliches und Individuelles, als etwas der Perſönlichkeit Chriſti ſpecifiſch Angehöriges; und die Grundlage der religiöſen Anſchauung, auf welcher dieſes Bewußtſeyn ruht, iſt eine entſchieden theiſtiſche und hat nichts gemein mit einem, wenn auch noch ſo ſehr ſublimirten, Pantheismus; denn der Gott, mit dem ſich Chriſtus eins weiß, iſt nicht das in die Welt ſchlechthin aufgehende Göttliche, welches wieder nur ein anderer Name iſt für die Welt ſelbſt nach ihrer inneren Seite betrachtet, ſondern es iſt der durchaus perſönlich gedachte, von der Welt unterſchiedene Gott, es iſt der Vater, der ſeine Kinder kennt, hört und liebt und ſich ihnen in Chriſto offenbart. Doch auch dieß wird von dem Kritiker in der Vorrede zu den „zwei friedlichen Blättern“ eingeräumt; er geſteht zu, daß das Chriſtenthum weſentlich auf dem Syſteme der Transſcendenz, nicht der Immanenz ruhe; er ſtellt nicht in Abrede, daß dem urſprünglichen Standpunkte des Chriſtenthums zufolge die Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen nur auf Einem Punkte vollzogen ſey, daß hier nicht das wahrhaft Menſchliche überhaupt, ſondern nur dieſes Menſchliche, Chriſtus, ausſchließlich die Dignität des wirklich Göttlichen habe, und daß ebenſo das Göttliche gedacht werde nicht als vollſtändig in die weltliche Wirklichkeit eingegangen, ſondern nur ausnahmsweiſe in der Form des Wunders, mit Beibehaltung ſeiner Jenſeitigkeit für alle andern Punkte; er bezeichnet daher das Chriſtenthum als ein Dieſſeitigwerden des Göttlichen unter Vorausſetzung ſeiner Jenſeitigkeit, als den Anfang des modernen Syſtems der Immanenz, aber noch auf dem Boden des alten Syſtems der Transſcendenz. Aber allmählich, meint er, ſey der Wahrheitskeim, der im Chriſtenthume lag, der Gedanke der abſoluten Immanenz Gottes, unwiderſteblich herangewachſen und ſeit Spinoza bilde er die Seele des modernen Lebens, Dichtens und Denkens; dieſer Gedanke aber könne ſo ausgeſprochen werden: es gibt einen Gott, aber nicht einen ſolchen, der außer der Welt für ſich exiſtirte, der einen Ueberſchuß von Realität über diejenige, die er der Welt mitgetheilt hat, für ſich behielte, ſondern er iſt in der Welt und nur in der Welt; ſein inneres Weſen und ſeine Manifeſtation ſind ſich deckende Größen oder dieſelbe Größe nur von verſchiedenen Seiten angeſehen; die dieſſeitige Welt iſt nicht bloß an Einer Stelle, ſondern auf allen durch die Vereinigung mit der jenſeitigen verklärt, das Jenſeits nicht bloß auf Einem Punkte, ſondern auf allen in das Dieſſeits hereingezogen. Nun könne es zwar ſcheinen, als ob dieſe moderne Weltanſchauung in Widerſpruch ſtehe mit der chriſtlichen, weil das Chriſtliche eben die einzige, ausſchließliche Stellung des Gottmenſchen gegenüber von der übrigen Menſchheit in ſich faſſe; allein es komme hier Alles darauf an, ob man den Begriff des Chriſtenthums enger oder weiter faſſe, ob man mehr auf die urſprüngliche Erſcheinungsform ſehe oder auf das belebende vorwärtstreibende Princip. Definire man das Chriſtenthum als diejenige Religion, welche das Abſolute und das Endliche nur auf Einem oder einigen Punkten vereinigt, dann freilich müſſe die moderne Denkart einer durchgängigen Vereinigung beider unchriſtlich, ja widerchriſtlich erſcheinen; faſſe man aber das Chriſtenthum als die Religion jener Vereinigung überhaupt und finde man, je vollſtändiger dieſe vollzogen iſt, deſto mehr auch das Chriſtenthum verwirklicht, dann ſey die moderne Weltanſchauung ſogar chriſtlicher, als die urchriſtliche ſelbſt. Dieß, mein Freund, iſt nun doch deutlich und offen geſprochen; aber es iſt hiermit auch Vieles geſagt, von dem ich nicht glaube, daß man es mit gutem hiſtoriſchen und theologiſchen Gewiſſen zugeben kann. Einmal iſt es ſchon unrichtig, wenn behauptet wird, das Chriſtenthum ruhe nur auf dem Syſteme der Transſcendenz; eine Religion, deren innerſtes Bewußtſeyn in den Sätzen ausgeſprochen iſt: die Menſchen ſind göttlichen Geſchlechtes — in Gott leben, weben und ſind wir — von Gott, in Gott und zu Gott ſind alle Dinge — der Geiſt Gottes iſt ausgegoſſen über alles Fleiſch — Gott will in uns wohnen und wandeln — der Gläubige, die Gemeinde iſt ein Tempel Gottes — eine ſolche Religion kann wahrlich Gott nicht bloß als einen überweltlichen und jenſeitigen denken; vielmehr verhält es ſich ſo, daß das Chriſtenthum weſentlich auf der Grundlage der Immanenz Gottes, auf der Vorausſetzung des Durchdrungenſeyns der Welt von Gott und dem göttlichen Geiſte ruht, aber freilich wird dieſe Immanenz ſo gedacht, daß dadurch der Begriff der Transſcendenz, der Selbſtſtändigkeit und Welterhabenheit Gottes nicht ausgeſchloſſen wird. Sodann aber handelt es ſich hier gar nicht weſentlich um die Begriffe der Immanenz und Transſcendenz, ſondern vielmehr um den Begriff der Perſönlichkeit, des Selbſtbewußtſeyns und der abſoluten Freithätigkeit Gottes; und da iſt denn allerdings zu ſagen, daß das Chriſtenthum einen perſönlichen, ſelbſtbewußtfreien Gott lehrt, die Speculation aber, mit der wir es zu thun haben, ſo gern ſie ſich auch dieſen Begriff vindiciren möchte, deſſelben ermangelt. Sie appellirt dagegen freilich zu ihrem Schutze an das allgemeine Bewußtſeyn und ſtützt ſich getroſt darauf, daß der Pantheismus die

Seele unſeres modernen Lebens, Denkens und Dichtens geworden ſey. Sollte dieß aber wirklich ſo ausgemacht ſeyn? Von dem Gedanken, daß Gott ein nicht bloß jenſeitiger, ſondern ein in der Welt lebendig und wirkſam gegenwärtiger ſey, könnte man dieß wohl behaupten, aber auch von der Leugnung der göttlichen Perſönlichkeit, d. h. der Perſönlichkeit Gottes in ſich ſelbſt, nicht in den einzelnen Geiſtern? Das kann ich nicht glauben, wenn ich auf einen guten Theil der Philoſophen, auf den bei Weitem größten der Theologen und auf die Maſſe der chriſtlichen Welt in allen Ländern hinſehe; großen Einfluß mag der Pantheismus haben, aber es iſt doch nicht an dem, daß er ſeinen allgemeinen Sieg proclamiren dürfte. Geſetzt aber auch das moderne Bewußtſeyn wäre ſo beſchaffen, wie es geſchildert wird, wäre dieß ein zureichender Beweis? Könnte das moderne Bewußtſeyn nicht auch im Irrthum ſeyn? Schlug nicht auch zu andern Zeiten das Bewußtſeyn, welches damals modern war, falſche Richtungen ein? In der That ſprechen noch die ſtärkſten und keineswegs beſeitigten Gründe nicht bloß des ſittlichen und religiöſen Bedürfniſſes, ſondern auch der Speculation, wie viele neuere Syſteme außer dem hegel'ſchen zeigen, für den Glauben an einen perſönlichen Gott im Sinne des Chriſtenthums, und dieſer Glaube, der die Probe von Jahrtauſenden ausgehalten, iſt weit davon entfernt, veraltet und abgethan zu ſeyn. Noch verlangt unſer Herz nach einem großen Vaterherzen; noch findet ſich unſer ſittliches Bewußtſeyn in ſeiner wahren Würde nur geſichert, wenn es ſich in freier Beziehung weiß zu einem heiligen und

weisheitvollen Ordner der Dinge, der uns den Sieg des Guten in der Weltentwickelung verbürgt; noch mahnt uns unſer Gewiſſen mit der Unwiderſtehlichkeit einer über uns ſelbſt erhabenen Macht an einen gerechten Vergelter; noch iſt der dunkle Fleck in der Menſchheit, die Sünde und das Verbrechen durch keine pantheiſtiſche Speculation weggetilgt oder mit dem Begriffe des in der Welt werdenden und mit der Menſchheit identiſchen Gottes wahrhaft geeinigt; noch drängt uns unſere ganze Perſönlichkeit, unſer ganzes Ich zur Anerkennung einer höchſten allvollkommenen Perſönlichkeit, eines unendlich erhabenen weltſchaffenden und weltbeherrſchenden Ich, und noch ſind die großen Fragen ſowohl der Weltſchöpfung und der Weltgeſchichte, als des Einzellebens nicht beſſer gelöſt durch Hinweiſung auf eine ewige Subſtanz, die ſich als unendliches Denken und unendliche Ausdehnung manifeſtirt, oder auf einen ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden und zum bewußten Gotte verklärenden Ungrund, oder auf den ſich aus ſich herausſtellenden und ſich wieder in ſich zurücknehmenden Begriff, der eben dadurch der concrete Geiſt wird, als aus dem Glauben an einen uranfänglich vollkommenen, ewig ſich ſelbſt gleichen, lebendigen Gott. Jedenfalls aber ruht ganz und gar auf dem Grunde dieſes Glaubens die Lehre von der eigenthümlichen Dignität Chriſti, wie ſich dieſelbe geſchichtlich darſtellt. Von dieſem Grunde wird ſie in der oben bezeichneten Entwickelung losgeriſſen; aber mit welchem Rechte? Iſt es irgend wiſſenſchaftlich erlaubt, einen Lehrſatz völlig aus ſeinem organiſchen Zuſammenhange zu reißen und dann zu ſagen, dieß ſey dem wahren Sinne deſſelben entſprechender, als er ſich in der urſprünglichen Erſcheinungsform darſtelle? Man behauptet, die Einheit Chriſti mit Gott ſey das Grunddogma des Chriſtenthums und das Chriſtenthum die abſolute Religion, aber man ſetzt einen andern Begriff von Gott und einen andern Begriff von Einheit, als ſie das wirkliche Chriſtenthum gibt, und das ſoll dann chriſtlicher ſeyn, als das Chriſtenthum ſelbſt. Und womit wird dieß gerechtfertigt? Mit folgendem Raiſonnement: „Die eigenthümliche Stellung des Gottmenſchen der übrigen Menſchheit gegenüber für das Specifiſche des Chriſtenthums halten zu wollen, iſt nicht anders, als wollte einer behaupten, in den alten griechiſchen Staaten ſey zwar Freiheit geweſen, in unſern heutigen aber nicht mehr, denn das Specifiſche der Freiheit ſey die ausſchließliche Stellung einer Anzahl freier Bürger gegenüber von Sklaven.“ Ich ſetze Beiſpiel gegen Beiſpiel: das Specifiſche des Chriſtenthums darin ſetzen zu wollen, daß nicht Chriſtus, ſondern die ganze Menſchheit der Gottmenſch ſey, und dieß letztere für chriſtlicher zu halten, iſt gerade ſo, als wenn man ſagen wollte, ein Staat, deſſen Eigenthümlichkeit darin beſteht, einen König zu haben, würde ſeinem Weſen weit mehr entſprechen und viel königiſcher ſeyn, wenn alle ſeine Bürger Könige wären; oder ein Heer, zu deſſen Weſen es gehört, daß commandirt werde, würde ein viel trefflicheres Heer ſeyn, wenn alle commandirten. Und allerdings gehört die ausſchließliche Stellung Chriſti gegenüber der übrigen Menſchheit nicht bloß zur erſten vorübergehenden Erſcheinungsform, ſondern zum permanent Weſentlichen des Chriſtenthums. Betrachtet man daſſelbe als Geſchichte, ſo iſt nur in Einem die Hoffnung der Völker erfüllt und nur von Einem die Kraft zur Wiedergeburt der Menſchheit ausgegangen; denkt man es als Lehre, ſo iſt nur Einer der Herr und Meiſter; faßt man es als Gottesreich, ſo iſt nur Einer der Stifter und das göttlichkönigliche Haupt; nimmt man es als Erlöſungs- und Verſöhnungsanſtalt, ſo iſt es auch nur Einer, der für alle geſtorben und eine ewige Verſöhnung geſtiftet, kurz man wende ſich, wie man will, ſobald man über das Eigenthümliche des Chriſtenthums nicht eine von außen hinzugebrachte Theorie, ſondern das Chriſtenthum ſelbſt und das Bewußtſeyn der ganzen chriſtlichen Welt befragt, immer wird man auf eine ausſchließliche Stellung Chriſti zur übrigen Menſchheit hingewieſen, und es heißt geradezu die Verhältniſſe umkehren, wenn man dieſes Individuellſte in das Allerallgemeinſte auflöſt, wenn man das Haus an die Stelle des Grundſteins und die Peripherie an die Stelle des Mittelpunktes ſetzt. Die obige Einwendung und überhaupt die Bekämpfung des urſprünglich chriſtlichen Standpunktes hätte noch mehr Grund, wenn die Sache auf dieſem Standpunkte ſo gedacht würde, daß Chriſtus, wie er der übrigen Menſchheit gegenüber eine einzige Erſcheinung iſt, ſo auch eine vereinzelte, iſolirte wäre; aber ſo wird ſie nicht von fern gedacht. Das Chriſtenthum lehrt mit der Einzigkeit Chriſti zugleich ſeinen unablösbaren geſchichtlichen und innerlichen Zuſammenhang mit der ganzen Menſchheit; Chriſtus hat ſeine volle Bedeutung als Gottmenſch nur inſofern, als ihm eine auf dieſen Höhepunkt hinführende Entwickelung vorangeht und als ſich von ihm aus ein neues gottmenſchliches Leben bildet, und ebenſo als Erlöſer nur inſofern, als ein Bedürfniß nach ihm und eine Empfänglichkeit für ihn vorhanden war und er die Kraft zu erlöſen und zu heiligen wirklich an Andern bethätigt. Beides aber ſetzt auch wieder eine Anlage des Menſchen für das Göttliche, etwas Gottverwandtes in ihm voraus, eine ſolche Beſtimmtheit der menſchlichen Natur, vermöge deren ſie ebenſo fähig war, in Einem Individuum ein Gefäß des Göttlichen, des heiligenden und erlöſenden Geiſtes zu werden, als auch in allen andern die von dieſem ausgehenden Wirkungen in ſich aufzunehmen; und ſo tritt der Gottmenſch und Erlöſer nicht wie etwas ganz Fremdes und Widernatürliches, nicht, wie es die Gnoſtiker dachten, als ein zu einer ganz andern Ordnung gehöriger himmliſcher Lichtgeiſt in die ihm ſchlechthin widerſtrebende Welt und in die mit einer ganz ungleichartigen Natur ausgeſtattete Menſchheit herein, ſondern gleichwie der Menſch in dem unzerſtörbaren Grunde ſeines Weſens gottverwandt iſt, ſo iſt der Gottesſohn nothwendig auch menſchenverwandt und die ganze Menſchheit nimmt an ſeinem Charakter Antheil, aber nicht in ihrer unmittelbaren empiriſchen Beſchaffenheit, ſondern durch ſeine Vermittelung, in dem Maaße, als ſein Geiſt und ſein Leben auf ſie übergeht.

Es iſt aber zugleich noch eine andere Seite der Sache zu berückſichtigen, die auch Dir, mein Freund, nicht entgangen ſeyn wird. Die Einheit Chriſti mit Gott, wie ſie das Chriſtenthum urſprünglich lehrt, iſt nicht bloß eine perſönliche, individuelle, ſondern auch weſentlich eine ſolche,

welche auf eigenthümliche Weiſe von dem göttlichen Wollen und Wirken, von göttlicher Mittheilung ausgeht. Der pantheiſtiſchen Speculation zufolge gehört es an und für ſich zum Weſen der göttlichen und menſchlichen Natur, eins zu ſeyn; die göttliche hat ihre Wirklichkeit nur in der menſchlichen, die menſchliche ihre Wahrheit nur in der göttlichen; Gott kann ſeiner Natur nach nicht anders als Menſch werden, und die Schwierigkeit liegt nicht darin, daß er überhaupt Menſch wird, ſondern darin, daß er nur einmal Menſch geworden ſeyn ſoll. Der Begriff der Erlöſung, wie er ſich im Zuſammenhange der chriſtlichen Lehre findet, ſo daß dadurch eine ausſchließlich von Gott ausgehende und durch ein eigenthümlich ausgeſtattetes Individuum vermittelte, befreiende und heiligende Einwirkung auf die ſündige Menſchheit bezeichnet wird, hat hier keine Stelle; ſondern wenn von Erlöſung die Rede ſeyn ſoll, ſo kann der Begriff mit gleichem Rechte nach beiden Seiten gewendet werden: Gott erlöſet die Menſchen, indem ihnen in der Erkenntniß ſeiner das Bewußtſeyn ihrer eigenen göttlichen Natur und damit der eigentlichen Wahrheit ihres geiſtigen Seyns aufgeht; aber ebenſo gut erlöſen auch die Menſchen Gott, indem er eigentlich nur in ihnen ſeine Wirklichkeit und ein Bewußtſeyn über ſich ſelbſt hat. Anders offenbar wird das Verhältniß auf dem chriſtlichen Standpunkte gedacht: da iſt es nicht eine Folge der ewigen Naturnothwendigkeit in Gott, ſondern ein Act der freien, ſchöpferiſchen Gnade, daß die Fülle des göttlichen Weſens in die Schranken eines menſchlichen Lebens eintritt; es iſt von Seiten Gottes eine Selbſtmittheilung und Offenbarung, wodurch die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen in einem Individuum zu Stande kommt, und dieſe Einheit iſt nicht eine ſo unmittelbare, daß der Menſch ſich ihrer nur bewußt zu werden brauchte, um ſie zu beſitzen, ſondern ſie iſt durch einen eigenthümlichen Proceß vermittelt. Denn wenn auch das Chriſtenthum ſich auf die Vorausſetzung gründet, daß die menſchliche Natur urſprünglich auf die vollſtändige Lebensgemeinſchaft oder Einheit mit Gott angelegt ſey, ſo involvirt es zugleich nicht minder die Ueberzeugung, daß zwiſchen dieſe Anlage und ihre abſolute Verwirklichung etwas Hemmendes in die Mitte getreten ſey, die, von dem Pantheismus überall außer Rechnung gelaſſene, Sünde. Hat aber die Sünde erſt in der Menſchheit die herrſchende Gewalt gewonnen, von der uns die Geſchichte Zeugniß ablegt, dann handelt es ſich nicht darum, daß ſich der Menſch ohne Weiteres mit Gott eins wiſſe, ſondern die Macht der Sünde, die ihn weſentlich von Gott trennt, muß erſt durchbrochen und vernichtet werden. Dieß kann aber, wenn der Menſch unter der Gewalt der Sünde ſteht, nicht allein von ihm aus geſchehen, ſondern nur von dem Weſen aus, welches, unberührbar für die Sünde, ſchlechthin über ihr ſteht, von Gott aus. Darum beruht das Einswerden Gottes mit dem Menſchen nicht bloß auf einer Erweiterung oder Vertiefung des religiöſen Bewußtſeyns, ſondern auf einer göttlichen Mittheilung, auf einem gleichſam friſchen Eintreten Gottes in die menſchliche Natur; es iſt nicht bloß eine der Menſchheit zur guten Stunde aufgehende anthropologiſche Einſicht, ſondern es iſt von Seiten Gottes eine freie Offenbarungsthat und von Seiten des Individuums, in welchem es ſich verwirklicht, ein Erleben einziger Art, und darum iſt dieſes Individuum nothwendig zugleich der Erlöſer, nicht bloß von einem beſonderen geiſtigen Drucke, der auf einem Zeitalter laſtet, ſondern von dem Drucke, der auf der ganzen Menſchheit laſtet, der Erlöſer von der Sünde, der Verſöhner der gottentfremdeten Menſchheit mit ihrem heiligen Schöpfer, und es kommt ihm auch in dieſer Beziehung eine einzige und unvergleichbare Bedeutung und Würde zu.

Dieſe Stellung iſt es, welche bei allen Abweichungen im Einzelnen der Glaube der geſammten Chriſtenheit Chriſto anweiſt, die mit keiner andern vergleichbare Stellung des welterlöſenden Gottesſohnes, und es kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß ſie hiermit den Sinn des wirklichen, geſchichtlichen Chriſtenthums, den Sinn Chriſti ſelbſt richtiger und vollſtändiger ausdrückt, als der neue Cultus, der ihn in der bezeichneten Weiſe an die Spitze der Genien ſtellt. Aber ich weiß nun auch nicht, ob und wie der Cultus des Genius hier mit ſich ſelbſt aufs Reine kommt? Denn erkennen wir Chriſtum als den höchſten Genius des religiöſen Gebietes im vollen Ernſte an, ſo denke ich, müſſen wir auch das anerkennen, was das Eigenthümlichſte, die Spitze ſeines religiöſen Bewußtſeyns ausmacht und zwar nicht in einem von uns untergelegten, ſondern in Chriſti eigenem Sinne: dann genügt es aber auch nicht, ihn bloß als höchſten Genius zu bezeichnen, ſondern er ſteht als der welterlöſende Gottesſohn, als welchen er ſich gibt, über allen Genien;

er iſt nicht bloß Gegenſtand des Cultus, ſondern der Anbetung. Oder das ihm eigenthümliche Bewußtſeyn der Einheit mit Gott ſtützt ſich nach den zwei Seiten hin, die den Begriff dieſer Einheit bilden, nämlich in Betreff ſowohl des Begriffs Gottes, als ſeines ſpecifiſchen Verhältniſſes zu Gott, auf Irrthum und Täuſchung; es ruht auf ganz morſchen, nachgerade völlig unbrauchbar gewordenen Stützen: dann iſt aber auch nicht abzuſehen, wie er in die Reihe der höchſten Genien, geſchweige denn an die Spitze von allen geſetzt werden kann. Denn, wie ſollte doch derjenige als der höchſte unübertreffliche Genius eines Lebensgebietes anerkannt werden können, und zwar des für die geſammte Menſchheit wichtigſten religiöſen Lebensgebietes, deſſen eigenthümlichſte geiſtige Leiſtung erſt in einem von dem ſeinigen weſentlich verſchiedenen Sinne genommen werden müßte, um Wahrheit zu enthalten und in fortdauernder Geltung zu bleiben? Daß aber die Art, wie der chriſtliche Glaube die Perſönlichkeit Chriſti auffaßt, die richtigere ſey, dafür bürgt uns, wie ich in dem Antwortſchreiben an Strauß auszuführen verſucht habe, der unvergleichliche Lebenseindruck, den Chriſtus unmittelbar hervorbrachte und der uns auf eine ebenſo einfache und kunſtloſe als ergreifende Weiſe aus den Evangelien anſpricht, die Wirkungen ſeiner Erſcheinung, die ſich in dem ganzen geiſtigen Entwickelungsproceſſe der chriſtlichen Welt kundgeben und ſich als Beweis des Geiſtes und der Kraft auf einen jeden von uns erſtrecken, und die Zuſammenſtimmung des geſchichtlich und erfahrungsmäßig Gegebenen mit den tiefſten Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, mit der in dem Innerſten unſeres Gemüthes ſchlummernden, aber erſt durch die Erſcheinung Chriſti zum klaren Bewußtſeyn gekommenen Idee göttlicher Lebensvollendung.

Hat das Geſagte Wahrheit, und daß ihm Wahrheit einwohne, werden, wenn ſie es auch anders ausdrücken, Millionen mit uns anerkennen; bedarf der Menſch nicht bloß eines geiſterregenden, genußvollen Cultus, ſondern einer Anbetung, die ihn demüthigt, ſittlich erneuert und heiligt; kann ihm der Genius, der ſelbſt, je reiner und höher er iſt, deſto mehr zu dem göttlichen Urquelle hinzieht, den Allmächtigen, Allheiligen und Allliebenden zwar verbürgen und theilweiſe offenbaren, aber nie erſetzen, und ſteht Chriſtus, obwohl ſeine Begabung mit der ſonſt vorkommenden genialen nicht unpaſſend verglichen wird, doch in der eigenthümlichen und einzigen Würde ſeiner Perſönlichkeit höher, als alle Genien; iſt er der Einzige, vor dem Jeder ſich beugen, der alle Mühſeligen und Beladenen zu ſich rufen und aus der Quelle des Lebens, die ihm entſtrömt, erquicken kann: nun dann hat weder dem, was wir bisher Religion genannt haben, noch dem chriſtlichen Glauben die letzte Stunde geſchlagen; die Form der Auffaſſung und die äußere Geſtalt der Anbetung kann ſich ändern, aber der Kern, das Weſen, der Geiſt wird bleiben; der Alte der Tage wird ſein Regiment behalten und Chriſtus wird nicht herabſteigen vom Throne des Gottesſohnes und Welterlöſers, um als ihresgleichen in der Reihe der Genien Platz zu nehmen, ſondern, obwohl er nichts Menſchliches ſich fremd achtete, wird er doch der Einzige bleiben, der, ſelbſt heilig, ohne Trübung ſich eins wiſſen konnte mit dem heiligen Gott und darum mit ihm verherrlicht werden ſoll bis ans Ende der Tage.

In dieſer Zuverſicht verbunden, gehen wir, ſo bedenklich auch manche Zeichen der Zeit ſeyn mögen, getroſt der Zukunft entgegen: ſie kann uns manches bringen, aber das Beſte und Höchſte wird ſie uns nicht rauben. Unter allem Wandel der Zeit aber bleibe ich Dein in treuer Liebe Dir ergebener

C. Ullmann.

Heidelberg, den 25. Juli 1839.

Schiller und das Chriſtenthum,

von

Guſtav Schwab.

1. Antwortſchreiben von G. Schwab an C. Ullmann.

Deinem Sendſchreiben, geliebter Freund, biſt Du, lange bevor ich durch daſſelbe überraſcht und erfreut wurde, vorigen Herbſt in Perſon vorangeeilt, biſt, ein lebendiger Brief, mit zwei Söhnen, als freundlichen Nachſchriften, eines Abends an meinem ländlichen Heerde eingetroffen. Deine Liebe hat ſich von dem bezweifelten Glücke meiner neuen Lage überzeugt, Du haſt das Süße einer Abgeſchiedenheit, die nicht ſo groß iſt, daß Freunde ſie nicht finden können und finden, mit mir empfunden, Du haſt mich in meinem Berufe geſehen und belauſcht, und würdeſt, wenn es noth thäte, Zeugniß ablegen zu meinem Gunſten, anonymer Heimtücke gegenüber, die in einer Zeitungsinſinuation meinen Entſchluß, die Gemächlichkeiten einer Hauptſtadt mit den Entbehrungen eines Dorfes zu vertauſchen, ungeſchickter Weiſe dem Hange zu fleiſchlichem Wohlleben Schuld gegeben hat.

Daß Du ſeit Deinem letzten Beſuche bei uns geiſtig mit mir fortgelebt, wie ich mit Dir, das wußte ich, und hab' es aufs Neue erfahren; daß Du noch jüngſt ſo lange und eifrig mit mir geſprochen, verſchwiegſt Du mir, und jetzt erſt, wenn ich die mannichfaltigen Geſpräche, durch welche wir uns in ein paar flüchtigen Tagen für drittehalbjährige Trennung entſchädigten, in gemüthlicher Erinnerung wiederhole und mit Deinem offenen Briefe zuſammenhalte, wird mir das Lächeln verſtändlich, das, als unſere Rede ſich der Schillersſtatue zuwandte, Deine Lippen zuweilen als Zeichen bald geheimnißvoller Uebereinſtimmung, bald ebenſo unerklärlicher Beſorgniß überflog, je nachdem ich Anſichten äußerte, oder Gethanes und Geſprochenes durch die Darlegung meiner Beweggründe und erläuternde Gloſſen auch dem Freunde annehmlich zu machen bemüht war.

Im Ganzen werden Dich, lieber Freund, dieſe Unterhaltungen überzeugt haben, daß die geiſtvolle Allocution, die Du für mich in petto hatteſt, meinen in Sachen der wiſſenſchaftlichen Gotteslehre häufig fragmentariſchen und abgeriſſenen Ueberzeugungen vielfach eine wohlthätige und nothwendige Ergänzung bringen, aber ſie im Weſentlichen nicht zu berichtigen nöthig haben werde, ſo einſtimmig zeigte ſich unſer Denken und Glauben über die wichtigſten Punkte, die Deine briefliche Mittheilung theils ausführlich behandelt, theils ſtreifend berührt. Es wird meiner Antwort alſo nur übrig bleiben, bei wenigen Stellen Deines Schreibens jenem Lächeln der Zuſtimmung oder des Mißtrauens von Deiner Seite eine weitere Folge mittelſt Darlegung der dadurch bei mir veranlaßten Gedanken zu geben, vor allen Dingen aber dem einzigen Vorwurfe, den Dein Brief ſo gelinde als möglich ausſpricht, zu begegnen, dem Vorwurf einer perſönlichen Betheiligung beim Geniendienſte des achten Mai zu Stuttgart.

Nun glaube ich, mein hochverehrter Freund, daß jene harmloſe Einweihung der Statue eines von unſerer Nation vor Allen geliebten und verehrten Dichters gar nicht unter den Geſichtspunkt des Geniencultus gebracht worden wäre ohne den vielbeſprochenen, getadelten und vertheidigten Glockenhall, der ſie begleitet hat. Dieſer Hall, den Dein ſo freundlich gemeinter Brief mit allem Aergerlichen, das dem zuletzt doch ſo heiter und würdig Klingenden voranging, in meiner Erinnerung wieder aufweckt, erſchwert mir, wie ich wohl empfinde, die natürliche Antwort, wie ſie mir auf der Zunge liegt: „wenn wir erklärten, keinen Götzendienſt unter dem Standbilde des Dichters zu feiern, ſo behaupteten wir damit keineswegs, einen Gottesdienſt zu feiern.“ Weil aber die Kirchenglocken bei der Enthüllung gezogen worden ſind, ſo fällt eben dieſer Schein dennoch auf uns, und das, was ich als Vertheidigung für mich zu Dir ſprechen möchte, iſt mir neuerdings als Anklage entgegengeſchleudert worden.

Zwar bin ich überzeugt, wenn ich an jenem Tage auf der Seite derjenigen geſtanden wäre, die dem Glockengeläute aus ehrlichen Gewiſſensgründen abhold waren, und wenn ich meine Skrupel aufs leiſeſte in meiner Rede angedeutet hätte, es würden ſich dieſelben jungen magistri contradictionum (welche darum, daß ſie unſerer Zeit unaufhörlich einen poetiſchen Reformator verſprechen, der nicht kommen will, noch keineswegs ſeine Meſſias und Vorläufer ſi[illegible] gefort gegen mich erhoben und mich ohne viele Umſtände eines echten Schwabenſtreiches bezüchtigt haben.

Doch ich vergeſſe, wie Du wohl ſchwerlich weißt, wovon die Rede iſt, und daß auch ich an einen Aufſatz im Freihafen denke. Wenn ein berühmter Schriftſteller dort ſeine weithin vernommene Stimme hören läßt, ſo mußt Du Dich wohl darum bekümmern, ſchwerlich aber achteſt Du auf alle kleine Brander, die, von jenem Hafen ausgeſendet, ſich auf dem Meere der Litteratur an dieſes oder jenes friedliche Fahrzeug anhängen. So iſt Dir auch jener Angriff wohl nicht aufgefallen, und Du haſt nicht erfahren, wie ein Alumnus der proteſtantiſchen Kirche Würtembergs (denn er hat ſeinen Namen kenntlich genug unterſchrieben) von dem Stifte aus, deſſen Du mit ſo vieler Liebe gegen mich gedenkſt, theurer Freund, über die Kirchlichkeit ſeines großen Landsmanns urtheilt, wie er mich, voll der modernſten Urbanität, ohne Weiteres, freilich im Namen der Kirche, mit ſeiner akademiſchen Brüderſchaft beehrt, aber nichts deſtoweniger abkanzelt, ja recht eigentlich von meiner Rednerbühne herabzuziehen bemüht iſt. Da meine Rechtfertigung damit zuſammenhängt, ſo erlaubſt Du mir wohl, Dir die Stelle herzuſetzen:

„Nein, wir feiern keinen Götzendienſt! ſprach Guſtav Schwab. Ja, aber Ihr feiert auch keinen Gottesdienſt, antwortet die Kirche. Und wenn auch Dir die Muſe und Kanzel gleich nahe iſt, edler Dichter und Paſtor, nicht ebenſo war es bei Schiller. Nicht bloß, als er um die Götter Griechenlands weinte, immer und bis an das Ende wollte er von der Kanzel und Kirche nichts wiſſen. Gebet der

Wahrheit die Ehre. Der unkirchliche Dichter hätte ſich im Grabe noch umgewandt, wenn er wüßte, daß man ihn mit aller Gewalt an ſeinem Todestage noch zum Chriſten läuten wolle. Wo nichts iſt, hat auch die Kirche, nicht bloß der Kaiſer, das Recht verloren. Schwab hat dießmal als advocatus diaboli den vollen Teufelsdank geärntet. Niemand will recht mit ihm zufrieden ſeyn; den Frommen iſt er zu gottlos, den „Gottloſen" zu fromm geweſen; dieſe hat er um den Fluß ihrer etwaigen Begeiſterung gebracht, jenen ſchien er die Schaubrode und „Gnadenmittel" des Allerheiligſten zum Reizmittel einer ſchauluſtigen Rotte entwürdigt zu haben. Faſt ominös wollten uns die komiſchen Worte nachklingen, die ein altes Weib, welches wegen der Entfernung vom Redner das Geſprochene nicht verſtehen konnte, hinter mir ihrer Nachbarin zurief, als Schwab mit der ganzen Kraft ſeiner gewaltigen Stimme zu einer neuen Wendung ſeiner Rede den Anlauf nahm. „Hairſcht's, rief ſie, wie er ſchreit; jetzt wird er wieder falſch" *).

---

*) Nachſchrift. Mein Brief, liebſter Freund, war geſchloſſen, als heute, den 31. Jan., nachſtehende gehoffte, ja erſehnte Mittheilung für Schiller's religiöſes Leben von der vieljährigen Freundin des Dichters, der Vertrauten ſeines Geiſtes und Herzens, ſeiner edlen Schwägerin, bei mir eintrifft. Sie iſt vom Krankenlager geſchrieben und ſoll ihrem Haupttheile nach hier, den zuverſichtlichen Worten meines Opponenten gegenüber, Dir noch beigeſchloſſen werden:

Jena, den 25. Januar 1840.

— — „Noch bin ich nicht Herrin [illegible], um die Erinnerungen aufzurufen, die mir wichtig, ja heilig ſind. Aber dem Bedürfniſſe Ihres Herzens drängt es mich zu antworten; alſo das Wenige, was ich heute vermag; es iſt viel dem Sinne nach."

„Gott, als einen höchſten Willen dachte Schiller, ſeit ich ihn kenne.

Vergönne mir, gütiger Freund, daß ich mich hier, unter Deinem Angeſichte zuerſt einem Gegner zuwende, den Du ohne Zweifel nicht als Bundesgenoſſen anerkennſt. Dennoch glaube ich, wenn es mir gelingt, ſeinen derben Angriff zurückzuſchlagen, daß auch Dein feiner Tadel ſich auf-

---

Alles Glück nahm er als Gabe ewiger Güte an. Wenn Schmerz oder Mißlingen ihn drückten, ſuchte er im Gefühle der Naturſchönheit, des allgemeinen, nothwendigen Menſchengeſchickes Troſt, und ſein Blick richtete ſich nach Oben. Da war er fromm. Es ſcheint mir, als ſey er mit harten Dogmen im früheſten Jugendunterrichte gequält worden. Glauben ſollen — kann man keinem denkenden Geiſte zumuthen; Glauben finden — war ihm immer wohlthätig. Beiſpiele immediater Gotteshülfe in unverſchuldeter Noth erkannte er mit Rührung. Die heilige Lehre des Erlöſers ehrte er immer als höchſten Ausſpruch in der Menſchheit. Wie die Geſchichte das Chriſtenthum ihm deutete und verklärte, habe ich geſagt (Leben Schiller's, II., 271. 306), und wie ſein Gemüth ſich dem näherte, was die Betrachtung (die Meditation) mit dem Weltgange verband. — Ja, der Ruf des Herrn drang an ſein Herz, dieß iſt mein Glaube. — Er ſprach von Liebe, von Gott nur in den reinſten Momenten. Iſt nicht der Glaube an dieſe Momente des innern Lebens in unſerm tiefſten Innern der Haltpunkt unſeres Daſeyns? Daß der Genius, wie er ſich in Geſtalten abſpiegelt, vielleicht im Bilden ſich verirren und verwirren kann, bleibt wohl immer vereint mit menſchlicher Schwäche — aber der Sinn des Wahren lebte immer in unſerm Schiller wieder auf, und er hatte Worte der Herzensdemuth, die wahre Religion iſt. Seit er in Kant's Philoſophie lebte und vom kritiſchen Scharfſinne zu den feſtſtehenden Ideen überging, ſtand Gott, Freiheit und Unſterblichkeit in ſeiner Seele unwandelbar … — Um Verzeihung, Alles dieſes unzulänglich ausgeſprochen zu haben. — —"

Caroline von Wolzogen."

Schon unterm 5. Jänner hatte mir die verehrte Frau über meine Rede am Enthüllungstage geſchrieben; ich ſetze ihr Urtheil nicht bei, verſichere Dich aber, daß es dem Urtheile meines Gegners geradezu widerſpricht, und daß ich der Geiſtesvertrauten Schiller's es allerdings „recht gemacht habe."

geben, oder vielmehr Dein wohlwollender Zweifel ſich zufrieden ſtellen wird.

Was alſo vor allen Dingen die Ungunſt betrifft, die meine Rede am Schillersfeſte erfahren haben ſoll, ſo ſcheint mein Widerſacher zu vergeſſen, daß zwiſchen den „Frommen, denen das Kirchengeläute ein Greuel geweſen, und den Gottloſen, welche mit Gewalt unſerem Schiller die Apotheoſe des Antichriſtenthums zuerkennen wollen,“ die Tauſende, zu denen Er freilich nicht gehört, mitten inne ſtanden, die weder der Glockenklang ärgerte, noch die Behauptung, daß Schiller in ſeinem Innerſten dem Chriſtenthume nicht ſo ferne ſtand, wie (von zweierlei Seiten) gemeint wird, als eine Unwahrheit anſprach. Wie dieſe große Mittelpartei, die ſich dafür bedanken mag, daß der Correſpondent des Freihafens ſie eine „ſchauluſtige Rotte“ ſchilt, jene Rede aufgenommen hat, muß derſelbe, dem der Ausruf eines alten Weibes nicht entging, wenn er anders bei dem Feſte wirklich zugegen war, mit ſeinen Ohren vernommen haben.

Die Sache ſelbſt aber, ſchärfer betrachtet, erſcheint auch in einem ganz andern Lichte. Was würde mein Gegner dazu ſagen, wenn ich einen Beweis dafür, daß Schiller ein Chriſt geweſen ſey, darauf gründen wollte, daß er die Glocke, ja die chriſtliche Kirchenglocke, beſungen habe?

Und wenn wir nun, zum Danke dafür, ihm an ſeinem Todestage, ihm am Feſte der Vergegenwärtigung ſeiner hohen Dichtergeſtalt, mit *der* Glocke läuten, die er beſungen hat, welches Recht geben wir dem Feinde dadurch, zu behaupten, wir hätten unſern Schiller mit aller Gewalt zum Chriſten läuten wollen?

Meine Rede aber, dieß, lieber Freund, wirſt Du mir zugeſtehen, ſagte in Beziehung auf das Glockengeläute und in Rückſicht auf Schiller's Verhältniß zum Chriſtenthume nur zweierlei, und zweierlei ganz Getrenntes, beides aber der Art, daß der Unbefangene, und wer nicht Luſt zum Verdrehen hat, darin weder die Abſicht erkennen möchte, für unſern Schiller irgend eine Form des Cultes in Anſpruch zu nehmen, noch den Verſuch, ihn bei ſeiner Todesfeier zum Chriſten zu ſtempeln.

In Beziehung auf das Geläute bemerkte der Redner, daß der Platz, auf welchem die Zuſchauer ſtanden, d. h. die Nachbarſchaft der Kirche, daß der vernommene Hall der Glocke, *deren Sprache Schiller uns in Himmelslaute gedollmetſcht* und die jetzt eben über ſeinem enthüllten Haupte *von ihm gezeugt habe*, uns zur Anbetung (nicht Schiller's, ſondern Gottes) ſtimmen, daß ſie die Wendung rechtfertigen müſſen, mit welcher unmittelbar zuvor eine andere Sache beſprochen und eine Frage aufgeworfen worden war.

Und dieſer andere Punkt betraf Schiller's Verhalten zum Chriſtenthume, ein Punkt, offenbar zur Beſprechung gebracht durch die ſtillſchweigende oder lautgewordene Einwendung Mancher, daß der (ſcheinbar) kirchliche Anſtrich einer Feier unpaſſend ſey, zu Ehren eines Mannes, der am Ende doch ein Feind — Chriſti geweſen.

Dieſe letztere Behauptung, die kaum dann Grund gehabt hätte, wenn es ſich um die Enthüllung einer Statue Spinoza's, und nur dann entſchieden, wenn es um die Einweihung eines Standbildes Julian des Apoſtaten ſich gehandelt hätte, zu entkräften, hatte der Sprecher unter Schiller's Bilde daran zu erinnern ſich erlaubt, daß auch Schiller ſich vor der Majeſtät des Heiligen gebeugt habe, daß die Grazie, die dieſen Geiſt in ihrer reinen Glut geläutert, der himmliſchen Charis nicht fremd und entgegengeſetzt, kurz, daß Schiller nicht wie ein Ketzer zu behandeln ſey, dem die Glocken, die bei manchen andern weltlichen Gelegenheiten tönen, an ſeinem Ehrentage verweigert werden dürften.

Habe ich, mein unparteiiſcher Freund, zu viel damit geſagt, habe ich damit den Dichter zum beſondern Freunde der Kirche und gar der Kanzel machen wollen? Ich glaube nicht.

Aber dabei beharre ich, daß die äſthetiſche Grazie etwas Sittliches in Schiller zur Reife gebracht hat, wodurch ſie ihre Verwandtſchaft mit der überirdiſchen Umwandlerin des Menſchen, mit der Gnade, mir beurkundet zu haben ſcheint. Und wenn jene Grazie, was ich nicht für unmöglich halte, auch bei dieſem oder jenem unſerer jungen Litteraten das bewirkt, was ſie bei Schiller gewirkt hat, wenn ſie ihm die dermaligen Entwickelungskrankheiten unſerer litterariſchen Jugend, den Neid und den Hochmuth, überwinden hilft, wenn ſie ihn ignoble Verleumdung als das Häßlichſte meiden lehrt, wenn ſie einen talentvollen Jüngling zu einem ernſten und gewichtigen Verfechter vorerſt nur irgend einer Ueberzeugung, zu einem gewiſſenhaften Gegner deſſen, was ihm als unwahr erſcheint, und zugleich zu einem ſo menſchenfreundlichen, offenen, gerechten, beſcheidenen Charakter macht, wie

Schiller in ſeinem Dichten und Trachten ſich aufgewieſen hat, — ſoll ich dieſer Kraft nicht die Ehre geben und anerkennen, daß auch in ihr die Gnade Gottes wirkſam war? Sollte ſie aber dieſe Wirkung an einem Solchen nicht bethätigen, ſo erlaube er mir zu ſchließen, nicht daß jene Grazie vom Teufel iſt, ſondern daß das äſthetiſche Gnadenmittel für ihn ein bloßes Schaubrod geblieben.

Es däucht mir, dieſe meine Erklärung, mit welcher wir uns zugleich vom Freihafen verabſchieden wollen, ſtimmt in ihrem nicht zunächſt polemiſchen Theile ſo ſehr mit den von Dir in Deinem Sendſchreiben ſo klar und unzweideutig entwickelten Anſichten überein, daß Du mir nun doppelt glauben wirſt, was Du doch ſchon eigentlich zum voraus angenommen haſt: daß ich mit meiner Feſtrede auch nicht, ohne es zu denken und zu wollen, dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt bin, daß ich mit dem Verfaſſer des Lebens Jeſu, deſſen Geiſt und Scharfſinn Niemand mehr bewundern kann als ich, und den die äſthetiſche Grazie von jeher hoch über den Pöbel ſo mancher andern Gegner des Poſitiven erhoben hat, in Beziehung auf ſeine Anſicht vom Culte des Genius ſo wenig ſympathiſiere als mit ſeinen theologiſchen Behauptungen, daß endlich am achten Mai dem Genius überall keine Erſtlinge in meiner chriſtlichen Vaterſtadt dargebracht werden wollten.

Laß mich nun aber, mein Theuerſter, nicht länger verſchieben, womit ich meinen Brief hätte beginnen ſollen: den innigſten Dank für die ſchöne Wahrheit Deiner Darſtellung, der ich jetzt eben wieder aufs Neue mit Bewunderung und

Genuſſe gefolgt bin, und die Dir keine Antwort von meiner Seite vergelten kann, weil, wie mir wohl bewußt, das Geheimniß der Rundung und Vollendung ungebundener Rede mir in gleichem Maaße nicht verliehen iſt.

Nimm deßwegen mit den wenigen formloſen Bemerkungen für lieb, die ich noch auf dem Herzen habe.

Mit Luſt begleite ich Deinen Gedankengang auf ſeiner gedoppelten Wanderung durch das Recht und das Unrecht des Geniencults. Wenn Du ihm ein Recht zuſchreibſt gegen den Bauchdienſt, gegen das ſelbſtſüchtige Philiſterthum, gegen jeden noch ſo verfeinerten Materialismus, wie gegen liebloſe Undankbarkeit, welche in der Thätigkeit der Geiſter nur ein genußreiches Spiel zu ihrem Vergnügen erblickt, ſo haſt Du den Sinn deſſen, was ich unter des Dichters Bilde ſagen wollte, mir ſelbſt vollſtändiger erſchloſſen.

Ebenſo einig bin ich mit Dir über die aufrichtige und innige Huldigung, die der Genius nicht bloß in ſeinen Schöpfungen, ſondern auch in ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit verdient, über den Dank, den man ſeinen Kämpfen und Leiden ſchuldig iſt, über das Recht, das er einer gewiſſen frommen Aengſtlichkeit und dogmatiſchen Beſchränktheit gegenüber hat, womit Du der unſittlichen Weichlichkeit genialer oder genial ſich dünkender Menſchen gegen ihr Ich, dem frivolen Götzendienſte des Genies und dem ſchöngeiſteriſchen Libertinismus mit keiner Sylbe das Wort reden wollteſt und nur der abſtracten und kleinlichen Anwendung eines moraliſchen Rigorismus vorbeugſt, der von dem Berufe des Genius Das unmittelbar verlangt, was nur mittelbar durch ihn geleiſtet werden ſoll, der von der Ganzheit eines Kunſtwerkes abſieht, und der zwiſchen lebendiger und näher chriſtlicher Frömmigkeit und einem zeitlich geltenden Syſteme des Glaubens und der Sittenlehre nicht unterſcheidet.

Dieſe Deine Gedanken und weiter Deine vortreffliche Apologie der Schönheit als zu Gott gehörig und zu Gott fuhrend — beides lenkt uns wieder unſerm Schiller und ſeinem Verhalten zum Chriſtenthume zu. Nun erinnere ich mich, daß Du während unſeres letzten Zuſammenſeyns, veranlaßt durch mein Leben Schiller's, von welchem Du eben entſtandene Bruchſtücke mit freundlicher Aufmerkſamkeit anhören mochteſt und mit Deinem mir ſo viel geltenden Beifalle begrüßteſt, mich nach der kürzlich erſchienenen Schrift von Rudolph Binder, welche eben jenes Verhältniß des Dichters zum Chriſtenthum als Gegenſtand einer ausführlichen Unterſuchung behandelt hat, fragteſt und ich Dir damals antworten mußte, daß ich ſie zum Behufe meiner Studien ſo eben erhalten und wohl angeſehen, aber noch nicht durchgeleſen habe. Seitdem iſt dieß geſchehen, und da ich dabei Deiner ehrenden Aufforderung gedachte, an den theologiſchen Studien und Kritiken, wenn Neigung oder Beruf mich auf ihr Feld führen ſollten, durch einen Beitrag Antheil zu nehmen, ſo habe ich einen Bericht über dieſes Buch, mit einigen Reſultaten eigener Forſchung verbunden, zu dieſem Behufe für Dich ausgearbeitet und lege ihn dieſem Briefe bei. Ich weiß nicht, ob er zur Aufnahme in jene Zeitſchrift ſich eignet, jedenfalls hoffe ich, ſoll er Dir beweiſen, daß ich am wenigſten aus Schiller mit Gewalt einen Chriſten machen will.

Ich mag Dir, lieber Freund, nicht länger Deine eigenen Schutzworte zu Gunſten des Geniencultes zergliedern und anpreiſen. Aber am Schluſſe Deiner Vertheidigung deſſelben angekommen, werde ich bei mir ſelbſt durch eine Frage überraſcht, die Du mir geſtatten mögeſt und deren Löſung ich ſelbſt nicht zu übernehmen wage.

Dieſer Zweifel bezieht ſich auf den Cultus des Genius, ſoferne man denſelben gerade im Verhältniſſe zu der ſpeculativen Weltanſicht ins Auge faßt, die ihn predigt. Es will mir nämlich dünken, wenn ich Deinen ganzen Beweis für den Anſpruch des Genius auf eine höhere Verehrung oder, wie man jetzt redet, für ſeine Berechtigung dazu überſchaue, daß dieſer Cult viel eher bei dem Glauben an einen von der Welt in ſeinem Urſeyn unabhängigen Gott und an die unſterbliche Fortdauer der Individualität des Geiſtes möglich ſey, als daß er ſich bei der Annahme der bloßen Immanenz des abſoluten Geiſtes in der Welt und des vergänglichen und bloß zeitlichen Durchgangs der Individuen durch ſeine Subſtanz rechtfertigen läßt; mit Einem Worte, daß diejenigen, die ſich zu dieſem Cultus bekennen, ihn am wenigſten mit glaubigem Herzen zu begehen vermögen.

Nehmen wir einmal an, daß kein perſönlicher Gott, ſondern nur der ſchlummernde Begriff, das heißt am Ende doch der Zufall, darüber zu beſtimmen hat, wo und wann ein Geiſt und welcher als Diener des Weltgeiſtes erſcheinen, durch welchen Zuſammenfluß von Umſtänden, unter welchen Bedingungen der Erziehung und Ausbildung in einem ſolchen eine Genialität zur Reife kommen ſoll, zu einer Reife, die hinwiederum nur die Reiſe einer geiſtigen Eintagsfliege iſt, in Beziehung auf die Vollendung und Verwirklichung der Idee aber kaum eine von tauſend Blu[illegible]gen genannt werden kann; nehmen wir an, der einzelne Geiſt habe „für jenen Bau der Ewigkeiten“ auf dem Flügelgebäude des Rechts, oder dem der Kunſt, oder dem Corps de Logis der Wiſſenſchaft (denn von der Moral kann nicht die Rede ſeyn; hat dieſe doch in jenem Syſteme kaum eine Stelle, da ſie ihr Haupt hinlege) einen noch ſo großen Bauſtein, ja einen Eckſtein, herbeigeſchafft. Wenn dem ſo iſt, wenn der Gott, durch welchen der einzelne Geiſt ward und wirkt, kein perſönlicher, wenn jener einzelne Geiſt hinwiederum kein unvernichtbar perſönlicher und unſterblicher iſt, ſo frage ich: hört alsdann nicht, zwar nicht alle Bewunderung der Wirkung und der Werke, aber doch gewiß nicht nur alle Anbetung des wirkenden Urgeiſtes, ſondern auch alle liebende Verehrung des durch einen Urgeiſt vermittelten perſönlichen Geiſtes, alle wahre Huldigung, der Perſon eines Genius dargebracht, auf? Höchſtens ſollten ſolche Philoſophen eine Periode, ein ganzes Entwickelungsglied ihres procedirenden Gottes anbeten, am folgerichtigſten nur ſein ganzes Gebäude, das zugleich ſeine Exiſtenz iſt, die Welt: dieſen oder jenen Arbeiter an dem Baue feierlich verehren wollen, hieße unter der bisherigen Vorausſetzung ſo viel als in Ermangelung des Baumeiſters einen Maurer oder Zimmermann fêtiren!

Der wahre Cultus des Genius beruht vielmehr einerſeits auf dem Glauben an die Inſpirationsfähigkeit eines

Individuums, auf dem Glauben an die Wunderkraft des lebendigen und perſönlichen Urgeiſtes, der in jedem Genie durch Thaten der Freiheit den geſtörten Entwickelungsgang der Welt durchbricht oder denſelben rieſig fördert. Und andererſeits entlehnt er ſeine Begeiſterung von dem Glauben an die Fortdauer und Fortwirkſamkeit eines ſolchen Genius in der Geiſterwelt überhaupt, von dem Glauben, daß man einen hingegangenen großen Mann im wahren Sinne zum Zeugen der Ehre, die ihm um Gottes Willen erwieſen wird, anrufen könne und daß man keine hohle Phraſe ausſpricht, wenn man ruft: „blick' hernieder, ſeliger Geiſt!“*)

Wenn wirklich die Stuttgarter am achten Mai eine ſolche Geniusfeier begehen wollten (was ich nicht entſcheide, was aber ſicherlich keine Anbetung iſt) — wer, außer den folgerechten Pantheiſten, dürfte es ihnen wehren? Nicht einmal die Ketzerriecher, die ſich höchſtens jenen Ausruf überſetzen durften: „ſtrecke dein Haupt aus der Hölle hervor, unſeliger Geiſt, und ſieh', wie die Welt dich feiert!“

---

*) In dieſem Sinne hat auch Goethe in ſeinem Prolog zu Schiller's Glocke nach dem Tode des Dichters geſungen:

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen,
Nun ſchreckt uns das, wofür uns längſt gegraut.
Doch jetzt empfindet ſein verklärtes Weſen
Nur Einen Wunſch, wenn es hernieder ſchaut.
O möge doch den heil'gen letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen.

Daß Goethe ein entſchiedener Anhänger des Glaubens an die Fortdauer der menſchlichen Einzelſeelen nach dem Tode, daß alſo der hervorgehobene Ausdruck nicht bloße Phraſe der Vorſtellung war, weiß man aus Eckermanns Geſprächen mit der größten Beſtimmtheit.

Dieß iſt das eine Bedenken, das ich Deinem in ſolchen Materien geübteren Urtheile vorlege, mein verehrter Freund! Mag es in der Form, in der ich es vorgetragen habe, an Uebertreibung leiden, mag das Bild, deſſen ich mich bedient habe, wie jede Vergleichung, hinken, dennoch, meine ich, verſchließt die Frage einen Kern, der werth wäre, von der Schale losgeſchält und unterſucht zu werden. Auch bin ich weit entfernt, die pantheiſtiſchen Verehrer des Genius für heuchleriſche Pfaffen eines Götzen zu erklären, an den ſie ſelbſt nicht glauben, ſondern mir erſcheint ihr Cult nur auf geheime Vorausſetzungen ihres, obwohl von ihnen verleugneten Gemüthes gegründet, welche mit den Ergebniſſen ihrer Philoſophie ſich nicht reimen laſſen.

Wenn ich Dir nun in den zweiten Theil Deines Schreibens folge, mein Theurer, ſo bin ich hier mit Allem wo möglich noch mehr einverſtanden: daß der Cultus des Genius unwahr iſt, ſobald er ſich an die Stelle der Religion ſetzen will, daß der Cultus überhaupt als bloß Abgeleitetes, als Leib und Form der Frömmigkeit nichts Urſprüngliches, nicht dieſe ſelbſt ſeyn könne, daß er etwas Depotenzirendes der letzteren iſt, daß bei ihm das Innerliche und eben deßwegen das ethiſche Element wegfällt, daß unſer Geiſt nur im ſchlechthin Vollkommenen, im Reinen und Heiligen, Befriedigung findet. Deine Zergliederung des unbeſtimmten und zweideutigen Begriffes Genius iſt meiſterlich, Deine Berufung auf das allverſtändliche Zauberwort Gott ganz ſiegreich.

Auch Dich führt ſodann Deine Unterſuchung auf das

Bedürfniß einer theiſtiſchen Verehrung des Genius im Gegenſatze gegen die von Strauß verlangte pantheiſtiſche, wobei Du mit vollem Rechte von mir annimmſt, daß ich mich mit Dir zur Transſcendenz Gottes neben der Immanenz bekenne. Vortrefflich weiſeſt Du ſchon aus dem Gedanken, dem Genius ein Standbild zu ſetzen, die Verehrung der Perſönlichkeit nach und ſchließeſt auf unſerem Standpunkte, daß, wenn der Genius ſelbſt ſeine Abſtammung von etwas Höherem ableitet, dieſes Höhere nicht ein Unperſönliches, ein Mangel deſſen, was das Höchſte an jenem iſt, nicht ein Niedrigeres, ſondern vielmehr die erweitertſte Perſönlichkeit ſeyn muß. So führt der Genius auf den perſönlichen Gott. Damit haſt Du mir ja aber mein obiges Bedenken beinahe ſchon beantwortet, und zwar mit einem ziemlich vernehmlichen Ja.

Zum erſtenmale legt ſich mir im zweiten Theile Deiner von Beweiſen zu Beweiſen ſo vorſichtig und ſicher fortſchreitenden Zuſchrift ein kleiner Skrupel in den Weg. Du billigſt meine Behauptung, daß für die Erſcheinung der Geiſter die Weltweisheit kein Orakel beſitze, daß der Wille des Schöpfers ſein unerforſchliches Werde über ſie ausſpreche. Dennoch nimmſt Du auch in Beziehung auf ſie eine Berechnung, eine Vorherbeſtimmung an, zweifelſt nicht, daß auf die mächtigſten Geiſter in der Weltgeſchichte gezählt iſt, behaupteſt, daß gerade in der Zeitfolge, in der wir die Genien auftreten ſehen, in der Verſchiedenheit ihrer Begabung, vermöge deren ſie ſich gegenſeitig ergänzen und über alle Gebiete menſchlicher Geiſtesthätigkeit in entſprechendem Gleichmaaße ausbreiten, ein durchgreifendes wunderbares Geſetz, erhabener als das, welches den Lauf der Sterne beſtimmt, ſich offenbare, eine tiefſinnige Ordnung, in der ſich der umfaſſendſte und bewußtvollſte Verſtand zu erkennen gibt.

Iſt dieſer ſchimmernde Gedanke auch ganz wahr? Iſt jenes Geſetz ſo unbeſtritten, ſo ausgemacht, und wenn auch — iſt es für uns Menſchen ſo vollſtändig erkennbar, wie das Geſetz der Evolutionen des Himmels, deren Wunder hauptſächlich in ihrer mathematiſchen Unfehlbarkeit und göttlichen Sicherheit beſteht, die ſich dem menſchlichen Verſtande ſo unwiderſprechlich darlegen? Die Miſſion der Geiſter, meine ich, im Allgemeinen unbeſtritten und auch ſo hinreichend, um den Spuren einer göttlichen Fürſehung mit Ehrfurcht nachzugehen, — wie unſicher iſt ihre Ahnung, was die Zukunft, wie ſchwankend ihre Beurtheilung, ſelbſt was die Vergangenheit betrifft! Wäre das Geſetz, das hier gilt, nicht Gott allein bekannt, nicht durch das ewig Fragmentariſche der Weltgeſchichte dem Menſchen unausforſchbar, wie könnte die Geiſterzukunft ſo gar dunkel vor uns liegen; wie ein Napoleon z. B. nur von ganz Wenigen, und nur nach dem ſchlechteſten Theile ſeines Berufs, nur als ein Gog und Magog mit der eiſernen Ruthe, vorhergeſagt; wie ſelbſt die welthiſtoriſche Geſtalt Chriſti auch von dem erleuchteten Auge der Propheten ohne Wann und Wie, bald als unbeſtimmtes Volksideal, bald zwar in höchſt ſpeciellen, aber auch ganz abgeriſſenen Zügen, im vorübergehenden, flackernden Lichte eines kurzen Blitzes aufgefaßt worden ſeyn? Und ſelbſt die geſchichtliche Vergangenheit im Reiche der

menſchlichen Geiſter — wie verſchieden geſtaltet ſie ſich unter den Combinationen verſchiedener Beurtheiler, ſo daß dem Einen daſſelbe Individuum in der Weltgeſchichte als ein kerniger Firſtern erſcheint, welches von dem Andern nur für einen wäſſerichten Kometen oder gar nur für ein flüchtiges Meteor gehalten wird. Gibt es doch faſt eine ſo vielfache Periodenabtheilung der Geſchichte, als Geſchichtſchreiber, und werden wir nicht z. B. neuerdings von zwei verſchiedenen Seiten, durch Hiſtoriker und durch Theologen, faſt gleichzeitig mit der Belehrung überraſcht, daß es zwar gründlich fromm, aber auch herzlich einfältig ſey, den Wendepunkt der alten und neuen Zeit im Jahre 753 nach Roms Erbauung in Jeruſalem zu ſuchen, und daß derſelbe nahezu vier Jahrhunderte früher in Athen ſtattgefunden habe, woraus denn zu folgern wäre, daß der Schierlingsbecher und nicht das Kreuz Symbol der Erlöſung ſey, und daß die Memorabilien des Sokrates und der Phädon des Plato das urſprünglichere neue Teſtament der Menſchheit enthalten.

So verſchiedene Reſultate ſie jedoch auch liefern mag, ſo iſt ſchon die Ahnung einer durch Genien als Statthalter der wahren Theokratie gehandhabten intellectuell-moraliſchen Weltordnung auf unſerem Planeten etwas Erhabenes und Erhebendes. Und mit verdoppelter Begeiſterung blickt unſer Auge zum geſtirnten Himmel als zu einem Himmel voll ſittlicher Weltordnungen empor, wenn jener Glaube ſich mit Schlüſſen der Analogie, denen ſelbſt ein Archivar des Himmels, wie Keppler, ſich nicht entziehen konnte, verbündet, wenn aus dem oder jenem funkelnden Sternenauge

Myriaden Geiſter uns entgegendenkend und handelnd geahnt werden dürfen. Nicht wahr, geliebter Freund, eine engherzige Metaphyſik ſoll uns ſo wenig als eine bangherzige Dogmatik dieſe Ahnung verkümmern?

Aber alles das reicht nicht zur Anbetung des Genius hin. Dein überzeugendes Wort führt mich ſtets weiter von dieſem ab, der nicht zu tröſten, nicht an unſer Gewiſſen zu ſprechen, zu demüthigen, zu ſtrafen, zu heiligen vermag, dem die Totalität fehlt, der unſere Hingebung nicht verlangen, deſſen Cultus nicht Brod des Lebens werden, nicht Brudergemeinſchaft unter den Menſchen ſtiften kann, deſſen Anbetung die empörendſte Ariſtokratie bilden würde, die je auf dem Menſchengeſchlechte gedrückt hat.

Immer inniger, zumal gegen das Ende, ſchließt ſich Dein Schreiben meinen tiefſten Ueberzeugungen an: daß Jeſus nicht bloß höchſter Genius, daß er der erlöſende Gottesſohn iſt. Wie ſchlagend machſt Du dieſes ſchon dem geſunden Gefühle klar, indem Du ihm den abſurden Gedanken nur aus der Ferne zeigſt: Chriſto eine Statue als Genius! Du weiſeſt nach, daß dieſer dafür ſchlechthin zu groß iſt, nicht nur als übernational, ſondern vor Allem als Repräſentant des Heiligen, und nicht nur dem Gefühle, auch dem Denken verſuchſt Du die Sache klar zu machen, und weiſeſt in dem Satze Deines ſpeculativen Widerparts, „daß Jeſu menſchliches Bewußtſeyn von dem Gottesbewußtſeyn vollſtändig durchdrungen und beſtimmt geweſen“, den Punkt ſowohl der Uebereinſtimmung, in welcher Du Dich mit jenem Kritiker befindeſt, als auch des entſchiedenen Widerſpruches nach, indem Du jene Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen in Chriſtus als etwas ſeiner Perſönlichkeit Specifiſches, und die Grundlage der religiöſen Anſchauung, auf welcher dieſes vereinte Bewußtſeyn ruht, als eine entſchieden theiſtiſche bezeichneſt, die mit dem, wenn auch noch ſo ſehr ſublimirten, Pantheismus nichts gemein hat.

Und hier nun laß mich, da ich nicht Mann vom Fache genug bin, um mit der ſpeculativen Weltanſicht rechten zu dürfen, durch Deine Vermittelung eine beſcheidentliche Frage an die Theologie des Begriffes ſtellen. Dieſelbe nimmt doch wohl an, daß in der Perſon Jeſu die Einheit des göttlichen Geiſtes mit dem menſchlichen erſchienen ſey, nicht etwa, ſofern derſelbe durch Sündloſigkeit und Sittlichkeit eins mit dem heiligen Willen der Gottheit war, ſondern nur inſofern in ihm jene ſpeculative Einheit, die Wahrheit, daß der Menſch überhaupt ſeinem Weſen nach Gott ſey, daß Gott allein im Menſchengeiſte zum vollen Seyn gelange, das erſtemal ins menſchliche Bewußtſeyn getreten ſey.

Nun hat ſich mir, ſeit ich durch Hegel und ſeine theologiſchen Schüler mit dieſem Satze bekannt geworden, immer wieder die Frage aufgedrängt, auf welche ich bei dieſer Schule vergebens eine Antwort geſucht habe: auf welchem Wege iſt denn Jeſus zu dieſem Bewußtſeyn gekommen?

Nach dem philoſophiſchen Syſteme, deſſen Theologie die Perſon Jeſu zum Mittelpunkte dieſer angeblichen Gotteserkenntniß macht, gibt es keine unmittelbare Gewißheit, keine überhaupt ohne Vermittelung des Gedankens, der Speculation, erlangte. Daß unſer Erlöſer vermöge intellectueller Anſchauung gewußt haben ſollte, daß er als Menſch

Gott ſey, muß vom Standpunkte dieſer Philoſophie aus als durchaus unphiloſophiſch verworfen werden. Noch viel weniger kann ſie dulden, daß man ſich auf Jeſu Gefühl oder auf ſein vorſtellungsmäßiges Bewußtſeyn berufe. Jeſus könnte alſo auf jene Grundwahrheit der hegel'ſchen Philoſophie nur durch philoſophiſches Denken ſelbſt, durch die Speculation des Begriffs gelangt ſeyn.

Iſt dieß, frage ich, hiſtoriſch nachweisbar? Iſt es nach der hegel'ſchen Lehre von der ſprungloſen Entwickelung des Geiſtes überall möglich? Daß geſchichtlich unſer Herr zu keinem ſpeculativen Philoſophen, zu keinem Denker im discurſiven Sinne gemacht werden kann, wird wohl feſtſtehen, mein gelehrter Freund? Aber ſelbſt wenn er philoſophirt hätte: war es möglich, daß er vor achtzehnhundert Jahren auf die Löſung jenes Problem's in der Art gekommen wäre, daß das Reſultat Eigenthum ſeines ſpeculativen Bewußtſeyns geworden wäre, ſolches Eigenthum, daß er als der Adam-Kadmon ſagen konnte: wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater:*) — und zwar auf die Löſung eines ſolchen Problemes, das erſt in der Perſon Hegel's ſeit dem tauſendachthundert und ſiebenten Jahre nach Chriſti Geburt wahrhaft ſpeculativ zu löſen begonnen worden iſt und ohne dreitauſendjährige, fortſchreitende philoſophiſche Wehen des Weltgeiſtes als begriffliche Wahrheit nicht hätte geboren werden können?

Wenn nun aber Jeſus weder durch unmittelbare Offenbarung oder intellectuelle Anſchauung, noch auf dem Wege des Gefühls, noch auf dem der Vorſtellung, noch auf dem der Speculation zu jenem gottmenſchlichen Bewußtſeyn gelangen konnte, auf welchem iſt er denn dazu gekommen?

---

*) Ueberdieß hätte Jeſus, wenn er das Bewußtſeyn der hegel'ſchen Gottmenſchheit gehabt hätte, eigentlich ſagen müſſen: „Philippe, wer ſich ſiehet, der ſiehet den Vater."

Und ſelbſt der verzweifelte Verſuch, der Gottmenſchheit Jeſu, und wäre es nur jene philoſophiſche Gottmenſchheit, ihre Stützen dadurch zu entziehen, daß man alle diejenigen Schriften des Kanons, in welchen ſie entſchieden zur Sprache kommt, vor allen das Evangelium Johannis, für unecht erklärt und dieſelbe in eine Mythe der erſten Chriſtenheit verwandelt, hebt dieſe Frage nicht auf, ſondern drängt ſie nur um ein einziges Jahrhundert vorwärts, womit für die Erklärung nichts gewonnen iſt. Denn woher haben die Verfaſſer dieſer unechten Schriften ihren Begriff eines gottmenſchlichen Chriſtus?

Was Dein Sendſchreiben noch weiter enthält gegen die Unterſcheidung zwiſchen urſprünglicher Erſcheinungsform des Chriſtenthums und dem aus ſeinem Wahrheitskeime entwickelten Syſteme der Immanenz*), gegen die Behauptung, daß das erſte Chriſtenthum von der ausſchließlichen Transſcendenz ausgegangen ſey, gegen die Verſicherung, daß die Ueberzeugung aller Welt allmählich dem Pantheismus zufalle, iſt ſo klar und ſchön geſagt, daß es mir nichts zu wünſchen übrig läßt.

Endlich haſt Du die Streitfrage in die rechten Schranken zurückgedrängt und bewieſen, daß es ſich zwiſchen dem chriſtlichen Glauben und dem Pantheismus nicht um Transſcendenz oder Immanenz Gottes, ſondern um ſeine Perſönlichkeit handle, und daß auf dem letztern Begriffe insbeſondere die chriſtliche Lehre von der Menſchwerdung Gottes in Jeſu, als einer freien ſchöpferiſchen That der göttlichen Gnade, und die Lehre von der Vereinigung des allgemeinen menſchlichen Bewußtſeyns mit Gott nach Hinwegräumung der Sünde, als in der letzten Begründung dieſer Lehren ruhe.

---

*) Schiller ſcheint zwar auch an eine Perfectibilität des Chriſtenthums geglaubt zu haben, er verſtand aber darunter eine moraliſche und keine ſpeculative oder ſpinoziſtiſche. S. Briefwechſel mit Goethe, Band I, S. 191 — 195 (vom 17. Aug. 1795.).

Die Philoſophie verlangt freilich von der Theologie, daß ſie dieſen Glauben vom perſönlichen Gotte, von der Menſchwerdung Gottes, der Erlöſung der Welt und der Entſündigung des Menſchengeſchlechts auch begreiflich, oder vielmehr begrifflich mache; ſie wird auch Deiner ſchönen Darſtellung den Begriff abfordern.

Und ich ſelbſt kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß die chriſtliche Gottesgelahrtheit, von den Thatſachen der immanent in der Welt ſchaffenden, erlöſenden und heiligenden Kraft Gottes, das heißt von der Lehre vom Vater, Sohne und Geiſte, auf welche wir nach dem Befehl unſers Herrn Jeſu Chriſti getauft ſind, ausgehend und aufwärts dringend, ſich transſcendent zur Erkenntniß eines dreifachen innerlichen, vor- und überweltlichen Unterſchieds im Selbſtbewußtſeyn des Urſeyns oder Gottes, als eines dreieinigen Wiſſens, Wollens und Könnens ſeiner ſelbſt, erheben werde. Jenes Selbſtbewußtſeyn Gottes ſtellt ſich unter ſolcher Vorausſetzung durch eine freie That des göttlichen Liebesbedürfniſſes die Welt als ein Anderes gegenüber, und es wäre ſomit die Welt, als Rathſchluß und Begriff, ein Werk des wollenden und könnenden Wiſſens, des Vaters, als Verwirklichung oder Schöpfung, ein Werk des wiſſenden und könnenden Wollens, des Sohnes, als Vollendung und Verklärung in Gott, ein Werk des wiſſenden und wollenden Könnens, des Geiſtes. Das Uebel und das Böſe wären nicht Werk, ſondern Folge der Schöpfung, der Verwirklichung der Welt, als eines ſelbſtändigen, mit Eigenwillen begabten, nicht mehr göttlichen oder unendlichen, mithin endlichen Weſens; und die Verſöhnung der Welt mit dem göttlichen Liebeswillen, der ſie hervorgebracht, die Erlöſung vom Uebel und Böſen (auch vom Tode) wäre ein Werk des Vaters durch den Sohn und Geiſt, auch ein Rathſchluß des göttlichen Wiſſens, ausgeführt durchs Wollen und Können; die Verſöhnung und Erlöſung der Menſchheit aber insbeſondere ausgeführt durch die Erſcheinung des Sohnes, als heiligen Gotteswillens, im Fleiſche und durch die wirkende Allmacht des Geiſtes in der Gemeinde.

Aber wohin gerathe ich? Du wirſt die matiniſche Biene, um mit meinem Freunde Horaz zu ſprechen, in die Honigzellgewebe ihres poetiſchen Kunſttriebes zurückverweiſen und ſie lächelnd abmahnen, an philoſophiſchen Theogonien und Weltſyſtemen rütteln oder bauen zu wollen.

Nun, ſo laß uns dem lebendigen Gotte, den wir glauben, auch ohne ihn bewieſen zu haben, empfohlen ſeyn, laß uns das Ewige an unſerer Freundſchaft unter ſeinen bewußten, heiligen und allmächtigen Schutz ſtellen.

In dankbarer Liebe Dein

Gomaringen, den 31. Jan. 1840.

G. Schwab.

2. Schiller im Verhältniſſe zum Chriſtenthume.

Mit Beziehung auf
die Schrift unter dieſem Titel von **Rudolph Binder**.
2 Bde. Stuttg. bei **Metzler**. 1839.

Als man ſich im Mai des vorigen Jahres in Stuttgart darüber ſtritt, ob Schiller's Standbild unter Glockengeläute enthüllt werden ſollte oder nicht, da führte dieſer Streit, obgleich weder unmittelbar noch abſolut abhängig davon, auf einen andern, gleichfalls ungeſchlichteten zurück, über die Frage: war Schiller (nicht in ſeinem Leben, ſondern in ſeinem Denken und Dichten) ein Chriſt?

Gewiß beſchäftigt dieſer Zweifel viele Gemüther nicht nur im nächſten Vaterlande des Dichters ſeit jenem feierlichen Tage. Die Einen, dem Glauben ihrer Väter zugethan, fürchten nun mit einem Male, den Dichter, den ſie als Schutzgeiſt unter ihren Laren aufgeſtellt, deſſen großen Worten ſie ohne Gefahr für ihre Ueberzeugungen, ja in Uebereinſtimmung mit denſelben horchen zu dürfen geglaubt haben, von ihrem Heerde als unwürdig und aus ihren Herzen als gefährlich entfernen zu müſſen; die Andern, welche ſich durch die wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Abſoluten über den religiöſen Glauben erhaben dünken, hoffen in ihm einen Bundesgenoſſen oder wenigſtens einen Vorläufer ihres hellen Lebens im Begriffe erblicken zu dürfen. Beide aber müſſen, wenn ſie redlich ſind, wünſchen, eine Ueberſicht über Schiller's religiöſe Weltanſicht, über ſein Verhältniß zum Glauben und Wiſſen zu gewinnen, ſo wie ſich dieſelbe aus dem Entwickelungsgange ſeines Geiſtes, aus ſeinen Werken und aus brieflichen oder mündlichen Aeußerungen ergibt. Beiden muß eine Schrift willkommen ſeyn, deren Verfaſſer ſich die Mühe für ſie genommen hat, die Acten des großen Streites in einiger Vollſtändigkeit zu ſammeln, zu ordnen und, ſo viel an ihm iſt, die Sache ſpruchreif zu machen.

Herr R. Binder hat ſich dieſem Geſchäfte wirklich mit Fleiß und Einſicht unterzogen. Die Zuſammenſtellung der Lebensumſtände des Dichters, ſo weit ſie ſich mit der Geſchichte ſeines innern Lebens verknüpfen, iſt aus bekannten, aber guten Quellen zweckmäßig bewerkſtelligt, das Werden ſeiner religiöſen und ſittlich-äſthetiſchen Ueberzeugungen iſt aus dem Entwickelungsgange ſeines geiſtigen Lebens, wie dieſer in ſeinen Werken erſcheint, durch Nachweiſungen und Auszüge mit Klarheit dargeſtellt; von merkwürdigen Herzensergießungen und Apophthegmen des Dichters, welche die Anſichten des Schriftſtellers durch den Gedankenkampf des Menſchen ergänzen und commentiren, ja zuweilen in der Tiefe ſeiner Seele die Keime von Weiterem oder Anderem, als er ausgeſprochen hat, erblicken laſſen, iſt das Meiſte, was wir überhaupt der Art in Briefſammlungen und Biographien von Schiller beſitzen, ohne Vorurtheil und Vorausſetzung, ohne Unterordnung unter ein vollſtändiges Syſtem geſammelt und nur nicht immer an den paſſendſten Stellen beigebracht. Jeder Leſer iſt ſomit im Stande, auch unabhängig von der einleitenden, etwas muſiviſch componirten Abhandlung und von den hier und da zwiſchen Supranaturalismus und ſpeculativer Weltanſicht ſich ſchaukelnden Folgerungen des Verfaſſers, ein eigenes Urtheil über Schiller's Verhalten zum Chriſtenthume ſich zu bilden.

Unſer Bericht über das beachtungswerthe Buch wird ſich ebendarum vornehmlich auf die Mittheilungen aus Schiller's Leben, Schriften und Munde mit einigen Ergänzungen und Umſtellungen des Mitgetheilten von unſerer Seite, und auf einzelne treffende, oder beſondern Widerſpruch veranlaſſende Anſichten des Verfaſſers beſchränken können, und wir beginnen denſelben ſogleich mit der zweiten Abtheilung, welche die Geſchichte der religiöſen und ſittlich-äſthetiſchen Welt- und Lebensanſicht Schiller's im Verhältniſſe zum Chriſtenthum umfaßt, und von welcher der Verf. in einer dritten Abtheilung auf Schiller's Geſammtverhältniß zum Chriſtenthume, ſynthetiſch betrachtet, übergeht.

Die zweite Abtheilung verbreitet ſich nach einer kurzen Einleitung zuerſt über die Periode des frommen, kindlichen Lebens aus der Biographie unſeres Dichters und erinnert durch eine Ueberſchrift dieſes erſten Abſchnittes an Tieck's ſchönes Wort, daß die Kindlein, in deren Geiſtesglanz der dunkele Schatten der Erdgegenſtände noch nicht hineingerückt iſt, wie große Propheten unter uns ſtehen, welche uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht faſſen.

Und wer verweilte hier nicht gerne beim Bilde des Knaben Schiller, wenn die ältere Schweſter von ihm erzählt, wie er, wenn nach guter, alter Sitte Schiller, der Vater, regelmäßig im Kreiſe der Seinigen die Morgen- und Abendgebete vorlas, ſo aufmerkſam zugehört und es ein rührender Anblick war, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergeſichte zu ſehen. „Die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunſt gefalteten Hände gaben das Anſehen eines Engelköpfchens.“

Es wird dann weiter kurz erwähnt, was von dem frommen Einfluſſe der Mutter auf Schiller's früheſte Herzensbildung bekannt iſt. Referent ſetzt aus einer mündlichen Notiz, die ihm als Lebensbeſchreiber Schiller's zugekommen iſt, hinzu, daß Schiller auch in ſpäteren Knabenjahren nie ohne ein Nachtgebet zur Ruhe ging und dann nur ſein früh erwachtes äſthetiſches Gefühl es nicht recht leiden mochte, wenn ſeine Schlafgenoſſen laut beteten: „es bedürfe keines ſolchen Geplärres“, bemerkte er.

Dieſer Stand der Unſchuld im Paradieſe der Jugend dauerte indeſſen kurz. Kürzer, hätte Herr Binder hinzufügen können, als bei andern Knaben. Denn gewiß war es für die Fortbildung von Schiller's aus dem Elternhauſe mitgenommenem religiöſen Leben nicht zuträglich, daß er bald nach dem Schluſſe des dreizehnten Lebensjahres (Jan. 1773) der Militairſchule in Hohenheim einverleibt wurde. Es war dieß ein Inſtitut, in welchem Kinder wie Männer am Unteroffiziersmaaßſtabe gemeſſen wurden, das auf männliche Leidenſchaften und männliche Studien, wie auf die Repreſſion männlicher Vergehungen berechnet war, in welchem unreife Knaben mit überreifen in beſtändiger Berührung ſtanden, wo auf Alles mehr Rückſicht genommen wurde, als auf Kinderſinn und Kinderglauben. Nicht nur unſere Verhältniſſe, unſere Erziehung, unſere Erfahrungen im Allgemeinen ſind, wie der Verf. bemerkt, ſo, daß faſt nothwendig die Lebenseinheit des göttlichen und menſchlichen Geiſtes geſtört wird, und ein Durchgang durch Reflexion und Zweifel nothwendig wird: ſondern, ſetzen wir hinzu, Schiller's Jugendlauf war ganz beſonders darauf angelegt.

So dürfen wir uns denn (im zweiten Abſchnitte, der die Periode der Selbſtentzweiung ſchildert) nicht wundern, daß der unbefangene Glaube des Knaben nicht lange Zeit bewahrt blieb, und nicht nur ſein Paul Gerhard und ſein Klopſtock (denn auch der erſtere war, was Herr B. nicht wußte, ein Lieblingsdichter des Kindes), ſondern ſelbſt die Eindrücke der Bibel gegen den Reiz einer weltlichen Bildung, gegen Beiſpiel und Ueberredung, zuletzt gegen das Studium der Medicin (was der Verf. hätte premiren ſollen) nicht Stand gehalten haben.

Dazu kommt noch, daß die religiöſe Schulbildung jener Zeit faſt mehr altteſtamentlich als chriſtlich war, vom neuen Teſtament aber außer der Verſöhnungslehre wenig Weiteres vorgetragen wurde; daß alſo der Chriſtus aus Schiller's Jugenderinnerung nur ein „ſterbend Bild“ und kein Lebensbild war, ein doketiſcher Schemen, der erſt am Kreuze Fleiſch und Blut erhielt.

Zu Anfang ſeines Aufenthalts in der Akademie ſehen wir zwar — um mit Herrn B. zu reden — die fromme Erziehung noch mächtig nachwirken; der geiſtliche Stand iſt Schiller's Ideal, er beſchäftigt ſich gerne und viel mit der

heiligen Schrift, die Pſalmen und Propheten erheben ſeinen Geiſt, nicht ſelten wandeln ihn „heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken“ an, „er ergießt ſich in Gebet und hält ſelbſt in Geſellſchaft Andachtsübungen“, ohne ſich jedoch zu den Kopfhängern zu geſellen. Ja, er nimmt den frommen Klopſtock zum Vorbilde ſeiner erſten Lieder (1776) und ſinnt ſchon auf einen Moſes als Gegenſtück zum Meſſias.

In einem Morgengebete („Morgengedanken am Sonntage“), das Balthaſar Haug ſeinem ſchwäbiſchen Magazin im Jahre 1777 einverleibte, vernehmen wir noch den rührenden Nachhall der kindlichen Frömmigkeit, jedoch ſchon vom Mißklange des Zweifels geſtört. Der Verf. hätte folgende Stellen aus dieſem Gebete wohl hier und nicht erſt, zum kleineren Theile, viel ſpäter (II, 33) einregiſtriren dürfen: „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängſtigte ſich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmliſcher Erleuchtung von dir. Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſt und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet.... Mein Gott! erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig ſey, dich o Gott, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen.... hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles.“

Ein Gedicht, das in jedem orthodoxen Geſangbuche ſtehen könnte, beſchließt dieſen Aufſatz und iſt, wie der größte

Theil des letzteren, in Hoffmeiſter's Leben Schiller's I, 44, zu finden.

Der Verfaſſer hätte hier nicht mit den „Briefen des Julius an Raphael" kommen ſollen; ſelbſt wenn man in denſelben einen Theil von Schiller's religiös-philoſophiſcher Bildungsgeſchichte (mit Hoffmeiſter und Binder gegen Wilhelm von Humboldt) erkennt, iſt ihr früheſter Inhalt gewiß mehrere Jahre ſpäter und nicht in Schiller's achtzehntes Lebensjahr zu ſetzen. Auch die Gedichte „Leichenphantaſie", „die Freundſchaft" und „Elegie auf den Tod eines Jünglings" ſind von jenem Gebete durch vier Jahre getrennt; ſie ſchließen ſich jedoch durch Gedanken und Empfindungen zum Theile näher an Schiller's früheſte Jünglingsſtimmungen an, denn „auch wo ſich Zweifel ausſpricht, iſt es ein Zweifel voll heiligen Ernſtes und Tiefe der nach Wahrheit lechzenden Seele."

Den letzteren Satz zu beweiſen, führt Herr B. aus der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" (Joh. Chriſtian Weckherlin) [16. Jan. 1781, in Boas' Nachträgen, I, 173 ff.], welche in die Zeit des Ueberganges aus dieſer in die nächſte Periode fällt und aus der man erſehen könne, wie ſchnell der einmal erwachte Zweifel wächſt, den Ausruf des Dichters an:

„O, ein Mißklang auf der großen Laute!
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den er*) ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbariſches Gericht!

---

*) Der Vater Weckherlin's.

So viel Sehnen, die im Grab' erſchlaffen,
So viel Keime, die der Tod verweht,
Kräfte, für die Ewigkeit erſchaffen,
Gaben, für die Menſchheit ausgeſä't —
O, in dieſes Meeres wildem Wetter,
Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder iſt,
Bitte nur, geſchlagenſter der Väter,
Daß Dir Alles, Alles, nur nicht Gott entwiſcht."

Wir müſſen den Berichterſtatter bewundern, daß er im Eifer der Inſtruction des Proceſſes dieſe Stelle, ohne den Mund zu verziehen, anführt. Uns ſey hier eine Digreſſion vom theologiſchen Gebiet in's äſthetiſche erlaubt. Alſo iſt's wirklich möglich, ſprechen wir, daß der hohe Genius unſeres erſten Nationaldichters, denn unter *dieſem* Namen ſtellen wir ihn ſelbſt über Goethe, — daß er mit *ſolchen* Verſen begonnen, nein, nicht begonnen, daß er im zweiundzwanzigſten Lebensjahre, während er ſchon in den Räubern ſchaffend wirkte, ſo geſungen hat! Nichts von dem ſchwäbiſchen Reime geſagt, nichts von dem kläglichſten „geſchlagenſten aller Väter", wie unendlich lächerlich iſt das Schlußwort dieſes Verſes! Der Dichter iſt in der erhabenſten Stimmung, aber er hat, ohne es zu wollen, ſich ſelbſt höchſt komiſch perſiflirt und zugleich auf dieſe letzten Tage geweiſſagt, wo bei den Angriffen der chriſtlichen Mythenlehre mancher arme Tropf, der ſeinen Gott nicht im Kopfe und Herzen, ſondern nur im Käfig des Katechismus umherträgt, vor nichts mehr Angſt hat, als daß er ihm *entwiſchen* möchte. Schiller ſelbſt hat die Abſurdität dieſer Stelle noch früh genug empfunden; ſie iſt in der Anthologie aus dem Gedichte weggeblieben. Auch ein anderer, grober Verſtoß gegen die Logik, den Herr B. gleichfalls citirt, wo geſagt iſt, daß der hochentzückte Geiſt des Seligen, dem alle Räthſel enthüllt ſeyen, jetzt wiſſe, ob noch jenſeits ein Gedanke, ob nicht Alles eitle Phantaſie ſey, iſt in jener Sammlung durch ein daß rectificirt worden.

Indeſſen beweiſen doch die fatalen Verſe, was ſie ſollen. Jene „Zweifel und Fragen," bemerkt der Verf., „die jeder kräftige und ſtrebende Jüngling mit leidenſchaftlichem Eifer aufwirft, ſobald er das Paradies des kindlichen Glaubens verloren hat, hätten eine tiefere und reinere Auffaſſung des Chriſtenthums veranlaſſen können, und Viele ſind auf dieſem Wege zur Quelle des Heils geführt worden. Aber bei Schiller bewirkten ſeine urſprüngliche Eigenthümlichkeit, Erziehung, Zeitgeiſt und Wahl der Beſchäftigung, daß der Kampf mit der Welt und der (Kampf) mit religiöſen Zweifeln zuſammenfiel und ſich die Hauptrichtung ſeines Geiſtes entſchied, nach welcher er, in Folge ſeiner reinen Eigenthümlichkeit und unter den gegebenen Verhältniſſen, ſich von religiöſen Fragen mehr ab- und allgemein menſchlichen Intereſſen zuwandte."

So wird der Verf. allmählich auf die Räuber geführt und ſucht zu zeigen, wie ſelbſt in dieſem Producte der wildeſten Phantaſie und des unbändigen Geiſtes der Anfang dazu gemacht iſt, daß hinfort die Idee „der reinen, freien Menſchheit" die Urform ſeines Geiſtes wurde, und vor ihr mußte das religiöſe Intereſſe zurücktreten.

„Zwar wirkt die heilige Erinnerung an den früheren Glauben noch ehrfurchtgebietend auf den Geiſt ein und hält ihn noch in einiger Abhängigkeit, aber die Seele iſt ihm entflohen .... Daß Schiller ſich von ſeinen früheren religiöſen Anſichten noch nicht ganz hatte losmachen können, ſieht man wohl [Ref. hat in ſeinem Leben Schiller's einige auffallende Proben davon gegeben], aber ebenſo, daß das eigentlich Chriſtliche zu weichen begann. Der Paſtor Moſer, deſſen Bild ihm im Dufte der ſchönſten Jugenderinnerung vorſchwebte und dem er hier ein Denkmal ſetzen wollte, iſt mit Liebe gemalt; bei dem mit orientaliſcher Glut beſchriebenen Traume des Franz Moor iſt der Einfluß der früheren Lectüre der Bibel nicht zu verkennen, und in der Vorrede rühmt der junge Dichter „die Einfalt der heiligen Schrift." Wenn er aber ebendaſelbſt die Hoffnung ausſpricht, daß er der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn er die muthwilligen Schriftverächter in der Perſon ſeiner Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere — ſo ſcheint dieß denn doch nach allem Uebrigen eine Accommodation, wo nicht ein Anflug leiſer Ironie zu ſeyn."

Das erſtere wahrſcheinlich, das letztere gewiß nicht. Schiller hatte von Haus aus gar keine Anlage zur Ironie. Nur in ſeinen reifſten Dramen erſcheint ſie hier und da, aber als gänzliches Kunſtproduct.

Der dritte Abſchnitt zweiter Abtheilung führt die Ueberſchrift „Periode des ſich entſcheidenden Unglaubens [Nichtglaubens] an die chriſtliche Offenbarung." Dieſen Abſchnitt ſeines Lebens beginnt Herr Binder mit der Zeit des Räuberdruckes und der Flucht Schiller's nach Mannheim (1781, 1782). Die Religion trat vorerſt hier über ſeinen Theaterarbeiten ganz in den Hintergrund. Zu Bauerbach, wo ihm die ältere Frau v. Wolzogen bekanntlich ein Aſyl gewährte, concentrirte er ſich wieder mehr und reflectirte über ſeine inneren Zuſtände; er dachte bereits darauf, Ideal und Wirklichkeit zu verſöhnen, und an ſeiner Seele ſchwebte der Vorſatz vorüber, einen zweiten Theil der Räuber zu ſchreiben, „welcher eine völlige Apologie des Verfaſſers über den erſten Theil bilden ſollte und worin alle Immoralität in die erhabenſte Moral ſich auflöſen müſſe.“

Eine glühende Leidenſchaft für Lottchen von Wolzogen bemächtigte ſich hier ſeines Herzens, von der Herr B. nicht hätte beinahe ganz ſchweigen ſollen. Sie reinigte das bei verdorbenen Cameraden in Stuttgart und leichtſinnigen Schauſpielern in Mannheim nicht unbefleckt gebliebene Leben und Gefühl des Dichters. Auch entſchlüpft dem Liebenden in Schilderung der unſchuldigen Jungfrau ein Ausdruck, der beweiſt, daß er dem chriſtlichen Glauben ſeiner Jugend noch nicht ſo ganz entfremdet war. „Glauben Sie meiner Verſicherung, beſter Freund“, — ſo ſchrieb er am 25. Mai 1783 an ſeinen akademiſchen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen — „ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüths. —“

So hat er auch in einem von Caroline v. Wolzogen uns mitgetheilten Hochzeitgedichte noch einen Gott, der Brautgebete hört; das Muſter zur Mutterliebe ſucht er im Himmel; ſelbſt die Gottheit, über welche er ſich philoſophirend gegen ſeinen Freund Reinwald in Meiningen verbreitet, obgleich ein ſpinoziſtiſcher Anflug hier ſchon ſichtbar iſt, hat die Perſönlichkeit noch nicht ganz ausgezogen (S. Schiller's Leben des Ref., S. 164); lauter Momente, die dem Verf. entgangen ſind.

Auch nach Mannheim, das er nun zum zweiten Male aufſuchte, nahm Schiller ſittlich-religiöſe Eindrücke von Bauerbach mit, obgleich der Leichtſinn hier — wie er ſpäter ſeinem Freunde Körner geſtand — ihn wieder in die Theaterwelt, in Vergnügungen und Zerſtreuungen hineinriß, „deren Andenken ſeinem Herzen Wunden ſchlugen." Die Erinnerungen an Freundſchaft und Liebe ſchützten ihn in dem Getriebe und retteten ihn aus der Gefahr. Er bekannte ſeiner mütterlichen Freundin, „daß ſie viel, unendlich viel an ſeinem Herzen gebeſſert und denjenigen zu einem guten Menſchen gemacht, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben." Und in der Stunde der Verſuchung ſchrieb er: „Flehen Sie Gott um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Ihre Freundſchaft ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verſuchung ſeyn."

„Er war ganz weich geworden", ſagt zu der letzteren Stelle unſer Verf. (die erſte hat er nicht ausgehoben), „und wäre ihm hier das Chriſtenthum in ſeiner göttlichen, freundlichen Geſtalt entgegengetreten, gewiß, er hätte es mit der ganzen Fülle ſeines Herzens aufgenommen.“ Mit dem Eintritt in das Jahr 1784 glaubte er noch an eine Vorſicht (Streicher, Schiller's Flucht, S. 167, Binder II, 16) und ſchreibt an ſeine Schweſter: „geb' es Gott, daß das Glück ſein Verſäumniß in den vergangenen Jahren — in dem jetzigen einbringe.“

Aber in demſelben Jahre beginnt der Umſchwung, ſo daß Herr B. ſeinen dritten Abſchnitt etwa um drei Jahre zu früh angeſetzt hat.

In ſeiner Vorleſung über die Schaubühne, als moraliſche Anſtalt betrachtet, in welcher er dieſe als eine Bundesgenoſſin der Religion empfiehlt, ſteht Schiller zwar im Allgemeinen noch auf dem Standpunkte des Theismus, aber in Beziehung auf die geoffenbarte Religion ſtoßen wir doch ſchon auf die von unſerm Verf. nicht ausgehobene bedenkliche Stelle: „Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſeren Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden? — Noch ehe uns Nathan, der Jude, und Saladin, der Sarazene, beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerem Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemälde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab.“ Eigenthümliches Geſchick! auch dieſe Stelle, in welcher ſich der Dichter dießmal nicht mehr bloß dem Zweifel, ſondern entſchiedener Feindſeligkeit gegen den Glauben überläßt, leidet an einem groben Fehler des Styls: ein Spiegel muß als Waſchbecken figuriren! Bis hierher, ſcheint es, hatte der Geſchmack ſelbſt das Amt übernommen, die verkannte Religion zu rächen.

Das Schickſal, das den armen Dichter ſo lange „unbarmherzig genug herumgeworfen", ſchien ihn zu verſtocken. Beim erſten Anlaſſe, den ihm unerwartete Freundſchaft in den bekannten Geſchenken von Leipzig aus gab, zeigt er ſich wieder milder geſtimmt und bereit, „ſich mit Gott und ſeinem oft harten Verhängniſſe zu verſöhnen."

Unſer Verf. begleitet ihn nun nach Weimar und Leipzig und betrachtet den Gang ſeiner geiſtigen Entwickelung in ihrem Verhältniſſe zum Chriſtenthum in dieſer entſcheidenden Periode näher. Er findet, „daß derſelbe oft nahe, ſehr nahe am Heiligthume vorübergegangen ſey." Im Liede an die Freude ſang er nach der erſten Verſion:

Wer gebar das Weltenwunder?
Wo der Starke, der es hält?
Brüder, von dem Sternenzelt
Winkt ein großer Gott herunter.

Nach dieſem Liede leidet, wer hienieden duldet, für die beſſere Welt, wo Gott Vergelter iſt; wir können Gott ähnlich ſeyn, wenn auch wir dem Beleidiger vergeben, darum ſoll unſerem Todfeinde verziehen ſeyn.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet,
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Dieſem guten Geiſte, den der Sterne Wirbel und die Hymne des Seraphs preiſt, wird (etwas komiſch) ein Glas gebracht, und am alten Schluſſe des Gedichtes allgemeine Sündenvergebung und die Wiederherſtellung aller Dinge in Ausſicht geſtellt.

Solche Geſinnungen (denn vom äſthetiſchen Werthe des Liedes iſt hier nicht die Rede), zu welchen überdieß Schiller durch eine echt chriſtliche That der Menſchenliebe begeiſtert worden ſeyn ſoll (Binder II, 20, aus Hinrichs, I. 34 f.), entzückten, wie wir hinzufügen, ſelbſt den Splitterrichter Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg. Als aber der halbchriſtlichen Hymne die mehr als heidniſche Reſignation und die Freigeiſterei aus Leidenſchaft (die letztere eine hohle Declamation, die erſtere ein ernſtlicher gemeintes Glaubensbekenntniß) folgten und die Götter Griechenlands einen entſchiedenen Abfall zu beweiſen ſchienen, ſprach Stolberg (1788) im deutſchen Muſeum jenes unglückliche Maranatha aus, das den Dichter, ſtatt ihn zu bekehren, nur weiter von dem Lager zu fliehen bewog, in das man ihn unter Androhung des göttlichen Zornes nöthigen wollte. Das merkwürdige Actenſtück des Grafen erwähnt Herr Binder zwar, ſcheint es aber, wie die meiſten Biographen Schiller's, nicht näher zu kennen*).

Vor dieſem Abfalle ſchien das „Gefühl des Mangels, das Bedürfniß, das zu dem Chriſtenthume führt", wie unſer Verf. ſich ausdrückt, in der Tiefe ſeines Bewußtſeyns nicht immer geſchlummert zu haben, denn er ſprach zu einem vertrauten Freunde, ſeinem nachmaligen Schwager Reinwald in Meiningen (1783), von ſeinen „Schwächen und zertrümmerten Tugenden“, er verlangte „Duldung“ und „eine Thräne“, er dankte dem Freunde für ſeine ſittliche Ueberwachung, dieſelbe Sprache, die er zur gleichen Zeit zu den Freundinnen in Bauerbach führte, daher Herr B. dieſen Brief beſſer früher erwähnt hätte.

---

*) Rf. gibt in ſeinem „Leben Schillers" (Stuttg. S. G. Lieſching 1840) einen Auszug daraus S. 336 — 341 der Octavausgabe.

Der Verf. ſucht nun nach den Gründen, warum ein ſo herrliches Gemüth die ewige Liebe nicht kennen lernte, wie ſie ſich in dem Menſchenſohne offenbart, und klagt mit Recht auf der einen Seite ſein Zeitalter, aber etwas zu bald auf der andern ſeine eigene idealiſtiſche Richtung an, die damals noch keineswegs entſchieden war. Denn das unbeſtimmte Jagen nach Idealen, das ihn freilich ſeit der Akademie umtrieb, iſt noch nicht jene „zu ſehr vergeiſtigende und verflüchtigende Richtung“, gegen welche (II, 32) Neander zu Hülfe gerufen wird. Paſſender iſt, was der Verf. von Schiller's Vorſtudien zu Don Carlos bemerkt, was aber vielmehr realiſtiſcher und hiſtoriſcher Natur iſt: daß er durch dieſe das namenloſe Unheil, das unter dem Deckmantel der Religion durch Fanatismus, Heuchelei und Pfaffenthum, durch die Schlangenliſt und Sophiſtik ſogenannter Diener der Kirche über die Welt gebracht worden war, näher kennen gelernt, und ſein für Wahrheit und Menſchenliebe begeiſtertes Gemüth im Innerſten empört worden ſey, daher er im erſten Eifer ſchrieb: „ich will in dieſem Schauſpiele es mir zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken an den Pranger zu ſtellen.“

Herr B. vermuthet, daß Schiller durch phariſäiſche Kirchendiener perſönlich gelitten haben möge, und allerdings iſt der Superintendent Zilling in Ludwigsburg, der Religionslehrer ſeiner Knabenjahre, noch jetzt im Munde des Volkes als ein „lutheriſcher Pfaffe“ verſchrieen. Die Stellen aus der Elegie auf Weckherlin's Tod und aus ſeinem Jugendgedichte „Rouſſeau“, die der Verſ. II, 36. beibringt, geben jener Vermuthung Gewicht. Zugleich wird nicht überſehen, daß Schiller in Mannheim (1783) einen katholiſchen Geiſtlichen, Namens Trunk, kennen lernte, der, nach ſeiner Verſicherung, „ein lebendig herumgehender Beweis war, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind.“

Auf die Frage, warum unſer Dichter mit den proteſtantiſchen Theologen, unter welchen doch damals im Ganzen ein verſtändiger Rationaliſmus, weit mehr als der Fanatiſmus, im Schwunge gegangen, ſich nicht befreundet habe, antwortet ſich unſer Verfaſſer, daß die Zeiten des Unglaubens oder des todten Glaubens oft noch intoleranter ſeyen, weil man da, im Gefühle des Mangels an wahrem Leben, wenigſtens die äußere Form retten zu müſſen glaube. Und nun wird von ihm Hoffmeiſter's Bemerkung angeführt, „daß die Schilderung des Paſtors Moſer in den Räubern die letzte günſtige Charakteriſirung eines Geiſtlichen in Schiller's Werken geweſen“, obſchon er mit achtungswerthen, hochgebildeten und humanen Theologen (Herder, Griesbach u. A.) befreundet war.

Hoffmeiſter's Bemerkung iſt indeſſen nicht richtig. In der Novelle „Spiel des Schickſals" (dem eine allbekannte württemberger Begebenheit zum Grunde liegt) wird ein vortrefflicher Feſtungsgarniſonsprediger, als das Ideal eines praktiſchen, frommen Chriſten, mit vieler Liebe geſchildert. Dieſe Novelle iſt aber ſchon aus der zweiten Periode ſeiner proſaiſchen Schriften, und jedenfalls fällt ihre Abfaſſung bedeutend ſpäter, als die Dichtung der Räuber.

Offenbar machten unſern Dichter die Entſtellungen der göttlichen Religion gegen dieſe ſelbſt wenigſtens mißtrauiſch, und engherziger Dogmatismus mag einen Theil ſeiner Entfremdung vom Glauben der Väter verſchuldet haben. (Vergl. II, 37.)

Dennoch hätten wir gewünſcht, daß der Verf. etwas poſitiver nachgeforſcht hätte, durch welche beſtimmte litterariſche Einflüſſe Schiller ſein Mißtrauen gegen das Chriſtenthum eingeſogen. Spätere Aeußerungen, auf welche wir bald ſtoßen werden und die auch Herr Binder nicht übergeht, die Briefe von Julius und Raphael, zwiſchen 1784 und 1787 in ihrer jetzigen Form entſtanden, die hier, an ihrer natürlichſten Stelle, vom Verf. unglücklicherweiſe nicht benutzt worden ſind, und einige frühere Notizen aus dem Jugendleben des Dichters weiſen auf beſtimmte Quellen ſeines Unglaubens hin, aus denen er um ſo gieriger geſchöpft zu haben ſcheint, je mehr ſeine brodwiſſenſchaftlichen Studien ihn in der Akademie für Zweifel empfänglich machen mußten und je weniger ihm dieſe und ſeine litterariſchen Neigungen Zeit und Muße ließen, jene Quellen gründlich auszuſchöpfen und mit Kritik daraus zu koſten.

Aus einem eigenen Geſtändniſſe des fünfzehnjährigen Knaben erfahren wir (Ref., Leben Schiller's, S. 42), daß derſelbe in ſo früher Jugend hinter Voltaire's Schriften gerathen war, von welchen ohne Zweifel nicht der unſchuldigſte Band durch die Aufſeher bei ihm entdeckt wurde. Je weniger er damals urtheilen konnte, um ſo tiefer dürften die Religionsſpöttereien und das geiſtreiche Gift des Franzoſen ſich in das junge Herz eingefreſſen haben. Daß Schiller gleichfalls beinahe noch im Knabenalter mit Leſſing's Schriften bekannt geworden, wiſſen wir auch, und welch unauslöſchlichen Eindruck die Polemik des Nathan gegen die geoffenbarte Religion in ſeiner Seele hinterlaſſen, haben wir oben geſehen. Die Briefe Julius' und Raphael's beweiſen ferner, daß er frühzeitig einen Begriff von Spinoza's Syſtem, wer weiß, auf welchen Umwegen, am wahrſcheinlichſten aus Leſſing und Mendelſohn, erhalten hat, und froh geweſen zu ſeyn ſcheint, durch ſeine Zweifel ſelbſt auf eine poſitive Seite der Ueberzeugung hinübergeleitet zu werden. In ſpäterer Zeit verarbeitete ſeine glänzende Reflexion dieſe ſpinoziſtiſchen Eindrücke zu einer Art Syſtem, das lebhaft an die neueſte Form der Lehre von der Immanenz des abſoluten Geiſtes in der Welt erinnert. Finden ſich in jenen Briefen doch ſchon die Behauptungen: „Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne einen Schöpfer hinreiche"? — „Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes." — „Durch die Geſetze der Natur macht ſich das denkende Weſen dem denkenden Weſen verſtändlich." — „Es gibt für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen.“ — „Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit.“ In denſelben Briefen wird auch ſchon die Idee der Unſterblichkeit als eine Erfindung des Egoismus behandelt, das alte Lied, das wir ſeitdem ſo oft als Neuigkeit zu hören bekommen haben.

Aber aus dieſer Bekanntſchaft mit Voltaire, Leſſing und Spinoza allein iſt das entſchiedene Mißtrauen gegen die Urkunden des Chriſtenthums, welches allmählich bei dem Denker hervortritt, noch nicht vollſtändig erklärt. Da ſeit ſeinen Knabenjahren Schiller ſich höchſtens zum Behufe äſthetiſcher, namentlich dramatiſcher Studien mit dem alten Bunde befaßt und im Geiſte ſeiner Zeit, ſowie durch divergente Studien ganz hingenommen, ſich weder zur Erbauung, noch zur Nahrung und Begründung ſeiner Zweifel mit den Schriften des neuen Teſtamentes gründlich abgegeben hat, ſo muß ſein hartes Urtheil über dieſelben wohl von außen her ſtammen. Dieſes läßt ſich unſeres Wiſſens nur zweimal vernehmen, aber ſo unzweideutig, daß es keiner mildernden Interpretation fähig iſt. Das eine Mal öffentlich in der Eröffnungsrede ſeiner hiſtoriſchen Vorleſungen zu Jena (1789) über die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?“ Nachdem er hier von dem Einfluſſe der Philoſophie auf die Ueberreſte des Mittelalters geſprochen, heißt es weiter: „Selbſt unſere Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert werden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſeren Philoſophie verkennen? Unſere Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral ebenſo verdient, als der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.“ Und einige Blätter ſpäter ſpricht er davon, daß nicht ſelten Erſcheinungen, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs genaueſte binden [verbinden], in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, iſolirt erſcheinen. „Ein Factum dieſer Art“, fährt er dann fort, „wäre zum Beiſpiele der Urſprung des Chriſtenthums, und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird, aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel an Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.“ Das andere Mal, acht Jahre ſpäter, ſpricht er ſich in einer Herzensergießung gegen ſeinen Freund Goethe mit einer Kälte und einem Anſtriche von Hohn über denſelben Gegenſtand folgendermaßen aus (14. April 1797): „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr.... So viel ich mich erinnere, haben Sie ſchon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Teſtamente Krieg gehabt. Ich muß geſtehen, daß ich in Allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an

einem einzelnen Factum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem Andern, was mit eigentlichem Bewußtſeyn geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpäteren Urſprung.“

Weder zwiſchen den Jahren 1789 und 1797, dieß iſt notoriſch, hat Schiller die Bibel ſtudiert, noch iſt dieß ſeit ſeiner Flucht aus Stuttgart (1781 — 1789) geſchehen, da man auch dieſen Abſchnitt ſeines Bildungsganges durch briefliche und mündliche Mittheilungen faſt von Tag zu Tage verfolgen kann. Es datirt ſich alſo wohl die Entſtehung jenes hiſtoriſchen Mißtrauens bis auf ſeine akademiſchen Studien zurück und iſt ihm kaum durch eine andere Lectüre eingeimpft worden, als durch den wolfenbüttler Fragmentiſten, auf welchen er ſehr natürlich durch Leſſing geführt worden ſeyn konnte.

Hätte der Verf. vorliegender Schrift ſich eine Ueberſicht über dieſe Data gebildet, die er wohl zum Theile, jedoch auf weniger entſcheidenden Lebensſtationen des Dichters oder erſt in der dritten Abtheilung berührt, wo gewiſſermaßen ein Syſtem ſeines Glaubens oder Unglaubens entworfen wird, ſo würde er zu dem Reſultate gelangt ſeyn, daß die Unbefangenheit Schiller's gegenüber vom Chriſtenthume ſehr frühzeitig und in einem Alter getrübt worden iſt, wo die Lectüre polemiſcher Schriften weniger eine wiſſenſchaftliche Gewalt, als durch Witz, Phantaſie und Gefühl einen magiſchen Zauber über das Gemüth ausübt, welcher nur um ſo ſchwerer zu zerſtören iſt. Schiller's Widerwille gegen die poſitive

Religion blieb latent und ihm ſelbſt zur Hälfte unbewußt, ſo lange er ſich nicht an ſelbſtändige Reflexion (ſeit 1785) und endlich an das Studium einer beſtimmten Philoſophie anſchließen konnte, dann aber brach er um ſo unverhohlener, beſonders in den Xenien (Binder II, 110 ff.), hervor; ja er machte ihn ſo ungerecht, überall, „wo der Supranaturalismus von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt werde, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen zu ſetzen.“ (An Goethe, 22. Sept. 1797.) Wie viel Antheil an dem Gelüſte, einen Julian den Apoſtaten zu dichten (an Goethe, 5. Jan. 1798), bei Schiller dieſer Unglaube hatte, mag unentſchieden bleiben.

Haben wir uns nun hierüber keine Illuſion gemacht, ſo werden wir uns um ſo herzlicher über alle diejenigen Aeußerungen des Dichters erfreuen können, in welchen eine beſſere Erkenntniß oder das Bedürfniß des Herzens über eine inveterirte und urſprünglich nicht, wie ſonſt das Meiſte bei dieſem großen Manne, aus unabhängiger Selbſtthätigkeit des Geiſtes hervorgegangene Averſion den Sieg davon getragen hat.

Herr Binder geht von dem Gedichte „Freigeiſterei der Leidenſchaft,“ das ſeinen urſprünglichen Gedanken nach gewiß der Periode der Anthologie angehört, ſofort auf den Geiſterſeher über, in welchem Schiller ſeine Anklagen gegen die poſitive Religion, oder vielmehr nur gegen ihren Mißbrauch, einigermaßen in einem Kunſtwerke zu objectiviren ſuchte. Dieſes Buch iſt daher eigentlich ſo wenig als ſeine ſpäteren Kunſtdramen wie eine Fundgrube ſeiner ſubjectiven

Ueberzeugung zu behandeln, und der Verf. ſcheint dieß auch gefühlt zu haben.

Gerne hätten wir indeſſen Herrn Binder beim Don Karlos verweilen ſehen, um ein Wort zu Protokoll zu bringen, das zu beweiſen ſcheint, daß dem Dichter trotz der eingeimpften Zweifel der Zugang zum göttlichen Lebensbilde des Erlöſers ſelbſt in den Zeiten der größten Abkehrung vom Poſitiven nicht ganz verſchloſſen blieb. Bei Poſa's Leiche läßt Schiller ſeinen Karlos zum Vater ſagen, in einem Momente, wo der lyriſche Sinn des Dichters ſich mit ſeinem Helden, den er bekanntlich ſeinen Buſenfreund nannte, gewiß total identificirt hatte:

— — O ſeht,
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen,
Als heute — gibt es keinen Gott? Was? dürfen
In ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, iſt nur Einer — Einer
So unverdient geſtorben. — Weißt du auch,
Was du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert.

Wenn Karlos in der tiefſten Aufregung ſeines Weſens bei der Leiche des Geliebteſten auf Erden noch Raum hatte für einen Gedanken an den Erlöſer, ſo war dieſer auch dem Herzen desjenigen nicht fremd, der der Schöpfer, der im eigentlichſten Sinne der Vater dieſes Charakters iſt; noch mehr, dieſe Worte bezeugen, daß im geheimſten Herzen des Dichters für den Marquis Poſa ſelbſt und für ſeinen ſtellvertretenden Tod ein Ideal voraus exiſtirte, und daß dieß Ideal Jeſus war. Im Andenken an dieſe Verſe würde Referent getroſt wiederholen, was er, auf ein anderes Zeugniß geſtützt, unter Schiller's Statue in dieſer Beziehung geſprochen hat.

Freilich waren ſolche Momente ſelten, und in andern erſchien dem Dichter das Weſen des Chriſtenthums wieder, wie Herr Binder zu „den Göttern Griechenlands" bemerkt, als finſterer Ernſt und hungerleideriſches Entſagen. Doch findet er es natürlich, daß kein Vernünftiger dieß Gedicht für eine Apologie des alten Polytheismus halten werde. „Ja, wenn man tiefer in daſſelbe eindringt, ſo wird man durch helle, geiſtreiche Anſchauungen des Weſens und Wirkens der Gottheit überraſcht. Es entſtand aus dem lebhaften Gefühle des Gegenſatzes der heitern griechiſchen Welt, welcher ſich um dieſe Zeit ſein Geiſt zuwandte, und der vielen kümmerlichen Erſcheinungen der Gegenwart." So viel aber glaubt Herr Binder behaupten zu dürfen: Hätte Schiller erkannt, daß Liebe, Freude, Freundlichkeit Frucht des Geiſtes ſey, wäre ihm das praktiſche Chriſtenthum ſeiner Zeit nicht als etwas Trübes, Freudetödtendes, als eine jämmerliche Selbſtanklage und Selbſtverdammung erſchienen, ſo würde auch nicht vorübergehend ein ſolches Gefühl der Trauer am Grabe einer längſtverſtorbenen Welt in ſeiner Seele Raum gefunden haben. Nimmermehr würde er den Gott der Chriſten einen „heiligen Barbaren“ geſcholten haben, was, beiläufig geſagt, in äſthetiſcher Beziehung eben ſo graß lautet, als in theologiſcher blasphemiſch.

Allmählich trat nun — ſo verfolgt der Verf. den Geiſtesgang des Dichters weiter — das religiöſe Bedürfniß zurück, während das Menſchliche in ſeinen Höhen und Tiefen ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch nahm. Der hochgeſtimmte Mann, der gewaltſam von der geiſtlichen Rednerbühne abgehalten worden war, der auch ſpäter noch öfters mit einer Art von Begeiſterung von dem hohen Beruf eines Lehrers der Religion ſprach und lebhaft wünſchte, vor einer Gemeinde auftreten und die erhabenſten Wahrheiten ihr verkünden zu dürfen, — er flüchtete ſich, wie Hoffmeiſter treffend ſagt, auf die Bühne und verkündete von hier aus ſeine Religion der Humanität und ſeine Moral der Menſchenwürde.

Schon in früheren Arbeiten weiſt der Verf. ſofort bei Schiller den Keim der Anſicht nach, die erſt ſpäter entſchieden bei ihm ganz hervortrat, daß Grund der Geſetzeserfüllung die Liebe ſeyn müſſe, nur daß er dieſelbe auf Kunſt, ſtatt auf Religion zurückführte. Sein Gedicht „die Künſtler,“ auf das Schiller ſelbſt als eine vollendete Production ſtolz war, verkündete die Lehre, daß das Göttliche ſich durch die Schönheit, die Morgenröthe der Wahrheit offenbare, daß die Kunſt das ausſchließliche Eigenthum des Menſchen ſey, wodurch er ſich ſowohl vom Thiere als von höhern Geiſtern unterſcheide. Auch hier vermiſſen wir beim Verf. eine Beobachtung zu ſeinem Zwecke: obgleich nämlich ſchon damals tief berührt von der kantiſchen Philoſophie huldigt der

Dichter in dieſer Lehrhymne doch noch einem ſtillſchweigenden dogmatiſchen Theismus, deſſen Vorausſetzungen, wie deſſen Hoffnungen. Es iſt ihm immer noch der Erſchaffende, der den Menſchen von ſeinem Angeſicht in die Sterblichkeit verwies und ihn auf ſchwerem Sinnenpfad eine ſtäte Wiederkehr zum Lichte finden hieß; er glaubt an ein weſenhaftes Urbild alles Schönen, deſſen Wiederſchein nur die Kunſt iſt; er freut ſich, wenn von Theſpis Wagen ſtill die Vorſicht in den Weltenlauf wandelt und wenn die Künſtler das entflohene Leben jenſeits der Urne wieder antreffen; in der ganzen Welt erkennt er einen großen Künſtler, den die irdiſchen nachahmen; die Kunſt enträthſelt ihm den Weltenplan und nicht bedeutungslos nennt er die Wahrheit Urania; ja es gibt für ihn noch immer ein hier und ein dereinſt; die Schönheit ſtehet ihm dieſſeits, jenſeits die Wahrheit. —

Der vierte Abſchnitt zweiter Abtheilung der binder'ſchen Schrift ſchildert die Periode wiſſenſchaftlicher Erhebung unſeres Dichters über religiöſe Zweifel. „Ein geſundes, tüchtiges Gemüth kann nicht immer unglücklich ſeyn; unglücklich aber iſt, wer noch leidenſchaftlich mit religiöſen Zweifeln ringt.“ Die erſten Spuren einer Erhebung findet er im Geiſterſeher und in Raphael's erſt im Jahre 1787 geſchriebenem Briefe an Julius, welcher die erſte Ausbeute kantiſcher Ideen (ohne Zweifel aus Körner's Munde, denn er iſt mit K. in der Thalia unterzeichnet) enthält. Die höhere Freiheit des Geiſtes war jetzt wenigſtens ein Gegenſtand der Ahnung für ihn. „An dieſer glücklichen Veränderung hatte das ſchöne Verhältniß zu ſeiner Geliebten (und nachmaligen Frau) bedeutenden Antheil.“ ... Er iſt jetzt zufriedener mit der Welt; ſeine ganze Erſcheinung, ſein Weſen iſt ruhiger, harmoniſcher geworden. Religiöſe Erörterungen, zu welchen, nach Caroline von Wolzogen, beſondere Gelegenheit in Rudolſtadt war, vermied er jetzt, aber er hatte auch (dieſe Bemerkung hätten wir vom Herrn Verf. erwartet) kein Wort religiöſen Troſtes beim Verluſte ſeiner Wohlthäterin, der alten Frau von Wolzogen auf Bauerbach. —

Weder die Profeſſur in Jena noch die glückliche Vermählung förderte vorerſt ſeine Productionskraft. Schiller's damalige Poeſie insbeſondere war eine Frucht der Sehnſucht, „wie Jener ſagte, im Gefängniſſe mache er das beſte Gedicht auf die Freiheit, und ein Anderer, im Winter gelinge ihm das beſte Lied auf den Frühling.“ Dafür war Schiller geſammelt genug zu theoretiſchen Studien. Er ſuchte nun, auch von der Hiſtorie bald entfernt, „vor Allem die Identität der Philoſophie und Poeſie und, was in ſeinem Weſen für ihn gleichbedeutend war, ſeine eigene reine Eigenthümlichkeit und das Verhältniß von Moral und Poeſie zu begreifen.“ Zu dieſem Streben will ein Unſterblichkeitsgedicht, das Herr Binder (ohne Zweifel aus Boas I, 80) beibringt, obgleich es chronologiſch dieſer Periode angehört und von Schiller zu Weimar 1789 zum Troſte einer trauernden Gattin verfaßt ſeyn ſoll, nicht recht paſſen. Ref. hat daſſelbe ſchon in ſeinem zweiten Buche von Schiller's Leben beſprochen. Er kann dem dort Geſagten nur beifügen, daß durch unſers Verfaſſers Analyſe, der den metaphyſiſchen, theologiſchen, analogiſchen, teleologiſchen und moraliſchen Beweis für die Unſterblichkeit der Seele darin nachweiſt, die Zweifel an der Echtheit dieſes Gedichtes bei ihm nur größer geworden ſind, zumal wenn er die zwei Verſe, welche von der Auferſtehung des Leibes handeln, mit Schiller's Ueberzeugungen aller ſeiner Glaubensperioden vergleicht. Es iſt beinahe unmöglich, daß dieſes Gedicht von Schiller nach den Göttern Griechenlands und nach den Künſtlern gedichtet iſt; dem Inhalt und der Form nach iſt es ins Jahr 1780 oder 1781 zurückzuverweiſen; damals ließen ſich ſolche Beweiſe und Anſichten bei Schiller zur Noth annehmen. Wenn es von Schiller iſt, ſo iſt es alſo wahrſcheinlich ein Jugendgedicht, das er zum Troſte jener armen Gattin im Jahre 1789 aufgefriſcht und vielleicht mit einigem Neuen, was allerdings an Kant erinnert, verquickt haben mag.

In dieſelbe Kategorie reihen wir ein angebliches Gedicht Schiller's von religiöſem Inhalte, das Herr Binder nicht aufführt und das nach Boas (I, 85) die dresdener Morgenzeitung im J. 1827 mitgetheilt hat. Es ſoll im Jahre 1802 verfaßt ſeyn. Könnte dieß nicht ein Druckfehler für 1782 ſeyn? Dorthin gehört das Gedicht, das beſtreiten und erleiden reimt, nach Form und Inhalt. Der Dichter ſchwingt ſich darin zu den glanzerfüllten Sternen, zu dem Allmächtigen hinauf, fühlt die Größe der Welt, die Schönheit des Menſchenlebens, Ahnung und Muth. Einſt hat er ſich ſelbſt ſein Schickſal gründen wollen und mußte kraftlos zurücktreten. Jetzt iſt er zu der Ueberzeugung gelangt:

Der hohe Geiſt, der in der Schöpfung wohnet,
Er iſt's allein, der dem Geſchick gebeut,
Er iſt's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

Nur dieſer Vers und insbeſondere der Gedanke: „er iſt's, der Edles mit dem Schönen lohnet,“ ſtimmt zu Schiller's ſpäterer Theorie. Sollte auch dieſes Fragment zwar alt, jedoch überarbeitet ſeyn? War es in dieſer Geſtalt beſtimmt, in eins ſeiner Dramen als Geſang eingelegt zu werden, oder ſollte es die Stelle vertreten, die ſpäter „Thekla eine Geiſterſtimme“ eingenommen hat?

Doch, wir kehren zu den echten Zeugniſſen des vierten Abſchnittes zurück. Im Jahre 1791 war Schiller dem Tode nahe. Herr Binder hätte, was Caroline v. Wolzogen (II, 83) erzählt, ausführlicher darlegen dürfen. Da Ref. dieß in ſeinem zweiten Buche von Schiller's Leben gethan hat, mag er ſich hier nicht wiederholen. Das Reſultat iſt, auch bei Binder, daß der entſchiedene Uebertritt Schiller's zur kantiſchen Philoſophie anfangs die theiſtiſchen Ueberzeugungen ebenſo ſchonungslos aus ſeiner Seele verwies, wie dieß längſt mit den chriſtlich poſitiven geſchehen war. Nur hätte Binder die „Sendung Moſes'“ und die religiöſen Aeußerungen in den hiſtoriſchen Arbeiten des Denkers nicht in dieſem Abſchnitte aufführen ſollen, denn ſie gehören offenbar noch der vorkantiſchen Periode an. Was die „Sendung Moſes'“ insbeſondere betrifft, ſo dürfte dieſelbe nicht für voll zählen, da dieſe Abhandlung, wie Hoffmeiſter bemerkt, nach einer Schrift ähnlichen Inhalts von Br. Decius ausgearbeitet iſt. Hoffmeiſter hätte ſagen ſollen: von Reinhold, der unter dem Freimaurersnamen Bruder Decius im J. 1788 ein unreifes Product: „die hebr. Myſterien“ herausgegeben hatte. (Vergl. Tholuks litt. Anzeiger 1832 Nro. 27 ff.) An ſich ſind Herrn Binders Bemerkungen ſehr treffend. Schiller „betrachtet die Geſchichte nicht mit chriſtlichem Auge, er ſieht in ihr nicht das Werden des Reiches Gottes; nur hier und da wird er von der Wahrnehmung des ſichtbaren Eingreifens einer höheren Macht überraſcht.“ Im Tode Guſtav Adolph's findet der Dichter eine That der großen Natur, und dieſer kühne Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen verweiſt den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge. „Auch wo die rächende Nemeſis in der Geſchichte hervortritt, geſchieht dieß bei Schiller poetiſch, und dieſelbe wird mehr im Innern des Menſchen ſelbſt, als über ihm geſucht.“

Das Chriſtenthum widerſtand Schillern „auch wegen der Erbſünde. Der ſogenannte Sündenfall iſt ihm vielmehr das glücklichſte Ereigniß, denn von dieſem Abfalle vom Inſtincte an datirte ſich die Freiheit des Menſchen, alſo auch die Möglichkeit der Moralität.“

Dieſe ſpätere Aeußerung Schiller's iſt ganz kantiſch, aber er handelte ſchon danach in ſeinen geſchichtlichen Arbeiten. „Wie kein böſes Princip im Menſchen, ſo nahm er auch keine höhere Unterſtützung der Tugenden an; für ſie wie für Verbrechen ſucht er nur menſchliche Gründe, legt menſchliche Maßſtäbe an und erkennt nicht, daß dem Frommen und

Demüthigen höhere Kräfte von oben kommen." Herr Binder weiſt dieſes recht gut an der Schilderung Guſtav Adolph's nach.

In früheren Schriften, z. B. in der Abhandlung „über tragiſche Kunſt" (1792) hatte er „die Ahnung einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" noch gelten laſſen. Später aber gibt er, der vollendete kantiſche Skeptiker, auch dieſe Ahnung und jedes Bewußtſeyn einer höheren Weltordnung auf. Das unterdrückte philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher iſt hierzu nur ein Vorſpiel. „Nach und nach verzichtet er immer entſchiedener darauf, Zweckmäßigkeit in die Anarchie der moraliſchen Welt zu bringen, und Princip der Geſchichte wie der Tragödie wird ihm, wenigſtens in der Theorie, die menſchliche Freiheit. Ja, in der Abhandlung „*über das Erhabene*" (1796) geht er ſo weit, daß ihm die Weltgeſchichte *nur* inſofern erhabenes Object iſt, als ſie den Conflict der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der *Freiheit* des Menſchen und die Unabhängigkeit dieſes letztern von Naturbedingungen zeige, als ſie ein Gemälde der in den *Kampf mit dem Schickſal* eingehenden Menſchheit ſey." Nur der Verſtand ſucht, nach Schiller's kantianiſcher Ueberzeugung, mit ſeiner dürftigen Fackelbeleuchtung in der großen Haushaltung der Natur eine gute Wirthſchaft; die Vernunft dagegen gibt es gutwillig auf, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen. Gerade der gänzliche Mangel einer Zweckverbindung macht dieſes Gedränge von Erſcheinungen für die reine Vernunft zu einem treffenden Sinnbilde ihrer eigenen Unabhängigkeit von Naturerſcheinungen, und Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung können ſich durch dieſe ihnen dargebotene Idee der Freiheit für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten.

Somit war Schiller auf der Höhe angekommen, zu welcher ihn Herr Binder nun (II, 78 ff.) über alle früheren Stufen kantiſcher Erkenntniß begleitet, und auf welcher aller Glaube an die göttliche Fürſehung verflüchtigt, ſo wie alle Möglichkeit der Realiſirung des Idealen im Realen aufgehoben war. Auf dem Standpunkte jetziger Philoſophie könnte man verſucht ſeyn, mitleidig auf den beſchränkten Kantianer zurückzuſehen, der vor funfzig Jahren nicht begreifen wollte, daß die Idee das allein *Wirkliche* iſt, ſo mitleidig, wie auf diejenigen, die auf der andern Seite die volle Realiſirung des Ideals mit der Bibel von einer zur ewigen Gegenwart beſtimmten Zukunft, von einem wahrhaftigen Jenſeits erwarten. Welche Philoſophie wird wohl in funfzig Jahren mitleidig auf beſchränkte Hegelianer herabblicken?

Schiller indeſſen freute ſich ſeines neuen Glaubens als eines „Evangeliums“ (Schiller an Fiſchenich bei Hoffmeiſter, II, 264.), wie er denn überhaupt auch im Briefwechſel mit Goethe die kantiſche Philoſophie, „die keine andere Gegner zu fürchten hat, als Vorurtheile“ (a. a. O.), hier und da mit Prädicaten der Offenbarung und bibliſchen Vergleichungen ausſtattet, was Herr Binder nicht hätte überſehen ſollen. — Die Idee der Unſterblichkeit, wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt iſt, erſchien dem Denker jetzt nur als ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſere Sinnlichkeit, die mit ihren Forderungen ſchlechterdings abgewieſen werden muß, indem aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu ſuchen iſt. Er hielt ſie deßwegen auch für keine erhabene Idee. Die Vorſtellung von der allwiſſenden, heiligen, allmächtigen Gottheit, von einer Macht, der wir nicht ausweichen, noch Widerſtand leiſten können, vor der wir nur eine moraliſche, auf die Gerechtigkeit dieſes Weſens und auf unſere Unſchuld gegründete Sicherheit haben, dieſe Vorſtellung kann erhaben werden, aber ſoll ſie es, ſo dürfen wir das Gefühl unſerer Sicherheit nicht auf unſer Daſeyn, ſondern auf unſere Grundſätze beziehen. Es muß uns gleichgültig ſeyn, wie wir als Naturweſen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von ihrer Macht unabhängig fühlen.... „Unſere Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr, als ihre Mißbilligung — und auch dieſe nur inſofern, als ſie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Geſetze anerkennt.“

So dachte Schiller ſchon im Jahre 1793, denn dieſe verſchiedenen Worte ſind Auszügen entnommen, welche wir Herrn Binder aus der älteren Abhandlung „vom Erhabenen“ in der neuen Thalia (bei Boas, II, 260 ff.) verdanken. Ebenderſelbe vertheidigt auch gegen dieſes ſtoiſch-kantiſche Heidenthum die chriſtliche Weltanſicht S. 90 ff. recht glücklich.

Sodann wird nachgewieſen, daß es Schillern ſelbſt unmöglich war, bei dem ſtarren „du ſollſt!“ des kategoriſchen

Imperativs ſtehen zu bleiben, ja daß die philoſophiſchen Studien ihm ſelbſt anfingen zu entleiden, und ein fünfter Abſchnitt der zweiten Abtheilung führt uns in die Periode neuer poetiſcher Sehnſucht und des neu erwachenden religiöſen Bedürfniſſes ein.

Zuerſt rettete ſich Schiller „aus der Armuth und Troſtloſigkeit ſeiner theoretiſchen Ueberzeugungen,“ ſchon mit dem Jahre 1795, ins Gebiet der poetiſchen Productionen und wurde „durch die Dichtung ſelbſt immer mehr von den philoſophiſchen Abſtractionen ab- und der Natur zugewandt,“ und dieſer Uebergang verjüngte ihn, wie er an Heinrich Meyer (21. Jul. 1797) ſchrieb; in dem Gedichte „Poeſie des Lebens“ baute er ſich ſelbſt „die Brücke“ aus der Speculation zur Poeſie. Sein Brückenmeiſter oder Pontifex Maximus war der große Baumeiſter und Hoheprieſter der Natur, Goethe, ſowie der Dämon, der ihn ſo lange bei der Reflexion zurückhielt, offenbar Wilhelm von Humboldt geweſen war. Ref. wird dieſen Gedanken, den er bei Herrn Binder vollſtändiger erwartet hatte*), im dritten Buche von Schiller's Leben mit Belegen ausführen.

Der Dichter ſelbſt ſah am Ziele ſeines Lebens auf jene Periode ſeines ſtrengſten Kantianismus wie auf eine geſpenſtiſche Zeit zurück. „Die ſpeculative Philoſophie,“ ſchrieb er an Humboldt ſechs Wochen vor ſeinem Tode (2. April 1805), „wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre todten Formeln verſcheucht, ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tieſen Grundideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben."

---

*) In Beziehung auf Goethe erſcheint derſelbe II, 99 ff.

Dieſen Schatz prägte er von 1795 an zehn Jahre lang in klingender, poetiſcher Münze aus. Daß in ſeinem Geiſte der Realismus mit dem Idealismus ſich in ein harmoniſcheres Gleichgewicht ſetzte, ſchreibt der Verf. mit Recht nächſt Goethe dem Studium der Claſſiker zu. Durch Goethe aber ging Schiller nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe über ſich ſelbſt hinaus. Durch die Anſchauung einer ſo entſchiedenen Objectivität rückte er ſeine eigenen ſubjectiven Grenzen viel weiter auseinander.

Seitdem hielt Schiller an der äſthetiſchen Betrachtungsweiſe feſt, zunächſt ohne das Bedürfniß, zur religiöſen hindurch zu dringen; ja, er bewunderte ſeinen Freund Goethe im Wilhelm Meiſter hauptſächlich darum, daß er ſogar hätte zeigen können, „wie eine geſunde und ſchöne Natur keine Gottheit und keine Unſterblichkeit brauche, um ſich zu ſtützen" (Br. 185. II, 131; vergl. Binder, II, 106). Wie Herr Binder dieſe Aeußerung Schiller's anführt, lautet ſie bedenklicher, als ſie gemeint iſt, denn Schiller will bei aller Bewunderung Goethe's demſelben doch im Grunde nur einen Vorwurf über die ſinnliche Anlage ſeines Wilhelm Meiſter's machen und das äſthetiſche Gebiet, in welchem er ſich bewegt, als ein beſchränktes bezeichnen.

Und hier wäre die Stelle geweſen, nachzuweiſen, daß Schiller ſelbſt der Erſte war, der gegen ſein philoſophiſches Syſtem, wenn die Noth an den Mann ging, nach jenen verſchmähten Stützen griff. Wir wollen es verſuchen.

Jener Brief an Goethe iſt vom 9. Juli 1796 datirt. Und doch — als ein paar Monate früher Schiller die traurigſten Nachrichten aus Württemberg und vom Elternhauſe erhalten hatte: die geliebte, jüngſte Schweſter vom Lazarethfieber, das auf dem Schloſſe Solitude wüthete, dahingerafft, bald darauf der Vater von demſelben Fieber ergriffen, dann auch die andere Schweſter, Louiſe, erkrankt; die arme Mutter allein ſtehend — wie ſprach da Schiller, der ſich doch gewiß für keine geiſtig-kranke oder unſchöne Natur zu halten alle Urſache hatte? „Der Himmel ſegne Dich," ſprach er zu ſeiner Schweſter Chriſtophine, als ſie ſich entſchloß, von Meiningen in die Heimath zu reiſen (Wolzogen II, 162), „für dieſen Beweis Deiner kindlichen Liebe!" — „Der guten Louiſe ſchenke GOTT bald ihre Geſundheit wieder," ſchrieb er in die Heimath; „was für eine Wohlthat von Gott iſt es, daß die gute, liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen..... In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vorſicht, die über uns waltet, und mein Herz iſt aufs innigſte davon gerührt" (9. Mai. Wolzog. II, 164. 21. März an den Vater. Boas II, 467). Und nach der Auflöſung des Vaters ſehnte er ſich (Brief an die Mutter ohne Datum, Boas, II, 469), „ſo unſchuldig von ſeinem Leben zu ſcheiden, als Er von dem ſeinigen"*).

---

*) Und ſechs Jahre ſpäter nach dem Tode der Mutter ſchrieb er (1802):

So ſprach der Menſch, der gewiß keiner Heuchelei fähig war, zu derſelben Zeit, da der Denker — Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit hinwegzuklügeln bemüht war. Und nicht nur vor ſeinen Verwandten, auch vor dem Publicum ſprach er ſo. Mit 1797 entſtand der erſte Entwurf zur Glocke, und dieſes lyriſche Gedicht iſt bekanntlich der Träger ſeiner ſubjectivſten Ueberzeugungen. In ſeinen kantianiſchen Abhandlungen legte er die Poſtulate ſeiner theoretiſchen Vernunft nieder; in jenem Liede nicht etwa bloß ein Poſtulat der practiſchen Vernunft, nein, eine Forderung ſeines ganzen Weſens:

Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.

Dieſe Worte, durch die der Dichter die Eroberung von vielen tauſend Herzen gemacht hat, ſind Worte des trauernden und hoffenden Sohnes und Bruders. Sind ſie unverträglich mit der Wahrheit? Sind ſie Lug und Trug der Vorſtellung? Alsdann iſt auch das Chriſtenthum der Bibel eine Erfindung für Dummköpfe, wie ehemals und kürzlich, ehrlich genug, behauptet worden iſt. —

Eine Hauptfrucht von Schiller's Unterhaltungen mit Goethe war des Erſtern unſchätzbare, für die Aeſthetik Epoche machende Abhandlung „über naive und ſentimentaliſche

---

„Möge der Himmel der theuern Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan.“ Am Grabe einer Mutter heuchelt man nicht und accommodirt man ſich nicht.

Dichtung.“ Sowohl in dieſer Abhandlung, als in vielen gleichzeitigen Aeußerungen war er bemüht, die Unzertrennlichkeit der Schönheit und der ſittlichen Güte darzuthun, und noch ſpäter ſchrieb er an Goethe (2. März 1798. Binder, II. 107): „Es iſt wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über äſthetiſche Dinge immer ſich mit der moraliſchen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine Streben nach dem hohen Schönen bei der höchſten Liberalität gegen Alles, was Natur iſt, den Rigorismus im Moraliſchen bei ſich führen würde.“ —

„Die Liebe zur Dichtung,“ fährt nun Herr Binder fort, „erweckte auch das verwandte Bedürfniß der Religion; der inniger in ſich zurückkehrende Geiſt beſann ſich auf das göttliche Urbild in der Tiefe des eigenen Bewußtſeyns, und aus der iſolirt doch nur in der Luft ſchwebenden Poeſie entwickelte ſich die Sehnſucht nach dem Religiöſen. Sind ja doch Vertrauen auf eine liebende Vorſehung, Glaube an ein göttliches Walten, Hinüberblicken in ein anderes Leben Empfindungen, die mit dem Innerſten der Seele verwebt ſind.“

Zu dieſem Satze bilden die oben von uns geſammelten Briefſtellen die Belege. Spuren von chriſtlich-religiöſer Ueberzeugung weiſt darauf Herr Binder aus der vortrefflichen Abhandlung über „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ nach, in welcher Schiller eingeſtand, daß Menſchenfreiheit und Menſchenwürde erſt durch das Chriſtenthum Geltung erlangt haben; ferner aus der Vorrede zum Malteſer-Orden; aus dem Urtheile Schiller's über die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Die letztere Stelle (an Goethe

17. Auguſt 1795) hat jedoch Herr Binder irriger Weiſe auf den ganzen Wilhelm Meiſter bezogen; nicht von dieſem Roman im Allgemeinen, ſondern nur vom fünften Buche ſagt Schiller, daß „der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen durch die Erfahrung der Sünde meiſterhaft gedacht ſey.“ Es iſt zu bedauern, daß der Denker in ſeinem eigenen Syſteme dieſer Erfahrung nicht weiter nachgegangen. Sie würde ſeinen ſpeculativen Idealismus bedeutend modificirt haben.

Hierher gehören auch ſeine „drei Worte des Glaubens,“ welche ſich wenigſtens der Moral des Chriſtenthums zuneigen und ſicherlich nicht in den „drei Worten des Wahnes“ eine paralyſirende Antwort erhalten ſollen, wie ein Begriffsnihilismus thut, wenn er die Glaubensworte ſelbſt durch die Worte des Wahnes als Wahn gedeutet wiſſen will; hierher gehörte vor Allem der Schluß der Diſtichen auf die Johanniter (von Herrn Binder ſpäter benutzt):

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfteſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

Weniger Gewicht vermögen wir auf die angeführten Scenen und Stellen der ſpäteren Dramen Schiller's zu legen, aus welchen nicht er, ſondern ſein Kunſtobject redet *), und

---

*) Nur in der Parabaſe der Hanna Kennedy (Maria Stuart Akt 1. Sc. 4.) ſcheint eine ſubjektive Ahnung Schillers von dämoniſchen Gewalten und ihren Einflüſſen auf das Willensvermögen des Menſchen zu liegen:

— — — „es giebt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnſitz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn
Und zu der Höll' entfliehend das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.“

am wenigſten glauben wir, daß ſeine Unterordnung der Sterblichen und ihrer Freiheit unter das Schickſal einen religiöſen Grund habe. Sie iſt vielmehr eine Frucht ſeiner Studien des griechiſchen Heidenthums. Die verſchwommenen Gedichte „der Pilgrim,“ „Sehnſucht,“ „Thekla eine Geiſterſtimme“ beziehen ſich, wie auch Herr Binder erkennt, nicht auf ein Jenſeits, ſondern ſie ſind theils Klagen der Verzweiflung über die Objectloſigkeit der Ideale, theils ſehr idealiſtiſche Troſtworte.

Von Schiller's Dramen geſteht endlich der Verf. ſelbſt, daß Schiller in ihnen die menſchliche Freiheit und das Schickſal in kein rechtes Gleichgewicht zu ſetzen wußte, und daß eine Verſöhnung beider nur auf chriſtlichem Boden möglich iſt, wobei er jedoch einſieht, daß das „Chriſtlich-Moraliſche,“ worüber der Dichter in „Shakſpeare's Schatten“ ſpottet, nur vom Alltagschriſtenthume, von dem, was unſere Väter Maulchriſtenthum nannten, verſtanden werden darf.

Die Abhandlung eilt nun dem Ende Schiller's entgegen und ſucht aus ſeinen Briefen und der ſchönen Darſtellung ſeiner Schwägerin die Spuren eines Heimwehs nach dem Himmel zuſammen, von welchem der Dichter in den letzten Tagen ſeines Lebens, — wenn wir es an ſeine Philoſophie und Kunſtlehre halten, unerwartet — beſeelt war. Der Verf. rechnet dahin die Rührung, von der Schiller bei

---

Wenigſtens enthalten dieſe Worte eine Andeutung über die Natur der Sünde, die tiefes Nachdenken verräth. Auch Herr Binder citirt dieſe Stelle, jedoch ohne gerade dieſe Folgerung daraus zu ziehen, ſondern er rechnet dieſe zu den Schickſalsſtellen.

himmliſcher Muſik ergriffen wurde, das unruhige und gegenſtandloſe Sehnen, das der Frühling in ihm hervorbrachte, die unausſprechliche Milde, die beſonders im letzten Winter ſein ganzes Weſen durchdrang und ſich als ein wahrer Gottesfriede in all ſeinem Urtheilen und Empfinden kund that. „Der Tod kann kein Uebel ſeyn,“ ſagte er einmal, „da er etwas Allgemeines iſt.“

In dieſer Stimmung kehrte ſich Schiller auch dem Chriſtenthum und ſeinen Verheißungen, und zwar mit Liebe und Wärme zu. „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menſchen erblühen könnten, mit der römiſchen Republik untergegangen ſey,“ — bemerkte er der Schwägerin, die den Livius las, „ſo habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen; das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeyns erhöht und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedruckt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnet.“ Ein ſchöner Commentar zu den Worten

— geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen.

Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit wurden ihm lieb.

Gegen das Ende ſeines Lebens erfüllte ihn auch die welthiſtoriſche Wirkung der Chriſtuslehre, die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters mit immer innigerer und tieferer Ehrfurcht (Fr. v. Wolz., II, 306). So mußte dieſer Geiſt, der bis hierher Demjenigen ausgewichen war, in deſſen Namen ſich beugen ſollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden ſind, noch ſo lange er ſeines Leibes Leben theilte, vor der Majeſtät dieſes Heiligen niederfallen.

Auch auf dem letzten Krankenlager arbeitete Schiller in ſolchen Gedanken, und wenn er in Fieberträumen ſich noch polemiſch mit den ſinnlichen Vorſtellungsweiſen jener Welt, gegen die der Dichter und Denker von Jugend auf angekämpft, beſchäftigen mußte, ſo daß man ihn einmal vor dem Erwachen ausrufen hörte: „Iſt das eure Hölle, iſt das euer Himmel?“ ſo fühlte er ſich doch bei hellem Bewußtſeyn, auf ſeinen innern Zuſtand deutend, „immer beſſer, immer heiterer.“

Referent beſinnt ſich auf die Vorleſung eines bis jetzt unentdeckten Briefes, den Schiller an einen Jugendfreund geſchrieben, gegen welchen er ſich wegen ſeines langen Stillſchweigens entſchuldigt. „Es geht mir“ — hieß es ungefähr darin — „mit Ihnen wie mit unſerm lieben Gott, zu dem ich auch nie bete, und von dem ich doch gewiß weiß, daß er mich in ſeinem Herzen trägt.“ Unglaube und Glaube vermengten ſich wunderbar in dieſem Worte. Aber die widerſtrebende Seele ſollte auch noch das Flehen zu dem perſönlichen Gott aus dem Staube lernen, und in der Einſamkeit ſeiner Leidensnächte hörte ſein treuer Diener, der bei ihm wachte, ihn einigemal Gott anrufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren.

Doch wir wenden uns wieder zu Herrn Binder, der in einer dritten Abtheilung ſeiner Schrift es unternimmt, Schiller's Geſammtverhältniß zum Chriſtenthume, ſynthetiſch betrachtet, darzuſtellen und ſomit das Gebäude ſeines Glaubens aufzuführen. Dem erſten Abſchnitte derſelben, der von des Dichters Verhältniß zur griechiſch-heidniſchen Weltanſchauung handelt, ſind Guſtav Pfizer's ſchöne Verſe aus dem Schillersalbum vorangeſtellt, welche mit dem glänzenden und wahren Gedanken über die Götter Griechenlands ſchließen:

Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren;
Sie riefſt du an — und wußteſt ſelbſt es nicht,
Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren.

Dieſer Abſchnitt folgert aus der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung, deren Ideengang er darlegt, daß Schiller nicht taub gegen die Anforderungen der chriſtlich-modernen Zeit und nicht blind gegen ihre Vorzüge, daß er kein ausſchließlicher Verehrer der Alten geweſen, was auch aus dem Briefwechſel Schiller's mit Humboldt nachgewieſen wird. „Auch in den äſthetiſchen Briefen läßt Schiller die Vernunft mit ihren Geſetzen immer vorangehen und hat dabei unſere moderne Moralität im Sinne, die auf ein Ideal von Heiligkeit gerichtet iſt, von dem die Griechen nichts wußten.“ Von ihnen unterſcheidet ſich Schiller durch ſeine größere Innerlichkeit und Gemüthsfülle (II, 135). Seinen Tragödien Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wallenſtein liegt die chriſtliche Religionsanſchauung zu Grunde, und ſelbſt in der Braut von Meſſina iſt die innere Beziehung der Gemüther zu einander modern. Auch wo der Dichter einen Stoff aus der Mythologie bearbeitet, verklärt er ihn durch die Innerlichkeit. Kurz, er ſteht bei aller Gerechtigkeit und Achtung gegen das Alterthum auf einem ungleich höheren Standpunkte (II, 135 — 138).

Der zweite Abſchnitt behandelt „Schiller's theoretiſches Verhältniß zum Chriſtenthume“ im Allgemeinen und verwahrt ſich vor allen Dingen gegen die Ungerechtigkeit, die alles Edle und Schöne, auch wenn es aus dem Schoße des Chriſtenthums ſelbſt hervorging, verwirft, wenn es nicht den Namen des Chriſtlichen immer und immer wieder zur Schau führt, und die Solchen, welche, durch Reflexion, Kunſt und Philoſophie darauf geführt, eigenthümliche, wenn auch theilweiſe irrige, Vorſtellungen vom Chriſtenthume hegen, deßhalb chriſtliches Leben überhaupt abſpricht. Durch dieſe liebloſe und beſchränkte Anſicht wurde namentlich, ebenſo ſehr als durch herzloſen Rationalismus und ſtarre Orthodoxie, Schiller abgehalten, das Chriſtenthum ganz würdigen zu lernen, und er, der demſelben durch ſeine Sehnſucht, ſein redliches Streben nach Wahrheit, ſein Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit ſo nahe ſtand, glaubte dennoch aus Religion keine von allen poſitiven Religionen bekennen zu dürfen. Nicht als Denker, aber als Dichter gehört er der chriſtlichen Welt und Bildung an. (Wir vermeiden bei dieſem Auszuge das Wort romantiſch, weil wir es nicht mit Herrn B. von Schiller's Poeſie prädiciren zu dürfen glauben.) Neben manchen nicht chriſtlichen Behauptungen finden ſich ſo viele Züge echt chriſtlichen Sinnes und Lebens bei ihm, daß jene abweichenden Anſichten höchſtens als Irrthümer der Erkenntniß anzuſehen ſind. Solche Züge ſucht dann der Verf. zuſammen aus den Gedichten „der Genius“, „Spaziergang“, „Macht des Geſanges“, „Elegie“, „Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete“ (II, 138—146.).

Sicherlich ſind es auch ſolche Töne, ſolche chriſtliche Reminiscenzen in der höchſten und edelſten Form, durch welche Schiller mit ſo unzähligen Gemüthern, zu welchen die Poeſie nur durch Religion und Moral zu ſprechen vermag, aufs innigſte zuſammenhängt, eine Verbindung, die keine Kritik und keine Verketzerung zu ſtören vermögend ſeyn wird.

Im dritten Abſchnitte, über „Schiller's Begriffe von Gott“, werden den „Idealen“ und den „Worten des Wahns“ die „Worte des Glaubens“ gegenüber geſtellt, und es wird gezeigt, daß der unlebendige Gott Fichte's, der ordo ordinans der Welt, nicht der Gott Schiller's war. Zu dieſem Behufe wird mit Recht die claſſiſche Stelle aus einem Briefe Schiller's an Goethe angeführt (28. Octbr. 1794, Brief 21), welche aber vollſtändig hätte mitgetheilt werden ſollen. Nachdem Schiller bemerkt hat, daß das Geſetz der Veränderung, vor welchem kein menſchliches und kein göttliches (?) Werk Gnade findet, auch die Form der kantiſchen Philoſophie, ſowie jede andere, zerſtören werde, daß aber die Fundamente derſelben dieß Schickſal nicht zu fürchten haben, weil, ſo alt das Menſchengeſchlecht und ſo lange es Vernunft gibt, man ſie ſtillſchweigend anerkannt und im Ganzen danach gehandelt habe, fährt er fort, wie folgt: „Mit der Philoſophie unſeres Freundes Fichte dürfte es nicht dieſe Bewandtniß haben.

Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eigenen Gemeinde, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjectiven Spinozismus hinausläuft. (Weishuhn), nach Allem, was ich höre, ein trefflicher philoſophiſcher Kopf, glaubt ſchon ein Loch in ſein Syſtem gemacht zu haben und wird gegen ihn ſchreiben*). Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in ſeinem Buche war noch nicht davon die Rede, iſt das Ich auch durch ſeine Vorſtellungen erſchaffend, und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!!**) Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten."

Dieſe Stelle in dieſem Zuſammenhange wird für immer gegen diejenigen zeugen, welche mit Zuverſicht unſern Schiller zum Mitſchuldigen ihrer Vergötterung des Menſchenbewußtſeyns (wenn auch nur des ſpeculativen) machen wollen. Der Mann, dem Fichte lächerlich vorkam, weil er auf dem Katheder geſagt haben konnte: „Morgen, meine Herren, werde ich Gott erſchaffen", würde es gewiß nicht mit denen gehalten haben, die vom Katheder herab lehren konnten: „Heute und alle Stunden, meine Herren, helfen wir Gott zu ſeinem Bewußtſeyn."

Den Widerſtand gegen alle unbegründeten Anmaßungen der Philoſophie weiſt ſodann der Verfaſſer aus mehreren

---

*) Bis hieher hat Herr Binder nicht citirt.

**) Auch dieſe zwei charakteriſtiſchen Ausrufungszeichen ſind mit Unrecht bei Herrn B. weggeblieben.

Gedichten: „der philoſ. Egoiſt“, „an die Weltweiſen“, „an einen Weltverbeſſerer“ nach. Dann verwundert er ſich, daß der Sänger „des Tanzes“, der ſo gerne im Verwirrten das Geſetz aufſuchte, ſo entſchieden (wenigſtens in ſeiner philoſophiſchen Periode) darauf reſignirte, Ordnung in der ſcheinbaren Unordnung der Weltereigniſſe zu ſehen, den Finger Gottes, d. h. Vernunft, in der Geſchichte zu finden. „Das Werden des Reiches Gottes, die Allgegenwart des Chriſtenthums in der Geſchichte und in allen Formen der Poeſie und Philoſophie, die Novalis ahnte, hat Schiller nicht erkannt.... Die göttliche Weltordnung war ihm „das verſchleierte Bild zu Sais“, deſſen Schleier kein Sterblicher rückt, bis die Gottheit ſelbſt ihn hebt“ (II, 149 — 156).

Sodann werden jedoch ſowohl aus Humboldt's Zeugniß, als aus einzelnen ſchiller'ſchen Gedichten Belege beigebracht, daß Schiller ſich dem Glauben an eine Weltregierung und einen Weltenplan nicht entziehen konnte: „Künſtler“; „Columbus“; „Ibykus“; „Eiſenhammer“; „Gr. v. Habsburg“; „Theophanie.“ Freilich gegen den unlebendigen Gott ſeines Zeitalters, gegen abſtracten Monotheismus hatte er eine unwiderſtehliche Abneigung („Götter Griechenlands“) (II, 156 — 162).

Nur hätte Herr B. nicht eine ſehr zweideutige Stelle von Gans zu Gunſten der chriſtlichen Weltanſicht citiren ſollen, in welcher geſagt wird, Gott habe zunächſt die Welt der unbewußten Natur und, dieſe widerlegend, die Welt des bewußten Geiſtes, in deſſen Wiſſen Gott ſelbſt erſt zu ſeinem Gewußtwerden gelangt, — geſchaffen.

Ein ſolches Sichzertheilen darf nicht für die *chriſtliche Schöpfungslehre* ausgegeben werden.

„Schiller“, heißt es bei Herrn B. weiter, „hat den Weltgeiſt geliebt in der Natur; in ihr ſchaute er freudig und mit frommem Sinne ſeinem Wirken zu“ („Ideale“; „Elegie“; „Spaziergang“). „Schiller's Gemeingefühl, ſein Welt- und Naturgefühl, jener Zug einer göttlichen Liebe iſt echt religiös..... Wenn Schiller Gott auch nicht als Vater Jeſu Chriſti erkannte, ſo erkannte er ihn doch als mächtigen Schöpfer und Erhalter, als heiligen Gott, als liebevollen Vater ſeiner Geſchöpfe“ (II, 164—166).

Der *vierte Abſchnitt* geht auf „Schiller's Lehre vom Menſchen und ſeinem Falle“ über. „Das Göttliche im Menſchen“, ſagt er, „iſt nach Schiller die hohe *dämoniſche* Freiheit in ſeiner Bruſt....“ Den ſogenannten Sündenfall erklärt er in ſeiner Abhandlung über die moſaiſche Urkunde für einen Rieſenſchritt der Menſchheit, für den Abfall des Menſchen von ſeinem Inſtincte, die erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, das erſte Wageſtück ſeiner Vernunft, den erſten Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns, der das moraliſche Uebel in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gut darin möglich zu machen. Daß zu dieſer Anſicht *Michelet* mit rein hegel'ſchen Behauptungen, dann *Roſenkranz* mit deßgleichen, und erſt nebenbei *Hegel* angeführt wird, iſt ſeltſam und macht den Eindruck, wie wenn Jemand die Diener becomplimentirt und den Herrn auf der Seite ſtehen läßt; es hätte eine Stelle aus Hegel's Religionsphiloſophie hergehört. Wir übergehen, was B.

weiter über die ſchiller'ſche Anſicht bemerkt, und begnügen uns mit ſeiner Nachweiſung, daß in Schiller's Sehnſucht nach der verlorenen Unſchuld, ihm unbewußt, ein tiefes Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit gelegen ſey, was mit einer Stelle aus dem Lehrgedichte „die Ideale und das Leben" (Str. 10) belegt wird.

Der fünfte Abſchnitt verbreitet ſich über Schiller's Heilslehre und enthält insbeſondere einen Auszug aus „Anmuth und Würde". Hier muß der Verf. zugeſtehen, daß Schiller den Menſchen nur durch äſthetiſche Bildung verſöhnen, die Welt nur durch die Kunſt erlöſen wollte („die Künſtler"; „die vier Weltalter"; „Macht des Geſanges"), und daß dieſe Heilslehre, die auch von W. v. Humboldt als die ſchiller'ſche erkannt wird (Humb. Einl. S. 30, 31, Binder, II, 183, und dazu vergl. Humb. an Schiller, S. 483), eine ariſtokratiſche ſey; wobei wir auch noch an den Schluß der äſthetiſchen Briefe erinnern, der den äſthetiſch-moraliſchen Staat, „den Staat des ſchönen Scheines" auf einige wenige auserleſene Zirkel, das heißt am Ende auf den Sälen des Prinzen von Auguſtenburg und des Grafen Schimmelmann reducirt (Schiller, Ausg. in Einem Bande, S. 1221, 6), während ein Heilsmittel allgemein wirkſam ſeyn muß, und die heilſame Gnade Gottes allen Menſchen erſchienen iſt.

Hier hat ſich der Referent gegen eine Anklage zu rechtfertigen. Es iſt ihm als Falſchheit ausgelegt worden, daß er unter der Statue des Dichters behauptet hat, die Grazie ſeiner Kunſtmoral ſey der himmliſchen Charis, der überirdiſchen Umwandlerin des natürlichen Menſchen, nicht fremd und entgegengeſetzt, und daß er es für keinen verwerflichen Irrthum erklärt hat, wenn Schiller in ſeiner Ueberzeugung und ſeiner Poeſie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Verſuch in ſeinen Dichtungen wagte, die Schönheit gleich einem Gnadenmittel wirken zu laſſen. Zum Theile ſind dieſe Worte ſchon durch das Bisherige erklärt und erläutert. Daß Schiller wirklich dieſen Verſuch machte, daß es ſeines Herzens redliche Meinung ſo war, ja, daß er nicht in einem ſo engen Kreiſe zu wirken beabſichtigte, als jenes Compliment an den genannten Prinzen glauben machen will, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Und wer wollte leugnen, daß dieſe ſittlich-äſthetiſche Grazie eine Freundin der himmliſchen Charis iſt, wenn er derſelben auch nicht die gleiche Umwandlungskraft, wie Schiller, zutraut, wer, dem nicht Zweifel oder Buchſtabenglaube das himmliſch-ſchöne menſchliche Charakterbild des Erlöſers ganz verdunkelt haben?

Was dieſe Grazie aus Schiller gemacht hat, wie ſie ſein Geſchmacksurtheil, ſeinen Verſtand und ſeine Vernunft gebildet, ſeine Sitten veredelt, ſeinen Charakter verklärt hat, wer wollte es nicht ſchauen und anerkennen? Iſt aber damit geleugnet, daß an dieſer Wunderwirkung nicht auch das Chriſtenthum ſeinen Antheil habe, und zwar nicht nur in dem Sinne, in welchem Origenes den Sokrates und andere fromme Heiden Chriſten nennt, im Sinne der Kirchenväter, welchen Goethe verwirft, daß ſie von jeher Alles, was vernünftig und gut war, ſich dadurch zueigneten, daß ſie es dem Logos zuſchrieben (G. an Sch., 25. Nov. 1795). Nein, auch in viel beſtimmterem Sinne darf behauptet werden, daß Schiller in ſeinem Leben und ſeiner Bildung von anererbten Wohlthaten des Chriſtenthums*), daß er als Sohn, Enkel und Urenkel frommer Eltern von der dreihundertjährigen Taufgnade der Reformation zehrte, daß er viel mehr Chriſt war, als er ſelbſt es wußte, und daß er, der Diener der Schönheit und Grazie, doch eigentlich nur dann als ein Gegner der poſitiven Religion auftrat, wenn er in ſeinem Eifer für die erſtere fürchtete, das Chriſtenthum möchte als Tyrann und Eroberer auf einem ihm nicht urſprünglich zinsbaren Gebiete auftreten wollen.

Daß er ſelbſt an die Möglichkeit einer Verbindung der himmliſchen Charis mit der irdiſchen dachte, beweiſt jene vom Ref. (und Herrn Binder, II, 184) angeführte Stelle über die Majeſtät der Heiligen und der weitere Beiſatz Schiller's: „Wer mir in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.“ Iſt's glaublich, daß Schiller hier nicht an die Perſon Jeſu dachte? Noch entſchiedener chriſtlich lautet ſein Wort an Goethe über die ſchöne Seele (vom 17. Aug. 1795), wo er zu wenig von ſeinem Freunde darüber geſagt findet, „was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſeyn kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann.“

„Ich finde“, ſpricht er hier, „in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinne die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird..... Ich bemerke, daß ich dieſe Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören."

---

*) Mit ähnlichen Gedanken ſchließt auch Herr Binder ſein Buch gut und eindringlich (II, 211).

Mit dieſem Saitenklange der Geiſtesharfe Schiller's, der über ſeine Polemik gegen das Chriſtenthum den vollſtändigſten Aufſchluß gibt, könnten wir unſere Anzeige und Unterſuchung verklingen laſſen, denn der ſechſte Abſchnitt der dritten Abhandlung, der die binder'ſche Schrift beſchließt, über „die praktiſch chriſtliche Weltanſchauung Schiller's", bringt nur Allbekanntes und Unwiderſprochenes. Aber wir haben noch einen Klang auf der Dichterharfe des großen Landsmannes gut, einen Klang, der recht aus der Tiefe eines nicht mehr von Kant, ſondern von einem höheren Geiſte angewehten Gemüthes ſtammt, einen Klang, der das ſinnbegabte Echo von einem Worte des funfzehnjährigen Schiller's war*), einen Klang, zuſammenſtimmend mit dem göttlichen Worte: „die Liebe höret nimmer auf.“ Es iſt der Schluß eines unzweifelhaft echten, zwar in fremdem Namen, zur Vermählung eines ſeiner würdigſten Freunde, aber aus der Fülle ſeiner Seele (um 1801) von Schiller gedichteten Hochzeitliedes (Boas, I. 73—79). Dieſes Wort bedarf keinen Commentar, und lautet:

Ewig, wie du ſelber biſt,
Freu' dich deiner Beute!
Wenn die Sonne nicht mehr iſt,
Liebe noch wie heute!

---

[*] „Nicht genügt mit der unendlichen Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wälzt und Sonnen in ewigen Ketten hält . . . . iſt in der Geiſterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe iſt es, die Seelen an Seelen kettet. Liebe iſt es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geſchöpfe herunterneigt, das endliche Geſchöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer.“ Schiller, am 10. Jan. 1775. (S. Schillers erſte Jugendſchrift. [illegible], 1839. S. 23.)

Guſtav Schwab.

G. Schwab's Rede bei Enthüllung der Schillersſtatue.

„Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Luſt verſenkt, ſtehen wir Tauſende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefſinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuren Volksgenoſſen, der unſer Stolz und unſere Liebe iſt. Dank den Hunderttauſenden vom Palaſte bis zur Hütte, in Deutſchland und jenſeits ſeiner Gränzen, deren Unterſtützung die Erfüllung unſerer Sehnſucht, ſeine Geſtalt in der früheſten Heimath ſeines Geiſtes zu ſchauen, unſeres Wunſches, ihn hier der Nation und der Welt darſtellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unſrem huldreichen Könige, der unſre Gefühle theilt, der ſich mit fürſtlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugeſellt, der dem gefeierten Mitbürger dieſe würdige Stelle eingeräumt hat; Dank dem größten Bildner unſrer Zeit, Thorwaldſen, den die Schweſter der Dichtkunſt begeiſtert hat, ſein Aetherbild zu ſchaffen, den ſeine Verehrung des Dichters getrieben, das Geſchaffene uns als Geſchenk zu überlaſſen, dieſes Bild, das jetzt, kunſtreich im Erze feſtgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, deſſen großer Geiſt in ſeinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erſcheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß ſie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
Und ſo entſtieg er der Form, an Geſtalt Unſterblichen ähnlich.

Es ſind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundſchaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern ſein Blut fließt. Sie erfreuen ſich des Wiederſehens in dieſem Augenblicke: es iſt, wie man das Wiederſehen eines ſeligen Geiſtes ſich vorſtellt. Doch auch unter uns Andern iſt Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verſchönt, verherrlicht wieder fände.

Ja, bei dieſem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an ſeinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieſes Bild iſt mit der Anmuth beſeelt, die er ſelbſt von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieſes Bild ſagt uns, was in ihm war, und was er aus ſich gemacht hat; die ernſte Milde dieſer ganzen Erſcheinung beſtätigt uns die goldene Wahrheit ſeines Mundes, daß Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; dieſe Züge laſſen uns „das genialiſche Geheimniß“ ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm iſt.“

Dieſe Stirne verſetzt uns in die geiſtige Werkſtätte, aus der jene gediegenen Kunſtwerke hervorgegangen ſind, die den empfänglichen Leſer mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlaſſen, die der Dichter als Kritiker poſtulirte; auf dieſer Stirne ſchwebt „das Kunſtgeheimniß des Meiſters, vermöge deſſen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geiſtreiche und freie Behandlung des gemeinen Daſeyns auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinſte ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Dieſe Stirne hat über der Beſtimmung und dem Geſchicke der Menſchheit geſonnen, und in den Darſtellungen der Kunſt dieſes Geſchick nach ſeiner Weſenheit wiedergeboren. „Das unſichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erſcheinung zu entvölkern," war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieſes tiefe und doch heitere Auge ſah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Geſtalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es ſah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Geſetzen iſt; deßwegen lehrte auch ſein Wink die Stürmiſchen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöſcht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zuſammenhange mit dem moraliſchen Adel unſeres Weſens. Die Natur erſchien dieſem aufgeſchloſſenen Blicke als „eine beſtändige Göttererſcheinung, die uns erquickend umgibt," der Menſch in ſeiner mannigfaltigen Verkehrung als eine geweſene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Geſittung zur Natur zurückgeführt werden ſoll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Friſche jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, ſenkte ſich auf euch von dieſer Denkerſtirne, aus dieſem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauſchtet, durch den Mißbrauch ſchulgerechter Formen euch am guten Geſchmacke zu verſündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne ſeinem Bedürfniß und ſeinen Neigungen die Stimme ſtreitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch ſpreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieſer Mund ermuthigte eine Jugend, die ſeitdem zum Theil in öffentlichen Geſchäften ergraut iſt, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergeſſen, und wiederum verlangte er von dem Menſchen in der Zeit, ſich zum Menſchen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, ſich zur Gattung zu ſteigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menſchen zu ſeinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine lebende Mitwelt, die phyſiſche Möglichkeit der Freiheit zu verſchmähen, wo die moraliſche fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunſt, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Geſetz empfangen ſoll, von dem herrſchenden Bedürfniß, das die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch beugt, von dem Nutzen, dem

Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen.

Aber wenn auch der Geſang dieſes Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, ſo wollte doch ſein Wort nicht dulden, daß der denkende Geiſt, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl ſollte neben dem unbeſtechlichen Bewußtſeyn gelten; vom alles trennenden Verſtand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in ſeiner Bruſt, gegen den Widerſtand der Zeit ringen will, ſpricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, was ſie bedürfen, nicht was ſie loben; gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten: ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand deiner Triebe verwandelſt."

Und ſo dachte, ſo lehrte, ſo dichtete handelnd Schiller, denn ſeines kurzen, ſchöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienſt, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieſes Mannes als ein Wallfahrtsbild hinſtellen, wenn wir Anweſenden ſelbſt den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer ſo vieles Schönen und Erhabenen, mit entblöſtem Haupt in ſeinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die dieſen Geiſt in ihrer reinen Glut geläutert hat, iſt keine heidniſche Gottheit, iſt der himmliſchen Charis, der überirdiſchen Umwandlerin des natürlichen Menſchen, nicht fremd und entgegengeſetzt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthume befangen geweſen, wenn ſeine Ueberzeugung und ſeine Poeſie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Verſuch in ſeinen Dichtungen und an ſeiner Perſon wagte, die Schönheit (um die Sprache unſerer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu laſſen, wenn er hoffte, daß ſie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen ſollte? Setzen doch unſere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienſtes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdiſchen Menſchenleibes in einen himmliſchen — ſetzen ſie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der weſentlichen Schönheit im Weltall! Auch iſt Schiller es, der geſchrieben: „Kann ein Menſch uns das Heilige repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Kniee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an ihm ſichtbar wird. Die ſchöne Seele kennt kein ſüßeres Glück, als das Heilige in ſich außer ſich verwirklicht zu ſehen und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen.“ Sollte das Herz des Mannes, der ſo geſprochen hat, ferne von Demjenigen geweſen ſeyn, deſſen Weſen er — ſeine Worte bezeugen's — ſo klar erkannt, wenn er auch ſeinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, deſſen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben iſt, der über alle Namen iſt!

Der Platz, auf welchem wir ſtehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetſcht, und die jetzt eben über ſeinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt dieſe Wendung der Rede. Fürwahr, nichts ſtimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erſcheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch ſo Vieles im Gebiete des Werdens der ſtetigen Entwicklung überlaſſen bleiben: das Höchſte bringt der Urgeiſt doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick ſchenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unſer Dichter ſingt. Ereigniſſe können berechnet, können vorhergeſagt werden, Geiſter nicht; keine Weltweisheit beſitzt ein Orakel für die Erſcheinung der Genien; der unerforſchliche Wille des Schöpfers ſpricht ſein plötzliches Werde über ſie. Auch Schillers Geiſt ſtammt aus dieſem Urquell. Die Hülle, die dieſen unſterblichen Geiſt umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor dieſem Bilde ſteht — Ihr gibt er die Ehre.“

Nachträgliche Aphorismen

von

C. Ullmann.

1. Der moderne Cultus des Genius und der antike Geniencultus.

Alles, was Sinn hat, hat auch Zuſammenhang, nicht bloß in ſich ſelbſt, ſondern auch mit andern Dingen; nur der Unſinn ſteht völlig iſolirt und abgeriſſen da. Inſofern nun in dem Cultus des Genius auch ein guter Sinn und eine relative Wahrheit liegt — denn wenn er, wie man mir geſagt, reiner Nonſens wäre, ſo würde es ſehr wenig Verſtand verrathen, ſchon überhaupt dagegen zu polemiſiren, und insbeſondere ihm eine feine und höfliche Art der Polemik angedeihen zu laſſen — inſofern alſo Sinn und Wahrheit darin liegt, wird Aehnliches auch ſchon früher vorgekommen ſeyn; aber natürlich, da nichts unter der Sonne in derſelben Geſtalt wiederkehrt, in anderer Bedeutung und Verbindung. Dieſes Verhältniß findet nun auch ſtatt zwiſchen dem modernen Cultus des Genius und dem antiken Cultus der Genien; es zeigt ſich zwiſchen beiden ebenſowohl eine gewiſſe Verwandtſchaft, als eine durchgreifende Verſchiedenheit.

Mit dem alterthümlichen Cultus der Genien verhielt es ſich aber, um es hier in der Kürze zuſammenzufaſſen*), folgendergeſtalt: die alten Völker, beſonders die Griechen und Römer, veranſchaulichten und vergewiſſerten ſich die Gemeinſchaft zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen unter andern auch dadurch, daß ſie zwiſchen die Götter- und Menſchenwelt Mittelweſen ſetzten, die, obwohl ſelbſt göttlicher Art, doch dem Menſchen näher ſtehend, ähnlich wie auf dem Boden des Monotheismus die Engel, ſich des menſchlichen Lebens und Schickſals als beſondere Freunde und Schutzhorte annehmen, ſowohl in Beziehung auf die einzelne Perſon als in Beziehung auf größere menſchliche Gemeinſchaften, in der Weiſe, daß ſie z. B. die einzelne Seele aus dem höheren Orte in dieſe niedere Welt geleiten, ihr das Gewand des Leibes bereiten, ſie durchs Leben führen und den Uebergang in ein anderes Daſeyn vermitteln, oder daß ſie ganzen Gemeinſchaften als begründende, belebende und ſchützende Mächte vorſtehen. Zugleich wird in dieſen Genien das Urbildliche, der reinſte geiſtige Abglanz derjenigen Perſönlichkeiten, denen ſie oder die ihnen angehören, verwirklicht gedacht, und in dieſem Sinne haben ſelbſt die Götter, inſofern ihrer Erſcheinung eine Urbildlichkeit zum Grunde liegt, ihre Genien. Der Genius, den die alte Welt dem Einzelnen beigab, war deſſen potenzirte Individualität, ſelbſt wieder als Perſon gedacht, ſein verklärtes Ich, und eben darum auch ſein leitender, ſchirmender Geiſt, ſein Schutzgeiſt. Das Urbildliche und Schützende fiel im Begriffe des Genius in eins zuſammen. In dieſem Sinne, dachte ſich die alte Welt, hat jeder Menſch ſeinen Genius, ein Höheres, das ſeinem Leben das eigenthümliche Gepräge, die eigentliche Kraft und Weihe gibt, das ihm als Myſtagog des Lebens, als Leiter zum Höchſten dient, gleichſam der beſondere Gott der menſchlichen Natur, das Göttliche der Individualität. Dieſer Genius iſt dem Menſchen ein heiliges Weſen, dem er jede Art der Verehrung widmet, das er durch heiligen Dienſt gewinnt und ſich gewogen erhält, oder, wenn es erzürnt und verfinſtert iſt, wieder verſöhnt. So weihet der Menſch ſeinem eigenen Genius einen ernſten und bedeutſamen religiöſen Cultus. Iſt nun ein Menſch unter den andern hervorragend, ſo hat er auch einen höheren, ſtärkeren Genius, und die Geſinnungen der Pietät gegen dieſen höher geſtellten, begünſtigten Menſchen drücken ſich auch in einer entſprechenden Ehrerbietung gegen ſeinen Genius aus. Darum verehren die Diener die Genien ihrer Herrſchaft, die Kinder die der Eltern, ein ganzes Volk die ſeiner Wohlthäter, Heroen und Herrſcher. Aus dieſer, urſprünglich rein religiöſen, Quelle entſprang die Verehrung der Genien der römiſchen Kaiſer, bei denen man zu ſchwören pflegte, und zuletzt, da ſich kriechende Schmeichelei hinzugeſellte, die Apotheoſe der Herrſcher ſelbſt, auch der ſchlechteſten. Aber, wie bemerkt, nicht bloß die Individuen hatten ihre Genien, ſondern auch die Geſammtheiten: die Familien (genius domesticus), die Städte, die Völker und Reiche; namentlich war in Rom dieſer Cultus heimiſch, indem die ewige Stadt ſelbſt, das Heer, der Senat ihre ſchirmenden Genien verehrten; außerdem finden wir den Geniencultus beſonders in den Colonien, wo ihnen, wie aus unzähligen Denkmälern hervorgeht, Altäre errichtet, Tempel gebaut und eigene Opfer gebracht wurden. Ja bis zum Höchſten hinauf und bis zum Tiefſten hinab erweiterte ſich dieſe Vorſtellung: denn auch der Gott hatte ſeinen Genius, der auf Bildwerken neben ihm als ſein freundliches Ur- und Ebenbild in verkleinertem Maaßſtabe dargeſtellt wurde, und ſelbſt die Welt der Thiere, der Pflanzen und Metalle war von Genien belebt, beſeelt und regiert. In den Genien wird das in die Welt, die menſchliche und untermenſchliche, die belebte und unbelebte, ſich herablaſſende Göttliche angeſchaut, wie in den Heroen das zur göttlichen Herrlichkeit ſich emporringende Menſchliche.

---

*) Da es hier nicht auf eine gelehrte Ausführung, ſondern nur auf Andeutung der Grundgedanken abgeſehen ſeyn kann, ſo verweiſe ich, was das Weitere betrifft, auf Creuzers Symbolik im dritten Band an vielen Stellen, beſonders S. 32. 42. 44. 67. 71. 78. 511. 512. 515; auch im zweiten Bande S. 546. 592 u. a., ſo wie auf die Schriften, welche J. A. Fabricius in ſeiner Bibliographia antiquaria cap. VIII. §. 28 u. 29. S. 383 ff. anführt.

Vergleichen wir nun dieſen alterthümlichen Gedankenkreis mit dem modernen Gedanken des Geniencultes, ſo bieten ſie allerdings einen Punct der Verwandtſchaft dar. In beiden wird die potenzirte, mächtige, herrſchende oder ſchützende Geiſteskraft Gegenſtand der Verehrung; denn es liegt in dem, was das Alterthum den Genius eines Menſchen nennt, offenbar auch die Beſtimmung, daß darin das Höchſte und Beßte dieſes Menſchen enthalten ſey: der Genius iſt nach einer Seite hin der verklärte Menſch ſelbſt, er iſt das Symbol der Geſinnung, in welcher der Menſch handelt, der Kraft, durch die er wirkt, der Geſtalt, die ſein Leben gewonnen, er iſt, wie die Alten es ausdrücken, der Myſtagog des Lebens, oder, wie ein neuerer Forſcher ſagt, der Gott der menſchlichen Natur. Inſofern iſt alſo auch der antike Cult der Genien eine Verehrung des Menſchlichen, aber des Menſchlichen in ſeiner Reinheit, Vollkommenheit und Urbildlichkeit. Hierin ſchließt ſich der moderne Gedanke an das Alterthümliche an, aber auf demſelben Puncte tritt nach einer andern Seite auch die Verſchiedenheit hervor. Für die antike Welt war der Genius zwar auch das Ideal des Menſchlichen, ſey es in der Einzelheit oder in größeren Geſammtheiten, aber zugleich war er etwas objectiv Göttliches, eine wirkliche, nur in die genaueſte Beziehung zu einem beſonderen, enger oder weiter begrenzten, menſchlichen Lebenskreiſe geſetzte göttliche Perſönlichkeit. Für den modernen Begriff dagegen iſt der Genius nicht zugleich etwas Göttliches außer und über dem Menſchlichen, ſondern er iſt das Göttliche rein innerhalb des Menſchlichen ſelbſt, er iſt ganz und vollſtändig nur das Menſchliche, zwar das Menſchliche nach ſeiner höheren Seite gedacht, aber doch von demſelben auf keine Weiſe zu trennen. Vermöge dieſer Verſchiedenheit des Begriffs muß dann auch die Art der Verehrung des Genius eine weſentlich verſchiedene ſeyn. Bei den Alten war der Cultus der Genien eine wirkliche Religion: die Genien hatten Altäre, Tempel und Opfer und in ihrem Dienſte lag etwas Geheimnißtiefes und Ahnungsvolles, der Menſch konnte ſich in heiligem Ernſte vor ſeinem eigenen Genius und noch mehr vor den Genien höherer Perſönlichkeiten und ganzer Gemeinweſen, wie vor göttlich herrſchenden Schutzmächten, beugen; der Genien-Cultus trat zur Verehrung der Götter nicht in einen Gegenſatz, ſondern er ſtand mit ihr in organiſcher Verbindung, er leitete auf ſie hinüber und konnte ſich, inſofern auch der Gott ſeinen Genius hatte, mit ihr verſchmelzen; endlich, was eine Hauptſache iſt, er war etwas allgemein Zugängliches, Populäres, denn auch dem Geringſten im Volke konnte das nahe gebracht und auf ſeine eigene Perſon anwendbar gemacht werden, was das Weſen dieſes Cultus bildete. Dieß alles aber iſt bei dem Cultus des Genius im modernen Sinne nicht denkbar. Eine ganz innerhalb der Grenzen des Menſchlichen ſich haltende Verehrung großer Männer kann nie eigentliche Religion ſeyn, ſondern verhält ſich zur Religion wie Bewunderung zur Anbetung oder wird, wenn ſie wirkliche Religion ſeyn will, zum Götzendienſte; ſie tritt mit der Religion als Anbetung Gottes nicht in organiſche Verbindung, ſondern ſtellt ſich ihr, ſobald ſie ſich für ſich allein fixirt, feindlich entgegen; ſie iſt, da ſie ſich nur auf die hervorragenden Perſönlichkeiten in der Menſchheit bezieht, und deren eigentliches Verſtändniß nur dem höher Gebildeten zugänglich iſt, etwas durch und durch Ariſtokratiſches und ſchließt eben dadurch, daß ſie die Maſſe der Menſchheit, die geiſtig und leiblich Armen von ſich ausſchließt, ſich ſelbſt von dem Charakter der Religion aus. Aus allem Bisherigen aber folgt: nicht, daß der antike Geniencultus eine auch uns noch genügende Verkörperung der religiöſen Idee oder daß er etwa als Engelcultus, denn dieſer würde ihm auf chriſtlichem Boden am meiſten entſprechen, wiederherzuſtellen ſey, ſondern nur, daß in dem antiken Genien-Cultus im Verhältniß zum Heidenthum mehr eigentliche Religion war, als in dem modernen Cultus des Genius im Verhältniß zum Chriſtenthum iſt und, ſobald er ſich in ſich abſchließt, je ſeyn kann.

2. Das Geſetzliche in dem Auftreten der Genien.

In der wohlwollenden Antwort auf mein Sendſchreiben hat Schwab die von mir ausgeſprochene Behauptung, daß in dem Auftreten der genialen Geiſter im Laufe der Weltgeſchichte ein großes, durchgreifendes Geſetz ſich offenbare, in Zweifel geſtellt. Aufgeregt durch das Bedenken des Freundes, habe ich mir das Ausgeſprochene noch einmal nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen vergegenwärtigt, aber auch jetzt keinen Grund gefunden, das, was ich früher geſagt, zurückzunehmen oder weſentlich zu modificiren. Ich erlaube mir, hier noch ein Wort über dieſen Punkt niederzulegen.

Wenn es ſich um die Frage handelt, ob dem geſchichtlichen Auftreten der Geiſter überhaupt und insbeſondere der genialen Geiſter ein ordnendes Geſetz zu Grunde liege, ſo müſſen wir vor allen Dingen unterſcheiden zwiſchen der Exiſtenz eines ſolchen Geſetzes und ſeiner Erkennbarkeit, und in Betreff der Erkennbarkeit wieder zwiſchen einer abſoluten und relativen oder approximativen.

Daß überhaupt ein geiſterordnendes göttliches Geſetz vorhanden ſey und in der Weltentwickelung wirke, ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn. Es nöthigt uns vielmehr zur Annahme deſſelben vorzugsweiſe dreierlei: die richtig und vollſtändig gefaßte Idee Gottes, der Standpunct der chriſtlichen Offenbarung und eine in ſich zuſammenhängende, wohlbegründete Weltbetrachtung.

Das Auftreten der genialen Geiſter für etwas rein Zufälliges oder nur phyſiſch Bedingtes zu halten, dazu wird ſich niemand entſchließen, der in den Dingen der Welt einen tieferen Grund und Zuſammenhang entweder vorausſetzen zu müſſen oder erkannt zu haben glaubt, niemand, dem die geſchichtliche Entwickelung der Menſchheit nicht wie ein wüſtes Chaos, ſondern als etwas Geordnetes und Vernünftiges vor der Anſchauung des Geiſtes ſteht. Iſt aber hier, um einen goethe'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, ein Waltendes, eine höhere, alles beſtimmende Macht anzuerkennen, ſo bietet ſich uns der doppelte Fall zur Wahl dar, entweder als den letzten Grund der urſprünglichen Bildung und des zeitlichen Auftretens jedes eigenthümlich begabten Geiſtes einen jedesmaligen Act der göttlichen Freiheit, ein unerforſchliches Werde des göttlichen Schöpferwillens, welches ſich gerade nur auf dieſen Einzelfall bezöge, zu ſetzen, oder die Geſammtheit der Geiſter in ihrer primitiven Ausſtattung und in ihrer Reihefolge als unter einem ewigen allumfaſſenden göttlichen Willensacte und eben damit auch unter einem Geſetze höherer, unwiderſtehlich ſich entfaltender Nothwendigkeit begriffen zu denken. Für jede der beiden Seiten dieſes Dilemmas legt ſich ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale: die erſtere ſcheint der Würde ſowohl Gottes als der Genien mehr zu entſprechen, inſofern in Beziehung auf Gott der Begriff der abſoluten Freiheit, in Beziehung auf die Genien die Anerkennung ihrer göttlichen Urſprünglichkeit und ihrer beſonderen Miſſion mehr ins Licht tritt; die andere ſcheint mehr dem Weſen der göttlichen Vorſehung, dem Begriffe ewiger unverbrüchlicher Ordnung im Wollen und Wirken Gottes und der Vorausſetzung einer, wenn auch unendlich verſchlungenen, doch zugleich feſtgeregelten Wechſelbeziehung der Geiſter auf einander gemäß zu ſeyn; auf jener Seite erhalten wir mehr die Anſchauung eines unmittelbaren Hervorſpringens der Geiſter aus dem göttlichen Urgrunde und ihres beſonderſten göttlichen Gewollt- und Geſendetſeyns, auf dieſer mehr die Anſchauung eines großen, die ganze Entwickelung der Menſchheit harmoniſch durchziehenden Geiſter-Chores und der vorbeſtimmten geſetzmäßigen Einordnung jedes Einzelnen in den Gang des Ganzen. Sehen wir indeß genauer zu, ſo verhalten ſich die beiden Seiten des Dilemmas zu einander nicht wie zwei ſich ausſchließende Gegenſätze, ſondern wie die beiden Seiten einer in höherer Einheit aufzulöſenden Wahrheit. Sind nämlich in Gott Freiheit und Nothwendigkeit nur zwei ſich ergänzende Momente deſſelben Begriffs, der abſoluten göttlichen Vollkommenheit und Heiligkeit, ſo können wir auch alles, was von dem göttlichen Willen ausgeht, ebenſowohl als einen Act göttlicher Freiheit, wie als einen Act göttlicher Nothwendigkeit betrachten. Blicken wir, nach unſerer unvollkommenen und getheilten Auffaſſungsart, vorzugsweiſe auf das Moment der Freiheit und der nie unterbrochenen Wirkſamkeit Gottes in der Welt, ſo können wir mit Recht ſagen, es ſey ein unmittelbarer göttlicher Schöpferact, vermöge deſſen der Genius, wie eine friſche Himmelsgabe, gerade zu dieſer Zeit und unter dieſem Geſchlechte auftritt. Aber dabei müſſen wir uns wohl hüten, uns den göttlichen Willen als einen aus zerſtückelten Entſchlüſſen zuſammengeſetzten vorzuſtellen; vielmehr iſt er ebenſowohl ein in ſich ſchlechthin einiger und ewiger, ein alles umfaſſender Plan; und wenn er dieß iſt, dann hat auch die andere Auffaſſungsweiſe ihr volles Recht, dann muß in dem göttlichen Willen auch das jeweilige Auftreten der Potenzen, durch welche die geiſtige Weltentwickelung weſentlich beſtimmt wird, voraus geordnet und geſetzlich feſtgeſtellt ſeyn. Solche Potenzen ſind die Genien, und darum gehört der Begriff ihres ewigen Geordnetſeyns und ihres geſetzlichen Auftretens weſentlich zur richtigen Auffaſſung der Idee Gottes und des Verhältniſſes zwiſchen Gott und Welt.

Daſſelbe ergibt ſich auch von dem Standpuncte der chriſtlichen Offenbarung aus. Der chriſtliche Glaube nämlich ſchließt auf das Entſchiedenſte die Gewißheit in ſich, daß die Erſcheinung Chriſti einerſeits in der ewigen Beſtimmung des göttlichen Willens lag, und andererſeits gerade zu der Zeit eintrat, da alle geſchichtlichen Bedingungen für ihren Erfolg gegeben waren. Jene überzeitliche, ewige Vorherbeſtimmung der Erſcheinung Chriſti wird uns beſonders von dem Apoſtel Paulus, den wir in dieſer Beziehung den Begründer einer religiöſen Philoſophie der Weltgeſchichte nennen dürfen, anſchaulich gemacht, wenn er zum Beiſpiel ſagt: Gott habe uns in Chriſto erwählt, ehe denn der Welt Grund geleget war, oder in Beziehung auf Chriſtum ſeyen alle Dinge geſchaffen und in ihm als dem Haupte ſolle zuletzt alles zuſammengefaßt werden; dieſe geſchichtliche Nothwendigkeit des Auftretens Chriſti in einer beſtimmten Zeit, drückt ſich beſonders in dem bibliſchen Satze aus, daß der Gottes- und Menſchenſohn geboren wurde, da die Zeit erfüllet war, was ja doch, in unſere Sprache überſetzt, nichts anderes ſagen will, als, daß er in dem Momente der Weltgeſchichte auftrat, da die Vorbereitung auf ihn vollendet, ſeine Erſcheinung höchſtes religiöſes und ſittliches Bedürfniß und in der ganzen geiſtigen Conſtellation der Menſchheit die Bürgſchaft gegeben war, daß die eigenthümliche Einwirkung, die er auf unſer Geſchlecht hervorbringen ſollte, trotz alles Entgegenſtrebenden, tief genug eindringen werde, um für daſſelbe nie wieder verloren zu gehen. Das göttlich-geſetzliche Beſtimmtſeyn Chriſti kann als chriſtlicher Glaubensſatz durchaus nicht in Abrede geſtellt werden. Nun ſteht aber Chriſtus, wie die heilige und profane Hiſtorie darthun, nicht iſolirt in der Weltgeſchichte, ſondern er iſt durch den ganzen geiſtigen Entwickelungsproceß der vorchriſtlichen Zeit vorbereitet: unter den Juden durch Geſetz und Prophetie, unter den Heiden durch Abfall und Ahnung, durch das Verderbniß, wie durch die Seherblicke und Anticipationen der Mythen und Symbole, der Philoſophie und Poeſie. War aber auf die Erſcheinung Chriſti gerechnet in der Weltgeſchichte, ſo mußte auch auf das gerechnet ſeyn, was dieſe Erſcheinung vorbereitete und eben damit zugleich auf die Perſonen, welche dieſes Vorbereitende in das Leben der Menſchheit einführten; das ſind zunächſt die Genien der religiöſen und ſittlichen Entwickelung; da jedoch die religiös-ſittliche Entwickelung wieder nicht etwas

Vereinzeltes iſt, ſondern genau mit den übrigen Lebensgebieten zuſammenhängt, ſo werden wir zugleich die Geſammtbildung des menſchlichen Geiſtes und alle diejenigen, die derſelben bedeutende Impulſe gegeben, alſo die Genien überhaupt als in das Ganze des göttlichen Weltplanes aufgenommen, als etwas zuſammenhängend Geordnetes, mithin als etwas Geſetzliches denken müſſen.

Endlich führt uns auf den nämlichen Satz auch eine zuſammenhängende Weltbetrachtung. Die Geſammtheit der menſchlichen Lebensentwickelung zertheilt ſich in verſchiedene Gebiete, die zwar ein einheitliches Ganze, einen großen Organismus bilden, aber ſo, daß ſie ſich in dieſem Organismus wieder als geſonderte Glieder unterſcheiden laſſen. Es ſind dies die Sphären der religiöſen und politiſchen Gemeinſchaft, der Wiſſenſchaft und der Kunſt, deren jede wieder die reichſte Gliederung einzelner untergeordneter Theile enthält. Inſofern jede dieſer Sphären eine, wenn auch nur relative, Selbſtändigkeit hat, kann ſie ſich bis zu einem gewiſſen Grad unabhängig von den andern fortbilden; inſofern aber jede auch wieder ein Glied in dem Geſammtorganismus des geiſtigen Lebens iſt, iſt ihre Entwickelung nothwendig durch die aller übrigen bedingt. So fluctuirt das geiſtige Leben in großen Schwingungen und Strömungen; das Ganze zieht das Einzelne ſteigend oder fallend mit ſich fort, aber das Einzelne übt auch wieder auf das Ganze eine fördernde oder hemmende Macht aus, denn das Ganze beſteht nicht für ſich, ſondern nur in ſeinen Theilen. Bleibt nun innerhalb der bezeichneten Gebiete die Entwickelung eines einzelnen Gliedes z. B. innerhalb der Wiſſenſchaft die Entwickelung der Theologie, oder der Philoſophie oder der Natur- und Geſchichtskunde weſentlich zurück, ſo leidet nothwendig die Entwickelung des ganzen Gebietes, denn alles wahre Wiſſen hängt zuſammen und vereinigt ſich wieder in eine höchſte Einheit; iſt aber die Entwickelung eines ganzen Gebietes d. h. des Staates oder der Kirche, der Wiſſenſchaft oder der Kunſt weſentlich gehemmt, ſo leidet unausbleiblich auch die Geſammtentwickelung des wahrhaft menſchlichen Lebens. Hier ſtellt ſich alſo die Forderung und Aufgabe, daß in der Fortbildung der einzelnen Gebiete und ihrer Theile, durch welche hinwiederum der Fortſchritt des Ganzen bedingt iſt, eine Gleichmäßigkeit und Ordnung ſey: nicht in der Weiſe, daß in jedem einzelnen Moment des Zeitverlaufes alles in vollkommener Gleichmäßigkeit fortſchreiten ſollte, denn unter dieſer Vorausſetzung würde die geiſtige Ordnung den Charakter einer freien, einer organiſch lebendigen verlieren und in eine mechaniſche übergehen, aber doch ſo, daß ſich, trotz eintretender Defecte und Hemmungen, im Ganzen und Großen, in der Beziehung der Perioden und Völker auf einander ein richtiges Verhältniß herſtelle. Da nun aber alle Fortbildung des Einzelnen, wie des Ganzen an Perſönlichkeiten und zwar in letzter Inſtanz an eminente Perſönlichkeiten, an Genien, geknüpft iſt, ſo muß auch von dieſer Seite in dem Auftreten der Genien eine zuſammenhangvolle Ordnung, ein Geſetz anerkannt werden, dergeſtalt, daß ſie ſich mit einer gewiſſen Gleichmäßigkeit über die verſchiedenen Gebiete vertheilen und der Menſchheit nicht mangeln, wenn in ihrer Entwickelung das Bedürfniß eintritt, daß dieſe oder jene Seite des Lebens weſentlich gefördert werde. In die Anerkennung eines ſolchen Weltgeſetzes ſchließen wir indeß jederzeit aufs beſtimmteſte die Anerkennung der göttlichen Freiheit und Allwirkſamkeit mit ein: das poſtulirte Geſetz iſt kein mechaniſches, wie das der Weltbewegung, ſondern ein durch und durch von Freiheit durchwirktes; die Annahme deſſelben hindert den frommen Sinn keineswegs, den Urſprung des Genius auch unmittelbar auf die göttliche Willensthätigkeit zurückzuführen und ihn ſo zu betrachten, als ob er gleichſam unvorbereitet als ein himmliſcher Funke aus der ewigen Geiſterſonne hervorſtrahlte oder, wie es der griechiſche Mythus in dem Hervortreten der Minerva aus Jupiters Haupte ſymboliſirt, friſch aus dem göttlichen Gedanken geboren würde. Auch iſt nicht unſere Meinung, mit dem Begriffe des Geſetzlichen die Beſtimmung einer gewiſſen Uniformität zu verbinden, als ob die Genien in der Menſchheit gepflanzt wären, wie die Bäume in einem Ziergarten, ſondern, wie das Geſetz ſchon in der phyſiſchen Ordnung zugleich einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Bildungen und Miſchungen und dem ganzen unüberſehbaren Reichthume des Individuellen Raum gibt, ſo auf eine noch unendlich reichere, ſchönere und freiere Weiſe in der geiſtigen.

So, unſeres Bedünkens, verhält es ſich mit dem in Zweifel geſtellten Geſetz; eine andere Frage iſt die nach ſeiner erfahrungsmäßigen Erkennbarkeit und dieſe iſt es auch vornehmlich, die Schwab bei ſeinem Zweifel im Sinne hat, denn er gibt namentlich zu bedenken, „ob jenes Geſetz ſo unbeſtritten, ſo ausgemacht, ſo vollſtändig erkennbar ſey, wie das Geſetz der Evolutionen des Himmels, deren Wunder hauptſächlich in ihrer mathematiſchen Unfehlbarkeit und göttlichen Sicherheit beſtehe?“ Hierauf habe ich dieß zu antworten: nein, in ſolcher Weiſe erkennbar und empiriſch nachweisbar, wie die Mechanik des Weltſyſtems, kann ein Geſetz der Geiſterordnung ſeiner Natur nach nicht ſeyn, denn es gehört unter die Dinge, die weder ſinnlich wahrgenommen noch aus unbeſtreitbaren Sätzen demonſtrirt und darum, wie Gott ſelbſt, wie alles Höhere und Ueberſinnliche, auch abgeleugnet und bezweifelt werden können; aber deßhalb, weil es nicht mathematiſch erkennbar iſt, iſt es nicht ſofort unerkennbar, vielmehr kann es, wie ich gezeigt zu haben glaube, erkannt werden aus der Idee, aus der Wahrheit der chriſtlichen Offenbarung und aus einer wohlbegründeten Weltbetrachtung; ja es kann auch in der Geſchichte und Erfahrung bis zu einem hohen Grade der Anſchaulichkeit aufgezeigt werden. Die ganze bisherige Entwickelung der Menſchheit und die tägliche Erfahrung beweiſt, daß ſich die geiſtigen Begabungen und Talente über alle Gebiete der menſchlichen Thätigkeit mit einer merkwürdigen Gleichmäßigkeit vertheilen: die Mathematik und Mechanik wie die philoſophiſche Speculation, die Naturkunde wie die Gottesgelahrtheit, die Poeſie wie die Malerei, die Muſik wie die Plaſtik und Architektur, kurz jede Wiſſenſchaft und Kunſt, das Trockenſte und Abſonderlichſte wie das Sublimſte und lebendig Allgemeinſte findet jederzeit Köpfe, Gemüther, Geiſter, die dafür eigenthümlich organiſirt ſind und darin ihren Lebensberuf erkennen; es kommt nie vor, daß einmal in einem größeren Zeitraum ein einzelnes Gebiet ausſchließlich mit Talenten überſchüttet würde oder ein anderes ganz leer ausginge, und die Geſchichte hat ebenſo wenig ein ſolches Jahrhundert aufzuweiſen, in welchem z. B. gar kein mathematiſcher oder dichteriſcher Kopf geboren, als ein ſolches, welches nur von mathematiſchen oder dichteriſchen Köpfen heimgeſucht worden wäre. Ebenſo treten auch zwiſchen die gewöhnlicheren Talente in gehörigen Zwiſchenräumen und zur entſprechenden Zeit die höheren, ſchöpferiſchen oder zuſammenfaſſenden Geiſter, die entſcheidenden und neugeſtaltenden Naturen hinein und wir ſehen, daß es weder den großen Zeiten an großen Männern zu fehlen pflegt, noch den wahrhaft großen Männern an einem Schauplatz zum Handeln oder an Stoff zum Hervorbringen. Dieß iſt nicht Zufall. Denn nennen wir es nicht Zufall, ſondern weiſe angelegte Naturordnung, daß ſich in der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes trotz einzelner Schwankungen ſtets ein richtiges Verhältniß in der Zahl der männlichen und weiblichen Individuen herſtellt, ſo dürfen wir auch in jener Vertheilung der Begabungen eine viel complicirtere und in höherem Maaßſtab angelegte weisheitvolle Geiſterordnung nicht verkennen. Allerdings müſſen wir uns dabei beſcheiden, dieſes göttliche Geiſtergeſetz mehr im Ganzen und Großen anſchauen, als in allen Einzelnheiten unwiderſprechlich vorzeigen zu können; und wenn uns die Männer des abſoluten Begriffs, denen auch im Einzelnen nichts dunkel und unerklärt bleibt, die auch jede Individualität zu conſtruiren vermögen, zu ihrer Auffaſſungsweiſe bekehren ſollten, ſo müßten ſie erſt, um eine ſichere Probe ihrer Rechnung zu geben, auch nur eine einzige große Perſönlichkeit oder nur eine friſche Wendung des Geiſteslebens in der nächſten Zukunft mit gutem Erfolg vorausgeſagt haben. Iſt aber auch das fragliche Geſetz nicht in alle Einzelnheiten conſtruirbar und nachweislich, ſchon die Erkenntniß deſſelben im Allgemeinen und die approximative Veranſchaulichung im Einzelnen iſt vollkommen hinreichend, um uns auf einen freibewußten, unendlich verſtandes- und machtvollen Geſetzgeber hinzuführen, und dieß iſt es ja auch allein, was ich in meinem Sendſchreiben ſagen wollte.

Nur eine Einwendung muß ich hierbei noch erwarten, nämlich dieſe: Du ſchließeſt aus der Idee des ſelbſtbewußt wirkenden Gottes auf ein ſolches Geſetz und hinwiederum aus dieſem Geſetz auf einen ſelbſtbewußt wirkenden Gott: iſt dieß nicht ein ſich ſelbſt aufhebender Cirkel-Beweis? — Ja wohl: ein Cirkel im Beweiſe iſt es allerdings, aber nicht ein ſolcher, der den Beweis darum aufhebt, ſondern ein ſolcher, wie er in dieſen Dingen immer vorkommt und unvermeidlich iſt. Wir ſchließen ebenſo aus der Idee eines lebendigen Gottes darauf, daß er ſich offenbaren müſſe, und aus ſeiner Offenbarung in Natur und Geſchichte, aus dem, was der Apoſtel das Erkennbare Gottes in der Welt (τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ, Röm. 1, 19.) nennt, darauf, daß er ſey; wir erheben uns an der Erſcheinung Chriſti zu Gott, aber wir können auch dieſe Erſcheinung nicht verſtehen, ohne Gott ſchon vorauszuſetzen; wir ſehen uns durch die Fügungen unſeres Lebens auf die göttliche Vorſehung hingewieſen, aber wir bedürfen auch des Glaubens an die Vorſehung, um unſer Leben begreiflich zu finden und uns die oft ſo ſchreienden Diſſonanzen deſſelben in Harmonie aufzulöſen. So iſt es in dieſen Dingen immer und anders kann es auf unſerm gegenwärtigen Standorte nicht ſeyn: Gott erklärt uns die Welt und die Welt Gott; Idee und Erfahrung ſetzen ſich voraus, tragen, ergänzen, erhalten ſich gegenſeitig, und wir können und ſollen ebenſowohl von der Idee aus die Erfahrung beleuchten, als von der Erfahrung aus uns zur Idee erheben.

Im Verlag von Friedrich Perthes iſt erſchienen:

Das Chriſtliche im Plato und in der Platoniſchen Philoſophie von Dr. C. Ackermann. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Prophetiſche Stimmen aus Rom, oder das Chriſtliche im Tacitus und der typiſch-prophetiſche Charakter ſeiner Werke in Beziehung auf Roms Verhältniſſe zu Deutſchland. Ein Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte und zur tieferen Würdigung des römiſchen Geſchichtſchreibers von Dr. W. Bötticher. 1. Theil. Mit dem Motto aus Novalis: „In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt.“ gr. 8. Preis 1 Rthlr. 20 gr.

Dieſes dem Studium des Tacitus und der Philoſophie der Geſchichte eine in mancher Beziehung ganz neue Bahn eröffnende Werk nimmt gewiß ſowohl an und für ſich ſelbſt, als beſonders in ſeiner vielfachen Beziehung auf den gegenwärtigen Zuſtand Deutſchlands das Intereſſe eines jeden wiſſenſchaftlich Gebildeten in Anſpruch. Je weniger man bisher bei der tieferen Würdigung des großen Geſchichtſchreibers vom Standpunkte des Chriſtenthums auszugehen gewohnt geweſen iſt, deſto ſorgfältiger bemüht ſich der Verfaſſer, in dieſem erſten Bande die im zweiten, die Weltanſchauung des Tacitus ſelbſt und ihre Deutung verſprechenden Theile zu gebende weitere Entwickelung des intereſſanteſten Gegenſtandes zu begründen. Die für Katholiken und Proteſtanten gleich beherzigenswerthe Schrift wird, wie der Verfaſſer in der Vorrede wünſcht, nicht nur „dem tiefer in Geiſt und Leben eindringenden Verſtändniſſe des Tacitus, auch in ſprachlicher und litterariſcher Beziehung, der höheren Auffaſſung der Alterthumswiſſenſchaft überhaupt, ſo wie der chriſtlich philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte wenigſtens durch Anregung einer ſo wichtigen Unterſuchung förderlich ſeyn, ſondern auch zur Befeſtigung des chriſtlichen Glaubens, zur Erweckung wahrer Vaterlandsliebe und zur Wiederbelebung des chriſtlich humaniſtiſchen Princips, welches die Reformatoren auf den proteſtantiſchen Schulen ins Leben riefen, weſentlich beitragen können.“

Verſuch einer Darſtellung der Chriſtologie des Koran, von C. F. Gerock. Preis 18 gr.

In einem Zeitpuncte, wo der Orient ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des chriſtlichen Europa in Anſpruch nimmt, wo die mohammedaniſchen Völker in immer engere Berührung mit den Chriſten treten und die politiſchen Verhältniſſe die religiöſen Gegenſätze gleichſam abgeſchliffen haben, dürfte eine neue Beleuchtung

der koraniſchen Chriſtologie als zeitgemäß erſcheinen; es möchte wohl Manch
in unſern Anſichten hierüber zu berichtigen ſeyn. Der Verf. obigen Werkes
es ſich zur Aufgabe gemacht, nicht bloß für Orientaliſten vom Fache, ſonde
für jeden gebildeten Leſer, und namentlich auch für Theologen, Alles zu ſa
meln und zu beleuchten, was im Koran über Chriſtus und Chriſtenthum ſ
vorfindet, mit ſteter Berückſichtigung der Erklärungen mohammedaniſcher Schri
ſteller. Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile, wovon der erſte oder hiſto
ſche dasjenige berichtet, was der Koran über Johannes den Täufer, das
den Jeſu und die Apoſtel enthält. Der zweite oder dogmatiſche Theil bericht
über die Perſon Jeſu, Mohammed's Anſicht von der Trinität, Jeſu Nam
und Würde, Urſprung, Zweck und Inhalt ſeiner Lehre, deren Verhältniß
andern Religionen und beſonders zum Moſaismus, das Verhältniß des Islam
zum Chriſtenthume. In einem Anhange werden die Urtheile des Koran üb
die Chriſten zuſammengeſtellt und namentlich die wichtige Frage von der Tol
ranz gegen dieſelben erörtert. Zuletzt folgen einige intereſſante Beiträge z
Chriſtologie aus mohammedaniſchen Schriftſtellern und der Sunna.

Hymnen an den Tod von Theodor Schwarz. Preis 6 g

(Anzeige aus dem Repertorium der deutſchen Litteratur
v. Gersdorf.)

„Lieder im höheren Chor, entquellen zunächſt dem Herzensbedürfniſſe, m
der vorangegangenen Lebensgefährtin geiſtigen Verkehr fortzuſetzen, in ein
bald gewaltig, bald zart wie Muſik klingenden Sprache, welcher zahlreiche b
bliſche Anklänge eigenthümlichen Reiz verleihen. Das Sterben wird tiefer, kl
rer und glaubensvoller Erkenntniß des Chriſtenthums gemäß aufgefaßt u. ſ. w." —
„Zur Beförderung einer edlen Vertraulichkeit mit dem Himmel will dieſe An
zeige die „Hymnen an den Tod" an die große Menge der Zeitgenoſſe
addreſſiren helfen, bei welchen vor zu großer Zerſtreuung auf dem Markte de
Lebens der feſtſtehende Glaube nicht immer zum vollen Bewußtſeyn gelangt, da
es eine Geiſterwelt gibt, von deren Anſchauen uns hier auf Erden die Schwer
des Körper ſcheidet und in welche die Geliebten, die uns der Tod entriß, nich
ſowohl eingetreten, als vielmehr verklärt worden ſind."

* * *

Ferner:

Iſt der Kirchenbeſuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten von Theodor Schwarz. Preis 6 gr.

Inhalt:

1) Was bedeutet der Kirchenbeſuch in der chriſtlichen Gemeinde?
2) Wie iſt der Feiertag von den Gebildeten zu heiligen?
3) Worin beſteht die würdige Sonntagsfeier in einem evangeliſchen Staate
4) Was hat der Staat zu thun, um die kirchliche Neigung zu wecken und
zu beleben?

es
at
en
m-
h
t-
t-
e-
t
n
u
es
r
e-
ir

r.

it
r
i-
i-

s-
n
s
ß
e
t

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung

mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben

von

Guſtav Schwab.

Erſter Theil.

Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt.

Stuttgart.
Verlag von Sam. Gottl. Lieſching.
1842.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dieſer Titel wird, nebſt dem Inhalt, bei Erſcheinen des zweiten Bandes durch einen andern erſetzt.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Von Moſheim bis Jacobi.

Seite

Literarhiſtoriſche Nachweiſungen 1

Moſheim. Die Gleichheit aller Menſchen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit 17

Reimarus. Von der Seelen Unſterblichkeit 22

Rabener. Kleider machen Leute 26

Gellert. I. Portraits.

1. Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden 33
2. Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laſter und ohne Tugend 36

II. Briefe 38

Winkelmann. Von der Grazie in Werken der Kunſt 42

Juſtus Möſer. I. Die Spinnſtube. Eine Osnabrückiſche Geſchichte . 50

II. Die Erziehung mag wohl ſclaviſch ſeyn . . . 62

F. K. v. Moſer. I. Regierungsantritt 64

II. Chriſtliche Räthe 66

III. Johann Jacob Moſer 68

Kant. Von der Natur als einer Macht 71

Klopſtock. Guter Rath der Aldermänner 77

Büſch. Ueber den Werth des Geldes 81

Zimmermann. Trieb zur Einſamkeit 86

Karl Friedrich von Baden. An mein Volk 90

Leſſing. I. Fabeln. 1. Die Erſcheinung. 2. Zeus und das Pferd. 3. Die Weſpen. 4. Die Hunde. 5. Der Knabe und die Schlange. 6. Der Wolf auf dem Todbette. 7. Minerva. 8. Das Geſchenk der Feen. 9. Der Strauß 96

Seite
Mendelsſohn. Ungegründete Beſchuldigungen wider die Vernunft . . . 110
S. Geßner. Ueber die Landſchaftsmalerei . . . 114
Hamann. I. Denkmal . . . 121
II. Ueber ſeinen Lebenslauf . . . 123
Liede. Die Jugendjahre . . . 127
Nicolai. Die Kloſterſchule in Altwirtemberg . . . 131
Wieland. I. Demokrits Strafpredigt . . . 135
II. Was iſt Wahrheit? . . . 139
Muſäus. Veit und Rübezahl . . . 147
Sturz. England und Georg III. . . . 158
Thümmel. I. Ueber Geruchsempfindungen . . . 161
II. Leichenzug . . . 164
III. Kerkerleben . . . 166
Abbt. Vom Verdienſte des Schriftſtellers . . . 169
Schubart. I. Geſchichte ſeiner Gefangennehmung . . . 174
II. Brief, nach ſeiner Freilaſſung geſchrieben . . . 182
J. A. Eberhard. Die äſthetiſche Sittlichkeit . . . 185
Claudius. Stücke aus Asmus. 1. Was ich wohl mag. 2. Paraphraſis Evangelii Johannis. 3. Eine Chria, darin ich von meinem akademiſchen Leben und Wandel Nachricht gebe. 4. Lavaters phyſiognomiſche Fragmente. 5. Ueber das Gebet . . . 189
Jung-Stilling. Familienleben im Stilling'ſchen Hauſe . . . 201
Hippel. Ueber die Herrſchaft in der Ehe . . . 209
Kaiſer Joſeph II. Aus ſeinen Briefen. 1. An Marie Antonie von Frankreich. 2. An den Grafen von Trautmannsdorf. 3. An einen ſeiner Freunde. 4. An Karl Prinz von Naſſau. . . . 213
Engel. Aus dem Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark." 1. Die Kriſis. 2. Vater und Sohn . . . 218
Lavater. I. Phyſiognomiſche Regeln . . . 228
II. Den ſechſten Januar. Aus ſeinem Tagebuche . . . 232
Garve. I. Cicero und ſein Ueberſetzer . . . 241
II. Charakter und Handlungen . . . 243
III. Genaue Weltbetrachtung . . . 247
Lichtenberg. I. Zerſtreute Bemerkungen . . . 251
II. Nikolaus Copernicus . . . 256
Jacobi. Der Kunſtgarten . . . 263

Zweites Buch.

Von Herder bis W. v. Humboldt.

Seite

Literarhiſtoriſche Nachweiſungen 271

Herder. I. Unſere Erde iſt ein Stern unter Sternen . . 291

II. Die Religion als höchſte Humanität . . . 294

III. In der Schöpfung unſerer Erde herrſcht eine Reihe aufſteigender Formen und Kräfte 298

IV. Schulen und Univerſitäten 301

V. Dem Leben lernen 305

Knebel. Ueber die Kunſt zu leben 309

Peſtalozzi. Bild eines Armenhauſes 320

Archenholz. Die Schlacht bei Liegnitz 329

Heinſe. Tivoli 334

Göthe. I. Klopſtocks Meſſias in Göthe's Elternhauſe . . . 342

II. Der neue Paris. Knabenmährchen 345

III. Aus Ottiliens Tagebuche 359

IV. Dichtkunſt und Dichter 362

V. Der Dichter im conventionellen Leben 366

Maler Müller. Märchen 372

Graf v. Schlabrendorf. I. Ueber Nord-Amerikaner und Adel . . 377

II. Vor der Schlacht von Waterloo . . . 379

F. L. Graf zu Stolberg. Der Vierwaldſtätter See . . . 387

J. H. Voß. Erinnerungen aus meinem Jugendleben . . . 398

Sailer. Sinnreiche Sprüche der Deutſchen 405

J. v. Müller. Die Gefahren der Zeit 410

Knigge. Ueber den Umgang mit ſich ſelber 420

Spittler. Die Jugend des Herzogs Ulrich von Wirtemberg . . 429

Klinger. I. Betrachtungen und Gedanken 435

II. Rechenſchaft 439

Reinhard. Pflichten der Erzieher 442

Carol. Rudolphi. Die Mädchenerzieherin 448

G. Forſter. Das Ideal der menſchlichen Schönheit . . . 451

Karl Auguſt von Weimar. Briefe an Knebel 452

Vom Stein. Sendſchreiben an die oberſte Verwaltungsbehörde . . 455

F. A. Wolf. Aufgabe der Alterthumswiſſenſchaft . . . 457

Seite
Schiller. I. Wilhelm von Oranien 474
II. Völkerwanderung und Kreuzzüge 479
III. Der wahre Künſtler 481
IV. Brief an W. von Humboldt 485
Hegner. I. Der Künſtler wie er ſeyn ſoll 486
II. Gedanken, Meinungen, Urtheile 495
Hebel. Vier Erzählungen. 1. Der geheilte Patient. 2. Ein gutes Recept. 3. Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte. 4. Unverhofftes Wiederſehen 499
Heeren. I. Die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber 511
II. Der Handel der alten und der neuen Welt 517
J. G. Fichte. Schlußrede an die Deutſchen 522
Hoffeld. Rom's Fall 542
Seume. I. Der Aetna 545
II. Apokryphen 551
J. P. Fr. Richter. I. Der Armenadvokat Siebenkäs und ſeine Lenette bei Einem Lichte 554
II. Schoppe an Albano 560
III. Muſik der Muſik 570
IV. Mutterpflicht 579
Fernow. Die Begeiſterung des Künſtlers 582
L. F. und Thereſe Huber. Der Müllerin Heirathsgeſchichte . . . 589
Genz. Troſtworte an die wahren Deutſchen 595
Jacobs. Kunſt und Bürgerthum in Griechenland 602
Reinbeck. Theorie der Novelle 606
W. v. Humboldt. I. Poeſie und Philoſophie in Schiller . . . 613
II. Ueber den menſchlichen Entwicklungsgang in der Sprache 617
Anhang. **Mozart.** Brief ohne Datum 623

Berichtigung.

Der Aufſatz von Karoline Rudolphi ſollte zwiſchen Schlabrendorf und Stolberg (S. 386 und 387) ſtatt S. 448 ſtehen; der Irrthum rührt daher, daß biſher das Jahr 1754 als ihr Geburtsjahr angenommen worden. Erſt nach dem Druck ihres Beitrags wurde durch eine gefällige Mittheilung aus Heidelberg das richtige Datum (1750) ermittelt, wie denn der Lebenslauf noch richtig eingereiht werden konnte.

Erſtes Buch.

Von Mosheim bis Jacobi.

Aus den Schriftſtellern:

Johann Lorenz von Moſheim, geb. den 9. Oct. 1694 zu Lübeck; proteſt. erzogner Sohn eines kathol. Vaters; zur Theologie gebildet in Kiel; Mag. 1718; Beiſitzer der philoſ. Facultät zu Kiel 1719; ord. Prof. der Theol. zu Helmſtädt, auch D. der Theol. 1723; nach Johann Burchard Menken's Tod Präſident der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig 1732; Kirchen- und Conſiſt.-Rath, Abt von Marienthal und Michaelſtein, Generalinſpektor der Schulen von Wolfenbüttel und Blankenburg; Kanzler und Prof. der Theol. zu Göttingen 1747; geſt. daſ. den 9. Sept. 1755. Orakel der Studenten; Muſter auf der Kanzel; großer Reſtaurator der Kirchengeſchichte; Vater der modernen Kanzelberedſamkeit, und durch Takt, Kraft und Geſchmack erſter Bildner der neudeutſchen Geſellſchaftsſprache des 18. Jahrhunderts.

Hermann Samuel Reimarus, geb. den 22. Dec. 1694 zu Hamburg; ſtudirt auf dem Johanneum daſ. und in Jena, promovirt in Wittenberg als Mag. legens und wird Adjunkt der philoſ. Facult. daſ. 1714 f.; reiſt durch Belgien und England 1720; Schulrector zu Wismar 1723; Prof. der hebr. Sprache am Gymnaſ. zu Hamburg 1727; ſpäter auch der Mathem.; geſt. daſ. den 1. März 1768. Gründl. Philolog, Naturhiſtoriker, insbeſ. Theolog; Begründer der natürlichen Religionslehre; ernſter, nicht frivoler Gegner des poſitiven Chriſtenthums; Verf. der Wolfenbüttler Fragmente. In der Sprache noch etwas ſchwerfällig, aber concis.

Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. den 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig; auf der Schule zu Meißen 1728 ff. mit Gärtner und Gellert verbunden; ſtudirt zu Leipzig Jurisprudenz und Steuerkunde 1734 ff., diſputirt 1737; nimmt an Schwabe's Zeitſchrift in Leipz. durch ſatir. Aufſätze Theil 1741—1744, vereinigt ſich mit Gärtner, Cramer, den beiden Schlegel, C. A. Schmidt, Ebert, Zachariä, Mylius, Giſeke, Gellert u. a. zu den Bremiſchen Beiträgen. —

Steuerreviſor des Leipziger Kreiſes 1741; vertrauter Freund Weiße's; Oberſteuerſecretär in Dresden 1753; verliert alle ſeine Papiere beim Dresdner Brand 1760; Steuerrath 1763; an der linken Seite vom Schlage gelähmt 1767; geſt. zu Dresden den 22. März 1771. Der erſte Meiſter deutſcher Satire nach Liscows Verſuchen. Lachender Geißler genereller Thorheiten im bequemſten, aber nie nachläſſigen Style. Molière in Proſa aufgelöſt.

Chriſtian Fürchtegott Gellert, geb. den 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg; gebildet auf der Schule zu Meißen 1729 ff. und der Univ. Leipzig 1734; ſtud. Theologie bis 1738; predigt in der Heimath moſheimiſch. Hauslehrer bei Dresden 1739; begleitet einen Schweſterſohn nach Leipzig 1741; tritt als Schriftſteller in den „Beluſtigungen" auf 1742; Mag. 1744; diſput. 1745; Privatdocent; außerord. Prof. der Philoſ. zu Leipzig 1751. Liest bei überfüllten Hörſälen über Dichtkunſt, Beredſamkeit; endl. claſſiſch über Moral. Zu Friedrich II. gerufen 1760: „c'est le plus raisonnable des savans allemands." Der ſanfteſte Lehrer und Bändiger deutſcher Jünglinge. Bei ſeiner Kränklichkeit vom Churfürſten von Sachſen mit einem Pferde beſchenkt; von vielen Großen mit Gaben geehrt; in der letzten Krankheit von des Königs Leibarzt gepflegt; nach ſeinem Tode von Deutſchland beweint, von unzähligen Reimern beheult. Geſt. zu Leipzig den 13. Dec. 1769. (Dichter.) Eleganter Briefſteller; breiter, aber ſeichter Romanſchreiber; durch die Tiefe frommer Ueberzeugung und edle Form ergreifender Moraliſt.

Johann Joachim Winkelmann, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark. Macht gründliche philol. Studien auf dem cöln. Gymnaſ. zu Berlin 1735; unter Fabricius in Hamburg; endlich in Halle ſeit Oſtern 1738; mehrmals Hauslehrer, dazwiſchen in Jena, ſtud. neuere Sprachen und Geſchichte; Conrektor an der Schule zu Seehauſen in der Altmark 1743; Bibliotheksecretär des Grafen von Bunau zu Nöthenitz, in der Nähe von Dresden, wo zuerſt ſeine Liebe zur Kunſt erwacht 1748 ff.; leb
in Dresden ſeinen Vorbereitungen zur Kunſtkritik; zur kathol
Confeſſion übergetreten, ohne Amt, 1754; mit Lippert, Hage
dorn und Oeſer; tritt mit ſeinen „Gedanken über die Nachahmung der griech. Kunſtwerke" hervor 1755; wird vom päbſtl. Nuntius Monſ. Archinto begünſtigt, reiſt als Königl. Sächſ. Penſionä
nach Rom 1755, vom Pabſte beſchützt; beſucht Neapel 1758; kehr
nach Rom zurück; beſucht Florenz 1758; Bibliothekar und Au
ſeher über die Alterthümer des Cardinals Albani 1759; rei

wiederholt nach Neapel 1762 ff.; Oberaufſeher aller Alterthümer in und um Rom 1763; beſucht Deutſchland wieder und kommt nach Wien 1768; wird auf der Rückreiſe zu Trieſt von dem Italiener Francesco Arcangeli, ſeinem Reiſegefährten, ermordet den 8. Juni 1768. Schöpfer der Kunſtgeſchichte und Kunſtkritik. Erſchließt das Verſtändniß der Antike, in einer vom Weſen beherrſchten und durchdrungenen Sprache.

Juſtus Möſer, geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück; ſtud. zu Jena und Göttingen die Rechte 1740—1742; Rechtsanwalt daſ. 1742; advocatus patriae zu Osnabrück 1747; Secretär der Landſtände und Syndicus der Ritterſchaft; Rathgeber des Regenten des Bisthums Osnabrück, während der Minderjährigkeit des proteſt. Biſchofs, Prinzen von England; Juſtitiarius bei'm Criminalgerichte zu Osnabrück 1762; ſchreibt die „patriotiſchen Phantaſien" ſeit 1766; Geheimer Referendär bei der Regierung 1768; zugleich charakteriſ. Geheimer Juſtizrath 1783; feiert ſein 50jähriges Dienſtjubiläum 1792; geſt. zu Osnabrück den 8. Jan. 1794. Patriot und Nationalſchriftſteller vom ächten Schrot und Korn; Kraftſprache voll Witz und Laune.

Friedrich Karl von Moſer, Sohn von Johann Jakob Moſer, geb. den 18. Dec. 1723. Adminiſtrator der kaiſerlichen Grafſchaft Falkenſtein; ſpäter Heſſen-Darmſtädtiſcher Rath und Geſandter; ſchreibt den „Herrn und Diener" 1759; von Joſeph II. zum Reichshofrath ernannt 1764; aufs Neue in Darmſtädtiſchen Dienſten als erſter Staatsminiſter; Präſident ſämmtl. Kollegien und Kanzler 1772; fällt in Ungnade und proceſſirt vor dem Reichshofrath mit ſeinem Fürſten 1780 ff.; privatiſirt zu Zwingenberg 1781 ff. und, nachdem er ſein eingezogenes Vermögen und 3000 Gulden Penſion erhalten, zu Ludwigsburg. Geſt. daſ. den 10. Nov. 1798. Freimüthiger und patriotiſcher Publiciſt (Herausgeber des patriot. Archivs); bei unbeholfenem Kanzleiſtyl und unter vielen Provinzialismen dennoch beredt.

Immanuel Kant, geb. den 22. April 1724 zu Königsberg; ſtud. daſ. Theologie; akadem. Lehrer daſ. 1755; ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik 1770; tritt mit ſeiner Kritik der reinen Vernunft 1781 hervor, läßt 1787 die der praktiſchen Vernunft und 1790 die Kritik der Urtheilskraft als Hauptwerke ſeines Syſtems folgen; geſt. zu Königsberg den 12. Febr. 1804. Der große Vater der kritiſchen Philoſophie; in der Kritik der Urtheilskraft Begründer der metaphyſiſchen Aeſthetik, hier auch großer Styliſt, durch gänzliche Angemeſſenheit des Ausdrucks.

Friedrich Gottlieb Klopſtock, geb. den 2. Jul. 1724 zu Quedlinburg; gebildet auf der Schulpforte 1740 ff. und durchs Studium der Theologie zu Jena 1745 ff., wo er ſchon die erſten Geſänge der Meſſiade entwirft. Verbindet ſich in Leipzig mit den ſchon genannten Freunden zu den Bremer Beiträgen, in welchen der Anfang ſeines Meſſias erſchien. Er reist mit Sulzer nach Zürich 1750, und wird in der Schweiz mit Ehrfurcht aufgenommen; von Bernſtorf gerufen, kommt er nach Kopenhagen 1751 und wird König Friedrich V. vorgeſtellt; theilt ſeinen Aufenthalt zwiſchen Dänemark und Hamburg, wo er Meta heirathet 1754 und bald verliert. Von 1771 an wohnt er als charakt. K. Dän. Leg.-Rath und markgr. Bad. Hofrath in Hamburg; von der franz. Revolution vorübergehend begeiſtert und vom Nationalkonvent zu Paris mit dem franz. Bürgerrecht beſchenkt 1792; geſt. zu Hamburg den 14. Mai 1803 und im Triumph, mit einem Gefolge von 120 Wagen und viel Tauſenden Leidtragender, beerdigt zu Ottenſen den 22. Mai 1803. (Dichter unter den erſten.) Schaffender Grammatiker; Göthe erklärt ſeine Gelehrtenrepublik für ein Meiſterſtück.

Johann Georg Büſch, geb. den 3. Jan. 1728 zu Altenmeding im Lüneburg'ſchen; ſeit dem 3. Lebensjahre zu Hamburg erzogen, ſtudirt dort auf dem Johanneum, und 1748—1751 Theologie, mehr aber Sprachen und Geſchichte zu Göttingen; Lehrer der Mathematik am Gymnaſ. zu Hamburg 1756; hoch verdient um dieſe Stadt; bringt die Geſellſchaft nützlicher Künſte und Gewerbe (1765), die Creditkaſſe, Brandverſicherungsanſtalt, Krankenprivatanſtalt in Gang, wirkt für Vervollkommnung des Armenweſens und Verbeſſerung des Straßenpflaſters; ſtiftet mit Wurmb die Handlungsſchule (1767), die unter ſeiner und Ebelings Direktion 1771 ff. die erſte in Europa wird; theilt ſein Leben zwiſchen ſeine Lehrämter, Reiſen und literar. Arbeiten; ſchreibt „über den Geldumlauf“ (1780 ff.) und eine „theoret. praktiſche Darſtellung der Handlung“ (1792—1799) und legt in den 5 Bänden ſeiner „Erfahrungen“ (1790 ff.) einen reichen Schatz nieder; verliert im Alter das Augenlicht faſt ganz; geſt. zu Hamburg den 5 Aug. 1800. Als Staatsrath und Handelslehrer durch Gründlichkeit, Originalität und Anwendbarkeit ſeiner Grundſätze claſſiſch.

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, geb. den 22. Nov. 1728 zu Carlsruhe in dem Zirkelhaus, fromm erzogen und unter Kriegsunruhen ernſt und vaterlos herangewachſen, wird durch den Tod ſeines Großvaters Markgraf von Durlach, 12 Mai 1738, ſelbſt ſtändiger Regent 1746, zugleich Markgraf von Baden-Baden 1771 ff. ſeit der Revolution mit Verluſt des überrheiniſchen Landes 1790 ff.: durch den Reichsbeſchluß vom 27 April 1803 erhält er die Churwürde, und als Mitglied des Rheinbundes die Großherzogswürde. Ein Vater ſeines Volks befreit er es von ſeiner Schuldenlaſt 1750—1760; ſchafft die Tortur ab 1767; bringt die Landwirthſchaft in Flor, hebt die Leibeigenſchaft auf, 1783; fördert die Juſtizpflege, die hohen und niedern Schulen, gönnt dem ärmſten Unterthanen Zutritt; geſt. zu Carlsruhe nach 65jähriger Regierung im 83. Lebensjahre den 10. Juni 1811. Sein Manifeſt an ſein Volk (1783) iſt ein rührendes Denkmal ſeiner Volksliebe, ſeines Freiſinns und ſeiner Frömmigkeit, und in mancher Dorfſchenke Badens noch unter Glas und Rahmen zu ſehen.

Johann Georg Ritter von Zimmermann, geb. den 8. Dec. 1728 zu Brugg in der Schweiz (K. Bern, jetzt Aargau), ſtud. in Göttingen; Stadtphyſikus in Brugg um 1753; königl. großbritann. Hofrath und Leibarzt zu Hannover 1768; zu Friedrich dem Gr. in ſeiner letzten Krankheit nach Potsdam gerufen 1786; geſt. zu Hannover den 7. Oct. 1795. Beobachter und Schilderer; eitel und eigenliebig auch in ſeinen Schriften; zuletzt halbverrückt.

Gotthold Ephraim Leſſing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Kamenz. Sohn eines Predigers; frühzeitig gebildet von ſeinem Vater, durch Privatunterricht und in der Stadtſchule ſeines Mutterorts; auf der Fürſtenſchule zu Meißen 1741 ff.; zu Leipzig 1746 ff.; wird Weiſſe's Freund; ſoll Theologie ſtudiren, wirft ſich aber auf's Theater, reitet, ficht, tanzt; diſputirt mit Mylius, den Schlegel, Zachariä u. A. 1746 — 1748; wird mit dem erſtern vertraut und lernt von der Neuberin und ihrer Schauſpielergeſellſchaft; ſtudirt Aeſthetik, Philoſophie, Naturlehre und Mathematik; tritt anonym zuerſt in den „Ermunterungen“ auf, mit Luſtſpielen und Liedern. Mit Mylius gibt er die phyſik. Wochenſchrift: „der Naturforſcher“ heraus; mit ſeinem Namen veröffentlicht er den „jungen Gelehrten,“ dann ſchriftſtellert er, zum Theil mit Mylius, abwechſelnd in Wittenberg (wo er Magiſter wird) und Berlin 1749 ff.; kritiſirt die Meſſiade und fängt an, ſie in's Lateiniſche zu überſetzen, verbeſſert das Jöcher'ſche Gelehrtenlexikon 1750 f.; und gibt in Berlin die 4 erſten Theile ſeiner Schriften heraus 1753 f.; wird Mendelsſohns und Nicolai's Freund, und pflegt Umgang mit Ramler, Sulzer u. A. Seine Miß Sara Sampſon vollendet er in Potsdam; dieſe macht in Frankfurt a. d. O., in andern Städten, endlich in Wien großes Bühnenglück. Im Jahre 1755 kehrt er nach Leipzig zurück, findet hier v. Kleiſt, v. Brawe und v. Cronegk, und unternimmt mit Mendelsſohn und Nicolai die Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften 1757 ff. Mit der Anlage ſeiner „Virginia“ (woraus „Emilia Galotti“ wurde) geht er nach Berlin, läßt das Trauerſpiel „Philotas“ erſcheinen; edirt mit ſeinen dortigen zwei Freunden die „Literaturbriefe“, beſorgt mit Ramler Logau's Sinngedichte; ſchreibt das Leben des Sophokles; giebt die Fabeln heraus 1759; wird Ehrenmitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1760. Unerwartet geht er als Gouvernementsſekretär zum General v. Tauenzien nach Breslau, beobachtet dort die Weltbegebenheiten, ſtudirt die Truppen, lernt im Umgang mit Officieren am Farotiſch; dichtet die „Minna von Barnhelm“ 1763, kauft ſich an Büchern arm; befaßt ſich endlich mit theolog. Unterſuchungen. Nur Begierde nach Unabhängigkeit treibt ihn nach Berlin zurück 1765, wo ſein „Laokoon“ erſcheint. Im J. 1767 geht er nach Hamburg und ſchreibt ſeine unſterbliche Dramaturgie. Von Bode läßt er ſich zu einem Autorenbuchhandel verführen, der gänzlich mißglückt. Er vernichtet den Haller Klotz im literar. Zweikampf; wird herzogl. braunſchweig. Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1770, nachdem er mit Herder Freundſchaft geſchloſſen; er entdeckt und publicirt eine ſeltne theologiſche Handſchrift; geht nach Berlin und zeigt ſeinen Freunden den „Wolfenbüttler Fragmentiſten“; er edirt die „vermiſchten Schriften“. „Emilia Galotti“ wird fertig und zu Braunſchweig aufgeführt 1772; dann geht er nach Wien, und mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig auf 8 Monate nach Italien 1775; zurück nach München, Dresden 1776; iſt in Mannheim 1777, polemiſirt zu Gunſten der Fragmente 1778; endlich kehrt er wieder auf ſeinen Poſten in Wolfenbüttel zurück, wo er den vielfach angefeindeten „Nathan“ vollendet 1779, und endlich die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ herausgiebt, deren Grundgedanken neuerdings dem Studenten Thaer (dem nachher. Nationalökonomen), nach deſſen eignen Aeußerungen, vindicirt werden. Geſt. zu Wolfenbüttel, den 15. Febr. 1781. Genius deutſcher Forſchung und Kritik, Waffenſchmied der deutſchen Sprache; (Verſtandesdichter;) vernichtender Sieger in literar. Kriegen.

Moſes Mendelsſohn, geb. den 12. Elul 489 nach hebr. Zeitrechnung (1729) zu Deſſau von jüd. Eltern. Lebt vom 14. Jahre an in Berlin von den Wohlthaten reicher Juden: Abſchreiber eines Rabbiners; diſputirt mit Iſrael Moſes über den Talmud; ſtudirt Mathematik und Latein: wird mit der neueſten Literatur bekannt ſeit 1748, diſputirt mit Chriſten über philoſoph. Materien; mit Leſſing durchs Schachſpiel befreundet 1754; Kinderlehrer bei dem jüd. Seidenfabrikanten Bernard; Aufſeher, Faktor, endlich Theilnehmer an deſſen Fabrik; ſchreibt die „Briefe über die Empfindungen", „Jeruſalem", die „Morgenſtunden"; correſpondirt mit Leſſing, Abbt, Nicolai; von Lavater nicht bekehrt. Als Jakobi den todten Leſſing des Spinoziſmus beſchuldigt, ſtirbt Mendelsſohn, nachdem er den Freund öffentlich vertheidigt, aus Verdruß zu Berlin den 4. Jan. 1786. Der jüdiſche Sokrates.

Salomon Geßner, geb. den 1. April 1730 zu Zürich. Sohn eines im großen Rathe ſitzenden Buchhändlers. Sein zu Hauſe und auf der Landſchule unterdrücktes Talent wird von einem Landprediger geweckt und herausgebildet; er ſtudirt in Zürich und ſoll ſich 1749 in Berlin für den Buchhandel bilden, was nicht gelingt; verſucht ſich unter Ramlers Leitung in Verſen und Proſa, geht nach Hamburg und ſchließt Freundſchaft mit Hagedorn; kehrt nach Zürich zurück und wird als Dichter durch einzelne Lieder, ſeinen Daphnis (1754) Inkle und Jariko (1755) und ſeine Idyllen (1755) bekannt; ſpäter erſchien der Tod Abels; und im Jahr 1762 ſeine Gedichte in 4 Bänden. Seiner Gattin zu Liebe wird er Landſchaftmaler, und bald als Dichter in ganz Europa weit über Gebühr berühmt. Geſt. an einem Anfalle von Apoplexie zu Zürich den 2. März 1786. Seine Idyllenproſa iſt jetzt nicht mehr genießbar; ſeine Gedanken über Landſchaftmalerei verdienen Aufbewahrung.

Johann Georg Hamann, geb. den 27. Aug. 1730 zu Königsberg. Cand. der Theol., Hauslehrer in Kurland 1751; privatiſirt in Riga und zu Hauſe; ſtudirt Politik und Handelswiſſenſchaften 1751—1756; geht als Handelsreiſender 1756 nach Berlin, Lubeck, 1757 nach Holland und endlich nach England; kehrt 1758 als Hauslehrer zu ſeinem Handelsherrn nach Riga zurück; dann nach Königsberg ins Vaterhaus 1759; wird unbeſoldeter Kopiſt beim Stadtmagiſtrat von Königsberg, 1762, und bald zugleich freiwilliger Canzliſt bei der Kriegs- und Domänenkammer; quittirt 1764, reiſt nach Deutſchland, dem Elſaß und Baſel; wird Hofmeiſter in Mietau, begleitet ſeinen Patron, einen Rechtsgelehrten, nach Warſchau 1765 f.; lebt in einer „Gewiſſensehe;" Freund von Mendelsſohn und Kant; Vertrauter Herders; wird endlich Secretär und Translateur zu Königsberg bei der Provinzial-Acciſe- und Zolldirection 1767; dann Packhofverwalter beim königl. Licent 1777; von einem jungen Edelmann, ſeinem Bewunderer, unterſtützt 1784; ſchmachtet drei Jahre nach Urlaub; wird penſionirt 1787; reiſt zu ſeinen Freunden

nach Münſter und Düſſeldorf, und ſtirbt zu Münſter de
21. Jun. 1788. „Der Magus aus Norden,“ ein Säeman
irdiſcher und himmliſcher Weisheit. Im Styl Jean Pau
Vorläufer.

Johann Friedrich Tiede, geb. den 9. April 1732 zu Paſewal
ſtudirt ſeit 1752 Theologie zu Halle, wird 1754 Secretär de
Generals Mayr, 1759 Feldprediger, 1774 Inſpector der Sch
len mehrerer Kreiſe; K. preuß. Conſiſt.-Rath und Paſtor Primariu
zu Schweidnitz. Geſt. den 19. Oct. 1795. Verfaſſer geiſt- un
ſchwungvoller Meditationen; werth, daß ſein Andenken erneuer
werde.

Chriſtoph Friedrich Nicolai, geb. den 18. März 1733; Lehrlin
einer Buchhandlung in Frankfurt a. d. O., wo er an der Thür vo
Al. Baumgartens Collegium hoſpitirt: Theilnehmer an de
väterlichen Buchhandlung zu Berlin ſeit 1752: Freund Leſſings un
Mendelsſohns; entſagt der Handlung 1757, muß ſie übernehmen 175
Gründer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (1757—1760
der Briefe, die neueſte Lit. betreffend (1761—1766); der all
deutſchen Bibliothek (1765—1792): Fortſetzer der neuen all
d. B. (bis 1805); Mitglied der königl. Akad. der Wiſſenſch.
München 1781, zu Berlin 1799, Correſpondent der Akad.
St. Petersburg 1804. Geſt. zu Berlin den 8. Jan. 1811. Feind de
alten ſchlechten und des neuen guten Geſchmacks. Literar. Todfein
der krit. Philoſophie. Verdienſtvoller Buchhändler und Gelehrte
glatter Aufklärer, mit Humor polemiſirender Romanſchreiber.

Chriſtoph Martin Wieland, geb. den 5. Sept. 1733 zu Obe
holzheim bei Biberach; ſtud. in Kloſterbergen zu Erfurt, endl. di
Rechte zu Tübingen 1750 ff.; Schriftſteller (anfangs ſittlich-religiöſer
ſeit 1752; lebt und ſchreibt bei Bodmer in Zürich, dann in Ber
bis 1759; Canzleidirector in der Reichsſtadt Biberach 1760
Profeſſor der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Erfur
1769; Lehrer und Erzieher der Prinzen von Weimar 1772; herzog
Sachſen-Weimar'ſcher Hofrath und Churmaynz. Regierungsrath
Lehrer und Freund der Herzogin Amalie. Pegnizſchäfer 1807
Napoleon ertheilt ihm das Kreuz der Ehrenlegion 1808. Se
1797 in Osmannſtädt bei Weimar; ſeit 1803 wieder in Weimar
Seine eigenthümliche Schriftſtellerlaufbahn beginnt er mit „Araſpe
und Panthea“ 1761; dieſem Roman folgte die Ueberſetzun
Shakſpeares 1762—1766; „Don Sylvio von Roſalva“ 1764
„Agathon“ 1764—1767; „Iris und Zenide“, „Muſarion“ 1768
„die Grazien,“ „Diogenes von Sinope“, „Abhandlungen“, Poetiſch

Erzählungen aller Art 1770 ff.: „der neue Amadis“ 1771: der goldne Spiegel“ 1772; Begründer des deutſchen Merkur 1773 — 1789, durch den er mit Herder und Göthe in Oppoſition geräth: nun folgen „die Abderiten“ 1774: „Daniſchmend“ 1775: „Oberon“ 1780; Aufſätze und Dichtungen in Menge 1782 ff.; Horazens Briefe und Satiren 1782 ff. und Luzian, überſetzt 1788 ff.: „Göttergeſpräche“ 1791: „Agathodämon“ 1796: „Ariſtipp“ 1800: „Euthanaſia“ 1805; Cicero's Briefe überſetzt 1808 ff., Wielands letzte, nicht ganz zu Ende gebrachte Arbeit. Geſt. zu Weimar den 20. Jan. 1813. (Dichter.) Epikureiſcher Moraliſt und als ſolcher in Romanen, Briefen, Kritiken, Abhandlungen und Ueberſetzungen durch Grazie, Geiſt und Kunſt Mitſchöpfer der deutſchen claſſiſchen Proſa.

Johann Karl Auguſt Muſäus, geb. 1735 zu Jena, ſtudirt daſ. Theologie 1754 — 1759, lebt als Candidat des Predigtamts bei Eiſenach; ſchreibt ſeine Parodie „Grandiſon der Zweite“ 1760: wird Pagenhofmeiſter am Weimar'ſchen Hofe 1763; und Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar 1770; ſatiriſirt in ſeinen „phyſiognomiſchen Reiſen“ (1781) gegen Wieland, und wird dadurch nach gebrochenem Incognito berühmt: ſetzt ſich unter die Spinnräder der alten Weiber, zu alten Soldaten, ruft die Kinder von der Straße, um die Motive zu ſeinen Volksmährchen zu ſammeln, und tritt mit ihnen hervor 1782 — 1786: von Wieland in einer dritten Auflage 1806 herausgegeben. Noch ſchrieb er „Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier“ 1785, und kleine Romane und Erzählungen „Straußfedern, erſter Bd.“ 1787. Geſt. zu Weimar den 28. Oct. 1787. Zeitſatiriker mit durchſcheinender Bonhommie und bilderreichem, etwas zu abſichtlichem Humor: poſſierlich lebhaft.

Helfrich Peter Sturz, geb. den 16. Febr. 1736 zu Darmſtadt, ſtud. zu Göttingen, Jena und Gießen 1754 — 1757: Rechtsgelehrter; Secretär zu München bei dem K. K. Geſandten, Baron v. Widmann 1759; Privatſecretär des Kanzlers v. Eyben in Glückſtadt; reiſt nach Wien und Wetzlar; Bernburg'ſcher Rath; Privatſecretär des Grafen Bernſtorf in Kopenhagen 1762; Secretär im Dep. der ausw. Angel. daſ. 1763; Freund Klopſtocks; dän. Leg. Rath 1768; reiſt mit dem Gefolge Chriſtians VII. nach England und Frankreich; ins Generalpoſtdirectorium verſetzt 1770; in Struenſee's Fall verwickelt 17. Jan. 1772, Staatsgefangener; nach 4 Monaten frei: lebt als dän. Penſionär in Glückſtadt und Altona; Reg.-Rath in Oldenburg 1772; Etatsrath daſ. 1775;

Geſt. auf Beſuch zu Bremen den 12. Nov. 1779. Politiſch äſthetiſcher Moraliſt; Anflug von Humor; viel Geiſt und Geſchmack; zuweilen preciös.

Moriz Auguſt von Thümmel, geb. den 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig; ſtud. zu Leipzig 1756 ff. die Rechte; Kammerjunker in Coburg 1761; dichtet die „Wilhelmine" 1764. Geh. Hofrath, dann Geh. Rath und Miniſter daſ. 1768; reiſt durch Frankreich und Italien 1772; 1775—1777; privatiſirt auf ſeinen Gütern ſeit 1783; dichtet den Roman ſeiner Reiſen 1791—1805; geſt. zu Coburg auf Beſuch den 16. Oct. 1817. Lebemann und Humoriſt in Reiſebeſchreibung und Roman; muſterhaft im Styl.

Thomas Abbt, geb. den 25. Nov. 1738 zu Ulm; Theolog. Mag. legens zu Halle 1758; außerord. Prof. der Philoſ. zu Frankfurt a. d. Oder 1760; ord. Prof. der Mathem. zu Rinteln 1761; bereiſt Oberdeutſchland, die Schweiz und Frankreich 1763; ſchreibt „vom Verdienſt" 1764; von dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe nach Bückeburg eingeladen; Hof-, Reg.- und Conſiſt.-Rath, auch patronus scholarum daſ. 1765; geſt. daſ. den 3. Nov. 1766. Philoſophiſcher Moraliſt. Nicht vollſtändig ausgebildetes Talent voll Wärme und Ueberzeugung.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, geb. den 26. März 1739 zu Oberſontheim in Schwaben. Theolog, Haus- und Muſiklehrer in und bei Aalen; Schullehrer und Organiſt in Geislingen um 1764; Organiſt und Muſikdirector in Ludwigsburg 1768; hält Vorleſungen über Geſchichte und Aeſthetik. Wegen Satire des Landes verwieſen: Muſiklehrer in Heilbronn, Heidelberg, Mannheim; ſpielt vor dem Churfürſten zu Schwetzingen; lebt bei Gönnern in Mannheim, Würzburg, München; will katholiſch werden; flieht nach Augsburg; ſchreibt die deutſche Chronik (1774—1777), dichtet und muſicirt, von den Jeſuiten verfolgt und, nach Arreſt, verwieſen; ſetzt die Chronik in Ulm fort; wird mit ungariſcher Gefangenſchaft bedroht, aber durch den Kloſteramtm. Scholl zu Blaubeuren dem Herz. Carl v. Württemberg ausgeliefert (2. Jan. 1777); ſchmachtet im Kerker auf dem Asberg, wo er ſich zum Myſticismus bekehrt und von wo aus er ſeine Gedichte edirt; befreit, und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt 1787; gibt die Vaterlandschronik heraus und beginnt ſein Leben zu ſchreiben. Geſt. zu Stuttgart den 10. Oct. 1791. Weder als Dichter noch als Proſaiker claſſiſch, aber von genialer Anlage, und zum

Volksſchriftſteller geboren: in ſeinem Temperament untergegangen. Als Selbſtbiograph ausgezeichnet.

Johann August Eberhard, geb. den 31. Aug. 1739 zu Halberſtadt; Theolog; Hauslehrer 1759; zugleich Conrector an der Martinischule und 2ter Pred. an der Hoſp. Kirche zu Halberſt. 1763; begl. ſeinen Patron, den Präſidenten, ſpäter Miniſter gewordenen Freiherrn von der Horſt nach Berlin; wird Nicolai's und Mendelsſohns Freund; Prediger bei'm berlin. Arbeitshaus 1758; Pred. in Charlottenburg 1774; Prof. der Philoſ. zu Halle 1778; ausw. Mitglied der Akad. der Wiſſenſch. zu Berlin 1785; geſt. zu Halle den 6. Jan. 1809. Leibnitzianer; („neue Apologie des Sokrates,“ „Sittenlehre der Vernunft“); claſſiſch in der Lehrform; Aeſthetiker; („Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſch.“); Gründer der deutſchen Synonymik.

Matthias Claudius, geb. den 15. Aug. 1704 zu Reinfeld im Holſtein.; ſtud. zu Jena; Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, redig. eine polit. Zeitſchrift. Oberlandcommiſſär in Darmſtadt, wo er eine Landzeitung herausgeben ſoll, 1776; geht nach Wandsbeck zurück 1777, wo er bleibt, auch als Reviſor bei der Schleswig-Holſtein. Bank in Altona ſeit 1788; giebt den Wandsbecker Boten heraus (1775—1812); geſt. zu Hamburg den 21. Jan. 1815. (Dichter.) Volksſchriftſteller voll frommen Humors, zuweilen mit Manier.

Johann Heinrich Jung, genannt **Stilling**, geb. den 12. Sept. 1740 zu Grund im Naſſauiſchen. Schneidergeſelle; Schullehrer, Hauslehrer; ſtud. in Straßburg die Medicin; mit Göthe und Herder befreundet; Arzt zu Elberfeld; großmüthiger und geſchickter Operateur des Staars; Profeſſor der Nationalöconomie zu Lautern 1778, an der Cameralſchule zu Heidelberg um 1783; auf kurze Zeit zu Marburg 1787; ſchreibt die Theorie der Geiſterkunde 1808; geſt. als Badenſcher Geh. Hofrath zu Carlsruhe den 23. März 1817. Nationalöconom; Geiſterſeher; fromm mit Manier; als Selbſtbiograph (1777 ff.) berühmter, lieblicher Genremaler.

Theodor Gottfried von Hippel, geboren den 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Oſtpreußen; ſtudirt Theologie zu Königsberg; Theolog; geht mit einem jungen Edelmann aus Königsberg nach Petersburg 1760; Hauslehrer in Königsberg; ſtudirt die Rechte 1762; Advokat bei dem daſ. Stadtgericht 1765; Hofgerichtsadvokat; ſtädt. Gerichtsverwandter, Aſſeſſor des Stip.-Colleg. 1772; ſchreibt „über die Ehe“ 1774; die „Lebensläufe nach aufſteigender Linie“ 1778 ff.; Criminalrath, Stadtrath, Hofhalsrichter, endlich Criminaldirector; dirig. erſter Bürgermeiſter, Polizeidirector, Kriegsrath und Stadtpräſident renoviren; richtet den Magiſtrat in Danzig ein; geſt. zu Königsberg den 23. Apr. 1796. Er ſtrebte aus Liebe nach einem Amt, und opferte dem Amt die Liebe. Unverehelichter Lobredner der Ehe; Mann nach der Uhr ohne Uhr; geldloſer Liebhaber des Gelds; mit Todtenköpfen umgebener Lebensfreund; von Kant ein „Plan- und Centralkopf“ genannt. Kantianiſcher Humoriſt in Roman und Abhandlungen, mit einem Anflug von Frömmelei.

Joſeph II, römiſch-deutſcher Kaiſer, geb. zu Wien den 13 März 1741; zum röm. Könige gewählt 1764; Mitregent ſeiner Mutter Maria Thereſia; beſucht Friedrich den Großen im Lager zu Neiſſe 25 Aug. 1768; im Beſitz ſeiner Erbſtaaten ſeit 1779; reformirt die Klöſter, während Pabſt Pius in Wien den Segen austheilt 1782; begünſtigt die Preſſe, die Toleranz, hebt die Todesſtrafe auf, fördert die Erziehung, die Polizei, das Kirchenweſen, den Landbau; ſtreitet mit den Holländern um die freie Scheldeſchiffahrt 1784; kriegt mit der Pforte; bekämpft die empörten Niederlande, 1788; giebt ein unglückliches Steuergeſetz 1789; ſieht Ungarn in Empörung, entſagt ſeinen reformatoriſchen Entwürfen an der Schwelle des Grabes; geſt. zu Wien den 20 Febr. 1790. Seine große Seele ſpiegelt ſich in den wenigen Briefen, die wir von ihm haben.

Johann Jakob Engel, geb. den 11. Sept. 1741 zu Parchim im Mecklenburg-Schwerin'ſchen; Theolog in Roſtock; D. der Philoſ. 1763; hält in Bützow am Schluß des 7jähr. Kriegs die beredte Friedensrede; Gelehrter in Leipzig 1765; Philolog. — Profeſſor der Moralphiloſ. und der ſchönen Wiſſenſch. am Joachimsth. Gymnaſ. zu Berlin 1776—1787; ſchreibt die „Lobrede auf den König“ (1781); Lehrer des nachher. K. Friedrich Wilh. III.; Mitglied der Akad. der Wiſſenſch.; Oberdirector des Berlin. Theaters 1787, ſpäter mit Ramler bis 1794; privatiſirt in Schwerin; nach Berlin zurückgerufen als Penſionär des neuen Königs 1798; geſt. auf Beſuch bei ſeiner 84jähr. Mutter zu Parchim den 28. Jun. 1802. „Philoſoph für die Welt.“ (1775); empir. Aeſthetiker, Panegyriker, vortrefflicher Genrenovelliſt, („Lorenz Stark“ 1801); eleganter Styliſt, Begründer der Mimik (1785 ff.).

Johann Caſpar Lavater, geb. den 15. Nov. 1741 zu Zürich. Theolog. Greift als Patriot mit dem Maler Füßli einen ungerechten Landvogt an, und ſtürzt ihn 1762; reiſt mit Füßli und Heß nach Berlin und zu Spalding 1763; Geiſtlicher in Zürich 1764; Diaconus an der Waiſenhauskirche 1769; phyſiognomiſche Reiſe nach Ems, wo er mit Göthe perſönlich befreundet wird 1774; Bund mit andern Gelehrten. Pfarrer an der Waiſenkirche 1775; zugl. Diaconus an der Petrikirche 1778; reist im Triumph nach Bremen 1786; Pfarrer an Petri zu Zürich 1786; von Bernſtorf nach Kopenhagen gerufen 1793. In der Revolution muthiger aber menſchenfreundlicher Gegner der franzöſ. Tyrannei 1795—1798; nach Baſel deportirt 1799; nach Zürich zurückgekehrt wird er, bei der Wiedereinnahme durch Maſſena, auf der Straße ſchwärmende Soldaten beſchwichtigend, von einem franz. Grenadier meuchlings in die Seite geſchoſſen; ſo geſt. daſ. den 26. Sept. 1793. (Dichter.) Beredter Prediger; bekehrungsſüchtiger, theoſophiſch-poetiſcher Dogmatiker; Stifter der Tagebuchs-Selbſtliebäugelei; Begrunder der Phyſiognomik, und hierin genial. Styl prägnant, nicht ohne Affectation, abgeriſſen, dithyrambiſch.

Chriſtian Garve, geb. den 7. Jan. 1742 zu Breslau. Stud. Philoſophie und wird in Leipzig Weiſſe's und Gellert's Freund; an des Letztern Stelle außerord. Prof. der Philoſophie 1770; reſign. Geſundheit halber und kehrt nach Breslau zurück 1772; von Friedrich II. berufen und mit der Ueberſetzung von Cicero's Officien beauftragt (1779—1783). Erträgt den Geſichtskrebs mit der größten Standhaftigkeit; geſt. zu Breslau den 1. Dec. 1798. Edler Pſycholog und Moraliſt. Meiſter in klarer Entwickelung der Begriffe, in einer Sprache, die Göthe „mit reinem Waſſer“ verglich, „das ſtärkend wirkt.“

Georg Chriſtoph Lichtenberg, geb. den 1. Jul. 1742 zu Oberramſtädt bei Darmſtadt; durch einen Fall verwachſen, frühzeitig zurückgezogen und der Aſtrognoſie zugewandt, deßhalb vom Landgrafen Ludwig **VIII.** unterſtützt; in Göttingen gebildet; reist nach England, wird dort vom König ausgezeichnet, und außerord. Prof. der Philoſophie zu Göttingen 1770; ordentl. 1775; reist zum zweitenmal nach England 1774, ſtudirt Garrick und Hogarth; lernt G. Forſter, Banks, Solander, den Sudländer Omai, den Korſen Paoli kennen, übernimmt in Göttingen Experimentalphyſik 1777, und den Gött. Taſchenkalender 1778, Mitgl. der Naturforſcher zu Halle und der Nat.Geſ. zu Danzig 1782, der Petersb. Akad. 1795; k. Großbr. Hofrath 1788. Geſt. zu Göttingen den 24. Febr. 1799. Origineller, frappant auf dem Papier fixirender Denker; eleganter Mathematiker und Phyſiker, großer Humoriſt.

Friedrich Heinrich Jacobi, Johann Georgs, des Dichters, jüngerer Bruder, geb. den 25. Januar 1743 zu Düſſeldorf; vom Vater zum Kaufmannsſtande beſtimmt, lebt er drei Jahre lang zu Genf im Umgange der geiſtreichſten Menſchen, und ubernimmt, heimgekehrt, die väterliche Handlung um 1763; wohnt mit ſeiner Familie zu Pempelfort auf der Zuckerfabrik ſeines Vaters um 1770 ff.; wird durch

Vermittlung des Grafen v. Goltſtein Mitglied der Hofkammer; durch de Bruder mit Wieland und Göthe bekannt; geht 1779 als Geh. Rat nach München; in Ungnade gefallen; zieht ſich nach Pempelfort zurück, reist nach Weimar; beſchäftigt ſich ſeit 1785 mit Spinoza flüchtet vor der franz. Revolution nach Holſtein 1794, lebt in Hamburg, Wandsbeck, Eutin mit den Freunden; reist an den Rhein un nach Paris 1801; nach München berufen, die Akad. der Wiſſenſchaften zu organiſiren 1804; wird deren Präſident; reſign. 1812; geſt den 10. März 1819. Sucht Poeſie und Philoſophie in der Form de Romans zu verbinden; („Allwill" 1792; „Woldemar" 1794) indignirter und leidenſchaftlicher Verfechter des Glaubens und de Theismus gegen das pantheiſtiſche Wiſſen, und dadurch beredte Polemiker; in Fehden mit Mendelsſohn, Kant, Fichte, zuletzt in de heftigſten mit Schelling.

Mosheim.

Die Gleichheit aller Menſchen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

(1735.)

Die Wage, womit das Wohl und Wehe der Menſchen insgemein abgewogen wird, iſt falſch. Und die den Zuſtand der Sterblichen ſchätzen, ziehen mehr ihre Einbildung, als ihre Vernunft, zu Rathe.

Es iſt wahr, daß unter den Menſchen viele Unglückliche ſind, die von einem immerwährenden Kummer des Gemüthes gefreſſen, und durch die Plage ihres Lebens aller Freude unfähig gemacht werden. Erbarmet euch dieſer Elenden, ihr, die ihr glücklicher und ruhiger ſeyd, und erwartet mit ihnen in Geduld den Tag, an dem der Herr ihren Schmerz wenden und den Urhebern deſſelben den gerechten Lohn ihrer Unbarmherzigkeit geben wird! Allein es iſt eben ſo gewiß, daß ſehr viele derer, ſo durch die Arbeit ihrer Hände ihr Brod auf verſchiedene Weiſe erwerben, viele derer, ſo weder Aemter und Würden bekleiden, noch ſich ſonderlicher Güter und Schätze zu rühmen haben, ja viele derer, die in ſchlechten Winkeln ihre Tage hinbringen, und nichts mehr ſammlen können, als was die Nothdurft ihres Leibes und Lebens erfordert, wenn ſie nur ſonſten weder Qual des Gemüthes, noch Schmerzen des Leibes ausſtehen, überhaupt ſo unglücklich nicht ſind, als ſie ihren Verächtern ſcheinen. Wir reden jetzt von der Gottſeligkeit und Zufriedenheit nicht. Es iſt bewieſen, daß da die gröſte Glückſeligkeit wohne, wo ſich dieſe beide Tugenden aufhalten. Und es iſt gleichfalls unſtreitig, daß der Aermſte und Geringſte ſich dieſe theuren Güter zu eigen machen könne, ja daß ſie ſich viel mehr dem, was vor der Welt thöricht und unedel, als dem, was edel und gewaltig, zu ergeben pflegen. Wir vergleichen hie nur Menſchen mit Menſchen, äuſſerliche Umſtände mit äuſſerlichen Umſtänden, irdiſche Vortheile mit irdiſchen Vortheilen. Wir fragen nicht: ob ein Tag-Löhner, der den Herrn fürchtet, und nichts mehr begehret, als was ihm der Wille des Höchſten beſchieden, glückſeliger ſey, als ein Gewaltiger und Reicher, der ſich nie mit ſeinen Begierden verſöhnen kann, und mehr von der Liebe ſeines vermeinten Gutes, als des höchſten, entzündet iſt? Dieſe Frage iſt unter allen, die ihrer Vernunft mächtig ſind, entſchieden. Wir fragen nur: ob ein Armer, in ſo weit als er ein Armer iſt, ob ein Niedriger, in ſo weit als er ein Niedriger iſt, ob ein Mühſeliger, in ſo fern er mühſelig iſt, wenn er ſonſt am Leibe und Geiſte geſund iſt, unglücklicher und elender ſey, als ein Reicher, Hoher und in Wolluſt und Ruhe Lebender? Der Reiche und Gewaltige zweifelt nicht, dieſe Frage ſey eben ſo klar entſchieden, wie die erſtere. Daher blähet er ſich, und vergiſſet ſo wohl ſeines Urſprunges, als ſeines Endes. Und wir behaupten, daß er irre, und daß die Weisheit gegen ihn ſpreche: Tretet herunter von euren Höhen, eingebildete Glückſelige! ihr ſeyd euren armen Brüdern gleicher, als ihr es meinet. Eure Herkunft, euer Ruf, euer Ende machen euch nicht allein denen ähnlich, von welchen ihr euch ſo ſorgfältig abſondert: auch eure äußerlichen Umſtände vereinigen euch mit ihnen.

Nehmet aus dem Haufen derer, die das Feld bauen, einen Menſchen heraus, der ſo viel Witz und Ueberlegung hat, als er in ſeinem Stande bedarf, der durch eine emſige Wartung aus ſeinem kleinen Acker ſo viel herausziehen kann, daß er niemand um Mitleiden anſprechen darf, der ſeinen Hunger mit ſchlechten Speiſen ſtillet, ſeinen Leib mit einem geringen Tuche decket, der auf nichts mehr hoffen kann, als daß er ſein unanſehnliches Erbe keinem Schuldner hinterlaſſen werde. Worin iſt dieſer unglücklicher, als der, ſo in einem koſtbaren Palaſte von vielen bedienet wird, groſſe Länder, Aecker und Güter beherrſchet, ſeinen Leib in Purpur, Gold und Seide hüllet, in einer prächtigen Geſellſchaft Tafel hält, täglich allerhand Speiſen vor ſich ſiehet, die aus allen Theilen der Welt zuſammen geſammlet und nach der Kunſt zubereitet ſind, der alles, mit einem Worte, um und bei ſich hat, was zu dem Glücke der Hohen dieſer Welt gehöret? Ihm mangeln unzählige Dinge, die dieſer hat, und ſo oft er es wünſchet, haben kann. Allein er wünſchet und begehret auch die Dinge nicht, die ihm fehlen. Und dem fehlt eigentlich nichts, der ſich nach dem, was ihm zu fehlen ſcheinet, gar nicht ſehnet. Das Maaß unſrer Begierden iſt das Maaß unſeres irdiſchen Glücks und Unglücks. Die mit ihren Neigungen und Wünſchen nicht über die Grenzen des Standes gehen, worin ſie geſetzet ſind, die ſind glücklich, ſie mögen leben, in welchen Umſtänden ſie wollen. Dieſer Mann, von dem wir reden, hat von dem weiſen Urheber ſeiner Natur anſtatt des Ueberfluſſes, worin jener pranget, ein eingeſchränktes Herze empfangen, das ſich aus dem Cirkel ſeiner Umſtände nicht waget. Und dadurch iſt er eben ſo ſelig, als jener, ungeachtet die verdorbne Einbildung des Mächtigen ſeinen Zuſtand für bedaurenswürdig hält.

Er kleidet und ſpeiſet ſich ſchlecht. Und was hat er denn deswegen weniger, als der andre? Er hat eben das von ſeiner armſeligen Kleidung und Nahrung, was der Reiche von ſeinem prächtigen Gewand und von ſeiner koſtbaren Speiſe. Sein Kittel ſchützet ihn gegen die Strenge der Luft und das Ungewitter. Seine Speiſe benimmt ihm den Hunger und gibt ihm neue Kräfte. Und was hat der Reiche und Gewaltige mehr von ſeinem prächtigen Rocke und wohl beſetzter Tafel? Allein ſeine Einbildung wird doch ſo nicht erfreuet, als die Einbildung desjenigen, dem ein buntes, koſtbar gewirktes und vortrefliches Gewand die Augen füllet? Sein Geſchmack wird doch ſo nicht vergnügt, als der Geſchmack desjenigen, dem die ganze Natur und die Kunſt vieler Köche zu Gebote ſtehet? Was ließe ſich hierauf nicht ſagen? Doch eines aus vielen. Und wer von uns weiß es denn, daß die Einbildung und der Geſchmack dieſes Mannes weniger angenehme Empfindungen nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit haben? Es iſt noch zweifelhaft, ob ſein ſchlechtes Feyer-Kleid ihm nicht eben die Freude verurſache, die dem Reichen ſein güldener Mantel. Es iſt noch unausgemacht, ob der Hunger und die Arbeit ihm ſein Brod, und was er ſonſt von ſchlechten Nahrungs-Mitteln zu ſich nimmt, nicht eben ſo ſchmackhaft und angenehm mache, als dem Reichen ſeine ſo ſorgfältig bereiteten Speiſen ſind.

Er wohnet übel. Und bringt ihm denn ſeine Hütte nicht eben den Nuzen, den der Hohe und Gewaltige aus ſeinem Pallaſte ziehet? Sie bewahret ihn und ſein kleines Vermögen vor Kälte, vor Hize, vor Dieben, vor Nachſtellungen. Was braucht er mehr? Allein er muß doch viele Unbequemlichkeit in ſeinem engen und übel eingerichteten Raume empfinden, und vieler Bequemlichkeiten, die eine freie und wohl gebaute Wohnung gibt, entbehren. Nach unſrer Meinung, nicht nach der Wahrheit. Wir, die wir bequemer und beſſer wohnen, würden allerdings viel leiden, wenn wir aus unſern Häuſern in ſeine Hütte verbannet und gewieſen würden. Er fühlet dieſe Uebel nicht, weil er daran von den erſten Jahren gewöhnet worden, und ruhet eben ſo gut wie wir. Er ſpüret den Mangel unſerer Bequemlichkeiten nicht, weil er ſie nicht kennet. Wer bekümmert ſich um Vortheile, deren Werth man nicht begreifet? Er muß ſich ſelbſt bedienen und kann keinen Aufwärtern befehlen. Allein die Dienſte, der er nach ſeinen Umſtänden bedarf, ſind ſo bewandt, daß er ſie ohne Unluſt ſelber leiſten kann. Vielleicht würde es ihm verdrießlicher fallen, wenn er alle Kleinigkeiten, die zur Pflege ſeines Lebens und zu ſeiner übrigen Nothwendigkeit gehören, von einer andern Hand erwarten und nehmen ſollte! Sein Name iſt unbekannt. Allein er glaubet auch nicht, daß ein groſſer Name ſeine Wohlfahrt vermehren könne.

Er gibt keine Geſetze und muß ſelber gehorchen. Allein ſein Gehorſam macht ihm nicht mehr Beſchwerung und Mühe, als dem Herrſchenden ſeine Macht zu gebieten. Wir wollen dieſe Vergleichung nicht weiter fortſetzen. Reiniget ihr eure Einbildung und beurtheilet das Glück andrer nicht nach dem Urtheil eurer Augen und Ohren, ſondern nach der Fürſchrift des Geiſtes Gottes und einer geſunden Vernunft, ſo wird euch die große Ungleichheit zwiſchen den Hohen und Niedrigen, die ſo viel Hochmuth und Frevel verurſachet, nicht länger verführen.

Reimarus.

Von der Seelen Unſterblichkeit.

(1754.)

Der Menſch iſt von Natur, durch die vernünftige Vorſtellun ſeiner ſelbſt und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höheren, reineren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als er in dieſem Leben erhalten kann beſtimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus de Vernunft, die eine weſentliche Eigenſchaft aller Menſchen iſt, da ihre Gedanken, durch Vergleichung des Gegenwärtigen mit den Vergangenen, auf das Zukünftige geführet werden, daß ſie ein Vorſtellung von Zeit und Dauer bekommen, daß ſie voraus denken und wenn ſie ſich ſelbſt und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Dauer betrachten, daß ihre angeborene Begierde zum Lebe ſich ſo weit, als ihre Vorſtellung der zukünftigen Zeit geht, da iſt, bis ins Unendliche erſtrecken muß. Es fließt natürlich un nothwendig aus der Vernunft, daß alle Menſchen ſich durch ihr allgemeinen und abgeſonderten Begriffe noch immer eine höher und reinere Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit gedenken, al ſie wirklich beſitzen, oder in dieſem Leben erhalten können, un daß ihr Verlangen folglich mit dieſer niedrigen und gemiſchte Glückſeligkeit nimmer völlig befriediget wird, ſondern der Vorſtellung des größeren möglichen Guten ohne Aufhören folget Kurz, der Menſchen Begierden müſſen ſich, vermöge ihrer Verſtandeskräfte, nothwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieſes kurzen und unvollkommenen Lebens auslaſſen.

Man bemerket daher, in Abſicht auf den äußerſten Zweck, mancherlei wichtigen Unterſchied zwiſchen den Thieren und uns. Die Thiere ſind von Natur unvermögend, vollkommener und glücklicher zu werden, als ſie in dieſem Leben ſind und werden: wir aber werden ſelbſt in dieſem Leben immer vollkommener; doch nimmer ſo vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorſtellung von einer höheren und dauerhafteren Glückſeligkeit, als ſie hier wirklich genießen: wir aber können die Dauer und Stufe des Lebens und der Glückſeligkeit bis ins Unendliche in unſeren Gedanken vergrößern. Die Thiere ſind bloß ſinnlich, und nur einer ſinnlichen Luſt fähig: wir aber, als vernünftige Menſchen, auch einer geiſtigen. Die Thiere denken nicht weiter, als das Gegenwärtige: wir aber können und müſſen uns auch das Zukünftige vorſtellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nothdurft völlig befriediget werden: ein Menſch hergegen kann ſich, mit aller Bemühung, weder in der ſinnlichen noch vernünftigen Luſt, während dieſes Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld, ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und beſſeres Leben zu denken, oder ſolches zu wünſchen; der Menſch allein weiß zum voraus, daß er ſterben muß, denket mit Furcht an ſein Ende, und kann nicht anders zufrieden ſterben, als wenn er auf ein beſſeres Leben hoffet.

Weil dieſes Sehnen der Menſchen nach einem dauerhafteren und beſſeren Leben, als das gegenwärtige iſt, aus den Kräften und Regeln unſers Verſtandes und Willens natürlich entſpringt, und dem Weſen unſerer Seele und deren Fähigkeit zu einer mehreren Vollkommenheit und Glückſeligkeit gemäß iſt, ſo kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen und ſüßen Träume der Menſchen rechnen. Von dieſen läßt ſich allemal zeigen, daß ſie den Regeln unſers Verſtandes und Willens, ſo wie dem Weſen und der Natur der Dinge, entgegen laufen. Aber hat unſer Wille, vermöge ſeiner Natur, eine Glückſeligkeit zum Ziele ſeines Wunſches und Bemühens, und ſtrecket er ſich natür-

licher Weiſe nach den Schranken der vernünftigen Vorſtell
von möglicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit: ſo muß
auch ſein Verlangen, nach den Regeln unſerer Natur, über
Ziel dieſes zeitlichen Lebens, in eine glückſeligere Ewigkeit
ſtrecken. Selbſt die falſchen und irdiſchen Begierden der Menſ
zeigen, daß ſie ins Unendliche gehen, und daß ſie bloß dar
fehlen und trügen, weil ſie unſere zu höheren Dingen geſchaf
Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnü
gedenken.

Wir müſſen alſo nothwendig daraus ſchließen, daß
von dem Schöpfer zu ſolcher Art des Lebens und der Gl
ſeligkeit beſtimmt ſind, wozu uns das Bemühen unſerer Na
nach eingepflanzten Regeln führet. Es iſt uns ſo natürl
voraus zu denken, und uns unſern künftigen Zuſtand auf e
ungemeſſene Länge vorzuſtellen, als es den Thieren natürl
iſt, ſich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es iſt uns e
ſo natürlich, daß wir immer vollkommener werden können u
wollen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ihre Fähigk
und Begierden in gewiſſen unveränderlichen Schranken der Vo
kommenheit eingeſchloſſen ſind: es iſt uns eben ſo natürlich,
wir uns, bei dem Begriffe von einer möglichen längeren u
höheren Glückſeligkeit, mit dieſem kurzen Leben und deſſen n
driger und oft vergällter Luſt nicht begnügen, ſondern ein beſſe
und dauerhafteres wünſchen, als es den Thieren natürlich
daß ſie mit der gegenwärtigen Erſättigung ihrer Nothdurft u
Triebe vollkommen zufrieden ſind, und weiter nichts bedenk
noch verlangen. Wenn nun dieſes ganz offenbar iſt, ſo iſt un
natürliches Verlangen nach einem beſſeren und dauerhafte
Leben auch eben ſowohl ein Reiz des Schöpfers zu unſerer B
ſtimmung, als es bei den Thieren die blinden Triebe ſind.

Kann man ſich wohl vorſtellen, daß den Lebendigen
Hunger nach einer gewiſſen Speiſe natürlich ſey, und daß d
die Speiſe nicht in der Welt wäre, womit der Hunger kön
erſättiget und das Leben erhalten werden? Kann man ſ

einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter ſich einmüthig zu verſammlen, und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land ſey, wo ſie ihr Leben fortſetzen und unterhalten könnten? Kann man ſich gedenken, daß Waſſerinſecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zuſtandes, ein Verlangen nach der Luft haben ſollten, und ſich aus dem Waſſer heraus begäben, wenn ſie nicht, nach ihrer Verwandelung, in dieſem Elemente aufs neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur triegt nicht, ſie iſt ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jeder beſtimmten Art des Lebens; ſie iſt ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Abſichten. Wie könnte er denn ſeine vernünftigen Geſchöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorſtellung eines längeren und beſſeren Lebens, und zu einem Verlangen nach demſelben, rege gemachet haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beſchieden hat?

Rabener.

Kleider machen Leute.

(1750.)

In dieſen drei Worten liegt eine unerſchöpfliche Weiſhei verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und de Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſin das wahre, einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten z erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und andern wei machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig, und un zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſere Moraliſten zeither mi uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider mache das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſ lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich bis in das Vorzimmer, ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig anſehen, und die billigſten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt ſeiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakay weiſt ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Kamine, und ſteht allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Seiner Excellenz ſeine ganz unterthänigſte Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es iſt heut Geſellſchaft im Zimmer! — — Aber wäre es nicht möglich — — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdienſten, welcher ſich redlich und mühſam nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waiſen ſchützt, niemanden um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn; es wird ein Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf geführt kömmt und den Schweiß ſeines betrognen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo müßte er alle ſechzehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringſte nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder ſich ſelbſt dienen könnte; und womit er jemandem dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er flucht, er gähnt, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und ſeine Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider, und geringere Verdienſte? Man thut der Welt Unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bei den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich und blind ſey. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr die Augen durch die äußerliche Pracht öffnen, und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten. Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider. Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Eure Gnaden aus! Die dreiſte und unerſchrockne Miene iſt mit einemmale verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige

Loge, in welcher er ſo viel der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern ſich über die Unverſchämtheit dieſes gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun, und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein [illegible]! Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſchaffen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint das erſtemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet ſeine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauſchen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er ſetzt ſich mit Anſtand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarin, wer dieſer Herr ſeyn müſſe? es kennt ihn keine. Sie laſſen ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; er redet beſcheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt ſie mit, und ſein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt ſie mit Geſchmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt, und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſeyn. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarin an die Kutſche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanſtändigkeit. Er darf die Hand küſſen, und Seine Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daß der gnädige

Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der gnädig Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch beſchämt an Kamin ſtund, und allen Bedienten lächerlich war, iſt ihr di Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte; denn man ſieht ſeine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Werth unſre Verdienſte zu danken haben, ſo ſcheue ich mich nicht, zu geſteher daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meine Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft, und niemals ohn einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugend und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen, un theure Männer aus dem Stich ſeiner Nadel aus dem Nicht hervorſpringen, ſo wie das erſte Roß an dem Ufer muthig hervorſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreizack in de Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn i einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchem e Erlauchte Männer und Gnaden ſchuf. Er ſchnitt eben eine Domherrn zu, und war ſehr unzufrieden, daß der Sammet nic zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueb dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer ſe ner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſi von ſeinem Pachter zwei Quartale hatte vorſchießen laſſen, u ſeine hochadeligen Verdienſte in der bevorſtehenden Meſſe kenn lich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Meng junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und ſeufzend Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die En wickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Ban ſtack ein großes Pack ſchlechter Tücher und Zeuge für Gelehr Kaufleute, Künſtler und andere niedere Geſchöpfe. Zween Ju gen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaßen an der Thür und übten ſich an dem Kleide eines Poeten. Ich ſtund bei de Meiſter, hielt den Hut unter dem Arme, und blieb länger, a eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche i annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und großer Männer bin.

Mein Schneider iſt in dergleichen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Urſachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Großen verehren. Und weil uns der Körper, ſo in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit ſcheint; ſo verbindet uns unſere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir dieſe Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunenden Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe: ſo kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns Menſchen die Begräbniſſe ſind. Hier hört aller Unterſchied auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es iſt wohl eher geſchehen, daß die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn die prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reich geſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungrigen Muſen geweſen; endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in die Trödelbude flüchten müſſen.

Ehe ich dieſen Artikel ſchließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin ſo billig geweſen, und habe gewieſen, daß Kleider Leute und Verdienſte machen; zur Vergeltung dieſer Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben ſo billig iſt. Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehen ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht ſeyn, und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig iſt. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bei den meiſten geſchehen, fortführe, die Verdienſte der Kleider ſich anzumaſſen; ſo werde ich und meine Freunde ſie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich Ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte Ihres reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unſerer Stadt zum Beſten noch viele Jahre.

Gellert.

I. Portraits.

(Um 1760.)

1. Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden.

Die Menſchen ſind ſelten ſo verderbt, daß ſie ſich vielen Laſtern zugleich ergeben ſollten; und ſelten ſo ſchlimm, daß ſie ein Laſter, dem ſie ſich überlaſſen, nicht durch gewiſſe Tugenden gleichſam vergüten wollten. Dorant gehöret unter dieſe Claſſe. Er dienet der Wolluſt, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und iſt ſo offenherzig, daß er dieſen Fehler ſelbſt geſteht: aber eben dieſer Dorant iſt gerecht, gutthätig, dienſtfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künſte, das Herz einer Unſchuldigen, die ſeine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden ſehen, und ohne Hülfe von ſich laſſen. Man liebt ihn wegen ſeiner Gutthätigkeit ſelbſt in den Geſellſchaften, wo man ſeinen Fehler kennet. Er verabſcheut die berüchtigten Häuſer der Wolluſt, und würde ſie zerſtören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyſchläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauſcht: dieſes ſcheint ihm nichts Böſes und nichts Gutes zu ſeyn. Er belohnet ſie mit etlichen hundert Thalern; denn dieſes, ſagt er, wäre ungerecht, wenn ſie hülflos bleiben ſollte. Er verhilft ihr ſo gar mit ſeinem Schaden zu einer Heirath, um ſie zu verſorgen, und man lobt dieſe Sorgfalt an ihm. Dorant, ſpricht die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieſer Dorant, der, durch ſeine geſittete Lebensart und ſeinen Stand den Zutritt in die beſten Häuſer hat, iſt alſo ein gefährliche Feind der Unſchuld, und doch iſt er ein Mann von Treu un Glauben. Er giebt mir ſein Wort, daß er mir durch ſeinen Fürſpruch dienen will: und er thut es, ohne meinen Dank z erwarten. Er thut es mit Vergnügen. Man ſpricht von einem Bekannten oder von einem Fremden Böſes; und er geräth dar über in eine edle Hitze, daß man die Ehre des Andern kränkt und nicht lieber das Beſte vermuthet. — Dorant konnte vo ſeiner Anverwandtin, wenn er ihr hätte ſchmeicheln wollen eine reiche Erbſchaft erlangen. Nein, ſagte er, das wäre ungerecht; ſie hat nähere Erben, die es mehr bedürfen. Soll ic reicher werden, um Andere arm zu machen? — Dorant iſ gelinde gegen ſeine Untergebenen, und der gütigſte Herr gegen ſeine Bedienten, wenn ſie ſich wohl aufführen. — In Geſellſchaften iſt er beſcheiden, und hält es für ein Verbrechen, jemanden zu beleidigen, und ſein Vergnügen zu ſtören. — E haßt das Spiel, den Trunk, und die Verſchwendung. Wa ſoll man alſo von Doranten urtheilen? Nach der Sprache de Welt hat er nur Einen Fehler und viele Tugenden; nach de Sprache der Wahrheit hat er eigentlich keine Tugend, und nu ein gutes Temperament, oder eine natürliche Anlage zur Tugend. Er hat zu viel Verſtand, um die Laſter alle zu billigen und zu wenig, um einzuſehen, daß Ein Laſter, dem man ſi wiſſentlich ergiebt, das ganze Herz verderbt. Er hat zu vi Gewiſſen, um ruhig zu ſündigen und will einen Vergleic zwiſchen dem Böſen und Guten treffen, und ſeine Fehler de Wolluſt durch die Beobachtung äußerlicher Pflichten der Geſelligkeit erſetzen. Er wählte diejenigen Tugenden, die eine weichlichen Herzen die leichteſten und ihm natürlich ſind; Gün Billigkeit, Gelindigkeit, Dienſtfertigkeit. Er wählt diejenige Tugenden, die in Geſellſchaften am beliebteſten ſind, und ſi am erſten durch Beyfall oder Gegendienſte belohnen. Sei Tugenden ſind alſo Temperament und Wohlſtand; und ſe Abſcheu, den er vor gewiſſen Laſtern hat, iſt die Frucht d

Beyſpiels und der guten Erziehung, die er in ſeiner Jugend genoſſen. Die Exempel zu dieſem Charakter ſind in dem gemeinen Leben ſehr häufig, und den guten Sitten ſehr gefährlich. Das Laſter, das ſich mit den Farben von zehn Tugenden ſchmückt, gefällt zur Nachahmung gar zu ſehr, und auch ein gutartiger Jüngling wird ſich von ihm blenden laſſen. Das Schlimmſte dabey iſt noch dieſes, daß ſolche Charaktere mit Hochachtung in der Welt beehrt werden, und daß man von ihrer ſchlimmen Seite in Geſellſchaften gemeiniglich nur ſcherzhaft und mit einer witzigen Spötterey ſpricht, und die Ausſchweifung höchſtens von der lächerlichen Seite tadelt. Gleichwohl ſollte man über die Unzucht eben ſo wenig ſpotten, als man über Mord und Diebſtahl ſpottet; und folget nicht oft Beides aus dem erſten? Dorant, der den Perſonen des andern Geſchlechts Unſchuld und Tugend rauben kann, hat, ſo lange er dieſe ſtrafbare Neigung nicht unterdrückt, kein tugendhaftes Herz nach dem Ausſpruche der Moral; und ſeine guten Thaten, ſo glänzend ſie auch ſind, gehören ſeinem Blute, ſeiner Erziehung, und ſeiner Eigenliebe zu, oder ſind Früchte des böſen Gewiſſens, das ſich beruhigen will. Die Tugend iſt der aufrichtige und lebendige Wille, allen Geſetzen der Vernunft und Offenbarung zu gehorchen. Iſt ein ſolcher Wille aufrichtig, wenn er Ausnahmen macht? Iſt nicht Dorant, ſelbſt des Beyſpiels wegen, ſchuldig, ſeiner Neigung zu widerſtehen; und ſchwächet er nicht durch ſein Exempel bey Andern das Anſehen eines göttlichen Geſetzes? Es iſt wahr, daß man es in allen Tugenden nicht gleich hoch bringen kann; aber der Vorſatz muß zu keiner mangeln. Es iſt wahr, daß die beſten Herzen fehlen können, und wirklich fehlen; aber in dem Fehler beharren, oder ihn nicht erkennen wollen, weil man ihn nicht ablegen will; das iſt keine Schwachheit; das iſt Verderben des Herzens.

2. Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laſter und ohne Tugend.

Craſt, mehr einſiedleriſch, als geſellſchaftlich, lebt für ſich, und theilet ſein Vermögen ſo ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er iſt ohne Familie, hat keine Hausſorgen, iſt Herr ſeiner Zeit, und ſorgt, daß er Niemand zur Laſt falle. Er lebt ſeit zehn Jahren einen Tag ſo regelmäßig als den andern; iſt geſund, und mit ſeinem Schickſale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung, und das Fenſter beſchäftigen ihn bis zehn Uhr. Um dieſe Zeit beſorgt er ſeine Geſchäfte, das heißt, er trägt die geſtrigen Ausgaben in ſein Tagebuch ein, beſieht ſeinen geſtrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, ſchreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlſtand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden iſt zugeſchickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu ſeinem Vergnügen, oder tritt an ſeinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr ſchlägt, iſt er angekleidet. Er ſpeiſt gut, aber mäßig, und weiß ſeit dreyßig Jahren nicht was ein Rauſch iſt. Seine Zeit von zwey Uhr nach Tiſche bis Abends um zehn Uhr iſt ebenfalls eingetheilet. Eine Stunde ſchenkt er dem Billiard, eine dem Beſuche, den er giebt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Leſen einer anmuthigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er ſich regelmäßig dem Schlafe. Von dieſer Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche beſucht. Dieſer Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß ſein Herr alle Morgen bete und alle Abende ſinge. Und in der That, Craſt iſt mäßig und haushälteriſch; kein Freund der Wolluſt und tobender Vergnügungen. Er ſpricht von Niemanden Böſes; läßt jeden in ſeinen Würden; bezahlt, was er zu geben ſchuldig iſt, richtig; und lebt ſtille für ſich. Gleichwohl, wer iſt Craſt, wenn man ihn in ſeinem ganzen Betragen unterſucht? Iſt er mehr, als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was iſt die Hauptabſicht ſeines Plans? Bequemlichkeit und methodiſirte Trägheit. Er lebt mäßig, um geſund zu ſeyn; wirthſchaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beſchwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für ſich, und nicht für Andere. Iſt er deßwegen in die große Geſellſchaft der Menſchen geſetzet worden? Er befördert ſein Vergnügen; aber iſt es das, welches von der Vernunft gebilligt wird? Er geht mit ſeinem Vermögen ſorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen iſt. Aber iſt nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beſtändige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung ſeines Körpers an; und alſo lebt er, um künftig ſo lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt. Er hat eine Seele bloß für ſeine Sinne, und einen Verſtand, bloß um die Gegenſtände zu entdecken, die ſeiner Bequemlichkeit ſchmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böſes, weil er ſich vor Laſtern hütet, die ſich ſelbſt beſtrafen; allein ſein ganzer Plan des Lebens iſt böſe, weil ihn die Vernunft und die göttliche Beſtimmung verwirft. Er beweiſt ſelbſt durch ſeine Einrichtung, daß die Seele des Menſchen ein geſchäfftiges Weſen iſt, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung giebt. Warum kann er nicht einſehen, daß es beſſer iſt, ein nützlicher und arbeitſamer Mann zu ſeyn, als ein geſchäfftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einſt ewig für die Mühe belohnen ſoll, die er auf das Vergnügen ſeiner Sinne ſo ordentlich verwandt hat? Könnte er ſo oft ſchlafen, als er wollte, ſo würde er wahrſcheinlich den größten Theil ſeines Lebens verſchlafen. Er habe noch ſo wenig Gaben von der Natur empfangen; ſo hat er doch mit allen Menſchen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, ſeine geringen Talente zum Beſten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen beſteht ſeine Tugend und Ruhe. Er ſoll zufrieden leben, als ein Mitbürger, nicht als ein träumeriſcher Einſiedler. Er darf ſeine Bequemlichkeit ſuchen, aber er lebt nicht für ſich allein, ſonſt würde ihn der Schöpfer in eine Höle eingeſchloſſen und mit den nöthigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich iſt es falſch, daß ein bequemliches Leben ein zufriednes Leben iſt. Wenn Craft nachdenkt; (und er kann doch nicht alle ernſthafte Gedanken durch Trägheit erſticken,) macht ihm ſein Herz wegen ſeiner ſinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in ſeiner Seele? keine Beſorgniß, daß Andre, für die er nichts nützliches thut, ihn verachten werden? keine Beſchämung, daß er vierzig oder fünfzig Jahre gelebt hat, ohne ein beſſrer Menſch geworden zu ſeyn? Kann er ſich auf die ſchützende Hand der Vorſehung verlaſſen, und ſich, wenn ſein Vermögen, das er itzt nur zu ſeiner Bequemlichkeit gebraucht, ſich in Mangel verwandeln ſollte, mit ihrem Beyſtande tröſten? Kann er auf Hoffnung ſterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er dieſe Vortheile des Geiſtes nicht, ſo iſt er nicht zufrieden, ſondern nur von ſeiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kützel auf einige Jahre für ſeine Dienſtbarkeit belohnet, und zugleich beſtrafet.

II. Briefe.

Leipzig den 17. Nov. 1760.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie können alſo aus einer vielfachen Erfahrung ſagen; Ob tauſend fallen zu meiner Seiten, und zehntauſend zu meiner Rechten: ſo wirds doch mich nicht treffen. Ja, wiederum in einem blutigen Treffen bey dem Leben erhalten, und nur leicht verwundet. Zu welcher Freudigkeit gegen Gott, und zu welchem muthigen Vertrauen in künftigen Gefahren muß Sie nicht dieſe Errettung ermuntern; und welche Wolluſt muß es ſeyn, nach einem vielſtündigen Tode ſich auf dem Schlachtfelde geſund erblicken, und ſeine Augen von der blutenden Erde das erſtemal zum Himmel erheben. O! wie muß ein Trunk Waſſer in dieſen Augenblicken eine unbegreifliche Erquickung, und ein Stück Brod, mit Dank zu Gott, mehr als alle Freuden der Erde ſeyn. Ich kann dieſe Vorſtellung nicht verlaſſen, ohne zugleich mit Ihnen Den zu preiſen, deſſen allmächtiger Schutz ſie bewahret, und in Ihnen mir einen ſo theuren und rechtſchaffenen Freund erhalten hat. Aus Verlangen, Sie bald zu ſehen, würde ich Sie ermuntern, nach Leipzig zu kommen, ſo bald Sie von Ihren Wunden wieder hergeſtellet wären. Allein ich fürchte, daß ich dieſes Vergnügen nicht genießen ſoll. Zwei Lazarethe, liebſter Herr Hauptmann! eines zur Rechten, und eines zur Linken, das iſt ein zu ſchrecklicher Anblick, und eine zu angſtvolle Nachbarſchaft, als daß ich ſie ſo lange ſollte aushalten können. Einen Elenden vor ſeinem Fenſter ſehen müſſen, iſt ſchon viel. Aber hundert Elende ſehen müſſen, ihre Klagen hören, und den giftigen Geruch derer eingekerkerten Kranken in ſich ziehen müſſen; leiden ſehen, ohne helfen zu können; das thut ſchrecklich weh, und würde mich in kurzem ſelbſt zum Elenden machen. . . . .

G.

(An eine Freundin.)

Leipzig den 3. Dec. 1760.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reiterei, die Grenadiere und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarethe, ſo nahe als man ſie haben kann, und mein ganzer Hof iſt mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch geſünder ſind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäſcht um mich herum. Man lacht, man weint, man ſingt, man flucht, man betet, alles durcheinander. Man löſet hier einen Arm ab, und ſetzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bei Torgau, und hält ſie für die blutigſte; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von ſeinem Fleiße auf der Univerſität Halle und Jena, und der Andere verſichert, daß er weder ſchreiben noch leſen könne.

Der Eine lobt meine Schriften, und weiſet auf mein Kammerfenſter; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernſthaft, und die Nachbarſchaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, ſo ſauer mirs auch ankommt, mein ſonſt einſames ſchwarze Bret zu verlaſſen. In der Stadt iſt vielleicht kein Haus ſicher, und das noch ſicher iſt, nimmt mich darum nicht auf. Alſo muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau iſt fünf Meilen, und was will ich ohne Beſchäftigung in Bonau anfangen? Der Müſſiggang iſt ſo gut, als ein Lazareth, und vielleicht noch ſchlimmer. Doch genug, daß Sie wiſſen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht ſagen kann, wohin. Leben Sie indeſſen vollkommen wohl.

G.

An ſeine Schweſter.

Leipzig den 16. Dez. 1760.

Es iſt wahr, daß mich die beiden Sächſiſchen Prinzen bei ihrer Anweſenheit in Leipzig haben zu ſich rufen laſſen, und mir nebſt dem Herzog von Braganza auſſerordentlich viel Gnade erzeigt haben. Es iſt auch wahr, daß mich der König von Preußen am vergangenen Donnerstage hat zu ſich rufen laſſen, und mir bei einem beinahe zweiſtündigen Geſpräche ſehr gnädig begegnet iſt. Ich mußte ihm zuletzt noch eine Fabel (der Maler) auswendig ſagen. Nun fing er an: Das iſt gut, das iſt ſehr gut, das habe ich nicht gedacht, das iſt ſchön, gut und kurz; ich muß ihn loben, nein, ich muß ihn unter den Deutſchen doch loben. Komme er wieder zu mir und da ſtecke er ſeine Fabeln zu ſich und leſe mir welche vor, u. ſ. w. Gott ſey Dank, daß dieſe Unterredung, vor der ich mich herzlich gefürchtet, ſo glücklich abgelaufen iſt. — — Lebet wohl, grüßet alle die Unſrigen herzlich.

G.

Leipzig den 22. Dez. 1768.

Gnädige Frau,

Jetzt heiße ich Sie nur ſchriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch perſönlich dieſes Glück zu haben. — — — Daß mein Schecke vorigen Donnerstag geſtorben iſt, darf ich Ihnen das ſagen? O ja! denn es iſt für mich ein ſehr wichtiger Verluſt, den ich ſchwerlich werde erſetzen können. Das Sonderbare dabei war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürſtlich Pferd ankam. Wie dieſes ausſieht, wollen Sie wiſſen? Lichtbraun mit ſchwarzen Extremitäten und ſchwarzem Strieme über das Kreuz — ferner ſieht es ſtill und freundlich aus, und auch nicht ganz ſtill und freundlich. Kurz, es läßt ſich beſſer ſehen als beſchreiben. Ich werde es alſo mit ſeinem goldnen Zaume, mit ſeinem blau ſammetnen Sattel und der nur gar zu ſchönen Schabrake, kurz ſo, wie mir es der Churfürſtliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach ** ſchicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! ſo ſorgfältig der gute, gnädige Churfürſt auch bei der Wahl dieſes Geſchenkes geweſen ſeyn mag, ſo fürchte ich mich doch vor dieſer Wohlthat; denn ein kranker alter Profeſſor und ein geſundes junges Pferd ſchicken ſich nicht recht zuſammen. Wie vielmal der liebe Churfürſt das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren laſſen; wie er ſelber aus dem Fenſter gerufen, daß man ſich in einer weißen Wildſchur darauf ſetzen ſollte, um zu wiſſen, ob es ſich etwan davor ſcheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieſes brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberſtallmeiſters hinein. So viel von der Geſchichte des Pferdes!

— —

Ich küſſe Ihnen ehrerbietigſt die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

G.

Winkelmann.

Von der Grazie in Werken der Kunſt.

(Um 1762.)

Die Grazie iſt das Vernünftig Gefällige. Es iſt ein Begriff von weitem Umfange, weil er ſich auf alle Handlungen erſtrecket. Die Grazie iſt ein Geſchenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit; denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derſelben. Sie bildet ſich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geſchaffen iſt. Sie iſt ferne vom Zwange und geſuchten Witze; aber es erfordert Aufmerkſamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo ſie ſich nach eines Jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket ſie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. Aller Menſchen Thun und Handeln wird durch dieſelbe angenehm, und in einem ſchönen Körper herrſchet ſie mit großer Gewalt. Xenophon war mit derſelben begabet; Thucydides aber hat ſie nicht geſuchet. In ihr beſtund der Vorzug des Apelles und des Correggio in neueren Zeiten, und Michel Angelo hat ſie nicht erlanget: über die Werke des Alterthums aber hat ſie ſich allgemein ergoſſen, und iſt auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Die Kenntniß und Beurtheilung der Grazie am Menſchen, und in der Nachahmung deſſelben auf Statuen und auf Gemälden, ſcheint verſchieden zu ſeyn, weil hier vielen dasjenige nicht anſtößig iſt, was ihnen im Leben mißfallen würde. Dieſe Verſchiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenſchaft der Nachahmung überhaupt, welche deſto mehr rühret, je fremder ſie iſt als das Nachgeahmete, oder mehr an ungeübten Sinnen und am Mangel öfterer Betrachtung und gründlicher Vergleichung der Werke der Kunſt. Denn was bei Aufklärung des Verſtandes und bei Vortheilen der Erziehung an neueren Werken gefällt, wird oft nach erlangter wahren Kenntniß der Schönheiten des Alterthums ekelhaft werden. Die allgemeine Empfindung der wahren Grazie wäre alſo nicht natürlich: da ſie aber erlangt werden kann, und ein Theil des guten Geſchmacks iſt, ſo iſt auch dieſer ſo wie jene zu lehren: weil ſogar die Schönheit zu lehren iſt, obgleich noch keine allgemeine deutliche Erklärung derſelben beſtimmet worden.

Im Unterricht über Werke der Kunſt iſt die Grazie das Sinnlichſte, und zur Ueberzeugung von dem Vorzuge der alten Werke vor den Neuern giebt ſie den begreiflichſten Beweis: mit derſelben muß man anfangen zu lehren, bis man zur hohen abſtracten Schönheit gehen kann.

Die Grazie in den Werken der Kunſt gehet nur die menſchliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Weſentlichem, dem Stande und den Gebärden, ſondern auch in dem Zufälligen, dem Schmucke und der Kleidung. Ihre Eigenſchaft iſt das eigenthümliche Verhältniß der handelnden Perſonen zur Handlung: denn ſie iſt wie Waſſer, welches deſto vollkommener iſt, je weniger es Geſchmack hat; alle Fremdartigkeit iſt der Grazie ſo wie der Schönheit nachtheilig. Man merke, daß die Rede von dem Hohen oder Heroiſchen und Tragiſchen in der Kunſt, nicht von dem komiſchen Theile derſelben iſt.

Stand und Gebärden an den alten Figuren ſind wie an einem Menſchen, welcher Achtung erweket und fordern kann, und der vor den Augen weiſer Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in ſich, wie durch ein flüſſiges dünnes Geblüt und mit einem ſittſamen Geiſt zu geſchehen pfleget: nur allein die Stellung der Bakchantinnen auf geſchnittenen Steinen iſt der Abſicht bei denſelben gemäß; das iſt, gewaltſam. Was von ſtehenden Figuren geſaget wird, gilt auch von liegenden.

Im ruhigen Stande, wo ein Bein das tragende iſt, und das andere das ſpielende, tritt dieſes nur ſo weit zurück, als nöthig war, die Figur aus der ſenkrechten Linie zu ſezen; und an Faunen hat man die ungelehrte Natur auch in der Richtung dieſes Fußes beobachtet, welcher, gleichſam unmerkſam auf Zierlichkeit, einwärts ſtehet. Den neuern Künſtlern ſchien ein ruhiger Stand unbedeutend und ohne Geiſt; ſie rücken daher den ſpielenden Fuß weiter hinaus, und um eine idealiſche Stellung zu machen, ſetzen ſie ein Theil der Schwere des Körpers von dem tragenden Beine weg, und drehen den Oberleib von neuem aus ſeiner Ruhe, und den Kopf wie an Perſonen, die nach einem unerwarteten Blitze ſehen. Diejenigen, welchen dieſes, aus Mangel an Gelegenheit, das Alte zu ſehen, nicht deutlich iſt, mögen ſich einen Ritter einer Komödie, oder auch einen jungen Franzoſen in ſeiner eigenen Brühe vorſtellen. Wo der Raum dieſen Stand der Beine nicht erlaubete, um nicht das Bein, welches nicht träget, müſſig zu laſſen, ſezet man es auf etwas Erhobenes, als ein Bild eines Menſchen, welcher, um mit Jemand zu reden, das eine Bein allezeit auf einen Stuhl ſezen wollte, oder um feſt zu ſtehen, ſich einen Stein unterlegete. Die Alten waren dergeſtalt auf den höchſten Wohlſtand bedacht, daß nicht leicht Figuren mit einem Beine über das andere geſchlagen ſtehen, es ſey denn ein Bakchus in Marmor, ein Paris oder Nireus auf geſchnittenen Steinen, zum Zeichen der Weichlichkeit.

In den Gebärden der alten Figuren bricht die Freude nicht in Lachen aus, ſondern ſie zeiget nur die Heiterkeit vom inneren Vergnügen; auf dem Geſichte einer Bakchantin blicket gleichſam nur die Morgenröthe von der Wolluſt auf. In Betrübniß und Unmuth ſind ſie ein Bild des Meers, deſſen Tiefe ſtill iſt, wenn die Fläche anfängt unruhig zu werden; auch im empfindlichſten Schmerzen erſcheinet Niobe als die Heldin, welche der Latona nicht weichen wollte. Denn die Seele kann in einen Zuſtand geſetzet werden, wo ſie von der Größe des Leidens, welches ſie nicht faſſen kann, übertäubet, der Unempfindlichkeit nahe kommt. Die alten Künſtler haben hier, wie ihre Dichter, ihre Perſonen gleichſam außer der Handlung, die Schrecken oder Wehklagen erweken müßte, gezeiget, auch um die Würdigkeit der Menſchen in Faſſung der Seele vorzuſtellen.

Die Neuern, welche theils das Alterthum nicht kennen lernen, oder nicht zur Betrachtung der Grazie in der Natur gelanget ſind, haben nicht allein die Natur gebildet, wie ſie empfindet, ſondern auch was ſie nicht empfindet. Die Zärtlichkeit einer ſitzenden Venus in Marmor zu Potsdam, vom Pigalle aus Paris, iſt in einer Empfindung, in welcher ihr das Waſſer aus dem Munde, welcher nach Luft zu ſchnappen ſcheinet, laufen will: denn ſie ſoll vor Begierde ſchmachtend ausſehen. Sollte man glauben, daß ein ſolcher Menſch in Rom einige Jahre unterhalten geweſen, das Alterthum nachzuahmen! Eine Charitas von Bernini an einem der päpſtlichen Grabmäler in S. Peter zu Rom ſoll liebreich und mit mütterlichen Augen auf ihre Kinder ſehen: es ſind aber viel widerſprechende Dinge in dieſem Geſichte: das liebreiche iſt ein gezwungenes, ſatiriſches Lachen, damit ihr der Künſtler ſeine ihm gewöhnliche Grazie, die Grübchen in den Wangen, geben konnte. In Vorſtellung der Betrübniß geht er bis auf das Haarausreiſſen, wie man auf vielen berühmten Gemälden, welche geſtochen ſind, ſehen kann.

Die Bewegung der Hände, welche die Gebärden begleiten, und deren Haltung überhaupt, iſt an alten Statuen wie an Perſonen, die von Niemand glauben beobachtet zu werden: und ob ſich gleich wenig Hände an denſelben erhalten haben, ſo ſiehet man doch an der Richtung des Arms, daß die Bewegung natürlich geweſen iſt. Diejenigen, welche die mangelnden oder zerſtümmelten Hände ergänzet, haben ihnen vielmals, ſo wie an ihren eigenen Werken, eine Haltung gegeben, die eine Perſon vor dem Spiegel machen würde, welche ihre vermeinte ſchöne Hand denen, die ſie bei ihrem Putze unterhalten, ſo lange und ſo oft ſie kann, im völligen Lichte wollte ſehen laſſen. Im Ausdrucke ſind die Hände insgemein gezwungen, wie eines jungen Anfängers auf der Kanzel. Faſſet eine Figur ihr Gewand, ſo hält ſie es wie Spinnewebe. Eine Nemeſis, welche auf alten geſchnittenen Steinen gewöhnlich ihr Peplum von dem Buſen ſanft in die Höhe hält, würde es in neueren Bildern nicht anders thun können, als mit zierlich ausgeſtreckten drei lezten Fingern.

Die Grazie in dem Zufälligen alter Figuren, dem Schmuke und der Kleidung lieget wie an der Figur ſelbſt, in dem, was der Natur am nächſten kömmt. An den allerälteſten Werken iſt der Wurf der Falten unter dem Gürtel faſt ſenkrecht, wie ſie an einem dünnen Gewande natürlich fallen. Mit dem Wachsthume der Kunſt wurde die Mannigfaltigkeit geſuchet; aber das Gewand ſtellete allezeit ein leichtes Gewebe vor, und die Falten wurden nicht gehäufet, oder hier und da zerſtreuet, ſondern ſind in ganze Maſſen vereiniget. Dieſes blieben die zwo vornehmſten Beobachtungen im Alterthume, wie wir noch an der ſchönen Flora (nicht der farneſiſchen) im Campidoglio, von Hadrians Zeiten, ſehen. An Bakchanten und tanzenden Figuren wurde das Gewand zerſtreueter und fliegender gearbeitet, auch an Statuen, wie eine im Palaſt Riccardi zu Florenz beweiſet; aber der Wohlſtand blieb beobachtet, und die Fähigkeit der Materie wurde nicht übertrieben. Götter und Helden ſind wie an heiligen Orten ſtehend, wo die Stille wohnet, und nicht als ein Spiel der Winde, oder im Fahnenſchwenken vorgeſtellet; fliegende und luftige Gewänder ſuche man ſonderlich auf geſchnittenen Steinen an einer Atalanta, wo die Perſon und die Materie es erforderte und erlaubete.

Die Grazie erſtreket ſich auf die Bekleidung, weil ſie mit ihren Geſchwiſtern vor Alters bekleidet war, und die Grazie in der Bekleidung bildet ſich wie von ſelbſt in unſrem Begriffe, wenn wir uns vorſtellen, wie wir die Grazien gekleidet ſehen möchten: man würde ſie nicht in Gallakleidern, ſondern wie eine Schönheit, die man liebete, im leichten Ueberwurf, kürzlich aus dem Bette erhoben, zu ſehen wünſchen.

In neuern Werken der Kunſt ſcheint man nach Raphaels und deſſen beſter Schüler Zeiten, nicht gedacht zu haben, daß die Grazie auch an der Kleidung Theil nehmen könne, weil man, ſtatt der leichten Gewänder die ſchweren gewählet, die gleichſam wie Verhüllungen der Unfähigkeit, das Schöne zu bilden. anzuſehen ſind: denn die Falten von großem Inhalt überheben den Künſtler der von den Alten geſuchten Andeutung der Form des Körpers unter dem Gewande, und eine Figur ſcheinet öfters nur zum Tragen gemachet zu ſeyn. Bernini und Peter von Cortona ſind in großen und ſchweren Gewändern die Muſter ihrer Nachfolger geworden. Wir kleiden uns in leichte Zeuge; aber unſere Bilder genießen dieſen Vortheil nicht.

Wenn man geſchichtmäßig von der Grazie nach Wiederherſtellung der Kunſt reden ſollte; ſo würde es mehr auf das Gegentheil gehen. In der Bildhauerei hat die Nachahmung eines einzigen großen Mannes, des Michel Angelo, die Künſtler von dem Alterthume und von der Kenntniß der Grazie entfernet. Sein hoher Verſtand und ſeine große Wiſſenſchaft wollte ſich in Nachahmung der Alten nicht allein einſchränken, und ſeine Einbildungskraft war zu feurig zu zärtlichen Empfindungen und zur lieblichen Grazie. Seine gedruckten und noch ungedruckten Gedichte ſind voll von Betrachtungen der hohen Schönheit; aber er hat ſie nicht gebildet, ſo wenig wie die Grazie ſeine Werke. Denn da er nur das Außerordentliche und das Schwere in der Kunſt ſuchete, ſo ſezete er dieſem das Gefällige nach, weil dieſes mehr in Empfindung als in Wiſſenſchaft beſtehet; und um dieſe allenthalben zu zeigen, wurde er übertrieben. Seine liegenden Statuen auf den Grabmalen in der großherzoglichen Kapelle zu S. Lorenzo in Florenz haben eine ſo ungewöhnliche Lage, daß das Leben ſich Gewalt anthun müßte, ſich alſo liegend zu erhalten, und eben durch dieſe gekünſtelte Lage iſt er aus dem Wohlſtande der Natur und des Orts, für welchen er arbeitete, gegangen. Seine Schüler folgeten ihm, und da ſie ihn in der Wiſſenſchaft nicht erreicheten, und ihren Werken auch dieſer Werth fehlete, ſo wird der Mangel der Grazie, da der Verſtand nicht beſchäftiget iſt, hier noch merklicher und anſtöſſiger. Wie wenig Guglielmo della Porta, der beſte aus dieſer Schule, die Grazie und das Alterthum begriffen hat, ſiehet man unter anderm an dem farneſiſchen Stier, an welchem die Circe bis auf den Gürtel von ſeiner Hand iſt. Johann Bologna, Algardi und Fiaminga ſind große Künſtler, aber unter den Alten, auch in dem Theile der Kunſt, wovon wir reden.

Endlich erſchien Lorenzo Bernini in der Welt, ein Mann von großem Talent und Geiſte, aber dem die Grazie nicht einmal im Traume erſchienen iſt. Er wollte alle Theile der Kunſt umfaſſen, war Maler, Baumeiſter und Bildhauer, und ſuchete als dieſer vornehmlich ein Original zu werden. Im achtzehnten Jahre machte er den Apollo und die Daphne, ein wunderbares Werk für ein ſolches Alter und welches verſprach, daß durch ihn die Bildhauerei auf ihren höchſten Gipfel kommen würde. Er machete hierauf ſeinen Ovid, welcher jenem Werke nicht beikommt. Der allgemeine Beifall machete ihn ſtolz und es ſcheinet, ſein Vorſatz ſey geweſen, da er die alten Werke weder erreichen, noch verdunkeln konnte, einen neuen Weg zu nehmen, den ihm der verderbte Geſchmack ſelbiger Zeit erleichterte, auf welchem er die erſte Stelle unter den Künſtlern neuerer Zeit erhalten könnte; und es iſt ihm gelungen. Von der Zeit an entfernte ſich die Grazie gänzlich von ihm, weil ſie ſich mit ſeinem Vorhaben nicht reimen konnte, denn er ergrif das entgegengeſetzte Ende vom Alterthum: ſeine Bilder ſuchete er in der gemeinen Natur, und ſein Ideal iſt von Geſchöpfen unter einem ihm unbekannten Himmel genommen; denn in dem ſchönſten Theile von Italien iſt die Natur anders als an ſeinen Bildern geſtaltet. Er wurde als der Gott der Kunſt verehret und nachgeahmet; und da nur die Heiligkeit, nicht die Weisheit Statuen erhält, ſo iſt eine berniniſche Figur beſſer für die Kirche als der Laokoon. —

Die Grazien ſtanden in Athen beim Aufgang nach dem heiligſten Orte zu: unſere Künſtler ſollten ſie über ihre Werkſtatt ſezen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um ſich dieſe Göttinen hold zu machen.

Ich habe mich in dieſer kurzen Betrachtung vornehmlich auf die Bildhauerei eingeſchränket, weil man ſie über Gemälde auch auſſer Italien machen kann, und der Leſer wird das Vergnügen haben, ſelbſt mehr zu entdecken, als ich geſaget habe: ich ſtreue nur einzelne Körner aus zu einer größeren Ausſaat, wenn ſich Muße und Umſtände finden werden.

Juſtus Möſer.

I. Die Spinnſtube, eine Osnabrückiſche Geſchichte.

(Zwiſchen 1766 und 1775.)

Selinde, wir wollen ſie nur ſo nennen, ihr Taufname war ſonſt Gertraud, war die älteſte Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein ſchön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, ſo viel möglich, alles Nothwendige in ſeiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte ſie in Anſehung der Bücher auf ähnliche Grundſätze eingeſchränkt. Die Wiſſenſchaften, ſagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen beſſer nützen. Selinde ſelbſt ſchien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu ſeyn, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu beſitzen.

Die ganze Haushaltung beſtand eben ſo. Wo die Mutter von einer beſſern Art Kühe oder Hüner hörte; da ruhete ſie nicht eher, als bis ſie daran kam.

Man fand das ſchönſte Gartengewächſe nur bey Selinden. Ihre Rüben giengen den märkiſchen weit vor; und der Biſchof hatte keine andre Butter auf ſeiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung ſehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungeſtickt und unbeſetzt; jedoch ſo nett von ihr geſäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie verſteckt zu ſehn glaubte. Das einzige, was man an ihr überflüßiges bemerkte, war ein Heideblümgen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber dieſen Staat damit zu entſchuldigen, daß er der einzige wäre, welchen ſie jemals zu machen gedächte; und man konnte denſelben um ſo viel eher gelten laſſen, weil ſie die Kunſt verſtand, dieſe Blumen ſo zu trocknen, daß ſie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hauſe war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man ſo genau nicht unterſcheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal geweſen. Jetzt ward es zur Spinnſtube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den erſten Bedürfniſſen ihres Lebens rechnete. Aus derſelben ging ein Fenſter auf den Hünerplatz; ein anders auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitſam und vergnügt zugebracht, indem ſie auf einem dreybeinigten Stuhle, (denn einen ſolchen zog ſie dem vierbeinigten vor, weil ſie ſich auf demſelben, ohne aufzuſtehen und ohne alles Geräuſch auf das Geſchwindeſte herumdrehen konnte) mit dem einen Fuſſe das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hünerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte ſie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbett Acht gehabt, und die ſpielenden Geſchwiſter mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsſeite in die Spinnſtube gieng und mit ſchönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich [*] Boiſerie genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit ſich in der Wohnſtube, um ſelbſt ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptſchrank, worin die Briefſchaften, die Becher und andre Erbſchaftsſtücke verwahret waren; und auch dieſen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

---

[*] Pannel, ouvrage à pans, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erſte Stück eines Schillings ſeinen Urſprung hat, drückt die Sache unſtreitig beſſer aus, als Boiſerie.

Wenn die langen Winter-Abende herankamen, ließ ſie die Hausmägde, welche ſich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnſtube kommen. Man ſprach ſodann von allem, was den Tag über im Hauſe geſchehen war, wie es im Stalle und im Felde ſtünde, und was des andern Tages vorzunehmen ſeyn würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und luſtige Geſchichte, wenn ſie haſpelte. Die kleinen Kinder lieſen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er ſeine Hände bey einem Fiſch- oder Vogelgarn beſchäftigte, und ſeine Kinder durch Fragen und Räthſel unterrichtete. Bisweilen ward auch geſungen, und die Räder vertraten die Stelle des Baſſes. Um alles mit wenigem zu ſagen: es waren alle nothwendige Verrichtungen in dieſer Haushaltung ſo verknüpft, daß ſie mit dem mindeſten Zeitverluſt, mit der möglichſten Erſparung überflüſſiger Hände und mit der größten Ordnung geſchehen konnten; und die Spinnſtube war in ihrer Anlage ſo vollkommen, daß man durch dieſelbe auf einmal ſo viele Abſichten erreichte, als möglicher Weiſe erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieſer glücklichen Familie lebte Ariſt, der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübſcher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnſtube gekommen, und hatte manche ſchöne Birn darin gegeſſen, welche ſie ihm geſchälet hatte. Nach ſeiner Eltern Tode aber war er auf Reiſen gegangen, und hatte die groſſe Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verſtand die Baukunſt, hatte Geſchmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüßigen, welchen er in ſeiner erſten Jugend nicht verbergen konnte, da er ſchon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht ſchlieſſen, daß er bey ſeiner

Wiederkunft jene eingeſchränkte Wirthſchaft nicht von ihrer beſten Seite betrachtet und die Spinnſtube ſeiner Mutter in einen Vorſaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und ſein einziger Fehler ſchien zu ſeyn, daß er die edle Einfalt als etwas niedriges betrachtete und ſich eines braunen Tuchs ſchämte, wenn andre in goldgeſticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten ſeine frühe Neigung zu Selinden gern geſehen, und die ihrigen wünſchten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit verſprach. Seinen Wünſchen ſetzte ſich alſo nichts entgegen; und ſo viele Schönheiten als er auch auswärts geſehen hatte, ſo war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reitzungen übertroffen hätte. Er widerſtand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck; und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angeſetzt, welche eine ausgeſuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein ſo oft Ariſt ſeine Braut beſuchte, fand er ſie in der Spinnſtube, und er mußte manchen Abend die Freude, ſeine Geliebte zu ſehen, mit dem Verdruß, zwiſchen Rädern und Kindern zu ſitzen, erkaufen.

Er konnte ſich endlich nicht enthalten, einige ſatiriſche Züge gegen dieſe altväteriſche Gewohnheit auszulaſſen. Iſt es möglich, ſagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter dieſem Geſumſe, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder ſo manchen ſchönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt iſt man von der alten deutſchen Gewohnheit, mit ſeinem Geſinde in einem Rauche zu leben, zurück gekommen, und die Kinder können unmöglich edle Geſinnungen bekommen, wenn ſie ſich mit den Mägden herum zerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig ſchlecht, und ihre Aufführung nicht beſſer gerathen. Ueberall wo ich in der Welt geweſen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige beſonders; die Kammerjungfer ſitzt allein; die Töchter ſind bey der Franzöſin; die Knaben bey dem Hofmeiſter; der Herr vom Hauſe wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßſaal nebſt einigen Vorzimmern dienen zu gewiſſen Zeiten des Tages, um ſich darin zu ſehen und zu verſammlen. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, ſo ſoll die Spinnſtube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Ariſt, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt geſehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unſer größter Feind, und eine nützliche Arbeit unſre dauerhafteſte Freundinn ſey. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir deſto länger. Ich fing an zu leſen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unſere Augen dieſe Anſtrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schluſſe, daß das Spinnen die einzige Arbeit ſey, welche ein Menſch bis ins höchſte Alter ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit aushalten könnte. Meine Frau entſchloß ſich alſo dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen ſo ſehr mißfällt. Dies iſt die natürliche Geſchichte unſeres Verfahrens. Nun laſſen ſie uns auch Ihre Einwürfe als Philoſophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich dieſen Helden in regnigten Nächten auf den Vorpoſten ſich an ein ſchlechtes Wachfeuer niederſetzen, aus einer verſauerten Flaſche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod eſſen ſehen? Wie gern unterredete er ſich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerkſam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinen Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er ſich nicht, wenn er in der Bruſt eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege ſind einige Augenblicke groß; in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beſchimpfen können? Iſt der Ackerbau minder edel als das Kriegeshandwerk? und ſollte es vornehmer ſeyn, ſein Leben zu vermiethen, als ſein eigener Herr zu ſeyn, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum ſollte ich alſo nicht mit meinem Geſinde wie Montecuculi mit ſeinen Soldaten umgehen?

Ein geſunder und reinlicher Menſch hat von der Natur ein Recht, ein ſtarkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wolluſt ſucht ihn; und der Geiz verſpricht ſich alles von ſeinen Kräften. Ich habe allzeit geſundes und reinliches Geſinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht ſchwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann; es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Ariſt, nicht unbemerkt geblieben ſeyn, daß der Zuſchnitt ihrer Mützen und Wämſer ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtſamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe ſie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche ſie auch im Verborgenen zur Rechtſchaffenheit leitet. Und dieſe Würde, dieſes Gefühl der Ehre dienet mir beſſer, als andern die Furcht vor dem Zuchthauſe. Wenn ſie des Abends zu uns in die Stube gelaſſen werden, haben ſie Gelegenheit manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche ſich nicht ſo gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich ſie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernſthaften Miene ſagte. Durch unſer Betragen gegen ſie ſind ſie verſichert, daß wir es wohl mit ihnen meynen, und ſie müßten ſehr unempfindliche Geſchöpfe ſeyn, wenn ſie ſich nicht darnach beſſerten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzuſtehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenſchaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern, und ihnen Vorſchriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet, und jedes Ding in demſelben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden. Sie gewöhnen ſich zu der nothwendigen Achtſamkeit auf Kleinigkeiten; und ihr Herz erweitert ſich bei Zeiten zu den chriſtlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu ſich andre ſonſt mehr aus Stolz als aus Religion herablaſſen. Ordentlicher Weiſe aber laſſe ich meine Kinder mit dem Geſinde nicht allein Wenn es aber von ungefähr geſchieht, ſo habe ich weniger zu fürchten, als andre, deren Kinder mit einem verachteten Geſinde verſtohlne Zuſammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptſächlich zur Landwirthſchaft, und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit ſich bringt. Von gelehrten Hofmeiſtern lernen tauſend die Kunſt, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerkſamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor.

Ariſt ſchien mit einiger Ungeduld das Ende dieſer langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernſt, womit dieſe ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutſam gemacht hätte. Es iſt einem jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, ſich mit ſeinem Geſinde ſo gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am beſten, wenn man ſie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menſchen ſind zwar von Natur einander gleich. Allein unſre Umſtände wollen doch einigen Unterſchied haben; und es iſt nicht übel, ſolchen durch gewiſſe äuſſerliche Zeichen in der Einbildung der Menſchen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnſtube anpreiſen, könnte ich Ihnen die Dorfſchenke rühmen. Und vielleicht bewieſe ich Ihnen aus der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts, daß verſchiedene Kaiſer und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerley Gemüthsuniform erſcheinenden Hofleute Langeweile verurſacht, ſich oft in einem Baurenhauſe gelabet, und ihren getreueſten Unterthanen unerkannter Weiſe zugetrunken haben.

Und Sie wollten dies verwerfen? verſetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigſte des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft leſe. Dieſes iſt Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erſte Stelle, ſo ihm in die Hand fiel): der alte Neſtor zitterte ein wenig, aber Hector kehrte ſich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie ſanft, wie lieblich, wie flieſſend iſt dieſe Schattirung in Vergleichung ſolcher Gemählde, worauf der Held in einem einfärbigen Purpur ſteht, den Himmel über ſich einſtürzen ſieht, und den Kopf an einer poetiſchen Stange unerſchrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein ſolcher Mahler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton geſtimmt, und ſich in eine einzige Art von Naſen verliebt. Nein, er hatte zu ſeiner Zeit die Natur überall, wo er ſie angetroffen, ſtudirt. Er war auch unterweilen in die Dorfſchenke gegangen, und der ſchönſte Ton ſeines ganzen Werks iſt dieſer, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe ſchildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verſchönerungen ſich nicht in Gefahr ſetzt, ſtatt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre ſtumpfe Naſe, ohne ihr den ſchönen Hügel darauf zu ſetzen; und Penelopen ließ er in der Spinnſtube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Ariſt wollte eben von dem Durtich ſprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darinn ſchlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und ſagte nur noch: ich weis wohl, die veredelten, verſchönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unſerer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemählde. Allein mein Troſt iſt: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit wiederfahren läßt, mehr geleſen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zu Ehre, wenn wir mit dem niedrigſten Stande nicht umgehen können, ohne unſre Würde zu verlieren. Es gibt Herrn, welche in einer Dorfſchenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht aus der Encyclopädie, ſondern aus Erfahrung wiſſen, und aus eignem Verſtande wie aus ofnem Herzen reden, allezeit größer ſeyn werden, als orientaliſche Prinzen, die, um nicht klein zu ſcheinen, ſich einſchlieſſen müſſen. Wenn wir dächten, wie wir denken ſollten: ſo müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverſtellten Originalen ein weit angenehmer Schauſpiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Perſonen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher ſchwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu ſtark fühlte, nicht mehr mit der ihm ſonſt eignen Gelaſſenheit ausdrückte, unterbrach ſie ihn damit, daß ſie ſagte: ſie würde ſichs von Ariſten als die erſte Gefälligkeit ausbitten, daß er ſeiner Mutter Spinnſtube wieder in den vorigen Stand ſetzen ließe. Und ſie begleitete dieſe ihre Bitte mit einem ſo ſanften Blick, daß er auf einmal die Satire vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommenſten Gehorſam verſprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten laſſen. Doch ſagte ſie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts widriges haben, und ich weis zum voraus, daß ſie zu unſerm gemeinſchaftlichen Vergnügen ſeyn werden. Ariſt erklärte ſich alſo, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantaſie leben, und alsdann dasjenige geſchehen ſollte, was ſie Beyderſeits wünſchen würden. Jeder Theil hoffte in dieſer Zeit den andern auf ſeine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Ariſt ſich an demſelben in ſeiner ſchönſten Größe zeigte, ſo bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur ſich ſelbſt nicht, weil ſein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speiſen und ein gutes Bier, welches im Hauſe gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte ſich kein Leibarzt beifallen laſſen, der Braunahrung zum Nachtheil das Waſſer geſunder zu finden. Die Braut trug ihre Heideblümgen und die liebenswürdige Sittſamkeit war das durchſcheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reitzungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erſchien ſie nach der Abrede in unausſprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantaſien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längſt in Vergeſſenheit kommen laſſen. Und wenn ſie ſolche auch erhalten hätte: ſo würde man ſie doch eben ſo wenig verſtehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik[*]

---

[*] Die Worte davon lauten in **Factis Limburg.** S. 18 alſo: „Die Kleidung von den Leuten in deutſchen Landen war alſo gethan. Die alte Leute mit Namen, trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Einen Knauf, ſondern an den Armen hatten ſie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren beſcheidentlich weit. Dieſelben Röcke waren um die Bruſt oben gemützert und geſlützert, und waren vornen aufgeſchlitzt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeſchnitten auf den Lenden, und gemützert und gefalten, mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen ſie Röcke mit vierundzwanzig oder dreißig Geren, und lange Hoicken, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen ſtumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verſchnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herrn, Ritter und Knechte, wann ſie hoffarthen, ſo hatten ſie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden, gefüdert mit Kleinſpalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört, und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen giengen gekleidet zu Hof und Danzen mit Paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberſte Kleid hieß ein Sorkett, und war bey den Seiten neben unten aufgeſchliſſen, und gefüdert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch

von „gemützerten, geſlützerten, verſchnittenen und verzattelten Röcken, von Kleinſpalt, Kogeln, Sorkett und Diſſelſett“ lieſet.

Selinde, die alles was ſie war, jederzeit aus Ueberlegung war, ſpielete ihre neue Rolle würklich ſchöner, als wenn ſie ſolche gelernet hätte. Sie ſtand ſpät auf, ſaß bis um neun Uhr am Caffeetiſche, putzte ſich bis um zwei, aß bis um viere, ſpielete bis achte, ſetzte ſich wieder zu Tiſche bis zehne, zog ſich aus bis um zwölfe und ſchlief wieder bis achte; und in dieſem einförmigen Zirkel verfloß der erſte Winter in einer benachbarten Stadt, wohin ſie ſich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter ſich näherte, fieng Ariſt allmählig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgeſinde hatte ſich nach ſeinem Muſter gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein anſehnliches mehr als ſonſt verzehrt. Er mußte ſich alſo entſchließen auf dem Lande zu bleiben, wofern er ſeine Wirthſchaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts geſagt. Denn auch dieſes hatte er ſich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende gieng, ſchien ſie allmählig mit einem Blick zu fragen, wiewohl mit aller Beſcheidenheit, und nur ſo, daß man ſchon etwas auf dem Herzen haben mußte, um dieſen Blick zu verſtehen.

Zur Zeit, wie Ariſt in Paris geweſen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit ſich in Geſellſchaft trugen, auf den Schooß ſetzten, und mit einem ſtählernen Hacken an eben derſelben Stelle befeſtigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem ſchönen kleinen Finger, und tändelte oder ſpann mit einem

---

trugen die Frauen der Burgerſen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Fyllen, und war das kleine Geſpenſe von Diſſelſett krauß und eng beyſammen gefalten mit einem Saume beynahe einer Spannen breit, deren koſtet einer neun oder zehn Gülden.“ Die Kugeln hiengen vermuthlich auch an den Kappen: und rührt daher das andern. Von dieſer Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen laſſen; und für ſich ein Geſtell zu Knötgen. Denn die Mannsperſonen fingen eher an zu knötgen als zu trenſeln. * Ehe ſichs Selinde verſah, rückte Ariſt mit dieſen allerliebſten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen ſein feyerliches Verſprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Mädgen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre geziert geweſen. Sie wußte zwar die Geſchichte ihres Urſprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe dieſe kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein ſie ſahe doch ganz wohl ein, daß dieſer überflüſſige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundſätze ſeyn ſollte. Indeſſen ſchwieg ſie und ſpann. Ariſt aber machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monat und mit dieſem die Neuigkeit vorüber, ſo fühlete Ariſt ſelbſt die ganze Schwere dieſer langweiligen Tändelei. Längſt hatte er eingeſehen, daß nichts, als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein dieſe ſeine Erkenntniß war unter dem Geräuſch jugendlicher Luſtbarkeiten verſchwunden; jetzt verwandelte ſie ſich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth ſich bei ihm als ein ernſthafter Sittenlehrer einſtellte. Er fing alſo an, Selinden offenherzig und zärtlich zu geſtehen, wie es wohl ſchiene, daß ſie recht behalten würde . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, iſt zu rührend, um ſie zu beſchreiben. Es iſt genug zu wiſſen, daß Selinde den Sieg, und eine ganz neue Spinnſtube erhielt; woraus ſie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Ariſt nicht, daß ſie Eingangs zur linken liegen ſollte, weil er hier

---

* Das Trenſeln, welches vor dreißig Jahren Mode war, beſtand darinn, daß man goldene und ſilberne Borten, auch ſeidne Zeuge in ihre Fäden auflöſete. Viele modiſche Leute kauften ſich neue Borten, um ihre Hände ſolchergeſtalt zu beſchäftigen.

ſeinen Saal behalten, und die Damen, ſo ihn beſuchten, wie im Menuet, von der rechten zur linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt: und jedermann weis, daß ſie beide unter Rädern und Kindern ein ſehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man ſagt dabey, daß die damalige Landesfürſtin ihnen die Ehre erwieſen, ſie in der Spinnſtube zu beſuchen; und daß ſie zum Andenken derſelben eine dergleichen auf dem Schloſſe zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnſtube genannt wird.

II. Die Erziehung mag wohl ſclaviſch ſeyn.

(Zwiſchen 1766 und 1775.)

Es iſt wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn Einer das Laufen lernen ſoll, ſo läßt man ihn in ſchweren Schuen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber ſollen Kinder, woraus man groſſe Männer ziehen will, alles ſpielend faſſen. Es wird ihnen alles ſo ſüß und ſo leicht gemacht; ſie durchfliegen den Kreis aller Wiſſenſchaften, oder die ſo beliebt gewordenen Encyclopädien, ſo früh und ſo kühn, man bewundert die Wiſſenſchaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, ſo ausnehmend, daß man denken ſollte, der römiſche Redner, welcher ſeine Bruſt erſt lange Jahre unter einer bleyernen Platte arbeiten ließ, um ſie hernach mit deſto mehrerer Macht heben zu können, ſey ein groſſer Narr geweſen und hätte beſſer gethan, die Wiſſenſchaft in einem Calender zu ſtudiren. Was kommt aber bei dieſem unſerm ſpielenden Lernen heraus? Süßes Gewäſche, leichte Phantaſien, und ein leerer Dunſt. Der Geiſt bleibt ſchwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles ſieht ſo hungrig aus, wie die heiſſe Liebe eines verlebten Greiſes. Der junge Menſch, der ſich nun als ein groſer Mann zeigen ſoll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Knaben, der, ſo viel es ohne Nachtheil ſeiner Leibes- und Seelenkräfte geſchehen können, von Jugend auf zu einem eiſernen Fleiße und zur Einſammlung nützlicher Wahrheiten angeſtrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt ſich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in ſeiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweyte Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Maſſe derſelben wuchert in ſeiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die ſchönen Wiſſenſchaften machen bei ihm ihr Glück, wie Mahler und Bildhauer bey einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigſten Gebäude erfordert wird, ſelbſt beſitzt und reichlich bezahlen kann; anſtatt daß dieſe verſchönerten Künſte jenen jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu ſchnitzen.

Einen ſolchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntniſſen wird man aber nie ſpielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorſicht hat den Menſchen nichts ohne groſſe Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, ſo ſind dieſes wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er ſeinen Lehrern einſt verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieſes Verderben? Von dem Ton unſerer Zeiten, nach welchem der Lehrer ſich entweder einen groben Pedanten ſchelten, oder mit dem Kinde ſäuberlich verfahren muß. Da iſt kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht dieſen Ton führet, und der Lehrer, der endlich auch die Kunſt zu ſchmeicheln lernt, führt ſeinen Untergebenen ſpielend zu der Geſchicklichkeit, von allen Dingen witzig zu ſprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verſtehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert ſich nicht darum, ob er dereinſt auf einem tiefen Steinpflaſter den Hals brechen werde!

Friedr. Karl von Moſer.*

I. Regierungsantritt.

(1759.)

Ein Herr weiche bei dem Antritt ſeiner Regierung von dem alten Syſtem nicht leichtſinnig ab. Man muß ſeiner Sache ſehr gewiß ſeyn, ehe man ein neues Syſtem erwählet. Iſt aber das alte Staatsgebäude offenbar und aus zuverläſſiger Erfahrung unſchicklich und keiner Reparation werth, ſo unternehme er ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung die Reform. Denn bei einem neuen Regenten ſind die Gemüther auf Veränderungsfälle gefaßt, mithin die Hinderniſſe nicht ſo ſtark. Jedoch brauche er dabei die Vorſichtigkeit, ſeinen Plan nur als ein Project auszugeben, damit er nicht in die Verſuchung des Eigenſinns falle, ſondern, was beſſer und richtiger iſt, mit Ehren ab- und zuzuthun Freiheit behalte.

* * *

Bey einem neuen Regenten kommt über die maßen viel darauf an, ſich gleich anfangs in ſolchen Credit zu ſetzen, wodurch den Gemüthern eine wo nicht große, doch vortheilhafte Idee eingepräget wird. Die erſten Eindrücke ſind nicht nur die lebhafteſten, ſondern dauern auch am längſten. Wenn ein General in ſeinem erſten Feldzug glücklich iſt, kann er ohne Schande ſchon einmal verlieren; iſt er aber im Anfang unglücklich, ſo bleibt er verachtet, bis ihn ein Meiſterſtreich wieder erhebet.

---

* In dieſen Aufſätzen iſt die unſern Augen unleidliche Schreibweiſe, die nicht Moſers Zeitalter, ſondern einem früheren angehört, auf deſſen Bildungsſtufe er, was die Sprache betrifft, ſich befunden hatte — aufs ſchonendſte geändert worden, weil ſie die Proben ſelbſt ungenießbar gemacht haben würde.

Es iſt dieſes um ſo nöthiger, wenn die Welt von einem Hof ohnehin kein ſonderlich gutes Vorurtheil gehabt hat. Dieſes läßt ſich ändern und man kann ſobald zum Muſter der Nachahmung werden, als man vorher ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung geweſen.

Zu dieſem langen und oft ungebahnten Weg gehöret Muth, ihn getroſt zu betreten, die Ergreifung der nöthigen Hülfsmittel macht ihn leicht und Zeit und Gedult helfen ihn glücklich vollenden.

Viele laufen oft zu gleicher Zeit zum Ziel und nur Einer erreicht es. Von den guten Vorſäzen der Erbprinzen lieſſe ſich ein feiner Band in Folio ſchreiben; wenn nur der zehente Theil derſelben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir güldene Zeiten in Teutſchland haben. Soll man ſagen: Es ſey ihnen kein Ernſt geweſen? allerdings war es ihr gründlicher Ernſt; ein anders iſt aber Plane machen, und ein anders, ſie ausführen und darüber halten. Schwere Vorſäze glücklich und unermüdet durchzuſezen iſt ein nur wenigen beſchiedenes Theil. Der Wille iſt oft unverbeſſerlich, es fehlen ihnen nur die Mittel und Werkzeuge, das iſt, die genugſam brauchbaren und redlichen Männer, ohne welche es todte Wünſche bleiben; und in kurzem gehts hernach wieder wie vorhin, ja oft noch viel ärger.

Wenn man auch die Redlichkeit als ausgemacht vorausſezt (wobei doch noch vieles zu bedenken iſt), ſo ſind die guten Leute, welche einem Herrn die Fackel vorgetragen und ihm die Fehler der väterlichen Regierung beleuchtet haben, öftermahlen am allerwenigſten die fähigſten, um den alten Schutt wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen.

Tadeln kann noch wohl jeder, im Beſſermachen ſteckt die Kunſt.

II. Chriſtliche Räthe.

(1759.)

Ich kann mich der Regungen von Freude nicht erwehren, auch nur im Bilde der Möglichkeit mir einen Herrn vorzuſtellen, der ſelbſt ein Chriſt wäre, der wahre Chriſten zu Räthen und Dienern und viele wahre Chriſten zu Unterthanen hätte. Wir haben einen und andern dergleichen gehabt, wo alles dieſes beiſammen war, wir haben ihrer Gottlob! auch noch, ſie ſind aber ſehr rar, und dieſe Beiſpiele werden wohl allemal ſelten bleiben.

Es iſt noch immer viel, wenn ein Fürſt, der die große Religion hat, einen Mann zum Rath und Diener nehmen mag, der ſich zur kleinen Religion bekennet. O! wüßten die Großen der Welt, welch wichtige und nützliche Perſonen wahre Chriſten ſind, ſie würden ſie ſuchen, wie man Gold- und Silberminen in der Erde ſucht, ſie würden ſie für den Schatz, Reichthum, Kleinod und Mark ihres Landes halten.

Wenn ein großer Herr das Geheimniß verſtünde, viele wahre Chriſten als Miniſter und Räthe in ſeine Dienſte zu bekommen, er würde Wunderdinge thun können.

Ein frommer Miniſter giebt der ganzen Regierung eines Herrn ein Luſtre, und wenn ein Herr mehrere dergleichen hätte, ſo möchte man wohl ſagen, daß, wenn er auch für ſeine Perſon, außer der angebornen Würde, wenig Großes an ſich hätte, er von ihrem Glanz ſo umleuchtet würde, als die bei Illumination gewöhnlichen Waſſerglaskugeln, welche von dem Feuer, das um ſie brennt, Strahlen von ſich werfen, die ſie von ſelbſt hervorzubringen niemals vermögend wären.

Wie ruhmvoll iſt noch nach hundert Jahren das Andenken der Regierung Herzog Ernſts des Frommen zu Gotha, der ſelbſt ein großer und weiſer Fürſt war, auch nur dadurch, weil Veit von Seckendorf ſein Miniſter war. Ein gewiſſer Hof, der nicht in dem Ruf einer großen Juſtizliebe ſtund und auf deſſen

Rechnung vielmehr viele gewaltthätige und ungerechte Handlungen ſtunden, hat ſich dadurch wieder eine Zeit lang in Credit bei der Welt geſetzt, weil ein Miniſter in die Dienſte dieſes Hauſes trat, von deſſen chriſtlicher redlichen und durchaus gerechten Denkungart jedermann die Ueberzeugung hatte.

Nimmt man diejenigen Bedienungen, welche mit Verwaltung der Landeseinkünfte zu thun haben, ſo darf man kühnlich ſagen, wenn ein Herr ein Cammercollegium von wahren Chriſten hätte, daß er den Stein der Weiſen, den ſo viel Narren vergebens ſuchen, gefunden habe. König Friedrich Wilhelm in Preuſſen hatte ſehr gerne fromme Acciseinnehmer, „weil ſie ihn nicht betrügen.“ Doch das iſt noch das Geringſte; aber die Einkunft vermehren, das will in heutigem Verſtand cameraliſch heiſſen. Ein Herr kann keine größere Plusmacher finden, als Cammerräthe, die wahre Chriſten ſind.

Der göttliche Segen iſt eine große und unerſchöpfliche Revenüe. Wendet alſo ein redlicher Cameraliſt den Fluch, der manchmal noch von langem her auf dem Haus haftet, ab, vermindert er die Seufzer und Klagen der Unterthanen, ſo vermehret er damit allemal die Einkünfte ſeines Herrn auf eine zuverläßige und unwiderſprechliche Weiſe.

Die Sprache wird freilich in manchem Lande ſehr fanatiſch lauten und die unfehlbare Antwort erfolgen: Geld brauchen wir, den Segen mögt ihr ſelbſt behalten. Wohlan, er ſoll auch nicht zu euch kommen. Den Beweis, welch eine Goldgrub der göttliche Segen ſey, ſiehet man am klarſten in dem entgegengeſetzten Fall, an einem Regiment oder Haushaltung, die bei den reichſten Einkünften der Fluch drückt. Wie wenn der Wind in die Spreu bläst, ſo verfliegt das Geld, und zum Zeichen des Unſegens wird deſſen niemand recht froh. Man thut viel und hat doch wenig dafür. Andere machen mit der Hälfte mehr Staat, ſich mehr Vergnügen und das Land freue ſich ſeines Herrn. Das möchte wohl ſeyn, daß bei einem chriſtlichen Cammercollegio ein nicht gleichgeſinnter Herr mit manchen Vorſtellungen angegangen werden würde, womit ihm ſolche nicht beſchwerlich fallen, die das verfluchte Prinzipium haben: „Wenn nur der Herr genug, wenn nur der Herr alles hat, was er haben will, es mag dann herkommen, woher es will, es mag darüber darben und ſeufzen, wer da will, es mag dann am Ende gut thun, ſo kurz oder ſo lange es will!“

Indem hier die wahren Chriſten mit Recht ſo hoch erhoben worden, ſo ſchließt ſich daraus keineswegs, daß Einer um eines durch die Gnade Gottes redlich gemachten Herzens willen zu allem tüchtig ſey. Einer hohen Perſon wurde vor einiger Zeit ein Bedienter mit den Worten vorgeſchlagen: „Es iſt ein frommer Mann!“ Sie fragte darauf: „Was iſt er noch mehr!“ und ſie hatte ganz recht. Gott hat alle berufen, Chriſten, nicht aber, durch das Chriſtenthum Miniſter zu werden.

Ein Chriſt iſt allezeit der ehrlichſte Mann, er iſt aber noch höher, als nur ein ehrlicher Mann; ja nur ein Chriſt kann als ein zuverläßiger ehrlicher Mann geachtet werden. Es iſt dankenswerth, daß die Wahrheit den Fürſten dieſes Bekenntniß ſelbſt abgedrungen hat. Denn Herzog Carl Alexander zu Würtemberg redet ſeinen Sohn und Nachfolger in ſeinem Anno 1737 errichteten Teſtament mit der vortrefflichen Lehre an: „Wir „können nicht umhin, denſelben väterlich zu ermahnen, daß er „die Wichtigkeit und ſchwere Verantwortung ſeines Fürſtenamts „wohl und reiflich erwäge, Gott beſtändig vor Augen habe, und „beſtändig erinnert ſey, daß ohne gutes Chriſtenthum „keiner ein ehrlicher Mann unter den Menſchen „ſeyn und gehalten werden kann.“

III. Johann Jakob Moſer.

(1786.)

Werde ich noch Entſchuldigung bedürfen, daß ich dieſem Band das Bild des ehrwürdigen Patrioten, obgleich im Blick eines nach Erlöſung und Ewigkeit ſich ſehnenden Geiſtes, vorſeze, den ich meinen Vater zu nennen das Glück habe! Denn wer mehr, denn GR. kann ſich unter unſern Zeitgenoſſen ſo nennen laſſen, der länger, denn ein gewöhnliches Menſchenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Geſetze und Freiheit unſers allgemeinen und ſeines beſondern Vaterlands gearbeitet, gewürkt, geſtritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampf den Bekenner-Lohn der Wahrheit, den patriotiſchen Märtyrer-Cranz errungen und ſelbſt am Ziel ſeiner ehrenvollen Lauf-Bahn, da ſein ſilbergraues Haupt nur noch Ruhe fordern zu dürfen ſchien, ſeinen Propheten-Mund noch aufthat, um in ſeinen Werken, den Früchten 50jähriger Erfahrung, unſern Nachkommen Zeugniß und Weiſſagung zu hinterlaſſen: wer wir waren? was wir jetzo ſind? und was Deutſchland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Sclave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter Einer Parthie zu ſeyn, leiteten ihn in ſeinen Lehren und Rathſchlägen nur das Geſez und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfarth. Dieſe allein erfüllte ſeine reine, edle Seele, dieſer allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennuz, alle andere Rückſichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden mit gleich ſtandhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden ſeiner Zeit, ſelbſt von dem Fürſten, der ihn hart behandelt, mit dem Ehren-Namen des ganz ehrlichen Manns belohnt, ein Ruhm, den ſein ganzes langes Leben durch eine Reihe ſich ſtets gleicher Handlungen verdienet, und den die Nachwelt noch mit dem unzerſtörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird.

Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm ſelbſt geleitet, und von früher Jugend an in die Grundſätze der Rechtſchaffenheit, in die Geheimniſſe des wahren Patriotiſmus eingeweyhet zu ſeyn. Noch mehr denn ſeine Lehren und Unterricht, leuchtete mir aber auf dem Weg meines Lebens ſein Beyſpiel vor. Nun ſelbſt meinem Ziel nahe, nun ſelbſt Mann und Greis, darf ich, nach allen

Abwechſlungen meines Lebens, nach allen Verirrungen, wozu mich Eigenliebe und Gutmüthigkeit, Vorurtheile und Leichtglaubigkeit, Mangel von Fürſten- Welt- und Menſchen-Kenntniß, falſches Vertrauen auf mich ſelbſt und andere, zuweilen verleitet, mir noch ſagen, ſeinen Ermahnungen und Vorbild nicht untreu, von dem wahren patriotiſchen Glauben nicht abtrünnig geworden zu ſeyn, der Wahrheit, dem Gewiſſen, der Pflicht gegen Geſez und Vaterland, ihm gleich, auch mein reines Opfer gebracht zu haben; darf ich nun, mit frohester Ergießung eines dank- und empfindungsvollen Herzens, für mein erſtes und gröſtes zeitliches Glück ſchäzen, der Sohn eines ſolchen Vaters zu ſeyn; bei allem Ungemach, das auch mir, um der Wahrheit und Gewiſſens willen, zu Theil geworden, mich ſeines frommen Seegens erfreuen; und, bei minderm Umfang von Verdienſten, doch um der Nacheiferung willen ſeines Beyſpiels und [ſeiner] treuen Wahrheits-Liebe, einſt in der deutſch-patriotiſchen Leidens-Geſchichte das ſchöne Zeugniß: Vater und Sohn, verhoffen zu erringen.

Kant.

Von der Natur als einer Macht.

(1790.)

Macht iſt ein Vermögen, welches großen Hinderniſſen überlegen iſt. Eben dieſelbe heißt eine Gewalt, wenn ſie auch dem Widerſtande deſſen, was ſelbſt Macht beſitzt, überlegen iſt. Die Natur im äſthetiſchen Urtheile als Macht, die über uns keine Gewalt hat, betrachtet, iſt dynamiſch-erhaben.

Wenn von uns die Natur dynamiſch als erhaben beurtheilt werden ſoll, ſo muß ſie als Furcht erregend vorgeſtellt werden (obgleich nicht umgekehrt, jeder Furcht erregende Gegenſtand in unſerm äſthetiſchen Urtheile erhaben gefunden wird). Denn in der äſthetiſchen Beurtheilung (ohne Begriff) kann die Ueberlegenheit über Hinderniſſe nur nach der Größe des Widerſtandes beurtheilt werden. Nun iſt aber das, dem wir zu widerſtehen beſtrebt ſind, ein Uebel, und, wenn wir unſer Vermögen demſelben nicht gewachſen finden, ein Gegenſtand der Furcht. Alſo kann für die äſthetiſche Urtheilskraft die Natur nur ſo fern als Macht, mithin dynamiſch-erhaben, gelten, ſofern ſie als Gegenſtand der Furcht betrachtet wird.

Man kann aber einen Gegenſtand als furchtbar betrachten, ohne ſich vor ihm zu fürchten, wenn wir ihn nämlich ſo beurtheilen, daß wir uns blos den Fall denken, da wir ihm etwa Widerſtand thun wollten, und daß alsdenn aller Widerſtand bei weitem vergeblich ſein würde. So fürchtet der Tugendhafte Gott, ohne ſich vor ihm zu fürchten, weil er ihm und ſeinen Geboten widerſtehen zu wollen, ſich als keinen von ihm beſorglichen Fall denkt. Aber auf jeden ſolchen Fall, den er als an ſich nicht unmöglich denkt, erkennt er ihn als furchtbar.

Der ſich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urtheilen, ſo wenig als der, welcher durch Neigung und Appetit eingenommen iſt, über das Schöne. Er fliehet den Anblick eines Gegenſtandes, der ihm dieſe Scheu einjagt und es iſt unmöglich, an einem Schrecken, der ernſtlich gemeint wäre, Wohlgefallen zu finden. Daher iſt die Annehmlichkeit aus dem Aufhören einer Beſchwerde das Frohſeyn. Dieſes aber, wegen der Befreiung von einer Gefahr, iſt ein Frohſeyn mit dem Vorſatze, ſich derſelben nie mehr auszuſetzen, ja man mag an jene Empfindung nicht einmal gerne zurückdenken, weit gefehlt, daß man die Gelegenheit dazu ſelbſt aufſuchen ſollte.

Kühne, überhangende, gleichſam drohende Felſen, am Himmel ſich aufthürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerſtörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelaſſenen Verwüſtung, der grenzenloſe Ocean in Empörung geſetzt, ein hoher Waſſerfall eines mächtigen Fluſſes u. dgl. machen unſer Vermögen zu widerſtehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um deſto anziehender, je furchtbarer er iſt, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen dieſe Gegenſtände gern erhaben, weil ſie die Seelenſtärke über ihr gewöhnliches Mittelmaaß erhöhen und ein Vermögen zu widerſtehen von ganz anderer Art in uns entdecken laſſen, welches uns Muth macht, uns mit der ſcheinbaren Allgewalt der Natur meſſen zu können.

Denn, ſo wie wir zwar an der Unermeßlichkeit der Natur, und der Unzulänglichkeit unſeres Vermögens, einen der äſthetiſchen Größenſchätzung ihres Gebiets proportionirten Maaßſtab zu nehmen, unſere eigene Einſchränkung [erkannten], gleichwohl aber doch auch an unſerm Vernunftvermögen zugleich einen andern nicht ſinnlichen Maaßſtab, welcher jene Unendlichkeit ſelbſt als

Einheit unter ſich hat, gegen den alles in der Natur klein iſt, mithin in unſerm Gemüthe eine Ueberlegenheit über die Natur ſelbſt in ihrer Unermeßlichkeit fanden: ſo gibt auch die Unwiderſtehlichkeit ihrer Macht uns, als Naturweſen betrachtet, zwar unſere Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf ſich eine Selbſterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige iſt, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann, dabei die Menſchheit in unſerer Perſon unerniedrigt bleibt, obgleich der Menſch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf ſolche Weiſe wird die Natur in unſerm äſthetiſchen Urtheile nicht, ſofern ſie furchterregend iſt, als erhaben beurtheilt, ſondern weil ſie unſere Kraft (die nicht Natur iſt) in uns aufruft, um das, wofür wir beſorgt ſind (Güter, Geſundheit und Leben) als klein und daher ihre Macht (der wir in Anſehung dieſer Stücke allerdings unterworfen ſind) für uns und unſere Perſönlichkeit demungeachtet doch für keine Gewalt anzuſehen, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unſere höchſte Grundſätze und deren Behauptung oder Verlaſſung ankäme. Alſo heißt die Natur hier erhaben, blos weil ſie die Einbildungskraft zu Darſtellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung ſelbſt über die Natur ſich fühlbar machen kann.

Dieſe Selbſtſchätzung verliert dadurch nichts, daß wir uns ſicher ſehen müſſen, um dieſes begeiſternde Wohlgefallen zu empfinden, mithin, weil es mit der Gefahr nicht Ernſt iſt, es auch (wie es ſcheinen möchte) mit der Erhabenheit unſeres Geiſtesvermögens eben ſo wenig Ernſt ſeyn möchte. Denn das Wohlgefallen betrifft hier nur die in ſolchem Falle ſich entdeckende *Beſtimmung* unſeres Vermögens, ſowie die Anlage zu demſelben in unſerer Natur iſt, indeſſen daß die Entwickelung und Uebung deſſelben uns überlaſſen und obliegend iſt: und hierin iſt Wahrheit; ſo ſehr ſich auch der Menſch, wenn er ſeine Reflexion bis dahin erſtreckt, ſeiner gegenwärtigen wirklichen Ohnmacht bewußt ſeyn mag.

Dieſes Princip ſcheint zwar zu weit hergeholt und vernünftelt, mithin für ein äſthetiſches Urtheil überſchwenglich zu ſeyn; allein die Beobachtung des Menſchen beweiſet das Gegentheil und daß es den gemeinſten Beurtheilungen zum Grunde liegen kann, ob man ſich gleich deſſelben nicht immer bewußt iſt. Denn was iſt das, was ſelbſt den Wilden ein Gegenſtand der größten Bewunderung iſt? Ein Menſch, der nicht erſchrickt, der ſich nicht fürchtet, alſo der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Ueberlegung rüſtig zu Werke geht. Auch im allergeſittetſten Zuſtande bleibt dieſe vorzügliche Hochachtung für den Krieger; nur daß man noch dazu verlangt, daß er zugleich alle Tugenden des Friedens: Sanftmuth, Mitleid und ſelbſt geziemende Sorgfalt für ſeine eigne Perſon beweiſe, eben darum weil daran die Unbezwinglichkeit ſeines Gemüths durch Gefahr erkannt wird. Daher mag man noch ſo viel in der Vergleichung des Staatsmanns mit dem Feldherrn über die Vorzüglichkeit der Achtung, die einer vor dem andern verdient, ſtreiten; das äſthetiſche Urtheil entſcheidet für den letztern. Selbſt der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an ſich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf dieſe Art führt, nur um deſto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgeſetzt war und ſich muthig darunter hat behaupten können; da hingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeiſt, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrſchend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.

Wider dieſe Auflöſung des Begriffs des Erhabenen, ſofern dieſes der Macht beigelegt wird, ſcheint zu ſtreiten: daß wir Gott im Ungewitter, im Sturm, im Erdbeben u. dgl. als im Zorn, zugleich aber auch in ſeiner Erhabenheit ſich darſtellend vorſtellig zu machen pflegen, wobei doch die Einbildung einer Ueberlegenheit unſeres Gemüths über die Wirkungen und, wie es ſcheint, gar die Abſichten einer ſolchen Macht, Thorheit und Frevel zugleich ſeyn würde. Hier ſcheint kein Gefühl der Erhabenheit unſerer eigenen Natur, ſondern vielmehr Unterwerfung, Niedergeſchlagenheit und Gefühl ſeiner gänzlichen Ohnmacht die Gemüthsſtimmung zu ſeyn, die ſich für die Erſcheinung eines ſolchen Gegenſtandes ſchickt und auch gewöhnlichermaaßen mit der Idee deſſelben bei dergleichen Naturbegebenheiten verbunden zu ſeyn pflegt. In der Religion überhaupt ſcheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirſchten, angſtvollen Geberden und Stimmen, das einzig ſchickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu ſeyn, welches daher auch die meiſten Völker angenommen haben und noch beobachten. Allein dieſe Gemüthsſtimmung iſt auch bei weitem nicht mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenſtandes an ſich und nothwendig verbunden. Der Menſch, der ſich wirklich fürchtet, weil er dazu in ſich Urſache findet, indem er ſich bewußt iſt, mit ſeiner verwerflichen Geſinnung wider eine Macht zu verſtoßen, deren Wille unwiderſtehlich und zugleich gerecht iſt, iſt in gar keiner Gemüthsfaſſung, um die göttliche Größe zu bewundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Contemplation und zwangfreies Urtheil erforderlich iſt. Nur alsdenn wenn er ſich ſeiner aufrichtigen gottgefälligen Geſinnung bewußt iſt, dienen jene Wirkungen ſeiner Macht,* in ihm die Idee der Erhabenheit dieſes Weſens zu erwecken, ſofern er einer ſeinem [Gottes] Willen gemäßen Erhabenheit der Geſinnung an ihm ſelbſt ſich bewußt iſt und dadurch über die Furcht vor ſolchen Wirkungen der Natur, die er nicht als Ausbrüche ſeines [Gottes] Zornes anſieht, erhoben wird. Selbſt die Demuth, als unnachſichtliche Beurtheilung ſeiner Mängel, die ſonſt, beim Bewußtſeyn guter Geſinnungen, leicht mit der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur bemäntelt werden könnten, iſt eine erhabene Gemüthsſtimmung, ſich willkührlich dem Schmerze der Selbſtverweiſe zu unterwerfen, um die Urſache dazu nach und nach zu vertilgen. Auf ſolche Weiſe allein

[*] Nämlich der Macht Gottes.

unterſcheidet ſich innerlich Religion von Superſtition, welche letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene, ſondern Furcht und Angſt vor dem übermächtigen Weſen, deſſen Willen der erſchreckte Menſch ſich unterworfen ſieht, ohne ihn doch hochzuſchätzen, im Gemüthe gründet, woraus denn freylich nichts als Gunſtbewerbung und Einſchmeichelung ſtatt einer Religion des guten Lebenswandels entſpringen kann.

Alſo iſt die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, ſondern nur in unſerm Gemüthe enthalten, ſofern wir der Natur in uns, und dadurch auch der Natur (ſofern ſie auf uns einfließt) außer uns, überlegen zu ſeyn uns bewußt werden können. Alles, was dieſes Gefühl in uns erregt, wozu die Macht der Natur gehört, welche unſere Kräfte auffordert, heißt alsdenn (obzwar uneigentlich) erhaben, und nur unter der Vorausſetzung dieſer Idee in uns und in Beziehung auf ſie ſind wir fähig, zur Idee der Erhabenheit desjenigen Weſens zu gelangen, welches nicht blos durch ſeine Macht, die es in der Natur beweiſet, innige Achtung in uns wirkt, ſondern noch mehr durch das Vermögen, welches in uns gelegt iſt, jene ohne Furcht zu beurtheilen und unſere Beſtimmung als über ſie erhaben zu denken.

Klopſtock.

Guter Rath der Aldermänner.

(Gelehrtenrepublik. 1774.)

Großer Unterſchied.

Kleider machen Leute. Kleider machen keinen Mann. Scribenten, die ihre Werke ſo ſchönfarbig, und nach ſo modiſchem Schnitte kleiden, beſcheidet euch, immer Leute zu ſeyn; denn Männer ſeyd ihr nun einmal nicht. Zurück, Jüngling, ſagte Ekhard, denn du haſt es nicht recht gefaßt. Nackt, wie ein wilder Mann, darfſt du deßwegen nicht gehen.

Gewöhnliche Regelmäßigkeit.

Unrichtig angewendet, iſt ein Sprüchwort kein wahres Wort. Ebenſo angewendet, bringt die tiefſinnigſte Regel eine Mißgeburt hervor.

Nothwendige Kenntniß.

Da ſchwatzen ſie: der eine kennt die Leidenſchaft; der andre kennt ihre Schattirung. Wehe dem Dichter, der beides nicht kennt, wie der Bauer ſein Feld, oder der Günſtling den Fürſten, durch den er herrſcht, oder, welches mit dem letzten völlig einerlei iſt, der Teufel die Seele, die er holt.

Drei Fragen.

Wohl thäteſt du, wenn du unter Zeiten herumwanderteſt in der gelehrten Geſchicht', und, kämeſt du dann vorbei bei den großen Lichtern, die weiland glänzten und jetzo ſind ſie erloſchen, dich zu fragen anhübſt: warum ſind ausgegangen, die doch hiebevor ſo viel Scheines hatten? Ferner: wie iſt ihm zu thun, daß ich dereinſten nicht auch erlöſche; ſollt's anders dahin kommen, daß der Funken, ſo etwa in mir iſt noch, ſinge? Iſt mancherlei bei den Fragen zu bedenken, und 's kommt allhie gar ſonderlich auf die rechte Erforſch- und Beherzigung Deſſen an, was da iſt wahr, und gut, und neu; was Mark hat und Kraft, was tief ergründet iſt; was Geſtalt hat voll Anmuth, ſo daß Aug' und Herz daran weiden möge, wer bieder iſt, und ſelbiger dadurch gelocket und entzündet werde ähnlich Werk hervorzubringen. Könnteſt auch noch die dritte Frag' hinzufügen: wie iſt's kommen, daß ihrer Etliche blieben ſind, die ſie vordem waren? Müßteſt alsdann gar tief in ihren Sinn und Geiſt eindringen, und nicht ablaſſen, du habeſt denn ausforſcht, was da ſey ihr Leben und Weben, Luſt und Liebe; Art und Eigenſchaft, auch Eigenheit. Denn merke dir: Art und Eigenſchaft iſt gar nothwendig Ding, fleugt Adlerflug; da hingegen Alles, was nicht Art und Eigenſchaft hat, umher flattert, und nicht weiß, wo es hin will.

Die Ironie.

Die rechte Ironie iſt eine gar keuſche Dirne, enthält ſich mit großer Strenge des Mitlachens. Am beſten hat ſie's troffen, wenn nicht etwa nur, wer mit Haut und Haar Gauch iſt, ſondern auch der *Klügling* denkt, ſie meine das in allem Ernſte, was ſie ſagt.

Die ekle Naſe.

Ein kalter einſylbiger Mann hatte ſeine Bücher folgendermaßen geordnet:

In einem kleinen Cabinete hatte er die Originalwerke, und in einem großen Saale die unzähligen Arbeiten der Nachahmer und der Ausſchreiber. Jene nannte er ſeine *Blumen*, und dieſe, nach einer wörtlichen Dolmetſchung des franzöſiſchen Ausdrucks: *ſeine verfaulten Töpfe*. Kam einer zu ihm, und wollte ſeine Bücher ſehen, ſo hatte er's bald weg, wohin er ihn führen müßte. Es begab ſich ſelten, daß er Jemanden in's

Cabinet führte. Gewöhnlich ging er mit den Leuten in den Saal, machte links und rechts die Deckel auf, und ließ hinein riechen.

Inhalt und Ausführung.

Iſt Jemandem eine Schrift fertig worden, und hat er einen Freund, der nicht leugt noch treugt, und der ſcharfes Geiſtes iſt, aber bei Leibe nicht ſpitzfindiges; ſo geh' er zu ſelbigem Freunde, und zeig' ihm die Schrift vor, und thue ihm dabei folgende zwei bedenkliche Fragen:

Hat's auch Inhalt, was du da lieſeſt?

Hat's auch Geſtalt gewonnen? oder iſt's ſo unlieblich anzuſchau'n, als ein Menſch, der nur in Haut und Knochen hängt?

Hapert's dem Freunde bei der Antwort auf die erſte Frage, dann ohne Anſtand und Säumniß mit dem Buche in's Feuer!

Gehn ihm aber nur bei der zweiten Frage die Achſeln ein wenig in die Höhe, nun ſo magſt du dich wohl noch einmal an dein Werk machen, nicht, daß du die Feile gebraucheſt, denn du haſt ja nichts abzufeilen: ſondern, daß du dem Inhalte Geſtalt gebeſt.

Was ſolchen Leuten nicht werden kann.

Wenn in gemeinem Leben einer dem andern jetzt eine freundliche und gleich darauf eine ſpöttiſche Miene machte!

einer den andern jetzt mit einem Kratzfuße bewillkommte, und ihm gleich darauf einen Tritt verſetzte;

einer ſeinem Gaſte jetzt gutes Räucherpulver und dann Geſtank aufſtreute:

ſo . . jeder weiß, wie ein ſolch Betragen in gemeinem Leben würd' angeſehen werden.

Unter dem Vorwande der Unparteilichkeit verfährt der große Haufen der Kritiker gegen die Scribenten eben ſo, auch gegen ſolche, denen an ihrer Freundlichkeit, ihren Kratzfüßen und ihrem Räuchern nichts gelegen iſt.

Der große Haufen wird doch dieſem allen ungeachtet nicht etwa gar verlangen, daß man nach den Regeln des gemeinen Lebens von ihm urtheile?

Alſo ſollen wir nur immer loben, und niemals tadeln?

Elender Behelf! Als wenn der Tadel nothwendig Geſtank und deßgleichen ſeyn müßte; und als wenn dem, der nicht ſo geradezu fürlieb nimmt, euer nichts entſcheidendes Lob nicht gleichgültig wäre!

Weniges von Vielem.

Auch das gehört zu dem Vollendeten einer Schrift, daß Alles darin Beziehungen und Verhältniſſe unter ſich habe, und daß ſich von dieſen die ſeltneren Abſtände nicht zu weit entfernen. Freilich ſind dieſe Züge des Gemäldes Manchen unſichtbar; aber ſind ſie deßwegen nicht da, weils Leute mit blöden Augen gibt?

Nachſicht.

Magſt du doch die oder jene Thorheit begehn; aber vor der Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten ſey auf deiner Hut, nämlich: dem Meiſter Unterricht in ſeiner Kunſt zu geben.

Wundergeſchichte.

Es waren einmal Leute, die viel ausländiſche Schriften laſen, und ſelbſt Bücher ſchrieben. Sie gingen auf den Krücken der Ausländer, ritten bald auf ihren Roſſen, bald auf ihren Roſſinanten, pflügten mit ihren Kälbern, tanzten ihren Seiltanz. Viele ihrer gutherzigen und unbeleſenen Landsleute hielten ſie für rechte Wundermänner. Doch etlichen entgings nicht, wie es mit ihren Schriften eigentlich zuſammenhinge; aber überall kamen ſie ihnen gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten ſie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberſtall der Ausländer zu gehen.

Ungekannte Gleichheit.

In einer gewiſſen verfeinerten Schreibart einiger Neuern, welche falſchverſtandner Atticismus iſt, große Gedanken ſagen, oder die Sitt' und Weiſe der Scholaſtiker wieder aufwärmen wollen, iſt einerlei. Die Scholaſtiker ließen Engel auf Nadelſpitzen tanzen.

Büſch. *

Ueber den Werth des Geldes.

(1780.)

So ſehr manche Schriftſteller wider das Geld und über deſſen Nichtswürdigkeit gewitzelt oder philoſophirt haben, ſo hat doch nun einmal die Uebereinſtimmung der Menſchen daſſelbe zu einer Waare gemacht, an der wir haben, was wir an keiner andern Waare haben, die Gewißheit, uns alle Bedürfniſſe des Lebens nach der freieſten Auswahl verſchaffen zu können, und die Ausſicht eines Beſſerſeins nach jeder Vorſtellung, die ein jeder ſich ſeinen Leidenſchaften gemäß davon macht.

An dieſer Bemerkung müſſen wir ſtark halten. Sie wird uns in dieſer ganzen Abhandlung ſehr wichtig bleiben, und uns die große Zauberkraft des Geldes, die es auf die ganze Betriebſamkeit freier Menſchen hat, am beſten erklären.

So lange wir auf dieſem Erdball leben, haben wir ein fortdauerndes Gefühl einzelner Bedürfniſſe, welche die Fortſetzung und Erhaltung unſrer Exiſtenz uns nothwendig macht. Dies allein treibt uns zur willigen Uebernehmung aller der Arbeit, welche die Erwerbung dieſer Bedürfniſſe uns nothwendig macht. Dem, der ſeiner Exiſtenz noch nicht müde iſt, wird keine Schwierigkeit dieſe Arbeit verleiden. Sollte er auch ſeiner Freiheit dabei entſagen müſſen, dem edelſten und unſrer Geiſtesbeſchaffen-

---

* Auch in dieſem Aufſatz iſt die nicht durchgedrungene reformirende Orthographie des Verfaſſers, dießmal ohne weiters vom Setzer, gewiß mit richtigem Gefühle, auf das gewohnte reducirt worden.

heit vorzüglich angemeſſenen Grunde aller Glückſeligkeit, ſo wird er es thun.

So leben Millionen Menſchen in Arbeit und Knechtſchaft, und genießen doch wenigſtens ihrer Exiſtenz, wenn ſie ſich gleich deren nur wenig freuen. Dieſen nimmt der Mangel der Freiheit allen Wunſch, wie jede Hoffnung des Beſſerſeins. Einem jeden Gedanken daran, der ihnen entſtehen mögte, ſtellt ſich das Gefühl der Einſchränkungen entgegen, die ihre Entwürfe und Bemühungen durch den Willen ihrer Oberherren bald leiden würden, wenn ja einmal der Entwurf ſich der Ausführung näherte.

Aber der freie Menſch, deſſen Betriebſamkeit und die Beförderungsmittel derſelben der Gegenſtand dieſer ganzen Abhandlung ſind, hat dieſen Wunſch und Trieb zum Beſſerſein fortdauernd, weil er ihn mit mehrerer Hoffnung der Erfüllung faſſen kann. Er kann allgemein bei ihm ſein, und wenn er ſich auch auf dunkle unbeſtimmte Vorſtellungen gründet, ſo iſt er deswegen nicht minder lebhaft. Aller Arbeit unterzieht er ſich gern, wenn nur dazu ihm eine Ausſicht entſteht. Aber man entferne das Geld aus der bürgerlichen Geſellſchaft, dann werden doch auch ſeine Arbeiten ſich mehrentheils auf die Erwerbung ſolcher Bedürfniſſe einſchränken, die nichts mehr als die Ausſicht eines einſtweiligen Genuſſes geben.

Die Möglichkeit iſt freilich da, wenn er dieſer Bedürfniſſe mehr hat, als er ſelbſt verbrauchen kann, zu dem Genuß auch andrer Bedürfniſſe zu gelangen. Aber wie entfernt ſie ſei, wie viele Schwierigkeiten ſich ihr entgegen ſetzen, davon habe ich in dem erſten Abſchnitte dieſes Buchs genug geſagt. Und wenn er auch mit dem Ueberfluß der durch ſeine Arbeit erworbenen Naturgüter ſich einzelne Bedürfniſſe eintauſcht, ſo entſteht ihm auch bei dieſen nichts als der einſtweilige Genuß derſelben, und er kann wenigſtens ſich nichts damit erwerben, das ihn der Erfüllung des allgemeinen Wunſches eines Beſſerſeins näher führte.

Dies aber thut das Geld in demjenigen Gebrauche deſſelben, den nun einmal die Menſchen unter ſich eingeführt haben. Denke dir, o Menſch, was du willſt, als zu deinem Beſſerſein zuträglich. Haſt du das Geld dazu, ſo haſt du das Mittel, alle Menſchen zu deinem Dienſte aufzufordern, welche zur Erfüllung dieſes beſtimmten Wunſches etwas beitragen können. Dies Mittel haſt du noch nicht, wenn dein Vorrathshaus voll dir überflüſſigen Korns, oder Wolle, oder Flachſes, oder Weins iſt. Denn du kannſt noch immer an Menſchen gerathen, die dir den Dienſt leiſten, die dir das Bedürfniß reichen könnten, deſſen du zu deinem Beſſerſein entbehrſt, die dir aber beides verſagen werden, weil ſie auch Korn, auch Wolle, auch Flachs, auch Wein genug zu ihrem Bedürfniß haben. Aber biete ihnen Geld an. Dies giebt auch ihnen die Ausſicht auf ein Beſſerſein; der Wunſch dabei ſei gleich jetzt ſo unbeſtimmt bei ihnen, als er wolle. Dein Geld giebt ihnen, was du ſo wenig, als ſie ſelbſt, haſt. Es giebt es ihnen nach Jahren, wenn ſie deſſen noch jetzt nicht benöthigt ſind. Nur der wird dir nicht dienen wollen, der keine Bedürfniſſe, der kein Beſſerſein, als in dem Müſſiggange, kennt. Aber fehlts dir bei einem, ſo fehlts dir bei tauſend andern nicht. Eben in dieſer Ausſicht iſt auch ihnen dein Geld eine Waare von allgemeiner Brauchbarkeit, und ſie leiſten dir den Dienſt, den du von ihnen verlangſt, gewiß.

Wo iſt etwas, das ſo vermögend wäre, die Menſchen thätig zu machen, als eben dies Ding, dem die bürgerlichen Geſellſchaften die Fähigkeit gegeben haben, eine jede Leidenſchaft zu vergnügen. Laß einen Menſchen geſinnt ſein, wie er will, laß ihn die edelſten, laß die niedrigſten Leidenſchaften ihn beherrſchen: das Mittel, ſie zu vergnügen, iſt Geld. Iſt er zur Wohlthätigkeit geneigt, ſo wird es Thorheit, dieſer edlen Neigung folgen zu wollen, wenn er nicht Mittel weiß, Geld zu gewinnen. Iſt er eigennützig, bekümmert wegen ſeines fortdauernden Auskommens in zu ängſtlicher Vorausſicht künftiger Bedürfniſſe, die ihm den Genuß gegenwärtiger Freuden verleidet; auch für dieſe Leidenſchaft iſt keine andre Beruhigung zu hoffen, als durch vermehrte Thätigkeit und Fleiß im Gelderwerben. Stolz, Wolluſt und alle Regungen der Sinnlichkeit, wenn ſie nicht etwa in brauſenden Ausbrüchen blos auf den Genuß des Gegenwärtigen gehen, ſondern der, den ſie beherrſchen, etwas weiter dabei hinaus denkt, wie er ſie fortdauernd vergnügen wolle, nöthigen ihn, ſich zum Gelderwerber, das iſt, zu einem thätigen Mann, zu machen.

Wenn das Verlangen, irgend ein beſtimmtes Bedürfniß zu genießen, einzelne Arbeiten natürlich veranlaßt, ſo wirkt das Verlangen nach Geld eine unbeſchränkte Arbeitſamkeit. Denn es iſt nicht ſowohl ein Verlangen nach dieſem oder jenem beſtimmten Dinge, als ein Verlangen nach der Fähigkeit, aller Bedürfniſſe des Lebens und des Wohllebens zu genießen.

Aber faſt zu lebhaft mache ich hier die Lobrede des Geldes. Es iſt meinem Zweck gemäßer, hier eine wichtige Folgerung anzuhängen, die ich künftig noch oft benutzen werde. Sie iſt dieſe: Das Geld wird da ſeine heilſamen Wirkungen in Beförderung einer allgemeinen Betriebſamkeit am lebhafteſten äuſſern, wo der Wunſch und die Ausſicht des Beſſerſeins den Erwerbern deſſelben am wenigſten geſtört wird. Alle Einrichtungen bürgerlicher Geſellſchaften, durch welche dieſe Ausſichten gekränkt, erſchwert oder ganz geſtört werden, alle ſolche Verfügungen, durch welche man glaubt, Arbeiten von Menſchen erzwingen zu können, ohne daß dieſe Ausſicht dabei den Arbeitenden gelaſſen wird, halten die nützliche Betriebſamkeit der Menſchen nieder, die das Glück einzelner und aller macht. Sie machen das Geld, welches doch dieſe ſo leicht befördern könnte, unwirkſam. Und wenn ſie auch einen Theil desjenigen erzwingen, was man dabei zur unmittelbaren Abſicht hat, ſo wird doch der Wohlſtand einer ſolchen bürgerlichen Geſellſchaft weit unter demjenigen bleiben, was er ſein könnte, wenn dieſe Hinderniſſe weggeräumt und dem Gelde ſeine völlige Wirkſamkeit gelaſſen würde.

So gewiß, ſo mächtig wird denn der Reiz des Geldes, daß es nicht leicht an Menſchen fehlt, die es zu verdienen ſuchen, und eben, indem ſie es für ſich verdienen, doch zugleich für andre arbeiten, welche dadurch auch ihr Auskommen finden. Aber noch immer kömmt es auf die Art der Arbeiten an, ob ſie den Werth in einem Volke erlangen, ob ſie hinlänglich begehrt werden, um diejenigen, welche ihr Geld für Bedürfniſſe aller Art wegzugeben bereit halten, zu reizen, daß ſie dieſe Arbeiten und deren Producte zu ihren Bedürfniſſen rechnen, und durch ihr Geld allen Denjenigen Unterhalt geben, die dieſe Arbeiten anbieten. Noch immer kömmt es darauf an, daß, wenn diejenigen verſorgt ſind, welche für die nothwendigſten Bedürfniſſe arbeiten, und noch andre übrig ſind, die dadurch nicht mehr ihr Auskommen finden können, auch Arbeit für dieſe ausfindig gemacht, und den übrigen im Volk angenehm genug werde, daß ſie ihr Geld als Lohn dieſer Dienſte weggeben. Dieſer **Menſchen** hat eine jede etwas zahlreiche und zu einer gewiſſen Einrichtung gebrachte bürgerliche Geſellſchaft immer ſehr viele, und wenn ſie deren nicht viele hat, ſo iſt ſie gewiß noch nicht ſehr blühend. Sie entſtehen und mehren ſich mit dem zunehmenden Wohlſtande einer bürgerlichen Geſellſchaft. Sie helfen deren Wohlſtand vermehren, ſind aber auch die erſten, welche die Abnahme dieſes Wohlſtandes durch den Abgang an ihrem Auskommen und die Schwierigkeit, ihre Exiſtenz fortzuſetzen, empfinden.

Die nähere Unterſuchung des durch das Geld erleichterten Ganges menſchlicher Beſchäftigungen, durch welchen Auskommen für alle die verſchiedenen Volksclaſſen entſteht, welche eine zu gewiſſem Beſtande gelangte bürgerliche Geſellſchaft enthält, wird mich von nun an beſchäftigen.

Zimmermann.

Trieb zur Einſamkeit.

(1781.)

Trieb zur Einſamkeit iſt Trieb zur Abſonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbſtgenuß. Euer Weltſinn weiß von dieſem Genuſſe nichts. Wenigſtens iſt der Trieb zur Einſamkeit nicht ſehr gemein, und bezieht ſich ſchon auf einen von Alltagsſitte ſehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in dieſem Triebe entweder die äußerſte Wildheit, oder die äußerſte Erhabenheit.

Es iſt eine ſehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einſamkeit treibt, ſondern daß er phlegmatiſch darinn hängen bleibt. Alſo iſt allerdings Hang für Einſamkeit nicht immer Trieb, ſondern auch wohl Läſſigkeit, und alsdann nicht Schwung, ſondern Fall der Seele. Nicht Kraft, ſondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, ſind ſehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Ungeſelligkeit. Reue und Scham, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geiſt ſo tief verwunden, daß er ſich gerne in der Einſamkeit verblutet, und gerne dem Genuſſe aller geſelligen Freuden entſaget. In allen dieſen Fällen iſt Neigung zur Einſamkeit für die Seele faſt eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; alſo freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß ſehr viele Menſchen zur Abſonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt

Langeweile machte, und der alles deſſen müde war, was ſie giebt, ergriff Menſchenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte ſich einen Berg zu ſeiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Geſellſchaft wilder Thiere, denn alles Uebrigen war er ſatt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Läſſigkeit als Leidenſchaft.

Wer Alles genoſſen hat, was die Welt hochſchätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wolluſt ſtrebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende ſagt: Alles iſt eitel; wer immer durch Leidenſchaft getrieben war, wie ſein Roß durch Sporen, aber izt keine Leidenſchaft mehr hat, die ihn treibt; der iſt ſatt. Er nimmt zwar ſeine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret ſich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einſamkeit iſt das letzte, das er verſuchet. Ich ſah Vornehme und Große in dieſem Zuſtande; denn ſo tief verſinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten ſie noch lieb; alles übrige ſchätzten ſie wenig. Einſamkeit war das Polſter, auf welches ſie ſich hinlegten. Aber Einſamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt ſatten Fürſten, der ſeine Heerden nicht ſchätzet, ſein Feld nicht bauet, und ſeinen Kohl nicht eben ſo eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unſterblichkeit ſuchte, oder ſie bey ſchönen Damen vergaß.

Trieb zur Einſamkeit iſt alſo zuerſt Trieb zur Abſonderung von allem, was wir im Menſchengewühle haſſen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bei geſundem Geiſte, Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in ſich ſelbſt finden kann. Das höchſte Glück des Menſchen iſt Ruhe im Herzen, und die Freiheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einſamkeit, weil er gerne ungeſtört ruhet, und der andere, weil er gerne ungeſtört arbeitet. Beide ſuchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bei Sonderlingen, Hypochondriſten, Philoſophen und Gelehrten eine mäch-

Sehnſucht nach Ruhe und Rückkehr in ſich ſelbſt entſteht natürlicher Weiſe, wenn man lange und zumal mit Widerwillen auſſer ſich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbſtgenuß. Mancher Menſch thut zwar vielleicht am meiſten Gutes, wenn er glaubet, er ſey eben izt alles Selbſtgenuſſes beraubt, das iſt, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmenſch, wenn er ſich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geſchehen läßt. Aber die Menſchen fodern ſo vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nüzlichſten Arbeit ſo vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, ſo viele unnüze Sklavenarbeit, ſo vieles Warten, ſo viel Zeitverluſt, den mancherley Weltverhältniſſe und Pflichten fodern, ſo viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bei ſolchem Zwange kann nichts Gutes gedeyhen. Ein Beſuch, blos um Cour zu machen, iſt für jeden auch nur ein wenig philoſophiſchen Kopf die traurigſte Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Profeſſoren auf Univerſitäten nur darum ſo geſund und ſo lange, weil ſie keinem Menſchen die Cour machen müſſen, und nüzlich und ruhig ihren Weg fortgehen können, ohne daß ſchaler Zwangsumgang und gedankenloſe Courmacherei das Triebwerk ihres Geiſtes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einſamkeit ſuchet, iſt Flucht vor allem, was den Geiſt vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite ſehenden und mit Geſchmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde ſich übenden Geſchäftsmanne ſeyn, wenn der handwerksmäſſige Theil ſeiner Verrichtungen abgethan iſt, und er izt mit befriedigtem Dienſteifer ſeinen Aktenkaſten zuſchließt; denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, deſſen Kopf weiter nichts iſt, als ein Aktenkaſten.

Abwechslung verlanget ſogar derjenige, der wie ſein Corpus Juris nichts iſt, als ein Corpus ohne Seele. Er ſpielet. Denn auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer ſeinen Mühlenſtein in gleichem Kreiſe wieder herumzutreiben, und dabey immer zu poſaunen: ſo und nicht anders muß es ſeyn, ſo iſts hergebracht, und ſo bleibts.

Abwechslung iſt ein Bedürfniß bei allen Geſchäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu ſeyn. Wir ermatten zulezt bey jeder Leidenſchaft. Sind wir der Einſamkeit müde, ſo erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, ſo machet uns nichts mehr glücklich als Einſamkeit. Paſcal war äuſſerſt geſchäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibſel der urſprünglichen Erhabenheit des Menſchen, und ſagt, unſer wahres Glück beſtehe in Ruhe.

Ruhe iſt der Wunſch des Weiſen unter Pflichtszwang und Dienſtbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinſten und im größten Wirkungskreiſe der Seele denkt ſich der Menſch doch immer Ruhe als ſein leztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das lezte Ziel ſeiner Kriege. Wie ſehr muß der König von Preuſſen im Wunderlaufe ſeiner unſterblichen Thaten Ruhe auch ſeiner Wünſche würdig gefunden haben, da Er einſt als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künſte, einſam, in ſich ſelbſt und in ſeine Gröſſe eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, ſieht man Ihn izt in Sansſouci ruhen.

Miethlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Miniſter, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieſelbe Sehnſucht nach dem Ende des langen Tages, dieſelbe Begierde nach Ruhe. Mit ſolcher Hoffnung ſieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm verſüſſet durch Ausſichten in ſtille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Groſſen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtſchaft. Alle entziehen ſich gerne, wenn ſie können, dem raſtloſen Getümmel, und ſuchen Ruhe in Einſamkeit.

Karl Friedrich, Markgraf zu Baden.

An mein Volk.

(1783.)

Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget ſey, ſo daß beider Wohl- oder Uebelſtand in Eines zuſammenfließen, iſt bei mir, ſeit ich meiner Beſtimmung nachzudenken gewohnt bin, ein feſter Satz geweſen. Ich kann alſo, wenn ich etwas zum Beſten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich ſelbſt vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünſche, ein freies, opulentes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchſten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünſche hoffen läßt.

Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benützen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Wenn der Satz ſeine Richtigkeit hat, daß das Wohl des Fürſten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt iſt; ſo daß beider Wohl- oder Uebelſtand nur Eines ausmacht, ſo iſt er es aus der Urſache, weil ihr Intereſſe auf das Genaueſte verbunden iſt, oder mit anderen Worten, weil der Fürſt mit dem Land in genauem wechſelſeitigem Verhältniß ſteht.

Nun ſtehet aber ein jeder Bürger des Staats im Verhältniß mit ſeiner Familie, jede Familie mit ihrem Wohnort, jede Stadt oder Dorf mit dem Diſtrikt, der ſie umgibt, — jedes von dieſen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürſten, und dieſer wieder mitſammt ſeiner Familie und denen, die mit ihm den Staat regieren, vertheidigen, erhalten helfen — mit Allen. Ein jeder Stand, ein jedes Amt, ein jeder Bürger ſind in genauer Verbindung und haben nur Ein Hauptintereſſe in dem Wohl des Ganzen. So wie nun auch ein jeder Landesfürſt, der ſeine Pflichten, ſein wahres Intereſſe kennet, und es alſo mit ſeinem Volk wohl meint, wünſchen wird, ein freies, opulentes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren, ſo gereicht es zur wahren Glückſeligkeit eines jedes einzelnen Gliedes im Staat, zu der Erfüllung dieſes Wunſches das Seinige beizutragen, und ſo viel in ſeinen Kräften iſt, und, ſo weit ſeine Verhältniſſe reichen, mitzuwirken. Hier iſt alſo nur Eine große Familie, deren Glieder zu einem gemeinſamen Endzweck verbunden ſind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Ganzen bei, und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil.

Will Jemand Antheil an der Freiheit haben, ſo muß er jeden Andern im Genuß der ſeinigen ungeſtört laſſen, weil die Freiheit in dem geſellſchaftlichen Leben nichts anderes iſt, als der freie Genuß unſeres Eigenthums unter dem Schutz der Geſetze. Es iſt alſo keine Freiheit ohne Geſetze, welche den Boshaften einſchränken, wenn er ſchaden und alſo der Freiheit ſeiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann alſo nur für die guten Menſchen ſeyn, die boshaften können ſie nicht genießen, weil Böſes thun nicht frei ſeyn heißen kann. Wenn aber auch die Geſetze den Boshaften nicht erreichen könnten, ſo würde er doch, wenn er ſeine Vernunft gebrauchen wollte, einſehen, daß er ſich ſelbſt ſchadet, wenn er Zerrüttung in ſeinen Verhältniſſen anſtiftet. Ein jedes Laſter, ein jedes Verbrechen iſt Irrthum, iſt Thorheit; eine jede Tugend iſt Weisheit. Wer Geſetze, Ordnung, Tugend und Religion zur Richtſchnur nimmt, der iſt weiſe, der iſt frei! denn er wünſcht nur was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und andere glücklich machen kann. Nichts ſchränket ihn ein, er feſſelt ſeinen Nächſten mit

Banden der Liebe und des Vertrauens; er fühlt ſeinen Werth, ſeine Würde, als Menſch, als Patriot, als Chriſt.

Der Geiſt der Freiheit, alſo verſtanden, muß gewiß viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil dadurch der Genuß des Eigenthums einem Jeden verſichert, und der Weg ſeine Umſtände zu verbeſſern geöffnet wird. Die erſte Quelle des Reichthums beſteht in der Gewinnung der erſten, rohen Natur-Produkte, durch den Acker- Wein- Wieſen- Berg-Bau, Viehzucht, Holzkultur u. ſ. w. Ohne dieſe Produkte fehlt es an den erſten Bedürfniſſen des Lebens, die Handwerker haben keine erſte rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Objekt des Handels. Alle Stände ſind alſo dabei intereſſirt, daß der Naturprodukte viele erworben werden. Denn alsdann iſt der Zuſtand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künſtler, der Fabrikant findet Verdienſt, der Kaufmann findet Beſchäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Produkten durch den Handel einen guten Werth verſchafft; der Staat iſt reich und blühet, — und ſiehe da abermal alle Intereſſen vereiniget in Einem, vom Landesfürſten bis zum Hirten; alle gewinnen durch die Vermehrung der Produktion. Niemand muß alſo einen Andern darinnen ſtören, jeder vielmehr den Andern unterſtützen. Der reiche Landmann drücke ſeinen armen Mitbürger nicht, er ſey nicht ſtolz gegen ihn; er behandle ihn mit Liebe; er gebe ihm Verdienſt; ſuche ihm ſeinen Nahrungsſtand zu verbeſſern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er ſchäme ſich der Arbeit nicht, redliche Armuth iſt ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme ſchäme ſich nicht, bei ſeinem wohlhabenden Mitbürger Verdienſt anzunehmen, durch Treue und Fleiß wird er ſich Vermögen erwerben. Hier iſt Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck: Harmonie!

Einwohner der Städte! begehret nicht, dem Landmann die, im Schweiße ſeines Angeſichtes hervorgebrachten Produkte um geringe Preiſe abzudringen; er kann ſeinen Acker nicht ohne

Aufwand anbauen; ein Theil dieſes Aufwandes iſt Verdienſt für euch: aber der größte Theil eures Verdienſtes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchs der Kulturaufwand abgezogen iſt. Dieſe Summe iſt der freizirkulirende Reichthum im Staat, wovon alle Stände leben, ein jeder nach dem Maaße des Antheils, welchen er mit Recht daran zu fordern hat, oder welchen er durch ſeine Arbeit erwirbt. Je größer dieſe Summe, um ſo größer der Wohlſtand des Staates; um ſo blühender die Gewerbe, die Künſte, der Handel. Begehret alſo nicht, daß der freie Handel der Produktionen gehemmt werde: denn „ſo wie ſich verhält der Kaufpreis der Produktionen, ſo verhält ſich auch der reine Ertrag. Ueberfluß und Unwerth iſt nicht Reichthum; Mangel und Theurung iſt Elend. Ueberfluß und hoher Werth iſt Wohlſtand."

Einwohner der Städte, oder vielmehr Alle, die ihr Gewerbe und Handel treibt, begehret nicht durch ausſchließende Rechte die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuſchränken; ihr ſchadet euch ſelber, ihr ſchadet dem Staat. Die Freiheit iſt den Gewerben und dem Handel unentbehrlich: wenn ihr ſie Andern raubet, ſo beraubt ihr euch ihrer Hülfe, ihrer Unterſtützung, ihres Fleißes. Weg mit allem Neid, mit der Selbſtſucht, die Andern das verſagen will, was ſie für ſich ſelbſt für nützlich hält.

„Menſchen aller Klaſſen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutſche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarſten, gelindeſten Himmelsſtriche Deutſchlands bewohnet, wo ihr ſchon vor 700 Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abſtamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereiniget eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter ſeinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzuſtehen: vereiniget euch mit mir zum allgemeinen Wohl. Laſſet mich den Troſt mit in die Ewigkeit nehmen, daß ich ein an Wohlſtand, Sittlichkeit und Tugend wachſendes Volk zurückgelaſſen habe. Seyd fleißig, ſeyd tapfer, liebet euer Vaterland; ſeyd ſparſam ohne Geiz; gibt Euch Gott Reichthum, ſo verſchwendet ihn nicht in Ueppigkeit, laſſet den ſchon eingeſchlichenen Luxus nicht weiter einreißen, er ſchadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch, daß er der Habe wehe thut; ſeyd lieber tugendhaft und arm, als laſterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehrt ſie wahrhaft ſeyn und die Lügen haſſen. Gehet ihnen mit guten Beiſpielen vor, es iſt hohe Pflicht; Gott forderts von euch, ihr ſeyd es ihnen, euch ſelbſt, eurem Vaterland ſchuldig; ſie ſind der Segen eures Hauſes, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn ſie Tugend, Religion und Ehre kennen.

Eine Lehre des erſten, größten Sittenlehrers, der jemals geweſen iſt und ſeyn wird, die laſſet uns zur Regel unſerer Sittlichkeit, unſeres Betragens, unſerer Nachahmung dienen: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen; denn das iſt das Geſetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unſerer Zeiten ſagt darüber Folgendes: „Sie iſt eure ganze Weisheit, die beſte Staatskunſt, Fürſten und Regenten! — die beſte Erziehungskunſt, Eltern! — die weiſeſte Lehrmethode, Lehrer! Nichts kann Brüderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenoſſen an Ehegenoſſen feſter knüpfen als dieſe Regel.

Nun aber meine Freunde, wollen wir dieſes, können wir dieſes durch unſere eigene Menſchenkraft, oder vielmehr Schwachheit vollbringen? Hier muß eine höhere Kraft uns zu Hülfe kommen, oder wir unterliegen. Wir müſſen die Stärke der Religion zu Hülfe nehmen, die ſo allgewaltig in den Herzen der Menſchen wirket, der die ganze Natur untergeordnet iſt, weil ſie von dem Urheber der Natur ausgeht.

geoffenbarten Willen Gottes darzuſtellen. Seyd ihr von der Wichtigkeit eures Amtes überzeugt, ſo gebraucht ſeine ganze Stärke, um Segen zu ſtiften. Seyd ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt; ſo werdet ihr gewiß auch den Weg zu den Herzen eurer Lehrbefohlenen finden, und ſie rühren. Sind die Herzen gerührt, ſo kann der Glaube an den erhabenſten Stifter der Religion lebendig und der Wille, ſeinen Lehren und Beiſpielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird ſeine Kraft in den Schwachen mächtig werden und unſer Beſtreben und unſere Arbeit wird mit Segen gekrönet ſeyn. Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der wahren Ehre theilhaftig werden. Dieſe iſt, wie ich glaube, nichts anderes, als das Zeugniß unſeres Gewiſſens, daß wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publikums iſt nur in ſoweit Ehre, als er mit dem Zeugniß unſeres Gewiſſens übereinkommt. Da wir aber unſern Nebenmenſchen ſo beurtheilen müſſen, wie wir wünſchen von ihm beurtheilt zu werden, und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt ſind; ſo macht eine jede edle Handlung dem, der ſie begehet, in unſerm Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar ſehen, daß ſein Herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum u. ſ. f. machen nur alsdann Ehre, wenn ſie Folgen edler Handlungen ſind. Gibt uns unſer Gewiſſen das Zeugniß, daß wir edel denken und edel handeln, ſo fühlen wir unſere Menſchenwürde ſo erhaben, daß wir lieber das Leben, als die Ehre verlieren wollten.

Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, geſitteten, chriſtlichen Volk noch immer mehr heranwachſen machen, das iſt mein Verlangen: dieß ſind meine Wünſche!

Leſſing.

I. Fabeln.

(1759.)

1. Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill ſprang ich auf; aber ſieh'! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand?“ höre ich einen Leſer fragen. „Wenn du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

2. Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eines der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das

3. Die Wespen.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eine kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſe worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirkſan Natur zu dem Leben des andern. Und ſo flog auch ein Schwar junger Wespen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefe die Wespen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wi Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuge

Dieſe ſeltſame Prahlerei hörte der aufmerkſame Fabeldic ter, und dachte an die heutigen Italiener, die ſich nichts g ringers als Abkömmlinge der alten, unſterblichen Römer ſeyn einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern geboren worden.

4. Die Hunde.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſag ein gereiſter Pudel. In dem fernen Welttheile, welches d Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hund Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glaube und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die au einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwind ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eb nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anz fallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwi den, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer a wir ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

5. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Me liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wä

Ihr Schlangen ſeyd die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben.

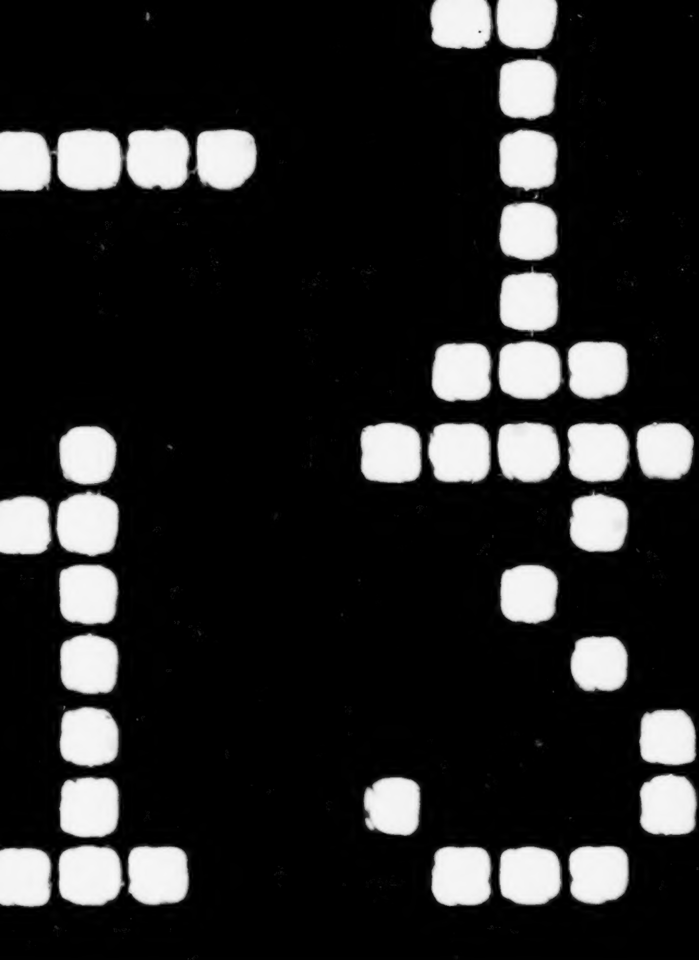
Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. *Wahre* Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

6. Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu



eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

---

7. Minerva.

Laß ſie doch, Freund, laß ſie, die kleinen hämiſchen Neider deines wachſenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergeſſenheit beſtimmte Namen verewigen?

In dem unſinnigen Kriege, welchen die Rieſen wider die Götter führten, ſtellten die Rieſen der Minerva einen ſchrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und ſchleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was ſo oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

---

8. Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

9. Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſah den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſah der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

II. Prolog zum Epilog der Hamburgiſchen Dramaturgie.

(1768.)

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem **Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit,** anfienge?

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne: ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bey dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn glauben konnte.

wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt, und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann; ſo auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheinet, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bey mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführet worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bey mir: wenigſtens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben: und unſere itztlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden: das würden ſie bey mir geſucht, und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach: etwas anderes; aber doch, denk' ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüßig geworden.

ir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn
vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat: ſo haben wir ſie
cht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder
funden werden. Allgemeines Geſchwätze darüber hat man
verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpecielle, von jedermann
kannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln,
ch welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem
ſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey
er drey. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über
eſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheinet, daß
eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts
s eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch be-
idiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber
lezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht ein-
al wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat
an die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit
r Künſtler, in Anſehung der Critik, in eben dem Verhältniſſe
eigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge
r Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner
nd ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu
tſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer
freylich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung
kommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken
d noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber
on bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle
ugenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird
enn das Publikum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und
it einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich
iederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit
was geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlim-
rs, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein
ht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen
uf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen

ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und gröſſern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube die dramatiſche Dichtkunſt ſtudiert zu haben; ſie mehr ſtudiert zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Maler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde, als ein Fiſch.

Aber man kann ſtudieren, und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudieren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahiret hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß ſteh' ich nicht an, zu bekennen, (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freylich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus[*] gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtoteles gebildet ſeyn; und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben das auch lange ſo feſt geglaubt, daß bey unſern Dichtern, den

---

[*] D. h. aus der Dichtkunſt des Ariſtoteles.

Franzosen nachahmen, eben ſo viel geweſen iſt, als nach d Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unſer G fühl beſtehen. Dieſes ward, glücklicher Weiſe, durch einig Engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer erwecket, und w machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch eine ganz andern Wirkung fähig ſey, als ihr Corneille und Racin zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzliche Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eine andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten z augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die franzöſ ſchen ſo bekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus Dieſes: daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tra gödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schul ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſe Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben was es thun, und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir ware auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zei muthwillig zu verſcherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſe Theater beyzumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzig Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegner ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bei dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden.

Und mit dieſem Uebergange, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaften Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte.

Mendelsſohn.

Ungegründete Beſchuldigungen wider die Vernunft.

(1755 und 1771.)

Es hat freilich von alten Zeiten her Gelehrte (Weltweiſe kann ich ſie nicht nennen) gegeben, welche die Vernunft für die Störerin unſeres Vergnügens gehalten haben; und eben jetzt ſcheinet ſich dieſer Geiſt des Leichtſinns aus Frankreich über alle geſittete Völker zu verbreiten. Allein die ſo denken, haben die Vernunft nie gekannt. Ein Werk ihrer verkehrten Einbildungskraft, ein hülfloſes Geſpenſt haben ſie mit dem geheiligten Namen der Vernunft eingeweihet. Sie haben dieſen eingebildeten Hausgötzen angebetet, und, als er ihnen ſeine Hülfe verſagte, nach der Gewohnheit der alten Götzendiener, ſein Heiligthum niedergeriſſen, und die taube Gottheit mit Schimpf und Verachtung gezüchtiget.

Wer die wahre Vernunft kennt, und in ihren Wegen wandelt, kann weder an dem Nutzen, noch an der Fülle des Vergnügens zweifeln, das ſich aus ihrer Quelle ergießt. Die einſamen metaphyſiſchen Betrachtungen mögen dem Eigendünkel einiger Gelehrten noch ſo unfruchtbar, noch ſo unnütz ſcheinen; ſie können unmöglich die Sprache der Ueberzeugung reden, oder ihr Herz iſt eben ſo verkehrt, als ihre Denkungsart.

Ich habe den vermeſſenen Ausſpruch jenes Franzoſen * nie ohne Erſtaunen, oder vielmehr, nie ohne eine Art von Mitleiden leſen können, der die Beſchäftigung eines Reaumur, wenn

* Pluche.

ittel erſindet, die Tapeten von Motten zu reinigen.
hätzt, als die Beſchäftigung eines Leibnitz, der dem
der beſten Welt nachdenkt, oder eines Bernoulli, der
lgebraiſche Rechnungen vertieft. Iſt es nichts wichtiges,
genſten Größen und Kräfte der Natur auszumeſſen;
eele zu beſſern, und unſer Daſeyn gleichſam eine Stufe
ſetzen? Woran liegt dem Menſchen mehr? Wenn ſein
Schmuck, wenn ſeine Teppiche von Würmern zerfreſſen
oder wenn ſein Schöpfer unvernünftig handelt, wenn
ie Gottheit mit Recht tadeln?

re die Bemühung der ſogenannten Goldmacher auch nicht
s; erfänden ſie auch wirklich das Geheimniß, jedes ge-
z in Gold zu veredeln: ſo würde der Stolz noch immer
ſeyn, mit welchem ſie die Erfindung dieſes Geheim-
n Zweck der Weltweisheit, und die würdigſte Beſchäfti-
er Weiſen nennen. Warum erröthen denn die Gelehrten
Zeit nicht, einen Wirthſchaftskundigen, der den Weizen
halten lehrt, für den einzigen wahren Weltweiſen aus-
und ſobald eine ſolche Dorfjunkererfindung öffentlich
, die Loſung zu geben, als wäre die Weisheit bei uns
t? Geſchiehet es aus Nachſicht für die eigennützige Welt?
aben die Gelehrten niemals niederträchtiger geſchmeichelt,

lange es dem Menſchen an Mitteln fehlte, in der Ge-
anſtändig und wohl zu leben, waren die Weiſen mit
ebungen zu belohnen, welche dieſe Mittel erfanden, und
hließen, das Volk ſeine Nahrung und geziemende Klei-
reiten zu lehren. Nunmehr haben wir zum zeitlichen
en Mittel genug, und faſt zuviel. Der äußere Menſch iſt
s verſorgt. Wir können uns der Mittel bedienen, die
Jahrhunderten ſind erfunden worden. Die Natur bleibt
en dieſelbe. Allein der innere Menſch wird nie genug
In jedem Jahrhunderte betreten andre Menſchen die
es Lebens. Sie müſſen alle an ihrer Beſſerung arbeiten

unermüdet arbeiten. Sie müſſen alle ſich mit würdigen Gedanken beſchäftigen, und die marternden Zweifel aus ihrer Bruſt verbannen. Dieſes Bedürfniß iſt dringender, edler und unſerer Hoheit weit anſtändiger, als die Begierde nach Ueppigkeit. Wenn es wahr iſt, daß das Wohlleben in der Gemüthsruhe beſteht, ſo iſt die Betrachtung der Wahrheit ein weiteres Feld zum Wohlleben, eine reichere Quelle der Glückſeligkeit, als alle häusliche Mittel, die die Menſchen erſinnen, ihren Zuſtand beſſer zu machen.

Dieſe Gedanken ſind nicht blos die Früchte eines grüblenden Nachſinnens, daran das Herz keinen Theil nimmt. Nein! ich rede aus Empfindung, ich rede aus lebendiger Ueberzeugung.

Befrage unſern Freund, der dir dieſes Schreiben überreichet. Er weiß es, wie nahe ich einſt dem völligen Verderben geweſen. Mein Fuß verlor ſich von dem ſeligen Pfade der Wahrheit. Mich quälten, wie hölliſche Furien, grauſame Zweifel an der Vorſehung; ja, dir kann ich es ohne Scheu geſtehen, an dem Daſeyn Gottes und an der Seligkeit der Tugend. Jetzt war ich im Begriffe, allen ſchnöden Begierden den Zügel ſchießen zu laſſen. Jetzt ſtund ich in Gefahr, wie ein Betrunkener, in den unſeligen Abgrund zu taumeln, darin die Sklaven des Laſters ſtündlich tiefer gleiten. Heran, Verächter der wahren Weltweisheit! heran, ſeichte Denker! die ihr eine jede tiefſinnige Betrachtung für Unſinn haltet; rettet eine Seele aus dem Rachen des Verderbens. Bietet alle eure Seelenkräfte auf! Rathet! was war zu thun? Sollte ich die aufſteigenden Zweifel in ihrer Geburt erſticken? Wodurch? durch den Glauben? Ich Elender! ich verſuchte es; allein kann das Herz glauben, wenn die Seele zweifelt?

Die ihre Bruſt mit Sorgloſigkeit bewafnet haben, ſind vielleicht wider die Anfälle der Vernunft hinlänglich bewahrt, und können ihr Herz zu einer dummen Unterwürfigkeit zwingen. Stund es aber bei mir, mich ſo glücklich, oder vielmehr ſo unglücklich, ſo ſklaviſch zu machen? Denn welche Sklaverei iſt härter, als dieſe, wenn das Herz die Vernunft in Feſſeln führet?

Ihr verſtummet? Die alles entſcheidende Geſchwätzigkeit iſt auf einmal dahin. Eure Scheingründe haben ſich, wie Dünſte in der Luft, zertheilet, und ihr überlaſſet mich meinem Jammer? Dank ſey jenen getreuen Wegweiſern, die mich zur wahren Erkenntniß und zur Tugend zurück geführet haben. Euch, Locke und Wolf! Dir, unſterblicher Leibnitz! ſtifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen. Ohne eure Hülfe wäre ich auf ewig verloren. Euch ſelbſt habe ich nie gekannt; allein eure unvergängliche Schriften, die von der großen Welt ungeleſen bleiben, und die ich in einſamen Stunden um Hülfe angefleht, haben mich auf den ſichern Weg zur wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß meiner ſelbſt und meines Urſprungs geleitet. Sie haben die heiligen Wahrheiten in meine Seele gegraben, auf die ſich meine Glückſeligkeit gründet; ſie haben mich erbauet!

S. Geßner.

Ueber die Landſchaftmalerey.

(Um 1770.)

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landſchaft; und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was ſo vielen begegnet. Das beſte, und der Hauptendzweck iſt doch immer die Natur. So dacht' ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den beſten Muſtern in der verſchiedenen Art des Ausdrucks der Gegenſtände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenau folgen, und ſah mich in Kleinigkeiten des Detail verwickelt, die den Effekt des Ganzen ſtörten; und faſt immer fehlte mir die Manier, die den Gegenſtänden der Natur ihren wahren Charakter beybehält, ohne ſclaviſch und ängſtlich zu ſeyn. Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängſtlich und nicht in herrſchende Hauptpartien geordnet, alles durch Arbeit ohne Geſchmack zu ſehr unterbrochen. Kurz: mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten; und ich wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunſt nicht hinreichen kann. Ich fand alſo, daß ich mich zuerſt nach den beſten Künſtlern bilden müſſe. Iſt nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künſtler, welche anfiengen die Kunſt aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und alſo noch keine gute Muſter hatten? Sie hielten ſich ſo ſehr an die Natur, daß der kleinſte Nebenumſtand oft eben ſo genau gemalt iſt, wie der hervorſtechendſte. Ihre Gemälde verlieren darum die erforderliche Wirkung. Spätere Genien, die dieſe Fehler einſahen, ſuchten dieſelben zu vermeiden, und machten ſich mit den Regeln des Schönen in der Diſpoſition, der gemäſſigten Mannigfaltigkeit, der Hauptmaſſen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. ſ. w. bekannt. Nach dieſen war nun nöthig zu ſtudieren. Und um den Weg ſo kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beſte; das, was in jeder Art ſich vorzüglich ausnahm, um zu einem Muſter zu dienen. Dieſe ſorgfältigſte Wahl des Beſten, ſoll für den Lehrer und den Schüler die erſte Grundregel ſeyn. Das Mittelmäſſige iſt das ſchädlichſte, und muß mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, deſſen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie ſehr könnten die Kupferſtecher dem wahren Geſchmacke nützlich ſeyn, wenn ſie darauf dächten, durch die Wahl deſſen, das ſie liefern wollen, bey Kennern ſich eben ſo wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung ſelbſt. Was für ein Schwall von Mittelmäſſigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerſtreut, das niemals den Fleiß eines Tages verdient hätte. Oder lohnt ſichs nicht der Mühe ſich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit ſo vieler Monate verwenden wolle? Nur die erſten Werke der Kunſt ſind wol dieſer Mühe werth. Es iſt der ſchädlichſte Zeitverluſt, wenn man bey Unterweiſung junger Künſtler ſie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmäſſigen aufhält. Ihr Geſchmack wird ſo für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmäſſige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, ſich groß zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben.

Ich fand das beſte, in meinen Studien von einem Haupttheile zum andern zu gehen. Denn wer alles zugleich faſſen will, wählt ſich gewiß den mühſamern Weg; ſeine Aufmerkſamkeit wird allzu zerſtreut ſeyn; und immer ermüden, da er bey zu vielen verſchiedenen Gegenſtänden auf einmal zu viel Schwierigkeiten findet. Ich wagte mich zuerſt an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem in dem obgedachten Cabinet[*] eine faſt vollſtändige Sammlung iſt.

---

[*] Der Sammlung ſeines Schwiegervaters Heinrich Heidegger, des innern Raths, geſt. 1763.

Je mehr ich ihn ſtudierte, je mehr fand ich wahre Natur in ſeiner Landſchaft. Ich übte mich in ſeiner Manier ſo lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Indeſſen verſäumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier nicht des Waterloo, aber nichts deſtoweniger glückliche Nachahmung der Natur war; ich übte mich darum auch nach Swanefeld und Berghem; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Geſträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerkſamkeit reizte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch dieſe gemiſchte Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck, und mehr eigenthümliches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den Waterloo, mein vorzügliches Muſter, mich allein hielt. Ich gieng weiter, von Theilen zu Theilen. Für Felſen wählte ich die groſſen Maſſen des Berghem und S. Roſa; die Zeichnungen, die Felix Mayer, Ermels und Hackert nach der Natur und ihrem wahren Charakter gemacht haben: für Verſchieſſe und Gründe, die grasreichen Gegenden und die ſanften dämmernden Entfernungen des Lorrain; die ſanft hintereinander wegflieſſenden Hügel des Wouvermann, welche in gemäſſigtem Licht, mit ſanftem Gras, oft nur zu ſehr wie mit Sammt, bedeckt ſind: dann den Waterloo, deſſen Gründe ganz Natur ſind; ganz ſo, wie er ſie in ſeinen Gegenden fand. Darum iſt er auch hierinn ſchwer nachzuahmen. Für ſandigte oder Felſengründe, die hier und da mit Geſträuch, Gras und Kräutern bewachſen ſind, wählte ich den Berghem.

Wie ſehr fand ichs leichter, wenn ich itzt wieder nach der Natur ſtudierte! Ich wußte nun, was das Eigenthümliche der Kunſt iſt; wußte in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu finden, da wo die Kunſt nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umſonſt geſucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jetzt find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umſonſt ſuchen, um einen Baum zu finden, der in ſeiner ganzen Form maleriſch ſchön iſt.

lber wenn mein Auge gewöhnt iſt, zu finden, ſo find ich in einem
onſt ſchlechten Baum eine einzelne Partie, ein paar ſchön geworfene
eſte, eine ſchöne Maſſe von Laub, eine einzelne Stelle am
Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit
nd Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die ſchönſte Maſſe
nes Felsſtückes vorſtellen; ich hab' es in meiner Gewalt, ihn
s Sonnenlicht zu halten, wie ich will, und kann die ſchönſten
ffekte von Schatten und Licht, und Halblicht und Wiederſchein,
bey beobachten. Aber bey dieſer Art die Natur zu ſtudieren,
uß ich mich hüten, daß mich der Hang zum bloß Wunderbaren
cht hinreiſſe; immer muß ich mehr auf das Edle und Schöne
hen, ſonſt kann ich leicht in meinen Zuſammenſetzungen ins
benteuerliche fallen, und wunderbare Formen allzuſehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängſtlich,
er auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze
sſichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegen-
nds iſt, deſtomehr führe ich ihn ſofort aus. Viele begnügen
der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Hauptgedanken
zunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer
mal angenommenen Manier: das Wahre und Eigenthüm-
he der Gegenſtände geht dabey verloren. Und das wird uns
rch keine Zauberey von Farbe, und groſſer Wirkung von
hatten und Licht erſetzt: Man iſt bezaubert, aber nicht lange;
forſchende Auge ſucht Wahrheit und Natur, und findet ſie nicht.

Aber wenn ich itzt einen Gegenſtand, den ich aus der
tur genommen hatte, ergänzen wollte; wenn ich das bey-
en wollte, was ein maleriſches Ganzes ausmachen ſoll;
n war ich furchtſam, und verfiel oft auf erkünſtelte Um-
de, die mit der Einfalt und der Wahrheit deſſen, was
aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine
dſchaften hatten nicht das Groſſe, das Edle, die Harmonie;
zu zerſtreutes Licht, keine rührende Hauptwürkung. Alſo
ſte ich erſt jetzt auf ein beſſeres Ganzes denken.

Aus allen ſuchte ich diejenigen Künſtler aus, die in Abſicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenſtände, mir vorzüglich ſchienen. Ich fand in den Landſchaften des von Everdingen das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die gröſte Mannigfaltigkeit herrſchet: reiſſende Ströme und zerfallene Felſenſtücke, dicht mit Geſträuch verwachſen, wo vergnügte Armuth in der einfältigſten Bauart hingebaut hat. Kühnheit und Geſchmack, und etwas Originales herrſchen bei ihm überall; doch muß man bey dieſem ſchon zum voraus die Felſen nach einem beſſern Geſchmack zu formen wiſſen. Das gröſte Exempel, wie man nachahmen ſoll, giebt Dietrich: ſeine Stücke in dieſem Geſchmacke ſind ſo, daß man glauben ſollte, Everdingen habe es gemacht, und ſich ſelbſt übertroffen. Swanefelds edle Gedanken, welche mit ſo groſſer Würkung ausgeführt ſind, und die auf ſeine groſſen Maſſen von Schatten einfallende Reflexlichter; Salv. Roſa's kühne Wildheit; des Rubens Kühnheit in Wählung ſeiner Gegenſtände: dieſe und mehrere ſtudirte ich, in flüchtigen Entwürfen, nun im Ganzen, da es mir jetzt meiſt darum zu thun war, der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an, mich bloß und allein an die beyden Pouſſin und den Claude Lorrain zu halten. In dieſen fand ich vorzüglich die wahre Gröſſe: da iſt nicht blos Nachahmung der Natur, wie man ſie leicht findet; es iſt die Wahl des Schönſten: ein poetiſches Genie vereint bey den beyden Pouſſin alles, was groß und edel iſt; ſie verſetzen uns in jene Zeiten, für die uns die Geſchichte und die Dichter mit Ehrfurcht erfüllen; und in Länder, wo die Natur nicht wild, aber groß in ihrer Mannigfaltigkeit iſt, und wo unter dem glücklichen Clima jedes Gewächſe ſeine geſundeſte Vollkommenheit erreicht. Ihre Gebäude ſind nach der ſchönen Einfalt der alten Baukunſt aufgeführt, und ihre Bewohner von edelm Anſehen und Betragen, ſo wie ſich unſere Einbildungskraft Griechen und Römer denkt, wenn ſie von ihren groſſen Handlungen begeiſtert iſt, und ſich in ihre glücklichſten Zeiten verſetzt. Anmuth und Zufriedenheit herrſchen überall in den Gegenden, die uns Lorrain malt: ſie erwecken in uns eben die Begeiſterung, eben die ruhigen Empfindungen, welche die Betrachtung der ſchönen Natur ſelbſt erweckt: ſie ſind reich ohne Wildheit und Gewimmel; mannigfaltig, und doch herrſchet überall Sanftmuth und Ruhe. Seine Landſchaften ſind Ausſichten in ein glückliches Land, das ſeinen Bewohnern Ueberfluß liefert: ein reiner Himmelsſtrich, unter dem alles mit geſunder Ueppigkeit aufblühet.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtſamkeit im Selbſterfinden. Voll von dieſen groſſen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine Schwäche, und wie faſt unüberſteiglich ſchwer es iſt, jene zu erreichen: auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungskraft wirklich ihren Schwung verlieren. Iſts nicht eben das, was ſchon den gröſſeſten Kupferſtechern, dem groſſen Frey ſelbſt, widerfahren iſt daß ihre eigenen Erfindungen ihr ſchlechteſtes ſind! Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, andrer Werke ſo genau als möglich nachzubilden; und ſie verlieren oder ſchwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig ſind. Von dieſer Furchtſamkeit ſuchte ich mich ſorgfältig zu erholen: ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die ſchwerſten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichteſten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meiſten Schwierigkeiten machten, und bekam ſo die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faßte ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verſchwunden waren, und ich mich beſſer aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich ſo meiner Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. Sie muß, wie andre Seelenkräfte, genährt und geübt werden. Wer ſich gewöhnt, nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden.

Hamann.

I. Denkmal.

(1756.)

Sey mir geſegnet, fromme Leiche meiner Mutter! Biſt Du es, die mich unter Ihrem Herzen trug, die Sorgen für die Bedürfniſſe meines Daſeyns, — durch die Stufen des Pflanzen- und Raupenſtandes bis zum reiferen Menſchen — mit der Vorſehung theilte? Ja Dank ſey es der Vorſehung für dieſe Jahre und ihren Gebrauch, deren Vernunft und Erfahrung mich gelehrt, wie viel eine Mutter, wie Du, ihrem Kinde werth ſey. — So kann ſich die Blume im Thal der Natur und ihres Schöpfers mehr rühmen, als der Thron Salomons ſeines Stifters und ſeiner Herrlichkeit. — Doch das Lob meiner Mutter ſoll kein Tadel der Welt ſeyn, die von ihr gefürchtet und überwunden worden; ſondern, gleich Ihrem Wandel, ein ſtilles Zeugniß für Sie, das mein Herz Gott zur Ehre ablegt, und Ihr Andenken mein ſtummer und treuer Wegweiſer zur Bahn desjenigen Ruhms, den Engel austheilen. Ihr Geiſt genießt im Schooß der Seligkeit jene Ruhe, in deren Hoffnung der Troſt, und in deren Beſitz der Gewinn des Glaubens beſteht. Von der Sehnſucht desjenigen gerührt, was Gott dort bereitet hat, linderte Sie ſchon hier den Ekel der Eitelkeit und die Geduld des Leidens durch den Gedanken Ihrer Auflöſung. Zu Ihrer Freude erhört, unſern Sinnen und Wünſchen hingegen entzogen, liegt nichts als Ihr entſeelter Körper, Ihr blaſſer Schatten vor mir. Sey mir ſelbſt als Leiche geſegnet,

---

in der
und be
ſalben
T
auf m
Leibes
ſelbſt,
Trenn
Erde r
Empfin
wird,
den ih
um es
deſſen
Urſache
weiſe u
umgibt
allenth
zwecke
Werke
ich nac
mir nu
wurde,
Mißbra
Größe
bindlich
Anſchlä
ſorglos
freigebi
lich un
verlo
jeſtät,
nen Be
Ordnun

ren Zügen mir die Geſtalt des Todes lieblich erſchien,
ei deren Sarge ich mich heute zu meiner eigenen Gruft
will!
Dies iſt demnach der letzte Knoten meines Schickſals, das
ich wartet. Ich werde der Welt und meines eigenen
entbehren müſſen, ohne Abbruch desjenigen Theils meiner
der mit beiden ſo genau verbunden iſt, daß ich über dieſe
ung als über ein Wunder erſtaune. Das Schauſpiel der
wird aufhören, mir Eindrücke zu geben, die Werkzeuge der
ndung und Bewegung, ungeachtet man ihrer ſo gewohnt
daß man ſie faſt für unentbehrlich zu halten anfängt, wer-
rer Dienſte entſetzt werden! — Bin ich alſo deswegen da,
bald nicht mehr zu ſeyn? Der ungereimteſte Widerſpruch,
kaum der Menſch fähig wäre, wenn er ſich auch ſelbſt als
und Wirkung zugleich anſehen könnte. — Nein, jenes
und große Urweſen, das mir in jedem Geſchöpfe, ſo mich
, unbegreiflich allgegenwärtig iſt, deſſen Fußſtapfen mir
alben ſichtbaren Segen triefen, wird anſtatt meiner End-
gehabt haben, Endzwecke, die aus der Liebe für ſeine
fließen, ſich auf das Beſte derſelben beziehen, und denen
hzudenken, die ich zu vollziehen gemacht bin. — Wehe
n, das Geſchäft verſäumt zu haben, zu dem Ich bereitet
und mir zu Gefallen die Natur, die ich durch meinen
auch ihrer Güter geängſtigt! Doch weiß ich ſelbſt die
meiner Verbrechen, da ich um die Pflichten, um die Ver-
hkeiten, um die Bedingungen meines Daſeyns, ja um die
ige und den Aufwand des Himmels zu meinem Wohl ſo
geweſen? Ich habe umſonſt gelebt, und Gott hat ſeine
ige Aufmerkſamkeit, welche die ganze Schöpfung erkennt-
d glücklich macht, an mir verloren! — Was ſage ich:
ren? — an mir! — dem Beleidiger der höchſten Ma-
der ihren Entwürfen entgegengearbeitet, an ſeinem eige-
erderben nicht genug gehabt, freche Eingriffe in die ganze
ng der Haushaltung Gottes, und in die Rechte ſeines

Geſchlechts gewagt. — Da ich aber ſo viel Gleichgültigkeit, wie den erſten Odem, aus ſeiner Hand eingezogen; warum wird es mir jetzt ſo ſchwer, denſelben wieder zu geben? — Ich ſehe hierin mehr als eine natürliche Begebenheit; — Ich fühle die Ahndung einer Rache, die mich heimſuchen will. — Das Rauſchen eines ewigen Richters, der mir entgegeneilt, betäubt mich mächtiger als die Vernichtung meiner Kräfte. — Tod! König der Schreckniſſe! gegen den uns kein Seher der Natur, wenn er gleich ein Büffon iſt, weder durch Beobachtungen noch durch Spitzfindigkeiten ſtark machen kann; gegen deſſen Bitterkeit man mit dem König der Amalekiter die Zerſtreuungen der Wolluſt und eine marktſchreyeriſche Miene umſonſt zu Hülfe ruft: — durch welches Geheimniß verwandelt dich der Chriſt in einen Lehrer der Weisheit, in einen Boten des Friedens?

Die letzten Stunden meiner frommen Mutter öffneten mein weiches Herz zu dieſem ſeligen Unterrichte, der unſer Leben und das Ende deſſelben heiliget! — Gott meiner Tage! lehre mich ſelbige zählen, daß ich klug werde. Dieſe Erde iſt alſo nicht mein Erbtheil, und ihre niedrige Luſt tief unter dem Ziel meiner Beſtimmung; dieſe Wüſte, wo Verſuchungen des Hungers mit betrüglichen Ausſichten abwechſeln, nicht mein Vaterland, das ich lieben; dieſe Hütte von Leim, welche den zerſtreuten Sinn drückt, nicht der Tempel, in dem ich ewig dienen, und für deſſen Zerſtörung ich zittern darf. — Ich bewundere hier den Baumeiſter einer Ewigkeit, wo wir auch Wohnungen finden ſollen, blos aus dem Gerüſte dazu; und halte die Reihe meiner Jahre für nichts als Trümmer, auf denen ich mich retten, und durch ihre kluge Anwendung den Hafen erreichen kann, der in das Land der Wonne einführt. — Ausgeſöhnt mit Gott, werde ich ſeines Anſchauens gewürdiget ſeyn, mich in einem reineren Lichte ſeiner Vollkommenheiten ſpiegeln, und das Bürgerrecht des Himmels behaupten können. Weder Feind, noch Ankläger, noch Verläumder, denen ſich nicht ein Fürſprecher widerſetzt, welcher

nem Leibe trägt, — nach deſſen Aehnlichkeit meine Aſche von neuem gebildet werden ſoll. — Sein ganzes Verdienſt, wodurch er die Welt der Sünder zu Seinem Eigenthum erkauft, gehört unſerm Glauben; — durch ihn geadelt folgen uns unſere Werke nach, — und der geringſte unſerer Liebesdienſte ſteht auf der Rechnung des Menſchenfreundes geſchrieben, als wäre er Ihm gethan. — Wie zuverläßig iſt unſere Sicherheit auf die Zukunft beſtätigt, da uns von des Himmels Seite ſo viel abgetreten und eingeräumt wird, als er für uns übernommen und ausgeführt hat! Ich frage die Geſchichte Gottes ſeit ſo viel Jahrhunderten, als er unſere Erde ſchuf; ſie redet nichts als Treue. Als er ſie aus der Tiefe der Fluthen herauszog, machte er einen Bund, und wir ſind Zeugen von der Wahrheit deſſelben. Unſert willen ſprach er zu ihr: werde! und vergehe! unſert willen kam ſie wieder und beſteht noch. — Wie vielen Antheil haben wir nicht durch unſere Noth und Gebet an ſeiner Regierung und Vorſehung? Der Kreislauf des Lebens, das ſelbſt unter der Herrſchaft eines allgemeinen Todes ſich jederzeit erneuret; der Segen jedes gegenwärtigen Augenblicks; der Vorſchuß von den Schätzen, die wir hier ſchon ziehen; die Zeichen in unſerer zeitlichen Erhaltung, welche uns ſo wenig am Herzen und ſo öfters außer dem Bezirk unſerer eigenen Vorſicht und Hülfe liegt, weiſſagen uns die entfernteren Abſichten Desjenigen, der den Odem liebt, den er uns eingeblaſen. — Religion! Prophetin des unbekannten Gottes in der Natur, und des verborgenen Gottes in der Gnade, die durch Wunder und Geheimniſſe unſere Vernunft zur höhern Weisheit erzieht, die durch Verheißungen unſern Muth zu großen Hoffnungen und Anſprüchen erhebt! — Du allein offenbarſt uns die Rathſchlüſſe der Erbarmung, den Werth unſerer Seelen, den Grund, den Umfang und die Dauer desjenigen Glücks, das jenſeits des Grabes uns winkt. Wenn der Engel des Todes an der Schwelle deſſelben mich zu entkleiden warten, wenn er wie der Schlaf des müden Taglöhners mich übermannen wird, übergehen ſieht, den der Verſöhner für ihn bis auf die Hefen des göttlichen Zorns ausgetrunken; ſo laß dieſes letzte Gefühl Seiner Erlöſung mich zum Eintritt Seines Reichs begleiten! — und wenn Du dieſes Leben meinen Freunden nützlich gemacht, ſo laß ſie auch durch mein Ende getröſtet und geſtärket ſeyn!

Schon ſucht mein neugieriger Blick ſchmachtend die Gegenden der Seligkeit, welche meine Mutter aufgenommen; noch höre ich in ihren Seufzern, (welche bei Gott diejenigen wiederzuſehen beteten, die Er Ihr auf der Welt gegeben, die Sie als Säuglinge das Lob Ihres Schöpfers und Mittlers gelehrt, und denen Ihre Spuren nach der Heimath des Chriſten unauslöſchlich ſeyn werden,) die feierlichſte und zärtlichſte Einladung der Gnade zu einer Herrlichkeit, deren Vorſtellung allein die Trauer unſers Verluſtes mäßigt.

II. Ueber ſeinen Lebenslauf.

1758.

Ich habe dieſe Gedanken über meinen Lebenslauf für mich ſelbſt, oder für meinen lieben Vater und Bruder aufgeſetzt; und wünſche daher, daß ſelbige den letztern oder meinen nächſten Freunden zur Durchleſung dienen mögen. Ich habe in denſelben mit Gott und mit mir ſelbſt geredet; den erſten in Anſehung meines Lebens gerechtfertigt, und mich angeklagt, mich ſelbſt darin angegeben und entdeckt — — alles zum Preiſe des allein guten Gottes, der mir vergeben hat in dem Blut ſeines eingebornen Sohnes, und in dem Zeugniß, das der Geiſt Gottes in ſeinem Wort und in meinem Herzen beſtätigt. Gott hat mich aus einem Gefäß in das andre geſchüttet, damit ich nicht zu viel Hefen anſetzen, und ohne Rettung verſauern und ſtinkend werden ſollte. Alles muß uns zum Beſten dienen; da der Tod der Sünde zu unſerm Leben gereicht, ſo müſſen alle Krankheiten

ttes gereichen. Wer die Reiſekarte der Israeliten mit meinem
enslauf vergleichen will, wird ſehen, wie genau ſie mit-
ander übereinkommen. Ich glaube, daß das Ende meiner
llfahrt durch die Gnade Gottes in das Land der Verheißung
h führen wird — — geſetzt, daß ich hier nicht Zeit und
legenheit haben ſollte, die Unordnungen und den Schaden,
ich andern gethan, zu erſetzen. Meine Freunde würden be-
bter ſeyn müſſen, wenn ich geſtorben wäre am Gift des
ams der Verzweifelung. Meine Geſundheit und mein Leben,
wiederhole es, iſt ein Wunder und ein Zeichen zugleich,
Gott nicht an meiner Beſſerung, noch an meiner künftigen
auchbarkeit zu ſeinem Dienſt verzweifelt hat. Mein Sohn!
b mir dein Herz! — — Da iſt es, mein Gott! Du haſt
verlangt, ſo blind, hart, felſig, verkehrt, verſtockt es war.
inige es, ſchaffe es neu, und laß es die Werkſtatt deines guten
iſtes ſeyn. Es hat mich ſo oft getäuſcht, als es in meiner
nd war, daß ich ſelbiges nicht mehr für meines anerkennen
ll. Es iſt ein Leviathan, den du allein zähmen kannſt — —
rch deine Einwohnung wird es Ruhe, Troſt und Seligkeit
nießen.

Ich ſchließe mit einem Beweiſe meiner eignen Erfahrung,
einem herzlichen und aufrichtigen Dank Gottes für ſein ſelig-
chendes Wort, das ich geprüft gefunden, als das einzige Licht,
ht nur zu Gott zu kommen, ſondern auch uns ſelbſt zu kennen:
das theuerſte Geſchenk der göttlichen Gnade, das die ganze
atur und alle ihre Schätze ſo weit übertrifft, als unſer un-
rblicher Geiſt den Leim des Fleiſches und Blutes; als die
ſtaunlichſte und verehrungswürdigſte Offenbarung der tiefſten,
habenſten, wunderbarſten Geheimniſſe der Gottheit, im Himmel
f der Erde und in der Hölle von Gottes Natur, Eigenſchaften,
oßem überſchwenglichem Willen, hauptſächlich gegen uns elende
enſchen, voll der wichtigſten Entdeckungen durch den Lauf
ler Zeiten bis in die Ewigkeit; als das einzige Brodt und

Manna unſrer Seelen, deſſen ein Chriſt weniger entbehren kann, als der irdiſche Menſch ſeiner täglichen Nothdurft und Unterhalts — — ja ich bekenne, daß dieſes Wort Gottes eben ſo große Wunder an der Seele eines frommen Chriſten, er mag einfältig oder gelehrt ſeyn, thut, als diejenigen, die in demſelben erzählt werden; daß alſo der Verſtand dieſes Buchs und der Glaube an den Inhalt deſſelben durch nichts anders zu erreichen iſt, als durch denſelben Geiſt, der die Verfaſſer deſſelben getrieben; daß ſeine unausſprechlichen Seufzer, die er in unſerm Herzen ſchafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur ſind, die in der heiligen Schrift mit einem größern Reichthum als aller Saamen der ganzen Natur und ihrer Reiche, ausgeſchüttet ſind.

Das zweyte iſt das Geſtändniß meines Herzens und meiner beſten Vernunft, daß es ohne Glauben an Jeſum Chriſtum unmöglich iſt, Gott zu erkennen, was für ein liebreiches, unausſprechlich gütiges und wohlhätiges Weſen er iſt, deſſen Weisheit, Allmacht, und alle übrige Eigenſchaften nur gleichſam Werkzeuge ſeiner Menſchenliebe zu ſeyn ſcheinen; daß dieſer Vorzug der Menſchen, der Inſecten der Schöpfung, unter die größten Tiefen der göttlichen Offenbarung gehört: daß Jeſus Chriſtus ſich nicht nur begnügt ein Menſch, ſondern ein armer und der elendeſte geworden zu ſeyn, daß der heilige Geiſt uns ein Buch für ſein Wort ausgegeben, worin er wie ein Alberner und Wahnſinniger, ja wie ein unheiliger und unreiner Geiſt, unſrer ſtolzen Vernunft Mährlein, kleine verächtliche Begebenheiten zur Geſchichte des Himmels und Gottes gemacht, I. Cor. 1, 25 — — daß dieſer Glaube uns alle unſere eigenen Handlungen und die edelſten Früchte der menſchlichen Tugend nicht anders als die Riſſe der feinſten Feder unter einem Vergrößerungsglas entdeckt oder die zarteſte Haut unter gleichem Anblick; daß es daher unmöglich iſt, ohne Glauben an Gott, den ſein Geiſt wirkt und das Verdienſt des einigen Mittlers, uns ſelbſt zu lieben und unſern Nächſten; kurz, man muß ein wahrer Chriſt ſeyn, um ein rechtſchaffener Vater, ein rechtſchaffenes Kind, ein guter Bürger, ein rechter Patriot, ein guter Unterthan, ja ein guter Herr und Knecht zu ſeyn; und daß, im ſtrengſten Wortverſtand, jedes Gute ohne Gott unmöglich iſt, ja daß er der einzige Urheber deſſelben.

Ich überlaſſe ihm alſo alle die Folgen meiner Sünden, da er die Laſt derſelben auf ſich genommen. Er wolle meinen Vater tröſten, und wie ich ihn gebeten, mir den Gram über meine Leichtſinnigkeit und Vergeſſung ſeiner Liebe zu vergeben, ſo wolle er ihm auch die Früchte dieſer Vergebung mittheilen. Ich kann ſo weit nicht reichen, und vielleicht iſt er in Umſtänden, wo uns der gehorſamſte Sohn keine Freude und Hülfe ſeyn kann — — Gott ſey alſo ſein Vater, er lebe als ein Greis mitten unter der Wuth des Krieges, oder als ein verjüngter Engel im Lande des Friedens.

Gott allein wolle meinen lieben Bruder führen und regieren, ihn vor meinen Thorheiten, Ausſchweifungen und Verbrechen behüten, und ihn ein nützlich Werkzeug im Hauſe ſeines Sohnes, Jeſu Chriſti, machen.

Meine Freunde wolle er weder mit Kummer noch mit Fluch an mich denken laſſen. Ihre guten Abſichten mit mir mögen von der Güte Gottes öffentlich vergolten werden, damit ſie ihr Herz nicht gegen andere durch meinen Mißbrauch ihrer Liebe verſchließen mögen. Er wolle ſie eben den Reichthum des Geiſtes und der Gnade empfinden laſſen, den mir der Verluſt ihrer Wohlthaten erworben.

Liebreicher Gott und Vater deiner Geſchöpfe und Erlösten! Dir iſt all mein Anliegen bekannt; meine Hülfe kommt allein von dir. Du haſt meine Sünde ſo lange geſehen, und gehört und vergeben. Siehe und höre jetzt gleichfalls und vergieb; doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Amen!

Tiede.

Die Jugendjahre.

(Um 1770.)

Ich will jetzt einen Beſuch bei meinen Jugendjahren abſtatten. Das damalige Spielzeug koſtete weniger als das jetzige; die Geſpielen waren einfältiger und ärmer, als ſie jetzt ſind: und dennoch ziehen wir jene dieſen weit vor! *Angenehme Rückſicht auf die Jugendjahre* bleibet, auch im höchſten Alter, ein Gedankenfeſt

Sorgen, dieſer Wurm, der unſre Reifung zum Tode beſchleunigt, ſchonen der Blüthe des Lebens. Haben wir auch dann und wann kleine Anliegen: ein paar Thränen, die noch nicht ſauer zu weinen ſind und lachend weggewiſcht werden; einige Bitten, die nicht ſo demüthigen als jetzt, beruhigen uns leicht. Liebreiche Einrichtung, daß wir uns in der Jugend um das aufziehende Gewölk nicht bekümmern, und Luſt zum Leben behalten, ſo viel auch unſre Eltern darüber ſeufzen! Nahrung, Ehre, vorzubauende Krankheiten und andre Centnerlaſten hoben wir mit einem Finger und wußten nicht anders, als der uns erſchaffen hätte, müſſe uns auch erhalten. So wie aber die Kraft, uns ſelbſt zu verſorgen, zunimmt: ſo nimmt der Glaube ab. Und doch iſt kindlicher Glaube Pflicht!

Welche Geſundheit des Leibes und Herzens, die ſich durch Sprünge und Fröhlichkeit äußerte! Wie gelenkig war der Körper, und in weſſen Dienſten iſt er ſo träge geworden? Wie leicht ſchlief ich! wie feſt war der Schlaf! wie gewürzt jede Speiſe! wie offenherzig, geſprächig und zutraulich! Jetzt bin ich zuweilen böſe auf mich: (und ich ſollte es öfter ſeyn!) damals hatte ich keine Urſache dazu. Sähe ich mich jetzt in meinem Flügelkleide hüpfen und reden: ich würde den kleinen Narren lieber gewinnen, als den großen, der ſich brüſtet und fürchtet, ſich mäſtet und hungert.

Anverwandte, Schulfreunde und treuherzige Nachbarn: wo ſind dieſe gute Menſchen! Nun ſind Herrn über mir, welche meine blutſaure Arbeiten genau beſichtigen, ehe ſie kümmerlichen Tagelohn austheilen! Zwar auch als Kind erlitt ich kleine Strafen; aber es war denn doch auch vergeſſen und vergeben. Jetzt träget man mir einen Fehler nach bis in's Grab. Verläumder, Wuchrer, hämiſche Schmeichler hätten mich damals zum Lachen bewogen, und nun möchte ich nicht ſelten über ſie weinen. Der Todestag unſrer Eltern iſt meiſtens das Signal für Kummer und Feinde aller Art. Wir verlieren mit ihnen gar zu viel! Wenn wir ihre Liebe verſchmähten, ihre Ermahnungen tadelten und ihre Schätze verpraßten: o! das erfordert Thränenopfer, ehe wir dort ihnen eine Art von Rechnung ablegen müſſen. Ach! auf dem Schooß der Mutter und an der Hand des Vaters! — ſo weich ſetzet uns die Welt nicht wieder; ſo führet uns kein Freund!

Ich hatte weit ausſehende Hoffnungen und befand mich wohl dabei. Jetzt ſtehen mir Mangel, Alter und Grab vor Augen: und doch muß ich Wohlſtands wegen oft freundlich ſeyn! Die Muskeln des Geſichts, die ſich ehmals ſo leicht zum Lachen verzogen, ſind wie verwachſen; und es koſtet von Jahr zu Jahr mehrern Aufwand, wenn ich mich von Herzen freuen ſoll. In Jünglingsjahren ſcheinet die Welt eine offne Allee; aber bald umſchließt uns ein Käfich, der faſt keinen andern Ausgang hat als in's Grab. Glückliche Kinder, die ſo viel Schönes von der Welt erwarten: aber noch glücklichere Alten, die ihrer entbehren können! Im Laufbande iſt alles neu, und wir laſſen uns mit Kleinigkeiten abfinden: mit der Krücke in der Hand iſt nichts neu als der Tod, und Schande, wenn wir uns mit etwas kleinerm abfinden laſſen, als dem Himmel.

Himmliſcher Vater! bis auf dieſe Anhöhe haſt du mir geholfen; und da ein dichter Nebel die noch zu erkletternden Berge verhüllt: ſo ergreif' ich deine Hand. Dank ſey dir für die unſchuldigen Freuden meiner Jugend. Ich ſchließe davon auf den Himmel, wo keine Sünde alt und grämlich macht! Kann ich jetzt gleich ſo nicht mehr ſchlafen, als in meiner Kindheit: ſo kann ich jetzt doch andächtiger beten. Und bald trete ich meine ewige Jugend an!

Nicolai.

Die Kloſterſchule in Altwirtemberg.

(1798.)

Vor Kurzem lebte in Urach, und lebt vielleicht noch, ein
al,* ein gelehrter Greis und ein Biedermann. Er war
ſchüler des berühmt geweſenen Bilfingers, folglich ein
ſoph, folglich ein Gelehrter. Neben dem Speciale wohnte
amaſtweber, Joſeph Gundibert genannt, fleißig, verſtän-
nd wohlhabend. Mit ihm — obgleich nur einem Weber
lt der Special gute Freundſchaft; denn es war in dem
weder philoſophiſcher noch theologiſcher Stolz, ja nicht
etwas von der ſtieren Gravität, die ſich ſonſt bey man-
Wirtembergiſchen Specialen und Prälaten finden ſoll.
wohl war er jedermann ehrwürdig, weil er ſich gegen
ann liebreich, beſcheiden, redlich, uneigennützig und gut-
bezeugte, nicht polterte, ſondern nur ermahnte, weniger
Worten lehrte als mit ſeinem Beiſpiele. Er umfaßte ſeine
menſchen mit allgemeinem Wohlwollen, und ward in der
Stadt wie ein Vater geehrt. Er tröſtete die Kranken,
te die Armen, ermunterte die Reichen zur Wohlthätigkeit,
ete Mißhelligkeiten, und hielt den Fragenplan, auf
ſonſt die Wirtembergiſchen Specialſuperintendenten ihr
n hauptſächlich gründen, für ein ungereimtes Stück
herrſchaft.

Noch heutzutage der Volksname des Specialſuperintendenten oder
in Würtemberg.

Da das Haus des Webers mit einem jungen Sohne vermehret ward, und der Vater ungewiß war, welchen Namen ihm zu geben, taufte ihn der Special: Sempronius; „denn,“ ſagte er, „das römiſche Volk hat einen Sempron den Weiſen genannt, und der Junge ſieht ſo klug aus, daß ich hoffe, er wird auch weiſe werden.“ — — —

Indeß ging Semprönchen alle Sonntage Nachmittags zum Special, und er faßte von ihm immer mehr die irrige Philoſophie, Andere vollkommener zu machen, worüber der Alte eine ſo große empiriſche Freude hatte, daß er dem Vater ernſtlich anlag, ſeinen fähigen Jungen ſtudiren zu laſſen; um die Weiſſagung bey der Taufe wahr zu machen. Der Special hatte den Jungen von der erſten Jugend an ſpielend Latein gelehrt, er ſprach nichts anders als Latein mit ihm. Wie ſollte ſo viel ſchönes Latein verloren gehen, dachte der Vater und ſah ſchon ſeinen Sohn predigen; denn der Special verſprach den Jungen in eine der herrlichen Wirtembergiſchen Kloſterſchulen zu bringen, wo man kleine Jungen zu Predigern auffüttert, wie Küchlein im Hünerkorbe zu Poularden. Die Mutter hatte zwar viel dawider einzuwenden und meinte, der ſchöne Damaſt, welchen der Junge ſchon zu weben anfing, wäre beſſer als das ſchönſte Latein; aber ſie ward von Zweyen überſtimmt, und der Special ſagte ſeinem Semprönchen ſo viel vor, daß er nun die Philoſophie recht aus dem Grunde lernen würde, und wie glücklich die Philoſophie mache, beſonders die lateiniſche. Nun fiel der Knabe voll heteronomiſcher Neigung zum Glücke, ſeiner Mutter um den Hals. Wie konnte eine Mutter dem Glücke ihres einzigen Sohnes widerſtreben! Der Special nahm ſeinen Zögling ſelbſt mit ſich nach Stuttgard. Dieſer ward im Latein, der kategoriſchen Bedingung zum wirtembergiſchen Kloſterſchüler, feſt genug befunden, er kehrte nach Hauſe zurück. Die Mutter packte das Beſte für ihn zuſammen, und ſagte ſchluchzend beym Abſchiede: „Mein lieber Sohn! Bleib fromm, fleißig und gehorſam;“ der Vater drückte ihn ſegnend an ſeine Bruſt; der gute Special legte die Hand auf ſein Haupt und ſagte: „Mein Sohn! ſey weiſe; denn nun reiſeſt du zur erſten Quelle der Weisheit.“ Semprönchen küßte die Hand des Greiſes, weinte in des Vaters und der Mutter Armen, aber ſein Herz hüpfte ihm über die ſchöne Weisheit, die er im Kloſter Blaubeuren finden würde. —

Semprönchen kam im Julius in Blaubeuren an, ward ſogleich in ein warmes ſchwarzes Kleid gekleidet, und übers grobe ſchwarze Kleid ward ihm eine grobe ſchwarze Kutte gehängt, welches die erſte Probe der Weisheit der Obern war. Er mußte Morgens und Abends lateiniſche Horas ſingen, bey Tiſche Arnds Paradiesgärtlein vorleſen, und vorher und nachher einen langen lateiniſchen Mönchsgeſang anſtimmen; an hohen Feſttagen ward auch wohl ſogar griechiſch gebetet; ſeine Zelle war eng und feucht; in der Schule mußte er exponiren, analyſiren, Phraſes ausziehen, aus Kaldenbachs hundertjährigem Kompendium die **Rhetorica** lernen, ob er gleich nicht reden durfte, er mußte griechiſche Verſe machen ehe er Griechiſch verſtand, und aus Schellenbauers Logik mit großer Angſt Syllogismen drechſeln lernen; und die Präzeptoren waren ſo hager und ſo ſteif und ſo grämlich gravitätiſch, und die Kloſtermauern waren ſo dick, die Kutten ſo heiß, die Zellen ſo kalt, und die Ausſicht auf finſtern Wald und kahle Felſen ſo öde; und doch wäre er gern nach Fels und Wald gelaufen, aber die Kloſterthüren waren ſo feſt. Potz Weisheit und kein Ende, dachte Semprönchen, und wie ſieht die Weisheit ſo ſchwarz, ſo heiß, ſo feucht, ſo dunkel und ſo langweilig aus!

Indeß trieb er ſich in der feuchten Kloſterweisheit und in Mönchsgeſängen und Kutten an drei Jahre herum, und hatte ſchon ganz feine lateiniſche Exercitien und griechiſche Verſe gemacht, als ſein Vater ſtarb. Seine Mutter konnte das Handwerk allein nicht treiben, Sempron liebte ſeine Mutter, und war der dunkeln Kloſtermauern und des Horasſingens herzlich überdrüſſig. Er entſchloß ſich alſo kurz, nach Urach

---

belehrt mich, welche Pein es ſeyn mag, den Strom ſeiner Gedanken in ſich ſelbſt verrauſchen zu hören, ohne ihm einen Ausfluß verſchaffen zu können, der an das Herz eines Mitmenſchen anſchlage. Wie fühle ich nicht jetzt, beſter Eduard, ſelbſt in der Entfernung von dir, den Werth deiner Gegenwart! und zu was für einem Kleinod iſt mir nicht meine Feder geworden!

Abbt.

Vom Verdienſte des Schriftſtellers.

Bibel und Erbauungsbücher. (1765.)

Wir haben eine Bibel. Dieſe braucht mündliche und ſchriftliche Erklärungen und Wiederholungen: von dieſem Punkte gehe ich aus, und ſetze vier Klaſſen höchſt brauchbarer Schriftſteller an, die ich auch für die oberſten erkläre.

Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand, geſchrieben worden. Von ſolchen Schriften nur kann man mit Recht ſagen, daß ſie für das Publikum ausgearbeitet ſeyen; und auch dem Publikum nützen.

Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftſteller? Man überrechne es einmal. Setzt zwanzig Millionen Menſchen für Deutſchland. Die witzigſte Schrift unter uns hat kaum achtzig tauſend Leſer. Alſo iſt ein ſolches Publikum der 250ſte Theil von Deutſchland,[*] und die ſogenannten nützlichſten Wochenſchriften ſind immer 19 Millionen und 920 tauſend Deutſchen unbekannt. Der Handwerksmann braucht ſein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte.

[*] Ich nehme eine Auflage von 4000 Exemplaren an, und laſſe einem jeden Exemplare 20 Leſer zu; theils ſolche, die es nur gelehnt leſen, theils ſolche, die es wieder aus der andern Hand kaufen.

zum Leinweben zurückzukehren. Hierin ward er noch mehr beſtätigt, als er einmal aus der Klauſur getreten war, und einige Leinweber in Blaubeuren beſucht hatte. Da dünkte ihn wieder Menſchen zu ſehen; denn er fand, was die machten, ſey viel geſcheuter und nützlicher als was er ſeit drey Jahren gethan hatte. Die Präceptoren und die Kloſterſchüler ſtaunten voll Verachtung den dummen Jungen an, der das Leinweben der hohen Kloſterweisheit vorzog, wodurch man Vikar und Prälat werden kann. Er dachte aber: leſet ihr meinetwegen das Paradiesgärtlein auf hebräiſch, und bleibt bey eurem Kaldenbach und Schellenbauer; ich werfe die Kutte und die Rhetorik ab. Ich will nicht mehr lateiniſche Mönchsgebete plärren, ſondern zu meiner lieben Mutter und zu meinem lieben Special zurück.

Wieland.

I. Demokrits Strafpredigt.

(1774.)

Es iſt ordentlicher Weiſe eine gefährliche Sache, mehr Verſtand zu haben als ſeine Mitbürger. Sokrates mußt' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Ariſtoteles noch mit heiler Haut davon kam, als ihn der Oberprieſter Eurymedon zu Athen der Ketzerey anklagte, ſo kam es blos daher, weil er ſich in Zeiten aus dem Staube machte. Ich will den Athenern keine Gelegenheit geben, ſagte er, ſich zum zweiten Mahle an der Filoſofie zu verſündigen.

Die Abderiten waren bei allen ihren menſchlichen Schwachheiten wenigſtens keine ſehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates ſo alt werden können als Homers Neſtor. Sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und ſich über eine vermeintliche Thorheit luſtig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokrit ging ſo ſcharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jovialiſches Volk die Geduld dabei verloren hätte. Gleichwohl beſtand alle Rache, die ſie an ihm nahmen, darin, daß ſie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben ſo übel von ihm ſprachen als er von ihnen, alles tadelten was er unternahm, alles lächerlich fanden was er ſagte, und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Filoſofen durch den Sinn fahren,“ ſagten ſie; „man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles beſſer wiſſe als wir.“ — Und, dieſer weiſen Maxime zu Folge, begannen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten Wunder, wie viel ſie dabei gewonnen hätten, wenn es ihn verdröße. Aber hierin verfehlten ſie ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokrit lachte dazu, und ward aller ihrer Neckereien wegen nicht einen Augenblick früher grau. — „O die Abderiten, die Abderiten!“ rief er zuweilen; „da haben ſie ſich wieder ſelbſt eine Ohrfeige gegeben, in Hoffnung, daß es mir weh thun werde!“

Aber (ſagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menſchen ſchlimmer daran ſeyn? Ueber alles in der Welt iſt er andrer Meinung als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas auszuſetzen. Es iſt doch ſehr unangenehm, ſich immer widerſprechen zu laſſen!

„Aber wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demokrit. — Und laßt doch einmal ſehen, wie es anders ſeyn könnte! — Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken; über alles denkt ihr noch eben ſo, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper ſind gewachſen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele ſind wohl unter euch, die ſich die Mühe gegeben haben, den Grund zu erforſchen, warum ſie etwas wahr oder gut oder ſchön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen iſt euch alles gut und ſchön, was eure Sinne kitzelt, was Euch gefällt. Und auf was für kleinfügige, oft gar nicht zur Sache gehörende Urſachen und Umſtände kommt es an, ob euch etwas gefallen ſoll oder nicht! Wie verlegen würdet ihr oft ſeyn, wenn ihr ſagen ſolltet, warum ihr dies liebt und jenes haſſet! Grillen, Launen, Eigenſinn, Gewohnheit, euch von andern Leuten gängeln zu laſſen, mit ihren Augen zu ſehen, mit ihren Ohren zu hören, und was ſie euch vorgepfiffen haben, nachzupfeifen, — ſind die Triebfedern, die bei euch die Stelle der Vernunft erſetzen. Soll ich euch ſagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falſchen Begriff von Freiheit in den Kopf geſetzt. Eure Kinder von drei oder vier Jahren haben freilich den nämlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir ſind ein freyes Volk, ſagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden. „Warum ſollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und haſſen wie es uns beliebt? bewundern oder verachten, was uns beliebt? Wer hat ein Recht uns zur Rede zu ſtellen, oder unſern Geſchmack und unſere Neigungen vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern?“ — Nun denn, meine lieben Abderiten, ſo denkt und faſelt, liebt und haßt, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Begeht Thorheiten ſo oft und ſo viel euch beliebt! Macht euch lächerlich wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang' es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Beſitze des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen, und zu reiten, ſtören zu wollen. Geſetzt auch, eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, ſähe von vorn und von hinten einem Oechslein oder Eſelein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und Niemand unglücklich machen, was geht es andere Leute an, daß es Thorheiten ſind? Warum ſollte nicht der hochweiſe Rath von Abdera, in feierlicher Proceſſion, einer hinter dem andern, vom Rathhauſe bis zum Tempel der Latona — Purzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und dem Volke von Abdera ſo gefällig wäre? Warum ſolltet ihr euer beſtes Gebäude nicht in einem Winkel, und eure ſchöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk ſetzen dürfen? — Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten ſind ſo unſchuldig wie dieſe; und wenn ich ſehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, ſo müßt' ich euer Freund nicht ſeyn, wenn ich ſtill dazu ſchweigen könnte. Zum Beiſpiel, euer Froſch- und Mäuſekrieg mit den Lemniern, der unnöthigſte und unbeſonnenſte, der jemals angefangen wurde, um einer Tänzerin willen! — Es fiel in die Augen, daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures böſen Dämons waret, da ihr ihn beſchloſſet; alles half nichts, was man euch dagegen vorſtellte. Die Lemnier ſollten gezüchtigt werden, hieß es; und, wie ihr Leute von lebhafter Einbildung ſeyd, ſo ſchien euch nichts leichter, als euch von ihrer ganzen Inſel Meiſter zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Naſe daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen ſeyn, wenn ihr nur wenigſtens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Afron zum Feldherrn zu machen, ohne daß ſich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließ, als weil eure Weiber fanden, daß er in ſeiner prächtigen neuen Rüſtung ſo ſchön wie ein Paris ſey; und — über dem Vergnügen, einen großen feuerfarbenen Federbuſch auf ſeinem hirnloſen Kopfe nicken zu ſehen — zu vergeſſen, daß es nicht um ein Luſtgefecht zu thun war: dieß, läugnets nur nicht, dieß war ein Abderitenſtreich! Und nun da ihr ihn mit dem Verluſt eurer Ehre, eurer Galeren und eurer beſten Mannſchaft bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athener, die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muſter genommen habt, eben ſo ſinnreiche Streiche, und zuweilen mit eben ſo glücklichem Ausgang zu ſpielen pflegen?“

In dieſem Tone ſprach Demokrit mit den Abderiten, ſo oft ſie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dieß ſehr oft geſchah, ſo konnten ſie ſich doch unmöglich gewöhnen, dieſen Ton angenehm zu finden. „So geht es, ſagten ſie, wenn man naſeweiſen Jünglingen erlaubt, in der weiten Welt herum zu reiſen, und ſich ihres Vaterlandes ſchämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländiſcher Begriffe als Kosmopoliten zurück zu kommen, die alles beſſer wiſſen als ihre Großväter, und alles anderswo beſſer geſehen haben als zu Hauſe. Die alten Aegypter, die niemand reiſen ließen, eh' er wenigſtens funfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weiſe Leute!“

Und eilends gingen die Abderiten hin, und machten ein Geſetz: daß kein Abderitenſohn hinfort weiter als bis an den Korinthiſchen Isthmus, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufſicht eines bejahrten Hofmeiſters von altabderitiſcher

Abkunft, Denkart und Sitte, ſollte reiſen dürfen. „Junge Leute müſſen zwar die Welt ſehen, ſagte das Dekret: aber eben darum ſollen ſie ſich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis ſie alles, was mit Augen da zu ſehen iſt, geſehen haben. Beſonders ſoll der Hofmeiſter genau bemerken, was für Gaſthöfe ſie angetroffen, wie ſie gegeſſen, und wie viel ſie bezahlen müſſen: damit ihre Mitbürger ſich in der Folge dieſe erſprießlichen Geheimnachrichten zu Nutze machen können. Ferner ſoll, (wie das Dekret weiter ſagt) zu Erſparung der Unkoſten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeiſter dahin ſehen, daß der junge Abderit in keine unnöthige Bekanntſchaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimiſche und unbefangene Perſonen, können ihm am beſten ſagen, was da merkwürdiges zu ſehen iſt, wie die daſigen Gelehrten und Künſtler heißen, wo ſie wohnen, und um welche Zeit ſie zu ſprechen ſind: dies bemerkt ſich der Hofmeiſter in ſein Tagebuch; und dann läßt ſich in zwei oder drei Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenſchein nehmen.“

II. Was iſt Wahrheit?

(Zwiſchen 1780 und 1790.)

Dieſe Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts deſto ſchlechter geworden. Weſſen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend- und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden, und in zehntauſendmal tauſend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber ſo gewiß dieß auch iſt, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unſers Geſichtes dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das Wahrſte von allem, was jemals wahr genannt wurde, iſt: daß mitten unter allem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern und Traumgebilden, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſo viel Wahrheit auffaſſen kann, als er zu ſeiner eigenen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas verhältnißmäßiges. Es kann vieles für die menſchliche Gattung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere Weſen nicht iſt; und ebenſo kann etwas von dem einen Menſchen mit innigſter Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung eines Gefühls oder einer Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft iſt eben ſo wenig als der Zuſammenhang einer Vorſtellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfaſſung eines Menſchen ausmachen, ein ſicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieſer kann eben ſowohl bei der wahreſten Vorſtellung fehlen, als bei der täuſchendſten zugegen ſeyn. Geſchiehet nicht öfters was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchſte Wahrſcheinlichkeit? Erweitert ſich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unſerer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unſerer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des hohen Alters iſt, und, was ſeltſam ſcheinen mag, neben dem Unglauben beſteht, der es nicht weniger iſt. Kinder ſind leichtgläubig aus Unwiſſenheit deſſen was möglich oder unmöglich iſt: Alte ſind es, weil ſie ſo oft unglaubliche Dinge ſich haben zutragen ſehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich ſcheint. Jene glauben alles, weil ſie das Mißtrauen noch nicht kennen: bei dieſen iſt Mißtrauen eine der bitteren Früchte des Lebens, und macht ſie eben ſo geneigt, an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die ſubtilſte und kaltblütigſte Vernunft hat von jeher die

ſubtilſten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume, waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen jeden, der ſich nicht erſt ſeit ehegeſtern in der Welt umgeſehen hat, was iſt es, als gerade die kaltblütige, ſpitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhniſche, immer vorausſehende, immer räſonnierende Vernunft, was von jeher am geſchäftigſten geweſen iſt, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unſers armen Erdenlebens, zu untergraben, und umzuſtürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Menſch dieſem Strahle der Gottheit, dem wir den ſo ſehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, ſchuldig iſt? Allerdings kann ſie nichts dafür, daß Sophiſten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben: aber da der Menſch nun einmal dieſen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn ſeine Vernunft die einzige Führerin ſeines Lebens iſt!

Man hat ſich ſchon ſo lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitſtern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat ſie in Schimpf und Ernſt beſtritten, zu Boden geſpottet und zu Boden räſonniert: und dennoch haben unläugbar alle Menſchen etwas, das die Stelle eines ſolchen innern Lichts vertritt, und das iſt — das innige Bewußtſeyn deſſen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit iſt dies unläugbar das ſicherſte; vorausgeſetzt, daß ein Menſch überhaupt geſund und des Unterſchieds ſeiner Empfindungen und Einbildungen ſich bewußt iſt. Beweiſet einem Menſchen, ſeine Vernunft ſey eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täuſche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiſet ihm, daß er ſeinen Sinnen, ſeinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis ſeine volle Wirkung auf dieſen Menſchen thäte: ſo bliebe nichts übrig, als ihn ſtehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück iſt der Glaube an ſein eigenes Gefühl gerade das, was ſich der Menſch am ſchwerſten und ſeltenſten nehmen läßt, ja was ſich ſchwerlich irgend ein Menſch, wie ſchwach er immer ſey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er ſich deſſen innigſt bewußt iſt, daß er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit ſeines eigenen Gefühls, oder, was eben daſſelbe iſt, an ſich ſelbſt und ſeinem eignen Daſeyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der Arabiſchen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Haron Araſchid den armen Kaufmann Abu-Haſſan durch einen Betrug, den dieſer unmöglich entdecken konnte, verſetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weiſe, die Folge hatte, daß Abu-Haſſan darüber in Raſerei verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergeſtellt werden konnte.

Aber, ſagt man, wie häufig ſind die Fälle, wo ein Menſch durch ſeine Sinne oder durch ſein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnſinnig zu ſeyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung iſt? wo er einen Gegenſtand in dem verfälſchenden Lichte der Leidenſchaft oder des Vorurtheils ſieht? u. ſ. w.

Unſtreitig ſind dieſe Fälle häufig. Und eben ſo häufig geſchieht es, daß von zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beide betrogen werden; daß, während der eine Jupiter iſt und die ſündige Welt mit Feuer zu zerſtören droht — der andere uns dagegen ſeines gnädigen Schutzes verſichert, weil er Neptunus iſt, der durch ſeine Gewäſſer den Brand gar leicht wieder löſchen kann. — Aber alle dieſe Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundfeſte des allgemeinen Menſchenſinnes; und der Glaube, den ein jeder an ſein eignes Gefühl hat, bleibt nichts deſto minder in ſeiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unſichtbaren Mächten, kurz von Urſachen, die ich nicht kenne, getäuſcht werden: aber ſo lange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beſchaut, betaſtet habe — ſo glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Filoſofen, die mir a priori beweiſen wollten, ich träume oder raſe.

Freilich iſt es verdächtig, wenn ein Menſch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel beſſer iſt, die vernünftigſten Leute in der Welt wider ſich hat; oder wenn er in ſehr zuſammengeſetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von ſcharfer Zergliederung, und von richtiger Zuſammenſtellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche ſelbſt wieder Reſultate von einer Menge andrer ſind, — es iſt, ſage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieſer Art dem Wege der ſcharfen Unterſuchung ausweicht, und immer nur auf Sein Gefühl oder Unſer Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Unterſuchung ſtehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer ſoll zwiſchen ſeiner Empfindung und der unſrigen, oder zwiſchen unſrer Vernunft und ſeinem Gefühl oder Glauben Richter ſeyn? Wo iſt der Areopagus, wo ſind die Amfiktyonen, deren Ausſpruch man in ſolchen Fällen ſich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metafyſiſchen und äſthetiſchen Dingen, das iſt, in Sachen wo das meiſte auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das billigſte, einen jeden im Beſitz und Genuß deſſen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſo lange er andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in ſeines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden ſeiner Hausgötter zu ſtören? Mag doch ſeine Meluſine einen Fiſchſchwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andere an? Aber freylich, ſobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landſtraßen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß ſeine Prinzeſſin ſchöner iſt als die ihrige, oder wohl gar daß ſie allein ſchön, und jedes andere Geſicht ein Meerkatzengeſicht iſt, — das iſt etwas ſehr unangenehmes für Leute, die keine Luſt haben, ſich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die ſolche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entſchuldigung unter dem Hute tragen; ſo mögen ſie ſichs doch ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie dann und wann unter Mauleſeltreiber und Preller fallen, die nicht ſo ſäuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß ſpielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigſten Liebhaber, um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten, und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der ſie überall ſucht, findet ſie nirgends, juſt darum, weil er ſich nicht einbilden kann, daß ſie ihm ſo nahe ſey. Und ſo bald ihrer zwei ſich über ihren ausſchließenden Beſitz in die Haare gerathen, ſo darf man ſicher rechnen, daß ſie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Arioſt: während die tapfern Männer ſich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

Iſt dies Bild zu komiſch? — Nun, ſo iſt hier ein andres, das eben ſo gut zur Sache paßt. Die Wahrheit iſt weder hier noch da — Sie iſt, wie die Gottheit und das Licht, worin ſie wohnt, allenthalben: ihr Tempel iſt die Natur, und wer nur fühlen, und ſeine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und ſeine Gedanken in ein Ganzes zuſammen faſſen und ertönen laſſen kann, iſt ihr Prieſter, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart ſie ſich ganz; jeder ſieht ſie nur ſtückweiſe, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte: jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nämlichen —

Und was haben wir alſo zu thun?

Anſtatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit ſey? wer ſie beſitze? wer ſie in ihrem ſchönſten Lichte geſehen? die meiſten und deutlichſten Laute von ihr vernommen habe? — laſſet uns in Frieden zuſammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächſten Baum uns hinſetzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr geſehen und gehört hat, oder geſehen zu haben glaubt: und ja nicht böſe darüber werden, wenn ſichs von ungefähr entdeckt, daß wir falſch geſehen oder gehört, oder gar eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unſere Meinungen für Axiome und unumſtößliche Wahrheiten anzuſehen, und andern als ſolche vorzutragen. Es iſt ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausſtehlicher iſt — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße ſitzend, alle ſeine Reden als Götterſprüche von ſich gibt. — Beſcheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern ſicher ſtellen.

Wenn ein Mann auch ſo alt wäre, wie Neſtor, und ſo weiſe wie ſieben mal ſieben Weiſe zuſammen genommen, ſo müßt' er doch — eben darum weil er ſo alt und ſo weiſe wäre — einſehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift je mehr man davon weiß: daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehn tauſend in Dämmerung, und zehn mal zehn tauſend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von dieſem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall ſcheint, bis zur Sonne aufſchwingen, und in ihrem Lichte dieß ganze Planetenſyſtem mit allem ſeinem Inhalt und Zubehör ſo deutlich überſehen könnten, wie jemand von der Spitze einer Terraſſe ſeinen Garten überſieht, dies nämliche Planetenſyſtem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weiſe Mann in einer ſo langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben dieſe Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenſchaft der ganzen Natur iſt, ſich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zuſammen laufen, und wie unbegreiflich alle dieſe Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüſſe aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchſchneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es alſo iſt, nur eine einzige Erſcheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben ſo zu durchſchauen, wie Der, in dem ſie lebt und webt und iſt: beim Himmel! ich denke das müßte den weiſen Mann beſcheiden gemacht haben; und es ſollte mich nicht wundern, wenn er alle ſeine Urtheile und Meinungen in einem Ton vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geſchlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skepticismus halten müßte.

Muſäus.

Veit und Rübezahl.

(Um 1784.)

Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böſer Nachbar ſein Haab und Gut abgerechtet, und nachdem ſich die Juſtiz ſeiner letzten Kuh bemächtiget hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für ſein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüſtige geſunde Arme zu, aber ſie waren nicht hinreichend, ſich und die Seinigen davon zu nähren. Es ſchnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod ſchrieen, und er nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu ſtillen. Mit hundert Thalern, ſprach er zu dem kummervollen Weibe, wär uns geholfen, unſern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten, und fern von dem ſtreitſüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du haſt reiche Vettern jenſeit des Gebirges, ich will hin und ihnen unſere Noth klagen; vielleicht daß ſich einer erbarmet, und aus gutem Herzen von ſeinem Ueberfluß uns auf Zinſen leiht, ſo viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte mit ſchwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in dieſen Vorſchlag, weil ſie keinen beſſern wußte. Der Mann aber gürtete frühe ſeine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, ſprach er ihnen Troſt ein; weinet nicht! Mein Herz ſagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher ſeyn wird als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich ſo oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf ſteckt er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Taſche und gieng davon. Müd und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangt er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollte ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt er ihnen ſein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprüchwörtern. Einer ſprach: junges Blut, ſpar dein Gut, der andere: Hoffahrt kommt vor dem Fall, der dritte: wie du's treibſt, ſo gehts, der vierte: jeder iſt ſeines Glücks Schmied. So höhnten und ſpotteten ſie ſeiner, nannten ihn einen Praſſer und Faullenzer, und endlich ſtießen ſie ihn gar zur Thür hinaus. Einer ſolchen Aufnahme hatte ſich der arme Vetter zu der reichen Sippſchaft ſeines Weibes nicht verſehen; ſtumm und traurig ſchlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuſchober im Felde übernachten. Hier erwartete er ſchlaflos des zögernden Tages, um ſich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder ins Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß ſo ſehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dachte er bei ſich ſelber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Troſt, ohne Hoffnung! wenn du nun heimkehreſt, und die ſechs armen Würmer dir entgegen ſchmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labſal zu begehren, und du für einen Biſſen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannſt du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh du dieſen Jammer fühleſt! Hierauf warf er ſich unter einen Schlehenbuſch, ſeinen ſchwermüthigen Gedanken weiter nachzuhangen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anſtrengt, ein Rettungsmittel auszukundſchaften, jede Hirnfaſer auf- und niederläuft, alle Winkel der Phantaſie durchſpähet, Schutz oder Friſt für den hereinbrechenden Untergang zu ſuchen; gleich einem Bootsmanne, der ſein Schiff ſinken ſieht, ſchnell die Strickleiter hinaufrennt, ſich in den Maſtkorb zu bergen, oder wenn er unterm Verdeck iſt, aus der Luke ſpringt, in der Hoffnung, ein Bret oder eine ledige Tonne zu erhaſchen, um ſich über Waſſer zu halten: ſo verfiel unter tauſend nichtigen Anſchlägen und Einfällen der troſtloſe Veit auf den Gedanken, ſich an den Geiſt des Gebirges in ſeinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geſchichten von ihm gehöret, wie er zuweilen die Reiſenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mit unter Gutes erwieſen habe. Es war ihm wohl bekannt, daß er ſich bei ſeinem Spottnamen nicht ungeſtraft rufen laſſe, dennoch wußte er ihm auf keine andere Weiſe beizukommen: alſo wagt ers auf eine Prügelei, und rief ſo ſehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf dieſen Ruf erſchien alsbald eine Geſtalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen ſtieren Augen, und mit einer Schürſtange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erſchlagen. Mit Gunſt, Herr Rübezahl, ſprach Veit ganz unerſchrocken, verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire, hört mich nur an, dann thut was euch gefällt. Dieſe dreiſte Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, beſänftigten den Zorn des Geiſtes in etwas: Erdenwurm, ſprach er, was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt mich zu euch, hab eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr ſollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl ſie euch mit landüblichen Zinſen in drei Jahren wieder, ſo wahr ich ehrlich bin! Thor, ſprach der Geiſt, bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinſen leiht? Geh hin zu deinen Menſchenbrüdern und borge da, ſoviel dir

Noth thut, mich aber laß in Ruh. Ach! erwiederte Veit, mit der Menſchenbrüderſchaft iſts aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderſchaft. Hierauf erzählt er ihm ſeine Geſchichte nach der Länge, und ſchilderte ihm ſein drückendes Elend ſo rührend, daß ihm der Gnom ſeine Bitte nicht verſagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, ſo ſchien doch dem Geiſt das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, ſo neu und ſonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm, folge mir, ſprach er, und führt' ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal zu einem ſchrofen Felſen, deſſen Fuß ein dichter Buſch bedeckte.

Nachdem ſich Veit nebſt ſeinem Begleiter mit Mühe durchs Geſträuche gearbeitet hatte, gelangten ſie zum Eingang einer finſtern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er ſo im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und ſeine Haare ſträubten ſich empor. Rübezahl hat ſchon manchen betrogen, dacht er, wer weiß was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächſten Schritt hinabſtürze; dabei hörte er ein fürchterliches Brauſen als eines Tagewaſſers, das ſich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortſchritt, jemehr engten ihm Furcht und Grauſen das Herz ein. Doch bald ſah er zu ſeinem Troſt in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte ſich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell, und ſchwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felſenhalle. Auf dem Pflaſter derſelben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldſchatz erblickte, ſchwand alle ſeine Furcht dahin und das Herz hüpft' ihm vor Freuden. Nimm, ſprach der Geiſt, was du bedarfſt, es ſey wenig oder viel, nur ſtelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig biſt. Der Debitor bejahete das, und zählte ſich gewiſſenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geiſt ſchien auf das Zahlungsgeſchäft gar nicht zu achten, drehete ſich weg und ſuchte indeß ſeine Schreibmaterialien hervor. Veit ſchrieb den Schuldbrief ſo bündig als ihm möglich war; der Gnom ſchloß ſolchen in einen eiſernen Schatzkaſten und ſagte zum Valet: zieh hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitſamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner biſt, und merke dir den Eingang in das Thal und dieſe Felſenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verfloſſen iſt, zahlſt du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein ſtrenger Gläubiger, hältſt du nicht ein, ſo fordr' ich es mit Ungeſtüm. Der ehrliche Veit verſprach auf den Tag gute Bezahlung zu leiſten, verſprachs mit ſeiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht ſeine Seel und Seligkeit, wie loſe Bezahler zu thun pflegen, und ſchied mit dankbarem Herzen von ſeinem Schuldherrn in der Felſenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm ſo mächtig auf Seel und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balſam des Lebens in der Felſenkluft eingeſogen habe. Freudig und geſtärkt an allen Gliedern ſchritt er nun ſeiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem ſich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, ſchrieen ſie ihm einmüthig entgegen: Brod, Vater! einen Biſſen Brod! haſt uns lange darben laſſen. Das abgehärmte Weib ſaß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmüthigen das ſchlimmſte, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litaney anſtimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anſchüren auf dem Heerde; denn er trug Grütze und Hirſen aus Reichenberg im Zwerchſack, davon die Hausmutter einen ſteifen Brei kochen mußte, daß der Löffel drinnen ſtand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg ſeines Geſchäftes. Deine Vettern, ſprach er, ſind gar rechtliche Leute, ſie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich ſchimpflich vor der Thür abgewieſen; ſondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert baare Thaler vorſchußweiſe auf den Tiſch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein ſchwerer Stein vom Herzen, der ſie lange gedrückt hatte. Wären wir, ſagte ſie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, ſo hätten wir uns manchen Kummer erſparen können. Hierauf rühmte ſie ihre Freundſchaft, zu der ſie ſich vorher ſo wenig Gutes verſehen hatte, und that recht ſtolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach ſo vielen Drangſalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft war. Da ſie indeſſen nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu koſen, und das viele Tage ſo antrieb, wurde Veit des Lobpoſaunens der Geizdrachen ſatt und müde, und ſprach zum Weibe: als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meiſter Schmied für eine weiſe Lehre gab? Sie ſprach: welche? Jeder, ſagt' er, ſey ſeines Glückes Schmied, und man müſſe das Eiſen ſchmieden, weils heiß ſey; drum laß uns nun die Hände rühren und unſerm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorſchuß nebſt den Zinſen abzahlen können, und aller Schuld quitt und ledig ſeyn. Drauf kauft' er einen Acker und einen Heuſchlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler drunter wäre. Veit ſäete und erntete, wurde ſchon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und ſein Seckel vermochte noch immer ein kleines Kapital zu Erweiterung ſeines Eigenthums. Im dritten Sommer hatt' er ſchon zu ſeiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles was er that, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte ſoviel erübriget, daß er ohne Beſchwerde ſeine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte und auf den beſtimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle ſeine Kinder, hieß ſie ſich waſchen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die ſcharlachenen Mieder und Bruſttücher, die ſie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er ſelbſt holte ſeinen Gottestiſchrock herbei und rief zum Fenſter hinaus: Hanns, ſpann an! Mann was haſt du vor? fragte die Frau, es iſt heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfeſt, was macht dich ſo guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet haſt, und wo gedenkeſt du uns hinzuführen? Er antwortete, ich will mit euch die reichen Vettern jenſeit des Gebirges heimſuchen, und dem Gläubiger, der mir durch ſeinen Vorſchub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute iſt der Zahltag. Das gefiel der Frau wohl, ſie putzte ſich und die Kinder ſtattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlſtande bekämen und ſich ihrer nicht ſchämen dürften, band ſie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den ſchweren Geldſack zuſammen, nahm ihn zu ſich und da alles in Bereitſchaft war, ſaß er auf mit Frau und Kind. Hanns peitſchte die vier Hengſte an, und ſie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Rieſengebirge zu.

Vor einem ſteilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, ſtieg ab und hieß den andern gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hanns, fahr gemachſam den Berg hinan, oben bei den drei Linden ſollſt du unſer warten, und ob wir auch verziehen, ſo laß dichs nicht anfechten, laß die Pferde verſchnauben und einsweils graſen, ich weiß hier einen Fußpfad, er iſt etwas um, doch luſtig zu wandeln! Darauf ſchlug er ſich in Geleitſchaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachſenes Gebüſche und ſpekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe ſich verirrt, ermahnte ihn darum zurückzukehren, und der Landſtraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich ſtill, verſammelte ſeine ſechs Kinder um ſich her und redete alſo: du wähnſt, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundſchaft ziehen, dahin ſteht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern ſind Knauſer und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Troſt und Zuflucht bei ihnen ſuchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von ſich geſtoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unſern Wohlſtand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand ſowohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beſchieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erſtatten. Wißt ihr nun, wer unſer Schuldherr iſt? der Herr vom Berge, Rübezahl genannt! Das Weib entſetzte ſich heftig über dieſer Rede, ſchlug ein groß Kreuz vor ſich, und die Kinder bebten und gebehrdeten ſich ängſtlich vor Furcht und Schrecken, daß ſie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnſtuben von ihm gehöret, daß er ein ſcheußlicher Rieſe und Menſchenfreſſer ſey. Veit erzählte ihnen ſein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geiſt in Geſtalt eines Köhlers auf ſein Rufen erſchienen ſey, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, prieß ſeine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und ſo inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh ich in die Höhle, mein Geſchäft auszurichten. Fürchtet nichts: ich werde nicht lange aus ſeyn, und wenn ichs vom Gebirgsherrn erlangen kann, ſo bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu ſchütteln, ob ſie gleich ſchwarz und rußig iſt; er thut euch nichts zu Leide, und freut ſich ſeiner guten That und unſers Danks gewiß! ſeyd nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüſſe austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felſenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, ſich um den Vater herlagerten, und da er ſie auf die Seite ſchob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen ſich anſtämmten: ſo riß er ſich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachſenen Buſch, und gelangte zu dem wohlbekannten Felſen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er ſich wohl ins Gedächtniß gepräget hatte; die alte halberſtorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft ſich öffnete, ſtund noch, wie ſie vor drei Jahren geſtanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit verſucht's auf alle Weiſe ſich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felſen, er ſollte, meint' er ſich aufthun; er zog den ſchweren Geldſack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief ſo laut er nur konnte: Geiſt des Gebirges, nimm hin was dein iſt; doch der Geiſt ließ ſich weder hören noch ſehen. Alſo mußte ſich der ehrliche Schuldner entſchließen mit ſeinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten ſie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmüthig und ſehr bekümmert, daß er ſeine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, ſetzte ſich zu den Seinen auf einen Raſenrain, und überlegte was nun zu thun ſey. Da kam ihm ſein altes Wageſtück wieder ein: ich will, ſprach er, den Geiſt bei ſeinem Ekelnamen rufen; wenns ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zauſen wie er Luſt hat, wenigſtens hört er auf dieſen Ruf gewiß; ſchrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angſtvolle Weib bat ihn zu ſchweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten: er ließ ſich nicht wehren, und triebs immer ärger. Plötzlich drängte ſich jetzt der jüngſte Bube an die Mutter an, ſchrie bänglich, ach der ſchwarze Mann! Getroſt fragte Veit, wo? Dort lauſcht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zuſammen, bebten vor Furcht und ſchrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und ſah nichts; es war Täuſchung, nur ein leerer Schatten, kurz Rübezahl kam nicht zum Vorſchein, und alles Rufen war umſonſt.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit gieng ganz betrübt und ſchwermüthig auf der breiten Landſtraße vor ſich hin. Da erhob ſich vom Walde her ein ſanftes Rauſchen in den Bäumen, die ſchlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Eſpen zitterte, das Brauſen kam näher und der Wind ſchüttelte die weit ausgeſtreckten

Aeſte der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor ſich her, kräuſelte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauſpiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, ſich beluſtigten und nach den Blättern haſchten, womit der Wirbelwind ſpielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geiſterſeher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt es weiter, daß ers nicht erlangen konnte. Drum warf er ſeinen Hut darnach, ders endlich bedeckte; weils nun ein ſchöner weißer Bogen war, und der ökonomiſche Vater jede Kleinigkeit in ſeinem Haushalt zu nutzen pflegte, ſo brachte ihm der Knabe den Fund, um ſich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieſer das zuſammengerollte Papier aufſchlug, um zu ſehen was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeiſt ausgeſtellt hatte, von oben herein zerriſſen und unten ſtund geſchrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührts ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: freue dich, liebes Weib und ihr Kinder alleſammt freuet euch; er hat uns geſehen, hat unſern Dank gehöret, unſer guter Wohlthäter, der uns unſichtbar umſchwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann iſt. Ich bin meiner Zuſage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis ſie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug ihre Freundſchaft heimzuſuchen, um durch ihren Wohlſtand die filzigen Vettern zu beſchämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauſer rege gemacht: ſo rollten ſie friſch den Berg hinab, gelangten in der Abendſtunde in die Dorfſchaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgeſtoßen worden. Er pochte diesmal ganz herzhaft an, und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorſchein, der gar nicht zur Freundſchaft gehörte; von dieſem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthſchaftet hatten. Der eine war geſtorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebſt ſeiner Rollwagengeſellſchaft bei dem gaſtfreien Hauswirth, der ihm und ſeinem Weibe das alles weitläuftiger erzählte, kehrte Tages darauf in ſeine Heimath und an ſeine Berufsgeſchäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher wohlbehaltener Mann ſein Lebelang.

Sturz.

England und Georg III.

London den 25. Sept. 1768.

Alle Reiſebeobachter ſind gewohnt, allgemeine Schlüſſe auf einzelne Thatſachen zu gründen; daher rührt das ſchiefe Urtheil, welches man mit kühnem Leichtſinn über Menſchen und Staaten ausſpricht. Wer die hieſige Verfaſſung nicht kennt, und den König, an einem feierlichen Tage, unter ſeinen Hofämtern erblickt, wie er im glänzenden Haufen, wo er ſein Auge hinlenkt, alle Großen niederbeugt, die ihn mit den Zeichen ihrer Würde, mit dem weißen und ſchwarzen Stab, in dem Kanzler- und Biſchofsornat, in ſchweigender Ehrfurcht umgeben, der glaubt nicht im Lande der Freiheit, ſondern an dem Hofe eines morgenländiſchen Sultans zu ſeyn.

Wenige Schritte von dieſem Schauſpiel, in dem Café zu St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt, welches über die Regierung mit aufrühreriſchem Frevel läſtert. Lange kann er nicht entſcheiden, welche von beiden Erſcheinungen ein Traum war: er weiß den Widerſpruch nicht zu erklären; endlich glaubt er, mit dem großen Haufen, daß das Hofgepräng nur eine leere Theaterpracht, und die Zeitung der Geiſt und die Stimme eines zügelloſen Volks [ſey]. Welche Bosheit, ruft er aus, bringt die geprieſene Freiheit hervor! Wie eingeſchränkt iſt die Gewalt des Monarchen, der dieſen Trotz nicht bändigen kann! Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Schultern, und preiſt aufrichtig ſein Schickſal, daß er nicht König von England iſt.

willig, ſondern nach den Geſetzen, regiert, ein mächtiger, und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, auch ein glücklicher Herr. Die Verfaſſung hat ſeine Würde zuverläßiger gegen alle Gefahren verſchanzt, ſcharfſinniger von den traurigſten Pflichten, von dem Leiden der Herrſchaft befreit, als es irgend ein Staatsklügler ausdenken mag. Er kann nur wohlthun, ehren, belohnen, nur vergeben, und nicht ſtrafen; ſelbſt das Richteramt, welches immer den einen Theil beleidigt, iſt von dem Thron unabhängig: denn auch im Prozeße gegen die Pairs wird der König, durch den High Steward, allein ſymboliſch vorgeſtellt. Er darf ſeinen Unterhalt nicht durch Kammerkünſte aus dem Lande peinigen; was er einnimmt, iſt ein freies Geſchenk: und wenn ſein Volk unter Auflagen ſeufzet, ſo haben es ſeine gewählten Vertreter, nicht der König, dazu verurtheilt. Auch ſeine Miniſter ſind ſicher, unter allem Geheule der Partheien, wenn ſie's nur verſtehn, im Parlamente der größeren Anzahl zu gefallen. Cheſterfield und Pulteney[*] haben Robert Walpolen viele Jahre lang, Schritt vor Schritt, durch Philippiken im Craftsman[**] verfolgt, ohne daß es ihnen gelang, dieſen ſtromkundigen Steuermann des Parlaments zu ſtürzen.

Jetzt ſind unter den namenloſen britiſchen Aretinen und Volkstribunen dergleichen wichtige Männer nicht mehr; ein Paragraphenſchreiber (ſo nennt man hier einen Zeitungspolitiker), und ein elender Kerl ſind meiſt gleichbedeutende Wörter. Die verwegenſte Schrift beweiſt ſelten etwas mehr, als daß es einen tollkühnen Dürftigen giebt, der, mit Gefahr am Pranger zu ſtehen, ſein Mittagseſſen erſchimpft.

Der Catilina[***] dieſes Landes, der nur an Bosheit, nicht an Einfluß, ſeinem Vorbilde gleicht, büßt jetzt ſeine Ritterzüge

---

[*] Der nachher Graf von Bath wurde, und die Oppoſitionsparthey verließ.

[**] Eine periodiſche Schrift.

[***] Wilkes.

Glücksritterſtreichen. [*]

Wenn ihm die Sänftenträger Beifall zujauchzen, ſo verachtet ihn der beſſere Theil der Nation; und dennoch, als ihn das Geſetz niederwarf, wagte ſelbſt der Pöbel nicht einen Laut; der neue Brutus ward ohne Lärmen, wie ein gemeiner Taſchendieb, eingeſteckt.

Freilich beſſert ihn wohl dieſe Züchtigung nicht, ihm bleibt allein die verdrießliche Wahl, entweder fortzuempören, oder im Gedränge zu verſchwinden. Durch redliche Thaten wird er nicht glänzen; ſelbſt als Schriftſteller iſt er nur mittelmäßig; wär' er nicht Staatsverbeſſerer, Thronerſchütterer, ſo würde er höchſtens zum politiſchen Romanenſchreiber, oder zum Kunſtrichter, taugen. [**]

Indeſſen kränkt der Frevel, welchen die Preßfreiheit ſchützt, alle Freunde der Ordnung und der bürgerlichen Ruhe, und ſelbſt eifrige Whigs haben ſtrengere Mittel gegen ihren Mißbrauch gewünſcht; aber man fürchtet die Hand der Regierung zu waffnen, und ſo erträgt man das Uebel, weil es aus der Freiheit, dem größten Vorrecht der Menſchheit, entſpringt, wie hier und da eine ſchädliche Pflanze aus einem wohlthätigen Boden ſproßt. Weder Locke, noch Rouſſeau, noch Hume, haben je eine Regimentsverfaſſung erkünſtelt, welche frei von Gebrechen und Widerſprüchen wäre; alle neigen ſich in verſchiedenen Zeiten nach Anarchie, oder Knechtſchaft hin; oft ſind die Mittel giftiger, als

bei dieſem Volke zur unanſtändigen Schimpfſucht artet, ſo dulden die Britten auch wieder, daß man ſie, in dringenden Staatsgefahren, wie Negerſklaven, zum Dienſte preßt.

In den bitterſten Schriften dieſer Zeit wird jedoch der perſönliche Charakter des Königs geſchont. Wahre Tugend erzwingt unwillkührliche Ehrfurcht, und ſchreckt auch die verwegenſte Bosheit zurück. Alle Unzufriedene geſtehn, daß er ſeine hohen Pflichten mit warmer eifriger Treue erfüllt. Er hat ſeinen Tag nach einer ſtrengen Ordnung vertheilt, und verſchwendet für ſich nicht eine Stunde, welche ſeinem Volke gehört. Kein Staatskundiger in dieſem Lande iſt gründlicher, als er, von dem Zuſtand der Finanzen, der Flotte, der Kriegsmacht unterrichtet. Wer den täglichen Wandel dieſer Gegenſtände und ihren weiten Umfang kennt, begreift es kaum, daß er auch ſeine deutſchen Staaten mit einer gleich eingreifenden, durchſchauenden, alles umfaſſenden Sorgfalt regiert: und dennoch iſt er nur bei ſeinen Miniſtern, im Rath, und in St. James König; er erübrigt ſich Zeit für den Genuß des häuslichen Glücks. In der Königin Palaſt iſt er Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Wahre Freuden der Ehe gedeihen ſelten am Thron: aber ſelbſt in der Hütte würde ſo ein Paar die Ehrfurcht des Weiſen verdienen. Charlotte verherrlicht die Wahl des Monarchen durch ihre ſanfte, Herzen gewinnende Gaben. Sie wandelt in einer verdorbenen Zeit, im Gewühle der Hofintriguen und Künſte, mit einer Grazie, welche den Weltmann entzückt, und einer Tugend, die den Himmel befriedigt.

Ich habe vor wenig Tagen ihren Palaſt mit einem lebhaften Vergnügen beſehen. Unten wohnt der König, im zweiten Stock die Königin; die obern Zimmer ſind einer Bücherſammlung gewidmet, welche merkwürdiger durch ihre Wahl, als durch ihre Menge, iſt. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher ſonſt in den Schlöſſern der Könige wimmelt;

---

[*] Ich beziehe mich auf die Thatſachen, die ihm der Paſtor Horne in ſeinem Streite mit ihm vorwarf, und die er nicht ablehnen konnte, auf ſeine öffentliche Lebensart in Frankreich und Italien, und auf ſeine Verſchwendung in London, welche die Bill of Right's-Society bezahlen mußte.

[**] Er verſuchte eine Geſchichte von England zu ſchreiben; aber die erſten Hefte waren ſo elend, wurden mit einem ſolchen Hohngelächter aufgenommen, daß er den Einfall klüglich aufgab. Mit einem Fluß von Worten und vieler Inſolenz wird man im Partheienzanke berühmt: aber über Schriften, wo dieß Intereſſe fehlt, urtheilt das kalte Publikum ſtrenger.

Platz. Sie glauben in dem räumlichen Hauſe eines weiſen begüterten Privatmanns zu ſein; was vielleicht allein den Beſitzer verräth, ſind die herrlichſten Werke der Kunſt, welche man aus allen Schlöſſern hier verſammelt und zum täglichen Genuß aufgeſtellt hat.

In den Königspaläſten hat mich immer der Mißklang zwiſchen Pracht und Mangel, die wenige Achtung für Einheit im Ganzen beleidigt; vergoldete Gemächer und ſchlechtes Geräth, überladene Kabinette und öde Säle, neuer und veralteter Zierrath, Verſchwendung ohne Bequemlichkeit: alles trägt das Gepräg mannigfaltiger Launen, je nachdem Marſchälle, Günſtlinge, Hofintendanten ihr kurzes Daſeyn verewigen wollten; hier aber athmet durch alles der Geiſt des Monarchen, vernünftige Wahl und gefällige Ordnung, ein ſanfter geläuterter Geſchmack.

Ein rechtſchaffener Mann, und noch viel mehr ein tugendhafter, rechtſchaffener König, iſt Gottes erhabenſtes, edelſtes Werk. Ich werde nie an Georg den Dritten, als mit der reinſten Verehrung, denken; demungeachtet iſt es möglich, daß ſeine menſchenfreundliche Regierung für England nicht die glücklichſte ſeyn kann. Großbritannien nähert ſich der Epoche, in der ſich Rom befand, als Aſien geplündert war. Seine Triumphe im letzten Kriege, die Eroberungen in Indien, haben Reichthum und verdorbene Sitten, Ueppigkeit und Hochmuth verbreitet.

Heldenkraft eines Volkes wird durch Widerſtand genährt und ermattet jenſeits des Zieles. Dieſer Staat iſt auf dem Punkt der Reife, welcher an das Verwelken gränzt. Eigener Troz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren, nehmen in bedenklichen Verhältniſſen zu.

Dieſe periodiſche Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Königs Weisheit auf, weil die Vorſehung keiner Tugend einen Freibrief gegen ihre Rathſchlüſſe verleiht. Aber auch unter widrigen Schickſalen ſtralt dieſe Tugend auf die Folgezeit, und die Geſchichte ſondert das Verdienſt des Monarchen von ſeinem Glück.

---

v. Thümmel.

I. Ueber Correſpondenzen.

(1776.)

Ich muß allemal lächeln, wenn ich unter den Beichten, die ſich Buſenfreunde, wie wir, in einer geheimen Korreſpondenz, nur unter vier Augen abzulegen glauben, die Bitte leſe, ſie ſogleich zu verbrennen. Es iſt, als wenn jeder Brief durch dieſe Formel erſt recht feuerfeſt würde, und für das Ganze, worauf ich gern Alles beziehe, mag es auch recht gut ſeyn, daß kein Freund hierin den andern ehrlich bedient. Denn wenn noch zehn Alexandriniſche Bibliotheken in Rauch aufgingen, es wäre für die wahre Menſchenkunde lange kein ſo großer Schade, als wenn dies Schickſal jenen traulichen Ergießungen des Herzens widerführe, die zu allen Stunden in Poſtpaketen verſchickt werden. Ein wahrheitsliebender Genius ſcheint über ihre Erhaltung zu wachen, und dadurch das Problem zu löſen, warum die Nachkommen von den Scenen vergangener Jahrhunderte richtiger urtheilen als die Zeitgenoſſen, die mit ihren Naſen dabei waren. Sie ſahen zwar den Erfolg, glaubten ſich klug in den Zeitungen zu leſen, und tappten nichts deſto weniger im Finſtern. Die wahren wirkenden Urſachen der Begebenheiten kann ſicher nur erſt das darauf folgende Zeitalter entwickeln, das die geheimen Schubfächer der abgetretenen Akteurs ohne Rückſicht auspackt und gegen einander vergleicht. Dann erſt ſieht man, wie Einer den Andern mit falſchen Wechſeln und falſchen Quittungen betrog; wie dieſer und jener große Mann die Marionette ſeines

Schreibers, der Spott ſeiner Vertrauten, der Ball ſeines Weibes, ſeines Kanzlers oder ſeiner Buhlerin war, ohne es nur zu ahnen; lächelt über die geringfügigen Mittel, durch die der Regierer der Erde ihr bald Konvulſionen erregt, bald ihren Schlummer bewerkſtelligt, und ſpottet herzlich über die feſten Erwartungen eines ewigen Nachruhms, der oft, kaum zwanzig Jahre nachher durch ein glücklich entronnenes Papier verrathen, als eine lächerliche Anmaaßung der großen Männer, die darnach zielten, dokumentirt wird.

II. Toleranz.

(1776.)

Das Studium der Toleranz iſt eine der ſchönſten neuern Erfindungen. Sie verdiente, ſo gut als die Oekonomie, eine eigene beſoldete Lehrſtelle. Fände ſich einmal einer der Nutritoren unſerer Akademien, der Urſache genug hätte, dieſe Wiſſenſchaft in ſolch einen beſondern Schutz zu nehmen, ſo wollte ich vorläufig rathen, daß er ihr ja keine andere als die umgekehrte Ordnung unſerer ſogenannten Brodſtudien anwieſe. Der erfahrne Lehrer, wenn ja über ein Compendium geleſen ſeyn muß, lege kein anderes zum Grunde, als ein — nur richtiges — Protokoll ſeines eigenen Lebens, und ziehe dabei, wo dieſes nicht hinlangt, die Beichten zum Rathe, die einige große Männer öffentlich abgelegt haben — einen Petrarch und Lavater, einen Rouſſeau und Fielding, den heiligen Auguſtinus und mich. Wäre auch ihren Ausſagen nicht immer zu trauen, ſo wird er es doch bald genug merken, wo der Eine falſch geſehen, der Andere falſch geſchloſſen — der Eine zu viel, der Andere zu wenig geſagt, der — gelogen, jener — ſeine Schwachheiten bemäntelt, oder gar mit der Maske der Tugend verlarvt hat. Er weiſe ſeine Zuhörer an, über dem Chaos ihrer trotzigen und verzagten Herzen zu ſchweben, ſuche es ihnen geläufig zu machen, ihre eigenen Empfindungen auf alle mögliche menſchliche Zufälle zu kalkuliren und ſich in das Alter, in die Umſtände und in das ſtürmiſche Blut Deſſen zu verſetzen, den ihre ruhige Vernunft zu verdammen eilt. Er lehre den Jüngling, Tagebücher halten, wie das meinige iſt, und wenn die Langeweile ſeines hinſchleichenden Lebens ihn bitter und böſe gemacht hat, kein anderes Buch fleißiger leſen. Meinetwegen mag er auch, wenn er Herz und Geſchick genug dazu hat, es zum Beſten der Welt mit allen den moraliſchen Anmerkungen drucken laſſen, die ihm Zeit und Erfahrung behülflich geweſen ſind zu ſammeln. Es iſt freilich nicht die gewöhnliche Art, die Tugend zu predigen, wenn man ſich ſelbſt auf den erhabenen Ort des Prangers ſtellt; aber deßhalb iſt es auch nicht die ſchlimmſte. Es gibt der Mittel viel, eine heilſame Arznei allgemeiner zu machen. Jedes Jahrhundert, jeder Quackſalber, jeder Profeſſor hat ſein eigenes. Wird denn nicht jetzt ſelbſt das feſte Wort des Herrn in einem neuen Modegewande ausgeboten? Warum ſollte denn nicht auch ich einen noch wenig beſuchten Weg betreten, um durch ein offenes Geſtändniß meiner Verirrungen jedem andern menſchlichen Herzen näher zu kommen?

Ueberhaupt muß der Mann beſſer rechnen können als ich, der ſich zu beſtimmen unterſteht, ob dieſes oder jenes beſchriebene Blatt zum Nutzen des Ganzen mehr beitragen werde. Ziehen die Schriftſteller, wie gewöhnlich, nur ihre Eigenliebe darüber zu Rathe, ſo iſt die Frage freilich geſchwind genug zur Ehre ihrer Talente entſchieden; aber auch hier hängt Alles von der Weisheit jenes unſterblichen, unbekannten und glorreichen Genius ab, der auch den anſpruchloſeſten Lumpen noch immer gebrauchen kann, einem Bedürfniſſe mehr, auf einer ſolcher Bettlerwelt als die unſrige iſt, abzuhelfen.

III. Kerkerleben.

(1776.)

Avignon. Vom ſiebenten bis achten Januar
— aus meinem Gefängniſſe.

Meine freundſchaftliche Feder! Heute zum erſtenmale von ekeler Schreiberei abgeſtumpft, die mir meine mißliche Lage abdrang, nehme ich ſie jetzt, wie Mendelsſohn die ſeinige, erſt in der Ruhe der Nacht mit Vergnügen wieder in die Hand, — nicht, wie er, um über die Unſterblichkeit der Seele zu ſchreiben, ſondern dir in kläglichen Tönen das Mißbehagen meines armen Körpers zu ſchildern, der gern in die weite Welt möchte, und ſich ſchon zu lange in ſeinen Bewegungen unnatürlich gehemmt ſieht. Es gibt einen hübſchen Text eine traurige Stunde zu verſchwatzen, und ein Gefangener bedarf der Zerſtreuung. — Ein Gefangener — welch ein häßliches Wort! Von Jugend auf iſt es mir ein Mißlaut geweſen, und du glaubſt nicht, wie widrig der Begriff davon immer auf meine Nerven gewirkt hat. Ich gehe bei keinem Kerker vorbei, ohne daß der Gedanke an Feſſeln mir in die Beine fährt. Nie habe ich es über das Herz bringen können, ſelbſt den gemeinſten Vogel in einen Käfich zu ſperren; denn der Verluſt der Freiheit wirkt gewiß mit gleichem Kummer auf alle, es mögen die Federn einem Dompfaffen angehören oder einem Zaunkönig. So mache ich mechaniſch ſchon, und wenn es mich in der tiefſten Betrachtung der Glorie Gottes unterbrechen ſollte, dem Hunde die Thüre auf, ſobald er daran kratzt; und nichts iſt mir auch um deßwillen von jeher lächerlicher und thörichter vorgekommen, als die treuherzige Zumuthung, bei gewiſſen Gelegenheiten mein eigener Scherge zu werden, um den beſten Theil von mir — meine Vernunft — gefangen zu nehmen. Auch bin ich, Gott ſey Dank! nie in dem Falle geweſen, worin ich jetzt bin. Denke dir, Eduard, wie empfindlich ich ihn fühlen muß! Schon meine heutige kleine

Erfahrung läßt mich ahnen, was aus mir werden würde, wenn ſie ſo viele Jahre fortdauern ſollte, als ſie Stunden gedauert hat. Alle guten Kräfte meiner Seele und meines Leibes würden in Lähmung verfallen.

Unbegreiflich, daß es Gemüther gibt, die mit dieſem natürlichen Gefühle ſcherzen, ruhig ihre Zeit verſchwelgen, verjagen und in Schauſpielen vertändeln können — bei dem Bewußtſeyn, daß inzwiſchen ihre rechtliche Strenge, oder ihr Uebermuth gleich organiſirte Maſchinen, wie ſie ſind, in Ketten und Banden hält! — Wehe dem Regenten, der dieſe Gewalt, die nur eine noch höhere Pflicht als das Mitleid, rechtfertigen kann, leichtſinnigen, unmündigen oder boshaften Händen überläßt, der nicht den Zaum locker hält, den er der Freiheit anlegt, und nicht immer fürchtet, das arme Geſchöpf, das unter ihm ſeufzet, hartmäulig, ſtättiſch, kollerig und unbrauchbar für dieſe und jene Welt zu entlaſſen! — der, ſtatt Luftſchlöſſer zu bauen, die ſeine Nachfolger dem Verfalle Preis geben, nicht lieber ſeine Bauluſt zu Verſchönerung der Gefängniſſe, zur Erweiterung ihrer Höfe, und zur Bepflanzung derſelben mit Blumen und Bäumen benutzt, und der den Uebertreter, ſelbſt aller Geſetze, von der Wohlthat der Sonne auszuſchließen wagt, die doch der oberſte Richter ausſpendet, um zu ſcheinen über Gute und Böſe, über Gerechte und Ungerechte! — Und was ſoll ich über euch ausrufen, o ihr, die ihr die Kunſt, eures Gleichen zu martern, bis zu dem Grade verfeinert habt, daß ihr nicht allein ihre Körper, nein, auch ihre Seelen einzukerkern verſteht, ihren Phantaſien alle Nahrung abſchneidet, dem Redeluſtigen keine Antwort, der Neugier keine Zeitungen gönnt, Feder und Tinte verbietet, und dem Abgematteten, nach einem mühſeligen Tagewerke, die noch größere Strafe der Unthätigkeit aufbürdet, und ihm zu aller Erholung von ſeinem Elende nur die nagende Betrachtung deſſelben übrig läßt?

Der troſtreiche Erſatz, den mir jetzt mein Schreibtiſch für den Verluſt der vorhergegangenen einfältigen Stunden gewährt, Dagegen aber haben ſich in ſeiner Familie einige Schriften heruntergeerbt, oder ſeine Frau hat ſie ihm als einen Theil ihres Brautſchatzes mitgebracht. Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arnds, eines Scrivers und andere; indem faſt jedes Land ſeine eigenen Erbauungsbücher hat. Dieſe Schriften lieſet der gemeine Mann; in dieſen erbauet er ſich. Sie und ſein Morgen- und Abendſegenbuch (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligenmalen, die wichtigſten Dienſte geleiſtet… Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröſtet ſich in trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen Wort halten werde. Sein Abendſegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: ſo kömmt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften; eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachbarn und ſeine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch bei ihm.

Das erbauliche Lied, welches das preußiſche Heer auf dem Wege, zum Angriff bei Liſſa, ſang, war zehen Heldengedichte und auch eben ſo viele Bataillone werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moraliſten ſammt und ſonders! ihr zierliche witzige Schriftſteller, das thut ihr nicht! Dichter, vom unterſten Nachtgedankenſchmierer bis zu Youngen und Klopſtocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom ſchönlallenden Kandidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht! *

Geſetzt auch daß eure Schriften dem gemeinen Manne verſtändlich wären: woher ſoll er zweihundert Thaler nehmen, um ſie ſich anzuſchaffen? woher die Zeit nehmen, um ſie zu leſen? Aber ſie ſind ihm nicht einmal verſtändlich. Es hat ſich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphyſik und andern Wiſſenſchaften eingeführt; es haben ſich Redensarten aus andern Sprachen in die unſrige eingeſchlichen, die jeder ſinnreiche Schriftſteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; ſeine Bibel, ſein Catechismus, ſeine alte Bücher, ſein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig ſind. Was davon abgeht, iſt für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geſchicke, noch Muße, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig iſt. Ich habe ſchon zweimal unſre Bibel genannt. Wenn man ſie auch nur aus dem Geſichtspunkte der unter dem großen Haufen geſtifteten Erbauung betrachtet: ſo iſt ſchon das Verdienſt ihrer heiligen Verfaſſer ganz überwiegend. Troſt fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleiſche, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da ſie zum Grunde legt, daß kein Anſehen der Perſon vor Gott gelte; auch nicht der Unterſchied der Geiſtesgaben; ſo bekommt der Arme Muth, und der Einfältige Dreiſtigkeit. Wenn der Niedrigſte im Volke ſeine Bibel vor ſich hat, das Wort ſeines Gottes: ſo iſt es ihm, als ob ſchon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürſt und ſein Beamter ſtehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne deſſen, der erhaben iſt über alles Fleiſch; der ſich der Wittwen annimmt und die Waiſen gnädig anblickt; der Könige

---

* Bourdaloue, der gröſte Prediger ſeiner Zeit, und vielleicht auch der Zeit nach ihm, ſchämte ſich nicht, dieß zu geſtehen. Er ſprach einſt von einem Faſtenprediger und Miſſionär, dem das Volk zuhörte: „Dieſer Mann,“ ſagt er, „iſt viel beredter, als ich bin. Seine Predigten machen, daß man das wieder heraus giebt, was man in den meinigen geſtohlen hat.“

wegſchleudert von ſeinem Angeſichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und ſie zerſtreuet wie verwelkte Roſenblätter. Dieß giebt ihm Geduld, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch ſchon Gewalt leidet und, indem er zu ſeinem Gott ſeufzet, die grauſamen Narren muß laut ſprechen hören: „es iſt kein Gott!“

Der Nutzen unſrer Bibel würde freilich nicht ſo ausgebreitet ſeyn, wenn wir ſie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kann wohl ſchwerlich die Wichtigkeit und das Verdienſtliche der kanſteiniſchen Anſtalt am halliſchen Waiſenhauſe würdig genug preiſen. Dieſes Haus hat allein durch die Veranlaſſung und Beförderung dieſer Anſtalt den preußiſchen Staaten und dem ganzen Deutſchlande unſchätzbare Vortheile verſchafft. Wäre es denn nicht möglich, dieſe Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsſchriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen werden, neben den vielen Preiſen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künſtler ausgeſetzt ſind, auch einige Koſten an die Auflage ſolcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmſten Brautleuten dergleichen Bücher umſonſt als ein Hochzeitgeſchenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob ſie unter dem übrigen Hausgeräth auch mit einer Bibel und mit einer oder zwo erbaulichen Schriften verſehen wären? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb iſt! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße. Nicht das unſinnige wiedergekäuete, und ekelhaft ineinander gedrehte Geſchwätze über den ſogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabei will gemacht haben; nicht die heuchleriſchen Schmeicheleien, die man ſich ſelbſt dabey ſagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgeſtoßen wird; nicht dieſes macht die Erbauung aus. Finſtre grauſame Menſchenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe, auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß ſie nämlich nicht denken ſollen, und doch ſchreiben wollen! man darf ſie nur auf einen einzigen Probierſtein legen, um ſie falſch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Chriſt ſeyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie ſie es verlangen, in der unthätigen Wachſamkeit über ſeine innre Kampfveränderungen verharren, und doch ſeines Berufes warten? unmöglich. Nun iſt aber das letztere befohlen. Alſo iſt ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulein, und andre Perſonen aus eben derſelben Klaſſe eingerichtet iſt; die ſchwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schweſtern von einerlei Stoffe und Berufe zum Beſuche führt, damit ſie von der Gnade ſchwätzen können und von der Ruchloſigkeit ihres Nächſten; von dem Verderben, dem ſie entgangen ſind, und das auf andre wartet; von den Lüſten, mit denen ſie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Metaphyſik über das menſchliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philoſophie über daſſelbe iſt für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beides nicht. Treu und fleißig in ſeinem Berufe wandeln; ſeinen Obern gehorchen; ſeinen Lüſten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm ſeine Freude und Beruhigung ſuchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewiſſen, dieß muß er lernen; dieß muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darin wird ſeine Erbauung beſtehen, die ſeinen Nebenmenſchen und ſeiner eigenen Seele nützlich iſt. Keine Sänger anſtatt der Arbeiter! keine Beſuche, um Gewiſſensfragen ſich auflöſen zu laſſen, anſtatt der Berufsgeſchäfte; keine eingebildete Anfechtungen anſtatt des Schweißes im Angeſichte; keine Selbſterfahrne, anſtatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz kein ſeufzendes Geſindel, anſtatt rechtſchaffener Unterthanen, die ſich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! chriſtliche Bürger! und bürgerliche Chriſten! — —

Schubart.

I. Geſchichte ſeiner Gefangennehmung.

(1785.)

Nie hat mich Ernſt und anhaltendes Nachdenken öfters angewandelt, als in den letzten Tagen meiner Freiheit. Mein Herz war wie ſchwüle Luft, ſchweigend, langſam, ein Gewitter verkündend. Ich genoß zu Ulm die gewöhnlichen Carnevalsluſtbarkeiten — eine unanſtändige, geſundheitzerſtörende Ergötzlichkeit für den ernſten genügſamen Deutſchen, — mit ſo wenigem Herzensantheil, daß ich um zehn Uhr Abends gemeiniglich ſchon wieder zu Hauſe war. Mein Vorſatz, die Religion einmal im Ernſt zu unterſuchen, um Partei zu nehmen, wurde immer feſter, ich ſchaffte mir auch bereits die zu dieſer Unterſuchung nöthigen Schriften. In allen Zuſammenkünften mit meinen Freunden wurde das Geſpräch auf die Religion gelenkt, und nirgends hab ich ſo einſehen gelernt, daß die Zweifelſucht eine wirkliche und dazu äußerſt ſchmerzhafte und qualvolle Krankheit der Seele ſey, als ich es in Ulm aus manchem traurigen Beiſpiele verſtehen lernte. Ich hatte Denker bittre Thränen vergießen ſehen, weil ſie nicht wußten, wie ſie ſich aus dieſem Labyrinth heraushelfen ſollten. Ein denkendes Geſchöpf, das weint, weil es die Wahrheit nicht finden kann; — welch ein Anblick für Gott! Sollt' er ſich ſein nicht erbarmen? Der äußerſt unzulängliche Religionsunterricht iſt auch hier das Ei, aus welchem Zweifelſucht und Unglauben ausgebrütet werden. Die ſymboliſchen Bücher ſind in Ulm, wie an mehrern Orten die

Grenzlinie, über die es Frevel iſt, nur einen Fuß hinaus zu ſezen. Man berührt nur Theile der Religion, und ſtellt nie ihr Ganzes dar, wodurch allein alle Zweifel gehoben werden können. Daher hilft ſich die unterſuchende Partei, ſo gut ſie kann. **Spalding, Semler, Teller, Bahrdt, Eberhard, Junkheim,** fanden großen Eingang bei den jungen Leuten. **Miller,** der es mit **Herdern, Lavatern** — mehr aber mit ſeinem Onkel, dem ſanften Theologen Miller in Göttingen, hielt, ſezte ſich oft ſehr eifrig einem Syſtem entgegen, das Glauben, Liebe, Hoffnung, — dieſe Grundpfeiler der Religion niederzuſtürzen, ſo viele große Anlagen der Seele zu verſchwämmen, und uns allen Troſt im Leben, Leiden und Sterben zu rauben droht. Die Sekte der kalten Vernünftler konnte niemals die ſeinige ſeyn, und ſie war auch die meinige nicht! — Wie oft dacht ich: „O wenn die chriſtliche Religion wahr wäre! — Aber ſie iſt nicht wahr! Wer kann Mährlein glauben, von denen die ganze Natur nichts ähnliches mehr aufweiſt? — — Sie iſt nicht wahr! — Aber was iſt denn wahr?"

So ängſtete ich mich mit bangen ſchrecklichen Zweifeln, und niemand nahm ſie mir. Die Schwermuth hatte mein Herz ſo angefüllt, daß der Wein, der mich ſonſt ausgelaſſen fröhlich machte, nur ein Wecker der Melancholie war; und ich ſtürzte oft, geſehen und nicht geſehen, ganze Fluten von Thränen herunter. Die Welt, die mich ſo feſt gepackt hatte, wurde mir immer mehr zur Laſt; aber ich hatte nicht Muth genug, mich von ihr loszureiſſen. Ich ward als Ball von einer Hand der andern zugeworfen, ein Sklave des Augenblicks. Kein Tag verging, daß mich nicht Fremde beſuchten, und mit einem Sturme von Veränderungen das geheime Wimmern des frommen Entſchluſſes übertäubten. Auch erhielt ich um dieſe Zeit ſchriftliche und mündliche Warnungen, mich vorzuſehen, weil ein ſchweres Wetter gegen mich aufzöge. Der Kaiſerliche Miniſter in Ulm, General Ried, ein ſtolzer hochtrozender Mann, war äuſſerſt aufgebracht, weil ich einmal vor ihm den Flügel ſpielen ſollte, und es aus Mangel eines tauglichen Flügels nicht that. Seine Religionsverwandte blieſen in dieß Feuer; und er lauerte nur noch auf Gelegenheit, mich unter einem beſſern Vorwande packen zu können. Als ich aus einem Wiener Briefe die Nachricht in die Chronik ſezte: „Die Kaiſerin ſey plözlich vom Schlage gerührt worden“ ſo glaubte er Anlaß genug zu haben, mich aufheben, und nach Ungarn in ewige Gefangenſchaft führen laſſen zu können. Aber Gott, der ſchon ſeinen Plan mit mir gemacht hatte, mißbilligte dieſen. Der Miniſter offenbarte ſeinen Entſchluß dem Herzog von Würtemberg, der ſogleich dem Geſandten verſprach, mich in Verwahrung zu nehmen, weil er ſelbſt nicht wenig an mir auszuſezen fände. Geheimere Umſtände brauch ich und der Leſer nicht zu wiſſen. Der Tag der Entſcheidung wird alles offenbaren! Nur dieß muß ich zu meiner Rechtfertigung noch ſagen, daß das hernach ausgeſtreute Gerücht: als hätt' ich ein verfängliches Gedicht auf eine dem Herzog ſehr ſchäzbare Perſon verfertigt, gänzlich falſch und ungegründet ſey. — **Prieſterhaß**, der nicht eher verliſcht, als bis er den Gegenſtand ſeiner Wuth zerſtört hat, iſt die alleinige Urſache meiner Gefangenſchaft. Wär' es den Pfaffen, — dieſen Schandflecken der beſten Religion — nachgegangen, ſo wär' ich längſt an langſamen Martern geſtorben —. Und nun waren die Befehle zu meiner Verhaftung gegeben; ich aber und meine Gattin trugen unſre nahe Trennung immer laſtender auf der Seele. Ich wußt es beinahe gewiß, daß mir ein Unglück begegnen würde. Eben die ſchwarzen Kutten, die ich vor acht Jahren im Traume ſah, erſchienen mir wieder, marterten mich mit ihren Nägeln und löhrten,[*] wenn ich ſie um meinen Tod bat, mit ſataniſchem Lächeln: „Wir tödten nicht plözlich, wir martern unſere Feinde langſam zu todt!“ — Ich erzählte meinem Freunde Kapell dieſen Traum, der ihn aber weglachte. Und nun bemerkt ich die feierliche ſchreckliche Stille immer mehr, die vor einem Unglück, wie vor einem Wetterſturme herzugehen pflegt. Der Arm war hoch aufgehoben, der ſchmetternd auf mein Haus niederſtürzen ſollte.

---

[*] **Löhren**, **lören**, altdeutſch, ſo viel als **heulen**.

Den 22ſten Jenner 1777 kam der Kloſteramtmann Scholl von Blaubeuren, den ich ſchon ehemals kennen lernte, zu mir, und lud mich zum Mittageſſen im Baumſtark[*]. Ich hatte eben Muſik, und wollte Abends Conzert geben. Ich nahm indeß ſeine Einladung an. Als ich mit ihm hinging, ſagte er ganz furchtſam: „Sie könnten mir einen ſehr großen Gefallen erweiſen!“ — und worin beſteht der? — „Mein Schwager, der Profeſſor B.....r von C....g iſt bei mir und wünſcht Sie kennen zu lernen.“ — Der kennt mich ja ſchon von Stuttgart her; und dazu muß ich morgen meine Chronik ſchreiben. — Doch ich geh' mit Ihnen; mein Chronikblatt ſoll dennoch fertig werden! — Mein leztes Blatt war das ſiebente Stück des 1777er Jahres, und meine lezte öffentliche Arbeit das angehängte Memento mori für Kunſtrichter. — So willig, und ſo ohne alle Vorſicht eilte ich in die mir gelegte Schlinge. In Ulm hätte mich gewiß Niemand gegriffen, denn ich hatte da viele und ſehr wichtige Freunde, die mich herzlich liebten. Die daſigen Preußiſchen Werboffiziers waren mir äußerſt zugethan, und hätten dem den Hals gebrochen, der mich angetaſtet hätte. Aber eine höhere Hand lenkte das ganze Gewirre, und ich mußte folgen. Ich ſpeiſte mit meinem Todesengel, und brachte den Tag ziemlich vergnügt zu. Nach dem Conzert holte mich mein Weib ab, und ging ſo ſtumm, ſo ſchwertragend neben mir nach Hauſe, daß ich ſie über ihre Schwermuth zu Rede ſezte. „Ich weiß nicht, wie mir iſt,“ ſagte ſie, und ließ eine Thräne fallen. — Ich ſchlief das leztemal in ihren Armen — ſo ſanft und ruhig, als ich lange Zeit nicht geſchlafen hatte. Denn immer hab ich bemerkt, daß ich vor einem mir begegneten Unglücke ſehr ſanft ruhte. So ſtärkt der treue Vater im Himmel ſeine Geſchöpfe, damit ſie auch ihr Leiden tragen können. Der Tag brach an; ich ſtund auf, kleidete mich an. Meine Kinder ſchwiegen um mich herum, meine Gattin bangte. Der Schlitten klimperte vor dem Hauſe, der mich in den Baumſtark führen ſollte. — „Leb wohl, Weib!“ Sie bot mir die Hand, ward bleicher, alle Muskeln ihres Angeſichtes zitterten. „Kann denn dieſer Fremde nicht zu dir kommen?" — Und das war das lezte Wort aus dem Munde meiner Lieben. Ich eilte die Stiege hinunter, beſtieg den Schlitten. Mein Sohn, dem das Lictorgeſicht des Kloſteramtmanns wie Wurmſaamen zuwider war, ſchrie aus dem Fenſter mir nach: „Papa, kommen Sie bald!" — Hoch klopfte mein Herz auf, und Thränen rieſelten wider meinen Willen die Backen herab. Ich hielt mich nur Augenblicke im Baumſtark auf, und der fliegende Schlitten riß mich aus Ulm. — weg von allen meinen Lieben, meinem trauten Weibe, meinen Kindern, meinen Freunden, — ohne ſie noch einmal feſt an das Herz drücken, ihnen für alle ihre Liebe danken, und dann die bange, heiße, blutige Abſchiedsthräne, ſchrecklich wie die Thräne Zoars am Halſe Sebas, an ihrem Herzen weinen zu können. — Ach ich habe ſie ſeitdem deſto öfter im Kerker geweint. Gott hat ſie geſehen und gezählt, und den heißen dankvollen Wunſch gehört, den ich für deine, und deiner Kinder Wohlfart, du liebes deutſches Ulm, zum Himmel ſchickte. — Er wirds euch gewiß lohnen, was ihr mir armen herumirrenden Fremdling — und — noch nach meinem Abſchiede meiner Wittwe und meinen Waiſen Gutes gethan habt! —

---

[*] Ein Gaſthof in Ulm.

Eine Wittwe und Waiſen haben — und eine ſo geliebte Wittwe — ſo unſchuldige liebe Waiſen — noch bei ſeinen Lebzeiten haben; und nicht mehr auf wiegenden Knien hören, das ſüße Papageſtammel —

Weltrichter, haſt du im Kelche der Leiden noch einen bitterern Tropfen als dieſen? — ach dieſen, den du mir armen unſteten Pilger zu ſchlürfen gabſt? —

Da flog ich nun an der Seite meines Führers über beſchneite Gefilde weg; weg von Freunden, die ich viele dunkle Monde lang nicht mehr ſehen ſollte — mit dem Dolche der Ahndung in der Seele. Ich hatte Mühe Thränen abzuhalten. „Es wird dir doch kein Unglück begegnen?" das war alles was ich dachte, was mir wie ein geflügelter Feuerpfeil in der Seele brannte. Mein Führer, ganz in ſeinem ſchwarzen Entwurf verſunken, und vielleicht die Vortheile berechnend, die ihm ein Fang dieſer Art verſchaffen konnte, ſprach nur ſehr wenig; und ich ſonſt ſo redſeliger Pilger war zur Bildſäule erſtarrt. Zwei auf Gebirgen ſtehende zerſtörte Schlößer, dicht bei Blaubeuren, weckten meine Fantaſie, und ich ſtreifte eben in den heroiſchen Zeiten des alten Deutſchlands herum, als der Schlitten hielt und ich von meinem Begleiter in ſein Zimmer geführt wurde. Der erſte Eintritt ins Zimmer weiſſagte ſchon nichts Gutes; da war niemand, der mich bewillkommte, war alles ſo ſtille, wie in einem Leichenhauſe. Selbſt mein Führer verließ mich, und ich war nun bei einem Mädchen allein, die traurig an der Kunkel ſaß, und mir, ſo oft die Spindel auf dem Boden kreiſte, mit ſtillem Mitleid in die Augen ſah. Ich nahm ein Buch vom Geſimſe — es war Sebaldus Nothanker; da fielen mir Chodowieckis Pfaffenphyſiognomieen mit neuem widrigem Eindrucke ins Geſicht. — Und nun öffnete ſich plözlich die Thüre. Der Major von Varnbühler trat an der Spize des Grafen von Spouck, des blaubeuriſchen Oberamtmanns und meines Führers herein, und kündigte mir auf Befehl ſeines Durchlauchteſten Herzogs Arreſt an. Ich hielt es für Scherz, weil ich den Herrn von Varnbühler noch von Ludwigsburg her ſehr genau kannte. Aber ſeine betroffene Miene und einige beſtimmtere Ausdrücke bewieſen mir bald den vollen Ernſt ſeines Auftrags. „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen laſſen." Das ſagt ich, mit einer Faſſung, die für einen ſo flüchtigen Menſchen, wie ich war, nicht ſtärker und männlicher ſeyn konnte. Der Major zeigte viel unverſtelltes Mitleiden im Antliz. Scholl aber gieng mit ſeinem Weibe im Zimmer herum und wimmerte; „Mir iſts leid! Gott weiß, mir iſts leid!"

Ob ſein Mitleid unverſtellt war, mag Gott entſcheiden — der Seelenblicker. Das erwähnte Mädchen fuhr von der Kunkel auf und barg ihr thränendes Geſicht in die Schürze. Graf Spenek blieb kalt; als Oberforſtmeiſter war ihm ein Fang nichts Neues. — — —

Des Mitleids ganzen vollen Troſt ſprach das Angeſicht des Blaubeuriſchen Oberamtmanns Oetinger. Er drückte mir brüderlich die Hand, ſprach mir Muth zu, und gab mir ſeine Handſchuhe auf die Reiſe mit einem Blicke, der von werdenden Zähren ſchimmerte. O welch ein Troſt iſts, im Elende gute Menſchen zu finden! — Er iſt nun eingegangen in ſeine Ruhe, und dieſer Rosmarinſtengel duftet auf ſeinem Grabe.

Man erlaubte mir an mein Weib zu ſchreiben, aber meine Hand war gelähmt. Ich aß nichts zu Mittag, und ſtieg, wie ein Miſſethäter vom gaffenden Pöbel umflutet, in den Reiſewagen. Der Major ſaß bei mir und war ſtummer als ich. „O mein Weib und meine Kinder!" nur dies dacht ich, ſeufzt' ich, ſtammelte ich. „Sie ſind am Bettelſtab," ſagt ich zum Major, „ich habe ihnen kaum für ein paar Tage Bedürfniſſe hinterlaſſen. Was werden ſie ſagen, wenn die Nachricht auf ſie hindonnert: Dein Mann, euer Vater iſt gefangen?" — Der Major tröſtete mich, und verſprach mir, meine Familie dem Herzog aufs nachdrücklichſte zu empfehlen. Er hat hernach Wort gehalten, und ich weiß, daß es ihm Gott lohnen wird. —

Die ganze Reiſe rauchte ich faſt beſtändig Tabak, eine Gewohnheit, mit der ich oft manchen Kummer zu verdampfen ſuchte. Unſer Nachtlager nahmen wir in Kirchheim, wo ich im Zimmer von ledernen Philiſtern bewacht wurde, die ſich heimlich einander ins Ohr raunten: „das iſt der Schubart! Der Malefizkerl! Man wird ihm 'nmal den Grind herunter ſegen." Das hört ich und ſchlief kaum Minuten. Man ſchickte von da aus eine Staffete an den Herzog, um ſeine weitere Befehle zu erwarten. Er war Anfangs entſchloſſen, mich auf die Feſtung Hohentwiel zu ſetzen; aber Gott lenkte ſein Herz anders, und gleich mit dem grauen Morgen des 24ſten Jenners wurde mir angezeigt: daß ich auf den Asberg* in ſehr enge Verwahrung genommen

---

* Feſtung bei Ludwigsburg, Aufenthalt der Staatsgefangenen.

werden ſollte. Ich war verſtockt und fühlte nichts mehr. Den Mittag ſpeiste ich in Kannſtatt mit einigem Appetit, und zitterte zwei Zeilen an Müllern in Ulm aufs Papier. „Nimm dich meines Weibs und meiner Kinder an! ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen." Das war alles was ich ſchrieb; der Brief kam aber nicht an ſeine Behörde.

Nichts hat mich auf der ganzen Reiſe ſo innig gerührt, als ein Schulmeiſter zu Kannſtatt, der mich von Ludwigsburg aus kannte. Er hatte kaum gehört, daß ich angelangt wäre, als er zu mir kam, und mit Thränen im Auge mein Schickſal beklagte. Aufs demüthigſte bat er den Major, ob er mir nicht eine Flaſche Wein bringen dürfte; er hätte ſo gar einen guten, einen rothen; und möchte mich gern zu guter Lezt damit erquicken. Der Major ſchlug es ihm ab, weil wir zu trinken genug hatten. Und nun trat mein guter Schulmeiſter wehmüthig vor mich hin, und alle Fülle ſeiner Troſtſprüche quoll aus ſeinem Munde! „O der allmächtige Gott ſey mit Ihnen! er wird Sie nicht zu Grund gehen laſſen, denn er iſt gnädig, barmherzig, geduldig, von großer Treu und Güte! Es hat kein Unglück je ſo lang gewähret, es hat auch wieder aufgehöret." ſo entquolls ſeinem Herzen; er ſegnete mich, und ging mit Wangen, die inniges Mitleid trofen, hinweg. —

Schauer fuhr durch mein Gebein, als ſich der Asberg vor mir aus ſeinem blauen Schleier enthüllte. „Was wird dich dort erwarten?" — ſo dacht' ich, als der Wagen bereits vor der Feſtung ſtille hielt. Der Herzog war ſelbſt zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man mich verwahren ſollte. — Wem man mit eiskalter Hand ins Herz greift, und es ihm quetſcht, daß blutige Tropfen in beiden Augenwinkeln hangen; dem iſts nicht bänger als mir. Der Kommandant Rieger, ein durch ſeine raſche Thätigkeit, ſüße und bittre Schickſale, gute und böſe Gerüchte in Deutſchland ſehr bekannter Name, kam ſogleich zu mir; ich empfahl mich ſeinem Mitleid; mein Führer nahm Abſchied, und ich wurde in den Thurm geführt, dicht am Zimmer vorbei, von dem der Herzog und ſeine Gemahlin herunterſchauten. Ich empfahl dem Kommandanten mein Weib und meine Kinder aufs dringendſte zur Fürſprache bei dem Fürſten; er gieng, kam in wenigen Augenblicken wieder, und brachte mir die fröhliche Kunde: „daß der Herzog meinem Weibe einen Jahrgehalt von zweihundert Gulden ausgemacht, und meine Kinder in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen hätte.“ Ha, welch ein Berg war da von mir gewälzt! Und um wie viel geſtärkter konnt ich nun die züchtigenden Leiden tragen, die über mich verhängt waren.

Jezt raſſelte die Thüre hinter mir zu, und ich war allein — in einem grauen, düſtern Felſenloche allein. — Ich ſtand und ſtarrte vor Entſezen, wie einer, den die donnernde Woge verſchlang und deſſen Seele nun im ſchaurigen Scheol erwacht. — Hier in dieſer Schauergrotte, in dieſem Jammergeklüfte ſollt ich dreihundert ſiebenundſiebzig Tage verächzen! — Die Mandarins ſagen: „es gibt nur Eine Hölle — das Gefängniß.“ Dieſe Hölle ſchlug nun ihre Flügel über mir zuſammen; hüllte mich ein in ihre ſchreckliche Nacht, und geiſſelt mich mit ihren Flammen! —

II. Brief

nach ſeiner Freilaſſung geſchrieben. *

Stuttgart, den 31. Mai 1787.

Am Schluſſe dieſes für mich ſo bedeutenden Monds ſchreib ich dir noch, Herzensbruder, um die tauſendmal geſagte und durch die That erprobte Wahrheit auch ſchriftlich zu bekräftigen, daß ich dich ewig liebe. Meine Freiheit iſt mir zwar über Alles theuer, aber doch ſeufz' ich öfters, mitten in ihrem Genuſſe nach dir, du Beſter, nach meinem Seelenbruder Scharfenſtein und nach den frohen Stunden, die wir der Freundſchaft und der unſchuldigen Freude heiligten. Schon längſt hätt' ich dir

geſchrieben, wenn nicht ein Schwall von Geſchäften, häufige Beſuche von Fremden und Einheimiſchen und die Opfer, die ich der Tyrannin Etikette bringen mußte, mir nur Fragmente von Minuten vergönnt hätten, ein trauliches, ſchwäbiſch herzliches Brieflein an meine Aſperger Freunde zu ſchreiben. Ich kann dir auch jezt nur Fragmente ſchreiben, weil ich ſo eben einen ganzen Komödienakt umarbeiten muß. Auf deine Fragen alſo kürzlich ſoviel:

1.) Ich bin vom Theater, der Muſik und einer großen Schaar wichtiger Gönner und Freunde mit offnen Armen empfangen worden. Herr Obriſt von Seeger hat mich dem Theater mit dem ausdrücklichen Befehle des Herzogs vorgeſtellt, daß ſelbiges künftig ganz von meinen Befehlen, Einrichtungen und Anſtalten abhängen ſoll. Ich gebe nun fleißig Unterricht im Leſen, der Deklamation, Aktion, Mimik, wo es gar ſehr unter der hieſigen Truppe fehlt. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen fand ich meiſt ſchlecht, den Tanz gut (auch der Tanz hat einen ſchrecklichen Verluſt erlitten; denn die erſte Tänzerin iſt zum Teufel gegangen) und die Muſik ſehr gut (noch nicht ganz vortrefflich) beſtellt. Es haben ſich gräuliche Mißbräuche eingeſchlichen, die das Aufſtreben des hieſigen Theaters gewaltig hemmen. Ich will indeſſen Waſſer genug in den Stall leiten, um ihn baldmöglichſt zu miſten.

2.) Lezten Freitag war ich lang bei dem Herzoge in der Audienz. Ich muß geſtehen, er war auſſerordentlich gnädig und verſprach mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er beſtellte einige lateiniſche und deutſche Inſkriptionen, die ich als Hofpoet — verſteht ſichs — ſogleich verfertigte. Ich habe nun keine Inſtanz, als dieſen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk weggeſchwunden iſt.

3.) Meine Geſundheit iſt das Einzige, das mich anficht; denn ich kränkle und medizinire faſt immer, ſo lang ich hier bin; doch kann ich, Gott ſey Dank! meinem Amt dabei vorſtehen. Informiren, Korrigiren, Selbſtmachen, Durchleſen viel

---

* Nicht als Stylmuſter, ſondern als geſchichtliche Erläuterung zu Obigem mitgetheilt.

elender, noch mehr mittelmäßiger, wenig guter und äußerſt wenig vortrefflicher Piecen fürs Theater und die Muſik iſt nun meine tägliche Beſchäftigung. Dazu kommt noch ein Journal,* das ich ſchreiben muß, weil meine Beſoldung für mich und die Meinigen nicht hinreicht. Gott ſchenke mir nur Geſundheit! Mein Sohn iſt glücklich in Berlin angekommen, hat ſchon in Potsdam vor den König gemüßt, der ihm höchſtgnädig meine Entlaſſung kund that, und iſt ſogleich bei ſeinem großen Beſchützer Herzberg eingezogen. Seine Briefe ſind ſehr intereſſant. Doch die Pflicht zupft mich beim Ohr; ich muß aufs Theater. Leb alſo wohl, beſter, guter Ringler — und vergiß nicht deinen deutſchen Freund und Bruder

Schubart, Prof.

N. S. Deinem lieben Herrn General, Herrn Obriſtlieutenant und dem redlichen Herrn Major v. Buttler, wie deſſen ganzen Hauſe meinen unterthänigſten Reſpekt!

Calamo furibundo scripsi.

---

* Die Vaterlandschronik. Fortſetzung der deutſchen Chronik.

J. A. Eberhard.

Die äſthetiſche Sittlichkeit.

(1802.)

Wir ſtehen hier an einer Unterſuchung, die von jeher ſehr verwickelt geweſen iſt, und die es jetzt durch den Geiſt der Zeit noch mehr wird. Wie kann man hoffen, mit der beſcheidenen Wahrheit und der ruhigen Stimme des Forſchens vor dem Geſchrei der Paradoxie und der Uebertreibung Gehör zu finden? Wenn eine wilde Zweifelſucht die Grundſäulen der Sittlichkeit erſchüttert, wenn ſie Schwachheit und Laſter zu den Tugenden des höhern Menſchen erhebt, und die Sittlichkeit, worauf die geſellige Ordnung und der wahre Werth des Menſchen beruht, als Kleinmüthigkeit ſchmähet, und Alles dieſes ſelbſt in das wirkliche Leben zu bringen ſucht, — wo wird man da den Muth hernehmen, von dem ſchönen Edlen, von der ſittlichen Grazie und von Sittlichkeit überhaupt in den Künſten des Vergnügens zu reden?

Es gab eine Zeit, wo man in Frankreich die Unſittlichkeit auf den Thron erhoben und ein ganzes eben ſo jugendlich-eitles als lebhaftes Volk, wie man es nannte, demoraliſirt hatte. Man hatte damit angefangen, die Religion und die bürgerliche Ordnung umzuwerfen; die Anarchie der Geſetze hatte bald die Anarchie der Sitten, die Geſetzloſigkeit die Sittenloſigkeit zur Begleiterin. Wenn auch Religion und Geſetze keine Quellen wahrer Sittlichkeit, wenigſtens nicht die einzigen, ſeyn ſollten, ſo findet doch das Gefühl und Gewiſſen des Guten in ihnen ſeinen Schutz und ſeine Beſtätigung und die wilde, ſtolze und haſſende Leidenſchaft des Böſen ſeinen Zügel. Wie natürlich war es, daß die Unſittlichkeit nun die Welt wie ihren Schauplatz und die Menſchen als ihre Beute anſehen mußte, da ſie von den Banden der Geſetze entfeſſelt war, und das Gewiſſen an ſich ſelbſt irre werden, entfliehen oder verzagen mußte, da es keine ſchützende Gewalt mehr um ſich ſah, und keine Harmonie göttlicher und menſchlicher Ordnung ſeiner innern Stimme zuſagte!

In Deutſchland iſt es nicht ſo weit gekommen; aber es fehlt nicht an lauten Predigern der Unſittlichkeit, die verbildeten Weibern die Schamhaftigkeit verächtlich machen und ſchwindelnden Jünglingen die vergötternde Arroganz einreden, und die ihnen zu Beidem das erſte Beyſpiel geben. Daß ſie gern gehört werden, iſt von dem jugendlichen Eigendünkel und der jugendlichen Unreife der Vernunft zu erwarten. Denn Zucht und Beſcheidenheit wird ihnen als ſchwachmüthiges Vorurtheil und ihre Verachtung als Stärke des Geiſtes verkündigt.

Die Vernunft, die Ueberlegung, von denen alle Sittlichkeit ausgeht, verrichten ihr Werk mit Maaß, Stille und Ruhe; die rohe Kraft, die kein Maaß kennt, ſcheint größer, weil ſie ſtürmiſcher und ordnungsloſer wirkt. Denn das Unordentliche ſcheint zahlreicher als das Geordnete; was ohne Kunſt und Ueberlegung wirkt, ſcheint mehr Kraft zu erfordern; und man hält den für ſtärker, der aufbricht, als den, der aufſchließt, und den, der zerreißt, als den, der losknüpft.

So iſt die neue Macht beſchaffen, welche die Heere der Streitenden vermehrt, den Kampf hartnäckiger und den Sieg der Vernunft ſchwerer macht. Wir ſtehen zwiſchen zwei entgegengeſetzten Parteyen, wovon die eine die Sittlichkeit zum nächſten Zwecke der Kunſt macht, und die andere ſie ſelbſt als Mittel zu dem eigenthümlichen Zwecke der Kunſt verwirft. Die Wahrheit wird auch hier, wie ſo oft, in der Mitte liegen. Wie ſoll aber, vor dem Getöſe des Streites, die ſchwache Stimme der Unterſuchung gehört werden? Leichter möchte man vielleicht den Laut der Flöte unter dem Donner der Kanonen vernehmen. —

Sie verſtehen mich unrecht, wenn Sie glauben, daß ich die Kunſt durch die Sittlichkeit zu ſehr beſchränke. Ich verlange von ihr nur die äſthetiſche, nicht die rein vollkommene, höchſte Sittlichkeit. Dieſe äſthetiſche Sittlichkeit hat einen viel weitern Geſichtskreis, oder, wenn Sie lieber wollen, ſie bewegt ſich in einer viel weitern Empfindungsſphäre, als die reine. Dieſe kann nur das endliche, ſpäte und von Menſchen vielleicht nie erreichte Reſultat der immer fortſchreitenden Veredelung des Menſchen zu dem höchſten Gipfel der Humanität ſeyn. Innerhalb ihren Grenzen liegen aber unendlich viel niedrigere Stufen, die alle mit der äußern und innern Cultur im genaueſten Verhältniß ſtehen. Dieſe haben immer ihre Grade von Sittlichkeit, womit ſie auf das Gefühl wirken, und es zu Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung wecken.

Handlungen, Geſinnungen, Charaktere eines heroiſchen Zeitalters, die uns auch jetzt noch zur Bewunderung ſtimmen, haben eine ſittliche Größe, die, ſo roh ſie iſt, und ſo ſehr ſie unter unſerm gegenwärtigen höhern Ideale ſteht, dennoch nach dem rohern Gefühle ihres Zeitalters das Höchſte in ſeinem ſittlichen Geſichtskreiſe iſt. So ſinnlich das ſittliche Gefühl in den Homeriſchen Gedichten ſeyn mag, ſo ſtellt es uns doch Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, ſich aufopfernde Freundſchaft in den männlichen Charakteren dar, ſo wie Weiblichkeit, eheliche und mütterliche Liebe, Häuslichkeit und hohe, reine Einfalt der Sitten und des Lebens in den weiblichen. *

Wenn uns die Schaubühne auch Verbrechen und Laſter vorführt, ſo dürfen ſie doch, ſo verabſcheuungswürdig ſie ſind, nicht verächtlich ſeyn. Die Quellen der Verbrechen müſſen eine der Sittlichkeit ähnliche Größe haben, und die Laſter müſſen

---

* Das Handbuch iſt in Briefform geſchrieben.

ſelbſt die Laſter ſtarker Seelen und von groſen Eigenſchaften begleitet ſeyn. Geiz, Neid, Feigheit ſind unter aller dramatiſchen Würde, und ſie ſind es überall, weil ſie die Leidenſchaften der niedrigſten Seelen ſind. Was den Tyrannen auf der Bühne adeln ſoll, muß ein Laſter ſeyn, das eine Größe hat, die ihn über das Gemeine erhebt; er muß ehrgeizig, ſtolz, herrſchbegierig, unerſchrocken, klug und geiſtvoll ſeyn.

Es giebt unter den berühmteſten dramatiſchen Charakteren ſchwerlich ein verhaßteres Ungeheuer als Shakeſpeare's Richard der Dritte. Der groſe Dichter erſpart ihm keine Frevelthat, er verunſtaltet ihn mit allen Tyrannenlaſtern, er kleidet ihn ſelbſt in die Form der Häßlichkeit; aber er läßt ihn nicht bis zur Verächtlichkeit ſinken. Denn ſeine Laſter ſind Ehrgeiz, Herrſchbegier, und ſeine Verbrechen werden mit Unerſchrockenheit, Klugheit und überlegenem Verſtande ausgeführt.

Das ſind allerdings nur ſchwache Schatten von ſittlichen Eigenſchaften und Tugenden, aber dieſe Schatten ſind Wahrheit und Realität in der ſinnlichen Sittenlehre des unbelehrten Gefühls, und als ſolche imponiren ſie durch ihre Größe auf der Schaubühne ſelbſt dem gebildeten Zuſchauer.

So weite Grenzen hat das Reich der äſthetiſchen Sittlichkeit! Und nur dieſe ſind es, worin die Kritik die Kunſt einſchränkt.

Claudius.

Stücke aus Asmus.

(1774.)

1. Was ich wohl mag.

Ich mag wohl begraben mit anſehn, wenn ſo ein rothgeweintes Auge noch einmahl in die Gruft hinabblickt, oder einer ſich ſo kurz umwendet, und ſo bleich und ſtarr ſteht und nicht zum Weinen kommen kann. s' pflegt mir denn wohl ſelbſt nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch frölich. Und warum ſollt' ich auch nicht frölich ſeyn; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närriſcher Kerl, wenn ich Weizen ſäen ſehe, ſo denk' ich ſchon an die Stoppeln und den Erndtetanz. Die Leute fürchten ſich ſo vor einem Todten, weiß nicht warum. Es iſt ein rührender heiliger ſchöner Anblick, einer Leiche ins Geſicht zu ſehen; aber ſie muß ohne Flitterſtaat ſeyn. Die ſtille blaſſe Todsgeſtalt iſt ihr Schmuck, und die Spuren der Verweſung ihr Halsgeſchmeide, und das erſte Hahnengeſchrey zur Auferſtehung.

2. Paraphrasis Evangelii Johannis.

Ich habe von Jugend auf gern' in der Bibel geleſen, für mein Leben gern. 's ſtehen ſolche ſchöne Gleichniß und Räthſel d'rin, und 's Herz wird einmal darnach ſo recht friſch und muthig. Am liebſten aber leſ' ich im Sanct Johannes. In ihm iſt ſo etwas ganz wunderbares —

Dämmerung und Nacht, und durch ſie hin der ſchnelle zuckende Blitz! 'n ſanftes Abendgewölk' und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! ſo etwas ſchwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß mans nicht ſatt werden kann. 's iſt mir immer beym Leſen im Johannes, als ob ich ihn beym letzten Abendmahl an der Bruſt ſeines Meiſters vor mir liegen ſähe, als ob ſein Engel mir's Licht hält, und mir bey gewiſſen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr ſagen wolle. Ich verſteh' lang nicht alles was ich leſe, aber oft iſts doch als ſchwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein ſehe, hab ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmahl verſtehen werde, und darum greif' ich ſo nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meiſten kräuſeln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Des Herrn Verfaſſers Erklärung iſt ſehr gelehrt, dünkt mich und ich glaube, daß man wohl zwanzig Jahr ſtudiren muß, eh man ſo eine ſchreiben kann.

3. Eine Chria, darin ich von meinem akademiſchen Leben und Wandel Nachricht gebe.

'Bin auch auf Unverſtädten geweſen, und hab' auch ſtudirt. Ne, ſtudirt hab' ich nicht, aber auf Unverſtädten bin ich geweſen, und weiß von allem Beſcheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverſtädt gewieſen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Collegium. Da ſitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenſter ſteht eine Hittſche, darauf ſitzt 'n Profeſſor oder ſo etwas, und führt über dieß und das allerley Reden, und das heiſſen ſie denn dociren. Das auf der Hittſchen ſaß, als ich d'rinn war, das war 'n Magiſter, und hatt' eine große krauſe Parüque auf'm Kopf, und die Studenten ſagten, daß ſeine Gelehrſamkeit noch viel größer und krauſer, und

er unter der Hand ein ſo capitaler Freygeiſt ſey, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran ſeyn, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn's aus'm Moſtſchlauch gekommen wär; und demonſtriren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, ſo fing er nur ſo eben 'n bisgen an, und, eh' man ſich umſah, da wars demonſtrirt. So demonſtrirt' er z. Ex. daß 'n Student 'n Student und kein Rinoceros ſey. Denn, ſagte er, 'n Student iſt entweder 'n Student oder 'n Rinoceros; nun iſt aber 'n Student kein Rinoceros, denn ſonſt müßt 'n Rinoceros auch 'n Student ſeyn; 'n Rinoceros iſt aber kein Student, alſo iſt 'n Student Student. Man ſollte denken, das verſtünd ſich von ſelbſt, aber unſer eins weiß das nicht beſſer. Er ſagte, das Ding „daß 'n Student kein Rinoceros, ſondern 'n Student wäre" ſey eine Hauptſtütze der ganzen Philoſophie, und die Magiſters könnten den Rücken nicht feſt genug gegenſtemmen, daß ſie nicht umkippe.

Weil man auf Einem Fuß nicht gehen kann, ſo hat die Philoſophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, ſagte der Magiſter, ſey für jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Naſ', und das ſey nur für ihn und ſeine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden ſpinnt, da ſey der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne ſey ſein beſcheiden Theil, nämlich das Andre Etwas, das der zureichende Grund von dem Erſten Etwas iſt, und einen ſolchen zureichenden Grund müß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu ſeyn. Ich hätt' auch mit dieſem Axioma, wie der Magiſter 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, ſagt er, und, wenn einer 's umſtößt, ſo geht alles über und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrſamkeit, und die Gelehrten zu ſprechen, und zog bey der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er ſie! Dem ungelahrten Pöbel ſetzen ſich die Vorurtheile von Alp, Leichdörnern, Religion ꝛc. wie Fliegen auf die Naſe und ſtechen ihn; aber ihm dem Magiſter, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, Schnaps, ſchlüg' er ſie mit der Klappe der Philoſophie ſich auf der Naſen todt. Ob, und was Gott ſey, lehr' allein die Philoſophie, und ohne ſie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. ſ. w. Dies nun ſagt' der Magiſter wohl aber nur ſo. Mir kann kein Menſch mit Grund der Wahrheit nachſagen daß ich 'n Philoſoph ſey, aber ich gehe niemahls durch'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl mache wachſen, und denn ahndet mich ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabey.

Weiter ſprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wann er ſie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Iſop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu ſagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magiſter ſo weiſe war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — ſäh ich nur 'nmahl einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem ſtillen großen Bewußtſeyn ꝛc. Breit muß ſich ein ſolcher nicht machen können, am allerwenigſten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz iſt eine feindſelige Leidenſchaft; Gras und Blumen können in der Nachbarſchaft nicht gedeihen.

4. Lavaters phyſiognomiſche Fragmente.

(1775.)

Das iſt 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen iſt. Was da für Geſichter darin ſtehen! groß und klein! ehrenfeſt und ehrenlos! ſauer und ſüß! ſchief und krumm u. ſ. w.! und ſo viele Schnabels, und Naſen und Münde, die gar an keinem Geſicht ſitzen, ſondern ſo in freyer Luft ſchweben!

Einige Geſichter ſind rabenſchwarz, das müſſen wohl Afrikaner ſeyn u. ſ. w.

So viel ich verſtanden habe, ſieht Herr Lavater den Kopf eines Menſchen und ſonderlich das Geſicht, als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geſchrieben hat: „allhier logiret „in dubio ein hochtrabender Geſelle! ein Pinſel! ein unruhiger Gaſt! ein Poet! 'n Wilddieb! 'n Recenſent! ein großer „muthiger Mann! eine kleine freundliche Seele ꝛc. ꝛc.“

Es wäre ſehr naiv von der Natur, wenn ſie ſo jedwedem Menſchen ſeine Kundſchaft an die Naſe gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundſchaften leſen könnte, mit dem möchte der Henker in Geſellſchaft gehen. Darum ſchämen ſich auch einige Leute wohl ſo, ſchlagen die Augen nieder, und mögen einen nicht grade anſehen.

Da die Herren Collegen verſchiedentlich über dies Buch geperorirt haben; ſo werde ich wohl nicht ſchweigen, denn das müßte ſchlecht ſeyn, wenn ich nicht noch weniger von der ganzen Sache verſtünde als einer von ihnen: und dazu hab ich das Buch nur zweymal einen halben Tag, bey einem vornehmen Gönner geleſen, und bin alſo abſonderlich zu einem Judex competens qualificirt, werde auch nicht ermangeln, die Sache zu ventiliren, pro und contra, vernünftig und unvernünftig, langſichtig und kurzſichtig, nach Exempeln und nach dem Generalbaß u. ſ. w. wie's das Metier mit ſich bringt. Vorher will ich nur noch geſchwind erzählen, wie's mir mit den Geſichtern in dem Buch gegangen iſt. Bey'n Paar von den Geſichtern ſah ich den guten frommen Engel, der hinter der Haut ſteht, klar und deutlich, und aus 'n Paar andern guckte mich der — leibhaftig an. Bey den meiſten war's aber ſo: wenn ich'n Geſicht angeſehen habe, ohne den Text zu leſen, ſo hab ich nicht gewußt, was darin wäre und was ich davon ſagen ſollte; ſobald ich aber Lavaters ſchönen Text dazu geleſen hatte, hab ich's alles darin gefunden, und es hat mich oft recht gewundert, wie ich das alles ſo aus dem Geſichte ſehen könnte. Doch zur Sache.

Die Phyſiognomie iſt eine Wiſſenſchaft von Geſichtern; Geſichter ſind *Concreta*, denn ſie hängen generaliter mit der würklichen Natur zuſammen, und ſitzen specialiter feſt am Menſchen; es wäre alſo die Frage: ob der berühmte Handgriff „Abstractio“ und die „Methodus analytica“ hier nicht zu appliciren wäre, daß man nämlich auf die Erfahrung Acht gäbe: ob der Buchſtabe i allemahl, wenn er vorkommt, den Tüttel habe, und ob der Tüttel, wenn er vorkommt, niemahls über einem andern Buchſtaben ſtehe; denn ſo hätte man heraus, daß der Tüttel und der Buchſtabe Zwillingsbrüder wären, und, wo Caſtor ſich betreten lieſſe, Pollux nicht weit ſey. Zum Exempel, es ſollen hundert Herren ſeyn, die alle ſehr ſchnell zu Fuß ſind, und davon Proben und Beweis gegeben haben; und dieſe hundert Herren hätten alle eine Warze vorne auf der Naſe. Ich ſage nicht, daß die Herren, die eine Warze vorne auf der Naſe haben, feige Memmen ſind; ſie ſollen's nur des Exempels wegen ſeyn; und man ſoll nicht Einen Renommiſten mit einer Warze vorne auf der Naſe gefunden haben, und ich wüßte das. Nun ponamus, mir käme ein Kerl ins Haus, der mich einen hungrigen Poeten und Tellerlecker titulirte und mir s. v. ins Geſicht ſpuckte. Ich wollte mich nicht gern ſchlagen, wüßte auch nicht, wie's ablaufen könnte, und ſtünde und dächte dem Dinge weiter nach. Innem würde ich einer Warze auf ſeiner Naſe gewahr; da würde ich mich denn nicht länger halten können, und herzhaft mit meinem point d'honneur auf ihn losgehen, und ich käme ſicherlich ungeſchlagen davon. Dieſer Weg wäre, ſo zu ſagen, die Heerſtraße in dieſem Felde; es möchte wohl langſam Fortkommen darauf ſeyn, aber ſo ſicher, als auf den andern Heerſtraßen.

Doch die Menſchen haben verſchiedene Gaben, und daß ich aus jedem Geſicht nicht ſehen kann, beweiſt nichts weiter, als daß ich nicht daraus ſehen kann, und darum kann's doch vielleicht ein anderer.

Iſt denn aber überall etwas daraus zu ſehen? Und ſchnürt dieſe Lehre nicht der Freiheit des Menſchen den Hals zu? denn wenn einer nothwendig 'n Schurk iſt, der z. E. ein großes Maul hat; ſo muß er 'n Schurk leben und ſterben, 's Maul wird ſich nicht zuſammen ziehen.

Hierauf würde ich antworten: umgekehrt, ſo wird 'n Schuh daraus. Ein Menſch iſt kein Schurke, wenn er 'n großes Maul hat, ſondern wenn er 'n Schurke iſt, ſo hat er 'n großes Maul. Er wird freilich mit dem großen Maul auch wohl 'n Schurke bleiben; aber er kann's doch eben ſo gut auch nicht bleiben, als wenn er gar kein Maul, ſondern ſtatt deſſen etwa einen Schnabel hätte oder gar rund zugewachſen wäre. Und wenn er ſich beſſert, warum ſollte ſich auch ſein groſſes Maul nicht zuſammenziehen können? Zieht ſich doch eine dicke Stange Eiſen, die Meiſter Schmied geglüht hat, in der Kälte wieder zuſammen, und ſo hart und dumm iſt doch kein Maul als eine Stange Eiſen. Aber 's mag meinetwegen groß bleiben, und die Phyſiognomen mögen den Eigenthümer für einen Schurken halten. Wenn er ein ehrlicher Mann geworden iſt, deſto beſſer für ihn; denn es muß eine Luſt ſeyn, wenn man ſo die Herren Kunſtverſtändige zum Narren haben kann. Und dazu würde ich mir die Phyſiognomie dienen laſſen, und die Phyſiognomen, die in ſolchem Fall nicht von ganzem Herzen gerne Narren ſeyn wollen, die hohle der Kuckuck! Das ſind Taſchenſpieler, und wage es keiner von ihnen, mich ſcharf anzuſehen, ſonderlich, wenn er eine Warze auf der Naſe hat. Ein Phyſiognom, und ſo ſtelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, iſt 'n Mann, der in allen Menſchengehäuſen den unſterblichen Fremdling lieb hat, der ſich freut, wenn er in irgend einem Gehäuſe Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrift, mit dem er Brüderſchaft machen kann, und [der] gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frey zu machen, wenn er nur ihre Umſtände wüßte. Der unſterbliche Fremdling im Menſchen iſt aber inwendig im Hauſe, und man kann ihn nicht ſehen. Da laurt nun der Phyſiognom am Fenſter, ob er nicht am Wiederſchein, am Schatten oder ſonſt an gewiſſen Zeichen ausſpioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menſchen eine

Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienſt zu thun. Mag er bey ſeiner Entrepriſe partheyiſch ſeyn, übertreiben, tauſendmahl neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen ſammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und denn iſt noch immer die Frage erſt, ob alles wirklich Unkraut iſt, was du nach deinem Linnäus Unkraut nennſt.

Das a. b. c. und ab-ab der Natur iſt mir übrigens nicht unwahrſcheinlicher, als das a. b. c. und ab-ab in meiner Fiebel. Der Maulwurf wirft anders auf als der Erdkrebs; der König Salomo baut ſich ein anderes Haus als Johann Hutmacher, und dieſe müſſen es erſt durch den dritten Mann thun laſſen; ſo kann ja der innerliche Baumeiſter, denn daſeyn muß doch einer, aus ſeinem weichen Mörtel ſelbſt wohl ſein Haus, und ſonderlich ſein Cabinet, nach Stand und Würden bauen! und die härteſten Knochen ſind weicher Mörtel geweſen.

Ich lieſſe mir noch mehr a. b. c'es und ab-ab's gefallen, als an der Naſe des Menſchen. Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erſchaffen, und wie er ſie gegen einander geordnet hat, das iſt alles vor unſern Augen verborgen, und ich wäre ſehr geneigt, die ganze ſichtbare Welt als eine Glocke anzuſehn, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wiſſen, in welchem Thurm ſie iſt. Die Natur hat, wie in den Apotheken, ihre simplicia und composita in verſchiedene Büchſen gethan, und die äuſſere Form der Büchſe iſt das Schild, was ſie darüber ausgehängt hat. Der muß wohl ſehr glücklich ſeyn und ein ſeltener Heiliger, der ſie alle verſteht; aber der ein groſſer Hans ohne Sorgen und Veit auf allen Gaſſen, der ſich um kein's bekümmert.

---

8. Ueber das Gebet.

An meinen Freund Andres.

Es iſt ſonderbar, daß Du von mir eine Weiſung über's Gebet verlangſt; und Du verſtehſt's gewiß viel beſſer als ich. Du kannſt ſo in Dir ſeyn, und auswendig ſo verſtört und albern ausſehen, daß der Prieſter Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in böſen Ruf bringen könnte. Und das ſind gute Anzeigen, Andres. Denn, wenn das Waſſer ſich in Staubregen zerſplittert, kann es keine Mühle treiben; und wo Klang und Rumor an Thür und Fenſter iſt, paßirt im Hauſe nicht viel.

Daß einer beym Beten die Augen verdreht ꝛc., find' ich eben nicht nöthig, und halte ichs beſſer: natürlich! Indeß muß man einen darum nicht läſtern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beym Gebet thut, das muß man läſtern, dünkt mich, und iſt nicht auszuſtehn. Man darf Muth und Zuverſicht haben, aber nicht eingebildet und ſelbſtklug ſeyn; denn weiß einer ſich ſelbſt zu rathen und zu helfen, ſo iſt ja das kürzeſte, daß er ſich ſelbſt hilft. Die Hände falten iſt eine feine äußerliche Zucht, und ſieht ſo aus, als wenn ſich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt, und's Gewehr ſtreckt ꝛc. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenſchlagen und Wünſchen des Herzens, das iſt nach meiner Meinung beym Gebet die Hauptſache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts von Beten wiſſen wollen. Iſt eben ſo viel, als wenn ſie ſagten, man ſolle nichts wünſchen, oder man ſolle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja'n hölzener Bube ſeyn, der ſeinen Vater niemahls etwas zu bitten hätte, und erſt 'n halben Tag deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen laſſen oder nicht. Wenn der Wunſch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion iſt; ſo wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n ſtarker gewapneter Mann, wird ſich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen, und am Himmel anklopfen.

Aber das iſt eine andre Frage, was und wie wir beten ſollen. Kennt jemand das Weſen dieſer Welt, und trachtet er ungeheuchelt nach dem, was beſſer iſt; denn hat's mit dem Gebet ſeine gewieſene Wege. Aber des Menſchen Herz iſt eitel und thöricht von Mutterleibe an. Wir wiſſen nicht, was uns gut iſt, Andres, und unſer liebſter Wunſch hat uns oft betrogen! Und alſo muß man nicht auf ſeinem Stück ſtehen, ſondern blöde und diſcret ſeyn, und Dem lieber alles mit anheimſtellen, der 's beſſer weiß als wir.

Ob nun *das Gebet einer bewegten Seele* etwas vermag und würken kann, oder ob der **Nexus Rerum** dergleichen nicht geſtattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber laſſe ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Reſpect für den **Nexus Rerum**, kann aber doch nicht umhin, dabey an *Simſon* zu denken, der den **Nexus** der Thorflügel unbeſchädigt ließ, und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, *Andres*, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre iſt, und daß der Hirſch nicht umſonſt nach friſchem Waſſer ſchreie, wenn einer nur *recht* betet und *recht geſinnt* iſt.

Das „Vater Unſer" iſt Ein für allemahl das beſte Gebet, denn Du weißt, wer 's gemacht hat. Aber kein Menſch auf Gottes Erdboden kann's ſo nachbeten, wie der's gemeinet hat; wir krüppeln es nur von Ferne, einer noch immer armſeliger als der andere. Das ſchadet aber nicht, *Andres*, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß ſo immer das beſte thun, und der weiß, wie 's ſeyn ſoll. Weil Du 's verlangſt, will ich Dir aufrichtig ſagen, wie ich 's mit dem „Vater Unſer" mache. Ich denke aber, 's iſt ſo nur ſehr armſelig gemacht, und ich möchte mich gerne eines beſſern belehren laſſen.

Sieh', wenn ich 's beten will, ſo denk' ich erſt an meinen ſeligen Vater, wie der ſo gut war und mir ſo gerne geben mochte. Und denn ſtell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menſchen in Europa, Aſia, Afrika und Amerika ſind denn in meinen Gedanken meine Brüder und Schweſtern; und Gott ſitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat ſeine Rechte Hand über's Meer und bis ans Ende der Welt ausgeſtreckt, und ſeine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergſpitzen umher rauchen — und denn fang' ich an:

Vater unſer, der du biſt im Himmel. Geheiliget werde dein Name.

Das verſteh' ich nun ſchon nicht. Die Juden ſollen beſondre Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das laſſe ich aber gut ſeyn, und wünſche nur, daß das Andenken an Gott, und eine jede Spur, daraus wir ihn *erkennen können*, mir und allen Menſchen über alles groß und heilig ſeyn möge.

Zu uns komme dein Reich.

Hiebey denk' ich an mich ſelbſt, wie 's in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen iſt, und ich dabey auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk' ich, wie *gut* es für mich wäre, wenn doch Gott aller Fehd' ein Ende machen und mich ſelbſt regieren wollte.

Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Hiebey ſtell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden ſeinen Willen thun, und keine Qual rührt ſie an, und ſie wiſſen ſich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und denn denk' ich: wenn es doch alſo auch auf Erden wäre!

Unſer täglich Brod gieb uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brod heißt, und daß man eſſen muß, ſo lange man in der Welt iſt, und daß es auch gut ſchmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die ſo gerne eſſen mögen und ſo flugs und fröhlich bey der Schüſſel ſind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu eſſen geben.

Und vergieb uns unſere Schuld, als wir vergeben unſern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache iſt dem Menſchen ſüß. Das kömmt mir auch ſo vor, und ich hätte wohl Luſt dazu. Da tritt mir aber der *Schalksknecht* aus dem Evangelio unter die Augen: und mir entfällt das Herz.

und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groſchen ſagen will.

Und führ uns nicht in Verſuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umſtänden vom Guten abgewichen und gefallen ſind, und daß es mir nicht beſſer gehen würde.

Sondern erlöſe uns von dem Uebel.

Mir ſind hier die Verſuchungen noch im Sinn, und daß der Menſch ſo leicht verführt werden, und von der ebnen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindſucht und Alter, an Kindesnoth, Kaltenbrand und Wahnſinn, und das tauſendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt iſt und die armen Menſchen martert und quält, und iſt Niemand der helfen kann. Und Du wirſt finden, **Andres**! wenn die Thränen nicht vorher gekommen ſind, hier kommen ſie gewiß, und man kann ſich ſo herzlich heraus ſehnen, und in ſich ſo betrübt und niedergeſchlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Denn muß man ſich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumph fortfahren:

Denn dein iſt das Reich, und die Kraft, und die Macht, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Jung-Stilling.

Familienleben im Stilling'ſchen Hauſe.

(1777.)

Eberhard Stilling und Margarethe, ſeine eheliche Hausfrau, erlebten eine neue Periode in ihrer Haushaltung. Da war ein neuer Hausvater und eine neue Hausmutter in ihrer Familie entſtanden.* Die Frage war alſo: Wo ſollen dieſe beiden ſitzen, wenn wir ſpeiſen? — Um die Dunkelheit im Vortrag zu vermeiden, muß ich erzählen, wie eigentlich Vater Stilling ſeine Ordnung und Rang am Tiſche beobachtete. Oben in der Stube war eine Bank von einem eichenen Brett längs der Wand genagelt, die bis hinter den Ofen reichte. Vor dieſer Bank, dem Ofen gegenüber, ſtand der Tiſch, als Klappe an die Wand befeſtigt, damit man ihn an dieſelbe aufſchlagen konnte. Er war aus einer eichenen Diele von Vater Stilling ſelbſten ganz feſt und treuherzig ausgearbeitet. An dieſem Tiſch ſaß Eberhard Stilling oben an der Wand, wo er durch das Brett befeſtigt war, und zwar vor demſelben. Vielleicht darum hatte er ſich dieſen vortheilhaften Platz gewählt, damit er ſeinen linken Ellenbogen auf das Brett ſtützen, und zugleich ungehindert mit der rechten Hand eſſen könnte. Doch davon iſt keine Gewißheit, denn er hat ſich nie in ſeinem Leben deutlich darüber erkläret. An ſeiner rechten Seiten vor dem Tiſch ſaßen ſeine vier Töchter, damit ſie ungehindert ab- und zugehen könnten. Zwiſchen dem Tiſch und dem Ofen hatte Margrethe ihren Platz; eines Theils, weil ſie leicht fror, und andern Theils, damit ſie füglich über den Tiſch ſehen könnte, ob etwa hier oder dort etwas fehlte. Hinter dem Tiſch hatten Johann und Wilhelm geſeſſen, weil aber der eine verheirathet war, und der andere Schule hielt, ſo waren dieſe Plätze leer, bis jetzo, da ſie dem jungen Ehepaar, nach reiflicher Ueberlegung angewieſen wurden.

---

* Eberhard Stilling iſt des Schriftſtellers Großvater; der neue Hausvater und die neue Hausmutter ſind ſeine Eltern.

Zuweilen kam Johann Stilling, ſeine Eltern zu beſuchen. Das ganze Haus freute ſich, wann er kam; denn er war ein beſonderer Mann. Ein jeder Bauer im Dorf hatte auch Ehrfurcht für ihn. Schon in ſeiner frühen Jugend hatte er einen hölzernen Teller zum Aſtrolabium, und eine feine, ſchöne Butterdoſe von ſchönem Buchenholz zum Compas umgeſchaffen, und von einem Hügel geometriſche Obſervationen angeſtellt. Denn zu der Zeit ließ der Landesfürſt eine Landcharte verfertigen. Johann hatte zugeſehen, wann der Ingenieur operirte. Zu dieſer Zeit aber war er wirklich ein geſchickter Landmeſſer, wurde auch von Edeln und Unedeln bei Theilung der Güter gebraucht. Große Künſtler haben gemeiniglich die Tugend an ſich, daß ihr erfinderiſcher Geiſt immer etwas neues ſucht; daher iſt ihnen dasjenige, was ſie ſchon erfunden haben, und was ſie wiſſen, viel zu langweilig, es ferner zu verfeinern. Johann Stilling war alſo arm; denn was er konnte, verſäumte er, um dasjenige zu wiſſen, was er nicht konnte. Seine gute einfältige Frau wünſchte oft, daß ihr Mann ſeine Künſteleien auf Feld und Wieſen zu verbeſſern wenden möchte, damit ſie mehr Brod hätten. Allein, laßt uns der guten Frauen ihre Einfalt verzeihen; ſie verſtund es nicht beſſer; wenigſtens Johann war klug genug hiezu. Er ſchwieg oder lächelte.

Die Quadratur des Zirkels und die immerwährende Bewegung beſchäftigten ihn zu dieſer Zeit. War er nun in ein Geheimniß tiefer eingedrungen, ſo lief er geſchwind nach Tiefenbach, um ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ſeine Entdeckung zu erzählen. Kam er denn unten durchs Dorf herauf, und es erblickte ihn jemand aus Stillings Hauſe, ſo lief man gleich und rief alle zuſammen, um ihn an der Thüre zu empfangen.

Ein jedes arbeitete dann mit doppeltem Fleiß, um nach dem Abendeſſen nichts mehr zu thun zu haben. Dann ſetzte man ſich um den Tiſch, ſtützte die Ellenbogen drauf, und die Hände an die Backen, aller Augen waren auf Johanns Mund gerichtet.

Alle halfen denn an der Quadratur des Zirkels erfinden; ſelbſt der alte Stilling verwendete vielen Fleiß auf dieſe Sache. Ich würde dem erfinderiſchen, oder beſſer, dem guten und natürlichen Verſtande dieſes Mannes Gewalt anthun, wenn ich ſagen ſollte: er hätte nichts in dieſer Sache geleiſtet. Bei ſeinem Kohlenbrennen beſchäftigte er ſich damit. Er zog eine Schnur um ſein Birnmoſtfaß, ſchnitt ſie mit ſeinem Brodmeſſer ab; ſägte dann ein Brett genau vierkantig, und ſchabte es ſo lange, bis die Schnur juſt drum paßte. Nun mußte ja das viereckige Brett genau ſo groß ſeyn, als der Zirkel des Moſtfaſſes. Eberhard ſprang auf Einem Fuß herum, verlachte die großen gelehrten Köpfe, daß ſie aus dem einfältigen Dinge ſo viel Werks machten, und erzählte bei nächſter Gelegenheit ſeinem Johann die Erfindung. Wir wollen die Wahrheit geſtehn. Vater Stilling hatte wohl nichts Höhniſches in ſeinem Charakter; doch lief hier eine kleine Satire mit unter; aber der Landmeſſer machte bald der Freude ein Ende, indem er ſagte: Es iſt die Frage nicht, Vater! ob ein Schreiner einen viereckigen Kaſten machen könne, der juſt ſo viel Haber enthalte, als eine runde cylindriſche Tonne; ſondern es muß ausgemacht ſeyn, wie ſich der Diameter des Zirkels gegen ſeine Peripherie verhalte, und dann, wie groß eine Seite des Quadrats ſey müſſe, wann es ſo groß als der Zirkel ſeyn ſoll. Aber in beiden Fällen darf an einem Facit nicht der tauſendſte Theil eines Haars fehlen. Es muß in der Theorie durch die Algeber bewirkt werden können, daß es wahr iſt.

Der alte Stilling würde ſich geſchämt haben, wenn nicht die Gelehrſamkeit ſeines Sohns, und ſeine unmäßige Freude darüber, alles Schämen bei ihm verdrängt hätte. Er ſagte deswegen nichts weiter, als: Mit Gelehrten iſt nicht gut diſputiren; lachte, ſchüttelte den Kopf, und fuhr fort, von einem birkenen Kloß Späne zu ſchneiden, womit man Feuer und Lichter, auch allenfalls eine Pfeife Tobak anzünden konnte. Dieſes war ſo ſeine Beſchäftigung bei müſſigen Stunden.

Stillings Töchter waren ſtark und arbeitſam. Sie pflegten die Erde, und ſie gab ihnen reichliche Nahrung im Garten und Felde. Dortchen * aber hatte zarte Glieder und Hände, ſie wurde geſchwind müde, und dann ſeufzte ſie und weinte. Unbarmherzig waren nun die Mädchen eben nicht; aber ſie konnten doch nicht begreifen, warum ein Weibsmenſch, das eben ſo groß als ihrer eine war, nicht auch eben ſo gut ſollte arbeiten können. Doch mußte ihre Schwägerin oft ausruhen, auch ſagten ſie ihren Eltern niemals, daß ſie kaum ihr Brod verdiente. Wilhelm ſah es bald ein; er erhielt daher von der ganzen Familie, daß ſeine Frau ihm am Nähen und Kleidermachen helfen ſollte. Dieſer Vertrag wurde geſchloſſen, und alle befanden ſich wohl dabei.

Der alte Paſtor Moriz beſuchte nun auch zum erſtenmal ſeine Tochter. Dortchen weinte für Freuden, wie ſie ihn ſah, und wünſchte Hausmutter zu ſeyn, um ihm recht gütlich thun zu können. Er ſaß den ganzen Nachmittag bei ſeinen Kindern, und redete mit ihnen von geiſtlichen Sachen. Er ſchien ganz verändert, kleinmüthig und betrübt zu ſeyn. Gegen Abend ſagte er: Kinder! führt mich einmal auf das Geißenberger Schloß. Wilhelm legte ſeinen eiſernen ſchweren Fingerhut ab, und ſpuckte in die Hände; Dortchen aber ſteckte ihren Fingerhut an den kleinen Finger, und nun ſtiegen ſie zum Wald auf. Kinder! ſagte Moriz, mir iſt hier ſo wohl unter dem Schatten der Maibuchen. Je höher wir kommen, je freier werd' ich. Es iſt mir eine Zeit her geweſen, als einem der nicht zu Hauſe iſt. Dieſer Herbſt muß wohl der letzte meines Lebens ſeyn. Wilhelm und Dortchen hatten Thränen in den Augen. Oben auf dem Berge, wo ſie bis an den Rhein, und die ganze Gegend überſehen konnten, ſetzten ſie ſich an eine zerfallene Mauer des Schloſſes. Die Sonne ſtand in der Ferne nicht hoch mehr über

---

* Wilh. Stillings Gattin, die Pfarrerstochter, des Schriftſt. Mutter.

dem blauen Gebirge. Moriz ſah ſtarr dorthin, und ſchwieg lange, auch ſagten ſeine Begleiter nicht ein Wort. Kinder! ſprach er endlich, ich hinterlaß euch nichts, wenn ich ſterbe. Ihr könnt mich wohl miſſen. Niemand wird um mich weinen. Ich habe mein Leben mühſam und unnütz zugebracht, und Niemand glücklich gemacht. Mein lieber Vater! antwortete Wilhelm, ihr habt doch mich glücklich gemacht. Ich und Dortchen werden herzlich um euch weinen. Kinder! verſetzte Moriz, unſere Neigungen führen uns leicht zum Verderben. Wie viel würde ich der Welt haben nützen können, wenn ich kein Alchymiſt geworden wäre! Ich würde euch und mich glücklich gemacht haben! (Er weinte laut.) Doch denke ich immer daran, daß ich meinen Fehler erkannt habe, und nun noch will ich mich ändern. Gott iſt ein Vater, auch über die irrenden Kinder. Nun höret noch eine Ermahnung von mir, und folgt derſelben: Alles was ihr thut, das überlegt vorher wohl, ob es auch andern nützlich ſeyn könne. Findet ihr, daß es nur euch dienlich iſt, ſo denkt: das iſt ein Werk ohne Belohnung. Nur wo wir dem Nächſten dienen, da belohnt uns Gott. Ich habe arm und unbemerkt in der Welt dahingewandelt, und wann ich todt bin, dann wird man meiner bald vergeſſen; ich aber werde Barmherzigkeit finden vor dem Thron Chriſti, und ſelig ſeyn. Nun gingen ſie wieder nach Haus, und Moriz blieb immer traurig. Er ging umher, tröſtete die Armen und betete mit ihnen. Auch arbeitete er und machte Uhren, womit er ſein Brod erwarb, und noch etwas übrig behielt. Doch dieſes währte nicht lange, denn den folgenden Winter verlor man ihn; man fand ihn nach dreien Tagen unter dem Schnee und war todt gefroren.

Nach dieſem traurigen Zufall entdeckte man in Stillings Hauſe eine wichtige Neuigkeit. Dortchen war geſegneten Leibes, und Jedermann freute ſich auf ein Kind, deren in vielen Jahren kein's im Hauſe geweſen war. Mit was für Mühe und Fleiß man ſich auf Dortchens Entbindung gerüſtet, iſt nicht zu ſagen. Der alte Stilling ſelbſt freuete ſich auf einen Enkel, und hoffte noch einmal vor ſeinem Ende ſeine alte Wiegenlieder zu ſingen, und ſeine Erziehungskunſt zu beweiſen.

Nun nahte der Tag der Niederkunft heran, und 1740 den 2. September, Abends um 8 Uhr, wurde Henrich Stilling geboren. Der Knabe war friſch, geſund und wohl, und ſeine Mutter wurde gleichfalls, gegen die Weiſſagungen der Tiefenbacher Sibyllen, geſchwind wieder beſſer.

Das Kind wurde in der Florenburger Kirche getauft. Vater Stilling aber, um dieſen Tag feierlicher zu machen, richtete ein Mahl an, bei welchem er den Herrn Paſtor Stollbein zu ſehen wünſchte. Er ſchickte daher ſeinen Sohn Johann ans Pfarrhaus, und ließ den Herrn erſuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um ſeinem Mahle beizuwohnen. Johann ging, er that ſchon den Hut ab, als er in den Hof kam, um nichts zu verſehen; aber leider, wie oft iſt alle menſchliche Vorſicht unnütz! Es ſprang ein großer Hund hervor; Johann Stilling griff einen Stein, warf, und traf den Hund in eine Seite, daß er abſcheulich zu heulen anfing. Der Paſtor ſah durchs Fenſter was paſſirte; voll von Eifer ſprang er heraus, knüpfte dem armen Johann eine Fauſt vor die Naſe; Du lumpigter Flegel! kriſch er, ich will dich lernen meinem Hund begegnen! Stilling antwortete: Ich wußte nicht, daß es Ew. Ehrwürden Hund war. Mein Bruder und meine Eltern laſſen den Herrn Paſtor erſuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um der Taufmahlzeit beizuwohnen. Der Paſtor ging und ſchwieg ſtill. Doch murrte er aus der Hausthür zurück: Wartet, ich will mitgehen. Er wartete faſt eine Stunde im Hof, liebkoſete den Hund, und das arme Thier war auch wirklich verſöhnlicher, als der große Gelehrte, der nun aus der Hausthüre herausging. Der Mann wandelte mit Zuverſicht an ſeinem Rohrſtab. Johann trabte furchtſam hinter ihm mit dem Hut unterm Arm; den Hut aufſetzen, war eine gefährliche Sache; denn er hatte in ſeiner Jugend manche Ohrfeige von dem Paſtor bekommen, wenn er ihn nicht früh genug, das iſt, ſo bald er ihn in der Ferne erblickte, abgezogen hatte. Doch aber eine ganze Stunde lang mit bloßem Haupt, im September, unter freiem Himmel zu gehen, war doch auch entſetzlich! Daher ſann er auf einen Fund, wie er füglich ſeinen Kopf bedecken möchte. Plötzlich fiel der Herr Stollbein zur Erde, daß es platſchte. Johann erſchrack. Ach! rief er, Herr Paſtor, habt ihr euch Schaden gethan? Was gehts euch an, Schlingel! war die heldenmüthige Antwort dieſes Mannes, indem er ſich aufraffte. Nun gerieth Johanns Feuer in etwas in Flammen, daß er herausfuhr: So freue ich mich denn herzlich, daß ihr gefallen ſeyd, und lächelte noch dazu. Was! Was! rief der Paſtor. Aber Johann ſetzte den Hut auf, ließ den Löwen brüllen, ohne ſich zu fürchten, und ging. Der Paſtor ging auch, und ſo kamen ſie denn endlich nach Tiefenbach.

Der alte Stilling ſtund vor der Thüre, mit bloßem Haupt; ſeine ſchönen grauen Haare ſpielten am Mund; er lächelte den Herrn Paſtor an, und ſagte, indem er ihm die Hand gab: Ich freue mich, daß ich in meinem Alter den Herrn Paſtor an meinem Tiſch ſehen ſoll; aber ich würde ſo kühn nicht geweſen ſeyn, wenn meine Freude über einen Enkel nicht ſo groß wäre. Der Paſtor wünſchte ihm Glück, doch mit angehängter wohlmeinender Drohung, daß, wenn ihn nicht der Fluch des Eli treffen ſollte, er mehr Fleiß auf die Erziehung ſeiner Kinder anwenden müßte. Der Alte ſtund da in ſeinem Vermögen und lächelte, doch ſchwieg er ſtille und führte Seine Ehrwürden in die Stube. Ich will doch nicht hoffen, ſagte der Herr Paſtor, daß ich hier unter dem Schwarm von Bauern ſpeiſen ſoll. Vater Stilling antwortete: Hier ſpeist niemand, als ich und meine Frau und Kinder, iſt euch das ein Bauernſchwarm? Ei, was anders! antwortete jener. So muß ich euch erinnern, Herr! — verſetzte Stilling, daß ihr nichts weniger als ein Diener Chriſti, ſondern ein Phariſäer ſeyd. Er ſaß bei den Zöllnern und Sündern, und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demüthig. Herr Paſtor! . . . meine grauen Haare richten ſich in die Höhe; ſetzt euch, oder geht wieder. Hier rocht etwas: ich möchte mich ſonſt an eurem Kleide vergreifen, wofür ich doch ſonſten Reſpekt habe .... Hier! Herr! hier vor meinem Hauſe ritt der Fürſt vorbei; ich ſtund da vor meiner Thür; er kannte mich. Da ſagte er: Guten Morgen, Stilling! Ich antwortete: Guten Morgen; Ihr Durchlaucht! Er ſtieg vom Pferd, er war müde von der Jagd. Hohlt mir einen Stuhl, ſprach er, hier will ich ein wenig ruhen. Ich habe eine luſtige Stube, antwortete ich, gefällt es Ihro Durchlaucht in die Stube zu gehen, und da bequem zu ſitzen? Ja! ſagt er. Der Oberjägermeiſter ging mit hinein. Da ſaß er, wo ich euch meinen beſten Stuhl hingeſtellt habe. Meine Margrethe mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrod machen. Wir beiden mußten mit ihm eſſen, und er verſicherte, daß ihm niemalen eine Mahlzeit ſo gut geſchmeckt habe. Wo Reinlichkeit iſt, da kann ein jeder eſſen. Nun entſchließt euch, Herr Paſtor! — Wir alle ſind hungrig. Der Paſtor ſetzte ſich und ſchwieg ſtill. Da rief Stilling allen ſeinen Kindern, aber keines wollte kommen, auch ſelber Margrethe nicht hinein. Sie füllte dem Prediger ein irdenes Kümpchen mit Hühnerbrüh, gab ihm einen Teller Cappes mit einem hübſchen Stück Fleiſch und einem Krug Bier. Stilling trug es ſelber auf; der Paſtor aß und trank geſchwind, redete nichts, und ging wieder nach Florenburg. Nun ſetzte ſich alles zu Tiſche, Margrethe betete, und man ſpeiſete mit größtem Appetit. Auch ſelbſt die Kindbetterin ſaß an Margrethens Stelle mit ihrem Knaben an der Bruſt. Denn Margrethe wollte ihren Kindern ſelbſt dienen. Sie hatte ein ſehr feines weißes Hemd, welches noch ihr Brauthemd war, angezogen. Die Ermel davon hatte ſie bis hinter die Ellenbogen aufgewickelt. Von feinem ſchwarzen Tuch hatte ſie ein Leibchen und Rock, und unter der Haube ſtunden graue Locken hervor, ſchön gepudert von Ehre und Alter. Es iſt wirklich unbegreiflich, daß während der ganzen Mahlzeit nicht ein Wort vom Paſtor geredet wurde; doch halte ich davor, die Urſache war, daß Vater Stilling nicht davon anfing.

Hippel.

Ueber die Herrſchaft in der Ehe.

(1774.)

Wenn den Männern die Herrſchaft im Hauſe zuſteht, ſo kommt der Frau die Regierung zu; iſt der Ehemann Präſident von der Hausjuſtiz, ſo iſt ſie Polizeipräſident. Die Geſetze, nach denen erkannt wird, heißen das Hausrecht. Hausrecht bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht Kaiſerrecht. Man beſchuldigt die Weiber, ſie wären herrſchſüchtig; allein wer iſt es nicht? wir ſind alle Könige, Prieſter und Propheten, nur jeder auf ſeine Weiſe; und doch iſt faſt mit Gewißheit anzunehmen, daß die Weiber mit aller ihrer Hoheit nichts weiter beabſichtigen, als jene Kleinigkeit — uns zu beſitzen und von uns geliebt zu werden; wir nur ſollen ihnen zugehören. Jene Zeit iſt nicht mehr, da dem Ehemann die Gerichtsbarkeit über Hand und Hals zuſtand, und da ungetreue Weiber dem Urtheil ihres Mannes unterworfen waren, als ob die ſchamhaften Geſetze von einem ſo gräulichen Verbrechen nichts wiſſen wollten; die Zeit, wir, und das ſchöne Geſchlecht, haben uns mit der Zeit geändert. Was ſollte auch Weiber von der Theilnahme an der obrigkeitlichen Würde im Hauſe abhalten? Das Recht des Stärkeren überzeugt nicht; der Spruch, auf den bei der Trauungsformel ein ſo bleiernes Gewicht gelegt wird: und er ſoll dein Herr ſeyn, heißt in einer freyen Ueberſetzung: dein Beſchützer. Man denke nur an den Ritter d'Eon und an ſo große Regentinnen, um gewiß zu werden, daß es nicht am ſchönen, ſondern am ſtarken Geſchlechte liegt, wenn hier und da eine Frau im Hauſe nicht ſonderlich regiert. Da die Weiber eben ſo gut Menſchen ſind wie die Männer, und da ihnen gleiche Rechte gebühren; konnt' es wohl an Vorſchlägen fehlen, beide Menſchenklaſſen auf gleichen Fuß zu ſetzen? Sie, die Mütter der beſten Menſchen, die alles was groß und edel war, zur Welt brachten und erzogen, ſollten immerwährend mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt und nicht viel beſſer behandelt werden, als wenn ſie Zeelverkoopern in die Hand gefallen wären: indem ſie zu lebenslanger Sklaverey verurtheilt, nur in ſo weit glücklich ſind, als ſie an gute oder böſe Herren kommen? Soll denn die zweite ſo ehrwürdige Klaſſe des Menſchengeſchlechtes ewig in der Wiege bleiben, immer mit Spielzeug und kindiſchen Näſchereyen unterhalten werden? ſoll ſie immer der Thon ſeyn, der ſeinen Schöpfer nicht fragen darf: was macheſt Du? Ueberall ohne weſentliche Gültigkeit! Die Geiſtlichen ſagen: meine Brüder; und ſterben heißt: verſammelt werden zu ſeinen Vätern. — — Als in Conſtantinopel Druckereien angelegt werden ſollten, hieß es: wovon ſollen die Abſchreiber leben? und kaum kann man ſich einen ſtärkeren Einwand denken, wenn von der bürgerlichen Verbeſſerung des andern Geſchlechtes die Frage iſt. Ohne Zweifel hielt der Umſtand, daß der Mann beſchützen und die Frau gefallen ſoll, den Plan zurück, Knäblein und Mägdlein in Eine Schule zu ſchicken: und das mit Recht, ſo lange es bei der geſtrengen Einrichtung verbleibt, kraft deren der Mann nicht blos vor dem Riß ſtehet, wenn Noth am Mann iſt, ſondern auch allein ins Publikum tritt. Mittlerweile und ſo lange noch das Publikum von der Frau keine Notiz nimmt, ſollten denn aber doch, da Niemand zweien Herren dienen kann, die Männer dem Staate dienen, und durch ihre Frauen das Haus bedienen laſſen. Daß der Staatsausdruck dienen, ſehr oft befehlen bedeute, darf ich nicht bemerken: und eben ſo wenig, daß die Herren Männer die Staatsgeſchäfte nur ſo ziemlich fabrikmäßig handhaben. Der Beſitz macht ſelig! Je mehr die Weiber ſich Mühe geben, männlich zu werden oder männlich zu thun, je mehr entfernen ſie ſich von der Herrſchaft, indem dieſe ihnen völlig unangemeſſene Rolle ihnen ſo viele Zeit raubt, daß ſie in allem zu kurz kommen. Bittet ein freies Weſen ein anderes freies Weſen um ſeinen Beiſtand, ſo begiebt es ſich nicht in deſſen Sklaverei; vielmehr iſt es die Pflicht des Stärkeren, dieſe Beihülfe zu leiſten: der Schwächere macht dadurch eigentlich keine Schuld; allein, der Stärkere berichtiget eine. Sein Gläubiger iſt die Natur; und will er darum ſcheel ſehen, daß ſie ſo gütig gegen ihn war? Wäre das ſchöne Geſchlecht eben ſo ſtark, wie das unſrige — was würde aus der Welt geworden ſeyn? was noch aus ihr werden? Die Menſchen haben die Ehre und die Schande, das Glück und das Unglück, ihres Gleichen untergeben zu ſeyn. Unſere Allerdurchlauchtigſten ſind ſo Menſchen, wie ihre allerunterthänigſt Treugehorſamſten: und ſo iſt auch der Mann, dem in der Regel die rechte Hand im Hauſe gebührt, ſo wenig fehlerfrei, wie ſeine Gattin; aber bei dem allen kann letztere nichts Weiſeres thun, als ſich in die Zeit ſchicken, ſo lange es böſe Zeit iſt; bringen nicht auch die Männer mit augenſcheinlichem Gewinn einen guten Theil ihrer Menſchenrechte dem Staate dar? und wer kann wider den Strom ſchwimmen? — Die Männer ertragen von Staatswegen ſo viele Ungerechtigkeiten, daß die Weiber wohl thun, ſich in ihren Häuſern auf kleinere Uebel gefaßt zu machen. Wenn ſie Weiber bleiben, vermögen ſie durch Sanftmuth und Duldung Alles, ſo daß es von ihnen im Geiſt und in der Wahrheit heiſſen kann: wenn ſie ſchwach ſind, ſind ſie ſtark. Auf dem Wege der Duldung und der Sanftmuth kommen die Männer nie zum Ziel in ihrem Beruf; auch ſollen ſie es nicht: weil ſie ſtark ſind, liegt es ihnen ob, nur durch Muth zu überwinden; allein auch eben weil ſie ſtark ſind, müßten ſie den Gedanken verbannen, im Hauſe herrſchen zu wollen. Wer will denn, daß die Frau über den Mann herrſchen ſoll? Nur auch ſie ſoll nicht von ihm beherrſcht werden. Können denn nicht zwei Menſchen beiſammen leben, die ſich vom heiligen Geiſte ſelbſtgemachter Geſetze leiten und führen laſſen, ohne daß Einer unter ihnen ſein ſtolzes Haupt emporhebt und, kraft eingebildeter Gewalt, die Ordnung der Dinge verändert, ſie lieber verderbt, als ihr folgt? Daß doch die Menſchen, die ſich ſo ſchlecht ſelbſt regieren, ſo herzlich gern den Meiſter über Andere ſpielen! obgleich ihre Sicherheit und ihre Ruhe in dem Grade abnehmen, in welchem die Grenzen ihrer Machtvollkommenheit ſich erweitern. Zu Saturns Zeiten war weder Herr noch Knecht, weder perſönliche noch dingliche Leibeigenſchaft: wo Furcht iſt, iſt nicht Liebe; denn die Furcht treibt die Liebe aus. — Der Vorſchlag, daß der Mann Regent, Madame Premierminiſter ſey — iſt ein Vorſchlag zur Güte; allein iſt es rathſam, den Bedarf eines Premierminiſters öffentlich zu bekennen? — Ich muß jeden Vergleich verbitten und es zum rechtlichen Erkenntniß ausſetzen. — — Männer haben die Erlaubniß zu trotzen; Weiber müſſen vorſtellen: Männer können behaupten, Weiber dafür halten: wenn alle Stricke reiſſen, können Männer lachen; Weiber müſſen weinen. Die Tugend der Demuth, die man oft für Schwäche zu halten gewohnt iſt, und die man nur gar zu gern aus der Zahl der Tugenden, welche eine Stärke vorausſetzen, verſtoßen möchte, gewinnt im Weibe ihren ganzen und den ihr gebührenden Vorzug. Könnte man nicht, um es mit Niemand zu verderben und doch der Sache ſo nahe zu treten als möglich, über die Preisfrage, „wem die Herrſchaft gebühre?“ antworten: der Vernunft? Dieſe ſollte wenigſtens überall herrſchen, obgleich, leider! die Klugheit ſie oft vom Throne ſtürzt; nicht der Vernünftigſte, wohl aber der Klügſte, herrſcht überall. — Wenn der ſchwächſte Landesherr nicht blos einen beſonders lieben getreuen, ſondern auch einſichtsvollen Liebling hat, ſo iſt alles im Geleiſe. Bei der Preisantwort: der Vernunft, wird Niemand beleidigt, weder Mann noch Weib; ſie herrſchen beide, in ſo weit ſie vernünftig ſind.

Kaiſer Joſeph II.

Aus ſeinen Briefen. *

(1774—1789.)

1. An Maria Antonia, Königin von Frankreich.

Madame!

Ich wünſche Ihnen Glück zu der Thronbeſteigung ihres Gemahls. — Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volk die Liebe wiedergeben, die es ſonſt für ihre Könige gehabt, und das Reich ſo glücklich und groß machen, als es einsmalen geweſen.

Die Nation ſeufzte unter der Laſt, welche ihr in den letzten Jahren von Louis XV auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwieſen, ſeinen Günſtlingen zu viel Herrſchaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiſeuls, Malesherbes, und den Chalotais entfernet — Männer wie Maupeou, den verhaßten Abt Terray, und den Duc d'Aiguillon ans Ruder geſetzt, die mit der ſchändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe ſeines Volks geraubt.

Ich habe dieſen Prinzen oft in meinem Innerſten beklagt, daß er ſich ſo ſehr zum Spiel ſeiner Leidenſchaften gemacht, ſo herabgeſetzt vor den Augen ſeiner verehrungswürdigen Familie und ſeiner Unterthanen ſelbſt; und daß er ſo wankend in ſeinen Entſchließungen als König geweſen.

---

* Die kleinen Flüchtigkeiten in der Schreibart ſind, als Bürgſchaft für die Aechtheit dieſer Briefe, unverändert ſtehen geblieben.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Beſtreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe ſeines Volks zu erwerben. Laſſen Sie nichts unverſucht, um ſich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu verſichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigſte Geſchenk der Vorſehung für das Reich der Franken ſeyn.

Leben Sie immer zufrieden, Königinn! befeſtigen Sie die Harmonie zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich, und entſprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Beſtimmung, die Sie zur Friedensſtifterinn von zweyen der berühmteſten Nationen Europens gemacht.

Ich küſſe Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung

Euer Majeſtät

gehorſamſter Bruder und Freund

Wien, im May 1774.

Joſeph.

An Ferdinand Graf von Trautmannsdorf, Miniſter in Niederlanden.

Liebſter Graf!

In der That, es kann der Bemerkung eines Philoſophen nicht entgehen, daß ſeit einiger Zeit ein Geiſt der Widerſetzlichkeit ſich über Europa verbreite, der um ſo mehr Epoche ſeyn muß, da wir in einem Jahrhundert ſind, wo gute Könige regieren.

Man war beym Emporkommen der Philoſophie in einem täuſchenden Zuſtand, hatte ſich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben, und mehrere Folgſamkeit für die Geſetze verſprochen, da ſie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gut geſinnten Unterthans ſeyn müßte.

Es würde vielleicht zum Labyrinth des menſchlichen Geiſtes ſeyn, wenn man die Urſachen, die ſo viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hievon aufſpüren wollte. Bey allem dem iſt es merkwürdig, daß Frankreich durch Unterſtützung von Amerika dem Freyheitsſinn Stoff zum Denken gegeben hat.

Holland war der erſte Staat in Europa, der ſich durch die ariſtokratiſche Herrſchſucht einiger Bewind-Häbers zum verunreinigten Land gemacht, bis endlich Preußen Friede im Erbtheil Oraniens gebot.

In der Region dieſer Gegenden empörten ſich die Niederländer; meine eigene Unterthanen widerſetzten ſich den Verfügungen, die ich zum Beßten dieſer Provinzen getroffen habe, und an der Spitze des Jeanhagels ſtunden die Edlen der Nation! Selbſt Frankreich ſuccedirte in dieſen Verwirrungen dadurch, daß es die Notablen zuſammenberief; das Volk wähnte ſich unter Heinrich IV. zu ſeyn, hoffte von den oratoriſchen Talenten ihrer Repräſentanten ſo vieles. Die Menſchen verlangen mit Ungeſtüm eine Freyheit, die ihnen nachtheillig würde, da die wenigſten hievon Kenner des Gebrauchs derſelben ſind.

Möchten alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beytragen können, dem Unterthan darſtellend machen, daß die meiſten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen ſeyen, daß dieſe das Volk zu Ausführung ihrer Abſichten gebrauche, und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müſſe. Beinahe wären die Jahrhunderte Alba's und der Dragonaden von den Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europe ausgebreitet, und dem Toben der Unzufriedenen Einhalt gethan.

Die Begebenheiten in Oeſterr. Niederlanden haben mir verdrüßliche Augenblicke gemacht; und dieſes Volk wird ſich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einſtens für ſie empfand.

Wien, im Sept. 1787.

Joſeph.

An einen ſeiner Freunde.

Mein Freund!

Wenn es einſtens Neronen, und einen Dionys gab, der über die Schranken ſeiner Macht hinausgieng, wenn Tyrannen geweſen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schickſal in die Hände gab, iſt es darum billig, daß man unter dem Vorwand von Beſorgniſſen, die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürſten alle mögliche Hinderniſſe in ſeinen Regierungsanſtalten in Weg gelegt, die nichts anders als das Wohl und das Beſte ſeiner Unterthanen zum Endzweck haben?

Ich habe ſeit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſeyn laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu beſiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und ſeit ich den Thron beſtiegen, habe ich mehrmalen Beweiſe davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenſchaft ſey; daß ich zur Befriedigung derſelben keine Arbeit, keine Mühe, und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Abſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt habe; und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerſetzlichkeiten von ſolchen, von welchen ich es am wenigſten vermuthen konnte.

Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht; als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blick umfaſſe, und kann auf die ſeparaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rückſicht nehmen.

Das Privat-Beſte iſt eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen! — Aber wie viele denken daran!

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſeye, mein Diadem mit all der Laſt von Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunſch: Nicht zu ſeyn, derjenige meiner

Empfindungen ſeyn, die ſich unwillkührlich meinem Geiſt darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt, und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter, und unpartheyiſcher dasjenige unterſuchen, und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.

Wien, im October 1787.

Joſeph.

An Karl Prinz von Naſſau,
General in Ruſſiſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen Dienſten.

Mon Prince!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Oktober 1789 verordne ich einen Kongreß, nach dem Osmanns Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Traktaten von Karlowitz und Paſſarowitz dienen meinen Ambaſſadeurs zur Baſis der Unterhandlungen, wobey ich mir Choczim und einen Theil von der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinſel Krimm, Oczakow wird geſchleift, der Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Großherzog von Florenz Römiſcher König.

Dann iſt Univerſalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notablen der Nation Richtigkeit gemacht, und — —[*]

Wien, im Jänner 1789.

Joſeph.

---

[*] Nach dieſen, durch die Geſchichte anders, als der erlauchte Briefſchreiber es ahnete, ausgefüllten Gedankenſtrichen folgt noch ein unbedeutender, den Eindruck dieſes Briefes ſchwächender Satz, den wir abſichtlich weglaſſen.

Engel.

Aus dem Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark.“

(1801.)

1. Die Kriſis.

(**Zur Orientirung:** Der Alte des Geſprächs iſt Herr Lorenz Stark, der Handelsherr, ſeine Tochter iſt die Doktorin Herbſt, an einen der berühmteſten Aerzte zu H.... verheirathet. Herr Stark hat ſeine ganze Handlung der Aufſicht des Sohnes übergeben; dieſer aber verſäumt das Geſchäft, und der Vater hält ihn für leichtſinnig, während er nur in eine bedrängte, mit Kindern geſegnete Wittwe, Frau Lyk, deren Mann der Doktor Herbſt in der Kur gehabt hatte, verliebt war. Seinem Schwager hatte ſich der junge Stark anvertraut, und dieſer muß dem Alten beibringen, daß der Sohn (er weiß nicht warum) in die weite Welt hinaus wolle. Den entrüſteten Vater beſänftigt die Doktorin, aber ſie und die Mutter erfahren das Geheimniß des Sohnes erſt vom Doktor. Die Ausſicht iſt trübe und gewitterhaft, und die Verſchwornen ſinnen, wenn nicht auf Frieden, doch auf einen nicht zu verachtenden Waffenſtillſtand. In dieſen kritiſchen Augenblick fällt das nachſtehende Geſpräch mit dem feinen Alten über die Kriſis: —)

Abends bey Tiſch erlitt der Muth der Frau Doktorin, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unſanften Stoß. Es war Donnerſtag, wo, nach der Regel, das ganze Herbſtiſche Haus, bis auf das kleinſte Enkelchen herunter, bey dem Alten verſammelt, und dieſer dann gemeiniglich ſehr vergnügt und beredt war. Eins der erſten Geſpräche pflegte von denjenigen Kranken des Doktors zu ſeyn, die der Alte, wenn auch nur von Anſehen, kannte, und an denen er, theils dieſer Bekanntſchaft wegen, theils weil ſie Kunden ſeines Schwiegerſohnes waren, viel Theil nahm.

Dießmahl fragte er beſonders nach einem gewiſſen Herrn Heil, einem Manne von mittleren Jahren, der eine ſtarke Familie hatte.

Ach, der! ſagte der Doktor: der iſt ſchon völlig außer Gefahr.

Doch? das iſt mir eine ſehr liebe Nachricht! Der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur ſehr wenig Vermögen da ſeyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? es iſt übrigens ein ſo rechtlicher, ein ſo ſtattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. Aber — wenn ich nicht irre, ſo ſagten Sie ja nur noch vorgeſtern: er ſey der Schlimmſte von Ihren Kranken; es ſey Ihnen ganz bange um ihn?

Da ſtand's auch mit ihm ſoſo. Er lag da eben in einer Kriſis.

Was heißt das? Kriſis: das Wort, däucht mir, hab' ich ſchon öfter gehört.

Das Wort iſt griechiſch, mein lieber Vater.

Ey meinetwegen arabiſch! Ich mögte den Sinn davon wiſſen. Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? Eine teutſche Krankheit wird doch keine griechiſchen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die ſich teutſch nicht ſo kurz wollen ſagen laſſen. Kriſis nennt man bey hitzigen Fiebern die letzte, ſtärkſte Anſtrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochte Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte langſam, und wiegte mit dem Kopf vor ſich hin. Das iſt nun teutſch; in der That!

Teutſch, wie Griechiſch. Nicht wahr?

Beynahe.

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn ſie ſich von den geſunden Säften, denen ſie beygemiſcht war, ſchon ſo abgeſondert hat, daß der Körper ſich ihrer entſchütten, oder wo nicht völlig entſchütten, ſie doch nach außen hin abſetzen kann. Hat die Natur zu dieſer Wirkung noch Kraft, ſo geneſt der Kranke; hat ſie keine, ſo ſtirbt er. So lange nun dieſes glückliche oder unglückliche

Beſtreben der Natur fortdauert, ſagt man von einem Kranken: er ſey in der Kriſis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun verſteh' ich. Und ſo kann man denn auch in einer Kriſis, wo es ſich mit der Krankheit beſſert, ſo herzlich krank ſein?

Nicht anders. Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Kriſis vorbereitet wird — Sie verſtehn mich nun ſchon — —

Vollkommen.

Während dieſer ganzen Zeit iſt die Krankheit im Wachſen, im Zunehmen; und kurz vor der Kriſis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entſtehen, die das Uebel auf ſeinen höchſten Grad treiben, und die man füglich einen kritiſchen Tumult nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einſt einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erſchrack.

Nicht doch! Helfe Gott! muß man ſprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? Doch freylich; wenn's mit dem Bewahren zu ſpät iſt, da hat man ſchon Recht, daß man um's Helfen bittet. Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doktor, nicht wahr?

Der kann dabei wenig, ſehr wenig. Das Meiſte und das Beſte muß die Natur thun.

So! — Aber der Doktor nimmt doch ſein Geld; und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um deſto eher Frieden zu ſtiften.

Die Anweſenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft ſaß — und am meiſten lachte der Doktor. Sie wären mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater. Wiſſen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit die Kriſis ſtören, und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie ſo? das mögt' ich doch ungern. Der arme Heil!

Eine geſtörte Kriſis zieht immer entweder ſchleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödtliche Verſetzungen nach ſich, die wir abermals mit einem griechiſchen Worte Metaſtaſen nennen.

Genug! genug! ſagte der Alte; kein Griechiſch weiter! Ich merke wohl, Ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt Euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeſchlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel beſſer iſt's wirklich nicht. Ich geſteh' es Ihnen.

Je nun — Wenn's ſo am ſicherſten oder am heilſamſten iſt, iſt's am beſten. — Er ſaß hier einen Augenblick nachdenkend, und ſpielte mit ſeinem Teller. — Lieb iſt mir's denn doch, daß ich bey der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritiſcher Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen.

Wie ſo? fragte der Doktor.

Ich hätte mich können verführen laſſen, mitten in einer Kriſis die Cur zu verſuchen.

Sie? fragte der Doktor noch einmal.

Der Alte ſchwieg; aber ein bedeutender, lächelnder Blick, den er nicht ſowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf wo dieſer ſaß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit ſeinen Reden auf den Zuſtand des Sohnes ziele: nur, wie er ihn in dieſem Zuſtande zu behandeln denke, das blieb ein Räthſel. Nach Tiſche rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr geſpannt als befriedigt. Endlich that die Doktorin, die gewiſſermaßen das Orakel der Familie war, und die ſeit dem Siege von dieſem Morgen noch an Anſehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorſchlag, daß man ſich für jetzt den Kopf nicht weiter zerbrechen, ſondern die eigne Erklärung, die der Vater durch ſein Betragen geben würde, ruhig abwarten ſolle; ein Vorſchlag, den Mutter und Mann höchlich billigten: denn daß dieſe Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverläſſig ſeyn müßte, ſprang in die Augen.

2. Vater und Sohn.

Die Gelegenheit, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, [*] fand ſich für den Doktor gar bald. — Willkommen! Willkommen! ſagte der Alte, als jener das nächſte Mal zu ihm hineintrat: wie ſtehts? — und vor allem, Herr Sohn: wie ſtehts mit unſerm kritiſchen Kranken? Ich ſehe ja die Mutter noch keine Anſtalten machen.

Anſtalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abſchiedsſchmauſe, den ich beſtellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muskelnſpiel um die Gegend der Lippen ſchien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernſthafteſte halte.

Es ſteht, wie es ſteht: ſagte der Doktor, der dieſe Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um ſo lieber ergriff, da der Alte nur eben ſeinen ſchwerſten Poſttag abgefertigt hatte, und jetzt, ſeiner Gewohnheit nach, im Seſſel der Ruhe pflegte. In ſolchen Augenblicken, wußte er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meiſten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Laſt fiel, hatte er dann bei Seite geſchafft; und in die Vergangenheit pflegte er immer mit großer Gemüthsruhe zurück, ſo wie in die Zukunft mit froher Hoffnung vorwärts, zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doktor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da möcht' es mit der vorhabenden Reiſe noch langen Anſtand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jetzt iſt es Flußfieber; ſonſt nichts. — Daß ſich etwas Schlimmers dahinter verſteckt halten ſollte, will ich nicht hoffen. Indeſſen hat man der Fälle.

Aber es läßt ſich doch vorbauen? Nicht?

Allerdings. — Auch wüßt' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernſt kommen ſollte, ich treuer und herzlicher ſorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar ſehr; denn ſo wenig ich ſeine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, ſo weiß ich doch, daß er zu unſern rechtſchaffenſten, ſelbſt zu unſern edelſten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar ſchön; in der That! Und am ſchönſten wohl in dem Ohr eines Vaters.

Sie haben mich faſt abgeſchreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir ſolche Dinge von ihm zu ſagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweiſe davon zu erzählen haben; ſo reden Sie bis in die ſinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden ſolche Dinge für mich nur zu ſehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daß ſie ihnen bekannt ſeyn ſollten? — Ihr Sohn iſt mit dem Guten, das er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch ſchöner. — Er beugte ſich gegen den Doktor vor, und ſetzte mit einem kleinen ungläubigen Kopfſchütteln hinzu: Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Was für Wunderdinge werd' ich dann hören.

Der Doktor hatte keine Noth, unter den Beweiſen von dem Edelmuthe ſeines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch deſto wichtigern, in ſeinem Gedächtniß. — Sie erinnern ſich doch, fing er an, des unglücklichen Verhältniſſes, worin Ihr Sohn mit dem ſeligen Lyk ſtand? Sie wiſſen doch, zu welchen boshaften, verläumderiſchen Briefen nach A... ſich dieſer leichtſinnige Mann durch kaufmänniſchen Eigennutz hatte verleiten laſſen.

Ich weiß das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenns zu ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig iſt, ſo laſſen Sie's ruhen! — Als der Mann ſich hinlegte und ſtarb, ging mir das nahe und da gab ich ihm die Erinnerung daran in ſein Grab.

Edel! — und wahrlich! will dort ich ſie nicht wieder hervorziehen. — Nur geſtehen Sie: daß es noch edler, als bloßes Vergeſſen iſt, wenn man ſo bittre Beleidigungen, die für den

---

[*] Dem Vater beſſere Begriffe von dem Sohne beizubringen.

Menſchen nicht minder kränkend als für den Kaufmann waren, mit den wichtigſten, langwierigſten, mühſamſten Dienſten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Ihr Sohn. — Meine wenige Hoffnung, den ſeligen Lyk zu retten, da ſein Fieber ſo heftig und ſein Körper ſo ſehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz ſichtbare Unruhe ſeines Gemüths vereitelt. Ich ſuchte ihr auf den Grund zu kommen; und es fand ſich, daß er die ſchmerzlichſte Sehnſucht fühlte, ſein dem Bruder erwieſenes Unrecht wieder gut zu machen, und daß er nicht ruhig glaubte ſterben zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigſte und wehmüthigſte Bitte um Vergebung ſein Gewiſſen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erſtes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu beſuchen; ſo lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Reſt von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, ſondern blos an ſeinem allgemeinen Abſcheu vor Allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er ſich endlich entſchloß, mir zu folgen, und nun den Unglücklichen anſichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenſtreckte; da war auf einmal jener Abſcheu und jene Furcht aus ſeinem Herzen ſo rein verſchwunden, daß er mit der lebhafteſten Begierde auf den Kranken zuſtürzte, und ihn mit Inbrunſt umarmte. Das Menſchliche, Edle, Großmüthige ſeines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigſte bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er ſich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ein Bekenntniß zurückzuhalten, das für ihn ſo beſchämend und kränkend ſeyn mußte! Aus wie vollem Herzen ſtrömte ihm das Wort der Verſöhnung, als ihm ſeine innre Erſchütterung es endlich auszuſprechen erlaubte! „Fordern Sie, ſagte er, fordern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen; und wenn er irgend in meinen Kräften ſteht, ſo betheur' ich Ihnen vor Gott: ihn will ihn mit Freuden geben. Kann ich Ihnen, kann ich den Ihrigen dienen? Kann ich's in dieſem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, beſter Lyk; und was es auch immer ſeyn mag — —"

Der Alte ſaß in ſeinem Seſſel, vor lauter Zuhören ſo ſtille, daß er kein Glied bewegte. Nur war er ſich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von ſeinem guten Ohre ein wenig zurückzuſtoßen, und jetzt auf einmal fuhr er ſich mit den Fingern an ſeine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doktor fort, nutzte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erſt hinterher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung koſtete. Er geſtand, daß ſeine Handlungsgeſchäfte in Verwirrung, ſeine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, ſagte der Alte. —

Er bejammerte das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen ſollte.

Und das mit Recht! ich denke, er war nicht weit mehr vom Bruche.

Der auch wohl ſicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geſchäftigkeit Ihres Sohnes nicht gethan hätte —

Wie? —

Das Geſtändniß des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm ſein heiliges Wort gab: daß er auf den Fall ſeines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Alles, ſo gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünktlichſten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hauſe der Trauer unter den verdrüßlichſten Geſchäften zu, verglich Brüche, zog Rechnungen aus, ſchrieb oder beantwortete Briefe; indeſſen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Konzertſälen, oder an Spieltiſchen glaubten. —

Es wäre beſſer geweſen, wenn der Doktor dieſen unnöthigen

Zuſatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er ſich ſelbſt damit Schaden. Er brachte ſich um ein Fäßchen Weins, oder um irgend ein andres Geſchenk, das er ſonſt für ſeine angenehme Erzählung gewiß erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrſagergeiſt, ſagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrießen mußten, durft' ich erfahren; aber ſein Gutes, das mir hätte können Freude machen — —.

Der Doktor entſchuldigte ſich, wegen ſeines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Verſprechen, zu ſchweigen; einem Verſprechen, das er vielleicht zu gewiſſenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falſchheit, die in dieſer Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Verſprechen war gefordert worden, glaubte er ſich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er ſich einiger Kranken, denen er noch Beſuche zu geben hatte, und empfahl ſich dem Alten. —

Er war ſchon mehrere Minuten hinaus, als Herr Stark noch in ſeinem Seſſel, von dem er beide Arme bequem herabhangen ließ, mit feuchtem Blick vor ſich hinſchmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild ſeines geputzten und gepuderten Sohnes anſtaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoß, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläßigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Beſuch von ein paar Fremden geſtört, die für die abgebrannte Kirche zu L.. und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beyträge ſammelten Er nahm ſie mit vieler Leutſeligkeit auf, und ſtatt der dreißig oder fünfzig Reichsthaler, die er ſonſt vielleicht geſchrieben hätte, ſchrieb er jetzt volle hundert. — Der erſte Buchhalter, Monſieur Burg, trat herein, und ſuchte mit verlegener Miene einen Brief vorzubereiten, worin ein Verluſt von mehrern Tauſenden als höchſtwahrſcheinlich vorausgeſagt word. — So etwas fällt in einer Handlung ſchon vor, ſagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchſicht mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmſte Nachricht von der Welt enthielte.

Den ganzen Abend hindurch war er über die Entdeckung, die er ſo unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erſt jetzt, in ſeinem hohen Alter ein Sohn wäre geboren worden. Als er in ſeine Schlafkammer gieng, gab er vorher der Alten, die ſolcher ehelichen Zärtlichkeiten ſchon ſeit vielen langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erſtaunt war, einen recht herzlichen Kuß. Das einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umſtand, daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein ſo gutes und feines Geſpinnſt zeigte, gerade das Schau-Ende ſo ſchlecht ſeyn mußte.

Lavater.

I. Phyſiognomiſche Regeln.

(Zwiſchen 1770 und 1780.)

Allgemeine Regeln.

Iſt der erſte Moment, da dir ein Menſch erſcheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vortheilhaft für ihn; verſchob ſein erſter Eindruck nichts in dir; wurdeſt du durch ihn auf keine Weiſe gedrückt, oder geniert; fühlteſt du dich in ſeiner Gegenwart ſogleich und immer froher und freyer, lebendiger und mit dir ſelbſt, auch wenn er dir nicht ſchmeichelte, auch wenn er nicht mit dir ſprach, zufriedner, ſo ſey ſicher — der wird bey dir, in ſofern niemand zwiſchen euch ſteht, nie verlieren, immer gewinnen. Die Natur hat euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit ſehr wenigem ſehr vieles ſagen können .... Studire nur genau und bezeichne die ſprechendſten Züge.

Sehr viele gewinnen, je mehr ſie gekannt ſind; ſie gefielen nicht im erſten Momente.

Es muß ein Grund der Disharmonie zwiſchen dir und ihnen ſeyn, daß ſie dir anfangs nicht ganz einleuchteten; und ein Grund der Harmonie, warum ſie mit jedem Male mehr einleuchteten.

Suche genau den Zug, der nicht mit dir harmonirt; findeſt du ihn nicht in dem Munde, ſo fürchte dich nicht zu ſehr! Findeſt du ihn nicht dort, ſo beobachte genau, in welchen Momenten, bey welchen Veranlaſſungen er ſich am klarſten zeigt.

Wer ſich am ungleichſten und gleichſten iſt, das iſt, ſo mannichfaltig und ſo einfach, wie möglich; ſo veränderlich und unveränderlich, ſo harmoniſch, wie möglich, bey aller Lebendigkeit und Wirkſamkeit, weſſen bewegteſte Züge den Charakter des feſten Ganzen nie verlieren, ſondern demſelben konform ſind, der ſey dir heilig! Aber wo du das Gegentheil, auffallenden Widerſpruch zwiſchen dem feſten Fundamental-Charakter und den beweglichen Zügen wahrnimmſt, da ſey zehnfach vorſichtig auf deiner Hut — da iſt — Narrheit oder Schiefſinn.

Bemerke die blitzſchnellen Momente der völligſten Ueberraſchung. Wer in ſolchen ſeine Geſichtszüge günſtig und edel bewahren kann; wem in ſolchen kein fataler Zug entwiſcht, kein Zug der Schadenfreude, des Neides, des kaltverachtenden Stolzes, deſſen Phyſiognomie und deſſen Charakter werden jede Probe aushalten, die man über ſterbliche und ſündliche Menſchen darf ergehen laſſen.

Sehr klug, oder ſehr kalt, oder ſehr dumm, nie aber wahrhaft weiſe, nie ächt-lebendig, nie fein-empfindſam, nie zärtlich ſind diejenigen, deren Geſichtszüge ſich nie merkbar verändern.

Sehr klug, wenn ihre Geſichtszüge wohl proportionirt — genau beſtimmt, ſcharf prononzirt ſind.

Sehr dumm, wenn die Geſichtszüge flach, ohne Nuance, ohne Charakter, ohne Beugung oder Schweifung ſind.

Weſſen Figur ſchief — weſſen Mund ſchief — weſſen Gang ſchief — weſſen Handſchrift ſchief iſt, das iſt, nach ungleichen, ſich durchkreuzenden Direktionen geht — deſſen Denkungsart, deſſen Charakter, deſſen Manier, zu handeln, iſt ſchief, inkonſequent, einſeitig, ſophiſtiſch, falſchliſtig, launiſch, widerſprechend, kaltſchalkhaft, hartgefühllos.

Wenn eine ſchöngewölbte Stirn, in der Mitte zwiſchen den Augbraunen, beſonders wenn die Augbraunen markirt, gedrängt, regulär ſind, eine leicht ſichtbare, perpendikuläre, nicht gar zu lange — oder zwo parallele Falten dieſer Art hat, ſo gehört ſie ſicher zu den Stirnen erſter Größe. Solche Stirnen ſind nur zuverläßig klugen und männlich-reifen Charaktern eigen; und wenn ſie ſich an Frauensperſonen finden, ſo wird man ſchwerlich was klügeres, honnetteres, königlich-ſtolzeres und beſcheideneres finden.

Jede Stirn iſt ſchwachſinnig, die in der Mitte und untenher, eine, auch nur kaum merkbare länglichte Höhlung hat, mithin ſelbſt länglicht iſt — ich ſage, eine kaum merkbare — ſobald ſie merklich iſt, ändert ſich alles.

Länglichte Stirnen, mit ſcharf-angezogener, faltenloſer Stirnhaut, wo auch bei ſeltener Freude keine lieblich-lebendige Falte ſich äußert, ſind kalt, hämiſch, argwöhniſch, bitter, eigenſinnig, überläſtig, prätentios, kriechend, und können wenig vergeben.

Stark vorgebogene, oben ſehr zurückliegende Stirnen, mit bogigen Naſen, und länglichtem Untertheile des Geſichtes — ſchwindeln immer an der Narrheit Abgrunde.

Jede, oben vorwärts ſinkende, unten gegen das Auge eingehende Stirn, an einem ausgewachſenen Menſchen, iſt ein ſicheres Zeichen unheilbarer Imbezillität.

Wie weniger Buchten, Wölbungen, Vertiefungen, wie mehr einflache Flächen, oder geradlinigt-ſcheinende Umriſſe an einer Stirn wahrzunehmen ſind, deſto gemeiner, mittelmäßiger, ideenärmer, erfindungsunfähiger iſt die Stirn.

Es giebt ſchöngewölbte Stirnen, die beinahe groß und genialiſch ſcheinen, und dennoch beinahe närriſch, und nur halbklug ſind; an dem Mangel, oder an der Wildheit und Verworrenheit der Augbraunen entdeckt man ihre Klugheits-Aefferei.

Lange Stirnen, oben mit etwas ſphäriſchen Knoten, ſind gemeiniglich nicht ſehr zurückgehend; haben immer einen untrennbaren, dreifachen Charakter — genialiſche Blicke, mit wenig ruhig zergliederndem Verſtande — Starrſinn mit Wankelmuth, Kälte mit Heftigkeit — daneben haben ſie was Feines und Edles.

Stirnfalten.

Schiefe Falten in der Stirn, beſonders wenn ſie ungefähr parallel ſind, oder ſcheinen, ſind ſicherlich ein Zeichen eines armſeligen, ſchiefen, argwöhniſchen Kopfes.

Parallel reglierte, nicht gar zu tiefe Stirnfalten, oder parallel gebrochne, findet ihr ſelten anderswo, als bei ſehr verſtändigen, weiſen, redlichen und geradſinnigen Menſchen.

Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, beſonders zirkelbogenen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos iſt, ſind ganz zuverläßig dumm, und aller Abſtraktionen beynahe unfähig.

Stirnfalten, die bei der geringſten Bewegung der Stirnhaut in der Mitte ſich tief abwärts ſenken, ſind der Schwachheit ſchon ſehr verdächtig.

Sind die Züge ſtehend, tief eingegraben, ſehr tief herabſinkend, ſo zweifelt nicht an Geiſtesſchwäche, oder Stupidität, mit Kleinſinn und Geiz gepaart.

Merkt aber wohl, daß die talentreichſten Genies eine Linie, die in der Mitte merklich abwärts ſenkt, unter drei beinahe Horizontal-Parallelen zu haben pflegen.

Verworrene, ſtarkgegrabene, gegen einander ſtreitende Falten in der Stirn — ſind immer ein ſicheres Zeichen eines rohen, verworrenen, und ſchwer zu behandelnden Charakters.

Zwiſchen den Augbraunen noch eine gevierte Fläche — oder eine thorförmige, faltenloſe Breite, die faltenlos bleibt, wenn um ſie her ſich alles roh furcht — o, da iſt ein ſicheres Zeichen der höchſten Schwachheit und Verworrenheit.

Roh, derb, indelikat-argwöhniſch, ehrgeizig, bey manchen guten Eigenſchaften, ſind alle — in deren Stirnen ſich ſcharfe, verworrene, ſchiefe Falten formen, wenn ſie, ſeitwärts ſchielend, ſcharflauernd, mit verſchobenem Munde horchen.

Augen.

Augen, die ſehr groß, und zugleich äußerſt blauhell, beynahe durchſichtig ſind, wenn ſie im Profil angeſehen werden, ſind von leichter und großer Capazität; aber zeigen zugleich äußerſt empfindliche, ſchwer zu behandelnde, argwöhniſche, eiferſüchtige, ſehr leicht gegen jemand einzunehmende Charaktere an; auch ſind ſie von Natur, wie zur Wolluſt, ſo zur Ausforſchungs-Begierde ſehr geneigt.

Kleine, ſchwarze, hellfunkelnde Augen — unter ſtarken, ſchwarzen Augbraunen — tiefliegend, bey ſpöttiſchem Lächeln; ſind ſelten ohne Schlauheit. Tiefblick, Feinanſtelligkeit; — ſind ſie ohne ſpöttiſchen Mund, ſo ſind ſie tiefſinnig kalt, geſchmackvoll, elegant, genau — und — mehr zum Geiz, als zur Generoſität geneigt.

Augen, die, im Profil anzuſehen, mit dem Profil der Naſe beinahe gleichlaufen, ohne jedoch (à fleur de tête) vorzuſtehen, und unter den Augenliedern ſich vorzudrängen — zeigen immer eine ſchwache Organiſation, und wenn nicht entſcheidende Gegenzüge ſind, blöde Geiſteskräfte.

Augen, die keine Falten, oder ſehr viele kleinliche, lange Falten werfen, wenn ſie ſich fröhlich oder liebend zeigen wollen, ſind immer nur an kleinlichen, blöden, ſchwachmüthigen Charaktern, oder total Imbezillen zu ſehen.

Augen mit langen, ſpitzen, beſonders horizontalen Winkeln — das iſt, ſolchen, die nicht abwärts gehen — mit dickhautigen Deckeln, welche den Augapfel halb zu bedecken ſcheinen, ſind ſanguiniſch-genialiſch.

Augen mit ſchwachen, ſchmalen, kahlen Augbraunen, und ſehr langen, hohlen Wimpern, zeigen — theils ſchwächliche Leibs-Dispoſition, theils phlegmatiſch-melancholiſche Geiſtesſchwäche.

Ruhend-kräftige, ſchnell-treffende, ſanft-durchdringende, wolkigt-ſerene, ſchmachtend-ſchmelzende, langſam ſich bewegende Augen; Augen, die hören, indem ſie ſehen, genieſſen, ſchlürfen, ihren Gegenſtand gleichſam mit ſich ſelbſt tingieren und kolorieren, ein Medium des ſinnlichſten und geiſtigſten Genuſſes ſind — ſind nie ſehr rund, nie ganz offen, nie tiefliegend, oder weit hervorſtehend, nie ſtumpfwinklicht, oder abwärts ſpitzwinklicht.

Tiefliegende, kleine, ſcharfgezeichnete, glanzloſe, blaue Augen unter einer beinernen, beinahe perpendikularen Stirn, die unten ſich etwas tief einſenkt, obenher merklich vorwärts rundet — ſind zwar nur an ſcharfſinnigen und klugen, doch meiſtentheils ſtolzen, argwöhniſchen, harten und kaltherzigen Charaktern wahrzunehmen.

Wie mehr das obere Augenlied, die Haut unten über dem Augapfel, vorſtehend und abgeſchnitten ſcheint, den Augſtern beſchattet, oben ſich unter den Augenknochen zurückſchiebt; deſto mehr Geiſt, Feinſinn, Verliebſamkeit, genialiſcher Geſchmack; treuſinnige, beherzte, zuverläßige Delikateſſe.

Augen, die in dem Momente — da ſie ſich mit dem heiligſten Gegenſtande der Adoration beſchäftigen, nicht venerabel ſind, nicht Ernſt und Ehrfurcht einflößen, wenn ſie unbemerkt bemerkt werden — werden nie Anſprüche auf Schönheit, noch Empfindſamkeit, noch Geiſtigkeit machen können. Traut ihnen nie! Sie können nicht lieben, nicht geliebet werden. — Kein Geſichtszug voll Wahrheit und Kraft kann neben ihnen ſtatt haben.

Und welches ſind ſolche Augen? Unter andern — alle ſehr weit hervorrollende, bei ſchiefen Lippen — alle tiefliegende kleinen, unter hohen, perpendikulären, hartknöchernen Stirnen, mit Schädeln, die von der Scheitel bis zum Haarwuchs ſteil abgehen

Augen, die den ganzen Stern, und über und unter dem Stern noch weißes zeigen, ſind entweder in einem geſpannten, unnatürlichen Zuſtande; oder finden ſich nur an unruhigen, leidenſchaftlichen, halbnärriſchen, nie an ganz korrekten, reifen, geſundgeiſtigen, ganz zuverläßigen Menſchen.

Gewiſſe, weit offene, vorrollende Augen bei faden Geſichtern ſind eigenſinnig ohne Standhaftigkeit, dumm mit Prätenſion von Weisheit, kalt, und wollen gern warm ſcheinen, und ſind höchſtens hitzig, ohne einwohnende Wärme.

Augenbraun.

Eine nette, dichte, dachförmige, ſchattende Augbraun, an welcher keine wilde Auswüchſe vorſtehen, iſt immer ein zuverläßiges Zeichen eines geſunden, männlich reifen Verſtandes; ſelten von originellem Genie; nie von volatiler, duftiger, amoroſer Innigkeit und Geiſtigkeit. . . . Staatscabinets-Männer, Rathgeber, Planmacher, Prüfer, aber ſehr ſelten kühne, fliegſame Wagegeiſter der erſten Größe.

Horizontale Augenbraunen, dicht, reich, nett zeigen immer Verſtand, Kälte des Herzens, planreichen Sinn. Wilde Augenbraunen ſind nie an einem ſanften, horchſamen, ſchmiegſamen Charakter.

Hoch über den Augen ſchwebende, kurze, dichte, unterbrochene, nicht lange, nicht breite, ſind meiſtentheils bey gedächtnißreichen, ſchlauen, ſchmiegſamen, frömmelnden Charaktern.

Dichte, ſchwarze, ſtarke, abwärtsſinkende Augenbraunen, die auf den Augen hart anzuliegen ſcheinen, tiefe, große Augen beſchatten, und von einer ſcharf eingeſchnittenen, ununterbrochenen, langen Wangenfalte, die bei der leiſeſten Bewegung, Verachtung, Trotz, kalten Hohn zeigt, begleitet ſind, und über ſich eine ſichtbar knöcherne Stirn haben, ſind nur als Rathgeber — wenn man ſich rächen oder ſich die Wolfsluſt des Wehethuns machen will, zu brauchen: ſonſt ſo ausweichend, wie möglich und das Ausweichen ſo verbergend, wie möglich, zu behandeln.

Zweideutige Charaktere.

Wer ſchnell ſeine Geſichtszüge und ſeine Geſichtsfarbe ändert, und ſehr ſorgfältig iſt, dieſe ſchnellen Abwechslungen zu verbergen, und plötzlich eine gelaſſene Miene annehmen kann; wer beſonders ſeinen Mund leicht an- oder abzuſpannen weiß, ihn gleichſam im Zaume halten kann und beſonders, wenn das Auge des Beobachters ſich regt gegen ihn — der iſt minder redlich als klug; mehr Weltmann als Philoſoph; mehr Politiker als Ruhigweiſer; mehr guter Geſellſchafter als treuer Freund.

Denker.

Es giebt keinen ächten Denker, dem man es nicht zwiſchen den Augbraunen, und im Uebergang der Stirn zur Naſe anſieht. Fehlt es da an Buchten, oder Tiefe, Feinheit, oder Energie — ſo wirſt du im ganzen Geſichte und im ganzen Menſchen und in allen Handlungen und Geiſtesoperationen, den Denker umſonſt ſuchen — das iſt, den Mann mit dem tiefen Bedürfniſſe nach wahren, klaren, beſtimmten, conſequenten und zuſammenhängenden Begriffen.

Zum Fliehen.

Wie klug, wie gelehrt, wie ſcharfſinnig, wie gewandt, wie brauchbar und nützlich immer ein Menſch ſey — wenn er ſich immer mißt oder zu meſſen ſcheint; wenn er Gravität affektirt, um den Mangel innerer lebendiger Kraft zu bedecken; wenn er gemeſſenen Schrittes, ſeines Ich keinen Augenblick vergeſſend ſich im Kopfe, ſich im Halſe, ſich im Schulterblatt tragend einhergeht; und dennoch im Grunde leichten Sinnes und ſchalkhaften Humors iſt, und, ſobald er allein iſt, alle Würde, Gravität und Selbſtaushängung, ſein Ich aber nie vergißt: er werde nie dein Freund.

Männliche Charaktere.

Beynahe furchenloſe, nicht perpendikuläre, nicht ſehr zurückgehende, nicht ſehr flache, nicht kugel- ſondern ſchaalenförmige Stirne; dichte, nette, reiche, die Stirn auffallend begränzende Augbraunen, über mehr als halboffenen, jedoch nicht ganzoffenen Augen; eine mäßige Vertiefung zwiſchen Stirn und einer etwas vorgebogenen, breitrückigen Naſe; merklich geſchweifte nicht offne, nicht ſcharf-beſchloſſne, nicht ſehr kleine, nicht groſſe, nicht disproportionirte Lippen; ein, weder ſehr vorſtehendes, noch ſehr zurückgehendes Kinn — ſind zuſammen entſcheidend für reifen Verſtand, männlichen Charakter, klug-thätige Feſtigkeit.

Beſchluß.

Brauche, mißbrauche es nicht, behalt es für dich und die Wahrheit, die die Natur dich lehrt, und ein Freund der Natur ſey dir heilig; Gieb das Heilige nicht den Hunden! — dem Schweine nicht Perlen! Rein iſt Alles den Reinen, und Wahrheit iſt Eins mit der Freiheit.

II. Den ſechsten Januar.

(Aus ſeinem Tagebuche.)

Wieder mit unverzeihlicher Trägheit den Tag angefangen — ich erzittere über meiner entſetzlichen Unbeſtändigkeit im Guten — über dem unglaublichen Widerſpruche, der ſich täglich zwiſchen meinen überlegteſten Grundſätzen und meinen Handlungen und Unterlaſſungen findet. — Ach! Gott, werde ich ſie jemals in eine vollkommene Harmonie zu bringen im Stande ſeyn? Ich fürchte, ich fürchte — es niemals ſo weit bringen zu können. Bis ich mich einmal beſſer auf meine eignen redlichſten Entſchließungen ſtützen kann, wie lange werde ich noch warten und ſeufzen, nachdenken und kämpfen müſſen?

Ich erwachte doch ſchon vor ſieben Uhr — aber ich wälzte mich, taub gegen den Ruf meines Gewiſſens und unerbittlich bei dem Andenken an das Vergnügen, das mir meine geſtrige frühe Morgenandacht gewährte, in meinen Küſſen herum und ſchlummerte noch fort, bis es acht Uhr geſchlagen hatte. —

Unwillig, da meine Frau fragte, ob ich nicht mit ihr beten und leſen wollte, ſetzte ich mich hin — und konnte mich erſt des ungeduldigen Verlangens nicht erwehren, mit dem Morgengebete aus Zollikofers Geſangbuche bald fertig zu ſeyn.

Doch drängten ſich einige Gedanken durch den Nebel hindurch, welcher meine Seele und Stirne umwölkte. Als ich zu den Worten kam: „Ich erneuere hiermit in deiner Gegenwart den aufrichtigen Vorſatz, alle unordentliche Begierden, die in mir aufſteigen, zu unterdrücken, alle böſe Gewohnheiten, die ich noch an mir habe, zu beſtreiten, und mich in meinem ganzen Verhalten nicht nach dem Willen meines Fleiſches — zu richten;“ ſchien ſich mein Herz im Leibe vor Schaam zuſammen zu ziehen; ich fing mich an zu ermuntern; ich las die Stelle nochmals; — und fühlte ziemlich lebhaft, wie abſcheulich es ſey, bei einer ſo offenbaren Abneigung, vom Gebete, vor dem allgegenwärtigen Gott, von einem aufrichtigen Vorſatze, alle böſe Gewohnheiten zu beſtreiten — reden zu dürfen.

Bei der Stelle: „Laß mich oft an den Tod gedenken!“ fiel mir ein, daß ich mir doch ſo feyerlich vorgenommen hätte, alle Morgen einige Augenblicke dem Andenken meiner Sterblichkeit zu widmen — ich wiederholte alſo meine Bitte wieder, und nicht umſonſt. — Nun ward es doch am Ende des Gebetes, dem ich noch einige Lieder beifügte, wieder heller in meinem Kopfe; ich empfand einigen Trieb, den ſchlechten Anfang des Tages zu vergüten. Ich nahm das Teſtament, und las das dreizehnte Kapitel im Evangelio Matthäi. Ich behielt mir vorzüglich den letzten Vers: „Und er that daſelbſt nicht viel Zeichen um ihres Unglaubens willen.“

Unglauben und Mangel des Vertrauens, dachte ich, verhindern es, natürlicher Weiſe, daß ein Kranker ſelbſt bei dem Gebrauche guter Arzneyen nicht geſund werden kann; — Sollte nicht auch der Unglaube in Religionsſachen ein in der Natur der Seele gegründetes Hinderniß ſeyn, daß Gott ſeine Macht und Güte an uns nicht nach ſeiner Abſicht offenbaren kann?

Nun gieng ich mit ziemlicher Heiterkeit an meine Geſchäfte, küßte meine Frau, und dankte ihr: — „Wenn du mich nicht zum Gebete gerufen hätteſt, Gott weiß, was aus dem heutigen Tage geworden wäre!“ Sie drückte mir die Hand, und ſagte mit unausſprechlicher Sanftmuth: — „Gehe nur mit Freuden an deine Arbeit! du kannſt heute noch viel Gutes thun.“

Ich frühſtückte, lief noch einmal die Zeitungen durch, und nun wirklich an meine Geſchäfte. Es gieng mir alles recht gut von ſtatten. Ich dankte Gott und wagte es, ein paar Augenblicke auf meine Kniee niederzufallen und ihn anzubeten.

Man rief mich zum Mittagseſſen. Kaum konnte ich es glauben, daß es ſchon ſo ſpäte ſey.

Als ich herunter kam, war mein Freund *** da, den meine Frau, um mir Freude zu machen, zu Gaſte gebeten hatte. — Wir verrichteten das Tiſchgebet, ein jeder für ſich, bloß in Gedanken. — Seltſam, daß wir nicht, wie gewöhnlich, laut beten, wenn ein lieber Freund, ein Mitchriſt mit uns eſſen will. Iſt es Schaam, iſt es Beſcheidenheit, Demuth, Ungewohnheit, oder, was iſt es? — Etwas Unnatürliches, Schwachheit, Blödigkeit, Mangel an jener Fülle des Herzens, wovon der Mund überfließen ſoll, ſcheint es mir immer zu ſeyn. —

Ich wiederholte, während dem ſtillen Tiſchgebete, meine Seufzer, die ich vorhin auf meinem Zimmer allein vor Gott geäußert hatte, daß er mir über der Mahlzeit Gelegenheit geben ſollte, etwas Gutes Chriſtliches zu reden, oder zu hören. — Die andern ſchienen vor mir mit ihrem Gebete fertig zu ſeyn. Ein neuer Beweis von der Unſchicklichkeit des ſtillen Gebets vor und nach dem Eſſen. Man muß immer Achtung geben, ob die andern mit ihrem Gebete fertig ſeyn; es ſchickt ſich nicht, es vor ihnen, oder nach ihnen zu ſeyn. — Welche armſelige Aengſtlichkeit, in die man ſich ſo oft durch ſeine Schüchternheit in Abſicht auf Religionsſachen ſetzt!

Wir ſetzten uns nieder; ich kämpfte einige Augenblicke mit mir ſelbſt, ob ich nicht eben dieſe Gedanken über das ſtille Tiſchgebet auf die Bahn bringen wollte. — Allein ſchon dieſe Augenblicke des Zwiſchenraums benahmen mir den Muth dazu. — Kleine Seele — deren Tugend von ſolchen kleinen Umſtänden zernichtet wird!

Es ward eine Flaſche umgeſchmiſſen, und zerbrach — Ein ruhiger, ſanfter, lächelnder Blick meiner Frau lenkte den Zorn zurück, der ſogleich in mir aufſteigen wollte. — Bey dieſem Anlaſſe ward erzählt, daß einſt ein frommer Mann ein ſehr koſtbares Porcellangefäß zum Geſchenke bekommen — Er wollte es nicht annehmen — Man ſandte es ihm zurücke. Endlich nahm ers an, gab dem Ueberbringer ein Biergeld — langte einen Schlüſſel hervor, und zerſchlug es mit der größten Gelaſſenheit. „Es iſt ſehr wahrſcheinlich,“ ſagte er dabey, „daß dieß Gefäß einmal von jemanden werde zerbrochen werden, und nicht weniger wahrſcheinlich, daß dadurch ſündlicher Zorn auf Seiten des Beſitzers, oder heimliche Angſt auf Seiten des Zerbrechers veranlaßt werden würde. Ich ſelbſt würde es, wenn es oft auf meiner Tafel wäre bewundert worden, vielleicht nach und nach ſo lieb gewinnen, daß es mich ſehr ärgern würde, wenn es jemand oder auch ich ſelber aus Unvorſichtigkeit zerbräche. — Lieber will ich dieſem allem zuvorkommen.“

Dieſe Geſchichte war ſehr lehrreich für mich. Man ſprach dafür und dawider. — Mich dünkte es die Handlung einer weiſen und groſſen Seele zu ſeyn.

— — — — — — — — — —

Um 6 Uhr des Abends war ich wieder allein, und ſchrieb mein Tagebuch, rauchte noch eine Pfeife unter allerhand Gedanken und Phantaſien; und aß mein Abendbrodt. Es ward weder Gutes noch Böſes über dem Eſſen geredet. Wir beteten alle mit einander. Nach dem Eſſen las ich meine Grundſätze, und war, Gott Lob! mit dem heutigen Tage, ſo ſchlimm der Anfang davon geweſen war, nicht ganz übel zufrieden. Ich warf mich noch auf meine Kniee nieder und betete inſonderheit für meine Freunde. —

Garve.

I. Cicero und ſein Ueberſetzer.

(1783.)

Es giebt Schriftſteller, welche etwas Eigenthümliches haben: und der Ueberſetzer nimmt ſich vor dieſes darzuſtellen. Obgleich dieſe Originalität, nicht immer deßhalb, weil ſie die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, auch Vollkommenheit iſt, welche Bewunderung verdient; ob ſie gleich oft nur ein Auswuchs iſt, der in dieſem beſondern Falle gefällt, weil man ihn in der Empfindung von den Schönheiten nicht zu trennen im Stande iſt, mit welchen er ſich zuſammen findet: ſo iſt es doch der Wunſch der meiſten Leſer, und gemeiniglich die Abſicht der Ueberſetzer ſolcher Schriftſteller, daß ihre Eigenheiten, mit ihren weſentlichen Schönheiten zugleich, in die neuere Sprache übergetragen werden. Ferner: Redner, Dichter, alle die, welche für die Imagination arbeiten, drücken das Unterſcheidende einer gewiſſen Zeit oder gewiſſer Charactere aus: theils weil ſie Gemählde aus der wirklichen Welt entwerfen, die bis auf die individuellen Züge ausgeführt werden müſſen, wozu die Umſtände der Zeit und des Orts ſehr viel beytragen; theils weil ſie mit Empfindungen und Leidenſchaften zu thun haben, in welchen ſich ein Menſch von dem andern, weit mehr, als in den Ideen des Verſtandes unterſcheidet. Man verlangt alſo, daß der Ueberſetzer derſelben uns in jene Zeiten und Oerter verſetze, daß er die Farbe der Denkungsart und der Sitten durchſchimmern laſſe, welche die handelnden Perſonen, oder den ſchildernden Dichter und Redner auszeichneten.

Andere gute Schriftſteller hingegen, ſo wie andere Menſchen überhaupt, (und dieß ſind gewiß nicht die ſchlechteſten,) haben gar nichts eigenes. Ihr Talent iſt die allgemeine geſunde Vernunft, aber mehr erleuchtet: ihr Charakter iſt die allgemeine Sittlichkeit, aber in ihrer feinſten Ausbildung. Weder Denkungsart noch Stil haben auffallende Unterſcheidungszeichen. Das was ſie ſagen, ſind einleuchtende Wahrheiten, denen ähnlich, die von jedem andern vernünftigen Menſchen oft geſagt worden: die Art, wie ſie es ſagen, iſt die zu allen Zeiten unter allen Nationen übliche, wenn deutliche Begriffe durch eigenthümliche Worte ausgedrückt werden ſollen. Alle Eigenſchaften, wodurch ſie gefallen, finden ſich allenthalben, aber ſelten in dem Grade: dieſe Männer nehmen ſich unter den andern aus, durch Größe, nicht durch das Beſondere der Geſtalt. Der Ueberſetzer, welcher einen ſolchen Schriftſteller in einer fremden Sprache reden läßt, hat nur darauf zu ſehen, daß er auch in dieſer Sprache ſo deutlich, ſo bündig, ſo gut rede als möglich. Er wird den Geiſt ſeines Autors allemal ausgedrückt haben, wenn er ſelbſt mit Klarheit, mit Beſtimmtheit, mit Würde geſchrieben hat.

Iſt dieſer ſo wenig beſondere Mann noch dazu ein Philoſoph; erzählt oder ſchildert er nicht Thatſachen, denen immer die Umſtände eine eigene Geſtalt geben, ſondern liefert er die Schlüſſe aus denſelben, in welchen das Aehnliche zuſammen gefaßt, und das Ungleichartige weggelaſſen iſt: ſo bleibt noch weit weniger Eigenthümliches auszudrücken übrig. Dieſe Wahrheiten ſind das gemeinſchaftliche Gut aller verſtändigen Menſchen. Ohne Zweifel iſt der Kopf keines Leſers ganz leer geweſen von irgend einer Idee, die er in dem Buche eines ſolchen Mannes findet. Es kömmt alſo bey dem Ueberſetzer eben nur darauf an, worauf es bey dem Schriftſteller ſelbſt ankam, die Ausdrücke zu wählen, durch welche jene Ideen bei ſeinen Leſern am leichteſten und lebhafteſten in Erinnerung gebracht werden können.

Zu der letztern dieſer beiden Claſſen nun ſcheint mir

Cicero zu gehören, ſowohl überhaupt, als beſonders in dieſen Büchern. Er iſt nach meinem Urtheile eben deßwegen der vollkommenſte Schriftſteller unter den Lateinern, weil er allgemeinen Beyfall ohne eine merkliche Originalität erhalten hat. Der Franzoſe, der Deutſche, der Engländer kann an vielen Stellen glauben, einen ſeiner Landsleute zu leſen. In ſeinen beſten Schriften leuchten weniger National- oder perſönliche Unterſchiede hervor, als in den Schriften anderer Römer. Nur die einzige Sprache macht die Scheidewand zwiſchen ihm und uns aus; und dieſe ſoll nun der Ueberſetzer wegſchaffen.

II. Charakter und Handlungen.

(1783.)

Es iſt Wahrheit, daß das Weſen der Tugend mehr im Charakter des Menſchen, der immer bleibt, als in ſeinen Handlungen, welche vorübergehende Veränderungen ſind, geſucht werden müſſe.

Dieſe Betrachtungsart, die allen Lehrgebäuden der Griechiſchen Moraliſten gemein iſt, die ſchon in der älteſten Metapher liegt, durch welche ihre Philoſophen die Tugend bezeichneten, (denn indem ſie ſie τὸ καλὸν, das Schöne nannten, zeigten ſie an, daß ſie eine gewiſſe Geſtalt der Seele darunter verſtünden, welche, ſo wie Schönheit des Körpers, durch ſich ſelbſt gefällt): dieſe Betrachtungsart ſcheint mir ein wahrer Vorzug ihrer Philoſophie zu ſeyn. Sie iſt zu gleicher Zeit richtiger und brauchbarer; führt zu mehr Aufſchlüſſen, und bewahrt vor Irrthümern.

Sie iſt richtiger: weil in der That der moraliſche Unterſchied der Handlungen nicht in ihnen ſelbſt, als äußern Thätigkeiten, nicht in ihren Folgen liegen kann, ſondern in der Denkungsart, den Geſinnungen des Geiſtes liegen muß, von welchem ſie herſtammen. Und dieſe Denkungsart, dieſe Geſinnungen dauern fort, auch wo keine Handlungen, aus Mangel des Anlaſſes, vorhanden ſind.

Die moraliſche Billigung einer Handlung iſt etwas andres, als die Zufriedenheit mit dem Effecte derſelben. Und worinn iſt ſie anders, als in der Rückſicht auf den Charakter, den man zum Grunde bey ihr legt? Phyſiſche Urſachen können eben das Gute und Uebel ſtiften, was aus menſchlichen Handlungen entſteht. Aber ſie afficiren den, welcher dadurch gewinnt oder leidet, ſie afficiren ſogar den Zuſchauer ganz anders. Jene erregen nichts als Vergnügen und Schmerz. Eine erwieſene Wohlthat, eine zugefügte Beleidigung, erregen zugleich Liebe oder Haß. Ein Beweis, daß dieſe Empfindung, die aus dem Anſchauen menſchlicher Handlungen entſteht, noch einen andern geheimern Gegenſtand hat. Und welcher kann dieſer ſeyn, als der Geiſt des Menſchen, der, da er ſich nach ſeinem Weſen den Augen andrer nicht ſichtbar machen kann, von ihnen in ſeinen Wirkungen aufgefaßt und empfunden werden muß?

Dieſe Betrachtungsart iſt brauchbarer für den Moraliſten. Sie führt ihn unmittelbar darauf, die menſchliche Natur zu beobachten, und leitet ſeine Unterſuchungen ohne Umſchweif auf den wahren Gegenſtand, der für ihn gehört. Der Geſetzgeber, welcher den Menſchen nicht beſſern, ſondern nur unſchädlich für ſeinen Nebenmenſchen machen will, darf nur auf die Handlungen deſſelben ſehn; darf dieſe nur ſchätzen nach dem Maaße, als ſie das Wohl der Geſellſchaft ſtören oder befördern; darf ſie nur durch Belohnungen oder Strafen, welche dem durch ſie geſtifteten Nutzen oder Schaden proportionirt ſind, zu veranlaſſen oder zu hindern ſuchen. Der Moraliſt will mehr thun: er will den Menſchen glücklich machen, indem er ihn brauchbar für andre macht. Dieß kann durch nichts anders geſchehen, als durch Eigenſchaften, die in ihm wohnen und bleiben; durch eine Einrichtung und Verfaſſung ſeiner ſämmtlichen Kräfte, von welcher er den Genuß immer habe, wenn auch der Gebrauch, den er davon äußerlich macht, nur gelegentlich und unterbrochen ſeyn kann. Das Geſetz will nur, daß der Menſch ſo handle, ohne ſich darum zu bekümmern, wie er ſey. Die Moral will, daß der Menſch ſo ſey, damit er ſo handeln könne. —

Jene Betrachtungsart bewahrt den Moraliſten vor Irrthümern.

Der moraliſche Werth des Menſchen wird falſch geſchätzt; die Folgen, welche ſeine Tugenden oder Laſter, nach der allgemeinen Natur der Dinge und nach ſeiner eignen Natur haben, werden falſch berechnet; das Verhältniß, in welchem der Menſch, als ein moraliſches Weſen, mit ſeinem Schöpfer ſteht, wird falſch angegeben: wenn man bloß bei dem ſtehen bleibt, was er Gutes oder Uebels in ſeinem Leben thut: nicht bis dahin dringt, in wie weit er ſelbſt gut oder böſe iſt.

1. Der moraliſche Werth des Menſchen wird falſch geſchätzt. Man fängt an, die Handlungen deſſelben zu zählen, nicht zu wägen. Man redet von Sünden und guten Werken, anſtatt von Tugend und Laſter zu reden. Man nimmt die Quantität des Guten oder des Uebels, das ein Menſch gethan hat, für den Maaßſtab, um die Größe ſeines Verdienſtes oder ſeiner Schuld zu beſtimmen; und merkt nicht, daß derſelbe Grad des guten oder böſen Willens, bey dem Einen durch hundert Gelegenheiten des Tages aufgefordert, gleichſam herausgelockt, in Thätigkeit geſetzt worden ſeyn kann, indem er bey dem Andern tief im Verborgenen ſeiner Seele aus Mangel der Anläſſe ſchlummert, oder ſich nur durch kleine und ſchwache äußre Bewegungen zu erkennen giebt. Iſt es nun nicht dieſer gute oder böſe Wille, ſeine herrſchende Neigung, welche den Menſchen achtungs- oder verabſcheuungswürdig macht? Wenn ich ihn beurtheile nach ſeinen Thaten: ſo miſche ich ſeine Umſtände, ſeine Begebenheiten, ſeine Lage in der Welt, mit in dieſes Urtheil; ich lobe oder tadele ihn, — nach Dingen, die gar nicht von ihm abhängen, die mit ſeiner Moralität in keinem Zuſammenhange ſtehn. Eine feuerſchwangere Wolke kann über weite Gegenden wegziehn, ohne einen einzigen Blitzſtrahl zu ſchießen, weil kein Gegenſtand ihr nahe genug kömmt, den elektriſchen Funken herauszulocken. Eine andre, nicht mehr [als jene] mit dem verderblichen Elemente angefüllt, giebt Schlag auf Schlag; zündet oder zerſtört; weil ſie über Städte und Dörfer wegzog, deren

erhöhte Spitzen ihre drohende Kraft auf ſich leiteten, und in Bewegung ſetzten.

Der Menſch hat ein ſolches Feuer in ſeinem Buſen: eines, das erwärmet; ein anderes, das verwüſtet. Aber kann ich wohl die Stärke deſſelben beſtimmen, nach der Menge der Menſchen, die an der wohlthätigen Erquickung des erſtern Theil genommen, oder von den ſchädlichen Einflüſſen des andern gelitten haben?

Der Menſch in Ruhe iſt auch ein moraliſcher Menſch, ſo wohl als der Menſch in Thätigkeit. Was er in jenem Zuſtande iſt: das zeigt er in dieſem. Wir müſſen freylich aus dem Betragen erſt den Charakter kennen lernen; aber wir müſſen uns hüten, die Handlungen als Theile zu betrachten, aus welchen wir das Ganze des menſchlichen Verdienſtes oder Mißverdienſtes zuſammenſetzen.

2. **Aus der falſchen Schätzung der Tugend oder des Laſters entſteht eine falſche Beſtimmung der Folgen derſelben.**

Ich rede nicht von den Folgen im geſellſchaftlichen Leben. Dieſe müſſen allerdings nach der Menge und dem Gewichte der Handlungen beſtimmt werden. Was der Menſch nicht durch Thaten beweiſt, das iſt er nicht, in den Augen des Geſetzgebers. — Ich rede von den natürlichen Folgen, welche aus der Einrichtung der Welt entſtehn, und alſo von dem Willen des Schöpfers zunächſt abhängen. Nach welchen Regeln laſſen ſich die natürlichen Strafen und Belohnungen, die der Menſch zu erwarten hat, beſtimmen? Werden die Handlungen beſtraft, oder wird der Charakter geſtraft? Der Unterſchied iſt groß. Im erſten Falle hängt Glückſeligkeit und Elend, ſelbſt des Geiſtes, immer ab von den Umſtänden und Gelegenheiten: im zweyten nur von dem Menſchen ſelbſt. Der Böſe, wenn er reich und mächtig in dieſer Welt iſt, wird mehr beſtraft werden, weil er nach ſeinen Umſtänden mehr Ausſchweifungen begangen, mehr Unglückliche gemacht hat. Ferner: im erſten Falle kann keine Aenderung des Menſchen, kein Fortgang in der Beſſerung das wieder gut machen, was ehemals begangene Sünden verwirkt haben. Im andern wird das geiſtige Wohlſeyn des Menſchen ſeiner jedesmaligen moraliſchen Güte angemeſſen ſeyn. Er wird von einer vergangenen Untugend nicht mehr leiden, als inſofern ſie ſeine jetzige Vollkommenheit einſchränkt oder zurückhält; nicht inſofern ſie damals gelegentlich mehr oder weniger Böſes angerichtet hat.

3. Dieſes hängt unmittelbar mit dem dritten Irrthume zuſammen. Das Verhältniß des Menſchen gegen ſeinen Schöpfer wird in demjenigen Syſtem, welches das moraliſche Uebel bloß in die Begehung der Sünde ſetzt, falſch beſtimmt.

Die große Frage iſt: iſt das Gericht Gottes über die Menſchen dem menſchlichen Gerichte vollkommen ähnlich? Urtheilt er auch bloß über Verbrechen und Verdienſte: oder urtheilt Er über den ganzen Menſchen, wie er iſt, und wie er ſich nach und nach ausgebildet hat?

III. Gottes Weltbewußtſeyn.

(1783.)

1. Die Liebe zur Wiſſenſchaft wird vermehrt, wenn die Wahrheit irgendwo eine erſte Quelle hat, der man hoffen kann, ſich nähern zu dürfen: wenn man auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſich ſchmeicheln darf, daß die Dunkelheiten unſrer Erkenntniß werden aufgeklärt, die Hinderniſſe derſelben gehoben werden.

Ich weiß nicht, ob es ein bloßes Blendwerk meiner Einbildungskraft, oder eine dunkle Empfindung der menſchlichen Seele iſt, welche ſich bey mir etwas mehr entwickelt. Aber es ſcheint mir etwas trauriges, und zugleich etwas ungereimtes zu ſeyn, daß alle dieſe unzählbaren Dinge, mit ihren Vollkommenheiten, Eigenſchaften, Wirkungen, Kräften, in einem vollkommenen Zuſammenhange, in gränzenloſem Raume und Zeit, vorhanden ſeyn, und doch zugleich kein Weſen vorhanden ſeyn ſolle, welches ſie kenne; kein Weſen, welches eigentlich wiſſe, was die Welt iſt; und in deſſen Verſtande ſich ein ſolcher Abdruck des Ganzen finde, als wir in unſern Vorſtellungen von einigen kleinen abgeriſſenen Stücken deſſelben haben.

Ich ſage, es ſcheint mir traurig. Denn nun ſehe ich die abſolute Unmöglichkeit ein, zu einer Einſicht desjenigen zu gelangen, was mir das allerwichtigſte iſt, was meine Wißbegierde am meiſten reizt, und was, wie es ſcheint, meine Ruhe und Glückſeligkeit auf immer befeſtigen würde. Wenn kein Gott iſt, ſo werde ich nie weder meine Natur, noch die Natur der Dinge kennen lernen; nie werde ich meinen Urſprung, meine Verbindung mit dieſem großen unabſehbaren Schauplatze, in welchem ich aufgetreten bin, erfahren. Woher ich komme, wo ſich meine Laufbahn endigt; alles, was das Weſentliche, das Wahre in den Dingen betrifft, was nicht Schein iſt; oder wie viel von dem, was ich hier ſehe, und zu erkennen glaube, Schein iſt: das wird mir ewig unbekannt bleiben; denn es iſt Niemanden bekannt. Ich und meines Gleichen, wir ſind die einzigen verſtändigen Weſen: und wir wiſſen ſo wenig! In uns allein bildet ſich dieſes Univerſum auf eine Weiſe, welche Bewußtſeyn mit ſich führt, ab: und dieſer Spiegel faßt einen ſo kleinen Raum, und iſt ſo dunkel! Aber klarere, größere ſind nirgends vorhanden: und auch daß dieſer wenige Verſtand, dieſe eingeſchränkte Empfindungskraft in der Welt ſind, iſt bloßer Zufall.

Kann es für einen Menſchen, welcher im Aufſuchen der Wahrheit ſein Vergnügen findet, anders als niederſchlagend ſeyn, ſo unzählige Objecte vor ſich zu ſehn, die, wenn er ſie genau kennen lernte, oder auch nur mit ihrer nähern Anſchauung und ihrer Erforſchung ſich beſchäftigen könnte, reich an Unterhaltung und Vergnügen für ihn ſeyn müßten: unendlich mehrere mit Grunde in der Vorwelt und Zukunft und in den entfernteren Regionen des Univerſi — zu vermuthen: und dabey zu denken, daß er alle dieſe nie genießen ſoll; und was noch mehr iſt, daß das größte Vergnügen, das, ihren Zuſammenhang zu wiſſen, von gar niemanden genoſſen wird? Ein unermeßlicher Schatz von Ideen und Kenntniſſen, (und alſo von damit harmonirenden Empfindungen,) iſt gleichſam niedergelegt, und kein Geiſt iſt da, welcher ſie aufſammeln könne, keiner, welcher uns Hoffnung gebe, an dieſem Schatze auch Antheil zu nehmen.

Es ſcheint aber auch ungereimt. Jedes Ding tritt auf gewiſſe Weiſe dann erſt in die Reihe exiſtirender Dinge, wenn es entweder ſelbſt empfindet, oder für andre eine Urſache von Empfindungen und Gedanken wird. Und da jedes Ding dieſes letztere werden kann; da manche Dinge auf eine eingeſchränkte Weiſe, auf eine kurze Zeit, für die hier auf Erden befindlichen Geſchöpfe unſerer Art, es wirklich ſind: ſo wird es deſto unbegreiflicher, der Harmonie, welche wir ſonſt in dem Univerſo finden, deſto widerſprechender, daß es an dem Weſen mangeln ſollte, welches das Ganze überſchaue, und ihm dadurch gleichſam Leben und Geiſt einhauche.

Iſt es nicht erfreulicher, herzerhebender, daß wir uns an dem allgemeinen großen Sonnen-Lichte erleuchten, an ihren gemeinſchaftlichen Strahlen uns wärmen können, als wenn wir kein anderes Feuer kennten, als das, welches jeder auf ſeinem Heerde brennt, kein anderes Licht, als was unſre engen Zimmer erleuchtet? Bewußtſeyn, Empfindung, Verſtand, das iſt das Licht und die Lebens-Wärme der Welt. Wäre jenes gar nicht vorhanden, ſo würde alles todt, eine Einöde, in ewiger Nacht und Stillſchweigen begraben ſeyn. Iſt es nur in den einzelnen auf der Erde herumirrenden Geſchöpfen, ſo im Kleinen zertheilt und unvollkommen zu finden: ſo bleibt das Ganze immer noch finſter und öde; es iſt Nacht, aber einige kleine Räume werden von dunkeln, bald wieder verlöſchenden Lampen erleuchtet, die nur gerade lange genug brennen, um wieder andere eben ſo ſchwache anzuzünden. Dann iſt zwiſchen der unbelebten Maſſe und dem wenigen Belebten, zwiſchen der ungeheuren Maſchine der Welt, und dem darin wohnenden Geiſte, zwiſchen dem, was erkennbar iſt, und ein Gegenſtand von Gedanken und Genuſſe ſeyn könnte, und dem Wenigen, was erkennt, und was aus den Objecten Ideen und Vergnügen ſchöpft, keine Proportion.

Aber gibt es einen allgemeinen Verſtand, der alle die Ideen in ſich vereinigt, wovon die Urbilder vorhanden ſind; durchſchaut und belebt ein thätiges Weſen dieſes große Weltall; mit Einem Worte, iſt das Geiſtige, was ſich hienieden, in einzelnen Geſchöpfen, im Kleinen findet, irgendwo im Großen vorhanden, (ſo wie alle anderen Subſtanzen, Feuer, Waſſer, Erde, woron kleine Portionen unſrer körperlichen Natur eingewebt ſind, auſſer derſelben in ungeheuren Maſſen exiſtiren:) dann wird erſt die Welt etwas erhabenes, wichtiges, reizendes; und die Erforſchung der Natur der Dinge, die Erkenntniß der Wahrheit wird für den Menſchen ein würdiger und ein erreichbarer Zweck. Das Gute und das Böſe, Vollkommenheit und Unvollkommenheit unterſcheiden ſich dann deutlich: und die Herrſchaft des Geiſtes über die Materie, welche die Erhaltung des Weltalls ausmacht. wird auch die Pflicht und die Regel für die vernünftigen Geſchöpfe.

Lichtenberg.

I. Zerſtreute Bemerkungen.

(Um 1780.)

1. Phyſiognomiſch.

Menogenes, der Koch des großen Pompejus, ſah wie der große Pompejus ſelbſt aus. S. Plin. Hist nat. VII. 17.

Wir können uns beym Anblick einer Sache nicht enthalten, wenigſtens etwas darüber zu urtheilen; dieſes thun wir auch bey Menſchen: darauf hat einer eine Phyſiognomik gebaut.

Ich habe einmal in Stade eine Ruhe mit einem heimlichen Lächeln in dem Geſichte eines Kerls erblickt, der ſeine Schweine glücklich in eine Schwemme gebracht hatte, worein ſie ſonſt ungern gingen, dergleichen ich nachher nie wieder geſehen habe.

Ich bemerkte wirklich auf ſeinem Geſichte den Nebel, der allezeit während des Wonnegefühls aufzuſteigen pflegt, das man empfindet, wenn man ſich über Andere erhaben zu ſeyn glaubt.

Das Thorheitsfältchen findet ſich gemeiniglich bey Leuten, die mit einem albernen, nicht verſchwindenden Lächeln alles bewundern, und nichts verſtehen.

Große Reinlichkeit ohne Geckerey und ohne daß man merkt, daß ſie geſucht wird, Nachgiebigkeit und unaffectirte Beſcheidenheit und Wohlwollen ohne Zwang kann zur Schönheit werden, wenigſtens Liebe gewinnen.

Wenn die Phyſiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, ſo wird man die Kinder aufhängen, ehe ſie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen. Es wird alſo eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden müſſen — ein phyſiognomiſches Auto da Fe.

Es iſt beſonders und ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt, daß Lavater mehr auf den Naſen unſerer jetzigen Schriftſteller findet, als die vernünftige Welt in ihren Schriften.

Die Hand, die einer ſchreibt, aus der Form der phyſiſchen Hand beurtheilen wollen, iſt Phyſiognomik.

Sobald man weiß, daß Jemand blind iſt, ſo glaubt man, man könnte es ihm von hinten anſehen.

Es gibt Leute, die ſo fette Geſichter haben, daß ſie unter dem Speck lachen können, daß der größte phyſiognomiſche Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme winddünne Geſchöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis ſitzt, immer die Sprache ſprechen, worin man nicht lügen kann.

Es iſt eine alte Regel: ein Unverſchämter kann beſcheiden ausſehen, wenn er will, aber kein Beſcheidener unverſchämt.

2. Pſychologiſch. Pädagogiſch.

Ich habe mirs zur Regel gemacht, daß mich die aufgehende Sonne nie im Bette finden ſoll, ſo lange ich geſund bin. Es koſtete mich nichts, als den Entſchluß; denn ich habe es bey Geſetzen, die ich mir ſelbſt gab, immer ſo gehalten, daß ich ſie nicht eher feſtſetzte, als bis mir die Uebertretung faſt unmöglich war

Ich bin überzeugt, man liebt ſich nicht bloß in andern, ſondern haßt ſich auch in andern.

Warum kann man ſich den Schlaf nicht abgewöhnen? Man ſollte denken, da die wichtigſten Verrichtungen des Lebens ununterbrochen fortgehen, und die Werkzeuge, wodurch ſie geſchehen, nie ruhen und ſchlafen, wie das Herz, die Eingeweide, die lymphatiſchen Gefäße: ſo wäre es auch nicht nöthig, daß man überhaupt ſchlafe. Alſo *die* Werkzeuge, welche die Seele als ſolche am meiſten zu ihren Verrichtungen nöthig hat, werden in ihrer Thätigkeit unterbrochen. Ich möchte wohl wiſſen, ob der Schlaf je in dieſer Rückſicht betrachtet worden iſt. Warum ſchläft der Menſch? Der Schlaf ſcheint mir mehr ein Ausruhen der Gedanken-Werkzeuge zu ſeyn. Wenn ein Menſch ſich körperlich gar nicht angriffe, ſondern nur nach ſeiner größten Gemächlichkeit ſeinen Geſchäften folgte, ſo würde er doch am Ende ſchläfrig werden. Dieſes iſt wenigſtens ein offenbares Zeichen, daß beym Wachen mehr ausgegeben, als eingenommen wird; und dieſer Ueberſchuß läßt ſich, wie alle Erfahrung lehrt, im Wachen nicht erſetzen. Was iſt das? Was iſt der Menſch im Schlaf? Er iſt eine bloße Pflanze; und alſo muß das Meiſterſtück der Schöpfung zuweilen eine Pflanze werden, um einige Stunden am Tage das Meiſterſtück der Schöpfung repräſentiren zu können. Hat wohl Jemand den Schlaf als einen Zuſtand betrachtet, der uns mit den Pflanzen verbindet? Die Geſchichte enthält nur Erzählungen von wachenden Menſchen; ſollten die von ſchlafenden minder wichtig ſeyn? Der Menſch thut freylich alsdann wenig, aber gerade da hätte der wachende Pſychologe am meiſten zu thun.

Die Nerven ſpitzen ſich gegen das Ende zu, und machen das aus, was wir ſinnliche Werkzeuge nennen. Es ſind die Enden, die nach außen ſtehen, und die Eindrücke der Welt empfangen. Dieſe ſind vermuthlich ohne unſer Wiſſen beſchäftigt, und beſtändig wach. Es gibt alſo bei dem Menſchen, von der Spitze der Nervenfaſern an nach innen zu gerechnet, eine Schicht, die beſtändig in Arbeit iſt, und vermuthlich, während ſie in Arbeit iſt, der Seele Begriffe zuzuführen, nicht auch in Arbeit ſeyn kann, ſich ſelbſt zu erhalten und das Verlorne zu erſetzen. Dieſe Theile ruhen alſo in dem Zeitraume des Erſatzes. Wir ſcheinen nur zu fühlen, wenn wir wirken, nicht wenn wir für die Wirkung ſammeln. Was wir dann empfinden, iſt vielleicht bloß Empfinden des Wohlbefindens. Es wird nicht zu Gedanken, es iſt bloß Gefühl von Stärke, oder doch Gemächlichkeit.

Unſere ganze Geſchichte iſt bloß Geſchichte des wachenden Menſchen; an die Geſchichte des ſchlafenden hat noch Niemand gedacht. Die Gedanken-Werkzeuge ſcheinen am leichteſten zu ermüden zu ſeyn; es ſind die feinſten Spitzen. Daher denkt der Menſch im geſunden Schlaf gar nicht. Ich wiederhole es noch einmal: Gebrauch und Erſatz ſcheinen einander in den feinſten Spitzen entgegen zu wirken; wo Erſatz der Nerven bereitet wird, findet keine Empfindung ſtatt. Diejenigen Theile, die mehr nach innen liegen, ſind bloß zur Erhaltung, nicht zum Empfangen und zur Gegenwirkung. So ließe ſich die Nothwendigkeit eines Schlafes a priori demonſtriren. Feine Theile, die durch gröbere erſetzt werden müſſen, können ihren Dienſt nicht leiſten, während ſie in Ausbeſſerung begriffen ſind.

Die Sanduhren erinnern nicht bloß an die ſchnelle Flucht der Zeit, ſondern auch zugleich an den Staub, in welchen wir dereinſt zerfallen werden.

Man muß keinem Menſchen trauen, der bey ſeinen Verſicherungen die Hand auf das Herz legt.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er ſich um andrer Leute Sachen ſo wenig bekümmerte, als um ſeine eigenen.

In jedem Menſchen iſt etwas von allen Menſchen.

Es gibt wirklich ſehr viele Menſchen, die bloß leſen, damit ſie nicht denken dürfen.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß ſich der Charakter eines Menſchen aus nichts ſo ſicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen — als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

Die feinſte Satire iſt unſtreitig die, deren Spott mit ſo weniger Bosheit und ſo vieler Ueberzeugung verbunden iſt, daß er ſelbſt diejenigen zum Lächeln nöthigt, die er trifft.

Es iſt in der That verkehrt, wenn man unſern Kindern alles mit Liebe beibringen will, da in dem höheren Leben, wenn wir älter werden, uns das Wenigſte zu Gefallen geht, und wir uns immer unter einen Plan demüthigen müſſen, den wir nicht überſehen. Alſo je eher je lieber zu jenem künftigen Leben gewöhnt!

Ja einmal recht gründlich zu unterſuchen, warum das Blühen ohne Früchte zu tragen ſo ſehr gemein iſt, nicht bloß an den Obſtbäumen. Bey unſern gelehrten Kindern iſt es eben ſo: ſie blühen vortrefflich, und tragen keine Früchte.

Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, daß ihnen alles Undeutliche völlig unverſtändlich wäre.

Verminderung der Bedürfniſſe ſollte wohl das ſeyn, was man der Jugend durchaus einzuſchärfen, und wozu man ſie zu ſtärken ſuchen müßte. Je weniger Bedürfniſſe, deſto glücklicher, iſt eine alte aber ſehr verkannte Wahrheit.

3. Literariſch. Sprachlich.

Es gibt eine gewiſſe Art von Büchern, dergleichen wir in Deutſchland in großer Menge haben, die zwar nicht vom Leſen abſchrecken, nicht plötzlich einſchläfern, oder mürriſch machen, aber in Zeit von einer Stunde den Geiſt in eine gewiſſe Mattigkeit verſetzen, die zu allen Zeiten einige Aehnlichkeit mit derjenigen hat, die man kurz vor einem Gewitter verſpürt. Legt man das Buch weg, ſo fühlt man ſich zu nichts aufgelegt; fängt man an zu ſchreiben, ſo ſchreibt man ebenſo; ſelbſt gute Schriften ſcheinen dieſe laue Geſchmackloſigkeit anzunehmen, wenn man ſie zu leſen anfängt. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß gegen dieſen traurigen Zuſtand nichts geſchwinder hilft, als eine Taſſe Kaffe mit einer Pfeife Varinas.

Eine ſeltſamere Waare, als Bücher, gibt es wohl ſchwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die ſie nicht verſtehen; von Leuten verkauft, die ſie nicht verſtehen; gebunden, recenſirt und geleſen von Leuten, die ſie nicht verſtehen; und nun gar geſchrieben von Leuten, die ſie nicht verſtehen.

Um eine fremde Sprache recht gut ſprechen zu lernen, und wirklich in Geſellſchaft zu ſprechen, mit dem eigentlichen Accent des Volks, muß man nicht allein Gedächtniß und Ohr haben, ſondern in gewiſſem Grad ein kleiner Geck ſeyn.

Iſt es nicht ſonderbar, daß man das Publikum, das uns lobt, immer für einen competenten Richter hält; aber ſo bald es uns tadelt, es für unfähig erklärt, über Werke des Geiſtes zu urtheilen?

Einen Roman zu ſchreiben iſt deßwegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen laſſen will, allemal einen Mann finden kann, der ſie als die ſeinen vorträgt.

4. Rathſchläge. Einfälle. Allerhand.

Hüte dich, daß du nicht durch Zufälle in eine Stelle kommſt, der du nicht gewachſen biſt, damit du nicht ſcheinen mußt, was du nicht biſt. Nichts iſt gefährlicher, und tödtet alle innere Ruhe mehr, ja iſt aller Rechtſchaffenheit mehr nachtheilig, als dieſes, und endigt gemeiniglich mit einem gänzlichen Verluſt des Credits.

Laß dich deine Lektüre nicht beherrſchen, ſondern herrſche über ſie.

„Wie gehts?“ fragte ein Blinder einen Lahmen. Wie Sie ſehen, antwortete der Lahme, ganz paſſabel.

Wenn ſich Prügel ſchreiben ließen, ſchrieb einmal ein Vater an ſeinen Sohn, ſo ſollteſt du mir gewiß dieſes mit dem Rücken leſen, Spitzbube!

Es klingt lächerlich, aber es iſt wahr: wenn man etwas Gutes ſchreiben will, ſo muß man eine gute Feder haben, hauptſächlich eine, die, ohne daß man drückt, leichtweg ſchreibt.

Wenn Jemand etwas ſchlecht macht, das man gut erwartete, ſo ſagt man: nun ja, ſo kann ichs auch. Es gibt wenige Redensarten, die ſo viel Beſcheidenheit verrathen.

Wenn ich ein deutſches Buch mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt leſe, ſo kommt es mir immer ſo vor, als müßte ich es mir erſt überſetzen; eben ſo wenn ich das Buch verkehrt in die Hand nehme und leſe — ein Beweis, wie ſehr unſere Begriffe ſelbſt von dieſen Zeichen abhängen.

Man gibt oft Regeln über Dinge, wo ſie unſtreitig mehr Schaden als Nutzen bringen. Was ich hier meine, will ich mit einem Artikel aus einer Feuer-Ordnung erläutern, die Anwendung wird ſich ein jeder in ſeiner Wiſſenſchaft zu machen wiſſen:

„Wenn ein Haus brennt, ſo muß man vor allen Dingen die rechte Wand des zur Linken ſtehenden Hauſes, und hingegen die linke Wand des zur Rechten ſtehenden zu decken ſuchen. Die Urſache iſt leicht einzuſehen. Denn wenn man z. E. die linke Wand des zur Linken ſtehenden Hauſes decken wollte, ſo liegt ja die rechte Wand des Hauſes der linken Wand zur Rechten, und folglich, da das Feuer auch dieſer Wand und der rechten Wand zur Rechten liegt, (denn wir haben ja angenommen, daß das Haus dem Feuer zur Linken liege,) ſo liegt die rechte Wand dem Feuer näher, als die linke; das iſt, die rechte Wand des Hauſes könnte abbrennen, wenn ſie nicht gedeckt würde, ehe das Feuer an die linke, die gedeckt wird, käme; folglich könnte etwas abbrennen, das man nicht deckt, und zwar eher, als etwas anders abbrennen würde, auch wenn man es nicht deckte; folglich muß man dieſes laſſen und jenes decken. Um ſich die Sache zu imprimiren, darf man nur merken, wenn das Haus dem Feuer zur Rechten liegt, ſo iſt es die linke Wand, und liegt das Haus zur Linken, ſo iſt es die rechte Wand.“

II. Nicolaus Kopernikus.

(Um 1790.)

Unter den mannigfaltigen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen von der Einrichtung unſeres Planeten-Syſtems ſeit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht behalten, die das feinſte, künſtlichſte und dabey ſonderbarſte Gewebe von Scharfſinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menſchliche Geiſt wohl je gerathen iſt. Die Wahrheit regte ſich zwar zuweilen darwider, aber ihre Stimme war zu ſchwach. Sie wurde entweder gar nicht gehört, oder von einer Mehrheit überſtimmt, die kaum von Einſtimmigkeit unterſchieden war. So bemächtigte ſich nach und nach ein ſyſtematiſcher Irrthum des erhabenſten Theils der ganzen Naturlehre, befeſtigte ſich in ſeinem Beſitz durch das Anſehen des Alterthums, und erhielt endlich durch religiöſe Mißverſtändniſſe unterſtützt, ſogar eine Art von Heiligung.

Indeſſen, ſo leiſe ſich auch jene Stimme des gegründeten Zweifels oder Widerſpruchs hören ließ, ſo wurde ſie doch endlich von einem Manne vernommen, deſſen Organ ganz harmoniſch dafür geſtimmt war. Die geräuſchloſen Anſprüche langverkannter und unterdrückter Wahrheit, begegneten bey ihm feſtem Ordnungsgefühl und unverdorbenem Menſchenſinn. Durch dieſen Zuſammenklang wurde ihre Stimme lauter und lauter, ſie wurde weiter gehört und endlich erhört; der coloſſaliſche Götze, der ihren Tempel uſurpirte, wurde geſtürzt, und ſie ſelbſt in ihre Rechte auf ewig eingeſetzt. — Dieſer Mann war Copernicus.

Er ſelbſt erzählt die Veranlaſſung zu ſeinen neuen Unterſuchungen in der Zuſchrift an Papſt Paul III., die er ſeinem Werke de revolutionibus orbium coelestium vorgeſetzt hat, und die als ein Meiſterſtück von Vortrag angeſehen werden kann. Der Menſchenkenner wird faſt in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigſte Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit ſeiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtſamkeit zu kleiden, und als Geiſtlicher mit dem Oberhaupte ſeiner Kirche ſogar ein wenig philoſophiſch von dem Weltgebäude zu ſprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philoſophie, ſondern Sr. Heiligkeit angeſehen wurde.

„Was mich, ſind ungefähr ſeine Worte, auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmliſchen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bey ſeinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit ſich ſelbſt war. Der eine erklärte ſo, der andere anders, und keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, ſo fehlte es dafür am andern. Ja, man blieb nicht einmal den Grundſätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewiſſe ſtäte, ſymmetriſche Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemählde von einem Menſchen, wozu man Kopf und Füße von dieſem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte, alſo eher einem Monſtrum als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabey gebrauchten Schlüſſe; ſo findet ſich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da iſt, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Vorausſetzungen richtig, ſo müßte doch die Erfahrung auch Alles beſtätigen, was man daraus folgern kann; das iſt aber der Fall nicht. Da ich nun, fährt er fort, lange bey mir über die Ungewißheit dieſer Lehren nachgedacht hatte; ſo ward es kränkend für mich, zu ſehen, daß der Menſch, der doch ſo vieles ſo glücklich erforſcht hat, noch ſo wenig ſichere Begriffe von der großen Weltmaſchine habe, die der größte und weiſeſte Werkmeiſter, der Schöpfer der Ordnung ſelbſt, für ihn dahin geſtellt hat. Ich fing zu dem Ende an ſo viel Schriften der Alten zu leſen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu ſehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweiſen, die jene Lehre öffentlich in den Schulen gelehrt hatten."

So beſcheiden leitet der Mann den Vortrag von ſeinen großen Verbeſſerungen ein. Er verwirft die Ptolemäiſche Lehre nicht ſchlechtweg, er ſagt bloß, ſie habe ihre Mängel wie die übrigen, die auch alt wären: keine thue den Phänomenen ganz Genüge, und jede ſtoße ſogar wider ihre eigenen Grundſätze an. Keine habe alſo ein ausſchließliches Recht vor der andern. Uebereinſtimmung mit den Phänomenen könne allein über den Werth dieſer Hypotheſen entſcheiden, und daran fehle es einer wie der andern; der einen hier, der andern da. Fände ſich alſo unter den alten, minder bekannten Meinungen etwa eine, bey welcher jene Uebereinſtimmung in einem höhern Grade anzutreffen wäre; ſo erfordere doch wohl die bloße, ſimple Gerechtigkeit, ihr den Vorzug vor den übrigen zuzugeſtehen. Denn ſie

wäre ja alsdann auch alt, und leiſte über dieß noch, was leiſten zu wollen gewiß der einzige Zweck aller Erfinder von Hypotheſen ſeit jeher geweſen iſt. Eine ſolche Sprache mußte damals die bloß tolerirte Vernunft reden, wenn ſie es ja einmahl wagen wollte, mit den Uſurpatoren ihres Gebiets von ihren Gerechtſamen zu ſprechen.

Copernicus las alſo. Die erſte Stelle, die ihm auffiel, war, wie er ſelbſt dem Papſt erzählt, eine beym Cicero und nachher eine andere beym Plutarch. In jener wird mit deutlichen Worten geſagt: Nicetas von Syracus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ſtänden überhaupt ſtille, und außer der Erde ſey nichts beweglich in dem Weltgebäude, dieſe aber drehe ſich mit großer Schnelligkeit um ihre Achſe, und ſo ließe es, als drehe ſich der Himmel, und die Erde ſtände ſtille. In der andern verſichert Plutarch eben dieſes von dem Pythagoräer Ekphantus und Heraklides aus Pontus, ſagt aber vorher noch, der Pythagoräer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe ſich um das Feuer in einem ſchrägen Kreiſe, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. Dieſes gab mir nun, fährt er fort, Veranlaſſung, auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine ſolche Meinung abſurd ſchien, ſo dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht verſagen, die man ſo vielen andern vor mir zugeſtanden hatte, nämlich beliebige Kreiſe und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erſcheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfing, die Erde ſowohl um ihre Achſe, als um die Sonne beweglich zu ſetzen, und dieſes mit meinen lange fortgeſetzten Beobachtungen verglich, ſo fand ſich eine ſolche Uebereinſtimmung mit den Phänomenen, und Alles fügte ſich nun ſo gut zuſammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren.

Dieſes iſt die kurze Geſchichte der Veranlaſſung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Aſtronomie ihren

Anfang nahm. Nun bedenke man dieſe Veranlaſſung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte. Es iſt der Mühe werth, und hier iſt der Ort dazu.

In den Alten finden ſich ein paar Stellen, worin im Vorbeygehen geſagt wird, die Erde drehe ſich um ihre Achſe und laufe in einem Kreiſe um das Feuer. Dieſe Behauptungen zeichnen ſich durch nichts vor vielen andern aus, die man bey den Alten antrifft, und deren Unrichtigkeit anerkannt iſt. Tauſende hatten ſie geleſen und nicht geachtet. Es wird dabey nichts bewieſen, und nichts darauf gegründet. Faſt das ganze Alterthum iſt wider ſie und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin ſchon, durch mächtige Begünſtigung des ſinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt ſie nun überall durch den Beyfall jener Weiſen, auch noch wiſſenſchaftliches Anſehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war ſie in die Bibel gekommen, die mit dem ſinnlichen Menſchen menſchlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräiſch: ſo wurde aus einer bloßen Phraſe endlich ein Gottes-Urtheil. Jene erſte Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunizirt; ſie in Schutz zu nehmen war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: dieſe von den größten Weiſen des Alterthums verworfene, verächtlich ſcheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die ſelbſt einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Baco von Verulam, der die Copernicaniſche Lehre ſogar kannte, noch verwerflich fand: dieſe lernt Copernicus aus flüchtigen Beſchreibungen kennen; ſie erregt ſeine Aufmerkſamkeit, er prüft ſie und — nimmt ſie in Schutz. Dieſes that ein Domherr des fünfzehnten Jahrhunderts, mitten unter Domherren (das will was ſagen), nicht unter dem ſanften Himmelsſtriche Griechenlands oder Italiens, ſondern unter den Sarmaten und an der damaligen Gränze der cultivirteren Welt. Er verfolgt dieſe Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, ſondern durch die Hälfte ſeines ſiebenzigjährigen Lebens; vergleicht ſie mit dem Himmel, beſtätigt ſie endlich, und wird ſo der Stifter eines neuen Teſtaments der Aſtronomie. Und dieſes Alles leiſtete er, welches man nie vergeſſen muß, faſt hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläſer, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Tintenſtrichen getheilt waren. Wenn dieſes kein großer Mann war, wer in der Welt kann Anſpruch auf dieſen Namen machen? Das that der Geiſt der Ordnung, der in ihm wohnte, der ſelbſt vom Himmel ſtammend ſein eigenes Weſen in deſſen Werke hinaus trug, und Ordnung um ſo leichter erkannte, als er ſelbſt durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler ſagt dieſes in wenigen Worten mit großer Stärke: Copernicus, Vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber.

Jacobi.

Der Kunſtgarten.

(1780.)

Die Geſellſchaft machte ſich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen großen fruchtbaren Hügel hinan; dann gings unmerklich hinab; — und nun ein ſanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den Wald auf das herrlichſte gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerſtreuten himmelhohen Eichen, der bald ſo, bald anders die ſchauenden Blicke verſchlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler allmählich in einander laufend und auf und ab; dazwiſchen kurzſtämmige, dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dort in Haufen und engen Reihen; — Eſchen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tauſendfältigem Licht und tauſendfältigem Dunkel. Schwebend in dieſem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bei in dickem Gebüſch, zwiſchen erhabenen Ulmenwänden, die luſtigen Häuſerchen wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Beſonders war eine Stelle von ſchauervoller Majeſtät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, ſein bekannter *Lieblingsplatz*. — Sie kamen an dieſe Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß dir doch jetzt einmal mein ſchönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den

mancherlei Blumen und Bäumchen; und ſage mir — ſage mir hier einmal: es ſey ſchön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß dir widrig und ekelhaft ſeyn!

Woldemar ſtutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen-Alleen, ſeine ſchönſten Linden, Platanen, Tulpenbäume; ſein geſammtes Baum- Buſch- und Gartenwerk, wäre ihm in dieſem Augenblick nicht weniger zuwider, als das Parterr: „Iſt dir nun beſtändig ſo, fuhr er fort, wie mir in dieſem Augenblick; ſo muß ich dir rathen, daß du ganz und gar deinen Garten abſchaffeſt. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt ſich nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einſchließen, was uns hier ſo mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden deinen halben Garten zu nichte ſchatten. Und überhaupt, auf einem ſolchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüſt. Ich kenne nichts armſeligeres, als die nachgemachte, in tauſend Feſſeln ſich windende *freye* Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer ſo etwas auf die Welt ſetzt. Wo Nachahmung iſt, da muß ſich Kunſt zeigen, ſchaffende Menſchenhand: da muß wenigſtens von einer Seite gethan ſeyn, was kunſtloſe Natur nicht vermag; denn was kunſtloſe Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Alſo verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, *Garten in einem hohen Grade* ſey; er ſoll mir an Zierde und Anmuth erſetzen, was er an Fülle und Majeſtät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigſten hätte, wenn er in abgeſchmackter Zwergsgeſtalt den Rieſen nachmachen wollte. Die freien Naturaliſten, wenn ich zu befehlen hätte, ſollten es mir einmal in vollem Ernſte ſeyn, und ihr Syſtem in ſeinem ganzen Umfange erfahren. Erſt wollte ich ſie nur mit Kleinigkeiten plagen; ſie bekämen z. B. keinen Pfirſich zu koſten, keine Aprikoſe, nicht einmal Kirſchen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kaſtanien ſo viel ihnen beliebte.

Ich würde ihnen vorſtellen, wie ſo ganz auſſer aller Natur in unſerem Himmelsſtrich ein Pfirſichbaum ſey. Wie weit hergeholt, wie erkünſtelt! Stamm und Aeſte zerſägt und zerſchnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn ſchon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn ſie gute Früchte und in Menge bringen ſollen?

Henriette, die an Woldemars Eifer genugſam merkte, daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verſchaffen, ſein Herz noch beſſer auszuſchütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Biderthalen und Dorenburgen den Aufwand, den ſie in ihren Gärten gemacht, verwieſen, und ſie faſt über jede Anlage zu derſelben Verſchönerung zum Beſten gehabt. Nun redete er ſo ganz anders und widerſpräche ſich.

Woldemar antwortete: Damals wäre von Puppenſachen die Rede geweſen für vornehme Kinder, von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Luſt, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben ſehr allgemein allen Aufwand zu ſogenannter Vermehrung des Lebensgenuſſes getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweiſen geſucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk ſey, bey deren Erhaſchung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verloren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiderte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und mich fragten, ob Sie viel an Glückſeligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anſchafften; ſo antwortete ich Ihnen wahrſcheinlich: „Ich weiß nicht!“ Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am beſten ſey, ſchön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn ſchön laſſen, oder häßlich machen ſollen; ſo werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären.“

Nein, ſagte Dorenburg, wer ſo albern fragen könnte, dem ſollteſt du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie du mit dir ſelbſt zurecht kommſt. Gewiß war es ehmals deine ernſtliche Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beſchränkter Menſchen lebten, deſto glücklicher wären ſie. — Mit welchem Entzücken prieſeſt du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homeriſchen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm . . . . .

Sacht, ſacht! rief Woldemar. Es kommt gar ſehr auf die Beziehung an, worin etwas geſagt wird, auf den beſtimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich ſo unbeſonnen, ſchlechterdings im allgemeinen feſtzuſetzen, dieſe oder jene äuſſerliche Verfaſſung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfaſſungen und von Charakteren auszumachen — O, der Menſch iſt ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu laſſen, was euch im Grunde plagte, und allein zu thun, was euch wirklich Freude machte; nur mit euch ſelber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menſchen zu ſeyn, und keine Schimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt, in fremder Rückſicht zu handeln, euer Weſen in der Einbildung zu haben, zu repräſentiren. Meine Abſicht war gut, aber der Erfolg iſt mißrathen . . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabſteigen, und ſeht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus ſchweift, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß ſich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man ſich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, ſo würdet ihr eine Comödie ſpielen, ein Schattenſpiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen, was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was iſt und was wir haben können; nie was nicht iſt und uns nicht werden kann; unſerer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach

Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu ſchnappen. — „Verwendet euren Reichthum", ſagte ich euch hundertmal, „nach beſtem Gefallen, habt ſchöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunſtwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet euch vor Prahlerei und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen, und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; ſpielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da iſt; ſucht nicht zu ſcheinen, was ihr nicht ſeyd; habt vor allen Dingen für euch ſelbſt, was ihr habt, und laßt Andere blos mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verſtand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

Zweites Buch.

Von Herder bis W. von Humboldt.

Aus den Schriftſtellern:

Johann Gottfried von Herder, geb. den 26. Aug. 1744 zu Mohrungen in Oſtpreußen, Sohn des unterſten Mädchenſchullehrers; Famulus und Schreiber bei'm Prediger Treſcho, und von dieſem erkannt und unterrichtet, erlernt Chirurgie bei einem ruſſ. Wundarzt und geht mit ihm nach Königsberg 1762, ſtudirt dort Theologie und beſonders Philoſophie unter Kant; wird Lehrer am Colleg. Frideric. 1763; Lehrer an der Domſchule zu Riga; auch Prediger daſ. 1765 ff.; lehnt das Inſpektorat der St. Petriſchule in Petersburg ab, 1768; ſieht als Reiſeprediger des Prinzen von Holſtein-Eutin einen Theil von Deutſchland und Frankreich; mit Göthe in Straßburg verbunden; wird Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath in Bückeburg; Freund des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg und ſeiner Gemahlin 1770; geht als unbeſtätigter Profeſſor nach Göttingen und erhält dort über Tiſch den Ruf nach Weimar als Hofprediger und Oberconſiſtorialrath 1775; zieht dorthin, wird Generalſuperintendent 1778; Vicepräſident des O.-Conſiſt. 1793, Präſident 1801; in den Bayeriſchen Adelsſtand erhoben 1801. Er tritt mit den Fragmenten zur deutſchen Literatur hervor 1767; mit den Krit. Wäldern 1769; mit der Abhandlung über den Urſpr. der Sprache 1770; mit der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts 1774; mit den Volksliedern 1778; mit dem Geiſt der hebr. Poeſie 1782 f.; mit den Ideen zur Phil. der Geſch. der Menſchh. 1784—1791; mit den Briefen zur Beförderung der Humanität 1793 ff.; mit den chriſtlichen Schriften 1794 ff.; ſchreibt die Metakritik 1799 und die Kalligone 1800 gegen Kant. Gibt die Adraſtea heraus (in ihr den Cid) 1801—1803. Geſtorben zu Weimar den 18. Dec. 1803. Als Dichter, Theolog, Aeſthetiker, Lebensphiloſoph, Forſcher und Ueberſchauer der Geſchichte, Sprache und Literatur ein Verkündiger der Humanität, und einer der Erzieher (zuweilen Hofmeiſter) des deutſchen Geiſtes mit der Divinationsgabe des Genius ausgerüſtet. Der Styl wie ſein „doppelſeitiges“ Talent, zwiſchen Poeſie und Proſa ſchwankend.

Karl Ludwig von Knebel, geb. den 30. Nov. 1744 zu Wallerſtein im Oettingenſchen, aus einer Belgiſchen im Vater geadelten Familie: erzogen in Regensburg und Ansbach (hier von Uz); will Theologie ſtudiren, darf als Edelmann nicht Pfarrer werden; ſtud. das Recht in Halle (nicht); wird Fähnrich zu Potsdam 1763, und in Berlin mit den Notabilitäten der damaligen deutſchen Literatur bekannt; geht verabſchiedet nach Weimar und tritt in den Kreis der dortigen Geiſter ein 1773; wird Inſtruktor des Prinzen Conſtantin 1774, den er nach Frankreich begleitet, und ihm zu Frankfurt (Dec. 1774) den „Dr. Göthe“ vorſtellt. Lebt vom Frühjahr 1775 an in Weimar und Tiefurt; penſionirt als Major um 1780; reiſt nach der Schweiz. Kehrt nach Weimar zurück, in den vertrauten Umgang von Wieland, Herder, Göthe, der Herzogin Amalie und dem genialen Carl Auguſt. Lebt in Weimar und Jena 1781 ff.; heirathet und verweilt in Ilmenau 1798—1805; überträgt den Properz 1798 und den Lukrez 1821; lebt die letzten Jahrzehnte der Selbſtbetrachtung in Weimar. Geſt. „am Leben“ (Th. Mundt.) als 90jährig zu Weimar den 23. Februar 1834, unter entſchiedenem Widerſpruch gegen ſeine frühere materialiſtiſche Anſicht von der Menſchenſeele. (Dichter.) Lebemann, Realiſt, Naturſchwärmer. Verf. durchſichtiger philoſ. Skizzen und Tagebuchsbetrachtungen.

Johann Heinrich Peſtalozzi, geb. den 12. Jan. 1745 zu Zürich, ſtud. erſt Theol., dann Jurisprudenz 1763 ff.; verbrennt, durch Rouſſeau's Emil nachdenklich gemacht, ſeine Manuſcripte, ſtud. Oekonomie bei Bern, und wird Landmann auf dem „Neuhof“ 1767. Nimmt Bettelkinder in ſein Haus und beginnt damit ſeine pädagog. Wirkſamkeit 1775. Erweitert ſein Inſtitut; läßt den Volksroman Lienhart und Gertrud erſcheinen 1781 ff.; erhält vom Nat.-Convent das franzöſiſche Bürgerrecht 1792; giebt aus Mangel an Unterſtützung ſein Unternehmen auf 1797; errichtet, vom Direktorium unterſtützt, ein bald wieder zerfallenes Armenerziehungshaus zu Stanz 1798; wird freiwilliger Sammelſchulmeiſter in Burgdorf, gründet da ſein Inſtitut, ſchreibt „wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ und entwickelt ſeine Methode in Elementarbüchern; wird als Demokrat (1801) vom Volk an den erſten Conſul nach Paris geſchickt 1802; verläßt ſeine blühende Anſtalt 1804; verbindet ſich mit Fellenberg, und verpflanzt ſein Inſtitut nach Iverdon; im hohen Alter zieht er ſich gekränkt und verunglimpft auf den Neuhof zurück. Geſt. zu Brugg den 17. Febr. 1827. Genialer

Begründer der nach ihm genannten, auf pelagian. Anſichten geſtützten Erziehungs- und höchſt fruchtbaren Unterrichtsmethode. In Vielem ein inniger Vertrauter der Menſchennatur; ſein Styl phantaſiereich und draſtiſch.

Johann Wilhelm von Archenholtz, geb. in Langenfurth, einer Vorſtadt Danzigs, den 3. Sept. 1745, macht als Knabe und Jüngling den ſiebenjährigen Krieg mit, den er als Hauptmann verläßt und lebendig beſchrieben hat (1788). Im J. 1768 wegen leidenſchaftl. Hazardſpiels caſſirt, gerieth er auf europ. Reiſen in den Ruf eines Induſtrieritters, lebt in verſch. Hauptſtädten von Schriftſtellerei, zuletzt auf einem erkauften Gute bei Lemberg, und giebt die „Minerva“ heraus 1792—1812. Geſt. daſ. am 28. Febr. 1812.

Wilhelm Heinſe, geb. den 16. Februar 1749 zu Langenwieſe in Thüringen; ſtud. die Rechte zu Jena; überſetzt den Petron in Erfurt; wird von Wieland aufgemuntert und gewarnt; von Jakobi zur Theilnahme an der Iris nach Düſſeldorf gerufen 1776; mit Gleim auf's innigſte befreundet; ſchwelgt in Italien in Kunſt- und Naturgenüſſen 1780—1783; und überſetzt den Taſſo und Arioſt 1781—1783; wird Lektor des Kurfürſten zu Mainz, auch Hofrath und Bibliothekar, und ſchreibt den an die neueſten Emancipationsverſuche des Fleiſches mahnenden „Ardinghello“ u. a. 1787. Geſt. zu Mainz den 22. Juni 1803. Bacchantiſcher Schilderer in Romanen und Briefen.

Johann Wolfgang v. Göthe, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main; der Vater war D. jur. u. kaiſ. Rath, deſſen Vater ein Schneider und Gaſtwirth, deſſen ein Hufſchmied; die Mutter, geb. Textor, eine geniale Frau. Er übt von Kindheit an Kunſtſinn und Kunſturtheil, und treibt frühzeitig außer den klaſſ. Studien Zeichnung, Muſik, Naturgeſchichte, Jurisprudenz und Sprachenkunde, ſelbſt hebräiſch; ſtud. in Leipzig unter Gottſched, Erneſti und Gellert Philoſophie, dann die Rechte 1765—1768. Dichtet Lieder: „die Laune des Verliebten“ und „die Mitſchuldigen“; wird durch Oeſer zur Kunſtgeſchichte geleitet; kehrt nach Frankfurt zurück, wo ihn Fräul. v. Klettenberg, „die ſchöne Seele“, in die Myſtiker und Alchymiſten hinein führt, und Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte ihn neuplatoniſch ſtimmt, 1769; ſtud. in Straßburg, das Jus abſolvirend, Chemie und Anatomie; liebt des Pfarrers Tochter von Seſenheim, befreundet ſich mit Herder, überdenkt den Münſter 1770 f.; promovirt 6. Aug. 1771; wird von Merk in Darmſtadt influenzirt; geht nach Wetzlar, erlebt den Selbſtmord des jungen Jeruſalem, und läßt, nach Frankfurt heimgekehrt, den Götz von Berlichingen 1773, den Werther und Clavigo 1774 erſcheinen, unter dem Jubel Deutſchlands. Bereist die Schweiz mit dem Grafen Stolberg 1773, kommt Lavater in Ems nahe 1774; vom Erbprinzen von Weimar erkannt, wird er nach deſſen Regierungsantritt an den Hof zu Weimar eingeladen, wo er in's Geh.-Raths-Collegium tritt 1776; wirklicher Geh.-Rath 1779; reist mit dem Herzog zum zweitenmal in die Schweiz 1779; wird Kammerpräſident und in den Reichsadelſtand erhoben 1782; bereist Italien und Sicilien, weilt in Rom 1786 ff., kehrt nach Weimar zurück 1788; er dichtet die Iphigenie 1787; den Egmont 1788; den Taſſo, den Fauſt 1790; den Reinecke Fuchs 1794, und fortwährend die ſchönſten Lieder; den Wilhelm Meiſter 1789—1795; ſchließt ſich an Schiller, den er früher zurückgeſtoßen, mit dem Gemüth an 1794; hilft an den Horen, dichtet die Xenien mit, ſingt ſeine Balladen und Romanzen, die Elegieen 1795 ff.; reist in die Schweiz 1797; dichtet Hermann u. Dorothea 1798; die natürl. Tochter 1804; ſchreibt Cellini und Winkelmann 1803, 1805; dichtet die Wahlverwandtſchaften zwiſchen 1800 u. 1809; überſetzt und ſchreibt über ſein Leben in „Dichtung und Wahrheit“ 1811 ff.; publizirt die Farbenlehre 1810; die Morphologie und anderes Naturwiſſenſchaftliche 1817 ff.; Kunſt und Alterthum 1816—1826; ſingt den weſtöſtl. Divan 1819; dichtet Meiſters Wanderjahre 1821; veröffentlicht ſeinen Briefwechſel mit Schiller und Zelter 1830 ff.; hält Tiſchgeſpräche mit Eckermann 1823—1832, beendet den Fauſt 1831. Eine Zeit lang von den Geſchäften zurückgezogen, bekleidet er bis in's hohe Alter das Amt eines erſten Miniſters und bleibt der vertrauteſte Freund ſeines Fürſten bis an deſſen Tod. Geſt. zu Weimar den 22. März 1832. (Einer der größten Dichter aller Zeiten, der größte Deutſchlands;) vollendeter Darſteller und Bewältiger jeden Stoffes durch die ſchönſte und natürlichſte Proſa.

Friedrich Müller, genannt Maler Müller, geb. im Jahre 1750 zu Kreuznach; herzogl. zweibrück'ſcher Hofmaler; geht nach Rom 1776; wirft ſich in künſtleriſche Romantik, und wird durch ſeine „Genofeva“ und ſeinen „Fauſt“ (1778) im Schauſpiel ein Vorläufer der poetiſchen. In der Idylle, beſonders der ächt deutſchen „die Schaafſchur“ (1775), „das Nußkernen“ eigenthümlich und intereſſant; bald Genredichter voll Naturwahrheit, bald im Streite zwiſchen dem verkünſtelten Geſchmack und dem natürlichen und naiven (Gervinus); in Italien katholiſch geworden; ſammelt ſeine Gedichte 1811; geſt. zu Rom den 23. April 1825.

Guſtav Graf von Schlabrendorf, geb. zu Stettin den 22. März 1750, Sohn des Vicepräſidenten der pommer'ſchen Kriegs- und Domänenkammer daſ., ſeit 1755 dirigirenden Miniſters in Schleſien: mit dem Vater dahin verſetzt und ſorgfältig erzogen, ſtudirt die Rechte zu Frankfurt an der Oder und Halle, und ſammelt gründliche Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen, ſo wie in mannichfachen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft. Schon 1770 durch des Vaters Tod unabhängig geworden, durchreiſt er nach vollendeten Studien Deutſchland und die Schweiz, ſieht Frankreich, bringt in England, zum Theil vom Freiherrn vom Stein begleitet, ſechs Jahre zu, und ſchließt dort herzliche Freundſchaft mit Jakobi, dem Philoſophen. 1786. Setzt ſich noch vor dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, und lebt dort mit den Deutſchen Forſter, Kerner und Oelsner innig befreundet, nach der Schilderung ſeines Biographen Varnhagen „amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm“: die frühen Hoffnungen der Revolution eifrig ergreifend, und länger als viele Andre nicht aufgebend, perſönlich aber nur für das thätig, was zwiſchen Verbrechen und Gräueln ſich als gut und rechtlich behaupten ließ. Während der Schreckenszeit ſchon als Ausländer und Graf, noch mehr als Freund von Condorcet, Mercier und Briſſot, verdächtig, bringt er 18 Monate im Kerker zu, Tag für Tag der Guillotine gewärtig, und tritt, durch ſeinen Eigenſinn wie durch ein Wunder der Vorſehung gerettet, heraus mit unerſchüttertem Gemüth, aber ergrauten Haaren und ſeitdem nicht mehr abgelegtem langen Barte, denn: „welch grauem Bartpelz — ſingt er — ziemte Leichtſinn, Frechgier, Gleißnerblick? Wer darf auftreten ſilberbärtig, ein Hofſpaßmacher?“ Fortwährend befördert er in dem Freiſtaate, was menſchenfreundlich und gemeinnützig iſt, mit ſeinem Geiſt und Geld: die Stereotypie, Gewerbfleiß, öffentlichen Unterricht, Bibelgeſellſchaft, den Verein für Beförderung der chriſtl. Moral, Schulen und Armenweſen der Proteſtanten, wirkt durch ſeinen Geiſt, ſeine Geſchichts- und Weltkenntniß und ſeine Beredſamkeit auf ſeine Umgebungen, und beſonders auf zahlreiche Deutſche belebend und heilſam, und iſt nicht ſelten die Zuflucht der Diplomaten und die Hülfe der Gelehrten. Das Buch „Napoleon Bonaparte und das franz. Volk unter ſeinem Conſulate“ (1804) iſt weſentlich ſein Werk und der Capellmeiſter Reichard nur der muthige Herausgeber. Der Uſurpator erfüllt ihn mit Haß, und nur ſeine einſiedleriſche Lebensart ſchützt ihn vor deſſen Verfolgung. Er leiſtet der Sache der Verbündeten die wichtigſten

Dienſte 1813; wird nach dem Einzug in Paris von den erſten Staatsmännern und Feldherrn beſucht und erhält das eiſerne Kreuz 1814; verſchenkt ſein geiſtiges Eigenthum, wie ſein zeitliches, und überläßt ſeinen Gedankenreichthum der Welt durch Andre. Sein Kopf beherbergt ein eigenthumliches Staatsſyſtem. Denkwürdigkeiten der franz. Revolution und eine, auch ſchriftlich der Vollendung nahe gebrachte, allg. Sprachlehre. Seine ſpätere Tage beſchäftigen Kernſprüche; er ſetzt ſich die Grabſchrift: Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius; geſt. den 21. Auguſt 1824 zu Paris.

Karoline Chriſtiane Louiſe Rudolphi, geb. zu Berlin den 24. Auguſt 1750 (nicht 1754); verlebte dort ihre Jugend; längere Zeit Gouvernante; gründet eine Erziehungsanſtalt zu Henna bei Hamburg, verlegt dieſelbe 1804 nach Heidelberg, bringt ſie durch mütterliche Sorge und vortreffliche Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens in hohen Flor, und legt ihre Erziehungsgrundſätze in den „Gemälden weibl. Erziehung“ nieder, die ein in ſ. Art unübertroffenes Buch ſind. Ihre Anſtalt blüht unter würdigen Nachfolgerinnen. Sie ſelbſt geſt. zu Heidelberg den 15. April 1811.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. den 7. Nov. 1750 zu Bramſtädt in Holſtein, ſtud. mit ſeinem ältern Bruder zu Göttingen 1769 — 1774, Mitglied des Haynbundes, vertrauter Freund von Bürger, Hölty und Voß, wird dän. Kammerjunker, fürſtbiſchöfl. Lubeckiſcher Bevollmächtigter zu Kopenhagen 1777; reist mit ſeinem Bruder und [dem jetzigen Erzbiſchof von Cöln?] v. Droſte-Viſchering, in Italien 1786; k. dän. Geſandter zu Berlin 1789; Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung und Domherr zu Eutin 1791; hoher Orden Ritter 1797 ff.; tritt zu Münſter aus ſeiner Familie zur kath. Confeſſion über und legt alle ſeine Aemter nieder 1800; ſchreibt relig. Schriften und eine Geſchichte der Relig. Jeſu 1803 — 1807 u. ff. privatiſirt er bei Bielefeld und zuletzt zu Sondermühlen; wird Doctor der Phil. 1815; geräth in heftige Religionsfehde mit ſeinem alten Freunde Voß 1819; geſt. zu Sondermühlen den 6. Dec. 1819. (Dichter:) lebendig in der Reiſebeſchreibung; auch im hiſtoriſchen Styl glücklich.

Johann Heinrich Voß, geb. zu Sommersdorf im Mecklenburgiſchen, den 20. Febr. 1751. Sohn eines armen Pächters, wächſt zu Penzlin in idylliſcher Einfalt auf, bezieht die Schule zu Neubrandenburg 1766; wird Hauslehrer bei Penzlin 1769; lernt die Göttinger Dichterſchule kennen 1770; erhält durch Boie einen Freitiſch in Göttingen, tritt durch innige Verbindung mit Boie, Bürger und Hölty in den dortigen Dichterbund, und ſchließt dadurch auch mit den Grafen Stolberg, mit dem Siegwarts-Miller, Cramer, Leiſewitz u. a. Freundſchaft. Hier geht er von der Theol. ganz zum Studium des röm. und griech. Alterthums über; tritt in Heyne's philol. Seminar, und vernachläßigt es zum Aerger des Meiſters; beſucht Klopſtock 1774; geht nach Wandsbeck 1775, redigirt dort den Muſenalmanach und befreundet ſich mit Claudius u. A. Noch amtlos heirathet er Boie's jüngſte Schweſter, Erneſtine 1777, und wird endlich Schulrector zu Otterndorf im Lande Hadeln 1778; beginnt fürs deutſche Muſeum zu arbeiten: giebt die deutſche Odyſſee heraus und wird Rector zu Eutin 1781: mit dem Character eines fürſtbiſchöfl. Hofraths 1785; ſein Streit mit Heyne (und Lichtenberg) wird lauter. Ruhnkenius ſpricht ein mitleidig bewunderndes Wort über den großen Philologen, der das Scepter in einer Landſtadtſchule führt: der virgiliſche Landbau erſcheint 1789; die deutſche Odyſſee und Ilias in neuer Geſtalt 1793; die „mythologiſchen Briefe" 1794: die „Luiſe" und die Gedichte 1795; Virgils Eklogen 1797: eine Auswahl der Ovidſchen Verwandlungen 1798; der ganze Virgil verdeutſcht 1799 f., die „Idyllen" 1801: 4 Bände lyriſche Gedichte, und die Metrik; der deutſche Homer verbeſſert: 1802. Im Herbſt 1802 geht Voß mit einem Gnadengehalt nach Jena: neue Fehde mit Heyne 1803 f., Voß ſetzt ſich in Heidelberg, ohne Amt zur Univ. mitwirkend 1805; es erſcheinen verdeutſcht Horaz 1806; Heſiod und Orpheus 1807, die Bukoliker 1808, Tibull 1810 und deſſen Text 1811: ſeitdem viele neue Ausgaben der frühern Werke; er verbündet ſich zur Ueberſetzung Shakſpeare's mit ſeinen Söhnen Abraham und Heinrich 1818 ff. ſeine Fehde mit Stolberg über den Katholicismus 1819 ff; mit Creuzer über die Symbolik 1823 ff; ſchreibt die Antiſymbolik 1823 — 1826; überſetzt den Ariſtophanes 1821 f., den Aratus 1824; geſt. zu Heidelberg den 30. Merz 1826. Geſetzgeber der deutſchen Rhythmik. (Dichter. Philolog. groſſer Ueberſetzungskünſtler.) Vorkämpfer für Vaterland. Humanität und Confeſſion; ein Bauernfreund von Schrot und Korn des ältern Cato. Idylliſch auch in der Schilderung ſeines eigenen Lebens. Sein proſ. Styl oft vergiftet durch harte und ungerechte Polemik.

Johann Michael von Sailer, geb. zu Areſing unweit Schrobenhauſen in Bayern, den 17. Nov. 1751, Sohn eines Schuſters, beſucht mit Almoſen die Münchnerſchule, tritt zu Landsberg in Oberbayern in den Jeſuiterorden 1770; ſtud. Philoſ. und Theol. in Ingolſtadt 1773; erhält die Prieſterweihe 1775; wird Repetitor

1777; zweiter Prof. der Dogmatik 1780; privatiſirt, dieſer Stelle enthoben 1781 ff.: ſchreibt ſeine „Vernunftlehre“ und ſein „Gebetbuch“; wird Profeſſor auf der biſchöfl. augsburgiſchen Univerſität Dillingen und kurpfalzbayer. Kirchenrath 1784; privatiſirt, von den Obſcuranten vertrieben, zu München und Ebersberg 1794 ff.: wird wieder Profeſſor zu Ingolſtadt 1799; zu Landshut 1800; legt ſein Lehramt nieder, wird erſter Domkapitular zu Regensburg 1821; Biſchof von Germanikopolis, Koadjutor und Gen.-Vikar des Biſchofs von Regensburg 1822; Dompropſt 1825; Biſchof von Regensburg 1829; geſt. daſ. den 20. Mai 1832. Erbauungsſchriftſteller voll tiefer Innerlichkeit, vor der jeder confeſſionelle Unterſchied in den Hintergrund tritt.

Johannes von Müller, geb. den 3. Jan. 1752 zu Schaffhauſen. Sohn eines Filialpredigers, vom Vater zur Theologie beſtimmt, wählt frühzeitig die Geſchichte zu ſeinem Studium, geht nach Göttingen zu Mosheims Hausgenoſſen, J. P. Miller, zu Walch und Schlözer 1770, und wird von Miller zur Geſchichte der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft angeregt, auch mit Gleim befreundet. Nach Schaffhauſen zurückgekehrt, wird er Prof. der griech. Sprache daſ. 1772; ſammelt, unterſtützt von Bodmer und Breitinger, Schinz, H. H. Füßli, Haller für die Schweizergeſchichte; ſchließt 1773 zu Schinznach ſeinen Bund mit Bonſtetten; befreundet ſich mit L. Tronchin und Bonnet, hält Vorleſungen zu Genf 1774, geht mit Voltaire um, bis 1776; giebt den erſten Theil ſeiner Schweizergeſchichte heraus 1780; geht nach Berlin und ſieht den großen König 1781; wird Unterbibliothekar, Rath und Prof. am Carolinum zu Caſſel 1782; privatiſirt bei Genf auf Tronchins Gut; arbeitet ſeine Schweizergeſchichte um 1784 und zu Schaffhauſen 1785; wird churmainziſcher Hofrath und Univ.-Bibliothekar; dann Geh. Conferenzrath 1787; Geh. Staatsrath 1791; des h. R. R. Ritter, als Joh. v. Müller zu Sylvelden, 1791; nach der Revolutionirung von Mainz vom Kaiſer Leopold II. als wirkl. Hofrath und Staatsofficial bei der Kanzlei des Auswärtigen nach Wien berufen 1793; ſetzt die Schweizergeſchichte fort 1786—1795; bereitet die Univerſalgeſchichte vor, deren Vorhandenes in drei Büchern nach ſeinem Tode erſchienen iſt; ſchreibt donnernde Philippiken für Deutſchland und Oeſtreich gegen Frankreich 1796; wird erſter Kuſtos der kaiſerl. Bibliothek 1800; iſt hier in ſeinem Element und bildet in Hammer, v. Hormayr, Pfiſter und Dippold ausgezeichnete Schüler. Aber ein ſchlimmer, das Licht ſcheuender Handel bringt ihn um Vermögen und entleidet ihm Wien; er geht nach Berlin als Hiſtoriograph des brandenb. Hauſes, Mitglied der Akademie u. Geh. Kriegsrath 1804; vollendet die Schweizergeſchichte 1805; ſoll die Geſchichte Friedrichs II. ſchreiben, als die Schlacht von Jena anders entſcheidet 1806: neigt ſich in einer akadem. Rede Napoleon zu, wird angefeindet, erhält einen Ruf nach Tübingen, wird, unterwegs dorthin, im Frühling 1807, durch einen Kurier des Kaiſers, dem er nicht widerſtehen kann, nach Fontainebleau verlockt, und läßt ſich am 17. November 1807 in Paris zum königl. weſtphäl. Miniſterſtaatsſekretair ernennen. Dieſe Apoſtaſie verzehrt ihn: er verliert Beſinnung, Sprache; tritt vom Miniſterium zurück, wird Staatsrath in Kaſſel, und momentan Direktor des öffentlichen Unterrichts; rettet die Univerſitäten, erliegt aber, in allen Hoffnungen getäuſcht, dem Gram, den er in Briefen an vertraute Freunde aushaucht. Sein Vaterland ruft ihn zurück; aber er ſtirbt zu Kaſſel den 29. Mai 1809. Nationeller Hiſtoriker; tiefer Forſcher von unermeßlichem Fleiß, lebensvoller Darſteller der Geſchichte als Lehrerin der Menſchheit. Seine Gelehrſamkeit wird ein consommé von Geiſt, in der prägnanteſten Form, nach Tacitus' Weiſe.

Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge, geb. den 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover; ſtud. zu Göttingen 1769 ff.; wird Hofjunker und Aſſeſſor der Kriegs- und Domänenkammer zu Kaſſel 1772; quittirt und geht auf ſeine Güter; wird Kammerherr zu Weimar 1777; lebt in Hanau bei Frankfurt; in Heidelberg 1780 ff.: eifriges Mitglied des Illuminatenordens. Hannöverſcher Oberhauptmann und erſter Scholarch der Domſchule zu Bremen 1790. Kränkelt. Geſt. zu Bremen den 6. Mai 1796. Verf. der Schrift über den Umgang mit Menſchen und wenig beachteter Romane. „Detailhändler mit der Lebenswaare“; ſehr gebildeter Styl.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, geboren zu Stuttgart den 10. Nov. 1752, gebildet auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und durch's Studium der Theologie zu Tübingen 1771—1775; hört Collegia in Tübingen 1776 f.; wird Repetent im theologiſchen Stift daſelbſt 1777, und bereits als hiſtor. Forſcher bekannt; ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen 1779; ſchreibt ſeinen „Grundriß der Geſchichte der chriſtl. Kirche“ 1782, die „Geſchichte Würtembergs“ 1783, „des Fürſtenthums Hannover“ 1786, den „Entwurf der Geſchichte der europ. Staaten“ 1793, u. a. Thut den unmittelbaren Schritt vom Katheder in's Kabinet und wird in ſeinem Vaterlande Württemberg erſt wirkl. Geheimerrath 1797, dann Staatsminiſter, Präſident der Oberſtudiendirektion, Curator der Univerſität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienſtordens, auch in den Freiherrnſtand erhoben, alles 1806. Geſtorben zu Stuttgart den 14. März 1810. Im Gebiete der Kirchengeſchichte der erſte Meiſter ſeiner Zeit; „entſchieden hiſtor. Talent: edle pragmatiſche Kürze." (Gervinus.)

Friedrich Maximilian von Klinger, geb. den 18. Febr. 1753 zu Frankfurt a. M., von bürgerl. Eltern. Stud. Theologie zu Gießen; aber frühzeitig dem Drama zugeneigt, wird er Schreiber bei der Seyler'ſchen Theatergeſellſchaft; dient als öſterr. Lieutenant im bayer. Erbfolgekrieg 1778; geht nach Petersburg und wird Officier in den Flottenbataillons und Vorleſer bei'm Großfürſten Paul; durchreist mit dieſem Europa; marſchirt nach Taurien im Generalſtab des Herzogs von Würtemberg; wird nach der Rückkehr Major und Direktor der Ritterakademie; macht Aufſehen als Roman- und Dramendichter ſeit 1780. Wird unter Katharina Oberſt; Generalmajor unter Paul, und 1799 Direktor des Kadettenkorps; zeigt oder affektirt auf ſchlüpfriger Laufbahn Freiſinn und Muth und erhält ſich im Vertrauen. Unter Kaiſer Alexander wird er Kurator der Univ. Dorpat, Oberaufſeher des Pagenkorps und anderer Inſtitute; Generallieutenant 1811, vieler hoher Orden Ritter, nach 40jähr. Dienſte penſionirt 1820. Geſt. den 25. Februar 1831. Göthe's Jugendfreund und von ihm geſchildert als ein „Jünger des von Rouſſeau verkündeten Naturevangeliums, in deſſen Produktionen ſich ſtrenger Verſtand, biederer Sinn, rege Einbildungskraft, glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannichfaltigkeit und charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede zeigt;" für Humor zu bitter.

Franz Volkmar Reinhard, geb. den 12. März 1753 zu Vohenſtrauß im Sulzbachiſchen; erhält ſeine Jugendbildung vom Vater, einem frommen Prediger, dann auf der Schule zu Regensburg 1768 f.; ſtud. in Wittenberg Theol. 1773; wird Mag. legens 1777 und Adjunkt der theolog. Fakultät 1778; außerordentl. Prof. der Theol. 1780; O.Hofprediger, Kirchenrath u. O.-Conſ.-Aſſeſſor in Dresden 1792. Geſt. daſ. den 6. Sept. 1812. „Er trat auf als ſcharfſinniger Denker, als ſkeptiſcher Forſcher und ſchied als gläubig frommer Theolog und Chriſt." Der berühmteſte deutſche Kanzelredner der neuern Zeit. Klaſſiſch auch durch ſeine Geſtändniſſe und ſein Syſtem der chriſtlichen Moral. Im Denken und in der Darſtellung ſtreng logiſch und dialektiſch. Der Styl voll Wohlklang.

Johann Georg Adam Forſter, geb. den 26. November 1754 in Naſſenhüben bei Danzig, Sohn Johann Reinholds, begleitet als eilfjährig ſeinen Vater nach Rußland und England, und macht als achtzehnjähriger Jüngling die Reiſe um die Welt mit Cook und ſeinem Vater 1772—1775; reiſt nach Paris, wo er Buffon kennen lernt, u. nach Berlin 1777 f.; wird Dr. d. Phil. u. Prof. d. Naturgeſch. zu Caſſel 1779; Poln. Geh. R. u. Prof. der Naturgeſch. zu Wilna; auf dieſer Reiſe heirathet er Thereſe, Heyne's Tochter, nachher verehel. Huber. Eine neue, auf Katharina's Geheiß zu unternehmende Reiſe um die Welt vereitelt der Türkenkrieg. F. geht nach Göttingen, wird Prof. u. erſter Bibliothekar zu Mainz 1788; reiſt nach England und durch Frankreich 1791; wird in den Wirbel der Revolution geriſſen, geht nach Paris, wird Agent du Conseil exécutif, erkrankt daſelbſt; geſt. zu Paris den 12. Jan. 1794. Kraftvoller Schilderer der Kunſt, des Lebens und der Menſchen; für die Revolution begeiſtert mit Beſinnung; der Styl ſehr correct.

Johann Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus Mozart, geb. den 27. Januar 1756 zu Salzburg; ſ. den Anh. zum 1. Bande.

Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach, geb. den 3. Sept. 1756 zu Weimar, erwächſt unter der Obervormundſchaft ſeiner geiſtvollen und klugen Mutter, der Herzogin Amalie, vom Grafen v. Görz geleitet, von Wieland, von Knebel und dem nachmal. Kanzler Schmid unterrichtet 1761—1775, ſchließt auf der Reiſe nach Paris und in die Schweiz als 17jähriger Fürſt den Lebensbund mit Göthe 1774; tritt die Reg. an den 2. Sept 1775; fördert (bis 1807 von der Mutter unterſtützt) während 50 Jahren alles Schöne und Gute, ſammelt die erſten Geiſter Deutſchlands, Göthe, Herder, Wieland, Schiller, u. a. bedeut. Männer, v. Einſiedel, v. Knebel, Muſäus u. a. um ſich und beſetzt, von Voigt und Göthe geleitet, Jena mit den ausgezeichnetſten Lehrern und Gelehrten, Fichte, Schelling, Reinhold, A. W. Schlegel u. ſ. w., ordnet alle Zweige ſeiner Verwaltung neu, legt den Park an, baut die 1771 abgebrannte Reſidenz neu; ficht gegen Frankreich 1792 und 1806, muß dem Rheinbunde beitreten December 1806; erhebt ſich mit ſeinem Vaterlande gegen Napoleon Nov. 1813, gibt ſeinem Lande, wie der König von Württemberg auf dem Vertragswege, eine Verfaſſung den 5. Mai 1816, feiert ſein Reg. Jubiläum den 3. Sept. 1825, geſt. zu Weimar den 14. Juni 1828. Sein Briefwechſel mit Knebel, auch ſehr ausgezeichnet durch den reinen und lebendigen Styl, lehrt uns den Kraftgeiſt dieſes ächt deutſchen Fürſten kennen.

Heinrich Friedrich Carl Freiherr Vom und zum Stein,

geb. den 25. Okt. 1757 zu Naſſau an der Lahn, dritter Sohn eines Reichsfreiherrn, zu Hauſe früh wiſſenſchaftlich auf den Staatsdienſt vorbereitet, ſtudirt zu Göttingen das Recht, die Geſchichte und die Staatswiſſenſchaften 1773—1777; reiſt nach Wien und an andre Fürſtenhöfe, arbeitet ein Jahr auf dem Reichskammergerichte zu Wetzlar; geht nach Mainz: wird endlich 1780 unter dem großen Friedrich Bergrath in Berlin, erweitert 1786 ſeine mineralogiſchen und technologiſchen Kenntniſſe durch eine Reiſe nach Großbritannien, und wird nach ſeiner Rückkehr Bergamtsdirektor 1786; tritt an die Spitze der Armeeverpflegungs-Commiſſion 1793; bald darauf Direktor, dann Präſident der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Cleve; Oberpräſident der weſtphäliſchen Kammern zu Weſel, Hamm und Minden 1796: ſchafft hier Chauſſeen, belebt Handel und Fabriken, regelt die Forſtwirthſchaft und verbreitet Segen und Wohlſtand; in's Miniſterium nach Berlin berufen als Chef der indirekten Abgaben, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsſchulden, der Seehandlung und der Bank 1804; kämpft vergebens für eine weitherzige Politik und gegen das Schaukelſyſtem; creirt Treſorſcheine 1805; wird nach Preußens Demüthigung erſter Staatsminiſter 1807, und ſetzt ſich als ſolcher die Aufgabe, das Volk von innen heraus zu befreien, und den Staat zu kräftigen; erleichtert das Grundeigenthum, befreit den Bauernſtand, gründet die Städteordnung 1808; wird aber Napoleon durch eine Unvorſichtigkeit verdächtig, und der König Friedrich Wilhelm III. muß ihn entlaſſen, Auguſt 1808. Nun wirkt er durch den Tugendbund; wird vom Kaiſer der Franzoſen geächtet; flüchtet nach Prag, und (nach dem öſterreichiſchen Kriege) nach St. Petersburg 1809. Nach dem ruſſiſchen Feldzuge, zur Stunde der Befreiung Deutſchlands ſtellen ihn Alexander und Friedrich Wilhelm an die Spitze einer gemeinſamen Verwaltungs-Behörde im Frühjahr 1813; die Sieger genehmigen ſeinen Plan einer Central-Commiſſion 21. Okt. 1813, und der Privatmann leitet die Central-Verwaltung Deutſchlands. Aber in einer würdigen Wiederherſtellung des preußiſchen Staates gehemmt, zieht er ſich gleich zu Anfang des Wiener Congreſſes zurück 1814; verbeſſert und verſchönert ſeine Güter, ſtiftet die „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde", wechſelt Briefe mit ausgezeichneten Männern, und erſcheint erſt auf dem erſten weſtphäliſchen Provinziallandtage wieder öffentlich als deſſen Marſchall, Okt. 1826; ſieht ſeine Städteordnung von der Regierung revidirt; wobei auch den ſpäteren

Landtagen bei 1828, 1831; geſt. auf ſeinen Gütern, ohne männliche Nachkommen, den 20. Juni 1831. Im altteſtamentlichen Sinne ein Prophet der deutſchen Freiheit und Unabhängigkeit; als Reformator oft hart und eigenwillig, aber immer großſinnig, deutſch durch und durch. Sein politiſches Teſtament wiegt Bände auf.

Friedrich Auguſt Wolf, geb. den 15. Febr. 1759 zu Hainrode bei Nordhauſen, Sohn eines Organiſten, gebildet auf dem Gymn. zu Nordhauſen 1766 ff; und zu Göttingen 1777; verſchmäht im Gefühl ſeiner Originalität Heyne's Unterricht und macht ſich ihn zum Feinde, Lehrer zu Ilfeld 1779; Rektor der Stadtſchule zu Oſterode am Harz 1782: vom preuß. Miniſter v. Zedlitz am „Platon. Gaſtmahl“ erkannt 1782: ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Halle 1783; reformirt die Philologie ſeit 1784; macht durch die Prolegomena zu Homer Epoche 1795; wirkl. Geh.-Rath 1805; bei Auflöſung der Univ. Halle (1807) zieht er nach Berlin, und hilft die dort. Hochſchule gründen; wird Direktor der wiſſenſchaftl. Deputation und Mitgl. der Sect. für den öffentl. Unterricht im Miniſterium des Innern; vertauſcht aber den Staatsdienſt bald gegen ein ungebundenes Profeſſorat, und den ordentl. Platz in der Akademie gegen einen Ehrenplatz; kränkelt; geſt. auf der Reiſe zu Marſeille den 8. Aug. 1824. Der größte Philolog Deutſchlands; genialer Handhaber ſeiner Mutterſprache, mächtiger Polemiker.

Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller, geb. den 11. Nov. 1759 zu Marbach im Würtemb.; der Vater war Officier, deſſen Vater und Voreltern Bauern und Bäcker, die aber das Wappen eines adeligen Geſchlechts aus Tyrol führten. Schiller wird in Lorch von Paſtor Moſer 1765 ff. auf der Ludwigsburger Schule 1768 ff. unterrichtet, in die Carls-Akademie zu Hohenheim aufgenommen 1772 und mit ihr nach Stuttgart verpflanzt 1775; ſtud. daſ. erſt die Rechte, dann Medizin; dichtet vom Zwang geſtachelt die Räuber 1780; wird Regim.-Chirurg 1781; tritt als Lyriker mit der Anthologie auf 1781; bringt die Räuber auf die Bühne, und flieht nach Mannheim 1782; läßt den Fiesko und Kabale und Liebe folgen 1782 ff; flüchtet nach Bauerbach zu Fr. v. Wolzogen, Dec. 1782; denkt auf Don Carlos; kehrt nach Mannheim zurück; bringt ſeine neuen Stücke auf die Bühne 1784; wird weltberühmt; von Bewunderern nach Leipzig gerufen 1785; geht mit Körner nach Dresden und lebt dort 1785—1787; vollendet den Don Carlos; beginnt ſeine zweite lyriſche Periode; geht nach Weimar 1787; nach Rudolſtadt zur Fam. v. Lengefeld, wo ihn Liebe feſſelt 1787; kehrt nach Weimar zurück; bringt den Don

Carlos auf die Bühne; arbeitet und dichtet in Volkſtädt; vertieft ſich in Griech. Mythol. und Poeſie; ſteht Göthe'n unberührt gegenüber, kehrt nach Weimar zurück 1788; ſchreibt den Geiſterſeher; wird Prof. in Jena, docirt und ſchreibt Gedichte 1789; wird Meiningen'ſcher Hofrath 1790; heirathet Charlotte v. Lengefeld; vertieft ſich in Kants Philoſophie 1791; erhält vom Nat. Convent zu Paris das franz. Bürgerrecht 1792; erkrankt und geht geneſen nach Schwaben 1793; philoſ.-äſthet. Studien und Schriften 1794 ff.; kehrt nach Weimar zurück, verbindet ſich innig mit Göthe; ordnet die Horen und Muſenalmanache, dichtet die Xenien, dann lyriſche Gedichte der dritten Periode und Romanzen 1794—1798; ſchwankt zwiſchen Epos und Drama; tritt endlich mit dem Wallenſtein auf 1798 ff; ſiedelt nach Weimar über 1799; dichtet die Maria Stuart, die Glocke 1799; die Jungfrau von Orleans 1801; wird in den Reichsadelſtand erhoben 7. Sept. 1802; läßt die Braut von Meſſina 1803 folgen; ſchließt mit dem Tell 1804, erkrankt unrettbar über unvollendeten Stücken; geſt. zu Weimar, unter den Wehklagen Deutſchlands, den 9. Nov. 1805; ruht in der Gruft neben Carl Auguſt und Göthe. — Der nationalſte Dichter Deutſchlands, und als Dichter und Denker der Träger des deutſchen Charakters, und dadurch die Bewunderung der Welt. Sein Styl arbeitet ſich aus roher Uebertreibung zu der reinſten Kunſtform empor u. wird von einem ſchreienden Vortrag allmählig zur lieblichſten Melodie.

Ulrich Hegner, geboren den 7. Febr. 1759 zu Winterthur; ſtud. zu Straßburg Medicin, 1776 ff., Doktor 1781, bereiſt Deutſchland, treibt in der Heimath prakt. Kunſtſtudien; wird Landſchreiber der Grafſchaft Kyburg; und zur franzöſiſchen Zeit Appellationsrath in Zürich 1798; legt dieſe Stelle nieder, und reiſt nach Paris 1801; bekleidet einige andre Aemter und wird endlich Senator in ſeiner Vaterſtadt 1805. Erwirbt ſich einen verdienten Ruf durch den Roman „die Molkenkur" 1812 und befeſtigt ihn durch die Schrift: „Auch ich war in Paris" — „Saly's Revolutionstage" 1815; „Leben Hans Holbein's 1827; u. a. Geſtorben zu Winterthur den 3. Jan. 1840. Humoriſtiſcher Erzähler und Redner voll Mutterwitz.

Johann Peter Hebel, geb. den 11. Mai 1760 in dem von ihm beſungenen Wieſenthale zu Hauſen bei Schopfheim, ſtudirte zu Erlangen 1778 f., wird Pfarrvikar zu Hertingen, dann Lehrer am Pädagogium zu Lörrach 1783; Subdiakonus und Lehrer am Gymnaſium zu Karlsruhe 1791; Profeſſor daſelbſt 1798; überraſcht die Freunde friſcher Poeſie mit ſeinen „Allemanniſchen Gedichten", die Göthe laut begrüßt; wird Kirchenrath 1805.

Direktor des Gymnaſiums 1808; ord. Mitglied der evangeliſchen Kirchen- und Prüfungs-Commiſſion 1809; erzählt im rheinländ. Hausfreund unvergleichlich 1808—1815; Miniſterialrath 1814; Prälat 1819; Commandeur des Zähringer Löwenordens 1820. Geſtorben zu Schwetzingen, auf der Reiſe, den 22. Sept. 1826. (Dialektsdichter.) Erzähler von der beſten Laune.

Arnold Hermann Ludwig Heeren, geb. den 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, Sohn eines Predigers, beſucht die Bremer Domſchule; ſtudirt die Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte zu Göttingen 1779 ff.; D. der Philoſ. und Aſſeſſor der Soc. der Wiſſenſch. daſ. 1784; bereiſt Italien, die Niederlande und Frankreich 1785—1787; wird auſſerord. Prof. der Philoſ. zu Göttingen 1787; ordentl. 1794; der Geſchichte 1801; Hofrath 1806; R. dann Commandeur des Guelphen-O., R. des Nordſtern-O. und der Ehrenl., Geh. Juſtizrath 1815—1837. Sein hiſtor. Hauptwerk ſind die „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vorn. Völker des Alterth. 1793 — 1805; auſſerdem zeichnen ſich ſeine Handbücher „der Geſch. der Staaten des Alterth. 1793 und „der Geſch. des europ. Staatenſyſtems (1800) und ſeine „kl. hiſtor. Schriften“ 1803—1808 aus. Sein „Verſuch einer Entwickl. der Folgen der Kreuzzüge“ erwarb ihm einen Preis des Nat. Inſtituts zu Paris. Der meiſten Akademien Mitgl., Schüler und Schwiegerſohn Heyne's. Geſt. zu Göttingen im 82. Lebensjahre den 6. März 1842. Beſonnener Erforſcher des polit. Lebens der alten und neuen Welt; Aufſpürer der Handelswege des Alterthums; Erklärer des letztern aus der Gegenwart; ſeine, klare und gewandte Darſtellung.

Johann Gottlieb Fichte, geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlauſitz, Sohn eines Tuchwebers; erzogen in Schulpforta; ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg; wird Haus-Lehrer bei dem Grafen von Krotow in Weſtpreuſſen. Lebt in Königsberg in Kants Umgang und rückt mit der „Kritik aller Offenbarung“ anonym heraus, die für Kants Werk gehalten und als ſolches mit Ehrfurcht von der Schule empfangen wird, 1792; reiſt in die Schweiz und erhält dort einen Ruf nach Jena als Profeſſor der Philoſophie, wo er bis 1800 glänzt und in der „Wiſſenſchaftslehre“ ſein Syſtem publicirt. Des Atheismus angeklagt, appellirt er an's Publikum 1799, privatiſirt in Berlin 1800 ff., wird Profeſſor zu Erlangen 1805; ſchreibt „die Beſtimmung des Menſchen“ 1806; geht während des franzöſiſch-preuſſiſchen Kriegs nach Königsberg, hält Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten und die gewaltigen Reden an die deutſche Nation in Berlin

1808; wird Profeſſor an der neuen Univerſität Berlin 1809; erlebt Deutſchlands Befreiung 1813; erkrankt am Nervenfieber, geſtorben zu Berlin den 29. Januar 1814. Begeiſterter Herold des ſubjektiven Idealiſmus und der moraliſchen Weltordnung; muthiger Sprecher der Deutſchen im tiefſten Nothſtande.

Ernſt Ludwig Poſſelt, geb. den 22. Januar 1763 zu Durlach, bildet ſich dort und auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe; ſtudirt die Rechte, die Klaſſiker, Geſchichte und moderne Sprachen zu Göttingen; promovirt auf der Univerſität zu Straßburg; wird Regierungsadvokat, Geheimer Sekretär; Profeſſor der Rechte und Beredſamkeit am Gymnaſium zu Karlsruhe, wo er ſich durch öffentliche und hiſtoriſche Reden auszeichnet, um 1785; Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim 1788; ſchreibt ſeine „Geſchichte der Teutſchen“ bis zu K. Sigmunds Tode 1789 f., in klaſſ. Latein über die franz. Revolution, der er feurig anhängt. 1791; wird Beamter zu Gernsbach und charakter. Legationsrath 1791; ſchildert die Thaten der Neufranken in ſeinem Taſchenbuch der Geſchichte 1794 ff.; wird mit öſterreichiſcher Gefangenſchaft bedroht; findet Schutz durch den Erzherzog Karl; entſagt ſeinem Amt und wird Badiſcher Hiſtoriograph 1796; giebt bei Cotta die europäiſchen Annalen 1795 ff. heraus und lebt abwechſelnd in Durlach, Tübingen, Nürnberg, Erlangen; lernt Moreau bei ſeinem Rückzuge kennen 1796; beſchreibt den letztern meiſterhaft; wird über Moreaus Proceß gemüthskrank; ſtürzt ſich zu Heidelberg aus einem Fenſter des dritten Stockwerks; geſtorben daſ. den 11. Juni 1804. Publiciſt und Hiſtoriker von Scharfſinn; ſeine Darſtellungsgabe in politiſcher Verblendung nicht immer auf die Wahrheit verwendet.

Johann Gottfried Seume, geboren den 29. Januar 1763 zu Poſerna bei Weißenfels, eines Bauern Sohn; wird von einem Gönner auf die Schule zu Borna und die Nicolaiſchule zu Leipzig geſchickt; ſtudirt in Leipzig Theologie, macht ſich aber nach Paris davon, wird unterwegs von amerikaniſchen Werbern aufgehoben, und ficht unter den Heſſen in Canada gegen die Freiheit 1781 ff.; nach dem Frieden zurückgekehrt, entſpringt er den Heſſen in Bremen, geräth unter preußiſche Werber und wird gemeiner Soldat; entgeht als Deſerteur mit Mühe der Todesſtrafe, erhält durch die Caution eines wackern Bürgers ſeine Freiheit; lebt in Leipzig vom Unterrichte den Wiſſenſchaften 1788; wird Magiſter 1792; Secr. bei'm ruſſ. General Igelſtröm und Grenadieroffizier zu Warſchau 1793; im Aufſtande gegen die Ruſſen poln. Gefangener; befreit; ſeine Ausſichten gehen mit Katharina zu Grabe; Kaiſer Paul ſtreicht ihn aus den Dienſtliſten. Er ſchreibt in Leipzig über die Vorfälle in Polen und über Rußland 1796 ff.; wird Correktor bei ſeinem Freunde Göſchen, und beſorgt auf's gewiſſenhafteſte deſſen Prachtausgaben zu Grimma; ſpaziert nach Syrakus 1802 und erzählt ſeine Abentheuer 1803, ſowie eine ſpätere Reiſe nach Schweden 1805, ſchildert in beiden jedoch nur ſich ſelbſt. Er verzehrt ſich im Gram über Deutſchlands Unterdrückung; ſchreibt muthig gegen den Sieger 1808, geſt. im Bade zu Töplitz, den 13. Juni 1810. (reflexiver Poet.) Stolzer Proletarier, hochſinniger Deutſcher, grimmiger Nationaliſt, ſtrenger Moraliſt, aus ganzem Holze geſchnitten und ſchneidend.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. den 21. März 1763 zu Wunſiedel im Fichtelgebirge, Sohn des damal. Rektors, nachmal. Pfarrers zu Schwarza; verläßt das Gymnaſium zu Hof 1779, ſtudirt Theologie zu Leipzig 1780 ff.; entſagt ihr, lebt zu Schwarzenbach und Hof. Debutirt mit den grönländ. Proceſſen 1783; ihnen folgen die Teufelspapiere (als von J. P. Fr. Haſus) 1789; dann (als von Jean Paul ſchlechtweg) die unſichtbare Loge 1793; der Heſperus 1795 (von Göthe und Schiller als „Tragelaph" begrüßt); der Q. Fixlein 1796; Blumen-Fr. u. D. Stücke (Siebenkäs) 1796 — 1798; das Kampanerthal 1797; Palingeneſieen 1798; der Titan 1800 — 1803; die Flegeljahre 1804 ff.; Vorſchule der Aeſthetik 1804; Levana 1807; Schmelzle 1808; Katzenberger 1809; Fibel 1812; Markgraf 1820—1822; ſeit „Fixlein" nennt er ſich J. P. Fr. Richter; wird 1799 hildburghauſ. Legationsrath und zieht nach Weimar, 1801 nach Meiningen, 1803 nach Koburg; Penſionär des Fürſten Primas, nachher Bayerns; fixirt ſich in Baireuth; Doktor der Philoſophie zu Heidelberg 1817; ordentl. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München 1820. Wird augenkrank. Geſt. zu Baireuth den 14. Nov. 1825. Deutſchlands genialſter Humoriſt, vollführt, was Hippel gewollt, und bildet die engliſche Seite des deutſchen Charakters aus; tiefſinnig im Scherz wie im Ernſt, oft vom Gefühl übernommen und in Naturſchilderungen die Wahrheit überbietend; in den gemeinen und naiven Charakteren unendlich wahrer als in den idealen und ſentimentalen, der Styl mit Gleichniſſen wie mit Brillanten belaſtet; ſeine ſchiefe Seite aufgedeckt von Gervinus.

Carl Ludwig Fernow, geboren zu Blumenhagen in der Uckermark den 19. Nov. 1763, Sohn eines Edelhofknechts; von einer

Tochter ſeiner Gutsherrin, Fräulein von Recker, erzogen; ſpäter Copiſt eines Notars zu Paſewalk; dann Apotheker; erſchießt aus Unvorſichtigkeit einen Jägerburſchen, bleibt als Thäter verborgen, aber in langer Gewiſſensangſt; conditionirt, zeichnet und dichtet daneben in Lübeck; lernt den Künſtler Carſten kennen, entſagt ſeinem bisherigen Berufe, erhält ſich vom Portraitiren und Zeichnungsunterricht; lebt in Ludwigsluſt; wird von einer Weimaranerin nach Weimar verlockt und betrogen; geht nach Jena und macht bei Reinhold Baggeſens Bekanntſchaft, reiſt mit ihm in die Schweiz und nach Oberitalien, und von da, mit Hülfe zweier Gönner nach Rom, wo er mit Carſten zuſammen zieht, die italieniſche Sprache und die Theorie und Geſchichte der Kunſt ſtudirt 1791 ff.; heirathet eine Römerin 1800; kehrt nach Deutſchland zurück und wird außerordentlicher Profeſſor in Jena 1803; Bibliothekar in Weimar 1804; kränkelt längſt an einer unheilbaren Pulsadergeſchwulſt; geſt. zu Weimar den 4. Dec. 1808. Seine „Römiſchen Studien“ (1806—1808) ſind die reifſten Früchte ſeines Aufenthalts in Italien. Außerdem lebt von ihm eine italieniſche Grammatik.

Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris im Auguſt 1764; einziger Sohn des bek. Ueberſetzers deutſcher Poeſien ins Franzöſiſche, Michael Huber, und einer Pariſerin, erhält eine franz. Erziehung und wird 1787 ſächſ. Legationsſecretär in Mainz, wo er beim Einbruche der Franzoſen die Geſandtſchaftsgeſchäfte allein verwaltet. Sein Freund Forſter, in den Strudel der franz. Revolution hineingeriſſen, übergiebt ihm kurz vor ſeinem Tode ſeine Familie 1793; er wird der Gatte der Wittwe Forſters, Thereſe geb. Heyne 1794 und lebt mit ihr und ihrer Familie arm aber geehrt, als polit. und belletriſt. Schriftſteller in der franz. Schweiz; dann als Redakteur der allg. Zeitung in Tübingen und Stuttgart 1798—1803; erhält eine ſichere Lage im bayr. Staatsdienſt als Landesdirectionsrath in Ulm 1803; bald darauf geſt. zu Ulm den 24. Dec. 1804. An ſeinen anmuthigen Erzählungen hat mehr als Antheil die nächſt genannte

Thereſe Huber, geb. zu Göttingen den 7. Mai 1764, Heyne's Tochter aus deſſen erſter Ehe; im 20ſten Jahre mit Georg Forſter verheirathet 1784; Hubers Gattin 1794; ein Ueberſetzungsverſuch der ſpielend aufgewachſenen, geiſtreichen Frau ſetzt durch Mangel an Orthographie und Leichtigkeit des Styls den Gatten in Staunen und von 1795 bis zu ſeinem Tode war ſie der eigentliche Verfaſſer aller Erzählungen des geliebten Gatten. Sie lebt nach Hubers Tode bei einem Schwiegerſohne; ſeit 1819 mit der Red. des Morgenblatts beauftragt in Stuttgart und (1824 ff.) in Augsburg; geſt. daſ. den 15. Juni 1829. Erzählerin voll Lebenserfahrung, mit tiefem Einblick ins weibliche Herz.

Friedrich von Gentz, geboren den 8. Sept. 1764 zu Breslau, gebildet daſ. und in Berlin; eifriger Gegner der franzöſiſchen Revolution von ihrem erſten Beginne, verbreitet die Hauptſchriften darüber durch Ueberſetzungen ſeit 1793; Secretär beim Generaldirektorium zu Berlin und charakt. Kriegsrath 1793; tritt mit eigenen Schriften für die ſtreng conſervative Partei auf 1801 ff.; geht in öſterreichiſche Staatsdienſte als k. k. Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei 1802; in England hochgefeiert 1802; vom Kaiſer geadelt, von den Monarchen mit hohen Orden begnadigt, zu den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht; Protokollführer bei allen Congreſſen. Verliert den Muth über der Julirevolution; verdirbt in Genüſſen; geſtorben zu Wien den 9. Juni 1832. Politiſcher Rhetor im altgriechiſchen Sinne. Der Styl meiſterhaft.

Friedrich Chriſtian Wilhelm Jakobs, geb. den 6. Okt. 1764 zu Gotha, unterrichtet von ſeinem Vater und Kaltwaſſer; beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſtadt 1779 ff. ſtudirt in Jena Theologie 1781; in Göttingen Philologie 1784; wird Lehrer am Gymn. zu Gotha, 1785; macht ſich als gelehrter, gründlicher und eleganter Philolog berühmt; wird Prof. der alten Literatur am Lyc. in München, Hofrath und Mitgl. der Akad. der Wiſſenſch. daſ. 1807; hält dort geiſtvolle deutſche Reden, die in ſeine „Denkſchriften“ aufgenommen ſind, zum Theil auch abgeſondert erſchienen. Auf Veranlaſſung der Streitigkeiten zwiſchen Nord- und Süddeutſchland verläßt er München und kehrt als Oberbibliothekar und Direktor des Münz-Kabinets nach Gotha zurück 1810. Als äſthetiſcher Schriftſteller durch „Roſaliens Nachlaß“ 1812 und viele erzählende Schriften rühmlich bekannt. Der Styl aus der Quelle des Alterthums genährt, blühend und geſchmackvoll. Lebt zu Gotha.

Georg Reinbeck, geb. den 11. October 1766 zu Berlin, Enkel des Theol. Joh. Guſt. Reinbeck, unter Engel auf dem Joachimsthaler Gymnaſium gebildet; Erzieher in St. Petersburg, Lehrer daſ. an der deutſchen Hauptſchule zu St. Petri 1794; ſpäter Oberlehrer und 1804 Lehrer der d. Sprache am Pageninſtitut unter Klinger. Im Jahr 1805 kehrt er nach Deutſchland zurück und ſchreibt ſeine „flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe von Petersburg über Moskau nach Deutſchland“; erlebt in Weimar die in den „Reiſeplandereien" von ihm lebendig geſchilderte franz. Occupation; zieht nach Heidelberg 1807, und nach Stuttgart 1808 wo er drei Jahre lang mit Haug das Morgenblatt beſorgt, und 1811 mit dem Hofrathstitel Profeſſor der deutſchen Sprache, Literatur und Aeſthetik am obern Gymnaſium in Stuttgart wird. Seine „deutſche Sprachlehre" (1801 ff.), ſein „Handbuch der Sprachwiſſenſchaft" 1819 ff., ſeine „Geſchichte der Dichtkunſt und Literatur" 1824 u. a. Handbücher haben großen Eingang in der pädagog. Welt gefunden. (Dramen- und Novellendichter, entſchiedener Gegner Kotzebue's.) Um das Schillerdenkmal in Stuttgart hat er ausgezeichnete Verdienſte. Im Jahr 1837 erhält er den Orden der Württ. Krone und ſcheidet erſt im Greiſenalter, Januar 1842 aus einer raſtloſen Berufsthätigkeit.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt, geb. den 22 Juni 1767 zu Potsdam, daſelbſt und in Berlin früh in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet, ſtud. zu Göttingen; lebt in Jena, mit einer geiſtvollen Frau vermählt, im innigſten Umgange mit Göthe, Herder, Wieland, u. beſonders Schiller 1793; dann auf ſeinem Gute zu Tegel bei Berlin im lebhafteſten Briefwechſel mit ebendemſelben 1794—1796; wieder in Jena 1797, tritt als preuß. Leg.-Rath ſeine diplomatiſche Laufbahn an 1797; ſchreibt die Fragment gebliebenen „äſthet. Unterſuchungen" 1799; geht nach Rom, wo er k. pr. Reſident wird 1802; vorübergehend in Weimar 1803; macht tiefe Studien in der Alterthums- und der Sprachwiſſenſchaft; kehrt nach Berlin zurück als Chef der Sektion für Cultus und öffentliche Erziehung, wo er ſich als freiſinniger Staatsmann zeigt; k. pr. Staatsminiſter und Geſandter in Wien; Bevollmächtigter beim Prager Congreß 1812; beſchäftigt beim Congreß zu Chatillon 1813, zu Paris 1814; auf dem Congreß in Wien 1815; preuß. Geſandter in London 1816, gibt „Berichtigungen und Zuſätze zu Adelungs Mithridates" heraus 1817; ſpäter wieder Staatsminiſter in Berlin mit Stein und Boyen; zieht ſich mit dieſen vom Staatsdienſte zurück 1819 und lebt zu Tegel ganz den Wiſſenſchaften. Giebt ſeinen Briefwechſel mit Schiller heraus 1830; ſchreibt ſein claſſ. Werk über die Kawi-Sprache 1832; geſt. zu Tegel den 8. April 1835. Tiefer Forſcher in der Aeſthetik, der Alterthums- und Sprachwiſſenſchaft; würdig klarer Darſteller, muſterhafter Proſaiſt.

Herder.

I. Unſere Erde iſt ein Stern unter Sternen.

(1784.)

Vom Himmel muß unſre Philoſophie der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts anfangen, wenn ſie einigermaßen dieſen Namen verdienen ſoll. Denn da unſer Wohnplatz, die Erde, nichts durch ſich ſelbſt iſt, ſondern von himmliſchen, durch unſer ganzes Weltall ſich erſtreckenden Kräften ihre Beſchaffenheit und Geſtalt, ihr Vermögen zur Organiſation und Erhaltung der Geſchöpfe empfängt: ſo muß man ſie zuvörderſt nicht allein und einſam, ſondern im Chor der Welten betrachten, unter die ſie geſetzt iſt. Mit unſichtbaren, ewigen Banden iſt ſie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der ſie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne dieſe könnten wir uns unſer Planeten-Syſtem nicht denken, ſo wenig ein Zirkel ohne Mittelpunkt Statt findet; mit ihr und den wohlthätigen Anziehungskräften, womit ſie und alle Materie das ewige Weſen begabt hat, ſehen wir in ihrem Reich nach einfachen ſchönen und herrlichen Geſetzen Planeten ſich bilden, ſich um ihre Axe und um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältniß ſind, munter und unabläſſig umher drehen; ja nach eben dieſen Geſetzen ſich um einige derſelben Monde bilden und von ihnen feſtgehalten werden. Nichts gibt einen ſo erhabnen Blick, als dieſe Einbildung des großen Weltgebäudes; und der menſchliche Verſtand hat vielleicht nie einen weitern Flug gewagt und zum Theil glücklich vollendet, als da er in Copernicus, Keppler, Newton, Hugens und Kant die einfachen, ewigen und vollkommenen Geſetze der Bildung und Bewegung der Planeten ausſann und feſtſtellte.

Mich dünkt, es iſt Hemſterhuis, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unſerer Begriffe die Wirkung nicht thue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematiſcher Genauigkeit feſtgeſtellt wäre, auf den geſammten menſchlichen Verſtand würde gethan haben. Wir begnügen uns meiſtens, die Erde als ein Staubkorn anzuſehen, das in jenem großen Abgrunde ſchwimmt, wo Erden um die Sonne, wo dieſe Sonne mit tauſend andern um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere ſolche Sonnen-Syſteme in zerſtreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft ſowohl als der Verſtand in dieſem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe ſich verliert, und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erſtaunen, das uns vernichtigt, iſt wohl kaum die edelſte und bleibendſte Wirkung. Der in ſich ſelbſt überall allgenugſamen Natur iſt das Staubkorn ſo werth, als ein unermeßliches Ganze. Sie beſtimmte Punkte des Raumes und des Daſeyns, wo Welten ſich bilden ſollten, und in jedem dieſer Punkte iſt ſie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte ſo ganz, als ob keine andere Punkte der Bildung, keine andre Weltatome wären. Wenn ich alſo das große Himmelsbuch aufſchlage und dieſen unermeßlichen Palaſt, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir ſehe: ſo ſchließe ich, ſo ungetheilt als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne ſchuf, und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchſtraße von Sonnen ſich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Geſetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun ſehe, daß der Raum, den dieſe Erde in unſerem Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die ſie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Maſſe, nebſt allem, was davon abhängt, durch

Geſetze beſtimmt iſt, die im Unermeßlichen wirken: ſo werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche raſen will, nicht nur auf dieſer Stelle zufrieden ſeyn und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloſer Weſen getreten, ſondern es wird auch mein erhabenſtes Geſchäft ſeyn, zu fragen, was ich auf dieſer Stelle ſeyn ſoll, und vermuthlich nur auf ihr ſeyn kann? Fände ich auch in dem, was mir das Eingeſchränkteſte und Widrigſte ſcheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, ſondern auch offenbaren Zuſammenhang des Kleinſten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemeſſene hinaus: ſo wird es die ſchönſte Eigenſchaft meiner Gott nachahmenden Vernunft ſeyn, dieſem Plan nachzugeben und mich der himmliſchen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich alſo keine Engel des Himmels ſuchen, deren keinen mein Auge je geſehen hat; aber Erdbewohner, Menſchen werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schooß aufnimmt. Ihre Schweſtern, andere Erden mögen ſich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geſchöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge iſt für den Sonnenſtrahl in dieſer und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für dieſe Luft, mein Körper für dieſe Erdmaſſe, alle meine Sinnen aus dieſer und für dieſe Erdorganiſation gebildet: dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geſchlechts iſt alſo ſo feſt beſtimmt und umſchrieben, als die Maſſe und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben ſoll: daher auch in vielen Sprachen der Menſch von ſeiner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber dieſe meine Mutter gehört, je feſter und herrlicher die Geſetze ſind, auf der ihr und aller Welten Daſeyn ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt und Eins zu Allem dient: deſto feſter finde ich auch mein Schickſal nicht an den Erdenſtaub, ſondern an die unſichtbaren Geſetze geknüpft, die den Erdſtaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, iſt ihrer Natur nach eine ſo ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zuſammen hält: ihr Werkzeug kann ſich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann ſich ändern, wie Erden ſich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Geſetze aber, durch die ſie da iſt, und in andern Erſcheinungen wieder kommt, ändern ſich nie. Ihre Natur iſt ewig wie der Verſtand Gottes, und die Stützen meines Daſeyns, (nicht meiner körperlichen Erſcheinung,) ſind ſo feſt, als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Daſeyn iſt ſich gleich, ein untheilbarer Begriff; im Gröſſeſten ſowohl als im Kleinſten auf Einerley Geſetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes ſichert alſo den Kern meines Daſeyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich ſeyn werde, werde ich ſeyn der ich jetzt bin, eine Kraft im Syſtem aller Kräfte, ein Weſen in der unabſehlichen Harmonie einer Welt Gottes.

II. Die Religion als höchſte Humanität.

(1784.)

Wenn des Menſchen vorzüglichſte Gabe Verſtand iſt: ſo iſts das Geſchäft des Verſtandes, den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung aufzuſpähen, und denſelben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menſchliche Verſtand thut dies in allen Sachen, Hantirungen und Künſten: denn auch wo er einer angenommenen Fertigkeit folgt, mußte ein früherer Verſtand den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung feſtgeſetzt, und alſo dieſe Kunſt eingeführt haben. Nun ſehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Urſache im Innerſten ein; wir kennen uns ſelbſt nicht, und wiſſen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Alſo iſt auch bey allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indeſſen ein wahrer Traum, ſobald wir oft und beſtändig einerley Wirkungen mit einerley Urſachen verknüpft ſehen. Dies iſt der Gang der Philoſophie, und die erſte und letzte Philoſophie iſt immer Religion geweſen. Auch die wildeſten Völker haben ſich darin geübt: denn kein Volk der Erde iſt völlig ohne ſie, ſo wenig als ohne menſchliche Vernunftfähigkeit und Geſtalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menſchliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo ſie keinen ſichtbaren Urheber ſahen, an unſichtbare Urheber, und forſchten alſo immer doch, ſo dunkel es war, Urſachen der Dinge nach. Freylich hielten ſie ſich mehr an die Begebenheiten, als an die Weſen der Natur: mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende, als an die erfreuende und dauernde Seite; auch kamen ſie ſelten ſo weit, alle Urſachen unter Eine zu ordnen. Indeſſen war auch dieſer erſte Verſuch Religion; und es heißt nichts geſagt, daß Furcht bey den meiſten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als ſolche, erfindet nichts: ſie weckt blos den Verſtand, zu muthmaßen und wahr oder falſch zu ahnen. Sobald der Menſch alſo ſeinen Verſtand in der leichteſten Anregung brauchen lernte, d. i. ſobald er die Welt anders, als ein Thier, anſah, mußte er unſichtbare mächtigere Weſen vermuthen, die ihm helfen oder ihm ſchaden. Dieſe ſuchte er ſich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und ſo ward die Religion, wahr oder falſch. recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menſchen, die rathgebende Tröſterin ihres ſo dunkeln, ſo gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, du haſt dich deinen Geſchöpfen nicht unbezeugt gelaſſen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Weſen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es, ſeiner Organiſation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm iſt der Menſch die ſichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menſchen erhobſt du, daß er ſelbſt, ohne daß ers weiß und will, Urſachen der Dinge nachſpähe, ihren Zuſammenhang errathe, und Dich alſo finde. du großer Zuſammenhang aller Dinge, Weſen der Weſen! Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einſieht; ja wenn er dich geſtalten wollte, hat er geirret und muß irren: denn du biſt geſtaltlos, obwohl die erſte einzige Urſache aller Geſtalten. Indeſſen iſt auch jeder falſche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmahl nicht nur deines Daſeyns, ſondern auch der Macht des Menſchen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion iſt alſo, auch ſchon als Verſtandesübung betrachtet, die höchſte Humanität, die erhabenſte Blüthe der menſchlichen Seele.

Aber ſie iſt mehr als dies: eine Uebung des menſchlichen Herzens und die reinſte Richtung ſeiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Menſch zur Freiheit erſchaffen iſt, und auf der Erde kein Geſetz hat, als das er ſich ſelbſt auflegt: ſo muß er das verwildertſte Geſchöpf werden, wenn er nicht bald das Geſetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachſtrebet. Thiere ſind geborne Knechte im großen Hauſe der irdiſchen Haushaltung; ſclaviſche Furcht vor Geſetzen und Strafen iſt auch das gewiſſeſte Merkmal thieriſcher Menſchen. Der wahre Menſch iſt frey, und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Geſetze der Natur, wo er ſie einſieht, ſind gut, und wo er ſie nicht einſieht, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Geheſt du nicht willig, ſagten die Weiſen, ſo mußt du gehen: die Regel der Natur ändert ſich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derſelben erkennſt, deſto mehr wird auch dieſe lebendige Form dich zum *Nachbilde der Gottheit* in deinem irdiſchen Leben bilden. Wahre Religion alſo iſt ein kindlicher Gottesdienſt, eine Nachahmung des Höchſten und Schönſten im menſchlichen Bilde, mithin die innigſte Zufriedenheit, die wirkſamſte Güte und Menſchenliebe.

Und ſo ſieht man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menſchenähnlichkeit Gottes habe ſtatt finden müſſen, entweder daß man den Menſchen zu Gott erhob, oder den Vater der Welt zum Menſchengebilde hinab zog. Eine höhere Geſtalt, als die unſre, kennen wir nicht; und was den Menſchen rühren und menſchlich machen ſoll, muß menſchlich gedacht und empfunden ſeyn. Eine ſinnliche Nation veredelte alſo die Menſchengeſtalt zur göttlichen Schönheit; Andere, die geiſtiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unſichtbaren in Symbole fürs menſchliche Auge. Selbſt da die Gottheit ſich uns offenbaren wollte, ſprach und handelte ſie unter uns, jedem Zeitraum angemeſſen, menſchlich. Nichts hat unſre Geſtalt und Natur ſo ſehr veredelt, als die Religion: blos und allein, weil ſie ſie auf ihre reinſte Beſtimmung zurück führte.

Daß mit der Religion alſo auch Hoffnung und Glaube der Unſterblichkeit verbunden war, und durch ſie unter den Menſchen gegründet wurde, iſt abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menſchheit beynahe unzertrennlich. Wie? wir ſind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen ſollen, zu deſſen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu deſſen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden: und wir erkennen ihn noch ſo dunkel, wir ahmen ihm ſo ſchwach und kindiſch nach, ja wir ſehen die Gründe, warum wir ihn in dieſer Organiſation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es ſollte für uns keine andre möglich, für unſre gewiſſeſte beſte Anlage ſollte kein Fortgang wirklich ſeyn? Denn eben dieſe unſre edelſten Kräfte ſind ſo wenig für dieſe Welt, ſie ſtreben über dieſelbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unſern edlern Theil beſtändig im Kampf mit dieſer Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organiſation im Menſchen ſcheinet, findet auf der Erde zwar ſeine Geburts-, aber nichts weniger als ſeine Vollendungsſtätte. Riß alſo die Gottheit den Faden ab, und brachte mit allen Zubereitungen auf das Menſchengebilde endlich ein unreifes Geſchöpf zu Stande, das mit ſeiner ganzen Beſtimmung getäuſcht ward? Alles auf der Erde iſt Stückwerk, und ſoll es ewig, und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, ſo wie das Menſchengeſchlecht eine bloße Schattenheerde, die ſich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unſers Geſchlechts zum *Glauben* zuſammen, und wand der Humanität eine *unſterbliche* Krone.

III. In der Schöpfung unſrer Erde herrſcht eine Reihe aufſteigender Formen und Kräfte.

(1784.)

Vom Stein zum Kryſtall, vom Kryſtall zu den Metallen, von dieſen zur Pflanzenſchöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von dieſem zum Menſchen ſahen wir die Form der Organiſation ſteigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geſchöpfs vielartiger werden, und ſich endlich alle in der Geſtalt des Menſchen, ſofern dieſe ſie faſſen konnte, vereinen. Bey dem Menſchen ſtand die Reihe ſtill; wir kennen kein Geſchöpf über ihm, das vielartiger und künſtlicher organiſirt ſey: er erſcheint das höchſte, wozu eine Erdorganiſation gebildet werden konnte.

2. Durch dieſe Reihen von Weſen bemerkten wir, ſo weit es die einzelne Beſtimmung des Geſchöpfs zuließ, eine herrſchende Aehnlichkeit der Hauptform, die auf eine unzählbare Weiſe abwechſelnd, ſich immer mehr der Menſchengeſtalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzenthiere war ſie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommener Weſen ward ſie deutlicher, die Anzahl der Gattungen ward geringer, ſie verlor und vereinigte ſich zuletzt im Menſchen.

3. Wie die Geſtalten, ſahen wir auch die Kräfte und Triebe ſich ihm nähern. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächſe ſtieg der Trieb zum Kunſtwerke der Inſecten, zur Haus- und Mutterſorge der Vögel und Landthiere, endlich gar zu dem menſchenähnlichen Gedanken und zu eignen ſelbſterworbenen Fertigkeiten, bis ſich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freyheit und Humanität des Menſchen vereinet.

4. Bey jedem Geſchöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch ſeine Lebensdauer eingerichtet. Die Pflanze verblühete bald; der Baum mußte ſich langſam auswachſen. Das Inſect, das ſeine Kunſtfertigkeit auf die Welt

mitbrachte, und ſich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Thiere, die langſamer wuchſen, die auf einmal weniger gebaren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen ſollten: denen ward auch ein längeres und dem Menſchen vergleichungsweiſe das längſte Leben. Doch rechnete die Natur hiebey nicht nur auf's einzelne Geſchöpf, ſondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geſchlechts und der Geſchlechter, die über ihm ſtanden. Die untern Reiche waren alſo nicht nur ſtark beſetzt, ſondern, wo es der Zweck des Geſchöpfs zuließ, dauerte auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerſchöpfliche Lebensquell, erhält ſeine Bewohner, die von zäher Lebenskraft ſind, am längſten: und die Amphibien, halbe Waſſerbewohner, nähern ſich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beſchwert von der Erdennahrung, die die Landthiere allmählich verhärtet, leben im Ganzen länger als dieſe: Luft und Waſſer ſcheinen alſo das große *Vorrathshaus der Lebendigen*, die nachher in ſchnellern Uebergängen die Erde aufreibt und verzehret.

5. **Je organiſirter ein Geſchöpf iſt, deſto mehr iſt ſein Bau zuſammengeſetzt aus den niedrigen Reichen.** Unter der Erde fängt dieſe Vielartigkeit an, und ſie wächſt hinauf durch Pflanzen, Thiere, bis zum vielartigſten Geſchöpfe, dem Menſchen. Sein Blut und ſeine vielnamigen Beſtandtheile ſind ein Kompendium der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Waſſer, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen ſind in ihm organiſch vereint und in einander verwebet.

Entweder müſſen wir dieſe Dinge als Spiele der Natur anſehen, (und ſinnlos ſpielte die verſtandreiche Natur nie,) oder wir werden darauf geſtoßen, auch ein *Reich unſichtbarer Kräfte* anzunehmen, das in eben demſelben *genauen Zuſammenhange und dichten Uebergange* ſteht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennen lernen, deſto mehr bemerken wir dieſe *inwohnenden Kräfte* auch ſogar in den niedrigſten Geſchöpfen, Mooſen, Schwämmen

u. dergl. In einem Thiere, das ſich beynahe unerſchöpflich reproducirt, in der Muskel, die ſich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz beweget, ſind ſie unläugbar, und ſo iſt alles voll organiſch wirkender Allmacht. Wir wiſſen nicht, wo dieſe anfängt, noch wo ſie aufhört: denn wo Wirkung in der Schöpfung iſt, iſt Kraft, wo Leben ſich äußert, iſt inneres Leben. Es herrſcht allerdings nicht nur ein Zuſammenhang, ſondern auch eine aufſteigende Reihe von Kräften im unſichtbaren Reiche der Schöpfung, da wir dieſe in ihrem ſichtbaren Reiche, in organiſirten Formen vor uns wirken ſehen.

Ja, unendlich inniger, ſtäter und fortgehender muß dieſer unſichtbare Zuſammenhang ſeyn, als in unſerm ſtumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeiget. Denn was iſt eine Organiſation, als eine Maſſe unendlich vieler zuſammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zuſammenhanges wegen von andern Kräften eingeſchränkt, unterdrückt, oder wenigſtens unſern Augen ſo verſteckt wird, daß wir die einzelnen Waſſertropfen nur in der dunklen Geſtalt der Wolke d. i. nicht die einzelnen Weſen ſelbſt, ſondern nur das Gebilde ſehen, das ſich zur Nothdurft des Ganzen ſo und nicht anders organiſiren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geſchöpfe, welch ein andres Reich muß ſie im Auge des Allwiſſenden ſeyn, als von dem die Menſchen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchſchauen, und klaſſifiziren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberſte Haushalter ſiehet und hält die Kette aller aufeinander dringenden Kräfte.

Was dies für die Unſterblichkeit der Seele thue? Alles; und nicht für die Unſterblichkeit unſrer Seele allein, ſondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltſchöpfung. Keine Kraft kann untergehen; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beyſpiel, ja, in unſrer Seele nicht einmal einen Begriff. Iſt es Widerſpruch, daß Etwas Nichts ſey oder werde: ſo iſt es noch mehr Widerſpruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer ſelbſt gegenwärtig iſt, in dem ſich ſeine Gotteskraft einwohnend offenbaret, ſich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umſtände zerrüttet werden; ſo wenig aber auch in dieſem ſich nur ein Atom vernichtet oder verlieret, um ſo weniger die unſichtbare Kraft, die auch in dieſem Atome wirket. Da wir nun bey allen Organiſationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte ſo weiſe gewählt, ſo künſtlich geordnet, ſo genau auf ihre gemeinſchaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet ſey: ſo wäre es Unſinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblicke, da eine Kombination derſelben, d. i. ein äußerlicher Zuſtand aufhört, ſie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, dadurch ſie allein göttliche Natur iſt, ſondern dieſelbe auch gegen ſich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht, (denn minder gehörte dazu nicht,) nur einen Theil ihres lebendigen Zuſammenhanges, in dem ſie ſelbſt ewig thätig lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebet: was wirkt, wirkt in ſeinem ewigen Zuſamenhange ewig.

Da, dieſe Principien weiter auseinander zu ſetzen, hier nicht der Ort iſt; ſo laſſet uns ſie blos in Beyſpielen zeigen. Die Blume, die ausgeblühet hat, zerfällt; d. i. dies Werkzeug iſt nicht weiter geſchickt, daß die vegetirende Kraft in ihm fortwirke: der Baum, der ſich ſatt an Früchten getragen, ſtirbt: die Maſchine iſt hinfällig geworden, und das Zuſammengeſetzte geht auseinander. Hieraus folget aber im mindeſten nicht, daß die Kraft, die dieſe Theile belebte, die vegetiren und ſich ſo mächtig fortpflanzen konnte, mit dieſer Dekompoſition geſtorben ſey, ſie, die über tauſend Kräfte, die ſie anzog, in dieſer Organiſation herrſchte. Jedem Atom der zerlegten Maſchine bleibt ja ſeine innere Kraft; wie viel mehr muß ſie der mächtigern bleiben, die in dieſer Formung jene alle zu einem Zwecke regierte, und in ihren engen Gränzen mit allmächtigen Natureigenſchaften wirkte. Der Faden der Gedanken zerreißt, wenn man es ſich als natürlich denket, daß dies Geſchöpf jetzt in jedem ſeiner Glieder die mächtige, ſich ſelbſt erſtattende, reizbare Selbſtthätigkeit haben ſoll, wie ſie ſich uns vor Augen äußert; daß aber den Augenblick darauf alle dieſe Kräfte, die lebendigen Erweiſe einer inwohnenden organiſchen Allmacht, aus dem Zuſammenhange der Weſen, aus dem Reiche der Realität ſo hinweg ſeyn ſollen, als wären ſie nie darinnen geweſen.

Und bey der reinſten und thätigſten Kraft, die wir auf Erden kennen, ſollte dieſer Gedankenwiderſpruch ſtatt finden, bey der menſchlichen Seele? Sie, die über alle Vermögen niedriger Organiſationen ſo weit hinaufgerückt iſt, daß ſie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tauſend organiſche Kräfte meines Körpers als Königin beherrſchet: ſondern auch (Wunder aller Wunder!) in ſich ſelbſt zu blicken und ſich zu beherrſchen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirkſamkeit eines menſchlichen Gedankens; nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menſchlichen Willens. Mit allem, was der Menſch denkt, ahmet er der ordnenden, mit allem, was er will und thut, der ſchaffenden Gottheit nach: er möge ſo unvernünftig denken, als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache ſelbſt: ſie iſt im Weſen ſeiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die nach dem Weſen ihrer Vernunft ihn gleichſam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem ſie auch bey Irrthümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte: ſie, die mächtigſte Regentin der Erde, ſollte untergehen, weil ein äußerer Zuſtand der Zuſammenſetzung ſich ändert und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künſtlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zuſammenhang der Gedanken? —

IV. Schulen und Univerſitäten.

(1803.)

Schulen und Univerſitäten ſind Inſtitute zur Ausbildung und Zuſammenordnung geiſtiger und moraliſcher Kräfte; ihre Einrichtung ſei gut oder übel, das lebendige und Hauptwerk iſt ihre Verwaltung. Trügen ſie auch aus alten Zeiten Mängel an ſich; welche menſchliche Verfaſſung iſt ohne dergleichen? und wie bald wird, was auch wir ſtiften und ordnen, weniger brauchbar für kommende Zeiten! Alſo in dieſen alten Gehäuſen (wer es vermag, baue ſie neu) das möglichſte Gute zu bewirken, iſt die Aufgabe; und da ſagen uns die Jeſuiten in Paraguay, die Methodiſten in England, die Brüdergemeinen an aller Welt Ende: dies geſchehe durch lebendige Wirkſamkeit, durch Societät und Aufſicht. Die großen Wirkungen des Jeſuitismus waren Folgen der Ordnung und ſtrengen Subordination in der Geſellſchaft. In Zinzendorfs Gemeinen ziehet ſich das Band linder, ein Band zwiſchen Brüdern und Schweſtern; dennoch aber iſts ein Band; die Geſellſchaft erhält ſich nur durch Ordnung. So die Methodiſten. Wesley's Lebensbeſchreiber ſagt es der Geſellſchaft vorher, daß mit der genauen und ſtrengen Obhut ihrer umherziehenden, mit friſchem Blick und neuem Leben wirkenden Prediger die Geſellſchaft ſelbſt ſich halten oder entſchlummern werde. Wenn das Herz nicht mehr ſchlägt, neue Lebenskraft in alle Adern ſendend, was wird der Körper?

Aufſicht alſo und Vereinigung zu einer wirkenden Gemeinſchaft können die Lehranſtalten eines Landes allein ins Leben ſetzen und erhalten. Sind beide ohne Obhut, mit dem Staat gleichſam unverbunden, ſo daß man ſie als für ſich beſtehende, alte Cadaver betrachtet; lehret man in ihnen nicht, was der Staat und das Leben braucht; arbeiten niedere und höhere einander nicht in die Hände; ſind die, die ihnen vorſtehen, arm, verachtet, und leben ein kümmerliches Leben; oder endlich, taugt die in ihnen herrſchende Methode nicht, ſind ihre Lehren und Sitten dem Staat und den Jünglingen gar gefährlich — welche Desorganiſation! Chaos und Abgrund.

Kein öffentlich angeſtellter Lehrer darf ſchlechthin lehren, was Er will, wie es ihm im Augenblick einfällt; er ſoll die Wiſſenſchaft oder Kunſt lehren, dazu ihn der Staat beſtellt und zwar auf die dem Staat und der Menſchheit nützlichſte Weiſe, alſo unter Aufſicht, deßwegen heißt der Landesregent Rector der Univerſität; wie der Kaiſer von Sina iſt er der geborne Präſident der Wiſſenſchaften und Künſte ſeines Landes. Sind ſeine Einſichten dieſer Ehrenſtelle nicht gewachſen, ſo habe er ein Tribunal der Verſtändigen zur Seite: denn alle Fehltritte und Aergerniſſe gelehrter Inſtitute ſeines Landes, die Wahl ſchlechter Lehrer, die ſchlechte Ausbildung unbrauchbarer Zöglinge, unwürdige Streitigkeiten ſeiner Gelehrten, häßliche Sitten der dort zu erziehenden Jugend ruhen zuletzt auf Ihm. „Dem Staat, ſagen die Geſchlechter, vertrauten wir unſere Sproſſen, nicht dem tollen Dafürhalten einzelner, phantaſirender Lehrer. Daß ihre Köpfe verſchroben, daß ihr Gehirn auf lange Zeit verwahrloſet werde, dazu ſandten wir ſie auf Eure Schulen, Eure Univerſitäten nicht.“ Auch darf ſich kein Lehrer über dieſe Aufſicht als über einen Zwang beklagen: denn wozu ward er öffentlicher Lehrer dieſes Inſtituts? Ihm dem Privatmann blieben alle ſeine Gedanken frei.

Man weiß, welchen Schaden den Jeſuiten die in einigen ihrer Schriften vorkommenden, von der Geſellſchaft überſehenen gefährlichen Aeußerungen gethan haben. So ſchuldlos viele Glieder der Geſellſchaft ſeyn mochten, ſchrieb man ſie doch der ganzen Geſellſchaft zu. Jede Lehranſtalt muß ſich von Scandalen rein und frei erhalten; noch iſt aber damit wenig geſchehen, wenn das Auge des Staats nicht poſitiv wirket. Wo Talente nicht aufgemuntert, Fleiß und Erfindung nicht belohnt werden, wo der Beſte unter dem Kabalen-Einfluß des Schlechteren erliegt, ein Spinngewebe im Winkel, wo aus Hunger eine Spinne die andre frißt — dies iſt keine Sonnenſtadt, keine Atlantis. Wie erfreulich dagegen der Anblick wohlorganiſirter Inſtitute ſey, und wie viel durch ſie gewirkt werde, eben Das haben mehrere theils Geſellſchaften, theils einzelne Männer bis zur Verwunderung erwieſen. Die Menſchheit nimmt alle Formen an, und iſt ihrer fähig, zumal in jüngeren Jahren; die wohlanſtändigſte gefällt den Jünglingen ſelbſt am beſten. Einer wohleingerichteten Schule eifern die andern nach; Schulen und Univerſitäten einander. Beide, den jetzigen Bedürfniſſen des Lebens und Staats harmoniſch, geben die Idee eines wahren Salomoniſchen Baues, fortwirkend auf kommende Zeiten. Es wird einen frohen Anblick geben, wenn wir bemerken, wie das vergangene Jahrhundert nicht etwa nur gewünſcht, ſondern in Reinigung ſeiner alten, in Bildung beſſerer neuer Inſtitute wirklich große Anfänge gemacht hat. Plus ultra!

V. Dem Leben lernen.

(1800.)

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar was nützlich im Leben iſt, was angewandt werden kann, wodurch wir beſſer leben lernen. Da aber das Leben ſo viel und mancherley bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten ſo viele, und gewiß nicht alle unmittelbar ſind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: ſo wäre es ſehr thöricht, bey allem was ich lerne zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mirs bringen oder helfen? Thor, überſiehſt du dein Leben und weißt alle Umſtände vorher, in die du kommen kannſt? Weißt du, was in jedem Geſchäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich ſey? Wenn du Geld ſammleſt, fragſt du, oder weißt du beſtimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernſt, weißt du, mit wem du die Sprache ſprechen werdeſt? Alſo führt der Ausdruck: „dem Leben lernen“ darauf zurück, daß man ſich ſelbſt in allen ſeinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heißt; an ſich, ſo weit es die Gelegenheit, Zeit, Umſtände verſtatten, nichts roh, nichts ungebildet laſſe, ſondern dahin arbeite, daß man ein ganz geſunder Menſch fürs Leben und für eine uns angemeßne Wirkſamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt alſo jeder ſeine eigne Lektion zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehöret. Wie einer ſeine Seelenkräfte, ſeine Organe, ſeine Umſtände, ſeine Lebenszwecke, ſeine Kräfte und das Maas derſelben ſelbſt am beſten kennt und durch Erfahrung erprobt, ſo lerne Er für ſich und für keinen andern, für ſein Leben.

Abgeſchloſſen wird hierdurch in unſerm Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, ſondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindiſch iſt's, ſich mit fremden Flicken und Lappen auszuſchmücken, wenn man ein eignes ganzes Kleid, das unſerm Körper gerecht iſt, ſich ſelbſt ſchaffen kann und ſoll. Wahnſinnig iſt, ſich ſeine Augen ausſtechen oder abſtumpfen, um durch ein fremdes Glas ſehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältniß, in richtiger Proportion aus; ſo lernſt du dem Leben.

Wie dies geſchehe, muß jedem ſein eignes Herz und der Rath eines verſtändigen Lehrers ſagen, unter deſſen Leitung er ſich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer ſich blödſinnig, hypochondriſch, ſchwach und krank ſtudiret, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachläßiget, gleich als ob er ein purer, puter Geiſt wäre, wer eine Seelkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verſtand, die Ueberlegung pfleget, wer für den Kopf ſtudirt, ohne ans Herz zu denken, und ein andrer, der immer nur in Empfindung ſchwimmen will, ohne ſich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit allem tändelt und eine ernſte anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle dieſe lernen nicht fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Menſch, der geſunde Menſch mit allen ſeinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, ſondern auch im höchſten Ernſt, nicht nur wohlgefällig, ſondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer ſich hiez nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. Und o wen ſtraft hier ſein Gewiſſen nicht! wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches verſäumten wir, was doch das Leben nothwendig fodert, und durch deſſen Entbehrung wir nachher beſtändige Himpler und Hampler in der Kunſt des Lebens, wie in unſerm Geſchäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne fürs Leben! Die Zeit, für welche du erwächſeſt und dich bereiteſt, braucht gewiß lebens-gelehrte Männer, d. i. Männer, die Leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von geſundem Augenmaaß, von feſter Hand in allerley Künſten, von geſundem Ohr, recht zu hören und zu faſſen was geſagt wird, und darauf recht zu antworten, alſo auch von reinem geſunden Ausdruck, Bekanntſchaft mit Dingen der Natur, mit dem Zuſtande der Welt, mit ihren Bedürfniſſen und Geſchäften, wodurch ein richtiger Verſtand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder überſetzt, oder ſonſt mit der Sprache der Poeſie tändelt, ſeyen auch bey der Jugend vorüber: denn das Leben, wozu ſich Jünglinge zu bereiten haben, fodert andere Geſchicklichkeit als Anakreontiſche oder Schäferlieder! Mit dem Jahr 1800 iſt in manchen Dingen eine andre Zeit angebrochen, die mit 1801 u. f. fortſchreitet; neuen Fleiß, neue Emſigkeit wecke dieſer neue Zeitcyklus auf in Ernſt und Ueberlegung! Ihr Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte halbabgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert in ihm zu leben!

Endlich da das Leben nicht neue Kenntniſſe und Gedanken, ſondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in dieſem vor allem das Leben beſteht, ſo wendet ſich der Spruch: nicht der Schule, ſondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hälfe es, tauſend Kenntniſſe und keinen Willen, keinen Geſchmack, keine Luſt und Trieb zu leben, honett und rechtſchaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder tröſten, ſtärken oder niederſchlagen, lohnen oder ſtrafen! nicht auf Kenntniſſe allein, ſondern auf Charakter und Triebe, auf die menſchliche Bruſt iſt die Wirkſamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unſeres Lebens gebauet. Leben lernen heißt alſo ſeinen Neigungen eine gute Richtung geben, ſeine Grundſätze reinigen, befeſtigen, ſtärken, ſeine Vorſätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, ſondern auch mit dem Herzen exiſtiren, gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitſchüler, Bekannte, Fremde, ſich Sitten erwerben, anſtändige, frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menſchen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, ſich Ordnung im Geſchäft geben und ſie mit ſtrenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen als ihr gebühret; ſich Vorſchriften machen, wodurch man ſeine Schwäche überwindet, ſeine eigenthümliche Schwäche, die niemand beſſer als wir ſelbſt kennen, die zu überwinden uns am ſchwerſten wird, und die die Eigenliebe ſo gern in Schutz nimmt; beſtehe dieſe worin ſie wolle; ſey es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von ſich ſelbſt, an der ſo viel junge Leute unſres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringſchätzung und Verachtung andrer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menſchenfeindſchaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meiſten zu Ueppigkeit, zu Wolluſt, Trägheit, zu Tändeley mit dem andern Geſchlecht. Durch alle dieſe Neigungen, wenn ſie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling ſein Leben und ſchafft ſich keine andre Ausſicht, als ſich und andern zur Laſt zu werden, das Leben einſt ſelbſt als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen dieſen Feindinnen des Lebens hinweg, Ihr Jünglinge! — lernt leben, geſund, würdig und glücklich leben!

Knebel.

Ueber die Kunſt zu leſen.

(1792.)

Die Sprache iſt eigentlich ein bloßes Vernunftorgan, in ſo fern der Menſch die von ihm wahrgenommenen Dinge und ihre Eigenſchaften damit bezeichnet.

Sie wird aber auch zum Ausdruck der Leidenſchaften, durch Beimiſchung ſinnlicher Begriffe und der ihnen verwandten Töne.

Es iſt ſelten eine Rede, die nicht Beides zugleich hervorzubringen ſuche, Klarheit oder Deutlichkeit des Begriffs und Affekt der Neigung oder Sinnlichkeit Nur die abſtrakten Wiſſenſchaften ſind hievon ausgenommen.

Die Sprache oder Rede erfodert alſo zweierlei Eigenſchaften: Deutlichkeit der Vorſtellung und Sinnlichkeit des Ausdrucks.

Zu letzterer wird vorzüglich die Biegſamkeit des Organs erfodert, und alle diejenigen Eigenſchaften, welche der Rede Bewegung oder Affect geben können.

Die Sprache iſt auf Deutlichkeit gegründet. Kein Begriff der Vernunft kann zur Sprache übergehen, wenn er nicht einen gewiſſen Grad der Klarheit oder Deutlichkeit erlangt hat; ebenſo kann auch keine ſinnliche Vorſtellung Sprache werden, wenn ſie ſich nicht zuvor auf einen gewiſſen Grad gereinigt hat, und zu einer klaren Vorſtellung geworden iſt.

Das Reich der Sprache iſt alſo das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, beide in einander wirkend; denn ſelbſt bei den abſtracteſten Vorſtellungen nimmt der Ton des Redners etwas Gefälliges, den Sinnen Schmeichelndes, an, und bei den ſinnlichſten Aeußerungen muß er — auf den Gedanken wirken.

Da nun die Sprache einen ſo umfangsreichen Kreis hat, nämlich das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, ſo muß die ſie begleitende Stimme von ähnlichem Umfang ſein, und ſowohl zur deutlichen Erklärung und Auseinanderſetzung der Dinge, als zu deren Bewegung und Zuſammenfaſſung den geſchickteſten Gebrauch haben.

Daß die Sprache, blos als Kunſtorgan betrachtet, eines der wirkſamſten Mittel ſei, iſt außer allem Zweifel. Schon die oben angeführten Gründe ſetzen ihr das weiteſte Gebiet, und da ſie der lebendigſte Ausdruck von dem ganzen Charakter des Menſchen iſt, ſo theilt ſie ſich auch auf eine wunderbare Weiſe mit.

Kein kranker, kein verwachſener, kein mißgeſchaffener Menſch kann eine reine und geſunde Sprache haben. Durch ſie errathen wir vielleicht am natürlichſten die moraliſchen Schwachheiten, Fehler und Gebrechen. Jedes Geſchlecht hat ſeine eigene Sprache, jedes Alter die ſeinige; vielleicht ließe ſich die Zeit beſtimmen, in welcher ſie in dem menſchlichen Alter zu ihrer höchſten Reife kommt, und dieſes würde in dem vollen Laufe ſeiner Kräfte und unter den günſtigſten Umſtänden ſein.

Die Abweichungen, welche die menſchliche Stimme hat, dienen zu einer eigenen Kenntniß, und können zum hohen Reiz des Ausdrucks werden.

Ueberhaupt aber iſt zu bemerken, daß jeder Menſch in der Sprache, wie in allen übrigen Aeußerungen, ſeinen eigenen Charakter hat, und daß er ſich angelegen ſein laſſen muß, dieſen zu erforſchen, zu prüfen, zu leiten, zu verbeſſern oder zu verfolgen.

Die Sitten, Lebensweiſe, die Beſchäftigung und der Umgang mit Menſchen haben ihren gewaltigſten Einfluß auf die Sprache. Kein Glied iſt empfänglicher und biegſamer als die Zunge. Wir bemerken leicht eine Veränderung der Ausſprache bei einer Perſon, die ſich eine Zeitlang an einem fremden Orte aufgehalten, oder öftern Umgang mit Perſonen einer fremden Sprache gepflogen hat. Auch Natur und Gewohnheit legen ſich bei der Ausſprache ſelten ab, und man wird faſt ſtets einen Ausländer erkennen.

Die Zunge bleibt ſtets der Zeiger der innern und äußern Verfaſſung des Menſchen. Geſundheit und Leben erregen ſie, jede Hinderung des Gefühls legt ihr Feſſeln an, und ſchlägt ſie nieder. —

Wir wollen nun die Iphigenie zur Hand nehmen, und einige Anmerkungen über Ausſprache und Declamation bei Gelegenheit der erſten Scene derſelben machen.

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
„Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
„Wie einer Göttin ſtilles Heiligthum,
„Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl.
„Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
„Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hieher.“ —

Sowie ich das Buch zur Hand nehme, bedenke ich, was ich leſen werde. Ein Gedicht, ein ernſthaftes, dramatiſch-tragiſches; Helden und Perſonen der Vorzeit, — Griechenlands! Die Sprache muß edel ſein, tönend, blühend, ſanft und gewaltſam. Mäßigung des Charakters bei einer Anlage zu allen Fähigkeiten wird den edelſten Hauptzug des Gedichts und folglich auch der Declamation ausmachen.

Die Dichtung erfodert das Phantaſiereiche, den vollen Umfang der Sprache, auch zuweilen über das Gewöhnliche, in die Gegenden, wohin die Phantaſie Ton und Sprache mit ſich nimmt.

Noch eine Bemerkung über den Vers. Der zehn- und elffüßige Jambus will ſtark geleſen ſein. Man darf ihn öfters fühlen laſſen. Es iſt unglaublich, wie die Declamation durch Gefühl und Kenntniß des Sylbenmaaßes gewinnt, wenn der Leſer dadurch gehörig den gemeſſenen Gang der Rede zu verändern weiß. Es iſt wahr, daß in der dramatiſchen Poeſie zumal Alles auf die Darſtellung des Hauptaffekts ankommt, aber dieſe kleinern Modificationen ſind doch Mittel und Weg zu Beförderung deſſelben, und es iſt nöthig, daß das Ohr in einem beſtändigen Zauber erhalten werde.

Noch iſt zu bemerken, daß die männliche Endung gemeiniglich ein geringes Anhalten, einen Stillſtand, gibt; die weibliche hingegen öfters ſanft überfließt, oder, wo ſie endigt, ein gelindes Fallen verurſacht.

Alſo zum erſten Vers „Heraus in eure Schatten" — Das Herz lag in langer Verſchloſſenheit, in unterdrücktem Kummer, in ſtiller Sehnſucht; hier bricht es endlich aus. Ton und Stimme bricht wie eine langverborgene Feuerflamme hervor, nur der Charakter der Prieſterin, ſelbſt die Heiligkeit des Ortes, mäßigen ſie.

Der Ton dieſer Stelle iſt übrigens feierlich, ernſt, voll innigen Gefühls; die Lebhaftigkeit, womit ſie ſich anfänglich hervorthut, ſinkt zurück auf die eigene Stärke in ſich, die ſich durch Widerſtreben äußert:

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
„Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
„Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd:
„Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
„Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
„Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,
„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
„Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber." —

Es iſt ein wunderbares Gewebe um das, was man in der Rede einen Perioden nennt. Gegenwärtiger iſt offenbar mit vieler Kunſt geſtellt, er hat aber eben deßhalb nicht ganz das gleiche Glück, wie der vorige. Wenn wir mit der dritten Zeile ſchließen, wie es die Interpunction im Originale verlangt, ſo ſchließt die Rede mit demſelben Sinne, wie im vorhergehenden Perioden, nur um Vieles ſchwächer; und dieß thut eine böſe Wirkung. Dort gewöhnt ſich der Geiſt der Prieſterin nicht an dieſen Ort, ſondern betritt ihn ſtets mit ſchauderndem Gefühl; und hier bleibt ſie an demſelben nur immer noch fremd. Ich weiß wohl, daß der Geiſt der hohen Dichtung an einen ſo abgemeſſenen Stufengang ſich nicht gewöhnt, ſondern vielmehr, wie die wogende Welle, zuweilen wieder zurückſchlägt, um ſtärker vorzudringen; es iſt aber nöthig, daß der etwas kältere Leſer ſolches bemerke, um ſich bei einer ſolchen Stelle nicht zu lange zu verweilen. So läßt alſo die Stimme dieſe dritte Zeile ſchnell fallen, und tritt hervor zu dem: „Denn ach!"

Hier ſchlägt die Flamme auf's Neue hervor; man ſieht den ganzen Grund des Unglücks; das Herz ergießt ſich. Hier iſt eine verworrene Art zu reden, die aber der Affect billigt, und ſie zur Schönheit macht. Eigentlich ſollte es heißen: „ich ſtehe am Ufer und ſuche mit der Seele das Land der Griechen — aber mich trennt das Meer von ihnen."

„Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend," — erfodert den ſehnſuchtvollſten, ſchmachtendſten Ausdruck, der ſich mit dem hohen Charakter der Prieſterin verträgt.

„Nur dumpfe Töne" — muß abgebrochen und mit einigem Widerwillen geleſen werden.

„Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
„Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
„Das nächſte Glück von ſeinen Lippen weg:
„Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
„Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
„Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
„Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
„Mit ſanften Banden an einander knüpften."

Die Rede, und folglich auch der Ton der Stimme, reißt hier gänzlich ab. Die Prieſterin ſucht die tiefere Urſache ihres Kummers, und läßt die vorgehende ſinnlichere fallen. Es iſt eine glücklich-traurige Erinnerung voriger Tage, ihrer erſten Kinderjahre. Der Ton kommt alſo aus der Tiefe des Herzens hervor, und wird zur betrachtenden Erinnerung geführt. Ein empfindungsvoller, etwas tieferer, aber gleicher Mittelton wird hiezu geſchickt ſein.

— „Ihm zehrt der Gram
„Das nächſte Glück von ſeinen Lippen weg; — iſt etwas uneigentlich. Der Gram iſt innerer Schmerz und Kummer, und kann alſo nicht wohl von den Lippen wegzehren. Auch hier darf die Rede nicht durch die Interpunction aufgehalten werden.

„Ihm ſchwärmen" — ſchildert eine freudige Erinnerung hinter einem trüben Schleier. Die Rede muß daher hier ſchnell folgen, und ſelbſt ſchneller und freudiger, als wenn ſie einen gegenwärtigen Glückszuſtand ſchilderte. Das gegenwärtige Glück gebiert Ruhe; das entfernte Unruhe, Verlangen. Man ſucht ſein vergangenes Glück in einem Augenblicke falſcher Wonne auf, um ſich deſto ſchneller wieder in ſein gegenwärtiges Elend einzuhüllen.

„Mit ſanften Banden aneinander knüpften" — muß mit vieler Weichheit geleſen, und die Worte gleichſam an einander geknüpft werden.

Nun folgt ein kälterer Zuſtand der Betrachtung und der Vernunft:

„Ich rechte mit den Göttern nicht, allein
„Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
„Zu Haus und in dem Kriege herrſcht der Mann,
„Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen;
„Ihn freuet der Beſitz, ihn krönt der Sieg,
„Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
„Wie eng gebunden iſt des Weibes Glück!

„Schon einem rauhen Manne zu gehorchen
„Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
„Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt. —"

Der tiefe tragiſche Ton geht immer fort. Der große Sinn ſieht nur das Unglück im Allgemeinen und Großen, und läßt ſich nicht auf das Beſondre ein. Das Glück malt ſich ihr etwas heller aus, denn ſie hat keinen Anſpruch darauf.

Auch hier iſt die Interpunction etwas verändert. Die dazwiſchen ſtehenden Punkte mögen als Colons oder Halbpunkte gelten.

Die Stelle wird mit beſonderer Deutlichkeit ausgeſprochen und in gemäßigter Folge geſagt. Das Einzelne vorzuſtellen, als:

„Zu Haus und in dem Kriege herrſcht der Mann" — wird die Stimme etwas erhoben.

„Wie eng gebunden" — hier geht eine merkliche Pauſe vorher. So wie die Schilderung von des Mannes Schickſal freier geſagt wird, ſo wird hier, bei des Weibes Schickſal, die Stimme etwas enger und bekümmerter.

„Iſt Pflicht und Troſt" — dieſe beiden Worte wollen auf die Art geleſen ſein, daß erhellen möge, daß dieſer Troſt eben nur aus der erfüllten Pflicht komme. Ich würde alſo dem Worte Pflicht eine gewiſſe ſich unterwerfende Beſchränktheit, zugleich mit etwas Erhebung der Stimme, geben, gleichſam als wenn man zu einem Geſetze aufſähe; in dem Worte Troſt aber eine beruhigende Reſignation andeuten, welche auf Erfüllung der Pflicht folgt.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
„In ernſten heil'gen Sklavenbanden feſt."

Der Ton wird etwas geſunkener. Er kommt vom Allgemeinen auf's Beſondere zurück — auf ihr eigen Schickſal; darum etwas inniger.

„Ein edler Mann" — iſt mit Empfindung und Würde auszudrücken.

— heil'gen Sklavenbanden" — muß wohl mit einiger Beſorgniß geſagt werden, weil die darauf folgende Anrufung um Entſchuldigung bittet.

„O wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
„Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttin,
„Dir meiner Retterin! Mein Leben ſollte
„Zu freiem Dienſte dir gewidmet ſein.
„Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
„Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
„Des größten Königes verſtoß'ne Tochter,
„In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen:
„Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
„Den du, die Tochter fodernd, ängſtigteſt;
„Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
„Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
„Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
„Nach ſeinem Vaterland zurückbegleitet,
„Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
„Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt:
„So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
„Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
„Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode."

„O wie beſchämt" — hier iſt aller Ausdruck jungfräulicher Zartheit vonnöthen. Innigkeit, Zutrauen, Anhänglichkeit ſuchen den Fehler des Widerwillens auszutilgen. „Mit ſtillem Widerwillen" muß ſelbſt mit Schmerz und Kummer ausgedrückt werden. „Mein Leben ſollte zu freiem Dienſte dir gewidmet ſein" — iſt eine Art von Entſchuldigung, und erfodert daher einen zuverſichtlichern Ton. Nun drängen ſich alle Bewegungen der Seele in ein Verlangen, in einen Wunſch zuſammen, nämlich Befreiung, Rückkehr. „Des größten Königes verſtoß'ne Tochter" — erfodert Selbſtgefühl. „Ja, Tochter Zeus" — die Rede wird immer ſchneller, immer heftiger. „Die Tochter fodernd, ängſtigteſt" — hier kommt Tochter in vier Verſen dreimal vor; dieß letzte muß alſo etwas ſchnell übergangen und der Nachdruck des Verſes auf das letzte Wort gelegt werden. „Den göttergleichen Agamemnon" — mit vornehmem Anſtande. „Sein Liebſtes zum Altare brachte" — mit ſchmerzhafter zärtlicher Erinnerung. Sie war es ſelbſt; darum fodert der Blick wenigſtens Dankbarkeit, wenn auch die Stimme ſie nicht hinlänglich ſollte bezeichnen können. „Von Troja's umgewandten Mauern — rühmlich" — Es ſind des Vaters Thaten. „Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn" — Sie zählt die „Schätze" vor, und freut ſich, immer einen neuen hinzuthun zu können; die Stimme erhebt ſich alſo mit jedem etwas — wohl erhalten haſt." — Der Geiſt der Dichtung muß den Leſer überall beſeelen, darum darf er kein Wort, das Bedeutung hat, ohne Bedeutung vorübergehen laſſen. Selbſt bloßer Wohlklang hat ſeine Bedeutung. Der Accent auf wohl muß die Redensart von der Gemeinheit retten. „So gieb auch mich" — Das Vorige waren Urſachen, Beweggründe; hier kommt die volle Bitte. Alle Innigkeit der vollen Stimme muß dazu angewandt werden, doch ſo, daß der Charakter, die Würde der Prieſterin, überall zu erkennen ſei. Ueberhaupt darf nie oder nur ſehr ſelten ein Affect oder Ton bis an die letzte Grenze des Ausdrucks gebracht werden. Hierin beſteht eigentlich das Große der Kunſt. Es gibt dem Charakter jedes Dinges, und alſo auch vorzüglich der menſchlichen Eigenſchaften und Affecten, ein gewiſſes Unendliches, wenn man ſolches nicht ſinnlich ganz umfaſſen und auf ſolche Weiſe ſeine Grenzen beſtimmen kann. Was unſern Kräften gleich oder wohl gar geringer als dieſelben iſt, das achten wir nicht lange; was wir aber nicht erreichen können, das ſpannt unaufhörlich unſere Aufmerkſamkeit, zumal wenn die Fülle erkannter gegenwärtiger Eigenſchaften ſein Daſein uns nothwendig oder reizend macht. Die menſchliche Natur will durch unaufhörliche Spannung aufrecht erhalten ſein. Darin liegt und dadurch erhält ſich die Hoheit unſers Weſens. Wir ſuchen ſelbſt in einem Zuſtande nach dieſem

Leben die Urſachen auf, unſre Exiſtenz zu erhöhen, und die moraliſchen Geſinnungen zu befeſtigen, die wir für ſo nothwendig und vorzüglich erkennen, und zu denen es uns immer an hinlänglicher Tendenz fehlt, oder welche in uns durch Ueberſtrömung der Affekten gar leicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden. Daher hat *alle* Größe ſolche Gewalt auf uns, und der Weg, den die vortrefflichſten Künſtler dazu nehmen, dieſen hohen Reiz des Großen für die menſchliche Natur noch dauernder und bleibender zu machen, war, bei Abſonderung alles Kleinlichen und Schwächlichen, dem Reichthum des Daſeins gleichſam eine Fülle der Ruhe mitzutheilen, und ſo die Folgen der Bewegung nur ahnen zu laſſen. So iſt auch das *Geſchrei* weibiſch und kleinlich, und auch die Stimme muß ſich bei Ausdrückung hoher Gegenſtände in einer gewiſſen Mäßigung erhalten, welche noch immer mehr von ihrem Reichthum erwarten läßt.

Nacherinnerung.

Ich weiß wohl, wie wenig vorgehende Zeilen für den eigentlichen Gegenſtand enthalten, für den ſie beſtimmt ſind. Sie berühren nur hie und da den Tact und Sinn der Empfindung, ohne eigentlich zu beſtimmen, wodurch ſolche anzugeben oder durch die Stimme zu erhalten ſein möchte. Es iſt ſchwer und ſcheint beinahe unmöglich, einen Ton anders, als durch Hülfe des Gehörs, deutlich anzugeben. Selbſt die genauſten Noten ſind hiezu unzulänglich, wie man ſolches bei muſikaliſchen Ausführungen bemerken kann, wo die geübteſten Spieler nicht ſtets übereinſtimmen. Für die Ausſprache articulirter Töne hat man ſogar noch keine Zeichen erfunden, und es ſcheint auch, daß ihr Umfang zu groß, ihre Modulation zu verſchieden, und ihre Bewegung zu nah mit dem Innerſten unſerer Gefühle verbunden ſei, als daß es wohl möglich ſein möchte, ſolche einigermaßen durch hinlängliche, nicht verwirrende Zeichen anzudeuten. Dazu iſt auch noch der Bau der Stimme, und alſo das Inſtrument, worauf geſpielt werden ſoll, bei jedem Menſchen ſo verſchieden, daß man bei jedem Einzelnen beinahe ein anderes Zeichen vorſetzen müßte, und dadurch die natürliche Anlage oder Geſchicklichkeit, die er hat, das Vorzügliche ſeiner Stimme anzuwenden und das Mangelhafte zu verbergen, vielleicht gehindert werden dürfte. Es wären alſo, nach meinem Urtheile, keine andern allgemeinen Zeichen für die Leſekunſt zu erfinden möglich, als welche das Höhere und Tiefere jedes Affekts oder jeder verſchiedenen Intonation, und dann das langſamere Halten oder ſchnellere Fortrücken der einzelnen Worte und Abtheilungen bezeichneten. Man bemerkt, daß eine richtigere Interpunction ſchon viel zum richtigen Leſen beiträgt; ſollte dieſelbe nicht bei Werken des Geiſtes, bei welchen es vorzüglich darauf ankommt, daß ſie gut geleſen werden, nicht zu richtigerer Beſtimmung können verfeinert und verbeſſert werden? Ich bin es faſt gewiß; indeß mag ich keinen Verſuch hiezu wagen, weil ich ſelbſt der Kunſt zu unerfahren und zu wenig darin geübt bin. Gewiß iſt es auch, daß ſich franzöſiſche Schauſpieler, und unter Andern Le Kain,* den ich ſelbſt gehört habe, Jahre lang in der Kunſt, einzelne Stellen und Verſe wohl zu declamiren, geübt haben, und daß es alſo hierin eine gewiſſe beſtimmte Vollkommenheit gibt, welche, wenn ſie erreicht worden iſt, Jedermann dafür erkennt. Solche Perſonen hätten bei ihrer Uebung auf Zeichen ihrer Kunſt denken ſollen.

Deutlichkeit iſt indeß, wie wir ſchon oben geſagt haben, die Baſis aller Rede, und wer ſich gewöhnt hat, deutlich dem Verſtande und Herzen zu ſprechen, wird auch leichter die gewiſſen Töne jeder Farbe der Rede finden können. Wer nicht fliegen kann, der mag gehen; und wer eine Kunſt nicht gelernt hat, der halte ſich in den beſcheidenen Schranken und an die einfachen Regeln bloßer Natur und der geſunden Vernunft.

---

* Geb. 1729, geſt. 1778.

Peſtalozzi.

Bild eines Armenhauſes.

(1812.)

Sey es ein mit Moos bedecktes Strohdach, es iſt gut genug für den ganzen Umfang der Bedürfniſſe dieſes Hauſes. Müſſen die Kinder der Anſtalt auf Stroh und Laub ſchlafen, es iſt für ihre Bildung recht. Genieſſen ſie das Jahr hindurch, wenn ſie geſund ſind, auch keinen Tropfen Wein und nur ſelten etwas Fleiſch, erſpare ihnen der Genuß der Erdäpfel das theurere Brod: wenn ſie Milch und Obſt neben ihnen haben, ſo ſind ſie geſund genährt; ſeyen ihre Kleider von der roheſten Wolle und vom gemeinſten Zwilch: es iſt ihnen unendlich beſſer, als daß ſie ſich in irgend einen Fetzen abgelegter Kleider der Eitelkeit und des Reichthums hineinwerfen; das taugt für ihr, durch die Einfachheit und Harmonie ihres ganzen Seyns in der Unſchuld zu erhaltendes Aufblühen gar nicht. Ihre Kleidung muß wie ihr Eſſen, und ihr Lager mit ihrer Armuth und mit allen Beſchwerlichkeitsarten ihrer Lage und ihrer Umſtände in einer gleichartigen und allgemein auf ihre Bildung kraftvoll hinwirkenden Uebereinſtimmung ſtehen. Es muß ihnen durchaus nicht unbehaglich ſcheinen, und bey ihnen keine Art von unangenehmer Empfindung erregen, in Kleidern dazuſtehen, die mit dem ihrer Arbeitsgattung nothwendig beiwohnenden Staub, Schmutz und Koth bedeckt ſind.

Um die ganze Laſt des Tages ſo tragen zu lernen, daß ſie ihnen keine Laſt mehr ſcheint, müſſen ſie gewöhnt werden, alles, was dieſe Laſt, wie ſie ſpeciell und individuell in ihren einzelnen Theilen auf ſie hinwirkt, von ihnen fordert, durchaus nicht als laſtend zu fühlen und zu denken. Im Gegentheil müſſen ſie gewohnt werden, ſich das tägliche Leben in derſelben zur unbedingten Gewohnheit und gleichſam zur andern Natur zu machen. Sie müſſen ſich demſelben nicht nur in leidender und gekränkter Standhaftigkeit für den Augenblick unterwerfen, ſondern ſich daſſelbe ſo angewöhnen, daß kein Gefühl einer leidenden und gekränkten Ueberwindung diesfalls ihren Zuſtand auch nur einen Augenblick trübt, ſo wie ein Fußbote, der ſein Brod nur mit täglich belaſtetem Wandern über Berg und Thal verdienen kann, ſich den Wechſel des Froſts und der Hitze, des Windes und des Regens nicht nur in jedem einzelnen Augenblick mit einer jammernden Geduld unterziehen, ſondern ſich in jedem Fall an den ſtrengſten Wechſel dieſer Beſchwerlichkeiten ſeines Standes allgemein gewöhnen und ſich ſicher ſtellen muß, daß ihr ſtrenges Wiederkommen durchaus nicht den Einfluß auf ihn haben könne, den es allgemein und nothwendig auf Menſchen hat, die bey irgend einer Art Unwetter nur in bedeckten Wagen fahren, und ſich dann gar nicht an die Luft hinaus wagen; der Arme kann im Allgemeinen nur durch die Kraft, das Uebel leicht zu ertragen, dahin erhoben werden, daſſelbe zu beſiegen und ſich darüber zu erheben.

Die Menſchheit, die ihn zu dieſer Kraft erziehen ſoll, kann ihm deswegen ſeinen Weg dazu nicht mit Roſen beſtreuen. Sie iſt ihm das auch nicht ſchuldig. Aber ſchuldig iſt ſie ihm: die eiteln und thörichten Verhacke der Leidenſchaft und der Niederträchtigkeit, in deren Gewirr er ſeine Kräfte unnöthigerweiſe, aber bis zur Erlahmung erſchöpfen ſollte, aus dem Weg zu räumen. Sie thut dieſes weſentlich immer nur in ſo weit, als ſie ihn zur ruhigen Kraft, ſich ſelber zu helfen, emporhebt. Es iſt nicht die Noth, die den Menſchen verwildert, es iſt die Willkühr, die Leidenſchaft, es iſt die Niederträchtigkeit, mit der die Menſchen ſich das Leben ſauer machen, was das Innere unſerer Natur vorzüglich verwildert. Was immer die menſchliche Kraft erhöht, das erniedrigt ſein Inneres nicht, und indem ich ihn zur Unterwerfung unter alle Noth des Lebens kraftvoll erziehe, will ich nichts weniger, als ihn in ſeinem Innern erniedrigen; das Gegentheil: indem ich die eitle Begierde nach aller Scheinhöhe, die nicht für ihn paßt, in ihm auslöſche, erhebe ich ihn zu der Kraft der innern wahren Höhe, die er mit Recht anſprechen darf, und mache ihn mitten in der niedrigſten Tiefe ſeiner äuſſern Erſcheinung ſich ſelbſt in der ganzen Würde ſeiner Natur, ich mache ihn ſich ſelbſt im ganzen Umfang des Worts, als Menſch fühlen.

Man irre ſich nicht, ſelber indem ich ihn allen Schmutz, allen Koth und allen Staub ſeines Standes mit Standhaftigkeit ertragen lehre, will ich, ſo ſehr es auch das Gegentheil ſcheinen mag, nichts weniger, als ihn auf irgend eine Weiſe der Unreinlichkeit preis geben, noch dadurch das Gefühl der innern Zartheit der befriedigten, und auch der äuſern Achtung entgegenſtrebenden Menſchheit in ihm erlöſchen. Nein, ich will ihn eben dadurch beides, über den Geiſt der Unreinlichkeit, und über die Noth, in der ſie für den Armen faſt unausweichlich wird, erheben. Man irre ſich aber nicht, es iſt nicht der Schein der Unreinlichkeit, es iſt der Geiſt der Unreinlichkeit, der bey dem Armen vermieden werden kann und vermieden werden muß. Dieſem, der ſein ekles Daſeyn ſo oft mit dem trügenden Schein des Gegentheils bedeckt, muß beim Armen, der ſich tauſendmal dem Schein derſelben unterwerfen muß, mit der höchſten Sorgfalt vorgebeugt werden. Und zur Ehre der Schweizeriſchen niedern Stände ſey es geſagt, es herrſcht in vielen Gegenden unſers Vaterlandes ein Erbgeiſt von ausgezeichneter Reinlichkeit bis in die niederſten Hütten herab, der in ſeinen Urſachen und in ſeinen Wirkungen mit der allgemeinen Ehrbarkeit und Ehrenfeſtigkeit unſerer Väter, ebenſo wie mit dem Nationalglück, das wir in der Induſtrie fanden, innig zuſammenhängt. Es erhebt wahrlich mein Innerſtes immer, wenn ich in einigen Gegenden der Schweiz die Sorge für das Weſen der Reinlichkeit auch mit dem kraftvollſten Unterziehen unter die eckelhafteſten Theile unſrer ländlichen wirthſchaftlichen Arbeit vereinigt ſehe, und Männer, die ſich z. B. im kraftvollen Behandeln der düngenden Jauche auf das Aeußerſte befleckt, von ihrer Arbeit ſogleich wegeilen und mit der höchſten Sorgfalt ſich Arme, Füße und Geſicht abwaſchen und ebenſo Töchter vom ſchönſten Wuchs kraftvoll den Stall miſten und mit entblößten Füßen in ſeinen tiefſten Koth ſtehen ſehe, bis ſie die Arbeit vollendet, dann aber wie ſie augenblicklich zum Brunnen eilen und ſich mit Sorgfalt wieder reinigen. Nein, der Leib des Armen ſey reinlich, er kann, er muß es ſeyn. Ihr Kleid kann es nicht immer ſeyn, aber am Sonntag ſey das Kleid auch des Aermſten ein reinliches Kleid. Die Sorge, die die Vorzeit hiefür hatte, am Sonntag in der Kirche und im Haus immer reinlich zu erſcheinen, war eine hohe, das Volk diesfalls in der Wahrheit bildende Sitte.

Sie muß im Armenhaus, das ich vorſchlage, mit der ganzen Kraft des Alterthums wieder ermuntert werden. Der Arme erſcheine auch am Sonntag äuſſerlich unbeſchmutzt vom Koth der Erde, deſſen Laſt er an dieſem Tage nicht tragen ſoll. Und auch in den Werktagen mangle die Sorgfalt für die Reinlichkeit des Kindes nie, wenn ſie anwendbar und ſchicklich iſt. Was zur Verhütung der Hautkrankheiten und des Ungeziefers noth thut das mangle in keinem Stück. Auch keine Spur davon werde im Armenhaus geduldet. Seine Kinder müſſen ſich, ſo lange es die Jahreszeit duldet, jede Woche wenigſtens einmal baden; ſie waſchen ihr Geſicht jeden Morgen Sommers und Winters mit Sorgfalt und die Hände nach jeder ſie beſchmutzigenden Arbeit, ſobald ſie können, und in jedem Fall immer vor dem Eſſen. Sie werden gewöhnt, kein Stück Brod, keinen Löffel, kein Glas mit ungewaſchnen Händen anzurühren.

Die Sorge ihrer Reinlichkeit aber, ſo wahr und vollendet ſie ſeyn ſoll, ſey dennoch der Sorge für ihre Kraft und der Uebung in derſelben tief untergeordnet.

So wenig der Soldat fürchten darf, die Zärte des Gehörgefühls, das ein feiner Sänger bedarf, durch den Kanonendonner, wenn er ihm ſeine Gehörnerven auch noch ſo nahe berührt, zu verlieren, ſo wenig darf der Arme, wenn er durch die Natur ſeiner Arbeitsbeſchäftigung genöthiget iſt, ſich in Staub, Schmutz und Koth herumzutreiben, fürchten, die Zartheit ſeiner Haut preis zu geben. Die Schwielen ſeiner Hände ſind ſeine wahre Ehre, und ſie fördern den männlichen Wuchs unſers Geſchlechts und ſelber ſeine Schönheit weit mehr, als die Sorge für die Zartheit der Haut.

Die Mittel, ſich die Reinlichkeit ſeiner Lage für ſein Leben zu erhalten, ergeben ſich bey dem Armen nur durch die ſtandhafte Unterwerfung unter die Augenblicks-Unreinheit, zu der ihn ſeine Lage und ſein Beruf nöthigt. Die Reinlichkeit des Armen muß blos die Aeußerung ſeiner Kraft ſeyn, für ſein Leben reinlich bleiben zu können. Sie müſſen in ihm nur als Mittel dieſer Kraft, mit Erfolg der Armuth, der traurigſten aller Quellen der Unreinlichkeit entgegenzuwirken, erſcheinen, und ihm heute keinen höhern Grad der Reinlichkeit möglich machen, als denjenigen, der die Sicherheit, dieſe Reinlichkeit bis an ſein Grab zu erhalten in ihm begründet und feſtſetzt. Was hilft es der aufwachſenden Jugend im Jünglings- und Mädchenalter, vom Morgen bis Abend auf eine Weiſe für ihre Reinlichkeit zu ſorgen, durch die ſie den Grund der häuslichen und bürgerlichen Kraftloſigkeit ihres Mittelalters legen, und ſich der Gefahr ausſetzen, im grauen Alter die Leiden der Unreinlichkeit, zu der das irre gelenkte Leben des Armen ſie am Ende immer hinführt, in Schwäche und troſtloſer Verlaſſenheit bis an ihr Grab dulden zu müſſen?

Stärke und Gewandtheit ſey alſo das erſte, das vorzüglichere Ziel ihrer Erziehung. Ihre Gymnaſtik ſey vielſeitig, aber in ihrem Weſen feſt von den einzelnen Bewegungen des Leibes, die ſeine künftige Arbeitsgattung erfordert, ausgehend, und dieſer untergeordnet.

Um laufen zu lernen, hüten ſie frühe die Gänſe, Schaafe und Ziegen! Suchen ſie das Verlorne, bis ſie es gefunden, laufen ſie eilend, Berichte abzuſtatten und Berichte zu holen! Klettern lernen ſie nicht an hiefür aufgerichteten Stangen, ſie lernen es an den Bäumen, auf die ſie hinanſteigen müſſen, um ihre Früchte zu pflücken. Ihre Uebungen ſeyen ſelten ſpielend, ſie ſeyen es nur im Fall, wenn ihre Arbeitsarten eine das allgemeine Entfalten ihrer körperlichen Kraft nothwendig anſprechende Bewegung nicht veranlaſſen. Sie müſſen frühe und allgemein in dem ganzen Umfang der Urbewegungen, die alle Theile der gemeinen Arbeitſamkeit des Volks anſprechen, geübt werden. Aber dieſe Einübung muß freilich mit aller Kunſt und in ſorgfältigen Verhältniſſen mit dem Wachsthum ihrer Kräfte ſtatt finden. Man lenke daher die Thätigkeit des für ſeine Beſtimmung zu bildenden Armen früh auf Bewegungen hin, die, indem ſie ihn zu einzelnen Arbeitsgewandtheiten bilden, ſeinen Körper im allgemeinen und ganzen Umfange anſprechen, und die Kräfte der Glieder im Zuſammenhang entfalten. Hierin darf man dem armen Kind nicht mangeln. Seine Kräfte müſſen in harmoniſcher Allgemeinheit und in allgemeiner Harmonie entfaltet werden. Und jede Bewegung, die in das Ganze weſentlich eingreift, muß ihm genugthuend eingeübt werden Man mache ſie in den verſchiedenſten Stellungen arbeiten, mache ſie rechen, Steine aufleſen, mache ſie jäten, daß ſie ſich in jeder, auch in der beſchwerlichſten Stellung des Leibes ungehemmt und leicht bewegen. Die Uebungen ihres Körpers ſeyen mit dem Organismus ſeiner Natur in völliger Uebereinſtimmung. Die Uebung ſeiner größern und mehrern Theile gehen unbedingt der Uebung der kleinern, wenigern und einzelnen voraus. Die Uebung, die den Arm anſpricht, gehe derjenigen voraus, die nur die Hand und die Finger anſpricht. Die angeſtrengte Hand erlahmt und verbreitet Siechthum über den ganzen Körper, wenn der Arm nicht zum Voraus kraftvoll gebildet iſt, und der Fuß des Webers, der ſich nur ſitzend bewegt, macht ſeine Schenkel und ſeine Gebeine eben ſo kraftlos, wenn er dieſen nicht durch nöthige Bewegungen Vorſehung thut.

Sie werden überall in denjenigen Arbeitsgattungen, die eine ſtehende oder wandelnde Bewegung des Leibes erfordern, weit früher und vorzüglicher geübt, als in denjenigen, die ſie ſitzend verrichten können oder verrichten müſſen. Die ſitzende Stellung iſt für das jugendliche Alter die unnatürlichſte, und wenn ſie anhaltend iſt, dem geſunden Wachsthum des Körpers und der allgemeinen harmoniſchen Entfaltung ſeiner Kräfte höchſt nachtheilig. Selber die liegende, wenn ſie ſchon nicht kraftbildend iſt, iſt für die Jugend nicht ſo nachtheilig. So viel aber auch die ſitzende Arbeit Nachtheiliges hat, es iſt unausweichlich, der Arme muß ſich an dieſelbe gewöhnen; nur geſchehe dieſe Angewöhnung mit Bewußtſeyn der Gefahr, die dabey iſt, mit dem nöthigen Wechſel ſeiner Stellung und mit der möglichſten Minderung der Dauer jeder einzelnen ſitzenden Arbeit.

Die Sorgfalt dieſes Wechſels iſt allgemein und in einem hohen Grad auch bei den Uebungen der feinern weiblichen und männlichen Arbeit nöthig, die das Kind des Armen auch im jugendlichen Alter nothwendig treiben muß. So wie aber die Bildung zur Reinlichkeit des Armen der Bildung zur Kraft untergeordnet und nachgeſetzt ſeyn muß, ſo muß auch die Bildung zur feinern Arbeit bei ihm nothwendig derjenigen zur ſtärkern untergeordnet und nachgeſetzt ſeyn. Und es iſt für den guten Erfolg ſeiner Menſchlichkeitsbildung dringend, daß er im kindlichen Alter in keinem Fall durch das anhaltende Treiben einzelner, ſeine Kräfte im Allgemeinen nur ſchwach und einſeitig anſprechenden feinern Arbeitsgattungen, in der kraftvollen Entfaltung ſeiner allgemeinen phyſiſchen Anlagen gelähmt und gefährdet werde.

Das Haus des Armen muß jeden Heller, den es vermag, dafür anwenden, daß die Noth des Lebens zwar auf der einen Seite zur Entfaltung der Kräfte der Kinder in einem hohen Grad benutzt werde, aber immer auf eine Weiſe, daß ſie durchaus nicht die nachtheiligen Folgen auf die phyſiſche Entfaltung der Kinder habe, wie bey den Armen, in der ſich ſelbſt überlaſſenen Unbehülflichkeit ihres vernachläßigten Zuſtandes ſo oft der Fall iſt. Man erleichtere ihnen die Einübung aller Arten von Gewandtheiten und Fertigkeiten, die bey der ihnen nothwendigen Arbeitſamkeit einſt ihre Kräfte ſtark anſprechen werden.

Man gebe ihnen frühe Hämmerchen zum Schlagen, Beilchen, Keile und Schlägelchen zum Spalten, Seile zum Anziehen, Flegelchen zum Dreſchen, Stangen um herabzulangen, was den Händen nicht erreichbar iſt. Man gebe ihnen Räder zum Treiben; ſie ſtampfen ſchon mit ihren Kinderfüßen den Lehm in der Tenne; ſie tragen in den Händen, auf dem Rücken, auf dem Kopf, in mäßigem und ſtehendem Verhältniß, was Zeit und Arbeit immer zu tragen hervorbringt. Sie werden geübt, das Gewicht deſſen, was ſie tragen, auf jede Weiſe richtig zu ſchätzen. Das Gefühl ihrer Kräfte werde ihnen von allen Seiten zum heitern Bewußtſeyn gebracht. Sie haben keinen Theil an der Erde. Ihre Kraft iſt ihr einziger Erbtheil und das einzige Fundament irgend eines rechtlichen Anſpruchs an die Genieſſung derſelben. Wenn ſie alſo in der Welt verſorgt ſeyn ſollen, ſo muß dieſe [Kraft] hiefür in ihnen genugthuend entfaltet werden. Man bringe es dahin, daß das Gefühl ihrer Kraft ihnen zur Freude werde und in ihnen ſelbſt ein freyes lebendiges Streben errege, dieſe in ihrem ganzen Umfang immer mehr zu ſtärken und zu beleben. Ihre Entfaltung aber muß in jedem Fach in einem hohen Grad naturgemäß und einfach ſeyn. Ihr Körper bewege ſich nie zu ſeinem Verderben, er bewege ſich nie zu ſeiner Abſchwächung, er bewege ſich nur zu immer höher ſteigender Entfaltung ſeiner Kraft.

Ihr Unterricht ſey in ſeinem ganzen Umfange nichts anders, als kraftvolle Entfaltung ihrer ſelbſt für alles, was ſie wirklich ſind und wirklich ſeyn ſollen. Im engern Sinn des Worts, als wirkliche Lehre ins Auge gefaßt, iſt er nur das an die Bildung ihres wirklichen Lebens angeknüpfte und anpaſſende Wort. Er diene weſentlich dahin, ihnen dieſes immer mehr in ſeiner wahren Bedeutung zum feſten Bewußtſein zu bringen. Dies Wort gehe lebendig und kraftvoll von ihrer Arbeit aus. Es werde durch ihr Intereſſe in ihnen belebt; es ergreife ſie in jedem Fall im ganzen Umfang ihres Seyns und Weſens. Ihr Herz und Geiſt nehme an allem Theil, was ihr Leib ſchafft, aber das Thun ihrer Hand verſchlinge dennoch die Kraft ihres Geiſtes nicht. Sie werden frühe gewöhnt, ihre Gedanken während der Arbeit feſtzuhalten, frühe das innere Leben ihres Geiſtes von jeder äuſſern Bewegung ihres Leibes unabhängig zu fühlen. Sie lernen auffaſſen, nachdenken und behalten, während dem ſie arbeiten, ſo daß ihr Geiſt und ihr Herz ſich auch mitten im ſtrengſten Betreiben ihrer äuſſern Thätigkeit keinen Augenblick nahrungslos in öder Leerheit, ſeiner ſelbſt nicht bewußt, verträume. Ferne ſey in ihrer Mitte jedes mit dem Umfang ihres Thuns unzuſammenhängende Geſchwätz und [jedes] von irgend einem Wiſſen, das mit ihrem wirklichen Leben in keiner Verbindung ſteht. Die Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeit werde durch kein Wort eines ſolchen unnöthigen Wiſſens gelöst; alles werde mit dem größten Ernſt dahin gelenkt, daß ſie ſich für jede Arbeit, die ſie in ihrer Hand haben, mit allen Kräften und mit allen Sinnen zuſammenfaſſen, und ihre vollkommene Ausführung, ſo wie ihre ſchnelle Vollendung jeden Augenblick als das Ziel, nach dem ſie ſtreben, lebendig vor Augen haben. Wenn das erzielt iſt, dann werde ihr Frohſinn geweckt, ihre Arbeit durch heitern Geſang belebt und erquickende Spiele beleben ihren Geiſt und bilden ihre Gewandtheit. Frühe erhebe ſich in ihnen das Bewußtſeyn ihrer Kraft, ihr Glück ſich ſelber gründen zu können und dieſes werde eben ſo früh mit dem erhebenden Gefühl: das Glück ihrer Nebenmenſchen durch ihre gebildete Kraft in dem Grad befördern zu können, als dieſe Kraft ſelbſt in ihnen groß und vollendet iſt, innig und lebendig verwoben. Alſo erſcheinen ihnen ihre Kräfte frühe als heilige, göttliche, wachſende Kräfte zum Dienſt der Wahrheit und der Liebe und zum Dienſt Gottes, mitten unter ihrem Geſchlecht. Dieſe Stimmung tief begründet, entfaltet ſich im Innern der Kinder faſt nothwendig eine erhebende, lebendige Sehnſucht nach jeder, ihnen für dieſe Zwecke dienenden Bildung, daß ſie froh und lebendig die Stunden der Freyheit und der Ruhe als Stunden des Unterrichts benutzen, und ſich jeder Anſtrengung gerne unterziehn, die ſie in der Bildung ihres Geiſtes, Herzens und ihrer Kunſtkraft weiter zu bringen im Stande iſt.

Archenholtz.

Die Schlacht bei Liegnitz.

(1791.)

Den 15. Auguſt 1760 ſollte das Preußiſche Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Lage deſſelben war nicht vortheilhaft und der feindliche Entwurf vortreflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenſtück zu Hochkirch liefern. Die weitere Abſicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuſchneiden, ja ſelbſt den Rückzug nach Glogau zu verſperren. Man war im Oeſterreichiſchen Lager von dem glücklichen Erfolg zum Voraus ſo ſehr überzeugt, daß die Soldaten daſelbſt ſagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worinn man den König von Preußen und ſeine ganze Armee auffangen, und ihn ſodann zuſchnüren würde. Der König erhielt zufällig erſt am Abend vor der Ausführung von dieſem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte ſie ſelbſt bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oeſterreicher haben nicht ganz unrecht, aber ich denke, in „den Sack ein Loch zu machen, das ſie Mühe haben werden „auszubeſſern.“ Er war ſeiner üblen Stellung halber, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge geweſen, allein dennoch hatte er wegen gewiſſer Proviant-Maaßregeln aufgeſchoben, das unvortheilhafte Lager zu verlaſſen. Die Nacht am 14ten war dazu beſtimmt. Der Engliſche Geſandte Mitchel, voll der Beſorgniß eines ſchrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil ſeiner Papiere, wollte ſich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete ſich Friedrich zur Schlacht, und ſogleich war ſein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, deſſen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Huſaren-Patrouillen alle Viertelſtunden das nächtliche Lager-Geſchrey fortſetzen. Eben dies geſchah auch im Lager der Oeſterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieſer Truppen gemäß durch zurückgelaſſene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache geſchlagen; ſo daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuſchen ſuchten, und beide, durch einen ſonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog ſich Friedrich auf die Anhöhen bey Liegnitz, und ſtellte ſich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es war eine ungemein ſchöne Sommernacht. Der geſtirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehete. Niemand ſchlief. Die Soldaten hatten ſich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein ſie waren munter, und da ſie nicht ſingen durften, ſo unterhielten ſie ſich mit Erzählungen. Die Officiere giengen ſpazieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König ſaß auf einer Trommel, ganz nach dem erhabenen Bilde eines großen Dichters, der in den Preußiſchen Kriegsliedern ſingt:

„Auf einer Trommel ſaß der Held
„Und dachte ſeiner Schlacht,
„Den Himmel über ſich zum Zelt,
„Und um ſich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als ſich Laudon näherte, der mit ſeiner 30,000 Mann ſtarken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen ſollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, ſich noch entfernt zu ſeyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erſtaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor ſich hatte, deſſen zweytes Treffen auf ihn ſogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erſte Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns beſtimmt, der ſeinem rechten Flügel gegenüber ſtand.

Laudon, der ſich auf die Unterſtützung ſeines Oberfeldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, ſondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit ſeiner Truppen, und dem ihn ſo oft begleitenden Glück. Er ließ ſeine Cavallerie auf die Preußiſche einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräſte getrieben wurde, wo ſie ſich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preußiſche Infanterie vor, und ſchlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oeſterreichiſche Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Verſuch mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußiſchen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken, allein die Preußen ſteckten es durch Haubitz-Grenaden in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken Flügel einzuſchränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erſt ſpät den Angriff des Königs, da die, obwohl nur eine halbe Meile entfernte Oeſterreichiſche Hauptarmee, wegen eines eben entſtandenen widrigen Windes nichts von dem Knallen des Geſchützes hören konnte; überdem wußte ihr Feldherr bey ſeiner Ankunft ins verlaſſene Preußiſche Lager gar nicht, wo die Armee, die man ſo gut als geſchlagen glaubte, hingekommen war, und da er ſich endlich dem Kampfplatz näherte, ſo konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit groſſem Nachtheil das ihn erwartende erſte Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Verſuche vorzudringen, allein ſie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und ſich perſönlich der größten Gefahr ausgeſetzt hatte, zog ſich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verluſt von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Canonen; 6000 Oeſterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Die Sonne beſchien den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein ſie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das bey Dresden ausgezeichnet herabgeſetzt war, gieng mit dem Vorſatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder ſich dem Kriegsdämon aufzuopfern. Dieſer Entſchluß, der ohne Unterſchied des Ranges oder des Alters in jeder Bruſt Wurzel faßte, und deſſen Keime die tiefgebeugten Officiere ſorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundrungswürdige Tapferkeit, ganz des Preußiſchen Namens würdig. Dem König blieb ſie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Officiere ſchwiegen, in der ſtillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit, vier alte Soldaten aber fielen ihm in Zügel, umfaßten ſeine Kniee, beriefen ſich auf ihre gethane Pflicht, und flehten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr „ſollt ſie wieder haben, und alles ſoll vergeſſen ſeyn.“ Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militäriſchen Waffen und Zierrathen, und Friedrich machte ſelbſt bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung deſſelben bey der ganzen Armee bekannt.

Dieſe Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwei Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäiſchen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volksklaſſen ſich erſt von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits groſſe Thaten geſchehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Ruſſen und Oeſterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schleſiſchen Feſtungen gemachte Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und ſodann ſezte er ſich ſogleich in Marſch; ein Marſch, der durchaus einzig in ſeiner Art und erſtaunenswürdig war; der Aufzeichnung ſo ſehr werth, wie irgend eine groſſe Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn dieſe von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee mußte ohne Raſt und ohne allen Zeitverluſt fortrücken, und dabei alles eroberte Geſchütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die leztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Chaiſen nahm man dazu, ſie mochten gehören wem ſie wollten; ſelbſt der König gab die ſeinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen ſchlug man in Stücken, und ſpannte die Pferde vor die erbeuteten Canonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelaſſen oder vergeſſen, erheblich oder unerheblich; es war Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oeſterreichern, ſo daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies ſo unvorbereitet neu belaſtete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, ſchon im vollen Marſch war.

Heinſe.

Tivoli.

Heinſe an Gleim.

Rom, vor dem Peterstage. 1782.

Man muß Italien ſelbſt ſehen, lieber Vater Gleim! es läßt ſich wenig darüber ſchreiben, was einem andern ſtatt eigenen Anſchauens dienen könnte; der Himmel weiß, wie oft ich Sie zu mir gewünſcht habe! Zwar ſind ſchon, nur über Rom, ganze Zimmer voll Folianten, Quart- und Octav-Bände geſchrieben, gezeichnet und in Kupfer geſtochen; allein an Ort und Stelle findet man alles ganz anders, und erkennt, daß man noch keine wahre Idee davon hatte Freilich ſchreiben die meiſten ohne eigen Gefühl, ohne genug Kenntniſſe, und tragen, aus zwanzig andern, unförmlichen Wuſt zuſammen; die beſten ſind mit Leidenſchaften und Hypotheſen umfangen, und Sinn und Verſtand verlieren ihre Kraft, die Wirklichkeit rein aufzufaſſen. Ein vortreffliches Werk, das den Oltramontanern, die nicht nach Italien reiſen können, einigermaßen Erſatz gäbe, fehlt noch; und ich kenne keine Anleitung, lebendigen Genuß leicht von dem Guten zu haben. Beides aber ſind ſo undankbare, ſchwere Arbeiten, daß kein guter Kopf dieſen Ruhm wird einerndten wollen.

Ich bin ſchon faſt ein Jahr in Rom und kann davon nicht loskommen, bin dahinein wie gezaubert, ſo ſehr feſſelt es mich an ſich. Es wird einem nie alt, und man findet täglich Neues. Was es war, und was es iſt; und wie es Beides in verſchiedenen Zeiten werden konnte, giebt unaufhörlich dem

Geiſt zu ſchaffen, und reizt in dem Lande und unter den Menſchen ſelbſt ganz anders, als in Büchern. Für die bildenden Künſte bleibt es ohnedem die Hauptſtadt der Welt, mit welcher keine andere kann verglichen werden. Aber ich will Ihnen jetzt nicht von Rom ſelbſt, ſondern erſt von der umliegenden Gegend ſchreiben, aus welcher ich eben, von einem wiederholten Zuge, zurückkomme. Ich komme von Tibur, Tuſculum, den Seen Albano und Nemi, wo die Alten das Süßeſte von ihrer Beute hinbrachten, und ſich über die andere Welt als Götter fühlten; Erquickung genoſſen nach heißen Geſchäften, ſeligen Frieden nach dem Sturm der Schlachten.

Nach fünf Stunden Plaine wird Rom gegen Nordoſt von einem Strich Gebirgen eingefaßt, die fernerhin immer weiter fortſteigen, ſtolz ſich gen Himmel wölben, und Söhne vom Vater Apennin ſind. Südwärts, in niederer Entfernung, umgrenzen es ein Halbdutzend hoher ausgebrannter Vulkane. So liegt ſie da, die Königin der Welt, auf ihren ſieben Hügeln, an den Ufern des Tiberſtroms, vier Stunden vom Meer ab.

An der öſtlichen Seite der Gebirge tritt mitten auf der erſten Anhöhe Tivoli hervor. Alles Waſſer, was ſich weit und breit in den Gipfeln des Apennins dahinter ſammelt, wird zum Fluß Teverone, ſtrömt wild durch ein enges Thal daher, und ſtürzt ſich jetzt, gleich an der Stadt, in die Tiefe von ein paar Hundert Palmen; die andern Bäche, die vor dem Hauptſturze noch durch dieſelbe zum Gebrauch einiger Mühlen abgeleitet werden, machen hernach verſchiedene andere kleinere Fälle.

In den alten Zeiten, vielleicht vor vielen Jahrtauſenden, war der Sturz in der Ebene beim erſten Anfang der Höhe, wie man deutlich aus den Felſen von Tarton ſieht, welche der Fluß reichlich mit ſich führt, und die davon zurückgeblieben ſind. Nach und nach aber hat dieſer ſich ein ſchmales Thal durchgeſchlagen, das jetzt eine halbe Stunde lang in einem Schlangenkreis ſich in's Gebirg um Tivoli herumwindet. Der reine Himmel, die Kälte des Bergwaſſers, das bei einen Fällen mit einem Staubregen immer die Luft erfriſcht, die geſunden Quelladern in der Nähe, die mancherlei ergötzenden Ausſichten in die Gebirge und weiten Ebenen von Rom, bis an's Meer hin, lockten die ehemaligen Beherrſcher der Welt ſo ſtark an, daß noch jetzt alles in der Runde voll von den Ruinen ihrer Landhäuſer iſt.

Niemand hat das Tibur mehr beſungen als Horaz, und ſeine Gedichte zeigen, wie ſehr er das Erquickende und den Reiz davon gefühlt hat. Auch ſind die Gegenden darum her noch der lebendigſte Commentar davon; und man liest ihn hier, wie man die Sprache von einem Freunde verſteht, mit dem man ſein Vergnügen theilt. Die Stelle zu ſeinem kleinen Gut daſelbſt* ſcheint ſo recht ausgeſucht zu einem Obſervatorium aller Scenen, die da in der Natur vorgehen. Ein Felſen mit fruchtbarem Erdreich von hinten und an den Seiten tritt in das lange Thal hinein; gegenüber auf einem Büchſenſchuß war gerade der alte Sturz des Anio (jetzt Teverone), die Stadt mit dem prächtigen Tempel des Hercules, und ringsum das kleine äußere Amphitheater von Gebirgen; linker Hand, in deren Schoos der Hain des Tiburnus, und rechter Hand breitete ſich, zwiſchen den frohen Hügeln voll ſchöner Landhäuſer, das Thal aus, immer weiter zur Plaine mit ſeinen Obſt- und Olivenbäumen, von den Fluthen und ihrem kühlen Duft ringsum getränkt und erquickt, und fern lag das ſtolze Rom und glänzten die lichten Tiefen der See.

Die Villa des Mäcen lag gleich vorn, auf dem erſten Abhange des Hügels von Tibur, und genoß uneingeſchränkt der meiſten Ausſichten; die Vulkane von Albano mit ihren mannigfaltigen Höhen und Vertiefungen gaben hier beſonders eine vorzügliche Augenweide, die Tibur ſelbſt und verſchiedene andere Villen nicht hatten. Durch die großen Untergewölbe des Palaſtes gieng die Via Valeria; und die zwei ungeheuren

---

* Horaz hatte wohl in Tibur ſelbſt nur ein Abſteigequartier. Sein Landgut lag bekanntlich mehrere Millien von der Stadt im Gebirge.

E.

Wände von dreifachen Arcaden doppelt übereinander, die noch davon ſtehen, machen einen Anblick von ehemaliger Pracht und Würde, Majeſtät und Ruhe, ſo fremd und ſonderlich, daß ſich ſelten ein Franzos darein findet.

Im Hofe liegt das Gebäude, bis an die Hälfte der obern Bogen, jetzt mit der Erde von einem Weinberge verſchüttet, deſſen Reben den ganzen Raum einnehmen und auf die Ruinen ſelbſt oben hingezogen ſind, und das braune ſchwärzlichte Alterthum mit einem jungen freudigen Dach ausſchmücken. Die Gewölbe ſind überall mit tauſend Geſträuchen und Kräutern und Moos bewachſen, und unten ſchießt und braust das Waſſer durch einen Kanal, wie ein Pfeil, auf eine Mühle, und ſtürzt über die grüne Felſenwand hinab in die Tiefe. Den Frühling und Herbſt ſitzen darin die Maler und zeichnen ſich von innen Gefängniſſe und Grotten, und daraus Feenſchlöſſer und Zaubergärten.

Den anziehendſten Reiz geben Tivoli die Waſſerfälle. Der Hauptſturz des Teverone iſt, ſobald er hinten aus den Bergen herab vor die Stadt kommt, bei dem Tempel der Sybille, welcher durch die Landſchaften von Claudius von Lothringen, von Pouſſin, Vernet und Dieterich ſo berühmt geworden iſt.

Dieſer kleine runde, corinthiſche Tempel, ein gar ſchöner Reſt des Alterthums, wird von den Antiquaren für einen Tempel der Veſta gehalten, weil Serlio und Palladio ihn dafür halten, hauptſächlich wegen ſeiner Rundung. Aber auch andere Göttinnen hatten runde Tempel, und warum ſoll gerade der Tempel der Sybille eckigt ſeyn? Und zu welcher Tagesfriſt haben alle Einwohner von Tivoli auf einmal den Einfall bekommen, ihren Tempel der Veſta einen Sybillentempel zu nennen? Und die Stelle des Varro beim Lactanz iſt wohl klar genug: „Die zehnte Sybille iſt Albunea, quae Tiburi colitur ut Dea juxta ripas Anienses.“ Von den fünfzehn Travertinſäulen, die ſein Inneres, in der ſchönen Weite von einander, umgeben, ſtehen jetzt noch zehn aufrecht mit ihrem Gebälk;

und von dem Inwendigen ebenſo zwei Drittel, mit einer Thür und einem Fenſter. Der Thür gegenüber iſt noch der Bogen von einer weiten Niſche, worin ſonder Zweifel das Bild der Sybille ſtand, da man in den alten Zeiten der Veſta keines aufſtellte.

Wenig Schritte davon ſtürzt ſich der Teverone in die Tiefe, und ſchäumet und brauſt unten in Klüften, die er ſich nach und nach in Jahrhunderten durch die Felſen geſchlagen hat, wo man ihn eine Strecke von oben gar nicht mehr ſieht. Wenn man aber auf der Seite hinunter ſpringt und klettert: ſo genießt man das wunderbarſte Schauſpiel. Er kömmt aus einer ungeheuern, vielfach gewölbten, alabaſterartigen Grotte, neben und auf den Seiten, in einem naſſen Staubdampf hervor, und tobt und wüthet wie ein wahrer ergrimmter, junger See-Gott, der ſich wie ein Rinald von Armiden durch alle Feſſeln und Zauberbande der Erde nach ſeinen Brüdern fortreißt, und wieder in den Stürmen des Oceans die Schiffe mit ihren kleinen Menſchen an die Geſtirne ſchleudern will. Rundum ſind alle Wände mit großen Waſſerpflanzen und Geſträuch bewachſen; und ſobald er hervor iſt, ſtürzt ſich oben aus einer Höhe von hundert Fuß eine Fluth durch einen andern Gang, wie eine Nymphe aus einem Fenſter, ihm nach, und es iſt eine ſolche Heftigkeit, und ein ſo friſches, klares Leben um einen, daß man vor Jubel außer ſich ſelbſt kömmt.

Doch übertrifft dieſen Hauptſturz des Teverone an Maleriſchem bei weitem, eine Viertelſtunde davon, die ſogenannte große Cascatella, welche von einem ſtarken Bach entſteht, der oben durch die Stadt aus dem Fluß vor dem Fall nach verſchiedenen Mühlen geleitet wird. Sie iſt das Reizendſte dieſer Art, was ich je geſehen habe, und das Süßeſte von dem ganzen romantiſchen Thale, das von dem Hauptſturz an, um Tivoli herum, zwiſchen die Gebirge ſich einſenkt. Ein grünes Doppeltheater über einander, von bemooſten Felſen, in deſſen Mitte hervortretend, mit Teppichen von breitblättrigen ſaftigen Pflanzen belegt, von ſchlanken Eſchen und Pappeln eingefaßt, und von Epheuwänden und tauſend niederem Geſträuch umlagert, wie von einer allmächtigen Fee hingezaubert, worauf das Waſſer in mancherlei Fällen aus den Höhen herunterſchäumt und in zarten Perlenkräuſelungen in die Tiefen ſchwebt und ſtürzt, aufbraust und in einem friſchen Wirbelwind von Staub herumfliegt — [das Alles] macht ein Bild von friſcher jugendlicher Schönheit in die Seele. Und wenn man am heißen Mittag unter eine dichtbelaubte Pappel an das Ufer des, die felſigten Anhöhen zwiſchen Klippen und engen Krümmungen in tobenden Wogen daherbrauſenden Teverone — wohinein der Fall zwiſchen den bemoosten Felſen geht — ſich der Cascatella gegenüber ſtellt und einen die ganze Natur da wie eine Braut voll Leidenſchaft umarmt: wie das erquickt, iſt unausſprechlich; kühle Freudenſchauer heben das Herz empor und Wonne löst die Sinnen.

Die rechte Beleuchtung thut dabei ſehr viel und vollendet den Zauber. Es iſt als ob aller Schmuck und Reiz von dem Leben weg wäre und die Schönheit ſelbſt zerfiele, wenn die Strahlen der Sonne das Ganze nicht mehr zuſammen halten. Das beſte Licht iſt gerade im vollen Mittage; — ſo wie jede Gegend ihre eigene Zeit hat, wo ſie am höchſten das iſt, was ſie iſt; — am Morgen und Abend iſt Alles vereinzelt.

Nach dieſer großen Cascatella folgen alsdann weiter durch das Thal verſchiedene kleinere, ſo wie oben die Pulver-, Oel- und Korn-Mühlen folgen; die aus der Villa des Mäcen macht einen prächtigen Beſchluß.

Schade, daß die Maler ihren Abbildungen davon weder den Ton des lieblichen Rauſchens, noch die Bewegung, das ſchnelle, immer neu lebendige Herniederwallen geben können; und daß es ſo ſchwer iſt, Waſſer und Schaum im Fall mit Farben darzuſtellen, und ſo leicht ein Mahlfall daraus wird. Wer bloß Zeichnungen abnimmt und den Zauber der Farben in verſchiedenen Lichttönen von Luft und Ferne, und Baum und Waſſer, Pflanzen, Moos und Felſen an Ort und Stelle nicht von der Natur ſelbſt in glücklichen Schäferſtunden erlauert und erzwingt, wird nie das hohe Ziel erreichen; er kann ſeine Kunſt nicht vergeſſen machen und vollkommen täuſchen!

Winkelmann verachtet zwar alle Landſchaften und nennt ſie „objetti vani ad appagar l'occhio con l'accozzamento di cento cose graziose, si, ma che nulla significano.“ * Man ſollte alſo billig keinem jungen Mann von Talent rathen, ſich auf dieſe Art von Malerei zu legen, und mit unbedeutenden Dingen ſich viel zu plagen; aber ich hoffe, wenige werden ihm hierin beipflichten. Wenn er keinen Genuß an irgend einer erquickenden, ſüßen Himmelsluſt, an der wollüſtigen Melodie einer kalabriſchen Gegend, nie Gefühl bei Auf- und Untergang der Sonne, Donnerwetter, Meerſturm, Ausbruch eines Vulkans gehabt hat, ſo war allem andern, was lebt und webt, ein glücklicheres Loos beſchieden. Fabrikanten, die, ohne Geiſt, Sinn und Wahl jeden Berg und Winkel, jedes Dorf und alles Mauerwerk ſogleich zu Papier bringen; oder Franzoſen, die mit ihren Felſen und Bäumen tanzen, machen die Werke großer Künſtler in dieſer Art nicht verächtlich; und Himmel und Erde und Luſt und Meer mag wohl zuweilen eben ſo viel werth ſein, als manche Menſchengeſchichte. Den flachen und allgemeinen Grund, den er anführt, daß man nicht daraus lernen könne, ſollte man von einem Manne nicht erwarten, der ſich ſo lange mit der Kunſt beſchäftigte. Die Seele der Kunſt iſt Schönheit, und weder Lehre noch Warnung; und die vielen jugendlichen Geſtalten, die die Griechen hervorbrachten, wobei ſie gewiß weder an Lehre noch Warnung dachten, waren wahrlich nicht ihr Schlechteſtes. Doch in ſein Zeitrechnungsſyſtem eingeſponnen, konnt' er alles andere leicht überſehen.

Die Villa Hadriana liegt eine halbe Stunde von Tivoli, linker Hand am Gebirg hin, auf einer erhobenen Ebene; nimmt einen Raum ein im Umfang von einer deutſchen Meile, und

---

* Monumenti antichi inediti. — („Eitle Gegenſtände, die das Auge durch eine Verbindung von tauſend artigen Sächlein vergnügen ſollen; nur bedeuten dieſe nichts!“)

war alſo ſo groß, wie eine unſerer großen Städte. Sie hat die Ausſicht gen Tivoli hinauf, in die Ferne von Rom hin und die Gegenden von Albano; und war das Kleinod vom ganzen römiſchen Reiche, als es noch in voller Macht ſtand. Von den Alten iſt uns weiter keine Beſchreibung davon übrig, als die wenigen Zeilen Spartians, zu Ende von Hadrians Leben: „Tiburtinam villam mire aedificavit, ita, ut in ea provinciarum et locorum celeberrima nomina inscriberet, veluti Lyceum, Academiam, Prytaneum, Canopum, Poecilem, Tempe vocaret; et, ut nihil praetermitteret, etiam Inferos finxit.“ *

Jetzt liegt alles ſo verwüſtet, daß man von den ſieben angegebenen Orten nicht einmal das Lyceum und Prytaneum mehr findet, geſchweige die andern ungenannten, deren noch manche geweſen ſeyn müſſen, wie man aus ihren Ruinen entdecken kann. Die jämmerlich zerrütteten Ueberbleibſel von Tempeln, Bädern, Theatern, Paläſten, Gärten und unterirdiſchen Gängen erfüllen mit Erſtaunen; und wenn man bedenkt, was ſchon die alten Kaiſer daraus weggeſchleppt und die Gothen verwüſtet haben und [was] von den neuen Beſitzern ſeit einigen Jahrhunderten iſt aufgegraben worden an Statuen und Säulen, ſo kann man ſich ihre Pracht nicht genug vorſtellen.

Man muß die Ruinen ſelbſt ſehen, es läßt ſich keine Beſchreibung davon machen, ſo verwirrt liegt Alles durch einander. Angenehm iſt's, in der Pöcile ** und Academie wie in Athen herum zu ſpazieren und den Geſchichten der Griechen nachzuſinnen; und ſich alsdann zu Ruhe in eines von den herrlich geformten Theatern zu ſetzen und die Perſer von Aeſchylus zu leſen.

---

* Seine Villa zu Tibur baute er wunderbar, ſo daß er ihren Theilen die Namen der berühmteſten Provinzen und Oerter gab und ſie Lyceum u. ſ. w. nannte; ja, damit nichts fehle, bildete er darin auch die Unterwelt ab.

** Mit Gemälden verzierte Halle.

Göthe.

I. Klopſtock's Meſſias in Göthe's Elternhauſe.

(1811.)

Aus der Ferne machte der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kreutz, Haller ſtanden in ſchönen Franzbänden in Einer Reihe. An dieſe ſchloſſen ſich Neukirch's Telemach, Koppen's befreites Jeruſalem, und andre Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete ſich für meinen Vater, als durch Klopſtock's Meſſias Verſe, die ihm keine Verſe ſchienen, ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er ſelbſt hatte ſich wohl gehütet, dieſes Werk anzuſchaffen; aber unſer Hausfreund, Rath Schneider, ſchwärzte es ein und ſteckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Meſſias gleich bei ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich ausgedrückten und doch ſo ſchön veredelten frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trockenen Geſchäftsmann ſo gewonnen, daß er die zehn erſten Geſänge, denn von dieſen iſt eigentlich die Rede, als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete, und ſolches alle Jahre Einmal in der Charwoche, in welcher er ſich von allen Geſchäften zu entbinden wußte, für ſich im Stillen durchlas und ſich daran für's ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er ſeine Empfindungen ſeinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand ſich ſehr beſtürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von ſo köſtlichem Gehalt, wegen einer wie es ihm ſchien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie ſich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Geſprächs über dieſen Gegenſtand; aber beide Theile entfernten ſich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ ſich endlich gefallen, von ſeinem Lieblingswerke zu ſchweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagsſuppe verlöre.

Proſelyten zu machen iſt der natürlichſte Wunſch eines jeden Menſchen, und wie ſehr fand ſich unſer Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für ſeinen Heiligen ſo offen geſinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geſchwiſter bemächtigten uns deſſelben, wann wir konnten, um in Freiſtunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendſten Stellen auswendig zu lernen, und beſonders die zarteſten und heftigſten ſo geſchwind als möglich ins Gedächtniß zu faſſen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Geſpräch zwiſchen Satan und Adramelech, welche ins rothe Meer geſtürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erſte Rolle, als die gewaltſamſte, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünſchungen floſſen nur ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen hölliſchen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samſtagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer bei Licht raſiren, um Sonntags frühe ſich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir ſaßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einſeifte, unſere herkömmlichen Flüche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen; meine Schweſter packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leiſe genug aber doch mit ſteigender Leidenſchaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderſt,
Ungeheuer! dich an! Verworfner, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!...
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe dich haſſen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß iſt ſtechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief ſie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt!..

Der gute Chirurgus erſchrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Bruſt. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks, das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Raſiren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht auf's neue hätte verrufen und verbannen ſollen.

II. Der neue Paris. Knabenmärchen.

(1760 und 1811.)

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingſtſonntag, als ſtünde ich vor einem Spiegel und beſchäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Aeltern auf das Feſt hatten machen laſſen. Der Anzug beſtand, wie ihr wißt, in Schuhen von ſauberem Leder, mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weſte dazu, von Goldſtoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten. Ich war friſirt und gepudert, die Locken ſtanden mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsſtücke verwechſelte, und weil mir immer das erſte vom Leibe fiel, wenn ich das zweyte umzunehmen gedachte. In dieſer großen Verlegenheit trat ein junger ſchöner Mann zu mir und begrüßte mich auf's freundlichſte. Ei, ſeyd mir willkommen! ſagte ich: es iſt mir ja gar lieb, daß ich Euch hier ſehe. — „Kennt Ihr mich denn?" verſetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr ſeyd Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet geſehen. — „Das bin ich, ſagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich geſandt. Siehſt du dieſe drei Aepfel?" — Er reichte ſeine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die ſie kaum faſſen konnte, und die eben ſo wunderſam ſchön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte ſie für Edelſteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und ſagte: „Du mußt erſt wiſſen, daß ſie nicht für dich ſind. Du ſollſt ſie den drei ſchönſten jungen Leuten von der Stadt geben, welche ſodann, jeder nach ſeinem Looſe, Gattinnen finden ſollen, wie ſie ſolche nur wünſchen können. Nimm, und mach deine

Sachen gut!" ſagte er ſcheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; ſie ſchienen mir noch größer geworden zu ſeyn. Ich hielt ſie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand ſie ganz durchſichtig; aber gar bald zogen ſie ſich aufwärts in die Länge und wurden zu drei ſchönen, ſchönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten ſie ſacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haſchen wollte, um wenigſtens eine feſtzuhalten, ſchwebten ſie ſchon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachſehen hatte. Ich ſtand ganz verwundert und verſteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu ſehen geweſen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht wie die andern fortflog, ſondern verweilte, und bald auf dieſe, bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und her trat; ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich ſie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieſer Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſte. Nachmittags wollte ich einige Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand Niemanden zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Gärten gegangen, ſo gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt; denn es iſt dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langſam und dachte an meine drey Göttinnen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung, ſie würde ſo artig ſeyn, wieder darauf zu balanciren. In dieſen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je geſehen zu haben. Es ſchien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelaſſen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichſte vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre ſelbſt aber zog erſt recht meine Aufmerkſamkeit an ſich. Braunes, uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beſchlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Vögel ſaßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigſte ſchien, kein Schlüſſelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß die Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zieraten zu befühlen, that ſie ſich hineinwärts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte ſein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher und was macht Ihr da?“ ſagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, verſetzte ich, die Arbeit dieſer Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals geſehen; es müßte denn ſeyn auf kleinen Stücken in den Kunſtſammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, verſetzte er darauf, daß Ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein ſonſt ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenſeite noch länger zu betrachten, und blickte dabey verſtohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen großen beſchatteten Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der größten Tageshitze ſich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht, denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan niemals fragen müſſe, ob Gefahr vorhanden ſey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus, und bewies mir dabey ein beſonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die ſich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen mit Muſcheln, Corallen und Metallſtufen künſtlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andere Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerſchweinchen hin und wieder liefen, und was man nur ſonſt von artigen Geſchöpfen wünſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Staare beſonders ſchwätzten das närriſchſte Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narcis, Narcis, ſo deutlich als es ein Schulknabe nur ausſprechen kann. Der Alte ſchien mich immer ernſthaft anzuſehen, indem die Vögel dieſes riefen; ich that aber nicht als wenn ichs merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieſer beſchattete Raum eigentlich ein großer Kreis ſey, der einen andern viel bedeutendern umſchließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es ſchien als wenn der Alte mich hinauslaſſen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieſes wunderbaren Gartens zu umzäunen ſchien, und das ich auf unſerm Wege hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und alſo ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, ſagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: Ihr ſeyd ſo äußerſt gefällig gegen mich geweſen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch ſcheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher beſehen, das in einem ſehr weiten Kreiſe das Innere des Gartens einzuſchließen ſcheint? — „Recht gern, verſetzte jener; aber ſodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite.“ — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank. Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen: ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten oberen Enden zuſammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich ſchaute durch die Zwiſchenräume, und ſah gleich dahinter ein ſanft fließendes Waſſer, auf beyden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in ſeinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfiſchen ſehen ließ, die ſich bald ſachte bald geſchwind, bald einzeln bald zugweiſe, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal geſehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beſchaffen ſey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenſeite das Waſſer mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar ſo künſtlicher Weiſe, daß auf einen Zwiſchenraum dieſſeits gerade ein Spieß oder eine Partiſane jenſeits paßte, und man alſo, die übrigen Zieraten mitgerechnet, nicht hindurchſehen konnte, man mochte ſich ſtellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer feſthielt, daß ich mich nicht frey bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich geſehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüberkommen könne. — „Warum nicht? verſetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe. Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an deſſen Wänden mancherley Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Coſtum zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drey grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe verſchlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas haſtig um, und fragte den Alten nach der Niſche ſowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünſeidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beyde Enden durch ein zwiefach durchſchnittenes grünes Leder geſchlungen, ihr das Anſehen gaben, als ſey es ein Werkzeug zu einem eben nicht ſehr erwünſchten Gebrauch. Die Sache ſchien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelaſſen und gütig: es ſey dieſes für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu ſchenken bereit ſey. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte ſogleich, daß ich ihm folgen ſolle: denn dießmal faßte er mich nicht an, und ſo ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke ſeyn möchte, um durch das Gitter, um über den Canal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung ſehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Geſicht: denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partiſanen ſich zu rütteln und zu ſchütteln, und dieſe ſeltſame Bewegung endigte damit, daß die ſämmtlichen Spitzen ſich gegen einander ſenkten, eben als wenn zwey alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraſchend der Anblick, als ſie völlig niedergelaſſen den Kreis des Canals bedeckten, und die herrlichſte Brücke bildeten, die man ſich denken kann: denn nun lag das bunteſte Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verſchlungene Beete getheilt, welche zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zieraten bildeten; alle mit grünen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick, den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte: denn die ſchlängelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeitlang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumen-Rand ein großer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Bäumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde hervorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächſten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überraſcht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köſtlichen Gartengebäudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Anſichten und Eingänge zu haben ſchien. Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzückte mich eine himmliſche Muſik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von dieſen drey Inſtrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zu gingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten; aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn wir ſchon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drey Frauenzimmer im Dreyeck, in drey verſchiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andere gelb, die dritte grün; die Seſſel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drey Inſtrumente, die ich draußen hatte unterſcheiden können: denn durch meine Ankunft geſtört, hatten ſie mit ſpielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!“ ſagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Geſicht nach der Thüre ſaß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Muſik ſeyd.“ Nun ſah ich erſt, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen ſtand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm ſie auf, ſetzte ſich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten, ſie hatte das gelbe Kleid an, und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenſpielerin anſehnlich von Geſtalt, groß von Geſichtszügen, und in ihrem Betragen majeſtätiſch war, ſo konnte man der Zitherſpielerinn ein leicht anmuthiges, heitres Weſen anmerken. Sie war eine ſchlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar ſchmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung ihrer Muſik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenſpiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meiſten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten ſchien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn ſie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigenſinnig vor, je nachdem ſie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald ſchien ſie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte ſie ſich ſtellen wie ſie wollte, ſo gewann ſie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarinn, mit der ich Ellbogen an Ellbogen ſaß, hatte mich ganz für ſich eingenommen; und wenn ich in jenen drey Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mich nur nicht der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, einige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte, ich ward hingeriſſen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſeyn ſchienen: denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergeſſen, daß außer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwey wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte, ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pocal von geſchliffenem Cryſtall mit ſchäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen,“ ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hatte man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften; Küchen, Wochenſtuben und Läden; und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasſchränken herum: denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber, ſagte ſie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuſer, Paläſte, Kirchen, um eine große Stadt zuſammenzuſtellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich iſt.“ — Sie brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas Schönes geſehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, ſondern nahm den einen Kaſten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, ſagte ſie; dort ſpielt ſich's am beſten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu ſtellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen ſchwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Waſſer rieſeln und die Fiſche plätſchern, indem ich niederkniete meine Linien aufzuſtellen. Es war alles Reiterey, wie ich nunmehr ſah. Sie rühmte ſich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu beſitzen; ich dagegen fand den Achill und eine ſehr ſtattliche griechiſche Reiterey. Die Heere ſtanden gegen einander und man konnte nichts Schöneres ſehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinſte gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie ſie ſich im Gleichgewicht hielten: denn ſie ſtanden für ſich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbſtzufriedenheit unſere Heerhaufen beſchaut, als ſie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geſchütz in unſern Käſten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit dieſen ſollten wir aus einer gewiſſen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht ſtärker geworfen werde, als nöthig ſey, die Figuren umzuſtürzen: denn beſchädigt ſollte keine werden. Wechſelſeitig ging nun die Canonade los, und im Anfang wirkte ſie zu unſer beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch beſſer zielte als ſie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der ſtehen gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat ſie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünſchten Erfolg. Sie ſtreckte mir eine Menge meiner beſten Truppen nieder, und jemehr ich proteſtirte, deſto eifriger warf ſie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, ſondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke ſprangen. In ihrem Eifer bemerkte ſie es nicht gleich; aber ich ſtand verſteinert, als die zerbrochenen Figürchen ſich von ſelbſt wieder zuſammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldenen Brücke unter die Linden ſetzten, und im Carriere hin und wieder rennend ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit größer ſey, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ſchon erboſt war, freute mich, ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweiſe traf ich die Königin, die bisher bei unſerm regelmäßigen Spiel ausgenommen geweſen. Sie ſprang in Stücken, und ihre nächſten Adjutanten wurden auch zerſchmettert; aber ſchnell ſtellten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die erſten, galoppirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin ſchalt und ſchimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldenen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunſch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; ſie dagegen nicht faul, ſprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte ſie bei den Ohren und küßte ſie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen ſolchen durchdringenden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten: allein ich hatte nicht Zeit, zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete, jeden Augenblick geſpießt zu werden: denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich, mochte zur Erde gekommen ſeyn. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff, die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken, als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Bogen und Zweigen hervorſprühten, und wo ich mich hinwendete, kreuzweiſe auf mich lospeitſchten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlitzt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommenen Gewäſſern einher, und dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu ſchnappten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Froſtſchauer, das Beſtreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchſt erbärmliche Figur ſpielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größeſten Vorwürfe zu machen.

„Was hindert mich," rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und ſie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmeſſe!" Dieſe Drohung nahm ich höchſt übel. Hütet Euch, rief ich aus, vor ſolchen Worten, ja nur vor ſolchen Gedanken; denn ſonſt ſeyd Ihr und Eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du, fragte er trutzig, daß du ſo reden darfſt?" — Ein Liebling der Götter, ſagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob er ſie will in ihrem Zauberkloſter verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?" fragte er erſtaunt und bedenklich. — Drey Aepfel, ſagte ich, drey Juwelen. — „Und was verlangſt du zum Lohn?" rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geſchöpf, verſetzte ich, die mich in dieſen verwünſchten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ohne ſich vor der noch feuchten und ſchlammigen Erde zu ſcheuen; dann ſtand er auf, ohne benetzt zu ſeyn, nahm mich freundlich bey der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder ſonntägig geputzt und friſirt wie vorher. Der Pförtner ſprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenſtände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verſtand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenſtände einprägen möchte, um das Pförtchen deſto gewiſſer wieder zu finden, welches ſich unverſehens hinter mir zuſchloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber ſtand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeſte uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Geſimms, womit ſie endigte. Die Zweige reichten bis an eine ſteinerne Tafel, deren verzierte Einfaſſung ich wohl erkennen, deren Inſchrift ich aber nicht leſen konnte. Sie ruhte auf dem Kragſtein einer Niſche, in welcher ein künſtlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Waſſer in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und ſich in die

Erde verlor. Brunnen, Inſchrift, Nußbäume, alles ſtand ſenkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es geſehn habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur ſchlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem größten Erſtaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leſerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt; ſo daß ich beynahe glauben muß, das zweyte Abenteuer ſey ſo gut als das erſte ein Traum geweſen: denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drey Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen: denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von neuem ſichtbar ſeyn, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

III. Aus Ottiliens Tagebuche.

(1809.)

„Man nimmt in der Welt Jeden wofür er ſich giebt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Geſellſchaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen ſteht.“

„Ich finde es beynahe natürlich, daß wir an Beſuchenden mancherley auszuſetzen haben, daß wir ſogleich, wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum liebevollſten urtheilen: denn wir haben ſo zu ſagen ein Recht, ſie nach unſerm Maaßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Cenſur.“

„Wenn man dagegen bey andern geweſen iſt und hat ſie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuſtänden geſehen, wie ſie um ſich wirken, oder wie ſie ſich fügen; ſo gehört ſchon Unverſtand und böſer Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig ſcheinen müßte.“

„Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, ſoll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt.“

„Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.“

„Wie kann der Character, die Eigenthümlichkeit des Menſchen, mit der Lebensart beſtehen?“

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſeyn.“

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat.“

„Rohe Kriegsleute gehen wenigſtens nicht aus ihrem Character, und weil doch meiſt hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, ſo iſt im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

„Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civilſtande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat.“

„Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie das in den Tod nicht leiden kann.“

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen ſogleich die Luſt vergeht, ihn anzuſehen und uns mit ihm zu unterhalten.“

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.“

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.“

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freywillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen.“

„Niemand iſt mehr Sklave, als der ſich für frey hält, ohne es zu ſeyn.“

„Es darf ſich einer nur für frey erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frey.“

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es iſt was ſchreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es giebt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden.

Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrſcheinlich ſeines Gleichen zu ſchätzen wiſſen.“

„Es giebt keinen größern Troſt für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unſterblich ſey.“

„Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.“

„Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher als ſie ſind.“

„Thoren und geſcheide Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.“

„Man weicht der Welt nicht ſicherer aus als durch die Kunſt, und man verknüpft ſich nicht ſicherer mit ihr als durch die Kunſt.“

„Selbſt im Augenblick des höchſten Glücks und der höchſten Noth bedürfen wir des Künſtlers.“

„Die Kunſt beſchäftigt ſich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen giebt uns das Anſchauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachſen je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als ärnten.“

IV. Dichtkunſt und Dichter.

(1790.)

Bis jetzt hatte er [Wilhelm Meiſter] alles ſorgfältig aufgehoben, was ihm, von der früheſten Entwicklung ſeines Geiſtes an, aus der Feder gefloſſen war. Noch lagen ſeine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er ſie gepackt hatte, als er ſie auf ſeiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er ſie jetzt, als er ſie damals zuſammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewiſſen Umſtänden geſchrieben und geſiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, ſondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine ſonderbare Empfindung, indem wir unſer eignes Siegel erbrechen, und uns mit unſerm veränderten Selbſt wie mit einer dritten Perſon unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unſern Freund, als er das erſte Packet eröffnete, die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltſam aufloderten, als Werner hereintrat, ſich über die lebhafte Flamme verwunderte, und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, ſagte Wilhelm, daß es mir Ernſt ſey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward: und mit dieſen Worten warf er das zweyte Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geſchehen.

Ich ſehe nicht ein, wie du zu dieſem Extrem kommſt, ſagte dieſer. Warum ſollen denn nun dieſe Arbeiten, wenn ſie nicht vortrefflich ſind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich ſeyn, oder gar nicht exiſtiren ſoll. Weil jeder, der keine Anlage hat, das Beſte zu leiſten, ſich der Kunſt enthalten, und ſich vor jeder Verführung dazu ernſtlich in Acht nehmen ſollte. Denn freylich regt ſich in jedem Menſchen ein gewiſſes unbeſtimmtes Verlangen, dasjenige was er ſieht, nachzuahmen; aber dies Verlangen beweiſt gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie ſie jedesmal, ſo oft Seiltänzer in der Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz ſie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Haſt du es nicht in dem Zirkel unſerer Freunde bemerkt? So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer einige, die ſogleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf dieſem Wege herum! glücklich wer den Fehlſchluß von ſeinen Wünſchen auf ſeine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widerſprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er ſich ſelbſt ſo oft gequält hatte, gegen ſeinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es ſey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geſchick habe, deßwegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde ſich ja ſo manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unſer Freund, der hierin ganz anderer Meynung war, fiel ihm ſogleich ein, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie ſehr irrſt du, lieber Freund, wenn du glaubſt, daß ein Werk, deſſen erſte Vorſtellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zuſammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von außen ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht. Sieh die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünſche, ihre Mühe, ihr Geld jagen raſtlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſeiner ſelbſt in andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſeyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes alles hinüber geſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen, er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegen geht, ſo ſchreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtigt werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das ſeltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter ſteige? er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten, und ſeine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd zu nehmen, er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geſchloſſen einen Meyerhof durch ſein Bellen ſichern?

Werner hatte, wie man ſich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menſchen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, holdſelige Tage in beſtändigem Genuß zubringen könnten. Wenn ſie nur auch bey Ankunft des Winters ſich ſo leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und ſich vor dem Froſte zu ſichern

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und ſo ſollten ſie immer leben. Genugſam in ihrem Innerſten ausgeſtattet bedurften ſie wenig von außen; die Gabe, ſchöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menſchen in ſüßen, ſich an jeden Gegenſtand anſchmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tiſchen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf ſie, indem ſich das Ohr und die Seele für alles andere verſchloß; wie man ſich ſelig preiſt und entzückt ſtille ſteht, wenn aus den Gebüſchen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gaſtfreye Welt, und ihr niedrig ſcheinender Stand erhöhte ſie nur deſto mehr. Der Held lauſchte ihren Geſängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne dieſen, ſein ungeheures Daſeyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünſchte ſein Verlangen und ſeinen Genuß ſo tauſendfach und ſo harmoniſch zu fühlen, als ihn die beſeelte Lippe zu ſchildern verſtand: und ſelbſt der Reiche konnte ſeine Beſitzthümer, ſeine Abgötter nicht mit eigenen Augen ſo koſtbar ſehen, als ſie ihm vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

V. Der Dichter im conventionellen Leben.

(1774.)

Am 20. Okt. 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andre vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was *wir* haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. Nov. 1771.

Ich fange an, mich in ſo fern, ganz leidlich hier zu befinden. Das Beſte iſt, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerley Menſchen, die allerley neuen Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgang ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

Am 24. Dez. 1771.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umſtändlich wie eine Baſe; ein Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht, ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurück zu geben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel! Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außen bleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todfeind; wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, ſo verſteht er gar nichts drin. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freylich, wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mitgemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Belletriſten. Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Characters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langweile unter dem garſtigen Volk, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter. — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeugte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Officiers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne

Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſteht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Jan. 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der erſte? der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Maler Müller.

Märchen.

(1775.)

Walter (unter dem Schafſcheeren) erzählt.

„Jetzt will ich euch auch gleich ein Mährchen erzählen. He, bringt doch friſche Hämmel herein, und du, mein Kind Lottchen, zieh' mir doch ein Bißchen die Wolle unter den Füßen hervor. So, ſo! Verſteht ihr mich: vom Fräulein von Flörsheim will ich nun erzählen, die ſo weltberühmt wegen ihrer Schönheit war; zu der gar viele hohe Ritter des Landes, weit und nah, zuſammen kamen, vor ihr turnirten mit Speeren und Lanzen und allerley luſtigen Reiterſpielen und vor ihr freyeten in Liebe; und wie ſich damals auch ein armer, armer Schäfersjunge in ſie verliebet, der von ihr wieder geliebet ward, ohn' daß er's wußte, und wie endlich das Alles ſo traurig hinausläuft; wahrlich iſt euch ein recht anmuthiges Schäfersſtückchen. Hört nur! Fängt ſich gleich mit des verliebten Schäfers Geſang an, der betrübt allein im Walde liegt. Sing's euch ſo grad hin, wie ichs in meiner Jugend auswendig gelernt.

Muß ich denn alleine liegen? Hört Niemand meinen Seufzer? Ach du lieber Mond! Warum wallſt du die Fluren hinunter? Meine Lämmchen ſchlummern bereits; nur mein Herz wachet mit dir.

Die mir die Seele verwundt, die mich erfreut und betrübet, ſitzt im goldnen Saal, im Saal, wo hundert Kerzen brennen, ihre Schönheit zu erhellen; wo die goldnen Ritter ſitzen und um ihre Liebe buhlen. Was bleibt mir übrig! Ich, deſſen Hütte ein alter

Baum, deſſen Bette ein Stein, ſeufze nach ihr! Fliegt mein Herz hoch, was will ich ihr geben? Und ach! wer kann ihr mehr geben, als ich? O heil'ge Mutter Gottes! Bin wohl arm und unglücklich.

Wär' ich ihr Diener, nah um ſie . . . Ha! wär' ich ihr Hirt! Dürft ich ihre Lämmer weiden vor ihr! Dürft ihr die Wolle ſcheeren und bringen und ſie fragte mich dann: ach! für mich armen Jungen ein Glück! Blieſ' ich am Brunnen und ſie käm' Morgens und Abends heraus, ſähe mit an meine Widder tränken: Ach Gott! welch ein Glück! Wollte ſie mir Lohn dingen, ich thät's ja umſonſt, wär's auch rauher Winter, wär's auch warmer Sommer.

Bald werd' ich ſie nicht mehr ſehen, das bricht mir das Herz. Welcher Ritter ſie erbeutet, wie glücklich iſt der! Vor Allen ein goldnes Lämmchen hat er gewonnen, ſeines Hauſes Zierde. Geſegnet ſind ſeine Tage, die Frömmigkeit wohnet bey ihm. Fremde lehnen ihre Stäbe gern an ſeinen Pfoſten und ſein Name wird herrlich weit und breit. Denn wo gibts an holdſeliger Freundlichkeit noch Eine ihres Gleichen? Mich armen Schäfersjungen ſogar hat ſie nicht verſchmähet anzuſchauen, ſo oft ſie vor mir überging; ach ja! dann ſchaute ſie die Seele aus meinem Herzen.

So ſang der Knabe, ſitzt an einem alten Stamm nieder und ſeufzt: hier will ich mir im Kühlen ein Plätzchen erwählen. Werden morgen die Ritter kämpfen? Wird ſie der Reichſte in ſeinen Armen halten? Dann will ich auch länger nicht leben.

Und er entſchlief, der ſchöne Knabe; aber Thränen zitterten ſeine Wangen herab. Eine leiſe Stimme flüſtert durch die Büſche: ſchlummre du, ſchlummre du ſachte, trauter lieber Knabe! Liebe getreu, und deiner will ich gedenken.

Sie war es ſelbſt, das anmuthsvolle Fräulein, die des Knaben ängſtlichen Seufzer belauſchet. Süße Liebe für ihn hatte ihr Herz empfunden, als ſie ihn ſingend einſt unter ſeinen Schafen erblickt. Hervor gehet ſie nun, betrachtet des Schlummrers unſchuldige Reize, ſein rundes Geſicht von leichten braunen Locken umſpielt und die Thränen, welche die Liebe geweint, unter halb geſchloſſnen Wimpern hervorſchwellen. Ein ſanftes Beben durchfährt ihre Bruſt. Ach unter Allen, ſeufzt ſie, unter Allen, Allen, die um mich werben, unter keinem ihrer blinkenden Harniſche ſchlägt vielleicht ſolch ein redliches Herz, ſo voll inniger warmer Liebe zu mir. Schlummre du, ſchlummre du ſachte, ſchöner Knabe! Deiner will ich gedenken.

Und ſie drückt auf des Schlummernden Herz ihren Schleyer und verſinkt in die Nacht.

Aber am geſtirnten Himmel ſinkt der Mond hinunter. Aus wehmüthigen Träumen fährt der Knabe auf; ihm iſt's, als ſäh' er, verlör' er auf immer die, die er ſo herzlich liebt. Bald fühlt er ſich der Glücklichſte, das Fräulein in ſeinen Armen und ſein; dann hoffnungslos ihm wieder entriſſen, in Graus und Dunkelheit davon. So reißt er ſich verzweifelnd zwiſchen Kummer und Freuden durch's Geſträuche fort, zu ſeinen Schafen.

Aber im prächtigen Schloßhofe fochten die Ritter ſchon drey Tage. Umſchloſſen ſitzt das Fräulein von tauſend Edeln, die weit und breit herbey zogen, ihrer Schönheit Wunder zu ſchauen. Getreue und Ungetreue, Freunde und Feinde, ſtehen in Eins hier vereinigt, das Fräulein zu lieben und ihren holden Beſitz zu erkämpfen. Und ſchon blinken die Speere im Schimmer, die Federn ſauſen nach dem Wind, es ſchäumen die Hengſte, die Schwerter erklirren; es ſchreyen und ſtoßen erhitzt die Reiter und ſprengen einander vor. Doch keiner konnte des Fräuleins Herz erreichen. Ach lange, lange ſchon hielt es die Liebe in zärtlichen Banden gefangen.

Und du weinſt an der Quelle, ſchöner Schäfer! Ins Geliſpel ſchwanker Buchen glitſcht dein Seufzer. Deine Thränen bewegen die Fluth. Siehe, deine Gedanken ſchweifen umher; im Schloßhofe ſtandſt du, ſaheſt das Gejubel und der Ritter ſtolze Pracht. Deine Niedrigkeit fühlend, ſchlichſt du von Damen und blickteſt ſchamhaft zum Fräulein zurück. Und nun liegſt du, liegſt ſterbend an der Quelle und weineſt die letzten Thränen nach ihr. O halt' ein! Beweine dein Unglück nicht! Weine, daß du dein Glück nicht weißt! Ach unter allen Jünglingen der Fluren, unter allen blüthenbekränzten Knaben, iſt keiner geliebet, wie du. Nur an dir hängt des Fräuleins Seufzer. Dich nur zu denken, deine Flöte zu hören tönen durch's hallende Thal, dich zu erlauſchen, bedeckt von wiſpelnder Birke, iſt ihrer Seele Gedanke des Frühlings. Schon ſteigt ſie den Söller herab; unergötzt am fürſtlichen Spiel, ſucht ſie die Pfade der Flur. Die Ritter brechen die Lanzen, die Splitter durchſauſen den Mähnbuſch, es jubelt in Freuden die ganze Bahn; nur ſie allein ſitzt einſam am Fels, achtet der Freuden nicht mehr. Die glühende Wange gegoſſen in ihre hohle Hand, denkt ſie ihrer Zärtlichkeit nach, denkt ſie an dich! Sollt' ich ihn, könnt' ich ihn vergeſſen! O er liebt mich, er liebt mich gewiß! An welcher Klippe nickſt du, Zärtlicher? Deine Thräne hab ich geſehen. Wo zittert im Winde dein Haar? Komm her! O komm doch und ſage mir, daß du mich liebſt! Sollt' ich dich verachten, mein Knabe! weil du arm biſt, ich reich? Nein, ich will dich vor allen Rittern mir erwählen. Ewig wollen wir uns vereinigen. Denn gerne tauſch' ich Reichthum um frohe ſüße Liebe. — So ſpricht das Fräulein und eilet der Quelle zu. Winde der Nacht umflattern ſie; ein ängſtlicher Schauer hält des Fräuleins Fuß. Wer ſchlummert im Mondglanz dort? Ach mein Knabe! Soll ich mit Blumen erwecken ihn? Er hört mich nicht; Sie küßt ihn; aber kalt ſeine Stirne, erloſchen ſein Aug, ſeine trauernde Seele war ſchon zum Himmel entflohen.

Und das Fräulein ſitzt neben den Leichnam hin und weint in die Quelle.

So weit geht das Lied. Aber, wie ſie hernach geſtorben und wie die Ritter alle zuſammen Beyder Treue und unglücklichen Liebe zum Andenken eine ſtattliche Kirche haben bauen laſſen und vorn an den Giebel im Stein das Fräulein und den Schäfer mit ſeinem Hund und Dudelſack haben aushauen laſſen (wie man dieß noch heut zu Tag Alles ſehen kann), können einem alte Männer noch gar ausführlich erzählen. Ey Kinder, ihr müßt die Kirche geſehen haben, ſie liegt rechter Hand am Walde, wenn man auf Trippſtadt zu geht. Ihr wißt's ja, gehört dem Baron von Hacke. Es war euch auch noch an dem nämlichen Felſen-Brunnen, wo der Schäfer-Knabe geſtorben ſeyn ſoll, eine Schrift zu leſen, die, wie man ſagt, das Fräulein mit eigener Hand hineingehauen. Sie war gar wehmüthig. Weiß noch, als ich einmal einen Sommer dort gehütet, haben wir Buben und Mädels uns oft dort herum gelagert — das war immer ſo meine Sach' — haben dann als die Schrift geleſen. Ein ſchöner grüner Platz, voll Blumen und Hecken, war da angepflanzt und oben auf'm Fels ſtand auch eine dicke Buche, die warf Schatten herunter. Sag's euch, 's war immer ein' Luſt und Leben um dieſen Platz da herum; ich ſag euch, er war über die Maßen angenehm. Aber was geſchieht? Da reit't euch der Teufel, Gott verzeih' mir meine Sünd! einen von den Kirchen-Aelteſten, dem war das Aergerniß und Sünde am Brunnen; der geht euch hin, zerhaut, zerſtückt euch die Schrift, daß nirgends mehr was zu ſehen war. Und hört ihr's! Grad als wenn die Quell' Leben und Menſchengeiſt gehabt, hat ſie ordentlich drüber getrauert, lief ſchwächer und ſchwächer, bis ſie ſich hernach ganz verlor; die Kräuter und Blumen da herum verſturben auch, die milde gutherzige Buche auf dem Felſen verdorrte gleichfalls und iſt hernach von dieſem ſo ſchönen herrlichen Brunnen nichts übrig blieben, als der kahle Fels, wie er heut zu Tag noch ſteht.“ —

Graf von Schlabrendorf.

I. Ueber Nordamerikaner und Adel.

(1814.)

An Varnhagen von Enſe.

— — Wie es aber auch immer mit dem Bildungsbedürfniſſe der jetzigen Nordamerikaner ſtehen mag, ſo glaube ich allerdings, daß ſelbſt außer einem verſtändig erzogenen Mittelſtande, als dem bleibenden Kerne der Völkerſchaft, ohne welchen ich mir gar kein wahres Gemeinweſen vorzuſtellen weiß, noch irgend eine ſchöner veredelte Auswahl von Ariſten etwas Wünſchenswerthes ſei, das heißt alſo, von bekannten Männern, die durch Bürgertugend den Namen des Reichsadels verdienen, und unter gewiſſen Bedingungen ihn auch tragen mögen.

Entſtehung, Sichrung und Beſchränkung eines ſolchen Adels denke ich mir auf dreifache Weiſe möglich. Entweder ſchon das Urgeſetz hat ihm, theils auf Grundeigenthum, theils auf eigenthümliche Zuchtgeſetze, ſein Daſein verſchafft, und deſſen öffentliche Einwirkungsart genau beſtimmt, oder es begünſtigt die geſetzgebende Gewalt die Angliederung einer hohen Körperſchaft, nach ſtrengen, hinlänglich verbürgten Anordnungen; wobei ich freilich vorausſetze, daß Geſetzgebung nicht ausſchließlich in erbfürſtlichen Händen liege, weil ſonſt der edelſte Plan bald ausarten, und ſogar dem erſten Zwecke entgegen wirken könnte. Endlich läßt ſich nicht minder behaupten, daß eine oder auch mehrere Körperſchaften von dieſer Natur ſich aus eigenem Triebe im Staate mit deſſen Genehmigung bilden könnten; wie es vormals zu mancherlei Zwecken allerlei Ritter- und geiſtliche Orden, oder auch Brüderſchaften gab, und wie Maurerei in vielen Staaten zwar blos geduldet wird, in England aber geſetzmäßiges Daſein genießt.

Denn es läuft nicht gegen den Begriff des Staats, daß außer der gemeinſamen Verpflichtung zum Sitten- und Reichsgeſetze, noch Einzelbürger ſich geſellen, um entweder höhere Pflichten und ſtrengere Zucht freiwillig zu übernehmen, oder doch, um nach bekannten Regeln und Büßungen ſich unausgeſetzt als muſterhafte Fährleute in ſtrenger Ausübung dieſer oder jener, vielleicht eben vernachläſſigten Bürgerpflicht auszuzeichnen. Ob und welcher ſinnliche Lohn aber, durch Titel, Rang, Ehrenzeichen ihnen zugeſtanden werde, das gehört nach örtlichen Umſtänden in das Gebiet der Staatsklugheit. Vereine hat man geſtiftet, um den Muſen zu huldigen; warum nicht eben ſowohl, um dem Bürgerſinn zu opfern? Trotz der bisherigen Erfahrung, daß Muſen dem ihnen vereint gebrachten Weihrauch ſelten ihren Beifall zulächeln.

Dieſe dritte Entſtehungsweiſe könnte ſogar wie Erneuerung und Umbeſſerung eines bereits geſunkenen und grundverderbten Adels benutzt werden. In dieſem Sinne rief ich ſchon manchem Edelmanne zu, der den Nutzen ſeines Standes erhob: Eingebüßt hat die große Mehrzahl Eures Standes alle Vorzüge inneren Gehaltes und äußeren Vermögens; wer kann ſie dieſer nichtigen Mehrheit wieder verſchaffen? Weder Königsgewalt und Königsweisheit, noch Euer eigenes Beſtreben: denn wie werden die einzelnen, heute noch Lebenskraft beſitzenden Glieder es vermögen, den ungeheuren erſtorbenen Körper von neuem zu beſeelen. Aber in der Mitte Eurer blos ſinnlich noch vorhandenen Adelsgemeine, vermögt Ihr einen neuen geiſtigen Adel, als wahren Stellvertreter zu ſtiften. Bildet engere Kreiſe, gebt Euch edle Geſetze, kräftige Vergliederung, ſtrenge Zuchtung, und es wird ſofort wieder hochverehrte Edelleute geben. Kein Staat wird oder kann Euch hindern; Neider müſſen wenigſtens äußerlich nachfolgen, oder verſtummen; die umringende Menge wird Beifall jauchzen.

Sollten dieſe Vorſtellungen gar nichts weiter als unausführbare Träumereien enthalten? Vermuthlich nur in der vollſtändigen Kenntniß unſeres Zeitalters und Vaterlandes läßt ſich befriedigende Antwort auffinden. Doch wird die Bemerkung wahr bleiben, daß ein Plan dieſer Art auch nach dem allerkleinſten Maaßſtabe ſich anfangen laſſe, und wenn durchaus nichts Großes erzeugt würde, doch im engen Kreiſe irgend Etwas.

So hätte denn noch kein Volk Alles zugleich! An Bürgerſinn fehlt es dem großen Haufen in Amerika nicht; aber wohl an hinlänglich verbreiteten Einſichten und an Geſchmack. Wir haben Beides, und wiſſen uns gar viel damit; aber wo ſteckt unſre Bürgertugend?

II. Vor der Schlacht von Waterloo.

An Varnhagen von Enſe.

Paris, den 6. Juni. 1815.

Bin ich gleich ohne alle Nachricht von Ihnen ſeit Ihrem Schreiben vom 15. Februar, ſo nehme ich dennoch für gewiß an, das meinige vom 22. April ſei Ihnen richtig zugekommen, da es mit ſichrer Gelegenheit nach Baſel ging. So viel jener Tag und meine Geſundheit erlaubten, war es, glaub' ich, ausführlich genug. Was ſeitdem hier geſchah, läßt ſich als bloße Folge der dort geſchilderten Lage betrachten. Es iſt ein wunderliches Ding, in der Vorſtellung und Wirklichkeit, um das, was Nation genannt wird. Höfe und höfiſche Schriftſteller haben lange genug ihr thätliches und mögliches Daſein rein weggeläugnet. Damals ſollte es, bei hoher Strafe, nichts anders geben als Fürſten und Unterthanen, Amtsbefehl und unbedingten Gehorſam. Seitdem öffentliche Meinung (und was kann im politiſchen Sinne wohl Nation bedeuten, als andaurende, mithin regelmäßig genährte, gegliederte, und ſich ausſprechende öffentliche Meinung?) ſeitdem ſie zuweilen ſich in ſolcher Leibesgeſtalt zeigte, daß kein Wegläugnen mehr helfen wollte, da fing man auch an, ſie zu begrüßen, ſie zu beſtechen, und in Dienſt zu nehmen; verſteht ſich zur Ausführung von Zwecken, die entweder der öffentlichen Meinung unbekannt blieben, oder die ſie ſchwerlich möchte gebilligt haben. Unter ſolchen Umſtänden nun hat die Arme ſich nie anders als zufällig und höchſt ärmlich ausbilden können, dergeſtalt daß ſie noch allenthalben zwiſchen Sein und Nichtſein ſchwebt, ja nur durch ungeheure Umſtände vermocht wird, irgend ein unzweideutiges Lebenszeichen zu geben. Wer ſie achtet, iſt oft verlegen ſie zu errathen; aber wer Gewalt beſitzt, und noch mehr erringen möchte, der berühmt ſich des vertrauteſten Umganges mit jener unſichtbaren Schutzgöttin, und ſchwört, nie anders als nach ihrem Geheiß zu handeln, während ſie vor Erſtaunen, und unbeholfen, wie ſie aus Mangel an guter Erziehung noch iſt, im rechten Augenblick nicht Worte zu finden weiß. Doch an dieſem Unglücke iſt es nicht genug. Es melden ſich unverſchämte, ja wohlmeinende aber getäuſchte Wortführer, und ſo bringt jeder Tag auch neue Mißdeutung und Verworrenheit. Indeſſen wundre ich mich, ganz im Stillen, nur über Eins. Wie viele Jahre ſind's denn, und es gab noch gar keine Nationen! Heute, wie ich leſen muß, ſtehen ſie alle fix und fertig da. Sollte man nicht glauben, ſie entſtünden eben ſo leicht wie ein Menſchlein vom Weibe geboren? während ich geträumt hatte, Nationalſchwangerſchaften könnten Jahrhunderte lang anſchwellen, bis vielleicht ein ungeleckter Bär an's Tageslicht kömmt, an dem man noch weit länger zu erziehen hat. Eben daher mag es wohl kommen, daß ich, wenn gleich von Natur häklich, doch nicht leicht gegen Nationen mich erboße, während ich Knaben und Männer, ſehr wackre Männer gewahre, die mit der einen Nation ſtets liebäugeln, an der andern ſchlechthin alles bekritteln, gerade als wollten ſie abwechſelnd uns Göthen's Enthuſiaſten und Kunſtkenner darſtellen. Letzthin erwiſche ich ein Blatt vom Rheiniſchen Merkur, und ſehe wie der Mann gegen die principia der franzöſiſchen Nation eifert. Werden wir nicht bald Landkarten bekommen, nach den principiis der verſchiedenen Nationen ausgemalt? Ach, daß ſich unſer Herr Gott erbarme! wer ſoll denn die Säuglinge erziehen, wenn ſie ſchon für baumſtarke Kerle gelten? So traf ich einſt im Jean Paul ganz mit Licht bedeckte Länder an, und ſtand da wie ein Schulknabe, der ſein Penſum rein vergeſſen hat.

Aber wozu dieſes geſchwätzige Selbſtgeſpräch? vielleicht ſtatt einer Vorrede zu dem Bekenntniſſe, daß ich den gegenwärtigen Zuſtand nicht mit ſicherm Blicke zu überſchauen vermag, und mich nicht ſtellen will, als vermöchte ich ſo etwas. Kennzeichen giebt es genug, von dem was man anekelt, oder wünſcht; aber weiß der Beobachter ſchon, was die Mehrheit nächſtens zu ergreifen und feſtzuhalten vermag? Die Erziehung iſt nicht vollendet, doch kann ſie nicht unvollendet bleiben, ſo viel darf man behaupten, und täglich rückt ſie vorwärts. Selbſt der flüchtigſte Beſuch in der Hauptſtadt würde Sie höchlich befremden. Jenes ewige Getöſe, das Ihnen ſo läſtig war, iſt nur an wenigen Stellen, und ſelbſt dort ſehr gemäßigt anzutreffen. Hingegen öffnet ſich kein neuer Laden, oder es iſt ein Leſezimmer: nicht ſelten mehrere neben einander. Auf den Boulevards dienen Zelte dazu, in den öffentlichen Gärten große Sonnenſchirme. Dort werden von Leſern jeder Klaſſe die mancherlei Zeitungen und Flugblätter genoſſen, die, nach Art der Erdſchwämme, mit jedem friſchen Morgen den Wandrer anlocken. Das Vorſpiel zu dieſen Schulanſtalten machen in aller Frühe die Laſtträger, auf ihren Vorleſer horchend. Geſprochen wurde zu keiner Zeit dreiſter. Im Garten der Tuilerien veranlaßt ein einziger Mittelsmann ſeine vorher nie zuſammengetroffenen Bekannten, ſich ungebunden und laut gegen einander zu äußern. Aufzüge und Feſttage könnten Sie anſehen, ohne ein freundliches Geſicht zu erblicken. Oft zog die alte Garde vor meinem Fenſter vorbei, an den

Verſchanzungen zu helfen, mit Tonwerkzeugen aller Art das luſtige: Ça ira! an ihrer Spitze erſchallend, aber jedes Antlitz unter der Bärenmütze ſo ernſt, als dächte es, wie ein deutſcher Metaphyſiker, über den einzig möglichen Zweifel nach. Der Verkehr zwiſchen Hauptſtadt und Departementern, durch ſo viele Abgeordnete der einzelnen Gemeinen, Regimenter u. ſ. w., durch Wahlherren, durch Mitglieder des geſetzgebenden Raths, iſt ungemein lebhaft. Jeder bringt Thatſache, Gefühle, Meinungen mit her, und erndtet dergleichen hier ein. Kurz, jedermann fühlt, es gebe einen entſcheidenden Krankheitswechſel, einen nahen Todeskampf, aus dem die Nation neugeboren hervorgehen müſſe. For nennt eine Reſtauration die unglücklichſte aller Revolutionen. Die Bourbons haben ihn nicht Lügen geſtraft, und das Zeitalter ſcheint jeder Reſtauration keineswegs günſtig. Die Zweite, wenn gleich aus ſehr verſchiedenen Gründen, ſchmeckt nicht beſſer als die Erſte, wie könnte es wohl die Dritte? oder eine Re-Reſtauration? Ganz abgeſehen von dem Willen und der Fähigkeit der ſich ausſchließlich legitim Dünkenden, macht ſie nicht blos ihre nähere Umgebung, ſondern ihr Troßgeſindel im ganzen Reiche, der Krone verluſtig. Anmaßungen, Anſichten und Gefühle dieſes Troſſes laſſen ſich eben ſo wenig mit den übrigen Klaſſen heute noch verſchmelzen, als ausrotten. Dieſer Troß bliebe unbekehrbar, auch wenn ein alter Hof ſich von Grund aus bekehren könnte. Soll der Hof verfaſſungsmäßig herrſchen, kann er jene leidenſchaftlichen Vorurtheile nicht gehörig zügeln, die blos durch offenbare Uebermacht oder Schrecken zurückgedrängt werden. Wo alſo das Geſetz nicht hinreicht, müßte auch die Bürgerfehde eintreten. Nach den ſicherſten Berichten wäre es hierzu unfehlbar gekommen, ohne die neue Umwendung. Auf der andern Seite iſt ſchon hinlänglich klar, was kein Erfahrner anders vermuthen konnte. Nämlich der Held [Napoleon] iſt wie immer. Nichts verlernt, und nichts zugelernt! Weder Liebe noch Vertrauen kann er bei der Mehrheit erwerben und bewahren, geſchweige denn in den gebildeten Ständen. Selbſt das Heer, auf dem doch die Schuld der wunderleichten Rückkehr faſt ausſchließlich zu laſten ſcheint, iſt hierbei nicht auszunehmen. Auch dort hat vielfache Vergleichung gelehrt, daß beim ganz Unbegränzten kein Heil zu hoffen iſt. Freilich während des Schlachtgetümmels mag es ein überzarter Unterſchied dünken, ob der Krieger blos ſein Land, ſeine Ehre, oder die Allgewalt des Herrſchers vertheidige; aber auf welche Seite auch der Sieg ſich neige, ſind die Folgen jenes Unterſchiedes höchſt wichtig. Der Anführer ſelbſt kennt zur Genüge ſeine beiden Hauptſtützen: Widerwillen gegen den alten Sauerteig eines durchaus fremd gewordenen Geſchlechts, und Ehrgefühl, das die langerkämpfte Unabhängigkeit nicht beugen mag unter Waffengewalt. Würde nicht durch dieſe beiden Gefühle die Hauptfrage verwickelt, man wäre bald auf dem Reinen. Aber wie ein junges Kind, das jede einfache Frage mit ſchlichtem Sinne beantwortet, durch Verwickelung derſelben in Verlegenheit geräth, ſo geht es auch einem alten Kinde, trotz dem Prunktitel einer geiſtreichen und tapfern Nation. Iſt etwa der Einzelmenſch, mit noch ſo reichem Vernunftſchatze, ohne alle Empfindungswärme wohl im bürgerlichen Leben irgend ein Weſen von Bedeutung? und behelfen die Meiſten, auch auf glänzendem Schaugerüſte ſich nicht mit einem und demſelben Paare vorherrſchender Gefühle, unbekümmert, welche Vernunftgründe ihnen der Geſchichtforſcher unterſchieben möge? warum denn ſoll in einem Zeitalter, wo zum Erſtaunen der Menſchheit Nationen geboren werden, irgend eine derſelben, ſchon mit dem ſchlüpfrigen Werkzeuge der Vernunft vollkommen vertraut, es bei jeder Ueberraſchung mit männlicher Entſchloſſenheit handhaben? Allein, ich frage zu viel. Kriege müſſen ja ſein, und der gegenwärtige iſt kein alltäglicher. Litte das uns umgebende Sinnenſchauſpiel keine gewaltſame Umſtaltung, vergebens predigte der Geiſt. Mir iſt am Geiſterſehen heute eben nicht viel gelegen, und doch ging es in meiner Einſiedelei letzthin gar nicht mit rechten Dingen zu. Stellen Sie ſich eine Nymphengeſtalt vor, die bei mir eintritt, ohne daß ich die Thüre ſich bewegen ſah. Während ſie meinen Bart zu belächeln ſchien, denn es locket ſich mein grauer Bart in der That recht ehrwürdig, riefen tauſend Stimmen in mir: Dich beſucht die Geheimſchreiberin der öffentlichen Meinung. Indem ich mich auf die Kniee werfe, flüſtert ſie mir zu: **les constitutions octroyées arrivent trop tard pour faire fortune**, freilich den Zeigefinger über ihre Lippen haltend, aber mit ſo ſchelmiſchem Blicke, als wollte ſie andeuten: wenn du es nicht bald weiter ſagſt, iſt's kahle Alltagswahrheit. Melden Sie mir doch, ob ſie das in Ihren Gegenden ſchon ſei. Wenn ich über Krieg nachdenke, ſcheint mir faſt, als könne man Krieg führen, ohne recht zu wiſſen, wo er eigentlich hinführe. Da begann letzthin ein Krieg, um das Land von fremden Herrſchern zu ſäubern; doch kaum war der Zweck erlangt, hatte man zugleich ein recht hübſches Gefilde Preßfreiheit erobert, und einſtimmig riefen alle deutſchen Völker nach geſetzlicher Verfaſſung. Schon giebt es wieder Krieg, und zwar um Frieden dem Nachbar zu gebieten für immer. So etwas läßt ſich ſchon hören, allein wer es durchſetzt, nimmt auch wohl den zurückgelaſſenen Theil Preßfreiheit, und forderte nicht mehr Verfaſſung, ſondern giebt ſie. Ob das zu unwahrſcheinlich geträumt ſei, können Sie ungleich beſſer wiſſen als ich.

Leichter werden Sie glauben, daß der Acte additionell, die erblichen Pairs, die Vorſtadt-Föderationen, hier Niemandem Geſchmack abgewinnen. Unter Niemand verſteh' ich freilich nicht Benjamin Conſtant, jetzt Benjamin Inconſtant genannt, und ſelbſt nicht den biedern Sismondi, deſſen Stubenrepublikanismus freilich einer mehrſtündigen Unterhaltung mit dem Allgewaltigen, und den Thränen eines ſolchen Helden der Empfindſamkeit nicht zu widerſtehen weiß! Aus den öffentlichen Anreden und der Antwort werden Sie zur Genüge erſehen, daß man für die Zukunft etwas Beſſeres zu verſprechen gezwungen iſt, freilich aber mit hergebrachter Doppelzüngigkeit. Ob ein Carnot alles billige, werden Sie ebenfalls leicht errathen. Iſt die National-Lage ſeltſam, ſo iſt es die ſeinige nicht minder. Abzutreten, dazu gebricht es ihm an Kraft wohl nicht, aber was iſt dadurch gewonnen? Vermuthlich alſo ſammelt er Kraft für beſſern Anlaß. Müſſen wir nicht alle vorerſt mit dem Strom ſchwimmen? Was jenen Mann betrifft, ſo enthalte ich mich blos des Aburtheilens über ihn, bis die Tagesrolle geendigt iſt. So viel ſcheint mir die gemeinſte Billigkeit zu heiſchen. Wer über den Zahnbrecher Chateaubriand noch nicht abgeurtheilt hat, leſe ſeinen langen Bericht an den Sohn des heiligen Ludwig mit dem Zepter Heinrich des Vierten. Mit ſolchen Klappwörtern begehrt der heuchleriſche Myſtiker heute die Völker zu unterjochen? Daß doch Rittergeiſt ſich nur als Schafskopf noch brüſtet, und die Taufe des Zeitalters verſchmähet, die ſogern den Fürſten wie den Bauer durch Bürgerſinn adeln möchte!

Die Deputirtenkammer, wenn gleich durch Tagesumſtände wunderlich bunt und zuweilen toll zuſammengeſetzt, enthält dennoch eine leidliche Anzahl wohlgeſinnter und wackrer Männer. Wollte man die Form der Wahlen prüfen, bliebe nicht viel geſetzmäßiges übrig. Nach der Frucht allein müſſen ſie abgeſchätzt werden; iſt dieſe ſchmackhaft, ſo kann der Nationalwille alles heiligen. Freilich wird Er, der große Er, trachten eiligſt Geld und Leute ausſchreiben zu laſſen, und dann: ite, missa est! denn läßt er ſie während des Krieges verſammelt, ſo kann ſie durch Umſtände allmächtig werden, und ein einziger Beſchluß ihm den Hals brechen, oder doch ſeinen Deſpotismus ein für allemal lähmen. Nämlich manche glauben noch, es könne ihm ein Maulkorb angelegt werden, obwohl die Vorrichtung ſo überherrlich wäre, daß ſie ſchon deshalb auf keinen allgemeinen Glauben Anſpruch machen darf. Muß er ſtürzen, nun ſo kann es doch nur im Heere, oder durch Geſetzesform, oder durch ſogenannte Jakobiner geſchehen. Trennt er den geſetzgebenden Körper, nun ſo hat er vollends die ganze Macht der öffentlichen Meinung gegen ſich, dergeſtalt, daß im Nothdrange jener Körper ſich durch eigenen Willen oder Volksaufruf wieder verſammeln mag, geſchähe es auch noch ſo unvollkommen. Wo nur das Volk nicht betrogen wird, ſondern ächtes Heil erringt, da ſcheint die gebrechlichſte Form ein Götterſchild. In der Hauptſtadt verfährt die Polizei zwar willkührlich, doch im Aeußeren ſehr liberal; doch vermuthet man während des Krieges hier eben ſo viel Terrorismus, als ſchon in mancher Provinz durch die neuen Generallieutenante der Polizei verübt wird, auf Anlaß freilich der dreiſt-albernen Bourboniſten. In der Hauptſtadt kann Nationalgarde unter allen Umſtänden ſowohl Bourboniſten, als Pöbel im Zaum halten, und ohne vollgepfropfte Kaſernen könnte der Terrorismus ſchwerlich Wurzel faſſen, zu bloßem Schutze eines verhaßten Deſpotismus. Ueber Unfug der heutigen Formen habe ich mich ſchon deshalb nicht einlaſſen wollen, weil im Drucke genug darüber geſagt wird, wovon ich Belege überſende, und weil dieſe Spiegelfechterei ohnehin vorübergehende Erſcheinung des Tages iſt. Mit meiner Geſundheit, namentlich mit meinem gelähmten Arme geht es verzweifelt langſam; beſonders da wärmere Tage immer mit kühlen Winden oder Gegenwetter abwechſeln. Am beſten iſt es jung zu ſein, und darnach ſtrebe ich wenigſtens im Geiſte. Aus Deutſchland bin ich leider ohne alle Nachricht, ſo daß ein kleines Brieflein mir eine ächte Wohlthat wäre. Giebt es über die Schweiz an hieſige Handelshäuſer dazu nicht Mittel? Gott ſei mit jedem deutſchen Biedermanne, und ſtärke jedes biedre Vorhaben!

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Der Vierwaldſtädterſee.

(1791.)

Den Nachmittag machten wir eine Seefahrt hinüber (von Luzern) nach Stanzſtad im Kanton Unterwalden. Rund umher am Ufer ſahen wir eigentliche Alpen. Die meiſten waren oben mit Tannen bewachſen, unten mit Laubholz. Auf den Höhen dieſer Alpen weiden Hirten die Rinderheerden während der drei Sommermonate Junius, Julius und Auguſt. Im Frühling und im Herbſt weiden ſie auf minder hohen Höhen, oder in Thälern. Die Hütten oben auf den Alpen heißen Sennhütten; ein Hirte mit ſeiner Heerde und Hütte, eine Sennerei. Hier machen ſie Käſe und Butter, welche ſie am Ende der Woche hinunter in die Dorfſchaften bringen.

Unten am Ufer des Sees wachſen viele Wallnuß- und Obſtbäume. Vorlaufende niedere, ſogenannte Vorberge, kleine Buchten zwiſchen vorſtehenden ſchroffen Felſen, aus deren Spalten ſchlanke Tannen hervorſproſſen, oder die mit hangendem Gebüſch bekleidet ſind, Landhäuſer und einzelne Wohnungen, geben dem Vorgrunde eine Mannigfaltigkeit, welche durch den großen Eindruck der hohen Alpen noch vermehrt wird. Auf den Alpen ſieht man zwiſchen dunklem Tannengehölz ſmaragdgrüne Matten, welche im ſanften Wiederſcheine des Morgen- oder Abendlichts einen beſondern Reiz für die Augen haben.

Der Pilatus, der Rigi und der Bürgenberg heben ſich zunächſt über die andern empor, größre Gebirge von fern. Wir landeten an Stanzſtad, ein kleines Dörfchen in Unterwalden, welches eine halbe Stunde vom Hauptflecken des Kantons, Stanz, entfernt iſt. Als ob wir wie bekannte Gäſte ſie beſuchten, kamen Männer, Weiber und Kinder freundlich herbei, und boten uns zum Austreten die Hände.

Unterwalden iſt in zwo Gemeinen getheilt. Sie heißen der Oberwald und der Unterwald. Jede hat ihren Landammann, ihren Rath, ihre Landsgemeine. In allgemeinen eidgenöſſiſchen Angelegenheiten aber ſtellen beide zuſammen nur Einen Kanton vor.

Die Unterwaldner werden von allen Schweizern beſonders geehret und geliebt, weil ſie mit der Kühnheit und der Freiheitsliebe des Arnold von Melchthal, den Sinn ſanfter Eintracht und Einfalt ihres nicht minder großen Landsmanns, Nikolas von der Flüe, verbinden.

Dieſer fromme Mann hatte zwanzig Jahre als Einſiedler gelebt, um in der Stille Gott zu dienen, als gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, über die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund der Eidgenoſſen, eine Aufnahme, welche die ariſtokratiſchen Kantone wünſchten, die demokratiſchen aber, als eine Verſtärkung jener fürchteten, beinah eine fürchterliche Zwietracht entſtanden wäre. In Stanz ward eine Verſammlung von Deputirten der Eidgenoſſen gehalten, und war ſehr ſtürmiſch. Ein Pfarrer von Stanz lief eilend zu Nikolaus von der Flüe (das iſt vom Felſen) damit er die erregten Gemüther beſänftigen möchte. Er eilte herbei, erinnerte ſie an ihre gemeinſchaftlich erfochtenen Siege, an die Heiligkeit der Eintracht; er rührte ihre Herzen, er beruhigte die Demokraten wegen der gefürchteten Verſtärkung ihrer ariſtokratiſchen Brüder, bewegte ſie alle dazu, Freiburg und Solothurn in den Bund der Eidgenoſſen aufzunehmen, ſah ſie alle als Brüder aus einander gehn, und kehrte, Gott dankend, von allen geſegnet in ſeine ſie verehren ihn als einen Schutzheiligen, unter dem Namen des Bruders Klaus, jedes Kind weiß von ihm zu erzählen.

Gleich hinter Stanzſtad erſtreckt ſich ein fruchtbares Wieſenthal, umgeben von Bergen. Es iſt, nach Sitte des Landes, mit großen Wallnußbäumen bepflanzt. Nirgends ſah ich ſo große Bäume dieſer Art. Die Nähe eines mit Laubholz bewachſnen Felſenberges lockte uns in ſeine Schatten, als mein Sohn einen Waſſerfall entdeckte. Wir gingen hinzu. Von einer herabhangenden bemooſten Fläche des Felſen ſtürzt in verſchiednen Waſſerſtrahlen das Bergbächlein auf vorſtehende Steine mit Geräuſch herab, und rollet alsdann über Kieſel ſchäumend in das tiefe Thal.

Dieſer Theil des Berges iſt eine mit Geſträuch behangne Felſenhalle. Wir kletterten den Felſen hinan, bis wir aus dem hohl durch die Luft ſtürzenden Waſſerfall mit der Hand ſchöpfen konnten. Auf einmal entdeckten wir an ſeiner Seite eine Steinkluft, welche von der Natur zur lieblichſten Einſiedelei gebildet ward. Ueberhangen von Gebüſch iſt die Oeffnung eben groß genug, um die Felſenhalle mit dem Waſſerfall, den ganzen Pilatus, und ſeitwärts etwas vom blauen Himmel zu ſehen. Gen Himmel muß man ſchauen können, um ſich der Erde ganz zu freuen! Die Felſenhalle ſelbſt iſt wild, von kühner Naturzeichnung. Hie und da arbeitet ſich eine Steinlinde durch die Ritzen der Klippe durch, und ſenket ihre tief unter der Wurzel hangenden Zweige. Ich wüßte nicht eine Stelle geſehen zu haben, welche mehr nach meinem Herzen wäre, auch verließ ich ſie mit Sehnſucht.

Auf dem Rückwege begegneten wir einigen Männern und Weibern, welche gleich ein Geſpräch mit uns anfiengen, und mit traulicher Freundlichkeit uns unterhielten. Wir ſchifften wieder ein, und waren noch nicht weit auf dem Rückwege, als in der Dämmerung die entfernten Berge ſchwanden, bis über den finſtern Tannen des unterwaldiſchen Bürgenberges der Mond aufging.

Lande und im Waſſer. Aber man muß ſie in Gebirgen geſehen haben, um ſie ganz zu kennen, in Gebirgen dieſer Art, wo ohnehin, auch ohne Mondſchein, die mannigfaltigen Vertiefungen der Thäler und der Bergreihen, immer ändernde Scenen hervorbringen. Der Himmel und Pilatus waren wolkenlos, der Mond hob nach und nach die während der Dämmerung verſchwundenen fernen Gebirge wieder hervor, und erhellte den See. Von den Alpen tönten die Glocken weidender Kühe. An dieſen Glocken haben die Aelpner beſondre Freude. Sie ſind der einzige harmloſe Gegenſtand eines ihnen ſonſt nicht bekannten Luxus. Manche vorzüglich begünſtigte Kuh trägt eine große Glocke am Halſe, welche oft zweimal ſo viel werth iſt als ſie, und ſchon vieler Heerden Zierde geweſen iſt. Dieſe Glocken ſind nothwendig, weil ihr Schall, wenn einzelne Kühe oder ganze Heerden ſich etwa verirren, ſowohl das Vieh als die Hirten auf die Spur bringt.

Zwiſchen Stanzſtad und Lucern wechſelt das Ufer mit kleinen Buchten und verlaufenden Hügeln oder ſtarrenden Felſen. Aus Klippen winden ſich belaubte Sträuche, ſchlanke Tannen drängen ſich an einander, gen Himmel mit ihren Häuptern emporſtrebend. Kannſt du dir eine Vorſtellung machen vom ergötzenden Zauberſpiel des Mondes an dieſem Ufer?

Den geſtrigen und heutigen Tag haben wir wieder dem ſchönen See und ſeinen Ufern gewidmet. Helles Wetter, welches uns auf unſerer ganzen Reiſe ſo günſtig geweſen, begleitete uns auf dieſer Seefahrt ins Heiligthum der Schweiz. Da ich in dieſem Briefe oft veranlaßt ſein werde, dir Wilhelm Tell zu nennen, ſo will ich dich mit einigen Worten an ſeine Geſchichte erinnern.

Der öſtreichiſche Landvogt Geßler, welcher bei Küßnacht, im Kanton Schwyz, wohnte, hatte, um den unabhängigen Sinn derer von Ury zu brechen, in Altorf ſeinen Hut auf eine Lanze ſetzen laſſen, und Befehl gegeben, daß jeder der vor dieſem Hut vorbeiginge, zum Zeichen der Unterthänigkeit ſein Haupt entblößen ſollte. Wilhelm Tell, ein Bewohner des Schächenthals unfern Altorf, ging ohne den Hut zu begrüßen vorbei. Als bald darauf Geßler nach Altorf hinkam, um denen von Uri das Recht zu ſprechen, ward Tell Ungehorſams wegen vor ihm angeklagt. Jener erklärte mit Kühnheit, daß er einen Hut ohne Kopf nie grüßen würde. Der Landvogt (oder Zwingherr, denn dieſen bedeutenden Namen gaben die Schweizer den öſtreichiſchen Landvögten) verdammte Tell dazu, einen Apfel vom Haupte ſeines Sohnes abzuſchießen. Tell mußte ſeinen Sohn herbeiführen, behielt Faſſung genug, richtig zielen zu können, der Apfel fiel, der Knabe ward nicht verletzt. Auf des Landvogts Frage: wozu Tell noch einen Pfeil mitgebracht habe, entſchuldigte ſich dieſer mit dem Schützenbrauch; als aber jener ſtärker in ihn drang, antwortete Tell: Dieſen hätt' ich dir ins Herz geſchoſſen, wenn ich mein Kind getroffen hätte!

Der Landvogt ließ ihn feſſeln, und nahm ihn mit ſich in den Nachen, um ihn nach Küsnacht zu bringen. Es erhob ſich ein Sturm. Die Schiffer kündigten Untergang an, wofern Tell, welcher des Steuerns vorzüglich kundig war, das Schiff nicht lenken würde. Denn dieſe tiefen Seen mit hohen Ufern haben ſeltne Anfurten; Stürme erheben ſich unverſehens aus den Bergreihen, die Gefahr iſt oft plötzlich. Tell ward gelöſet und ans Steuer geſetzt. Er ſteuerte und ſann auf Gelegenheit der Rettung. Dicht am Ufer fahrend erſah er einen vorſtehenden Stein, ſprang hinauf, ſtieß, ehe der Sprung ihn hob, den Nachen mit einem Fuß in den See, und lief über Jedem andern unwegſame Pfade nach Küsnacht. Dorthin kam auch Geßler, und ſetzte ſich zu Pferde, um nach ſeinem Schloß zu reiten. In einem Hohlwege harrete Tell ſeiner Beute und ſchoß Geßlern vom Pferd herab.

Wir wollten den ganzen See bis Flüelen hinauffahren, vorher aber Küsnacht beſuchen, und die Stätte wo der Zwingherr fiel.

Anfangs ruderten wir die fruchtbare, ſich ſanft erhebende Küſte des nördlichen Ufers vorbei, wo viele Lucerner angenehme

Landhäuſer haben. Wir ſahen Trümmern eines Jagdſchloſſes der alten Grafen von Habsburg, welches dieſen Namen der ehemaligen Beſitzer trägt, aber nicht mit Habsburg dem Stammhauſe des Erzhauſes verwechſelt werden muß. Dieſes liegt unſern Schinznach, im Kanton Bern. Dicht neben uns ſahen wir dann, hinter zween kleinen vereinſelten Felſen, deren einer mit einem Kreuz, der andre mit einer Kapelle geſchmückt iſt, das Inſelchen Altſtadt, wo neben den Ueberbleibſeln eines ehemaligen Kornmagazins, der Abbé Raynal ſich vermeſſen hat, den drey großen Männern, welche zuerſt den Bund der Freyheit ſchwuren, einen Obelisk mit lateiniſchen Inſchriften zu ſetzen. Die Stätte, wo dieſer Eid geſchworen ward, liegt im Kanton Uri; ich werde dir bald mehr davon ſagen. Der Abbé Raynal ſuchte im Jahr 1780 durch den Landammann Minder beim Kanton die Erlaubniß, dort das Monument ſetzen zu dürfen. Aber die wackern Urner bezeigten keine Luſt dazu.

„Sie meinten,“ ſagt ein ſchweizeriſcher Schriftſteller, „ſo lange Eidgenoſſen ſo denken würden wie bisher, da jeder Rechtſchaffene, wenn er das erſtemal am Grütli vorbeiſchifft, ausſteigt, ehrerbietig die Stätte anſchaut, wo zu der Freiheit der Schweiz der Grund geleget ward, auch nachher, jedesmal wenn er vorüber fährt, die Ahnen ſegnet, Gott danket, der Freiheit ſich freuet, und ſich frei fühlt; ſo brauche es keines ſteinernen Denkmals. Und wenn, was ſie nicht hofften, ihre Söhne oder Enkel dieſe Empfindungen einſt verlieren ſollten, würde ein ſolches Denkmal der Eidgenoſſenſchaft ſo wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in Knechtſchaft geſunkenen Rom ſeine ſo häufigen Monumente geholfen.“

Gleichwohl wollte der Abbé, da in dieſer Antwort kein ausdrückliches Verbot enthalten war, von ſeinem Vorhaben nicht abſtehen. Als er Mühe fand, ſich mit den Eigenthümern der Grütli-matte zu vergleichen, verfiel er auf eine andre Stelle, dicht bei jener, die Treib genannt. Endlich beherzigte er die Geſinnung der Urner; ſuchte und erhielt von der Regierung in

Lucern die Erlaubniß, ſein Monument auf das Inſelchen wo es ſteht hinzuſtellen. Es iſt ein elender, kleiner Obeliſk, der durch die Nachbarſchaft des Kornmagazins noch winziger ſcheinet als er ohnehin ſcheinen würde. Ein ſolches Denkmal mit ſeinen lateiniſchen Inſchriften, mag ſich zur That, an welche es erinnern ſoll, ohngefähr ſo verhalten, wie der Abbé, der es ſetzen ließ, ſich zu den drei Heroen verhält, die den Grund einer Verfaſſung legten, welche ſeit einem halben Jahrtauſend das Glück des beſten Volkes zur Ehre der Menſchheit macht.

Wir landeten in Küsnacht, und ließen uns zur ſogenannten hohlen Gaſſe führen. So heißt ein enger Weg, durch welchen der Landvogt ritt. Man zeigte uns die Stelle, wo Tell, als er ihn erſchoß, ſoll geſtanden haben. Wo Geßler fiel, ſteht eine Kapelle, in welcher jährlich eine feierliche Meſſe geleſen wird, [mit der Inſchrift]:

Hier iſt Geßlers Hochmut vom Tell erſchoſſen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entſproſſen;
Wie lang wird aber ſolche währen?
Noch lang, wenn wir die Alten wären.

Dieſe Verehrung der Väter, dieſe Beſcheidenheit, dieſer religiöſe Freiheitsgeiſt, charakteriſirt das glückliche Volk.

Wir beſahen auch die noch ſtehenden Trümmer von der Burg des Zwingherrn. Ehe wir dahin kamen, ſahen wir von einer kleinen Anhöhe, auf der einen Seite den Zugerſee und den Zugberg, auf der andern den Rigi und den See der vier Waldſtädte. Küsnacht iſt eine Landvogtei, dem Kanton Schwyz unterthan; doch wohnen auch demokratiſche Schwyzerbauern hier. Wir ſchifften wieder ein. Des Sees grünliche Wellen ſind durchſichtig wie Kryſtall. Man ſieht am Ufer einige Klafter tief durch die ſmaragdnen Fluten bis auf den Grund. An vielen Stellen iſt er von erſtaunlicher Tiefe, ja nach dem Bericht unſrer Schiffer zwiſchen Brunnen und Altorf an einigen Stellen ſechshundert Klafter tief. Seine Ufer beſtehen mehrentheils aus Alpen, welche häufig mit Buchen, ächten Kaſtanien und anderm

Laubholz, auch mit Tannen bewachſen ſind. Dieſe krönen die Höhen, jene ſchmücken die Seiten. Längs dem Ufer ſtehen hie und da Wohnungen, oft läuft nur ein ſchmaler Fußpfad entlang den See, oft ſetzen Berge den Felſenfuß ſenkrecht in die Tiefe. Zwiſchen dunkeln Tannen ſchimmert das immer friſche Grün der Alpentriften und ihrer Wieſen. Dort ſteht eine Sennerei; hier, zwiſchen Felſen, eines Waldbruders einſiedleriſche Wohnung. Auf kühn emporragenden Klippen ſtehen Häuſer, oft auch Kirchen, welche unzugänglich ſcheinen. Man hat Mühe, zu begreifen, daß die Menſchen auf dem jähen Hang des Berges ſicher gehen; man begreift nicht, wie Kinder, wenn ſie aus der Hausthüre treten, nicht hinunter ſtürzen in den See. Dicht zwiſchen Felſen und den See gedränget, ſchmiegen ſich an jene ganze Dorfſchaften an; die ſpitzen Kirchthürmchen, welche in flachen Ländern weit umher die Gegend bezeichnen würden, erſcheinen von unten wie Kegel. Kieſige Spuren der Schneebäche, die im Frühling herunter rauſchen, deuten zurück auf eine Naturſchönheit, deren wir itzt entbehren mußten. Ungeheure Felſenſtücke, welche ſie herabſtürzten, und auf deren belaubten Gipfeln die rothe Frucht des Vogelbeerbaumes nicket, beweiſen ihren Ungeſtüm.

Häupter und zackige Rücken der höhern Gebirge ſtarren hinter den Alpen empor. Von allen Seiten verliert ſich zwiſchen ſolchen der Blick, ſobald man mitten im See iſt. Oft ſieht man Spuren auf ihren Gipfeln; die eigentlichen Schneegebirge, wenige ausgenommen, werden als zu entfernt von dieſen näheren bedeckt. Auffallend iſt die Gegend, wo ſich zwiſchen langen Vorgebirgen, welche Naſen heißen, der See verenget. Als wir dieſe vorbeigeſchifft waren, beſuchten wir den kleinen Freiſtaat Gerſau. In Frieden mit der ganzen Welt, verehret von den Eidgenoſſen, wohnet hier am See, unter der Einen Alpe, die ſein ganzes Reich ausmacht, in brüderlicher Eintracht, ein harmloſes Völkchen, welches heldenmäßig für ſeine Freiheit, und für die Freiheit ſeiner Verbündeten gekämpfet hat. Es zählt neunhundert Seelen; zwiſchen zwei und drei hundert

Bürger in ſeiner Landsgemeine. Gleich den demokratiſchen Kantonen erwählt es alle Jahr zween Landammanne, deren jeder ein Jahr an der Spitze des Raths den Geſchäften vorſteht. Der Rath beſteht aus neun Männern, welche zeitlebens in ihrer Würde bleiben, wie die Rathsherren der Eidgenoſſen.

Im Jahre 1359 ſchloß Gerſau mit den vier Waldſtädten, das heißt mit Schwyz, Uri, Unterwalden und Lucern, einen Bund. Es iſt kein Kanton, vermuthlich weil es ſo klein iſt, ordnet nicht Geſandte ab an die Tagſatzung, hat auch keinen Antheil an gemeinſchaftlichen Vogteien. In gewiſſen Fällen darf der Beklagte von den Ausſprüchen des Raths an Schwyz oder an Lucern appelliren. Die Wahl ſteht ihm frei. Nicht aus Schwäche haben ſich die Gerſauer dieſem Appell unterworfen, ſondern aus gerechtem Vertrauen in ihre Nachbarn, und weil ſie einſahen, daß Sicherheit und Eigenthum gefährdet ſei, wo die erſte Inſtanz zugleich die höchſte; daß Sicherheit und Freiheit leere Namen ſeien, wo eine oft leidenſchaftliche, immer leicht geblendete, nie der Rechte kundige Volksverſammlung, den Spruch der Richter beſtätigen oder vernichten darf; endlich ſahen ſie ein, daß Geſetzgebung und Ausführung des Geſetzes ohne Tyrannei nicht vereint ſein könne, entſagten dieſer, und behielten ſich das höhere Recht von jener vor. Denn geſetzgebende Macht, Krieg, Bündniſſe und Wahl der Landammanne ſind in der Hand des Volks. Auch mögen ſie weislich erwogen haben, (denn die Stifter kleiner Staaten erwägen reiflich, zu oft ſpielen großer Staaten Stifter mit der Menſchheit Wohl!) ſie mögen, ſage ich, erwogen haben, daß in ihrem kleinen Völkchen faſt jeder mit jedem durch Nachbarſchaft, Bande des Bluts und der Sippſchaft verbunden, alſo dem Richter Anläſſe zur Gunſt oft nahe, näher noch Anläſſe zum Vorwurf, auch wenn er ungegründet, liegen müſſen. Darum ward der heimiſche Spruch dem Erkennen des fremden Richters untergeordnet. Manche würden über die Einfalt lächeln, mit welcher ich bei dieſer Alpenfamilie verweile. Das wirſt du nicht. Wer Länder nach dem

Umfang. Völker nach der Zahl ſchätzt, den muß freilich das kleine Gerſau gleichgültig laſſen.

Wir ſahen nun das Schwyzeriſche Städtchen Brunnen, und hinter ihm Schwyz, den Hauptort des Kantons, vor ſeinen beiden großen Felſen, den Haken, liegen, ſchifften einige Stunden den ſich immer mehr verengenden See hinauf, und freuten uns der ſchlanken Buchen, Eichen und Tannen, welche, auf eine unbegreifliche Weiſe, ſich aus den ſteilen Felſen des rechten Ufers empordrängen, und mit ihren Wurzeln in ſchmalen Steinritzen hatten. Hier bildet ſich dieſes Ufer zum Vorgebirge, vor deſſen Spitze ein ungeheurer Fels, welcher heruntergeſtürzet iſt, ſich ſenkrecht wie ein Wartthurm einige Schritte vom Lande in den See geſtellt hatte. Einige Tannen wachſen auf dem Gipfel, neben denen eine zackige, verdorrte Eiche, aus Mangel der Nahrung ausgegangen. Ein Paar Reiher ſtanden auf dem Felſen, und flogen erſt weg als wir ganz nahe waren. Wenn du dieſes Vorgebirge umſchifft haſt, ſiehſt du andre Scenen. Thürmender erheben ſich die Felſenberge in wechſelnden Geſtalten. Jeden Augenblick verändert ſich die Ausſicht, ſo wie, indem du fortſchiffſt, ſich jeden Augenblick in Abſicht deiner der nahen Berge Stand zu dem fernen Gebirge ändert. Schon ſiehſt du des Sees Ende, und hinter dem See die Berge, welche den Gotthard verbergen. Wer die Schweiz nicht geſehen hat, wer ſich die Alpen als größere Harz- oder Erzgebirge denkt, der macht ſich gewiß nicht einen ſo wahren Begriff von ihnen, als jemand der keine Berge ſah, und ſie ſich noch ſo denkt, wie die abenteuerliche Jugendphantaſie ihm ſolche zuerſt vormalte. Denn hier iſt die Natur ganz außer ihren gewöhnlichen Verhältniſſen und Weiſen. Mit immer neuen, entzückenden Launen überraſcht ſie dich, durch das erhabenſte Wunderbare, mit dem abenteuerlichſten vermiſcht. Wir ſahen den Grütli, und beſuchten am entgegen ſtehenden Ufer die auch im Kanton Uri ſtehende Tellenkapelle, welche die Felſenplatte einnimmt, auf die Tell ſprang, als er dem Nachen entſpringend ihn mit dem Fuß vom Ufer entfernte. Hier wird jährlich ein feierlicher Umgang gehalten, Meſſe geleſen, und über den Urſprung der Freiheit geprediget. Solche Monumente liebt dieſes Hirtenvölkchen, welche Freiheitsgefühl erwecken und heiligen. Rund umher ſchmückt ſich auf dem ſteilen Felſen die Natur mit dichtem, freudig ſproſſendem Laubholz und mit Blumen. Einige Schritte weiter bilden die Felſen ſchauervolle Höhlen, auf zackigen Klippen irren Ziegen, hie und da guckt ein Reiher aus dichtem unzugänglichem Gebüſch hervor.

Wir erreichten Flüelen am Ende des Sees, noch früh genug, um eine halbe Stunde bis nach Altorf gehen zu können. Wir waren in einem fruchtbaren Thal, um welches ſich in vielfachem Amphitheater Berge und zackige Felſen erheben. In der Dämmerung kamen wir in Altorf an.

Johann Heinrich Voß.

Erinnerungen aus meinem Jugendleben.

(1820.)

Ich ward geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Wahren in Mecklenburg, und mit meines Vaters Namen, Johann Heinrich, getauft. Mein Vater, der nach abgelaufener Pacht eines Grubenhagiſchen Vorwerks ein ſtädtiſches Gewerbe anfangen wollte, hatte, noch unſchlüſſig in der Wahl des Ortes, hier für den Winter ein bequemes Haus gefunden. Im Sommer zog er nach dem Städtchen Penzlin, wo er den Zoll von dem Baronen Malzahn, und ein Haus mit einigen Gärten, ſammt der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens, gekauft hatte.

Mein väterlicher Großvater Johann Voß, ein freigelaſſener Rademacher im Malzahniſchen Gute Grubenhagen, hatte ſeinen im Jahre 1714 geborenen Johann Heinrich, einen kläräugigen gewandten Knaben, weil ihm kein Handwerk gefiel, deſto anhaltender zu dem gründlichen Küſter Johann Carſten, meinem mütterlichen Großvater, in die Schule geſchickt, damit er durch Schreiben und Rechnen ſich fortbringen könne. Einen leibeigenen Vetter, der Schulz in einem der Grubenhagenſchen Dörfer war, habe ich als Knabe mit meiner Mutter beſucht: wir fanden ein tüchtiges Bauerngehöfte, mit Vieh, Getreide und Vorräthen verſorgt, in der reinlichen Kammer hochbauſchende Federbetten, und vor dem Fenſter einen Obſtwald. Beweiſe einer redlichen Gutsherrſchaft, die ich faſt vierzig Jahre nachher dem jungen Erbherrn, als ich in Giebichenſtein ihn ſah, mit Rührung erzählte, und die er, ſo lange die Freilaſſung unausführbar wäre, auch meinethalb nicht zu mindern verſprach.

Die Schulkenntniſſe meines Vaters gaben ihm Ausſicht, entweder ſchulhaltender Dorfküſter, oder, was man in Mecklenburg Schreiber nennt, Wirthſchaftsführer eines adelichen Gutes zu werden, oder wohl gar als Handlanger eines Anwaltes ſich zu einem Notarius aufzuſchwingen. Aus Begierde, die Welt zu ſehen, trat er in Dienſt bei einem Lübeckiſchen Domherrn von Witzendorf, der viel reiſete, und einige Jahre hannövriſcher Geſandter in Berlin war. Nach kurzer Probezeit ward er Kammerdiener mit Nebenämtchen der Feder und des Haushalts, und bald durch Treue und Anſtelligkeit Liebling der Herrſchaft, die ihn mit Wohlthaten überhäufte. Oft erzählte er mir von der Rauhigkeit des Königes Friedrich Wilhelm, und der Anmuth des Kronprinzen Friedrich; von den Hamburgiſchen Opern, woraus er ganze Stellen herſagte und ſang; und von den berühmten Dichtern Brockes und Hagedorn: den lezten habe er nicht ſelten an der Tafel ſeines Herrn ſcherzen gehört, und ihm gern mit feinerem Weine das Glas gefüllt. Als dreißigjähriger kam er in die Heimath zurück, und da er zu ſeiner Erſparniß noch ein kleines Vermögen erheirathete, nahm er das Vorwerk Buchholz in Pacht, wo er in glücklicher Ehe vier Töchter zeugte, aber durch frühzeitigen Tod ſammt der Mutter verlor. Seine zweite Frau, die vertrauteſte Freundin der erſten, war meine Mutter Catharina Dorothea Carſten, geboren im Jahr 1718, die mir in Penzlin noch zwei Brüder und zwei Schweſtern gab. Auch ſie ſtarben jung; nur eine Schweſter erreichte ihr vierundzwanzigſtes Jahr; der jüngſte Bruder, ein treffliches Kind, ſein neuntes.

Die Anſiedelung meiner Eltern in Penzlin hatte gutes Gedeihn; zumal da der betriebſame Vater auch mit der Feder ſich mancherlei Nebenerwerb, ſogar als Sachwalter, zu verſchaffen wußte. Er kannte das dort gültige lübſche Recht wie wenige;

er ſchied verwickelte Fälle mit Leichtigkeit, und beſtimmte die Anwendung des Geſezes. Ich erinnere mich, wie er einſt bei einer Grenzbeſichtigung den Gegner, einen lateiniſchen Advokaten, in die Enge trieb, und dieſer durch den Ausruf, es ſei Schade, daß ein ſo offener Kopf nicht ſtudirt habe, ein Lächeln unter den Anweſenden erregte.

Hier alſo war's, wo ich zuerſt Vater und Mutter lallte, und die erſten Eindrücke der Kindheit empfing. Ein artiges Städtchen auf einer Anhöhe mit alter Mauer, gebüſchtem Wall, und einer verfallenen Burg; ein weites, ſanfthüglichtes Stadtgebiet vom triebſamſten Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fiſchreiche Seen durch Wieſenbäche zuſammenfließend; umher eine Menge adlicher Landgüter, die dort abſezten und einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerſchaft von einfachen Sitten, in mehreren Häuſern nicht ohne eigenthümliche Verfeinerung. Der vorige Rector der Stadtſchule, der lange in geſegnetem Andenken blieb, hatte auf Zucht, Religion, vernünftiges Leſen, Schönſchreiben, Rechnen, Stilübungen und reinen Geſang gehalten; er hatte ſelbſt einen Blinden, den die Stadt nährte, in Muſik unterrichtet, daß ihn ſeines ſchönen Geſangs wegen mancher Durchreiſende holen ließ. Eben ſo eifrig ſorgte ſein Schüler, der damalige Rector Struck, für den jungen Anwachs. Daher bei den fröhlichſten Spielen der Jugend ſelten Geſchrei und Unordnung entſtand; und wenn einmal, ſo war gleich ein ehrſamer Bürger an der Thür, und ſteuerte.

Mit Vergnügen denk' ich jener Abende, da bei uns, ihre Flaſche Bier leerend, die gewanderten Meiſter, ſamt dem Chirurgus, dem Muſikanten, dem Kaufmann, dem Maler, bald Bemerkungen über Länder und Städte austauſchten, bald durch ſchalkhafte Laune ſich beluſtigten; und ich begreife, daß Leſſing noch in ſpäteren Jahren gern eine bürgerliche Bierſchenke beſuchte, und im ſtillen Genuß des muthwilligen Naturwizes ſein Gläschen trank. Selbſt einige Edelleute, die dort mit wenigem anſtändig lebten, unterhielten die Geſellſchaft von ihren Feldzügen.

Einer war unſer biederer Nachbar, von Wagner, der mich ſeinen Sohn nannte, ein Jagdgenoß meines bei uns wohnenden Oheims, des Klaviermachers Carſten, mit welchem ich ihn abwechſelnd auf ein trauliches Abendgeſpräch voll alter Erfahrungen beſuchte, auch wol mit der Zeit, obgleich unwürdig, auf die Jagd begleitete. Einer, von Penz, aus der alten Schule, hatte mit zierlicher Hand mehrere Bände Lieder von Hagedorn und anderen geſchrieben, die er mir mittheilte. Aus einer ererbten Handſchrift über die adlichen Geſchlechter Mecklenburgs fertigte er Stammtafeln für einzelne Familien, und ich zeichnete die Wapen mit der Rabenfeder: wobei ich von den dunkeln Urſprüngen und Ahnentugenden, auch wie z. B. ein Voſſiſcher Ritterſtamm einen Fuchs mit bäumendem, ein anderer mit hangendem Schweif im Schilde führe, unverächtliche Kenntniſſe gewann. Noch hatte ich Zutritt in das Haus eines lateiniſchen Burgemeiſters, der den Terenz liebte, des verſtändigen Apothekers, des mir unvergeßlichen Rectors, und beider ehrwürdigen Prediger; auch führte mich mein Vater zu benachbarten Landpredigern, Pächtern und Gutsherren, mit welchen er in Geſchäften und freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand.

Kaum hatte ich in der Klippſchule das luſtige Abcab mit ſeinen abwechſelnden Tonfällen, die wir ſcharf bezeichneten, mir eingeprägt, und nach kurzem Buchſtabieren im Zuſammenleſen den kleinen Katechismus erreicht, als der grauhaarige Schulmeiſter mir meines fertigen Gedächtniſſes wegen den oberſten Siz anwies. Die aufgegebenen Glaubenslehren und Sprüche, für den kindlichen Begriff ausgewählt und erklärt, die Gebete in ſchönen Reimen, ja lange Feſtlieder von Luther und Paul Gerhard, überlas ich ein paarmal, fliſterte für mich die Probe mit zudeckender Hand, und erbot mich zum Aufſagen.

Einſt fragte ich: Wo geſchah das, Mutter? —: Ich kroch mit einem Stück Kuchen eine Hausſchwelle hinab; da kamen Enten, und packerten um mich; ich fing an zu ſchreien; die Leute gegenüber auf der Scheuntenne lachten, und endlich rettete mich einer. — Das hat dir geträumt, Junge. — Wo war denn das? —: Wir fuhren in ein Waſſer, worauf der Mond ſchien; du ſchrieeſt; der Vater ſprang aus, hielt den Wagen, und reichte mich einem bärtigen Packjuden, der mich über den See trug. — Jezt beſann ſich die Mutter, daß beides im Spätſommer 1752 vor meinem zweiten Jahre geſchehen war. Aus gleicher oder noch früherer Zeit denke ich, wie man mit ſilbernen Löffeln an einem Bande mir vorläutete, wie ich auf einem Tiſch im Hemde den Umſtehenden entgegen wankte, und wie ſanft ich in der Wiege, die erſt gegen den November 1752 einer Schweſter geräumt ward, unter dem Geſange der Mutter einſchlief.

So ſehr der Schulmeiſter mein Gedächtniß lobte, ſo unzufrieden war er mit meinem träumeriſchen Weſen, welches er Duſſelei nannte. Denn wo es etwas zu gaffen gab (und die Heerſtraße von Penzlin war lebhaft), da vergaß ich das Weitergehn. Häufig alſo ward ich Verſpäteter von dem Lehrer mit dem bibliſchen Ausruf empfangen: Da kommt der Träumer her! Gewiß hat er ſchon wieder die Gaſſenſteine und die Ziegel auf den Gaſſen gezählt! Ich ſollte durch Kränkung der Ehre gebeſſert werden, und mußte unter bitteren Thränen mich untenan ſezen. Was half's? Einige Tage machte die Demütigung mich zum Lernen unluſtig; bald bei einer neuen Aufgabe: Schelm der lezte! ziſchelte ich zu den Schadenfrohen, ſagte meinen Geſang her, und rückte hinauf. Noch von dem Rector, deſſen Schule ich etwa im achten Jahre zu beſuchen anfing, ward ich einmal Philoſophus bewillkommt, und behielt den Spottnamen eine Zeit lang. Zu meinem Glücke blieb doch Eine philoſophiſche Abſpurigkeit unbemerkt. An einem herbſtlichen Montage war ich in der Morgendämmerung mit einem der ſchwarzen Sonntagsſtrümpfe zur Schule geſchlendert, und bald erblickte ich den Gräuel unter dem Tiſch. Geſchwinde bog ich den ſchwarzen Fuß unter die Bank nach der Wand, bis wir ein wenig ins Freie durften. Da drängte ich mich im dichteſten Schwarm hinaus.

rannte linksum, und traf eine Reihe Kornwagen, durch welche ich mit ängſtlicher Vorſicht mich zu Hauſe ſtahl.

Aber wie war mir einſam träumenden ſo innig wohl, wenn in unſerem Wieſengarten ich rücklings an einem Baum geſtreckt aufſchauete, und, die heitere Höhe wie unter mir ſehend, mit kindlichem Geiſt vom Erdrande hinabſtieg, dort in der blauen Tiefe den Mond und die Sterne zu erwarten! Und ach unter der Mühlbrücke, wenn nach geöffnetem Schuzbrett ich in das durchrauſchende Waſſer mein Angelrohr ſtellte, an welchem zur anderen Wand den Blick richtend, ich in ſanftem Schwindel ſtroman nach den Inſeln holdſeliger Seenixen zu ſchweben mir einbildete! Oder wenn ich für mich nachſann, wie das, was Baum ſei, auch **Arbor** genannt werden könne! Auch wenn mir eine Erklärung zu glücken ſchien; wie einſt, da ich geſchwänzte Froſchjungen ſuchte, und der Pfuhl mit ſpielenden Farben aufgor, mir das Wunder durch eine unter der Erde hinfahrende Kanonenkugel verurſacht dünkte.

Denn von Kindheit auf regte ſich in mir eine unerſättliche Wißbegierde. Ich beachtete die mannigfaltigen Arbeiten des kunſtreichen Oheims, und alle mir zugänglichen Werkſtätten; und wo man nachpfuſchen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet. Als ich einſt bei dem Nachbar Nagelſchmied, das Spalten der Eiſenbarren zu ſehn, hinter einem Geſellen ſtand, legte plözlich der Meiſter die glühende Stange auf den Amboß, und der entſezliche Hammer ſauſete mir dicht am Ohre vorbei. Ein ſchneeweißer, mehr als hundertjähriger Mann, der gern mit uns Kindern an der Sonne ſaß, verjüngte ſich bei meinen Nachfragen, und erzählte, wie nach dem dreißigjährigen Kriege man die Spur eines Dorfs im aufgeſchoſſenen Walde geſucht, und ſich nothdürftig wieder angebaut habe, wie der große Komet als eine Zornruthe ſo weit durch den Himmel gereicht, wie dann die Moskowiter und die Tatern gewirtſchaftet, und wie vor dem Brande das alte Penzlin ausgeſehen. Auch die Preußen des ſiebenjährigen Kriegs hatten an meiner Neugier und an den Märſchen, die ich auf dem Klavier klimperte, ihre Luſt, und machten mir einen Muſketierzopf. Stets aber, ſo oft es die Stunde gab, wurden Eltern und Oheim mit Fragen behelligt. Der Oheim, als wir des Abends auf der Bank an der Thür die heimkehrenden Arbeiter und Heerden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterſcheinungen erklärt; ich wollte mehr wiſſen, und hörte beſchämt, ein Narr könne mehr fragen, als zehn Kluge antworten.

Sailer.

Tiefſinnige Sprüche der Deutſchen.

(1810.)

Von den gemeinen deutſchen Sprichwörtern entfernen ſich am meiſten die tiefſinnigen Sprüche der Deutſchen. Aber ſie ſind doch nur Söhne des Einen Geiſtes. Denn der Wahrheitsſinn wird nothwendig Tiefſinn in den innigen, reinen, hellſchauenden Gemüthern.

Hier ſollten ſie eine eigene Stelle einnehmen. Ich beſchränke mich indeſſen bloß auf Einen deutſchen Mann, der uns die älteſte und die beſte Philoſophie aufbehalten hat, auf Johannes Taulerus, und auch bey ihm nur auf einige Perlen, die aus der Tiefe ſeines Geiſtes heraufgeholt, in ſeinen Schriften hell glänzen.

Daß die Fülle der Religion die Heimat, der Inhalt, das Leben ſeiner Sprüche ſey, wird Niemanden auffallen können, der weiß, daß Sinn für Gott und Ewigkeit der eigentliche Tiefſinn des Menſchen ſey, und daß die tiefſten Tiefen nur von einem religiöſen Gemüthe durchdrungen werden können.

Je inniger des Menſchen Gemüth, deſto tiefer der Sinn; je tiefer der Sinn, deſto mächtiger der Ausdruck. Unſere kleinen Geiſter, die in ihrem Flachſinne den Tiefſinn der Religion nicht kennen, und nur auf Wortſtelzen ſich hoch zu heben wiſſen, beweiſen beydes, daß ihre Sprache an innerer Fülle gerade ſo arm ſey, als ihr Gemüth.

Dem Sprachforſcher, der die Weisheit mitforſcht, wird es nicht unerwartet ſeyn, gerade da die kräftigſte Sprache zu finden, wo der tiefe Blick daheim iſt. Aber das wird manchem Leſer unerwartet ſeyn, da, wo er etwa nur erhabene Gedanken von

Gott erwartet hätte, nebenbey die tiefen Ideen von dem, was Natur, Weſen, Menſchheit, Ewigkeit ſeyn, finden zu müſſen. Doch das iſt ja Charakter aller wahren Philoſophie, daß ſie den Menſchen, indem ſie ihn zu Gott erhebt, zugleich in allem dem orientirt, was die Seher aller Zeiten von der Natur, der Menſchheit, der Ewigkeit geahnet haben. **Tolle, lege, ama.**

Der Menſch — ſeine Vernunft.

Die rechte Vernunft, die ſucht Gott, und fernet ſich vor allen Creaturen, ſie ſeyn leiblich oder geiſtlich. Und, wer zu dieſer Vernunft kommt, der iſt ein rechter vernünftiger Menſch, deſſen Vernunft vom göttlichen Lichte durchleuchtet iſt.

Der Menſch — ſeine Vernunft.

Wer Vernunft ſchilt, der thut ihr gar Unrecht. Denn alle Creaturen begehren des Lebens. So denn die Vernunft erkennt, daß alle zeitliche Dinge tödtlich ſeyn, und allein Gott ihr Leben iſt: ſo muß ſie ſich von Natur zu Gott kehren, denn ſie begehrt von Natur des Lebens. Und es iſt der Natur viel natürlicher, daß ſie ſich kehrt zu Gott, denn zu den Creaturen. Denn alle Creaturen mögen ſie nicht erfüllen, ſondern Gott allein. Und darum iſt es natürlicher, daß ſie ſich kehrt zu dem, der ihr giebt, denn zu dem, der ihr nimmt.

Der Menſch — ſeine Vernunft.

Deſſen Vernunft mit mannigfaltigen Dingen umgeht, der kommt nimmer zum rechten Lichte, in dem ſich alle göttliche Wahrheit offenbaret. Denn das Licht iſt einfältig, und darum will es auch einen einfältigen Grund haben, daß es in ihm ſeinen Schein auswerfe.

Der Menſch — ſeine Gabe.

Die edelſte Gabe, die der Menſch geben kann, iſt, daß er ſich ſelbſt giebt, und mit ſich giebt er Gott alle Dinge. Denn der Menſch iſt alle Dinge: darum bedarf er nicht mehr zu geben, als ſich ſelbſt.

Der Menſch — ſeine Freyheit.

Freyheit iſt die wahre Lauterkeit, die da ſucht Ewigkeit.

Freyheit iſt ein abgeſchieden Weſen, das da Gott iſt, oder Gott anhängt.

Freyheit iſt ſo edel, daß ſie Niemand giebt, als Gott der Vater. Denn ſie iſt eine Kraft, die da fließt ohne Mittel aus Gott dem Vater in die Seele.

Göttliche Freyheit entſpringt aus wahrer Demuth und endet in Demuth und in Geduld und in allen Tugenden und in Gott.

Rechte Freiheit iſt ein Vermögen aller Tugend und ein Laſſen aller Untugend.

Es iſt billig, daß die mit Zeitlichem beladen ſind, die Freyheit ſchelten, denn ſie haben ſie nicht. Und was man nicht hat, das mag man nicht loben.

Der Menſch — ſeine Duplicität.

Der Menſch iſt geſchaffen von Zeit und Ewigkeit, von Zeit nach dem Leibe, von Ewigkeit nach dem Geiſt. Nun neigt ſich jedes Ding nach ſeinem Urſprung. Weil der Leib geſchaffen iſt von der Erden und von der Zeit, darum neigt er ſich auf irdiſche, zeitliche Dinge, und ſucht darin ſeine Luſt. Weil der Geiſt aus Gott gefloſſen, geſchaffen iſt von der Ewigkeit: darum neigt er ſich zu Gott, zur Ewigkeit.

Der Menſch — ſeine Duplicität.

Der Menſch iſt zuſammengelegt von Zeit und von Ewigkeit. Wenn denn der Menſch erhaben wird mit den oberſten Kräften aus Zeit in Ewigkeit: ſo wird er unbeweglich nach den oberſten Kräften (denn Ewigkeit iſt unbeweglich) und beweget doch die niederſten Kräfte nach der Zeit.

Der Menſch — ſeine Unlauterkeit.

Wenn die Sinne ſich auskehren, ſo faſſen ſie die Unlauterkeit in ſich, und wenn ſie wieder eingezogen werden, ſo bringen ſie das Unlautere mit ſich herein.

Wer ſich auskehrt und den Sinnen dient, der thut dem gleich, der ſeinen lieben Freund läßt, und ſeinem Feinde dient.

Der Menſch — ſeine Lauterkeit.

Gott iſt in ſich ſelbſt unbeweglich und bewegt doch alle Dinge: alſo iſt ein lauteres Gemüth unbeweglich und beweget doch mit Gott alle Dinge.

Wie Gott alle Dinge in ſich begreift: alſo begreift ein lauterer Menſch alle Tugend in einer einfältigen Liebe.

Der Menſch kommt wohl in der Zeit dazu, daß die Creaturen nichts mehr finden in ihm zu tödten: aber dazu mag er nicht kommen, daß Gott nichts mehr finde in ihm zu tödten.

Der Menſch — ſein Nieder- und Aufwärtsziehen.

Zeitliche Dinge ſind von Natur ſchwer: darum ziehen ſie all Wege das Gemüth nieder, das mit ihnen bekümmert iſt. Aber, wer zeitlicher Dinge ledig iſt, der hat all Wege ein aufdringendes Gemüth zu Gott.

Der Menſch — ſein Soll.

Der Leib ſoll ſeyn ein Knecht der Seele, die Seele eine Dienerin des Geiſtes, der Geiſt ein Anſchauen Gottes.

Der Menſch — ſeine Größe.

Wenn ſich der Menſch kehrt von der Zeit und den Creaturen in Ewigkeit und in Gott: ſo hat er auch ein Wirken in Gott und in Ewigkeit, und ſo machet er aus Zeit Ewigkeit, aus der Creatur Gott (einen göttlichen Menſchen).

Der Menſch — ſeine himmliſche Kunſt.

Der Menſch muß ſich mit großem Ernſt bewahren, daß nichts von Außen in ihn falle, noch ſchlage, das ein Mittel (eine Scheidewand zwiſchen Gott und ihm) machet.

Dieſes inwendige Leben will keinen Spielgang dulden.

Alle Lehren und andere Künſte nehmen unterweilen eine Ruhe, ſie hören etwa auf: aber dieſe himmliſche Kunſt will die Zeit des Menſchen ganz haben, ſie iſt ganz da, oder nicht.

Man muß ſich nicht ſelber meynen, ſondern Gott allein, der in allen Dingen, in allen Zeiten, und an allen Orten iſt, in dem Wenigſten als in dem Meiſten; denn Er iſt weder größer noch weniger, Er iſt Alles in Allem.

Der Menſch — ſeine Lehrſtücke.

Drey Dinge lerne wohl. 1) Sey allzeit ein anfachender Menſch: das benimmt dir alle Trägheit. 2) Sey allzeit Gott heimlich [vertraut]: ſo bleibſt du in Freuden eines guten Gewiſſens. 3) Nimm alle Dinge mit gleichem Muthe von Gott: ſo biſt du allzeit im Frieden.

Der Menſch — ſeine wiederholte Uebung.

Wir müſſen unſere Werke oft erneuern, damit wir mit manchem Zukehr den wahrhaften, weſentlichen Kehr zu Gott erlangen.

Gott iſt uns allzeit nahe, und gleich nahe; aber wir ſind ihm nicht gleich nahe, und haben viel Mittel. Darum ſollen wir uns näher und näher, durch alle Mittel, in ihn dringen.

Der Menſch — ſeine Tugend.

Der Menſch ſoll ſich ſo lang in Tugend üben, bis Tugend ſein Weſen wird.

In einem guten Menſchen werden alle Dinge getragen in ihren Urſprung.

Der Menſch — ſeine Wahrheit.

Alle Menſchen mögen betrogen werden, nur der nicht, in dem der himmliſche Vater gebiert ſein ewiges Wort.

Der Menſch — ſeine Dreyzahl.

Dieſe drey ſtehen in einem Puncte:

in Ewigkeit ſeyn,
in Einigkeit ſeyn,
in Lauterkeit des Weſens ſeyn.

Der Menſch — ſein Fall.

Bleibt der Menſch auf ſich ſelbſt und beſitzet ſich in ſeinem natürlichen Adel mit Eigenheit: ſo fällt er und wird aus einem Menſchen ein Teufel. Darum iſt die Sünde ſo böſe. Denn ſie machet aus einem Engel einen Teufel, und machet einen Menſchen teufliſch.

Der Menſch — ſeine Buße.

Buße iſt eine feſte ewige Abkehr des Gemüthes von allem, was wider Gott iſt, und eine liebliche Zukehr zu Gott und allen göttlichen Dingen.

Kein Flachsreislein verbrennt ſo ſchnell im Glutofen, als die Sünde dem Bußfertigen vergeben iſt. Denn zwiſchen Gott und dem Bußfertigen iſt keine Zeit, kein Mittel.

Der Menſch — ſeine Freude.

So wenig die Todten ſich freuen mögen, ſo wenig mag ſich ein Sünder freuen; denn der Grund, da die rechte Freude ausſpringt, der iſt todt, und darum mag er ſich nicht freuen. Aber in den Menſchen, die in rechter Lauterkeit leben, iſt der Brunn aller Wonne und Freude offen. Denn das ewige Wort, davon alle Engel und Heilige Freud und Wonne haben, das ſpricht ſich in ihnen, wie in den Heiligen im Himmelreich aus.

Wären ſie nicht noch mit dem Leib beladen: ſo hätten ſie dieſelbe Freude, wie die im Himmel.

Der Menſch — ſeine Demuth.

Der Grund rechter Demuth wird geboren von innen und nicht von außen.

Wahre Demuth iſt eine ſtarke Burg, die Niemand gewinnen kann: man ſtürmt wohl daran, aber ſie iſt nicht zu gewinnen.

Der Menſch — ſeine Geduld.

Leiden gleicht einer Trotte. Wenn die Traube getrottet wird, ſo fließt aus ihr, was in ihr iſt. Iſt ſie ſüß, ſo giebt ſie ſüßen; ſauer, giebt ſie ſauren Wein. Wird der Menſch mit Leiden gedrückt, ſo fließt aus ihm, was in ihm iſt, aus dem Tugendhaften göttliche Süßigkeit.

Der Menſch — ſeine Zartheit.

Es iſt Niemand ſo heilig, daß er ſo lauter bliebe in dem Auskehren, als in dem Einkehren.

Es iſt gar klein, was dem lautern Auge weh thut: noch viel kleiner iſt das, was den innern Menſchen verletzet.

Der Menſch — ſeine Nahrung.

Was der Menſch ißt und trinkt, das ſoll in dem heiligen Geiſt (im Dienſt der Liebe) verzehrt werden... Und das ſind recht geiſtliche Menſchen. Ihr Eſſen iſt Gott lieber, denn andere Leute Faſten, und wer ſie ſpeiſet, ſpeiſet Gott ſelbſt.

Der Menſch — ſein höchſtes Gut.

Kennen und liebhaben iſt gut, aber die Vereinigung mit Gott iſt das Beſte.

Das Beſte gehört allen Menſchen zu, und Gott will es allen geben, wenn ſie es nur nehmen wollten.

Der Menſch — ſein Verſtehen.

Wer Gott verſteht, der verſteht alle Dinge.

Ein göttlicher Menſch verſteht, in einem lautern Innebleiben, in Gott alle Dinge.

Wenn die Sonne aufgeht, ſo verwandelt ſie alle Lichter in ihr Licht, daß kein Licht mehr iſt, als ihr Licht; denn ſie iſt über alle Lichter: darum wenn ſie aufgeht, müſſen alle Lichter untergehen, und ſie leuchtet allein mit ihrem Lichte.

Alſo iſt es auch in einer lautern Seele. Wenn die göttliche Sonne in ihr aufgeht, ſo verwandelt ſie alle Lichter in ihr Licht, daß da kein Licht mehr da iſt, denn das göttliche Licht. Denn Gott iſt ein Licht über alle Lichter.

Wer die Wahrheit bloß verſteht, der bedarf kein Gleichniß. Da nun ein lauterer Menſch aller Dinge bloß iſt, die der Wahrheit nicht gleich ſind, ſo verſteht er die Wahrheit bloß, und daran iſt es ihm genug.

Gott.

Was Gott ſpricht, das iſt Leben.

Gott iſt der Seele Himmelreich. Wenn ſie denn alle Dinge läßt und Gott allein anhängt, ſo gewinnt ſie Gott mit Gewalt.

Das iſt Natur Gottes, daß er ſich gemeinſamet der Seele, die ſeiner empfänglich iſt.

Gott hat alle Dinge dazu geordnet, daß ſie ſollen Weg und Handleitung zu ihm ſeyn, und er will allein das End und Ziel ſeyn.

Die Creatur blendet, Gott macht ſehend.

Es iſt Niemand gut, als Gott: darum iſt nichts gut, es geſchehe denn in Gott, und nichts geſchieht in Gott, es geſchehe denn in der Ordnung.

Gnade Gottes.

Gnade iſt ein Licht, das Gott in ſich ſelbſt ſchöpfet, und in die Seele gießt und die Seele damit zieht von Leiblichkeit in Geiſtlichkeit, von Mannigfaltigkeit in Einfalt, von Zeit in Ewigkeit.

Gottes Gaben unterſcheiden ſich nicht nach dem Geber, ſondern nach dem Nehmer.

Das Werk Gottes.

Das Werk, das Gott in einer lautern Seele wirket, das iſt viel edler, als die Werke, die Gott je gewirket hat in Zeit und Ewigkeit.

Urſprüngliche Natur.

Was die Natur unlauter macht, das iſt ein Gebrechen der Natur, und nicht die Natur ſelbſt. Denn die Natur iſt geſchaffen zum Guten.

Darum iſt die Sünde mehr wider die Natur, als von der Natur.

Die Sünde zerſtört die Natur und entſetzet ſie von ihrem Adel.

Wenn alſo Jemand zur rechten Natur will kommen, ſo muß es mit Tugenden geſchehen und nicht mit Untugenden.

Tugend ſetzet die Natur, Untugend entſetzet ſie.

Tugend ordnet die Natur, und führt ſie in ihren rechten Urſprung, und zu ihrem rechten Weſen.

Natur, wie ſie itzt iſt.

Natur liebt und meynt ſich alle Wege ſelber.

Was auf ſich ſelbſt gekehrt iſt, und ſich ſelbſt meynt, das iſt ein Werk der Natur.

Das natürliche Bild iſt gekehrt auf die Natur: und das Bild hat die Natur von Adams Fall.

Des Engels Bild iſt gekehrt von der Natur in Gott: und das Bild haben wir von Chriſtus.

Wenn man die Natur ſchilt, ſo iſt die Natur nach Adams und nach Lucifers Gleichheit gemeynt.

Wenn man die Natur lobt, ſo gilt es der Natur nach engliſcher Gleichheit.

Chriſtus.

Das macht uns allernächſt Gott im Himmelreich, daß wir ihm allernächſt folgen auf dem Erdreich.

Iſt der Menſch Eines mit Chriſtus, ſo hat er Ein Wirken mit Chriſtus.

Chriſtus iſt das Ziel aller Menſchen, und wer dem Ziel allernächſt kommt, der iſt Gott am allernächſten.

Chriſtus.

Die mit den Leiden unſers Herrn umgeben, die gehen nicht, ſondern ſie laufen zu Gott, als der ſie mit Schwertern ſagt; ſie ſtehen nimmer ſtill, und gehen nicht hinter ſich, ſondern laufen all Wege ohne Unterlaß für ſich... Und lebten ſie bis zum jüngſten Tag, ſo müßten ſie allzeit laufen und hörten nimmer auf, denn ſie führen ſich nicht ſelber, ſondern Gott führt ſie.

Chriſtus.

Nimmer mag der Menſch den Lüſten recht abſterben, als in den Leiden unſers Herrn. Und, wenn der Menſch den leiblichen Lüſten erſtirbt: ſo ſteht in ihm auf — eine göttliche Luſt, die alle leibliche Lüſte übertrifft, und die Luſt jagt den Menſchen zu dem Ziele, das Chriſtus iſt.

Chriſtus.

Predigen iſt nichts anders, als die Menſchen, die von Gott entfernt ſind, und das ewige Wort nicht hören können, zu Gott führen, daß ſie wieder hören können das ewige Wort.

Die Menſchen müſſen das äußere Wort hören, damit ſie zu dem innern Worte kommen, das Gott ſpricht in dem Weſen der Seele.

Selbſt-Bekenntniß.

Ich ſage öffentlich, und ihr ſollt mir auch glauben: Daß mich weder meine Kappe noch Platte, weder mein Kloſter noch heilige Geſellſchaft heilig und ſelig macht. Es muß etwas anders ſeyn, wenn ich ſelig werden ſoll, nämlich, ein heiliger Grund, der ganz ledig und unbeſeſſen iſt von allen Creaturen.

Johannes von Müller.

Die Gefahren der Zeit.

(Anfangs Auguſt 1796.)

„Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerſtanden.“

Epiſtel an die Hebräer. K. 12, 3.

Es giebt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorſehung (welche nicht Schlummer und Weichlichkeit, ſondern Anſtrengung und Entwicklung der Menſchheit zum Ziel geſetzt hat) durch eine drohende Noth es gleichſam aufruft, aufzutreten, darzuſtellen, ob etwas in ihm ſey? ob es noch ferner unter den Nationen einen Rang verdiene! und was für einen? Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald ſollte man glauben, daß die gewiſſeſten Grundſätze und Wahrſcheinlichkeitsberechnungen, daß die ſicherſten Data, die vernünftigſten Erwartungen einsmals falſch geworden: alle Macht, alle Kunſt ſcheint eiſerner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente, Diſpoſitionen, Meynungen, Gefühle, ſich verſchworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit, oder ſeiner nur illuſoriſchen Größe präpotente Realität zu geben; es ſtürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfeſten erbeben.

Wer in ſolchen Augenblicken nicht wagt, die Gefahr in's Auge zu faſſen; der Menſch von Erde und Staub ohne inwohnenden Geiſt; die Kinder und Spiele des Glücks; die Sclaven vorüberſchwindender Eindrücke, anſcheinender Privatvortheile, blinden Parteigeiſts, Haſſes und Neides; Leute, deren Herz, ſtolz und verzagt, nichts in ſich fühlt, was Prüfung aushielte; die Schwätzer, die Schreyer und ihre Hörer; ſelbſtſüchtige Schwachköpfe, ohne Kraft, ihr Intereſſe in dem Allgemeinen zu ſuchen; Geiſtliche, die ernſter Pflicht müde ſind; Edle, die durch Geburt von Arbeit und Verdienſt ſich diſpenſirt glauben; Beamte und Practicanten, deren Ehrgeiz und Habſucht, deren Trägheit und Eitelkeit rechtliche Wege mühſam, langſam, unausgiebig finden; Jünglinge, die nicht früh genug erben, andere, die zu früh geerbt haben; voll gutmüthiger Illuſionen über die Politik wie über ihre Maitreſſen, oder auf das nie erlebte Schauſpiel unwiederbringlichen Unglücks unbeſonnen neugierig; Menſchen ſolcher Art, Völker, die ſolche Leute hören, vergeſſen, verrathen ſich, geben ſich hin, weichen, gehen unter, zu Grund.

Nationen von weniger blendendem Witz als geſundem Verſtand; rechtliebende Landleute; biedere Bürgersmänner; Prieſter, voll Gott; ein Adel, welcher in Größe der Aufopferung ſeinen Vorzug ſucht; Beamte, die, auf das Bewußtſeyn verdienſtvoller Arbeit geizig, ihren Kindern rühmliches Beyſpiel und einen heiligen Creditbrief auf den Dank des Fürſten und Volks hinterlaſſen wollen, Jünglinge, die nicht viehiſch dem Augenblick, nicht weibiſch jedem Eindruck, ſondern männlich den grauen Aeltern, dem allumfaſſenden Vaterland und der ewigen Nachwelt leben: ein Volk ſolcher Männer mißt die Größe der Gefahr; bald findet es ſich ihr gewachſen; ſein Muth, ſeine Eintracht beſchwören die Gewitter; es bleibt: dieſe Noth wurde ihm Epoche des Ruhms; das behauptete politiſche Anſehen wirkt auf die Ehre, das Glück, den Credit ſeiner Bürger; es wird Empfehlung, ihm anzugehören. Die neubelebte Kraft äußert in allen Gewerben, Künſten und Wiſſenſchaften, in der ganzen Cultur des Lebens, eine dem Staat und jedem Privatmann gleich vortheilhafte Thätigkeit zur Vervollkommnung.

So, als nach den Siegen bei Klaſtidium, an der Trebia und an dem Traſimenerſee der große Carthaginenſer die (ſchien es) letzte Hoffnung Roms, das vereinigte Heer der Conſuln, in den Gefilden von Cannä vernichtet hatte, erwies Senat und Volk den Rechtstitel Roms auf die Ehrfurcht aller Jahrhunderte, durch den

Dank, womit der unglückliche Conſul dafür empfangen wurde, daß er an dem gemeinen Weſen nicht verzweifelte; durch verweigerte Löſung der Gefangenen, und dadurch, daß bei ſolchen Umſtänden gar keine Meldung von Friedensanträgen fiel. Die Römer wußten, daß Tractaten der Uebermacht mit Ueberwundenen keine Friedensſchlüſſe, ſondern Abdankung der Herrſchaft, Reſignation der Ehre, der Tod des Staats, und die Schande aller ſeiner Bürger ſeyen.

Als in der Oeſterreichiſchen Monarchie Ferdinand II., mit Staatskräften, welche den unſrigen gar nicht zu vergleichen ſind, Böhmen in Aufſtand, Ungarn halb türkiſch und halb wankend, ſehr zweydeutige Diſpoſitionen in Oeſterreich ſelbſt, halb Teutſchland feindſelig, den Feind bald an den Vorſtädten Wiens, und in der ganzen Welt keinen Freund ſah, als den ſchon entkräfteten Hof zu Madrid: als, mitten in einem ſehr lebhaften Türkenkrieg, Ludwig der Große, noch Geſetzgeber Europens, die unüberwundenen Schaaren wider Kaiſer Leopold den Erſten ſandte, deſſen treueſter Bundesfreund[*] mühſam den kaum beſtiegenen Thron behauptete, und in allen Treffen geſchlagen wurde: als die Erbtochter von Habsburg unvorbereitet auf dem gewährleiſteten Thron, die unter Fleury ausgeruhete franzöſiſche Macht, den größten Mann unter den Königen, und ihren nächſten Nachbar, wider ihre Verlaſſenheit vereiniget, bald dieſſeits Prag, bald dieſſeits Linz erblickte; wurde nach langen harten Kämpfen Friede, zwar mit Aufopferungen, aber mit aller, einer ſelbſtſtändigen Macht gebührenden Würde, nicht in einer feindlichen Hauptſtadt erbeten, ſondern reiflich unterhandelt, und mit Anſtand geſchloſſen; ſo, daß an auswärtiger Achtung und innerer Kraft die Monarchie mehr gewann, als ſie an Provinzen einbüßte.

Zum Theil waren jene Gefahren dem gegenwärtigen Krieg in ſo fern gleich, daß dieſer nicht beiſpiellos und unerhört genannt werden darf. Das neue Evangelium der Freyheit und Gleichheit mit der noch immer ſehr zweydeutigen Ausſicht auf bevorſtehenſollendes großes Glück kann ſeine wärmſten Verehrer nicht mehr begeiſtern, als man es dazumal für Glaubensformen, für Gott und ewige Zukunft war. Auch dieſe Aehnlichkeit hatten jene mit unſerm Krieg, daß, an jedem Hof und auf jedem Dorf, die nichtherrſchende Partey heimlich eifrige Anhänger hatte, die ſich nicht ſelten vieles erlaubten, um ihren Vertheidigern den Fortgang möglichſt zu erleichtern.

Groß iſt auf der andern Seite in folgendem Betracht der Unterſchied jener alten und der nunmehrigen Kriege für alle Claſſen der Menſchheit. Es kam damals darauf an, ob eine Provinz künftig von Thereſia oder Friedrich, von Ferdinand oder Ludewig, die Befehle empfangen ſoll: Gott und Landrecht und Herkommen blieben; ja der militäriſchen folgte eine langſamere humane Art von Eroberung; man ſuchte durch milde Behandlung die Herzen der neuen Provinz zu gewinnen. Selbſt Religionskriege wurden für und wider das Tridentiniſche Concilium oder die Augsburgiſche Confeſſion geführt; beyden Parteyen blieb die heilige Schrift alten und neuen Teſtaments, die Verehrung der Majeſtät, hergebrachte Organiſation der Verwaltung, das Eigenthum der Edlen, der Bürger und Landleute, die Moralität geſitteter Völker: da hingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unſerer Verfaſſungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe, im Himmel, auf dem Fürſtenſtuhl, und in der Hütte des armen Mannes iſt, ſo jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerriſſen, entweihet zu werden.

Ich will nicht ſagen, daß der Gott unſerer Altvordern, durch den wir ſind, vor dem ſie angebetet, vor dem in dieſer Stunde zahlloſe Schaaren gemißhandelte, beraubte, vertriebene geſchreckte Menſchen, in Thränen der Angſt, Rettung und Herſtellung der Ordnung erflehen; und ich will nicht ſagen, daß der, auf den wir getauft ſind, auf deſſen Blut wir Vergebung hoffen, den ſelbſt Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unſer Staat: denn, der im Himmel wohnt, lachet ihr, und der Höchſte hat ſeinen Hohn mit ihnen[*]: Ein Wort mag Er reden, zu ſeiner

---

[*] König Wilhelm III.

[*] Pſalm 2, 4.

Zeit, ſo ſind ſie dahin; und winken, ſo ſind ſie verſchwunden. Uns aber, von allen Religionsparteyen, iſt ſo bekannt als allarmirend, daß das Buch, welches in den wildeſten Jahrhunderten einiger Humanität Haltung gab, Tauſenden im Leben Geſetz, und ſterbend Troſt war, in allen Ländern der Herrſchaft unſerer Feinde um ſein Anſehen gebracht, und jener heilſame Zaum der bürgerlichen Geſellſchaft, die Religion, dem Muthwillen und der Mißhandlung eines jeden preisgegeben wird.

Wir wollen eben ſo wenig über die Verfaſſung erinnern, deren Experiment ſie an ſich ſelbſt machen. Die hingerichteten Stifter, die hungerſterbenden Rentiers, die ruinirten Agioteurs, der Wirbel von Parteyungen, die in einander greifenden Conſpirationen, die Requiſitionen, die Geldnoth, möchten das Beyſpiel wohl nicht mehr ſo einladend machen, als es nach den erſten ſchönen Worten ſcheinen konnte. Daß aber diejenige Nation, deren (uns Teutſchen von jeher beleidigendſter) Hochmuth durch unerwartetes Glück den höchſten Schwung erreicht hat, unter dem Namen der Freyheit uns und aller Welt Geſetze vorſchreiben ſoll; daß der Enkel Thereſiens, Joſephs Neffe, von einem inſolenten Franzoſen, mit jener Grobheit, welche ſie republikaniſche Würde nennen, einen Frieden ſich diktiren laſſen ſollte, (nach welchem unter andern künftig jeder verwirrte Kopf, jeder verdorbene Menſch, auf die Republik getroſt, der Majeſtät und den Rechten in unſerm Land ungeſcheut ſollte trotzen dürfen); daß die große öſterreichiſche Monarchie, ſo viele Jahrhunderte an der Spitze der Mächte, daß die vielbeneidete Kaiſerſtadt, daß unſer edle kriegeriſche Ungar, ſo oft des Weſts und Oſtens Schrecken, daß unſer ſo oft von ſo vielen vergeblich geſuchtes Böhmen, daß unſer biederes Breisgau, unſer tapferes Tyrol, das kraftvolle Oeſterreich, ein cappadociſches oder bithyniſches Reich gegen das neu fränkiſche Rom werden und impertinente Commiſſärs auf der Burg der Kaiſer das Geſetz geben ſollen, wer könnte den Gedanken ertragen!

Nicht die Geiſtlichkeit, nicht der Adel. Denn es handelt ſich jetzt nicht um das Mehr oder Weniger des Anſehens im Miniſterium oder auf Tagen; und nicht um dieſe oder jene Privilegien oder Einkünfte: Seyn oder Nichtſeyn iſt für ſie die Frage.

Eben ſo wenig der wohlhabende Landmann oder Bürger, der den ehrlich zuſammengelegten Sparpfennig der Großältern, oder des eigenen Fleißes langſame Frucht, nicht in Requiſition geſetzt ſehen mag.

Bey uns läßt auch der Aermſte ſich nicht weis machen, daß es ein Land gebe, wo jedermann Herr ſeyn, und eſſen könne, ohne zu arbeiten. Lieber dient er dem Kaiſer oder dem wohlhabenden Mitbürger, als Haus und ſich und Weib und Kinder hungrigen Franzoſen preiszugeben.

Mit einer Nation, deren auszeichnende Eitelkeit, weniger durch Großthaten als durch die ſchändliche Schwäche der Benachbarten und mannigfaltige Verrätherey, auf den höchſten Grad geſtiegen, läßt in dieſem Augenblick ſich kein anderer Friede machen, als wodurch wir, ich will nicht ſagen gedemüthiget, ſondern entehrt; ich will nicht ſagen, Verräther unſerer Alliirten, ſondern Verräther unſerer ſelbſt, unſerer eigenen Weiber und Kinder, und wodurch, ich will nicht ſagen, der Glanz der Monarchie verdunkelt, ſondern die Krone des Römiſchen Kaiſers, die Krone des Königs der Ungarn nnd Böhmen, und der Erzherzogliche Hut von Oeſterreich kaum würdig bliebe, von dem Enkel Rudolphs von Habsburg und Carls von Lothringen* ferners getragen zu werden.

Von dem Rande des grauenvollen Abgrundes, welcher die Ehre des Oeſterreich'ſchen Namens, die Unabhängigkeit unſerer Verfaſſung, und für uns und unſere Nachkommen das Heiligſte, Größte, Wertheſte, was wir haben, zu verſchlingen drohet, iſt zu Rettung der Monarchie, zu unſterblichem Ruhm, zu ehrenvollem Frieden, nur Ein Schritt: von uns hängt ab, ihn zu thun.

---

* Des im Jahr 1690 verſtorbenen Helden, welchem Oeſterreich ſehr

Die Erfahrung zeigt, daß der Krieg bisher mit ungleichen Waffen geführt worden iſt. Einem ſtehenden Truppenfuß iſt nicht möglich, in die Länge, allein, ohne Unterſtützung, wider eine Nation auszuhalten, deren ganze Einrichtung, ſelbſt wenn ſie aus Hottentotten beſtünde, das militäriſche Syſtem aller Benachbarten in vielem verändern muß.

Gegen eine Nation, wo ein Wort eine ganze Generation waffnet, welche ohne Magazine, ohne Train, mit halb zerriſſenem Rock, mit unvollkommen bedeckter Blöße, auf den beſtimmten Fleck plötzlich hinſtürzt, lauft, raubt, ſchießt, leichterſetzlich fällt, oder den Schrecken ihres Namens auf neue Siege befeſtigt, marſchiren Regimenter von den äußerſten Enden Europens, um die Breſchen zu füllen, die der Waldſtrom riß.

Sie kommen; mit Impedimentis * belaſtet; alles müſſen ſie mitbringen; durch tauſend Rückſichten wird ihnen alles erſchwert. Bluten dürfen ſie, aber nicht eſſen. Den Meiſtbietenden wächst das Brod; auf die Caſſe der Landesvertheidiger wird ſpeculirt. Wovon ſollen ſie leben, bis von den Ufern der Theiß der ſchwere Ochs an das Rheinufer kömmt? Kümmerlich zu ſchweren Procenten findet Oeſterreich hunderttauſende; Millionen der brandſchatzende Feind, und es wird ein Dankfeſt gehalten, wenn er ſie abnimmt. Langſam werden hundert Reichsſtände durch kaiſerliche Miniſter nach und nach erbeten, die verſprochenen Römermonate (wenn ſie nicht lieber neutral ſind) einmal bezahlen zu wollen; über den dringend nöthigen Vorſchuß wird Deliberation angefangen, Verlaß genommen, Inſtructionen eingeholt, votirt, concludirt, ratificirt, und zuletzt negocirt, ob ihn jemand machen wolle? wie ſoll das Heer ſich begeiſtern, wenn es von denen, die es am wenigſten ſollten, nichts hört, als Verwünſchung des Kriegs, Tadel der Staatsverwaltung, Lob der Franzoſen, Friedensgier; und Niemand weiß, wozu er da iſt? wofür er ſtreitet? ob der Krieg auch für ihn ein Intereſſe hat?

---

* Das bedeutende Wort der Alten für Fuhrweſen. Troß.

Bey allem dem hat es inner einem Jahr zweymal den Feind über den Rhein vertrieben, von drey Hauptfeſtungen zwey entſetzt, eine erobert; dreymal geſiegt; nicht als Soldaten, ſondern als Krieger geſtritten; die fünf Kreuzer konnten das nicht bewirken, aber der Gedanke, daß ſie Männer und Bürger ſind.

Vom linken Rheinufer rief ſie große Gefahr an das rechte; von der Befreyung des letztern am niedern Rhein plötzliche Noth an den obern, als ein großer Theil des Heers zur Befreyung Italiens eilte.

Männer der Oeſterreichiſchen Monarchie! Eure Brüder, die Soldaten, ſind Menſchen! Helden ſind ſie; aber unter Geſetzen der Natur, welche die angeſtrengte Kraft aufzufriſchen gebieten. Tretet auf! ſeyd Männer, ihr alle!

Dann ſeyd ihr es, wenn es entſchiedene Schmach ſeyn wird, indeß der Feind auf der Gränze tobt, mit geſunden Gliedern im Prater und auf dem Graben zu erſcheinen; anders wohin auszureiten, als an die Etſch oder an den Rhein; Herr ſeyn zu wollen, und nur Knechte bluten zu laſſen; hundert Morgen Lands zu haben, und keinen Arm gegen Räuber; zu ſpeculiren, zu agiotiren, zu wuchern, zu ſammeln, für die Franzoſen; um Würde, um Titel, um Schlüſſel, um Aemter ſich zu bekümmern, und die erſte der Würden, die des Kriegers, der für ſein Vaterland blutet, denen zu überlaſſen, welche am wenigſten zu verlieren haben; in einem Collegium der zwanzigſte ſeyn zu wollen, wo Zehn alles beſorgen könnten; der fünfzigſte Schreiber, wo zwanzig hinreichten; in vollem Chor Latein zu ſingen, anſtatt den Gott gerechten Kriegs, welcher will, daß einer für den andern ſterbe [*], dem aufmarſchirenden Heer zu verkündigen; brodloſe Handwerker, entbehrliche Profeſſioniſten, vacirende Bediente, Kuppler, Plauderer, Schmarozer zu ſehen, ohne ſie in Dienſte und bewaffnet mit ins Feld zu nehmen.

Der Verrätherey werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Geſetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Frieden geſprochen zu haben, ehe der Feind in ſeiner alten Gränze iſt, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine beſſere an Handen zu geben, oder irgend Freund unſeres Feindes zu ſeyn, von Geſchwornen öffentlich ſummariſch gerichtet, und wann er überwieſen wird, (ſey er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke preisgegeben werde.

---

[*] 1. Joh. 3, 16.

Alsdann wird Friede ſeyn, ſchnell, gut und feſt, wann des Kaiſers Majeſtät, an der Spitze der erſten Zehnmalhunderttauſende von Oeſterreich, Ihrer Edlen und Ritter, des erſten Drittheils der ſtreitbaren Mannſchaft Ihrer Städte und Länder, der Ausſchüſſe aller Departements und Gerichte, der freudigen Jugend Ihrer Univerſitäten, Innungen und Stiftungen *, auf der Gränze, die der Feind vor dem Krieg hatte, ihm bezeugen werden: bis hieher ſollſt du thun, was du willſt, aber nicht einen Fußbreit weiter gehen!

Ich höre: *wohin ſollen wir ziehen?* Dahin, wo der Feind iſt. *Wie weit?* Bis in ſein Land. *Wie lange ſollen wir ſtreiten?* Bis er nachgiebt.

Wo unſere Magazine ſeyn werden? Wo Früchte gewachſen ſind, wo Vieh geboren iſt, und durſtſtillende Waſſer fließen.

Wo wir die Waffen hernehmen? Von allen Burgen, allen Rüſtkammern der Monarchie, der Edlen und Bürger, und wo zwiſchen Cronſtadt und Schärding, zwiſchen Krakau und Trieſt, gießbares Metall iſt.

Wer mit uns ſeyn wird? Unſere Alliirte werden ſeyn: Der vor einem Volk, das ernſtlich *will*, herwandelnde Schrecken und die Flamme der Begeiſterung für Gott und Recht, welche, mit oder wider den Willen ihrer Führer, die edlen Italiener, die biedern Bayern, die übelberathenen Schwaben, und andere rechtliebende Völker ergreifen, mit uns fortreißen, und mit unſerm unüberwundenen Tyrol, unſerm unerſchütterlichen Vorderöſterreich, auf den verwundernden Feind hinwerfen wird.

---

* Von einem vortrefflichen Plan dieſer großen augenblicklichen Nationalanſtrengung hat der Verfaſſer den Entwurf geſehen. Alles iſt leicht; nur *wollen* wird ſupponirt.

Der große Völkerbund, welcher unter dem Namen Oeſterreichiſche Monarchie unter Einem Oberhaupt, Herrn und Führer, ſeit Jahrhunderten beſteht, von den Franzoſen auf das Empfindlichſte gereizt, deſabuſirt über des unbehülflichen Reichs ohnmächtigen Prunk, ſollte er der That ſo einer Aufwallung nicht fähig ſeyn? An ihm iſt, zu zeigen, ob die zwanzig Cäſarn Wiens ihr Anſehen in Europa dem Arabiſchen Mantel *, oder dem Säbel ihrer Madſcharen, dem tſchechiſchen Schwert, ihrem treuen Norikum, ihrem frommen Rätien **, ſchuldig waren.

Wille und Vollbringen würden einerley ſeyn. Es läßt ſich nicht zweifeln, daß der Raub der Völker zurückkommen, daß die geſtohlenen Statuen und Gemälde den Triumph der Erretter zieren würden.

Hoch, wie Roms Adler, über Eiferſucht und Neid, und wie Habsburgs Löwe unter den Völkern ſicher, würde Oeſterreich den erkämpften Frieden neben gedemüthigten Feinden und geretteten Nachbarn, großmüthig behaupten; und von dem an keinen wohlconſtituirten Bürger (auch die Edlen ſind Bürger) zu irgend einer Stelle, irgend einem freyen Betrieb, oder der Würde eines Hausvaters zulaſſen, der nicht ſeine vier Jahre, ohne Unterſchied des Standes von unten auf, nicht in dumpfen Caſernen, ſondern in ſtehenden Lagern und Uebung jeder Art von Waffen, zur Bereitſchaft auf ähnliche Fälle, zugebracht hätte.

Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, iſt nichts verloren, ſo lang außerordentliche möglich ſind.

Das iſt die Gleichheit, wenn alle ſtreiten; das iſt die Freyheit, wenn man nichts fürchtet; der ſiegt, der ernſtlich will. Oeſterreicher, meine Mitbürger! ihr wollet Frieden mit Ehren? Seyd Männer; ça ira.

---

* Bekanntlich iſt der kaiſerliche Krönungs-Mantel, das Geſchenk eines, wie es ſcheint, ſizilianiſchen Emirs der fatemidiſchen Chalifen.

** Devota morti pectora liberae. (Horat.) Die Hauptſtadt Rätiens lag in Tyrol.

Knigge.

Ueber den Umgang mit ſich ſelber.

(1788.)

1.

Die Pflichten gegen uns ſelbſt ſind die wichtigſten und erſten, und alſo der Umgang mit unſerer eigenen Perſon gewiß weder der unnützeſte, noch unintereſſanteſte. Es iſt daher nicht zu verzeihen, wenn man ſich immer unter andern Menſchen umhertreibt, über den Umgang mit Menſchen ſeine eigene Geſellſchaft vernachläßigt, gleichſam vor ſich ſelber zu fliehen ſcheint, ſein eigenes Ich nicht cultivirt, und ſich doch ſtets um fremde Händel bekümmert. Wer täglich herumrennt, wird fremd in ſeinem eigenen Hauſe. Wer immer in Zerſtreuungen lebt, wird fremd in ſeinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute ſeine innere Langeweile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu ſich ſelber ein, und iſt verlegen, wenn er ſich einmal vis à vis de soi même befindet. Wer nur ſolche Zirkel ſucht, in welchen er geſchmeichelt wird, verliert ſo ſehr den Geſchmack an der Stimme der Wahrheit, daß er dieſe Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus ſich ſelber hören mag; er rennt dann lieber, wenn das Gewiſſen ihm dennoch unangenehme Dinge ſagt, fort, in das Getümmel hinein, wo dieſe wohlthätige Stimme überſchrieen wird.

2.

Hüte Dich alſo, Deinen treueſten Freund, Dich ſelber, ſo zu vernachläßigen, daß dieſer treue Freund Dir den Rücken kehre, wenn Du Seiner am nöthigſten bedarfſt!

Ach! es kommen Augenblicke, in denen Du Dich ſelbſt nicht verlaſſen darfſt, wenn Dich auch jedermann verläßt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit Deinem Ich der einzige tröſtliche iſt. Was wird aber in ſolchen Augenblicken aus Dir werden, wenn Du mit Deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebſt, und auch von dieſer Seite aller Troſt, alle Hülfe Dir verſagt wird.

3.

Willſt Du aber im Umgange mit Dir Troſt, Glück und Ruhe finden; ſo mußt Du eben ſo vorſichtig, redlich, fein und gerecht mit Dir ſelber umgehen, wie mit Andern, alſo daß Du Dich weder durch Mißhandlungen erbitterſt und niederdrückeſt, noch durch Vernachläſſigung zurückſetzeſt, noch durch Schmeicheley verderbeſt.

4.

Sorge für die Geſundheit Deines Leibes und Deiner Seele, aber verzärtle beide nicht! Wer auf ſeinen Körper losſtürmt, der verſchwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menſchen und Schickſal zu erheben, und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettelwaare ſind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet und jede Anſtrengung und Uebung ſeiner Glieder ſcheuet, der lebt ein ängſtliches, nervenloſes Auſtern-Leben, und verſucht es vergeblich, die verroſteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kömmt, ſeiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer ſein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenſchaften preis gibt, oder die Segel ſeines Geiſtes unaufhörlich ſpannt; der rennt auf den Strand, oder muß mit abgenutztem Fahrzeuge nach Hauſe laviren, wenn gerade die beſte Jahrszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Facultäten ſeines Verſtandes und Gedächtniſſes immer ſchlummern läßt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder Art von minder angenehmer Anſtrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, ſondern iſt auch ohne Rettung verloren, da, wo es auf Kraft, Muth und Entſchloſſenheit ankommt.

Hüte Dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß Dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Faſſe Muth! Sey getroſt! Alles in der Welt geht vorüber; alles läßt ſich überwinden durch Standhaftigkeit, alles läßt ſich vergeſſen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand heftet.

5.

Reſpectire Dich ſelbſt, wenn Du willſt, daß Andere Dich reſpectiren ſollen! Thue nichts im Verborgenen, deſſen Du Dich ſchämen müßteſt, wenn es ein Fremder ſähe! Handle weniger Andern zu gefallen, als um Deine eigene Achtung nicht zu verſcherzen, gut und anſtändig! Selbſt in Deinem Aeußern, in Deiner Kleidung, ſieh Dir nicht nach, wenn Du allein biſt! Gehe nicht ſchmutzig, nicht lumpicht, nicht unreinlich, nicht krumm, noch mit groben Manieren umher, wenn Dich Niemand beobachtet! Mißkenne Deinen eigenen Werth nicht! Verliere nie die Zuverſicht zu Dir ſelber, das Bewußtſeyn Deiner Menſchenwürde, das Gefühl, wenn nicht eben ſo weiſe und geſchickt als manche Andere zu ſeyn, doch weder an Eifer, es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend jemand nachzuſtehen!

6.

Verzweifle nicht, werde nicht mißmuthig, wenn Du nicht die moraliſche oder intellectuelle Höhe erreichen kannſt, auf welcher ein anderer ſteht, und ſey nicht ſo unbillig, andere gute Seiten an Dir zu überſehen, die Du vielleicht vor Jenem voraushaben magſt! — Und wäre das auch nicht der Fall! Müſſen wir denn Alle groß ſeyn?

Stimme Dich auch herab von der Begierde zu herrſchen, eine glänzende Hauptrolle zu ſpielen! Ach, wüßteſt Du, wie theuer man das oft erkaufen muß! Ich begreife es wohl, dieſe Sucht, ein großer Mann zu ſeyn, iſt bei dem innern Gefühle von Kraft und wahrem Werthe ſchwer abzulegen. Wenn man ſo unter mittelmäßigen Geſchöpfen lebt, und ſieht, wie wenig Dieſe erkennen und ſchätzen, was in uns iſt, wie wenig man über ſie vermag, wie die elendeſten Pinſel, die alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunterblicken. Ja es iſt wohl freylich hart: Du verſuchſt es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; Du willſt in Deinem Hauſe groß ſeyn, aber es fehlt Dir am Gelde, an dem Beyſtand Deines Weibes; Deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und ſo geht denn alles den Werkeltagsgang; Du empfindeſt tief, wie ſe Alles in Dir zu Grunde geht; Du kannſt Dich durchaus nicht entſchließen ein gemeiner Kerl zu werden, in der Fuhrmannsgleiſe fortzuziehen; Das alles fühle ich mit Dir; allein verliere doch darum nicht den Muth, den Glauben an Dich ſelber und an die Vorſehung! Gott bewahre Dich vor dieſem vernichtenden Unglücke! Es gibt eine Größe, und wer die erreichen kann, der ſteht doch über Alle! Dieſe Größe iſt unabhängig von Menſchen, Schickſalen und äußerer Schätzung. Sie beruht auf innerem Bewußtſeyn, und ihr Gefühl verſtärkt ſich, je weniger ſie verkannt wird.

7.

Sey Dir ſelber ein angenehmer Geſellſchafter! Mache Dir keine Langeweile! Das heißt: Sey nie ganz müßig! Lerne Dich ſelbſt nicht zu ſehr auswendig; ſondern ſammle aus Büchern und Menſchen neue Ideen! Man glaubt es gar nicht, welch' ein eintöniges Weſen man wird, wenn man ſich immer in dem Zirkel ſeiner eigenen Lieblingsbegriffe herumdreht, und wie man dann alles wegwirft, was nicht unſer Siegel an der Stirn trägt.

Der langweiligſte Geſellſchafter für ſich ſelber iſt man ohne Zweifel dann, wenn man mit ſeinem Herzen, mit ſeinem Gewiſſen in nachtheiliger Abrechnung ſteht. Wer ſich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die Verſchiedenheit ſeiner Laune! Wie verdrießlich, wie zerſtreut, wie ſehr ſich ſelbſt zur Laſt iſt man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar ſchädlich hingebrachter Stunden; und wie heiter, ſich ſelbſt mit ſeinen Gedanken unterhaltend, dagegen am Abend eines nützlich verlebten Tages!

8.

Es iſt aber nicht genug, daß Du Dir ein lieber, angenehmer und unterhaltender Geſellſchafter ſeyſt. Du ſollſt Dich auch, fern von Schmeicheley, als Deinen eigenen, treuſten und aufrichtigſten Freund zeigen, und wenn Du eben ſo viele Gefälligkeit gegen Deine Perſon, als gegen Freunde haben willſt, ſo iſt es auch Pflicht, eben ſo ſtrenge gegen Dich, als gegen Andere zu ſeyn. Gewöhnlich erlaubt man ſich alles, verzeiht ſich Alles, und Andern nichts; gibt bei eigenen Fehltritten, wenn man ſie auch dafür anerkennt, dem Schickſale oder unwiderſtehlichen Trieben die Schuld, iſt aber weniger tolerant gegen die Verirrung ſeiner Brüder. Das iſt nicht gut gethan.

9.

Miß auch nicht Dein Verdienſt darnach ab, daß Du ſageſt: „ich bin beſſer als Dieſer und Jener, von gleichem Alter, Stande" und ſo ferner; ſondern nach den Graden Deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehung, und der Gelegenheit, die Du gehabt haſt, weiſer und beſſer zu werden, wie Viele! Halte hierüber oft in einſamen Stunden Abrechnung mit Dir ſelber und frage Dich, wie ein ſtrenger Richter, ob Du alle dieſe Winke zu höherer Vervollkommnung genügt habeſt!

Spittler.

Die Jugend des Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg.

(1783.)

Man genießt in der Geſchichte ſelten die Freude, einen Mann von ſchon vollendetem und ausgebildetem Charakter zur Regierung kommen zu ſehen, und noch ſeltener findet ſich dieſer ſchöne Fall, wenn ein Sohn ſeinem Vater folgt, und der neue Regent von den erſten Jahren ſeiner Jugend her mit der Erwartung eines künftigen Regiments aufwuchs. Herzog Chriſtophs Leben war ſeit den erſten Jahren ſeiner Kindheit eine ſolche Reihe von Widerwärtigkeiten und ein Zuſammenhang der unangenehmſten Erfahrungen, daß er in dem Alter, in welchem er zur Regierung kam, gewiß ſchon ein vollendeter Mann ſeyn mußte, oder die Natur müßte es nur am Urſtoff haben fehlen laſſen. Kaum war er vier Jahr alt, wie ſein Vater vom Lande vertrieben wurde, und ſeine Oheime, die Herzoge von Baiern, welche wenigſtens ſeine Erziehung hätten übernehmen ſollen, ſchickten ihn nach Innſpruck, wo Ferdinand für ihn ſorgen mochte, der ihm wohl auch Hofmeiſter und Präceptor hielt, aber übrigens um ihn wenig bekümmert ſchien. Hin- und hergeworfen wie ein beſchwerlicher Koſtgänger kam er endlich unter das Canzleigefolge des Kaiſers, ſah und hörte hier als ein zwölfjähriger Jüngling Dinge, die ſeinen Verſtand zu jener frühen Reife praktiſcher Klugheit bildeten, welche ſonſt auch im Leben der beſten Menſchen ſo ſelten als frühe Blüthe erſcheint. Der arme Prinz ſcheint erſt wie ein Findling allmälig haben entdecken zu müſſen, wer und wo ſein

Vater ſey, was er ſelbſt eigentlich ſeyn ſollte, und wie er ſchon als Kind um alle Hoffnung ſeiner angeſtammten künftigen Gröſſe gebracht worden. Der Perſon des Kaiſers immer ſehr nahe, ſah und hörte er gutes und böſes, das eigene Privatleben Carls [V.] war ein Gemiſche von beidem, und unter dem Canzleygefolge war beydes noch mehr vermengt. Wahrſcheinlich lenkte ſein vortrefflicher Präceptor Michael Tifferni dieſe für Jünglinge meiſt ſo gefährliche Aufklärung zur Bildung jener ſchönen, duldungsvollen Feſtigkeit des Charakters, welche im ganzen nachfolgenden Leben Chriſtophs unter allen äuſſern Abwechslungen unerſchütterlich blieb. Was es für eine belehrende Scene für den jungen Prinzen geweſen ſeyn muß, als er die kaiſerliche Krönung 1529 zu Bononien ſah, Carls einſchmeichelndes Betragen gegen den Pabſt wahrnahm und doch zugleich auch wußte, wie der Kaiſer unter vier Augen von dem heiligen Vater ſpreche. Welche noch belehrendere Scene, als er von Bononien hinweg zurück nach Teutſchland auf den großen Augſpurger Reichstag gieng, wo er [1530] zum erſtenmal eine recht erlauchte Verſammlung Teutſcher Reichsfürſten ſah, und wo der Gedanke in ihm lebhaft werden mußte, daß er auch einmal ſo keck mit dem Kaiſer ſprechen dürfte, wie Philipp von Heſſen, wenn nicht das harte Schickſal ſeines Vaters auch ihn verfolgte. Der Anblick, Ferdinanden auf eben dieſem Reichstag mit ſeinem Stammfürſtenthum öffentlich belehnt zu ſehen, war für ihn eine ſchöne Erläuterung aller der geheimen Nachrichten, welche er damals von manchem Teutſchen Reichsfürſten erhielt, und das Mißvergnügen über ſeine ganze Lage ſcheint ſich ſeit dieſer Zeit in allen ſeinen Handlungen ſo ausgedrückt zu haben, daß es Carl für rathſam hielt, ihn 1532 mit ſich nach Spanien zu nehmen und dort in einem Kloſter ſeine Herſtammung und ſeinen Vater vergeſſen zu laſſen. Die Ausführung war leicht, da Chriſtoph gewöhnlich im Gefolge des Kaiſers mitreiſte, und ohnedieß, nach vollendetem Feldzuge gegen die Türken, eine Reiſe über Italien nach Spanien beſchloſſen war. Schon auf den Grenzen von Teutſchland, man reiſte bereits über die Tyroliſche Gebirge, faßte Chriſtoph den Anſchlag, der ihm zu ſeiner Rettung allein noch übrig blieb, aber auch ſo gefährlich war, daß er ſich nebſt ſeinem treuen Tifferni nur in der äuſſerſten Noth dazu entſchloß. Er entwiſchte von dem kaiſerlichen Gefolge. Eilends wurden ihm Spanier nachgeſchickt, aber Tifferni hatte für Wegweiſer und Pferde ſchon vorher geſorgt, und er ſelbſt verſteckte ſich zulezt in das Buſchwerk eines Sumpfes, um dem Prinzen, deſſen Pferd untüchtig geworden war, ſein eigenes geben zu können. So kam endlich Chriſtoph durch tauſend Gefährlichkeiten hindurch zu ſeinem Oheim nach Landshut. Er glaubte die Reſtitution ſeines Stammfürſtenthums izt freymüthiger und nachdrücklicher betreiben zu können als vorher, und ſchon anderthalb Jahre nach ſeiner Flucht ſchien wirklich die volle Morgenröthe ſeines Glücks anzubrechen, ſein Vater wurde durch Landgraf Philipps Tapferkeit und den Cadaniſchen Vertrag wieder in ſein Herzogthum eingeſezt. Doch leider eigentlich izt erſt fieng die zweyte härtere Periode ſeiner Trübſale an.

Der Vater konnte auch nach ſeiner Wiederherſtellung niemals vergeſſen, daß man einigemal den Vorſchlag gehabt hatte, ihn auf Penſion zu ſezen und ſeinem Sohne das Herzogthum zu geben. Die geheime Verbindung, welche er immer zwiſchen ſeinem Sohn und dem Herzog von Baiern vermuthete, und die groſſe Zuneigung, welche er bey fremden und einheimiſchen gegen denſelben wahrnahm, erhöhten in der Seele des argwöhniſchen Ulrich den Verdacht, zu welchem Menſchen nach überſtandenen Unglücksfällen geneigt ſind. Prinz Chriſtoph mußte Stuttgart verlaſſen, und er der einzige Erbe ſeines Vaters, auf dem faſt der ganze Wirtembergiſche Stamm beruhte, mußte nothgedrungen in Franzöſiſche Dienſte treten, und nicht einmal das wenige Geld, das ihm ſein Vater zu ſeiner Unterſtüzung verſprochen, wurde richtig bezahlt. Acht Jahre lang erfuhr Chriſtoph alle Mühſeligkeiten, welche ein edler, tugendhafter Jüngling an einem höchſt verdorbenen Hofe, ein gehaßter Ausländer unter einer Schaar von Groſſen, die alle durch Familienintereſſe wechſelsweis verkettet ſind, unvermeidlich zu erwarten hatte. Er wagte mit Freuden ſein Leben in den Italieniſchen Kriegen, welche ſein König in dieſer Zeit gegen Carln führte, er bewies eine Tapferkeit, welche ihm den Neid ſelbſt mancher Teutſchen Herren, die in Franzöſiſchen Dienſten waren, recht fühlbar zuzog, aber wie verwünſcht ihm ein Hof ſeyn mußte, wo ihm eigene traurige Erfahrungen bewieſen, daß beneidete tapfere Ausländer ſelbſt gegen Meuchelmörder nicht geſichert ſeyen, und wie traurig ihm der Gedanke auffallen mußte, daß er vielleicht nur einen einzigen unglücklichen Abend etwas zu ſpät oder ohne recht zahlreiche Begleitung nach Haus gehen dürfe, ſo ſey es um ſein Leben und mit dieſem um den ganzen Wirtembergiſchen Fürſtenſtamm geſchehen! Die Seele gewöhnt ſich zwar endlich an die Vertraulichkeit mit ſolchen Gefahren, aber wenn auch Chriſtoph durch Kunſt und Uebung dieſe ſo natürliche Empfindungen unterdrückt hatte, ſo war doch immer noch jeder Tag ſeine Plage, weil er ſich auch durch die ſorgfältigſte Oekonomie für Schulden unmöglich zu retten wußte, und ſeinem Vater, der wohl auch wiſſen konnte, wie das [der] Gehalt am Franzöſiſchen Hofe bezahlt werde, nicht einmal ſollte klagen dürfen, um ihn wenigſtens an Bezahlung der kleinen Summen zu erinnern, die er ihm bey ſeiner Abreiſe verſprochen hatte. Landgraf Philipp von Heſſen mußte mit einer Vorſicht, die man ſonſt nur bey den verworfenſten verſchwenderiſchen Söhnen braucht, den Vater allmälig auf Bezahlung einiger tauſend Gulden vorbereiten, und ohne deſſelben Vermittlung würde ihm vielleicht auch kaum nach acht Jahren die Rückkehr ins Vaterland erlaubt werden ſeyn.

Durch die endlich geſtattete Rückkunſt nach Stuttgart 1542 erhielt zwar Chriſtoph die Verſicherung, daß ihm ſein Vater das ganze Land, wie er es bisher gehabt hatte, hinterlaſſen werde, ohne dem Grafen Georg, was ſchon lang das Project war, ein beträchtliches Stück davon abzuſondern; aber wie quälte ihn doch auch der alte mürriſche Mann in jeder Kleinigkeit, und wie nachgiebig mußte der Prinz auch gegen ſolche Launen deſſelben

ſeyn, die aller natürlichen Freyheit zuwider ſind. Ein Prinz, der ſchon beynahe dreyſſig Jahr alt war, wollte ſich ſeine Braut ſelbſt wählen, that dem Vater mehrere Vorſchläge mit verſchiedenen Prinzeßinnen; der Alte beſtund darauf, gerad die welche ihm zuerſt eingefallen war, eine Prinzeßinn von Anſpach, ſollte er heurathen, und da der Sohn auch hier den härteſten Gehorſam leiſtete, ſo erhielt er vom Vater nicht einmal ſo viel Geld, um ſich auf ſeine Freyersreiſe zu kleiden. Es war der ehrenvolleſte Antrag, der dem Prinzen hätte geſchehen können, daß man ihm die Reichshauptmannſtelle gegen die Türken in Ungarn übertragen wollte: der Vater verſagte auch hiezu ſeine Einwilligung, und ſo bald die Vermählung mit der Anſpachiſchen Prinzeßinn in dürftiger Stille vollzogen war — an eine ſolenne Hochzeit durfte Chriſtoph gar nicht denken, ſo ſchickte ihn der Vater nach Mömpelgard. Wenn auch nicht die groſſe Trübſal des Ferdinandeiſchen Proceſſes eingebrochen wäre [und] der Vater ſeiner damals nöthig gehabt hätte, ſo würde er ihn ſchwerlich wieder nach Teutſchland gerufen haben.

Unter allen dieſen häuslichen Leiden, die für einen Mann von Empfindung, wie Chriſtoph war, die ſchmerzhafteſten ſeyn mußten, blieb der edle Prinz immer ſich ſelbſt ſo vollkommen gleich, daß ihm nie eine harte Klage gegen ſeinen Vater entfiel, daß er ſelbſt in dem Zeitpunkt, da der Vater, durch den Ferdinandeiſchen Proceß gedrungen, die Abtretung des ganzen Regiments ihm anbot, eine ſo unſchuldvolle Kaltblütigkeit gegen das reizendſte Anerbieten behielt, die nur für einen Mann von völlig geprüftem Charakter möglich war. In ſeinem ganzen Betragen herrſchte eine Ruhe, die ſeiner Thätigkeit nie ſchädlich wurde, und [ihn] doch ſelbſt auch in Fällen, wo ſonſt Eilfertigkeit dem damaligen Zeitalter gleichſam eigen war, mit der reifeſten Bedachtheit handeln machte. Einem Manne von ſolchen Fähigkeiten und Einſichten, als Chriſtoph war, darf man wohl zutrauen, daß er die Verdorbenheit der Römiſchkatholiſchen Kirche, das Ungereimte mancher ihrer damaligen Lehren und das Politiſchſchädliche ihrer hierarchiſchen Einrichtungen früh eingeſehen haben werde, und doch blieb er noch lange, nachdem ſein Vater übergetreten war, noch da er ſchon in den vertrauteſten Verbindungen mit den meiſten proteſtantiſchen Fürſten ſtund, in Gemeinſchaft mit der alten Kirche. Die Mannichfaltigkeit von Erfahrungen, die er ſich im Umgange mit den wichtigſten Freunden beider Partien geſammelt hatte, leitete ihn auf eine damals höchſt ſelten richtige Schätzung des Einfluſſes, welchen theoretiſche Wahrheit und theoretiſcher Irrthum oft gerad dem Scheine nach ganz verkehrt auf den Charakter der Menſchen habe, und indeß er ſelbſt bey der Partie blieb, unter welche ihn Geburt und erſte Erziehung geworfen hatte, ſo erhielt er ſich doch frey von allem, was ihm gar zu fühlbarer Irrthum derſelben ſchien. Weder Verſprechungen noch Drohungen hätten ihn bewegen können, bey der groſſen Zuſammenkunft zu Nizza, da der alte Pabſt Paul III. den Kaiſer und König in Frankreich vergeblich zu verſöhnen ſuchte, nach dem Beyſpiel der größten Monarchen, die er vor ſich ſah, dem heiligen Vater den Fuß zu küſſen.

Neues Leben und neue Kräfte mußten in alle Theile der Regierung kommen, da nun ein ſolcher Prinz dieſelbe übernahm, dem die allgemeine Liebe aller Unterthanen entgegenſah, der jeder kleinen individuellen Verhältniſſe am kaiſerlichen und königlichen Hofe Ferdinands ſo kundig war, daß er ſeine groſſe Talente für Verſicherung der Conſtitution ſeines Landes und für allgemeine Teutſche Reichsfreyheit recht wirkſam machen konnte.

Klinger.

I. Betrachtungen und Gedanken.

(1801 — 1805.)

Ich wünſche und erwarte, daß Bonaparte ſich, ſobald der Friede geſchloſſen und alles in Frankreich geſetzlich zugeht, in die Einſamkeit zurückziehe, und nur dann erſcheine, wenn das politiſche Meer drohend wird, um die Wellen zu beſchwören. Thut er dieſes nicht, ſo verdunkelt er in ſich das glänzendſte Geſtirn, das aus dem dunkeln Schooß des Menſchengeſchlechts hervorgegangen iſt, und ſich aus eigenem Lichtſtoff gebildet hat. Um in einem beſcheidenern und einfachern Bilde zu reden, — er zerſchlägt in ſich das ſchönſte moraliſche Ganze, welches jemals Glück, Umſtände, Charakter und Genie in einem Sterblichen, zur edlen Vollendung, vereinigt haben. Jetzt noch ſteht er einzeln an der Spitze der Todten und Lebenden, der Geſchichte und der gegenwärtigen Zeit — nein! er ſteht vor der Fronte des ganzen Menſchengeſchlechts — ohne daß einer wagen könnte, ſich neben ihn zu ſtellen oder ſich mit ihm zu vergleichen. Aber er vergeſſe ſich nun — ſo treten die großen Todten aus der Geſchichte und die großen Lebenden der Zeit hervor, und rufen ihm zu: — Du gleicheſt uns, wir treten mit dir vor oder du trittſt mit uns zurück. Welch ein Fall wäre dieß! Welch ein Triumph für die elenden Geiſter der Erde, die ſo gern alles Große zu ſich in Staub herabziehen! Bonaparte, ich fürchte nicht den Meuchelmord fremder Hände an dir — deine jetzige Größe tödtet keines Sterblichen Hand — ich fürchte nur den Meuchelmord, den du an deiner errungenen einzigen Größe begehen könnteſt.

Wenn das Schöne, Gute und Herrliche, das ich hin und wieder über Bonaparte, beſonders in den Jahren 1801 und 1802, in dieſem Werke geſagt habe und noch ſo gern ſagen möchte, meiſtens ſchon zur bitterſten Satire auf ihn geworden iſt, ſo trifft dieſe bittere Satire doch nicht mich. Es war wohl erlaubt, zu träumen, zu wünſchen und zu hoffen, der berühmte große Mann, der Mann, der die blutige Revolution endigte und die von ihr erzeugten Ungeheuer vernichtete, möchte auch ein moraliſch großer Mann werden wollen. An Gelegenheit dazu hat es ihm gewiß nicht gefehlt; von der älteſten Zeit bis auf heute ward ſie keinem Sterblichen ſo dargeboten, und man konnte ſogar vorausſetzen, ein feineres, recht raffinirtes Intereſſe der Selbſtliebe, des Ehrgeizes, des Stolzes, von der Klugheit geleitet, würde ihn dazu reizen und den Sinn für ein höheres Ideal, als das gewöhnliche der Glücklichen ſeiner Art, in ihm erwecken. Wenn dieſe Träume, dieſe Wünſche zeigen, was ſeine Zeitgenoſſen von ihm erwarteten, ſo habe ich mit den meinigen ſeine moraliſche Geſchichte geſchrieben, und um ſo wahrer, da ich mich nicht von dem Urtheil der Menge leiten ließ. Darum rechne ich mir dieſe Träume und Wünſche zu Ehren, und nehme ſie nicht zurück.

Woher kömmt es, daß hervorragende Satiriker, in den alten und neuen Zeiten, ſo ſelten ſind? Freylich erfordert es gar mancherley Talente, um hier zu glänzen. Denn außer einem treffenden, wahren, ſcharfen Witz, einer ausgebildeten, geſchmeidigen Sprache, einer regen Einbildungskraft zur Erſchaffung neuer Bilder und zur Auffaſſung unbemerkter, überraſchender Verhältniſſe — der geiſtvollſten Poeſie zu auffallender Erfindung des Stoffs und der Bearbeitung deſſelben — erfordert dieſe Gattung noch — einen freien, kühnen, hellen Beobachtungsgeiſt, tiefe Kenntniß des Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen — eine aus wahrer moraliſcher Energie entſprungene Indignation über Thorheiten und Laſter. Dieſe, nicht die Galle, muß die Geißel führen, wenn wir den Zuchtmeiſter achten ſollen, und der Geſtrafte mit Ueberzeugung, er habe die Streiche verdient, erſchrocken von dem Buche aufſpringen und heulend davon gehen ſoll. Dieſe Indignation hat Swift zum größten und einzigen Satiriker der neuern Zeit gemacht; um ihn ſelbſt recht kennen zu lernen, muß man alle ſeine Schriften und beſonders ſeine Briefe leſen. Daß es in Deutſchland wenig ſolche Genies gibt, begreife ich; denn ohne von unſern milden Sitten, unſerer politiſchen Stille, unſerer Verträglichkeit, unſerer Achtung für das Hergebrachte, der Verehrung des Großen und Reichen zu reden, wirft dieſe Gattung zu wenig Gewinn ab, und es iſt hier nicht ſo leicht, bändereiche Werke zu ſchreiben. Unſere Schriftſteller üben daher die Satire nur gegen einander aus, und das nur in dem Fall, wenn einer dem andern in den Erwerbszweig fällt oder bei den Kunden durch kecken Tadel zu ſchaden ſucht; dazu gebrauchen ſie dann gewöhnlich ein Ingrediens, das ich oben vergeſſen habe — die Grobheit.

Es gehört hohe moraliſche Kraft dazu, den Verſtand durch Welterfahrung, durch thätiges Geſchäftsleben und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieſer Schule auftrockne. Ich kenne darum nichts Intereſſanteres, als einen welterfahrnen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem, thätigem Leben zu ſeinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den Alle, obgleich die Zeit ſein Aeußeres verwittert hat, doch noch an ſeinem geſunden Herzen, ſeinem Geiſt, Sinn und ſeiner Denkungsart wieder erkennen. Dieſes nenne ich den Kern im Menſchen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Menſch nie altert, wenn Verſtand und Herz ſich nicht trennen. Mir iſt die Morgenröthe der Jugend noch nicht untergegangen, iſt ihre Farbe auch nicht mehr ſo glühend, ſo iſt ſie um ſo ſanfter und milder, und der Geiſt ſieht leichter die Bilder, die hinter dem ſchimmernden Dufte ſchweben.

Wenn die Fürſten wüßten, wie das bloße Anerkennen des wirklichen Verdienſts die Herzen ihrer Staatsdiener, von welchem Range ſie auch ſeyen, erhebt, ihr ganzes Daſeyn beſeligt, wie es alles Bittere der vorigen Vernachläſſigung vergeſſen macht, wie es ihnen auch die ſchwerſte Arbeit verſüßt und ihre Fähigkeiten dazu entwickelt, ihre Moralität und dadurch die Moralität Anderer verbeſſert; ſie würden ſich's zu einer der erſten Pflichten machen, wahres Verdienſt zu erforſchen, anzuerkennen und zu belohnen. Aber es gehören ſo viele glückliche Umſtände für den Fürſten und den Staatsdiener dazu, daß die Ausübung dieſer Pflicht zu den ſchwerſten und ſeltenſten gehört, und darum auch den glücklichen Erfolg nicht haben kann, den ich jedem ſolchen Fürſten ſo herzlich wünſche.

Das Feuer des Unwillens über Thorheit und Laſter entzündet den Witz zum kühnen Sarkasm, der Spott reizt ihn zum ſpitzigen Epigramm. Der erſte entſpringt aus einem ſtarken Gefühl; indem dieß den Witz berührt, durchglüht es ihn auch, und eben ſo ſchnell ſpringt das elektriſche Feuer in die Seele, das Herz und die Einbildungskraft des Hörers. Mit einem Zug entwirft er ein vollendetes Gemälde aus der moraliſchen Welt; aus den kühnen Gedanken wird ein feuriges Bild, das aus dem Spiegel der Wahrheit glühend herausleuchtet. Der Witz ſpielt um das Lächerliche, er ſpitzt in Ruhe den Pfeil, und fixirt den Verſtand auf den ins Auge gefaßten Punkt. Der Sarkasm wirft eine Fackel in das Dunkel des menſchlichen Weſens — ſchleudert er ſie auf den Einzelnen, ſo ſteht er, wie in einer ſchnell erleuchteten Höhle, mitten im Feuer. Das Epigramm deutet nur mit dem Finger auf die Thoren, und ſie ziehen vorüber.

Die meiſten Menſchen ſterben, ohne nur ein Wort davon zu wiſſen, daß ſie durch ein unbegreifliches Wunder gezeugt worden ſind, durch ein eben ſo großes Wunder gelebt haben.

und von nichts als den erſtaunungsvollſten Wundern der Natur umgeben waren. Sie ahnden gar nicht, daß ſie ihre Tage auf einem Schauplatz voller Zauberſchlöſſer zugebracht haben, deren herrliche Erſcheinungen und Wunder keine Einbildungskraft erreicht, kein Verſtand durchdringt, kein Gedächtniß faßt und keine menſchliche Zunge nennt. Wer die Natur durch ihre großen Hiſtoriker und die Beobachtung ſelbſt nicht kennt, der geht aus dem Grabe im Mutterleib in das Grab der Erde hinüber, ohne daß ſich der Schleier vor ſeinen Sinnen verdünnt hat, und ich weiß nicht, wie er die Wunder jener Welt anſieht und erkennt, da er in dieſer ein Fremdling geblieben iſt und ſo zu ſagen ohne Maßſtab ankömmt.

Man kann auf die Stimmung des Geiſtes und Herzens der Mächtigen und Reichen nach den Gegenſtänden der Gemälde ſchließen, die ſie an den Wänden des Zimmers um ſich haben, worin ſie ſich vorzüglich aufhalten. Vorausgeſetzt, daß Neigung und nicht Kenner-Liebhaberey, die nur auf den großen Namen des Malers und die Seltenheit ſieht, die Wahl getroffen hat. Ich wenigſtens kann in kein ſolches Zimmer treten, ohne mit meinen Blicken die Gegenſtände der Gemälde zu muſtern, und die Gemälde über den Beſitzer, und den Beſitzer über die Gemälde im Stillen zu examiniren. Iſt es nicht erfreulich, erweckt es nicht Zutrauen zu dem Beſitzer, wenn man eine Reihe ſchöner, edler, erhabener Thaten und Handlungen, von dem Pinſel des Künſtlers der Vergeſſenheit entriſſen, um ſich her ſieht, mit denen der, welcher ſie ausgewählt, in Einverſtändniß ſteht? Sind es nicht oft die Gemälde allein, die den Mächtigen noch Wahrheiten ſagen, ihnen von tugendhaften, edlen Handlungen und Aufopferungen reden, indem ſie ihnen die Beiſpiele davon lebendig vor die Augen ſtellen? Es ſind Lehrer ohne alle Anmaßung für ſie.

Um eine recht äſthetiſch wirkende Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben, müßte man die Kunſt verſtehen, alle die merkwürdigſten Begebenheiten, wie ſie auf einander folgen, und eine aus der andern fließen, in einem kräftigen, feurigen, kurz gedrängten Styl, ohne Anmerkungen, Gemälde, Portraits, Deklamation und ohne Schimpf und Lob darzuſtellen. Jede Begebenheit müßte überdem ſo erwieſen ſeyn, daß auch der keckſte Zweifler und der beſtimmteſte Parteigeiſt, von welcher Meinung er ſey, nichts dagegen aufzubringen fände. Würde dieſes Werk ſo ausgeführt, welch' eine Beſchäftigung für unſern Verſtand, unſere Einbildungskraft und unſer Herz! Der kälteſte Leſer müßte vor dieſem wahren Epos zum Dichter und Schöpfer werden.

II. Rechenſchaft.

(1805.)

Ich habe — (wer ſein Ich nicht zu übertünchen ſucht, darf von ſich in der erſten Perſon reden) — ich habe Alles, was Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzoſen und Deutſche Gutes, Wahres, Schönes, Kühnes, Sonderbares, Schwärmeriſches und Erhabenes, gedacht, gefaſelt und gedichtet haben, geleſen, habe wohl mehr dabei gethan. Ich habe alle große und kleine, thörichte und vernünftige Weltbegebenheiten bemerkt, die Menſchheit und ihren Geiſt durch ſeine Höhe und Tiefe, ſo weit ich vermochte, ſo weit mein Blick reichen konnte, und mich Lage und Zufall begünſtigten, beobachtet und verfolgt. Ich habe, was und wie ich bin, aus mir ſelbſt gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieſes ſo ernſtlich als ehrlich that, ſo kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von ſelbſt. Mich ſelbſt hab' ich ſchärfer und ſchonungsloſer beobachtet und behandelt, als andre. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältniſſe, ihr Glück — durch meine Lage die höhern und die höchſten Stände, ihre Täuſchungen, ihre Schuld und ihre Unſchuld kennen. Ich habe nie eine Rolle geſpielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden und immer den erworbenen und feſtgehaltenen Charakter ohne Furcht dargeſtellt, und ſo, daß ich die Möglichkeit gar nicht mehr fürchte, anders ſeyn oder handeln zu können. Vor der Verſuchung anderer iſt man dann nur ganz ſicher, wenn man ſich ſelbſt zu verſuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem ſehr großen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geſchäfte ſind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr ſetzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung, verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefſten Einſamkeit, der möglichſten Beſchränktheit. Ich war Zeitgenoſſe Friedrichs des Zweiten, — die franzöſiſche Revolution iſt vor meinem Geiſt vorübergegangen, (wäre ſie nur an dem Geiſt allein vorübergegangen!) — ich lebe unter Alexander dem Erſten, — dem Edelſten der Menſchen — Höheres weiß ich nichts zu ſagen — und das zu der Zeit, da meine Tage ſich gegen den Abend des Lebens neigen, — und dieſem — dem glücklichſten Zeitpunkt meines Lebens, im moraliſchen Sinn, verdanke ich den mildern Anſtrich, der das düſtere Gemälde voriger Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern aufheitert.

Wer es nun der Mühe werth hält, das eben Geſagte, und das ich nur aus dieſem Grunde ſage, mit dieſer Schrift und meinen übrigen Schriften zu vergleichen, der wird hierin den Schlüſſel zu vielem oder allem finden, es betrübe oder erfreue ihn. Ein Schriftſteller, der ſich ſelber malt, iſt eine ſolche Mittheilung dem Leſer ſchuldig.

Reinhard.

Pflichten der Erzieher.

(Aus der Predigt über Luc. 1, 57—80. Am Johannestage 1795.)

Hier habt ihr eine Erzählung aus der Jugendgeſchichte eines Mannes, meine Zuhörer, der ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit eine ganze Gegend ſeines Vaterlandes mit frohen Hoffnungen erfüllte. Die Umſtände ſeiner Geburt waren ſo außerordentlich, die Entwicklung ſeiner Fähigkeiten geſchah ſo ſchnell, es war, wie der Evangeliſt dies ausdrückt, die Hand des Herrn ſo ſichtbar mit ihm, daß man auf dem ganzen Jüdiſchen Gebirge es zu Herzen nahm, und ſich einander fragte: was meineſt du, will aus dem Kindlein werden? Und welche Hoffnungen regten ſich in der Bruſt des entzückten Vaters! Und du Kindlein, ruft er, wirſt ein Prophet des Höchſten heiſſen; du wirſt vor dem Herrn hergehen, daß du ſeinen Weg bereiteſt, und Erkenntniß des Heils gebeſt ſeinem Volk. Dieſe Erwartungen ſind eingetroffen, meine Zuhörer, Johannes iſt geworden, was ſein Vater hier verkündigte. Aber wahrlich, dieſer edle Greis und ſeine ehrwürdige Gattin haben es nicht beym Hoffen bewenden laſſen; der Evangeliſt entwirft ein zu vortheilhaftes Bild von ihnen, als daß man nicht annehmen könnte, die Pflichten, welche der Beſitz eines ſolchen Kindes ihnen auflegte, ſeyen pünctlich von ihnen erfüllt worden. Und dies iſt eben der Geſichtspunct, aus welchem wir die Geſchichte dieſes Feſtes diesmal faſſen wollen. Auch unter uns lebt eine hoffnungsvolle Jugend auf; aber laſſet uns ihrem Wachsthum nicht mit träger Gleichgültigkeit zuſehen; überlegen laſſet uns, wozu uns die ſchönen Erwartungen verbinden, welche die aufblühende Jugend erweckt. Und hier habe ich denn mit euch, Eltern und Verwandte; ich habe mit euch, die ihr ſelbſt keine Kinder habt; ich habe endlich mit euch, ihr Kinder ſelbſt, zu ſprechen; denn ſo mannigfaltig ſind die Pflichten, von denen hier die Rede iſt. Euch alſo, ihr Eltern und Verwandte, verbinden die ſchönen Erwartungen, welche die aufblühende Jugend erweckt, zur Beſcheidenheit im Hoffen, zur Treue im Erziehen, und zum Ernſt im Lieben. Euch, die ihr ſelbſt keine Kinder habt, verpflichten die ſchönen Erwartungen, welche die aufblühende Jugend erregt, zu froher Theilnehmung, zu einem ermunternden Beyſpiel, und zu einer thätigen Unterſtützung. Ihr endlich, ihr Kleinen, von denen wir ſo viel Gutes hoffen, betrachtet dieſe Erwartungen mit Ehrfurcht, täuſchet ſie nicht, und ſehet ſie als Mittel an, durch die euch Gott den Weg zum Glücke bahnen will. Sehet da in der Kürze die Hauptſtücke meiner heutigen Betrachtung; laſſet ſie uns nach der Reihe in Erwägung ziehen.

Die aufblühende Jugend erweckt ſchöne Erwartungen von ſich, meine Zuhörer, wenn ſie Fähigkeiten des Geiſtes entfaltet, die für die Zukunft einſichtsvolle, brauchbare Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft verſprechen; wenn ſie Eigenſchaften des Herzens zeigt, die nur gepflegt und gebildet werden dürfen, um ſich in wahre Tugend zu verwandeln; wenn ſie endlich Kräfte des Körpers beſizt, welche die wohlthätige Geſchäftigkeit des Geiſtes künftig unterſtützen, erleichtern und verſchönern werden. Solche Hoffnungen weckte Johannes; er wuchs, er ward ſtark im Geiſte, die Hand des Herrn war mit ihm. Und wenn ähnliche Erwartungen in uns aufgeregt werden, wenn ſich die zarte vielverſprechende Blüthe guter Kinder vor unſern Augen öffnet: werden wir ſie in müſſiger Trägheit ihrem Schickſal überlaſſen, werden wir es unthätig abwarten dürfen, was aus ihr werden ſoll; werdet ihr, die ihr dieſen edlen Pflanzen am nächſten ſtehet, und ſie im Schooß eurer Familien empor wachſen ſehet, werdet ihr, Eltern und Verwandte, nicht ganz vorzüglich Urſache haben, zu überlegen, wozu euch dieſe ſchönen Erwartungen verbinden?

Doch mit euch wollte ich ohnehin zuerſt reden; ich habe ſchon geſagt, daß euch vor allen Dingen Beſcheidenheit im Hoffen obliegt. Wir müſſen uns nämlich von unſern Kindern nicht mehr verſprechen, als wir uns vernünftiger Weiſe verſprechen können. Zacharias im Evangelio hofft von ſeinem Neugebornen ſehr viel; aber ſeine Hoffnung war nicht die Frucht einer ungegründeten Vorliebe; er hatte das größte Recht, viel von einem Sohne zu erwarten, über deſſen Beſtimmung und Würde ſich Gott ſelbſt ſo deutlich erklärt hatte. Wir werden von dem, was unſre Kinder einſt ſeyn und leiſten werden, ſo nicht unterrichtet; um ſo mehr muß es alſo Pflicht für euch ſeyn, geliebte Eltern, die ihr hoffnungsvolle Kinder zu beſitzen glaubet, nicht etwan ſchwärmeriſchen Träumen nachzuhängen, ſondern ſtrenge zu prüfen, worauf eure Erwartungen ſich ſtützen. Wie leicht beſticht die Zärtlichkeit des Vater- und Mutterherzens unſern Verſtand, und macht ihn parteiiſch; wie leicht entſteht aus allerley Urſachen eine gewiſſe Vorliebe gegen manche von unſern Kindern, die unſre Hoffnung von ihnen zu hoch ſpannt; wie gern glauben wir den Schmeicheleien anderer, die uns in unſern Kindern mehr erblicken laſſen, als ſie wirklich beſitzen; wie leicht verführt eine gewiſſe natürliche Lebhaftigkeit, mit der ſie handeln, ein glückliches Gedächtniß, das ihnen eigen iſt, eine beſondere Sittſamkeit, durch die ſie ſich auszeichnen, ſelbſt ein gewiſſer Ernſt, der über ihre Jahre zu ſeyn ſcheint, unſre leichtgläubige Zuneigung, ihnen Fähigkeiten und Kräfte zuzutrauen, die ſie nicht haben; wie oft ſind wir in Gefahr, gewöhnliche Eigenſchaften für etwas Ausserordentliches zu halten, und wohl gar Fehler für etwas Gutes anzuſehen. Es iſt ſchwer, meine Zuhörer, von Fähigkeiten, die erſt hervorkeimen, ein richtiges Urtheil zu fällen; ſelbſt die erwachſene Jugend täuſcht uns oft, und leiſtet weniger, als wir vermuthet hatten. Sollen alſo unſre Hoffnungen nicht ausſchweifende Träume werden: ſo laſſet uns durch fleißiges Beobachten und durch unermüdete Aufſicht zu erforſchen ſuchen, was und wieviel wir erwarten dürfen; laſſet uns der Natur, welche alles nur langſam entwickelt, nicht unbedachtſam zuvoreilen, und entweder ein ungegründetes Vertrauen zu unſern Kindern faſſen, oder vor der Zeit muthlos werden. Denn ſeyd ihr beſcheiden im *Hoffen*, ſo werdet ihr auch nicht ohne Noth *fürchten*. Die größten Fähigkeiten brechen zuweilen mit einer ſo zaudernden Langſamkeit hervor, daß der flüchtige Beobachter irre wird; oft iſt gerade das, was wir wilde Heftigkeit und Anlage zu Ausſchweifungen nennen möchten, das Merkmal einer ungemeinen Fülle von Kraft; oft hindert uns ein eigenſinniger Widerwille, mit welchem wir manches von unſern Kindern betrachten, die herrlichen Vorzüge wahrzunehmen, womit Gott es geſchmückt hat. Laſſet uns behutſam ſeyn, meine Brüder, laſſet uns alles wohl überlegen; jemehr Urſache wir zu haben glauben, entweder ausserordentlich große, oder ausserordentlich geringe Erwartungen von unſern Kindern zu faſſen: deſto weniger laſſet uns voreilig zu Werke gehen; deſto mehr ſey Beſcheidenheit im Hoffen Pflicht für uns.

Aber auch *Treue im Erziehen*. Wir ſind verbunden, für jedes menſchliche Geſchöpf, das Gott durch die Bande des Blutes mit uns verknüpft hat, alles zu thun, was in unſern Kräften ſteht, die Hoffnungen mögen groß oder gering ſeyn, die wir von demſelben faſſen können. Aber wie nimmt dieſe Verbindlichkeit zu, wie wichtig und heilig wird ſie, wenn uns Gott einen ſeiner Lieblinge anvertraut; wenn er uns einen

Sohn ſchenkt, durch welchen er künftig ſeinem Volk Erkenntniß des Heils geben und tauſende ſegnen will; wenn er uns die Bildung einer Tochter aufträgt, die er zur wohlthätigen Mutter einer glücklichen Familie, und zu einem ehrwürdigen Muſter weiblicher Vollkommenheit beſtimmt hat! Zu welchem Eifer wird der edle Greis im Evangelio durch die Hoffnungen beſeelt, die er von ſeinem Sohne faſſen konnte; mit welchem Entzücken beſingt er den Segen, den Gott durch dieſes Kind wirken würde! Sollte der, welcher von ſeinem Kinde ſo dachte und ſprach, nachläſſig bei der Erziehung deſſelben geweſen ſeyn? Wiſſen wir nicht aus der Geſchichte, wie glücklich Zacharias bei dieſem Geſchäfte war, und daß Johannes alles wurde, was er werden ſollte? O daß gleicher Eifer euch alle erfüllte, wenn euch Gott in euren Kindern angenehme Hoffnungen zeigt. Vergeblich iſts, von dieſen Hoffnungen zu ſprechen, ſie zu rühmen, ſich ihrer zu freuen. Je gröſſer ſie ſind, deſto ſchwerer werden die Pflichten, die ſie euch auflegen; deſto eifriger habt ihr dafür zu ſorgen, daß keine derſelben vereitelt werde; daß jede Kraft, die ſich in euren Kindern regt, Reiz und Uebung, und Bildung erhalte; daß es ihnen an keiner Gelegenheit fehle, bei der ſie gewinnen und Fortſchritte machen können; deſto ernſtlicher habt ihr zu bedenken, daß Gott die Gaben, die er in eure Kinder gelegt hat, einſt auch von *euren* Händen fordern wird, wenn ſie durch eure Schuld verloren gegangen ſind. Ach es iſt ein ſchweres Geſchäft, ein vernünftiges Geſchöpf bei ſeiner Entwickelung zu leiten und zu unterſtützen; ſammelt alle eure Kräfte, wenn es euch obliegt; ſehet euch nach dem Rath und der Hilfe verſtändiger Menſchenfreunde um; und vergeſſet es nie: *ächte Vater- und Muttertreue* könnet ihr der aufblühenden Jugend, die ſchöne Erwartungen erweckt, unmöglich anders beweiſen, als durch Treue im Erziehen.

Aber eben daher liegt euch endlich auch *Ernſt im Lieben* ob. Welche Regungen der innigſten Zärtlichkeit gegen ein ſo lang und ſehnlich gewünſchtes Kind herrſchen bei den Eltern

Johannis im Evangelio! Und doch weigern ſich dieſe ſo innig liebende Eltern nicht, ihrem Kinde die rauhe Erziehung zu geben, die er als ein Verlobter Gottes nach den Vorſchriften des Geſetzes erhalten mußte; ſie weigern ſich nicht, ihm alle die Bequemlichkeiten und Freuden zu verſagen, die man der Jugend ſonſt ſo gern erlaubt, und ihn zu dem Ernſt und der Selbſtverläugnung zu gewöhnen, die ſeiner künftigen Beſtimmung gemäß war. *Das Kindlein wuchs*, heißt es im Evangelio, *und ward ſtark im Geiſt, und war in der Wüſte*; der ſo ſehr geliebte Knabe entriß ſich bald den Umarmungen ſeiner Eltern, um ſich durch ein ſtrenges enthaltſames Leben zum künftigen Lehrer ſeines Volks zu bilden. Welche Erinnerung für uns, meine Zuhörer! Es iſt wahr, zu *der* Strenge, welche die Eltern Johannis bewieſen, ſind wir nicht verbunden. Aber wie können wir genug auf unſrer Hut ſeyn, daß wir eben die Kinder, die unſerm Herzen ſo theuer ſind, durch weichliche Pflege nicht entnerven, durch ſchlaffe Nachſicht nicht verwöhnen, durch unzeitiges Vertrauen nicht nachläßig machen, durch unvorſichtiges Loben nicht mit Stolz und Eigendünkel erfüllen; wie können wir verhüten, daß unſre Liebe ihre glückliche Bildung nirgends unterbreche und ſtöre! Wie ſollen wir inſonderheit der übertriebenen Zärtlichkeit weichlicher Mütter Gränzen ſetzen, die ſchon ſo manches Kind voll edler Kräfte verdorben, und die größten Vollkommenheiten gleichſam im Aufblühen erſtickt hat. Ohne Anſtrengung, meine Zuhörer, ohne Enthaltſamkeit, ohne Ordnung, ohne unabläßiges Streben und Kämpfen iſt es nicht möglich, daß ſich ein menſchliches Weſen bilden und etwas Großes leiſten könnte. Lieben wir die Kinder wirklich, die Gott uns geſchenkt hat, wollen wir die Erwartungen, die ſie erwecken, nicht ſelbſt vereiteln, ſo laſſet uns Zärtlichkeit und Strenge mit einander verbinden, laſſet ſie uns mit vernünftigem Ernſte lieben.

Caroline Rudolphi.

Die Mädchenerzieherin.

(1808.)

Fragment eines Geſprächs.

Ich. Nun, ſo ſey denn die Erzieherin lieber nicht mehr jung, habe ihre eigenen Kinder ſchon groß gezogen, und fange mit den fremden ein zweites Familienleben an, aber nur ſey ſie verheurathet, damit die fremden Kinder immer in männlicher und weiblicher Umgebung zugleich ſind, und immer am warmen Strahl der Familienliebe ſich ſonnen.

Pfarrer. Welch ein Ideal von weiblicher ausdauernder Energie fodern Sie, meine Freundin! Nennen Sie mir ein lebendiges Weib unter allen die Sie kennen, das, wenn es die Aufgabe ſeines Lebens ſchon ſo ganz gelöſ't, noch Geiſtes- und Gemüthskraſt genug hätte, ſo ein zweites noch ſchwereres Tagewerk zu beginnen, und — zu enden.

Ich. Nun dann muß es freilich die Wittwe oder Jungfrau ſeyn, die ſich noch in der Blüthe des Lebens dem Berufe, für Adoptivkinder zu leben, ganz ausſchließend hingebe.

Pfarrer. Und, Wittwe oder Jungfrau, muß *ſie eines oder das andere freiwillig ſeyn, muß ſich mit dem Schickſal völlig abgefunden haben*, und mit freiem Geiſte über *Leidenſchaft, Wunſch* und *Hoffnung* in dieſer Rückſicht ſich erheben können.

Ich. Sie fordern viel, mein Freund.

Pfarrer. Und ich leſe in Ihrem Innern die noch ſtrengern

Foderungen: ich weiß, daß Sie mir zürnen würden, wenn ich weniger von Ihrem Geſchlecht erwartete. Denn Sie wollen auch, daß die Erzieherin ein Herz habe, das der zarteſten, innigſten, glühendſten Liebe empfänglich ſey, und daß nun der ganze Reichthum dieſes Herzens zur Mutterliebe für die Adoptivkinder geworden ſey, die ſich nur durch den Mangel des Naturtriebes zu dieſen angenommenen Kindern von der gewöhnlichen Mutterliebe unterſcheide, und die das innige Erbarmen gegen die Schwachheit mit weiſer Beſonnenheit immerdar verſchmelze, daß es nie in Schwäche ausarten möge.

Ich. Ich weiß nicht, Freund, ob Sie mein Gemüth durch Ihre uns ehrende Anſicht beſtochen haben: ich fühle mich überwältigt, und darf Ihnen nichts mehr entgegen ſetzen. Nur das noch, daß ich ohne alle männliche Hülfe ungern Mädchen erziehen möchte.

Pfarrer. Aber ſo engherzig wollen wir auch unſer Ideal von Erzieherin nicht haben. Sie ſoll alles anerkennen, was ihr männliche Hülfe ſeyn kann; ſie ſoll vornehmlich den wiſſenſchaftlichen Unterricht, den auch Ihr Geſchlecht nicht ganz entbehren kann, lieber einem Manne anvertrauen, auch wenn ſie alle nöthige Kenntniſſe beſäße, um ihn ſelbſt zu geben; denn alle Verſtandeskultur ſoll vom Manne ausgehen. Eins aber ſoll ſie ſich vorbehalten, und darf es ſich unter keiner Bedingung nehmen laſſen: das iſt der unmittelbare Einfluß auf die Entwickelung des eigentlichen Charakters, der Weiblichkeit, des Zartgefühls.

Ich. Wie Sie mir aus der Seele ſprechen! Wer mir hier eingreifen wollte, würde mir verwundend ans Herz greifen. Aber was die wiſſenſchaftliche Bildung betrifft, wie ſehr iſt da aller männliche Unterricht vorzuziehen. Wie ſo ganz anders, wie viel heller, klarer, tiefer iſt der Blick des männlichen Geiſtes! Oft wenn ich in irgend einer Sache recht eigentlich zu Hauſe zu ſeyn meynte, und mir ſelbſt das Zeugniß gab, ich könne ſie auch trefflich vortragen: ſo durfte nur ein Mann von mäßigen Fähigkeiten kommen, und über denſelben Gegenſtand ſich auslaſſen, um mich völlig aus dem Traume zu reißen.

Pfarrer. Und dies Erkennen iſt weibliche Größe.

Ich. Weil wir nur durch demüthiges Gefühl unſers Unvermögens etwas ſeyn können?

Pfarrer. Nicht alſo, meine Freundin. Nur das Erkennen und Unterſcheiden ihres Gebietes von dem Männlichen macht das Weib zu dem Höchſten, was es ſeyn kann. Vergebens würden wir nach ihrer leichten liebenswürdigen Schnellkraft des Geiſtes ringen. Vergebens ſtreben ſie nach der Tiefe, nach der Ideenverkettung, nach dem Zuſammenhang und der Ordnung im Denken, die jede ernſte Wiſſenſchaft fodert. Und darum kann nur der Mann den weiblichen Geiſt zur Ordnung im Denken, und zum eigentlichen Wiſſen führen; aber darum kann auch das kindliche Herz nur am weiblichen Herzen gedeihen. Und darum kann der zarte weibliche Sinn nur vom Weibe entfaltet werden. Alle Mädchen, die, unter Knaben, von Männern auferzogen wurden, behielten minder oder mehr ihr lebenlang etwas Unweibliches an ſich.

Ich. Setzen Sie aber auch hinzu, daß Weiber, die unter lauter Weibern aufwachſen, z. B. in Klöſtern, in ſehr zahlreichen Penſionsanſtalten, von dem weiblichen Kleinigkeitsgeiſte bald ganz und gar beherrſcht werden, und ihm ſpäterhin nie mehr entrinnen mögen. Es gibt nicht elenderes, als dieſen weiblichen Kleingeiſt.

Pfarrer. Das iſt die unausbleibliche Folge ſolcher Einſeitigkeit des Lebens. So wie die Männer, die lange oder immer ohne den wohlthätigen Einfluß Ihres Geſchlechts leben, dafür mit der jämmerlichſten Pedanterei geſtraft werden. Das iſt die Rache der beleidigten Natur.

Georg Forſter.

Das Ideal der menſchlichen Schönheit.

(1790.)

Die Roſe, ſagen wir, iſt die ſchönſte unter den Blumen, und ein ziemlich allgemeines Wohlgefallen an ihrer Geſtalt ſcheint dieſes Urtheil zu beſtätigen. Ich weiß nicht, ob der göttliche Apoll, oder wähle Dir welches andere Ideal Du willſt, ob dieſes eben ſo allgemein durch übereinſtimmendes Gefühl als Inbegriff der menſchlichen Schönheit anerkannt und angenommen wird; aber das weiß ich, daß der Menſch, vor allen anderen Gegenſtänden der Natur, einer wahrhaften Idealiſirung fähig iſt, indem das Ideal, welches der Künſtler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältniſſe des menſchlichen Körpers als einer beſonderen Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menſchen, als mitempfunden, darſtellen muß. Von keinem andern Weſen wiſſen wir die Beſtimmung, die relative Zweckmäßigkeit und folglich die ſubjektive Vollkommenheit ſo genau und beſtimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns ſelbſt; von keinem andern Weſen wiſſen wir aus vielfältig geſammelter Erfahrung den Begriff dieſer Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. Den phyſiognomiſchen Sinn, ſo unmöglich es iſt, ihm eine Methodik unterzulegen, können wir uns ſelbſt nicht abläugnen; aber es bedarf keines Erinnerns, daß er vom Menſchen zum Menſchen ungleich wirkſamer iſt, als in Beziehung auf die Qualitäten der Thiere und Pflanzen und deren Signaturen (laß mir das myſtiſche Wort nur hingehen) in der äußeren Geſtalt. Es ſcheint uns zwar oft gar etwas verächtliches um die Beſtimmung der mancherlei Weſen, die zugleich mit uns die Erde bewohnen; wir wähnen auch wohl uns ſelbſt als letzten Zweck des Daſeyns aller Dinge um uns her. Allein ein geringer Grad von Naturkenntniß kann uns aus dieſem Irrthum reißen. Ueberall ſtoßen wir auf Organiſationen, die wir noch nicht kennen, die wir nicht zu brauchen wiſſen, deren Verhältniß zu den übrigen Erdenweſen uns räthſelhaft bleibt; und wollen wir die Augen öffnen, ſo wird ſich uns täglich und ſtündlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir von der Art zu ſeyn, zu genießen, des Daſeyns froh zu werden, und ſeine Beſtimmung zu erreichen — eines jeden andern Dinges, außer dem Menſchen ſelbſt, auf dem Wege der Empfindung nichts Vollſtändiges erfahren können, indem die Natur alles Identificiren mit fremden Gattungen unmöglich macht. Ein Weſen aber, mit deſſen Organen wir nicht empfinden, in deſſen Lage wir uns nicht hinein denken und hinein ahnden können, von deſſen innerer Vollkommenheit können wir uns auch kein Ideal abſtrahiren, und dieſes eben ſo wenig mit dem Gefühl, das wir von der Schönheit ſeiner Geſtalt haben, in eine Harmonie bringen, oder mit einer beſtimmten Form bezeichnen.

Den Menſchen können wir idealiſiren; darum bleibt er allerdings der höchſte Gegenſtand der bildenden Kunſt. Wie nun aber das Ideal geſtaltet ſeyn müßte, das die geſammte Gattung vorſtellen ſollte, iſt darum noch nicht ausgemacht. Wenn wir darin übereinſtimmen, daß es über die individuelle Natur hinausgehen und, was von Vollkommenheiten in einzelnen Perſonen durch das ganze Geſchlecht zerſtreuet iſt, zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt, darſtellen müſſe, ſo wird uns bei der Ausführung immer eines Jeden individueller Schönheitsſinn im Wege ſtehen, und jeder Künſtler, wie er ſelbſt moraliſch groß und klein iſt, wie er auffaſſen, theilnehmen und mittheilen kann, auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne

Vortreffliche zu ſammeln und zu vergleichen, wird uns das Ideal ſeiner Phantaſie mit andern Zügen ſchildern. Fürwahr alſo, eine höchſtverwickelte Aufgabe, da, wo ſich alle zuletzt auf ein unwillkührliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Ausſpruch wagen, eine Wahl treffen zu müſſen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunſtliebhabers und überhaupt eines Jeden, der ſich auf die Beurtheilung eines Kunſtwerkes einläßt, von dem Falle des Künſtlers in ſo fern nicht verſchieden iſt, daß jeder von ihnen zu dieſer Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt.

Auf etwas Gemeinſchaftliches, auf eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Gefühls gründet ſich indeſſen doch das Beſtreben eines jeden Künſtlers, die tiefempfundene Schönheit darzuſtellen. Es iſt unſtreitig, daß die Empfindung des Wohlgefallens bei den meiſten Menſchen nach einer gewiſſen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnſitze ſich ähnlich ſind, werden im allgemeinen über Gegenſtände der Sinne ein übereinſtimmendes Urtheil fällen, und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Geſtalten, Tönen und Geſchmacksarten mit einander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entſteht erſt dann, wenn Schönes mit Schönem verglichen, und Grade des mehr oder minder Gefälligen angegeben werden ſollen. Alsdann zeigt es ſich, daß wir zur Bildung des Geſchmacks, als des ächten Kunſt- und Schönheitsſinnes, eben ſo wohl Uebung bedürfen und den Beiſtand unſerer übrigen Gemüthskräfte hinzu rufen müſſen, wie es zur Vervollkommnung irgend eines andern Gebrauches dieſer Kräfte nöthig iſt. Weil nun aber das Weſen des Ideals es mit ſich bringt, daß es ein Abdruck der ſittlichen Vollkommenheit in ſinnlich anſchaulichen Formen ſei; ſo ſcheinen zur Hervorbringung eines ſolchen höchſtvollendeten Werkes der menſchlichen Kunſt dreierlei Requiſite in der Perſon des Künſtlers zuſammentreffen zu müſſen: erſtlich, eine reiche Ausſtattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie ſchon individuelle Größe und ſubjektive Vollkommenheit gegeben iſt; zweitens, Schauplatz und Gelegenheit zur zarteſten Entwickelung und Ausbildung dieſer innern Energie, höchſte ſittliche Kultur; drittens, hohe Darſtellungsgabe und innerer Trieb ſowohl, als äußere Veranlaſſung, ſie in Wirkſamkeit zu verſetzen.

Der Geſchmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders ſeine Ausſprüche unparteiiſch ſeyn ſollen, ſetzt in demjenigen, der ihn beſitzt, das Vermögen voraus, zwiſchen dem Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden anderen Intereſſe, welches der Verſtand oder auch die Begierde an einem ſchönen Gegenſtande nehmen können, zart und rein zu unterſcheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, iſt vom Reize unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht iſt dies der Grund, weshalb der höchſte Schwung, den die bildende Kunſt zur Erreichung des Ideals ſich je gegeben hat, in den mythologiſchen Statüen der Alten zu ſuchen iſt; theils weil ihr Gegenſtand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menſchlichen, wirklich exiſtirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daß ſie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich Preis giebt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünſtigt, indem ſie uns durch keinen pathognomiſchen Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinſtimmung der Kunſtideen mit dem Religionsſyſtem jener Völker, daß man dieſe Muſter der übermenſchlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenſtänden der Anbetung erhob, und ihnen dadurch neben ihrem äſthetiſchen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher liegendes Intereſſe gab. Dies, verbunden mit ſo vielen andern Begünſtigungen, womit Verfaſſung, Klima, Lebensart und vor allem angeſtammter Reichthum der Organiſation, dem Griechen zu ſtatten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites, wetteiferndes Beiſpiel in der Geſchichte, zur Ausbildung des Geſchmacks, und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunſt- und Schönheitsſinnes, für welchen namentlich der athenienſiſche Demos ſo berühmt geworden iſt.

Karl Auguſt, Herzog von Weimar.

Briefe an Knebel.

I.

Den 4. Oktober 1781.

* Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und ſich daran erfreuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich her blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen ſehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er ſieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen.

Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft, Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Actenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd und veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für

---

* Knebel hatte damals die Abſicht, in auswärtige Civildienſte zu treten.

unſer Brot, ſo furchtſam und unſtät, daß Du für unſere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tiſches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Schmutz und dem Geſtank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſere Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens brauchen, uns ſelbſt unſerer Ausflüſſe freuend, wenn ſie ſchön in demſelben aufgefaßt ſind?

Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schickſals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Maſſe ſind? Iſt's denn ein ſo geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zuſammengelegter Begriffe zu ſein? Iſt das Kind dieſer Wohlthäterin nicht beinahe eben ſo ſehr ſein Daſein ſchuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menſchen ſind wie immer gepflügtes Land; iſt's erniedrigend, der vorſichtige Gärtner zu ſein, der ſeine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu laſſen, ſie auszuleſen und zu ſäen? Iſt's ſo geſchwind geſchehen, dieſen Saamen zu bekommen und auszuleſen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen? Biſt Du nun ſo im Böſen, ſo über Dich ſelbſt erblindet, daß Du Dir einbilden könnteſt, Du habeſt uns nie dergleichen Nutzen geſchafft, und achteſt Du uns gering genug, daß Du glauben könnteſt, wir würden Dich ſo lieben, wie wir thun, wäreſt Du uns hierin unnütz und überflüſſig oder entbehrlich geweſen? Willſt Du nun dieſe ſchöne Laufbahn, dies würdige Geſchäft aufgeben, alle eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu Hauſe, das Gute überall ſo befleckt iſt? — Und warum? um etwa einigen Canzelliſtenſeelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr haſt, als ſie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibſt? Und wohin willſt Du Dich flüchten? Nimmſt Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter haſt als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirſt Du deren Neid beſſer aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier ſein möchteſt? Siehſt Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrſt, erſetze? Iſt dieſes Erreichbare ſo gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Exiſtenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeſchlagen zu werden und ſo herum zu irren? Willſt Du alſo das Beſtändige für das Unbeſtändige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar iſt, die dieſes ertrüge? Muß ſie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch ſchlimmer als zu Grunde gehen? Dieſes nur fern befürchten zu müſſen — iſt's dann nicht weiſer, auszuhalten, als auf's Ungewiſſe, das ſich nicht einmal in die Ferne hin überſehen läßt, zu wagen? Wem biſt Du mehr Nutzbarkeit ſchuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützeſt Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißeſt, was Dich mit ihnen bindet, aufhörſt zu thun, und ſei es, was es wolle, was Du für ſie thateſt und Dich ihnen fremd und abgebunden machſt? — Achteſt Du Dich denn ſo gering, oder hältſt Dich ſo für allein, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen? Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten. Iſt's Deiner Natur gut, ſich zu verändern, ſo reiſe!

Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich, **Glücklicher**, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulyſſes dem Schweinhirten beim Feuer, hinter einer Schüſſel des beſten Schweinefleiſches oder eines ſchön in Eſſig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum ſich immer erſäufen wollen, wenn's mit einem ſchönen Bade gethan iſt?

Carl Auguſt.

II.

Erfurt, den 13. Januar, 1793.

Lange kam mir nichts Erfriſchenderes in mein Blut, als das Lied, was Du mir ſchickteſt; ſein Inhalt iſt wahr, und ſeine Form recht paſſend zu ſeinem Inhalte: ich danke Dir dafür. Das heſſiſche Volk hat eine wahre Charakteriſtik der Deutſchen geliefert, dadurch, daß es ſich gleich vor bürgerlicher Unordnung ſcheute und trotz aller Raiſonnements derben Widerſtand allen beleidigenden neufränkiſchen Witzen entgegenſetzte. Gäbe es nur ein Mittel, dieſen Geiſt, der in allen deutſchen Adern fließt, allgemein und in Einem Augenblicke wirken zu machen, ſo wäre unſer Vaterland nicht ſo geplagt, wie jetzt in dieſem Moment. Möchten doch die Engländer ernſtliche Mittel einſchlagen, um uns zur Ruhe zu bringen!

Gern käme ich dieſen Winter nach Hauſe, aber ohne feſte Winterquartiere iſt nicht daran zu denken, daß Einer, der ſich noch etwas rühren kann, die Armee verlaſſen dürfte. Die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzoſen etwas gedemüthigt. Wer dieſe Nation in der Nähe ſieht, muß einen wahren Ekel für ſie faſſen; ſie ſind alle ſehr unterrichtet, aber jede Spur eines moraliſchen Gefühls iſt bei ihnen ausgelöſcht. Ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdiſchen Charakter gefunden, als den der Franzoſen. Das Avancement in der Armee iſt außerordentlich ſtark, faſt alle Leute rangiren ſich aus; vier meiner Junker ſind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir Freude, auch ſchreiben ſie mir bisweilen recht artige Briefe; ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen ſolchen Ekel vor dem Geiſt derſelben hinterlaſſen ſollen, daß ein jeder ſich beſtreben werde, ſeinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein ſtätig glücklich macht. Was hilft der ſogenannte und ſo hoch belobte Atticismus (oder wie man es ſonſt nennen will) den Franken, dieſer Nation, bei der ſonſt alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloſchen iſt?

Der Menſch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag ſein wie ſie wolle, er war nie, ſage ich, zur Treibhauspflanze beſtimmt. Sobald er dieſe Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzoſen falſch, wenn man glaubt, ihre Reiſe habe ſie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten ſelbſt ihre alten Beherrſcher, weil dieſe nachläſſig und ſtupid waren. Nicht das mindeſte Moraliſche liegt dabei zum Grunde, ſondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philoſophiſche Zunft zum Werkzeuge gebraucht. Es iſt nichts Neues mehr unter der Sonne, ſagte ſchon Salomo, und dieſes iſt lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald ſo alt ſeyn, daß auch der mindeſte Grad von Neuheitsſucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch und theilte Gutes und Böſes mit meinen Freunden. Grüße Deine Schweſter, behalte mich lieb und leb' wohl!

Carl August.

Vom Stein.

Sendſchreiben an die oberſte Verwaltungsbehörde.*

(1808.)

Umſtände, deren Darſtellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienſte des Staates, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältniſſen herrſcht die Nothwendigkeit ſo ſtark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. — In der Verwaltung des Innern ſetzte ich mein Ziel.

* Elf Monate war Stein Premierminiſter geweſen, als ein unerwartetes Ereigniß ihn zum Rücktritte zwang. — Im Auguſt 1808 ſollte der Aſſeſſor Koppe von Königsberg aus mit Aufträgen nach Berlin und in das nördliche Deutſchland reiſen, und erbat ſich reiſefertig bei dem Premierminiſter, der eben von einer Mittagstafel kam, die letzten Befehle. Stein ſchrieb mit ſeiner gewöhnlichen Haſt und etwas aufgeregtem Eifer ſogleich einen vertraulichen Brief an den Fürſten von Sayn-Wittgenſtein, in welchem er, übereilter Weiſe, dem letztern den Gedanken anvertraute, daß gegen Napoleon in Deutſchland Aehnliches ausgeführt werden könne, als ſich zur Zeit in Spanien ereignete. Zugleich erzählte er dem Fürſten, wie der Prinz Wilhelm, Bruders des Königs nach Paris geſandt worden ſei, um die Räumung Preußens von franzöſiſchen Truppen zu bewirken, zugleich dem Kaiſer Hülfstruppen anzubieten, für welche Leiſtung man von ihm Milderung der Contribution verlange.

Der Brief ward publicirt, und man forderte den Miniſter vor den Weſtphäliſchen Gerichtshof, um ſich wegen ſeiner Pläne zu recht-

Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke ſtattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter ſich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, geſetzlich die Möglichkeit aufzuſtellen, daß Jeder im Volke ſeine Kräfte frei in moraliſcher Richtung entwickeln könne, und auf ſolche Weiſe das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergeſtalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. Mit Ihrem Beiſtande, meine Herren, iſt Vieles bereits geſchehen. Der letzte Reſt der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, iſt zernichtet, und der unerſchütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menſchen, iſt gegründet. — Das unbeſchränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums iſt proclamirt. — Dem Volke iſt die Befugniß, ſeine erſten Lebensbedürfniſſe ſich ſelbſt zu bereiten, wiedergegeben. — Die Städte ſind mündig erklärt und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nutzten und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, ſind gelöſt. Wird das, was bis jetzt geſchah, mit Feſtigkeit aufrecht erhalten, ſo ſind nur wenige Hauptſchritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, ſie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, — denn Ihre Einſicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, — ſondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Abſichten einen Maßſtab zu geben.

1. Regierung kann nur von der höchſten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mit-

fertigen, oder im Weigerungsfalle die Confiscation ſeiner Güter in Weſtphalen und dem Herzogthum Warſchau zu gewärtigen. Stein ſahe ſich genöthigt, ſeine Entlaſſung beim Könige von Preußen einzureichen, die auch angenommen werden mußte. Bei ſeinem Rücktritte aus dem Miniſterium erließ er an die oberſte Verwaltungsbehörde ein Sendſchreiben, in welchem ſeine Verwaltungsanſichten niedergelegt ſind, und welches die Schritte bezeichnet, die gethan werden ſollten, um das von ihm begonnene Werk der Umformung des Staates zu vollenden.

unterthans zu beſtimmen und zu leiten, mit einem Grundſtücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchſte Gewalt ihre Würde, und im *gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geſchwächt.*

Nur der König ſey Herr, inſofern dieſe Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und ſein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es ſind ſchon Vorſchläge zur Ausführung dieſes Prinzips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

II. *Derjenige, der Recht ſprechen ſoll, hänge nur von der höchſten Gewalt ab.* Wenn dieſe einen Unterthan nöthigt, da Recht zu ſuchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann ſchwächt ſie ſelbſt den Glauben an ein unerſchütterliches Recht, zerſtört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die *Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit* iſt bereits eingeleitet.

III. *Die Erbunterthänigkeit iſt vernichtet.* Es beſtehen aber noch in einigen Gegenden Geſindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Verſuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilcommiſſärs der Provinz Schleſien zeigt, durch neue Geſindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzuſtellen. Von dieſer Seite wird der heftigſte Angriff auf das erſte Fundamentalgeſetz unſeres Staates, unſere Habeas-Corpus-Akte geſchehen.

Bisher ſcheinen mir dieſe Verſuche keiner Beachtung werth, theils weil nur einige Gutsbeſitzer ſie machten, die nicht das Volk, ſondern nur der kleinſte Theil von ihm ſind, insbeſondere aber weil niemals die Rede davon ſein konnte, dieſen Einzelnen auf Koſten der Perſönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einſicht nach, keiner neuen Geſindeordnungen, ſondern nur der Aufhebung der vorhandenen: das, was das allgemeine Landrecht über das Geſindeweſen feſtſetzt, ſcheint mir durchaus zureichend.

In dieſen drei Sätzen iſt die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Beſtimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächſte Beförderungsmittel ſcheint mir

IV. eine allgemeine Nationalrepräſentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unſeres Königs. Aber damit dieſes Recht und dieſe unumſchränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, ſchien es mir nothwendig, der höchſten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch ſie die Wünſche des Volkes kennen lernen und ihren Beſtimmungen Leben geben kann.

Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm ſogar die Verwaltung ſeiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Oppoſition mit ſich zu betrachten.

Daher rührt der Widerſtreit oder wenigſtens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Exiſtenz des Staates.

Wo Repräſentation des Volkes unter uns bisher ſtattfand, war ſie höchſt unvollkommen eingerichtet.

Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er beſitze Hundert Hufen oder Eine, er treibe Landwirthſchaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation.

Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne ſind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beſeitigung eines ſolchen Planes hängt Wohl und Wehe unſeres Staates ab; denn auf dieſem Wege allein kann der Nationalgeiſt poſitiv erweckt und belebt werden.

V. Zwiſchen unſern beiden Hauptſtänden, dem Adel und dem Bürgerſtande, herrſcht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entſagt ſeinem vorigen Stande ganz.

Dieſes hat nothwendig die Spannung, die ſtattfindet, erzeugen müſſen. Der Adel iſt, um den Werth, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher.

Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb und dem Staatsdienſte, den er bisher ausſchließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz geſtattet werden müſſen.

Der Adel wird daher zu Geſchäften und Gewerben ſchreiten müſſen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen ſeiner Geburt Anſprüche macht, im Widerſpruche ſtehen. Er wird dadurch ein Gegenſtand des Spottes, und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm ſchon als Staatsbürger gebührt. —

Jeder Stand fordert jetzt abgeſondert den Beiſtand der höchſten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurückſetzung. —

So leidet der Gemeingeiſt und das Vertrauen der Regierung. Dieſe Anſicht hat in mir die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor.

Durch eine Verbindung des Adels mit den übrigen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth ſind, in einem höheren Grade erhalten werden. Dieſe Verbindung wird zugleich

VI. die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch dieſe Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen.

Nur der Bauernſtand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit ſo lange zurückgehalten worden, einiger poſitiven Unterſtützung zur Erhöhung ſeines perſönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

VII. die Aufſtellung geſetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Beſtimmte Dienſte, die der Beſitzer des einen Grundſtücks dem Beſitzer des andern leiſtet, ſind an ſich zwar kein Uebel, ſobald perſönliche Freiheit dabei ſtattfindet. Dieſe Dienſte führen aber eine gewiſſe Abhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit ſich, die dem Nationalgeiſte nachtheilig iſt.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derſelben (ſo wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert) geſetzlich feſtzuſtellen, ſo daß ein Jeder Ausgleichung unter beſtimmten Bedingungen verlangen kann. Dieſes wird hinreichen, um bei dem Fortſchritte des Volks, der aus jenem Fundamentalgeſetze nothwendig folgen muß, die Dienſtpflichtigen zu veranlaſſen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

VIII. Damit aber alle dieſe Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volks, vollſtändig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterlande in der That gedeihen, ſo *muß der religiöſe Sinn des Volkes neu belebt werden.*

Vorſchriften und Anordnungen allein können dieſes nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernſt dieſe wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geiſtlichen, Abwehrung leichtſinniger oder unwiſſender Candidaten, und Verbeſſerung der theologiſchen Vorbereitungsanſtalten die Würde des geiſtlichen Standes wieder herzuſtellen, auch durch eine angemeſſene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorſorge für anſtändige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienſtes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anſtalten zu befördern.

IX. Am meiſten aber hierbei wie im Ganzen iſt von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menſchen gegründete Methode jede Geiſteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einſeitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit ſeichter Gleichgültigkeit vernachläſſigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menſchen beruht, *Liebe zu Gott, König und Vaterland* ſorgfältig gepflegt, ſo können wir hoffen, ein *phyſiſch* und moraliſch kräftiges Geſchlecht aufwachſen und eine beſſere Zukunft ſich eröffnen zu ſehen.

Alle kleinen Mängel unſerer Verfaſſung, namentlich unſerer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald gehoben, wenn nur die obigen Anſichten mit Ernſt verfolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünſchen, meine Herren, zu dieſem Geſchäfte berufen zu ſein. Und ſteht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, ſo wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entſchiedene, auch durch die neuen Militär- und Civileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth ſtärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zuſichern.

Königsberg, den 24. Nov. 1808.

Stein.

F. A. Wolf.

Aufgabe der Alterthumswiſſenſchaft.

(1807.)

Es iſt das Ziel der Alterthumswiſſenſchaft kein anderes, als die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunkt als dieſer kann allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen; und ihm ſind theils andere untergeordnet, theils der gewöhnliche, der ſich auf die Kenntniß der ſchönen und klaſſiſchen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen bezieht, als welcher bei den ſogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieſer Beſtimmung kann auch in der That nur eine ausgewählte Zahl ſchriftlicher und anderer Werke dienen; bei jener hingegen vereinigen ſich alle alterthümlichen Ueberreſte, gleichgültig ob eines größere oder geringere oder gar keine Claſſicität hat, nebſt jeder Art von Inhalten und Angaben in ihnen, die auf beobachtungswerthe Eigenthümlichkeiten von Zeiten und Menſchen hinweiſen.

Wenn von Menſchenkenntniß die Rede iſt, ſo verſteht man darunter gemeiniglich etwas von eingeſchränktem Werth und Umfang; nämlich eine gewiſſe Routine, die aus dem Umgange mit vielen Individuen abgezogen iſt und wieder brauchbar zum Umgange, wie zur vortheilhaften Abfertigung der gewöhnlichen

Geſchäfte des öffentlichen und Privatlebens. Daß hiezu jene zum Theil dornige Gelehrſamkeit nicht viel nütze, zeigt die Erfahrung; es bedarf dazu auch keines Studiums einer National-Literatur: eine kleine Anzahl kluger Wegweiſer durch das Weltleben und eigener Beobachtungen genügen ſolchen Abſichten. Hier aber reden wir von der Kenntniß des Menſchen, von der empiriſchen Kenntniß der menſchlichen Natur, ihrer urſprünglichen Kräfte und Richtungen, und aller der Beſtimmungen und Einſchränkungen, die jene bald durch einander ſelbſt, bald durch den Einfluß äußerer Umſtände erhalten. Um uns zu dieſer vorzüglichern Menſchenkenntniß zu erheben, die, wie alle andern empiriſchen Betrachtungen der Natur, jede Claſſe von Gelehrten und jeden Stand, auch den geſchäftsloſeſten, anreizt, ja durch ihr Objekt, den moraliſchen Menſchen, mit größerer Stärke reizt, und um die Zwecke einer ſolchen Kenntniß in möglichſter Vollſtändigkeit zu erreichen, muß unſer Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang in den wichtigſten Verhältniſſen und Beziehungen gerichtet ſeyn. Völker treten hier an die Stelle von Individuen, und was bei letztern die Darſtellung eines merkwürdigen Lebens leiſtet, eben das gewährt bei den erſtern ein aus unzähligen zerſtreuten Zügen erwachſendes Gemälde von ihrem ganzen Nationalſeyn, ein Gemälde, welches eifrige Beſchäftigung mit allen Werken der Literatur und Kunſt einer Nation von dem Zuſtande derſelben nach ſeinen intereſſanteſten Seiten und in den gehaltreichſten Zeitpunkten zu entwerfen ſucht. Mittheilbar iſt allerdings eine Kenntniß dieſer Art weniger als die meiſten andern; ſie iſt darin aller Philoſophie ähnlich, daß ſie nur diejenigen fördert und belohnt, die ſich ein Studium daraus machen, und mit ihrer fortgeſetzten Erwerbung beſchäftigt ſind. Aber gerade dieß iſt es, was, wenn wir Wiſſenſchaften nicht als Amtsbeſchwerden, nicht als Zeitverkürzungen, ſondern um ihrer ſelbſt willen treiben, dieſem Studium einen unwiderſtehlichen Reiz ertheilt; zumal da, wie wir geſehen haben, die führenden Wege an ſich ſo belohnend ſind, und da, wenn das Augenmerk ſtets nach jenem Ziele hinſtrebt, hiedurch neue Anläſſe zu vollendeter Erhöhung aller unſerer Geiſtes- und Gemüthskräfte gewonnen werden. Denn um das Leben und Weſen einer vorzüglich organiſirten und vielſeitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längſt verſchwundenen Geſtalten in die Anſchauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müſſen wir unſere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erſcheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig, unſere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichſam aus dem ganzen gewohnten Weſen herauszugeben. Hieraus entſpringt aber eine Vielſeitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht für uns Moderne eine ſchönere Stufe der Geiſteskultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit iſt, ungewohnte Formen ſich anzueignen, die er eben ſeinen Abſichten angemeſſen glaubt.

Es könnte ſcheinen, daß die ſo geſuchte höhere Kenntniß des Menſchen am meiſten durch die Beſchäftigung mit allen ſelbſtändigern Nationen zur Vollkommenheit gelangen müßte. Allein ohne der Unendlichkeit eines ſolchen Studiums zu gedenken, werden wir ſchon durch die Bemühung um reine und gediegene Reſultate auf eine kleine Anzahl von Völkern eingeſchränkt. Es ſind nämlich in alten ſowohl als in neuen Zeiten diejenigen Völker zu dem beſchriebenen Zwecke nicht zu benutzen, die in dem Fortgange ihrer Bildung von auswärts her oft gefördert, oft aufgehalten, überhaupt auf verſchiedene Weiſe modifizirt, allzu wenige Züge einer eigenthümlichen Natur darbieten, ſollten ſie auch in Abſicht auf reales Wiſſen den anſehnlichſten Rang behaupten; eben ſo wenig auch ſolche Völker, die in einſeitiger Entwicklung ſtehen geblieben ſind und bei jener Art von Civiliſation, welche alle wiſſenſchaftliche und geiſtige Kultur dem dringendſten Bedarf ihrer Exiſtenz unterwirft, und die veredelnden Kenntniſſe, die, von freien Bürgern einſt benannten, freien Künſte, nur zu einer Gleiße ihres unerfreulichen Innern mißbraucht. Nationen von dieſer und ähnlicher Sinnesart verbleiben billig der politiſchen Geſchichte, die ihre Räume nach Quadratmeilen auszufüllen hat, zum Theil auch der Geſchichte der Menſchheit nach ihrer ſeither üblichen Behandlung, nach welcher ſie ſich mehr um Menſchengattungen, als um die menſchliche Natur bekümmert. Für unſer Studium geben unter den alten Nationen ſchon die Römer eben keinen erwünſchten Stoff; wie ſie denn gleich urſprünglich manchen jener einſeitigen Richtungen folgten, die ſich in den letzten Jahrhunderten den ſchätzbarſten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten Griechenlande findet ſich, was wir anderswo faſt überall vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menſchlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unverſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt zum Nachtheil Vieler und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwicklung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten, neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaft, zugleich die erſten bewundernswürdigſten Muſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben.

In dieſen und andern Rückſichten iſt dem Forſcher der Geſchichte der Menſchheit unter allen Nationen keine ſo wichtig, als die griechiſche. Mag ſie immerhin bei dem Statiſtiker, welcher für Menſchenwerth andere Rangliſten führt, einen ziemlich untergeordneten Platz einnehmen, weil ſie weder eroberungsſüchtig war, noch als politiſcher Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; ſie hat ſeit alten Zeiten durch die herrlichſten Siege, dauerhafter als Waffenſiege, ſich um das menſchliche Geſchlecht höchſt verdient gemacht; dieſen Ruhm, den einzigen, wonach ſie ſtrebte, den ſie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoß, bewährt ſie noch jetzt und für alle Zeiten durch ſo viele übrig gebliebene Denkmäler ihrer geiſtigen Wirkſamkeit.

Das Glück wurde uns verſagt, dieſe hochbegünſtigte Nation in ihrem wundervollen Daſeyn und Wirken in vielen Gegenden der Welt von jeder Seite ganz kennen zu lernen; welches dann der Fall geweſen wäre, wenn die Verheerungen der Zeit und der Barbarei nur etliche der zahlreichſten Bücherſammlungen auf ſpätere Jahrhunderte hätten kommen laſſen. Jedoch ſelbſt jetzt bei allem Verluſt, den wir an Werken ihrer Literatur und Kunſt gelitten, ſind wir durch die Darſtellungen, welche die Ueberreſte uns liefern, für den höchſten Zweck unſeres Studiums über Erwartung reicher, als ſogar bei mancher noch blühenden Nation, und ſehen in jenen Darſtellungen ein treueres Bild ihres National-Charakters und Lebens vor uns ausgebreitet, ſo daß uns eigentlich nur hier das Schauſpiel einer organiſchen Volksbildung zu Theil wird. Denn bei welchem Volke der heutigen Welt könnten wir hoffen, etwas Aehnliches zu finden? Wo wäre eines, das ſeine Kultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Künſte der ſchönen Rede und Bildnerei aus nationalen Empfindungen und Sitten geſchaffen, das ſeine Wiſſenſchaften auf eigenthümliche Vorſtellungen und Anſichten gebauet hätte? Im Gegentheil finden wir bei weitem das Meiſte in unſern Literaturen aus ungleichartigen Quellen mühſelig zuſammengetragen, bald unmittelbar, bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechſelraub der Neuern unter einander, überall ein Gemenge von ſtreitenden Stoffen und Formen: in den Künſten zeigt ſich nur geringe, oft gar keine Eigenthümlichkeit und Originalität; mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorieen, mehr Nachbildungen nach fremden Muſtern, als ſelbſtändige Produktionen, die Andern wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen ſind; in aller wiſſenſchaftlichen Aufklärung endlich zwar ungeheure Vorräthe von Kenntniſſen und Einſichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der andern zureicht und abnimmt, aber mitten unter dieſen Schätzen wenige Spuren eines vorherrſchenden Geiſtes, worin man eine Nation erkennt und den Menſchen.

Dieß ſey denn der Mittelpunkt aller Studien des Alterthums, das Ziel, zu welchem ſich die denſelben angehörenden größern und kleinern Forſchungen hinneigen. Dieſes Ziel kann Vielen lange entfernt, den Meiſten vielleicht auf immer unbekannt bleiben; doch iſt es das einzig wahre und würdige, dasjenige, wonach in zweifelhaften Fällen das Verdienſt einzelner Bemühungen, die Bearbeitung beſonderer Theile und Gegenſtände zu ſchätzen iſt. Unſer Alterthum iſt, als ein Ganzes gedacht, gleichſam eine in ſich geſchloſſene Welt; als ſolche berührt ſie jede Gattung von Betrachtern auf eigene Weiſe, und bietet Andern Anderes, um ihre Anlagen zu erziehen und zu üben, ihre Kenntniſſe durch Wiſſenswürdiges zu erweitern, ihren Sinn für Wahrheit zu ſchärfen, ihr Urtheil über das Schöne zu verfeinern, ihrer Phantaſie Maaß und Regel zu geben, die geſammten Kräfte der Seele durch anziehende Aufgaben und Behandlungsarten zu wecken und im Gleichgewicht zu bilden. Glücklicherweiſe eröffnet dieſe Welt hie und da ſchon dem jüngern Alter ihren belehrenden und unterhaltenden Anblick mit Verheißung mannigfachen Gewinnes; und leicht gefällt ſich darin unter einem guten Führer der unverdorbene Jüngling, den viele der geiſtreichſten Schriftſteller durch ihre bewußtloſe Großheit feſſeln, Andere bei aller Tiefe ihres Gehalts durch reine natürliche Einfalt ohne große Vorkenntniſſe ſo verſtändlich anſprechen, als eben zur erſten Gewöhnung an eine fremde Art zu denken und zu empfinden hinreicht. Dieſes Mittel der Ausbildung werde dem Deutſchen in allen Gegenden des Vaterlandes vor und neben anderem gelehrten Unterricht bald wieder das, was es in frühern Zeiten war, und noch etwas Beſſeres. Haben vielleicht unſere Zeiten gefälligere Lehrweiſen erfunden, ſo wird ſich dadurch der Werth des Mittels beträchtlich erhöhen; obwohl auch im ſchlimmſten Falle zweckmäßig gewählte Schriftſteller ſelbſt die Rolle der Lehrer übernehmen, und durch die dem erſten Alter möglichen Beſchäftigungen mit ihnen auf eine empfängliche Seele kräftig wirken.

Schiller.

I. Wilhelm von Oranien.

(1788.)

Wilhelm der Erſte, Prinz von Oranien, ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutſchen Reiche einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländern in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebornen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eigenen Unterrichts in Regierungsgeſchäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete ſogar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eigenen Klugheit würden entgangen ſeyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſte eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als **Karl** die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwei öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofes, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder **Ferdinand** die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, dem es allzugewagt ſchien, den erfahrnen franzöſiſchen Feldherren einen Jüngling entgegenzuſetzen. Abweſend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bei dem Vater geſtanden hat, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. Philipp, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte dieſen letztern ſtets unterſchieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. **Wilhelm von Oranien** gehörte zu den hagern und blaſſen Menſchen, wie [Shakſpeare's] Cäſar ſie nennt, die des Nachts nicht ſchlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloſeſte aller Gemüther gewankt hat. Die ſtille Ruhe eines immer gleichen Geſichts verbarg eine geſchäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher ſie ſchuf, nicht bewegte, und der Liſt und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen furchtbarn, nie ermüdenden Geiſt, weich und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in keiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und

Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter, als **Wilhelm**; nicht daß er, nach der Weiſe des Hofs, ſeine Lippen eine Knechtſchaft bekennen ließ, die das ſtolze Herz Lügen ſtrafte, ſondern weil er mit den Merkmalen ſeiner Gunſt und Verehrung weder karg noch verſchwenderiſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit demjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebar, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte ſich ſeine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſtes nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehn derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Palaſtes. Fremde Prinzen und Geſandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender, feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. Philipp der Zweite ſchaute ſchnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eigenen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigten, die er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavells zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haßte, und ſo unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tyrannei vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher Weiſe dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluſſe über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtörung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer, im letzten Akte ſeines Lebens, auf ſeinen Schultern ruhte, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

II. Völkerwanderung und Kreuzzüge.

(1789.)

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beyden Aeußerſten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt auſſer Griechenland, und man weiß, daß er dieſes bey ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreiheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der *Gewinn* iſt alſo offenbar und die Frage iſt blos dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mußte das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die *Völkerwanderung* und das *Mittelalter* das darauf folgte, eine *nothwendige* Bedingung unſrer beſſern Zeiten?

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der *Staaten* mit der Entwicklung der *Köpfe* einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniß hinübereilen; *Aufklärung* iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der *Leidenſchaft* anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die *eine* Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die *Staaten* die *Erleuchtung* abwarten, daß die *ſpäte* Vernunft die *frühe* Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löſte. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und ununterworfen ſind; ſonſt überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtſchaft bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechsten Jahrhunderte konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeyführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherrn, nicht der Charakter ihres Stammes, der unſre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Deſpotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Luſitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwey ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

III. Der wahre Künſtler.

(1794.)

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei von Zeiten ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſte, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge er aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen, und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurück gelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bey allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in Deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

IV. Brief an W. von Humboldt.

Weimar, den 2. April 1805. *

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die ſchöne Gelegenheit, die ſich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu ſagen, unbenutzt ließe. Iſt es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile geſagt, ſo kommt es mir doch vor, als ob unſere Geiſter immer zuſammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längſten Stillſtande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zuſammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieſer langen Zeit unſers ſtockenden Briefwechſels auf meine Art thätig war, wiſſen Sie, und haben es, wie ich denke, geleſen. Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind, es iſt ein erlaubter Wunſch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch

* Wenige Wochen vor ſeinem Tode.

noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir ſelbſt gegenüber zu ſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne, in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller, als alle andern, von dem Zeitſtrom ergriffen, er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerſtreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reiſe nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieſer furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verſchlagen. An Vorſätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich ſchwankte zu lange hin und her, und habe mich erſt ſeit einigen Monaten für eine neue Tragödie entſchieden, die mich wohl bis Ende dieſes Jahres beſchäftigen wird.

Von unſerer literariſchen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verſcheucht, ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihrentwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben. Um die poetiſche Production in Deutſchland ſieht es aber kläglich aus, und man ſieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächſten

30 Jahre herkommen ſoll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poeſie weiß ich Ihnen ſeit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem identiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbildes beſteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenſtein und meine Braut von Meſſina vielfach hervorgebracht, aber man iſt auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutſchen Angelegenheiten. Ich wünſchte mir anſchaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutſche Geiſt ſitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutſch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anweſenheit in Weimar auf's Neue in meiner Deutſchheit beſtärkt, ſo lebhaft ſie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unſrigen fühlbar machte. Im Philoſophiren und im poetiſchen Sinne haben wir vor den Franzoſen einen entſchiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Hegner.

Der Künſtler wie er ſeyn ſoll.[*]

(1816.)

Daß die Welt nun endlich einmal ihrer Vervollkommnung ſichtbar entgegen gehe, und das menſchliche Geſchlecht mit Rieſenſchritten vorwärts eile, iſt wohl heutzutage keinem Zweifel mehr unterworfen; in ſofern vollkommen dasjenige heißt, was iſt wie es ſeyn ſollte. Alle Stände und Geſchlechter geben deſſen Zeugniß. Haben wir nicht ſchon, und das iſt doch kein Kleines, Weiber wie ſie ſeyn ſollten; wo nicht zu Hauſe, doch in Büchern? — daß es vollkommene Mädchen gebe, wird Ihnen jeder Verliebte, wenigſtens mit dem ſeinigen, beweiſen. — Und Kinder, an denen gar nichts auszuſetzen, ſind auf den Armen zärtlicher Mütter nicht ſchwer zu finden.

Zugegeben, daß dem ſchönen Geſchlechte in der Annäherung zur Vollkommenheit der Vorrang gebühre, ſo hält es nicht ſchwer zu zeigen, daß auch bei Männern das, was ſeyn ſollte, ſich zu regen anfange. Tritt nicht (um oben anzufangen) die neueſte Staatskunſt allen alten Verfaſſungen auf den Kopf, und verſpricht das Höchſte zu begründen, ſobald ſie einmal recht einig iſt, was das Höchſte ſey? mit welchem Gelingen iſt nicht das Vaterland ſelbſt hierin als Beiſpiel vorangegangen! — Um Krieger zu finden, wie ſie ſeyn ſollten, durfte man vor einigen Jahren nur die franzöſiſchen Zeitungen zur Hand nehmen, und mancher, der ſeitdem in Paris geweſen, weiß es jetzt

[*] In der Künſtlergeſellſchaft zu Zofingen geleſen.

noch weit beſſer zu ſagen. Was aber der Kriegskunſt ſelbſt zur allgemeinen Wohlfahrt noch abgeht, werden bald die Congrev'ſchen Raketen vollenden. — Wer wiſſen will, ob der geiſtliche Stand ſey, was er ſeyn ſollte, kann es bei deſſen Mitgliedern ſelbſt, wo nicht ſehen, doch erfragen! — Von Aerzten aber, wie ſie ſeyn ſollten, wird man Erben genug mit Achtung ſprechen hören. — Da auch in der Handelſchaft ſeit geraumer Zeit ſo viele, die nach wie vor im Ueberfluß leben, freywillig ihre Habe Andern überlaſſen, ſollte man nicht daraus ſchließen, daß es ebenfalls in dieſem Stande Leute gebe, die ihr Vertrauen nicht auf zeitliche Güter ſetzen? — Daß Erziehung und Unterricht erſt jetzt, im ſechsten Jahrtauſend der Welt das geworden, was ſie ſeyn ſollten, wer wagt es, laut daran zu zweifeln? — Auch dem Landbau iſt eine neue Normalſonne aufgegangen, welche die herkömmliche Verdüſterung aufhellt, und uns über kurz oder lang Bauern zeigen wird, wie ſie ſeyn ſollen. — Die Philoſophie iſt in die Tiefe der Natur, und die Poeſie in die Höhen des Himmels eingedrungen, und haben ſie auch nicht das, was wirklich iſt, gefunden, ſo bringen ſie uns doch, was ihrer Meinung nach ſeyn ſollte.

Wenn nun ſolchergeſtalt ſich alles der Vollkommenheit nähert, verehrte Freunde, werden es nicht auch die Künſte thun; und dürfte ſich nicht ein Künſtler, wie er ſeyn ſollte, aufſtellen laſſen, der ſich, wenigſtens ſo gut wie die beſte Welt, in der Wirklichkeit fände?

Zu dieſem Behuf laſſen Sie uns erwägen, was eigentlich von einem Künſtler gefordert werde; denn nur die Erfüllung oder Nichterfüllung der Forderungen, die man ihm zur Pflicht macht, zeigen ihn als den, der er ſeyn ſoll. Es giebt aber der Forderungen zweierley; ſolche die man an die Gemüthsart, und ſolche die man an die Geſchicklichkeit des Künſtlers macht; von dieſen laßt uns ein ander Mahl, von den Forderungen an den Charakter jetzt ſprechen. Aber, ach! der arme Künſtler, wie er demzufolge ſeyn ſollte! man möchte beynahe nicht ſo ſeyn, wenn man das Heer von Forderungen und Verbindlichkeiten überſchaut, die ſich um und an ihn drängen. Welche Erwartungen von Kennern, Liebhabern, Gelehrten, Meiſtern und Schülern, von ſeinen eigenen Hausgenoſſen, von Vornehmen und Geringen, von Männern und Frauen, und ſelbſt von ſeinen Mitbürgern!

Laßt uns die Anſprüche der Kennerſchaft zuerſt beſeitigen; denn dieſe iſt nicht nur das Fegefeuer der Kunſt, aus welchem ſo manche arme Seele um Erlöſung ſchreyt, ſondern ſie maßt ſich auch nur zu oft das oberſte Richtamt an, gerecht zu ſprechen oder zu verdammen, als wäre das Kunſtwerk eine Streitſache, die vor ihrem Richterſtuhle geführt würde. Bei Kunſtausſtellungen erwartet ſie daher billiger Maaßen die Huldigung der Ausſtellenden; und wenn ein Maler in einer Stadt auftritt, wo er ſein Brod zu finden gedenkt, ſo wird ſeine erſte Schuldigkeit ſeyn, daß er den präſumtiven Kenner daſelbſt um die Ehre angehe, den Pinſel an ſeinem geiſtreichen Geſichte unentgeldlich verſuchen zu dürfen. Das wird ihn empfehlen; und iſt der Kenner gar Herausgeber eines öffentlichen Blattes, ſo wird er auch kein Bedenken tragen, ſeinem Schützling durch einen Zeitungsartikel zu unſterblichem Ruhme zu verhelfen, wenn dieſer es darnach anzufangen weiß.

Minder ſchwer zu befriedigen ſind die Forderungen der Liebhaber; denn Liebhaber iſt einer der Liebe hat, die Liebe aber iſt freundlich u. ſ. w. Daher machen dieſe auch gewöhnlich einen angenehmen Umgang für den Künſtler aus; ihre Urtheile ſind nicht ſo ſchneidend, meiſtens beſcheiden, wohl etwas ſchief zuweilen. Sie halten ſich gern an Kunſtverſtändige, um ihre Terminologie abzuhorchen, und ſie anderwärts wieder anzubringen. Zwar laſſen ſie ſich ebenfalls gerne umſonſt malen; allein das iſt keine unerläßliche Nothwendigkeit für den Künſtler, wie er ſeyn ſoll: er darf ihnen wohl einen Preis machen, nur muß er denſelben nicht zu hoch anſetzen, und ſich darüber Verſchwiegenheit ausbitten. Manche von ihnen ſuchen vorzüglich die Zeichner und Kupferſtecher auf, und trachten, ſie durch Lobeserhebungen, wenigſtens unter vier Augen, zu gewinnen; bis der Geſchmeichelte, der zu leben weiß, mit ſeinem neueſten Kunſterzeugniß ihre Sammlung vermehrt.

Unter den Gelehrten, theuerſte Kunſtfreunde, giebt es zuweilen, wie Sie wiſſen, auch ſolche, die keinen Kunſtſinn haben, aber doch bey Gelegenheit über alles reden wollen. Dieſe, obgleich meiſt kalt auf den Maler hinabſehend, unterlaſſen jedoch ſelten, wo es ſich um der Anweſenden willen der Mühe des Sprechens lohnt, ebenfalls äſthetiſche Urtheile zu begründen, und ihre Forderungen dem Verfaſſer des Kunſtwerks darzulegen. Dieſelben gehen dann gewöhnlich auf proſaiſche Treue in geſchichtlicher Darſtellung, auf die Beobachtuug des Coſtüms, und in der Landſchaft auf topographiſche Richtigkeit, oder wohl gar auf einen ſelbſtgemachten Lehrbegriff. — Das Beſte, was dann zumahl der Künſtler, wie er ſeyn ſoll, thun kann, iſt: ihnen nicht zu folgen.

Ob auch Kunſtgenoſſen ſelbſt Verpflichtungen gegen einander haben, und worin dieſe beſtehen, und ob die Erfüllung derſelben häufig oder ſelten angetroffen werde, darüber will ich mir hier, wo ich die Ehre habe, vor Künſtlern zu ſprechen, nicht anmaßen zu urtheilen; und es fern von mir halten, belehren zu wollen, wo ich lernen kann. Immerhin mag der Künſtler wohl thun, der ſich zu Seinesgleichen hält, um nicht zu vergeſſen, daß es noch Seinesgleichen gebe; indem Kunſtgeſchichte und Erfahrung lehren, daß ſolche, die ſich geſellſchaftlich ihre Werke mittheilen, und wechſelſeitig Urtheile geben und annehmen, weiter kommen, und eher das werden, was ſie ſeyn ſollen, als die, welche ſich eigenſinnig vereinſamen, und nur in ihrem eignen Geiſte Nahrung ſuchend, ſich ſelbſt aufzehren, und Einſiedlern gleich zwar das äußere Gewand der Eitelkeit abſtreifen, aber ſich dafür in falſche Demuth einhüllen, aus welcher die Ueberſchätzung des eignen Werths oft nur allzudeutlich hervorblickt.

Wenn der Meiſter dem Schüler, denn auch der hat ſeine Forderungen, zeiget, was er kann, wie er es macht, und wenn er ihm die Kunſtgriffe nicht verheimlicht, ſo ſollte man denken, er hätte deſſen billigen Erwartungen entſprochen. Aber oft fordert der Lehrling noch mehr als dieß; ihm wäre am beſten geholfen, meint er, wenn der Meiſter ihm die ganze Kunſt ohne Anſtrengung beybringen, und ſeiner Bereitwilligkeit ihren Geiſt gleichſam eingießen könnte. Denn für das Einprügeln, womit Iſmael Mengs ſeinem Sohne die Kunſt beliebt machte, ſind die wenigſten Schüler geſtimmt; auch die lieben Eltern nicht; eher noch die Vormünder. — Alle aber erwarten, daß der Junge, der doch ſchon in der Schule ſo vielverſprechend kritzelte, für ſein Geld etwas lerne. Geſchieht das nicht, ſo muß nicht der ſchwache Kopf des Schülers daran Schuld ſeyn, ſondern das Talent des Lehrers iſt nicht das, was es ſeyn ſollte. Denn ein Handwerk, ſagen ſie, lernt ſich auch ohne viel Kopf.

Die Kunſt ſoll aber nicht blos ihren Mann, ſie ſoll auch des Mannes Frau und Kinder nähren. Sie ſind ihm gegeben, allervorderſt weil er ſie ſelbſt hat haben wollen, dann aber auch, als ein Geſchenk des Himmels, damit er lerne, nicht blos reichlich einnehmen, ſondern auch menſchlich ausgeben, das heißt, nicht ſorgenlos vergeuden, was er mit leichter Kraft erworben. — Kinder ſind die menſchlichſte der Sorgen; Sorgen aber ziehen den Flug, womit eine feurige Einbildungskraft ſich ſo leicht in die Lüfte müßiger Wünſche verirrt, in die Schranken der Gegenwart zurück. — Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, das gilt auch in dieſem Sinne für den Künſtler, um zu werden was er ſeyn ſoll. Er muß eine Gehülfin haben, wäre es auch nur, um ihm den Schweiß auszutreiben, in welchem er, der allgemeinen Beſtimmung gemäß, ſein Brot eſſen ſoll.

Ganz anderer Art, als die häuslichen Sorgen, die Weib und Kinder erheiſchen, ſind die Forderungen, welche die vornehme Welt an den Künſtler macht, wenn er das Geſchick hat, bis in ihren Kreis hinanzuklimmen; eine Ehre, die meiſt Bildnißmalern zu Theil wird. Da, wo es wirklich große Herren giebt, nicht da, wo oft auch die Kleinern ſich groß dünken, iſt die Bemerkung häufig gemacht worden, daß die Größten gewöhnlich mehr Artigkeit gegen Geringere zeigen, als die Halbgroßen; von Jenen hat daher der Künſtler ſelten überſpannte Erwartungen, weder in Hinſicht auf Kunſt noch auf ſein Betragen zu erwarten. Das Einzige, worein er ſich etwa wider Willen fügen muß, iſt, daß der große Herr öfters ſeine Gelegenheit nimmt, und den Beſtellten vergebens harren läßt, oder ihn wieder wegſchickt, gerade wenn er am beſten aufgelegt wäre, ſein Meiſterſtück zu machen. Aber unter den Umgebungen, den Höflingen, Kammerdienern, Zofen, da erhebt ſich das Kreuz des Künſtlers! Gemeiniglich finden dieſe Dienſtfertigen bei dem Gemälde des Herrn nicht genug Hoheit in der Miene, und bey der Gemahlin nicht Geiſt genug; und wenn das Bild ſo reichlich mit Geiſt verſehen iſt, daß ſich dagegen nichts ſagen läßt, ſo tadeln ſie das Fleiſch. Mag auch die hohe Perſon noch ſo viel Beſcheidenheit beſitzen, dieſe wird von der Schmeicheley überſchrieen; und der Maler muß ſich bequemen, um zu gelten, was er am Hofe ſeyn ſoll, daß er, ohne ſich groß um Aehnlichkeit zu bekümmern, allemahl aus dem Herrn einen Helden, und aus der erhabnen Frau einen Engel mache. Findet der Gebieter gleichwol Behagen an ihm, und nimmt ihn in ſeine Gunſt, ſo weiß jeder ſein Glück zu preiſen, und die Hofleute wollen dann zumahl auch gemalt ſeyn und zahlen ihm — mit Ehre.

Darum mag der Künſtler, wie er ſein ſollte, mitunter auch gern wieder zu den Niedern, zu Seinesgleichen herabſteigen. Die müſſen ihm ſitzen, wenn Er will; und malt er dann auch um geringern Preis, ſo iſt es doch gegen baares Geld. Mögen die Männer immerhin mit breitem Anſtand ſich hinſetzen und die Weiber Spitzmäulchen machen; er iſt weniger gebunden; er ſetzt und malt ſie, wie er ſie haben will. Und für die ſteifen Hauben, die Haarlöckchen und andere Zierrathen, die einen Sonntagskopf müſſen ausmachen helfen, und denen er ſich nicht entziehen darf, weiß er ſich an jungen blühenden

Mädchengeſichtern und holden Geſtalten, die er in den Geſchmack der Kunſt kleiden darf, zu erholen. Es geht ihm dann, wie jenem Bildhauer, der ein vornehmes Monument nach beſtellter Angabe mit mehr Pracht als Geiſt ausführte, hingegen einer jungen Mutter ein beſcheidenes Grabmahl mit begeiſterter Liebe hinſtellte, das der große Haller ſeines Liedes und jeder Vorbeyreiſende ſeiner Huldigung würdig fand.

Wie viel wäre noch zu ſagen von allen ſeynſollenden Eigenſchaften des Kunſtergebenen in ſeinen mannigfaltigen Verhältniſſen! Aber ich habe Ihre Zeit bereits ſchon zu lange hingehalten, verehrte Freunde; und bitte mir alſo nur noch einige Augenblicke aus, um von den Forderungen etwas zu berühren, die an den Künſtler von ſeinen Mitbürgern, in Republiken wenigſtens, gemacht werden. Allervorderſt verlangen da die Mitbürger, man ſolle ſeyn wie ſie, und haben darin recht, wenn auch ſie ſind wie ſie ſeyn ſollen. Wenn aber das nicht immer der Fall iſt, ſo entſtehen daraus oft ſeltſame Verpflichtungen für den Mann der Kunſt. Geht er etwa zur Erholung am Feierabend in eine Geſellſchaft, wo vom Glücke der Handelſchaft die Rede iſt, ſo verſteht und hat er nichts davon, und muß von Hunderttauſenden reden hören, Er, deſſen Einmaleins kaum auf Hunderte geht. Macht ihm das Langeweile, ſo ſoll er es nicht merken laſſen; und will er von ſeinen Künſten anfangen, ſo wird er bald inne, daß man hier nicht gern von ſolchen untergeordneten Gegenſtänden ſpricht. — Mit der Politik iſt ein Menſch, der den größten Theil ſeiner Zeit in der Phantaſiewelt und unter Bildern zubringt, und das iſt Künſtlerart, noch ſchlimmer daran. Die Phantaſie in die Politik hineingetragen, iſt ein Feuer, das den Gegenſtand verbrennt, den es erwärmen wollte. Ein ſtaatskluger Maler iſt ein ſeltener Vogel, oder er iſt kein Maler mehr. Man erzählt zwar von einer diplomatiſchen Sendung, die einſt Rubens übernommen und glücklich ausgeführt habe; aber ſchwerlich wäre ſein Ruhm von daher bis auf uns gekommen. Hingegen .... doch was bedarf es Beyſpiele? — Nicht einmal kannegießern, mit dem Ernſt wie ſolches von unſern Bürgersleuten getrieben wird, ſoll der Künſtler; denn ihm darf um Nichts Ernſt ſeyn, das unter ſeiner Kunſt iſt, ſie will ihren Mann allein haben; auch iſt die Empfindung des Schönen eine gar zarte Blume, die leicht in den Nebeln der Spießbürgerey erſticken könnte. — An wen ſoll ſich denn aber ſo ein Sohn des Vaterlandes halten, wenn er nicht Handelsgeſchäfte beſprechen kann, und nicht das Gemeinweſen zurechtlegen darf? Gelehrte ſind auch nicht immer Freunde der Kunſt, und die Künſtler müſſen nicht Gelehrte ſeyn! Der Bauernſtand aber iſt für ſie zu roh. Zwar gibt es auch ſtädtiſche Landwirthe, die oft gefällig und gaſtfrei ſind, und von dem Künſtler nichts fordern, als daß er die maleriſche Lage ihrer Landgüter preiſe, und die Ausſichten, die ſie ihm zeigen, bewundere, obwohl ſie für die Augen der Kunſt auch nicht immer das ſind, was die Liebe des Eigenthümers aus ihnen macht.

An wen ſie ſich zum Umgange halten ſollen die Künſtler? Die Frage iſt leicht zu löſen. An wen hielten ſich ehemals die kunſtreichen Niederländer, an wen noch jetzt die gemüthlichen Deutſchen in Rom? Zuſammen ſollen ſie halten; Künſtlergeſellſchaften bilden wie wir es thun; und dann nach Zofingen kommen, zu empfangen die Weihe aus dem zierlichen Becher, trinkend auf das Wohl der gaſtfreundlichen Stadt, und auf gute Genoſſenſchaft mit uns; damit ſie werden was wir ſind: Künſtler wie ſie ſeyn ſollen!

II. Gedanken, Meinungen, Urtheile.

(Um 1810.)

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menſchen, die ſchlecht ſind, und ganz was anders im Sinne hatten als ſie bewirkten.

Gott hilft nur da wo wir ſelbſt nicht helfen können; wir müſſen ihn nicht anrufen, daß er ſtatt unſer arbeite. Aber wo wir nichts mehr vermögen, und es doch noch des Verſtandes bedarf, da ſoll und wird er hülfreiche Hand bieten; auch ungebeten, und noch lieber wenn wir ihn gläubig darum bitten.

Aus freyem Willen ſind wir alle abgewichen; aus freyem Willen müſſen wir alle zurückkehren.

Aus dem Glauben entſpringt der Gehorſam, und aus dem Gehorſam die Frucht der guten Werke.

Wenn ich Chriſtum in philoſophiſchen Speculationen verliere, ſo finde ich ihn wieder im alltäglichen Leben.

Chriſtus drang darum ſo ſehr auf den Glauben, weil unſer Verſtand zu kurz iſt, die Oekonomie und Vorſehung Gottes zu faſſen.

Die göttliche Weisheit handelt immer auf doppelte Weiſe; zuerſt im Allgemeinen nach den Geſetzen, dann im beſondern nach der Gnade.

Ein Irrthum iſt es zu glauben, man könne mit kunſtrichterlicher Würde ganz gravitätiſch vom Unglauben zum Chriſtenthum übergehen; und Affectation iſt es, wenn einer ſagt: Ich habe nun alles geprüft, für und wider, gar ſorgfältig, und finde in Folge meiner methodiſchen Unterſuchungen, daß die Wahrheit in dem Chriſtenthum enthalten ſey, daher will ich ein Chriſt ſeyn. — Nein, ſo vornehm kömmt man ſchwerlich über die Schwelle des Evangeliums für arme Sünder, welches das Chriſtenthum ausmacht. Es will von Heil- und Troſtbedürftigen geglaubt, und nicht vom kritiſchen Hochgeſchmack aus philoſophiſcher Gnade angenommen werden.

Nimmt Gott uns eine zeitliche Freude, ſo ſchenkt er uns, eben in dem tiefſten Schmerz über ihren Verluſt, gewiſſe Ahnungen und Gefühle unſerer noch nicht entwickelten Kräfte, die uns das Leiden, zwar nur augenblicklich, aber doch himmliſch, verſüßen, und in der Folge von großem Nutzen ſind.

Was ich gerne ſehe, ſind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die beten.

Ein alter Schweizerſoldat, der im Militärſpital in Straßburg krank lag, hatte über ſeinem Bette ein wohlgeſchriebenes Zettelchen feſtgemacht: Mein Arzt heißt Gottes Erbarmen. Man hätte denken ſollen, es würde ihm Hohn von den jungen franzöſiſchen Aerzten zuziehen, aber ſie bezeigten ihm im Gegentheil wohlwollendere Bemühung.

Bildung iſt die Richtung, welche Erziehung, Erfahrung und Uebung unſerm Geiſte gegeben haben.

Verwandtſchaften und Freunde ſind die Schule der Geduld, und geben uns lehrreiche Erfahrungen an die Hand, womit wir in der fremden Menſchenwelt auftreten und handeln ſollen.

Ein zwar wenig geachteter, aber doch ſichrer Vorzug des Aufenthaltes in einer großen Stadt iſt es, daß man verborgner ſeyn, alſo ſtiller leben kann als in einer kleinen.

Es iſt ſelten der Klugheit gemäß, den Knaben die Wahl ihres Berufes ſelbſt zu überlaſſen, wofern nicht ein ausgezeichnetes unverkennbares Talent vorhanden iſt. Die Eltern ſollen die Anlage ihrer Kinder beſſer kennen als ſie ſelbſt, und deutlicher unterſcheiden können zwiſchen vorübergehender Neigung und beharrlicher Fähigkeit. Das jugendliche Gemüth wird gewöhnlich durch ſinnliche Eindrücke geſtimmt, und die meiſten Knaben pflegen den Beruf oder das Handwerk eines Mannes, den ſie gerade in einem vortheilhaften oder behaglichen Lichte erblicken, ſogleich für einen Gegenſtand der Wählbarkeit anzuſehen.

Scherz iſt nicht ſelten, aber Geſchmack im Scherz iſt ſelten.

Geſchmack iſt: die Kraft das Schöne würdig zu behandeln.

Die Liebe vergleicht nicht.

Wie oft geſchieht es nicht, daß man über der Beſchäftigung mit den Mitteln den Zweck aus den Augen verliert!

Baue im werkthätigen Leben nicht auf ein poetiſches Fundament.

Jeder Hausvater, der eine große Sammlung, ſey es von was es wolle, anlegt, iſt ein Thor. Frau und Kinder ſeufzen ſchon bei Lebzeiten über ſeine Neigung, und nach ſeinem Tode liegt ihnen die läſtige Sammlung wie ein Stein auf dem Hals.

Man muß zu Hauſe ſeinem Zorn keinen ſtärkern Ausbruch geſtatten, als man es in der beſten Geſellſchaft thäte; denn warum ſollte man weniger Achtung gegen die Seinigen al gegen die Fremden haben?

Biſt du im Begriff, einen Menſchen durch Spott lächerlic zu machen, ſo denke an die Seinigen zu Hauſe, wie ihn di lieb haben, und ſich liebreich betrüben, wenn ihm was Leide widerfährt, ſo wird dir der Pfeil des Spottes aus der Han fallen, und du wirſt erkennen, wenn auch des Menſchen Thorhei Spott verdient, ſo verdiene doch die Liebe der Seinigen Schonung

Es gibt Bücher, die beim erſten Blick Geiſt zu verrathe ſcheinen, im Grunde aber leerer oberflächlicher Schaum ſind Witz ohne Verſtand, Empfindſamkeit ohne Liebe, Vielwiſſere ohne Gelehrſamkeit, Weltton ohne Geſchmack: **In toto nihil.**

Freundlicher Ernſt, welch' eine nothwendige Haustugend!

Hebel.

Vier Erzählungen.

1811 ff.)

1. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten und Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern, und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Betten, wie jener reiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, alſo, daß man bei ihm nie recht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und wo das Nachteſſen anfing. Nach dem Nachteſſen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere.

Alle Aerzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eier ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, ſondern ſagte: Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der ſey ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, ſondern Mäßigkeit und Bewegung und ſagte: Wart, dich will ich bald kurirt haben. Deßwegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen ſchlimmen Umſtand, doch wird euch zu helfen ſeyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erſte ſo dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen, ſonſt ſchüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft ihr nicht mehr eſſen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr eſſet, davon wird nur der Lindwurm größer, alſo daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumeſſen, aber der Schreiner. Dieß mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgen wollt, ſo hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer ſchreien. Thut was ihr wollt!“ Als der Patient ſo mit ihm reden hörte, ließ er ſich ſogleich den andern Morgen die Stiefel ſalben und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den erſten Tag ging es ſo langſam, daß wohl eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſeyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel ſchon lange nimmer ſo lieblich geſungen hätten wie heut, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Feld ſo roth, und alle Leute, die ihm begegneten, ſahen ſo freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's ſchöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte: „Ich hätte können zu keiner ungeſchicktern Zeit geſund werden als jetzt, wo ich zum Doktor ſoll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwaſſer lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und ſagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt.“ Da ſagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr ſo geſund ſeyd wie ich, ſo ſoll's mich freuen.“ Der Doktor ſagte: „Das hat euch ein guter Geiſt gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm iſt jetzt abgeſtanden. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz ſägen, das Niemand ſieht, und nicht mehr eſſen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausſchlupfen, ſo könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling ſagte: „Herr Doktor, ihr ſeyd ein feiner Kauz, und ich verſteh' euch wohl,“ und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fiſch im Waſſer ſo geſund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geſchickt.

2. Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiſer Joſeph war ein weiſer und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wiſſen, wie er einmal der Doktor geweſen iſt, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau ſagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, ſonſt kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum erſten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien koſtet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langſam der Kaiſer in einer offenen Kutſche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiſer iſt, und dachte: Ich will's verſuchen. „Gnädiger Herr,“ ſagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden ſchenken, ſeyd ſo barmherzig!“ Der Kaiſer dachte: Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, ſo brauch' ich nicht ſechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Gäſperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiſer. Das Büblein ſagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt ſey. Alſo gab ihm der Kaiſer den Gulden, und ließ ſich genau von ihm beſchreiben, wie ſeine Mutter heißt, und wo ſie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor ſpringt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle ſie doch nicht verlaſſen, fährt der Kaiſer zu ihrer Wohnung und verhüllt ſich ein wenig in ſeinen Mantel, alſo daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum anſah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es ſah recht leer und betrübt darin aus, meint ſie, es iſt der Doktor, und erzählt ihm ihren Umſtand, und wie ſie noch ſo arm dabei ſey, und ſich nicht pflegen könne. Der Kaiſer ſagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verſchreiben,“ und ſie ſagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug iſt. Alſo ſchrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke ſie es ſchicken müſſe, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tiſch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte ſich nicht wenig, als ſie hörte, er ſey auch der Doktor, und entſchuldigte ſich, es ſey ſchon ſo einer da geweſen und hab' ihr etwas verordnet, und ſie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und ſehen wollte, wer bei ihr geweſen ſey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erſtaunte er auch nicht wenig, und ſagte zu ihr: „Frau, ſagte er, ihr ſeyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran ſteht: Joſeph, wenn ihr ihn kennt. Ein ſolches Magenpflaſter und Herzſalbe und Augentroſt hätt' ich euch nicht verſchreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts ſagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anſtand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die ſie ſich jetzt verſchaffen konnte, ſtand ſie in wenig Tagen wieder auf geſunden Beinen. Alſo hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiſer die arme, und ſie lebt noch und hat ſich nachgehends wieder verheirathet.

---

3. Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte.

Verwichenen Herbſt fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, das ein ſchöner braver Ort iſt. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Roſſen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geſchichte, die ihm ſelber begegnet iſt.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiſte, kommt er auf den ſpäten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein ſauberes Schlößlein ſtand, und will übernacht bleiben. Der Wirth ſagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen einer gerichtet, und ſeyen ſchon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich ſchon hinein laſſen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth ſagt: „Manch ſchönes Bett, mit ſeidenen Umhängen, ſteht aufgeſchlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüſſel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr iſt ſchon vor einem Vierteljahr mit ſeiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reiſe gezogen, und ſeit der Zeit wüthen im Schlößlein die Geſpenſter. Der Schloßvogt und das Geſinde konnten nimmer bleiben; und wer ſeitdem in das Schlößlein gekommen iſt, der geht zum zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Geſpenſter hielt, und ſagt: Ich will's verſuchen. Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirth den Schlüſſel geben: und nachdem er ſich mit dem Nöthigen zu einem Geſpenſter-Beſuch verſehen hatte, ging er mit dem Bedienten, den er bei ſich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er ſich nicht aus, wollte auch nicht ſchlafen, ſondern abwarten was geſchieht. Zu dem Ende ſtellte er zwei brennende Lichter auf den Tiſch, legte ein paar geladene Piſtolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländiſchen Hausfreund, der in Goldpapier eingebunden an einem rothen ſeidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beſchaute die ſchönen Bilder. Lange wollte ſich nichts ſpüren laſſen. Aber als die Mitternacht im Kirchthum ſich rührte, und die Glocke 12 ſchlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen ſchlugen an die Fenſter, da klopfte es dreimal ſtark an die Thüre, und eine fürchterliche Geſtalt, mit ſchwarzen ſchielenden Augen, mit einer halbellenlangen Naſe, fletſchenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephiſtopheles. Willkommen in meinem Palaſt! und habt Ihr auch Abſchied genommen von Frau und Kind?" Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephiſtopheles mit fürchterlichen Grimaſſen und hoch gehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen ſchreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt iſt's einmal ſo, und ſtand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Piſtole entgegen, und ſprach: „Halt oder ich ſchieß!" Mit ſo etwas läßt ſonſt nicht jedes Geſpenſt ſich ſchrecken, denn wenn man auch ſchießen will, ſo geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geiſt, ſondern den Schützen. Aber Mephiſtopheles hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langſam um, und ging mit eben ſolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde ſah, daß dieſer Satan Reſpect vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt iſt keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Geſpenſt, das langſam einen Gang hinabſchritt, eben ſo langſam nach, und der Bediente ſprang, ſo ſchnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht ſeyn, als bei den Geiſtern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verſchwindet der Geiſt vor den Augen ſeines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär' er in den Boden geſunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu ſehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter ſeinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglaſt entgegen kam, und er glaubte ſelber, jetzt gehe es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeſchädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirdiſchen Gewölb. Aber ſechs kurioſe Geſellen ſtanden um ein Feuer herum, und der Mephiſtopheles war auch da. Allerlei wunderverbares Geräthe lag umher, und zwei Tiſche lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer ſchöner als der andere. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Geſellſchaft von Falſchmünzern, die alle Fleiſch und Bein hatten. Dieſe benutzten die Abweſenheit des Zwingherrn, legten in ſeinem Schloß ihre verborgenen Münzſtöcke an, und waren vermuthlich von ſeinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit ſie ihr heimlich Weſen ungeſtört und unbeſchrieen treiben konnten, fingen ſie den Geſpenſterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde ſo in Schrecken geſetzt, daß er zum Zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reiſende erſt Urſache, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorſtellungen des Wirths im Dorfe kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finſteres Gehalt geſchoben, und hörte wohl, wie ſie Kriegsrecht über ihn hielten und ſagten: „Es wird das Beſte ſeyn, wenn wir ihn umbringen.“ Aber Einer ſagte noch: „Wir müſſen ihn zuerſt verhören, wer er iſt, und wie er heißt, und wo er ſich herſchreibt.“ Als ſie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr ſey und nach Kopenhagen zum König reiſe, ſahen ſie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finſtern Gewölb war, ſagten ſie: „Jetzt ſteht die Sache ſchlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen iſt, und iſt nimmer herausgekommen, ſo kommen über Nacht die Huſaren, heben uns aus, und der Hanf iſt dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel koſtet.“ Alſo kündigten ſie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß ſie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben laſſen; und er mußte ihnen auf den Eid hin ſagen, wo er wohne. Er ſagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach ſchenkten ſie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er ſchaute ihnen zu, wie ſie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinabſchien, und auf der Straße die

Geißeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abſchied von den nächtlichen Geſellen, bedankte ſich für die gute Bewirthung, und ging mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er ſeine Uhr und ſeine Tabackspfeiſe und die Piſtolen habe liegen laſſen. Der Wirth ſagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder ſehe. ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Wie iſt es Euch gegangen?" Aber der Reiſende dachte: Ein Eid iſt ein Eid, und um ſein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deßwegen ſagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, ſo lief Alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte ſelber faſt nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam auf der Poſt ein Kiſtlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Piſtolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit koſtbaren Demant-Steinen beſetzt, eine türkiſche Tabackspfeiſe mit einer goldenen Kette daran, und eine ſeidene mit Gold geſtickte Tabacksblaſe, und ein Brieflein drin. In dem Brieflein ſtand: „Dieß ſchicken wir Euch für den Schrecken, den Ihr bei uns ausgeſtanden, und zum Dank für Euere Verſchwiegenheit. Jetzt iſt Alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt." Deßwegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und ſchaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und ſind ihm hernach im Storchen zu Baſel von einem franzöſiſchen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden, aber er hat ſie nicht drum geben.

4. Unverhofftes Wiederſehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann ſeine junge hübſche Braut und ſagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unſere Liebe von des

Prieſters Hand geſegnet. Dann ſind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Neſtlein.“ — „Und Friede und Liebe ſoll darin wohnen,“ ſagte die ſchöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du biſt mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab ſeyn als an einem andern Ort.“ Als ſie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum Zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun Jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum dieſe Perſonen nicht möchten ehelich zuſammen kommen,“ da meldete ſich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in ſeiner ſchwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat ſein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenſter, und ſagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und ſie ſaumte vergeblich ſelbigen Morgen ein ſchwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, ſondern als er nimmer kam, legte ſie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdeſſen wurde die Stadt Liſſabon in Portugal durch ein Erdbeben zerſtört, und der ſiebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiſer Franz der Erſte ſtarb, und der Jeſuitenorden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiſerin Maria Thereſia ſtarb, und der Struenſee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken ſchloſſen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiſer Joſeph ſtarb auch. Der König Guſtav von Schweden eroberte ruſſiſch Finnland, und die franzöſiſche Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiſer Leopold der Zweite ging auch in's Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute ſäeten und ſchnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdiſchen Werkſtatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwiſchen zwei Schachten eine

Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben ſie aus dem Schutt und Vitriolwaſſer den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eiſenvitriol durchdrungen, ſonſt aber unverweſt und unverändert war; alſo daß man ſeine Geſichtszüge und ſein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erſt vor einer Stunde geſtorben, oder ein wenig eingeſchlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren ſchon lange todt, kein Menſch wollte den ſchlafenden Jüngling kennen oder etwas von ſeinem Unglück wiſſen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zuſammengeſchrumpft kam ſie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz ſank ſie auf die geliebte Leiche nieder, und erſt als ſie ſich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es iſt mein Verlobter," ſagte ſie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal ſehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit iſt er unter die Erde gegangen und nimmer herauf gekommen." Da wurden die Gemüther aller Umſtehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als ſie ſahen die ehemalige Braut jetzt in der Geſtalt des hingewelkten kraftloſen Alters und den Bräutigam noch in ſeiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Bruſt nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie ſie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ein Grab gerüſtet ſey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüſtet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, ſchloß ſie ein Käſtlein auf, legte ſie ihm das ſchwarzſeidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag ſeiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof in's Grab legte, ſagte ſie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag.“ — „Was die Erde Einmal wieder gegeben hat, wird ſie zum Zweitenmal auch nicht behalten,“ ſagte ſie, als ſie fortging, und noch einmal umſchaute.

Heeren.

I. Die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber.

(1822.)

Bereits ein großer Geſchichtſchreiber des Alterthums macht die Bemerkung, es ſey nicht weniger ſchwer, die Geſchichte zu ſchreiben, als durch Thaten ſich zu verherrlichen. In dieſem Ausſpruch des Schriftſtellers liegt tiefe Wahrheit, welche die Erfahrung längſt beſtätigt hat. In der That iſt es auffallend, wie gering die Anzahl bleibt, wenn man diejenigen Geſchichtſchreiber zuſammenzählt, welchen die Stimme der Jahrhunderte einen Platz unter denen vom erſten Range eingeräumt hat. Wenn man zu den drei großen griechiſchen Hiſtorikern, die uns noch erhalten ſind, Ephorus und Theopomp hinzufügt, bleiben kaum noch Andere übrig, welche das Alterthum neben dieſen genannt hätte. Noch beſchränkter war dieſer Kreis bei den Römern. Und wenn wir unſere Blicke auf dasjenige Volk der neuern Zeit richten, dem in Beziehung auf die Geſchichtſchreibekunſt der erſte Platz gebührt, ſtehet nicht auch hier die Dreizahl ſeiner hiſtoriſchen Claſſiker unerreicht von den übrigen da; während die Weſtminſter-Abtei ganze Reihen von Monumenten ſeiner Helden, ſeiner Staatsmänner, ſeiner Weltweiſen und Dichter in ſich ſchließt?

Dieſe Erſcheinung wird um ſo befremdender, wenn man die zahlreichen Schaaren derer überſieht, welche den hiſtoriſchen Studien einen ſo großen Theil ihres Lebens, in manchen Rückſichten nicht ohne glücklichen Erfolg, widmeten. Wie ſchwer man ſich auch die Geſchichtſchreibekunſt denken mag, ſo bleibt doch immer die Frage übrig: was ſie denn eigentlich in einem ſolchen Maaße erſchwert, daß von den Hunderten, die nach dem Kranze rangen, kaum einzelne ihn errungen haben?

Die Antwort auf dieſe Frage liegt großentheils ſchon in der Entwicklung des Begriffs der Geſchichte ſelbſt. Sie iſt die Erzählung vergangener Begebenheiten, aber vergangener Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange. Die Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umfange, was iſt ſie anders, als ein fortlaufendes Gewebe von Urſachen und Wirkungen, wo die Wirkungen wieder die Urſachen neuer Wirkungen werden? Die Entwicklung dieſes unermeßlichen Gewebes, ſey es im Ganzen, ſey es in einzelnen Theilen, iſt die Aufgabe für den Geſchichtſchreiber.

So tritt ſofort der Unterſchied zwiſchen dem Geſchichtſchreiber und dem bloßen Geſchichtforſcher hervor. Das Ziel des letztern iſt die Erforſchung einzelner Thatſachen; das Ziel des erſtern die Darlegung des Zuſammenhangs, in dem dieſe Thatſachen als Urſachen und Wirkungen unter einander ſtehen, in einer würdigen, den Gegenſtänden angemeſſenen Erzählung.

Die Erforſchung des Zuſammenhangs der Begebenheiten ſetzt alſo die Enthüllung der Urſachen voraus, durch welche die Begebenheiten in die Wirklichkeit traten. Wie ſchwer, ja, wie unmöglich vielleicht die Auflöſung dieſer Aufgabe iſt, wird aber erſt deutlich, wenn wir die Natur dieſer Urſachen weiter entwickeln. Sie ſind theils äußere, theils innere. Inwiefern das Zuſammenwirken äußerer Urſachen eine Begebenheit in die Wirklichkeit rief, läßt ſich vielleicht zeigen; allein iſt dieſes auch bei den innern möglich? Dieſe innern Urſachen liegen in dem Gemüth und in dem Charakter der handelnden Perſonen; es ſind die innern Beweggründe, welche ſie zum Handeln trieben. Ihre volle Darlegung würde alſo eine vollſtändige Kenntniß der handelnden Perſonen erfordern. Wer getraut es ſich, dieſe von ſeinen Zeitgenoſſen, ja, ſelbſt von ſeinen Bekannten ſich beizulegen? Der Geſchichtſchreiber aber hat gewöhnlich von Perſonen zu reden, die längſt nicht mehr ſind; die er ſelber nur aus Nachrichten kennt, welche ihrer Natur nach unvollkommen bleiben müſſen.

Aber wie ſehr auch dieſe Geſtändniſſe den Hiſtoriker demüthigen werden, ſo reichen ſie doch nicht hin, ihm gänzlich das Zutrauen zu ſich ſelbſt und mit dieſem das Gefühl ſeines Werths und ſeiner Würde zu rauben. Er wird es ſich ſelber geſtehen, daß das vollſtändige Erforſchen der Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange weit über ſeine Kräfte, ja weit über die Kräfte jedes menſchlichen Weſens gehe; er wird alſo das ihm vorgeſteckte Ziel als ihm unerreichbar erkennen; aber er wird es ſich doch auch geſtehen dürfen, daß er ihm ſich nähern, mehr oder weniger ſich nähern kann; *und daß eben dieſes Annähern Geſchichte ſchreiben heißt.*

Zwiſchen dem bloßen Erforſcher von Thatſachen alſo und dem Geſchichtſchreiber in dieſem höhern Sinn iſt noch eine weite Kluft befeſtigt. Nicht der Fleiß, nicht die Beurtheilungskraft allein ſind es, die den letzten bilden; es gehört dazu ein nicht gewöhnliches Maaß faſt aller Seelenkräfte, und was die Hauptſache iſt, ein gewiſſes richtiges Verhältniß, in welchem dieſe Kräfte gegen einander ſtehen.

Der Geſchichtſchreiber, der dieſen Namen verdient, iſt nicht bloßer Wiedererzähler von dem, was ihm erzählt iſt; er iſt eben ſo wenig Dichter; aber er ſteht zwiſchen beiden in der Mitte, und bedarf in einem gewiſſen Grade das Talent des letztern wie des erſtern. Er bedarf der *Phantaſie*; denn er ſoll die Begebenheiten auf eine ihrer würdige Weiſe, das heißt er ſoll ſie darſtellend erzählen; und was iſt Darſtellung ohne Phantaſie? Er kommt alſo darin mit dem Dichter überein; aber die Gränzlinie zwiſchen der Phantaſie des Geſchichtſchreibers und des Dichters bleibt deßhalb doch beſtimmt gezogen. Das Gebiet des Geſchichtſchreibers iſt die Wirklichkeit; das Werk *ſeiner* Phantaſie iſt die Wahrheit der Darſtellung des Wirklichen. Das Gebiet des Dichters geht weit darüber hinaus; es iſt das des Wahrſcheinlichen oder des als möglich Gedachten.

Indem er in dieſes uns führt, indem ſeine Phantaſie uns dieſes als wirklich darzuſtellen weiß, zeigt er ſich uns als Dichter. — Der Geſchichtſchreiber bedarf aber nicht weniger der Beurtheilungskraft, des Scharfſinns und des Verſtandes; weil ohne dieſe die Kritik der Thatſachen und die Auffindung der Verknüpfung derſelben unmöglich wäre. Aber die Urtheilskraft des Geſchichtſchreibers hat darin wieder etwas Eigenthümliches, daß die Phantaſie auf ihre Wirkſamkeit einen Einfluß äußern muß. Denn jenes Verknüpfen der Thatſachen iſt ganz unmöglich ohne Phantaſie, iſt zur Hälfte ihr Werk. Es iſt eine der wahrſten Bemerkungen eines neuern Schriftſtellers, daß der innere Zuſammenhang der Geſchichte ſich keineswegs immer klar nachweiſen, daß er großentheils ſich nur ahnden läßt, ohne daß deßhalb die Wahrheit der Geſchichte, die ſie für menſchliche, das heißt für ſehr beſchränkte Weſen, haben kann, verſchwindet. Die geſchichtliche Wahrheit in ihrem vollen Glanze zu ſehen, iſt ſo gut einem künftigen höhern Daſeyn aufbehalten (ſo weit ſie uns dann noch intereſſiren mag), als die philoſophiſche. Wer daraus folgern will, daß Philoſophie und Geſchichte Nichts ſeyen, verkennt die Gränzen der menſchlichen Erkenntniß und die Zwecke unſers Forſchens.

Aber neben der richtigen Beurtheilung des Wahren und neben der Phantaſie bedarf der Geſchichtſchreiber nicht weniger einer andern Geiſteskraft, die in der engſten Verbindung mit ſeiner moraliſchen Natur ſteht, des Gemüths. Ohne Gemüth hat es nie einen großen Geſchichtſchreiber gegeben, und wird es nie einen geben. Unter dem Gemüth verſtehen wir das lebendige Gefühl für alles Menſchliche, mag es die Menſchheit im Ganzen oder im Einzelnen betreffen. Aus dieſem Gefühl geht die Theilnahme für dieſes Menſchliche hervor; in ihr äußert es ſich durch das Mitgefühl für alles die menſchliche Natur Veredelnde, das Gute ſowohl als das Große, und durch den Widerwillen gegen das, was damit im Widerſpruche ſteht. Der Geſchichtſchreiber, welchen Stoff er ſich auch zu behandeln wählt, behandelt menſchliche Angelegenheiten und Verhältniſſe; was iſt er ohne jenes Gefühl für das Menſchliche? Denn aus dieſem Gefühl geht auch bei ihm die Theilnahme an ſeinem Stoff hervor, und ohne dieſe Theilnahme bleibt ſein Werk, und wäre es noch ſo gelehrt und noch ſo richtig und noch ſo ſchön geſchrieben, ein todtes Werk.

Dieſe Theilnahme an ſeinem Stoff iſt es, welche wir die Begeiſterung des Hiſtorikers nennen; ſie wird ſteigen und ſinken, je nachdem der Stoff ſein Gemüth mehr oder weniger aufregt. Der Geſchichtſchreiber hat alſo ſo gut ſeine Begeiſterung, wie der Dichter ſie hat; Tacitus ſo gut wie Virgil; aber ſie ſind ſehr von einander verſchieden, denn ſie fließen aus verſchiedenen Quellen. Die Quelle der Begeiſterung des Dichters liegt in der Phantaſie, mithin nicht in der Wirklichkeit, ſondern in dem Wahrſcheinlichen. Die Quelle der Begeiſterung des Geſchichtſchreibers liegt in dem Gemüth, in der Theilnahme an dem Menſchlichen, mithin nicht in der Region des Wahrſcheinlichen oder Möglichen, ſondern in der ihm eigenen Region des Wirklichen. Und auf dieſe Weiſe trägt der Geſchichtſchreiber ſein eigenes Ich in den Stoff hinüber, den er bearbeitet; er muß dieß thun, weil er ihn ſonſt gar nicht würdig bearbeiten könnte, und er darf dieß thun, denn weit entfernt, dadurch entſtellt zu werden, erhält vielmehr ſein Stoff diejenige Wahrheit, welche wir die menſchliche Wahrheit genannt haben.

Ganz anders lauten freylich die Forderungen unſerer meiſten hiſtoriſchen Kritiker, welche man oft und unter mancherley Formen wiederholt findet. Der Hiſtoriker ſoll, ſo ſagt man, ſich ſelber gleichſam ausziehen, ſich ſelber vergeſſen, um nur wahr zu ſeyn. Nur Facta verlange man von ihm. Alles übrige ſey nur Raiſonnement, und für dieſes, wie man zu ſagen beliebt, wolle man ſchon ſelbſt ſorgen. — Aber entſteht nicht ſofort die Frage: ob denn jene Wahrheit, die man verlangt, ohne Raiſonnement gegeben werden kann? Setzt das Erforſchen des Zuſammenhangs der Begebenheiten nicht diejenige Thätigkeit des Geiſtes voraus, aus welcher das Raiſonnement hervorgeht? Strebt denn der Geſchichtforſcher nicht hier nach Wahrheit, und erfüllt er nicht ſeine Pflicht, wenn er dieſe uns nach ſeiner beſten Einſicht giebt? Und — damit wir es nur gerade heraus ſagen, — liegt nicht bei jener Forderung der ungeheure Dünkel zum Grunde, als wenn Alles, was große Geiſter bisher über die Geſchichte gedacht haben, etwas ganz Werthloſes, wenigſtens etwas ganz Ueberflüſſiges ſey, deſſen man leicht entbehre, weil man es ſich ſelber eben ſo gut oder noch beſſer ſchaffen könne?

„Mit der nackten Abſonderung des wirklich Geſchehenen," ſagt derſelbe berühmte Schriftſteller,[*] auf den ich mich ſchon früher berief, und deſſen Worte ich mir zu eigen mache, weil ſie mir wie aus dem Innerſten geſchrieben ſind, „iſt noch kaum das Gerippe der Begebenheiten gewonnen. Was man durch ſie erhält, iſt die nothwendigſte Grundlage der Geſchichte, der Stoff zu derſelben, nicht die Geſchichte ſelbſt. Dabei ſtehen bleiben, hieße die eigentliche innere, in dem urſachlichen Zuſammenhange gegründete Wahrheit einer äußern buchſtäblichen, ſcheinbaren aufopfern, gewiſſen Irrthum wählen, um noch ungewiſſer Gefahr des Irrthums zu entgehen. — Zwei Wege alſo (fährt derſelbe bald nachher fort) müſſen zugleich eingeſchlagen werden, ſich der hiſtoriſchen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteiloſe, kritiſche Ergründung des Geſchehenen und das Verbinden des Erforſchten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem erſten dieſer Wege folgt, verfehlt das Weſen der Wahrheit ſelbſt; wer dagegen dieſen über den zweiten vernachläſſigt, läuft Gefahr, ſie im Einzelnen zu verfälſchen."

Es gehört alſo zum Geſchichtſchreiber wohl etwas mehr, als jene Art des Quellenſtudiums, womit unſere Compilatoren ſich ſo oft zu brüſten pflegen. Wer wird — und wen kann man deßhalb wohl weniger im Verdacht haben, als den Verfaſſer dieſer Blätter? — die Wichtigkeit, die Nothwendigkeit des Quellenſtudiums herabſetzen oder gar läugnen? Aber wenn jenes

[*] Wilh. von Humboldt, über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers.

Quellenſtudium keine weitere Früchte tragen ſoll, als die Facta wieder zu geben, die man in ihnen gefunden hat; wenn die, welche ſich darauf beſchränken, ſchon ſich große Geſchichtſchreiber dünken, ja wohl mit ſtolzem Blick auf diejenigen herabſehen, die meinen, daß es damit noch nicht geſchehen ſey, und einen andern Maaßſtab als die größere oder geringere Vollſtändigkeit der Compilation für ein hiſtoriſches Werk haben, ſo bedarf es freilich nicht viel mehr, als eines mäßigen Fleißes und einer mäßigen Gelehrſamkeit, die hiſtoriſche Palme zu erringen.

II. Der Handel der alten und der neuen Welt.

(1793 und 1824.)

Die Einrichtung des alten Handels war im Ganzen genommen um Vieles *einfacher*, als die des neuern; da die meiſten der künſtlichen Einrichtungen noch nicht vorhanden waren. ohne welche der neuere Handel jetzt nicht würde beſtehen können. Sein Zweck im Ganzen blieb beſchränkt auf die Stillung gewiſſer Bedürfniſſe, mochten es nun Bedürfniſſe der Nothwendigkeit oder des Luxus ſeyn. Der Kaufmann, der ſie herbeiſchaffte, ſuchte ſie theurer zu verkaufen oder zu vertauſchen, als er ſie eingekauft oder eingetauſcht hatte, beſonders wenn ſie durch ſeine Induſtrie veredelt waren. Auf dieſe Weiſe bereicherte er ſich; aber über dieſen Kreis gingen auch ſeine Spekulationen nicht hinaus. Der Handel des Alterthums blieb alſo ſeinem Hauptcharakter nach *Waarenhandel*. In vielen, vielleicht, wenigſtens im höheren Alterthum, in den meiſten Fällen wurden dieſe Waaren gegen andere eingetauſcht; wo aber auch edle Metalle als Maaßſtab des Werths gebraucht wurden, geſchah es gewiß mehr nach dem Gewicht, als nach dem Gepräge. Wir wiſſen von den Phöniziern, den Perſern und andern Völkern, daß ſie Geld *prägten*; wir wiſſen auch von einigen Geldarten, daß ſie auch in fremden Ländern im Umlauf waren, wie die Dariken bei den Griechen; aber wie weit dieß im Ganzen der

Fall war, darüber ſind wir faſt gar nicht unterrichtet. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der Geldhandel, der einen Hauptzweig des neuern Handels ausmacht, im Alterthum zwar nicht gänzlich unbekannt, aber doch in ſeiner Kindheit blieb. In den großen Städten, wie in Athen, Rom, Alexandrien und andern, wo ein beſtändiger Zuſammenfluß von Fremden war, mußte zwar auch Geldumſatz ſtattfinden, und es gab Wechsler, die ſich damit beſchäftigten; aber ſo lange es noch keine Wechſel gab, konnte jener Geldumſatz kein Hauptzweig des Handels werden. Die Spuren, die man in ein paar Stellen alter Schriftſteller zu finden glaubt, ſind zweifelhaft und deuten ſchwerlich auf etwas Weiteres, als auf bloße Anweiſungen. Daß dergleichen häufig auf einen Dritten ausgeſtellt wurden, war natürlich; allein man kannte die Kunſt noch nicht, dieſe durch eine weitere Cirkulation wieder zu Gegenſtänden des Handels zu machen. Der Geldhandel im Großen, wie er gegenwärtig iſt, ſteht außerdem in einer zu genauen Verbindung mit dem öffentlichen Kredit der Staaten, beſonders der großen Handelsſtaaten, und iſt erſt eine Folge der Kunſt geweſen, auf die der menſchliche Geiſt vielleicht am meiſten raffinirt hat, öffentliche Schulden auf die möglichſt vortheilhafte Art zu machen und wieder abzutragen. Dieſe Kunſt blieb unbekannt in der alten Welt, weil ſie überflüſſig war. Die damals ſo viel geringern Staatsausgaben wurden entweder durch aufgelegte Tribute beſtritten, oder auch in außerordentlichen Fällen, wenigſtens in Freiſtaaten, durch freiwillige Anleihen von Bürgern, die man zurückzahlte, aber die kein Gegenſtand einer kaufmänniſchen Spekulation werden konnten. Der eigentliche Wechſelhandel aber ſetzt ein Wechſelrecht voraus, und kann ſchwerlich ohne regelmäßig eingerichtete Poſten beſtehen, weil Alles dabei auf eine ſichere, ſchnelle und häufige Correſpondenz ankommt. Es iſt zwar ſehr verkehrt, wenn man eine plötzliche Aufhebung unſerer Poſteinrichtungen annimmt, und aus der Stockung, die alsdann entſtehen müßte, auf die geringe Lebhaftigkeit des alten Handels zurückſchließen will (denn die Aufhebung einer ſchon beſtehenden Einrichtung iſt immer mit weit größeren Unbequemlichkeiten verbunden, als ihr gänzlicher Mangel, wo ſich von ſelbſt andere Erſatzmittel zu finden pflegen); aber daß gewiſſe Zweige unſers Handels lediglich von den Poſteinrichtungen abhangen und durch ſie erſt möglich geworden ſind, bleibt darum nicht minder eine ausgemachte Sache.

Die größere Einfachheit des alten Handels, indem er nur im Kauf und Verkauf der Waaren beſtand, zeigt ſich auch darin, daß nicht ſo viele und ſo verſchiedene Klaſſen von Theilnehmern dabei beſchäftigt waren, wie gegenwärtig. Zwar muß man auch hier nicht zu abſprechend in ſeinen Behauptungen ſeyn. Wer kann uns noch mit Gewißheit darüber belehren, wie es in einem großen phönizischen oder carthagiſchen Handelshauſe ausſah? Daß in den großen Handelsländern der Handel auch außer den eigentlichen Kaufleuten eine große Menge von Menſchen, von Zwiſchenhändlern u. ſ. w. beſchäftigte, ſieht man an mehreren Beiſpielen, wie z. B. der Kaſte der Dollmetſcher oder Mäckler in Aegypten; und überhaupt bürgt uns die Unveränderlichkeit der Sitten und des ganzen geſellſchaftlichen Lebens im Orient wohl dafür, daß auch die Einrichtungen des Handels ſich hier wenig geändert haben. Die Verſchiedenheit findet ſich alſo nur hauptſächlich zwiſchen der Form des jetzigen und des alten europäiſchen Handels. Wahrſcheinlich indeß brachten es doch die damaligen Verhältniſſe auch im Orient mit ſich, daß der Kaufmann weniger durch Andere in der Ferne ſeine Geſchäfte beſorgen laſſen konnte; daß er ſelber Reiſen machen mußte, um den Einkauf zu betreiben, beſonders bei den Ländern jenſeit des Weltmeeres, wie Spanien und andere, die von ungebildeten Völkern bewohnt wurden, daß er alſo auch zugleich meiſt Eigenthümer und Führer ſeines Schiffes war; wiewohl doch auch dieſes Alles häufige Ausnahmen gehabt haben mag. Der Commiſſionshandel konnte aber im Alterthum nicht die Form haben, die er gegenwärtig hat, weil dieſe auch zu ſehr von unſern Poſteinrichtungen abhängt.

Auch die Gegenſtände des alten Handels waren ohne Zweifel um Vieles beſchränkter, da man nicht nur manche Produkte entweder gar nicht kannte oder doch nicht gebrauchte, ſondern auch, wie bereits aus dem Obigen erhellt, die damalige Art des Transports es unmöglich machte, daß ſie wichtige Gegenſtände des Landhandels werden konnten.

In die Klaſſe dieſer Gegenſtände gehört ſchon zuerſt die nothwendigſte aller Waaren, das Getreide. Wenn gleich daſſelbe von dem Landhandel nicht gänzlich ausgeſchloſſen blieb, ſo laſſen ſich doch von demſelben keine große Vorräthe auf große Entfernungen auf dieſem Wege fortſchaffen. Der Getreidehandel im Großen iſt vielmehr nothwendig an die Schifffahrt geknüpft, und beſchränkte ſich daher auch im Alterthum meiſt auf die Länder um das Mittelmeer und ſchwarze Meer und vielleicht den arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen. Eben die Länder, die noch jetzt hier die reichen Getreideländer ſind, die Küſten der Barbarei und Aegypten, waren es gleichfalls nicht nur damals, ſondern wegen ihrer höhern Kultur auch in einem viel höhern Grade. Wer weiß nicht, daß Rom von dort aus und von Sicilien ſeine Vorräthe erhielt?

Noch größern Schwierigkeiten bei dem Landtransport iſt der Wein ausgeſetzt, der, ſo wie alle flüſſigen Waaren, nicht leicht auf Laſtthieren, ſondern nur auf Wagen fortgeſchafft werden kann, die aber nie in das Gefolge einer Karavane kommen können, weil es ſo oft an gebahnten Heerſtraßen fehlt. Außerdem aber gab es noch andere Urſachen, welche dem Weinhandel im Alterthum eine andere Geſtalt geben mußten. Die Länder des weſtlichen Europa's, die jetzt beinahe ausſchließend die Weine hervorbringen, mit denen auswärtiger großer Verkehr getrieben wird, erzeugten damals wenige oder gar keine. Ueberhaupt aber konnte der Handel mit denſelben — einige Ausnahmen abgerechnet — nicht ſo beträchtlich ſeyn, weil die Bewohner derjenigen Länder, die ſelber keine Weine hervorbrachten, ſich dieſes Getränks noch viel weniger bedienten, ſtatt daß gegenwärtig gerade der umgekehrte Fall ſtattfindet. Jedes Land erzeugte und verbrauchte vielmehr damals ſeine eigenen Weine, und der Bau derſelben konnte um ſo viel beträchtlicher ſeyn, da es keine Religion damals gab, die, ſo wie jetzt die Muhamedaniſche, ihren Bekennern den Gebrauch dieſes Getränks unterſagte.

Als Gegenſtand des Handels war das Oel im Alterthum von größerer Wichtigkeit. Es konnte beſſer verfahren werden, weil es den Transport beſſer erträgt, als manche Weinarten, und war, da man Butter in den ſüdlichen Ländern wenig kennt, im allgemeinen Gebrauch. Im übrigen hat der Bau deſſelben ſich wenig verändert; die Gegenden, die es damals erzeugten, erzeugen es noch allein; Sicilien und das ſüdliche Italien verdanken dem Handel damit einen nicht geringen Theil ihres Reichthums.

Viel weniger Schwierigkeiten dagegen war der Transport aller derjenigen Waaren unterworfen, die zur Bekleidung dienen, wenn gleich das rohe Material nicht in ſolchen Quantitäten als jetzt verführt werden konnte. Die am meiſten geſchätzten Stoffe, die Seide, die Baumwolle und die feine Wolle, waren nur dem Orient eigen, und die folgenden Unterſuchungen werden es deutlicher zeigen, in welchem vorzüglichen Grade dieſe Waaren Hauptgegenſtände des Landhandels waren.

Die koſtbaren Produkte endlich des Orients, Gewürze und Räuchwerke, die in unermeßlicher Menge bei den Opfern verbraucht wurden, ſtrömten aus Arabien und Indien auf mannigfaltigen Wegen dem Occident zu.

J. G. Fichte.

Schlußrede an die Deutſchen.

(1808.)

Die Reden, welche ich hierdurch beſchließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächſt an Sie gerichtet, aber ſie haben im Auge gehabt die ganze deutſche Nation, und ſie haben in ihrer Abſicht alles, was, ſo weit die deutſche Zunge reicht, fähig wäre, dieſelben zu verſtehen, um ſich herum verſammelt, in den Raum, in dem Sie ſichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Bruſt, die hier unter meinem Auge geſchlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme, und das Leben ergreiſe, ſo iſt es nicht meine Abſicht, daß dieſe allein und einſam bleiben, ſondern ich möchte, über den ganzen gemeinſamen Boden hinweg, ähnliche Geſinnungen und Entſchlüſſe zu ihnen ſammlen, und an die ihrigen anknüpfen, ſo daß über den vaterländiſchen Boden hinweg, bis an deſſen ferneſte Gränzen, aus dieſem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zuſammenhängende Flamme vaterländiſcher Denkart ſich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müſſiger Ohren und Augen haben ſie ſich dieſem Zeitalter beſtimmt, ſondern ich will endlich einmal wiſſen, und jeder Gleichgeſinnte ſoll es mit mir wiſſen, ob auch außer uns etwas iſt, das unſerer Denkart verwandt iſt. Jeder Deutſche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu ſeyn, der groß und edel von ihr denkt, auf ſie hofft, für ſie wagt, duldet und trägt, ſoll endlich herausgeriſſen werden aus der Unſicherheit ſeines Glaubens; er ſoll klar ſehen, ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer ſey, er ſoll von nun an, entweder mit ſicherem und freudigen Bewußtſeyn ſeinen Weg fortſetzen, oder mit rüſtiger Entſchloſſenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und ſich allein mit dem himmliſchen tröſten. Ihnen, nicht als dieſen und dieſen Perſonen in unſerm täglichen und beſchränkten Leben, ſondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge, der ganzen Nation, rufen dieſe Reden alſo zu:

Es ſind Jahrhunderte herabgeſunken, ſeitdem ihr nicht alſo zuſammen berufen worden ſeyd, wie heute; in ſolcher Anzahl; in einer ſo großen, ſo dringenden, ſo gemeinſchaftlichen Angelegenheit; ſo durchaus als Nation, und Deutſche. Auch wird es euch niemals wiederum alſo geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf, und gehet in euch, laſſet ihr auch dieſe Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorüber gehen, ſo wird kein Menſch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal beſinnt euch. Geht nur dieſesmal nicht von der Stelle, ohne einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben; und jedweder, der dieſe Stimme vernimmt, faſſe dieſen Entſchluß bei ſich ſelbſt, und für ſich ſelbſt, gleich als ob er allein da ſey, und alles allein thun müſſe.

Wenn recht viele einzelne ſo denken, ſo wird bald ein großes Ganzes daſtehen, das in eine einige eng verbundene Kraft zuſammenfließe. Wenn dagegen jedweder, ſich ſelbſt ausſchließend, auf die übrigen hofft, und den andern die Sache überläßt; ſo giebt es gar keine anderen, und alle zuſammen bleiben, ſo wie ſie vorher waren. — Faſſet ihn auf der Stelle, dieſen Entſchluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig ſchlafen und träumen, bis etwa die Beſſerung von ſelber komme. Sie wird niemals von ſelbſt kommen. Wer, nachdem er einmal das Geſtern verſäumt hat, das noch bequemer geweſen wäre zur Beſinnung, ſelbſt heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger, und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unſern elenden Zuſtand. Auch können die äußern Antriebe zur Beſinnung niemals ſtärker und dringender werden. Wen dieſe Gegenwart nicht aufregt, der hat ſicher alles Gefühl verloren. — Ihr ſeyd zuſammen berufen, einen letzten und feſten Entſchluß und Beſchluß zu faſſen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an Andere, ſondern zu einer Anmuthung an euch ſelber. Eine Entſchließung ſollt ihr faſſen, die jedweder nur durch ſich ſelbſt und in ſeiner eignen Perſon ausführen kann. Es reicht hiebei nicht hin, jenes müſſige Vorſatznehmen, jenes Wollen irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbeſcheiden, daß man ſich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von ſelber beſſer würde; ſondern es wird von euch gefordert ein ſolcher Entſchluß, der zugleich unmittelbar Leben ſey, und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele ſey.

Oder iſt vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein ſolcher in das Leben eingreifender Entſchluß allein hervorwachſen kann, völlig ausgerottet und verſchwunden? Iſt wirklich und in der That euer ganzes Weſen verdünnet, und zerfloſſen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut, und eigene Bewegkraft; und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Geſichter ſich erzeugen, und geſchäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erſtarrt daliegen bleibt? Es iſt dem Zeitalter ſeit langem unter die Augen geſagt, und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ohngefähr alſo von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur ſchmähen wolle, und haben ſich für aufgefordert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurück zu ſchmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im übrigen hat nicht die mindeſte Aenderung oder Beſſerung ſich ſpüren laſſen. Habt ihr es vernommen, iſt es fähig geweſen, euch zu entrüſten; nun, ſo ſtrafet doch diejenigen, die ſo von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge: zeiget euch anders vor aller Welt Augen, und jene ſind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwieſen. Vielleicht, daß ſie gerade in der Abſicht, von euch alſo widerlegt zu werden, und weil ſie an jedem andern Mittel, euch aufzuregen, verzweifelten, alſo hart von euch geredet haben. Wie viel beſſer hätten ſie es ſodann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch ſchmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe, und in der nichts achtenden Gedankenloſigkeit!

So ſchwach und ſo kraftlos ihr auch immer ſeyn möget, man hat in dieſer Zeit euch die klare und ruhige Beſinnung ſo leicht gemacht, als ſie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unſre Lage, in unſre Gedankenloſigkeit, in unſer blindes Gehenlaſſen uns ſtürzte, war die ſüße Selbſtzufriedenheit mit uns, und unſrer Weiſe da zu ſeyn. Es war bisher gegangen, und ging eben ſo fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, ſtatt einer andern Widerlegung, triumphirend unſer Daſeyn und Fortbeſtehen, das ſich ohne alles unſer Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe geſtellt wurden. Wir ſind ſeitdem durch ſie hindurch gegangen. Seit dieſer Zeit ſollten doch wohl die Täuſchungen, die Blendwerke, der falſche Troſt, durch die wir alle uns gegenſeitig verwirrten, zuſammen geſtürzt ſeyn? — Die angebornen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle ſich verbreiteten, und alle in dieſelbe Dämmerung einhüllen, ſollten doch wohl nun verſchwunden ſeyn? Jene Dämmerung hält nicht mehr unſre Augen; ſie kann uns aber auch nicht ferner zur Entſchuldigung dienen. Jetzt ſtehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, blos als das, was wir ſelbſt ſind. Jetzt muß es ſich zeigen, was dieſes Selbſt iſt, oder nicht iſt.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten, und mich fragen: was giebt gerade Dir, dem einzigen unter allen deutſchen Männern und Schriftſtellern, den beſondern Auftrag, Beruf, und das Vorrecht, uns zu verſammeln und auf uns einzudringen? hätte nicht jeder unter den tauſenden der Schriftſteller Deutſchlands, eben daſſelbe Recht dazu, wie du: von denen keiner es thut, ſondern du allein dich hervordrängſt? Ich antworte, daß allerdings jeder daſſelbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat; und daß ich ſchweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dieß war der erſte Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbeſſerung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerſt lebendig einſah; darum wurde ich der, der es zuerſt that. Es wird nach dieſem irgend ein anderer Schritt der zweite ſeyn; dieſen zu thun, haben jetzt alle daſſelbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erſte ſeyn, und wer es ſeyn kann, der ſey es eben!

Ohne Sorge über dieſen Umſtand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir ſchon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zuſtande Deutſchland ſeyn würde, und in welchem die Welt, wenn das erſtere das Glück ſeiner Lage zu benutzen, und ſeinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehro ſind; und laſſet euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edlen hiebei erfaſſen muß. Kehret dann zurück zu euch ſelbſt, und ſehet, daß Ihr es ſeyd, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt losſprechen, von deren Augen ſie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulaßt; daß es Euch verliehen iſt, wie keinem Geſchlechte vor Euch, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwiſchenraum auszutilgen aus dem Geſchichtsbuche der Deutſchen.

Laſſet vor euch vorübergehen die verſchiedenen Zuſtände, zwiſchen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner ſo hin in eurer Dumpfheit und Achtloſigkeit, ſo erwarten euch zunächſt alle Uebel der Knechtſchaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn, und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgeſtoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht, und im Wege ſeyd, ſo lange, bis ihr, durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache, euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf dieſe Weiſe allmählich euer Volk auslöſcht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, ſo findet ihr zuvörderſt eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und ſehet noch, unter euch, und um euch herum ein Geſchlecht aufblühen, das euch und den Deutſchen das rühmlichſte Andenken verſpricht. Ihr ſehet im Geiſte durch dieſes Geſchlecht den deutſchen Namen zum glorreichſten unter allen Völkern erheben, ihr ſehet dieſe Nation als Wiedergebährerin und Wiederherſtellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende ſeyn wollt, und die letzten, eines nicht achtungswürdigen, und bei der Nachwelt gewiß ſogar über die Gebühr verachteten Geſchlechtes, bei deſſen Geſchichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geſchichte kommen kann, ſich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende iſt, und das Schickſal preiſen werden, daß es gerecht ſey; oder, ob ihr der Anfang ſeyn wollt, und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorſtellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenſchaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket, daß ihr die lezten ſeyd, in deren Gewalt dieſe große Veränderung ſteht. Ihr habt doch noch die Deutſchen als Eins nennen hören, ihr habt ein ſichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich, und einen Reichsverband, geſehen, oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen ſich hören laſſen, die von dieſer höhern Vaterlandsliebe begeiſtert waren. Was nach euch kommt, wird ſich an andere Vorſtellungen gewöhnen, es wird fremde Formen, und einen andern Geſchäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutſche geſehen, oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, iſt nicht viel. Ihr ſollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zuſammen zu nehmen, und zu denken, über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur ſollt ihr euch eine feſte Meinung bilden, derſelben treu bleiben, und ſie in eurer nächſten Umgebung auch äußern und ausſprechen. Es iſt die Vorausſetzung, es iſt unſre ſichere Ueberzeugung, daß der Erfolg dieſes Denkens bei euch allen auf die gleiche Weiſe ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingeht in der bisherigen Achtloſigkeit, ihr übereinſtimmend denken werdet, daß wenn ihr nur überhaupt Geiſt euch anſchaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geiſtes von ſelbſt kommen werde. Iſt es aber einmal dazu gekommen, ſo wird alles übrige, was uns nöthig iſt, ſich von ſelbſt ergeben.

Dieſes Denken aber wird denn auch in der That gefordert, von jedem unter euch, der da noch denken kann, über etwas, offen vor ſeinen Augen liegendes, in ſeiner eignen Perſon. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraſchen; die Akten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt ſie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden ſeyd mit euch ſelbſt. Laſſet, o laſſet euch ja nicht läſſig machen durch das Verlaſſen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer ſelbſt liegt; noch durch die unverſtändige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter ſich ſelbſt machen, ohne alles menſchliche Zuthun, vermittelſt irgend einer unbekannten Kraft. Dieſe Reden ſind nicht müde geworden, euch einzuſchärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch ſelber, und ſie finden nöthig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte, und nicht unter unſrer Gewalt ſtehende Macht, aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menſchen, die menſchlichen Verhältniſſe machen nur die Menſchen ſich ſelber, und ſchlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn ſie alle insgeſammt gleich blind und unwiſſend ſind, fallen ſie dieſer verborgenen Macht anheim: aber es ſteht bei ihnen, nicht blind und unwiſſend zu ſeyn. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dieß mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz beſonders aber von dem Verſtande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen ſind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen ſoll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird ſicherlich nie wieder irgend ein Wohlſeyn an uns kommen, wenn wir nicht ſelbſt es uns verſchaffen: und insbeſondre, wenn nicht jeder Einzelne unter uns in ſeiner Weiſe thut und wirket, als ob er allein ſey, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geſchlechter beruhe.

Dies iſts, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beſchwören euch dieſe Reden.

Sie beſchwören euch Jünglinge. Ich, der ich ſchon ſeit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür und habe es auch in dieſen Reden ausgeſprochen, daß ihr noch fähiger ſeyd, eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes gute und tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unſchuld und der Natur. Ganz anders ſieht dieſen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Dieſe klaget euch an der Anmaßung, des vorſchnellen, vermeſſenen, und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberei, der Neuerungsſucht. Jedoch lächelt ſie nur gutmüthig dieſer eurer Fehler. Alles dieſes, meint ſie, ſey begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menſchlichen Verderbens, denn für etwas anders an der Welt haben ſie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgeſinnte Gehülfen zu finden hofftet, und den grimmigen und hartnäckigen Widerſtand, den man euren Entwürfen des Beſſern entgegen ſetzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verflogen ſeyn werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbſtſucht, Trägheit und Arbeitsſcheu wahrnehmen würdet; wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleiſe ſelbſt einmal recht würdet geſchmeckt haben, ſo werde euch die Luſt, beſſer und klüger ſeyn zu wollen, denn die andern alle, ſchon vergehen. Sie greifen dieſe gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft; ſie haben dieſelbe an ihrer eigenen Perſon beſtätigt gefunden. Sie müſſen bekennen, daß ſie in den Tagen ihrer unverſtändigen Jugend eben ſo von Weltverbeſſerung geträumet haben, wie ihr jetzt; dennoch ſeyen ſie bei zunehmender Reife ſo zahm und ruhig geworden, wie ihr ſie jetzo ſähet. Ich glaube ihnen; ich habe ſelbſt ſchon in meiner nicht ſehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erſt andere Hoffnung erregten, dennoch ſpäterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieſes reifen Alters vollkommen entſprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge, denn wie könnte ſonſt jemals ein beſſeres Geſchlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, ſich aus ſich ſelber zu ernähren; aber faſſet dieſe Flamme und verdichtet ſie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunſt dieſes Denkens, und ihr werdet die ſchönſte Ausſtattung des Menſchen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüthe; wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geiſt wird in ſtets erneuerter Friſchheit ſich wiedergebähren und euer Charakter feſt ſtehen, und ohne Wandel. Ergreift ſogleich die ſich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenſtand; die Klarheit, die in einem Punkte für euch angebrochen iſt, wird ſich allmählig auch über alle übrige verbreiten.

Dieſe Reden beſchwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch, und ſagt es euch unter die Augen; und der Redner ſetzt in ſeiner eigenen Perſon freimüthig hinzu, daß, die freilich auch nicht ſelten vorkommenden, und um ſo verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Abſicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geſchichte der lezten zwei oder drei Jahrzehnde; alles außer ihr ſelbſt ſtimmt überein, ſogar ihr ſelbſt, jeder in dem Fache, das ihn nicht unmittelbar trifft, ſtimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit geſehen, in allen Zweigen, in der Wiſſenſchaft, ſo wie in den Geſchäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbſtſucht ſich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angeſehen, daß jeder, der das beſſere und vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit ſeiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den ſchwerſten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des feſten Vorſatzes waret, es müſſe nichts aufkommen, was ihr nicht eben ſo gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beſchimpfung eures Verſtandes anſahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieſer Bekämpfung des Beſſeren zu ſiegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich ſiegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbeſſerungen, welche die gütige Natur aus ihrem ſtets jugendlichen Schooße uns darbot, ſo lange, bis ihr verſammelt wurdet zu dem Staube, der ihr ſchon vorher waret, und das folgende Geſchlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jezt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbeſſerung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwiſchen Himmel und Erde nichts ſeyn ſolle, das ihr nicht ſchon erforſcht hättet, dem gemeinſamen Wohle vorziehen, ſo ſeyd ihr durch dieſen lezten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben, es wird keine Verbeſſerung erfolgen, ſondern Verſchlimmerung auf Verſchlimmerung, ſo daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabſetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des urſprünglichen Lebens und ſeiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, ſo wächſt die Klarheit und mit ihr die Kraft, ſo lange das Leben dauert. Ein ſolches Leben lebt ſich beſſer, die Schlacken der irdiſchen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt ſich hierauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines ſolchen Alters ſöhnt nicht aus mit dem Böſen, ſondern ſie macht nur die Mittel klarer und die Kunſt gewandter, um daſſelbe ſiegreich zu bekämpfen. Die Verſchlimmerung durch zunehmendes Alter iſt lediglich die Schuld unſerer Zeit, und allenthalben, wo die Geſellſchaft ſehr verdorben iſt, muß daſſelbe erfolgen. Wer nun der Einwirkung derſelben einmal ſich übergiebt, der muß natürlich immer ſchlechter werden, je länger er dieſem Einfluſſe ausgeſetzt iſt. Es wäre der Mühe werth, die Geſchichte anderer ſehr verdorbener Zeitalter in dieſer Rückſicht zu unterſuchen, und zu ſehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römiſchen Imperatoren, das, was einmal ſchlecht war, mit zunehmendem Alter immer ſchlechter geworden.

Euch Alte ſonach und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch zuförderſt beſchwören dieſe Reden, beſtätigt, beſtärkt, berathet in dieſer Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel ſeyd, beſchwören ſie: helfen ſollt ihr nicht, ſtöret nur dieſes einzigemal nicht, ſtellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tauſend Bedenklichkeiten. Dieſe Sache, ſo wie jede vernünftige Sache in der Welt iſt nicht tauſendfach, ſondern einfach, welches auch unter die tauſend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, ſo würde ſie uns ja früher gerettet haben, denn ihr ſeyd es ja, die uns bisher berathen haben. Dies iſt nun, ſo wie alles andere, vergeben, und ſoll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch ſelbſt erkennen, und ſchweiget.

Dieſe Reden beſchwören euch Geſchäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wiſſenſchaft, die für ſich ſelbſt etwas zu ſeyn begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet, als ob ihr dieſes alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorſchläge, ſo weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnſinnes, oder der Rath, ſie ins Tollhaus zu ſchicken, war der Dank, auf den ſie bei euch am gewöhnlichſten rechnen konnten. Dieſe hinwiederum getrauten ſich zwar nicht über euch mit derſelben Freimüthigkeit ſich zu äußern, weil ſie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen ſeichte Schwätzer ſeyet und aufgeblaſene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortſchleicher im alten Geleiſe, und die ſonſt nichts wollten oder könnten. Straft ſie durch die That der Lüge, und ergreifet hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wiſſenſchaft, laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Dieſe Reden beſchwören euch Denker, Gelehrte, Schriftſteller, die ihr dieſes Namens noch werth ſeyd. Jener Tadel der Geſchäftsmänner an euch war in gewiſſem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbeſorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzuſehen, wie jenes an dieſe angeknüpft werden könne; ihr beſchriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verſchmähet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Geſtaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleiſe thuts ihm nicht; dies iſt eine ewige Wahrheit; und drücket in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, ſich mit den Geſchäften zu befaſſen, ohne dieſes zu wiſſen. Zwiſchen dem Begriffe jedoch und der Einführung deſſelben in jedwedes beſondere Leben, liegt eine große Kluft. Dieſe Kluft auszufüllen iſt ſowohl das Werk des Geſchäftsmanns, der freilich ſchon vorher ſo viel gelernt haben ſoll, um euch zu verſtehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergeſſen ſollt. Hier trefft ihr beide zuſammen. Statt über die Kluft hinüber einander ſcheel anzuſehen und herabzuwürdigen, beeifre ſich vielmehr jeder Theil, von ſeiner Seite dieſelbe auszufüllen, und ſo den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr Beide untereinander euch alſo nothwendig ſeyd, wie Kopf und Arm ſich nothwendig ſind.

Dieſe Reden beſchwören noch in andern Rückſichten euch Denker, Gelehrte, Schriftſteller, die ihr dieſes Namens noch werth ſeyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenloſigkeit und Verfloſſenheit, über den Klugdünkel und das unverſiegbare Geſchwäz, über die Verachtung des Ernſtes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr ſeyn, wie ſie es denn ſind. Aber welcher Stand iſt es denn, der dieſe Stände insgeſammt erzogen hat, der ihnen alles Wiſſenſchaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühſten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geſchwäze ſie angeführt hat? Wer iſt es denn, der auch die der Schule entwachſenen Geſchlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendſte Grund der Dumpfheit des Zeitalters iſt der, daß es ſich dumpf geleſen hat, an den Schriften, die ihr geſchrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch ſo angelegen ſeyn, dieſes müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publikum, ſchmeichelt ihm als eurem Richter, hezt es auf gegen eure Mitbewerber, und ſucht dieſen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich ſelbſt in euren Recenſir-Anſtalten und Journalen ihm ſo Stoff wie Beiſpiel ſeiner vorſchnellen Urtheilerei, indem ihr da eben ſo ohne Zuſammenhang, und ſo aus freier Hand in den Tag hinein urtheilt, meiſt eben ſo abgeſchmackt, wie es auch der lezte eurer Leſer könnte? Denkt ihr nicht alle ſo, giebt es unter euch noch beſſer geſinnte, warum vereinigen ſich denn nicht dieſe beſſergeſinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbeſondere jene Geſchäftsmänner anbelangt: dieſe ſind bei euch durch die Schule gelaufen, ihr ſagt es ſelbſt. Warum habt ihr denn dieſen ihren Durchgang nicht wenigſtens dazu benutzt, um ihnen einige ſtumme Achtung für die Wiſſenſchaften einzuflößen, und beſonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt, in Sachen des Denkens, nichts fördert: Habt ihr ihm vielleicht ſchon damals geſchmeichelt und ihn ungebührlich hervorgehoben, ſo traget nun, was ihr ſelbſt veranlaßt habt!

Sie wollen euch entſchuldigen, dieſe Reden, mit der Vorausſetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geſchäfts nicht begriffen hättet; ſie beſchwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieſer Wichtigkeit, und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch ſelbſt achten, und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erſte Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entſchließung euch geben, und durch die Weiſe, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Dieſe Reden beſchwören euch Fürſten Deutſchlands. Diejenigen, die euch gegenüber ſo thun, als ob man euch gar nichts ſagen dürfte, oder zu ſagen hätte, ſind verächtliche Schmeichler, ſie ſind arge Verläumder eurer ſelbſt; weiſet ſie weit weg von euch. Die Wahrheit iſt, daß ihr eben ſo unwiſſend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen ſollt aus dieſer natürlichen Unwiſſenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schickſals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, iſt hier auf die mildeſte, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weiſe dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über dieſe Reden nicht beklagen. Dies alles ſey vergeſſen, ſo wie wir andern alle auch wünſchen, daß unſer Antheil an der Schuld vergeſſen werde. Jetzt beginnt, ſo wie für uns alle, alſo auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch dieſe Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit ſtolzem Selbſtgefühl darf ſie euch ſagen: ihr beherrſchet Völker, treu, bildſam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürſten ſie beherrſcht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und ſind derſelben fähig; aber ſie ſind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit ſchien, weil ihr es ſo wolltet. Einige unter euch haben ſpäterhin anders gewollt, und ſie ſind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg ſcheinen mußte gegen einen der letzten Reſte deutſcher Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit; auch weil ihr es ſo wolltet. Sie dulden und tragen ſeitdem die drückende Laſt gemeinſamer Uebel; und ſie hören nicht auf, euch treu zu ſeyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr ſie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die ſchönſte Seite der Menſchheit euch darbieten, herabſteigen können in die Häuſer des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem ſtillen und verborgenen Leben dieſer Stände, zu denen die in den höhern Ständen ſeltener gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben ſcheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entſchluß ergreifen, ernſtlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Dieſe Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeſchlagen, das ſie für ſicher, durchgreifend und entſcheidend halten. Laſſet eure Räthe ſich berathſchlagen, ob ſie es auch ſo finden, oder ob ſie ein beſſeres wiſſen, nur, daß es eben ſo entſcheidend ſey. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geſchehen müſſe, und auf der Stelle geſchehen müſſe, und etwas durchgreifendes und entſcheidendes geſchehen müſſe, und daß die Zeit der halben Maßregeln, und der Hinhaltungsmittel vorüber ſey; dieſe Ueberzeugung möchten ſie gern, wenn ſie könnten, bei euch ſelbſt hervorbringen, indem ſie zu eurem Biederſinne noch das meiſte Vertrauen hegen.

Euch Deutſche insgeſammt, welchen Platz in der Geſellſchaft ihr einnehmen möget, beſchwören dieſe Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuförderſt denke über den angeregten Gegenſtand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an ſeinem Platze am nächſten liegt.

Es vereinigen ſich mit dieſen Reden, und beſchwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme ſich miſchen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern ſich entgegen geſtemmt haben der heranſtrömenden Römiſchen Weltherrſchaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden ſind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unſer Andenken eben ſo ehrenvoll und unbeſcholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen iſt, und wie ihr euch deſſen, und der Abſtammung von uns, gerühmt habt. Bis jetzt galt unſer Widerſtand für edel, und groß, und weiſe, wir ſchienen die Eingeweihten zu ſeyn, und die Begeiſterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unſer Geſchlecht aus, ſo verwandelt ſich unſre Ehre in Schimpf, und unſere Weisheit in Thorheit. Denn ſollte der deutſche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, ſo war es beſſer, daß es in das alte geſchähe, denn in ein neues. Wir ſtanden jenem, und beſiegten es; ihr ſeyd verſtäubt worden vor dieſem. Auch ſollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen alſo ſtehen, ſie nicht beſiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geiſt ſoll ſich ihnen gegen über erheben und aufrecht ſtehen. Euch iſt das größere Geſchick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geiſtes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgeſammt, als beherrſchendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann ſeyd ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch miſchen in dieſe Stimmen ſich die Geiſter eurer ſpätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Rettet auch unſere Ehre, rufen ſie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir ſtritten; außer dem rechtmäßigen Entſchluſſe, in Sachen des Gewiſſens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu laſſen, trieb uns noch ein höherer Geiſt, der uns niemals ſich ganz enthüllte. Euch iſt er enthüllt, dieſer Geiſt, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geiſterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemiſch der ſinnlichen und geiſtigen Antriebe durch einander ſoll überhaupt der Weltherrſchaft entſezt werden, und der Geiſt allein, rein, und ausgezogen von allen ſinnlichen Antrieben, ſoll an das Ruder der menſchlichen Angelegenheiten treten. Damit dieſem Geiſte die Freiheit werde, ſich zu entwickeln, und zu einem ſelbſtſtändigen Daſeyn empor zu wachſen, dafür floß unſer Blut. An euch iſts, dieſem Opfer ſeine Bedeutung und ſeine Rechtfertigung zu geben, indem ihr dieſen Geiſt einſezt in die ihm beſtimmte Weltherrſchaft. Erfolgt nicht dieſes, als das lezte, worauf alle bisherige Entwickelung unſrer Nation zielte, ſo werden auch unſre Kämpfe zum vorüberrauſchenden leeren Poſſenſpiele, und die von uns erfochtene Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit iſt ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geiſt oder Gewiſſen geben ſoll.

Es beſchwören euch eure noch ungeborne Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen ſie euch zu, und ſchließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mitglied hindurch, uns anſchließen an dieſelbe glorreiche Reihe. Veranlaſſet nicht, daß wir uns der Abkunft von euch ſchämen müſſen, als einer niedern, barbariſchen, ſklaviſchen, daß wir unſre Abſtammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müſſen, um nicht ſogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächſte Geſchlecht, das von euch ausgehen wird, ſeyn wird, alſo wird euer Andenken ausfallen in der Geſchichte; ehrenvoll, wenn dieſes ehrenvoll für euch zeugt; ſogar über die Gebühr ſchmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenſchaft habt, und der Sieger eure Geſchichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er ſie herabwürdigt, deſto gerechter ſteht er ſelbſt da. Wer kann wiſſen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergeſſenheit gerathen ſind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Ueberwinder, ſeinen Zwecken gemäß, unwiderſprochen, Bericht über ſie erſtattete.

Es beſchwöret euch ſelbſt das Ausland, in wiefern daſſelbe nur noch im mindeſten ſich ſelbſt verſteht, und noch ein Auge hat für ſeinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menſchengeſchlecht eitel und ein leeres Trugbild ſeyen, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiſerne Zeit nur ein Durchgang ſey zu einem beſſern Zuſtande. Dieſe, und in ihnen die geſammte neuere Menſchheit, rechnet auf euch. Ein großer Theil derſelben ſtammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beſchwören uns bei dem gemeinſamen vaterländiſchen Boden, auch ihrer Wiege, den ſie uns frei hinterlaſſen haben; dieſe bei der Bildung, die ſie von uns, als Unterpfand eines höhern Glücks, bekommen haben, — uns ſelbſt auch für ſie und um ihrer willen zu erhalten, ſo wie wir immer geweſen ſind, aus dem Zuſammenhange des neu entſproſſenen Geſchlechts nicht dieſes ihm ſo wichtige Glied herausreißen zu laſſen, damit, wenn ſie einſt unſers Rathes, unſers Beiſpiels, unſrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, ſie uns nicht ſchmerzlich vermiſſen.

Alle Zeitalter, alle Weiſe und Gute, die jemals auf dieſer Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines

Höhern, miſchen ſich in dieſe Stimmen und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; ſelbſt, wenn man ſo ſagen darf, die Vorſehung und der göttliche Weltplan bei Erſchaffung eines Menſchengeſchlechts, der ja nur da iſt, um von Menſchen gedacht, und durch Menſchen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beſchwöret euch, ſeine Ehre und ſein Daſeyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müſſe immer beſſer werden mit der Menſchheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derſelben ſeyen keine leere Träume, ſondern die Weiſſagung und das Unterpfand der einſtigen Wirklichkeit, Recht behalten ſollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinſchlummern, und jedes Ausfluges in höhere Welten ſpotten — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, iſt Euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, ſo wie mit ihren Mängeln, iſt verſunken durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Iſt in dem, was in dieſen Reden dargelegt worden, Wahrheit, ſo ſeyd unter allen neuren Völkern ihr es, in denen der Keim der menſchlichen Vervollkommnung am entſchiedenſten liegt, und denen der Vorſchritt in der Entwicklung derſelben aufgetragen iſt. Gehet ihr in dieſer eurer Weſenheit zu Grunde, ſo gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des geſammten Menſchengeſchlechts auf Rettung aus der Tiefe ſeiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht, und tröſtet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der ſchon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweitesmal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue, auf den Trümmern der erſten, aus einer halb barbariſchen Nation, hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein ſolches Volk, mit allen Erforderniſſen zu dieſer Beſtimmung ausgeſtattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und iſt von ihnen beſchrieben; und dieſe ſelbſt, wenn ſie den Fall ihres Unterganges zu ſetzen vermocht hätten, würden an dieſem Volke das Mittel der Wiederherſtellung haben entdecken können. Auch uns iſt die geſammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derſelben leben. Kennen wir denn nun ein ſolches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen ſich faſſen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht blos ſchwärmeriſch meint und hofft, ſondern gründlich unterſuchend denkt, werde dieſe Frage mit Nein beantworten müſſen. Es iſt daher kein Ausweg: wenn ihr verſinkt, ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit, ohne Hoffnung einer einſtigen Wiederherſtellung.

Poſſelt.

Rom's Fall.

(1789.)

Die Römer waren kaum vor den Hunnen ſicher, als Genſerich, König der Vandalen, aus Afrika nach Italien überging (455), Rom eroberte und plünderte.

Bei allen dieſen Zerrüttungen blieb immer noch die kaiſerliche Würde in einigem Anſehen; wenn gleich die Kaiſer durch die Ausländer, welche in Staatsſachen die größte Gewalt hatten, oft abgeſetzt wurden. Odoacer, ein Fürſt der Rügen, der ſich in Kriegsdienſten der Römer hervorgethan hatte und von den unter dem abendländiſchen Heere dienenden Herulern, Rügen und Sciren zum König ausgerufen ward, wagt es endlich (476), nach Gefangennehmung des abendländiſchen Kaiſers Romulus, dieſe Würde unbeſetzt zu laſſen, und ſich ſelbſt zum Herrn über Italien zu machen. So fiel zuletzt, durch eine Reihe von Jahrhunderten allmählig erſchüttert und geſchwächt, der Rieſenſtaat der Römer, der, vom kleinſten Anfang, durch Menſchen, die nie ein Volk größer hatte, und durch den ihm eigenthümlichen Geiſt von Muth, Einfalt und Hoheit, zur Weltherrſchaft ſich emporgeſchwungen hatte und von den Karthagiſchen Kriegen bis auf die Entſcheidungsſchlacht bei Philippi das Erſtaunen der Völker, ſo wie nachher, unter wenigen Abwechslungen beſſerer Kaiſer, erſt ihr Abſcheu, dann ihre Verachtung war. — Sein Untergang ſelbſt war mehr die Folge innerer Schwäche, als einer außerordentlichen Macht der Feinde. Mit der Freiheit hatten die Römer einen großen Theil jener Tapferkeit und Vaterlandsliebe verloren, die in Freiſtaaten allezeit ſtärker iſt, weil jeder mehr empfindet, daß er ein Glied des Staates ſey. Ihre Helden, ihre edelſten Staatsmänner waren gefallen in den Bürgerkriegen. Schon unter den erſtern Cäſarn war das Verdienſt verhaßt und fürchterlich. Selten wagten ſie's, denen, die beim Volk beliebt waren, die Anführung der Kriegsheere zu vertrauen. Die vielen Empörungen und die Gegenherrſcher, die oft von den Soldaten gewählt wurden, rechtfertigten dies Betragen in eben dem Grade, wie ſie das Reich noch immer mehr ſchwächten. — Die Cäſarn wurden weichlich, wollüſtig, nur noch ſtark zum Menſchenquälen. Von ihrem Hofe kam die Erſchlaffung über Rom und Italien. Der Reichthum dieſes Landes, die Entfernung der Feinde von ſeinen Grenzen machte, daß die Italiener bald die Kriegskunſt vergaßen, — jene Kunſt, die ſonſt ihnen auszeichnend eigen war und die allein ihre Vorväter zu Herren der Welt gemacht hatte — und daß die römiſchen Heere größtentheils von Leuten aus den Provinzen und fremden Völkern zuſammengeſetzt werden mußten. Die Kriegszucht nahm ab: wenn auch ein edlerer Mann zur höchſten Würde gewählt ward, ſo koſteten ihn doch die Verſuche zu deren Herſtellung das Leben, oder viele Zeit. Die ſchweren Waffen, welche vormals den Römern ein ſolches Uebergewicht gegeben hatten, wurden endlich mit leichtern vertauſcht, weil ſie für entnervte Körper zu beſchwerlich waren. Als Commodus und Caracalla anfingen, von teutſchen Völkern den Frieden zu erkaufen, fühlten dieſe ihre Ueberlegenheit noch mehr. Sie wiederholten ihre Anfälle, um neue Reichthümer zu ſammeln. Durch dieſe Streifereien wurden beträchtliche Striche Landes verwüſtet und entvölkert. An den Gränzen mußten große Kriegsheere und Veſtungen mit beträchtlichen Koſten unterhalten werden. Viele Lebensmittel wurden ihnen aus Britannien zugeführt. Dies alles erſchöpfte die kaiſerliche Schatzkammer und machte ſchwere Auflagen nöthig. Die römiſchen Statthalter und Feldherren vermehrten dieſe Uebel durch Geiz und

Grauſamkeit. Die Bewohner der Provinzen wünſchten deswegen eine Veränderung, die ihr Elend nicht vergrößern konnte; ſie wollten lieber fremden Völkern gehorchen, als den Römern. Die Künſte und Wiſſenſchaften wurden vernachläßigt; Unwiſſenheit und Aberglaube verbreiten ſich in Ländern, welche vormals die aufgeklärteſten waren. Man fing endlich gar an, die wichtigſten Hof-, Staats- und Kriegsbedienungen an Teutſche zu vergeben. Dieſe behielten die Liebe zu ihrem Vaterland und riethen nicht zu den ſo nöthigen ernſtern Maasregeln. Einige von ihnen wurden beſchuldigt, ihren Landsleuten die Anſchläge der Römer entdeckt zu haben. Sie machten ſich endlich zu Häuptern mächtiger Parteien in dem Staate ſelbſt. Alle dieſe Umſtände blieben den Teutſchen nicht unbekannt; ſie, welche durch genaue Verbindungen, beſſere Waffen und ſtrengere Kriegszucht fürchterlicher als vormals waren, verachteten jetzt die Römer. „Wir wundern uns,“ ſagt ein gothiſcher Fürſt, „daß die römiſchen Soldaten noch die Dreiſtigkeit haben, ein Land gegen uns zu behaupten.“

Seume.

I. Der Aetna.

(1802.)

Endlich erreichten wir den Steinhaufen des ſogenannten Philoſophenthurms, und die Sonne tauchte eben glühend über die Berge von Kalabrien herauf und vergoldete was wir von der Meerenge ſehen konnten, die ganze See und den Taurus zu unſern Füßen. Ganz rein war die Luft nicht, aber ohne Wolken; deſto magiſcher war die Scene. Hinter uns lag noch Alles in Nacht, und vor uns tanzten hier und da Nebelgeſtalten auf dem Ocean. Wer kann hier beſchreiben? Nimm deinen Benda, und laß auf ſilbernem Flügel dem Mädchen auf Naxos die Sonne aufgehen; und wenn Du nicht etwas von unſerm Vergnügen haſt, ſo kann Dir kein Gott helfen. So ging uns Titan auf; aber wir ſtanden über einem werdenden Gewitter: es konnte uns nicht erreichen. Einer der Herren lief wehklagend und hoch aufſchreiend um die Trümmer herum; denn er hatte die Finger erfroren. Wir halfen mit Schnee und rieben und wuſchen, und arbeiteten uns endlich zu dem Gipfel des Berges hinauf. Mir däucht, man müßte bis zum Philoſophenthurm reiten können; bis dahin iſt es nicht zu ſehr jäh: aber die Kälte verbietet es; wenigſtens möchte ich eben deßwegen ohne große Verwahrung nicht von der Kavalkade ſeyn. Von hier aus kann man nicht mehr gehen; man muß ſteigen, und zuweilen klettern, und zuweilen klimmen. Es ſcheint nur noch eine Viertelſtunde bis zur höchſten Spitze zu ſeyn, aber es iſt wohl noch ein Stückchen Arbeit. Die Briten letzten ſich mit Rum, und da ich von dieſem Nektar nichts genießen kann, aß ich von Zeit zu Zeit eine Apfelſine aus der Taſche. Sie waren ziemlich gefroren; aber ich habe nie ſo etwas Köſtliches genoſſen. Als ich keine Apfelſinen mehr hatte — denn der Appetit war ſtark — ſtillte ich den Durſt mit Schnee, arbeitete immer vorwärts, und war zur Ehre der deutſchen Nation der Erſte an dem oberſten Felſenrande der großen ungeheuern Schlucht, in welcher der Krater liegt. Einer der Führer kam nach mir, dann der Major, dann der zweite Führer, dann die ganze kleine Karavane bis auf den Herren mit den erfrorenen Fingern. Hier ſtanden und ſaßen und lagen wir, halb in dem Qualm des aufſteigenden Rauchdampfes eingehüllt, und keiner ſprach ein Wort, und jeder ſtaunte in den furchtbaren Schlund hinab, aus welchem es in dunkeln und weißlichen Wolken dumpf und wüthend heraufſtobte. — Endlich ſagte der Major, indem er ſich mit einem tiefen Athemzuge Luft machte: „**Now it is indeed worth a young man's while to mount and see it; for such a sight is not to be met with in the parks of old England.**“[*] Mehr kannſt Du von einem ächten Briten nicht erwarten, deſſen patriotiſche Seele ihren Gefährten mit Roſtbeef und Porter ambroſiſch bewirthet.

Die Schlucht, ungefähr eine kleine Stunde im Umfange, lag vor uns, wir ſtanden alle auf einer ziemlich ſchmalen Felſenwand, und bückten uns über eine ſteile Kluft von vielleicht ſechzig bis ſiebenzig Klaftern hinaus und in dieſelbe hinein. Einige legten ſich nieder, um ſich auf der grauſen Höhe vor Schwindel zu ſichern. In dieſer Schlucht lag tief der Krater, der ſeine Stürme aus dem Abgrunde nach der entgegengeſetzten Seite hinüber warf. Der Wind kam von der Morgenſonne und wir ſtanden noch ziemlich ſicher vor dem Dampf; nur daß hier und da etwas durch die Felſenſpalten herausdrang. Rund herum iſt keine Möglichkeit, vor den ungeheuern ſenkrechten Lavablöcken, bis hinunter ganz nahe an den Rand des eigentlichen Schlundes zu kommen. Bloß von der Seite von Taormina, wo eine ſehr große Vertiefung ausgeht, muß man hineinſteigen können, wenn man Zeit und Muth genug hat, die Gefahr zu beſtehen: denn eine kleine Veränderung des Windes kann tödtlich werden, und man erſtickt, wie Plinius. Uebrigens würde man wohl unten am Rande weiter nichts ſehen können. Hätte ich drei Tage Zeit und einen entſchloſſenen, der Gegend ganz kundigen Führer, ſo wollte ich mir wohl die Ehre erwerben, unten geweſen zu ſeyn, wenn es der Wind erlaubte. Man müßte aber mit viel größerer Schwierigkeit von Taormina hinaufſteigen.

---

[*] Nun es iſt in der That der Mühe werth, daß ein junger Mann ſich Zeit nehme, ihn zu beſteigen und zu ſehen; denn ſolch ein Anblick findet ſich nicht in den Parks von Altengland.

Nachdem wir uns von unſerm erſten Hinſtaunen etwas erholt hatten, ſahen wir nun auch rund umher. Die Sonne ſtand nicht mehr ſo tief, und es war auch auf der übrigen Inſel ſchon ziemlich hell. Wir ſahen das ganze große, ſchöne herrliche Eiland unter uns, vor uns liegen, wenigſtens den ſchönſten Theil deſſelben. Alles was um den Berg herum liegt, das ganze Thal Enna, bis nach Palagonia und Lentini, mit allen Städten und Flecken und Flüſſen, war wie in magiſchen Duft gewebt. Vorzüglich reizend zog ſich der Simäthus aus den Bergen durch die ſchöne Fläche lang hinab in das Meer, und man überſah mit Einem Blick ſeinen ganzen Lauf. Tiefer hin lag der See Lentini und glänzte wie ein Zauberſpiegel durch die elektriſche Luft. Die Folge wird zeigen, daß die Luft nicht ſehr rein, aber vielleicht nur deſto ſchöner für unſern Morgen war. Man ſah hinunter bis nach Auguſta und in die Gegend von Syrakus. Aber die Schwäche meiner Augen und die Dünſte des Himmels, der doch faſt unbewölkt war, hinderten mich, weiter zu ſehen. Meſſina habe ich nicht geſehen: und mir däucht, man kann es auch von hier nicht ſehen: es liegt zu tief landeinwärts an der Meerenge und die Berge müſſen es decken.

Palermo kann man durchaus nicht ſehen, ſondern nur die Berge umher. Von den Liparen ſahen wir nur etwas durch die Wölkchen. Nachdem wir rund umher genug hinabgeſchaut hatten, und das erſte Staunen ſich etwas zur Ruhe ſetzte, sagte der Major nach engliſcher Sitte: „Now be sure, we needs must give a shout at the top down the gulf;“ [*] und ſo ſtimmten wir denn drei Mal ein mächtiges Freudengeſchrei an, daß die Höhlen der furchtbaren Rieſen wiederhallten, und die Führer uns warnten, wir möchten durch unſere Ruchloſigkeit nicht die Teufel unten wecken. Sie nannten den Schlund nur mit etwas verändertem Mythus: „la casa del diavolo“ und das Echo in den Klüften „la sua risposta.“ [**]

Der Umfang des kleinen tief unten liegenden **Keſſels** mag ungefähr eine kleine Viertelſtunde ſeyn. Es kochte und brauſte und wüthete und tobte und ſtürmte unaufhörlich aus ihm herauf. Einen zweiten Krater habe ich nicht geſehen; der dicke Rauch müßte vielleicht ganz ſeinen Eingang decken, oder dieſer zweite Schlund müßte auf der andern Seite der Felſen liegen, zu der wir wegen des Windes, der den Dampf dorthin trieb, nicht kommen konnten. Auch hier waren wir nicht ganz von Rauche frei; die rothe Uniform der Engländer mit den goldenen Achſelbändern war ganz ſchwarzgrau geworden; mein blauer Rock hatte ſeine Farbe nicht merklich verändert.

Ich hatte mich bisher im Aufſteigen immer mit Schnee gelabt; aber hier am Rande auf der Spitze war er bitter ſalzig und konnte nicht genoſſen werden. Nicht weit vom Rande lag ein Auswurf von verſchiedenen Farben, den ich für todten Schwefel hielt. Er war heiß und wir konnten unſere Füße darin wärmen. Wir ſetzten uns an eine Felſenwand, und ſahen auf die zauberiſche Gegend unter uns, vorzüglich nach Catanien und Paterno hinab. Die Monti roſſi bei Nicoloſi glichen faſt

---

[*] „Aber jetzt müſſen wir nothwendig einen Schrei in den Schlund hinunter thun!“

[**] „Das Haus des Teufels“ und „Seine Antwort.“

Maulwurfshügeln, und die ganze große ausgeſtorbene Familie des alten lebendigen Vaters lag rund umher. Nur er ſelbſt wirkte mit ewigem Feuer in furchtbarer Jugendkraft. Welche ungeheure Werkſtatt muß er haben! Der letzte große Ausbruch war faſt drei deutſche Meilen vom Gipfel hinab bei Nicoloſi. Wenn er wieder durchbrechen ſollte, fürchte ich für die Seite von Taormina, wo nun die Erdſchicht am dünnſten zu ſeyn ſcheint. Die Luft war, trotz dem Feuer des Vulkans und der Sonne, doch ſehr kalt, und wir ſtiegen wieder herab. Unſer Herabſteigen war vielleicht noch belohnender, als der Aufenthalt auf dem oberſten Gipfel. Bis zum Philoſophenthurm war viel Behutſamkeit nöthig. Hier war nun der Proviantträger angekommen, und wir hielten unſer Frühſtück. Die Engländer griffen zu der Rumflaſche, und ich hielt mich zum gebratenen Huhn und dann zum Schnee. Brod und Braten waren ziemlich hart gefroren, aber der heiße Hunger thaute es bald auf. Indem wir aßen, genoſſen wir das ſchönſte Schauſpiel, das vielleicht das Auge eines Menſchen genießen kann. Der Himmel war faſt ganz hell, und nur hinter uns über dem Simäthus hingen einige kleine lichte Wölkchen. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch an der Küſte Kalabriens; die See war glänzend. Da zeigten ſich zuerſt hier und da einige kleine Fleckchen auf dem Meere links vor Taormina, die faſt wie Inſelchen ausſahen. Unſere Führer ſagten uns ſogleich, was folgen würde. Die Flecken wurden zuſehends größer, bildeten flockige Nebelwolken und breiteten ſich aus und floſſen zuſammen. Keine morganiſche Fee kann eine ſolche Farbengluth und ſolchen Wechſel haben, als die Nebel von Moment zu Moment annahmen. Es ſchoß in die Höhe und glich einem Walde mit den dichteſten Bäumen von den ſonderbarſten Geſtalten, war hier gedrängter und dunkler, dort dünner und heller, und die Sonne ſchien in einem noch ziemlich kleinen Winkel auf das Gewebe hinab, das ſchnell die ganze nördliche Küſte deckte und das wir hier tief unter uns ſahen. Der Gluthſtrom fing an die Schluchten der Berge zu füllen, und hinter uns lag das Thal Enna mit ſeiner ganzen Schönheit in einem unnennbaren Halblichte, ſo daß wir nur noch den See von Lentini als ein helles Fleckchen ſahen. Dieſes alles und die Bildung des himmliſchen Gemäldes an der Nordſeite war das Werk einer kleinen Viertelſtunde. Ich werde eine ſo geſchmückte Scene wahrſcheinlich in meinem Leben nicht wieder ſehen. Sie iſt nur hier zu treffen; und auch hier ſehr ſelten; die Führer prieſen uns und ſogar ſich ſelbſt deßwegen glücklich. Wir brachen auf, um, wo möglich, unten dem Regen zu entgehen: in einigen Minuten ſahen wir nichts mehr von dem Gipfel des Berges; alles war in undurchdringlichen Nebel gehüllt, und wir ſelbſt ſchoſſen auf der Bahn, die wir im Hinaufſteigen langſam gemacht hatten, pfeilſchnell herab. Ohne den Schnee hätten wir es nicht ſo ſicher gekonnt. Nach einer halben Stunde hatten wir die Blitze links, immer noch unter uns. Der Nebel hellte ſich wieder auf, oder vielmehr wir traten aus demſelben heraus, das Gewitter zog neben uns her nach Catanien zu, und wir kamen in weniger, als der Hälfte Zeit wieder in das Haus am Ende der Waldregion, wo wir uns an das Feuer ſetzten — nämlich diejenigen, die es wagen durften. Die Engländer hatten zu dieſer Bergreiſe eine eigene Vorkehrung getroffen. Weiß der Himmel, wer ſie ihnen mochte gerathen haben: die meinige war beſſer. Sie kamen in Nicoloſi in Stiefeln an, ſetzten ſich aber dort in Schuhe, und über dieſe Schuhe zogen ſie die dickſten wollenen Strümpfe, die man ſich denken kann, und die ſie ſogar, wie ſie mir ſagten, ſchon in Holland zu dieſem Behufe gekauft hatten. Der Aufzug ließ ſonderbar genug; ſie ſahen mit den großen Aetnaſtöcken von unten auf alle ziemlich aus, wie ſamogetiſche Bärenführer. Ich ging in meinem gewöhnlichen Reiſezeug, mit gewöhnlichen baumwollenen Strümpfen in meinen feſten Stiefeln. Schon hinaufwärts waren einige holländiſche Strümpfe zerriſſen; herabwärts ging es über die Schuhe und die Unterſtrümpfe. Einige liefen auf den Zehen, die ſie denn natürlich erfroren hatten. Meine Warnung, langſam und feſt, ohne abzuſetzen, fortzugehen, hatte nichts geholfen. Mir fehlte nicht das Geringſte. Vorzüglich hatte einer der jungen Herren die Unvorſichtigkeit gehabt, ſich mit warmem Waſſer zu waſchen und an das Feuer zu ſetzen. In einigen Minuten jauchzte er vor Schmerz, wie Homers verwundeter Kriegsgott, und hat den Denkzettel mitgenommen. Vermuthlich wird er in Catanien oder noch in Malta zu kuriren haben. Du kannſt ſehen, welcher auffallende Kontraſt hier in einer kleinen Entfernung in der Gegend iſt; unten bei Catanien raufte man reifen Flachs, und die Gerſte ſtand hoch in Aehren; und hier oben erfror man Hände und Füße. Nun ritten wir noch immer mit dem Gewitter durch die Waldregion nach Nicoloſi hinab, wo wir eine herrliche Mahlzeit fanden, die der Wirth aus dem goldenen Löwen in Catanien kontraktmäßig angeſchafft hatte. Wir nahmen Abſchied, die Engländer ritten zurück nach Catanien, und ich meines Weges hierher nach Taormina.

II. Apokryphen.

(1806 – 1807.)

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, iſt der Staat in ſeiner Fäulniß kaum der Erhaltung werth.

Der Anfang der franzöſiſchen Revolution rächte das Volk an der Regierung, und das Ende die Regierung an dem Volke: und beyde ſcheinen weder beſſer noch klüger geworden zu ſeyn. Der Ertrag iſt wenig mehr, als origineller Stoff zu dem großen cykliſchen Gedicht unſerer Geſchichte.

So verſtümmelt iſt oft die menſchliche Natur, daß Tyrannen ihre Wohlthäter werden müſſen.

Der Witz iſt die Krätze des Geiſtes. Er juckt ſich heraus. Wo ein feſter Körper iſt, kann eine gute Krätze wohl eine Lethalkrankheit kuriren, — wenn ſie ordentlich behandelt wird: kann aber auch ein Körperchen aufzehren und zerſtören, wenn man ſie vernachläſſigt. So kann es der Seele mit dem Witze gehen. Ein Witzbold ſetzt die Tafel ins Pferdelachen, aber hält ſelten die ernſtere Sonde.

Wo das Volk keine Stimme hat, ſteht's auch um die Könige ſchlecht; und wo die Könige kein Anſehen haben, ſteht's ſchlecht um das Volk.

Wer auf Charakter hält, lebe in ſich. Wer mit den Zeichen, mit Anſehen, Macht und Ruhm, zufrieden iſt, gehe aus ſich heraus und in andere hinein; gleich viel auf welche Weiſe; nur klug.

Wem ſein eigener Beyfall nicht genügt, macht an dem Beyfall der Welt einen ſchlechten Gewinn.

Die Gerechtigkeit bringt reine Ordnung; aber man möchte uns gar zu gern jede dumme Ordnung für Gerechtigkeit verkaufen.

Wer nicht mit ſchlechten Menſchen in Geſellſchaft ſeyn kann, iſt noch zu wenig in der Welt geweſen. Wem aber ihre Geſellſchaft völlig reine Unbefangenheit läßt oder gar Vergnügen gewährt, war zu viel in der Welt.

Viele Menſchen haben doch wohl in ſich viel Vernunft, aber nicht den Muth, ſie auszuſprechen: die Unvernunft ſprechen ſie weit leichter aus, weil dabei weit weniger Gefahr iſt.

Aus Gefälligkeit werden weit mehr Schurken, als aus ſchlechten Grundſätzen.

Die beſte Verwahrung gegen Leidenſchaft aller Art iſt: nahe, gründliche Bekanntſchaft mit dem Gegenſtand.

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Es iſt gleich ſchwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zu viel und zu wenig achten.

Kein Mann iſt ſo groß als ſein Name, weder im Guten noch im Schlimmen.

Eine Nation nenne ich eine große Volksmaſſe, die durch ihre freyen Abgeordneten geſetzlichen Antheil an ihren öffentlichen Verhandlungen hat. Wer die Deutſchen zur Nation machen könnte, machte ſich zum Diktator von Europa.

Was iſt der Mann? fragen Andere. Wer iſt ſein Herr Vater? fragt der Deutſche.

Ein Buchhändler wollte mir vor einiger Zeit tauſend Thaler geben, ich ſollte ihm pſychologiſch meine Lebensbildung ſchreiben. Das Buch hätte einige alte Wahrheiten enthalten, die man vergeſſen hat, und vielleicht einige neue, die man nicht will. Ich fand es alſo meinem Charakter gemäßer, die tauſend Thaler nicht zu nehmen. Wenn ich 88 Jahre alt ſeyn werde, will ich's für die Hälfte etwas beſſer machen. Sterbe ich unterdeſſen, ſo hat die Welt wenig verloren, und ich noch weniger.

Wenn man ſich einmal über Vernunft, ächte Freiheit und Liberalität weggeſetzt hat, kann man mit Klugheit und Kühnheit einen weiten Weg machen.

Sich amüſiren heißt etymologiſch, die Muſe los werden. Amüſement wäre alſo das Vergnügen der Plattköpfe.

Wer keinen Freund hat, verdient keinen; ein halb wahrer Satz. Aber wer keinen Feind hat, verdient keinen Freund — möchte eher zu beweiſen ſeyn.

Man darf die meiſten Dinge nur ſagen, wie ſie ſind, um eine treffliche Satire zu machen.

Nur wer mit Wenigem viel thut, iſt in ſeiner Art groß. Mit einigen Strichen eine vortreffliche Zeichnung, mit einigen Tönen eine rührende Muſik, mit einigen Worten ein ſeelenleitendes Gedicht zu geben, das macht den großen Künſtler.

Es iſt nichts Ernſthaftes, das nicht irgend eine Afterphiloſophie lächerlich gemacht, und nichts Lächerliches, das ſie nicht ernſthaft behandelt hätte. Auf beydes muß man gefaßt ſeyn, ſo bald man nur die Hausthüre öffnet.

Jean Paul Friedrich Richter.

I. Der Armenadvokat Siebenkäs und ſeine Lenette bei Einem Licht.

(1796.)

Ein Paar junge Eheleute, bei Einem Lichte einander an Einem Tiſche gegenüber in harmloſen und ſtillen Arbeiten, wiſſen freilich von Glück zu ſagen: er war voll Einfälle und Küſſe; ſie war voll Lächeln, und ihr Schieben der Bratpfanne fiel ihm nicht ſtärker ins Gehör, als ihr Ziehen der Nähnadel. „Wenn Menſchen — ſagte er höchſt vergnügt über die häusliche Kirchenverbeſſerung — bei Einem Lichte doppelten Arbeitslohn verdienen, ſo brauchen ſie ſich, ſo viel ich einſehe, nicht auf ein elendes, wurmdünnes, gezogenes Licht einzuziehen, wobei man nichts ſieht als das einfältige Licht ſelber. Morgen wenden wir ohne Weiteres ein gegoſſenes auf.“

Da ich einiges Verdienſt dieſer Geſchichte darein ſetze, daß ich aus ihr nur Ereigniſſe von allgemeiner Wichtigkeit aushebe und mittheile: ſo halte ich mich nicht lange dabei auf, daß Abends das gegoſſene Licht erſchien und einen matten Zwiſt entzündete, weil der Advokat bei dieſer Lichtkerze ſeine neue Lehre von der Lichteranzündung wieder zum Vorſchein brachte. Er hegte nämlich den ziemlich ſchismatiſchen Glauben, daß jedes Licht vernünftiger Weiſe blos am dicken Ende — vollends ein dickes — anzuzünden wäre, und nicht oben am magern, und daß deßwegen auch an allen Lichtern zwei Dochte vorſtächen; — ein Brenngeſetz — fügte er hinzu — wofür ich wenigens bei Weibern von Vernunft nichts weiter anzuführen brauche, als den Augenſchein, daß ein herabbrennendes Licht — wie herabbrennende Schwelger durch Fett- und Waſſerſucht — ſich gegen unten immer mehr verdickt; hat man es nun oben in Brand geſteckt, ſo erleben wir unten einen überfließenden, unbrauchbaren Talgblock, Pflock und Strunk im Leuchter; hingegen aber, wie ſchön und ſymmetriſch legt ſich das Flußfett der dickern Hälfte allmählig um die magere, gleichſam ſie mäſtend, und gibt ihr Gleichmaaß, wenn wir die dicke zuerſt anbrennen!“

Lenette ſetzte ſeinen Gründen etwas Starkes entgegen, Shaftesbury's Probierſtein der Wahrheit, das Lächerliche. „Wahrhaftig, ſagte ſie, jeder würde lachen, der nur Abends hereinträte und es ſähe, daß ich mein Licht verkehrt in den Leuchter geſteckt, und alle Schuld gäbe man der Frau.“ Somit mußte in dieſem Kerzenſtreit eine Konkordienformel die Parität feſtſetzen, daß er ſeine Lichter unten, ſie ihre oben anſteckte. Jetzo aber bei der Simultankerze, die ſchon oben dick war, ließ er ſich das Interim des falſchen Leuchtens gefallen.

Allein der Teufel, der ſich vor dergleichen ſegnete und kreuzigte, wußte es ſo zu karten, daß dem Advokaten noch an dieſem Tage die rührende Anekdote zum Leſen in die Hände fiel, wie dem jüngern Plinius die Gattin die Lampe fort gehalten, damit er bei dem Schreiben ſähe. Jetzt unter dem freudigen Verfaſſen der Auswahl aus „des Teufels Papieren“ verfiel nun der Advokat darauf, daß es herrlich wäre und ihm die Unterbrechungen erſparte, wenn Lenette ſtatt ſeiner jedesmal das Licht ſchnäuzte. „Ei ſehr gern“, antwortete ſie. Die erſten fünfzehn bis zwanzig Minuten ging und ſchien Alles recht gut.

Darnach hob er einmal das Kinn ſeitwärts gegen das Licht wie einen Zeigfinger empor, um an das Putzen zu erinnern. — Wieder einmal berührte er zu gleichem Zwecke blos ſtill die Lichtputze mit der Federſpitze; ſpäter rückte er ein Biſchen an dem Leuchter, und ſagte ſanft: „das Licht!“ Nun nahm die Sache mehr eine Wendung in's Ernſte, indem er auf dem Paviere dem Eindunkeln ſchärfer aufzupaſſen anfing, ſo aber ſich durch dieſelbe Lichtſcheere, von welcher er in Lenettens Hand ſich ſo viel Licht für ſeine Arbeit verſprochen, gerade in ſeinem Gange aufgehalten fand, wie ein Herkules durch Krebsſcheeren im Kampfe mit der Hydra. Das elende dünne Gedankenpaar, die Lichtputze mit der Lichtſchnuppe, tanzte keck Hand in Hand auf allen Buchſtaben ſeiner ſchärfſten Satiren auf und ab und ließ ſich ſehen vor ihm. — „Lenette, ſagt' er bald wieder, amputiere doch zu unſerer beiden Beſten den dummen Schwarz-Stummel!“ — „Hab' ich's vergeſſen?“ ſagte ſie und putzte geſchwind.

Leſer von hiſtoriſchem Geiſt, wie ich ſie mir wünſche, ſehen nun ſchon leicht voraus, daß die Umſtände ſich immer mehr verſchlimmern und verrenken müſſen. In der That hielt er jetzo häufig an ſich, harrete, ellenlange Buchſtaben hinreißend, auf eine wohlthätige Hand, die ihn vom ſchwarzen Dorne der Lichtroſe befreiete, bis er endlich in die Worte ausbrach: „ſchnäuz'“! — Er griff zur Mannigfaltigkeit in Zeitwörtern und ſagte bald: lichte! — bald: köpfe! — bald: kneip' ab! — Oder er verſuchte anmuthigen Abwechſel in andern Redetheilen und ſagte: die Lichtputze, Putzmacherin! — es iſt wieder ein langer Sonnenflecken in der Sonne! — oder: ein artiges Nachtlicht zu Nachtgedanken in einer artigen Corregio's Nacht, inzwiſchen ſchnäuz'!

Endlich, kurz vor dem Eſſen, als der Kohlenmeiler in der Flamme wirklich hochgeſtiegen, ſchlang er einen halben Strom Luft in die Bruſt und ſagte, ihn langſam herauströpfelnd, in grimmiger Milde: „Du ſchnäuzeſt und ſtutzeſt ſonach, wie ich ſehe, nichts, der ſchwarze Brandpfahl mag wachſen bis an die Decke. Nun gut! Ich will lieber ſelber der Komödienlichtputzer und Eſſenkehrer ſeyn bis zum Tiſchdecken; aber unter dem Eſſen will ich als ein vernünftiger Mann Dir ſagen, was zu ſagen iſt.“ — „Das thu' nur“, ſagte ſie ſehr froh.

„Ich hatte mir allerdings — fing er an, als ſie ihm und ſich vorgelegt hatte, jeder Perſon zwei Eier — vieles Gute von meinen Nachtarbeiten verſprochen, weil ich angenommen, Du würdeſt das leichte Schnäuzen immer in den richtigen Zeiten beſorgen, da ja eine vornehme Römerin für ihren vornehmen Mann Plinius junior, mit den Kaufleuten zu reden, ſogar ein Leuchter ward und den Lampendocht gehalten. So aber iſt die Sache nichts, weil ich nicht, wie ein glücklicher Armkrüppel, mit dem Fuße unter dem Tiſche ſchreiben kann, oder wie ein Hellſeher ganz im Finſtern. Was ich jetzo vom ganzen Leuchter habe, iſt, daß er eine alte Epiktetlampe iſt, bei der ich den Stoiker mache. Wie eine Sonne hatte das Licht oft zwölf Zoll Verfinſterung und ich wünſchte vergeblich, Herzchen, eine unſichtbare Finſterniß, wie man ſie oft am Himmel hat. Die verfluchten Licht-Schlacken hecken eben jene dunkeln Begriffe und Nachtgedanken aus, die ein Autor bringt. O Gott, hätteſt Du hingegen gehörig geſchnäuzt!“ —

„Du ſpaßeſt gewiß, verſetzte ſie; meine Stiche ſind viel feiner, als Deine Striche, und ich ſah doch recht hübſch.“

„So will ich Dir denn pſychologiſch und ſeelenlehreriſch beibringen, fuhr er fort, daß es bei einem Schriftſteller und Denker gar nicht darauf ankommt, ob er mehr oder weniger ſehen kann, aber die Lichtſcheere und Lichtſchnuppe, die ihm immer im Kopfe ſteckt, ſtülpt ſich gleichſam zwiſchen ſeine geiſtigen Beine, wie einem Pferde der Klöppel, und hindert den Gang. — Schon nachdem Du kaum ordentlich geputzt haſt und ich im Lichte lebe, lauer' ich auf die Minute des neuen Scheerens. Dieſes Lauern nun kann in nichts beſtehen, da es unſichtbar und unhörbar iſt, als in einem Gedanken, jeder Gedanke aber macht, daß man ſtatt ſeiner keinen andern hat — — und ſo gehen denn die ſämmtlichen beſſern Gedanken eines Schreibers vor die Hunde. — Und doch ſprech' ich noch immer nur vom leichteſten Uebel — denn ich brauchte ja nur an ein Licht-Schnäuzen ſo wenig zu denken, als an das meiner Naſe; — aber wenn vollends das ſehnlich erwartete Schnäuzen ſich nicht einſtellen will — das ſchwarze Mutterkorn der reifen Lichtähre immer länger wächſt — die Finſterniß ſichtbar zunimmt — eine wahre Leichenfackel einen ſchreibenden Halbtodten beleuchtet, — dieſer die eheliche Hand gar nicht aus dem Kopfe ſchlagen kann, die mit einem einzigen Schnitte ihn von allen dieſen Hemmketten loszumachen vermöchte: dann, meine liebe Lenette, gehört wahrlich viel dazu, wenn ein Schriftſteller nicht ſchreiben will wie ein Eſel, oder ſtampfen wie ein Trampelthier, wenigſtens ich weiß ein Lied davon zu ſingen.“

Sie verſicherte darauf, wenn es ſein wirklicher Ernſt ſei, ſo wolle ſie es morgen ſchon machen.

In der That muß ihr die Geſchichte das Lob geben, daß ſie Tags darauf ihr Wort hielt und nicht nur viel öfter putzte, als geſtern, ſondern ordentlich ohne Aufhören, zumal als er ihr einigemale mit Kopfnicken gedankt hatte. „Zu oft indeß — ſagt' er endlich, aber ungemein freundlich — ſcheere denn doch nicht. Studiereſt Du auf gar zu feine Subſubſubdiviſionen (Unterunterunterabtheilungen) des Dochtes, ſo geräth man faſt in die alte Noth zurück, da ein abgekneiptes Licht ſo dunkel brennt, als eines mit ganz freiwüchſigem Dochte — was Du figürlich auf Welt- und Kirchenlichter anwenden könnteſt, wenn Du ſonſt könnteſt; — ſondern nur einige Zeit nach und einige vor dem Schnäuzen fällt gleichſam entre chien und loup jene ſchöne mittlere Zeit der Seele, wo ſie herrlich ſieht; freilich dann ein wahres Götterleben, ein recht abgemeſſenes, doppeltes Schwarz auf Weiß im Licht und im Buch!“

Ich und Andere freuen uns eben nicht beſonders über dieſe neue Wendung der Sache; der Armenadvokat legt ſich dadurch offenbar die friſche Laſt auf den Hals, die mittlere Entfernung oder den Mittelſtand zwiſchen dem kurzen und dem langen Dochte immer unter dem Schreiben, wenn auch oberflächlich, zu berechnen und zu beobachten; welche Zeit bleibt ihm dann zur Arbeit?

Nach einigen Minuten that er, als ſie vielleicht noch zu früh ſchnäuzte, die Frage, obwohl mehr zweifelnd: „iſt wieder ſchwarze Wäſche da?“ Darauf, als ſie wohl etwa faſt zu ſpät ſchnäuzte, blickte er ſie fragend an: „Nu, nu!“ — „Gleich,

gleich!“ ſagte ſie. — Endlich, als er bald darauf ſich zu ſehr in's ſchreibende Stechen vertieft hatte und die Frau ſich in's nähende, traf er, erwacht auf einmal aufblickend, einen der längſten Lichtſchnuppen-Spieße am ganzen bisherigen Lichte an, noch dazu umrungen von mehr als einem Räuber — — „ach Gott, das iſt ja ein Jammerleben!“ rief er, und packte grimmig die Lichtſcheere an und putzte das Licht — aus.

Jetzo in den finſtern Ferien hatt' er die ſchönſte Muße, an- und aufzufahren und Lenetten mehr ausführlich vorzuhalten, wie ſie ihn bei ſeinen beſten Einrichtungen abmartere und, gleich allen Weibern, kein Maaß halte und bald zu viel, bald zu wenig ſcheere. Da ſie aber ſchweigend Licht machte, ſetzte er ſich in noch ſtärkeres Feuer und warf die Frage auf, ob er bisher wohl etwas anderes von ihr begehrt, als die allergrößten Kleinigkeiten, und ob denn jemand Anders ſie ihm bisher ſämmtlich abgeſchlagen, als ſie, ſeine leibliche Ehefrau. „Antworte!“ ſagt' er.

Sie antwortete nicht, ſondern ſetzte das angezündete Licht auf den Tiſch und hatte Thränen im Auge. Es war zum erſten Male in der Ehe. Da durchſchauete er, wie ein Magnetiſirter, den ganzen Krankheitsbau ſeines Innern und beſchrieb ihn, zog auf der Stelle den alten Adam aus und warf ihn verächtlich in den fernſten Winkel. Dieß vermochte er leicht, ſein Herz ſtand der Liebe und der Gerechtigkeit ſo offen, daß, ſobald ſich dieſe Göttinnen zeigten, ſeine zornige Stimme aus dem Vorderſatze ankam als die mildeſte im Nachſatze, ja er konnte die Streitaxt einhalten mitten im Niederhieb.

Nun wurde der Hausfriede geſchloſſen; ein paar naſſe und ein paar helle Augen waren die Friedensinſtrumente, und ein weſtphäliſcher Vertrag gab jeder Partei Ein Licht und volle Scheerfreiheit.

II. Schoppe an Albano.

(1802.)

Dein Schreiben, mein lieber Jüngling, kam mir richtig zu. Ich preiſe Deine Thränen und Flammen, die einander wechſelnd unterhalten und nicht löſchen. Werde nur etwas, auch viel, nur nicht alles, damit Du es in einer ſo äußerſt leeren Sache wie das Leben iſt — ich möchte wiſſen, wer's erfunden hat — ausdauern kannſt vor Wüſtenei. Ein Homer, ein Alexander, die nun die ganze Welt erobert und unter ſich haben, müſſen ſich oft mit den verdrüßlichſten Stunden plagen, weil nun ihr Leben aus einer Braut eine Frau geworden. So ſehr ich mich dagegen verpalliſadierte und feſtmachte, um nicht über Jedermann zu ſteigen und als das Faktotum der Welt oben zu ſitzen: ſo kam ich doch am Ende unvermerkt und ſtehend in die Höhe, blos weil unter meinem langen Beſehen der ganze Erdkreis voll Schaumberge und Nebel-Rieſen immer tiefer aufthauete und zuſammenkroch: und ſchaue nun allein und trocken von meinem Berghorn herunter, ganz beſetzt mit den Blutigeln des Welt-Ekels.

Bruder, es wird aber in dieſem Jahre anders und ich flott. Deswegen wird Dir hier im Februar ein langer, mir ganz verdrüßlicher Brief geſchrieben, der Dir über meine nahe Entſpinnung und Verpuppung ſagt, wo und wie; denn bin ich einmal eine glänzende Chryſalide, ſo kann ich mich nur ſchwach mehr regen und zeigen.

Ich will mich deutlicher erklären, ſetzen die Deutſchen hinzu, wenn ſie ſich deutlich erklärt haben. Es ſchickt und trifft ſich beſonders glücklich — was ich ſchätze wie einer —, daß gerade Ende des Jahrs Ende meines bisherigen väterlichen Vermögens iſt und folglich, wenn Amſterdam aufhört zu zahlen, ich auch falle und nichts mehr in Händen habe als ſchwache chiromantiſche Wahrſagungen, und nichts im Leibe habe außer dem Magen. Ich wollte, ich könnte noch von meinem Nabel leben wie in meinen früheren Zeiten und mich ſo weich betten.

Was ſoll ich dann machen? Mich von den Herren Menſchen Jahr aus Jahr ein beſchenken zu laſſen, dazu acht' ich ſie nicht genug; und die wenigen, die man etwa bei Gelegenheit achtet, ſollen mich wieder zu hoch achten, es anzubieten. Was, ein Floh ſoll ich ſeyn am dünnſten goldnen Kettlein und ein Herr, der mich daran gelegt, damit ich ihm ſpringe, aber nicht davon, zieht mich öfters auf den Arm und ſagt: ſaug' nur zu, mein Thierchen! — Teufel! Frei will ich bleiben auf einer ſo verächtlichen Erde, — keinen Lohn, keinen Befehl in dieſem großen Bedientenzimmer erhaltend: — kerngeſund, um kein Mitleiden und keinen Hausarzt zu erwecken — ja wollte man mir das Herz der Gräfin Romeiro unter der Bedingung zuſchlagen, es zu erknieen, ſo würd' ich das Herz zwar annehmen und es küſſen, aber gleich darauf aufſtehen und davonlaufen (entweder in die zweite oder in die neue Welt) ehe ſie Zeit hätte, ſich die Sache zu rekapitulieren und mir vorzurücken.

Werden freilich etwas — und dadurch eben ſo viel verdienen —, das könnt' ich (ſchlägt man mir vor) doch verſuchen, ohne ſonderliche Einbuße von Freiheit und Ungleichheit. In der That ſeh' ich hier aus meinem Zentrum an 360 Wegradien laufen und weiß kaum zu wählen, ſo daß man lieber das Zentrum zum Umkreis auszuplätten oder dieſen zu jenem einzuziehen verſuchen möchte, um nur fortzuſtehen. Dienen, wie die Regimentſtäbe ſagen, wäre freilich das nächſte am Herrſchen. Du willſt ſelber, wie Du ſchreibſt, in's Feld. (Deinen Brief hab' ich richtig erhalten, und darin Deine Scheu und Sucht recht und gut gefunden und Dich ganz). Und in Wahrheit, errichtete der Erzengel Michael eine heilige Legion, eine legio **fulminatrix** von einigen ſchwachen Septuaginta's gegen das gemeine Weſen der Welt, kündigte er den Rieſenkrieg dem Pöbelaufgebote an, um vier oder fünf Welttheile, durch ein ſechstes Welttheilchen (auf einer Inſel hätt' es vielen Platz) aus der Welt zu treiben oder in die Kerker und um alle geiſtigen Knechte zu leiblichen zu machen: ſei verſichert, in dieſem glücklichen Falle ſtellte ich mich am erſten hinter die Spitze und führte die Kanonen mit der kurzen flüchtigen Bemerkung, wie Händel zuerſt Kanonen in die Muſik, ſo brächte man hier umgewandt zuerſt Muſik in die Kanonen. Kämen wir nun ſämmtlich zurück, wehte der heilige Landſturm wieder herwärts; ſo ſtände Gottes Thron auf der Erde und heilige Männer gingen mit hohen Feuern in Händen hinauf, viel weniger um droben den Weltkörper zu regieren als dem Weltgeiſte zu opfern.

Mit der Franzmannſchaft demnach ſtehſt Du für Deine Perſon, wie Du ſchreibſt, künftig für Einen Mann. Freilich hält mir's ſchwer, ſonderlich von 25 Millionen zu denken, wovon zwar die Kubikwurzel frei lief und wuchs, aber Stamm und Gezweig doch Jahrhunderte lang am Sklaven-Gitter trocknete und dorrte. Wer nicht vor der Revoluzion ein ſtiller Revoluzionär war — wie etwan Chamfort, mit deſſen feuerfeſter Bruſt ich einmal in Paris an meiner ſchönes Feuer ſchlug, oder wie Montesquieu und J. J. Rouſſeau — der ſpreize ſich mit ſeiner Tropfenhaftigkeit nicht breit unter ſeine Hausthür aus. Freiheit wird, wie alles Göttliche, nicht gelernt und erworben, ſondern angeboren. Freilich ſitzen im Frank- und Deutſchreich überall junge Autoren und Muſenſöhne, die ſich über ihren ſchnellen Selbſtgehalt verwundern und erklären, nur verflucht erſtaunt, daß ſie nicht früher ihr Freiheitgefühl gefühlt, weiche Schelme, die ſich als ganze blaſende Wallfiſche anſehen, weil ſie einiges Fiſchbein davon um die Rippen zu ſchnüren fanden. — Immer würd' ich in einem Kriege, wie ihn die todte Zeit geben kann, glauben, zwar gegen Thoren zu kämpfen, aber auch für Thoren.

Die jetzigen, zyniſchen, naiven, freien Naturmenſchen — Franzen und Deutſche — gleichen faſt den nackten Honorazioren, die ich in der Pleiße, Spree und Saale ſich baden ſah; ſie waren, wie geſagt, ſehr nackt, weiß und natürlich Wilde, aber der ſchwarze Haarzopf der Kultur lag doch auffallend auf den weißen Rücken. Einige große lange Menſchen und Väter der Zeit, wie Rouſſeau, Diderot, Sidney, Ferguſon, Plato, haben ihre abgetragnen Hoſen abgelegt und dieſe tragen ihre Jungen nach und nennen ſich, weil ſie ihnen ſo weit, lang und offen ſitzen, deßwegen Ohne-Hoſen.

Zwar ſtatt des Degens, könnte ich auch ſehr gut das Federmeſſer ergreifen und als ſchreibender Zäſar aufſtehen, um die Welt zu beſſern und ihr und ſie nutzen. Es wird mir denkwürdig bleiben das Geſpräch, das ich darüber mit einem berliniſchen allgemeinen deutſchen Bibliothekar aushielt, als wir ſtill im Thiergarten auf- und abgingen. „Jeder wuchere doch ſeinem Vaterland mit ſeinen Kenntniſſen, die ſonſt vergraben liegen,“ ſagte der deutſche Bibliothekar. Zu einem Vaterland gehört zuvörderſt einiges Land, ſagt' ich, der maltheſer Bibliothekar aber, der hier ſpricht, erblickte das Licht der Welt zur See unter einem pechfinſtern Sturm. Kenntniſſe beſitz' ich freilich genug und weiß, daß man ſie wie ein Glas voll Kuhpocken, vernünftig genommen, nur dazu hat, um ſie einzuimpfen — der Schüler ſeiner Seits ſchlingt ſie wieder nur ein, um ſie von ſich zu geben und ſo gibt ſich das Weitere. So fährt das Licht, wie im Spiel, „Stirbt der Fuchs, ſo gilt's den Balg“; der glimmende Spahn in einer — meiner — [Hand] verlöſcht und verbleibt.

„„Launig genug! (ſagte der allgemeine Bibliothekar) Mit einer ſolchen Laune verbinden Sie nur noch Studium ſchlechter Menſchen und guter Muſter, ſo bilden Sie uns einen zweiten Rabener, der die Narren geißelt,““ — „„Herr, (verſetzt' ich ergrimmt,) ich würde die Weiſen vorziehen und Euch den erſten Schlag verſetzen. Weiſe laſſen ſich berichten und waſchen, haben überall ihr Einſehen und ſind gute Narren und meine Leute, ein Mann wie ein allgemeiner deutſcher Kurſchmied, der dem Muſenpferd an den Puls greift, halte mir ſeinen vor und ich befühl' ihn gern. Aber der Welt-Reſt, Sir? Wer kann das

Weltmeer abſchäumen, wenn er ihm nicht die Ufer wegbricht? Iſt's nicht ein Jammer und Schade, daß alle genialiſche Menſchen, von Plato bis zu Herder, laut und gedruckt worden und häufig geleſen und ſtudiert vom gelehrten Pack und Packhof, ohne daß dieſer ſich im Geringſten ändern können? Bibliothekar, ruft und pfeift doch alles, was in den kritiſchen Hundhütten neben jenen Tempeln Wache liegt, heraus und fragt ſämmtliche Windſpiele, Doggen und Packer, ob in ihren Seelen ſich etwas anders bewege als ein potenzierter Magen, ſtatt eines poetiſchen und heiligen Herzens? Im Bergkeſſel ſehen ſie den Wurſt- und Braukeſſel, im Laub die Schelle der Karte, und der Donner hat für ſie — als ein größerer elektriſcher Funke — einen ſehr ſäuerlichen Geſchmack, den er nachher dem März-Biere einflößet.""

„„Spielen Sie an?"" fragt' er. Sicher! (ſagt' ich.) Aber weiter, Bibliothekar, geſetzt, wir beide wären ſo glücklich, uns auf dem Abſatze herum zu drehen und mit Einem Umherhauchen alle Thoren wie mit einem Hüttenrauche ganz verpeſtet umzuwehen und maustodt hinzuwerfen: ſo kann ich doch nicht abſehen, wo der Segen herauskommen will, weil ich außerdem, daß wir noch ſelber nebeneinander ſtehen und auch uns anzuhauchen haben, in allen Ecken umher Weiber ſitzen ſehe, welche die erlegte Welt vom Neuen hecken. —

Beſter Büſterich voll Feuer, (fuhr ich fort,) kann aber das ſehr zum ſatiriſchen Handwerke rufen und prägen? — O nein! Aechte Laune iſt bei mir da, vielleicht fremde Tollheit gleichfalls, vielleicht — aber ach wird nicht der ſeltſame Scherzmacher, ſogar in ihrer ungemeinen Bibliothek, dem Stachelſchweinmanne in London (dem Sohne) gleichen, der bei dem Thierhändler Brook den Dienſt hatte, den Fremden im wilden Viehſtand und ausländiſchen Thiergarten herumzuführen, und der auf der Schwelle dabei anfing, daß er ſich ſelber zeigte als Menſch betrachtet: — Bedenken ſie es kalt und vorher! Noch ſchwing ich meinen Satyr-Schweif ungebunden und luſtig und etwan gegen eine gelegentliche Bremſe; wird mir aber ein Buch daran gebunden wie in Polen an den Kuh-Schwanz eine Wiege, ſo rüttelt das Thier die Wiege der Leſer und gibt Luſt, aber der Schwanz wird ein Knecht.

„„Zu ſolchen Bildern (ſagte der Bibliothekar) wäre allerdings die gebildete Welt durch keinen Rabener oder Voltaire gewöhnt und ich erkenne nun ſelber die Satire nicht für Ihr Fach.““ — O ſo wahr! verſetzt' ich und wir ſchieden gütlich.

— Aber ernſthaft genommen, Bruder, was hat nun ein Menſch übrig (ſowohl an Ausſichten als an Wünſchen) dem das Säkulum ſo verſalzen iſt, wie mir und das Leben durch die Lebendigen — den die allgemeine matte Heuchelei und die glänzende Politur des giftigen Holzes verdrießet — und die entſetzliche Gemeinheit des deutſchen Lebentheaters — und die noch größere des deutſchen Theaterlebens — und die pontiniſchen Sümpfe Kotzebuiſcher ehr- und zuchtloſer Weichlichkeit, die kein heiliger Vater austrocknen und feſtmachen kann — und der ermordete Stolz neben der lebendigen Eitelkeit umher, ſo daß ich mich, um nur Luft zu ſchöpfen, ſtundenlang zu den Spielen der Kinder und des Viehs hinſtellen kann, weil ich doch dabei verſichert bin, daß beide nicht mit mir kokettiren, ſondern nichts im Sinne und lieb haben als ihr Werk — was hat, fragt' ich auf der letzten Zeile des vorigen Blattes, einer nun übrig, den, wie geſagt, ſo vielerlei anſtinkt, und vorzüglich noch der Punkt, daß Beſſerung ſchwer iſt, aber Verſchlimmerung ganz und gar nicht, weil ſogar die Beſten den Schlimmſten etwas weißmachen und dadurch ſich auch, und weil ſie bei ihrer verborgenen Verwünſchung und Sänften- und Achſelträgerei der Gegenwart wenigſtens um Geld und Ehre tanzen und ſich dafür gern vom feſtern Pöbel brauchen laſſen, als Weinfäſſer zu Fleiſchfäſſern — was hat ein Mann, ſag' ich, Freund, in Zeiten, wo man wie jetzt im Druck aus Schwarz zwar nicht Weiß macht, aber doch Grau, und wo man, wie Katecheten ſollen, gerade die Fragen auf Nein und Ja vermeidet, noch übrig, außer ſeinem Haſſe der Tyrannen und Sklaven zugleich und außer dem Zorne über die Mißhandlung ſowohl als über die Gemißhandelten? Und wozu ſoll ſich ein Mann, dem der Panzer des Lebens an ſolchen Stellen dünn gearbeitet oder dünn gerieben iſt, ernſthaft entſchließen?

Ich meines Orts, falls von mir die Rede iſt, entſchloß mich im halben Scherze zu einer dünnen hellen Anfrage für den Reichanzeiger, die du vielleicht ſchon in Rom geleſen, ohne mich eben zu errathen.

„„Allerhand““

Wol zuverläſſig ſteht geſunder Verſtand und Vernunft (mens sana in c. s.) unter den zu würdigenden Gütern des Lebens zunächſt nach einem reinen Gewiſſen oben an. Ein Satz, den ich bei den Leſern dieſes Blattes vorauszuſetzen wage. Was ſonſt hierüber noch geſagt werden kann (ſowol von als gegen Kantner), [ſo ſchreibt Campe ſtatt Kantianer viel richtiger,] gehört gewiß nicht hieher in ein ganz populäres Volksblatt. Unterzeichneter dieſes iſt nun in dem betrübten Falle, daß er hier genöthigt, die Aerzte Aus- und Deutſchlands befrägt — Mitleiden mit Leiden gebe, ſchicke die Antworten ein. — wann er (gerade heraus vor Deutſchland!!) ganz toll werden werde, indem der Anfang ſchon einen genommen.

Das Wann, aber nicht das Ob liegt edeln Menſchenfreunden zu beantworten ob. Hier meine Gründe, Deutſche! Abgeſehen, daß mancher ſchon aus der Anfrage folgern könnte — was doch wenig entſcheidet — ſo ſind folgende Stücke bedenklich und gewiß: 1) des Verfaſſers bunter Styl ſelber, der weniger aus dieſem Inſerat (in den überlegteſten Intervallen gemacht) als aus der ähnlichen Schreibart eines ſehr beliebten und geſchmackloſen Schriftſtellers zu erkennen iſt, wie denn ein buntes Uebermaß ganz wildfremder Bilder ſo gut am Kopfe, wie buntes Farbenſpiel am Glaſe, nahe Auflöſung bedeuten — 2) die Weiſſagung eines Spitzbuben, an die er immerfort denkt, was ſchlimme Folgen haben muß — 3) ſeine Liebe und ſein Treiben Swift's, deſſen Tollheit Gelehrten nicht fremd iſt — 4) ſeine gänzliche Vergeßlichkeit — 5) ſeine häufige ſchlimme

Verwirrung geträumter Sachen mit erlebten und vice versa — 6) ſein Unglück, daß er nicht weiß, was er ſchreibt, bis er's nachgeleſen, weil er gegen ſeinen Zweck bald etwas ausläſſet, oder bald etwas hinſetzt, wie das durchſtrichne Manuſcript leider am beſten bezeugt — 7) ſein ganzes bisheriges Leben, Denken und Spaſſen, was hier zu weitläufig wäre, und 8) ſeine ſo unvernünftigen Träume. Nun iſt die Frage, wann in ſolchen Verhältniſſen (ſchlagen nämlich keine Fieber, keine Liebſchaften dazu) vollſtändige Verrückung (Idee fixa, mania, raptus) eintritt. Bei Swift fiel's ſehr ſpät, im Alter, wo er ohnehin ſchon an und für ſich halb närriſch ſein mochte und nachher alles nur mehr zeigte. Wenn man betrachtet, daß einmal der Profeſſor Büſch ausrechnete, daß ſeine Augen-Schwäche ſehr gut, ohne ſeinen Schaden, von Jahr zu Jahr wachſen könnte, weil die Periode ſeiner gänzlichen Erblindung über ſein ganzes langes Leben hinausfiele, blos auf ſein Grab, ſo ſollt' ich annehmen, daß meine Schwäche ſo ſtufenweiſe aufſchwellen könnte, daß ich keine petites maisons brauchte, als den Sarg ſelber, ſo daß ich vorher dabei heirathen und amthieren möchte wie jeder andere rechtſchaffene Mann.

Was ich hiermit bezwecke, iſt blos, mich hierüber mit irgend einem Menſchenfreunde (er ſei aber philoſophiſcher Arzt!!) in Korreſpondenz zu ſetzen. Meine Addreſſe hat die Expedition des R. Anzeigers. Näher bekannt mach' ich mich vielleicht körperlich und bürgerlich in eben dieſem Blatte auf dem Blatte, wo ich eine Gattin ſuche. Peſtitz, den Februar.

S—s L—d, L—r, G—l S—e.

Albano, du weißt, unter welchem Gebüſch mein Ernſt liegt. Der Reich- und Schoppen-Anzeiger hat acht Gründe für die Sache, die nicht nur mein Ernſt ſind, ſondern auch mein Spaß. Seit der Kahlkopf mir nach einem Jahre den Aufgang meines tollen Hundſterns anſagte, ſah ich immer die Aurora dieſes Fix-Geſtirns vor mir und ſah mich daran zuletzt blind und feige; ich muß es herſagen. O ich hatte im Januar, Bruder, acht furchtbare Träume hinter einander — nach der Zahl der Gründe im Anzeiger und ſelber unter den achten Grund gehörig — Träume, worin ein wilder Jäger des Gehirns durch den Geiſt jagte und ein reißender Strom voll Welten, voll Geſichter und Berge und Hände wallete — ich will dich nicht damit ängſtigen — Dante und ſein Kopf ſind Himmel dagegen.

Da wurd' ich verdrießlich über die Feigheit und ſagte zu mir: „haſt bisher ſo lange gelebt und die reichſten Ladungen leicht in's Waſſer geworfen, ſogar dieſe und die zweite Welt, und dich von allem, und von Ruhm und von Büchern und Herzen ſo rein entkleidet, und haſt nichts behalten als dich ſelber, um damit frei und nackt und kalt auf der Kugel zu ſtehen vor der Sonne: auf einmal krümmſt du dich unterſichends vor dem bloßen tollen fixen Gedanken an eine tolle fixe Idee, die dir jeder Fieber-Pulsſchlag, jeder Fauſtſchlag, jedes Gerſtkorn in den Kopf graben kann und verſchenkſt auf einmal deine alte göttliche Freiheit — Schoppe, ich weiß gar nicht, was ich von dir halten ſoll; wer irgend etwas noch fürchtet im Univerſum, und wär' es die Hölle, der iſt noch ein Sklave.“ —

Da ermannte ſich der Mann und ſagte, ich will das haben, was ich fürchtete; und Schoppe trat näher an den breiten hohen Nebel und ſiehe! es war (man hätte ſich gern auf der Stelle hingebettet), nur der längſte Traum vor dem längſten Schlaf, mehr nicht, was ſie Wahnſinn nennen. Geht man nun auf einige Zeit z. B. in ein Irrhaus zum Scherz: ſo kann man den Traum haben, läſſet es ſich ſonſt alles ſo dazu an wie bei Manchem. Und dahinein will ich nun allgemach ſinken, in den Traum, wo an der Zukunft die Dolchſpitze abgebrochen iſt und an der Vergangenheit der Roſt abgewiſcht — wo der Menſch ohne Störung in dem Schattenreich und dem Barataria-Eiland ſeiner Ideen das regierende Haus allein iſt und der Johann ohne Land, und er wie ein Philoſoph alles macht, was er denkt, — wo er auch ſeinen Körper aus den Wellen und Brandungen der Außenwelt zieht, und Kälte, Hitze, Hunger, Nervenſchwäche und Schwindſucht und Waſſerſucht und Armuth ihn nicht mehr antaſten und den Geiſt keine Furcht, keine Sünde, kein Irrthum im Irrhaus [anficht] — wo die 365 Träume jährlicher Nächte ſich in einen einzigen, die flüchtigen Wolken in Ein großes Glut-Abendroth zuſammengewebt — —

Da ſitzt etwas Böſes! Der Menſch muß im Stande ſein, ſich ſeinen Traum, ſeine gute fixe Idee — denn ein hoher Ameiſenhaufen der grimmigſten und der liebreizendſten wimmelt vor ihm — mit Verſtand auszuklauben und zuzueignen, ſonſt kann er ſo ſchlimm fahren, als wär' er noch bei Verſtand. Ich muß nun beſonders meine Anſtalten treffen, daß ich einen liebreichen favorablen Fix-Wahn finde und anerkenne, der gut mit mir umgeht. Kann ich's dahin bringen, etwan der erſte Menſch zu ſein im irrigen Hauſe — oder der zweite Manus — oder der dritte Schlegel — oder die vierte Grazie — oder der fünfte Kartenkönig — oder die ſechste kluge Jungfrau — oder die ſiebente weltliche Kur — oder der achte Weiſe in Griechenland — oder die neunte Seele in der Arche — oder die zehnte Muſe — oder der 41ſte Akademiker — oder der 71ſte Dolmetſcher oder gar das Univerſum — oder gar der Weltgeiſt ſelber, ſo iſt allerdings mein Glück gemacht und dem Leben — Skorpion der ganze Stachel weggeſchlagen. Aber was ſteht nicht noch für goldenes edelſteinernes Glück offen? Kann ich nicht ein ſehr begünſtigter Liebhaber ſein, der den Sonnenkörper einer Geliebten den ganzen Tag im Himmel ziehen ſieht und hinaufſchauet und ruft: ich ſehe nur Dein Sonnen-Auge, aber es genügt — Kann ich nicht ein Verſtorbner ſein, der voll Unglauben an die zweite Welt in ſolche gefahren iſt und nun da: der gar nicht weiß, wo er hinaus ſoll vor Luſt! — O kann ich nicht — denn der kürzere Traum und das Alter verkindern ja ſchon — wieder ein unſchuldiges Kind ſein, das ſpielt und nichts weiß, das die Menſchen für Eltern hält und das nun einen aus der bunten Blaſe des Lebens zuſammengefallenen Thränentropfen vor ſich ſtehen hat und den Tropfen wieder mit der Pfeife geſchickt zum flimmernden Farben-Weltkügelchen aufbläſet?

Es iſt eben Mitternacht; ich muß jetzt in die Kirche gehen, meine Veſper-Andacht zu halten.

III. Muſik der Muſik.

(1803.)

Walt im Flötenconcert ſeines Bruders Vult.

Die Einlaßkarte feſt drückend, langte er in der langen Proceſſion mit an, die ſeine Flügelmännin und Wegweiſerin war. Das Einrauſchen des glänzenden Stroms, der hohe Saal, das Stimmen der Inſtrumente, das Schickſal ſeines Bruders machten ihn zu einem Betrunkenen, der Herzklopfen hat. Dem Lauf des goldführenden Stroms ſah er mit Freude über die Goldwäſche ſeines Bruders zu, er hätte die Wellen zählen mögen. Vergeblich ſah er nach ihm ſich um. Auch Wina ſucht' er, aber wie ſollt' er einen Juwel in einer Ebene voll Thau-Glanz ausfinden? Nach ſeiner Schätzung und Vermeſſung mochten unter den ihm zugekehrten Mädchen an 47 wahre Anadyomenen, Uranien, Cythereen und Charitinnen ſitzen in Pracht; unter den abgewandten Rücken konnten ſie ſich noch höher belaufen.

Er legte ſich die Frage vor, wenn dieſe ganze Kette von 47 Paradiesvögeln aufſtiege, und er ſich einen darunter herabſchießen ſollte mit dem Amor-Pfeil, welchen er wol nähme? — — Er brachte keine andere Antwort aus ſich heraus als die: jede, die mir die Hand recht drückte und etwas bei der Natur und für mich empfände. Da nun unter dieſem ſchönen Hondekoeters* fliegenden Corps unzählige Raubvögel, Harpyen und dergleichen gewiß ſteckten: ſo ermeſſe doch aus dieſem Selbſtgeſpräch ein ganz junger Menſch, der ſeine erſte Liebe zur erſten Ehe machen will, in was er rennen könne.

Eben ſtellte ſich der Buchhändler Pasvogel grüßend neben den Notar, als Haydn die Streitroſſe ſeiner unbändigen Töne losfahren ließ, in die enharmoniſche Schlacht ſeiner Kräfte. Ein Sturm wehte in den andern, dann fuhren warme naſſe Sonnenblicke dazwiſchen, dann ſchleppte er wieder hinter ſich einen ſchweren Wolken-Himmel nach, und riß ihn plötzlich hinweg wie einen Schleier und ein einziger Ton weinte in einem Frühling, wie eine ſchöne Geſtalt.

---

* Ein großer Vogelmaler.

Walt — den ſchon ein elender Geſang der Kinderwärterinnen wiegte und der zwar wenige Kenntniſſe und Augen, aber Kopf und Ohren und Herzohren für die Tonkunſt hatte — wurde durch das ihm neue Wechſelſpiel von Fortiſſimo und Pianiſſimo, gleichſam wie von Menſchenluſt und Weh, von Gebeten und Flüchen in unſerer Bruſt, in einen Strom geſtürzt und davon gezogen, gehoben, untergetaucht, überhüllt, übertäubt, umſchlungen und doch — frei mit allen Gliedern. Als ein Epos ſtrömte das Leben unten vor ihm hin, alle Inſeln und Klippen und Abgründe deſſelben waren Eine Fläche — es vergingen an den Tönen die Alter, — das Wiegenlied und der Jubelhochzeit-Geſang klangen in einander, Eine Glocke läutete das Leben und das Sterben ein — er regte die Arme, nicht die Füße, zum Fliegen, nicht zum Tanzen — er vergoß Thränen, aber nur feurige, wie wenn er mächtige Thaten hörte — und gegen ſeine Natur war er jetzt ganz wild. Ihn ärgerte, daß man Pſt rief, wenn Jemand kam, und daß viele Muſiker, gleich ihrem Notenpapier, dick waren, und daß ſie in Pauſen Schnupftücher vorhielten, und daß Paſvogel den Takt mit den Zähnen ſchlug, und daß dieſer zu ihm ſagte: „ein wahrer ganzer Ohrenſchmaus", für ihn ein ſo widriges Bild, wie im Fürſtenthum Krain der Namen der Nachtigall: Schlanz.

„Und doch muß nun erſt das Adagio und mein Bruder kommen," ſagte ſich Walt. „Den einer dort herführt — ſagte Paſvogel zu ihm — das iſt der blinde Flautotraverſiſt, und der Führer iſt unſer blinder Hof-Pauker, der aber das Terrain beſſer kennt. Das Paar gruppirt ſich indeß ganz artig." — Da der ſchwarzhaarige Vult jetzt langſam kam, das eine Auge unter einem ſchwarzen Band, mit dem andern ſtarr blickend, den Kopf wie ein Blinder ein wenig hoch und die Flöte am Munde haltend, — mehr um ſein Lachen zu bedecken; — da er ſich vom Pauker verbeugung-recht ſtellen ließ — und da alle Schwätzereien ſtumm wurden und weich, ſo konnte Walt ſich der Thränen gar nicht mehr enthalten, ſowohl wegen der vorhergehenden, als über das blaſſe Gemälde eines blinden Bruders und über den Gedanken, das Verhängniß könne den Spaßtreiber beim Worte faſſen; und zuletzt braucht' er wenig, um mit dem ganzen Saale zu glauben, Vult ſey erblindet.

Dieſer gab wie eine Monatſchrift das beſte Stück zuerſt, und führte an, er gehe mit Einſicht von den allmählig ſteigenden Virtuoſen ab, weil die Menſchen einander nach der Erſtgeburt, und nicht nach der Nachgeburt ſchätzten und den ſchlimmen, mithin auch den guten Erſtling-Eindruck feſthielten — und weil man den Weibern, die von nichts ſo leicht taub würden, als von langer Muſik, das Beſte geben müßte, wenn ſie noch hörten.

Wie eine Luna ging das Adagio nach dem vorigen Titan auf — die Mondnacht der Flöte zeigte eine blaſſe ſchimmernde Welt, die begleitende Muſik zog den Mondregenbogen darein. Walt ließ auf ſeinen Augen die Tropfen ſtehen, die ihm etwas von der Nacht des Blinden mittheilten. Er hörte das Tönen — dieſes ewige Sterben — gar nicht mehr aus der Nähe, ſondern aus der Ferne kommen, und der Herrnhutiſche Gottesacker mit ſeinen Abend-Klängen lag vor ihm in ferner Abendröthe. Als er das Auge trocken und hell machte: fiel es auf die glühenden Streifen, welche die ſinkende Sonne in die Bogen der Saalfenſter zog: — und es war ihm, als ſeh' er die Sonne auf fernen Gebirgen ſtehen — und das alte Heimweh in der Menſchenbruſt vernahm von vaterländiſchen Alpen ein altes Tönen und Rufen und weinend flog der Menſch durch heiteres Blau den duftenden Gebirgen zu und flog immer und erreichte die Gebirge nie — — O ihr unbefleckten Töne, wie ſo heilig iſt eure Freude und euer Schmerz! Denn ihr frohlockt und wehklagt nicht über irgend eine Begebenheit, ſondern über das Leben und

Sein, und eurer Thränen iſt nur die Ewigkeit würdig, deren Tantalus der Menſch iſt. Wie könntet ihr denn, ihr Reinen, im Menſchenbuſen, den ſo lange die erdige Welt beſetzte, euch eine heilige Stätte bereiten, oder ſie reinigen vom irdiſchen Leben, wäret ihr nicht früher in uns als der treuloſe Schall des Lebens, und würde uns euer Himmel nicht angeboren vor der Erde?

Wie ein geiſtiges Blendwerk verſchwand jetzt das Adagio, das rohe Klatſchen wurde der Leitton zum Preſto. Aber für den Notar wurde dieſes nur zu einer wildern Fortſetzung des Adagios, das ſich ſelber löſet, nicht zu einer engliſchen Farce hinter dem engliſchen Trauerſpiel. Noch ſah er Wina nicht; ſie konnte es vielleicht im langen himmelblauen Kleide ſein, das neben dem ihm zugewandten Rücken ſaß, der, nach den Kopffedern und nach der nahen Stimme zu ſchließen — die in Einem fort unter der Muſik, die Muſik laut pries — Raphaelen zukam; aber wer wußt' es? Gottwalt ſah bei ſolcher Mehrheit ſchöner Welten unter dem Preſtiſſimo an dem weiblichen Sternenkegel hinauf und hinab, und drückte mit ſeinen Augen die meiſten an's Herz, vorzüglich die ſchwarzen Habite, dann die weißen, dann die ſonſtigen. Unglaublich ſteigerte die Muſik ſeine Zuneigung zu unverheiratheten, er hörte die Huldigungmünzen klingen, die er unter die Lieben warf. „Könnt' ich doch dich, gute Blaſſe — dacht' er ohne Scheu — mit Freudenthränen und Himmel ſchmücken. Mit dir aber, du Roſenglut, mögt' ich tanzen nach dieſem Preſto — Und du blaues Auge, ſollteſt, wenn ich könnte, auf der Stelle vor Wonne überfließen und du müßteſt aus den weißen Roſen der Schwermuth Honig ſchöpfen — Dich, Milde, möcht' ich vor den Heſperus ſtellen, und vor den Mond und dann wollt' ich dich rühren durch mich oder durch ſonſt wen — Und ihr kleinen helläugigen Spieldinger von 14, 15 Jahren, ein Paar Tanzſäle voll Kleiderſchränke möcht' ich euch ſchenken — O ihr ſanften, ſanften Mädchen, wär' ich ein wenig das Geſchick, wie wollt' ich euch lieben und laben! Und wie kann die grobe Zeit ſolche ſüße

Wangen und Aeuglein einſt reinigen, naß und alt machen, und bald auslöſchen?“ — —

Dieſen Text legte Walt dem Preſtiſſimo unter.

Da er ſchon ſeit Jahren herzlich gewünſcht, in einem ſchönen weiblichen Auge von Stand und Kleidung einer Thräne anſichtig zu werden — — weil er ſich ein ſchöneres Waſſer in dieſen harten Demanten, einen goldnern Regen oder ſchönere Vergrößerunglinſen des Herzens nie zu denken vermocht: — ſo ſah er nach dieſen fallenden Licht- und Himmelkügelchen, dieſen Augen der Augen, unter den Mädchenbänken umher; er fand aber — weil Mädchen ſchwer im Putze weinen — nichts als die ausgehangenen Weinzeichen, die Tücher. Indeß für den Notar war ein Schnupftuch ſchon eine Zähre und er ganz zufrieden.

Endlich fingen die in allen Conzerten eingeführten Hör-Ferien an, die Sprachminuten, in denen man erſt weiß, daß man in einem Conzert iſt, weil man doch keinen Schritt thun und kein Wort ſagen, und Herzen und Gefrornes auf der Zunge ſchmelzen kann. Wer Henker, ſagt Vult ſehr gut, in einem Extrablatt ſeines Hoppelpoppels oder das Herz, überſchrieben:

Vox humana, Conzert.

„Wer Henker wollte Ton- wie Dichtkunſt lang' aushalten ohne das Haltbare, das nachhält? Beider Schönheiten ſind die herrlichſten Blumen, aber doch auf einem Schinken, den man anbeißen will. Kunſt und Manna — ſonſt Speiſen — ſind jetzt Abführungsmittel, wenn man ſich durch Luſt und Laſt verdorben. Ein Conzertſaal iſt ſeiner Beſtimmung nach ein Sprachzimmer; für den leiſen Ton der Feindin und Freundin, nicht für den lauten der Inſtrumente, hat das Weib das Ohr; wie ähnlicher Weiſe nicht für Wohlgeruch, ſondern nur für Geruch feindlicher und bekannter Menſchen nach Bechſtein die Naſe der Hund hat. Bei Gott, man will doch etwas ſagen im Saal, wenn nicht etwas tanzen. (Denn in kleinen Städtchen iſt ein Conzert ein Ball, und keine Muſik ohne Sphärentanz himmliſcher Körper.)

Dahero ſollte das Pfeifen und Geigen mehr Nebenſache ſeyn, und wie das Klingen der Mühle, nur eintreten, wenn zwei Steine oder Köpfe nichts mehr klein zu machen haben. Aber gerade umgekehrt dehnen — muß ich klagen, ſo gern ich auch allerdings einige Muſik in jedem Conzerte verſtatte, wie Glocken- und Kirchenmuſik, vorher, eh' Kanzeln beſtiegen werden — ſich die Spielzeiten weit über die Sprechzeiten hinaus und mancher ſitzt da und wird taub und darauf ſtumm, indeß es doch durch nichts leichter wäre als durch Muſiziren, Menſchen, ſo wie Kanarienvögel, zum Sprechen zu reizen, wie ſie daher nie länger und lauter reden, als unter Tafelmuſiken. — Nimmt man vollends die Sache auf der wichtigen Seite, wo es darauf ankommt, daß Menſchen im Conzert etwas genießen, es ſey Bier oder Thee oder Kuchen: ſo muß man, wenn man erfährt, daß das Muſiciren länger dauert als das Trinken, gleichſam das Blaſen zur Hoftafel länger als die Tafel ſelber, oder das Mühlengeklingel länger als das Zähnemahlen, — — — und ſo weiter; denn der Hoppelpoppel gehört in ſein eignes Buch und nicht in dieſes.

Jetzt, da ſich die ganze neue Welt und Hemiſphäre der Schönheiten verdrehte und aufſtellte, mußte Wina zu finden ſein. Raphaela ſtand ſchon herwärts gekehrt, aber die himmelblaue Nachbarin ſaß noch vor ihr. Der Notar erkundigte ſich zuletzt geradezu bei Pasvogeln nach ihr. „Die," verſetzte der Hofbuchhändler, „neben der ältern Dlle. Neupeter — in Himmelblau mit Silber — mit den Perlenſchnüren im Haar — ſie war bei Hof. — Jetzt ſteht ſie auf — ſie wendet ſich wahrlich um. — Aber gibts denn ſchwärzere Augen und ein ovaleres Geſicht — ob ich gleich ſehr wohl weiß, daß ſie nicht regelmäßig ſchön iſt, z. B. ſcharfe Naſe und die ausgeſchweifte Schlangenlinie des entſchiedenen Mundes, aber ſonſt, Himmel!"

Als Walt die Jungfrau erblickte, ſagte die Gewalt über der Erde: „ſie ſei ſeine erſte und ſeine letzte Liebe, leid' er wie er will." Der Arme fühlte den Stich der fliegenden Schlange, des Amors, und ſchauerte, brannte, zitterte, und das vergiftete Herz ſchwoll

Es fiel ihm nicht ein, daß ſie ſchön ſey, oder von Stand, oder die Aurikelnbraut der Kindheit, oder die des Grafen; es war ihm nur, als ſei die geliebte ewige Göttin, die ſich bisher feſt in ſein Herz zu ihm eingeſchloſſen und die ſeinem Geiſte Seligkeit und Heili[illegible]gegeben, als ſey dieſe jetzt aus ſeiner Bruſt dur[illegible]der herausgetreten und ſtehe jetzt, wie der Himmel außer ihm, weit von ihm (o! alles iſt Ferne, jede Nähe) und blühe glänzend, überirdiſch vor dem einſamen wunden Geiſte, den ſie verlaſſen hat, und der ſie nicht entbehren kann.

Jetzt kam Wina an der angeklammerten Raphaela, die aus eitler Vertraulichkeit ſich neben ihr unter die Menge drängen wollte, den Weg zu Walten daher. Als ſie ganz dicht vor ihm vorbei ging, und er das geſenkte ſchwarze Zauberauge nahe ſah, das nur Jüdinnen ſo ſchön haben, aber nicht ſo ſtill, ein ſanft ſtrömender Mond, kein zückender Stern und worüber noch verſchämte Liebe das Augenlied als eine Amorbinde halb hereingezogen: ſo trat Walt unwillkührlich zurück und ein körperlicher Schmerz drückte in ſeinem Herzen, als werd' es überfüllt.

Da auf der Erde alles ſo erbärmlich langſam geht, ſie ſelber ausgenommen, und da ſogar der Himmel ſeine Rheinfälle in hundert kleine Regenſchauer zerſetzt: ſo iſt ein Menſch wie Walt ein Seeliger, dem ſtatt der von hundert Altären auffliegenden Phönix-Aſche der Liebe und Schönheit ganz plötzlich der ausgeſpannte goldne Vogel farbeglühend am Geſicht vorüberſtreicht. Den Zeitungſchreiber, den plötzlich Bonaparte, den kritiſchen Magiſter, den plötzlich Kant anſpräche, würde der Schlag des Glücks nicht ärger rühren.

Die Menge verhüllte Wina bald, ſo wie den Weg auf der fernen Seite, den ſie an ihre alte Stelle zurückgenommen. Walt ſah ſie da wieder mit dem himmelblauen Kleide; und er ſchalt ſich, daß er vom verſchwundenen Geſicht nichts behalten, als die Augen voll Traum und voll Güte. Aber beides allein war ihm ein geiſtiges All. Das männliche Geſchlecht will den Stern der Liebe gerade wie die Venus am Himmel, anfangs als träumeriſchen Heſperus oder Abendſtern finden, der die Welt der Träume und Dämmerungen voll Blüthen und Nachtigallen anſagt, — ſpäter hingegen als den Morgenſtern, der die Helle und Kraft des Tags verkündiget; und es iſt zu vereinigen, da beide Sterne Einer ſind, nur durch die Zeit der Erſcheinung verſchieden.

Obgleich Walt die andern Mädchen jetzt in ſein Auge einlaſſen mußte, ſo warf er doch ein mildes auf ſie; alle wurden Winas Schweſtern oder Stiefſchweſtern und dieſe untergegangene Sonne bekleidete jede Luna — jede Zeres — Pallas — Venus mit lieblichem Licht, desgleichen andere Menſchen, nämlich die männlichen, den Mars, den Jupiter, den Merkur, — und ſogar den Saturn mit zwei Ringen, den Grafen.

Dieſer war Walten plötzlich näher gezogen — als ſei der Freundſchaftsbund ſchon mündlich beſchworen; — aber Wina ihm ferner entrückt — als ſtehe die Braut zur Freundin zu hoch. Ihren Brief ihr zu übergeben, dazu waren ihm jetzt Kraft und Recht entgangen, weil er beſſer überdacht, daß eine bloße Unterſchrift des weiblichen Taufnamens nicht berechtigte, eine Jungfrau für die Correſpondentin eines Jünglings durch Zurückgabe beſtimmt zu erklären.

Die Muſik fieng wieder an. Wenn Töne ſchon ein ruhendes Herz erſchüttern, wie weit mehr ein tief bewegtes! Als der volle Baum der Harmonie mit allen Zweigen über ihm rauſchte: ſo ſtieg daraus ein neuer ſeltſamer Geiſt zu ihm herab, der weiter nichts zu ihm ſagte, als: weine! — Und er gehorchte, ohne zu wiſſen wem — es war, als wenn ſein Himmel ſich von einem drückenden Gewölbe plötzlich abregnete, daß dann das Leben luſtig-leicht, himmelblau und ſonnenglänzend und heiß daſtände wie ein Tag — die Töne bekamen Stimmen und Geſichte — dieſe Götterkinder mußten Wina die ſüßeſten Namen geben, — ſie mußten die geſchmückte Braut im Kriegſchiff des Lebens ans Ufer einer Schäferwelt führen und wehen — hier mußte ſie ihr Geliebter, Walts Freund, empfangen unter fremden Hirtenliedern und ihr rund umher bis an den Horizont die griechiſchen Haine, die Sennenhütten, die Villen zeigen und die Steige dahin voll wacher und ſchlafender Blumen. — Er nöthigte jetzt Cherube von Tönen, die auf Flammen flogen, Morgenröthe und Blüthenſtaubwolken zu bringen, und damit Winas erſten Kuß dämmernd einzuſchleiern und dann weit davon zu fliegen, um den ſtummen Himmel des erſten Kuſſes nur leiſe auszuſprechen.

Auf einmal als unter dieſen harmoniſchen Träumen der Bruder lang auf zwei hohen Tönen ſchwebte und zitterte, die den Seufzer ſuchen und ſaugen: ſo wünſchte Gottwalt mitzitternd, am Traum des fremden Glücks zu ſterben. Da empfieng der Bruder ein mißtöniges rauhes Lob; aber Walten war bei ſeiner heftigen Bewegung die äußere gar nicht zuwider.

Es war alles vorbei. Er ſtrebte — und nicht ohne Glück — am nächſten hinter Wina zu gehen; nicht um etwa ihr Gewand zu beſtreifen, ſondern um ſich in gewiſſer Ferne von ihr zu halten, mithin jeden andern auch und ſo als eine nachrückende Mauer von ihr das Gedränge abzuwehren. Doch drückte er unter dem Nachgange ſehr innig ihre Hand im — Brief an Klothar.

Zu Hauſe ſetzt' er im Feuer, das fortbrannte, dieſen Streckvers auf:

Die Unwiſſende.

Wie die Erde die weichen Blumen vor die Sonne trägt und ihre harten Wurzeln in ihre Bruſt verſchließ't — wie die Sonne den Mond beſtrahlt, aber niemals ſeinen zarten Schein auf der Erde erblickt — wie die Sterne die Frühlingnacht mit Thau begieſſen, aber früh hinunter ziehen, eh' er morgenſonnig entbrennt: ſo du, du Unwiſſende, ſo trägſt und giebſt du die Blumen und den Schimmer und den Thau, aber du ſieh'ſt es nicht. Nur dich glaubſt du zu erfreuen, wenn du die Welt erquickſt. O fliege zu ihr, du Glücklichſter, den ſie liebt, und ſag' es ihr, daß du der Glücklichſte biſt, aber nur durch ſie; und glaubt ſie nicht, ſo zeig' ihr andere Menſchen, der Unwiſſenden.

Beim letzten Worte ſtürmte Vult ohne Binde ungewöhnlich luſtig herein.

IV. Mutterpflicht.

(1807.)

Ihr Mütter, und beſonders ihr in den höhern und freiern Ständen, denen das Geſchick das Laſttragen der Haushaltung erſpart, die es mit einem heitern grünen Erziehgarten für eure Kinder umgibt, wie könnt ihr lieber die Langweile der Einſamkeit und der Geſelligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauſpiel ſchöner Entfaltung, die Spiele geliebteſter Weſen, das Verdienſt ſchönſter und längſter Wirkung? Verächtlich iſt eine Frau, die Langweile haben kann, wenn ſie Kinder hat. — Schöngebildete Völker waren nach Herder die Erzieher der Menſchheit; ſo ſei eure Schönheit nicht nur die Einkleidung, ſondern auch das Organ der Lehre und Bildung. Länder und Städte werden weiblich genannt und abgebildet; und wahrlich die Mütter, welche der Zukunft die erſten fünf Jahre der Kinder erziehen, gründen Länder und Städte. Wer kann eine Mutter erſetzen? Nicht einmal ein Vater eine Frau; denn dieſe, ans Kind feſtgeknüpft durch tägliche und nächtliche Bande der Körperpflege, muß und kann auf dieſe zarten Bande die geiſtigen Lehren ſchimmernd ſticken und weben. —

Wollt ihr denn die ſchönſte Zeit verſäumen, rein und tief auf die Nachwelt zu wirken, da bald das ſtärkere Geſchlecht und der Staat eingreift, und ſtatt euerer Laufbänder und Führhände Hebebäume, Flaſchenzüge und Schiffzieher bringt, und damit hart und roh bewegt? Fürſtenmutter, hältſt du es für ſchöner, die Kabinets-Intrigue, als den kleinen künftigen Erbfürſten zu leiten? — Ihr habt die größere neunmonatliche Laſt und den höchſten Schmerz, als ſie euch abgenommen wurde, getragen blos für ein körperliches Leben, und wollt das Kleinere von beiden, womit ihr erſt um dieſen Sieg den geiſtigen Heiligenſchein zieht, zu unternehmen ſcheuen? Wie oft werden euch die Nachtwachen mit einem Kinderſarge belohnt, hingegen die Tagwache über den Geiſt mit täglicher Ausbeute! Sobald ihr daran glaubt, daß überhaupt Erziehung wirke: welchen Namen verdient ihr, wenn ihr gerade, je höher euer Stand iſt, von einem deſto niedrigern erziehen laßt, und wenn die Kinder des mittlern ihre Eltern, die des adeligen aber Mägde und Ammen zu Wegweiſern des Lebens bekommen?

Die ganze alte Welt erhebt die mütterliche Liebe über die väterliche; — und ſie muß groß ſein, die mütterliche, da ein liebender Vater ſich keine größere denken kann, als ſeine; — warum gleichwol ſeid ihr, neben den Vätern, die um die Erziehung ſo beſorgt ſind, und ſogar Bücherballen darüber ſchreiben, gerade gegen die Ausführung ſo lau? — Für den Geliebten gebt ihr Gut und Blut; warum für die hülfloſen Geliebten kaum Stunden? Für jenen beſiegtet ihr Meinungen und Neigungen; warum für dieſe weniger? Ihr, an deren geiſtig und körperlich nährende Bruſt die Natur die Waiſen der Erde angewieſen, laſſet ſie an einer gemietheten kalten darben und welken? Ihr, mit Geduld, Reiz, Milde, Rede und Liebe von der Natur ausgerüſtet für die Weſen, die ſogar vom Vater zu euch flüchten, für dieſe vermöget ihr nicht zu wachen — ich meine nicht etwa eine Nacht lang, ſondern nur einen Tag lang? — Seht die, welche unter eurem Herzen waren, und jetzt nicht in demſelben ſind, ſtrecken die Arme nach dem verwandteſten aus, und bitten zum zweitenmale um Nahrung. Wie bei manchen alten Völkern keine Bitte abgeſchlagen wurde, wenn man ſie mit einem Kinde im Arme that: ſo thun an euch jetzt Kinder, die auf euren Armen oder denen der Ammen liegen, Bitten für ſich ſelber.

Zwar, was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt — die Männer regieren und ernten — und die tauſend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder Dichter erkauft, ſind vergeſſen, nicht einmal gezählt; denn die Mutter ſelber zählet nicht — und ſo ſchicken einem Jahrhundert nach dem andern die Weiber unbenannt und unbelohnt die Pfeiler, die Sonnen, die Sturmvögel, die

Nachtigallen der Zeit! Nur ſelten findet eine Cornelia ihren Plutarch, der ihrer mit den Gracchen gedenkt. Sondern wie jene zwei Söhne, die ihre Mutter zum delphiſchen Tempel führten, durch Sterben belohnt wurden, ſo wird für euer Führen eurer Kinder euch nur das Sterben ganzer Lohn.

Aber zweimal werdet ihr nicht vergeſſen. Glaubt ihr eine unſichtbare Welt, worin die Freudenthräne des dankbaren Herzens mehr wiegt und glänzt, als die hieſigen Kronen, die mit verſteinerten Qualzähren beſetzt werden: ſo wißt ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen: ſo kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je ſeiner rein- und rechterziehenden Mutter vergeſſen. Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, ſtehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewieſen; und nur mit der ſeligſten Zeit zugleich könnte das wärmſte Herz vergeſſen werden. Ihr wollt recht ſtark geliebt ſein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun ſo ſeid Mütter eurer Kinder. Ihr aber, die ihr nicht erziebt, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undanks für ein unverdientes Glück ſchämen vor jeder kinderloſen Mutter und kinderloſen Gattin und erröthen, daß eine würdige nach dem Himmel ſeufzet, den ihr wie gefallene Engel verlaſſen.

Fernow.

Die Begeiſterung des Künſtlers.

(1798.)

Der höchſte Grad des mit Ideen verbundenen und durch ſie bewirkten Affektes heißt *Begeiſterung*. Dieſes Grades und dieſer Art des Enthuſiasmus iſt aber nur das *Genie*, oder die produktive Geiſtesanlage, fähig. Das Genie allein kann ſich, als eine ſchon durch ſeine Natur über das gewöhnliche Maaß erhöhete Geiſteskraft, ohne in ſeiner Freiheit gehemmt zu werden, und ohne vernunftwidrig zu wirken, zu der Stärke des Enthuſiasmus erheben, aus welcher erhabene Thaten, neue Entdeckungen im Reiche der Wahrheit und des Wiſſens, und ſchöne Kunſtwerke hervorgehen.

Nur die höheren *unbedingten* Bedürfniſſe und Zwecke der Menſchheit, und die ihnen entſprechenden Ideen, können *den* Enthuſiasmus bewirken, welcher Begeiſterung heißt; ſo wie ſie nur durch das Genie, und auch durch dieſes nur dann, wenn es durch ſie begeiſtert wirkt, erreicht werden können. Begeiſterung iſt alſo in eigentlicher engſter Bedeutung der *Enthuſiasmus des Genies*.

Im *Zuſtande der Begeiſterung* ſind alle Kräfte der Seele zur höchſten Thätigkeit geſpannt. Sie ſind gleichſam in einen Brennpunkt vereinigt, und bringen in dieſem Zuſtande Wirkungen hervor, die dem bloßen Verſtande eben ſo unbegreiflich, als für den gewöhnlichen Menſchen unnachahmlich ſind. Er iſt der Zuſtand der Weihe; der Moment der geiſtigen Zeugung. In ihm werden ewige Wahrheiten entdeckt, erhabene Thaten beſchloſſen, unſterbliche Kunſtwerke empfangen.

Jedes wahre Werk des Genies muß Produkt der Begeiſterung ſeyn, und jede wahre Begeiſterung muß ein Produkt des Genies erzeugen. Die Idee deſſelben muß mit Enthuſiasmus empfangen und mit Liebe ausgebildet werden. Das Kunſtgenie iſt immer im vorzüglichen Grade mit dem Vermögen philoſophiſcher und ſittlicher Ideen ausgerüſtet; es vereint mit einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft einen hellen Verſtand und ein warmes theilnehmendes Gefühl, und wird, eben ſowohl als das philoſophiſche und praktiſche Genie, durch Ideen des Wahren und Guten begeiſtert. Aber dieſe ſtellen ſich ihm nie als abſtrakte Vernunftideen, ſondern als Erſcheinungen im Gewande der Schönheit dar. Es erkennt und denkt ſie nur in ſinnlicher Einkleidung, und ſetzt darum auch nicht in der bloßen Nachahmung der Natur, wie ſie wirklich iſt, ſondern in der ſchönen Darſtellung ihrer allgemeinen und höchſten Zwecke, oder in dem Ideale des Schönen, das Weſen und die Beſtimmung der Kunſt.

Das Kunſtgenie fühlt in ſeiner eigenen harmoniſchen Stimmung die wechſelſeitigen Verhältniſſe und den innern Zuſammenhang der phyſiſchen und moraliſchen Welt. Es trägt ſie auf alles über, was ihm in der Natur erſcheint, und jedes ſeiner Werke iſt ein Ausdruck dieſer harmoniſchen Verhältniſſe; ſchöne Darſtellung einer Idee durch einen individuellen Fall; gleichviel ob es durch Worte oder Töne, durch Formen oder Farben geſchieht. Die Begeiſterung des Künſtlers muß ſich alſo immer auf Ideen beziehen; ſie muß dichteriſch ſeyn, d. i. mit neuen, ſchönen oder erhabenen Gedanken und Bildern die Einbildungskraft ſchwängern. Auch das ſchönſte Individuum der Natur, der ſchönſte Menſch, die erhabenſte Handlung, die reizendſte Gegend, das vollkommenſte Kunſtwerk ſelbſt, iſt ihm nur Stoff, Veranlaſſung, Anreizung ſeines Darſtellungstriebes, das Ideal der Vollkommenheit und Schönheit, das in ſeiner Seele lebt, und deſſen lebhafte Gegenwart in der Phantaſie ihn begeiſtert, auszudrücken, ſonſt würde es nur Nachahmungen, nicht Werke des Genies, hervorbringen.

Begeiſterung muß auch nicht mit bloßer Rührung verwechſelt werden. Von der Schönheit der Natur, von einer edlen Handlung, von einer ausdrucksvollen Darſtellung, kann jedes fühlende Herz gerührt werden. Aber auch die ſtärkſte Rührung und das größte Entzücken ſind noch nicht begeiſternd. Sie ſind es blos in dem Kunſtgenie und in Gemüthern von großer Thatkraft, die durch jeden lebhaften Eindruck zu ſelbſtthätigen Wirkungen aufgefordert werden. Eine Rührung iſt nur dann begeiſternd, wenn ſie neue Ideen weckt und, je nachdem dieſe äſthetiſch oder praktiſch ſind, die Einbildungs- oder Willenskraft antreibt, dieſen Ideen Wirklichkeit zu geben. Wo eine Rührung nicht dieſe Wirkung hervorbringt, da iſt ſie nicht begeiſternd, ſondern bloß leidentlich oder leidenſchaftlich. Die Begeiſterung geht vom Geiſte aus, und wirkt auf ihn zurück; ſie wird durch Ideen geweckt und erzeugt Ideen.

Das Genie befindet ſich ſo lange in dem Zuſtande der Begeiſterung, als die Erzeugung der Ideen zu dem Kunſtwerke dauert. Sie iſt alſo da, wo noch während der Darſtellung neue Ideen erzeugt werden, fortdauernd wirkſam, und erhält das Gemüth des Künſtlers im Schwunge, ohne welchen er ſeinem Werke keinen wahren Lebensgeiſt mittheilen kann. Dieß iſt der Fall bei jedem Künſtler, der in der Zeit darſtellt, bei dem Dichter, Redner, Tonkünſtler, Schauſpieler. Die erſte Idee des Dichters zu einem großen Werke gleicht dem in der Eichel verſchloſſenen Keime, der, ſich aus innerer Kraft mächtig entwickelnd, dereinſt als ſtattlicher Baum zum Himmel emporwachſen und mehr als ein Jahrtauſend lang der Stolz des Waldes ſeyn wird. Erſt während der Entwicklung erhält die Idee in allen Theilen anſchauliche Klarheit, und ohne den himmliſchen Strahl der Begeiſterung können ſich Zweige und Blüthen dieſes Baums nicht mit genialiſcher Kraft und Schönheit entfalten. Man fühlt es beim Leſen eines Gedichts, welche Stellen der Dichter mit Begeiſterung hingeſchrieben hat, und welche bloß das Werk ſeines ſchönen Verſtandes und geübten Darſtellungstalents ſind. Jene verſetzen den Leſer in einen ähnlichen Enthuſiasmus und reißen ihn mit ſich fort; dieſe gefallen blos durch ihre ſchöne Form. Der bildende Künſtler bleibt nicht ſo lange, als er mit der Darſtellung ſeines Werkes beſchäftigt iſt, im Zuſtande der Begeiſterung. Ein Bild kann nur Empfängniß eines Momentes ſeyn. So bald er es in ſeiner Einbildungskraft zu klarer Anſchaulichkeit gebracht, und den Grundzügen nach mit dem Feuer ſeines Enthuſiasmus außer ſich dargeſtellt hat, ſo vollendet er es mit ruhiger Wärme des Gefühls. Er hat nichts mehr zu erzeugen, ſondern bloß das in ihm Erzeugte wahr und ſchön auszudrücken.

Wenn ein Landſchaftsmaler von Genie einen ſchönen Baum, eine intereſſante Partie, einen maleriſchen Effekt in der Natur, — oder eine lebhafte Schilderung einer ſchönen Gegend in einem Dichter findet, die ihn lebhaft rührt und in eine produktive Stimmung ſetzt, ſo wird auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe, durch ein plötzliches Erwachen vieler Ideen und Bilder, das Bild einer neuen idealiſchen Landſchaft in ihm erzeugt. Wenn dem dramatiſchen Maler, beim Leſen einer intereſſanten Begebenheit, das Bild der Handlung und die Charaktere der Perſonen anſchaulich vorſchweben, dann fühlt er, gerührt durch das Intereſſe und die Schönheit des Gegenſtandes, einen unwiderſtehlichen Drang, die Erſcheinung ſeines inneren Sinnes aus ſich heraus zu ſtellen. Je länger ſeine Einbildungskraft auf dem Bilde verweilt, deſto lichter, wohlgeordneter, ſchöner tritt es vor ſeinen Blick. Er hat ein Kunſtwerk in ſich erzeugt; er darf es nur noch gebären und ausbilden. So iſt die Wirkung wahrer Begeiſterung in dem bildenden Künſtler, und ſo muß jedes ächte Kunſtwerk entſtehen. Das Bild muß von ſelbſt in ſeine Phantaſie kommen; es muß durch das Motiv, das ihn rührte, unwillkürlich in ihm entſtehen. Wenn der Künſtler das Bild ſuchen und zuſammenſetzen muß, ſo ſind nur Verſtand und Witz in ihm geſchäftig; und da kann wohl große Anſtrengung, aber keine Begeiſterung ſtattfinden. Der Witz kann nur die Einbildungskraft, nicht das Gefühl in Bewegung ſetzen; aber Begeiſterung läßt ſich nicht erzwingen; ſie iſt ein unwillkürlicher Aufſchwung des Genies, welcher erfolgt, wenn ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, der ihm die Idee der Vollkommenheit und Schönheit lebhaft zum Bewußtſeyn bringt, indem er ihm einen günſtigen Stoff, ſie zu realiſiren, darbietet. Darum iſt auch die gewöhnliche Verfahrungsart, Künſtlern Gegenſtände zur Behandlung aufzugeben, zweckwidrig. Sie zwingt den Künſtler, handwerksmäßige, nothgedrungene Arbeiten zu machen. Er ſoll ſelbſt einen Stoff wählen, wie er ſeinem Talente angemeſſen iſt, und nur das bearbeiten, was ihn wirklich gerührt und zur Darſtellung begeiſtert hat. Wer, wenn er Dichter oder Geſchichtſchreiber lieſt, oder die Natur mit künſtleriſchem Sinne betrachtet, von ſelbſt keine Motive zu Bildern findet, der ſollte überhaupt keine machen. Es iſt ein Beweis, daß ihm Erfindungstalent mangelt. Ein ſolcher wird ſich mit mehrerem Glücke zu einem Fache der Kunſt wenden, deſſen Weſen in der Nachbildung des Wirklichen beſteht, und worin man es, auch mit einem beſchränkten Talente, durch Fleiß und Uebung zu großer Vollkommenheit bringen und Ehre erwerben kann. Es gehört noch immer ein nicht gemeines Talent und großes Studium dazu, die lebendige Natur und den eigenthümlichen Charakter jedes Gegenſtandes treu nachzubilden. Künſtler, die dieß in vorzüglichem Grade geleiſtet haben, behaupten einen rühmlichen Rang zunächſt nach den großen Meiſtern, welche die Natur in idealiſcher Schönheit darzuſtellen vermochten. Ein van Huyſum iſt in ſeinem untergeordneten Fache eben ſo ſelten und einzig, als ein Rafael und Claude in dem ſeinigen.

In dem noch unentwickelten Genie iſt der Anblick eines

Meiſterwerkes fähig, den in ihm ſchlummernden Kunſttrieb zu wecken. Es fühlt ſich durch daſſelbe ergriffen, gerührt: wie zu einem neuen Leben erwacht. An Werken der Kunſt entzündet ſich zuerſt die heilige Glut der Begeiſterung, die, ihm noch unbewußt, zugleich mit ſeinem Talente in ſeiner Bruſt verborgen ruhte. Es fühlt und erkennt ſeine Beſtimmung. Das Streben, ſelbſt Etwas hervorzubringen, iſt der ſicherſte Beweis von ächtem Kunſtgenie; denn die Liebe zur Kunſt iſt zweideutig, und kann ſich auch auf bloße Luſt ohne Kraft gründen. Bloße Luſt zur Kunſt beweiſt nur, daß der Menſch fähig iſt, von ihren Schönheiten gerührt zu werden, daß er Kunſtſinn hat, welcher aber von Kunſttalent weſentlich verſchieden iſt. Wenn der durch den Anblick eines Kunſtwerkes entflammte Trieb in einen vorübergehenden Enthuſiasmus verlodert; wenn der von der Schönheit des Werks gerührte Betrachter ſich nicht gedrungen fühlt, ſelbſt Hand anzulegen; oder wenn er, nach einigen Verſuchen bloßer Neugier und Luſt, durch die Schwierigkeiten des techniſchen Theiles wieder davon abgeſchreckt wird, ſo iſt das ein Beweis, daß er eigentlich nur für den Genuß des Kunſtſchönen, nicht zur Hervorbringung deſſelben geſchaffen iſt. Er kann ein warmer, leidenſchaftlicher Liebhaber ſeyn, und durch Anwendung gründlicher Kenntniſſe auf die Betrachtung ein Kenner werden; zum Künſtler hat er keinen Beruf. Alſo nicht die bloße Empfänglichkeit für die Rührungen einer Kunſt, auch nicht Trieb und Luſt allein, ſondern ein unwiderſtehlicher Drang und das gelingende Beſtreben, ſelbſt Kunſtwerke hervorzubringen, eine an ſchönen Ideen fruchtbare Begeiſterung, ſind die Merkmale des ächten Kunſtgenies.

Die Begeiſterung äußert ſich, nach der Gemüthsart des Künſtlers, auf verſchiedene Weiſe. Bald wirkt ſie innig, in ſich verſchloſſen, mit ſanftbelebender Glut die keimenden Schöpfungen der Einbildungskraft durchdringend und mit Liebe zur Vollendung reifend; bald feurig in helle Flammen auflodernd, ſtürmiſch und jähling ausbrechend, wie ein Blitz, der aus der Nacht hervorzuckt und durch gewaltige Wirkungen ſeiner Kraft in Erſtaunen ſetzt. Jene ſanftere war den guten alten Künſtlern, einem Giotto, Ghiberti, da Fieſole, Perugino, Dürer, und ſpäterhin dem Rafael, Dominichino, Claude Gelée eigen; dieſe war in Michelangelo, Julius Romanus, Rubens, Salvator Roſa und ähnlichen Feuergeiſtern wirkſam. In andern, wo die Anlage weniger entſchieden iſt, ſind auch dieſe Entgegenſetzungen weniger auffallend. In andern würde man die Begeiſterung nicht von dem kalten Feuer techniſcher Geſchwindſchreiberei, die ein gutes Gedächtniß mit Reminiscenzen unterſtützt, zu unterſcheiden im Stande ſeyn, wenn die letztere ſich nicht immer durch Mangel an innerer Einheit und organiſchem Leben verriethe.

L. F. Huber und Thereſe Huber.

Der Müllerin Heirathsgeſchichte.

(1805.)

Am nächſten Sonntagsabend ſaßen ſie, die Müllerin, ihr Sohn [Jakob] und Deborah[*] nach genoſſenem Abendbrod zuſammen um den Ofen; die Knechte waren in der Schenke, Jakob war vergnügt aus der Stadt zurückgekommen, und die gute Alte hatte einmal eine geſprächige Laune.

„Im Grunde, lieber Jakob, hob die Müllerin an, kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht gewollt haſt, wenn gleich der Vetter es uns genug nachtragen wird. Aber eine alberne Urſache iſt es doch, die Du angiebſt. Sie iſt dir zu ſchmächtig, ſagſt du — meint Ihr denn auch, Deborah, daß ſich die Jungfer Baſe ſo feſt zuſammenſchnürt? — Wenn aber auch, wäre ſie ſonſt brav, ſo würde ſie das endlich wohl laſſen. — Hör, Jakob, wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war — ich war noch gar wenig aus dem Hauſe gekommen, an Werketagen ſchon gar nicht — da kam ein paarmal, wenn's Feierabend war, ein ehrbarer Bäcker, ein rüſtiger junger Mann, zum Vater. Mir fiel dabei nichts ein. Aber an einem Sonntage Morgens ſprach der Vater zu mir: Chriſtel, Du biſt groß und brav, und verſtehſt die Wirthſchaft. Der Meiſter Troll hat um Dich gefreit. Willſt du einſchlagen, mir ſteht der Schwiegerſohn wohl an. —“

---

[*] Ein unſchuldiges junges Mädchen, die Heldin der Erzählung, die mit einem Findelkinde zu der Müllerswittwe auf die Muhle ſich geflüchtet.

„Ich war todtenblaß geworden und die Kehle war mir wie zugeſchnürt. Der Vater ſprach weiter, wie gut ich es beim Meiſter Troll haben würde. Ich weinte endlich überlaut, und der Vater fragte: warum willſt du ihn denn nicht? — Ach er iſt ja ſo dick! brachte ich ſchluchzend heraus — — da lachte der Vater hell auf: Geh nur! ſagte er, das iſt kindiſch geſprochen, und weil du noch ſo kindiſch biſt, ſo brauchſt du gerade einen vernünftigen Mann, wie Meiſter Troll.“

„Das that mir gar weh. Nein! ſprach ich, wenn ich den zum Manne nehmen müßte, ſo würde ich nicht vernünftiger, ſondern käme von Sinnen. — Da machte der Vater ein gar ernſthaftes Geſicht, und ſagte: das iſt gottlos geredet! Wenn du Dir ein Mieder kaufen willſt, ſo beſinnſt du dich erſt, und rechneſt ordentlich zuſammen, damit du keinen Schaden haſt; und wo es um dein ganzes Heil auf Erden zu thun iſt, willſt du in ſolcher Haſt ausſprechen, und mit ſo thörichten Worten, wie in einem Komödienbuche. Es ſteht geſchrieben: fange Dein Werk mit Gott an, wenn es ſoll gedeihen. Geh — ſchon um Deiner häßlichen Haſt willen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören. Wenn Du am Altar ſtündeſt, würde mir Dein wildes Geſicht einfallen, und es käme mich ein Grauen an.“

„Ich ſchämte mich tief in's Herz; ich getraute mir nicht, Athem zu holen — bey Tiſch mußte mir die Mutter zweimal heißen hinzuſitzen: mir war, als verdiente ich nicht, der ſchlechteſten Magd gleich geachtet zu werden. Den Meiſter Troll hätte ich immer nicht zum Manne genommen, aber die häßliche Haſt that mir ſo leid.“

„Gern wär' ich zu Haus geblieben, wie mich Nachmittags Lieschen Meier abholte, um vor dem Thore ſpazieren zu gehen. Sie fragten mich aus, warum ich traurig wäre, und erſt nicht mitgewollt hätte. Da erzählte ich ihr, wie es hergegangen war, und wurde recht bös, wie ſie ſagte: Gottlob, Chriſtel, daß du es ſo gemacht haſt! — — Aber ſie meinte ihren Bruder. Es hätte ihm das Leben gekoſtet, ſagte ſie; bis er ſich eingerichtet hat, ſoll ich Dir nichts merken laſſen: das habe ich ihm verſprechen müſſen. Aber jetzt muß ich ja reden, ſonſt möchte es zu ſpät kommen. Seit Du das erſtemal an Gottes Tiſch giengſt, iſt er dir gut. Weil du aber noch jung warſt, und er erſt Schulden von unſern armen Eltern zu bezahlen hatte, ſo wollte er noch warten — bis zum Spätjahr, meinete er.“

„Nun, wie es denn geht — ich hatte Lieschen ſo lieb, und Lieschens Bruder hatte mir auch ſchon lange am beſten gefallen unter allen jungen Burſchen, die ich in der Kirche ſah. Geſprochen hatte ich nie mit einem, und auch mit ihm nicht. Denn ſo war es damals Sitte; es hatte oft ein junger Burſche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite.“

„Antworten konnte ich freilich nicht viel, wie mir Lieschen das ſagte; aber ſie merkte doch, wie mir's um das Herz war. Doch zu Hauſe, als der Vater nichts mit mir ſprach, wurde ich wieder ſo bang und traurig, daß ich mir nicht getraute, an Jakob Meiern zu denken. Drei ganzer Tage gieng es ſo. Ich hatte das Herz nicht, den Vater anzureden; ich mußte zufrieden ſeyn, daß ich ihm ſeinen Willen an den Augen abzuſehen ſuchte. Der vierte Tag war Bartholomäi. Lieschen holte mich ab, ſie führte mich den Weg auf die Mühle zu; aber von ihrem Bruder ſprach ſie kein Wort. Nun denkt Euch wie mir wurde, als wir eine halbe Stunde gegangen waren — es war ein gar heißer Tag! — und Jakob Meier des Weges kam. Er trug den Hut unter dem Arm, und hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedeckt war. Er ſah ſo erhitzt aus, daß Lieschen ſorgte, er hätte ſich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und gieng, wie ſich's ziemte, ohne zu ſprechen, neben uns her. Endlich zog er ein Paar ſchöne Nelken aus dem Knopfloch, und reichte mir ſie. Sie wären von der Herrnmühle, ſagte er; es wäre eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, und überhaupt eine beſſere Einrichtung, als auf der Stadtmühle. Die hatte er damals noch im Pacht. Die Katharinenpflaumen hier, ſprach er weiter, und wies auf ſeinen Hut, möchte ich gern dem Meiſter Glocke verehren; er ſoll ein Freund davon ſeyn — — das hatte ihm Lieschen geſagt, daß mein Vater die Pflaumen gern aß. Ich wurde roth und wußte vor Angſt nicht wohin; Lieschen aber lachte.“

„Wie er immer ſo fortgieng neben uns, und ſich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, um meinem Vater das friſche Obſt zu bringen, da trat mir das Waſſer in die Augen. Dafür, dachte ich, müßte ich auch ſeine Nelken in Ehren halten, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, ſo hielt ich mein Geſangbuch — denn wir waren erſt in der Kirche geweſen, Lieschen und ich — mehr über die Blumen wie vor mein Geſicht. Lieschen fieng wieder an zu lachen. Sieh nur Jakob, ſagte ſie, Chriſtel wahrt Deine Nelken beſſer wie ihre eigene Haut; morgen wird ſie voll Sommerſproſſen ſeyn. — — Er hat mir nachher geſagt, daß er es ſchon gemerkt, und ſich heimlich gefreut hätte. Jetzt wurde er noch eins ſo roth, und ſprach: es iſt mir zwar eine große Ehre, wenn die Jungfer etwas auf meine Blume hält; aber lieber wäre es mir, ſie würfe ſie weg, als daß ſie eine Sommerſproſſe bekäme.“ —

„Am Thore ſchied er von uns. Ich begleitete erſt Lieschen; wie ich nach Hauſe kam, ſah ich durch das Thürfenſter, daß er mit dem Vater ſprach, und die Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tiſch. Ich lief auf meine Kammer; bis zur Stunde des Abendbrods getraute ich mir nicht, dem Vater vor die Augen zu kommen. Nach der Mahlzeit, wo die Knechte hinaus waren, hob der Vater gegen mich an, und ſeine Stimme war ſo hart, daß ich in die Erde zu ſinken meinte: Der junge Meier hat wegen Deiner mit mir geſprochen. Du mußteſt davon wiſſen? — — Um's Leben hätte ich nicht antworten können; lügen wollte ich nicht: ich neigte nur den Kopf — wußteſt Du ſchon am Sonntag — fragte er weiter, daß er um Dich werben würde? — Da fiel mir die häßliche Haſt wieder ein, und ich erſchrack über die arge Meinung, die der Vater von mir haben konnte. Ich hielt mich, daß ich nicht laut weinte, und ſagte: Nein, Vater! ich weiß es erſt ſeit Sonntag

Abends. — — Der Vater aber fragte: Magſt du denn den jungen Meier zum Mann? — — Da antwortete ich: Ach Vater, ob ich ihn wohl am liebſten möchte, ſo meine ich ſchier, es wäre beſſer, Ihr gäbet uns nicht zuſammen, damit Ihr mir ſicher glaubtet, daß ich Euch gehorchen mag, auch wenn es mir das Herz bräche. — Und ich hatte ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, und nun weinte ich aus ganzer Seele.“ —

Die Müllerin ſchwieg, ſie ſchien ſich in die Arme ihres Vaters zurückzudenken. Deborah hatte bei dieſer Erzählung mit aller Spannung aufgehorcht, die nur immer ein Mädchen bei'm Leſen des erſten Romans empfinden kann.

Nach einigen Augenblicken fuhr die Alte fort: „Was Du thuſt, fang es mit Gott an! ſprach der Vater, indem er ſich freundlich von mir losmachte: daß Du den Meier lieber haſt, wie den Troll, nehme ich Dir nicht übel. Wahr iſt's: dort hätteſt Du volle Käſten gefunden; hier müßt ihr ſie erſt füllen. Aber er will die Herrnmühle pachten und er kommt mir vor wie ein fleißiger junger Mann.“ —

„Und das war er auch! Gott lohne es ihm in der ewigen Freude — er hat mir in den ſechszehn Jahren, die wir mit einander lebten, nichts als Gutes und Liebes gethan. Die Mutter ſtarb, den Vater rührte der Schlag, und er wurde kindiſch; da nahm er ihn zu ſich hinauf auf die Mühle. Du warſt eben ein paar Wochen alt, Jakob. Chriſtel, ſprach er zu mir, wir wollen den Vater zu uns nehmen. Du mußt Dich jetzt mit unſerm Buben abgeben, und kannſt darum weniger draußen ſchaffen. So pflegſt Du dann den armen Alten mit, denn er braucht jetzt gleiche Pflege wie der kleine Jakob.“ —

„Er hatte wohl Recht! So lebte der gute Vater an die zwei Jahre, und Du, Jakob, warſt endlich weniger kindiſch als er. Aber Dein Vater wurde nie ungeduldig. Wie Du nachmals ein ſo eigenſinniger Burſche wurdeſt, ſo dachte ich manchmal, es hienge Dir von jener Zeit an, wo man Dir allen Willen thun mußte, um den Großvater nicht zu ängſtigen. — Ach es war herzbrechend mit anzuſehen, wenn ſich der alte Mann um eine Pfeiſe oder einen Weck mit dir zankte! Dein Vater holte dann ſchnell ein anderes Spielzeug für Einen von Euch beiden, damit nur Frieden würde. Wenn ich nun weinte, ſo tröſtete er mich, und ſprach: Laß doch gut ſeyn, Chriſtel! Sieh, er ißt, trinkt, ſchlaft, geht feſt umher; wenn er nun krank wäre und Schmerzen litte — auf eine Weiſe muß ja der Menſch alt werden, am Leib oder an der Seele. Und Du pflegſt ihn, und er hat es gut bei Deiner Pflege, wie er's verdient hat um Dich, als er noch bei Verſtand war.“ —

„So war er immer — ſo gut und ſtill, und immer fleißig, immer haushälteriſch! Nach des Vaters Tod kaufte er die Mühle, ein paar Jahre ſpäter die große ſchöne Wieſe — und den Wald....“

Die Alte weinte, und ſchwieg. Deborah war ſehr traurig: das Ende der Erzählung hatte ſie an die letzten Tage ihres Vaters erinnert, deſſen Seele in weniger leichte Träume gehüllt geweſen war, dem ſie weniger Gutes hatte thun können. Nach langer Stille hob die Müllerin wieder an: Laß Dir rathen, Jakob: willſt Du ſo gut leben und einſt ſo ſanft ſterben wie Dein Vater, ſo mach es wie er — ſuch Dir ein braves Weib. Mag ſie immerhin arm ſeyn, mag auch niemand ſie kennen — wenn ich nur weiß, daß ſie brav iſt!“

Deborah vermochte es nicht, länger zuzuhören; dieſe Worte konnten eine Beziehung haben, vor der ihr Innerſtes erzitterte — ſie eilte auf ihr Kämmerchen.

Gentz.

Troſtworte an die wahren Deutſchen.

(1806.)

Ihr, die Ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter koſtbarſte und erſte, einen freien, umfaſſenden Geiſt, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menſchheit, den Muth, ihnen alles zu opfern, und Glauben an die Zukunft gerettet, Ihr echte, feuerfeſte, durch gemeine Trübſal unbeſiegbare, in Geiſt und Wahrheit ſtets ſiegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblaſenen Weltſtürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor allen aber Ihr, an die zunächſt dieſe Worte ſich richten, des Vaterlandes einſame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutſche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkohr, die Nachwelt mit der Gegenwart zu verſöhnen, legte hartnäckige Kämpfe, und furchtbare Prüfungen Euch auf. Wohin Ihr Eure Blicke nur wendet, ſeyd Ihr von Bildern der Vernichtung und Einladungen zur Muthloſigkeit umringt . . . . .

Die Kräfte unſerer großen Nation ſind zerſtreut, zerſpalten, auf allen Seiten in mattfließende Bäche, oder in faule, ſtehende Sümpfe, oder in treuloſe Abzugskanäle geleitet, für jeden wahren Nationalzweck verloren. Alle Schutzwehren unſers Landes ſind gefallen; unſre Gränzen, wenn es Gränzen noch giebt, da der Feind ſchon mitten unter uns iſt, von jedem Vertheidigungsmittel entblößt; unſre blühendſten Städte und Provinzen werden täglich, wie herrenloſe Waare, zerſtückelt, zerſchnitten, verkauft, vertauſcht, und wieder vertauſcht, an Einheimiſche und Ausländer verſchenkt; die wohlerworbnen Reichthümer verſchwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen; die Häfen und Märkte werden geſchloſſen. — Aber nicht bloß der Körper des Reichs iſt verſtümmelt, gemißhandelt und geſchändet; auch die Seele iſt tödtlich verwundet. Umſonſt ſucht Ihr in der Maſſe Eures Volks, umſonſt an den Höfen, umſonſt unter den Großen des Landes, jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entſchlüſſe verkündigt. Eure Klagen verhallen in die Luft; Eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchſtens als müſſige Spiele, als litteräriſche Merkwürdigkeiten behandelt; da, wo es Euch noch allenfalls vergönnt iſt, das Publikum in ſeinem Schlummer zu ſtören, glaubt man viel zu thun, wenn man Euch wie läſtige Freunde, wie wohlmeinende Grillenfänger duldet; mit Unbehaglichkeit hören die meiſten, mit Bangigkeit ſogar Beßre Euch an; und der Augenblick rückt ſichtbar herbei, wo ein langes melancholiſches Verſtummen das Geſetz Eurer bürgerlichen Exiſtenz, und die harte, aber gebieteriſche Bedingung Eurer perſönlichen Freiheit ſeyn wird.

Dies alles, und mehr noch als dies, — denn wer beſtimmt die Gränze des Uebels! — werdet Ihr, nicht bloß mit Standhaftigkeit und Gleichmuth, die auch Geringern als Ihr nicht verſagt ſind, ſondern mit dem ſtolzen begeiſternden Bewußtſeyn unzerſtörbarer Ueberlegenheit ertragen, wenn Ihr groß und ſtark genug ſeyd, Euch Selbſt nie untreu zu werden. So lange Ihr aufrecht ſteht, iſt nichts ohne Hoffnung gefallen. Selbſt das Grab eröffnet ſich wieder, der Tod iſt nur Scheintod geweſen, wenn die Lebenskraft im Herzen zurückblieb. Ob Ihr leben werdet, um Eurer Beharrlichkeit Lohn, um den öffentlichen Triumph Eurer Sache, um die Wiedergeburt aller Dinge zu feiern, hängt von unerforſchlichen Rathſchlüſſen ab. Doch für Euch, wenn Ihr treu haltet am Guten, und für Eure künftigen Zöglinge und Erben, iſt leben und ſiegen nur Eins. In Euch ſteigt das Scheinbargeſunkene mit erneuerter Herrlichkeit wieder auf; in Euch iſt das Scheinbarverlorne ſchon vollſtändig wieder gefunden; das Vaterland, das Europäiſche Gemeinweſen, die Freiheit und Würde der Nationen, die Herrſchaft des Rechtes und der Ordnung, aller vergangnen Jahrhunderte Werke, blühen fort in Eurem Gemüth; dort, wo kein Verhängniß Euch erreichen, kein Tyrann Euch beikommen kann, befeſtigt und verjüngt ſich wieder die Welt. Euer unmittelbarer Einfluß mag gehemmt, Euer Wirkungskreis mit engen Schranken umzogen, Eure Hand in Feſſeln gelegt, Euer Mund gewaltſam verſchloſſen werden; dies Alles ſind nur Außenwerke Eurer Macht. Euer feſter unerſchütterlicher Sinn, die anerkannte Unwandelbarkeit Eurer Grundſätze, Eure immerwährende ſtille Proteſtation gegen alles, was frevelhafte Gewalt zu ſtiften oder zu rechtfertigen wähnt, die dem Feinde und dem Freunde gleich gegenwärtige, lebhafte Ueberzeugung, daß der Krieg zwiſchen der Ungerechtigkeit und Euch ſich durch keine falſche Unterhandlungen ſchlichten, durch keine eingebildete Waffenſtillſtände unterbrechen, durch keine treuloſe Friedenstractate beendigen läßt, die würdige, tapfre, ſtets aufrechte, ſtets gerüſtete Stellung, in welcher Ihr Euren Zeitgenoſſen erſcheint, — das ſind Eure unvergängliche Waffen. Eure bloße, iſolirte Exiſtenz iſt ein beſtändiges Schreckbild für die Unterdrücker, und für die Bedrückten ein unverſiegbarer Troſt.

Vergeßt nie, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen iſt, wodurch, früher oder ſpäter, Europa von der Knechtſchaft erlöſet, das Geſetzbuch der Willkühr zerriſſen, der hochmüthige Luftbau vergänglicher Uebermacht geſtürzt, und ein neuer unſterblicher Bund, zwiſchen Freiheit, Ordnung und Frieden, für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muß. Nicht England, nicht Rußland vermögen es; als Bundesgenoſſen Beide erwünſcht, als Gegengewichte oder Hülfsmächte unſchätzbar; aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutſchem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherſtellung ausgehen, ſo wie hier die Zerrüttung entſchieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa iſt durch Deutſchland gefallen; durch Deutſchland muß es wieder emporſteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunſt, nicht die wilde, convulſiviſche Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geſchöpfes dieſer Revolution perſönliches Uebergewicht, oder Geſchick, hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die ſelbſt verſchuldete Wehrloſigkeit Deutſchlands hat es gethan. Unſer innrer unſeliger Zwieſpalt, die Zerſplitterung unſrer herrlichen Kräfte, die wechſelſeitige Eiferſucht unſrer Fürſten, die wechſelſeitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöſchen jedes echten Gefühls für das gemeinſchaftliche Intereſſe der Nation, die Erſchlaffung des vaterländiſchen Geiſtes — das ſind die Eroberer, das ſind die Zerſtörer unſerer Freiheit, das ſind unſere tödtlichen Feinde, und die Feinde Europa's geweſen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unſre Familienfehden vergeſſen, wenn wir, in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinſchaftlicher Noth, uns entſchließen konnten, Deutſche zu ſeyn, ſo trotzten wir jeglichem Sturme; ſo wurde nie eine Fußbreite Deutſchen Gebiets dem übermüthigen Fremden zum Raube; ſo fiel nicht ein einziges Glied, nein, auch nicht das geſchiedenſte und ſchwächſte, von dem wohlgebauten, lebenvollen Körper des Europäiſchen Staatenſyſtems ab; noch mehr, ſo ward uns der Ruhm, ſelbſt das kranke, das tiefzerrüttete Frankreich zur wahren, lebendigen Geneſung, — denn wer wird ſeinen heutigen Zuſtand, ſeine unnatürliche aufgedunſene Korpulenz mit echter Geſundheit verwechſeln! — zu einer friedlichen, harmoniſchen Exiſtenz, zur glücklichſten Selbſtverſöhnung zu führen: eine That, die in einem richtigen Sinne, und mit wohlgewählten Werkzeugen vollbracht, die geſellſchaftliche Verfaſſung von Europa, im Ganzen, und in jedem ihrer Theile, auf viele Jahrhunderte hinaus, zugleich befeſtigt und vervollkommnet hätte. — So viel vermochten wir, Brüder, und ſo viel haben wir ſträflich verſcherzt. Aber wenn aus dieſem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unſre Vergehungen büßen, noch irgend etwas uns zu reißen vermag, ſo iſt es immer nur derſelbe Entſchluß, wodurch wir früher ihm entgangen ſeyn würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereinigt können wir uns wieder erheben. Dieſen einzigen Rettungsweg zu betreten, iſt jetzt freilich viel ſchwerer noch als ſonſt; aber ſo viel iſt unumſtößlich gewiß: ſollen die *Staatskräfte* Deutſchlands je Eins werden, ſo muß zuvor der *Nationalwille* Eins ſeyn. Hier, unverzagte und großdenkende *Deutſche*, zerſtreute, doch geiſtigverſammelte, durch Gleichheit des Sinnes nnd der Beſtrebungen verbundne, und rechtmäßig conſtituirte Repräſentanten der Nation, hier öffnet ſich ein ruhmvolles Feld. Euch ſelbſt nicht zu verlaſſen, war das erſte; aber entzieht Euch auch dem Vaterlande nicht. Laßt, jeder in ſeinem Kreiſe, aus welchem Standpunkte, durch welches Medium es auch ſey, das Licht Eurer Weisheit, Eurer Kraft, Eures unerſchütterten Gemeinſinnes leuchten; ruft, ſo weit als Eure Stimme noch reicht, die Trägen zu erneuerter Anſtrengung, die Hoffnungsloſen zum Muth, die Erſtarrten ins Leben zurück. Sucht Frieden und Eintracht, und wechſelſeitiges Vertrauen, und Harmonie der Anſichten und Wünſche, und Intereſſe am Schickſal eines Jeden, und Eifer für gemeinſchaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, jeden abgeſonderten Vortheil einer großen National-Sache zu opfern, unter allen deutſchen Völkerſchaften zu ſtiften. Schließt keine von Euren Bemühungen aus, auch die nicht, die Ihr unwiederbringlich verloren, auch die nicht, die Ihr am Rande des Verderbens, durch Furcht und Schrecken betäubt, Eurer Wirkſamkeit unzugänglich glaubt; auch die nicht, deren betrogne Regenten unſre ſchwere Wunden erweitert, den Feind in unſre

Mauern geführt, und das Vaterland Preis gegeben haben. In dem Herzen des geſunkenſten Deutſchen regt ſich immer noch etwas, das Euch verſteht, das Euch Achtung und Beifall erzwingt; warum ſolltet Ihr ſolche nicht gewinnen, die, ohne eigentliche Luſt an der Schande, nur durch treuloſe Rathſchläge Anderer, aus Unwiſſenheit, aus Schwäche, oder aus Wankelmuth fielen? Fragt nie nach dem unmittelbaren Erfolge, noch nach dem Umfange des Guten, das ihr gewirkt habt, noch nach der Anzahl der Euch ergebnen Gemüther! Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückſeligen Stunde geſprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloſchne heilige Feuer in ganzen Geſchlechtern wieder anzünden kann! Es iſt unmöglich, daß ein Volk, wie das Unſre, ſo ſehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlaſſen und verrathen werden mochte, ſo ſehr es auch, durch hölliſche Blendwerke, oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeit lang ſich ſelbſt vergeſſen haben konnte, nicht endlich vom ſchmählichſten Verfall, von der grauſamſten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß ſo viel Geiſtesgewalt, ſo viel perſönliche Superiorität, ſo viel vereinzelte, aber gediegne Kraft, ſolcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielſeitiger Bildung, als wir in unſerm Schooße vereinen, ſich nicht, früh oder ſpät, in irgend einem Brennpunkte ſammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eitle Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus dieſem ehrwürdigen Stamme ſo mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus dieſem Mutterlande Europäiſcher Herrſchaft, aus ſo vielen, durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Nahmen, zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus ſo vielen, von uraltem Glanze, auch jetzt, auch in dieſer Abenddämmerung aller Größe, noch umſtrahlten Fürſtengeſchlechtern, nicht endlich Ein vollſtändiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Thränen von allen Angeſichtern abwiſche, der uns einſetze in unſer ewiges Recht, und Deutſchland und

Europa wieder aufbaue. Dieſem Schutzgeiſte, er erſcheine, wann er wolle, entſchloßne und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerſtrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtſchaffne Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrſchaft ein gehorſames und williges Volk, den Altären geſetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und echter, aus Gott geſchöpfter Weisheit verſtändige und würdige Prieſter, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben, als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menſchheit hereinbreche, eine Pflanzſchule von kraftvollen Gemüthern und rüſtigen Vorfechtern zu erziehen: — das iſt Euer großer Beruf.

Jacobs.

Kunſt und Bürgerthum in Griechenland.

(1810.)

Ueber den Einfluß des Klima auf die Kunſt und den Geſchmack iſt viel und faſt mehr als nöthig geſchrieben worden; weniger aber hat man das Band beachtet, das den Himmel mit der Verfaſſung, und die Verfaſſung mit der Kunſt vereint. Jener heitere Himmel, deſſen ſich Griechenland erfreut, war ſeiner Einwohner liebſtes Obdach; die kühlenden Lüſte, das rauſchende Meer und die glänzende Sonne waren die Freude des Volks und die Luſt ſeines Lebens. In der freyen Natur lebte es des Jahres größten Theil mühelos dahin, in dem heitern Genuß ſeines Daſeyns und unter geſelliger Mittheilung. Selbſt in Athens blühender Zeit ſchien denen, welche nach alter Weiſe lebten, die Stadt nur ein Sammelplatz des Verkehrs der Geſchäftigen, der eigentlich erquickliche Wohnort aber das Land, und mancher Grieche ſah ſeine Stadt urſprünglich als ein großes Gefängniß an. Dieſe Gefängniſſe aber ſollten wenigſtens heiter ſeyn. Daher war keine helleniſche Stadt ohne freye Plätze, luſtige Säulengänge, weitläuftige Hallen und ſchattige Hayne; hier lebte das Volk, hier beging es ſeine Geſchäfte und genoß ſeine Muße. Mit dem Klima hing auch die Verfaſſung zuſammen, und da auch dieſe dem Hange zum öffentlichen Leben zu ſtatten kam, ſo iſt es wohl kein Wunder, daß das Volk die öffentlichen Plätze, die ſein gewöhnlicher Aufenthalt waren, und wo es ſich zu gemeinſamen Berathungen über die wichtigſten

Angelegenheiten verſammelte, auf alle Weiſe zu ſchmücken ſuchte. Der den ſtädtiſchen Verfaſſungen eigenthümliche Gemeingeiſt wurde durch die Oeffentlichkeit des Lebens genährt. Die Wohnungen der Privatleute, auch der angeſehenſten, waren gering, ihr innerer Schmuck unbedeutend; ſo daß ſelbſt das, was in ſpäterer Zeit als ausſchweifende Ueppigkeit getadelt wird, nur ein Beweis von der Einfachheit des häuslichen Lebens iſt. Aber was man dem egoiſtiſchen Genuſſe entzog, dem Staate zuzuwenden; durch religiöſe Feſte, glänzende Schauſpiele und ewige Werke der Kunſt die Stadt zu ſchmücken, das war der Ruhm eines patriotiſchen Griechen. Indem ſich alſo tauſend dünne Bäche in den See des Gemeinweſens ergoßen, ward es möglich mit den kleinſten Mitteln das Größte zu wirken. Oefters arbeiteten patriotiſche Künſtler ohne Lohn für die Verſchönerung der Stadt, zufrieden mit dem eignen Genuß, der Freude der Mitwelt und der Hoffnung des Nachruhms. Und da jedes Werk der Kunſt dem öffentlichen Genuſſe beſtimmt war, ſo war auch der Künſtler ſelbſt, nach Plinius Ausdruck, mehr als irgendwo ein Gemeingut der Erde.

Es hatte aber noch überdieß das öffentliche Leben für die Kunſt den doppelten Vortheil, erſtlich, daß es abſichtlos zur Betrachtung der Natur in ihren aufrichtigſten Aeußerungen führte, welches für den Künſtler wenigſtens eben ſo wichtig war, als die oft beſtrittenen Vorzüge der helleniſchen Schönheit; zweytens aber, daß es die Kunſt auf einer würdigen Höhe erhielt. Auf das Oeffentliche gerichtet, nährte ſie ſich mit einem energiſchern Leben, und entfaltete ihre Schwingen in dem ihr eigenthümlichen Aether, wo ſie durch keine Willkühr der Einzelnen gelähmt und beſchränkt ward. So lange daher das öffentliche Leben in ſeiner Würde beſtand, erhielt ſich auch die Kunſt auf ihrer heitern Höhe, und ſie ſank, als jenes entwürdigt ward. Die makedoniſchen Fürſten, die in dem entarteten Griechenland den alten Wohnſitz der Tugend ehrten, ließen den meiſten Städten ihre Autonomie; und doch war die Niederlage bey Chäronea der Wendepunkt der helleniſchen Vortrefflichkeit. Der Frohſinn des öffentlichen Lebens entwich; der freye Muth war gebrochen, der veredelte Stolz des Bürgers gedemüthigt; nur blaſſe Funken der Hoffnung ſchlummerten noch unter der Aſche alter Erinnerungen. Wie in dem Gemüth des Einzelnen, ſo lange es auf den Fittichen begeiſternder Ideen ſchwebt, der niedrige und böſe Wille keine Kraft gewinnt, ſondern erſt, wenn ſich jene verdüſtern, zur Herrſchaft kömmt; ſo fing auch in Griechenland das verderbliche Unkraut erſt dann an zu wuchern, als die Genien der Freude und erhebenden Selbſtgefühls von ſeinen geſegneten Fluren entwichen waren. Der Umſchwung war ſchnell. Edler Stolz ward durch nichtswürdige Schmeicheley verdrängt; die leitenden Geſtirne der Poeſie und Kunſt umnebelten ſich, und die Sitten, welche in ihrem Glanze erwachſen waren, verloren, des belebenden Lichtes beraubt, Kraft und Farbe.

So hing auch das Gedeihen der Kunſt mit der Blüthe der helleniſchen Städteregierungen durch die engſten Bande zuſammen, nicht bloß wegen der äußern Mittel, obſchon auch dieſe unerläßlich waren, ſondern vornemlich wegen des innern Lebens, das durch jene genährt und befruchtet wurde. Doch hatte auch die äußere Möglichkeit, ſo zahlreiche und koſtbare Werke zum Schmucke der Städte aufzubringen, an dem Gemeinſinn, den die ſtädtiſche Verfaſſung nährte. Die Bedürfniſſe waren gering, das Leben leicht, und, was mehr als alles galt, die Idee des Vaterlandes hielt die Selbſtſucht im Zaume. Das gemeine Weſen war reich durch die Mäßigkeit ſeiner Glieder. Wie für andre ſeiner Bedürfniſſe, ſo ſorgten auch die Einzelnen für die Erheiterung und den Schmuck des Lebens, und es war der Ruhm eines wackern Bürgers dabey nicht das Nothwendigſte zu thun, ſondern das Möglichſte. Ein edler Wetteifer befeuerte die Gemeinde, und es kann wohl nichts ſchöneres zum Lobe der helleniſchen Bildung geſagt werden, als daß es die Beförderung der Künſte war, durch die man die Gunſt der Bürger gewann.

Wie viel ſind der Völker, auf die mit ſolchen demagogiſchen Mitteln gewirkt werden könnte, als welche Perikles brauchte?

So war alſo nicht eigentlich der Reichthum der Pfleger der Kunſt, ſondern die Bürgertugend, dieſe Genoſſin einer anſtändigen und weiſen Armuth. Der Reichthum hat durch ſich ſelbſt nie etwas Großes erzeugt; und ſelbſt als Gehülfe iſt er ohne Werth, wenn er nicht im Geleite der Tugend geht. Auch Theſſalien war reich. Aber wann haben je Theſſalier etwas Großes gethan? Wo haben ſie je durch Pflege der Künſte eine höhere Bildung verrathen?

Wie nun die Kunſt eine Tochter der bürgerlichen Tugend war, ſo war ſie auch die Belohnung derſelben. Die Urheber rühmlicher Thaten, die Beförderer des vaterländiſch[illegible]hmes im Krieg und Frieden, die Weiſen und Dichter, [illegible]en durch Werke der Kunſt geehrt, und ihre Geſtalten auf die Nachwelt gebracht. Auch Handlungen der Frömmigkeit und kindlichen Liebe oder nützliche Gründungen wurden durch Bilder verewigt und in Tempeln geweiht. In Erz aufgeſtellt zu ſeyn, ſagt ein ſpäterer griechiſcher Redner, ſcheint edeln Männern überaus herrlich, und es iſt ein würdiger Lohn der Tugend, nicht gleich zu ſtehn den Nichtgebohrnen, ſondern den Namen zu erhalten nach dem Tode, und ein ſinnliches Zeichen der Trefflichkeit zurückzulaſſen. Solcher Ehre wurden unzählige würdig gehalten.

Es iſt nun wohl nicht zu verwundern, wenn uns, unter dieſen Umſtänden, eine mehr als gewöhnliche und religiöſe Liebe zur plaſtiſchen Kunſt gleichſam als ein Abzeichen der helleniſchen Natur überall in jenen Staaten begegnet. Wie vor allen der trefflich genannt zu werden verdient, der, wie Pindarus ſagt, viel von Natur weiß, ſo war auch die helleniſche Kunſt darum ſo trefflich, weil ſie aus ihrer innerſten Natur entſprungen war; und aus eben dem Grunde war ſie ihnen in allen ihren Erſcheinungen wie die Schweſter ihrer Seele willkommen. Wie lebendig und tief gegründet aber dieſe Liebe zur Kunſt in Griechenland geweſen, kann als bekannt vorausgeſetzt werden; auch iſt die Urſache dieſer Liebe aus dem Vorhergeſagten klar. Aus ihr entſprang jene religiöſe Meinung von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit eines jeden Werkes der Kunſt; eine Meinung, die, wo ſie nicht aus dem Gefühl quillt, durch keine Verordnung erzwungen werden kann. Jene Werke wurden als koſtbare Gemeingüter von jedem Bürger geachtet; und man wußte, nach Ciceros Betheurerung, kein Beyſpiel, daß eine griechiſche Stadt ſolche Schätze veräußert hätte. Als daher Nikomedes von Bithynien die Aphrodite des Praxiteles von den Gnidiern kaufen wollte, mit dem Verſprechen, der Stadt ihre drückende Schuldenlaſt abzunehmen, antworteten ſie, daß ſie lieber jegliches Ungemach dulden wollten, als dieſen Verluſt. In der That wurde auch manche Stadt ſchon durch ein einziges Kunſtwerk berühmt. Nachdem, wie Strabo berichtet, zu Theſpiä in Böotien der Eros des Praxiteles aufgeſtellt worden, reiſte man von allen Gegenden dahin, da vorher Niemand nach Theſpiä gekommen war. Als Demetrius, der Sohn des Antigonus, Rhodus belagerte, wünſchten [illegible] Belagerten vor allen Dingen die Erhaltung des Jalyſus von Protogenes, welches Gemälde ſich an einer der bedrohten Stellen befand; und da ſie ſich deshalb durch Geſandten an den Feind wendeten, antwortete er ihnen, er wolle lieber die Bildniſſe ſeines Vaters verbrennen, als ein Werk von ſo hoher Kunſt. Dieſe zarte Sorge für die Erhaltung des Schönen war nicht nur überhaupt von ganz anderer Natur als jene dem Wahnſinne ähnliche Liebhaberey, welche nach Griechenlands Unterjochung, die Römer ergriff, ſondern auch ganz eigentlich mit der helleniſchen Humanität verwachſen, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn man denſelben Sinn auch außer der Kunſtwelt in allen Erſcheinungen des höhern helleniſchen Lebens wiederfindet. Schon der beſtändige Anblick ſo großer und edler Werke der Kunſt mußte auf das Leben wirken und dieſem eine edlere Haltung geben; und der höhere Sinn, aus welchem ſie ſelbſt entſprungen waren, wurde hinwiederum durch ſie genährt. Daher findet ſich nicht nur in ihrer Poeſie, ſondern auch in der

Sitten der beſſern Zeit, das harmoniſche Ebenmaas, die ſtille Größe, die holde Anmuth und das Gleichgewicht lebendiger Fülle und ſtrenger Geſetzmäßigkeit, das ſich in der alten Sculptur gleichſam auf ſeiner Spitze zeigt; und man ehrte und fühlte nicht blos die Schönheit in der Natur und Kunſt, wie ſonſt nirgends, ſondern ſtrebte auch, die Harmonie des innern Weſens und der Form, worauf alle Schönheit ruht, durch Haltung und Anſtand darzuſtellen, und in den gewöhnlichen Verkehr des Lebens einzuführen. So ward der Anſtand ein Abzeichen des Hellenismus, indem die Achtung des innern Maaßes auch in die äußere Erſcheinung trat, daher am Perikles ſein ernſtes Antlitz, ſein gelaſſener Gang, der anſtändige Wurf ſeines Mantels und die ruhige Modulation ſeiner Stimme gerühmt wird, nicht anders, als ob die ſtille Würde eines beſeelten Kunſtwerkes geprieſen werden ſollte. So lange dieſe Achtung des Anſtändigen herrſchend war, blühte auch die Kunſt; und als man die Mäßigung im Aeußern vergaß, und durch heftige Bewegungen und vernachläßigten Anzug einen Schein von Kraft ſuchte, da war die Zeit des großen Stils in der Kunſt, wie in den Sitten, dahin.

Reinbeck.

Die Novelle.

(1841.)

Die Novelle iſt die poetiſche Erzählung einer Thatſach
welche als dem wirklichen Culturleben eines beſtimmten Zei
raumes angehörig erſcheinen ſoll. Dieß hat ſie mit dem Rom
gemein. Der Roman aber umfaßt einen bedeutenden Th
eines ungewöhnlichen Menſchenlebens, ja wohl ein ganzes u
oft mehr als *ein* Menſchenleben: der Roman bildet eine *po*
tiſche Biographie; dagegen hat die Novelle nur eine ei
zelne Erſcheinung eines Menſchenlebens, eine ungewöhnlic
Situation zum Gegenſtande. Wenn in dem Roman d
Leben des Helden mit ſeinen mannigfaltigen Abwechslungen u
Lagen intereſſiren ſoll, ſo ſoll das Intereſſe der Novelle ſ
dagegen auf eine einzelne Situation, als auf eine einzelne Th
ſache — concentriren. Welch' ein bedeutender Unterſchied wird da
aus in der Behandlung hervorgehen.

Durch dieſe Concentrirung des Intereſſe auf eine einzel
Thatſache, in welcher ein menſchliches Schickſal entſchieden wi
nähert ſich die Novelle dem Drama, bei welchem dieß ebenſa
eintritt, daher auch aus einer Novelle leichter ein Drama ſ
bilden läßt (wie von Shakſpeare aus den Novellen italieniſch
Dichter), als aus einem Roman; nur nicht aus jeder Novel
weil bei dem Drama das Intereſſe vorzüglich auf die Erreichu
oder Verfehlung eines beſtimmten Zweckes und auf den Kan

dafür fällt, nicht aber ſo in der Novelle, wo es auf einen beſtimmten Zweck und einen Kampf dafür nicht ankömmt.

Ein Leben, auch das bewegteſte, entwickelt ſich nur nach und nach in einem längern Zeitraum und hat mehrere Perioden; die Situation gehört einem einzelnen Zeitmomente an. Daher wird der Verlauf in der Novelle, wie im Drama, raſcher von Statten gehen, und das ſogenannte epiſche Ausmalen und Verweilen, und alles, was nicht unmittelbar zur Thatſache gehört, wird wegfallen müſſen, alſo alle Epiſoden, alle ausführlichere Charakterzeichnungen und Schilderungen und Reflexionen und Raiſonnements, die ſchon im Romane leicht breit und langweilig werden.

Die Novelle iſt rein erzählend, und zwar vertritt ſie, wie dieß ſich ſchon aus ihrer hiſtoriſchen Entwicklung bei Boccaccio ergiebt, weit mehr als der Roman die mündliche Erzählung. Nun will der Zuhörer einer mündlichen Erzählung nicht wiſſen, was der Erzähler denkt und fühlt, ſondern was geſchehen iſt, und das will er ohne Unterbrechung erfahren. Wenn daher der Roman, der mehrere Stadien durchläuft, ſeinem Intereſſe unbeſchadet von Zeit zu Zeit aus der Hand gelegt werden kann, ſo würde es ein ſchlimmes Zeichen für den Werth einer Novelle ſeyn, wenn dieß eben ſo füglich anginge.

Welche Lebensverhältniſſe darf denn aber die Novelle auffaſſen? — Alle, wie der Roman, nur müſſen ſie ſich zu einer künſtleriſchen Bildung, zu einer Bildung für den Geiſt, mit welchem die Kunſt und beſonders die Dichtkunſt es allein zu thun hat, eignen. Dadurch wird ſchon alles Rohſinnliche ausgeſchloſſen. — Die feinere Sinnlichkeit hat einen Schein von Geiſt; allein, auch in ihr macht ſich doch das Thieriſche in der Menſchennatur zu geltend, und es wird daher dem echten Kunſtgenius nicht einfallen, ſie an ſich zu einem beſondern Gegenſtande eines menſchenwürdigen Wohlgefallens durch die Kunſt adeln zu wollen, am wenigſten inſofern ſie die edlere Menſchenwürde verletzt. Hat die Moral auch keine entſcheidende Stimme in der ſchönen Kunſt, ſo doch die Menſchenwürde, zu deren

Gefühl die ſchöne Kunſt vorzüglich bilden ſoll. Was dieſe verletzt, kann niemals an ſich Gegenſtand eines allgemeinen reinen Wohlgefallens werden, welches doch die Aufgabe der Werke der ſchönen Kunſt iſt. Nur muß man nicht glauben, daß dieſe Würde immer müſſe zur Schau getragen oder in ſteifer Feierlichkeit gehalten werden. Heiterkeit und Scherz ſteht ihr gar wohl an. —

Ein intereſſantes Ereigniß muß aber auch intereſſant erzählt werden, worauf es in Hinſicht der dichteriſchen Wirkung vorzüglich ankömmt, da die ſchöne Kunſt nicht durch den Stoff an ſich, ſondern durch die Form, wie der Stoff zur angemeſſenen Erſcheinung gebracht iſt, wirken will. Der glücklichſte Stoff geht in einer unangemeſſenen Form verloren; dagegen ein unbedeutender Stoff in gelungener Form — (in geiſtreicher künſtleriſcher Behandlung) — äſthetiſch wirken kann. In der Dichtkunſt giebt es aber eine innere und eine äußere Form: die erſtere geht aus der Compoſition und die letztere aus der Sprachdarſtellung an ſich hervor.

Auch in der Compoſition, oder in der Anordnung der Einzelnheiten des Ereigniſſes mit ihren Motiven, aus denen die Situation hervorgeht, wird die Novelle ſich inſofern dem Drama nähern, daß ein ſteter Fortſchritt in der Begebenheit, die auch nur in ihren Hauptzügen, mehr ſkizzirt als ausgeführt, erſcheinen wird, ſtattfinden und dabei die beabſichtigte dichteriſche Wirkung nie aus den Augen gelaſſen werden muß. — Die Novelle hält ſich bei der Motivirung der Erſcheinungen nicht auf und doch muß jede Einzelnheit für die Phantaſie hinlänglich motivirt erſcheinen; daher werden die Motive zu den entſcheidendſten Momenten oft nur hier und da wie beiläufig angedeutet werden, und ihre Bedeutung wird dann erſt in der Folge hervortreten. Die größere oder mindere Ausführung der Einzelnheiten, die richtige Vertheilung von Licht und Schatten im Bilde, wird ganz von dem beabſichtigten Total-Eindrucke abhangen müſſen. — Hier tritt beſonders der Künſtler hervor und macht ſich darin geltend, denn dieß ſetzt ein Studium voraus, ohne welches es keinen Künſtler geben kann.

Lebendigkeit und Anſchaulichkeit ſind die erſten Erforderniſſe einer poetiſchen Erzählung überhaupt und vorzüglich der Sprachdarſtellung derſelben an ſich. Wenn auch der Stoff der Novelle dem wirklichen Leben entnommen zu ſeyn ſcheint, ſo darf doch die Sprachdarſtellung der poetiſchen Färbung nicht ermangeln, ſelbſt wenn die Sprachform Proſa iſt; und bei dem mindern Umfange und der geringeren Fülle des Bildes wird eine ſorgfältigere Sprachausführung unerläßlich ſeyn. Daß die Sprachdarſtellung den erzählenden Charakter haben müſſe, leuchtet wohl ein; vorzüglich aber kommt es darauf an, daß der rechte natürliche anregende Ton getroffen und gehalten werde. Erſcheint dieſer verfehlt oder erzwungen, wie ſo leicht bei der belobten Ironie oder dem vermeinten Humor, ſo geht gewiß die ganze Wirkung verloren. Der Ton aber hängt zum Theil von der ernſten oder heitern Beziehung des Stoffes an ſich, dann aber auch von der Auffaſſung deſſelben ab. Darüber laſſen ſich nun gar keine Beſtimmungen geben, als in Hinſicht der letztern: daß die Auffaſſung die Menſchenwürde nie direct verletzen müſſe. Dieſe würde aber verletzt, wenn Frivolität, die kein dichteriſches Element iſt, die Auffaſſung leiten würde. Die Frivolität behandelt das Heilige wie das Unheilige als gleich unbedeutend und als Gegenſtand eines willkürlichen Spiels der Laune. Eine frivole Lebensanſicht iſt nie eine dichteriſche: davon zeugen alle die Werke unſerer Tage, in welcher eine ſolche, zum Theil mit gemißbrauchtem Talent, ſich darlegt, und deren günſtigſtes Loos iſt, daß ſie bald der Vergeſſenheit anheimfallen. Der echte Humor iſt nicht frivol: ihm liegt ein tiefer Ernſt zum Grunde, der Ernſt des Ideals der Heiligkeit und Vollkommenheit, welches auch durch das menſchlich Erhabenſte und Vollendetſte nicht erreicht wird. Dieſe menſchliche Unvollkommenheit (Ohnmacht) iſt ein Gegenſtand ſeines Spiels, daher er leicht als Satire erſcheint, die es auch mit der menſchlichen Unvollkommenheit, aber nicht mit der aus der Ohnmacht des Endlichen, ſondern mit den Gebrechen, welche aus der menſchlichen Verkehrtheit hervorgehen, zu thun hat. — Die Frivolität wird dagegen leicht zur Perſiflage, wie wir ſie leider ſo häufig in den geleſenſten Werken unſerer neuern Literatur ſich als Humor brüſten und von dem Unkundigen auch wohl für ſolchen bewundern ſehen. Perſiflage iſt der Rechenpfennig, den der Witz ausprägt: der Humor prägt reine gediegene Goldmünze.

Wilhelm von Humboldt.

I. Poeſie und Philoſophie in Schiller.

(1830.)

Der Poeſie unter den menſchlichen Beſtrebungen die hohe und ernſte Stellung, von der ich oben geſprochen, anzuweiſen, von ihr die kleinliche und die trockene Anſicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, dieſe ihre Eigenthümlichkeit verkennend, ſie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verſchönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moraliſches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, iſt, wie man ſich nicht genug wiederholen kann, tief in deutſcher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller ſprach, nur auf ſeine individuelle Weiſe, darin aus, was ſeine Deutſchheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er ſo trefflich vernahm, und ſo meiſterhaft zu benutzen verſtand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geiſtesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeſchichte, gegenüber den Thaten und Ereigniſſen, ausmacht, ein gewiſſes Maß, um welches der Einzelne, auch am günſtigſten Bevorrechtete, ſich nur über den Geiſt ſeiner Nation erheben kann, um, was dieſer ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückſtrömen zu laſſen. Die Kunſt nun, und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, iſt keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutſchen, gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neueren Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dies Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten in ſeinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpuncte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich, was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie je ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen, zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſeyn kann. Das Forſchen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objecte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellectuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen ſich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweiſe gern ſich beſchäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenſchen, wie er ihn annimmt, durch die Kunſt, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben werden konnte. Proſaiſch und dichteriſch hat er ſie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Civiliſation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es ſo ſchön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig geſtifteten Bund verweilte ſeine Phantaſie vorzugsweiſe gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde feſt. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgeſtalt in dieſem Kreis, indem er ſich in ihrer Bruſt menſchliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer eben ſo wundervollen, als tief ergreifenden Erſcheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erſte Geſittung Attika's durch fremde Einwanderungen epiſch zu behandeln. Das Eleuſiſche Feſt iſt an die Stelle dieſes unausgeführt gebliebenen Plans getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indiſchen Literatur erlebt, ſo würde er eine engere Verbindung der Poeſie mit der abgezogenſten Philoſophie kennen gelernt haben, als die griechiſche Literatur aufzuweiſen hat, und die Erſcheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indiſche Poeſie, in ihrer frühern Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiöſen Charakter, als die griechiſche, ohne darum, gleichſam unter fremder Herrſchaft ſtehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plaſtiſchen möchte ſie dadurch wirklich verlieren.

Es iſt in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewiſſermaßen zu verwundern, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht Einmal der Sprache erwähnt, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägt. Sie vereinigt im genaueſten Verſtande ein philoſophiſches und poetiſches Wirken in ſich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Muſik ſeines Schalles. Zugleich bietet ſie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieſer Thätigkeit nirgends Gränzen ſtecken, und auch das höchſte Maß des in ſie Gelegten durch ein noch Größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreiſe als ein willkommener Gegenſtand erſcheinen müſſen. Indeß gehört die Sprache allerdings der Nation, und dem Geſchlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Menſch kann ſie, ehe er ſie begreifen lernt, lange als ein todtes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem ſie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann ſie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt aber dennoch eine, zwar nicht urſprünglich ſchaffende, allein doch ſtill fortbildende Einwirkung des Menſchen auf ſeine Sprache, und die Sprachen haben ihren höchſten poetiſchen und muſikaliſchen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem beſondern Schwunge der Phantaſie der Völker, die ſie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von dieſem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufſteigen dazu iſt wenigſtens uns ſelten ſichtbar, und bleibt eher problematiſch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz culturloſer Nationen, ſich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenſtandes, mit offnem und unbefangenem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten urſprünglichen Zuſtandes des Menſchengeſchlechtes übergeht; ſo ſollte man, da die Sprache mit dem Menſchen gegeben iſt, und vor ihr nichts Menſchliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieſer Zuſtand ein friedlicher, beſonnener, ſich keinem tieferen und zarteren Eindruck verſchließender geweſen ſey, und daß geſellſchaftliche Verwilderung erſt einer ſpäteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereigniſſe mit wilder Leidenſchaft die Stimme der eigenen Bruſt übertäubte. Wenigſtens würde Schiller auf dieſem Wege ſchwerlich die Schilderung eines Naturſtandes, wie ſie die äſthetiſchen Briefe enthalten, nothwendig erachtet, und überhaupt weniger ſcharf getrennt haben, was in der entſchieden primitivſten Emanation der menſchlichen Natur, in der Sprache, als feſt vereinigt und innig verſchmolzen erſcheint.

II. Ueber den menſchlichen Entwicklungsgang in der Sprache.

(1832.)

Die genauere Betrachtung des heutigen Zuſtandes der politiſchen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenſeitig bedingender Urſachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derſelben bald gewahr, daß darin zwei verſchiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Unterſuchung nicht auf gleiche Weiſe glücklich iſt. Denn indem man einen Theil der fortſchreitenden Urſachen und Wirkungen genügend auseinander zu erklären vermag, ſo ſtößt man, wie dies jeder Verſuch einer Culturgeſchichte des Menſchengeſchlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichſam auf Knoten, welche der weiteren Löſung widerſtehen. Es liegt dies eben in jener geiſtigen Kraft, die ſich in ihrem Weſen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läßt. Sie tritt mit dem von ihr und um ſie Gebildeten zuſammen, behandelt und formt es aber nach der in ſie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem großen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeſchichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten iſt und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte dieſe nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie daſſelbe ſeine ſo bedingte und unterſtützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was ſein eigenthümliches Gepräge bildet, läßt ſich wohl nachweiſen, und auch weniger darſtellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem anderen ableiten. Es iſt dies die natürliche und überall wiederkehrende Erſcheinung des menſchlichen Wirkens. Urſprünglich iſt alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entſchluß, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für ſich fort, und beſtimmt durch die ihm eigne Geſtalt anderes, inneres oder äußeres, Wirken. Es bilden ſich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerſt flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verfloſſenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies iſt nun das Gebiet, worin die Forſchung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es iſt aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Abſonderung und Erwägung dieſes doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen ſo mächtig werden kann, daß er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, iſt keine wahre Würdigung des Edelſten möglich, was die Geſchichte aller Zeiten aufzuweiſen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabſteigt, deſto mehr ſchmilzt natürlich die Maſſe des von den auf einander folgenden Geſchlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andern, die Unterſuchung gewiſſermaßen auf ein neues Feld verſetzenden Erſcheinung. Die ſicheren, durch ihre äußeren Lebenslagen bekannten Individuen ſtehen ſeltner und ungewiſſer vor uns da; ihre Schickſale, ihre Namen ſelbſt, ſchwanken, ja es wird ungewiß, ob, was man ihnen zuſchreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke mehrerer iſt? ſie verlieren ſich gleichſam in eine Claſſe von Schattengeſtalten. Dies iſt der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâſa, Wâlmiki, und mit anderen gefeierten Namen des Alterthums. Die beſtimmte Individualität ſchwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückſchreitet. Eine ſo abgerundete Sprache, wie die Homeriſche, muß ſchon lange in den Wogen des Geſanges hin und her gegangen ſeyn, ſchon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben iſt.

Noch deutlicher zeigt ſich dieß an der urſprünglichen Form der Sprachen ſelbſt. Die Sprache iſt tief in die geiſtige Entwicklung der Menſchheit verſchlungen, ſie begleitet dieſelbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückſchreitens, und der jedesmalige Culturzuſtand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur ſie erblicken, wo ſie nicht die geiſtige Entwickelung bloß begleitet, ſondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entſpringt zwar aus einer Tiefe der Menſchheit, welche überall verbietet, ſie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie beſitzt eine ſich uns ſichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Weſen unerklärliche Selbſtthätigkeit, und iſt, von dieſer Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, ſondern eine unwillkührliche Emanation des Geiſtes, nicht ein Werk der Nationen, ſondern eine ihnen durch ihr inneres Geſchick zugefallene Gabe. Sie bedienen ſich ihrer, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelbe gebildet haben. Demungeachtet müſſen ſich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerſtämmen entwickelt, aus ihrer Geiſteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beſchränkungen aufgedrückt hat, herausgeſponnen haben. Es iſt kein leeres Wortſpiel, wenn man die Sprache als in Selbſtthätigkeit nur aus ſich entſpringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen ſie angehören, abhängig darſtellt. Denn ſie ſind dann in beſtimmte Schranken eingetreten. Indem Rede und Geſang zuerſt frei ſtrömten, bildete ſich die Sprache nach dem Maaß der Begeiſterung und der Freiheit und Stärke der zuſammenwirkenden Geiſteskräfte. Dieß konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem Andern getragen werden, da die Begeiſterung nur durch die Sicherheit, verſtanden und empfunden zu ſeyn, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet ſich daher hier, wenn auch nur dunkel und ſchwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen ſich in der Maſſe der Völker verlieren und wo die Sprache ſelbſt das Werk der intellectuell ſchaffenden Kraft iſt.

In jeder Ueberſchauung der Weltgeſchichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortſchreiten. Es iſt jedoch keineswegs meine Abſicht, ein Syſtem der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzuſtellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verſchiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichſam, ſich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genießen ihr Daſeyn in Glück und Thätigkeit. Dieß, mit jedem Einzelnen hinſterbende Leben geht ohne Rückſicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungeſtört fort; die Beſtimmung der Natur, daß Alles, was athmet, ſeine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daß jedes Geſchöpf zum Genuſſe ſeines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denſelben Kreis freudigen oder leidvollen Daſeyns, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Menſch auftritt, wirkt er menſchlich, verbindet ſich geſellig, macht Einrichtungen, giebt ſich Geſetze; und wo dieß auf unvollkommenere Weiſe geſchehen iſt, verpflanzen das an andern Orten beſſer Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So iſt mit dem Entſtehen des Menſchen auch der Keim der Geſittung gelegt und wächst mit ſeinem ſich fort entwickelnden Daſeyn. Dieſe Vermenſchlichung können wir in ſteigenden Fortſchritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur ſelbſt, theils in dem Umfange, zu welchem ſie ſchon gediehen iſt, daß ihre weitere Vervollkommnung kaum weſentlich geſtört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäßigkeit; ſie wird auch in andern, wo ſie uns nicht auf dieſe Weiſe entgegentritt, vorhanden ſeyn. Sie darf aber nicht vorausgeſetzt werden, wenn nicht ihr Aufſuchen die Ergründung der Thatſachen irre führen ſoll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läßt ſich am wenigſten ihr unterwerfen. Die Erſcheinung der geiſtigen Kraft des Menſchen in ihrer verſchiedenartigen Geſtaltung bindet ſich nicht an Fortſchritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Urſprung iſt eben ſo wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchſte in dieſer Gattung iſt nicht gerade das Späteſte in der Erſcheinung. Will man daher hier den Bildungen der ſchaffenden Natur nachſpähen, ſo muß man ihr nicht Ideen unterſchieben, ſondern ſie nehmen, wie ſie ſich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt ſie eine gewiſſe Zahl von Formen hervor, in welchen ſich das ausſpricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen iſt und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es ſind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemäße Antwort ſeyn. Man kann aber nach dieſer Anſicht, was in der geiſtigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, ſich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft anſehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zuſammenhanges der Erſcheinungen im Menſchengeſchlecht Verzicht leiſten will, muß man doch auf irgend eine ſelbſtändige und urſprüngliche, nicht ſelbſt wieder bedingt und vorübergehend erſcheinende Urſach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichſten auf ein inneres, ſich in ſeiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, deſſen einzelne Entfaltungen darum nicht in ſich unverknüpft ſind, weil ihre äußeren Erſcheinungen iſolirt daſtehen. Dieſe Anſicht iſt gänzlich von der der Zwecke verſchieden, da ſie nicht nach einem geſteckten Ziele hin, ſondern von einer als unergründlich anerkannten Urſache ausgeht. Sie nun iſt es, welche mir allein auf die verſchiedenartige Geſtaltung der menſchlichen Geiſteskraft anwendbar ſcheint, da, wenn es erlaubt iſt, ſo abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichſam mechaniſche Fortbilden der menſchlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menſchheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen größerer Individualität in Einzelnen und in Völkermaſſen dann wieder plötzlich und unvorhergeſehen in jenen ſichtbaren durch Urſache und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieſelbe Anſicht iſt nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirkſamkeiten der menſchlichen Geiſteskraft, namentlich, wobei wir hier ſtehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verſchiedenheit läßt ſich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menſchen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünſtigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geiſteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Anhang.

Mozart.[*]

Brief ohne Datum.

(Wahrſcheinlich Prag, Herbſt 1790.)

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron, Ihre Partituren zurück, und wenn Sie von mir mehr Fenſter[**] als Noten finden, ſo werden Sie wohl aus der Folge abnehmen warum das ſo gekommen iſt. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am beſten gefallen; ſie würde aber doch die wenigſte Wirkung machen, denn es iſt zu vielerley drinne, und hört ſich Stückweiſe an, wie, avec permission, ein Ameiſenhaufen ſich anſieht; ich meyne: es iſt Eppes [etwas] der Teufel drinn los darinne. Sie dürfen mir darüber kein Schnippchen machen, beſter Freund, ſonſt wollte ich zehntauſendmal, daß ichs nicht ſo ehrlich herausgeſagt hätte; und wundern darf es Sie auch nicht, denn es geht ungefehr Allen ſo, die nicht ſchon als Buben vom **Maestro** Peitſche oder Donnerwetter geſchmeckt haben, und es hernach mit dem Talent und der Luſt alleine zwingen wollen. Manche machen es halb ordentlich, aber dann ſinds anderer Leute Gedanken, ſie ſelber haben keine; Andere, die eigene haben, können ſie nicht Herr werden: ſo geht es Ihnen. Nur um der heiligen Cäcilia Willen, nicht böſe, daß ich ſo herausplaze! Aber das Lied hat ein ſchönes Cantabile, und ſoll Ihnen das die liebe Fränzl recht oft vorſingen, was ich ſchon hören mögte, aber auch ſehen. Der Menuet im Quatuor nimmt ſich auch fein aus, beſonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalet, **Coda**, wird aber mehr klappen als klingen. **Sapienti sat**, und auch dem **nihil Sapienti**, da meyne ich mich, der ich über ſolche Dinge nicht wohl ſchreiben kann. Unſer einer macht's lieber. Ihren Brief hab ich vor Freude vielmal geküßt. — Nur hätten Sie mich nicht ſo ſehr loben ſollen; hören kann ich ſo etwas allenfalls, wo man's gewohnt wird, aber nicht gut leſen. Ihr habt mich zu lieb, ihr guten Menſchen; ich bin das nicht werth, und meine Sachen auch nicht. Und was ſoll ich denn ſagen von

---

[*] **Johann Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus Mozart,** geb. den 17 Jan. 1756 zu Salzburg, Sohn eines Hofmuſikus, komponirt mit 5 Jahren, ſpielt mit 6 neben ſeiner Schweſter Maria Anna in München und Wien Klavier, glänzt 1763 als Virtuoſe (auch auf der Orgel) in Paris und Verſailles, und 1764 in London, dedicirt als 8jähriger Componiſt ſechs Sonaten der Königin von England; ſchreibt als 12jährig eine Oper für Kaiſer Joſeph, dirigirt in Wien ein Offertorium von ſich 1768, und wird in Italien angeſtaunt 1769, vom Pabſt zum Ritter des goldenen Sporns ernannt, und kehrt als Mitglied der Accad. philarmonica zu Bologna ins Vaterland zurück 1771, reiſt aber-

[**] Kreuzweiſe angeſtrichene Stellen.

mals nach Paris 1777, kehrt nach Salzburg heim, ſchreibt die Oper Idomeneo für den Münchner Carneval und ſetzt ſich in Wien 1781; ſchreibt, im Bräutigamsſtande mit Conſtanze Weber, ſeine „Entführung aus dem Serail“ 1782, und für die Böhmen den „Figaro“ 1786, den „Don Juan“ 1787, dazwiſchen zahlreiche Sonaten, Conzerte und Symphonieen: „Coſi fan tutte“ 1790, und während ſeiner letzten Krankheit die „Zauberflöte“ und den „Titus“ 1791. Geſt. angeblich über ſeinem Requiem zu Wien den 5. Dec. 1792, nachdem er eine Capellmeiſterſtelle in Paris mit 3000 Thlrn ausgeſchlagen, und mit 800 fl. Gehalt zu Wien, in dürftigen Umſtänden, geblieben. Der einzige Brief, den wir von ihm beſitzen, läßt einen Blick in die Schöpfungsweiſe des Genius thun.

Ihrem Präſent, mein allerbeſter Herr Baron! Das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter, oder wie ein Glas Madeira bey verdorbenem Magen, oder — oder — Sie werden das ſchon ſelbſt ausfüllen. Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und ſchinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stännerl * will doch auch was haben. Wer Ihnen geſagt hat, daß ich faul würde, dem, (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das ſchon thun) dem verſetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watſchen. Ich wollte ja immer immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer ſolche Muſik machen wie ich will und kann, und wo ich mir ſelbſt was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgenden Poſt ſchreibe ich ſchon wieder an Hofmeiſter, und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott, wär' ich ein großer Herr, ſo ſpräch' ich: Mozart, ſchreibe du mir, aber was du willſt und ſo gut du kannſt; eher kriegſt du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig haſt, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuſcript ab, und ſollſt nicht damit gehen um wie ein Fratſchelweib. O Gott, wie mich das alles zwiſchendurch traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, wo dann freylich manches geſchieht, was nicht geſchehen ſollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, ſo iſt es, und nicht wie Ihnen dumme oder böſe Lumpen mögen geſagt haben.

Doch dieſes a Cassa del diavolo, und nun komme ich auf den allerſchwerſten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für ſo was nicht zu Willen iſt. Aber ich will es doch verſuchen, und ſollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art iſt beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nämlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr ſagen als das, denn ich weiß ſelbſt nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin, und guter Dinge, etwa

---

* Conſtanzia, Mozarts Frau; geſtorben den 6. März 1842 im 85. Lebensjahre.

auf Reiſen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim ſpazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht ſchlafen kann, da kommen mir die Gedanken ſtromweis und am beſten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und ſumſe ſie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigſtens geſagt haben. Halt ich nun feſt, ſo kömmt mir bald Eins nach dem Andern bey, wozu ſo ein Brocken zu brauchen wär, um eine Paſtete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verſchiedenen Inſtrumente ꝛc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht geſtört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich faſt fertig, wenn es auch lang iſt, ſo daß ich's hernach mit einem Blick, gleichſam wie ein ſchönes Bild, oder einen hübſchen Menſchen, im Geiſt überſehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, ſondern wie gleich alles zuſammen. Das iſt nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun wie in einem ſchönen ſtarken Traum vor. Aber das Ueberhören, ſo alles zuſammen, iſt doch das beſte. Was nun ſo geworden iſt, das vergeſſe ich nicht ſo leicht wieder, und das iſt vielleicht die beſte Gabe, die mir unſer Herr Gott geſchenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, ſo nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie geſagt, hinein geſammelt iſt. Darum kommt es hernach auch ziemlich ſchnell aufs Papier, denn es iſt, wie geſagt, eigentlich ſchon fertig, und wird auch ſelten viel anders, als es vorher im Kopf geweſen iſt. Darum kann ich mich auch beym Schreiben ſtören laſſen und mag um mich herum mancherley vorgehen, ich ſchreibe doch, kann auch dabey plaudern, nemlich von Hühnern und Gänſen, oder von Gretel und Bärbel u. dgl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Geſtalt oder Manier annehmen, daß ſie Mozartiſch ſind, und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben ſo zugehen, wie daß meine Naſe eben ſo groß und herausgebogen, daß ſie mozartiſch und nicht wie bey andern Leuten geworden iſt. Denn ich lege es nicht auf die Beſonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beſchreiben; es iſt ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Ausſehen haben, auch verſchieden von einander ausſehen wie von außen, ſo von innen. Wenigſtens weiß ich, daß ich mir das Eine ſo wenig als das Andere gegeben habe.

Damit laſſen Sie mich aus für immer und ewig, beſter Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Urſachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden ſich nicht ein, wie ſauer mir das ſchon geworden iſt. Andern Leuten würde ich gar nicht geantwortet haben, ſondern gedacht . . .

In Dresden iſt es mir nicht beſonders gegangen. Sie glauben da, ſie hätten noch jetzt alles Gute, weil ſie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum was, außer daß ich zu Paris und London in der Kinderkappe Conzert geſpielt habe. Die Oper hab ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande iſt. In der Kirche ließ mich Naumann eine ſeiner Meſſen hören; ſie war ſchön, rein geführt und breit, aber wie Ihr C. ſpricht: „e bißli kühlig“, etwa wie Haſſe, aber ohne Haſſens Feuer und mit neuerer Cantilena. Ich habe den Herren viel vorgeſpielt, aber warm konnte ich ihnen nicht machen und außer Wiſchi Waſchi haben ſie mir kein Wort geſagt. Sie baten mich auch Orgel zu ſpielen. Es ſind über die Maaßen herrliche Inſtrumente da. Ich ſagte, wie es wahr iſt: ich ſey auf der Orgel wenig geübt, ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es ſich, daß ſie einen andern fremden Künſtler in Petto hatten, deſſen Inſtrument aber die Orgel war, und der mich todt ſpielen ſollte. Ich kannte ihn nicht gleich, und er ſpielte es ſehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantaſie. Da legte ich's auf dieſen an, und nahm mich tüchtig zuſammen. Hernach beſchloß ich mit einer Doppelfuge, ganz ſtreng und langſam geſpielt, damit ich auskam, und ſie mir auch genau durch alle Stimmen folgen konnten. Da wars aus. Niemand wollte mehr daran. Der Häſſler aber (das war der Fremde, er hat gute Sachen in des Hamburger Bach Manier geſchrieben) der war der treuherzigſte von Allen, obgleich ich's eigentlich ihm verſetzt hatte. Er ſprang vor Freuden herum und wollte mich immer küſſen. Dann ließ er ſich's bei mir im Gaſthaus wohl ſeyn; die Andern deprezirten aber, als ich ſie freundlich bat, worauf der muntere Häſſler nichts ſagte als: Tauſendſapperment!

Hier, beſter Freund und Gönner, iſt das Blatt bald voll, die Flaſche Ihres Weins, die heute reichen muß, bald leer; ich habe aber ſeit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beim Schwiegerpapa kaum einen ſo ungeheuer langen Brief geſchrieben. Nichts vor ungut! Ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin, oder das Maul halten und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort ſoll ſeyn: Mein allerbeſter Freund, behalten Sie mich lieb. O Gott, könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen wie Sie mir gemacht! Nun, ich klinge mit mir ſelbſt an: Vivat mein guter, treuer . . . . Amen.

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unſere Tage.

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung

mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unſere Tage.

Stuttgart.
Verlag von Sam. Gottl. Lieſching.
1843.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Von A. W. von Schlegel bis G. H. von Schubert.

Seite
Literarhiſtoriſche Nachweiſungen 3
A. W. v. Schlegel. I. Raphaels Madonna del Siſto 27
II. Die Aufklärung 34
III. Ueber tragiſches und komiſches Drama . . . 43
H. v. Bülow. Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt 48
Ernſt Wagner. Das Ahnungsvermögen der Seele 55
F. A. Krummacher. I. Parabeln.
1. Die Reue 58
2. Der Mohrenſklave und der Grieche 59
3. Der Edelſtein 61
II. Und und Aber, oder Hebräer und Griechen . 61
Fr. L. Z. Werner. An Adelbert von Chamiſſo. 66
Schleiermacher. I. Das Leben der Phantaſie 70
II. Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln . 72
III. Reich Gottes und Wiedergeburt 78
IV. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft . . 82
K. S. Zachariä. Von der Erde als Weltkörper 86
A. v. Humboldt. I. Das Leben in der Schöpfung 97
II. Die Tropengewächſe 101
E. M. Arndt. I. Leben auf der Inſel Rügen vor 65 Jahren . 104
II. Portrait des Freiherrn vom Stein 111
Woltmann. Das Haus Brandenburg und ſeine Anfänge . . . 117
Hölderlin. Die Athenienſer 123
Hegel. I. Hamann und ſeine Zeit 130
II Ueber Schillers Wallenſtein 133
Creuzer. Geiſt der alten Religionen 136
Heinrich Zſchokke Die ewigen Parteien 141
Rahel. Saatkörner 149
Fr. Schlegel. I. Verhältniß der orientaliſchen Religionen zur heil. Schrift 164
II. Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit . . 168
III. Spinoza 173
IV. Die Aufgabe der chriſtlichen Kunſt 175
Wackenroder Die Peterskirche 182

Seite
Novalis. I. Stillleben aus dem Mittelalter 187
II. Die Natur 189
III. Aphorismen über Poeſie 194
J. F. v. Wiener. Der Naturgeiſt 199
K. v. Wangenheim. Der Glaube an den Ur-Geiſt 207
Steffens. I. Ueber Sagen und Märchen in Dänemark . . . 213
II. Natur und Menſch in geheimer Verbindung . . . 217
III. Der Schneeſturz in Grönland 224
IV. Ein norwegiſches Gehöfte 227
V. Die Wunder der heiligen Geſchichte 229
VI. Steffens mit Tieck 240
Tieck. I. Das Verwunderliche in der Kunſt 248
II. Elfenwunder 252
III. Die Kunſt zu ſpeiſen 260
IV. Die drei Dichter und der Magier 264
V. Des Prieſters Lebenslauf 270
VI. Dichter, etymologiſch betrachtet 275
Thibaut. Kirchenmuſik außer dem Choral 278
Steigenteſch. Deutſche Titel 283
Hammer Purgſtall. Die Erſtürmung Conſtantinopels . . . 286
Weſſenberg. Die Sittlichkeit der Schaubühne 293
Schelling. I. Ausſichten für die Kunſt 298
II. Gott und das Böſe 300
Rotteck. Napoleons Deſpotie 305
E. T. A. Hoffmann. Ritter Gluck 310
Görres. I. Das Mittelalter 323
II. Der Dom zu Köln 328
III. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen . 331
IV. Deutſchlands Heil. 1. Das Allgemeine. 2. Das Einzelne . 337
B. G. Niebuhr. I. Einleitung in die römiſche Geſchichte . . . 345
II. An einen Studioſen der Philologie . . . 349
Heinrich v. Kleiſt. Michael Kohlhaas 362
F. C. Schloſſer. Friedrich Wilhelm I. 370
Fr. de la Motte Fouqué. Der Rothmantel 378
Bührlen. Bemerkungen 392
Jahn. I. Ueber das Bücherleſen. 400
II. Mägdeſchulen 406
III. Turnanſtalten 409
Adam Müller. Buchſtabe und Tradition 412
C. Ritter. Die Raumerfüllung auf der Erde 420
Rehfues. Der Golf von Neapel 429
De Wette. Der Straßburger Münſter 441
G. H. v. Schubert. I. Die Sonne 448
II. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn . 455
III. Die Grabeskirche und die heiligen Stätten in Jeruſalem 470

Drittes Buch.

Von Auguſt Wilhelm von Schlegel bis G. H. v. Schubert.

Aus den Schriftſtellern:

Auguſt Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover, Sohn Johann Adolfs, Neffe Johann Elias', älterer Bruder Friedrichs, gebildet auf dem Lyceum zu Hannover, und als 18jähr. Jüngling dort wegen einer hexametr. Rede bewundert 1785, ſtud. in Göttingen 1786 ff. und gewinnt Bürgers Freundſchaft, deſſen Sonett ihm Unſterblichkeit verſpricht (1789); erhält ein Acceſſit für eine lat. Abhandlung 1787 u. verf. das Regiſter zu Heyne's Virgil 1788; geht als Hofmeiſter nach Amſterdam 1790, kehrt heim 1793; lebt als rudolſt. Rath in Jena 1796, wird durch die Horen und Muſenalmanache als Philolog, Aeſthetiker u. Dichter bekannt und zieht durch Proben einer Ueberſetzung Dante's aller Augen auf ſich; arbeitet an der Allg. Lit. Z. 1799; zerfällt aber mit dem Redakteur Schütz; uberſetzt den Shakſpeare 1797 ff.; hält als außerord. Prof. der Philoſ. in Jena äſthet. Vorleſungen, und beginnt mit dem Bruder die kritiſche Reform im Athenäum 1798—1800; läßt ſeine Gedichte erſcheinen 1800; legt ſeine Stelle nieder, geht nach Berlin, ſchreibt mit dem Bruder die Charakteriſtiken und Kritiken 1801; giebt mit Tieck den Muſenalmanach heraus 1802; hält in Berlin Vorleſungen über Lit. u Kunſt, Ende 1802; dichtet den Jon; kämpft mit Kotzebue u. Merkel; überſetzt den Calderon 1803; giebt Blumenſträuße der ital., ſpan., portug. Poeſie heraus 1804; reist mit Frau v. Stael in Italien, Frankreich, Deutſchland und Schweden 1805 ff.; hält in Wien ſeine „Vorleſungen über dramat. Kunſt u. Literatur" 1808; polemiſirt gegen Napoleon und begleitet den Kronprinzen von Schweden als Kabin.-Sekretär 1813; lebt in Coppet 1814 ff; wird Prof. in Bonn 1818; wendet ſich mit großem Eifer dem Stud. der oriental. Literatur und dem Sanſcrit zu; Herausgeber der Ind. Bibliothek 1820 ff.; des Ramajana u. a. ſanskrit. Texte 1823 ff; reist nach England 1823; nach Berlin gerufen 1814;

mehrerer Orden Ritter und Akademieen Mitglied. (Dichter
Nachlese.) Mitgründer der romantischen Schule und ihrer Gr
von bedeutendem Einfluß auf die ganze schöne Literatur der Deutsch
Klassischer Stil.

Heinrich von Bülow, geb. um 1760 in der Mark, zu Havele
in der Militär-Akademie zu Berlin erzogen, im 15ten Jahre
einem Inf.-Regiment zu Berlin, später bei einem Cavall.-Re
angestellt, liest im Polyb, Tacitus und Rousseau, nimmt seinen
schied, und geht bei dem niederländ. Aufstand in öster. Kriegsdie
1790, wird in seinen Hoffnungen getäuscht, in's Vaterland zur
zweimal nach Amerika; kommt verarmt heim; tritt als prak
Schriftsteller über das Kriegswesen mit seinem „Geist des
Kriegssystems" auf 1799; sucht vergebens Dienste in seinem Va
land, schreibt über den Feldzug von 1800; geht nach Engl
wo seine Schriftstellerversuche in der Kingsbench enden 18
geht nach Paris und unerwartet wieder nach Berlin 18
schreibt „über die Feldzüge des neueren Krieges," die „Gesch
des Prinzen Heinrich," die „militairische Monatsschrift" und „
Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte." Seine Geschichte
Feldzugs von 1805 bringt ihm preußisches Gefängniß zu Ber
ein; nach der Schlacht bei Jena wird er nach Colberg transport
1806, wo er im Kerker Swedenborgianer wird und die all
meine Herrlichkeit der neuen Lehre in seinem *coup d'oeil sur*
doctrine de la nouvelle église chrétienne, herausg. 1809,
1808 zurechtlegt. Vor der Belagerung von Colberg wird
nach Königsberg und von da nach Riga in's Gefängniß gebrac
gest. das. am Nervenfieber um 1808.

Ernst Wagner, geb. den 2. Febr. 1769 zu Roßdorf bei Mein
gen, von seinem Vater, einem Pfarrer, zur Univ. vorbereit
stud. zu Jena; wird Privatlehrer, Ger.-Aktuar und Verwalter
Freih. v. Wechmar zu Roßdorf; Kabinets-Sekretär in Meinin
1805; dichtet ausgezeichnete Romane in Göthe'scher Kunstfor
„die reisenden Maler" 1806; „Wilibald" 1806; „Reisen aus
Fremde in die Heimath" 1808 ff.; „Isidora" 1812; lange kränkli
gest. zu Meiningen den 25. Febr. 1812. Künstlerisch edle,
malerische Prosa.

Friedrich Adolph Krummacher, geb. den 13. Juli 1768
Tecklenburg in Westphalen; Prof. der Theol. zu Duisburg, refor
Prediger zu Crefeld 1807, Landprediger zu Kettwig in W
phalen 1807, später Consist.-R., Superintendent und Oberprediger
Bernburg; Prediger zu St. Ansgarii in Bremen seit 18

dichtet die „Parabeln" 1805, „das Festbüchlein" 1808; die „Apologen und Paramythien" 1809; schreibt das „Christliche Volk" 1811; religiöser Volksschriftsteller und in Schriften vom Fach eleganter Theolog. Wohlthuende Gesinnung, weicher Styl.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. den 18. Nov. 1768 zu Königsberg; stud. daselbst um 1787 ff.; giebt unbeachtete Gedichte heraus 1789; Sekretär bei der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Petrikau 1793; geht darauf zu Warschau; Geh. Sekretär zu Berlin 1805; trennt sich von drei Gattinnen; dichtet die „Söhne des Thales" 1803 ff., „das Kreuz an der Ostsee" 1806, „die Weihe der Kraft" 1807; schwärmt und reist 1808—1809; begrüßt darauf Hofrath 1810; dichtet den „Attila" 1808, die „Wanda" 1810; wird in Rom katholisch 1810, zu Aschaffenburg Priester 1814; widerruft seine früheren Welt- und Religions-Ansichten, dichtet „die Weihe der Unkraft" 1813, „Kunigunde" 1815; den „24. Februar" 1815, „die Mutter der Makkabäer" 1820; lebt zu Wien seit 1814 als Weltgeistlicher; Ehrendomherr zu Kaminiek 1817; Redemptorist 1821; gest. zu Wien den 17. Jan. 1823. (Dramat. Dichter.) Phantasiereich und Mystiker, aber immer ehrlich und überzeugt. Charakteristisch in einzelnen Partien.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, geb. den 21. Nov. 1768 zu Breslau, erzogen im Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky; studirt die Theol. zu Barby; trennt sich von der Brüdergemeinde 1787, und studirt zu Halle fort; Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen; Mitglied des Schullehrerseminars zu Berlin; ordinirt als Prediger 1794; Hülfsprediger zu Landsberg an der Warthe 1794 ff.; Prediger an der Charité zu Berlin 1796—1802. Tritt mit den „Monologen" auf 1800; wird Hofprediger zu Stolpe 1802; schreibt die „Kritik der Sittenlehre" 1803; beginnt, anfangs mit Fr. Schlegel, aber dessen Freunde er ursprünglich geschrieben, die Uebersetzung Plato's 1804 ff.; redet „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" 1806; Prof. d. Philos. und Theol. zu Halle 1804; Universitätsprediger 1806; Prediger an der Dreifaltigkeitskirche u. Prof. an der neuen Univ. zu Berlin, die er mitgestiftet 1809; Patriot und Mitglied des Tugendbundes; begeisternder Lehrer; bringt die Dogmatik unter einen harmonisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkt im „christl. Glauben" 1821 und (mit Milderungen) 1830. Schrieb noch viele liturgische, polemische und theologische Schriften; gest. den 12. Februar 1834 zu Berlin. Reformator der modernen Theologie und ihr Haupt bis in ihre

ſpekulativen Umgeſtaltung. In der Sprache Handhaber der ſei
Tiefſinn. Großer Kunſtrichter. „Frommer“ Zweifler.

Karl Salomo Zachariä, geb. den 14. Sept. 1769 zu Mei
erhält ſeine Vorbildung auf der dortigen Fürſtenſchule, ſtud.
lologie, Philoſophie und die Rechte zu Leipzig 1787 ff.; zu Wittenb
als Begleiter des Grafen zur Lippe 1792 f.; promovirt daſ. und
Vorträge 1795 f.; außerord. Prof. zu Wittenberg 1797, ord
1802; erwirbt ſich einen Namen durch ſein Werk „die Einheit
Staats und der Kirche“ 1797 u. a. Schriften; auf die ers
Univ. Heidelberg berufen 1807, zieht er das franz. Rech
den Kreis ſeiner Studien; (Handb. des franz. Civilrechts 1808, v
Aufl. 1837); ſchreibt den „Entwurf eines Strafgeſetzbuchs“ 1
die „Vierzig Bücher vom Staate“ 1820 ff., umgearbeitet 183
lebt als Prof. der Rechte u. bad. Geheimerath zu Heidelb
Die Darſtellung ſchöngeiſtig und originell.

Friedrich Alexander Freiherr von Humboldt, geb. den
Sept. 1769 zu Berlin, unterrichtet vom nachmal. Geh.R. K
u. O.C.R. Zöllner, ſtud. in Göttingen und Frankfurt an
Oder; beſucht zu Hamburg die Handelsakademie bei Büſch, r
mit Geo. Forſter an den Rhein, nach Holland und England,
ſchreibt über die Baſalte am Rhein (1790); ſtud. Bergwe
wiſſenſchaft unter Werner u. Botanik zu Freiberg 1791; w
Aſſeſſor beim Berg- und Hüttenamt zu Berlin 1792; bald O
bergmeiſter im Bayreuth; quittirt aber und bereiſt Italien
die Schweiz 1796; geht über Wien und Salzburg nach P
1797; lernt Bonpland kennen; holt ſich in Madrid Vollmacht
einer Reiſe in die ſpan. Colonien, verläßt Europa Juni 1
u. verbündet ſich mit Bonpland zu einer 5jährigen naturwi
ſchaftl. Reiſe von 9000 Meilen; kommt mit einer unerhö
Ausbeute für Geo-, Völker-, Menſchen- u. Naturkunde aus
Tropenländern nach Europa zurück 1804 und legt die Reſult
in einem Prachtwerke nieder 1810 ff.; lebt zu Paris; publi
die „Anſichten über die Natur“ 1808; durchreiſt das ruſſ. R
mit dem Prof. Ehrenberg und Roſe 1827—1829; lebt nach ſei
Rückkehr als wirklicher Geheimerath mit dem Präd. Excellenz
bischen Orden Ritter, dem Könige Friedrich Wilhelm III. u.
lebe nahe ſtehend, unermüdlich für die Wiſſenſchaft und Ge
tung thätig zu Berlin; begleitet ſeinen Herrn nach England Fe
1842; bereitet ein neues Werk „Kosmos“ vor. Frühjahr 18
Forſcher und Naturſchilderer voll reicher deutſcher Poeſie,
Jungen ſtrebend.

Ernſt Moritz Arndt, geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen, wo ſein Vater Pächter war, von Hauslehrern unterrichtet und von der Natur geſtählt; beſucht die gelehrte Schule zu Stralſund 1786–1789, will der Univ. entweichen, ſtudirt für ſich zu Löbnitz bei den Eltern 1789–1791, bezieht Greifswald 1791 und Jena 1793, u. ſtud. Philoſ., Theol. und Geſchichte; kehrt nach Löbnitz heim 1794, wird Hauslehrer bei Koſegarten 1796, bereiſt Deutſchland, Ungarn, Italien u. Frankreich 1798 f.; Adjunkt der philoſ. Fakultät zu Greifswald 1801, ſchreibt über die Leibeigenſchaft, worüber der König von Schweden, anfangs entrüſtet, ſagt endlich: „wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann recht.“ Bereiſt Schweden 1803; außerordentl. Prof. zu Greifswald 1806; tritt als entſchiedener Franzoſenfeind auf und ſchreibt den erſten Theil des „Geiſts der Zeit“ 1806 zu Stralſund, wo er in der ſchwed. Reg.Kanzlei beſchäftigt iſt; flüchtet vor den Franzoſen nach Stockholm Dec. 1806, arbeitet dort in der Staatskanzlei unter Wetterſtedt; nach des Königs Sturz muß er vor Napoleon fliehen Okt. 1809; geht nach Berlin und wieder nach der an die Schweden zurückgegebenen Heimath Greifswald 1810; lebt dort mit unterdrücktem Grimme; geht endlich 1812 nach Berlin, Breslau, wo er Scharnhorſt ſieht; bei Napoleons Annäherung nach Prag, wo er Gruner trifft; dann nach Moskau; kommt Ende Aug. nach Petersburg, wo er beim Miniſter vom Stein angeſtellt, deſſen Freund wird, für Deutſchlands Befreiung unermüdlich arbeitet, und viele berühmte Zeitgenoſſen ſieht; im J. 1813 kehrt er mit Stein nach Deutſchland zurück, erſt nach Königsberg, dann nach Dresden, wo er den dritten Theil des „Geiſts der Zeit“ überarbeitet; hierauf geht er in Aufträgen nach Berlin, und bald zum Congreß nach Reichenbach; nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankfurt, wo er „der Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Gränze“ ſchreibt; ſpäter lebt er in Köln 1815 ff. und wird endlich Profeſſor der neueren Geſchichte an der neu errichteten Univerſität zu Bonn 1818. Im J. 1819 wird er politiſch verdächtigt, mit Hausſuchung heimgeſucht, im Herbſt 1820 ſuspendirt und langer gerichtl. Unterſuchung unterworfen, als der Theilnahme an geh. Geſellſchaften u. republ. Umtriebe angeklagt. Nach 20 Jahren gezwungener Unthätigkeit von König Friedrich Wilhelm IV. in ſeinem Lehramt rehabilitirt, von der Univ. zum Rektor erwählt, von dem König von Baiern mit dem Verdienſtorden der baier. Krone, ſpäter von ſeinem Landesherrn mit dem rothen Adlerorden geſchmückt und von den Studenten unter Fackel-

ſchein angezündet 1840. Aechter Patriot, um den Geiſt der d
ſchen Jugend hochverdient; Styl deutſchthümlich, aber voll ar
voller Kraft. (Patriot. Dichter.)

Karl Ludwig von Woltmann, geb. den 9. Febr. 1770
Oldenburg; dort vorbereitet; ſtud. in Göttingen Sprachen, Re
u. Geſchichte 1788 ff.; hält Vorleſungen für die Gymnaſia
in Oldenburg 1792, wird von der franzöſiſchen Revolution
griffen, hält, von Spittler begünſtigt, Vorleſungen in Götting
wird außerord. Prof. der Phil. zu Jena 1794 u. iſt als Leh
u. Geſchichtſchreiber thätig; wird durch ſeine Zeitſchrift über
ſchichte und Politik an Berlin gefeſſelt 1800 u. daſ. als Reſi
von Heſſen-Homburg u. Geſchäftsträger von Bremen, Hamb
und Nürnberg ſeit 1804, 1806; geadelt 1805; mit Stein
bunden, flieht er vor Napoleon nach der Schlacht bei Lü
1813 nach Prag, lebt dort ſeit einem Schlagfluſſe kränkel
ſchreibt (mit ſeiner Frau) die „Memoiren des Herrn v. S—
1815; geſt. daſ. d. 19. Juni 1817. Glänzender, etwas ob
flächlich pragmatiſcher Hiſtoriker, von allgemein äſthet. Bild
mit trefflicher Darſtellung.

Friedrich Hölderlin, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen
Neckar, verliert den Vater 1772; von einer zarten Mutter erzog
in der Schule zu Nürtingen als Knabe mit Schelling befre
det; ſtud. in der Kloſterſchule zu Denkendorf 1784 ff.; zu Ma
bronn 1786 f.; und im theol. Seminar zu Tübingen, hier
Hegel verbunden, 1788 ff. wird Magiſter 1790, lief. poet. Beitr
zu Schillers Thalia 1793 und Stäudlins Muſenalmanach 1792
in engem Verkehr mit Conz, v. Seckendorf und Sinclair; verſenkt
Studium des Idealismus und die Welt der Griechen, in Muſik lebe
Hofmeiſter im Meiningen'ſchen 1793; geht nach Jena, vert
ſich in Fichte's Syſtem, wird von Schiller geliebt und gele
1795 f.; kehrt nach Nürtingen zurück; wird Hofmeiſter in Fra
furt am Main, flüchtet mit der Familie ſeiner Eleven nach Kaſ
kehrt nach Frankfurt zurück; Alles 1796; läßt den „Hyperio
erſcheinen 1797; verläßt Frankfurt, eine hoffnungsloſe Leidenſch
im Buſen 1798; geht mit Sinclair nach Raſtadt, und lernt b
dortigen Congreß Muhbeck d. J., Horn, Schenk u. a. geiſtre
Männer kennen; lebt in Homburg; brütet über dramat. Entwurf
beſucht ſein Vaterland, wird Hofmeiſter in der Schweiz 18
kehrt nach Hauſe zurück 1801; wird Hofmeiſter in Bordeaux 18
verläßt, vielleicht auf die Nachricht vom Tode der Geliebten,

reich zu Fuß, und kommt Anfangs Juli krank am Gemüthe zu Stuttgart und bald darauf zu Nürtingen bei den Seinen an; bleibt dort und überſetzt den Sophokles 1803; wird durch Sinclair's Bemühungen Bibliothekar bei dem Landgrafen von Heſſen-Homburg, geht dorthin, ohne daß ſein Trübſinn zerſtreut wird 1804; findet endlich ein Aſyl bei einer Bürgersfamilie in Tübingen 1806; und lebt dort ſeit 36 Jahren. Seine Gedichte ſind von Landsleuten geſammelt worden 1826; ſeine Correſpondenz bewahrt ein liebender Halbbruder als ein Heiligthum. — Großer, tiefſinniger Lyriker in Poeſie und Proſa.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wo ſein Vater Expeditionsrath war; gebildet auf dem Gymn. zu Stuttgart und 1788—1793 zu Tübingen im Studium der Philol., Philoſ. u. Theolog.; Hauslehrer in der Schweiz; erhält durch ſeinen Freund Hölderlin eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt a. M. 1798 ff.; Privatdocent in Jena 1801; von Schiller und Göthe in ſeiner Bedeutſamkeit erkannt 1803; mit Schelling zum krit. Journal der Philoſophie verbunden und von ihm abhängig 1802 ff.; außerordentl. Prof. zu Jena 1805; Redacteur einer pol. Zeitung zu Bamberg 1806; Rektor und Profeſſor am Aegidianum zu Nürnberg 1808; Prof. zu Heidelberg 1816; zu Berlin 1818, geſt. daſ. den 14. Nov. 1831 an der Cholera. Tritt als Schöpfer der Philoſophie des reinen Begriffs hervor mit der „Phänomenologie" 1807; der „Logik" 1812, der „Encyklopädie" 1817, der „Rechtsphiloſophie" 1821; derzeit Alleinherrſcher auf dem Gebiete der Philoſophie u. großentheils auf dem der Wiſſenſchaft; durch die nach ſeinem Tode veröffentlichten Vorleſungen über alle Theile der Philoſophie zum Theil ſeiner herben Darſtellung entkleidet und einem größern Kreiſe zugänglich gemacht; unerbittlicher Dialektiker; König des — Glauben, Fühlen und Wollen unterjochenden Wiſſens. Der Styl, ſoweit er ihm gehört, nur in wenigen kleineren Schriften dem Laien zugänglich.

Georg Friedrich Creuzer, geb. den 10. März 1771 zu Marburg, früh verwaiſt, von einem gelehrten Oheim zur klaſſ. Literatur hingewieſen, ſtud. zu Marburg und Jena 1790 ff.; lebt in und bei Gießen, tritt mit Schriften über Herodot und Thucydides hervor 1798 ff.; wird Hauslehrer zu Leipzig 1798; Prof. der Eloquenz zu Marburg 1802; ſchreibt über die „hiſtor. Kunſt der Griechen" 1803; wird Prof. der Philol. und alten Hiſtorie auf

über den Zuſammenhang der Mythen ſeit 1808; tritt mit
„Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſ. der Griech
hervor 1810 ff. (umgearbeitet 1819 u. 1835) und geräth darüber
Streit mit Hermann 1818 f. u. in bittere Fehde mit Voß 1819
1823; bad. Geh. Hofrath 1818; ausw. Mitgl. d. Pariſer Ak
der Wiſſenſch. 1825; Geh. Rath 1826; Kommenthur des zä
Löwenordens u. ſ. w. Tiefer Alterthumsforſcher; genialer Begr
der der Symbolik; Styl anſchaulich und blühend.

Johann Heinrich Zſchokke, geb. den 22. März 1771 zu Ma
burg, gebildet auf der Kloſterſchule und dem Gymnaſ. der dortig
Altſtadt und heimlich durch Philoſophen u. Dichter, wandert
Schauſpielern als Schauſpieldichter umher; ſtudirt ohne Plan
Frankfurt an der Oder, und fängt dort zu dociren an, 179
lehrt Moralphiloſ. und Aeſthet. 1794; geht in die Schweiz
wird Bürger von Graubündten 1797; Mitarbeiter des helv
Miniſters der Wiſſenſchaften, Stapfer, 1798; Reg.Commiſſär
helvet. Directoriums zu Unterwalden, ſpäter des Cantons Wa
ſtätten 1799; Reg.Commiſſär der ital. Schweiz; Reg.Statthal
von Baſel 1800; lebt im Aargau ſeit 1801; Mitglied des Ob
forſt- und Bergamts daſ. 1804; Mitgl. des großen Raths 181
im Privatſtande ſeit 1829. Verf. einer Geſchichte der Schw
und Bayerns, und vieler hiſtor., äſthet. Schriften, Schilderung
und Romane; Herausgeber der Erheiterungen; bekennt ſich am
Feb. 1842 zum Verf. der bekannten „Stunden der Andacht
Sicherer Styl, klare Darſtellungsweiſe.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe, geb. Lev
ſpäter Robert, jüdiſcher Eltern Kind, geb. an Pfingſten 17
zu Berlin; mit den geiſtvollſten Männern und Frauen des Jah
hunderts, ſo wie mit ſich ſelbſt, vierzig Jahre lang (1793—183
im ſcharf-, tief- und feinſinnigſten Gedankenwechſel, den ihr Gatte
Nachlaß der Welt mitgetheilt hat; vermählt mit C. A. Varnhag
von Enſe 27. Sept. 1814; geſt. zu Berlin den 7. März 183
Einer der durchdringendſten Geiſter ihrer Zeit, urtheilend und
nend; auch im Irrthum tief; für ihre Zeit in mancher Beziehun
was Hamann für die ſeinige war.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, geb. den 10. März 17
zu Hannover, jüngerer Bruder Auguſt Wilhelms, bei verwandt
Landgeiſtlichen erzogen, erlernt die Handlung in Leipzig, geht z
gelehrten Bildung über 1788; ſtud. Philol. in Göttingen u
Leipzig, [illegible], tritt als Schriftſteller auf 1793; arbeitet

und Römer“ 1ter Thl. 1797 und gewinnt dadurch Heyne's Achtung: „Poeſie der Griechen u. Römer“ 1798; giebt das „Athenäum“ mit ſeinem Bruder heraus 1798 ff.; ſchreibt die berüchtigte „Lucinde“ 1799 (1ter Thl.); habilitirt ſich als Privatdocent in Jena 1800 und lieſt mit großem Beifall über Philoſophie; lyr. Dichter 1800 ff.; giebt Leſſings Gedanken und Meinungen heraus 1801; die „Europa“ 1802 f.; führt die Aſſonanz ins Drama ein im Alarkos 1802; lebt in Dresden 1802; geht, mit ſeiner Frau (Mendelsſohns Tochter) 1808 zu Köln zur kathol. Confeſſion übergetreten, nach Paris und lieſt dort über Philoſophie; beſchäftigt ſich mit der Kunſt, der altfranz. Ritterpoeſie, der oriental. und beſ. indiſchen Literatur, und ſchreibt „über die Sprache und Weisheit der Indier“ 1808; kehrt nach Deutſchland zurück, lebt in Wien 1808 ff.; ſammelt ſeine Gedichte 1809; hält Vorleſungen über neuere Geſchichte und die Literatur aller Völker, gedruckt 1811 und 1812; giebt das „deutſche Muſeum“ heraus 1812, erwirbt ſich das Vertrauen des Fürſten v. Metternich; wird Hofſekretär und k. k. Legationsrath beim Bundestag, auch Mitglied der k. k. Akademie der Künſte; von Geſchäften zurückgezogen ſeit 1819; hält Vorleſungen über „Philoſophie der Geſchichte“ gedr. 1828; ſchreibt die „Philoſophie des Lebens“ 1828; geſt. auf einem Beſuch in Dresden d. 11. Jan. 1829. Mitſtifter der romant. Schule und Mitgeſtalter der neuern deutſchen Bildung (Dichter); tiefe, gedrungene, helle Schreibart nur in ſeinen frühern Werken.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geboren im Jahre 1772 zu Berlin, von angeſehenen Eltern ſorgfältig erzogen und gebildet, voll Kunſttalent, frühzeitig mit L. Tieck innig befreundet, mit welchem er die Schule und die Univ. Halle beſuchte; die Kunſt ſtudierend, der Jurisprudenz gewidmet; Referendär beim Kammergericht in Berlin; giebt die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ heraus 1797, und hinterläßt vom 2ten Theil dieſes Werkes Fragmente, die Tieck nach ſeinem Tode den „Phantaſieen über die Kunſt für Freunde der Kunſt“ einverleibt 1798. Von ſeiner in der Kunſt ſchwelgenden Phantaſie verzehrt, geſt. den 13. Febr. 1798 zu Berlin. Kühne Vorſtellungsweiſe, ſeltſame Bilder, gedrungener, kräftiger Styl.

Friedrich von Hardenberg, gen. **Novalis,** geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederſtedt im Mannsfeldiſchen, von trefflichen Eltern wohlerzogen, erhält ſeine gelehrte Jugendbildung zu Braunſchweig

1791; erlernt in Wittenberg und Leipzig Jurisprudenz; dem Salinenweſen gewidmet 1797; verliert ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn; geht nach Freiberg, ſtud. Bergkunde, verlobt ſich mit Julie von Charpentier 1798, wird Salinenaſſeſſor zu Weißenfels 1799; innig verbrüdert mit den beiden Schlegel und Tieck; ſoll Amtshauptmann in Thüringen werden; geſt. zu Weißenfels im Vaterhauſe in Fr. Schlegels Armen unter den Tönen des Klaviers den 25. März 1801. Fr. Schlegel u. Tieck geben ſeine Werke: „Heinrich von Ofterdingen", Poeſieen und Fragmente in 2 Bänden heraus. (Großer Dichter.) Sehnſüchtiger Prophet einer verklärten Natur und eines Jenſeits im Dieſſeits; beſtrebt, das Leben und Wiſſen mit dem Geiſt der Poeſie zu durchläutern; Styl tief und klar. Ein Barde der Fichte'ſchen Weltanſchauung.

Johann Friedrich von Meyer, geb. den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M., Sohn eines Großhändlers, beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſt., ſtud. zu Göttingen Philologie, Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte 1790 ff., beſucht Leipzig 1793 u. Dresden 1794; fürſtl. Salm-Kyrburg'ſcher KammerDirektor 1795, zieht nach Frankfurt 1802; Rath und Beiſitzer des Stadtgerichts 1817; Senator u. Mitgl. des Conſiſt. 1816; Schöff, Syndicus und Appellationsrath 1821; D. der Theol. zu Erlangen 1821; Präſid. der geſetzg. Verſamml. 1824; Präſident des App.Gerichts um 1830; Präſident der Frankf. Bibelgeſellſchaft; frommer und geiſtvoller Laye. (Geiſtl. Liederdichter.) Herausgeber eines Bibelwerkes 1819 ff., der „Blätter für höhere Wahrheit" 1819 ff. Theilnehmer an J. Kerners „Blättern aus Prevorſt" und „Magikon".

Karl August Freiherr von Wangenheim, geb. d. 14 März 1773 zu Gotha, Sohn eines dort. Generalmajors, gebildet unter Döring auf dem dort. Gymnaſium, ſtud. die Rechte zu Jena und Erlangen, Aſſeſſor in der Saalfeld'ſchen Landesregierung 1795, Rath daſelbſt 1800, Vicepräſident und Vorſtand der Landesreg. unter dem Miniſter Kretſchmann 1803; durch denſelben ohne Urtheil und Recht aus dem Dienſt getrieben und vom Reichshofrathe gerechtfertigt 1804; lebt den Wiſſenſchaften in Hildburghauſen; durch einen Auftrag des Herzogs von Altenburg nach Stuttgart geführt, wird er von König Friedrich von Würtemberg als Präſident des Oberfinanzdepartements in ſ. Dienſte berufen 1806; Präſident der Oberregierung 1809; des Studienraths, des Obertribunals in Tübingen, mit der Kuratel der Univerſität 1811, wo der geniale, wiſſenſchaftlich gebildete, mit dem Erziehungsweſen vertraute, von Liebe zur Jugend durchdrungene Mann ganz auf ſeinem Platze iſt und ſich große Verdienſte um die geiſtige Bildung des Landes erwirbt; er miſcht ſich in den Württemb. Verfaſſungsſtreit und ſchreibt „die Idee der Staatsverfaſſung“, wird darüber zur Verantwortung gezogen, aber unerwartet in die Verfaſſungskommiſſion nach Stuttgart berufen 1815; nach König Friedrichs Tod Cultminiſter und Geheimer-Rath 1816; kämpft, von der altwürtt. Oppoſition hart angegriffen, von Uhland mit herrlichen Verfaſſungsliedern beſtritten, für ſeine Idee, bleibt aber dem Ultimatum von 1817 fremd; räumt ſeine Miniſterſtelle dem Herrn von Malchus und wird Bundestagsgeſandter 1817, wo er freiſinnig und von ſeiner Regierung geſchützt wirkt, bis einige „Notamina“ im Militärausſchuſſe vorgetragen, die Veranlaſſung zu ſeiner Erſetzung werden 1823. Im Penſionsſtande lebt er anfangs zu Dresden, dann zu Koburg in tiefer Zurückgezogenheit ganz den Wiſſenſchaften und der Zeitgeſchichte; beſucht 1830 Württemberg; wird in die Ständeverſammlung gewählt 1832, aber die von ſeinem alten Gegner Uhland vertheidigte Wahl auf den Grund eines Verfaſſungsparagraphen annullirt 1833; er kehrt in die Einſamkeit zurück, nachdem er über ſeine Wahl geſchrieben (1832); lebt ſeinen pädagogiſchen Lieblingsſtudien, bearbeitet das Erziehungswerk der Frau von Necker-Sauſſure und ſchreibt als Anhang dazu die Schrift „über Gefühl und Gefühlsvermögen“ 1838.

Henrich Steffens, geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, Sohn eines Diſtrictchirurgs, erzogen in Drontheim 1776 ff., beſucht die gelehrte Schule zu Helſingör 1779 ff., zu Röskilde 1785, und endlich zu Kopenhagen 1787 ff., mehr durch Selbſtſtudium als (ſchlechte) Hauslehrer gebildet, und durch Büffon zum Forſchen in der Naturgeſchichte begeiſtert, das er auf der Univerſität fortſetzt 1790 ff., nach einer norweg. Reiſe in der Elbemündung geſtrandet 1794; lebt in Hamburg bis 1795; D. und Adjunkt der philoſ. Facult. zu Kiel 1796; geht nach Jena zu Schelling 1797; nach Freiberg zu Werner, und ſchreibt hier ſeine „Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde“; kehrt nach Kopenhagen zurück und hält dort Vorleſungen 1802; Prof. zu Halle 1804 ff. bis zur Schlacht von Jena; giebt ſeine „Grundzüge der philoſ. Naturwiſſenſchaft“ heraus 1806; lebt in Holſtein, Hamburg und Lübeck 1807—1809; ſchreibt eine kühne Broſchüre über die Idee der Univerſitäten 1809; kehrt nach Halle zurück und wirkt heimlich mit den deutſchen Patrioten; ſchreibt die „Oryktognoſie“ 1811 ff.; ſetzt ſich in Breslau 1811; begeiſterter Freiwilliger 1813; zieht vor Paris und wird mit dem eiſernen Kreuz verabſchiedet 1814;

zu Breslau 1815; ſchreibt über „die gegenwärtige Zeit“ 181
„Karrikaturen des Heiligen“ 1819 — 1821; „Anthropologi
1821; befehdet die „falſche Theologie“ 1823; wirft ſich mit ſein
jugendlich bleibenden, entwicklungsfähigen Individualität auf
Novelle, wo er auf ein hiſtor. Fundament Pſychologie, Naturphil
ſophie und Romantik, doch ohne Phantaſterei, baut (Gervinus
„Walſeth und Leith“ 1826; „die 4 Norweger“ 1827 ff.; „Ma
colm“ 1834; die „Revolution“ 1837; legt ſeine Glaubenskämp
der Welt vor: „wie ich wieder Lutheraner wurde“ 1831; ſchre
ſeine „Religionsphiloſ.“ 1839; erzählt die Denkwürdigkeiten ſein
Lebens und ſeiner Zeit 1840 ff. Lebt ſeit 1832 als Prof.
Philoſ. mit dem Prädicat Geh.Reg.Rath in Berlin. Naturaliſirt
Deutſcher. Als Naturphiloſoph, Romantiker und überzeugter Ch
energiſch thätig; die Form mit der Geſtaltung ringend; der
begeiſtert und leuchtend.

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, eines Ha
werkers Sohn, erhält ſeine Jugendbildung zu Berlin; ſtud. in
befreundet mit Wackenroder, zu Berlin und Halle, tritt mit
„William Lovell“ 1795 auf den literar. Schauplatz;
„Peter Leberecht“ 1795, und die „Volksmährchen“ 1797
folgen; wird von A. W. Schlegel in der Jenaer L. Z. dem
blikum empfohlen; dichtet den „Blaubart“ und den „geſtiefelten Kat
1797, nimmt voll andächtiger Liebe zur Kunſt Antheil an Wack
roders „Herzensergießungen eines kunſtliebend. Kloſterbruders“ 179
ſchreibt „Sternbalds Wanderungen“ 1798, „Phantaſien über
Kunſt“ 1799, zum Theil aus Wackenroders Nachlaß; geht
Berlin nach Hamburg und heirathet die Tochter des einſt
Götze verfolgten Paſtors Alberti; wohnt mit den Schlegel
Jena, und fertigt das klaſſ. Alterthum mit einer ſapph. Ode
Schillers Muſenalmanach ab 1799; überſetzt den Don Qui
1799—1801; gibt die „romant. Dichtungen“ heraus, darin
„Zerbino“ 1799 f., die „Genoveva“, das „poet. Journal“,
„Ungeheuer und der verzauberte Wald“, ein muſik. Märchen;
1800; lebt der Natur, Kunſt und Bibliothek in Dresden
Fr. Schlegel 1801 f. und gibt mit A. W. Schlegel den „Mu
almanach“ auf 1802 heraus; „Minnelieder“ 1803; „Kaiſer
tavianus“ 1804, mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis
Geht nach Rom und forſcht nach literariſchen Schätzen
nach München, wo die Gicht ihn zu quälen anfängt 1806;
Ziebingen in der Mark zu ſeinem Freunde Wilhelm von Bu
dorf; bearbeitet das „altengl. Theater“ 1811 ff., den „Ulric

Lichtenſtein“ 1812; ſammelt den „Phantaſus“ 1812 ff.; reiſt nach London 1817, lebt in Dresden 1819 ff. (ſpäter als Hofrath und Theaterintendant 1825 ff.) dichtet den „Fortunat“ 1819; gibt das „deutſche Theater“ heraus 1820; ſeine Gedichte 1821 ff., Shakſpeare's Vorſchule 1823, „dramaturgiſche Blätter“ 1826 f.; wendet ſeine Poeſie, Kritik und Lebenserfahrung der Novelle zu: „Pietro von Apone. Zaubergeſchichte“ 1824; „die Geſellſchaft auf dem Lande“ 1825, „Dichterleben“ 1826 ff.: „der Aufruhr in den Cevennen“ (Torſo) 1826; „Inſel Felſenburg“ erneuert 1827 ff.: „der Alte vom Berge“ 1828; „Camoens“ 1832; „die Vogelſcheuche“ 1834; „der Tiſchlermeiſter“ 1835; „Vittoria Accorombona“ 1839, kündigt zwei neue hiſtoriſche Romane an 1841. Von den Königen von Bayern und Preußen durch Orden ausgezeichnet. (Erſter jetzt lebender deutſcher Dichter.) Mitgründer der romantiſchen Schule; unübertrefflicher Humor; klarſte und kunſtvollſte Darſtellung, vom Aether der Poeſie umwoben; flüſſigſter Styl.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut, geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln in Hannover, ſtud. die Rechte zu Göttingen, Königsberg (noch unter Kant), und Kiel; wird hier Doctor 1796; Adjunct der jur. Fac. 1798; ord. Prof. 1799; nach Jena berufen 1802; in's regenerirte Heidelberg 1805; Correſpondent der kaiſ. Geſetzescommiſſion in Petersburg 1805; tritt mit ſeinem Hauptwerke, dem Pandektenrecht, hervor 1803 ff. Verlangt nach Napoleons Sturz Einheit des Rechts in Deutſchland, von Savigny bekämpft 1815. Großer Freund und Kenner der Muſik; ſchreibt über Paleſtrina und die „Reinheit der Tonkunſt“ 1825; vielfach geehrt, geſt. als Bad. Geh.Rath u. Commenthur den 28 März 1840. (Genialer Rechtslehrer.)

Auguſt Freiherr von Steigenteſch, geb. den 12. Jan. 1774 zu Hildesheim, Sohn eines kurmainz. Cabinetsminiſters, aus einer Schweizerfamilie ſtammend; tritt im 15ten Lebensjahr in öſterreichiſche Kriegsdienſte 1789, verläßt den Dienſt 1805 und 1809; tritt wieder ein als Generaladjutant des Fürſten von Schwarzenberg 1813; geht als Abgeordneter der 4 Mächte nach Norwegen 1814; wird Geſandter in Kopenhagen; in der Schweiz, in Petersburg 1815; in Turin 1824; zuletzt wirkl. Geheimerrath und Generalmajor, vieler hohen Orden Ritter; geſt. den 3. Jan. 1827 zu Wien. (Luſtſpieldichter) Verfaſſer lebendiger Romane und Novellen.

Joſeph von Hammer-Purgſtall, geb. den 9. Juni 1774 zu Grätz; Sprachknabe in Conſtantinopel 1789 (?); Sekretär des Freiherrn v. Jeniſch 1796; Dolmetſch-Sekretär des im ägyptiſchen Kriege 1798; reiſt nach England; Leg.-Sekretär des Internuntius zu Conſtantinopel, Baron Stürmer 1802; kaiſ. Agent in der Moldau 1806; geht nach Wien zurück 1807; k. Rath und Hofdolmetſcher 1811; k. k. Hofrath 1811; perſ., ruſſ., öſterr., däniſcher Orden Ritter; mit dem Prädikat Purgſtall in den Freiherrnſtand erhoben 1832. (Grundgelehrter Dolmetſcher oriental. Poeſie) Geſchichtſchreiber des osman. Reichs 1827 ff.; Herausgeber der Fundgruben des Orients 1810 ff.; lebt zu Wien.

Ignaz Heinrich Freiherr von Weſſenberg, geb. den 4. Nov. 1774 zu Dresden, Sohn des öſterr. Geſandten daſelbſt, verdankt ſeinem alten Adel frühzeitige Domherrnſtellen, und iſt Domdechant zu Conſtanz, wo Dalberg ihn zum Gen.-Vikar dieſes Biſthums erhebt 1802, in welchem Wirkungskreiſe er voll Kraft und Einſicht für ein thätiges Chriſtenthum arbeitet; Coadjutor von Conſtanz 1814, durch Dalberg Biſthumsverweſer, vom Pabſt nicht beſtätigt (Breve vom 15. März 1817); reiſt nach Rom, ſich zu rechtfertigen, und giebt als Reiſefrucht die „Blüthen aus Italien“ heraus 1818, wird von ſeinem Landesherrn (Baden) als Generalvicar geſchützt 1818; durch Auflöſung des Biſthums ſeiner Stelle verluſtig 1827. (Dichter.) Schreibt über den „ſittlichen Einfluß der Schaubühne“ 1824 und „der Romane“ 1826; über „die chriſtlichen Bilder“ 1828; über die „großen Kirchenverſammlungen“ 1840 ff. Einer der gemüthsvollſten aſcet. Schriftſteller ſeiner Confeſſion; im Leben u. Handeln vielfach an Fenelon erinnernd. Lebt zu Conſtanz.

Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling, geb. den 27. Janr. 1775 zu Leonberg im Württemberg., bezieht ſehr frühzeitig die Kloſterſchulen ſeines Vaterlandes, und im 16. Jahre die Univ. Tübingen, wo er Philoſ. und Theol. ſtudiert 1790 ff.; wird mit 17 Jahren Magiſter 1792; Erzieher in Leipzig 1795; ſchreibt „vom Ich“ 1795, und „Ideen zu einer Philoſ. der Natur“ 1797; außerord. Prof. der Philoſ. zu Jena 1798; ſchreibt „von der Weltſeele“ 1798; „Entw. eines Syſtems der Nat.-Philoſ.“ 1799; das „Syſtem des transſcendentalen Idealismus“ 1800; giebt die Zeitſchrift für ſpek. Philoſ. heraus 1800 ff., und mit Hegel das krit. Journal der Phil. 1802; den „Bruno“ 1802; über „die Methode des Akad. Stud.“ 1803; Doctor der Medicin 1802; ord. Prof. der Transſcendental- und Naturphiloſophie zu Würzburg 1803; geht nach München als Mitgl. der 1. Cl. der Akad. der Wiſſenſch. 1806; Gen.-Sekretär der Akad. der Künſte 1808; giebt mehre ſein Syſtem ergänzende Schriften heraus; redet „über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur“ 1808; ſtreitet gegen Fichte 1806; gegen

Jakobi 1812; legt in ſeiner Abhandlung „über die Freiheit“ 1809, und „über die Gottheiten von Samothrace“ 1815 einen neuen Grund; nähert ſich dem Theismus in ſeiner Vorrede zu Couſin 1835; und der chriſtlichen Offenbarung in ſeinen Münchner Vorleſungen der neuern Zeit. Läßt mit der Publikation ſeiner „Weltalter“ auf ſich warten. Prof. in Erlangen 1820; amtlos auf Anſuchen 1823; Geh. Hofr. und Prof. an der Univ. zu München 1827; bald darauf Präſident der Akad. d. Wiſſenſchaften, Geh.-Rath und General-Conſervator der wiſſenſchaftl. Samml.; mit deutſchen und fremden Orden geehrt; gebt. vom König Friedr. Wilh. IV. eingeladen, nach Berlin und hält dort unter großem Beifall Vorleſungen über ſein erneutes und vervollſtändigtes Syſtem 1841 ſ.; Schöpfer der Naturphiloſ. und des Identitätsſyſt., ſpäter den Geiſt als Perſönlichkeit zu erfaſſen beſtrebt. Darſtellung und Styl tief und klar.

Karl von Rotteck, geb. den 1. Juni 1775 zu Freiburg im Breisgau, ſtud. auf dem Gymnaſ. und der Univ. ſeiner Vaterſtadt, wird daſ. Aſſeſſor beim Stadtmagiſtrat, Dr. der Rechte 1797, ordentl. Prof. der allg. Geſchichte 1798; reiſt nach Wien, Paris, in die Schweiz und nach Italien; ſchreibt ſein Hauptwerk „die allg. Geſchichte“ 1813 ff. (vielfach aufgelegt); bad. Hofrath 1816; Prof. der Rechts- und Staatswiſſenſchaft 1817; Mitgl. der baier. Akad. der Wiſſenſch. 1817; Mitgl. der erſten Kammer der bad. Stände; freimüthiger Volksvertreter und Haupt der Oppoſition 1819 ff.; durch Bundesbeſchluß als Prof. zur Ruhe geſetzt 1832; Verf. vieler publiciſtiſchen Schriften, beſ. über das Kriegsweſen; Herausgeber des „Landſtänd. Archiv's“ und Mitherausgeber des Staatslexikons; geſt. unter allg. Volkstheilnahme zu Freiburg den 26. Nov. 1840. Styl rhetoriſch blühend.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg, ſtud. daſ. die Rechte; arbeitet bei der O. Amtsregierung in Großglogau und beim Kammergericht in Berlin; wird Aſſeſſor der Regierung in Poſen 1800, Rath in Plozk 1802, in Warſchau 1803; durch die franz. Invaſion brodlos 1806; Muſikdirektor zu Bamberg 1808; bei der Joſeph Seconda'ſchen Geſellſchaft in Dresden 1813; kehrt nach Berlin zurück 1815; Rath beim k. Kammergericht daſ. 1816, wo er aber bald freiwillig auf eine Expeditorsſtelle zurücktritt. Berühmt geworden durch die „Fantaſieſtücke in Callot's Manier“ 1814; ihnen folgen „die Elixiere des Teufels“ 1816; „Nachtſtücke“ 1816 f.; „Klein Zaches“ 1819; „Serapionsbrüder“ 1819 ff.; „Kater Murr“ 1820; „Princeß Brambilla“ 1821; „Meiſter Floh“ 1822. Trauter Freund von

Fouque und Hitzig; geſt. zu Berlin den 24. Jul. 1824. Phantaſtiſcher Humoriſt; nervos und überreizt; der Styl entſprechend.

Jakob Joſeph Görres, geb. den 25. Jan. 1776 zu Koblenz; erzogen daſ. geht er als 16jähr. Jüngling nach Mainz und beſucht dort die Klubbiſten 1792; wie Hoche die cisrhenan. Republik ſtiften will, geht Görres mit einer Deputation nach Paris und ſieht dort die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe 1797; ſchreibt „das rothe Blatt“ 1797; Lehrer an der Secondärſchule zu Koblenz; quittirt unter Napoleon, lebt als Privatlehrer in Heidelberg mit Brentano, Arnim u. a., und des „Knaben Wunderhorn“ und „die deutſchen Volksbücher“ (1807) entſtehen 1805 bis 1808; Görres kehrt als Prof. nach Koblenz zurück und legt ſich auf Naturphiloſophie und auf's Perſiſche, giebt die „Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt“ heraus 1810. Nach der Leipziger Schlacht ſtellt er ſich, eben vom Lazarethfieber erholt, an die Spitze des Volksſturms, wird Director des öffentl. Unterrichts, und giebt vom Jan. 1814 an, mit Gruner, dem Generalgouverneur von Koblenz befreundet, den Rhein. Merkur heraus, der als „fünfte Macht“ gegen die Franzoſen 3000 Exemplare jährlich abſetzt. Auf ſeinen Aufſatz über die „Schmalziſche Geſchichte“ wird der Rhein. Merkur verboten u. Görres verliert Stelle und Gehalt; er geht mit ſeiner Familie nach Heidelberg 1816, nach Koblenz zurück 1817; ſchreibt „Deutſchland und die Revolution“ und flüchtet nach Straßburg 1819; giebt das „Heldenbuch von Iran“ heraus 1820; ſchreibt „Europa und die Revolution“ 1821; wird an die neue Univerſität München berufen und Ultramontaner 1827; ſchreibt über Weltgeſchichte 1830; den „Athanaſius“ 1838; lebt zu München. Seine Darſtellung iſt „trunkene Miſchung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft, ſubjective Verzückung.“ (Mundt.)

Barthold Georg Niebuhr, geb. den 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, Sohn des berühmten Reiſenden Carſten N., folgt dem Vater nach Melfort in Süderditmarſchen 1778 und lebt dort in tiefer Stille vom Vater und ſeit 1778 durch Boje's anregende Geſpräche friſch gebildet, aber auch kränklich, in den alten Sprachen von einem ſchlechten Hauslehrer unterrichtet; ſeit dem Türkenkrieg und den Unruhen in den Niederlanden den Blick in die Weltbegebenheiten gerichtet 1787 ff.; beſucht die gelehrte Schule des Städtchens 1789 f. und genießt den Privatunterricht des Rektors, wo er tiefer ins klaſſiſche Alterthum und die Kunſt des Styls eingeführt wird 1790 ff.; geht nach Hamburg in

Büſch's Handelsinſtitut, aber bald wieder zurück 1792; daheim übt er ſich in den Sprachen (deren er 1807 nicht weniger als 20 verſteht): bei'm Ausbruche der Revolution ängſtigt ihn ſchon der Ruckſchritt zur Barbarei, wie in den letzten Monaten ſeines Lebens. Er ſtud. zu Kiel unter Hegewiſch, Cramer u. Reinhold u. tritt in nahe Verhältniſſe zu Hensler, Jakobi, Schloſſer, den beiden Stolberg und Baggeſen 1794 ff.: wird Privatſekretär bei'm Grafen Schimmelmann in Kopenhagen und tritt dadurch in Berührung mit der großen Welt 1796; durch Graf P. A. Bernſtorff ſupernum. Secretär an der K. Bibliothek; beſucht Kiel u. die Heimath u. verſpricht ſich mit der Schweſter der Hensler 1797; reist nach England und lebt in London und zu Edinburgh in der Familie von Francis Scott, wo er den „blödſichtigen, an Verſtande langſamen," älteſten Sohn — Walter Scott — beklagt 1798 ff.: kehrt nach Holſtein zurück 1800: wird zu Kopenhagen Commerzaſſeſſor für das oſtind. Bureau u. Sekretär und Comptoirchef der Afrikan. Conſulat-Direction Mai 1800; heirathet; mißbilligt u. entſchuldigt Stolbergs Relig.-Veränderung, erlebt Nelſons Bombardement 1801; erfriſcht ſich durch die Wiſſenſchaften in den Freiſtunden u. ſtud. das Arabiſche 1802; bereist Deutſchland in finanz. Geſchäften der Reg. 1803; ſtud. alte Geſchichte 1804; ſiedelt nach Preußen über, als Mitdirektor der erſten Bank u. bei der Seehandlung angeſtellt in Berlin; wenige Tage vor der Schlacht von Jena, Okt. 1806; flieht mit dem König nach Memel, verbindet ſich in Königsberg innig mit Nicolovius; nach der Schlacht von Friedland geht er nach Riga; wird nach dem Frieden Mitglied der Immediatcommiſſion; kehrt nach Berlin zurück 1807; geht in Aufträgen nach Hamburg und Holland, um unter Stein eine Anleihe zu negoziren, was mißglückt 1808 ff.: geht nach Hamburg und Holſtein, nach Berlin und Königsberg, wird geheimer Staatsrath u. Sektionschef für das Staatsſchuldenzahlungsweſen in Berlin 1809; erzwingt unter Hardenberg ſeine Entlaſſung u. wird Hiſtoriograph an Joh. v. Müllers Stelle 1810. Er tritt, der Gelehrſamkeit zurückgegeben, mit der Abhandlung über die Amphiktyonen auf 1810; hält an der neuen Univ. Berlin Vorleſungen über die röm. Geſchichte 1810 ff., von der er 2 Bände verarbeitet 1811 ff., und lebt ganz auf Literatur, Kirche und Geſittung gerichtet 1812 ff.: tritt mit der Befreiung Deutſchlands in erneute polit. Thätigkeit; geht in's Hauptquartier nach Dresden u. reist mit nach Böhmen Sommer 1813; kehrt nach Berlin zurück Sept. 1813; unterhandelt Subſidiengeſchäfte in Holland und beſucht Holſtein: geht wieder nach Berlin zurück u. unterrichtet den Kronprinzen in der Finanz- u. Adminiſtrationswiſſenſchaft 1814; ſein Vater und ſeine Frau ſterben 1815; er heirathet die Nichte ſeiner Schwägerin Hensler; ſchreibt das Leben ſeines Vaters; geht als Geſandter nach Rom 1816 und lebt dort den Blicken und Mittheilungen ſeiner Freunde entrückt; nimmt Urlaub von ſeiner Geſandtſchaft: beſucht Neapel und ſchließt mit De Serre Freundſchaft; entdeckt den Flav. Merobaudes in St. Gallen, wählt Bonn zu ſeinem Wohnort 1823, und ſetzt ſich dort, nachdem er Berlin beſucht und viel häusliches Unglück erfahren, von ſeiner Geſandtſchaft entlaſſen, und freie Vorleſungen über röm., griech., auch neueſte Geſchichte haltend 1824; nimmt die röm. Geſchichte wieder vor, arbeitet ſie um 1823 ff., ordnet ſeine Papiere, wie wir ſie in den „Lebensanſichten" jetzt beſitzen; edirt die kleinen hiſt. u. philol. Schriften 1828 ff.; auf's heftigſte von der Jul.Revolution erſchüttert, geſt. wenige Tage vor ſeiner Frau, zu Bonn den 2ten Jan. 1831. Umfaſſender Gelehrter, Kritiker u. Hiſtoriker; ſein Styl durchdrungen von der erkannten Wahrheit; Begründer der ächten römiſchen Geſchichte.

Heinrich von Kleiſt, geb. den 10. Okt. 1776 zu Frankfurt an der Oder: Junker bei der Garde zu Berlin 1791; macht als ſolcher den Feldzug am Rhein mit 1793; nimmt als Lieutenant zu Potsdam ſeinen Abſchied und ſtud. in ſeiner Vaterſtadt 1799; ſchilt dort den verſuchten Selbſtmord eines Freundes, tief erſchüttert, gemeine Feigheit und allergrößte Sünde; kehrt nach Berlin zurück 1800 und wird eifriger Kantianer; erhält ein Amt im Departement des Miniſters Struenſee, fühlt ſich aber als Philoſoph unglücklich darin, verläßt es und geht nach Paris, wo er eine Kant'ſche Propaganda ſtiften will 1801; verläßt beſchämt und verarmt Frankreich, und wohnt eine Zeit lang am Thunerſee in der Schweiz in poetiſchen Arbeiten; geht nach Weimar zu Wieland und arbeitet in deſſen Hauſe und auf deſſen Rath an dem Trauerſpiel „die Familie Schroffenſtein" 1802; geht mit einem charakterfeſten Freunde aufs neue in die Schweiz, dann nach Paris, wo er ſich mit ihm entzweit und ſeine Papiere vernichtet; auf der Heimkehr in Mainz 6 Monate lang tödtlich krank, kehrt er nach Potsdam zurück, arbeitet im Finanzdepartement; hört die Volksgeſchichte vom „Kohlhaas" und ſchreibt ſie nieder; dichtet im preuß. Kriege „den zerbrochenen Krug" und den „Amphitryon" (nach Molière); vollendet „die Familie Schroffenſtein" 1803; nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg geflüchtet, und nach der Heimkehr von den Franzoſen als verdächtig nach Joux bei Chalons transportirt, bald aber freigelaſſen 1807; lebt in Dresden, wo er ſich mit Adam Müller befreundet; dichtet „die Pentheſilea“ 1808; nach Berlin zurückgekehrt „das Käthchen von Heilbronn“ 1810, ſeine Erzählungen 1810 f., und ſein reichſtes Werk „den Prinzen von Homburg“ 1809; entwirft den „Guiskard“ und die „Hermannsſchlacht“ u. a., und erſchießt ſich mit ſeiner Freundin Adolphine Sophie Henrike Vogel, die, an einem unheilbaren Uebel leidend, ſich einen Dienſt von ihm hatte zuſchwören laſſen, im Gehölz bei Potsdam den 21. Nov. 1811. (Dramendichter.) Uneiniges Gemüth, das weder in der Wirklichkeit noch in der Kunſt Beruhigung fand. (Tieck.) Als Erzähler glänzend durch feſte Zeichnung der Geſtalten, ſichere Entwicklung der Gefühle und treffliche Darſtellung.

Friedrich Chriſtoph Schloſſer, geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever, vor dem 6ten Jahre vaterlos und von 12 Kindern das jüngſte, auf dem Land und vom 10ten Jahr auf der Schule zu Jever erzogen, lieſt bis zum 15ten Jahr 3000 Bücher, wirft ſich dann auf alte Sprachen, Mathematik u. neu Lit., ſtudirt in Göttingen Theologie 1793 ff. und hört bei Spittler Geſchichte, lernt das meiſte zurückgezogen für ſich, namentl. Philoſ.; Candidat im Waldeck'ſchen, nach Jever zurückgekehrt 1796; Erzieher beim Grafen von Bentink in Varel bis 1798; Hauslehrer in Othmarſen bei Altona, nachdem ihm der Paß nach Rußland verweigert worden; hat Muße, Philoſ. u. klaſſ. Lit. zu ſtudiren; Hauslehrer bei einem reichen Frankf. Kaufmann 1800; benützt die Biblioth., verfaßt einen aus den Quellen geſchöpften „Leitfaden der Geſchichte;“ arbeitet die Schrift „Abälard und Dulcin“ aus 1807; hierauf „Beza und Peter der Martyr“ 1809; wird Conrector in Jever 1808; kehrt als Lehrer am Gymn. nach Frankf. zurück 1809; entwirft ſeine „Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer“ 1812; läßt ſich durch unermeßliche Lektüre ins Innre der Welt und Zeit einführen, unterrichtet zugl. in dem Hauſe ſeines alten Principals und Freundes; wird durch Dalberg Prof. am Gymn. zu Frankfurt 1812; giebt ſeine „Weltgeſchichte“ für Vorleſungen heraus 1815 ff.; nach Auflöſung der Dalberg'ſchen Herrſchaft und des Gymnaſiums ernennt ihn Senat und Bürgerſchaft zum Stadtbibliothekar 1814; er wird Prof. in Heidelberg, als Wilkens Nachfolger 1817 u. erhält den Char. als Hofrath, Geh. Hofr. u. Geh.Rath nacheinander; giebt ſeine lebendige Geſchichte des 18.

Jahrh. heraus 1823 und 1836 ff., ſeine „Ueberſ. der Geſch. der alten Welt“ 1826 ff., ſein „hiſtor. Archiv“ mit A. Bercht 1830 ff. Tiefer Forſcher und individualiſirender lebendiger Darſteller.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. den 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, Enkel des berühmten preuß. Generals Fouqué, macht neben Heinr. v. Kleiſt als Cavallerie-Lieutenant den Rheinfeldzug mit 1792 f.; lebt ſpäter in Berlin im Jünglingsbunde von Hitzig, Varnhagen, Chamiſſo, Neumann u. A. Erregt die Aufmerkſamkeit des Publikums durch ſeinen „Sigurd“ 1809; dichtet unter Vielem „Eginhard und Emma“ 1811, „Vaterländiſche Schauſpiele“ 1811 f., die „Undine“ 1812, Novellen, „den Zauberring“ 1812; und, nachdem er im Befreiungskriege gefochten, zu Nennhauſen bei Rathenow lebend, „die Korona“ 1814, den „Thiodolf“ 1815, und viele dramatiſche Dichtungen; ſammelt ſeine lyriſchen Gedichte 1816 ff.; lebt als k. preuß. Major a. D., Ritter des Johanniter Ordens und des rothen Adlerordens, zu Halle. — Einflußreich auf die Jugend ſeiner Zeit, vielbewundert, ungerecht bei Seite geſetzt, ſeit er der eigenen Manier ſich zu ſehr überlaſſen. Einer der phantaſie- und erfindungsreichſten Romantiker.

Friedrich Ludwig Bührlen, geb. den 10. Sept. 1777, der erſtgeborne Sohn eines bürgerl. Vaters von zehn Kindern, in der alten Reichsſtadt aufgewachſen und von einem Mutterbruder zur Mathematik, von einem Vatersbruder zur Muſik ermuntert, beſucht das Ulmer Gymnaſ. 20 Jahre lang, ſtud. die Rechtswiſſenſchaft in Landshut u. Würzburg 1804 ff., beſucht das Fichtelgeb. und Jean Paul 1805, reist nach Wien 1806; praktizirt in Augsburg 1807 ff., wird Landgerichtsaſſeſſor im Eichſtädtiſchen 1809; in Söflingen bei Ulm 1810; Regiſtrator bei verſch. Dikaſterien, zu Stuttgart, zul. bei der Oberrechnungskammer 1811 ff., mit dem Titel eines Canzleiraths 1836; zugleich bei der Intendantur des k. Theaters mit berathender Stimme angeſtellt 1841. Seine Erſtlinge erſch. in den „ſüddeutſchen Miscellen von Rehfues“ 1812; er zeigt ſich als feiner Beobachter des innern und äußern Lebens in den „Lebensanſichten“ 1814, den „Anſichten von höhern Dingen“ 1829, verſch. Reiſebildern, Erzählungen und einem Roman; Styl aus Möſer und Göthe ſehr glücklich temperirt.

Clemens Brentano, geb. den 9 Septbr. 1778 in Frankfurt am Main; erzogen in ſeiner Vaterſtadt; ſtud. zu Jena um 1796, unter dem Einfluſſe Göthe's und der Schlegel; Dr. der Phil.; lebt amtlos abwechſelnd in ſeiner Vaterſtadt, in Heidelberg, Wien und Berlin; tritt, pſeudonym als „Maria“ mit einem Bändchen

„Satiren mit poetiſchem Winke“ auf 1800; ſchreibt den Roman „Godwi“ 1801, die „luſt. Muſikanten“ ein Singſpiel 1803; das Luſtſpiel „Ponce de Leon“ 1804; heurathet Soph. Mereau 1805, verliert ſie 1806; nimmt Antheil am Wunderhorn 1806 ff. und an der „Tröſt.-Einſamkeit“ ſowie an Erzählungen und Dichtungen von Görres und Arnim 1807 ff; erneuert den „Goldfaden“ 1809; tritt mit weitern Dichtungen auf, von welchen er die „Philiſter vor, in und nach der Geſchichte“ 1811 und „Schneeglöckchen“ 1819 wieder angekauft und vertilgt haben ſoll. Dichtet „die Gründung Prags“ 1817; Novellen und Märchen, darunter „die Wehmütter“ 1833; das neuſte „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ 1840 ff. Zur kath. Conſ. übergetreten und in Aſceſe verſenkt lebt er lang im Kloſter zu Dülmen und beobachtet die dortige ſtigmatiſirte Nonne 1818 ff.; längere Zeit in Rom 1822 ff., neuerdings in München. Reicher, phantaſtiſch bizarrer Geiſt, verſchleudernder Styl.

Friedrich Ludwig Jahn, geboren im Jahre 1778 in Pommern, Sohn eines Predigers, ſtud. zu Jena und Halle; Mitglied des Tugendbundes 1808; Lehrer der Gymnaſtik an der Erziehungsanſtalt des Dr. Plamann in Berlin 1809; ſchreibt ſein „deutſches Volksthum“ 1810, und begründet die Turnkunſt, (ſchriftlich mit Eiſelen 1816); wird dadurch Wohlthäter des jüngern Geſchlechts und Mitarbeiter an der Befreiung Deutſchlands 1810 ff.; ſammelt in Breslau Freiwillige und zieht als Bataillonsführer in den heiligen Krieg 1814; vom Staat als Turnlehrer angeſtellt und beſoldet 1815 ff.; hält in Berlin Vorleſungen über das deutſche Volksthum 1817; wird beargwohnt; ſein Turnplatz geſchloſſen 1819; er ſelbſt, wie er eben eine Profeſſur in Greifswalde antreten will, als Demagog nach Spandau, dann nach Kuſtrin gebracht und vor eine Immediatkommiſſion geſtellt, bis zur Entſcheidung als Feſtungsgefangener nach Colberg geſchickt 1820; das k. O.Landesgericht in Breslau erkennt zweijährigen Feſtungsarreſt gegen ihn 13. Jan. 1824; das von Frankfurt a. d. Oder reformirt dieſes Urtheil und ſpricht ihn von aller frechen Demagogie frei 25. März 1825; unter einigen Städten wählen dürfend, ſetzt er ſich in Freiburg an der Unſtrut 1825; läßt in den „Denkniſſen“ über ſich berichten 1836; verliert Bibliothek und Papiere daſ. durch Brand 1838; darf unter Friedr. Wilh. IV. nach Berlin zurückkehren und erhält ſein Dienſtehrenzeichen zurück 1841. Voll Thatkraft und Energie, die im Style zur Manier wird.

Adam Heinrich von Müller, Ritter von Nitterdorf, geb. d. 30. Juni 1779 zu Berlin, ſtud. zu Göttingen; wird Referendär bei der kurmärk. Kammer zu Berlin, bereiſt Schweden und Dänemark; tritt zur kath. Conf. über zu Wien 1805; hält Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur 1806; verſucht in der ſchönen Literatur Vermittlung zwiſchen der alten und neuen Schule 1807; ſchreibt über Staat, Staatskunſt und Staatshaushaltung 1809—1812; wirkt als Tyroler Schützenhauptmann 1813 ff.; wird k. k. Reg.Rath u. Gen.Conſul für Sachſen und lebt als ſolcher zu Leipzig; wird k. k. Hofrath und in den Ritterſtand erhoben; nach Wien zurückberufen 1827; geſt. daſ. den 17. Jan. 1829. Als Literat und Publiciſt ſeine eigne Straße gehend; geiſtvoller Styl.

Karl Ritter, geb. d. 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, nach des Vaters Tode als 6jährig mit ſeinem Lehrer Gutsmuths nach Schnepfenthal gebracht; in Halle zum Pädagogen ausgebildet; Erzieher im Bethmann-Hollweg'ſchen Hauſe zu Frankfurt a. M. 1798; geht zu Peſtalozzi 1809; mit 2 ſeiner Eleven nach Genf 1811; beſucht Frankreich und Italien 1812 f., und führt ſeine jungen Freunde nach Göttingen 1814; Lehrer der Geſchichte am Gymn. zu Frankfurt 1819, außerord. Prof. der Geographie zu Berlin 1820; von Lichtenſtein ausgezeichnet, wird er Schöpfer der vergleichenden Erdkunde; fängt an, ſein klaſſiſches Werk herauszugeben 1817—1822, 1833 ff.; ſchreibt auch die „Vorhalle europ. Völkergeſchichten“ 1820, und viele Abhandlungen. Ord. Prof., zugleich Lehrer der Statiſtik an der Kriegsſchule u. ſ. w., unterrichtet den Prinzen Albrecht von Preußen und den Kronprinzen von Bayern in der Geographie. Unermeßliche Gelehrſamkeit, zuſammenfaſſender Geiſt, anſchauliche Darſtellung und condenſirender Styl.

Philipp Joſeph von Rehfues, geb. den 2. Oct. 1779 zu Tübingen, Sohn eines Bürgermeiſters daſ., ſtud. im theol. Seminar zu Tübingen, bereiſt Italien 1801 ff.; Hofrath und Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg 1806—1814; bereiſt in dieſer Zeit Spanien und Frankreich; durch muthige Zeit-Schriften im J. 1813 dem Freiherrn vom Stein bekannt geworden, wird er zum Generalgouvernement nach Coblenz gerufen 1814; Kreisdirektor in Bonn, und Civil.Verwalter eines franz. Departements 1815; thätig bei der Gründung der Univ. Bonn, Organiſ.Kommiſſär derſelben 1818; Curator 1819; Geh.Reg.Rath 1819, ſpäter Geh. Ober.Reg.Rath; in den preußiſchen Adelsſtand erhoben 1826; Ritter des R. A. O. 2. Kl. mit Stern 1837. Schreibt in ſeiner frühern Periode über Italien u. Spanien mit Geiſt und Sachkenntniß; tritt in ſpäterem Alter anonym mit einer Reihe ausgezeichneter Romane hervor: „Scipio Cicala,“ „das Kaſtell von Gozzo,“ „die neue Medea,“ 1831 ff.: nimmt ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte, Mai 1842. Reiche Lebenserfahrung, lebendige Darſtellung, ſicherer und klaſſiſcher Styl.

Wilhelm Martin Leberecht De Wette, geb den 12. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar aus einer Predigerfamilie, beſucht die Schulen von Buttſtädt und ſeit 1796 von Weimar; unterrichtet den berühmten Parlamentsredner Mounier und ſeinen Sohn, den nachmal. Pair, als Emigranten, und begleitet den letztern in die Schweiz und nach Grenoble; ſtud. Theol. zu Jena 1799 ff.; lieſt als Privatdocent über die Bucher Moſis 1805 ff.; wird außerordentl. Prof. der Philoſ. zu Heidelberg 1807, ord. der Theol. daſ. 1809; zu Berlin 1810, D. der Theologie durch die Fakultät zu Breslau 1811; erläutert das A. T. in gründlichen Schriften 1806 ff.; überſetzt die Bibel mit Auguſti 1809 ff.; ſtellt die Theol. ſyſtematiſch dar, in die Philoſ. ſeines Freundes Fries eingehend 1815 ff.; ein Troſtſchreiben an Sands Mutter, nach Kotzebues Ermordung, vom 31. März 1819, zieht am 30 Auguſt d. J. ſeine Entlaſſung aus preuſſiſchen Dienſten nach ſich; der acad. Senat verwendet ſich für ihn und wird zurecht gewieſen; er ſelbſt ſchlägt ſein Quartalgehalt aus und geht in ſein Vaterland zurück; vollendet in Weimar ſeine „Sittenlehre“ 1820; ſchreibt „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ 1821; wird zum Prediger in Braunſchweig gewählt, aber nicht beſtätigt 1821; nach Baſel auf den Lehrſtuhl der Theol. berufen 1822, ſchreibt den „Heinrich Melchthal“ 1829; giebt Predigten und gelehrte Schriften heraus 1827 ff., lebt zu Baſel. Vielſeitig gebildeter Theolog der rationaliſtiſchen Schule; blühender und oft begeiſterter Styl.

Gotthilf Heinrich von Schubert, geb. d. 26. April 1780 zu Hohenſtein in Sachſen, Sohn eines Predigers, erzogen auf der Schule zu Greiz und dem Gymn. zu Weimar, wo ihn Herder in's Haus aufnimmt; ſtud. die Theol. in Leipzig 1800; die Naturphiloſophie bei Schelling wider des Vaters Willen 1801; wird D. der Med. 1803; heirathet aus Neigung und praktizirt zu Altenburg 1803 ff.; ſchreibt einen Roman 1804; geht nach Freiberg und erwirbt Werners Liebe 1805; zieht nach Dresden zu ſeinen Freunden Köthe u. Wetzel 1807; aus den Vorleſungen, die er dort hält, erwachſen „die Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften“ 1808; die „Ahndungen einer allg. Geſchichte des Lebens“ 1806 (u. 1820) bleiben unvollendet; Direktor des Realinſtituts in Nürnberg 1809; ſchreibt die „Symbolik des Traums“ 1814; „Altes

und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde“ 1816
„Handbuch der Naturgeſchichte“ 1816 ff.; nach dem Tode ſei
Gattin, deren Nichte er heirathet, entſcheiden ſich ſeine relig.
ſichten fürs poſitive Chriſtenthum; er wird Prinzenlehrer in Sch
rin 1816; Prof. der Naturwiſſenſchaften in Erlangen 1819; ſchre
über „die Urwelt und die Firſterne“ 1822; „Lehrbuch der Nat
geſchichte“ 1823; wird Prof. in München 1826; mit Hofr., da
Geh. Hofr. Charakter; Ritter des bayr. Civ.Verd.Ordens; giebt
„Wanderbüchlein“ 1823, ſeine „Reiſe ins ſüdl. Frankreich
Italien“ 1827 ff., heraus; ſeine „Geſchichte der Seele“ 183
pilgert mit ſeiner Frau in den Orient, 1836 f., und ſchild
dieſe Reiſe 1837 f.; veröffentlicht 2 Bände Erzählungen 1840
lebt in München. Gemüthvoller Naturphiloſoph, wendet ſei
Geiſt und Tiefſinn dem Chriſtenthum zu. Der Styl oft gehe
nißtrunken.

A. W. von Schlegel.

I. Raphael's Madonna del Siſto.

(1798.)

(Fragment eines Geſprächs.)

Waller. Von dem Raphael wollen Sie ſchweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang ſtehen ſah?

Louiſe. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, deſſen das Herz voll iſt. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuſchreiben, und doch iſt mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen ſollte. Aber wie ſoll man der Sprache mächtig werden, um das Höchſte des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt ſo unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit daſteht, und gar nicht anders als es iſt, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingeſtanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umſtände machen, und ſich nicht ſo getroſt mittheilen, wie ein Menſch doch über alles thun darf, wovon er bekennt,* daß es ihm lieb iſt?

Louiſe. Es kann ſeyn, und ich habe ſchon gewünſcht, überall nicht zu wiſſen, dieſes Bild ſey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müſſen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals geſehen, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffelei ſtand: aber wie es ſich ſchon durch die einfache Zuſammenſetzung der drei großen Figuren unterſcheiden müßte für den erſten Blick! In beiden Sälen iſt nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verſtändlicheres, ſelbſt für das ganz unkünſtleriſche Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt ſeyn, der ſich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu verſetzen weiß; aber hier trifft eben das erſte und letzte zuſammen.

---

* Im Texte ſteht: verdient, was keinen Sinn giebt.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieſes Bild von ihm.

Louiſe. Liegt es nicht darin, daß die Geſtalten ſo einzeln daſtehen, jede für ſich geltend? Das Auge ruht dazwiſchen aus, und hat nichts zu ſondern, nichts willkührlich angenommenes ſich klar zu machen. Und doch ſind ſie innig verbunden, ſelbſt für den erſten augenblicklichen Eindruck: denn, ſagt! wer würde ſich nicht gern neben dieſen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louiſe; in der Begeiſterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann ſie doch ein jeder nach ſeiner Weiſe haben.

Louiſe. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, das ſie trägt, iſt ein Gott: denn ſo hat noch niemals ein Kind ausgeſehen. Sie hingegen iſt nur das Höchſte von menſchlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß ſie den Sohn ſo ſtill, ſo ohne ſichtbare Regung von Entzücken oder Selbſtgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es iſt auch nichts ätheriſches an ihr, alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt ſie ſchreitend auf die Wolken, und ſchwebt nicht in der Glorie, in die ſich ihre große Geſtalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, und eben ſo die Blicke. Das Oval des Geſichtes iſt oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar ſchlicht geſcheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und phyſiognomiſch deuten.

Waller. Sie ſollen auch nicht; ſagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louiſe. Das ſcheint mir vortrefflich, daß man ſie oben nicht ganz im Freien ſieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen iſt, dient ihr gleichſam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieſer Seite ſehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Geſtalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louiſe. Der umgebende Schleier ſtimmt auch mit der Beſcheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße: aber ſie läßt ſich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, ſichtbar bleibt, beſonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid feſt anſchließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er ſich an den Füßen aus einander ſchlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorſchein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte, würde es mir doch ſchwer werden.

Louiſe. Laſſen Sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erſt in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, ſelbſt daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand ſie verſteckt, iſt nicht umſonſt: man ſieht die Geſtalt beſtimmter und ſie erſcheint menſchlicher.

Waller. Nach meinem Gefühl auch majeſtätiſcher.

Louiſe. Ja, eben weil es eine ſo reine Erſcheinung iſt, die nicht Menſchen mit dem, was nach ihrer Meinung Ehrfurcht fodert, ausgeſchmückt haben, ſondern die in ihrer eigenen Natur daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleier trägt, ſo daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter deſſen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andere hinüber geſchlagen iſt und an welches di Linke des Kindes greift, nicht ſpielend wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe, welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wir wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewoll hat: denn alles iſt bereits geſchehen, und es zeigt ſich nur am dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es ſie zuerſt betrat Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſ beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beide Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch da kurze Haar, das emporſtrebend den Kopf umgiebt. Die Augen ſcheinen zwei unbewegliche Sterne, ſie liegen tief; die Stirn iſ voll Nachdenken. Und doch kann man nicht ſagen, dieſer Knab iſt ſchon ein Mann. Es iſt keine Ueberreife, aber Uebermenſchlichkeit. Denn ſo weit ſich das Göttliche in kindiſcher Hüll offenbaren kann, iſt es hier geſchehn, und ich kann mir den Mann zu dieſem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Iſt das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Chriſtuskopf für unmöglich halten?

Louiſe. Ja, ich geſtehe Ihnen, ich ſehe den Erlöſer de Welt am liebſten als Kind. Das Geheimniß der Vermiſchun beider Naturen ſcheint mir in dem wunderbaren Geheimniß de Kindheit überhaupt am beſten gelöſet, die ſo gränzenlos in ihrem Weſen wie begränzt iſt.

Waller. Faſt möchte ich Ihrer Meinung werden.

Louiſe. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kin zuſammen. Welch ein erhabenes Daſeyn, und ganz allein durch das bloße Daſeyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte ſagen, auch ohne Beleuchtung: ein geſchloſſenes Helldunkel iſt wenigſtens nicht da, keine Magie der Erſcheinung.

Reinhold. Es iſt aber doch in den kräftigſten Farben und ganz in Raphaels herrlichſter Weiſe gemalt.

Louiſe. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinahe ohne Kolorit beſtehen können? Wirklich iſt dieſes ſo, daß ich es nicht anders wünſchen mag. Ich liebe das bräunliche daran und den Roſt der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louiſe. Sey's was es wolle, ich laſſe mir ſelbſt die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben, als es iſt. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das iſt die Reinheit und Keuſchheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichſam nur dadurch gereiſt erſcheint, daß ſie für ewig feſtgehalten wurde, und dieſes dringt eben in der ganz irdiſchen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, ſelbſt wenn es noch vollkommner ſeyn könnte.

Louiſe. Iſt es nicht genug, wenn etwas ſo vollkommen iſt, daß man es bis zu dieſem Grade lieben muß? Wenigſtens können Sie mir die Schwachheit geſtatten Aber ſtören Sie mich nicht. Ich wollte ſagen, daß eine ſolche Gegenwart doch gar nichts als ſich ſelber bedarf, daß die bloße Geſtalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe iſt nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkoſend, das Kind weiß nichts von ſeiner Mutter. Die Mutter iſt da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in dieſem heiligen Dienſte erſcheint ſie vor der anbetenden Welt, ſo groß wie ſie ihn im Himmel verwaltet, von wannen ſie wieder herabgekommen iſt. Sie iſt ohne Leidenſchaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenſchaft ſchweigen.

Wie ich hinaufgeſtiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu ſchauen, kann ich nicht läugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Waller. Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louiſe. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektoniſche Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drei Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart von einander abgeſchnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen ſeine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, bläulich wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen ſich doch weniger ſtark aus. Die beiden Heiligen ſinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau, auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louiſe. Wiſſen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt ſein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er ſeine Linke betheuernd auf die Bruſt legt, und die Rechte zum Bilde herausſtreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und dieſe Hände ſind vortrefflich gezeichnet.

Louiſe. Die junge Heilige, die ſo innig und anmuthig die Hände auf der Bruſt zuſammenfaltet, wendet ihr Geſicht mit geſenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie iſt zu ſchüchtern, um hinaufzuſchauen, zu demüthig und auch mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Der Alte iſt kühner als Mann und als Greis: wohin ſein Sinn ſteht, dahin blickt ſein Auge; auch ſcheint er für andere und nicht für ſich ſelbſt zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigene Seelenheil. Sie hat ein ſehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünſche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch iſt ſie nicht das Vorzüglichſte auf dem Bilde.

Louiſe. Eins muß ja wohl zurückſtehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wiſſen will. Lieber laſſen Sie mich von den himmliſchen Kindern ſprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das iſt nun die kindliche und die engliſche Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: ſie betrachten nur in ihrem wonnevollen unſchuldigen Sinn. Der älteſte wieder anders wie der jüngere. Er ſchaut über ſich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in ſein ſüßes trunkenes Auge, man ſieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit ſchon, welche der Kleine kindlich anſtaunet, der mit ſeinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geiſtiger noch und geiſtlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel ſind: aber ſo irdiſch und himmliſch zugleich ſind mir noch keine vorgekommen.

Louiſe. Es iſt wahr, ſie ſind Kinder der Erde in bunter

Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg ſind. Der Größere iſt ſanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen ſträubt ſich das Haar ſo trotzig um das volle Geſichtchen. Man kann ſie nicht ohne Verlangen anſehen, aber dann leitet der älteſte mit ſeinem ſinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was kindlich iſt, erheitert ja die Seele.

II. Die Aufklärung.

(1802.)

Wenn die Aufklärung wirklich leiſtet, was ſie verſpricht, ſo wäre es unſtreitig eine herrliche Bequemlichkeit, etwas zu haben, womit man alle möglichen Dinge beleuchten könnte, und ſicher wäre, immer das rechte an ihnen zu ſehen. Auch haben ſich die Aufklärer nicht übel bedacht, da ſie die Benennung ihres Geſchäfts vom Lichte entlehnten, dieſer faſt anbetungswürdigen Seele der Natur, dem ſchönſten Symbol der göttlichen Allgegenwart und Allwiſſenheit. Es fragt ſich aber, ob es die rein Freude am Licht, oder ohne Bild, das unbedingte Intereſſe fü Wahrheit iſt, was ſie zu ſo eifrigen Predigern der Aufklärung macht, oder ob ſie das Licht nur deswegen ſchätzen, weil ma dabei bequemlich ſehen, und allerlei nothwendige Verrichtunger vornehmen kann. Es ſcheint wohl das Letzte, denn unbedingt Liebe zur Wahrheit erzeugt unfehlbar Philoſophie: denn wen man mit gründlichem Ernſt die menſchlichen Dinge erwägt, ſ wird man durch die Wahrnehmung von der Unzuverläßigkeit ſ vieler Annahmen, die im gemeinen Leben als ausgemacht gelten immer weiter zurück und hinaufwärts zu den letzten Gründe des menſchlichen Wiſſens geführt werden, welches der Anfan der Philoſophie iſt. Die Aufklärung will nun zwar eine lich und abſtrakt oder richtiger ausgedrückt (denn das letzte Wort ſchreibt ſich wohl hauptſächlich von der analytiſchen Philoſophie her) ſpeculativ ſeyn, weil ſie darüber die allgemeine Verſtändlichkeit einbüßen würde, die ſie von ihren Lehren verlangt und rühmt. Ferner empfiehlt ſie freilich das Forſchen und Zweifeln, aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, über welchen hinaus ſie es wieder als eine Thorheit und Verirrung des Geiſtes anſieht, welcher zu ſteuern ſie eben eingeſetzt worden ſey. Endlich geht der unintereſſirte Wahrheitsforſcher ſeinen Weg fort, unbekümmert, bei welchen Reſultaten er endlich anlangen wird; ihm iſt mit Aufopferung aller perſönlichen Neigungen die Wahrheit immer lieb und recht, wie ſie ſich ihm auch bey beſſerer Erkenntniß beſtimmen möge. Die Aufklärung bezeugt hingegen eine zärtliche Beſorgniß um das, was ſie zum Wohl der Menſchheit rechnet, ſie beſtellt gern die Reſultate der Unterſuchung im voraus, damit ja nichts zerſtörendes und gefährliches, nichts allzukühnes oder dem Mißbrauch unterworfenes zum Vorſchein komme.

Da ſie folglich überall auf halbem Wege ſtehen bleibt, die Wahrheit an ſich aber durchaus nur zu einem unbedingten Streben anregen kann, ſo muß es wohl etwas anders ſeyn, was ſie von der Wahrheit will, mit einem Worte Brauchbarkeit und Anwendbarkeit. Hier zeigt ſich nun ſchon die ganze verkehrte Denkart, das an ſich Gute, (wovon das Wahre ein Theil, eine Seite iſt) dem Nützlichen unterzuordnen. Nützlich iſt dasjenige, was auf Beförderung des körperlichen Wohls abzielt. Wer nun das Nützliche als das Oberſte ſetzt, der muß einſehen, daß es damit zuletzt auf ſinnlichen Genuß hinausläuft, und bei einiger Klarheit und Conſequenz ſich zu dem craſſeſten Epicureismus, zur Vergötterung des Vergnügens bekennen. Dies wollen die Aufgeklärten aber wieder nicht, ſondern ſie ſind zu der vollendeten Abſurdität gelangt, ein Nützliches an ſich zu conſtituiren, welches nicht das blos Angenehme ſeyn ſoll, und auch nicht das Gute an ſich

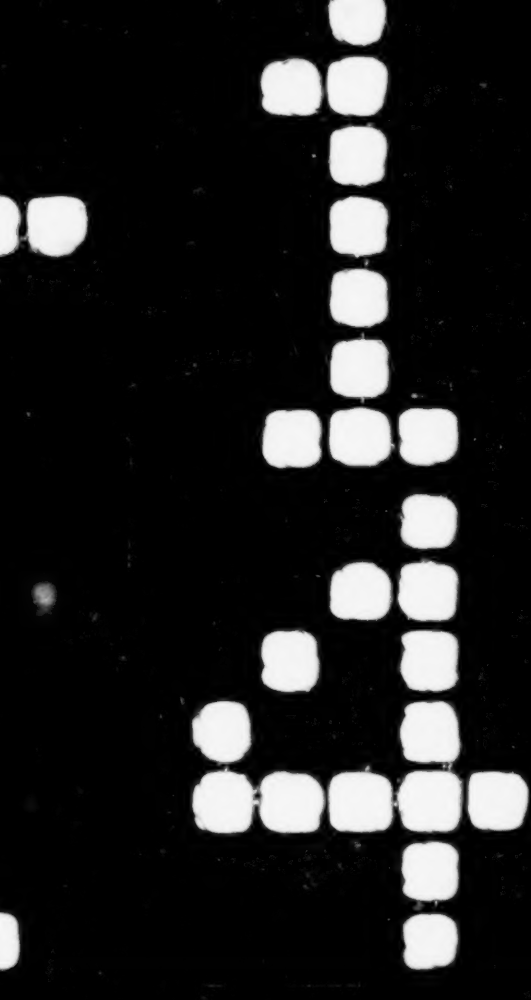
Vernunft den Sinnen dienſtbar machen; die Sinne hinwiederum ſollen nach ihrer Abſicht nicht ſinnlich, ſondern vernünftig ſeyn.

Wie ich nun durch das bisherige deutlich genug gemacht zu haben glaube, daß es das ökonomiſche Prinzip iſt, welches die Aufklärer leitet, ſo iſt es auch die nur zu irdiſchen Verrichtungen taugliche Fähigkeit des Geiſtes, der in lauter Endlichkeiten befangene Verſtand, den ſie dabei in's Werk geſetzt, und ſich damit an die höchſten Aufgaben der Vernunft gewagt haben. Ein beſchränkter, endlicher Zweck läßt ſich ganz durchſchauen, und ſo ſoll ihnen auch das menſchliche Daſeyn und die Welt rein wie ein Rechenexempel aufgehen. Sie verfolgen dabei als Unaufgeklärtheit die urſprüngliche Irrationalität, die ihnen überall im Wege iſt, denn ſie wiſſen und ahnden es nicht, daß jede Erſcheinung das Quadrat oder der Cubus einer nur durch Annäherung zu findenden nie rein in Zahlen auszudrückenden Wurzel iſt. Bei dieſer Unphiloſophie liegt eine ungeheure Anmaßung in ihrem Unternehmen. Der Text aller Predigten über die Aufklärung iſt in der That eine lächerliche Parodie auf die Worte der Schöpfungsgeſchichte, welche lautet: Cajus oder Sempronius, oder dieſes und jenes hohe Landescollegium, ſprach: es werde Licht, und es ward Licht; und nach der üblichen Abtheilungsart von Predigten wird dann gehandelt, erſtlich wie es bishero finſter geweſen, und zweitens, wie es nunmehro hell werden ſolle. — Ihr wollet erleuchten? Gut; das Licht iſt eine Gabe des Himmels: wo ſind die Proben eurer himmliſchen Sendung? Das Licht iſt vermöge ſeiner Natur zuvörderſt ſelbſt hell, und dann erleuchtet es die übrigen Dinge. Eben ſo verhält es ſich mit dem, was im menſchlichen Gemüthe einzig den Namen des Lichts verdienen kann: die Ideen, welche in der inneren Anſchauung unmittelbar Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit und ewigen Gültigkeit mit ſich führen, und demnächſt auch die äußerlichen Erſcheinungen in ihr wahres Verhältniß unter einander und gegen jene ſetzen. Die Menſchen, welche heit in ſich hatten, ſind von Zeit zu Zeit die wahren Erleuchter und Aufklärer der Welt geweſen; aber ſolch ein innres Licht verwerft ihr als Schwärmerei und Wahnſinn. Ihr bekennt damit, daß ihr das eurige erſt äußerlich anzünden müßt, und ſonach wird es in Kerzen und Lampen beſtehen, die wohl bei häuslichen Geſchäften dienen mögen, die ihr aber keineswegs unter freien Himmel hinaustragen ſolltet, wie ihr doch thut. Denn entweder iſt es Tag, ſo verſchwindet der Schein eures Lämpchens ganz und gar, und wird lächerlich; oder es iſt Nacht, ſo leuchten die Geſtirne genugſam, und den Ungewittern und Stürmen, welche dieſe verdunkeln, werden auch eure ſchwachen ſterblichen Lichterchen nicht widerſtehen. Auch unſer Gemüth theilt ſich wie die äußere Welt zwiſchen Licht und Dunkel, und der Wechſel von Tag und Nacht iſt ein ſehr treffendes Bild unſers geiſtigen Daſeyns. Der Sonnenſchein iſt die Vernunft, als Sittlichkeit auf das thätige Leben angewandt, wo wir an die Bedingungen der Wirklichkeit gebunden ſind. Die Nacht aber umhüllt dieſe mit einem wohlthätigen Schleier, und eröffnet uns dagegen durch die Geſtirne die Ausſicht in die Räume der Möglichkeit; ſie iſt die Zeit der Träume. Einige Dichter haben den geſtirnten Himmel ſo vorgeſtellt, als ob die Sonne nach Endigung ihrer Laufbahn in alle jene unzähligen leuchtenden Funken zerſtöbe; dies iſt ein vortreffliches Bild für das Verhältniß der Vernunft und Phantaſie: in den verlorenſten Ahndungen dieſer iſt noch Vernunft; beide ſind gleich ſchaffend und allmächtig und ob ſie ſich wohl unendlich entgegengeſetzt ſcheinen, indem die Vernunft unbedingt auf Einheit dringt, die Phantaſie in grenzenloſer Mannichfaltigkeit ihr Spiel treibt, ſind ſie doch die gemeinſchaftliche Grundkraft unſers Weſens. Was ſchon in den alten Kosmogonieen gelehrt ward, daß die Nacht die Mutter aller Dinge ſey, dies erneuert ſich in dem Leben eines jeden Menſchen: aus dem urſprünglichen Chaos geſtaltet ſich ihm durch Liebe und Haß, durch Sympathie [illegible] die Welt [illegible] auf dem unauflöslichen Geheimniß beruht der Zauber des Lebens, dieß iſt die Seele aller Poeſie. Die Aufklärung nun, welche gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, iſt folglich die entſchiedenſte Gegnerin jener, und thut ihr allen möglichen Abbruch. Man beobachte einmal die Art, wie Kinder die Sprache erlernen, wie ſie da in guter Zuverſicht ſich ins Unverſtändliche hinein begeben; wenn ſie auf Verſtändlichkeit warten wollten, ſo würden ſie niemals anfangen zu ſprechen. Man kann aber bemerken, daß die Worte ganz magiſch auf ſie wirken, wie Formeln, mit denen man etwas herbei und wegbannen kann, daher die uneigentlichſten und fremdeſten Redensarten, welche ſie unmöglich in ihre Beſtandtheile auflöſen können, ihnen unmittelbar einleuchten und beruhigende Kraft mit ſich führen. Deßwegen kommt auch nichts darauf an, daß ſie die Metapher eher erfahren als den eigentlichen Ausdruck, das Zuſammengeſetzte und Abgeleitete eher als das Einfache und Urſprüngliche, und dabei alles fragmentariſch und chaotiſch. Ja, wenn es möglich wäre, ihnen die Sprache durch einen methodiſchen Unterricht beizubringen, nach den Claſſen der Wörter, der Ableitung, Zuſammenſetzung, ferner nach den Formen der Biegung und den Regeln der Verknüpfung, endlich nach der Uebertragung vom Eigentlichen auf's Bildliche, ſo würde ihnen die Sprache lebenslang nur ein äußerliches Werkzeug bleiben, eine Chiffernſammlung, aus $a + b$, x, und andern ſolchen algebraiſchen Zeichen beſtehend. Daß ſie uns etwas wahrhaft Innerliches iſt, wodurch wir unſer Gemüth offenbaren, und auch in andern gleiche Wirkungen hervorzurufen hoffen, verdanken wir bloß jener anfänglichen Einprägung gleichſam durch eine Reihe von Machtſprüchen. Die kindliche Anſicht der Sprache, die ſich ſo ganz an den Laut hängt, iſt der poetiſchen am nächſten, wie ſchon der Gebrauch des Sylbenmaßes in der Poeſie beweist. — Die erwachſenen Menſchen, ſelbſt die ausgezeichnetſten Geiſter unter ihnen ſind im Verhältniß zum Univerſum immer noch ſolchen Kindern zu vergleichen; die Natur ſpricht ihnen als Mutter und Amme ihre ewigen Geſetze in der Bildlichkeit der Erſcheinungen vor, die ſie dann unvollkommen nachlallen, mit verworrnem Verſtändniß, aber entſchiednem Gefühl. Wie eine methodiſche Erlernung die Sprache entzaubern würde, ſo ein Unterricht über das Leben und die Welt, wie ihn die Aufklärer ſchon von der Pädagogik an bezwecken, nothwendig beides, wenn nicht die mächtigere Natur ihre Bemühungen vereitelte. Es iſt gar leicht, etwas Vorurtheil und Aberglauben zu ſchelten; mehr aber hat es auf ſich, ſolche Meinungen in ihrem Zuſammenhange zu begreifen, und ihre nothwendige Gründung in Anlagen der menſchlichen Natur und auf gewiſſen Stufen der Entwickelung einzuſehen. Dieſe Meinungen haben ſich oft ſelbſt mißverſtanden, da ſie ſich auf angebliche einzelne Erfahrungen beriefen: allein dem Philoſophen kommt es zu, ſie beſſer zu verſtehen, ihre wahren Quellen zu finden und die in ihnen zuweilen ſehr grob materialiſirte Idee zu erkennen.

Natürlich hat ſich die Aufklärung auch in die Moral gemiſcht, und darin großes Unheil angerichtet. Nach ihrer ökonomiſchen Richtung gab ſie alle Tugenden, die ſich nicht der Brauchbarkeit für irdiſche Angelegenheiten fügen wollten, für Ueberſpannung und Schwärmerei aus. Ohne irgend eine Ausnahme für beſondre Naturen gelten zu laſſen, ſollten alle gleichermaßen in das Joch gewiſſer bürgerlicher Pflichten geſpannt werden, in das Gewerbs- und Amts- und dann das Familienleben, und zwar nicht aus Patriotismus und Liebe, ſondern um den Acker des Staats wie Zugvieh zu pflügen und die Bevölkerung zu befördern. Da die ächte ſittliche Schätzung durchaus auf die Reinheit der Motive geht, und nicht auf den Erfolg, ſo fragten ſie vielmehr immer: was kommt dabei heraus? Die Ausübung der Tugenden ſollte als nützlich auf alle Weiſe befördert werden, würde ſie auch durch fremde Motive unterſtützt, und ſo erfanden die Aufklärer die ſaubere Glückſeligkeitslehre, nach welcher ſie den Menſchen einredeten, die Moral heiſche nichts von ihnen als ihren wahren Vortheil, und durch Erfüllung der Pflichten werde auch ihr irdiſches Wohl unfehlbar berathen: eine Er-

1

01



wegung, die, wenn ſie ins Spiel kommt, derſelben allen Werth nimmt. — Die Ehre, dieſe uns wenigſtens in Ueberreſten angeſtammte große Idee aus dem Mittelalter, an deſſen glänzenden Hervorbringungen im Leben wie in der Poeſie ſie den entſcheidendſten Antheil hatte, indem ſie die ritterliche Tapferkeit und Liebe bildete, iſt von den Aufklärern beſonders ſchnöde, als eine abgeſchmackte Chimäre behandelt worden, natürlich wegen der Unnützlichkeit, und weil hier das mit dem eignen Vortheil auf keine Weiſe paſſen will. Die Ehre iſt gleichſam eine romantiſirte Sittlichkeit; hierin liegt es ſchon, warum die Alten ſie in dieſem Sinne nicht kannten, was ich auch daraus einzuſehen glaube, daß bei den Alten Religion und Moral mehr getrennt war; da nun das Chriſtenthum das geſammte Thun des Menſchen in Anſpruch nahm, ſo rettete ſich das Gefühl von der Selbſtſtändigkeit des ſittlichen Strebens dahin, und erfand neben der religiöſen Moral eine noch von ihr unabhängige weltliche. Die ritterlichen Grundſätze der Ehre werden alſo auch ſo lange nicht wegfallen können, als das Chriſtenthum einen ſo bedeutenden Einfluß auf unſre Sittenlehre hat, als es bisher ungeachtet ſeines Verfalls noch immer ausgeübt. — Aber ſo nach den Quellen zu fragen, findet der Aufklärer überflüſſig, ſondern ſchreitet mit ſeinem ökonomiſchen Verſtande gleich zur Verurtheilung.

Die aufgeklärte Theologie beſteht zuvörderſt in der Foderung vollkommner Begreiflichkeit der Religion, alſo in der Verwerfung aller Geheimniſſe und Myſterien; wo ſie ſich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten laſſen, werden ſie wegerklärt. Das Unvernünftige in dem Beſtreben, alles auf Verſtändlichkeit zurückzuführen, tritt hier im vollſten Maaße ein, denn der Menſch, der ganz aus Widerſprüchen zuſammengewebt iſt, kann ſich nicht mit ſeiner Betrachtung in das Unſichtbare und Ewige vertiefen, ohne ſich in einen Abgrund der Geheimniſſe zu ſtürzen. Ferner wird in dieſer Theologie die Phantaſie als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine ſinnbildliche, ſo viel möglich individualiſirende Darſtellung zu geben, verkannt. Da es ſich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienſt über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen deſſelben urſprünglich eingeſetzt waren, gänzlich verloren geht, daß die Hülle für das Weſen genommen wird, ſo hat die Aufklärung in ihrer Polemik hiegegen gewiſſermaßen Recht. Wer heißt ſie aber die Idee, welche einem Gottesdienſte zum Grunde liegt, nicht beſſer faſſen, als ſeine grobſinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, ſollte ſie vielmehr das gleichſam verſteinerte und entſeelte Symbol wieder zu beſeelen wiſſen. Aber ſie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder und ohne Gebräuche. Man ſieht leicht ein, daß dies tödtlich für die Poeſie iſt, welche einzig auf dieſer Seite ihre Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum andern Gott unter menſchlichen Bildern darſtellt, kommt dabei freilich ſchlecht weg. Sobald der Menſch ſich aber in eine perſönliche Beziehung mit der Gottheit ſetzt, ſo kann er gar nicht aus dieſer Vorſtellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde ſeines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weiſe, eine menſchliche Bildung ſchweben. Was liegt denn auch hierin ſo unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdiſch betrachten, als ein Werkzeug ſinnlicher Bedürfniſſe und Genüſſe. Mit geiſtigeren Blicken angeſehen, iſt er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Univerſums, was die Aſtrologen ſo ſchön durch das magiſche Wort Mikrokosmus bezeichnet haben; betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, ſo bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Geſtalt und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bei einer Religion, die ein hiſtoriſches Fundament hat wie die chriſtlich[illegible]gklärte Anſicht der Geſchichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geſchlechter in nichts von dem unſrigen verſchieden geweſen ſeyn können; alles wird alſo nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verſpottet oder weggeklärt. Als den Stifter dieſer Anſicht kann man hauptſächlich Voltaire nennen, dem unſre neueren Exegeten mehr folgen als ſie ſelbſt wiſſen.

Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklärung betrachtet zu werden pflegt, verhält ſich's ungefähr ebenſo. Als politiſche Maxime betrachtet, daß nämlich Glieder verſchiedener Religionsparteyen in einem Staate ungeſtört ihren Gottesdienſt ausüben dürfen, kann ſie ſehr empfehlenswerth ſeyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, iſt aber in ſo fern keinesweges eine Erfindung der neueſten Zeiten. Als Geſinnung hingegen fragt ſich, ob ſie nicht bloß verkleideter Indifferentismus iſt; denn unmöglich kann es einem gleichgültig ſeyn, ob Menſchen, für die er ſich intereſſirt, über die wichtigſten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das gültige und gute hierin auch in einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philoſophiſche Univerſalität des Geiſtes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung ſeyn, ſondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, ſo beſcheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erſt fragen, in wie fern die andern, verſchieden geſinnten, uns dulden und ertragen mögen. So viel iſt ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede ſeyn ſollte, wo man ſich das Recht anmaaßt, irgend eine religiöſe Anſicht mit dem Namen Schwärmerei, d. h. nur ſchonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die ſo geprieſene Toleranz unſerer Zeiten darf aber nicht auf die mindeſte Probe geſetzt werden, (etwa, daß jemand Ernſt mit dem Chriſtenthum macht, oder religiöſen Glauben an ſonſt etwas den Toleranten wunderbar ſcheinendes, hegt), ſo kommt ſie in ihrer wahren Geſtalt zum Vorſchein, und verräth die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles ſoll tolerirt werden, außer die Religion.

III. Ueber tragiſches und komiſches Drama.

(1809.)

Die drei Hauptgattungen der Poeſie überhaupt ſind die epiſche, die lyriſche und die dramatiſche. Alle übrigen Nebenarten laſſen ſich entweder nach ihrer Verwandtſchaft einer von dieſen unterordnen und daraus ableiten, oder ſie ſind als Miſchungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit aufiaſſen wollen, ſo gehen wir auf die Geſtalt zurück, worin ſie ſich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt ſich auf die Geſchichte der griechiſchen Poeſie am bequemſten anwenden: denn die letztere iſt, ſo zu ſagen, ſyſtematiſch; ſie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entſprechenden Beiſpiele am urkundlichſten dar.

Es iſt merkwürdig, daß bei der epiſchen und lyriſchen Poeſie keine ſolche Spaltung in zwei entgegengeſetzte Arten Statt findet, wie bei der dramatiſchen. Man hat zwar die ſogenannte ſcherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgeſtellt, es iſt aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin beſteht, daß man die in jenem herrſchende feierlich abgemeſſene Entfaltung, die nur großen Gegenſtänden zu geziemen ſcheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyriſchen Poeſie finden nur Grade und Abſtufungen Statt, zwiſchen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegenſetzung.

Der Geiſt des epiſchen Gedichtes, wie wir ihn in deſſen Vater Homer erkennen, iſt klare Beſonnenheit. Das Epos iſt eine ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Der Dichter erzählt ſowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt ſie mit Gleichmuth, und hält ſie als ſchon vergangen in einer gewiſſen Ferne von unſerm Gemüth.

Das lyriſche Gedicht iſt der muſikaliſche Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Weſen der muſikaliſchen Stimmung beſteht darin, daß wir irgend eine Regung, ſey ſie nun an ſich erfreulich oder ſchmerzlich, mit Wohlgefallen feſtzuhalten, ja innerlich zu verewigen ſuchen. Die Empfindung muß alſo ſchon in dem Grade gemildert ſeyn, daß ſie uns nicht durch Streben nach der Luſt oder Flucht vor dem Schmerz über ſich ſelbſt hinausreiße, ſondern daß wir, unbekümmert um den Wechſel welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzelnen Augenblick unſers Daſeyns einheimiſch werden wollen.

Der dramatiſche Dichter ſtellt uns zwar auch, wie der epiſche, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unſre Theilnahme dabei in Anſpruch, aber nicht ſo genügſam wie der lyriſche Dichter, ſondern weit unmittelbarer als dieſer will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schickſale wirklicher Menſchen in uns wirkſam ſind, und will dieſe Regungen erſt durch die Geſammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmoniſchen Stimmung auflöſen. Da er dem Leben ſo nahe tritt, ja ſeine Dichtung ganz darein zu verwandeln ſucht, ſo würde bei ihm der Gleichmuth des epiſchen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß ſich für eine der Hauptanſichten von den Beziehungen des menſchlichen Daſeyns entſcheiden, und ſeine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachſten und verſtändlichſten Ausdruck zurückführe: das Tragiſche und Komiſche verhalten ſich zu einander wie Ernſt und Scherz. Jedermann kennt dieſe beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Weſen iſt, und woher ſie entſpringen, das dürfte eine tiefe philoſophiſche Unterſuchung erfodern. Beide tragen zwar das Gepräge unſerer geſammten Natur an ſich; aber der Ernſt gehört mehr ihrer ſittlichen, der Scherz ihrer ſinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geſchöpfe ſind eigentlich weder des Ernſtes noch des Scherzes fähig. Die Thiere ſcheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären ſie ernſthaft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten ſie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale ſpielen ſie, d. h. ſie überlaſſen ſich zwecklos der Luſt des Daſeyns, aber ſie haben nicht das Bewußtſeyn davon, welches beide Zuſtände erſt zu wahrem Ernſt und Scherz erheben würde. Dem Menſchen allein, unter allen Geſchöpfen die wir kennen, iſt der Rückblick auf die Vergangenheit und die Ausſicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieſes erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernſt im weiteſten Sinne genommen, iſt die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein ſobald wir uns Rechenſchaft von unſerm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft dieſen Zweck wieder auf höhere, und ſo endlich auf den höchſten allgemeinen Zweck unſers Daſeyns zu beziehen: und hier bricht ſich die unſerm Weſen inwohnende Foderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichſten Falle, wenn ein Menſch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlaſſen zu müſſen, oder davon verlaſſen zu werden. Es gibt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeyns bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bei der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eignen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag uns alles ſchwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beiſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie. Hieraus erhellt ſchon zum Theil, wie dieſe in unſrer Natur gegründet iſt, und bis auf einen gewiſſen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir ſo traurige Darſtellungen lieben, ja etwas tröſtliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubieten verſuchen.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeyns. Man iſt dann geneigt, alles nur ſpielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Misverhältniſſe unter einander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Mißbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Fantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft, und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charakter und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemälde des Wirklichen komiſch aufgefaßt; ſondern die geſammtegeſellige Verfaſſung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurden mit ſcherzender Willkühr fantaſtiſch geſchildert.

H. von Bülow.

Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt.

(1799.)

Wenn ein jeder Staat ſich bis zu ſeinen natürlichen Grenzen früher oder ſpäter ausdehnen wird; wenn es unnütz und gefährlich iſt, jenſeits dieſer natürlichen Grenzen zu operiren, ſo muß ein ununterbrochener Friede aus dieſer Ordnung der Dinge von ſelbſt ſich ergeben

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menſchen vorausſetzen, wenn man glauben wollte, daß ſie ſich deſſen ohnerachtet noch immer fruchtlos befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um ſich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, dieſen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil ſie noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen ſich ausgedehnt haben, weil ſie ſich noch vergrößern müſſen, um andern widerſtehen zu können, indem ſie wohl wiſſen, daß überlegenen Maſſen, wenn man nicht durch natürliche Hinderniſſe beſchützt wird, nicht zu widerſtehen iſt.

Je geſchwinder alſo Europa unter verſchiedene durch natürliche Grenzen eingeſchloſſene Mächte zertheilt ſeyn wird, um ſo eher wird der Zuſtand des ewigen Friedens eintreten. Zu wünſchen wäre alſo, daß eine ſolche heilſame Operation auf das baldigſte vollbracht ſeyn möchte.

Das phyſiſche Wohlſeyn der Menſchen wird durch einen ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg iſt der gefräßigſte Verzehrer der Elemente des Daſeyns. Die Zahl der Produzenten wird durch denſelben vermindert, die Produktenmaſſe folglich auch. Richtig wäre der Einwurf, Uebervölkerung ſei durch ungeſtörten Frieden zu beſorgen. Je mehr Menſchen, je mehr Produkte, und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr, zu verhungern, aus Mangel der Eſſer.

Von dieſem Uebervölkerungspunkte ſind wir in unſerem menſchenarmen, ja ich wiederhole es, in unſerm ſehr ſchwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch ſind Wüſten, welche die Hand des Arbeitſamen erwarten. Daß es ſo ſchwer für die größte Zahl iſt, zu leben, daß ſie elend lebt, rührt von Urſachen her, die hier nur anzuzeigen wohl nicht der Ort ſeyn möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menſchen, falls getheilt würde, iſt noch weit mehr Raum da, als er möglicher Weiſe je würde kultiviren können, und als er zu ſeinem Unterhalte braucht. Ferner, ein Garten produzirt weit mehr, wie ein Feld von gleicher Fläche, und die Produktion ſteigt durch Intenſion der Kultur in einer Progreſſion, welche diejenige der Extenſion weit hinter ſich zurückläßt; ſo wie ein Tiefdenker, der einen Gegenſtand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt, wie ein Oberflächler, der mehrere zugleich umfaßt.

Die Verderbtheit der Menſchen erzeugte den Krieg. Der Krieg ſeinerſeits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Dieſe beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilſam alſo iſt die Folge des immerwährenden Friedens, und letztern werden wir dem neuern Kriegsſyſtem zu verdanken haben; welches wiederum aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten iſt, welche man ſo oft, aber ſehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menſchheit verflucht hat.

Der in dieſer Schrift entwickelte Grundſatz der Baſis [*] iſt eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten und durch die Erfahrung erprobten und beſtätigten Grundſatzes der Baſis.

---

[*] Die Bildung und der Schutz der Operationslinien eines Heeres durch Feſtungen und Magazine.

Als Kunſt betrachtet, aber als zerſtörende Kunſt, war die Kriegskunſt der Alten der neuern unendlich überlegen, weil phyſiſche Maſſen gegen ſie nichts vermochten. An wohlthätigen Wirkungen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück, und erſtere iſt vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtheit.

Daß die neuere Kunſt die Kriege weniger mörderiſch macht, iſt ſchon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilſame Wirkung derſelben ſeyn möchte, hat man noch nie behauptet, und ich glaube es bewieſen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römiſches Heer geben, welches ohne Baſis, ohne Operationslinie fortſchreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen daſſelbe bei einer Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, ſtatt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilſame Reſultat des neuern Kriegsſyſtems ſeyn muß.

Es iſt alſo leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmoderniſirung des neuern Kriegsſyſtems, falls ſie möglich wäre das Beſte der Menſchheit befördern würde. Allein glücklicher Weiſe ſetzen ſich derſelben unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Im Gegentheil entfernt ſich das neuere Syſtem, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geſchichte, ſeit Erfindung des Pulvers, zeigt uns eine ſolche Fortſchreitung, und ſeit dieſer Epoche iſt die Kriegskunſt als Kunſt immer ſchwächer geworden, indem ſie immer weniger fähig wird, die Umſtände zu beſiegen, ſondern von denſelben immer mehr abhängig werden muß.

Ueberwundene Schwierigkeiten hat man bei kriegeriſchen Operationen, ſo wie bei allen andern, als das Kennzeichen des Genies in dem Beſieger dieſer Schwierigkeiten betrachtet. Wie nun, wenn der — mit ſolchen Waffen, als die neuere Kriegskunſt an die Hand giebt, unüberwindlichen — Schwierigkeiten immer mehrere werden müſſen, und dieß zwar in dem Verhältniſſe, als dieſe Kriegskunſt ſelbſt ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beenget werden, ſo daß es nicht der Mühe lohnet, ſeine Talente einem ſo undankbaren Fache zu widmen, und man ſie lieber auf gemeinnützige Gegenſtände anwenden wird?

Durch die Ausbildung des neuern Kriegsſyſtems aber wird es immer ſchwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehrere, weil es die ſich ſelbſt zerſtörende Eigenſchaft in ſich trägt.

Der Krieg wird dann nicht mehr Kunſt ſeyn, er wird bloß Wiſſenſchaft werden; denn Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Wiſſenſchaft iſt bloß im Verſtande, Kunſt ſteigt aus dem Verſtande in die Sphäre der Aktivität herab. Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Kunſt iſt alles, was gut oder ſchlecht gemacht werden kann. Die Prädikate gut oder ſchlecht laſſen ſich nicht auf den Begriff der Wiſſenſchaft ausdehnen. Man weiß ſie oder weiß ſie nicht. Wahr oder falſch läßt ſich von Wiſſenſchaft ſagen. Gut oder ſchlecht von Kunſt.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunſt eingeengt wird, durch Umſtände oder Schwierigkeiten, für ſie unüberwindlich um deſto mehr erweitert ſich dasjenige der Kriegswiſſenſchaft welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieſer Kunſt ganz lehren wird. Dann läßt ſich die Anwendung von jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunſt ſelbſt Wiſſenſchaft. Was nun ein jeder lernen kann, dadurch kann man ſich nicht vor andern auszeichnen, folglich fällt das Streben nach kriegeriſchem Ruhme weg, und auch dieß befördert den ununterbrochenen Frieden.

Wenn wir nun hier zuſammenfaſſen, was durch die in dieſer Abtheilung geleſenen Unterſuchungen als nothwendige, aus dem Grundſatze der Baſis hervorgehenden Folgerungen erwieſen worden, nemlich: „daß die Maſſen, und nicht höhere Vortrefflichkeit der Truppen, in den neuern Kriegen entſcheiden; daß, da kleine nicht mehr große Reiche bezwingen können, folglich Europa unter verſchiedene große Mächte wird zertheilt werden, die ſich, eine jede, nur bis zu ihren natürlichen Grenzen ausdehnen werden, jenſeit welcher offenſive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher ein Vertheidigungskrieg aber leicht iſt und glücklich ſeyn muß; daß, da die größere Zahl entſcheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer beſiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus dieſem Allen folge;" ſo ergiebt ſich als Reſultat aus dieſem Allen, „daß aus der Nothwendigkeit einer Baſis der Operationslinien das künftige Heil der Menſchheit folge; und daß dieſe Nothwendigkeit zuerſt zu erweiſen ein verdienſtliches Werk ſei."

Schon oft iſt in dieſer Schrift geſagt worden, daß die kriegeriſchen Operationen der Alten keiner Baſis bedurften. Ein römiſches Heer war ein ſelbſtſtändiger Körper, von allen äußern Dingen in hohem Grade unabhängig, weil die Quellen ſeiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm ſelbſt lagen. Römiſche Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf ihre überlegene moraliſche und phyſiſche Kraft, Geſchicklichkeit und ihre beſſern Waffen, der Beſiegung jedes ſich ihnen entgegenſtellenden Feindes gewiß, achteten ſie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt ſich dieſes zwar nicht in gleichem Grade behaupten; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reuterei, und vielleicht auch ihre Mäßigkeit, machte ſie unabhängig von Magazinen. Die orientaliſchen Völker hatten faſt gar keine Reuterei, und wenn einige, ſo wie die Parther, faſt ausſchließend zu Pferde fochten, ſo war es leichte Reuterei, die in ſtets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte; ſo wie noch jetzt die Tartarn ohne Magazine ſubſiſtiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge, oder vielmehr Streifereien, von kurzer Dauer ſind.

Die Zerſtörer der römiſchen Macht erſchienen entweder als

leichte tartariſche Reuterei, oder ſo wie die germaniſchen Völker, Franken und andere, faſt ohne alle Kavallerie. Auch ſie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Baſis derſelben.

In dem nachfolgenden mittlern Zeitalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit beſtand darin, auf einem geharniſchten Kutſchenpferde, ſelbſt wie ein eiſernes Kaſtell unverwundbar geharniſcht, gegen die Lanzenſtöße eines Gegners unerſchütterlich feſt ſitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir aber wiederum zahlreiches Fußvolk, allein kein Syſtem der Subſiſtenz, weil man bei zahlreichen Heeren kein ſchweres, durch Pulver wirkendes Geſchütz mitführte. Mahomet der Zweite bediente ſich zuerſt, nach Erfindung des Pulvers, bei der Belagerung von Konſtantinopel einer oder mehrerer großen Kanonen. Man ſpricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueſer ſchon vorher daraus ſchoſſen. Die Sache iſt ſo wichtig eben nicht. Der erſte Churfürſt von Brandenburg, aus dem Hauſe Hohenzollern, eroberte die Raubſchlöſſer des widerſpenſtigen Adels durch eine Kanone. Alles das iſt ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuerſyſtem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken ſcheinen zuerſt darin einige Fortſchritte gemacht zu haben, denn unter Soliman dem Zweiten war ihr Fußvolk das beſte in Europa. Sie ſind aber nach dieſen wenigen Fortſchritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben, oder gar wieder zurückgeſunken. Im dreißigjährigen Kriege beſtand noch ein Schwanken zwiſchen dem Feuerſyſtem und dem alten, welches Guſtav Adolph durch ſeine Neuerungen keineswegs zerſtörte. In dieſem ſonderbaren Kriege findet man keine Spur eines regelmäßigen baſirten Syſtems. Die Heere waren ſehr klein und lebten vom Plündern; daher dieſer vor allen der verheerendſte Krieg war. Guſtav Adolph läuft von Pommern nach Bayern; geht wieder zurück nach Sachſen. Er nimmt Läger, wo er einen Fluß im Rücken hatte. Torſtenſon durchläuft Deutſchland von einem Ende zum andern. Die Schweden ſind bald am Rhein, bald in Böhmen, bald in Niederſachſen. Weimar führt Krieg wie ein herumſchweifender Abenteurer ohne bleibende Stätte; kein Syſtem, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan; allenthalben ein Chaos.

Der ſcharfſinnige Marſchall Türenne brachte zuerſt in dieſes Chaos einige Ordnung. Man entdeckt den Grundſatz der Baſis in den bewundernswürdigen Feldzügen von 1674 und 75. Dieſe ſind in der neuern Geſchichte die erſten Feldzüge zu nennen. Vorher machten ſich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo ſie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als iſolirt zu betrachten waren; die beiden Meiſter in der Kriegskunſt, Montecuculi und Türenne aber gaben der Welt zuerſt das Beiſpiel eines planmäßigen ſyſtematiſchen Feldzuges, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

Ernſt Wagner.

Das Ahnungsvermögen der Seele.

(1809.)

Einmal ſaß ich feſt im Briefſchreiben. Das Zimmer war drey Treppen hoch. Ein Bekannter ſaß leſend in meinem Zimmer. Von ungefähr hörte ich die Rolle an der Thüre des großen Hauſes knarren, was in jeder Stunde zehnmal geſchah. Doch konnte man es wegen des Lärms auf der Straße ſelten hören. „N. kommt zu mir,“ ſagte ich. Er war nicht oft bei mir; am wenigſten erwartete ich ihn heute. — Es dauerte lange, ehe wir uns überzeugten, da er ſich unten im Hauſe aufgehalten hatte. Endlich trat er herein, und ſagte ſogleich: „Schreibſt Du nicht jetzt an N.?“ — „Nein!“ (antwortete ich. Aber ich hatte ſo eben unter mehreren Papieren nach N.s Briefe geſucht, um ihn zu beantworten.) „Aber wie ſo?“ — „Es fiel mir ein, als ich die Hausthüre öffnete,“ ſagte er. — Der heitere N. entdeckte mir bei jener Gelegenheit, daß auch ihm ſchon Einiges von dieſer Art aufgeſtoßen ſey. — „Ich bin längſt davon überzeugt (ſagte er), daß meine eigentliche Seele ſich nicht immer von Vernunft, Verſtand, Sinnen, Körper und dergleichen gefangen und umſchloſſen halten läßt, ſondern ſich oft als einen Herrn für ſich zeigt, auf ihre eigene Hand lebt, allerley von Raum und Zeit ganz unabhängige Exkurſionen macht, und dann in demſelben Augenblicke bald in Meſſina bey meinem Hauswirthe, bald in Stockholm bey meinem Traiteur, bald hier unter dem Petſchaft eines Briefes in der Hand des Briefträgers, bald in Weimar bei dem Liebchen sub rosa herumwandelt — während ſie mich, das heißt ihren Pflegbefohlenen, zu Hauſe ſchlafend liegen oder wachend in jenem Traume ſitzen läßt, aus dem ich mich erſt bey ihrer Wiederkehr ermuntern kann. Sie bekümmert ſich aber in der Regel gar nicht um meine irdiſchen Geſchäfte und Wünſche; ſondern es geſchieht mehr in der Eigenſchaft eines Schutzgeiſtes oder aus eigner Laune, daß ſie meinem Bewußtſeyn zuweilen etwas mir Bevorſtehendes, oder ihr plötzliches Zuſammentreffen mit einer andern Seele (wie das unſrige vorhin an der Hausthüre) meldet. Sobald hingegen — um doch ein ernſtlicheres Wort über die Sache zu ſagen — von himmliſchen Dingen, d. h. von Wahrheit, Güte und Schönheit der Rede iſt, fehlt ſie nie, verſäumt ſie nie, das Nöthige bey meinem Organismus in Erinnerung zu bringen. Alle Functionen des ſogenannten Gewiſſens verwaltet einzig die Seele. Sie weiß alles, iſt vollkommen gut und kann alles; nur alles nach den Geſetzen ihres Vaterlandes, die ich zuweilen ahnde. Sie lehrt, beſſert und verſchönert in mir (d. h. in meinem Leben) alles, wozu ſie nur irgend meinen Organismus fähig machen kann. Sie fehlt und trügt ewig nicht; denn ſie iſt ja der wirkliche Funke aus jenem unerſchöpflichen Springquell aller bewegten lebendigen Materie (Gott), den Er Selbſt, nach den ewigen Geſetzen ſeiner Liebe, jedem Menſchenleben ſchon von dem erſten Augenblicke an, wo der Organismus deſſelben entſteht, zum beygeſellten Gaſte, zum himmliſchen Gefährten verordnet hat — der nun ſeinen Pflegbefohlenen hoch — über aller Thiere Verſtand, Vernunft, Gedächtniß, Willen u. ſ. w. unendlich hoch — erleuchtet. Dieſer Funke, ein belebender Athem der Unſterblichkeit, iſt ein Theil des lebendigen Gottes ſelbſt, und weiht mich, den Menſchen, zum Kinde Gottes, indem er in mir wohnt und meine Seele wird. Sie iſt nicht frey, dieſe Seele — denn ſie kann nur nach den Geſetzen des Wahren, Guten und Schönen wirken, weil ſie alles dieß ſelbſt iſt. Auch ſoll der Menſch nur in ſo fern frey ſeyn, als er nicht von ſeinem Körper abhängig ſeyn darf; aber in Rückſicht auf ſeine Handlungsweiſe iſt er in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Worts nur in ſo fern frey zu nennen, als er noch ein Thier iſt, jene Geſetze noch nicht erkannt, noch nicht, den Anregungen ſeiner Seele gemäß, zu ſeinen eignen gemacht hat, und daher noch in jenem träumeriſchen Zuſtande herumſchwankt, den ich nur deſto bejammernswürdiger finde, je mehr noch manche Philoſophen den Menſchen dadurch zu ehren ſtreben. Wäre ein Menſch vollkommen eins und im verſtändlichen Einklange mit ſeiner Seele (einig mit ſich, würden Andere ſagen), ſo lebte er ſchon jetzt im Lande des Göttlichen, wo keine Willkühr mehr herrſcht und alles klares Geſetz iſt. — Das Geſetz der göttlichen Liebe bannt gleichſam die Seele, ſo ſehr auch meine Unwürdigkeit ſie abſtößt, ſtets an mein Leben, bis einſt deſſen Organismus ſich auflöst; wo dann die Seele entweder, wenn mein Leben durch ihre Bemühungen würdig dazu ward, ſich mit den Formen deſſelben und meinem vollkommenſten irdiſchen Bewußtſeyn auf ewig vermählt, oder aber jene Formen, als unwürdig, der großen Gährung von neuem überläßt, und — einem würdigern Leben oder ihrem ewigen Quelle wieder zueilt, trauernd, daß es ihrer Liebe nicht gelang, mich von jener „Freiheit“ zu befreien. — Alle ſogenannten Ahndungen halte ich für die höchſten Lehren und Anregungen der liebenden Seele, die wir zu vernehmen fähig ſind; aber bei einem höchſt reinen, ſchönen Leben muß ich mir auch wirkliche Anſchauungen als vollkommen möglich denken.“

„Hypotheſen!“ rief ich damals meinem Freunde zu. —

F. A. Krummacher.

I. Parabeln.

(1805.)

1. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obſtbäumchen gezogen. Zu ſeiner großen Freude trugen ſie die erſten Früchte und er war begierig zu ſehen, von welcher Art ſie ſeyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böſer Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, alſo daß ſie hingiengen und die Bäumchen alleſammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn ſie völlig gereiſt waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er ſehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böſe Buben haben mir meine Freude verdorben!

Dieſe Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns ſehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und ſprach: Ach, mein Vater iſt bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, ſondern mit Verachtung ſtrafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm ſorgfältig verhehlen und auf deiner Hut ſeyn.

Als aber Gotthold, — denn ſo hieß der Knabe — zu

Hauſe kam, und das freundliche Antlitz ſeines Vaters ſah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzuſehen. Denn er dachte, wie ſollte ich ihn fröhlich anſehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich ſelber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem ſeiner Kinder von den Früchten des Herbſtes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten ſich ſehr, und aßen. Gotthold aber verbarg ſein Angeſicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und ſprach: Mein Kind, was weineſt du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein andrer erſcheine, als ich bin und mich ſelbſt erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, ſondern ſtrafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu ſeyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn ſiehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an ſein Herz und ſprach: ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieſes das erſte und letztemal ſey, daß du etwas zu verhehlen haſt. Dann ſoll es mir nicht leid ſeyn um die Bäumchen.

2. Der Mohrenſklave und der Grieche.

Philemon, Aelteſter der Gemeine zu Smyrna, trat eines Tages mit freudigem Angeſicht zu dem Biſchof Ignatius und ſprach: ich habe dem Reiche des Herrn eine Seele gewonnen. Siehe, ein äthiopiſcher Sklave begehret ein Chriſt zu werden. —

Darauf fragte der Biſchof: Kennet er den Herrn und ſein Wort? — Und Philemon antwortete und ſprach: Er entbehret der Unterweiſung von Jugend auf, und ſein Herz iſt unverſtändig. Aber, ſeit er die Verſammlung geſehen, begehrt er ein Chriſt zu werden. Was hindert, daß wir ihn taufen?

Da antwortete Ignatius und ſprach: es war ein reicher

Mann, der hatte viele Aecker rings um ſeine Wohnung, und ſchöne Gärten, wohlbepflanzt mit allerlei Bäumen und Gewächſen. Aber mitten zwiſchen inne lag ein Hügel, von wannen man die Gegend weithin überſchaute. Da rief der Herr ſeinem Gärtner und ſprach: Mich verdreußt, daß dieſe Höhe zwiſchen fruchtbaren Auen und Feldern ſo kahl ſich erhebt, und weder Schatten noch Frucht erzeuget. Welch ein ſchöner Anblick wird es ſeyn, wenn wir ſie mit hochragenden ſchattigen Bäumen bepflanzen.

Der Gärtner antwortete: So war auch längſt mein Wunſch und Gedanke. Statt des kahlen Geſteins und unnützen Geſtrüppes wird die neue Pflanzung der Gegend zur Zierde gereichen.

Da gebot ihm der Herr und ſprach: Geh hin und nimm aus meiner Pflanzſchule die edelſten Bäume und bepflanze den Hügel! — Der Gärtner aber lächelte und ſprach: Auf dieſem nackten und ſteinigten Boden? Es wäre ein Jammer um die edeln Gewächſe; ſie würden verdorren. Laß mich zuvor des Hügels Grund und Boden bearbeiten, und ſtatt des Geſteins ihm lockere Erde geben, und dann die edleren Pflanzen.

So erzählte der Biſchof. — Ich verſtehe dich, antwortete Philemon, und führte den Aethiopier in die Schule.

* * *

Darnach kam ein Anderer und begehrte ein Chriſt zu werden, ein Grieche, der fürchtete Gott und trug Leid in ſeinem Herzen um ſeiner Sünde willen.

Da ſprach Philemon zu dem Biſchof: Ich will ihn in die Schule führen. — Ignatius aber antwortete und ſprach: Bringe ihn her, daß ich ihn taufe. — Da wunderte ſich Philemon und fragte: Warum wehrteſt du denn zuvor dem Mohrenſklaven? Gedenkſt du nicht deines Gleichniſſes?

Darauf ſagte der frommme Biſchof: ſiehſt du denn hier todtes Geſtein, und erkenneſt nicht das keimende Leben! Lieber, ſetze es in ein gutes Erdreich und begeuß es, ſo wird es leben.

3. Der Edelſtein.

Ein roher Edelſtein lag im Sande zwiſchen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe ſammelte von dieſen zu ſeinem Spiel und brachte ſie nach Hauſe zugleich mit dem Edelſtein; aber er kannte dieſen nicht. Da ſah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelſtein, und ſagte zu ſeinem Sohn: Gieb mir dieſen Stein! — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieſer aber nahm und ſchliff den Stein künſtlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich ſtrahlte nun der geſchliffene Demant.

Siehe, ſagte darauf der Vater, hier iſt der Stein, den du mir gabeſt. Da erſtaunte der Knabe über des Geſteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: Mein Vater, wie vermochteſt du dieſes?

Der Vater ſprach: Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte; ſo befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt ſtrahlt er mit ſeinem natürlichen Glanze.

Darnach als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

II. Und und Aber, oder Hebräer und Griechen.

Fragment eines Geſprächs.

(1811.)

Das Erhabene iſt es, worin ſich die ganze Bildung und Empfindung des hebräiſchen Volkes vereint und concentrirt. Und dieſes deshalb — weil ihm der erhabenſte Gedanke, der höchſte Glaube gegeben wurde, der Glaube an Jehovah, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Lebendigen, der da war, iſt, und ſeyn wird, und in und von welchem alles Leben wohnt und ausgehet. Daher wird alles auf ihn zurückgeführt — der ſtärtere Gedanke und die Hauptempfindung verdrängt und ſchwächt alle Untergedanken und ſchwächere Empfindungen, ſo wie das Kerzenlicht im Sonnenglanz ſeinen Schein verliert — alle Mittelurſachen werden überſprungen — die Ereigniſſe ſtehen nebeneinander — ſie folgen auf- nicht auseinander. Darum iſt das Wörtlein UND das Wort des hebräiſchen Alterthums, und ſeiner heiligen Urkunden. Es bindet den Himmel an die Erde, den Menſchen und die Natur an Gott, und wehret aller Klügelei des blöden Verſtandes und aller Anmaßung einer ſtolzen Weltweisheit. — Darum iſt dieſem Wort auch in der älteſten und heiligen Sprache eine Macht und Gewalt gegeben worden, wie in keiner andern. Sprachkundige wiſſen, daß es nicht blos die Stelle faſt aller andern ſogenannten Partikeln vertreten kann, indem es z. B. zwar, ſogar, aber, dennoch, oder und entweder, nämlich, weil, deßhalb, daß und damit, wann und dann ausdrückt und bezeichnet; ſondern ſogar die Gegenwart in Zukunft, und die Zukunft in Gegenwart, den Befehl in die Ausführung, Wollen in That verwandelt. — Es iſt ein recht königliches Wort — und — in dieſer Sprache — göttliches Geſchlechts — es deutet auf etwas Unvollendetes hin, das aber vollendet werden wird! — Es herrſchet hier; in andern dienet es nur. — — — —

Als darauf einer von der Geſellſchaft ſagte, ob denn nicht die griechiſche Sprache durch den größern Reichthum der Bindewörter einen großen Vorzug habe vor der ſogenannten heiligen hebräiſchen Sprache? ſo antwortete Winand: Allerdings! — — ſo wie ich ihr einen Reichthum von Bild- und Kunſtwerken einräume, deren die hebräiſche Nation kein einziges aufzuweiſen hat. Aber warum ſollen wir denn beide Nationen auf dieſe Weiſe vergleichen? Sie ſind zu divergirend, als daß ſie verglichen werden könnten. Und wie kann denn die Kunſt der Maaßſtab ſeyn? Und ſoll es die Kunſt ſeyn — wie wenn wir dann die edelſte aller ſchönen Künſte, die Dichtkunſt, nähmen! Und wir ſtellten dem Homer und Pindar den Hiob, die Pſalmen oder einen Jeſajas entgegen? — Aber das wollen und dürfen wir nicht. Unſere Unterſuchung betrifft nur das Wörtlein UND. Und ſprach nicht auch bei dem Beginn der neuen Weltordnung die Vorſehung das Wörtlein UND zwiſchen dieſen beiden Nationen der alten Welt aus? „Griechen und Hebräer" hieß es da. — So ſey es auch mit uns! Ohne Griechen und Hebräer wäre die neue religiöſe und geiſtige Weltordnung nicht entſtanden, in welcher wir leben und der wir ſo viel — ja unſer ganzes geiſtiges Leben verdanken. — Aber wir kehren zum UND zurück; denn ich habe noch einiges zu bemerken.

Das Wörtlein UND iſt das Wort des hebräiſchen Alterthums — und das Wörtlein ABER das des Griechiſchen. Beide erklären die verſchiedene Nationalbildung und den Geiſt beider Nationen. Die Griechen wurden durch Freiheit, Kunſt und Spiel zu dem gebildet, was ſie wurden. Die Sinnlichkeit, das Fleiſch war bei ihnen das Vorherrſchende; der Geiſt diente dieſem, aber nicht ſklaviſch — ſie verlangten nicht nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Dazu hatte dieſes Volk gar zu herrliche Anlagen und ein lebendiges Gefühl für Freiheit. Schönheit und Harmonie war das Ziel ſeines Strebens. Ueberall Leben und Regſamkeit in einer ſinnlichen, aber in der ſchönſten Form und Geſtalt — dabei die beſonnenſte Mäßigung und Beſchränkung in allem ſeinem Streben und unaufhörlichen Bilden. Dieſe Sophroſyne (Beſonnenheit), herrſcht eben ſo ſehr in Homers unſterblichen Geſängen, als in den Bildſäulen eines Phidias, und in der Philoſophie des Sokrates und Platon, ſowie in den Geſchichten eines Herodot, Thucydides und Xenophon, oder in den Dramen eines Sophokles. Selbſt die Tugend heißet bei ihnen Arete, d. h. Harmonie, Zuſammenſtimmung. Homer iſt das Nationalwerk und das Nationalbild dieſes Volkes, ſowie der Pentateuch oder die Geneſis [das] des iſraelitiſchen. Im Homer iſt aber nicht UND das königliche Wort, das alles beherrſcht und vertheilet, es iſt blos ein dienendes —

ſondern ABER (μεν, δε u. ſ. w.) iſt es. Und warum? — Der Geiſt des griechiſchen Alterthums iſt plaſtiſch — er ziehet alles in ſeinen Kreis herab, und geſtaltet es nach Gränzen und Geſetzen, die er ſich ſelbſt in fröhlicher Freiheit giebt. Himmel und Erde, Götter und Heroen, die Morgenröthe und die Nacht, die Bitten und die Strafe — alles muß ſich dieſe Geſtaltung gefallen laſſen. Selbſt der Olymp iſt bald auf Erden, bald im Himmel. Elfenbein und Marmor und Holz müſſen zu einem Gott werden, oder die Götter zu Elfenbein, Holz und Marmor. So vereinet der griechiſche Geiſt alles.

Aber nicht die Vereinigung allein ſchaffet die Harmonie und die Schönheit — alsdann müßte das Unisono die ſchönſte Muſik ſeyn: ſondern die beſonnene Vereinigung des Verſchiedenen und Mannigfaltigen zu einem Ganzen. Dieſe Harmoniſirung und Vereinigung geſchieht mit völliger Freiheit des Gemüths — ſo daß ſie als ein Spiel der Gemüths- und Verſtandeskräfte, und zugleich wieder durch Geſetz und Regel nothwendig, erſcheinet. — Doch ich komme wieder in meinen vorigen Lehrton. — Ich will alſo nur kurz und gut ſagen Das Leben und Weben der griechiſchen Welt iſt das Leben der Jugendwelt, — und ihr Treiben und Streben iſt ein freies Spiel. Jeder Knabe durchlebt ein frohes goldenes Zeitalter in Spiel und Freiheit, ehe der Israelitiſche Ernſt des Lebens ihm erſcheinet und ihn mit Ahnungen der Zukunft erfüllt. Ich erinnere mich gerne an jene Zeit, als unſere ganze Jugendkraft und Freiheitsgefühl ſich im Ballſpiel regte. Das ernſteſte Geſetz waltete in dieſem Spiel, und Jeder gehorchte demſelben mit dem ſtrengſten Gehorſam, aber auch mit der höchſten Freiheit; alles ging im abgemeſſenſten Rhythmus, und Ernſt und Spiel verſchmolzen in einander; immer war eines gegen den andern und alles doch auf das innigſte vereinigt, der angeſtrengteſte Kampf und doch die innigſte Harmonie. — Sehet hier das Bild der Hellenen-Welt! — Inniger, fröhlicher Genuß der Gegenwart, Herabziehen der ganzen Ober-

des Verſchiedenſten zu Einem Ganzen. — Die Griechen lebten, wie die Kindheit, ein eigentliches Leben der Natur — wovon Sirach ſagt: es wären immer Zwei gegen Zwei und Eins wider das Andere und doch die größte Eintracht und Harmonie.

So vereinigten auch die Griechen das Verſchiedenartigſte, Leben und Tod, auf ihren Urnen und Sarkophagen durch die Abbildungen energiſcher Kampfſpiele, luſtiger Tänze und muthwilliger Faunen und Satyrn. Alles aber ſtehet in der größten Ruhe da, — die Diſſonanzen ſind aufgelöſet in die ſchönſte Harmonie, die Gegenwart iſt in ſich vollendet, ein Kunſtwerk. Hier iſt alſo nichts Unbegränztes — oder noch zu Erwartendes. Aber in der Rede entſteht das Kunſtgebilde in der Zeitfolge und das Verſchiedenartige ſchließet, paßt und rundet ſich allmählig dem Ganzen an. Und hier macht das ABER nun die Uebergänge — es iſt wie der Meiſſelſchlag des Bildhauers, der den ſpröden und todten Marmor zu einer lebenden Göttergeſtalt umbildet und das Widerſtrebende zur geiſtig-ſinnlichen Einheit verbindet, und die Sinnlichkeit mit dem Geiſte vermählt. So mußte das ABER das Wort der Griechenwelt werden! Man leſe nur die erſten ſechszehn Verſe der Ilias oder Odyſſee, oder ſchlage auf, wo man wolle.

Fr. L. Z. Werner.

An Adelbert von Chamiſſo.

Berlin, den 14. Febr. 1808.

Mein ſehr geliebter Freund! Ich begrüße Sie mit einem Namen, den ich Ihnen angetragen haben würde, wären Sie mir nicht zuvorgekommen. Ich habe Sie ſchon ſeit ein paar Jahren ganz vorzüglich beobachtet und es ſcheint mir gar keine Frage, daß wir Freunde ſein müſſen. Verzeihen Sie, daß ich Ihren lieben Brief jetzt erſt beantworte. Ich war in Verhältniſſen, die mich dieſer anſcheinenden Unart wegen entſchuldigen, aus denen mich Gott jedoch eben ſo rettete, als aus mehreren Irrſalen meines Lebens. Sie ſchreiben mir mit einer Herzlichkeit, die mich innigſt rührt, und für die ich Ihnen herzlich danke. Sie wollen mich als einen Freund, einen Rather, eine ſtützende feſte Säule, wie Sie ſich ausdrücken, umarmen. Ich glaube Ihnen das. Auch ich kenne die Lage, wo der Menſch, wenn der Boden unter ihm zu ſinken ſcheint, ſich nach einem Anhalt umſieht, und jetzt beſonders, wo ich ſehr allein bin, wandelt mich dieſer menſchliche Wunſch oft an. Aber es ſteht in der Bibel: Verflucht iſt der, der ſich auf Menſchen verläßt, und hält Fleiſch für ſeinen Arm! — Wir ſind beide freilich unbehülflich und hülfsbedürftig; aber wir haben ja Gott und alles was wir uns gegenſeitig thun können, iſt etwa, daß Einer dem Andern die Einwirkungen mittheilt, deren ihn Gott gewürdigt hat, wozu ich denn auch gern erbötig bin, inſofern es mündlich geſchehen kann, da dergleichen Mittheilungen ihrer Natur nach ſich ſchriftlich nicht thun laſſen.

Dieſes wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geſchrieben habe, und zwar in den trivialen Stellen beſonders, hin und wieder ſchwache Spuren entdecken kann, ſo bin ich ein erbärmlicher Menſch, der ſich ſelbſt ſo wenig als Andern zu rathen weiß. Ich verſuchte es in den Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zuſammen zu klingeln, und dieſen Klingklang hat man gelobt: ſollte es Gottes Wille ſein, ſo werde ich vielleicht künftig einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann eben ſo albernerweiſe tadeln. Indeſſen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und alſo klingle ich, ſo lange die Leute noch darauf hören. Unter uns beiden kann die Rede davon nicht ſein. Wir wollen es uns eingeſtehen, daß die Thals Söhne und die grünen Almanache nur Pallette ſind, an denen wir die Farben unſers Pinſels probirt haben. **Anch' io son' pittore!**[*] dieſen Ausruf wollen wir nachſprechen. Aber beten können wir zu Gott, daß er uns, wenn auch nicht zu Malern, doch zu ihm gefälligen Menſchen mache! Ich höre jetzt bei Fichte die Anweiſung zum ſeeligen Leben oder, was er und jeder Vernünftige damit für ſynonym hält, zum Leben in der Liebe, zum einzigen wahren Leben. Fichte iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen von geſunder Kraftfülle. Dem Johanneiſchen Syſtem ergeben, iſt er ſelbſt ein Johannes, ein Vorläufer der Zeit, in der Glaube und Kraft ſich vereinigen ſollen, die wir glaubend erwarten, und was an uns iſt, herbeiführen müſſen, und die uns um ſo näher iſt, je mächtiger die Menſchheit durch den Druck von außen und Leiden von innen dazu fortgeſtoßen wird. Sie ſind mit Fichten bekannt, und haben ihn mit Erfolg benutzen können, da Sie ſelbſt religiös organiſirt ſind, und Fichte für dergleichen Gemüther (denn Andre verwirrt er) geſchaffen ſcheint. Seine Exiſtenz iſt Beweis, daß es für die Philoſophie einen Punkt giebt, aus dem ſie die Religion ahndet. Fichten's Syſtem ſcheint, ſo weit ich es kenne, eine

[*] „Auch ich bin ein Maler“ — Ausruf des Correggio beim Anſchauen der Werke Rafael's.

Vorſchule der Religion wie Jean Paul eine der Aeſthetik geſchrieben hat; daß Aeſthetik keine Gedichte machen lehrt, wiſſen Sie, Ihnen hat Gott eine praktiſche Vorſchule gegeben — Leiden! danken Sie ihm dafür, Sie können anders nicht zur Religion d. h. zum klaren Bewußtſein Ihrer Göttlichkeit gelangen. Sie ſind im Kampfe zwiſchen Pflicht und Neigung, ſtärkt Gott Sie inſofern, daß jene ſiegt, ſo ſind Sie geborgen. Wenn Sie der Muth verläßt, was auch dem Beſten kommen kann, ſo ſchütten Sie Ihr Herz aus vor Gott und würdigen Freunden, unter welchen unſere treffliche Freundin Sander, als geprüfte Sachkennerin, um ſo höher ſteht. — Schreiben Sie mir gelegentlich, ob Sie an Jeſum Chriſtum, d. h. an das Mittler-Amt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch hält es darin ein Jeder wie er kann. — Den Theremin liebe ich ſehr; er iſt geſund und ſchuldlos. Ich wünſche ſehnlichſt ihn bald verheirathet zu ſehen mit einem geſunden Mädchen, es wäre die einzige Heirath, die ich, wenn ich's könnte, aus allen Kräften beſchleunigen würde, ich rechne jedoch dabei vorzüglich auf den Beiſtand unſerer edlen Sander, deren geringſtes Verdienſt es iſt: klüger zu ſein, als wir Alle. Sie, mein theurer Adalbert, können noch nicht füglich heirathen. Zur Heirath nämlich gehört hauptſächlich, daß man dem Götzendienſte nicht anhängt, und dem ſind Sie noch ſehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indeſſen behält dennoch Gottes Gebot: Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir, ſeine unumſtößliche Kraft. Auch mit Ihrem Stande ſcheinen Sie nicht zufrieden, das thut mir leid, da Sie religiöſe ſind, und es zum prieſterlichen Stande* keine beſſere Vorbereitung giebt, als den Soldatenſtand, wiewohl ſie ſich nicht vereinbaren laſſen, da bekanntlich der Prieſter ſich nicht mit Blut beflecken darf. Daß Sie die Unſchuld in Sich und Andern achten, weiß ich; befleißigen Sie ſich eben ſo ſehr der Wahrhaftigkeit, welche die Baſis der Vergöttlichung iſt. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich nicht oft ſchreibe, ich muß viel Briefe ſchreiben, auch mit allerlei Menſchen viel ſprechen, habe alſo nicht viel Zeit übrig. Was der Rede werth iſt, kann ohnedem nicht geſchrieben, ſondern muß geſprochen werden, ich muß auch Sie ſprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen können, ſo komme ich wohl einmal, will's Gott, zu Ihnen.

---

* Sonderbare Vorausſetzung, die auf einem Mißverſtändniſſe Werners zu beruhen ſcheint. S.

Leben Sie wohl und vergeſſen Sie nicht den, der ſich im Ernſte Ihren Freund nennt und im Scherz Zacharias.

Unſer wackerer Sander war ſehr krank, beſſert ſich aber jetzt gottlob. Er hat eine ſeltene Reinheit und Zartheit des Herzens, die zum Theil ſchon der Zug beweiſt, daß er mit deßhalb hypochondriſch iſt, weil er ſeiner Frau unwerth zu ſein glaubt; ein Irrthum zwar, denn wer redlich liebt, iſt des trefflichſten Weibes werth, aber doch ein ſehr edler. Seine Frau fühlt und erwiedert das durch die ſorgfältigſte Pflege, und ich bin überzeugt, daß ſie lieber zu Grunde gehen, als den ohne ſie ganz hülfloſen Vater ihrer Kinder hülflos laſſen könnte. Sie ſollten dieſe kräftige Dulderin ſehen, wenn ſie eine Thräne, die man ihr nicht übelnehmen kann, in's Herz ſchluckt.

Schleiermacher.

I. Das Leben der Phantaſie.

(1801.)

O wüßten doch die Menſchen dieſe Götterkraft der Fantaſie zu brauchen, ſie die allein den Geiſt ins Freie ſtellt, ihn über jede Gewalt und jede Beſchränkung weit hinaus trägt, ſie, ohne die des Menſchen Kreis ſo eng und ängſtlich iſt! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Laufe des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Menſch nicht unbeſtimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anſtößt, ſein innres Handeln ginge? Aber ſo ſinnlich ſind ſie in der Sittlichkeit, daß ſie auch ſich ſelbſt nur da recht vertraun, wo ihnen die äußre Darſtellung des Handelns Bürgſchaft leiſtet für ihres Bewußtſeyns Wahrheit. Umſonſt ſteht in der großen Gemeinſchaft der Menſchen der, der ſo ſich ſelbſt beſchränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt iſt, ihr Thun und Leben anzuſchaun; vergebens muß er ſich über die träge Langſamkeit der Welt und ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünſcht ſich immer neue Verhältniſſe, von außen immer andre Aufforderungen zum Handeln, und neue Freunde, nachdem die alten was ſie konnten auf ſein Gemüth gewirkt; und allzulangſam weilt ihm überall das Leben. Und wenn es auch in beſchleunigterem Lauf ihn tauſend neue Wege führen wollte, könnte denn in der kurzen Spanne Zeit ſich die Unendlichkeit erſchöpfen? Was ſo jene niemals ſich erwünſchen können, gewinne ich durch das innere Leben der Fantaſie. Sie erſetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht:

jedes Verhältniß, worin ich einen andern erblike, mach' ich mir durch ſie zum eigenen; es bewegt ſich innerlich der Geiſt, geſtaltets ſeiner Natur gemäß, und bildet, wie er handeln würde, mit ſicherem Gefühle vor. Auf gemeines Urtheil der Menſchen über fremdes Seyn und fremde That, das mit todten Buchſtaben nach leeren Formeln berechnet wird, iſt freilich kein Verlaß; und gar anders, als ſie vorher geurtheilt haben, handeln ſie hernach. Hat aber, wie es ſein muß, wo wahres Leben iſt, ein inneres Handeln das Bilden der Fantaſie geleitet, und iſt ſo die vorgebildete That des gewohnten innern Handelns reines Bewußtſein; dann hat das angeſchaute Fremde den Geiſt gebildet, eben als wär' es auch in der Wirklichkeit ſein Eigenes, als hätte er auch äußerlich gehandelt. So nehm' ich wie bisher auch ferner kraft dieſes innern Handelns von der ganzen Welt Beſitz, und beſſer nutz' ich Alles in ſtillem Anſchaun, als wenn jedes Bild in raſchem Wechſel auch äußere That begleiten mußte. Tiefer prägt ſo ſich jedes Verhältniß ein, beſtimmter ergreift es der Geiſt, und reiner iſt des eignen Weſens Abdruck im freien unbefangnen Urtheil. Was dann das äußere Leben wirklich bringt, iſt nur des frühern und reichern innern Beſtätigung und Probe; nicht aber iſt in das dürftige Maaß von jenem die Bildung des Geiſtes eingeſchränkt. Drum klag' ich über des Schickſals Trägheit eben ſo wenig, als über ſeinen ſchnellen und krümmungsvollen Lauf. Ich weiß, daß nie mein äußeres Leben von allen Seiten das innere Weſen darſtellen und vollenden wird. Nie wird es mir ein großes Verhältniß bieten, wo meine That das Wohl und Weh von Tauſenden entſchiede, und ſich's äußerlich beweiſen könnte, wie Alles mir nichts iſt gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft. Nie werd' ich vielleicht in offne Fehde gerathen mit der Welt, und zeigen können, wie wenig Alles, was ihr vergönnt iſt zu geben und zu nehmen, den innern Frieden und die ſtille Einheit meines Weſens ſtört. Doch hoff' ich in mir ſelbſt zu wiſſen, wie ich auch das behandeln würde, wie zu dem allen ſchon lange mein Gemüth bereitet und gebildet iſt. So leb' ich, wiewohl in ſtiller Verborgenheit, dennoch auf dem großen thatenreichen Schauplatz der Welt. So iſt der Bund mit der geliebten Seele ſchon dem Einſamen geſtiftet, die ſchöne Gemeinſchaft beſteht, und iſt der beſſre Theil des Lebens. So werd' ich auch der Freunde Liebe, die einzige theure Habe, mir gewiß erhalten, was auch mir oder ihnen in Zukunft mag begegnen.

II. Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln.

An die Gebildeten unter ihren Verächtern.

(1806.)

Das Maaß des Wiſſens iſt nicht das Maaß der Frömmigkeit; ſondern dieſe kann ſich herrlich offenbaren, urſprünglich und eigenthümlich auch in dem, der jenes Wiſſen nicht urſprünglich in ſich ſelbſt hat, ſondern nur, wie Jeder, Einzelnes davon durch die Verbindung mit den Uebrigen. Ja der Fromme geſteht es Euch gern und willig zu, auch wenn Ihr etwas ſtolz auf ihn herab ſeht, daß er als ſolcher, er müßte denn zugleich auch ein Weiſer ſein, das Wiſſen nicht ſo in ſich habe wie Ihr; und ich will Euch ſogar mit klaren Worten dolmetſchen, was die meiſten von ihnen nur ahnen, aber nicht von ſich zu geben wiſſen, daß, wenn Ihr Gott an die Spitze eurer Wiſſenſchaft ſtellt als den Grund alles Erkennens oder auch alles Erkannten zugleich, ſie dieſes zwar loben und ehren, dies aber nicht daſſelbige iſt wie ihre Art Gott zu haben und um ihn zu wiſſen, aus welcher ja, wie ſie gern geſtehen und an ihnen genugſam zu ſehen iſt, das Erkennen und die Wiſſenſchaft nicht hervorgeht. Denn freilich iſt der Religion die Betrachtung weſentlich, und wer in zugeſchloſſener Stumpfſinnigkeit hingeht, wem nicht der Sinn offen iſt für das Leben der Welt, den werdet Ihr nie fromm nennen wollen; aber dieſe Betrachtung geht nicht wie Euer Wiſſen um die Natur auf das Weſen eines Endlichen im Zuſammenhang mit und im Gegenſaz gegen das andere Endliche, noch auch wie Eure Gotteserkenntniß, wenn ich hier beiläufig noch in alten Ausdrükken reden darf, auf das Weſen der höchſten Urſache an ſich und ihrem Verhältniß zu alle dem, was zugleich Urſache iſt und Wirkung; ſondern die Betrachtung des Frommen iſt nur das unmittelbare Bewußtſein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieſes ſuchen und finden in Allem, was lebt und ſich regt, in allem Werden und Wechſel, in allem Thun und Leiden, und das Leben ſelbſt im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieſes Sein, das iſt Religion. Ihre Befriedigung iſt, wo ſie dieſes findet; wo ſich dies verbirgt, da iſt für ſie Hemmung und Aengſtigung, Noth und Tod. Und ſo iſt ſie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und beſizend Alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wiſſen und Erkennen iſt ſie nicht, weder der Welt noch Gottes, ſondern dies erkennt ſie nur an, ohne es zu ſein; es iſt ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die ſie auch ſieht in Gott und Gott in ihr. — Ebenſo, wonach ſtrebt Eure Sittenlehre, Eure Wiſſenſchaft des Handelns? Auch ſie will ja das Einzelne des menſchlichen Handelns und Hervorbringens aus einander halten in ſeiner Beſtimmtheit, und auch dies zu einem in ſich gegründeten und gefügten Ganzen ausbilden. Aber der Fromme bekennt Euch, daß er, als ſolcher, auch hievon nichts weiß. Er betrachtet ja freilich das menſchliche Handeln, aber ſeine Betrachtung iſt gar nicht die, aus welcher jenes Syſtem entſteht; ſondern er ſucht und ſpürt nur in Allem daſſelbige, nämlich das Handeln aus Gott, die Wirkſamkeit Gottes in den Menſchen. Zwar wenn Eure Sittenlehre die rechte iſt, und ſeine Frömmigkeit die rechte, ſo wird er kein anderes Handeln für das göttliche anerkennen, als dasjenige, welches auch in Euer Syſtem aufgenommen iſt; aber dieſes Syſtem ſelbſt zu kennen und zu bilden, iſt Eure, der Wiſſenden, Sache, nicht ſeine. Und wollt Ihr dies nicht glauben, ſo ſeht auf die Frauen, denen Ihr ja ſelbſt Religion zugeſteht, nicht nur als Schmuk und Zierde, ſondern von denen Ihr auch eben hierin das feinſte Gefühl fordert, göttliches Handeln zu unterſcheiden von anderm, ob Ihr ihnen wohl anmuthet, Eure Sittenlehre als Wiſſenſchaft zu verſtehen. — Und daſſelbe, daß ich es gerade herausſage, iſt es auch mit dem Handeln ſelbſt. Der Künſtler bildet, was ihm gegeben iſt zu bilden, kraft ſeines beſondern Talents; und dieſe ſind ſo geſchieden, daß, welches der eine beſitzt, dem andern fehlt; wenn nicht Einer wider den Willen des Himmels alle beſitzen will; und niemals pflegt Ihr zu fragen, wenn Euch Jemand als fromm gerühmt wird, welche von dieſen Gaben ihm wohl einwohne, kraft ſeiner Frömmigkeit. Der bürgerliche Menſch, in dem Sinne der Alten nehme ich es, nicht in dem dürftigen von heut zu Tage, ordnet, leitet, bewegt kraft ſeiner Sittlichkeit. Aber dieſe iſt etwas Anderes als ſeine Frömmigkeit; denn die letzte hat auch eine leidende Seite, ſie erſcheint auch als ein Hingeben, ein ſich Bewegenlaſſen von dem Ganzen, welchem der Menſch gegenüberſteht, wenn die erſte ſich immer nur zeigt, als ein Eingreifen in daſſelbe, als ein Selbſtbewegen. Und die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewußtſein der Freiheit, in deren Gebiet auch Alles fällt, was ſie hervorbringt; die Frömmigkeit dagegen iſt gar nicht an dieſe Seite des Lebens gebunden, ſondern eben ſo rege in dem entgegengeſetzten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eigenes Handeln eines Einzelnen erſcheint. Alſo ſind doch beide verſchieden von einander, und wenn freilich auf jedem Handeln aus Gott, auf jeder Thätigkeit, durch welche ſich das Unendliche im Endlichen offenbart, die Frömmigkeit mit Wohlgefallen verweilt, ſo iſt ſie doch nicht dieſe Thätigkeit ſelbſt. So behauptet ſie denn ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß ſie aus dem der Wiſſenſchaft ſowohl als aus dem der Praxis gänzlich herausgeht, und indem ſie ſich neben beide hinſtellt, wird erſt das gemeinſchaftliche Feld vollkommen ausgefüllt und die menſchliche Natur von dieſer Seite vollendet. Sie zeigt ſich Euch als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden, als ihr natürliches Gegenſtück, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von jenen Ihr wollt.

Verſteht mich aber nur nicht wunderlich, ich bitte Euch, als meinte ich etwa Eines von dieſen könnte ſein ohne das Andere, und es könnte etwa Einer Religion haben und fromm ſein, dabei aber unſittlich. Unmöglich iſt ja dieſes. Aber eben ſo unmöglich, bedenkt es wohl, iſt ja nach meiner Meinung, daß Einer ſittlich ſein kann ohne Religion, oder wiſſenſchaftlich ohne ſie. Und wenn Ihr etwa nicht mit Unrecht, aus dem, was ich ſchon geſagt, ſchließen wolltet, Einer könnte doch meinetwegen Religion haben ohne Wiſſenſchaft, und ſo hätte ich doch die Trennung ſelbſt angefangen; ſo laßt Euch erinnern, daß ich auch hier nur daſſelbe gemeint, daß die Frömmigkeit nicht das Maaß der Wiſſenſchaft iſt. Aber ſo wenig Einer wahrhaft wiſſenſchaftlich ſein kann ohne fromm: ſo gewiß kann auch der Fromme zwar wohl unwiſſend ſein, aber nie falſch wiſſend; denn ſein eigenes Sein iſt nicht von jener untergeordneten Art, welche, nach dem alten Grundſatz, daß nur von Gleichem Gleiches kann erkannt werden, nichts Erkennbares hätte als das Nichtſeiende unter dem trüglichen Schein des Seins. Sondern es iſt ein wahres Sein, welches auch wahres Sein erkennt, und wo ihm dieſes nicht begegnet, auch nicht glaubt etwas zu ſehen. Welch ein köſtliches Kleinod der Wiſſenſchaft aber nach meiner Meinung die Unwiſſenheit ſei für den, der noch von jenem falſchen Schein befangen iſt, das wißt Ihr aus meinen Reden, und wenn Ihr ſelbſt es für Euch noch nicht einſeht, ſo geht und lernt es von Eurem Sokrates. Alſo geſteht nur, daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt einig bin, und daß das eigentliche und wahre Gegentheil des Wiſſens, [nicht Unwiſſenheit iſt, ſondern Dünkelwiſſen:] *

---

* Dieſe, oder ähnliche Worte ſcheinen im Text ausgefallen.

denn mit Unwiſſenheit bleibt Euer Wiſſen auch immer vermiſcht, jenes Dünkelwiſſen aber wird ebenfalls und zwar zwar am ſicherſten, aufgehoben durch die Frömmigkeit, ſo daß ſie mit dieſem zuſammen nicht beſtehen kann. Solche Trennung alſo des Wiſſens von der Frömmigkeit und des Handelns von der Frömmigkeit, gebt mir nicht Schuld daß ich ſezte, und Ihr könnt es nicht, ohne mir unverdient Eure eigene Anſicht unterzuſchieben, und Eure eben ſo gewohnte als unvermeidliche Verirrung, dieſelbe, die ich Euch vorzüglich zeigen möchte im Spiegel meiner Rede. Denn Euch eben, weil Ihr die Religion nicht anerkennt als das Dritte, treten die andern beiden, das Wiſſen und das Handeln, ſo auseinander, daß Ihr deren Einheit nicht erblickt, ſondern meint, man könne das rechte Wiſſen haben ohne das rechte Handeln, und umgekehrt. Eben weil Ihr die Trennung, die ich nur für die Betrachtung gelten laſſe, wo ſie nothwendig iſt, für dieſe zwar gerade verſchmäht, dagegen aber auf das Leben ſie überträgt, als ob das, wovon wir reden, im Leben ſelbſt getrennt könnte vorhanden ſein und unabhängig Eines vom Andern; deshalb eben habt Ihr von keiner dieſer Thätigkeiten eine lebendige Anſchauung, ſondern es wird Euch jede ein Getrenntes, ein Abgeriſſenes, und Eure Vorſtellung iſt überall dürftig, das Gepräge der Nichtigkeit an ſich tragend, weil Ihr nicht lebendig in das Lebendige eingreift. Wahre Wiſſenſchaft iſt vollendete Anſchauung; wahre Praxis iſt ſelbſterzeugte Bildung und Kunſt; wahre Religion iſt Sinn und Geſchmack für das Unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne dieſe, oder ſich dünken laſſen, man habe ſie ſo, das iſt verwegene übermüthige Täuſchung, frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in ſicherer Ruhe fordern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur ſcheinbar zu beſitzen. Was kann wohl der Menſch bilden wollen der Rede Werthes im Leben und in der Kunſt, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm ſelbſt geworden iſt? Oder wie kann Einer die Welt wiſſenſchaftlich umfaſſen wollen, oder wenn ſich auch die Erkenntniß ihm aufdrängte in einem beſtimmten Talent, ſelbſt dieſes üben, ohne jenen?

Denn was iſt alle Wiſſenſchaft, als das Sein der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? Was iſt alle Kunſt und Bildung, als Euer Sein in den Dingen, denen ihr Maaß, Geſtalt und Ordnung gebet? Und wie kann beides in Euch zum Leben gedeihen als nur ſofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, ſofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in Euch lebt? Darum werdet Ihr jeden wahrhaft Wiſſenden auch andächtig finden und fromm; und wo Ihr Wiſſenſchaft ſeht ohne Religion, da glaubt ſicher, ſie iſt entweder nur übergetragen und angelernt, oder ſie iſt krankhaft in ſich, wenn ſie nicht gar jenem leeren Schein ſelbſt zugehört, der gar kein Wiſſen iſt, ſondern nur dem Bedürfniß dient. Oder wofür haltet Ihr dies Ableiten und Ineinanderflechten von Begriffen, das nicht beſſer ſelbſt lebt als es dem Lebendigen entſpricht? Wofür auf dem Gebiet der Sittenlehre dieſe armſelige Einförmigkeit, die das höchſte menſchliche Leben in einer einzigen todten Formel zu begreifen meint? Wie kann dieſes nur aufkommen, als nur weil es an dem Grundgefühl der lebendigen Natur fehlt, die überall Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit aufſtellt? Wie jenes, als weil der Sinn fehlt, das Weſen und die Grenzen des Endlichen nur aus dem Unendlichen zu beſtimmen, damit es in dieſen Grenzen ſelbſt unendlich ſei? Daher die Herrſchaft des bloßen Begriffs! Daher ſtatt des organiſchen Baues die mechaniſchen Kunſtſtücke Eurer Syſteme! Daher das leere Spiel mit analytiſchen Formeln, ſeien ſie kategoriſch oder hypothetiſch, zu deren Feſſeln ſich das Leben nicht bequemen will. Wollt Ihr die Religion verſchmähen, fürchtet Ihr der Sehnſucht nach dem Urſprünglichen Euch hinzugeben, und der Ehrfurcht vor ihm, ſo wird auch die Wiſſenſchaft Eurem Ruf nicht erſcheinen; denn ſie müßte entweder ſo niedrig werden als Euer Leben iſt, oder ſie müßte ſich abſondern von ihm, und allein ſtehen; und in ſolchem Zwieſpalt kann ſie nicht gedeihen. Wenn der Menſch nicht in der unmittelbaren Einheit der Anſchauung und des Gefühls Eins wird mit dem Ewigen, bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtſeins ewig getrennt von ihm.

III. Reich Gottes und Wiedergeburt.

(1812 und 1821.)

Wie das Reich eines Fürſten der Erde doch nicht überall, wo äußerlich nach ſeinem Willen gehandelt wird, ſondern nur da recht iſt, wo ſein Wille auch der wahre gemeinſame Wille derer iſt, die ihm dienen und unter ihm leben, während die übrigen mehr oder weniger in einer heimlichen Feindſchaft gegen ihn, wie ſehr auch der äußere Schein das Gegentheil ſage, begriffen ſind: eben ſo iſt auch das Reich Gottes in dieſem engern Sinne nur in denen, welche von einem gemeinſamen Geiſte, der Gottes Willen in ihrem Herzen verkündigt, getrieben werden. Dieſe mannigfaltigen Gaben, die immer zu demſelben Zweck zuſammenſtimmen, weil ſie aus demſelben Geiſt hervorgehen, dieſe Früchte des Geiſtes, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Glaube, Keuſchheit; dieſe mancherlei Aemter, die jetzt von dieſem, dann von jenem — denn nie fehlt ein Anderer, wenn Einer dahin iſt — aber immer treu und tüchtig beſetzt ſind unter dem Einen Herrn, dieſe freiwilligen, auf immer und auf Leben und Tod verbundenen Diener im Wort der Wahrheit in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit, dieſe Unbekannten und überall bekannt, dieſe Sterbenden die immer wieder aufleben, dieſe Armen die viel reich machen, dieſe Starken die nie eitler Ehre geizig ſind, ſich unter einander zu entrüſten und zu haſſen, das iſt das Reich Gottes. Und in jedem Einzelnen iſt es, wie die Schrift ſagt, Friede und Freude im heiligen Geiſt; der Friede Gottes, der auf die ewige Liebe und Weisheit vertrauend, ſich durch nichts irre machen läßt in dem Glauben daran, daß der Herr ſich je länger je mehr in der Welt der Geiſter verherrlichen werde, der

Friede Gottes, durch den es ſtill wird und ruhig in dem ſonſt ſtürmiſchen Gemüth, durch den die irdiſchen Gewalten der Seele zur Ruhe gebracht ſind, daß ſie dem klaren Spiegel gleicht, in dem alle Gegenſtände ſich rein und richtig abbilden; das Reich Gottes in jedem Menſchen iſt Freude am heiligen Geiſt, die über alles irdiſche weit erhabene Freude an der Gemeinſchaft der Menſchen mit Gott, die Freude die keines andern Ereigniſſes bedarf, als daß wir immer wirkſamer die Kraft Gottes in uns fühlen und immer weniger aus dem Bewußtſeyn verlieren den, in welchem wir leben weben und ſind. Aber nicht alle Menſchen leben in dieſer Verbindung und genießen dieſes Friedens und dieſer Freude. Wir kennen die große Menge derer, die aus dem Fleiſche geboren auch nur Fleiſch ſind. Sie haben zwar auch alle oder wenigſtens ihrer viele unter ſich einen gemeinſchaftlichen Zweck; aber weil das, was ſie ſuchen, für jeden nur in ſeinem ſinnlichen Daſein liegt, ſo bilden ſie überall keine feſte Gemeinſchaft, ſie unter ſich ſind nur einzeln und vorübergehend verbunden, und keiner kann ſchon an und für ſich das, was der andere thut oder genießt, auch als ſein eigen und ſeinen Zweck befördernd anſehen. So haben ſie auch keinen andern Frieden als indem die ſtürmiſchen Leidenſchaften, die ſinnlichen Triebe, oder auch die ſanften fröhlichen geſelligen Neigungen der Seele befriediget werden und ihrem Tichten und Trachten hiernach ſich kein äußeres Hinderniß entgegengeſetzt. So haben ſie auch keine andere Freude, als wenn ſie ſich im vollen Beſitz der Güter und Kräfte des Lebens befinden, aus denen jene Befriedigung hervorgeht; wenn ſich ihnen neue Schätze dieſer Art eröffnen, wenn ſie ſich im Vergleich mit andern überflüßig begabt finden, und alſo ihre Befriedigungen auf lange oder auf immer geſichert. Das iſt gewiß, daß dieſe nicht im Reiche Gottes ſind, ſondern fern von demſelben führen ſie ein reiches üppiges ſich herrlich ausbreitendes Leben — in ſeiner Art. Es kann ſehr verfeinert werden und veredelt, aber auch die feinſte edelſte Sinnlichkeit bleibt doch nur Fleiſch, und nie wird ſie Geiſt. Wenn auch in dem ganzen Leben ſolcher Menſchen keine Handlung vorkäme, die nicht in dem Leben deſſen, den der Geiſt Gottes treibt, auch vorkommen könnte: ſobald der innere Grund nur dieſer iſt und kein anderer; ſobald Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Liebe nur als Mittel angeſehen werden zum Genuß, und nur in dieſem, von welcher Art er auch ſei, der Zweck liegt, ſobald nicht der auf Gott und göttliche Ordnung gerichtete Sinn herrſcht, ſo fühlen wir den Unterſchied auf das allerbeſtimmteſte. Aus irgend einer noch größern Erhöhung, Vervollkommnung, äußerlichen Reinigung dieſes ſeinem inneren Grunde nach ſinnlichen Lebens kann jenes geiſtige niemals hervorgehen; ein ſolches iſt aus Fleiſch geboren und bleibt Fleiſch, wenn auch zur höchſten Blüthe der Geſundheit und Schönheit entwikkelt, es giebt nicht etwa einen Uebergang wie von dem roh ſinnlichen zu dem zahmen gebändigten anmuthigen, ſo auch einen von dieſem zu dem wahrhaft guten und heiligen. Sollen ſolche Menſchen in das Reich Gottes kommen, ſo müſſen ſie dort ein ganz anderes neues Leben führen, und der Anfang eines neuen Lebens iſt eine neue Geburt. Und fern ſind wir gewiß alle von der Anmaßung zu glauben, diejenigen, die ſo leben, könnten eben deshalb, weil ſie einmal ſo ausgebildet ſind, zu dem neuen Leben gar nicht kommen, und es ſei eine neue Geburt, wenn ſie ihnen auch nöthig wäre, doch nicht möglich für ſie, ſondern was einmal Fleiſch geboren wäre das müſſe auch für immer Fleiſch bleiben. Denn daraus müßte ja folgen, was Geiſt iſt, das ſei auch ſchon urſprünglich aus dem Geiſt geboren; aber das iſt keinesweges das Bewußtſein, welches wir von uns ſelbſt haben. Vielmehr ſagt einem jeden von uns ſeine Erfahrung, ſeine beſtimmte Erinnerung, daß der Friede Gottes uns nicht urſprünglich und immer eingewohnt hat, ſondern daß er uns geworden iſt, daß das Fleiſch früher in uns geherrſcht hat als der Geiſt. Wenn wir auch nie eine Zeit grober Vergehungen, ſchändender Leidenſchaften, erniedrigender Lüſte gehabt haben: wir ſind doch nicht von Unſchuld und Reinheit des Herzens anfangend allmählig immer mehr zur Fülle der Kraft und Jugend eines gottgefälligen Lebens gekommen, ſondern zwiſchen dem Anfang unſers Daſeins und unſerm gegenwärtigen Leben und Streben liegt dennoch eine Zeit, wo die Luſt die herrſchende Kraft war, wo ſie empfieng und die Sünde gebar. Wenn wir ehrlich ſeyn wollen, es giebt eine Zeit, in welche wir nur mit dem Gefühl zurückſehn, daß wir uns ſcheinen ſeitdem andere Menſchen geworden zu ſeyn. Was damals unſer innerſtes Ich und Selbſt war, das iſt uns ein Fernes und Fremdes geworden; und das Geſetz göttlicher Ordnung, was jetzt durch Gottes Gnade das Geſetz unſeres Lebens geworden iſt, das wir lieben und üben, das war uns damals ein fernes und fremdes, wir wurden es nur inne als eine äußere, den freien Lauf unſers Lebens hemmende Gewalt, eben wie uns jetzt die einzelnen Regungen des Fleiſches und der Sünde eine ſolche Gewalt ſind, die wir nicht zu unſerm eigenen Leben rechnen. Und ſo iſt es denn wahr, das eine Leben hat aufgehört und das andere hat angefangen, der Anfang des neuen Lebens aber iſt die neue Geburt; und es gilt allgemein, wenn jemand in Chriſto iſt, der iſt eine neue Kreatur, das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt alles neu worden. Wir können nicht anders ſagen, als dieß iſt nach unſerer chriſtlichen Ueberzeugung der Gang des ganzen menſchlichen Geſchlechts und jedes einzelnen. So ſcheidet im allgemeinen Chriſtus zwei Zeiten des menſchlichen Geſchlechts, und iſt ſelbſt die Wiedergeburt deſſelben; die chriſtliche Zeit iſt nicht die Fortſetzung der jüdiſchen und heidniſchen, ſondern eine neue. So iſt für jedes Volk die Erſcheinung des Evangeliums in demſelben ſeine Wiedergeburt, nicht nur eine Vervollkommung des vorigen, ſondern wie die Geſchichte lehrt, geht vielmehr oft manches, was auch gut und ſchön war, erſt unter, und die ganze Bildung, das ganze Leben ſchlägt einen andern Weg ein. So iſt faſt jede große Weltbegebenheit ein Gericht über ein mächtig gewordenes Verderben, und der Keim eines neuen Lebens in irgend einer Hinſicht; und nur da, wo wir beides finden und in ſeinem Zuſammenſeyn verſtehen, nur da finden und erkennen wir eine große Erſcheinung. Und eben daſſelbe gilt nun von dem Einzelnen; die Sünde muß irgendwo mächtig geworden ſeyn, das Fleiſch muß gelebt und geherrſcht haben, damit die Gnade mächtig werde, wenn der Geiſt zum Leben gelangt; jeder muß erſt gekoſtet haben von dem verderblichen Leben, dann wird er durch die zweite That der göttlichen Allmacht und Liebe geboren aus dem Geiſte, und wird Geiſt. Von dieſer Verwandlung haben wir alle als Chriſten ein unbezwingliches und unveräußerliches Bewußtſeyn; und wenn wir als Mitglieder unſeres Bundes im engeren Sinne ſolche bewillkommen, die vorher demſelben nicht angehörten, ſo ſetzen wir voraus, daß ſie es geworden ſind durch die neue Geburt, die aus Gott iſt.

IV. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft.

(1818.)

Die Gaſtfreundſchaft hat überall in der menſchlichen Geſellſchaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zuſtand verſchwunden iſt, in welchem jeder jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindſelig behandelt: ſo beginnt auch die natürliche Milde ſich zu entwikkeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verſchlagen, oder durch beſonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen ſind, die Ferne zu ſuchen; dieſe ſowol als jene erſcheinen hülfsbedürftig und verlaſſen, und ſolches Mitgefühl treibt gutartige Menſchen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen ſich erweitern, deſto mehr verſchwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlaſſungen ſich häufen, die den Menſchen, und zwar großentheils ſeines Vortheils und Gewinns wegen, aus der Heimath treiben, deſto dringender wird es Veranſtaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger, auch in der weiteſten Ferne von ſeiner Heimath nicht nur ſeine Bedürfniſſe befriedigen, ſondern ſich auch die Annehmlichkeiten des Lebens

verſchaffen kann, ohne zu fremder Milde ſeine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt ſich alſo, was früherhin eines und daſſelbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gaſtfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen ſpäteren Geſtaltungen der letzteren ſehen wir die Beziehung auf jenen urſprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wol nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede ſeyn, als wenn chriſtliche Hausväter, die auf irgend eine Weiſe in näherer Verbindung ſtehen, gegenſeitig auch ſich und die ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichſam zur Erinnerung an jenen erſten Urſprung der Gaſtfreundſchaft. Und ſo iſt es im Weſentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Völkern auch in verſchiedenem Maaß; und wenn der Verfaſſer unſeres Textes uns für die chriſtliche Gaſtfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel,[*] ein geiſtiges Ziel vorhält, ſo iſt doch gewiß ſeine Abſicht nicht geweſen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tiſchreden miſchten ſich die hülfreichen Warnungen und die tröſtlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöſer ſehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gaſtmahl, wo der Wein ausging, das Waſſer in Wein verwandeln, ſondern auch an andern feſtlichen Tagen ſehen wir ihn bald von den Oberſten des Volkes gaſtlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo dann der eigentliche Mittelpunkt des Feſtes war, und immer entſpann ſich eine Fülle der Lehre und des geiſtigen Genuſſes aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wol Alle, wenn jemand verlangte, die chriſtliche Gaſtfreundſchaft ſolle ſich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geiſtige mit untergraben. Denn die Gemüthsſtimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein ſich der freieſte und heiterſte geiſtige Genuß im geſelligen Zuſammenſein zu entwikkeln pflegt. Nur das Verhältniß des leiblichen zum geiſtigen, wie es ſchon von ſelbſt nach Zeit und Ort gar ſehr verſchieden ſein muß, iſt nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht läugnen, es wird zu unſerer Zeit auch beſonders unſerem Volke nachgeſagt, daß in allen Erweiſungen der Gaſtfreundſchaft das leibliche mehr als nöthig ſey, hervorſtehe, und man klagt oft, daß dadurch das geſellige Leben bei uns, mehr als dies anderwärts der Fall iſt, erſchwert werde. Aber es iſt wol nicht leicht in dieſen Sachen zu richten. Daß das leibliche in der Geſelligkeit ſich in einem gewiſſen Maaß ausbreite, kann unrecht ſein, wenn es die Verhältniſſe des Hausſtandes überſchreitet, wenn die große Regel des chriſtlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben ſoll um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es iſt unmöglich etwas allgemeines zu ſagen, um das Maaß zu beſtimmen. Denn an und für ſich ſcheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gaſtfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geiſtige Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöſer ſelbſt behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wiſſen wer er war. Auch berichten uns die Evangeliſten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward belehrend zu reden und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den feſtlichen Anſtalten der Sinn ſeiner Rede doch nicht vorüber ging. Und wenn der Erlöſer bei ſolchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel ausſprach gegen die Gaſtfreiheit der Reichen ſeiner Zeit, ſo iſt es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und ſein Stillſchweigen ſpricht ebenfalls dafür, daß ſich hierüber nichts allgemeines beſtimmen laſſe. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unſeres Textes ſo deutlich liegt; wir ſollen gaſtfrei ſein, damit wir auch Engel beherbergen können.

---

[*] Hebr. 13, 2.

Der Zweck aller Gaſtfreiheit nämlich ſoll auf geiſtigen Verkehr und geiſtigen Genuß gerichtet ſeyn, und alles Aeußere und Leibliche ſoll dem nur dienen. Ueberall wo wir ſehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geiſtiger

Genuß könne hervorgerufen werden, da iſt von vorne herein der einzige des Chriſten würdige Zweck aller Geſelligkeit verfehlt, und auch die einfachſten äußeren Anſtalten erſcheinen uns ſchon als verſchwendete Kraft und Zeit. Ueberall wo die Aufmerkſamkeit ausſchließend oder ängſtlich auf das Aeußere gerichtet iſt, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, ſich zu brüſten mit geſuchter Zierlichkeit oder ſchwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Geſtalt eine Denkart ſich offenbart, welche ſich an das leibliche vornämlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höhern Zweck, und als Grundlage zu einer geiſtigen Mittheilung betrachtet: da fühlt ſich jeder beengt, der das geiſtige ſucht; die ferneren Bewegungen des Geiſtes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verſtändigen Geſelligkeit muß nothwendig verfehlt werden.

K. S. Zachariä.

Von der Erde als Weltkörper.

(1820 und 1839.)

Von dem *Inneren* der Erde wiſſen wir nur wenig, und die Tiefe, bis zu welcher man bis jetzt unter den Meeresſpiegel in die Erde eingedrungen iſt, beträgt noch kaum den 20000ſten Theil des Erdhalbmeſſers. Nur ſo viel läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß die Erde blos mit einer feſten Rinde umgeben iſt, in ihrem Innern aber ein Feuermeer wogt. (Wir lebten alſo auf einem Gewölbe, durch welches wir vielleicht nur wenige Meilen von einem Feuermeere getrennt wären! Oft gewarnt durch Erderſchütterungen, durch die Ausbrüche der Vulkane und durch andere Naturerſcheinungen, leben wir dennoch unbeſorgt auf dieſem Gewölbe, wie unter dem nicht feſtern, welches der Staat über uns ſpannt. Das Glück der Menſchen beruht auf der Ungewißheit ihrer Zukunft.) — Bekannter ſind wir mit dem *Luftkreiſe*, welcher die Erde umgiebt. Abgeſehn von den Dünſten, die in demſelben von der Erde aufſteigen, beſteht er faſt überall aus 0,73 Stickſtoff und 0,27 Sauerſtoff. Doch die Veränderungen, die in der Erdatmoſphäre vorgehn, ſind mit den Verſchiedenheiten des Klimas ſo genau verwebt, daß ſie beſſer in der Lehre von dieſen in Erwägung gezogen werden.

Die *Oberfläche* der Erde iſt theils Waſſer, theils Land. Den größeren Theil — ohngefähr zwei Drittheile — der Erdoberfläche nimmt das Waſſer ein. Das Land wird überall vom Meere, nicht dieſes von jenem umſchloſſen, ſo daß das feſte Land aus einer Menge größerer oder kleinerer, bald ſo, bald anders geſtalteter Inſeln beſteht. Doch iſt das Verhältniß zwiſchen dem Raume, welchen das Waſſer, und dem, welchen das feſte Land auf der Oberfläche der Erde einnimmt, nicht ein ſtändiges oder ein — ein für allemal beſtimmtes, Verhältniß. In dem Kampfe zwiſchen Waſſer und Land iſt bald das eine, bald das andere der unterliegende Theil. Die Ströme ſetzen an ihren Mündungen in das Meer unaufhörlich neues Land an. Einige Theile des feſten Landes, z. B. die ſkandinaviſche Halbinſel, ſcheinen ſich allmälig mehr und mehr über den Meeresſpiegel zu erheben. In der Südſee arbeiten die Korallenthierchen unermüdlich an den Grundlagen zu neuen Inſeln. Dagegen wird an andern Orten der Erde das feſte Land dem Meere oder den Seen oder den Strömen zur Beute. Ja, es giebt große Landſtriche, welche ſich, wie z. B. die Oſtküſte von Grönland, allmälig unter den Meeresſpiegel herabzuſenken ſcheinen, andere, welche von ihren Bewohnern, wie z. B. Holland, nur durch Feſtungswerke, d. i. durch Dämme oder Deiche, gegen die Eroberungsſucht des Meeres vertheidiget werden können. Endlich wechſelt auch an einigen Orten die Oberfläche der Erde periodiſch ihre äußere Beſchaffenheit; das feſte Land wird von Zeit zu Zeit, wie z. B. in Südamerika, durch Ueberſchwemmungen in einen großen See verwandelt, aus welchem nur einzelne Anhöhen als Inſeln hervorragen. — Dieſer Kampf des Waſſers mit dem feſten Lande hat in allen ſeinen Geſtalten und Auftritten den erheblichſten und mannigfaltigſten Einfluß auf die Menſchenwelt gehabt. Wenn z. B. die Bewohner der Niederlande von jeher und ſo oft ihren Freiheitsmuth bethätiget haben, nährte und ſtärkte nicht dieſen Muth der Kampf, den ſie für ihr Land mit der See zu beſtehen hatten? Oder, wenn im Innern des ſüdamerikaniſchen Feſtlandes, ungeachtet das Land von ſo vielen und großen Strömen durchſchnitten iſt, dennoch Kultur und Civiliſation nie bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben ſcheinen, iſt das nicht, wenigſtens zum Theil, den periodiſchen Ueberſchwemmungen zuzuſchreiben, welchen das Land unterworfen iſt?

Der Menſch, ein Landthier, wohnt alſo auf einer Inſelwelt. Die beiden größten Inſeln ſind das Feſtland der alten und das der neuen Welt. Die eine und die andere Inſel wird durch eine Landenge, die erſtere durch die Landenge von Suez, die letztere durch die von Panama, jedoch die eine in einer andern Richtung als die andere, gehälftet. So beſteht alſo ein jeder dieſer Kontinente wieder aus zwei großen Halbinſeln; jedoch mit dem Unterſchiede, daß die eine Halbinſel ein Vorland, Europa, hat. Um dieſe beiden Hauptinſeln oder um dieſe vier Halbinſeln herum liegen wieder eine Menge anderer Inſeln, die größten in der Südſee. — Dieſe Geſtalt unſerer Inſelwelt ſteht mit der Geſchichte und mit dem dermaligen Zuſtand unſeres Geſchlechts in dem genaueſten Zuſammenhange. So iſt z. B. die Landenge von Panama, (wie A. v. Humboldt bemerkt,) das Bollwerk, welches die Selbſtſtändigkeit des chineſiſchen und des japaniſchen Reiches gegen die Europäer — für jetzt noch — ſchützt. So iſt dieſe, ſo wie die Landenge von Suez von dem entſchiedenſten Einfluſſe auf den Gang des Welthandels. Doch was läßt ſich ſchon jetzt von der Zukunft ahnden?

Von Natur — d. i. abgeſehen von der Macht des Menſchen über die Außenwelt — iſt das Meer die ſchärfſte Grenzſcheide zwiſchen den Wohnplätzen der Menſchen, die ſtärkſte Schutzwehr, welche ein Volk gegen die Angriffe anderer Völker haben kann, das ſicherſte Mittel, ein Volk bei ſeinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten. (Daher wählten auch die Schriftſteller, welche das Ideal eines Staates zu entwerfen verſuchten, faſt ohne Ausnahme eine Inſel zum Wohnplatze für das Volk, das dieſes Ideal verwirklichen ſollte; z. B. Thomas Morus, Franz Bacon, Harrington, der Geſchichtſchreiber der Inſel Felſenburg.) Schon von ſchiffbaren Flüſſen und von Strömen kann man behaupten, daß ſie an ſich die Menſchen und ihre Wohnplätze von einander ſcheiden und ſondern, wenn ſie auch andererſeits der Geſelligkeit in ſo fern befreundet ſind, als ſie zu Anſiedelungen an ihren

Ufern einladen, Völkern auf ihren Wanderzügen zu Wegweiſern dienen. — Nun hat zwar die Erfindung, ſchwimmende Inſeln, d. i. Schiffe, zu bauen und zu ſteuern, dieſes Verhältniß der Gewäſſer und insbeſondere das des Meeres zur Menſchenwelt nicht gänzlich aufgehoben oder umgeändert; wie z. B. die Geſchichte Großbrittaniens beurkundet. Doch iſt es den Menſchen durch die Erfindung und durch die allmälige Vervollkommnung der Schiffahrt gelungen, einen Verkehr mit einander zu eröffnen, welchen ſie ſonſt beziehungsweiſe überall nicht oder nicht eben ſo leicht und vortheilhaft mit einander zu unterhalten im Stande ſeyn würden. Es iſt ihnen gelungen, die Ströme in Heerſtraßen, die Flüſſe in Gemeinde- oder Nachbarwege, das Meer in eine Weltſtraße zu verwandeln. So ſteht aber die geſammte Geſchichte der Menſchheit, die Geſchichte der Nationen und der Völker mit der Zahl und Beſchaffenheit, mit der Vertheilung und Richtung der Ströme und ſchiffbaren Flüſſe und eben ſo mit der Geſtalt unſerer Inſelwelt, mit dem Verhältniſſe, in welchem die Wohnſitze der Nationen und Völker dem Weltmeere näher oder ferner liegen, in welchem alſo die Nationen und Völker von dieſer Weltſtraße leichter oder ſchwerer Gebrauch machen können, in dem genaueſten und mannigfaltigſten Zuſammenhange. Denn die Grundurſachen aller Kultur und Civiliſation ſind einerſeits die Geſelligkeit und andererſeits die Unfriedfertigkeit der Menſchen. Die größere oder geringere Wirkſamkeit dieſer Urſachen aber hängt weſentlich von dem Verhältniſſe ab, in welchem die Menſchen leichter oder ſchwerer mit einander verkehren — ſich zu einander geſellen oder einander bekriegen können. Man kann ſogar, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, behaupten, daß kein Volk auf eine höhere Stufe der Kultur und Civiliſation und zu einer ausgebildeteren Verfaſſung urſprünglich gelangt iſt, deſſen Land nicht an die See grenzte oder nicht von einem oder mehreren Strömen oder ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten wurde. Die großen aſiatiſchen Reiche, welche zuerſt in der Geſchichte auftauchen, entſtanden am Euphrat, am Tigris, am perſiſchen Meerbuſen. Die Geſtalt der Halbinſel dieſſeits des Ganges, der Indus und der Ganges, welche dieſe Halbinſel durchſtrömen, geben genügenden Aufſchluß über die Thatſache, daß ſich dort ſchon in den früheſten Zeiten große und mächtige Staaten gebildet hatten. Aehnliches läßt ſich über das himmliſche Reich, über China, bemerken. (Thibet erhielt ſeine Kultur, den neueſten Unterſuchungen nach, vom ſüdlicheren Aſien.) In Europa und in Afrika finden wir zuerſt am mittelländiſchen Meere ein regſameres geiſtiges Leben, künſtlicher geordnete Verfaſſungen. Daß ſich die heutige Bevölkerung Europa's durch eine höhere und vielſeitigere Bildung vor den Völkern der übrigen Welttheile auszeichnet, hat unter anderm darin ſeinen Grund, daß ſich Europa, in mäßiger Breite, durch Buchten und Meerbuſen mannigfaltig ausgezackt und eingebogen, in die See hinausſtreckt, daß es im Verhältniß zu andern Theilen der Erde vielleicht am allermeiſten von Flüſſen durchſchnitten iſt. Auch aus der Geſchichte der Ureinwohner der neuen Welt laſſen ſich Beweiſe für den obigen Satz entlehnen. (Peru; Meriko; Bauwerke in Nordamerika an den großen Strömen des Weſtens, welche auf eine weit fortgeſchrittene Kultur der ehemaligen Bewohner jener Gegenden hindeuten.) Außerdem aber hat man in der politiſchen Hydrographie den Eindruck in Anſchlag zu bringen, welchen der Anblick des Weltmeeres auf das Gemüth des Menſchen macht. Der Anblick des Weltmeeres macht die Menſchen muthiger, unternehmender, freiſinniger. Darum veränderten, wie Plutarch bemerkt, die dreißig Männer, welche in Athen die Herrſchaft an ſich geriſſen hatten, (die triginta tyranni), den Sitzungsort eines Gerichts, welches die Ausſicht auf die See gewährte, ſo daß die Ausſicht nun nach dem Lande gieng, auf daß ſich die Richter nicht der verlornen Freiheit erinnerten. „Stundenlang“, ſagt ein anderer Schriftſteller, „ſaßen wir hier (in Cette) auf den Klippen, horchten dem Rauſchen der Wogen, ſahen wie Woge über Woge herzog aus der blauen Ferne, um endlich in weißem Schaum an unſeren Füßen zu zerſchellen, ſtaunten den ewigen Kampf der Meeresfluth mit dem Lande an und die Trophäen der Kämpfer. Jetzt erſt verſtehe ich den Sinn der Worte in meinem Plinius: O mare! o littora! Man iſt ein anderer Menſch, wenn man da ſteht am Meeresufer und die Erde peitſchen ſieht vom Meere und dieſe dem Meere ſich entgegenſtämmen. — Alle Nationen, die einſt über andere geboten, die Griechen, die Römer, die Saracenen, die Spanier, wohnten am Ufer des Meeres. Ideen und Werke der Bewohner der Binnenländer verhalten ſich zu den Ideen und Werken der Völker am Meere, wie die Waſſermaſſen ihrer Flüſſe und Seen zum Oceane. Eine Nation, die ihre Meeresufer verliert, hat Alles verloren; denn ſie hat den Begriff der Größe verloren. Wo ſind die Thaten des zahlreichſten Volkes, das immer nur im Binnenlande lebte, die ſich mit den Großthaten der Hand voll Genueſer, Portugieſen, Belgier, Dänen, Schweden vergleichen können? Ein Menſch, der nie am Meeresufer war, bleibt ſo beſchränkt, wie es der Horizont auf dem Feſtlande gegen den unermeßlichen Geſichtskreis auf dem Meere iſt.“ Wohl iſt in den Bemerkungen dieſes Schriftſtellers Einiges auf die Rechnung des *erſten* Eindrucks zu ſetzen. Jedoch, wer am Meere wohnt, iſt ſich des Einfluſſes nur weniger bewußt, welchen die Nähe des Meeres auf ſeine Gemüthsſtimmung hat. Schon das iſt etwas, an einem großen Fluſſe zu wohnen.

Die größten der Inſeln, welche aus dem Weltmeere hervorragen, — die Feſtlande oder Kontinente, — erheben ſich in einigen ihrer Theile mehr, in andern weniger über den Meeresſpiegel; ſie beſtehen aus Bergrücken, (ſey es, daß dieſe die ſchon feſte Erdrinde durchbrochen haben, oder daß ſich das übrige feſte Land an ſie angeſetzt oder angelagert hat), aus Hochebenen, aus Abdachungen, aus Flächen, die wieder bald ſo bald anders geſtaltet ſind. Schon iſt von Einigen, z. B. von Ritter, der Verſuch gemacht worden, die Feſtlande nach Maßgabe dieſer Verſchiedenheit oder der Figur ihrer Oberfläche in

Länder oder Bezirke zu theilen. Und in der That iſt dieſer Eintheilungsgrund der einzige, welcher dem einzutheilenden oder zu zerlegenden Gegenſtande, dieſen an und für ſich betrachtet, entſpricht. Auch unter den kleineren Inſeln und auf denſelben finden ſich ähnliche Ungleichheiten und Unebenheiten des Bodens.

Unermeßlich iſt der Einfluß, den dieſe ſo verſchiedenartige Geſtalt und Figur der Oberfläche des Landes, für ſich und in Verbindung mit der Größe und Begrenzung der einzelnen Inſeln, auf die Menſchen- und Staatenwelt hat und gehabt hat. — Hier nur einige Thatſachen zur Erläuterung und Beſtätigung dieſes Satzes! Gebirgige Länder (wie z. B. Tyrol, mehrere Kantone der Schweiz, die Baskiſchen Provinzen Spaniens) laſſen ſich leichter vertheidigen, als ebene Landſtrecken. Daſſelbe gilt von einem Lande, welches (wie z. B. Böhmen) von einem hohen Bergrücken, gleich als von einem Walle, umgeben iſt; auch in einem gewiſſen Grade von einem Lande, das (wie z. B. Italien, die Halbinſel jenſeits der Pyrenäen, die dieſſeits des Ganges) auf der einen Seite durch einen hohen Bergrücken und von den übrigen Seiten durch das Meer begrenzt iſt. Ich ſage, daß eine ſolche Halbinſel nur in einem gewiſſen Grade eine für den Vertheidigungskrieg vortheilhafte Begrenzung habe. Wenn der Feind den Bergrücken einmal überſtiegen oder ſeewärts eine Landung mit Erfolg gemacht hat, ſo wird er, je erſchwerter ihm der Rückzug iſt, deſto tapferer fechten; wie auch die Geſchichte der ſo eben genannten Länder beweist. — Wo ſich das Feſtland in große Ebenen verflacht, entſtehen und verſchwinden leichter große Reiche, als in Landſtrichen, welche durch Bergrücken unterbrochen ſind oder aus welchen Hochebenen aufſteigen. Wie oft hat in Mittelaſien, einem Lande jener Art, ein ſolcher Wechſel ſtatt gefunden! Wie weit ſtetiger iſt dagegen in dieſer Beziehung die Geſchichte der Deutſchen, dieſen Namen in ſeiner engeren Bedeutung genommen; beſonders wegen des Bergrückens, welcher, von Oſten nach Weſten hinſtreichend, Deutſchland in das nördliche und in das ſüdliche theilt. Dieſer Bergrücken war die Haupturſache, daß es einerſeits den Deutſchen gelang, die oft wiederholten Angriffe der Nachbarvölker mit Erfolg abzuwehren, und daß es ihnen andererſeits doch nie glückte, die politiſche Einheit der Nation vollſtändig oder auf die Dauer zu begründen. — Auch auf die inneren Angelegenheiten der Staaten, auf ihre Verfaſſung und auf die Regierungsweiſe, hat die Geſtalt des feſten Landes Einfluß. In Gebirgsgegenden reiben ſich die Menſchen weniger an einander; da erheiſcht ſchon der Kampf mit der Natur ihre ganze Kraft; da ſind ſie, von Gefahren umgeben, muthiger und ſtolzer; da hat die Macht der Regierung, wie in dem Charakter, ſo ſchon in den örtlichen Verhältniſſen der Regierten gewiſſe Schranken. Auf dem ebnen Lande kann wenigſtens und muß oft die Regierung kräftiger einſchreiten. — Endlich, eine nicht minder bedeutende Rolle ſpielt die Geſtalt des feſten Landes in der Geſchichte des Handels, ſeines Ganges und ſeiner Wege, und in der Geſchichte der Züge und Wanderungen der Völker. So findet man in mehreren Gebirgsländern (z. B. auf dem Kaukaſus, auf den Himalayabergen, auf beiden Seiten der Pyrenäen) Ueberbleibſel von Völkern, deren Name auf dem ebnen Lande bereits längſt verhallt iſt. Denn ein Bergvolk hängt feſter an ſeiner Heimat, als ein Volk, welches das ebene Land bewohnt: ſey es, daß jenes ſeine Sitten mehr dem Boden aneignen muß, oder daß es, abgeſchieden von der Welt, weniger von der Welt angezogen wird, oder daß in einer Gebirgsgegend eine geheimnißvollere Anziehungskraft liegt. — Doch hat man ſich bei dieſen, ſo wie bei allen ähnlichen Betrachtungen vor dem Fehler der Einſeitigkeit zu hüten. Die Menſchenwelt iſt ein ſo künſtlich verſchlungenes Ganzes, der Urſachen, auf welche das Treiben und die Schickſale der Menſchen zurückgeführt werden können oder wenigſtens von uns nur zurückgeführt werden können, ſind ſo viele, Freiheit und Naturnothwendigkeit ſtehen in der Menſchenwelt in einem ſo ſchwer zu erklärenden Zuſammenhange mit einander, daß durch das Zuſammenwirken mehrerer und verſchiedenartiger Urſachen nicht ſelten die Wirkſamkeit der einen oder der andern in einem gegebenen Falle aufgehoben oder unkenntlich gemacht wird. Und dennoch kann die Wiſſenſchaft nur eine jede Urſache für ſich in ihren Wirkungen verfolgen.

Jedoch, ſo gewiß auch die Geſtalt und Figur der Oberfläche des feſten Landes einen mehr oder weniger entſcheidenden Einfluß auf die Menſchen- und Staatenwelt hat, gleichwohl würde man ſich irren, wenn man der Natur den Zweck unterlegen wollte, daß ſie durch die Geſtaltung des feſten Landes den Staaten beſtimmte „natürliche“ Grenzen angewieſen, d. i. den verſchiedenen Nationen und Völkern der Erde die Art angedeutet und vorgezeichnet habe, wie ſie den Erdboden unter ſich vertheilen ſollten. Und doch iſt dieſe Lehre in den neueren und in den neueſten Zeiten nicht ſelten geprediget worden. Bald hat man Bergrücken und Ströme und Wüſten und Meere für die von der Natur ſelbſt den Staaten geſetzten Grenzmarken erklärt. Bald wollte man den Erdboden nach Stromgebieten, d. i. ſo vertheilen, daß der ganze Landſtrich, aus welchem ein Strom von ſeinem Urſprunge an bis zu ſeiner Mündung in die See ſeinen Waſſerſchatz zieht, das Eigenthum eines und deſſelben Volkes ſeyn ſollte u. ſ. w. — Ich will gegen dieſe Lehre nicht das geltend machen, daß ſie zur Beſchönigung eines gewaltſamen Angriffs auf den dermaligen Beſitzſtand der europäiſchen Völker benutzt oder gemißbraucht werden könnte, ſo gewiß ſie auch dieſer Vorwurf trifft. Auch das will ich ihr nicht entgegenſetzen, wie gern der Menſch die eigene Weisheit zur Weisheit der Natur erhebt. Schon wenn man dieſe Lehre auf ihrem eigenen Boden bekämpft, iſt ſie nicht zu retten. Sie betrachtet die Geſtalt des feſten Landes in Beziehung auf das politiſche Intereſſe der Menſchheit; ſie verlangt eine auf der Geſtalt des feſten Landes beruhende bleibende Vertheilung des Erdbodens nach Ländern und Staatsgebieten. Aber iſt es denn Zweck der Natur, daß die Völker für immer an ein beſtimmtes Land, gleich als Leibeigene und Grundholden, gebunden ſeyn ſollten? oder wollte nicht die Natur vielmehr Streit und Zwietracht unter den Menſchen ſtiften, wohl wiſſend, daß Kultur und Civiliſation nur im Treibhauſe gedeihen? hat ſie nicht ſogar von Zeit zu Zeit ganze Nationen unter einander geworfen, (wie z. B. die Mongolen unter die Chineſen, die Deutſchen unter die Römer,) um die eine durch die andere zu veredeln oder um ein neues und beſſeres Geſchlecht zu erzeugen? Die Lehre, die hier bekämpft wird, hat keinen Sinn, wenn ſie nicht dem *Intereſſe der Völker* entſpricht. Aber man nehme z. B. eine Karte des heutigen Europa, man verſuche eine Vertheilung des europäiſchen Bodens nach ſeiner Geſtalt und Figur, und man wird zu Reſultaten gelangen, welche mit dem Zwecke dieſer Vertheilung geradezu im Widerſpruche ſtehn. Allerdings iſt es für einen Staat vortheilhaft, wenn ſein Gebiet natürliche Grenzen hat. Aber, wenn man den Erdboden in dem Intereſſe der Staaten vertheilen dürfte und wollte, hätte man ſonſt nichts zu berückſichtigen, als den Ländern natürliche Grenzen, in der oben beſtimmten Bedeutung zu geben? Iſt nicht z. B. auch die Figur des Staatsgebietes (ob dieſe die Kreisgeſtalt oder die Geſtalt eines Viereckes iſt u. ſ. w.) etwas? Uebrigens kann ja die Befeſtigungskunſt den Mangel an natürlichen Grenzen wenigſtens in einem gewiſſen Grade ergänzen. (Meiſter in der Kunſt, die Landesgrenze zu befeſtigen, waren die Römer. Doch iſt der Werth dieſer Kunſt durch die Beſchaffenheit der Angriffsmittel bedingt.)

Wenn auch die Natur die Wohnplätze der Menſchen an einigen Orten der Erde durch Landmarken (durch Gebirgszüge oder durch Wüſten,) geſchieden und geſondert hat, ſo ſind dieſe noch nirgends von *der* Art, daß ſie dem Verkehr zu Lande unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legten. Meiſt hat die Natur ſogar beſondere Veranſtaltungen getroffen, um den Menſchen das Ueberſchreiten dieſer Landmarken zu erleichtern. Die Gebirgszüge ſind durch Abſätze oder Flußbetten unterbrochen; in den Wüſten liegen fruchtbare Inſeln, die Oaſen; zur Beſchiffung dieſer Sandmeere ſchenkte die Natur den Menſchen das

Schiff der Wüſte, das Kameel. Auch die Macht der Menſchen über die Außenwelt vermag in einem gewiſſen Grade über die Schwierigkeiten zu gebieten, welche jene Landmarken dem Verkehre entgegenſetzen; jedoch am wenigſten über die Unwirthbarkeit der Wüſten. Das dürfte z. B. eine von den Urſachen ſeyn, warum die Völker des inneren Afrika nie vom Norden her in dem Beſitze ihrer uralten Wohnſitze geſtört worden zu ſeyn ſcheinen.

So klein auch unſere Erde, verglichen mit andern Weltkörpern iſt, ſo iſt doch der Flächenraum, über welchen das Menſchengeſchlecht verbreitet iſt, im Verhältniß zu der Beweglichkeit der Menſchen noch immer ſo groß, daß ſchon deßwegen der Gedanke, als könnte das Menſchengeſchlecht dereinſt eine einzige große Geſellſchaft bilden, welche durch eine allgemein verbreitete, wahrhaft menſchliche Kultur und Civiliſation der Idee der Menſchheit entſpräche, zu den leeren Träumen oder zu den frommen Wünſchen zu gehören ſcheint, ſo gewiß auch dieſer Gedanke zu den erhabenſten gehört, welche der Menſch zu faſſen im Stande iſt. Aber gerade in dieſer Beziehung vermag der Menſch ſeine Macht über die Außenwelt zu beurkunden; er vermag ſelbſt über Raum und Zeit zu gebieten. Gerade in dieſer Beziehung hat die europäiſche Menſchheit in den neueſten Zeiten, — durch die Anwendung des Dampfes als einer Schiffe und Wagen bewegenden Kraft, durch die Erfindung der Eiſenbahnen, durch die Verſuche in der Luftſchwimmkunſt, — Fortſchritte gemacht, welche von der Vorwelt nicht geahndet, der Nachwelt die Ausſicht auf noch größere Fortſchritte eröffnen. Dieſe Erleichterung des Verkehres unter den Menſchen, ob ſie wohl nur auf das Intereſſe des Handels und das des geſellſchaftlichen Umganges berechnet zu ſeyn ſcheint, iſt dennoch zugleich den höchſten Zwecken der Menſchheit förderlich. Nur darf man in der Geſchichte der Menſchheit nicht nach Jahrzehnten, ja nicht einmal nach Jahrhunderten zählen.

Alexander von Humboldt.

I. Das Leben in der Schöpfung.

(1805.)

Wenn der Menſch mit regſamem Sinne die Natur durchforſcht, oder in ſeiner Phantaſie die weiten Räume der organiſchen Schöpfung mißt, ſo wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner ſo tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, ſelbſt am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Geſange der Vögel, wie von dem Sumſen ſchwirrender Inſekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünſte ſchweben, auch die oberen ätheriſch-reinen, ſind belebt. Denn ſo oft man den Rücken der peruaniſchen Cordilleren, oder, ſüdlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges beſtieg, hat man ſelbſt in dieſen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, faſt zweimal höher als der Aetna, ſahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Inſekten. Wenn auch, von ſenkrechten Luftſtrömen getrieben, ſie ſich dahin, als Fremdlinge, verirrten, wohin unruhige Forſchbegier des Menſchen ſorgſame Schritte leitet; ſo beweiſet ihr Daſeyn doch, daß die biegſamere animaliſche Schöpfung ausdauert, wo die vegetabiliſche längſt ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den ſchneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt; höher, als alle Gipfel der Andeskette, ſchwebte oft über uns der Cundur, der Rieſe unter den Geyern. Raubſucht und Nachſtellung der zartwolligen Vikumas, welche gemſenartig und heerdenweiſe in den in dieſe Region.

Zeigt nun ſchon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, ſo enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroſkopiſcher Geſchöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewäſſern empor. Unbeweglich und in Scheintod verſenkt, ſchweben ſie in den Lüften, bis der Thau ſie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchſichtigen wirbelnden Körper einſchließt, und (wahrſcheinlich durch den Lebensſtoff, den alles Waſſer enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geſchöpfen trägt der Luftkreis auch zahlloſe Keime künftiger Bildungen. Inſekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Feder-Kronen zur langen Herbſtreiſe geſchickt ſind. Selbſt den belebenden Staub, den, bei getrennten Geſchlechtern, die männlichen Blüthen ausſtreuen, tragen Winde und geflügelte Inſekten über Meer und Land den einſamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforſchers dringt, iſt Leben, oder Keim zum Leben, verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht ſind, und über deſſen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organiſchen Geſchöpfen zur nothwendigſten Nahrung; ſo bedürfen dieſelben dabei doch noch einer gröberen Speiſe, welche nur der Boden dieſes gasförmigen Oceans darbietet. Dieſer Boden iſt zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umfloſſen; den größern Theil bildet das Waſſer, vielleicht einſt vor Jahrtauſenden durch elektriſches Feuer aus luftförmigen Stoffen zuſammengenommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkſtatt der Wolken, wie in den pulſirenden Gefäſſen der Thiere und Pflanzen, zerſetzt.

Unentſchieden iſt es, wo größere Lebensfülle verbreitet ſey, ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In dieſem erſcheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgeſtorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöſchlich wird mir der Eindruck jener ſtillen Tropen-Nächte der Südſee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das geſenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetariſches Licht ausgoßen; und wo zugleich in der ſchäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwaſſer verbergen zahlloſe Gewürme von wunderbarer Geſtalt. Unſerem Auge faſt unerkennbar ſind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeſte, wie die Lemna, deren Schatten ſie ſuchen. Von mannichfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die ſilberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentaſtoma, welches die weitzellige Lunge der tropiſchen Klapperſchlange bewohnt. So ſind auch die verborgenſten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier beſcheiden bei den Geſchlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Daſeyn beruht das Daſeyn der thieriſchen Schöpfung. Unabläſſig ſind ſie bemüht, den rohen Stoff der Erde organiſch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu miſchen, was nach tauſend Umwandlungen zur regſamen Nervenfaſer veredelt wird. Derſelbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thieriſchen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich iſt der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporſteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Froſt bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhaſcht. Doch überall darf der Menſch ſich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und ſchiebt plötzlich (wie einſt zwiſchen den griechiſchen Inſeln) einen

Naturerſcheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis ſie nach Jahrtauſenden über den Waſſerſpiegel hervorragend abſterben, und ein flaches Corallen-Eiland bilden: ſo ſind die organiſchen Kräfte ſogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen ſo plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, iſt bei der großen Entfernung der Küſten ſchwer zu entſcheiden. Aber auf dem nackten Steine, ſobald ihn zuerſt die Luft berührt, bildet ſich in den nordiſchen Ländern ein Gewebe ſammtartiger Faſern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erſcheinen. Einige ſind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere ſind in Furchen durchſchnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt ſich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt ſich nach und nach in ein ſtaubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden ſich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert ſich ſchichtenweiſe ein organiſches Gewebe auf das andere, und wie das ſich anſiedelnde Menſchengeſchlecht beſtimmte Stufen der ſittlichen Cultur durchlaufen muß, ſo iſt die allmählige Verbreitung der Pflanzen an beſtimmte phyſiſche Geſetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einſt zarte Flechten das erdenloſe Geſtein. Laubmooſe, Gräſer, krautartige Gewächſe und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemeſſenen Zwiſchenzeit aus. Was im Norden Flechten und Mooſe, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geſchichte der Pflanzendecke und ihre allmählige Ausbreitung über die öde Erdrinde, hat ihre Epochen, wie die Geſchichte des ſpätern Menſchengeſchlechts.

II. Die Tropengewächſe.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künſtlers werth, den Charakter aller dieſer Pflanzengruppen nicht in Treibhäuſern, oder in den Beſchreibungen der Botaniker, ſondern in der großen Tropen-Natur ſelbſt, zu ſtudiren. Wie intereſſant und lehrreich für den Landſchaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten ſechzehn Hauptformen, erſt einzeln, und dann in ihrem Contraſte gegen einander, darſtellte. Was iſt maleriſcher, als baumartige Farrenkräuter, die ihre zartgewebten Blätter über die mexikaniſchen Lorbeereichen ausbreiten! Was reizender, als Piſanggebüſche von hohen Bambusgräſern umſchattet! Dem Künſtler iſt es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter ſeiner Hand löst ſich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geſchriebenen Werken der Menſchen, in wenige einfache Züge auf!

Am glühenden Sonnenſtrahl des tropiſchen Himmels gedeihen die herrlichſten Geſtalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der rieſenmäßigen Feigenbäume. Das friſche Grün der Pothosblätter und der Dracontien contraſtirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Baniſterien umſchlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Guſtavia. Bei dieſer Fülle von Blüthen und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe, wird es oft dem Naturforſcher ſchwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von

Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen ſind die Gewächſe ſaftſtrotzender, von friſcherem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichern Erdſtrichen. Geſellſchaftlich lebende Pflanzen, welche die europäiſche Vegetation ſo einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, faſt zweimal ſo hoch als unſere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unſere Lilien ſind. An den ſchattigen Ufern des Magdalenenfluſſes in Süd-Amerika wächst eine rankende Ariſtolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, ſich die indiſchen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im ſüdindiſchen Archipel hat die Blüthe der Raffleſia faſt drei Fuß Durchmeſſer und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher ſich unter den Wendekreiſen nicht blos einzelne Berge, ſondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieſer Höhe iſt, gewähren dem Tropen-Bewohner einen ſeltſamen Anblick. Außer den Palmen und Piſanggebüſchen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordiſchen Ländern anzugehören ſcheinen. Cypreſſen, Tannen und Eichen, Berberisſträucher und Erlen (nahe mit den unſrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im ſüdlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menſchen in der heißen Zone verliehen, ohne ſeine Heimath zu verlaſſen, alle Pflanzengeſtalten der Erde zu ſehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine ſeiner leuchtenden Welten verbirgt.

Dieſen und ſo manchen andern Naturgenuß entbehren die nordiſchen Völker. Viele Geſtirne und viele Pflanzenformen, von dieſen gerade die ſchönſten (Palmen und Piſanggewächſe, baumartige Gräſer und feingefiederte Mimoſen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächſe, welche unſere Treibhäuſer einſchließen, gewähren nur ein ſchwaches Bild von der Majeſtät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unſerer Sprache, in der glühenden Phantaſie des Dichters, in der darſtellenden Kunſt der Maler, iſt eine reiche Quelle des Erſatzes geöffnet. Aus ihr ſchöpft unſere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotiſchen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einſame Menſch ſich aneignen, was in den fernſten Erdſtrichen erforſcht wird, und ſo in ſeinem Innern eine Welt ſich ſchaffen, welche das Werk ſeines Geiſtes, frei und unvergänglich, wie dieſe, iſt.

E. M. Arndt.

I. Leben auf der Inſel Rügen vor 65 Jahren.

(1840.)

Es war auf der Inſel Rügen damals noch die Zeit des ungeſtörten chriſtlichen Glaubens, und meine guten Aeltern und die Baſe Sofie, meiner Mutter jüngſte Schweſter, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menſchen. Sie hatten in dem Magiſter Stenzler, dem Großvater des jetzigen Profeſſors Stenzler in Breslau, Paſtor in Garʒe, einen vorzüglichen Prediger und Seelſorger. Keinen Sonntag ward die Kirche, ohne den gültigſten Grund verſäumt, bei ſchlechtem Wetter hingefahren, bei ſchönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn ſeine älteren Buben neben ſich herlaufen ließ. Dieſe durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, ſondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, ſo gab er uns ſeinen alten Großknecht zum Führer, einen chriſtlichen bibliſchen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein beſonderer Beſchützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines ſehr guten Gedächtniſſes erfreute und großen Eifer und viel Beleſenheit in der Heiligen Schrift hatte, ſo prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magiſter eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der oberſten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüſten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun bei'm Aufſagen und Vorleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöd ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Aerndte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich ärndtete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſch-Baum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Vaſe Sofie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Karakter der Aeltern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng, und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Aeltern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im Allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt lotterig und ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſeyn mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Werth legte, auch kein Bedürfniß davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luſt und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brod, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Eben ſo wenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge drauf geſetzt, und ohne Mantel und Ueberrock, es mogte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſeyn, mußte er mit ſeinem Gewerb fortgaloppiren. Ja der Vater noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einſpänner-Schlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhucken, und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert ſeyn mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mogte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige, daß ſie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben Schmerz und Noth Muthwille und Unvorſichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böſe Fälle von Bäumen oder Pferden, Verſinkungen und Wiederherausreißungen in Waſſer und unter Eis, wie alltäglich waren ſolche Geſchichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralſund und Magiſter Stenzlers nebſt vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unſre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und ſchon einmal verſunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den naſſen triefenden Kleidern in die Geſindeſtube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In dieſem Zuſtande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Geſellſchaftszimmer erſcheinen. Die Männer ſpielten L'hombre; die Frauen ſaßen am Theetiſch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer ſtand ſcheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, ſo ſehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erſchien meine Retterin, die gute Tante Sofie; ſie fühlte zufällig meinen naſſen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes naſſes Abentheuer und erbarmte ſich meines Elends. Flugs ward ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und ſo in's Bett. Die naſſen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erſchien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Geſellſchaft. Die Baſe aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind ſchon genug geplagt worden bin, mein Wegſchleichen entſchuldigt.

Ich habe eben geſagt, daß damals alles nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit ſtrebte. Dies ging durch alle Klaſſen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten gränzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelaſſener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunſt der Umſtände ſich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann und hatte ſich durch Reiſen und Verkehr mit Gebildeten ſo viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutſchland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verſtand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geſchickter, ſchrieb ſein Deutſch und ſeinen Namen richtiger und ſchöner, als die meiſten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübſcher anſtändiger Mann, wenigſtens für das Ländchen Rügen, wie die Menſchenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigſten Geiſtlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarſchaft Umgang. Man behalf ſich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerſt wohlfeil und das Geld alſo ſehr theuer war, mit der leichten nordiſchen Gaſtlichkeit, welche in unſerer Landſchaft durch die ſchwediſchen Sitten, woran ſie ſich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müſſen, vielleicht im ganzen Norddeutſchland die frohherzigſte war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundſchaftlichſte und herzigſte mit einander um. Von den Geiſtlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unſerm Hauſe. Mein frommer und freundlicher alter Chriſtengel von Wotke war leider ſchon ſeit einigen Jahren wieder in ſein hinterpommerſches Kaſſubien gezogen.

Verſteht ſich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt

Pächterjungen blieben, arme kleine Geelſchnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürſtiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch ſchon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Feierſchmäuſen, Hochzeiten u. ſ. w. was waren das für Anſtalten und Zurüſtungen auch bei ſo kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Alſo ſtehe es!

Es ging bei ſolchen Gelegenheiten in dem Hauſe eines guten Pächters oder eines ſchlichten Dorfpfarrers ganz eben ſo her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derſelben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich ſteifer und ungelenker, alſo lächerlicher und alberner. Es war nur der Parukenſtil oder der heuchleriſch wälſch und jeſuitiſch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenſtil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die franzöſiſche Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langſam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knickſungen bewegte ſich die rundliche Frau Paſtorin und Pachterin mit ihren Mamſellen Töchtern gegen einander, um die Hüften wulſtige Poſchen geſchlagen, das oft falſche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Abſätzen chineſiſch in die engſten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weiſe eben ſo ſteif, aber doch tüchtiger. Bei dieſen hatten die großen Bilder des ſiebenjährigen Krieges den wälſchen Geſchmack etwas durchbrochen. Man mogte mit Recht ſagen, es waren die komiſchen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und ſeiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, ſchwere ſilberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanſchetten, in den Händen ein langes ſpaniſches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den ſteif einpomadirten und eingewächſeten Locken und der langen Haarpeitſche —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbſt dieſe kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten ſchon mit heran. O es war eine ſchreckliche Kopfmarter bei ſolchen Feſtlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeſchlagenen Stunde, bis der Zopf geſteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden ſollten, mit Wachs und Pomade drauf geſchlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Geſellſchaft traten, mußten ſie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küſſen.

Das Poſſierlichſte bei dieſen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutſchen Sprache, welcher damals in jenem Inſelchen auch für etwas Ueberaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit ordentlich umzugehen verſtanden, ohne dem Dativ und Akkuſativ in einer Viertelſtunde wenigſtens einige hundert Maulſchellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigſtens die erſten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Verſammlung einer Geſellſchaft hochdeutſch zu radbrechen; erſt wann die erſte Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die erſten Beklemmungen, welche der Ueberfluß von Komplimenten verurſacht, über einer Taſſe Kaffee verſeufzet waren, ſtieg man wieder in den Alltagsſocken ſeines gemüthlichen Plattdeutſch hinunter. Auch franzöſiſche Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälſche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das **Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour)** und **à la Wundör! (à la bonheur)**, oder an die **Fladrun (flacon)**, wie das gnädige Fräulein B. ihre Waſſerflaſche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann ſie zu Roß zuſammenſtießen, ſich mit ſolchen ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

II. Portrait des Freiherrn vom Stein.

(1831 und 1840.)

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendſten Verhältniſſen und außerordentlichſter Zeit gelebt und gewirkt hat, müſſen die verſchiedenſten Urtheile ergehen, zumal wenn ſeine ganze Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein ſehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um ſo mehr erfahren, je mehr die Zeit ſelbſt in den ſchärfſten Gegenſätzen ſteht. So iſt es geſchehen, und dieſer in ſeinem ganzen Weſen Feſteſte und ihm ſelbſt Aehnlichſte iſt wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, ſo daß die Einen ihn als zu freiſinnig, ja als neuerungsſüchtig, die Andern als zu ariſtokratiſch geſinnt und das Alte vorliebend geſcholten haben. Wir haben dieſen großen und guten Mann gekannt mit ſeinen Tugenden und mit ſeinen Fehlern, die er nach dem Looſe der menſchlichen Gebrechlichkeit auch an ſich trug. Auch er iſt in der wechſelvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Anſichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; in ſeinen Geſinnungen und Grundſätzen aber iſt er immer der Zuverläſſige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menſchlich und chriſtlich deutſch war, hat in Rede und That immer den wärmſten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur ſeiner äußern Wirkſamkeit, ſeiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einſt meiſt verwiſcht ſeyn wird, doch wird ſein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für ſein Volk und ſein Vaterland, wird das Unſichtbare und Unbewußte, das unſterbliche, unvergängliche Abbild des geiſtigen Wirkens eines edlen und biedern Menſchen, wie wir glauben und wiſſen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutſchen Volks fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in ſeine Bruſt gelegt, ihn mit einer raſchen blitzſchnellen Auffaſſung, einem kühnen geſchwinden Verſtande gerüſtet: Geſchwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er ſelbſt. Er mußte fortſtoßen, was ihm im Wege ſtand, niederreißen, was ihn in ſeinem Laufe aufhalten wollte — ſehr ſchlimm, wenn dieſe großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt geweſen wären. Vor nichts zurückbeben, geſchwindeſtes Handeln, regeſtes Schaffen war ſein Element. Daß der Inhaber einer ſo feurigen und heftigen Natur ſich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben ſollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menſchen und Führung Gottes hatten ſein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines ſolchen Temperaments meiſtens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im beſten Sinne einer großherzigen Natur in freieſter Wirkſamkeit ſich entfalten zu können, immer in den erſten Stellen ſtehen müſſen. Den gewöhnlichen Künſten, wodurch geherrſcht und gewirkt wird, hat er ſich nie bequemen können. Des Widerſtandes war er ungeduldig und begriff meiſtens erſt ſpät ſeine Nothwendigkeit. Widerſpruch und Widerſtreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In ſolchem Kampf der Geiſter, nur geſchwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er ſich ganz in ſeinem Elemente. Heftig, auch hart iſt er oft geweſen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat ſein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geſchwindes Urtheil oder ein raſches Wort je einmal geſündigt hatte, hat er laut oder ſtill, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererſtattung gethan. Wie ſein ganzer Sinn in Deutſchland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, ſo war der ſtarke und helle Stahl ſeines Karakters auch ganz deutſch ausgeſchmiedet.

An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Menſch ihn übertroffen; er ſah und wandelte ſtrack und gerad vor ſich hin. Das war ſein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden ſollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm ſeyn muß, Segen bringe. Das war ſein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Alſo: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen ſolchen Mann hat ein verächtlicher franzöſiſcher Geldfeilſcher und Späher, Namens Bourienne, ſich erfrecht mit dem Argwohn zu beſchatten, als ſey er fähig geweſen, mit ſolchen zu zetteln, die auf ſchleichende Dolchſtiche ſinnen? Als ein Mann, deſſen Luſt im Schaffen und Hervorbringen beſtehen ſollte, ſah er den Gegenſtand, der ihn eben anzog, ſogleich in ſeiner ganzen abgeſonderten Schärfe, einzeln, eng, einſeitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch ſo machen und ausführen zu können. Erſt allmälig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er ſich vor ſeinen Blicken, und zeigte ſeine verſchiedenen Seiten und Verhältniſſe und die verwandten Beziehungen. So war er [illegible] beſtellt, daß er nie von oben nach unten hinab, [illegible] immer von unten nach oben hinaufſtieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge ſah er erſt, lange nachdem ſie vollendet waren. Für alles, ſobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichſam von der Zeit ſchon etwas beroſtet und bemooſt ſeyn, damit er den Sonnenſchein einer idealiſchen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge deſſelben erkannte und ſchätzte er; den alten deutſchen Ritter, den weiland fehdbar freien und unmittelbaren kaiſerlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Anſichten und Vorurtheile ſeines Standes mit ſeinen Genoſſen; und wenn er in der neuen Zeit friſch gehandelt und gelebt hat, ſo hat er ſchon durch die Zeit, worein ſeine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von deſſen Art und Sitte bei den in dem letzten Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weiſe kaum eine Ahnung ſeyn kann. Er fühlte ſeinen deutſchen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Beſitz und altes Geſchlecht, aber er hatte dieſen Ritter auch idealiſirt. Ihm ſollte der Edelmann ſeyn der Ewigrüſtige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirkſame; ihm ſollte der Landherr ſeyn der tapfere einfache Landmann, der erſte Bauer, ein Beiſpiel von Arbeit, Ordnung, Sparſamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen ſeinen Kräften der Gemeine, dem Kreiſe und der Landſchaft angehörend. Und ſo war, lebte und wirkte der Mann auch, ſtreng in ſeinen Grundſätzen, einfach in ſeinen Sitten, enthaltſam und mäßig in ſeinen Genüſſen, ſparſam in ſeiner Haushaltung, im Kleinen ſchonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke ſtets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zweckloſigkeit ſein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienſte der Ahnen blos des nichtigen Genuſſes pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geſchickten, ausgezeichneten Menſchen jedes Standes ſah der ſtolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als ſeinen gebornen Gleichen an; ja ſo beſcheiden war er, daß er ſich jeden Augenblick unter jeden ſtellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geſchäfte an Einſicht und Geſchicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und ſelbſt auf die Dinge, welche meiſt nur im Schein zu beſtehen ſcheinen, immer den Glanz einer höheren Anſicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute ſolchen Ritterſtolz! Wenn ſein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend geweſen iſt, ſo war ſein Wirken durch Geſelligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menſchlichen Kreiſen und Verhältniſſen, freilich auf eine unberechenbare Weiſe, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem

Wortgefechte ſeyn, die alles Friſche und Geiſtreiche mit einem unwiderſtehlichen Zauber fortriſſen, wenn aus der überſprudelnden Feuerfülle ſein blitzender Witz und ſeine übermüthige Laune überſtrömten; in ernſter Stimmung aber, wenn von hohen Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchheit, wenn von Gegenſtänden der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von ſeinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß ſich dann dieſes edle und ſtolze Gemüth für alles Schöne und Große begeiſternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in ſich trug! Bei dieſen, bei ſo ernſten Unterhaltungen, erſchien der ganze tiefe und wehmüthige Ernſt ſeines Weſens, das Hochtragiſche, das ſelbſt in dem würdigſten Handeln und Wirken keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein ſehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, ſo oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdiſchen und Menſchlichen ihm tragiſch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorſchwebte; daher war er in ſeinem innerſten Weſen von Herzen demüthig und beſcheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menſchen, daß der Menſch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiſeſte und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine ſuchte und ſich auf Künſte der Liſt etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unſichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Chriſt an ſeinen Erlöſer, und baute alle ſeine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und feſter Chriſt; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein ſtreng ſittlicher Hausherr und Hausvater, ein raſtlos thätiger und arbeitſamer Bürger — und durch dieſen ſeligen Glauben und durch die hochſtrebende und überweltliche Richtung ſeines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick ſeines inhaltvollen Lebens verlaſſen hat, ſind Eigenſchaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Troz, und in übermenſchliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu feſter Männlichkeit und würdiger Tapferkeit beſänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutſchen Biedermanns! Friſch ſtehe ſeine Tugend in dieſer gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wiſſen, wie wir handeln und leiden ſollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Woltmann.

Das Haus Brandenburg und ſeine Anfänge.

(1801.)

Ein Jahrhundert verfloß, ſeitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's anfing: immer ſtrahlender zeigte er ſich in ſeinem Lauf nach unwandelbaren Geſetzen. Vier Jahrhunderte ſind vergangen; da ſtand ein großer Geiſt aus dem Hauſe Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutſchen und der Chriſtenheit auf, und ſuchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daß er nur Heil, nicht Verderben bringen ſollte; bald empfing Ihn der Kurfürſten glänzende Reihe; nun ward in jener Mark, die eine Zeitlang ein Spiel der Herrſcher geweſen war, eine Größe gegründet, in welcher die deutſche Verfaſſung und der Geiſt der Zeitalter, inſofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg fanden.

Jenes Streben für Erhaltung des Reiches der Deutſchen und Bildung des Geiſtes der Zeiten iſt hervorſpringend im Charakter der erhabenen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geſchichte verfolgt die Entwicklung deſſelben mit Begeiſterung am Schluſſe des erſten Jahrhunderts der preußiſchen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichſten Urſachen ihrer gegenwärtigen Größe.

Das erſte Erſcheinen der Ahnen des Königlichen Hauſes iſt durch den Eifer bezeichnet, womit ſie das bürgerliche Glück des deutſchen Vaterlandes umfaſſen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen ſie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaiſers, und gewöhnen nicht nur im deutſchen Oberlande, ſondern auch in der Schweiz und den niederländiſchen Provinzen den zügelloſen Geiſt an die Satzungen der Rechte.

Allein das Anſehn der von den Altvordern überlieferten Geſetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil ſprechen, will zum Schatten werden; aus allen ſeinen Fugen iſt der Deutſche Staat geriſſen; von tauſend Fehdeſchlöſſern ſchreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigſten, geiſtvollſten und mächtigſten Geſchlechter, welche je Kronen trugen, die Hohenſtaufen, ſind kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiſte des Pabſtthums und der Fehde bei Fürſten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer ſagen ſich die deutſchen Großen, daß Konradins Haupt nicht in Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiſerliche Diadem nie im Hauſe der Hohenſtaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Großen zu faſſen, und indem die erſte Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Beſitzer betrachtet wird, will die deutſche Nation ſich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückſtürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürſten von Mainz, voll verſtändiger Kühnheit, das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wußte, daß keiner von den großen deutſchen Fürſten die Kaiſerkrone annehmen würde; aber er wußte auch, daß in dieſer allgemeinen Zerrüttung ein Kaiſer das Heil der deutſchen Nation und ſein eigenes Anſehn mehr in ſeiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht ſeines Hauſes finden müſſe. Als ein Mann, welcher das menſchliche Gemüth kannte, und klug den kleinſten Umſtand für ſeinen Vortheil benutzte, als ein fehdeluſtiger Ritter, welcher den Krieg verſtand, wiewohl auch dieſen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich ſeine Bemühung hob den verehrten Ahnherrn des öſterreichiſchen Hauſes auf den Thron der Deutſchen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen; dem Deutſchen iſt es eines der gehaltvollſten

Schauſpiele, wenn die Väter der großen deutſchen Geſchlechter, ohne Ahnung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältniſſen ihrer Häuſer, ſich traulich die Hand reichen, ſich redlich einander erhöhn, um die Nation mit ſich zu erheben.

Nicht bloß Habsburg hatte durch Hohenzollern zu Anſehn gelangen ſollen, ſondern in ihm das Geſetz.

Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiſer Ludwig von Baiern den Sieg entſchied, als Oeſterreich durch das Schwert die Kaiſerkrone gewinnen wollte, wiewol die Mehrheit der Kurſtimmen, alſo das Geſetz, für jenen entſchieden. Friedrich der Schöne von Oeſterreich hatte geſiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und ſtellte ihn gefangen ſeinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutſchen zeigten ſich die älteſten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des brandenburgiſchen Hauſes, daß der Geiſt der Zeit durch daſſelbe nicht gehemmt, ſondern noch mehr vorwärts getrieben werden ſolle, ſo lange er in ſeinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müſſe, ſobald er ſeine Gränzen verheerend überſchreitet, brachte Kurfürſt Friedrich der Erſte, der Gründer der brandenburgiſchen Macht, in das erhabene Geſchlecht.

In ſeiner Kraft hat er ſich erhoben, als ein neuer, jugendlich mächtiger Geiſt der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufſtand; und ſo ſchien ſelbſt in dem Zeitpunkte, da er die Größe ſeines Hauſes gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, daß ſie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derſelben innigſt verbunden wachſen werde, ſelten hinter ihr zurück, faſt immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem großen Herrſcherhauſe, hat es wenigſtens einen Fürſten gegeben, von welchem man gleichſam ſagen kann, daß er ein vollkommner Repräſentant ſeines Volkes, wenigſtens in einem beſtimmten Zeitalter, geweſen; aber in den deutſchen Fürſtenhäuſern erſchienen bisweilen ſolche Heroen, welche den

Charakter, den ihr Geſchlecht trägt oder tragen wird, und den Geiſt ihres Zeitalters, ſogar der menſchlichen Natur überhaupt, wie in einem idealiſchen Bilde vielmehr in ſich darſtellen, als die Eigenthümlichkeit ihrer Nation. Der vornehmſte Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß wir nach unſerm politiſchen Daſeyn, unſern Schickſalen von jeher, und ſelbſt nach unſerer geographiſchen Lage, der phyſiſchen Beſchaffenheit unſers Landes und Himmels, nicht einen ſo beſtimmten Nationalcharacter erhalten haben, wie andere gebildete Völker Europas.

Friedrich der Erſte, Kurfürſt von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich ſeinen Verdienſten um Kaiſer und Reich wurde, iſt ein großes Beiſpiel jener Erfahrung. Als deutſcher Patriot drückte er ſeinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein. Von dreißig Feldzügen, die ſein kriegeriſches Leben zählt, waren die meiſten für Deutſchland und die Chriſtenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz ſprach er mit der Begeiſterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäßige Verfügung, wodurch die Kirchenverbeſſerung, vorzüglich zu Deutſchlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finſtern Gedanken und eigennützigen Leidenſchaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Baſel durch ihn beſchloſſen. Beſonders vernahm man ſeine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politiſchen Schwäche der deutſchen Nation ſprach. Jener allgemeine Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreiſe, um den Kräften deſſelben gewiſſe Mittelpunkte zu geben, entſtanden aus ſeinen Gedanken, freilich erſt, da ſein patriotiſches Herz ſchon in Staub zerfallen war. Am glänzendſten aber erſchien ſeine Liebe für das Land der Deutſchen, als nach dem Tode des Kaiſers Siegmund die Kurfürſten an ſein Geſchlecht die Kaiſerkrone übertragen wollten. Er ſelbſt war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und ſeine fränkiſchen Beſitzungen bildeten ſchon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiſerliche Diadem von ſich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Oeſterreich, deſſen Ländergruppe ihn vorzüglich geſchickt machte und aufrief, auf das Koncilium zu Baſel zum Beſten der Chriſtenheit und Deutſchlands zu wirken, dieſes wider die Polen zu ſchützen, und beſonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in beſtimmten Gränzen zu gedeihen, ſondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erſte war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preußen, welcher Habsburg auf den Kaiſerthron erhob, einzig aus der Ueberzeugung, daß Deutſchlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch ſeine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutſchen Reichs, wird Friedrich der Erſte durch ſeine Anſicht von dem Genius ſeines Zeitalters. Drei Eigenthümlichkeiten deſſelben ſtellten ſich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, und welche mit hundert unbeſtimmten Bildern die beſſern Seelen umgaukelte, mit zerſtörender Leidenſchaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, ſtürmte durch alle bürgerlichen Verhältniſſe. Es war eigentlich noch der alte Fehdegeiſt des Mittelalters; aber politiſche Gedanken und Bedürfniß eines freiern geſellſchaftlichen Lebens hatten ſich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heiſchte der Geiſt der Zeit, und mit Recht, eine Verbeſſerung der kirchlichen Einrichtungen, aber verlor ſich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach ihrer Laune geſtalten wollen, um tyranniſch dem Gefühl, der Einbildungskraft Andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwiſchen den aufgewachten Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erſcheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürſten, denen Kaiſer Karl der Vierte gelehrte Kultur faſt zur Pflicht gemacht hatte, und welche in dieſen ſtürmiſchen Jahren kriegserfahrne Helden ſeyn mußten, mochten vorzüglich dahin ſtreben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben dieſen Erſcheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Beſonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerlichen Freiheit unterdrücken zu wollen, ſuchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder feſter zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in deſſen Flammen alle bisherigen Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürſten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daß ein wilder Volksſinn ſich in dieſes große Geſchäft, das Bedürfniß der Zeiten miſchte. Er, welcher das Schrecken der Päbſte und Prälaten auf den Kirchenverſammlungen war, hat ſich den größten Gefahren preisgegeben, um der Huſſiten raſende Religionsfreiheit ſelbſt durch Feuer nnd Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er in ſeinem eigenen Beiſpiele, wie der Kampf zwiſchen den Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte zum friedlichen Verein derſelben gelenkt werden könne. Einer der ſchönſten und ſtärkſten Ritter unter ſeinen Zeitgenoſſen, und vielleicht der gelehrteſte Fürſt; das Schwert wider den Türken gezückt in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geſchichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeiſtert, und zurückſchauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: ſteht er da, ein idealiſches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deutſchen Reiches vorzüglich dahin ſtrebte, den Geiſt der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, iſt er zugleich Repräſentant des Hauptcharakters des Geſchlechts, das aus ſeiner Heldenkraft empor blühen ſollte.

Univ. Bibl.

Hölderlin.

Die Athenienſer.

(1797.)

Ungeſtörter in jedem Betracht, von gewaltſamem Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer ſchwächt ſie, kein Kriegsglük berauſcht ſie, kein fremder Gottesdienſt betäubt ſie, keine eilfertige Weisheit treibt ſie zu unzeitiger Reife. Sich ſelber überlaſſen, wie der werdende Diamant, iſt ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Piſiſtratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen ſie am trojaniſchen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meiſten griechiſchen Völker zu früh erhizte und belebte. — Kein außerordentlich Schikſal erzeugt den Menſchen. Groß und koloſſaliſch ſind die Söhne einer ſolchen Mutter, aber ſchöne Weſen, oder, was daſſelbe iſt, Menſchen werden ſie nie oder ſpät erſt, wenn die Kontraſte ſich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte ſich eben deswegen auch früher zerſtreut und aufgelöst, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit ſeiner Zucht die übermüthige Natur zuſammen gehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner Alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und ſelbſtbewußtes Streben, und ſoviel man in gewiſſem Sinne von der Einfalt der Spartaner ſprechen kann, ſo war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Inſtinkts, ſie ſchlugen zu früh aus der Art, und ſo mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rükkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird ſchwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels ſind nicht, wie ein Feuerregen, auf ſie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauſchte ſie nicht mit Liebkoſungen und übergütigen Gaben, wie ſonſt wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theſeus, die freiwillige Beſchränkung ſeiner eignen königlichen Gewalt.

O! ſolch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Aehren erzeugen, und ſichtbar wirkt und wuchert es ſpät noch unter den Athenern.

Alſo noch einmal! daß die Athener ſo frei von gewaltſamem Einfluß aller Art, ſo recht bei mittelmäßiger Koſt aufwuchſen, das hat ſie ſo vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! treibt aus der engvereinten Knoſpe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und ſo von ihm euch unterſcheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle, und ſo von ihm euch unterſcheide, kurz, laßt den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas auſſer ihm giebt; denn ſo nur wird er Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſo bald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du haſt noch nie ſo tief aus meiner Seele geſprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Menſch, fuhr ich fort, ſo mußt' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön, an Leib und Seele, wie man zu ſagen pflegt.

Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter. Denn im Anfang waren der Menſch und ſeine Götter Eins, da, ſich ſelber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich ſpreche Myſterien, aber ſie ſind. —

Das erſte Kind der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter iſt Religion. Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Auch ſo war's bei den Athenern. Und ohne ſolche Liebe der Schönheit, ohne ſolche Religion iſt jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geiſt, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeſchlagen iſt.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und beſonders den Athenern, daß ihre Kunſt und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menſchennatur — ſind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menſchennatur, das zeigt ſich deutlich, wenn man nur die Gegenſtände ihrer heiligen Kunſt, und die Religion mit unbefangenem Auge ſehn will, womit ſie jene Gegenſtände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte giebt es überall und ſo auch hier. Aber das iſt ſicher, daß man in den Gegenſtänden ihrer Kunſt doch meiſt den reifen Menſchen findet. Da iſt nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da iſt Menſchenſinn und Menſchengeſtalt. Sie ſchweifen weniger als andre, zu den Extremen des Ueberſinnlichen und des Sinnlichen aus. In der ſchönen Mitte der Menſchheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenſtand, ſo auch die Liebe. Nicht zu knechtiſch und nicht gar zu ſehr vertraulich! —

Aus der Geiſtesſchönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Deſpotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Geſezesdeſpotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geſezlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil ſeine göttliche Natur nicht will geſtört ſeyn, er kann Geſezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt ſeyn, und thut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber, wie dieß dichteriſche religiöſe Volk nun auch ein philoſophiſch Volk ſeyn ſoll, das ſeh' ich nicht.

Sie wären ſogar, ſagt' ich, ohne Dichtung nie ein philoſophiſch Volk geweſen!

Was hat die Philoſophie, erwiedert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, ſagt' ich, meiner Sache gewiß, iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seyns. Und ſo läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zuſammen.

Das iſt ein paradoxer Menſch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr ſchweift mir aus. Von Athen iſt die Rede

Der Menſch, begann ich wieder, der nicht wenigſtens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in ſich fühlte, wenn in ihm die Kräfte ſeines Weſens, wie die Farben an Iris Bogen, in einander ſpielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeiſterung alles innigſt übereinſtimmt, der Menſch wird nicht einmal ein philoſophiſcher Zweifler werden, ſein Geiſt iſt nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geſchweige zum Aufbauen. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menſchliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verſchmähet er nur darum, weil er ingeheim am Göttertiſche ſchwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warſt auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, ſagt' ich. Das große Wort, das *ἓν διαφέρον ἑαυτῷ* (das Eine in ſich ſelber Unterſchiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es iſt das Weſen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philoſophie.

Nun konnte man beſtimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menſchen, war da im Leben und Geiſte, das Unendlicheinige war.

Man konnt' es auseinander ſetzen, zertheilen im Geiſte, konnte das Getheilte neu zuſammen denken, konnte ſo das Weſen des Höchſten und Beſten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geſeze geben in des Geiſtes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum beſonders die Athener auch ein philoſophiſch Volk ſeyn mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in dieſem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er ſich regt, iſt von Natur auch in ſich ſelbſt ſo einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigſtens ſo leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Deſpot, wirft ſeine Bewohner der orientaliſche Himmelsſtrich mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze zu Boden, und, ehe der Menſch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er ſprechen gelernt hat, muß er beten; ehe ſein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es ſich neigen, und ehe der Geiſt noch ſtark genug iſt, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schickſal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier iſt hingegeben, eh' er ein Ganzes iſt, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchſte, was er nennt, iſt eine verſchleierte Macht, ein ſchauerhaft Räthſel; die ſtumme finſtre Iſis iſt ſein Erſtes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus iſt nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabenſten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen ſeine Zöglinge zu früh in ſich hinein, und wenn der Geiſt des feurigen Aegyptiers zu reiſeluſtig in die Welt hinaus eilt, ſchikt im Norden ſich der Geiſt zur Rükkehr in ſich ſelbſt an, ehe er nur reiſefertig iſt.

Man muß im Norden ſchon verſtändig ſeyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem iſt, man mißt ſich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr ſchönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum ſelbſtbewußten Geiſte werden, ehe man Menſch, zum klugen Manne, ehe man Kind iſt; die Einigkeit des ganzen Menſchen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er ſich bildet und entwikelt. Der bloſe Verſtand, die bloſe Vernunft ſind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloſem Verſtand iſt nie Verſtändiges, aus bloſer Vernunft iſt nie Vernünftiges gekommen.

Verſtand iſt ohne Geiſtesſchönheit, wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Nothwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Unrecht ſchüzt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſeyn vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß, ſo wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: tummelt euch, und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

Aus bloſem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloſer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche *ἓν διαφέρον ἑαυτῷ*, das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind, und weiß, warum, wozu ſie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Nothwerk ſtehn, doch denkt er gerne des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

Hegel.

I. Hamann und ſeine Zeit.

(1828.)

Faſſen wir die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann ſich zeigt, ſo gehört er der Zeit an, wo in Deutſchland der denkende Geiſt, dem ſeine Unabhängigkeit zunächſt in der Schul-Philoſophie aufgegangen war, ſich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergeben, was in dieſer als feſt und wahr galt, in Anſpruch zu nehmen, und ihr ganzes Gebiet ſich zu vindiciren begann. Es iſt dem deutſchen Vorwärtsgehen des Geiſtes zu ſeiner Freiheit eigenthümlich, daß das Denken ſich in der wolfiſchen Philoſophie eine methodiſche nüchterne Form verſchaffte; nachdem der Verſtand nun, mit Befaſſung auch der anderen Wiſſenſchaften, der Mathematik ohnehin, unter dieſer Form, den allgemeinen Unterricht und die wiſſenſchaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und ſeiner ſchulgerechten Form herauszutreten und mit ſeinen Grundſätzen alle Intereſſen des Geiſtes, die poſitiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populare Weiſe zu beſprechen. Ebenſo wenig als dieſe Anwendung des Verſtandes etwas Geiſtreiches an ſich hatte, zeigte der Inhalt einheimiſche Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dieß Aufklären allein darin beſtand, die Grundſätze des Deismus, der religiöſen Toleranz und der Moralität, welche Rouſſeau und Voltaire zur allgemeinen Denkweiſe der höheren Klaſſen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutſchland einzuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrich II. ſelbſt ſich eine Zeitlang aufhielt, viele andere regierende deutſche Fürſten (vielleicht die Mehrzahl) es ſich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder ſeinen Freunden in Bekanntſchaft, Verbindung und Korreſpondenz zu ſeyn, gieng von Berlin der Vertrieb derſelben Grundſätze aus in die Sphäre der Mittel-Klaſſen, mit Einſchluß des geiſtlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denſelben gerichtet war, vielmehr in Deutſchland die Aufklärung ihre thätigſten und wirkſamſten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwiſchen beiden Ländern der Unterſchied ſtatt, daß in Frankreich dieſem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles ſich anſchloß, was Genie, Geiſt, Talent, Edelmuth beſaß, und dieſe neue Weiſe der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Friſche eines naiven, geiſtreichen, energiſchen, geſunden Menſchenverſtandes erſchien. In Deutſchland dagegen ſpaltete ſich jener große Impuls in zwei verſchiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geſchäft der Aufklärung mit trockenem Verſtande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geiſtes und Wiſſens, kleinlichen oder gemeinen Leidenſchaften, und wo es am reſpektabelſten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was ſich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geiſtes und Gemüths aufthat, in feindſelige, tracaſſierende, verhöhnende Oppoſition. Berlin war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelſohn, Teller, Spalding, Zöllner u. ſ. f. in ihren Schriften, und die Geſammtperſon, die allgemeine deutſche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verſchiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jeruſalem u. ſ. f. ſind als Nachbarn in dieſen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb deſſelben befand ſich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geiſt und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus auf's Gehäſſigſte angegriffen und herabgeſetzt wurde. Gegen Nordoſt ſehen wir in Königsberg Kant, Hippel, Hamann, gegen Süden in

Weimar und Jena Herder, Wieland, Göthe, ſpäter Schiller, Fichte, Schelling u. A.; weiter hinüber gegen Weſten Jacobi mit ſeinen Freunden: Leſſing, längſt gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrſamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geiſtes, als ſeine Freunde, die vertraut mit ihm zu ſeyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutſchlands der Einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgeſetzt war. Obgleich beide Seiten im Intereſſe der Freiheit des Geiſtes übereinkamen, ſo verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verſtand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtſeyn des Unendlichen, was ſich auf dieſer Seite befand, deſſen Tiefe in der Poeſie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirkſamkeit iſt das Werk geblieben, von dieſer aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geſchäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abſtraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menſchlichkeit und Rechtlichkeit ihre geiſtige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, ſo war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen iſt wohl Hamann nicht nur auch originell, ſondern mehr noch ein Original, indem er in einer Concentration ſeiner tiefen Partikularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, ſowohl der Expanſion denkender Vernunft als des Geſchmacks, ſich unfähig gezeigt hat.

Hamann ſteht der Berliner Aufklärung zunächſt durch den Tiefſinn ſeiner chriſtlichen Orthodoxie gegenüber, aber ſo, daß ſeine Denkweiſe nicht das Feſthalten der verholzten orthodoxen Theologie ſeiner Zeit iſt; ſein Geiſt behält die höchſte Freiheit, in der nichts ein Poſitives bleibt, ſondern ſich zur Gegenwart und Beſitz des Geiſtes verſubjektivirt. Mit ſeinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, ſteht er in dem Verhältniſſe eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen.

Von jener Aufklärung iſt er ferner nicht nur durch den Inhalt, ſondern auch aus dem Grunde geſchieden, aus dem er von Kant getrennt iſt, nämlich weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverſtanden bleibt. Hippel'n ſteht er inſofern näher, als er ſeinen innern Sinn, wie nicht zur Expanſion der Erkenntniß, ebenſo wenig [zu] der Poeſie herausführen kann, und nur der humoriſtiſchen, blitzenden, deſultoriſchen Aeußerung fähig iſt; aber dieſer Humor iſt ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Verſuch von Geſtalten; er bleibt ganz beſchränkt ſubjektiv. Am meiſten Uebereinſtimmendes hat er mit demjenigen ſeiner Freunde, mit dem ſich das Verhältniß auch in dem Briefwechſel am innigſten und rückhaltsloſeſten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu ſchreiben fähig war; doch ſind Jacobi's Briefe in ſich klar, ſie gehen auf Gedanken, und dieſe kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, ſo daß die Briefe zu einer zuſammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzoſen ſagen: le stile c'est l'homme même; Hamann's Schriften haben nicht ſowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß ſie durch und durch Styl ſind. In Allem, was aus Hamann's Feder gekommen, iſt die Perſönlichkeit ſo zudringlich und das Ueberwiegende, daß der Leſer durchaus allenthalben mehr noch auf ſie, als auf das, was als Inhalt aufzufaſſen wäre, hingewieſen wird.

II. Ueber Schiller's Wallenſtein.

(Zeit, unbekannt.)

Der unmittelbare Eindruck nach der Leſung Wallenſtein's iſt trauriges Verſtummen über den Fall eines mächtigen Menſchen, unter einem ſchweigenden und tauben Schickſal. Wenn das Stück endigt, ſo iſt Alles aus, das Reich des Nichts, des Todes hat den Sieg behalten; es endigt nicht als eine Theodicee.

Das Stück enthält zweierlei Schickſale Wallenſtein's; — das eine, das Schickſal des Beſtimmtwerdens eines Entſchluſſes, das zweite, das Schickſal dieſes Entſchluſſes und der Gegenwirkung auf ihn. Jedes kann für ſich als ein tragiſches Ganzes angeſehen werden. Das erſte — Wallenſtein, ein großer Menſch, — denn er hat als er ſelbſt, als Individuum, über viele Menſchen geboten, — tritt auf als dieſes gebietende Weſen, geheimnißvoll, weil er kein Geheimniß hat, im Glanz und Genuß dieſer Herrſchaft. Die Beſtimmtheit theilt ſich gegen ſeine Unbeſtimmtheit nothwendig in zwei Zweige, der eine in ihm, der andere außer ihm; der in ihm iſt nicht ſowohl ein Ringen nach derſelben, als ein Gähren derſelben; er beſitzt perſönliche Größe, Ruhm als Feldherr, als Retter eines Kaiſerthums durch Individualität, Herrſchaft über Viele, die ihm gehorchen, Furcht bei Freunden und Feinden; er iſt ſelbſt über die Beſtimmtheit erhaben, dem von ihm geretteten Kaiſer oder gar dem Fanatismus anzugehören; welche Beſtimmtheit wird ihn erfüllen? er bereitet ſich die Mittel zu dem größten Zwecke ſeiner Zeit, dem, für das allgemeine Deutſchland Frieden zu gebieten; ebenſo dazu, ſich ſelbſt ein Königreich, und ſeinen Freunden verhältnißmäßige Belohnung zu verſchaffen; — aber ſeine erhabene, ſich ſelbſt genügende, mit den größten Zwecken ſpielende und darum charakterloſe Seele kann keinen Zweck ergreifen, ſie ſucht ein Höheres, von dem ſie geſtoßen werde; der unabhängige Menſch, der doch lebendig und kein Mönch iſt, will die Schuld der Beſtimmtheit von ſich abwälzen, und wenn nichts für ihn iſt, das ihm gebieten kann, — es darf nichts für ihn ſeyn — ſo erſchafft er ſich, was ihm gebiete; Wallenſtein ſucht ſeinen Entſchluß, ſein Handeln und ſein Schickſal in den Sternen; (Max Piccolomini ſpricht davon nur wie ein Verliebter). Eben die Einſeitigkeit des Unbeſtimmtſeyns mitten unter lauter Beſtimmtheiten, der Unabhängigkeit unter lauter Abhängigkeiten, bringt ihn in

Beziehung mit tauſend Beſtimmtheiten, ſeine Freunde bilden dieſe zu Zwecken aus, die zu den ſeinigen werden, ſeine Feinde ebenſo, gegen die ſie aber kämpfen müſſen; und dieſe Beſtimmtheit, die ſich in dem gährenden Stoff — denn es ſind Menſchen — ſelbſt gebildet hat, ergreift ihn, da er damit zuſammen — und alſo davon abhängt, mehr, als daß er ſie machte. Dieſes Erliegen der Unbeſtimmtheit unter die Beſtimmtheit iſt ein höchſt tragiſches Weſen, und groß, konſequent dargeſtellt; — die Reflexion wird darin das Genie nicht rechtfertigen, ſondern aufzeigen. Der Eindruck von dieſem Inhalt, als einem tragiſchen Ganzen, ſteht mir ſehr lebhaft vor. Wenn dieß Ganze ein Roman wäre, ſo könnte man fordern, das Beſtimmte erklärt zu ſehen, — nämlich dasjenige, was Wallenſtein zu dieſer Herrſchaft über die Menſchen gebracht hat. Das Große, Beſtimmungsloſe, für ſie Kühne, feſſelt ſie; es iſt aber im Stück, und konnte nicht handelnd dramatiſch, d. h. beſtimmend und zugleich beſtimmt auftreten; es tritt nur als Schattenbild, wie es im Prolog, vielleicht in anderm Sinne heißt, auf; aber das Lager iſt dieſes Herrſchen, als ein Gewordenes, als ein Produkt.

Das Ende dieſer Tragödie wäre demnach das Ergreifen des Entſchluſſes; die andere Tragödie das Zerſchellen dieſes Entſchluſſes an ſeinem Entgegengeſetzten; und ſo groß die erſte iſt, ſo wenig iſt mir die zweite Tragödie befriedigend. Leben gegen Leben; aber es ſteht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abſcheulich! der Tod ſiegt über das Leben! Dieß iſt nicht tragiſch, ſondern entſetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Bruſt ſpringen!

Creuzer.

Geiſt der alten Religionen.

(1812 und 1821.)

Es war doch Alles, was im religiöſen Denken der Griechiſchen Völker unter ſo mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im *Weſentlichen* nichts anders, als *eine Vergötterung der leiblichen Natur.* Die lebendigen Elemente, was ſie ſo nannten, Luft, Feuer, Waſſer und Erde, in ihrer Wechſelwirkung und in ihrem Einfluß auf den Menſchen, die auffallendſten Erſcheinungen im Thierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflanzenwelt; daneben beſonders Sonne und Mond, die Planeten nebſt einigen andern ausgezeichneten Sternen, und noch der Sirius — das waren die Dinge, die der Grieche verehrte und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tauſend und tauſend Fabeln machte. Phyſiſch war faſt ſeine ganze Religion, die öffentliche, wie die geheime. Auf das eigenthümliche Seyn der natürlichen Dinge, auf ihr Beſtehen und Leben, im Reflex des Menſchengeiſtes — darauf bezog ſich alles religiöſe Thun und Denken. Der Gottesdienſt heiligte in dieſem Kreiſe Alles. Selbſt das Kleinſte verſchmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In dieſem magiſchen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes phyſiſche Daſeyn, Regen und Weben abgeſtrahlt. Es war eine Religion der Phantaſie. Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in ſeinem wechſelnden Laufe, Sonnen- und Mondsperioden mit den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Ernte, dieſe bildeten den immer wiederkehrenden

Kreis der Feſte. Naturgeiſter wurden erſchaffen, Sternengeiſter, Luft-, Erd-, Waſſer- und Feuergeiſter, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unüberſehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Weſen anwuchſen. In ihren Beziehungen zu einander wurden die Geſetze des phyſiſchen Lebens aufgefaßt, wie ſie ſich dem offenen Naturſinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organiſchen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiöſen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward an's Licht gezogen, und in Bild und Geſtalt vor Augen geſtellt. Was der Culturmenſch im geſellſchaftlichen Leben verſchämt und beſorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Naturmenſchen in Namen und Abbild religiös ergriffen und dem öffentlichen Dienſte geheiligt. In dieſem ganzen immanenten Glauben, daß ich ſo ſpreche, in dieſem Glauben, der den Gott in die Natur ſetzt und mit ihr identificirt; ſodann bei der freieren Lebensweiſe ſüdlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterſcheidungen von Schicklich und Unſchicklich, des Gottes Würdig und Unwürdig, wie ſie ſich erſt unter ganz andern Lebensanſichten und hiſtoriſchen Ereigniſſen für uns feſtgeſetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unſchuldiger ſolche ſinnliche Göttergeſchichten und Bilder haben konnten, als z. B. die Römer in der Kaiſerzeit und als die neueren Europäer.

Die Götterwelt der Griechiſchen Bildnerei beruht auf demſelben phyſiſchen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantaſie und ſteigerte die religiöſen Vorſtellungen. Hier war eine jede Göttergeſtalt ein Körpergeiſt. In einer ſchönen Individualität das eigenthümliche Weſen der ganzen Art, und, ſo zu ſagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erſcheinens das innere Beſtehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigenthümliche Beſtreben des Griechiſchen Künſtlers. Damit iſt ein bedeutender Fortſchritt gethan. In dieſer plaſtiſchen Darſtellung des Göttlichen ward nun nicht mehr die Natur, als ſolche, in ihren individuellſten Aeußerungen genommen, und als ſolche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur *wahren Weſenheit* des Körperlichen, zum *eigentlichen Seyn der Menſchengeſtalt* gehörte, ward abgethan und dahinten gelaſſen. Es ward als Schranke und Hinderniß des wahren leiblichen Daſeyns erkannt. Das Geſetz ſelbſt ſollte verkörpert werden, welches die bildende Natur in der Menſchenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erſchien, ſondern was das Auge des Geiſtes in der Tiefe der Menſchengeſtalt ſah, ward vom Künſtler gebildet. Es war eine *Idee*, die der Griechiſche Bildner vom Körper ausgehend ſuchte und erſtrebte. Es war ein Geiſtiges im Leiblichen, ein *Körpergeiſt*. Selbſt die höchſten Eigenſchaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen, und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Dieſe Eigenſchaften ſchaute der Grieche auch in den Werken ſeiner Dichter an. Auch in den Göttergeſchichten *ſah* er ſie. *Götterähnlich* an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren die *Heroen*, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeſchichte zeigte dem Griechen, wie dieſe Edlen der Vorzeit kein anderes Beſtreben gekannt hatten, als das Göttliche zu thun, und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde, oder doch der nächſten Ehre nach ihr, theilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Vertheidigung ſeiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des geſitteten Lebens, Stiftung von Heiligthümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer ſelbſt — das hatte jene Heroen ausgezeichnet; und ſo ſtanden ſie jedem freien Griechen als Muſter vor Augen. Darin war ein feſter Grund für die *Moral* gelegt. — Noch mehr *Ethiſches* war in der *Art*, wie die *Myſterien* die Heroenlehre aufgefaßt hatten; wo, wenn gleich unter ſinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwieſpalt im Menſchen und der Sieg des Beſſern in den Lebensläufen vaterländiſcher Helden ganz allgemein und im edelſten Sinne dargeſtellt ward. Es war damit eine religiöſe Erziehung begründet, die, von der entſcheidendſten Lebensſtufe an, dem Griechiſchen Manne die ehrwürdigen Geſtalten einer höheren Welt beſtändig vorhielt. Ein Jeder hatte Heroenberuf. Jeder ſollte werden, was dieſe Helden geweſen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin ſollte eines Jeden vornehmſte Sorge ſeyn.

Das war nur ein Folgeſatz aus dem Allgemeinen, der die Summe aller Geheimlehre befaßte, und wodurch ſie mit dem ganzen Orient zuſammenhing. Es iſt die Lehre von der Emanation, von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott und von der Wiederaufnahme in ihn. Hierbei drang ſich die Frage auf: warum doch jener Abfall geſchehen, warum das ewige, ſelige Weſen ſich außer ſich geſetzt, und in einer Welt habe offenbaren wollen? Eine Frage, die, wie neuerlich Görres (in der Mythengeſchichte der Aſiat. Welt) von mehreren vortrefflich gezeigt, alle alten Religionstheorien vorzüglich beſchäftigt hat.

Wie die Griechiſche Myſterienlehre dieſe Frage gefaßt und zu löſen verſucht hatte, haben wir geſehen. Dieſe vaterländiſche Geheimlehre immer mehr zu beſtätigen und zu läutern, war das Bemühen vieler geiſtvollen Denker, beſonders aus der Pythagoreiſchen und Platoniſchen Schule. Als nun das Chriſtenthum verkündigt war, da war auch auf jene Hauptfrage eine andere, eine neue Antwort gegeben. Vielleicht kann ſie jenen heidniſchen Philoſophen gegenüber auf folgende Weiſe geſagt werden: Es iſt im Chriſtenthume die Lehre von der Menſchwerdung und von der Verſöhnung der Mittelpunkt, worauf Alles bezogen wird. Hiernach war mit Gottes ewigem Rathſchluß, ſich in einer Welt zu offenbaren, wodurch alſo das Außer Gott ſeyn und mitihn der Abfall und die Sünde ſelbſt geſetzt war, zugleich der andere Rathſchluß von Ewigkeit her in der Gottheit gegeben, dieſe Welt wieder zu ſich zu nehmen. Gott ſelbſt, aus Gott herausgeſetzt (alſo in die

Lage des Abfalls gebracht, wie der Menſch, aber nicht in deſſen Schuld), beſteht den moraliſchen Kampf bis auf den Punkt, wohin der Sieg in dieſem Kampfe gebracht werden mußte, d. h. bis zur Zurückgabe ſeiner endlichen Natur; wodurch alſo das Außer Gott, und mithin in ihm die Möglichkeit zur Sünde aufgehoben iſt. Damit iſt der Sieg über den Tod gegeben, indem das aus Gott heraus Geſetzte, durch freie, ethiſche Kraft ſich ſelbſt vernichtend, wieder in die Gottheit zurückkehrt. Mit jenem Akte des durch den Gottmenſchen vollendeten Kampfes iſt von Seiten des abgefallenen Theils (von Seiten des Menſchengeſchlechts) die große Aufgabe gelöst, nach deren Löſung von Adam her alle Creatur geſeufzt und ſich geſehnt hat. Durch eine That der höchſten Freiheit iſt das außer Gott Geſetzte wieder fähig geworden, in Gott zu ſeyn. Das Opfer iſt dargebracht, und die Verſöhnung iſt vollendet. Es hat nämlich jeder Menſch das damals dargebrachte Opfer mit dargebracht, wenn er ein Chriſt, d. h. ein Chriſtus, ein Geſalbter, ein Geweiheter und ein heiliger Opferheld, wie jener war, ſeyn will. In die eigene Wahl, in die ethiſche Kraft, iſt die Rückkehr in Gott einem Jeden geſtellt. Jene Veranſtaltung der möglichen Rückkehr durch jenen ewigen Rathſchluß der Menſchwerdung, ſo wie die wirklich vollendete Rückkehr durch den freithätig übernommenen Opfertod, iſt das Geheimniß der ewigen Liebe. Dieſes Geſetz der Liebe giebt allein Aufſchluß über die Entſchließung Gottes, ſich in einer Welt zu offenbaren; ſie löſet das Räthſel der Schöpfung und der Weltgeſchichte. Denn nun, nachdem jenes heilige Todesopfer dargebracht worden, nun iſt es beſſer, daß eine Welt geſchaffen worden; wäre ſie nicht, ſo wäre auch jener Triumph des Heiligen nicht. Durch letzteren iſt erſt das Daſeyn der Welt gerechtfertigt. Erſt mit dem in Chriſtus vollendeten Opfer feiern alle Himmel und alle Naturen die Herrlichkeit des in der Welt ſich offenbarenden Gottes.

Zſchokke.

Die ewigen Parteien.

(Um 1816.)

Die ungeheuern, zuweilen an's Fabelhafte ſtreifenden Begebenheiten unſers Zeitalters ſind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeſtrömt, als der große Haufe der Zeitgenoſſen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An dieſe Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüſſel zu vielen unbegreiflichen Räthſeln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem ſtillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geſchichten und Aufklärungen über den Urſprung und Fortſchritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltherrſchaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß ſich darin Viele das Verdienſt am großen Heldenwerk unſerer Tage zuſchreiben. Die Schriftſteller, welche das Volk zur Selbſtermannung begeiſterten, werden ſagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldenſinnig für ihre und ihrer Fürſten Freiheit und Ehre aufopferten, werden ſagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen in's Werk ſetzten, werden ſich, dem Throne nahe ſtehend, brüſten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimſten Staats- und Fürſtengeheimniſſe nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn dieſe geheimen Geſchichten geben nur wieder Geſchichten von unerklärten *Erſcheinungen*; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verſchwinden; nicht von dem dahinter ſpielenden alles bewegenden, unſichtbaren Geiſt.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauſpielhauſe, welcher der Aufführung eines Meiſterwerks beiwohnt, die Geſtalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten ſieht, ohne den Geiſt des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er ſah: ſo ſchreibt er eine Geſchichte der Dinge, wie ſie gewöhnlich geſchrieben wird; verbindet er die Erſcheinungen mit ſchöpferiſcher Kraft zu einem Ganzen, zeigt Urſachen und Wirkungen, ſo ſchreibt er eine ſogenannte *pragmatiſche Geſchichte*; ſtand der taube Zuſchauer hinter den Couliſſen, und ſah die Vorbereitungen der Spieler, ſo ſchreibt er ſogar eine *geheime Geſchichte*. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verſtanden.

Unſers Zeitalters Geſchichte iſt nur eine winzige Phraſe im unendlichen Weltſchauſpiel, deſſen Bühne der Erdball, deſſen Darſteller *die Menſchheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit ſich ſelber iſt*. — Wer die Phraſe in ihrer rechten Bedeutung verſtehen will, muß ſie nicht aus dem urſprünglichen Zuſammenhang herausreißen und daraus eine verſtümmelte Einzelheit machen. Er ſoll ſie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen, welches an der Spitze von den älteſten, ſchriftlichen Urkunden des menſchlichen Geſchlechts ſteht, iſt der weiſſagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, ſechstauſendjährigen Weltſchauſpiels; Ueberſchrift und Inhalt der geſammten nachfolgenden Geſchichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Böſen entzweite ſich die Menſchheit; ſie iſt noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht ringt ſie nach dem höchſten Gut, und ungeachtet des

Widerſtrebens von Millionen, nähern ſich dieſe dem Höheren, ohne es zu glauben.

Das Schlechteſte auf Erden iſt die Erde, und was aus ihr kömmt und ſich zu ihr thieriſch hinabneigt, als gewährte ſie den rechten Genuß. Das Beſte unter dem Himmel iſt der Geiſt und was ſich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da ſtehen die uralten Kämpfer; immer dieſelben ſeit Anbeginn, nur in verſchiedenen Zeiten, mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da ſtehen gegen einander Kain und Abel, das goldene Kalb und die moſaiſche Geſetztafel; der Atheniſche Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jeruſalems und Chriſtus Jeſus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiſer Heinrich IV.; Pabſt Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebſt Luther, und Leo X.; Leopold von Oeſterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleoniſche Frankreich und die bedrängten Europäer: les légitimes und les libéraux.

Immer und immer war es der alte Kampf zwiſchen Leiblichem und Geiſtigem, Vergänglichem und Ewigem, ſo weit wir in die Völkergeſchichten zurückſteigen können. Die einen ſtritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Beſſern. Die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Erſprießliche; die andern für das irdiſche Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menſchen Vernunft offenbaret iſt. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldſack nnd Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienſt, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geſchlagen; aber die Idee, das Geiſtige, ſiegte jedesmal ob, ſelbſt wenn die Verfechter deſſelben unterlagen. Wahrheit iſt eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über ſie hinſtürzt, um ſie zu erſticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menſchen von höhern und reinern Geſinnungen und Beſtrebungen, die den kurzſichtigen oder ſelbſtſüchtigen Genoſſen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn ſie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derſelben war in älteſten Zeiten ſehr klein; ſie wuchs unter der Kraft griechiſcher und römiſcher Weiſen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jeſu Chriſti; und fortſchreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie iſt heute ſchon ſehr achtbar, wenn ſchon, im Verhältniſſe zu den an dem Irdiſchen klebenden Volksmaſſen, klein. Sie bildet heutiges Tages ſchon eine unſichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genoſſen verſtehen einander, wo ſie ſich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle in verſchiedenen Sprachen und verſchiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnſucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, wiewohl ſie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintanſetzen, ihrer Kirche getreu ſind. Sie kommen aus verſchiedenen Schulen und bekennen ſich doch zu einerlei Grundſätzen.

Was wollen ſie?

Sie wollen wie in Deutſchland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit daſſelbe. Herrſchaft des geſunden Menſchenverſtandes; Grundſätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anſtatt der „Konvenienz-Politik“; Verhütung des militäriſchen Despotismus und der kirchlichen Prieſtermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürſten gegen Andere begründet; keine Schooßkinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker ſeufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weiſe Sparſamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Geſetzlichkeit ſtatt Willkührlichkeit; Staatsverfaſſung ſtatt Eigenmacht, Achtung der Volksſtimme in des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religioſität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das iſt wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen. Da erſcheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöſter; die Geburtsadelichen und Großzeremonienmeiſter; alle, die im Spiele, das geſpielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Dieſe glauben für etwas Solides zu fechten, weil ſie, um was ſie ſtreiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantaſten, die für bloße Ideen hadern, oder für Böſewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwiſchen nennt man die herrſchenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geiſt der Zeit. Und eben die Geſchichte des Geiſtes, der die Zeit und die Maſſen des Raums bewegt, iſt die wahre Geſchichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einſt der nordamerikaniſche Freiheitskrieg, hat nachmals auch die franzöſiſche Staatsumwälzung in Europa die lebendigſte Theilnahme und Meinungsſpaltung erregt. Dieſe Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzoſen perſönlich liebte oder haßte; ſondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, ſo daß jeder Streich, jenſeits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war ſein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der geſunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Beſitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt ſich Niemand. Wenn aber eine brittiſche Flotte Kopenhagen bombardirt, und Waſhington zerſtört, zucken ſchon viele Millionen verzen im Unwillen, nicht wegen des einſtürzenden Gemäuers, ſondern wegen eines zuſammenſtürzenden Rechtes.

Nie kam den deutſchen Völkern in Sinn, gleich den Franzoſen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freiſtaaten gelten ſollte, und ſtand plötzlich vor ihrem Geiſte. Die franzöſiſche Republik, verabſcheut durch die Gräuel, welche ſie geboren hatte, verſchwand; aber die Ideen deſſen, was gerecht und wahr iſt und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als franzöſiſcher Kaiſer, die Stelle. Man bemerkte häufig, daß dieſelben Perſonen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiſerthum lebhaften Antheil nahmen, weil ſie von daher das einwirkende Beiſpiel des Beſſern, des Freiſinnigen, erwarteten. Es ſchien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Beſſern oder Schlechtern. Man hatte z. B. geſehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigſten, nicht den Privilegirteſten an die wichtigſten Stellen ſetzte. Napoleon blendete lange; aber ſeine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchſichtiger. Kein hoher Gedanke der Menſchheit begeiſterte ihn, ſondern eine ganz gemeine Leidenſchaft. Da fiel Alles und Frankreich ſelbſt ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und ſeine Stunde ſchlug. Fürſten und Völker ſtanden auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wiſſen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heilloſe.

Dem Außenſpiel nach ſchienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöſt und eins zu ſeyn; dem Innern oder Geiſtigen nach ſtanden ſie aber noch immer weit von einander.

Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferſtanden. Der Krieg mit den Franzoſen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menſchheit Fittige ankleben, daß ſie ſchneller dem Urbilde des Beſten nahe kommen, und verzweifeln über ihren Stillſtand. Aber ſie ſteht nicht ſtill, ſo wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken ſieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles in's Alte zurückdrängen, und täuſchen ſich wie unerfahrene Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzuſtoßen glauben, während ſie das Schifflein und ſich vorwärts treiben.

Aber es iſt ein ſchweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu verſöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies iſt die Aufgabe der Weltweiſen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürſten nicht, wenn ſie zu Gunſten vom feſtern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere ſie, wenn ſie ſich vom Geſchrei entgegenſtrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden laſſen. Dieß Geſchrei iſt die alte Diſſonanz zwiſchen Politik und Moral; ſie löſet ſich auch nirgends rein auf, als in der Religioſität des Gemüths.

Bei Thieren, thieriſchen und barbariſchen Menſchen iſt die Religioſität, das heißt, die Beziehung alles Seyns, auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden: nur Inſtinkt und Liſt oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, ſondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsſtufen ſtehen, ſogenannten civiliſirten, ſtreiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird ſchon zu Hülfe genommen. Doch dient ſie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens-, Kriegs- und Handelsbündniſſen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürſten zu Gott, wenn ein religiöſer Sinn dereinſt die Verträge und Bündniſſe ſchließt, und die Klugheit bloß als Magd dabei dient, dann wird die menſchliche Geſellſchaft einen Rieſenſchritt zur Selbſtvollendung und dauerhaften Glückſeligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Beſtie; Religioſität allein der höhere Menſch, als unſterbliches Weſen. Das Göttliche iſt die Krone des Geiſterthums.

Rahel Varnhagen v. Enſe, geb. Robert.

Saatkörner.

(1799—1833.)

(1799.)

Man kann mit Empfindungen, wie mit andern Gütern, ſchlecht haushalten. Man kann durch eine geſchäftige Einbildungskraft ſo dem natürlichen Gebrauch der Ideen vorgreifen, daß, wenn die Zukunft als Gegenwart erſcheint, man nur eine Vergangenheit zu wiederholen hat, und befremdet iſt, ſich gelaſſen bei Dingen zu finden, die man als das Entſetzlichſte gefürchtet hat. Das pflegt man abgeſtumpft zu nennen; und es iſt doch nur das eigentlichſte Unglück. —

Billigkeit, Haß und Vorliebe wird geübt; aber keine Gerechtigkeit. —

So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geſchieht und uns die kühlen, brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, ſind wir noch in der dickſten Finſterniß, ohne Dämmerung. —

Die niederträchtigſten Menſchen ſind die, welche, was ſie in ſich loben, nicht auch in Andern ehren. —

Wer zu ſchonen verſteht, der kann auch kränken: wer aber kränkt, verſteht [noch] nicht, auch zu ſchonen. —

Der Dichter unterſcheidet ſich auf dieſe Weiſe vom Lügner: daß der erſte eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt, und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann. —

Es gehört mit zu den Kenntniſſen, wie man das Leben behandeln ſollte, zu wiſſen, daß man Berechnungen anſtellen ſoll, wo das Herz und ein edles Gemüth ſich ſträubt zu rechnen:

und daß man es wagt, ſich dem Zufall zu ergeben, wo Alles berechnet werden könnte. —

In der geringſten Stube iſt ein Roman, wenn man nur die Herzen kennt. —

Giebt es Wunder, ſo ſind es die in unſerer eigenen Bruſt; was wir nicht kennen, nennen wir ſo. Wie überraſcht, wenn auch nicht beſchämt, wenn uns die Begeiſterung wird, ſie zu gewahren!

(1801.)

Lange exiſtiren die guten Dinge, ehe ſie ihr Renommée haben, und lange exiſtirt ihr Renommée, wenn ſie nicht mehr ſind.

Von Menſchen kommt kein Glück; da erwartet man es nur.

(1803.)

Das Fühlen iſt etwas Feineres, als das Denken: das Denken hat das Vermögen, ſich ſelbſt zu erklären, das Fühlen kann das nicht, und iſt unſere Gränze; dieſe Gränze ſind wir ſelbſt; es weiß nur, daß es exiſtirt. Mit Gränzen ließe ſich Alles definiren; und die Gränze, die das nicht mehr erlaubt, umſchließt unſer eigenes Weſen, und iſt folglich ein Theil deſſelben. —

Denken iſt Graben, mit einem Senkblei meſſen. Viele Menſchen haben keine Kräfte zum Graben, und andere keinen Muth und keine Gewohnheit, das Blei in's Tiefe ſinken zu laſſen. —

Schlechte Scribenten. Wer wird ſich denn dadurch, daß ſie ſich drucken laſſen, zu ihrem Umgang zwingen laſſen?

(1805.)

Nun weiß ich mit einem Male, warum es mich ſo empört, wenn ein Menſch, was ihm ungeſund iſt, immer wieder genießt: nicht allein, weil es von der unangenehmſten Wirkung und thieriſch iſt; die Thiere wiſſen, was ihnen heilſam iſt, und vermeiden das Gegentheil. Es heißt die Vernunft ſelbſt auf eine thieriſche Weiſe gebrauchen, dieſes natürliche Gefühl zu übertäuben und nicht zu achten. —

Wenn es einem lange ſchlecht geht, mit Einem Worte, in einem gewiſſen Alter, wird man ganz blaſirt über Schlechtes; das ſind aber ſchlechte Leute, die es über Gutes werden. —

(1805.)

Undankbar iſt nicht, wenn man nicht dankt; undankbar iſt, wenn man annimmt, was man nicht leiſten würde. —

Charakter iſt das aus den Verhältniſſen aller Eigenſchaften eines Menſchen oder Werkes u. ſ. w. und durch ihre einmal geſetzte und gegebene Zuſammenſtellung nothwendige Reſultat, in der Handlungsweiſe, Erſcheinung u. ſ. w. Mich dünkt, nichts anderes iſt Charakter, im weiteſten, allgemeinſten Urſinne des Worts. Man kann gewiß dieſe Erklärung noch bündiger faſſen, das fühle ich ſogar ſelbſt, aber auf einen andern Grundſatz wohl nicht ſtellen. —

Wenn Einem etwas Entſetzliches geſchieht, auch körperlich, beklagt man ſich erſt, wenn es vorbei iſt.

(1807.)

Menſchen ohne Sitten (aber nicht, wie ſie bei'm Thee davon ſprechen) ſind die wahre Geißel der Andern. Daher kommt Alles! Was kann man denn wohl mit einem tauben, verſtäubten Gewiſſen begreifen und faſſen; und mit einem matten, ſtockigen Herzen! Und ſie tragen Alle menſchlich Angeſicht. Man ſollte die Fratzen und Schreckbilder ſehen, wenn ſie ausſähen, wie ſie ſind. —

Daß in Europa Männer und Weiber zwei verſchiedene Nationen ſind, iſt hart. Die einen ſittlich, die andern nicht; das geht nimmermehr — ohne Verſtellung. Und das war die Chevallerie. Dieſe wenigen Worte ſind ſehr wahr: enthalten viel Unglück und viel Schlechtes. Es ſchreibt einmal Einer ſolch Buch. —

Wer immer nur an Geſchichten, Vorfälle denkt: hat einen gemeinen Winkel in der Seele. Und der ſtrahlt Finſterniß, wie eine entgegengeſetzte Sonne. —

Zu dem reinen, einzigen Enthuſiasmus der edelſten höheren Theilnahme gehört guter Wille gar nicht allein: — auch die größte Verehrung gebiert ſie nicht allein. Ein Auffaſſen, ein Durchdringen, ein in jedem Punkte anfangendes Begreifen des innigſten Weſens unſerer Freunde gehört vom Himmel verliehen dazu. —

Ein gebildeter Menſch iſt nicht der, den die Natur verſchwenderiſch behandelt hat; ein gebildeter Menſch iſt der, der die Gaben, die er hat, gütig, weiſe und richtig, und auf die höchſte Weiſe gebraucht: der dieß mit Ernſt will, der mit feſten Augen hinſehen kann, wo es ihm fehlt, und einzuſehen vermag, was ihm fehlt.

(1808.)

Die Gemeinen verſtehen ſich unter einander; ſie haben ordentlich eine Münze des Verſtändniſſes erfunden, wo kein Heller reiner Gehalt drinn iſt; aber davon leben ihre Geiſter, andere Nahrung fordern ſie nicht. Und am Ende der Rechnung zahlen ſie ſich ſelbſt damit aus; und der Umlauf geht wieder los.

(1809.)

Ob eine Wahrheit grob iſt oder nicht, darüber kann man ihr als ſolcher nichts anhaben; ſie entſpricht ihrem Weſen, wenn ſie wahr iſt; und wo ſie hin trifft, das iſt der Ort, der ſie zur Grobheit oder zur Höflichkeit macht. —

Voltaire iſt doch recht dumm; man irrt ſich nur oft und denkt, er iſt klug, wenn er etwas Geſcheidtes ſagt; dieß kommt aber nur von ſeiner Ungründlichkeit: er iſt zu oberflächlich, um nicht allerhand zu meinen und zu ſagen; er irrt nicht tief; und aus Mangel an Zuſammenhang ſagt er ſo vielerlei. — Wenn das die hörten, bei denen ich ihn oft ſo lobe! —

Wer ſein Pflugeiſen in Einrichtungen umhertreibt, wer Geſetze aufhäuft, zur Saat: deſſen Ernte erleben nur künftige Geſchlechter. Geht's doch jedem nur irgend thätigen Privatmenſchen ebenſo. —

Ambition iſt etwas Hohles: ſie iſt der Anſpruch an die Meinung Anderer über uns. Wer ſind dieſe Andern? Wen liebt man darunter? Wen achtet man darunter? Schlecht darf ein Publikum nicht von uns denken. Aber daß es uns bewundert, vorzieht, beehrfurchtet, iſt das wohl einen Seufzer werth?

(1810.)

Wie iſt es möglich, daß man eine Gemüthsehrlichkeit in jemanden bewundert, ohne auf der Stelle ebenſo zu werden?

Ohne ſo zu ſeyn! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne ſie zu beſitzen, Fähigkeit des Geiſtes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens — gut! Aber wie kann man ein ſtrenges Bemühn, in alles dieß Zuſammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewiſſens, lieben und preiſen, ohne immer und ewig daſſelbe, was man bewundert, zu üben! —

Der Menſch kann nicht recht aus einanderſetzen, was das iſt: der Wille. Aber ein Jeder ſieht, das Aug' in ſich gekehrt, vernimmt, nach ſeinem Innern horchend, daß es ein letztes Wollen in ihm giebt, unterſchieden von dem vielen zerſpaltenen, ein Wollen, welches mit den beſten Ueberzeugungen zuſammenſtimmt, und der *reinſte*, alſo der uns bekannte, beſte Willen iſt. Dieſer, im Zuſammenhange mit *jedem* unſerer Beſtreben und *all* unſern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und iſt allein liebenswürdig. —

Mir kommt immer vor, als ſagten alle Philoſophen daſſelbe; wenn ſie *nicht ſeicht* ſind. Sie machen ſich andere Terminologieen, die man, ehrlich, *gleich* annehmen kann: und den Unterſchied finde ich nur darin, daß ſich ein jeder bei einem andern Nichtwiſſen beruhigt: entweder aus einem ſolchen ſeine Deduktion anfängt oder ſie dahin führt, oder, weniger ſtreng, es mit drunter laufen läßt.

(1813)

Alle Buße ſey Reinigung, Stärkung, Feinerung, Beſſerung; Reue vor der That, und fleißige Unſchuld nach jeder. —

So wie kein Dichter ſich ausdenken kann, was beſſer, mannigfaltiger und ſonderbarer wäre, als was ſich wirklich in der Welt zuträgt; und nur der den beſten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geſchieht, zu ſehen und in ſeiner Seele zuſammenzuhalten: ebenſo ſind unſere tief-natürlichſten Wünſche roh, und gräuelhaft entwickelte ſich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, iſt in allen Beziehungen heilſam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können.

(1814.)

Tragiſch iſt das, was wir durchaus nicht verſtehen, worein wir uns ergeben müſſen; welches keine Klugheit, keine Weisheit zerſtören, noch vermeiden kann; wohin unſere innerſte Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und [worin ſie uns feſt] hält; wenn dieß uns zerſtört, und wir mit der Frage ſitzen bleiben: warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geiſt und alle Kraft nur dient, die Zerſtörung zu faſſen, zu fühlen oder ſich über ſie zu zerſtreuen. —

So verhaßt mir der Krieg iſt, wegen ſeiner Greuel, wegen meiner perſönlichen Furcht, und weil er meinem Herzen ſo weh thut: ſo iſt er es doch gewiß, und zur Hälfte ganz darum, weil er die Erde in Unordnung bringt, welche mir das Entſetzlichſte, ja nicht zu Faſſende iſt! daß er Alles ſtört, jedes Hausweſen ins Tiefſte, jedes Geregelte, jeden Plan, jedes Geordnete. Dieß thun Schulden auch; und ich verabſcheue ſie.

(1815.)

Könnten ſehr geiſtreiche, geiſtvoll ergründende, wahrhafte Menſchen mit einem ſtarken Charakter das Lügen ſtudieren und dann wie andere erlernte Dinge mit Fertigkeit ausüben, es müßte zu koloſſalen Wirkungen führen: der Wahrheit würde ganz angſt und bang, ſie ſtände ganz klein, als Seufzer, als Regret, als Angeführter in der Welt da, und flüchtete ganz in die dunkle innere; ſo reell könnte das Lügen im Großen, Planmäßigen aufſtehen. Die Lügner unſerer Zeit pfuſchen nur, wie groß ſie auch ihr Spiel ausdehnen wollen, ſie haben keine Wahrheit in der Seele, und haben die Lüge nicht ſtudiert. —

Eigenſchaften ſind keine Talente, ſie müſſen aber alle dazu gemacht werden können, ſonſt iſt man noch gar nicht gebildet.

(1816.)

Nicht die Menſchen haſſen ihr Vaterland, oder die Orte, wo ſie gelebt haben, welche ſehr unglücklich waren; wohl aber die, welche ſich allda ungebührlich aufgeführt und Tadel zugezogen haben; und dieſe ſind es auch allein, die nach ihrem

Lande zurückzukehren meiden. Die erſteren behalten immer eine erinnerungsvolle Vorliebe dafür.

(1817.)

Wenn unſere Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſeyn, hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft (eben weil die andern Kräfte ſchweigen) aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. —

Wir ſind gezwungen, einen höheren, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und Alles verſteht, anzunehmen; das angſt- und entzückensfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt; eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen, über uns ſteht. Und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern Maßſtab an, den höchſten, den er uns gab: das iſt Vernunft und liebliche Güte, ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit. —

Schon als Kind wünſcht' ich mir oft den jüngſten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an ſein Licht käme. An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menſchlichen Handelns und die Geſinnung als Triebfeder! Redlich iſt's und ſittenbetriebſam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorhergehen, und ſtufenweiſe, nach unſerer Kraft und beſten Einſicht, jenes allheilende Licht ſchon jetzt uns näher zu bringen. Wie können wir jetzt zeitig dieß anders, als durch gedrucktes Wort?

(1819.)

Alles Ereignete, was ſich ereignete, iſt nicht hiſtoriſch. Was ſich ereignet, dieß gehört ganz gewiß mit zur allgemeinen großen Entwicklung in der uns bekannten Natur, des Menſchen Geiſt und des Menſchen Zuſtand mit eingerechnet; aber hiſtoriſch iſt nur das, was die weiſeſten Leute, Beobachter, Hiſtoriker, wie an einem Faden aufgereiht uns darzuſtellen für würdig ſanden, weil ſie es in ſeinen Beziehungen auf Entwickelung für nöthig hielten. Nöthig iſt auch Alles, was ſich nur ergeben mag, für Weſen, die das Univerſum in ſeinen Bedürfniſſen und Zwecken überſchauen: für Menſchen aber bleibt nur wenig hiſtoriſch; und alle ſchlechte Einrichtungen oder gute [Einrichtungen] für ſchlechte Dinge und Anſtalten müſſen abgetragen werden und zerſtört, und ſind, weil ſie Schlechtes befördern wollen und nicht die beſſern Anſprüche im Menſchen, nur ſimple Ergebniſſe, Ereigniſſe, und müſſen nicht hiſtoriſch Begründetes genannt werden. —

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz ebenſo angeſehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, und Krieg wie Schlägerei. Der jetzige Zuſtand widerſpricht unſerer Religion. Um dieſen Widerſpruch nicht einzuſehen, werden die entſetzlichen, langweiligen Lügen geſagt, gedruckt und dramatiſirt. —

Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur ſolche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben, und es ſich gleichſam in Gegenwart zu überſetzen. —

Das Abſolute iſt das in ſich Begründete, ſeinen eigenen Daſeynsgrund Verſtehende.

(1820.)

Wir verlieren alles, was wir lieben; am Ende das, was wir kennen, das Leben. —

Was iſt am Ende der Menſch anders, als eine Frage. Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, iſt er hier. Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund zu allem Irrthum.

(1821.)

Unſer innerſter Wille iſt wie eine Pflanze: einfach beſtimmt: aber ohne Wurzel* in der Erde; unſer Geiſt das Bewußtſeyn drüber, wie eine in uns mitgegebene Sonne. —

---

* So der Text III. S. 40. Sollte Rahel nicht geſchrieben haben: „aber eine Wurzel in der Erde;“ u. ſ. w.? S.

Es iſt kein leerer Ausdruck, wenn wir ſagen: „es will regnen, es will blitzen.“ Es iſt, eigentlich gedacht, keine Regung möglich, als durch Willen. Wenn wir auch nicht einmal ſelbſt wiſſen, wie wir zum Willen kommen, zum Grundwillen alles unſers Wollens: — ein noch größeres Indiz, daß ein Urwille exiſtirt, aus dem unſer Grundwille, wie alle Willen, hervorgehen. —

Wir machen keine neue Erfahrungen. Aber es ſind immer neue Menſchen, die alte Erfahrungen machen. —

Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da iſt nichts. —

Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und ſind getrieben, es darzuſtellen: andere treiben ſich, Bilder zu machen.

(1822.)

Bildergierig, bilderſchaffend, nachbildend ſind wir gemacht. Alles iſt Zwang, Zwang zur höchſten Freiheit und Zuſammenſtimmung. —

Es iſt ausgemacht, daß, wenn wir keine Anlage zur Sittlichkeit hätten, wir mit der höchſten Anſtrengung von Nachdenken nie auf ihre Anforderungen gefallen wären. Könnte ein perſönliches Weſen je darauf kommen, daß es ſeine Perſönlichkeit aufgeben und die eines Andern höher ſtellen ſollte, als ſeine eigene? Mich dünkt ſogar, es iſt ſchon eine hohe Stufe der Entwickelung, Perſon und perſönlich zu ſeyn. Nur kommt mir vor, wir können in einem andern Zuſtand von Daſeyn noch eine ſchwerere Aufgabe in uns fühlen, die wir uns jetzt auch nicht vorzuſtellen vermögen. Und nur, daß wir dergleichen zu errathen vermögen, iſt ein Schimmer vom abſoluten, allgemeinen, ſich ſelber begründenden Daſeyn, wovon die Stufen ſich verlieren müſſen in einem Geiſt, einem abſoluten, der Alles zugleich erſchaut. —

Das Wort „Geiſt der Zeit“ möchte ich außer Umlauf ſetzen können; es verwirrt entſetzlich. „Die allgemeine Ueberzeugung“ möchte ich es nennen, was man im Guten damit zu bezeichnen denkt. Als man die vermeintlichen Hexen verbrannte, das war der Geiſt der Zeit: die allgemeine Ueberzeugung aber machte, daß dieſer Greuel aufhörte. —

Vernunft iſt der einzige wahre Deſpot; ſie iſt aber auch der größte Sklave; ſie kann nur verneinen und bejahen.

(1823.)

Wenn Eltern oder Kinderpfleger etwa bis zum dritten Jahre ihren Zöglingen ſo gerne Züge von Verſtand, Auffaſſungsvermögen, einer Art von Witz, kleiner Liſt oder auch nur Gedächtniß nacherzählen, ſo iſt das nicht nur aus Eitelkeit oder Vorliebe für ein beſtimmtes Kind. Es iſt weit mehr das mit Recht wiederkehrende Erſtaunen, der unergründliche Zauber, das Wunder eines erwachenden Erkenntniſſes! Wo beginnt es, wo kommt es her? Das möchten wir immer von neuem wiſſen, von neuem belauſchen. —

Sittlichkeit bereut nur die verlorene Zeit, ſagt Schleiermacher. Nicht doch! das Unwiederbringliche der That, die in ihren Folgen nicht mehr einzuholen iſt! Reue, häßlich gehandelt zu haben, reiniget gleich die Seele. —

Schleiermacher ſagt: ſich Gott als Perſon denken, ſey unzulänglich: ihn ſich als ſtarre Nothwendigkeit denken, wieder. Alſo wie ich: als höheren Geiſt, von welchem ich nur das mir zugetheilte faſſe. —

Wiſſen um *unſer* Wiſſen iſt Philoſophie. Ergebenheit und Vorausſetzung, wo wir zu wiſſen aufhören, Religion. —

Kunſt iſt, das mit Talent darſtellen, was ſeyn könnte, unſerer beſſern Einſicht nach. Alſo eigentlich gutes Naturgefühl, und Sinn für Wahrheit, in der Ausübung. —

Man darf den Menſchen, wie den Fürſten, vorſchmeicheln, wie ſie ſeyn *ſollten*; aber nicht, wie ſie zu ſeyn *wähnen*, noch ihrem Wahn ſchmeicheln von dem, was ſeyn ſoll. —

Es iſt ein krankhafter, ſchwächlicher Geiſtes- und Charakterzuſtand, auf Lob und nicht auf Inhalt des Lobes zu ſehen.

(1824.)

Die Seele erſetzt gleich wieder, wie an Wurzeln; ſobald ſie aus ihren Tiefen das Geheimſte an's Tageslicht geſetzt hat, ſo bilden ſich gleich wieder in ihrem Grund neue Geheimniſſe. —

Ein Stein kann eine Geſchichte haben, aber nur eine Creatur mit Bewußtſeyn ein Schickſal. Die meiſten Menſchen haben nur eine Geſchichte. —

Geiſt iſt nicht Seele, nicht Perſon. Mit dem ſehen wir nur unſere Perſon. —

Alle Geiſter haben nur Ein Thema bekommen: es iſt wie ein Spiel von Karten oder Schach: wenig feſte Bedingungen und die größten, unendlichſten Combinationen. Nur wenn wir uns irren, d. h. eine gemachte oder von der Natur uns vorgelegte Combination für etwas Abſolutes, Unveränderliches halten und uns darüber zufrieden geben, es nämlich lieben, dann fühlen wir uns reich. —

Die Materialien zum Wiſſen ſind Leitern, auf denen man zu ſich hinabſteigt und [die man] unten nicht mehr gebraucht. Wie viele ſolche Leitern mögen wir ſchon weggeworfen haben, ehe wir zu der jetzigen — jetzigen — Vollkommenheit unſers Ich's kamen! —

Das Stück „lebendiges Wiſſen“ iſt unſer Unterpfand. Das Ich muß immer vollſtändiger werden. —

Erſtlich ſollen wir alle zu einem ſittlichen Vermögen werden; dann zu einem einigen, reinen, ſittlichen Willen. —

Wir ſind nur Adjektive; noch kein völliges Subſtantivum —

Alles Hieſige ſind Vermuthungen. Die großartigſte, freudigſte Hoffnung beſteht darin, daß wir's [das Jenſeits, die neue Natur] nicht ahnen können. —

Sie ſind nicht mehr zu erdulden, die nicht ſelbſtändig und urſprünglich ſind; die ihre Bildung nicht ſelbſt produciren. Wenn es auch nur auf Einem Punkt in einem Menſchen auf dieſe Weiſe richtig hergeht, ſo iſt er liebenswürdig, erträglich und einträglich; kommt ihm aber die vielſeitigſte Bildung ſchon ausgemünzt zu, ſo iſt er ſeicht, ſpielt mit Zahlpfennigen, kann ſich nie als Wohlhabender fühlen, und muß ſich als Eitler und Leerer aufdringen. —

Zu einem Talent gehört Charakter; Gemüths- und Geiſtesfertigkeiten, in Naturanlagen begründet, machen es nicht. Was hilft die reinſte, klingendſte Stimme, die beweglichſte Kehle, das ſchnellfaſſendſte Ohr, das beſte Gedächtniß, die größte Nachahmungsgabe, wenn nicht eine einfache tiefe, perſönliche Anſicht der Natur, die Seele und der Diktator dieſer phyſiſch-materiellen Gaben wird? —

Ein Vorurtheil ſtolz und breit ausſprechen zu hören, wird unerträglich, wenn nicht wenigſtens die Perſon, die damit aufzutreten wagt, es ſelbſt erfunden hat. Aber wenn unaktive Köpfe, einer nach dem andern, nichts anderes thun, als bloß das Ueberkommene wiederholen, dann fühlt man ſich auf's äußerſte und bis zur Racheluſt gebracht.

(1825.)

Beten iſt ein ſich Faſſen, ein Zuſammenſammeln mit andrem Willen; mit vereinfachtem, allgemeinem ſoll geſchehn, gedacht, empfunden, eingeſehen werden. Wir fliehen in's Centrum. —

Alter iſt immer ungerecht gegen Jugend, weil Alter wohl wiſſen kann, wie Jugend zu Muthe iſt, aber Jugend nicht, wie dem Alter; und dieß verlangt immer, ſie ſoll das ſcharfe Tröpfchen Wahrheitseſſenz ſchon deſtillirt beſitzen, ohne je den Baum des Lebens, weder in Laub, noch in Blüthe, oder in Frucht erlebt zu haben.

(1826.)

Alle Wiſſenſchaften ſind Eine, und durch jeder gründlichſte Bearbeitung werden ſie zu Einer werden. Das Wiſſen fromm-ſpekulativer Menſchen iſt, das alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden iſt ſchon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte ſagen, durch den Weg der Strahlen. Troſt und Verlaß giebt die Sonne, wo wir an's Unerklärliche kommen.

(1827.)

Viele Menſchen, wenn ſie ein für ſie entſetzlich unglückliches Ereigniß erfahren, ſind nach dem erſten Schreck ganz gefaßt und zuſammengenommen: und andere ſind ſehr verwundert, wenn ſie dieſelben Perſonen ſpäter in Leidweſen, Traurigkeit und Nachſpürung ihres Elends finden. Aber es kann gar nicht anders hergehen; der Schreck und erſte Schmerz iſt nur Folge des Bewußtſeyns, daß wir nun eine ganze Maſſe ſich folgender Schmerzen und Entbehrungen zu tragen, zu leiden haben werden: wir können bei dem erſten Erfahren, daß dieß jetzt unvermeidlich ſeyn wird, nicht einmal auffaſſen, was dieß nun im Einzelnen enthalten wird; nach und nach in Tag und Stunde ſtellt ſich jedes Uebel, jedes Entbehren, Vermiſſen, jede Lücke, Leere, jeder Verluſt als eben ſo viel perſönliche Feinde ein, die uns martern. —

Wenn wir einen all' unſern beſten Anforderungen entſprechenden Gegenſtand fänden, würde nur Liebe, nie Leidenſchaft entſtehen; die Anſtrengung, die uns übrige Liebe anzubringen, iſt Leidenſchaft.

(1828.)

Kompakte Irrthümer, die gar nicht aus den Köpfen hinauskommen wollen, fallen am Ende mit den Köpfen. —

Frei ſeyn kann gar nichts heißen, als ſeiner innerſten Natur ſklaviſch folgen zu dürfen. Abſolute Freiheit, abſoluter Wille iſt etwas Unmenſchliches. Eine Wahl ohne Bewegungsgrund iſt Unſinn.

(1829.)

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir *Alle* von ihm herkommen, und *gleich* gut und ſchlecht behandelt werden ſollen. —

Das Gewiſſen ſagt uns nicht allein, ob wir recht oder unrecht thun, ſondern auch, ob uns Unrecht oder Recht geſchieht; ob wir eine Behauptung, ein Ereigniß, einen Zuſtand der Wahrheit gemäß finden oder nicht. Es iſt das letzte einfache Wollen in uns, welches wir eingepflanzt in uns vorfinden, von einem höheren uns unbekannten Princip; es iſt eine von den Vernunftswurzeln der Intelligenz überhaupt.

(1830.)

Einſicht macht uns Menſchen zum Sklaven der Pflicht, wie zum Statthalter der Erde. Wir dürfen uns nicht tröſten: „wollte es der liebe Gott anders haben, würde er's anders machen;" wir ſollen's anders machen. Wir haben Miteinſicht. —

Unter Styl verſtehe ich niemals den Inhalt, ſondern nur die minder oder mehr gebildete, geſchickte, angenehme Weiſe, wie der zu Tag gefördert wird. Schon nicht den Plan oder die Klarheit des zu Sagenden. Daher lobte ich das fein und ſchnell urtheilende Ohr von Friedrich Schlegel und Heine. Dröſe, ſchlechte, falſche, grobe Dinge ſagen ſie beide. Schön und gut ſchreiben, iſt ganz etwas anderes. Das [letztere] hängt vom Bewieſenen oder Ausgeſprochenen ab; von der Seele, was ſie will und hat; vom Geiſt und Verſtand, was der findet und jener kann; vom Urtheil und ſeiner Macht, dieß Alles zu einem Ganzen zu machen.

(1831.)

Iſt der Tod wunderbarer, als das Leben? Dieß Leben, mit den innern, geiſtigen Lücken? Dieſes zerriſſene Bruchſtück? — Wer mir durch den dunklen Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde! Ich will leben, alſo muß ich auch leben. —

Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes verſenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens; welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefſten Unterwürfigkeit leitet, und uns auf die größte Liebe anweiſt!

Beſchränkt zu ſeyn, das iſt nicht genug; wenn wir uns nicht beſchränkt machen können. In Ermangelung deſſen aber, iſt ſich beſchränkt wiſſen ſchon ein großer Beſitz. —

Wir können ja ein neues Begreifungsvermögen bekommen, oder werden. —

Als Chriſtus für einen Ketzer, Frevler und Rebellen gehalten wurde, waren ſeine Ankläger und Verfolger die herrſchenden Betitelten, Uniformirten, mit dem ſiegenden großen Volke Alliirten. Deren Nachkommen aber, die Juden, ſind bis heute, durch ihren bloßen Namen, noch aller Schmach ausgeſetzt; und die Nachkommen der Anhänger Chriſti ſind die ſiegenden Verächter geworden. Der Reſt gläubiger Juden hält ſich aber noch für alte Ariſtokraten, und verachtet die ganze Chriſtenheit: auf dieſe Weiſe gehen die Juden als warnendes Beiſpiel umher.

(1832.)

Wie ſelten iſt mir in der Welt ein Kern des Menſchen, ſein Herz, ſo rein erhalten vorgekommen, daß er, willig und freudig, ihm perſönliche und momentane Vortheile fahren ließe, wenn ſeine Ueberzeugung eine andere werden muß. —

Milder als Mairegen ſind Kinderküſſe. —

Von allen Autoren, die ich kenne, hat keiner einen größeren, reicheren, inhaltvolleren Gedanken ausgeſprochen, als Saint-Martin, durch die Worte: „Unſere künftige Glückſeligkeit wird darin beſtehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden.“ Dann auch nur werden wir befreit ſeyn, und am Erſchaffen Theil haben. —

Je mehr Leben einer Ueberzeugung inwohnt, je tiefere und reichere Beziehungen ſie hat, je mehr ſie allen unſern Anlagen zuſagt und entſpricht, je ſchwerer iſt das grad' als eine Maſchine zuſammenzufaſſen und ſo darzuſtellen: jedes Syſtem aber will zur Maſchine werden: nur Ein groß und lebendig Organiſirtes giebt es: die erſchaffene, ſich noch erſchaffende Welt.

Fr. Schlegel.

I. Verhältniß der orientaliſchen Religionen zur heil. Schrift.

(1808.)

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theil bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andere wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigene ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſey, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die moſaiſche Urkunde in dem Verfolg ihres älteſten geſchichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum hiſtoriſchen Unterricht ward ſie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweiſt, wie ein Strahl des urſprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung ſey gerettet und erhalten worden; ſo zeigen uns die indiſchen Urkunden die Entſtehung des Irrthums, die erſten Ausgeburten, deren der Geiſt immer mehr ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlaſſen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch ſo herrliche Lichtſpuren übrig geblieben ſind.

Der Gegenſatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völkern des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglaube ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äußerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſeyn, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der damaligen Zeit zu verſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damals bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet, und oft gerade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles Andre bei Seite ſetzend, gerichtet ſeyn mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehovah nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſeyn; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und beſondern Verhältniß mit der Vorſehung, in welches der Menſch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Chriſtenthums, ſo ganz verkennen, daß man ſie mit jenem Irrthum verwechſelte, der den Vorwurf der angeblichen jüdiſchen Beſchränktheit des alten Teſtaments begründen ſoll.

Mit dem Chriſtenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und ſelbſt der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falſche Aehnlichkeit. Das Einzelne ſtimmt oft ſonderbar überein, aber es iſt alles entſtellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es iſt die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen. Von ganz andrer und höherer Art iſt jene Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, beſonders der perſiſchen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Böſen mit der heiligen Schrift ſowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man dieſen Spuren zu ausſchließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, iſt oftmals Urſache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Perſern jener Lehre irriges beigemiſcht war, findet ſich in den heiligen Schriften nichts; was ſie lehren, iſt nicht Syſtem, ſondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verſtanden wird, leiten ſie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils ſcheinbar ſo verwandten Denkart dazu dienen, es ſogar hiſtoriſch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieſelbe Anſicht, im alten Teſtamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrſche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des alten Teſtaments die einzig richtige ſeyn, und als ſolche durch eine vollſtändige Kenntniß der Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes auch von außen beſtätigt werden. Es iſt dieß ſogar bloß aus dem Geſichtspunkte der Kritik angeſehen, ganz deutlich; es würde ſelbſt dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientaliſchen Denkarten, gewiß in dieſem Falle, von allen die erhabenſte und tiefſinnigſte. Denn wie läßt ſich wohl ein Werk verſtehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zu Grunde liegt? und wo kann wohl dieſe Denkart ſelbſt ergriffen werden, als da, wo ſie ganz ausgeſprochen worden, und in vollkommener Klarheit erſcheint? Daß dies im neuen Teſtamente geſchehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommenen Andeutung des alten oder mit dem zum Theil irrigen perſiſchen Syſtem zuſammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Teſtamentes durch keine bloße Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und anderer Nebengelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden ſich überall, beſonders in den älteſten orientaliſchen Syſtemen; den Zuſammenhang des Ganzen aber und die ſichre Abſonderung des beigemiſchten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Chriſtenthum, welches allein Aufſchluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher iſt als alles Wiſſen und Wähnen der Vernunft.

II. Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit.

(1812.)

Der Widerſpruch und die Seltſamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfſinn erſonnen und vertheidiget, mit dem höchſten Aufwand der Redekunſt verbreitet wurden; der dadurch ſich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflöſung aller Grundſätze, haben ſich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einfluſſe auf das Leben ſo gezeigt, wie damals. Die eine Klaſſe der ältern Philoſophen ſtimmte bei mancher ſonſtigen Verſchiedenheit nur darin überein, daß ſie die Natur ganz allein von Seiten ihrer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles ſey in einem ſteten Fluſſe, ſagten ſie. Dieſe Behauptung aber trieben ſie ſo weit, daß ſie überhaupt gar nichts für bleibend und beſtehend erkennen wollten; ſie läugneten, daß es irgend ein ſolches Beſtehendes im Daſeyn, etwas durchaus Feſtes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, ſie läugneten nebſt der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit feſt hielt, verfiel in die ganz entgegenſtehende Behauptung, indem ſie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Daſeyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und dieſe Paradoxien mit der höchſten dialektiſchen Kunſt durchzuführen ſuchte, wobey ſie wenigſtens in ſo fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der erſten und größten dieſer Sophiſten eröffnete ſeine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für ſich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben ſollte, dieſelbe doch dem Menſchen durchaus nicht erkennbar, und wenn ſie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar ſey. Der Zweifel möchte dem

Denker leicht geſtattet ſcheinen, wenn er nach redlichem Forſchen zu dieſer wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und ſeine Zweifel für ſich bewahrte. Allein jene Sophiſten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelſucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wiſſen, behaupteten andre Sophiſten, ſie wüßten Alles, und ſeyen Meiſter jeder Kunſt und jeder Kenntniß. Wenigſtens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß ſie vermittelſt einiger ſophiſtiſchen Wendungen und Kunſtſtücke andere Ungeübtere in Verwirrung ſetzen und verblenden konnten, und daß ſie ſelbſt im Stande zu ſeyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wiſſen leicht und voreilig, viel beſſer als die Alten, die man verlachte, zu entſcheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfſinn und in der Redekunſt gelehrt, entgegenſtehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere, zu vertheidigen, ſondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entſchieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und ſeine Mitbürger zu täuſchen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe, als die Geſchicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der ſittlichen Grundſätze, durch die ſich die Schwächern leiten und täuſchen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern oder die Willkühr des Herrſchers. Es wurde in dieſen Schulen nicht nur des Volksglaubens geſpottet, der bey aller ſeiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit beſſern und ſittlichen Gefühlen zuſammenhing, der alſo geſchont werden mußte, ſo lange man nichts Beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe: indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſey, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die ſokratiſche Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreiſe einiger auserleſener Schüler, ſondern in ganz Griechenland die herrſchende geworden, ſo würde allerdings die geſammte alte Lebenseinrichtung und mit dieſer gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von ſelbſt weggefallen ſeyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren müſſen. Dieß wohl fühlend, mochten beſchränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn ſogar mit den andern Neuerern und Sophiſten, denen er doch gerade entgegenarbeitete, vermengen; bei vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Haſſes in der politiſchen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte ſich in allen Verhältniſſen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrſchaft, wenigſtens waren es die meiſten ſeiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft faſt mit Partheylichkeit und Uebertreibung, die Verfaſſung von Sparta, überhaupt aber jede ſich der Ariſtokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erſcheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrſchaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle ſo tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates geweſen; Kritias, einer von den Tyrannen, welche durch ſpartaniſchen Einfluß in Athen herrſchten, nachdem dieſes beſiegt und faſt ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieſes gibt ein alter Schriftſteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen ſey, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſeyn. Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen Dämon, der ihn lenke: ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden und ahnenden Geiſtes, oder doch noch etwas anders gemeint habe, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig, wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Beſſere daraus, es höher deutend, in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt geweſen zu ſeyn. Frey war er nicht von ſolchen Meinungen und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben ſo gut, wie jene allwiſſenden und nichts glaubenden Weiſen, gegen die Sokrates ſtritt. Ein Beyſpiel mag vergönnt ſeyn, wie ſehr er auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aeſculap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es Spott geweſen, ſo ſey auch dieſer für einen ſolchen Augenblick wenig angemeſſen. Gleichwohl iſt hier die Deutung leicht zu finden. Ein ſolches Opfer pflegten diejenigen dem Aeſculap zu bringen, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen waren. Es lag alſo dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere ſeiner Nachfolger ſchön entwickelt haben: daß dieſes Leben keine andre Beſtimmung habe, als ſich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, ſterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zuſtande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der beſſern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der ſonſt ſo heitere Weiſe gern zufrieden war, durch den Tod, da es ſich nun ſo fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philoſophen wo nicht zuerſt, doch am entſchiedenſten, für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen ſich ſelbſt und gegen Gott. Dem Gefängniſſe und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weiſe. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne ſich ſelbſt, und der Würde ſeiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er ſeinen Nachfolgern das große Beyſpiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch ſeinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um ſo mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

III. Spinoza.*

(1812.)

Spinoza's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterſcheiden, allen einzelnen Weſen aber die innere Selbſtſtändigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſönlichkeit, und dem Menſchen die Freiheit abſpricht, überhaupt aber, das Unſittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo nahe, daß er vielleicht der älteſte ſeyn kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoza den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoza zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, welcher dieſen ſelbſt vollendet und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bei weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoza's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht fühlen, und mit ſolchen, die ohne es ſelbſt recht deutlich zu wiſſen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, iſt nicht bloß die wiſſenſchaftliche Klarheit und Entſchiedenheit ſeiner Denkart, ſondern auch, daß alles in dieſer ſo aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von ſeinem Gefühle beſeelt war. Man kann es nicht Naturbegeiſterung nennen, wie der Dichter, der Künſtler oder der Naturforſcher ſie fühlt; noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände dieſe einen Gegenſtand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt iſt es, was ihn immer bei all' ſeinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entſchiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, iſt wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte ſcheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch dieſen Irrthum des Spinoza mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ergiebt ſich noch ein großer Unterſchied. Jene materielle Philoſophie, wenn ſie noch ſo heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erſte hält, iſt ein Irrthum, der faſt unter die Region des Menſchlichen herabſinkt. Selten wird daher auch bei einzelnen Individuen ſelbſt, die einmal bis in dieſe Tiefen herabgeſunken ſind, eine Rückkehr zu hoffen ſeyn, ſo leicht es geſchehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn ſie die ſittlichen Folgen jener Philoſophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, ſich mit Abſcheu davon zurückwenden. Die hohe Geiſtigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoza führt, könnte dagegen ſcheinen, mehrere Mittel und Wege übrig zu laſſen, um ſich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite iſt ein Irrthum aber um deſto verderblicher, je mehr er geeignet iſt, auch die edelſten und geiſtigſten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen ſind dann nicht ſo praktiſch ſchädlich, aber das Verderbliche wurzelt um ſo feſter im Innern, und wirkt früher oder ſpäter, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerſtörend; wie im menſchlichen Körper eine Krankheit, welche die edelſten Lebenstheile ergriffen hat.

---

* Schlegel ſchreibt, mit Andern, „Spinoſa“. Wir ſtellen die gewohnte Schreibart des Namens her.

IV. Die Aufgabe der chriſtlichen Kunſt.

(1804 und 1823.)

Iſt es wahrſcheinlich, daß auch jetzt in unſrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerſchule wieder entſtehen und ſich dauerhaft, bleibend, und feſt begründen wird? — Wahrſcheinlich iſt es den äußern Umſtänden nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine ſolchen Mahler giebt zu unſrer Zeit, welche den großen Meiſtern der Vorzeit völlig gleich geſtellt werden könnten, und was denen, die ſich gegenwärtig in der Kunſt verſuchen, dazu fehlt, das iſt zum Theil wohl klar; zunächſt iſt es die Vernachläſſigung des eigenthümlich Techniſchen, beſonders der Farbenbehandlung, am meiſten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den ſinnigſten und eigenthümlichſten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meiſten die produktive Thätigkeit, die feſte Sicherheit und Leichtigkeit im Praktiſchen der Ausführung, welche die alten Künſtler ſo wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im früheſten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eiſernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle ſo unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verſchiedenartigſten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; ſo entſchwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unſre in der Kunſt ſo weit neben jenem großen Maaßſtabe zurückſtehende Zeit. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung aus den Umſtänden wohl erklärbar. Die univerſelle Bildung und intellektuelle Vielſeitigkeit, als charakteriſtiſche Eigenſchaft und allgemeiner Hang unſres Zeitalters, führt leicht zur Zerſplitterung der geiſtigen Kraft und verträgt ſich ſchwer mit einer concentrirten Wirkung in fortſchreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer beſtimmten, poſitiven Art.

Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellektueller Bildung und Hervorbringung in unſrer Zeit; für die Kunſt aber iſt insbeſondre noch folgendes zu beachten und von dem entſchiedenſten Einfluß. Nachdem einmal der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunſt iſt, und alles beynah in unſrer Zeit dieſem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu verſplittern, zu überſchütten, oder ſeitwärts in die Irre zu lenken, ſo geht die beſte Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre namenloſen Hinderniſſe verloren: welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig iſt, um nur erſt die Quelle des ächten Kunſtgefühls wieder frey zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beſchwerlichen Schutt der ſtörenden Außenwelt. Eine ſinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, ſondern dauernd in Zwieſpalt ſteht mit der vorherrſchenden Umgebung, wird immer mehr in ſich ſelbſt verſenkt bleiben, und kann ſchwer zur produktiven Leichtigkeit gelangen. Dieſer Grund iſt klar und zureichend genug, um das langſame Wachsthum der ächten Kunſt in unſrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiete des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hinderniſſe ſtrebend emporblühen ſoll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erſcheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anſchein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von ſelbſt, künſtleriſch ſo reich und glücklich ſind, während andere bey dem beſten Streben und dem vollen Ernſt aller intellektuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieſer Frage, was immer unauflöslich ſeyn wird; wir können nur bei dem ſtehen bleiben, was ſich klar erkennen läßt, und dieſes iſt auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahleriſche Darſtellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigſtens zur gründlichen Erkenntniß und treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der chriſtlichen Kunſt führen werden, wenn gleich das höchſte Gelingen nicht ohne die beſondre Gunſt der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunſt und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt ſich der richtige Begriff und Zweck der Kunſt von ſelbſt, und das beſtimmte Wiſſen deſſen, was man will, wenn gleich der Künſtler es nicht in Worten, ſondern nur praktiſch bewähren kann. Das religiöſe Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigſte ſtille Begeiſtrung derſelben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bey einigen wenigen iſt auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöſe Gefühl in der Kunſt einigermaßen erſetzen kann; das tiefe Nachſinnen, das Streben nach einer ernſten und würdigen Philoſophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer ſich, freylich nach Künſtlerweiſe, doch ganz deutlich meldet. Vergebens ſucht man die Mahlerkunſt wieder hervorzurufen, wenn nicht erſt die Religion oder eine auf dieſe gegründete chriſtliche Philoſophie wenigſtens die Idee derſelben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieſer Weg den jungen Künſtlern zu fern und zu ſteil, ſo möchten ſie wenigſtens die Poeſie gründlich ſtudiren, die jenen ſelben Geiſt athmet. Weniger die griechiſche Dichtkunſt, die ſie doch nur ins Fremde und Gelehrte verleitet, und die ſie nur in Ueberſetzungen leſen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen iſt, — als die romantiſche. Die beſten Dichter der Italiäner und der Spanier, nebſt dem Shakspeare, auch die zugänglichſten unter den altdeutſchen Gedichten, und dann die Neueren, die am meiſten in jenem romantiſchen Geiſte gedichtet ſind; das ſeyen die beſtändigen Begleiter eines jungen Künſtlers, die ihn allmählig zurückführen könnten in das alte romantiſche Land und den proſaiſchen Nebel antikiſcher Nachahmerey und ungeſunden Kunſtgeſchwätzes von ſeinen Augen hinwegnehmen. Die Haupturſache aber bleibt, daß es dem Künſtler Ernſt ſey mit dem tiefen religiöſen Gefühl, in wahrer Andacht und im lebendigen Glauben: denn durch die bloße Spielerey der Fantaſie mit den katholiſchen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche ſtärker iſt als der Tod, läßt ſich die hohe chriſtliche Schönheit nicht erreichen.

Worin beſteht denn nun aber dieſe chriſtliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Böſen in der Kunſtlehre zu gelangen ſuchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künſtler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, ſondern bewegt ſich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz weſenloſen und eigentlich nichtigen Daſeyns; ſtatt daß uns die Kunſt grade aus dieſem herausrücken und in die höhere, geiſtige Welt emporheben ſollte. Er dient, als falſcher Modekünſtler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuſchung, und ein ſolcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des ächten Schönen. Die heidniſche Kunſt geht aus von der Vollkommenheit der organiſchen Geſtalt, nach dem poſitiven Begriff eines feſt beſtimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigſten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von ſelbſt, den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein ſinnlicher Reiz, als eine geiſtige Anmuth der Seele. Will die antike Kunſt höher ſteigen, ſo geht ſie über in die titaniſche Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernſt der tragiſchen Schönheit, und dieſes iſt die äußerſte Linie, welche ſie erreichen kann und wo ſie das Ewige am nächſten berührt. So ſtehen für ſie an dem verſchloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titaniſche Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erſtürmen will, ohne daß er dieſes je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtſeyn der eignen, unauflöslichen Verſchloſſenheit unwandelbar verſenkt. Das Licht der Hoffnung iſt es, was der heidniſchen Kunſt fehlt und als deſſen höchſten oder letzten Erſatz ſie nur jene hohe

Trauer und tragiſche Schönheit kennt; und dieſes Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des ſeeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnſucht ſchmerzlich hervorbricht, iſt es, was uns aus den Gebilden der chriſtlichen Kunſt, in göttlicher Bedeutung, als himmliſche Erſcheinung und klare Anſchauung des Himmliſchen entgegentritt und anſpricht, und wodurch dieſe hohe, geiſtige Schönheit, welche wir eben darum die chriſtliche nennen, möglich und für die Kunſt erreichbar wird.

Es wird indeſſen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeſchlagen und verſucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet iſt, und die wiedergeborne Kunſt; ſicher wie auf feſter Bahn, in religiöſer Schönheit emporblühend, zu dieſem Ziele voranſchreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungsſucht bey einem Talent, das ſich fühlte, grade den Wunſch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein ſolcher erſt den richtigen Begriff von der Kunſt wiedergefunden, daß die ſymboliſche Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimniſſe ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchſtabe ſey, ſo würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturanſichten oder Ahndungen willkührlich zuſammengeſetzt, als ſich anſchließend an die alte Weiſe der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild ſoll jedes wahrhaft ſo zu nennende Gemählde ſeyn; die Frage iſt aber nur, ob der Mahler ſeine Allegorie ſich ſelbſt ſchaffen, oder aber ſich an die alten Sinnbilder anſchließen ſoll, die durch Tradition gegeben und geheiligt ſind, und die, recht verſtanden, wohl tief und zureichend genug ſeyn möchten? Der erſte Weg iſt gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt ſich ungefähr vorausſehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachſen dazu wären, verſucht werden ſollte; es würde ungefähr gehen, wie ſeit einiger Zeit in der Poeſie. Sichrer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, beſonders den älteſten, und das einzig Rechte und Schöne ſo lange und treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiſte zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabey beſonders, nebſt dem Schönſten der älteren Italiäner, auch den Styl der altdeutſchen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunſt nie verläugnen dürfen; ſo würde beydes vereinigt ſeyn, der ſichre Weg der alten Anmuth und Wahrheit und das Symboliſche, geiſtig Schöne, worauf, als auf das Weſen der Kunſt, ſelbſt da, wo die Kenntniß derſelben verloren war, wahre Poeſie und Wiſſenſchaft zuerſt wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anſchauung, als auf die bloße erſte Idee der Kunſt und Mahlerey führen kann. Denn die altdeutſche Mahlerey iſt nicht nur im Mechaniſchen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italiäniſche meiſtens iſt, ſondern auch den älteſten, ganz wunderbaren und tiefſinnigen chriſtlich-katholiſchen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen ſie einen weit größern Reichthum enthält, als jene, welche ſtatt deſſen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdiſchen Prachtgegenſtänden des alten Teſtaments, oder zu einzelnen Abſchweifungen in das Gebiet der griechiſchen Fabel genommen hat.

Selbſt in der Anmuth kann die italiäniſche Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutſche, aber nicht vor der niederdeutſchen Kunſt behaupten, wenn man dieſe anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann von Eyck und Hemmelink beurtheilt, und nicht nach den ſpätern Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künſtler keineswegs den alten Gemähldeſtyl, in den Unvollkommenheiten deſſelben, in den magern Händen, einer ägyptiſch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der ſchlechten Zeichnung und poſitiven Mängeln und zufälligen Fehlern ſuchen, oder zu finden glauben darf. Denn das hieße nur eine falſche Manier ſtatt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikiſche mit einer eben ſo unächten altdeutſchen Nachahmerey vertauſchen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; ſondern der ſtille, fromme Geiſt der alten Zeit iſt es, welcher den Mahler beſeelen und wieder hinführen ſoll zu der reinen chriſtlichen Schönheit, daß dieſe, mit dem hellſten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunſt in neuer Morgenröthe durchſtrahle.

Wackenroder.

Die Peterskirche.

(1797.)

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geiſt erhebt ſich in heiliger Trunkenheit, wenn ich deine unermeßliche Pracht anſtaune! Du erweckeſt mit deiner ſtummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und läſſeſt das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat geſammelt an deiner ſteinernen Größe, und auf zahlloſen Menſchenleben biſt du emporgeſtiegen zu dieſer Höhe! —

In nackten Steinbrüchen iſt euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelſen abgezwungen, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur ſein Eiſen, ſein Werkzeug, war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einſt zum letztenmale in die Hand nahm und ſtarb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als dieſe Steine, einen feſt auf den andern zu ſchichten für einen geringen Lohn, iſt darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, deſſen Geſchäft es war, dieſe Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht ſtolz ſeyn mochte auf einen ſchönen Säulenknauf, der ſich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat ſein Auge geſchloſſen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtſam betrachtet, nach dem letztenmale, da er ihn mit Freuden anſah.

Eine ganze Reihe von Meiſtern der Baukunſt ſind an der Schöpfung dieſes Koloſſes vorübergegangen; ſie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felſen zu ſchönen Geſtalten zuſammenzauberten; und der eine größeſte der Meiſter war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Geſetz vorſchrieb, die Laſt der Mauern kühn zu beſteigen, und ſich doch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armſelige kleine Metallſtücke, die ſie von ihren todten, ſtillen Schatzkammern in die Welt ſtreuten, wie durch elektriſche Funken aus der ſchlafenden Kraft der groben Hände, der ſchlafenden Kunſt der Steinarbeiter, den ſchönträumenden Geiſtern der Architecten, eine vereinigte ſichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieſer bedeutungsloſen Metallſtücke, ein ſo geiſtreiches Wunderwerk von ſo unerſchöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menſchliche Würde eintauſchten: — auch dieſe ſind längſt von ihrem glänzenden Stuhle aufgeſtanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land geſetzt, wohin die Millionen, die ſie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen ſind.

Wie mannigfache menſchliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben ſind an deiner Schöpfung zerſchellt! Und du ſtehſt, ein unſterblicher Bau, ſtützeſt dich auf deine ſtarken Mauern, und ſiehſt unerſchrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tauſend einzelnen Steine der Felſen, die unförmlichen Maſſen, die verſtümmelten Gliedern glichen, haben ſich zu ſchlanken Säulen vereinigt, deren erhabne Geſtalt das Auge mit liebevollen Blicken umſchlingt, oder zur Kuppel, an deren ſanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufſchwebt. Verſchwunden ſind die unzähligen verſtümmelten Glieder: es ſteht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beim Bau der Welt von Rieſen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerſchmelzten Felſen in ungeheure Formen gegoſſen. — Und die erſtaunenswürdige Wirklichkeit dieſes unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erſchreckt, worauf beruht ſie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federſtrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangſt in deinem Daſeyn, und haſt nichts mehr an dir von deinem Urſprunge. Menſchen erſchufen dich und du biſt höherer Natur als das Geſchlecht deiner Schöpfer, läſſeſt die ſterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknieen unter deinem Dome, und umhüllſt ſie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern ſpricht.

Wohl dem vergänglichen Menſchen, daß er Unvergänglichkeit zu ſchaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er ſelber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunſt treibt die ſterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel hervor: die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verſchließt göttliche Kräfte. — Die Menſchen ſind nur die Pforten, durch welche ſeit der Erſchaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunſt uns ſichtbar erſcheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke iſt es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majeſtätiſch, mit Felſen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine ſehr edle Kunſt, die alle menſchliche Geſtalt und Sprache verachtend, denen die ſämmtlichen übrigen Künſte dienſtbar ſind, allein darauf ſtolz iſt, ein mächtig-großes, ſinnliches Bild der ſchönen Regelmäßigkeit, der Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit, dieſer Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Muſterbilder in der menſchlichen Seele, vor unſer Auge zu ſtellen. Ihre Werke ſind (gleich der harmoniſchen Wiſſenſchaft der Weisheit in der

Seele des Weiſen,) ein feſt in ſich verbundener ſchöner Zuſammenhang von tragenden und getragenen Maſſen, von kühn hinanſtrebenden Säulen und Wänden, und von ſchützenden, ruhig ſchwebenden und herabſehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel ſtehen ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; ſie laſſen ſich nicht, wie die Werke der andern Künſte, mit Händen regieren, das Geſchlecht, das ſie hervorbrachte, geht in ſie hinein, fühlt ſich von ihnen umſchloſſen, und ſie ſind die edlen Gefäße, die alle andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die edelſte Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können ſie größeres bewahren und umſchließen, als das Streben des Menſchen nach der Gottheit? O, da müſſen ſich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, ſo weit ſie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umſpannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß zu ſammeln, auf daß die einſam umherirrende Andacht von Tauſenden, unter dieſer Wölbung verſammelt und von der ewigen Umarmung dieſer heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zuſammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahlloſe Mengen der Vergangenheit haben dieſe heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahlloſe der Zukunft erwarten ſie ſehnlich in ihre Arme zu ſchließen.

Ich höre ſie wohl, die vernünftigen Weiſen, die ſpotten und ſprechen: „Was ſoll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeſchmückten Raume betet der Menſch ſo fromm, — und viele Dürftige, nebſt Witwen und Waiſen, hätten wir geſpeiſet und gekleidet von dieſen ſteinernen Schätzen." — Ich weiß es wohl, daß man der Kunſt und auch der Religion es bitter verarget, wenn ſie in reicher, königlicher Pracht ſich vor der Welt erheben. Es mögen dies ſehr feſtgegründete Gedanken der menſchlichen Vernunft ſeyn, aber doch ſind es nicht die Gedanken der ſchaffenden Vorſicht.

Nach einem durch menſchliche Vernunft berechneten Gleichmaaße und einer ſtrengen, geiſtigen Ordnung der Dinge, wollen die Weiſen unſre Erde neu erſchaffen. Aber was iſt die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns ſichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was ſind wir? — — Jenes gewaltſame Auf- und Niederwallen der irdiſchen Dinge, — daß ſich das Hohe zum Hohen geſellt, und die Flächen und Tiefen verwahrloſ't vergehen, — erſcheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsſchlag, das furchtbare, unverſtändliche Athemholen des Erdgeſchöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daſeyn bringen will, ſo bleibt ihr Streben immer irdiſch, und ſie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irdiſche Schätze. — So hat auch ſelbſt die lebloſe Natur, recht im irdiſchen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirdiſchen Ueberfluſſe der koſtbaren Metalle verſchwenderiſch belohnt, indeß endloſe Wüſteneyen unter ihrer kargen Hand verſchmachten.

Drum ſchweige, menſchlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! ſelbſt dieſes Wunder der Welt, wie verſchwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieſer Erde! — Es ſchrumpft zuſammen, wenn das Auge ſich eine kurze Spanne entfernt, und iſt nicht da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und ſelbſt Tauſende, die es ſehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

Novalis.

I. Stillleben aus dem Mittelalter.

(Um 1798.)

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dieß um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſei mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Reiſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, und wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie, ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, — die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine *liebliche* Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint: ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

II. Die Natur.

(Um 1799.)

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannichfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Inneres in ſo mannichfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpäteren Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturzuſtand herzuſtellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die

Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſerer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen *Bewohnern* und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weiſſagte, jeden Gaſt willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verſchwendete. So genoß ſie himmliſche Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforſcher nur dann ein, wenn ſie krank und gewiſſenhaft war. Dann gab ſie ihm Beſcheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernſten, ſtrengen Mann. Wer alſo ihr Gemüth recht kennen will, muß ſie in der Geſellſchaft der Dichter ſuchen, dort iſt ſie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer ſie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dieß und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren ſtrebt, muß ihre Krankenſtube, ihr Beinhaus fleißig beſuchen.

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen, wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir, es ſey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeußerung unſrer Sympathie mit ihr: nur ſucht der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehen mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gab's ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steine nieder, bauten Felſen zu Wohnungen, * brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder an's Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen und pflegten die edleren Blumen und Kräuter. öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an,

---

* Zwei unverſtändliche, wahrſcheinlich korrumpirte Worte ſind aus dem Texte weggeblieben.

und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an, menſchlich ſich zu regen, ihre Fantaſieen wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

III. Aphorismen über Poeſie.

(Um 1800.)

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effekt iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſo fern ſie plaſtiſch iſt; doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannichfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht; ſo muß der Dichter den redenden Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden und in angemeßnen Worten auf's Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Fantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn?

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beyder. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher ergiebt ſich unſere urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Aechte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe

Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige Zeichnung ſelbſterfundener Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt, und ſofort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchtes Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewandten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Mahler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Mahler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut verbunden und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt.

J. F. von Meyer.

Der Naturgeiſt.

(1815.)

Wenn wir verſteinerte Pflanzen oder Thiere, Abdrücke von Farrenkräutern und unbekannten Fiſchen, die Knochen des alten Mammuths oder eine holzharte Sandmumie ſehen: ſo zweifeln wir nicht, daß dieſe Geſchöpfe vordem gelebt und gegrünt haben; obſchon ſie nun der todten Natur anheimgefallen ſind. Ihre Adern ſind verſtopft, ihre Säfte fließen nicht mehr, es iſt nichts Bewegliches mehr an ihnen. Ihre ſtarren Formen ſind ohne Geiſt, ſie ſind Zeugen des Geweſenen, und harren einer Auflöſung entgegen, die ihre Theile in Freyheit ſetzen ſoll. Alſo auch, wenn der Winter Strom und Bäche gebunden hat, ſo ſchlägt keine Welle mehr vor dem erſchrecklichen Froſt, und ſelbſt der Sonnenſchein gleitet unwirkſam darüber hin, weil er keine Empfänglichkeit findet. So iſt auch die friſche Leiche ſchon ſteif, wenn gleich ihre Lebensgänge noch offen, ihr Fleiſch feucht iſt, und der feurige Naturgeiſt in ihr gährt, um ſich loszuwickeln und ſie vollends zu tödten. Sie hat noch vor kurzem geathmet. Endlich ein Menſch, der ſich verdungen hat oder verurtheilt iſt, eine Maſchine zu bewegen, und dadurch ein Automat wird, glauben wir nicht, er beſitze an ſich das Vermögen, willkührlich und frey zu handeln, wenn wir ihn zur Freyheit entlaſſen wollten?

Sehen wir vor Allem dieſen letzten an: er lebt wirklich mit Leib und Seele, und iſt dennoch todt, weil ihm die Freyheit genommen iſt, ſich anders als ſo zu bewegen, wie er thut, und etwas Anderes zu treiben, als was er treibt. Betrachten wir die ſtumpfſinnigen unter den menſchlichen Weſen, die Cretinen und Kakerlake, die an Geiſt hinter den Thieren zu ſtehen ſcheinen; ſehen wir einen Schlafenden; überall iſt hier Leben ohne Leben, und Tod ohne Tod. In dieſen gebundenen Zuſtänden iſt nicht ſowohl Mangel als Verſchloſſenheit; denn ſo haben ſchon Dümmlinge durch einen Fall Verſtand, und gewöhnliche Menſchen durch eine Krankheit höhere Fähigkeiten bekommen. Und um Alles zu erſchöpfen: iſt nicht im Kinde alles Leibesvermögen und alle Verſtandesfähigkeit unentwickelt enthalten, und müſſen ſich nur ſtärken, reifen, oder vielmehr ſich aufſchließen, damit dieſes unbeholfene Geſchöpf gehen, reden, vernünftig urtheilen, endlich Künſte treiben, ja ſeinen Schöpfer denken kann? Die größten Köpfe aller Zeiten, was ſind ſie in ihrer Wiege geweſen? So ſagt Salomo oder der Verfaſſer des Buchs der Weisheit in ſeinem Namen (Cap. 7, 3): „Ich habe auch, da ich geboren war, Odem geholt aus der gemeinen Luft, und bin auch gefallen auf das Erdreich; das uns alle gleich trägt, und Weinen iſt auch, gleichwie der Andern, meine erſte Stimme geweſen; und bin in Windeln auferzogen mit Sorgen, Denn es hat kein König (und kein Weiſer) einen andern Anfang ſeiner Geburt.“

Wie? ſollte die Natur, in der wir leben, nicht auch in der Erſtarrung, und in der Kindheit, und im Schlaf, und im Frohndienſte ſtehen? Sollte nicht ihr automatiſcher Zuſtand, worin ſich Alles nach gleichen, feſten Geſetzen bewegt, die ſogar der Menſch, der höher iſt als ſie, mit ſeiner Kunſt nicht überſpringen, ſondern nur benutzen kann, die Gefangenſchaft und Larve einer andern Natur ſeyn, welche die eigentliche Natur iſt? nicht mehr Maſchine, ſondern freyer Geiſt? nicht mehr Larve und Puppe, ſondern Schmetterling?

Die Schrift ſelbſt verkündigt uns dieſe Wahrheit. „Alle Creatur,“ ſagt Paulus (Röm. 8, 19 ff.) „ſeufzet mit uns, fühlt Geburtswehen gleich uns, mit Sehnſucht harrt ſie auf die Offenbarung ihrer Freyheit, auf ihren Uebergang aus der Knechtſchaft des Vergänglichen zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes.“

Was aber wieder werden ſoll, muß auch von Anfang geweſen ſeyn. Denn alles Ende kehrt zum Anfang, und aller Anfang war gut, als ausgefloſſen aus dem Anfang der Anfänge, dem höchſt guten Gott, welcher Licht, Leben und Freyheit iſt. So iſt mithin die Feſſel der Natur, unter der ſich ihre ungeheuern Räder ſeufzend umdrehen, ihr nicht von dem Gott der Freyheit angelegt, ſondern von dem, das nicht Gott iſt, und das durch ſein Zurückziehen auf ſich ſelbſt ſich in dieſe ſtarre Rinde einſchränkte, ſein Haus enger mauerte, und ſich in ein Gefängniß begab, das es nun nicht wieder durchbrechen kann, als allein durch die glaubige Begierde nach dem Urquell der Freyheit. —

Es iſt ein richtiger philoſophiſcher Satz, daß alles Sinnliche, weil es vergänglich iſt, in ſeiner Erſcheinung unweſentlich und nicht das Ding an ſich ſelber iſt, wie es Gott erkennt; folglich alle Geſetze des Raums und der Zeit, wie wir ſie uns vorſtellen, und auch vorſtellen müſſen, als Formen der ſinnlichen Welt oder unſerer Wahrnehmung von ihr, keineswegs zur unabänderlichen innern Ordnung der Natur gehören. Und hiebey ſtehen die Dinge in umgekehrtem Verhältniß zu unſerm ſinnlichen Urtheil von ihnen. Je gröber oder materieller ſie ſind, deſto unweſentlicher, deſto vergänglicher, auch ſchon gegen einander gehalten in der Körperwelt. Der Stein ſcheint uns reeller als das Waſſer, das ja verdunſtet und vertrocknet; und doch wird der Stein vom Waſſer zerſtört. Holz, und zwar das ſchwerſte, wird vom Feuer gefreſſen, welches wir weghauchen können. Die Flamme kann Eiſen ſchmelzen und Demant zerbrechen, aber dem Lichtſtrahl hat ſie nichts an, ſondern vermehrt nur ſeine Herrlichkeit, indem ſie mit ihm leuchtet, oder neben ihm verfinſtert erſcheint. Die Luft ſcheint das Nichtigſte, und kann Alles verderben. Zwar leiht die Dichtheit oder Zähheit einem Stoff längere Dauer; durch dieſe zufälligen Eigenſchaften wird er dem Unvergänglichen näher gebracht; aber derſelbe Stoff, wenn er aufgelockert iſt, zeigt, wie nichtig er ſey. Er hat nur eine Veränderung in der Lage und Verbindung ſeiner Theile gelitten, iſt folglich derſelbe zuvor geweſen im verdichteten Zuſtande, der er jetzt iſt; ja er war durch den Widerſtand, welchen er leiſtete, zerſtörbarer als weichere Körper, daher er eben ſo zerfiel. Scheidewaſſer läßt eine Fettigkeit, als ein edles, leichtes Weſen, liegen, und löst ſchwere Metallmaſſen auf. Jedes Material hat in der Natur ſeinen Spiritus, der es meiſtert, ſo flüchtig er auch iſt. Wie nun das Feinkörperliche, das ans Geiſtige grenzt, Macht hat über das Gröbere: ſo hat das Geiſtige ſelbſt Macht über alles Körperliche, und iſt das eigentliche Weſentliche, obwohl uns unſichtbar. Das Geiſtige iſt der Wirker aus dem Reiche der Freyheit. Der nächſte Wirker, der uns noch gewiſſermaßen in die Sinne fällt, und einen Uebergang macht zwiſchen den zwey Welten, iſt der thätige und doch gebundene Naturgeiſt, der, wenn er aus einem Gefängniß entſchlüpft, alsbald wieder in ein anderes eilen muß; hat er ſich von einer verweſenden Pflanze oder einem Thierſtoff losgeriſſen, ſo muß er wieder in einer andern Form das Werk des Treibens, Blühens und Fruchtbringens verrichten, oder ſich in Fleiſch einwickeln und in Metallen gefrieren, und mit ewig unruhigem Spiel bald ſcheinbar frey, bald ein wahrer Knecht ſeyn. So unzerſtörbar er in ſich iſt, ſo harten Geſetzen iſt er unterthan. Er kann Jahrtauſende unter der Erde gebunden liegen, bis Menſchenhand oder Naturumwälzung den Stein, der ſein Kerker iſt, zu Tage fördert, und dieſer nach langem Zeitraum, von der Verwitterung zermalmt, ſeinen Einwohner losgibt. Und nicht ein Körnchen iſt, worin nicht noch ein Theil von ihm eingeſchloſſen bliebe, und dem er nicht wiederum raſch zueilte, um es zu theilen, zu zerwühlen, als eine Mutter zu befruchten, mit unendlichem Ungeſtüm, mit Schaffen und Zerſtören, mit Liebe und Haß, aber Alles nach harter, mühſeliger Regel. Er iſt

im Aether und im Abgrunde, bewegt Wolken und Flüſſe, brennt im Feuer, tobt im Winde, die Roſe und der Schneeſtern ſind ſein Werk. Wir erſtaunen über ſeine Wunderthaten, und doch weicht er ſelten oder nie aus ſeiner ſtreng vorgeſchriebenen Bahn, und erſcheint auch, ohne ſie im mindeſten zu verändern, unſerer Naturkunſt in tauſend Mummereyen, ſpottend gleichſam, wenn wir etwas Neues hervorgebracht zu haben meinen, worin doch nur wieder er, und zwar als ein armer, bewunderter Diener daſteht, der ſich in ſeines Herrn unendliche Reichthümer kleidet.

Dieſes bewußtlos wollende und handelnde Weſen macht die ganze Schöpfung zu einer großen Senſitivpflanze, oder einem unermeßlichen Thier, dem er die Werkzeuge der Empfindung, den Nervenſaft, die Seele leiht. Von dieſem Treiber geht alle Bewegung, Anziehung und Abſtoßung in der ſinnlichen Natur aus. Er iſt die innerſte elektriſche und magnetiſche Flüſſigkeit in den Dingen, ein lebendiges, reines Feuer, ja, wie geſagt, die Seele der Welt, verſtuft ſich aber in vielen Stellvertretern, die ſeine nähere Erſcheinung, und immer um ſo weſentlicher, mächtiger und unſichtbarer ſind, als ſie ihm ſelbſt näher liegen.

Wie es aufwärts von ihm in der phyſiſchen Weltregierung zugeht, und was er für Einſchreitungen von mächtigern, bewußten Weſen erfährt, welche ſich ſein als eines wohlthätigen oder ſchädlichen Werkzeugs bedienen, ihn hemmen und fördern, zum Segen oder Fluch lenken, dafür ſind uns die Augen zugethan. Wir wiſſen durch die Offenbarung der heiligen Schrift, daß der Art Etwas, vielleicht unaufhörlich Statt hat, daß höhere Weſen eben ſowohl in den phyſiſchen als moraliſchen Weltlauf eingreifen; wir dürfen aber dieſen Dienſt der Engel nicht ſehen, noch die widrige Arbeit unſerer Feinde, weil wir dadurch irre werden würden in unſerm Glaubensgang, bald von Furcht und Schrecken erſchüttert, bald zu abgöttiſcher Bewunderung hingeriſſen. Denn wenn wir, die Gebildeten, ſchon jetzt ſo häufig in Gefahr ſchweben, die Naturkräfte anzubeten, den Zabäismus zu erneuern, oder die Weltſeele uns zum Gottweſen zu heiligen:

was würden wir thun, wenn uns geſchähe, was Jakob geſchah, von dem geſchrieben ſteht (1 Moſ. 32, 1. 2): „Jakob aber zog ſeinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er ſie ſah, ſprach er: Es ſind Gottes Heere“ —?

Es ſcheint zwar ein Widerſpruch, daß der Naturgeiſt nach unabänderlichen Geſetzen handeln, und in dieſe dennoch ſtets durch denkende Geiſtweſen eingewirkt werden ſoll. Allein dieſer Widerſpruch rührt bloß von der Kurzſichtigkeit unſers Erkenntnißvermögens her, das ſich Alles, was in die höhere Ordnung der Dinge hineinreicht, nicht vorſtellen noch es begreifen kann. Ueberdem aber iſt ein offenbarer Unterſchied, ob ein höheres denkendes Weſen durch den Naturgeiſt und nach deſſen Geſetzen, oder ob es gegen dieſelben wirkt; in jenem Fall, welches wohl der häufigere ſeyn möchte, thut es nicht viel mehr, als ein geſchickter Phyſiker. Uns ſind aber überhaupt nur die erſcheinenden, nicht die weſentlichen Geſetze der Natur oder des Naturgeiſts bekannt; wenn wir von Naturgeſetzen reden, ſo reden wir von jenen, und wenn der Geiſt ganz als Geiſt wirken darf, da wirkt er nach der Freyheit, welche ſeine wahre Natur iſt. Die Maſchine, die wir vor uns ſehen, iſt nebſt ihren ſcheinbaren Triebfedern bloß für uns Maſchine. Es hindert auch den Maſchiniſten nichts, die Triebkraft der Federn zu verſtärken, zu beſchleunigen, zu hemmen, augenblickliche Aenderungen im Werk anzubringen, ohne daß er das Werk oder deſſen Geſetze zerſtört. Die Täuſchung, der wir hierin unterworfen ſind, veranlaßt zweyerley Mißgriffe, deren einer dem Aberglauben, der andere dem Unglauben eigen iſt. Der Aberglaube iſt wie ein ſcheues, unerfahrenes Kind, welches über Alles erſtaunt, was es noch nicht geſehen hat, und es einer fremden Macht zuſchreibt, wenn auch bei näherer Unterſuchung die Erſcheinung, die es bewundert oder fürchtet, eine ganz alltägliche wäre, und in ein Nichts zerfiele. Der Unglaube iſt ein überkluger Jüngling, der ſchon Alles geſehen, erfahren hat und weiß, nur ſeine eigene Unwiſſenheit ausgenommen. Unglaubige ſind geneigt, Alles, was ſich einmal zugetragen hat, darum weil es ſich zugetragen hat, als etwas Natürliches, d. i. der bewußtloſen Naturkraft und gleichſam dem Ungefähr oder todten Regeln Zugehöriges, nun ſchon Bekanntes und Erkanntes, das nichts zu bedeuten, keine höhere Gründe und Abſichten habe, anzuſehen; ſie bedenken aber nicht, daß ſo lange ſie einen Schöpfer und Beherrſcher der Natur annehmen, darin auch das Kleinſte nicht ohne geiſtliche oder moraliſche Bedeutung und Abſicht vorfallen kann. Nicht wie wir es ſo eben am kindiſchen Aberglauben getadelt haben; er weiß nicht, was klein oder groß iſt; der Verſtändige aber ſieht ein, wie auch das Kleinſte zum Großen beiträgt, und weiß das Wichtige, das Außergewöhnliche, das Ueberſchwengliche und Erſchreckliche, von dem Alltäglichen und Gemeinen wohl zu unterſcheiden. Ihm iſt auch das Neue nicht beſtürzend, weil er deſſen Grund und Zweck erblickt; und nichts Großes, was ſchon einmal vorgekommen, iſt ihm darum gleichgültig; denn er wird die zwey Begebenheiten nebſt den Umſtänden, worunter ſie ſich zutrugen, richtig mit einander und beyde mit dem Ganzen vergleichen, und ſich daraus überzeugen, daß beyden einerley höhere Beſtimmung zum Grunde lag. Umgekehrt aber handelt der Unglaube: eben er, der ſchon über die Natürlichkeit, d. i. Unbedeutenheit einer Sache abſpricht, wenn ſie ſich nur etliche Mal wiederholt, und ihr fertig die Regel nachweiſt, geräth über das Neue leicht außer ſich und ſchreyt: Wunder! oder: Gefunden! wenn er ſich auch bald darauf geſtehen muß, daß es gar nichts Beſonderes geweſen. Eben darum, weil ihm das Unterſcheidungsmittel des Weſentlichen fehlt, und er nicht vor Allem den ewigen Urpunkt feſtſetzt, von dem alles mehr oder minder Mächtige, bis ins Unweſentliche der Materie herab, ausgeht, dieſe rein geiſtliche und moraliſche Grundpotenz, iſt er den Täuſchungen der Erſcheinungswelt und den Trugſchlüſſen des ihr analogen Erkenntnißvermögens unterworfen. Das heißt mit andern Worten, er urtheilt als Materialiſt, wenn er auch wirklich an Gott und Unſterblichkeit glauben ſollte. Denn er weiß ſeine natürliche Vorſtellung von der ſichtbaren Welt nicht mit ſeinem Glauben an das Unſichtbare in Verbindung zu ſetzen.

So wenig wir nun auch von dem, was über dem Naturleben waltet, und ihm die Beſtimmung leiht, wiſſen, ſo iſt uns doch die oberſte Stufe der Leiter bekannt, welche in Gott ruht. Es iſt der Geiſt-Schöpfer oder heilige Geiſt, das Ende und der Anfang der Wirkungen, von deſſen ſiebenfachem Feuer die untergeordnete Kette der Weſen bis auf den Natur-Geiſt und ſeine Stellvertreter Urſprung und Thätigkeit empfängt. In unvorſtellbarer Allgegenwärtigkeit, ohne Zeit- und Raumſchranke, bewegt dieſe rein überſinnliche Macht Alles, was wir in Zeit und Raum uns vorſtellen, und vermag daher zu handeln über alle Vernunft, über all unſer Wiſſen und Verſtehen. Sie wirkt in unermeßlicher Zahl und unzähliger Einheit; ſie durchdringt Welten und Geiſter mit ihrem Lebenslicht, und ſammelt ihre Namen in ein einziges mächtiges Wort, das ſie an den Boden des Throns ſchreibt, ihnen zur Dauer und dem Ewigen zum Lob.

K. von Wangenheim.

Der Glaube an den Ur-Geiſt.

(1838.)

Daß der Ur-Geiſt ſetzen kann und geſetzt hat, was er ſetzen will und wollte, iſt das Kreuz einer Philoſophie, welche Gott begriffsmäßig erkennen will und ihn deswegen aus dem reinen Seyn und dem Nichts mit Nothwendigkeit werden und dann denſelben erſt im menſchlichen Geiſte zum Bewußtſeyn ſeines Geiſtes kommen laſſen muß. Geiſtſeyn und Freiſeyn iſt offenbar identiſch, und dem Gotte, der Ur-Geiſt iſt, iſt daher auch alles möglich, was heilig iſt: denn ein freier, reiner Geiſt, der Unheiliges wollte, wäre der abſolute Widerſpruch. Aber welcher bedingte Geiſt vermag den Gedanken eines unbedingt freien, heiligen Geiſtes auszudenken, im Begriffe zu faſſen? Der endliche Geiſt des Philoſophen einmal gewiß nicht. Aber er will es, und darum ſetzt er ſeinen bedingten Geiſt dem göttlichen gleich, und macht auch dieſen zu einem mit Nothwendigkeit ſich erſt zum freien Geiſt entwickelnden Geiſte, weil die menſchliche Seele erſt nach und nach zum Bewußtſeyn ihres bedingten, urſprünglich ihr mitgetheilten Geiſtes gelangt, den ſelbſt in ſeiner ganzen Tiefe zu durchdringen ſie nicht einmal vermag. Er muß das thun, weil nur das geſetzlich Nothwendige ſich in den Begriff faſſen läßt, nicht aber das unbedingt Freie, dem alles möglich iſt. Wie ein ſolcher Gott des Begriffs werdend unter dem Geſetze der Nothwendigkeit ſteht, ſo auch ſeine Schöpfung, die ein nothwendiges Andere ſeiner Selbſt ſeyn muß.

Der abſolut freie, in jeder Hinſicht unabhängige und daher allmächtige heilige Geiſt, den wir als Gott verehren und anbeten, iſt der Seele nur in ſo weit erkennbar, in wie weit es ihm gefiel, ſich ihr in Geiſt, Natur und Geſchichte, d. h. in den Worten und Werken vom Geiſte zum Geiſte gezogener und darin einheimiſch gewordener gottbegeiſterter und gottinniger Menſchen zu offenbaren. Offenbar aber wird er ihr von dieſen drei Seiten her als Ur-Geiſt, der zugleich Ur-Seyn und Ur-Leben iſt, und er offenbart ihr darin ſeinen weſenhaften Willen, indem er in ſie den Zug zu den Ideen des Wahren, Schönen und Guten, damit aber die Liebe zu dem Alliebenden legte.

Wie aber kommt die Seele zu dieſer Zuverſicht? – Zunächſt durch den Glauben. Und dann zu dieſem? — Durch das Wiſſen um ihren Geiſt und aus dieſem Geiſte.

Hat nemlich die Seele — ſollicitirt von der aus dem Geiſte in die Vernunft reflectirten Idee der Wahrheit, von der in die Phantaſie reflectirten Idee der Schönheit und von der in den reinen, freien Willen reflectirten Idee der Tugend — ſich an der Hand äußerer und innerer Erfahrung bis zu den drei Abſoluten der Vernunft, der Phantaſie und des reinen Willens herausgebildet, ſo tritt in ihr nun auch der, aus dem Schauen des Geiſtes urſprünglich in ſie reflectirte, Gefühlsglaube, deſſen Entſtehung und Fortbildung früher von uns nachgewieſen wurde, der aber nur eine, die geiſtige Schwere und das geiſtige Licht neutraliſirende, geiſtige Wärme war, aus dieſer Indifferenz in die Sphäre des ſeines Grundes ſich bewußten Glaubens, in welchem das geiſtige Licht der Seele ſein Maximum und die geiſtige Schwere der Seele ihr Minimum erreicht hat, während die geiſtige Wärme das Band dieſer beiden Potenzen bleibt, das wahre Leben der Seele aber nicht mehr bloß erwärmt und fördert, ſondern zugleich begeiſtet. Das Weſen dieſes begeiſtenden Glaubens und des wärmenden, beſeelenden Gefühlsglaubens iſt ein und daſſelbe; nur die Form, in welche beide gefaßt ſind, iſt eine verſchiedene, hier ärmere, dort reichere, hier dunklere, dort deutlichere. War in dem Gefühlsglauben die lebendige Ueberzeugung von einem faſt prädicatloſen Göttlichen gegeben, ſo erhält der erleuchtete Glaube, wenn er auch keine größere Gewißheit von dem Daſeyn Gottes gibt, für das göttliche Weſen doch reinere Eigenſchaften und höhere Werthe.

Dieſer Glaube iſt uns daher die höchſte Function der Seele darum, weil in ihm die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, welche in den Functionen der Vernunft, der Phantaſie und des reinen Willens vereinzelt ſind, zuſammengefaßt werden und in dieſer Zuſammenfaſſung die urbildliche Harmonie der Ideen im Geiſte am reinſten in der Seele nachgebildet iſt. Wenn aber Wahrheit, Schönheit und Tugend im Glauben ſich vollkommen durchdringen, dann iſt die gläubige Seele geheiligt, und der Glaube an den lebendigen Urquell dieſer Harmonie der Ideen iſt der Glaube an die Heiligkeit Gottes, in welcher alle ſeine andern Eigenſchaften und unter dieſen auch ſeine Wahrhaftigkeit enthalten ſind.

Und erſt dieſer Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes iſt es, welcher der Seele die gewiſſe Zuverſicht gibt, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, die ſie in ihrem Selbſtbewußtſeyn trägt und von denen ſie ſich in ihrer Selbſterkenntniß ſollicitirt weiß, keine Trugbilder und die in der äußeren und inneren Welt ſich darſtellenden idealen und realen Abbilder jener in harmoniſcher Durchdringung im Geiſte liegenden Urbilder keine bloße Gedankendinge, keine Phantasmen, keine Zielpunkte zweckloſer Beſtrebungen ſind, ſondern volle, nicht zu bezweifelnde, Realität haben. Dieſer Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes iſt es demnach, welcher der Seele die feſte Zuverſicht gibt, mit welcher ſie den Prinzipien ihrer Vernunft, den Idealen ihrer Phantaſie und den Zwecken ihres reinen Willens vertraut.

Der religiöſe Glaube, der Gottesglaube, iſt alſo nicht, wie oft behauptet wird, der zum Wiſſen, Fühlen und Wollen hinzukommende Beifall, ſondern die Prinzipien der Vernunft, die Ideale der Phantaſie und das höchſte Streben des reinen Willens bilden vielmehr den Beifall, welcher zum urſprünglichen Glauben hinzutritt. Er, der eine Thatſache des Selbſtbewußtſeyns und zugleich der Geſchichte iſt, iſt nicht die Folge irgend einer anderen Operation der Seele, ſondern gibt erſt allen übrigen Functionen die rechte Richtung auf das Heilige und Göttliche und in dieſem auf Freiheit, ſomit auf Seligkeit. Er iſt daher kein Fürwahrhalten aus Begriffen und Prinzipien, ſondern eine Gewißheit aus urſprünglicher Offenbarung durch den Geiſt, eine urſprüngliche Gewißheit des Heiligen und Göttlichen, aus welcher erſt jede andere Gewißheit abgeleitet werden kann. Denn der zuverſichtliche Glaube an einen heiligen Gott involvirt den an den wahrhaftigen und gerechten Gott, und erſt dieſer Glaube gibt der Seele auch die Gewißheit, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von denen ſich das Selbſtbewußtſeyn ſollicitirt weiß, keine bloße Gedankendinge, keine Trugbilder ſind, und daß daher die idealen Abbilder derſelben in der Seele und die realen Abbilder derſelben in der Welt, in dem Leben und in der Geſchichte eine nicht bloß ſcheinbare, ſondern daß ſie eine wahre Wirklichkeit haben. Mit dieſem Glauben, aber auch nur mit ihm, hören die Ideen auf, bloß regulative Prinzipien zu ſeyn, und werden conſtitutiv, ſo daß nun behauptet werden darf: ihr Weſen ſpiegele ſich in Allem ab und ohne ſie wäre Alles leer und nichtig. Sie ſind gleichſam das ewige Integral, welches alle differenten Erſcheinungen zu einem Ganzen zuſammenhält. Sie ſind das allgemeine Geſetz, welchem alle untergeordneten Kräfte und Vermögen in ihren verſchiedenſten Richtungen entweder gehorchen müſſen oder doch ſollen. Denn ohne dieſen Glauben an den heiligen und ſomit wahrhaftigen und gerechten Gott bliebe das Wiſſen der Vernunft, blieben die Ideale der Phantaſie, bliebe das Streben des reinen Willens nach dem höchſten Gute immer in ihren idealen Kreiſen eingeſchloſſen, in welchen es ſtets ungewiß bleibt, ob außer jenen Ideen und der ihnen correſpondirenden, immer auch nur gewußten, geahneten und erſtrebten ſinnlichen und unſinnlichen Welt noch etwas ſey, was jenen Urbildern und dieſen Abbildern wahrhafte Wirklichkeit gibt. Das Reale in der Welt iſt ja nur die Kehrſeite des Idealen in der Seele, die beide an und für ſich nichts bedeuten würden, belehrte uns der Glaube nicht von einem Ur-Geiſte, der, weil er das Ideale und Reale aus ſeinem weſenhaften, d. h. wahrhaftigen Willen ſchuf und ſchafft, die Wahrheit und Wirklichkeit ſowohl des Idealen, als des Realen verbürgt.

Demnach umfaßt der religiöſe, der Gottes-Glaube, das Abſolute der Vernunft, das Abſolute der Phantaſie und das Abſolute des reinen Willens in ſeinem, allein wahren, Abſoluten, dem abſolut-freien, alſo aus und durch ſich ſeyenden und lebendigen, heiligen, allliebenden, allgegenwärtigen, allmächtigen, wahrhaftigen und gerechten Ur-Geiſte, durch den alles gemacht iſt, und alles gemacht wird, was gemacht wird, dem alles möglich iſt, was er will, und deſſen göttlicher Wille nur eine Nothwendigkeit kennt, nemlich die heilige, weil dieſe mit ſeiner abſoluten Freiheit, in ihrem Unterſchiede von der, immer unfreien, Willkür, völlig identiſch, ein und daſſelbe iſt.

Dieſer Glaube ſteht am Anfange und am Ende des zeitlichen Lebens der einzelnen Seelen ſowohl, als auch aller freiheitsfähigen Seelen im Abfluſſe der Geſchichte der Menſchheit und bedingt ihre allmälige Entwickelung zum Geiſte. Anfangs unentwickelt, iſt er der Glaube der Seele an die Wahrheit der Sinnenwelt und an ein Etwas, das höher iſt, als ſie, die Seele, ſelber; entwickelter iſt er, der Glaube der Seele, an die Wahrheit des, die ſinnliche Welt auswirkenden oder doch beſtimmenden, Unſinnlichen und an die Gemeinſchaft mit gleichberechtigten freiheitsfähigen Weſen unter einem Höheren; vollſtändig entwickelt aber iſt er, der Glaube der Seele an die Wahrheit des, die ſinnliche und unſinnliche Welt und jede Gemeinſchaft beherrſchenden, Ueberſinnlichen, iſt er der Glaube an den Abſolutfreien, iſt er der Glaube an Gott, den heiligen Ur-Geiſt.

Steffens.

I. Ueber Sagen und Mährchen in Dänemark.

(1818.)

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig, und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere, in die wüſten Gegenden der halb erloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume ſtatt der verſcheuchten gab, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken. Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß, und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen, und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jetzt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo ſie, aus unſerer Mitte verſcheucht, ſich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern.

und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland — von dieſer Inſel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinausſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raume, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtemmten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt Alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühſam die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt in vielen ſeiner Gegenden eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen gras- und waldreichen Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen

Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Waldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Bruſt gefeſſelte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt?

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten däniſchen Lieder, die auch in Deutſchland nicht mehr ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen, und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweist eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte.

In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein

Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand, der oft überraſchende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer bebaut und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt.

11. Natur und Menſch in geheimer Verbindung.

(1822.)

Daß der Menſch mit der Natur innig verbunden iſt, fühlt wohl ein jeder; ja dieſes geheime Bündniß begründet und trägt ſein ganzes Daſeyn. Aber wir behaupten noch mehr, dieſes nämlich: daß die Geſchichte als ein Ganzes, als eine Totalorganiſation aller menſchlichen Verhältniſſe, und die Natur als ein Ganzes in einer beſtändigen innern geheimen Verbindung ſind. Da der Menſch das ordnende Princip der ganzen Natur iſt, ſo treten, wo dieſes Princip trübe und verfinſtert erſcheint, die unruhig bewegten Elemente in ihrer Gewalt hervor. Ja, daß es ſich ſo verhalte, iſt eine Grundanſchauung des Geſchlechts, die ſich nie völlig verdrängen läßt, die auch in unſern Tagen nur ſcheinbar verdrängt iſt.

Man wird uns dieſe Behauptung als eine Huldigung des düſterſten Aberglaubens vorwerfen, und wir finden es hier, wo Mißverſtändniſſe ſo gefährlich und doch zugleich faſt unvermeidlich ſind, vor Allem nothwendig, uns über dieſe Anſicht zu verſtändigen, die wir, indem wir die Spuren der Sündfluth nachzuweiſen bemüht ſind und ihre Bedeutung entwickeln wollen, nicht zurückzuhalten vermögen.

Daß bei allen Völkern ein Gefühl der Art herrſchend war, daß ſie in einer geſchichtlich gährenden Zeit außerordentliche, ja zerſtörende Naturereigniſſe mit grauſenhafter Furcht erwarteten, iſt zu bekannt, um geläugnet werden zu können. Wenn nun wirklich außerordentliche drohende Ereigniſſe in der Natur und der Geſchichte zu gleicher Zeit hervorbrachen, dann ſahen es die Völker als die Spuren eines dunkeln Verhängniſſes an, welches aus der Tiefe der Einheit beider, wie aus einer grauenhaften Nacht hervorleuchtend, in das helle Licht des Tages ſich hineindrängend, ſeine verborgene Tücke verrieth, die es im gewöhnlichen Gange des Lebens hinter dem täuſchenden Schein trügeriſcher Ordnung verbarg. Dämoniſche Kräfte der Natur ſchienen in das Menſchenleben hineinzuragen und alle finſtern Künſte der Beſchwörung entſprangen aus dieſem Zerrbild der Grundanſchauung, die auf dieſe Weiſe aus dem hellen Mittelpunct, in welchem ſie allein wahr iſt, herausgeriſſen, heidniſch und frevelhaft ward. Daß in dieſer Verzerrung, die, um der Qual des ſtrafenden Gewiſſens zu entrinnen, ein Bündniß mit den Geiſtern der Tiefe ſchließt, die Grundanſchauung als eine Sünde hervortritt, iſt gewiß, aber ihre urſprüngliche Nothwendigkeit und innere Wahrheit wird dadurch zugeſtanden.

Nun tritt aber die Phyſik hervor, und behauptet, daß wir durch die Elektriſirmaſchine und die Verwandtſchaftstafeln, durch die Proportionslehre und galvaniſche Säule, durch die mechaniſchen Geſetze und die Aſtronomie Gottlob! von allen dieſen Träumen ſchlechthin befreit wären. Bei einem jeden Ereigniß, welches in frühern Zeiten die Menſchen mit Schrecken erfüllte, eilt der Naturforſcher hinzu, unterſucht genau die Umſtände, entdeckt glücklich den natürlichen Zuſammenhang und wie in dieſer ſcheinbar räthſelhaften Erſcheinung nichts ſich offenbare, als was eben unter den gegebenen Umſtänden ſich ereignen mußte. Der Aſtronom weiß die Erſcheinung eines Kometen vorher zu verkündigen und wer würde ſo thöricht ſeyn, zu läugnen, daß die Forſchung, der es gelungen iſt, uns von einer grundloſen Furcht zu befreien, eine herrliche Gabe iſt, deren glücklicher Beſitz nicht genug geſchätzt werden kann?

Ob aber durch die empiriſche Phyſik und ihre Entdeckungen und Naturforſchungen jene Grundanſchauung ſelber erſchüttert, oder wohl gar vernichtet iſt, wie einige meinen, ob es nun als ein allgemeines ſicheres Reſultat der aufklärenden Naturlehre ausgeſprochen werden darf, daß die Natur und ihre Geſetze in einer ganz, auch innerlich, von dem innern geiſtigen Leben getrennten Welt liegen, nur der äußern Anſchauung und dem berechnenden Verſtand zugänglich, ſo daß jenes Gefühl nicht bloß in ſeiner frevelhaften Verzerrung, ſondern auch in ſeinem Urſprung, ſeinem Weſen, als etwas ſchlechthin Thörichtes und Verwerfliches zu betrachten ſey — das erfordert doch wohl eine genauere Unterſuchung.

Man gibt zu, und kaum wird der einſeitigſte empiriſche Phyſiker es läugnen, daß jene Grundanſchauung einen dichteriſchen Werth hat; ja man wird bekennen müſſen, daß die Poeſie ohne ſie nicht ſeyn kann. Sie gehört recht eigentlich zum Weſen der Poeſie. Nun erſcheint ſie aber hier als das Erzeugniß der tiefſten Geiſter; je räthſelhafter ſie hervortritt, deſto unergründlicher und herrlicher erſcheint uns die Poeſie. Wie iſt es aber möglich, daß irgend etwas uns als das geiſtig Vornehmſte entgegentreten kann, was der Verſtand ſchlechthin als ein Unſinniges und Verwerfliches erkennt? Dieſer zerreißende Widerſpruch läßt ſich um ſo weniger löſen, da jene Grundanſchauung aus der geſchichtlichen Eigenthümlichkeit aller Völker, aus der uralten Erinnerung der früheſten Schickſale der Geſchlechter hindurchblickt. —

Wir wollen verſuchen dieſen Widerſpruch zu löſen und zu zeigen: in wie fern und warum der Verſtand Recht, worin er Unrecht hat? —

Die Unſchuld in ihrer völligen Reinheit iſt das ordnende innerlich belebende Princip der ganzen Natur. In der Unſchuld iſt der Menſch ganz Natur, die Natur ganz Menſch. Jene verſchloſſene Blumenknospe unendlicher Liebe iſt das völlige, wechſelſeitige, bewußtloſe Verſunkenſeyn beider in einander. Paradies iſt die Unſchuld der Natur, Unſchuld das Paradieſiſche des Geiſtes. Nachdem die Unſchuld verſchwunden iſt, kann ſie auf menſchliche Weiſe nie wieder in ihrer völligen Reinheit erſcheinen. So iſt freilich der Ackerbau, die Viehzucht, jene ſtille Beſchäftigung mit der Natur, in welcher der Menſch ſich ihrem geordneten Gange hingibt und Freud und Leid mit ihr zu theilen ſcheint, der Unſchuld am nächſten. Daher liegt in ihm das ordnende Princip der geſchichtlich gewordenen Natur; daher ſind die zahmen Thiere und die zahmen Pflanzen jene Naturbildungen, die ſich von dem wüſten Streben der wilden, rohen Naturkraft losgeriſſen haben, indem ſie ſich freundlich und friedlich dem Menſchen ergeben; daher ſind wir genöthigt, die reinſten Bilder der Unſchuld, wie ſie rührend durch lyriſche Ausbrüche des Gefühls laut werden, an das ſtille Naturleben, wie an ihren urſprünglichen heimathlichen Boden anzuknüpfen; daher endlich hat dieſe Naturbeſchäftigung die geheime Gewalt über die Elemente, vermag den Gang der Jahreszeiten, die Ordnung in den Stufen der Entwickelung des Lebens zu mäßigen und in lebendiger Gliederung zu entfalten und bereitet die ruhige Stätte aller geſchichtlichen Entwickelung vor. Sie iſt das bürgerliche Pflanzenleben, die Aſſimilation der Elemente, die eine vorbereitende Einheit findet, um ſich für eine innere mannichfaltige Unendlichkeit aufzuſchließen. Aber dennoch iſt dieſe ſtille Beſchäftigung mit der Natur nur eine trübe Ahnung von jener unergründlichen Herrlichkeit des verlornen Paradieſes. Außer ihren Gränzen liegt die wilde ungebändigte, ja feindſelige Natur, die hier den Menſchen in trüber Einſamkeit an irgend ein einzelnes Naturleben feſſelt, dort ihn in die betäubende Fülle ihres Reichthums gewaltſam hineinzieht. Die ganze Natur für den Menſchen wieder zu gewinnen iſt die unendliche Aufgabe des Geſchlechts; eine unermeßliche Quelle mannichfaltiger Thätigkeit, mannichfaltiger Genüſſe, wo Gut und Böſe, innere Stärkung und Verlockung, mit einander ringen in nie entſchiedenem Kampf. Die Sehnſucht nach der Einfachheit der paradieſiſchen Unſchuld, iſt zwar ein nie zu vertilgendes Gefühl eben der edelſten Naturen; wenn ſie aber als ein Streben, die Unſchuld durch ein Abweiſen des Kampfes, in und mit welchem allein das Leben ſeine tiefe Bedeutung hat, wieder zu erringen hervorbricht, wenn die ſtille Sehnſucht, die über alle blos irdiſche Befriedigung hinausragt, ſich in menſchliche That verkehrt: dann wird ſie ſelbſt eine Sünde und endigt unvermeidlich in einem zerſtörenden Frevel.

In der Urzeit des Geſchlechts, als die Unſchuld verloren ging, als der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe den ewigen Kampf erzeugte und den innern Frieden des Gemüths, wie der Natur, zerſtörte, waren die Menſchen noch in der Fülle der Naturkraft geboren, ihr innerlich verbündet, und der Frevel der Menſchen fand ſein Gegenbild in dem Widerſtreit kämpfender Elemente. Eben weil der Menſch alle Herrlichkeit des Daſeyns in ſeiner Geſtalt vereinigte, mußten die finſtern Tiefen ſich aufſchließen, und was entfeſſelte Begierde in ihm war, als entfeſſelte zerſtörende Kraft in der Natur erſcheinen. Die Erinnerung dieſes Titanenkampfs ſpricht uns an aus allen alten Mythologien. Es war die Urzeit der Götter.

Während einige Menſchen ergriffen wurden von der Gewalt der Elemente, daß jede Begierde als eine bloße Naturkraft erſchien, ohne Mittelpunct, ohne Einheit des Strebens, drängte ſich dieſe Naturkraft ſelber in die ſelbſtſüchtige Herrſchergewalt anderer zuſammen, daß die Einheit nicht in der Liebe, ſondern in der Gewalt der feindſeligen Kraft erſchien, die, anſtatt alles zu beſtätigen in ſeiner Art, jede Eigenthümlichkeit zu verſchlingen drohte. Das war der Kampf zwiſchen Uranos und Gä, zwiſchen

Himmel und Erde, zwiſchen frechen Gedanken mit allen geheimen Naturkräften verbündet, und ſtumpfſinnigem Daſeyn zur blinden Unterwürfigkeit geboren. Das war die Erzeugung der wilden Zeit (Kronos), die ihre Kinder verſchlang. Das waren die abgefallenen Kinder Gottes, die mit den Töchtern der Erde buhlten, Aftergeſtalten erzeugend, die den Zorn Gottes hervorriefen, daß die Tiefen der Erde ſich aufthaten und in einem wüſten Chaos die verwirrenden Begierden und ſtreitenden Elemente ſich vermengten, ſich wechſelſeitig vernichtend. Alle heidniſche Mythologie iſt von dieſer düſtern Phantaſie gefeſſelt und vermochte nicht ſich loszureißen von ihr. Eben daher konnte ſie die Epochen nicht ſondern, die, unordentlich in einander hineinſpielend, keine Ruhe und Klarheit gedeihen laſſen. Wie ganz anders erſcheint die moſaiſche, — unſere heilige Ueberlieferung! Wie die chaotiſchen Kämpfe der Natur in der Schöpfungsgeſchichte erſcheint auch dieſer wüſte Kampf, in welchem Menſchen und Natur ſich wechſelſeitig verwirren und zerſtören, nur als ein Zurückgedrängtes, beſiegt durch den Willen des allein mächtigen Gottes, beſtraft für unergründlichen Frevel, und Noah und ſein Geſchlecht erſcheint zwar nicht als die Unſchuld, die nie mehr erſcheinen kann, aber als die gütige Verheißung, die alle wilde Naturkräfte in ſtiller Ordnung feſthielt und den ewigen Gang der Geſchichte, die, ſchwankend zwiſchen Gut und Böſe, den innern Mittelpunct des Heils zu offenbaren beſtimmt war. Zwar blieb eine grauenhafte Furcht vor der finſtern Tiefe alles Lebens in den Menſchen, bewegte ſich und ſchuf die Religioſität heidniſcher Völker, die Orakel und die lockenden dämoniſchen Geiſter; aber die ewige Ordnung hatte ihre feſte Stätte gefunden, der Kampf der Menſchen, an die Erſcheinung zwar geknüpft, hatte auf immer die Richtung nach dem Innern, Geiſtigen genommen; wie aus der Maſſe des Lebens in der Entwickelungsgeſchichte der Erde enthüllte ſich aus Leben der Geiſt, kämpfend zwar, aber gehalten durch den alten Bund, durch welchen die Menſchen aus ihrer Mitte das ernende Heil erzeugen ſollten, wenn gleich nicht auf irdiſche Weiſe. Und der Herr ſprach: „ich will hinfort nicht mehr ſchlagen alles was da lebet, wie ich gethan habe. So lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Saamen und Erndte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“

Es iſt eine merkwürdige bedeutungsvolle Stelle; denn ſie zeigt klar auf jene chaotiſche Verwirrung, die mit der vernichtenden Fluth ausbrach; ſie zeigt, wie jene ſtille Ordnung der gemäßigten Natur in den innerſten Tiefen erſchüttert war; wie ſtarre Gegenſätze der verdrängten Kometenepoche ſich wieder auf der Erde zu zeigen ſtrebten.

Aber jenes Verſprechen hat nun die Geſchichte in ihrer Entwickelung in Gottes unſichtbare Hand gelegt und alle Verwirrung hat ihre grauenhafte Naturbedeutung verloren. Nur vergeſſen dürfen wir, — darf das Geſchlecht — nie ſeine urſprüngliche unſelige Verwandtſchaft mit den dämoniſchen finſtern Geiſtern der Natur. Die geheime Furcht vor dieſem nächtlichen Bündniß iſt bei verſunkenen Völkern das böſe Gewiſſen des Geſchlechts, nicht blos einzelner Menſchen; iſt bei den edleren, durch göttliche Gnade von dem ewigen Heil ergriffenen Völkern die wahre ſtille Gottesfurcht und, da wir ewig ſchwanken zwiſchen Gut und Böſe, die verborgene Stätte des Entſetzens, das gefeſſelte Verhängniß, das von den alten mit Furcht und Grauen erkannte Fatum, welches mit gleich unbezwinglicher Gewalt Götter und Menſchen feſthält in einem ewigen ſtarren Geſetz, wo die Liebe fremd iſt. Die Offenbarung Gottes in der Geſchichte war alſo die ewige Liebe, die alles Ordnende in der Natur an die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der in ſich geſchloſſenen Welt knüpfte, und alles Ordnende in der Geſchichte für die Erſcheinung an das Wechſelverhältniß geiſtiger Kräfte, deren äußerer ſcheinbar zerſtörender Kampf ſich für das ganze Geſchlecht und ſeine Entwickelung in einer höhern offenbar erlöſenden Liebe auflöſete. Die äußere Trennung war aber eine innere Vereinigung, und die wahre Phyſik, die jene ſichere Ordnung der Natur in ſich ſelber feſthält, durch welche alle dämoniſchen Kräfte in der Tiefe verſchloſſen nur dienen, die ewige Herrlichkeit und Macht Gottes, — ſo wie die wahre Ethik, die jene ſichere Ordnung der Geſchichte in ſich ſelber feſthält, durch welche alle ſcheinbar zerſtörenden Kräfte des irdiſchen Verſtandes nur dazu dienen, die ewige, das Geſchlecht durch mancherlei Prüfungen leitende Liebe Gottes zu offenbaren, haben in ihrem innerſten Weſen eine wahrhaft religiöſe Bedeutung.

III. Der Schneeſturz in Grönland.

(1826.)

Mehrere Tage vergingen jetzt auf eine höchſt angenehme Weiſe, die heitere Witterung, die ſtets wechſelnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, verſetzte die Reiſenden in die freundlichſte Stimmung. Je tiefer ſie in den zwiſchen Inſeln und Ufern des feſten Landes hineinſchneidenden Meerbuſen kamen, deſto höher, deſto ſchroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwiſchen den Inſeln, fuhren durch den äußerſt ſchmalen Vegſund, der Sulöe von dem feſten Lande trennt, und ſetzten jetzt ihre Reiſe ſüdlich fort in den ſeltſamen Jörgenfiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbuſen, hinein. Ihre Abſicht war, einen Freund in Säeböe zu beſuchen. Als ſie durch die Mündung des Jörgenfiord kamen, eröffnete ſich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finſtere Kanal ſchien ſich immer mehr zu verengen, die ſteilen Ufer erhoben ſich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel ſahen ſie große Schneeflocken, die niemals wegſchmelzen. Dieſe Schlucht läuft drei norwegiſche Meilen (vier deutſche) in völlig grader Richtung fort, ſo daß man dieſe große Strecke tief in den ſchauderhaften Kanal hineinblickt. Die weſtliche Seite iſt furchtbar ſchroff, die öſtliche zwar weniger; aber wilde Berggipfel erheben ſich,

bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothiſcher Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erſtaunlichen Höhe. Als ſie eben in den Meerbuſen tiefer hineinſegelten, ließ ſich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fiſcher brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felſenſturz, (et Snee og Steenſkred) ſein, ſagten ſie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie ſahen von dem höchſten Gipfel eine dichte Schneemaſſe ſich losreißen, im Herunterſtürzen von der ſchroffen Wand ward ſie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängſtlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer ſeltſam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald riſſen ſich die Steine mit der Maſſe los, das tobende Geräuſch ſteigerte ſich, Steine warfen ſich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöſe, welches in der ganzen Schlucht vielfältig wiederhallte, ſtürzte die rieſenhaft heranwachſende Maſſe in den Meeresbuſen hinein, daß das Waſſer hoch und ſchäumend in die Höhe ſpritzte. Noch ein Augenblick und ein völliges Stillſchweigen herrſchte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, ſich trübe fortwälzten. Die Fiſcher nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünſtig war. Oft iſt dort eine völlige ängſtliche Windſtille, die Waſſerfläche iſt ſpiegelhell, in dem finſtern Thale herrſcht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben ſich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windſtöße, ein ſchneller Sturm ſaußt zwiſchen den engen Felſenwänden, das Waſſer kräuſelt ſich in kleinen, kurzen, ſchwarzen Wellen, die ſich pfeilſchnell jagen, und oft verunglücken die ſegelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in dieſen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöſe einen Steinſturz erwarten ließe. Die ſogenannten Mehlſtürze von loſem Schnee ſind die gefährlichſten. In einem Augenblicke ſtürzen ſie herunter, wälzen Häuſer und Boote

Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte man ſich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die ſeltſame Beſchaffenheit der weſtlichen Felſenwände. Unaufhörlich rieſelt von der obern Schneedecke das Waſſer die ſchroffen Wände herunter, und ein friſcher lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber ſchwarze, kahle, mit loſen, chaotiſch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwiſchenwände, das Bild der wildeſten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem dieſe milderen, anmuthigen Plätze. So wechſelten ſchnell, unbegrenzt, dicht neben einander in ſcharfen Gegenſätzen das freudigſte Leben mit dem Tode.

Iſt es nicht wie der Eingang zum Acheron? ſagte Namod. Alle Geiſter der Natur haben ſich erhoben, dieſen grauſen Eingang zu bewachen, Luft und Waſſer haben ſich gegen die kühn Eindringenden verſchworen, und ſelbſt das ſtarre Gebirge trennt, was ſeit der Urzeit zuſammenhing, und ſchleudert dem Wanderer ſeine Steinmaſſen entgegen. Wenn hier Schnee und rieſenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillſchweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann ſich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in ſich birgt und es an ſolchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düſterer das Waſſer, immer ſtiller und ängſtlicher wurden die Reiſenden, die furchtſam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und ſie verſchlingen würde. Aber nichts rührte ſich, kaum ein lebendiges Weſen regte ſich in dieſer Stille. Die ruhigen Wellen ſchlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reiſenden bei dem Freunde.

(1831.)

Das Thal war öſtlich von ſchroffen, mit düſtern, hohen Tannen dicht bewachſenen Bergwänden begrenzt, weſtlich erhoben ſich die Berge allmählig, mit zerſtreueten Höfen bedeckt; ein länglicher Landſee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwiſchen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angeſtrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Ulvnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachſenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am ſchmalſten war, nach Ulvnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keinesweges bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meiſten zeichnete ſich ein großes, anſehnliches Haus mit ſeinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angeſtrichen, dicht an der ſchönen, großen Landſtraße, die von Chriſtiania nach Bergen durch die wildeſten Gebirgsgegenden führt. Es beſtand aus einem Erdgeſchoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenſter prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angeſtrichene Thüre war mit hellglänzendem Meſſinggriff geziert, und ein Gitter, von derſelben reinlichen Farbe, ſchloß vor dem Hauſe einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landſtraße reichte. Das ſchöne, heitere Gebäude würde ſelbſt in einer großen Stadt eine anſehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche ſich hinter dem Hauſe ausdehnten, zeichneten ſich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Geſinde (Drengeſtuen) und ein eigenes, durch Steine und ſtarke Pfoſten über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), beſtimmt den zu ſchützen. Alle dieſe Gebäude umſchloſſen einen großen Hof und nach dem Landſee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob ſich über demſelben, deſſen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne beſtrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze anſehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja luſtigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Beſitzers. Der friſchgefallene Schnee, der klingende Froſt, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein friſches, elaſtiſches, reinliches Anſehen.

Jenſeit des Sees erhoben ſich die hohen, ſteilen Berge; die Tannen ragten ſtolz über einander hervor; ihre Zweige, ſchwer mit Schnee belaſtet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten ſich lothrechte, ſchwarze Felſenwände, durch rieſenhafte, in einander fließende Eisſtalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Maſſen bis an die herunterhängenden Zapfen, ſo daß ſie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das ſchwarze Geſtein durchblicken ließen. Die gewaltigen Maſſen, von der Sonne beſchienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerſtreueten Bauernhäuſer gehörten zu den anſehnlichern. Die meiſten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Anſehn von Blockhäuſern und die kleinen Fenſter, mit grünen von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in dieſen Wohnungen nicht zu ſuchen war.

Das ſtark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längſt der Landſtraße erhoben ſich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachten-

Bewohner hieher gelockt hatten; und wie durch dieſe Gräber an die heidniſche Urzeit, ſo ward man durch die alte ſteinerne Kirche an die frühere katholiſche erinnert, und wohl mag dieſes, von wilden, öden Gebirgen umſchloſſene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten ſtark bewohnt geweſen ſein, wie jetzt.

V. Die Wunder der heiligen Geſchichte.

(1831.)

Verhielten wir uns zu Gott, wie das Herz zum geſunden Leibe, dann würde keine Hingebung möglich, wir erkennten uns, als unmittelbar entſprungen aus ſeinem Weſen, unmittelbar zurückſtrömend in ihn, ewig ſeiend in unſerer Art durch die Einheit der Gnade und der Opferung. Aber wir ſind von ihm getrennt, und alle That iſt mehr oder weniger ein Verſuch, außer ihm zu ſein. Die Liebe Gottes ruft uns zu ihm, und alle geſchichtliche Entwickelung des ganzen Daſeins iſt von dieſem Rufe durchdrungen. In der Geſchichte mußte daher der Punkt hell hervortreten, welcher allein eine unbedingte Hingebung fordern konnte. Rein unmittelbar, aus Gott erzeugt, wie das Herz aus dem ganzen Leben des Leibes, mußte die befreiende Geſtalt ſelbſt Gott ſein. Nicht aus Gnade, ſondern ſelbſt die Gnade darſtellend und verkündigend, mußte ſie ſich ganz opfern. Alles Hemmende, Verhüllende, Trennende, alle Schuld drängte ſich an ihn, die Gewalt der Erſcheinung mußte, was Erſcheinung war, vernichten, das Vergängliche ſich ſelbſt zerſtören — ſein Untergang war der Sieg, ſein Tod Leben und Auferſtehung. Alle Schuld, die freie, ſelige Zukunft verkündigend, war vertilgt, und alle, die ihm zugehörten, und nur, wer ihm zugehört, waren verſöhnt, wiedergeboren für das ſelige Leben.

Ich ſah ihn wandern auf der Erde, lehrend, ermahnend, von Wenigen gefolgt, ſo lange er auf der Erde erſchien, von keinem begriffen. Trotzig tritt die Kraft, die Macht in der

Geſchichte hervor, ſie unterjocht Völker, ſie zertritt Geſchlechter, über verſtummende Geiſter, über zurückgedrängte Keime ſchreitet ſie weg, ihr vergängliches Werk zu bauen. Was ſie baut, ſtürzt zuſammen. Er wandelte unbeachtet, unter einem verachteten Volke, und verkündigte, daß er gekommen ſei, ein Reich zu gründen, welches nie vergeben werde — er fiel. Wer ihn ſah, ſpottete des Ohnmächtigen. Faſt ſind zweitauſend Jahre vergangen, und er hat dem Menſchengeſchlechte eine andere Richtung gegeben, jedem Gemüthe einen andern Grund, das Innerſte des Daſeins hat er umgewandelt, daß es den alten Zuſtand als ein Fremdes, faſt Unzugängliches betrachten muß. Alles was wir ſind, ſind wir durch ihn geworden, unſere ganze Vergangenheit hat er erſchaffen, unſere ganze Gegenwart iſt von ihm erfüllt. Selbſt, wer ihn ſchmäht, geht auf dem Boden, den er ſchuf, vermag ihm nicht zu entrinnen — und unter uns wandert ſein zerſtreutes Volk; als es verſammelt war, den mächtigen Nachbarvölkern faſt ein Geheimniß, jetzt ſich eindrängend in alle Verhältniſſe des geſchichtlichen Lebens, um Zeugniß abzulegen für ihn. Und ihm ſollte unſere Zukunft fremde ſein?

Die Göttlichkeit ſeiner Lehre muß ſelbſt derjenige anerkennen, welcher ihn nicht, ſie nicht in ihrer Tiefe zu faſſen vermag. Alle Kniee beugen ſich vor ihm, ſelbſt der widerſtrebende Gegner muß ihm unwillig huldigen.

Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du mußt dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde deſſen, der dir der geoffenbarte Gott iſt, muß dir heilig, alles, was ſich um ihn geſtaltete, jede That, jedes Ereigniß dir heilige Wahrheit ſein. Was du erſt durch den Verſtand faſſen, ja ſelbſt durch das höhere Denken begreifen willſt, was eben deswegen erſt Bedeutung erhält, wenn es durch dich beſtätigt iſt, vernichtet das Weſen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du biſt wieder auf dem Standpunkte, den du verlaſſen willſt. Ein jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl: alle müſſen vernichtet werden, oder alle haben geſiegt.

Was mich ſonſt abſtieß, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was ſonſt die furchtbarſten Zweifel, die ich nicht abzuweiſen vermochte, erzeugte, das mußte ich jetzt fordern, es war mir unerläßliche Bedingung.

Wer kennt nicht jene, wie es ſcheint, unüberwindliche Schwierigkeit, die ſich jedem, beſonders bei der jetzt herrſchenden Anſicht des Lebens, unwillkührlich aufdrängt, wenn er die Geſchichte des Heilandes als wirkliches Ereigniß annehmen will? Welch' eine Miſchung von hoher Weisheit, die wir ſtaunend anbeten müſſen, und der widerwärtigſten Ungereimtheiten! ſagte der redliche Rouſſeau. Jene Wunder, die ſich häufen, dicht neben den hellſten Anſichten, Licht der erhabenſten Vernunft, und Finſterniß des beſchränkteſten Aberglaubens in unerträglicher Miſchung. Dichter halfen ſich mit der dämmernden Welt der Mythen, die eine phantaſtiſche Wahrheit hatte; Philoſophen ſtellten den Heiland als Mittelpunkt ihrer Idee'n hin, die über alle Erſcheinungen und ihre Täuſchungen erhaben ſind; Nüchterne leugneten alles und legten jene Miſchung des Widerwärtigſten dem Heilande ſelbſt bei, ihn unbedenklich als gutmüthigen Betrüger darſtellend, oder ſie glaubten milder, daß die Größe ſeiner Erſcheinung die Fiction einer Wunderwelt um ihn erzeugte, das Produkt beſchränkter Bewunderer. Faſt alle waren einig, und ſind es noch, die Wenigen, welche mit kindlichem Vertrauen an die Wirklichkeit der Wunder glaubten, als Beſchränkte zu bemitleiden, oder als Heuchler zu verachten. So unmöglich ſchien es unſeren Tagen, ſo ſeltſam, die Wunder des Heilandes als geſchichtliche Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Naturforſcher, die Strenge ihrer Unterſuchungen, die beſonnene Erwägung aller Verhältniſſe, um Täuſchungen zu vermeiden, die immer wiederkehrenden Zweifel, bevor man irgend ein bis dahin unbekanntes Verhältniß, irgend eine neue Erſcheinung als Thatſache gelten läßt, iſt mir wohlbekannt, und ich ehre ſie. Ich ſelbſt nehme nichts als Thatſache an, was ſich nicht als Beobachtung bei wiederholter Forſchung, auf die nemliche Weiſe unzweifelbar darſtellt, was ſich nicht als Verſuch, genau unter den nemlichen Verhältniſſen, mit Sicherheit auf die nemliche Weiſe hervorbringen läßt. Es iſt bekannt, daß die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage ihre höchſte Zierde und ihren eigenthümlichſten Beſitz dieſem beſonnenen Wege, der ſich ſo ſehr von dem unſichern, phantaſtiſchen früherer Zeiten unterſcheidet, und ihre ganze Ausbildung verdankt, daß durch ihn ihre große Entdeckungen erſt möglich wurden.

Deſſen ungeachtet finden wir eine Richtung des allgemeinen Daſeins, die ſich dieſem ſtrengen Geſetze der Erſcheinung nicht fügen will, jenes ſchlechthin Unerklärbare, Wundervolle, wo es ſich zeigt Willkührliche und Geſetzloſe, das, wenn es da iſt, uns mit Grauen erfüllt, und dennoch von unſerem innerſten Weſen gefordert wird. Der Naturforſcher hat Recht, wenn er es abweiſt, denn ſein ſicherer Standpunkt iſt der der geſetzmäßigen Erſcheinung, ſelbſt dann, wenn dieſe im höheren Sinne gedeutet wird. Dieſes ſchlechthin Unerklärbare iſt ſo innig mit der menſchlichen Natur verbunden, daß es zu jeder Zeit, wenn auch in verſchiedener Form, wiederkehrt, und von umſichtigeren, in ſich klareren Naturen abgewieſen, ſich immer von Neuem aufdrängt. Von jeher ſtand es mit der religiöſen Ueberzeugung in genauer Verbindung und trug das Gepräge des herrſchenden Glaubens. Wo ſich die Religion in die Sinnlichkeit der gegenwärtigen, herrſchenden Entwickelungsepoche verlor, wurde der Sinn der Menſchen von dieſem Räthſelhaften ſo gefangen genommen, daß der geordnete Zuſammenhang der Erſcheinung in einen fernen Nebel verſchwand, während das Unbeſtimmte, Grenzenloſe eine täuſchende Beſtimmtheit annahm und die Menſchen verlockte.

So erſchienen Vogelflug, rauchende Eingeweide, dunkle Orakel in der alten Welt, ſo die Legenden und ihre Wunder im Mittelalter, die grauenhaften Hexengeſchichten im ſiebzehnten Jahrhunderte, und Tellurismus, Clairvoyance und Wunderkuren in unſeren Tagen. Geſpenſterhaft erſcheint uns, dieſer Neigung hingegeben, das Daſein, d. h. ſchwebend in der unbeſtimmten Mitte zwiſchen unabwendbarer Täuſchung und zweifelhafter Wahrheit. Wer in beſtimmten Fällen Erſcheinungen ſolcher Art Glauben beimißt, wird albern, beſchränkt, abergläubiſch genannt, mit Recht; und wer den Grund derſelben abzuleugnen wagt, wird dennoch nüchtern, geiſtlos, flach genannt, wieder mit Recht.

Ich ſcheute mich nie, dieſen Erſcheinungen nahe zu treten; von dem Dorfſchulzen in Schleſien bis zu dem Fürſten von Hohenlohe, von Mesmer bis zu der Seherin von Prevorſt, blieb mir keine Aeußerung dieſer Richtung fremd, ſelbſt der Tellurismus beſchäftigte mich eine Zeit lang. Ich erkannte den Grund, aber der Nüchternſte war kein ſtrengerer Zweifler, als ich, wenn es darauf ankam, einzelne Erſcheinungen zu prüfen. Ich überzeugte mich, daß nie die letzte Spur von Täuſchung verſchwand, daß man nie ein entſchiedenes Reſultat gewann, oder höchſtens innerhalb enger Schranken, die ſich freundlich an — klar erkannte, durch die, wenn auch verborgene, Ordnung der Natur begründete Thatſachen anſchließen ließen. Alles Ueberſchwengliche blieb nächtlich, finſter, unbeſtimmt, für die Dichtkunſt, die jenes Verhüllte in einer höhern Darſtellung gleichſam durchſichtig machen kann, aber nicht für ein wahres Erkennen, fruchtbar und gedeihlich.

Und dennoch konnte ich den Grund aller dieſer Erſcheinungen nicht ableugnen; ſo urſprünglich, wie das Menſchengeſchlecht, iſt er in ſeiner innerſten Natur gegründet, und ruht in jener tiefen Vereinigung aller Richtungen des ganzen ungetheilten Daſeins. Wie kann das ein Unwahres ſein, was der dichteriſchen Darſtellung ihre höchſte Bedeutung verleiht? Aber hier gewinnt es nur eine geſonderte Wahrheit, nur innerhalb der Grenzen der Darſtellung gilt ſie. Wie erhält es eine allgemeine Geltung? Giebt es irgend einen Punkt des Daſeins, wo es ſo hervortritt, daß es anerkannt werden muß, ohne daß die heitere Ordnung der Erſcheinung, die das Erkennen trägt, zerſtört wird? Wäre ein ſolcher Punkt vorhanden, ſo müßte von dieſem aus das verſtändige Erkennen gefördert, nicht gehemmt erſcheinen.

Ich überzeugte mich bald, daß dieſes Unerklärbare — dieſer nie aufgehende Reſt des Lebens, auf die herumſchweifenden Keime der jenſeits aller Erſcheinung liegenden Entwickelung des geſammten Daſeins deute, die, eben, weil ſie von dieſer gefangen, weil ſie in den innern Kampf derſelben hineingezogen ſind, keinen Mittelpunkt einer klaren Enthüllung finden können, und ewig ſchwebend zwiſchen Täuſchung und Wahrheit, die Menſchen auf eine fortdauernd unbeſtimmte Weiſe zugleich anziehen und zurückſtoßen müſſen. Daher die unergründliche Gewalt des Wunderbaren und der Mangel an Befriedigung, daher die grenzenloſe Verirrung, die ſo Verſtand wie Vernunft gefangen nimmt, daher beſonders in unſeren Tagen die ſeltſame Entflammung, die allgemeine, krankhafte Anziehung, die das Wundervolle erzeugt, wenn es in irgend einer neuen Form hervortritt, die ungemeſſene Hoffnung, welche es erregt, und die nüchterne Leerheit, die es hinterläßt, wenn es bald verſchwindet, um einer anderen Täuſchung ähnlicher Art Platz zu machen. Während die Wiſſenſchaft, verhüllt in Irrthümer mancherlei Art, in Abweichungen, deren Verirrung man erkennen muß, dennoch einen gediegenen Kern, einen fruchtbaren Keim ſteter Entwickelung enthält, welchen folgende Geſchlechter als ein anvertrautes Gut immer weiter fördern, daß man den leitenden Gang einer höhern Intelligenz in dieſem fröhlichen Fortſchreiten nicht zu verkennen vermag, laſſen jene Erſcheinungen nur das Gefühl der Schaam zurück, ſpätere Geſchlechter fühlen ſich, wie von einer lähmenden Krankheit geheilt, wenn ſie irgend eine Form des Aberglaubens überwunden haben, um ſich leider durch eine neue Form immer wieder irre leiten zu laſſen.

Muß es nicht, ſchon bei dieſer Betrachtung erwünſcht ſcheinen, einen ſichern Mittelpunkt für dieſe herumſchweifenden, irreleitenden Keime zu finden — beruhigend ſein, von dieſer hellen Stätte des Wunders in die aufgeſchloſſene Zukunft zu blicken, anſtatt, unſtät zu immer neuen Täuſchungen verlockt, in nächtlicher Verwirrung herumzutappen?

Bietet denn die Erforſchung der Natur ſelbſt nicht Betrachtungen dar, die uns leiten können? Iſt nicht das Leben von dem Todten völlig getrennt, daß kein Uebergang irgend einer Art aus dieſem in jenes zu finden iſt? Vergebens ſuchen die Naturforſcher, von den ſtrengen Geſetzen des allgemeinen Lebens — gewöhnlich des Todten genannt — hingeriſſen, aus dieſen das beſondere Leben zu begreifen; ſie ſind gezwungen, eine neue Welt, deren Urſprung in den Urtiefen der Schöpfung geſucht werden muß, anzuerkennen, wenn ſie dieſe geweihte Stätte betreten. Andere Geſetze herrſchen hier, das Lebendige iſt dem Todten ein Räthſel, ein Wunder — es entwickelt ſich nach eigenen Geſetzen mit der Erde zugleich, und alle Entwickelungsſtufen, der früheren Hemmungen entbunden, ordnen ſich um die Geſtalt des Menſchen, daß dieſe als die ordnende Macht erſcheint. Aber der Menſch iſt nicht allein ſich ſelbſt, er iſt auch der Thierwelt ein Räthſel, und denken wir uns eine Zeit, in welcher er noch nicht da war, dann mußte der Keim, welcher ſeine Schöpfung verbarg, einer anſchauenden Intelligenz, als ein fremdes, der damaligen Entwickelungsſtufe ſchlechthin Unbegreifliches erſcheinen. Und wir ſollten glauben, daß die ſchöpferiſche Kraft, welche die Gewalt der verhüllenden Erſcheinung brechen, die jede Perſönlichkeit in dem innerſten Mittelpunkte ihres ewigen Daſeins befreiend ergreifen, die eine neue Zeit inniger Befriedigung und Seligkeit vorbereiten ſollte, aus dem begriffen werden könnte, deſſen Gewalt ſie vernichten will? So gewiß, wie das Leben nicht aus dem Todten, der Menſch nicht aus dem Thiere, ſo gewiß kann die ewige Perſönlichkeit nicht aus der irdiſchen ergriffen werden, die enthüllte Natur Gottes, die neue Welt, nicht aus der verhüllten — wo ſie hervorbricht und offenbar wird, iſt ſie nothwendig ein Wunder, und zwar in allen ihren Aeußerungen. Ja, bis in die kleinſten Kreiſe gilt das nemliche Geſetz. Eine jede neue, fruchtbringende Idee, durch Fleiß und Mühe, bildet ſich zwar lebendig und entwickelnd in das fortſchreitende Leben des Geiſtes hinein, entſteht aber, wird erzeugt, ohne Verbindung, aus der Tiefe des Geiſtes, einem Wunder ähnlich.

Vermöchtet ihr alles zu faſſen, die völlige Tiefe der Offenbarung, die uns durch den Heiland geworden iſt, ihr würdet eine andere Welt für ſie fordern. Aber ihr habt ſeine Lehre, ſeinen göttlichen Geiſt zu euch herabgezogen — wenn auch bewundernd, ihn als den Einzigen unter euch preiſend — und ſo war es freilich eine Thorheit, für einen Geiſt, der derſelben Art war, wie eurer, eine Natur anderer Art zu fordern.

Wir aber, die in ihm Gott ſelbſt erkennen, ſehen die Vergangenheit und Zukunft der Geſchichte, Anfang und Ende der Welt ſich in der Offenbarung begegnen, welche wir die allein heilige nennen; eben deßwegen enthüllt ſie den verborgenen Mittelpunkt einer jeden Perſönlichkeit, in ihrer Nichtigkeit oder Wahrheit, eben deswegen hat ſie die Geſchichte umgeſtaltet, wird eine neue unvergängliche Welt aus dieſer vergänglichen erſchaffen, und vernichtet, tödtet fortdauernd in uns alles Irdiſche und Sterbliche, um den Keim der Unſterblichkeit, inmitten der Welt der Erſcheinung, als das eine höhere Entwickelnde zu erzeugen und zu erhalten, damit wir der Nichtigkeit entnommen, wieder geboren werden für jene.

Die Philoſophen dürfen über die Beſchränktheit verachtend lächeln, wenn die Einwürfe, welche von dem Standpunkte des ſinnlich reflektirenden Verſtandes ausgehen, gegen ſie laut werden — und mit Recht; die Dichter dürfen vornehm fordern, daß wir unſeren gewöhnlichen Anſichten von der hemmenden Wirklichkeit, von dem Geringen der Geſinnungen, ja von der Sittlichkeit im beſchränkten Sinne, entſagen ſollen, um die Wahrheit deſſen zu genießen, was ſie uns bieten, und wahrlich — auch dieſe mit Recht; und dennoch wagt ihr es, das, was die vorübergehende Sitte der Zeit entwickelt hat, Begriffe, die durch Erzie-

deren Geſtaltung ihr in der nächſten Zukunft ſelbſt nicht zu faſſen vermögt — mit flachem Spotte hinüber zu tragen auf die geheiligte Stätte, die alles, was die Zeiten erzeugten, was der Menſch denken mag, alles, was das Menſchengeſchlecht Großes und Herrliches gethan hat und thun wird, überragt, um es einſt nach einem ewigen Maasſtabe zu richten.

Von dem Geiſte erzeugt, von der Unſchuld geboren, erſchien der Herr auf der Erde — das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns. Was er lehrte, war die großartigſte Andeutung; die Verkündigung ſeiner Herrlichkeit, und die der Zukunft, war die die Macht, durch welche er die Schranken des erſcheinenden Denkens durchbrach; was er that, entſprang aus der Gewalt, mit welcher er die Macht der erſcheinenden Natur überwand. Daher legten ſeine Wunder, wie ſeine Lehre, Zeugniß von ihm ab; das Volk kannte, ſeine Jünger verſtanden ihn nicht. Aber eine Ahndung der Erfüllung aller Weiſſagungen, das Reifwerden der Pflanze, die geſäet war, ſeit Abraham, die unſcheinbar ſich entwickelt hatte, der Welt und ſich ſelbſt unbekannt, durchdrang das erwählte, den eigenen Geiſt verkennende Geſchlecht. „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, es ſei denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es allein, wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte." Als er ſtarb, verlor die Erſcheinung ihre Gewalt, da zerbarſt die Hülle, die den Tempel des Herrn dem Menſchengeſchlechte verbarg, da öffneten ſich die Vorhallen der heiligen Zukunft.

Das tiefſte, nächtliche Geheimniß alles Daſeins trat hervor, als er ſich am Kreuze von Gott verlaſſen fühlte. Er war es nicht, der dieſem Gefühle unterlag — er überwand den Tod, als er ihm zu unterliegen ſchien — es war das Wehklagen aller Erſcheinung, die, als ſeine verſchwand, ihr inneres Grauen erkannte; es war ein Aechzen aus den tiefſten Gründen der Schöpfung, daß die Erde bebte und die Todten ſich in den Gräbern bewegten. So mochte in den Urzeiten der gebundenen mit Untergang droh'n, ſo verkündigte jener ſchmerzhafte Ruf den Untergang der alten Welt, und tönte in Jahrhunderten der Verwüſtung nach, ſo liegen noch immer Verzweiflung und ſelige Hoffnung dicht neben einander in jeder ringenden Seele, ſo deuten furchtbare Zerſtörungen und der Schmerz des Irdiſchen weiſſagend auf die Zukunft des Herrn.

Aber er hat geſiegt, indem er unterlag. Der Erſtling der Auferſtandenen öffnete eine neue Welt, eine geiſtige; aber alles Geiſtige iſt Leib und Seele in unzertrennlicher Einheit. Mit ihm fing die Kirche an, ſein Reich war gekommen, die Zukunft in die Gegenwart geſäet, daß ſie wachſe und reif werde.

Den Auferſtandenen predigten alle Apoſtel, die Auferſtehung war der Angelpunkt ihrer Verkündigung.

Hingeben ſollſt du dich ganz, dich deiner entäußern. „Wer „ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer ſein Leben „auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben." Der Gegenſtand dieſer Hingebung, dieſer Entäußerung, dieſer grenzenloſen Liebe iſt er — der Auferſtandene — er iſt der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, ſondern eines neuen Lebens — er iſt das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung. Das Auge des Menſchen, wie das Ohr, iſt gebunden durch die niederen Sinne — dennoch vermag das Auge das Unendliche, das Univerſum zu ſchauen, und in jeder beſondern Form die innere Unendlichkeit als Schönheit, und das Ohr vernimmt die unendliche Deutung des Wortes und die innere Unendlichkeit harmoniſcher Töne. Die Geſtalt iſt gebunden durch die ſinnliche Erſcheinung, durch niedere Luſt und enge Sorge, aber dennoch kann ſie in Augenblicken des höhern Entzückens, in Momenten eines höhern Daſeins verloren in ein himmliſches Schauen, befreit durch eine Geſinnung, die alles geringere abweiſt, wie verklärt durch die Hülle blicken und ſich vorübergehend offenbaren — der auf kurze Zeit entfeſſelte Engel in uns. So ſchlummert der Keim eines höheren Daſeins in dem Bilde Gottes.

Es war der Segen aus der ſchönſten Zeit meiner Kindheit, daß mir die perſönliche Unſterblichkeit das urſprünglich Gewiſſeſte war mein ganzes Leben hindurch. So wie das Erkennen einen höhern Standpunkt, einen feſteren Boden gewann, brach dieſe Gewißheit mit immer ſiegreicherer Stärke hervor und wurde die Trägerin alles deſſen, was ich erkannte und lehrte. Die Natur ſucht, durch alle ihre Bildungen die höchſte Individualität — den Menſchen — in ſeiner reinſten Perſönlichkeit der freie Mittelpunkt der Welt, der Prieſter der Natur: ſo begrüßte ich das Unſterbliche in uns zuerſt. Was andere durch die Vermittelung der Gedanken ſuchen und zweifelnd feſthalten, war mir unmittelbar gegeben, das Gewiſſen war mir dasjenige was auf dieſes ſchlechthin Gewiſſe in uns deutete. Es war nicht die Sittlichkeit allein, als ein Abſtraktum von Pflichten und Tugenden, die man zu erringen ſtrebt, mühſam und dennoch unſicher zu erwerben ſucht, es war nicht das Erkennen allein, welches aus dem Bewußtſein entſprungen, zu vermitteln ſucht, was ſich nie vermitteln läßt, wenn es nicht urſprünglich vermittelt iſt — es war das ganze, ungetheilte Daſein, die Perſon, mit ihrer Welt, Erkennen und Handeln, Seele und Leib, geſundes Leben, welches nie ſtirbt. Ich nannte es die Urgeſtalt, die in uns verhüllt iſt; ſie war es, die ich in ihrer reinen Form ſchauen, erkennen, lieben wollte.

Ich ahnete, daß der Heiland der Mittelpunkt aller dieſer ewigen Geſtalten war, aber die völlig unbedingte Hingebung verlieh mir erſt die unendliche Gabe. „Und alles, was mein iſt, das iſt dein, und was dein iſt, das iſt mein, und ich bin in ihnen verkläret,“ ſprach er.

VI. Steffens mit Tieck.

(1799 und 1841.)

Hier in Dresden, traf ich nun Tieck mit ſeiner Familie. Er hatte ſich da niedergelaſſen, und auch Friedrich Schlegel hielt ſich bei ſeiner Schweſter auf, die an einen Sächſiſchen Hof-Beamten, Ernſt, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und alſo achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, ſchön, mit Augen, deren geiſtige Gewalt und wunderbare Klarheit ſelbſt das Alter bis jetzt nicht zu beſiegen vermochte. In allen ſeinen Bewegungen herrſchte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; ſeine Sprache entſprach ſeiner körperlichen Erſcheinung völlig. Er ſchreibt kaum ſchöner, als er ſpricht. Es iſt nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenſtände behandelt, die uns hinreißt, es iſt auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderſtehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Perſönlichkeit, die mächtiger wäre, als ſeine. Ich habe ihn kaum jemals heftig geſehen. Seine Geſpräche faßten den Gegenſtand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umſichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthuſiasmus, durch welchen die Darſtellung ſelbſt eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenſtande, aus ſeiner lebendigen, geiſtigen Bedeutung, als aus ihm zu entſpringen ſchien. Er ſelbſt hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreiſen das geiſtig und dichteriſch Bedeutendſte mit vornehmer Geringſchätzung behandeln ſah, wenn man beſonders das Vorzüglichſte, wodurch Göthe ſich auszeichnete, verächtlich beſprach, er ſich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er verſicherte, daß er erblaßte; aber er ſchwieg, wo ich, wie ich es geſtehen muß, unbeſonnen mich geäußert haben würde. Ich habe ſeine erklärteſten Feinde ihm gegenüber geſehen, jedesmal von ſeiner ſiegreichen Perſönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß dieſe, ſo leicht zugänglich, ſich ſo liebenswürdig hingebend, eben ſo großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie ſeine Schriften. Was er mir geworden iſt, kann ich nach einer innigen, verwandtſchaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, ſelbſt nachdem wir über das Wichtigſte verſchieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weiſe darſtellen. Wenn er aber Gegenſtände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakſpeare, wohl auch über Holberg, ſprach, ſo theilte er alle ſeine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und wie reich und umfaſſend er als Dichter auf ſeine Zeit einwirkte, iſt neulich auf eine ſo meiſterhafte Weiſe auseinandergeſetzt, daß ich auf dieſe Darſtellung hinweiſen kann. Sie iſt in dem Aufſatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt iſt, enthalten. Aber viele jüngere Dichter ſind durch die Spolien ſeiner Geſpräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben ſich ihm feindlich gegenübergeſtellt, und wenn ihre Angriffe eine leiſe Ahnung von Geiſt enthielten, ſo entſprang dieſe aus dem geraubten Schatze, den ſie freilich nicht in ſeinem Reichthum zu benutzen verſtanden. Von mir muß ich das Geſtändniß ablegen, daß mehrere Anſichten, die ich auch wohl öffentlich ausſprach, mir ihrem Urſprunge nach zweifelhaft geworden ſind. Ich weiß nicht, ob ich ſie mir ſelber, oder ſeinen reichhaltigen Geſprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit ſeines Körpers geraubt hatte, war ſeine wechſelnde und reiche Mimik eben ſo bewunderungswürdig wie die Flexibilität ſeiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit geweſen ſeyn; und ſelbſt jetzt in ſeinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle ſitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuoſität ein Drama vorträgt, iſt es mir, als wäre die Schauſpielerkunſt in ihrer höchſten Bedeutung, während ſie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und ſchwaches Daſein friſtet, an dieſen Stuhl des alten Mannes gefeſſelt.

Es war der Geburtstag ſeiner Frau. Tieck war beſonders heiter geſtimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauſpiel, und zwar allein alle Rollen darſtellen. Aber dieſes ſollte erſt erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich ſchlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzuſtellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang-Outang die nämliche Perſon wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung ſeiner Laune keine günſtigere Wahl treffen.

Tieck entfernte ſich etwa eine halbe Stunde. Die Zuſchauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen ſitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere ſtellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog geſprochen hatte, in eine große Handelsſtadt verſetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs-Kapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus ſeinem Geſpräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien-Cabinet beſaß und von einer leidenſchaftlichen Sammlerluſt ergriffen war, eine Menge Naturſeltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wiſſen,“ fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein ſolcher Kosmopolit iſt, wie ſonſt?“ Während er ſo auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchſt trübſelig ausſieht. Sie erkennen ſich, und der Capitän frägt, was ihn ſo armſelig ſtimme. „Biſt du vielleicht verliebt?“ und der Liebhaber des Stückes geſteht es. Der Capitän erfährt nun, daß ſein Freund eben die Tochter des überſchwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber ſtellt ſich entſchieden gegen dieſe Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er ſchlägt dem unglücklichen Liebenden vor, ſich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikaniſche Societät ſorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang-Outang vorſtellen zu laſſen. Die Scene verändert ſich. Wir ſehen den Capitän mit dem Alten im Geſpräch. Der luſtige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt-Gegenſtand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erſtaunen des Alten von dem pädagogiſchen Inſtitute in Sierra Leona zu ſprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer ſeine aufklärende Erziehung zu beſchränken ſuchte. Man hätte glückliche Verſuche mit allen europäiſchen Gemüſen angeſtellt; man wollte nun ſehen, wie weit die herrliche und europäiſche Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei dieſen wichtigen Verſuchen ſich nicht an den ſogenannten Menſchen binden. In den Wäldern liefen unraſirte Geſchöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie ſchnupften; man hatte ſie dazu gebracht, was mit den Negern nur ſehr ſchwierig gelang, ſich anſtändig auf Stühle niederzulaſſen und Meſſer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewieſen, daß ihre Kehle vollkommen geſtaltet wäre, wie die menſchliche; alſo müßte die Sprache gebunden in der Kehle ſtecken, man dürfe ſie nur löſen. Es war allerdings ein mühſames Geſchäft; man konnte nicht läugnen, daß die meiſten Verſuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Beſtien ſich faſt benahmen, wie unſer Volk, wenn man ſeine Poeſie und Religion ihm rauben will, um es mit der neueſten Aufklärung zu füttern; eben ſo widerhakig, eben ſo halsſtarrig. Aber mit einigen von dieſen Zöglingen gelang es doch, und er habe ein ſolches Muſter-Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der ſo eben aus dem Orang-Outang-Gymnaſium entlaſſen, ſeine Examina ruhmvoll beſtanden habe, mitgebracht. Ein höchſt verſtändiger junger Mann. Zwar ſteckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorſchein: von der menſchlichen Glückſeligkeit, von Akazien-Pflanzungen, Cichorien-Zucht, und was ſonſt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt ſeinen natürlichen Pelz laſſen müſſen. Ein Ober-Sanitäts-Collegium in London ſolle erſt beſtimmen, in wie fern man ihn raſiren dürfe, ohne ſeiner hinlänglich bekleidet, um in einer anſtändigen Geſellſchaft von aufgeklärten Männern zu erſcheinen, die frei genug dächten, um ſich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abſchrecken zu laſſen. Man gründe auf dieſen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er ſolle in London die glücklich angefangene Bildung fortſetzen, um dann als aufgeklärter Volks-Erzieher alle Orang-Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geiſt einzufangen und zu zähmen. Dieſer Orang-Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas ſeltſam, und, ſagte der Capitain, wer nicht ſo vorurtheilsfrei wäre, wie ſein Freund, dem würde er auffallen, durch ſeinen natürlichen Pelz wie durch ſeine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches, weiches Herz, ergieße ſich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebue'ſchen oder Iffland'ſchen Stücke vorleſe, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerſtrebenden Natur überwunden hatte und die ſogenannte Menſchheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern ſchien. Der verkleidete Liebhaber erſchien nun, ſprach wenig, halb brummend, aber ſeine Rede war voll der vortrefflichſten Gedanken, durchaus ſententiös und ſentimental. Nachdem er ſich entfernt hatte, ergoß ſich der alte Herr in die übertriebenſten Lobſprüche. Er erwartete von dieſer Erſcheinung eine bedeutende Epoche in der Geſchichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die ſogenannte Thierheit erwarten, wenn ſolche gebildete Stämme ſich lehr- und geiſtreich über ihren früheren Zuſtand äußerten. Könnte nicht ein ſolcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Inſtinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere beſitzen, die Menſchen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitän es wagen, ſeinem Freunde einen Vorſchlag zu machen, bei welchem dieſer freilich anfänglich

Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reiſe in großen Städten viele Frauen geſehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine ſtille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen ſchien, was eines dieſer bezaubernden Geſchöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter ſah, rief er entzückt und vom tiefſten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geſchöpf! Die Erſchütterung löſte eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Geſicht verklärter. Ohne allen Zweifel iſt Ihre Tochter beſtimmt, die geiſtige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weiſſagung aus ſo vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem verſunkenen Geſchlechte darſtellen wird." Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte ſie zu widerlegen. „Sie ſelbſt," rief er aus, „würden unſterblich; die erſtaunlichſte Epoche, welche die Geſchichte erlebte, würde ſich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beſchwöre Sie, theuerſter Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich ſein, wenn ſie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einſieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Geſinnungen, die in unſeren Tagen ſich in der gebildeten Menſchheit zeigen, vereinigt." Es iſt mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darſtellung durchdrang. Unſre Luſtſpieldichter könnten ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Luſtſpiele einen ſolchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie ſich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann ſich denken, wie das Stück endigt; die Tochter ſträubte ſich, gab endlich nach, und der Liebhaber verwandelte ſich in der That, nachdem die Ehe geſchloſſen war, aber auf eine Weiſe, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indeſſen nach, konnte aber die frühere Vorſtellung nicht ſo bald los werden, und nannte unwillkührlich ſeinen aufgedrungenen Schwiegerſohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches geſehen. Alle Perſonen ſtanden lebhaft vor uns. Der Fluß des Geſprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Perſonen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in ſeiner Jugend, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit war.

Dieſes Stück ward einigemal in engeren, freundſchaftlichen Kreiſen wiederholt, aber jetzt die Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das ſeltſame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote ſtanden und das leere Pathos, mit welchem ich ſie vortrug: doch machten dieſe Vorſtellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir ſahen uns alle Tage. Was mir dieſe Zeit geworden, iſt ſchwer zu ſagen; denn der geiſtige Einfluß eines ſo bedeutenden Mannes läßt ſich nicht als etwas Vereinzeltes oder Geſondertes darſtellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenſte Natur. Wir fühlen uns nicht gefeſſelt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entſpringt aus uns ſelbſt, und je mächtiger der Einfluß iſt, deſto freier und ſelbſtſtändiger fühlen wir uns. Die Kunſt ſchloß ſich mir in dieſer Geſellſchaft reicher auf; ich lernte das Urſprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten, die Natur der Kunſt von der Einſeitigkeit der Schule unterſcheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germaniſchen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte verſetzt durch einen ihnen verwandten Geiſt. Ich erlebte dieſe blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre ſie eine reiche Gegenwart, und ſah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Tieck.

I. Das Verführeriſche in der Kunſt.

(1799.)

Mein Herz iſt von einem ſchmerzhaften Krampfe zuſammengezogen, meine Phantaſieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüſternen Kunſtfreuden ſind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit ſiecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt ſich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was ſoll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böſer Genius hat mich ſo von allen Menſchen weit weg verſchlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten ſoll? daß meinem Auge ganz der Maaßſtab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menſchliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menſchen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefſten Abgrund hinuntergeſtürzt? —

Aus dem feſteſten Grund meiner Seele preßt ſich der Ausruf hervor: Es iſt ein ſo göttlich Streben des Menſchen, zu ſchaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verſchlungen wird, — was, unabhängig von der Welt in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menſchlichen Buſens ſteigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunſt! Kein Weſen verdichtet ſo die Geiſtes- und Herzenskraft des Menſchen in ſich ſelber, und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieſer verwegenen Höhe ſtehe, und mein böſer Geiſt mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunſtgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menſchen heimſucht, — dann, dann öffnen ſich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, ſo gefährliche, ſchlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder ſpringen ab von meiner Kunſt, und flüchten ſich in die Welt der andern, beſſern Menſchen zurück, — und ich liege hingeſtreckt, verſtoßen, und komme mir im Dienſte meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunſt iſt eine verführeriſche, verbotene Frucht; wer einmal ihren innerſten ſüßeſten Saft geſchmeckt hat, der iſt unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in ſeinen ſelbſteignen Genuß hinein, und ſeine Hand verliert ganz die Kraft, ſich einem Nebenmenſchen wirkend entgegenzuſtrecken. — Die Kunſt iſt ein täuſchender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerſte Menſchheit ſelbſt vor uns zu haben, und doch ſchiebt ſie uns immer nur ein ſchönes Werk des Menſchen unter, worin alle die eigenſüchtigen, ſich ſelber genügenden Gedanken und Empfindungen abgeſetzt ſind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirkſam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menſchen ſelber, den Gott gemacht hat.

Es iſt entſetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch ſitz' ich nun da, ein lüſterner Einſiedler, und ſauge täglich nur innerlich an ſchönen Harmonieen, und ſtrebe den letzten Leckerbiſſen der Schönheit und Süßigkeit herauszukoſten. — Und wenn ich nun die Botſchaften höre: wie unermüdet ſich dicht um mich her die Geſchichte der Menſchenwelt mit tauſend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein raſtloſes Wirken der Menſchen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böſe, wie große Geſpenſter nachtreten, — ach! und dann, das Erſchütterndſte, — wie die erfindungsreichen Heerſchaaren des Elends dicht um mich herum, Tauſende mit tauſend verſchiedenen

Qualen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entſetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenſchlag ein ſcharfes Schwerdt iſt, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tauſend Weſen erbarmenswürdig um Hülfe ſchreyen! — — Und mitten in dieſem Getümmel bleib' ich ruhig ſitzen, wie ein Kind auf ſeinem Kinderſtuhle, und blaſe Tonſtücke wie Seifenblaſen in die Luft: — obwohl mein Leben eben ſo ernſthaft mit dem Tode ſchließt.

Ach! dieſe unbarmherzigen Gefühle ſchleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angſt, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir ſelbſt. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verſtehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menſchen, die ſehr unedel von der Kunſt denken, und ihre beſten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich! —

In ſolcher Angſt begreif' ich es, wie jenen frommen asceтiſchen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unſäglichen Leiden der Welt zerknirſcht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgeſuchteſten Kaſteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Uebermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menſchen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir ſtehen, die zuſammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich ſchreyen vor Schmerz, — das ſind freylich keine lüſternen ſchönen Akkorde, das iſt nicht der ſchöne, wollüſtige Scherz der Muſik, das ſind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künſtlergemüth geräth in Angſt, weiß nicht zu antworten, ſchämt ſich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft. Er quält ſich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk ſeiner

Phantaſie, und kann's nicht laſſen, wenn er ſich auch in demſelben Momente vor ſich ſelber ſchämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunſtartigen Stoff herauszuzwingen.

Das iſt das tödtliche Gift, was im unſchuldigen Keime des Kunſtgefühls innerlich verborgen liegt. — Das iſt's, daß die Kunſt die menſchlichen Gefühle, die feſt auf der Seele gewachſen ſind, verwegen aus den heiligſten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entriſſenen, künſtlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die urſprüngliche Natur des Menſchen frevelhaft verſcherzt. Das iſt's, daß der Künſtler ein Schauſpieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der ſeine Bühne für die ächte Muſter- und Normalwelt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zuſammengeflickte Nachahmung, für die ſchlechte umſchließende Schaale anſieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in dieſen entſetzlichen Zweifeln an der Kunſt und an mir ſelber krank liege, — und es erhebt ſich eine herrliche Muſik, — ha! da flüchten alle dieſe Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüſterne Ziehen der Sehnſucht ſein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderſtehlich zurück, und die ganze kindiſche Seligkeit thut ſich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinſchleudern können, mit ihren lockenden Sirenenſtimmen, und mit ihrem tobenden Rauſchen und Trompetenklang.

Ich komme ewig mit mir ſelber nicht auf feſtes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln ſich unaufhörlich, und ich ſchwindle, wenn ich Anfang und Ende und beſtimmte Ruhe erſtreben will. Schon manchesmal hat mein Herz dieſen Krampf gehabt, und er hat ſich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine ſchmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte ſtand.

So ſpott' ich über mich ſelbſt, — und auch dies Spotten iſt nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück iſt's, daß der Menſch, der im Kunſtgefühl ganz zerſchmolzen iſt, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menſchen ſo feſten Frieden geben ſoll, ſo tief verachtet, und ſich ſo gar nicht hinein finden kann. Der Weltweiſe betrachtet ſeine Seele wie ein ſyſtematiſches Buch, und findet Anfang und Ende und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in beſtimmten Worten. Der Künſtler betrachtet ſie wie ein Gemählde oder Tonſtück, kennt keine feſte Ueberzeugung, und findet alles ſchön, was an gehörigem Orte ſteht.

Es iſt, als wenn die Schöpfung alle Menſchen, ſowie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in beſtimmte Geſchlechter und Klaſſen der geiſtigen Naturgeſchichte gefangen hielte; jeder ſieht alles aus ſeinem Kerker, und keiner kann aus ſeinem Geſchlechte heraus. —

Und ſo wird meine Seele wohl lebenslang der ſchwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechſelnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

II. Elfenwunder.

(1811.)

Wie war Marie verwundert. Der bunteſte, fröhlichſte Blumengarten umgab ſie, in welchem Tulpen, Roſen und Lilien mit den herrlichſten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten ſich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder ſangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, ſprangen umher, einige ſpielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder ſammelten Blumen und ſchenkten ſie einander, andere wieder aßen Kirſchen, Weintrauben und röthliche Aprikoſen. Keine Hütte war zu ſehn, aber wohl ſtand ein großes ſchönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erſtaunen außer ſich und wußte ſich nicht zu finden; da ſie aber nicht blöde war, ging ſie gleich zum erſten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommſt du uns auch einmal zu beſuchen? ſagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und ſpringen ſehn, aber vor unſerm Hündchen haſt du dich gefürchtet. — So ſeid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, ſagte Marie, wie Andrés immer ſpricht? O freilich iſt der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, ſagte die wunderbare Kleine, es ſoll dir ſchon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommſt du noch früh genug zurück. Da nimm, und iß! — Marie aß, und fand die Früchte ſo ſüß, wie ſie noch keine geſchmeckt hatte, und Andrés, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergeſſen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. Schönſte Dame, ſagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen ſie mich hier behalten. Du weißt, Zerina, ſagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt iſt, auch hätteſt du mich erſt fragen ſollen. Ich dachte, ſagte das glänzende Kind, weil ſie doch ſchon über die Brücke gelaſſen war, könnt' ich es thun; auch haben wir ſie ja oft im Felde laufen ſehn, und du haſt dich ſelber über ihr muntres Weſen gefreut; wird ſie uns doch früh genug verlaſſen müſſen.

Nein, ich will hier bleiben, ſagte die Fremde, denn hier iſt es ſchön, auch finde ich hier das beſte Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirſchen, draußen iſt es nicht ſo herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte ſich lächelnd, und viele von den Kindern ſprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten ſie und ermunterten ſie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Inſtrumenten Muſik und ſangen dazu. Am liebſten aber hielt ſie ſich zu der Geſpielin, die ihr zuerſt entgegen gegangen war, denn ſie war die freundlichſte und holdſeligſte von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: ich will immer bei euch bleiben und ihr ſollt meine Schweſtern ſein, worüber alle Kinder lachten und ſie umarmten. Jetzt wollen wir ein ſchönes Spiel machen, ſagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallaſt und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem ſich glänzender Saamenſtaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und ſtreute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald ſah man das Gras wie in Wogen rauſchen, und nach wenigen Augenblicken ſchlugen glänzende Roſengebüſche aus der Erde, wuchſen ſchnell empor und entfalteten ſich plötzlich, indem der ſüßeſte Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als ſie ihn ausgeſtreut hatte, tauchten weiße Lilien und die bunteſten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verſchwanden die Blumen wieder und andre erſchienen an ihrer Stelle. Jetzt, ſagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und ſtampfte ſie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher ſtanden vor ihnen. Faſſe dich feſt mit mir, ſagte ſie, und Maria ſchlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte ſie ſich empor gehoben, denn die Bäume wuchſen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten ſich und die beiden Kinder hielten ſich hin und wieder ſchwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten ſich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geſchicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und ſtießen und neckten ſich, wenn ſie ſich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, ſo flog es durch die Luft und ſenkte ſich langſam und ſicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete ſich Marie; die andre Kleine ſang einige laute Töne, und die Bäume verſenkten ſich wieder eben ſo allgemach in den Boden, und ſetzten ſie nieder, als ſie ſich erſt in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallaſtes. Da ſaßen viele ſchöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, ſie genoſſen die lieblichſten Früchte, und eine herrliche unſichtbare Muſik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwiſchen denen Kinderfiguren in den anmuthigſten Stellungen kletterten und ſchaukelten; nach den Tönen der Muſik verwandelten ſich die Bildniſſe und glühten in den brennendſten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann ſank die Farbe erblaſſend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete ſich; dann ſchienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, ſo daß man wechſelnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, ſo wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdiſches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelſteine von allen Farben funkelten dazwiſchen. Wunderſame Gefäße ſtanden an den Wänden umher, alle ſchienen mit Koſtbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Geſtalten gearbeitet und ſchimmerte in der freundlichſten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beſchäftigt, die Stücke aus einander zu ſuchen und ſie in die Gefäße zu legen; andre, höckricht und krummbeinigt, mit langen rothen Naſen, trugen ſchwer und vorn über gebückt Säcke herein, ſo wie die Müller Getraide, und ſchütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann ſprangen ſie ungeſchickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die ſich verlaufen wollten, und es geſchah nicht ſelten, daß einer den andern im Eifer umſtieß, ſo daß ſie ſchwer und tölpiſch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Geſichter und ſahen ſcheel, als Marie über ihre Geberden und Häßlichkeit lachte. Hinten ſaß ein alter eingeſchrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernſtem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge ſchienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und ſeinen Winken zu gehorchen. Was gibt's wieder? fragte er mürriſch, als ihm die Kinder etwas näher kamen.

Marie ſchwieg furchtſam, aber ihre Geſpielin antwortete, daß ſie nur gekommen ſeien, ſich in den Kammern umzuſchauen. Immer die alten Kindereien! ſagte der Alte; wird der Müſſiggang nie aufhören? Darauf wandte er ſich wieder an ſein Geſchäft und ließ die Goldſtücke wägen und ausſuchen; andre Zwerge ſchickte er fort, manchen ſchalt er zornig. Wer iſt der Herr? fragte Marie. unſer Metallfürſt, ſagte die Kleine, indem ſie weiter gingen.

Sie ſchienen ſich wieder im Freien zu befinden, denn ſie ſtanden an einem großen Teiche, aber doch ſchien keine Sonne, und ſie ſahen keinen Himmel über ſich. Ein kleiner Nachen empfing ſie, und Zerina ruderte ſehr ämſig. Die Fahrt ging ſchnell. Als ſie in die Mitte des Teiches gekommen waren, ſah Marie, daß tauſend Röhren, Kanäle und Bäche ſich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Dieſe Waſſer rechts, ſagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles ſo friſch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeſchwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Waſſerlilien, andre hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre blieſen auf krummen Muſcheln; ein verworrenes Getöſe ſchallte luſtig von den dunkeln Ufern wieder; zwiſchen den Kleinen bewegten ſich ſchwimmend die ſchönſten Frauen, und oft ſprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küſſen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwiſchen dieſem Getümmel hindurch fuhren ſie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich ſtand der Nachen. Man nahm Abſchied und Zerina klopfte an den Felſen. Wie eine Thür that ſich dieſer von einander, und eine ganz rothe weibliche Geſtalt half ihnen ausſteigen. Geht es recht luſtig zu? fragte Zerina. Sie ſind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und ſo freudig, wie man ſie nur ſehn kann, aber die Wärme iſt auch äußerſt angenehm.

Sie ſtiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich ſah ſich

Marie in dem glänzendſten Saal, ſo daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als ſich das Auge etwas gewöhnt hatte, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, wie im Teppich ſich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die ſo lieblich gebaut und von ſo ſchönen Verhältniſſen waren, daß man nichts Anmuthigeres ſehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kriſtall, ſo daß es ſchien, als flöſſe und ſpielte in ihnen ſichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verſchiedenen Beugungen, aber als Marie näher gehen wollte, hielt ſie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: du verbrennſt dich, Mariechen, denn alles iſt Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, ſagte ſie, die allerliebſten Kreaturen nicht zu uns heraus, und ſpielen mit uns? Wie du in der Luft lebſt, ſagte jene, ſo müſſen ſie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verſchmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl iſt, wie ſie lachen und kreiſchen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüſſe von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachſen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Waſſerbächen, und ſo ſind die flammigen Weſen immer thätig und freudig. Aber dir iſt es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.

Hier hatte ſich die Scene verwandelt. Der Mondſchein lag auf allen Blumen, die Vögel waren ſtill und die Kinder ſchliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, ſondern luſtwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Geſprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten ſie ſich an Früchten und Milch, und Marie ſagte: laß uns doch zur Abwechſelung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort ausſehn mag. Gern, ſagte Zerina, ſo kannſt du auch zugleich dorten unſre Schildwachen beſuchen, die dir gewiß gefallen werden, ſie ſtehn oben auf dem Walle zwiſchen den Bäumen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann ſtiegen ſie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem ſie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir innerhalb dieſes Gartens ſo weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur ſo klein iſt? Ich weiß nicht, antwortete die Freundin, wie es zugeht, aber es iſt ſo. Sie ſtiegen zu den finſtern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel ſchien weit umher auf der Landſchaft zu liegen. Oben ſtanden wunderliche Geſtalten, mit mehligen beſtäubten Angeſichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; ſie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenſchirme von ſeltſamen Häuten ausgeſpannt über ſich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Rockelor hervorſtarrten, wehten und fächelten ſie unabläſſig. Ich möchte lachen und mir graut, ſagte Marie. Dieſe ſind unſre guten fleißigen Wächter, ſagte die kleine Geſpielin, ſie ſtehen hier und wehen, damit jeden kalte Angſt und wunderſames Fürchten befällt, der ſich uns nähern will; ſie ſind aber ſo bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was ſie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier iſt ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöſt würden, ſo vergingen ſie gar.

Aber wer ſeid ihr denn, fragte Marie, indem ſie wieder in die Blumendüfte hinunter ſtiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, ſagte das freundliche Kind, man ſpricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wieſe ein großes Getümmel. Der ſchöne Vogel iſt angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie ſahen indem ſchon, wie Jung und Alt ſich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen ſcholl eine jubilirende Muſik heraus. Als ſie hinein getreten waren, ſahen ſie die große Rundung von den mannichfaltigſten Geſtalten angefüllt, und alle ſchauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langſam fliegend vielfache Kreiſe beſchrieb. Die Muſik klang fröhlicher als ſonſt, die Farben und Lichter wechſelten ſchneller. Endlich ſchwieg die Muſik, und der Vogel ſchwang ſich rauſchend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenſter ſchwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches ſich die glänzendſten goldenen Streifen zogen, auf ſeinem Haupte bewegte ſich ein Diadem von ſo hellleuchtenden kleinen Federn, daß ſie wie Edelgeſteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er ſich regte, ſchimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und ſo ſüße Melodie quoll aus ſeiner bewegten Bruſt, in ſchönern Tönen, als die der liebesbrünſtigen Nachtigall; mächtiger zog der Geſang und goß ſich wie Lichtſtrahlen aus, ſo daß alle, bis auf die kleinſten Kinder ſelbſt, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten ſich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreiſen die Wölbung, ſchoß dann durch die Thür und ſchwang ſich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und ſich den Augen dann ſchnell verlor.

Warum ſeid ihr alle ſo in Freude? fragte Marie und neigte ſich zum ſchönen Kinde, das ihr kleiner als geſtern vorkam. Der König kommt! ſagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht geſehn, und wo er ſich hinwendet, iſt Glück und Fröhlichkeit; wir haben ſchon lange auf ihn gehofft, ſehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch dieſen ſchönen Botſchafter ſeine Ankunft melden laſſen. Dieſer herrliche und verſtändige Vogel, der im Dienſt des Königes geſandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt iſt, ſo wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er ſich alt fühlt, trägt er aus Balſam und Weihrauch ein Neſt zuſammen, zündet es an und verbrennt ſich ſelbſt, ſo ſtirbt er ſingend, und aus der duftenden Aſche ſchwingt ſich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er ſeinen Flug ſo, daß ihn die Menſchen ſehn, und geſchieht es einmal in Jahrhunderten, ſo zeichnen ſie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirſt du auch ſcheiden müſſen, denn der Anblick des Königes iſt dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete ſchöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu ſich und ging mit ihr unter einen einſamen Laubengang; du mußt uns verlaſſen, mein geliebtes Kind, ſagte ſie: der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, ſein Hoflager hier halten, nun wird ſich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landſchaft verbreiten, am meiſten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wieſe fetter und der Wald friſcher und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel ſchadet, keine Ueberſchwemmung droht. Nimm dieſen Ring und gedenke unſer, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, ſonſt müſſen wir dieſe Gegend fliehen, und alle umher, ſo wie du ſelbſt, entbehren dann das Glück und die Segnung unſrer Nähe: noch einmal küſſe deine Geſpielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte ſich, ſie zu umarmen, ſie trennten ſich.

III. Die Kunſt zu ſpeiſen.

(1812.)

Gewiß, ſagte Lothar, ziemt einem gebildeten Menſchen nichts ſo wenig, als ungeſchickt zu eſſen, denn eben, weil die Nahrung ein Bedürfniß unſerer Natur iſt, muß hiebei entweder die allerhöchſte Simplizität obwalten, oder Anſtand und Frohſinn müſſen eintreten und anmuthige Heiterkeit verbreiten.

Freilich, ſagte Ernſt, ſtört nichts ſo ſehr, als eine ſchwankende Miſchung von Sparſamkeit und unerfreulicher Verſchwendung, wie man wohl mit vortrefflichem Wein zum Genuß geringer und ſchlecht zubereiteter Speiſen überſchüttet wird, oder zu ſchmackhaften leckern Gerichten im Angeſicht trefflicher Geſchirre elenden Wein hinunter würgen muß. Dieſes ſind die wahren Tragikomödien, die jedes geſetzte Gemüth, das nach Harmonie ſtrebt, zu gewaltſam erſchüttern. Iſt das Geſpräch ſolcher Tafel zugleich lärmend und wild, ſo hat man noch lange nachher am Mißton der Feſtlichkeit zu leiden, denn auch bei dieſem Genuß muß die Schaam unſichtbar regieren, und Unverſchämtheit muß in edle Geſellſchaft niemals eintreten können.

Dazu, ſagte Anton, gehört das übermäßige Trinken aus Ambition, oder wenn ein begeiſterter Wirth im halben Rauſch zu dringend zum Trinken nöthigt, indem er laut und lauter verſichert, der Wein verdien' es, dieſe Flaſche koſte ſo viel und jene noch mehr, es komme ihm aber unter guten Freunden nicht darauf an, und er könne es wohl aushalten, wenn ſelbſt noch mehr darauf gehen ſollte. Dergleichen Menſchen rechnen im Hochmuth des Geldes nicht nur her, was dieſes Feſt koſtet und jeder einzelne Gaſt verzehrt, ſondern ſie ruhen nicht, bis man den Preis jedes Tiſches und Schrankes erfahren hat. Wenn ſie Kunſtwerke oder Raritäten beſitzen, ſind ſie gar unerträglich, und ihr höchſter Genuß beſteht darin, wenn ſie in aller Freundſchaftlichkeit ihren Gaſt können fühlen machen, daß es ihm, gegen den Wirth gerechnet, eigentlich doch wohl an Gelde gebreche.

Das führt darauf, fuhr Lothar fort, daß, ſo wie in den Gefäßen und Speiſen Harmonie ſeyn muß, dieſe auch durch die herrſchenden Geſpräche nicht darf verletzt werden. Die einleitende Suppe werde, wie ſchon geſagt, mit Stille, Sammlung und Aufmerkſamkeit begleitet, nachher iſt wohl gelinde Politik erlaubt, und kleine Geſchichtchen oder leichte philoſophiſche Bemerkungen: iſt eine Geſellſchaft ihres Scherzes und Witzes nicht ſehr gewiß, ſo verſchwende ſie ihn ja nicht zu früh, denn mit dem Confect und Obſt und den feinen Weinen ſoll aller Ernſt völlig verſchwinden, nun muß erlaubt ſeyn, was noch vor einer Viertelſtunde unſchicklich geweſen wäre; durch ein lauteres Lachen werden ſelbſt die Damen dreiſter, die Liebe erklärt ſich unverholner, die Eiferſucht zeigt ſich mit unverſtecktern Ausfällen, jeder giebt mehr Blöße und ſcheut ſich nicht, dem treffenden Spott des Freundes ſich hinzugeben, ſelbſt eine und die andere ärgerliche Geſchichte witzig vorgetragen darf umlaufen. Große Herren ließen ehemals mit dem Zucker ihre Narren und Luſtigmacher hereinkommen, um am Schluß des Mahls ſich ganz als Menſchen, heiter, froh und ausgelaſſen zu fühlen.

Jetzt, ſagte Theodor, bringt man um die Zeit die kleinen Kinder herein, wenn ſie nicht ſchon alle in Reih' und Glied bei Tiſche ſelber geſeſſen haben.

Freilich, ſagte Manfred, und das Geſpräch erhebt ſich zum Rührenden über die hohen idealiſchen Tugenden der Kleinen und ihrer unnennbaren Liebe zu den Eltern, und der Eltern hinwieder zu den Kindern.

Und wenn es recht hoch hergeht, ſagte Theodor, ſo werden Thränen vergoſſen, als die letzte und koſtbarſte Flüſſigkeit, die aufzubringen iſt, und ſo beſchließt ſich das Mahl mit den höchſten Erſchütterungen des Herzens.

Nicht genug, fing Lothar wieder an, daß man dieſe Unarten vermeiden muß, jede Tiſchunterhaltung ſollte ſelbſt ein Kunſtwerk ſein, das auf gehörige Art das Mahl accompagnirte und im richtigen Generalbaß mit ihm geſetzt wäre. Von jenen ſchrecklichen großen Geſellſchaften ſpreche ich gar nicht, die leider in unſerm Vaterlande faſt allgemeine Sitte geworden ſind, wo Bekannte und Unbekannte, Freunde und Feinde, Geiſtreiche und Aberwitzige, junge Mädchen und alte Gevatterinnen an einer langen Tafel nach dem Looſe durch einander geſetzt werden; jene Mahlzeiten, für welche die Wirthin ſchon ſeit acht Tagen ſorgt und läuft und von ihnen träumt, um alles mit großem Prunk und noch größerer Geſchmackloſigkeit einzurichten, um nur endlich, endlich der Fête los zu werden, die man ſchon längſt von ihr erwartet, weil ſie wohl zwölf und mehr ähnliche Gaſtmahle überſtanden hat, zu der ſie nun zum Ueberfluß noch jeden einladet, dem ſie irgend eine Artigkeit ſchuldig zu ſein glaubt, und gern noch ein Dutzend Durchreiſende in ihrem Garne auffängt, um ihrer Beſuche nachher entübrigt zu bleiben; nein, ich rede nicht von jenen Tafeln, an welchen Niemand ſpricht, oder Alle zugleich reden, an welchen das Chaos herrſcht, und kaum noch in ſeltnen Minuten ſich ein einzelner Privatſpaß heraus wickeln kann, wo jedes Geſpräch ſchon als todte Frucht zur Welt kommt oder im Augenblicke nachher ſterben muß, wie der Fiſch auf dem trocknen Lande; ich meine nicht jene Gaſtgebote, bei denen der Wirth ſich auf die Folter begeben muß, um den guten Wirth zu machen, zu Zeiten um den Tiſch wandeln, ſelbſt einſchenken und froſtige Scherze in das Ohr albern lächelnder Damen niederlegen; kurz, ſchweigen wir von dieſer Barbarei unſerer Zeit, von dieſem Tode aller Geſelligkeit und Gaſtfreiheit, die neben ſo vielen andern barbariſchen Gewohnheiten auch ihre Stelle bei uns gefunden hat.

Die krankhafte Karikatur von dieſen Anſtalten, fügte Wilibald hinzu, ſind die noch größern Theegeſellſchaften und kalten Abendmahlzeiten, wo das Vergnügen erhöht wird, indem Alles durch einander läuft, und wie in der Sprachverwirrung die Bedienten, gerufen und ungerufen, mit allen möglichen Erfriſchungen balancirend, dazwiſchen tanzen, jeder Geladene durch alle Zimmer ſchweift, um zu ſuchen, er weiß nicht was, und ein Ordnungsliebender gern am Ofen, oder an irgend einem Fenſter Poſto faßt, um in der allgemeinen Flucht nur nicht umgelaufen oder von der völkerwandernden Unterhaltung erfaßt und mitgenommen zu werden.

Dieſes, ſagte Manfred, iſt der wahre hohe Styl unſere geſelligen Lebens, Michel Angelo's jüngſtes Gericht gegen die Miniaturbilder alter Gaſtlichkeit und traulicher Freundſchaft, der

Beſchluß der Kunſt, das Endziel der Imagination, die Vollendung der Zeiten, von der alle Propheten nur haben weiſſagen können.

Vergeſſen wir nur nicht, unterbrach Ernſt, die Feſtlichkeiten des Mittelalters, wo nicht ſelten Tauſende vom Adel als Gäſte verſammelt waren; doch hatte jener freimüthige, frohe Sinn nichts von der Zerſtreutheit unſerer Zeit, und ihre glänzenden Waffenkämpfe, dieſe Spiele, bei denen die Kraft mit der Gefahr ſcherzte, vereinigten alle Gemüther zu einem herrlichen Mittelpunkte hin. Die Schätze der Welt ſind wohl noch niemals ſo öffentlich und in ſo ſchönem großen Sinne genoſſen worden.

Wie ſoll denn nun aber nach Deiner Vorſtellung ein Gaſtmahl endigen? fragte Wilibald; was ſollte denn wohl auf dieſen luſtigen Leichtſinn folgen können, um würdig zu beſchließen, oder wieder in das gewöhnliche Leben einzulenken?

Der orientaliſche Ernſt des Kaffee, antwortete Lothar, und nach dieſem, wie neulich ſchon ausgemacht wurde, vielleicht ſogar die Pfeife. Da befinden wir uns plötzlich wieder in der Mitte eines herabgeſtimmten Lebens, und denken an unſere vorige Luſt nur wie an einen Traum zurück.

IV. Die drei Dichter und der Magier.

(1825.)

Gut, Robert, daß Du mich erinnerſt, ſagte Marlow,* indem er aufſtand; heut iſt ja der Abend, an welchem ich den Aſtrologen und Chiromanten, den mir Naſh neulich ſo ſehr rühmte, beſuchen wollte; begleite mich, Freund, damit wir unſer gutes und ſchlimmes Glück von ihm erfahren; aber keiner muß ſich ihm nennen, weil er doch vielleicht von uns gehört hat, und dann leichtes Wahrſagen hätte. Und um die Prüfung noch vollſtändiger zu machen, begleitet uns wohl auch der junge Schreiber hier, wenn wir ihn darum bitten.

---

* Der Dichter, in der Wirthsſtube, zu ſeinem Freunde, dem Dichter Green. Der dritte, der Schreiber, iſt der unerkannte Shakſpeare.

Ich ſtehe zu Eurem Befehl, ſagte dieſer, denn mein heutiger Abend iſt frei. Sie verließen das Haus, indem es ſchon anfing, dunkel zu werden. Der Mann, ſagte Marlow unterwegs, der ſich Martiano nennt, ſoll eigentlich ein Irländer ſeyn, der ſich aber lange in Italien und Spanien aufgehalten hat. Die Vornehmen, die Gelehrten, ſo wie die Unwiſſenden, die ihn beſuchen, kommen alle mit gleichem Erſtaunen von ihm zurück. Man ſagt, daß er durch geheime Combinationen die Schickſale erräth und findet, und keine Magie, weder Inſtrumente, noch aſtrologiſche Berechnungen dabei in Thätigkeit ſetzt.

In einer einſamen Gaſſe gingen ſie einen langen Gang hinunter, dann über den Hof, und erſtiegen endlich auf vielen Treppen das Gemach des Wahrſagers, der ſich ſo hoch, wie möglich, unmittelbar unter dem Dache, eingerichtet hatte, um doch einigermaßen die Sterne beobachten zu können. Ein Diener eröffnete die Thür und ſie traten in das Zimmer, in welchem ihnen ein ſtattlicher alter Mann mit feierlichem und edlem Anſtande entgegentrat. Marlow trug im Namen der übrigen das Geſuch vor, und der Magier holte aus einem Wandſchranke eine Anzahl von Blättern, die faſt das Anſehen eines Kartenſpieles hatten. Er miſchte ſie wie ein ſolches, indem er einige Worte murmelte; dann mußte Marlow mit der linken Hand abheben. Nun legte der Alte die Blätter in gerader Linie hinunter, es waren planetariſche Zeichen, andere Hieroglyphen, oder unleſerliche Buchſtaben eines fremden, vielleicht orientaliſchen Alphabets, dazwiſchen fanden ſich rothe und gelbe erfreuliche Geſtalten, Blumen und Pflanzen, auch Kreuze, ſchwarz oder grau gefärbt. Als die Linie gebildet war, legte er eine zweite horizontal, ſo daß ſich ein Kreuz formirte, und als dieſes ſich vollendet hatte, fügte er der Grundfigur andere Linien wie Strahlen an, ſo daß ſich ein bunter, ſonderbarer Stern ordnete, deſſen letzten Enden er die Blätter, die ihm noch übrig blieben, anreihte. Als dies geſchehn, ging er murmelnd um die frei ſtehende Tafel. Plötzlich, indem er geheimnißvoll zählte, rechnete, oder Formeln ſprach, — denn ſeine Worte waren leiſe und unverſtändlich, — wurde ſeine Bewegung ein ſchnelles Rennen, und er brach bald hier und da, bald oben, bald unten ein Blatt aus der bunten magiſchen Roſe, und fügte es anderswo an, ſo daß nach wenigen Minuten eine neue Figur, der vorigen ganz unähnlich, entſtanden war. Er hatte aufgehört zu murmeln und betrachtete die irreguläre Geſtalt von allen Seiten, als wenn er einen Augenpunct aufſuchte, von welchem ſie ſich zuſammenhängend und bedeutend geſtaltete. Er ſah dem Dichter ſcharf ins Auge und ſagte: Ihr habt einen Verluſt erlitten, der Euch ſehr empfindlich fällt.

Verluſt? ſagte jener; daß ich nicht wüßte.

Nicht an Geld, antwortete der Magier, aber dies graue Kreuz, das hier neben Euerer Figur liegt, zeigt es mir an und kann mich nicht täuſchen.

Doch! ſagte Marlow jetzt: ich entſinne mich. Und werde ich wiederfinden, was ich verlor?

Der Verluſt, fuhr der Wahrſager fort, iſt Gewinn für Euch, wenn Ihr ihn zu nutzen verſteht; ſucht ihn nicht wieder, es könnte Euch verderblich werden.

Als er noch einiges Allgemeine bemerkt hatte, raffte er die Blätter wieder zuſammen, miſchte ſie von neuem, legte ſie eben ſo wie vorher in Kreuz und Stern, und fing dann an eben ſo zu murmeln und zu laufen, indem er die Zeichen haſtig in eine andere Geſtaltung warf. Es zeigte ſich jetzt, daß ſeine leiſe geſprochene Formel ihm eine Regel vorſchrieb, die wieder von den Blättern, wie der Zufall dieſe gelegt hatte, abhängig war: denn die Figur, die ſich jetzt bildete, war eine von der vorigen völlig verſchiedene, die noch weniger Regel und Einheit darſtellte. Der Zauberer wankte jetzt auch viel länger hin und her, und es ſchien, daß es ihm faſt unmöglich falle, einen Zuſammenhang oder Anfangspunct zu entdecken, von welchem aus er ſeine Weiſſagung beginnen könne. Endlich ſtand er ſtill und ſagte: Ihr habt ein großes Glück und einen wahren Freund gefunden, aber beides muthwillig von Euch geſtoßen.

Gewiß nicht, ſagte Green lebhaft; darin irrt Ihr.

Alſo noch nicht? fuhr jener fort, ohne geſtört zu werden, ſo hütet Euch, daß es nicht ſogleich geſchehe. Ich beachtete den Charakter dort nicht, den ich ſeitwärts habe legen müſſen. Ihr habt ſchon viel Glück und Unglück überſtanden. Jetzt aber habt Ihr dieſes wohl überwunden, wenn Ihr es nicht freiwillig aufſucht.

Dem dritten Gegenwärtigen wurden hierauf die Zeichen eben ſo gelegt. Doch ehe er noch einige Minuten ſeine Formel leiſe geſprochen und den Stern verändert hatte, rief er aus: Was? ſchon zu Ende? Und ſo plötzlich formirt ſich von ſelbſt dieſe liebliche, ſymmetriſche Figur? Ei, junger Mann, wer Ihr auch ſeyn mögt. Ihr wandelt jetzt auf dem rechten Wege und das Glück reicht Euch die Hand.

Der ungeſtüme Marlow wurde ungeduldig und warf die Blätter durch einander, indem er ſagte: Laß dieſe allgemeinen Phraſen, die mehr oder minder auf die ganze Welt paſſen, nimm dieſes Goldſtück und ſage uns etwas Beſtimmteres. Und damit es Dir leichter werde, ſo wiſſe, Du ſiehſt drei Schriftſteller vor Dir, nenne ſie Dichter, wenn Du willſt, und es iſt unter uns die Frage entſtanden, von wem der hier Gegenwärtigen die Nachwelt ſprechen werde, weſſen Bemühungen den Kranz des Ruhmes davon tragen und am längſten zur Freude der Welt daſtehn und dauern mögen.

Friede mit den Geduldigen! ſagte der Wahrſager; nach Eurem Zorne und Schelten müßt Ihr Euch hier für den Vornehmſten halten und des Kranzes wohl ſchon gewiß ſeyn. Dann ſolltet Ihr aber meine Schwelle nicht betreten haben: denn keiner muß ſie überſchreiten, der die Gewißheit ſchon mit ſich bringt. Auch müßt Ihr in meiner ſtillen Wohnung jene geheimnißvolle Regel achten, der ich mich ſelber unterwerfe; wer mit tyranniſcher Hand in dieſe Ordnung der Blätter greift, zerſtört die Geiſterlinien ſchmerzhaft, die ſich in meinem ſchauenden Gemüthe wie Strahlen ausbreiten, und hemmt meine Kunde. Könntet Ihr das unſichtbare Kunſtwerk gewahr werden, das ſich vor meiner innern Schauung entfaltet, Ihr zerriſſet es ſo wenig, wie eine Leinwand, auf welche Tizians Pinſel ſeine Farben legte.

Handle, ſprich, rief Marlow, ich will Dich nicht wieder ſtören.

Jener nahm die Blätter, faltete ſie auf einander, blies einigemale darüber hin und liſpelte, mit einer ſolchen Miene der Andacht, als wenn er die Verletzten mit neuer Weihe entſühnen wollte. Nun miſchte er viel länger als vorher, ließ alle nach der Reihe abheben, und vermengte die Zeichen jedesmal von neuem, worauf er ſie dann in drei verſchiedenen Theilen, vor jedem der Fragenden, in abgeſonderten Figuren ausbreitete. Als er hiermit fertig war, fing ſeine Formel und ſtille Rechnung wieder an, er riß hier ein Blatt ab und ſetzte es dort an, ſo daß nach kurzer Zeit die Figur, welche für Green beſtimmt war, verſchwand. Die vor Marlow lag unordentlich, die vor dem Unbekannten in einer klaren Regelmäßigkeit: bald, indem die Rechnung fortging, hatte der letzte auch alle Blätter Marlows gewonnen, die in geordneten Kreiſen eine wunderſame, ſcheinbar verſtändliche Figur bildeten. Als dieſe Operation vollendet war und der Magier ſein Werk lange und aufmerkſam betrachtet hatte, nahm er, wie mit demüthiger Geberde, ſein Barett vom Haupte, ſchaute den unbedeutenden Fremden ſcharf an und ſagte: dieſer junge Mann, wer er auch ſeyn mag, iſt vom Schickſal dazu beſtimmt, den Kranz des Ruhmes zu tragen, er wird genannt werden, wenn Ihr längſt vergeſſen ſeyd, und dasjenige, was er jetzt ſchon gedichtet hat, wird Jahrhunderte überdauern, der ſpäteſte Enkel wird ſich ſeiner freuen, und das Vaterland wird auf ſeinen, jetzt noch unbekannten Namen ſtolz ſeyn.

So feierlich er auch dieſe Worte geſprochen hatte, ſo wirkten ſie dennoch ſo unwiderſtehlich auf die Lachluſt der beiden Dichter, daß das kleine Zimmer von den ſchallenden Tönen erſchüttert wurde, indeß der Unbekannte, hoch erröthend, rückwärts und ſo tief in ſich verſunken den Boden betrachtete, daß er weder die ausgelaſſenen Lacher, noch den Propheten zu bemerken ſchien. Beim heiligen Georg! ſchrie Marlow auf und ſchlug ſo heftig auf den Tiſch, daß alle jene bunten und leichten Blätter durch einander tanzten, die Prophezeiung hat ſich in einen trefflichen Aberwitz aufgelöſt! Nun, Schreiber, was ſagt Ihr dazu? So hoch ſeyd Ihr und Eure Scripturen noch niemals geehrt worden. Es iſt glaublich, daß die Acten, die Ihr geſtern abſchriebt, eine ziemliche Weile aufgehoben werden. O Thor, alter blödſinniger Thor! Und wir noch größere Narren, mühſam in dieſe Bude herzulaufen, um gemeinen Trug und Albernheit einzuhandeln! Aber zu ſehr, alter Schwarzkünſtler, habt Ihr Euch blos gegeben, und ich werde mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, die dumme thörichte Menge zu enttäuſchen.

Thut, was Ihr wollt, Verblendeter, Uebermüthiger! rief der Magier im heftigen Zorn, indem er ſein Barett wieder mit majeſtätiſcher Geberde auf ſein Haupt warf. Ihr entriegelt das Gefängniß meiner Lippen, ſo daß ich nun die Worte, die ich wie Verbrecher in meinem tiefſten Buſen verſchloſſen hatte, hervortreten laſſe, um die Röthe von Euren Wangen, den Glanz aus Euren Augen zu verjagen. Was kümmert mich Euer Ruhm, was Eure hinfälligen Werke, da Euer Leben ja ſelbſt noch hinfälliger iſt? So haben mir dieſe verachteten Figuren, ſo die Lineamente Eures Angeſichtes gewahrſagt. Wo Du, Großer, Deinen Ruhm und Dein Glück ſuchſt, da wirſt Du Deine Demüthigung ärnten; jener Lacher wird morgen ſchon und übermorgen die heutige Stunde vergeblich zurückwünſchen; ja dieſer Monat nicht, nicht die künftige Woche wird ganz verſchwunden ſeyn, ſo hat Euch ein frühzeitiger Tod eingeholt, und die Vergeſſenheit und Schmach mit dem grinſenden Antlitz ſchwingen über Eure Leichname die düſtern Fahnen. Den Herriſchen dort wird ein gewaltſamer Tod dahinraffen, wie auch ſein finſtrer Blick, jene unglückſchwangere Falte in der Stirn verkündigen. Nun, ſo lacht doch, Ihr Elenden, freut Euch doch Eures Witzes! die Nacht iſt noch lang, bis Euch dann jene ewige in ihren ſchwarzen Mantel hüllt, aus welcher kein Entrinnen iſt, und in der kein Morgenroth von Fröhlichkeit und Luſt, Witz und Scherz jemals wieder aufdämmert.

Alle waren ſtill und ernſt geworden, Green und Marlow hatten die Farbe verloren, und gingen blaß und nachdenkend die hohe Treppe hinunter und über den Hof zur dämmernden Gaſſe. Der Unbekannte eilte mit einem einfachen, höflichen Gruß nach Hauſe, tief in Gedanken verſenkt. Marlow erhob draußen den Blick und ſagte: in künftiger Woche gehe ich zu Lords Hundsdon. Schlage Dir, mein ſchwacher Freund, die Abgeſchmacktheit völlig aus dem Sinn. Wer wollte an dergleichen Fratzen nur eine Minute ſeines heitern Lebens verlieren?

Du biſt ſelbſt mehr erſchüttert, ſagte Green, als ich Dich jemals geſehn habe. Man ſollte ſich mit derlei Teufelszeug niemals einlaſſen: wird es einmal aufgerührt, ſo faſſen die Mühlräder des aberwitzigen Getriebes auch den Stärkſten und Entſchloſſenſten. Das iſt es ja eben, daß das Fundament unſeres Lebens auf Narrheit ruht: werden die Grundſteine von der verwandten Thorheit erſchüttert, ſo wankt unſer Weſen, dünken wir uns auch vorher noch ſo ſicher. Lebe wohl!

V. Des Prieſters Lebenslauf.

(1826.)

Ich bin aus den Niederlanden, fing der Prieſter an, von Hugenottiſchen Eltern geboren, die ich ſchon früh verlor. Meine Vormünder, Weltmenſchen, kümmerten ſich mehr, mir mein kleines Vermögen zu erhalten, als mir eine vernünftige Erziehung zu geben, und ſo geſchah es, daß ich einem Hofmeiſter überliefert wurde, mit dem ſie ſo wohl wie ich ſehr zufrieden waren. Ein Mann von vielen Kenntniſſen, der auch ſeine Reiſen gemacht, und ſich vorzüglich lange in London aufgehalten hatte. Hier war er, weil er von guter Familie ſtammte und ſelber Witz beſaß, mit manchem ſchönen Geiſt und Hofmann jener Tage bekannt und vertraut geworden, und wenn auch ſeine Sitten nicht ſo gelitten hatten, wie man wohl hätte befürchten können, ſo war wenigſtens durch dieſen Umgang ſein religiöſer Sinn, der ſchon nicht kräftig mochte geweſen ſein, völlig erſtickt und vernichtet. Kenntniſſe, Geiſt waren ihm das Wichtigſte; eine göttliche Verehrung widmete er aber der Poeſie, ſo wie der Geſchichte der alten Griechen. Man kann nicht beredter ſein, als er es war, wenn er auf dieſe Gegenſtände kam. Daß dieſer Sinn auf mich, da ich lebhaften Geiſtes war, überging, iſt ſehr natürlich; mein Lehrer war mir der Begabteſte aller Sterblichen, und ſeine Ausſprüche galten mir lange als Orakel. Wenn ich ihn auch noch im Angedenken ehre, ſo muß ich doch jetzt eine Schwäche an ihm tadeln, die mir freilich damals als ſeine größte Stärke erſchien. Unermüdet war er nehmlich im Verſpotten des Chriſtenthums und jeder Religion; doch fanden alle andre noch eher Gnade vor ſeiner Satire, als die verſchiedenen Partheien der chriſtlichen Kirchen; die Gegenwart, wie die Vorzeit, die Geſchichte der Entwickelung, ihre Geheimniſſe, alles war Gegenſtand ſeiner Verſpottung, und die Apoſtel, ja ſelbſt der Heiland, wurden von ihm nicht geſchont, wie weniger Luther, oder Calvin und Zwingli, oder gar jene ſogenannten Myſtiker, die einen eigenthümlichen Sinn, um Gott zu erkennen, in ſich ausbilden wollen.

Mein Sinn war mit dem ſeinigen bald ſo vertraut geworden, daß ich dadurch nichts entbehrte, daß für mich gar keine Religion auf Erden war, daß in meinem Herzen kein frommes Gefühl jemals aufging. Hatte ich doch meine Heroen der Vorzeit, das griechiſche Alterthum, die hochherzigen Römer, in deren Patriotismus ich mich glühend hinein träumte, das Unabſehliche der Poeſie mit ſeinen Gärten des Witzes und der Laune, und aus Sophokles und Aeſchylus heraus wehten mich jene Schauer einer unverſtandenen Geiſterwelt an, die mir das Erhabenſte ſchienen, was meine Seele nur irgend erſchüttern könnte. Schämte ich mich doch bald ganz ehrlich und einfach, ein Chriſt zu ſein, wenn ich an die bunte Mährchenwelt der vieldeutigen griechiſchen Mythologie dachte, an jene Feſte und Schauſpiele, hohe Bildniſſe und edle Tempel: wo blieben da der Erlöſer am ſchmählichen Kreuz und ſeine dürftigen Jünger? Wie verſchwand dieſer Glaube der Armuth und des Unglücks gegen jene Opfer und Volksaufzüge und den Jubel der Pyndariſchen Hymnen? Ich zählte mich auch nicht zur Gemeinſchaft der Chriſten, und der traurigſte Tag meines jungen Lebens war der, als ich in die Kirche unſrer Parthei mit den gebräuchlichen Ceremonien aufgenommen ward. Unſinn ſchien mir jedes Wort, Herabwürdigung jede Feierlichkeit, nur zornig gab ich Antwort auf die Fragen, und noch in der Kirche ſchwur ich mir ſelbſt, die Kirche niemals wieder zu beſuchen: einen widerwärtigen und kindiſchen Eid, den ich aber lange genug gehalten habe.

Als ich ſpäterhin in die Welt trat, fand ich, daß alle, die man die beſſeren Köpfe nannte, ſtill oder öffentlich ſich zu meinem Glauben bekannten. Nicht alle ſpotteten laut, die Weicheren mißbilligten ſelbſt dieſen Hohn, aber nur aus dem Gefühl, ſchwache Menſchen nicht irre oder unglücklich zu machen, die eben doch nichts Beſſeres hatten, oder erſchwingen konnten, als dieſe alten trübſeligen Mährchen, die, ohne einen Zuſammenhang eins dem andern noch oft widerſprechen. Viele leugneten mit allem Witz der Geſchichte den Heiland ganz, andren, noch ſchlimmeren, war er nur ein unglücklicher Rebell, und den Edelſten ein moraliſcher Menſch, der aber freilich, ihrer Einſicht nach, dem Sokrates, deſſen Leben klarer, deſſen Lehre verſtändlicher erſchien, weit nachſtehen mußte. Viele dieſer Freidenker, denen die katholiſche Kirche im Wege war, und die bei ihrer Parthei nicht für Unchriſten gelten mochten, wendeten alle Kraft ihres Geiſtes an, unter dem Vorwande, die proteſtantiſche Freiheit zu beſchützen, ihre katholiſchen Brüder, die Geſchichte der Kirche, geiſtliche und weltliche Einrichtungen auf das grauſamſte zu zerreißen und zu entſtellen: hinter dieſer Schutzmauer glaubten ſie ſo, unter fremden Namen, das Chriſtenthum ſelbſt vernichten zu können, denn dieſes war ihnen verhaßt, nicht dieſe oder jene Parthei.

Alles dies leuchtete mir ſehr ein und ich half, ſo viel nur meine geringen Kräfte vermochten. Ich war mündig geworden, und mein Sinn hatte nur noch feſtere Wurzeln in mir geſchlagen. Ich reiſete, ich ſah die Welt, aber nur von der Seite, die mir meine Vorurtheile beſtätigte. Traf ich auf Fromme, auf erleuchtete Chriſten, ſo erſchienen ſie mir nur als ſeltſame Geiſteszerrüttete, merkwürdig vielleicht, zu bedauern gewiß. In einer deutſchen Stadt nahm ich aus Uebermuth das Buch eines deutſchen Myſtikers aus dem Buchladen in meine Wohnung, um in Ermanglung einer witzigen Poſſe mich hier am Wahnſinn, dem Abgeſchmackten und der Tollheit ſpottend zu ergötzen. Ohne es zu wiſſen, hatte ich den Feuerbrand in mein Haus getragen, der bald alle dieſe Gebäude des Hochmuths und weltlichen Frevelſinns in Flammen ſetzte. Ich blätterte, las und lachte, las wieder und fand die Albernheit wenigſtens poetiſch. Das Buch ließ mir keine Ruhe, es zog mich zu ſich, es quälte mich, und ich mußte mir bald zu meiner Beſchämung geſtehn, daß es Zuſammenhang, Kraft und Geiſt enthalte, daß es mich belehre, und daß dort Gärten, Blumen und Bäume der Liebe blühten, wo ich nur eine dürre Wüſte geſehn hatte. Die Ahndung ergriff mich, daß doch wohl ein andrer Gott die Welt regiere, als der, den ich in meiner ſchwärmenden Naturbetrachtung, oder in meiner Poeſiebegeiſtrung hatte finden und im Taumel des Leichtſinns erkennen wollen.

Mein bewegtes Gemüth ſehnte ſich nach einigen Wochen der Angſt und des Grübelns gewaltig die heilige Schrift zu leſen. Keiner meiner vielen Bekannten, auch Bücherſammler, die große Bibliotheken beſaßen, hatte dies Buch in ſeinem Haushalt. Ich ſchämte mich, daß auch ich es nie bedurft. Seitdem war dieſer Schatz mein getreuer Gefährte auf der Reiſe. Ich las in einſamen und geweihten Stunden und mir geſchah, was jedem Durſtenden begegnen wird, der noch der Demuth fähig, in dem jene Hingebung noch nicht ganz abgeſtorben iſt, die freilich nicht fehlen darf, damit das geiſtige Wort nur erſt im brachliegenden Herzen Wurzel faſſen kann. Glauben! dies oft angefochtene, beſtrittene, vielfach erklärte Wort. O wer ihn erlebt hat, in wem er mit ſeiner Kraft aufgegangen iſt, der wird nicht ſtreiten. Ich konnte mich der Offenbarung, dem Glauben nicht entziehen, ſo ſiegend zogen die Worte, Bilder, Reden aus dem aufgeſchlagenen Evangelio im Waffenſchmuck unüberwindlich glänzend durch meine Seele, und alle meine Kräfte wurden die Gefangenen der ewigen Liebe, und waren nun im Dienſt, in der ſüßen Sklaverei glücklich und ſelig. Arm und geringe dünkte mir meine frühere Empörung gegen den Herrn, und meine abgewendete Verachtung verſtand nicht mehr das Alberne meiner frühern Weisheit. Meinen doch ſo Viele, Glauben, Demuth, das Vergehn im Herrn ſei Ertödtung unſerer Kräfte, ja der Denkfähigkeit; und zürnend oder zitternd entziehn ſie ſich deshalb jenem Werke der Wiedergeburt, das ſich auch wohl zuweilen ihrem tauben Herzen aus der Ferne anſagen läßt. Die Armen! dieſer gefürchtete Glaube würde erſt ihre Fähigkeiten zu Kräften erhöhen und neue Lichter und Flammen in ihrem Geiſte anzünden. Ohne ihn, den offenbarten Chriſtus, kein Sinn im Tiefſinn, kein Geiſt in der Geſchichte, kein Troſt in der Natur und keine Eigenthümlichkeit in unſerm Sein. Kunſt, Liebe, Scherz ſind dem, der ihn beſitzt, erſt freie Spielgenoſſen. Wie heiter, ſüß, ja taumelnd und muthwillig, fröhlich und lachend ſcheint das Chriſtenthum durch alle ächten Werke der neuern Kunſt, wie ſelig und wohlbehaglich ſind ſie, wenn in der Großheit und Fülle der alten Welt doch wie ein Geiſt ſanfter Schwermuth über die Luſt der Begeiſterung hinſtreicht, wie die kalte Wolke auf Augenblicke über die ſchöne Landſchaft im Frühlingsglanze!

VI. Dichter, etymologiſch betrachtet.

(Um 1830.)

Wir haben ſo viel geſtritten, erforſcht, ſtudirt und ſyſtematiſirt, um die Poeſie in die ihr gehörigen Klaſſen zu bringen, und einen hauptſächlichen Unterſchied hat man bisher immer aus der Acht gelaſſen. Wenn der Grieche ſchön „Poet“ ſagt, ſo ſpricht der Deutſche auch löblich „Dichter“. Ja, dieſer Begünſtigte ſoll Alles, was den gewöhnlichen Menſchen als Ahndung, Einfall, oder gehaltloſe Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zarteſten Geiſter, die das blöde Auge in der Natur, wenn dieſe im ſchaffenden Schlummer liegt und die ſüßen Träume geiſtig und durch Blumen und Blüthenbäume fliegend ausgießt, gar nicht, oder als matte und unbedeutende Geſpenſter ſieht, ſoll der Poet verdichten, daß wir Alle das liebende Herz und den Phantaſiereichthum unſerer Mutter erkennen. Die Wolkendünſte des Gemüthes, die den gewöhnlichen Menſchen beängſtigen und ſein Leben verwirren, ſoll er in Lichtgeſtalt, in großartigen Schmerz, ſüße Wehmuth, ſinnige Melancholie und ſchöpferiſche Laune verdichten und umwandeln. Glaubſt du, daß vielen Menſchen dieſe wunderbare Gabe verliehen ſei? denn es iſt ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Dieſe wackern herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechſelt, die ich, ohne alle Bitterkeit und Ironie! im Gegenſatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geſchicklichkeit, oft mit vielem Talent wiſſen ſie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmuthig zu verdünnen, um das, was ſich körperlich und geiſtig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunſtes und Nebels mit vielen Worten hineinzuſpediren. Wenn der Dichter uns das Fernſte und Unſichtbarſte recht nahe vor die Augen rückt, ſo wiſſen dieſe Dünner das Nächſte und Deutlichſte ſo unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erſtaunen und einigen Schwindel ihren künſtlichen Prozeſſen zuſieht. Ganze Bibliotheken ſind damals, den Goldſchlägern mit ihrem Goldſchaum nicht unähnlich, aus dem Werther heraus gedünnt. Wie aber kein Menſch, ſelbſt nicht der mächtigſte Monarch, darauf verfallen wird, ſeine Gemälde mit Rahmen von maſſivem Golde zu umziehn, um ſeine Mundtaſſe einen ächt goldenen Reif zu legen, auf ſeinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare ſind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, ſondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder ſelbſt des Goldſchaumes als des beſſer ziemenden Materials erfreuen: — ſo ſind auch für tauſend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leſer, Genießender und Gebildeter, die Arbeiten dieſer Dünner viel paſſender und bequemer, als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menſchen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, ſich an dieſen goldſchäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und faſt erſtarrt daſtanden, wenn ſie einmal zufällig an einen Dichter geriethen.

Es gibt Provinzen, die ſich in unſerm Deutſchland auszeichnen, daß ſie recht fruchtbar in Hervorbringung dieſer Dünner ſind. Sie ſind dem Vaterlande in vielen Rückſichten ſehr nützlich.

Oft wirſt du ſehen, daß das ächte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird, es iſt zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geſchieht? Eine Anzahl Dünner macht ſich an das unbehülfliche Weſen, ſchlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faſelt und prattert und ſchnattert ſo lange, bis die verſtändigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeiſternder Lieblingswerke hervorgeſchnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen ſcheinen.

Mit dieſen Dünnern hängen die Dehner zuſammen, die auch ihre Verdienſte haben können. Sie verhalten ſich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldſchlägern

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechſeln, dieſen Grobſchmieden in der Poeſie, wo der Haufe oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechſelt.

Ich habe dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Aeſthetik geben wollen. Die Nutzanwendung überlaſſe ich dir ſelbſt. —

Thibaut.

Kirchenmuſik außer dem Choral.

(1826.)

Das unverdorbene Volk hat Sinn für die Muſik, wenn ſie, natürlich und geſund, dem reinen menſchlichen Gefühl entſpricht; und durch nichts kann mehr auf das Volk gewirkt werden, als durch eine veredelte Muſik. Laßt alſo, da die Gemeinden im Ganzen nur zum Singen einfacher Choräle gebildet werden können, die höheren geiſtlichen Compoſitionen durch vollendete Sänger vortragen, damit gleichſam die Engel in der Kirche ſichtbar werden, und die Gemeinde in Andacht etwas vernehme, was ſie ſelbſt, der Menge und der Schwäche wegen, zu ſchaffen außer Stande iſt.

Dieſe herrliche Idee ward zuerſt von Gregor dem Großen durch die, von demſelben vielfach geſtifteten Singſchulen mit vollem Ernſt geltend gemacht, und mehr als tauſend Jahre hindurch geſchah dafür alles Mögliche in den gebildetſten chriſtlichen Staaten. Allein allmählig ward man gleichgültig dagegen, und die Kirchenmuſik (worunter ich hier den Choral nicht mit begreiſe) verſchwand entweder ganz, oder ward mit weltlichen Tonwerken vertauſcht, welche, Statt die Frömmigkeit zu nähren, der vollen Weltlichkeit in den Tempeln Sitz und Stimme gaben. Sogar das Nachdenken über die Frage: was gebührt der Kirche? ſcheint ſich zuletzt faſt ganz verloren zu haben. Es begreift ſich dieß auch recht wohl. Denn in eben dem Maaße, wie die Kunſtfertigkeit zugenommen hat, iſt der religiöſe Eifer kühler geworden.

Von der Mehrzahl unſerer Muſiker konnte hier aber nichts Gutes ausgehen, da ihnen (die Wahrheit muß geſagt werden) die höhere poetiſche, philoſophiſche, hiſtoriſche Bildung in der Regel gänzlich fehlt, und da ſie überall dem Himmel danken, wenn ſie Erlaubniß bekommen, die Stücke, welche ſie zufällig eingeübt, oder ſelbſt geſetzt haben, in der Kirche wieder an den Mann zu bringen. Das gefällige Ohr weltlich geſinnter Gemeindeglieder unterſtützte auch überall die gröbſten Mißbräuche.

Zum Glück gibt aber es noch Viele, welche den hohen Werth ächter Kirchenmuſik erkennen, oder in dieſer Hinſicht leicht zur Erkenntniß gebracht werden könnten. Daher will ich denn, überall lieber hoffend, als verzweifelnd, hiemit auch mein Scherflein zur Beförderung des Guten beſcheiden darbringen.

Die Kirche iſt nicht der Ort, wo alles Genießbare gegeben und genoſſen werden ſoll. Sie iſt vielmehr blos der Ort, wo der Menſch, um ſich für ſeine menſchlichen Pflichten zu veredeln und zu ſtärken, gleichſam im Angeſicht Gottes erſcheint, und ſo vor Gott, und in deſſen Nähe ſein Herz in Kummer, Reue, Freude und Anbetung ausſchüttet. Wie nun in Gottes Gegenwart kein keckes Selbſtvertrauen, und kein gänzliches Verzagen Statt finden kann, ſo wird es auch in der Kirche keinen überſtrömenden geiſtigen Rauſch, und keine bis zur Vernichtung führende Verzweiflung geben. Wer hier alſo in voller Freude des Herzens Gott danken und loben will, der wird ſeinen Dank nicht mit ungebundenem Jubel, ſondern mit beſcheidener Inbrunſt ausſprechen; und wer, durch Leiden gebeugt, außer der Kirche ſich in Schwermuth und Jammer auflöſen könnte, der wird in der Kirche vor Gottes Augen wieder getroſt werden, nicht die Hände ringen, nicht ächzend und jammernd hin und her laufen, ſondern durch den Glauben an einen nahen Gott aufgerichtet, in Geduld und Ergebung den Himmel zum theilnehmenden Zeugen ſeines Kummers machen. Man kann ſich das, was der Kirche angehört, am leichteſten verdeutlichen, wenn man nur etwas über die Pflichten eines

Kanzelredners nachdenkt. Auf dem Theater hat es Werth, wenn ein ſchön gebauter Schauſpieler den ganzen Körper in allen Stellungen ſehen läßt; wenn er nach Gelegenheit der Sache tobt und raſet, ſchmeichelt, verzagt, in unerhörter Liebe brennt und lodert, geniale Poſſen treibt, und ſich dabei in den Kleidern aller Zonen und Zeitalter ſehen läßt. Allein was verlangt ihr von einem Prieſter, wenn ihr in der Kirche nicht das Theater wiederfinden, ſondern von einem Diener des göttlichen Wortes durch das göttliche Wort geſtärkt ſeyn wollt? Iſt es möglich, daß ihr etwas Anders verlangt, als eine gemäßigte, erhabene, innige Rede, leidenſchaftslos, aber rein und edel, mit männlicher Kraft, mit männlicher Ruhe und Wärme, aber ohne Nervenreiz, ohne Prunk und Zierrath ausgeſprochen, alſo eine Rede, welche euch den Tand dieſer Welt vergeſſen macht, und euch mit einer höheren Welt in Verbindung bringt, wo gemeiner Frohſinn, zerſtörende Leidenſchaften, und verzehrender Kummer keinen Platz mehr finden werden? Ein Prieſter auf der Kanzel ſoll alſo nicht jubeln, wie ein Herold, welcher durch Siegesnachrichten das Volk freudetrunken machen will; nicht gegen das Laſter eifern, wie die Wuth eines Beleidigten; nicht ſüß und lieblich ſeyn, wie die weltliche Zärtlichkeit; nicht wimmern und klagen, wie die ſchwache Menſchheit, welche ſich von Gott und der Welt verlaſſen glaubt; alſo nicht pochen, nicht poltern, nicht äſthetiſch in allen Formen geſticuliren, nicht verzweiflungsvoll die Hände ringen, ja ſogar, wenn er ſeiner menſchlichen Schwäche Grenzen zu ſetzen weiß, nicht eine einzige Thräne vergießen, auch wenn er über den bitterſten Jammer zu klagen hätte. Dieß, und nur dieß gehört der Kirche an. Denn ſie ſoll nicht das Irdiſche aufregen, und durch das Irdiſche bekämpfen, ſondern grade durch den Himmel des Aufhörens aller Leidenſchaft die Leidenſchaftlichen beſänftigen und erheben.

Dieſes Ideal, welches einem Prieſter ſtets vorſchweben ſollte, muß nun auch das Ideal tüchtiger Tonkünſtler ſeyn, wenn ſie der Kirche zu ihrem Zweck dienen, und nicht blos das Kirchengebäude als den Ort behandeln wollen, wo ſich Alles hören laſſen kann, was auf dieſe, oder jene Art den Ohren ſchmeichelt. Die Frage: welche Form der Muſik eigentlich den Namen des Kirchenſtyls verdiene? hat demnach eben ſo wenig Sinn, als wenn man früge: ob ein Prieſter reden, bewegt ſeyn, und der Rede durch Geſticulationen nachhelfen dürfe? Der Kirche ſind mithin alle Formen der Muſik anpaſſend, welche nicht an ſich nur das Weltliche darſtellen können, wie ein Walzer, oder ein tänzelndes Siciliano; folglich kann in der Kirche ein **Largo**, ein **Adagio**, ein **Grave**, ein **Andante**, ein **Allegro**, und ein fugirter, wie ein nicht-fugirter Satz vorkommen; aber Alles ſoll mäßig, ernſt, würdig gehalten, durchaus veredelt und leidenſchaftslos ſeyn, Alles ganz in dem Ton, daß ein ausgezeichneter Kanzelredner ſagen könnte: dieſe herrliche Muſik hat meine Predigt gut vorbereitet, oder: ſie hat nach meiner Predigt im Geiſt derſelben das Gefühl der Gemeinde zur vollen Lebendigkeit gebracht; oder, was auch unter Umſtänden gut ſeyn könnte: wo ſo geſungen ward, da muß ich verſtummen, und die Gemeinde ganz ihrer ſtillen Andacht überlaſſen.

Es müſſen dieſe Gedanken, von Reingeſinnten lebendig aufgefaßt, als wahr anerkannt werden; aber freylich iſt von vielen Seiten der Einwand zu befürchten, den die Seichtigkeit ſchon ſo oft gemacht hat, nämlich, daß eine ſolche Kirchenmuſik zu einer proſaiſchen Eintönigkeit führe, und daß das Genie alle Feſſeln von ſich abwerfe. Allein man kann auch hier wieder ſagen, was man überall ſagen muß: das Genie verachtet ſo wenig die ſtrenge Regel, als die tüchtige Arbeit, und nur eitler Stumpfſinn ſtrebt nach regelloſer Leichtigkeit, weil ihm weder zum ſchuldigen Gehorchen, noch zum rechten Herrſchen die Kraft gegeben iſt.

Der Kirche an ſich geziemt nur das Kirchliche, und wenn in ihr das Kirchliche mit höchſter Genialität dargeſtellt wird, ſo iſt der Frömmigkeit vollſtändig Genüge geleiſtet. Allein der Menſch ſoll nicht vergeſſen, daß er zu ſchweren, mannigfaltigen irdiſchen Werken berufen iſt, und daß ihm die Kirche nicht zur

Thatenloſigkeit dienen, ſondern daß ſie ihn zur Thatkraft ſtärken ſoll. Das Kirchliche alſo, ſeine Grenzen bewahrend, wird nicht weiter herrſchen wollen, als es der Schöpfer ſelbſt beabſichtigte. Die Sünde beginnt hier demnach nur mit der Kopfhängerei, d. h. wenn die unerforſchlichen Gefühle und Ahnungen, welche in der Kirche die Seele des Menſchen zu dem Höchſten erheben ſollen, als Zweck des Irdiſchen mit in das Leben hinübergebracht werden. Widerwärtig und unnatürlich iſt es alſo, wenn Andächteley, Märtyrerthum und Mönchsweſen im Leben Alles erſticken wollen, was dem Menſchen als Gabe des Himmels für dieſe irdiſche Welt verliehen ward; aber eben ſo widerwärtig iſt es auch, wenn Aengſtliche, des Mißbrauchs wegen, das Heiligſte bekämpfen, und ſich durch den Widerwillen gegen Kopfhängerei verleiten laſſen, die Kirche aus der Kirche zu vertreiben, damit die gemeine Welt gegen geiſtliche Ueberſpannung geſichert werde.

Der kräftige Menſch, welcher ſich in der Kirche erbaut hat, wird alſo nachher mit ganzer Seele dieſer Welt wieder angehören, und, wenn er geiſtige Genüſſe ſucht, entweder im weltlichen Ernſt durch Philoſophie und Poeſie ſich für das Große zu bilden, oder der reinen Freude und Lebensluſt die nöthige Nahrung zu geben ſuchen. Auf dieſe Art entſtehen dann für die Muſik drei Style: der Kirchenſtyl, allein der Frömmigkeit gewidmet; der Oratorienſtyl, welcher das Große und Ernſte auf menſchliche Art geiſtreich nimmt; und der Opernſtyl, welcher Alles, was von den Sinnen und der Leidenſchaft ausgeht, durch poetiſche Darſtellung vergegenwärtigt. Ein vierter Styl, welcher dieſe ſämmtlichen Elemente vereinigt, die Leidenſchaft über ſich ſelbſt hinausführt, und alle andern Tollheiten mit der Muſik verbindet, kann hier eben ſo unbeachtet bleiben, wie die Lehre vom Nervenkrampf bey der Aufzählung der Eigenſchaften eines geſunden Menſchen.

Steigenteſch.

Deutſche Titel.

(Um 1815.)

Deutſchland hat eine neue Land-Karte erhalten, und ein Theil ſeiner Archive iſt in den Flammen untergegangen, aber das Geſetzbuch ſeiner langen Titel iſt unverſehrt geblieben. Noch ſteigen aus jeder Tintenwoge die Allerdurchlauchtigſten; Durchlauchtigſten, Hoch- Hochwohl- Wohl- Hochedel- Edelgebornen und endlich die Menſchen herauf, die gar nicht geboren ſind, und, mein Freund! heißen.

Die deutſche Sprache, die alle Feſſeln des Vorurtheils zerbrach, die ſie banden, der Rieſe, der die Sprache des alten Roms aus den Hörſälen und Geſellſchaftszimmern trieb, iſt ſchüchtern und gebückt vor dem Reiche des Herkommens und der Förmlichkeit ſtehn geblieben, um die breiten Rangsſtufen der Geſellſchaft mit langen Titeln zu belegen. Daher iſt ein ausgedehnter Briefwechſel in Deutſchland mühſamer als in jedem andern Lande. Jede Stelle, die der Menſch erhielt, an den ich ſchreibe, gibt ihm keinen höheren Werth, aber einen längeren Titel, und ich bin verlegen, ſo oft ich mich an meinen Schreibtiſch zu meinen Hoch- Hochwohl- Wohl- und Hochedeln Bekannten ſetze, und es iſt eine ſchwere Kunſt, weder den Ehrgeiz noch die Empfindlichkeit zu beleidigen.

Einer meiner Bekannten ließ einen Knaben erziehen, den man als Kind auf der Erde, der großen Wiege der Menſchen, gefunden hatte. Der Schuſter, bei dem er lernte, gab ihm den

Maßſtab ſeines Wiſſens, die Pfrieme in die Hand, um damit das Glück an ſein Leben zu heften, und er benutzte ſie dazu. An ſeine Geburt wurde nicht gedacht, er war ſo gut als gar nicht geboren und man hieß ihn: guter Freund!

Er war fleißig und ſparſam, er gewann nach und nach die Summe, die er bedurfte, ſein Meiſterrecht zu kaufen; ſein Ruf nahm zu, er wurde berühmt und geſucht; die Freundſchaft der Menſchen nahm ab, um ihm dafür ihre Kundſchaft zu geben, und man ſetzte ein „Herr“ vor ſeinen Namen, aber er blieb arbeitſam und ehrlich, als ob er noch der Freund ſeiner Kunden geweſen wäre.

Fleiß und Sparſamkeit hatten ſeinen Wohlſtand gegründet, ſeine Kenntniſſe erweiterten ſich und ein Lederhandel, den er mit Sachkenntniß anfing, bereicherte ihn.

Jetzt fing die Verlegenheit der Menſchen an, die mit ihm in Berührung kamen. Er war kein Freund mehr und das „Herr“ allein drückte nicht hinlänglich die Würde eines Mannes aus, der für 30,000 Gulden jährlich allen Kälbern der Gegend die Haut abziehen ließ. „Geborner Herr“ das ſehr richtig geweſen wäre, ſtand nicht im Wörterbuch der deutſchen Höflichkeit, und man ſchrieb: Edelgeborner Herr!

Er hörte auf, die Füße der Stadt zu bekleiden, um ſich allein dem Handel zu widmen; mit ſeinem Vermögen ſtieg auch ſein Anſehen und der Rath des Städtchens nahm ihn in die Zahl der Väter des Vaterlandes auf. Wer jetzt an ihn ſchreiben mußte, ſchrieb: Hochedelgeborner Herr!

Seine Fähigkeiten folgten ihm in den Rath, er dehnte ſein großes Erwerbsmittel ſo ſchonend, als möglich, auf die Bürgerſchaft aus, um die Lücken der Stadt-Kaſſe zu füllen; ſie wurden gefüllt, und das öffentliche Vertrauen ernannte ihn zum Verwalter der öffentlichen Gefälle. Wer ſich jetzt an ihn zu wenden hatte, ſchrieb: Wohlgeborner Herr!

Der Krieg, der Deutſchland verheerte, verſchlang auch das Städtchen und ſeine Rathsſtellen. Aber der Gewerbfleiß baute auf den Trümmern des Vaterlandes ſein Haus; das Bedürfniß und die Preiſe des Leders ſtiegen, der ehmalige Rathsherr lieferte an Freund und Feind, die man bei den vielen Durchzügen und Erpreſſungen nicht genau unterſcheiden konnte, ſein Vermögen wuchs zu einer ungeheuren Größe, und als die Stürme ſich gelegt hatten, lag in ſeinen Händen ein kleiner Berg von Foderungen an alle kriegführenden Mächte. Man trat ihm Güter ab, er kaufte andere dazu, und die große Maſſe liegender Gründe erhob ihn zum Landſtand und ein Theil ſeiner Foderungen machte ihn zum Freiherrn.

In allen Briefen an ihn ſtand jetzt: Hochwohlgeborner Herr!

Seine Stimme war bedeutend, ſie ſprach immer für den Hof, an den er noch Foderungen hatte; ein Lichtſtrahl der Gnade fiel von oben herab auf ſein Haupt und die letzte Foderung tilgte eine Unterſchrift des Fürſten, der, wie die ſelige Circe, den verſchlungenen Rathsherrn in einen Grafen verwandelte. Wer jetzt an ihn ſchreibt, muß: Euer Hochgeborn ſchreiben.

Der reiche Graf weiß noch immer nicht, wo und von wem er geboren iſt, obwohl er durch jeden Titel, den er erhielt, auf eine andere Art geboren wurde. Die deutſche Höflichkeit iſt grauſam; ſie fühlt immer an die wunde Stelle ſeines Lebens, die er zu vergeſſen wünſcht.

Wer unterwirft ſeinen Rock noch den Vorſchriften des ſiebzehnten Jahrhunderts? warum unterwerfen wir den Brief- und Geſchäftſtil, das Kleid der Meinungen und Gedanken noch den ängſtlichen Formen, die es ihnen aufgedrückt hat?

Das Zeitalter, das den Zopf, die Perücke und den Puder in das Meer der Vergangenheit warf, wird ihnen hoffentlich bald nachwerfen, was in der langen Liſte deutſcher Titel geboren wurde. Es ſind Geburten und Vermächtniſſe einer finſtern Zeit, die das deutſche Volk, als Reifrock und Schnürbruſt für die Sprache des Umgangs und des Vertrauens, wahrſcheinlich auf einem ſeiner Reichstage erhielt.

Hammer-Purgſtall.

Die Erſtürmung Conſtantinopels.

(1827.)

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beyſtand gerettet zu ſeyn, denn im türkiſchen Lager hatte ſich das Gerücht von annahender italieniſcher und ungariſcher Hülfe und mit dem Gerüchte ein paniſcher Schrecken verbreitet, wahrſcheinlich durch Chalil-Paſcha, welcher, der Fortſetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drey Tage lang graſſirte Muthloſigkeit im türkiſchen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloſchenen Muth wieder entzündete, indem ſie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott den Chriſten zürnend über dieſelben die Fluth ſeines Grimmes als Blutbad ausgegoſſen habe. Mohammed, der ſchon halb in dem Entſchluſſe des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil-Paſcha's friedfertige Meinung durch ſeinen Gegner Saganos-Paſcha, durch Zurachan, und durch den Oberſten Verſchnittenen überſtimmt ward. Schaam und Zorn verbeiſſend gab er von dem Ausſchlage des Kriegsrathes den Griechen heimliche Kunde, und munterte ſie nichts deſto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß ſey. Solches geſchah am Abend des ſiebenundzwanzigſten May 1453, Sonntags am griechiſchen Feſte aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei großen Colonnen zum Angriffe auf der Landſeite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren in der Linie zwiſchen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgeſtellt, die andere vor Diplonkion geſtandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia (heute das Fiſchmarktthor) um die Spitze des heiligen Demetrios (d. i. die des Serai) und das Seethor der Hodegetria vorbei bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangaboſtan) einen großen Halbmond. Die türkiſche Heerſäule, auf der Seite des goldenen Thores, war über hundert tauſend Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzig tauſend Mann ſtark; im Hintertreffen ſtanden hundert tauſend Mann zur Unterſtützung bereit, Mohammed in der Mitte an der Spitze von fünfzehn tauſend Janitſcharen. Mit Sonnenuntergang Montags am achtundzwanzigſten war das ganze türkiſche Lager in Rüſtung zum Sturme auf und rege. Das Geſchrey La ilah ill allah aus dem Lager und Kyrie eleison aus der Stadt vermiſchte ſich mit dem Waffengetöſe und dem Trompetengeſchmetter, wie das Toſen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiſer hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht ſo lange als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiſer verfügte ſich nach Aia Sofia, und empfing die Sakramente. Deßgleichen thaten Viele ſeines Hofes, dann wellte er eine kurze Zeit am Geſtade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palaſt ſchwamm in Thränen. Er ſaß dann mit ſeinen Begleitern (worunter auch Phranza, der Geſchichtſchreiber, mit deſſen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber dieſe Nacht war ohnedieß Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem erſten Hahnenruf war der Kaiſer auf ſeinem gewöhnlichen Poſten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigſten May am Tage der heiligen Theodoſia, begann der Kampf, doch dießmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone

Um die Griechen zu ermüden, ſchickte Mohammed in der erſten Dämmerung die Recruten und die Invaliden ſeines Heeres zum Angriffe, den Kern deſſelben zum ſpäteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkiſcher mit größerem Verluſte. Als der Morgen anbrach, erſchien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der ſie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöſe von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermiſcht, erſcholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, ſo zu Land als im Hafen. Zwey Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortſchritt des Feindes. Tſchauſche ſtanden in dem Rücken der Stürmer, ſie mit eiſernen Ruthen und Ochſenſehnen voraustreibend. Der Sultan ſelbſt gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen von ſeiner eiſernen Keule unterſtützt. Steine von den Thürmen geſchleudert, ſtürzten die Angreifenden hinunter; griechiſches Feuer ſtrömte von den Mauern der Hafenſeite in das Meer, und brannte in demſelben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerſchellten an Kugeln, ſchwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab, der Kaiſer ſaß zu Pferd, und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giuſtiniani * den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiſer, auszuharren, indem er ſich nur aufs Schiff verfüge, ſeine Wunde zu verbinden. Der Kaiſer ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giuſtiniani ließ ſich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiſer, dorthin, entgegnete Giuſtiniani, wohin Gott ſelbſt den Türken den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergeſſend. Seine Entfernung verbreitete Muthloſigkeit unter der Truppe, und Saganos-Paſcha, welcher

---

* Der Anführer der vom Kaiſer zu Hülfe gerufenen Genueſer. Generaliſſimus der Belagerten.

die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte ſeine Janitſcharen von neuem an. Einer derſelben, ein rieſenhafter Mann, Nahmens Haſan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreyßig Anderen. Die Belagerten wehren ſie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitſcharen ſtürzen ſogleich hinunter, mehrere andere, welche Haſan ihm nachzufolgen aneifert, haben daſſelbe Schickſal. Haſan ſelbſt, von einem Steine getroffen, ſinkt zur Erde, doch richtet er ſich wieder bald auf, und unfähig aufzuſtehen, hält er ſich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieſer durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, ſo tapfer vertheidiget wurde, waren die Türken bereits an einem andern Puncte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das ſonſt der Prophezeiung wegen, daß durch daſſelbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzreits (Xylokerku), welches erſt Tags vorher auf Befehl des Kaiſers zu einem aus demſelben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch daſſelbe ein, und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erſcholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen ſey, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiſer. Zwar thaten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier, und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiſer ſah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerſtand vergeblich. Ich will lieber ſterben als leben, ruft er, ſich den Stürmenden entgegen werfend, und als er ſich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlaſſen ſieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Iſt denn kein Chriſt vorhanden, der mir den Kopf nehme! rief's und fiel unter den Schwertſtreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Geſicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt mit den Erſchlagenen vermengt, der ſiebente Paläologe, Conſtantin Dragoſes, der letzte der griechiſchen Kaiſer, in Vertheidigung der vom erſten Conſtantin erbauten Mauern der Hauptſtadt des von dieſem gegründeten tauſendjährigen byzantiniſchen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landſeite durch das Thor Charſias oder Kaligaria (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erſchlagenen, welche den Graben und die Breſche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil ſie die Beſatzung wenigſtens fünfzig tauſend Mann ſtark glaubten. So fielen ein Paar Tauſend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingeſtellt ward. Auch dieſe Paar Tauſend würden nicht dem Schwerte geopfert worden ſeyn, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Beſatzung nicht mehr, als ſieben bis acht tauſend Mann ſtark ſey; ſo groß war ihre Gier nach Sclaven und Sclavinnen, deren Perſon ihren Lüſten oder deren Werth ihrer Habſucht fröhnen konnte, daß ſie gewiß lieber alle lebendig in die Sclaverei geſchleppt hätten, als durch Mord die doppelte Ausſicht auf Luſt und Geld zu verlieren. Dieſe Opfer der erſten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerſtand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum Einer oder zwey. Alles flüchtete gegen die Hafenſeite, deren ſich der Feind noch nicht bemächtiget hatte, denn die durch die unterirdiſche Pforte des Reitthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeſchlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, ſich durch die offenen Thore der Hafenſeite auf griechiſche und genueſiſche Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge ſahen, und den Grund der Flucht vernahmen, ſperrten ſie die Thore und warfen die Schlüſſel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbaſari) vordringen, und von dort erſt von den Bewohnern zurückgeſchlagen werden würden.

Nun ſtrömte die Volksmenge von der Hafenſeite der großen

Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greiſe, Kinder, Mönche Nonnen, und dieß abermals aus Aberglauben an dieſelbe ſeit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Conſtantin des Groſſen vorgedrungen ſeyn würden, ein Engel vom Himmel ſteigen, und einem an der Säule ſitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dieß Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken ſogleich den Rücken wenden, und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Klein-Aſien, ſondern bis an die Gränze Perſiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in Kurzem war die weite Kirche ſammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menſchen dicht angefüllt, welche bei verſchloſſenen Thüren in derſelben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verſchloſſenen Thore mit Beilen auf, und ſchleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sclaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zuſammengebunden, ohne Rückſicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit ſeinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, ſondern zu des Räubers Luſt oder Dienſt. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und ſilbernen Geſchirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitſcharenhaube im Spotte herumgetragen.

Der Leichnam des letzten byzantiniſchen Thronbeſitzers war unter der Menge der Erſchlagenen an der kaiſerlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler geſtickt waren, erkannt worden: der Kopf wurde auf dem Burgplatze (Auguſtern) an der Porphyrſäule angeheftet, wo Conſtantin der Große ſeiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiſer Theodoſius die ſeinige aus Silber geſetzt, ſieben Centner ſchwer auf einer bleiernen Säule aufgeſtellt. Kaiſer Juſtinian der erſte ſtatt der bleyernen eine porphyrne errichtet, und die ſieben Centner der ſilbernen Statue zum Guſſe ſeiner Statue aus Erz verwendet, welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Oſten ausſtreckte, des Kaiſers Herrſchaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Conſtantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derſelben das Haupt Conſtantins anheften ließ; das Haupt des letzten griechiſchen Kaiſers an der Stelle, wo der erſte ſeiner Mutter ein Ehrendenkmahl errichtet hatte, gleichſam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Juſtinian unterwerfend, deſſen Rechte, wie Procopius ſagt, den öſtlichen Feinden des Reiches weiter zu ſchreiten verbot; das Haupt des Kaiſers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu trotzen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, deſſen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß öſtlichen Triumphatoren der Segenswunſch zugerufen wird, „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen ſollen.“ Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgeſetzt. Abends wurde die abgezogene Haut ausgeſtopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die aſiatiſchen Städte zur Schau geſandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach Bruſa geſendet worden war; die Beſtattung des Leichnams wurde den Griechen geſtattet.

Weſſenberg.

Die Sittlichkeit der Schaubühne.

(1825.)

Die Schaubühne, ihre Tendenz mag noch ſo edel ſeyn, muß doch, um ihren Zweck zu erreichen, das menſchliche Leben mit Wahrheit ſchildern; ſie muß mithin neben den ſeltnen Bildern der Unſchuld, der Weisheit, der Tugend auch manche der Verderbtheit, der Thorheit, des Laſters aufſtellen; ſie muß die verborgenen Triebfedern des menſchlichen Thuns ans Licht bringen und anſchaulich machen; ſie muß der Verführung und Täuſchung die Larve vom Geſicht reißen; ſie muß tiefe Blicke in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens und des Weltlebens werfen laſſen. Hieraus ergibt ſich, in wie ferne ſie für eine oder die andere Klaſſe bildend und veredelnd ſeyn könne oder nicht. So wenig ſich behaupten läßt, daß jedes Buch für alle Alter und Stände, Geſchlechter und Bildungsſtufen gleich nützlich ſey, eben ſo wenig wird man in Anſehung der Schaubühne alle Sterbliche auf Eine Linie ſtellen wollen. Vielmehr wird Jeder, der unbefangen über die Sache nachdenkt, ſich überzeugen, daß ein Theater, das allen Foderungen der Kunſt Genüge leiſtet, nur für den Genuß und die Bildung ſolcher Menſchen ſich eigne, die das Gute und Böſe, den Schein und das Wahre, die Schilderung und die Abſicht zu unterſcheiden wiſſen und nicht in Gefahr ſtehen, von jedem Blendwerke der Sinne, von jedem Lüftchen des Gefühls fortgeriſſen zu werden. Wenn von einem Theater für das gemeine Volk oder für Kinder die Rede wäre, ſo müßte die Kunſt manches in ihren Foderungen nachlaſſen, damit es für die Zuſchauer zugleich lehrreich und erbaulich und unterhaltend werde.

Man macht viel Aufhebens von der Menſchenkenntniß, welche das Theater beibringe. Was indeſſen die feinern Schattirungen betrifft, ſo ſind nur Wenige ſie aufzufaſſen fähig, und noch ſeltener iſt ein ganzer Kreis von Zuhörern, der mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt in ſeiner flüchtigen Erſcheinung haſcht. Die Gedanken, die Genieblitze eines Shakſpeare, Calderon, Schiller und die Aktion, der Ausdruck im Mienenſpiel eines Garrick, Eckhoff oder Iffland, einer Syddons oder Schröder ſind Wirkungen von Urſachen, die tief liegen. Der Haufen hält ſich an der Oberfläche. Iſt es aber für die Mehrheit nicht höchſt gefährlich, die Menſchen in ihrer größten Verdorbenheit kennen zu lernen, den Schleyer, den die Weltſitte darüber ausbreitet, vor ihren Augen wegzuheben, ſie in die Künſte der Verhüllung des Laſters, in die Liſten, Täuſchungen und Bubenſtücke einzuweihen, wodurch ſo Viele in der Welt, wie man ſagt, ihr Glück machen, und die Schwäche, die Thorheit, die Schlechtigkeit mit gefälligem Schein zu umgeben? Aber auch ſchon durch die Entfaltung der höchſten Konſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen werden wir ergötzt, obgleich hier die Anſtalten und der Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlagen derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten.

Man rechnet es dem Theater zum Verdienſt an, das Herz, die Gefühle weicher, gelinder, ſanfter zu ſtimmen. Es iſt wahr, daß wir durch manche Scene auf der Bühne weit mehr gerührt werden, als wenn wir von der wirklichen Handlung Zeugen wären. Außerdem, daß wir ſchon mit der Empfänglichkeit und in der Abſicht gerührt zu werden ins Schauſpielhaus kommen, wendet auch die Kunſt hier alles an, um Rührung hervorzubringen. Aber der Eindruck iſt meiſt nur augenblicklich, ſchnell vorübergehend, und haftet nicht wie der eines Auftritts im wirklichen Leben. Die emſigſten Beſucher, die wärmſten Freunde des Theaters, denen ſeine Darſtellungen am meiſten Thränen entlocken, ſind in ihrem häuslichen Berufskreis oft nichts weniger als ſanft und mild, theilnehmend und hülfreich. Manche übertragen wohl die empfindſame Sprache der Bühne in die des geſellſchaftlichen Umgangs; ſie ſehen aber dieſen Umgang eben auch nur für eine Schaubühne an, und bilden ſich wohl gar ein, durch humane Aeußerungen vor der Welt allen Pflichten der Humanität Genüge zu leiſten. Es gibt übrigens eine Weichheit der Seele, die der Tugend ſehr nachtheilig wird, weil ſie die Kraft entzieht, tugendhaft zu ſeyn. Oft wiederholte Rührungen entnerven, und machen unfähiger dem Zug der Leidenſchaft zu widerſtehen. Schon Plato beſchuldigt die tragiſchen Dichter, den Menſchen zu ſehr den Leidenſchaften hinzugeben und zu verweichlichen, und er wirft überhaupt der Bühne vor, daß ſie die Anlagen in uns nähre und belebe, die man bändigen und zügeln ſollte, und das zur Herrſchaft bringe, was gehorchen ſollte.

Die Schaubühne entwickelt vor unſern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menſchlichen Verirrungen; ſie ſtimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachſicht in Beurtheilung des Nächſten; ſie zähmt den Leichtſinn im Richten und Verdammen, und, thut ſie gleich hierin weiter nichts, als der göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu arbeiten; ſo wäre dies ſchon ein großes Verdienſt. Wie aber, wenn das Schauſpiel darauf ausgeht, das Laſter zu entſchuldigen, den Abſcheu vor ihm abzuſtumpfen, den Haß des Böſen abzukühlen, Duldſamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es in die Geheimniſſe des Laſters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewiſſen zu betäuben, um für den Verbrecher durch Herausſtellung einer liebenswürdigen

Seite das Gemüth zu beſtechen?.. Gibt es dann eine gefährlichere Giftmiſcherin als die Bühne?

Man preist ferner unſer Theater als eine Schule der feinen Sitte, der Urbanität, der Lebensart und Politeſſe. So ſchätzbar dieſe Dinge, zumal in der großen Welt ſeyn mögen, in den niedern Klaſſen gewinnt die Sache leicht eine mißliche Geſtalt und Richtung. Hier wird eine Verfeinerung dieſer Art zur höchſt gefährlichen Klippe der Moral. Argloſe Einfalt, ſchlichte Redlichkeit, Sittſamkeit, Eingezogenheit, holde Scham, ſtille, heilige Scheu vor jeder Anmuthung zum Böſen — dies ſind die Edelſteine, die den ſchönſten Schmuck aller Volksklaſſen ausmachen, und beſonders für den arbeitſamen Mittelſtand das ſind, was dem Mädchen der Kranz der jungfräulichen Ehre. Sind doch ſie es auch (freilich immer ſeltener), die in den höhern, wie in den niedern Ständen dem häuslichen Leben den höchſten Reiz, die größte Würde und die wahre Glückſeligkeit verleihen.

Wenn wir indeſſen in dem üppig reichen Garten unſrer dramatiſchen Litteratur, die gelungenen Ueberſetzungen aus fremden Sprachen miteingerechnet, uns genauer umſehen; ſo bemerken wir mit Vergnügen, daß es der deutſchen Bühne, wenn nur die rechte Auswahl getroffen werden wollte, an einem ſolchen Vorrath, wenn auch nicht durchaus tadelloſer, doch in mancher Beziehung guter, auch trefflicher, im Ganzen lobenswürdiger Stücke nicht fehle, der hinreichen dürfte, die ſchädlichen, Sitten verderbenden Stücke zu verdrängen und zu entbehren.

Aber freilich muß man dann bei den Theatern der Abſicht entſagen, durch ſchmeichelnde Befriedigung jeder Lüſternheit und durch zuvorkommende Liebkoſung aller Schwächen des Publikums die Kaſſe zu füllen. Die Bühnen müſſen aufhören, der Habſucht ihrer Witzpächter fröhnen zu müſſen.

Die Sittlichkeit wird durch Alles das gefährdet, was den Charakter, die Würde des Menſchen herabſetzt, was ihn vom Göttlichen, Heiligen, Ehrwürdigen abwendet, was die Verwandlung ſeines Lebens in eitles Scheinweſen begünſtigt, was den Glauben, er ſey das Spielwerk eines blinden, geſetzloſen Ohngefährs, umhergetrieben im Nichts und um das Nichts, verbreitet, was endlich ſeine Erniedrigung zum vernunftloſen Thier durch die Obermacht der thieriſchen Triebe befördert. Wer fühlt, was das heiße, hat auch den Maaßſtab zur Beurtheilung der Sittlichkeit einer jeden Sache, mithin auch des Schauſpiels in ſich

Schelling.

I. Ausſichten für die Kunſt.

(1807.)

Die Kunſt entſpringet nur aus der lebhaften Bewegung der innerſten Gemüths- und Geiſteskräfte, die wir Begeiſterung nennen. Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geiſt, der ſich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunſt insbeſondere iſt, wie die zarten Pflanzen von Luft und Witterung, ſo von öffentlicher Stimmung abhängig, ſie bedarf eines allgemeinen Enthuſiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Mediceiſchen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geiſter zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfaſſung, wie ſie uns Perikles im Lob Athens ſchildert, und die uns die milde Herrſchaft eines väterlichen Regenten ſicherer und dauernder als Volksregierung gewährt; wo jede Kraft freywillig ſich regt, jedes Talent mit Luſt ſich zeigt, weil jedes nur nach ſeiner Würdigkeit geſchätzt wird; wo Unthätigkeit Schande iſt, Gemeinheit nicht Lob bringt; ſondern nach einem hochgeſteckten, außerordentlichen Ziel geſtrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung geſetzt wird, durch welche die Kunſt ſich erhebet, nur dann kann dieſe von ihm Vortheil ziehen; denn ſie kann ſich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten. Kunſt und Wiſſenſchaft können beyde ſich nur um ihre eigne Axe bewegen; der Künſtler wie jeder geiſtig Wirkende nur dem Geſetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geſchrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er ſelbſt muß ſich helfen; ſo kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um ſeiner ſelbſt willen hervorbrächte, alſobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen, oder den Weg vorſchreiben, welchen er wandeln ſolle. Iſt er beklagenswerth, wenn er mit ſeiner Zeit zu kämpfen hat; ſo verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieſes? Ohne großen allgemeinen Enthuſiasmus giebt es nur Sekten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befeſtigter Geſchmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, ſondern die Stimme einzelner willkührlich aufgeworfener Richter entſcheiden über Verdienſt, und die Kunſt, die in ihrer Hoheit ſelbſtgenügſam iſt, buhlt um Beyfall, und wird dienſtbar, da ſie herrſchen ſollte.

Verſchiednen Zeitaltern wird eine verſchiedene Begeiſterung zu Theil. Dürfen wir keine für dieſe Zeit erwarten, da die neue jetzt ſich bildende Welt, wie ſie theils ſchon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden iſt, mit allen Maßſtäben bisheriger Meinung nicht mehr gemeſſen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem ſich Natur und Geſchichte lebendiger wieder aufgeſchloſſen, auch der Kunſt ihre großen Gegenſtände zurückgeben? Aus der Aſche des dahingeſunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, iſt eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen ſelbſt vorgeht, iſt fähig, die Kunſt aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wiſſen, ein neuer Glaube vermögend, ſie zu der Arbeit zu begeiſtern, wodurch ſie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunſt, die nach allen Beſtimmungen dieſelbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt ſich die Natur. Ein ſolcher Raphael wird nicht wieder ſeyn, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weiſe zum Höchſten der Kunſt gelangt iſt. Laſſet nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunſt wird wie die frühere in ihren erſten Werken das Ziel ihrer Beſtimmung zeigen: in der Bildung des beſtimmt Charakteriſtiſchen ſchon, geht ſie anders aus einer friſchen Urkraft hervor, iſt, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beyden ſchon die Seele vorherbeſtimmt. Werke, die auf ſolche Art entſpringen, ſind auch in anfänglicher Unvollendung ſchon nothwendige, ewige Werke.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bey jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunſt hauptſächlich das Vaterland im Auge. War doch ſchon zu der nämlichen Zeit, welche die Kunſt in Italien wieder erweckte, aus einheimiſchem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunſt unſeres großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutſch, und doch wie verwandt jenem, deſſen ſüße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchſten Reife brachte. Dieſes Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, deſſen Geiſteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Geſetze gegeben, und am tiefſten von allen die Erde durchforſcht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der erſten Urſachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieſes Volk muß in einer eigenthümlichen Kunſt endigen.

II. Gott und das Böſe.

(1809.)

In dem göttlichen Verſtande iſt ein Syſtem: aber Gott ſelbſt iſt kein Syſtem, ſondern ein Leben, und darin liegt auch allein die Antwort auf die Frage, um deren willen dieß voraus geſchickt worden, wegen der Möglichkeit des Böſen in Bezug auf Gott. Alle Exiſtenz fodert eine Bedingung, damit ſie wirkliche, nämlich perſönliche Exiſtenz werde. Auch Gottes Exiſtenz könnte ohne eine ſolche nicht perſönlich ſeyn, nur daß er dieſe Bedingung in ſich, nicht außer ſich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er ſonſt ſich ſelbſt aufheben müßte; er kann ſie nur durch Liebe bewältigen, und ſich zu ſeiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu ſich machte, ſich mit ihr als Eins und zur abſoluten Perſönlichkeit verbände. Der Menſch bekommt die Bedingung nie in ſeine Gewalt, ob er gleich im Böſen danach ſtrebt; ſie iſt eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige; daher ſich ſeine Perſönlichkeit und Selbſtheit nie zum vollkommnen Aktus erheben kann. Dieß iſt die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit: und wenn auch in Gott eine wenigſtens beziehungsweiſe unabhängige Bedingung iſt, ſo iſt in ihm ſelber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, ſondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleyer der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet iſt, die tiefe unzerſtörliche Melancholie alles Lebens. Freude muß Leid haben, Leid in Freude verklärt werden. Was daher aus der bloßen Bedingung oder dem Grunde kommt, kommt nicht von Gott, wenn es gleich zu ſeiner Exiſtenz nothwendig iſt. Aber es kann auch nicht geſagt werden, daß das Böſe aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber deſſelben ſey. Denn das Böſe kann immer nur entſtehen im innerſten Willen des eignen Herzens, und wird nie ohne eigne That vollbracht. Die Solicitation des Grundes oder die Reaktion gegen das Ueberkreatürliche erweckt nur die Luſt zum Kreatürlichen, oder den eignen Willen, aber ſie erweckt ihn nur, damit ein unabhängiger Grund des Guten da ſey, und damit er vom Guten überwältiget und durchdrungen werde. Denn nicht die erregte Selbſtheit an ſich iſt das Böſe; ſondern nur ſofern ſie ſich gänzlich von ihrem Gegenſatz, dem Licht oder dem Univerſalwillen, losgeriſſen hat. Aber eben dieſes Losſagen vom Guten iſt erſt die Sünde. Die aktivirte Selbſtheit iſt nothwendig zur Schärfe des Lebens; ohne ſie wäre völliger Tod, ein Einſchlummern des Guten; denn wo nicht Kampf iſt, da iſt nicht Leben. Nur die Erweckung des Lebens alſo iſt der Wille des Grundes, nicht das Böſe unmittelbar und an ſich. Schließt der Wille des Menſchen die aktivirte Selbſtheit mit der Liebe ein, und ordnet ſie dem Licht als dem allgemeinen Willen unter, ſo entſteht daraus erſt die aktuelle, durch die in ihm befindliche Schärfe empfindlich gewordne, Güte. Im Guten alſo iſt die Reaktion des Grundes eine Wirkung zum Guten, im Böſen eine Wirkung zum Böſen, wie die Schrift ſagt: In den Frommen biſt du fromm, und in den Verkehrten verkehrt. Ein Gutes ohne wirkſame Selbſtheit iſt ſelbſt ein unwirkſames Gutes. Daſſelbe, was durch den Willen der Kreatur böſe wird (wenn es ſich ganz losreißt, um für ſich zu ſeyn), iſt an ſich ſelbſt das Gute, ſolang es nämlich im Guten verſchlungen und im Grunde bleibt. Nur die überwundne, alſo aus der Aktivität zur Potentialität zurückgebrachte Selbſtheit iſt das Gute, und der Potenz nach, als überwältigt durch daſſelbe, bleibt es im Guten auch immerfort beſtehen. Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, ſo könnte die Wärme nicht fühlbar ſeyn. Eine attrahirende und eine repellirende Kraft für ſich zu denken, iſt unmöglich, denn worauf ſoll das Repellirende wirken, wenn ihm nicht das Attrahirende einen Gegenſtand macht, oder worauf das Anziehende, wenn es nicht in ſich ſelbſt zugleich ein Zurückſtoßendes hat? Daher dialektiſch ganz richtig geſagt wird: Gut und Bös ſey'n daſſelbe, nur von verſchiedenen Seiten geſeh'n; oder, das Böſe ſey an ſich, d. h. in der Wurzel ſeiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in ſeiner Entzweyung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böſe. Aus dieſem Grunde iſt auch jene Rede ganz richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Böſen in ſich hat, auch zum Guten untüchtig ſey, wovon wir zu unſerer Zeit genugſame Beyſpiele geſehen. Die Leidenſchaften, welchen unſre negative Moral den Krieg macht, ſind Kräfte, deren jede mit der ihr entſprechenden Tugend eine gemeinſame Wurzel hat.

Die Seele alles Haſſes iſt die Liebe, und im heftigſten Zorn zeigt ſich nur die im innerſten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organiſchen Gleichgewicht ſind ſie die Stärke der Tugend ſelbſt, und ihre unmittelbaren Werkzeuge. „Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind," ſagt der treffliche J. G. Hamann, „hören ſie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu ſeyn? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger, als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche den der Schrift, der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte um des Himmelreichs willen? — Die größten Böſewichter gegen ſich ſelbſt macht der Fürſt dieſes Aeons zu ſeinen Lieblingen — — ſeine (des Teufels) Hofnarren ſind die ärgſten Feinde der ſchönen Natur, die freylich Korybanten und Gallier zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat." Nur mögen dann diejenigen, deren Philoſophie mehr für das Gynäceum, als für die Akademie oder die Paläſtra des Lyceums, gemacht iſt, jene dialektiſchen Sätze nicht vor ein Publikum bringen, das ſie eben ſo, wie ſie ſelber, mißverſtehend darin eine Aufhebung alles Unterſchiedes von Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſieht, und vor welches ſie ſo wenig, als etwa die Sätze der alten Dialektiker, des Zenon und der übrigen Eleaten, vor das Forum ſeichter Schöngeiſter, gehören.

Die Erregung des Eigenwillens geſchieht nur, damit die Liebe im Menſchen einen Stoff oder Gegenſatz finde, darin ſie ſich verwirkliche. In wie fern die Selbſtheit in ihrer Losſagung das Princip des Böſen iſt, erregt der Grund allerdings das mögliche Princip des Böſen, aber nicht das Böſe ſelber, noch zum Böſen. Aber auch dieſe Erregung geſchieht nicht nach dem freyen Willen Gottes, der ſich in dem Grunde nicht nach dieſem oder ſeinem Herzen, ſondern nur nach ſeinen Eigenſchaften bewegt.

Wer daher behauptete, Gott ſelbſt habe das Böſe gewollt, müßte den Grund dieſer Behauptung in der That der Selbſtoffenbarung als der Schöpfung ſuchen, wie auch ſonſt oft gemeynt worden, derjenige, der die Welt gewollt, habe auch das

Böſe wollen müſſen. Allein daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht, und ſeine ewige Einheit in die Natur ausgeſprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finſterniß entgegen, und ſetzte der regelloſen Bewegung des verſtandloſen Princips das Wort, als ein beſtändiges Centrum und ewige Leuchte, entgegen. Der Wille zur Schöpfung war alſo unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes, und damit des Guten; das Böſe aber kam in dieſem Willen weder als Mittel, noch ſelbſt, wie Leibnitz ſagt, als Conditio sine qua non der möglich größten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenſtand eines göttlichen Rathſchluſſes, noch und viel weniger einer Erlaubniß. Die Frage alſo, warum Gott, da er nothwendig vorgeſehen, daß das Böſe wenigſtens begleitungsweiſe aus der Selbſtoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe, ſich überhaupt nicht zu offenbaren, verdient in der That keine Erwiederung. Denn dieß hieße eben ſo viel als, damit kein Gegenſatz der Liebe ſeyn könne, ſoll die Liebe ſelbſt nicht ſeyn, d. h. das abſolut-Poſitive ſoll dem, was nur eine Exiſtenz als Gegenſatz hat, das Ewige dem bloß Zeitlichen geopfert werden. Daß die Selbſtoffenbarung in Gott, nicht als eine unbedingt willkührliche, ſondern als eine ſittlich-nothwendige That betrachtet werden müſſe, in welcher Liebe und Güte die abſolute Innerlichkeit überwunden, haben wir bereits erklärt. So denn alſo Gott um des Böſen willen ſich nicht geoffenbart, hätte das Böſe über das Gute und die Liebe geſiegt. Der Leibnitziſche Begriff des Böſen als Conditio sine qua non kann nur auf den Grund angewendet werden, daß dieſer nämlich den kreatürlichen Willen, (das mögliche Prinzip des Böſen), als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Warum nun Gott den Willen des Grundes nicht wehre oder ihn aufhebe, haben wir ebenfalls ſchon gezeigt. Es wäre dieß eben ſo viel, als daß Gott die Bedingung ſeiner Exiſtenz, d. h. ſeine eigne Perſönlichkeit aufhöbe. Damit alſo das Böſe nicht wäre, müßte Gott ſelbſt nicht ſeyn.

Rotteck.

Napoleons Deſpotie.

(1826.)

Die Franzoſen, aufgebläht von Triumphen, erkannten noch nicht, daß die Siege von Ulm und Auſterliz über ſie ſelbſt nicht minder als über das Ausland erfochten worden; und welche die Fortſchritte des Deſpotismus auch wahrnahmen, die tröſteten ſich darüber mit dem eitlen Genuß des ſoldatiſchen Glanzes. Schon war der republikaniſche Kalender als verhaßtes Denkmal verhaßter Ideen abgeſchafft, und der gregorianiſche wieder eingeführt worden, — eine an ſich gebilligte Verfügung, doch verwerflich wegen des unlauteren Geiſtes, dem ſie entfloſſen. Die republikaniſchen Feſte hörten jezt auf; dafür ward unter päbſtlicher Autorität jenes des 15. Aug. als Gedächtnißtages des „heiligen Napoleon“ eingeführt, nicht minder jenes der Jahrestage von der Kaiſerkrönung und von der Schlacht bei Auſterliz. Bald verſchwand auch der Name der „Republik“, und man las an deſſen Statt in Verkündungen und Geſezen nur vom franzöſiſchen „Reich“ und vom Kaiſer der Franzoſen

Die Unerſättlichkeit der Herrſchſucht ward nur noch übertroffen von der Ausſchweifung der Schmeichelei. Alle Umgebungen Napoleon's wetteiferten in Ausdrücken der Knechtſchaft und der Vergötterung. An der Spize des kriechenden Ungeziefers aber ſtund immer der Senat, ſchlechter als jener, über welchen einſt Tiberius ſeinen Ekel äußerte. Bei der Heimkehr von Auſterliz legte der Senat Napoleon feierlich den Namen des „Großen" bey, denn es ſey die Stimme des Volkes, und hier wirklich die Stimme Gottes, die ihm ſolches befehle. Dieſes Volk aber hatte längſt keine Stimme mehr; bis zum Unerhörten — heuchleriſchen Verkündungen der Preßfreiheit zum Troz — ſtieg der *Preßzwang* in Sachen der Politik und der Gewalt. Kein nachfolgender Tyrann wird hier Bonaparte übertreffen; und für immer fluchwürdig bleibt der Gewaltsräuber, der ſo unübertreffliches — leider zur Nachahmung einladendes — Muſter aufſtellte. Selbſt der Rumpf des Tribunats, welcher nach erlittener Verſtümmelung noch übrig geblieben, ſelbſt das unmächtige Recht der Vorſtellung und Bitte beunruhigte den Deſpoten. Sofort trug der Senat ihm ein Senatus-Conſult entgegen, wodurch das Tribunat völlig abgeſchafft, und durch einige aus dem geſezgebenden Körper zu wählende, insgeheim berathende Ausſchüſſe erſezt ward. Das Tribunat ſtammelte noch, ſich auflöſend, einen *Dank* für ſeine Zernichtung! —

Damit aber nicht nur das freie Wort verſtumme, ſondern auch kein freier Gedanke mehr aufkomme, ward mehr und mehr — und *hiedurch* vor Allem bleibt Napoleon fluchwürdig — die *Volkserziehung* und das Syſtem des Unterrichts durch ſklaviſche Formen und ſklaviſchen Geiſt vergiftet. Ein neuer Katechismus wurde auf kaiſerlichen Befehl in allen katholiſchen Gemeinden als ausſchließliches Lehrbuch eingeführt. Die Religion ward darin frevelhaft herabgewürdigt zur Dienſtmagd der Uſurpation. Das Conſcriptionsgeſez mit ſeinen barbariſchen Beſtimmungen und Strafen, erhielt dadurch noch eine himmliſche Sanktion, und alles Volk ward niedergeworfen zum abgöttiſchen Dienſt gegen den Kaiſer als Ebenbild Gottes auf Erden.

Die *kaiſerliche Univerſität*, welche etwas ſpäter in's Leben trat, war die Vollendung des künſtlich erſonnenen Erziehungsplans für ein Volk von Knechten. Ein Großmeiſter mit faſt unumſchränkter Gewalt ſtund an der Spize dieſer, alle Unterrichtsanſtalten des ganzen Reichs in ſich faſſenden Univerſität, von welchem die in jedem Sprengel eines Appellations-Gerichtshofes anzuordnenden Akademien die Beſtandtheile wären. Die Akademien faßten in ſich die in verſchiedenen Orten ihres Sprengels nach Bedürfniß zu errichtenden — aber vereinzelten — Fakultäten der Theologie, der Rechtswiſſenſchaft, der Arzneikunde, der mathematiſchen und Natur-Wiſſenſchaften und der ſchönen Literatur, nicht minder die unter jenen ſich befindenden Lyceen, Gemeindeſekundärſchulen und Penſionnate. Die Prinzipien militäriſch-klöſterlicher Disciplin bei den Zöglingen, und die durch alle Abſtufungen ſich fortſezende ſtrenge Subordination der Lehrer und Vorſteher bildeten aus der Univerſität eine wohlorganiſirte Maſchine, in welcher, wie in irgend einem Verwaltungszweig durch den Wink des Miniſters, ſo hier durch jenen des unmittelbar vom Kaiſer gelenkten Großmeiſters das ganze Unterrichtsgeſchäft im weiten Reiche gleichförmig, pünktlich, in Allem den Intereſſen der oberſten Gewalt dienſtbar, alſo geiſtlos, weil des edleren, freien Lebens beraubt, geführt ward. Nur ſolche Wiſſenſchaften und Künſte, welche materiellen Nuzen geben, welche den Reichthum, d. h. die Steuerfähigkeit, oder die Streitkräfte, d. h. die Zahl und Fertigkeit der Kriegswerkzeuge mehren, oder den Glanz des Thrones erhöhen mögen, wurden geſchäzt von Napoleon. Die den Geiſt belebenden, das Gemüth bekräftigenden, dem Charakter Würde gebenden, ein freies Urtheil lehrenden wurden gehaßt, ja ängſtlich geſcheut, und durch geäußerte Geringſchäzung, ja Verfolgung niedergedrückt. Daher erfreuten ſich wohl die Mathematik, Chirurgie, Chemie, Technologie, Baukunſt und ähnliche Diſciplinen einer ſorgſamen Pflege; dagegen die Philoſophie, vor allem das natürliche Recht und die freiſinnige Politik waren geächtet, die Geſchichte theils zum Schweigen verdammt, theils erniedrigt zur knechtiſchen Schmeichelei, ſelbſt Moral und Theologie herabgewürdigt zu Dienſtmägden des Deſpotismus. Hiedurch ward aber eine fortſchreitende Verfinſterung unausweichlich vorbereitet. Bald würde das Erlöſchen der Philoſophie auch die Realwiſſenſchaften um ihren geiſtigen Werth gebracht, alles Wiſſen in mechaniſches Nachbilden verwandelt, und Frankreich — oder vielmehr Europa, wenn der Plan des Weltreichs reifte — in den traurigen Zuſtand verſenkt haben, worin wir das römiſche Reich unter ſeinen Kaiſern geſehen haben, und das chineſiſche ſeit Jahrtauſenden ſehen.

Noch ermangelte, damit durchaus alles nur auf die Perſon des Kaiſers bezogen würde, und außer Ihm nicht ein Funke von ſelbſtſtändiger Würde vorhanden bliebe, die Unterwerfung ſeines eigenen Hauſes. Er bewirkte ſie durch das kaiſerliche Familien-Statut, wodurch er gleichmäßig die Feſſeln des franzöſiſchen wie jene der Bundesſtaaten enger zuſammenzog. Alle Glieder des kaiſerlichen Hauſes wurden dadurch für ihr Lebenlang, und wenn ſie auch auf fremden Thronen ſäßen, in die unbedingteſte Abhängigkeit vom Kaiſer verſezt. Für ſie gab es keine Rechte der Großjährigkeit in Schließung von Ehen, Wahl des Aufenthaltsortes, Erziehung der Kinder u. ſ. w. Des Kaiſers Wille blieb für und für ihr höchſtes Geſez, und er konnte willkürliche Strafen über ſie gleich einem Zuchtmeiſter verhängen. Zu ähnlicher Unterwürfigkeit wurden gleichzeitig auch die Großwürdeträger des Reichs, und die Herzoge verurtheilt. Ausdrücklich und öffentlich ward denjenigen, welche er zu Regenten erhoben, eingeſchärft, ihre erſte Pflicht bände ſie an den Kaiſer, die zweite an Frankreich, und erſt nach dieſen beiden folge jene für ihre Völker. Und man wagte noch, ſolche Völker, die Knechte von Knechten, frei und ſelbſtſtändig zu heißen! —

Doch dieſe Larve ward jezt weggeworfen. Unumwunden erklärten die Blätter der Regierung: Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten, ſowie das Gleichgewicht derſelben, ſeyen Chimären, welche zu lange ſchon die Welt getäuſcht und unglücklich gemacht hätten. Eine präponderirende Macht ſey nothwendig, um in das Völkerleben Rechtsbeſtand, Ruhe und Frieden zu bringen. Ein gemeinſamer Schwerpunkt müſſe in einem Staatenſyſtem ſeyn, ſolle dieſes anders ſich der Stätigkeit und geſicherter Wohlfahrt erfreuen. Alſo ward Frankreich vorerſt in dem Syſtem der ihm verbündeten, d. h. ſeiner Vaſallenſtaaten als die zum Wohle Aller präponderirende Macht dargeſtellt; ein Syſtem, welches nach Zweck und Anlage allmälig ganz Europa, ja die ganze civiliſirte Welt, umfaſſen ſollte. Dieſe ſchalen, und dem wahren Völkerrecht, weil der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Völker, Hohn ſprechenden Deklamationen fanden viele gläubige und viele bezahlte Nachbeter, nicht nur in Frankreich, ſondern auswärts, zumal leider in Teutſchland.

E. T. A. Hoffmann.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1809.

(1813.)

Der Spätherbſt in Berlin hat gewöhnlich noch einige ſchöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und ſchnell verdampft die Näſſe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann ſieht man eine lange Reihe, buntgemiſcht, Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geiſtliche, Jüdinnen, Referendare, Profeſſoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Officiere u. ſ. w. durch die Linden nach dem Thiergarten ziehen. Bald ſind alle Plätze bei Klaus und Weber beſetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man ſpricht, man ſtreitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madam Bethmann, ob ſie neulich grau oder grün waren, über den geſchloſſenen Handelsſtaat und böſe Groſchen u. ſ. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verſtimmte Harfe, ein paar nicht geſtimmte Violinen, eine lungenſüchtige Flöte und ein ſpasmatiſcher Fagott ſich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberſchen Bezirk von der Heerſtraße trennt, ſtehen mehrere kleine runde Tiſche und Gartenſtühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, iſt entfernt von dem kakophoniſchen Getöſe jenes vermaledeiten Orcheſters: da ſetze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Fantaſie mich überlaſſend, die mir befreundete Geſtalten zuführt, mit denen ich über Wiſſenſchaft, über Kunſt, über alles was dem Menſch am theuerſten ſeyn ſoll, ſpreche. Immer bunter und bunter wogt die Maſſe der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts ſtört mich, nichts kann meine fantaſtiſche Geſellſchaft verſcheuchen. Nur das verwünſchte Trio eines höchſt niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreiſchende Oberſtimme der Violine und Flöte, und des Fagotts ſchnarrenden Grundbaß allein höre ich; ſie gehen auf und ab feſt an einander haltend in Octaven, die das Ohr zerſchneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche raſende Muſik! die abſcheulichen Octaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünſchtes Schickſal! ſchon wieder ein Octavenjäger!

Ich ſehe auf und werde nun erſt gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demſelben Tiſche ein Mann Platz genommen hat, der ſeinen Blick ſtarr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie ſah ich einen Kopf, nie eine Geſtalt, die ſo ſchnell einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine ſanft gebogene Naſe ſchloß ſich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buſchigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig ſeyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn ſtand in ſeltſamem Contraſt mit dem geſchloſſenen Munde und ein ſcurriles Lächeln, hervorgebracht durch das ſonderbare Muskelſpiel in den eingefallenen Wangen, ſchien ſich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholiſchen Ernſt, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen vom Kopfe abſtehenden Ohren. Ein ſehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Geſtalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, ſchlug er die Augen nieder und ſetzte das Geſchäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrſcheinlich unterbrochen hatte. Er ſchüttete nämlich aus verſchiedenen kleinen Düten mit ſichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm ſtehende große Doſe und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer

Viertelsflaſche an. Die Muſik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es iſt gut, daß die Muſik ſchweigt, ſagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und ſchüttete die letzte Düte aus.

Es wäre beſſer, daß man gar nicht ſpielte; nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, ſagte er. Sie ſind Muſiker und Kenner von Profeſſion. . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Clavierſpielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da ſagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberſtimme in Octaven fortſchreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, ſtand auf und ſchritt langſam und bedächtig nach den Muſikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich ſah ihn mit den Muſikanten ſprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er ſich geſetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu ſpielen begann.

Mit halbgeſchloſſenen Augen, die verſchränkten Arme auf den Tiſch geſtützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leiſe bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — ſchnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergeſpreizten Fingern, ruhte auf dem Tiſche, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeiſter, der dem Orcheſter das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blaſſen Wangen; die Augenbrauen fahren zuſammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund ſchwebte. Nun lehnt er ſich zurück, hinauf ziehen ſich die Augenbraunen, das Muskelſpiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löſt ſich auf in Wolluſt, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erſchüttert; tief aus der Bruſt zieht er den Athem, Tropfen ſtehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptſtellen an; ſeine rechte Hand verläßt den Tact nicht, mit der linken holt er ſein Tuch hervor und fährt damit über das Geſicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouverture gaben, mit Fleiſch und Farben. Ich hörte die ſanfte, ſchmelzende Klage, womit die Flöte emporſteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bäſſe ausgetobt hat und der Donner der Pauken ſchweigt; ich hörte die leiſe anſchlagenden Töne des Violoncells, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Rieſe hehr und groß ſchreitet das Uniſono fort, die dumpfe Klage erſtirbt unter ſeinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabſinken und ſaß mit geſchloſſenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anſtrengung entkräftet hat. Seine Flaſche war leer: ich füllte ſein Glas mit Burgunder, den ich unterdeſſen hatte geben laſſen. Er ſeufzte tief auf, er ſchien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umſtände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunter ſtürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orcheſter hielt ſich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur ſchwache Umriſſe eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meiſterwerks gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie ſind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechſelnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder iſt gut: aber es wird kalt.

So laſſen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flaſche leeren.

Ein guter Vorſchlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unſere Namen nicht abfragen; Namen ſind zuweilen läſtig. Ich trinke Burgunder, er koſtet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er ſagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren in's Zimmer getreten; als er ſich ſetzte, ſchlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demſelben eine geſtickte Weſte mit langen Schößen, ſchwarz ſammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, ſilbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock ſorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner ſey? begann ich.

Weil ich in dieſem Falle genöthigt geweſen wäre, Sie zu verlaſſen.

Das klingt räthſelhaft.

Nicht im mindeſten, ſobald ich Ihnen ſage, daß ich — nun daß ich ein Componiſt bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin: denn ich ſehe, Sie verſtehen ſich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er ſtand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenſter und ſang kaum vernehmlich den Chor der Prieſterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fenſterſcheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewiſſe andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu ſeinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes ſonderbarem Benehmen und den fantaſtiſchen Aeußerungen eines ſeltenen muſikaliſchen Talents, ſchwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie componirt?

Ja; ich habe mich in der Kunſt verſucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeiſterung geſchrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ichs dann bleiben.

Sie haben Unrecht gethan: denn ſchon daß Sie eigne Verſuche verwarfen, iſt kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Muſik als Knabe, weil's Papa und Mama ſo haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergeſſene Thema eines Liedchens, welches man nun anders ſang, der erſte eigne Gedanke, und dieſer Embryo, mühſam genährt von fremden Kräften, genas zum Rieſen, der alles um ſich her aufzehrte und in ſein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie iſt es möglich, die tauſenderlei Arten, wie man zum Componiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es iſt eine breite Heerſtraße, da tummeln ſich Alle herum, und jauchzen und ſchreien: wir ſind Geweihte! wir ſind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man in's Reich der Träume: wenige ſehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! Abenteuerlich ſieht es hier aus. Tolle Geſtalten ſchweben hin und her, aber ſie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie laſſen ſich auf der Heerſtraße nicht ſehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor ſind ſie zu finden. Es iſt ſchwer aus dieſem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg verſperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht ſich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — ſie zerfließen im Traum — ſie werfen keinen Schatten mehr, ſonſt würden ſie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, ſteigen empor und ſchreiten durch das Reich der Träume — ſie kommen zur Wahrheit — der höchſte Moment iſt da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausſprechlichen! — Schaut die Sonne an, ſie iſt der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabſchießen und Euch mit Feuerfaden umſpinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis ſich die Pſyche emporſchwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgeſprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann ſetzte er ſich wieder und leerte ſchnell das ihm eingeſchenkte Glas. Es entſtand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleiſe zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tauſend Schmerzen und Aengſte. Nacht war's und mich ſchreckten die grinſenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einſtürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres verſenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtſtrahlen durch die Nacht, und die Lichtſtrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und ſah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und ſchimmerten und umſchlangen ſich in herrlichen Accorden wie ich ſie nie gedacht hatte. Melodien ſtrömten auf und nieder, und ich ſchwamm in dieſem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brauſenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Coloſſe in glänzenden Harniſchen auf mich zu: Grundton und Quinte; ſie riſſen mich empor, aber das Auge lächelte: ich weiß, was deine Bruſt mit Sehnſucht erfüllt; der ſanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Coloſſen treten; du wirſt ſeine ſüße Stimme hören, mich wieder ſehen, und meine Melodien werden dein ſeyn. —

Er hielt inne.

Und Sie ſahen das Auge wieder?

Ja, ich ſah es wieder. — Jahre lang ſeufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich ſaß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen mit einander ſangen. Nur eine Sonnenblume ſchwieg und neigte traurig den geſchloſſenen Kelch zur Erde. Unſichtbare Bande zogen mich hin zu ihr —

ſie hob ihr Haupt — der Kelch ſchloß ſich auf, und aus ihm ſtrahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne, wie Lichtſtrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig ſie einſogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluten ſtrömten aus ihnen hervor — ſie umfloſſen mich — das Auge war verſchwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten ſprang er auf und eilte mit raſchen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf ſeine Zurückkunft: ich beſchloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinſchreiten ſah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich ſo ſchnell verlaſſen?

Es wurde zu heiß und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verſtehe Sie nicht.

Deſto beſſer.

Deſto ſchlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verſtehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es iſt vorüber. — Laſſen Sie uns gehen! Ich liebe ſonſt nicht eben die Geſellſchaft; aber — Sie componiren nicht — Sie ſind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie ſo gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunſt geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, ſollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künſtleriſchen Geiſte wohl ſeyn.

Sie irren. — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeſchiedener Geiſt, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde iſt's um mich her, denn kein verwandter Geiſt tritt auf mich zu. Ich ſtehe allein.

Aber die Künſtler! die Componiſten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles bis zur feinſten Nichtigkeit, wühlten alles durch, um nur einen armſeligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunſt, von Kunſtſinn, und was weiß ich, — können ſie nicht zum Schaffen kommen; und wird ihnen einmal ſo zu Muthe, als wenn ſie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, ſo zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es iſt lappländiſche Arbeit.

Ihr Urtheil ſcheint mir viel zu hart. Wenigſtens müſſen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt ſie gleich? — Ha, die ganze Welt iſt in dieſer Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menſchen ziehen die Geiſter des Orcus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel! ich meine ja Don Juan! — Aber nicht die Ouverture, welche preſtiſſimo, ohne Sinn und Verſtand abgeſprudelt wurde, konnt' ich überſtehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Faſten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von dieſen Maſſen viel zu ſehr bewegt wird und unrein anſpricht.

Wenn ich auch eingeſtehen muß, daß Mozarts Meiſterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weiſe hier vernachläßigt werden, ſo erfreuen ſich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darſtellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der Iphigenia in Aulis ſpielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man gibt dieſe Iphigenia. Ich erſtaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwiſchen. Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Expoſition des Trauerſpiels geht verloren. Ein ſtilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper iſt da! — Wie? hat der Componiſt die Ouverture ins Gelag hineingeſchrieben, daß man ſie, wie ein Trompeterſtückchen, abblaſen kann wie und wo man will?

Ich geſtehe den Mißgriff ein. Indeſſen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! ſagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bitterer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verſchwunden, und mehrere Tage hinter einander ſuchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verſpätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsſtraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauſchende Muſik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein ſonderbares Selbſtgeſpräch, dicht an den Fenſtern, wo man faſt jeden Ton des Orcheſters hört, meine Aufmerkſamkeit erregte.

Jetzt kömmt der König — ſie ſpielen den Marſch — o paukt, paukt nur zu! — 's iſt recht munter! ja, ja, ſie müſſen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat ſonſt nicht Zug genug. — Ha ha — mäſtoſo — ſchleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhſchleife hängen! — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeſchlagen! — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er ſein Compliment — Armida dankt ergebenſt. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böſe Geiſt hat mich hier feſtgebannt?

Der Bann iſt gelöst, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbſtredner — raſch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er ſchien überraſcht und folgte mir ſchweigend. Schon waren wir in der Friedrichsſtraße, als er plötzlich ſtill ſtand.

Ich kenne Sie, — ſagte er. Sie waren im Thiergarten — wir ſprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgeſtanden — es iſt vorüber.

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Laſſen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es ......

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müſſen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie ſollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsſtraße hinauf; raſch bog er in eine Querſtraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, ſo ſchnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unanſehnlichen Hauſe ſtill ſtand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finſtern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, deſſen Thüre mein Führer ſorgfältig verſchloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des ſonderbar ausſtaffirten Zimmers überraſchte mich nicht wenig. Altmodiſch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuſe, und ein breiter ſchwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düſtere Anſehen verjährter Pracht. In der Mitte ſtand ein kleines Clavier, auf demſelben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen raſtrirtes Papier. Ein ſchärferer Blick auf dieſe Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß ſeit langer Zeit nichts mehr geſchrieben ſeyn mußte: denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe ſchön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufſchriften: Orfeo, Armida, Alceſte, Iphigenia u. ſ. w., kurz, Glucks Meiſterwerke ſah ich beiſammen ſtehen

Sie beſitzen Glucks ſämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog ſich der Mund und das Muskelſpiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Geſicht zur ſchauerlichen Maske. Starr den düſtern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und ſchritt feierlich zum Clavier hin. Ich öffnete es ſchnell und ſtellte den zuſammengelegten Pult auf; er ſchien das gern zu ſehen. Er ſchlug das Buch auf, und — wer ſchildert mein Erſtaunen! ich erblickte raſtrirte Blätter, aber mit keiner Note beſchrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouverture ſpielen; wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich verſprach das, und nun ſpielte er herrlich und meiſterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majeſtätiſche Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, faſt ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte ſo viel geniale neue Wendungen hinein, daß mein Erſtaunen immer wuchs. Vorzüglich waren ſeine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken ſo viele melodiöſe Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Geſtalt wiederzukehren ſchienen. Sein Geſicht glühte; bald zogen ſich die Augenbraunen zuſammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltſam losbrechen, bald ſchwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen ſang er, wenn beide Hände in künſtlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorſtimme; dann wußte er, auf ganz beſondere Weiſe, mit der Stimme den dumpfen Ton der anſchlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich ſeine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet, und er fiel erſchöpft mit geſchloſſenen Augen in den Lehnſtuhl zurück. Bald raffte er ſich aber wieder auf und indem er haſtig mehrere leere Blätter des Buchs umſchlug, ſagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieſes, mein Herr, habe ich geſchrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz. Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeſchiedner Geiſt — geſtaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt laſſen Sie uns Armidens Scene ſingen!

Nun ſang er die Schlußſcene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerſtes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber ſeine veränderte Muſik war die Gluck'ſche Scene gleichſam in höherer Potenz. Alles was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raſerei in den ſtärkſten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zuſammen. Seine Stimme ſchien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit ſchwoll ſie empor bis zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: was iſt das? wer ſind Sie? —

Er ſtand auf und maß mich mit ernſtem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finſtern gelaſſen. Es hatte beinahe eine Viertelſtunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu ſehen und ſuchte, durch den Stand des Claviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem geſtickten Gallakleide, reicher Weſte, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erſtarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich ſanft bei der Hand und ſagte ſonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

Görres.

I. Das Mittelalter.

(1807.)

Die alten Götter waren geſtorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit, war ſiegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Athem der Sterbenden aufgeathmet, und alle irdiſchen Lichter waren in ſeinem Glanz zerronnen, und das Leben war zu ſeiner erſten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht, und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf. Elyſium und die Unterwelt entwichen von der Erde, die keinen Raum mehr für ſie hatte, und die ſchöne freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundſchaft des Menſchen mit den Elementen aufgehoben, es war Feindſchaft zwiſchen ihm und der Natur geworden, und er ſollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geiſter ihm aufgeſtanden, die ein Anderes wollten als die Sinnenfreuden; es waren Flammen in ihm aufgelodert, die das Irdiſche verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben ſchwand die ſinnliche Natur in ſich zuſammen; die plaſtiſche Fülle magerte mißgeſtaltet ab, aber auf den Ruinen der irdiſchen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geiſter, die das Werk der eigenen Hinopferung vollbracht, die ſich ſelbſt, ihr Leibliches und alle Luſt der Welt dem Ewigen zur Sühne hingeſchlachtet, und triumphirend nun über den Gluthen des Scheiterhaufens ſchwebten, auf den ſie ſelbſt freiwillig ſich hingelegt. So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt, und wollte nun, leiſe um die Aſche flatternd, ſich wieder von der Feſſel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heymath, der ihn die übermüthige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geſchlecht; lebendige Sinne hatten dieſe Menſchen um das Sinnliche zu genießen, und es galt ſchweren Kampf zwiſchen den beiden Welten, bis die Höhere ſiegte. Und das eben macht die Zeiten ſo unendlich intereſſant und rührend, dieſe ſtarken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu ſehen; denn es iſt kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloſer Andacht verſchwimmen; aber wenn die Stärke ſich ſelber zwingt, wenn das Coloſſale den Nacken von Erz und die geharniſchten Knie beugt; wenn die Gewalten, die berufen ſind, aufrecht und ſtolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unſichtbaren ohne Heuchelei ſich neigen: dann iſt's ein freudiger Triumph der Idealiät im Menſchen, und ein ſchöner Sieg des Göttlichen. So war ſtarker, raſcher Heldenſinn in dieſer Zeit: mitten in dem Feudalſyſtem, das ſie itzt ſo erbittert ſchmähen, während ſie es doch nur in höherer Ordnung in ihren Inſtitutionen wiederhohlen, hatte der Geiſt der antiken Freiheit ſich noch erhalten, und die Freyen in einem Ritterthume ſich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte auf dieſen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenſchaft trieb die rohen in ſich ungezügelten Gemüther, und ausgleichend und beſchwichtigend und glühend ſchwebte dann die Religion über dem Toben, und beſchwor den Sturm und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brauſende Gährung. Es war ein metallenes Geſchlecht, und das Metall im Menſchen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen

Silberblick geläutert, und die Schlacken zogen ſich in die Knochenaſche des Gemeinen und des Irdiſchen nieder. Und was das Alterthum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Prieſterthum hervor, das die Prophetinen der alten nordiſchen Zeit weiſſagend vorverkündigt; auch die Schönheit hatte ſich von den Schranken des Sinnlichen losgewunden, auch ſie war triumphirend und verklärt zum Himmel aufgeſtiegen, und wohnte nun bey Gott; die Geſchlechtsverhältniſſe aber, die im Alterthume in ſich ſelbſt ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden, emblematiſch ſollten ſie das Höhere deuten, und im Fleiſche den inneren lebendigen Geiſt ausdrücken. Und es gieng noch ein anderer Cultus und eine andere Andacht in den Heldengemüthern hervor: auch das Schöne hatte ſeine Kirche, vor dem zarten anmuthsvollen Bilde beugte die Gemeinde auch die Knie, und der Weyhrauch dampfte, und die Blumenkränze dufteten, und die Lauten tönten, und die ewige Lampe brannte fort und fort. Die alte, ſtrenge, klare, lichte, plaſtiſche Weiblichkeit war im Liebesfeuer zerronnen, und ein Heiligenſchein war hervorgequollen und umfieng nun das Wunderbild, und die Züge wichen in ein myſtiſch glimmend Licht zurück, und wie mildes Oel floß von ihm die Anmuth aus, und ſänftigte die Stürme der Zeit. So giengen Andacht, Liebe, Heldenſinn in einen großen Strom zuſammen, und der Strom gieng durch alle Gemüther durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poeſie, das Eden der Romantik. Es war unterdeſſen aber auch tief im Süden ein anderer Geiſt und ein ander Geſetz gereift; wie ein ſengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüſten hervorgebrochen; ſiedend Löwenblut trug dies Geſchlecht in ſeinen Adern; entflammt von der ſcheitelrechten Sonne, entflammt von innerer Gluth und Enthuſiasm kochte das Volk über die Ufer des weiten Welttheils in die Andern hinüber; Afrika war ſchon überſchwemmt, und wie griechiſch Feuer brannte die Maſſe noch auf dem Meere fort, und hatte bald Europa ſogar ergriffen.

Früher aber ſchon hatte ſie die heiligen Oerter überfluthet, die Geburtsſtätte der neuen Zeit, wo ſie jung geweſen war, und ein Kind umwandelte unter den Greiſen des Alterthums; hier wo wundervoll das große Himmelszeichen ſtand, an dem alle Völker vom fernen Norden herab aufblickten, und das ſie wie eine Oriflamme zu Einem Volk vereinigte; hier herrſchte ein falſcher Prophet, und brütete Gift im innerſten Herzen ſelbſt der Chriſtenheit, das dann von dort durch alle Adern ſich verbreitend ſie zerſtören ſollte. Das mußte wie Aezſtoff wund die ſtolzen, raſchen, nordiſchen Helden nagen; es war unvergleichlich mehr wie Troja und wie goldnes Vließ, nicht die Schönheit war nur gefährdet, die Religion höher und werther ihnen als alles Irdiſche flehte um Hilfe und um Rettung ihrer Heiligthümer. Plötzlich fuhren Alle, wie von einem Strahl getroffen auf, es galt das Höchſte was den Menſchen in enthuſiaſtiſche Bewegung ſetzen mag, und was irgend nur der Begeiſterung fähig war, nahm Theil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an ſeinen Verfolgern; und es wälzten ſich Heere zahllos und muthig, alle Lanzen im electriſchen Lichte des Enthuſiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheure Kampf des eiſernen nordiſchen Ritterthums mit den Löwenſchaaren, die Aſien und Afrika ihm entgegen geſendet hatte; es faßten ſich die Kämpfenden mit Kraft, es galt ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere ſey; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinanderfolgende Generationen ſahen ſein Ende nicht. So kehrten die alten mythiſchen Götterkriege unter den Menſchen um die Götter zurück; ſo war die Geſchichte zu einem großen religiöſen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Geſang geliefert; der ganze Weſten aber hatte zu einem großen Dome ſich gewölbt, und nach Oſten hin am Hochaltare da brannte umgeben von ernſter Stille und verſchwiegener Dunkelheit in myſtiſch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den geweihten Stein herab, und aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligthum ſich drängten, und wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfniß mogt' ihn drängen, und des Todes Stachel ſtumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob ſich der Vatikan, und da ſaß auf hohem Sitz der Oberprieſter und lenkte den Dienſt, und herrſchte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altares nieder. So war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen dieſe Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und ſangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer, und von der Wildheit der Unglaubigen, und von den Wundern des Landes, und Alles horchte den Geſängen, und den begeiſterten Reden der Prediger, und fühlte ſich auch erhoben, und wollte auch ſchauen das Wunderland und die gebenedeyte Erde: das andere Geſchlecht aber, was nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um ſo tiefer im verſchloßnen Buſen auf, und ſie wurden der innerſte ſchlagende Punct des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere ſchöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe ſteigen, denn es war die Liebe, die ſie trieb und pflegte. So trieben und drängten ſich alle Kräfte zur Entwicklung vor, an der Liebe hatte die Andacht ſich gezündet, an Dieſer loderte Jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit ſtand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünſtig Sehnen rief ſie dahin zurück, vorwärts aber ſchwebte mit Zukunft und Ewigkeit, die Religion, und die Palme winkte und die Myrthe, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poeſie, die im Orient ſprangen, und jene die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten ſich gemiſcht, und der Orientalism war tief eingedrungen in die nordiſche Cultur; der Blüthenſtaub der ſüdlichen Poeſie ward hinüber geweht in die weſtliche Welt, und es ſprangen ſeltſame Miſchlinge hervor, und es wanderten die Blumen von Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein raſches Streben riß daher Alles in dem frohen Rauſche hin, das ganze Gemüth war aufgeregt und glühte und ſchimmerte, und die Kunſt war in's Herz des Lebens aufgenommen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten ſangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abentheuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Tourniere, ſie zum gemeinſamen Wetteifer verſammelten, überall war's die innere Begeiſterung, die übertrat, und die Lebensgluth, die aus allen Pulſen ſich ergoß. Ein ſchöner langer May war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und ſaftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen ſchlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemüthern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht und ein kräftig Streben hatten ſie aus blauem Aether eingeſogen, und geſtählt in der Gluth ſiederten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmuth. Alle europäiſchen Nationen aber nahmen Theil an dieſem Lebensfeſte, Alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeiſterte ein jeglich Volk, und es war nur Eine Erde und zwei Geſchlechter auf dieſer Erde.

II. Der Dom zu Köln.

(1814.)

Es ſind der Reden viel gegenwärtig in gemeinem Umlauf, von großen Denkmalen, die der Zeit errichtet werden ſollen. Die Rieſenſäule ſoll, aus ihrer tauſendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfeld an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen ſollen ſich dort erheben, und große Waſſerwerke Teutſchland durchziehen, der Rhein ſoll auf allen ſeinen Inſeln Bilder und Säulen hegen. Der Wille iſt gut und der Vorſatz lobenswerth, aber wenn wir nun unſere Armuth zuſammengetragen ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzoſen nachgeahmt, wie wir auch unbewußt gethan, als wir die Plätze unſerer Städte und unſere großen Männer im beſten Willen ſie zu ehren, jüngſt umgetauft. Wollen wir teutſch verfahren, dann wenden wir vorerſt die Kraft, die eitel nach außen ſich verbreiten mögte, gegen uns ſelbſt zurück; wir laſſen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unſer Inneres, und es durchwärmen; wir reichen einer dem andern die Leuchte hin, daß er auch ſein Licht daran entzünde; wir legen ſelber Hand an uns, wie der Künſtler ſie an Erz und Steine legt; und wenn wir es dann zu einer rechten Geſtalt gebracht, und uns in Einem Willen aneinander ſchließen, dann iſt unſer Volk ſelber eine leuchtende Ehrenſäule, wie noch keine in der Geſchichte geſtanden hat. Und hat das Innere erſt ſein Recht erlangt, dann mag es auch dem Aeußeren wohl zu Theile werden, und das Leben kann ſich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es ſpielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängſtlich und furchtlich darum ringen muß. Am liebſten aber wird es dann der Vergangenheit ſich zuwenden, eben weil es ſeine Eitelkeit nicht ſucht, und was ſie Großes wegen allzumächtiger Gewaltigkeit der Idee unvollendet zurückgelaſſen, ergänzen und vollenden wollen, indem es daſſelbe wie ein heiliges Vermächtniß betrachtet, den ſpäten Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein ſolches Vermächtniß iſt der Dom in Köln; und iſt auch in uns die teutſche Ehre wieder aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieſes zu ſeinem Ende gebracht, und den Bau vollends ausgeführt haben. Trauernd ſchwebt die Idee des Meiſters über dieſem Dome, er hat ſie vom Himmel herab beſchworen, aber den Leib haben alle Geſchlechter, die an ihr vergangen ſind, ihr nicht ergänzen können, und ſo flattert ſie halb Geiſt und halb verkörpert, wie beym Sterbenden oder Ungebornen um die gewaltige Maſſe, und kann nicht ſich ablöſen und wiederkehren.

noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tauſendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf ſteht der Bau vor unſern Augen, und der Künſtler zürnt aus ihm hervor, daß ſo viele Menſchenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein ſchwacher ſterblicher Mann, in ſeines Geiſtes Gedanken getragen hat. Auch iſt ein Fluch darauf geſetzt geweſen, als die Bauleute ſich verlieſen, und alſo hat der zornige Geiſt geflucht: ſo lange ſoll Teutſchland in Schande und Erniedrigung leben, preiß gegeben eigenem Hader und fremden Uebermuthe, bis ſein Volk ſich wieder der Idee zugewendet, von der es ſich, der Eigenſucht nachjagend, losgeſagt und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, feſtes Zuſammenhalten in gleicher Begeiſterung, und beſcheidene Selbſtverläugnung, wieder tauglich worden, ſolche Werke auszuführen, wie es ſie jetzt in ſeiner Verſunkenheit aufgegeben. Die Nächſten haben der wahrſagenden Stimme gelacht, und bey ſich überlegt, wie ſie es wohl ſelbſt durch eigenen Verſtand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns iſt er zur Vollziehung kommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns ſelbſt beſonnen haben, darum iſt auch an uns der Ruf ergangen, zu vollenden, wo jene es gelaſſen, und auszuführen, was ein Geſchlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich H. v. Kotzebue, Weinbrenner, Wiebeking, und wie ſie alle heißen, die mit Plänen zu Monumenten ſich abgegeben, Schöneres, Züchtigeres, Herrlicheres werden ſie nicht erſinnen, als dieſes in höchſter Künſtlichkeit einfachſte Werk, das uns in jenem Dom vor Augen ſteht. In ſeiner trümmerhaften Unvollendung, in ſeiner Verlaſſenheit iſt es ein Bild geweſen von Teutſchland, ſeit der Sprach- und Gedankenverwirrung; ſo werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen. Die anarchiſche Zeit, die zwiſchen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als ſey ſie dem Böſen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelaſſen. Es iſt wie ein Gelübde der Väter, das wir zu löſen gehalten ſind. Wenn die Kräfte Teutſchlands zur Vollendung ſich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anſtrengung ſo weit hinaus geführt. Nicht leicht und luſtig aber ſoll man das Vorhaben nehmen, wie man ſeither in ſolchen Dingen gewohnt geweſen, als Gegenſtand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, verſtändig ſoll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann wann die Ausführung geſichert iſt, werkthätig zur Vollziehung ſchreiten. Es iſt nicht das Werk eines Menſchenalters, noch kann es der Armuth angemuthet werden. Darum ſey hiermit die erſte Anregung nur gegeben, und der Vorſchlag künftiger Berathung der Nation empfohlen.

III. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen.

(Programm des Rhein. Merkurs 1. Januar 1814.)

Die gegenwärtigen Blätter, deren Erſcheinung auf kurze Zeit unterbrochen war, ſollen auf Anregung der höhern Behörde von neuem fortgeſetzt werden. Aber, wie in den wenigen Tagen dieſer Unterbrechung unſer Land eine andere Geſtalt gewonnen, und ein gänzlicher Umſchwung alle Verhältniſſe umgekehrt, ſo ſoll auch dieſe Zeitung in Geiſt und Faſſung der Vorigen nicht mehr ähnlich ſehen. Unter der ſtrengen Zucht einer in dieſem Fache überaus argwöhniſchen Polizey konnte dieſe nichts als der elende Nachhall elender Pariſer Blätter werden; ein Kanal mehr, durch den die Lüge und nichtswürdige Politik die Provinzen mit ihrem Gifte tränkte. Die Ereigniſſe der letztern Zeit haben dieſe unheilſamen Wäſſer von unſerm Lande abgedämmt, und es iſt alſo geordnet in der Welt, daß, hat das Schlechte erſt einmal ſein Ziel gefunden, das Gute von ſelbſt ſich einzufinden pflegt. Aber auch zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaktion dieß Blatt erheben, nach ihrem Wunſche, und wenn die Mitbürger ihren Beyſtand nicht verſagen, ſoll ſie eine Stimme der Völkerſchaften dieſſeits des Rheines werden.

Es hat im Laufe dieſer Zeiten ein Ereigniß ſich ergeben, das überraſchend, bewundernswürdig, ja erſtaunlich die Geſtalt der Welt und das Schickſal des Geſchlechts auf viele Menſchenalter begründen wird. Das teutſche Volk durch Dünkel, Habſucht, Neid und Unverſtand längſt ſchon tauſendfältig in ſich ſelbſt entzweyt, durch Trägheit und Erſchlaffung aufgelöſet, und darum einem übermüthigen Feinde von der Vorſicht Preis gegeben, der alle Gewaltthätigkeit ſeiner Revolution zu ihm hinübertrug; dieß Volk gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verſpottet und gehöhnt, entwaffnet oder gegen ſich ſelbſt zum Streite angehetzt, hat wie ein gebundener Rieſe mit einem ſich erhoben, und alle Ketten ſind wie eine böſe Verblendung von ihm abgefallen, und die ihn plagten ſind vergangen wie üble Träume mit dem Licht des Morgens. Und nun, da der Arm des Böſen, der ſo ſchwer auf ihm gelegen, zerbrochen iſt, giebt ſich erſt kund, welch unverſiegliche Quelle alles Guten in dieſem Volke fließt, und wie die Feinde, die Alles ihm geraubt, den alten Schatz der Treue, des Muthes und der Vaterlandsliebe ihm nicht rauben können. Durch alle Völkerſchaften, die den Boden des alten Germaniens bedecken, geht ein Geiſt freudiger Entſagung und muthigen Zuſammenhaltens, eine ſchöne Begeiſterung glüht in aller Herzen, ſtatt der vorigen dumpfen Betäubung iſt eine muntere Regſamkeit eingetreten, eine klare Anſchauung der Weltverhältniſſe nimmt die Stelle kläglichen Unverſtandes ein, das Talent, das wie verſiegt ſchien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern ſich hervorgethan, und ein edler Gemeingeiſt, der den Teutſchen ſo fremd geworden, umſchlingt, wie jene Kette den Heerhaufen der Teutonen, ſo den großen Bund mit feſtem Band. Die Folgen dieſer Erhebung einer ſtarken Nation ſind ſchon in die Weltgeſchichte aufgenommen; die Schlacht bey Leipzig hat ihres Gleichen nicht an Wichtigkeit ſeit jener auf den Catalauniſchen Feldern; und ſeit dem großen Bunde der Germanier gegen die römiſche Oberherrſchaft hat Teutſchland nie ſo eins in ſich, ſo wehrhaft, ſo gründlich ſtark und unüberwindlich da geſtanden. Offenbar ſind die Teutſchen das Organ geworden, in dem die Geſchichte weiter würkt; über den Heeren der Verbündeten ſchwebt jedem Auge ſichtbar die ewige Vergeltung, und mißt jedem mit dem Maaße ein, womit er ausgemeſſen; durch ihre Siege haben die Fügungen der Vorſehung ſich kund gegeben, die nicht dem Zufalle Preis giebt die Ereigniſſe, daß die Lüge herrſche und die Schlechtigkeit, ſondern die nach Maaß und Recht zügelt jede freche Gewalt, und Alles zum Guten lenkt. Und das iſt das Erfreulichſte von Allem, daß die Rechtlichkeit der Nation nach ſo arger Mißhandlung und ſo glänzenden Siegen ſich kund giebt in jener Mäßigung der Führer des Bundes, die dem niedergeworfenen Feinde nicht Mißhandlung, Knechtſchaft und Schande bietet, und dadurch die gerechte Nemeſis wieder gegen ſich ſelbſt bewaffnet, ſondern in ehrenvollem Frieden eben ſo ſehr ſein Glück wie das Eigene begründen will. Dieß ſchöne Maaß, das die Teutſchen ihrer großen freygemachten Kraft gegeben, verbürgt ihnen mit Sicherheit den ſiegreichen Ausgang des Kampfes, der nun ſeinem Ende naht. Die Begeiſterung aber, die ſich in der Nation geregt, und die noch lange nachglühen wird, wenn der Streit beyder Völker längſt beygelegt wird, während ſie ihre künftige äußere Sicherheit begründet, jeglichem Guten Bahn machen, das ein Volk beglücken mag, und das Jahrhundert, das ſo viele Schmach geſehen, kann leicht in ſeinem Verlaufe die beſten Zeiten Altteutſchlands wiederkehren ſehen.

Auch die Länder dieſſeits* des Rheines haben ſeit dem Beginn der geſchriebenen Geſchichte dem teutſchen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechſelnd, haben ſie durch alle die

---

* Von Cöln aus geſchrieben und gedacht. Dieſer Stadt war damals Teutſchland ein jenſeitiges geworden. E.

Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beybehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waſſen Frankreichs nach Teutſchland trieb, wurden ſie erobert: welches auch damal der Gegenſatz der Partheyen ſeyn mochte, alle waren ſie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten. Jahre lang dauerte der Widerſtand der Eingebornen gegen die ausländiſche Macht, als endlich politiſche Verhandlungen ihr Schickſal unwiderruflich beſtimmt, fügten ſie ſich dem Unabwendbaren, und wurden ruhige, gehorſame Unterthanen, aber ihr Herz blieb bey ihrer Nation, und ſie hörten nicht auf Teutſche zu ſeyn. Der Oberfeldherr hat uns darüber ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, und ſicher haben die Aeußerungen des Volksgeiſtes, auf die er jenes Urtheil gegründet, ihn nicht getäuſcht. Die Maſſe des Volkes iſt durch alle die Zeit der fremden Herrſchaft ſich ſelbſt gleich geblieben, keinerley Art von Galliziſm hat unter ihm Platz greifen können, nicht einmal die Sprache hat merklich ſich verſchlimmert, es hat ſchwer an die neuen Formen ſich gewöhnt, und nie an ihren Beſtand geglaubt. Wenn Einzelne von dem fremden Einfluſſe ſich bemeiſtern ließen, dann iſt das eine Sache, die billig perſönlicher Willkühr überlaſſen bleibt, und jetzt von keinem Einfluſſe auf das Ganze iſt.

Indeſſen, während ſo das Volk in ſeinem richtigen Inſtinkte ſich innerlich in keiner Weiſe irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen gefliſſentlich Alles gethan, um es mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu ſetzen, damit die angeborne Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten, und dafür eine neue Zuneigung ſich anſetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande ſich aufgelöſt, die ſonſt dieſſeits und jenſeits aneinander knüpfte; es iſt eine Entfremdung in ſo manchen nationalen Beziehungen eingetreten, und eine Abgeſchloſſenheit, als ob dieſe Länder auf einer Inſel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künſtlich gegrabenen Kanal aber geſchieden vom teutſchen Vaterlande. Kaum mehr, als was das Gerücht gebracht, iſt bis auf die letzte Zeit von den großen Ereigniſſen jenſeits in's Innere vorgedrungen, und nur dunkel und im Allgemeinen erkennt die große Menge, was jetzt die Welt bewegt, was jene eingebrochenen Heere ſo hoch begeiſtert, und wie viel anders es geworden im alten Vaterlande. Dazu vorzüglich nun ſind dieſe Blätter beſtimmt, die Bewohner dieſes Landes über jene Verhältniſſe aufzuklären, damit ſie ihre Zeit deutlich begreifen lernen, und dann nach beſtem Wiſſen ihre Parthey ergreifen können. Denn, obgleich wir einſtweilen wahrſcheinlich nicht in Allem dem jenſeitigen Teutſchland gleichgeſtellt werden, wird doch untheilnehmende Kälte auch an uns nicht geduldet werden. Die verbündeten Heere haben uns einen großen Beweis gegeben, wie ſie die alte Landsmannſchaft in uns ehren, dadurch, daß ſie gleich beym Einrücken uns als Freundesvolk behandelten. Es iſt billig, daß wir Freundſchaft um Freundſchaft geben, und einer Macht, die ſo ſchonend ſich angekündigt, mit dankbarer Geſinnung entgegenkommen. Die Verbündeten erwarten von uns, außer Erhaltung der innern Ruhe, was ſich von ſelbſt verſteht, zunächſt, daß wir nach beſtem Vermögen aus dem Ertrage unſeres Landes, ſo lange es Noth thut, ihre Heere auf ihrem ſiegreichen Zuge, wo ſie dem Feinde teutſcher Freiheit den Frieden abringen werden, unterſtützen. Auch unſere Unabhängigkeit, und daß wir dem Stamme wiedergegeben werden, dem wir urſprünglich angehören, wird einer der Preiſe dieſes Sieges ſeyn. Wie ſollten wir vorübergehende Opfer ſcheuen, um zu dieſem Ziele zu gelangen, da wir ſo viele ſchon bringen mußten, die zu verderblichem Zwecke verwendet wurden; beſonders da die natürliche Billigkeit, die unzertrennlich vom Charakter der Teutſchen iſt, uns verbürgt, daß nicht ſolche uns angemuthet werden, die unſere Kräfte überſteigen. Ueber alles das werden dieſe Blätter die Gemüther zu verſtändigen ſuchen; damit jeder wiſſe, worauf die Zeit andringt, und was ihre Zeichen wollen; welcher Preis am Ziele wartet, welches die Mittel ſind, um dahin zu gelangen; welche Entbehrungen der Drang der Ereigniſſe dieſer Generation auflegt, und welches die Pflichten ſind, deren Erfüllung das Vaterland von jedem fordert. So unterrichtet, wird jeder der guten Willens iſt, leicht das Haupt über den Druck der Gegenwart erheben; überzeugt, daß die ganze große Bewegung der europäiſchen Völkerſchaften nur eine Kriſe iſt, die zum Beſſern führt, wird er ohne Murren dem, was unausweichlich andringt, ſich unterwerfen. Im wechſelſeitigen Geben und Empfangen werden dann auch wieder ſich die Fäden feſter knüpfen, die zwanzigjährige Trennung vielleicht gelöſt, und der Friede wird den Bund ſchon geſchloſſen finden, den er erſt begründen wollte.

Aber auch dem jenſeitigen Teutſchlande möchten dieſe Blätter gerne etwas werden. Denn einmal iſt Wirkung und Rückwirkung immer gegenſeitig, und während unſer Volk vom Stamme ſich getrennt, hat auch dieſer jenem bis zu einem gewiſſen Punkte ſich entfremdet. Jetzt wo mit dem Erwachen des Nationalgeiſtes der Körper ſich wieder in allen ſeinen Gliedern fühlt, und ein reges Intereſſe auch die fernſten Völkerſchaften teutſcher Zunge und teutſchen Herzens in einem gemeinſamen Gefühle zuſammenfaßt, können wir hoffen, daß auch von dieſer Seite die Verhältniſſe alter Landsmannſchaft von neuem ſich knüpfen werden, und daß man uns in derſelben Geſinnung entgegen komme, in der wir dem Bunde nahen. Seit jenen zwanzig Jahren iſt dieſes Land in der Genoſſenſchaft teutſcher Völkerſchaften beynahe ganz verſtummt, und auch früher war es nicht eben ſehr beredt; wir möchten in unſerm Unternehmen dieſe rheiniſche Zunge im großen teutſchen Orden, ſo viel an uns iſt, wieder herſtellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verſchaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig ſoll ſie ſich ankündigen, nicht in eiteln oder ſchlechten Worten reden, vielmehr ſoll ſie die reine teutſche Sprache in ihrer urſprünglichen Unverfälſchtheit, von aller ausländiſchen Vermiſchung fern gehalten, ſprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begebenbeiten aber wird die Zeitſchrift ſich von ſelbſt durch das Intereſſe, was die Nähe des Kriegsſchauplatzes ihr geben muß, empfehlen.

Und ſo möge denn dies Unternehmen unter glücklichem Geſtirn beginnen; es ſey derſelbe Stern, der ſo oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe ſich entgegen geſetzt und tyranniſcher Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an ſeinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geiſter jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig ſeyn; wenig vermag freylich der Einzelne, aber Vieler Zuſammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig ſind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum ſcheuen wir uns nicht, einen Theil unſerer Kraft und Zeit an dies Werk zu ſetzen, und die Wirkung unſerer Bemühungen mag ausfallen, wie ein höherer Geiſt ſie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns verſagen, daß unſere Triebfedern untadelhaft geweſen ſind.

IV. Deutſchlands Heil.

(Geſchrieben den 18. Auguſt 1814, während des Wiener Congreſſes.)

1. Das Allgemeine.

Das Eine, was uns allein vom unausbleiblichen Untergange retten kann, iſt, daß Alle, die teutſchen Stammes ſind, redlich wie im Felde, ſo im Werke und dann überall zuſammenhalten. Was Einzelne, wie was Völker entzweyen mag, es muß alles vergeſſen und wenigſtens, bis das Geſchäft * vollbracht, verſchoben ſeyn. Was Alle eint insgemein, iſt das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und daſſelbe Vaterland; was trennt und irrt, kann hernach unter uns geſchlichtet und vertragen werden. Haß, Eiferſucht und jegliche Empfindlichkeit ſollen vertagt und ausgeſchloſſen ſeyn; die überlegene Willenskraft und aus

---

* Der künftigen deutſchen Verfaſſung.

heller Höhe ruhig überſchauende Geiſtesklarheit, der ordnende Verſtand, der kalte, richtig berechnende Scharfſinn, die leichte, gewandte Lebensklugheit, alle ſollen ſie ſich anerkennen und mit einander ſich verbinden: denn es bedarf vieler Kräfte, daß die ſtarke Arbeit gefördert werde, und verſchieden ſind die Gaben ausgetheilt, damit ſie ſich ſuchen und ergänzen durch einander. Feinden ſie ſich aber gehäſſig an, dann kann nimmer etwas Gutes werden; und was die Perſönlichkeit in blinder Leidenſchaft zerſtört, iſt Alles dem Ganzen rein verloren.

Was uns Noth thut vor Allem, und was zuerſt durch die Verfaſſung geſetzlich begründet werden muß, iſt innere Feſtigkeit und geſchloſſene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle andere Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann ſind wir, wie die Perſer in Aſien, nach allen Seiten blos gegeben; Teutſchland iſt der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerſtraßen ſich begegnen; alles ſtößt und drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und beſäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in ſeinem Sitze ſich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unſeres Landes ſchlügen. Slaviſche und lateiniſche Völker umgeben uns von allen Seiten; beyde gleich ſehr uns fremd und abgeneigt, in beyden der gleiche unruhige Trieb ſich auf unſere Koſten zu vergrößern. Auch hat es ſeit den Zeiten der Völkerwanderung alſo ſich geordnet, daß große Vorlande, vom teutſchen Stamme bevölkert, jenſeits der Weichſel und des Rheines in fremdes Gebiet hinüberziehen, und zu nie aufgegebenen Anſprüchen ſcheinbare Gründe geben, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt.

Darum iſt unſere Stellung auf der hohen Warte des geſammten Welttheils, von wo aus wir mit unabläſſiger Wachſamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben; ſicher daß jede, die wir ſorglos vorüber gehen laſſen, zu unſerm Verderben führt. Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern und kriegeriſchen Völkerſchaften im Süden gegen die Weltherrſchaft der Römer ſich umgab; ſo müſſen wir rundum mit einer ſolchen Wehre uns umgürten, und mit einer Schildburg uns umſchließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieſer großen Feſte ſeyn, und hoch über ihre Zinnen werden die Fürſten, ſtarke Thürme, ſich erheben, die weit umſchauen in die Ferne und alle Zugänge ſichern und bewahren. Innen muß alles dann ein Leben und ein Bund zum Schutz und Trutze ſeyn, damit beym erſten Schlage, der an ferner Gränze an Schildesrand auffällt, alles aufmerkend horche, und beym wirklichen Angriff alle insgemein dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eilen. Dann allein kann es uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wiederſehen, daß Feindesheere aus Donau, Elbe, Weſer, Mayn und Lech und Inn unſer Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unſeres Wohlſtandes pflegen, und dürfen nicht beſorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raub zur Beute werde.

Dazu muß alles im gemeinen Weſen ſich ſtark und feſt zuſammenfügen, alſo daß die Bande in ruhigen Zeiten loſe und nicht drückend das Einzelne umſchlingen, im Druck und Noth und dem Anſtoß fremder Gewalt aber immer ſtärker ſich zuziehen. Alle benachbarten Völker haben zu dieſem Zwecke die Einheit der monarchiſchen Form ohne Mittelbehörden gewählt, und dadurch für den Angriff große Mittel, für die Vertheidigung ſtarke Schnellkraft ſich gewonnen, dabey aber auch Vieles an innerem eigenthümlichem Leben aufgeopfert. In Teutſchland widerſtrebt zu oberſt die religiöſe Entzweyung dieſer Einheit; ihr widerſtrebt der uralte ſelbſtſtändig eigenthümliche Stammesgeiſt, der wie in Bergzüge die Nation in ſich abgetheilt und gegliedert hat; die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerſchaften an ihre Fürſtenſtämme; endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche und den urkundlichen und durch die Verjährung langer Zeitläufte geſicherten Beſitzſtand. Darum iſt Teutſchland die ſchwerere Aufgabe zu Theil geworden, die Vielherrſchaft durch die Macht der Verfaſſung und den Geſammtwillen der Nation alſo zu bemeiſtern, daß ſie ſtark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirkt. Größer iſt dann auch der Preis, der auf der Löſung ſteht; denn das Beſte iſt die ſtarke Einheit in der freyen Vielheit, und das Gegentheil führt nur allzuleicht zu Erſtarrung, Tod und Deſpotism.

Zu dieſem Zwecke müſſen die Fürſten vor Allem erkennen, daß ſie dieſelbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorſam, den ſie von den Untergebenen verlangen, auch ihrerſeits der Geſammtheit und dem Vaterland ſchuldig ſind; daß dieſelbe Einigkeit und Einheit, die ihre beſondere Herrſchaft ſtark macht und kräftigt, auch nach aufwärts allein das Ganze, und in ihm auch wieder ihr Beſonderes, bleibend und beſtehend machen kann. Die Völker müſſen ſich in gleicher Weiſe überzeugen, daß ohne einen entſchiednen, kräftig beſtimmten öffentlichen Geiſt der Wille der Fürſten fürs gemeine Wohl ohnmächtig iſt, und daß, wenn ſie in Läſſigkeit verſinken, der geſammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß. Völker und Fürſten ſind nacheinander die ſchwere Prüfung dieſer Zeiten durchgegangen, jene indem ſie zuerſt aus dem Taumelbecher franzöſiſcher Freyheit getrunken, dieſe indem ſie im Schirlingstranke von Napoleons Deſpotism ſich betäubt, und Beyde in der Anarchie ihre Freyheit zu begründen wähnten. So möge denn Beyden auch in ihrem Verhältniß zu einander die harte Lehre nicht verloren ſeyn, und [mögen] ſie nie wieder vergeſſen, daß die Freyheit der Völker in der Freyheit der Fürſten ihre Schranke findet, aber auch hinwiederum [umgekehrt], und daß in dieſer wechſelſeitigen Beſchränkung allein das wahrhaft lebendige, kräftigende Ebenmaas zu Stande kömmt.

Damit aber der öffentliche Geiſt, wie er ſich jetzt glücklicherweiſe in Teutſchland entzündet hat, nachwirken, und die Fürſten halten, tragen und in allem Guten unterſtützen, im Böſen abmahnen und ihm entgegenſtreben könne, muß ihm in innerer ſtändiſcher Verfaſſung eine verfaſſungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverweſung geſtattet werden.

Während die Fürſten ſich ſelbſt in höherer Würde als Reichsſtände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Geſetz erkennen; werden ſie abwärts Vertreter dieſer ihrer Völker anerkennen, und dieſelbe Freyheit, die ſie politiſch nach oben hin in Anſpruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin geſtatten. Starke Völker allein können ſtarke Fürſten machen, und nur die Völker ſind zu allen Zeiten ſtark geweſen, die am gemeinen Weſen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang, und er ſinkt und ſteigt mit ihnen; wo die Geſammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüſtlich immer ſich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinſinn, womit die Fürſten ſich zuſammenſchließen, werden darum auch die Völker ſich um die Fürſten drängen, und alſo durch ſolche Doppelkraft gebunden wird mit wachſender Gefahr die Verbindung immer enger werden, und genauer und feſter geſchloſſen ſtehen.

2. Die Einzelnen.

Sind aber die äußerlichen Bedingungen zur Begründung des gemeinen Wohles erſt wieder hergeſtellt, dann bleibt uns ſelbſt innerlich die ſchwerſte Arbeit noch zurück. Was wäre die engliſche Conſtitution, wenn nicht die ſtarke, herrliche Volkskraft ſie immerfort belebte und begeiſtigte? Was ſoll uns eine ſtändiſche Verfaſſung, wenn nur die Schlechtigkeit in ihr durch die Erbärmlichkeit vertreten wird, und nichts als eine leere Form weiter das öffentliche Leben hemmt und lähmt? Die Verfaſſung kann nur wegräumen die äußern Hinderniſſe der Entwicklung, dieſe ſelbſt mag nur von innen heraus kommen, aus eigner ſelbſtthätiger Fülle und Lebendigkeit. Iſt daher das Ganze erſt nach rechter Art und Weiſe geordnet und eingerichtet, dann und noch zuvor laßt uns dem Beſondern in uns ſelbſt die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne jeder Gerechtigkeit üben in all ſeinem Thun und meiden die abſcheuliche Unbilligkeit, an die uns Alle eine gewaltſame Zeit gewöhnt. Schon ſo viele Jahrtauſende hat die Geſchichte dem öffentlichen, die Erfahrung dem beſondern Leben gepredigt, daß jedes Unrecht, was wir üben, durch Geduldetes gebüßt werden muß; endlich ſollten wir doch ſchon aus Klugheit auf die heilſame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigenſucht gedient, es mögte wohl an der Zeit ſeyn, daß wir zum beſſeren Gott der Väter wiederkehrten. Was uns ſonſt wie Sonnenlicht und Lebensluft gemeines Gut geweſen, worin Alle athmeten und ſich ſonnten und alles Leben ſich gründete; das haben wir elendiglich zerriſſen und vertheilt, und ſiechen nun erbärmlich bey Kerzenlicht und mephitiſcher Stubenluft. Die großen begeiſtigenden Ideen, die vorhin die Menſchheit zuſammenhielten, hat die Entartung zerriſſen, in ein Gewimmel kleinlicher Begriffe, und jeder hat ſein Götzenbildchen zu ſich genommen, dem er in der Niſche als ſeinem Hausgeiſt räuchert. Der ſoll nun Geld und Gut verſchaffen und verborgene Schätze, darauf geht unſer Sinnen und Trachten alle die Tage unſeres Lebens. Darüber hat ſich der innerliche Krieg entzündet, den die Habſucht fort und fort ohne Stillſtand führt, daß jeder den Andern überliſtend nur für ſich erraffe, daß er zuſammenſcharre um der Luſt zu fröhnen, und unerſättliche Gier ſich zum einzigen Geſetze mache. Alle höheren Anforderungen wiſſen wir dabey mit einem Vorrath hohler, ſchöner Worte abzufertigen, und in täuſchender Perſpektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir nicht beſitzen. So iſt unſer Zuſtand ein feineres, zahmeres Fauſtrecht nur geworden, wo die Beutelſchneider ihre ritterlichen Künſte üben, und der Reſt treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird. Soll es alſo fortan mit uns beſchaffen ſeyn, dann erwarte keiner irgend Segen, auch von dem auf's Beſte beſtellten Verfaſſungswerk; dann iſt alle Hoffnung eine Thorheit, mag Moſe und die Propheten unter ſie kommen, ſie werden doch thun, was ſie gelüſtet.

Nicht alſo ſoll es in der Zukunft beſtehen: wenn wir große

Anſprüche an die Fürſten und ihre Räthe machen, dann ſoll die Forderung an uns ſelbſt nicht geringer ſeyn. Von oben herab haben die Bänder der lebendigen Schwere nachgelaſſen; von unten herauf hat der Zug der innern Wahlverwandtſchaften der Elemente ſich geſchwächt: darum iſt die große Auflöſung und Gährung in die Zeit gekommen: und Beydes muß miteinander und durcheinander wieder hergeſtellt werden, ſoll Glück und Wohlſtand wiederkehren. Die Lüge, die ihr Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menſchen gründen wollen, iſt zu Schanden worden; ſo laßt uns denn mit der alten Wahrheit und dem Guten wieder einmal es verſuchen. Bringe jeder Kraft und Liebe zu dem Vereine, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinſen ziehen; wo aber nichts iſt, kann nur Nichtiges erwachſen; und wäre die Verfaſſung übermenſchlich klug erſonnen, ſie wird ein hölzernes Gerüſte ſeyn. Was in den andern Naturreichen der Zwang zuſammenhält, das iſt in den Menſchlichen der Fügung des Willens überlaſſen; ſo laßt uns denn endlich den feſten Willen haben, und unſere Freyheit alſo unverwandt auf's Gute richten, daß ſie ſtreng wie die Nothwendigkeit erſcheint; ſogleich auch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und befängt, zur Freyheit werden. Jeder ſuche ſich zuerſt ſelbſt das Maas zu geben, daß ſeine Perſönlichkeit in umſchriebner menſchlicher Geſtalt, und nicht einer freſſenden Flamme gleich erſcheine. Bändigen wir zuerſt in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenſchaften, daß er nicht herriſch tobend allein gebiete; halten wir ſie im untern Kreiſe des Lebens eingeſchloſſen, daß ſie ſeine irdiſchen Wurzeln umſpielen und gründen den körperlichen Beſtand der Leiblichkeit. Darüber laßt uns aber pflegen den Adel unſeres Weſens in der Bruſt, Muth, Tapferkeit, Stärke und Entſchloſſenheit, Gerechtigkeit, Entſagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte ſoll dann prieſterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt; die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit; die Einſicht des höheren Geſetzes, das alle Ereigniſſe in ſich verknüpft und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geſchichte glanzreich bricht; endlich die Ueberzeugung, daß nur das Gute in ſich weſenhaft und dauernd, alles Böſe aber an ſich nichtig und vergänglich iſt. Daß jeder nun alſo auch ſein Haus beſtelle, der an den Staat Anſprüche zum Beſſern macht, wird ferner auch gefordert; denn das häusliche Verhältniß iſt der Grund alles Bürgerlichen, und es iſt nicht möglich, daß dieſes wohl gedeihe, wenn dort nicht Zucht und Ordnung herrſcht. Auch die Möglichkeit einer durchgreifenden Erziehung, an die wir ſo gern die Anſprüche verweiſen, die wir uns ſelbſt erlaſſen, iſt allein gegeben auf dieſe Bedingung hin, denn das Familienleben iſt die eigentliche Sittenſchule. Das alles, unausweichlich nothwendig, wenn es zu einem gedeiblichen Ziele kommen ſoll, läßt ſich auf dem Congreſſe nicht verhandeln noch entſcheiden; aber die Völker und die Menſchen allumher, wie ſie Zeugen geweſen ſind der großen Lehren, welche die Geſchichte der Zeit verkündigt hat, ſollen zu dieſem Zwecke im Geiſte gleichfalls zu ihrem eigenen Congreſſe verſammelt ſeyn, und dort miteinander Raths werden, was ihren Theil betrifft, und gleichfalls ihren innern Frieden und ihre Inſtitution ſchließen, während dort die Conſtitution verabredet wird. Daß es in einem wie im andern zum Beſten kommen werde, iſt von menſchlicher Schwäche nicht zu hoffen; wohl aber daß die erhebende Zeit, wie ſie viel Böſes geſehen, ſo auch viel Gutes oben und in der Tiefe gründen werde, und kein verächtliches Erbe aus ihrer Errungenſchaft überliefern den folgenden Geſchlechtern.

B. G. Niebuhr.

I. Einleitung in die römiſche Geſchichte.

(1811 und 1827.)

Ich habe es unternommen, die römiſche Geſchichte zu ſchreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Auguſtus Alleinherrſchaft über die römiſche Welt unbeſtritten anerkannt ward. Ich beginne da, wo aus zuſammentretenden Anſiedelungen verſchiedenartiger Nationen ein neues Volk entſtand; mein Ziel liegt, wo dieſes Volk Millionen zu ſich aufgenommen, und ſeine Sprache und ſeine Geſetze ihnen mitgetheilt hatte: wo es vom Aufgang bis zum Niedergang herrſchte, und das letzte der aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Königreiche eine ſeiner Provinzen geworden war. Lange, ehe in jenen Zeiten ein hiſtoriſches Andenken beſtimmter Individuen hervortritt, laſſen ſich die Formen mit Sicherheit erkennen, unter denen das Gemeinweſen beſtand: ſo feſt, und auf Jahrhunderte unvertilgbar, waren ſie Allem eingedrückt, und ſo völlig hatte der Einzelne ſein Daſeyn im Ganzen: wo die Zeit endigt, welche zu umfaſſen meine Abſicht iſt, hat ſich die Nation in eine gährende Maſſe aufgelöſt, deren entſeelte Geſtaltung täglich unkenntlicher wird, und zerfällt.

Zahllos ſind die Ereigniſſe und Veränderungen, wodurch die Römer von der einen dieſer Gränzen zur entgegengeſetzten hindurchgegangen ſind: ungeheure Schickſale, gewaltige Thaten und Männer, die es würdig waren, eine rieſenmäßige Macht zu bewegen, haben manches aus der römiſchen Geſchichte auch während der unwiſſendſten Jahrhunderte im Andenken erhalten.

Aber für die frühen Zeiten hat Dichtung einen bunten Schleyer vor die geſchichtliche Wahrheit gezogen; dann miſcht ſich eitle Erdichtung, noch häufiger als vielfach gebildete Volksſage, oft unvereinbar und leicht erkannt, aber auch wohl täuſchend angepaßt, mit dürren Chronikumriſſen, und dem ſpärlichen Gewinne eines oder zweyer ächter Hiſtoriker aus Urkunden: ſpäter, im Verhältniß, beginnt in keiner Geſchichte eigentliche Zuverläßigkeit. Es iſt aber deshalb doch nicht nothwendig, dieſe wichtigſte aller Hiſtorien für den größten Theil ihrer Dauer als hoffnungslos aufzugeben: wird nur kein Anſpruch auf ſolche vollkommne Genauigkeit im Einzelnen gemacht, wie ſie für uns wahrlich keinen Werth hat, ſo läßt ſich aus jenen ſo dunkeln Zeiträumen manches mit nicht ſchwächerer hiſtoriſcher Sicherheit ermitteln, als aus den Ereigniſſen der gleichen Zeit in Griechenland; und dieß zu erſtreben liegt uns ob.

Am vollkommenſten, mehr ſelbſt als für die Archäologie der Griechen, kann es für die innere Geſchichte und die inneren Zuſtände gelingen. Wenige Völker haben, wie die Römer, ein durch fremde Obmacht unverkürztes Leben vollendet: keines unter dieſen wenigen mit ſolcher Kraft und Fülle. Länger als irgendwo wird hier kein Element erſtickt: mannichfaltig und zahlreich vom Urſprung her, lebt jedes aus bis es abſtirbt, was aber ſich überlebt hat, wird beſeitigt; ähnliches dann gepflanzt, wo Raum ledig ward oder neuer entſtand. Und ſo erhält ſich der Staat jugendlich, der nämliche in ſeinem Weſen, ſtets ſich erneuend: bis Stockung und Stillſtand eintritt, und nun, anſtatt der unverwüſtlichen Lebensfülle, erſt Siechheit, dann tödtliche Krankheit. Aber grade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, beſtanden ſolches Ebenmaaß und ſich alſo entſprechende Verhältniſſe, daß, wo einige Spuren und Ueberreſte von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht ſind, ſich auch über andere ſichere Gewißheit ergibt, von denen es uns nicht gewährt iſt, den Schutt aufzuräumen, oder deren unterſte Grundſteine aufgeriſſen ſind. Nicht anders, als wie die Mathematik nur einiges Gegebene bedarf, um eine angeſtellte Meſſung zu entbehren.

Wie die See die Ströme, nimmt Roms Geſchichte die aller anderen Völker auf, welche früher in der Welt um das Mittelmeer genannt worden waren. Manche erſcheinen hier nur, um gleich unterzugehen; andere behaupten eine Zeitlang, meiſt kämpfend, ihr Daſeyn in der früher oder ſpäter tödtlichen Berührung. Von allen darf die Geſchichte der Römer nicht zulaſſen, daß ein Bild, welches ihren Namen beleben ſoll, der Begriff ihres Zuſtands und ihres Weſens, anderswo geſucht und leicht nicht gefunden werde; oder verſäumt, ſo daß ein leerer Name, oder leichtſinnig ergriffene Bilder, genügen: ihr liegt ob, es aufzuſtellen, ſo weit Forſchen und Sinnen es möglich machen.

Livius hatte dieſe Zwecke nicht: er ſchrieb, weil ihn die Natur mit einer höchſt glänzenden Gabe der Auffaſſung des einzeln Menſchlichen und der Erzählung ausgeſtattet hatte; mit dem Talente des Dichters, nur ohne Leichtigkeit oder Luſt zu metriſcher Rede. Er ſchrieb, nicht zweifelnd und nicht überzeugt, wie man die Wunderzeiten des Heroenalters zur Geſchichte zog; — wie dieß that, auch wer in Verhältniſſen der Gegenwart und Erfahrung nichts weniger denn leichtgläubig war, als ein ſorgloſer Glaube ungeſtört von der Kindheit an durchs Leben fortdauerte. Jene urälteſten Zeiten, wo die Götter unter den Menſchen wandeln, ſelbſt dieſe wollte er der Geſchichte nicht entſchieden abſprechen: was aus ſpäteren, nicht widerſtreitend gegen die irdiſchen Verhältniſſe unſers Geſchlechts, erzählt ward, galt ihm nur für unvollſtändiger und ungewiſſer, aber für gleichartig mit den Ueberlieferungen bewährter Geſchichte. Die Verfaſſung verſäumte er gänzlich, wo nicht innere Fehden ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie wandten; dann aber ſah und richtete er mit den Vorurtheilen der Parthey, der er von den erſten Jugenderinnerungen her anhing, gegen die, welche, gleichbenannt, ihm die nämlichen ſchienen, in denen er in den Zeiten der Verderbtheit mit Recht die Aergeren unter den kämpfenden Böſen ſah. — endlich, wenn er in den ſpäteren Büchern aus lebendiger Erzählung die unbekannten Länder, wie Britannien, beſchrieben hat, ſo ſchaffte er ſich für die älteren Zeiten keinen Begriff von Völkern und Staaten.

Er ſuchte die Ausartung ſeines Zeitalters zu vergeſſen an der Vergegenwärtigung des Herrlichen vergangener Zeiten; und die behagliche Sicherheit, worin die ermüdete Welt wieder aufathmete, mußte ihm mitten in ſeiner Wehmuth wohl thun, wenn er die entſezlichen Ereigniſſe der Bürgerkriege darſtellte: er wollte ſeiner Nation ihre bis dahin ſtammelnd erzählten und verkannten Thaten verherrlichen und bekannt machen: und er verlieh ihrer Literatur ein coloſſaliſches Meiſterwerk, dem die griechiſche in dieſer Art nichts vergleichen konnte, wie keine neuere ihm ein ähnliches an die Seite ſtellen wird. Kein Verluſt, der uns in der römiſchen Litteratur getroffen, iſt mit dem ſeiner untergegangenen Bücher zu vergleichen.

Aber wären ſie erhalten, ſo würden wir dennoch veranlaßt ſeyn, eine römiſche Geſchichte zu bilden, wie ſie für uns Bedürfniß iſt: denn, damit die einer ganz vergangenen Zeit es für uns eben ſo ſey, wie die einer erlebten, damit die römiſchen Helden und Patrioten nicht wie Miltons Engel, ſondern als Weſen von unſerm Fleiſch und Blut vor uns erſcheinen, bedürfen wir nun mehr und Anderes, neben dem, was wir bei ihm unerreichbar erzählt leſen; und läßt es ſich verkennen, daß ſogar Manches von dieſem nun nach achtzehnhundert Jahren dem Gedächtniß auch des theilnehmendſten Leſers ſich doch nicht einprägen kann? Die Bedürfniſſe einer fremden Zeit, möchte man ſie auch höher ſezen, als die eigene, ſich erkünſteln; die, welche man wirklich hat, ſich abläugnen und nicht gewähren wollen, das macht hülflos und freudenlos, und iſt kindiſch. Mit Livius als Geſchichtſchreiber wetteifern zu wollen; zu wähnen, es ließen ſich die verlornen Theile ſeines Werks erſezen, wenn nur der Stoff reichlicher wäre, würde lächerlich ſeyn. Aber das iſt kein vermeſſener Gedanke, es zu unternehmen, abgeriſſene ſtehenden Jüngling, wie Du es biſt, keinen andern Beruf lieber und ärmliche Nachrichten mit Sorgfalt und Anſtrengung ſo zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für die Zeiträume, wo uns ein Beſſeres fehlt, im Weſentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoff leicht entſteht.

Wie weit es gelinge, darüber waltet höhere Macht. Aber den Forſchungen in dieſer Geſchichte verdanke ich die lebensvollſten Tage meiner blühenden Jahre; und wie die Fortſetzung des Werks mein Alter nicht minder erfüllen wird, als Livius Schöpfung das ſeinige, ſo verbürgt ſie mir auch deſſen Friſchheit und Heiterkeit. Wer Verſchwundenes wieder ins Daſeyn zurückruft, genießt die Seligkeit des Schaffens: es wäre ein Groſſes, wenn es gelingen könnte, für die, welche mich leſen, den Nebel zu zerſtreuen, der auf dieſem vornehmſten Theil der alten Geſchichte liegt, und lichte Helle zu verbreiten: daß ihnen die Römer klar, verſtändlich, vertraut wie Zeitgenoſſen, mit ihren Einrichtungen und ihrer Geſchichte vor dem Blick ſtehen, leben und weben.

II. An einen Studioſen der Philologie.

(1822.)

Als mir Deine liebe Mutter ſchrieb, daß Du eine entſchiedene Neigung für philologiſche Studien zeigteſt, äußerte ich ihr meine Freude darüber, und bat ſie und Deinen Vater, dieſe Neigung ja nicht durch andere für Dich entworfene Lebenspläne zu ſtören. Ich glaube ihr geſagt zu haben, da Philologie die Einleitung zu allen andern Studien ſey, ſo bereite ſich der, welcher in den Schuljahren dieſe Disciplin mit dem Eifer treibe, als ſolle ſie ſeinen vollen Lebenslauf ausmachen, zu jeder andern, die er auf der Univerſität wählen möchte; und dann iſt mir Philologie ſo theuer, daß ich einem mir ſo lieben und nahewünſchen möchte, als eben ſie. Es giebt keinen friedlicheren und keinen heitereren, keinen, der durch die Art ſeiner Pflichten und ſeiner Ausübung, die Herzens- und Gewiſſensruhe beſſer ſichere: und wie manchesmal habe ich mit Wehmuth beklagt, daß ich dieſen verlaſſen und in ein bewegtes Leben übergegangen bin, welches vielleicht ſelbſt in meinem beginnenden Alter zu keiner dauernden Ruhe gelangen wird. Das Amt namentlich eines Schullehrers iſt vollkommen ehrwürdig, und ungeachtet aller Uebel, die ſeine idealiſche Schönheit ſtören, für ein edles Herz wahrlich einer der glücklichſten Lebenspfade: es war dies einſt mein ſelbſtgewähltes Lebensziel, und man hätte mich nur immer ihm nachgeben laſſen ſollen. Ich weiß ſehr wohl, daß ich jetzt, verwöhnt durch die große Sphäre, worin ich mein thätiges Leben zugebracht, nicht mehr dafür taugen würde: aber wem ich ſo herzlich und redlich wohl will wie Dir, dem wünſche ich, daß er ſich nicht ſo verwöhnen, noch von der Stille und dem ſichern engen Kreiſe wegſehnen möge, in dem ich, wie Du, meine Jugend verlebt habe.

Deine liebe Mutter ſchrieb mir, Du wünſchteſt mir eine Arbeit vorzulegen, um mir Deinen Fleiß zu beurkunden und mich in Kenntniß zu ſetzen, welche Fortſchritte Du ſchon gemacht habeſt. Ich bat ſie, Dich dazu aufzumuntern, nicht allein um Dir und den Deinigen einen Beweis des treuen Antheils zu geben, den ich an Dir nehme; ſondern auch, weil ich gerade in der Philologie das Ziel beſtimmt genug kenne, und die Pfade, welche dahin führen, ſowie die täuſchenden Irrwege, um den, der einen von jenen zu betreten das Glück gehabt, beſtärken zu können, daß er ihn nicht verlaſſe, und den, der in Gefahr iſt ſich zu verirren, mit voller Ueberzeugung zu warnen, und ihm zu ſagen, wohin er gerathen müſſe, wenn er nicht ablenke. Ich ſelbſt bin meinen Weg größtentheils ohne Führer, und leider auch wohl gegen die nur zu ſchonend gegebenen Winke derer, die es hätten ſeyn können, durch manches Dornendickicht gewandelt. Zum Glück, und Gott ſey es gedankt, habe ich das

Ziel nie aus den Augen verloren und die Richtung wieder gefunden: aber ich wäre ihm viel näher gekommen, und mit weniger Trübſal, wenn man mir den Weg gewieſen hätte. Ich weiß ſehr wohl, daß es hauptſächlich aus Schonung unterblieben iſt; einer oder der andere hat auch wohl die Mühe geſcheut, ſich einem Knaben im widerſpenſtigen Lebensalter verſtändlich zu machen. Ich weiß auch wohl, daß mir ein nicht mit meiner Neigung übereinſtimmender Rath wohl nicht geſchmeckt hätte; aber wäre er von einem Berufenen gegeben worden, ich hätte ihn gewiß zu Herzen genommen, und es wäre mir jetzt viel werth, wenn er mir gekommen wäre: ſelbſt herbe und bis auf's Blut verwundend.

Ich ſage Dir mit Vergnügen und kann es mit Wahrheit thun, daß Deine Arbeit ein rühmliches Zeugniß für Deinen Fleiß iſt, und daß es mich ſehr freut zu ſehen, wie viel Du in den mehr als ſechs Jahren, da wir uns zum letztenmal ſahen, gearbeitet und gelernt haſt. Ich ſehe, daß Du viel geleſen haſt, und mit Wißbegierde und Aufmerkſamkeit. Zuerſt aber muß ich Dich nun unverholen bitten, Dein Latein zu prüfen und Dich zu überzeugen, daß es Dir auf dieſem Puncte fehlt. Ich will Dir einige grammatiſche Fehler nicht aufmutzen; über dieſen Punct bin ich ganz der Meinung meines lieben ſeeligen Spalding, den dieſe in der Schule am wenigſten ungeduldig machten, wofern nur ihre Anzeichnung fruchtete, ſie allmählich auszutilgen. Schlimmer iſt, daß Du mehr als einmal mit den Perioden ſtecken bleibſt: daß Du Worte im unrichtigen Sinne brauchſt; daß dein Styl aufgedunſen und ohne Haltung iſt; daß Du mit den Metaphern unlogiſch verfährſt.

Du ſchreibſt nicht einfach genug, um einen Gedanken, der dir klar vor Seele ſteht, ohne Prätenſion auszudrücken. Daß Du nicht reich und geründet ſchreiben kannſt, iſt kein Tadel: denn obgleich es, beſonders in frühern Zeiten, einige gegeben, die durch beſonders glückliche Leitung eines beſondern Talents dies in Deinem Alter wohl gekonnt, ſo iſt dieſe Vollkommenheit der Regel nach nicht einmal möglich. Fülle und Reiſe des Ausdrucks ſetzt eine Reiſe der Seele voraus, welche nur der Lauf der Entwickelung bringt. Aber was man immer kann und immer ſoll, iſt, nicht nach einem Schein von mehr trachten, als man vermag, und ſchlicht und recht denken und ſich ausdrücken. Hier alſo nimm von mir eine heilſame Regel an. Wenn Du lateiniſche Aufſätze machſt, ſo denke Dir, was Du ſagen willſt, mit der größten Beſtimmtheit, deren Du fähig biſt, und faſſe es in den anſpruchloſeſten Ausdruck. Studiere den Periodenbau der großen Schriftſteller und übe Dich manchmal, einzelne nachzubilden, überſetze die Stücke ſo, daß Du die Perioden auflöſt und wenn Du ſie zurücküberſetzeſt, ſo ſuche die Perioden herzuſtellen: eine Uebung, wozu Du ja der Leitung deines Lehrers nicht bedarfſt: aber thue es nur als Vorübung für den Gebrauch einer reiferen Zeit. Wenn Du ſchreibſt, ſo forſche ängſtlich, ob Deine Sprache von Einer Farbe iſt: es gilt mir gleich, ob Du Dich an die von Cicero und Livius, oder an die von Tacitus und Quintilian bindeſt; aber Einen Zeitraum mußt Du Dir wählen; ſonſt entſteht ein buntſchäckiges Weſen, welches den ordentlichen Philologen eben ſo ärgert, als ob man Deutſch von 1630 und 1800 unter einander mengte. Suche der Kunſt habhaft zu werden, die Sätze zu verbinden, ohne die alles angebliche Latein eine wahre Marter für den Leſer iſt. Und ganz beſonders ſieh' bei den Metaphern genau zu: was darin nicht ganz tadellos iſt, iſt unausſtehlich, und eben daher iſt Lateinſchreiben eine ſo herrliche Schule alles guten Styls: und nächſt dem Latein das Franzöſiſche, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutſche in ſeiner eigenen Sprache ſo fatal gleichgültig iſt.

Du haſt ſehr Recht gehabt, die beiden entworfenen Aufſätze, deren du erwähnſt, nicht zu ſchicken, weil du unmöglich etwas Geſundes darüber ſagen kannſt.

Einzelne Abhandlungen laſſen ſich nicht ſchreiben, ehe man das Ganze, in dem ihr Gegenſtand enthalten iſt, anſchaulich

kennt, und in demſelben bewandert iſt, und ehe man von allen Beziehungen dieſes Einzelnen zu anderen Complexen eine genügende Kenntniß hat. Ein andres iſt, daß man vom Einzelnen zum Allgemeinen kommen muß, um ein zuſammengeſetztes Ganze wahrhaft kennen zu lernen. Und dabey braucht man keine ſyſtematiſche Ordnung zu befolgen, ſondern kann zufälligen Neigungen nachgeben, vorausgeſetzt, daß man umſichtig verfährt, und die Lücken nicht überſieht, welche zwiſchen den einzelnen Theilen bleiben. Ich habe das eigentliche Studium der alten Geſchichte mit Polybius angefangen, und kannte die Zeit des Kleomenes früher genau als die des Perikles: aber ich wußte, daß meine Kenntniß objectiv ein kleines Stückwerk war, und daß ich unendlich mehr gelernt haben müßte, ehe es mir auch nur einfallen dürfe eine Materie zu bearbeiten, die durch viele Zeiträume hindurch ginge, die ich dürftig kannte und unendlich viele Beziehungen hätte, von denen ich eigentlich gar keinen wahren Begriff hatte. Ich arbeitete immer fort, und wenn ich kann, arbeite ich noch täglich, um mir eine lebendige Anſchauung des Alterthums zu erringen. Du haſt über die Römiſchen Colonieen und ihren Einfluß auf den Staat zu ſchreiben unternommen. Es iſt aber ganz unmöglich, daß Du von den Römiſchen Colonien auch nur einen halb richtigen Begriff haben kannſt, und um über ihren Einfluß auf den Staat zu reden, müßteſt Du nicht nur in die Römiſche Verfaſſung Einſicht haben, und die Römiſche Geſchichte genau kennen, ſondern Politik und Geſchichte der Politik verſtehen, welches alles noch unmöglich iſt. Wenn ich Dir dies ſage, ſo ſetze ich Dir hinzu, daß in Deinem Alter keiner von uns allen, die wir uns Philologen nennen dürfen, über dieſen Gegenſtand hätte arbeiten können; ja nicht einmal Grotius oder Scaliger und Salmaſius, die ſo viel früher als irgend einer von uns vortreffliche Grammatiker wurden. Noch weniger paßt der zweite von Dir erwähnte Gegenſtand für Dich. Du mußt genug vom Alterthum wiſſen um auch zu wiſſen, daß die Philoſophie der Jünglinge bis zu einem weit reiferen Alter als das Deinige, im ſchweigenden Hören, im Beſtreben zu begreifen und zu lernen beſtand. Du kannſt die Fakta nicht ordentlich wiſſen, noch weit weniger aber ein allgemeines Raiſonnement, wenn wir auch das Wort „philoſophiſch“ ſchenken, über ganz einzelne, großentheils problematiſche anſtellen. Lernen, mein Lieber, gewiſſenhaft lernen: immerfort ſeine Kenntniſſe prüfen und vermehren, das iſt unſer theoretiſcher Beruf fürs Leben, und er iſt es am allermeiſten für die Jugend, die das Glück hat, ſich dem Reiz der neuen intellectuellen Welt, welche ihr die Bücher geben, ungehindert überlaſſen zu können. Wer eine Abhandlung ſchreibt, er mag ſagen, was er will, macht Anſpruch zu lehren, und lehren kann man nicht ohne irgend einen Grad von Weisheit, welche der Erſatz iſt, den Gott für die hinſchwindende Jugendſeeligkeit giebt, wenn wir ihr nachſtreben. Ein weiſer Jüngling iſt ein Unding. Auch ſage man nicht, daß man ſolche Ausarbeitungen für ſich ſelbſt macht, um einen einzelnen Gegenſtand zu ergründen. Wer es in dieſer Abſicht thut, handelt verkehrt und ſchadet ſich. Fragmentariſch ſchreibe er ſich nieder, was er durchdacht hat; er ſetze ſich nicht hin um beim Schreiben zu denken. Wer in ein geründetes Ganze bringen will, was auch nicht den Schatten einer Vollendung haben kann, weder innerer noch äußerer, der ſetzt ſich in die allergrößte Gefahr, ſich mit Schein und Oberflächlichkeit zu begnügen, und eine ſehr ſchlechte und verderbliche Fertigkeit im ſchlechten Schreiben anzunehmen. Heil dem jungen Baum, der in gutem Boden und günſtiger Lage gepflanzt, von ſorgſamer Hand in geradem Wuchs erhalten wird, und kernhaftes Holz bildet! Fördert übermäßige Bewäſſerung ſeinen Wuchs und iſt er ſchwach und weich, den Streichen des Windes ohne Schutz und Haltung ausgeſetzt, ſo wird ſein Holz ſchwammig und ſein Wuchs ſchief für ſeine ganze Lebensdauer.

Das Alterthum iſt einer unermeßlichen Ruinenſtadt zu vergleichen, über die nicht einmal ein Grundriß vorhanden iſt, in der ſich jeder ſelbſt zurecht finden und ſie begreifen lernen muß, das Ganze aus den Theilen, die Theile aus ſorgfältiger Vergleichung und Studium, und aus ihrem Verhältniß zum Ganzen. Wenn jemand, der nur einen Anſtrich von architektoniſchen Kenntniſſen hat, von Hydroſtatik gar nichts weiß, den größten Theil der Ruinen Roms kaum geſehen, außer Rom nun vollends gar nichts, wenn ein ſolcher über die Ruinen der Waſſerleitungen ſchreiben wollte, der würde etwas machen wie ein Schüler, der über einen Zweig der Alterthumskunde diſſertirt.

Du haſt alſo ſehr wohlgethan, eine exegetiſche Ausarbeitung vorzuziehen. Hiezu aber gebe ich die Bemerkung, daß ein Schüler ſich innerhalb ſeiner Gränzen halte: d. h. ein Schüler glaube ja nicht, daß er zu den Erklärungen eines Werks, welches von Meiſtern bearbeitet iſt, noch etwas hinzufügen könne.

Die Exegeſe iſt eben die Frucht des vollendeten Studiums; bei ihr wird aus der Fülle der umfaſſenden Kenntniſſe beides der Sprache und der Sachen gegeben: ſie iſt nichts anders als Ausdruck des Verſtändniſſes, wie, wo nicht die Zeitgenoſſen, doch wenigſtens die etwas ſpäteren Nationen, für die ſchon die flüchtigen Beziehungen des Augenblicks verloren waren, verſtanden, und dazu gehört ein reifer durchgearbeiteter Verſtand, wie eine unendliche Menge von einzelnen Notizen. Der Schüler ſoll nur zeigen, daß er richtig verſtanden, und das Weſentliche aus den Commentatoren mit Angabe, woher er es genommen, ausziehen.

Wozu ich Dich, mein Lieber, vor allen Dingen ermahne, iſt, Deinen Sinn zu aufrichtiger Ehrfurcht gegen das Vortreffliche zu reinigen. Es iſt die beſte Ausſtattung des jugendlichen Gemüths, die ſicherſte Leitung.

Ich muß Dir nun noch Einiges über die Manier Deiner Schreibart ſagen. In dieſer herrſcht zu viel Wortſchwall und Du brauchſt oft verkehrte Metaphern. Glaube nicht, daß ich unbilligerweiſe einen gemachten Styl fodere; den fodere ich ſo wenig von Dir als von irgend einem Deines Alters; ich warne aber vor einer falſchen Manier. Alles Schreiben ſoll nur Ausdruck des Gedankens und der Rede ſeyn; man muß entweder ſo ſchreiben, wie man wirklich eine nicht unterbrochene Rede führt, die den ächten Gedanken genau und vollkommen ausdrückt, oder ſo wie man ſprechen würde, wenn man ſich in Verhältniſſen zum Reden aufgefordert fände, in denen man ſich allerdings im wirklichen Leben nicht befindet, aber im gegebenen Fall als Schriftſteller. Vom Denken muß alles ausgehen, und der Gedanke muß das Wortgebäude bilden: daß man dies könne, dazu muß man Sprachſtudium anwenden, ſein Gedächtniß mit reichem Vorrath an Worten und Redensarten ausſtatten, ſey es in der Mutterſprache, ſey es in fremden, lebenden oder todten: jene ſich ſcharf definiren, dieſe in ihrem eigentlichen Sinne, in ihren Gränzen feſtſtellen. Die Schreibübungen des Knaben und Jünglings ſollen und dürfen keinen andern Zweck haben als Entwickelung ſeines Denkens, Bereicherung und Reinigung der Sprache. Genügen uns unſere Gedanken nicht: drehen und krümmen wir uns im Gefühl unſerer Dürftigkeit, ſo wird uns das Schreiben entſetzlich ſauer, und wir werden den Muth kaum erhalten. Dies war mein Fall in Deinem Alter und noch lange nachher. Niemand war, der in meine Noth eingegangen wäre und mir geholfen hätte — was am Anfang des Jünglingsalters leicht geſchehen kann. Dieſe Noth empfindet man nicht, wenn man eine Manier annimmt: denn man hat die äußere Geſtalt, die ſich nicht ergeben will, wenn man von innen heraus arbeitet: oder wenigſtens glaubt man ſie zu haben, und findet vielleicht auch Andere, die ſich vom Schein täuſchen laſſen: freilich nicht die Kundigen. Aber mit einer Manier verliert man alle Wahrheit und allmählich alle Fähigkeit, etwas Tüchtiges und Selbſtſtändiges hervorzubringen. Um einen Anſchein von Fülle zu geben, iſt das Ganze nichts als ein hohles Weſen: alle eigne Gedanken werden verdreht und werthlos, man zählt ſich zu denen, welchen ähnlich zu ſehen man ſich einbildet, und iſt doch gar nichts, und ſinkt zur ſchlechteſten Klaſſe der Nachahmer herab.

Mit einiger Fähigkeit Aeußerlichkeiten aufzufaſſen, muß es ſehr leicht ſeyn, in eine Manier hineinzukommen, aber ſich von ihr zu befreien, wenn man das Unglück gehabt, ſich damit zu befangen, äußerſt ſchwer. Die Schwierigkeit, ſeine Gedanken zu entwickeln und darzuſtellen, iſt um nichts vermindert, wenn man zur Einſicht kommt, wohl aber hat man gegen die ſchlechte Gewohnheit zu kämpfen, und ſelten, ſelten wird jemand dieſen doppelten Kampf beſtehen. Nicht ohne heroiſche Anſtrengungen wird man, wenn man lange darin beharrt, ſich davon losmachen können. Ich fodere Dich alſo um ſo dringender auf, dieſen Weg gänzlich aufzugeben und ihn künftig aufs ſorgfältigſte zu vermeiden. Zur Manier gehören auch alle wortreiche und inhaltsſchwere Entwickelungen, mit dem falſchen Anſpruch an eine tiefe Einſicht in den Geiſt des Dichters.

Vor allen Dingen aber müſſen wir in den Wiſſenſchaften unſere Wahrhaftigkeit ſo rein erhalten, daß wir abſolut allen falſchen Schein fliehen, daß wir auch nicht das allergeringſte als gewiß ſchreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt ſind, daß wir nicht, wo wir Vermuthung ausſprechen müſſen, alles anſtrengen, um den Grad unſeres Wahrhaltens anſchaulich zu machen: wenn wir eingeſehene Fehler, die ſchwerlich jemand entdeckt, nicht ſelbſt anzeigen, wo es möglich iſt: wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angeſicht ſagen können — ich habe wiſſentlich, und nach ſtrenger Prüfung, nichts geſchrieben, was nicht wahr iſt, und weder über uns ſelbſt noch über Andere in nichts getäuſcht, unſern verhaßteſten Gegner in keinem anderen Lichte gezeigt, als wir es in unſerer Todesſtunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, ſo machen Studium und Litteratur uns ruchlos und ſündig.

Hierin bin ich mir bewußt, nichts von Andern zu fordern, wovon ein höherer Geiſt, der in meiner Seele läſe, mir vorwerfen könnte, irgend einmal das Gegentheil gethan zu haben. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit, verbunden mit Anſchauung deſſen, was man in der Philologie ſeyn kann und ſoll, wenn man öffentlich auftreten will, und mit Ehrfurcht vor den Meiſtern, machte mich noch lange nach dem Jünglingsalter ſo ſcheu mit einer Schrift zu erſcheinen; — vielmals von den Theuerſten nicht ohne Vorwürfe aufgefodert, fühlte ich, daß meine Stunde noch nicht gekommen war, die allerdings bei anderer Richtung meines Lebens um mehrere Jahre früher hätte kommen können.

Ich bin hierin ſo ſtreng, daß ich die ganz gewöhnliche Sitte Citate zu übernehmen, wenn man ſie verificirt hat, ohne den zu nennen, wo wir ſie gefunden, abſolut mißbillige, und mir nie erlaube, wie läſtig auch die doppelte Anführung iſt. Wenn ich eine Stelle ſchlechthin citire, ſo habe ich ſie ſelbſt gefunden. Wer anders handelt, der giebt ſich das Anſehen einer größeren Beleſenheit als ihm zukommt.

Andere mögen weniger ſtreng ſeyn, ohne daß ich ſie tadeln darf, wenn ich annehmen kann, daß es ihnen wirklich völlig gleichgültig ſey, ob man ihnen ein tieferes Studium zutraue, als ſie gemacht: oder wenn ſie vorausſetzen, wie es einige thun, daß es ſich verſtehe, die meiſten Citationen würden aus Nachweiſungen übernommen. Aber von dem Jüngling fodere ich ſchlechterdings und unnachläßlich, wäre es auch nur als Tugendübung, die allerängſtlichſte litterariſche Wahrhaftigkeit wie jede andere, damit ſie vollkommen zur Natur werde, oder vielmehr die Wahrhaftigkeit in der Natur bleibe, die Gott in ſie gelegt hat. Mit ihr allein kämpft man ſich durch die Welt; die Stunde, in der mein Marcus eine Unwahrheit ſagte, oder ſich den Schein eines Vorzugs gäbe, den er nicht hätte, würde mich ſehr unglücklich machen: es wäre der Fall im Paradieſe.

Ich komme jetzt zu einem andern Theil meines Geſchäftes, Dir Rath zu geben. Ich wollte, Du hätteſt keine ſo große Freude an Satiren, nicht einmal an den Horaziſchen. Wende Dich zu den Werken, die das Herz erheben, in denen Du große Menſchen und große Schickſale ſiehſt, und in einer höhern Welt lebſt; wende Dich ab von denen, welche die verächtliche und niedrige Seite gemeiner Verhältniſſe und geſunkener Zeiten darſtellen. Sie gehören nicht für den Jüngling, und im Alterthum hätte man ſie ihm nicht in die Hände kommen laſſen. Homer, Aeſchylus, Sophokles, Pindar, das ſind die Dichter des Jünglings, das ſind die, an denen die großen Männer des Alterthums ſich nährten, und welche, ſo lange Litteratur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele für's Leben veredeln werden. Horazens Oden, als Abbild Griechiſcher Muſter, thun dem Jüngling auch wohl und es iſt ſchlimm, daß eine Geringſchätzung ihrer ſich verbreitet hat, die nur bei einer kleinen Anzahl von Meiſtern befugt und nicht ſchnöde iſt. In den Sermonen iſt Horaz eigenthümlich und geiſtreicher, aber wer ſie zu leſen verſteht, lieſt ſie mit Wehmuth; wohlthätig können ſie durchaus nicht wirken. Man ſieht einen edeln Menſchen, der aber aus Neigung und Reflexion ſich eine unglückliche Zeit behaglich zu machen ſucht und ſich einer ſchlechten Philoſophie ergeben hat, die ihn nicht hindert edel zu bleiben, aber zu einer niedrigen Anſicht herabſtimmt. Seine Moral beruht nur auf dem Princip des Schicklichen, Wohlanſtändigen, Vernünftigen: erklärt er doch das Heilſame (um den günſtigſten Ausdruck zu wählen) für die Quelle des Begriffs vom Recht. Schlechtigkeit erweckt in ihm Mißbehagen und reizt ihn: nicht zum Zorn, ſondern zur leichten Züchtigung. Der Sinn für Tugend, welcher zur Verfolgung des Laſters hinreißt, erſcheint gar nicht in ihm, den wir nicht nur in Tacitus, auch in Juvenal ſehen, und bei dieſem bis zum Entſetzlichen. Juvenal aber darfſt Du, wenige Stücke ausgenommen, ſchlechterdings noch nicht leſen; und Du verlierſt dabey nichts: denn wenn Du ihn auch leſen dürfteſt, ſo frommte es Deinem Alter nicht, bei'm Anblick des Laſters zu verweilen, anſtatt große Gedanken nachzudenken.

Zu jenen Dichtern und unter den Proſaikern zu Herodot, Thucydides, Demoſthenes, Plutarch, Cicero, Livius, Cäſar, Salluſt, Tacitus, zu dieſen bitte ich Dich dringend Dich zu wenden, Dich ausſchließlich an ſie zu halten. Lies ſie nicht um äſthetiſche Reflexionen über ſie zu machen, ſondern um Dich in ſie hineinzuleſen, und Deine Seele mit ihren Gedanken zu erfüllen, um durch die Lectüre zu gewinnen, wie Du durch das ehrerbietige Zuhören bei der Rede großer Männer gewinnen würdeſt. Das iſt die Philologie, die der Seele Heil bringt, und gelehrte Unterſuchungen, wenn man dahin gekommen iſt, ſie machen zu können, bleiben immer das niedere. Wir müſſen die Grammatik (im alten Sinn) genau inne haben: wir müſſen alle Diſciplinen der Alterthumswiſſenſchaft ſo weit erwerben, als es uns möglich iſt. Aber wenn wir auch die glänzendſten Emendationen machen, und die ſchwerſten Stellen vom Blatt erklären können, ſo iſt es nichts und bloße Kunſtfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben: wie ſie fühlen und denken.

Zum Studium der Sprache empfehle ich Dir vor Allen Demoſthenes und Cicero. Nimm von jenem die Rede **pro Corona**, von dieſem die **pro Cluentio**, und lies ſie mit aller Sammlung, deren Du fähig biſt, dann gehe ſie ſo durch, daß Du Dir von jedem Worte, von jeder Phraſe Rechenſchaft gebeſt: entwirf Dir ein **Argumentum**: ſuche Dir alle hiſtoriſchen Umſtände klar zu machen und in Ordnung zu legen. Das wird Dir eine unendliche Arbeit machen, und daraus lernt man, wie wenig man noch wiſſen kann, und folglich weiß. Wende Dich dann an Deinen Lehrer, nicht um ihn mit unerwartet ſchweren Aufgaben zu überraſchen, — denn es giebt z. B. in der **Cluentiana** factiſche Schwierigkeiten, die man, bei der anhaltendſten Vertraulichkeit doch nur durch Hypotheſen löſen kann, die ſich keinem Gelehrten augenblicklich darbieten — ſondern damit er die Freundlichkeit habe für Dich nachzuſchlagen und nachzudenken, wo Deine Kräfte und Hülfsmittel erſchöpft ſind. Entwickele Dir in der **Cluentiana** das Syſtem der Anklage. Sammle Dir Worte und Ausdrücke, beſonders Epitheta mit ihren Hauptwörtern und den Kern der Translationen. Ueberſetze, bringe nach einigen Wochen das Ueberſetzte wieder in die Originalſprache.

Neben dieſer grammatiſchen Arbeit lies einen jener großen Schriftſteller nach dem andern mit größerer Freiheit: aber nach der Vollendung eines Buches, oder eines Abſchnitts, rufe Dir das Geleſene ins Gedächtniß zurück und zeichne Dir den Inhalt in der größten Kürze an. Zeichne Dir dann auch Ausdrücke und Redensarten auf, die Dir beſonders wieder gegenwärtig werden, ſo wie man jedes neugelernte Wort gleich aufſchreiben, und den Zettel am Abend wieder durchleſen muß.

Laß für jezt Kritiker und Emendatoren ungeleſen. Die Zeit wird ſchon kommen, wo Du ſie mit Nutzen ſtudieren wirſt. Erſt muß der Maler zeichnen können, ehe er anfängt Farben zu gebrauchen, und er muß die gewöhnlichen Farben behandeln können, ehe er ſich für oder wider den Gebrauch der Laſuren entſcheidet. — Vom Schreiben habe ich Dir ſchon geredet. Laß das buntſchäckige Leſen, ſelbſt der alten Schriftſteller: es giebt auch unter ihnen gar viele ſchlechte. Aeolus ließ nur den einzigen Wind wehen, der Odyſſeus ans Ziel führen ſollte, die übrigen band er: gelöſt und durch einander fahrend bereiteten ſie ihm endloſe Irre.

Die Geſchichte ſtudiere doppelt: nach den Perſonen, und nach den Staaten: mache Dir häufig ſynchroniſtiſche Ueberſichten.

Die Lehren, welche ich Dir gebe, würde ich jedem, der an Deiner Stelle wäre, ertheilen. Den Tadel würde ich ſehr Vielen zu geben haben. Glaube ja nicht, daß ich dies nicht weiß, und daß ich Dir Deinen Fleiß nicht gerne und nicht nach Verdienſt anrechne.

Das Studium, welches ich von Dir fodere, iſt ſehr unſcheinbar, geht langſam, und es wird Dich vielleicht niederſchlagen, noch eine lange Reihe von Lehrjahren vor Dir zu ſehen. Aber, Lieber, wahrhaft lernen, und wahrhaft gewinnen, iſt das wahre Gut des theoretiſchen Lebens, und unſere Lebenszeit iſt ſo kurz nicht. Wie lang ſie aber auch iſt, haben wir immerfort zu lernen! Gottlob, daß dem ſo iſt.

Und nun ſegne Gott Deine Arbeiten, und gebe Dir den rechten Sinn, damit Du ſie zu Deinem eignen Heil und Glück führeſt, zur Freude Deiner Eltern und unſrer Aller, denen Deine Tugend und Achtungswürdigkeit redlich am Herzen liegt.

Heinrich von Kleiſt.

Michael Kohlhaas.

(1810.)

An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler Namens **Michael Kohlhaas**, Sohn eines Schulmeiſters, einer der rechtſchaffenſten zugleich und entſetzlichſten Menſchen ſeiner Zeit. — Dieſer außerordentliche Mann würde bis in ſein dreißigſtes Jahr für das Muſter eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er beſaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er ſich durch ſein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder die ihm ſein Weib ſchenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitſamkeit und Treue; nicht Einer war unter ſeinen Nachbarn, der ſich nicht ſeiner Wohlthätigkeit, oder ſeiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz die Welt würde ſein Andenken haben ſegnen müſſen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeſchweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einſt, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland, und überſchlug eben, wie er den Gewinnſt, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils nach Art guter Wirthe auf neuen Gewinnſt, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an die Elbe kam, und bei einer ſtattlichen Ritterburg, auf ſächſiſchem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er ſonſt auf dieſem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig ſtürmte, mit den Pferden ſtill, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Geſicht aus dem Fenſter ſah. Der Roßhändler ſagte, daß er ihm öffnen ſolle. Was giebts hier neues? fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hauſe trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieſer, indem er aufſchloß: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, ſagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und ſah ſich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Iſt der alte Herr todt? — Am Schlagfluß geſtorben, erwiederte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — Hm! Schade! verſetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der ſeine Freude am Verkehr der Menſchen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalf, und einen Steindamm einſt bauen ließ, weil mir eine Stute, draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! was bin ich ſchuldig? — fragte er; und holte die Groſchen, die der Zollwärter verlangte, mühſelig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter,“ ſetzte er noch hinzu, da dieſer hurtig! hurtig! murmelte, und über die Witterung fluchte: „wenn der Baum im Walde ſtehen geblieben wäre, wär's beſſer geweſen, für mich und euch;“ und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme ſchon: halt dort, der Roßkamm! hinter ihm vom Thurm erſcholl, und er den Burgvoigt ein Fenſter zuwerfen und zu ihm herabeilen ſah. Nun, was giebts Neues? fragte Kohlhaas bei ſich ſelbſt, und hielt mit den Pferden an. Der Burgvoigt, indem er ſich noch eine Weſte über ſeinen weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, ſchief gegen die Witterung geſtellt, nach dem Paßſchein. — Kohlhaas fragte: der Paßſchein? Er ſagte, ein wenig betreten, daß er, ſo viel er wiſſe, keinen habe: daß man ihm aber nur beſchreiben möchte, was dies für ein Ding des Herrn ſey: ſo werde er vielleicht zufälligerweiſe damit verſehen ſeyn. Der Schloßvoigt, indem er ihn von der Seite anſah, verſetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnißſchein kein Roßkamm mit Pferden über die Gränze gelaſſen würde.

Der Roßkamm verſicherte, daß er ſiebzehn Mal in ſeinem Leben, ohne einen ſolchen Schein, über die Gränze gezogen ſey; daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die ſein Gewerbe angingen, genau kenne; daß dies wohl nur ein Irrthum ſein würde, wegen deſſen er ſich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da ſeine Tagereiſe lang ſey, nicht länger unnützerweiſe hier aufhalten möge. Doch der Voigt erwiederte, daß er das achtzehntemal nicht durchſchlupfen würde, daß die Verordnung deshalb erſt neuerlich erſchienen wäre, und daß er entweder den Paßſchein noch hier löſen, oder zurückkehren müſſe, wo er hergekommen ſey. Der Roßhändler, den dieſe ungeſetzlichen Erpreſſungen zu erbittern anfingen, ſtieg nach einer kurzen Beſinnung vom Pferde, gab es einem Knecht, und ſagte, daß er den Junker von Tronka ſelbſt darüber ſprechen würde. Er ging auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderläſſen derſelben murmelte; und beide traten, mit ihren Blicken einander meſſend, in den Saal. Es traf ſich, daß der Junker eben mit einigen muntern Freunden beim Becher ſaß, und um eines Schwanks willen ein unendliches Gelächter unter ihnen erſcholl, als Kohlhaas, um ſeine Beſchwerde anzubringen, ſich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als ſie den fremden Mann erblickten, wurden ſtill; doch kaum hatte dieſer ſein Geſuch, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß ſchon: Pferde? wo ſind ſie? ausrief, und an die Fenſter eilte, um ſie zu betrachten. Sie zogen, da ſie die glänzende Koppel ſahen, auf den Vorſchlag des Junkers in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvoigt und Verwalter und Knechte verſammelten ſich um ſie und alle muſterten die Thiere. Der eine lobte den Schweißfuchs mit der Bleſſe, dem andern gefiel der Kaſtanienbraune, der dritte ſtreichelte den Schecken mit ſchwarzgelben Flecken; und Alle meinten, daß die Pferde wie Hirſche wären, und im Lande keine beſſern gezogen würden. Kohlhaas erwiederte munter, daß die Pferde nicht beſſer wären, als die Ritter, die ſie reiten ſollten, und forderte ſie auf zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengſt ſehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an ein Paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthſchaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm ſich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker ſagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und ſich den König Arthur aufſuchen müſſe, wenn er die Pferde ſo anſchlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, während ſie ſprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flüſtern ſah, ließ es aus einer dunklen Vorahndung an nichts fehlen, die Pferde an ſie los zu werden. Er ſagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor ſechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, ſo ſollt ihr ſie haben." Zwei Ritter, die neben dem Junker ſtanden, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl ſo viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs wohl, aber nicht eben für die Rappen, Geld ausgeben möchte, und machte Anſtalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas ſagte, er würde vielleicht das nächſte Mal, wenn er wieder mit ſeinen Gäulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen, ſich dem Junker empfahl, und die Zügel ſeines Pferdes ergriff, um abzureiten. In dieſem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und ſagte, er höre, daß er ohne einen Paßſchein nicht reiſen dürfe. Kohlhaas wandte ſich und fragte den Junker, ob es denn mit dieſem Umſtand, der ſein ganzes Gewerbe zerſtöre, in der That ſeine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegenen Geſicht, indem er abging: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du löſen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege. Kohlhaas verſicherte ihn, daß es gar nicht ſeine Abſicht ſey, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde beſtehen möchten, zu umgehen; verſprach bei ſeinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimſchreiberei zu löſen, und bat ihn nur diesmal, da er von dieſer Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu laſſen. Nun!

ſprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu ſtürmen anfing, und ſeine dürren Glieder durchſauſte: laßt den Schlucker laufen. Kommt! ſagte er zu den Rittern, kehrte ſich um und wollte nach dem Schloſſe gehen. Der Schloßvogt ſagte, zum Junker gewandt, daß er wenigſtens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein löſen würde, zurücklaſſen müſſe. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor ſtehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn, an Geld oder an Sachen zum Pfande wegen der Rappen zurücklaſſen ſollte? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen ſelbſt zurücklaſſen. Allerdings, ſagte der Schloßvogt, das iſt das Zweckmäßigſte; iſt der Paß gelöſ't, ſo kann er ſie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas über eine ſo unverſchämte Forderung betreten, ſagte dem Junker, der ſich die Wamsſchöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieſer, da in demſelben Augenblick ein Windſtoß eine ganze Laſt von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Pferde nicht loslaſſen will, ſo ſchmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück; und ging ab. Der Roßkamm, der wohl ſah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entſchloß ſich, die Forderung, weil doch nichts anders übrig blieb, zu erfüllen, ſpannte die Rappen aus, und führte ſie in einen Stall, den ihm der Schloßvogt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, verſah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu ſeiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen, und ſetzte ſeine Reiſe mit dem Reſt der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl wegen aufkeimender Pferdezucht ein ſolches Gebot im Sächſiſchen erſchienen ſeyn könne, nach Leipzig, wo er auf die Meſſe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorſtädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen beſaß, weil er von hier aus ſeinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu beſtreiten pflegte, begab er ſich gleich nach ſeiner Ankunft auf die Geheimſchreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings ſein erſter Glaube ſchon geſagt hatte, daß die Geſchichte von dem Paßſchein ein Mährchen ſey. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf ſein Anſuchen einen ſchriftlichen Schein über den Ungrund derſelben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obſchon er noch nicht recht einſah, was er damit bezwecken mochte; und nachdem er die Koppel der Pferde, die er bei ſich führte, einige Wochen darauf zu ſeiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ ſich nicht weiter darüber aus, und ſagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinunter gehen und ſie holen. Kohlhaas hatte aber ſchon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Auftritt zu erfahren, daß ſein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach deſſen Zurücklaſſung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden ſey. Er fragte den Jungen, der ihm dieſe Nachricht gab, was denn derſelbe gethan? und wer während deſſen die Pferde beſorgt hätte? worauf dieſer aber erwiederte, er wiſſe es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz ſchon von Ahnungen ſchwoll, den Stall, in welchem ſie ſtanden, öffnete. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er, ſtatt ſeiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare ohne Wartung und Pflege zuſammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer ſchwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerſte entrüſtet, und fragte, was ſeinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm ſtand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugeſtoßen wäre, daß ſie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß ſie aber, da gerade Ernte geweſen ſey, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über dieſe ſchändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl ſeiner Ohnmacht ſeinen Ingrimm, und machte ſchon, da doch nichts anders übrig blieb, Anſtalten, das Raubneſt mit den Pferden nur wieder zu verlaſſen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechſel herbeigerufen, erſchien, und fragte, was es hier gäbe? Was es gibt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und deſſen Leuten die Erlaubniß gegeben, ſich meiner bei ihm zurückgelaſſenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er ſetzte hinzu, ob das wohl menſchlich wäre? verſuchte, die erſchöpften Gaule durch einen Gertenſtreich zu erregen, und zeigte ihm, daß ſie ſich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angeſehen hatte, verſetzte: ſeht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken ſollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer ſie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen ſollen? Ob es nicht billig geweſen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er ſchloß, daß er hier keine Flauſen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen, und ſich durch ſie Ruhe im Hofe zu verſchaffen wiſſen würde. — Dem Roßhändler ſchlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanſt in den Koth zu werfen, und den Fuß auf ſein kupfernes Antlitz zu ſetzen. Doch ſein Rechtgefühl, das einer Goldwage glich, wankte noch; er war, vor der Schranke ſeiner eigenen Bruſt, noch nicht gewiß, ob eine Schuld ſeinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederſchluckend, zu den Pferden trat, und ihnen, in ſtiller Erwägung der Umſtände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit geſenkter Stimme: um welchen Verſehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden ſey? Der Schloßvoigt erwiederte: weil der Schlingel trotzig im Hofe geweſen iſt! Weil er ſich gegen einen nothwendigen Stallwechſel geſträubt, und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um ſeiner Mähren willen auf der freien Straße übernachten ſollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und deſſen Ausſage mit der Ausſage dieſes dickmäuligen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er ſtand noch, und ſtreifte den Rappen die Zoddeln aus, und ſann, was in ſeiner Lage zu thun ſey, als ſich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden, von der Haſenhetze kommend, in den Schloßplatz ſprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen ſey, nahm ſogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anſtimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu ſchweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehäſſigſten Entſtellung der Sache an, was dieſer Roßkamm, weil ſeine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er ſagte mit Hohngelächter, daß er ſich weigere, die Pferde als die ſeinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „das ſind nicht meine Pferde, geſtrenger Herr! Das ſind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und geſunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Bläſſe ins Geſicht trat, ſtieg vom Pferde, und ſagte: wenn der H . . . A . . . die Pferde nicht wiedernehmen will, ſo mag ers bleiben laſſen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er ſich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern ſchüttelte; und: ſchafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und ging ins Haus. Kohlhaas ſagte, daß er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger ſchmeißen laſſen, als ſie ſo, wie ſie wären, in ſeinen Stall zu Kohlhaaſenbrück führen wolle. Er ließ die Gaule, ohne ſich um ſie zu bekümmern, auf dem Platz ſtehen, ſchwang ſich, indem er verſicherte, daß er ſich Recht zu verſchaffen wiſſen würde, auf ſeinen Braunen, und ritt davon.[*]

[*] Auf wie ſchrecklichem Wege — bis zum eigenen Verderben — ſich Kohlhaas Recht verſchafft, berichtet der Fortgang der Erzählung.

F. C. Schloſſer.

Friedrich Wilhelm I.

(1836.)

Der boshafte Witz der in der franzöſiſchen Schule gebildeten Spötter hat ſich der Geſchichte dieſes Königs bemächtigt, und hat ſeine Schattenſeite ſo grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieſer kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine ſolche Diktatur oder Deſpotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meiſter des bittern Spotts und geiſtreicher Verhöhnung, Voltäre, hat auf den erſten Seiten des Buchs, das er ſeine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehäſſige zuſammengeſtellt, was ſich von einem geizigen und tyranniſchen Regenten, und von der unſeligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Teutſchland Statt fand und hie und da noch Statt findet, Nachtheiliges und Empörendes ſagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltären, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieſer gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugeſetzt: und Voltäre's Freundin und Correſpondentin, die Fürſtin von Bayreuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundzwanzig Jahren hervorgezogen hat, faſt noch ſchlimmer behandelt, als Voltäre ſelbſt. Wer indeſſen das Buch der preußiſchen Prinzeſſin, welches wohl hätte ungeſchrieben oder wenigſtens ungedruckt bleiben können, aufmerkſam lieſet, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beiſpiel und Wirkung abſchreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern teutſchen Rohheit und Barbarei des Königs vor der falſchen, prahlenden, eiteln, boshaften, verſchwenderiſchen, franzöſiſchen Hofbildung ſeiner Tochter, wie ſie ſich in dem Buche ausſpricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, deſſen Uebermaas lächerlich und gehäſſig ward, ſchaffte in einer Zeit, wo Verſchwendung an der Tagesordnung der Höfe war, ſeinem Nachfolger die Mittel, den deutſchen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutſchen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er ſich nach ſeiner Weiſe kleidete, daß er wie dieſer lebte und ſpeiſete und redete, auf welche Art der Bürgerſtand eigentlich ſeine Unabhängigkeit ſichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, ſondern durch Sparſamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutſchen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umſtänden nach, nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verſchwendenden Adels fehlten, daß nicht der Beſitz großer Güter, ſondern die Verachtung koſtbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuoſität im Trinken, von Maitreſſen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künſten und Künſtlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wiſſenſchaft kam, muß man bedenken, daß die franzöſiſche Bildung, welche ſeine Mutter und ſein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutſchen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, dieſem eben ſo widrig und läſtig war, als der unſinnige Aufwand und die franzöſiſch-italieniſch-ſpaniſche Etikette am Hofe ſeines Vaters. Eine teutſche Bildung gab es gar nicht (das werden wir unten beweiſen), und Weber in ſeinem veränderten Rußland verſichert uns ganz ausdrücklich, daß alle teutſche Vornehmen die teutſche

Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber, denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen ſchenkte, haßten und verfolgten jede Philoſophie und Poeſie, wenn ſie nicht etwa geiſtlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philoſophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, ſo muß man wiſſen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deshalb lobten. Einige Beiſpiele werden übrigens zeigen, daß Fürſten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grauſam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anſchaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln, und dieß Alles mit den vorher angeführten Laſtern und der Verſchwendung der Höfe zu vergleichen, ſo wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerſtandes eine gleichmachende Willkühr: edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und academiſch-franzöſiſche Gelehrſamkeit der Zeiten ſeines Vaters die teutſche Derbheit ſeines Charakters geltend machte, mögen einige Beiſpiele folgen. In ſeiner Zeit, wie heutiges Tags, war es an den Höfen vornehm, franzöſiſch zu ſprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man teutſch, unter ſich radbrechte man lieber franzöſiſch, als daß man ſich im guten Teutſch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der franzöſiſchen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrſchende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch ſeine Familie franzöſiſch erziehen, ſprach, wenn der Anſtand bei fremdem Beſuch es erforderte, ſelbſt franzöſiſch, duldete aber gleichwohl nur die teutſche Sprache in ſeinen Abendzirkeln, unterhielt ſich nur teutſch mit ſeiner Familie und mit den Geſandten teutſcher Mächte. Sein geſunder Sinn verſpottete und verhöhnte daher auch ſeines Vaters oder vielmehr ſeiner Mutter ganz nach franzöſiſchem Muſter eingerichtete, in Teutſchland, wo ſo vieles Nützliche fehlte, ganz unpaſſende Berliner Academie als ein leeres Schaugepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Geneſung, erkannte er die Arzneiwiſſenſchaft als abhängig von den Naturwiſſenſchaften und ſchenkte der Akademie für dieſe eine kleine Summe. Er umgab ſich daher auch nicht, wie alle andren Fürſten, mit Franzoſen und Italienern; er ſchickte nicht fremde Grafen und Markis, wie man damals zu thun pflegte, als ſeine Geſandte an fremde Höfe, weil er ſehr verſtändig behauptete, „zu ſeinen Geſchäften habe er Teutſche genug, und ein zierliches Compliment in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu laſſen, ſey des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müſſe.“

Die derbe Unwiſſenheit des Königs und ſein Haß gegen Wiſſenſchaft wird dadurch entſchuldigt, daß Gelehrſamkeit und Wiſſen ſeiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, ſah er, im Leben und in Büchern, zu ſeiner Zeit nur das Abgeſchmackte der teutſchen Gelehrſamkeit, des Bücherſchreibens und der unſinnigen Citirwuth, die ſein natürlicher Verſtand in ihrem wahren Lichte ſah. Der König ſagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verſe machten und alle Bücher, die über die verſchiedenen Theile der Wiſſenſchaften geſchrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wiſſen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, dieſe ſchnell zu gebrauchen. Wenn er daher jemanden befragte, und dieſer nach der in Schulen und Univerſitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weiſe einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, der dieſes oder jenes geſagt habe, ſo ſchnitt die teutſche Natur, gleich ab und ſagte: Er wolle nicht wiſſen, was dieſer oder jener geſagt habe, ſondern was der Befragte davon halte. Er ſelbſt, wie der Theil ſeiner Nation, deſſen Vertreter er war, hatte von Poeſie und Philoſophie, oder was damit verwandt war, freilich keinen Begriff, er ſchrieb eben ſo ungrammatiſch als unorthographiſch; allein er ſah gleichwohl das Bedürfniß der praktiſchen Wiſſenſchaften für eine Zeit, wo Teutſchland noch im Zuſtande des Mittelalters verharrte, ſehr gut ein.

Friedrich Wilhelms Polizei duldete freilich keine freie Aeußerung irgend einer Meinung über Staatsſachen: es fiel aber auch damals keinem Teutſchen ein, gegen die Obrigkeit, wie man ſagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen ſah der König gleichwohl ſehr gut ein. Er ſelbſt hielt ſtatt koſtbarer Geſandtſchaften die holländiſchen Zeitungen (die einzigen außer den engliſchen, worin man politiſche Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariſer, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von ſeinen Leuten mußte aus dieſen bei Tiſch oder in der Tabacksgeſellſchaft erzählen, oder die Artikel erklären. Er wollte Anfangs in ſeinen Staaten gar keine Zeitung dulden, als aber ſeine Armee rühmlich gegen die Schweden ſocht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erſcheinen; aber dieſe ſtanden unter ſo ſtrenger Cenſur, daß, wer wiſſen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte. Der Erklärer der Zeitungen, von Gundling, den der König, um die damalige lächerliche Gelehrſamkeit, Titel und Rangſucht zu verſpotten, mit allen gelehrten Würden, mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte, um ihn hernach auf eine ſehr unzarte und rohe Weiſe der brutalſten Behandlung preißzugeben, hatte viele gelehrte hiſtoriſche Bücher geſchrieben und war das Bild des todten Wiſſens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele, die in Teutſchland gehegt wurden.

Die gelehrte römiſche Rechtswiſſenſchaft ſchien dem König ebenfalls für das praktiſche Leben in Teutſchland mehr hinderlich als förderlich, weil die Dauer der Prozeſſe und die Chikane der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengſtlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heineccius, den die Holländer nach Leiden rieſen, und um deſſen Verabſchiedung ſie ihn baten, nicht aus dem Lande laſſen wollte, ſo war dies nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrſamkeit; ſondern theils wollte er die Hallenſer des Mannes nicht berauben, den er als ſein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da ſie nicht litten, daß er große Leute für ſein Regiment aus den Niederlanden ziehe, ſo wolle er auch nicht zugeben, daß der Juriſt zu ihnen komme.“ Was er vom römiſchen Recht in teutſchem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in ſeiner Geſellſchaft ebenfalls mit barbariſchem handgreiflichen Spotte verhöhnt ward, als Profeſſor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder ſchickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle ſchützende Form dem geſunden Verſtande eines nach Bauern Art urtheilenden Königs unterwarf, davon giebt die Rechtspflege, die er übte, ein ſchreckliches Beiſpiel. Nach ſeinem geſunden Verſtande urtheilte er, wenn von Prozeſſen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unſinnig ſey, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erſt zu fragen, was die alten Juriſten und Juſtinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur ſein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Procedur nach ſeiner Art abkürzte, dann ſah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtſprechen, und half ſchnell zu Recht oder Unrecht; allein alle geſetzliche Ordnung hörte dabei auf, und ſelbſt unter Türken und Barbaren wagt der Regent ſelten ungeſtraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er miſchte ſich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit, wie in die Geſetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf das vorher beſtandene Geſetz, auf das Herkommen oder auf Menſchlichkeit Rückſicht zu nehmen. Er verhängte die grauſamſten Torturen und Strafen. Perſonen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte ſein Mißfallen auf ſich zogen, oder ſeinen Ideen von Keuſchheit und ſeinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm perſönlich mißhandelt, wenn ſie ihm begegneten, oder zu den grauſamſten Strafen verurtheilt. Jedermann, beſonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn ſie den König aus der Ferne kommen ſahen, weil er ſie über Geſchäfte oder über ihre Kleidung zu befragen, und wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, ſie mit dem Stocke zu beſſerer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathſam; denn der König, mochte er nun zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß ſeyn, ſandte jemand hinter ſie her, und ſie waren glücklich, wenn ſie mit harten Vorwürfen oder mit Stockſchlägen davon kamen und nicht auf einige Tage oder Wochen in's Zuchthaus oder nach Spandau geſchickt wurden. Von ſeinen Strafen geben ſeine Lebensbeſchreiber die Beiſpiele, daß er Kindesmörderinnen in Säcken, die ſie ſelbſt machen mußten, in's Waſſer werfen, daß er junge Leute, die ihr Haab und Gut verſchwendeten, nach Spandau oder in ein andres Zuchthaus bringen ließ. Des Königs Lobredner fügt hinzu, ein ſolcher ſitze noch jetzt im Zuchthaus in Halle, wo er es übrigens, meint dieſer Schriftſteller im Geiſte ſeiner Zeit hinzuſetzen zu müſſen, ganz gut habe und auch unterrichtet werde. Viele wurden ohne weitres auf den hölzernen Eſel geſetzt, oder an den Pranger geſtellt, oder in Ketten und Banden nach Wuſterhauſen geholt, wo der König ſelbſt unmittelbar über ſie entſchied und die Strafe augenblicklich vollziehen ließ.

In ſeinem Palaſt und in ſeiner Familie hielt er übrigens auf dieſelbe Ordnung, die er in Bürgerhäuſern wollte beobachtet wiſſen.

Dieſe Manier des Königs machte ihn zum mächtigen Schützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Das erklärte er ſelbſt, als ihm die ritterſchaftlichen Herrn eine franzöſiſch abgefaßte Vorſtellung übergaben und er ſpöttiſch und laconiſch, deutſch, franzöſiſch und lateiniſch antwortete. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften ſich bei Friedrich Wilhelm nicht ſehen laſſen, und die Junker mußten, ſo ſehr ſie widerſtrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Foderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten ſtatt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum, womit ſie Anfangs wegen der allerdings eigenmächtig aufgedrungenen Bedingungen nicht zufrieden waren, ſich gefallen laſſen; ſie mußten ihrem Anſpruch, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entſagen; adlige Pachtungen hörten auf, damit beſſere Bewirthſchaftung eintreten könne. Der König zeigte ſich, wenn es Gerechtigkeit oder ſein Geldintereſſe galt, ganz unerbittlich und jede Rückſicht des Standes verſchwand. Das zeigte er, als er den Sprößling der älteſten und angeſehenſten ritterſchaftlichen Familie ſummariſch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen ſeinen eigenen Sohn, den großen Friedrich, als ihn deſſen allerdings anſtößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen deſſen Freund von Katt, der ſterben mußte, obgleich die erſten und würdigſten Herrn des Reichs ſeine nächſten Anverwandten waren.

Was die Mode angeht, ſo wollte ſein militäriſches Auge nur Zöpfe ſehen; Haarbeutel und eine gewiſſe bunte Kleidung der damaligen Pariſer Mode war ihm tödtlich verhaßt, niemand wagte in Berlin darin zu erſcheinen, und die franzöſiſche Geſandtſchaft war nicht wenig überraſcht, bei einer großen Revue die Pariſer Tracht, in der ſie erſchien, an den Profoßen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln verſehen waren.

Schauſpieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigſten Italieniſche und Franzöſiſche, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poeſie Feind, war aber ein Muſter bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Fr. de la Motte Fouqué.

Der Rothmantel.

(1814.)

Berthold war ein deutſcher Handelsmann, und es ſoll ihm einmal folgende merkwürdige Begebenheit zugeſtoßen ſeyn, die, wenn auch nicht in allen ihren Umſtänden verbürgt, doch aus mannigfachen Urſachen das Wiedererzählen wohl verdient.

Er hatte ſich in einer der großen Gebirgswaldungen unſers Vaterlandes verirrt, und weil er zu der Zeit um vielen Gewinnſt Vieles wagte, führte er an Koſtbarkeiten, Wechſeln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter ſich auf dem Pferde, ſo daß ihm anfing bange zu werden, wie er ſo mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einſam und auf unbekannten Wegen hinritt. Daß er in eine ſehr abgelegene Schluft gerathen war, konnte er wohl merken, denn das Wild war ganz und gar nicht mehr ſcheu vor ihm, und die Eulen kreiſchten ſo nahe über ihm hin, daß er oftmalen ganz unwillkührlich den Kopf in die Schultern zog, vor ihren dreiſten Flügeln und ihrem häßlichen Klatſchen mit den Fittigen. Da ward er endlich eines Menſchen anſichtig, welcher mit feſtem Tritte den Fußſteig vor ihm entlang ging, und ſich ihm auf Befragen als einen Köhler kund gab, der mit ſeinen Hausleuten hier im Forſte wohne. Des Reiſenden Bitte um Nachtlager und um Zurechtweiſung auf morgen, war bald und ſo treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verſchwand, und man im beſten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Hausfrau mit einer Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Geſichter der Kinder männlichen und weiblichen Geſchlechts, und der Lichtſtrahl, welcher auf des Wirthes Antlitz fiel, offenbarte ſo altdeutſche, zuverſichtliche Züge, wie wir ſie noch glücklicherweiſe unter unſerm Volke häufig anzutreffen gewohnt ſind.

Man trat mitſammen in die helle, warme Stube, und ſetzte ſich um den gemeinſchaftlichen Heerd, wobei der Reiſende ſo wenig wegen ſeiner Reichthümer Beſorgniſſe empfand, als wäre er nach Hauſe gekommen zu Vater und Mutter und Geſchwiſtern. Er ſchnallte bloß ſein Gepäck vom Hengſte los, welchen er einem Sohne des Köhlers gern zur Beſorgung überließ. Dann ſetzte er ſeine Bürde in die erſte beſte Ecke des Zimmers ab, und wenn er ſeine Waffen dicht hinter ſich legte, geſchah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reiſeſitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahnet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte ſich nun einander Unterſchiedliches hin und her, der Kaufmann von ſeinen Reiſen, der Köhler von dem Walde, und die Familie ſprach freundlich, aber beſcheiden drein. Dabei hatte der Köhler guten Birnmoſt aufgeſetzt, und man trank ſich einen immer beſſern Muth, weshalb es vom Reden zum Singen, von Geſchichten zu Liedern kam. Die Kinder des Köhlers ſtimmten eben einen luſtigen Rundgeſang an, da pochte es auf eine ſeltſame Art an die Thüre. Der Finger deſſen, der draußen ſtand, klopfte ganz leiſe, ganz leiſe; aber der ſchwache Schall ließ ſich deſſen ungeachtet ganz deutlich durch die Stube hin vernehmen, und tönte ſelbſt durch der jungen Stimmen hellen Jubel ſehr hörbar durch. Man hielt mit dem Singen ein und ward etwas ernſthafter, während der Hausherr freundlichen Angeſichts rief: „nur immer herein, Vater; in Gottes Namen!“ —

Da kam ein kleiner ſittiger Greis zur Thüre leiſe hereingeſchlichen, grüßte Alle ſehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwundert anſah. Dann aber näherte er ſich dem runden Tiſche und nahm den unterſten Platz ein, der für ihn offen gelaſſen zu ſeyn ſchien. Berthold mußte ſich gleichfalls über ihn verwundern. Denn er trug eine Tracht, die aus ſehr alten Zeiten her zu ſeyn ſchien, dabei aber noch gar nicht verſchoſſen oder zerriſſen war, ſondern vielmehr höchſt ſauber gehalten. Dabei war er, wie ſchon geſagt, ſehr klein, aber anmuthigen Angeſichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer lag. Die Familie ſahe ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an. Berthold hätte gern gefragt, ob er etwa der Großvater des Hauſes ſey, und ob er an irgend einer Krankheit leide, davon er ſo bleich und betrübt ausſähe? Aber ſo oft er den Mund aufthun wollte, ſah ihn der Alte mit einem halb ſcheuen, halb unwilligen Weſen an, welches ſo eigen heraus kam, daß Berthold lieber ſtille ſchwieg.

Der Alte faltete endlich bittend ſeine Hände, ſchaute nach dem Hauswirthe und ſagte ganz heiſer: „nun bitte, wenn es ſeyn kann, die Betſtunde." — Der Köhler begann ſogleich das ſchöne alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder!" — in welches die Kinder mit einſtimmten und die Hausmutter; der fremde Greis auch, und zwar ſo gewaltiger Stimme, daß die Hütte zu dröhnen ſchien, und Jeder, der es nicht gewohnt war, ſich darüber wundern mußte. Berthold konnte erſt auch vor Verwunderung gar nicht zum Mitſingen kommen. Das ſchien den kleinen Alten unwillig und bange zu machen; er warf ſeltſamliche Blicke auf Berthold, und auch der Köhler ermunterte dieſen durch ernſthaftes Winken, daß er doch mitſingen ſolle. Das geſchah denn endlich, Alles war zufrieden und andächtig, und nach noch einigen Gebeten und Liedern ging der kleine Greis verneigend und demüthig wieder zur Thüre hinaus. Als ſie aber ſchon in die Klinke geſprungen war, riß er ſie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und ſchmiß ſie dann krachend wieder zu.

„Das iſt ja ſonſt gar ſeine Manier nicht;" — ſagte der Köhler erſtaunt, und wandte ſich dann mit einigen entſchuldigenden Worten an ſeinen Gaſt. Der meinte, der alte Herr ſey wahrſcheinlich wohl etwas gemüthskrank? — „Das laſſe ſich nicht läugnen, entgegnete der Köhler, aber er ſey unſchädlich und thue Niemandem etwas zu Leid. Wenigſtens wiſſe man ſeit langer Zeit nicht die mindeſten Beweiſe davon.“ — „Das einzige Kämmerlein aber, ſo ich Euch anweiſen kann, fuhr er fort, ſchließt nicht recht gut, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt Euch aber dadurch nicht irren; irrt ihn nur nicht, und er geht von ſelbſten wieder hinaus. Zudem, denk' ich, werdet Ihr ja wohl ſo müde ſeyn, daß Ihr nicht leicht von ſeinem Treiben erwacht; denn er geht, wie Ihr auch auch ſchon hier werdet bemerkt haben, außerordentlich leiſe.“ — Berthold bejahte das Alles mit lächelndem Munde, aber ihm war doch bei weitem nicht ſo gut mehr um's Herz, als vorhin, ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum; und als ihm der Wirth die enge Stiege hinauf leuchtete, drückte er den Mantelſack feſt an ſeinen Leib; auch ſah er unvermerkt immer nach ſeinen Piſtolen und ſeinem Hirſchfänger.

Oben in der kleinen, winddurchrauſchten Kammer ließ ihn der Köhler alsbald allein, nachdem er eine Lampe ſorgſamlich ſo aufgehängt hatte, daß ſie ohne Feuersgefahr dem Gaſte leuchtete, und nachdem er dieſem den göttlichen Segen zu ſeiner Nachtruhe gewünſcht hatte. Der Wunſch aber ſchien ſeine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Es war ihm lange nicht ſo unruhig und ſo verſtört zu Muthe geweſen. Ob er ſich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bett begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Bald lag ihm ſein Mantelſack zu weit, bald ſeine Waffen, bald wieder Beides nicht bequem genug zur Hand. Er ſtand darüber mehrmal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einſchlief, fuhr er vor jedem Windesgeräuſch in die Höhe, jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben ſo unverſehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle ſeine kaufmänniſchen Entwürfe und Speculationen wirrten ſich mit der Schlaftrunkenheit zu einem betäubenden Rade zuſammen, von dem er auf keine Weiſe los konnte, ohne daß er doch vermögend geweſen wäre, das Einzelne zu ſondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie eine ſo gewaltige, ausſchließliche Begier nach Gewinn empfunden, als in dieſem wunderlichen Zuſtande, der ihn endlich dennoch in einen Schlaf ſchaukelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.

Nach Mitternacht mochte es ſeyn, als er einigemal ein leiſes Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit wollte von ihrer lange beſtrittenen Herrſchaft nicht laſſen. Wenn er auch einmal die ſchweren Augenlieder aufſchlug, und es ihm gar vorkam, als treibe ſich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im ſchlaftrunknen Sinne: er irre ſich, und der Köhler habe es ihm ja überdieß auch vorher geſagt. Da kamen endlich die Unterbrechungen zu oft; ein Erſchrecken, wie ein plötzlicher Schlag, ſchüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufherr ſaß richtauf mit großen Augen im Bette und ſah, wie der Greis von geſtern Abend an dem Mantelſacke herum neſtelte, und dazu mit einer Art von höhniſchem Mitleiden nach ihm herüber ſchaute. — „Räuber! zurück von meinem Eigenthume!“ — ſchrie der Kaufmann in Grimm und Bangigkeit. Davor ſchien ſich der Alte ſehr zu entſetzen. Er ging eilig nach der Thür, ſchien ängſtlich zu beten, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.

Berthold hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach ſeinem Mantelſack zu ſehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen ſey. Für einen Räuber konnte er dieſen freilich nicht halten, aber ob der Wahnſinnige nicht etwa im kindiſchen Muth blanke Steine eingeſteckt oder koſtbare Papiere zerzauſt habe, das war eine andere Frage. Die Schlöſſer und Bänder ſchienen wohlverwahrt, und auch, nachdem ſie gelöſt waren, zeigte ſich Alles in beſter Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne doch vielleicht ſchon unterweges etwas verloren oder verdorben ſeyn, meinte er, und ſuchte immer weiter fort, ſich erquickend an ſeinen

Reichthümern und dennoch höchſt unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren. In dieſem Eifer ward er durch ein Athmen an ſeiner Wange geſtört. Er meinte erſt, es ſey der Nachthauch, der durch das ſchlecht verwahrte Fenſter dringe, und wickelte ſich in ſeinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und ſtörender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, ſah er mit Entſetzen des kleinen Alten Antlitz haardicht an dem ſeinen. — „Was machſt Du hier? ſchrie der Kaufmann; kriech' zu Bett' und wärme Dich!“ — „Im Bette wird mir's immer noch kälter, krächzte die heiſre Stimme zurück, und ich ſehe gerne ſo ſchöne Sachen, als Du da haſt. Aber ich weiß freilich beſſere, ach noch viel beſſere!“ — „Wie meinſt Du denn?“ fragte Berthold, und konnte ſich des Einfalles nicht erwehren, das ungeheure Glück, woran er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch dieſen Wahnſinnigen zu. — „Wenn Du mitkommen wollteſt! ſeufzte der Greis. Unten, tief unten im Walde, am Moorgrund“ — „Nun, mit Dir könnt' ich's ſchon wagen,“ entgegnete Berthold. Da wandte ſich der Alte nach der Thür und ſagte: „Laß mich nur erſt meinen Mantel umnehmen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus.“ — Berthold blieb nicht lange im Zweifel; denn kaum war der Alte aus der Thür, ſo klinkte es auch ſchon wieder daran, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann im blutrothen Mantel, ein gewaltiges Schwerdt unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach ſeinen Waffen. — „Nun ja, ſagte der rothe Mann, Du kannſt ſie immer mitnehmen; mach' nur, daß wir hinaus kommen in den Wald.“ — „Mit Dir hinaus? ſchrie Berthold. Ich will nicht mit Dir hinaus. Wo iſt der kleine, alte Mann?“ — „Ei ſieh mich doch nur recht an, ſagte der Rothe, und ſchlug den Mantel weiter vom Geſichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwiſchen dieſer furchtbaren Erſcheinung und dem kleinen Greiſe, faſt als wären es Zwillingsbrüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerſtört anſah, was ſich dort demüthig und ſtille gezeigt hatte. Bertbold aber glaubte nun ſich und ſeine Schätze verrathen. Er ſchrie laut: „wenn Du Deinen blödſinnigen Bruder abſchicken wollteſt, die Leute in Dein Netz zu fangen, ſollteſt Du nicht ſelbſt den Betrug ſo unſinnig ſtören. Ich gehe nun einmal nicht mit Dir, auf keine Weiſe.“ — „So? ſagte der Rothe; thuſt Du's nicht? Du ſollſt aber.“ — Und damit ſtreckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Bertbold feuerte in Todesangſt ſein Piſtol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hauſe munter und regſam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte ſich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Fauſt nach Bertbolden zurück drohte.

„Um Gott! rief der Köhler hereinſtürzend, was habt Ihr denn mit unſerm Hausgeiſte angefangen?“ — „Hausgeiſt?“ ſtammelte Bertbold, und ſah ſeinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen ſollte, dachte er faſt, er müſſe welche verlieren, und hier das ganze Haus ſey in Verſchwörung wider ihn. Der Köhler aber fuhr fort und ſprach: „er iſt mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in ſeinem rothen Mantel, mit Waffen und Wehr.“ — Da er nun aber ſah, daß Bertbold ihn ganz und gar nicht verſtand, bat er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles ſich ſchon wegen des Schuſſes in Beſorgniß verſammelt habe; da wolle er zugleich ſeine Hausleute und ihn beruhigen. Bertbold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelſack unter dem linken Arm, das noch geladene Piſtol ſchußfertig in ſeiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er ging überhaupt nur hinab, weil er ſich in der großen Stube ſicherer hielt, nahe an der Hüttenthür, als oben in der engen, geſperrten Kammer. Unten ſahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterſchied von dem geſtrigen Beiſammenſeyn zum heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Köhler aber erzählte in kurzen Worten Folgendes:

„Als ich zuerſt hier in die Hütte kam, ging der Hausgeiſt immer in der furchtbaren Geſtalt um, wie Ihr, Herr Gaſt, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte d'rum kein anderer Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieſer Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis ſeiner Gewalt. Er iſt einer meiner Vorgänger geweſen, ſehr reich und ſehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß vergraben gehabt, und iſt bei ſeinem Leben immer fern umher geſtrichen, durch das Revier, wo ſeine Schätze lagen; dazu hat er einen rothen Mantel umgenommen; wie er geſagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwerdt und Musketonner zur Hand gehabt. Als er nun geſtorben iſt, hat er die Schätze Niemandem mehr zeigen können, mag auch vergeſſen haben, wo ſie lagen, und deshalb ging er ganz irr und in Bethörung ein, und in ſo fürchterlicher Geſtalt.“

„Ich aber dachte ſo: biſt du fromm und beteſt fleißig, ſo kann dir auch der Teufel in der Hölle nicht ſchaden; wie viel minder denn ein armer, bethörter Spuck. Und da zog ich in Gottes Namen mit Frau und Kindern hier ein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu ſchaffen; wenn man ſo in Gedanken ſeines Weges geht, und es ſteht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, das noch dazu geſpenſterlicher Art iſt, kann ſich auch wohl der Herzhafteſte erſchrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, und auch meine Frau hat ſich oftmalen gar furchtbarlich davor entſetzt.“

„Ja, und nun wird die gräßliche Zeit wieder von vorn angehen, ſeufzte die Hausfrau. Vorhin hat er ſchon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutigrothen Kleide zur Thür herein geſehen.“ — „Thu', wie Du damals gethan haſt, ſagte der Köhler: bete, habe fromme Gedanken, und es ſchadet Dir nichts.“

Im ſelben Augenblick raſſelte es an der Thürklinke heftig und ungeſtüm: Alle fuhren zuſammen, die Kinder weinten. Der Köhler aber trat entſchloſſen vorwärts, und ſagte mit lauter Stimme: „mache Dich fort, im Namen des Herrn. Du haſt hier an uns nichts zu ſuchen!“ — Da hörte man es wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er ſich wieder zum Heerde ſetzte:

„Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine ſolche verordnet ſeyn. Wir werden um ſo fleißiger beten, und wachen über uns ſelbſt. Hatten wir ihn doch ſchon ſo weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz ſittig geworden war, abendlich unſern Betſtunden beiwohnte, ein freundliches, gutes Geſicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Geſtalt zuſammenſchwand: als wolle er nun bald die verſtörten Glieder von der Erde ſchwinden laſſen, und zur Ruhe legen bis auf den großen Tag. Kinder, Ihr habt ihn als ſtillen, demüthigen Hausgeiſt liebgewonnen; es hat Euch ordentlich leid gethan, daß er in ſeiner Zerknirſchung niemals einen andern, als den unterſten Sitz beim Abendgebet einnehmen wollte. — arbeitet nun freudig an ſeiner und Eurer Ruhe, mit Gebet, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch geſtern war.“

Da ſtanden ſie Alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hand des Hausvaters, zu thun nach ſeiner Ermahnung, und nicht laß noch feige zu werden in Bekämpfung des Böſen, wie auch immer die Geſtalt ſeyn möge, in der es ſich an's Licht wage. — Dem Bertbold aber war ganz wild und zerſtört dabei zu Muthe. Bald hielt er ſich für fieberkrank, und daß ihm all' die ſeltſamen Dinge nur ſo in der Bethörung des wahnwitzigen Muthes vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe hier ein Narrenſpiel mit ihm; bald endlich gar, er ſey unter eine heuchleriſche Räuberbande gerathen, und Alles nur auf ſein Geld und Gut abgeſehn. Er begehrte ſein Pferd. Da lief der älteſte Sohn alsbald zur Thür, der

Hauswirth aber ſagte: „Ihr thätet beſſer, zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieſer Dämmerungsſtunde iſt es ſehr unheimlich im Forſt.“ — Als er aber auf der Abreiſe beſtand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Köhler ihn nur aus Treue und Pflicht zum Bleiben genöthigt hatte. Er wollte dieſem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand ſich aber mit ſolchem Unwillen zurückgewieſen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederholen. Der Hengſt ſtampfte draußen vor der Thür, der Mantelſack war bald auf dem Sattel befeſtigt; Berthold ſchwang ſich hinauf und nahm Abſchied von ſeinem verwunderlichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlaſſen, als er geſtern Abends empfangen worden war. Mißmuthig und in ſeltſamen Zweifeln trabte er auf dem angewieſenen Wege durch den Wald hin.

Er konnte ſich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner ſo durchaus Recht hätten, und der Geiſt Unrecht. — „Denn, ſagte er zu ſich ſelber, iſt es kein Geſpenſt, ſo ſind ſie Betrüger, und iſt es eines, ſo thut es doch vollkommen gut daran, ſeine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benutzung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht der beglückte Lebende bin!“

Dazu ſahen die Bäume ſo ſeltſam aus und ganz unerhört; der Morgenwind pfiff ihm wie ein verheißendes Lied entgegen; die Nebel wanden ſich gleich feiernden Säulengängen vor ihm in die Höhe, und wie er drunter hinritt, dechte er: „die Natur iſt mit mir im Bunde; und iſt ſie das, ſo darf auch keine Verblendung mir in den heilſamen Weg treten.“

„Glück auf!“ — jauchzte er; und kaum hatt' er's ausgeſprochen, ſo gewahrte er ſchon, wie der Rothmantel neben ihm herging und immer beifällig nicht nur zu ſeinen Worten, ſondern auch zu ſeinen Gedanken zu nicken ſchien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber je mehr er der Gründe, um ſich zu beruhigen, erdachte, je mehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weiſe von ſelber zu ſprechen anfing:

„Mir iſt doch am Ende bei den Köhlersleuten erbärmlich zu Muthe geworden, Geſell. Das ewige Beten und Singen hat mich ganz heruntergebracht; und ſaheſt Du ſelbſt, wie ich ſo klein war und zuſammengeſchrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamſt Du herein, und mir ward wild erſt, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — ho! und ich kann wachſen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübſch hochmüthig und denke: Du ſtändeſt ſchon oben und wäreſt ein ganz anderer Kerl, als Deine Mitmenſchen allzumal, ein ganz herrlicher, von der Natur, ohne Arbeit und Mühe, begünſtigter Kerl; da ſtehſt Du, wo ich Dich haben will, und der Schatz iſt Dein. Die Köhlersleute ſind um ein Merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?“ —

Wohlgefällig nickte Berthold, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den Beiden lag, mit Fichtennadeln beſtreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er wollte mit ſeinem breiten Hirſchfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entſetzen gewahr, daß ihm der Rothe von der andern Seite half, und daß, wo er ſeine Fäuſte einſchlug, ein ſchwefelblauer Dampf aus der verſengten Erde ſeltſam betäubend emporſtieg.

Der Dampf erhob ſich, die Erde ſtöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten ſich ein paar Aſchentöpfe, die vor dem Morgenhauche ſelbſt alsbald in Aſche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geiſt ſehr kläglich ſeine beinernen Hände, und winkte nach dem nächſten Hügel hin.

Sie gruben wieder, und fanden wieder Aſchentöpfe, und Aſche und öden Graus. Und fort ging es zu andern Hügeln, und troſtlos ſchloß der eine wie der andere ſeine trübe Höhlung auf. Da ward der irre Geiſt ergrimmt, ſchlug mit den knöchernen Fäuſten gegen die Bäume, daß Funken davon umherſprützten, und ſchalt den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden, und habe es diebiſcher Weiſe entwendet. Berthold erbebte vor der gluthrothen Geſtaltung, die ſich höher und höher aufbäumte in ihrem Grimme, wohl über die Gipfel der Eichen, Buchen und Kiefern hinaus. Da krähte der Hahn. Mit einem ängſtlichen Schrei ſtäubte der Spuck in alle vier Winde aus einander, und man hörte in einem nahen Dorfe die Morgenglocken troſtreich und lieblich gehen. Berthold fand ſich verſchüchtert zu ſeinem verſchüchterten Pferde zurück, das er zu Anfang der Schatzgräberei an einen Stamm gebunden hatte; ſetzte ſich auf, und trabte auf der bald gefundenen Heerſtraße nach bewohnten Orten zu. —

Jahre verfloſſen ſeitdem, die Berthold in fremden, undeutſchen Landen verlebte, von mannigfachen Geſchäften gehalten, befangen und umſtrickt, aber doch nicht alſo ſehr, daß ihm die Geſchichte des Rothmantels und der Köhlerfamilie gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen wäre. Vielmehr gedachte er oftmals halb mit Herzensbangigkeit, halb mit einer ſeltſamen Sehnſucht daran; und als er nun auf dem Heimwege endlich wieder in dieſelbe Gegend kam, war keine Beſorgniß groß, keine Vernunftbedenklichkeit ſtark genug, um ihn abzuhalten, den damals getroffenen Weg ämſig aufzuſuchen, obgleich der Abend wieder ſchaurig durch den öden Forſt hindunkelte, ſo daß er auch wieder, wie vor Jahren, in tiefer Dunkelheit, Herberge begehrend, vor der Köhlerhütte hielt.

Und wie vor Jahren drängten ſich friſche, treuherzige Geſichter in die Thür, hielt die Hausfrau das Lämpchen, ſorgſam es vor der Zugluft bewahrend, heraus, ſtand der ehrſame, ernſthaft freundliche Köhler bei dem Pferde. Der nöthigte den Reiſenden zum Abſitzen und Eintreten, und wies den Hengſt einem der Knaben zur Beſorgung an, ſo wenig auch alle andern Geſichter den Fremdling, ſo bald ſie ihn erſt wieder erkannt hatten, willkommen hießen.

In der Stube ſah es noch aus, wie ſonſt; man ſetzte ſich wieder um den Familientiſch; Birnmoſt ward aufgetragen; der Platz, den ehemals das Geſpenſt eingenommen hatte, blieb zu Bertholds Entſetzen wieder leer, als erwarte man noch immer mit jedem Abend den ſeltſamen Beſuch. Alles blieb ſtill und ſah ſich zweifelhaft an, ſo daß von der ehemaligen Bewirthung gerade nur Eins fehlte, aber freilich eben das beſte Theil: trauliches Geſpräch und herzensfroher Geſang.

Da that der ehrſame Köhler ſeinen Mund auf und ſprach folgendergeſtalt: „Was Ihr vor einigen Jahren mit unſerm Hausgeiſte angefangen habt, wiſſen wir nicht, Herr Gaſt. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angſt haben wir genug ausgeſtanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals wieder bei uns übernachten, und da wünſcht' ich von Herzen, Ihr ſchafftet Euch fromme Gedanken an, um weder uns, noch den Hausgeiſt zu verſtören. Was zwar dieſen betrifft, ſo mein' ich, Ihr könnt ihn uns nun ſo leichtlich nicht wieder verderben, und hättet Ihr auch gar nichts in Kopf und Herzen, als Geld und Gut. — Aber ſtill jetzt, Ihr Alle; die Zeit der Betſtunde iſt herauf.“

Alle falteten ihre Hände, der Hausvater nahm ſein Mützchen ab, und begann abermals das ſchöne Lied zu ſingen: Nun ruhen alle Wälder. — Berthold ſang ehrerbietig mit, jeden Augenblick die Erſcheinung des Hausgeiſtes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Geſtaltung erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that ſich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob ſich, wie wenn man mit benetztem Finger auf ſchön geſtimmten Gläſern ſtreicht.

Kaum war die Betſtunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute. „Das iſt der Hausgeiſt, ſagte der Köhler; anders giebt er ſich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unſres Gemüths.“

Es war etwas in Bertholds Herzen, das ihm ſagte, er ſey noch nicht werth, hier zu übernachten. Er begehrte ſein aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weiſe brachte es ihm der älteſte Sohn, und nahm man Abſchied von ihm, merkend, daß ihn kein ſchlimmes Gefühl von dannen treibe, und beſchrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Geſinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein ſchönes Licht ſtreifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Sträuche des Gebirgwaldes mit unbeſchreiblich lieblichem Glanze.

* * *

Dieſe Geſchichte hat viel Fabelhaftes an ſich, ſie mag auch wohl eine Fabel ſeyn; wer ſie aber für gar nichts weiter hielte, als für das, thäte dem Schreiber, ſich ſelbſt und ſogar auch der guten Sache großes Unrecht.

Bührlen.

Bemerkungen.

(1829.)

Frage heute: Was iſt Gottes Wille? Dieſen Tag beſorge, damit du in ihn, als in ein Gefäß, ſo viel und ſo Gutes gieſſeſt, als er faſſen mag. In den Moment der Gegenwart drängen ſich alle Kräfte der Veranlaſſung, der Luſt und Neigung zuſammen. Der morgende Tag gehört der organiſchen Entwicklung der Welt. Hiefür iſt Der, welcher das Ganze trägt. Reicht dein Blick nicht dahin, deine Kraft nicht, ſo ſoll auch deine Sorge ſich nicht plagen. Mit der Zukunft, die anrückend Gegenwart wird, kommt auch Einſicht, Kraft und Muth. Der Tag mit ſeinem Tagewerk ſoll der unruhigen Geſchäftigkeit in der Mannichfaltigkeit der Intereſſen, die Sorge für heute ſoll der Hypochondrie der weithinblickenden Vorſorge begegnen. Wie das ſchwache, ſich bewaffnende Auge nur im Brennpunkte richtig ſieht, gegen den Rand aber verzogene Bilder und falſche Farben wahrnimmt, ſo iſt auch der Blick ins Leben im Fokus jeweiliger Gegenwart über das, was er praktiſch ſehen ſoll, am richtigſten. Grabe, ſäe, begieße, jäte, hüte deinen Garten täglich, und die allgemeine Gotteskraft läßt dir Blumen und Früchte wachſen, über deren Fülle, Schönheit und Güte du nur dankend ſtaunen kannſt. Er gewährt dir ein Bild von zauberiſchem Reize, das freilich nicht durch dein einzelnes Thun zuſammengetragen iſt, das aus einer höhern Werkſtätte ſtammt. —

Mit Güte und Rechtſchaffenheit iſt es eine eigene Sache. Es fragt ſich, wie tief man ſie probiren darf, ehe man auf den Egoismus kommt. Mit einem, der ſelbſtiſche Grundſätze hat, würde ich nicht gern allein auf einem Kahn fahren; nicht als beſorgte ich, er möchte mich hinausſtoßen; nein! aber wohl, er werde nur an ſich denken, wenn dieſer umſchlüge. Und ſo wäre mir es auch in einem langen Walde nicht recht wohl bei ihm, nicht als fürchtete ich, er möchte mich berauben oder todtſchlagen; nein! aber wohl, er möchte, wenn ein Straßenräuber käme, über den wir Beide Herr werden könnten, davonlaufen, und mich im Stiche laſſen. —

Das würdigſte Anſchauen des Lebens gibt auch die höchſte Lebenskraft im Ertragen. Darum verleiht Pietät die beſte Dauer im größten Wechſel. —

Die höchſten Ueberzeugungen ſind täglich neu; hier gibt es keinen verjährten Beſitz, man weiß nur, was man lernt. —

Ich bin verſichert, daß ſich die Meiſten bei dem beliebten „Gottes Weisheit und Güte in der Natur" nichts Rechtes denken; denn wie man den Naturlauf und die Creaturen ſo obenhin anſieht, iſt man beide längſt gewohnt, und der Lehrer ſagt gewöhnlich dem Kinde nichts Neues. Es iſt eine eigene Forſchung, eine fortgeſetzte Beobachtung, die das Wunderbare im Natürlichſten finden lernt. —

Nur die würdigſte Anſicht des Lebens ſtellt das Einzelne, wie wir ſchauen, thun, leiden, genießen, entbehren, ins rechte Licht und wiegt uns daſſelbe in rechtem Maaße zu. Man möchte ſagen, die Claſſizität aller Dinge ſtelle ſich alſobald durch den religiöſen Begriff her. Wie iſt nicht manches Allgeſuchte ſo gottlos, ſchon weil es geſchmacklos iſt. Hinwieder hat aber auch der Einſeitige, der Philiſter, der Freudenjäger, der Aszete doch nicht den Gott des vernünftigen Menſchen, denn wenn unſer Leben zu ſeinem Dank und Preiſe gelebt ſeyn will, ſo dankt jeder nur, was er lebt, und in den Augen des Empfängers geſtaltet ſich das Bild des Gebers nach der Gabe. Der Geber kann aber dem

Empfänger nur geben, für was er Sinn hat. So iſt es nun eine heilige Pflicht, den überſchwänglichen Reichthum, die Schönheit des Lebens in Vernunft und Rechtſchaffenheit zu leben, damit unſer Begriff vom Leben der würdigſte, unſer Dank der innigſte ſey; es iſt eine ſittliche Forderung an den Menſchen, die tiefe Fülle ſeines Daſeyns zu erkennen, damit er das organiſche Walten des Ewigen ahnde. Die meiſten Zweifel ſind Kinder der Beſchränktheit, der Thorheit, des Hochmuths, der Unſittlichkeit, des mißbrauchten Lebens. —

Nur wer im Ganzen das Rechte, das Wohl der Welt will, der thut es auch im Einzelnen. So ſieht der Seemann vor jeder Bewegung am Steuerruder auf die von kosmiſcher Kraft durchdrungene Magnetnadel, und korrigirt ſeinen Lauf nach Sonne, Mond und Sternen. —

Wer ſchon fertig iſt, und ſich nicht mehr entwickeln will, der ſieht Religion und Cultus von der negativen Seite an; wer nichts dazu gibt, dem geben ſie auch nichts. —

Die Religion muß ſich die widerſprechendſten Dinge nachſagen laſſen. Sie hat zwei Pole. Der Menſch gibt ſich ihrer bildenden Gewalt hin und wird religiös, oder er zieht ſie in ſeine Selbſtheit hinein und trübt ſie. Geſchieht dies mit ſtarker Aktivität, ſo wird er fanatiſch, geſchieht's mit viel ſinnlicher Hingebung, ſo wird er Methodiſt ꝛc. Um nicht ungerecht zu ſeyn, und den Weltgeiſt anzuklagen, muß man bedenken, daß, wie in allen Zerrbildern doch noch Grundzüge ſind, auch in den abſtruſeſten Sekten ein, wenn auch verdunkeltes, Chriſtenthum lebt.

Es gibt mehr moraliſche Feinde der Religion als intellektuelle, oder dieſe ſind auch jene. —

Wie ſollte man das Höchſte beweiſen können, da dieß nur durch ein noch Höheres geſchehen könnte? —

Die einzige Heldentugend, zu der man im ruhigen Zuſtand Gelegenheit findet, iſt die tägliche Uebernahme des Unbequemen.

So wie die Seele den Leib bilden hilft, ſo bilden die Ueberzeugungen das Geſchick. Ein unſchöner Leib wird zwar durch eine liebevolle Seele nicht ſchön, aber doch annehmlich, macht ſich Freunde, erregt eigenes Wohlgefallen; ſo auch macht die Jugend nicht gerade das Leben durch äuſſerliche günſtige Stellung und Entwicklung glücklich, aber doch innerlich ſo glücklich als möglich, nämlich als der Geiſt über die Materie des Lebens Herr werden kann. —

Wollte man einwenden, daß oft die wohlwollendſten Menſchen durch die Beigabe einer kleinen Schwäche des Verſtandes oder eines Uebermaßes von Gefühl die unglücklichſten ſeyen, ſo muß erwiedert werden, daß es eine gar große Untugend ſey, unverſtändig zu handeln, übermäßig zu fühlen, ſelbſtquäleriſch dem Schmerz lange nachzuhängen. —

Nur gewiſſenhaftes und ſchönes Thun widerſteht den Weltkräften; nur Suchen der Totalität durch Innerlichkeit macht aus dem räumlich engen, zeitlich kurzen Leben ein unendliches. In Blattwuchs und Stängel — Blume und Frucht iſt das zeitliche und ewige Weſen des Menſchen ſymboliſch abgebildet. —

Der Menſch ſtrebt nach allen Seiten lieber hin, als daß er in ſich geht. Die fruchtbarſte Wahrheit verliert dadurch ihre Wirkung auf den Menſchen, daß er, überall herum ſie erprobend, am Ende nicht geſtehen will: „Das bin auch Ich!“ —

Religioſität in Kleinigkeiten, gegen Gatten, Freund, Kind, Knecht, Magd ꝛc. iſt die ſchwerſte, ſeltenſte. —

Wie man die Naturgewalt nur dann recht empfindet, wenn man ganz nahe an ſie tritt; wie man ſeine Lieben herzlich umfängt, ſo muß man auch dem religiöſen Dienſte ſich ganz hingeben, wenn man ſeine Innigkeit fühlbar empfinden will.

Cl. Brentano.

Gockels Leichenrede auf Alektryo.

(1838.)

Alle Anweſenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiſer und legten ſie drum her, da ſteckte Gockel die Reiſer an und verbrannte alles zu Aſche; aus den Flammen aber ſah man die Geſtalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon ſchweben. Nun begrub Gockel die Aſche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu, und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienſte Gallina's und beſonders Alektryo's, wie des edlen Hahnengeſchlechts überhaupt. Nachdem er die Herkunft Alektryo's von dem Hahne Hiobs nach der Erzählung Urgockels mitgetheilt hatte, ſprach er unter Anderm:

Wer gibt die Weisheit in's verborgene Herz des Menſchen, wer gibt dem Hahnen den Verſtand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menſchen vom Schlaf erweckt, ſo verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und ſprechen: „die Nacht iſt vergangen, der Tag iſt gekommen, laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß und anlegen die Waffen des Lichtes.“ Wie lieblich und nützlich iſt das Krähen des Hahnen; dieſer treue Hausgenoſſe erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröſtet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verſcheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einſamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme ſich legen. Die Frommen weckt er zum Gebet und den Gelehrten ruft er, ſeine Bücher bei Licht zu ſuchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geſchrei ermuthiget das Herz des Kranken. Zwar ſpricht der weiſe Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang und das Vierte geht wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den ſich Keiner erheben darf" — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor ſeinem Anblick und Geſchrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wie er uns verſchlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewiſſen erwecket, auf daß wir uns rüſten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier ſo erhöhet; die weiſeſten Männer ſetzen ſein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch ſteht des Hahnen Bild auf dem Deckel des A-B-C-Buches, die Schüler zu mahnen, daß ſie früh aufſtehen ſollen, zu lernen. O wie löblich iſt das Beiſpiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menſchen vom Schlafe zu wecken, ſchlägt er ſich ſelbſt ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit ſich ſelbſt der Tugend beſtreben ſoll, ehe er ſie anderen lehret. Stolz iſt der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft ſeine Blicke zum Himmel; ſein Schrei iſt prophetiſch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachſamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüſtwagen geſetzt, daß ſie ſich zurufen und ablöſen zu gemeſſener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen ſich auf die Stange ſetzt, ſtellen ſie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt ſich der Hahn, und die Wache wird gewechſelt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, ſie ſtellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet ſein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter iſt der Hahn, ſein Haupt iſt geziert mit

Buſch und rother Helmdecke und ein purpurnes Ordensband ſchimmert an ſeinem Halſe; ſtark iſt ſeine Bruſt wie ein Harniſch im Streit, und ſein Fuß iſt beſpornt. Keine Kränkung ſeiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben und ſelbſt blutend verkündet er ſeinen Sieg ſtolz emporgerichtet, gleich einem Herold mit lautem Trompetenſtoß. Wunderbar iſt der Hahn; ſchreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, ſeinen Kamm nicht anzuſtoßen, denn er fühlt ſeine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn ſeine Familie! Dem legenden Huhn ſingt er liebliche Arien: „bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die ſüßen Triebe mit zu fühlen, iſt auch der Hahnen erſte Pflicht;“ — ſtirbt ihm die brütende Freundin, ſo vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. — O welch erhabenes Geſchöpf iſt der Hahn! Phidias ſetzte ſein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf ſein Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Mercur, dem Aesculap geweiht. O wie geiſtreich iſt der Hahn! Wer kann es den morgenländiſchen Kabbaliſten verdenken, daß ſie ſich Alektryo's bemächtigen wollten, da ſie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus ſich ſeinem Herrn ſelbſt als die Seele des Pythagoras vorſtellte, die inkognito krähte. Ja wie mehr als ein Hahn iſt ein Hahn, da ſogar ein gerupfter Hahn noch den Menſchen des Plato vorſtellen konnte!“ u. ſ. w.

Noch unausſprechlich vieles Erbauliche, Moraliſche, Hiſtoriſche, Allegoriſche, Mediziniſche, Myſtiſche, ſelbſt Politiſche brachte Gockel in dieſer ſchönen Leichenrede an, welche auch oft von dem lauten Schluchzen und Weinen Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen ward. Selbſt alle Vögelein gaben ihre Rührung mit leiſem Piepen zu verſtehen; weil aber der größte Theil der Rede aus Coleri Haushaltungsbuch und aus Gesneri Vogelbuch u. ſ. w. herrührte, zogen ſich die zuhörenden Vögel, denen es viel zu lang dauerte, nach und nach in der Stille zurück, — und da er nun gar noch allerlei Abergläubiſches von der Alektryomantie, eine Art zauberiſcher Wahrſagerei vermittelſt der Hahnen, und von dem Hahnenei, woraus die Baſilisken entſtehen, vorbrachte, ward Frau Hinkel auch etwas unruhig, — doch hielt ſie ſich noch zurück — dann aber kam er auf einen gewiſſen unpartheiiſchen Engländer zu ſprechen, und was dieſer von Hahnen und Hinkeln geſagt; da ward es Frau Hinkel nicht recht wohl und ſie ſprach: „Lieber Gockel, ich glaube, wir haben das ſchon gehört, wir ſind auch noch nüchtern, ich fürchte die Milch wird ſauer, ich habe auch noch kein Waſſer zum Kaffee am Feuer, ich dächte wir hielten einen kleinen Leichenſchmaus." Da lächelte der gute Gockel, umarmte Frau Hinkel und Gackeleia und begab ſich, ſelbſt ermüdet von der ſchlafloſen Nacht, gern mit ihr in den Hühnerſtall.

Jahn.

I. Ueber das Bücherleſen.

(1810.)

Bücher giebt es über Alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabſchaum. Darum muß die Kunſt zu leſen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befeſtigung des Gemüths fortgeſetzt werden; ſonſt verirren die Mittelmenſchen (und das ſind die meiſten) im Bücherdickicht. Ueberladung gewährt nimmer Genuß, jede Geſundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geiſtige, ſittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander leſen, iſt eine Straußenüberfüllung; und das Geleſene unverdauet gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sache vom Vielfraß, der vorne hineinſchlingt, und hinten hinauszwängt. Aus langer Weile und zum ſogenannten Zeitvertreib leſen, bleibt eine höchſtarmſelige geſchäftige Nichtsthuerei von Müßiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die beſſere Seele, die ſich im Leſen erholen will, naht Gefahren, wenn ſie ſo weg lieſet, was der Zufall in die Hände ſpielt, Unverſtand auspreiſet, Gernemitſprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geſchichtdichtereien ſind die tagtägliche Hausmannskoſt für der Leſegierigen Heißhunger, und nur wenige Ausnahmen dieſer loſen Waare können Speiſe werden. Dieſe ſogenannten Unterhaltungsbücher werden zuſammengeſchmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienſt ihr Jammerdaſein aufhalten. Roh iſt die Sprache, plump die Darſtellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügellahm die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. Schon die Titel ſind Marktſchreierzettel und Taſchenſpielerausbängſel. Ungethümwirthſchaften; theils Zerrbilder, aus dem Hefen des Menſchenpöbels gezerrt, theils Fratzen der unmögenden Schöpferkraft dieſer ſchreibenden Selbſtbeflecker. Nur die aufgeſtellten Muſterweſen verkehren wie Ausgeburten der Hölle und des Tollhauſes, grobſinnlich und entſinnlicht, grobirdiſch und vergeiſtert. Büberei iſt ihre größte Liebenswürdigkeit. Wundergeſchichten! Das größte Wunder, wie ein Menſch ohne Verſtand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verſtand ſind. Geiſtergeſchichten! Wo Geiſter ſpuken, weht kein Geiſt. Rittergeſchichten! Ein Bogen iſt leichter gefüllt mit leeren Worten, als ein Kampfplan mit vollgültigen Thaten; die Feder leichter getummelt, als das Streitroß. Die Ritterſchreiber ſind Herren vom Flederwiſch, tragen die Sporen im Kopf. Falle nur Götzens eiſerne Hand (dem es doch alle nachthun wollen) auf ſie, wie auf die Schergen des Heilbronner Raths. Räubergeſchichten! Sonſt nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben ſie Herz und Verſtand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf Rabenſteine, nicht auf Putztiſche; auf das Blutgerüſte, nicht auf den Weiberſchooß. Schmutzſchriften! Wer was auf ſich hält, geht Miſtpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer ſie aber in Büchern aufſucht, iſt eine leſende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftſteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufſicht. Zum Blumenſtrauß wählt man nicht Brenneſſeln und Saudiſteln, zum Riechfläſchchen nicht betäubende Gifte. Wer dieſe Gifte aus Büchern wollüſtig einſaugt, hat höchſtwahrſcheinlich den ſittlichen Schnupfen, denn beim würklichen ſoll Teufelsdreck lieblich wie Roſen duften.

Die Allieblinge der Leſermenge haben immer Liebe zum Gegenſtand, nebenbei ſtreuen ſie der Freundſchaft ein Vergißmeinnicht, und ſteuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit und Tugend. Es iſt Teufelsvermeſſenheit, mit beſudelter Feder Lebenskreiſe reiner Menſchheit zu zeichnen, es iſt dumpfſinnige Verblendniß, ſolchen grobangelegten Behexungen Glauben zu ſtellen. Dieſe Schriftler ſtümpern Ein ſchülermäßiges Uebungsſtück über das andere, wagen Gottmenſchlichkeit zu beſchreiben, ſo in ſelbſtſüchtiger Thierheit nur das eigene liebe Ich lieben. Da predigen ſie von Lebensweisheit, wie Bettler von gutem Haushalt; von Menſchenkenntniß, wie Seelenverkäufer; von Menſchenbeglückung, wie Henker in der Marterkammer. Menſchenkenntniß beſitzt nur der wahre Menſch, das eigene Herz iſt der Schlüſſel zu dieſer Geheimſchrift. Mit gewöhnlicher Menſchenkunde, wie ſolche der Spähmann kundſchaftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatſchbruder in Regeln verfaſſet, und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, ſind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menſchen verſtehen wie ſich ſelbſt, liebend und überlegend ſein eigenſtes Weſen aus dem Sein auffaſſen, bedarf einer Geſchwiſterſeele, ohne die ſo manches Edelherz verglühn und erkalten muß, und der Pöbel richtet. Pförtner, Kundſchafter und Aufpaſſer — behelfen ſich mit einer Kniffslehre, die ſie „Umgang mit Menſchen" nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menſchheit Fahne verlaſſen, heißt: „Man muß die Menſchen nehmen wie ſie ſind, die Welt, wie ſie iſt, es gehn laſſen, wie's geht, ſich nicht kümmern, wie's ſeyn ſollte." Damit glauben ſie dann Alles abgethan, wenn ſie erbärmliche Pfiffe auskramen, oftgebrauchte Ränke empfehlen, und das Uebel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube anſehen. Eins nur vergeſſen ſie! Daß die Welt gerade deshalb ſo arg iſt, weil ſchon ſo lange Weſen ihres Gelichters, Taugenichte, Thunichtgute, Stöhrenfriede darin gehauſt haben, von dieſem Ungeziefer aber niemand anders will, und auch keinen andern beſſern mag.

Was nicht iſt, wie es ſein ſoll — taugt nicht. Das zu begreifen, gehört nicht hohe Weisheit, mit dem gemeinen Leben kommt man ſchon aus. Ein Schneider, der ein Kleid verſieht, muß es ändern; ein Schuhmacher, der unbrauchbare Arbeit abliefert, ſie zurücknehmen; ein Beleidiger, der mit Schmähworten ausgefallen, ſie abbitten; kein Handwerker, kein Tagelöhner darf Pfuſchereien mit ſolchem Machtſpruch beſchönigen, vor keinem bürgerlichen Gericht gilt ſolche Ausflucht: Wie ſollten ſie nun bei der höchſten Behörde ſtatt finden? Was ſein ſoll, iſt möglich und nothwendig — ſonſt wäre Seinſollen Unding und Unſinn. Was noch nicht iſt, wie es ſein kann, muß dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten ſtrebten immer nach Beſſerwerden und Beſſermachen, dieſen Gottähnlichkeiten des Menſchen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umſonſt und vergebens. Sie kannten die Menſchen, wie ſie waren, das heißt, wie ſie durch eigene Leidenſchaften und Laſter verſunken, durch fremde Neuverführung unheilbarer, durch wechſelſeitige Mißhandlung entmenſchlicht. Dieſe Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen ſicher zu ſchlafen, zu eſſen, zu trinken, zu genießen und dann bei Gelegenheit ſo zu ſterben. Der große Haufen iſt damit vollkommen zufrieden, und aus ſeinen Büchern lernt er es nicht anders. Aber ſo wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch verſteht was ihm fehlt, ſich aufs Höchſte vor Anſteckung in Acht nimmt, übrigens bei Leibe nicht ſich mit Heilungsverſuchen abgiebt: ſo bleibt auch der ein armſeliger Halbmenſchenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenſchaften, Gebrechen und Laſtern Beſcheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als dieſe einſeitige Abſchilderung der ſchlimmſten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menſchen- und menſchlicher Anſtalten Vollkommnung, und es giebt Raum für die Tugend in jedem Würkungskreiſe. Man muß ſie öffentlich von Jedermann fordern, nur im Stillen nicht von Jedem erwarten. Allmutter Natur verwünſcht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; ſie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav ſein. Und ſo beſchränkt iſt keine Zeit, und ſo eingeengt kein Raum, daß nicht ein Thatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt entkeimen könnte. In jeder Lage kann jeder Menſch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerſchöpft Gaben ausſpendet. Nur muß er auf die Stimme des Gewiſſens hören, durch Sinnenrauſch den Mahnruf nicht übertäuben, in ſeinem Herzen muß es ewig wiederhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menſchheit ſein und werden kannſt.“

Reich ſind wir an trefflichen Büchern, an ſolchen, die jeder Deutſche leſen, wiederleſen, immerleſen, auswendig behalten ſollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Leſen thut es auch nicht; ſondern gut Ding und oft leſen, das macht gelehrt und fromm dazu“ iſt Luthers Leſeregel, die mit goldenen Buchſtaben auf dem Aushängeſchilde jeder Bücherleihe prangen müßte. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über dieſe. „Bergk's Kunſt Bücher zu leſen“ ſagt weit weniger, als der Titel. Es läßt ſich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichſte enthält, was der nach Menſch- und Deutſch-Werdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredlung, Mutherhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befeſtigung edler Vorſätze, zur Schutzbegeiſterung bedarf. Es könnte eine „Deutſche Bücherhalle“, ein „Deutſcher Bardenhain“ ſich erheben, wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Luſt. Aus dem Walhalla unſerer Geſchichte könnte eine Geiſterverſammlung, ein „Deutſches Enherion“ erſcheinen, wie Oſſians Geiſter mit Sonnenſtrahlen die Harfenſaiten ſpielen.

Was ſoll bis dahin geleſen werden? Die Antwort wäre ein Geiſtergericht, dazu bin ich nicht befugt; nur Salomons Siegel gehorchen Geiſter. Aber was ich als Deutſcher zu fühlen Recht habe, will ich als Bill ausſprechen. Die Dichtkunſt iſt des Menſchen treu gebliebene Freundin, ſo alt als die Sprache und die Urgeſtalt von jeder urſprünglichen lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine ſchönere Welt zu entrücken, erregt den heißen Wunſch, das Gute zur Herrſchaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen.

das Wahre lebendig darzuſtellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der Andern ſind ihre ſchönſten Geſchenke. Wir Deutſchen würden glücklicher und Deutſcher ſein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbſtſtolz." Recht haben wir dazu, mehr, als alle die andern — die doch ſo weit damit gekommen. Vorzüglich laſſen die Dichter unſere Sprache und unſer Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat ſo viele Dichterſammlungen, faſt jeder Sänger hat ſeine Geiſtesblüthen beſonders geſammelt. Nicht ohne Unterſchied ſollen zuerſt die Pfleglinge eines Einzelnen dargeboten werden. Das ſchönſte Blumenbeet iſt ſelten ganz rein von Unkraut. Unſere bisherigen Blumenleſen haben wenig geleiſtet. Wer in der Folge einzelne zu Sträußen auslieſet, dieſe in ein Gewinde zuſammenflicht, walte mit Ordnerkraft und Zartſinn, wie der Harfner in Wilhelm Meiſters Lehrjahren: „wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für die beſondere Geſellſchaft [der Leſer] ein eigenes Ganze entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte, indem er nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in Circulation brachte."

Wir haben unſer Bücherweſen verkannt, „den Wald vor Bäumen nicht geſehen," „das Pferd geſucht und darauf geſeſſen." Wenn wir ein Mal auf andere Art läſen? In der Kinderſtube ſtatt Feenmährchen Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Leſſing, Pfeffel, wenn ſie in Fabeln lehren. In der Unterſchule Schlözer's Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder, und Campe eher, als Nepos. Weiterhin Göthe vor Ovid und Horaz; Voß früher, als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon; Müller's Schweizergeſchichte eher, als Cäſar und andere; Zollikofer u. a. vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopſtock vor und als Pindar.

Das Zuſammenleſen hat noch andere Vortheile, als bloßes Kennenlernen. Viele unſichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfaden werden dadurch angeſponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einſam in Oeden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einſiedleriſch, das Edle begeiſtert nicht bloß verſtohlen. Schon beim Anhören werden Geiſter und Herzen ſich verſtehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austauſch der Gefühle, Mittheilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Menſch wird je von ſeinem Volke allein gelaſſen bleiben. In die Einſamkeit begleiten ihn deſſen Geiſter, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Troſt und Rath zu, erſcheinen als Lichtgeſtirne in Gefahren, wohnen ſtellvertretend im Herzen und Gedächtniß; daß er, immer mit ſich und ſeinem Volke einträchtig, ſein Lebensziel durchmeſſe.

II. Mägdchenſchulen.

(1810.)

Mägdchenſchulen — ſo hieß es ſonſt, und ſo muß es auch wieder heißen. Töchter giebt es nur im Verhältniß zu den Aeltern. Mägdchen iſt die Bezeichnung des weiblichen Geſchlechts in einem gewiſſen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchterſchule haben; für eine allgemeine Bildungsanſtalt iſt der Ausdruck übelgewählt und ſprachwidrig. Nur da kann eine Mägdchenſchule ſo heißen, wo die Kinder dem Staate gehören, oder Gemeinſchaft der Weiber ſtatt findet. Vielleicht hat die Treibhausſucht der Eltern, ſo ihre Kinder nie frühzeitig genug groß ziehen können, dies ſinnloſe Wort erfunden; und die Affenliebe hat dadurch zu verſtehen geben wollen: Nur in zarter Jugend giebt es Töchter — ſonſt gleich darauf Damen!

Welcher Falſchmünzer dies widerſinnige Wort geprägt, iſt mir unbekannt; von Zürich aus iſt es ſeit 1774 in Umlauf gekommen.

Mägdchenſchulen ſind eben ſo nothwendig, ja eher noch nothwendiger, als Knabenſchulen. Denn das Weib muß aus der Schule vollendeter hervorgehen, als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachſchule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts. Der Mann iſt Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Beſtimmung. Wenn der Vater die Erziehung übernimmt, oder ſie Andern anvertraut, ſo ſind die Kinder ihm ſchon zuerzogen, aus der gröbſten Thierheit herausgebildet, oder tiefer und unmenſchlicher darin verſunken. Klarer und richtiger hat es keiner gefühlt, wie Iſelin. „Ich halte es für unſtreitig, wenn man die Geſchichte aller Männer genau wüßte, die ſich durch Rechtſchaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche dieſen Vortheil ihren Müttern ſchuldig waren. Es iſt noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unſchuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menſchen iſt, wie faſt alle, die dieſen Vortheil genoſſen haben, ihn niemandem ſchuldig geweſen ſind, als ihren Müttern, und wie ſehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menſchheit ſich auf Weiberverſtand und Weibertugend gründet.“ Mägdchenſchulen umfaſſen die Hälfte des Volks, die ſchönſte, wenn Jugend ſie adelt, die verderblichſte, wenn ſie unglücklicher Weiſe ein Mal verdorben iſt. Der Mann kann ſinken, fallen und noch aus dem Verderben ſich aufraffen, erheben, aus Leidenſchaften geläutert hervorkämpfen. Für das geſunkene, gefallene, entadelte Weib iſt ſelten Rettung; es iſt ſeine ewige Hölle, ſich über die Tugenden der Schweſterweſen entrüſten. Auch der Teufel ward, der frommen Sage nach, aus einem gefallenen Engel!

Man verlangt zwar noch immer genug vom Weibe, aber thut nichts Geſcheidtes für ſie in der Jugend. Höchſtens führt man ſie mit ſelbſtgefährlichen Weltreizen auf den ſchlüpfrigen Plan, überläßt ſie ſich ganz, und dem Glücksfall, welchem Mann er ſie zuwirft. Das darf mit künftigen Mitbürgerinnen nicht geſchehen. Wer wählen ſoll, muß es können. Je mehr die Verbildung um ſich greift, deſto nöthiger wird ernſtliches Einhaltthun.

Aufgehoben werden müſſen alle Penſionsanſtalten für die weibliche Jugend, ihre Gräuel ſind bis zum Ekel bekannt. Die Schöpferin des häuslichen Glücks ſoll das Weib ſein, aber aushäuſige Erziehung iſt eine Vorrichtung zum Gegentheil. Da wird nur in ſeltenen glücklichen Ausnahmen das Mädchen fähig, die Seligkeit des ſchönern Zuſammenlebens zu ahnen — aber weit ſeltener noch, ſie dereinſt zu geben. Es lernt ſich nicht die ſchöne Beſtimmung fürs Hausleben im Großgewühl; dafür ſind Mütter. Nur ſie können in den erziehungsbedürftigen Lebenszeiten Rechtleiterinnen ſein, und die Richtung zum vollendeten Weibe vorleben. Alle Lehrerinnen an Mägdchenſchulen ſollten unter Aufſicht von ehrenwerthen Müttern und Matronen ſtehen. Die mehreſten Verpfuſchungen der weiblichen Erziehung geſchehen durch ledige Frauenzimmer, die ſchon über die heirathbaren Jahre hinaus ſind. Es iſt der bedauernswürdigſte Stand der Weiberwelt, das Mitleid gegen ihn iſt gerecht, man ſollte als Zufluchten ihm die Klöſter erhalten. Hülfe muß geſchafft werden, nur durch Aufopferung der Unſchuldigen nicht.

Ueberhaupt giebt es zwei Gattungen: Alte Jungfern und Jungfrau-Matronen. Die alte Jungfer ſteht dem Hageſtolz gegenüber, die Jungfrau-Matrone dem alten Junggeſellen. Eine ſolche Veſtalin iſt Karoline Rudolphi, unter tauſend Tauſend ein bewundernswürdiges Weſen. Sie lehrt mit Liebe für Liebe, mit jungfräulichem Mutterſinn. Allein die meiſten andern Genoſſinnen kennen die Liebe nur halbſichtig, oder aus Büchern erleſen, ferner aus eigenem Unglück, endlich von Hörenſagen — doch die Mutterliebe gar nicht.

Das Allerverderblichſte für die weibliche Jugend des höhern Mittel- und niedern Höherſtandes, was den Blumenkeim Deutſcher Kindlichkeit anfrißt, die Blüthenknoſpe Deutſcher Jungfräulichkeit zernagt, die Lebensfrucht des Volksthums wurmſtichig macht, Alles entweiblicht und entdeutſcht — iſt die Landplage Undeutſcher Verzieherinnen. — — Denn wenn eine Genferin, Mümpelgarderin und Stockfranzöſin das Meiſte leiſtet — ſo bildet ſie aufs Höchſte ein und entfremdetes verfranzöſiſchtes Weſen. Und je menſchlicher und Deutſcher der Mann ſich fühlt, deſto härter muß ſolch Zerrweib ihn abſtoßen, weil er beide Männin und Buhlin verabſcheuet, und im Weibe nach einer Gattin ſich ſehnt, die den vaterländiſchen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und Deutſchem Immergrün umwinde.

Dazu braucht es nicht ausländiſches Plapperwerk; mit der Mutterſprache begeiſtert und beſeelt ſich alles leichter. Dieſe zu lernen, ſie in ihrer Fülle gebrauchen zu können, hat das Weib als geborne Menſchenbildnerin eine heilige Verpflichtung.

III. Turnanſtalten.

(1816.)

Die Turnkunſt ſoll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menſchlichen Bildung wieder herſtellen, der bloß einſeitigen Vergeiſtigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zuſammenleben den ganzen Menſchen umfaſſen und ergreifen.

So lange der Menſch noch hienieden einen Leib hat und zu ſeinem irdiſchen Daſeyn auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anſtelligkeit zum nichtigen Schatten verſiecht — wird die Turnkunſt einen Haupttheil der menſchlichen Ausbildung einnehmen müſſen. Unbegreiflich, daß dieſe Brauchkunſt des Leibes und Lebens, dieſe Schutz- und Schirmlehre, dieſe Wehrhaftmachung ſo lange verſchollen geweſen. Aber dieſe Sünde früherer leib- und liebloſer Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menſchen mehr oder minder heimgeſucht. Darum iſt die Turnkunſt eine menſchheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo ſterbliche Menſchen das Erdreich bewohnen. Aber ſie wird immer wieder in ihrer beſondern Geſtalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländiſches Werk und volksthümliches Weſen. Immer iſt ſie nur zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfniſſen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland iſt ſie heimiſch, und bleibt mit ihnen immer im innigſten Bunde. Auch gedeiht ſie nur unter ſelbſtſtändigen Völkern, und gehört auch nur für freie Leute. Der Sclavenleib iſt für die menſchliche Seele nur ein Zwinger und Kerker. —

Jede Turnanſtalt iſt ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbſchule mannlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Geſundheitspflege und öffentliche Wohlthat; ſie iſt Lehr- und Lernanſtalt zugleich in einem ſteten Wechſelgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweiſen, Selbſtverſuchen, Ueben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörenſagen, ſie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: ſie haben das Werk erlebt, eingelebt, verſucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle ſchlummernden Kräfte, verleiht Selbſtvertrauen und Zuverſicht, die den Muth niemals im Elend laſſen. Nur langſam ſteigert ſich die Kraft, allmälig iſt die Stärke gewachſen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein ſchwer Stück vergeblich verſucht, bis es nach harter Arbeit, ſaurer Mühe und raſtloſem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Bruſt, ſo bald man erſt weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Geſehen haben, was andern endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung es auch zu leiſten. In der Turngemeinſchaft wird der Wagemuth heimiſch. Da wird alle Anſtrengung leicht, und die Laſt Luſt, wo andere mitwettturnen. Einer erſtarkt bei der Arbeit an dem andern, ſtählt ſich an ihrer Kraft, ermuthiget ſich und richtet ſich empor. Ein Beiſpiel wird ſo das Vorbild, und reicht weiter als tauſend Lehren. Eine echte That iſt noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Ohne eine Turnanſtalt ſollte billig keine namhafte Stadt in deutſchen Landen forthin bleiben. Den Einwurf: „Es koſtet was“ können nur Tröpfe vorbringen, die gern als Köpfe ſpuken möchten. Menſchen werden gezählt, Männer gewogen und ſind nicht zu erdrillen.

Auch der kleinſte Ort könnte und ſollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach ſeinen beſchränktern Bedürfniſſen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchſpiel des platten Landes müßte wenigſtens ein vollſtändiger Turnplatz ſeyn, wo ſich dann aus den größern und kleinern Ortſchaften die turnfähige Jugend zuſammenfinde, und in jugendlichem Wettturnen verſuche. Wenigſtens an den Denktagen der Erlöſung, Auferſtehung und Rettung des Deutſchen Volks ſollte dazu Rath werden. Der 31 März, 18 Junius, und 18te Oktober ſind recht eigentlich zu großen Turntagen gewonnen. Im Laufe der Zeit können gar leicht aus dieſen kleinen Anfängen größere Feſte werden. Wann dann die geſammte Jugend erſt eingeturnt iſt, ſo wandern die Turnfertigſten aus dem kleinern Ort in den größern, von dort am folgenden großen Turntage die Preiserringer zur Gauſtadt, und ſo an jedem kommenden Feſte immer weiter zur Mark- und Landesſtadt, bis ſich endlich die beſten Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeſte in der Hauptſtadt treffen.

Adam Müller.

Buchſtabe und Tradition.

(1806.)

Wenn die Geſchichte irgend eines Zeitraums erforſcht, d. h. als gegenwärtig vor uns aufgeſtellt werden ſoll, ſo liegen dazu zwey Werkzeuge vor uns, deren geſchickte, ſinnreiche Anwendung alles Entfernte in unſere Nähe bringt: der *Buchſtabe* und die *Tradition*. Ich nehme dieſe beiden Begriffe in einer Ausdehnung, die ich zuvörderſt rechtfertigen muß. Wenn es darauf ankommt, die Individualität eines Zeitgenoſſen hiſtoriſch aufzufaſſen, ſo würde ich ſeine Worte, ſeine Werke, ſeine Erſcheinung, ſeine Geſichtszüge — kurz die ganze Eigenthümlichkeit, mit der er mich unmittelbar anſpricht, den Buchſtab nennen; hingegen der Reflex dieſes Menſchen auf ſein Zeitalter, die Geſtalt, unter der ich ihn mittelbar aus den Händen oder in dem Urtheile der übrigen empfange und die durch die Individualitäten dieſer Vermittler zwiſchen mir und ihm bedingt iſt, würde Tradition heißen. Die ganze gegenwärtige Welt iſt demnach eine große Tradition von allen früheren Zuſtänden, und wenn die Vergangenheit auch von Jedem ihrer Helden, ihrer Begebenheiten, ihrer Thaten einen Buchſtab, irgend eine Ruine, ein ächtes wohlerhaltenes Zeichen zurückgelaſſen, ſo iſt dieſer doch nur dadurch zu begreifen, daß er auch in der Tradition, d. h. in den unzähligen Variationen, die ſein ehemaliger Geiſt, ſein Sinn erlitten, bis er auf unſere Zeit herabgekommen, betrachtet werde.

Keine Begebenheit der Geſchichte iſt in allen Inſtituten, in allen Verhältniſſen unſeres gegenwärtigen Lebens ſo allgegenwärtig als die, welche unſerer religiöſen Gemeinſchaft zum Grunde liegt. Der Buchſtab mögen hier die heiligen Bücher der Evangeliſten und der Apoſtel genannt werden; das Palladium unſrer europäiſchen Bildung, das Herrlichſte, die Blüthe unſers heutigen Lebens, alles um uns her, was der Betrachtung werth ſeyn mag, iſt Tradition jener erhabenen Sache. Verlangt man dieſe Begebenheit in ihrem wahren Lichte zu ſehen, ſo ergreiſe man den Buchſtaben der heiligen Bücher, aber man wiſſe ihn durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart herabzuführen, damit man bey der Rückkehr auf die Stelle, von der man ausging, einſehe, wie die europäiſchen Sprachen, Geſetze und Sitten, ſie mögen einzeln noch ſo einſeitig, kalt und irreligiös erſcheinen, im Ganzen betrachtet nichts als der erweiterte Buchſtab jener großen Handlung ſeyn können. Hält man ſich ausſchließend an jenen erſten Buchſtaben des neuen Teſtaments, mit Hintanſetzung der läſtigen, abergläubigen, unaufgeklärten Jahrtauſende zwiſchen uns und ihm, in der Hoffnung, ſich mit Chriſtus in unmittelbare Connectionen zu ſetzen, ſo wird man ihn freilich als einen Lehrer der Weisheit und Tugend, als einen frommen, geduldigen, moraliſchen Mann bewundern, als einen häuslichen Freund, welches er freilich auch nicht zurückweist, lieben lernen, aber in alle Ewigkeit kann er uns aus den bloßen heiligen Schriften, als der Mittler der Menſchheit überhaupt, als der Mittler der alten und neuen Welt, der bedeutendſten und ärmſten Verhältniſſe des menſchlichen Daſeyns, als Mittelpunkt der Geſchichte, nicht hervorgehn. Die Verirrungen des falſchen Proteſtantismus unſrer Tage haben es deutlich gezeigt, welche geiſtloſe Sittenbücher, welche haltungsloſe Moral, welche nichtswürdige Experimentalphyſik über die Wunder, aus dem Beſtreben hervorgeht, Chriſtus an ſich, in ſ. g. pſychologiſchen Darſtellungen ſeines Charakters, in ſ. g. pragmatiſchen Entwicklungen ſeiner Geſchichte zu ſchauen. — Abgeſehen von der religiöſen Geſchichte, wird jeder andere Held, den wir noch ſo buchſtäblich und unmittelbar aus dem hiſtoriſchen Ganzen herausreißen, entweder ein gebrechlicher Menſch unſersgleichen, oder er bleibt ewig fremd und untheilnehmend unter unſern übrigen Umgebungen ſtehn, wofern nicht eine innre Congenialität unſrer Natur mit der ſeinigen, uns die Tiefe des Buchſtabens, den er hinterlaſſen, prophetiſch ergründen läßt, wofern wir alſo nicht in unſerm Gemüthe gleichſam die Tradition tragen, durch die jener Buchſtabe zu einem Worte des Lebens wird. Wer vermag in den proteſtantiſchen Kirchengeſchichten, die mit einer Art von hochmüthiger Erbarmung ſich zu den ſ. g. Irrthümern und Ketzereien gegen die Vernunft oder den Buchſtaben herablaſſen, und ſo die Jahrhunderte der neuen Welt durchwandern, um uns zu zeigen, wie viel Aufwand von Streitigkeiten, Mißverſtändniſſen und Elend es ſich die Natur hat koſten laſſen müſſen, um endlich einen lauen, lieb- und glaubensleeren, weichlichen, aufgeklärten Menſchenfreund, der den Namen des Proteſtanten herabwürdigt, zu Stande zu bringen — wer vermag in ihnen jene ernſten Väter der Kirche, jene heiligen Kämpfe für das innerſte Heiligthum unſers Geſchlechts, kräftig und unermüdlich durchgeführt mit Wort und Schwert, jenen erhabenen Völkerſturm der Kreuzzüge, den ſie nur durch die Politik der Päbſte zu motiviren, als Abentheuer, als allgemeine Verrückung zu verſtehen wiſſen — wer vermag in ihnen den deutſchen Luther wiederzuerkennen, der gewiß nicht einen Gedanken ſeiner gewaltigen Seele ausgeſprochen hätte, um ihr Lob zu verdienen.

Wenn ich den Ekelnamen der ſcholaſtiſchen Philoſophie und ſcholaſtiſcher Denkart überhaupt irgendwo an ſeiner Stelle finde, ſo iſt es grade bei denen, die in dem heiligen Ganzen der Kirchengeſchichte nichts ſehen als Streit der Dogmen, ſcholaſtiſche, willkührliche Spitzfindigkeit, die Gräuel des Mönchthums, die Mißbräuche der Päbſte, bey den ſ. g. Geſchichtſchreibern der proteſtantiſchen Kirche. Sie haben ſich ſelbſt dazu verdammt, aus der Geſchichte beinahe zweier Jahrtauſende ein großes Sünden- und Lügenregiſter zu machen und aus dem Tempel der Geſchichte endlich nichts herauszubringen, als eine ganze Bibliothek von moraliſchen Recepten und von Warnungsbeyſpielen gegen den Aberglauben. Was ſie ihren Pragmatismus nennen, iſt nichts weiter als die Fähigkeit, in der Geſchichte einige Hauptgelenke zu ſehn, und dieſe an dem kalten, hölzernen Gliedermann, den ſie Kirche nennen, nachzuahmen.

Wenn ich die deutſche Anſicht der Geſchichte erhebe, ſo erwarte ich nicht, daß man hiſtoriſche Werke der Deutſchen von mir als Beläge der Behauptung verlangen werde. Die, welche ich etwa aufſtellen könnte, ſetze ich für jetzt vorſätzlich bey Seite: kein einziges würde jener Anſicht vollſtändig genügen; keines würde, wenn es ihr auch genügte, ſie vollſtändig ausdrücken. Aus der Totalität des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Deutſchlands geht ſie nothwendig hervor: alle Extreme der hiſtoriſchen Anſicht nemlich ſind in deutſcher Sprache aufgeſtellt. Und wenn die Differenz des religiöſen Charakters, der Streit zwiſchen dem der Tradition treu bleibenden Katholicismus und dem mit dem Buchſtaben des Chriſtenthums gegen die Tradition ankämpfenden Proteſtantismus, wie es ganz unverkennbar iſt, den Haupteinfluß auf die Würdigung aller Charaktere eines jeden Zeitraums der Geſchichte gehabt hat, ſo fließt es aus der Lokalität von Deutſchland hervor, daß hier jener Streit um die Helden und Thaten aller früheren Zeiten am vielſeitigſten und heftigſten geführt ſeyn müſſe. In allen übrigen Ländern von Europa, beſonders in den die Bildungsgeſchichte zunächſt angehenden, Frankreich und England, hatte eine von beiden ſtreitenden Mächten dauerhaft die Oberhand, war die Kirche alſo minder eine ſtreitende als in Deutſchland. Der Proteſtantismus von England mochte ſich in den drey letzten Jahrhunderten in eine Art von politiſchen Katholicismus, der Katholicismus von Frankreich in einen politiſchen Proteſtantismus verwandeln: nichtsdeſtoweniger waren alle hiſtoriſchen Arbeiten der Franzoſen bis auf Bayle und Voltaire katholiſchen, die der Britten bis in die neueſten

Zeiten proteſtantiſchen Sinnes. Aber Sprache und Meer hemmten den Streit; nie konnte er zu der durchgreifenden Innigkeit, zu der Unaufhörlichkeit, zu der Perſönlichkeit gedeihen, aus der ſich eine vermittelnde Anſicht der Geſchichte, d. h. eine wahrhaft triumphirende Kirche erheben mochte. Wie ganz anders war es in Deutſchland! In tauſend Berührungspunkten ſtritten hier mit unendlicher Regſamkeit, von einem einzigen Elemente derſelben Sprache umfangen, das Alte mit dem Neuen. Zwey große, in ſchwebendem Gleichgewichte einander gegenüberſtehende Staatengruppen, an Cultur, Verfaſſung und Sitte durchaus entgegengeſetzt, repräſentirten hier, die eine die Tradition, den Katholicismus, die Treue am Alten; die andere die Luſt am Neuen, den Proteſtantismus, die ununterbrochene Erweiterung des Gebiets der Freyheit und der Vernunft. In der Totalität dieſes Streites mußten die Geſchichte, ihr Zuſammenhang und ihre Helden ſichtbar werden. Hier mußte ſich, wenn der Friede nur im Kriege erſcheinen kann, ein politiſcher und wiſſenſchaftlicher Friede bilden. Er iſt da, und wir haben ein Vaterland! Vor einigen Jahren fing man in Deutſchland ein gewiſſes vaterländiſches Weſen, eine gewiſſe derbe, biedre und wackre Deutſchheit zu affectiren an. Anſtatt durch die Geſchichte rückwärts ſchreitend, die Tradition unſers Urſprungs Schritt vor Schritt bis zu ihren Quellen zu verfolgen, nach der einfachen Vorausſetzung, daß man die Väter und Großväter erſt verſtehen müſſe, bevor man zu entfernteren Ahnherrn zurückſteige — bohrte man die allerälteſten Fäſſer zuerſt und allein an, und hoffte ſich in Hermanns Schlacht über den Varus und in den Geſängen der Barden für immer mit vaterländiſchem Geiſte berauſchen zu können. Die Bardiete Klopſtocks und viele andere Verſuche, ſo wichtige hiſtoriſche Unterſuchungen über das deutſche Alterthum ſie veranlaßt haben, ſo weſentlich ſie auch in die deutſche Bildungsgeſchichte hineingehören, ſind ein warnendes Beyſpiel, welch ein ſeelenloſer und kalter Buchſtabe es iſt, den man mit

Verläugnung der Tradition aus dem Zuſammenhange der Geſchichte herauszuzerren vermag.

Noch einmal: nur das Zerbrechliche zerbricht! wen die nächſten Umgebungen, die heut'ge traurige, tief gebeugte Geſtalt des deutſchen Vaterlandes ſelbſt, nicht mit erhebenden Gefühlen, mit Nationalſtolz erfüllen; wen Niederlage und Unglück nicht ganz beſonders feſt an den Boden anſchließen, der ihn erzeugte, den werden alle Siege über die Legionen des Varus nicht für das Vaterland zu begeiſtern vermögen.

Es iſt nicht etwa Troſt, den die Weltgeſchichte, von der hier die Rede iſt, uns geben ſoll; wir erwarten nicht bloße Beyſpiele, kalte Moralexempel, rohe Leiſten von ihr, um einzelne unſerer Handlungen darauf abzuformen; uns treibt nicht eine gemeine Dankbarkeit gegen ſ. g., um die Menſchheit wohl verdiente oder große Männer, wenn wir nicht müde werden, von Stufe zu Stufe ins Alterthum zurückzuſteigen; kein Gerichtshof, vor dem die Helden der Vergangenheit verdammt oder ſelig geſprochen würden, iſt unſere hiſtoriſche Kritik: weder römiſche Ruinen erwecken Wehmuth, noch gothiſche [Ruinen] Freude in uns, die Weltgeſchichte iſt für uns weder bloße Bühne des Laſters, des Untergangs und des Todes, noch bloßer Schauplatz der Tugend, des ſorgenloſen Fortſchreitens und unvermeidlicher, unendlicher Perfectibilität. Sondern die Biographie der Menſchheit ſtudieren, beſchreiben, durchleben wir, um im Geiſte der Menſchheit zu handeln.

Denen, die nur Tod, Rückſchritt, Verderbniß in der Geſchichte ſehen und dem Tacitus ſich anſchließen, ſagen wir: der Geiſt des Römers mochte die Reinheit und die Kraft beſſerer Zeiten in ſich bewahren; wenn ihn aber das Gefühl eigner Thatkraft nicht über den Untergang von Rom beruhigen kann, ſo iſt ſeine Anſicht kleiner als Rom: weit entfernt über Rom erhaben zu ſeyn, geht er ſelbſt mit Rom unter. Ganz andere Schätze, tiefer durch Meinung und Empfindung begründete Gebäude, als Rom je aufbaute, je ſammelte — hat *dieſes Zeitalter* von der Erde verſchwinden ſehen: faſt alle einzelnen Familien-, Staats- und Wiſſenſchaftskörper, die auf uns herab gekommen, erſcheinen rückſchreitend, verſinkend, viele verſunken vielleicht in dem Augenblick, da wir uns hier ihrer erinnern. Aber in der Seele des Zuſchauers einer untergehenden Welt, eben erzeugt durch die Betrachtung des Untergangs, ſtehn die Geiſter des Vernichteten in unauflöslicheren, reineren Verknüpfungen, gleichſam mit verklärtem Leibe wieder auf. *So verklärte der heilige Beſieger des Todes die untergegangene alte Welt.*

Denen, die einen unthätigen, fataliſtiſchen Glauben an eine unzerſtörbar glückliche Weltordnung hegen, rufe ich zu: Wohl, wir wiſſen, wie ihr, daß die Nothwendigkeit der Natur zerſtört, um Höheres zu erzeugen; aber ſchließt mich nicht aus von den Werkzeugen der Natur. Ich kann nicht, wie ihr, ein müſſiger, ſich ſelbſt aus den Gliedern der Geſchichte herausnehmender abſoluter Beſchauer ſeyn. Mir iſt die Geſchichte werth, und ich kenne die Geſchichte, weil ich mich ſelbſt nach geſtern und morgen und nach tauſend Seiten hin an ſie angeſchloſſen ſehe, und weil ich mich nach eben ſo viel Richtungen auf Zukunft und Vergangenheit entgegenwirkend fühle. Aber weil ich ſie mit freier Thätigkeit beſchaue, ſo verſtehe ich die Geſchichte, und weil ich mit offnen und reinen Augen handle, darf meine Critik jede zerſtörende Kraft mit den Waffen der Geſchichte verfolgen. Nur klares, deutliches Handeln iſt kräftiges Handeln; nur thätige Betrachtung iſt wahre Betrachtung. So tadelte, ſtrafte, züchtigte, fühlte den Schmerz der untergehenden Welt der Mittler der Menſchheit und der Geſchichte, *ſo erbaute und verklärte er unter Schmerzen die neue Welt.*

So vereinigt ſich Hiſtorie und Critik, das Geſetz der Natur und das Geſetz der Freiheit in der *vermittelnden* Geſchichte. Nennt es Geſchichte der Geſellſchaft oder Geſchichte der Wiſſenſchaften; Geſchichte der Bedürfniſſe (wo ihr den Menſchen der Natur unterordnet), oder Geſchichte der Kunſt (wo die Natur der Freiheit des Menſchen gehorcht): beides iſt eins. Der wahre Geſchichtſchreiber iſt Prophet und Hiſtoriker zugleich; gehorſames Kind der Vergangenheit, weil er die Zukunft väterlich beherrſchen will. Nur in der Tradition lebt der Buchſtabe, und der Buchſtabe befeſtigt die Tradition.

C. Ritter.

Die Raumerfüllung auf der Erde.

(1833.)

Die Räume, die Zeiten, die Geſtalten und Formen, die Raumerfüllungen in ihren Conſtructionen und Organiſationen auf dem Planeten an ſich, immer die einen und dieſelben in ihren Werthen, bleiben, in ihren Relationen zum Erdball, als Wohnhaus des Menſchengeſchlechtes gedacht, nicht dieſelben, ſondern ſie ändern ihre relativen Werthe wirklich mit dem Fortgange der Jahrtauſende und Jahrhunderte ab. Die Art der Raumerfüllung wird daher für die Betrachtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehend zu Jahrzehend eine Andere. Denn wenn der Menſch, mit A. von **Humboldt's** Ausdruck zu reden, neue Organe ſich ſchafft, um mit den genaueſten Inſtrumenten, welche die beſchränkte Sphäre ſeiner Sinneswerkzeuge erweitert, tiefer in die Erdrinde, wie zu dem Meeresboden hinab zu reichen, und dort die Temperatur der Tiefen, die unbekannten Erdarten und Gewäſſer, die Salzlager, die dichteren Erd- und Waſſerſchichten und Alles, was ihnen zugehört, durch Batho- und Thermometer, durch Pendelſchwingungen, durch Bohrverſuche, arteſiſche Brunnen u. dergl. zu ſich herauf zu heben, was geſchieht da Anderes, als daß die erfüllten Räume der Planetenrinde ſich in der That in ein verſchiedenes, als das bisherige Verhältniß dieſes Wohnplatzes zum Menſchen ſtellen? Und ebenſo, wie ſich nach oben durch die Organe der Barometer, der Hygrometer und anderer Meßinſtrumente, wie einſt der

Fernröhre, der Aſtrolabien und anderer Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, der Geſichts- und überhaupt der Gefühlskreis des Menſchen wirklich erweiterte, in demſelben Maaße rückte ihm auch die äußere Welt näher, die Relationen der Raumverhältniſſe wurden für den von Menſchen bewohnten Erdball Andere.

Aber nicht nur die Diſtanzen nach unten und oben, ſondern auch die Raumunterſchiede nach allen Richtungen hin werden durch ähnliche Fortſchritte einer univerſellen Telegraphik umgewandelt; ſeien es neuerfundene Organe der genannten Art, oder wiſſenſchaftliche Fortſchritte, oder Kulturentwicklungen, wodurch die Völker ſich in andere Räume verbreiten lernen, wie die Pflanzen und Thiere in andere klimatiſche Zonen gedeihlich übergehen und die bis dahin unzugänglich gebliebenen, alſo fern abliegenden Enden der Erde — ſeien es eiſige Polarkreiſe, oder himmliſche Gipfelreihen, oder einſame gleichſam bis dahin mondferne, oceaniſche Inſeln, von denen keine Spur des Daſeins für das Menſchengeſchlecht vorhanden war — mit in den Kreis der civiliſirten Völkergemeinſchaft gezogen werden. Was früher nicht vorhanden ſchien, tritt hiedurch im Daſein hervor; was früherhin fern lag und unerreichbar, tritt nun näher in die Berührung, ja in den Bereich des täglichen Verkehrs.

Die Raumerfüllung zeigt ſich bekanntlich auf dem Erdball unter den beiden Formen des Rigiden und des Flüſſigen, oder des Unbewegten und des Beweglichen; zu den Raumabſtänden der rigiden Oertlichkeiten kommen alſo auch die Raumunterſchiede der flüſſigen oder fließenden Formen, oder die räumefüllenden Bewegungen um den Erdball. Ihre Verhältniſſe ſind doppelter Art; die der Räume und der Zeiten, in denen ihre Bewegungen zu Stande kommen. Dieſe raumfüllende Bewegung iſt wiederum doppelter Art; rein phyſiſch, nach den Geſetzen der Mechanik, Phyſik, Chemie, wie die Verbreitungen und Bewegungen der Imponderabilien, der Wärme, der Electricität, des Magnetismus u. ſ. w., wo die Verbreitungen vielleicht ſchon mit den Erzeugungen nach Raum und Zeit in dieſelben Grenzen mehr oder weniger zuſammenfallen mögen; oder wo ſie wahrnehmbarer, den Raum wirklich materiell ausfüllende Bewegungen ſind, die ihre beſtimmten Grenzverhältniſſe in Raum und Zeit um das Erdrund gewonnen haben; wie die Windſyſteme, die Ebben und Fluthen, die Strömungen der Meere, die raumwechſelnden Metamorphoſen der Atmosphäre in Wolkenbildungen, Meteoren aller Art, und die durch dieſe mit in Bewegung geſetzten, aber willenlos ſich nur mechaniſch fortbewegenden irdiſchen Theile oder Körper, ſeien ſie lebloſer oder lebender Art.

Aber doppelter Art, ſagten wir, ſeien dieſe Verhältniſſe, weil zu jener bloß phyſiſchen auch noch eine andere, die beſeelte Bewegung hinzukommt, welche dem irdiſchen Leben des Erdballs angehört, indem der Menſch die raumfüllende Bewegung beherrſcht und ſie zum Träger ſeiner Beſtrebungen macht, wie durch das Seegel, oder die Aeroſtatik, oder die Pferdekraft, oder die Schnelligkeit des Rennthiers und des Dromedars, oder durch das Dampfſchiff u. a. m. Hierdurch können nicht nur die Räume der irdiſchen Welt und ihre wichtigſten Verhältniſſe wirklich in eine andere Stellung zum Menſchengeſchlechte gebracht werden, ſondern auch die Zeiten, in denen jene, nicht nur einmal entdeckt oder blos berührt, ſondern auf dauernde Weiſe erreicht ſind, in den Kreis des täglichen Lebens der Völker des Erdballs wirklich mit eingeflochten werden.

Die größten Veränderungen, bedeutender als ſolche auch noch ſo großartige, welche durch Vulkane, Erdbeben oder Fluthen, oder andere zerſtörende Naturerſcheinungen, die momentan jede Aufmerkſamkeit aufregen, hervorgebracht worden, haben ſich hierdurch auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geſchichte, aber in ihrem Zuſammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungshaus des Menſchengeſchlechts, faſt unbeachtet in Menge zugetragen, und dieſen, gegen frühere Jahrtauſende, zu einem Andern gemacht als er früher war, und ihm ganz andere Verhältniſſe ſeiner erfüllten Räume zu Stande gebracht. Ja, hierin liegt die große Mitgift des Menſchengeſchlechts auch für die künftigen Jahrtauſende, ſein Wohnhaus, ſeine irdiſche Hütte, wie die Seele den Leib, erſt nach und nach, wie das Kind im Heranwachſen zum Jünglinge, ſeine Kraft und den Gebrauch ſeiner Glieder und Sinne und ihre Bewegungen und Functionen, bis zu den geſteigertſten Anforderungen des menſchlichen Geiſtes anwenden und benutzen zu lernen. Hierin iſt ſeine Aufgabe mit der des Pflanzers gleich, der den Acker, den er zu bebauen hat, erſt nach und nach mit allen ſeinen Gaben erkennen lernt. Durch die Beſeelung der raumfüllenden Bewegungen wurde ſchon zu der Phönicier Zeiten der Indiſche Orient dem Europäiſchen Hesperien näher gerückt; durch ſie wurde zu Columbus Zeit die zweite Hälfte des Erdballs, die längſt von der einen geahndet, aber ihr noch unſichtbar und ferner lag als die Mondſcheibe, gleichſam angetraut; durch ſie wurde die iſolirte ſüdweſtliche Halbkugel der Erde, die Auſtraliſche, mit ihren tauſend zerſtreuten Eilanden, erſt ſeit einem halben Jahrhundert überall an die bis dahin geſchiedene nordöſtliche Landhalbkugel der Erde geknüpft, und die früher getrennt ſcheinende Geſtadewelt des Planeten wurde in ihrem Geſammtkreiſe, in allen Zonen, zu einer Einheit erhoben für das Syſtem der Wiſſenſchaft, wie für die Kulturwelt, und für den Markt des gemeinen Lebens, des Tageverkehrs, der ſelbſt nicht ohne merklichen Einfluß auf Geſchichte, Politik und allgemeine Kultur bleibt.

In dieſem Wechſel der phyſikaliſchen Verhältniſſe des Erdplaneten durch das Element der Geſchichte, liegt der weſentliche Unterſchied der Geographie, als Wiſſenſchaft der Geſammtverhältniſſe der telluriſchen Seite der Erde, von den Theilen der Aſtronomie, welche bei Erforſchung des Weltbaues und unſers Sonnenſyſtems, auch den Erdball in der Reihe der Planeten nach den cosmiſchen, oder nach den ſich nicht abwandelnden, abſoluten Raum- und Zeitverhältniſſen, nicht aber nach den relativen, telluriſchen, in ihre Betrachtungen einführt. Dieſelben beweglichen Diſtanzen der Planeten unter ſich, und ihre ſtets ſich gleich bleibenden Sonnenumkreiſungen, haben ſeit den Zeiten der Seſoſtriden keinen Wechſel in der Natur unſers Sonnenſyſtems wenn auch ein Fortrücken unſerer Zeichen derſelben, bedingt; aber die telluriſchen Inſtanzen, durch rigide Formen ſcheinbar fixirt, haben gewechſelt und der Abſtand Indiens vom ägyptiſchen Geſtade Berenike's, wurde ſchon unter den Ptolemäern ſeit Hippalus Durchſchiffung des offnen Indiſchen Oceans mit Hülfe der Monſune, um das Doppelte verkleinert, und wie ſind ſeitdem die Geſtade jener Indiſchen Welt der ganzen Weſtſeite näher gerückt durch die beſeelte Bewegung der flüſſigen Formen der Elemente!

Die Geographie als Wiſſenſchaft unterſcheidet ſich aber auch von allen Zweigen der Phyſik und der Naturwiſſenſchaften, die in dem Objecte mit dem ihrigen häufig zuſammentreffen, dadurch, daß dieſe, außer dem oben ſchon Berührten, ebenfalls die Naturkräfte und Organismen an ſich, nach ihren innern Geſetzen in ihren Wirkungen und Bewegungen unterſuchen, aber nicht im telluriſch-geſchloſſenen Erdring, und nicht als die Träger der beſeelten Bewegungen in der Geſammterſcheinung des Erdballs und den daraus für deſſen Daſein oder Leben hervorgehenden Wechſeln und Veränderungen. Das Weltſyſtem an ſich bleibt ſich daher, in ſeinen unwandelbaren, abſolut zu erforſchenden Verhältniſſen, wie die Gottheit gleich; das Naturſyſtem, wenn es auch in des weiſen Salomos und Ariſtoteles Verzeichniſſen nur eine geringere Summe von Individualitäten deſſelben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle in ſich ſchloß, blieb doch in dem Weſen, ſeinen innern Geſetzen, Organiſationen und Erſcheinungen nach, das eine und daſſelbe durch alle Zeiten, wenn auch die Verbreitungs- und Kulturſphären der einzelnen Naturproductionen ſich, wie die Zahlen ihrer Individuen, mannichfach veränderten. Aber das Erdſyſtem iſt nicht daſſelbe geblieben, geſetzt auch in ſeinem cosmiſchen und phyſiſchen, doch nicht in ſeinem hiſtoriſchen Leben.

Denn, weil es das eine und fortdauernde war und blieb, das ſich nicht durch neue Erzeugung, wie die lebendigen, abgeſonderten Organiſationen auf ihm, durch neue Geſchlechter verjüngen ſollte, aber als abgeſchloſſener telluriſcher Ring in eigenthümlicher Spannung des einmal gewonnenen Daſeins auch nicht durch Chemismus und Polariſation, gleich ſeinen abgetrennten Theilen, das irdiſche Ziel der Vollendung ſogleich im Moment des erſten Werdens und ſeiner Geſtaltung, gleich der Cryſtallform erreichte — ſo konnte ſich das Erdſyſtem auch nicht, wie jene, immer wieder neu und urſprünglich geſtalten, nicht, wie dieſe, in Verwittrung und Auflöſung aus der einmal gegebnen Form zurückſchreiten. Es bewahrte gleich den andern Planeten ſeines Sonnenſyſtems dieſelben kosmiſchen Verhältniſſe, wie jene, aber indeß ſeine Nebenplaneten, für uns, keinen individuellen relativerkennbaren Wandel erlitten, ward unſer Erdſyſtem während ſeiner langen Zeitdauer als ein und daſſelbe irdiſche Rund unter den vollen Einfluß aller irdiſchen, ſei es der mechaniſchen, phyſiſchen, oder [der] intellectuellen, für uns wahrnehmbaren Gewalten geſtellt, und die Progreſſion ihres geſteigerten oder rückwärts ſchreitenden Einfluſſes mit in den Gang der Menſchengeſchichte verwebt.

Wenn daher die alte Welt den Schauplatz ihrer Geſchichten nur auf den beengten **Orbis Terrarum** der Römer beſchränken mußte, das Mittelalter ihn ſchon überall bis an die äußerſten Enden der Gliederungen der Alten Welt, nach dem Norden, Süden und Oſten ihrer großen Landveſte ausdehnte, ſo ſpannte die Geſchichte der neuern Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das hiſtoriſche Element greift alſo auf ſehr verſchiedene Arten, in ſehr verſchiedenen Zeiten in die Phyſik des Erdballs ein, aber auch in ſehr verſchiedenartigen Progreſſionen und Weiſen.

Denn in frühern Jahrhunderten und Jahrtauſenden, als die Völkergeſchlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf ſich ſelbſt angewieſen waren, wurden ſie von der allgemeinen telluriſchen Phyſik kaum berührt, deſto mächtiger griff aber die lokale Phyſik der Heimath, die vaterländiſche Natur in die Individualitäten der Völker und Staaten ein. Daher wol eben die edler begabten, zu Kultur ſich erhebenden aus der ihnen gegebnen engern Sphäre individueller, und doch harmoniſch-vollendeter in der Erſcheinung, in ſchöneren und beſtimmteren hiſtoriſchen Geſtaltungen und Charakteren hervortraten, als die der neuern Zeiten. Sie entwuchſen, unberührt von der Fremde, noch ganz dem heimathlichen Himmel und Boden, der in ſeiner vollen jungfräulichen Kraft ihr ganzes Geäder und alle Glieder durchdrang mit ſeinen nährenden Gaben und Kräften. Dadurch trat bei ihnen Alles Nationale auch wirklich vaterländiſch und heimathlich in großer Einheit auf, ſo bei Aegyptern, Perſern, Hebräern, wie bei Hellenen und Italern, als noch keine moderne Verpflanzungsweiſe oder **Koloniſation**, Umtauſch, Verkehr durch Hin- und Rückwirkung auf [die] und aus der Fremde der Kulturentwicklung in der Heimath vorherging, um einen noch größern Ertrag für das Allgemeinere zu erzielen.

Die Alte Geſchichte trug auf ihrem heimiſchen Boden, nicht wie die neuere, den Schmuck der ganzen Fremde, ſondern jedesmal nur ihre heimathliche Frucht; aber die vollſtändiger gereiftere, wie die edelſte Dattel nur der libyſchen Palme entfällt; wie die erhabenſte Ceder um die Jordanquellen und auf dem Libanon wuchs, wie die Platane der Hellenen ihr prachtvollſtes Laubgewölbe um das Geſtade des Archipels der Hellenen auf Europäiſcher wie auf Aſiatiſcher Seite erhebt, und die Pinie ihr fächerartiges Schirmdach über italiſchen Boden ausbreitet.

Damals war die größte räumliche Annäherung der drei Erdtheile der Alten Welt noch hinreichend genug, durch innere Mannichfaltigkeit dem klaſſiſchen Boden der Weltgeſchichte zur Folie zu dienen; damals hatten die einfacheren Elemente noch größere Bedeutung. Aber mit der Weltverbindung durch die Oceane verloren die Verhältniſſe jenes einſeitige Maximum der Annäherung, ihre für das Ganze überwiegende Bedeutung. Zur richtigen Beurtheilung ihrer Raumverhältniſſe, nach der gegenſeitigen Stellung ihrer Länder und Völker, mußte man ſeitdem zu den Continenten auch noch die Oceane mit ihren Bewegungen hinzunehmen.

Es beſteht alſo auch eine andere telluriſche Phyſik für die alte, eine andere für die neue Zeit, und wenn wir für jene und das Mittelalter wirklich den **Orbis Terrarum** mit ſeinen gelegentlichen Erweiterungen nach den wirklichen Raumdiſtanzen und den Arealflächen mathematiſch genau verzeichnen, ſo müßten wir für dieſe, die neuere Zeit, außer jener richtigen Angabe der Raumverhältniſſe auch noch die Kunſt der Graphik für die gleichrichtige Eintragung der Zeitverhältniſſe erfinden, in denen dieſe Räume wirklich erreicht und durchſchnitten werden können und gegenſeitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten, ſei es durch phyſikaliſche oder beſeelte Bewegungen. Oder wir müßten es verſtehen, die Kombination von beiden zu einem Totalbilde, zu vereinen, etwa durch mehrere durchſichtige über einander hingleitende, hin und her verſchiebbare Globularſcheiben, oder durch partikuläre Ortsverrückungen, oder durch andere Hülfsmittel.

Wie würden aber dann die einen Räume ſchwinden, die andern ſich ausdehnen, die Höhen ſinken, die Uebergänge ſich mehren; Europa's Geſtalt würde noch, in manchen Theilen wenigſtens, am mehrſten ſich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältniſſe ſich decken. Aber in Aſien würde ſchon die ſüdliche Geſtadewelt viel zu ſehr ſich zuſammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgeſunkene Inner-Aſien mit Geſtadelinien ganz zu umgrenzen, und ſo würde faſt auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältniſſe die ſeltſamſten Zerrbilder der poſitiven, lebloſen Formen hervorbringen. Die Erinnerung an ſolche Verſchiebungen und Zerrbilder rufen wir gegenwärtig aber nur darum hervor, weil ſie durch den Gegenſatz eben deutlich zeigen, welchen Verdrehungen unſere Begriffswelt unter dem täuſchenden Schein von poſitiven Wahrheiten wirklich ſich hingibt und unterworfen iſt, wenn wir in den telluriſchen Verhältniſſen, wie bisher, nur das Lebloſe ſtatt des Lebendigen ergreifen und das hiſtoriſche Element neben der geographiſchen Wiſſenſchaft unbeachtet liegen laſſen, daraus ganz verbannen oder auch etwas nur theilweiſe hie und da gelten laſſen, wo es von dem einen oder dem andern Autor zufällig einmal beſprochen ſein möchte, ohne es jedoch in die Syſtematik dieſer Wiſſenſchaft als ein integrirendes Element mit aufzunehmen.

Wie irrig aber würden noch die Vorſtellungen von unſerm Sonnenſyſteme geblieben ſein, wenn wir dabei nur die ſich gleich bleibenden Sonnenfernen und Planetenabſtände, wie früher, ohne die Abweichungen der Keplerſchen Geſetze und Newtoniſchen Attractionstheorien hätten beachten wollen, welche überall die Perturbationen der Planetenbahnen oder das harmoniſche Syſtem ihrer wahren Umlaufszeiten und Räume bedingten. Wie jene Attractionsgeſetze und Verhältniſſe auf die Bahnen der Planeten unſers Sonnenſyſtems einwirken, ebenſo bedingt aber der Gang der hiſtoriſch-erfüllten Zeiten durch Anziehung und Abſtoßung die Perturbationen der Räume unſers Erdſyſtems und ihre Functionen.

Daß jenes Zerrbild des durch eigenthümlichen Organismus belebten Erdballs aber eben jene bloß mathematiſche Seite, die lebloſe Landkartenanſicht ſein würde, wenn ſie ſich vermeſſen wollte, als inhaltvolles Lebensbild der Anſchauung zu dienen, dies wird noch wenig geahndet und tritt auf dem Markte unſrer Tagesliteratur kaum im Bewußtſeyn hervor.

Rehfues.

Der Golf von Neapel.

(1832.)

Schon im Alterthum hat man den Meerbuſen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im Allgemeinen und das Element, das ſie einſchließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigſtens findet der Rand dieſer Schaale eine große Unterbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Miſene, wovon jenes den Golf auf der ſüdlichen, dieſes auf der nördlichen Seite einſchließt. Von dem Standpunkt der Galeeren aus betrachtet — welcher auch noch ſo ziemlich der unſrige iſt — verbirgt ſich das erſte ganz hinter dem nahen Vorſprung der Höhen, an die ſich die Stadt Sorrent anlehnt, und auf welchen ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetiſche Beſchreibung von Statius beſitzen. Gleichermaßen iſt dem Auge die Inſel Capri entzogen. Ihre ſchroffe Form bildet einen gewaltigen Contraſt gegen die andern Inſeln ihrer Nachbarſchaft und ſcheint faſt all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für Jeden haben mochte, der es zur Zeit ſah, als Kaiſer Tiber hier ſeine Menſchenſcheu und Tyrannenfurcht mit ſeinen geheimen Laſtern verbarg. Zwey andere Inſeln ſchließen ſich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwiſchen den beiden Vorgebirgen an ſie an. Die nächſte und größte im Golf iſt die Inſel Iſchia, aus deren Mitte ſich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von ſeiner Spitze empordampft, alle Verführung und alle Gefahr der fruchtbaren Gefilde verräth, die in der üppigſten Vegetation von ſeinem Fuß gegen die Küſten auslaufen. Näher an Iſchia als an Capri liegt das Eiland von Procida, ſehr verſchieden von beiden durch ſeine Flachheit, ſeine hohe Cultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit ſeiner Bewohner.

Wirklich iſt es nur eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Miſene, wo einer der größten Waffenplätze der römiſchen Marine unter den erſten Kaiſern war. Dennoch ſtellt ſich auch in der Entfernung die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegoſſen ſind. Vom miſeniſchen Vorgebirge an ſcheint der ganze Halbzirkel des großen Golfs an ſeiner Küſte hin, in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortſchaften zu beſtehen, in deren Mitte Neapel ſelbſt prangt, wie es ſeine Hunderte von Straßen über die Berge wegſtreckt und ſich mit zahlloſen weißen und grauen Häuſern aller Geſtalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigſten Südvegetation abſchneidet und von vorn in den klarſten aller Fluten ſpiegelt. Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufer umlagern, ſtreckt der Veſuv die Doppelzinne empor, und ſeine alten Verwüſtungen würden als Märchen erſcheinen, hätte die Vegetation bereits alle ſeine Lavaſtröme zu bewältigen vermocht. An ſeinen ſanften, in Fruchtbarkeit Alles überbietenden Abhängen wohnt eine anſehnliche Bevölkerung in vollkommenſter Vergeſſenheit des Unterganges, der ſich vielleicht unter ihren Füßen bereitet. Und wie ſich die Natur hier mehr als irgendwo in ſchneidenden Contraſten zu gefallen ſcheint, ſo ſchiebt ſich an alle Anmuth der freundlichſten Uferformen auf einmal die ungeheure Maſſe des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in ſtolzer Erhabenheit und taucht ſein Vorgebirge dello Scutolo von ſchwindelnder Höhe herab ſenkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt ſich der kleine Buſen von Caſtellamare, als ob er ſich der Vergleichung mit den Küſten von Sorrent entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieſer

Stadt ſcheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito geſtellt, deſſen faſt unaufhörlich emporſteigende Dünſte einen neuen Contraſt gegen den lachenden Himmel bilden und, ſchnell vor der Sonne ſchmelzend, gleichſam einen beſtändigen Sieg des herrlichen Klima's verkündigen. Die mancherlei Formen, in die ſich das bildſame Geſtein an den perpendikularen Felswänden auszackt, nähern ſich in ihrem Reichthume beinahe ſymmetriſchen Bildungen; wo aber die Woge ſeit Jahrtauſenden ihre Gewalt geübt, haben ſie Grotten von jeder Geſtalt und Größe ausgehöhlt, in denen ſich die graushaften Wunder des Elements zu bergen ſcheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthſel der Natur von dem menſchlichen Geiſte gelöſt ſind. Aber in dem Maß, in welchem ſich der ſtarre Felſen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er ſich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu ſtehen, den die kräftigſte Vegetation unter der verſchwenderiſchen Gunſt des mildeſten Klimas hier entwickelt. Wer es nur von der See aus ſehen kann, dem erſcheint dieſes ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die ſich blos hier und da ein blendend weißes Haus mit ſeinem platten Dache, oder ein Maulbeerbaum von kühnerm Wuchſe, oder eine Ulme, eine Pappel, eine Karube oder ein Kaſtanienbaum erhebt. Dieſe dunkelgrüne Hauptmaſſe lehnt ſich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume ſchwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmaſſe oder in einem zickzack emporſteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieſes ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felſengeſtade, deſſen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannichfaltigkeit Alles, was die künſtleriſche Phantaſie erſchaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehren hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thals, von der üppigſten Vegetation bekränzt, über ſenkrechte Felswände bald in die Meereswogen ſelbſt hinab, bald auf ungeheure Steinmaſſen, welche durch gewaltige Erſchütterungen vom Lande losgeriſſen ſind, oder auf ſchmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehren Stellen ſind dieſe koloſſalen Felswände von Klüften durchſchnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erſcheinen. Sie ziehen ſich tief in das Land hinein und laufen in die Einſchnitte des Gebirgs aus, welches das ganze Thal umſchließt. Häufig ſind ſie unten weiter als oben; manchmal ſchließt ſich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zuſammen, ſo daß ſie unterirdiſchen Gängen von ungeheuerer Größe gleichen. Ein ſolcher finſterer Raum öffnet ſich dann auf einmal wieder in einen weiten Keſſel, worin die ergiebigſten Orangen- und Citronengärten angelegt ſind. Schwerlich findet man dieſe Schluchten irgendwo in ſolcher Eigenthümlichkeit, und man kann nicht zweifeln, daß ſie ſich durch das Berſten der vulkaniſchen Maſſen, aus denen das ganze Thal zu beſtehen ſcheint, bei ihrem ſchnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt ſie gewöhnlich nur von den vielen Brücken herab kennen, über welche alle Wege des Thals geführt werden müſſen. In den engern von dieſen Schluchten verbergen ſich ſcheue Thiere, Schmuggler und Verbrecher; an einigen, die ſich gegen das Meer erweitern, ziehen ſich die für Pferde und Saumthiere gangbaren Wege nach den kleinen Häfen der Küſte hinab, und die mancherlei Anſiedelungen des Verkehrs und des frommen Glaubens, welche im Süden Europas nie von einander getrennt ſind, verleihen dieſen Anſichten eine höchſt pittoreske Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht ſich ſolche in den mannichfaltigſten Abwechſelungen auf der ganzen, wol zwei Stunden langen Felsküſte bemerklich, auf welche der Halbzirkel von Bergen ausläuft, die das Thal von Sorrent von der Landſeite umſchließen. Wo im Alterthum auf den verſchiedenen Höhen und Abſätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben ſich Klöſter und Kirchen, beſcheidene Landhäuſer und kleine Fiſcherwohnungen angebaut. Wären aber in den zahlloſen Grotten, womit die Felſen der Küſte in den verſchiedenſten Formen und Ausdehnungen durchbohrt ſind, die Wohnungen der Troglodyten zu erkennen (wie mit Wahrſcheinlichkeit behauptet wird, wenn man ſich nicht um Namen ſtreiten will), ſo ſtänden hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unſer Auge dürfte mitten in der ewigen Verjüngung der herrlichen Natur faſt die Unſterblichkeit der Menſchenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Fiſchernachen um dieſe Ufer, und wenn ihre Bewohner ſo viel Glück im Anſchauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie Diejenigen, die ſie nur geſehen, um ſich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu ſehnen, ſo könnten ſie in dem ewigen Wechſel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerſchöpflich ſind und die dieſe Erde manchmal zu einem wahren Elyſium verklären, Genüſſe erblicken, die vor allen andern Sinnengenüſſen den Vorzug haben, daß ſie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Ueberſättigung noch von Reue begleitet werden.

De Wette.

Der Straßburger Münſter.

(1821.)

Ich habe es geſehen, dieſes Wunder der chriſtlichen Welt, das Meiſterſtück der Kunſt, das Werk der Geiſteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und feſtgehalten; ich war im Anſchauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich ſtieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beſchwerde. Der Blick von der Nebengallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich ſchon ſchwindeln; und nun ſtand ich auf der viel höheren Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogeſen bis hinüber nach den badiſchen Gebirgen überſieht. Die Ausſicht zog mich wenig an, der Thurm ſelbſt hielt mich gefeſſelt. Ich überwand den Schwindel, und ſah hinab auf die Fülle der aufſtrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwiſchen geſtellten Bildwerken, ging bald auf dieſe bald auf jene Seite, und betrachtete bald dieſes bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme ſich erhebende Thurm die Blicke auf ſich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, ſchwingt er ſich empor und reißt den Geiſt mit ſich in die Höhe; ein unwiderſtehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu beſteigen. Die Treppen ſind ſchmal; die Durchſicht, welche überall geſtattet iſt, macht mich zagen; aber ich ſtrebe hinauf, und nun ſtehe ich oben über den vier ſogenannten Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführet, und einen noch viel höheren Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzuſehen erregt beinahe Grauſen, und um es zu vermeiden, beſchäftigt man ſich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Platteforme iſt er gewiſſermaßen aus einzelnen Säulen zuſammengeſetzt, gleichwie eine Gruppe von Kryſtallen, welche nicht neben einander loſe aufgeſchoſſen, ſondern innerlich verbunden ſind. An mehreren Punkten iſt er von Fenſtern durchbrochen und durchſichtig; aus den Eckſäulen ſchießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemeſſenen Standpunkt aus geſehen, ſich frei ſtehend zeigen; alle Flächen ſind mit Säulen, Pfeilern, Niſchen und Standbildern verziert, und die Portale ebenſo aus mannichfaltigen Beſtandtheilen zuſammengewoben. Aber von der Platteforme an iſt der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiſerne Stäbe und Klammern verbunden ſind. Die vier Schnecken, in welchen ſich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwiſchen ihnen erhebt ſich der ſchlanke Leib des Thurms, von vier Fenſtern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen ſich oben in einen zierlichen Kranz verſchlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenſter ſich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt nicht in der Höhe zu ſtehen, ſondern emporgehalten zu ſchweben; aber man fühlt ſich ſicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil ſich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den ſchlanken, leichten Bau, aber er kann ihn nicht erſchüttern; der Blitz, vom Eiſen angezogen, ſchlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeiſters iſt auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut iſt; man bemerkt mehrere neue Steine, welche mit Genauigkeit eingefügt ſind, und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beſchäftigt ſind, für die Ausbeſſerung Vorrath an Werkſtücken zu arbeiten; und ſo ergänzt ſich da Rieſengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätte und Zweige erſetzen ſich ihm immerfort.

Man lieſt eine Inſchrift am Thurm, welche ſagt, daß vo langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erſchüttert habe, da das Waſſer aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch in di Höhe geſchleudert worden, er ſelbſt aber unbeſchädigt gebliebe ſey. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerſtörlichkeit de Baues! Wie genau abgemeſſen und eingefügt muß jeder Stei ſeyn, daß ſich in die ungeheure Zuſammenſetzung auch nich die kleinſte Ungleichheit und Schiefheit eingeſchlichen hat! I vollkommenem Ebenmaaß trägt eins das Andere, und das Obe ruht ſo feſt und ſicher, wie das Untere. Hier zeigt ſich di große Macht des menſchlichen Geiſtes, wenn ihn der Glaub ſtärkt und erleuchtet. Er kann Berge verſetzen und aufthürme und mit ſeinen Werken der alles zerſtörenden Gewalt der Natu trotzen. Felſen verwittern und Berge ſtürzen ein; denn, hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüſſen von auße wiſſen ſie ſich nicht zu ſchützen; aber der menſchliche Geiſt, de der freie klare Blick in ſich ſelbſt und in die Geſetze der Natu verliehen iſt, kennt die Gewalt, welcher ſeine Werke erliege können, und entzieht ſie ihr klüglich, oder erſetzt den Schaden den ſie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einſturz, un haben ſchon manches Thal unter ihren Trümmern begraben aber dieſer Münſter wird ſo lange ſtehen, als Menſchen unte ihm wohnen und ihn ſtehen laſſen wollen; als ſie ihre Lieb und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiſte der ihn gegründet hat, nicht untreu werden. Ruhig mag di edle Stadt Straßburg unter dieſem Rieſenwerke wohnen, wen ſie die ihr anvertraute Sorge für ſeine Erhaltung nicht erſchlaffe läßt; aber zürnend wird es ſie zerſchmettern, und das Wer des Glaubens und der Begeiſterung wird ein Werkzeug de göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben, und verachten, was ſie zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer geſtiftet haben.

So geht alle menſchliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menſchen, und was frühere Geſchlechter beglückt und erfreuet hat, wird das Verderben der ſpäteren, welche der alte Geiſt der Treue und Redlichkeit verlaſſen hat. Throne, durch Tapferkeit und Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben, und ſtürzen ein zum Verderben von Millionen. Ordnungen und Sitten, vom Geiſt, der ſie geſtiftet, verlaſſen, verwirren und vergiften das Leben der Völker; und ſelbſt die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menſchliche Geiſt ſie nicht ſtets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jakobiner zur Zeit ihrer Herrſchaft ernſtlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch ſchon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder erſetzt ſeyen. Der alles überragende Thurm habe ihnen des Geſetzes der Gleichheit zu ſpotten geſchienen; und wie im Staate kein König und kein Adel über den Bürger, ſo habe dieſer Thurm nicht über die Häuſer der Stadt ſich kühn und ſtolz erheben ſollen. Welch ein unſeliges Mißverſtändniß, welche armſelige Flachheit des Geiſtes! Was in ſolcher Herrlichkeit ſich erhebt, wie dieſer Münſter, das kann den Menſchen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr als ein Werk der Geiſtesfreiheit und Seelengröße zieht es Alle, die es mit gleichgeſtimmtem Gemüth betrachten, mit ſich empor, und theilt ihnen ſeine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken, der dieſes Werk geboren, mitdenken und der Einbildungskraft des Künſtlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit ſich empor, anſtatt niederzudrücken. Der Herrſcher, auf die Höhe geſtellt, wohin kein Streit niederen Eigennutzes und engherziger Partheilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, und mit klarem Blick das Schickſal von Millionen lenkend — er wirkt nicht wie eine drückende Laſt auf die niedere Menge, ſondern wie ein ruhig leuchtendes Geſtirn, nach dem ſich alle Blicke hinrichten, zu dem ſich alle Gemüther vertrauens- und ehrfurchtsvoll erheben; und in dieſem Gefühl werden ſich Alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden, für das Heil des Vaterlandes ſchlägt, wenn es nicht von niedern Leidenſchaften bewegt iſt. Die Großen und Edeln des Volks, in ihrer wahren Größe und ihrem wahren Adel, treten nicht laſtend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt; ſondern leuchten ihm vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe, und zeigen an ihrem Beiſpiel, was der Geiſt des Volkes in ſeinen Ausgezeichneten vermag, wie er ſich verklärt und verherrlicht im günſtigen Sonnenſchein der obern Region, wohin ſie geſtellt ſind; ein Jeder, wie tief er auch ſtehe, fühlt ſich in ihnen mit erhoben, denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre, der Tapferkeit, beſeelt ihn, wie ſie, und nur die Gaben und die Verhältniſſe ſind verſchieden. So hat die höchſte menſchlich-göttliche Herrlichkeit, die im Erlöſer erſchienen iſt, die Menſchheit zu ſich emporgezogen und mit ſich verklärt; alle, die ihm gläubig und vertrauend anhangen, dürfen zu ihm aufſtreben; der erſtgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unſere Herzen zu ſeiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über ſich erkennt, iſt ſelbſt der Niedrigſte; wer ſich aber demüthigt, der wird erhoben.

Es gibt eine falſche Größe und Höhe, in welcher ſich das in ſich Niedrige, die Eigenſucht, die Anmaßung, die Liebloſigkeit verherrlichen will; die darin ihre Erhabenheit ſucht, daß ſie alles Andere um ſich her niederbeugt und zermalmt, und nur ſich ſelbſt erhebt. Was ſich erhebt, erhebe ſich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächſten. Wozu erhebt ſich dieſer Thurm ſo hoch über alle Gebäude der Stadt, und überragt Alles weit und breit? Nicht um die Größe und Pracht irgend eines Menſchen zu verkünden, und deſſen eigenſüchtigem Stolze zu ſchmeicheln; nicht um irgend einem niedern beſondern Zwecke des menſchlichen Lebens zu dienen, ſondern zur Ehre Gottes und zu ſeinem heiligen Dienſte. Den Dom zierend, in welchem die Lobgeſänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er ſich jubelnd als ein beſtändiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeine Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienſt rufen, und auf ſeiner höchſten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlöſers. Die unfromme gemeine Anſicht, welche dieſes heilige Gebäude zum Fußgeſtell eines Telegraphen benutzt hat, iſt doch nicht im Stande geweſen, den Thurm dadurch zu entweihen, und hat ſich mit der Kuppel des Doms begnügen müſſen; der Thurm ſteht doch oben frei und ſtolz, und ſpottet des niedern menſchlichen Treibens.

Mit Sehnſucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerk des Thurmes, welches, ſich ſchnell verjüngend, ſtufenähnlich emporſteigt. Die Thüre zur Treppe iſt verſchloſſen, und man darf ſie nur mit Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich ſteige wieder herunter zur Platteforme, und umgehe die Bruſtwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu iſt nun verſchwunden, da ich viel höher geſtanden habe. Ich ſteige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude; indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der ſchönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in ſeinem Kreuze den Urſprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart iſt von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verſchieden, und am Fuße ſind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze iſt großartig und prächtig. Auch das Innere iſt des Aeußern würdig; ſtarke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magiſche Schein der ſchön gemalten Fenſter, beſonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch ſchien mir der Dom nicht, wie der

Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für ſeine Breite zu kurz vor. Der weit ſchmalere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmoniſchen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdiſche Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerkſamkeit noch weniger auf ſich ziehn, ſo merkwürdig ſie auch an ſich durch ihr Alter ſeyn mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu ſehen, und ſah ihn und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Geſicht bekommen konnte, ſtand ich ſtill und ſah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten ſucht, ſo ſuchte ich dieſen Gegenſtand meiner höchſten Luſt und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg ſonſt nichts gefunden, was mich beſchäftigte und meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, um nur den Thurm zu ſehen. Die nächſte freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu beſteigen. Viel leichter ward es mir jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wiſſen, wie. Es war, als wenn der kühne Geiſt des Baumeiſters mich beſeelte, und mir Luſt und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war ſchon ganz einheimiſch geworden, und alle Zaghaftigkeit ſchien gewichen zu ſeyn. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurms hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich ſtieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppe abgeſchreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchſichtig und luftig die Treppe iſt, ſo hat ſie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu ſtehen unter der Krone, wo der Baumeiſter im ſtolzen Gefühl der Vollendung des großen Werks geſtanden hat, und dieſen Triumph im Geiſte mit ihm zu feiern!

Ich ſtehe wieder unten, ſchauend und ſinnend. Was iſts, was ſolche Gewalt auf meinen Geiſt ausübe? Worin liegt der

Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meiſten der großen Dichtwerke, in welchen der menſchliche Geiſt ſeine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube ihren Geiſt gefaßt zu haben. Aber keines hat ſo mit Einem Schlage mein Gemüth getroffen, und in ſolcher lichtvollen Beſtimmtheit und mit ſolcher ſiegenden Gewalt ſein Weſen und ſeine Bedeutung kund gethan. Aus dem Geiſt in geiſtiger Geſtalt geboren, ſchwebt und ſchwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerſtreut und zerſtört, und ſich an Einzelnes, anſtatt an das Ganze zu halten verſucht wird. Hier iſt der Geiſt mit ſeiner freieſten Kraft und reichſten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen, und hat ſich eine Geſtalt geſchaffen, welche den Sinn des Auges in ſtrenger Begränzung erfüllt, und ſo den Geiſt ſicher ergreift und feſt hält. Ich habe manche Meiſterwerke der Bildnerei und Malerei geſehen, und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Chriſti geſehen, welches die ganze Hoheit und Majeſtät des Gottes mit dem treuen, wahrhaften Leben des Menſchen vereinigt darſtellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der ſchönen Weiblichkeit geſehen; ich habe im Anſchauen dieſer Meiſterſtücke des Pinſels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung empfunden; aber der Eindruck war nicht ſo augenblicklich, nicht ſo entſchieden und unwiderſtehlich; ich mußte ſinnen, betrachten, nachfühlen, nachſchaffen; es war ein geiſtiges Anſchauen, beinahe wie bei einem Geſicht. Herrlichkeiten der Natur ſind vor meinem Blick vorübergegangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletſcher von Grindelwald anführen, welche groß und herrlich ſind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münſter zuſchreibe. Das Größte, was ich in der Natur geſehen, iſt die Ausſicht vom Rigi; und wenn ich dieſen zur Vergleichung ſtelle, ſo hat der Münſter einen ſchweren Wettſtreit. Wie kann ſich das Werk von Menſchenhänden mit dem Wunder der Schöpfung vergleichen? Schon der Rigi allein in ſeiner lieblichen Größe, mit ſeinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münſter den Rang ablaufen; zur winzigen Kleinheit aber ſchrumpft dieſer zuſammen vor jener ungeheuren Umthürmung von Schneebergen, welche den Rigi von Nordoſt bis Südweſt umziehen. Größer war unſtreitig das Gefühl, das mich auf dieſem Berge ergriff; es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Aber wie immer die Kunſt den Vortheil der beſtimmten Begränzung vor der Natur hat, ſo ſchien mir auch die Größe jenes Naturſchauſpiels zu ungemeſſen und ungeheuer; meine Seele war überfüllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theile ich dem Kunſtwerke vor dem Naturſchauſpiele zu: daß es als Menſchenwerk das Gepräge des menſchlichen Geiſtes trägt, des menſchlichen Gedankens und Gefühls Zeichen iſt, und uns deßwegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geiſt der Schönheit und des Lebens iſt ein und derſelbe in der Natur und Kunſt, im Menſchen und allen übrigen Geſchöpfen; ſelbſt die großen Maſſen der Gebirge, obſchon von der blinden Kraft der Anziehung zuſammengeballt, ſind Werk und Zeugniß des Geiſtes, der aus uns athmet. Aber wie das menſchliche Antlitz uns befreundeter iſt, und deutlicher zu uns ſpricht, als die ſchöne Blume, die ſchöne Landſchaft: ſo ſteht uns auch das Kunſtwerk näher als die Natur. In ihm fühlen wir dem ſchaffenden Geiſt des Künſtlers nach, er iſt uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der götlichen Geheimniſſe. Das Kunſtwerk gehört der Geſchichte, der wir unſer geiſtiges Daſeyn verdanken; und ſo gehört der Münſter der Geſchichte der chriſtlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der ſittlichen Freiheit und Erlöſung. Der Erbauer war ein gläubiger Chriſt, und fühlte und lebte, wie alle wahre Chriſten fühlen und leben ſollen; er war unſer Bruder im Geiſt, mit brüderlicher Stimme ſpricht er zu uns und verkündet uns, was der Geiſt ihm eingab, der auch uns beſeelt. Hochgefühl ſchwellt meine Bruſt, wenn ich dein Werk ſehe, großer Erwin! aber von Liebe entbrennt zugleich mein Herz gegen dich. Ich möchte vor dir niederknieen, aber du ergreifſt freundlich meine Hand, und ich wage es, dich in meine Arme zu ſchließen; denn mir und allen Chriſten zu Liebe haſt du gelebt und gewirkt, und dieſes Wundergebäu aufgerichtet!

Alle Kunſt ſteht im Dienſte des Glaubens und der Frömmigkeit, und nur in ihrer Entartung ſagt ſie ſich davon los. Die heidniſche Kunſt trägt das Gepräge der heidniſchen Religion, die chriſtliche der chriſtlichen. Der Münſter von Straßburg iſt ganz ein Werk des chriſtlichen Geiſtes; und wäre die chriſtliche Kirche untergegangen, alle chriſtliche Geſchichte vergeſſen und die heilige Schrift verloren: dieſes Bauwerk würde als Hieroglyphe dem deutenden Frommen verkünden, was das Chriſtenthum geweſen. Die griechiſche Bauart mit ihren ſchlanken, zierlichen Säulen, ihren klaren, leichten Maaßen, ihren platten Dächern und niedrigen Giebeln, in ihrer ſanften, ruhigen Schönheit, ohne Kühnheit und Größe, in ihrer Mäßigkeit und Einfachheit, ohne Fülle und Mannichfaltigkeit, iſt ein treuer Spiegel jener Religion ohne wahre Andacht, ohne den Glauben an das Unſichtbare, ohne die Liebe des reinen allgemeinen Menſchlichen; die aber, in jugendlicher Kraft und Friſche der Phantaſie und Begeiſterung blühend, von einer bildungsreichen Kunſt und Dichtung unterſtützt, ein heiteres, vom Licht der Schönheit verklärtes Bild des Lebens ſchuf, und überall Ebenmaaß, Anmuth, Wohllaut verbreitete. Das chriſtliche Gemüth bedurfte eines höhern, kühnern Schwunges. Die niedrige Decke des Tempels erhob ſich zu einem kühn verſchlungenen Spitzgewölbe; die ſchlanken Säulen verſtärkten und erhöheten ſich zur Rieſengröße; die geraden, einfachen Linien der Geſimſe und Frieſe bogen ſich zu Dreiecken und Wölbungen um, und füllten ſich mit mannichfaltigen Zierrathen; die Maſſe des Baues ſtieg ins Ungeheure und über dem Tempel ſtrebte noch der Thurm in die Lüfte. In dieſer Kühnheit und Größe ſpricht ſich der zum Himmel ſtrebende Glaube des Chriſten aus, der, nicht zufrieden mit dem klaren, einfachen Ebenmaaß irdiſcher Verhältniſſe, eine Einheit ſucht, welche Himmel und Erde umſpannt. Die leicht begreiflichen Maaße des Vierecks und des Zirkels verſchmähte der chriſtliche Baukünſtler; das Dreieck, Symbol des geheimnißvollen Dreiklangs und der göttlichen Dreieinigkeit, die Spitzſäule, Symbol der zum Himmel aufſteigenden Flamme, die Ellipſe und Parabel, welche die Bahnen der Himmelskörper bezeichnen, mußten ihm die Beſtandtheile ſeiner Schöpfung liefern, welche ein Bild des Univerſums ſeyn ſollte; und die gerade Linie und das Viereck dienten ihm nur als die irdiſchen Träger, als das Gerüſt, auf welchem ſich das kühne Gebild erhob. Wenn ſich der bildende Verſtand der Griechen in eingeſchränkter Sphäre als ſeines Stoffes vollkommenen Meiſter zeigt, und die Form überall die Maſſe beherrſcht: ſo umfaßt der auf das Unendliche gerichtete Verſtand des chriſtlichen Künſtlers eine überſchwengliche Fülle des Stoffs, welche die Form zu überwältigen droht; aber dieſer Stoff ſelbſt iſt bis in das Kleinſte von der Form durchdrungen: kleinere Säulen ſproſſen aus den größern, die Gewölbe zerſplittern ſich in einzelne Reiſe, eine Menge Zierrathen füllen die Flächen, und dieſe Mannichfaltigkeit fügt ſich dann wieder in größere Verhältniſſe: ſo daß zwar der ordnende und vertheilende Verſtand hindurchblickt, aber nicht kalt und ſtolz ſich über den Stoff erhebt, ſondern ſich wie trunken und begeiſtert in die Fülle verliert. Dieſer Reichthum der Mannichfaltigkeit verkündet den chriſtlichen Geiſt der Liebe und Freiheit. Wie er in der Natur das Kleinſte und das Größte als Geſchöpf Gottes liebevoll anerkennt, wie er in der ſittlichen Welt die Entwickelung jeder menſchlichen Kraft, die Würde jeder Perſon, die freie Zuſammenwirkung aller Einzelnen zum Ganzen, gepflegt und befördert wiſſen will: ſo will er auch in der Kunſt die freieſte, reichſte Vereinzelung und Verzweigung unter das freie Maaß des Wohllauts zuſammengefügt ſehen: eine Welt ſoll ſich dem

Blicke enthüllen, und ſich zum Ganzen, zum Bild des Univerſums, frei geſtalten.

Die Baukunſt der Alten verhält ſich zur altdeutſchen, wie ihre Muſik zur unſrigen. In der alten Muſik herrſchte die Melodie vor, und die Harmonie trat zurück; die Form beherrſchte einen leichten beſchränkten Stoff. In der neuern Muſik herrſcht die Harmonie vor, ſie ſchwelgt in der Fülle des Stoffs; die Melodie, die als Form die Harmonie beherrſcht, wird ſelbſt wieder in den Stoff verſchlungen und muß der Harmonie dienen; und aus der Verſchlingung einzelner Melodien in die Harmonie erbaut ſich eine höhere Melodie, welche als Form über dem Ganzen ſchwebt. So vereinigt ein altdeutſches Bauwerk eine Menge einzelner Bauwerke, in denen ſich das Ganze im Kleinen wiederholt, nnd die ſich alle in das Ganze ebenmäßig einfügen; das Geſtaltete wird zum Stoff, aus welchem ſich eine höhere Geſtaltung erbaut; Alles iſt ſelbſtſtändig und um ſein ſelbſt willen da, und ordnet ſich doch wieder dem Ganzen unter. So verbindet ſich Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit, Erhabenheit mit Wärme und Anmuth. Kein altdeutſches Bauwerk aber trägt dieſen Charakter in größerer Vollkommenheit, als der Straßburger Münſter, und kein Baumeiſter faßte dieſen Geiſt beſſer, als Erwin von Steinbach. Darum baute er dieſen Thurm ſo leicht und luſtig, und goß über ihn in allen Theilen dieſe Fülle der Anmuth aus. In ſeiner großen Seele fand neben dem erhabenen Gefühl der Andacht, neben dem höchſten, kühnſten Gedanken, die freudige, heitere Lebensluſt, Raum; er ſchuf dem Schöpfer nach, der neben der hohen Ceder und der gewaltigen Eiche die liebliche Blume des Graſes erblühen läßt. Er wußte den Scherz mit dem Ernſte zu verbinden, und reihete unter die Bilder der Heiligen und Helden wunderſame, neckende, zierliche Thiergeſtalten. Sich ſelbſt, den Schöpfer ſolches Werks, verſpottete er (wie man, ich weiß nicht, ob richtig, erzählt) mit gutmüthigem Scherz, und ſtellte ſein Bild oben an den Fuß der Thurmſpitze, aufſchauend nach der zweiten.

die er gegenüber aufführen wollte und nicht konnte, während neben ihm der Werkmeiſter ſpöttiſch lächelt über den unausführbaren Gedanken.

Welch eine herrliche Zeit, die einen ſolchen Schöpfergeiſt hervorbrachte. Der Quell der Geiſtesgaben kann nie verſiegen, immer ruft Gott von Zeit zu Zeit Heroen hervor, welche die Hoheit des menſchlichen Geiſtes verkünden. Unſere Zeit darf ſich eines Dichters rühmen, der, wie er auf das Werk Erwins zuerſt wieder die Aufmerkſamkeit lenkte, ſo auch ſeiner Würdiges ſchuf und noch Herrlicheres geſchaffen haben würde, wenn er in einer beſſern Zeit aufgetreten wäre. Es fehlt unſerer Zeit die heilige Begeiſterung, welche die Dichter tragen und heben könnte; in gemeiner, kalter Umgebung ſtehen ſie da, allein auf ihre eigene Kraft zurück gewieſen. Viel weniger aber iſt unſere Zeit im Stande, die Ausführung eines ſolchen Werkes, wie der Straßburger Münſter iſt, wozu gemeinſame Mitwirkung nöthig wird, zu fördern. Laßt ſie uns preiſen, jene Zeit, die den großen Gedanken Erwins zur Ausführung brachte! Wie viele Menſchenhände mußten an dieſem Rieſengebäude arbeiten, wie viel Zeit und Geld mußte daran gewendet werden! Und kein Deſpot hat durch ſeine Treiber die Arbeiter gezwungen, und nicht die dazu verwandten Schätze von ſeinem Volke erpreßt; in einer freien Stadt, unter dem milden Hirtenſtabe des geiſtlichen Regiments, iſt dieſer Bau zu Stande gekommen. Solches wirkte der damals die chriſtliche Welt beſeelende Gemeingeiſt für die Kirche, der fromme Eifer, der glühende Glaube. Damals zerſplitterten ſich die Kräfte und Richtungen nicht ins Mannichfaltige; Alles wurde für Einen großen gemeinſamen Zweck zuſammengehalten, und alle Quellen und Bäche floſſen in Einen großen Strom zuſammen, in welchem ſich Erde und Himmel ſpiegelte.

Seitdem hat ſich das Leben der chriſtlichen Welt viel reicher und mannichfaltiger geſtaltet, der Stamm des Lebens hat eine Menge neuer Zweige getrieben, das Einzelleben hat ſich freier und eigenthümlicher ausgebildet, Verſtand und Wiſſenſchaft ſind weiter verbreitet und reicher ausgeſtattet; aber damit iſt auch die Eigenſucht, der Eigenſinn, die Genußſucht und Willkühr ins Leben gedrungen, die Richtungen und Beſtrebungen durchkreuzen ſich, Viele ſind wider einander, Wenige vereinigen ſich zu Gemeinſamem; die Kirche hat ihre Herrſchaft über die Gemüther verloren, und der Staat iſt ein großes Haus, in welchem Viele abgeſondert zur Miethe wohnen. Wann werden wir wieder Werke und Thaten gemeinſamer hoher Beſtrebung vollführen? Wann werden wir wieder dem aufgerichteten Panier des heiligen Kreuzes folgen? Wann werden Herzen und Hände ſich vereinigen zu einem großen Werke, das die Ehre Gottes und die Herrlichkeit ſeines Reiches auf Erden verkündet?

Erſt müſſen wir uns wieder zuſammenfügen zu einem lebendigen Tempel des Herrn, zu einem vom Geiſt der Eintracht beſeelten Leibe; ehe wir hoffen können, ſolche Tempel wieder aufzurichten, wie Erwin von Steinbach aufrichtete. Erſt müſſen wir die Heiligthümer, welche uns die Vorzeit hinterlaſſen, und die wir entweihet haben, durch Buße und Andacht wieder einweihen; das Licht des Glaubens muß in ihnen wieder angezündet, das reine Wort des Evangeliums verkündigt und die Feuertaufe des Geiſtes über uns ausgegoſſen werden. Das Chriſtenthum iſt, wie der Geiſt der Freiheit, den es in die Menſchheit eingeführt hat, einer unendlichen Entwicklung fähig; jede Zeit hat ihren eigenen Geiſt und ihre eigene Schöpferkraft: ein neuer Erwin von Steinbach wird in der neuen Zeit zwar in demſelben Geiſte des Glaubens und der Liebe und nach demſelben Urbilde, aber doch Anderes und Eigenthümliches ſchaffen; und die zu ihrer Durchbildung gelangte evangeliſche Kirche wird, wie ſie Gott auf eine freiere und reinere Weiſe dient, ſich auch in Bauwerken auf ihre eigene Weiſe verherrlichen.

G. H. v. Schubert.

I. Die Sonne.

(1826.)

Es erſcheint dem denkenden Geiſte der Fixſternenhimmel gleich einer Inſel, mitten in dem Ozean einer Unendlichkeit, für deren Tiefen und Umfang der Menſch keinen wahrnehmenden Sinn und kein Maas hat. Denn ein erdgebornes Auge wird immer nur das bemerken, was gleich ihm leiblich, und — wäre das auch nur im weiteſten, entfernteſten Sinne, mit der irdiſchen Natur in Beziehung geſtellt iſt. Sey es dann auch — was nicht unwahrſcheinlich iſt — daß jene Millionen der leuchtenden Heere des Himmels unter einander ſelber bei weitem in keinem ſo unermeßlichen Abſtande ſind, als unſre Rechnungsbücher es gewollt; ſey es auch, daß da oben kein einziger Stern iſt, der nicht in tauſendfältig näherer, engerer Wechſelbeziehung mit ſeinem Nachbarſterne ſtehet, als unſre Sonne mit allen Lichtwelten der in hoher Wölbung unſer Planetenſyſtem umringenden Sternenzone; ſey es auch, daß der, von Entdeckung zu Entdeckung immer kühner vorandringende menſchliche Sinn gar bald erkennen ſollte, daß ſelbſt die für unabreichbar fern gehaltnen Nebel und Sternenhaufen großentheils nicht viel ferner von uns abgelegen ſind, als die, dem bloßen Auge noch ſichtbaren Fixſterne, oder als der, vielleicht auch tauſendfältig zu hoch angeſchlagene Umfang unſrer Milchſtraße; ſey es endlich ſogar, daß es dem Menſchen noch möglich würde, mit einer ähnlichen Sicherheit über die äußerſten Grenzen des ganzen ihm ſichtbaren Himmels zu ſprechen, als er dies ſeit etlichen Menſchenaltern über die Grenzen unſers Planetenſyſtems zu thun vermag: ſo wird hiermit immer nur das Ende einer, ihrer Natur nach endlichen Welt: es wird nur der Lichtſchimmer, welchen ein Saum am Gewande der Ewigkeit in das irdiſche Auge ſtrahlet, bemerkt und überblickt worden ſeyn. In und durch und um, und über dieſer Sichtbarkeit, webet und lebet, meinem Auge unſichtbar, meiner irdiſchen Bruſt, ſo ſehr ſie ſich in dem Staunen der Andacht erweitert, unerfaßbar, meinem Verſtand unermeßbar und unbegreiflich: ſeelig, ewig, gränzenlos und ohne Wandel — *die eigentliche Welt des Lebens*.

Die Bewegungen, welche das, mit dem leiblichen Gewebe eine Zeit lang ſpielende Leben im thieriſchen Körper wirket, bemerkt mein Auge wohl, und ſiehet den Nerven, deſſen Strahlen eine ſichtbare Abbildung jener Richtungen ſind, welche die Kräfte des Lebens im Leibe *gewöhnlich* nehmen; die eigentlich belebende Urſache aber, wird von meinen leiblichen Sinnen nicht begriffen.

Gleich einem ſinnenden Manne, der auf ſeiner einſamen, mitten im Ozean gelegenen Inſel, das Vorüberwandeln eines Windes fühlet und bemerket, welcher von den rieſenhohen Gebirgen eines Feſtlandes herkommt, deſſen Ufer ſein Auge, ſo weit es auch hinausſpähet, nirgends gewahr wird, ja an deſſen Daſeyn der ermattende Geiſt zuletzt zweifelt, bemerke ich wohl das Leuchten aller der Millionen Lichtgebilde und Welten, welche zu meinem heimathlichen Schöpfungsgebiet gehören; jene Urſtätte und ewige Veſte des Lebens aber, aus welcher der beſeelende Hauch hervorgehet, der dem zu Sternen geſtalteten Aether das Licht anwebet, und alle ſeine Rieſenwelten beweget, wird ein von Erde gemachtes Auge nicht erkennen. Der aus Kampf und Dunkel zum Leben hindurchgedrungene Geiſt wird jedoch, wenn er die Hand voll Staub, die bis dahin ſein inneres Auge gehalten, als befruchtetes Saamenkorn zurückgelaſſen, alsbald ſich von einem Jenſeits umfangen ſehen, auf deſſen wogendem Meere, welches ohne Anfang und Ende, ein zum höheren Chore erwachtes

Selbſtbewußtſeyn immer näher zu jener innerſten Heimath alles Lebens geführt wird, welche, am Quelle des Lichtes ſelber gelegen, eines erborgten Lichtes der Sonne und der Sterne nimmer bedarf.

Ein Bewohner der Erdoberfläche ſiehet in der Sonne den allgemeinſten und faſt einzigen Quell alles Lichtes und aller belebenden Wärme. Denn wenn auch, wie aus einigen Thatſachen hervorzugehen ſcheint, in den Tiefen unſres Planeten eine verborgene Glut ſchlummert, welche furchtbar und gewaltig, dahin ſie trifft, ſelbſt das Feſteſte und Stärkſte, das wir im Gebiet der irdiſchen Körperlichkeit kennen, auflöſet und zerſtört; ſo hat dennoch dieſer weit abgeſchiedene, innre Wärmequell der Erde auf ihre Oberfläche faſt eben ſo wenig Einfluß, als die anziehenden Kräfte unſers Planetenſyſtemes auf den weit über daſſelbe erhabenen Fixſternenhimmel. Denn wenn auch zuweilen der innre, glühende Kampf der Elemente nach oben und außen ſichtbar wird, und Typhon und Enceládos, des alten Bettes ungeduldig, aus zwanzig neugeöffneten Feuerſchlünden zugleich emporbrüllen, ſo vermögen dennoch dieſe Glutſäulen den nordiſchen Winter von Island und Kamtſchatka nur in einem geringen Umkreiſe, und auch hier nur auf etliche Monate zu verſcheuchen; ihr röthliches Licht beleuchtet nur den Schnee der nächſten Thäler und Bergeshöhen, mit einem, faſt der Tageshelle gleichenden Glanze, und die untere Wärme der finnmarkiſchen Thäler vermag zwar ein dürftiges, in ihnen einheimiſches Gras ſelbſt noch unter dem Schnee weiter emporſchießen zu machen, nicht aber, ſo wie die Sonne, es zu erzeugen, und zum Blühen und Fruchttragen zu bringen.

So vermag auch das Nordlicht, mit ſeinem matten, röthlichen Scheine, von deſſen Einfluß nur der kalte Magnet in zitternde Bewegung geſetzt, nicht aber das der Wärme bedürftige organiſche Leben aus dem langen Winterſchlafe geweckt wird, kaum das Licht der Fixſterne zu überglänzen, und ſein zuckendes Flimmern wird ſchon vom Licht des Vollmondes faſt unſichtbar gemacht; andre Lichtmeteore aber, von dem fernen Kometen an bis zum Irrlicht und wandelnden Feuer herab, ſind nur, gleich dem phosphoreszirenden Meereswaſſer oder faulenden Holze, einem, im Dunkel der Nacht auch für den ſchwächeſten Lichtfunken empfindlich gewordenen Auge bemerkbar.

Dagegen verſchwinden, noch lange vorher, ehe die Königin des Tages mit dem äußerſten Saume ihrer Scheibe den Horizont berührt, alle Geſtirne der Nacht, und ſelbſt der nachbarliche Mond behält, ihr gegenüber, nur noch den bleichen Schein eines leichten Gewölkes; vor ihrem mächtigen, alltäglichen Aufſteigen zum Mittage gehen aber, nach jenem alten Feſtgeſang der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittages an das königliche Geſtirn begrüßen, und lebensſchwanger ſich mit ihm in die Stille der keimenden Nacht verſenken; — denn allenthalben, wo in ununterbrochener Gewohnheit der tägliche Weg der Sonne hintrifft, da iſt Fülle der Natur, und Leben und Lebensfreude.

Wir kennen in dem ganzen, näheren Bereich unſrer irdiſchen Körperlichkeit keinen andren Vorgang, aus welchem ein nur in etwas ſonnenähnliches Licht und ſonnenähnliche Wärme hervorkämen, als jenen des Entflammens eines brennenden Körpers. Eine in hellen Flammen ſtehende, durch und durch entzündete, brennbare Maſſe, würde ſelbſt mitten in den kalten Stunden unſrer Winternächte, noch auf eine Entfernung hin, welche etliche hundert, oder ſogar tauſend ihrer Durchmeſſer betrüge, ein erhellendes Licht, und wenigſtens im luftdichteren Raume, ſelbſt einige fühlbare Wärme verbreiten. Wiewohl auch dieſes irdiſche Bild die gewaltige Wirkſamkeit der Sonne, deren flammende Oberfläche uns ſo ferne ſtehet, daß ſich ihr ungeheurer Umkreis unſrem Auge in den kleinen, ſcheinbaren Raum eines Quadratfußes zuſammendrängt, noch immer bei weitem nicht zu erklären vermag.

Die Sonne wurde demnach ſchon in älterer Zeit von dem an irdiſchen Vergleich gewöhnten Sinne mit einem, durch und durch flammenden Feuermeere verglichen, deſſen Glut, ohne ſichtbaren Abgang oder Zugang, auf eine, freilich aus dem irdiſchen Bilde nicht erklärbare Weiſe, ſeit Aeonen an ſich ſelber zehret: gleich als ob da das Verbrannte immer wieder zum Brennenden werden könne.

Zwar hat ſich ſchon von einem, auch der oberflächlichſten Betrachtungsweiſe leicht erreichbaren Standpunkte her, jener Anſicht von der Sonne der Einwurf entgegengeſtellt: daß ein ſolches Feuermeer, deſſen Wärme und Licht, gleich der Glut eines Ofens das Nächſte am ſtärkſten, das Fernere immer ſchwächer ergreifen würde, auch die Spitzen der Alpengebirge, welche ein ewiger, winterlicher Schnee bedeckt, noch ſtärker erwärmen müßte, als das etwas weiter abgelegene Thal; aber es wird — abgeſehen von einer wichtigeren, ſelbſtſtändigeren Mitwirkung unſrer Atmoſphäre, bei der Erzeugung und Fortpflanzung des Lichtes und der Wärme, hierbei ſchon mit einigem Rechte an die Unfähigkeit des nackten Körpers, draußen in der freien Kälte ſelbſt in der Nähe eines wärmenden Ofens auf längere Zeit und auf genügende Weiſe erwärmt zu werden, erinnert, obwohl es in jedem Falle immer auffallen muß, daß kein Licht, auch der hellſten Flamme eines brennenden irdiſchen Körpers, jene Eigenſchaft beſitzt, welche am Lichte der Sonne eine der gemeinſten iſt: im Brennſpiegel ſich von neuem zum erhitzenden Glutpunkt zu verdichten; ſo daß es ſchon hieraus ſcheinet, daß das Licht der irdiſchen Körper erſt aus der Wärme (Electrizität, Magnetismus) hervorgehe, während umgekehrt die Wärme der Sonne, ſammt allen andern ſie begleitenden Naturthätigkeiten, zuerſt und urſprünglich von dem Lichte geweckt werden, und aus ihm hervorgehen.

Der ſeit Erfindung und Verbeſſerung der Teleſcope auch in dieſem Gebiet kühner gewordne Menſchenwitz hat hernach noch einen andern Vergleich des Sonnenlichtes und ſeiner Entſtehungsweiſe, mit etwas Irdiſchem und Planetariſchem verſucht. Die Sonnenflecken, welche zuweilen ſchon dem unbewaffneten Auge ſichtbar werden, erſcheinen, durch Teleſcope betrachtet, beſonders wenn ſie ſich bei der rotirenden Fortrückung dem Rande der Sonnenſcheibe nähern, offenbar als Vertiefungen, und ihr Zuſammenſtrömen (aus mehreren kleineren in einen großen), ihr oftmaliges blitzſchnelles Hinwegziehen über große Räume der Sonnenoberfläche, erinnern an die Beſchaffenheit und den plötzlichen Wandel unſrer atmoſphäriſchen Meteore, während die hie und da ſich wallförmig aufthürmenden oder in rundliche Maſſen zuſammenballenden Sonnenfackeln zu einem Vergleiche mit den auch ſich auf ähnliche Weiſe aufthürmenden und zuſammenballenden Wolken unſers Luftkreiſes ermuntern. Es iſt deshalb von einigen neueren Aſtronomen jenes feurige Weſen, welches von der Sonne aus auch in unſrer Atmoſphäre Licht und Wärme anzündet, für einen leuchtenden Dunſtkreis gehalten worden, welcher, in einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 deutſchen Meilen, den an ſich dunklen (planetariſch gearteten) Körper der Sonne umziehet. Zwiſchen dieſem letzteren und der oberen, leuchtenden Atmoſphäre, will ein, durch ſtarke Teleſcope blickendes Auge noch eine zweite, der Bildung häufiger, dunkler Umwölkungen ſehr günſtige Atmoſphäre entdeckt haben, welche allerdings dazu dienen könnte, das Hinabdringen der Strahlen der oberen Lichtmaſſe gar ſehr zu mildern und zu verdecken. Auf der eigentlichen Oberfläche des feſten Sonnenkörpers aber glaubten in neuerer Zeit beſonders Schröter und Hahn, und zwar immer gegen eine gewiſſe Stelle in der Nähe des Sonnenäquators hin, ein, allem Anſcheine nach mehrere hundert Meilen hoch über die Fläche heraufragendes Gebirge zu entdecken, deſſen hoher, faſt bis an die Region des oberſten Dunſtkreiſes reichender Gipfel, allerdings viel dazu beitragen mag, daß gerade an dieſer Stelle ſich ganz beſonders oft und häufig ein glänzendes Lichtgewölk zu wallartigen Haufen oder rundlichen Maſſen zuſammenzieht, und alsdann, eben deshalb, neben ſich Lücken im Lichtgewölbe, oder Oeffnungen in demſelben entſtehen läßt: die eben erwähnten dunklen Sonnenflecken, durch welche das Auge in die untere, nicht ſelber leuchtende Region jenes mächtig herrſchenden Weltkörpers hinunterblicket.

Bei dieſem zweiten Vergleiche des Sonnenlichtes mit planetariſchen Erſcheinungen, wird zugleich auch an jenes, aus den oberſten Regionen unſrer Atmoſphäre ausſtrömende Licht erinnert, welches zuweilen, in ganz mondſcheinloſen Nächten, ſeine, dem Mondenſchimmer gleichenden, räthſelhaften Strahlen von oben her auf unſre Wolken fallen läſſet, und dieſe, wie mit dem Glanze eines weit verbreiteten Lichtnebels beleuchtet; ein Vorgang, welcher vielleicht, freilich wohl in einem ungleich höheren Grade und weiterem Umfange, auch auf Venus, und ſelbſt auf dem Monde ſtatt fand, wenn Schröter auf einmal die ganze nächtlich dunkle Scheibenfläche der erſteren in einem unerklärlichen Dämmerungslichte leuchten, und auch auf dem letzteren ganze Strecken von einem über ſie hinwandelnden Lichtſchimmer deutlich erhellt ſahe.

Gewiß iſt es, daß auf unſrer Erde die Körper nur dann erſt in einem ſelbſtſtändigen, wärmeglühenden Lichte aufflammen, wenn ſich in ihnen die ſtarre Körperlichkeit auflöſet, und ſie — wenigſtens auf Momente — aus den Banden der irdiſchen Schwere und des irdiſchen Zuſammenhanges ſelbſtſtändig frei werden. Auch die Sonne wirket, wo ſie mit ihren Strahlen verweilet, Auflöſung und Milderung der irdiſchen Bande der Starrheit, und eben hierdurch die Bildungsfähigkeit der Stoffe.

Es wird auch das organiſche, und namentlich das thieriſche Leben, wo es einen bezwingbaren Stoff in ſeinen Kreis hineinziehet, auflöſend und ſcheinbar zerſtörend auf dieſen wirken, und wir werden in der niederen Region der Stoffe allenthalben nur da, wo dieſe Stoffe einer innren Gährung und Zerſtörung unterliegen, Bildungen und Vorgänge auftreten ſehen, welche denen ähnlich ſind, die zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen und innren Begleitern des vollkommeneren organiſchen Lebens gehören.

Wir müſſen in unſrer eignen Atmoſphäre das verbindende Mittelglied anerkennen, welches an ſich ſelber für alle Kräfte und Bewegungen eines kosmiſchen Lebens zugänglich und empfänglich, und auf der andren Seite mit der gröberen Körperwelt unſers Planeten nahe verwandt, den Bund zwiſchen den beſeelenden Naturkräften und zwiſchen der ſtarren, todten Maſſe, im Einzelnen wie im Ganzen, beſtändig knüpft und erhält. Denn wie das Belebte nur durch ſeine gröber-leiblichen Organe auf eine es umgebende, gröbere Leiblichkeit einzuwirken vermag; ſo vermag auch die belebende Seele nur durch ein feinkörperliches, leicht beſeelbares Etwas, das ihr durch die Atmoſphäre wird, auf die gröber-irdiſchen Elemente ihres Leibes zu wirken, und es erliſcht die Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung zwiſchen beiden gar bald, wenn der Seele jene ihre innere, vermittelnde Behauſung, welche noch viel mehr als der gröbere Leib einer beſtändigen Wiedererneuerung aus dem verwandten, allgemeinen Elemente bedarf, entzogen wird.

Wenn wir jedoch auch ſchon in unſrer Atmoſphäre ein Medium anerkennen müſſen, welches allerdings für das Leben ganz zunächſt bewohn- und bewirkbar iſt; ſo erſcheint uns dagegen die Atmoſphäre der Sonne als ſelber lebend und belebend. Wenigſtens kennen wir in der uns näher bekannten Sichtbarkeit kein anderes leibliches Weſen, das ſo nahe mit den für unſer Auge unſichtbaren und feinkörperlichen Agentien verwandt wäre, welche das Spiel (z. B. des vegetativen) Lebens hervorrufen und erhalten, als das Sonnenlicht.

II. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

(1833.)

Es fällt ein Sonnenſtrahl in die dunkle Kammer, und das Auge ſiehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgeſcheucht vom Odem und Fußtritt des Menſchen; Stäublein, welche emporſteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte ſie ein ſelbſtſtändig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel iſt verſchwunden. War es vielleicht nur die hineinſcheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur ſie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin ſchon da und in Bewegung, und der Sonnenſtrahl macht es nur ſichtbar, ſo oft und ſo lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes iſt ganz etwas Andres, Selbſtſtändigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche: der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit dieſem iſt etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtſtrahles auf die todte Maſſe. Und dennoch läſſet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenſtäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menſchenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüſte geſtaltet, ſinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt ſich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Diſtel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter ſeines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Menſch, eben noch ſo bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeiſterung; da ergießen ſich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verſtummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angeſicht des Todten ſcheint nur ſagen zu wollen: es iſt aus, Alles aus.

Es trifft die Leber oder die wichtigſten Eingeweide der Verdauung ein langſames Leiden, und ſiehe, derſelbe Menſch, in deſſen Seele der Zorn ein ſelten oder nie hindurchwandelnder Fremdling ſchien; derſelbe Menſch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leiſe ſchlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir ſelber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind ſpielet, welcher kommt, wir wiſſen nicht woher, und gehet, wir wiſſen nicht wohin?“

„Nimmt uns doch ſchon das Alter eine dieſer ſogenannten Kräfte der Seele, eine der mühſam errungenen Erfahrungen und Erkenntniſſe nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greiſen Scheitel die Haare; die, wie es ſchien, auf ewig feſtgeſtellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund ausſprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und verſiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Geſtalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So ſchwindet Alles, was der Menſch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte ſo wenig ihm, als die wandernden Vögel dem Lande, das ſie, ſich aufmachend vom Boden, im Herbſt verlaſſen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zuſammengeſchrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben ſo nach der Sonne als nach dem Dunkel hinſtarren macht; das leiſe Athmen, das noch immer an dieſem Gerippe aus- und eingeht, das iſt ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es iſt nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebensſäfte am verdorrenden Gebein.“

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menſchen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die erſten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchſtaben, und ſelbſt den eignen Namen vergeſſen. Wie die Gicht, wenn ſie zwiſchen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Anſätze erzeugt, dieſer Hand zugleich alle die erworbenen Künſte und Fertigkeiten der Finger nimmt, ſo entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnſchädels dem

Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geſchienenen Gaben; es kann nun dieſes ſeine Außenwelt eben ſo wenig faſſen und in ſich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnſinnes zerriſſen, oder verſinkt in Blödſinn."

„Wie? ſollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres ſeyn, als ein feiner-materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit [dem Leib] und durch den Leib entſteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines beſaiteten Inſtruments, welche nur währet und möglich iſt, ſo lange das Inſtrument vorhanden iſt, an welchem ſie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden ſind dann etwa auch nur ein ſolches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüſſigkeiten des Gehirns, als das Geſchäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speiſe und der Speiſeſäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speiſe und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das iſt nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Luſt ſind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht ſelber, dieſer Todte, welcher ſtarr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernſter Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab ſenkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verweſ't? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch geſpielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt iſt in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, ſo wenig weiß, von den geäußerten Kräften ſo wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, ſobald er die Flöte verlaſſen?" — —

So ſprachen und ſtritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuverſicht geſchienen, denen noch kein Morgenlicht des Geiſtes getagt, Fleiſch und Blut.

„Blume des Feldes, ſchöner bekleidet als Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit es geweſen, heute ſaugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entſtanden und vergangen, noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närriſche, denkende Staub in mir, der zum Lachen ſagt: du biſt toll, und zur Freude: ich bin deiner ſatt? — Närriſcher Staub, willſt du lieber den Schmerz, warum drängſt du dich denn ſo unerſättlich zur Luſt, die deiner nicht begehrt? Eilſt du ſo wie der herabfallende Stein zu ſeinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was ſträubſt du dich denn und ſchauderſt, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder ſeyeſt, was er iſt und was du warſt? Ich ſahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Luſt um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Luſt erjauchzete laut; der Schlafende aber ſchwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Luſt zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber ſchwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angeſicht für den denkenden Staub nur nicht dieſen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir ſeyn, da kein Leid noch Geſchrei iſt, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.“

„Dränger, warum ſtirbſt du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willſt du hier bei der armen, bunten Waſſerblaſe, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entſchlafen, da weckte mich deine Stimme: — ſchaue hinaus zur Sonne, die Sonne iſt höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du ſollſt hinaus zur Sonne, ſelber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang geſuchte, die erſehnte Luſt des Lebens und wollte an ihr ruhen, da ſchreckte mich dein Ruf: — ſiehe, das iſt nicht das, was du willſt, was dein Sehnen ſuchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Luſt des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in dieſem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergeſſe alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum ſäumeſt und quäleſt du, alter Dränger, die Seele auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das ſtarre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigſt du mich?"

Die Seele, ſo nackt, ſo unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, ſaß am Morgen: ſie ſaß und ſpann ſich ein Kleid, das die Kälte von außen — ſie ſchmiedete ſich Waffen, welche den Ungeſtüm des alten Drängers abwehren ſollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der ſich in ſeinem kräftigſten, innerſten Bewegen Selbſtbewußtſeyn nennet, ſagt und weiß es gewiß: ich bin Derſelbe, den die Mutter geboren, Derſelbe, der als Kind geſpielt, als Jüngling geſtrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen ſeinen Elementen und Säften und Faſern, ſtarb in jedem Augenblick und erzeugte ſich wieder; er iſt, ſeitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verſtümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und faſt keines mehr gelaſſen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Bruſt, ſagt: dieſe Glieder waren mein und ſind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne ſie noch, der ich war. Ja denn was ſind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es ſagt die Beobachtung der glaubwürdigſten Forſcher, daß zuweilen noch eine ſelbſtbewußte Seele im Menſchen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache ſich äußerte, wenn dieſer oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und ſelbſt wenn faſt das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerſtört war. Aeußerte ſich doch ſogar noch am unvernünftigen Vieh die thieriſche Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn ſtatt des Gehirns, wie ſich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Maſſe von der Schädelhöhle Beſitz genommen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnſinnes, ja was hat ihr ſelber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geiſtes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel ſteht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieſelbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; ſo wird dieſes wache Leben des Geiſtes, auch wenn es nicht mehr ſcheinet, dennoch daſſelbe ſeyn, was es war und was es ewig iſt."

„Wenn aber denn eine Seele iſt, ſelbſtſtändig und geſondert vom Leibe, mit welchem Weſen aus dem Kreiſe meines Erkennens darf ich ſie vergleichen? Wer iſt ſie und woher des Landes? Iſt ſie ein Feuer, wie Einige geſagt, warum verliſcht ſie ſo lange nicht; iſt ſie ein Waſſer, warum verrinnt ſie nicht? iſt ſie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künſtlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum iſt jene, auch wenn der Leib derſelbe blieb, heute wie geſtern ſo wandelbar?"

„Wäre ſie ein Feuer, das würde unaufhaltſam brennen, nach inwohnendem Geſetz, ſtärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, ſchwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das iſt ein Ding, welches durch Kraft ſeines Willens die Flamme der Leidenſchaft beſprechen und ſtillen, oder durch innre Kraft auch in dem ſterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann.“

„Wäre ſie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein ſtärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre ſie ihrem Weſen nach nur eine Stimmung dieſer Lyra, wie käme es dann, daß ſie ſelber, die Meiſterin, durch eigne Kraft dem Ton jetzt ſeine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte ſich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißſtimmung und ſchwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre, als der Schatten an den rollenden Stein, ſtatt ſelber mit dem rollenden bewegt zu werden, dieſen vielmehr, dem Lauf ſeiner Natur entgegen, mit ſich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengeſetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra ſich ſelber zu verderben und an dem Körper, zu welchem ſie nur gehört wie der Glanz zum geſchliffenen Metall, zum freſſenden und zerſtörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laſter durch eigne Schuld der Seele das ſchöne Gebäu des Menſchenkörpers zerſtört und wilde Leidenſchaft, gleich einem unbeſonnenen Reiter, das edle Roß zu Tode jagt.

Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Miſchung und Bewegung ſeiner Elemente erzeugt, ſondern als Etwas, das vor und über dem Körper iſt, erſcheint uns die Seele; denn wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, ſo wäre auch kein Anfang des Lebens ohne ſie. Zeigt uns ja ſchon die alltägliche Erſcheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemiſch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anſtoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an ſich Todte, wird ſeiner Natur nach des Todes ſterben, die Seele, deren Natur das Leben iſt, kann eben ſo wenig ſterben, als das Licht als ſolches finſter, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß ſeyn.“

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe ſich ſcheidet, wird uns dieſer ſich zeigen als das was er iſt: ein an ſich Lebloſes und Todtes; die Seele aber bleibt was ſie immer war: ein ſich ſelber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Urſprung, aus welchem ſie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menſchengeſtalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geiſtiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unſren Verirrungen und Befleckungen in ſich hinein? Das ſcheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbeſt, wenn die Flamme ihn läutert; da iſt ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut iſt und bleibt, und an ein Böſes, war ein Wahn des ſtaubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was ſie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm [Gott] gegenüber, iſt auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derſelbe nicht wieder.“ —

„Krümmt ſich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, geſangreiche Vogel ihn angreift; ſchmerzvoll zappelt das Fiſchlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fiſchfleiſch in ſein eignes, edleres Fleiſch verwandle, und ich ſollte nicht beben vor dem Gedanken an einen ſolches Alles verzehrenden Gott?“

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe ſie ihn und ſich ſelber erkannt, ehe ſie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß ſey; ein ſolcher zuletzt Alles verſchlingender Gott ſchlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn ſchon bei dem ſüßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die ſich liebend an ſein Herz gelegt.“

„Der Menſch, getrieben von mannichfacher Noth, der Menſch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in ſeinem Hauſe groß gezogne Lamm ſchlachten ſoll, das ihn ſo oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend ſich zu ſeinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieſes Lamm nichts vom Tod, es verſtehet nichts von des Menſchen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt ſich willig ergreifen wie ſonſt — ein einziger Stich des Meſſers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb geſättigte Bettler entzieht ſich ſelber den Biſſen, um den treuen Gefährten, ſeinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in ſeinem Mangel, den Gedanken ertragen, ſich mit dem Fleiſche des liebenden Thieres zu ſättigen! — Jener aber, der Pantheiſten Gott, kennet dieſes Erbarmen nicht. Den Menſchen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verſchlingt dieſer große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu ſolcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menſchen nichts weiß. Und nicht ſchnell tödtet der Pan ſeine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, ſondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

Doch dieſes Nachtgeſpenſt eines allverſchlingenden Gottes ängſtet die weiter ſinnende Seele nicht lange. Es verſchwindet, ſobald die Seele es näher und ſchärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unſtatthafter und lächerlicher zuſammengedichtet, als jene phantaſtiſchen Geſtalten, welche zum Theil Fiſch und Froſch, zum Theil Vogel ſind und Jungfrau.

„Wie? — ſollten jener oberen, unſichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigſtens dieſelben Rechte, derſelbe feſte Beſtand zukommen, wie die ſind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der ſichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrſchen? Bei dieſer niedrern Region, welche doch die Menſchenſprache die vergängliche, die wandelbare nennt, iſt es anerkannt, daß in und aus ihr ſich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Waſſer, wenn es auch als Dampf in die Luft ſich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Feſtwerden des Steines als Beſtandtheil in das Gefüge des Kryſtalls ſich gewebt, bleibt noch immer daſſelbe Waſſer: eben ſo viel und ſo wenig in der einen als in der andren Geſtalt. Das Eiſen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheiſenſtein gebildet: bleibt immer ſo viel und daſſelbe Eiſen, das es geweſen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Waſſer Kieſelerde, aus Queckſilber oder Spießglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunſt ſich in Gold verwandlen laſſe. Und dennoch kennet unſre Chemie bei weitem nicht alle die verſchiednen Erſcheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derſelbe Grundſtoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieſer Beziehung ein ſpäteres wiſſenſchaftliches Forſchen noch zwiſchen verſchiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zuſammenhang entdecken ſollte, als der zwiſchen der Larve und dem Flügelthier einer und derſelben Inſectenart es iſt; ſo bleibt doch ſchon auf dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichſam Unſterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verſchiedenen Verbindungen und Verwandlungen immer dieſelbe Beziehung zu ihrem planetariſchen Ganzen: daſſelbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metalliſche Grundlage des Kalkes und Sauerſtoffgas, ſammt Kohlenſäure und Waſſer, oder wenn Sauerſtoffgas und Kupfer und Kohlenſäure in der chemiſchen Werkſtätte zuſammengeführt und vereint werden; ſo erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der ſäurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlenſäure; aber auch in dieſer neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: ſie wiegen vereint noch eben ſo viel, als vorhin das Geſammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unſre Kunſt die Stoffe alle wieder geſondert darſtellen, noch ganz in demſelben Maß und Gewicht, das ſie vorher gehabt.“

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, ſpottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundſtoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte: und eine ſogenannte Philoſophie wollte in der Geſchichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflöſung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches“ All oder Nichts!“

„Zeigt ſich doch ſelbſt da, wo ſich in anfänglicher, unverſtellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und geſtaltender Kraft zu den wägbaren Elementen geſellt, eine Unſterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geiſtigerer, wundervollerer Art iſt, als die eben erwähnte Unzerſtörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Verſuch von Davy an der Voltaiſchen Säule gemacht, iſt in dieſer Beziehung ein ſinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der ſichtbaren Region der Elemente in die unſichtbare der Geiſterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieſer Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor ſeinen Augen zu behalten nnd den ganzen Verlauf ſichtlich und handgreiflich ſich darzuſtellen; wenn aber in Davy's Verſuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaiſchen Säule in einem Becher mit ſalziger Auflöſung gebildet war, dadurch zerſtört und gleichſam getödtet wird, daß man jetzt den alkaliſirenden Pol in ſie eintaucht, und umgekehrt die alkaliſche Natur der Flüſſigkeit in dem Becher der entgegengeſetzten Seite durch den in ſie gebrachten oxydirenden Pol erſtirbt, da zeigt ſich ein Hinübergehen, eine Verſetzung jener beiden Geſtorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geſchieht. Die Säure verſchwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben ſo verſchwindet das alkaliſch Flüſſige von der ſeinen. Aber der dieſſeitig verſtorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derſelbe und in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Stärke und Beſchaffenheit, in welcher er dießſeits beſtanden, an der jenſeitigen Stätte auf: es bildet ſich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieſes aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Oefters ſchien, wenn der Verſuch auf andere Weiſe, in Glasröhren angeſtellt ward, in denen die Flüſſigkeit, darin der eine Pol verſenkt war, von jener des andern durch feſte Zwiſchengränze geſchieden war, eine Wanderung von leiblicher Art eben ſo wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetiſch verſchloſſenen Gefäß oder Sarge.“

„Iſt denn ſchon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundſtoffen eine ſolche Unzerſtörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie ſollte nicht die Seele, welche „urſprünglicher und ſelbſtſtändiger, einfacher und unveränderlicher“ iſt, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflöſung trotzen? Iſt ſchon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine ſolche Verſetzung von der einen, ganz abgeſchiednen Stätte an die andre, oder wenigſtens ein ſolches Unmerkbarwerden (Verſchwinden), für die zwiſchen liegenden Medien möglich, daß wenn hier der ſäurende, dort der alkaliſirende Pol einer Voltaiſchen Säule in die Miſchung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Miſchung fehlte, und ohne für die dazwiſchen geſtellte Lakmus-Auflöſung gleichſam ſichtbar zu werden, ſich die eine hier, das andre dort zuſammengehäuft finden; iſt hierauf, bei der obenerwähnten Umtauſchung der Pole ein ſolches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der geſammten Säure, wie des geſammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie ſollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn ſie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da ſeyn und wirkſam werden könne?“

„Oder iſt denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich ſelber und kein Andrer bin, etwas weniger Feſtſtehendes und Unveränderliches, als die Beſchaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche beſtehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn ſie das Auge hier vergehen ſah?“

„Ein weiter forſchender Sinn findet in ſeiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugniſſe für die jenſeitige Fortdauer der Seele. Wie ſich in der Zwiebel oder im Samenkorn ſchon das künftige Gewächs mit ſeinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, ſo zeigt ſich ſchon in der Larve und Puppe des Inſects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froſchartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche ſpäterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle dieſe Keime, im jetzigen Zuſtand ſo nutzlos, ſo müßig daſtehend, werden ſich in einem künftigen, vollkommneren Zuſtand ſo gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum ſichtbaren Aeußren. So erſcheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und

Anlagen, deren das Thier auf ſeiner jetzigen Stufe des Daſeyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Beſtimmung und Wechſelbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufſtrebenden Anlage eben ſo gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speiſe entſpricht; ſelbſt die ſpät blühende Herbſtzeitloſe (**Colchicum autumnale**), welche, wenn der Winter naht, ſcheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus ſeinem Grabe hervorgeht und ſeine Früchte trägt. Und der Menſch, das Mittelweſen zwiſchen zwei Welten: halb ſchon hinüberragend in ein Reich des Geiſtes, halb noch dem Staube gehörig, ſollte all dieſes hinieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all dieſe tauſendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umſonſt in ſich tragen? Allenthalben bliebe ſonſt die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Verſprechungen ſo treu, und hier, wo ſie endlich den höchſten Gipfel ihrer ſichtbaren Schöpfungen erſtiegen, ſollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?“

„Die Seele weiß es, ſie weiß es ſchon aus den Werken: daß ein Gott ſey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlaſſenen und Verſtoßenen,“ der aller ſeiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in ſeiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieſer gerechte Gott iſt, ſo wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben ſeyn, da ſich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böſe aber verſinken wird: ein Gott, ein Vergelter!“

Dieß und noch vieles Andre ſpann und webte die ſinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das ſie doch ſpann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß ſchon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geſchlecht iſt; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller ſcheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub ſich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geiſt zu ſeinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demſelben erfahren, hat es auch der wache Geiſt in und an ſich ſelber erfahren: daß in ihm ein Leben ſey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es iſt ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es iſt. Es iſt hier ein Stillſtehen auf dem felſenfeſten Lande der Heimath, ein Erfaſſen deſſelben mit den eignen Händen, ein Beſchauen deſſelben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läſſet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, iſt gefunden: unſichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

III. Die Grabeskirche und die heiligen Stätten in Jeruſalem.

(1837.)

Vielleicht hat es Jeder von uns, der Leſer wie der Schreiber, einmal in ſeinem Leben erfahren, daß es Freuden wie Schmerzen im Leben giebt, die, wenn ſie da ſind, unſre ganze Seele erfaſſen, und ſo tief in dieſelbe hineinreden, daß alle Kräfte des innren Menſchen zu einem Aufmerken und Verſtehen der Rede geworden ſcheinen, und daß dennoch, wenn die Augenblicke des Zweigevernommen? ſie antworten muß: ich weiß es nicht. Bei Einigen, denen dieß begegnet, wie vielleicht bei dem Pilgrim, der dieſes ſchreibt, mag der Grund des Gebundenſeyns der Sprache, über das was die Seele erfuhr, in der großen Verſchiedenheit des alltäglichen, kalten, todten Weſens von jenen Augenblicken liegen, da auch die ärmſte Seele beſucht wird von dem Aufgang aus der Höhe; bei Andren verbergen ſich ſolche Begegniſſe aus der oberen, ſeligen Welt, tief ins Innre, damit der Roſt und die Würmer des täglichen Treibens der Welt ſie nicht verderben, und ſie behalten bleiben mögen in ihrer ganzen Kraft für die ſelige Erinnerung der Ewigkeit. Ihr Augenblicke, da ich zum erſten Male knieete und anbetete an der Stätte, da der Leib Deſſen, welcher aller Verleiblichung Anfang iſt, auf kurze Stunden ruhete: dann da, wo auf Golgathas Felſen das große Werk der Errettung vollbracht ward, wie wenig würde von Dem, was ich in euch empfand, für das Seyn das jenſeits iſt, zurückbleiben, wenn es hier nur die eigne Kraft, die eigne, lautere, unverfälſchte Stimmung gälte. Und dennoch, der Fels, auf dem das Kreuz ſtund, ſo wie Jener in welchem Er, welcher Macht hatte Sein Leben zu laſſen und daſſelbe wieder zu nehmen, erwachte, iſt feſter und ſichrer als die Welle des Blutes, die im unſteten Herzen ſich bewegt; ich lege die Hand jetzt auf dieſen Felſen und dann aufs Herz. Hätte ich den Felſen der Ueberzeugung nicht, daß das, was das Evangelium ſagt, ein wahrhaft Geſchehenes iſt, was ſollte der arme Schlag des ſehnenden Herzens mit ſeinen Odemzügen?

Indem wir da, tief ausruhend im Geiſte, weilen, beginnen die Geſänge des täglichen Umganges der Minoriten, durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes; auch wir ſchließen uns den Pilgrimen aus der Heimath des Abendlandes an und treten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug ſich verſammlet. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Säule an, die einſt in Pilatus Hauſe trachtet wird, an welcher Chriſtus, den Händen der Heiden übergeben, gegeißelt ward:

Erwache Menſch und nimm es dir zu Herzen,
Du darfſt jetzt mit Ihm gehn den Weg der Schmerzen:
Mit Ihm, der deiner Seele Schuld getragen,
Als hier der Heiden Hände Ihn geſchlagen. —

Von der Stätte der Geißelung gehet der Zug der ſingenden Prieſter und Pilgrime weiter, zuerſt durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegnen Gang zu der Stätte, welche ſeit anderthalb Jahrtauſenden von der Andacht der Chriſten als jene verehrt wird, an der Chriſtus der Herr gebunden ſtand, während die Heiden, in deren Hände er übergeben worden, die Vorbereitung zu ſeiner Kreuzigung trafen. Dann, mit Geſängen, in denen Töne der innigſten Klagen mit jenen des Triumphes des Chriſtenglaubens ſich vereinen, wird jene zerbrochne Säule begrüßt, die vormals im Richthauſe ſtund und bei der man den Herrn mit Dornen krönte; hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte ſeine Kleider theilten und über ſein Gewand das Loos warfen. „Ja,“ (ſo ſingt das Lied) „Der, welcher die Sterne des Himmels, mit ſeinem Gewande, welches Licht iſt, bekleidet; Er, der das Geflügel unter dem Himmel wie die Blumen des Feldes mit dem Kleide des bunten Gefieders und der Farben ziert, läßt ſich hier von Menſchenhänden des von ihnen geliebenen Gewandes berauben, damit Er den Menſchen das Kleid eines ewigen Seyns verleihen könne.“ Von hier begiebt ſich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefe der Felſen zur Kapelle der Kreuzesfindung; es legte wenigſtens der Geiſt der Andacht von funfzehn vorübergegangenen Jahrhunderten in dieſe Stätte ein Andenken an jenen Stamm, der, aus tiefen Wurzeln der Liebe entſprungen, hinanragt mit ſeinem Gipfel zu den Höhen des Aufganges eines ewigen Erbarmens. Das herrliche alte Lied: **vexilla regis prodeunt**, mit welchem die Wonne des Glaubens unter dem Panier ihres Königes hinanſteiget auf Golgathas Felſen, ſo wie das pange lingua, mit welchem ſie das Hinausführen des Kampfes der Zeitlichkeit zum Siege der Ewigkeit, beim Hinabſteigen zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn, des Königes der Höhen wie der Tiefen, ſalbete, beſingt, ſprachen noch niemals mit ſolch rührender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Geſänge des Auferſtehungsmorgens ſo erhebend als dort, am Felſen des Grabes und an der Stätte, da der Auferſtandene der Maria Magdalena erſchien. Bei dem Singen der Litanei antwortet ein Chor wohllautender, tiefer Männerſtimmen, zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chor der Sänger und Pilgrime, welche in der Capelle, an der Stätte verſammlet ſtehen, die der Glaube als jene verehrt, an welcher Chriſtus der unter den Weibern Erkorenen, ſeiner Mutter, als Sieger aus des Grabes Nacht ſich zeigte. Wie ein Frühlingsregen, der das dürſtende Land netzt und im Wald wie Feld Tauſende der verſchloſſenen Knoſpen wie der ſchweigenden Stimmen weckt, ergoß ſich die Fülle dieſer Töne über Geiſt und Herz, und weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Saame des Werdens und Bleibens ſeyn möge.

Wir kommen in dieſer Reiſebeſchreibung noch einmal zu der Betrachtung der heiligen Grabeskirche und ihren mitten unter dem Geräuſch des menſchlich Gebrechlichen, „herrlichen Gottesdienſten“ zurück; heute fand uns der Abend wieder im Hauſe der Pilger. Wir ſaßen da ſchweigend, und Einige von uns im Stillen über die Erfahrung verwundert, daß das Herz, wie ein armer, lahmer Fußgänger, den ein reicher Reiſender ein Stück Weges mit auf ſeinen Wagen nahm und ihn ſchnell über die Auen dahinführte, dann aber wieder ausſteigen ließ, ſo bald wieder, ſtatt im Fluge zu eilen, an ſeinen alten Krücken dahin ſchlich. Führe Du Reichſter unter den Reichen den Lahmen nicht nur auf ein Stück Weges über Deine Auen, ſondern gieb ihm, Du, Israels Arzt, die Kraft des Laufens, wenn Du ihn zieheſt!

Der dreißigſte März, es war ein Donnerſtag, ſollte uns, im unmittelbarem Geleite des an Erkenntniß, wie an Liebe reich

begabten Padre Secretario mit den andren heiligen Stätten be
kannt machen, welche in und um die Stadt, ſeit anderthal
Jahrtauſenden Denkſteine und Gefäße waren, auf die der kind
liche Glaube der Chriſten ſeine magiſchen Kräfte übertrug. —
Es liegt eine ganz eigene, geiſtig erweckende Kraft in der Reihe
folge der einzelnen chriſtlichen Feſte des Kirchenjahrs; der Palm
ſonntag läſſet in der Seele das Hoſianna des Einzuges in J
ruſalem erwachen; der grüne Donnerſtag führt ſie zur ſtillen
hochgeſegneten Einkehr beim Tiſche des Herrn; der Charfreita
wie der Charſamſtag ziehen den Blick des Geiſtes jetzt hina
zum Kreuze und ſenken ihn dann hinab zur Stille des geheiligte
Grabes, bis das innre Ohr am Oſterabend und Morgen de
Poſaunenton des Triumphgeſanges der Auferſtehung vernimm
Es begleitet hierauf die feiernde Betrachtung Maria, die Mag
dalenerin, zu den Entzückungen des erſten Anblickes des Erſtande
und freuet ſich am Abend des Oſtertages, ſo wie acht Ta
hernach und am See von Tiberias wie auf dem Berge in Ga
liläa der Freude des Wiederſehens, mit den verwaiſten Jünger
Sie folget am Himmelfahrtstage dem Herrn auf den Gipf
des Oelberges und ſiehet Ihm freudig nach auf der Heimke
zur Herrlichkeit des Vaters, aus welcher Er gekommen; vernim
die Verheißung der Engel, daß Er, welcher thronet zur Recht
Gottes, ſo, wie wir Ihn ſahen auffahren, einſt wiederkehr
werde; empfängt am heiligen Pfingſtfeſte mit den Apoſteln zu
gleich einen Vorſchmack jener Seligkeiten, da nicht mehr de
Geiſt des Menſchen, ſondern ein neuer Geiſt aus Gott de
Tempel der Seele wie des Leibes erfüllet mit ſeinen Himmels
kräften. Oder auch zu andren Zeiten führet die Erinnerun
welche die einzelnen Feſttage mit ſich bringen, das theilnehmen
Herz mit ſich hinaus vor die Thore Jeruſalems, zu der Stät
da der erſte der Blutzeugen des neuen Bundes, Stephanus g
ſteinigt ward, und betend für ſeine Feinde entſchlief; zu de
Quelle Siloahs, da der Blinde mit dem leiblichen Licht zuglei
Ihn, des Lichtes geiſtigen Quell, erkennen lernte; nach Beth

nien, zu dem Hauſe da Maria wohnte und Martha, zu dem Grabe da Lazarus ſchlief. Wieder an andern Gedenktagen des Jahres nahet ſich die Betrachtung der großen Geſchichten, die in Jeruſalem geſchahen, jener Stätte, da Jacobus enthauptet ward; dem Kerker aus welchem die Hand des Engels Petrum hinausführte, oder dem Hauſe, in welchem Maria Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte. Aber alle dieſe hehren Stimmen der Erinnerungen, mit denen die einzelnen chriſtlichen Jahresfeſte zum Herzen ſprechen, ſind in und nahe bei Jeruſalem zu einem Geſammtchore vereint, das wie ein voller kräftiger Strom die Seele bewegt. Wenn das innere Auge das große Farbenbild der ſonſt zerſtreuten, hier wie zu der Fenſterroſe eines Tempelthores vereinten Strahlen, in ganzer Stärke zu erfaſſen vermöchte, dann könnte ihm der Eindruck, den Jeruſalem macht, der Vorſchmack eines Momentes der Ewigkeit ſeyn, deſſen Weſen von keinem Wechſel der Jahre und der Tage berührt wird, weil in ihm die eine, ungetheilte Kraft jenes Sieges ſich kund giebt, welcher in vielfachen Thaten und Kämpfen der Zeit errungen ward.

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung

mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Theil, erſte Hälfte.

Von A. W. von Schlegel bis G. H. von Schubert.

Stuttgart.
Verlag von Sam. Gottl. Lieſching.
1842.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unſere Tage.

Seite
Solger. Der Humor. (Geſpräch) 505
Hermann. Vom letzten Römer bis zum neuen Rom. (Panorama) . 511
A. v. Arnim. Von Volksliedern 519
Chamiſſo. I. Peter Schlemihl der Schattenloſe 528
II. Die Radack-Inſulaner 532
Fr. v. Raumer. Der Sturm auf Jeruſalem i. J. 1099. . . 540
Fr. Horn. Gedanken 546
Oken. Kunſt. In naturphiloſophiſchen Grundlinien 550
Theremin. Die geiſtliche Beredſamkeit 553
K. v. Raumer. I. Ueber die Ausbildung der Sinne 559
II. Bildung zur Gelehrſamkeit. Bildung zu Kunſt und Handwerk 562
Schefer. [illegible]
I. Die Einfalt 566
II. Die Malerei 568
III. Die künftigen Baumeiſterſchulen 570
J. Grimm. I. Die Sagen 573
II. Gedichtsleben 577
III. Die deutſchen Minnelieder 580
IV. Deutſches und fremdes Recht 582
Varnhagen v. Enſe. I. Rede zum Andenken F. A. Wolfs . . 586
II. Der Tod Schwerins 590
Bettina v. Arnim. I. Morgenwanderung zur Linde 593
II. Salzburg und Zweigen 596
III. Der Sonntag 599
Fürſt Pückler. Warwick Caſtle 603
Rumohr. Vom Begriffe der Höflichkeit 610
J. Kerner. [illegible] 615
W. Grimm. I. Die Poeſie des Nordens 617
II. Nibelunge Noth 621
Brüder Grimm. I. Sagen.
1. Der Mummel See 627
2. Brot und Salz ſegnet Gott 628
II. Märchen.
1. Der Arme und der Reiche 630

Seite
Brüder Grimm. II. Mährchen.
2. Der Sperling und seine vier Kinder 63
3. Die zwölf Apostel 63
Börne. Umgang mit Menschen 63
Fr. Strauß. Einsegnung der Kinder 641
Uhland. Die nordischen Mythen 646
J. D. Passavant. I. Rafael und Dürer 651
II. Rafaels Eigenschaften 652
Neander. I. Die rechte und die falsche Art der Schriftauslegung 661
II. Wilberforce 665
J. C. Passavant. Die Willensfreiheit 670
Klumpp. Das evangel. Missionswesen 675
Waagen. Peter Paul Rubens 685
Martius. I. Der brasilianische Urwald 691
II. Der Sertão 694
III. Naturgenuß und Natureindruck 697
W. Müller. Homeros und die Homeriden 702
Ranke. Der Bauernkrieg 707
Ullmann. Deutsche Theologie 717
Immermann. Journale. Reisen 723
Alexis. Der Gothakanal und der Trollhätta 728
Menzel. I. Die Schlacht im Teutoburger Walde 734
II. Der Pietismus 737
III. Griechen und Römer 743
Leo. I. Die Italiener 748
II. Der Staat 764
Tholuck. Das in Gott verborgene Leben 766
Barthold. Ueber Naturalisation der Deutschen in der Fremde 775
Heine. Grubenbesuch im Harz 781
Fechner-Mises. Der Tod 787
A. F. Vilmar. Wesen und Würde der deutschen Poesie 791
Grüneisen. I. Die Vielseitigkeit unserer Altvordern 798
II. Das Münster zu Ulm 801
Lange. Die schweizerischen Wasserfälle 805
W. Hauff. Mährchen als Almanach 812
Rosenkranz. Das Epos des Volkes 818
Gervinus. Herder's größtes Verdienst 822
Sternberg. Das deutsche Drama vor Lessing 829
G. Schwarz. Luther's Welt- und Lebensansicht 835
Mundt. Die Reform der deutschen Sprache im vorigen Jahrhundert 845
Gutzkow. Chinesisches Intermezzo 850

Nachträge.

Kölle. Diplomatische Aphorismen 855
S. Boisserée. Der Dombau zu Cöln 859

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unſere Tage.

Aus den Schriftſtellern:

Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geb. d. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark; Sohn eines Kammerdirektors, erhält ſeine Jugendbildung auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und dem Grauen Kloſter in Berlin; ſtud. zu Halle die Rechte, und treibt dabei ſprachliche und äſthetiſche Studien 1799; bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angeſtellt 1803—1806; geht nach Schwedt zurück 1806 und überſetzt den Sophokles 1808; D. und außerord. Prof. der Philoſ. zu Frankfurt a. d. O. 1809; zu Berlin 1811; ſchreibt den „Erwin, oder über das Schöne und die Kunſt“ 1815; „philoſ. Geſpräche“ 1817; geſt. den 20. Oktober 1819; ſeinen Nachlaß und Briefwechſel haben Tieck und Raumer 1826, ſeine äſthet. Vorleſungen K. L. W. Heyſe 1829 herausgegeben. Tiefſinniger Aeſthetiker aus der naturphiloſ. Schule.

Joſeph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, geb. d. 20. Jan. 1781 zu Innſpruck, ſtudirt daſ.; ſchreibt, noch Knabe, die „Stammgeſchichte der Herzöge von Meran“ 1795; dient bei der Tyroler Landwehr 1799 f.; bei der Staatskanzlei in Wien angeſtellt 1801; ſchreibt über die Geſchichte Tyrols 1805, 1806; leitet den Tyroler Aufſtand 1809; wird K. K. Hofrath und in der Folge Reichshiſtoriograph zu Wien 1810 ff.; giebt den „Oeſterreich. Plutarch“ heraus 1807—1820; das „Archiv für Süddeutſchland“ 1807; das „Taſchenbuch der vaterl. Geſch.“ 1811 ff., „Geſch. der neueſten Zeit“ 1817 ff., „Wiens Geſchichte“ 1823 ff., „Archiv für Geſch. Lit. u. Kunſt“ 1820; „Sämmtl. Werke“ 1820 ff.; tritt in K. Bayer. Dienſte 1828; Mitglied der Akademien zu München, Göttingen, Berlin und Prag und vieler gelehrten Geſellſchaften; wirkl. Geheimerrath u. Geſandter an mehrern Höfen, dermalen bei den freien Städten accreditirt; lebt in Bremen. Gründlicher Geſchichtsforſcher voll lebendigen Sinnes für Volksleben und Volksſage.

Ludwig Achim von Arnim, geb. d. 26. Jan. 1781 zu Berlin, ſtammt aus der Uckermark; ſtudirt zu Göttingen, macht naturwiſſenſchaftliche Studien und ſchreibt eine „Theorie der elektr. Erſcheinungen“; geht auf Reiſen und tritt in den erſten Reihen der Romantiker im Roman auf 1804 ff.; lebt mit Brentano in Heidelberg und ſammelt mit ihm „des Knaben Wunderhorn“ 1806 ff., die „Kinderlieder“ 1808; giebt die Novellenſammlung oder „Wintergarten“ und die „Einſiedler Zeitung“ („Tröſt Einſamkeit“) heraus 1809; ſchreibt „die Gräfin Dolores“ 1810, die von Jean Paul laut begrüßt wird; „Halle und Jeruſalem“ 1811; die „Schaubühne“ 1813, die unvollendeten „Kronenwächter“ 1817, viele Novellen und das Schauſpiel „die Gleichen“; lebt abwechſelnd zu Berlin und auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme; geſt. an dieſem Orte, den 21. Jan. 1832. Seine „Werke“ erſcheinen 1839 ff. Tiefpoetiſcher und origineller Erzähler, mit Vorliebe für's Grauſige, Sinn etwas „nervenkrank.“ (Gervinus.)

Adelbert von Chamiſſo, geb. Ende Januars 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, einer der jüngern Söhne des Grafen Louis Marie von Chamiſſo, Vicomte d'Ormond, auf ſeinem Stammſitz von den Eltern bis zur Revolution erzogen, wo er, während ſeine Brüder als Leibpagen Ludwigs **XVI.** in Lebensgefahr ſind, mit den Eltern nach den Niederlanden, dann nach Deutſchland auswandert 1790; die ganze Familie fixirt ſich 1796 in Berlin; er wird Page der Königin von Preußen 1797; Fähnrich im Inf. Reg. v. Götze 1798, Lieutenant 1801; wird mit Varnhagen, Neumann, Hitzig, Fouqué u. A. vertraut und tritt in den Dichterbund der „Brüder vom Polarſtern“ 1803; hilft ihren Almanach dichten und vertieft ſich in deutſche Poeſie und Philoſophie 1804 ff., wodurch er ganz zum Deutſchen wird; verläßt Berlin mit ſeinem Regiment 1805; liegt in Hameln und hat keinen Theil an der Schmach der Uebergabe 21. Nov. 1806; geht nach Paris 1807 und lebt bei Verwandten in Frankreich, kehrt nach Berlin zurück Nov. 1807, erhält einen Ruf als Prof. am Lyceum in Napoleonville, findet aber in Frankreich nur Lug und Trug, Jan. 1810; lebt in Napoleonville bei dem Präfekten Barante, wird in den Kreis der Frau von Staël gezogen, folgt ihr nach Coppet 1811, iſt mitwirkender Zeuge ihrer Flucht 1812; geht nach Berlin zurück und ſtudirt die Natur 1813 f.; dichtet den „Schlemihl“ 1814; lieſt bei Hitzig in der Zeitung von der bevorſtehenden Nordpolexpedition der Ruſſen; ſagt: „ich wollte, ich wäre mit“ — und geht, nachdem Hitzig für ihn unterhandelt, mit dem Kap. Kotzebue als Naturforſcher auf die Entdeckungsreiſe in die Südſee und um die Welt 15. Jul. 1815 bis Ende Okt. 1818. Die Lehrjahre ſind vorüber, die Meiſterjahre ſeiner Poeſie beginnen; er lebt in innigem Umgang mit Hitzig, u. in brieflichem mit ſeinem Landsmann de la Foye; wird Dr. honorarius der Philoſ., Aufſeher des botan. Gartens, und heirathet Antonie Piaſte 1819; veröffentlicht ſeine Reiſe 1821; holt ſeine Emigrantenentſchädigung in Paris 1825; hängt ſeinem Schlemihl Gedichte an, und wird, was er an de la Foye ſchreibt: „ich glaube faſt, ich ſey ein Dichter Deutſchlands“ Jun. 1828 ff; wird als Franzoſe von der Julirevolution elektriſirt 1830; von der Cholera geſchüttelt 1831; giebt mit G. Schwab den „deutſchen Muſenalmanach“ heraus 1833 ff.; kränkelt am Huſten 1835 ff.; ſammelt ſeine Gedichte und Werke 1836; verliert ſeine Gattin 21. Mai 1837; er ſelbſt geſt. zu Berlin 21. Aug. 1838. „Nachlaß“ von Hitzig herausgeg. 1839. (Einer der erſten deutſchen Lyriker.) Origineller Erzähler und Reiſebeſchreiber.

Friedrich Kölle, geb. d. 11. Febr. 1781 zu Tübingen, wo ſein Vater Beiſitzer des Hofgerichts (ſpäter O. Trib. Rath) war; beſucht das Gymn. zu Stuttg. 1795 ff.; ſtud. die Rechte zu Tüb. 1797 ff. und zu Göttingen 1802 f.; bereiſt Deutſchland, wird Hofgerichts-Rath und Privatdocent in Tüb., beſchäftigt ſich mit Literatur, und in Verbindung mit Leo v. Seckendorf, Uhland und Juſtinus Kerner mit Poeſie 1804 ff.; O. Trib. Procurator, Leg. Secretär in Paris 1806; im Haag 1807, in München 1808, in Karlsruhe 1809, in Dresden 1812; begleitet den ſächſ. Hof (als K. W. Leg. Rath) ins Feld 1813; wird 2ter Secretär beim Obertribunal in Tüb. 1814; nimmt ſeine Entlaſſung und geht nach Rom 1816, wo er als Würtb. Geſchäftsträger beglaubigt wird 1817, und die Organiſation der ſüddeutſchen Kirchenprovinz negocirt 1827; er ſelbſt veranlaßt ſeine Zurückberufung 1833, entſagt aller Beſoldung, bildet dem Prinzen Paul von Würtemberg ſeine Gemäldeſammlung in Paris 1834—36 und lebt jetzt als Geh. Leg. Rath a. D. literar. Beſchäftigungen in Stuttgart. Die bekannteſten Früchte derſelben ſind „Rom im Jahr 1833“ (1834); die anonym erſchienenen „Betrachtungen über das Gebet des Herrn“, „Paris i. J. 1836“ (1836) und „Betrachtungen über Diplomatie“ 1838; die

„Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen“ ſchreibt die Sage ihm zu. An der deutſchen Vierteljahrsſchrift wirkt er weſentlichſt mit. Erfahrungsreicher Inhalt mit leichtem, claſſ. Styl zeichnet ſeine Werke aus. (Siehe die „Nachträge“ zum II. Bande.)

Friedrich Ludwig Georg von Raumer, geb. d. 14. Mai 1781 zu Wörlitz, Sohn des daſ. Kammerdirektors, gebildet auf dem Joachimsthaler Gymnaſ. zu Berlin unter Meierotto 1793 ff. und für die Rechte und die Cameralwiſſenſchaft in Halle und Göttingen 1798 ff.: Kammerreferendarius 1801: beginnt ſeine Arbeiten für die Hohenſtaufen 1803; während des Kriegs Chef eines Domänen Depart. zu Wuſterhauſen 1806—1808; Rath zu Potsdam 1809; bei der Staatsſchuldenabtheilung in Berlin 1810, in täglichem Umgang mit dem Staatskanzler v. Hardenberg 1810 ff.; Prof. zu Breslau 1811; bereist für ſeine Hohenſtaufen Deutſchland, die Schweiz und Italien 1816 f.: ſchreibt ſeine „Herbſtreiſe nach Venedig“ 1816; „Vorleſungen über die alte Geſchichte“ 1821; „Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit“ 1823—1825 u. 1841 ff.; „über Recht, Staat und Kirche“ 1826 u. 1832; „über die preuß. Städteordnung“ 1828, von Stein gebilligt; Prof. zu Berlin und Reg. Rath; giebt das hiſtor. Taſchenbuch heraus 1830 ff.: erlebt in Frankreich die Julinstage 1830; publicirt die „Briefe aus Paris“ 1831, und die „aus Paris zur Erläut. des 16. u. 17. Jahrh.“ 1831; beginnt ſeine „Geſch. Europa's ſeit dem 15. Jahrh. 1832 ff.; ſchreibt „Polens Untergang“ 1832; bereist England 1835, und ſchildert es in Briefen 1836 und 1842; ficht in der Singakademie für die klaſſiſche Muſik u. beräth d. Theater; lebt zu Berlin. Ritter des R. A. O. Gründlicher Forſcher; freiſinniger Geſchichtſchreiber, Freund der Regeneration.

Franz Horn, geb. den 30. Juli 1781 zu Braunſchweig, Sohn eines dort. Senators, erzogen daſ. und früh in eine Bücherwelt verſenkt, ſtudirt zu Jena unter Fichte 1799 und zu Leipzig 1800 ff. neben der Jurisprudenz und bald ohne ſie Philoſ. u. Geſchichte: tritt pſeudonym mit poet. Arbeiten 1799 und mit Romanen unter ſeinem Namen auf 1801; kehrt als Magiſter nach Hauſe zurück 1802; angefeuert von Fr. H. Jacobi lebt er leſend und ſchreibend der Kritik und Poeſie; wird Lehrer am Grauen Kloſter in Berlin 1803; entwirft ſeine „Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit“ 1805; wird Lehrer am Lyceum in Bremen 1806, verzichtet wegen Kränklichkeit auf dieſe Stelle, kehrt mit ſeiner Gattin, geb. Gedike, nach Berlin zurück 1810, unterrichtet die Schauſpieler und beurtheilt die Bühne im dramat. Wochenblatt 1814; ſchreibt „Umriſſe zur Geſch. u. Kritik der ſchönen Lit. Deutſchlands," 1819 ff., hält öffentl. Vorleſungen über die Lit.-Geſch. des 19. Jahrh. 1820 ff.; ſchreibt „die Poeſie u. Beredſ. der Deutſchen von Luther bis zur Gegenwart" 1822 ff.; den erläuterten Shakſpeare 1825 ff. und viele Novellen, Kritiken und biogr. Skizzen, die „kleinen Schriften" 1831 ff.; kränkelt den größern Theil ſeines Lebens; geſt. zu Berlin den 19. Juli 1837. Seinen Nachlaß, von G. Schwab und Fr. Förſter geordnet, enthält die „Pſyche" 1841. Begründer der deutſchen Lit.-Geſchichte, Ausleger Shakſpeare's; im Styl viel Perſönlichkeit, nicht ohne Manier.

Ludwig Oken, geb. d. 8. Aug. 1782 zu Freiburg; ſtud. zu Göttingen; wird Dr. der Phil. u. Med. und Privatdoc. daſ., ſchreibt einen Grundriß der Naturphiloſ. 1802, und viele einzelne Werke über die Geſchichte und das Syſtem der Natur 1805 ff.; wird Prof. zu Jena mit Hofrathschar. 1807, und begeiſtert dort durch Vorleſungen über Naturphiloſophie, allg. Naturgeſchichte, Zoologie, Pflanzen-, Thier- u. Menſchenphyſiologie; ſchreibt ſein „Syſtem der Natur" 1810 ff.; Herausgeber der „Iſis" 1816 ff.; in das Wartburgfeſt verwickelt legt er ſeine Profeſſur nieder 1819; privatiſirt zu Baſel und Jena 1819 ff.; wird K. Bayer. Hofrath und Prof. auf der Univerſität München 1827, in Folge der Julirevolution Profeſſor in Zürich 1831, lebt dort; entwickelt ſein Syſtem in mehreren Hand- und Lehrbüchern der Naturgeſchichte, zuletzt in der „Naturgeſch. für alle Stände", mit Atlas. Einer der genialſten Naturforſcher, auch in der Sprache und Terminologie ſchöpferiſch.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geb. d. 19. März 1783 zu Granzow in der Ukermark, Sohn eines Predigers der franz. Colonie, vom Vater, dann auf dem franz. Gymn. zu Berlin und Halle durch's Studium der Theologie gebildet, geht nach Genf 1804 und wird dort ordinirt 1805; mit Chamiſſo und ſeinen Freunden eng verbunden 1806; Ancillon's Nachfolger als Prediger auf dem Werder in Berlin 1810, an der Hof- und Domkirche 1815; Oberconſ. u. Miniſter.-Rath 1824. Begründer einer neuen Homiletik durch ſeine Rhetorik (1814). Seine „Predigten," tief chriſtlichen Inhalts, ſind in 9 Bänden erſchienen. Ferner ſchreibt er: „Adalberts Bekenntniſſe" 1828 — 1835; „Abendſtunden" 2 Bdchn. 1833 u. 1841. Im Styl, neben entſchiedener Perſönlichkeit, nach d. altfranz. Kanzelrednern gebildet. Lebt in Berlin.

Karl von Raumer, geb. d. 9. April 1783 zu Wörlitz, jüngerer Bruder Friedrichs; genießt im Elternhauſe Privatunterricht; dann auf dem Joachimsth. Gymn. zu Berlin 1797 ff. und zu Göttingen, hier für's Stud. der Rechte, gebildet 1801 ff.; hört zu Halle Wolf und Steffens 1803 f.; wird zu Freiberg Werners Schüler 1805 ff.; geht nach Paris 1808, nach Yverdun 1809, nach Berlin, wo er im O.-Berg.-Dep. arbeitet, 1810; Prof. der Mineralogie zu Breslau 1811; Schwiegerſohn des Kapellmeiſters Reichardt; zieht in's Feld 1813 f.; Prof. der Mineralogie zu Halle 1819; mit Dittmar Erzieher zu Nürnberg 1821; ſpäter Prof. zu Erlangen; lebt daſ. mit dem Charakter als Ober-Bergrath; geiſtreicher Verfaſſer geognoſtiſcher Schriften: „Fragmente“ 1811; „Verſuche und Umriſſe“, „A. B. C. der Kryſtallkunde;“ „vermiſchte Schriften“; „Kreuzzüge“ 1840; ausgezeichneter Geograph: „Paläſtina“ 1831 und 1838 und „allgemeine Geographie“ 2. Aufl. 1835. Seine „Geſchichte der Pädagogik“ beginnt 1842. Lebendige, eifrige Darſtellung von ſeltener Klarheit, getragen von der edelſten Geſinnung.

Sulpiz Boiſſerée, der 10te von 11 Geſchwiſtern, geb. den 3. Aug. 1783 in Köln, wo ſein Vater ein angeſehener Kaufmann war, wird als Jüngling mit Profeſſor Chr. Reinhard und deſſen Bruder, dem franz. Geſandten bekannt und durch dieſelben den Familien Reimarus und Sieveking in Hamburg empfohlen, wo er 1798—1800 einen Theil ſeiner Bildung erhält und in die Geſellſchaft der ausgezeichnetſten deutſchen Literaten, nam. von Jacobi und Klopſtock kommt. Er ſchließt 1801 in Köln Freundſchaft mit Bertram, verläßt den Kaufmannsſtand und wendet ſich ganz den Studien zu; wird 1802 mit Wallraf und Cornelius bekannt, reiſt 1803 von ſeinem jüngern Bruder Melchior und von Bertram begleitet nach Paris, tritt dort mit Fr. Schlegel in Verhältniß, genießt bis 1808 mit Bruder und Freund deſſen Privat-Unterricht in Literatur, Philoſophie und Geſchichte; geht 1804 mit Schlegel nach Köln zurück und erwirbt ein altdeutſches Gemälde, welches Anlaß zu jener ſpäter entſtandnen, dem Ruhm altdeutſcher Malerkunſt gewidmeten Sammlung giebt, für die ſein Bruder am meiſten gewirkt hat. Im Jahr 1808 beginnt er ſeine Meſſungen und Vorarbeiten zu dem Prachtwerk über den Dom von Köln, und verbindet ſich von nun an mit Bruder und Freund, ganz für das Studium, die Erhaltung und beſſere Würdigung altvaterländiſcher Kunſt-Denkmale zu wirken; er unternimmt zu dieſem Zwecke eine Reiſe nach dem ſüdl. Deutſchland, und macht die Bekanntſchaft von Görres in Heidelberg, von Schelling und Tieck in München; 1810 zieht er mit den Seinigen nach Heidelberg; ſchließt ſich dort an Creuzer, Daub, Thibaut, Wilken u. a. an; tritt in Verbindung mit Heinrich Rapp in Stuttgart und mit Cotta zur Herausgabe des Werks über den kölner Dom, in nahes Verhältniß mit Göthe, der ſchon in Weimar 1811 „mit dem edeln Gaſte einen treuen Sinnes- und Herzensbund ſchließt“ und mit dem er bis zu deſſen Tode ſteten Briefwechſel unterhält; reiſt 1811 nach Weimar, Dresden und Böhmen; kommt durch die Gemäldeſammlung beſonders in den Jahren 1813—16 in Berührung mit den höchſten Fürſten, erſten Staatsmännern und Feldherren, mit den ausgezeichnetſten Perſonen aller Stände. Im Jahr 1814 befreundet ſich S. B. mit Schorn, von 1815 an liefert er Beiträge zu „Göthes Kunſt und Alterthum,“ 1816 erhält er das Ehren-Diplom der philoſ. Facult. zu Heidelberg, und tritt in Verbindung mit Schinkel; im Jahr 1819 verſetzt er ſich mit der Gemälde-Sammlung nach Stuttgart, reiſt 1820 nach Paris und wirkt zur Gründung und Ausſtattung des „Kunſtblatts von Schorn“ mit, lebt in freundſchaftlichem Verhältniß mit Dannecker, Uhland und Guſtav Schwab, nimmt 1821—1834 an dem hauptſächlich von ſeinem Bruder beſorgten lithogr. Prachtwerk „über die altdeutſche Gemälde-Sammlung“ Theil, und trägt 1822 zu Schwabs Herausgabe der alten „Legende der hl. drei Könige“ bei. Von 1823 bis zum Frühj. 1824 hält er ſich in Paris auf, wo er im Verhältniß mit Gérard, Perrier, Raoul-Rochette, Cuvier, Alex. Humboldt, Hittorff und Gau ſteht. 1824 wird er correſp. Mitgl. des Inſtituts v. Frankreich; im Herbſt bereiſt er Holland und Belgien; 1823—32 gibt er ſein Prachtwerk über den Dom von Köln heraus; 1827 wird die Gemälde-Sammlung an den König von Bayern verkauft, und B. zieht nach München; verehlicht ſich 1828 mit Heinrich Rapps jüngſter Tochter in Stuttgart; 1830 Mitgl. der königl. baier. Akad. der Wiſſenſch., reiſt 1832 nach Berlin, gibt 1833 „die Baudenkmale am Nieder-Rhein“, und 1834 „den Tempel des hl. Grales nach dem Titurel“ heraus. Zu Anfang 1835 königl. bair. Ober-Baurath; gegen Ende 1836 tritt er wegen ſehr geſtörter Geſundheit aus dem Staatsdienſt, hält ſich 1836—1839 im ſüdl. Frankr. und Italien auf; erlebt 1841 bei wiederhergeſtellter Geſundheit ſeinen Jugendwunſch, den Fortbau des kölner Doms in Erfüllung gehen zu ſehen, reiſt nach der Vaterſtadt und den Niederlanden, erhält den bayr.

Verdienſt-Orden vom hl. Michael, macht eine Abhandl. „über die Kaiſer-Dalmatik in Rom“ bekannt, und beſorgt (1842) eine neue vermehrte Ausgabe ſeiner „Geſchichte und Beſchreibung des Doms von Köln.“ (Siehe die „Nachträge“ zum II. Bande.)

Leopold Schefer, geb. d. 30. Juli 1784 zu Muſkau, Sohn eines Arztes, in der gräfl. Callenberg'ſchen Familie erwachſen, in der Schule zu Bautzen gebildet, ſeit der Mutter Tod im Pückler'ſchen Hauſe zu Muſkau, oft in kleinen Reiſen mit dem Erbgrafen, (dem „Verſtorbenen“) abweſend, durch's Studium des klaſſ. Alterthums und den Umgang mit Fichte, Schiller und Göthe vielfach angeregt; publizirt pſeudonym Gedichte mit muſikal. Kompoſitionen 1811 ff.; während des Kriegs Generalbevollmächtigter des Grafen 1813 ff.; mit Brentano und Weisflog verbunden; beginnt von ſeinem Beſchützer penſionirt ein Reiſeleben, beſucht England und ſtudirt unter Heidenreich, Haydn und Salieri die Tonkunſt zu Wien; lebt in Rom der Kunſt, dem Alterthum und der Dichtung, fliegt in die Levante, kehrt nach Deutſchland zurück 1820, heirathet und lebt meiſt ungetrennt von ſeinem Jugendgenoſſen, dem Fürſten Pückler; legt ſeine pſychol. und poet. Lebenserfahrungen in mehr als 40 Novellen und im Layenbrevier nieder. Poetiſcher und gemüthlicher Pantheiſt; meiſterliche Darſtellung.

Jakob Ludwig Grimm, geb. d. 4. Januar 1785 zu Hanau, wandert mit dem Vater, einem Amtmann, nach Steinau, beſucht das Lyceum zu Kaſſel 1798 ff., ſtud. die Rechte zu Marburg 1802 ff., unterſtützt die gelehrten Arbeiten ſeines Lehrers v. Savigny in Paris 1805, wird bei'm Kriegskollegium in Kaſſel angeſtellt 1806, ſtud. Literatur und Dichtkunſt des Mittelalters, und wird durch J. v. Müller Privatbibliothekar des Königs von Weſtphalen auf Wilhelmshöhe 1808; ſchreibt über den „Meiſtergeſang“ 1811; mit ſeinem Bruder Wilhelm die „Kinder und Hausmärchen“ 1812 ff.; und „deutſche Sagen“ 1816 ff. Nach Rückkehr des Kurfürſten geht er zur Wiedererlangung Heſſiſcher Literaturſchätze als Sekretär des Heſſ. Geſandten in's Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris 1814, nach Wien und in preuß. Aufträgen wieder nach Paris 1815, wird zweiter Bibliothekar in Kaſſel 1815; giebt mit Wilh. Grimm die „altdeutſchen Wälder“ heraus 1813—1818; begründet durch ſeine Forſchungen und ſein Lehrbuch die deutſche Grammatik ganz neu 1818—1831; ſchreibt die „deutſchen Rechtsalterthümer“ 1828; in Kaſſel zurückgeſetzt, folgt er dem Rufe nach Göttingen als Bibliothekar und Profeſſor

1830; gibt die „deutſche Mythologie“ heraus 1835; „Reinhart Fuchs“ 1834; K. Großbr. Hofrath; einer der „Sieben“ verläßt er Göttingen und geht nach Kaſſel 1837, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen 1841. Der erſte deutſche Grammatiker, hochverdient um altdeutſche Poeſie, Sage, Rechtswiſſenſchaft und Mythologie. Adäquateſte Darſtellung.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe, geb. d. 21. Febr. 1785, in Düſſeldorf, aus altſächſ. Rittergeſchlecht, Sohn eines kathol. Vaters und einer Proteſtantin, verliert den Vater, früher Churpfälz. Rath, frühzeitig zu Hamburg; ſtudirt in Berlin anfangs die Arzneiwiſſenſchaft, dann die Philoſ. und alte Literatur, verbündet ſich mit Chamiſſo, Hitzig, Neumann, Theremin u. A. zur Herausg. des Muſenalmanachs 1803 ff.; durch A. W. Schlegels Vorleſungen und Fichte in ſeinen Studien befeſtigt, ſetzt er ſie in Hamburg auf Fr. H. Jacobi's Rath unter Gurlitt und in Halle unter Wolf und Schleiermacher — in Berlin und Tübingen, wo er Uhlands und J. Kerners Bekanntſchaft macht, fort 1805—1809, lernt Rahel kennen 1808; wird, nach der Schlacht bei Aſpern, oeſter. Offizier im Infant.reg. Vogelſang; bei Wagram verwundet 1809; geht als Adjutant des Prinzen v. Bentheim nach Paris 1810, kehrt nach Berlin zurück 1812, ſucht vergebens Civildienſte, iſt, als den Franzoſen verdächtig, gefährdet, tritt in ruſſ. Kriegsdienſte als Hauptmann 1813, und geht als Tettenborns Adjutant nach Paris, nachdem er ſchwed. ruſſ. und preuß. Orden errungen. In Paris zum preuß. diplomat. Dienſt berufen, folgt er Hardenberg nach Wien 1814; wird Rahels Gatte 1814; geht mit Hardenb. nach Wiederausbruch des Krieges nach Paris 1815 und wird Chargé d'affaires, ſpäter Miniſter-Reſident in Karlsruhe, wo er zur Löſung der baier.-badenſchen Territorialfrage mitwirkt. Im Sommer 1819 abberufen, wird er als Miniſter-Reſ. für Nordamerika beſtimmt, bleibt jedoch auf ſeine Bitte in Berlin, wo er als Geh. Leg. Rath in freier Thätigkeit lebt. (Dichter.) Verf. verſch. Memoiren, „biographiſcher Denkmale“ 1824 ff. und der „Denkwürdigkeiten“ 1837 ff.; Kritiker. Meiſter in der Biographie und Zeitſchilderung „mit tiefem Sinn für Individualität“ (Hegel.) Klaſſiſche Darſtellung.

Bettina von Arnim, geb. Brentano, geb. den 4. April 1785 zu Frankf. a. Main, Schweſter von Clemens Brentano, in einem Kloſter erzogen, in Frankfurt ſich ſelbſt überlaſſen; deutet als glühende Dichterin Göthe's Mutter und Göthe, im „Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde“ 1834 ff. und die „Günderode“ 1838 f., im Buche gleiches Namens, die letztere am wenigſten mi ernſtlichem Anſpruch auf geſchichtliche Wahrheit — aus; lebt al Wittwe Achims von Arnim in Berlin. Die reichſte deutſche Dichterphantaſie in dithyrambiſcher Sprache; „myſtiſche Tempeldienerin der Natur" (Daumer.)

Hermann Fürſt von Pückler-Muſkau, geb. d. 30. Okt. 1785 als Graf auf ſeinem Stammſitz zu Muſkau in der Lauſitz, erzogen theils hier, theils in Dresden, wo ſein Vater wirkl. Geheimerrath war; dann auf der Herrnhut'ſchen Anſtalt zu Uhyſt 1792 ff.; endlich zu Halle auf dem Pädagogium und von einem Hofmeiſter zu Deſſau 1797 ff.; ſtud. zu Leipzig die Rechte 1800 ff.; Gardelieutenant zu Dresden 1803; beſucht Wien, das ſüdl. Frankreich, (1808) Paris, Italien; geht nach Berlin, wo er durch des Vaters Tod Erbherr der Standesherrſchaft Muſkau und Beſitzer eines anſehnl. Vermögens wird; verſchönert ſeinen Stammſitz mit Hülfe Schinkels und Brentano's; durch Krankheit vom Feldzug abgehalten 1813; im Okt. ruſſ. Major und Adjutant bei'm Herzog von Weimar, zeichnet ſich im Felde aus, mit Orden und einer Obriſtlieutenants-Stelle belohnt; errichtet ein Jägerregiment, wird Civil- und Militär-Gouverneur von Brügge 1814; beſucht, nach dem Frieden wieder Privatmann, England 1815, kehrt nach Muſkau zurück und beginnt ſeine berühmten Parkſchöpfungen 1816 ff.; lebt in Dresden und Berlin, beſchifft die Luft mit der Reichard 1817; vermählt ſich mit Hardenbergs Verwandter, der Reichsgräfin von Pappenheim, geht zum Congreß von Aachen; reist nach Paris 1819; wird von Preußen gefürſtet 1822, reist ſeines Parks halber nach England 1828, und tritt als Schriftſteller maſkirt in den vom Publikum verſchlungenen „Briefen eines Verſtorbenen" 1830 ff. auf, als höchſt anmuthiger und geiſtvoller, welt- und edelmänniſcher Erzähler, mit dem Fumet der großen Geſellſchaft, das auch ſeine „Tutti Frutti" 1833 f., „Semilaſſo's vorletzten Weltgang" u. ſ. w. (1835 ff.) durchduftet.

Karl Friedrich Ludwig Felix Baron von Rumohr, geb. im Jahre 1785 zu Reinhardsgrimma am Fuß der ſächſ. Schweiz, aus dem Geſchlechte der von Rumohr (d. h. Rauh-Moor), von den begüterten Eltern edelmänniſch erzogen, beſucht die Schule zu Holzminden, und die Univ. Göttingen ohne Nachwirkung; frühzeitig zur Kunſt hingezogen, ſieht er die Dresdner und Münchner Galerien und 1804 erſtmals Italien; exilirt ſich vor Napoleon auf ſeine norddeutſchen Beſitzungen 1805; ſchreibt über Kunſt im Schlegel'ſchen Muſeum u. A.; lebt wieder in Italien ſeit 1814; ſchreibt eine gründliche Geſchichte der neuern Malerei in den „Italieniſchen Forſchungen" 1827 ff.; giebt als kunſtgerechter Friand Königs „Geiſt der Kochkunſt" 2te Aufl. 1832 heraus; ſchreibt ſeine „drei Reiſen nach Italien" 1832; veröffentlicht in den „deutſchen Denkwürdigkeiten" einen Roman in Memoirenform; ſchreibt Novellen 1833 ff.; ein kom. Epos „der Hunde Fuchſenſtreit" in Proſa 1835; die „Schule der Höflichkeit und der Grobheit" 1834, 1835. (Kritiker und Geſchichtſchreiber der Kunſt.) Feinſte Weltmannsproſa.

Juſtinus Chriſtian Kerner, geb. d. 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg im Würtemb., auf der dortigen Schule und im Kloſter Maulbronn erzogen, ſoll nach des Vaters, eines Oberbeamten, Tode Kaufmann werden, macht in einer Wollfabrik Säcke, und zimmert, philanthropiſch handwerkernd, bei einem Schreiner Särge, bei Beiden Lieder dichtend, freundlich berathen von ſeinem Landsmann Conz; bezieht endlich die Univ. Tübingen zum Stud. der Medizin 1804 ff.; wird Uhlands Freund; doktorirt 1808; geht zu ſeinem Bruder, dem Arzte, nach Hamburg 1809; nach Berlin und Wien, 1810; dient als prakt. Arzt im Vaterland, namentl. im Wildbade, das er beſchreibt 1811 ff.; tritt, von Jean Paul freudig begrüßt, in den „Reiſeſchatten" als Humoriſt 1810 und als origineller Lyriker gleichzeitig mit Uhland auf 1812 ff.; ſiedelt ſich als Oberamtsarzt zu Weinsberg am Fuß der Weibertreue höchſt romantiſch an 1819 ff.; entdeckt und beſchreibt das „Fettgift" 1822; ſammelt ſeine Gedichte 1824; „Werke" (Dichtungen) 1832 und 1841; beobachtet magnet. Erſcheinungen und tritt als Geiſterſeher auf in der „Geſchichte zweier Somnambülen" 1824, der „Seherin von Prevorſt," 1830 ff.; „dem Mädchen von Orlach" 1833, der „Erſcheinung aus der Nachtſeite der Natur" 1837 und den Zeitſchriften „Blätter aus Prevorſt" 1831 ff. und „Magikon" 1838 ff. von Dichtern und Geiſtern aus aller Welt beſucht; lebt in Weinsberg. (Virtuos auf der Maultrommel, wie auf der Leier). Humoriſt voll ſanguiniſcher Ebbe und Fluth: herrlicher Mutterwitz.

Wilhelm Karl Grimm, geb. d. 24 Februar 1786 zu Hanau, mit ſeinem Bruder Friedrich zu Kaſſel erzogen, ſtud. die Rechte zu Marburg 1804 ff.; Bibl. Sekretär zu Kaſſel 1809, zu Göttingen 1830; dankt mit dem Bruder ab 1837, mit demſelben nach

Berlin berufen 1841, menſchlich und literariſch unzertrennlich v
ihm: Miterforſcher des deutſchen Alterthums, beſ. der „Heldenſa
u. ſ. w. 1829 ff.; gibt Achim von Arnim's Werke heraus 1839
Lebt in Berlin.

Ludwig Börne, geb. d. 22 Mai 1786 zu Frankfurt a. M., aus ei
jüd. Familie Namens Baruch, erzogen in einer Penſion zu Gieſſen, ſt
Medicin zu Berlin unter Hertz, dann in Halle, zuletzt die Staa
wiſſenſch. in Heidelb. 1807 und Gieſſen 1808: Actuar bei der Poliz
direction unter dem Großherzog von Frankfurt; im Jahr 18
mit Ruhegehalt entlaſſen, wird Chriſt und nimmt den Nam
Börne an 1817; gibt erſt das „Staatsriſtretto“, dann
„Zeitſchwingen“ 1818 ff. und die „Wage“ 1820 f. heraus; le
in Paris, Frankfurt, Hamburg 1822 ff.: tritt mit „geſammelt
Schriften“ hervor (10 Bde.) 1829 ff.; wirft ſich nach der Juli
volution mit aller Kraft des Geiſtes und der Satire auf die radika
Seite als „politiſcher Cyniker“, mit conſequenter Geſinnung; ge
nach Paris, Sept. 1830, und ſchreibt dort ſeine Briefe aus Par
1831 und Verwandtes; geſt. d. 12. Febr. 1837 zu Paris. Ve
ſtandesmenſch als Kritiker, Phantaſiemenſch als Politiker; geiſſeln
Darſtellung alles Bekämpften.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß, geb. d. 24. Sept. 178
zu Iſerlohn in der Mark, von ſeinem Vater, einem Prediger, un
terrichtet, ſtud. Theol. zu Halle unter Knapp und Schleiermache
u. zu Heidelberg 1805—1808; Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthu
Berg; Prediger zu Elberfeld 1814; Verf. der in viele fremde Sprache
überſetzten, immer wieder neu aufgelegten, hellen und reinen „Glocke
töne“ und verwandter Schriften 1813 ff.; Prof. und Hofpredige
in Berlin 1822, lebt dort als Oberconſ. Rath, Ritter u. ſ. w. —
Gemuthlicher Theolog; erwärmende Sprache.

Johann Ludwig Uhland, geb. den 26. April 1787 zu Tübin
gen, Enkel eines Prof. der Theol., Sohn eines Univ. Sekretärs
erhält ſeine Jugendbildung auf der Schule ſeiner Vaterſtadt, w
er auch die Rechte ſtudirt 1802—1808; tritt als Dichter in Varn
hagens u. Seckendorfs Muſenalmanachen auf 1806 ff.; D. der Recht
1809; geht nach Paris und macht dort altfranz. Studien 1810; gieb
den Schwäb. Muſenalmanach 1811 und den Dichterwald 1813 mi
Kerner u. A. heraus, als patriot. Dichter von Schwaben un
Deutſchland begrüßt 1815; tritt mit ſeiner Gedichteſammlung
hervor und wird dadurch wider Willen und Wunſch Stifter
einer Schule 1815 ff.; (16te Aufl. 1842); dichtet die Tragödie

„Ernſt von Schwaben“ 1816; „Ludwig der Bayer“ 1819; Würtemb. Abgeordneter von freiſinniger und deutſch-nationaler Geſinnung 1819—1826; ſchreibt ſeine Monographie über „Walther von der Vogelweide“ 1822; Prof. der deutſchen Literatur zu Tübingen 1830 ff.; Führer der Oppoſition auf den Landtagen 1833—1838; legt ſein Amt nieder 1833; giebt die Früchte langjähriger Studien heraus in den „Sagenforſchungen“ 1tes Heft, 1836; arbeitet an einem umfaſſenden Werke über das Volkslied, für das er Deutſchland durchreist; lebt in Tübingen. (Einer der erſten Dichter Deutſchlands.) Durchforſcher des german. Alterthums. Gedrungener und weſenhafter Styl, ein Bild ſ. Charakters.

Johann David Paſſavant, geb. d. 19. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., Sohn eines frühverſtorbenen Kaufmanns, zu deſſen Geſchäft erzogen; ficht als Freiwilliger 1815; entſchließt ſich in Paris für die Malerkunſt; reist nach Italien 1817 und ſtud. ſeine Kunſt und ihre Geſchichte im Umgange mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr bis 1824; publizirt anonym ſeine „Anſichten über die bildenden Künſte“ 1820; malt Bilder; giebt bei der Anlegung des neuen frankfurter Friedhofs Entwürfe zu Grabdenkmälern heraus; beſchreibt ſeine „Kunſtreiſe durch England und Belgien“ 1833, ſchreibt ſein klaſſ. Werk: „Raphael Urbino und ſein Vater Giovanni Santi“ 1839, nachdem er für daſſelbe England und wiederholt Paris und Italien beſucht. Auf Forſchung und Anſchauung gründlich bauender Kunſtſchriftſteller.

Johann Auguſt Wilhelm Neander, geb. d. 16. Januar 1789 zu Göttingen von jüd. Eltern, erzogen in Hamburg und unterrichtet auf dem Johanneum unter Gurlitt, tritt zum chriſtl. Glauben über und ſtud. Theol. zu Halle und Göttingen 1806 ff. Privatdoc. zu Heidelberg 1811, außerord. Prof. der Theol. daſ. 1812; ſchreibt ſeinen „Julian“ 1812, Prof. zu Berlin 1813; giebt den „h. Bernhard“ heraus 1813; ſchreibt über die „geoffenb. Syſteme“ 1818; über den „h. Chryſoſtomus“ 1821 u. 1832 ff.; den „Antignoſticus“ 1826; die „Denkwürdigkeiten aus der Geſch. des Chriſtenthums“ 1822 ff.; ſein Hauptwerk „die Geſchichte der chriſtl. Relig. u. Kirche“ 1825 ff.; nimmt ſich in der Strauß'ſchen Angelegenheit laut und entſchieden der Lehrfreiheit an 1835; ſchreibt ſein „Leben Jeſu“ 1836 ff.; ſeine Vorleſungen erſtrecken ſich über alle Zweige der hiſtor. Theol., über Exegeſe und ſyſtemat. Theologie. Sein Wahlſpruch: **pectus facit theologum** charakteriſirt ihn als Gottesgelehrten. Beſonders beredt in Darſtellung des Urchriſtenthums; lebt als ord. Prof. und Conſ.-Rath für die Prov. Brandenburg in Berlin.

Johann Carl Paſſavant, geb. den 22. April 1790 in Frankfurt a. M., ſtudirt in Heidelberg 1807 ff.; ſpäter in Tübingen 1809 f., wo Autenrieth und Kielmeyer ſeine Lehrer waren. Er lebt dann 3 Jahre in Wien 1810 ff.; macht mehrjährige Reiſen und hält ſich dabei in Rom, Paris und München auf 1813 ff. In dieſer Stadt lebt er im Umgange mit Jacobi, Schelling und Fr. Baader; von 1817 an in Frankfurt als Arzt und Schriftſteller thätig; 1821 giebt er ſein Werk über den Magnetismus und das Hellſehen heraus, das 1837 in einer mehr wiſſenſchaftlichen Form u. in einer zweiten Auflage erſcheint; 1835 läßt er die Schrift über die Freiheit des Willens folgen. Eine Reihe von Jahren hindurch hält er Vorleſungen über Pſychologie und Anthropologie und nimmt an der Begründung und Ausbildung mehrerer wiſſenſchaftl. Inſtitute ſeiner Vaterſtadt thätigen Antheil. Als geiſtvoller Arzt und Forſcher beſtrebt, durch die Geheimniſſe der Natur zum lebend. Gott hindurchzudringen; vorſichtige u. beſonnene Darſtellung.

Friedrich Wilhelm Klumpp, geb. d. 30. April 1790 zu Reichenbach im Würtemb., Sohn eines Wundarztes, gebildet auf dem Stuttg. Gymn. und den theol. Seminarien des Landes, frühzeitig für den Erzieherberuf entſchieden, Präceptor zu Vaihingen und Leonberg 1815 ff.; Prof. am Stuttgarter Gymnaſ. 1821; am obern Gymnaſ. daſ. 1833; leitet die Stuttgarter Turngeſellſchaft 1821 ff.; entwickelt ſeine, das chriſtl. Prinzip und die phyſ. Erziehung gegen die hyperklaſſiſche hervorhebenden Anſichten in dem gegen Thierſchs gleichnamige Schrift gerichteten Buche: „die gelehrten Schulen nach den Grundſätzen des wahren Humanismus“ 1830 ff.; vielfach in dieſem Kampf angefochten und unterſtützt, gründet er auf ſeine Principien die jetzt längſt blühende Erziehungsanſtalt zu Stetten unweit Stuttgart 1831, läßt aber nach der Erfahrung mancher Jahre wieder eine breitere claſſiſche Baſis beim Unterrichtsplane zu. In einer Gymnaſialrede beſpricht er die „klaſſ. Studien vom Standpunkte des Evangeliums“; ſeine Schrift, „über die Realſchulen“ redet der Combination klaſſ. und humaniſt. Studien das Wort; in der Cotta'ſchen Vierteljahrſchrift iſt er als begeiſterter Streiter für die Sache der evangel. Miſſion aufgetreten 1841, und hat einen neuen Ruf für „das Turnen als national. Entwicklungsmoment“ hören laſſen 1842. Vielſeitig wirkſamer, verdienter Pädagog.

Guſtav Friedrich Waagen, geb. d. 11. Febr. 1794 zu Hamburg, von Stamm ein Schleſier, ſtudirt vor und nach dem Feldzuge von 1813, den er als Freiwilliger mitmacht, in Berlin Philol. und Kunſt; promovirt daſelbſt, geht nach München, ſtudirt dort die altdeutſchen Gemälde und ſchreibt über die Mumien u. ägypt. Alterthümer in der Sammlung der Akad. der Wiſſenſch. 1820, wird ordentl. Mitgl. derſ. 1821, ſchreibt ſeine klaſſiſche Schrift „über Hubert und Johann van Eyk" 1822, erörtert an verſch. Orten einzelne Punkte der Kunſtgeſchichte 1824 ff.; ſeit der Eröffnung des neuen Muſeums in Berlin Direktor der dort. Königl. Gemäldegallerie um 1830; in Fehde mit Hirt 1832; bereiſt die verſchiedenſten Gegenden Europa's und gibt die „Künſtler und Kunſtwerke in England und Paris" heraus 1837 ff. Einer der gründlichſten Kunſtrichter und Kunſtgeſchichtsforſcher.

Karl Philipp Friedrich von Martius, geb. d. 17. Apr. 1794 zu Erlangen, wo ſein Vater Hofapotheker; ſtud. in ſeiner Vaterſtadt; D. der Med. und Adjunkt der Akad.; macht mit J. B. v. Spix die wiſſenſch. Reiſe nach Braſilien 1817—1820; wird nach ſeiner Rückkehr Prof., Mitdirector und Conſervator des botan. Gartens; beſchreibt ſeine Reiſe mit Spix 1823—1828; Ritter des K. Bayer. Civ. Verd. O., Mitglied der Akad. der Wiſſenſch.; giebt ſeine nova gen. et spec. plantt. Brasill. heraus 1822—1826. Klarer und dichteriſcher Darſteller.

Wilhelm Müller, geb. d. 7. Oktober 1794 zu Deſſau, ſorgfältig daſ. erzogener Sohn eines Handwerkers, ſtud. unter Wolf in Berlin Philol. 1812 ff.; macht dazwiſchen den Befreiungskrieg 1813 mit, wird als Dichter beliebt und als Sammler bekannt 1816 ff.; reiſt mit dem Baron v. Sack nach Italien 1817 ff.; Lehrer der alten Lit. an der Deſſ. Gelehrtenſchule 1820 und bald darauf zugl. Bibliothekar mit dem Hofrathstitel; ſchreibt „Rom und die Römerinnen" 1820, dichtet die lieblichen Waldhorniſtenlieder 1821—1824, die „Griechenlieder" 1821 ff.; ſchreibt die „homeriſche Vorſchule" 1824; Novellen 1825 ff; giebt die Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. heraus; geſt. zu Deſſau den 1. Okt. 1827; ſeine Werke geſammelt v. G. Schwab 1829 ff. (Ausgezeichneter Lyriker.) Lebensvolle Darſtellung.

Leopold Ranke, geb. d. 21. Dez. 1795 zu Wiehe in Thüringen, für's Schulfach gebildet, Oberlehrer am Gymnaſium zu Frankfurt an der Oder 1818, erregt Aufmerkſamkeit durch den erſten Band ſeiner „Geſchichte der roman. und german. Völkerſchaften von 1494—1535,“ wird außerord. Prof. an der Univ. Berlin 1825; und macht das 15te, 16te u. 17te Jahrh. zum Gegenſtand der genaueſten Quellenforſchungen, deren Reſultate er niederlegt in ſeinem Werk „Fürſten u. Völker im 15. u. 16. Jahrh.“ 1827, „die röm. Päbſte“ 1834 ff.; „deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation“ 1839 ff.; Herausgeber der „hiſtor. polit. Zeitſchrift“ 1831—1836; der „Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſ. Hauſe“ 1837 ff. Tiefmotivirender Hiſtoriker, kernhafter Charakteriſtiker; vortrefflicher Portraiteur.

Karl Ullmann, geb. d. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, beſucht die Schulen zu Mosbach und Heidelberg, ſtud. zu Heidelberg 1812, Tübingen 1813 ff. und wieder zu Heidelberg Theologie; reiſt nach Norddeutſchland 1819, Privatdoc. in Heidelberg 1819, außerord. Prof. der Theol. daſ. 1821, macht ſich als gründlicher Theologe der poſitiven Seite durch viele, beſ. hiſtor-theol. Schriften bekannt, darunter „über Gregor v. Nazianz“ 1825; „über die Sündloſigkeit Jeſu“ 1828—1841; wird D. der Theol. zu Heidelb. 1829 und nach Niemeyers Tode ord. Prof. der Theol. zu Halle 1829, wo er ſeine erſte Gattin, eine Tochter der Dichterin Sophie Mereau, an der Cholera verliert 1831; nimmt ſich der theol. Lehrfreiheit an 1830 ff.; ſchreibt ſeinen „Johann Weſſel“ 1834; kehrt als Kirchenrath und ord. Prof. nach Heidelberg zurück 1836 und wirkt hier mit ſeinen Freunden Umbreit und Rothe; nimmt für das poſitive Chriſtenthum Partei gegen Strauß 1836 ff.; giebt ſeine „Reformatoren vor der Reformation“ heraus 1841 ff.; ſchlägt einen Ruf nach Bonn aus; Ritter des Zähringer Löwenordens 1842; lebt zu Heidelberg. Tiefgemüthliche und auch der Form nach meiſterliche, dem Layen wie dem Gelehrten gleich zuſagende Darſtellung.

Karl Immermann, geb. d. 24. Apr. 1796 zu Magdeburg, vom Vater preußiſch und ſtreng erzogen, in früher Jugend der Poeſie zugekehrt, ſtud. die Rechte zu Halle 1813 ff.; zieht als Freiwilliger in's Feld 1815, kämpft, nach Halle zurückgekehrt, gegen die „Burſchentyrannei“ 1817, und ſeine Schrift wird dafür auf der Wartburg verbrannt. Referendär in Magdeburg 1818, ſpäter Auditeur in Münſter; tritt mit „Gedichten“ 1822 und dem „Papierfenſter eines Eremiten“ 1822 hervor, dichtet frühzeitig und ſpäter, mit Dädalusfittigen Shakſpeare'n nachfliegend, Trauer- und Luſtſpiele, von welchen er aber nur das „Trauerſpiel in Tyrol“ 1827 umgearbeitet, ſeinen geſammelten Schriften (1834—1839) einverleibt. Er geräth in Streit mit Platen 1827; wird Landger.rath in Düſſeldorf 1827, wo er im Umgang mit Schadow u. a. jungen Künſtlern von einem deutſchen Theater träumt und es, von Stadt und Hof unterſtützt, von ſeinem Amt auf ein Jahr entbunden, verwirklicht; es blüht unter ſeiner Direktion, unter Mendelsſohn als Muſikdirektor, Uechtritz, Schnaaſe, Grabbe als Dramaturgen — eine kurze Zeit, geht dann in Nacht über und verſinkt. In ſeiner zweiten Periode ſammelt er ſeine Gedichte neu 1830; dichtet das Mährchen „Tulifäntchen“ 1831, die Trilogie „Alexis“ 1832; die dram. Mythe „Merlin“ 1832; ſchreibt das „Reiſejournal“ 1833; die ſatiriſchen Zeitromane „Epigonen“, 1836 u. „Münchhauſen“ 1838 f.; und endet mit den unvollendeten Bekenntniſſen in den „Memorabilien“; ſeit kurzem Gatte und Vater; geſt. zu Düſſeldorf den 25. Aug. 1840. Die Großmuth Königs Friedrich Wilhelm IV. gewährt der Wittwe eine Penſion. — (Dramat. Dichter:) reicher, geſinnungsſtolzer Geiſt; Gedanke und Styl klar und feſt, hier und da präſumptuos.

Georg Wilhelm Heinrich Häring, gen. **Willibald Alexis**, geb. d. 28. Jun. 1797 zu Breslau, aus einer bretagniſchen Refugié's Familie Harenc, nach des Vaters, Kanzlei-Direktors zu Breslau, Tode, in Berlin auf dem Werder'ſchen Gymn. erzogen, zieht er als Freiwilliger in's Feld 1815, ſtudirt zu Berlin und Breslau die Rechtswiſſenſchaft u. Geſchichte 1817 ff.; Kammerger. referendär; verläßt den Staatsdienſt; dichtet; redigirt das Berliner Converſ. Blatt mit Fr. Förſter; ſchreibt ein romant. Epos 1820; neckt die Welt durch die Vexirromane „Walladmor“ 1823 f. u. „Schloß Avalon“ 1827, beide in Walter Scotts Manier täuſchend gearbeitet; dichtet Novellen ſeit 1817; geſammelt 1830 ff.; redig. den Freimüthigen 1830 ff.; ſchreibt ſeine „Herbſtreiſe durch Skandinavien“ und „Wanderungen im Süden“ 1828; dichtet ſeinen vaterländiſchen Roman „Cabanis“ 1832 u. a. m. Glückliche Erfindung, belebte Darſtellung, meiſterliche Beſchreibung.

Wolfgang Menzel, geb. d. 21. Jun. 1798 zu Waldenburg in Schleſien, nach ſeines Vaters, eines Arztes, Tode auf einem Landgut von Hauslehrern erzogen; in der Eliſabethenſchule zu Breslau unterrichtet 1814 ff.; ſtud. in Jena und Bonn Philoſophie 1818 ff.; Dr. der Philoſ., geht nach der Schweiz 1820, wird erſter Lehrer an der Stadtſchule zu Aarau; tritt mit den „Streckverſen,“ voll Lebensfülle, Witz und Poeſie auf 1823; polemiſirt in den „europ. Blättern“ 1824 ff., ſchreibt die „Geſchichte der Deutſchen" 1825 ff., mehrfach aufgelegt; ſiedelt ſich als Bürger in Stuttgart an, wird Redacteur des Literaturblatts 1825; verantwortlicher 1829; entwickelt hier und ſonſt ſeine geiſtvollen und vielumfaſſenden Anſichten, neben heftiger Polemik gegen Schlechtes und nach ſeiner Meinung Ueberſchätztes: angreifend und ſpät angegriffen; giebt die „Moosroſen" heraus 1826, dichtet ſeine ſchönen Märchen; ſchreibt die „deutſche Literatur" 1828, umgearb. 1836; Abgeordneter zur Württb. Ständeverſammlung in den Oppoſitionsreihen, Jan. 1829 u. ff.; bekämpft zuerſt das junge Deutſchland und erfährt die giftigſten Angriffe von alten Freunden 1836 ff.; ſchreibt ſeinen „Geiſt der Geſchichte" 1836 und „Europa im Jahre 1840." Glänzender, divinirender und überſchauender Geiſt: bald blühende, bald ſchneidende Darſtellung.

Heinrich Leo, geb. d. 19. März 1799 zu Rudolſtadt, wo ſein Vater Garniſonsprediger war, beſucht das dort. Gymnaſ.; ſtud. anfängl. Medicin zu Breslau 1816, dann, durch Jahn in Berlin angeregt und der Turnkunſt zugewandt, Philologie und Geſchichte 1817, und in Göttingen das Mittelalter aus den Quellen 1819 ff.; ſchreibt „über die Verfaſſung der lombard. Städte" 1820 u. 1824 u. ſitzt zu Hegels Füßen in Berlin 1822 ff.; reist, von einer fürſtl. Gönnerinn unterſtützt, nach Italien 1823; wird außerord. Profeſſor zu Berlin ohne Gehalt 1825, Bibliothekscollaborator 1826; nimmt ſeinen Abſchied und pflegt ſeine Geſundheit zu Jena 1827; außerord. Prof. der Geſchichte zu Halle 1828; ordentl. 1830; veröffentlicht ſeine, noch ſehr ſkeptiſchen „Vorleſungen über die Geſchichte des jüd. Staats" 1830; ſchreibt ſein „Handbuch der Geſchichte des Mittelalters" 1830; ſeine „Geſch. der italien. Staaten" 1829 ff.; ſeine „zwölf Bücher niederländ. Geſchichten" 1832 ff.; und, mit ſchroffem Gegenſatz gegen die Tagesanſichten, ſeine „Studien und Skizzen zur Naturgeſchichte des Staats"; giebt durch die Tendenz der Spekulation erſchreckt und dem poſitiven Chriſtenthum zugekehrt ſeine „Hegelingen" in analogem Geiſte das umfaſſende „Lehrb. der Univerſalgeſch." heraus, und erfährt die bitterſten Anfeindungen 1838 ff. Tiefer Forſcher u. origineller Darſteller; der Styl voll ſtolzer Offenſion.

Friedrich August Deofidus Tholuck, geb. d. 30. März 1799 zu Breslau, wird, zum Gewerbe ſeines Vaters beſtimmt, Goldſchmiedslehrling 1811; kehrt auf's Gymnaſ. zurück und hält dort eine Abſchiedsrede zu Gunſten des Mohammedanismus; ſtud. auf der Univ. ſeiner Vaterſtadt und in Berlin oriental. Literatur

1816 ff.; durch Neander bekehrt und der chriſtl. Theologie zugewandt; hält nach De Wette's Abgang Vorleſungen über das A. T. 1819 ff.; bereiſt England und Holland 1825; ord. Prof. der Theol. zu Halle an Knapp's Stelle 1826; Geſandtſchaftsprediger in Rom 1828; nach Halle zurückgekehrt 1829; in den Halle'ſchen Orthodoxenſtreit verwickelt 1830; polemiſirt gegen Strauß 1837 ff.; oriental.-hiſtor. und theol. Forſcher. Verf. zahlr. Schriften im Gebiete der Dogmatik und Exegeſe, die zum Theil durch ihre Darſtellung, wie die „Stunden der Andacht" — die „Predigten" u. a., der ſchönen Literatur angehören. Berühmter Theologe. Styl geiſtvoll und blühend; der Inhalt voll Tiefe und Gedankenreichthum.

Friedrich Wilhelm Barthold, geb. d. 4. Sept. 1799 zu Berlin, Sohn eines Beamten, erwacht zu hiſtor.-polit. Betrachtung an den Revolutionserzählungen ſeiner Mutter, einer Mainzerin, und an den Erlebniſſen von 1806—1815; unterrichtet auf dem Friedrichswerder'ſchen Gymnaſ.; ſtud. Theol. zu Berlin 1817 ff., dann Geſchichte, deren Studium er in und bei Breslau fortſetzt. Tritt mit „Johann von Werth" auf 1826; wird ordentl. Lehrer am Colleg. Fried. zu Königsberg 1826; ſchreibt den „Römerzug K. Heinrichs von Lützelburg" 1830 f.; wird außerord. Prof. der Geſch. in Greifswald 1831, ordentl. 1834; ſchreibt den „Georg v. Frundsberg" 1833; Aufſätze in Raumers hiſtor. Taſchenbuch; neueſtens ſeine „Geſch. des 30jähr. Kriegs in ſ. 2. Hälfte," 2 Bde 1841 ff. Beſchäftigt ſich mit der „Geſchichte Pommerns", ſeit 1837 3 Bände. Ernſte Quellenforſchung bei Friſche und Lebendigkeit.

Heinrich Heine, geb. im Jahr 1799 in Duſſeldorf von jüd. Eltern, ſtudirt zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er Dr. Jur. wird; zur chriſtlichen Kirche ubergetreten um 1819; electriſirt die Freunde der Poeſie durch ſeine lyriſchen Gedichte 1822; läßt die Reiſebilder folgen 1826 ff.; das Buch der Lieder 1827 (mehrfach aufgelegt und hundertfach nachgeahmt); lebt abwechſelnd in Hamburg, Berlin, München und ſeit der Julirevolution in Paris; beſingt die Zerriſſenheit des Herzens und predigt das Recht des Fleiſches, verhilft dem Witz und dem Religionsſpotte zur Herrſchaft in der jungen Literatur; ſchreibt den „Salon" 1835 ff.; beſchmitzt die ſchwäbiſche Schule im Schwabenſpiegel 1838; greift ſeinen alten Freund Börne an 1840; geht in ein Pyrenäenbad 1841; lebt zu Paris. (Großer Lyriker.) Glänzender und durch die durchgebildetſte Dialektik des Styls ſich einſchmeichelnder Proſaiſt.

Guſtav Theodor Fechner, geb. d. 19. April 1801 zu Groß-Sährchen bei Muſkau in der Niederlauſitz, nach dem frühen Tode ſeines Vaters, eines Predigers, ſeit 1806 in Wurzen, Ranis, Sorau und auf der Kreuzſchule zu Dresden erzogen, ſtud. vom 16. Jahr an Medicin zu Leipzig 1817 ff.; Docent der Naturwiſſenſch., ord. Prof. der Phyſik 1834; außer ſeinen Fachſchriften und Repertorien, wird er bekannt und beliebt durch witzigen und phantaſt. Humor, unter dem Namen Dr. Miſes, in den Schriften „Stapelia mixta" 1821, „Beweis, daß der Mond aus Jodine beſtehe" 1828, „Panegyrikus der jetz. Med. u. Naturgeſch." 1822; „vergleichende Anatomie der Engel" 1825; „Schutzmittel gegen die Cholera" 1832 und in ernſterer Richtung, im „Büchlein vom Leben nach dem Tode" 1836; Redacteur des Hauslexikon 1834 ff.; in einzelnen Aufſätzen auch glücklicher Charakteriſtiker; lebt in Leipzig, neuerdings faſt erblindet.

Paul Achaz Pfizer, geb. d. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, Sohn und Neffe ausgezeichneter Juriſten im höhern Staatsdienſte, beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſtadt 1807—1819; ſtud. die Rechte, neben Philoſ. u. Aeſthetik 1819 ff.; Secretär bei'm Juſtizminiſterium 1823; Oberjuſtizaſſeſſor zu Tübingen 1827; überraſcht in ſeinem „Briefwechſel zweier Deutſchen" 1831, 2. Aufl. 1832 mit den Ergebniſſen vieljährigen, geiſtigen und gemüthlichen Ringens im Gebiete des innern Lebens, der Philoſophie, ſchönen Literatur und Politik — durch Tiefe und Geſinnung; reſignirt 1831; Abgeordneter der würt. Ständeverſammlung, und einer der erſten Oppoſitionsredner 1833—1838; Dr. Jur. 1835; Verf. publiciſt. Schriften 1832—1842; zuletzt der „Gedanken ꝛc." 2 Bnde. Hoher Geiſt, auf Charakter gegründet. Reiner Styl, voll ſittlichen Adels.

Karl Grüneiſen, geb. d. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo ſein im J. 1831 als Oberreg. Rath verſtorbener Vater der Mitbegründer des Morgenblatts war, erhält ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſ. ſeiner Vaterſtadt bis 1819; ſtud. zu Tübingen Philoſ. u. Theol. 1819 ff.; reist nach Rom und Neapel, und giebt, den ſchwäb. Dichtern mit Herz und Geiſte zugeſellt, geſammelte „Lieder" heraus 1823; geht nach Berlin, wo ihn Schleiermacher feſſelt, Hitzig ſich innig mit ihm befreundet, Rahel ihn auszeichnet, 1824; nach der Heimath zurückgekehrt, wird er Hofkaplan und Feldprediger der Garden 1825; Schulinſpektor von Stuttg. 1831; Hofprediger, O. Conſiſt. Rath, Feldprobſt in Verbindung mit andern Wirkungskreiſen 1835; die Leipz. theol. Fakultät verleiht ihm die Doktorwürde 1836, der König von Würtemb. den Orden der W. Krone 1840; er iſt ein Hauptbeförderer des neuen Würtemb. Geſangbuchs 1838—1842; liefert Beiträge zur Kunſtkritik und Kunſtgeſchichte, insbeſ. in ihrem Verhältniſſe zur Religion — im Kunſtblatt und Morgenblatt, darunter über „die bildl. Darſtellung der Gottheit“ 1828; über den „Todtentanz“ 1830; „über den Kunſthaß der drei erſten Jahrh. der Kirche“ und „über das Sittliche der bildenden Kunſt unter den Griechen“ 1831; ſchreibt ſeine Monographie über „Niclas Manuel“ 1837; giebt ein Votum „über Geſangbuchsreform“ 1839; illuſtrirt mit Prof. Mauch den Ulmer Münſter 1840. Einer der gründlichſten und geſchmackvollſten Beurtheiler der Kunſt, für die der Sinn ihm von der Poeſie erſchloſſen worden.

Johann Peter Lange, geb. den 10. April 1802 zu Sonnborn bei Elberfeld, wo ſein Vater Bauer und Fuhrmann war, auf Elementarſchulen, durch Hauslehrer und durch Bücher, von theilnehmenden Verwandten geliehen, unterrichtet, zur kaufmänn. Laufbahn vorgebildet, wird durch einen Bauern von großen Gaben, aber freigeiſt. Richtung, frühe mit Voltaire bekannt, verſieht, kaum herangewachſen, während eines Beinbruchs des Vaters deſſen Fuhrweſen zwiſchen Elberfeld und Crefeld, und verſchmäht eine Lehrlingsſtelle, um Bauer zu bleiben. Bald aber nimmt er die Kenntniß der lat. Klaſſiker anſtrebend, Privatunterricht bei ſeinem Prediger Kalthof, der den Vater überredet, dem Sohne die Studienlaufbahn zu geſtatten. In Düſſeldorf vorbereitet 1821, bezieht er 1822 die Univ. Bonn, um Theologie zu ſtudiren, vielfach unterſtützt von Lücke und Nitzſch. Nach ſorgenvoller und durch Kränklichkeit getrübter Univerſität-Zeit wird er Predigtamtscandidat 1825 ff.: darauf Pfarrer zu Wald bei Solingen, 1828 zu Langenberg, wo er „Bibliſche Dichtungen“ und „die Lehre von der freien Gnade ꝛc.“ gegen calviniſt. Darſt. der Prädeſt.Lehre, herausgibt, 1832 nach Duisburg berufen, läßt er weitere chriſtl. Dichtungen erſcheinen, polemiſirt gegen Strauß, gibt „das Land der Herrlichkeit“, und verſchied. homilet. Schriften heraus 1837 ff. 1840 erſcheinen von ihm vier Bände geſammelte Schriften; ein Ruf als Prof. nach Marburg unterbleibt, dagegen erfolgt ein anderer an die Zürcher Hochſchule im Herbſt 1840 zu der für Strauß beſtimmt geweſenen Lehrſtelle, die er Oſtern 1841 antritt, von der theolog. Facultät zu Bonn mit der Doctorwürde geehrt, und ſeitdem in Zürich mit lebendigem Eifer für die Sache des poſitiven Chriſtenthums in einer gemäßigt-reformirten Richtung thätig. Geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Theologe von umfaſſender Weltanſchauung.

Wilhelm Hauff, geb. d. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, nach des Vaters, eines Regierungs-Sekretairs, Tode, in der Mutter Hauſe zu Tübingen erzogen; ſtudirt in der Kloſterſchule zu Blaubeuren 1816 ff.; Philoſophie und Theologie zu Tübingen 1820 ff.; Hauslehrer 1824; ſchreibt ſeine erſten „Mährchen“ 1827; „Memoiren des Satans“ 1826; den „Mann im Monde“ unter Claurens Namen, zum Spotte dieſer Manier —; „Novellen“ 1826 f. befeſtigt ſeinen Ruf durch den Roman „Lichtenſtein“ 1826; ſchreibt ſeine „Controvers-Predigt“ gegen Clauren; reiſt nach Paris und Norddeutſchland 1827, dichtet ſeine „Phantaſien im Bremer Rathskeller“ 1827; geſt. zu Stuttgart den 18. Nov. 1827. Seine „Werke“ vielfach aufgelegt; leichte Erfindung, ungezwungene und lebendige Darſtellung.

Johann Karl Friedrich Roſenkranz, geb. d. 23. April 1805 zu Magdeburg, wo ſein Vater als Reg. Beamter lebte, erhält die erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt; ſtud. zu Berlin unter Hegel, zu Halle und, von Daub entſchieden ſpeculativ influenzirt, zu Heidelberg 1824 ff.; Privatdocent in Halle 1828; außerord. Prof. daſ. 1829; ord. Prof. der Philoſophie zu Königsberg 1833. Schreibt über altdeutſche Poeſie 1829; die vom Standpunkte des abſol. Geiſtes geiſtvoll abgefaßte „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter“ 1830; und das „Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der deutſchen Poeſie“ 1832 f.; geſammelte Aufſätze und Kritiken „zur Geſch. der deutſchen Lit.“ 1836; wendet die Hegel'ſchen Principien weiter an in der „Naturreligion“ 1831; der „Encyklopädie der theol. Wiſſenſchaften“ 1831, in der „Kritik der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre“ 1836; den „Studien“ 1839; „krit. Erläuterungen“ 1840 und der „Pſychologie“ 1837; den „Erinnerungen an Daub,“ 1837; er beſorgt die Herausgabe von Kants Werken mit, 1838 ff.; dichtet „das Centrum der Speculation“ 1840 u. a. m.; kehrt zur Perſönlichkeit Gottes zurück 1841. Als Aeſthetiker trotz ſeines Syſtems faßlich und populär-geiſtreich; vom leichteſten Styl.

Georg Gottfried Gervinus, geb. d. 20. Mai 1805 zu Darmſtadt, zur Kaufmannſchaft beſtimmt und auf dem Gymnaſ. ſeiner Vaterſtadt unterrichtet; tritt in die Lehre 1819, und in's Comptoir 1823; vom Drange zur Wiſſenſchaft geführt, ſtudirt er zu Heidelberg; durch Schloſſer der Geſchichte zugewandt 1826 ff.;

verläßt die Univerſität mit klaſſiſcher Bildung; Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Frankfurt; public. ſeine „Geſchichte der Angelſachſen" 1830, die „hiſtor. Schriften" 1. Bd. 1833; Privatdocent zu Heidelberg 1834; verſucht „deutſche Jahrbücher" 1835; ſchreibt „über Göthe's Briefwechſel" 1836; reiſt nach Italien; außerordentlicher Profeſſor zu Heidelberg 1835; beginnt die „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen," welche, voll Gelehrſamkeit, Geiſt und Energie, die Poeſie bald mit Wahrheit, bald mit Willkühr unter den hiſtor. Standpunkt bringt 1835—1841; dieſelbe im Auszuge 1842; wird ord. Prof. der Geſchichte und Literatur zu Göttingen 1836; ſchreibt ſeine „Grundzüge der Hiſtorik" 1837; als einer der Sieben am 14. Dez. 1837 ſeines Amtes entſetzt, muß er binnen drei Tagen das Land räumen; reicht eine Separatklage ein; reiſt, von einer jungen Gattin begleitet, nach Italien 1838; lebt in Heidelberg ſeit 1839. Umfaſſender Geiſt. Styl von einer heftigen Individualität bewegt und geſtoßen.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, geb. den 22. Apr. 1806 auf dem Gute Noiſtfer bei Reval in Eſthland, erzogen im Hauſe des Vaters, Curators der Univ. Dorpat und ſpäter Landraths der Provinz Eſthland; nach deſſen Tode bei einem Oheim in Dorpat, beſucht das dort. Gymn. und die Univ., lebt aber mehr den ſchönen Wiſſenſchaften als der Jurisprudenz, bereiſt Süddeutſchland; lebt in Stuttgart mit den ſchwäb. Dichtern, (ſpäter in Mannheim, und mit Reiſeunterbrechungen in Weimar), und tritt, an Tieck heraufgebildet, im Morgenblatt und in ſelbſtſtändigen Novellen als phantaſiereicher, bald hiſtoriſchen Stoff durchdichtender, bald Mährchen befruchtender Novelliſt auf; ſo im „Waldgeſpenſt," den „Zerriſſenen," „Eduard," „Moliere," „Leſſing" 1832—1834, und in den noch duftiger den Hochgeſchmack der vornehmen Welt verrathenden Novellen „Galathee" 1836, „Fortunat" 1838, „Palmyra" 1838, „Pſyche" 1839; dann in den tieferen und ſelbſtſtändigeren Productionen, „Kallenfels" 1839 und dem Memoirenroman „St. Sylvan" u. a. m. Sicherer und graziöſer Styl.

Guſtav Pfizer, geb. d. 29. Jul. 1807 zu Stuttgart, jüngerer Bruder von Paul P., erhält ſeine Jugendbildung auf dem Gymn. ſeiner Vaterſtadt bis 1821, im Seminar zu Blaubeuren 1821 ff., ſtud. Philoſ. und Theol. auf der Univ. Tübingen 1825 ff.; lebt in Stuttgart 1830 ff.; Repetent zu Tüb. 1832 ff.; reiſt nach Rom und Neapel 1834; privatiſirt in Stuttg. 1835, verheirathet ſeit 1836. Als tiefreflexiver Lyriker aufgetreten in ſeinen „Gedichten" von 1831 u. 1834; als Ueberſetzer von Bulwer 1833 ff.; poet. Uebertrager von Byron 1835 ff.; als Biograph mit dem „Leben Martin Luthers" 1836; Redacteur des poet. Theils im Morgenblatt an G. Schwabs Stelle 1838 ff.; Verf. gründlicher Kritiken in der Allg. Zeitung und der Deutſchen Vierteljahrsſchrift (gegen Heine); überſetzt das Nibelungenlied 1842. (Lyriker und Epiker.) Klaſſiſch und modern gründlichgebildeter, vielſeitiger Geiſt. Einer der Repräſentanten der Geſinnung gegenüber dem alles opfernden Witze.

Theodor Mundt, geb. den 19. Sept. 1807 zu Potsdam, ſtudirt Philologie und Philoſophie zu Berlin; hält ſich in Leipzig auf 1832, und geht, dem jungen Deutſchland beigezählt und dadurch gehemmt, auf Reiſen; fixirt ſich, mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftſtellerin verheirathet, in Berlin. Nach kritiſchen und novelliſt. Vorſpielen 1832 f., ſchreibt er die „Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers" 1833; die „Madonna" 1835, welche confiscirt wird, giebt mit Varnhagen „Knebels Nachlaß" heraus 1835 f., ſetzt ſeiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz ein „Denkmal," giebt das Journal „Zodiakus" heraus 1835 ff.; ſchreibt die „Kunſt der deutſchen Proſa" 1837, die „Dioſkuren für Kunſt u. Wiſſenſchaft" 1836 f.; ſammelt ſeine „Charaktere und Situationen" 1837, giebt ſeine „Spaziergänge und Reiſen" heraus 1838 ff.; eröffnet den „Freihafen" 1838 ff. den „Pilot" 1840; liefert ein Zeitgemälde im „Thomas Münzer" 1841. Er ſtellt die tiefere Seite der jungen Richtungen im philoſ. u. hiſtor. Roman, der Novelle, der Kritik und Charakteriſtik dar. Scharfer Geiſt. Der Styl flüſſig und leicht ohne Seichtigkeit, aber ſtark aus der franzöſiſchen Feuilletonsküche gewürzt.

Karl Gutzkow, geb. im März 1811 zu Berlin, ſtud. Theol daſ., erregt durch ſeinen glänzenden Styl in den „Briefen eines Narren an eine Närrin" als 19jährig Aufſehen, geht nach Stuttgart u. arbeitet an Menzels Lit. Blatt, ſchreibt Erzählungen, den Roman „Maha Guru" 1833; „Novellen" 1834; „öffentliche Charaktere" in die Allg. Zeitung, geſammelt 1835; das Drama „Nero"; wirft ſich durch die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über Schlegels Lucinde" und den Roman „Wally" in die Oppoſition gegen den Offenbarungsglauben, und wird nach Menzels öffentlicher Rüge im Lit.Blatt, und nach der großen Aufregung, welche jenes Buch hervorgebracht, durch das badiſche Hofgericht „wegen der durch die Preſſe begangenen verächtlichen Darſtellung des Glaubens der chriſtl. Religionsgeſellſchaften" zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, die er in Mannheim abbüßt 1836; polemiſirt gegen Menzel und für Gothe 1836; verheirathet ſich zu Frankfurt a. M., ſchreibt den Roman „Seraphine" 1838, unter Bulwers Namen „die Zeitgenoſſen" 1837; verpflanzt Beurmanns „Telegraphen" nach Hamburg 1838; ſammelt krit. Aufſätze 1838; ſchreibt in der Cölner Angelegenheit gegen Görres 1838; in verſöhnlichem Sinne den Aufſatz „Vergangenheit und Gegenwart"; den komiſchen Roman „Blaſedow und ſeine Söhne", und die auf dem Theater günſtig aufgenommenen Dramen „Richard Savage", „Patkul" u. „Werner". Glänzendes Talent der jüngſten Schule, auf dem Wege von der Sophiſtik zur Wahrheit.

Solger.

Der Humor. (Geſpräch.)

(1815.)

Bedenke, daß ein jedes Gefühl allumfaſſend werden und den ganzen Sinn des Menſchen müſſe ausfüllen können. Hierin liegt nur noch, daß ihm jeder Gedanke an etwas Höheres und Vollkommenes in dieſes Gefühl verſinkt und darin aufgeht, wie der Liebende, wenn er ſo gemuthet iſt, alles Edele, Vollkommene und Göttliche in ſeiner Liebe findet. Anders iſt es aber noch, wenn ihm alles, was göttlich iſt, nur in dem Reiche der Wahrnehmung und Empfindung erſcheint, ſo daß ihm das Weſen der Phantaſie beſtändig zerſtückt wird, und ſich in tauſendfältigen Richtungen in die ſinnlichen Triebe und Gefühle zerſpaltet, dagegen aber auch alles Wahrgenommene und Empfundene für ihn nur etwas iſt, durch ſeine Bedeutſamkeit auf das in demſelben erſcheinende göttliche Weſen. Iſt dieſes nicht das Aeußerſte in dieſer Art, und kann es nicht als das rein Entgegengeſetzte von dem Zuſtande gelten, wo die Phantaſie ſich ſelbſt und alles aus der Idee der Gottheit ſchafft?

Ja wohl iſt es ſo

Dieſes nun, Erwin, iſt es, was wir Humor zu nennen pflegen, mit einem Worte aus dem Lande, wo die Sache am meiſten verbreitet iſt.

Eine ſo große Bedeutung, ſprach er, hätte denn dies Wort? Ich dachte mir ſonſt etwas viel beſchränkteres darunter.

Was denn aber? Doch wohl nicht bloß eine äußere, einzelne Sonderbarkeit, die ſich der Menſch aus Schlaffheit ode theilweiſer Narrheit angewöhnt hat? Welche Anſicht ſchon Be Johnſon nachdrücklich widerlegt.

Das auch wohl nicht. Aber mehr ſuchte ich es doch i den beſonderen Leidenſchaften, Neigungen, und allem dem, wa in den Charakter zuſammenfließt, welches alles, wie ich glaubte im Humor eine durchaus einſeitige und beſchränkte Richtun nähme, und ſich doch ganz darin erſchöpfte.

Gerade ſo, erwiedert' ich, will auch Ben Johnſon jen Meinung verbeſſern, aber auch das will noch nicht genügen Denn was könnte dieſe Einſeitigkeit des bloß zeitlich Perſönlichen in uns, und eine beſchränkte Richtung aller Triebe un Neigungen wohl der Kunſt darbieten? Nicht einmal einen rech günſtigen äußeren Stoff, da nur das Sonderbare, deſſen Unſchicklichkeit für die Kunſt wir ſchon früher bemerkt haben, auch hieraus entſtehn kann. In der bloßen Einſeitigkeit und Beſchränktheit kann es alſo keinesweges liegen, was uns auch die humoriſtiſchen Dichter beweiſen, in welchen vielmehr, was das Gebiet der Wahrnehmungen, Leidenſchaften, Triebe angeht, eine ſo unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zu finden iſt, wie bei keiner anderen Gattung. Etwas ganz verſchiedenes aber iſt es, wenn ſich das Göttliche nur durch eben dieſe Mannigfaltigkeit offenbart. Und um die Vergleichung mit dem erſten Standpunkte der Phantaſie zu Hülfe zu nehmen, erinnere dich, wie dort die göttliche Schönheit aus dem innerſten Weſen hervorging, und doch immer eine Geſtalt der Beſonderheit und Gegenwart annehmen mußte. Dort ſtand die Gottheit, obwohl etwas wirkliches, rein über der zeitlichen Welt und ſelbſt über der irdiſchen Schönheit. Im Humor aber iſt ihre Gegenwart und Beſonderheit die der wirklichen Welt ſelbſt, ſo wie bei den Alten, in der ſinnlichen Ausführung der Geſtalten, das Göttliche nichts anderes iſt, als der Begriff des einzelnen Dinges. Die Einheit aber und durchherrſchende Beziehung auf ein Gemeinſames in der neueren Kunſt macht eben, daß, grade umgekehrt, alle Wahrnehmung und Empfindung als das mannigfaltige wirkliche Leben deſſelben göttlichen Geiſtes erſcheint, nur daß dieſer Geiſt ſich ganz in ſie verloren und ins Unendliche ſich darin vereinzelt hat. Er wird alſo nur erkannt, als das Innere des allgemeinen Triebes, als das Weſen, welches allein den Trieb zum allgemeinen machen kann, und tritt eben deshalb nicht außer dieſem hervor, ſondern wird von ihm auf das mannigfaltigſte in allem Stoffe der Sinnlichkeit wahrgenommen und empfunden.

Daraus, ſprach Erwin, läßt ſich allerdings wohl jene Umkehrung erklären, wodurch im Humor das Allerzeitlichſte und Sinnlichſte oft die ganze Kraft und Bedeutung des Göttlichen erhält.

Oft, ſagt' ich, iſt dieſes die Aeußerung deſſen, was ich eben bezeichnete; daher auch unſer Friedrich Richter, der ſo wunderbar einſichtsvoll ſeine eigene Kunſt entfaltet hat, den Humor ein umgekehrtes Erhabenes oder auf das Unendliche angewandtes Endliches nennt. Dieſe Umkehrung indeſſen iſt auch nur ein Theil ſeiner Aeußerung, und könnte nicht vorgenommen werden, wenn nicht nothwendig in der Phantaſie ein Gebiet wäre, wo alles Endliche durch Gefühl zurückgeführt wird auf einen göttlichen Trieb, der aber, weil der Trieb überhaupt keine anderen als die mannigfaltig erſcheinenden Gegenſtände vor ſich hat, als gleichartig mit ſeinem endlichen Nahrungsſtoff erſcheint. Durch dieſen Trieb ſehn wir alſo zwar die zeitliche Welt ganz auf die gewöhnliche Art, aber zugleich aus einem ganz anderen Lichte, indem in ihn das Licht des Weſens und der Phantaſie übergegangen iſt, weshalb uns denn die Gegenſtände überall ganz bekannt und gewohnt, aber zugleich durchaus verſchoben, ſeltſam und ſchief gegen einander gerückt erſcheinen, wenn wir ſie nach dem Maaße der gemeinen Sinnlichkeit betrachten. Und weil wir gewohnt ſind, ſo etwas Eigenthümliches in der Welt des Einzelnen wieder der Eigenthümlichkeit eines einzelnen Grundes zuzuſchreiben, ſo ſchieben wir dies auf die Aeußerung einer beſchränkten und einſeitigen Perſönlichkeit, da wir doch umgekehrt erkennen ſollten, daß es von dem Weſen aller Perſönlichkeit überhaupt herrührt, deſſen Licht ſich nur im Einzelnen auf ſo eigene Weiſe brechen muß. Was uns alſo zuerſt beim Humor auffällt, iſt eben dieſe unerſchöpfliche Vollſtändigkeit des Sinnlichen und ganz Gemeinen, wovon ich dir kein beſſeres Beiſpiel als Richters Blumenſtücke anführen kann, und die ſich aus dem Geſagten vollkommen erklärt.

Dieſe Eigenſchaft, fiel Erwin ein, iſt mir am Humor immer ſehr merkwürdig geweſen, und im Stillen dachte ich auch vorhin ſchon daran, als du von der ſinnlichen Ausführung in den Werken der Alten ſprachest. Denn kaum geht dieſe ſo weit in das Einzelne und Zeitliche hinein, wie der Humor, welcher die Erſcheinung oft ins Kleinſte, wie unter dem Vergrößerungsglaſe, ausarbeitet.

Hieran, ſagt' ich, kannſt du ſchon ſehn, wie unentbehrlich auch ihm das Bilden oder die Richtung nach außen iſt, und wie dieſe auch hier wieder einen feſten Grund und Boden abgiebt. Denn ohne die feine Ausarbeitung des ſinnlichen Stoffes ſchwebt der Trieb, der vollkommen angefüllt und gebunden ſeyn ſoll, unvollendet in der Luft, und wird ſo eine Beute der gemeinen Einbildungskraft, welche ſich beſtrebt, durch ihn allgemeine und leere Gedanken darzuſtellen. Dergleichen erleben wir auch zuweilen an Richter, wenn er zu erhaben philoſophirt oder ſchwärmt, und eben dadurch ganz in das Unbeſtimmte und Grundloſe geräth.

Erlaube mir, ſprach jener darauf, noch eins zu bemerken, was ich ſonſt wieder vergeſſen möchte. Mich dünkt, hier ſtehn ſich die Aeußerſten recht ſcharf gegenüber. Da nämlich, wo in der alten Kunſt das Bilden anfängt, bei dem Hervorbringen göttlicher Geſtalten, zeigte ſich das Nachſinnen der Phantaſie am meiſten, in der neueren aber tritt da, wo das Wirkliche auf den Gedanken zurückgeführt wird, am ſchärfſten die Ausbildung des Einzelnen hervor. Sage mir, ob ich dieſen Gegenſatz richtig aufgefaßt habe.

Ganz recht, erwiedert' ich; aber etwas vorgegriffen haſt du auch in eine Vergleichung, die wir eigentlich erſt nachher anſtellen können. Indeſſen wollen wir dabei doch bemerken, daß gerade dieſe Ausführung des Einzelnen auch die völlige Verflüchtigung und Auflöſung deſſelben herbeiführt. Denn nichts hält ſich darin als Ganzes zuſammen, obwohl alles nur aus dem Standpunkte der Idee gedacht iſt. Darin liegt das, was auch Richter ſo wahrhaft bemerkt und ausführt, daß im Humor die Abſicht der Darſtellung nie auf das Einzelne allein gerichtet ſein muß, welches ſich eben durch ſeine Ausführung in das Nichts auflöſt, ſondern immer auf das Ganze und Allgemeine. Wenn er aber hinzufügt, nicht der Einzelne werde lächerlich gemacht, ſondern das geſammte Endliche, ſo iſt dieſer Ausdruck offenbar zu beſchränkt. Denn vom Lächerlichen allein kann hier nicht die Rede ſeyn, vielmehr von einem Zuſtande, wo Lächerliches und Tragiſches noch ungeſchieden in einander gewickelt liegen. Das Göttliche, das ſich ganz in den Kreis des Irdiſchen herabbegeben hat, kann dieſem alſo auch nicht ſo entgegengeſetzt werden, daß eine rein tragiſche Wirkung daraus hervorginge. Was aber das Gemeine betrifft, welches der Urſprung des Lächerlichen iſt, ſo beſteht eben jene Ausführung des Einzelnen darin, daß alles, auch das Edelſte und Höchſte ſich damit vermiſchen, ja in daſſelbe verwandeln muß, ſo daß auch hier der Gegenſatz des Gemeinen und Schönen nie rein aufzufaſſen iſt. Alles iſt alſo im Humor in Einem Fluſſe, und überall geht das Entgegengeſetzte, wie in der Welt der gemeinen Erſcheinung in einander über. Nichts iſt lächerlich und komiſch darin, das nicht mit einer Miſchung von Würde oder Anregung zur Wehmuth verſetzt wäre; nichts erhaben und tragiſch, das nicht durch ſeine zeitliche und ſelbſt gemeine Geſtaltung in das Bedeutungsloſe oder Lächerliche fiele. So wird alles gleich an Werth und Unwerth, und es iſt keineswegs bloß das Endliche, wie Richter meint, ſondern zugleich die Idee ſelbſt, was ſo dargeſtellt wird.

Aber das iſt ja etwas ſchreckliches, ſprach Erwin, daß der Humor alles, und auch die Idee zunichte machen ſoll.

Darum, ſagt' ich, äußert er ſich oft auf eine krankhafte Art; und doch iſt er auch wieder das, was in der neueren Welt die ſinnliche Kunſt am meiſten, ja faſt allein davor ſchützt, in bloße gemeine Schmeichelei für die Sinne auszuarten. Was aber jene allgemeine Vernichtung betrifft, ſo wird dieſer Anſtoß erſtlich ſchon dadurch gehoben, daß die wirkliche Welt doch in allen ihren Einzelheiten mit Luſt und Liebe dargeſtellt werden und alſo in einem gewiſſen Sinn auch wieder beſtehn muß; noch mehr aber ſchützt uns die Idee, welche unvergänglich und unzerſtörbar iſt, und aus dieſem Verſinken in das Zeitliche wie ein Phönix ſich wieder emporhebt als eine geläuterte und reine Sehnſucht. Denn in den Trieb, Erwin, war doch alles übergegangen, und wenn dieſer nun in dem Richtigen ſich ſelbſt vernichtet hat, ſo bleibt er nichtsdeſtoweniger der allgemeine und vollkommene Trieb, dem nach dieſer Reinigung nur noch das Ewige ſelbſt zum Gegenſtande übrig iſt, welches aber freilich nun auch, da es in der ſinnlichen Welt keine beſtimmte Geſtalt als Göttliches mehr annehmen kann, ſich ganz in dieſen Trieb verwandelt und ſich nur durch ihn bekundet. Wenn alſo auch nach jenem allgemeinen Untergange eine Leere übrig bleibt, ſo iſt es doch die Leere des reinen blauen Himmels, durch welche ſich der Trieb zum Göttlichen aufſchwingt, ſich wohl bewußt, als ein göttlicher ſein Gelingen ſchon ſelbſt in ſich zu tragen. Hiemit wäre wohl, mein Erwin, ziemlich vollſtändig alles geſagt, was für unſeren Zweck zur Beurtheilung des Humors und des ganzen ſinnlichen Standpunktes der Kunſt dienen kann.

Hormayr.

Vom letzten Römer bis zum neuen Rom.

Panorama.

(1812.)

Vom britanniſchen Wall bis an der Parther unſtäte Marken, vom Sandmeere Nubiens bis ins bataviſche Marſchland, Herrin der Erde, — Herrin unzähliger prunkvoller Städte und blühender Landſchaften, Herrin unzähliger Völker, die der angebornen Kraft römiſche und helleniſche Bildung, alle Götter und alle Genüſſe vom alten Tyrus und Sidon, wie von den Obſt- und Weinhügeln Ciliciens und des Pontus, und aus Aphroditens goldnem Haus in Heliopolis geſellten, — noch unter Aurelian, Probus und Diocletian, Herrin des Sieges, zerfiel das — „ewig“ genannte Rom in ſich ſelbſt. — Ohne Gleichartigkeit und Gleichgewicht, daher ohne Ruhe, ebenſo im verzehrenden Wechſelfieber der Republik, wie im Starrkrampfe willkührlicher Alleinherrſchaft, in den gräuelvollen Zuckungen des Ueberganges und in den blutigen Thronverſteigerungen zügelloſer Prätorianer oder erkaufter Barbaren, war die Wunderеſſenz der alten Jugend verflüchtiget. — Schätze und Lüſte, Pracht und Witz, und nach öfteren Niederlagen auch wieder Triumphe, täuſchten nur über das unrettbare Verderben. — So lügt in den Kronen und Zweigen alternder Bäume ein üppig ſchwellendes Grün Kraft und Friſche, während der gewaltige Stamm längſt dem Ungeziefer und

Zwölf Jahrhunderte waren ſeit Romulus, es war ein halbe Jahrtauſend ſeit dem Untergange der „letzten Römer“ bei Philipp aber noch kein halbes Jahrtauſend verfloſſen, ſeit aus dem verachteten Galiläa der geſunkenen Menſchheit Wiedergeburt ausgegangen war — und das welterſchütternde römiſche Weſtreich zerrann, gleich einem wäſſerichten Luftgebild, immer bläſſer, immer matter, verſchwand plötzlich, ohne Schlacht, ja ohne Gegenwehr, auch in einem Romulus, aber in einem bildſchönen, zitternden Knaben. — War der Stoß der Völkerwanderung ſo unwiderſtehlich? oder war die innere Fäulniß ſo weit gediehen? Das Erſte war, weil das Letztere. — Wohl wirbelt die Windsbraut der Aſche Funken zur verwüſtenden Feuersbrunſt auf. Aber wie der Muth den Sieg und hinwieder der Sieg den Muth einander wechſelsweiſe gebären, ſo erzeugt die Flamme ſelber den Sturm, der ihr Fernes und Großes erreichen hilft, wenn ihrem Grimm das Nächſte gewichen iſt.

Seit Theodoſius das Reich zwiſchen Arkadius und Honorius getheilt, war wenig über ein Jahrzehend vorüber und Rom durch Alarich geplündert. Seine Weſtgothen, die Sueven, die Vandalen, überſchwemmen Südfrankreich und Hiſpanien, das edle Vermächtniß der Scipionen. — Das Römerreich in Afrika zerſtört Genſerich. Hengiſt und Horſa führen die Angelſachſen in Britannien. In Dacien erſteht das Reich der Gepiden, die Oſtgothen neben und vor ihnen in Pannonien, — vom Rhein bis über die Rhone hinaus, die Burgunder. — Genſerich, der Weſtgothen Rache und des Abendlandes Vereinigung fürchtend, ruft die Geiſel Gottes mit ihren Hunnen. König Etzel ſchreckt zugleich Conſtantinopel und Rom, bei Chalons ſein Ziel, bald darauf im Brautbette den Tod findend. — An unſerer Donau ein Hin- und Herwogen wilder, über einander erſchreckender Völker, auf dem Gerippe der mit Bollwerken ohne Männer beſäeten Reichsgränze. Kühnes Abentheuern der Rügen und der Turcilingen, der Heruler, der Schyren, denen vielleicht unſere Schyren, gewiſſer aber die Welfen entſtammen. — Aus

Severins, des noriſchen Apoſtels, enger Klauſe, unvermögend in derſelben aufrecht zu ſtehen, aber noch höher durch die Weiſſagung künftiger Größe, zog der rieſige Odoaker nach dem ſchimmernden Kaiſerpalaſt. — Nur ein Jahrhundert, und vom ſineſiſchen Gränzwall bis an die Weſtküſte der pyrenäiſchen Halbinſel, iſt Alles anders und Alles iſt neu, — unter entſetzlichen Wehen.

Und wieder nur ein Jahrhundert — und nochmals eine völlig neue Welt. — Odoaker fällt vor dem großen Dietrich von Bern. — Gallien bei Soiſſons, die Alemannen bei Zülrich vor dem Jüngling Chlodowig. Sein Geſchlecht ſchon in den erſten Jahrzehenden verderbt, verfault, durch Theilung verblutend, mit ſich ſelber in grauſamer Fehde. — Wo einſt Schyren, Heruler und Rügen, da taucht jetzt der alterthümliche Name der Bajoarier auf. Die Blutrache Siegreichs, des geliebten Enkels jenes großen Dietrich, ſtürzt das Reich der Burgunder durch die Söhne Chlodowigs. Ebendenſelben fällt Thüringen. Die Blutrache für Gilimers Unthat ſtürzt durch Beliſar das Reich Genſerichs, welcher Rom und Carthago bezwang. — Amalaſuntha's, der Tochter Dietrichs Blutrache, ſtürzte das Reich der Oſtgothen durch Beliſar u. d. Narſes. Jenes der Gepiden bricht Alboin. Ihm verräth alsdann der beleidigte Narſes Italien. — Die, ſo ihre Beute zuerſt in eine, der Barbarei der Eroberer und der Eroberten zuſagende Rechtsform gebracht, in eine Rechtsform, die gar bald auf alle gewonnenen Römerlande, ja ſelbſt auf das unbezwungene Stammland überging, eine Form, wider die jetzo von allen Seiten erbitterter Meinungskampf glüht — das waren Alboins Longobarden.

Und wieder nicht mehr als ein Jahrhundert, und eine dritte, ganz neue Welt, — dießmal nicht von einer Fluth raubdürſtender Völker und gewaltiger Könige, ſondern aus lautloſer, brennender Wüſte, — durch einen einzigen Mann. — Sein Erbe beſtand in fünf Kameelen und in einer Sklavin, und von ſeiner Flucht wird länger gezählt, als von den glänzendſten Siegen. — So ſprach der Sohn Abdallah's, der Prophet

Mohammed: — „Wer Niemanden ſcheut, als den einzigen Gott, und Nichts will, als Eines, das Größte, das Nöthigſte, dem gelingt es. — Heftet euch nicht an eure Scholle, ihr Gläubigen, noch minder an die Ausflüchte der Trägheit, nicht an die Kunſtgriffe mit Acker und Vieh, mit Handel und Wandel. — Der Krieg wird grünen, ſo lange vom Himmel Waſſer rinnt. Eine Nacht vor dem Feinde iſt beſſer, als mönchiſches Selbſtpeinigen, beſſer als tauſend Wallfahrten, beſſer als ſiebenzig Jahre Gebet. Du mußt feſthalten, Mann, an dem Hals deines Roſſes bis in den Tod. — Die Widerſpenſtigen, zu Hauſe ſitzend, lachen und ſagen: Wer wird denn ausziehen in dieſer Hitze? — Aber die Verzweiflung im hölliſchen Feuer brennt noch heißer. — Drei Spielen ſchauen die Engel ſelber mit Freuden zu: dem Minneſpiel von Mann und Weib, dem Pfeileſchießen, dem Tummeln der Roſſe. — Es ſind nur zweierlei Menſchen, die Sechzehn mit mir — und die Welt wider uns. — Wahrlich, wahrlich, ſage ich euch: Mein Volk wird herrſchen vom Aufgang zum Niedergang! Das Reich des Islam iſt mein. Das Reich der Perſer in Choraſan und Irak iſt auch mein, und jenes der Römer in Syrien und das der Kopten am Nil!“ — und eine Handvoll Gläubiger warf vom Tigris und Euphrat bis an das mittelländiſche Meer Alles vor ſich nieder. — Aegypten ging dem Kaiſerthum verloren. — Der Nachfolger der Sapors, der Chosru's, die eines Kaiſers Rücken als Steigbügel gebraucht, die das heilige Kreuz entführt, die kriegskundigſten Römer ſo oft gedemüthigt hatten, erlag den Arabern. — Bei Xeres fiel gegen Tarif und Muſa in König Rodrigo das Reich der Weſtgothen. Von einem Meere zum andern, über die Pyrenäen, über die Rhone, an der Loire, war gegen die Standarte des Propheten vergeblicher Widerſtand. — Im Paradieſe von Damaskus vernahm der Chalife Sieg in Spanien, Sieg im tiefen Afrika und in Oſtindien Sieg! — Der ſtatt der merovingiſchen Kinder und Schwächlinge herrſchende Majordom, Carl der Hammer, ein Baſtard, aber ein Held, rettete das ſchwerbedrängte chriſtliche Europa zwiſchen Tours und Poitiers in dem lange zweifelhaften Kampf, in welchem der hiſpaniſche Statthalter Abderrahman den Sieg und das Leben verlor. — Im Hirtenleben und Roſſebändigen abgehärtet, von der brennenden Sonne und von der Einſamkeit durchglüht, von mährchenhaft ſtrahlenden Erfolgen in fataliſtiſcher Zuverſicht zu noch unglaublichern befeuert, fiel der ſchönſte, der wärmſte, der fruchtbarſte Theil der Erde den muhamedaniſchen Gläubigen zu. — Handel, Wiſſen und Kunſt war bei ihnen in Flor. Noch huldigt dem Koran faſt ein Dritttheil der Erde. — Die hingegen, denen das heidniſche Zeichen der höchſten Schmach ein heiliges Zeichen der höchſten Ehre geworden, die tapfern Vertheidiger des Kreuzes, waren arm und wild, ihre Heimath rauh und kalt, und ſie ſelber waren nur durch eine Ewigkeit voll Schrecken zu bändigen, um nicht alle zeitlichen Schrecken ringsum zerſtörend auszubreiten.

Allerdings hat jener Enkel Carls des Hammers, der große Carl die Pforten unſteter heidniſcher Barbarei zugeworfen. — Boden, Glauben und Nationalität gegen ihre Wiederkehr beſchirmend, hat Er den Wunſch und die Noth ſeiner Zeit verſtanden. Aber darin hat Carln das Gefühl ſeiner ungeheuern und doch mit dem letzten Athemzuge verhauchten Kraft getäuſcht, daß Er, deſſen Wiege an unſerm Würmſee, deſſen Sprache, Tracht und Thun vorzugsweiſe deutſch war, dennoch das Undeutſche jener Ausdehnung nicht gefühlt, die er dem, aus dem heidniſchen Alterthum entlehnten Kaiſerthume gab, daß er das Beſtehende, durch die Neigung und Sehnſucht der Völker Geheiligte, nach dem vermeintlichen Bedürfniſſe des Augenblickes, gleich Steinen des Schachbrettes, hin und herzog, die Nationen zu bloßen Faktoren einer ihnen fremden, ja feindſeligen Rechnung entwürdigte und dadurch ſein Haus in unverſöhnlichen Widerſpruch ſtellte mit alle den beſondern Volksthümlichkeiten. — So ward denn auch mit ſeinem Tode ſchmach-

volle Verwirrung: Söhne gegen den Vater, Brüder ge
Brüder, Kinder, Schwächlinge, aberwitzige, verlaſſene Bett
verſchmachtende Gefangene, das ſind die letzten Carlowingen
und in die empörenden Laſter und Gewaltthaten, in die endlo
Zwiſte der Großen, in das rath- und muthloſe Elend des u
terdrückten Volkes brechen von allen Seiten, auf windſchnel
Roſſen oder Schiffen, raubluſtige Schaaren und tollkühne S
räuber herein und die Enkel jener beiden Carle, des Marte
und des Großen (auch Carle, aber der kahle, der dicke, d
einfältige), müſſen kurze Waffenruhe von ihnen *erkaufen*, m
Gold, mit Land, mit den eigenen Töchtern! — *Araber* u
Magyaren begegnen ſich im untern Italien, in Burgund.
Vor Harald Schönhaars Alleinherrſchaft fliehen viele freiheit
ſtolze Recken auf die nahen Eilande, plündern die ganze We
küſte Europa's, ängſtigen Paris, ſtreifen bis gegen den Ma
herauf, ſchiffen durch die Meerenge, nehmen das reiche Pi
meinen in Rom zu ſeyn, indem ſie Luna erſteigen, — Ande
ziehen durch unermeſſene Wüſten, vor hundert unbekannten Vö
kern vorbei, gen Byzanz. Ihr *Rurik* wird der erſte Czaa
ihr *Rollo* Herr der Normandie, Ahnherr unzähliger König
Sein Urenkel Wilhelm erobert England, Robert Guiscard gründ
den Thron beider Sicilien. — In Wahrheit ein reicher Kra
von Epopöen! Er gehört den *Normannen*. Das iſt da
Volk, das *die Völkerwanderungen ſchloß, um ein
neue zu beginnen*, — die *Kreuzzüge*.

Gegen ſolche Schreckniſſe *bedurfte* die von Oſten, We
und Süden bedrängte Chriſtenheit und Freiheit eines gemein
ſamen Bundes. — Carl, der Franken und Longobarden König
Patrizier von Rom, — meinte ein ſolches gegeben zu haben
in dem Kaiſer. — Daſſelbe Band hatte der große Otto mächti
erneuert, aber Keiner die erhabene Stelle mit weniger Aufſehe
und unwiderſtehlicherem Nachdruck in's Leben gerufen, als de
andere Salier, der ſchwarze Heinrich. — Deutſchland und Italie
gehorchten *ungerne*, dieſes *jenem*, Beide den *Kaiſern*. —

Aber, wo unten nicht Glaube noch Vertrauen nach oben mehr keimt, da gebricht es der ſchönſten Krone an den ernährenden Wurzeln. — Wo alles Irdiſche trügeriſch gleiſſet, wenden ſich einfache, kräftige Seelen, ſchmerzlich getäuſcht, dem Ueberirdiſchen zu; — ſo die biederſten Deutſchen, müde der hinterliſtigen oder gewaltthätigen Staatskünſtelei der Kaiſer, zum Pabſt. — Was nur auf Gewalt ſich gründet, erliegt wieder der erſten überlegenen Gewalt. Dieſer arme Leib iſt bald ertödtet, unvergänglich aber iſt, was im Geiſte ruht. — Wo iſt denn die algebraiſche Formel für die Expanſionskraft des Herzens? Wo die chineſiſche Mauer wider die Begeiſterung? — Mögen diejenigen, die den Regenbogen ausgleichender Verſöhnung mit Wurfgeſchütz zu zerſtören — die das (von den doktrinären und radikalen Sternſchnuppen des Moments weit verſchiedene) ernſte Nordlicht der öffentlichen Meinung auf den Bajonetten anzuſpießen wähnen, mögen ſie — (für die es freilich keine Geſchichte gibt), mögen ſie hinſchauen auf das in wenigen Jahren vollbrachte Werk eines alten, gebrechlichen, verfolgten, verjagten, im Elend verſtorbenen Prieſters. — Aus dem Auftrage: „die Lämmer und Schaafe zu weiden“, aus der Vollmacht: „für Himmel und Erde zu binden und zu löſen“, aus der Zuverſicht, die Pforten der Hölle würden den Felſen Petri niemals bewältigen, ſetzt Gregor, etwa nicht einen „Staat im Staate“, ſondern alle Staaten in die Kirche; ſtatt aller irdiſchen Herrſchaft, eine Herrſchaft Gottes durch ſeinen ſichtbaren Stellvertreter, den Schiedsrichter und König der Könige. — Ungarn, Spanien, Neapel, Corſika, Sardinien, gelten ihm aus den ſeltſamſten Anläſſen als unmittelbare Lehen des heiligen Stuhles; Norwegen ſoll in Rom ſeine Prieſter bilden, Schweden ſoll dort ſeine Biſchöfe erproben, der Czaar ſeinen Stuhl dem flüchtigen Dmitrj räumen, der polniſche Boleslav ihm ſeine Schätze wiedererſtatten, Arragon und Caſtilien ſich keiner andern als der römiſchen Liturgie, Böhmen im Gottesdienſt ſich nimmer der Mutterſprache bedienen, die Griechen ſollen in den Schooß der abendländiſchen Kirche zurückkehren, Miſſionen und Hirtenbriefe neuen Boden über den Islam, wie über das Heidenthum erobern. — Das alte Rom ſah auf dem Capitol nie einen glänzendern Triumph, als jetzt das neue zu Canoſſa. — Ein Rieſe im Ergreifen ſeiner Zeit, an Willenskraft ein Held, in der Verlaſſenheit um ſo kühner, in der Noth um ſo unbeugſamer, der Natur und den Menſchen trutzend, nie verlegen in der Wahl ſeiner Mittel, und von ſolch allgegenwärtiger, allüberblickender Thätigkeit, daß ſeine milderen Freunde ihn nur: „ihren heiligen Satan“ benannten, machte Gregor aus dem geſammten Clerus eine einzige Familie, durchdrang Alle mit einem Gefühl und mit einem Gedanken: die Niedrigen zu erhöhen und die Hohen zu erniedrigen. — Dieſes Sinnes gebot er den eheloſen Stand und verbot alles Trachten nach geiſtlicher Macht aus weltlicher Hand und durch weltliche Mittel, die Simonie, jene wucherndſte Schlingpflanze der damaligen Höfe, und die Inveſtitur oder die Belehnung und Einſetzung mit Ring und Stab.

Nichts weniger als Allem galt der Kampf: — ein Kampf auf Leben und Tod. — Die unaufhörlich mit Zerbröckelung aller Volksthümlichkeiten, mit Zerbröckelung der alten Freiheit, der alten Wahlrechte, der erbberechtigten Urgeſchlechter, mit lauter Theilen und Zerreißen beſchäftigte Politik der Kaiſer war nun in der eigenen Schlinge. — Sie hatten zur Abſchwächung der alten, großen Nationalherzogthümer, die geiſtliche Macht als die vielſeitigſte, als die unverdächtigſte gebraucht — und nun war urplötzlich die zweiſchneidige Waffe aus ihrer Hand hinübergeriſſen in die Hand eines Gegners, dem nicht einmal jenſeits des Grabes zu entrinnen war.

Achim von Arnim.

Von Volksliedern.

(1806.)

Wo ich zuerſt die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geſchrey. Da ſah ich aus meinem Fenſter, durch die Bäume, Hofgeſinde und Dorfleute, wie ſie einander zuſangen:

Auf, auf, ihr Brüder und ſeyd ſtark!
Der Abſchiedstag iſt da,
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heiſſe Afrika.

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches nach, was mir ſo in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten ſingen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornſteinfeger hinauf. Später ſah ich den Grund ein, daß in dieſen ſchon erfüllt, wonach jene vergebens ſtreben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchſte Preis des Dichters wie des Muſikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienſte zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das friſche Wieſengras bringt tauſend), aber auf lange Zeit gar nicht erſchlichen werden kann, ſo daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beyden, tauget. —

Und als ich dieſes feſte Fundament noch unter den Wellen, die alten Straßen und Plätze der verſunkenen Stadt noch durchſchimmern ſah, da hörte ich auf, mich über die großentheils mislungenen Verſuche vieler Dichter und Muſiker, beſonders des Theaterweſens, zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche ſonſt gar nicht entſtehen, gar nicht verſtanden werden! Wo etwas lebt, da dringt es doch zum Ganzen, das eine iſt Blüte das andre Blat, das dritte ſeine ſchmierige Wurzelfaſern, alle drey müſſen vorhanden ſeyn, auch die ſaubern Früchtchen, die abfallen. Störend und ſchlecht iſt nur das Verkehrte in ſich, der Baum mit der Krone eingepflanzt; er muß eine neue Krone, eine neue Wurzel treiben, oder er bleibt ein dürrer Stab. Dieſer Art von wahrer Störung iſt die Beſchränkung aller Theatererſcheinungen in Klaſſen und für Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, die entweder ganz unfähig der Poeſie, oder unbeſtimmt in ihrem Geſchmacke geworden. Beſchränkung iſt aber das Tugendprincip der Schwachheit; das Allgemeine verdammet ſie, darum kann das Ueberſchwengliche nie von ihr gefordert werden. Der Einfluß davon iſt unbegrenzt, denn indem die Schauſpieler das Gemeine vornehm machen wollen, machen ſie das Ungemeine auch nichts weiter als vornehm (ſie laſſen Müller und Schornſteinfeger ſich an einander abreiben). So ſuchen nun die Künſtler aller Art, um in gleichen Verhältniſſen zu leben, wie ſie dieſelben gewöhnlich darſtellen, da ihren Lohn, wo ſie ſelten hingehören und nimmermehr hineinpaſſen ſollten, wo es der Zweck des ganzen mühevollen Lebens iſt, ſich ſo leiſe wie möglich neben einander wegzuſchieben; ſie denken nicht, daß die beſten Steinſchneider Sklaven, die beſten altdeutſchen Mahler zünftig waren. Daher das Abarbeiten ihrer edelſten Kraft an Formen des Anſtandes, die ihnen ſich ſelbſt geben, wenn ſie wirklich etwas Würdiges geben: Daher das Bemühen der Kunſtſänger, zu ſingen wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos, das heißt, ſie wollen ſingen ohne zu klingen, ſie möchten blaſen auf einem Saiteninſtrumente. O ihr lebendigen Aeolsharfen, wenn ihr nur ſanft wäret; und wenn ihr ſanft wäret, o hättet ihr doch Ton. Dem geſchickten Künſtler ſind die Dialekte Tonarten, er vernachläßigt keine, wenn er gleich nur in Einer ſich ſelbſt vorgezeichnet finden kann. Das heutige Theater treibt ſie aus einander nach Süden und Norden, Oſten und Weſten, keiner kann ſich fügen dem Fremden, da doch alle einander in Volksliedern begegnen, wie Luſtkähne, die, eben erſt vom gemeinſchaftlichen Geſpräche im Dunkeln auseinander treibend, bald wieder zuſammenkommen, ſich gleich wieder verſtehen durch Aneignen und Weiterſtreben, wenn auch in jedem das Geſpräch ſich anders gewendet. — Hinter dem vornehmen Anſtande, hinter der vornehmen Sprache verſteckt, ſcheiden ſie ſich von dem Theile des Volks, der allein noch die Gewalt der Begeiſterung ganz und unbeſchränkt ertragen kann, ohne ſich zu entladen, in Nullheit oder Tollheit. Unſre heutige Theater- und Konzert-Theilnehmer, wie würden ſie auseinander ſpringen, bey wahrer reiner Kunſthöhe, ſie würden umſinken in der reinen Bergluft, oder fühllos erſtarren. — Mit großer Bravur können wohl dieſe vortrefflichen Kunſtſänger ihren Kram ausſchreien und ausſtöhnen, man verſuche ſie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unächte; laßt ſie auch nicht mit einander reden, ſie ſingen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. Entweder haben ihre Sangſtücke ſo unbedeutenden Charakter, daß er gar nicht verfehlt werden kann, oder wenn wir zum rechten Verſtande davon kämen, wir würden ſie hinunter jagen von ihren Brettern, und uns lieber ſelbſt hinſtellen, zu ſingen, was uns einfiele und allen wohlgefiele, Ball ſchlagen, ringen, ſpringen und trinken auf ihre Geſundheit. — Wollt ihr Sänger uns mit der Inſtrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängſtigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes phyſikaliſches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Inſtrumenten ſteht, die alle einen höheren, helleren, dauerndern, wechſelndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchſten Lebens oder das höchſte Leben ſelbſt, Sinn und Wort, vom Ton menſchlich getragen, auch einzig nur aus dem Munde des Menſchen ſich offenbaren könne. Verſteckt euch eben ſo wenig hinter welſchen Liedern! Dem einheimiſchen Gefühl entzogen, ſeyd ihr dem Fremden nur abgeſchmackt. Nein, es iſt kein Vorurtheil der Italiäner, daß jenſeit der Alpen nicht mehr Italiäniſch geſungen werde, daß ſelbſt nationale Sänger ihren reinen italiäniſchen Geſang in der Fremde verlieren! Denkt auch daran, daß es gar nichts ſagt, fremde Sprachen melodiſcher zu nennen, als daß ihr unfähig ſeyd und unwürdig der euern.

— — — — — — — — —

Es iſt mir wohl begegnet im Herbſte, wenn ſchon alles faſt ſtill und abgefallen, einen dichten krauſen Baum mit ſich-umrungenen Aeſten, von Staaren wie durchdrungen, klingen und gleichſam auffliegen zu ſehen. So ſangen mir deutſche Handwerker lüſtend ins Herz bey dumpfer Nachtluft holländiſcher Kanäle, ein kleines Segel flatterte von ihrem Geſange, an bunten Bändern ſchien das Schiff ſchneller fortgezogen. Wer hat ſo etwas nicht öfter erlebt und ſey es auch nur im Traume? So hörte ich auch über die Londonbrücke Hannöverſche Flüchtlinge: ein freyes Leben — hinſingen. Als ich mit Sehnſucht nach meinem Vaterlande den Waſſerſpiegel hinabſah, da ſchien mir auch jener Boden befreundet mit ſeiner zornigen rothen Abendſonne. — Noch nicht ganz erdrückt von der ernſthaften Dummheit, die ihr ihm aufgebürdet lebt noch das fröhliche geſangreiche Symbol des werkthätigen Lebens, die Freimaurerey. Noch ſtehen mitten inne als Künſtler und Erfinder der neuen Welt die herrlichen Studenten; ſie heften die höchſten Blüthen ihrer friſchen Jahre ſich an den bezeichnenden Hut und laſſen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Waſſer. — Auch die Bänke der rauchenden Wachſtuben werden nicht immer von den Muſen gemieden, und wenn ſie auch zuweilen nicht hinein können, ſo ſehen ſie doch nach ihrem Lieblingsſitz durch die Fenſter, wenn die überwachte Schildwache Nachts ein ſchauerliches Anſchlagen der Gewehre hört; ſie ſpielen mit den blanken, ſchnellfertigen, lebendigen Gewehren. Es wird eine Zeit kommen, wo die drückende langweilige Waffenübung, allen die höchſte Luſt und Ehre, das erſte der öffentlichen Spiele, höchſte Kraft und Zierlichkeit zu einem Tanze verbunden ausdrückt. Für jede Thätigkeit giebt es einen Preis: wer dieſen kennt, hat jene. Wer hat es erlebt, was den Schwindelnden auf glattem Stege hält? unter ihm brauſet der Strom, Felſen und Bäume drehen ſich über ihm, — ein mächtiger Marſch hält ihn, fällt er ihm zur rechten Zeit ein, und aller Schwindel verſchwindet, wie die Tritte hinter ſeinem Rücken. So begreift man Taillefers Geſang, der, in jener berühmten Schlacht bei Haſtings, England für Wilhelm eroberte, indem er die unerſchütterliche Ordnung der Sachſen durchſchrie. So mag auch wohl die Macht der runiſchen Verſe geweſen ſeyn. Wir begreifen nun leicht, wie unſere gebildetere Zeiten bey der Vernachläßigung des ärmeren Lebens (denn das ſind die unteren Klaſſen jezt) ſo viele leere Kriegslieder entſtehen ſahen, während jeder der früheren deutſchen Kriege in dem gemeinſamen Mitwirken Aller zu großer That herrliche Geſänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was Zinkgref aus aller braven Landsknechte Mund im öden dreiſſigjährigen Kriege, lehrend uns zu Gemüthe führt:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenoſſe,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdroſſen
Fürs Vaterland aufſez, von dem du frey es auch
Zuvor empfangen haſt, das iſt der Deutſchen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flamme brennen,
Kein menſchliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannſt du nicht fechten mehr, du kannſt mit deiner Stimme
Kannſt du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünſchend, daß du theur verkaufen mögſt dein Blut.
Im Feuer ſey bedacht, wie du das Lob erwerbeſt,
Daß du in männlicher Poſtur und Stellung ſterbeſt,

An deinem Ort beſtehſt feſt mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beyde Lefzen ein.

Daß deine Wunden ſich lobwürdig all befinden,
Da vorne auf der Bruſt, und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Geſicht dein ernſtes Leben ſpür.
Mein Sohn, wer Tyrannei-geübriget will leben,
Muß ſeines Lebens ſich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tods begehrt, wer nur friſch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Ja wir fühlen es, wie die Sprache unter dem gewaltige Triebe in ſolchen Punkten [?] ſich weitet, wir ſehen dagegen d ruhige ſinkende Erde aſiatiſcher Steppen in der ſtillen Verſteine rung (Steinfermentation) allmählig allem lebenden Eindruc ſich verſchließen. Jene Freiheit alter Sprache, die Starrheit de heutigen, ſie ſagen mehr, als ich ſagen mag. Doch dieſes, wi ſo manches andere wunderbare Lied iſt aus den Ohren de Volkes verklungen, den Gelehrten allein übrig blieben, die e nicht verſtehen, alle Volksbücher ſind ſo fortdauernd blos vo unwiſſenden Speculanten beſorgt, von Regierungen willkührli leichtſinnig beſchränkt und verboten, daß es faſt nur ein Zufa oder ein hohes Schickſal iſt, wie uns ſo manches Wunderſchöne i dieſen Tagen angemahnt hat, zu fühlen und zu wiſſen, zu ahn den, zu träumen was Volkslied iſt und wieder werden kann das Höchſte und das Einzige zugleich durch Stadt und Land Aber in den Gelehrten, wie ſie vom Volke vergeſſen ſind, ſo lieg gegenſeitig in ihnen der Verfall des Volks, das tiefere Sinke der Gemüther, die Unfähigkeit mit eigenwilliger froher Erge benheit zu dienen und mit unbeſorgtem allgemeinen Willen zu be fehlen, ja bis zur Unfähigkeit des Vergnügens, was die tiefſt Entartung andeutet, die faſt aufgegebene Freiheit des Lebens — Die Gelehrten indeſſen verfaſſen ſich über einer eigenen vor nehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrlich vom Volke trennte, die ſie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müſſen, wenn ſie einſehen, daß ihr Treiben aller echten Bildung entgegen iſt: die Sprache als etwas Beſtehendes für ſich auszubilden, da ſie doch nothwendig ewig flüſſig ſeyn muß, dem Gedanken ſich zu fügen, der ſich in ihr offenbart und ausgießt, denn ſo und nur ſo allein wird ihr täglich [Neues] angeboren, ganz ohne künſtliche Beihülfe. Nur wegen dieſer Sprachtrennung, in dieſer Nichtachtung des beſſeren poetiſchen Theiles vom Volke, mangelt dem neueren Deutſchlande großentheils Volkspoeſie; nur wo es ungelehrter wird, wenigſtens überwiegender in beſondrer Bildung über der allgemeinen durch Bücher, da entſteht manches Volkslied, das ungedruckt und ungeſchrieben zu uns durch die Lüfte dringt, wie eine weiſſe Krähe: wer auch gefeſſelt vom Geſchäfte, dem läßt ſie doch den Ring niederfallen des erſten Bundes. Mit wehmüthiger Freude überkommt uns das alte reine Gefühl des Lebens, von dem wir nicht wiſſen, wo es gelebt, wie es gelebt; was wir der Kindheit gern zuſchreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu ſeyn ſcheint und alles, was an uns iſt, bindet und löst zu einer Einheit der Freude. Es iſt, als hätten wir lange nach der Muſik etwas geſucht und fänden endlich die Muſik, die uns ſuchte! —*

---

* Die Vorrede zum Wunderhorn, aus der dieſes Bruchſtück entlehnt iſt, ſcheint vom Setzer jämmerlich mißhandelt. Vielfältig mußte daher die Conjektural-Kritik nachhelfen. S.

Chamiſſo.

I. Peter Schlemihl, der Schattenloſe.

(1810.)

„Topp! [rief der graue Mann] der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderns-würdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leiſe von dem Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten, und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir, und zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leiſe für ſich lachen: Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt, rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt, und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hört' ich hinter mir ſchreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich ſah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe ſich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaſſen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breiteſtraße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrei der ſämmtlichen literariſchen Straßenjugend der Vorſtadt, welche ſofort mich zu rezenſiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wenn ſie in die Sonne gingen.“ Um ſie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie, und ſprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen: daß, um ſo viel das Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten höher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewiſſen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch ſehr verſtört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshauſe hielt; ich erſchrak über die Vorſtellung, nur noch jenes ſchlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldſtücke hin, und befahl, vor das vornehmſte Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich ſchickte den Kutſcher mit Gold weg, ließ mir die beſten Zimmer vorn heraus anweiſen, und verſchloß mich darin, ſo bald ich konnte.

Was denkeſt Du, das ich nun anfing? — O mein lieber Chamiſſo, ſelbſt vor Dir es zu geſtehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Bruſt hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunſt, ſich in mir durch ſich ſelbſt mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und ſtreute es auf den Eſtrich, und ſchritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet ſelbſt auf das reiche Lager ſank und ſchwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich ſchloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als ſtünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und ſähe Dich von da an Deinem Arbeitstiſche zwiſchen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen ſitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeſchlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Göthe und der Zauberring, ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührteſt Dich aber nicht, Du holteſt auch nicht Athem, Du warſt todt.

Ich erwachte. Es ſchien noch ſehr früh zu ſeyn. Meine Uhr ſtand. Ich war wie zerſchlagen, durſtig und hungrig auch noch; ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts gegeſſen. Ich ſtieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieſes Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz geſättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben — ich verſuchte, ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühſam und mit ſaurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet ſtand, zu ſchleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl, und erwartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düſt'res Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden; es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeß über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür' und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleiden, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken, wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten warfen. Ein ſchönes, holdes Mädchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf ſinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten, um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage war meine erſte Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall ſuchen zu laſſen. Vielleicht ſollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen ſollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen, — ich ſchilderte ihm genau den Mann, in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual ſei. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm Alle, die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu: er ſolle ſich nach einem Dollond'ſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluſtzelt, und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des räthſelhaften Mannes zuſammenhinge, welcher Allen unbedeutend erſchienen, und deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Laſt, wie ich ſie nur zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. „Bendel," ſprach ich, „dieſes ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich ſchien; ſei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern geh', und erfreue Deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht.“

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, Keiner von ſeinen Gäſten, er hatte alle geſprochen, wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleſkop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt war da noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte, von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſeinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiſſe, woher er ſie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die ſie geritten, in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freigebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tage geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung, auch bei ſo fruchtloſem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter, mich allein zu laſſen.

„Ich habe,“ hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausging, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich über's Meer gehe; und ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn ſelber aufzuſuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigſt, und verſichern ihn meines Dankes.““ Ich frug ihn, wer er wäre, er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon.“

„Wie ſah der Mann aus?“ rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für

Zug, Wort für Wort, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er ſich erkundigt. — „Unglücklicher!“ ſchrie ich händeringend, „das war er j ſelbſt!“ und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!“ rief er erſchreckt aus, „un ich Verblendeter, Blödſinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nich erkannt und meinen Herrn verrathen!“

Er brach, heiß weinend, in die bitterſten Vorwürfe gege ſich ſelber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußt mir ſelber Mitleiden einflößen. Ich ſprach ihm Troſt ein, ver ſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen, um wo möglich di Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſen ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der grau Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

II. Die Radack-Inſulaner. *

(1817 und 1836.)

Am 14. Januar 1817 unternahm der Kapitain ſelber mi Offizier und Paſſagieren eine zweite Fahrt auf Booten längs der Inſelkette. —

Ein Fahrzeug der Eingebornen war auf der Ziegeninſel gelandet, und die Menſchen, als wir an ihnen vorüber fuhren, riefen uns herbei und ſuchten mit dargehaltenen Früchten und Geſchenken uns heran zu locken. Auf der nächſten Inſel nach Oſten, wo wir übernachteten, erhielten wir am 15. früh den erſten Beſuch von Rarick, dem Häuptlinge dieſer Gruppe. Er

* Die Inſelkette Radack liegt zwiſchen 6° und 12°, die von uns geſehenen Gruppen zwiſchen 8° und 11° 30′ N. B. und 188° und 191° W. L.

Chamiſſo.

kam mit zwei Booten. Auf dem größern, auf dem er ſelbſt fuhr, zählte Herr von Kotzebue fünf und zwanzig Mann. Rarick, ſeine übrigen Mannen auf den Schiffen laſſend, kam mit dreien an das Land, und brachte dem Machthaber des fremden Volkes ſeine Geſchenke, vielleicht ſeine Huldigung dar. — So gingen einſt die Fürſten Europa's dem entgegen, der Macht hatte über ſie. Rarick ſtand aber vor keinem Eroberer, und fand Freundſchaft und nicht Demüthigung. — Der junge Mann hatte bei dieſer erſten, für ihn ſo ernſten Zuſammenkunft einen muſterhaften Anſtand, und ſeine zaghaften Begleiter ſchienen mehr für ihn zu fürchten, als er ſelbſt. — Wir haben bei den Fürſten immer mehr Selbſtvertrauen, mehr Muth und Edelmuth gefunden, als bei dem Volke. Es liegt, der Weſenheit der Dinge nach, in den Verhältniſſen: ſo unterſcheidet ſich auch in der Levante der Türke von dem Raja. Rarick, der ſpäter mein ſehr vertrauter Freund wurde, zeichnete ſich beſonders durch Sanftmuth und Gutmüthigkeit aus, nicht aber durch beſondere Geiſtesgaben. — Kotzebue und er ſetzten ſich einander gegenüber, und um die zwei bildeten wir und die andern Radacker einen Kreis. Der junge Fürſt gab mit lautem Zuruf den auf den Schiffen Zurückgebliebenen Kunde von Allem, was ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte und für ihn eine neue Erfahrung war. **Irio! Irio!** der Ausruf der Verwunderung, ward oft erhoben, und wiederhallte lang gedehnt aus aller Munde. Wir ſuchten wechſelſeitig zuerſt unſere Namen zu erforſchen. Kotzebue, Rarick, wir alle waren genannt; wir fragten nach dem Namen des Radackers, der dem Häuptling zur Linken ſaß. **Jeridili?** ſprach dieſer fragend, indem er ſich nach jenem umſah. Wir faßten das Wort auf, und der Jüngling ließ es für ſeinen Namen gelten, ſo wie wir es nahmen; noch heißt er für uns Jeridili. Das Gelächter, das ſich da erhob, verſtanden wir erſt in der Folgezeit, als uns Kadu belehrte, Jeridili bedeute „links" und ſey keines Menſchen Name. Ich glaube, daß es ſchon bei dieſer erſten Zuſammenkunft war, wo Rarick unſerm Capitain den freundlichen Namenstauſch anbot.

Bei einer ſpäteren Gelegenheit bot Jeridili dieſen ſeinen Namen dem Doktor Eſchſcholtz an, gegen den ſeinen, den er noch nich wußte, und nach dem er fragte. Eſchſcholtz verſtand ihn nich und ich trat verdolmetſchend zwiſchen beide: „dein Name!“ rie ich dem Freunde zu; „Deinnam,“ wiederholte der Radacker „ja Deinnam“ betheuerte der Doktor; und ſo tauſchten di zwei unverſchämt ihre falſchen Münzen gegen einander.

Unſere Freunde hatten ſich für uns ihres ganzen Schmucke beraubt. Nun ließ der Kapitän Eiſen, Meſſer, Scheeren un andere Kleinigkeiten aus den Booten holen. Eiſen! Eiſen Mäl! Mäl! Da mochte man den wirklichen Werth dieſes köſtlichen Metalls einſehen lernen. Mäl! Mäl! Selbſt die auf de Schiffen zurückgelaſſen worden, widerſtanden dem Zuge nicht die Ordnung war gebrochen. Alle ſtrömten herbei, nur um da Eiſen, die Schätze anzuſchauen, unſern überſchwänglichen Reichthum! — Aber kein roher Ausbruch der Begehrlichkeit, kein Verletzung der Sitte.

Während unſeres langen Aufenthaltes auf Radack ſin nur ein paar Diebſtahlsverſuche an uns begangen worden Wahrlich, wenn Fremde unbeſorgt ſo viel Gold der Habſuch unſeres Pöbels ausſetzten, würden ſie den Europäern kein ſ gutes Zeugniß der Ehrlichkeit zu ſprechen haben, als wir dieſem Volke

Auf Ormed, der fruchtbarſten der Inſeln dieſes Riffe auf welcher jedoch der Cocosbaum den Wald noch nicht überragt, empfing uns ein hochbejahrter, würdiger Greis, der Häuptling Laergaß. Großherzig und uneigennützig war er vor alle Menſchen, die ich gekannt. Er mochte nur geben, ſchenken, un that es zu der Zeit, wo kein Gegengeſchenk mehr zu erwarte war. Durch dieſen Charakterzug unterſchied er ſich ſehr vo Rarick, dem dieſe Tugenden abgingen.

Die Bevölkerung der Inſel ſchien aus ungefähr dreißi Menſchen zu beſtehen. Ihre feſten Wohnſitze unterſchieden ſic nicht von den Dächern, die wir auf den weſtlicheren Inſeln geſehen. Als wir uns eben der Gaſtfreundſchaft des alten Häupt lings erfreuten, und mit dem Schmucke ſchmückten, den die Töchter der Inſel uns dargereicht, ſtörte ein Schreckniß die behagliche Stimmung. Unſer kleiner Valet kam, ſeiner Furchtbarkeit unbewußt, munter herbei geſprungen; und wie vor dem nie geſehenen Ungeheuer Alles floh, und er gar zu blaffen anfing, hatten wir keine geringe Mühe, das verlorene Zutrauen wieder herzuſtellen.

Die Radacker, die kein anderes Säugethier als die Ratte gekannt, trugen vor unſern Thieren, Hund, Schwein und Ziege, eine gar ſchwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der luſtig und behend allen nachlief, und zuweilen bellte. Der große Valet, den der Kapitain aus der Beringsſtraße mitgebracht, war kein ſolches Ungethüm; er machte ſich mit keinem zu ſchaffen. Er krepirte während unſers Aufenthalts auf Radack, und zwar auf der Gruppe Aur. Vermuthlich wurde ihm das heiße Klima verderblich.

Wir verließen am 20. Januar dieſen Ankerplatz, und längs des Riffes ſegelnd, kamen wir nach einer kurzen Fahrt vor Otdia, der Hauptinſel der Gruppe gleiches Namens, welche die größte im Umfang, den äußerſten Oſten des Umkreiſes einnimmt.

Otdia war, wie man uns zu Oromed angedeutet, der Wohnſitz von Rarick. Ich ward zuerſt ans Land geſchickt; bald aber beſtieg er, auf das zierlichſte geſchmückt, ſein Boot, kam an das Schiff und ſtieg, der erſte der Radacker, furchtlos auf daſſelbe.

Auf dieſer Inſel, die über zwei Meilen lang iſt, hatten ungefähr ſechzig Menſchen ihre gewöhnlichen Wohnſitze, aber häufige Wanderungen fanden ſtatt, und unſere Gegenwart zog Gäſte aus den entfernteren Theilen der Gruppe herbei. Wir durchſchweiften täglich einzeln die Inſel, ſchloſſen uns jeder Familie an, und ſchliefen unbeſorgt unter ihren Dächern. Sie kamen gleich gern geſehen an das Schiff, und die Häuptlinge und Angeſehenſten wurden an unſere Tafel gezogen, wo ſie mit leichtem und gutem Anſtande ſich in unſere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte ſich bald ein Mann bemerkbar, der, nicht von adelichem Stamme, ſich durch Geiſt und Verſtand, durch ſchnelle Auffaſſung und leichte Darſtellungsgabe vor allen Andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unſers Vertrauens, von dem wir am mehrſten lernten, und durch den wir unſern Lehren Eingang im Volke zu verſchaffen Hoffnung faßten, tauſchte ſpäter mit mir ſeinen Namen. Herr von Kotzebue erhielt zuerſt von Lagediack wichtige Aufſchlüſſe über die Geographie von Radack. Durch ihn erhielt er Kunde von den ſchiffbaren Furten, die im ſüdlichen Riffe von Otdia befindlich ſind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inſelkette beſteht. Lagediack zeichnete ſeine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel, und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten. Mit ihm legte Herr von Kotzebue den Grundſtein zu der intereſſanten Arbeit, die er über Radack und die weſtlichere Inſelkette Ralick geliefert hat. Der erſte Schritt war gethan; es galt nur weiter zu gehen.

Lagediack begriff gar wohl die Abſicht, die wir hatten, die Arten hier noch unbekannter, nutzbarer Gewächſe zum Beſten des Volkes einzuführen, einen Garten anzubauen und Sämereien auszutheilen. Am 22. ward mit der Anlage des Gartens der Anfang gemacht, der Grund geſäubert, die Erde durchwühlt, Ignamwurzeln gelegt, Melonen und Waſſermelonen ausgeſäet. Unſere Freunde waren um uns verſammelt, und ſchauten theilnehmend und aufmerkſam unſerm Werke zu; Lagediack erläuterte unſer Beginnen und war unabläſſig bemüht, die von uns erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen. Wir theilten Sämereien aus, nach welchen erfreuliche Nachfrage war, und wir hatten die Freude, in den nächſten Tagen mehrere Privatgärten nach dem Vorbild des unſern entſtehen zu ſehen.

Bei der erwähnten Gartenarbeit am 22. ereignete ſich, was ich hier, um einen Charakterzug unſerer liebenswerthen Freunde zu zeichnen, erzählen will. Als ich eben die Zuſchauer anſah, ward ich auf mehreren Geſichtern zugleich ein ſchmerzliches Zucken gewahr. Ich wandte mich zu dem Matroſen, der, um Raum zu gewinnen, das Geſträuch ausreutete und den Wald lichtete; er hatte eben die Axt an einen ſchönen Schößling des hier ſo ſeltenen und ſo werthvollen Brodfruchtbaums gelegt. Das Unglück war geſchehen, der junge Baum war gefällt. Wenn gleich der Mann unwiſſend geſündigt hatte, mußte doch der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die That offenkundig von ſich abwälzen; und ſo fuhr der Kapitain zürnend den Matroſen an, der die Axt abgeben und ſich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürſprechend dazwiſchen, und einige gingen dem Matroſen nach, den ſie liebkoſend zu tröſten ſuchten, und dem ſie Geſchenke aufdrangen.

Die Ratten, die auf dieſen Inſeln in gar unerhörter Menge ſind, hatten am andern Tage bereits Vieles zerſtört und die mehrſten Sämereien aus der Erde geholt. Doch war, als wir Otdia verließen, unſer Garten in blühendem Zuſtande. Bei unſerm zweiten Beſuch auf Radack im nächſten Spätjahr ließen wir Katzen auf dieſer Inſel zurück. Herr von Kotzebue auf ſeiner zweiten Reiſe im Jahr 1824 fand ſie verwildert und vermehrt, ohne daß die Anzahl der Ratten abgenommen.

Die Schmiede ward am 24. Januar auf dem Lande aufgeſtellt. Sie blieb mit dem überſchwänglichen Reichthum an Eiſen unter der Obhut eines einzigen Matroſen, der dabei ſchlief. An einem der folgenden Tage wollte ſich einmal ein alter Mann eines Stückes Eiſen gewaltſam bemächtigen, in welchem Unterfangen er von ſeinen entrüſteten Landsleuten auch mit Gewalt verhindert ward — das iſt kein Diebſtahl zu nennen. Aber auch da, wo wirklicher Diebſtahl begangen wurde, ward ſtets von Seiten der Radacker der größte Unwille an den Tag gelegt und die lauteſte Mißbilligung ausgeſprochen.

Einleuchtend iſt, welch ein anziehendes Schauſpiel für unſere Freunde die von ihnen nicht geahndete Behandlung des koſtbaren Eiſens im Feuer und unter dem Hammer ſeyn mußte. Die Schmiede verſammelte um ſich die ganze Bevölkerung. Freund

Lagediack war einer der aufmerkſamſten und muthigſten dabei denn Muth erfodert es wohl, das unbekannte Spiel des Blaſebalges und das Sprühen der Funken in der Nähe zu betrachten Für ihn ward auch zuerſt eine Harpune geſchmiedet, dann ein zweite für Rarick, und etliche Kleinigkeiten für Andere, bevo die Arbeiten für den Rurick vorgenommen wurden.

Rarick begleitete mich einmal auf einer Wanderung nach meinem Badeplatze und Korallengarten. Daſelbſt angelangt bedeutete ich ihm, daß ich baden wolle, und fing an mich auszuziehen. Bei der Bewunderung, welche die Weiße unſerer Haut unſeren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünſcht ſeyn, eine ſehr natürliche Neugierde zu befriedigen. Als ich aber ins Bad zu ſteigen bereit, mich nach ihm umſah, war er verſchwunden, und ich glaubte mich von ihm verlaſſen. — Ich badete mich, beobachtete, unterſuchte, ſtieg aus dem Waſſer, zog mich wieder an, durchmuſterte meine Trockenanſtalt und wollte eben den Heimweg einſchlagen: da theilte ſich das Gebüſch, und aus dem grünen Laube lächelte mir das gutmüthige Geſicht meines Begleiters entgegen. Er hatte ſich derweil das Haar mit den Blumen der **Scaevola** auf das zierlichſte geſchmückt, und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach ſeiner Wohnung zurück.

Eine gleiche ſchonende Schamhaftigkeit war unter den Radackern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauſcht.

Es war verabredet, daß ich dieſe Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menſchen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war ſchon der Kapitain in ſeinem Boote an das Schiff zurückgekehrt, und es erſchien Allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gaſt anſchloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanusteiges, beſchäftigt. Wir brachten den Abend unter den Cocosbäumen am Strande des innern Meeres zu. Der Mond war im erſten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Weiſe anzuzünden. — Es wurde gegeſſen und geſprochen; das Geſpräch, deſſen Gegenſtand unſere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten ſich, den fremden Gaſt zu unterhalten, indem ſie Lieder vortrugen, die ſie ſelbſt zur höchſten Freude begeiſterten. Soll man den Rhythmus dieſes Vortrages Geſang, die ſchönen, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackiſche Trommel verſtummt war, foderte mich Rarik auf, hinwiederum ein ruſſiſches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde dieſe einfache Bitte nicht verweigern, und ſollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muſter europäiſcher Singekunſt auftreten. Ich fand mich in dieſe Neckerei des Schickſals, ſtand auf und deklamirte getroſt, indem ich Silbenmaß und Reim ſtark klingen ließ, ein deutſches Gedicht, und zwar das Göthiſche Lied: „Laſſet heut im edlen Kreis ꝛc.“ Verzeihe mir unſer verewigter deutſcher Altmeiſter, — das gab der Franzos auf Radack für ruſſiſchen Geſang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichſte nach, und ich freute mich, ſie — obwohl mit entſtellter Ausſprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Reſolut zu leben.“

Ich ſchlief zu Nacht an der Seite Raricks im Hängeboden ſeines großen Hauſes; Männer und Weiber lagen oben und unten, und öfters wechſelte Geſpräch mit dem Schlafe ab. Ich fuhr am Morgen an das Schiff zurück, um ſogleich wieder an das Land zurück zu kehren.

Ich habe einen meiner Tage auf Radack beſchrieben; ſie floſſen ſanft mit geringer Abwechſelung dahin, es möge an dem gegebenen Bilde genügen. Der Zartſinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit dieſes Volkes drückte ſich in jedem geringfügigſten Zuge aus, von denen die wenigſten

Fr. von Raumer.

Der Sturm auf Jeruſalem im Jahr 1099.

(1823.)

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung, [nach dem Oelberge] begannen die Chriſten nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, ſondern auch durch die ſtärkſte Beſatzung und das tüchtigſte Kriegszeug, beſſer als an allen anderen Seiten gedeckt ſey; deshalb veränderten ſie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beſchloſſenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen ſie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und ſetzten dann alles mit großer Anſtrengung wiederum zuſammen. Ein viereckiger, aus Thal Joſaphat ſehender Stadtthurm, befand ſich nunmehr zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erſtaunt ſahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verſchwunden war, und wähnten er ſey davon gezogen: bald nachher entdeckten ſie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouſe mit großem Koſtenaufwande eine Vertiefung ausfüllen laſſen, welche ſich zwiſchen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, ſo daß dieſer nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleichen Mauern, doch, vierſeitig und oben mit einer doppelten Bedeckung von ſtarken Brettern verſehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablöſen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlaſſen; die innere, mit Häuten überzogene, ſchützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeſchoſſe und Feuer.

Jetzt begann der Sturm. Zuerſt ſchleuderten die Chriſten aus all ihrem Geſchütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenſtänden verloren, welche die Belagerten zum Schutze ausgehängt hatten. Kühner, als könnte perſönlicher Muth allein entſcheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken ſchmetterten ſie zu Boden, brennende Pfeile ſetzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Waſſer, durch Anſtrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht beſiegen, ſondern kaum hemmen. So verging der erſte Tag ohne Entſcheidung, und nur ein Umſtand erhöhte den Muth der Chriſten: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenſeitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen aber war es gegeben, ſich nach ſolcher Anſtrengung und in der nahen Ausſicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu ſtärken.

Auch erneute ſich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Chriſten waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuſcht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schickſal im Falle der Eroberung Jeruſalems. Deshalb beſchlugen die letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eiſernen Haken, befeſtigten zwiſchen dieſen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, goſſen Pech, Oel und Wachs darüber hin, ſteckten Alles an mehren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anſtrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Chriſten hinwegziehen; es mißlang jedoch, weil die Belagerten eine ſtarke Kette um deſſen Mitte geſchlungen hatten und ihn feſt hielten. Da hoffte man wenigſtens die Flammen zu löſchen, welche gewaltig um ſich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerſtören drohten; aber kein Waſſer minderte die Gluth, und erſt durch den, glücklicherweiſe für ſolche Fälle herbeigeſchafften Eſſig, wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht ſchon ſieben Stunden ohne Erfolg, und viele Chriſten wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Raſtung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe ſeine Mannſchaft beiſammen und die Belagerten freuten ſich ſchon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „ſeht ihr das himmliſche Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beiſtand?" Und Alle drangen raſtlos wieder vorwärts; ſelbſt Kranke, ſelbſt Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demſelben Augenblicke warf das Geſchütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil andere Mittel fruchtlos blieben, ſo wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beſchwörerinnen, nebſt dreien Mädchen, welche ſie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten ſonſt zum Schutze aufgehängt hatten, ward in Brand geſteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und faſt erſtickt wichen alle Vertheidiger. In höchſter Eil ließen die Pilger nunmehr jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die

Mauer nieder und ſtützten ſie mit Balken; zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerſt die Mauern; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Euſtathius ſein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man ſprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ ſtürzten die Chriſten unaufhaltſam in die Straßen.

Unterdeſſen war der Graf von Toulouſe, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerſte bedrängt und ſein Thurm ſo beſchädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu beſteigen wagte. In dieſem Augenblicke der höchſten Gefahr, erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und ſchnell verſprachen ſie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Löſung und ſicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber ſpäter wegen dieſer löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit ſolcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß ſechszehn von ihnen im Zionsthore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erſtaunt das „Herr, erbarme dich unſer!“ ſingen, fand hier die jeruſalemiſchen Chriſten verſammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber ſchon retteten ſich viele fliehend von den Straßen in die Häuſer, vor Allem an zehntauſend in den Tempel und deſſen von Mauern eingeſchloſſenen Bezirk. Auch dahin drangen die Chriſten. „Alle ſind Frevler und Heiligthumsſchänder, kein Einziger werde verſchont!“ ſo riefen das Volk, die Fürſten und die Geiſtlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß, bis der Dunſt der Leichname ſelbſt die Sieger betäubte und fortrieb. Doch bemächtigten ſie ſich vorher mit gieriger Haſt der großen Tempelſchätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltſamen Gewerben die Geſchicklichkeit de Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, verſagt wäre

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin ſi die Juden gerettet hatten; ſie wurden verbrannt. Aufgehäu lagen jetzt die Leichen ſelbſt in den abgelegenſten Straßen ſchrecklich war das Geſchrei der Verwundeten, furchtbar de Anblick der einzelnen, zerſtreut umhergeworfenen menſchliche Glieder; dennoch kehrte höhere Beſinnung noch immer nicht zu rück! Es war ſchon früher, zur Mehrung der Grauſamkeit un des Eigennutzes, der Grundſatz angenommen und vor der Er oberung Jeruſalems nochmals ausdrücklich beſtätigt worden: da Jeder eigenthümlich behalten ſollte, was er in Beſitz nähme Deshalb theilten ſich die Kreuzfahrer nach Auseinanderſprengung der größeren Maſſen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raub horden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greiſe und Weiber Hausgeſinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, ſonder mit wilder Grauſamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang Einige von den Thürmen hinabzuſpringen; man warf Ander zu den Fenſtern hinaus, daß ſie mit gebrochenem Genick au der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüſten de Mütter und ſchleuderte ſie gegen die Wände oder Thürpfoſten daß das Gehirn umherſpritzte; man verbrannte Mehre an lang ſamem Feuer; man ſchnitt Anderen mit wilder Gier den Lei auf, um zu ſehen, ob ſie nicht Gold oder andere Koſtbarkeiten der Rettung wegen, verſchluckt hätten. Von 40,000, oder wi morgenländiſche Geſchichtſchreiber melden, von 70,000 Saracenen blieben nicht ſo viele am Leben, als erforderlich waren, ihr Glaubensgenoſſen zu beerdigen. Arme Chriſten mußten nachhe bei dieſem Geſchäfte Hülfe leiſten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit ſich nicht bei längerer Zögerung an ſteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte ſelbſt in der Aſche noch Koſtbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; d reinigten ſich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt un

Füße, und zogen unter Lobgeſängen zur Leidens- und Auferſtehungskirche. Feierlich wurden ſie hier von den Geiſtlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Löſung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten. Keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einſiedler, weil dieſer ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugeſichert und ſein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten ſich nicht ſatt ſehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Beſſerung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beſchwuren, ſie hätten Geſtalten der, in den früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben ſich wandeln geſehen, ja der Biſchof Ademar von Puy habe einem erſtaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, ſondern alle verſtorbenen Kreuzfahrer wären auferſtanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen." Der Himmel ſey Allen erworben, Gott ſey Allen gnädig für das große Werk: das war die feſte Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jeruſalem erobert am neun und dreißigſten Tage der Umlagerung, am fünfzehnten Julius des Jahres 1099.

Franz Horn.

Gedanken.

(Um 1830.)

1. Erbſünde.

Ihr ſeyd viel zu illuminirt, um an die alten Sagen zu glauben, die Erde ſei einſt von ihrem eigenen Schöpfer verflucht worden, die menſchliche Natur als ſolche trage den Keim des Verderbens in ſich, und von Geſchlecht zu Geſchlecht erbe die Sünde ſich fort. Der Schrift, die allein Troſt bietet, und die ihr ſelbſt doch die heilige nennt, glaubt ihr nicht, auch der Geſchichte der Welt, der Völker, der Familien, ja eurer eigenen Erfahrung nicht! Selbſt wenn ihr leſ't und immer wieder leſen müßt, daß Friedrich der Große noch als Greis die Menſchen eine maudite race nannte, ſo meint ihr, es ſei nicht ſein Ernſt geweſen. War es etwa ſeine Gewohnheit, in ernſten Geſprächen, und zwar mit ſeinen Unterthanen — hier war es Sulzer, zu dem er ſprach — ſich heftiger auszudrücken, als er es meinte? oder zu ſcherzen? oder durch Paradoxieen beſtürzt machen zu wollen?

Meint ihr, der Donner rolle nicht, weil ihr ihn nicht hören wollt? oder die Blitze zucken nicht, weil ihr ſie nicht ſehen mögt? Wie? wenn gerade dieſes Nichtaufmerkenwollen mit zu den Zeichen jenes Fluchs gehörte?

2. Wiederſehen.

Es iſt ſehr menſchlich, daß liebende Menſchen nach dem Tode einander wieder zu ſehen wünſchen und hoffen. Schade nur, daß ſie dabei meiſtens ſo einſeitig ſind, und gewöhnlich nur ihre Frauen und Kinder oder gar ihre Couſins und Couſinen verſtehen. An dieſen Letzteren, ſollte man glauben, hätten ſie ſich ſchon bereits im Leben ſatt geſehen, wenigſtens geht es bei ihren Familienzuſammenkünften nicht immer mit der gehörigen lebendigen Liebe zu, ja es geht die Rede, als ſchleiche ſich mitunter offenbare Langweiligkeit ein. Dennoch wollen ſie nach funfzig bis ſechzig Jahren die kleine Couſine und den breiten Couſin in verklärter Geſtalt und im anmuthigſten Lichtgewand wiederſehen. Auch das iſt menſchlich, und wenn irgend ein Streiflicht des Komiſchen auch hier ſich hineinſtehlen kann, ſo fällt es doch nur auf Nebenumſtände und trifft den Kern der Sache nicht.

Wahrhaft beruhigen in dieſer Angelegenheit kann uns jedoch nur eine tiefere Anſicht von der Liebe und die Erkenntniß, daß dieſe Liebe allein als Leben gelten kann. Wer ſich bewußt iſt, nur durch die Liebe und in der Liebe leben zu können, wird auch dieſer Liebe genug vertrauen, daß ſie ewige Dauer habe und geben müſſe. Unſer ganzer Glaube an die Unſterblichkeit ruht lediglich auf ihr, und das Maß der Sicherheit jenes Glaubens iſt völlig gleich dem Maß unſrer Liebe. Wer ſein Leben aus einer anderen Quelle ſchöpft, möchte wohl überhaupt nicht recht leben, und er hat ſehr recht, wenn er über die Fortdauer ſeines ganzen Lebens zuweilen in einige Unruhe verfällt, wobei ihm jedoch am Wiederſehen der ohnehin nicht ſonderlich geliebten Perſonen wenig gelegen ſein kann. Manche machen ſich jedoch ſelbſt aus den Zweifeln nicht viel, und kommen dieſe ja einmal in etwas ſtärkerer Sprache an den Tag, ſo ſetzen ſie ſich zu Tiſch, denn ſpeiſend, und zwar gut ſpeiſend, vergeſſen wir leicht alle Scrupel.

3. Vernunft und Glauben.

Je verſtändiger der Verſtand eines Menſchen wird, je mehr erkennt er ſeine Beſchränktheit, und je vernünftiger die prak-

Mangelhaftigkeit ſeines Willens und ſeines Handelns. Wir bedürfen deßhalb des Glaubens an die göttlichen Dinge, wie ſie uns Chriſtus zur reinſten Anſchauung gebracht hat; Er, der ſeine eigene Göttlichkeit Jedem, der überhaupt noch wiſſen und glauben kann, unwiderſprechlich gezeigt hat. Können wir aber glauben und recht fromm ſein ohne Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft? Die bloße Frage iſt ſchon eine Art von Sünde. — Allerdings ſind ſie (Verſtand und Vernunft) in ihrer jetzigen zeitlichen Begrenzung nicht vermögend, Gott zu erfaſſen, aber ſie ſind und bleiben doch ewig das unſchätzbarſte Geſchenk Gottes. Wer dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er ſich des Verſtandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz *entäußerte*, der würde eben ſo *raſend* handeln, als wenn Jemand ſagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht *Alles ſehen* kann, ſo will ich ſie mir ...... ausſtechen!" — Solche Raſende aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigne Anſicht iſt die allereinfachſte und lautet alſo: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigſten Glauben an Gott und den Erlöſer und deſſen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft.

Syſtem iſt lebendig organiſcher, ſich ewig und nach allen Seiten neu erzeugender Zuſammenhang, und wer nicht im Stande iſt, Platon und Spinoza, Leibnitz und Kant, Fichte und Jacobi zu verſtehen, ſollte nie von einem Syſtem reden. Was man ſonſt Syſtem nennt, iſt nichts Anderes, als ein Haufen neben einander geſtellter bleierner und bemalter Soldaten, die ſelbſt ein Kind mit dem kleinen Finger umſtoßen kann. Und ſo bin ich denn wie von einer mathematiſchen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchſtens als ein todter Leichnam betrachtet werden wird.

4. Letzte Station.

Stellt euch, wie ihr wollt, ihr neuen Theologen, bei eurer Gelindigkeit, Zartheit müßt ihr doch am Ende, wenn ihr folgerecht ſein wollt, auf den Spinozismus zurückkommen und jede Scheidewand zwiſchen Gut und Böſe fallen laſſen, wobei es euch aber gewiß nicht an den herkömmlichen Halbtröſtungen und der ſtolzen Hinweiſung auf das in ewiger Nothwendigkeit fortſchreitende Ganze fehlen wird. Schade nur, daß der Menſch, dieſer arme Robinſon — oft ohne Lama's und ohne Freitag — dabei eine Art von Tantalus- oder Danaidengeſicht zu machen pflegt, und ihr — in ſtillen Stunden doch wohl auch.

Aber der edle Spinoza war auch kein Chriſt, und hat ſich nie dafür ausgegeben; ihr nennt euch ſo, und das ändert die Sache zu eurem Nachtheil. Sündigen, Natur und Erlöſung, Himmel und Hölle, Kommt her, ihr Geſegneten, und hinweg, ihr Verfluchten — wer nicht an dieſe Grundlage des geſammten Chriſtenthums glaubt, der nenne ſich, wie er will, nur nicht nach Chriſtus.

Hoffſt Du denn mit dergleichen einfachen Fragmenten viel auszurichten? Viel?

5. Neueſte Philoſophie.

Die Philoſophie des Tages, wie ſie ſich wenigſtens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wohl am beſten und traurigſten als eine völlig ſehnſuchtsloſe bezeichnet werden, ja ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnſucht, wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zuſtand, herabſehen, da ſie von der ächten Sehnſucht ſchlechthin keine Ahnung erſchwingen können. Chriſtoph Wagner muß ſich freilich von ſeinem Herrn nachſagen laſſen, daß er froh iſt, wenn er Regenwürmer findet; ſo ſieht es mit ihnen nicht; denn eher könnte man ſagen, ſie haben einen einzigen ungeheuer langen und ſich nach allen Seiten beliebig ſchlängelnden Regenwurm, der ſich als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkündiget.

Oken.

Kunſt.

In naturphiloſophiſchen Grundlinien.

(1809.)

Die Kunſt iſt die Darſtellung der Sinne in der Natur.

Der Sinn iſt aber der letzte Wille der Natur.

Die Kunſt iſt mithin die Darſtellung des *Willens der Natur*.

Schön iſt, was den Willen der Natur darſtellt.

Unſchön iſt, was die Natur durch Kunſt darſtellt.

Schön iſt, was den Willen Gottes in der Natur darſtellt.

Die Kunſt iſt ein göttliches Geſchäft. Schön iſt, was Gott in einem Naturſtück darſtellt.

Es gibt auch eine Naturſchönheit — bewußtloſe Geſtaltung des Willens Gottes.

Die höchſte Naturſchönheit iſt das gottgleiche Weſen, der Menſch.

Der Menſch drückt das letzte Ziel des Willens der Natur aus.

Das Ziel der Natur iſt, im Menſchen wieder in ſich zurückzukehren. Das Menſchengeſicht wiederholt am vollkommenſten den Rumpf, und kehrt wieder ganz und gar in den Rumpf zurück. Dasjenige Menſchengeſicht iſt ſchön, in dem die Wirbelſäule wieder parallel mit der Rumpfwirbelſäule zurückläuft. Die Geſichtswirbelſäule iſt die Naſe.

Das Geſicht iſt *ſchön*, deſſen Naſe parallel geht dem Rückgrath.

Kein Menſchengeſicht iſt ſo gewachſen, ſondern eines jeden Naſe macht mit dem Rückgrath einen ſpitzigen Winkel. Der Geſichtswinkel iſt bekanntlich 80°.

Was noch kein Menſch bemerkt hat, und was auch ohne unſere Anſicht der Schädelbedeutung nicht zu bemerken iſt, haben die alten Künſtler durch Eingebung gefühlt. Sie haben den Geſichtswinkel nicht nur zu einem rechten gemacht, ſondern ſind noch darüber hinausgeſchritten, die Römer auf 96°, die Griechen gar bis 100°.

Woher kommt es, daß dieſes unnatürliche Geſicht der griechiſchen Kunſtwerke noch ſchöner als das der römiſchen iſt, da doch dieſes der Natur näher kommt? Der Grund liegt darin, weil das griechiſche Kunſtgeſicht den Willen der Natur noch mehr darſtellt, als das römiſche; denn in jenem ſtellt ſich die Naſe ganz ſenkrecht, dem Rückenmark parallel, und kehrt ſo ganz dahin zurück, wo ſie hergekommen iſt.

Wer die Natur nachmalt, iſt mithin ein Pfuſcher, er iſt ideenlos, und ahmt nicht beſſer nach als ein Vogel den Geſang, oder der Affe die Gebärden, Mienen.

Im Menſchen ſind alle Schönheiten der Natur vereinigt.

Die Natur kann auch noch ſchön ſein, inſofern ſie einzelne Ideen des Menſchen darſtellt.

Es gibt nur zwei Kunſtſinne, das Aug' und das Ohr, auch nur zwei Kunſtgebiete, das plaſtiſche und das tönende, oder das der Form und der Bewegung.

Das Formengebiet ſtellt das materiale Univerſum in ſeinen Ideen, ſeinem Willen, alſo ſeiner Freiheit dar.

Die Darſtellung des weltkörperlichen Univerſum in den Ideen iſt die Baukunſt.

Die Darſtellung des Himmels im Plaſtiſchen iſt der Tempelbau.

Der Tempel iſt der Kunſthimmel.

Die Darſtellung des Planeten im Plaſtiſchen iſt das Haus.

Das Haus iſt der Kunſtplanet.

Die Baukunſt iſt die kosmiſche Kunſt.

Die Darſtellung des Individualen iſt die **Bildhauerkunſt**.

Die Bildhauerkunſt ſtellt das Irdiſche, in ihrem Höchſten nur Menſchen dar. Sie iſt die **Heldenkunſt**.

Dieſe Kunſt, in der Materie geoffenbart, im Licht wiederholt iſt die **Malerei**.

Die Malerei ſtellt das Himmliſche dar, und auch in ihrem Niederſten ein Geiſtiges.

Die Malerei iſt die Kunſt der Religion, die **Heiligenkunſt**.

Die Bildnerei iſt die Kunſt der Heiden, deren Götter Menſchen ſind; die Malerei iſt die Kunſt der Chriſten, deren Menſchen Götter, Heilige ſind.

Gott kann gemalt, aber nicht gebildet werden.

Die bewegige Kunſt ſtellt die materiale Bewegung und die geiſtige dar.

Die Darſtellung der kosmiſchen Bewegung iſt der **Tanz**.

Die Darſtellung, gleichſam die Bildnerei der Bewegung der Individuen, iſt die **Mimik**.

Die geiſtige Darſtellung des Tanzes iſt **Muſik**.

Die geiſtige Darſtellung der Mimik iſt **Dichtkunſt**.

Theremin.

Die geiſtliche Beredſamkeit.

(1833.)

Bruchſtück eines Geſprächs.

Mann. Gewiß haben Sie auch ſelbſt oft gepredigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie ſo?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die ſchwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegſetzen. Empfindlicher iſt es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald ſie meines Angeſichtes anſichtig werden, ſtehen ſie größtentheils auf und ſchleichen ſich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geſchehen dürfte; und das Amen ſpreche ich oft allein vor dem Küſter.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es ſich: Wer Chriſtum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der ſteht auf einer ſehr hohen Stufe im Reiche Gottes; während Derjenige, um den viele Tauſend zuſammenſtrömen, wenn ſich dabei, wie es wohl geſchieht, etwas Menſchliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger ſteht.

Jüngling. Das iſt wohl Myſtizismus?

Mann. Könnte wohl ſeyn.

Jüngling. S'iſt nichts für mich; es tröſtet mich nicht.

Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege ſeyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beſchloß ich, mich an Sie zu wenden. Sie ſind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er ſelbſt geſteht, mit der Zeit nicht fortgeſchritten iſt. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte, daß Sie mir aus derſelben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Beſten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da beſſer. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde ſehn.

Mann. Drei Fragen ſind's, die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie ſich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch ſeine glücklichen Anlagen, durch ſeinen anhaltenden Fleiß, durch ſeine tadelloſe Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt

Mann. So? Wiſſen Sie denn aber gar nicht, daß Si ein Sünder ſind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenſchänder, de Ihnen das von mir geſagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wiſſen

Mann. Ehrenſchänder? Großer Gott! Schrift und Ge wiſſen ſagen ja einem Jeden daſſelbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menſchen nicht

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geiſtes erzogen iſt. Das Herz iſt Ihnen alſo nicht vor Schmer über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein, es iſt geſund, ganz, und ohne Riß

Mann. Das thut mir leid; denn ſo lange es in dieſem Zuſtande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Mein zweite Frage iſt: Leſen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie ſollte ich nicht? Kritik und Exegeſe des alten und neuen Teſtamentes iſt mein Lieblingsſtudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott ſegne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere, die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Chriſt zu leſen.

Jüngling. Und wie lieſt ſie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben ſeines geliebten entfernten Vaters lieſet. Bei einem jeden Worte denkt er: das iſt dir geſagt, das mußt du beherzigen. Die Worte ſehen und ſtrahlen ihn an; ſie erſcheinen ihm wie Perlen und köſtliche Edelſteine. Täglich vermehrt ſich der Schatz derjenigen, die er in ſein Herz, und dadurch auch in ſein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden ſie in ſeinem Innern lebendig, und verknüpfen ſich darin auf mannigfaltige Weiſe. Ein jedes, da es ſich nicht auf einen einzelnen Kreis, ſondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenſtänden bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an ſich armen menſchlichen Geiſt mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt und auch, wenn das Reden Beruf iſt, der Rede den Inhalt gibt, den jeder chriſtliche Zuhörer verlangt. Haben Sie ſo die Bibel geleſen?

Jüngling. Mit nichten; auch verbieten es mir die Grundſätze einer geſunden grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation.

Mann. Das fragte ſich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf dieſe Art leſen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir ſelbſt.

Mann. Wie? zu Ihnen ſelbſt?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geiſtes und des Willens ſammeln zum reinen Denken und zum ſittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich ſelbſt; und aus mir ſelbſt entwickelt ſich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote ſteht.

Mann. Armer junger Mann! Alſo, zu Ihrem himmliſchen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; ſo recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu ſeinem Vater, und ein Freund zu ſeinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer alle Ihre Noth, geiſtige und irdiſche, große und kleine, zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das iſt Ihnen unbekannt? Glauben Sie mir, ſo lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geiſtliche Beredſamkeit Ihnen das Beſte, das ich ſelber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das geſtehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders iſt, als das Ausſtrömen des innern, geiſtigen Lebens, welches vom Geiſte Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet und Leſen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden iſt, da kann die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders ſeyn, als ein Gaukelſpiel, als ein Verſuch, die Zuhörer, die im Dunkel ſitzen und vor Froſt zittern, glauben zu machen, daß ſie erleuchtet und erwärmt würden. Eine ſolche Täuſchung, wenn es auch gelänge, ſie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das ſagt doch am Ende einem Jeden ſein Gefühl, ob er ſieht oder nicht, ob ihm warm iſt oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme ſtrömt: ſo wird auch das geiſtige Leben, wo es vorhanden iſt, von ſelbſt in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch ſeine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verſchiedenſten Formen ſich mittheilt, und daß keine derſelben ihm etwas Weſentliches geben oder nehmen kann. Wendet es ſich an den Verſtand, um die Einſicht zu befeſtigen, ſo wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es ſich an das Herz, um Gefühle zu erwecken, ſo wird auch in dieſen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geiſt den erhabenſten Schwung, ſo wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erſcheinen, als es durch ſich ſelber iſt; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachſten, ſchmuckloſeſten Gewande erſcheint. Iſt das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, ſo wird auch die höchſte Kunſt, wenn ſie nur dem Evangelium dienſtbar iſt, und ſich ihm unterwirft, niemals ſeiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Perſönlichkeit ſich entfalten können, ſobald ſich nur dieſe durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang ſeyn oder kurz, ſie mag Niedergeſchriebenes dem Gedächtniß einprägen oder allein die Gedanken ohne die Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; ſondern darauf, daß ein Jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes ſeyn will, dieſem heiligen Berufe ſeine Zeit, ſo viel er deren hat, und ſeine beſten Kräfte widme; der, welcher viel hat, wird nicht beſſer auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieſer es nur eben ſo treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern chriſtlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um ſich verſammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt ſchließen zu wollen. Deshalb iſt keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Verſammlung redet; er iſt es durch den Glauben, aus welchem er redet, ſollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben iſt, da iſt auch Segen; und an dieſer Gewißheit möge ſich jeder genügen laſſen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens ſtände, das Wenige, das mir beſchieden, ſchon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit ſolchen Gedanken tröſten. Aber ich ſtehe im Anfang einer Laufbahn, die ſich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth ſoll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demſelben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck ſprechen Sie es aus, was jetzt ſo manc Jünglinge, und gewiß nicht die ſchlechteſten, ein jeder in Rückſic auf ſeine Beſtimmung, fühlen; was der von Kindheit an a Triebfeder zu allen Anſtrengungen benutzte und dadurch furchtb entwickelte Ehrgeiz ihnen eingiebt. Aber Entſetzen ergreift mic wenn ich bedenke, Wer zuerſt ſo gefühlt hat.

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch ſeyn! Wen er die Lügen redet, ſo redet er von ſeinem eigene

Jüngling. Sie meinen alſo den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das ſollten doch die ehrgeizigen Menſchen a wenigſten behaupten! Die ſollten doch ihren Generaliſſimus un Feldmarſchall kennen; ihn, deſſen Loſungswort iſt: Falle nieder Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen, die ſei Wort verkündigen, Keiner mit ſeinem Feinde ein geheimes Ve ſtändniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlaſſen ſich da wirklich einem gan ungerechten Zorn. Laſſen Sie uns, ehe wir ſcheiden, doch di Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich verſetze mich dabei ſ viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich ſoll erbauen, nich wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ic gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich be haupte, daß es ganz und gar nicht nöthig iſt, den Zuhörer zu gefallen; ja daß es zuweilen gut ſeyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menſchen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menſchen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt iſt di beſte, die Gott am beſten gefällt.

K. v. Raumer.

I. Ueber die Ausbildung der Sinne.

(Um 1819.)

Wäre das Auge nur ein leiblicher Spiegel der ſichtbaren Welt, ſo würde es das Verſchiedenartigſte gleich gut oder gleich ſchlecht abſpiegeln, je nachdem es leiblich geſund und ſtark oder leiblich krank ſchwach und wäre. Es iſt aber geiſtiges Empfängnißorgan, Organ, nicht bloß einer leiblichen, ſondern geiſtigen Vereinigung mit den Dingen. — Ein wohlbegründeter Sprachgebrauch unterſcheidet daher: ſcharfe Augen haben und ein Auge für beſtimmte Dinge haben, z. B. für Pflanzen, Thiere u. ſ. w. Jenes bezeichnet leibliche Geſundheit und Stärke, dieſes weiſet auf eine urſprüngliche geiſtige Verwandtſchaft des Auges mit beſtimmten Dingen, ausgebildet durch vertrauten Umgang

Das Aehnliche gilt mehr oder minder von den übrigen Sinnen. — Die Kunſt der Sinnenausbildung hat es nur dem kleinſten Theile nach mit dem, was die Sinne leiblich ſtärkt, zu thun — z. B. mit den ärztlichen Regeln zur Erhaltung und Stärkung der Augen. — Sie geht vielmehr auf Ausbildung jeder geiſtigen Art der Empfänglichkeit jedes Sinnes. Darum beginnt ſie nicht mit willkührlich einſeitiger Ausbildung nur Eines Sinnes, wodurch die geiſtige Reizbarkeit der anderen Sinne abſtirbt; noch weniger richtet ſie einen Sinn gewaltſam auf eine einzelne Art der Dinge, z. B. das Auge nur auf Pflanzen oder nur auf Thiere. Dadurch wird die geiſtige Bewegbarkeit des Sinnes nach anderartigen Dingen gelähmt. — Hat der Erzieher aber, wie es die allgemeine mikrokosmiſche Anlage jedes wohlgeſchaffenen Kindes verlangt, mit möglichſt allſeitiger Ausbildung aller Sinne begonnen, und bemerkt dann eine hervortretende ſtärkere Geiſtigkeit Eines Sinnes oder eine vorzügliche Verwandtſchaft Eines Sinnes zu Einem beſtimmten Kreiſe der ſinnlichen Welt, z. B. des Auges zu den Steinen ꝛc., dann erſt mag er den Einen Sinn, die Eine Art der Empfänglichkeit als ein eigenthümliches Talent vorzugsweiſe ausbilden. —

Iſt nun der innere Sinn, bei empfänglichen äußeren Sinnen mit einem Reichthum von Anſchauungen aller Art geſchwängert, ſo reift das Empfangene allmählig und ſehnt ſich an das Tageslicht. So ſpricht das kleine Kind Worte, die ihm die Mutter oft vorgeſprochen, ſingt ſpäter Weiſen, die es oft gehört, verſucht zu zeichnen, was es oft geſehen.

Jedem empfangenden Organ hat die Natur ein gebührendes Darſtellendes zugeſellt, oder ſelbſt mehrere, damit der Menſch nicht einſam im Reichthum ſeines Innern verginge, ſondern zur Mittheilung ſich äußerte. — Er kann den Bekannten, deſſen Bild vor ſeiner Seele ſteht, auf mannigfaltige Weiſe abbilden, er kann ihn beſchreiben, nach Schauſpieler-Art darſtellen u. ſ. w.

Die Ausbildung der Empfänglichkeit muß natürlich der Ausbildung der Darſtellungsgabe vorangehen — Hören dem Sprechen und Singen, Sehen dem Malen ꝛc. Es herrſcht, wie bekannt, eine Sympathie der Empfängnißorgane mit den entſprechenden Darſtellungsorganen — des Gehörs mit den Sprachorganen, des Geſichts mit der Hand ꝛc. Die Uebung der Empfängnißorgane ſcheint ein geheimes ſtilles Wachsthum der Darſtellungsorgane zu bewirken, wenn dieſe auch nicht unmittelbar geübt werden. —

Bei manchen Handwerkern muß der Lehrjunge ein Jahr lang zuſehen, ohne ſelbſt Hand anzulegen. Iſt das Auge hierdurch verſtändigt, ſo folgt ihm die Hand ſympathetiſch. Mögte das Beiſpiel bei aller Sinnenausbildung beherzigt werden!

Der Lehrer, welcher Empfangen und Darſtellen zugleich ausbilden will, vom Schüler den Ausdruck unmittelbar nach empfangenem Eindruck verlangt, der verkennt die Natur, welche ſtille, ungeſtörte ſinnliche Empfängniß und in der Regel langſame Entwicklung der Darſtellungsfähigkeit fordert.

Steffens ſagt von mehreren nordamerikaniſchen Völkern: ihre Sinnenbildung bilde für diejenigen, die dieſe mit den körperlichen Uebungen verbinden wollen, ein nie zu erreichendes Muſter. — Freilich übertreffen ſie, nach den Erzählungen der Reiſebeſchreiber, die Europäer an *Schärfe* des Geſichts, Gehörs und Geruchs. Sind ſie darum Muſter der Sinnenausbildung? Statt des Ideals menſchlicher Sinnenausbildung iſt das Ideal der thieriſchen ins Auge gefaßt, *leibliche* Sinnenſtärke mit *geiſtiger* verwechſelt. Wie verſchieden dieſe beiden ſind, ergiebt ſich ſchon aus den vorigen Betrachtungen; Beiſpiele mögen dies noch mehr ins Licht ſetzen.

Wer kennt nicht Menſchen, welche das ſchärfſte meilenweit tragende, den leiſeſten Ton vernehmende Gehör haben, und denen doch aller Sinn für reine und ſchöne Muſik fehlt. Klavierſtimmer gibt es, die aufs reinſte ſtimmen, Muſikmeiſter, die jeden Fehler eines einzelnen Inſtruments im vollen Orcheſter heraushören, und denen bei dem feinſten Ohr doch das geiſtig zarte Gehör ſo mangelt, daß ſie die gemeinſte Muſik lieben.

Dagegen werden Andere, welche kein Inſtrument rein zu ſtimmen, noch weniger ein Orcheſter zu leiten vermögen, durch vortreffliche Muſik begeiſtert, und zeigen entſchiedenen Widerwillen gegen ſchlechte. — Es ſteht jenen ſcharfen und feinen Hörern Beethoven gegenüber, welcher faſt taub iſt; und ihnen völlig entgegengeſetzt erſcheint ein anderer großer Tonkünſtler, der verſicherte: das Leſen der Partituren gewähre ihm einen größern Genuß, als die Aufführung der Muſik, welche doch ſeinem inneren Ideale nicht ganz entſpräche. Er wäre alſo bei voller Taubheit des geiſtigen muſikaliſchen Genuſſes fähig geweſen.

Mit dem Auge iſt es eben ſo. Unter meinen mineralogiſchen

Schülern fanden ſich einige, die ſehr geſunde leibliche Au hatten, mit denen ſie auch das Kleinſte ſahen, und doch wa ſie nicht im Stande, die Geſtalten zu faſſen, Gleichartiges Ungleichartigem zu ſcheiden, kurz, ſie hatten Augen und ſa nicht. Dagegen waren andere, die bei ſchwachen Augen geblendet waren, wenn ſie kleine Kryſtalle ſehen ſollten, größeren dagegen in aller Schönheit auffaßten, die Farbenüb gänge aufs zarteſte verfolgten. — So kenne ich einen hö kurzſichtigen jungen Menſchen, der dennoch die größte Auffaſſun gabe für Gemälde hat. — Wie gewöhnlich ſind dagegen hö Scharfſehende, welche ungerührt die herrlichſten Bilder, B ſäulen und Kirchen anglotzen. —

Und ſo ließe ſich gewiß der große Unterſchied zwiſchen le licher und geiſtiger Sinnenſtärke durch viele andere Beiſp nachweiſen.

Wahrlich jene thieriſch ſcharfen Augen und Ohren Wilden ſind nicht unſere Muſter. Die heiligen verklärten Au Raphaels, Eyks, Erwins von Steinbach, die gottgeweihten Oh Händels und Leos, das ſind die höchſten Thatſachen menſchli Sinnenausbildung, das ſind die menſchlich göttlichen Vorbil

II. Bildung zur Gelehrſamkeit. Bildung zu Ku und Handwerk.

(Um 1822.)

Die Kinder aller Stände erhalten zuerſt ungefähr denſel Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Religi ſpäter trennen ſich die Wege der Bildung, nur der Religio unterricht bleibt allen gemein. Ich will hier zwei Bildungsgän verfolgen, den der Gelehrten und den der Künſtler und Ha werker. Wer ſich zum Handwerk oder zur Kunſt beſtim beſucht allenfalls noch die untern Klaſſen einer gelehrten Sch lernt höchſtens die Anfänge des Latein, und tritt dann als Le junge aus der Schule in die Werkſtatt über; wer ſich dagegen dem Studiren widmet, macht ſeine Lehrjahre auf gelehrten Schulen und Univerſitäten. — Von dem Augenblick an, da jene beiden Bildungswege ſich trennen, gehn ſie immer weiter und weiter aus einander; der eine erzielt ein Können, eine Kunſt, der andere ein Kennen, eine Kunde oder Wiſſenſchaft.

Der Lehrling der Kunſt und des Handwerks kommt zum Meiſter, nicht um als müßiger Zuhörer und Zuſchauer ihm abzuhorchen und abzuſehen wie er's macht, und allenfalls über die Arbeiten mitſprechen, eine Beſchreibung derſelben geben zu lernen. Er muß vielmehr ſelbſt Hand anlegen, durch vieles Ueben eine Geſchicklichkeit im Verfertigen beſtimmter Dinge zu erwerben ſuchen. Als Meiſterſtück wird von ihm gewöhnlich ein von ihm verfertigtes Ding, ein Schrank, ein Hufeiſen, eine Uhr ꝛc. gefordert. Ihm gilt Geſchicklichkeit, Können alles, denn hierauf gründet ſich ſein künftiges bürgerliches Glück.

Wie verſchieden iſt hiervon der Weg zur gelehrten Bildung! Der Lehrling der Wiſſenſchaft lebt nicht wie der Lehrling der Kunſt und des Handwerks, in reger äußerer Thätigkeit, im Ueben von Sinnen und Gliedern, von Auge und Hand, ſondern meiſt ſtill ſitzend erhält er faſt allen Unterricht durch das Wort: Zuhören und Bücherleſen ſind ſeine Hauptbeſchäftigungen auf der Schule und auf der Univerſität. Durch das Wort ſoll er eine Welt kennen lernen; Sprachen ſind Schlüſſel dieſer Welt, darum ſteht ihm das Erlernen derſelben oben an. Mündliche Vorträge und Bücher ſollen ihn aus der Gegenwart unter Völker entfernter Gegenden und vergangener Zeiten verſetzen, das bezielt der Unterricht in Geographie und Geſchichte; durch mündliche Vorträge lernt er reine Mathematik kennen, gewöhnlich aber nicht üben. Als Meiſterſtück erſcheinen Doktor-Diſſertation und Diſputation, ſie ſollen vornämlich bezeugen, daß der Lehrling des Wortes Meiſter geworden.

Bei ſo verſchiedenen Bildungsweiſen muß natürlich der ausgebildete Studirte vom ausgebildeten Künſtler und Handwerker ganz verſchieden ſeyn, beide können ſich nur ſchwer verſtändige Betrachten wir die Aeußerſten, wohin dieſe Bildungsweiſ führen, daß ich mich ſo ausdrücke, den Stockgelehrten und d Stockhandwerker.

Ein ſolcher Gelehrter lebt ganz in Gedanken, weiß vi kann nichts. Seine Bildung hat ihn von der gegenwärtig Welt getrennt, ſeine Studirſtube und Bibliothek ſind ſeine We So entfremdet er ſich allen bürgerlichen Angelegenheiten, und wi völlig ungeſchickt zur Behandlung derſelben. Mit der Gegenw unbekannt, verſetzt er ſich dafür durch den Zauberſtab ſein Bücher in ferne Gegenden und Zeiten, und weiß von Athen u Rom mehr zu erzählen, als von ſeiner Vaterſtadt. Er ken den joniſchen, attiſchen und doriſchen Dialekt, aber nicht pla deutſch und oberdeutſch; er weiß genau den Weg, welch Xenophon mit ſeiner Schaar nahm, aber nicht den Weg zu nächſten Dorfe. Iſt er Mathematiker, ſo berechnet er alle Forme der Mechanik, kann aber nicht die Einrichtung einer Handmüh angeben, geſchweige denn eine bauen. — Ich wiederhole, i ſchildere einen Stockgelehrten, und um nicht einſeitig und u gerecht zu ſcheinen, will ich verſuchen, den Stockhandwerker u Künſtler zu zeichnen. — Dieſer lebt ganz der Gegenwart. ſtetem Handthieren und Schaffen wirklicher Gegenſtände begriffe zu dieſer Thätigkeit ſelbſt genöthigt um zu leben, blickt er n auf ſeine nächſten Angelegenheiten, ſeine Werkſtatt, ſein Han ſeinen Wohnort; drüber hinaus erweitert er ſeinen Blick nich etwa durch Leſen von Büchern. Er frägt nicht darnach, w ſeine Kunſt von Andern geübt werde, ob man Fortſchritte derſelben gemacht, ſondern er treibt dieſelbe ganz ſo, wie er ſ erlernt hat, ohne Trieb ſich zu vervollkommnen, oder das w er thut in Worte zu faſſen, um es Andern mitzutheilen. A Meiſter unterrichtet er Jungen und Geſellen mehr durch die Tha mehr durch Vorthun als durch Vorreden.

Es ſcheint, als würden Gelehrte, Handwerker und Künſtl der Art, wie ich ſie eben ſchilderte, immer ſeltner. — Von jeh trat das Leben der Beſchränktheit gelehrter Bildung ſtörend in den Weg. Der Arzt, der Richter und Sachwalter, der Prediger werden durch ihre Aemter mehr oder minder gezwungen, den Schulſtaub abzuſchütteln, die Augen für die Gegenwart zu öffnen, ſich in Verhältniſſe zu ſchicken, entſchloſſen zu leben und zu handeln.

Nur der Stand, welcher vorzugsweiſe der gelehrte heißt, und gewöhnlich auch Lehrſtand iſt, der als ſolcher zur treffendſten Wirkſamkeit des klarſten Blickes, Sicherheit, Raſchheit, Entſchloſſenheit in That und Rede, und geiſtesgegenwärtiger Behandelnsfähigkeit ſeiner Schüler bedürfte, nur der Stand blieb großentheils unbeholfen, unentſchloſſen und dämmernd. Doch in den letzten Jahrhunderten trat auch der Gelehrte dem Leben näher, und anderſeits ſind Künſtler und Handwerker aus der eng beſchränkten rein inſtinktartigen Thätigkeit zu einem freieren Umblick und größerer Beſonnenheit erwacht. So näherten ſich Gelehrte und Nichtgelehrte einander.

Schefer.

Botany-Bay.

(1827.)

1. Die Einfahrt.

Wohin ſollt' ich die Blicke wenden, was zuerſt begrüß
nachher bewundern, worauf verweilen? Ich ſahe nichts vor lan
Entzücken, ich fühlte nur die blaue Blendung des Himmels
den Augen, Frühlingswärme um mich her! Ich hörte
Rauſchen von den Bergen, ein Wehen in den Wäldern,
Schwirren und Girren um die Felſen. Oben flatterten eile
Wölkchen, und auch drunten im Waſſerſpiegel, und der Fl
kam ſo ruhig mitten hindurch und ſtörte das ſtille Gemälde ni
Jetzt war Herbſt in Altengland! Die Bäume hatten ihre Früc
getragen, das Feld ſeine Aehren; dort hing nun Reif um
Berge, Nebel in den Gründen; Spinnen hatten ihr unabſehlic
Gewebe über die Fluren und Anger geſponnen, und Thau hi
daran und flimmerte, und was kommen ſollte, war — der Sch
aus den weißlichen Wolken, und die langen Abende und
kürzeſte Tag! Hier aber kam ich gleichſam in eines and
Meiſters Werkſtatt, der eben Frühling machte, und doch war
derſelbe Meiſter! Die Theemyrte grünte, die Sproſſenta
blühte, junger Mais, ſelbſt junger Lein, war ſchon ſo hoch, d
die Lüfte ihn bewegen konnten. Mit leichter Täuſchung wäh
ich, hier ſei es ewiger Frühling, unter den Cocospalmen,
Brotfruchtbäumen das Paradies! Und wie friedlich ruhten
Hütten der Menſchen! Wie wuchſen die Kohlbäume, Papi

bäume, Cedern und Piſang, wo der Menſch ſie gepflanzt! Wie bewegte der Wind die Windmühlflügel, wo der Menſch ſie ihm, wie einem himmliſchen Kinde, zum Spiel hingeſtellt; wie führt' er den Rauch von den Hütten, wie Kreiſel treibend hinauf in den ewigen Himmel, wo der Rauch zum Wölkchen ward, und fortſchiffte mit Wölkchen, ſtill wie ein Lamm, das neu gekauft zu der Heerde läuft. Die Sonne bleichte Leinwand, wo ſie die Mädchen hingebreitet und eben begoſſen, und der Hauch der Luft wehte mir ein Wort, eine Strophe aus ihren Geſängen zu, die mir vorkamen, wie das Athmen der Erde ſelbſt, voll Wohlklang! Weiter hinaus aber weideten Heerden, und die Lämmer fraßen ſich ſatt an Blumen, die Ziegen an Blüthengeſträuch, und die Rinder wandelten langſam nach und verloren ſich in den Thälern. Dort zogen Schützen in die waldbewachſenen Berge, und über dieſen erhoben fernere Gebirge ihre beſchneiten Scheitel, wie Greiſe über junges Volk hinwegragen. Glückſeliges Land! rief ich aus. Ja wohl, glückſeliges Land! ſprach Herr Tydal; hier ſind die Kinder Israel nicht in der Wüſte umhergerannt, und doch wird Moſes und David unter Euch wandeln! Hier haben die Juden Jeſum nicht gekreuzigt, und doch wird ſein Evangelium zu Euch kommen! Hier iſt Cäſar nicht ermordet worden, und doch werdet Ihr frei ſeyn! Hier hat kein Mönch einen Kreuzzug gepredigt, und doch werdet Ihr Bäume, Künſte und Gelehrſamkeit des Morgenlandes haben! So allen Frevels, aller Verbrechen, alles Blutvergießens überhoben, werdet Ihr die Ernte von Europa geſammelt, gedroſchen, geworfelt und rein genießen! — Glückſeliges Land, rief ich darein, ſei geſegnet, wenn ein Schulmeiſter auch ſegnen, oder Segen erbitten kann. — Und ernſter fuhr Herr Tydal fort: ich habe Dich geſehn, Ulimaroa, das Land, wohin Alles ſich hinüber retten wird, was bei uns gedrängt fliehn wird, wo aufkeimen wird, was bei uns verweſet. Nun iſt mir ſchon wohl, und freudig kehr' ich einſt wieder ſelbſt zu der vorher ausſchweifenden, nun dafür zu Tode curirten alten Betſchweſter Europa, und ſterbe noch im

Vaterlande, und bleibe dort in die Erde geſenkt bei den Mein
— Clarke ſchwieg und hatte nur ſeine Freude an dem ſchö
begeiſterten Mann, den er ſeinen lieben Vetter nannte, umar
und zärtlich küßte. Auch ich war ſo begeiſtert, daß ich glau
ich hätte hier müſſen mein erſtes Gedicht machen. Mir war
meinem Leben zuvor nie ſo leicht, ſo frei, ſo wonnig zu Mu
und auch nicht ſo ſchwer, ſo beklommen; die Gedanken dräng
ſich mir gewaltſam auf, und nahmen mich ein — aber ſie üb
wältigten mich. So iſt der Menſch! Heut hab' ich Mühe,
nur nachzudenken; und wenn ich auch einige wiedererhaſcht,
fehlt mir ſchon das Gefühl, das ſie begleitete; doch bin ich n
davon geſtärkt. So wächſt ein Baum von dem zurückgelaſſe
eingedrungenen Waſſer aus ſanften befruchtenden Gewitterwolk
die mit ihren Schauern, ihren Roſenblitzen längſt entwandel

2. Die Meierei.

Herr Samuel führte uns am linken Ufer des Fluſſes hina
während er uns die ſchönen Meiereien zeigte und ihre Beſi
nannte. Als wir unter Bewunderung der reizenden Lage
dahin gekommen, wo der Derwent eine Wendung nach Mor
macht, wodurch gegenüber ein maleriſches Vorgebirge entſte
von den friſcheſten höchſten Platanen bewachſen, wendeten
uns links in ein mäßig breites Thal, welches ſich ſanft n
Abend erhob, wie ein rückwärts hingelehntes Gemälde. H
lag ſeine Meierei in einem großen Park. Ein klarer Kieſelb
rauſchte in mehreren kleinen Waſſerfällen, die in der Son
blitzten, uns entgegen, als wir den ſanften Weg hinanſtieg
Unter blühenden Apfelbäumen ſtanden kleine niedliche Tiſch
Bänkchen und Stühlchen, um welche viele kleine Mädchen
Knaben verſammelt waren, eine kleine Schule voll, die unmögl
alle Herrn Samuel gehören konnten und alſo Kinder aus
Stadt ſeyn mußten, die hier ſpielten. Gleichwohl hatten
ſich allerhand herrliche Blumen und prachtvolle Blüthen

pflücken dürfen! Die Mädchen putzten ſich mit den Granatblüthen, ließen einander — dieſe von ihrer Winterfeige, die andre von ihrer Orange eſſen. Die Knaben verfolgten ſich mit blühenden Nectarinenzweigen, die größern liefen fliegenden Eichhörnchen nach, die kleinern kollerten abgefallene Cocusnüſſe den Abhang hinunter, oder hämmerten daran. Jetzt kamen ſie um Herrn Samuel und langten an ihm herauf, und hingen ſich an ihn. Das ließ er zu ihrer Genüge geſchehn. Durch blühende Sträucher und üppige Baumgruppen, mit unzähligen Singvögeln und Papageien beſetzt, kamen wir an eine Brücke, wo ſich das Thal in zwei ſchmälere Gründe theilte, welche ſich in der Entfernung immer weiter aus einander zogen. Aus jedem derſelben rauſchte ein Bach her, welcher ſich hier mit dem andern in ſeiner Naturſprache murmelnd begrüßte und, wenigſtens doch vor ſeines klaren Laufes Ende mit ihm vereinigt, eilte, die Waſſerfälle zu bilden, die uns geblinkt hatten. Jetzt betraten wir den mit einem ſogenannten unſichtbaren Zaune umgebenen Ziergarten des Parks. Er nahm den Abhang der zwiſchen beiden Bächen hoch in der Mitte liegenden breiten Ebene ein, auf deren vorderem Raume ein einfach geſchmücktes geräumiges Wohnhaus uns entgegen ſchimmerte. Als wir droben auf dem koſtbaren Raſenſtück vor demſelben angelangt waren, wendeten wir uns erſt, um die Ausſicht zu bewundern. Denn wirklich war ſie wundervoll. Uns gegenüber das Vorgebirge mit ſeinen Platanen; rechts und links zu unſeren Seiten das fruchtbarſte, ſorgſamſt beſtellte Feld; vor uns im Thale der majeſtätiſche Fluß, in demſelben hie und da kühn und hoch emporſteigende Felſen, wie Pfeiler einer uralten Rieſenbrücke, oben mit überhangendem Gebüſch gekrönt, von girrenden Tauben bewohnt, und weißen Waſſervögeln umſchwärmt. Rechts weiter hinaus der Meerbuſen von ſanften Hügeln umlagert, voll immergrünender Bäume; in ſeinem Schooße die ſicher ruhenden Schiffe von ſchwarzen Schwänen und Enten umſteuert; uns zu Füßen die wohlgebauete Stadt, jedes freundliche Haus in

in ſeinen Blumen. Und nun erſt die röthlichen Ufer des Dern
hinauf: hier Cocospalmen, weiterhin einzelne Mahagony,
wie neugierige Kinder, ſich bis an die ſteilen Abhänge gew
ſich mit ihren Wurzeln anklammerten, um hinunter zu ſe
andere, die auf blumigen Hügeln, wie Wanderer vor Verw
derung, ſtehn geblieben zu ſeyn, oder ihm immer wieder entge
zu gehen ſchienen, bis wo er in Nordweſt aus Marmorfelſen her
glänzt. Und doch bot ſich die ſchönſte Ausſicht uns erſt hin
dem Hauſe dar. In bequemer Nähe lag der reinliche geräum
Meierhof in Frucht- und Küchengärten; noch weiter hinaus
Schäferei, und hinter derſelben die fette grüne unabſehliche T
in immer blaſſerem Schimmer bis hin an die ſonnigen B
von Thälern und Schluchten durchbrochen, durch deren Lü
die fernern Gebirge hereinſahen nach der nie geſehenen, reizen
Pflanzſtadt. — So ſieht ein engliſches Kind von 15 Jah
aus! bemerkte Herr Samuel, immer noch mit Vaterlandesſt
als wir in die ſchöne Rundanſicht verſenkt ſchwiegen. H
dann ein Engländer England vergeſſen!

3. Die künftige Lancaſterſchule.

Herr Prediger Patrik nahm in dieſer Friſt das Wort u
ſprach: Ja, Gehorſam und Arbeit ſind die beiden Grundpfe
der menſchlichen Geſellſchaft, und des allgemeinen Glück
Wehe denen, die ſie nie gekannt, nie gelernt haben und an
nicht gewöhnt ſind! Jeder Menſch darf nur arbeiten, wozu
Neigung hat: und aus den verſchiedenen Neigungen, wel
weiſe von der Vorſehung allen verſchieden zugetheilt ſind, e
ſteht doch ein mit Allem wohlverſorgtes, wohl in Ordnung
haltenes Ganze. Und jeder Menſch darf nur ſo viel arbeit
als die Bedingung geſund zu bleiben erfordert. Faulheit iſt
Quelle aller mit Recht ſo genannten Unthaten; und die Que
der Faulheit iſt die Unkenntniß des wirklich Guten. Denn je
iſt eifrig, ja unermüdlich nach dem, was Er für reizend u

ſtrebenswerth hält. — Und den Gehorſam, die Gewöhnung, einem fremden, ja nur dem eigenen Willen unterthan zu ſeyn, o mein Gott, wenn ich dieſe nur mit Engelszungen predigen könnte! Allen Müttern und Vätern zuerſt, die ihn dem Volke der Kinder lehren ſollen! Denn im Leben verlangt ein Gott den unverbrüchlichſten, ruhigſten, immergleichen Gehorſam gegen die Geſetze ſeiner Welt von jedem, der glücklich ſeyn will. Er läßt dagegen denken und handeln — aber die Geſetze walten allmächtig und eiſern fort und zermalmen den ohn' Erbarmen, der ſich nicht feſt an ſie anhält. Denn ſo nur beſteht ſeine Welt, und gehn ſeine Sterne ſo richtig. Welcher Sohn ſeinem Vater nicht gefolgt, der wird ein Ungehorſamer bleiben gegen Gott und Menſchen; und welche Tochter ihrer Mutter nicht Arbeit abgelernt, die wird ihrem Manne und ihren Kindern verderblich ſeyn. Denn wo das Gute nicht iſt, da iſt das Böſe! Wo Frühling iſt, da hat der Winter die Macht verloren, und das Menſchengeſchlecht darf nicht das Böſe ausrotten, nur das Gute pflanzen. Deßwegen muß die Schule eine ernſte, kirchenheilige Anſtalt ſeyn! Ein guter Lehrling wird ein guter Meiſter, ein guter Schulknabe ein guter Bürger. Denn im Leben ändern ſich nur die Gegenſtände, die uns beſchäftigen — das Gemüth, der Eifer, der Sinn, die Thätigkeit ſollen dieſelben bleiben. Nur andere Zwecke, ſo iſt die Schulſtube das Vaterland und die Welt für den Menſchen. Wie das Vaterhaus Ihr Vaterhaus war, muß das Haus (**Parlament**) Ihr Haus — wie der Vater Ihr Vater war, der König Ihr König ſeyn, die Geſetze Ihre Geſetze, und ſeine Diener im ganzen Reiche Ihre Diener, Alle Menſchen umher Ihre Gehülfen, Lehrer oder Lehrlinge und Ordner, wie in der Lancaſterſchule. Wie ſchon als Kind, findet ſich dann im Leben jeder berechtigt, zu helfen, zu lehren, zu warnen und abzuwehren! Wenn Menſchenliebe in ihnen lebt und ſtrebt, dann bedarf es keiner Geſetze; denn die Geſetze überflüſſig machen, allmälig alle einſchlafen laſſen bis auf das Eine, das ſelige: die Liebe — das iſt der Triumph des Volkes und der Beweis ſeiner Bildung. Fähig iſt ihrer auf Erden nur der Menſch, und durch ſie folgſam jedem Geſetz Gottes oder der Menſchen, wenn es außer Ihr noch Eines gäbe! Der Menſch voll Liebe wird keines übertreten, Keinen beleidigen, ſondern Jedem helfen, wo und was er kann, und unendlich mehr thun als man ihm vorſchreiben könnte. Und wo, wandte ſich Herr Patrik an mich, wo werden ſolche Menſchen gebildet, durch Gottes Hülfe und ſeines Sohnes Wort? Schüler, die einſt Führer der Andern zu ſeyn verſtehn, künftige Armenpfleger, Vormünder der Waiſen, Beiſtände der Wittwen? Wo, Herr Lambton? — Ich antwortete fragend: Wohl in der Lancaſterſchule! — Wo, fuhr er fort, hat man nur Eine Tafel mit dem Ordnungsgeſetz, und nur Eine mit dem Sittengeſetz? Wo lehrt man Einen den Andern lehren, ſein Leben ordnen und es Andern ordnen? Wo, mein Lambton? — Wohl in der Lancaſterſchule! verſetzt' ich. — Ja, wohl, ſehr wohl, am beſten da! ſprach Er. Und wo wird dem Könige, dem Richter ein gehorſames, arbeitſames, wohlgeſittetes und belehrtes Volk zugebildet, und dadurch wieder dem Volke wohlgeſittete, wohlbelehrte, arbeitſame, getreue Richter, Prediger, und dadurch endlich eine glückliche, ſelige Menſchheit, ein Reich Gottes — Lambton? In der Lancaſterſchule! beſtand ich mein Examen. — Und das wollen Sie bei Uns, nach allen Ihren Kräften, allem Ihrem Verſtande treu und fleißig thun, lieber Lambton? frug mich Herr Patrik gerührt, und reichte mir ſeine Hand dar. — Ich ſchlug ein, und unter einer rauſchenden Geſundheit „Lancaſter für immer“ weinten wir Beide.

Jakob Grimm.

I. Die Sagen.

(1810.)

In unſerer Zeit iſt eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerkſamkeit auf die Sagen bringen, welche ſowohl unter demſelben Volk herumgeben, als auch an einigen vergeſſenen Plätzen aufbewahrt worden ſind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erweckt haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntniß des wahren Weſens der Geſchichte und der Poeſie hat dasjenige, was bisher verächtlich geſchienen, nicht wollen vergehen laſſen, welches aber die höchſte Zeit geworden iſt bei einander zu verſammeln.

Man ſtreite und beſtimme, wie man wolle, ewig gegründet unter allen Völker- und Länderſchaften iſt ein Unterſchied zwiſchen Natur- und Kunſtpoeſie (epiſcher und dramatiſcher, Poeſie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der epiſchen die Thaten und Geſchichten gleichſam einen Laut von ſich geben, welcher forthallen muß, und das ganze Volk durchzieht, unwillkührlich und ohne Anſtrengung, ſo treu, ſo rein, ſo unſchuldig werden ſie behalten, allein um ihrer ſelbſt willen, ein gemeinſames, theures Gut gebend, deſſen ein jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunſtpoeſie gerade das ſagen will, daß ein menſchliches Gemüth ſein Inneres blos gebe, ſeine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welches es nicht überall begreifen wird, oder auch,

ohne daß es von ihr begriffen ſeyn wollte. So innerlich v
ſchieden alſo die beiden erſcheinen, ſo nothwendig ſind ſie a
in der Zeit abgeſondert, und können nicht gleichzeitig ſeyn. Ni
iſt verkehrter geblieben, als die Anmaßung epiſche Gedichte dich
oder gar erdichten zu wollen, als welche ſich nur ſelbſt
dichten vermögen.

Ferner ergiebt ſich, wie Poeſie und Geſchichte in der er
Zeit der Völker in einem und demſelben Fluß ſtrömen,
wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der G
ſchichte geprieſen wird, ſo dürfen wir nicht länger Zwe
tragen, daß in den alten Nibelungen die erſte Herrlichkeit deutſ
Geſchichte nur zu lange verborgen gelegen habe.

Nachdem aber die Bildung dazwiſchen trat, und ihre He
ſchaft ohne Unterlaß erweiterte, ſo mußte, Poeſie und Geſchi
ſich auseinander ſcheidend, die alte Poeſie aus dem Kreis ih
Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung un
kümmerte, flüchten, in deſſen Mitte ſie niemals untergegan
iſt, ſondern ſich fortgeſetzt und vermehrt hat, jedoch in zun
mender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher E
flüſſe der Gebildeten.

Dieß iſt der einfache Gang, den es mit allen Sagen
Volks, ſo wie mit ſeinen Liedern zu haben ſcheint, ſeitdem
Begriff eine etwas veränderte Richtung genommen, und ſie
Volksſagen, d. h. Nationalſagen — Volksſagen, d. h. des
meinen Volks geworden ſind. Ich wenigſtens meinerſeits h
es nie glauben können, daß die Erfindungen der Gebilde
dauerhaft in das Volk eingegangen, und deſſen Sagen
Bücher aus dieſer Quelle entſprungen wären.

Treue iſt in den Sagen zu finden, faſt unbezweifelba
weil die Sage ſich ſelber ausſpricht und verbreitet, und die E
fachheit der Zeiten und Menſchen, unter denen ſie erhallt,
aller Erfindung an ſich fremd, auch keiner bedarf. Daher al
was wir in ihnen für unwahr erkennen, iſt es nicht, inſof
es, nach der alten Anſicht des Volkes von der Wunderbar

der Natur, gerade nur ſo erſcheinen, und mit dieſer Zunge ausgeſprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geiſtern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern iſt ein ſtiller aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwiſcht hat und [welche] aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöſet wird.

Jemehr ich dieſe Volksſagen kennen lerne, deſto weniger iſt mir an den vielen Beiſpielen auffallend die weite Ausbreitung derſelben, ſo daß an ganz verſchiedenen Oertern, mit andern Namen und für verſchiedene Zeiten dieſelbe Geſchichte erzählen gehört wird. Aber an jedem Orte vernimmt man ſie ſo neu, Land und Boden angemeſſen, und den Sitten einverleibt, daß man ſchon darum die Vermuthung aufgeben muß, als ſey die Sage durch eine anderartige Betriebſamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geſchlechter getragen worden. Es iſt das Volk dergeſtalt von ihr erfüllt geweſen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich iſt, alles vernachläßigt, nach Unſchuld in irgend eine Zeit verſetzt, und wie ſie ihm am nächſten liegen, Namen und Oerter unterſchiebt, den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren laſſen, alſo daß er die Läuterung der Jahrhunderte ohne Schaden ertragen hat, angeſehen die geerbte Anhänglichkeit, welche ihn nicht wollen ausheimiſch werden laſſen. Daher es im einzelnen eben ſo unmöglich iſt, den eigentlichen Urſprung jeder Sage auszuforſchen, als es erfreulich bleibt, dabey auf immer ältere Spuren zu gerathen, wovon ich anderwärts einige Beyſpiele bekannt gemacht habe.

Auch iſt ihre öftere Abgebrochenheit und Unvollſtändigkeit nicht zu verwundern, indem ſie ſich der Urſachen, Folgen und des Zuſammenhangs der Begebenheiten gänzlich nicht bekümmern, und wie Fremdlinge daſtehen, die man auch nicht kennet, aber nichts deſto weniger verſteht.

In ihnen hat das Volk ſeinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend iſt, und wie es ihn mit ſeiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erſcheint voll Seligmachung.

Wiederum erklärt ſein Gebrauch und ſeine Sitte, welche hiernach genau eingerichtet worden ſind, die Beſchaffenheit ſeiner Sage und umgekehrt, nirgends bleiben unnütze Lücken.

Wenn nun Poeſie nichts anders iſt und ſagen kann, als lebendige Erfaſſung und Durchgreifung des Lebens, ſo darf man nicht erſt fragen: ob durch die Sammlung dieſer Sagen ein Dienſt für die Poeſie geſchehe. Denn ſie ſind ſo gewiß und eigentlich ſelber Poeſie, als der helle Himmel blau iſt; und hoffentlich wird die Geſchichte der Poeſie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die ſämmtlichen Ueberreſte unſerer altdeutſchen Poeſie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut ſind und der Maaßſtab der Beurtheilung ihres eigenen Werths darauf gerichtet werden muß, ob ſie dieſem Grund mehr oder weniger treulos geworden ſind.

Auf der andern Seite, da die Geſchichte das zu thun hat, daß ſie das Leben der Völker und ihre lebendige Thaten erzähle, ſo leuchtet es ein, wie ſehr die Traditionen auch ihr angehören. Dieſe Sagen ſind grünes Holz, friſches Gewäſſer und reiner Laut entgegen der Dürre, Taubheit und Verwirrung unſerer Geſchichte, in welcher ohnedem zu viel politiſche Kunſtgriffe ſpielen, ſtatt der freien Kämpfe alter Nationen, und welche man nicht auch durch Verkennung ihrer eigentlichen Beſtimmung verderben ſollte. Das kritiſche Princip, welches in Wahrheit ſeit es in unſere Geſchichte eingeführt worden, gewiſſermaßen den reinen Gegenſatz zu dieſen Sagen gemacht, und ſie mit Verachtung verſtoßen hat, bleibt an ſich, obſchon aus einer unrechten Veranlaſſung ſchädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein, nicht zu ſehen, daß es noch eine Wahrheit giebt, außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das iſt höchſt unkritiſch, und wenn die Geſchichte ohne die Menge der Zahlen und Namen leicht zu bewahren und erhalten wäre, ſo könnten wir deren in ſo weit faſt entübrigt ſeyn. So läſſig immer, wie bereits erwähnt worden iſt, die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, ſo iſt doch im Ganzen das innerſte Leben, deſſen es bedarf; wenn die Wörter nicht die rechten wären, ſo möchte ich ſagen: es iſt Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem geſammelten Geſchichtsvorrath in Vereinigung zu ſetzen, wird bloß den wenigen gelingen, alſo, wie einerſeits dieſes Unternehmen unnöthige Mühe und vergeblichen Eifer nach ſich ziehen möchte, würde es auf der andern Seite thöricht ſeyn, die ſo mühſam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unſerer Geſchichte durch die Einmiſchung der Unbeſtimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen. Aber darum iſt im Grund auch denjenigen nichts an den Sagen verloren, welche lebhaft und aufrichtig gefaßt haben, daß die Geſchichte nichts anderes ſeyn ſolle, als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menſchlichen Geſchlecht vorgeht, und ſeines Siegs über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker ſich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, tröſten, ermuthigen, und ein Beyſpiel holen. Wenn alſo, mit einem Wort, die Geſchichte weder andern Zweck noch Abſicht haben ſoll, als welche das Epos hat, ſo muß ſie aus dieſer Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu ſeyn der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wiſſenſchaft. Und daß wir endlich dieſen Vortheil erlangen, kann durch die Kenntniß der Volksſagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden.

II. Geſellenleben.

(1812.)

Wie vergnügt und liebreich der deutſche Handwerksſtand geweſen ſeyn muß. Aus harter, ſtrenger Lehre feſtfeierlicher Uebergang zum Geſellen, freies Wandern in weite Welt, doch ſelten über vaterländiſchen Boden hinaus, unter Grüßen und Liederſingen, am Ziel und gewöhnlich in der Heimath Niederleitung als Meiſter, der ſich und ſein Geſchäft ernſt und wich nimmt und darin den göttlichen Urſprung findet. Handwerk h auch in dieſer Betrachtung einen güldenen Boden.

Mancher unſchuldige Bub mag, was ihm die witzigen Geſellen weiß gemacht, dreiſt geglaubt, im Wald das Web und Wanken der Blume vor dem Wind mit Angſt geb und auf den Kaufherr mit rothem Sammetpelz ungeduldig g wartet haben, bis er durch die Welt und Erfahrung klüg geworden. Viele Wendungen in dieſen Reden und Sprüch ſind fein und überraſchend, geben aus treuſinniger, halb ſp lender Beſtimmtheit, welche unter dem Erzählen des märche haften und unglaublichen ſelbſt daran zu glauben ſcheint u ſich überall conſequent durchführt und ausbildet, in tüchtige u wohlbrauchbare Lehre über. Es heißt gerade zu: „alles wi zu lehren, das und das wirſt du finden!“ und an den curioſ Spaß mit dem ringgekrümmten Schwänzlein eines weiß Hündchens, ſtatt des Salveter zu gebrauchen, iſt die Vermahnun geknüpft, vor allen Dingen das Herbergszeichen in Acht zu nehme Dem bangen ſteht etwas frohes immer zur Seite, beide ei ander bedingen ſich erſt, und was ein ſchuldloſes Gemüth trag kann, Freude und Leid, alles iſt ihm lieb und werth, in E innerung wie in Erwartung.

Die Bräuche, Ceremonien und Formen verlangen ih Natur nach etwas eckiges, ſinnliches und zugleich unverſtän liches, das die falſche Aufklärung gemäß ihrer verkehrten A immer abründen wollte. Es iſt nicht zu leugnen, daß in de Bürgerlichen vieles von ſelbſt verblichen und entartet geweſe aber vieles iſt auch durch gewaltſamen und ſchädlichen Eingri der Obrigkeit zertrümmert worden, an deſſen Stelle durcha nichts anders trat, ſondern nunmehr eine hohle Leere gela wird. Jede Förmlichkeit ſpannt und hält zuſammen, und iſt ei fröhlich berauſchender Moſt, der, wenn ihn das Alter nicht meh verträgt oder um des Weines willen verſchmäht, der Jugen nicht geraubt werden ſoll, da aus ihm ſelbſt das edlere Geträn erzeugt wird und ſich niederſetzt. Auf Schulen und unter den Studenten waren ehmals auch mehr Gebräuche, die in den Depoſitionen, und ſonſt, den handwerkeriſchen auffallend ähnlichten: die Matroſen haben noch ihre Taufe; [ſie] und die Studenten [haben] im Ganzen ſich doch weniger nehmen laſſen, als den Handwerkern genommen worden iſt, ſo hart dieſe daran gingen. Noch im Jahr 1727 ſchrieben ſie folgenden Brief durch ganz Deutſchland (von Augsburg aus, wo die Schuſtergeſellen Unruhen und Mißbräuche trieben und wodurch ein Reichsgeſetz 1731 veranlaßt wurde): „Liebe Brüder, wir haben einen Abſchied machen müſſen, mit dieſem, daß wir unſere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten euch, daß keiner nacher Augsburg reiſen thut, was ein braver Kerl iſt; oder gehet er hin und arbeitet in Augsburg, ſo wird er ſeinen verdienten Lohn ſchon empfangen; was aber, das wird er ſchon erfahren.“

Wenn man das hohe Alter vieler dieſer Sitten erweiſen kann und erwägt, wie z. B. das Weſen der Maurer, Zimmerleute und Schmiede nicht blos mit der alten Baukunſt, ſondern auch der alten Poeſie und ihren Formen zuſammenhängt; ſo wird jetzo, wenn auch das meiſte davon aus dem eigentlichen Leben ausgetrieben worden iſt, eine recht genaue und ſorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerke und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Landsknechte, des Adel- und Bauernſtandes, ja ſelbſt der Räuberbanden (wozu vielleicht die meiſten Materialien vorhanden), für die vaterländiſche Geſchichtſchreibung, d. h. die gründliche Erforſchung des altdeutſchen Lebens erſprießlich und nothwendig ſeyn. Dieſe Stücke ſind zu lange verſchmäht worden.

III. Die deutſchen Mundarten.

(1822.)

Ueber das geſchichtliche der volksſprachen fehlt es noch ſehr an beobachtungen; da ihre verſchiedenheit überaus mannigfaltig iſt, und ſelbſt nahgelegene landſtriche grell von einander abſtechen, können ſie mit der unmerklichen, milderen abſtufung der ſchriftſprache nur in weiterem verhältniſſe ſtehn. Dieſes denke ich mir auf folgende art. In der frühen zeit gelten viele dialecte gleich anſehnlich nebeneinander, ihre grenzen laufen mit denen der einzelnen ſtämme; ſobald herrſchaft und bildung einem volke vorgewicht geben, fängt ſeine mundart an ſich über benachbarte, abhängige auszubreiten, d. h. von deren edlem theile angenommen zu werden, während die einheimiſche mundart unter den volkshaufen flüchtet. Die ſtärkere mundart ſteigt, die ſchwächere ſinkt und wird gemein, doch ſelbſt die herrſchende muß durch ihre wachſende ausdehnung unvermerkt eigenheiten der andern ſtämme an ſich ziehen, folglich dem ungebildeten theile des ſtammes, von dem ſie ausgieng, gleichfalls entrückt werden. Im achten, neunten und zehnten jahrhundert blühen in Deutſchland mehr edle dialecte, als vier, fünf jahrhunderte ſpäter. Noch läßt ſich die ſächſiſche ſprache nichts gefallen von der fränkiſchen oder ſchwäbiſchen; weder Otfried hätte ſich vor Kero, noch der überſetzer Tatians vor Notker der eigenthümlichkeit ſeines dialects zu ſchämen gebraucht, jedem dieſer war er die einzige, edelſte art des ausdrucks. Im zwölften, dreizehnten jahrhundert waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Heſſen ſchon eine allgemeine ſprache, deren ſich alle dichter bedienen; in ihr ſind die älteren mundarten verſchwommen und aufgelöſt, nur noch einzelnen wörtern oder formen klebt landſchaftliches an. Um dieſe zeit hat ſich die ſächſiſche, weſtphäliſche und frieſiſche ſprache länger ihr recht bewahrt; ſie lebt in den Niederlanden in reichlichen ſchriftdenkmählern, ſchwächer im innern Sachſenland fort; ich bin zu keinem befriedigenden ſchluß gelangt, ob Veldeck habe hochdeutſch ſchreiben wollen, eindrücke ſeiner heimath aber nicht verwinden können? oder ob ſein niederdeutſches werk ins hochdeutſche umgeſchrieben worden ſey? Offenbar dankt die heutige niederſächſiſche volksſprache gewiſſe feinheiten, die ſie vor oberdeutſchen gemeinen dialecten voraus hat, gerade dem umſtande, daß ſie einige jahrhunderte länger in ſchrift- und öffentlichem gebrauch geblieben iſt. Doch ſie hat ſich zur rechten zeit unbezeugt gelaſſen, ohne belebende literatur ſinkt ſie mit dem ſechzehnten jahrh. zum volksdialect herab und wir ſehen die neu-hochdeutſche ſchriftſprache durch das geſammte reich herrſchend, alle abzeichen früherer ſtammverſchiedenheit gewichen, freiheiten, die ſich noch mittelhochdeutſche dichter genommen, unedel und unerlaubt. Das reſultat wird daher dieſes ſeyn: ein dialect iſt ſo alt und ebenbürtig, als der andere, ehmals aber ſprach der gemeine mann wie der edle, heute iſt die aus verſchmelzung der völkerſchaften errungene ſprache eigenthum des gebildeten theils, alſo jedem erwerbbar; der ungebildete theil bleibt bei der angeſtammten mundart und pflanzt ſie fort, ſie hat lebenswärme, bildungswärme geht ihr ab. Der gemeine volksdialect ſteht auf ſeinem boden ſicher und geſchloßen, iſt heimiſch, zutraulich, ſtets natürlich, an einzelnem wohllaut und triftigem ausdruck reich; die zeichen gebildeter ſchriftſprache ſind: adel, zartheit, einſtimmung, vermiedener übellaut des ganzen. erſt kraft der ſchriftſprache fühlen wir Deutſche lebendig das band unſerer herkunft und gemeinſchaft, und ſolchen vortheil kann kein ſtamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen preis hergeben wollen. Mich dünkt, die entwickelung eines volks fordert auch für die ſprache, unabhängig von ihrem innern gedeihen, wenn ſie nicht verkümmern ſoll, erweiterte äußere grenzen.

Aus dem geſagten erläutert ſich mehr als eine erſcheinung der grammatik. Mundarten, welche durch natürliche lage gehegt und von andern unangeſtoßen bleiben, werden ihre flexionen langſamer verändern; berührung mehrerer dialecte muß, auch wenn der ſiegende vollendetere formen beſäße, weil er ſie mit aufgenommenen wörtern der andern mundart auszugleichen hat, abſtumpfung beider mundarten beſchleunigen. Dieſer gegenſtand kann nur durch eine genaue vergleichung aller deutſchen dialecte, wozu hier kein ort iſt, gründlich erledigt werden.

IV. Deutſches und fremdes Recht.

(1828.)

Wird man ſchon durch die wunderbare einſtimmung der rechtsformen und ſätze in den verſchiednen ländern unſeres volksſtamms und zu verſchiednen zeiten überraſcht; ſo muß die nicht weniger unleugbare grundähnlichkeit mit dem rechtsgebrauch anderer völker, die aber doch zu dem deutſchen in uralter gemeinſchaft ſtehen, noch bedeutungsvoller hervortreten.

Die alterthümlichen rechtsgebräuche fremder länder nicht zu überſehen hat mir auch deshalb heilſam geſchienen, weil dadurch am leichteſten dem meiſtentheils unüberlegten vorwurf der rohheit, unſittlichkeit und abgeſchmacktheit geſteuert wird, den man unſerem alten recht zu machen pflegt. Es iſt wahr, daß in manchen beſtimmungen eine derbe heidniſche anſicht waltet, die den gemilderten ſitten der nachwelt anſtoß gibt, eine grauſamkeit, die unſer gefühl verſehrt; allein das braucht nicht gerade deutſche oder nordiſche barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, ſelbſt bei Griechen und Römern begegnen. Die Griechen und Römer waren nur gegen ihr eignes alterthum duldſamer, als wir gegen das unſere, ſie ſuchten ihm geiſtige triebfedern unterzulegen und es zu erheben, nicht zu erniedrigen. Darin eben erwieſen ſich die alten großartig, daß ſie die nacktheit und das dunkel ihrer vorzeit gewißenhaft ehrten; unſer zeitalter lernt wohl ſitten und weiſe fremder völker erklären, kaum aber die ſeiner nahen heimath. Unanſtändigkeiten, die es in griechiſchen oder lateiniſchen dichtungen erträgt, würde es in denen unſeres mittelalters unleidlich finden. Niemand verübelt es aber den philologen, daß ſie auch daran die nöthige erläuterung wenden; aus ferner vergangenheit frommt es alles und jedes zu erforſchen, und wir ſollten eingedenk ſein, daß neben jenem rohen, wilden oder gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutſchen recht die erfreuende reinheit, milde und tugend der vorfahren leuchtet und noch unbegriffene züge ihrer ſinnesart unſer ganzes Nachdenken anregen müßen.*

Wäre die ſinnliche und ſittliche grundlage des einheimiſchen rechts gediehen zu fortſchreitender geiſtiger entfaltung, nicht durch einführung des chriſtenthums, dann aber durch eindrang des römiſchen rechts unterbrochen und gehemmt worden, ſo ließe ſich ihr wahrer werth ſicherer ermeßen. Solch eine ungeſtörte entwickelung bis zu voller kraft erfuhr eben das römiſche recht. Wer wollte, im vergleich mit den zurückgedrückten keimen, mit den halberſchloßnen blüten des deutſchen, die überlegenheit des römiſchen verkennen? allein dieſes hat einen hauptmangel, es iſt uns kein vaterländiſches, nicht auf unſerm boden erzeugt und gewachſen, unſerer denkungsart in weſentlichen grundzügen widerſtreitend und kann uns eben darum nicht befriedigen. Rein hiſtoriſch genommen hat es durch ſeinen innern gehalt, durch ſeinen zuſammenhang mit einer literatur, die nicht untergeht, großen reiz; nur erläutert es nicht unſere geſchichte und wird nicht aus ihr erläutert. Seine alterthümer könnte man ſogar in vielen ſtücken minder anziehend finden, als die auf gleicher ſtufe friſcheren und trotz allem hindernis der überlieferung reichhaltigeren des deutſchen rechts. Der practiſche gebrauch des römiſchen hat unleugbar unſerer verfaßung und freiheit keinen vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere länder, die ihm nicht unmittelbar ausgeſetzt worden ſind, haben, ohne in geiſtiger ausbildung hinter uns zu ſtehen, gewis manche koſtbare vorzüge ihres gemeinen volkslebens auch der beibehaltung einheimiſcher geſetze zu danken. Im innern Deutſchland, ſeit er ſein hergebrachtes recht nicht mehr ſelbſt weiſen kann, iſt der bauersmann verdumpft, er denkt beſchränkter und nimmt am gemeindeweſen geringern theil; wer in unſern tagen noch die letzten überreſte unveräußerter markverfaßungen in Weſtphalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es beſtätigen, daß ein anſtändiges ſelbſtgefühl und eine ausgezeichnete tüchtigkeit dem bewohner ſolcher gegenden eigen war. Das haften an ſeinen rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen beibehaltung

---

* Wer, ohne empört zu ſein kann Adelungs ſchilderung der älteſten Deutſchen leſen? aus allen einzelnen laſtern, deren die geſchichtſchreiber erwähnen, entwirft er ein bild des ganzen, eben als wollte man aus den criminalfällen heutiger zeitungen auf unſere verworfenheit überhaupt ſchließen. Nicht beßer verfahren gelehrte beurtheiler des mittelalters: was hilft es, daß nun die gedichte herausgegeben ſind, die uns das beſeelte, frohe leben jener zeit in hundert ſinnigen und rührenden ſchilderungen darſtellen? des geredes über fauſtrecht und feudaliſmus wird doch kein ende, es iſt, als ob die gegenwart gar kein elend und unrecht zu dulden hätte oder neben den leiden der damaligen menſchen gar keine freuden möglich geweſen wären. Hier bloß das rechtsverhältniß berührend glaube ich, die hörigkeit und knechtſchaft der vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte daſein unſerer bauern und fabriktagelöhner; die heutige erſchwerung der ehe für den armen und den angeſtellten diener grenzt an leibeigenſchaft;

unſere ſchmachvollen gefängniſſe ſind ärgere qual als die verſtümmelnden leibesſtrafen der vorzeit. Bis zur abſchaffung der todesſtrafe hat ſich all unſere bildung noch nicht erheben können, faſt nur für feigheit und diebſtal, weil dieſe verbrechen öffentlich verabſcheut waren, kannte ſie das rohe alterthum. Statt ſeiner perſönlichen bußen haben wir unbarmherzige ſtrafen, ſtatt ſeiner farbigen ſymbole ſtöße von acten, ſtatt ſeines gerichts unter blauem himmel qualmende ſchreibſtuben, ſtatt der zinshüner und faſtnachtseier kommt der pfänder, namenloſe abgaben in jeder jahrszeit zu erpreſſen. Die töchter erben gleich den ſöhnen, die frauen ſtehen nicht in der alten vormundſchaft, aber gezwungene witwencaßen ſorgen für die darbenden, und penſionen bezahlen, was nicht verdient worden iſt. Eintöniger mattheit gewichen iſt die individuelle perſönlichkeit, die kräftige hausgewalt des alten rechts.

angeſtammter mundarten. Weder fremdes recht noch fremde ſprache laßen ſich einem volk mit plötzlicher gewalt gebieten, aber allgemach können ſie ihm zugebracht werden und es entſpringt eine trübe miſchung des inländiſchen mit dem eingeführten. Wie dann in der ſprache der kern der wörter einheimiſch bleibt, aber die alten flexionen erlöſchen und fremde partikeln und conſtructionen an ihre ſtelle treten; ſo ſehen wir auch an dem recht in einem ſolchen zuſtande weniger den materiellen beſtandtheil als den formellen angegriffen. Während alſo in Deutſchland zuerſt das römiſche gerichtsverfahren eindrang und die ſinnlichen elemente des einheimiſchen rechts, ſymbole und, was damit in nächſter verbindung ſteht, die vertragsformen untergiengen, dauerten die deutſchen verhältniſſe des grundeigenthums, des freien ſtandes und der hörigkeit länger fort. Die praxis, weil ſie den vaterländiſchen ſtoff zu verachten anfieng, die fremden formen aber nicht vollſtändig begreifen konnte, gerieth in erſchlaffung, und durch nüchternes geſetzgeben, das ſich wiederum dem beſtreben pedantiſcher ſprachmeiſter oder eiteler ſprachphiloſophen vergleichen läßt, wurde der ſchaden nur noch größer. Erſt in unſerer zeit, nachdem das ſtudium des römiſchen rechts auf ſeine alte reinheit und ſtrenge zurückgeführt, das des einheimiſchen wieder zu vollen ehren gebracht worden iſt, darf man eine langſam heranrückende reformation unſerer rechtsverfaſſung hoffen und vorausſehen. Eine hauptrolle zugedacht iſt aber hierbei der geſchichte des deutſchen rechts in ihrem weiteſten umfang; wir ſollen uns nicht daran genügen laßen, ihr gebiet gleichſam nur auf der großen heerſtraße zu befahren, ſondern auch die kleinen fußpfade nicht verſchmähen und uns auf den grenzen mit jeder anſtoßenden wiſſenſchaft in berührung ſetzen.

Wird der ſchmale lang gewundene ſteig, den ich hier eingeſchlagen habe, der aber an ſtille plätze führt und an ſteile abhänge, von welchen herunter unerwartete ausſicht iſt, der nachfolge werth erachtet; ſo will ich keine tritte ſparen, um ihn zugänglicher zu machen.

Varnhagen von Enſe.

1. Rede zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's.

(Am 28. Auguſt 1824.)

Sei es erlaubt, an dieſem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier verſammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genoſſe, vor einem Jahre an unſerer Spitze ſtand, und durch ſeine Geiſtesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur dieſem Kreiſe fehlt, ſondern auch der Welt für immer entriſſen worden.

Friedrich Auguſt Wolf ſtarb am 8. Auguſt zu Marſeille, wohin er gereiſ't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehn. Er unterlag ſchon im 66. Jahre ſeines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines ſolchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Feſtigkeit ſeines ernſten Willens, allzuthätig nach Entſcheidung ſeines Zuſtandes ſtrebend, vielleicht beſchleunigt haben.

Von den Verdienſten ſeiner gelehrten Laufbahn ſoll hier nicht die Rede ſein. Was er im Felde der Alterthumsforſchung geleiſtet hat, iſt der Welt bekannt. Er iſt Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieſer Wiſſenſchaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geiſtvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe emporgeführt worden. Den Scharfſinn ſeiner Unterſuchungen, den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Werth ſeiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen ſeiner unſterblichen Forſchungen über die homeriſchen Geſänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darſtellen. Auch von den großen, ſchwer zu überſchauenden Arbeiten, der beſeelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Univerſitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verſchiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klaſſiſchen Alterthums zugeführten Jugend mit ſtets belebter Kraft gehalten; von ſeinem antiken Geiſte und von ſeinem klaſſiſchen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von ſeiner bildneriſchen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römiſchen Formen ſich ausſprechenden Genialität, dann auch in deutſcher Zunge mit ſchöpferiſcher Meiſterſchrift eigenthümlich aufzutreten: von allem dieſen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlaſſen wir Andern zu reden.

Deſto eifriger aber mögen wir hier die Züge feſthalten, die den Mann ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit uns vor Augen ſtellen, und ſein entrücktes Daſein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit ſeiner vollſtändigen, durch und durch in alle Bezüge ſeines Weſens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen ſeines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geiſtesbildung. In der Lebensäußerung dieſer Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillſtände; er hatte ſich immer ſelbſt, er hatte ſich immer ganz, und keine ſeiner Eigenſchaften war ihm nur fragmentariſch verliehen.

Daher die große Geiſtesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegniſſen des geiſtigen Lebensverkehrs gegenüberſtand, ſie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz ſtellte, und mit geiſtreichen Zügen feſthielt oder entließ. Daher die heitre Gelaſſenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abſicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten ſtets ſo leicht und ſiegreich zu entſteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens w
der Wiſſenſchaften konnten einem ſo lebendigen Sinne nicht frem
bleiben: in dem Lichte ſeines Geiſtes erleuchtete ſich auch je
zufällige Umgebung; ſeine Eigenſchaften wirkten nach allen Seite
Die Wendung ſeines Geiſtes war in den geringſten Dinge
merkwürdig; ja bis in den kleinlichſten, durch die er bisweile
mehr der ſcherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tade
Raum gab, blieb ſie noch immer mit dem Reize ſeiner Größe behafte

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um z
kargen, gab er willig jeder Anſprache von ſeinen geiſtigen Schätze
und verſchmähte nicht zu empfangen, wo er ſchon längſt beſa
Eine neuerſchloſſene Anſicht, ein bedeutend leitendes Wort vo
ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge i
ſeiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anſtren
gung gefördert.

Nie vergaß er ſeiner Würde, er hielt darauf in angeborne
Vornehmheit; in ihr ſtellte er die Ehre des Gelehrten dar, w
in dem Fleiße deſſen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, w
jeder Tüchtige aus innerer Thatſache ſich als ſolchen fühlt un
kennt. Und wie hätte er ſeinen Ruhm nicht kennen ſollen, de
ihm aus allen Ländern Europa's zurückſtrahlte, aus allen Ge
bieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſei es, daß ihn die berühm
teſten Anſtalten in ihre Mitte begehrten, ſei es, daß Goethe i
den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Hum
boldt einen koſtbaren Ertrag ſeiner naturwiſſenſchaftlichen For
ſchungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehre
ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgeſä't; ſi
hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterun
und Zuverſicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schrifte
öffentlich daſtehn, und noch viel glänzender und reicher in de
Schätzen eines Briefwechſels aufbewahrt ſind, deſſen Umfang
und Inhalt neue Regionen ſeines Geiſtes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſic
der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nich

Allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er es verwahrte, deſſen leichte Erregbarkeit verborgen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverſchwiegene Wärme den ſtaunenden Entdecker überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angeſehenſten und Größten ſeiner Zeit. Ein ſtrebender und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo oft unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſolche. In den Verwickelungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Geiſtesarten unter den Genoſſen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterſtühlen, vor denen die Sache ohne gehäſſige Zuthat perſönlicher Leidenſchaft erſcheinen kann.

Der Hingeſchiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederſchlagende Aufgabe hinterlaſſen, die: ihn zu erſetzen!

Uns aber ſei hier die Zuverſicht geſtattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht ſeines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geiſter über jede Berührung hinweggehoben iſt, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und ſo leb' er denn fort und fort in unſrem Gedächtniß, der Mann, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch ſtets ruft in die vollere Bahn!

II. Der Tod Schwerins.*

(1841.)

Nur das erſte Treffen Schwerin's war geſchlagen, a
einzelne Regimenter hielten ſich noch, während ſchon das zw
Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätſchenfeuer wurde jed
immer heftiger, und jene noch ſtehenden Regimenter fingen
zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer ei
Batterie von 14 Kanonen ausgeſetzt war, das Regiment v
Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regime
Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt ſchwer verwundet h
geſunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Eng
des ſchwierigen Bodens, und ſuchte die Truppen zum Ste
zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch ſein eige
Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahne
junker die Fahne ſeines zweiten Bataillons, hob ſie empor u
rief: „Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!“ Sein Beiſp
und Zuruf beſeelte die Truppen mit neuem Muthe, ſie wand
ſich aus dem Engwege heraus, ſtellten ſich rechts deſſelben
Ordnung, und begannen im Sturmſchritt vorzuſchreiten, Schwe
mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schri
waren auf dieſe Art gethan, und Schwerin um noch ei
6 Schritte voraus, da traf ein Kartätſchenſchuß den alten Fe
herrn, der ſogleich ohne die geringſten Zeichen des Lebens v
Pferde ſank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hin
dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz und drei in den Unterle
Seine Hand hielt noch die Fahne feſt, die mit ihm gefallen w
ſie bedeckte ſeinen ganzen Körper; der General von Manteu
nahm ſie auf und gab ſie dem Junker wieder, allein dieſer h
ſie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf
Bruſt traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffen
und zu Boden geſtreckten Feldmarſchalls ergriff ſeinen Adjutant

---

* In der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

den Hauptmann von Platen, ſo heftig, daß er voll Grimms in den Feind ſtürzte, und ſogleich ſeinen Tod fand. Die Truppen ſtockten augenblicklich, ſchwankten, und wandten ſich auf's Neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ ſie ohne Befehl, während der Feind ſein mörderiſches Feuer fortſetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit anſah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte ſchon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geſchlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Geſtalt nahmen.

— — — — — — — —

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verluſt betrug über 13,000 Mann, der König in ſeinem Geſchichtswerke ſagt ſogar 18,000, die tapferſten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Kriegs dieſen Verluſt fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oeſterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenſchiffe, nebſt einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht iſt vorzugsweiſe eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten und die Entſchloſſenheit und Ausdauer der Truppen entſchied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, raſch beſchloſſen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, ſondern ihrer eignen Entwicklung überlaſſen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für ſich, und der Ueberblick des Königes ſelber mußte zeitenweiſe in dieſem Gemiſch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne

Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zuſammenhang, ſich zu einem großen Siege zu geſtalten.

Wir ſahen unſern Helden inmitten des wüthendſten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerſt nicht bei ihm weilen; ſein Geiſt ſelber trieb uns vorwärts, der, aus dem entſeelten Körper in die durch ſeinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege ſtürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu dieſem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, ſeine Hingebung gekrönt geſehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erſte Nachricht erhielt, Schwerin ſey geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beſchäftigt, wandte alle Aufmerkſamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umſtänden entſprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entſchieden war, athmete er wieder auf, und überließ ſich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte ſeinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, ſtieg vom Pferde, und ſetzte ſich mit ſichtbarer Traurigkeit auf den grünen Raſen, der ſeitwärts am Wege ſich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erſtickter Stimme, der Feldmarſchall Schwerin iſt todt!“ und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erſtern befanden ſich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holſtein, Manſtein und Anhalt.

Inzwiſchen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und unterſucht, da ſich denn die Gewißheit ergab, daß er in demſelben Augenblicke getroffen und todt geweſen ſeyn müſſe. Man brachte die Leiche darauf in das Kloſter St. Margaretha, wo ſie einbalſamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und ſtand in ſchweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entſchlafenen nachrief. Schwerin's älteſter Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächſter Zeuge ſeines Todes geweſen, überreichte dem Könige das blutbeſpritzte Band des ſchwarzen Adlerordens, das der Feldmarſchall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, ſondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche ſpäterhin zur Heimath abgeführt wurde, geſchah dies mit allem kriegeriſchen Gepränge. Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, deſſen Antlitz die edle Ruhe eines ſchönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten ſtanden umher und weinten um ihren Vater.

Bettina von Arnim.

I. Morgenwanderung zur Linde.

(An Göthe. Am 2. Auguſt 1807.)

Heute Morgen hat mich die Sonne ſchon halb fünf Uhr geweckt; ich glaub ich habe keine zwei Stund geſchlafen; ſie mußte mir gerade in die Augen ſcheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldne Ruhe breitete ſich aus am blauen Morgenhimmel; ich ſah die Waſſer ſich ſammeln und ihren Weg zwiſchen den Felskanten ſuchen hinab in die Fluth; geſtürzte Tannen brachen den brauſenden Waſſerſturz, und Felsſteine ſpalteten ſeinen Lauf; er war unaufhaltſam; er riß mit ſich was nicht widerſtehen konnte. — Da überkam mich eine ſo gewaltige Luſt — ich konnte auch nicht widerſtehen: ich ſchürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich ſtützte beide Hände in die Seite um mich im Gleichgewicht zu halten, und ſprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsſtück zum andern, bald hüben bald drüben, das brauſende Waſſer mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil ſie geſpalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den ſich ſammelnden Waſſern.

O liebſter Freund! der Menſch, wenn er Morgennebel trinkt und die friſchen Winde ſich mit ihm jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Bruſt eindringt und in den Kopf ſteigt und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren ſchüttelt, was iſt das für eine Luſt.

Auf dem umgeſtürzten Stamm ruhte ich aus, und da entdeckte ich unter den dickbelaubten Aeſten unzählige Vogelneſter, kleine Meiſen mit ſchwarzen Köpfchen und weißen Kehlen, ſieben in einem Neſte, Finken und Diſtelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die jungen äzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt ſie groß zu ziehen, in ſo ſchwieriger Lage; denk nur: aus dem blauen Himmel herabgeſtürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn ſo ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich erſaufen, und noch dazu hängen alle Neſter ſchief. — Aber die hunderttauſend Bienen und Mücken die mich umſchwirrten, die all in der Linde Nahrung ſuchten; — wenn Du doch das Leben mit angeſehen hätteſt! Da iſt kein Markt ſo reich an Verkehr, und alles war ſo bekannt, jedes ſucht ſein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte; und emſig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da ſummten ſie an einander vorbei, als ob ſie ſich's ſagten, wo gut Bier feil iſt. — Was ſchwäze ich Dir alles von der Linde! — und doch iſt's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zuſammen; ich ſah hinauf zu dem Gipfel des ſtehenden Baumes, der nun ſein halbes Leben am Boden hinſchleifen muß, und im Herbſt ſtirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einſamen Thalſchlucht, und ich wär gewöhnt, auf dich zu warten, welch großes Ereigniß wär dieſes; wie würd ich Dir entgegenſpringen und von weitem ſchon zurufen: „Denk nur unſere Linde!“ — Und ſo iſt es auch, ich bin eingeſchloßen in meiner Liebe, wie in einſamer Hütte, und mein Leben iſt ein Harren auf Dich unter der Linde, wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnſucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grauſame Sturm die Linde ſpaltet, und die üppigere ſtärkere Hälfte mit allem innwohnenden Leben zu Boden ſtürzt, und ihr grünes Laub über böſem Geſchick, wie über ſtürzenden Bergwaſſern traurend welkt, und die junge Brut in ihren Aeſten verdirbt; o dann denk, daß die eine Hälfte noch ſteht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben was dieſer entſprießt, zum Himmel getragen wird.

II. Salzburg und Savigny.

(An Göthe. Am 26. Mai 1809.)

Von Salzburg muß ich Dir noch erzählen. Die letzte Station, vorher Laufen. Diesmal ſaß Freiberg mit mir auf dem Kutſcherſitz, er öffnete lächelnd ſeinen Mund, um die Natur zu preiſen, bei ihm iſt aber ein Wort wie der Anſchlag in einem Bergwerk, eine Schicht führt zur andern; es ging in einen fröhlichen Abend über, die Thäler breiteten ſich rechts und links, als wären ſie das eigentliche Reich, das unendliche gelobte Land. Langſam wie Geiſter hob ſich hie und da ein Berg, und ſank allmählig in ſeinem blitzenden Schneemantel wieder unter. Mit der Nacht waren wir in Salzburg, es war ſchauerlich, die glattgeſprengten Felſen himmelhoch über den Häuſern hervorragen zu ſehen, die wie ein Erdhimmel über der Stadt ſchwebten im Sternenlicht, — und die Lanternen, die da all mit den Leutlein durch die Straßen fackelten, und endlich die vier Hörner, die ſchmetternd vom Kirchthurm den Abendſeegen blieſen, da tönte alles Geſtein und gab das Lied vielfältig zurück. — Die Nacht hatte in dieſer Fremde ihren Zaubermantel über uns geworfen, wir wußten nicht wie das war, daß alles ſich beugte und wankte, das ganze Firmament ſchien zu athmen, ich war über alles glücklich, Du weißt ja wie das iſt, wenn man aus ſich ſelber, wo man ſo lange geſonnen und geſponnen, heraustritt ganz in's Freie.

Wie kann ich Dir nun von dieſem Reichthum erzählen, der ſich am andern Tag vor uns ausbreitete? — wo ſich der Vorhang allmählig vor Gottes Herrlichkeit theilet, und man ſich nur verwundert, daß alles ſo einfach iſt in ſeiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge ſieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenſtand bedeckt, es jauchzt und triumphirt ewig da oben, die Gewitter ſchweben wie Raubvögel zwiſchen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren breiten Fittigen die Sonne, das geht ſo ſchnell und doch ſo ernſt, es war auch alles begeiſtert. In den kühnſten Sprüngen, von den Bergen herab bis zu den Seen ließ ſich der Uebermuth aus, tauſend Gaukeleien wurden in's Steingerüſt gerufen, ſo verlebten wir wie die Prieſterſchaft der Ceres bei Brod, Milch und Honig ein paar ſchöne Tage; zu ihrem Andenken wurde noch zuletzt ein Granatſchmuck von mir auseinander gebrochen, jeder nahm ſich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus ſehen konnte, und nennen ſich die Ritter vom Granatorden, geſtiftet auf dem Watzmann bei Salzburg.

Von da ging die Reiſe nach Wien, es trennten ſich die Gäſte von uns, bei Sonnenaufgang fuhren wir über die Salza, hinter der Brücke iſt ein großes Pulvermagazin, hinter dem ſtanden ſie Alle, um Savigny ein letztes Vivat zu bringen, ein jeder rief ihm noch eine Betheuerung von Lieb und Dank zu. Freiberg, der uns bis zur nächſten Station begleitete, ſagte: wenn ſie nur alle ſo ſchrieen, daß das Magazin in die Luft ſprengte, denn uns iſt doch das Herz geſprengt; und nun erzählte er mir, welch neues Leben durch Savigny aufgeblüht war, wie alle Spannung und Feindſchaft unter den Profeſſoren ſich gelegt oder doch ſehr gemildert habe, beſonders aber ſei ſein Einfluß wohlthätig für die Studenten geweſen, die weit mehr Freiheit und Selbſtgefühl durch ihn erlangt haben. Nun kann ich Dir auch nicht genug beſchreiben, wie groß Savigny's Talent iſt mit jungen Leuten umzugehen; zuvörderſt fühlt er eine wahre Begeiſterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe die er ihnen macht — wenn ſie gut behandelt wird, ſo macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich ſein Innerſtes mit jedem theilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geſchick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihnen den Weg, man kann von ihm wohl in dieſer Hinſicht ſagen, daß die Unſchuld ſeiner Jugend auch der Geleitsengel ſeiner jetzigen Zeit iſt, und das iſt eigentlich ſein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den ſchönſten Kräften ſeines Geiſtes und ſeiner Seele dient; ja das iſt wahrhaft liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nic allein Größe beſtätigen? — dieſe naive Güte, mit der er ſi allen gleich ſtellt bei ſeiner äſthetiſchen Gelahrtheit, macht i doppelt groß. Ach, liebes Landshut, mit deinen geweißten Giebe dächern und dem geplackten Kirchthurm, mit deinen Sprin brunnen, aus deſſen verroſteten Röhren nur ſparſam das Waſſ lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprün machten und ſanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten, un dann aus fernen Straßen ſingend ihr Gutenacht ertönen ließe wie ſchön war's im Winter auf der leichten Schneedecke, wen ich mit dem ſiebzigjährigen Canonicus Eixdorfer, meinem G neralbaßlehrer und vortrefflichen Bärenjäger, ſpazieren ging, zeigte er mir auf dem Schnee die Spuren der Fiſchottern, un da war ich als manchmal recht vergnügt und freute mich a den andern Tag, wo er mir gewiß ein ſolches Thier auffind wollte, und wenn ich denn am andern Tag kam, daß er mi verſprochnermaßen auf die Otternjagd begleiten ſolle, da mach er Ausflüchte, heute ſeien die Ottern beſtimmt nicht zu Hauſ wie ich Abſchied von ihm nahm, da gab er mir einen wunde lichen Seegen, er ſagte: „möge ein guter Dämon Sie begleite und das Gold und die Kleinodien, die Sie beſitzen, allemal z rechter Zeit in Scheidemünze verwandeln, womit Sie allein ſi das erwerben können, was Ihnen fehlt.“ Dann verſprach er m auch noch, er wolle mir einen Otternpelz zuſammenfangen, un ich ſolle über's Jahr kommen ihn holen. Ach, ich werde nic wiederkommen in das liebe Landshut, wo wir uns freuten, wenn ſchneite und Nachts der Wind recht geſtürmt hatte, ſo gut, als wen die Sonne recht herrlich ſchien; wo wir alle einander ſo gut ware wo die Studenten Concerte gaben und in der Kirche hölliſch muſizirte und es gar nicht übel nahmen, wenn man ihnen davon lief.

Und nun iſt weiter nichts Merkwürdiges auf der Reiſe bi Wien vorgefallen, außer daß ich am nächſten Morgen die Sonn aufgehen ſah, ein Regenbogen drüber und davor ein Pfau, de ſein Rad ſchlug.

III. Der Sonntag.

(1807 und 1839.)

Hier iſt auch eine Kapelle und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand, die Kapelle iſt rund, ein mächtiger Altar nimmt faſt den ganzen Platz ein, ein großer goldener Pelikan krönt ihn, der einem Dutzend Jungen ſein Blut zu trinken gibt. Das Ende der Predigt hörte ich aus als ich hineinkam — ich weiß nicht, war's der goldene Pelikan, die mit vielen Spinnweben überflorten Zierrathen und Kränze von Golddrath, die friſchen Sträußer daneben, von Roſen und gelben Lilien, und die düſteren Scheiben, wo oben grad über dem Pelikan die dunkelrothen und gelben Scheiben die Sonnenſtrahlen färben. Der Geiſtliche war ein Franziskaner aus dem Kloſter bei Rauenthal. „Wenn ich jetzt von Unglück ſprechen höre, ſo fallen mir immer die Worte Jeſu ein, der zu einem Jüngling ſagte, der unter ſeine Jünger wollte aufgenommen werden: die Füchſe haben Gruben, die Vögel des Himmels haben ihre Neſter, aber des Menſchen Sohn hat keinen Stein, da er ſein Haupt hinlege. — Ich frage Euch, ob durch dieſe Worte allein nicht ſchon alles Unglück gebannt iſt? Er hatte keinen Stein, um auszuruhen, viel weniger einen Gefährten, der ihm ſein irdiſch Leben heimatlich gemacht hätte; und doch wollen wir klagen, wenn uns ein geliebter Freund verloren geht, wollen uns nicht wieder aufrichten, finden es nicht der Mühe werth, in's Leben uns zu wagen, werden matt wie ein Schlaftrunkener! Sollten wir nicht gern die Gefährten Jeſu ſeyn wollen, wenn die Noth uns trifft? ſollten wir nicht Helden ſeyn wollen neben dieſem großen Ueberwinder, der ein ſo weiches Herz hatte, daß er aus liebendem Herzen die Kinder zu ſich berief, daß er den Johannes an ſeiner Bruſt liegen hieß? Er war menſchlich, wie wir menſchlich ſind. Was uns zu höheren Weſen bildet, nämlich das Bedürfniß der Liebe, und zu ſelbſtverläugnenden Opfern befähigt, das war die Grundlage ſeiner göttlichen Natur; er liebte und wollte geliebt ſeyn, bedurfte der Liebe. Weil nun die Liebe auf Erden nicht zu Haus war, ſo fand er keinen Stein, da ſein Haupt ruhen konnte: da verwandelte ſich dieſes reine Bedürfniß der Liebe in das göttliche Feuer der Selbſtverläugnung, er brachte ſich dar, ein Opfer für die geliebte Menſchheit, ſein Geiſt ſtrahlte wieder himmelwärts, von wo er in ſeine Seele eingeboren war, wie die Opferflamme hinaufſteigt ein Gebet für den Geliebten. Und dieß Gebet iſt erhört worden, denn wir fühlen uns allzumal durch dieſe Liebe geläutert, und wenn wir uns ihrer Betrachtung weihen, ſo werden wir göttlich durch ihr Feuer, und dieſes iſt wie der Odem Gottes, der alles in's Leben ruft, jeden Keim des Frühlings. So auch ruft nun die Liebe Jeſu, die auf Erden nicht begnügt und beglückt konnte werden, zu ſich, alle die mühſelig und beladen ſind, ſie ſind verſchloſſne thränenſchwere Knospen, die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird ſie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dieß iſt alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden. Amen.“ Dieſe ſchönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt hörte, aber ſie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten, ſie klangen wie ein himmliſch Geläut in mein Ohr, wie ein ſchöner Sonntag-Morgen; als alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle, ein andrer Prieſter hatte eben die Meſſe geleſen, es kam ein alt Mütterchen, die löſchte die Kerzen und räumte auf; ich frug ob ſie Sacriſtan ſey, ſie ſagte ihr Sohn ſey Küſter, aber der ſey heut über Land; ich frug wo ſie die vielen Blumen hernehme, da ich doch nirgend einen Blumengarten geſehen; ſie ſagte: die Blumen ſind aus unſerem Garten, mein Sohn pflegt ſie alle. Ich hatte eine rechte Luſt mit in den Garten zu gehen, das war ſie zufrieden; das iſt ein Garten, ſo groß wie der Hof von unſerem Haus, an der weißen Wand des Hauſes wachſen Trauben und ein paar hohe Roſenbüſche ſind dazwiſchen verflochten. Roſen und Trauben, ich kann mir keine ſchönere Vermählung denken, Ariadne und

Bacchus. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, ich ſetzte mich ganz ans End, und die Frau neben mich; es war kaum groß genug, daß wir Platz hatten, ich mußte recht dicht an die Frau heranrücken; ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schooß, ſie hatte eine ſo harte Hand, ſie ſagt, das ſind Schwülen vom Graben im Land, denn hier iſt ein felſiger Boden. Du glaubſt nicht, wie ſchön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt iſt grade die reichſte Blumenzeit, alles iſt doch ſo ſchön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich iſts ein Tempel, wo ihre Geſchöpfe als Gebete aufſteigen, gleich iſts ein Altar, der voll kindlicher Opfergeſchenke beladen iſt. — So iſt das Gärtchen mit ſeinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Feldertheilchen; der Buchsbaum iſt ſo ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und ſchützt er was der Frühling bringt, es keimt und welkt in ſeiner Umzäunung und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee. Das ſagt ich der alten Frau, die ſagte, ja das iſt wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schickſal mitmachen. — Aber ſtell Dir doch das hübſche Gärtchen vor, links vom traubenbewachſnen Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geisblatt, der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien beſetzt. So viel Levkoyen, ſo viel Ranunkeln, ſo viel Ehrenpreiß und Ritterſporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern geſchützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben rein gefalteten Blättern, ich war ganz erfreut Kameraden von meinem Baum zu finden, unter denen ſpringt ein Quellchen hervor in einen Steintrog, da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen, und in den offnen Fenſtern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die ſchmetterten ſo laut. Ach es war recht Sonntagswetter, und Sonntagslaune in der Luft, und Sonntagsgefühl in meinem Herzen. Ich bitte Dich, ſorg daß mein Baum von der Lisbet nicht verſäumt werde, er muß bald reife Früchte haben, wenn er ſo weit iſt wie die im Küſtergärtchen, die

— Die Frau ſchüttelte mir Maulbeeren ab, die ſamm
ich auf einem Blatt und einen Strauß von Nelken und Eh
preiß und Ritterſporn hatte ich mir auch gepflückt; und wie
ſo da ſteh ganz ſtill in der Sonn, da kommt der geiſtliche
aus der Thür, er hatte da ſein Frühſtück genoſſen, was
Küſterfrau immer nach der Kirche bereit hält. — Der Geiſt
iſt ein ſchöner ganz ſtiller Kopf, und ſanfte Augen, und
jung. Mich ſtrahlten die ſchönen Worte, die ich von ihm
hört hatte, noch einmal aus ſeinem Geſicht an, ich konnte
aus Ehrfurcht ihm nichts ſagen, er ſah mich aber freundlich
und ſagte: Ei wie! ſchon reife Maulbeeren; ich reichte ihm
Maulbeeren, er nahm auch welche davon, und den Strauß n
er mir auch ab und ſteckte ihn in ſeinen Aermel, denn ich
ſo überraſcht, als ich ihn kommen ſah, daß ich nicht wußte
ich that, und ihm beide Hände entgegenſtreckte, ich wußte
nicht, daß ich ihm den Strauß geboten hatte, und erſt al
mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun gin
weg und ich blieb betäubt ſtehen, der Spitzhund aber begle
ihn ſehr höflich vor die Gartenthür, ich hörte ihn noch vor
Thür freundlich mit dem Hund ſprechen: Geh nach Haus, Lel
ſagte er. — Ich war recht vergnügt, und mehr als all die
über auf der Terraſſe, mit meinem Sonntagmorgen.

Fürſt Pückler.

Warwick-Caſtle.

(1831.)

Warwick den 28. Dez. 1826.

Theure Julie!

Beim Himmel! diesmal erſt bin ich von wahrem und ungemeßnem Enthuſiasmus erfüllt. Was ich früher beſchrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunſt und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich ſchon Aehnliches geſehen, ja ſelbſt beſitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute ſah, war mehr als dieſes, es war ein Zauberort, in das reizendſte Gewand der Poeſie gehüllt, und von aller Majeſtät der Geſchichte umgeben, deſſen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrne Hiſtorienkennerin und Memoirenleſerin weißt beſſer als ich, daß die Grafen von Warwick einſt die mächtigſten Vaſallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, ſich rühmte, drei Könige entthront, und eben ſo viele auf den leeren Thron geſetzt zu haben.

Sein Schloß ſteht ſchon ſeit dem 9ten Jahrhundert und iſt ſeit Eliſabeths Regierung im Beſitz derſelben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamp ſelbſt erbaut, hat ſich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze ſteht noch ſo coloſſal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahnung der Vorzeit da.

uralte Cedern vom Libanon, Kaſtanien, Eichen und Linde
ſenkrecht aus den Felſen am Ufer des Avon, mehr als 200 Fu
hoch über die Waſſerfläche emporſteigen. Faſt eben ſo ho
noch überragen wieder zwei Thürme von verſchiedener For
das Gebäude ſelbſt. Der abgeriſſene Pfeiler einer Brücke, m
Bäumen überhangen, ſteht mitten im Fluß, der, tiefer unte
grade wo die Schloßgebäude beginnen, einen ſchäumenden Waſſe
fall bildet, und die Räder der Schloßmühle treibt, welche le
tere, mit dem Ganzen zuſammenhängend, nur wie ein niedrig
Pfeilervorſprung deſſelben erſcheint.

Jetzt verlierſt Du im Weiterfahren eine Weile den Anbli
des Schloſſes, und befindeſt Dich bald vor einer hohen cren
lirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Mo
und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eiſern
Thores öffnen ſich langſam, um Dich in einen tiefen, dur
den Felſen geſprengten Hohlweg einzulaſſen, an deſſen Stei
wänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigſte Vegetatio
herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felſe
grunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölbe
Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß i
freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem ſanft
Raſenabhang ruhend, und zwiſchen den ungeheuren Thürme
an deren Fuß Du Dich befindeſt, verſchwindet der weite Bog
des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Ei
noch größere Ueberraſchung ſteht Dir bevor, wenn Du dur
das zweite eiſerne Gitterthor den Schloßhof erreichſt. Etw
Mahleriſcheres und zugleich Impoſanteres läßt ſich beinah ni
denken! Laß Dir durch Deine Phantaſie einen Raum hinzauber
ungefähr noch einmal ſo groß als das Innere des römiſch
Coloſſeums, und verſetze Dich damit in einen Wald voll r
mantiſcher Ueppigkeit. Du überſiehſt nun den weiten Hofpla
rund umher von bemoosten Bäumen und majeſtätiſchen Gebä
den umgeben, die, obgleich überall verſchieden an Form, de
noch ein erhabenes und zuſammenhängendes Ganze bild

deſſen bald ſteigende, bald ſich ſenkende Linien in der blauen Luſt, wie die ſtete Abwechſelung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine ſonſt nur den Werken der Natur eigne, höhere Harmonie verrathen. Der erſte Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Raſenteppich, um den ein ſanft geſchlungner Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieſes Rieſenbaues führt. Rückwärts ſchauend, ſiehſt Du an den beiden ſchwarzen Thürmen empor, von denen der älteſte, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüſch, in drohender Majeſtät, feſt wie aus Erz gegoſſen daſteht, der andre von Beauchamp erbaut, halb durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kaſtanie verdeckt wird. Breitblättriger Epheu und wilder Wein rankt, bald den Thurm umſchlingend, bald ſeine höchſten Spitzen erſteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht ſich weit der bewohnte Theil des Schloſſes und die Capelle hin, mit vielen hohen Fenſtern geziert, von verſchiedener Größe und Geſtalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, faſt ganz ohne Fenſter, nur mächtige crenelirte Steinmaſſen darbietet, die einige Lerchenbäume von coloſſaler Höhe und baumartige Arbutus-Sträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachſen ſind, maleriſch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jetzt den Blick nach der Höhe erhebſt, von allem das erhabenſte Schauſpiel. Denn auf dieſer vierten Seite ſteigt aus einem niedrigen bebuſchten Keſſel, den der Hof hier bildet, und mit dem ſich auch die Gebäude eine geraume Strecke ſenken, das Terrain von neuem, in Form eines joniſchen Berges ſteil empor, an dem die gezackten Mauern des Schloſſes mit hinan klimmen. Dieſer Berg, der Keep, iſt bis oben dicht bewachſen mit Geſträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmaſſen, noch ungeheure uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luſt ſchwebend erblickt, während auf dem höchſten Gipfel eine kühne Brücke, auf

beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hel
Himmelsportal plötzlich die breiteſte, glänzendſte Lichtmaſſe, bi
der man die Wolken fern vorüberziehen ſieht, unter dem Schn
bogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

Stelle Dir nun vor: dieſe magiſche Dekoration auf e
mal zu überſehen, verbinde die Erinnerung damit, daß
neun Jahrhunderte ſtolzer Gewalt, kühner Siege und vern
tender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielle
auch ſanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre ſic
lichen Spuren, oder wo das nicht iſt, doch ihr romant
ungewiſſes Andenken, zurückgelaſſen haben — und urtheile da
mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes verſet
konnte, dem ſolche Erinnerungen des Lebens ſeiner Vorfah
durch dieſen Anblick täglich zurück gerufen werden, und der n
immer daſſelbe Schloß des erſten Beſitzers der Veſte Warw
bewohnt, deſſelben halb-fabelhaften Guy, der vor einem Ja
tauſend lebte, und deſſen verwitterte Rüſtung mit hundert Waf
berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wi
Giebt es einen ſo unpoetiſchen Menſchen, in deſſen Augen ni
die Glorie dieſes Andenkens auch den ſchwächſten Repräſe
tanten eines ſolchen Adels noch heute umglänzte?

Um Dir meine Beſchreibung wenigſtens einigermaſſen a
ſchaulich zu machen, füge ich einen Grundplan bei, der Dei
Einbildungskraft zu Hülfe kommen muß.

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun no
tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bish
beſchriebenen Stellen nicht geſehen wird, ſondern erſt aus d
Fenſtern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zuglei
mit dem herrlichen Park ſichtbar wird, der überall durch Wa
am Horizont geſchloſſen iſt, was der Phantaſie ſo viel Spie
raum läßt, und wieder für ſich eine neue höchſt romantiſ
Ausſicht bildet.

Halle, auf deren beiden Seiten ſich die Geſellſchaftszimmer, 340 Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich faſt de plein pied mit dem Hofe, ſind dieſe Zimmer doch auf der andern Seite mehr als 50 Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenſter, welche auch 10 — 12 Fuß breit ſind, ein förmliches Cabinet, mit den ſchönſten mannigfaltigſten Ausſichten auf den unter ihnen wildſchäumenden, weiterhin aber in ſanften Wendungen den Park bis in düſtre Ferne durchſtrömenden Fluß. War ich nun vorher, ſchon ſeit dem erſten Anblick des Schloſſes, von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeſchritten, ſo wurde dieſe, wenn gleich auf andre Weiſe, faſt noch in den Zimmern überboten. Ich glaubte mich völlig in verſunkene Jahrhunderte verſetzt, als ich in die gigantiſche baronial hall trat, ganz wie ſie Walter Scott beſchreibt, die Wände mit geſchnitztem Cederholz getäfelt, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug um alle Vaſallen auf einmal zu ſpeiſen, und ich dann vor mir einen Camin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer ſtehen konnte, das auf einem 300 Jahre alten eiſernen, ſeltſam geſtalteten Roſte, von der Form eines Korbes, wie ein Scheiterhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem ſteinernen Fußboden, den nur zum Theil verſchloſſene hautelisse Teppiche deckten, eine Klafter ungeſpaltenes Eichenholz aufgeſchichtet. Durch einen in braun gekleideten Diener, deſſen Tracht, mit goldnen Kniegürteln, Achſelſchnüren und Beſatz hinlänglich alterthümlich ausſah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterſchied zwiſchen der ächten alten Feudalgröße, und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben ſo ſchlagend, als zwiſchen den bemooſten Trüm-

Lieferanten. Faſt alles in dem Zimmer war alt, prächtig und originell, nirgends geſchmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden ſich die ſeltſamſten und reichſten Zeuge darunter, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande ſeyn möchte, in einer Miſchung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Di Meubeln beſtanden faſt ganz, entweder aus alter außerordentlic reicher Vergoldung, geſchnitztem braunen Nuß- und Eichenholz oder jenen alten franzöſiſchen mit Meſſing ausgelegten Schrän ken und Commoden, deren eigner Name mir eben nicht beifällt Auch waren viele herrliche Exemplare von Moſaik, wie vo ausgelegten koſtbaren Hölzern vorhanden. Ein Caminſchirm mi ſchwerem goldnen Rahmen beſtand aus einem einzigen ſo klare Glaſe, daß es völlig mit der Luft zuſammenſloß. Ein ſolche Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin ſitzend, da Feuer ſieht, ohne es ſengend am Geſicht zu fühlen. In de einen Zimmer ſteht ein Staatsbett, von der Königin Anna ein Gräfin von Warwick geſchenkt, noch immer wohl erhalten, vo rothem Sammt mit grün und blauer Seide geſtickt. Die Kunſ ſchätze ſind unzählbar, und die Gemälde, unter denen ſich au nicht ein mittelmäßiges befand, ſondern die faſt alle von d größten Meiſtern ſind, haben überdem zum Theil ein ganz b ſonderes Familien-Intereſſe, da ſehr viele Portraits der Ahn ſich darunter befinden, von der Hand Titian's, Vandyk's u Rubens' gemalt.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick ſchied, beſtieg noch den höchſten der beiden Thürme, und genoß dort eine ſchö und reiche Ausſicht nach allen Seiten hin bei ziemlich hell Wetter. Weit entzückender als dieſes Panorama war aber lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von z Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter deſſel ganz angemeſſen ſind. Die Höhe und Schönheit der Bäu wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Raſens kann nirge (vom Libanon genannt), und die ſich jeden Augenblick neu geſtaltenden Anſichten der majeſtätiſchen Burg — in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtſtrahlen ein immer wechſelndes Spiel gewähren — einen ſolchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondſchein, der alles noch gigantiſcher erſcheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte coloſſale Warwick-Vaſe, welche mehrere hundert Gallonen Waſſer enthalten kann und mit der ſchönſten Arbeit geziert iſt ſo wie die Alterthümer beſehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptſächlich in den antediluvianiſchen Stierhörnern und Eberzähnen beſtehen, die man Thieren zuſchreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der erſten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachſenzeit, erlegt haben ſoll. Die Dimenſionen ſeiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen, verrathen einen Rieſen von größeren Kräften, als ſie jetzt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abſchied von Warwick-Caſtle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondenlicht wie einem Kinde, dem ein phantaſtiſches Rieſenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Rumohr.

Vom Begriffe der Höflichkeit.

(1834.)

Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürſten als ſo viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angeſehen und verehrt wurden, weil ſie hervorzogen und zu vereinigen ſuchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: ſtarke und liebenswerthe Perſönlichkeiten, vortreffliche Geiſter und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunſt auf, entwickelten ſich große Talente, fanden ſie gegen die Bedrängniſſe des Lebens Schutz, erweiterten ſie ihre Vorſtellungen, ergriff ſie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verſchiedenen Idiome der neueren Welt ihre edlere, feinere Ausbildung.

In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten ſich perſönliche Günſtlinge der Fürſten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geiſtigen Bildung von den Höfen auszuſchließen; rohe Sinnlichkeit, welche Abſpannung, leblos mechaniſche Andachtsübung, welche Stumpfſinn herbeiführt, ſchien den Beſitz ſchon erworbenen oder noch gehofften Einfluſſes allein ganz ſicher zu ſtellen. Schon von Karl V. erzählt ſein Biograph, der Biſchof Prudenzio de Sandoval, daß Wilhelm von Croy, ſein Aufſeher, die Bücher ihm weggenommen, die guten Abſichten ſeines Lehrers, des nachmaligen Pabſtes Adrian, vereitelt, den fürſtlichen Knaben mit Jagd und Pferden ausſchließlich beſchäftiget habe, um, ſagt er, ſeiner durchaus ſich zu bemeiſtern (por hazerse muy duenno del ninno). An ſpäteren Beiſpielen iſt in der Geſchichte kein Mangel, woraus im ſiebzehnten Jahrhunderte jenes merkwürdige Triumvirat ſtellvertretender Herrſcher, Olivares, Richelieu, Buckingham, entſtand, dem ein zweites unmittelbar nachfolgte, worüber unter den Zeitgenoſſen beſonders der Geſchichtſchreiber Nani ſeine Verwunderung und billige Zweifel mit vielem Anſtande laut werden läßt. In Folge dieſer geſchichtlichen Erſcheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgeſunken, als ſeit Friedrich geniale Fürſten hie und da von Neuem einer höheren Bildung ſie entgegen zu führen, nicht ohne ſchnellen Erfolg, unternahmen.

Indeß blieb, in Erinnerung des Urſprunges, das Wort Höflichkeit ſelbſt in den ſchlimmeren Zeiten wenigſtens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spaniſchen behielten die Ausdrücke cortesia und cortes die entſprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republicaniſcher Verfaſſung ihrer wichtigſten Städte (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεῖος), der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzoſen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen, und dagegen courtoisie, courteous und was ſonſt dahin gehören mag (da ſogar to curtsy dem ſpäteren to bow gewichen), beinahe gänzlich aufgegeben haben.

Gegenwärtig alſo bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie oder ſtreng höfiſche Sitte, ſondern die Gewohnheit und Kunſt in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden, wie im Handeln, ſtets den zu treffenden Ton zu finden und anzuſchlagen. Ihr ſind die Begriffe Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anſtand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienſtwilligkeit, Ehrerbietung und jener allgemeine Ton untergeordnet, welcher alle vorangenannten Eigenſchaften, gleich einem muſikaliſchen Grundtone, mit einander verknüpft und harmoniſirt.

die Höflichkeit als eine eigenthümlich höfiſche, ebenfalls gezeigt und gelehrt werden, doch nicht minder jene allgemeinere, welche in den übrigen Verhältniſſen des Menſchengeſchlechtes das Leben erheitert, die Pflichten erleichtert, den Ausgang jeglicher Unternehmung begünſtiget. Um in der Folge nicht Anſtoß zu geben, erinnere ich hier im voraus an die unumgängliche, ununterbrochene Uebereinſtimmung aller Höflichkeit mit demjenigen, was man theils die Sittlichkeit, theils auch die Klugheit nennt. Häufig wird die beſtgefaßte und abſtracteſte Höflichkeitsvorſchrift bald das Anſehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengeſetzes annehmen. Dieſer ſcheinbaren Verwirrung der Materien war und iſt in dieſer Angelegenheit durchaus nicht auszuweichen, weßhalb ich den Leſer freundlichſt erſuche, darauf ſich gefaßt zu halten.

In der Anwendung verwandelt ſich die Höflichkeit, nach Maßgabe der Verhältniſſe in verſchiedene, einander beinahe entgegengeſetzte Geſtaltungen. Was in dem einen Lebensverhältniſſe als höflich erſcheint und wahrhaft höflich iſt, kann in einem andern unverbindlich und anſtößig werden. Allein wie mannichfaltig, und wie ſehr eins vom andern abweichend, nun immer die Höflichkeit in den ſo verſchiedenen Fällen ihrer Anwendung ſich zeigen möge, ſo bleibt doch ihr Princip ſtets daſſelbe: der gütige, der poſitive Wille.

Bei ſolcher Feſtſtellung des Princips überſehe ich nicht, daß auch die Hinterliſt und Falſchheit höfliche Sitten erheucheln könne. Ueberhaupt gibt es keine Tugend, noch Erkenntniß, von welcher der Lügengeiſt nicht irgend einmal den trügeriſchen Anſchein hervorbringen ſollte. Allein wie man zuletzt ſtets den heuchleriſchen Frommen vom ächten, den Schwätzer vom Weiſen, den Gerechten vom Schelmen unterſcheiden lernt, ſo verkündet auch in der liebloſen, tückiſchen Höflichkeit ein gewiſſer widriger Beigeſchmack, dem ähnlich, welchen verſüßte Arzneien zu haben auf, uns angenehm zu ſeyn. Ja, wie die reine Bitterkeit weniger mißfällig iſt, als die verſüßte, ſo gefällt auch in dem Benehmen von Menſchen zu Menſchen die Grobheit mehr, als eine falſche, erlogene Höflichkeit. Da nun aber eine mißfällige Höflichkeit ſich in ſich ſelbſt aufhebt, ſo darf ich die Einwendung fallen laſſen, welche man etwa daher gegen das eigentliche Princip der Höflichkeit dürfte ableiten wollen.

Eben ſo wenig wird ſolches durch jene leeren Formen der Höflichkeit entkräftet werden, welche in einigen Ländern, z. B. in China, in die Volksſitte übergegangen ſind.

Ohne die geringſte Spur von Herzlichkeit poli und civil ſeyn, macht den langweiligſten und ſchalſten Eindruck der Welt, iſt demnach mit dem eigentlichen Begriffe der Höflichkeit ganz ſo unverträglich, als deren ſchon beleuchtete Erheuchelung.

Das Princip aber des gütigen Willens implicirt die Möglichkeit für einen Jeden, nach Maßgabe ſeiner Lagen und Verhältniſſe höflich zu ſeyn oder höflich zu werden.

Gegen die letzte Behauptung dürften die Quietiſten jeglicher Art und Schule ſich erheben wollen. Man wird die Unbeholfenheit ſeines Naturells, das Unbezwingliche eines ſchlaffen oder boshaften Charakters und ſo viel Anderes ihr entgegenſtellen. Doch muß ich dieſe Einwürfe ſummariſch abweiſen, weil kein Individuum jemals in dem Maße leidend ſich verhält, noch verhalten darf, als ein ſolcher Anſpruch, den Umſtänden leidend ſich hinzugeben, ganz irriger Weiſe vorausſetzt.

Mit den Abſonderungen und Zerſtückelungen kommt der menſchliche Verſtand überhaupt viel leichter zu Stande, als mit deren Wiederaufrichtung und Einigung. Es wird daher nicht befremden dürfen, daß man Erleiden und Thätigſeyn, dem Begriffe nach ſo ziemlich entgegengeſetzte Zuſtände, nicht etwa als bloße Abſtractionen und Sprachbehelfe aufgefaßt, als welche ich ſie gelten laſſe; vielmehr als einen tief im Weſen der Dinge ſeyn, da beide Zuſtände nothwendig ganz unzertrennliche Gefährten ſind, und ſo genau in einander verflochten, daß gar nie mit Sicherheit zu beſtimmen iſt, wo das Erleiden, wo hingegen die Thätigkeit beginnt oder aufhört. Denn auch das Erleiden iſt eine Thätigkeit, und es wirkt anderſeits die Thätigkeit ſtets auf das Subject zurück, erſchlaffend, ſpannend, mindeſtens das Geſchehende ihm zum Bewußtſeyn bringend. Aus keinem anderen Grunde wechſelt in der Grammatik mehr als in einer Sprache die Bedeutung der activen und paſſiven Formen, oder verſchmelzen ſich beide zu einem Medio.

Alſo wird, bei gänzlicher Unmöglichkeit eines unbedingt leidenden Zuſtandes, Niemand von Natur, noch durch Umſtände jemals ſo durchaus verdorben ſeyn können, daß er der Hoffnung und Abſicht, in der Höflichkeit einige Fortſchritte zu machen, für immer entſagen müßte. Er wolle nur; und folge ſodann, vom belebenden gütigen Willen ausgehend, gradaus und mit Beharrlichkeit der Richtſchnur, welche ihm vorzuzeichnen ich auf mich nehme.

Kerner.

Die Univerſität Mittelſalz.

(1810.)

In dem Poſtwagen befand ſich Niemand, als der Kondukteur und ein Jude.

Ich lehnte, als ſchon der Tag angebrochen war, noch ſtumm in einer Ecke des Poſtwagens, und dachte den geſehenen Bildern nach.

Der Jude war ein Zahnarzt, wie ich aus ſeinen Reden vernahm. Ich bemerkte, daß er mich mit geſpannter Aufmerkſamkeit anſah, und nicht erwarten konnte, bis mein Mund ſich zum Reden öffnete, und meine Zähne ſich ihm darſtellten; daher ſchwieg ich gefliſſentlich, ob er mich gleich durch allerlei Erzählungen zum Sprechen nöthigen wollte, wodurch er den ganzen Weg über in eine große Unruhe verſetzt wurde.

Unter Anderem erzählte derſelbe Jude, daß der Feind in Ulm mit klingender Münze eingezogen ſey; wahrſcheinlich wollte er ſagen: mit klingendem Spiel.

Wir fuhren in das Univerſitätsſtädtchen Mittelſalz ein. Unter der Thorhalle waren ſo viele Leute verſammelt, daß der Poſtwagen nicht mehr weiter konnte, daher ſtieg ich und der Jude heraus.

Ich erfuhr bald, daß vor einigen Tagen von einem feindlichen Streifkorps den Bürgern die Flinten und Gewehre abgenommen worden, ſah ſie aber bereits wieder völlig bewaffnet vor den Thoren aufgepflanzt. Sie hatten nämlich ſinnreiche

Surrogate für ihre Waffen erfunden, die, in der That, eine weitere Verbreitung verdienten.

Die Degen zu erſetzen, leiteten ſie ihre ſteifen Zöpfe den Rücken hinab, und ließen ſie, Degen gleich, durch die Rockſchlitze herausragen.

Die Kavallerie brachte durch eine gelinde Beugung die Zöpfe in Säbelform, Alles auf den Rath des Bürgermeiſters, der zugleich Hafner des Orts war, und gerade unter der Thorhalle, wo ſonſt eine Reihe Flinten an Hacken hing, ein Freskogemälde vollendete, darſtellend zwölf Paar geladene Flinten, wie auch unter ihnen mit deutlicher Schrift zu jedermänniglicher Warnung zu leſen war: „Zwölf Paar ſcharf geladene Flinten." —

Der Bettelvoigt, der vor das Gemälde geſtellt wurde, um Kinder und andere neugierige Leute zu warnen, nicht die Flinten zu betaſten, mochte bis jetzt noch überflüſſig geweſen ſeyn: denn noch waren die Flinten naß, und konnten nicht ſo leicht losbrennen.

Auf dieſes machte ich auch meinen Begleiter Moſes aufmerkſam, der in einer ehrerbietigen Entfernung ſtehen geblieben, ob er gleich ein kurzes Geſicht hatte.

Da ich aber dieſes wunderbare Gemälde vor allen mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, fiel ich dem Künſtler auf; er ſtieg, als er es vollendet, von ſeinem Gerüſte nieder, begrüßte mich als einen Freund der Künſte, und lud mich ein, mit in ſeine Wohnung zu gehen, allwo er mich mit ſeinem erſt kürzlich entdeckten Stadtſoldatenſurrogat bekannt machen werde.

Ich dankte ihm für ſein Zutrauen, und folgte ihm mit Moſes in ſeine Wohnung, indem ich auf dies Stadtſoldatenſurrogat ausnehmend begierig war. —

Der Künſtler führte uns durch viele kleine Gäßchen ſeinem thönernen Hauſe zu. Moſes blies mir immer leis in die Ohren: der Kerl ſey gewiß ein Seelenverkäufer, er kehre um; ich aber führte ihn feſt am Arme mit mir. Als wir in die Stube eingetreten waren, verſchloß der Künſtler hinter uns die Thüre.

„Meine Entdeckung“ — ſprach er, „iſt noch ein Geheimniß, wir könnten bei ihrer Betrachtung von einem Ungeladenen überraſcht werden.“ Moſes zitterte und blieb feſt an der Thüre ſtehen.

„Befürchten Sie nichts, Herr Moſes,“ ſprach der Künſtler; „er thut Ihnen noch nichts: denn der Schlagſchatten, der dem Kerl eigentlich noch das ſchlagfertige Anſehen geben muß, iſt noch nicht vollendet.“

Bei dieſen Worten zog er unter der Bettſtelle ein derbes Brett hervor, drehte es um, und wir erblickten auf ihm einen gemalten Stadtſoldaten, und zwar in der Poſitur, die für ihn die nöthigſte iſt, und in der er gewöhnlich am längſten ausharrt — in der ſchlafenden.

„Dieſes Brett nun,“ ſprach der Künſtler weiter, „wird der Stadt angehängt, wie exempli gratia — — ich finde kein Beiſpiel —“ — „Wie,“ ſprach ich, „der Eſel dem Schulknaben.“ — „Braviſſimo!“ ſchrie der Künſtler. „Nein! Sie können nicht glauben, welche Vorzüge dies Surrogat beſitzt.“

„Sie wiſſen, daß ein ſchlafender Löwe, ſchon nach dem gemeinen Sprüchwort, gefährlicher iſt, als ein wachender, und ſo ſieht auch ein Stadtſoldat, der ſchläft, viel grimmiger aus, als ein wachender: denn wie leicht kann einem ſolchen im Traume einfallen, an was er wachend nie gedacht, daß man den Säbel aus der Scheide ziehen kann.

„Dieſer Stadtſoldat aber nun hat folgende Vorzüge: 1) der Kerl verſchluckt nichts, beſonders wenn er mit Oelfarbe gemalt iſt; 2) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre Einmal quaſi ſo ein Kommißbrodſurrogat, — einen neuen Anſtrich; 3) der Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja ſteht wie eine Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird. Und nun, 4) das eine Haupttugend iſt, und unbezahlbar an einem Soldaten jetziger Zeit, — der Kerl denkt nichts.“

„Aber der Kerl wehrt ſich nicht,“ verſetzte Moſes. „Warum?“ fragte der Verfaſſer; „thut denn dies ein anderer ehrlicher, wachender oder ſchlafender Stadtſoldat?“

„Machen Sie einmal die Probe, gehen Sie hinaus vor das Thor, und ſtoßen Sie dem alten Schweinehirten, einem unſerer erſten Grenadiere, der jetzo da außen die Stadt hütet, mir nichts dir nichts, geradezu auf den Bauch, und bietet er ihnen die Stirne, ſo geſchieht es nur, um Ihnen den härteſten, unempfindlichſten Theil ſeines Körpers preis zu geben; bietet er Ihnen aber den Rücken, ſo geſchieht es gewiß nicht aus Unhöflichkeit, ſondern nur um Ihnen nicht ſeinen Leibſchaden zu ſichtbar zu machen."

„Aber das Surrogat ſpricht nichts, hört nichts," verſetzte Moſes. „Gleicher Fall!" ſprach der Künſtler. „Gehen Sie hinaus, und ſchreien Sie ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und ſechsmal, exempli gratia: Feuerjoh! Mord und Tod! haltet den Mordbrenner, den Räuber, den Beutel- und Gurgelabſchneider, den Falſchmünzer, den Juden — — will ich ſagen den Zigeuner, den Keſſelflicker, den Hechel- und Mausfallenkrämer! und rufen Sie dies deutſch, plattdeutſch, ſchwäbiſch, ſchweizeriſch, franzöſiſch, holländiſch, böhmiſch und italieniſch, zuerſt mit dem Munde, dann mit Begleitung eines Pfiffs aus einem Schlüſſel, dann durch ein gerades, dann durch ein krummes Sprachrohr, zuerſt zehn, dann ſechs, dann vier und dann nur einen Schritt von dem Produkt, und dann tête-à-tête mit ihm, und der Kerl wird nicht herumſchauen, ja wird kein Wort ſagen, wenn Sie ihm noch einen Rippenſtoß zum Ueberfluß verſetzten! denn er iſt — taubſtumm.

„Sie fordern von einem Surrogat, was ſelbſt das Original nie leiſtet."

So ſprach der Bürgermeiſter und Hafner von Mittelſalz zu Gunſten ſeines Stadtſoldatenſurrogats, dem ich meinen Beifall nicht verſagen konnte.

Ich nahm gerührt Abſchied, Moſes blieb, um mit dem Bürgermeiſter einen Akkord abzuſchließen, vermöge deſſen er ihm eine Kompagnie Mittelſalzer Stadtſoldaten poſtfrei zu liefern hatte.

Durch die engen Gäßchen ging ich nun den Weg nach der eigentlichen Univerſitätsſtadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne, wie ich vor mehreren Jahren bei meiner Durchreiſe durch dieſes Städtchen meinen Stock im Wirthshauſe zur Salzſauern Schwererde hatte ſtehen laſſen, und als ich dem ſo nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeſchoſſen, ein großes Manuſcript ragte ihm aus der Rocktaſche. „Gottwillkomm!" ſchrie er mir entgegen, „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!" Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jeſu Willen!" ſprach ich — ich wußte nicht ſollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir, wie ihn ein Profeſſor in der Ecke des Wirthshauſes gefunden, wie unter den Händen dieſes Mannes ſein ſchlummernd Genie erwacht, wie derſelbe Profeſſor ihn in all' ſeine Vorleſungen Jahrelang mitgenommen; wie er gänzlich das Wiſſen ſeines Herrn, der ihn während des Leſens auch immer an den Mund zu legen pflegte, in ſich geſogen; wie er nie ein Wort von den Vorleſungen, die alle über ſein Haupt hingeſprochen worden ſeyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in ſich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekſtube des Profeſſors ſich geſchlichen, und hinter das Studium der Alten ſich heimlich gemacht, es auch durch angeſtrengten, hölzernen Fleiß ſo weit gebracht, daß er in dem Examen auf das Allervortrefflichſte beſtanden, nun Recenſionen ſchreibe und als Doktor Legens auftrete.

„Denken Sie nur," ſprach er weiter, „geſtern begegnete mir der Italiener, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer ſehr gerne, das freut mich! — das waren Tage! — — ich ſag' Ihnen, bei Gott! es waren doch ſelige Tage! o ihr Tage meiner Jugend! —

„In Ihrem Geigenkaſten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet — — doch, Sie verſtehen nicht Latein, wie ich weiß —

— — Sie treten gewiß da nächſt, in der Salzſauren Schwererde, ab, dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach."

Ich hatte mich kaum von meinem Erſtaunen erholt, ſo war der Doktor ſchon verſchwunden. Nein! ſprach ich bei mir, ſo was iſt mir noch nie vorgekommen! das geht über alle Träume! und doch war ich ſo gänzlich überzeugt, daß der Mann mein Stock war.

Es gibt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde, dacht' ich mit Shakſpeare, von denen ſich unſere Recenſenten nichts träumen laſſen, und ſuchte, als es mir ſchwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu ſchlagen.

Die Salzſaure Schwererde war eine elende, verlaſſene Herberge, die nicht zu meiner Zerſtreuung dienen konnte, auch fürchtete ich das Zuſammentreffen mit dem Doktor Legens, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders, als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen ſah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen, denen ging ich nach.

Es ging in einen ſogenannten Hörſaal, allwo ein Profeſſor Vorleſungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergeſetzt, und war ſchon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder ſtehenden Mann ſprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſahen, auch ſein Mund ſich zu bewegen ſchien.

Endlich hörte ich mehrere Worte und vernahm, daß es eine hiſtoriſch-kritiſche Vorleſung über den Untergang der Welt durch Waſſer war.

Der Profeſſor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte ſeine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum ſüßeſten Schlafe geſtimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten, der ſeine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausſtreckt.

Den Studenten war es allen auch ſo, alle ſchliefen bereits und doch ſahen ſie den Profeſſor mit offenen ſtarrſtaunenden Augen an, worüber er insgeheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin; denn derſelbe nickte öfters ſchlafend mit dem Kopfe, welches der Profeſſor für eine Bezeugung ſeines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchſt romantiſche Waldgegend verſetzt. Kühle Lüftchen ſpielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte ſich mit dem grünen Laube.

Die Hütte einer Schäferin blickte aus dem Gebüſche halb im Gezweige verſteckt, die Schäferin öffnete das Fenſter, und ſah den lichten Wolken zu, wie ſie über den Wald hinliefen . . .

Wilhelm Grimm.

I. Die Poeſie des Nordens.

(1811.)

Die Quellen einheimiſcher Poeſie werden eben wieder aufgegraben, der Zuſammenhang derſelben mit den Dichtungen ſüdlicher Völker offenbart ſich immer mehr, gleicherweiſe iſt eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüßen auf eigenem Boden gewachſen, wird anerkannt, und ſo ſcheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker auf einander gewirkt, was ſie gegenſeitig ſich mitgetheilt und was als ſelbſtſtändiges Eigenthum einem jeden muß vorbehalten werden. Haben wir dieſes vollſtändig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugeben, welchen die alte Fabel geſponnen und in wunderbaren Kreiſen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies Forſchen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poeſie, ihre Entſtehung und ihr Wachsthum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den ſie in dem harten Stein zurückgelaßen [beurtheilen], ſo müßen wir nicht ſelten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entſtand, und die, wenn ſie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen läßt. Nach keiner Seite werden wir aber ſo natürlich hingewieſen, als nach dem Norden, und darum ſcheint es Zeit, die Aufmerkſamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn iſt erſt wenig geebnet: die Mythologie war es meiſt, die man aufſuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun und ſich nach Beweiſen für eine Anſicht umzuſehen, die ſie im Voraus für eine Nachahmung der griechiſchen und römiſchen ausgab, und welche critiſche hieß. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über dieſe Eisberge ihren Glanz, und über die bereiſten Thäler ihre Edelſteine ausgeſtreut. Zwiſchen einem wildkriegeriſchen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meiſt in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts, oder in Heerfahrten beſtand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwiſchen einer müßigen Ruhe und Unthätigkeit war das Daſeyn der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Luſt eines üppigen leichten Lebens, und, die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, ſondern nach Wintern und Nächten zählend, waren ſie einer ſtillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So ſcheint es aber auch, als ob ſie alle geiſtige Luſt und Kraft der Poeſie zugewandt, und während es an jenen faſt nur muſicaliſchen und mit Farben ſpielenden Liedern ſüdlicher Völker fehlt, ſo erſcheint ein Reichthum an epiſchen Dichtungen, welcher bei dem verhältnißmäßig kleinen Volk verwunderungswürdig iſt: Dichtungen, welche zu den tiefſinnigſten und gewaltigſten gehören, welche je durch die Seele eines Menſchen gegangen. Sie haben alle etwas urañfängliches, rohes: die Form iſt oft ganz vernachläßigt, hart und ſtreng (denn ſie pflegt erſt ſpäter an ſchon überliefertem zugefügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben ſie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeſchränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verſchmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimniße göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge: ihre erſten Helden waren ſchon Götter geworden, dort in Aſien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer ſchön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menſchen herab. Gleicherweiſe wurden ihnen ſpäter Helden zugeſellt, die ſich von ihnen herleiteten, und in dem Bewußtſeyn göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geſchlecht der Wolſungen, in deren Augen noch ein himmliſches Feuer brannte, das Mörder, ſelbſt die wilden Thiere erſchreckte. So beſaß der Norden alles, was der Poeſie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch ſie eben ſo wohl auf den eigenen Boden feſtgeſtellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

II. Nibelunge Noth.

(1829.)

Die innere Beſchaffenheit des Gedichtes legt Zeugniß ab von dem früheren Zuſtande deſſelben. Noch erfüllt von dem erſten Eindrucke und dem lebendigen Geiſte, der hier zu uns redet, bewundern wir ein vollkommenes, ganzes Werk, das von einem Mittelpunct aus in ſtätigem Fortſchreiten zu einer großartigen und furchtbaren Löſung der verſchlungenen Verhältniſſe gelangt. Siegfrieds Aufenthalt bei den burgundiſchen Königen, ſeine Werbung bei Brünhild und die Vermählung mit Kriemhild gelten als Einleitung, bis mit Ermordung des größten und edelſten Helden die eigentliche Handlung beginnt und die Rache für dieſen Mord jener Mittelpunct aller übrigen Ereigniſſe wird. Das Gold, ſo bedeutend in der nordiſchen Sage, erſcheint im Nibelungen Hort als dunkle und räthſelhafte Nebenſache, wenigſtens ſeine Einwirkung gering, und wenn anderwärts Siegfried ſelbſt, erſchreckt durch die Prophezeiung eines geiſterhaften Weſens, und die verſchloſſene, böſe Gewalt ahnend, den Schatz in den Rhein verſenkt, ſo thun dies hier mit einer ohne Zweifel ſpätern Wendung ſeine Schwäger, die einem gemeinen, halbneidiſchen Gefühle folgen. In der äußern Form, in Styl, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir gleichfalls keine ſtörende Verſchiedenheiten; derſelbe Geiſt waltet überall. Den Dichter ſelbſt verläßt nicht das Gefühl von dieſer Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geſchicks, und jeder Theil, ſcheint es, finde ſeinen Grund in dem andern und könne ohne ihn nicht beſtehen.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetiſche Kraft des Werks ausübt, ſo gelangen wir zu einer andern, faſt entgegengeſetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits geſtörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeſchobene Perſonen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverſtändliches, ſelbſt baare, durch keine Erklärung zu beſeitigende Widerſprüche laſſen ſich nachweiſen. Dies zuerſt mit Scharfſinn und Beſtimmtheit gethan zu haben, gebührt Lachmann das Verdienſt. Das Gedicht iſt nicht das Werk eines einzigen. Ich will hier nicht wiederholen, was bereits ausgeführt iſt, und nur einiges andere, zuerſt aber einen Punct berühren, der, wenn er auch nicht ſo ſchlagend beweiſt, wie ein offenbarer Widerſpruch, doch hinlänglich darthut, daß ein einziger Dichter nicht das Ganze anordnete, weil er ohne Mühe eine ſolche Ungeſchicklichkeit vermieden hätte. Kriemhild nämlich gebiert im funfzigſten Jahre dem Etzel einen Sohn, wobei man noch vorausſetzen muß, daß ſie bei ihrer Verheirathung mit Siegfried nicht über 20 Jahre alt war; die übrigen Zahlen enthält das Gedicht und alle Handſchriften ſtimmen darin überein. Die Rache, die noch ſechs Jahre ſpäter fällt, vollbringt ſie alſo in ziemlich vorgerücktem Alter, während ſie doch dabei im Feuer und aller Stärke jugendlicher Leidenſchaftlichkeit geſchildert und in der Klage ihre große Schönheit ausdrücklich gerühmt wird. Sodann befindet ſich eine Lücke in allen Handſchriften: die Strophe 2160 muß Günther nothwendig ſprechen, der darin ſeinen Bruder Gernot und den Markgrafen Rüdiger beklagt, die ſich gegenſeitig tödteten; aber ſie iſt der Rede Hagens angehängt. Der ſpätere Ueberarbeiter mag das Unpaſſende gefühlt haben, doch ſeine Ergänzung iſt nicht glücklich. Endlich den Gebrauch von ihr und du, der in den Gedichten aus der Mitte des 12ten Jahrh. feſtgeſtellt iſt, finden wir hier verwirrt, weil der genaue Unterſchied nicht mehr gefühlt ward. Eine frühere Grundlage des Gedichts iſt alſo unbezweifelt; auch über ihre Beſchaffenheit ergibt ſich einiges mit Sicherheit. Neue Anfänge, kürzere Stücke, Verſchiedenheit im Styl und in herberer oder anmuthigerer Ausführung laſſen deutlich einzelne Lieder erkennen, die eingerückt wurden. Ob wir aber unſere Nibel. Noth als eine Sammlung und Verbindung lauter ſolcher Lieder betrachten müſſen, oder ob ein daneben längſt beſtehendes, das Ganze, oder einen großen Theil des Ganzen, befaſſendes Gedicht ſich durch ſolche einzelne Lieder vergrößerte und ergänzte, mag hier ohne Nachtheil unentſchieden bleiben. Kurze Lieder ſind überall, aber auch epiſche Erzählungen von größerem Umfange bei vielen Völkern beobachtet worden.

Brüder Grimm.

I. Sagen.

(1816.)

1. Mummel-See.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders in ein Tuch bindet und hinein hängt, ſo verändert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hinein hängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel, und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartgefrorenen See mit ſeinen Ochſen und einigen Baumſtämmen ohne Schaden gefahren, ſein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmännlein darauf ſitzen ſehen, den Schoos voll Gold und damit ſpielend; als er darauf Feuer geben wollen, ſo hat es ſich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, ſo hätte es ihn leicht reich gemacht, ſo aber er und ſeine Nachkommen in Armuth verbleiben müßten.

Eines Males iſt ein Männlein auf ſpäten Abend zu einem Bauern auf deſſen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuſchober an, allein es bat ſich aus in der Hanfräxen zu ſchlafen. „Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn dir damit gedient iſt, magſt du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog ſchlafen.“ Auf dieſe Verwilligung hat es ſich gleich zwiſchen die Binſen und das Waſſer eingegraben, als ob es Heu wäre, ſich darin zu wärmen. Frühmorgens iſt es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern, und als der Bauer ſein Erſtaunen über den wunderſamen Gaſt bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl ſeyn, daß ſeines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von ſolchen Reden iſt es mit dem Bauer ſo weit ins Geſpräch gekommen, daß es ſolchem vertraut, es ſey ein Waſſermännlein, welches ſein Gemahel verloren und in dem Mummelſee ſuchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es ſchon in viel Seen ſein Weib geſucht und nicht gefunden, wie es auch in ſolchen Seen beſchaffen ſey. Als ſie zum Mummelſee gekommen, hat es ſich untergelaſſen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, ſo lange, bis zu ſeiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen ſenden werde. Wie er nun ungefähr ein paar Stunden bei dem See aufgewartet, ſo iſt der Stecken, den das Männlein gehabt, ſammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Waſſer heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft geſprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß ſolches das verheißene Wahrzeichen geweſen.

Ein Herzog zu Wirtemberg ließ ein Floß bauen und damit auf den See fahren, deſſen Tiefe zu ergründen. Als aber die Meſſer ſchon neun Zwirnnetz hinuntergelaſſen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, ſo fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu ſinken an, alſo daß ſie von ihrem Vorhaben ablaſſen und auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Vom Floß ſind noch Stücke am Ufer zu ſehen.

2. Brot und Salz ſegnet Gott.

Es iſt gemeiner Brauch unter uns Deutſchen, daß der, welcher eine Gaſterei hält, nach der Mahlzeit ſagt: „es iſt nicht viel zum Beſten geweſen, nehmt ſo vorlieb.“ Nun trug es ſich zu, daß ein Fürſt auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von ſeinen Dienern abkam, alſo daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte, und der Eigenthümer ſtand in der Thüre. Da ſprach der Fürſt, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was haſt du zum Beſten?“ Der Köhler antwortete: „ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ — „So gib her, was du haſt,“ ſprach der Fürſt. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürſt und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar ſeyn, aber er hatte kein Geld bei ſich; darum löſte er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geſchah.

Als der Fürſt heim gekommen war, ſandte er Diener aus, die mußten dieſen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geſchenkten Steigbügel mit; der Fürſt hieß ihn willkommen, und zu Tiſche ſitzen, auch getroſt ſeyn: es ſollt ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Eſſen fragte der Fürſt: „Mann, es iſt dieſe Tage ein Herr bei dir geweſen; ſieh herum, iſt derſelbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „mi ducht, ji ſünd et wol ſülveſt,“ zog damit den Steigbügel hervor und ſprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?“ — „Nein — antwortete der Fürſt — das ſoll dir geſchenkt ſeyn, laß dir's nur ſchmecken und ſey luſtig.“ Wie die Mahlzeit geſchehen und man aufgeſtanden war, ging der Fürſt zu dem Köhler, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „nun, Mann, nimm ſo vorlieb, es iſt nicht viel zum Beſten geweſen.“ Da zitterte der Köhler; der Fürſt fragte ihn, warum? er antwortete: er dürfte es nicht ſagen. Als aber der Fürſt darauf beſtand, ſprach er: „och Herre! aſe ji ſäden, et wäre nig väle tom beſten weſt, do ſtund de Düſel achter ſu!“ Iſt das wahr — ſagte der Fürſt — ſo will ich dir auch ſagen, was ich geſehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum beſten hätteſt, und du antworteteſt: „Gott und allgenug!“ da ſah ich einen Engel Gottes hinter dir ſtehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr ſagen, daß nicht viel zum Beſten geweſen.

II. Märchen.

(1819 und 1840.)

1. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch ſelber auf Erden unter den Menſchen wandelte, trug es ſich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun ſtanden auf dem Weg vor ihm zwei Häuſer einander gegenüber, das eine war groß und ſchön, das andere klein und ärmlich anzuſehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unſer Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beſchwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an ſeiner Thüre klopfen hörte, machte das Fenſter auf, und fragte den Fremdling was er ſuche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager!“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott ſchlichte Kleider trug, und nicht ausſah wie einer, der viel Geld in der Taſche hat, ſchüttelte er mit dem Kopf, und ſprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und ſollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopft, ſo könnte ich ſelber den Bettelſtab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit ſein Fenſter zu, und ließ den lieben Gott ſtehen. Alſo kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus, und klopfte an.

Kaum hatte er angeklopft, ſo [illegible] Thürchen auf, und bat den Wandersmann einzutreten, und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es iſt ſchon finſter,“ ſagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein: die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen, und ſagte er möchte ſichs bequem machen, und vorlieb nehmen, ſie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben ſie von Herzen gerne. Dann ſetzte ſie Kartoffeln ans Feuer, und derweil ſie kochten, melkte ſie ihre Ziege, damit ſie ein Biſchen Milch dazu hätten. Und als der Tiſch gedeckt war, ſetzte ſich der liebe Gott zu ihnen, und aß mit, und ſchmeckte ihm die ſchlechte Koſt gut, denn es waren vergnügte Geſichter dabei. Wie ſie gegeſſen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann, und ſprach, „hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer ſich in unſer Bett legen und ausruhen kann, er iſt den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich wills ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott, und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht er ſich in ihr Bett legen und ſeine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber ſie ließen nicht ab, bis er es endlich that, und ſich in ihr Bett legte: ſich ſelbſt aber machten ſie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen ſtanden ſie vor Tag ſchon auf, und kochten dem Gaſt ein Frühſtück, ſo gut ſie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fenſterlein ſchien, und der liebe Gott aufgeſtanden war, aß er wieder mit ihnen, und wollte dann ſeines Weges ziehen. Als er in der Thüre ſtand, ſprach er, „weil ihr ſo mitleidig und fromm ſeid, ſo wünſcht euch dreierlei das will ich euch erfüllen.“ Da ſagte der Arme „was ſoll ich mir ſonſt wünſchen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, ſo lang wir leben, geſund ſind, und unſer nothdürftiges tägliches Brod haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünſchen.“ Der liebe Gott ſprach, „willſt Du

Dir nicht ein neues Haus für das alte wünſchteſt? Da ſagte der Mann, ja, wenn das gienge, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünſche, und verwandelte ihr altes Haus in ein ſchönes neues, und als das geſchehen war, verließ er ſie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufſtand, und ſich ins Fenſter legte, ſah er gegenüber ein ſchönes neues Haus da wo ſonſt eine alte Hütte geſtanden hatte. Da machte er Augen, rief ſeine Frau, und ſprach: „Frau, ſieh einmal, wie iſt das zugegangen? Geſtern Abend ſtand dort eine elende Hütte, und nun iſts ein ſchönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber, und höre wie das gekommen iſt.“ Die Frau ging hin, und fragte den Armen aus, der erzählte ihr „geſtern Abend kam ein Wanderer, der ſuchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abſchied hat er uns drei Wünſche gewährt, die ewige Seligkeit, Geſundheit in dieſem Leben und das nothdürftige tägliche Brot dazu, und ſtatt unſerer alten Hütte ein ſchönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief ſie fort, und erzählte ihrem Manne wie es gekommen war. Der Mann ſprach: „ich möchte mich zerreiſſen und zerſchlagen; hätt' ich das nur gewußt! Der Fremde iſt auch bei mir geweſen, ich habe ihn aber abgewieſen.“ „Eil dich,“ ſprach die Frau, „und ſetze dich auf dein Pferd, der Mann iſt noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünſche gewähren laſſen.“

Da ſetzte ſich der Reiche auf, und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm, und ſprach er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelaſſen worden, er hätte den Schlüſſel zur Hausthüre geſucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ ſprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche „ob er nicht auch drei Wünſche thun dürfte, wie ſein Nachbar?“ „Ja,“ ſagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er ſollte ſich lieber nichts wünſchen.“ Der Reiche aber meinte er wollte ſich ſchon etwas Gutes ausſuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott, „reit nur heim, und drei Wünſche, die du thuſt, die ſollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und beſann ſich was er wünſchen ſollte. Wie er ſo nachdachte, und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde, und ſie gar nicht zuſammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und ſprach in Ungeduld: „ſo wollt' ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ und wie er das Wort ausgeſprochen hattte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd todt und regte ſich nicht mehr; und war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitts ab, hings auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröſtete er ſich damit, daß ihm noch zwei Wünſche übrig wären. Wie er nun dahin gieng durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm ſo warm und verdrießlich zu Muth: der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen was er ſich wünſchen ſollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und alle Schätze der Welt wünſche,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „ſo habe ich hernach doch noch allerlei Wünſche, dieſes und jenes, das weiß ich im voraus: ich will aber meinen Wunſch ſo einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“ Meinte er, diesmal hätte er etwas, ſo ſchiens ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm ſo in die Gedanken, was es doch ſeine Frau jetzt gut habe, ſie ſitze daheim in einer kühlen Stube, und laſſe ſichs wohl ſchmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß ers wußte, ſprach er ſo hin: „ich wollte die ſäße daheim auf dem Sattel, und könnte nicht herunter, ſtatt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken ſchleppe.“ Und wie das letzte Wort aus ſeinem Munde kam, ſo war der Sattel von ſeinem Rücken verſchwunden, und er merkte, daß ſein zweiter Wunſch auch in Erfüllung gegangen ihm erſt recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte ſich daheim ganz einſam hinſetzen, und auf was Großes für den letzten Wunſch nachdenken. Wie er aber ankommt, und ſeine Stubenthür aufmacht, ſitzt da ſeine Frau mittendrein auf dem Sattel, und kann nicht herunter, jammert und ſchreit. Da ſprach er „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünſchen, nur bleib da ſitzen.“ Sie antwortete aber „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel ſitze; du haſt mich darauf gewünſcht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunſch thun, daß ſie vom Sattel ledig wäre, und hinunterſteigen könnte; und der Wunſch ward auch erfüllt. Alſo hatte er nichts davon als Aerger, Mühe und ein verlornes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, ſtill und fromm bis an ihr ſeliges Ende.

2. Der Sperling und ſeine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbenneſt; wie ſie nun flück ſind, ſtoßen böſe Buben das Neſt ein, ſie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun iſt dem Alten leid, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht vor allerlei Gefahr erſt verwarnet, und ihnen gute Lehren fürgeſagt habe.

Aufn Herbſt kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit ſich heim. „Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre und Winke kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und ſehet euch wohl vor: kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszuſtehen!“ Darauf fragte er den ältern, wo er ſich den Sommer über aufgehalten, und wie er ſich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, bis die Kirſchen reif wurden.“ „Ach, mein Sohn,“ ſagte der Vater, „die Schnabelweid iſt nicht bös, aber es iſt große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl Acht, und ſonderlich, wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl ſind, und oben ein Löchlein haben.“ „Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?“ ſpricht der Sohn. „Wo haſt du das geſehen?“ „In eines Kaufmanns Garten,“ ſagt der Junge. „O mein Sohn,“ ſpricht der Vater, „Kaufleut, geſchwinde Leut! biſt du um die Weltkinder geweſen, ſo haſt du Weltgeſchmeidigkeit genug gelernt, ſiehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel!“

Darauf befragt er den andern: „wo haſt du dein Weſen gehabt?“ „Zu Hofe,“ ſpricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an dieſem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperber, Kautzen und Blaufüß ſind; halt dich zum Roßſtall, da man den Hafer ſchwingt, oder wo man driſchet, ſo kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheeren.“ „Ja, Vater,“ ſagt dieſer Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihre Maſchen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ „Wo haſt du das geſehen?“ ſagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben.“ „O mein Sohn, Hofbuben, böſe Buben! Biſt zu Hof und um die Herren geweſen, und haſt keine Federn da gelaſſen, ſo haſt du ziemlich gelernet, du wirſt dich in der Welt wohl wiſſen auszureißen, doch ſiehe dich um und auf; die Wölfe freſſen auch oft die geſcheidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor ſich: „wo haſt du dein Heil verſucht?“ „Auf den Fahrwegen und Landſtraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen, und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.“ „Dies iſt ja,“ ſagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und ſiehe fleißig auf, ſonderlich wenn ſich einer bücket und einen Stein aufheben will, da iſt dir nicht lang zu bleiben.“

„Wahr iſts," ſagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handſtein im Buſen oder Taſche trüge?" „Wo haſt du dies geſehen?" „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie ausfahren, führen ſie gemeinlich Handſteine bei ſich." „Bergleut, Werkleut, anſchlägige Leut! biſt du um Bergburſchen geweſen, ſo haſt du etwas geſehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht."

Endlich kommt der Vater an jüngſten Sohn: „du mein liebes Gackenneſtle, du warſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern, und ſie verſchlucken; halt dich zu deinesgleichen, und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, ſo bleibſt du lang zufrieden." „Du, mein lieber Vater, wer ſich nährt ohn anderer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht ſchaden, wenn er zumal ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrei und Gebet höret, denn ohne ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde." „Wo haſt du dies gelernt?" Antwortet der Sohn: „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab, und hörte dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln." „Traun! mein lieber Sohn, fleuchſt du in die Kirchen, und hilfeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen aufräumen, und zirpſt zu Gott wie die jungen Räblein, und befiehlſt dich dem ewigen Schöpfer, ſo wirſt du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückiſcher Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt ſeine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut gemach,
Bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer ſeyn!"

3. Die zwölf Apoſtel.

Es war dreihundert Jahr vor des Herrn Chriſti Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber ſo arm und dürftig, daß ſie nicht wußte, womit ſie ihnen länger das Leben erhalten ſollte. Sie betete aber täglich zu Gott, er möchte doch geben, daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zuſammen wären. Als nun ihre Noth immer größer ward, ſchickte ſie einen nach dem andern in die Welt, um ſich ihr Brod zu ſuchen. Der älteſte hieß Petrus, der gieng aus, und war ſchon weit gegangen, eine ganze Tagereiſe, da gerieth er in einen großen Wald. Er ſuchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden, und verirrte ſich immer tiefer, dabei empfand er ſo großen Hunger, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er ſo ſchwach, daß er liegen bleiben mußte, und glaubte dem Tode nahe zu ſein. Da ſtand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte, und war ſo ſchön und freundlich wie ein Engel. Das Kind ſchlug ſeine Händchen zuſammen, daß er aufſchauen und es anblicken mußte. Da ſprach es: „warum ſitzeſt du da ſo betrübt?" „Ach," antwortete Petrus, „ich gehe umher in der Welt, und ſuche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland ſehe; das iſt mein größter Wunſch." Das Kind ſprach: „komm mit, ſo ſoll dein Wunſch erfüllt werden." Es nahm den armen Petrus an der Hand, und führte ihn zu einer Höhle. Wie ſie hineinkamen, ſo blitzte alles von Gold und Silber und Kryſtall, und in der Mitte ſtanden zwölf Wiegen neben einander. Da ſprach das Englein: „lege dich in die erſte, und ſchlaf ein wenig;

ſang ihm, und wiegte ihn ſo lange bis er eingeſchlafen war. Und wie er ſchlief, kam der zweite Bruder, den auch ſein Schutzenglein hereinführte, und wurde auch in den Schlaf gewiegt, und ſo kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölfe da lagen in den goldnen Wiegen und ſchliefen. Sie ſchliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren wurde. Da erwachten ſie auch, und waren mit ihm auf Erden, und wurden die zwölf Apoſtel genannt.

Börne.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

(1824.)

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrenlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du gibſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Erſatz fordert das auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel geben, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt, und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: „Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.“ Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? „Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. „Er iſt ein Wütherich, ein Attila.“ Er iſt ein Blitz. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? „Er iſt dumm.“ Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er iſt ungeſellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock gibt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? „Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er iſt ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. „Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbſt dieſe iſt ſchlecht.“ Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.“ So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan?

„Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum... Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend fanatiſche Menſchen hinrichten läſſeſt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?“ Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt du kleinen Menſchen gefallen. „Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und gibt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen.

Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Anneigung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings ſo wenig, als den vielen unbekehrten Chriſten inmitten chriſtlicher Staaten. Dieſen letztern aber ſtehen wenigſtens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit, ſo wie der Gehorſam gegen das chriſtliche Sittengeſetz iſt ihnen von Jugend auf durch die ganze Organiſation unſeres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und ſo weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber ſteht dies etwa in Oppoſition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies iſt Erfahrungsſache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm iſt, für daſſelbe auch in ſeiner nähern Umgebung nur um ſo lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht laſſen, iſt ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe ſogar die entgegengeſetzte Behauptung gegenüber zu ſtellen. Es beweiſt gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe ſein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verſchließen zu laſſen. Während Hannibal vor den Thoren Roms ſtand und das Aeußerſte zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römiſcher Geiſtesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es ſich aber von den Früchten des Chriſtenthums handelt, ſo antworten wir wohl am ſicherſten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatſache entgegenſtellen, daß das Chriſtenthum es iſt, welches die Menſchenrechte — beſonders

auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter, die Geſetze gerechter und menſchlicher, die Geiſteskultur nicht nur allgemeiner, ſondern auch tiefer und vielſeitiger, das Verhältniß der Geſchlechter edler und ſittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waiſen, für Unterſtützung der Armen, für Rettung der Verwahrloſten und Gefallenen geſorgt, welches in alle Verhältniſſe wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgeſtaltet, und der Geſchichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet ſich unſere Philoſophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt ſich in der Behauptung, ſich aus ſich ſelbſt heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe geſtellt zu haben. Iſt ſie aber nicht dennoch aus den Wurzeln chriſtlicher Ideen erwachſen und an den Quellen chriſtlicher Erkenntniß groß geſäugt worden? Sind nicht überhaupt die tiefſten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart ſind, aus chriſtlichem Boden entſproſſen, ſind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? iſt nicht, um nur an Eine Thatſache zu erinnern, das Gemüth, dieſe in der alten claſſiſchen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erſt durch das Chriſtenthum in ſeiner innerſten Tiefe ergriffen worden und hat ſeitdem in den edelſten Gebieten des menſchlichen Geiſtes, in Philoſophie und Poeſie, die reichſten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civiliſation geben, noch mehr aber, wer ſein geiſtiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwickelung bringen will, der muß ihm das Chriſtenthum geben.

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Chriſtenthum der zum Theil ganz entgegengeſetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche ſchon auf einer gewiſſen Höhe der Civiliſation ſtehen, Gewalt angethan werden und ſomit ein Unrecht geſchehen würde, ſo erinnern

Friedr. Strauß.

Die Einſegnung der Kinder.

(1813.)

Im ganzen Jahre gibt es keine Feſtlichkeit der Kirche, die ſich einer herzlichern Theilnahme der Gemeinden zu erfreuen hat, als die öffentliche Einſegnung der Kinder. Iſt es die unmittelbare Beziehung auf den Einzelnen, die in ihr hervortritt, da die andern Feſte mehr auf das Ganze gehen, und hier ſo recht klar wird, wie das Gemüth jedes Einzelnen durch's ganze Leben dem Erlöſer hingegeben ſeyn muß? Oder iſt es der herrliche Anblick von der jugendlichen Begeiſterung, von der friſchen, neuen, aufſtrebenden Wärme für das Höchſte? Gewiß, es kann der Anblick von Jünglingen und Jungfrauen, deren erſte umfaſſendere Gefühle in dem reinen Lichte des Evangeliums aufgehen, keinen unerfreut und ungehoben laſſen. Oder iſt bei den meiſten dieſe Theilnahme nur der letzte Verſuch des guten Geiſtes, der die zerſtreute und verweltlichte Seele noch Ein Mal auf ihre Beſtimmung hinweiſen, und durch die Anſchauung der begeiſterten Kinder an die eigene Begeiſterung, die nun ſchon ſo lange verflogen und vergeſſen iſt, erinnern und ſie mit Scham und Schmerz erfüllen will? Es mögen wohl alle dieſe Empfindungen dunkel zuſammenwirken, um den Gemeinden im Ganzen, auch ohne Rückſicht auf die näheren älterlichen und andern Verhältniſſe die Einſegnung der Kinder in ſo hohem Grade wichtig zu machen. Nie ſieht man ſo viel Rührung im Gottesdienſte, und wer zu dieſer Zeit in des Volkes Herz hat ſchauen können, wird manche Bewegung gewahr geworden ſeyn, nach der man ſich ſonſt vergebens umſieht. Bei dieſer Feierlichkeit kann man zuweilen das ſeltene Schauſpiel haben, eine Reihe von Kindern aus den verſchiedenſten Ständen, und von der verſchiedenſten Bildung durch Ein hohes Gefühl, Einen herrlichen Vorſatz verbunden, und in der erſten, glühenden Liebe des Herzens nach dem Einen, was Noth iſt, ſtreben zu ſehen. Sogar in den roheren Gemüthern, wo Anlage und Ausbildung gleich unbedeutend geweſen, zeigt ſich wenigſtens eine Ahnung des Höhern, zu der in ſolcher Stärke ſie ſich bisher noch nicht erhoben hatten. Kann es auch anders ſeyn? Wenn dem unverdorbenen Kinde das Erhabenſte und Seligſte, das der menſchliche Geiſt finden kann, vorgehalten wird; wenn es einen geliebten Lehrer, mit der ganzen Wärme ſeines innerſten Lebens darüber reden und lehren hört; wenn die Aufforderungen der Aeltern, die Ermahnungen der Lehrer, das Zeugniß des eigenen Herzens zuſammenwirken für denſelben Zweck: ſollte alsdann das noch weiche Gemüth ungerührt bleiben können, und ſich nicht dafür gewinnen laſſen? Wahrlich, nicht an Krankenbetten, und bei des Herrn Nachtmahl, nicht an andern feſtlichen Tagen habe ich ſo große Wirkungen des Chriſtenthums an den Menſchen geſehen, als bei der Confirmation. Erſt als ich das kindliche Herz in ſeinen frommen Begeiſterungen betrachtete, habe ich die Erſcheinung des Chriſtenthums im Menſchen in ihrer ſchönſten Blüthe geſchaut. Preiſet immerhin die erhabene Gewalt des Wortes Gottes in dem thätigen Manne, ſeine hohe, rührende Stärke in dem leidenden Weibe, ſeine Macht in der Todesſtunde, und ſeine Verklärung zweier liebenden Seelen am Hochzeitstage: ich ziehe immer das Gemüth eines Kindes vor, das der leiſe Hauch der Unſchuld noch umweht, deſſen Herz voll Freude dem Gekreuzigten entgegenſchlägt, und deſſen kaum von der Welt berührter Sinn ſich am Altare dem Himmel weihen will.

Wie heilig dieſes Feſt dem Geiſtlichen ſeyn werde, läßt ſich leicht ermeſſen. Da kommen ſie heran, mit der ganzen

Hoffnung der Unſchuld im Herzen, ihre Blicke leuchten, ihre Herzen ſchlagen ſtärker, ſie wollen leben für den, der für ſie ſtarb, und es feierlich beſchwören in die Hand des Mannes, der ſie zu ihm führete, der bei ihren Worten ſich ſeiner Thränen nicht enthalten kann, und voll Dank zu dem Erzhirten blickt der ihn würdigte, bei ſolchem Werke zu dienen. Ach, ſagt ihm denn nicht die eigene und fremde Erfahrung, es bleibt ſo nicht, ihr ſteht auf einer Höhe, von der ihr herabſteigen werdet, die viele nie wieder erreichen, die ſie ſpäter mit Thränen in den Augen anſehen, und es für das ſchönſte Glück ihres Lebens halten werden, da ſie doch Ein Mal da geweſen? Muß er denn nicht weiſſagen: Kinder, nun ſiegt der Himmel in Euern jungen, unbefangenen Seelen; aber die Zeit wird kommen, wo die Welt wieder ſiegt, wo vielleicht einem oder dem andern lächerlich dieſe Begeiſterung oder wo manchem kindiſch dieſe Thränen erſcheinen, wo die geliebten Confirmanden von dem Herzen des Seelſorgers, und was unendlich mehr iſt, von dem Herzen des Heilandes ſich losreiſſen? Kann man es da dem Seelenhirten verdenken, wenn in ſeine Freude ſich die bitterſte Wehmuth miſcht, und er die Unerfahrnen nur näher an ſein Herz drückt, gleich als wolle er mit väterlicher Liebe ſie ſo feſt halten, daß ſie ſich nicht losreiſſen könnten. Dieſe Furcht muß dazu dienen ihn zum Bewußtſeyn ſeiner Freude zu bringen. Wenn er ſich etwa darüber freuen wollte, daß ſein Gefühl im Chriſtenthum, und ſeine Anſicht von demſelben mit ſolcher Lebendigkeit in vielen menſchlichen Gemüthern ſich verbreitet, und ſo gründlich mitgetheilt habe, daß ſie nie ganz aus ihnen verſchwinden können: ſo wäre es nur eine eitle, leere und eigenſüchtige Freude. Aber daß dieſe Kinder mit der ganzen Innigkeit und Offenheit der Jugend an dem geiſtlichen Vater hangen; daß ſie in ihm den Führer zu ihrer Seligkeit erblicken; daß die Liebe, womit ſie den Heiland ihrer Seele umfaſſen, ihnen auch den theuer macht, der ihnen denſelben verkündigte; daß ſie ihre Anhänglichkeit oft auf eine rührende und überwältigende Weiſe ausſprechen und daß ſie künftig in der größeren Gemeinde eine kleinere, nähere für ſein Herz bilden werden — o wer muß nicht geſtehen, daß dieſe genaue Verbindung des Geiſtlichen mit ſeinen Confirmanden eine reiche Freudenquelle für ihn ſeyn wird? Des Seelſorgers Herz kann ſich unglaublich an die Kinder anſchließen. Mir iſt oft in ſolchen Zeiten geweſen, als lebte ich nur in den Kindern, und als wäre die ganze, übrige Gemeinde nur in Beziehung auf ſie für mich da.

Erſcheint mir noch Ein Mal in Eurer beſſern Geſtalt, meine Söhne und Töchter, in der ich Euch leider ſelten wiederſah — in Euern Feſtkleidern die doch nur das äuſſere Zeichen der herrlichen Verfaſſung Eurer Seelen waren — erſcheint mir noch Ein Mal, ſo betend, ſo entzückt, ſo in Rührung und Wonne aufgelöſt, wie Ihr damals vor mir ſtandet, damit ich von dieſem Tage etwas aufbewahre für Eure und meine Zukunft!

Uhland.

Die nordiſchen Mythen.

(1836.)

Schon bei der erſten, unbefangenen Betrachtung laſſen die nordiſchen Mythenbilder in ihrer Geſammtheit einen entſchiedenen Eindruck zurück, ſie machen ſich auf einen gewiſſen Grad verſtändlich und laſſen weiteres Verſtändniß ahnen. Dieß iſt die Folge davon, daß ſie aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen ſind. Sie können darum auch nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſeyn, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Vereine mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetiſchen Geſtaltens hat ſich der Erklärer zur Richtſchnur zu nehmen; die mythiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenen Völkern ſo verſchiedenartig angelaſſen, ihre Plaſtik iſt ſo mannigfach, die Rechte des Bildes einerſeits und der innewohnenden Idee andrerſeits ſind ſo abweichend ausgetheilt, daß es nöthig iſt, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten, wenn die

Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinſtimmend werden ſoll.

Der Geſammtumfang nordiſcher Mythen iſt allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Weſen und Wirken, über Leben und Schickſal der Welt beherrſcht, allein dieſe Gedanken ſind vornherein auf die mythiſche Darſtellung gerichtet, ſie werden daher nicht als nackte Lehrſätze vorgetragen, ſondern ſind durchaus in Bild und bildliche Handlung gefaßt, ja ſie treten oft ganz in den Hintergrund und überlaſſen das Feld der abſichtloſeren Luſt des dichteriſchen Geſtaltens. Die vielen Mythen vom Wechſel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zuſammen, ſollten aber auch ſie durchaus in der Richtung erforſcht werden, Philoſopheme oder phyſikaliſche Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, ſo würde entweder die Ausbeute ſehr karg ausfallen, man würde unter der ſinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekannteſten Naturerſcheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geſchehen iſt, Anſichten und Denkweiſe einer viel ſpäteren Zeit in die Erzeugniſſe der früheren hineinlegen. Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft, ſo will auch die Dichterſeele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung für ſich ſchon iſt ein geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteſte in irgend einer Widerſpieglung den Reiz des Fabelhaften und ſtammen wohl eben daher die Wunder des Zauberſpiegels. Das Innere des Menſchen aber ſtrahlt nichts zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben.

So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch daſſelbe Mittel äußere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze ſinnbildlicher Darſtellung zuſammenzutreten.

Es macht ſich übrigens wohl fühlbar, daß die nordiſche Mythendichtung nicht auf die bildende Kunſt gerichtet oder von letzterer beſtimmt war. Wenn es gleich nicht an Beiſpielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgeſtellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauſes, des Ehrenſitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, ſo ſpricht doch nichts dafür, daß dieſe Kunſtübung ein allgemeines Bedürfniß des Volkslebens geweſen ſey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythiſche Symbolik von den Bedingungen der künſtleriſchen Darſtellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anſchauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äußeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in ſeiner Verſinnlichung, der Naturgegenſtand in ſeiner Perſonification blieb doch zugleich er ſelbſt. Nimmt man hiezu die Bedeutſamkeit der Namen, ſo kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverſchleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erſcheint als ein bewußter und iſt eben deßhalb ein freierer; derſelbe Gegenſtand kann in verſchiedenen Beziehungen auch unter verſchiedenen Namen und Bildern aufgeführt ſeyn, es können ſich Mythengruppen bilden, die unter ſich wenig oder äuſſerlich gar nicht zuſammenhängen, es kann ſelbſt Widerſpruch zwiſchen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darſtellungen des nämlichen Mythus ſtattfinden. Ob man geneigt ſey oder nicht, ein ſolches Bewußtſeyn der Mythenbildung im nordiſchen Alterthum anzuerkennen, die Thatſache liegt in den Mythen ſelbſt. Dieſe Mythik iſt darum doch nicht in trockenen Abſtractionen erſtarrt, denn da für Gegenſtände der religiöſen Weltbetrachtung noch keine andere Weiſe des Ausdrucks, ja des Denkens ſelbſt, gefunden war, als eben die bildliche, ſo ſteht der Gedanke doch niemals ausgeſchieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menſchlichen Erſcheinung entnommenen Gebilden ſeine eigene ſchrankenloſere Bewegung mit, und ſo erhält das Natürliche, indem es theils ſeinen gewohnten, theils fremden und höheren Geſetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefſinns und der ſicheren Kühnheit.

Jene Thatſache der ſelbſtbewußten oder ſich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Perſönlichkeit auf, der überall als religiöſes Bedürfniß vorauszuſetzen iſt, nur wird oft ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft perſönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet dieſe Frage ſich in der Schwebung zwiſchen der dem ſinnlichern Volkglauben und dem herkömmlichen Götterdienſte zugewandten Auſſenſeite und dem innerſten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforſcher wird ſomit zwar auch die rohere Volksſage und die zerſtreuten Nachrichten über den heidniſchen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorſicht gegen die Befangenheit der chriſtlichen Aufzeichner, ſtets aber werden ihm die Mythen ſelbſt, ſowie der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung, ſo auch die Hauptquelle der Erklärung ſeyn. Hier nun weichen allerdings die Perſönlichkeiten großentheils entweder nach auſſen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt ſinnbildliche Perſonification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für deſſen mannigfaches Walten und Wirken in Natur und Geiſteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Geſtalt und Bewegung lebendiger, begeiſtigter Weſen. Dieſe perſönlichen Geſtaltungen, beſonders die bedeutendern, durch älteſte Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, ſondern ſie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erſcheinung kam, und ſo vermittelte ſich der tiefere Geiſt des Mythus mit der ſinnlicheren Volksanſicht.

J. D. Paſſavant.

I. Rafael und Dürer.

(1839.)

Rafael, deſſen Ruf ſich über ganz Italien verbreitet hatte, fand auch im Ausland würdige Anerkennung. Namentlich in Deutſchland und zwar beſonders bei dem ihm geiſtesverwandten Albrecht Dürer in Nürnberg, der ebenſowohl in ſeinen Anlagen als in ſeinen Schickſalen manches Uebereinſtimmende mit dem großen Urbinaten hatte. Er war von gleichem Reichthum der Phantaſie, tiefſinnig dramatiſch in ſeiner Auffaſſungsweiſe, univerſell in den verſchiedenen Fächern der bildenden Künſte. Damit verband er ein tiefes Studium und ein Eingehen ins Einzelne; ſeine Beſtrebungen ſind hierin denen des Leonardo da Vinci ähnlich, von denen auch Rafael manches annahm. Dürer's Geſtalt war von einnehmender Schönheit, ſein ganzes Weſen höchſt liebenswürdig durch Hingebung, Heiterkeit und unermüdete Thätigkeit. Auch war er ein Freund aller edeln und großen Männer ſeiner Zeit, mit denen er häufig in Berührung kam. Vermiſſen wir in ſeinen Werken auch jene höchſte, idealiſche Schönheit, in welcher Rafael alle überſtrahlt, und hat Dürer keine ſo große und umfaſſende Werke der Malerei ausgeführt als die Vatikaniſchen des Rafael, ſo iſt beides lediglich äußern Verhältniſſen zuzuſchreiben, wie denn überhaupt die Wirkungsweiſe ſelbſt des originellſten Talents immer theilweis von ſeinen Umgebungen abhängig iſt. Nicht zu leugnen iſt aber, daß das deutſche Volk nur ſehr wenige ſolcher Vorbilder der Schönheit darbietet, wie das Italieniſche, und eben wohl den allgemeinen Sinn und das feine Gefühl für Grazie nicht beſitzt, die wir noch jetzt bei den Italienern durchgängig wahrnehmen. Auch lebte Dürer in einer nur durch Induſtrie und Handel blühenden Binnenſtadt, daher ſeine Bildung der einer freiſinnigen, aber in ehrſamen Schranken lebenden Bürgerſchaft entſprach und ſeine künſtleriſchen Beſtrebniſſe den Charakter dieſes Schauplatzes annahmen. Rafael dagegen, in ſeiner Jugend bald in dem mächtigen, glänzenden Florenz, bald am Hofe von Urbino und dann in der Hauptſtadt der Chriſtenheit, kam ſogleich in großartigere Verhältniſſe, befand ſich als junger Mann in Umgebungen, welche die höchſten Anforderungen an ihn ſtellten und ihm die Mittel gewährten, die großartigſten Aufgaben in der bildenden Kunſt zu löſen.

Aber ganz im gemüthvollen und hingebenden, deutſchen Charakter, der mit Liebe alles Große und Herrliche, wo er es auch findet, anerkennend umfaßt, ſehen wir Albrecht Dürer huldigend Geſchenke an Rafael ſenden, die zugleich einen Beweis gaben, daß er der angetragenen Verbindung würdig ſei. Unter dieſen Gaben befand ſich auch ſein eigenes Bildniß mit Waſſerfarben auf feine Leinwand gemalt, und zwar ſo, daß es ſich auf beiden Seiten zeigte. Die Lichter ohne Auftrag von weiſſer Farbe waren ausgeſpart, was von Rafael im höchſten Grad bewundert wurde. Späterhin beſaß, wie Vaſari berichtet, Giulio Romano dieſes merkwürdige Portrait als ein Erbſtück von Rafael und hielt es in hohen Ehren. Dieſer ſandte an Dürer dagegen mehrere Zeichnungen, von denen uns noch eine in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten iſt. Es iſt ein kräftiges Studium in Rothſtein nach zwei unbekleideten Männern, von denen der eine zu dem Hauptmanne diente, welcher im Sieg über die Sarazenen zu Oſtia neben dem Pabſt ſteht. Welchen Werth Albrecht Dürer auf dieſes Geſchenk legte, bezeugt ſeine eigenhändig auf das Blatt geſchriebene Notiz: „1515. Rafael von Urbino, der bei dem Pabſt ſo hoch geachtet iſt, hat dieſe nackte Bild gemacht, und hat ſie dem Albrecht Dürer gen Nürnberg geſchickt, ihm ſeine Hand zu weiſen." Beide großen Meiſter blieben nun fortwährend in freundſchaftlicher Verbindung, wie ſolches nicht nur von Vaſari im Leben des Marc Antonio berichtet wird, ſondern auch aus dem Tagbuch Dürer's hervorgeht, indem er im Jahr 1520 aufzeichnete, daß er dem Tomaſo aus Bologna ein vollſtändiges Exemplar ſeiner Drucke gegeben, auf daß es ein anderer Maler nach Rom bringe, und Rafael ihm Kupferſtiche nach ſeinen Compoſitionen dagegen ſchicke. Schon früher indeſſen hatte Rafael viele Kupferſtiche deutſcher Meiſter in ſeiner Werkſtätte angeheftet und lobte ſie höchlich, wie uns Dolce berichtet.

Als nun der Kupferſtecher Marc Antonio Raimondi ums Jahr 1510 aus der Schule des Francesco Francia nach Rom gekommen, und nach der Zeichnung einer Lucretia von Rafael einen ſchönen Kupferſtich gefertigt hatte, war dieſer darüber ſehr erfreut, und machte ſogleich noch andere Zeichnungen, um ebenſo, wie Albrecht Dürer, durch Kupferſtiche in alle Welt Zeugniſſe ſeines Genius ſenden, oder auch Wünſche der Kunſtfreunde befriedigen zu können.

II. Rafael's Eigenſchaften.

Betrachten wir Rafael's große Eigenſchaften etwas näher im Einzelnen, ſo müſſen wir zuvörderſt eben ſo ſehr den überſchwänglichen Reichthum ſeiner Phantaſie, ſeine große Productionskraft, als ſeine klare Beſonnenheit bewundern. Bei der größten Mannigfaltigkeit, in welcher er mit der Natur ſelbſt zu wetteifern ſcheint, iſt er doch gleich dieſer immer conſequent, behält ſeinen Gegenſtand ſtreng im Auge, vermeidet alles Fremdartige, ſo reich er auch an Beziehungen iſt, wodurch das Weſen des Gegenſtandes gehoben wird. Wie in einem Spiegel reflectirte ſich in ihm die ganze Welt mit ihren verſchiedenartigſten

Formen. Er ging daher nicht von einem vorgefaßten Begriff aus; nicht nur eine Art der Schönheit belebte ihn; ſondern er ſah den Glanz des göttlichen Strahls in den mannigfaltigſten Färbungen; ſelbſt ſeine Madonnen ſind unter ſich höchſt verſchieden, je nach der Idee, welche ihn dabei belebte; aber ſtets edel, entſchieden das, was er beabſichtigte, nie ein ſtarres Ideal. Kann man nun auch nicht in allen die höchſte Idee einer heiligen Jungfrau erkennen, ſondern berühren ſie zuweilen mehr menſchliche Saiten, ſo ſprechen ſie doch alle ein inneres Leben aus und erſcheinen im höchſten Grade anmuthreich. Dieſe friſche Lebensfülle, dieſe alles durchdringenden, wahren Grundideen in ſeinen Darſtellungen ſind es hauptſächlich, welche denſelben die Macht der Wirkung geben, die in der Seele des Beſchauers keinen Zweifel geſtattet, ihn ganz in den umſchriebenen Kreis bannt und volle Genüge finden läßt. Noch zwei andere Eigenſchaften in Rafael's Darſtellungsweiſe erhöhen die Befriedigung, die ſeine Werke gewähren; für's Erſte die ungezwungene Symmetrie ſeiner Compoſitionen, für's Andere die großartige Vertheilung der Licht- und Schattenmaſſen. Indem erſtere das wohlthuende Gefühl des Gleichgewichts erregt, erfreut letztere durch Ruhe und Ordnung. So verſtand auch Rafael in einem Maße wie kein anderer, ſowohl dem Ganzen als den einzelnen Gruppen ſeiner Compoſitionen eine geſchloſſene und gerundete Configuration zu geben, welche, gleich einer ſchönen Geſtalt, harmoniſch auf den Sinn wirkt und der Seele ein bezauberndes Bild einprägt. Dieſe ſchöne Geſtaltung und die großartige Beleuchtung ſind es dann vorzüglich, wodurch die Gemälde Rafael's ſich mehr als die aller andern großen Meiſter für den Kupferſtich eignen.

Wir haben ſchon oft Gelegenheit gehabt, Rafael als den Künſtler zu bezeichnen, welcher am tiefſten und reichſten die Charaktere dargeſtellt und dem Ausdruck ſeiner Köpfe, den Bewegungen ſeiner Geſtalten das größte und wahrſte Leben verliehen. So haben wir auch ſchon genugſam die Schönheit ſeiner Zeichnung des Nackten gerühmt und angegeben, wie er dieſen Theil nicht nur mit großer anatomiſcher Kenntniß und dem feinſten Gefühl des Lebens behandelt, ſondern auch das Eigenthümliche der Geſchlechter, des Alters und der Temperamente aufs bewunderungswürdigſte aufgefaßt hat. Beſonders tritt letzteres, verbunden mit dem Colorit, in ſeinen Bildniſſen auf eine überraſchende Weiſe hervor, ſo daß wir nicht nur die Aehnlichkeit der äußern Geſtalt, ſondern auch ſo zu ſagen den ganzen innern Menſchen bei Rafael's Portraiten vor Augen zu haben glauben.

Unerreicht geblieben iſt gleichfalls unſer Meiſter in der Behandlung der Bekleidung. Stets dem Gegenſtande oder der Perſon angemeſſen, ohne Ueberfülle, dem Gang der Bewegung folgend, hat er den Faltenwurf doch voll, mannigfaltig und ſchön in der Anordnung gehalten. Bei dieſem ſchwierigen Theil der Kunſt, welcher die höchſte Erfindungsgabe und das feinſte Gefühl für die Schönheit der Linien erfordert, hat Rafael abermals die unerſchöpfliche Fülle ſeiner Phantaſie bewährt und eine Ueberlegenheit bewieſen, welcher nie ein anderer Meiſter auch nur entfernt nahe gekommen iſt. In der Färbung hat Rafael durchgehend einen leuchtenden Ton, ſo daß bei der größten Tiefe ſeiner Farben die Schatten ſtets glanzvoll ſind. Dieſes beobachtete er eben ſowohl in der Carnation, als im Colorit der Gewänder und anderer Theile. Die Lichter, die er beim Untermalen hell aufſetzte, pflegte er leicht zu laſiren, wodurch ſie etwas Mildes, zugleich aber etwas Glühendes erhielten. Die allgemeine Farbenangabe ſeiner Gemälde zeigt im Großen wie im Kleinen ein richtiges Gefühl für Totalität und für die Gegenſätze, ſo daß ſeine Färbung immer reich und harmoniſch iſt. In ſeinen frühern Werken war er mit dem Helldunkel noch nicht bekannt; aber durch Leonardo da Vinci's und Fra Bartolomeo's Werke erhielt er ſchon in Florenz Aufſchlüſſe darüber; wirkſamer in dieſer Beziehung ſcheint noch in Rom um's Jahr 1512 des Giorgione Behandlungsweiſe auf ihn geweſen zu ſein.

In ſeinem letzten Werke, der Transfiguration, ſehen wir ihn ſelbſt einen Weg betreten, auf welchem er dem Helldunkel des Coreggio, dem größten Meiſter dieſer Art und Kunſt, ſich nähert. Was nun aber das Charakteriſtiſche des Colorits, die Macht und Wahrheit der Färbung in den Bildniſſen anbelangt, ſo kann ſich Rafael in ſeinen gelungenſten Hervorbringungen dem Ausgezeichnetſten, was je geleiſtet worden iſt, an die Seite ſtellen. Allerdings ſind manche Bilder aus Rafael's Werkſtätte hervorgegangen, welche vom Meiſter nur die letzte Hand erhielten und daher auch ins Beſondere im Colorit viel zu wünſchen übrig laſſen. Um ihn daher richtig zu beurtheilen, muß man ſeine von ihm ſelbſt in Rom ausgeführten Gemälde ausſuchen, und ſicher wird man dann finden, daß z. B. das charakteriſtiſch hiſtoriſche Colorit in der h. Cäcilia zu Bologna und die Macht der Localtöne und deren freie Abſtufung im Bildniß Leo X. im Palaſt Pitti nie übertroffen, vielleicht an tiefer Poeſie der Färbung nie erreicht worden ſind.

So glänzt Rafael's hoher Genius in allen Theilen der Malerkunſt wie ein leuchtendes Geſtirn, das von keinem verdunkelt wird. Dies offenbarte ſich auf eine überraſchende Weiſe, als Napoleon die herrlichſten Oelgemälde der italieniſchen Malerſchulen im Muſeum des Louvre vereint hatte, wo dann bei leichter Vergleichung die Vorzüge eines jeden Meiſters ſich auf ſchlagende Weiſe geltend machten. Hier herrſchte nun Rafael in ſeiner ganzen Ueberlegenheit: wir wollen hiebei nicht von neuem an alle deſſen ſchon öfters gerühmte Vorzüge, ſondern nur der einzigen Wirkung gedenken, welche Rafael's Werke durch ſchöpferiſchen Reichthum der Erfindung und eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit ihrer Objectivität bei Allen erzeugten, welche ſie ſo vereint zu ſehen das Glück hatten. Verehren wir nun auch bei Leonardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umriſſe und die Vollendung im Modelliren; erſcheint Coreggio unvergleichlich im Zauber ſeines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit ſeiner Färbung; Titian, alle anderen Meiſter überbietend, durch die Friſche ſeiner Carnation und die Pracht ſeiner Localfarben; alle ſcheinen in der geiſtigen Conception, ſo zu ſagen, nur einen ihnen eigenthümlichen Grundton anzuſchlagen, den ſie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde am Ende ermüdet. Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Geſtaltungen, immer andere Seiten eines edeln und reichen geiſtigen Lebens, die uns auf eine neue Weiſe überraſchend anſprechen, die ſich gegenſeitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, ſo viele ſeiner Bilder man auch neben und nach einander betrachte, ſie doch niemals Ermüdung oder Ueberdruß empfinden laſſen. Vorzüglich hierdurch drückte Rafael ſeinen Werken das Siegel der Einzigkeit auf und erwarb ſich mit Recht den Namen des Göttlichen.

Wenn übrigens Rafael in jener Mannigfaltigkeit ſeiner Conceptionen dem Weſen nach ſich ſelbſt ſtets gleich geblieben, ſo zeigt ſich doch auch eine Verſchiedenheit von Darſtellungsweiſen im Verlaufe ſeiner künſtleriſchen Entwicklung. So ging er vom kindlich Naiven der Schule ſeines Meiſters Perugino zu den gediegenen Studien in Florenz über, ſchloß ſich dann dem erhabenen Styl des Michel Angelo an, und gelangte ſo nach und nach zur höchſten Stufe der Meiſterſchaft.

Neander.

I. Die rechte und falſche Art der Schriftauslegung.

(1824.)

Die Geſchichte der Kirche zu allen Zeiten läßt uns einen zwiefachen Abweg erkennen, auf dem ſich die Menſchen von dem rechten Verſtändniſſe des göttlichen Wortes, welches ihnen zur Leuchte und Richtſchnur des Lebens dienen ſollte, entfernten, indem ſie nämlich entweder über dem Menſchlichen das Göttliche vergaßen, oder, allein auf das Göttliche hinblickend, das Menſchliche entbehren zu können glaubten. Was das Erſtere betrifft, ſo beſtand der Irrthum darin, daß die Menſchen meinten, die von Gott eingegebene Schrift ohne den Geiſt deſſen, der ſie eingegeben, verſtehen zu können, da wir doch nur durch den Geiſt aus Gott verſtehen können, was uns von Gott in ſeinem Worte gegeben iſt, — von welchem Geiſte der natürliche Menſch Nichts vernimmt, den aber der Vater im Himmel ſeinen Kindern giebt, wenn ſie ihn im Namen Jeſu bitten. Ohne dieſen Geiſt, der allein lebendig macht, mußte ihnen in dem Buche des Lebens ſelbſt Alles todt erſcheinen; wo lauter Licht iſt, mußten ſie nur Finſterniß finden; denn wenn das Licht, das in uns iſt, Finſterniß iſt, ſo wird uns Alles lauter Finſterniß. Das Licht in den Geſchöpfen aber iſt immer nur Finſterniß, wenn es getrennt iſt von dem ewigen Urquell des Lichtes, der in der Finſterniß ſchien und noch immerdar ſcheint, zu dem wir, wenn wir durch aufrichtige Selbſtprüfung unſere Finſterniß erkannt haben, uns mit kindlichem Gebet hinwenden müſſen, um durch ihn erleuchtet zu werden, daß er hinwegnehme die Decke von unſerm Herzen und unſern Geiſtesaugen, und des Herrn Klarheit in ſeinem Worte ſich uns ſpiegeln möge.

Der andere Abweg beſtand darin, wenn die Menſchen meinten in dem Vertrauen, daß der Geiſt Gottes ohne ihr Zuthun den tiefen Sinn der Schrift ihnen aufſchließen werde, die menſchlichen Mittel zum rechten Verſtändniſſe der Schrift ganz vernachläſſigen zu können. Die menſchlichen Mittel ſagen wir; denn wir haben in der Schrift göttliche Dinge, welche uns der Geiſt Gottes geoffenbart hat, aber geoffenbart durch Menſchen, wenn gleich erleuchtete und geheiligte Menſchen, die zu dem Menſchen ſprechen in menſchlicher Redeweiſe, von deren Verkündigung durch das Wort der Schrift daſſelbe insbeſondere geſagt werden muß, was Paulus von ihrer ganzen Wirkſamkeit ſagt, daß ſie den Schatz der göttlichen Dinge mittheilten in dem irdiſchen Gefäße der ſchwachen menſchlichen Sprache, auf daß die überſchwängliche Kraft Gottes, als ſolche, ſich deſto mächtiger offenbare in dem ſchwachen menſchlichen Gefäße, welches ſie zu tragen und zu verbreiten beſtimmt war. Es iſt die Art der Waltung Gottes, daß er nicht immer und überall in die Augen fallende Wunder thut, ſondern öfter durch natürliche Mittel in der natürlichen Ordnung die Kräfte der zukünftigen Welt wirken läßt.

Die in die Augen fallenden einzelnen Wunderzeichen, die aus dem gewöhnlichen Naturlauf heraustretenden Erſcheinungen, in welchen ſich dieſelbe ſchöpferiſche Allmacht Gottes offenbart, welche den Naturlauf geordnet hat, nud ihn immerfort trägt und erhält, ja von neuem ſchafft durch das allmächtige, allgegenwärtige Wort — dieſe als einzelne Wunder ſich offenbarenden außerordentlichen Erſcheinungen ſollten eben dazu dienen, das größte Wunder, das Ziel von allen Wundern, vorzubereiten oder zu begleiten, wodurch die ganze natürliche Ordnung zum Organ für die Aufnahme, Entwickelung und Fortbildung göttlicher Lebenskräfte aus einer höhern Weltordnung gemacht werden ſollte. Der fleiſchliche Sinn ſtaunt das in die Augen fallende Wunder an, ohne auf die wahre ihn überall umgebende Quelle aufmerkſam zu ſein, aus der alles Wunder fließt, und auf den Zweck der Wunder, zu dieſer Quelle hinzuweiſen; und indem er nur an den Augenſchein ſich hält, wie er fleiſchlich iſt, nur nach dem Fleiſchlichen richtet, verkennt er dieſelbe unſichtbare Kraft Gottes, wo ſie, ſtatt ſo äußerlich dem ſinnlichen Auge wahrnehmbar hervor zu treten, mehr im Verborgenen wirkt; wie jene fleiſchlich geſinnten Juden, welche von dem Herrn ſtets nur neue Wunderzeichen verlangten, ihn ſelbſt, das größte unter allen Wundern, weil er als Menſchenſohn ſein göttliches Weſen unter der Knechtsgeſtalt verhüllte, durch ihre Wunderſucht zum Stein des Anſtoßes ſich machten. Der geiſtliche Sinn aber erkennt nicht minder die Kraft Gottes, wo ſie in der gewöhnlichen Ordnung wirkt; ja vielmehr erkennt er die herrlichſte Offenbarung derſelben darin, daß die menſchliche Natur gewürdigt worden, das Gefäß für ſolche himmliſche Herrlichkeiten zu ſein; er ſieht mit dem gläubigen Nathanael den Himmel offen, wie er ſich durch Chriſtum, den Verherrlichten, der menſchlichen Natur in menſchlicher Form mittheilt; er erkennt gerade dieß als das Werk Chriſti, daß die menſchliche Natur in ihrem geſetzmäßigen Entwicklungsgange verherrlicht iſt zu dem Tempel Gottes, in dem er wohnt und wirkt; daß Gott nicht mehr durch Engel, ſondern durch Menſchenzungen zu den Menſchen redet; daß die Menſchen zu Boten und Werkzeugen des Höchſten gemacht worden, wie denn auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könnte, als Paulus in menſchlicher Sprache. Und ſo preiſt derjenige, welchem dieſes zum Bewußtſein kommt, ſeinen Gott, daß er das irdiſche Gefäß menſchlicher Sprache gewürdigt hat, ſeine überſchwängliche Kraft darin zu faſſen.

Theilt uns nun die heilige Schrift die göttlichen Dinge in menſchlicher Redeweiſe mit, ſo dürfen wir auch die gewöhnlichen Mittel zum Verſtändniſſe menſchlicher Redeweiſe nicht vernachläſſigen. Wir müſſen die verſchiedenen Bedeutungen derſelben Wörter, die verſchiedenen Beziehungen und Anwendungen derſelben Begriffe wohl unterſcheiden. Wir müſſen genau beachten, in welchem Zuſammenhange, in welcher Beziehung, bei welcher Veranlaſſung Etwas geſagt iſt. Die Nichtbeachtung dieſer einfachen Regel hat oft zu verſchiedenen Zeiten die größten und ſchädlichſten Mißverſtändniſſe der heiligen Schrift veranlaßt. Es gab Menſchen, welche dadurch Gott und ſein Wort recht zu verherrlichen meinten, daß ſie, ſolche Auslegungsregeln und die zur Anwendung derſelben nothwendigen Hülfsmittel verachtend, Alles allein von dem unmittelbaren Einfluſſe ſeines Geiſtes erwarteten. Aber oft würden ſolche bei genauerer Selbſtprüfung einen verborgenen, in geiſtlichem Gewande nur deſto gefährlicheren Hochmuth, der Gott verſuchte, bei ſich erkannt haben. Der Hochmuth, der unter den mannigfaltigſten Formen ſich zu verhüllen weiß, iſt der verderblichſte Feind des Menſchen. Bald überredet er den Menſchen, daß er Alles vermöge durch eigene Kraft, bald läßt er ihn die gewöhnliche Ordnung verachten und von der Erleuchtung des göttlichen Geiſtes Alles erwarten, ohne daß er ſich die Mühe zu geben brauche, die von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, und im geiſtigen wie im leiblichen Sinne unter dem Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen.

Es kann aber nicht anders geſchehen, als daß der Hochmuth, welcher Gott verſuchend Wunder verlangt, ſtatt mit Selbſtverleugnung die in der göttlichen Ordnung gegründeten und von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, ſich durch ſich ſelbſt ſtraft. Was aus dieſem Hochmuthe hervorgeht, kann, ſo gut es auch immer anfangs gemeint ſei, doch nichts Aechtes werden. Durch dieſen Hochmuth iſt der Menſch allen Selbſttäuſchungen hingegeben, die deſto gefährlicher ſind, je mannigfacher die Vermiſchung des Göttlichen und Ungöttlichen in dem innern Leben ſein kann. Die Menſchen meinten das göttliche Wort recht zu verherrlichen, indem ſie darauf vertrauten, daß der Gott, von dem dieſes Wort herrühre, durch die unmittelbare Erleuchtung ſeines Geiſtes, ohne alle Vorbereitung durch menſchliche Bildung und menſchliche Auslegungsmittel, ihnen den Sinn dieſes Wortes aufſchließen werde. Aber was geſchah? Weil ſie dasjenige vernachläſſigt hatten, was von ihrer Seite nothwendig war, um den Geiſt in ſeiner menſchlichen Hülle verſtehen zu können, ſo konnte ihnen auch die Erleuchtung des Geiſtes durch das Wort nicht recht zu Theil werden. Was ſie in dem Wahne ihres Hochmuthes für unmittelbare Eingebungen des göttlichen Geiſtes hielten, waren ihre eigenen Gedanken, die ſie in die heilige Schrift hineinlegten, und das göttliche Wort, zu welchem ſie nicht mit den von ihrer eigenen Willkühr unabhängigen Auslegungsregeln und in der Losſagung von ſich ſelbſt herzutraten, wurde ihnen, ohne daß ſie ſich ſelbſt deſſen bewußt waren, nur ein Spiegel für dasjenige, was ſie nach ihrer eigenthümlichen Geiſtesart gern darin finden wollten. Oft meinte man die heilige Schrift recht zu verherrlichen, wenn man ſich nicht bloß an das einfache Wort hielt, das nach den Geſetzen der menſchlichen Sprache verſtanden werden muß, ſondern in jedem Buchſtaben göttliche Geheimniſſe ſuchte; indem man nicht bloß das Eine, was Noth thut, was dem Menſchen zum Heil, zur Heiligung dienen ſoll, ſondern Aufſchlüſſe über alle Arten menſchlicher Erkenntniß darin finden wollte, Löſung aller Räthſel der unſichtbaren und ſichtbaren Welt, die, bis der Glaube zum Schauen wird, Räthſel bleiben ſollen, um die Selbſtverleugnung im Glauben zu üben. Sie meinten ſo die heilige Schrift recht zu verherrlichen, indem ſie Unterricht über Alles und eine noch höhere Weisheit, als die, welche in dem einfachen Evangelium, in der Lehre von Jeſu, dem Gekreuzigten, dem Heilande der Welt, allen Gläubigen gegeben iſt, darin finden wollten. Aber was geſchah? Da ſie, ſtatt dem Worte Gottes demüthig zu folgen und nur dasjenige darin zu ſuchen, was dieſes Wort ſelbſt verheißt, einen fremden Zweck demſelben unterſchoben: ſo legten ſie fremdartige Dinge aus ihrer eigenen Einbildung in daſſelbe hinein, und, verblendet durch ihren Eigendünkel, vermiſchten ſie Göttliches und Menſchliches. Sie erkannten gerade dasjenige nicht in ſeinem ganzen Umfange und ſeiner ganzen Klarheit, was allein das göttliche Wort geben will; ſie ließen ſich blenden durch eitele Vorſpiegelungen nichtiger Scheinweisheit, und ſie erkannten nicht die unerſchöpflichen Schätze der wahren Weisheit in dem einfachen Worte, welches mit einfachem Sinne verſtanden ſein will. So geſchah es, daß Alexandriniſche Juden, Gnoſtiker, Alexandriniſche Kirchenlehrer in die Schrift, welche ſie für die Quelle der höchſten Weisheit ausgaben, mehr oder weniger ihre eigene Weisheit hineinlegten. Diejenigen, welche nur von einem innern Lichte in dem Verſtändniſſe des göttlichen Wortes geleitet ſein wollten, bedachten nicht die Vermiſchung des Lichtes und der Finſterniß, des Fleiſches und des Geiſtes, welcher auch derjenige, in dem das Werk des Geiſtes begonnen hat, immerfort ausgeſetzt iſt. Daher es ſo leicht geſchehen kann, daß er, wenn er nicht in ſteter Wachſamkeit über ſich ſelbſt und ſteter Selbſtverleugnung dem göttlichen Meiſter folgt, beides mit einander verwechſelt; und deßhalb iſt es ſo wichtig und heilſam, daß dem Menſchen in der heiligen Schrift eine feſte Richtſchnur gegeben worden, um beides ſtets von einander ſondern zu lernen.

II. Wilberforce.

(1838.)

Wenngleich das Intereſſe dieſes großen Mannes in den vielſeitigſten Beziehungen Alles umfaßte, was mit dem geiſtlichen aber auch zeitlichen Wohl der Menſchheit im Ganzen und Einzelnen auf irgend eine Weiſe zuſammenhing, was mit der Entwickelung der rechten Menſchenwürde in Verbindung ſtand; wenngleich ſeine Thätigkeit in allen dieſen Hinſichten die vielſeitigſte war: ſo hatte er doch von dem Beginn ſeiner öffentlichen Laufbahn an, und vornehmlich, ſeitdem das chriſtliche

Leben in ihm zur Entſcheidung gekommen, Ein großes Ziel ſeiner Menſchenliebe, welches er bis an ſein Ende mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, mit raſtloſem Eifer unter allen Schwierigkeiten, mit unermüdlicher Geduld bei dem Mißlingen wiederholter Verſuche bis zu dem letzten Siege verfolgte. Es war wieder gut zu machen, was chriſtliche Völker ſeit Jahrhunderten verſchuldet hatten, die Grundſätze des Evangeliums in der Anerkennung und Förderung des Bildes Gottes und der darin gegegründeten Anſprüche und Rechte [waren] in allen Menſchen endlich zur ſiegreichen und thätigen Anerkennung zu bringen. Schon im erſten Jahre ſeiner öffentlichen Laufbahn, im Jahre 1785, äußerte er die Hoffnung, daß ihn Gott als Werkzeug gebrauchen möge, um das Joch der armen Geſchöpfe, der Sclaven in Weſtindien, zu zerbrechen oder doch zu erleichtern. Mit neuem Eifer ergriff er dieſes Ziel, als ſein Herz von der Liebe zum Heiland und dadurch von der Liebe zu den Menſchen, für deren Heil Er geſtorben, erglüht war, und da er nun ſich bewußt wurde, für eine Sache Gottes zu kämpfen, die er mit dem Blick des Glaubens erfaßte, und von deren endlichem Gelingen er ſicher war. Das Chriſtenthum lehrte ihn die Bedeutung der perſönlichen Freiheit für die Menſchenwürde, die es in Allen zu fördern erzielt, erkennen, das rechte Maaß für jedes irdiſche Gut im Verhältniß zu dem Einen höchſten Gut finden. Auch hier zeigt ſich ein ächt chriſtlicher, vor allen Uebertreibungen geſicherter Geiſt. Wenn die Einen der irdiſchen Freiheit den Werth beilegen, welcher allein der höchſten, wahren, innern Freiheit, die der Sohn Gottes verleiht, gebührt: ſo fielen hingegen Andere in die Einſeitigkeit, die äußerliche irdiſche Freiheit für etwas ganz Gleichgültiges zu erklären; ſie erkannten nicht, wie das Chriſtenthum alle menſchlichen Verhältniſſe ſo zu geſtalten verlangt, daß ſie eine würdige Darſtellung jener innern Freiheit in der Anwendung aller Kräfte zur Verwirklichung des Bildes Gottes gewähren. Der Apoſtel Paulus hingegen ſtellt zwar als das Höchſte jene innere Freiheit dar, welche auch dem

Sclaven mitten in ſeiner äußerlichen Knechtſchaft zu Theil werden und ihn in derſelben zu einem freien Mann machen kann; aber er ſpricht auch zu dem Sclaven: „Wenn dir von Gott die Gelegenheit, die irdiſche Freiheit zu erlangen, gegeben iſt, ſo ziehe dies vor, nimm die von Gott dir gegebene Gelegenheit, dieſes Gut der Menſchenwürde zu erlangen, dankbar an,“ und er erkannte dadurch die Bedeutung derſelben auch für den chriſtlichen Standpunkt an. So ſprach Wilberforce mit frommem Unwillen gegen diejenigen, welche die Sophiſtik zum Dienſt des Eigennutzes gebrauchten und mit Verleugnung deſſen, was die wahre Würde und Beſtimmung des Menſchen iſt, ſich darauf beriefen, daß ihre Sclaven doch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung erhielten, die ſie ſich nicht ſelbſt ſo würden verſchaffen können. „Was! rief er aus im Parlament, ſind dieſes die einzigen Anſprüche eines vernünftigen Weſens, ſind die Gefühle des Herzens nichts? Wo iſt der geſellſchaftliche Verkehr, wo ſind die theuren Familienbande, wo das Bewußtſein der Unabhängigkeit, die Ausſicht auf Ueberfluß und Ehre, wo freiwillige Dienſtleiſtungen und dankbare Erwiederungen, wo vor Allem das Licht der religiöſen Wahrheit und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin ſo fern davon, dem geehrten Herrn für die Fütterung, Kleidung und Wohnung, worauf er ſich etwas zu Gute thut, zu danken, daß ich gegen die Art und Weiſe, wie er dies erwähnt hat, proteſtire, als eine Herabwürdigung des Menſchen zum Thier und eine Verhöhnung aller höheren Eigenſchaften unſerer gemeinſamen Natur.“ Die Ueberzeugung, daß er für eine Sache Gottes kämpfe, gab ihm die Zuverſicht des Gelingens, wenn ſeine Anträge im Parlament auch noch ſo oft hätten unterliegen müſſen. So erklärte er im Jahre 1793: „Die Grundſätze, in welchen ich in dieſer Sache handle, ſind die der Religion, nicht die Antriebe der Empfindſamkeit und des perſönlichen Gefühls. Dieſe Grundſätze kennen kein Nachgeben und keinen Aufſchub; ich bin des Erfolgs gewiß, obgleich ich über den Zeitpunkt, wann es erfolgen wird, nichts

Sicheres ſagen kann.“ Da er aufgefordert worden, wegen eines Staatsintereſſes von ſeinen Anträgen eine Zeitlang abzuſtehen, antwortete er: „Wo es ſich von einer politiſchen Frage handelt, ſcheint mir Raum dafür zu ſein, Zeit und Umſtände zu erwägen; unter gewiſſen Umſtänden kann es hier räthlich ſein, unſere Anſtrengungen zu ſteigern, unter andern, ſie zurückzuhalten; aber in dem gegenwärtigen Fall, wo es ſich davon handelt, eine wirkliche Schuld zu begehen (indem er die Beibehaltung des Sclavenhandels als eine Nationalſchuld betrachtete), iſt ein Mann, der Gott fürchtet, nicht frei in ſeinem Thun oder Laſſen. Nie werde ich dieſe große Sache Beweggründen politiſcher Angemeſſenheit oder irgend einem perſönlichen Gefühl zum Opfer bringen.“ Und ſein Glaube ſiegte nach zwanzigjährigen beharrlichen Anſtrengungen und fortgeſetztem Kampf, da er endlich im Jahre 1807 es durchſetzte, daß im engliſchen Parlament die Abſchaffung des Sclavenhandels beſchloſſen wurde. Ein ausgezeichneter Mann ſagte in dieſer Beziehung: „Wer weiß, ob, wenngleich dies der größte Segen iſt, der durch irgend einen Menſchen hat geſtiftet werden können, nicht noch größerer Segen von dem ermunternden Beiſpiel ausgeht, daß die Anſtrengungen der Tugend endlich mit einem ſo glänzenden Erfolg gekrönt werden können.“ Unter den Gegenſtänden des Danks gegen Gott, die er in ſeinem täglichen Gebet anführte, war insbeſondere auch dieſes, daß ihn Gott als Werkzeug zur Ausführung dieſer großen Sache gebrauche. Aber immer gab er dabei Gott die Ehre, und betrachtete ſich als unwürdiges Werkzeug; daher konnte ihn auch der allgemeine Ruhm, der ihn nach dieſem Triumph krönte, nur demüthigen. Er blieb auch in dem großen und guten Werk hier nicht ſtehen; nun war es ſein Ziel, durch die Verbindung der großen Mächte die allgemeine Aufhebung des Sclavenhandels zu erlangen, und die Lage derjenigen, welche ſich auf den engliſchen Beſitzungen einmal im Sclavenſtande befanden, allmählig zu verbeſſern, endlich die gänzliche Aufhebung dieſes, der Würde des Bildes Gottes in der Menſchheit widerſprechenden Verhältniſſes herbeizuführen. Es ſtellte ſich ihm, wie er im Jahre 1796 ſchreibt, auf die Verheißung der heiligen Schrift ſich ſtützend, die große Ausſicht dar, „daß das Lob Gottes aus dem Munde aller Völker in herrlichem Einklang ertönen ſollte.“ Und im Jahre 1817 ſprach er die Hoffnung aus: „Wir, oder diejenigen, die noch einige Jahre leben, werden die Ausſichten für die Civiliſation Afrika's ſich eröffnen ſehen.“ Kurz nach ſeinem Tode wurde auch das letzte Ziel der Anſtrengungen ſeines Lebens erreicht, da der 1. Auguſt des Jahres 1834 den Sclaven auf allen engliſchen Beſitzungen die Erlangung ihrer Freiheit verkündete.

Ein ſo glorreiches Leben hatte ein würdiges Ende, da Wilberforce am 27. Juli 1833 mit der Glaubenszuverſicht, die er ſeit dem Beginn ſeines chriſtlichen Lebens bewährt, den letzten Sieg errang. Demüthig zeigte er ſich auch bis zuletzt in ſeinem Vertrauen, als ihm Jemand unter ſeinen ſchweren Leiden zurief: „Sie haben Ihre Füße auf einem Felſen,“ antwortete er: „Ich wage nicht, mit ſolcher Zuverſicht zu reden, aber ich hoffe, ich habe ſie auf einem Felſen.“ Er war einer der Helden der chriſtlichen Liebe, einer von denen, in denen ſich uns beſonders der die menſchliche Natur in allen ihren Kräften und Richtungen durchläuternde und verklärende Geiſt des Evangeliums offenbart.

J. C. Paſſavant.

Die Willensfreiheit.

(1835.)

Im erſten Moment des Daſeyns, im reinen Urſtande, iſt Gott nur Schöpfer, Vater des Lebens. Im zweiten Moment, wo die bildende Kraft des freien Geſchöpfs, als Abbild der ſchöpferiſchen Kraft Gottes, den Fortgang deſſelben beſtimmt, iſt Gott Vermittler zum letzten Ziele des Geſchöpfs. Das Ziel des freien Geſchöpfs iſt aber das Einswerden ſeines Willens mit dem göttlichen Willen, und dadurch das Vereintwerden ſeines Weſens mit dem göttlichen Weſen. Hier iſt Gott Vollender ſeines ihm ähnlich gewordenen Werkes. „Von ihm, durch ihn und zu ihm ſind alle Dinge.“

Die freie bildende Kraft des Geſchöpfs hebt die leitende und geſetzgebende Einwirkung des Schöpfers nicht auf, und umgekehrt. Denn das geſchaffene Weſen iſt nur frei und gut in Bezug auf Gott. Da der Fortbeſtand wie der Urſprung bedingter Weſen ohne Gott undenkbar iſt, ſo muß auch eine göttliche Einwirkung bei der Entwicklung dieſer Weſen ſtattfinden, nur muß jeder Begriff des Zwangs bei dem Gedanken der göttlichen Leitung entfernt bleiben. Auch auf dem normalen Wege der Fortbildung bedarf das nicht gefallene Weſen einer göttlichen Vermittlung, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Der Entſchluß, die Wahl iſt ganz Eigenthum des freien Geiſtes, nur die Fähigkeit dazu iſt ihm gegeben, und das Gebot, dieſe recht zu gebrauchen. Wer aber das Gute wählt, beſtimmt ſich aus ſich, ſich von dem abſolut Guten beſtimmen zu laſſen. Im Freieſten herrſcht das Gewiſſen am unbedingteſten. Wer ſich für einen beſtimmten Weg entſcheidet, beſtimmt zugleich, welche Gegenſtände auf demſelben auf ihn einwirken. Wenn eine Planet ſich eine beliebige Stelle im Sonnenſyſtem wählen könnte, ſo würde er ſich dadurch einer beſtimmten Einwirkung der Sonne ausſetzen. Der Grad der Beleuchtung, welche er durch die Sonne empfing, und die Stärke der Attraction, welche ihn zu derſelben hinzöge, wäre die Folge dieſer Wahl.

Wenn man ſich die einzelnen Weſen in der innigen Verbindung denkt, in der ſie als ſich ergänzende Glieder des Weltorganismus ein gemeinſames Leben führen, ſo wird die Einſicht klarer, daß die gute That keine bloß individuelle, dem Einzelnen allein angehörige ſeyn kann. Der göttliche Baumeiſter kennt urſprünglich allein den ganzen Plan ſeines Werks. Er ladet die Bauleute ein (gratia praeveniens), und leitet ſie beim gemeinſamen Werke (gratia cooperans). Wer jenem Plane gemäß mitbildet, der iſt ein „Mitarbeiter Gottes.“ Und jeder Handelnde iſt zugleich Bauſtein und Steinmetze in der Stadt Gottes, welche eint, oder im entgegengeſetzten Falle, in Babel, der Stadt der Verwirrung, welche trennt. Er conſtruirt oder deſtruirt gemeinſam. Hier liegt auch der Grund aller Solidarität.

Wenn bei der Erforſchung religiöſer Wahrheiten und beſonders in kirchlich bewegten Zeiten, wo die Extreme der Wahrheit ſo leicht mit Lebhaftigkeit ergriffen werden, z. B. in der Epoche, in welcher Auguſtin und Pelagius lebten, oder zur Zeit der Reformation, über die Macht der menſchlichen Freiheit und ihr Verhältniß zur göttlichen Einwirkung, ſich ein Streit erhob, und bald nur die göttliche Gnade, bald nur des Menſchen Verdienſt als das allein Beſtimmende für das ewige Schickſal des Menſchen angeſehen ward, ſo müſſen wir hier, wie in ſo Vielem, nur die auseinander getrennten Momente allein die volle Wahrheit enthält. Nur das Nur iſt falſch.

Wollte man ſagen, die Pflanze wüchſe und gedeihe nur durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme, ſo vergißt man, daß ſie einen innern Trieb hat, ſich zum Lichte zu erheben und ſich von innen heraus zu bilden. Wollte man umgekehrt behaupten, die Pflanze wüchſe nur durch ihren Bildungstrieb, ſo überſieht man, daß der Einfluß der Sonne ihr zum Gedeihen nöthig iſt.

Wir verfolgen den normalen Entwicklungsgang freier Weſen weiter.

Die Wahlfreiheit iſt nur ein Moment in dieſem Entwicklungsgange, und muß als ſolche überwunden werden, um einem höhern Zuſtande Platz zu machen. Dieſer iſt aber die gottverwandte Freiheit, die nicht mehr in einer Wahl zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Liebe und Selbſtſucht beſteht. Dieſe Freiheit, welche kein vorübergehendes Moment, ſondern das ewige Attribut der gottverbundenen Weſen iſt, iſt die ſich ſelbſtbeſtimmende productive Thätigkeit im Bereich des wahrhaft Seyenden, des Guten. Dieſe in Gott urſprünglich beſtehende, von freien Geiſtern aber erſt durch die Wahlfreiheit erworbene, vollendete Freiheit iſt das Endziel dieſer Geiſter, in dem ſie wandellos vor Gott ſtehen.

Die Kunſt kann uns ein Beiſpiel geben von dem Verhältniß dieſer beiden Arten der Freiheit. Denken wir uns einen Dichter, der in ſeiner erſten Entwicklung im Schwanken war zwiſchen der reinen völlig angemeſſenen Darſtellungsweiſe ſeines Gegenſtandes, und einer Behandlungsart, in welcher etwa übertriebene, aber Effect machende Schilderungen vorkommen. Wie ſein Talent ſich höher entwickelt, und er das rechte Maaß des Schönen inniger erkannt hat, wird er keine Wahl mehr haben zwiſchen einem angemeſſenen und unangemeſſenen Ausdruck. Sein geſteigerter Schönheitsſinn bewahrt ihn vor einer ſolchen Verirrung des Geſchmacks. Die poetiſche Freiheit und Promehr nur wahrer und reicher nach allen Richtungen entfalten. Eben ſo ſind Maler und Tonſetzer, die ſich durch keine Manier vom wahrhaft Schönen und Angemeſſenen ableiten laſſen, die wahrhaft freien und hochbegabten Künſtler. Raphael und Mozart haben in allen Richtungen künſtleriſch producirt, aber die Bahn des Schönen haben ſie nie verlaſſen.

Beiläufig bemerken wir bei dieſen Beiſpielen, daß die Betrachtung und noch mehr die Ausübung des wahrhaft Schönen und Guten nicht bloß an ſich das beſte Entwicklungsmittel iſt, ſondern zugleich das beſte Gegengift gegen den Reiz des nur ſcheinbar Schönen und Guten, weil die Beſchäftigung mit jenen die Täuſchungen der letztern verſcheucht. Wer an einem wahren Kunſtwerk ſich erfreut, liebt kein bloßes Effectſtück mehr, wer eine Wiſſenſchaft mit Ernſt bearbeitet, dem widerſtrebt jede oberflächliche Behandlung. Deshalb iſt eine tüchtige Thätigkeit das beſte poſitive wie negative Erziehungsmittel.

Es läßt ſich denken, daß der Uebergang vom Momente der Wahlfreiheit, der Prüfung, zu der dauernden weſentlichen Freiheit, der Vollendung, durch einen völlig entſcheidenden Act des Willens auf einmal vollbracht werden könne. Eine ſolche reine Entwicklung gliche dem ſich Oeffnen der Knospe beim Scheine der Sonne. Beim Menſchen aber, deſſen gemiſchte Natur wir ſpäter betrachten werden, hat dieſer Uebergang mannigfache und bei dem Einzelnen verſchiedene Stufen. Der Gewinn z. B., den Verrath und Beſtechung verſprechen, hat für einen Menſchen, in welchem nicht alles ſittliche Gefühl erloſchen iſt, gar keinen Reiz, ſondern kann ihm nur Abſcheu erregen. Derſelbe Menſch iſt vielleicht aber nicht ſicher, durch eine Leidenſchaft momentan zu einer unrechten That verleitet zu werden. Nach ernſtem Kampfe gelingt es ihm wohl, daß ihn die Leidenſchaft nicht mehr zur That hinreißt, aber die böſe Neigung vermag noch ſeine Gedanken, wenigſtens auf Augenblicke zu vergiften. Endlich wird jeder unwürdige und egoiſtiſche Gedanke ſeiner veredelten Natur ſo widerſtreben, daß er keine Stelle mehr in ſeiner Seele findet.

Wenn dieſer Zuſtand herrſchend iſt, was hier ſelten und kaum der Fall iſt, dann iſt die Wahlfreiheit zwiſchen Gut und Böſe überwunden, und die wahre gottinnige Freiheit, die keinen Rückfall möglich macht, errungen. Denn wenn nichts mehr als das Gute dem Menſchen gefallen kann, ſo iſt die Sünde für ihn todt. Sie iſt gleich einem Saamenkorn, das auf einen für es unfruchtbaren Boden fällt und daher nicht aufgehen kann.

Der Urtrieb des Geſchöpfs, das Bedürfniß, ſich zu ergänzen, hat nun ſeine Befriedigung gefunden. Der Wille, der ſeinen Gegenſtand kennt, wird zur Liebe. Die Liebe zum Vollkommnen iſt die Erfüllung des freien Willens. Iſt ſie herrſchend, ſo hat das Unvollkommne keinen Reiz und keinen Einfluß mehr. Mit der Wahlfreiheit hört auch das Gebot auf. Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Vollkommne Freiheit und vollkommne Liebe ſind daher eins.

Klumpp.

Das evangeliſche Miſſionsweſen.

(1841.)

Es gibt Momente in dem Entwickelungsgange der Menſchheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren ſtillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraſchender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgeſtaltend in die Weltgeſchichte einzugreifen. Unter dieſe gehört auch das Miſſionsweſen, das ſchlicht und unſcheinbar in ſtiller Geiſtesmacht überall ſeine Fäden anknüpft und, ſo wenig es auch Jahrzehnte und Jahrhunderte lang beachtet worden iſt, dennoch mit der unwiderſtehlichen Macht der Idee fortſchreitet und ſo lange wachſen wird, bis ſeine ungeheure Aufgabe gelöſt iſt, und man ſich ſtaunend fragen wird, wie das möglich geweſen ſey?

Da hören wir ſogleich die Entgegnung: ſo mag vielleicht ein wohlmeinender Enthuſiasmus ſprechen; kann aber dieſe Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung beſtehen? Erſcheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, ſo doch zum mindeſten als fruchtlos und chimäriſch? Sollte es denn nicht verkehrt ſeyn, ſo lange man mitten in chriſtlichen Staaten ſelbſt noch nach allen Seiten hin gegen phyſiſche Noth und moraliſches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und darum die, gegenüber von der Größe des Bedürfniſſes ohnedies immer noch unzulänglichen Mittel gerade aufs gewiſſenhafteſte zu Rathe gehalten werden ſollten, ſeine

Kräfte ins Ungemeſſene hinaus für ein, aufs mildeſte ausgedrückt, höchſt precäres Ziel fruchtlos zu zerſplittern?

Sollte es nicht chimäriſch ſeyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos ſagen zu klein ſind, ſondern eigentlich verſchwinden? Ueber 600 Millionen Menſchen, alſo mehr als das Doppelte der geſammten Chriſtenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Verſuche eines kleinen Häufleins von meiſt nur unvollkommen gebildeten Miſſionären, welche ohne Unterſtützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und äußern Hinderniſſen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entſetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen ſittlichen Verſunkenheit mancher Volksſtämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Haſſe der Prieſter und den Verfolgungen feindſeliger Regierungen, und über All dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloſes Beginnen!

Und dies Alles, iſt es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht großentheils unverſtandene Begriffe, für welche ſie in dem Kreiſe ihrer Vorſtellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßſtab haben, die ihnen fremdartig bleiben müſſen, weil ſie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu ſeyn oft in direktem Widerſpruch ſtehen, die deßwegen, wenn ſie wirklich tiefern Eingang finden ſollten, ſogar das ganze nationelle Gepräge zerſtören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südſee, die Klagen indiſcher Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man ſie in ihren heiligſten Intereſſen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaſte. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen ſo das mit ihren nationalreligiöſen Ideen eng verwachſene Gute, das ſie noch haben, genommen, und dafür am Ende doch nur ein Namenchriſtenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tauſenden von Namenchriſten unter uns, welche durch dieſes äußere Bekenntniß nicht nur nicht beſſer ſind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, ſondern oft noch viel ſchlimmer, da doch jene meiſt der Natur noch viel näher ſtehen? Wollen wir dieſe Zahl noch vermehren und das Chriſtenthum noch mehr herabwürdigen? —

Endlich, iſt es nicht ein Eingriff in den Entwickelungsgang des Menſchengeiſtes, welcher nur ſeinen eigenthümlichen, beſtimmten Weg ruhig und ſtetig zu gehen hat, um am ſicherſten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geſchloſſenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermeſſenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwickelung, ſondern ſtört das ſtille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es iſt ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es iſt ein Eingriff, ein Meiſtern der ewigen Weisheit, die ſchon ihren verborgenen Rathſchluß zu vollführen weiß, ohne unſere kleinliche Nachhülfe.

Dieſe und ähnliche Einwendungen, wie man ſie von verſchiedenen Seiten und in verſchiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den erſten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt ſich ſchon daraus, daß es nicht Ueberzeugung iſt, die ſie vorbringen läßt, ſondern daß ſie häufig nur als Schild dienen ſollen, um ſich der andringenden Macht chriſtlicher Ideen, und namentlich der ernſten und in unſer innerſtes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, ſelbſtſüchtigen Treiben des eigenen Herzens und ſeiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Dahin gehört vor Allem der erſte Einwurf aus dem großen, in unſerer Nähe ſtattfindenden Bedürfniſſe. Hier handelt es ſich einfach um die Frage: ſoll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollſten Sinne univerſellen Charakter des Chriſtenthums, das überall nicht beengt, ſondern befreit, nicht unterdrückt, ſondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, ſondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteriſtiſch geſtaltet. Oder war es, um nur Einen Beleg dafür anzuführen, nicht eben das Chriſtenthum, das, auf das germaniſche Leben verpflanzt, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutſchen Geiſtes hervorgelockt, zur ſchönſten Blüthe gebracht und ſo jene gemüthliche Tiefe, jenen ſittlichen Ernſt, jene Gediegenheit des germaniſchen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geſchichte der europäiſchen Menſchheit, und gewiſſermaßen der ganzen chriſtlich-civiliſirten Welt durchzieht?

Allein wir ſind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Chriſtenthum nur als die ſicherſte Quelle der Civiliſation, als die Grundlage alles höheren geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßſtab, für wahres Menſchenwohl ein Herz haben, ob nicht von dieſem rein humanen Standpunkte aus allein ſchon das Miſſionsweſen in ſeiner univerſellen, wahrhaft welthiſtoriſchen Bedeutung begründet, und in ſeinen Anſprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erſcheint. Wenn wir nun weiter gehen, ſo dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zuſtimmung rechnen. Allein der Verfaſſer vermag es nicht über ſich, über dasjenige zu ſchweigen, was ihm und tauſend Andern die heiligſte Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes iſt. Denn gerade hier tritt die ernſte Frage an uns heran: hat die bloße Civiliſation, hat die Philoſophie und ihre Sittenlehre je die Menſchen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Nein, das Wohl und Wehe unſeres Geſchlechts entkeimt aus tieferen Wurzeln; in der geheimſten Tiefe des armen Menſchenherzens liegt die nie verſiegende Quelle alles innern, und darum auch alles äußern Elendes, es iſt — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfſinn dieſes nicht kennen, der Leichtſinn damit ſpielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenſchaften es überhören, mag die ſtolze Selbſtgerechtigkeit ſich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philoſophie den eiteln Verſuch machen, ſich ſelbſt zu verſühnen: — gegen dieſes zweiſchneidige Schwert ſchützt kein Panzer, und für Jeden ſchlägt einmal die Stunde, in welcher alle dieſe Täuſchungen und Illuſionen endlich ſchwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts- und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerſtreuung mehr hilft und auch der ſtoiſche Muth zuſammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botſchaft vom Sünderheilande. Und das iſt denn das Höchſte, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr ſelbſt bringen heißt. Die Civiliſation mit all ihren Wohlthaten knüpft ſich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Chriſtenthums in den verſchiedenen Stadien ſeiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt: der verborgene Segen, den es Einzelnen gewährt hat, iſt noch unendlich höher: denn es hat nicht blos Tauſenden in äußerer Noth Muth und Kraft verliehen, ſondern, was mehr iſt, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängſtete Gewiſſen in der letzten Todesnoth mit dem Troſte der Sündenvergebung erquickt, und wird dieſen unausſprechlichen Segen auch forthin aus unverſiegbarer Quelle ausſpenden. In unſeren ſtatiſtiſchen Tabellen, die wir, wie über ſo vieles Andere, ſo auch über Völkerſittlichkeit und Völkerglück führen, ſteht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geſchichte des menſchlichen Herzens; aber es iſt in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und ſo gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieſer Segen ihnen allen dereinſt noch zu Theil werden.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten des Miſſionsweſens hergenommenen Einwurf über, ſo können und wollen wir nicht läugnen, daß ſie allerdings ſehr groß und vielfach ſind, und daß ſie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meiſt nur den gewöhnlichen menſchlichen Maßſtab an, wiegt ſorgfältig Kräfte und Widerſtand gegen einander ab, nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrſcheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgeſtaltende Kraft des Chriſtenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unſerer Miſſionäre, ſo ſchwer ſie immer noch iſt, dennoch wenigſtens leichter erſcheint, als die der Apoſtel, zum Theil auch als die der erſten Heidenboten Germaniens, läßt ſich ohne Schwierigkeiten nachweiſen.

Fehlt uns nun auch vielfach die heldenmüthige Kraft, die Begeiſterung jener großen Zeit, ſo kann ſich dafür die Gotteskraft des Chriſtenthums um ſo mehr bewähren, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anſpruchloſen jungen Männer ſelbſt geſehen hat, wie ſie mit klarem Bewußtſeyn Alles deſſen, was ſie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie ſie unter den innerlich und äußerlich ſchwierigſten Verhältnißen, unter den manchmal beinahe hoffnungsloſen Ausſichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten und immer wieder auf Hoffnung ſäen; wie in das todbringende Afrika und Weſtindien, auf dieſelben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Miſſionären hingerafft hat, nicht nur immer wieder neue bereitwillig ſich abſenden laſſen, ſondern die Sendung ſogar ſich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden iſt, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Miſſionsweſen hat in ſeinem Muthe und ſeiner innern Kraft etwas ſo Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem ſich unſere an Selbſtſucht vielfach kranke, und bei all ihrer vermeintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinausſtrecken und ſtärken darf. Es wird ſeine Größe aber auch äußerlich dereinſt durch ſeine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menſchlicher Berechnung noch nicht den Anſchein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz abſehen, welche wegen politiſcher Hinderniſſe ganz aufgegeben werden mußten, wie im ruſſiſchen Aſien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, iſt der Erfolg dennoch großentheils, numeriſch wenigſtens, ſo klein, daß nach menſchlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrſchaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben ſchon oben geſagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unſern Maßſtab nicht anlegen.

Wenn ſchon in dem Worte eines tiefen begeiſterten Gemüths eine zündende, alles ergreifende Kraft liegt, wie vielmehr muß ſie in dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe liegen, dem Worte Gottes, „das da lebendig iſt, und kräftig, und ſchärfer denn kein zweiſchneidig Schwert,“ in dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft iſt, vor welcher alle Weisheit der Weiſen und aller Verſtand der Verſtändigen zu nichte wird!“ Wo dieſe Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unſcheinbar ſeyn, die kleinen erſten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch dieſe werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Miſſionsweſen in hohem Grade der Fall iſt, daran werden wir im weiteren Verlaufe unſerer Darſtellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorſpringen, daß es nur eines archimediſchen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich ſchwierig und mühſelig iſt, und lange Geduld- und Glaubensproben koſtet, daß aber dann in natürlicher und nothwendiger Entwickelung die Reſultate um ſo überraſchender und umfaſſender ſich zeigen. Nur ſo darf man denn wohl ſagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche ſeyn, die in fruchtloſer Anſtrengung ſich abmühte? Nein, es ſind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrſcherin verkündigen ſollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Geſtirn des Tages auf einmal ſiegreich hervortritt und Alles mit ſeinem Lichte erfüllt, alſo wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Was wird es dann ſeyn, wenn einmal dieſe gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermaſſen von der innerlich belebenden Kraft des Chriſtenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, geſteigert, veredelt werden; wenn alle dieſe Millionen, die zum Theil noch gar keine Geſchichte haben, eintreten, ſelbſtſtändig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeſchichte, jedes mit ſeiner eigenthümlichen Individualität und neuer, friſcher Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Geſtaltungen in allen Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Lebens müſſen da hervorbrechen; und in den verborgenen Tiefen des Menſchengeiſtes und Menſchenherzens — welche Dankopfer mögen aufſteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlöſung aus geiſtigem Tode! Für dieſe Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßſtab mehr.

Waagen.

Petrus Paulus Rubens.

(1832.)

Obgleich ſich gegen Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen beſſeren Zuſtand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiſte vorbehalten, daſelbſt eine völlige Umgeſtaltung der Malerei zu bewirken; und dieſer Geiſt war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländiſches Naturell war, ſo führte er auch ſeine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur ſie urſprünglich angewieſen hat, lebendige Auffaſſung der einzelnen Naturerſcheinung (Naturaliſmus), vortreffliche Ausbildung des Colorits. Seiner ganzen Zeit und ſeinem eignen Naturell nach mußten ſich dieſe Eigenſchaften indeß in ganz anderer Art zeigen, als dieſes bei den van Eycks der Fall geweſen war. Sowol in der Ausführung als in der Färbung ſuchten die van Eycks, ſo weit es ihre darſtellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur ſo wiederzugeben, daß ihre Bilder ſelbſt in der Nähe dem Eindruck derſelben nahe kommen; über dieſe große Sorgfalt, welche ſie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berückſichtigt. Rubens ging dagegen von der Geſammthaltung aus und begnügte ſich im Einzelnen, welches dem Ganzen ſtreng untergeordnet wurde, die Gegenſtände in größter Lebendigkeit ſo darzuſtellen, wie ſie in der Natur in einer gewiſſen Entfernung erſcheinen. Der

Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieſer Richtung in ſeiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperſpective und des Helldunkels, ſo wie der breiten Manier, welche Tizian und ſeine Schule zuerſt in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er ſich mit um ſo größerer Energie, als dieſelbe der Natur ſeines Genies im höchſten Grade zuſagte. Anſtatt der längſt verſchwundenen, echt religiöſen Begeiſterung, welche die Eycks beſeelte und ſelbſt über leidenſchaftliche Handlungen eine gewiſſe Feier ausgoß, war der Geiſt von Rubens ſo von der Luſt am Dramatiſchen erfüllt, daß ſelbſt Gegenſtände, deren Natur eine ruhige Darſtellung erfordert, von ihm in lebhaft bewegter Weiſe aufgefaßt wurden. Einem Geiſte, in deſſen glühender und ewig ſchaffender Phantaſie immer neue Geſtalten in größter Lebendigkeit aufſtiegen, mußte ſelbſt der kürzeſte Weg, ſie äußerlich zu fixiren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfniß fühlen, ſich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichſt ſchnell ausdrückte. Sein ſeltenes techniſches Geſchick, ſein außerordentlicher Farbenſinn kam ihm hierbei trefflich zu ſtatten. Mit bewundernswürdiger Meiſterſchaft lernte er die rechten Töne ſogleich an die rechten Stellen ſetzen, ohne ſie auf dem Bilde ſelbſt noch viel durch einander zu quälen, und nachdem er ſie leicht mit einander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meiſterſtriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt ſtehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Dieſe der Geiſtesart von Rubens ſo durchaus entſprechende Behandlung iſt Urſache, daß ſeine Werke mehr als die irgend eines anderen Malers das Gepräge des urſprünglichen, friſcheſten, lebendigſten Erguſſes der Phantaſie an ſich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künſtlern im höchſten Sinne des Worts ein Skizziſt genannt werden. Spricht ſich nun in ſeinen meiſten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Misgeſchick getrübter Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, ſo bekundet ſich dieſes doch ganz beſonders in der Art, wie er colorirt hat. Man könnte Rubens als Coloriſten den Maler des Lichts, ſo wie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles iſt bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verſchiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demohngeachtet, harmoniſch auf einander bezogen, einen gemeinſamen Triumph. Manche ſeiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Inſtrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauſchen. Kein anderer Maler hat bei ſo allgemeiner Helligkeit einen ſo ſatten Ton im Licht, ein ſo kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige ſind in der trefflich abgeſtuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche beſtimmt angegeben iſt, mit ihm zu vergleichen. Die Färbung des Fleiſches aber iſt bei Rubens von ſolcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen iſt, wie Guido Reni, als er das erſte Bild von ihm ſah, verwundert ausrief: Miſcht dieſer Maler Blut unter ſeine Farben?

In der ſchöpferiſchen Phantaſie von Rubens bildete ſich jeder beliebige Gegenſtand aus, ſo daß er den geſamten Kreis alles Darſtellbaren, der ihm durch ſeine ausgezeichnete allgemeine Bildung noch ſehr erweitert wurde, in ſeinen Werken durchlaufen hat. So malte er Gegenſtände aus der Bibel, aus der Legende, der alten und neuen Geſchichte, der Allegorie, Bildniſſe, Schlachten, Jagden, Converſationsſtücke, Bambocciaden, Landſchaften. In Beziehung des Reichthums ſeiner Erfindungen ſind ihm von den größten Malern unter den Neueren nur Raphael und Albrecht Dürer zu vergleichen. Zwiſchen Raphael und Rubens findet indeß in dieſer Beziehung der große Unterſchied ſtatt, daß, wie der Herr von Rumohr über Raphael bemerkt, deſſen Eigenthümlichkeit vornehmlich darin beſtand, die Bedeutung ſeines Gegenſtandes auf das Tiefſte aufzufaſſen und ſie bei der Darſtellung bis in ihr innerſtes Mark zu durchdringen, Rubens aber alle Aufgaben nach ſeinem höchſt einſeitigen Naturell modelte, mithin alle, die demſelben mehr oder minder fremd waren, äußerſt willkürlich behandelte. Wenn daher gleich alle, von Rubens ſelbſt ausgeführte Werke den Stempel des Genies tragen und durch die Urſprünglichkeit und Friſche des Gedankens, der daraus wiederſtrahlt, durch die meiſterliche Haltung, die Kraft und Glut der Färbung, die geiſtreiche Behandlung unſer Intereſſe lebhaft in Anſpruch nehmen, werden wir uns doch durch die Vorſtellung ſelbſt jedesmal in dem Grade befriedigt fühlen, als der Gegenſtand mit dem Naturell von Rubens übereinſtimmt.

Zu dieſem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatiſchen Auffaſſung, zur ſkizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen, ein vorwaltender Sinn für das Uebermächtige, Gewaltige, Derbſinnliche, welches ihn faſt nie zu einer feineren Auffaſſung der Form, nur äußerſt ſelten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler, oder gar ſanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war ſo wenig im Stande, aus dem Kreiſe der Eindrücke von Menſchen, wie ſie ſich ihm früh in ſeinem Vaterlande eingeprägt hatten, hinauszugehen, daß ſelbſt, wenn er nach anderen Meiſtern, z. B. Leonardo da Vinci, copirte, er alle Köpfe unwillkürlich in ſeine niederländiſche Weiſe überſetzte und auch den übrigen Formen des Körpers ſeine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung ertheilte.

Bei Gegenſtänden, wie ſo viele aus der heiligen Schrift, bei deren Darſtellung es auf den Ausdruck hoher ſittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüths, ruhiger Beſeligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmuth, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie ſo viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgeſehen, daß ihm der Sinn für dieſe Eigenſchaften in einem gewiſſen Grade abgeht, wird hier auch die nachtheilige Seite jenes raſchen Hinwerfens des erſten Gedankens, der Mangel an Studium, durch Verzeichnungen und Misformen, willkürliches und unruhiges Faltenweſen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Chriſtus erweckt daher faſt nie, ſeine Madonnen nur ſehr ſelten eine würdige Vorſtellung.

In ſeiner ganzen Größe erſcheint Rubens aber in ſolchen Gegenſtänden, die wirklich eine dramatiſche Behandlung erfordern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenſchaften gilt, wo er ſich alſo ſeinem Genius mit voller Begeiſterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Aeußerungen eines auf das gewaltſamſte bewegten Lebens auszudrücken, die nur in der Phantaſie ausgebildet und feſtgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Wie tief aber dem Kunſtnaturell von Rubens die Luſt an Darſtellung der derbſten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenſtänden hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle ſpielen, und die Darſtellung von ſolcher Energie iſt, ſich oft in einer ſo niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entſchieden abgeſtoßen werden.

Erſt wenn man dieſe derbſinnliche Seite des Kunſtnaturells von Rubens recht ins Auge gefaßt hat, wird es einem begreiflich, wie er die gräßlichſten Gegenſtände, wenn ſie ihn durch ihren dramatiſchen Inhalt anzogen, nicht allein behandeln, ſondern auch auf eine ſo furchtbare Art ausbilden konnte, daß ſolche Bilder dadurch, trotz alles Genies und aller Meiſterſchaft, etwas höchſt Widerſtrebendes haben.

Aber auch Solche, welche die eigenthümliche Größe von Rubens zu ſchätzen wiſſen, werden bei dem Betrachten ſeiner meiſten Bilder leicht verſucht werden, ihn für einen Geiſt zu halten, der lediglich von den momentanen Eingebungen einer feurigen und unbändigen Phantaſie hingeriſſen und beherrſcht, nie zu einem beſonnenen und ruhigen Nachdenken über das Weſen ſeiner Kunſt habe gelangen können; und dennoch iſt es gewiß, daß nur ſehr wenige unter den neueren Malern ſich der eigenthümlichen Stylgeſetze ihrer Kunſt ſo völlig bewußt geweſen, ſo reife und feine Bemerkungen darüber gemacht haben, als Rubens. Noch weniger ſollte man erwarten, daß Rubens, der in ſeiner Formengebung von der Antike ſo unendlich verſchieden iſt, das eifrigſte Studium derſelben gemacht und ſich dadurch von der Kunſt der Alten die würdigſten und erhabenſten Begriffe gebildet hatte. Beides zeugt nächſt ſeinen Werken auf das ſprechendſte dafür, daß Rubens das Höchſte, was der Künſtler ſein kann, daß er ein Genie war. Denn wie das Meer, ſo gewaltig es auch von den Stürmen aufgeregt wird, in ſeinen Tiefen ruhig bleibt, ſo wird auch im künſtleriſchen Genie das leicht bewegliche Element der Phantaſie durch tauſend ihre Natur ergreifende Motive zu den bewegteſten und leidenſchaftlichſten Schöpfungen angeregt, während in dem Innerſten des Geiſtes Klarheit und ruhige Anſchauung ungeſtört waltet. Eben ſo iſt es auch die Art des Genies, daß es von allem Vortrefflichen zwar lebhaft angezogen wird, und ſich dafür begeiſtert, aber auch von dem Allervorzüglichſten, inſofern es daſſelbe ſeiner Eigenthümlichkeit fremd fühlt, ſich in ſeinen Productionen nicht irre machen läßt. Es ſoll hiemit indeß nicht geſagt werden, daß das Studium, welches Rubens von den Antiken gemacht hat, auf ſeine eigne Kunſt ohne Einfluß geblieben ſei. Offenbar aber hat dieſer vorzüglich durch die Lebendigkeit und die geiſtreichen Gedanken ſtatt gehabt, welche den alten Kunſtwerken, auch abgeſehen von ihrer ſchönen Form, innewohnen.

Martius.

I. Der braſilianiſche Urwald.

(1820.)

Wenn wir es hier verſuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropiſchen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergeſſen, auf das Verhältniß aufmerkſam zu machen, welches rückſichtlich des Selbſterhaltungstriebes zwiſchen den einzelnen Individuen ſtatt findet. Bei einer ſo großen Fülle von Leben und einem ſo kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag ſelbſt ein Boden, ſo fruchtbar und üppig wie der hieſige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen; daher ſtehen jene rieſenartigen Gewächſe in einem beſtändigen Kampfe der Selbſterhaltung unter einander, und verdämmen ſich mehr noch als die Bäume unſerer Waldungen. Selbſt die ſchon hoch erwachſenen und einer großen Maſſe von Nahrungsſtoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen ſo in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die ſie einer ſchnellen Auflöſung entgegenführen. Man ſieht ſo die edelſten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophiſchen Leidens von Ameiſen und anderen Inſecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis ſie plötzlich zum Schrecken der einſamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräuſch zuſammenſtürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwiſchen mehreren einer andern Art ſtehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forſtcultur, an die freilich bis jetzt in dieſen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden iſt, wird daher hier künftig nicht ſowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarſchaft befördern, ſondern vielmehr dafür Sorge tragen müſſen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachſen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, iſt die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforſcher, zum erſten Male hieher verſetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern ſoll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geſchöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe ſuchen, und wo daher eine majeſtätiſche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet iſt, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geſchöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfröſche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuſchrecken. Hat die aufſteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, ſo freuen ſich alle Geſchöpfe des neuen Tages. Die Weſpen verlaſſen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Neſter; die Ameiſen kommen aus ihren künſtlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit ſie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reiſe auf den ſelbſt gebahnten Straßen; eben ſo die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigſten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, beſonders zahlreiche Heſperiden eilen von Blume zu Blume, oder ſuchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zuſammengeſellt, auf beſonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauſpiegelnde Menelaus, Neſtor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus ſchwingen ſich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwiſchen grünen Gebüſchen hin. Die mit den Flügeln ſchnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtſchmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm feſtſitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendſten Käfer durchſchwirren die Luft und blinken gleich Edelſteinen aus dem friſchen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indeſſen ſchleichen Eidechſen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düſtergefärbte giftige oder unſchädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und ſonnen ſich, an den Bäumen hinanwindend und auf Inſekten oder Vögel lauernd. Von nun an iſt Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geſelligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und ſchwingen ſich pfeifend und ſchnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacús, Hoccos und die Tauben verlaſſen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den ſonderbarſten Geſtalten und dem glänzendſten Gefieder flattern einzeln oder geſellig durch die duftenden Gebüſche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume verſammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inſeln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geſchwätz. Der Tucan klappert mit ſeinem großen hohlen Schnabel auf den äußerſten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geſchäftigen Pirolen ſchlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Neſtern hervor, um die vollen Orangenbäume zu beſuchen, und ihre ausgeſtellten Wachen verkünden mit lautem zänkiſchem Geſchrei die Annäherung des Menſchen. Die einſam auf Inſekten lauernden Fliegenſchnapper ſchwingen ſich von Bäumen und Stauden, und erhaſchen raſchen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberſummenden glänzenden Fliegen. Im Geſträuche verborgen thut indeſſen die verliebte Droſſel die Freude ihres Lebens in ſchönen Melodien kund; die geſchwätzigen Pipren beluſtigen ſich, aus dichtem Gebüſche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die

Rinde der Stämme aufpickt, ſein weitſchallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle dieſe wunderbaren Stimmen erſchallen von der Spitze der höchſten Bäume die metalliſchen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerſchläge auf dem Amboſe ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erſtaunen ſetzen. Während ſo jedes lebende Weſen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umſchwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollſten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meiſten der Thiere zur Ruhe; nur das ſchlanke Reh, das ſcheue Pecari, die furchtſame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Naſen- und Beutelthiere, die hinterliſtigen Katzenarten ſchleichen nach Raub ſpähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichſam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Fröſche und die ſchnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beſchließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochſenfroſches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuſchwärmen und geſpenſtartig flattern die blutſaugenden Fledermäuſe durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

II. Der Aequator.

(1820.)

Glänzend taucht in dieſer Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuſchauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologiſche und andere wunderſame Gebilde der Phantaſie vor Augen zu führen ſcheinen. Allmälig rückt das Geſtirn des Tages an dem ätheriſch

blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht oder ſteigt und fällt ſanft mit ſpiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsſchlag. Mittags erhebt ſich eine fahle, blaß ſchimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz ſcheinen den Planeten ſpalten zu wollen, doch bald hebt ein ſchwerer, ſalzig ſchmeckender Platzregen, unter brauſenden Wirbelwinden herabſtürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean ausgeſpannt und auf der gekräuſelten Oberfläche des Waſſers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturſchauſpiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt ſind, zeigt der Himmel von Neuem ſeine durchſichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fiſchen ſchwingen ſich ſcherzend über die Oberfläche der Gewäſſer hin, und die buntfarbigſten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifiſch mit ſeinen beiden unzertrennlichen Gefährten, ſteigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchſichtigen Elemente herauf. Sonderbar geſtaltete Meduſen, die blaſenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, ſchlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben ſorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigſten kleinen Seethiere ziehen langſam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungsloſen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälig an dem bewölkten Horizonte hinab, ſo kleiden ſich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beſchreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendſte Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contraſten, verſchwenderiſch an dem azurnen Grunde des Firmamentes und ſtrahlen noch bunter von der Oberfläche des Waſſers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abſchied, während ſich der Mond aus dem unabſehbaren Ocean ſtill und feierlich in den nebelloſen, oberen Weltraum erhebt.

Bewegliche Winde kühlen die Atmoſphäre ab; häufige, beſonders von Süden her fallende Sternſchnuppen erhellen magiſch die Luft; das dunkelblaue Firmament, ſich mit den Geſtirnen auf dem ruhigen Gewäſſer abſpiegelnd, ſtellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, ſelbſt von dem leiſeſten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt ſich in ein ſtill wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich ſind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Näſſe und Kühle des Morgens und Abends und die drückende Schwüle des Mittags. Langſam kamen wir endlich aus dieſer Region der ſchwülen Hitze und der läſtigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Noch ſahen wir augenblicklich den nördlichen Polarſtern einige Grade hoch an dem, hier meiſtens umnebelten Horizonte blinken; dagegen ſtanden auch das Kreuz und die übrigen Geſtirne der ſüdlichen Hemiſphäre gleichfalls tief. Hieraus, wie aus den nautiſchen Berechnungen, wußten wir, daß der Aequator noch einige Grade ſüdlich von uns lag; die Gleichförmigkeit jedoch und die Harmonie, die von uns zwiſchen dem zehnten und fünften Parallelkreiſe an den phyſiſchen Erſcheinungen wahrgenommen worden waren, ſchienen wieder abzunehmen und ſomit darzuthun, daß die Culminationslinie jener Phänomene nicht in den Aequator, ſondern mehrere Grade nördlich von demſelben falle.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unſerer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchſchneiden ſollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieſer Tag durch eine Meſſe gefeiert. Die Einſamkeit des Orts, die ernſte Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die

Verwandlung mit militäriſchem Trommelſchlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erſchüttern, beſonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphoſe aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem SO.-Winde ruhig vorüber; ſelbſt der betheerte Neptun mit ſeinen abentheuerlichen Geſellen durfte das Schiff durch die ſonſt gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; die Pole des Sternenhimmels ruhten ſchon auf dem Horizonte und der Vollmond ſtand in herrlichem Lichte über unſerem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das ſüdliche Kreuz hatte die ſenkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchſchneidend, in die ſüdliche Hemiſphäre hinüber ſteuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unausſprechlichen Gefühlen traten wir in dieſe andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erſcheinungen und Entdeckungen darbieten ſollte! Ja, dieſer Moment gehört zu den feierlichſten und heiligſten unſeres Lebens. In ihm ſahen wir die Sehnſucht früherer Jahre geſtillt, und gaben uns, in ſeliger Freude und ahnender Begeiſterung, dem Vorgenuſſe einer fremden, an Wundern ſo reichen Natur hin.

III. Naturgenuß und Natureinfluß.

(1833.)

Die Maienzeit iſt es, da uns die Natur vorzugsweiſe in ihrer Schönheit, in ihrer unverſiegbaren Jugendfriſche erſcheint, da wir auch auf das Lebendigſte aufgefordert werden, ſie in ihrer göttlichen Schönheit und Vollkommenheit zu genießen.

Wenn wir ſonſt geneigt ſind, jedes menſchliche Kunſtwerk hellen Sinnes zu erfaſſen, die Idee, die des Künſtlers Hand darin niedergelegt hat, herauszufühlen, uns an dieſer zu erwärmen und zu begeiſtern, — einen viel größeren Anſpruch macht die große Natur an uns! Unendlich höher iſt der Genuß, den uns das größte aller Kunſtwerke verheißt, dieſe weite, herrliche Schöpfung, welche ſich der Weltenvater zur eigenen Wonne erbauet hat.

Ich ſpreche hier nicht von dem Genuſſe, den ſich die Wiſſenſchaft aus der Betrachtung der Natur holen mag, ſondern vielmehr von jener unmittelbaren Wirkung der Natur auf das menſchliche Gemüth, von jener Magie, welche ein Jeder von Ihnen empfindet.

Was iſt es aber vor Allem, wodurch wir zu dieſen frohen Gefühlen fortgeriſſen, wodurch wir gleichſam außer uns ſelbſt geſetzt werden?

Es iſt die Schönheit, das Ebenmaaß, die Harmonie, die Vollkommenheit der Schöpfung. Für Harmonie iſt nämlich auch der Menſch beſtimmt. Sein Leib trägt das herrlichſte Ebenmaaß der Glieder, die reinſte Kraft der Sinne an ſich, und eben ſo iſt auch ſein Geiſt fähig, ſich in der Harmonie ſittlicher Zuſtände und wiſſenſchaftlicher Ueberzeugungen zu verklären.

Dieſes ſo fein organiſirte, mit den zarteſten leiblichen und geiſtigen Saiten bezogene Inſtrument iſt zu einer beſtändigen Sympathie mit der übrigen umgebenden Natur beſtimmt. Alles, was vorgeht in dem großen Drama der Natur, das weckt verwandte Bebungen in dem Menſchen. Unſere heutige heitere Stimmung, unſere Gemüthsſtärke und Regſamkeit, ſie iſt der Nachklang von dem, was wir vor uns ſehen auf einer Erde voll Maienfriſche, an einem Himmel voll Maienſeligkeit.

Der erſte und letzte Grund unſerer Freude liegt alſo in der *harmoniſchen Organiſation alles Irdiſchen*, das nie und nirgend vereinzelt, ſondern ſtets nur in einem allſeitigen innern Verbande lebendig iſt und wirkt. Was wäre unſere Erde mit ihren köſtlichſten Maientagen ohne den Menſchen? Anlagen zu That und Genuß, ohne einen Frühling, ohne die ewige Palingeneſie um ihn her?

Ich muß Sie aber hiebei darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Harmonie des Menſchen in und mit der Natur keineswegs eine äußere, formale, leibliche, daß ſie vielmehr *durch und durch geiſtiger Art* iſt. Eben weil ſie in der geiſtigen Sphäre des Menſchen begründet iſt, thut ſie ſich auch vorzugsweiſe in dem gemüthlichen Wohlbefinden des Menſchen kund.

Vergönnen Sie mir, mich hierüber etwas deutlicher zu erklären.

Wäre der Menſch von leiblicher Seite mit der geſammten Natur harmoniſirt, ſo müßte er der Typus aller irdiſchen Schöpfungen ſeyn, ſo müßte es kein Räthſel in der Formation, zumal des Thierreiches, geben, das nicht volle Löſung in ihm fände. Doch, wie dieß wohl jetzt nirgends mehr bezweifelt wird, der menſchliche Typus findet ſich nicht in allen Formationsſtufen des Thierreiches wieder. Es giebt Thiere, die nur ſchwache Analogieen mit dem Menſchen darbieten. Es giebt offenbar auf Erden mehrere verſchiedene Haupttypen des thieriſchen Leibes. Der Menſchenleib wiederholt ſich nicht in allen; viele Organiſationen ſind ihm fremdartig, disparat. Allerdings hat es nicht an ſolchen gefehlt, die, geblendet von dem Glanze der menſchlichen Schönheit, dieſe Bildung überall wiederfinden, die alle Formen der Hauptorgane, alle Bedeutungen und Functionen derſelben im Thier-, ja wohl gar auch im Pflanzenreiche auf menſchliche Formationsſtufen zurückführen wollten. Ja, man hat ſogar die Geſtalt des Menſchen über das ganze Firmament hingezeichnet, man hat alle Geſtirne in die Lineamente dieſes großen idealen Menſchenleibes verſetzt, und dadurch den Gegenden des Himmels, wie ſeinen zahlloſen, unbegriffenen Welten damit eine Bedeutung geben wollen, gleichſam als brächte man ſie dem Verſtändniſſe näher, wenn man ſie mit Theilen des menſchlichen Leibes in Beziehung ſetzte. Doch, meine Herren, ſolche

Anſichten, welche eher in den engen Kreis des Mittelalters paßten, wo die ſymboliſchen Figuren des Makro- und des Mikrokosmos gleichſam die Quinteſſenz aller Naturphiloſophie erſchöpften, werden von unſerer Zeit zurückgewieſen. Unſere Zeit dringt mehr als irgend eine frühere Epoche darauf, das Weſen, das Eigenthümliche in den Naturverhältniſſen zu ergründen. Eine ſolche Parallelistrung des Menſchenleibes mit der übrigen Natur kann ihr daher nicht genügen. Unſere Zeit erkennt vielmehr an, daß jedes Einzelne nur aus ſich heraus begriffen werden könne, daß alſo auch die Schlüſſe, welche wir von der Analogie des menſchlichen Leibes, ja überhaupt von den Formations-Geſetzen in der Erſcheinung ausziehen, oft nur eine beſchränkte Wahrheit beſitzen, ja daß ſie ganz trügeriſch ſeyn können.

Wenn wir alſo dasjenige am Menſchen, was in die Erſcheinung fällt, ſelbſt nicht vollſtändig mit der umgebenden übrigen Natur zu harmoniſiren vermögen — dürfen wir da uns wohl erdreiſten, anzunehmen, daß Proceſſe, welche in unſerer geiſtigen Sphäre vor ſich gehen, lediglich das Abbild, die veredelte höhere Nothwendigkeit leiblicher Actionen ſeyen? Sicherlich wäre dieß eine ganz falſche Anwendung von der Analogie des Leiblichen auf geiſtige Zuſtände!

So iſt alſo auch die Einwirkung der großen Natur im Frühling auf unſeren geiſtigen und gemüthlichen Menſchen zwar durch die Sinnlichkeit vermittelt, aber ganz andern Geſetzen unterworfen; iſt ein uns vollkommen unerklärlicher Proceß.

Wohl mögen wir daher ſagen, daß es eine Magie ſey, der wir uns hingegeben finden. Unergründlich, zauberhaft ſind die Wirkungen der Frühlingsnatur auf unſer Weſen. Und die Quelle von Vergnügen und Freude, welche uns hier ſtrömt, ſie muß ſtets rein, ſtets unverſiegend bleiben weil Menſchenhände ſie nicht erreichen können, nichts an ihr zu ändern vermögen.

Es iſt dieſe magiſche Wirkung durch die ganze Schöpfung verbreitet und nicht bloß auf den Menſchen beſchränkt. Alles, was da lebet, nimmt Theil an der großen regſamen Handlung, und wir verlieren uns gleichſam im Sturm vielartigſter Gefühle, Genüſſe und Handlungen, von denen das All ergriffen iſt.

So muß uns die Welt überall und immer belebt, nach innen wie nach außen thätig, ein Inbegriff aller Wohlluſt des Daſeyns, aller Selbſtſtändigkeit und individuellen Regſamkeit — Activität — wie aller individuellen Empfänglichkeit — Paſſivität — erſcheinen.

Welch' großer, welch' erhebender Gedanke: der Menſch iſt immer und überall ein Theilnehmer, ja gewiſſermaßen der Führer und Leiter jener von Gott dem Irdiſchen eingeimpften Bewegung, durch welche das Irdiſche zuſammenhält, in ſich Eins wird und ſich, nach angeſtammter Beſtimmung wirkſam, mehr und mehr verklärt!

So verliert das Einzelne in der Natur ſeine individuelle Bedeutung, um eine andere, höhere dafür zu gewinnen. So wird jede frohe Empfindung, deren wir uns, angeweht vom Hauche der Schöpfung, überlaſſen, ein Lobgeſang, worin wir nach unſerer Weiſe die ewige Weisheit feiern, welche Alles ſo wundervoll und herrlich geordnet hat.

Wilhelm Müller.

Homeros und die Homeriden.

(1824.)

Die Nachrichten, welche die Alten uns über Homeros Leben hinterlaſſen haben, ſind von zwiefacher Art. Die älteſten tragen das ſagenhafte Gepräge des Zeitalters, welchem die homeriſchen Gedichte angehören; aber an dieſelben haben ſich ſpätere Ergänzungen und Erläuterungen angeſetzt, welche theils die Geſtalt der Sage nachahmen, theils auch in ihrer modernen Bildung ſich dieſer kontraſtirend gegenüberſtellen. Dieſe letztern Anſätze löſen ſich leicht ab; die andern aber ſind in der Länge der Zeit ſo täuſchend mit der alten Sage zuſammengewachſen, daß ihre Scheidung eine der ſchwerſten Aufgaben der Kritik iſt, beſonders da die Quellen, aus denen wir dieſe Nachrichten ſchöpfen, ſehr unlauter ſind.

Als moderne Zuſätze geben ſich manche Anſprüche von Städten zu erkennen, welche aus mißverſtandenen oder einſeitig gedeuteten Stellen der homeriſchen Gedichte, auch untergeſchobenen — durch Folgerungen aus der Sprache derſelben und andere gelehrte Mittel den Homeros zu ihrem Landsmanne machen wollen. Ferner die Zertheilung des Homeros in mehrere Perſonen dieſes Namens, worin ſchon Kritik bemerklich wird, welche die Fülle von Nachrichten, die widerſprechenden Zeitangaben, die vielen Vaterlande und die Laſt von Werken, welche die alte Sage auf *einen* Homeros häuft, für unvereinbar hält mit der Natur eines Einzelweſens. Im Gegenſatze dieſer alten Homerzertheiler haben einige Neuere das perſönliche Daſein des Homeros geradezu geleugnet, und auf einen ähnlichen Unglauben möchte man auch bei denjenigen Alten ſchließen, welche das Wort Ὅμηρος als einen Gattungsnamen erklären wollen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wie die alte Sage auf einen Herakles die Heldenthaten von Jahrhunderten und ganzen Völkerſchaften zuſammenhäuft, wie ſie in einem Orpheus uns den Vertreter der erſten thrakiſchen Menſchenbildung durch Muſik und geheime religiöſe Weihen darſtellt: ſo fließen auch in die Perſon und auf den Namen eines Homeros die Sänger und Geſänge einer und mehrerer ioniſcher Schulen zuſammen, und machen aus dem Vater einer neuen, alles Vorhergegangene und Nachfolgende in ſeiner Gattung verdunkelnden Geſangweiſe einen fabelhaften Heros, welcher das Leben und die Werke von Jahrhunderten umfaßt. Wir dürfen alſo die Perſönlichkeit eines Homeros nicht bezweifeln. Denn nur das Daſein eines großen Genius, dem ſich Alles, was mit ihm in Berührung kömmt, Gleichzeitiges, Vergangenes und Nachfolgendes, ſo innig als möglich anſchließt und unterordnet, macht eine ſolche Vereinigung vieler Erſcheinungen eines und deſſelben Kreiſes in einem Mittelpunkte möglich. So erſcheint ein großes und helles Licht, welches mehrere kleinere und ſchwächere umgeben, in der Ferne wie eine einzige Lichtſphäre, in welcher die vielen Nebenſcheine als Ausflüſſe und Zertheilungen des glänzenden Mittelpunktes von dieſem ausgehen und wieder darin verſchwinden.

Halten wir dieſe Anſicht feſt, ſo wird es uns nicht mehr unerklärlich ſcheinen, daß die verſchiedenen Angaben über Homeros Zeitalter das Leben dieſes Heros von Troja's Zerſtörung bis zu dem Anfange der einjährigen Archontenherrſchaft in Athen ausdehnen, ſo daß ihm alſo eine Dauer von fünfhundert Jahren gegeben wird. Auf beiden Seiten dieſer Angaben haben ſich freilich moderne Uebertreibungen und Mißverſtändniſſe, als Endſpitzen, angeſetzt. So ſtellt man hier den Homeros gar in den trojaniſchen Krieg hinein und macht ihn ſo zum Zuſchauer der Thaten, die er beſingt, und dort rückt ihn Theopompos bis in das fünfte Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja hinaus.

Die älteſten und wichtigſten Zeugniſſe, welche ſowohl der Sage über Homeros Leben, als auch dem Geiſte ſeiner Gedichte entſprechen, weiſen auf das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung hin, und berühren das lykurgiſche Zeitalter, als die Gränze der ſagenhaften Geſchichte Griechenlands. Wenn die Jonier ungefähr ein Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja ihre kleinaſiatiſchen Kolonien gründeten, ſo müſſen wir wohl noch ein Jahrhundert verfließen laſſen, ehe uns die Erſcheinung eines Homeros natürlich, ja möglich vorkommen kann. Mögen die Jonier auch die Keime der epiſchen Poeſie mit ſich nach Aſien gebracht haben, ſo ſind dieſe doch gewiß erſt unter dem aſiatiſchen Himmel voll und kräftig aufgeblüht; und Homeros ausgebildeter ioniſcher Charakter ſetzt ioniſche Epiker voraus, welche gleiche Sagen in ähnlicher Form und Weiſe vor ihm geſungen haben. Der trojaniſche Sagenkreis, welcher die neuen Ankömmlinge in wunderbar ergreifender Nähe umfing, hatte dem epiſchen Geſange der Jonier auf den aſiatiſchen Küſten und Inſeln einen neuen Schwung gegeben, und unter den Sängern dieſes Kreiſes erhub ſich, wie ein Gott, Homeros, und ſein Geſang übertönte die Namen und Werke von Jahrhunderten. So bedürfen wir kaum anderer Zeugniſſe, als derjenigen, welche die homeriſchen Gedichte ſelbſt geben, um ihren Dichter in die Mitte oder bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Troja's Zerſtörung zu ſetzen. Denn viel weiter dürfen wir auch nicht hinuntergehen, ſonſt ermattet und verdunkelt ſich die lebendige Sage in dem Munde des ioniſchen Volks, und die aſiatiſche Verweichlichung dringt aus Lydien allmälig in das ioniſche Leben ein und läßt die reine und kräftige Natureinfalt des homeriſchen Geſanges nicht beſtehen. Das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung umfaſſen im Sinne der Sage Homeros Lebenszeit: denn ſie ſind das Blüthenalter des ioniſchen Epos.

Auch die vielen Städte, welche nicht aus kritiſchen Folgerungen, oder eitlem Selbſtbetruge, ſondern nach alten Sagen, den Homeros geboren und genährt haben wollen, widerſprechen der von uns dargelegten Einheit deſſelben nicht. Die älteſten und ächteſten Anſprüche machen ioniſche Küſtenſtädte und Inſeln: denn wo homeriſche Geſänge zuerſt erklungen ſind, da hat, nach der Sprache der alten Sage, Homeros ſeinen Geburtsort oder ſeine erſte Schule gehabt. Die vielen Vaterſtädte und Aufenthalte des Homeros müſſen uns alſo nicht verleiten, viele Homere anzunehmen, wohl aber viele homeriſche Sänger und Geſänge.

Alte, ſpäterhin oft falſch gedeutete Benennungen des ioniſchen Barden ſetzen ihn an die Ufer des Flüßchens Meles, welches die Ebene von Smyrna bewäſſert, und bezeichnen ihn etwas allgemein als einen Lydier. Neben den Anſprüchen von Smyrna, auf die Ehre, das Vaterland des Homeros zu ſeyn, können nur die der Inſel Chios Stand halten, welche der patriotiſche Leo Allacius nach mehr als zwei Jahrtauſenden auf das eifrigſte geltend gemacht hat. Eine ewige Beſtätigung dieſer Anſprüche der Inſel Chios oder der benachbarten Küſten von Smyrna iſt die ewige Natur dieſer Gegenden, der Himmel, die Erde und das Meer, welche ſich noch heute als die treu abgeſchilderten Originale der homeriſchen Gemälde zu erkennen geben, und ohne deren Vergleichung manche Züge und Farben derſelben unwahr und unnatürlich erſcheinen müſſen. Der Engländer Wood hat dieſe Anſicht zuerſt eröffnet, und mit ſeiner Schrift beginnt eine neue Epoche in dem Verſtändniß der homeriſchen Geſänge. Was keiner grammatiſchen Gelehrſamkeit gelungen iſt, hat die Natur vollbracht: ſie hat den Sänger der Natur lebendig und anſchaulich kommentirt.

Wie die Herakliden ſich an den mythiſchen Herakles anſchließen und ihn mit der geſchichtlichen Welt verbinden, ſo ſind die Homeriden als Mittler zwiſchen der Sage und Geſchichte in Hinſicht auf den Homeros und die homeriſchen Gedichte zu betrachten.

Sie waren eine Art von Sängerkaſte auf Chios, welche ihr Geſchlecht vom Blute des Homeros ableiteten und ihre Kunſt an die ſeinige knüpften. In ihren Schulen bewahrten und pflanzten ſie die homeriſchen Geſänge, deren Vortrag ihr Gewerbe ausmachte, von Munde zu Munde fort, und ihre Rezitation, ſo wie das Aeußere ihres feierlichen Auftritts, ſcheint ſich auf alte hergebrachte Geſetze und Gewohnheiten gegründet zu haben. Vor den epiſchen Geſängen riefen ſie in eigenen Proömien den Zeus, die Muſen oder eine andere Gottheit an, und weiheten ihnen einige Verſe als Erſtlinge der Rhapſodie. Daher rühren die meiſten ſogenannten homeriſchen Hymnen, welche nichts anderes ſind, als ſolche von ihren epiſchen Geſängen abgetrennte Einleitungen der Rhapſoden.

Suidas macht einen Homeriden Parthenios namhaft, ohne jedoch etwas Näheres über ſeine Zeit und ſeine Kunſt zu berichten. Bekannter iſt Kynäthos, welcher einer der letzten berühmten Homeriden geweſen zu ſeyn ſcheint. Er lebte um die Zeit des Anfangs der Perſerkriege und ſoll in der neun und ſechzigſten Olympiade die homeriſchen Gedichte zuerſt in Syrakus geſungen haben. Auch wird ihm Schuld gegeben, viele von ſeinen Verſen in die homeriſchen Geſänge eingeſchoben zu haben, und der Hymnus auf Apollo galt, nach dem Scholiaſten des Pindaros, für ſeine Arbeit.

Wir haben alſo die Homeriden als eine alte Ehrenklaſſe unter den Rhapſoden der homeriſchen Geſänge zu betrachten, die ihren Titel und Ruhm beinahe ſo lange behaupteten, als die Rhapſodenkunſt in Griechenland überhaupt eine ehrenvolle Auszeichnung gewähren und eine würdige Schule erhalten konnte. Noch ehe die Rhapſoden gemeine Gaſſenſänger werden, verſchwindet ſelbſt der Name der Homeriden, viel früher gewiß ihre Schule und Kunſt. Die Rhapſoden beſchränkten ſich übrigens nicht ausſchließlich auf den Vortrag der homeriſchen Geſänge, ſondern ihre Kunſt breitete ſich über die ganze epiſche Gattung aus, und der Scholiaſt zu der angezogenen Stelle des Pindaros macht ausdrücklich die Rhapſoden der heſiodiſchen Gedichte namhaft.

Ranke.

Der Bauernkrieg.

(1839.)

Treten wir dieſem größten Naturereigniß des deutſchen Staates in ſeiner Totalität näher, ſo können wir mehrere Stufen darin unterſcheiden.

Der Urſprung deſſelben lag ohne Zweifel in der grade in den letzten Jahren angewachſenen Bedrückung des Bauernſtandes, der Auflegung neuer Laſten, und zugleich in der Verfolgung der evangeliſchen Lehre, die den gemeinen Mann in Deutſchland mehr als früher oder ſpäter irgend ein geiſtiges Element ergriffen, zu ſelbſtthätiger Theilnahme angeregt hatte. Es hätte ſich denken laſſen, daß die Bauern dabei ſtehen geblieben wären, die willkührlichen Anforderungen zu verweigern und ſich die Freiheit der Predigt zu verſchaffen: damit würden ſie noch keineswegs alle Macht der beſtehenden Ordnung wider ſich aufgerufen, ſie würden ſich vielleicht eine bedeutende Zukunft geſetzlichen Fortſchrittes geſichert haben.

Ja ſelbſt noch mehr ließ ſich erreichen. An ſo vielen Orten ſahen wir Verträge ſchließen, in welchen die Herrſchaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendſten aufgaben: es ließe ſich denken, daß man dieſelben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich beſtimmtes Verhältniß zu einander getreten wäre.

Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menſchen, ſich mit einem beſchränkten Gewinn zu begnügen; und die ſiegerwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtſame der Volksgemeinden: oder man fühlte ſich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder emporkommenden Fußvolkes angeſehen werden muß: — hauptſächlich aber Haß und Rachſucht, die ſich lange angeſammelt, fanden endlich Raum, ſich zu entladen. Indem einige Oberhäupter ſich vermaaßen, in dem Reiche eine beſſere Ordnung zu ſtiften, fluthete die wilde Zerſtörung von Schloß zu Schloß, von Kloſter zu Kloſter, und bedrohte bereits die Städte, die ſich nicht anſchloſſen: der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhn, bis es in Deutſchland nichts weiter gebe, als Bauernhäuſer. Und mit dieſer Wuth traf nun der Fanatismus der ſchwärmeriſchen Predigt zuſammen, der die Zerſtörung rechtfertigte, ſich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmliſches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, ſo wäre es mit aller ruhigen Entwickelung nach den dem Geſchlechte der Menſchen nun einmal vorgeſchriebenen Geſetzen am Ende geweſen. Glücklicherweiſe konnte es nicht gelingen. Zu ſeinem gigantiſchen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die beſtehenden Zuſtände doch zu gut befeſtigt. In der reformatoriſchen Bewegung ſelbſt war das ſtärkſte und in ſich wahrhaftigſte Element ihm entgegen.

Luther hatte ſich von Sickingen und den Rittern zu keinem politiſchen Unternehmen fortreißen laſſen: auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als ſie noch unſchuldiger ausſah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürſten und Herren ihre Gewaltthätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangeliſches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geiſtlichen, der deutſchen Nation den Untergang drohe. Wie ſich nun aber dieſe Gefahr ſo raſch entwickelte, ſeine alten

Gegner, „die Mordpropheten und Rottengeiſter,“ in dem Tumult ſo mächtig hervortraten, wie er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obſiegen, was dann nichts als der Vorbote des jüngſten Tages ſeyn könne, brach ſein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Anſehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müſſen, wenn er ſich zu ihnen geſchlagen hätte! Aber er hielt feſt an der Trennung des Geiſtlichen und Weltlichen, die einen der erſten Grundbegriffe alles ſeines Denkens ausmacht: an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen frei mache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Urſprung des Aufruhrs ſehen wollen, wir wiſſen, wie es darum ſtand; vielmehr bedachte ſich Luther wie drei Jahre früher, ſo auch jetzt keinen Augenblick, ſich dem Sturme entgegen zu werfen, die allgemeine Zerſtörung, die er mit deutlicher Vorausſicht kommen ſah, an ſeinem Theile zu verhüten. Hundertmal, ſagte er, ſolle ein frommer Chriſt den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit ſolle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwerdes ſey gekommen, ſie ſolle drein ſchlagen, weil ſie eine Ader regen könne, das ſey die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in dieſem Dienſt umkomme, der ſey ein Märtyrer Chriſti. So kühn er die Eine Seite der beſtehenden Ordnungen, die geiſtliche, angegriffen, ſo gewaltig hielt er an der andern der weltlichen, feſt.

Da ermannten ſich auch ſchon die weltlichen Gewalten ſelbſt, in dieſer größten Gefahr, die ſie je beſtanden.

Zuerſt erhob ſich eben der, der gegen Sickingen das Beſte gethan, der junge Philipp von Heſſen. Gegen Ausgang April verſammelte er ſeine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; auf ſeine Frage betheuerten ſie ihm mit aufgereckten Fingern, bei ihm leben und ſterben zu wollen. Vor allem ſuchte er nun ſeine eignen Grenzen zu ſchützen: er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewaltthat, obwohl ſie die Sage mythiſch vergrößert hat: dann ſtieg er über das

Gebirg nach Thüringen, um hier ſeinen ſächſiſchen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung ſtand, zu Hülfe zu kommen.

Hier war in dem Augenblick, als ſich dieſe Stürme am gewaltigſten erhoben, der Churfürſt Friedrich geſtorben. Wie contraſtirt mit der ungeſtümen Kampfeswuth, welche Deutſchland erfüllte, das ſtille Zimmer zu Lochau, wo Friedrich, gefaßt in ſeinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr thut Recht,“ ſagte er zu ſeinem Prediger und Secretär Spalatin, der ſich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, ſich bei ihm melden zu laſſen, „daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke ſoll man beſuchen“, ließ den niedrigen Seſſel, auf dem er ſaß, an den Tiſch rollen, legte ſeine Hand in die Hand dieſes Vertrauten ſeiner letzten Jahre und ſprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von ſeinem nahen Heimgang. Er war ſeinen armen Leuten immer ein milder Herr geweſen: auch jetzt ermahnte er ſeinen Bruder, vorſichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen; vor der Gefahr, daß die Bauern Herrn werden möchten, erſchrak er nicht, ſo ernſtlich er ſie ſich auch vorſtellte: denn ſey es nicht Gottes Wille, ſo werde es doch nicht geſchehn. Dieſe Ueberzeugung, die ihn während der lutheriſchen Bewegungen geleitet und muthig erhalten hatte, erhob ſich ihm mit doppelter Zuverſicht in ſeinen letzten Momenten. Er hatte keinen Blutsverwandten um ſich: Niemand als ſeine Diener. Bis hieher war der Gegenſatz nicht gedrungen, der ſonſt allenthalben Herrſchende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein,“ ſagte der Fürſt, „habe ich Einen von Euch beleidigt, ſo bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben: wir Fürſten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröſtet. Zum letzten Mal ſtrengte Friedrich das erſterbende Licht ſeiner Augen an, um eine Tröſtung ſeines Spalatin zu leſen; dann empfing er von einem Geiſtlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. In ihm war die neue Lehre, die unter ſeinem vorſichtigen Schirme gediehen, ſchon nicht mehr jene Weltmacht, die ſich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt: ihm war ſie nur das wahrhaftige Evangelium, chriſtliches Bewußtſeyn, Andacht und Troſt der Seele. Der Menſch überläßt die Welt ſich ſelber und zieht ſich auf ſein perſönliches Verhältniß zu dem Unendlichen, zu Gott und der Ewigkeit zurück. So ſtarb er: 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens," ſagte ſein Arzt, „friedlich iſt er verſchieden."

Es war ein ſchwerer Regierungsantritt, der ſeines Nachfolgers, des nunmehrigen Churfürſten Johann, mitten in dem gefährlichſten wildeſten Aufruhr. An Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken: zwiſchen Friedrich und Johann iſt ein Verhältniß wie zwiſchen Luthers erſter und zweiter Schrift: von Zweifel und gutem Rath zu entſchiedner Feindſeligkeit. Zur guten Stunde kam ihm Philipp von Heſſen zu Hülfe: auch Herzog Georg und Herzog Heinrich erſchienen im Felde; vier Fürſten mit ihren Reiſigen zogen dem Bauernhaufen entgegen.

Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhauſen eine Stellung genommen, wo man das lange Thal vor ſich hin überſieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Vertheidigung bot ſie ihm keinen Vortheil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für ſeine mühſam gegoſſenen Stücke hatte er ſich verſchafft; ſeine Leute waren auf das elendeſte bewaffnet: eine armſelige Wagenburg hatten ſie um ſich geſchlagen. Der Prophet, der ſo viel von der Macht der Waffen geredet, der alle Gottloſen mit der Schärfe des Schwertes vertilgen wollen, ſah ſich genöthigt, auf ein Wunder zu zählen, deſſen Ankündigung er in einem, um die Mittagsſtunde ſich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte; als das feindliche Geſchütz zu ſpielen anfieng, ſtimmten die Bauern ein geiſtliches Lied an; ſie wurden ganz geſchlagen und zum größten Theile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, den eine halbvollbrachte Miſſethat begleitet, das ganze Land. Alle Bauernhaufen liefen auseinander, alle Städte ergaben ſich, auch Mühlhauſen fiel, ohne eine rechte Vertheidigung zu wagen. In dem Lager vor Mühlhauſen, wo er eine Zeit lang geherrſcht, ward auch Münzer hingerichtet. Es war, als wäre er bis in die letzte Stunde von einem wilden Dämon beherrſcht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Tortur ſchlug er ein Gelächter auf und ſagte: ſie haben es nicht anders haben wollen. Er beſann ſich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward.

In dieſem Momente bewegte ſich der Angriff auch von allen andern Seiten gegen die Haufen der Bauern daher.

Herzog Anton von Lothringen kam mit den Garniſonen aus der Champagne und Bourgogne, und einigen Fähnlein deutſcher Landsknechte und Reiter dem Landvogt Mörsperg in Elſaß zu Hülfe. Einige zerſtreute Haufen vernichtete er im freien Felde; dann capitulirten die in Zabern Verſammelten; aber man gab ihnen Schuld, noch nachher ſey ein Verſuch von ihnen gemacht worden, die Landsknechte zum Uebertritt zu bewegen: indem ſie auszogen, am Morgen des 17. Mai, wurden ſie angefallen und niedergemetzelt: an Zahl ſiebzehntauſend.

Da war auch Wirtemberg wieder in die Hände des Bundes gefallen. Der Bundeshauptmann Truchſeß, durch ſeinen Vertrag mit den Seebauern in ſeinem Rücken einigermaaßen geſichert, hatte die wirtembergiſchen Empörer bei Sindelfingen erreicht, ſie erſt durch ſein Feldgeſchütz außer Faſſung gebracht, dann mit ſeiner überlegenen wohlgewappneten Reiterei zuſammengehauen; hierauf hatte er Amt für Amt, Stadt für Stadt beſetzt und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die beiden andern Fürſten, die gegen Sickingen gefochten, die Churfürſten von Trier und Pfalz, von Bruchſal her, das ſie indeß eingenommen hatten, entgegen. Zwiſchen Helspach und Neckarſulm auf dem offenen Felde vereinigten ſich die beiden Heere am 29. Mai. Sie bildeten eine Maſſe von dritthalbtauſend Mann zu Pferd und achttauſend zu Fuß und nahmen nun vereint ihren Weg nach Franken.

Wie wichtig war es da, daß das Schloß von Würzburg jenen beiden gewaltigen Haufen der fränkiſchen Bauern noch immer Widerſtand leiſtete. Anfangs hätte die Beſatzung ſich wohl bequemt, die zwölf Artikel anzunehmen, ſchon war ſie von dem Biſchof dazu ermächtigt: und ein Theil der Bauern wollte darauf eingehen, er wollte ſeinen bedrängten Verbündeten von andern Seiten Hülfe leiſten können. Aber die Bürger von Würzburg wollten das Schloß, das ihnen einen Zaum anlege, nicht länger über ſich dulden, und bewirkten, daß der Beſatzung die unannehmbarſten Bedingungen vorgelegt wurden. Hierauf entſchloß ſich dieſe zu männlichem Widerſtand. Sebaſtian von Rotenhan, der an dem Reichsregiment dem Fortgang der lutheriſchen Lehre ſo großen Vorſchub geleiſtet, hatte die Feſtung mit allen Bedürfniſſen, auch mit Pulvermühlen und Zugmühlen verſehen, in den Gräben ſtarke Zwerchzäune, um das Schloß den lichten Zaun aufgerichtet und die Beſatzung zu dem Verſprechen bewogen, das auch ſie mit aufgereckten Fingern leiſtete, den Sturm redlich zu beſtehn. An dem 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuſer Schlacht, Abends um 9, liefen die Bauern den Sturm an: unter Trommeten, Pfeifen und lautem Geſchrei, mit fliegenden Fahnen. Von dem Schloß antwortete man ihnen mit Pechringen, Schwefelringen, Pulverblitzen und unaufhörlichem Schießen aus allen Schießluken der Mauern und Thürme. Prächtig und ſtolz nahm ſich das einſame Schloß aus, unter dem Leuchten dieſes mannichfaltigen Feuers, durch das es den wilden Feind abwehrte, der Frankenland bezwungen und Deutſchland gefährdete. Das Geſchütz entſchied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhauſen und bei Sindelfingen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück.

An eine Erneuerung ihres Angriffs war nicht zu denken. Von allen Seiten trafen die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Freunde ein: von Moment zu Moment wälzte ſich die Gefahr gegen ſie ſelber drohender heran.

Einen Augenblick verſuchten ſie noch durch Unterhandlung ſich zu ſchützen. Aufs neue boten ſie jetzt der würzburgiſchen Beſatzung die zwölf Artikel an; den heranrückenden Bundesoberſten Truchſeß luden ſie ein, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zuſammenkunft zu beſtimmen: durch ein allgemeines Ausſchreiben an die Stände des Reichs ſuchten ſie die empfehlenswerthe Seite ihrer Abſichten hervorzukehren; die fränkiſchen Stände insbeſondere forderten ſie auf, Abgeordnete nach Schweinfurt zu ſenden, um gemeinſchaftlich „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens“ zu berathſchlagen. Allein das war jetzt alles zu ſpät. Zutrauen hatten ſie nie gehabt, jetzt war auch das Glück von ihnen gewichen; ſie mußten Herrn in dem Feld bleiben oder unterliegen.

Ohne Verzug rückte das vereinigte Heer gegen ſie heran: alle Ortſchaften, die es berührte, ergaben ſich ihm auf Gnade und Ungnade: am 2. Juni ſtieß es bei Königshofen auf den erſten Haufen der Bauern. Es war der odenwäldiſche, er hatte den Muth gehabt, dem ſiegreichen Feinde entgegenzugehn. Allein er war bei weitem zu ſchwach, wohl nicht über 4000 Mann ſtark und hatte überdieß nur die ſchlechteſten Anſtalten getroffen. Die Bauern verſäumten, die Furten der Tauber zu beſetzen: auf dem Mühlberg ſchlugen ſie um ihr Gepäck her ihr Lager hinter einer Wagenburg auf: glücklich, wenn ſie den Feind nur noch hier erwartet hätten! Indem ſie aber erſchreckt durch die ſich entwickelnde Uebermacht deſſelben einen nahen Wald zu gewinnen ſuchten, luden ſie ihn zu augenblicklichem Angriff ein; die Reiſigen fielen ihnen in die offene Flanke; die Fürſten ſelbſt waren bei dem Einhauen. im Nu, ehe noch die Landsknechte angekommen, war der ganze Bauernhaufe zerſtreut. Da hatte eine falſche Siegesnachricht auch den Rothenburger Haufen vermocht, ſeine Stellung bei Würzburg zu verlaſſen. Am 4. Juni fiel auch er im freien

Felde den Reiſigen in die Hände und wurde völlig aus einander geſprengt. Beide Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verknüpft. Ihrer ſechshundert, die ſich in einem feſten Hauſe bei Ingolſtadt zur Wehre geſetzt, wurden alle bis auf ſiebzehn niedergemacht.

Wie die Thüringer, Elſaſſer, Wirtemberger, ſo waren nun auch die beiden großen fränkiſchen Haufen, die ganz Deutſchland zu reformiren gedacht, vernichtet; wie jene Provinzen, ſo ward jetzt auch Franken von den alten Herrſchaften beſetzt und gezüchtigt.

Am 7. Juni mußte ſich Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie war den alten Herrn vom Rathe zu Muthe, als ſie auf dem Markt verſammelt, ihr graues Haupt entblößt, die einrückenden Anführer des Bundesheeres begrüßten, und ihnen Truchſeß erklärte, ſie ſeyen alle meineidig und ehrlos geworden, ihr Leben ſey verwirkt. In Würzburg allein wurden 60 Schuldige aus Stadt und Land hingerichtet: ſo bewegte ſich das ſchwere Blutgericht durch das ganze Stift, man zählte 211 in aller Form Hingerichtete; alle Waffen mußten ausgeliefert, neue Pflichten geleiſtet, Brandſchatzungen gezahlt werden: die alten Kirchengebräuche ſtellte man her. Indeſſen nahm Markgraf Caſimir von Brandenburg das übrige Franken ein: Bamberg, Schweinfurt, Rothenburg; nirgends war an eigentlichen Widerſtand zu denken; dann ſuchte er die Widerſpenſtigen in ſeinen eignen Landſchaften heim.

Es war nun noch übrig, die Reſte der Empörer, die ſich am Oberrhein und Mittelrhein hielten, zu erſticken.

Den Mittelrheiniſchen begegnete das zurückziehende trieriſch-pfälziſche Heer bei Pfeddersheim; es ging wie bisher allenthalben: die Bauern wurden aus einander gejagt und niedergemacht; der kriegeriſche Erzbiſchof ſoll mehrere mit eigener Hand erlegt haben; hierauf unterwarfen ſich die Landſchaften. Auch die Rheingauer mußten ihre Waffen ausliefern und Brandſchatzung zahlen. Mainz mußte auf die kaum wiedererworbenen Freiheiten

Verzicht leiſten: in Trier war man nur glücklich, daß man ſich nicht ernſtlich geregt hatte: alle Pläne, die man gefaßt, ließ man fallen.

Eine bei weitem ſchwerere Aufgabe hatte das große Heer des Bundes am Oberrhein. Hier war der Aufruhr zuerſt entſprungen und hatte daſelbſt ſeine tiefſten Wurzeln: noch war dort nie etwas Entſcheidendes ausgerichtet worden. Die Allgauer waren jetzt wieder im Feld erſchienen, eine nicht geringe Anzahl verſuchter Landsknechte ſtanden in ihren Reihen. Selbſt dem Geſchütz des Truchſeß wußten ſie zu antworten und dachten noch einmal daran, ſich ſelbſt in Angriff zu werfen. Glücklicherweiſe kam der in ſo vielen Feldzügen erprobte Georg Frundsberg dem Truchſeß noch zur rechten Zeit zu Hülfe. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daß er auch perſönlich auf einige Anführer der Bauern, ſeine alten Kriegscameraden und Untergebenen, Einfluß ausübte. Oder geſchah es deswegen, weil es ihnen an Kriegsvorräthen fehlte? Genug, ſie trennten ſich und zogen ſich nach den Gebirgen. Truchſeß eilte ihnen nach und fing an, ihre Dörfer zu verbrennen. Zwar verbot ihm das der Bund, aber er lachte dieſer Befehle; er, der Baurenjörg, verſtand ſein Handwerk beſſer: er wußte, daß dieß das Mittel war, einen jeden an ſeine Heimath denken zu machen. Er hielt ſeine Truppen zuſammen; ſo wie dann die einzelnen Haufen ſich näherten, ward es ihm leicht, ſie zu ſchlagen. Auch hier ward der gewohnte Gehorſam wiederhergeſtellt.

So ward die große Bewegung gedämpft, welche dem deutſchen Weſen eine vollſtändige Umkehr drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her, oder gar der ſchwärmeriſchen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatiſchen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Ullmann.

Deutſche Theologie.

(1842.)

Was die bisherige deutſche Myſtik phantaſievoll und poetiſch ausgebildet, und dem Volke in kindlicher, gemüthvoller Rede nahe gelegt hatte, das faßte in einem ſchon weiter vorgeſchrittenen Zeitalter der unbekannte, aber tiefſinnige Verfaſſer des Schriftchens, welches den Titel „deutſche Theologie“ führt, mehr ſpeculativ zuſammen, um daraus der Scholaſtik gegenüber noch beſtimmter eine eigene allgemein faßliche, aber bibliſch und innerlich wohlbegründete Gotteslehre zu bilden.

Die deutſche Theologie geht aus von dem philoſophiſch wichtigen, durchgreifenden Unterſchiede zwiſchen dem Vollkommenen und Getheilten. Das Vollkommene iſt ein Weſen, das in ſich Alles begriffen und beſchloſſen hat, ohne das und außerhalb dem kein wahres Weſen iſt, das, ſelbſt unwandelbar und unbeweglich, alle andern Dinge verwandelt und bewegt. Das Getheilte oder Unvollkommene iſt das, was aus dieſem Vollkommenen den Urſprung hat oder wird, was wie ein Glanz von der Sonne ausfließet, mit einem Worte die Creatur. Beides iſt weſentlich unterſchieden: das Getheilte iſt begreiflich und ausſprechlich, das Vollkommene unbegreiflich und unausſprechlich. Da nun aber der Apoſtel ſagt: wenn das Vollkommene kommt, ſo verſchmähet man das Unvollkommene, und das Vollkommene, welches nicht eines der wahrnehmbaren getheilten Dinge iſt, nur kommen kann, inſofern es in der

Seele erkannt und empfunden wird, ſo frägt ſich: wie kann daſſelbe erkannt werden, da es unbegreiflich iſt? Hierauf antwortet der Verfaſſer, es iſt unbegreiflich für die Creatur als Creatur; die Creatur nach ihrer Geſchaffenheit, Ichheit und Selbſtheit vermag es nicht zu erkennen. Daraus folgt aber, daß die Creatur, um zur Erkenntniß des Vollkommenen zu gelangen, ihre Creatürlichkeit, Geſchaffenheit, Ichheit, Selbſtheit ablegen, vernichten muß. Thut ſie dieß, ſo gelangt ſie zu dem Vollkommenen, ja ſie iſt ſchon in demſelben, denn, obwohl außerhalb dem Vollkommenen, hat ſie doch, weil von ihm ausgefloſſen, ihr wahres Weſen nur in ihm, für ſich ſelbſt aber iſt ſie nur wie ein Zufall oder Schein, der ſein eigentliches Weſen bloß in dem Lichte hat, von dem er ausgeht. Erkennet ſich die Creatur in dem unwandelbaren Gut und als eins mit ihm, lebt und handelt ſie in dieſer Erkenntniß, ſo iſt ſie ſelbſt gut und vollkommen, kehrt ſie ſich dagegen von demſelben ab, ſo iſt ſie böſe; alle Sünde beſteht darin, daß man ſich von dem höchſten Gut, dem Vollkommenen abkehrt und ſich ſeiner ſelbſt annimmt und vermeint, daß man ſelbſt etwas ſey, aus ſich ſelbſt irgend ein Gut, Weſen, Leben, Erkennen oder Vermögen habe. Dieß that der Teufel und dadurch allein iſt er gefallen: dieß Annehmen, daß er auch etwas wäre und etwas ſein gehöre, ſein Ich und ſein Mich und ſein Mir und ſein Mein, das war ſein Abkehren und ſein Fall. Auf dieſelbe Weiſe iſt auch Adam gefallen. Nicht daß er den Apfel aß, war die Urſache, ſondern ſein Annehmen, ſein Ich, Mein, Mir, Mich. Hätte er ſieben Aepfel gegeſſen und es wäre dieſes Annehmen nicht geweſen, er wäre nicht gefallen; durch das Annehmen aber mußte er fallen auch ohne Apfelbiß. So auch jeder Menſch, in dem ſich das Nämliche hundertmal wiederholt. Wie ſoll nun dieſe Abkehr, der allgemeine Fall gebeſſert werden? Dadurch, daß der Menſch herausgeht aus der Ichheit, Selbſtheit (creatürlichen Iſolirung) und eingeht in Gott. Dazu gehören aber zwei, Gott und der Menſch: der Menſch vermag es nicht ohne Gott, Gott vermochte es nicht ohne den Menſchen; darum mußte Gott menſchliche Natur annehmen, vermenſcht werden, damit der Menſch vergottet würde. Dieſes, einmal und auf die vollkommenſte Weiſe geſchehen in Chriſto, ſoll ſich, indem jeder durch Gnade wird, was Chriſtus von Natur war, in jedem Menſchen wiederholen, es ſoll ſich auch in mir wiederholen, denn wenn Gott in allen Menſchen vermenſcht und alle in ihm vergottet würden, es geſchähe aber nicht in mir, ſo wäre mein Fall nicht gebeſſert. So wird durch Chriſtus wiederhergeſtellt, was durch Adam verloren gegangen; durch Adam kam die Ichheit und mit ihr der Ungehorſam, alles Böſe und Verderbliche, durch Chriſtus, indem ſein reines göttliches Leben auf die Menſchen übergeht, kommt die Vernichtung der Ichheit, der Gehorſam und die Vereinigung mit Gott, darin aber alles Gute, Friede, Himmel und Seligkeit.

Dieß iſt der Grundgedanke der deutſchen Theologie.

Die deutſche Theologie unterſcheidet, wie andre Myſtiker, Gott und Gottheit, und wieder Gott an und für ſich und Gott in der Menſchwerdung. Die Gottheit iſt das göttliche Weſen in ſeiner abſtracten Allgemeinheit; Gott das ſich in ſich ſelbſt offenbarende und perſönlich unterſcheidende; Gott als Menſch das nach außen wirkende Göttliche. Gott als Gottheit, heißt es, gehöret nicht zu weder Wille, noch Wiſſen oder Offenbaren, noch dies oder das, das man denken oder ſprechen mag. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er ſich ſelber ausſpreche, bekenne und liebe, und ſich ſelber in ihm ſelber offenbare, aber dieß Alles noch in Gott als ein Weſen, nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur iſt, und in dieſem Offenbaren wird der perſönliche Unterſchied. Aber da Gott als Gott Menſch iſt und lebt in einem vergotteten Menſchen, gehört ihm etwas zu, das ſein eigen und in ihm ſelber ohne Creatur urſprünglich und weſentlich iſt, und Gott will daſſelbe geübt haben; denn es iſt darum, daß es gewirket und geübt werde; was ſollte es auch anders? Wäre es müſſig, Wirklichkeit nicht ſagen, was Gott wäre.

Die beiden Hauptbeſtimmungen, welche die deutſche Theologie aus dem Begriff des Vollkommenen ableitet und von Gott aufſtellt, ſind, daß er das allumfaſſende Weſen und daß er das höchſte Gut ſey, und beide fallen wieder in eins zuſammen, denn alles wahrhaft Seyende iſt als ſolches gut, und alles Gute iſt weſentlich und wahrhaft ſeyend. Das Vollkommene iſt nicht dies oder das, hie oder da, heute oder morgen, ſondern es iſt allwegen und allzeit, über alle Ende und Stätte, überhaupt über Alles und ſelbſt Alles und Alle. Wäre Gott etwas, dies oder das, ſo wäre er nicht All und über Alle, als er iſt, und ſo wäre er nicht die wahre Vollkommenheit. Was iſt und nicht Eins iſt, das iſt nicht Gott, und was iſt und nicht Alles iſt und über Alles, das iſt auch nicht Gott, ſo müſſen wir alſo in Wahrheit ſagen: Alles iſt Eins und Eins iſt Alles in Gott. Eben ſo müſſen wir auch in Gott, als dem Vollkommenen, das höchſte, ewige Gut erkennen. Was iſt, ſagt die deutſche Theologie, das Gottes iſt und ihm zugehört? Es iſt Alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man ſich alſo in den Creaturen zum Beſten hält, das man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter ſich gehet, ſo kommt man zu einem Beſſeren und aber zu einem noch Beſſeren, alſo lang, daß der Menſch erkennt und ſchmeckt, daß das ewige, Eine Vollkommene ohne Maaß und ohne Zahl über alles geſchaffene Gut iſt.

Aus dieſen Grundbegriffen folgt alles Uebrige.

Das ganze Büchlein enthält nichts unmittelbar Reformatoriſches und doch übte es einen ſo ungeheuren Einfluß auf den Auguſtiner zu Wittenberg, daß er in der — um 1516 geſchriebenen — Vorrede dazu ſagt: „Dieß edle Büchlein, ſo arm und ungeſchickt es iſt in Worten und menſchlicher Weisheit, alſo und vielmehr reicher und köſtlicher iſt es in Kunſt und göttlicher Weisheit. Und daß ich noch meinem alten Narren rühme, iſt mir nächſt der Bibel und St. Auguſtin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und will, was Gott, Chriſtus, Menſch und alle Dinge ſeyen; und befinde nun allererſt, daß es wahr ſey, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergiſchen Theologen ſchimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute geweſen." Fragen wir aber, was dieſen Eindruck auf Luther hervorbrachte, ſo antwortet er uns theils ſelbſt, theils ergibt ſich die Antwort aus der Natur der Sache. Es war zunächſt ſchon das Aeußerliche, die deutſche Sprache, die Luther'n anzog; zwar warnet er Jeden, daß er ſich nicht ärgere an „dem ſchlechten Deutſch oder ungekränzten, ungekränzten Worten," aber zugleich ſpricht er mit dem Siegesbewußtſeyn innerer Freude: „Ich danke Gott, daß ich in deutſcher Zunge meinen Gott alſo höre und finde, als ich und ſie [die Hochgelehrten] mit mir bisher nicht funden haben, weder in lateiniſcher, griechiſcher noch ebräiſcher Zungen," und hofft ſicherlich, man werde nun finden, „daß die deutſchen Theologen die beſten Theologen ſeyen." In der deutſchen Rede lag auch — und bei wenigen Schriften tritt dieß liebenswürdiger zu Tage, als bei der deutſchen Theologie — das einfache und kindliche, aber tiefe und volle deutſche Gemüth: auch dieß mußte Luther's dafür ſo empfänglichen Sinn unmittelbar und faſt unbewußt ergreifen. Am meiſten aber that es ohne Zweifel der Inhalt und die ganze Richtung des Büchleins.

In der That ſind auch, wiewohl ohne das Bewußtſeyn und den Ausdruck der Oppoſition, in der deutſchen Theologie die weſentlichſten Beſtandtheile der reformatoriſchen Denkweiſe enthalten, woher es denn auch zu erklären, daß das Buch ſeit 1621 in den römiſchen Index verbotener Bücher aufgenommen iſt, während es von Seiten proteſtantiſcher, namentlich lutheriſcher Theologen immer großer Anerkennung genoſſen hat.

Zwar könnte man hiegegen die pantheiſtiſche und idealiſtiſche Tendenz der deutſchen Theologie geltend machen.

Allein hier müſſen wir uns hüten, zu ſehr mit modernen Augen zu ſehen. Es iſt wahr, die deutſche Theologie hat pantheiſtiſche Elemente, aber ihr Pantheismus iſt nicht ein Pantheismus der Speculation, ſondern der innigſten, tiefſten Frömmigkeit, die ſich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, Geiſt zu Geiſt, Herz zu Herzen, aber dabei doch die Perſönlichkeit Gottes im vollen Sinn anerkennt, den Unterſchied zwiſchen Gott und Creatur aufs ſchärfſte feſthält und ſich in kindlichſter Demuth Gott unterwirft. Es iſt nicht minder wahr: die deutſche Theologie hat etwas Idealiſtiſches, das Geſchichtliche wird ihr oft zur Allegorie, das objectiv Gemeinte zum rein Innerlichen, die Perſonen zu Symbolen, wie namentlich Adam und Chriſtus zu Symbolen des Abfalls und der Gotteseinigung; aber damit iſt es nicht ſo gemeint, als ob die hiſtoriſche und objective Bedeutung dieſer Dinge geleugnet und beſtritten werden ſollte, es ſoll nur, unbeſchadet derſelben, zugleich ihre innere, allgemeine, ewige Wahrheit und vor Allem ihre, für die ganze Menſchheit typiſche, ſittliche Bedeutung hervorgehoben werden. Das Letztere iſt eine Hauptſache. Die ganze Richtung der deutſchen Theologie iſt vorwaltend ſittlich. Die Menſchwerdung und Erlöſung, das Sichaufgeben und Sichvergotten ſind für den deutſchen Theologen nicht, wie für Eckart, vorherrſchend ſpeculative, ſondern durch und durch ſittliche Ideen; er faßt das Chriſtenthum, ohne ſeinen idealen und dogmatiſchen Gehalt abſchwächen zu wollen, ganz nach ſeinem ethiſch-teleologiſchen Character, als ſittlich-ſchöpferiſchen Glauben, als Heiligungsanſtalt. In dieſem Sinne verſtand und liebte ihn ohne Zweifel auch Luther und in dieſem Sinne iſt er ganz reformatoriſch.

Immermann.

Journale, Reiſen.

(1839.)

Die Journale! — Wer zählt ſie, wer ſchälte nicht die meiſten wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer entzöge ſich gleichwohl dem Einfluß des Alles durchdringenden Elementes, welches von der Schnellpreſſe zu einem früher unglaublich gehaltenen Grade der Expanſion geſteigert, einen Jeden anweht und ihn zwingt, aus demſelben einen Theil ſeiner Reſpiration zu nehmen? Dieſes Element, eine neue Art von Gas, würde ſich ungefähr ſo beſchreiben laſſen: Auf Treue und Glauben annehmen das, was eigentlich erlebt und erſchaut werden muß; Studien, die man ſelbſt nicht zu machen im Stande iſt, durch Andere für ſich anſtellen laſſen. Ich zweifle, daß die eigentliche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders als durch den unmittelbarſten Anblick erkannt werden kann; gewiß iſt, daß nur der mit der Wiſſenſchaft, mit der Kunſt, mit der Poeſie in ein lebendiges Wechſelverhältniß tritt, welcher zu den Quellen ſelbſt ſchöpfen geht. Wie Wenige haben zu jenem Anblicke die Gelegenheit, zu dieſem Gange, der ein ſtiller, angeſtrengter, oft wiederholter ſeyn muß, die Muſe! Dennoch ſind die Forderungen an Jeden ſo geſtellt, daß er über Alles eine Meinung haben ſoll und bei Gelegenheit auch genöthigt iſt, ſie zu äußern. Die wunderbarſten Anſprüche auf Polyhiſtorie ſind rege geworden. Wer darf heut zu Tage nur im gewöhnlichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren Dingen zugleich Beſcheid zu wiſſen wenigſtens vorgibt, als die ſonſt im Kopfe eines Gelehrten bei einander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzugeſtehen, iſt ſchon ein bedeutender; er darf nicht Vielen zugemuthet werden.

Das Bedürfniß univerſeller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gähren und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt ſich der Beweis führen, daß ein ſogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über welche er ſich unterrichtet anſtellt, nur aus Journalen, oder aus dem, was ihm Andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dieß nicht leicht Jemand Wort haben wollen, dennoch aber iſt es ſo, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz ſeyn würde, um die Kunden ſelbſt dem ſogenannten Wiſſenden darzureichen; den Mangel deſſen, was erlebt werden muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale ſind alſo eine gewaltig wirkende geiſtige Potenz. Man darf ſie nicht ſchelten, denn ſie haben ſich nicht ſelbſt gemacht, ſondern die Zeit machte ſie, man kann ihren Geiſt aber auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche ſind gegründet worden in der redlichen Abſicht, ſelbſtſtändig, belehrend, frei zu ſeyn, eine Zeitlang blieben ſie dieſem Vorſatze treu, endlich aber ſcheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mundrecht zu machen, und ſelbſt die Beſten ſchlugen daher auch um in das Appretiren, in den Anſchluß an gewiſſe Schulen oder Partheien.

Nun aber fühlt ſich kein ſtrebender Menſch (denn die ganz ſeichten Köpfe laſſe ich aus der Rechnung hinweg) dauernd vor Schemen und Klängen befriedigt, oder von Reſultaten angeſprochen, zu denen ihm die Vorderſätze fehlen. Es iſt ein unabweisliches Verlangen ſeiner Natur, den Dingen ſelbſt in das Antlitz zu ſchauen, Ordnung und Zuſammenhang in ſeinen Verſtellungen zu ſtiften. Jenes Nachſprechen auf Treue und Glauben ermüdet ihn bald, ekelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome ſich oben halten will, außer Stande, durch eigene Kraft zu ſchwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korkgürtels ſich bedienen. So entſteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, iſt, daß ſie ſich im Stillen den geiſtigen Forderungen, die ſie auch an ſich ergangen glauben, nicht gewachſen halten, wiſſen, wie übel es um die Mittel ſtand, welche ſie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weiſe des Materials habhaft zu werden. Es exiſtirt jetzt eine weitverbreitete Geſellſchaft empor ſich Schraubender und Emporgeſchrobener, deren Zuſtand faſt an den frevelhaften Rauſch und an das ernüchterte Elend der Opiumeſſer erinnert.

Noch tiefer greift das Reiſen in den Zuſtand der jetzigen Menſchen ein. Sonſt, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurde zwar auch gereiſet, indeſſen gehörte es für die Mittelklaſſen zu den Ausnahmen, und wo es da ſtattfand, wurde es durch Geſchäft, beſtimmte Zwecke oder durch eine beſondere Eleganz des Geiſtes und der Verhältniſſe herbeigeführt. Jetzt iſt das anders. Daß Jemand zu Hauſe bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß Alles, was nur die Mittel erſchwingen kann, welche die neueren Erfindungen ſo ſehr herabgeſetzt haben, ſich jährlich oder in nicht viel längeren Zwiſchenräumen über hundert deutſche Meilen wenigſtens fortbewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter dieſen Reiſenden ſind Geſchäfts- oder Zweckreiſende, die große Mehrheit reiſt, um zu reiſen. Die Figur des reinen Reiſenden, oder des Reiſenden ſchlechthin, welche ſonſt nur bei den Engländern vorkam, iſt ſeit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutſchland überſiedelt worden.

Sie reiſen um zu reiſen. Sie wollen der Qual des Einerlei entfliehen, Neues ſehen, gleichviel was? ſich zerſtreuen, obgleich ſie eigentlich nicht geſammelt waren. Iſt dieſe Wanderluſt zu ſchelten? Auch nicht. Sie iſt natürlich und zum Theil wenigſtens Nachwirkung der politiſchen Stürme. Napoleon hat die Völker einſt zu einander ſpazieren geführt, das mußte aufhören, die Reiſen der Einzelnen ſind aber gewiſſermaßen die leiſen äußerſten Kreiſe der einſt ſo gewaltig im Mittelpunkte erregten Fluth. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner Schilderung gilt. Montaigne's Spruch ſoll mir auch zu Statten kommen: Ich will nicht belehren, ich erzähle.

Die Folgen der Reiſemode erzähle ich denn ſo. Man hat wohl geſagt, daß in der Fremde das Heimiſche dem Menſchen doppelt theuer werde; indeſſen iſt dieß doch nur für kurze Zeit der Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechſelten Bodens bleibt doch die in ſteigender Progreſſion fortſchreitende Neigung zum Wechſel. Reiſen erweitern wohl den Sinn, aber ſie erkälten ihn auch; ſie ſind wie ein ſtarkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erſchütterung hervorbringt, die dann eine nur um ſo tiefere Erſchöpfung der Kräfte nach ſich zu ziehen pflegt. Man ſollte Reiſen immer nur als Belohnungen ſich verſtatten, nur in der vollkommenſten Harmonie mit ſich und ſeinen Umgebungen darf der Scheidende ein Pfand der Verſicherung ſehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unluſtig ermüden werde. Sie als Mittel der Herſtellung von Verſtimmungen und Zerwürfniſſen zu betrachten, iſt ſehr bedenklich, meiſtens brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß ſich wundern, daß noch Keiner unſerer Novelliſten den Charakter des Reiſenden ſchlechthin, des reinen Reiſenden aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reiſende iſt durchaus Egoiſt, die Begegnenden ſind ihm Mittel zu ſeinen Zwecken. Weil nun aber die Selbſtſucht, unverhüllt, einen gar zu ſchlechten Anblick gewährt, ſo wird unterwegs eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben, es wird ein gewiſſer Antheil an den Zuſtänden, über welche der raſche Fuß hinſtreift, ein Eingehen in die Verhältniſſe der Gaſtfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer ſeinen Worten keine Conſequenz zu geben braucht, kann leicht zartſinnig, großmüthig, die Billigkeit ſelbſt ſeyn. Deshalb ſtellen Reiſende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachtheiligenden Schatten, das hingeworfene Wort des Vorübergleitenden wird nicht ſelten zum ſtillen Saamen der Verwirrung. Man ſollte daher gegen Niemand mit ſeinen Aeußerungen vorſichtiger ſeyn, als gegen den Wanderer, denn jedes Zutrauen iſt wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, ſo muß der Boden halten, in den ihr Keim geſenkt wurde.

Alle Nachtheile des modernen Reiſens verſchwinden übrigens, wenn ein beſtimmter Zweck ſich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menſchen in ſich zuſammenhält, und ihm die Ruhe der Häuslichkeit ſogar ſüßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders, denn ſo ſeyn. Welche beſſere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgeſetztes Vergnügen? Die Menſchen ſollen daher, wenn ſie ihr Bündel ſchnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen, und dieſer zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Perſon habe mich immer ſehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiſet bin, nur um zu reiſen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu ſuchen, ſondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundung im Auge zu haben pflegte. Man verliert dann zwiſchen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimſeyns, Heimath und Fremde fallen nicht aus einander, ſondern werden durch einen zarten Faden verknüpft.

Willibald Alexis.

Der Göthakanal und der Trollhätta.

(1828.)

Was ein eiſerner Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verſtändlichen Schriftzügen der Trollhättakanal.

Dieſen und den berühmten Waſſerfall zu ſehn, war der Nebenzweck unſerer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den ſchönſten in Europa gehören. Italieniſche Häuſer längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umſchloſſen von hohen Felsufern, welche mit den bewachenden Schären ſich weit ins Meer erſtrecken. Er bildet ein geräumiges Baſſin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Feſtcharakter. Zur Zeit der Continentalſperre war Gothenburg ein Handelsplatz erſter Größe. Auch noch ſpäter blühte es durch ſeinen Heeringsfang; ſeitdem aber dieſe Gäſte aus den Gewäſſern dort verſchwunden ſind, hörte jene Bedeutung und das geräuſchvollere Leben auf. Doch zählen Schwediſche Patrioten das Ausbleiben des Heerings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüſtigern Betrieb des vernachläßigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal des Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhätta. Friſches Wieſengrün im ſpäten Juli, fruchtbare Erdſtriche, ſanfte Abdachungen, Gärten, Büſche und Meierhöfe wechſeln zwiſchen den nackten Felshügeln und ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin ſtrömenden Fluſſes bilden. Im milden Licht eines Schwediſchen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder maleriſch noch romantiſch zu nennen, von einem ſanft wehmüthigen

Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich faſt allen Schwediſchen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Weſen erwecken, die einſt in dieſem Germaniſchen Norden die Vermittler zwiſchen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England, oder bei den Iren und Schotten. Ihr Weſen war geheimnißvoller, ernſter, ſinniger. Verſchmolzen ſie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeiſtern! Gewiß lebten ſie auch längs dem Schilf des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg, die ich in dieſer ſüdlichen Region bemerkt, des alten Königlichen Bohus, grüßten ernſt von einer Felſenkuppe herab, das Schilf der Elf neigte langſam ſäuſelnd ſeine Häupter, der breite Fluß dehnte ſich oft zu ſtillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und ſtieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, von Tagesſchimmer durchdrungen, überkam die verſpäteten Reiſenden, aber das Bild des Thales der Gothaelf iſt mir unverlöſchbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die ſchönſte Gegend in dieſen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erſt geſehene war; aber der erſte Eindruck behält ja ſein Recht.

Trollhätta heißt Zauberhöhle. Wer malte ſich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und ſchwarzen Tannen, durch die ſich der Strom mit gigantiſcher Geiſteskraft hinabſtürzt? Alles Menſchliche ſcheint aus dieſen heiligen Kreiſen verbannt, geſpenſtiſche Scheu ergreift den Beſchauer, man wagt kaum zu athmen, der Geiſt ſchwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber noch Poeſie, noch Höhle, noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdroſſen an dem kochenden Strudel, und der Granit von der einen Seite ſchaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägeſpänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergſtroms wird nicht verſtanden. Barfüßige Buben und alte Weiber ſpringen um die Fremden und ſchleudern Steine und Balken hinein, denn das iſt die Bedeutung des Waſſerfalls, daß er ein Stück Holz mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeſchrieben voll gereimter und ungereimter Verſe, die ſie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakspeare's Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von ſchwarzer Farb',
O Nacht, die immer iſt, ſobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach, ach, ach — ach —

und meinte, die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägeſpänen geſehen, die ſich allerdings im Abendroth ſehr ſchön ausnehmen müſſen.

Der Trollhätta iſt ein Modeort geworden, und allerdings verdient dies ſein poetiſcher Name. In alten Zeiten, als der hohe Forſt noch zu beiden Seiten ſich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majeſtätiſch an ſich iſt der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Faſt von keinem Punkte hat man einen impoſanten Ueberblick des ganzen Sturzes.[*] Dagegen bleibt das Waſſer- und Farbenſpiel des erſten Kataraktes eine merkwürdige Erſcheinung. Es iſt mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier ſchießt eine mächtige grüne Welle ſenkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt ſich parallel mit ihr ziſchend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müſſe die Reibung Feuer geben. So brauſen und wechſeln und umarmen ſich Schneeſchaum und Metallgüſſe, bis alles ein großer überkochender Keſſel wird und das verwirrte Auge Ruhe ſucht vor dem tollen Schauſpiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komiſche Phantaſie iſt geſchäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune dieſe Strudel aufſucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brod der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geſchieferten Granitfelſen, die aus dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleiſch des Lachſes anzublicken.

[*] Dies iſt nicht mehr ſo. Der Herausgeber hat im Sommer 1841 die herrliche Scene und Umgebung anders, oder mit andern Augen, geſehen. S.

Von dem Trollhättakanal erwarte man aus meiner ſkizzirenden Feder keine Beſchreibung. Gerathen doch ſelbſt dem Eingeweihten ſelten Schilderungen der Maſchinen. Ein ungeheures Werk, deſſen Idee mehr als die bildliche Anſchauung Staunen erregt. Und doch ſtelle man ſich unten an den Gothaelf und ſchaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in ſieben Etagen durch acht Schleuſen hinabgleitet von der mit dem Wenerſee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das Meer, ſo verwandelt ſich der Gedanke in Poeſie. Es iſt kein Kanal, geſtochen durch einen Granitberg, ſondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg ſelbſt verſchwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang, erſt das unſere ſah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleuſen gewähren eben ſo wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick; ſie ſcheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän, nach Norwegens Gränze zu, iſt nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforſten und jähen Klippen, wie es ſich die Phantaſie gern vorſtellt. Ueberraſchend ſind für den Fremden dieſe Felskuppen an Felskuppen, dieſes matte Sonnenlicht, wie es die Wieſen dazwiſchen mit ewigem Abendſchein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuſer, alle roth angeſtrichen, dieſer beſtändige Wechſel zwiſchen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Character trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden iſt eine häßliche Schweiz,“ ſagte ein geiſtreicher Kritiker, aber wohl zu ſcharf. „Eine Schweiz,“ ſagt ein anderer, „wo man die Gletſcher fortgeſchnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat.“ Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verſchwinden; ſie könnten den höhern Gebirgsſpitzen der Schweiz entnommen ſein. Daran erinnern die grünen Matten, welche ſich bald tiefer ſenken, bald an den Felſen hoch hinauf wagen, auch die einſamen Sennhütten, in einer hölzernen Bauart, wie ſie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldung iſt, bedingt. Aber was auf den erſten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend.* Scheint es hier doch nicht anders, als Schweden ſei ein großer Granitblock, — was auch ſtrengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hier und da mit etwas Erdreich bedeckt; der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben ſich nie zum Majeſtätiſchen oder Großen, nicht einmal zum Maleriſchen; abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldſteins bis zur Höhe des Münſters aus dem Erdreich hervor. Nackend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reiſenden auf der Straße, in welches ſtarre Land er den Fuß geſetzt. Auf der dürren öden Haidefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt, nur der Diſtel und dem Mooſe Nahrung giebt, ſcheint ſeine eigentliche Heimath, und Alles ſagt uns, hier herrſche nicht der „erſtarrte Rieſengeiſt des Nordens,“ ſondern ſein erſtarrter Zwerggeiſt. An dieſes Geſchlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben ſo feſt als jenes Geſchlecht noch mit der Erde zuſammenhalten. Ihnen fehlt die Rieſenkraft, ſich losreißend in zerriſſener Klippenform, die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu ſtrecken. Die Tanne iſt zuſammengeſchrumpft, die einſame niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen ſpielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeiſter glauben, da ſelbſt jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Faſt kein Dorf iſt zu ſehen, nur vereinzelte Höfe, ſeltſam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den ſchönen Fenſtern, wo doch ſonſt ringsum Dürftigkeit herrſcht. Wohl giebt es ſchöne Büſche, Bäume und kleine Wälder, aber die Aeſte ſtrecken nicht frei ihre Zweige in die Luft, ſie haben ihre Kronen zuſammengebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler ſtrecken ſich Felder hin, aber der Hafer herrſcht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgen's ſteigt über Thäler und Berge, aber es ſcheint, als brenne man mehr nieder, als man wieder aufbaut.

Das luſtigſte in dieſer kalten Gegend iſt die Schnelligkeit, mit welcher man über ſie dahin fliegt. Das Schwediſche Extrapoſtweſen iſt bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, ſo findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit ſtehen, und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher ſie gewohnt ſind, über die feſten Wege zu traben, ungeheure Strecken, beſonders in den langen Tagen, zurücklegen. Selbſt die Ungewißheit des Reiſens verſchwindet mit der Langſamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich iſt, ſich Frühſtück, Mittag, Nachtquartier und was Schwediſche Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten im voraus zu beſtellen. Wenn wir ſo auf 20 bis 30 Deutſche Meilen unſere Abendküche bis auf die Sauce zum Fiſch vorauswiſſen, ſcheint doch wirklich ſelbſt der Gedanke des Reiſens verſchwunden. Es iſt kein Inſtitut der Regierung, ſondern ſteht nur unter ihrer ſtrengen Aufſicht. Jeder Bauer iſt nach der Reihefolge verpflichtet, zu einem beſtimmten billigen Preiſe die Pferde zu ſtellen, und das Schwediſche Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raſchheit zu fahren. Es iſt eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von ſelbſt bedingte Einrichtung. Jedoch geſorgt iſt allein für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polſterſitzen, doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg und es bleibt nichts als ein Brett angenagelt auf dem Karren. Endlich in den Norwegiſchen Gebirgen ſieht man auch dieſes ſchwinden und iſt zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunſt koſtet, Felleiſen und Koffer zu befeſtigen und demnächſt ſich ſelbſt, wenn der einſpännige Karren über Berg und Thal rollt.

* Der Verfaſſer konnte den maleriſchen Waſſerweg noch nicht machen

S.

Wolfgang Menzel.

I. Die Schlacht im Teutoburger Wald.

(1825 und 1847.)

Im neunten Jahre nach Chriſti Geburt, als der Herbſt gekommen war, und die in Norddeutſchland gewöhnlichen langen Regengüſſe bevorſtanden, ſchritt Armin zur Ausführung des lange vorbereiteten Plans. Zuerſt hatte er unter allerlei Vorwänden, wie Dio Caſſius ſagt, zur Wache bei Herbeiſchaffung von Lebensmitteln für das Winterlager, zur Aufrechterhaltung einer guten Polizei und zum Schutz gegen noch nicht unterworfene Nachbarſtämme, dem Varus eine gute Anzahl ſeiner Soldaten abgefordert und im Lande vertheilt. Dann, um ihn mit ſeinem ganzen Heere vollends aus dem feſten Lager herauszulocken, ließ er einen etwas weit davon entlegenen Stamm ſich empören. Dieſer Stamm iſt nirgends genannt, aber Dio Caſſius, deſſen Bericht der bei weitem klarſte iſt, ſagt ausdrücklich, der Weg zu demſelben habe den Varus durch ſchon befreundete Stämme geführt, die ſich an ihn angeſchloſſen hätten, um ihn ganz ſicher zu machen, und es ſey dem Armin ſehr darum zu thun geweſen, jeden Argwohn zu vermeiden. Tiefer im Innern Deutſchlands waren noch keine Stämme unterworfen, durch deren Land Varus hätte kommen können. Auch würde er ſich ſchwerlich bei Winters-Anfang zu einem Feldzug ins unbekannte Innere haben verleiten laſſen. Es iſt mithin nichts wahrſcheinlicher, als daß die Empörer im Rücken des Varus aufſtanden und ihn zur Umkehr nach dem Rhein nöthigten, und zwar daß es die Katten waren, die ihn unterwegs auffingen, während Armin ihn von hinten anfiel. Dieſe Annahme erſcheint um ſo natürlicher, als Varus mit dem ganzen Troß, Gepäck, Weibern und Kindern das Lager verließ, was er nur thun konnte, wenn er ſich nach dem Rhein zurückziehen wollte, nicht aber, wenn er an der Weſer ſich behaupten und nur einen Streifzug gegen entfernter liegende Stämme machen wollte.

Des Varus Sommerlager befand ſich (nach den trefflichen Unterſuchungen von Cloſtermeier und von Ledebur) unterhalb preußiſch Minden, etwa bei Reme (am Zuſammenfluß der Weſer und Werra, wo das Weſerthal ſich erweitert). Von da zog er in gerader Richtung nach Aliſo, und Armin begleitete ihn eine Strecke, um ihn einen nähern Weg, als den gewöhnlichen, zu führen. Dadurch gerieth Varus in die Engpäſſe der Berge (zwiſchen der Weſer und den Städten Herford und Salzufeln), und kaum hatten ſeine Heerſäulen ſich im Walde verloren, ſo kehrte Armin unter einem nichtigen Vorwande um und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Augenblicklich wurden alle unter den Deutſchen befindlichen „vorher von Varus erbetenen“ Römer umgebracht, und aus den Wäldern von allen Seiten brach der Hinterhalt der racheſchnaubenden Germanen. Der Himmel ſelber war mit den Deutſchen zum Untergange der Römer verſchworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen ſtrömte nieder, und die Gebirgswäſſer ſchwollen zu Strömen an. In lang ausgedehntem unordentlichem Zuge ſchleppten die Römer, beſchwert mit vielem Gepäck und matt von den Anſtrengungen des Weges, durch die engen Thäler ſich fort. Plötzlich erſcholl in dem Brauſen des Waldes und der Gewäſſer der fürchterliche Kriegsgeſang der Deutſchen. Erſchrocken ſtanden die Römer. Da wurden ſie von allen Seiten in einem Augenblick mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überſchüttet. Dann ſtürzten die Deutſchen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entſetzen ergriff die Römer; doch gelang es den Einzelnen, ſich in größere Maſſen zu ſammeln und geordneten

Widerſtand zu leiſten. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend geſtritten. In der Nacht gelang es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein feſtes Lager zu ſchlagen. Doch ohne alle Nahrungsmittel und von Feinden umringt war hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des Morgens brachen ſie wieder auf, nachdem ſie alles Gepäck verbrannt hatten, um ſich die Flucht zu erleichtern. Sie zogen auf einer waldloſen Ebene (an der Werra) hin und hielten ſo ziemlich Ordnung, erlitten aber auch hier Verluſt und kamen aufs neue in die Waldgebirge (bei Detmold). Da öffnete ſich ihnen ein unwegſames Thal, in dem ihnen aufs neue große Schaaren von Deutſchen auflauerten und ihre Niederlage vollendeten, im Teutoburger Walde, in saltu Teutoburgiensi, nach des Tacitus Bericht (wahrſcheinlich in dem Thale, darin die Berlebecke fließt unter dem Groteberg, der ehemals der Teut hieß, deſſen Gipfel mit einem doppelten Hünenringe von großen Steinen geziert iſt, alſo wahrſcheinlich heilig war, und an deſſen Fuß noch jetzt der Teutehof liegt, deſſen Beſitzer der Teutemaier heißt). Der Reſt der Römer erreichte zwar wieder einen freien Platz und ſchlug über Nacht noch einmal ein Lager auf, aber es war nur noch klein und in Eile aufgeworfen, und als ſie am dritten Morgen nicht mehr weit von Aliſo waren, traten ihnen neue Schaaren (der Lage nach Katten) entgegen, und ſie wurden völlig eingeſchloſſen. Hier (zwiſchen Oſterholz, Schlangen und Hauſtenbeck) endete der Kampf. Varus ſtürzte ſich in ſein Schwert. Nur wenige Römer entkamen nach Aliſo, von wo ſie ſich nachher unter Lucius Cäditius heimlich aufmachten und nach dem Rhein durchſchlugen. Alle andern wurden erſchlagen oder gefangen.

Armin feierte den Göttern große Opferfeſte und weihte ihnen alle Todten und alle Beute, alſo daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geſchlachtet. An den gefangenen Richtern und Advocaten nahm der Bauer grauſame Rache, weil ſie ihm am verhaßteſten geweſen. Einem wurde die Zunge durchſtochen mit den Worten: „Nun züngle, Schlange!“ Die noch übrigen Römer mußten Sklaven werden.

Als die Römer am Rhein von dieſer Niederlage hörten, verſtärkten ſie ſich in aller Eile, denn ſie glaubten nicht anders, als daß die Deutſchen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Eilig ſandte man nach Rom um Hülfe. Kaiſer Auguſtus ſtieß verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Jeder alte Schrecken des deutſchen Namens erwachte neu. Man dachte an die Kimbern und Teutonen, man dachte an den Sklavenkrieg. Die deutſche Leibwacht des Kaiſers und alle Germanen, die im römiſchen Kriegsdienſte ſtanden, wurden ſchnell in entlegene Gegenden geſchickt. Ein unermeßliches Heer wurde nach Gallien aufgeboten, und die Furcht vor den Deutſchen war ſo groß, daß die Römer ſich weigerten, gegen ſie zu dienen, und Auguſt jedem Feigen mit der Todesſtrafe drohen mußte.

Die Deutſchen aber machten alle dieſe Vorkehrungen unnöthig, denn ſie blieben ruhig in ihrem Land und begnügten ſich, alle Feſtungen und Heerſtraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerſtören und dieſen Fluß wieder zur Gränze zwiſchen dem freien Deutſchland und dem Römerreiche zu machen.

II. Der Pietismus.

(1828 und 1836.)

Wie der Proteſtantismus den Uebergang vom Sinnlichen zum Verſtande, ſo bezeichnet der Pietismus den Uebergang vom Verſtande zum Gemüth. Iſt aber dieſer Kreislauf vollendet, hat Vorſtellung, Begriff und Gefühl, jedes in einſeitiger Herrſchaft ſich durchgebildet, ſo werden ſie in harmoniſcher Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einſt den Uebergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrſchenden, Myſtik bilden.

Der Pietismus muß nothwendig drei Criſen erleben, und wir befinden uns noch in der erſten. Er muß anfangs noch an den Proteſtantismus gebunden, noch von deſſen Einfluß beherrſcht erſcheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühſam ſein Daſeyn unter Beibehaltung der alten Formen friſtet. Zugleich iſt dieſe Periode die politiſche und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrſchenden Kirchen, ſondern auch durch den Zeitgeiſt niedergedrückt. In einer zweiten Criſis aber wird er über beide herrſchend werden, und in das Extrem der Einſeitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er mit dem Proteſtantismus und Katholicismus ſich verſöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widerſinnig dieſe Prophezeihung in unſerer, den religiöſen Intereſſen faſt abgeſtorbenen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erſcheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder ſie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, ſo wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinſtimmen. Die Wenigen, die in dieſer Zeit von Gott erfüllt ſind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch ſpät kommen werde, da das religiöſe Intereſſe jedes andere beherrſchen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu ſey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Verſöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiöſen Geſellſchaft bezweifeln, wenn ſie nicht in eine ſtarke äußere Kirche conſolidirt iſt, muß bemerkt werden, daß die Pietiſten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, ſchwach und vom Einfluß der bisherigen Syſteme noch beherrſcht, zu uneinig und oft zu verderbt ſind, um eine mächtige Kirche herzuſtellen; daß es theils aber auch gar nicht im Weſen des Pietismus liegt,

ſich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietiſt lebt im Gemüth und wendet ſich von allen Aeußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle conſolidirt ſich ſchwer, und wo nur immer innerlich empfunden wird, iſt nicht einmal ein Lehrſyſtem, geſchweige denn die ſtarre Form einer ſichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch iſt die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren ſtark genug, ſich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben ſo zu überſchreiten, als ſich ſelbſt äußern Verfolgungen zu entziehn. Dieſe Macht beſteht unſichtbar und unantaſtbar, und täuſcht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, ſie dereinſt zur herrſchenden zu machen, und iſt ſie dies geworden, ſo werden wir Erſcheinungen ſehn, die niemand erwartet hätte.

Die erſten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Proteſtantismus, aus dem ſie hervorgegangen. Die erſten Pietiſten wollten nur den reinen Proteſtantismus darſtellen, in derſelben Weiſe, wie die Jeſuiten den reinen Katholicismus. Daher ſind ſie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jeſuiten. Die innige Gemeinſchaft mit Jeſus, der durchgebildete Roman der Seelenliebſchaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirſchung, die Entzückung und die Viſionen, endlich die aufopfernde Dienſtfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Miſſionen nach fremden Welttheilen ſind beiden gemein, nur daß die Jeſuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietiſten das nach ihrer Meinung Gute um ſein ſelbſt willen thaten. Die Pietiſten wollten anfangs nur einen geläuterten Proteſtantismus und ſich keineswegs von der proteſtantiſchen Kirche trennen. Wo dies geſchah, war es doch immer nur im Namen des reinen Proteſtantismus, und ſchon daß es geſchah, zeugt noch von dem Einfluß des alten Syſtems. Indem ſie eine äußere Kirche gründeten, huldigten ſie noch gleich den übrigen Proteſtanten nicht ſowohl dem Gefühlsglauben allein, ſondern auch einem Wortglauben, einer beſtimmten Lehre. Daher ſind auch ihre kleinen Kirchen ganz nach dem Typus der proteſtantiſchen gebildet. Wie die Proteſtanten ſich in Lutheraner und Reformirte trennten, ſo die Pietiſten in Herrnhuter und Methodiſten. Wie die Lutheraner ſich im nördlichen Deutſchland in einer feſten und einigen Kirche conſolidirten, und Luther gleichſam als ihren Monarchen anerkannten, ſo thaten die Herrnhuter in demſelben Lande daſſelbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhingen, ſo folgten die Methodiſten in England hier Wesley, dort Whitfield.

Dieſe kleinen Kirchen gehören einer Uebergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen feſten Beſtand haben. Weit wichtiger als dieſe ordinirten Pietiſten ſind die zahlloſen andern, die überall zerſtreut ſind, und die beim Mangel eines äußern Bandes ein deſto ſtärkeres innerliches vereinigt. Sie ſind die Maſſe, die noch keine Geſtalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechſeln, die erſt auf die Zukunft wartet, um ſich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu geſtalten.

In dieſem Chaos zeigen ſich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abſchreckende Erſcheinungen. Die Gemüthskraft weiß ſich noch nicht von den Einflüſſen der Sinnlichkeit und einſeitiger Verſtandesrichtungen zu befreien. Dieſe fremden und widerſprechenden Einflüſſe richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnſinn. Nicht das Gemüth iſt Schuld daran, ſondern nur die Sinnlichkeit und eine falſche Verſtandesbildung, welche ſich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und ſie mißbrauchen. Selbſt Betrug miſcht ſich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz.

Alle ſeine Verirrungen hindern indeß nicht, daß ſich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung ſelbſt der Gebildeten immer mehr ſteigt. Als Religion des Gemüthes iſt er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden,

denen der Wort- und Denkglauben der Proteſtanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meiſten Anhang unter den niedern Klaſſen der Geſellſchaft, theils weil dieſe minder verdorben ſind als die höhern, theils weil ſie nicht ſo ſehr in den Genüſſen der Erde ſchwelgen, um den Himmel darüber zu vergeſſen. Da, wo das feine Gift der Unſittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht ſo tief eingedrungen, iſt das Gemüth noch friſch und ſtark, der höchſten und längſten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrſchen, ſucht der Menſch ſich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es ſucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und ſollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Maſſen des Volks im Pietismus ergriffen und ſie freundlich ſchirmt gegen den Froſt des Lebens, ſollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Geſellſchaft flüchtet, weil ihn die große zurückſtößt, ſollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Reſt von menſchlicher Würde ſichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laſter ſich verbunden, ſie niederzutreten. Es iſt der niedrigſte Stand, es ſind die Armen, welche die Maſſen der pietiſtiſchen Geſellſchaften bilden. Iſt es nicht ein ſchöner Zug dieſes Volks, daß es in der eignen Bruſt den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Iſt dieſe verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thieriſche Abſtumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entſchließungen? Ein Umſtand wird dem Pietismus beſonders jetzt günſtig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer ſeine große Staatsthätigkeit, der Franzoſe ſeine geſelligen Genüſſe, der Italiäner ſeine Natur beſitzt, findet der Deutſche den Himmel nur in ſich ſelbſt. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Geſellſchaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, ſo die Geſellſchaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Geſinnung theilt, und es verbindet ſich damit eine eigenthümliche Sehnſucht, welche die Deutſchen von allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeſchloſſene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apoſtel einer Idee zu bilden. Dies war und iſt das ſtärkſte Band unter den Separatiſten.

Wir haben aber geſehen, wie ſich in neuerer Zeit theils im Schooße der Theologie ſelbſt, theils von Seiten der Philoſophie, Poeſie und Naturwiſſenſchaft her eine neue Myſtik gebildet und dieſem pietiſtiſchen Weſen in den niedern Claſſen der Geſellſchaft, wenn noch nicht eng angeſchloſſen, doch genähert hat, um ſich künftig mit ihm zu durchdringen, und dadurch im Boden des Volks anzuwurzeln. Wenn ſich das tiefere religiöſe Bedürfniß im Volk und dieſe gebildeten Geiſter begegnen, ſo iſt allerdings zu hoffen, daß die Kirche nach und nach von ihrem innerſten geiſtigen Mittelpunkt und von ihren unterſten Keimen her eine Regeneration erleben werde. Wir ſehen, wie Katholiken und Proteſtanten auf gleiche Weiſe nach dieſer innern Mitte ſich neigen, und auch dieſes Schisma der Gemeinden kann nur von innen aufgehoben werden, und muß wie eine in zwei Hälften zerbrochene Schaale aus einander fallen, wenn erſt der innere ganze volle Keim gereift iſt.

Nicht mit Unrecht hat man die Myſtik die Nachtſeite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Geſpenſter, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen iſt, und die lärmenden Geſchäfte uns in Anſpruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Geſpenſter noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politiſchen Aufregung können myſtiſche Schriften nur wenig Aufmerkſamkeit erregen, ja es bedurfte dieſer Aufregung nicht erſt, auch vorher herrſchte in der Literatur ein ſo lauter Lärmen, daß die Werke der ſtillen und geheimnißvollen Nacht darüber faſt vergeſſen wurden.

Ueber Geſpenſter zu klagen, geht an; am beſten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die ſtillen Sterne an, daß ſie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir ſie nicht ſehen? Ehren wir die Geſchäfte des Tages: doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unſichtbar über uns wachen, daß wir ſie ſchelten ſollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er ſehnſuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

III. Griechen und Römer.

(1835.)

Ehe noch der Römer am Menſchlichen die Thatkraft hervorhob, hob der Grieche die Schönheit hervor; ganz ebenſo wie die mildere Bildung der Inder der männlicheren der Perſer vorangegangen war. Es iſt alſo nicht ganz wahr, daß erſt die geſättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt, wie Schiller ſagt; die Kraft kommt bei den Völkern, wie bey'm Individuum, erſt in einem ſpätern männlichen Alter.

Der Grieche faßte die Welt unter dem Geſichtspunkt des Menſchen, den Menſchen unter dem Geſichtspunkt des Schönen auf. Das Höchſte, was er leiſtete, war eine ſchöne Kunſt, darin der Menſch die Hauptrolle ſpielte. Als ſolche iſt die griechiſche Plaſtik allgemein anerkannt; die Bildung ſchöner Menſchen war die höchſte Aufgabe der griechiſchen, das ganze öffentliche Leben durchdringenden Kunſt. Ihre Statuen, die uns noch erhaltene ſteinerne Götterwelt, war der treueſte Spiegel ihres Lebens. Ja ſelbſt ihre Baukunſt fügte ſich dem plaſtiſchen Prototyp; in der Säule, der Karyatide näherte ſie ſich der Statue, und in ihren einfachen Verhältniſſen der ſchönen Glätte und dem edlen Ebenmaaß des menſchlichen Körpers; während im Gegentheil die ganze orientaliſche Baukunſt nur ein kühner und wunderlicher Verſuch geweſen war, das Weltall, oder mindeſtens die Berge, die ungeheuren Natur-Schöpfungen und ihren Reichthum in überladenen unt phantaſtiſchen Kunſtgebilden darzuſtellen, in denen namentlich die menſchliche Geſtalt ſo oft durch Symbole in Thier- und Pflanzenformen verzerrt worden war, daß die Strenge, womit die Griechen das rein Menſchliche feſthielten, nur als eine natürliche Rückwirkung dagegen erſcheint.

Aber der Grieche war kein Aegypter, der etwa die Schönheit nur im todten Bilde hätte genießen wollen; ſeine Plaſtik war nur das Nachbild einer lebendigen Plaſtik, die er in ſeiner Gymnaſtik, ja ſelbſt in ſeiner Hetärie ausbildete. Und eben deshalb iſt Lykurgs Geſetzgebung, die man ſo oft nur als eine Anomalie und hiſtoriſche Sonderbarkeit darſtellt, gerade der eigenſte Ausdruck des griechiſchen Lebens. Dieſe ganze Geſetzgebung hatte die Schönheit der Menſchen, deren Pflege und Erhaltung zum Zweck, und eben dies war die, hier nur klar ausgeſprochene, ſonſt aber überall auch unwillkührlich vorſchlagende Tendenz des alten Helenenvolks. Wie die Religion, ſo auch die Sitte und der Staat ſelbſt dienten dem Schönheitsſinne der Griechen. Sie waren nicht ſchöner, weil ſie frey waren, ſie erhielten ſich frey, um ſchön, um καλοικαγαθοι zu ſeyn, was eben die Bezeichnung des freyen Griechen im Gegenſatz gegen Sklaven und Barbaren war. An ihr ganzes Weſen muß der äſthetiſche Maaßſtab gelegt werden, den ſie ſelbſt daran legten.

Indem ſie die Ausſchweifungen der Orientalen, die grotesken Symbole der alten Prieſter und die koloſſalen Erfindungen deſpotiſchen Uebermuthes vermieden, gelangten ſie zu jener Claſſicität, die ihren Schönheitsſinn an eine beſtimmte, obwohl mehr natürliche und gefühlte, als ſklaviſch erlernte Regel band. Allein dieſe vollkommenſte Ausbildung der Form in ihrem Leben, in ihrer Kunſt und ſelbſt in ihren Gedanken deckte nicht ganz den Mangel innerer Tiefe zu. Sie kehrten die heitere Seite des Daſeyns hervor, ſie bewegten ſich auf der Oberfläche der Dinge mit einer Grazie und Fröhlichkeit, in der zum erſtenmal der ganze Reiz des irdiſchen Lebens aufblühte; in dieſem glücklichen Volk lächelte der Genius der Menſchheit zum erſtenmal ganz frey und ſorgenlos, und das Reich der Scherze und des Witzes that ſich den erſtaunten Erdenkindern auf, und ein unzählbares Heer jubelnder und neckender Geiſter zog im Gefolge des weinumkränzten Bachus mit jeder griechiſchen Colonie zu den finſterblickenden Barbaren, und Amor verführte die alten Götter, daß der höchſte ſelbſt vom Himmel ſtieg, das luſtige Erdenleben mitzumachen; — aber all' dieſer ſelige Leichtſinn war nur ein vergänglicher Rauſch, über dem die Griechen den tiefen Ernſt der Dinge vergaßen. In ihrer fröhlichen Bezauberung dachten ſie nicht an die irdiſche, noch an die ewige Zukunft. Ihre Lebenskräfte muthwillig verſchwendend, giengen ſie unter, und ihre Staaten wurden zertrümmert, wie ihre Bildſäulen; aber welchen Troſt nahmen ſie mit? Ihre Vorſtellungen vom Jenſeits waren ganz ſo öde und ärmlich, als ſie ſich das Dieſſeits reich und lieblich ausgeſchmückt hatten. Sie lebten nur für dieſe Welt, und lächelten in die dumpfe Zukunft hinein, wie ein von Barbarenhand geſtürzter Apoll noch die Trümmer und den Sumpf umher mit dem Blick von Marmor anlächelt.

Die ſtolzen Römer, durch ihre Abſtammung und durch ihre Lage den Griechen nahe verwandt, bildeten ſich dennoch in einer andern, nämlich rein in der praktiſchen Richtung aus. Bey ihnen galt Thatkraft Alles, ſie wollten nicht die Schönheit, ſondern die Kraft, die im Menſchen liegt, ausbilden und in den großartigſten Thaten verherrlichen. Und damit dieſe Kraft in ihrer ganzen Fülle gleichſam ſyſtematiſch ſich entfalten könne, begann ſie mit dem kleinſten und unſcheinbarſten Anfange, um bis zur koloſſalen Schöpfung eines Weltreichs ſich auszubreiten. Wie der Grieche, ſtellte auch der Römer das Menſchliche dem Nationalen entgegen; wie aber der Grieche mehr den einzelnen Menſchen durch Kultur ſchön auszubilden unternahm, ſo trachtete der Römer nach der Civiliſirung der ganzen Menſchheit in einem einzigen ungeheuren Staate. Die Mittel dazu waren ihm Eroberung nach auſſen, bürgerliche Freiheit nach innen. Nie aber eroberte der Römer für ſich, oder erkämpfte die Freiheit und mordete die Tyrannen für ſich, ſondern er that dies alles für die Idee des Staats, die von allem ſeinem Thun und Denken unzertrennlich war, für die Republik. War nicht einmal der Grieche, ſo viel er auch auf ſich ſelbſt hielt, ein Egoiſt im modernen Sinne dieſes Worts, weil er in ſich wie in Andern nur das Menſchlichſchöne bildete und ehrte, ſo war es der Römer noch weniger, der ſich in jeder Hinſicht für ſeinen Staat opferte und eben darin die höchſte Tugend oder Manneswürde erkannte.

Daher beſtand der Charakter der Römer in ihren Thaten. Es giebt Völker, die man nicht an dem erkennt, was ſie thaten, deren Religion, Sitten, Wiſſenſchaft und Poeſie viel wichtiger ſind, als ihre Thaten und Schickſale, z. B. die Inder; bey den Römern findet man aber im Gegentheil faſt nichts Ausgezeichnetes, als allein ihre Thaten. Ihre Bildung entlehnten ſie von den Griechen, ihre Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt diente ihrem Staate, und dieſer Staat ſelbſt geſtaltete ſich unaufhörlich mit ihren Thaten um. Wer die letztern ſchildert, ſchildert auch das Volk.

Aber eben darin lag der innere Widerſpruch dieſer römiſchen Republik, daß ſie, ſcheinbar der Thaten Zweck, nur deren Mittel war. Die Helden opferten ſich in unſterblichen Kämpfen dem Daſeyn der Republik, und doch hatte dieſes Daſeyn keinen andern Werth, als indem es wieder Helden erzeugte. Dieſe Beſtimmung der Republik glich allerdings der des ganzen Menſchengeſchlechts, denn zu was Anderm ſind wir alle geboren, als zum Kampfe? und das Gefühl einer ſo allgemeinen Wahrheit durfte die Thatkraft der Römer wohl anfeuern. Allein es war ein ungeheurer Uebermuth der Kraft, allen natürlichen Entwicklungen der Geſchichte vorgreifen, und an die Stelle aller natürlichen und motivirten Kämpfe einen einzigen großen künſtlichen und unmotivirten Kampf ſetzen zu wollen. Der Römer kämpfte nur, um zu kämpfen, er riß die halbe Welt in ſein tolles Gladiatorenſpiel hinein ohne andern Zweck, als um den Ruhm ſeiner Republik zu vermehren. Der ganze römiſche Staat war, was ein Athlet, ein alles herausfordernder Germane, und was noch jüngſt Napoleon war. Seinem Thatendurſt lag kein höheres Motiv zum Grunde. Denn Civiliſation, und zwar nur eine ſehr materielle Civiliſation der eroberten Provinzen war die natürliche Bedingung ſeiner Siege, aber nur um dieſe Siege war es ihm zu thun, nicht um die Segnungen der Kultur bey einem allgemeinen Frieden der Völker. Nicht der Einzelne, aber der Staat war ein Egoiſt, ein Räuber und Tyrann im Großen, und indem er ſich anmaßte, der weltgeſchichtlichen Emancipation, die erſt allmählig durch eine wunderbare Fülle der verſchiedenſten Thaten aus den verſchiedenſten Motiven voranſchreitet, durch eine einförmige und grund- und rechtloſe Eroberung, durch Thaten, die zwar groß, aber immer zu ſehr nach Einem Schnitt waren, zuvorkommen zu wollen, riß er ſich durch einen ungeheuren Frevel in einen verdienten Untergang, und wurde nicht einmal der Ehre gewürdigt, in der Glorie ſeines Heldenthums zu fallen, ſondern fiel in weibiſcher Entartung, nachdem ſeine Kraft in Feigheit, ſeine Todestreue in Lug und Trug, ſeine Freiheit in die ſchändlichſte Deſpotie verkehrt worden war, durch fremde, durch deutſche Kraft.

Nachdem das römiſche Weltreich mit ſeiner Kultur und mit ſeiner über alle Nationen hinaus greifenden, ſie alle verſchlingen wollenden Republik für alle die Völker, die es wirklich erreichte, einen allgemeinen Abgrund des Verderbens geöffnet hatte, konnte das menſchliche Geſchlecht ſich nur durch den Gegenſatz regeneriren; es mußte gegen die *entartete Kultur* bei der *Natur*, gegen die *entartete Republik* bey der *Nationalität* Hülfe ſuchen.

Leo.

I. Die Italiener.

(1829.)

Es kann zunächſt als wunderbar erſcheinen, nachdem ſo gründlich-verſchiedene Charaktere der einzelnen Staaten und Bevölkerungen in Italien hervorgehoben ſind, auch von einer gemeinſamen italieniſchen Volksthümlichkeit, auch von einem allgemeinen Charakter der Italiener zu reden. Desungeachtet iſt ein ſolcher vorhanden, und in einer Schärfe vorhanden, ja mit Eigenſchaften ausgeſtattet, welche den Neid wenigſtens der Teutſchen erregen könnten; nur muß man bei der Beurtheilung des Italieners den moraliſchen Standpunkt des teutſchen oder überhaupt nordiſchen bürgerlichen Lebens vergeſſen und bedenken, daß die Moral der niederen Kreiſe überall im Leben bei weitem weniger die Hervorbringung geiſtiger Thätigkeiten als phyſiſcher Bedingungen des äuſſeren Lebens iſt.

Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zone; die einfache und erſte Folge dieſer klimatiſchen Stellung iſt, daß ſich der Menſch freier von nothwendigen Bedürfniſſen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat zu genießen. Einige Bedürfniſſe, für welche der Bewohner nordiſcher Regionen zu ſorgen hat, kennt der Italiener, beſonders der aus den ſüdlichern Landſchaften, faſt gar nicht; andere ſchwinden ſo zuſammen, daß ſie kaum mehr Bedürfniſſe zu nennen ſind. Das Wenige, deſſen der Menſch nothwendig bedarf, giebt das Land faſt überall im Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit iſt nöthig, um für den gemeinen Mann, in Beziehung auf ſein phyſiſches Leben, dieſelben Reſultate zu geben, als bei uns in Teutſchland. Der Menſch fühlt ſich alſo freier, er kömmt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Beſſerem daſein könne, als in geiſtödtender körperlicher Anſtrengung ſein Leben als eine Marter zu empfinden. Er ſucht und findet leichter Muße, und weil dieſe Muße zunächſt nur in der Freiheit von Beſchäftigung beſteht, wird ſie ihm die Quelle des Müſſiggangs, der Spielſucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während ſie ihn auf der andern Seite nie zu der unmenſchlichen Stumpfheit herabſinken läßt, zu welcher nordiſcher Pöbel durch das Uebermaß geiſtloſer Arbeit in der Regel verdammt iſt. Der Italiener hat mehr Zeit zu reflectiren, und weil der Sohn die gebildetere Reflexion des Vaters als Kind ſchon vor Augen hat, kommt er ſchneller aus dem kindlichen Gebundenſeyn zu einer freiern Stellung gegen die Welt. Die Sprache leiſtet hierbei bewunderungswürdige Dienſte: ihre Leichtigkeit, ihre Verſtändigkeit, die ungetrübten Anſchauungen, die reinen Abſtractionen, welche ſie bietet, der einfache Mechanismus, in welchem ſie ſich bewegt, Alles trägt dazu bei, in Italien ſchon das Kind zum Herrn dieſes Elements zu machen, während der Teutſche gewöhnlich Zeitlebens damit kämpft und nur Wenige dazu kommen ſich mit der Klarheit und einfachen Natürlichkeit auszudrücken, die man in dem Munde jedes Italieners findet, der nicht durch Einmiſchung einer fremden Bildung in der ſeinigen getrübt iſt.

Die Mühſeligkeit dieſer Freiheit der geiſtigen Betrachtung läßt dieſelbe zunächſt in einem ſchlechten Lichte erſcheinen. Bedürftigkeit iſt ſo oft die Quelle der Liebe. Würde die Mutter das Kind mit gleicher Liebe umfaſſen, wenn ſie wüßte, daß es ihrer nicht im mindeſten bedürfte? Würde das Kind mit gleicher Liebe an den Aeltern hängen, wenn es in einem Alter, wo der Einfall des Augenblicks noch Alles über daſſelbe vermag, die Erfahrung machte, daß es auch ganz ohne die Aeltern beſtehen könne? — In Italien iſt zwar die Bedürftigkeit nicht ganz aufgehoben, was an ſich unmöglich iſt, aber im Verhältniß zu Teutſchland iſt ſie ſehr verringert, und ſo iſt die nächſte Folge, daß die natürlichen Bande der Liebe in dieſem Lande weit loſer ſind, als wir gewöhnlich glauben, daß ſie ſein müßten. Aeltern und Kinder trennen ſich leichter von einander; geſellſchaftliche Verhältniſſe wurzeln nie ſo tief im Gemüthe, oder vielmehr, da der Italiener von Jugend auf eine reflectirende Poſition einnimmt, ſo hat er das, was man Gemüth nennt, nur noch in der Form der Leidenſchaft, d. h. es hat nur da auf ſeine Denk- und Handlungsweiſe Einfluß, wo es, durch gewaltſame Erregungen unterſtützt, mächtig genug iſt, temporär die Reflexion zu beſiegen. Ein Gemüth, dem der Kampf mit den Foderungen des reflectirenden Verſtandes erlaſſen oder auch nur leicht gemacht wäre, kennt der Italiener nicht, und ſehr oft finden ſich Perſönlichkeiten, in denen der reflectirende Verſtand alles Gemüth todt geſchlagen und dadurch eine Einfachheit des Handelns und Denkens erzeugt hat, von der ein Teutſcher ſelten eine Vorſtellung gewinnt. Wenn der Mangel an Pietät, an Gutmüthigkeit den Nordländer in Italien zuerſt empört, ſo iſt das Bemerken dieſer Reflexion, die andere Menſchen lieber braucht als ſich ihnen hingiebt, auf jeden Fall ſich frei von ihnen weiß und ſie wie Dinge anſieht, geeignet ihn überall Teufel erblicken zu laſſen und ihm Italien als eine Hölle voll Falſchheit und Mistrauen zu conſtituiren. Am Ende iſt nur das Gemüth des Nordländers ein unebener Spiegel, in welchem ſich die einfache Verſtändigkeit des Italieners zur Caricatur verzieht. Wie möchte einem Italiener zu Muthe werden, wenn er all die krankhaften Gemüthszuſtände unſerer nordiſchen Welt kennen lernte: mit Abſcheu würde er ſich ſchwerlich abwenden; um den zu erregen, wäre der Gegenſtand zu ſchwächlich; aber des Ekels und Mitleids könnte er ſich gewiß nicht erwehren.

Es iſt nothwendig, daß, wo das Volk im Allgemeinen ſich in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung leichter frei weiß und frei bewegt, wo ihm Pietät und das Gefühl geiſtiger Unterordnung abgeht, daß da überhaupt die niederen Claſſen eine ganz andere Stellung zu den höheren einnehmen als bei uns. In Italien iſt der Pöbel nicht demüthig: er fühlt ſich den höhern Ständen gegenüber in einer gewiſſen geiſtigen Kraft; denn ſeine Verhältniſſe liegen jedem Einzelnen klar vor Augen, er genügt jeder Foderung, die ſeine Lage an ihn macht, und was er nicht braucht, verachtet er; zugleich fühlt er ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit hinſichtlich ſeines phyſiſchen Beſtehens. Nicht als eine höhere geiſtige Befähigung erſcheint dem gemeinen Italiener die höhere Bildung des vornehmern, ſondern nur als Reſultat eines Mehr oder Weniger an Geldmitteln. Mit Selbſtbewuſſtſeyn, mit Höflichkeit, die er zu gewinnen ſucht, aber ohne innere Erniederung, zuweilen mit Gleichgültigkeit und Grobheit und mit dem Gedanken, daß der Tod Allen gleichermaßen beſchert ſei und daß es in der Hand des Muthigen liege, dem Uebermüthigſten dies Naturgeſetz der Gleichheit auf jeden Fall überzeugend genug zu demonſtriren: mit ſolchen Prädicaten tritt der Mann gemeinern Stammes dem Vornehmern entgegen.

In unſerer Zeit, wo die Verhältniſſe der italieniſchen Staaten durch auswärtige Mächte garantirt ſind, kann die Geſinnung und der Charakter der untern Stände als ſehr indifferent in politiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht angeſehen werden; allein ſo lange Italien ſich ſelbſt überlaſſen war, alſo in der Zeit, wo die meiſten Inſtitute und die Sitten des gewöhnlichen Lebens, wie ſie größtentheils noch beſtehen, ihre Geſtalt erhielten, in dieſer Zeit war das Volk in allen italieniſchen Stoaten von der höchſten Bedeutung, mochte die Verfaſſung nun eine ſolche ſein, wo ihm eine Mitwirkung bei Geſchäften und Angelegenheiten, welche das gemeine Weſen betrafen, zugeſtanden war, oder nicht; denn in letzteren griff das Volk oft gewaltſam ein, und wenn dies verhütet werden ſollte, muſſten die regierenden Stände oder Herren dieſelbe wenigſtens mit bei weitem mehr Berückſichtigung behandeln, als uns der Pöbel zu verdienen ſcheint. Die Kraft, die im gemeinen Volke iſt, dies, daß der Einzelne, der zum Pöbel gehört, mehr Zeit hat zu reflectiren und zu phantaſiren, daß er nie durch Mühſeligkeiten und Mangel innerlich gebrochen, ſondern allenfalls nur wüthend gemacht wird, dies iſt es, was in Italien frühzeitig eine gewiſſe demokratiſche Richtung ſich entwickeln läßt.

Dieſe demokratiſche Richtung iſt dann aber nicht bloß eine halbe, ſie erſtreckt ſich nicht bloß auf das Heben gewiſſer Bürgerclaſſen, etwa der Grundbeſitzer oder der in den Städten Angeſeſſenen, oder gewiſſer Gewerke, ſondern ſie iſt durchgreifend; bis zu dem gemeinſten Fachin iſt das Bedürfniß eines freien Raiſonnements und die Luſt an öffentlichem Handeln vorhanden. Natürlich kann ſich eine ſolche Luſt in wirklich demokratiſchen Formen nur dadurch bethätigen, daß ſie entweder ſofort mit der heilloſeſten Anarchie anfängt oder bald dazu gelangt; daß es auf dieſe Weiſe nicht gehe, mochte ſelbſt der gemeinſte Hauſe bald einſehen, ſo nahm er alſo in Italien denſelben Ausweg, der ſchon im alten Griechenland ſo häufig betreten ward, er erhob Tyrannen. Dies waren entweder Anführer, wie ſie das Volk und der Zufall im Augenblick ausbrechender Tumulte an die Spitze ſtellte, oder es waren Leute aus höhern Ständen und mit umfaſſendern Mitteln, welche die Natur des Volks recht wohl kannten, ſie berechnet hatten und die Kraft, die ſie in derſelben fanden, anzuwenden wuſſten, um ſich emportragen zu laſſen. Die Letztern waren die einzigen von bleibendem Einfluß, die Erſtern wurden gewöhnlich in Verhältniſſe geſtellt, denen ſie nicht gewachſen waren, und gingen ſchmählich zu Grunde.

Wenn wir im Mittelalter ſehen, wie in Italien in jedem Staate die Volksclaſſe, welche der herrſchenden zunächſt ſteht, nach Theilnahme an der Regierung ſtrebt, wie ſo die Hoheitsrechte von den Königen und ihren weltlichen Fürſten zuerſt an die Biſchöfe, von dieſen an die ſchöffenbar-freien Bürger, von dieſen an alle Bürger kommen, werden wir Italien als durch einen gewiſſen Freiheitsſinn ausgezeichnet, als ein Land anerkennen müſſen, deſſen Bewohner mit regem Intereſſe für öffentliche

Angelegenheiten, begabt ſind. Aber wie Italien das Land der Freiheit genannt werden kann, mit demſelben Rechte kann es auch das Land der Tyrannei genannt werden: denn wo irgend jener Kampf gewiſſer höherer Bürgerclaſſen, alſo einer ariſtokratiſchen Partei gegen eine demokratiſche Partei in dem Staate entſtand, da trieb die letztere immer Tyrannen in die Höhe und zwang dadurch auch die Gegenpartei, um mit ähnlicher Energie auftreten zu können, ihren Führern eine Gewalt anzuvertrauen, die nur gar zu leicht in tyranniſche Herrſchaft ausarten mußte.

Italien iſt alſo das Land der Volksfreiheit wie der Tyrannei, und ſeine Tyrannen haben in ihrem Uebermuthe gegen ihre Feinde, da ſie gegen ihre eigne Leidenſchaft durchaus kein Gegengewicht hatten, das Scheußliche ſelbſt zuweilen übertroffen. Wir ſchließen hieraus ganz richtig, daß die Freiheit der Italiener keine ſittliche Grundlage habe; und dieſe ſittliche Grundlage fehlt deshalb, weil der einzelne Italiener, inwieweit er innerlich frei iſt, es durch die Natur iſt; weil geiſtige Freiheit in Italien nicht das Reſultat ernſten und tiefen Ringens des Menſchen in ihm ſelbſt, ſondern eine göttliche Gabe und ein Product der Muße iſt, die jedem Italiener ſo leicht zu Theil wird. Die Freiheit des Italieners iſt durch die Art, wie ſie producirt wird, Etwas, was in der Noth nicht Stich hält; durch die Wirkung allgemeiner Kräfte iſt es hervorgerufen und eben dadurch wird es zertrümmert, ſie iſt nichts innerlich, nichts ſittlich Feſtgeſtelltes. Der einzelne Italiener, wie er leicht dazu kommt, für ſich alle Freiheit in Anſpruch zu nehmen, kommt eben ſo leicht dazu, ſie Andern ganz zu rauben.

Es reduciren ſich alle dieſe Erſcheinungen immer wieder auf jene Bemerkung, daß der Italiener durch die Sorgloſigkeit des Lebens, die Gemüthloſigkeit ſeiner Umgebung, die Leichtigkeit ſeiner Sprache als Knabe dazu kommt, ſich in reflectirendem Denken zu verhärten und ſich gegenüber Alles nur als ihm innerlich fremde Gegenſtände zu betrachten. Im Gegenſatz der nordiſcheren Nationen Europa's ergiebt ſich hieraus der Unterſchied, daß der Italiener als einzelne Perſönlichkeit im Durchſchnitt ſchöner, einfacher, in ſeiner Weiſe vollendeter, mit einem Worte mehr als ein ganzer Menſch daſteht, aber ſowie allgemeine, ſittliche Beziehungen zu Familie, zum Staat eintreten, häſſlicher erſcheint; während bei jenen viele Tauſende von einzelnen Perſönlichkeiten geiſtig verſtümmelt und verkrüppelt werden, um durch dieſe Verkrüppelung den Platz, den ihnen das Ganze beſtimmt, beſſer zu erfüllen: ſo daß alſo der Vorzug der nördlichern Nationen recht eigentlich nur in der Vollendung ihrer umfaſſendern Kreiſe und öffentlichen Inſtitute, in ihrem Familien- und Staatsleben beſteht. Mann gegen Mann gehalten, würden tauſend Nordländer, die ganz eingekrüppelte Schuſter, Schneider, Gelehrte, Soldaten u. ſ. w. ſind, aufzuzählen ſein, ehe Einer ſich fände, der den Körper und Geiſt ſich ſo gewandt erhalten hätte, daß er jedes freien Genuſſes oder auch nur einer graziöſen Bewegung ſeiner Gliedmaßen fähig wäre; während im Süden, in Italien wenigſtens, gerade der entgegengeſetzte Fall eintritt, und irgend eine Bäuerin aus dem Latinergebirg oder irgend ein Bewohner Venedigs, aus wie niedrigem Stande er auch ſein mag, was Haltung und Genußfähigkeit, was perſönliche Energie und Entſchloſſenheit anbetrifft, dreiſt nicht nur allen ihren Standesgenoſſen in Teutſchland die Spitze bieten dürften, ſondern gewiß tauſendmal auch Glieder weit gebildeter Stände dieſes Landes durch eine Zuſammenſtellung beſchämen würden. Der Italiener iſt als Einzelner immer etwas werth, der Teutſche gar zu oft nur als Glied eines größern Ganzen.

Faſſen wir nun die Eigenthümlichkeit der italieniſchen Nation ſo, daß in ihr die Perſönlichkeit des einzelnen Subjects eine weit größere Berechtigung prätendirt und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung ſtattfindet, ſolange nicht eine höhere Macht gewaltſam zuſammenbindet; ſo wird uns zugleich begreiflich werden, wie in Italien die Wirkung gewiſſer allgemeiner Kräfte zu allen Zeiten weit größer war, als in anderen Ländern. Es findet nämlich in dieſer Hinſicht daſſelbe Verhältniß ſtatt zwiſchen einer Nation, bei der die allgemeinen Beziehungen Kraft haben und das Subject zurücktritt, und einer Nation, bei welcher durchaus die Einzelheit auf ihrem Recht beharrt, wie zwiſchen einem Sandfelſen und einem Haufen Sandſtaub. Während Sturm und Wogen lange, lange vorüberbrauſen, ohne jene Geſtalt bedeutend zu verändern, giebt dieſer jedem Eindruck nach, der von auſſen an ihn gebracht wird. In keinem Lande, Griechenland etwa allein ausgenommen, haben Geld, haben Noth und Gewalt ſo große Wirkungen hervorgebracht, als in Italien; in keinem Lande hat ſo oft und ſo mächtig Weiberſchönheit die wichtigſten Verhältniſſe beſtimmt, als in Italien. Solange Italien ſich ſelbſt überlaſſen war, finden wir einen ſteten Wechſel der Verfaſſungen und eine unerſchöpfliche Productionskraft neuer Formen des öffentlichen Lebens, eben weil Alles, was auf des Menſchen Phantaſie oder Reflexion, auf ſeine Sinnlichkeit oder ſeinen Eigennutz einwirkt, nirgends in der neuern Zeit eine größere Gewalt hatte, als in Italien. Welches Land auſſer Italien kann ein Beiſpiel aufſtellen, daß Wichtigkeit eines Hauſes für Geldverhältniſſe demſelben die Stellung eines ſouveränen Fürſtenhauſes erworben hat? Die Mediceer waren, bevor ſie zu fürſtlichem Anſehn gelangten, nur Banquiers: Nichts führte den alten Cosmo aus ſeiner Verbannung zurück und ſtellte ihn doppelt ſo hoch als früher, Nichts erwarb ihm in Venedig jene ſchon beinahe fürſtliche Auszeichnung, als weil ſeine Abweſenheit in Florenz drückend in allen Geldgeſchäften gefühlt ward, und ſich mit den Beſtrebungen ſeiner Freunde eine höhere Macht, das Bedürfniß eines weitern und dadurch einflußreichern Kreiſes, zu ſeiner Zurückberufung alliirte. Nichts ſtellte den erlauchten Lorenzo ſo in den Mittelpunct aller italieniſchen Verhältniſſe, Nichts machte ihn alſo auch ſeinen Mitbürgern unentbehrlicher, als weil er am großartigſten die Geldverhältniſſe aller damaligen gebildeten Staaten überſah und zum Theil leitete. Und wo iſt das Land außer Italien, wo Weiberſchönheit, ich will nicht tagen Kriege entzündete, ſondern ganz allein entſchied; wo Weiber durch den Genuß, den ihr Körper hoffen ließ, regierten und längere Zeit nicht bloß über weltliche, ſondern ſogar in geiſtlichen Verhältniſſen dominirten.

Weil in Italien der Einzelne ſich als ſolcher freier, iſolirter fühlt, haben hier die perſönlichen Leidenſchaften und perſönlichen Intereſſen zu allen Zeiten ein ſchwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo ſonſt in dem modernen Europa. Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenſchaften des italieniſchen Volkes kennen lernen will, dieſes Volk nicht in ſeinem Familien-, auch nicht in ſeinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufſuchen darf, wo der Einzelne ſeine Individualität unterordnen ſoll, ſondern da, wo die geiſtige Fülle des einzelnen Menſchen reich und glänzend ſich entwickeln kann, im Gebiete der Kunſt.

Wer überhaupt von der Geſchichte einer ihm fremden Nation etwas mehr kennen lernen will, als Namen und Jahrzahlen, muß darauf gefaßt ſein, für einzelne Intereſſen, die er bei ſeiner Nation verfolgen kann, bei jener nicht den mindeſten Sinn zu finden; und will er nicht eine krankhafte und trübe Anſicht gewinnen, ſo bleibt ihm dann Nichts übrig, als auch auf die Richtungen des fremden Volks mit Liebe einzugehn, für welche das Leben im Vaterlande weniger Sinn in ihm zu wecken und zu nähren geeignet war. Wer wiſſen will, was Italien der Welt war, der muß Sinn für bildende und redende Künſte mitbringen, und er muß durch die Bewunderung jener herrlichen Kraft, die den Italiener ſo viele ewige Werke hervorbringen ließ, ſelbſt ſich die Fähigkeit erwerben, ihn auch da geiſtig anzuerkennen, wo ſich derſelbe zu anderem Thun weniger tüchtig gezeigt hat.

Uns erſcheint die Kunſt gar zu leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir bekunden dadurch nur, daß unſerer Zeit im Allgemeinen jenes

Vermögen und jenes Bedürfniß verſchwunden iſt, welches die Kunſt ins Daſein rief.

Wie ein Pflanzenkeim, der ſich entwickelt, die unvollkommneren Umhüllungen, die eine Zeit lang das allein Sichtbare an ihm waren, abſterben läßt, ſowie vollkommnere Theile genugſam erſtarkt ſind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen: ſo hat der Menſch im Verlauf der Geſchichte gewiſſe Perioden vorzugsweiſe gewiſſen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem ſie durchlaufen waren, eben dadurch, daß ſie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geiſtigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, ſondern ſelbſt als eine einzelne Bewegung erſchienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchſte Intereſſe des Geiſtes ausmachen konnten. Das ſicherſte Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weiſe dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchſten Wünſche des Geiſtes erwartet, iſt ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber iſt dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Reſultaten noch dunkel iſt. Gott iſt überall zu finden, und wer das Göttliche vorzugsweiſe auf Einem Wege glaubt ſuchen und darſtellen zu müſſen, zeigt dadurch nur, daß er dieſen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beſchränkten erkannt hat, daß er ihn nicht in ſeinem vollen Umfange überſieht.

Es iſt alſo das erſte Erſcheinen einer Richtung als höchſtes Intereſſe der Zeit ein Zeichen, daß der Menſch in dieſer Hinſicht noch geiſtig gebunden, noch unwiſſend iſt, daß er aber ein Bewußtſein über ſeine Unwiſſenheit gewonnen hat, daß ſie ihn drückt und er deshalb Anſtrengungen macht, auf dieſer Bahn fortſchreitend, das Ziel, zu dem dieſelbe führt, kennen zu lernen. So lange auf derſelben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewiſſen Sehnſucht, die dieſes Dunkel mit dem Höchſten, über welches die Phantaſie gebietet, erfüllt, ein, und ſo geben äußere Ungeſchicklichkeit und jene gebundene Religioſität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während ſolcher geiſtigen Zuſtände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz, eine ganze Stadt nicht bloß in Bewegung, ſondern ſogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernſt als eines der größten Zeitereigniſſe angeſehen wird. Wie die äuſſere Ungeſchicklichkeit allmälig abnimmt, der Menſch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geiſtig beſchäftigt, darſtellen will, gebietet, wird auch das religiöſe Bewußtſein ein freieres, und die Vollendung der Kunſt iſt zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dies iſt es, was den Gebildeten auszeichnen ſoll in jeder Beziehung, daß er das allgemeine Bedeutung Enthaltende ſeinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken laſſe. Die großen italieniſchen Künſtler haben eben ſo viel gethan für die geiſtige Befreiung und Entwickelung der Welt, als die deutſchen Reformatoren; denn ſo lange jene alten, düſtern, ſtrengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen feſſeln konnten, ſolange in der Kunſt die äuſſere Ungeſchicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geiſt ſelbſt noch in einer engen Beſchränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunſt entwickelte ſich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwickelung war gegenſeitig bedingt. Erſt als man an der Kunſt wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Claſſiker der alten Welt aufzunehmen, ſich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten claſſiſchen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Huſſiten war. Als ſich das Intereſſe jedes freieren Strebens des Geiſtes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward ſie ein Panier für Alles, was ſich geiſtig ſeit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunſt und Wiſſenſchaft zu der Religion war alſo in der damaligen Zeit keineswegs, wie ſich manche

Proteſtanten vorſtellen mögen, eine künſtliche; ſondern ein unzerreißbares Band umſchlang und verband beide, und nur gleichen Schrittes konnten ſie der Befreiung entgegengehen.

Bis zur Reformation gingen Teutſchland und Italien, dieſe früher ſo innig verſchwiſterten Länder, dieſen gleichen Schritt, ſich ſtets ergänzend und vielſeitig freundlich berührend. Seitdem ſind ſie auseinandergegangen. Italien hatte die Welt der Kunſt in ihrem ganzen Umfang zu ſeinem Intereſſe gemacht; in Teutſchland blieb das Intereſſe des Gedankens das Höchſte; Italien verſchmähte ſpäter die Freiheit teutſcher Wiſſenſchaft, Teutſchland Italiens Kunſt, und während Teutſchlands Wiſſenſchaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verſtandes zu werden drohte, iſt Italiens Kunſt zu einem frivolen Spiel geworden, welches geiſtigen Ekel erregt und eine Flucht der Religion vor der Kunſt erzeugt, wobei die Letztere ganz zu ſinnlicher Ergötzung beſtimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dies aber jetzt auch der Fall iſt, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politiſch durch fremde Intereſſen beſtimmt und auf dieſe Weiſe zurückgehalten iſt von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt, ſo ruft doch die ganze Geſchichte und jeder Schritt breit italieniſchen Landes uns zu, daß, wenn in den politiſchen Verhältniſſen in Italien das Land es war und ſeine Beſchaffenheit, welche faſt überall die Motive der Geſtaltungen hergab, und alſo die Natur hier den Menſchen beſiegte, im Gegentheil in der Kunſt der Menſch ſich als Sieger der Natur zeigte, und daß er ſich aus dieſem ganzen Lande Ein großes Denkmal ſeiner geiſtigen Herrlichkeit geſchaffen hat.

Daß dies möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italieniſche Volk eine Reihe hochbegabter Künſtlernaturen hervorbrachte; es mußte auch in jedem Individuum dieſer Nation eine gewiſſe Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden ſein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis ſich danach ſehnt und an ſeiner Vollbringung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn, das Geiſtige in der ſinnlichen Geſtalt zu faſſen, jener Sinn für das Schöne nie ſtattfinden, wenn ganze Claſſen deſſelben durch rohe Arbeit ſinnlich abgeſtumpft und ſelbſt aller graciöſen Haltung beraubt werden. Die Muße iſt die Mutter der Künſte.

In Italien hat dieſe Mutter ſo fruchtbar ſich gezeigt, daß ſelbſt der gewöhnliche Acker mit ſeinen Baumreihen, ſeinen Rohrbüſchen und Weinguirlanden, daß ſelbſt das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit ſeinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häuſern, die das ſchöne flache Dach bedeckt, daß ſelbſt die Kleidung der gemeinſten Frau vom Lande mit ihren faſt überall geſchmackvoll zuſammengeſtellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitsſinnes angeführt werden kann. Doch wer beſchreibt die Herrlichkeit einer Ausſicht über jene Kunſtſtadt Toscana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äuſſerſte Begrenzung derſelben von da an, wo Fieſole mit ſeinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheſerberge auf dem goldnen Hintergrund des weſtlichen Abendhimmels ſich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtauſendjähriger Arbeit geiſtvoller Menſchen an ſich trägt? Wie eine Waſſerlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, ſo ruht auf dieſem reizenden Boden das reizendere Florenz mit ſeinen ewigen Werken, mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palaſtes, der wie ein ſchlanker Maſt emporſteigt, bis zu Brunelleſchis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hauſe der Spini bis zu dem großartigſten Palaſt, den die Welt geſehen, dem Hauſe der Pitti; von dem Garten des Franciscanerkloſters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der

Caſcinen iſt Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz iſt eine Welt für die Kunſt; die Mauern von Florenz ſind der Kelch, der die ſchönſte Blume menſchlichen Geiſtes umſchließt.

Und dies iſt nur der reichſte Edelſtein in dem Diadem, womit das italieniſche Volk die Erde geſchmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite geſetzt werden kann, verſchwindet doch faſt ſein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß ſehr armſeligen Geiſtes oder ſehr ſchwächlichen Gemüths ſein, um ſich durch irgend ein Ungemach abhalten zu laſſen, Italien in ſeiner Hoheit, und die Italiener, wie ſie der Geſchichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

II. Der Staat.

(1835.)

Wenn in der Geſtaltung der geiſtigen und körperlichen Befähigung der Völker die Natur, das natürliche Moment der Abſtammung, vorzugsweiſe als waltend betrachtet werden muß, ſo tritt doch in dem Augenblick, wo dies Naturmoment wirkliche Verhältniſſe entwickelt, bis auf einen gewiſſen Grad auch das verſtändige Denken ins Spiel, denn wo auch nur zwei Menſchen in Frieden mit einander leben, iſt es doch immer nöthig, daß zwiſchen ihnen eine Verſtändigung ſtatt finde. Dieſe kann die roheſte von der Welt ſein; ſie kann blos dies enthalten, daß der eine dem andern zum Bewußtſein bringt, er habe Krieg zu erwarten, wenn er ſich nicht füge, oder es kann blos die von der einen oder anderen Seite mit Bewußtſein erfaßte und mit Energie behauptete Gewohnheit der Familie ſein, dem Hausvater zu gehorchen; — immer wird doch etwas als Regel des Verhältniſſes, als das Recht deſſelben entwickelt, was Gegenſtand des Bewußtſeins — wenn auch lange noch nicht des über dieſem Bewußtſein wieder ſtehenden reflectirenden Denkens wird.

Dabei muß bemerkt werden, daß nie der Inhalt des ganzen Verhältniſſes, wovon hier die Rede iſt, formelles Recht werden kann, denn das Verhältniß ſelbſt iſt ein lebendig ſich umgeſtaltendes, wie jeder ihm und jedem in demſelben ſtehenden Menſchen einwohnende Geiſt. Das Verhältniß auch nur zweier Menſchen iſt in jeder Stunde ein etwas verſchiedenes; jenes zum Bewußtſein gebrachte Recht des Verhältniſſes aber bleibt unverändert bis zu neuer Verſtändigung, und eben das, was die Glieder einer unabhängigen menſchlichen Geſellſchaft wiſſen als das für ſie geltende Recht, eben dies bildet ihren Staat. Der Staat iſt ſomit das objectiv feſtſtehende Verhältniß menſchlicher Geſellſchaft, und in ſeinem Rechte tritt der Staat dem durch Zufälligkeiten beſtimmten ſubjectiven Bewußtſein der Einzelnen, ſein Verhältniß bildenden, tritt er deren ſubjectiven Wünſchen und Handlungen als die höhere, geiſtige Macht, als eine Schranke entgegen.

Man darf dies nicht ſo verſtehen, als wären die Menſchen zu irgend einer Zeit einmal darüber von vorn herein übereingekommen, daß eine ſolche Schranke und wie ſie ſein ſolle. Ebenſowenig wie man irgend einmal eine Berathung angeſtellt hat, ob man eine Sprache haben wolle oder nicht, ob man wirklich eſſen und ſchlafen wolle, oder ob es nicht etwa beſſer ſei, dergleichen nicht zu thun: ebenſowenig ſind zu Anfange menſchlicher Dinge Berathungen gehalten worden, ob die Menſchen eine ſolche Schranke, ein Recht, einen Staat haben wollten oder nicht, denn um die Berathung über die Einführung des Staates nur halten zu können, bedurfte es ja ſchon eines wirklichen Staates unter den Menſchen, gerade wie die Sprache ſchon vorhanden ſein müßte, wenn man über ihre Einführung ſprechen wollte. Alles geſellſchaftliche Leben der Menſchen fängt mit dem Staate, mit dem Rechte an, ſo wie alle Verſtändigung mit der Sprache. Später erſt, erſt in einer

Zeit, wo willkührliche Reflexion mit dem Menſchen ihr Spiel treibt; wo die urſprünglichen Kräfte ſeiner Natur ihre Gewalt verloren haben; erſt dann können die Menſchen auch in Beziehung auf den Staat eine Art Wahl haben; erſt dann können ſie auf den Gedanken kommen, es hänge von ihrer Willkühr ab, einen ſolchen oder ſolchen Staat zu haben, wie ſie dann etwa zu ihrem gewöhnlichen Gebrauche die franzöſiſche oder die engliſche oder irgend eine andere Sprache wählten. Auch da aber würde man ſehr irren, wenn man glaubte, es träte eine Möglichkeit großer Willkühr ein, vielmehr iſt der Raum der Willkühr ſelbſt in dieſem ſpäteren Fall gering, und wird beſchränkt einerſeits durch die bornirte Natur der Individuen: denn geſetzt, die deutſche Nation wollte von einem gewiſſen Zeitpunct an ganz das franzöſiſche Recht und den franzöſiſchen Staat für ſich gelten laſſen, ſo würde doch eine ganz andere politiſche Exiſtenz für einen Deutſchen daraus folgen, als welche ein Franzoſe hat. Andererſeits wird die Willkühr beſchränkt durch die Natur des Staates, durch die Natur des Rechtes. Der Staat bildet ein geiſtiges Ganzes, was gleich dem Geiſte des Einzelnen ſein ihm einwohnendes Geſetz hat, und alle Verſuche des Wahnſinnes, etwas rein willkührliches, was an die Stelle des wahren Staates treten ſollte, zu conſtruiren, etwas, was den Geſetzen der inneren Geſtaltung des Staates gleichwohl Hohn ſpricht — alle ſolche Verſuche fallen in ſich zuſammen. Die Natur des Staates überhaupt alſo iſt eine ebenſo feſte Schranke menſchlicher Willkühr als die Natur der Individuen, und eben hierin tritt die wahrhaft göttliche Macht und Erhabenheit des Staates vor Augen, daß die Bemühung der Individuen, ihn zu verunſtalten, nie ſein innerſtes Weſen treffen können, daß er verſchwindet und unter den Händen ſich auflöſt, ſo wie eine frevelhafte Hand an dieſes Innerſte taſtet.

Zwiſchen den beiden Grenzlinien, welche die Natur der Individuen und die Natur des Staates ſelbſt der menſchlichen Willkühr in Beziehung auf den letzteren vorſchreiben, liegt ein freier Raum für diejenigen, welche durch das Schickſal mit dem Natürlich-erwachſenen und Hiſtoriſch-hergebrachten verfeindet, ſich reflectirend gegen daſſelbe wenden, und im Gegenſatz davon einen neuen Staat conſtruiren wollen, ja! in vielen Fällen ſind die Menſchen dazu gezwungen, neue Verhältniſſe gewiſſermaßen aus ſich heraus zu gebären.

Man denke ſich ein Volk, was durch Kriege bedroht in dieſen doch Sieger bleibt über alle ſeine Nachbarn, und ſich eine Reihe von Völkern der verſchiedenſten Eigenthümlichkeiten unterwirft; dies kann den unterworfenen Völkern deren alte Verhältniſſe nicht ungekränkt laſſen; es kann aber auch nur ſehr ſelten, und nur bei ohnehin ſtatt findender geiſtiger Verwandtſchaft und Bildungsähnlichkeit die eigenen Verhältniſſe auf dieſelben übertragen. Für dieſen neuen, durch Eroberung gegründeten Staat muß alſo eine Regel gefunden werden, welche ſo allgemeinen Inhalts iſt, daß ſie für alle paßt — der neue Staat kann nun nicht mehr den Charakter tragen, aus der geiſtigen Innigkeit eines Volkes erwachſen zu ſein, ſondern vielmehr den, frei zu ſein von aller Innigkeit und Innerlichkeit. Das Verhältniß der Individuen, welche einen ſolchen Staat bilden, iſt eben dies, innerlich nicht an einander geknüpft, ſondern blos äußerlich, bloß mechaniſch verbunden zu ſein. Ein mechaniſcher Staat dieſer Art iſt das türkiſche Reich. Türken, Griechen, Albaneſer, Servier u. ſ. w. ſind ihrer Innerlichkeit, ihrem Volkscharakter nach gänzlich verſchiedene Weſen; ihr Zuſammengehören in einem Staate kann ſich alſo auch gar nicht auf ein inneres, organiſches Band baſiren, ſondern es iſt ein äußeres, und alle Verhältniſſe, die mit dieſem Zuſammengehören in Verbindung ſtehen, ſind ebenfalls blos äußerlich dargeſtellte, mechaniſch geordnete. Das organiſche Leben rettet ſich dabei in *die* Kreiſe, die durch Zufall oder Schonung oder Mangel an Ueberſicht der Gründer dieſes Staates den einzelnen in dem Staate verbundenen Völkern geblieben ſind, alſo namentlich in die kirchlichen, und etwa häuslichen. In ſolchen unbeachteteren, organiſchem Leben anheimgeſtellten Kreiſen bilden ſich oft die feſteſten Grundlagen künftiger neuer Staaten mitten in mechaniſcher Umgebung aus, ſo in dem Tempel- und Gerichtsweſen der Israeliten unter perſiſcher und ſeleucidiſcher Hoheit, bis die Makkabäer dem neuen Staate ſeine Unabhängigkeit erkämpften; ſo in dem Kirchenweſen der Neugriechen, deren neuer Staat bei feinerer Berückſichtigung ſeiner Lebensbedingungen durchaus ein geiſtliches Fürſtenthum hätte werden müſſen. — Es kann übrigens ein mechaniſcher Staat auch noch auf mannichfaltige andere Weiſe erzeugt werden, als durch das Zuſammenwerfen heterogener Volksnaturen. Bei der natürlichen, ungetrübten Entwickelung jedes Volkes gewinnen auch alle durch die Natur gegebenen Motive des Lebens eine feſte, politiſche Form; alſo z. B. ein Volk, welches vorzugsweiſe auf Landbau gewieſen iſt, wird auch die Verhältniſſe, die beim ländlichen Leben als unverwüſtlich und durch die Natur gegeben zu betrachten ſind, ſcharf entwickeln, nämlich die Verhältniſſe adeliger Freiheit und bäuerlicher Hörigkeit — wie es etwa in Polen der Fall war — ein anderes Volk, welches vorzüglich auf den Handel gewieſen iſt, wird die bürgerlichen Genoſſenſchaften, Kaufmannsgilden, Handwerkerinnungen, ſtädtiſche Gemeinden u. ſ. w. entwickeln, wie dies früher in den vereinigten Niederlanden der Fall war. Es kann aber auch ein und daſſelbe Volk zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Motive des Lebens von der Natur der Verhältniſſe zugetheilt erhalten haben, wie z. B. das deutſche Volk, bei welchem wir in der älteſten Zeit den Landbau und das Waffenhandwerk als äußere Baſis aller Lebensverhältniſſe finden, bei welchem dann aber ſpäter das Handels- und Städteleben ſo große Wichtigkeit erhielt. Hier hatten ſich die mannichfaltigſten Formen des Volkslebens in bäuerlichen, adeligen, bürgerlichen Vereinen organiſch gebildet, alles im engſten Zuſammenwirken und Zuſammenleben. Wird nun ein Staat, der ſich in einen ſo mannichfaltigen, lebendigen Organismus einſchließt, von äußerlich überlegenen Feinden angegriffen, ſo iſt die Concentration ſeiner ganzen Kraft nothwendig, und dieſe Concentration kann gehemmt werden durch die einander feindlich begegnenden, beſonderen Intereſſen der einzelnen Organe. Jeder Stand, jede Stadt will vielleicht bei den zu bringenden Opfern weniger leiden, und es kann dadurch in dem ganzen Volke, oder doch in dem mächtigſten Theile deſſelben die Ueberzeugung erweckt werden: es ſei beſſer, dies natürlich erwachſene, organiſche Leben im Einzelnen zu zertrümmern, als das Ganze untergehen oder wenigſtens verkümmern zu laſſen. So iſt Dänemark ſchon im 17ten Jahrhundert ein mechaniſcher Staat geworden; ſo Frankreich ſofort im erſten Jahre der Revolution.

Nur ſelten iſt ein Staat in der Lage, mit einer aus Reflexion hervorgegangenen mechaniſchen Ordnung beginnen zu müſſen, weil er ſeiner Natur nach keine organiſche, in natürliche Anfänge zurückweiſende Ordnung gewinnen kann; wie dies bei den Ver. Staaten von Nordamerika der Fall war. In Nordamerika ſollte ein Staat gegründet werden, der es ſich von vorn herein zum Grundſatz machte, ſolche politiſche Gliederungen, welche durch natürliche Motive gegeben werden, nicht in ſich aufzunehmen.

Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit, dieſen Unterſchied des Vorwaltens organiſchen oder mechaniſchen Charakters in einem Staatsleben durch die ganze Geſchichte hindurch feſtzuhalten, denn je nachdem das eine oder das andere der Fall iſt, leiſtet dieſelbe Volksnatur ganz anderes. In einem Staate, der die Intereſſen der beſonderen Kreiſe nur anerkennt, in wie fern ſie ſich einer unabhängig von ihnen gegebenen Regel fügen, in einem mechaniſchen Staate mit einem Worte, wird alles das, was durch Concentration ſinnlicher Kräfte oder der Kräfte reflectirenden Verſtandes gedeihen kann, vorzugsweiſe gedeihen; alſo: militäriſche Ordnung; fabrikmäßige Thätigkeit; diejenigen Wiſſenſchaften, bei denen es vorzugsweiſe auf ſcharfe Beobachtung des Factiſchen oder auf Conſequenz des Denkens ankommt, wie Mathematik und die Naturwiſſenſchaften; ferner: ſtrenge

Adminiſtration u. ſ. w. Dagegen alle geiſtigen Thätigkeiten, die in der Innigkeit des Lebens wurzeln, alles eigentlich geniale Walten des Einzelnen; die Kunſt; die höheren Wiſſenſchaften, die Poeſie und Beredtſamkeit; ſchöne, innige Geſelligkeit; geiſtiges Aneinanderhalten — alles das wird vorzugsweiſe Eigenthum organiſch-gegliederter Staaten bleiben. Der Charakter des mechaniſchen Staates iſt Civiliſation; der Charakter des organiſchen Staates iſt wahre Cultur. Die Macht des mechaniſchen Staates beſteht in ſinnlichen und Verſtandeskräften: Geld, Gewalt, Sinnlichkeit, ordnende Thätigkeit. Die Macht des organiſchen Staates beſteht darin, daß die Individuen, die ihm angehören, mit all' ihrem Intereſſe ihm verwachſen ſind; es ſind die Kräfte des Gemüthes im edelſten Sinne des Wortes, die dieſen Staat bauen und erhalten, und er kann geſtürzt werden nur durch abſolute, äußere Uebermacht, oder durch eine Verflachung eben der *Kräfte* des Gemüthes, durch ein Hingeben des Volkes an rein äußerliche Intereſſen. Als die Macht des mechaniſch aufgebauten, mechaniſch zuſammengehaltenen Perſerreiches auf Griechenland ſtürzte, blieb Hellas ungebrochen; — als aber die Tugenden, die ſich in der Hellenen organiſchem Leben entwickelt hatten, wichen, und Feilheit und Eigennutz an ihre Stelle traten, fügte ſich ihr Land ſucceſſiv unter alle mechaniſche Joche, die ihm gebracht wurden.

Tholuck.

Das in Gott verborgene Leben.

(Bruchſtück einer Predigt, am Todtenfeſte 1834.)

Laſſet uns den geheimnißvollen Strom des in Gott verborgenen Lebens des Menſchen bis zu jenem erſten Quellpunkte verfolgen, wo er ſo leiſe fließt, daß er ſchon da iſt, ehe der Menſch ſelbſt es merkt. „Gott hat gemacht — ſagt der Apoſtel — daß von Einem Blut aller Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel geſetzt und zuvor verſehen, wie lange und wie weit ſie wohnen ſollen, daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie ihn fühlen oder finden möchten, und zwar iſt er nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und ſind wir.“ Sehet da die geheimnißvolle Stelle, wo der Born der Ewigkeit in die Zeit hineinfließt. Als der Ewige in den neugeſchaffenen Erdenſohn ſeinen Odem hineinblies, und zu ihm ſprach: du biſt mein Bild! da entſtand das Geheimniß der Menſchennatur, in welchem, wie in einem verſchlungenen Namenszuge, die Ewigkeit ſich mit der Zeit vermählt hat. Gott iſt allen Menſchen nahe, denn „ſie leben, weben und ſind in ihm.“ Von den Heiden ſagt derſelbe Apoſtel im Briefe an die Römer, daß „eine göttliche Wahrheit in ſie hineingeboren iſt, die ſie in Ungerechtigkeit aufhalten,“ d. i. nicht zu Worte kommen laſſen, daß ſie „von Natur das Geſetz Gottes wiſſen, daß auf die Sünde der Tod folgt!“ (Röm. 1, 31.) „Es giebt ein Licht, wie Johannes uns ſagt, was jeden Menſchen erleuchtet, der in dieſe Welt kommt.“ Und in dieſem Lichte, in dieſer von Gott in uns hineingebornen Wahrheit zu leben, das, meine Freunde, iſt das verborgene Leben, es iſt das in Gott verborgene Leben, denn kein anderer als Er, aus dem es hervorquillt, weiß um ſeinen verborgenen Wellenſchlag — Er iſt es, in dem es gelebt wird. Soll ich nun den Schleier von eurer Bruſt heben, ſoll ich ſie euch deuten die vielleicht von euch ſelbſt noch unverſtandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, ſo laßt mich zuerſt euch hinweiſen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben Keines von euch gefehlt haben, wo ihr nach Etwas verlangt habt, das die ganze Welt euch nicht bieten konnte. Denn wenn über die Welt hinaus kein anderes Gut iſt als Gott, ſo hat eure Seele ſich damals nach Gott geſehnt — es ſind die Anfänge geweſen eines verborgenen Lebens in Gott. O daß nur der Menſch in ſolchen Augenblicken ſich ſelbſt verſtände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dollmetſcher würde für jene geheimnißvolle Gottesſprache, denn für wie viele ſpricht Gott, ohne daß ſie es ahnen. Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweiſen in den Momenten, die euch wohl allen bekannt ſind. Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein ſtiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch ſo tief in der Welt verſunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnſucht aufgegangen wäre, eine Sehnſucht, die du bald eine Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnſucht nach Gott, bald eine Sehnſucht nach einer Ruhe nannteſt, welche die Welt nicht geben kann. Ob dir's auch ſelber nicht bewußt iſt, du ſehnteſt dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legſt die glühende Wange an den Buſen des Freundes, du ſtützeſt das müde Haupt an die Bruſt der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen, und fühlſt dich ſo arm! „Gott hat den Menſchen geſchaffen zu ihm, darum findet das Menſchenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm.“ Mitten im Geräuſch der Geſellſchaft ergreift einen Andern jene

Sehnſucht; die rauſchende Muſik ſchweigt einen Augenblick — ein Augenblick und alles um dich und hinter dir däucht dir ein langer Traum und alle Menſchen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht feſthältſt, und dich wieder hineinſtürzeſt in die Woge, bis ſie über deinem Haupte zuſammenſchlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menſchen; Chriſtus nennt dieſe innern Flammen die Züge vom Vater, und es kommt nun darauf an, ob dieſer Anfang einen Fortgang haben ſoll. Gott hat ſich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willſt. (Jak. 4, 8.) Du thuſt es, das unbekannte Etwas, nach dem du dürſteſt, drängt dich; du ſuchſt die ſtillen Stunden, du gehſt ihm entgegen, ob es ſich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegen kommen, du rufſt: „Unbekanntes Etwas, nach dem ich die Hände ausſtrecke, ohne noch ſeinen Namen zu wiſſen, offenbare dich mir und gieb mir Ruhe!" In der Sehnſucht deines Innern greifſt du zur Rechten, greifſt du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Teſtamente. Und nun wird Alles anders. Du lieſeſt, und es fallen die Schuppen von deinen Augen. Du wußteſt ſelbſt nicht, was deine Unruhe und Sehnſucht eigentlich meinte. Da lernſt du es erkennen, daß die Sünde es ſei, die dir den Weg zum Lande der Ruhe verſchloß, das ahnteſt du nicht. An Sünde dachteſt du überhaupt nicht. Nun ſiehſt du dieſe Scheidewand. Nun ſehneſt du dich aber auch nicht mehr nach einem unbekannten Etwas — nun weißt du, was dir fehlt; du ſehneſt dich nach dem reinen Herzen, ohne welches man Gott nicht ſchauen kann. Und das, das, meine Freunde, iſt der Anfang im verborgenen Leben, der wahrhaftig einen Fortgang hat. Chriſtliche Gemeinde, wir ſtehen jetzt in einer wichtigen Periode des Reiches Gottes, in einer Zeit großer Sehnſucht. O wie viele von Sehnſucht zerriſſene Herzen mag es auch in dieſer Verſammlung geben! Doch wie viele auch zugleich, denen in dieſem Sehnen ein Jahr um's andere vergangen iſt, und das

Suchen hat kein Finden werden wollen. Könntet, dürftet ihr vortreten vor die Gemeinde Gottes, ihr zerriſſenen Herzen, und dürftet ihr eurem Schmerze Worte geben — wie hör' ich euch jammernd rufen: „Ach, daß das verborgene Leben, von dem du ſprichſt, bei mir nur zerriſſene Blitze ſind, nach denen die Nacht deſto ſchauerlicher wird, und ein Morgen will nimmer tagen!“ Freunde! So lange eure Sehnſucht noch die nach einem unbekannten Etwas iſt, da könnet ihr freilich nicht finden. Das war es ja eben, was ich euch ſagte. An das beſtimmte Wort der Schrift muß ſie ſich anknüpfen; die Gottheit, welche für euch noch keinen Namen hatte, muß eine Geſtalt vor euch bekommen; ihr müßt den Heiligen erkennen, der da ſagt: „Ich bin heilig, und ihr ſollt heilig ſeyn!“ ihr müßt aus der Schrift lernen, was die Scheidewand iſt vom Lande der Ruhe, und alles euer Gebet muß in das Eine ſich auflöſen: „Mein Gott, ſchaff' in mir ein reines Herz!“ Ein ſolcher Anfang, Brüder, hat wahrhaftig einen Fortgang.

Es iſt wahr, meine Andächtigen, in dieſer Frühlingszeit des Reiches Gottes, in der wir leben, ſchlagen viele Bäume aus, von denen es zweifelhaft iſt, ob je der Herbſt ihre Blüthen in Früchte verwandeln werde. Zahlreich ſind unter Männern und Frauen, und insbeſondere auch unter euch, ihr Jünger der Wiſſenſchaft, diejenigen, bei denen ein gewiſſer Sinn für die unſichtbare Welt erwacht iſt, eine Sehnſucht nach einem namenloſen Etwas, aber mit dieſem Sinne und dieſer Sehnſucht ſeid ihr nun hingegangen von einem Jahre zum andern, und die zerriſſenen Bauſteine haben ſich nicht zuſammenfügen wollen zu einem Tempel Gottes. Das macht, daß jene eure Sehnſucht noch keinen ſittlichen und heiligen Charakter hat, daß es ein unbeſtimmtes Hangen und Schweben, ein dunkles, dichteriſches Träumen iſt. Soll ich in den Worten eines Dichters die Natur eures Sehnens ausſprechen?

„Wo faß' ich dich unendliche Natur?
Euch Brüſte wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr drängt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Das iſt nicht eine einzelne Stimme, das iſt die Stimme Vieler unſeres Geſchlechts. Und ſo lange das verborgene Leben in Gott nur dieſen Charakter hat, ſo fehlt ihm auch die fortgehende Geſchichte des innern Menſchen. Dieſe beginnt eigentlich erſt damit, wenn jene Sehnſucht nach Ruhe eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden iſt. Eine ſolche Sehnſucht nach einem reinen Herzen flattert nämlich nicht mehr in's Unbeſtimmte hinaus, ſondern ſchließt ſich unmittelbar an die Perſon des Erlöſers an, und eben darin liegt der Grund, daß ein ſolcher Anfang des verborgenen Lebens auch ſeinen Fortgang hat. Iſt jene unbeſtimmte Sehnſucht eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden, ſo gehen alle Gedanken auf den Erlöſer als ihren Mittelpunkt hin. Sein heiliges Opfer wird der Troſt, wenn das Gewiſſen uns anklagt; die Gemeinſchaft mit ihm durch den Glauben wird die Quelle der Lebenskraft; ſein heiliges Bild wird Vorbild. Darum heißt denn auch das verborgene Leben ſelbſt in den Worten des Apoſtels Chriſtus, „wenn Chriſtus, euer Leben — heißt es — wird offenbar werden." Von dem an, wo dieſes eintritt, beſteht das verborgene Leben nicht bloß in vereinzelten Augenblicken, in zerriſſenen Blitzen, es wird eine zuſammenhängende, fortgehende Reihe innerer Erfahrungen — nach der langen Nacht bricht der Morgen an. Während vorher die ganze Reihe der äußern Begebenheiten des Lebens losgelöſt von deinem innern Leben an dir vorüberging, bringſt du nun zu allem deinem Thun und Treiben die Beziehung auf den Erlöſer mit, ſo daß jedes Wort und jede That des vor der Welt offenbaren Lebens des Chriſten mit einem innern Worte und einer innern That des verborgenen Lebens in Gott zuſammenhängt. Während du vorher, unmittelbar nachdem der Blitz vom Himmel her dich durchzuckt hatte, dich wieder im Schlamme der Erde wohlfühlen konnteſt, kommt nun Einheit in dein Leben. Freilich kommen auch noch Zeiten, wo der Zuſammenhang dieſes innern Lebens uns geſtört erſcheint, wo es uns vorkommt, als wäre es erloſchen. Wie der Wanderer auf hohem Felſenrande tief unten unter dem Geſtein kaum vernehmbar leiſe den kleinen Bach rauſchen hört, ſo vernimmt auch der Gläubige zuweilen nur leiſe, daß der Strom ſeines innern Lebens fortfließt — doch ſteht er nicht mehr ſtill. Das iſt das tiefe Wort unſers Luthers, daß der Glaube bei dem wiedergebornen Chriſten gleich dem Pulsſchlage des Blutes ſelbſt in der Nacht nicht ſtille ſteht. Ueber ſein eignes Gnadenwerk in unſerer Seele hält der Herr zuweilen den Schatten ſeiner Hand, daß wir es nicht ſehen können, um im Glauben uns zu prüfen, und in der Demuth uns zu erhalten. Da nun aber, nachdem der Menſch ſeinen wahren Schaden erkannt hat, das Verlangen nach dem reinen Herzen nicht mehr aufhören kann, ſo wird das Chriſtenherz auch fortwährend nach ſeinem Herrn hingedrängt; denn Bedürfniß nach Erlöſung kann nimmer aufhören, und eben damit kann denn auch der innere Strom nie völlig abbrechen. Ja nicht nur hört der Strom des verborgenen Lebens nicht auf zu rinnen, ſondern er nimmt zu. Zwar haben gläubige Chriſten darüber verſchieden gedacht, aber gewiß, dünkt mich, müſſen wir ſagen, daß in der Reinigung des Chriſten von der Zeit an, da er gläubig wurde, wenn auch von einzelnen Stillſtänden oder wohl gar Rückſchritten unterbrochen, doch im Ganzen ein Fortſchritt ſeyn muß bis zu ſeinem Ende. Mit jedem größeren Zeitabſchnitt muß die Luſt der Welt uns verächtlicher, die ewige Wahrheit uns heiliger, Gottes Wille uns leichter, der Gedanke an den Tod uns freundlicher werden, dafern wir ächte Chriſten ſind. Was heißt es denn anders, wenn der Apoſtel auffordert: immerdar zu wachſen, „bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben, und ein vollkommner Mann werden nach dem Maaße des vollkommenen Alters Chriſti?"

Zwar mag uns der Schatten der Hand des Herrn nicht nur, wie ich vorhin ſagte, unſere innere Verbindung mit Gott, ſondern auch unſer Wachsthum darin zuweilen verdecken, aber die, mit welchen wir in der nächſten Beziehung ſtehen, die müſſen es wahrnehmen können zum Preiſe Gottes, daß an allen Aeſten des Baumes unſeres Lebens die goldnen Früchte der Gerechtigkeit ſich mehren, und wenn auch deren Auge zu ſchwach ſeyn ſollte, ſo muß das unſichtbare Gottesauge uns dieſes Zeugniß geben können.

Das iſt der Fortgang des verborgenen Lebens mit Chriſto in Gott.

Barthold.

Ueber Naturaliſation der Deutſchen in der Fremde.

(1835.)

Wie Gewächſe, aus ihrem Heimatlande unter einen fremden Himmelsſtrich verpflanzt, bis auf gewiſſe Grundbedingungen ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit entarten und unter dem Einfluſſe veränderten Bodens, ungewöhnter Witterung und abweichender Pflege in Formen übergehen, in denen wir früher vorhandene, aber unentwickelte Keime zu einer überraſchend verſchiedenen Geſtaltung herausgebildet ſehen; wie ferner die Biologie der Pflanzen ein Geſetz erkennen lehrt, welches, je nachdem ein Gewächs nach dem Norden oder nach dem Süden ſeiner Heimat verpflanzt wird, in analoger Bildung wiederkehrt; ſo möchten wir behaupten, daß auch Individuen deſſelben Volkes, welche Wahl oder Zufall in die Lebensatmoſphäre derſelben fremden Nationalität führt, von den gleichen Einflüſſen auf gleiche Weiſe angeregt und umgebildet werden, und nach Maßgabe der mitgebrachten Anlagen als durchaus einander ähnliche ſittliche Erſcheinungen ſich kund thun. Dieſe Wahrnehmung drängt ſich uns auf, wenn wir die Schickſale und Erlebniſſe der Deutſchen im Allgemeinen betrachten, welche in den letzten Jahrhunderten zu unſern Grenznachbaren auswanderten und in der Fremde ſich einbürgerten. Sie werden Andere, ihre angeborne Natur treibt wuchernd in anders geſtaltete Sproſſen, Blätter, Gipfel und Kronen hinaus, je nachdem ſie ihr Fuß über die Ardennen und Vogeſen, oder über die Düna und den

Dniepr, über die Nordſee und das baltiſche Meer, oder über die Alpen getragen hat. Gewagt und mehr ein müßiges Spiel des Geiſtes als ein gegründetes Syſtem wäre es, beſtimmte Bildungsgeſetze bis in die einzelnen Wanderrichtungen verfolgen, und die Aehnlichkeiten aufſtellen zu wollen, in welchen die Deutſchen unter den verſchiedenen Nachbarvölkern ſich zuſammenfinden. Doch laſſen ſich zwiſchen den unmerklichen Uebergängen und Strichen der Culturwindroſe, deren Axe Deutſchland iſt, zwei ſtarre Gegenſätze feſthalten, deren weltgeſtaltender Einfluß die deutſche Natur umwandelt und faſt verwandelt: der Oſten mit ſeiner Bildungsweiſe, alſo Rußland, und der Weſten, alſo Frankreich. Möchten wir, um unſere Lehre vollſtändiger zu machen, nur andeuten, daß im ſcandinaviſchen Norden die eingewanderten Deutſchen ſpurloſer und ohne herausgetretene Eigenthümlichkeit verſchwimmen, weil dort bürgerliche, ſittliche und wiſſenſchaftliche Verwandtheit ſie aufnimmt; und daß im britiſchen Reiche Geräumigkeit den Deutſchen nur für Kunſt und untergeordnete Gebiete menſchlichen Fleißes ſich öffne: ſo behaupten wir dagegen zuverſichtlicher und können es durch die Geſchichte belegen, daß Italien ſeine Ankömmlinge zum Genießen, mit Verflachung des urſprünglichen ſittlichen Gepräges, hinreiße; daß Frankreich ſie zum Dienen, Gehorchen, und ſeinen Geſellſchaftszwecken zu arbeiten anweiſe; Rußland dagegen ſeine Eingebürgerten zu herrſchen, zu befehlen, zu ſchaffen einlade, erziehe und kräftige. In England hat die Eiferſucht auf alte Rechte ſelten oder nie Fremden eine bedeutende Stellung in der Geſellſchaft gegönnt; in Dänemark und Schweden bewegen ſich ſeit den Zeiten der Hanſe, mehr noch unter den Oldenburgern, den Waſa und dem pfälziſchen Stamme, die Deutſchen heimiſch und ohne Unbequemlichkeit; in Italien ſehen wir ſeit der Völkerwanderung und den Römerzügen die Eingebürgerten raſch dem väterlichen Sinne entartet und allgemein zu einem ſo verrufenen Zwitterweſen umgewandelt, daß das Sprichwort: „ein italieniſirter Deutſcher iſt ein eingefleiſchter Teufel," aus dem Leben gegriffen wurde. In Frankreich that

ſeit den Kämpfen der Valois und Habsburger, durch den dreißigjährigen Krieg bis auf die Revolution und das Kaiſerreich eine große Zahl Deutſcher in Tüchtigkeit und Treue ſich kund; kämpften ſie für Ideen, denen das Vaterland nicht Raum gab, alle in einem *dienſtbaren* Verhältniſſe, wie wenn ein großartiges Staatsbürgerthum daſſelbe auflegte; wir erinnern nur an Kellermann, Kleber, Wimpfen, Luckner, Rapp, Ney, den wir als den Unſern betrachten, ſelbſt an den verrufenen Weſtermann und manche Unholde der Revolution. Seit Peter ſein Aſien europäiſch machte, wie hat das moskowitiſche Leben in alle Adern das deutſche Blut als ein vornehmeres, veredelndes eingeſogen, und dieſes Blut dennoch ſich abgeſondert! Als welche großartige herriſche Naturen, der anerzogenen Zahmheit und Unterwürfigkeit zum Trotze, treten alle dieſe Deutſche auf, in der Heimat gering, zum Theil in Niedrigkeit geboren! Souveraine Feldherren, verſchwenderiſch mit ruſſiſchem Blute, die wilde Tapferkeit der Türken beugend und die Feinde beſiegend; gebieteriſche Staatsmänner, welche klugen Geiſtes das Geſchick Europa's in Händen tragen; allgeltende Günſtlinge, welche die mächtigſten Herrſcher nach Willkühr lenken; Gelehrte, gebietend und ſchaffend in der Wiſſenſchaft; Künſtler und Handwerker, durch Unterricht und Vorbildung überall Großmeiſter; kurz, überall von Unternehmungsgeiſt, Ehrſucht, Thatendrang, Liebe zum gefahrvollen Wagniß erfüllt, haſchend nach Antheil an Politik mit einem Muth, welcher dem deutſchen Vaterlande, zumal in jenem achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit allgemeiner Dienſtbarkeit und Unterthänigkeit, fremd war. Unerwieſen wäre die Behauptung, daß umſichtig prüfende Wahl der Herrſcher die begabteſten Männer im Auslande warb und diejenigen in einen umfaſſenderen Wirkungskreis ſtellte, welche auch daheim zu hohen Dingen berufen waren. Faſt alle Deutſchen, welche in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland wirkten und geboten, ſind durch wunderbare Verkettung der Dinge, aus niederm Stande, ohne Anſprüche auf Beförderung, größtentheils mit der bürgerlichen Ordnung zerfallen, unbemerkt und abenteuerlich nach Rußland gekommen, weil die Heimat ihnen nichts bot oder gar ſie ausſtieß; ſie ſind nicht gewählt, ſie haben kaum gewählt; ſie begünſtigten einander nicht als Landsleute; ein jeder ſchuf ſich ſeine Bahn und errang ſeines Namens Gedächtniß, wenn auch endend in ſibiriſcher Verbannung. Andrerſeits wäre es eine beleidigende Unwahrheit, das überraſchende Aufſtreben jener Männer damit zu erklären, daß es leicht geweſen ſey, geſchützt vom Throne, im Genuß hoher Vorrechte, unter einem halbbarbariſchen Volke, welches die Alleinherrſchaft zu ſtumpfſinniger Sklaverei herabgewürdigt hatte, vor Unfähigen ſich auszuzeichnen und die höchſten Aemter zu erlangen, zumal das Herrſcherhaus, voll Argwohn gegen die Altmoskowiten, unter deutſchen Dienern ſich ſicher fühlte.

Leicht im ruſſiſchen Staat ſich aufzuſchwingen war es dem Ausländer nur in der erſten Anſtrebeperiode Peters bis zur Schlacht von Poltava; ſpäterhin ſtellte die hohe Bildungsfähigkeit der ruſſiſchen Natur tüchtiger Bewerber keine geringe Zahl in jede Bahn, ſei es die kriegeriſche oder die bürgerliche; und jeder Ausländer hatte mit Nebenbuhlern zu thun, deren Fähigkeit die ſeinige oft bedenklich balancirte. Wollen wir demnach gerecht ſein, ſo müſſen wir ſagen, daß unſere Landsleute in Rußland, um bedeutſam zu werden, eben ſo viel vom ruſſiſchen Nationalcharakter, von Rußland aufnehmen mußten, als ſie deutſches mit ſich brachten; daß das Entgegentreten einer kräftig ausgeprägten Volksthümlichkeit, das Starre und Unbeugſame, das Herriſche des Ruſſen, welches doch wieder ein ſo Geſchmeidiges, Gelenkes und Unterthäniges iſt, ſie kräftigte; daß der nothwendige Gegendruck bisher unverſuchte Federkraft in ihrer Seele entwickelte; daß die Eiferſucht von Wettkämpfern, denen oft nur Eins, die ausgeſprochene Anerkennung zu gleicher Berechtigung fehlte, alle geiſtigen Fähigkeiten aufbieten hieß; daß der großartige Zuſchnitt des politiſchen Lebens, die rieſenhaften Verhältniſſe des Reichs, die Fülle ungenutzter Mittel, die Geräumigkeit, Talente, Kenntniſſe, Fleiß und Willenskraft aufzuwenden; kurz, daß das Material der Czarenherrſchaft und die Eigenſchaften des Ruſſen Wachsthum und geſchichtliche Größe der Eingebürgerten unerläßlich bedingten. In dieſer Auffaſſung dürfen die Ruſſen mit Recht einen Oſtermann, Münnich, Löwenwolde, Biron, eine Katharina als die Ihren ſich aneignen; was jene vollbrachten, thaten ſie nicht von einem unbeſtimmten Boden aus, ſondern als Ruſſen. Was wäre nach allgemeiner Berechnung menſchlicher Dinge aus dem flüchtigen Gottesgelahrtheit-Befliſſenen von Jena, dem armen weſtfäliſchen Predigerſohne Oſtermann, geworden, hätte ſein Geſchick ihn nach Frankreich geführt; mit ſeinem ſchlummernden Talente, welches ſich auf Regierungskunſt und Politik warf: mit ſeinem brennenden Ehrgeize hätte er es gewiß nur zu einer untergeordneten Stellung in der Geſellſchaft gebracht, indem ein fortgeſchrittener Culturzuſtand, und geſchlichtete, und wir möchten ſagen, geradlinigte Verhältniſſe ihn beſchränkten, die anſpruchsvolle Abgelebtheit des adligen Königthums unter dem Regenten und Ludwig XV ihm nimmer große Bilder zur Erweckung, große Arbeit zur Uebung, einen Ringplatz für Gebietergedanken gegenübergeſtellt hätte. Biron, der fürſtlichſte Emporkömmling der dunkelſten Herkunft, hätte es vielleicht auf einem andern Boden zum einflußreichen Haushofmeiſter oder geheimen Rath eines kleinen Hofes gebracht, in gefährlicher Beziehung zur ſchwachen Herrin. Münnich, der oldenburgiſche Edelmann, im franzöſiſchen Dienſte geblieben, würde als Ingenieur und in der Leitung von Waſſerbauten namhaft geworden ſein; aber ein franzöſiſches Heer gegen die Reichsarmee hätte das Talent eines Feldherrn, der die Türken ſchreckte, nicht hervorgelockt; und Verhältniſſe, wie die zu Verſailles, nicht den maßloſen Ehrgeiz, die Herrſcherluſt entzündet, welche ihn vor allen Zeitgenoſſen bezeichnet. Aber an der Spitze eines ruſſiſchen Heeres, in welchem das Leben von Zehntauſenden als eine Zahl galt, gegen den Feind auszuziehen: eine ſo gelenkſame Maſſe in ein Werkzeug der Vernichtung umzugeſtalten; Reiche zu erobern und als Oberfeldherr einer Macht zu gebieten, die gleichzeitig die Polen, Franzoſen, Osmanen, Perſer und die wilden Horden Hochaſiens im Zaume hält; der Erſte zu ſein in einem Cabinete, welches als Emanenz bequemer Fürſten die Wagſchale der Welt gefaßt hatte: *ſolche* Möglichkeit und *ſolcher* Ideenumfang reizte und drängte, verführte und *verdarb* das Gemüth. Ueber die Zukunft Katharina II., die, wenngleich aus fürſtlich deutſchem Blute entſproſſen, wir dennoch als das glänzendſte Beiſpiel für unſere Anſicht aufſtellen, wagen wir nichts zu diviniren, hätte das Geſchick ſie an einen Prinzen des Weſtens vermählt. — Wie es eine geſchichtliche That der Ruſſen iſt, als Volk ſo zahlreich zu ſein, und ein feines Verſtändniß des innern Lebens vorausſetzt; wie ihre Größe Alles emporwachſen läßt, was in ihrer Dimenſion gaſtlich eine Stelle gewinnt; nehmen wir Deutſchen anderſeits mit unbeſtreitbarem Rechte unſern Antheil an dieſer Größe heraus, indem unſere Landsleute, in den Herrſcherberuf des Slaven eingegangen, der Machtäußerung des Stammes, die bis dahin Aſien zugewandt war, die bedrohende Richtung auf Europa als die *würdigere* aufnöthigten.

Heinrich Heine.

Grubenfahrt im Harz.

(1826.)

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich ſehr intereſſant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwey großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſt zu halten habe, und bittet angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſeyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer: es ſey gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlich werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorſichtiger Menſch hinunter geſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgeſinterte Waſſer herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!“ ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinen-Bewegung, unterirdiſches Quellen-Gerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſchigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieſelbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich meinte jetzt, es ſey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblaſen, zwiſchen drein der luſtige Matroſen-Lärmen erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefſinnig klaren Blicken, die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Geſichter dieſer, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten damals ſtattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zitter geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todtſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſeyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt, wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſen-Floſkel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied vom getreuen Eckart und vom böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verſtändige, treue Hund ſey plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutſche Treue hat uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſteigen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt' — Glück auf!

Die meiſten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Inſtrumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Viertel-Jahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiß innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzeleien dieſes Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Mährchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſen Volke, in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneider-Herberge und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange, dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bey allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäterhin abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühſam einwechſeln und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig intereſſiren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichten erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſo bald vergißt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald, als ein erwachſener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen

Fechner-Miſes.

Der Tod.

(1824.)

Unſre wahre Liebe gegen den Menſchen geht oft dann erſt an, wenn er von uns gegangen iſt, und zwei innig verwachſene Herzen fühlen's oft nicht eher, wie eng ſie verbunden waren, bis der Tod ſie von einander riß, und das zurückgebliebene es nun am Schmerz und dem langen Nachbluten ſeiner Wunde erkennt. Oft ſtirbt mit dem Menſchen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erſt glänzt, wenn die träge Schlacke von ihm gefallen, ſo ſteht auch der Menſch nur dann erſt verklärt vor unſern Augen da, wenn er ſeine Schlacke, den Körper, abgeſtreift hat, und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes an ihm die Sternbilder, die wir an ſeinem Lebenstage überſahen und verkannten. Die Blüte des Nachruhms iſt eine Pflanze, die zwar im Leben des Menſchen wurzelt, aber nicht eher an das Licht tritt, bis er ſelbſt in die Finſterniß gegangen. Erſt aus ſeiner Aſche treibt ſie prachtvoll hervor und pflanzt ſich dann durch tauſendfältigen Saamen von Geſchlechtern zu Geſchlechtern fort. Bevor der Menſch nicht geſtorben iſt, wird er ſeiner Unſterblichkeit nicht gewiß; kein Sterblicher trat in die Götterverſammlung des Olympus, ehe er den Weg zum Hades gewandelt; die Pfeile der Mißgunſt und Verläumdung hören nicht eher auf, ihn zu verwunden, bis er im Waſſer des Styx gebadet.

Aber ſage: was hilft es uns denn, wenn uns auch der Weihrauch des Nachruhms noch auf Hunderte von Jahren zur endlich doch zerfallenden Mumie einbalſamirt? wie es der Blume nichts hilft, wenn ihre Wohlgerüche noch eine Weile dauern, nachdem ſie ſelbſt gewelkt iſt; wie es der Saite nichts hilft, wenn der Ton, an deſſen Gewalt ſie zerſprang, auch noch lange nachhallt; ſie wird fortgeriſſen von dem Inſtrumente und wird keine Melodieen wieder tönen. Die Parze durchſchneidet mit dem Lebensfaden auch zugleich die Nervenfäden, die uns empfindend und fühlend mit der übrigen Natur verknüpfen. Wohl thun uns die Dornen weh, die unſer Herz im Leben verwunden; aber, wenn wir uns nun langſam an den Wunden verblutet haben, wiſſen wir nichts mehr von den Roſen, die man uns noch über das Grab pflanzt. Wohl brennen die Thränen oft heiß, die der Lebende ſo häufig dem Lebenden entlockt; aber von den Thränen, die man dann auf unſer Grab weint, dringt keine durch die ſtarre Eisrinde, die der Tod um unſer Herz gelegt, und ſagt uns, daß uns jemand noch liebt. Wenn dem Edlen, der im Leben vielleicht öfters nicht wußte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, der Ruhm nach ſeinem Tode noch prächtige Tempel baut, was hat er davon, als daß andre darin wandeln, und ſich ihrer Herrlichkeit freuen, ihm ſelbſt bleibt doch nur die kleine finſtre Kammer des Todes.

Sollen wir denn nicht klagen, wenn wir ſehen, wie der Tod bei ſeiner Sammlung von Erdenblüten nur zu oft nach den ſchönſten Exemplaren am erſten greift, und eben dadurch die Erde um den beſten Samen bringt, den dieſe hätten ausſtreuen können? wenn wir ſehen, wie alles Schöne, Erhabne dem Abgrund zueilt, von dem keine Fußtapfen zurückführen, der Jahrtauſende verſchlungen hat, und nur Augenblicke wiedergebiert? Der Tod geht umher, mit fürchterlicher Ruhe; er rührt mit ſeinem Eiſesfinger an das warme Herz des Jünglings, und es erſtarrt mit allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen und

Träumen und ſein Engel geht weinend fort und löſcht die Fackel; er aber wirft den blaſſen Leichnam ruhig auf den Acker, von dem kein Same wieder aufgeht, und wandelt weiter, und nimmt das blühende Kind aus der Mutter Armen, die verzweifelnd den letzten Kuß auf die blaſſen Lippen drückt; die Welle hat es kaum aus dem Meere der Unendlichkeit heraufgeſpült an die bunten glänzenden Geſtade des Lebens, ſo wirft er es zurück in den Abgrund der Vernichtung und der ewigen Nacht, aus dem es nimmer wieder auftaucht. Seine Speiſe iſt Verweſung und ſein Trank die Thränen troſtloſer Mütter und Bräute. In den Morgenhimmel unſrer Hoffnung wirft er ſeinen langen ſchwarzen Schatten, der immerfort zunimmt, und zuletzt ſelbſt uns die Sonne und die leuchtenden Sterne verhüllt; als drohendes Geſpenſt ſteht er vor dem gehofften Paradieſe eines beſſern Lebens, ſo daß wir ſchaudern, ſeiner Thür zu nahen; und wer ſagt es uns denn auch, daß das dunkle Thor in einen ewigen ſonnenhellen Luſtgarten führe, und daß der ſchwarze Engel der Vernichtung der Thürhüter einer Wohnung von Engeln des Lichts und von Seligen ſey?

Wenn der Roſengarten unſrer Lippen und Wangen entblättert iſt; wenn das verwelkte Auge nicht mehr nach Lichte durſtet, und der Lichtſtrahl, der hineinfällt, keinem Gedanken mehr begegnet, der ihn faßte, und zur innerſten Seele trüge; wenn im Ohre, dem kleinen Reſonanzboden des Alls, kein Ton mehr eine verwandte Saite findet, die er rühren könnte; wenn die Glut des Lebens die Adern nicht mehr zum Pulſe ſchwellt, und ſeine Ebbe und Fluth nun ſtockt, weil ihm die Geſtirne des Leibes erloſchen ſind, wenn kein Weinen und kein Lächeln der Geliebten mehr auf dem erblaßten Geſichte die verwandte Regung hervorruft, ſind uns dann nicht alle Flügel genommen, die uns, ſelbſt nur verpuppten Staub, über den Staub empor trugen, und rächt ſich dann nicht fürchterlich an uns das Irdiſche, das wir, ſelbſt nur ſeine freigelaſſenen Kinder, die eine Weile auf einer bunten Inſel ſpielen durften, zu beherrſchen wähnten, indem es uns mit ſeinen gewaltigen Armen wieder umklammert und zermalmt?

Doch ſtille! was zagſt du und zweifelſt? Warum bleibſt du bei der Nacht ſtehn, die nach dem Tage folgt; es kommt auch wieder ein Morgen nach der Nacht. Halte nur einen Stern feſt, wenn du am finſtern Acheron ſtehſt, und kein Ufer jenſeits ſiehſt, zu dem dich dein Schiff tragen könnte, den Stern des Glaubens; ſicher erreichſt du dann Edens Gefilde, wo Pſyche ſchönere Flügel erhält, die ihr nimmer wieder geraubt werden.

P. A. Pfizer.

Weſen und Würde der deutſchen Poeſie.

(1831.)

So wenig der Tod geiſtiger iſt als das Leben, oder die Nothwendigkeit geiſtiger als die Freiheit und die Schönheit, eben ſo wenig iſt das Denken geiſtiger als das Dichten Wohl aber iſt unter allen Künſten die geiſtigſte die Dichtkunſt, und deßwegen glaube ich, daß zur Poeſie die Deutſchen vorzugsweiſe berufen ſind, und daß die deutſche Poeſie, welche bereits Alles geweſen iſt, was ſie bei einem Volke ohne Vaterland und ohne öffentliches Leben werden konnte, ſich noch einmal verjüngen muß, wenn wir zur Nation geworden ſind. Wenn dagegen in Deutſchland gegenwärtig die mehr zur Philoſophie als zur Poeſie hinneigende, diſcurſive Geiſtesform vorherrſcht; wenn bei den deutſchen Dichtern eine auffallende Schwäche der Darſtellung des realen Menſchenlebens in Vergleichung mit Darſtellungen des Natur- und des Gemüthslebens bemerkt wird; wenn überhaupt das Denkvermögen übermäßig und außer allem Verhältniß mit andern Geiſtesvermögen geſteigert erſcheint: ſo beweist dieß nicht nur nichts für die höhere Würde der (mit dem eigentlichen Leben gleichfalls unbekannten) Philoſophie, ſondern es iſt dieſer Zuſtand geradezu für eine Krankheit zu erklären, welche vorübergehen wird, wenn man ſie nur erſt als ſolche gehörig erkannt und ſich dem Leben wieder zugewendet hat. Die Reflexion muß ſich ſelbſt beſiegen und vernichten, damit der Poeſie und dem Leben wieder zu ihrem Recht verholfen werden kann. Dieß iſt der einzige weſentliche Vortheil, den ich von einem fortgeſetzten Studium der Philoſophie erwarte

Sie wird am Ende ihrer ſelbſt überdrüſſig werden und ſich ihrer eigenen Hohlheit und Nichtigkeit ſchämen lernen, ein Ziel, das freilich nicht ſo ganz nahe zu ſeyn ſcheint, wenn man ſieht, mit welchem Dünkel ſie noch heut zu Tage auf Kunſt und Religion herabſieht und die Miene einer Beſchützerin derſelben annimmt. Aber ſie ſucht doch wenigſtens in ein Verhältniß mit denſelben zu treten, wenn ſie ſie gleich mit falſchen Namen ruft, ſie fängt doch an, allmählich ein Verlangen nach der Wirklichkeit zu empfinden, ſie ſtrebt, dieſe zu rechtfertigen und die ewige Vernunft in ihr zu erkennen, obgleich ſie auf falſchem, nämlich auf abſtractem Wege, ſich ihr nähert.

Die jetzige Stellung der Philoſophie zur Poeſie iſt freilich dieſer im höchſten Grade ungünſtig, und droht uns nach und nach nicht nur um alle lebendige Poeſie, ſondern ſogar um die Idee der Poeſie zu bringen. Denn nirgends herrſcht vielleicht über das Verhältniß des Gedankens zur Poeſie ſo viel Vorurtheil und Mißverſtand, als in dem philoſophiſchen Deutſchland. Des gäng und geben Irrthums gar nicht zu gedenken, wonach die Poeſie von der Proſa ſich nur dadurch unterſcheidet, daß ſie eine reizendere Einkleidung des Gedankens iſt, wird die Poeſie jetzt ziemlich allgemein als eine willkürliche Zuſammenſetzung und Vermiſchung von zwei, in der Seele des Dichters abgeſondert liegenden Elementen, nämlich des Abſtracten und des Concreten, des Begriffs und des Bildes, aufgefaßt, anſtatt ihr Weſen in der nothwendigen Durchdringung des Geiſtigen (der Idee und nicht des todten Begriffes) mit dem Leiblichen zu erkennen. So geſchieht es, daß die Poeſie ſich berufen glaubt, die Reſultate der Abſtraction und der Speculation auf allegoriſche Weiſe darzuſtellen und mit Verläugnung ihrer Selbſtſtändigkeit und Würde dem Begriff dienſtbar zu werden. Anſtatt den Gedanken zu wecken, wird ſie erſt durch ihn erweckt, und das ſchon bei der philoſophiſchen Betrachtung verwerfliche, unproductive Schematiſiren wird ſogar beim Dichten angewendet, indem man Gedichte nach einem Begriffsſchema componirt und der Plan einer Dichtung ſich in nichts mehr von einer Chrie oder von der Dispoſition zu einer Predigt unterſcheidet.

Wenn aber einerſeits das Symboliſche bei uns gar zu leicht in das Allegoriſche und Didaktiſche übergeht, indem an die Stelle der lebendigen, ſchöpferiſchen Idee der Reflexionsbegriff ſich einſchleicht und Begriff und Bild als zwei verſchiedenartige, blos künſtlich und willkürlich verbundene Elemente aus einander fallen läßt: ſo haben dagegen Andere das anſchauende Bewußtwerden der unſagbaren und unausſprechlichen Idee mit der, alle Productivität zerſtörenden Auflöſung in Reflexionsbegriffe verwechſelt und, weil der Dichter ein Wiſſender iſt, der nicht vom Baume der Erkenntniß gekoſtet hat, geradezu behauptet, der wahre Dichter müſſe, um etwas Aechtes hervorzubringen, bewußtlos einem blinden Trieb und Drange folgen.

Wie ganz anders die antike Kunſt, in welcher Geiſt und Natur noch zur lautern Identität verſchmolzen, das volle Daſeyn ganz und ruhig in ſich ſelbſt beſchloſſen, die menſchliche Geſtalt in ihrer mangelloſen Vollendung noch die Erſcheinung des Göttlichen war. Nie war ein Volk ſo durchdrungen und unmittelbar gewiß von der Göttlichkeit der Welt und der Menſchennatur, oder des Menſchen, inſofern er Natur iſt, wie die Griechen, und ich geſtehe, daß der Götterklang eines einzigen Homeriſchen Verſes mich oft plötzlich, wie der erſte Sonnenſtrahl die Bildſäule des Memnon, durchzittert und Thränen der heißeſten Sehnſucht vergießen läßt, daß ich mich mit Gewalt abwenden muß von der Anbetung des Griechenthums. Aber ich verwerfe dieſes weichliche ſehnſüchtige Schwelgen in der Vergangenheit, das uns hindert an uns ſelbſt zu arbeiten. Jener Stand der Unſchuld konnte nicht immer dauern, und in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, liegen unſere Kränze. Sollte der Geiſt frei und verklärt werden, wie dieß die Beſtimmung alles Erſchaffenen iſt, ſo mußte in die Einheit die Entzweiung treten, mit welcher die Romantik begann. Aber der ächte, nothwendige Gegenſatz in der Romantik iſt nicht der von Begriff und Bild, durch deren Vermählung die moderne Allegorie hervorgebracht wird, ſondern der von Geiſt und Körper, von Dieſſeits und Jenſeits, von Freiheit und Nothwendigkeit. In der Romantik herrſcht das Symbol vor, der romantiſche Dichter hat es mehr mit der geiſtigen (übrigens wirklichen und wahren, nicht willkürlichen und erdichteten) Bedeutung der Dinge zu thun, als mit ihrer abſoluten Natur, ihrem reinen Daſeyn, wie es ohne Mangel in ſich ſelber ruht.

In der antiken Kunſt, für welche die Natur das Höchſte und unmittelbar Göttliche iſt, herrſcht das Nackte vor, in der Romantik das Verhüllte. Die Poeſie der Alten iſt im Grund nur eine Modification der bildenden Kunſt, wie umgekehrt die bildende Kunſt der Neuern Poeſie iſt. Die romantiſche Poeſie und Kunſt findet das Göttlichmenſchliche im Geiſte des Menſchen, ſie iſt daher weſentlich ethiſch und contemplativ; das Drama und die Lyrik ſind ihr Element, wie das der antiken Poeſie das Epos, die ſinnliche Fülle und Breite der göttlichmenſchlichen Erſcheinung, und das höchſte Epos der Griechen ihre Götterlehre war. Das Kunſtſchöne fällt bei ihnen vorzugsweiſe mit dem Naturſchönen zuſammen, während in moderner Kunſt und Poeſie das Geiſtige, die Bedeutſamkeit der Idee, vorherrſcht, ſo daß die neuere Poeſie gar häufig nicht das Schöne, ſondern das Häßliche zu ihrem Vorwurf nimmt, was ſie aber dadurch zum Kunſtſchönen erhebt, daß ſie die Bedeutung der Idee darein zu legen weiß. Die romantiſche Poeſie iſt alſo weſentlich ſymboliſch, indem für ſie die Gegenſtände nicht in ihrer Identität von Geiſtigem und Sinnlichem, ſondern nach dem geiſtigen Gehalte gelten, der in ihnen erſcheint. Die Hellenik gleicht dem Tage, wo der ſtrahlende Sonnengott langſam und prächtig durch den wolkenloſen, immer blauen Himmel wandelt, die Romantik einer, bald ſternhellen, bald umwölkten Mondnacht, wo die Sonne ſich in die Tiefen der Meere zurückgezogen hat, aber ihr glühendes Leben unſichtbar fortwirkt und in allen Pulſen der Schöpfung fühlbar ſchlägt.

Der mächtigſte Repräſentant der Romantik iſt Shakſpeare, deſſen Schöpfungen der ganze Sturm der Leidenſchaft durchbrauſt. Bei ihm iſt Alles Entzweiung, Tragiſches und Komiſches gemiſcht, höheres und gemeines Leben hart neben einander gerückt, und das Scheidewaſſer der Ironie und des Humors über Alles ausgegoſſen. Aber den Zwieſpalt der Schöpfung löst bei ihm in der Regel nur die Vernichtung, die Naturgewalt, und die Nothwendigkeit behält den Sieg, und der Geiſt und die Freiheit muß untergehen, die Idee wird ſelten oder nie gerettet: denn die Zeit der geiſtigen Verſöhnung war noch nicht gekommen und iſt auch nicht bei dem beſchränktkatholiſchen Calderon, wenigſtens nicht in der rechten Art, zu finden.

Aber dieſe Entzweiung iſt naturgemäß und nothwendig; nur bis zu dem jetzigen Extreme, bis zur völligen Aushöhlung der Realität durch den Gedanken, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Bildes und der lebendigen Geſtalt unter den todten Begriff, welche bei uns an der Tagesordnung iſt, hätte die Entzweiung nie getrieben werden ſollen.

Und dieſes gänzliche Auseinanderfallen der Elemente iſt hauptſächlich der durch den Mangel eines äußern Lebens bedingten ſpeculativen Richtung zuzuſchreiben. Ohne ſie würden wir einen deutſchen Shakſpeare haben, der dem engliſchen in nichts nachſtände. Goethe, der klarſte, umfaſſendſte und gebildetſte Geiſt, den Deutſchland hervorgebracht hat, ſcheint wirklich von der Natur ſo reich ausgeſtattet worden zu ſeyn, daß es blos von ſeiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunſt oder der Wiſſenſchaft er die Meiſterſchaft erringen wollte, und für die Poeſie hat Goethe ſich wohl nur darum vorzugsweiſe entſchieden, weil dieſe ſeinem Genius das univerſellſte Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenſtände für die Poeſie vorgefunden, wäre es ihm vergönnt geweſen, ſich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff ſeiner Dichtungen aus einem vollen, friſchen und bewegten Nationalleben zu ſchöpfen, ſo würde er ohne Zweifel auf der mit Götz von Berlichingen ſo großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeſchritten ſeyn. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin ſein mächtiger Geiſt mit voller Befriedigung ſich hätte verſenken können, und trieb ihn gewaltſam in ſich ſelbſt und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Bruſt zurück. In Ermanglung bereits fertiger praktiſcher Intereſſen, die ihm das Leben hätte bieten ſollen, war er genöthiget, ſich ſelber erſt die Objecte und die Intereſſen zu ſuchen und zu ſchaffen, und das Alterthum, die Wiſſenſchaft, ja ſelbſt die Oekonomie und die conventionellen Lebensformen in ſeinen Bereich zu ziehen. So erſcheint denn ſeine Schöpferkraft faſt überall durch Reflexion beſchränkt, und neben dem poetiſchen Zweck wird auch ein wiſſenſchaftlicher, ſey es nun eine pſychologiſche Zergliederung oder die Ergründung ſonſtiger Lebenserſcheinungen, verfolgt. Daher ſteht Goethe Shakſpeare'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben ſo ſehr nach, als er ihn an Univerſalität, kunſtſinniger Vollendung, Bildung und philoſophiſcher Klarheit übertrifft. Goethe iſt mehr, aber auch weniger als Shakſpeare, und ich hätte unſerer poetiſchen Literatur lieber noch einen Shakſpeare als einen Goethe wünſchen mögen.

Der Mißverſtand aber, den ſelbſt Goethe's Genie nicht ganz zu überwinden vermochte, laſtet vollends wie ein Fluch auf minder begabten Naturen, und es fragt ſich nun: Wie kann hier geholfen werden? Ohne Zweifel nicht dadurch, daß man ſich mit Beſeitigung des Gedankens, aber auch der ſchöpferiſchen Phantaſie, ganz in das Gebiet einer rein ſubjectiven Lyrik zurückzieht, oder daß man zu den Anſchauungsweiſen des Alterthums zurückkehrt. Letzteres iſt bei uns beſonders in Einer Richtung geſchehen. In der Meinung, die ſinnliche Natur des Menſchen wieder in ihr göttliches Recht nach antiker Weiſe einſetzen zu können, haben manche deutſche Dichter ſich in Darſtellungen der Wolluſt verſucht. Aber ſelbſt im glücklichſten

Fall, wo es, wie dem Dichter der römiſchen Elegien, gelang, das ſinnliche Element der Menſchennatur rein und mit naivem Sinn aufzufaſſen, iſt wenigſtens das zu erinnern, daß ſolche Dichtungen nicht unſerer Zeit angehören, für welche die Liebe, als ein phyſiſches Bedürfniß betrachtet, nimmermehr ein poetiſcher Vorwurf ſeyn kann und ſeyn darf. Unſere Literatur hat aber auch andere Hervorbringungen aufzuweiſen, auf die ſich heut zu Tag gar Mancher viel zu gut thut, und von denen man beſſer ganz geſchwiegen hätte. Ich meine Producte, wie die Lucinde oder wie den Ardinghello. Den Verfaſſern dieſer Werke iſt es zwar gelungen, ſich des peinlichen Gefühls der Scham, von welchem die ſelbſt in Schilderungen der Wolluſt unſchuldigen Alten nichts wußten, zu entſchlagen, dafür ſind ſie aber auch in wahre Frechheit und Gemeinheit, oder ekelhafte Lüſternheit verfallen, und der Kitzel des halbſündigen Bewußtſeyns, der öffentlichen Moral getrotzt und der Sitte Hohn geſprochen zu haben, iſt das ſtörende, unächte Element, das alle wahre Poeſie vernichtet. Wie gar nichts hat die griechiſche Venus gemein mit jener Apotheoſe der Thierheit in Heinſe's Schilderungen, wie entfernt iſt das reine Gefühl ihrer Anſchauung von der ſich brüſtenden Begier, womit jener ſie auffaßt und beſchreibt! Die wahre Freiheit kennt freilich keine Scham, ſie iſt aber auch frei von Sünde, und Sünde iſt für den aus dem Naturſtande herausgetretenen Menſchen unſerer Zeit der bloß phyſiſche Genuß ohne die Verklärung und Verſöhnung durch den Geiſt, ohne die wahre Liebe.

Und dieß iſt nun überhaupt die eigentliche und höchſte Aufgabe der künftigen Poeſie: die Natur durch den Geiſt zu verklären, Freiheit und Nothwendigkeit mit einander zu verſöhnen und der Harmonie des Univerſums ſich (nicht in der Reflexion, ſondern in lebendiger Anſchauung) bewußt zu werden. Einſt wird, wenn erſt der Boden für eine ſolche Erſcheinung wieder gewonnen iſt, ein geiſtiger Homer, ein religiöſer Shakeſpeare, erſcheinen und die Poeſie vollenden.

Grüneiſen.

I. Die Vielſeitigkeit unſrer Altvordern.

(1837.)

Es gehört weſentlich zu demjenigen, was jene früheren Jahrhunderte vor den ſpäteren gemeiniglich voraushaben, daß der Einzelne nicht ſowohl in Einzelnem, dieſem oder dem, hervorragte, ſondern daß er in Mehrerem, dem und jenem, gleich tüchtig erſcheint. So werden die größten Helden und die weiſeſten Staatshäupter, wie die Kaiſer und Könige des ſchwäbiſchen Hauſes, unter den erſten Dichtern ihrer Zeit genannt; ſo war Aeneas Sylvius Piccolomini, der klügſte Staatsmann unter der dreifachen Krone, zugleich einer der geſchmackvollſten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts; ſo ein Bürgermeiſter von Wittenberg der berühmteſte unter den damaligen ſächſiſchen Malern. Und umgekehrt, die nahmhafteſten Gelehrten, Dichter, Künſtler ſind nicht bloß in verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft oder in mehreren Zweigen der Kunſtübung gleich bewandert, wie ſich Maler, Bildner, Baukünſtler zumal in den großen Meiſtern Italiens zuſammenfanden; ſondern Wiſſenſchaft und Kunſt, vornehmlich in ihren Beziehungen auf das Leben, deſſen Bräuche und Bedürfniſſe, begleiteten ſich einander und durchdrangen ſich wechſelsweiſe. Luther und Zwingli waren beide groß in der Muſik; jener noch größer in der Dichtkunſt. Der koloſſale Schöpfer der Moſesſtatue, des jüngſten Gerichts und der Peterskuppel erholte ſich gern in Sonetten und Canzonen. Albrecht Dürer, der größte deutſche Maler, Kupferſtecher und

Holzſchneider ſeiner Zeit, und Leonardo da Vinci, einer der größten Künſtler Italiens, und aus deſſen Schule noch größere hervorgegangen ſind, ergaben ſich den tiefſten Forſchungen über Meß- und Naturkunde, zumal der optiſchen und mechaniſchen Geſetze; jener lehrte die Befeſtigungskunſt, dieſer und Benvenuto Cellini übten ſie zugleich aus. Auch an Kriegszügen und Staatsgeſchäften nahmen ſie hinwieder Antheil. Der Reformator von Zürich fiel in der Cappelerſchlacht; Hans Löwenſprung von Bern, ein kunſtreicher Maler ſeiner Zeit, gegen die Kaiſerlichen bei Dorneck. Petrarc und Rubens waren zu wichtigen Sendungen ihrer Herren und Höfe gern und oft gebraucht. In gleicher Weiſe war vornehmlich auch Niclaus Manuel, von welchem das Nähere erzählt werden ſoll, Staatsmann und Soldat, Dichter und Künſtler: Maler, Bildner und Holzſchneider geweſen.

Dieſe Vielſeitigkeit jener ausgezeichneten Männer mag immerhin vorzugsweiſe darin ihren Grund haben, daß damals weder die Wiſſenſchaft ſolchen reichhaltigen Stoff zu bearbeiten hatte, wie er ſich jetzt vor uns ausbreitet und in viele einzelne Gebiete vertheilt, von welchen jedes zu ſeiner genügenden Fortbildung die volle Kraft eines ganzen Lebens in Anſpruch nimmt, noch auch die Kunſt in ſo gar mancherlei formelle und techniſche Unterſchiede, wie jetzt, verzweigt war, unter welchen jede beſondere Richtung und Aufgabe nur durch ausſchließliche Uebung im Gebrauch ihrer Werkzeuge und Hülfsmittel und durch unerläßliche Fortſetzung ihrer weit geſteigerten Anforderungen befriedigend verfolgt und gelöſt werden zu können ſcheint. In der ältern Zeit waren allerdings die Beſtandtheile einfacher, die Anſprüche naturgemäßer, daher auch die Verbindungen unmittelbarer; der Blick war nicht vom Ganzen auf das Einzelne hinweggeleitet, ſondern erkannte dieſes immer an und in jenem, und konnte, bei der mindern Schwierigkeit des Nächſten, auch Anderes und ſelbſt Verſchiedenartiges um deſto leichter zugleich in Ausübung und zur Anwendung bringen. Allein die Urſache dieſer Erſcheinung liegt noch tiefer. Sie fällt eigentlich mit jener zuſammen, aus welcher wir allein erklären können, warum die begabteſten Dichter des Mittelalters gemeiniglich ſich an bekannte und weitverbreitete Sagen und Geſchichten anſchloſſen, warum die Künſtler ein vorhandenes ſtehendes Urbild, die morgenländiſchen ſtarr und todt, feſtzuhalten, die abendländiſchen vom 13ten Jahrhundert abwärts, mit ſteigender Freiheit, Anmuth, Wärme und Friſche der lebendigen Natur fortzubilden pflegten; ferner, weßhalb von den älteren Dichtungen, wie den Nibelungen, dem Reinecke Vos u. A., kein Verfaſſer ſich vorfindet; weßhalb in den früheren deutſchen Malerſchulen, zumal der Colmar'ſchen und Ulmiſchen, nur ſelten ein Monogramm, in ſämmtlichen deutſchen Bauhütten kaum da und dort ein Name zum Vorſchein kommt. Die Urſache hiervon iſt keine andere, als daß die Wiſſenſchaft und mit ihr der Gelehrte, die Kunſt und ihre Meiſter der lebendigen Wirklichkeit angehörten und jedesmal die Geſtalt des Lebens, in welcher ſie athmeten, das Vaterland und die Kirche, als den Gegenſtand nicht bloß ihrer Betrachtung, ſondern ihrer dankbaren Liebe und ihres ſelbſtvergeſſenen Dienſtes vor Augen behielten. Daher war die abgezogenſte Lehre, die der Scholaſtiker, vorzüglich damit beſchäftigt, den Glauben ihrer Zeit zu rechtfertigen vor dem denkenden Geiſte; die dürrſte Poeſie, die des Meiſtergeſangs, darauf gerichtet, den Inhalt der dem chriſtlichen Bewußtſeyn theuerſten Geſchichten und Unterweiſungen durch das Maß der Sylbenzählung und den Wohlklang des Reims annehmlich zu vergegenwärtigen und dauernd einzuprägen. Daher drängte ſich durch die Umzäunungen der entarteten Kirche das in ſeinen unmittelbaren und nachfolgenden Wirkungen ſo unendlich wohlthätige Inſtitut des Leutprieſterthums oder der Volkspredigt hindurch. Daher waren alle Künſte zünftig, und verherrlichten den Gottesdienſt, bewahrten die vaterländiſchen Ereigniſſe, ſchmückten die öffentlichen Räume, und erheiterten, veredelten, befeſtigten durch ihren Einfluß auf die Geſinnungen des Volkes das gemeinſame Leben und die bürgerlichen Zuſtände

Daher, bei dieſer, im ſchönſten Sinne, praktiſchen Begeiſterung, die alle Kräfte in ihren Dienſt nahm und alle Thätigkeiten auf ihre Bahn zog, trat nicht bloß der Name und das Gewicht des Einzelnen gegen die Idee ſeiner Tendenz und gegen die Bedeutung der Geſammtheit, mit deren Zwecken ſeine Tendenz zuſammenfloß, unwillkürlich zurück, ſondern er ſuchte auch gern von ſeiner Seite Alles aufzubieten und darzureichen, was dem gemeinen Weſen und der Würde des Ganzen zum Frommen gereichte, ſtrebte ſich ſelbſt in möglichſter Vervielfältigung ſeiner perſönlichen Tüchtigkeit zu üben, und ſo die Anſprüche des Lebens in ſeinem Kreiſe zu verwirklichen. Weil aber das Gemeinſame vor Augen blieb, ſo wurden die einzelnen Kräfte in ihrer verſchiedenartigen Uebung und Verwendung nicht zerſplittert, vielmehr in ſchöner Einigung zuſammengehalten, und hier durch ein helleres Verſtändniß des Zuſammenhangs, dort wenigſtens durch dunklere Ahnung jener tieferen Bezüge getragen.

II. Das Münſter zu Ulm.

(1840.)

Formen und Maaße dieſer größten deutſchen Kirche machen einen harmoniſchen und erhebenden Eindruck, wie ſchmerzlich auch das modern Geſchmackloſe des Orgelbaues, die Verödung ſo mancher Conſolen an den Pfeilern und Wänden, die Uebertünchung der ſchönen Naturfarbe des Geſteins, namentlich ſogar auch die plumpe Verſtreichung der Ornamenturen und die Auslöſchung der noch bis 1817 ſichtbar geweſenen Frescogemälde, zumal desjenigen fällt, welches über dem Triumphbogen am Chor ausgeführt war.

In beſonderer Reinheit, Großartigkeit und Anmuth ſtellt ſich die Vorderſeite der Außenkirche dar, das Portal mit ſeinem dreifachen hohen Eingange und ſeiner Vorhalle, und mit den faſt unzählbaren Bildwerken, welche dort in ſchöner Ordnung und nach ſinniger Auswahl aufgeſtellt ſind. Darüber im Thurm das ungeheure einzige Fenſter, das vordem mit der Legende des heil. Martin bemalt, in das ganze Mittelſchiff der Kirche hineinleuchtete, ſolange die Aufſtellung der Orgel dieß nicht beſchränkte. Weiter empor die zwei ſchlanken und noch höheren Fenſteröffnungen des zweiten Thurmſtockwerkes zwiſchen den zierlichſten freien Wendeltreppen bis zu dem Kranze, mit welchem das Bauwerk ſtill ſtehen mußte, und dann auf dem 15' hohen Anfang des zweiten Thurmtheiles eine ſpitzige, faſt 100' hohe Bedachung erhielt, während der noch vorhandene Aufriß des Thurmes, von hier an aus dem Viereck aufſteigend, noch ein drittes octogones Stockwerk mit je einem in der Mitte von zierlichem Steinwerk unterbrochenen, wiederum höheren Fenſter zeigt, und darüber die Verjüngung einer reich durchbrochenen Nadel mit fünf Kränzen, und auf der Spitze die Bildſäule der Patronin der Kirche mit dem Jeſuskind in den Armen andeutet. Eine Zeichnung, die indeſſen erſt im ſechszehnten Jahrhundert entworfen iſt, wiewohl ſie auf ältere Pläne gegründet ſein muß, da ſich daran einzelne architectoniſche Formen bereits in einiger Ausartung vorfinden.

Bis auf den Boden des erſten Kranzes, wo das Achteck ſich erhebt, beträgt die Höhe des Thurmes 234 württembergiſche Fuß; der ausgebaute Thurm würde 510 Ulmer Werkſchuh oder 520 württembergiſche Fuß betragen. Das vergoldete Standbild der Jungfrau Maria auf der Spitze hätte um etliche Fuße noch über die Spitzen des Kölner und des Straßburger Thurmes hinweggeſchaut. Die Spitze des jetzigen Thurmes hat die Höhe von 337'.

Wie der Thurm nach Weſten nur zur Hälfte ausgebaut iſt, ſo ſind die beiden öſtlichen Thürme, an den Chorſeiten, beinahe ganz unausgeführt, und nicht minder iſt auch das Aeußere der Kirche unvollendet geblieben. Es fehlt ſogar an der Façade die völlige Steinbekleidung; es fehlen die vielen Seitenthürmchen, welche über den Strebepfeilern der Seitenſchiffe zu ſtehen kommen, die Verbindungsbögen, die ſich als Brücken über die Seitenſchiffe hin zur Stütze des Mittelſchiffes anlegen ſollten; es fehlt die auch bei dem ſchwierigern Stoffe zu bewirkende, Mannigfaltigkeit, die dem großen Werke mehr den Anſchein des freien Gedankens und der würdevollen Erhebung verleihen müßte. Nun aber iſt das umgekehrte Verhältniß. Wie leicht, hell und aufſtrebend der Münſter in ſeinem Innern, weil er vollendet iſt, erſcheint, eben ſo ſchwer, düſter und gedrückt kommt er von außen, zumal an den Seiten und von Oſten her, dem Beſchauer vor und erfüllt mit Wehmuth über dem Ungenügen menſchlicher Kraft zum menſchlichen Entwurf. Erinnert man ſich zumal, daß bei der erſten Verkündigung des Münſterplanes ausdrücklich feſtgeſetzt war, dieſer Bau ſolle lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner ohne irgendwelche fremde Beihilfe und Steuer zu Stande kommen, während in denſelben Zeitraum bedeutende Gebietserweiterungen durch Ankauf, namentlich den der Grafſchaft Helfenſtein, und die Vergrößerung der Feſtungswerke fallen; ſo iſt es in der That nicht anders, als wenn dieſes rieſenhafte Unternehmen Mark und Saft der Bürgerſchaft in ſich geſogen hätte und darum die Stadt in ſo kleinem Maaßſtab umherläge und ihre politiſche wie gewerbliche Bedeutung gegen die Macht und den Reichthum früherer Jahrhunderte herabgeſunken wäre. Jedenfalls gilt von dieſem unvollendeten Bau, was man ſonſt mit Unrecht von der alten Kirchenbaukunſt überhaupt geſagt hat, daß ihre Werke wie große Grabſtätten ausſehen, worein der Fronleichnam gelegt ſei. Der Ulmer Münſter geberdet ſich von fern und nah wie ein großes Trauerdenkmal, aber im umgekehrten Sinn jener Worte des Erlöſers (Evang. Math. XVIII, 27.). Inwendig iſt Licht und Leben, und eine Fülle der herrlichſten Gedanken und heiligſten Empfindungen entfaltet ſich darin zur Andacht. Es mag dem Einfluſſe des Proteſtantismus zugeſchrieben werden, daß der Ausbau des Ulmer Münſters nicht ſo erfolgte, wie er bei den Domen zu Straßburg und Wien auch an den

Außenſeiten vor Augen ſteht. Aber abgeſehen davon, daß andere Urſachen ſich mit der Reformation in jene Schuld theilen, wenn anders die Unzulänglichkeit der Mittel und Kräfte zu dem Vorhaben dieſen Namen verdient — abgeſehen, daß längſt vor der Kirchenverbeſſerung der fromme Eifer nur durch den Aberglauben des Ablaſſes im Athem erhalten werden konnte, und ſo zuletzt mehr Schuld an der Fortſetzung ſelbſt als an der Unterlaſſung des Baues haftete; — ſo ſpricht ſich in der vorhandenen Beſchaffenheit der Kirche gerade der Geiſt des Proteſtantismus und auch der Kunſtſinn einer proteſtantiſchen Gemeinde klar und entſchieden aus. Ernſthaft und ſtreng, wie ihr Gottesdienſt, iſt der äußere Eindruck; aber deſto heiterer und einfacher ſchön, wie das ſelige Glaubensleben, die innere Einrichtung dieſes Gebäudes: deſto reiner im Ganzen, wie bei dem Canon unſerer heiligen Urkunden, die urſprüngliche Form behütet und gepflegt.

J. P. Lange.

Die ſchweizeriſchen Waſſerfälle.

(1841.)

Wenn man im Beginn der warmen Jahreszeit, etwa um die Mitte des Juni, die Schweiz beſucht, ſo muß man auf den Genuß zweier herrlichen Erſcheinungen der Alpenwelt verzichten. Man vermißt noch die Lebendigkeit der hohen Bergtriften; es fehlen noch die Heerden und die Hirten auf den grünen Matten. Selten vernimmt man noch das ſeligweinende Alphorn, ſelten das ſüße Glockengeläute der Heerden, das die hehre Einſamkeit der ſtillen Höhen nicht verſtört, ſondern bemerkbar macht, wie der Pulsſchlag das Leben. So fehlen alſo noch die bunten Bilder des Lebens und der Lebensfreude, welche die Hand Gottes ſo wunderſam mit den erhabenen Schreckniſſen der Alpenwelt verwebt hat; weil auch die Schrecken ſeiner Macht nicht finſter drohende, ſondern fürſtlich ſchirmende Gewalten ſind für die Wohlfahrt ſeiner Kinder, und im Einklang ſtehn mit aller Huld und Freundlichkeit ſeines Waltens. Außerdem vermißt man um dieſe Jahreszeit noch die Lichtſpiele der aufgehenden und untergehenden Sonne auf den Bergen, das vielgeprieſene Alpenglühen. In der Regel nämlich geht jetzt noch der Morgenglanz, mit welchem die Berghäupter den Gruß der Sonne erwiedern, ſchnell durch einen flüchtigen Goldſchein in hellen Silberſchimmer über. Der feine Herbſt, wie er überhaupt an Farbenverklärungen ſo reich iſt, und ſo prachtvolle Morgen- und Abendröthen bildet, ſoll ſich hier auch als der eigentliche

Altmeiſter des Alpenglühens bewähren. Man rühmt ihm nach, daß der Abglanz der Sonne auf den Alpen durch die wunderbarſten Modulationen von Goldglanz, Roſenroth, Violet und todesbleichem Aſchgrau hindurch führe. Nur einmal ſah der Pilgerzug, dem der Verfaſſer dieſer Zeilen angehörte, beim Hinabſteigen in das Grindelwaldthal zur Abendzeit ein bedeutendes Alpenglühen. Eine große, dunkelrothe, brennende Himmelsröthe lag auf dem weſtlichen Abhange des majeſtätiſchen Eiger. Wenn das Lied des Tages, das hohe Lied von der Herrlichkeit und Güte des Herrn, in lebensfreudigem Dur-Tone des Sonnenſcheins ausgeſpielt iſt, ſo erklingt es in den mannigfaltigſten und ſanfteſten Molltönen, in den roſigen Lichtſpielen der Abendröthe, als wären es die wehmüthigen Erinnerungen, die ſüßen Verheißungen der feiernden, in die Nacht ſich verhüllenden Liebe. Dieſe Nachſpiele aber hallen an den Alpenzinnen in den feinſten und ſanfteſten Tönen wieder. Auch dieſe Roſenfeſte, welche die Sonne kommend und ſcheidend auf den Alpen feiert, mußten wir größtentheils entbehren.

Dagegen hatten wir einen großen Erſatz in der Pracht der Waſſerfälle, die um dieſe Zeit, unter der Arbeit der Juniusſonne, bei einem außerordentlichen Schneeſchmelzen ihre ganze Herrlichkeit, wie ſonſt ſelten, entfalten. Wie oft muß man der ſtehend gewordenen Ausdrucksweiſe, welche die hohen Schnee- und Felſengebiete in den Alpen als eine Region des Todes bezeichnet, begegnen! Freilich darf man in dieſen hohen, einſamen Himmelsnähen der Erde die Fülle des Menſchen-, Thier- und Pflanzenlebens nicht ſuchen. Was dieſer Region Lebendiges wahrhaft angehört, das hat die Weihe des Bedeutſamen, ſey es das Gewürz des Alpenkrautes oder der brennende und doch ſo holde Wunderſchein der Alpenblumen, ſey es die Gemſe, welche das ſcherzende Hinweghüpfen des ſchuldloſen Lebens über ſchauerliche Abgründe verſinnlicht, oder der Adler, welcher das Gloriöſe der fürſtlichen Mächte auf den Gipfeln des Landes der Freiheit darſtellt, oder auch der Hirt in ſeiner Kraft, der Schütz in ſeiner Kühnheit, der wahre Alpenwaller in ſeiner himmelanſtrebenden Sehnſucht. Sieht man aber auch von dieſen Erſcheinungen des individuellen Lebens ab, ſo kann man dennoch dieſe Regionen nur mit Unrecht als Todesgebiete bezeichnen. Hier iſt die hohe Wiege der lebensreichen Flüſſe, die möglichſt verborgene Geburtsſtätte der Ströme. Wenn die Flüſſe als die Lebensadern der Länder betrachtet werden, ſo kann man das Gebirge, von welchem ſo viele Schlagadern der Erde ausgehen, als das pulſirende Herz ſeiner großen Stromgebiete betrachten. Wenn ich in den hehren Einſamkeiten der Alpenhöhen den feuchten Glanz der Schneeflächen unter den Strahlen der Mittagsſonne ſah, und hörte eine Lawine donnern, hörte das ewige Kniſtern, Knarren und Krachen in den Schneefeldern und Eisgewölben, beſonders aber das tauſendfach vielſtimmige, rings umfangende Rieſeln und Rauſchen kaum geborner Alpenbäche, dann erſchien mir dieſe ganze Region geweiht als eine große, ehrfurchtgebietende Werkſtätte Gottes, als die erhabene, in die Stille des Himmels emporgerückte Felſenhalle, worin er unaufhörlich leiſe und gewaltig wirkend Leben und Wohlthat für einen großen Theil von Europa verbreitet. Hier iſt die Geburtsſtätte des Rheins, der den Weſten Deutſchlands feſtlich verſchönt, des Rhoneſtroms, der den Süden Frankreichs mit poeſiereichen Thälern ſchmückt, von hier fließt der Donau ihre Alpenkraft zu in den Fluthen des Inn, hier haben die Flüſſe, welche das nördliche Italien berühren, ihre Heimath.

Wenn man einen großen Strom in ſeinem ruhigen Lauf durch die Thalgegenden betrachtet, ſo begreift man es nicht, woher dieſe Fülle des Waſſers kommt. Hört man aber das Rauſchen der Waſſer in den Hochalpen, einem Rauſchen von tauſend Mühlen vergleichbar, das Jauchzen zahlloſer neugeborner Bergſtröme, ſieht man die weißen Bäche an allen grünen Höhen, an allen dunkeln Felſenwänden herabſteigen, ſo begreift man noch weniger, wo dieſe Fülle des Waſſers bleibt. Man bekommt einen tiefen Eindruck von dem unermeßlich großen Haushalte

Gottes. Ein Gefühl ſeiner unendlichen Majeſtät und Macht, ſeiner unergründlichen Weisheit und Güte, ſeiner Herrlichkeit, die ſich ſo ſtark und leuchtend in dem Schönen und Erhabenen dieſer Schöpfungsbilder ſpiegelt, ergreift die ſtaunende Seele.

Das Gebrauſe der Alpenwaſſer hörten wir am ſtärkſten im Gotthard-Gebirge. Hier im Reußthale kamen von allen Seiten Alpenbäche, in weißen Schaum aufgelöst, wie vom Himmel herab. Am frappanteſten aber, in einer erhabenen Reihenfolge, ſtürzten die ſchimmernden Bäche von den Höhen herab im Haslithale zwiſchen Mairingen und dem Brienzer See. Hier folgt auf der linken Thalſeite ein Waſſerfall auf den andern. Sie kommen in hehrer Niederfahrt von einem ſteilen Bergrücken, durch grüne Tannenwälder weißſchimmernd, jauchzend in's Thal. Dieſer ſchöne Reigen weißer Alpenjungfrauen wird an der obern Seite vom Reichenbach, an der untern vom Hirßbach angeführt.

Das Ergreifende der Waſſerfälle liegt nicht lediglich in der herrlichen ſinnlichen Anſchauung, welche ſie gewähren. Freilich ergreift ſchon der unmittelbarſte Genuß eines ſolchen Anblicks die Seele mit einer ganz eigenen Gewalt. Der Sturm, der Sturz, die blitzende Bewegung, der Schimmer und Rauch, das Gebrauſe — dieſe ganze mächtige Aeußerung eines feierlichen Naturmomentes theilt ſich mit dunkler Gewalt der Seele mit; ſie fühlt ihre innige Harmonie mit dieſen ſchönen Schöpfungswundern. Aber nicht das ſinnlich Bewegende wirkt für ſich allein. Man ſieht das dunkle Waſſer hier in ſeinem Feierkleide, in einer Art von Verklärung, man ſieht ſeine entſchiedene Paſſivität, ſein träges, ewiges Fallen zum aktivſten Sturm, zur heroiſchen That werden; den Bach, der als Regenfluß ohne Namen dahinſchleichen würde, ſieht man durch dieſes beſondere Geſchick intereſſant werden, und den Schein eines geſchichtlichen Weſens, eines tragiſchen Lebenslaufs gewinnen. Man hat ein lebendiges Maaß der Höhen und Tiefen von Gottes Welt vor Augen, man empfängt alſo den Eindruck des Erhabenen, und wird vor dem Throne der Majeſtät Gottes niedergebeugt. Dem Erhabenen gegenüber empfindet man die Schauer der Vernichtung, und durch dieſe Schauer wird man hineingeführt in die Feier der Gegenwart Gottes, man findet ſich ſelig wieder in ſeinem Schooße. Das aber heißt feiern, wenn man, wie Jakob zu Bethel, die Nähe Gottes in irgend einer Halle des großen Naturtempels inne wird, ſo daß man ausrufen kann: wahrlich, hier iſt Gottes Haus, hier iſt die Stätte des Himmels!

Mit der Betrachtung, daß der Bach oder der Fluß in ſeinem Falle einen Schein von Perſönlichkeit für den Betrachtenden gewinne, haben wir bereits angedeutet, daß das eigenthümlich Ergreifende des Waſſerfalls in ſeiner ſymboliſchen Macht liegt. Das iſt das Weſen des Gleichniſſes: in einem Sinnlichen, Aeußerlichen, Natürlichen ſpiegelt ſich eine göttliche Idee, ein höheres Lebensgebiet, eine Erſcheinung des geiſtigen Lebens. Das Gleichniß wird nicht wie eine Fabel erſt gemacht durch die Willkür deſſen, der eine ſolche Beziehung des Niedern auf das Höhere ausſpricht, ſondern es ergibt ſich weſentlich aus dem Zuſammenhang und Einklang aller Dinge, worin ſich die Wahrheit Gottes offenbart. So iſt die Treue in dem Herzen eines guten Hirten auf dem natürlichen Lebensgebiet weſentlich ein Aehnliches, ein Verwandtes im Verhältniß zu der Treue des göttlichen Erbarmens gegen die Sünder in dem Herzen Chriſti; ſie iſt ein Gleichniß der höheren Treue. Chriſtus iſt in ſeiner Treue, womit er die verlornen Seelen ſucht, der eigentliche, rechte, gute Hirte; er iſt es viel weſentlicher und beziehungsreicher, als der gute Schäfer, der ſeine Heerde treu bewacht. Und wenn einer von Beiden nur im figürlichen Sinne der gute Hirte ſeyn ſoll, ſo iſt es nicht Chriſtus, ſondern der Schäfer. So iſt es auch mit der königlichen Würde Chriſti; nicht er iſt im figürlichen Sinne der König, ſondern er iſt es in der Vollkraft des Weſens. Die Könige auf Erden dagegen, deren Fürſt er iſt, haben alle etwas Figürliches, ſie herrſchen nicht bis in die Domäne Chriſti, bis in die Herzen hinein. So offenbart ſich im Menſchenleben das Göttliche, in allem

Naturleben aber ſpiegelt ſich wieder das menſchliche Leben ab. Die ganze Natur iſt ein Inbegriff göttlicher Gedanken in Symbolen, Schattenriſſen, Spiegelbildern. Darum würden wir auch den Vorwurf entſchieden ablehnen, den man etwa machen könnte, als wollten wir in die Waſſerfälle höhere Beziehungen willkürlich hineintragen. Die Waſſerfälle ſind ſchon Gotteswerke im höhern Chor; nicht überall hat die Hand des Herrn dieſe ergreifenden Naturbilder hervorgerufen. In ihnen alſo muß ſich in beſonderem Maaße Höheres, ſey es Menſchliches oder Göttliches, vorzüglich aber Göttlich-Menſchliches, nämlich Chriſtliches abſpiegeln. Freilich iſt es nur ein ſchwacher Interpret, der hier vor dieſe großen Sinnbilder hintritt, ſie zu deuten; ſpricht er auch, wie er hofft, die richtigen Ahnungen der höheren Beziehungen der Waſſerfälle aus, ſo macht er doch keinen Anſpruch darauf, den reinen, reichſten Ausdruck derſelben zu finden.

Es macht einen Unterſchied, ob man die Waſſerfälle betrachtet, wie ſie von der Höhe kommen, oder wie ſie in die Tiefe ſtürzen, oder wie ſie aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren. Dieſer Unterſchied wird vorzüglich durch die natürlichen Standpunkte feſtgeſtellt. So ſieht man den Gießbach und den Staubbach von der Höhe herabkommen; man ſteht bei dem einen tief am Abhange, bei dem andern ganz im Thale. Dagegen ſieht man im Handecker Waſſerfall die Aar mit dem Aerlenbach in einen tiefen Abhang hinabſtürzen; wenigſtens auf dem gewöhnlichſten Standpunkte. Den Rheinfall bei Schaffhauſen ſieht man ſowohl von der Höhe als in der Tiefe. Man überſchreitet den Waſſerfall der Reuß, indem man über die Teufelsbrücke geht, und hat auf der einen Seite den Fall aus der Höhe, auf der andern den Sturz in die Tiefe. An den gebrochenen Abſtürzen des Reichenbachs geht man einen vielbetretenen Alpenweg hinan.

Sieht man die Bäche von der Höhe kommen, ſo werden Gedanken an himmliſche Segnungen, Offenbarungen und Botſchaften angeregt: es iſt, als hörte man Melodien, als ſähe man Bilder zu dem Liede: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ Sieht man ſie aber in die Tieſe ſtürzen, das erinnert an geweihtes Unglück, an tragiſches Geſchick, an freudige Hingebung in dunkle Verhängniſſe; die Ideen der Aufopferung, der Kreuzesfreudigkeit, der begeiſterten Treue und des ſeligen Gottvertrauens im Tode werden angeregt.

Sieht man den Fluß aus der Höhe kommen und in die Tieſe fahren, ſo gewinnt man ein Bild des gottgeweihten Lebens, wie es ſchwebend zwiſchen Himmelsfreude und Erdenleid, zwiſchen der Geburt von oben her und dem Tode, der von der Erde iſt, triumphirt, indem es ſich aufopfert, und Himmelsfrieden bringt und ſtiftet, indem es in das Weh der Erde und in den Tod ſich hinein verſenkt. Der Grundton aller Waſſerfälle ſcheint das Wort zu ſeyn: „Laß dich Gott!“ Denn durch ihr entſchiedenes Ruhen, Fallen, Verſinken in ihren tiefſten Grund, wie dieſe Hingebung dem Waſſer eigen iſt, kommen die Flüſſe hier zu ihrer Blüthe und Feier, zu ihrem Sturm und Gebraus, zu ihrer Denkwürdigkeit und Verklärung; in ihrer Schwachheit gewinnen ſie ihre Kraft, ſo wie der Chriſt durch die reinſte Hingebung an den Herrn, durch den entſchiedenſten Tod des ſündlichen Eigenwillens die reinſte Eigenthümlichkeit, den beſtimmteſten Charakter, und ſo auch die reichſte Fülle und Kraft des höheren Lebens gewinnt.

Nur Andeutungen und Verſuche kann ich geben den hehren Waſſerfällen gegenüber, bei denen unſer Pilgerzug feiernd verweilte.

Wilhelm Hauff.

Märchen als Almanach.

(1826.)

In einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die Königin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe, ſeit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen geblieben wäre; ſie ſelbſt, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde; denn ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernſt, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich als die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die Menſchen zu beglücken. Einſt kam Märchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig ſey, ja hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt Du, liebes Märchen,“ ſprach die Königin zu ihr: „Du biſt ſeit Deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt Du Deiner Mutter nicht anvertrauen, was Dir fehlt?“

„Ach! liebe Mutter," antwortete Märchen, „ich hätte geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der Deinige iſt."

„Sprich immer, meine Tochter," bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege."

„Du willſt es," antwortete Märchen, „ſo höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!"

„Armes Märchen!" ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war. „Aber Du bildeſt Dir vielleicht dies alles nur ein?"

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut," entgegnete Märchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen: ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu."

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand, und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn," fragte die Königin, „kommen, Märchen, daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?"

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus Deinem Reich kommt, o Königin Phantaſie! mit ſcharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! Wie gut haben es meine Brüder, die Träume! fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen

Männern, beſuchen die ſchlummernden Menſchen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!"

„Deine Brüder ſind Leichtfüße," ſagte die Königin, „und Du, mein Liebling, haſt keine Urſache, ſie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menſchen haben ſo unrecht nicht, ſie aufzuſtellen; es kam ſo mancher windige Geſelle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchſtens von einem Berge zu uns herüber geſchaut."

„Aber warum laſſen ſie dies mich, Deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Märchen. „Ach! wenn Du wüßteſt, wie ſie es mir gemacht haben; ſie ſchalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächſtemal gar nicht mehr hereinzulaſſen." —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?" rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen. „Aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!"

„Die Mode? Nicht möglich!" rief Märchen. „Sie that ja ſonſt immer ſo freundlich."

„O! Ich kenne ſie, die Falſche," antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten."

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?"

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, Dich gering ſchätzen, ſo wende Dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch Deine Brüder, die Träume, ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen hinauflächeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die

Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde."

„O die guten Kinder!" rief Märchen bewegt aus. „Ja, es ſey! Mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen."

„Ja, Du gute Tochter," ſprach die Königin. „Gehe zu ihnen; aber ich will Dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß Du den Kleinen gefällſt und die Großen Dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich Dir geben."

„Eines Almanach, Mutter? Ach! — ich ſchäme mich ſo vor den Leuten zu prangen."

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin," ſprach ſie zu der Kleinen; „mein Segen ſey mit Dir. Und wenn ſie Dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz Dir wieder zuwenden."

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Märchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hauſeten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her, und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!" rief eine tiefe rauhe Stimme. „Wache heraus! Da kommt ein neuer Almanach!"

Märchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt, und hielten ſie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn: „Nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach.“ ſchrie er, „daß man Ihm in den Augen anſieht, ob Er was Rechtes iſt oder nicht.“ —

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals. „Das Märchen! Haben Wunder gemeint, was da käme! Wie kommſt Du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Märchen.

„So? Sie will Dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! Hebe Dich weg, mach', daß Du fortkommſt!“ riefen die Wächter unter einander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Märchen; „dies könnt Ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter. „Sie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß,“ ſprach ein anderer.

„Nun ja,“ riefen ſie, „ſag' an, was Du weißt; aber beeile Dich, denn wir haben nicht viele Zeit für Dich.“

Märchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüſte; Vögel und Schiffe auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen, Schlachten und friedliche Nomaden: ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Sieh her, gutes Märchen," ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind Deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß Du im Lande biſt, und Du kannſt friedlich und unbemerkt Deine Straße ziehen. Ich will Dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich Dir ein ſtilles, freundliches Plätzchen; dort kannſt Du wohnen und für Dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu Dir kommen und Dir zuhören. Willſt Du ſo?"

„O, wie gerne folge ich Dir zu Deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Märchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Roſenkranz.

Das Epos des Volkes.

(1830.)

Der Geiſt des deutſchen Volkes war in ſeinem Beginn, wie der eines jeden anderen, vom Intereſſe ſeiner unmittelbaren Sittlichkeit bewegt, und die als Sitte exiſtirende Freiheit war auch das erſte Princip ſeines Handelns. Die aus ihm entſpringenden Thaten ſind der Inhalt ſeines erſten Epos, weil ſie an ſich überhaupt die erſte Entäußerung ſeiner ſelbſt ſind. Ein beſtimmtes Daſein gab ſich jener ſittliche Geiſt zunächſt in der dem Germaniſchen Volk eingeborenen Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, wie ſie mit der Einheit des Stammes noch zuſammenfällt; ſodann in der Liebe der Familie; und endlich in der Treue des Vaſallen gegen ſeinen Herrn als dem objectiven Bande von Pflicht und Recht, welches die individuelle Selbſtſtändigkeit erſt zur wirklichen Freiheit erhebt. Dieſe Momente des Ganzen können auch als eben ſo viel Principien angeſehen werden, welche, indem ſie ſich gegenſeitig hervorbringen, mit einander eben ſo oft ſich entzweien, als verſöhnen, und in ihrer Verwicklung den tragiſchen Ton erwecken, welcher dieſe Welt mit erſchütternder Macht durchklingt.

Das erſte Epos iſt alſo mit den Sagen identiſch, welche der deutſche Volksgeiſt als den erſten, durch ſeine That vermittelten Inhalt ſeines Bewußtſeins über ſich ſelbſt hat. Doch iſt von jenen Sagen, deren Tacitus erwähnt, von Mannus, Tuiskon, dem Aſciburgiſchen Odyſſeus u. a. in der Poeſie, wie ſie in ihren Denkmalen uns vorliegt, ſo wenig eine Spur geblieben, als von den Geſchichten der Cimbern und Teutonen, Hermanns u. ſ. w.; ſondern die Periode unſerer auch für uns noch poetiſch geſtalteten Sagen iſt die Zeit der Völkerwanderung. In dieſem Wogen der Stämme, in dieſem Kampf derſelben, theils mit fremden Völkern, wie mit den Oſt- und Weſtrömern, mit den Galliern, Hunnen und Slaven, theils unter einander, wie die Weſtgothen mit den Franken, die Franken mit Burgundern, Thüringern und Sachſen, die Longobarden mit den Gepiden ſtritten; theils mit ſich ſelbſt in ſteten Parteiungen um den Beſitz der königlichen Herrſchaft, namentlich bei den Oſtgothen und Franken: in dieſer Zeit wurden die Sagen gegründet, welche noch lange das Andenken der Stämme durchlebten und ſich die Kunſt der Dichter verpflichteten. Weil die Völker mit ihren Wanderungen eine ganze Vergangenheit abbrachen, weil Alles, was bei Naturreligionen tief mit eines Landes beſonderer Localität verknüpft iſt, durch die Entfernung von derſelben verzerrt und verwiſcht wurde, und eben dies Losreißen von dem alten Boden ſie dem chriſtlichen Glauben, wo er ihnen begegnete, empfänglicher machte, iſt darin der Grund zu finden, warum unſere Sagen gar keinen mythiſchen, ſondern durchweg einen epiſchen Charakter haben, warum nicht Götter, ſondern Menſchen in ihnen handeln. Der Mythus der Germanen iſt nur in Einem Zweige der Nation, im Scandinaviſchen, aufbewahrt, bei den übrigen Stämmen aber kaum in ſparſamen und verworrenen Trümmern übrig; und wo etwa der urſprüngliche Geiſt des Volkes auch ſpäterhin noch einer ſolchen Weiſe der Anſchauung hätte geneigt ſein wollen, trat ihm die Kirche verneinend entgegen. Deswegen hat man das alte Epos in ſeinem Innern vielmehr vom ſittlichen Standpunkt aus zu betrachten. Denn in der uns gebliebenen Auffaſſung haben ſeine Helden an ſich keine andere Bedeutung, und eine Betrachtung, welche ſie als Götter darſtellen will, legt in ſie hinein, was an ſich in ihnen nicht iſt. Die nicht abzuleugnende große Aehnlichkeit zwiſchen der alten Scandinaviſchen Götterſage und zwiſchen unſerem Epos legt nur Zeugniß von der inneren Einheit des Germaniſchen Geiſtes ab, weil ſich in einer ſolchen Uebereinſtimmung die Beſonderheit deſſelben bewährt, welche Allem, was er hervorbringt, eigenthümlich ſein muß.

In der früheren Zeit mögen die einzelnen Sagen reiner geweſen ſein, als ſie jetzt in unſerem Beſitz erſcheinen, und mögen ſie erſt mit der langen Abfolge und vielfachen Verbindung der Geſchlechter ſich verwirrt und getrübt haben, indem eine bei der mündlichen Ueberlieferung unvermeidliche und oft unbewußte Willkür Vieles vermiſchte und auf einander bezog, was urſprünglich nicht zuſammengehörte. Aber andererſeits hat man dieſe Umwandelung der Sage auch ſo zu faſſen, daß ſie, viele zerſtreute Züge in wenige vorragende Charaktere zuſammendrängend, Das, was den Sinn des Volkes überhaupt am klarſten ausſprach, auch am meiſten ergriff und zu großen Anſchauungen ausbildete. Erſt als dies heroiſche Leben in der Wirklichkeit mehr und mehr vom politiſchen verdrängt, und deshalb vom ſpäteren Geſchlecht nicht mehr wie vordem verſtanden wurde, da erſt begann eine gänzliche Zerſtückung und Verderbniß der alten Sagen. Die Zeit der Abfaſſung, in welcher ſie jetzt vor uns liegen, reicht mit Ausnahme eines einzelnen Fragmentes vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Aber das Weſen der Dichtung iſt das älteſte unſeres Volkes, und jenes poetiſche Produciren gleichſam wie ein neues Erfaſſen der ſchon hinabgeſunkenen Vergangenheit zu nehmen.

Weil der Geiſt des Volkes unmittelbar in dieſen Sagen wohnte und weil ſie in Aller Gemüth von Jugend auf ſich einwurzelten, ſo machte ein ſolches Daſein ein Dichten im Sinn des Erfindens und der Entfaltung individueller Phantaſie unmöglich, und iſt das Entſtehen und Bilden der Sage und ihrer Dichtung als im Volk allgegenwärtig und den Einzelnen ſich mit ihrer Kraft unterordnend zu denken. Dies iſt die Urſache, warum von keiner dieſer Dichtungen der Verfaſſer mit

Gewißheit genannt werden kann. Jede iſt *ſowohl von Einem als von Allen gedichtet.* Schreibt auch eine ſpätere ſehr verbreitete Tradition die eine, z. B. Wolfdietrich, dem Wolfram von Eſchenbach, eine andere, z. B. den kleinen Roſengarten, dem Heinrich von Oſterdingen zu, ſo iſt doch auf eine ſolche Annahme gar nichts zu geben. Daher läßt ſich bei dieſen Sagen von einem Dichter, welcher ſelbſtſtändig für ſich den Stoff bearbeitet habe, gar nicht reden, und erſt ſpäterhin tritt eine ſolche Behandlung ein, wo die Sage ſelbſt von der Ehrwürdigkeit ihres Anſehens eingebüßt hatte und der Willkür zugänglicher geworden war.

Gervinus.

Herders größtes Verdienſt.

(1840.)

Die „Stimmen der Völker“ hatten den Zweck, das rohe Geſchrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an den Volksliedern preiſe; und da es ihm arm ſchien, ein deutſcher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn verſuchte), ſo zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu laſſen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Beleſenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie ſie damals in Deutſchland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Ariſtogiton, aus Eſthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, ſondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraſchenden Treue und Einfalt auf, und ſchickt ſich mit der feinſten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die ſpaniſche Grandezza, die Düſterheit des Oſſian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grauſame Gewalt des nordiſchen Kriegers, das ſanfte Gemüth des Deutſchen, das Schaurige ſchottiſcher Balladen, der kühne Gang der hiſtoriſchen Volksromanzen in England, Laune und Schreck, Ernſt und Tändelei, Alles bewegt ſich neben einander, ohne Affectation und ohne Zwang, als ob die divergirendſten

Strahlen aller Menſchlichkeit und Menſchheit ſich in dem weiten Buſen des Deutſchen concentrirten. Wodurch erreichte Herder dieſe frappante Wahrheit und Wandlungsgabe in dieſen Liedern, die er in ſeinem ſonſtigen Vortrage ſo wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Reception als Production ankam, nicht allein daher, daß Herder, vielſeitig in ſich, an dem Allverſchiedenſten, an griechiſcher Lebensfriſche und indiſcher Beſchaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens participirte, ſondern auch ganz beſonders daher, daß er das Weſen des lyriſchen Liedes nicht im Worte, ſondern im Tone ſuchte, nicht im Gedichte, ſondern in Muſik und Melodie. Das Weſen des Liedes, ſagt er, iſt Geſang, nicht Gemälde; ſeine Vollkommenheit liegt im melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung: ohne Ton und poetiſche Modulation iſt es trotz Bild und Farbe kein Lied. Iſt in einem Liede lyriſche Weiſe, ſo iſt ſelbſt ſein geringer Inhalt der Dauer nicht entgegen, man ſchiebt einen andern unter, man ſtößt die ſchlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden ſoll, ſo ſuchte er auch beim Ueberſetzen des Textes den Geſangton vor Allem zu treffen, um ängſtliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die geſcheiterten Ueberſetzungen ſo vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwiſchen zwei Sprech- und Singarten des Verfaſſers und Ueberſetzers war ihm unausſtehlich, ſein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu ſagen noch zu ſchweigen wußte. Herder leiſtete hier für das Volkslied, was Klopſtock für die Ode geleiſtet hatte; wie ſich dieſer zu den Compoſitionen ſeines Bach verhielt, ſo Herder zu Gluck, der damals auf den ſimpeln und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenſchaft zurückwies. Noch im Zuge derſelben Thätigkeit, die dieſe Geſänge ſammelte, liegt Herders Buch vom Geiſte der hebräiſchen Poeſie (1782), das er, wie er an Hamann ſchrieb, von Kindheit an in ſeiner Bruſt nährte. Dieſelbe Gabe der Auffaſſung und Auslegung, die ſich damals in ganz Deutſchland mit merkwürdigem Wetteifer am Homer verſuchte, dieſelbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetiſchen Theile der Bibel. Dieß Buch ſtellte ſich gegen Michaelis' Ueberſetzungen und das Aehnliche ſo, wie Herders hiſtoriſche Neuerungen gegen die Schlözer, und ſeine poetiſchen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verſtändniß orientaliſchen Geiſtes und das Studium der bibliſchen Literatur war dieß Werk ſo einzig anregend und bahnbrechend, wie Winkelmanns Schriften für das Kunſtſtudium, wie für die Poeſie überhaupt Herders Hinweiſung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen ſein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeiſterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo ſich Poeſie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern ſo nahe lag, fand er ſich noch heimlicher, als bei Homer und Oſſian; gegen dieſe kindliche Einfalt im Hiob, in den Pſalmen u. ſ. w. war ihm, wie Klopſtock, die künſtliche Poeſie der Griechen, lauter Schmuck, und bei der celtiſchen ſelbſt iſt es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Dieſe theure Poeſie entriß er mit dieſem Werke den pedantiſchen Grammatikern und gab ſie der Jugend anheim, die ſie empfand, nicht commentirte; und es iſt, als ob dieſe prophetiſche Dichtung ein Ableiter gegen ſeine eigenen Ekſtaſen ſei: er wird vor dieſem Dunkel klar und feſſelt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieſes Werk eines der erfolgreichſten, die Herder ſchrieb, und ſeine ganze Natur und Tendenz erklärt es, daß es ſein Lieblingsgeſchäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeſchäfte erhoben hätte.

Herder machte mit dieſen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetiſchen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutſchen Boden, ſo doch die erſten Verſuche, die man klaſſiſch und muſterhaft nennen durfte, und die erſtaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantiſchen Schule über, von der dieſe bei weitem am wohlthätigſten und verdienſtlichſten gewirkt hat. Mehrere hierin einſchlägige ſpätere Arbeiten geben uns dieſen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutſchen Mercur und in den zerſtreuten Blättern eine Reihe von morgenländiſchen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüthen morgenländiſcher Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beiſpielen höhere, edlere Tugenden des Menſchen zu lehren, als die Fabel that, von dieſer in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die dieſe feinere Aufgabe mit ähnlicher Simplicität löſen, wie er mit ſeinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechiſchen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Ueberſetzung des edlen Forſter einführte, wie er in der Terpſichore den Balde übertrug, wie er endlich den Cid beſang, dieß Alles liegt auf dieſem Wege, und dieſes letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Beſitz geworden iſt, erklärt ſich ſchon ganz aus den romantiſchen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unſerer vorliebenden Neigungen von der nordiſchen Poeſie zur ſüdlichen, der in Herder ſehr deutlich nachzuweiſen iſt. Zu allen dieſen Uebertragungen drängte Herdern ſeine innerſte Natur, die der Poeſie überall bedurfte und nicht ſelbſt poetiſch war, die ihre Genüſſe ſuchte, aber nicht ſelbſtändig erſchuf. Dieſem Triebe gab er Grundſätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erſt ſchätzen lernen, um uns ſelbſt die richtige Stelle anzuweiſen; und um das Fremde zu ſchätzen, müßten wir es richtig faſſen und verſtehen. Las er daher einen Dichter, ſo ſuchte er jedesmal ihn und ſeine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit ſeinem Volke und ſeiner Umgebung und mit verwandten Erſcheinungen, und kam zum Verſtändniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literar-hiſtoriſchen Verhältniſſe. Er meinte die Geſchichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauſchen, der ſich in ihren Poeſien am reinſten und friſcheſten ausſpricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unſerer deutſchen

Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen, und bei jedem ſeine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärteſten Nation brechen durften.“ Wirklich iſt dieß Herders großartigſte Seite, wie er den Geiſt der Zeiten und Völker ergreift, das Verſchiedenartigſte verſteht und genießt und wiedergibt; in unſerem Volke, das dieſe Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade beſitzt, hat ſie keiner ſo ausgezeichnet beſeſſen, wie Er. Bedenkt man, was dieſe Eigenſchaft in ſich begreift, ſo weiſt nur ſie allein Herdern eine eminente Stelle in unſerer Culturgeſchichte an, ſo vielfache Nachtheile ſich auch an ſie anſchließen. Es iſt wahr, das Umſichgreifen dieſer Genußſucht, dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbſtgefühl, an Volksſinn, an originaler Productionskraft, mit jener Unerſättlichkeit an allem Fremden zuſammen, die ein uralter Charakterzug unſerer Nation iſt; die romantiſche Schule hat damit der Pflanze unſerer Dichtung das Herz ausgebrochen und ſie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf dieſem Wege haben wir unſerer Nachahmungsſucht den Zügel ſchießen laſſen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein wenn wir billig ſein wollen, ſo fragt ſich's einmal immer, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Cosmopolitismus eine ſchönere Geltung, als alle volksmäßige Feſtigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unſerer Nation, ſondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwiſcht ward; und nur das iſt ein Merkmal unſeres Charakters, daß die Blüthe unſerer Literatur beidemale in dieſen Zeiten ſich aufſchloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel ſtand. Wer möchte in der engliſchen und franzöſiſchen, ſelbſt in der italieniſchen Literatur der neueſten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder ſuchen? Die Eröffnung der Cultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreiſe bedingte dieſe Eigenheit der heutigen Literatur, daß ſie nicht in dem Grade ſelbſtändig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten andern möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor dieſen gehäuften Schätzen ſchwand das Selbſtvertrauen und die Schöpfungsluſt der Menſchen, dieß läßt ſich bei unſern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, ſo das ganze Mittelalter den Römern nach, ſo die Deutſchen der ganzen Welt. Mußte alſo Nachahmung der Charakter unſerer Literatur werden, das hat Herder ſelbſt geſagt, ſo ſei es Ehre, wenn wir uns nur beſonnen das Beſte zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus beſter Ueberzeugung geben, daß wir dieß ſo lange thaten, bis das Beſte erſchöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unſere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dieß, die nicht wie die franzöſiſche gebunden iſt, Alles in ihrer eigenen Weiſe zu ſagen. Und bei alle dem iſt es ihm doch nicht ſchwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweiſen, der durch alle unſere Dichtungen durchgeht, wie abhängig ſie ſind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verſtand- und lehrreicher Genius, Sitte, Beſcheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunſt mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dieß eben ſind dieſe allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften, die uns wieder in jene weite Relation mit aller Welt ſetzten. Gewiß iſt, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das Eine erinnern, daß eigentliches Verſtändniß der Geſchichte ohne dieſe Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich iſt. Wir haben vor Herder gerade; was Engländer und Franzoſen in der Geſchichte anderer Völker geleiſtet haben, iſt kaum der Rede werth. Vielleicht iſt es nicht anmaßend zu ſagen, daß noch heute eine Weltgeſchichte nur in Deutſchland möglich iſt, und auch bei uns erſt möglich iſt, ſeit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Ueberſetzungen fremder Werke die „Phyſiognomie der Compoſition und die Seele des Originals“ erſcheinen zu laſſen, und uns in jeder Art mit allem Fremden zu familiariſiren. Dieſe Gabe iſt ganz von ſeinem entſchiedenen Coſmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

A. v. Sternberg.

Das deutſche Drama vor Leſſing.

(1844.)

Eine Geſellſchaft beim Grafen Felix war verſammelt und Leſſing hatte zum erſten Mal eine Einladung erhalten, dort zu erſcheinen. Er war über dieſes Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptſtadt, die eine glänzende Erſcheinung bilden, indem ſie in ihren Salen alle Geiſter, die auf Rang, Anſehen und in Mode ſtehende Bildung Anſpruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Anſehen der Familie, ſo wie Geiſt und Talent, hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten laſſen. Er war Geſandter an verſchiedenen fremden Höfen geweſen und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Muſen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die ſchlimmen Weiſſagungen, mit denen die Politiker ſich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu ſetzen.

Als der Dichter ſich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe ſtolze Geſtalt, auf der freien Stirn Adel und Würde; ein geiſtreiches Lächeln um den ſchön geformten Mund, ſichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen aber paſſenden Lobſprüchen erwähnte er des neuen Schauſpiels, und ſtellte den Jüngling der Geſellſchaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in franzöſiſcher Sprache geführt; unſerem Leſſing kam hier lange Uebung zu ſtatten, er bewegte ſich leicht und mit Anſtand in den fremden Formen

Da läſtiger Zwang entfernt war, ſo ordnete ſich bald Jeder ſeinem gewählten Intereſſe zu. Die Politiker traten zuſammen; an den Kartentiſchen ließen ſich ältliche Herren nieder; in einem entfernten Gemach wurde Muſik gemacht; aufmerkſame Diener eilten mit Erfriſchungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Leſſing und noch einige andere Herren verſammelten ſich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man ſprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, ſeine Anſichten über die Bühnenkunſt zu entwickeln. Der magere geſprächige Marquis, der ſich auch zugegen befand, lobte jedes ſeiner Worte und beklatſchte lärmend die geäußerten Meinungen und Urtheile.

Der Dichter, der anfangs ruhig hinhörte, wurde jetzt durch die Fragen des Grafen mit in's Geſpräch verflochten; er war völlig entſchloſſen, ſich ſo freimüthig, als es ſchicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, ſeine Erfahrungen und Anſichten laut werden zu laſſen. Zuerſt mußte er wiederum dem Angriff auf deutſche Sprache und Kunſt begegnen.

„In der That,“ rief der Franzoſe, „es iſt ein Wunder, daß ein deutſches Stück bei einem gebildeten Publicum Beifall gefunden.“

„Wir leben in der Zeit der Wunder,“ entgegnete Leſſing trocken.

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Graf.

Der Dichter fuhr mit Freimüthigkeit fort: „Iſt der ſchnelle Wachsthum dieſes noch jungen Königreichs, ſind die glänzenden Eigenſchaften ſeines Fürſten, die Europa ſtaunen machen, und die nur wenige bei dieſem Prinzen im Beginne ſeiner Laufbahn zu erwarten ſich berechtigt glaubten, keine Wunder? Gränzen die überraſchenden Erfolge der Forſchungen berühmter Männer in jedem Fache des Wiſſens, die jetzt unſer Vaterland zu den ſeinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen dieſen herrlichen Erſcheinungen die Poeſie nachbleiben? Soll ſie ſich nicht vielmehr auch erheben, da ſie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?“

„Sie ſind ein eben ſo warmer Anwalt, als Sie ein geſchickter Poet ſind,“ rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort.“

„Der Deutſche,“ nahm Leſſing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit und Unverſtand ihn nicht zu dieſer Entdeckung kommen laſſen, jetzt, da ſie gemacht iſt, wird er ſie zu brauchen wiſſen. Dank ſey es unſerm großen König, ſo abgeneigt er perſönlich ſeiner Mutterſprache iſt, ſo mächtig wirkt er durch ſeine glänzende Erſcheinung, ſie aus dem Staube zu erheben. Den politiſchen Reformen folgt der Krieg der Geiſter. Iſt es ihm doch gelungen, die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich und auf ſeine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem ſtolzen Bewußtſein es über ſich gewänne, ſich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieſer Selbſtſtändigkeit iſt der kleine Staat ſchon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden ſie gewiß noch erhöhen, und die deutſchen Gelehrten und Dichter ſollten, wiſſend, daß Europas Blicke auf ſie gerichtet ſind, ſich nicht zu dem kühnſten Aufſchwunge ermächtigen? Doch abgeſehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, iſt denn dieſe ſchöne Sprache ihrer ſelbſt wegen nicht würdig, daß wir uns um ſie mühen, iſt's nicht perfider Undank, wenn wir ſie um eine fremde vertauſchen? Sie, die als erſter göttlicher Quell der Nahrung in unſerer Seele die ſchlummernden Keime weckt, die ihre friſchen Blumenblätter ſchützend um den kindlichen Geiſt ſchlägt, anfangs weich und biegſam im Munde unſerer Knaben und Mädchen, dann ſich kräftigend und ermannend, bis ſie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelſpiel, zu göttlichen Pſalmen blühend emporweht und in Andacht und Entzückungen ſchwärmt. O deutſches Wort, ſo ſüß und geiſtig wie der Traube Gold, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu ſehen.“

„Vielleicht erlebe auch ich es noch,“ nahm der Graf das Wort; „in einer Zeit wie der jetzigen kann viel und Großes geſchehen. Es iſt überall ſchon ein Vortheil, wenn alte unbrauchbare Formen abgeworfen und neue paſſende angenommen werden, nur muß der Tauſch mit Kenntniß und Geſchmack geſchehen, es iſt dann gleichviel, ob politiſche oder blos intellectuelle Kämpfe die Urſache hiezu hergegeben. Ich tadle auch keineswegs, daß Sie ihr Drama in deutſcher Sprache abgefaßt; wenn ich überhaupt tadeln dürfte und wollte, ſo bezöge ſich mein Tadel auf den Inhalt des Stücks; es will mir nicht gefallen, daß es Verhältniſſe aus dem gewöhnlichen Leben ſchildert. Ich verkenne den Werth ſolcher Genre-Stücke keineswegs, doch ſoll die Tragödie, beſtimmt, in ihrem köſtlichen Rahmen ein großes, prächtiges, blendendes Gemälde uns vor Augen zu ſtellen, ſich damit befaſſen, den engen Kreis kleiner bürgerlicher Verhältniſſe aufzufaſſen und wieder zu geben? Was kann dieſen, zwar guten und trefflichen, aber durch ihre kümmerliche Stellung beſchränkten Leuten Erhabenes oder Erſchütterndes begegnen? Wie viel geſchickter wiſſen die großen Meiſter der franzöſiſchen Schule ihre Stoffe zu wählen! Genährt von griechiſcher Kunſt und Schönheit, erleuchtet durch die herrlichen Ideen dieſes größeſten aller Völker, tritt Corneille auf und wird, indem er Ariſtoteles Grundſätze geltend macht, der Gründer der franzöſiſchen Bühne. Dem Gedichte wird jetzt eine feſte Geſtalt, dem Verſe ein bleibendes Geſetz gegeben; der ordnenden Regel unterworfen iſt jeder Schritt des Mimen und alle Erſcheinungen unbedingt der Schönheit und Würde unterthan. So hebt ſich vor den ſtaunenden Blicken, aus anſcheinend niedrigen Stoffen geformt, veredelt und geläutert, ein prangender Bau, bei dem die künſtlich gefügten und geglätteten Steine nicht die mindeſte Spur ihrer Zuſammenfügung zeigen. Racine wirft über dieſen Bau die anmuthigſten Blumenketten ſeiner Sitte, auch er beſſert und veredelt, bis Voltaire endlich, die Geiſter ſeiner großen Vorgänger in ſich vereinigend, jenen

Wunderbau lichtvoll zu dem herrlichſten Muſentempel erweitert. Jede Tragödie dieſes Meiſters iſt gleichſam für ſich ein ſtolzer Portikus, hinter deſſen ſchimmernden Säulen-Koloſſen die prächtigen Geſtalten der Heroenzeit in ihren königlichen Gewändern rauſchend uns vorüber wandeln. Wir ſehen Könige, Prieſter, Helden, mit dem ganzen Geſchick ihres Hauſes belaſtet, auf der ſtolzen aber ängſtlichen Höhe, wohin ihnen ſtaunend das Auge folgt, ſich kämpfend bewegen; mit Schreck vernehmen wir, daß auch an ihre göttlichen Stirnen die Leidenſchaft ſtreift, daß auch ſie dem Geſetze unterworfen ſind, das alles Lebende erdrückt und ihr erſchütternder Fall endlich betäubt und ſchlägt uns nieder. So ſind, mein junger Freund, jene erhabenen Kunſtwerke, warum ſtrebten Sie nicht dieſen Muſtern nach? Weßhalb wählten Sie nicht einen Stoff aus der alten Geſchichte? Ich bin überzeugt, bei Ihrem Talente hätten Sie etwas Ueberraſchendes. Treffliches leiſten können.“

„Ich bin nicht ganz der Meinung von Euer Hochgeboren,“ entgegnete Leſſing ernſt, „ich meine, daß der Menſch überall Menſch bleibe, und daß jener ſchmeichleriſche Prunk größtentheils ein erlogener Flitterſtaat iſt. Wie unrichtig und übereilt Corneille den Ariſtoteles angewendet, wie oft er augenſcheinlich die Grundſätze jenes Philoſophen verdreht hat, will ich hier nicht einmal auseinanderſetzen; es genüge mir die Worte eines Franzoſen ſelbſt anzuführen, um die Wahl meines Stoffes zu rechtfertigen. Marmontel behauptet, daß man dem menſchlichen Herzen Unrecht thut, daß man die Natur verkennt, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren; die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, des Menſchen überhaupt, dieſe ſeyen pathetiſcher als alle Titel, ſie mögen noch ſo prangend klingen.“

„Hm,“ rief der Graf nach einer Pauſe, „Marmontel ſowohl als Dacier ſind keine dramatiſchen Genies, ſie haben keine Vorſtellung von den Erforderniſſen eines guten Bühnenſtücks.“

„Le pauvre Marmontel!" fügte der Marquis achſelzuckend hinzu.

„Noch ſchärfer," fuhr Leſſing fort, „ſpricht Diderot ſich gegen die bewunderten Muſter ſeiner Nation aus. In ſeinen Bijoux indiscrets läßt er die ſchalkhafteſten Geiſter eines feinen Spottes an dem koſtbaren Gerüſte rütteln, vor dem das ſtaunende Europa ſich beugt. In einem Dialog zwiſchen einer witzigen ſchönen Sultanin und ihren Freunden ſchildert er das von aller Natur, Wahrheit und Einfachheit entblößte Theater, zeigt mit lebendiger Farbe den falſchen Pomp, die überladene Rhetorik, den lächerlichen Dünkel und die ſtolze Altklugheit in den großen Tragödien, und ſtürzt ihre Meiſter von der eingebildeten Höhe ihres Ruhms herab."

„Um an ihre Stelle ſeinen „„natürlichen Sohn"" zu ſetzen," entgegnete der Graf, „ein Stück, das eine langweilige matte Intrigue, mit dem unwahrſcheinlichſten Beiwerk aufgeputzt, in einem pedantiſchen Geklingel von neumodiſchen philoſophiſchen Sentenzen dahinſchleppt, und durch das Diderot die Geißel Paliſſots verdientermaßen gegen ſich in Bewegung ſetzte. Freilich mußte dieſer kleine Geiſt jene großen Männer tadeln, um ſeiner Perſönlichkeit Geltung zu verſchaffen. Doch, wird man ihm folgen?"

„Gewiß," nahm der Dichter das Wort, „wenn es darauf ankommt, Wahrheit und Natur wiederum in ihre Rechte einzuſetzen."

„Ich erſtaune," rief der Graf eifrig, „Sie ſind auf dem Wege, mein Freund, der deutſchen Kunſt, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, nur erſt im Werden iſt, Ziel und Richtung zu geben; wohlan, wo wollen Sie aber dann die Muſter hernehmen, wenn Sie jene große Schule des Geſchmacks und Genies von ſich ſtoßen? Der Bühne welches Volks geben Sie dann den Vorzug?"

„Die Engländer," entgegnete Leſſing, „haben uns große Muſter aufgeſtellt. Shakſpeare iſt ein mächtiger Geiſt, von eben ſo viel Tiefe als Kraft!"

„Ah ciel!" rief der Marquis; „ce n'est qu'un poete barbare!"

Guſtav Pfizer.

Luthers Welt- und Lebensanſicht.

(1836.)

Die Grundlage von Luther's geſammter Welt- und Lebensanſicht war die höchſte Religioſität, diejenige Geſinnung, welche alles eigne und fremde Thun und Leiden, alles was überall geſchieht, auf Gott zurückführt oder mit Rückſicht auf ihn betrachtet; dieſe Geſinnung war theils in der Stimmung des Zeitalters begründet, theils fand ſie in ſeinen eignen Lebensſchickſalen und in ſeinen Studien und Beſtrebungen immer neue Nahrung. In dieſem Sinne gab er an, wie er ſein Petſchaft haben wolle, und erklärte die Bedeutung davon in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg: „Weil Ihr begehrt zu wiſſen, ob mein Petſchaft wohl troffen ſey, will ich Euch erſt meine Gedanken anzeigen zu guter Geſellſchaft, die ich auf mein Petſchaft wollt' faſſen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erſte ſoll ein Kreuz ſeyn, ſchwarz im Herzen, das ſeine natürliche Farbe hätte, damit ich mir ſelbſt Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns ſelig macht; denn ſo man von Herzen glaubt, wird man gerecht; ob's nun wohl ein ſchwarz Kreuz iſt, mortificirt und ſoll auch wehe thun, doch läßt es das Herz in ſeiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das iſt: ertödtet nicht, ſondern behält lebendig. Solch' Herz aber ſoll mitten in einer weißen Roſe ſtehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Troſt und Frieden giebt und kurz in eine weiße fröhliche Roſe ſetzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude giebt, darum ſoll die Roſe weiß und nicht roth ſeyn. Denn weiße Farbe iſt der Geiſter und aller Engel Farbe. Solche Roſe ſteht im himmelfarben Felde, daß ſolche Freude im Geiſt und Glauben ein Anfang iſt der himmliſchen Freude zukünftig, iſt wohl ſchon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaſſet, aber noch nicht offenbar. Und in ſolch Feld einen güldenen Ring, daß ſolche Ewigkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köſtlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchſte, edelſte, köſtlichſte Erz iſt."

Seine Frömmigkeit war jedoch keine in ſtiller Andacht hinbrütende, auf einen kleinen Kreis von Vorſtellungen und Gefühlen beſchränkte Zurückgezogenheit, kein dumpfes Verſenken in ſich ſelbſt, wie bei den Myſtikern, er verläugnete auch hier nicht ſeinen praktiſchen, tüchtigen Verſtand; auf's ſtärkſte erklärte er ſich gegen die phantaſtiſchen Behauptungen der Zwickauer Propheten hinſichtlich der ihnen gewordenen Offenbarungen der göttlichen Majeſtät, und mit Mißbilligung verwarf er die ſeltſam klingenden Ausdrücke Carlſtadt's und Anderer; er verſchmähte es, die leicht verführbare Einbildungskraft zur Bundesgenoſſin der Frömmigkeit zu machen, da ſie ſich allzuleicht einen gefährlichen Einfluß und zuletzt die Herrſchaft anmaßt.

Aber auch von den eigentlich philoſophiſchen Speculationen über die Gegenſtände der Religion mochte er nichts wiſſen; er hielt es für eben ſo überflüſſig als unfruchtbar, über das Weſen Gottes, Dreieinigkeit und andere geheimnißvolle Lehren nachzudenken, die er als erhaben über den beſchränkten Geſichtskreis der verderbten menſchlichen Vernunft und als längſt feſtſtehend in der Kirche anſah. Seine Frömmigkeit beruhte weſentlich auf der heiligen Schrift. Seine frühe Liebe zu ihr, ſeine fleißige Beſchäftigung mit derſelben bei ſeinen Vorleſungen und der Ueberſetzung, wo er jedes Wort zu erwägen hatte, dazu ſein treffliches Gedächtniß, vereinigten ſich, ſeine Kenntniß der Bibel ſo vollkommen zu machen, daß ihm ihr Inhalt bis in's Einzelnſte hinaus gegenwärtig war, wie er es denn auch liebte, bei vorkommenden Anläſſen jeder Art Sprüche und Beiſpiele aus der Schrift anzuziehen; und zugleich war ſeine Ehrfurcht vor dem heiligen Buch ſo innig, daß er in allen Unterſuchungen, Fragen, Streitigkeiten bei ihren Ausſprüchen und Entſcheidungen, die ihm beſtändig vor der Seele ſtanden, ſich ohne Mühe beruhigte und was er einmal in ihr gegründet glaubte, ihm ſo feſt ſtand, als dem zuverſichtlichſten Weltweiſen ſeine auf unwiderſprechliche Beweiſe gebauten Lehren. Es war ihm gar kein Opfer, ſich ihr glaubig zu unterwerfen, ſie war ganz in ſein Denken, in ſein geiſtiges Weſen übergegangen und bildete, ſo zu ſagen, einen Theil davon. Das Wort Gottes war der Kreis, über welchen mit den Anmaaßungen der dünkelvollen und doch blinden Vernunft hinauszuſtreben, ihm eben ſo thöricht als gottlos ſchien, und in der That empfand er auch das Verharren in dieſem Kreis nie als eine läſtige Schranke. Da Luther das alte Teſtament mit ſeiner Fülle von lebensvollen Erzählungen, ſeinen Schätzen von geſchichtlichen Nachrichten, kurz mit ſeiner ganzen bunten Mannigfaltigkeit, eben ſo wie das hauptſächlich den geiſtigen Menſchen anſprechende neue Teſtament in ſich aufgenommen hatte, ſo trug auch dieß dazu bei, zu verhüten, daß ſeine Religioſität einen alles Zeitliche und Weltliche ausſchließenden und verachtenden Charakter annahm; vieles an ſich der Religion und der geiſtlichen Betrachtung Fremdes war dadurch, daß es Beſtandtheil des heiligen Buchs war, ſelbſt auch gewiſſermaßen geheiligt und der Betrachtung empfohlen, und ſo knüpfte ſich eine leichtere und bequemere Verbindung zwiſchen dem Leben im Geiſt und den irdiſchen Angelegenheiten und Geſchäften an. Die im alten Teſtament herrſchende religiöſe Anſchauungsweiſe von den Schickſalen der Könige und Völker, der Einzelnen und der Maſſen als abhängig von der ſtets eingreifenden Hand Gottes, war ganz und gar in Luther's Geiſt übergegangen. Daher kam es, daß er menſchliche Rathſchläge, Klugheit und Vorſicht gering ſchätzte gegenüber von der göttlichen Wirkſamkeit, daß er unter den niederſchlagendſten Ausſichten getroſten Muth behielt und die Berechnungen der menſchlichen Kurzſichtigkeit über Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Das wirkſamſte Mittel und die kräftigſte Waffe und Arznei war ihm das Gebet, durch welches der ſchwache Menſch gleichſam über göttliche Kräfte gebietet. Der Fall, wo er den Melanchthon durch ſein Gebet gerettet zu haben überzeugt war, wurde ſchon angeführt; ein ähnlicher möge hier ſtehen: Mykonius oder Mekum, Pfarrer in Gotha, lag 1541 tödtlich krank an der Auszehrung. Dieſem ſchrieb Luther: „Der Herr laſſe mich ja nicht hören, ſo lang ich lebe, daß du geſtorben ſeyeſt, ſondern gebe, daß du mich überlebeſt. Das bitte ich und will ich, und mein Wille ſoll geſchehen, Amen. Denn dieſer mein Wille ſucht die Ehre göttlichen Namens und nicht meine Ehre noch Luſt.“ Der Kranke glaubte in dieſen Worten die Stimme Chriſti zu hören, als er rief: Lazarus, komm' hervor! erholte ſich wieder und ſtarb erſt einige Wochen nach Luther's Tod.

Das Gefühl aber von der Abhängigkeit aller menſchlichen Dinge vom göttlichen Willen, das in einem weichen Gemüth leicht zur thatloſen Ergebung werden kann, war bei ihm mit einer Regſamkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes gepaart, welcher unabläſſige Thätigkeit ein Bedürfniß war, und die nicht göttliche Wunder träg abwartete, ſondern ſelbſt Wunderähnliches leiſtete. Der Innigkeit von Luther's Glauben kam die Ausdauer ſeiner Thätigkeit gleich, und beide ſtärkten ſich gegenſeitig.

Geneigt, die vermittelnden Glieder, die Kette von Urſachen und Wirkungen zu überſpringen, und immer geradezu auf den Willen Gottes zurückzugehen, ſah natürlich Luther in allen Ereigniſſen von oben geſandte Belohnungen, Strafen oder Prüfungen. Die Uebereinſtimmung und das Beruhigende, welches eine ſolche Betrachtungsweiſe für das Gemüth mit ſich führen muß, ſchien einigermaßen beeinträchtigt zu werden durch den Hinzutritt einer andern, für Luther ſehr charakteriſtiſchen Vorſtellung, durch die nämlich von der feindſeligen, mächtigen, unabläſſigen Wirkſamkeit des Teufels. Dieſe Vorſtellung verfolgte er, oder wenn man lieber will, ſie verfolgte ihn ſo heftig, daß ſie ſich zur lebendigſten Anſchaulichkeit ſteigerte und eine unabweisbare Macht über ſein Gemüth gewann. Aber wie einer tüchtigen Leibeskonſtitution oft dasjenige wohlthätig und ſtärkend iſt, was einer ſchwächeren Gift wäre, ſo diente bei Luther dieſe Vorſtellung von der feindſeligen Macht des Satans nur dazu, ſeine Kraft und Entſchloſſenheit auf den höchſten Grad zu treiben. Der Gedanke, es mit einem ſo gewaltigen, liſtigen und gräßlichen Feind zu thun zu haben, war für ihn, „der von Haus aus eines Mannes Muth und Herz hatte,“ nicht überwältigend und furchtbar — eher anſpornend und ermunternd; er erfüllte ihn mit einem edeln Trotz des Gottvertrauens, da ihm der Teufel doch im Grunde als ein gegen den reinen Geiſt unmächtiger Gegner erſchien, der den Waffen des Gebets und des Evangeliums nicht zu widerſtehen vermochte.

Wenn Luther dem Satan das Regiment der Welt zuſchreiben konnte, ſo läßt dieß, wenn es auch nicht ſeine fortdauernde Ueberzeugung, ſondern nach der Empfindung des Augenblicks geſprochen war, ſchon abnehmen, mit welchem Auge er die Geſchichte anſah. Das Uebergewicht des Religiöſen fehlte auch hier nicht. Die Menſchheit hatte bei ihm die Aufgabe, die alles Andere zurückdrängte: glaubige Chriſten zu werden. Nur inſofern, als er in der Geſchichte der Völker und der Menſchheit eine Annäherung zu dieſem Ziel zu erkennen glaubte, konnte er an ihr ein Wohlgefallen haben. In der damaligen Zeit war, wenn man den ganzen Verlauf der Geſchichte unter Einem Geſichtspunkt betrachten und Einheit in die große Maſſe bringen wollte, das leitende Princip kein anderes als: die Entwicklung der Kirche oder des Chriſtenthums — eine allerdings wichtige, doch nicht allumfaſſende, nothwendig einſeitige Betrachtungsweiſe. Wenn allenfalls ein Anhänger des Pabſtthums die Geſchichte von dieſem Standpunkt auffaßte, ſo konnte er, das Wachsthum und den Glanz der Hierarchie verwechſelnd mit dem Gedeihen der Kirche ſelbſt, eine Entwicklung, einen Fortſchritt des Chriſtenthums behaupten, und von den Mißbräuchen und dem Verderben abſehend, eine allmählige Annäherung an das der Geſchichte geſteckte Ziel: Vereinigung aller Völker unter Einem Hirten — verkündigen. Aber Luther, der, durch die wachſende Hitze des Streits, immer mehr ſich darin beſtärkte, im Pabſt den leibhaftigen Antichriſt, und nicht genau unterſcheidend die Entwicklung und das Verderben, welche freilich auch eng mit einander verſchlungen waren, in der Ausbildung des Pabſtthums eitel Teufelswerk zu ſehen, Luther brach gewiſſermaßen mit der bisherigen Geſchichte. In einer gewaltigen Anſchauung verſchmolz er den Pabſt und den Türken zum Antichriſt, der den Pabſt zur Seele und den Türken zum Leibe habe. Die weltliche irdiſche Seite der Geſchichte hatte für Luther wenig Intereſſe: was man heutzutage philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte nennt, fehlte damals beinahe ganz; die Entwicklung der weltlichen Verhältniſſe, der bürgerlichen Ordnung, der Rechtsbegriffe hatte für Luther nur einen untergeordneten Werth. Zwar war ihm die Liebe zum Vaterland, ohne daß er ſie gerade aus religiöſen Grundſätzen abgeleitet hätte, ehrwürdig und eingeboren, und wie oft hat er ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen! Es fehlte ihm nicht die Einſicht in den Zuſtand und die Bedürfniſſe Deutſchlands; ſo ſprach er einſt: „Deutſchland iſt ein ſchöner, weidlicher Hengſt, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein ſtark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, alſo iſt auch Deutſchland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.“

Ueber die Obrigkeit hatte Luther Mehreres geſchrieben und rechnete ſich dieß zum großen Verdienſt an; in Betracht der auf Erden waltenden Sündhaftigkeit galt ihm weltliche Regierung und Recht zwar als ein Gut, aber im Verhältniß zu einem wahrhaft gottgefälligen, chriſtlichen Zuſtand doch nur als ein nothwendiges Uebel. An großen, kräftigen Königen hatte er ſein Wohlgefallen, weil er ſie für Rüſtzeuge Gottes hielt, und wohl auch aus natürlicher Neigung zu hervorragenden Erſcheinungen; und trotz der feindſeligen Geſinnungen des Kaiſers Carl V. gegen Luther konnte dieſer, neben manchen ſcharfen Aeußerungen, ſich nicht enthalten, dem äußerlich würdevollen und gehaltenen Benehmen deſſelben ſeinen Beifall zu ſchenken. Berühmte Kriegsmänner gefielen ihm; ſo ſagte er: „Es wird der Sieg, Glück und gute Kriegsanſchläge von Gott gegeben, wie man an Hannibal, dem berühmteſten und fürnehmſten Feld- und Kriegsherrn, wohl ſiehet. Ich glaube, er ſei ein fürtrefflicher Mann geweſen; ſo er einen eigenen ſonderlichen Hiſtorienſchreiber hätte gehabt, wollten wir viel großer, herrlicher Thaten von ihm haben." Aber das menſchliche Treiben und menſchliche Plane erſchienen ihm doch wieder ſo geringfügig, weil er überall die unmittelbar eingreifende Hand Gottes ſah, daß er die Könige Gottes Kartenſpiel nannte. Den Krieg hielt er für eine große Geißel, aber doch auch wieder für heilſam, ſofern er größerem Uebel, allgemeiner Unordnung und Räuberei vorbeuge, und er verglich ihn mit chirurgiſchen Operationen, mit Brennen und Schneiden, welche ein furchtſames Auge nicht ſehen könne, aber der Mannhafte ſchaue muthig drein. Gar ſehr jedoch mißfiel ihm die durch Erfindung des Schießpulvers neu eingeführte Weiſe der Kriegführung: Büchſen und das Geſchütz iſt ein grauſam und ſchädlich Inſtrument, zerſprengt Mauern und Felſen und führt die Leute in die Luft; ich glaube, daß es des Teufels in der Hölle eignes Werk iſt, der es erfunden hat, als der nicht ſtreiten kann, ſonſt mit leiblichen Waffen und Fäuſten. Gegen Büchſen hilft keine Stärke noch Mannheit; es iſt einer todt, ehe man ſich's verſieht. Wenn Adam das Inſtrument geſehen hätte, das ſeine Kinder haben gemacht, er wäre für Leid geſtorben!"

Die Wichtigkeit der Buchdruckerkunſt erkannte er wohl und ſagte davon: „Sie iſt das höchſte und letzte Geſchenk, durch welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt. Es iſt die letzte Flamme vor dem Auslöſchen der Welt; ſie iſt, Gottlob! am Ende." Davon, daß die Buchdruckerkunſt noch der Hebel ganz anderer Intereſſen werden würde, ahnte er nichts. Einer zu weit gehenden Ausbildung, einer zu künſtlichen Reizung und üppigen Befriedigung weltlicher Bedürfniſſe war er nicht hold; zu ſchweigen von dem damals in Deutſchland gar ſehr im Schwang gehenden Uebermaaß in Eſſen und Trinken, war er ein Feind der Kleiderpracht und Putzſucht, und meinte: „die Veränderung der Kleider wird auch bringen eine Veränderung der Regiment und Sitten; wir ringen leider allzuſehr darnach." Von einem ascetiſchen Widerwillen und Abſcheu gegen das, was das Leben erheitert und verſchönert, Künſte und Wiſſenſchaft, auch andere geſellige Genüſſe, war er entfernt, verwarf aber das Uebermaaß, deſſen Grenze freilich ſehr ſchwer zu beſtimmen ſeyn möchte. Seine Anſichten vom Zinsnehmen und vom Handel würden heut zu Tage bei den National-Oekonomen großen Widerſpruch finden. Freilich gieng hier Luther nicht von den Grundſätzen und Berechnungen der jetzigen Zeit aus, ſondern erwog den ungünſtigen Einfluß, welchen das beſtändige Streben nach irdiſchem Gewinn und Gold auf die Seele und ihr ewiges Heil haben müſſe, was überhaupt der Mittelpunkt ſeiner ganzen Betrachtungsweiſe vom Leben war. Das irdiſche Leben iſt ihm nur eine Vorſchule zum ewigen, welches die wahre Beſtimmung des Menſchen iſt; darum ſind die äußern Verhältniſſe deſſelben nicht ſo hoch anzuſchlagen; Armuth und Reichthum, hoher oder niederer Stand, Knechtſchaft und Freiheit — alles dieß verſchwindet gegen die jenſeitige Seligkeit oder Unſeligkeit, abhängig von dem Glauben oder Unglauben.

Die Natur galt Luther als ein Buch, darin er die Macht, Weisheit und Güte Gottes las, und nur zuweilen wurde dieſe Anſicht von einer andern durchkreuzt, wornach er auch in der Natur die Hand des ſchadenfrohen Erzfeindes der Menſchheit und die Folgen der Sünde ſah, die durch Adam in die Welt gekommen. Die Natur in ſolchem Sinne zu deuten, war er ſehr geſchickt, und ſeine Beobachtungen und Urtheile ſind ſcharfſinnig, geiſtreich und oft großartig, wenn auch manche ſeiner Betrachtungen und Schlüſſe vor den vermehrten Erfahrungen der Naturwiſſenſchaften von heute nicht probehaltig ſeyn mögen. In dieſer Beziehung übten freilich die Meinungen und Vorurtheile ſeines Zeitalters auch auf ihn einen nicht geringen Einfluß. Die in Vergleich mit der jetzigen Bildung ſehr mangelhafte Kenntniß und Bearbeitung der verſchiedenen Naturwiſſenſchaften, die lückenhafte Phyſik und ungeläuterte Begriffe vom menſchlichen Weſen nach ſeiner leiblichen und geiſtigen Seite begünſtigten die kraſſeſten und abenteuerlichſten Anſichten. Luther war davon nicht frei geblieben, und dieß frei zu bekennen, mit der feſten Zuverſicht: daß ein ſolches Geſtändniß der Bewunderung und Verehrung dieſes Mannes in keiner Weiſe Abbruch thun werde, iſt wohl ſeiner würdiger, als es zurückhalten und bemänteln zu wollen.

Es war aber dazumal beſonders auch die Aſtrologie im Schwang, und beſchäftigten ſich viele Abenteurer und Betrüger, aber auch viele gelehrte Männer und große Herren mit dieſer Kunſt, die aus der Bewegung und den Conjunkturen der Geſtirne die Zukunft zu errathen ſich rühmte und Anleitung gab, die Nativität zu ſtellen, d. h. den Menſchen aus der Stunde ihrer Geburt nach dem Planetenſtande ihre Schickſale, Art und Zeit ihres Todes u. ſ. w. zu prophezeihen. Auch Melanchthon, den ſich wohl Manche als gebildeter und vorurtheilsfreier denken mögen, als den derben Luther, hatte an dieſer Kunſt großes Wohlgefallen und Glauben, und beſprach ſich viel darüber mit Luther; dieſer ſträubte ſich ſtandhaft dagegen und fällte über die angebliche Kunſt manches naive Urtheil: „Ich lobe die Aſtronomiam und Mathematikam, die da ſtehet in gewiſſen Beweiſungen, und ich glaube, daß ein Stern größer iſt als die ganze Welt; von der Aſtrologia halte ich gar nichts.“ Von ſeinem Leben meinte er: daß er Mönch, Baccalaureus, Magiſter geworden, und den Pabſt angegriffen und ein Weib genommen, das ſtehe in den Geſtirnen nicht. Als er mit Freunden einen Kometen beobachtete, äußerte er: „Ich will Deutſchland wahrſagen, nicht aus dem Geſtirn; ſondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologie und Gottes Wort.“ Von dem Kometen aber ſagte er: „der Komet iſt auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet wie ein Planet. Es iſt ein ſtolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, thut als wäre er allein da, hat ſeine Natur und Art, wie die Ketzer, welche wollen auch allein ſeyn und vor Allen ſtolziren.“

Wie ſich auch Luther ſonſt über die menſchliche Freiheit ausſprechen, wie ſehr er ſie gegen die alles Gute wirkende Gnade herabſetzen mochte: doch war es das mächtige Gefühl der Freiheit in ſeiner ſtarken Seele, das ihm die Gewißheit gab: die Sterne üben keine Gewalt über den Menſchen aus, und ihm die Worte in den Mund legte: „Wir ſind Herren der Geſtirne!“

Mundt.

Die Reform der deutſchen Sprache im vorigen Jahrhundert.

(1837.)

Der productive Genius, der ſich jetzt des günſtigen Zeitpuncts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geſchmack hinzuſtellen, erſchien in Klopſtock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichterſprache in Deutſchland wurde; Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache ſeiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verſtändiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopſtock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfaſſendern Grundlage. Er iſt das Genie der Sprache in dieſem Jahrhundert, und wirkte nicht ſo ſehr durch das Innere ſeiner Poeſie, als durch die Formen derſelben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopſtock tränkte ſeine Diction zuerſt an den altdeutſchen Quellen, beſonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühſame, aber feinſinnige und geiſtvolle Combination die deutſchen Elemente mit den römiſchen und griechiſchen Sympathien unſerer klaſſiſchen Bildung. Dieſe aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunſtvoll berechneten Guß und machte ſie flüſſig mit einer originellen Begeiſterung, der an Urſprünglichkeit des Lebens und der Anſchauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geiſter, die bald gleichmächtig neben ihm aufſtanden, mit dem ſeinigen vergleicht, ſo iſt es immer nur die Sprache ſeiner Zeit, die Klopſtock vorzugsweiſe beherrſchte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Geſinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neu zu geſtalten. Klopſtock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, ſchöne große Gedanken über Natur und Gott; doch brachte er es mit Allem dieſen nur zu einem muſikaliſchen Effect, zu einem tönenden Meiſterſtück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausſtrömen, erſtarren ihm unter den Händen zu Cryſtallen und Perlen, aus denen ſich funkelnde Kränze zuſammenſetzen, und mitten in der hingeriſſenen Bewegung fängt man an, mit dieſen ſchönen Steinen ſeines Gefühls zu ſpielen, oder ſie wie koſtbare Schmuckſachen zu behandeln.

Aber die Wirkſamkeit dieſer Sprache war gewaltig und beiſpiellos und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte ſeit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am ſicherſten und regelrechteſten gearbeitet. Klopſtock ſchlug durch ſeine polymetriſche Behandlung der deutſchen Sprache den Weg zu ihrer Umwandlung ein. Die Anwendbarkeit unſerer Sprache auf den polymetriſchen Numerus der griechiſchen und römiſchen keck vorausſetzend, ließ er die deutſche Natur voll Begeiſterung in dieſen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunſtreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutſchen Sprache dilettirten, denn das antike Geſetz der Quantität ſpielte auch in Klopſtocks Hexametern eine ſchlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an dieſen Formen entſtand, ſowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne ſchuf. Herder bekämpfte zwar in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur die Meinung, als eigne der polymetriſche Charakter jener alten Sprachen der deutſchen natürlich, aber er erklärte ſich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere ſelbſtgebildete Sylbenmaaße Klopſtocks nur für „künſtliche Proſa“ gelten laſſen wollten. Herder verglich dieſe Klopſtock'ſchen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte ſie eher die „natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie“ genannt ſehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen ſeyn, welche ein Odenmaaß, wie

Weht ſanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Proſa zu leſen verſtänden, da mehrere der lang angenommenen Sylben eben ſo gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottſched ſeinerſeits den Unterſchied des Hexameters von der Proſa nicht einſehen können, was denn von dem Patriarchen der Leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der ſich ſchon deshalb mit der Meſſiade nicht einlaſſen konnte, weil auch Klopſtock zu den Füßen Bodmers geſeſſen hatte. Unter denen aber, welche für Klopſtock Partei ergriffen, befanden ſich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfiſche Vielſchreiber G. F. Meier in Halle ſchrieb eine Beurtheilung der Meſſiade, die er einzeln erſcheinen ließ. Denn obwohl Gottſched an der wolfiſchen Philoſophie ſeinen Geiſt und ſeine Abſichten genährt, ſo hatte dieſe Schule ſich doch keineswegs mit ihm verſchworen, und ſelbſt ſeine Gegner, wie Breitinger, ſtanden ihm mit wolfiſchen Ideen, die Kritik der Poeſie darauf begründend, gegenüber. Gottſched konnte ſich nicht mehr retten, noch half es ihm, ſeine Ohren zuzuhalten, denn rings um ihn her ſummte und brauſte es bald allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetiſchen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten ſogar in Hexametern ab und brachten Klopſtocks Pathos und Odenſchwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entſtanden, die national genannt werden mußte. —

Klopſtocks poetiſcher Styl iſt eine kunſtvolle Vereinigung aller ſinnlichen und geiſtigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu ſtellen, brachte die feinſten und originellſten Nüancen der Diction hervor, ſchuf Wörter und Zuſammenſetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anſchauung ſich merkwürdig formen mußte und wirkte ſelbſt im Kleinen und Einzelnen durch überraſchende Handgriffe der Sprache, durch die Kunſt der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorſatzſylben, mit denen er ſeine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt ſind, ganze Begriffe plaſtiſch vor die Anſchauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poeſie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abſtracte, und an andern Stellen auch wieder den abſtracten Ausdruck für den concreten zu ſetzen verſteht. Ferner iſt ſeine Behandlung des ganzen Periodenbaues bedeutſam für die Sprache ſowohl, wie für die Elaſticität der deutſchen Darſtellung. Die Verſchlungenheit ſeiner metriſchen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redeſätze, wie ſie in dieſer Freiheit und Kunſtſinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwiſchenſätze, Participialconſtructionen, Weglaſſung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei eben ſo kühn als wirkſam benutzt, und auch die Wortſtellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So ſehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, ſo wurde doch die Productionsluſt der deutſchen Sprache dadurch in ihrem eigenſten

Grundweſen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunſt der Proſa empfing ſie durch dieſe keckpoetiſche Periodiſirung bildende Eindrücke.

Es entſtand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen ſich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Leſſing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verſchiedenen Bahnen die Miſſion ihres Genius an. Das Bewußtſein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beſchäftigte ſich in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur, die 1767 erſchienen, vorzugsweiſe mit Bildung und Ideal der Sprache und ruft im dritten Fragmente aus: „Unſere Sprache iſt in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache iſt beinahe als ein Loſungswort anzuſehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge iſt, Schriftſtellern, Kunſtrichtern, Ueberſetzern, Weltweiſen. Jeder will ſie auf ſeine Art bilden; und Einer iſt oft dem Andern im Wege!“ Wieland ſchlug in ſeiner Abhandlung über die Frage: „Was iſt Hochdeutſch?“ — (Werke, Supplementb. VI. S. 326) vor, die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutſchen Sprache anzuſehen und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu ſehen, ſelbſt in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erſtaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innerſten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war.

Gutzkow.

Chineſiſches Zeremoniell.

(1833.)

Unſichtbar treffen der Leſer und der Autor wieder zuſammen in einer Halle, deren Anlage und Ausſchmückung ſo bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner iſt, daß wir uns einer genaueren Beſchreibung derſelben nicht überheben dürfen.

Dieſer Raum iſt weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunſtvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muſter ſich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derſelben. Drachen von großen, rieſenhaften Blumen umſchlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt ſich zwei Stufen hoch eine Eſtrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, ſind aus Seidenſtoffen und mit reichen ſchweren Franzen beſetzt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Gefäß ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenſtoffen, die die Flamme umſchloſſen halten, und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht fallen laſſen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener ſind beſchäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich, und wie zänkiſch ſie ſich auch unter einander begegnen, ſo unterließen ſie doch nicht, bei der erſten Begegnung ſich zu fragen: „Haſt du ſchon Reiß genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinteraſien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel zu vergeſſen, würde bäuriſche Sitte verrathen und dieſelben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unſern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäftigungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen von hohen Beſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegeriſchen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen ſeines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſter verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anſtoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Herr entbietet dem deinen ſeinen Gruß! Die Schwelle unſeres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiſeſte Berührung empfängt.“ Der Tatar verneigte ſich mit Anſtand und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemeldeten Beſuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Beſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angekündigt, und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes folgte ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung des höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremoniells würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Dieſer Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem, ſeidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühſam geſammelten Zöpfchen verſehenes Haupt bedeckte. Zwiſchen dieſer Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus ſchwerem Seidenſtoffe zur Erde rauſchte, ſaß ein Antlitz ſo beherrſcht und abgeſchliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß ſich hinter dieſer todten Maske eben ſo gut die größte Weisheit, wie die verſchlagenſte Ränkeſucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingeſtickt, in deſſen Felde ſich das ſonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chineſiſchen Kleiderordnung werden daran ſogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der ſechsten Claſſe Bekanntſchaft zu machen. Dieſelben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieſer angeſehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zuſammenſetzten, und vorn ein ſilberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus ſeinem Stand, daß ſchwarzſeidene Stiefel ſeine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn ſie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollſtändiges Schreibzeug verſteckt hatte.

Schon ſeit einigen Minuten harrt in dieſem Galla-Aufzuge der Herr des Hauſes vor dem zweiten Portale ſeiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gaſt endlich vor dem dritten erſcheine. Da iſt er. Unſer Mandarin ſechster Claſſe ſtürzt hinzu, hilft ihm aus ſeinem Palankin, ergreift ſeine linke Hand mit der Linken, und ſchüttelt ſie mit einer Grazie, die man geſehen haben muß, um ſie beſchreiben zu können. Aber was iſt dieſe erſte Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen ſich jetzt die beiden Leute überſchütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer ſoll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unſtreitig der Gaſt; aber dieſer iſt viel zu höflich und beſcheiden, eine ſolche Auszeichnung anzunehmen, er ſucht vielmehr ſeinen Wirth hindurchzuſchieben, und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulaſſen? — Unmöglich: dieß wäre eine Verletzung der Etiquette, die ſeiner Natur ganz zuwider iſt. Im Gegentheil bedarf es nur einer geſchickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu ſchlüpfen, und in demſelben Augenblick ſchon die Hand des Gaſtes zu faſſen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Beſucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewiſſen gemachten Scham annimmt.

Dieſe Scene wiederholt ſich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis ſich die Herren endlich in das Beſuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten ſpringen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es iſt chineſiſcher Ton, daß der Wirth dieſen ſaubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeiſters auch wohl kein Sonnenſtäubchen geduldet hätte, erſt mit einem Tuche leicht abwiſcht. Jetzt eilt auch er zu einem Seſſel, aber wer wird ſich auf den ſeinigen zuerſt niedergelaſſen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſeyn, als die beiden hier zuſammentreffenden Herren, um dieſes Compliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze kömmt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu täuſchen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſeyn. Die wechſelſeitigen Bewegungen werden mit Geyeraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen ſeinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe, und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dieß Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen auch dieß ſchwierige Manöuvre, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht über einander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernſt, pagodenartig.

Nachträge.

Kölle.

Diplomatiſche Aphorismen.

(1838.)

Ein ſchöner Zug der Deutſchen iſt der gründliche Haß gegen politiſche Schlechtigkeit, ſeine Unverſöhnlichkeit und Unverwüſtlichkeit. Gott bewahre überhaupt jeden vor dem Haſſe eines Deutſchen! Jener verbindet ſich mit ſittlichem Abſcheu. Politiſche Renegaten werden auch, wenn man ſie auf Geſandtſchaften ſendet, auf eine merkwürdige Weiſe ſecretirt. Es iſt keine Verfolgung, nicht einmal offene Verſpottung, aber die ſtille gemeſſene Handhabung eines Verrufs, welcher dem Renegaten das Herz brechen macht, wenn er noch eines hat.

Den ſicherſten Maaßſtab für die Fähigkeiten eines Herrſchers geben die Männer, welche den Zügel der Regierung führen. Viele Herrſcher haben gerade ſo viel Scharfſinn, um ausgezeichnete Köpfe herauszufinden und ſich dieſen, öffentlich oder insgeheim, unterzuordnen. Am ſchlimmſten iſt man aber mit Herren daran, welche weder dieſe Kunſt beſitzen, noch ſich ihrer Unfähigkeit bewußt ſind, und einmal geſchenktes Zutrauen möglichſt lange erhalten. Wo ein Fürſt alles ſelbſt machen will, geſchieht entweder wenig, oder Vieles wird verdorben. Man wäre beinahe verſucht, zu glauben, daß die ausgezeichnetſten unter den Herrſchern unſerer Zeit Manches nur gerade deshalb gethan haben, um ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger auf falſche Wege zu bringen und dadurch den Glanz ihrer Regierung auch nach ihrem Abgange zu erhöhen.

Unter den Gebräuchen des Mittelalters erſcheint der Ritterſchlag deshalb als der ſinnigſte, weil er ſymboliſch ausdrückt, was Jeder im Leben erfahren habe und erfahren müſſe, ehe er der Meiſterſchaft ſich rühmen dürfe. Man wird zu Allem geſchlagen, zum Feldherrn, zum Philoſophen, ja zum Ehemann und Hausvater, auch gewiß zum Diplomaten. Man pflegt dieſes Erfahrung zu nennen, des reiferen Alters trauriges Vorrecht. Denn wer kann berechnen, oder wer will geſtehen, wie viel jene Kunſt der Menſchen-Behandlung gekoſtet habe, jene oft bezaubernde Weiſe, welche den rechten Ton des Geſprächs anſchlägt, reden läßt, verſtändig zuhört, zur rechten Zeit einlenkt, anmuthig ſcherzend abſchließt?

Mancher Mann, welcher übrigens die Mittelhöhe kaum erreicht, hat durch Verhältniſſe, Erziehung, Umgang mit geiſtvollen Menſchen, beſonders mit Frauen, ſich ein kleines Capital von Geiſt erſpart, welches aber ſogleich verſchwindet, wenn er auf größerem Schauplatze und auf längere Zeit zu erſcheinen hat. Es iſt ſogleich um den Namen geſchehen, welchen er irgendwo erworben haben kann, und er fällt ſo tief, daß er auch nicht einmal nach ſeinem wirklichen Werthe angenommen wird. Er ſollte ſtets reiſen, und zwar nicht von einem Koffer, ſondern nur von einem Nachtſacke begleitet.

Auf ſchnelle Frage — langſame Antwort! Dieſe treffliche Regel befolgen viele, beſonders die durch manches bedeutende Geſchäft eingeübten Staatsmänner, in der Weiſe, daß ſie durch Apologen oder Anekdoten antworten, deren Nutzanwendung, auch wenn ſie richtig herausgefunden iſt, auf des Fragenden, nicht aber auf des Antwortenden Rechnung kömmt.

In einer freudig aufgeregten, geiſtreichen Geſellſchaft iſt es leicht, Liebenswürdigkeit und Geiſt zu zeigen, und ſich auf Augenblicke über ſeine gewöhnliche Bahn zu erheben. Aber in allen verſchiedenen Geſtaltungen des Geſellſchaftslebens leiſtet man ſchwer den gerechten Anforderungen immer Genüge, und ſelten führt und belebt man das Geſpräch in einer zahlreichen Geſellſchaft eben ſo gut als im Boudoir; Manche haben nur Geiſt mit der Feder in der Hand, Andere (beſonders Halb-Invaliden) nur mit der Serviette auf dem Schooße. An vielen Orten beſteht das Geſpräch gewöhnlich aus Fragen und Antworten, und man verſorgt ſich daher nicht ohne Mühe mit Leuten von anregender Natur, einer Art lebendiger Gewürze, damit das Weſen doch nicht gar zu fade werde. Es werden übrigens viele Menſchen gefunden, welche, weit entfernt, Falſtaffe zu ſeyn, die Gabe hatten, nicht nur ſelbſt witzig zu ſeyn, ſondern auch Andere witzig zu machen. Darin jedoch gleichen ſie dem auf Bühnen ſo ſehr mißhandelten Sir John, daß ſie über ſich ſelbſt am witzigſten ſich auslaſſen.

Ernſt und Freundlichkeit des Diplomaten muß je nach Verſchiedenheit der Länder gemiſcht werden, welche man vertritt und welche man bewohnt. Weltſitte ſoll Volksthümlichkeit nicht aufheben, aber verklären. Ein ernſthafter Franzoſe und ein freundlicher Engländer treffen ungefähr zuſammen. Ernſt ohne Hochmuth gewinnt mehr als die beſtändige ſüße Holdſeligkeit. Hinter dieſer verbirgt ſich gewöhnlich Falſchheit und Dummheit. Dagegen ſpielt Mancher den Derben, um für biderb gehalten zu werden.

Wer es nicht vermag ſich in das Geſammtleben eines Volkes hineinzudenken, die Macht des mit der Muttermilch Eingeſogenen, am väterlichen Heerde Erlernten nachzuempfinden, der wird auch von den genaueſten materiellen Daten oft irregeführt werden. So ſelbſt Napoleon, welcher nie eine andere Volksthümlichkeit erkannt zu haben ſcheint, als die der Franzoſen, welche er auf beiſpielloſe Weiſe nützte und abnützte, während ſeine Gegner alle Völker, *jedes aber auf ſeine eigenthümliche Weiſe*, wider ihn in den Vernichtungskampf führten und am Ende ſelbſt dem franzöſiſchen Volke *die* Seite abzugewinnen wußten, auf welcher es gefaßt, und von ſeinem Abgotte weggeriſſen werden konnte.

Bei ſonſt gleichen Bedingungen macht es einen ungeheuren Unterſchied, ob ein Volk von großen geſchichtlichen Erinnerungen getragen wird, ob es ſtets fürchtet, von den andern Völkern für nicht vollgültig, nicht vollſtändig ausgebildet angeſehen zu werden, ob es eine Umwälzung hinter ſich — oder noch vor ſich hat, in wie weit es gleichartig in ſeinen Beſtandtheilen iſt, und beſonders, ob es ſchon eine lange Bahn durchlaufen hat, oder ſich noch der Jugend erfreut.

Am ſchwerſten iſt mit denen zu unterhandeln, welche gleich im Anfange mit dem *Ja* verſchwenderiſch umgehen, und die *Aber* im Laufe des Geſchäfts allmählig nachfolgen laſſen. Sie pflegen wohl gar auf die am Eingange gezeigte Nachgiebigkeit ſich etwas zu gute zu thun.

Daß die franzöſiſche Sprache beinahe überall die Sprache der Unterhandlungen werden *konnte*, ſcheint zu beweiſen, daß es geſchehen *mußte*. Wenn das Latein naturgemäß war, ſolange Rom der Mittelpunkt der europäiſchen Politik, Italien das civiliſirteſte Land der Erde, die Sprache Roms die allgemeine jeder höheren Bildung war, ſo wurde das franzöſiſche eine Transaktion zwiſchen der romaniſchen, der germaniſchen und der neu hinzutretenden ſlaviſchen akatholiſchen Welt, ſo bald alles von den Höfen aus- und auf ſie zuging, und Verſailles eine Art Normalhofs war. Jetzt ſchon würde es unmöglich ſeyn, ſie aus der Diplomatie zu verdrängen, aber die allgemeine Verkehrſprache unſerer Enkel wird doch wohl die engliſche werden.

S. Boiſſerée.

Der Dombau zu Cöln.

(1823.)

Es iſt zu bedauern, daß wir über die ganze eigentliche Baugeſchichte der Domkirche zu Köln faſt gar keine Nachrichten haben; indeſſen will ich verſuchen, die wenigen urkundlich beſtimmten Punkte durch möglichſt begründete Vermuthungen aneinander zu reihen.

Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforſt ſich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, ſich über fünfhundert Fuß hoch erheben ſollten, ſo folgt, daß ſchon die erſte Anlage eines ſo rieſenhaft entworfenen Gebäudes, ſelbſt bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen ſehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um ſo mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde.

Zu den Werkſtücken hatte man einen porphyrartigen Sandſtein von ſchöner grünlichgrauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an deſſen Namen ſich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutſchen Lieblingshelden Siegfried knüpfte.

Während bei dieſem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beſchäftigt waren, die Werkſtücke aus dem

Roben zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und ſchnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfeſten auf. Hiezu bediente man ſich deſſelben Geſteines, abwechſelnd mit Baſaltblöcken, welche man, dem Siebengebürge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Dieſe langen ſäulenartigen Baſaltſtücke, wagerecht über die rauh behauenen ſtark verkütteten Sandſteine gelegt, bildeten einen unerſchütterlichen Verband. Ich ſah dies Mauerwerk der Grundfeſte, in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des ſüdlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Beſtimmtheit den Anfang der Grundfeſte entdecken zu können.

Ein ſo mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und feſt wie Felſen, auf demſelben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeiſters; er beſchäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkſtücke, welche die Steinhauer lieferten. Und ſo mag wohl in den erſten neun Jahren nicht nur die Grundfeſte, ſondern auch ein großer Theil des untern Geſchoſſes von dem Domgebäude vollendet worden ſeyn. Denn zu dieſer Zeit, im Jahr 1257, ſchenkte das Domkapitel „*Meiſter Gerhard dem Steinmetzen*, welcher das ganze Werk leitete, wegen ſeiner belohnenswerthen Dienſtleiſtung, einen Platz, wo er auf ſeine Koſten ein großes ſteinernes Haus erbaut hatte.“

Die Geſchichtſchreiber ſchweigen über dieſen *Meiſter Gerhard*, wie faſt über alle Baumeiſter des Domes; ich halte ihn für den erſten unter ihnen, und alſo auch für den Urheber des ſo erhaben als kunſtreich gedachten Entwurfes. Wäre ein anderer der Urheber geweſen, ſo müßte man annehmen, daß derſelbe gleich nach dem Anfang des Baues geſtorben ſey, was unwahrſcheinlich iſt. Noch weniger läßt ſich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem genialen bauverſtändigen Manne herrühre, welcher nicht ſelbſt praktiſcher Künſtler geweſen wäre; denn der Plan eines ſo rieſenhaften Werkes von einer ſo reichen und kühnen Zuſammenſetzung, bis in die kleinſten Theile mit Rückſicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueſte Kenntniß aller techniſchen Mittel beſaß, und die Sicherheit in ſich trug, die Erfindungen ſeines Geiſtes verwirklichen zu können.

Meiſter Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geiſtlichen Standes, Mitglieder hochangeſehener Stifte, Abteien und Klöſter.

Ich habe vielfältig nachgeforſcht, aber es iſt mir nicht gelungen, nähere Aufſchlüſſe über dieſen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeiſter alter und neuer Zeit verehren müßten.

Daß er Steinmetzenmeiſter genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter dieſem beſcheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in allen europäiſchen Ländern, die vorzüglichſten Baumeiſter und zum Theil auch die ausgezeichnetſten Bildhauer.

Das Handwerk wurde in jener Zeit als Grundlage der Kunſt hoch geehrt. Wer ſich zum Baumeiſter bilden wollte, mußte das Steinmetzenhandwerk lernen, und hatte er darin die Meiſterſchaft erworben, ſo blieb er durch Satzungen und Gebräuche mit den Steinmetzen enge verbunden. Bei der Kirchenbaukunſt fand dies noch ganz beſonders ſtatt. Von dem Gedanken ausgehend, daß es eine ſehr edle, gottgefällige Beſchäftigung ſey, zu dem Bau der Kirchen Hand anzulegen, und daß es der vereinigten Thätigkeit vieler durch Erfahrung geübter, durch den Geiſt der Ehre und der Treue geleiteter Arbeiter bedürfe, um die großen, auf die ſchönſte Vollendung und auf die Dauer von Jahrhunderten entworfenen Werke auszuführen, bildete ſich eine eigne Brüderſchaft, welche ſich, von den gewöhnlichen Innungen unterſchieden, ausſchließlich dem Kirchenbau widmete, und unter der ſtrengen Ordnung gemeinſamer Sitten und Gebräuche, die Regeln der Kunſt, mit dem Schatz erworbener Fertigkeiten und Kenntniſſe, von Geſchlecht zu Geſchlecht als Geheimniß überlieferte.

Bei dieſer Geſellſchaft fand eine ähnliche Einrichtung ſtatt wie in dem Hanſabunde. Die Meiſter und Werkleute der kleinen Bauwerke wurden denen der größern untergeordnet, und bald verbreitete ſich die Brüderſchaft gebietweiſe über ganz Deutſchland. Auch hier ſcheint Köln das erſte Beiſpiel gegeben zu haben. Der Vorſteher des Domwerks war Obermeiſter über alle Kirchenbaumeiſter in den niederdeutſchen Landen, und ſo war es der Vorſteher des ſtrasburger Münſterwerks, welches neunzehn Jahre nach dem von Köln angefangen wurde, über alle Kirchenbaumeiſter in den Landen zwiſchen der Donau und der Moſel. Auf dieſe Weiſe war die Hütte der Steinmetzen am kölner Dom der Sitz des Obermeiſterthums von Niederdeutſchland und die Hütte am Straßburger Münſter der Sitz des Obermeiſterthums von Oberdeutſchland. Später bildete ſich ein Obermeiſterthum für ganz Deutſchland, worin dann Straßburg, weil hier länger mit großer Thätigkeit fortgebaut wurde, Köln den Vorrang ſtreitig machte, ſo wie in den Handelsverhältniſſen es von Seiten Lübecks geſchah. Die andern Obermeiſter hatten ihren Sitz in Wien, Bern und Magdeburg. Die Ordnung der Steinmetzen-Brüderſchaft wurde auf gemeinſamen Tagſatzungen abgefaßt, und von Kaiſer und Pabſt beſtätigt.

Wenn wir das Städteleben betrachten, wie es im dreizehnten Jahrhundert aus dem Schooß des Reichthums und der Freiheit in Handel, Kunſt und Gewerbe die ſchönſten Blüthen entwickelte, ſo iſt leicht einzuſehen, daß wir im bürgerlichen und nicht im geiſtlichen Stande die Erfinder jener bewundernswürdigen Kirchengebäude zu ſuchen haben. Die Geiſtlichkeit, bei allem Guten und Trefflichen, welches ſie damals für die Bildung, beſonders in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gewirkt hat, entbehrte doch des freien Elements eines vielfach bewegten Lebens, worin allein die Hervorbringungen der Kunſt wie der Poeſie zu einer ſchönen Reife gedeihen können.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand der Städte mußte die Herrſchſucht und Habgier mancher Fürſten erregen. Die Stadt Köln hatte dies Mißgeſchick in hohem Grade, und der anfangs ſo raſche Fortgang des Dombaues wurde dadurch auf das traurigſte gehemmt.

Ein ſolches Werk hätte anhaltenden Frieden und die ganze Fürſorge wohlwollender Fürſten bedurft. Nun mußte Meiſter Gerhard erleben, daß die Erzbiſchöfe ihre Schätze in fruchtloſen Kriegen verſchwendeten, und was der Folgen wegen noch ſchlimmer war, daß ihnen die widerſpänſtige Stadt verhaßt wurde, ſie den Palaſt beim Dom verließen, und ihren beſtändigen Wohnſitz in Bonn nahmen.

Obſchon der Dombau ſo großen Schwierigkeiten unterlag, hatte er doch auf die Vervollkommnung der Kirchenbaukunſt überhaupt den günſtigſten Einfluß. Es hatte ſich an dieſem Werk eine Schule gebildet, aus welcher die vortrefflichſten Baumeiſter hervorgingen, die an verſchiedenen Orten Kirchen aufführten, bei denen ſie den Styl und zum Theil ſelbſt den Alles übertreffenden Plan des kölner Doms anwandten. Davon zeugen die in dieſem Zeitraum erbaute Katharinen-Kirche in Oppenheim, die Werners-Kirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und das Münſter zu Straßburg; am meiſten aber der Thurm des Münſters zu Freiburg im Breisgau, deſſen durchbrochener Helm mit wenigen vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurf der kölner Domthürme aufgeführt wurde.

Zwar ſcheint der Bau des Doms in Köln nie ganz ſtill geſtanden zu haben; denn der Kirchenbau erſtreckte ſich natürlich nicht auf die in der Stadt gelegenen erzbiſchöflichen Grundſtücke und Gebäude. Aber die Mittel waren ſo ſehr vermindert, die Thätigkeit war ſo ſehr gelähmt worden, daß nach mehr als vierzig Jahren der Chor, den man zuerſt ausführen wollte, noch nicht ſeine Vollendung erreicht hatte.

Nun vereinigte ſich der Sieger von Woringen, Herzog Johann von Brabant, mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit der Stadt und den kölniſchen Geſchlechtern, die am hartnäckigſten gegen den Erzbiſchof geſtritten hatten, und gemeinſchaftlich ließen ſie die prächtigen farbigen Fenſter zum Chor verfertigen. Erzbiſchof Wickbold von Holte, Nachfolger des kriegeriſchen Siegfried's von Weſterburg, ermahnte die Gläubigen, jeden der ſeine letzte Willensurkunde ausſtellte, zu Geſchenken für den Bau aufzufordern. Geiſtliche beredte Männer mit offenen Briefen wurden wieder als Sammler ausgeſendet, und ein eigener zur Förderung des Werkes von Männern und Frauen gebildeter Verein, die Brüderſchaft des heiligen Petrus genannt, machte ſich zu jährlichen Beiträgen anheiſchig. Auch führten die, nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, häufig auf einander folgenden Kaiſerkrönungen wieder viele Fürſten nach Köln, die reichliche Beiſteuer gaben. So wurde dann endlich der Bau ſo weit gebracht, daß im Jahr 1322, das iſt vier und ſiebenzig Jahre nachdem der erſte Stein gelegt worden, der Chor eingeweihet werden konnte.

Dieſer vollendete Theil, nach Oſten hin gerichtet, nahm ungefähr zwei Fünftel der für das ganze Gebäude beſtimmten Länge ein. Innerhalb umgaben doppelte, von ſchlanken Säulenbündeln geſtützte Nebengänge, das himmelhoch aufſteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenſtern, einen mächtigen ſieben und ſechzig Fuß hohen Unterſatz, auf dem ſich reich mit zierlichem Thurmwerk geſchmückte Widerhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor ſtützten.

Das über dieſem Prachtbau errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittelſt flacher Zinnlöthungen, mit vielfachen Zierrathen und Buchſtaben, welche Verſe auf die drei Könige bildeten, damaſcirt war, ſo daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe ſtehenden Zelt ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die ſich über das Allerheiligſte ausbreitete. An der Weſtſeite ſchloß man das Chor mit einer leichten Giebelmauer, die bei der Vollendung der Kreuz- und Schiffgewölbe wieder niedergeriſſen werden ſollte, und die bereits aufgeführten erſten Fenſterbogen der Kreuzflügel dienten als Stützen dieſes einſtweiligen Schlußendes. Um jedoch dem Chor ſoviel als möglich die Geſtalt einer vollſtändigen Kirche zu geben, errichtete man, nah an dem Giebel, ein Dachthürmchen, das zum größern Schmucke ganz vergoldet wurde. Später, wenn der Mittelthurm über dem Hauptgewölbe des Kreuzes wäre aufgeführt worden, ſollte auch dies Dachthürmchen wieder abgetragen werden. Zuletzt bildete man oben in der Giebelſpitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei weiſen Königen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte; auch ſollte er wie ein Stern des Troſtes und der Hoffnung über dem unvollendeten Bauwerke ſtrahlen, nach dunkeln verhängnißvollen Zeiten ein friedliches, fröhliches Gedeihen verheißend.

Als der Chor nun ſo weit vollendet war, beſtimmte der Erzbiſchof Heinrich von Virnenberg den Tag des heiligen Cosmas und Damian, den ſieben und zwanzigſten September 1322, zu der Feierlichkeit der Einſegnung; denn an demſelben Tage war im Jahr 873 die alte Domkirche geweiht worden.

Sämmtliche dem kölniſchen Erzbisthum untergebenen Biſchöfe, die von Münſter, Osnabrück, Minden, Lüttich und Utrecht erſchienen perſönlich oder durch Abgeſandte, mit ihnen alle Aebte, alle Stiftsvorſteher des Sprengels, und die geſammte Geiſtlichkeit der Stadt. Und nun wurde die Einweihung mit allen aus alten Zeiten herſtammenden Gebräuchen vollzogen. —

Von der Fortſetzung des Dombaues haben wir kaum andere Kunde, als die wir aus dem Gebäude ſelbſt entnehmen. Nach der Vollendung des Chors ſcheinen die Fortſchritte raſch vorgerückt zu ſeyn, ſo daß man die Säulen des Kreuzes bis zu den Kapitälen der Nebengänge aufführte, und die Thüre zu dem nördlichen Kreuzflügel anlegte; welcher Raum dann, einſtweilen mit einem Dache bedeckt, zu einer Vorhalle mag gedient haben.

Auch arbeitete man an dem Schiff und vorzüglich an der Aufführung eines der beiden mächtigen Hauptthürme.

Die Thätigkeit der Bauleute wurde jedoch bald wieder gelähmt; die bei dem Sammeln der Beiträge ſich wiederholenden Mißbräuche, wodurch der Erzbiſchof Friedrich von Saarwerden gezwungen wurde im Jahr 1370 alle von ſeinen Vorgängern erlaſſenen Sammlerbriefe für ungültig zu erklären, ſchreckten gewiß Viele von fernern Schenkungen ab. Auch erneuerten ſich von Zeit zu Zeit die Streitigkeiten und Kriege zwiſchen dem Erzbiſchof und der Stadt, und den benachbarten Fürſten. Ja, Theodorich von Mörs, welcher der Kirche, von 1414 bis 1463, acht und vierzig Jahre lang vorſtand, führte ſo viele Kriege und erſchöpfte dadurch ſo ſehr den erzbiſchöflichen Schatz und das Land, daß bei ſeinem Tode das Domkapitel mit den Ständen zuſammentrat und ſich mit ihnen vereinigte, von nun an jedem zu erwählenden Erzbiſchof einen Eid abzunehmen, daß er nie ohne ihre Einwilligung weder Krieg führen, noch Güter der Kirche veräußern oder verpfänden, noch Abgaben ausſchreiben wolle.

Indeſſen war zur Zeit des Theodorich von Mörs der Bau des ſüdlichen Thurmes bis zu dem dritten Geſchoß vorgerückt. Im Jahr 1437 wurden nämlich die Glocken aus dem, neben dem Chor ſtehenden alten hölzernen Thurm in den neuen verſetzt. Die großen Glocken ließ man neu gießen, und im folgenden Jahr aufhängen. Der Krahn, mit dem man die Bauſteine hinaufzog, wurde nun nach Art der Krahne, die man zum Ausladen der Waaren an Flüſſen errichtet, mit einem Dach verſehen, und diente ſo den Glocken zur Decke.

Damals war Nicolas von Buren (oder Beuren, einem Städtchen im Geldriſchen) Dombaumeiſter; und unter ihm war einer Namens Chriſtian Aufſeher oder Polier des Werks.

Auf ihn folgte Meiſter Conrad Kuyn. Zu deſſen Zeit ſcheinen die beiden größeren Glocken Schaden gelitten zu haben; denn ſie wurden im Jahr 1447 abermals gegoſſen, eine zu zwölf tauſend Pfund und eine zu zwei und zwanzig tauſend vierhundert Pfund. Beide ſind noch vorhanden, die letztere gehört zu den größten in Deutſchland.

Auf der Tagſatzung, welche die Steinmetzenbrüderſchaft im Jahr 1463 in Regensburg hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, wurde dem Meiſter Conrad als Werkmeiſter des Doms von Köln abermals das Obermeiſterthum über das Gebiet von Niederdeutſchland zuerkannt.

Unter ihm wurde wohl nur wenig an dem ſüdlichen Thurm und einiges an dem Schiff weiter gebaut; der nördliche Thurm blieb bei ſeiner erſten, nur etwa ſieben und zwanzig Fuß hohen Anlage. Meiſter Conrad ſtarb im Jahr 1469; dieſes war auf einer nun halb verſtümmelten Tafel verzeichnet, welche ſich an einer Säule der nördlichen Nebenhalle des Chors gegen den Ausgang in's Kreuz befindet. Es iſt das einzige Denkmal eines Baumeiſters im Dom.

Auf Meiſter Conrad ſcheint Meiſter Johann von Frankenberg gefolgt zu ſeyn; man las ſeinen Namen mit denen ſeiner beiden Vorgänger in einem, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Verzeichniß der Brüderſchaft des heiligen Peters.

Sonſt wurde mir von den Bauleuten des Doms nur noch der Polier, Meiſter Heinrich bekannt, welcher ſchon im Jahr 1478 bei der Steinmetzenzunft beeidigt geweſen ſeyn ſoll, und unter dem Jahr 1509 noch in einem ihrer Bücher vorkam.

Dieſer Meiſter Heinrich leitete ohne Zweifel die Arbeiten, die im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts an dem Dom ausgeführt wurden. Das Schiff war bis zur Kapitalhöhe der Nebengänge vollendet; nun wölbte man die nördliche Nebenhalle, baute den ſich mit ihr verbindenden Theil des nördlichen Thurmes ſo weit, als es zu dieſem Zwecke nothwendig war, und ſchmückte die Halle mit gemalten Fenſtern.

Der Erzbiſchof Hermann von Heſſen, das Domkapitel, die Stadt und mehrere vornehme Häuſer vereinigten ſich, die Fenſter von den geſchickteſten Künſtlern verfertigen zu laſſen, und ſo kam bei der damals auf's höchſte ausgebildeten deutſchen Malerkunſt ein Werk zu Stande, das in jeder Hinſicht die Krone der Glasmalerei zu nennen iſt.

Wie die Sonne am Abend eines gewittervollen Tages noch einmal ihren farbenreichen Glanz über die Erde verbreitet, ſo ſollte die ganze Zauberpracht der Glasmalerei noch über das große Bauwerk ſtrahlen.

Es wurde von der Zeit an nicht weiter fortgebaut. Und ſeit dreihundert Jahren ſteht nun ſchon das unterbrochene Werk; ein doppeltes Denkmal des erhabenſten Geiſtes, des beharrlichſten Willens und kunſtreichſten Vermögens, und hinwieder der Alles ſtörenden Zwietracht; ein Sinnbild der geſammten Geſchichte des deutſchen Vaterlandes. *

---

* Am 4. September 1842 wurde „unter Gottes Beiſtand und unter den Segenswünſchen des deutſchen Volkes der Grundſtein zum Fortbaue der altehrwürdigen Kathedralkirche des Erzbisthums Köln feierlich eingeweiht und mit ihm ein ewiges Denkmal der Frömmigkeit, der Eintracht und Treue der verbündeten Stämme deutſcher Nation an heiliger Stätte eingefügt" (Urkunde), und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der hohe Beförderer des Wiederaufbau's, ſprach, den erſten Hammerſchlag auf den Stein führend, mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme: „Meine Herren von Köln! Es begibt ſich Großes unter Ihnen. Dieß iſt, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er iſt das Werk des Brüderſinnes aller Deutſchen, aller Bekenntniſſe . . . . . Hier, wo der Grundſtein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, ſollen ſich die ſchönſten Thore der Welt erheben. Deutſchland baut ſie — ſo mögen ſie für Deutſchland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! . . . ."

Ueberſichten.

I. Ueberſicht ſämmtlicher Aufſätze nach ihrem Inhalte.

Aufſätze über Religion und Chriſtenthum; Ethiſches und Erbauliches.

Moſheim, die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. — **Hamann**, Denkmal. — **Hamann**, über ſeinen Lebenslauf. — **Tiede**, die Jugendjahre. — **Abbt**, vom Verdienſte des Schriftſtellers. — **Claudius**, was ich wohl mag. Paraphrasis Evangelii Johannis. Ueber das Gebet. — **Lavater**, den ſechsten Januar. — **Herder**, Religion die höchſte Humanität. — **Sailer**, tiefſinnige Sprüche der Deutſchen. — **A. W. Schlegel**, die Aufklärung. — **Schleiermacher**, Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln. — **Derſelbe**, Reich Gottes und Wiedergeburt. — **Derſelbe**, die chriſtliche Gaſtfreundſchaft. — **Creuzer**, Geiſt der alten Religionen. — **Fr. Schlegel**, die oriental. Religionen. — **J. F. v. Meyer**, der Naturgeiſt. — **Steffens**, die Wunder der heiligen Geſchichte. — **Weſſenberg**, die Sittlichkeit der Schaubühne. — **Schubert**, die Kirche des heil. Grabes. — **Horn**, Gedanken. — **Theremin**, die geiſtl. Beredſamkeit. — **Strauß**, die Einſegnung der Kinder. — **Neander**, die Schriftauslegung. — **Klumpp**, das Miſſionsweſen. — **Ullmann**, deutſche Theologie. — **Menzel**, der Pietismus. — **Tholuck**, das in Gott verborgene Leben.

Philoſophiſches.

Reimarus, von der Seelen Unſterblichkeit. — **Kant**, von der Natur ꝛc. — **Mendelsſohn**, Beſchuldigungen wider die Vernunft. — **Wieland**, was iſt Wahrheit? — **J. A. Eberhard**, die äſthetiſche

Sittlichkeit. — Garve, Gottes Weltbewußtſeyn. — W. v. Humboldt, der menſchl. Entwicklungsgang in der Sprache. — Fr. Schlegel, Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit. — Derſelbe, Spinoza. — Wangenheim, der Glaube an den Urgeiſt. — Schelling, Gott und das Böſe. — Oken, Kunſt. — Paſſavant d. J., von der Freiheit des Willens.

Menſchen- und Seelenkunde.

Claudius, eine Chria ꝛc. — Derſelbe, Lavaters Fragmente. — Lavater, phyſiognom. Regeln. — Garve, Charakter und Handlungen. — Wagner, das Ahnungsvermögen. — Schleiermacher, das Leben der Phantaſie. — Steffens, Natur und Menſch ꝛc. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Solger, der Humor.

Aeſthetik, Kunſt.

Winkelmann, von der Grazie. — Leſſing, Prolog zum Epilog der Hamburgiſchen Dramaturgie. — Geßner, die Landſchaftmalerei. — Jacobi, der Kunſtgarten. — Forſter, die menſchl. Schönheit. — Schiller, der wahre Künſtler. — Hegner, der Künſtler, wie er ſeyn ſoll. — Jean Paul Fr. Richter, Muſik der Muſik. — Fernow, die Begeiſterung des Künſtlers. — Jacobs, Kunſt und Bürgerthum in Griechenland. — A. W. Schlegel, Rafaels Madonna. — Fr. Schlegel, die chriſtl. Kunſt. — Wackenroder, die Peterskirche. — Tieck, das Verführeriſche in der Kunſt. — Thibaut, die Kirchenmuſik außer dem Choral. — Schelling, Ausſichten für die Kunſt. — De Wette, der Straßburger Münſter. — Paſſavant d. Ae., Rafael und Dürer. Rafaels Eigenſchaften. — Waagen, P. P. Rubens. — Grüneiſen, das Ulmer Münſter.

Recht, Staat, Vaterland.

F. K. v. Moſer, Regierungsantritt. Chriſtliche Räthe. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Graf Schlabrendorf, über Nord-Amerikaner und Adel. Vor der Schlacht von Waterloo. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Vom Stein, Sendſchreiben.

— Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — J. G. Fichte, Schlußrede. — Gentz, Troſtworte. — Bülow, die Kriegskunſt. — Zſchokke, die ewigen Parteien. — Görres, der Dom in Cöln. — Derſelbe, die Freiheitskriege. — Derſelbe, Deutſchlands Heil. — J. Grimm, deutſches und fremdes Recht. — Leo, der Staat. — Kölle, diplomatiſche Aphorismen.

Geſchichte; Biographie und Charakteriſtik; Alterthumskunde.

Sturz, England und Georg III. — Archenholz, die Schlacht bei Liegnitz. — Spittler, die Jugend des Herzogs Chriſtoph ꝛc. — Poſſelt, Roms Fall. — Woltmann, das Haus Brandenburg. — Hölderlin, die Athenienſer. — Hammer-Purgſtall, Conſtantinopel. — Rotteck, Napoleons Deſpotie. — Görres, das Mittelalter. — Niebuhr, römiſche Geſchichte. — Hormayr, Panorama ꝛc. — Fr. v. Raumer, der Sturm auf Jeruſalem. — Varnhagen, d. Tod Schwerins. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derſelbe, Griechen und Römer. — Grüneiſen, die Vielſeitigkeit unſerer Altvordern. — G. Pfizer, Luthers Weltanſicht. — Boiſſerée, der Cölner Dombau.

F. K. v. Moſer, Joh. Jakob Moſer. — Schubart, Geſchichte meiner Gefangennehmung. Brief nach ſeiner Freilaſſung. — Jung-Stilling, Familienleben. — Kaiſer Joſeph, Briefe. — Lichtenberg, Copernikus. — Göthe, Klopſtocks Meſſias. — J. H. Voß, Erinnerungen ꝛc. — Klinger, Rechenſchaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Jean Paul Fr. Richter, Schoppe an Albano. — Mozart, Brief. Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und ſeine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schloſſer, Friedrich Wilhelm I. — J. Grimm, Geſellenleben. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Neander, Wilberforce.

F. A. Wolf, die Alterthumswiſſenſchaft. — W. Müller, Homeros und die Homeriden.

Erdkunde; Länder- und Völkerſchilderung. Zeitgemälde.

Heinſe, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldſtädterſee. — Seume, der Aetna. — Zachariä, von der Erde. — Arndt, Leben auf Rügen.

— Novalis, das Mittelalter. — Steffens, Schneeſturz in Grönland. Ein norweg. Gehöfte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Rehfues, der Golf von Neapel. — Chamiſſo, die Radack-Inſulaner. — Schefer, Botany-Bay. — Bettina, Salzburg. — Pückler, Warwick-Caſtle. — Martius, Schilderungen aus Braſilien. — W. Alexis, der Gothakanal. — Leo, die Italiener. — Barthold, über Naturaliſation ꝛc. — Heine, Grubenfahrt. — Lange, die ſchweizer. Waſſerfälle. — Gutzkow, chineſiſches Zeremoniell.

Handel und Verkehr.

Büſch, über den Werth des Geldes. — Heeren, der Handel der alten und der neuen Welt.

Natur und Naturleben.

Herder, unſere Erde. — Derſelbe, die Kräfte der Schöpfung. — A. v. Humboldt, die Tropengewächſe. Das Leben in der Schöpfung. — Novalis, die Natur. — Schubert, die Sonne. — Martius, Naturgenuß.

Sprache, Literatur und Kritik. Poeſie und Poetik.

Klopſtock, guter Rath der Aldermänner. — Garve, Cicero und ſein Ueberſetzer. — Knebel, die Kunſt zu leſen. — Göthe, Dichtkunſt ꝛc. — Derſelbe, der Dichter im Leben. — Schiller, Brief an W. v. Humboldt. — Heeren, die Seltenheit claſſ. Geſchichtſchreiber. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, Poeſie u. Philoſ. in Schiller. — A. W. Schlegel, über tragiſches und kom. Drama. — Krummacher, Und und Aber. — Hegel, über Schillers Wallenſtein. — Novalis, Aphoriſmen über Poeſie. — Steffens, über Sagen und Märchen in Dänemark. — Tieck, Dichter etymologiſch betrachtet. — Ad. Müller, Buchſtabe und Tradition. — Achim von Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, die Sagen. — Derſelbe, die deutſchen Mundarten. — W. Grimm, die Poeſie des Nordens. Nibelunge-Noth. Uhland, die nordiſchen Mythen. — Immermann, Journale, Reiſen. — P. Pfizer, die deutſche Poeſie. — Roſenkranz, das Epos des Volkes.

— Gervinus, Herders größtes Verdienſt. — Sternberg, das deutſche Drama. — Mundt, die Reform der deutſchen Sprache.

Poetiſches im Kleide der Proſa.

Leſſing, Fabeln. — Muſäus, Veit und Rübezahl. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, der neue Paris. — Maler Müller, Märchen. — Hebel, Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Huber, der Müllerin Heirathsgeſchichte. — Krummacher, Parabeln. — Tieck, Elfenwunder. — Derſelbe, die drei Dichter und der Magier. — Derſelbe, des Prieſters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — H. v. Kleiſt, Michael Kohlhaas. Fouqué, der Rothmantel. — Brentano, Gockels Leichenrede. — Chamiſſo, Peter Schlemihl. — Bettina, Morgenwanderung. Der Sonntag. — Kerner, die Univerſität Mittelſalz. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen und Legenden. — Fechner-Miſes, der Tod. — W. Hauff, Märchen als Almanach.

Lebensweisheit.

Rabener, Kleider machen Leute. — Gellert, Portraits. — Juſtus Möſer, die Spinnſtube. — Zimmermann, von der Einſamkeit. — Nicolai, die Kloſterſchule. — Wieland, Demokrits Strafpredigt. — Thümmel, Toleranz. Ueber Correſpondenzen. Kerkerleben. — Hippel, die Herrſchaft in der Ehe. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Knigge, über den Umgang mit Menſchen. — Rahel, Saatkörner. — Tieck, die Kunſt zu ſpeiſen. — Steigenteſch, deutſche Titel. — Bührlen, Bemerkungen. — Rumohr, die Höflichkeit. — Börne über den Umgang mit Menſchen.

Haus und Familie. Bildung und Erziehung.

J. Möſer, die Erziehung ꝛc. — Herder, Schulen und Univerſitäten. — Derſelbe, dem Leben lernen. — Peſtalozzi, Bild eines Armenhauſes. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Rudolphi, die Märchenerzieherin. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Weſſenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Niebuhr, Brief an einen Sturieſen. — Jahn, über das Bücherleſen. Mägdchenſchulen. Turnanſtalten. — K. v. Raumer, die Sinne. Gelehrſamkeit, Kunſt und Handwerk.

Vermiſchtes.

Gellert, Briefe. — Lichtenberg, zerſtreute Bemerkungen. — Klinger, Betrachtungen und Gedanken. — Karl Auguſt v. Weimar, Briefe an Knebel. — Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — F. L. Z. Werner, Brief an Chamiſſo.

II. Ueberſicht ſämmtlicher Aufſätze nach ihrer Redeform.

Das Märchen: die Sage und Legende.

Muſäus, Veit und Rübezahl. — Göthe, der neue Paris. — Tieck, Elfenwunder. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen u. Legenden.

Die Erzählung.

Moſer, die Spinnſtube. — Nicolai, die Kloſterſchule in Altwirtemberg. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, Klopſtocks Meſſias. — Hebel, vier Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Derſelbe, Muſik der Muſik. — Huber, der Müllerin Heirath. — Tieck, die Dichter und der Magier. — Derſelbe, des Prieſters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — Kleiſt, Michael Kohlhaas. — Fouqué, der Rothmantel. — Chamiſſo, Peter Schlemihl. — Bettina, der Sonntag.

Die Fabel und Parabel; die Allegorie; das Idyll.

Leſſing, Fabeln. — Krummacher, drei Parabeln. — W. Hauff, Märchen als Almanach. — Maler Müller, Märchen.

Humor; Satire.

Rabener, Kleider machen Leute. — **Wieland**, Demokrits Strafpredigt. — **Tieck**, die Kunſt zu ſpeiſen. — **Derſelbe**, Dichter, etymologiſch betrachtet. — **Steigenteſch**, deutſche Titel. — **Brentano**, Gockel's Leichenrede. — **Rumohr**, vom Begriffe der Höflichkeit. — **Kerner**, die Univerſität Mittelſalz. — **Börne**, über den Umgang mit Menſchen. — **Fechner-Miſes**, der Tod.

Der Brief.

Gellert, Briefe. — **Claudius**, über das Gebet. — **Kaiſer Joſeph**, Briefe. — **Schlabrendorf**, vor der Schlacht von Waterloo. — **Karl Auguſt von Weimar**, Briefe an Knebel. — **Vom Stein**, Sendſchreiben. — **Schiller**, Brief an Wilh. von Humboldt. — **Jean Paul Fr. Richter**, Schoppe an Albano. — **Mozart**, Brief. — **Z. Werner**, Brief an Chamiſſo. — **Niebuhr**, Brief an einen Studioſen. — **Bettina**, drei Briefe.

Das Geſpräch.

Jacobi, der Kunſtgarten. — **Rudolphi**, die Mädchenerzieherin. — **A. W. Schlegel**, Rafaels Madonna. — **Wagner**, das Ahnungsvermögen. — **Hölderlin**, die Athenienſer. — **Solger**, der Humor. — **Theremin**, die geiſtliche Beredſamkeit. — **Sternberg**, das deutſche Drama.

Die hiſtoriſche Darſtellung.

Sturz, England und Georg III. — **Schubart**, Geſchichte meiner Gefangennehmung. — **Archenholz**, die Schlacht bei Liegnitz. — **Spittler**, die Jugend des Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg. — **Heeren**, der Handel der alten und der neuen Welt. — **Poſſelt**, Roms Fall. — **Jacobs**, Kunſt und Burgerthum in Griechenland. — **Woltmann**, das Haus Brandenburg. — **Hammer-Purgſtall**, die Erſtürmung Conſtantinopels. — **Rotteck**, Napoleons Deſpotie. — **Görres**, das Mittelalter. — **Fr. v. Raumer**, Sturm auf Jeruſalem.

— J. Grimm, die deutſchen Mundarten. — Varnhagen, der Tod Schwerins. — W. Müller, Homeros ꝛc. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derſelbe, Griechen und Römer. — Barthold, über Naturaliſation. — Grüneiſen, die Altvordern. — Roſenkranz, das Epos des Volkes. — Boiſſerée, der Cölner Dombau.

Die Charakteriſtik.

Gellert, Portraits. — F. K. v. Moſer, J. J. Moſer. — Jung-Stilling, Familienleben. — Lichtenberg, Copernikus. — Voß, Jugenderinnerungen. — Klinger, Rechenſchaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und ſeine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schloſſer, Friedrich Wilhelm I. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Paſſavant d. Ae., Rafael und Dürer. — Derſelbe, Rafaels Eigenſchaften. — Neander, Wilberforce. — Waagen, P. P. Rubens. — Ullmann, deutſche Theologie. — Leo, die Italiener. — Gervinus, Herders größtes Verdienſt. — G. Pfizer, Luther's Weltanſicht.

Die Beſchreibung und Schilderung.

Heinſe, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldſtädter See. — Seume, der Aetna. — A. v. Humboldt, die Tropengewächſe. — Arndt, Leben auf der Inſel Rügen. — Novalis, Stillleben im Mittelalter. — Steffens, Schneeſturz in Grönland. — Derſelbe, ein norwegiſches Gehöfte. — Görres, das Mittelalter. — Rehfues, der Golf von Neapel. — De Wette, der Straßburger Münſter. — Schubert, die Grabeskirche ꝛc. — Chamiſſo, die Radack-Inſulaner. — Schefer, Botanybay. — Bettina, Salzburg und Savigny. — Pückler, Warwick-Caſtle. — Martius, braſilianiſche Schilderungen. — Alexis, der Gotha-Kanal. — Heine, Grubenfahrt. — Grüneiſen, der Ulmer Münſter. — Lange, Schweizeriſche Waſſerfälle. — Gutzkow, Chineſiſches Zeremoniell.

Abhandelnde Schreibart.

Reimarus, von der Seelen Unſterblichkeit. — Winkelmann, von der Grazie. — Möſer, die Erziehung. — Kant, von der Natur als einer Macht. — Büſch, über den Werth des Geldes. — Mendelsſohn, Beſchuldigungen wider die Vernunft. — Geßner, über Landſchaftmalerei. — Abbt, vom Verdienſte des Schriftſtellers. — Eberhard, die äſthet. Sittlichkeit. — Garve, Cicero und ſein Ueberſetzer. Derſelbe, Charakter und Handlungen. — Derſelbe, Gottes Weltbewußtſeyn. — Herder, unſere Erde. — Derſelbe, die Religion. — Derſelbe, Schulen und Univerſitäten. — Knebel, über die Kunſt zu leſen. — Peſtalozzi, Bild eines Armenhauſes. — Schlabrendorf, über Nordamerikaner und Adel. — Forſter, die menſchliche Schönheit. — Wolf, die Aufgabe der Alterthumswiſſenſchaft. — Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — Derſelbe, der wahre Künſtler. — Heeren, die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber. — Fernow, die Begeiſterung des Künſtlers. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, der menſchl. Entwicklungsgang in der Sprache. — A. W. Schlegel, über tragiſches und komiſches Drama. — Bülow, Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt. — Schleiermacher, Religion im Verhältniß zu Wiſſen und Handeln. — Zachariä, von der Erde als Weltkörper. — Hegel, über Schillers Wallenſtein. — Creuzer, Geiſt der Religionen. — Fr. Schlegel, die oriental. Religionen. — Derſelbe, Sokrates. — Derſelbe, Spinoza. — Derſelbe, die chriſtl. Kunſt. — J. F. v. Meyer, der Naturgeiſt. — Wangenheim, der Urgeiſt. — Thibaut, Kirchenmuſik außer dem Choral. — Weſſenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Schelling, Ausſichten für die Kunſt. — Derſelbe, Gott und das Böſe. — Niebuhr, Einleitung in die römiſche Geſchichte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Schubert, die Sonne. — K. v. Raumer, die Sinne. — Derſelbe, Gelehrſamkeit, Kunſt und Handwerk. — J. Grimm, die Sagen. — W. Grimm, die Poeſie des Nordens. — Derſelbe, Nibelunge Noth. — Uhland, die nordiſchen Mythen. — Neander, Schriftauslegung. — Paſſavant d. J., Willensfreiheit. — Klumpp, das Miſſionsweſen. — Menzel, der Pietismus. — Leo, der Staat. — Mundt, die Reform der Sprache.

Die Betrachtung.

F. K. v. Moſer, Regierungsantritt. — Derſelbe, chriſtl. Räthe. — Zimmermann, Trieb zur Einſamkeit. — Leſſing, Prolog zum Epilog der hamburg. Dramaturgie. — Hamann, Denkmal. — Derſelbe, über ſeinen Lebenslauf. — Tiede, Jugendjahre. — Wieland, was iſt Wahrheit? — Thümmel, über Correſpondenzen. — Derſelbe, Toleranz. — Derſelbe, Kerkerleben. — Claudius, Was ich wohl mag. — Paraphrasis Evangelii Johannis. — Eine Chria von meinem akademiſchen Leben und Wandel. — Lavaters Fragmente. — Hippel, über die Herrſchaft in der Ehe. — Lavater, aus meinem Tagebuche. — Herder, aufſteigende Kräfte in der Schöpfung. — Göthe, Dichtkunſt u. Dichter. — Derſelbe, der Dichter im Leben. — Klinger, Betrachtungen. — W. v. Humboldt, Poeſie und Philoſophie in Schiller. — A. W. Schlegel, die Aufklärung. — Schleiermacher, das Leben der Phantaſie. — Derſelbe, Reich Gottes und Wiedergeburt. — Derſelbe, die chriſtl. Gaſtfreundſchaft. A. v. Humboldt, das Leben in der Schöpfung. — Zſchokke, die ewigen Parteien. — Wackenroder, die Peterskirche. — Novalis, die Natur. — Steffens, Sagen und Märchen ꝛc. — Derſelbe, Natur und Menſch. — Derſelbe, die Wunder der heiligen Geſchichte. — Tieck, das Verführeriſche in der Kunſt. — Görres, der Dom zu Köln. — Jahn, das Bücherleſen. — Mägdchenſchulen. — Turnanſtalten. — Ad. Müller, Buchſtabe und Tradition. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, Geſellenleben. — Derſelbe, deutſches und fremdes Recht. — Strauß, die Einſegnung der Kinder. — Immermann, Journale. Reiſen. — P. A. Pfizer, die deutſche Poeſie.

Die Rede.

Mosheim, die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Herder, dem Leben lernen. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Knigge, Umgang mit ſich ſelber. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Hegner, der Künſtler, wie er ſeyn ſoll. — Fichte, Schlußrede an die Deutſchen. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Gentz, Troſtworte an die wahren Deutſchen. — Krummacher, Und und Aber. — Görres, die Freiheitskriege. — Derſelbe, Deutſchlands Heil. — Hormayr, Panorama Roms. — Martius, Naturgenuß. — Tholuck, das in Gott verborgene Leben.

Sinnſprüche; Aphorismen.

Klopſtock, guter Rath der Aldermänner. — Lavater, phyſiognomiſche Regeln. — Lichtenberg, zerſtreute Bemerkungen. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Sailer, tiefſinnige Sprüche der Deutſchen. Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — Rahel, Saatkörner. — Novalis, Aphorismen über Poeſie. — Buhrlen, Bemerkungen. — Horn, Gedanken. — Oken, Kunſt. Kolle, diplomatiſche Aphorismen.

III. Ueberſicht ſämmtlicher Verfaſſer nach ihrem Stande.

Regenten.

Karl Friedrich von Baden.
Kaiſer Joſeph II.
Karl Auguſt von Weimar.

Staatsmänner und höhere Beamte.

Möſer.
F. K. v. Moſer.
Sturz.
Thümmel.
Hippel.
Jacobi.
Göthe.
Schlabrendorf.
Stolberg.
J. v. Müller.
Knigge.
Spittler.
Vom Stein.
Hegner.
W. v. Humboldt.
A. v. Humboldt.
Zſchokke.
Meyer.
Wangenheim.
Niebuhr.
Rehfues
Waagen.

Geiſtliche.

Liebe.
Lavater.
Herder.
Sailer.

Reinhart.
Hebel.
Krummacher.
J. Werner.

Schleiermacher.
Weſſenberg.
Theremin.
Strauß.

Gruneiſen.

Akademiſche Lehrer.

Moſheim.
Reimarus.
Gellert.
Kant.
Abbt.
Eberhard.
Garve.
Lichtenberg.
Voß.
F. A. Wolf.
Heeren.
Fichte.
A. W. Schlegel.
Zachariä.

Arndt.
Hegel.
Creuzer.
Steffens.
Thibaut.
Schelling.
Rotteck.
Görres.
Schloſſer.
Ritter.
De Wette.
Schubert.
Solger.
F. v. Raumer.

Oken.
K. v. Raumer.
J. Grimm.
W. Grimm.
Neander.
Martius.
Ranke.
Leo.
Ullmann.
Tholuck.
Barthold.
Fechner-Miſes.
Lange.
Roſenkranz

Jugendlehrer und Erzieher.

Buſch.
Muſäus.

Engel.
Peſtalozzi.

Rudolphi.
Reinbeck.

Jahn. -- Klumpp.

Privatgelehrte und Schriftſteller.

Winkelmann.
Klopſtock.
Wieland.

Schubart.
Jung-Stilling.
Schiller.

Poſſelt.
J. P. F. Richter.
Thereſe Huber.

Hölderlin.
Rahel.
Tieck.
Brentano.
Chamiſſo.
Horn.
S. Boiſſerée.

Schefer.
Bettina.
Börne.
Rumohr.
Uhland.
W. Alexis.
Menzel.

Heine.
P. A. Pfizer.
W. Hauff.
Gervinus.
Sternberg.
G. Pfizer.
Mundt.

Gutzkow.

Bibliothekare.

Leſſing.
Heinſe.

Forſter.
Fernow.

Jacobs.
W. Müller.

Aerzte.

Zimmermann.

Kerner.

J. G. Paſſavant.

Künſtler.

Geßner.

Maler Müller.

Mozart.

J. D. Paſſavant.

Beamte.

Rabener.
Hamann.
Claudius.

L. F. Huber.
G. Wagner.
Wackenroder.

Novalis.
Hoffmann.
Bührlen.

Immermann.

Diplomaten; Hofleute.

Knebel.
Genß.
Woltmann.

Fr. Schlegel.
Hammer-Purgſtall.
Ad. Müller.

Hormayr.
Varnhagen v. Enſe.
Kölle.

Kriegsmänner.

Archenholtz.
Klinger.
Seume.

Bülow.
Steigenteſch.
H. v. Kleiſt.

Fouqué.
Arnim.
Pückler-Muskau.

Kaufleute. Buchhändler

Moſes Mendelsſohn. — Nicolai.

IV. Ueberſicht ſämmtlicher Verfaſſer nach ihren Geburtsländern.

Anhalt'ſche Lande.

Mendelsſohn (Deſſau).
Fr. und K. v. Raumer (Deſſau).
W. Müller (Deſſau).

Baden.

Karl Friedrich (Karlsruhe).
Hebel (im Wieſenthale, Breisgau).
Poſſelt (Durlach).
Rotteck (Freiburg im Breisgau).
Oken (ebenda).
Ullmann (Pfalz).

Baiern.

Knebel (im Oettingenſchen).
Sailer (im Freiſing'ſchen).
Reinhard (im Sulzbach'ſchen).
Jean Paul Fr. Richter (Wunſiedel im Fichtelgebirge).
Martius (Erlangen).

Braunſchweig.

Horn (Braunſchweig).

Dänemark.

Claudius (Holſtein).
Graf Stolberg (Holſtein).
Niebuhr (Kopenhagen).

Freie Stadt Frankfurt.

Göthe.
Klinger.
J. F. v. Meyer.
Cl. Brentano.
Bettina v. Arnim.
Börne.
J. D. Paſſavant.
J. C. Paſſavant.

Hannover.

Möſer (Osnabrück).
Buſch (im Lüneburgiſchen).
Knigge (bei Hannover).
Thereſe Huber (Göttingen).
A. W. v. Schlegel (Hannover).
Fr. von Schlegel (Hannover).
Thibaut (Hameln).
Steigenteſch (Hildesheim).
Neander (Göttingen).

Die Hanſeſtädte.

Moſheim (Lübeck).
Reimarus (Hamburg).
Heeren (bei Bremen).
Waagen (Hamburg, von ſchleſiſchem Stamm).

Heſſen-Darmſtadt.

Sturz (Darmſtadt).
Lichtenberg (bei Darmſtadt).
Gervinus (Darmſtadt).

Kurheſſen.

Creuzer (Marburg, Oberheſſen).
Brüder Grimm (Hanau).

Mecklenburg.

Engel (im Schwerin'ſchen).
Voß (ebenda).

Naſſau.

Vom Stein (in Naſſau).

Oeſterreich.

Kaiſer Joſeph (Wien).
Mozart (Salzburg).
Hammer-Burgſtall (Steiermark).
Hormayr (Tyrol).

Oldenburg.

v. Woltmann (Oldenburg).
Schloſſer (Jever).

Preußen.

Winkelmann (Altmark).
Kant (Königsberg, Oſtpreußen).
Klopſtock (Quedlinburg).
Hamann (Königsberg, Oſtpr.).
Tiede (Vorpommern).
Nicolai (Berlin, Mittelmark).
Eberhard (Halberſtadt).
Jung-Stilling (im Siegenſchen).
Hippel (Oſtpreußen).
Garve (Breslau, Niederſchleſien).
Jacobi (Düſſeldorf, Niederrhein).
Herder (Oſtpreußen).
Archenholz (Danzig, Weſtpr.).
Fr. Müller (Kreuznach, Niederrhein).
Schlabrendorf (Vorpommern).
Karol. Rudolphi (Berlin).
Forſter (Weſtpreußen).
F. A. Wolf (bei Nordhauſen, Thüringen).
Seume (bei Weißenfels, Thüringen).
Fernow (in der Uckermark).
Gentz (Breslau).
Reinbeck (Berlin).
W. v. Humboldt (Potsdam).
Bülow (Kurmark).
Krummacher (Tecklenburg in Weſtphalen).
Z. Werner (Königsberg).
Schleiermacher (Breslau).
A. v. Humboldt (Berlin).
Arndt (Vorpommern, auf Rügen).
Zſchokke (Magdeburg, Niederſachſen).
Rahel (Berlin).
Wackenroder (Berlin).
Novalis (im Mannsfeldſchen).
Tieck (Berlin).
Hoffmann (Königsberg).
Görres (Koblenz, Niederrhein).
Kleiſt (Mittelmark, Frankfurt a. O.).
Fouqué (Brandenburg).
Jahn (Pommern).
Ad. Müller (Berlin).
Ritter (Quedlinburg).
Solger (Uckermark).
A. v. Arnim (Berlin).
Theremin (Uckermark).
Boiſſerée (Cöln).
Schefer (Niederlauſitz).
Varnhagen (Düſſeldorf).
Pückler Muſkau (Niederlauſitz).
Strauß (Grafſchaft Mark, Weſtphalen).
Ranke (Thüringen).
Immermann (Magdeburg).
W. Alexis (Breslau).
W. Menzel (Niederſchleſien).
Tholuck (Breslau).
Barthold (Berlin).
Heine (Düſſeldorf).
Fechner (Niederlauſitz).
Lange (bei Elberfeld).
Roſenkranz (Magdeburg).
Mundt (Potsdam).
Gutzkow (Berlin).

Sachſen.

Rabener (bei Leipzig).
Gellert (Erzgebirge).
Leſſing (Oberlauſitz).
Hummel (bei Leipzig).
Fichte (Oberlauſitz).
Zachariä (Meißen).
Weſſenberg (Dresden).
Schubert (Hohenſtein).
Rumohr (Oberſachſen).

Sächſiſche Herzogthümer.

Muſäus (Jena).
Karl Auguſt (Weimar).
Jacobs (Gotha).
Wagner (im Meiningen'ſchen).
Wangenheim (Gotha).
De Wette (bei Weimar).

Schwarzburgſche Lande.

Heinſe (im Sondershauſenſchen, Thüringen).
Leo (Rudolſtadt).

Schweiz.

Zimmermann (Aargau).
Geßner (Zürich).
Lavater (Zürich).
Peſtalozzi (Zürich).
J. v. Müller (Schaffhauſen).
Hegner (Winterthur).

Württemberg.

F. K. v. Moſer (Stuttgart).
Wieland (Oberſchwaben).
Abbt (Ulm).
Schubart (Oberſchwaben).
Spittler (Stuttgart).
Schiller (Marbach am Neckar).
Hölderlin (Lauffen am Neckar).
Hegel (Stuttgart).
Schelling (bei Stuttgart).
Bührlen (Ulm).
Rehfues (Tübingen).
Kolle (Stuttgart).
Kerner (Ludwigsburg).
Uhland (Tübingen).
Klumpp (Schwarzwald).
P. A. Pfizer (Stuttgart).
Grüneiſen (Stuttgart).
W. Hauff (Stuttgart).
G. Pfizer (Stuttgart).

Ausland.

L. F. Huber (Paris).
Steffens (Norwegen).
Chamiſſo (aus d. Champagne).
Ungern-Sternberg (Eſthland).

Namenregiſter.

Band Seite

Abbt.
Vom Verdienſte des Schriftſtellers . . . . I. 169

Alexis, W.
[illegible] . . . . . II. 728

Archenholz.
Die Schlacht bei Liegnitz . I. 329

Arndt, E. M.
1. Leben auf Rügen . . . II. 104
2. Portr. des Miniſt. Stein II. 111

Arnim, A. v.
Von Volksliedern . . . . II. 519

Barthold.
Naturaliſation . . . . II. 775

Bettina.
1. Wanderung zur Linde . II. 794
2. Salzburg und Savigny . II. 596
3. Der Sonntag . . . . . II. 599

Boiſſerée.
Der Kölner Dombau . . . II. 859

Börne.
Umgang mit Menſchen . . II. 639

Brentano, Cl.
Gockels Leichenrede . . . II. 396

Bührlen.
Bemerkungen . . . . . . II. 392

Bülow.
Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt . . . . . . II. 48

Buſch
Ueber den Werth des Geldes I. 81

Band Seite

Chamiſſo.
1. Peter Schlemihl . . . II. 526
2. Die Radack-Inſulaner II. 532

Claudius.
1. Was ich wohl mag . . I. 188
2. **Paraphrasis Evangelii Johannis** . . . . . . I. 189
3. Eine Chria, darin ich von meinem akad. Leben Nachricht gebe . . . . . I. 190
4. Lavaters phyſiognomiſche Fragmente . . . . . I. 192
5. Ueber das Geben . . . . I. 196

Creuzer.
Geiſt der Religionen . . II. 136

Eberhard, J. A.
Die äſthetiſche Sittlichkeit I. 185

Engel.
Aus Lorenz Stark.
1. Die Kriſis . . . . . . I. 218
2. Vater und Sohn . . . I. 222

Fechner-Miſes.
Der Tod . . . . II. 787

Fernow.
Die Begeiſterung d. Künſtlers I. 582

Fichte.
Schlußrede an die Deutſchen I. 522

Forſter.
D. Ideal der menſchl. Schönheit I. 451

Fouqué.
Der Rothmantel . . . . II. 378

Garve.
- 1. Cicero u. ſein Ueberſetzer . I. 241
- 2. Charakter und Handlungen I. 243
- 3. Gottes Weltbewußtſeyn . I. 247

Gellert.
- 1. Der Mann mit e. Laſter ꝛc. I. 33
- 2. Der regelmäßige Müßiggänger . . . . I. 36
- 3. Briefe . . . . . . I. 38

Gentz.
- Troſtworte an die Deutſchen I. 593

Gervinus.
- Herder's größtes Verdienſt . II. 822

Geßner.
- Die Landſchaftmalerei . . I. 111

Görres.
- 1. Das Mittelalter . . . II. 323
- 2. Der Dom zu Köln . . II. 328
- 3. Vergangenh. u. Zukunft ꝛc. II. 331
- 4. Deutſchlands Heil . . . II. 337

Göthe.
- 1. Klopſtocks Meſſias . . . I. 342
- 2. Der neue Paris . . . I. 345
- 3. Aus Ottiliens Tagebuch . I. 359
- 4. Dichtkunſt und Dichter I. 362
- 5. Der Dichter im convent. Leben . . . . . . I. 366

Grimm, J.
- 1. Die Sagen . . . . . II. 573
- 2. Geſellenleben . . . II. 577
- 3. Die deutſchen Mundarten II. 580
- 4. Deutſches Recht . . . . II. 582

Grimm, W.
- Poeſie des Nordens . . . II. 622
- Nibelunge Noth . . . . II. 624

Grimm, Brüder.
- 1. Sagen . . . . II. 627
- 2. Märchen . . . . . . II. 630

Grüneiſen.
- 1. Die Altvordern . . . II. 798
- 2. Das Münſter zu Ulm . II. 801

Gutzkow.
- Chineſiſches Zeremoniell . . II. 850

Hamann.
- 1. Denkmal . . . . . . I. 120
- 2. Lebenslauf . . . I. 124

Hammer-Purgſtall.
- Erſtürmung Conſtantinopels II. 286

Hauff, W.
- Das Märchen . . . . . II. 812

Hebel. Vier Erzählungen.
- 1. Der geheilte Patient . I. 499
- 2. Ein gutes Recept . . . I. 502
- 3. Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte . . . . . . I. 503
- 4. Unverhofftes Wiederſehen I. 507

Heeren.
- 1. Die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber . . . I. 511
- 2. Der Handel der alten Welt I. 517

Hegel.
- 1. Hamann und ſeine Zeit . II. 130
- 2. Schillers Wallenſtein . . II. 133

Hegner.
- 1. Der Künſtler ꝛc. . . . I. 488
- 2. Gedanken, Meinungen ꝛc. I. 495

Heine.
- Grubenfahrt im Harz . . II. 781

Heinſe.
- Tivoli . . . . I. 331

Herder, J. G. v.
- 1. Unſere Erde ein Stern ꝛc. I. 291
- 2. Die Religion ꝛc. . . I. 294
- 3. Aufſteigende Formen ꝛc. . I. 298
- 4. Schulen und Univerſitäten I. 303
- 5. Dem Leben lernen . . I. 305

Hippel.
- Von der Herrſchaft in der Ehe I. 209

Hoffmann, E. T. A.
- Ritter Gluck . . . . . II. 310

Hölderlin.
- Die Athenienſer . . . . II. 123

Hormayr.
- Vom letzten Römer bis zum neuen Rom . . . . . II. 311

Horn, Fr.
- Gedanken . . . . II. 346

Huber, L. F. und Thereſe —
- Der Müllerin Heirath . I. 399

Humboldt, W. v.
- 1. Poeſie und Philoſophie in Schiller . . . . I. 61

Humboldt, W. v.
2. Die Entwickl. der Sprache I. 617
Humboldt, A. v.
Das Leben in der Schöpfung II. 97
Tropengewächſe . . . . . . II. 101
Immermann.
1. Seminale. Reiſen . . . II 723
Jacob.
Der Kunſtgarten . . . I. 264
Jacobs.
Kunſt und Bürgerthum in Griechenland . . . . I. 602
Jahn.
1. Bücherleſen . . . . . II. 400
2. Mägdleinſchulen . . . II. 406
3. Turnanſtalten . . . . II. 409
Joſeph II.
Aus ſeinen Briefen . . . I. 213
Jung-Stilling.
Familienleben ꝛc. . . I. 201
Kant.
Von der Natur als einer Macht I 71
Karl Auguſt von Weimar.
Briefe an Knebel . . . . I. 655
Karl Friedrich von Baden.
An mein Volk . . . . . . I. 90
Kerner, J.
Die Univerſität Wittelſalz . II. 615
Kleiſt, H. v.
Michael Kohlhaas . . . . II. 362
Klinger.
1. Betrachtungen ꝛc . . . I. 435
2. Rechenſchaft . . . . I 440
Klopſtock.
Guter Rath der Aldermänner I. 77
Klumpp, F. W.
Das Turnweſen . . II. 675
Knebel.
Die Kunſt zu leſen . . I. 309
Knigge.
Umgang mit ſich ſelber . . I. 424
Kölle.
Diplomatiſche Aphorismen . II. 855
Krummacher.
1. Parabeln
1 Die Reue . . . . . II. 58
Krummacher. Parabeln
2. Der Mohrenſclave ꝛc II. 59
3. Der Edelſtein . . . II. 61
2. Und und Aber . . . . II. 64
Lange, J. P.
Schweizeriſche Waſſerfälle . II. 803
Lavater.
1 Phyſiognomiſche Regeln . I. 228
2 Aus ſeinem Tagebuche . I. 237
Leo, H.
1. Die Italiener . . . . II. 748
2. Der Staat . . . . . II. 764
Leſſing.
1. Fabeln. . . . . I 96
2. Prolog zum Epilog der Hamb. Dramaturgie . . I. 101
Lichtenberg.
1. Zerſtreute Bemerkungen . I. 251
2. Copernikus . . . . . I. 258
Martius.
1. Der Urwald in Braſilien II. 691
2 Der Aequator . . . . II. 694
3 Naturgenuß . . . . II. 697
Mendelsſohn.
Beſchuldigungen wider die Vernunft . . . . I. 110
Menzel, W.
1. Die Teutoburger Schlacht II. 734
2. Der Pietismus . . . II. 737
3. Griechen und Römer . . II. 743
Meyer, J. F. v.
Der Naturgeiſt . . . . . II. 190
Möſer.
1. Die Spinnſtube . . . . I. 59
2. Die Erziehung ꝛc. ꝛc. . . I. 62
Moſer, F. K. von
1. Regierungsantritt . . . I. 64
2. Chriſtliche Räthe . . . I. 66
3. Johann Jakob Moſer . . I. 68
Mosheim.
Die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. . . . . I. 17
Mozart.
Brief ohne Datum . . . I. 623
Müller, Ad.
Buchſtabe und Tradition . II. 412

Müller, Fr.
Märchen . . . . I. 372
Müller, J. v.
Die Gefahren der Zeit . . I. 414
Müller, Wilh.
Homeros und die Homeriden II. 702
Munde.
Reform d. deutſchen Sprache II. 845
Muſäus.
Veit und Rübezahl . . . I. 147
Neander, A.
1. Die richtige Schriftauslegung . . . . II. 660
2. Wilberforce . . . . . II. 665
Nicolai.
Die Kloſterſchule in Altwirtemberg . . . . . I. 131
Niebuhr.
1. Einl. in die röm. Geſch. II. 345
2. An einen Studirten . . II. 348
Novalis.
1. Stillleben im Mittelalter II. 187
2. Die Natur . . . . . II. 189
3. Aphorismen über Poeſie . II. 194
Oken.
Kunſt, in Aphorismen . . II. 550
Paſſavant, J. D.
1. Rafael und Dürer . . . II. 653
2. Rafaels Eigenſchaften . . II. 655
Paſſavant, J. C.
Willensfreiheit . . . . . II. 670
Peſtalozzi.
Bild eines Armenhauses . . I. 320
Pfizer, P. A.
Weſen und Würde der deutſchen Poeſie . . . . . II. 791
Pfizer, G.
Luthers Welt-Anſicht . . . II. 835
Poſſelt.
Roms Fall . . . . . . I. 512
Pückler.
Warwick-Caſtle . . . . . II. 603
Rabener.
Kleider machen Leute . . I. 26
Rahel.
Saatkörner . . . . . . II. 149
Ranke.
Der Bauernkrieg . . . . II. 707
Raumer, F. v.
Sturm auf Jeruſalem 1099 II. 540
Raumer, K. v.
1. Die Sinne . . . . . II. 539
2. Gelehrſamkeit, Kunſt, Handwerk . . . . . . II. 562
Rehfues.
Der Golf von Neapel . . II. 629
Reimarus.
Von der Unſterblichkeit . . I. 22
Reinbeck.
Theorie der Novelle . . . I. 608
Reinhard.
Pflichten der Erzieher . . I. 112
Richter, Jean Paul Fr.
1. Der Armenadvokat Siebenkäs . . . . I. 554
2. Schoppe an Albano . . I. 560
3. Muſik der Muſik . . . I. 570
4. Mutterpflicht . . . . . I. 579
Ritter, C.
Die Raumerfüllung auf der Erde . . . . II. 420
Roſenkranz.
Das Epos des Volkes . . II. 848
Rotteck.
Napoleons Despotie . . . II. 305
Rudolphi, Carol.
Die Mädchenerzieherin . . I. 448
Rumohr.
Vom Begriffe der Höflichkeit II. 610
Sailer.
Tiefſinnige Sprüche . . . I. 405
Schefer, L.
Botany-Bay.
1. Einfahrt in Botany-Bay II. 566
2. Die Meierei . . . . . II 568
3. Die Lancaſterſchule . . II. 570
Schelling.
1. Anſichten für die Kunſt II. 298
2. Gott und das Böſe . . II. 300
Schiller.
1. Wilhelm von Oranien . I. 474
2. Völkerwanderung . . . I. 479

Schiller.
3. Der wahre Künſtler . . . I. 484
4. Brief an W. v. Humboldt I. 485
Schlabrendorf.
1. Nordamerikaner und Adel I. 377
2. Vor der Schlacht von Waterloo . . . . I. 379
Schlegel, A. W.
1. Raphaels Madonna . . . II. 27
2. Die Aufklärung . . . II. 34
3. Ueber das Drama . . . II. 43
Schlegel, Fr.
1. Die oriental. Religionen II. 164
2. Sokrates . . . . II. 168
3. Spinoza . . . . II. 173
4. Aufgabe der chriſtl. Kunſt II. 175
Schleiermacher.
1. Das Leben der Phantaſie II. 70
2. Religion und Wiſſen . . II. 72
3. Reich Gottes ꝛc. . . . . II. 78
4. Gaſtfreundſchaft . . . II. 82
Schloſſer, F. C.
Friedrich Wilhelm I. . . . . II. 370
Schubart.
1. Geſchichte ſeiner Gefangennehmung . . . . I. 174
2. Brief nach ſ. Freilaſſung I. 182
Schubert.
1. Die Sonne . . . . . II. 448
2. Die Frage nach der Seele II. 455
3. Die Grabeskirche in Jeruſalem . . . . II. 470
Seume.
1. Der Aetna . . . . I. 545
2. [illegible] . . . . . . I. 551
Solger.
Der Humor . . . . . II. 509
Spittler.
Die Jugend des Herzogs Chriſtoph . . . . I. 429
Steffens.
1. Sagen und Märchen in Dänemark . . . . . . II. 213
2. Natur und Menſch ꝛc. . II. 217
3. Schneeſturm in Grönland II. 224
4. Ein norwegiſches Gehöfte II. 227
Steffens.
5. Die Wunder d. heil. Geſch. II. 229
6. Steffens mit Tieck . . . II. 240
Steigentesch.
Deutſche Titel . . . . . II. 283
Stein.
Sendſchreiben ꝛc. . . . . . I. 460
Sternberg.
Das deutſche Drama . . . II. 829
Stolberg, Fr. L. Graf zu
Der Vierwaldſtädter See . I. 397
Strauß.
Die Einſegnung der Kinder II. 644
Sturz.
England und Georg III . . I. 158
Theremin.
Die geiſtliche Beredſamkeit . II. 553
Thibaut.
Kirchenmuſik außer d. Choral II. 278
Tholuck.
Leben in Gott . . . . . II. 768
Thümmel.
1. Correſpondenzen . . . I. 163
2. Toleranz . . . . I. 164
3. Kerkerleben . . . . . . I. 166
Tieck.
1. Das Verführeriſche in der Kunſt . . . . II. 248
2. Elfenwunder . . . . . II. 252
3. Die Kunſt zu ſpeiſen . . II. 260
4. Die Dichter u. der Magier II. 264
5. Des Prieſters Lebenslauf II. 270
6. Dichter, etymologiſch ꝛc. II. 275
Tiede.
Die Jugendjahre . . . . . I. 129
Uhland.
Die nordiſchen Mythen . . II. 648
Ullmann.
Deutſche Theologie . . . II. 717
Varnhagen von Enſe.
1. Friedrich Auguſt Wolf. . II. 586
2. Schwerins Tod . . . . II. 590
Voß, J. H.
Erinnerungen a. m. Jugendl. I. 399
Waagen.
Petrus Paulus Rubens . . II. 685

Wackenroder.
Die Peterskirche . . . II. 182
Wagner, G.
Das Ahnungsvermögen . II. 55
Wangenheim.
Der Glaube an den Urgeiſt II. 207
Werner.
An Adelbert von Chamiſſo II. 66
Weſſenberg.
Die Sittlichk. d. Schaubühne II. 293
De Wette.
Der Straßburger Münſter II. 431
Wieland.
1. Demokrits Strafpredigt I. 135
Wieland.
2. Was iſt Wahrheit? I. 139
Winkelmann.
Von der Grazie ꝛc. . . . I. 12
Wolf, F. A.
Die Alterthumswiſſenſchaft I. 167
Woltmann.
Das Haus Brandenburg . II. 117
Zachariä.
Die Erde als Weltkörper . II. 86
Zimmermann.
Trieb zur Einſamkeit . . I. 86
Zſchokke.
Die ewigen Parteien . . II. 141

Nachſtehende frühere Werke **Guſtav Schwab's** — vorräthig, gleich der „Deutſchen Proſa“, in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslands — empfehlen die Verleger hiemit aufs Neue der Aufmerkſamkeit der geehrten Leſer: alles Nähere enthalten die den Titeln beigefügten Erläuterungen.

(Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Leipzig)

Fünf Bücher
deutſcher Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller bis auf die neueſte Zeit.

Eine Muſterſammlung,

mit Rückſicht auf den Gebrauch in Schulen herausgegeben.

Zweite vermehrte Auflage. Gr. 12. Geh. Preis: 1½ Thlr. fl. 2. 42 kr.

In dieſer neuen Auflage hat der Herr Herausgeber eine mäßige Anzahl neuer, aber bereits mit Achtung und ſelbſt mit Ruhm genannter Dichter hinzugefügt. Auch iſt hier und da im Intereſſe der Poeſie und mit Rückſicht auf die Jugend ein Tauſch getroffen, und Breites durch Kürzeres erſetzt worden. Da außerdem, ungeachtet der vermehrten Bogenzahl und der elegantern Ausſtattung, der Preis derſelbe geblieben iſt, ſo darf dieſe Sammlung auf den Beifall, der ihr ſchon in der erſten Auflage in ſo reichem Maße zu Theil geworden, auch fernerhin um ſo gerechteren Anſpruch machen, als ſie nun mit der eben erſchienenen „**Deutſchen Proſa**“ des Herrn Verfaſſers ein auch äußerlich gleichförmiges Ganzes bildet, das dem Leſer **die geſammte deutſche Literatur** * in einer Auswahl vorüberführt, welche nach Geiſt, Geſchmack und Vollſtändigkeit nicht allein für den Gebrauch in höheren Lehranſtalten, überhaupt für den Zweck literarhiſtoriſcher Belehrung, die weſentlichſten Vorzüge bietet, ſondern auch allen Freunden und Freundinnen klaſſiſcher Literatur den mannigfaltigſten Genuß zu ſichern im Stande iſt.

* Mit Ausnahme der für Auszüge weniger geeigneten dramatiſchen.

(Verlag von S. G. Lieſching in Stuttgart.)

Schiller's Leben

in drei Büchern.

Zweierlei Ausgaben, zu Schillers Werken in Duodez und
in groß Oktav paſſend.

Duodez-Ausgabe, 806 Seiten auf feinem Velin. Geb 1 Thlr. 10 Sgr. — fl. 2. 24 kr
Oktav-Ausgabe, 640 Seiten auf feinem Velin. Geb 1 Thlr. 25 Sgr. — fl. 3. 9 kr.

Wenn der Verleger auch den Werth und das Intereſſe einer ſo vielverbreiteten Lebensbeſchreibung als genugſam bekannt vorausſetzen darf, zumal ſie immer mehr als eine weſentliche Ergänzung der Werke unſeres volksthümlichſten Dichters erkannt wird, ſo mag doch das Urtheil eines der erſten kritiſchen Blätter Deutſchlands, als beſonders bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Buches, paſſend hier ſtehen, während die am Schluſſe mitgetheilte Stelle aus dem Buche ſelbſt, was Geiſt und Darſtellungsweiſe betrifft, beſſer als jede Empfehlung ſprechen wird.

Aus den

„Wiener Jahrbüchern der Literatur."

— „Dieſes Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter ſeyn kann, da nur er mit all den tauſend wundervollen Eigenthumlichkeiten bekannt iſt, welche den Poeten zu dem machen, was er iſt, und welche von dem bloßen Darſteller der Zufälligkeiten, die in ſeinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verſtande allein nicht wohl aufgefaßt und dargeſtellt werden können.

Wenn dies nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um ſo mehr bei Schiller der Fall ſeyn, deſſen Hinneigung zur Spekulation und deſſen Sorgen für oratoriſche Pracht ſo leicht zu falſchen Beurtheilungen verleiten können. Alle dieſe Einwirkungen und Verhältniſſe müſſen als Zuthat angeſehen und beurtheilt werden, und die dichteriſche Natur iſt immerdar als ſolche ins Auge zu faſſen und zu erklären. Zu dieſem Geſchäfte iſt nun der Verfaſſer der vorliegenden Biographie, in dem Deutſchland mit Recht einen ſeiner vorzüglichſten Dichter erkennt und achtet, und der ſich dabei der durch Kenntniſſe und Erfahrungen erworbenen kritiſchen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und ſo iſt dieſe Biographie unbeſtritten die beſte der vielen, die wir von Schiller beſitzen.“ — —

Aus dem

Rückblick auf die zweite Lebensperiode Schillers:

Schluß des zweiten Buches.

— — „Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stucke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen: als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen konnte: er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung, und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, die ſein von mannigfacher Sorge beſchwertes Gemüth aufrecht erhielt, und ſeinen am Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schoße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib,“ das nicht im fremden Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Bruſt“ ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei

Arbeiten und häuſlichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern."

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion, durch die finſtern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte tiefſinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunſt, im friſchen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine ſchwere Krankheit noch vor dem Abſchluſſe, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück ſeines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen ſchien, da zeigte ſichs, daß ſie nur geſendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch ſie von nagenden Sorgen zu befreien, und ſeinem Geiſt in einem kränkelnden Körper das Wirken, ſo lange es Tag war, wenigſtens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele geſtärkt beſucht er ſein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluſt, erquickt ſich an Freundesumgang, und kehrt am Schluſſe dieſer zweiten Lebensperiode, den Erſtgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und ſeinen **Wallenſtein** im Buſen, an den häuslichen Herd der Liebe und in die Werkſtatt unſterblicher Schöpfungen zurück."

(Verlag von C. W. Lieſching in Stuttgart.)

Die deutſchen Volksbücher,

für Jung und Alt wiedererzählt.

Zweite Auflage

des „Buchs der ſchönſten Geſchichten und Sagen."

Zwei Theile in vier Lieferungen,

jede mit einem ſehr ſchönen Stahlſtiche geziert. Preis einer Lieferung 54 kr. rhein. 1/2 Thlr. preuß. — 45 kr. C.M.

Inhalt: Der gehörnte Siegfried. — Die ſchöne Magelone. — Der arme Heinrich. — Hirlanda. — Genovefa. — Das Schloß in der Höhle Xa Xa. — Griſeldis. — Robert der Teufel. — Die Schildbürger. —

Die vier Heymonskinder. — Kaiſer Octavianus. — Die ſchöne Meluſina — Herzog Ernſt. — Doctor Fauſtus. — Fortunat und ſeine Söhne

Ueber den Werth dieſer Sammlung, in welcher der Herr Verfaſſe vor fünf Jahren die Schätze unſerer „Deutſchen Volksbücher der Gegenwart **zum erſtenmale wieder in ihrer Urgeſtalt**, aber auch mit dem ganzen Reize der ihm eigenen Darſtellungsgabe zugänglich gemacht, hat die Stimme des Publikums entſchieden ſie darf **ein Lieblingsbuch** deutſcher Jugend genannt werden, da zugleich von allen Erwachſenen willkommen geheißen wurde, welche einen ungetrübten Sinn für dieſe anmuthsvollen, dem Borne der älteſten vaterländiſchen Poeſie entſprungenen Dichtungen bewahren: wir theilen al die beſte Begründung des Geſagten einen Abſchnitt aus **Fortunat** mit.

Fortunat gewinnt das Wunſchhütlein.

— — „Der Sultan von Aegypten empfing Fortunaten aufs Beſte Dieſer ſtattete ihm ſeinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in fremden Landen geſehen hatte. Nach der Mahlzeit wünſchte Fortunat das Hofgeſind beſchenken zu dürfen und der König vergönnte es ihm. Da that e unter dem Tiſche ſeinen Glücksſeckel auf, auf daß es Niemand ſähe un Niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er Jederman ſchwer Geld gegeben, ſo daß der Sultan ſich wunderte, wie er ſo vie nur tragen konnte, ſprach dieſer, der ſich beſonders freute, daß ſein Leibmameluck ſo reichlich von ihm beſchenkt worden war, zu Fortunat: „Ih ſeyd ein wackerer Mann; es ziemt ſich wohl, daß man euch eine Ehr anthue: kommt mit mir: ich will euch etwas ſehen laſſen, was ich habe.“ Mit dieſen Worten führte er ihn durch einen Thurm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerſt in ein Gewölbe, in welchem ſich viele Juwelen und Silbergeräthe befanden, auch große Haufen ſilberner Münzen, wie Korn aufgeſchüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in dieſem ſtand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten ſie ein drittes, gar ſorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Käſten voll koſtbarer Kleider und Leibleinwand ſtanden, die der Sultan anthat, wenn er ſich in ſeiner königlichen Majeſtät zeigen wollte, Alles ohne Zahl: ſo hatte er dort namentlich auch zwei goldene Leuchter, auf welchen zwei große Karfunkel ſtanden. Als nun Fortunat dieſe beiden Kleinode zu bewundern nicht aufhörte, der ſprach Sultan zu ihm: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die iſt mir lieber, als Alles, was ihr bisher bei mir geſehen habt." „Was mag das ſeyn," fragte Fortunat, „das ſo köſtlich wäre?" — „Ich will es dich ſehen laſſen," erwiederte der König, und führte ihn in ſein Schlafzimmer, das groß, hell und freundlich war, und alle Fenſter blickten in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kaſten, langte ein unſcheinbares Filzhütchen, dem die Haare ſchon ausgegangen waren, hervor, und ſprach zu Fortunat: „Dieſer Hut iſt mir lieber als alle Kleinode, die Ihr geſehen habt, darum: wenn einer jene Koſtbarkeiten auch nicht beſitzt, ſo gibt es doch Mittel, ſich dieſelben zu verſchaffen; aber einen ſolchen Hut kann ſich kein Menſchenkind zu Wege bringen." Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigſter Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht iſt, die ich Euch ſchuldig bin, ſo möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das Ihr ſo hoch ſchätzet." — „Das will ich dir ſagen," ſprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufſetzt, wo er alsdann begehrt zu ſeyn, da iſt er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd ſende, und mich verlangt auch bei ihnen zu ſeyn, ſo ſetze ich nur mein Hütchen auf und wünſche mich zu ihnen; ſo bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Thier in dem Walde iſt, und ich möchte dabei ſeyn, ſo bin ichs, und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner ſind im Felde, ſo kann ich wieder bei ihnen ſeyn, ſobald ich will. Und wenn ich genug habe, ſo bin ich wieder in meinem Pallaſt, wohin mich doch alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten." — „Lebt der Meiſter noch, der es gefertigt hat?" fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiß ich nicht." — „O möchte mir der Hut werden!" dachte Fortunat; „er paßte gar zu gut zu meinem Seckel!" Da ſprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine ſo große Kraft hat, ſo muß er auch recht ſchwer ſeyn, und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drucken?" — „Nein," antwortete der König, „er iſt nicht ſchwerer, denn ein anderer Hut!" Der Sultan hieß ihn nun ſein Baret abziehen, ſetzte ihm das Hütchen ſelbſt aufs Haupt und ſagte: „Nicht wahr, es iſt nicht ſchwerer, als ein anderer Hut?" — „Wahrlich," antwortete Fortunat, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut ſo leicht ſey, und Ihr ſo thöricht, ihn mir aufzuſetzen!" — Und in dieſem Augenblick wünſchte er ſich auf ſeine Galeere, darin er auch auf der Stelle ſaß. Kaum war er darin, ſo ließ er die Segel aufziehen, denn ſie hatten ſtarken Nordwind, ſo daß ſie ſchnell von hinnen fuhren.“ — —

(Verlag von S. G. Lieſching in Stuttgart.)

Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern.

Drei Theile.

Gr. Oktav. Zuſammen 81 Bogen, mit drei Titelbildern nach P. Veroneſe und J. Flaxman. Ausgabe auf Druck-Velin, geheftet, fl. 7. 30 kr. oder Rthlr. 4. 5 Sgr. fl. 6. 15 kr. C.M. Ausgabe auf feinem Velin, gebunden, fl. 8. 18 kr. oder Rthlr. 4. 22½ Sgr. fl. 7. 9 kr. C.M.

(Jeder Theil iſt auch einzeln zu erhalten.)

Inhalt: **Erſter Theil.** Prometheus. — Die Menſchenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Jo. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perſeus. — Jon. — Dädalus und Ikarus. — Die Argonautenſage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Aus der Herkulesſage. — Bellerophontes. — Theſeus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil. Die Sagen Troja's von ſeiner Erbauung bis zu ſeinem Untergang.

Dritter Theil. Die letzten Tantaliden. — Odyſſeus. — Aeneas.

Ein umfaſſender Cyklus der ſchönſten und bedeutungsvollſten Mythen und Heldenſagen des klaſſiſchen Alterthums, die in ihrer einfachen Schönheit, in der Fülle von Poeſie und Leben, die darin walten, einen ſo mächtigen Reiz auf die Jugend, wie auf ein reiferes Alter ausüben, tritt in dieſer Sammlung dem Auge des Leſers in reicher Mannigfaltigkeit und in einer Darſtellung entgegen, die ſo edel und einfach als anziehend, überall auf die Werke der großen Dichter des Alterthums gegründet iſt, die jene Stoffe verherrlicht haben, ja ſo oft als möglich ihre eigenen Worte wiedergiebt. Wer irgend Sinn für die Dichtergröße der klaſſiſchen Welt beſitzt, wem zumal dieſe farbenreichen Gemälde in ihrer Urgeſtalt nicht zugänglich ſind, der wird ſich mit ſteigendem Genuſſe einer Bearbeitung erfreuen, in welcher — bei ſtrenger Vermeidung Alles Anſtößigen — eine blühende Darſtellung und ein dichteriſcher Geiſt ſich zu einem ſchönen Ganzen vereinigen, und die der Herr Verfaſſer mit Recht einen „Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beſchäftigungen“ nennt.

Wir entnehmen dem erſten Theile folgende Schilderung:

Phaethon mit dem Sonnenwagen.

— — „Die Welt lag in unendlichem Raume vor den Blicken des Knaben, die Roſſe flogen die Bahn aufwärts und ſpalteten die Morgennebel, die vor ihnen lagen.

Inzwiſchen fühlten die Thiere wohl, daß ſie nicht die gewohnte Laſt trügen und das Joch leichter ſey, als gewöhnlich; und wie Schiffe, wenn ſie das rechte Gewicht nicht haben, im Meere ſchwanken, ſo machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor geſtoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Roſſegeſpann dieß merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlaſſend, dahin und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaethon fing an zu erbeben, er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Roſſe bändigen ſollte. Als nun der Unglückliche hoch vom Himmel abwärts ſah, auf die tief, tief unter ihm ſich hinſtreckenden Länder, wurde er blaß und ſeine Kniee zitterten von plötzlichem Schrecken. Er ſah rückwärts: ſchon lag viel Himmel hinter ihm, aber mehr noch vor ſeinen Augen. Beides ermaß er in ſeinem Geiſte. Unwiſſend, was beginnen, ſtarrte er in die Weite, ließ die Zügel nicht nach, zog ſie auch nicht weiter an; er wollte den Roſſen rufen, aber er kannte ihre Namen nicht. Mit Grauen ſah er die mannigfaltigen Sternbilder an, die in abentheuerlichen Geſtalten am Himmel umherhingen. Da ließ er, von kaltem Entſetzen gefaßt, die Zügel fahren, und wie dieſe herabſchlotternd den Rücken der Pferde berührten, da verließen die Roſſe ihre Spur, ſchweiften ſeitwärts in fremde Luftgebiete, gingen bald hoch empor, bald tief hernieder; jetzt ſtießen ſie an den Fixſternen an, jetzt wurden ſie auf abſchüſſigem Pfade in die Nachbarſchaft der Erde herabgeriſſen. Schon berührten ſie die erſte Wolkenſchichte, die bald entzündet aufdampfte. Immer tiefer ſtürzte der Wagen, und unverſehens war er einem Hochgebirge nahe gekommen. Da lechzte vor Hitze der Boden, ſpaltete ſich, und weil plötzlich alle Säfte austrockneten, fing er an zu glimmen; das Haidegras wurde weißgelb und welkte hinweg; weiter unten loderte das Laub der

Waldblume auf! Bald war die Glut bei der Ebene angekommen; nun wurde die Saat weggebrannt; ganze Städte loderten in Flammen auf, Länder mit all ihrer Bevölkerung wurden verſengt; rings brannten Hügel, Wälder und Berge. Damals ſollen auch die Mohren ſchwarz geworden ſeyn. Die Ströme verſiegten, oder flohen erſchreckt nach ihrer Quelle zurück, das Meer ſelbſt wurde zuſammengedrängt, und was jüngſt noch See war, wurde trockenes Sandfeld.

Von allen Seiten ſah Phaethon den Erdkreis entzündet; ihm ſelbſt wurde die Gluth bald unerträglich; wie tief aus dem Innern einer Feuereſſe athmete er ſiedende Luft ein und fühlte unter ſeinen Sohlen, wie der Wagen erglühte. Schon konnte er den Dampf und die vom Erdbrand emporgeſchleuderte Aſche nicht mehr ertragen; Qualm und pechſchwarzes Dunkel umgab ihn; das Flügelgeſpann riß ihn nach Willkühr fort; endlich ergriff die Glut ſeine Haare, er ſtürzte aus dem Wagen, und brennend wurde er durch die Luft gewirbelt, wie zuweilen ein Stern bei heiterer Luft durch den Himmel zu ſchießen ſcheint. Ferne von der Heimath nahm ihn der breite Strom Eridanus auf und bekühlte ihm ſein ſchlummerndes Angeſicht.

Phöbus der Vater, der dieß Alles mit anſehen mußte, verhüllte ſein Haupt in brütender Trauer. Damals, ſagt man, ſey ein Tag der Erde ohne Sonnenlicht vorübergeflohen. Der ungeheure Brand leuchtete allein.

* * *

Wegweiſer

durch

die Litteratur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Guſtav Schwab und **Karl Klüpfel.**

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1846.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Die den Büchern vorgeſetzten Zeichen ſind ſo zu verſtehen:

a bedeutet ein Buch für Alle.
b ein Hauptwerk.
c ein Buch für Männer.
d ein Buch für Frauen und Jungfrauen.
e ein Buch für Frauen.
f ein Bibliothekwerk.

Vorwort.

Die Abſicht der Herausgeber bei dieſem Abriß eines Wegweiſers durch das Gebiet der deutſchen Proſa war: aus dem reichen Vorrathe unſerer vaterländiſchen Litteratur diejenigen Werke auszuwählen, die für Leſer, welche allgemeine Bildung beſitzen oder zu erlangen wünſchen, zweckmäßig und bildend ſind. Damit waren von ihrem Plane auf der einen Seite alle diejenigen ausgeſchloſſen, die nur für Fachmänner in Wiſſenſchaft und Technik Werth haben, auf der andern Seite eine ganze Maſſe von Büchern, die zwar insgeſammt für ein großes Publikum geſchrieben ſind, aber als anerkannt oberflächliche Fabrikarbeiten von dem Leſepult derjenigen, die auf gründlichere Bildung Anſpruch machen, verbannt ſein, und bei denen, die eine ſolche erſt erwerben wollen, ihren Zweck verfehlen müſſen. Doch beſchränkte ſich die Auswahl nicht ganz auf Schriften der Lektüre, ſondern ſie wollte auch bemittelten Laien Winke für Anlegung einer Bibliothek von wiſſenſchaftlichem Werthe und einer Sammlung von ſolchen Büchern geben, auf welche derjenige zurückgehen kann, der einen Gegenſtand gründlicher erfaſſen und durch Nachſchlagen ſich Raths erholen will.

Einiges Recht und einige Befähigung zu einem ſolchen Unternehmen glauben die Herausgeber aufweiſen zu können, der eine in ſeiner ganzen litterariſchen und amtlichen Laufbahn, der andere in ſeiner vieljährigen Beſchäftigung mit geſchichtlicher Litteratur und ſeiner Stellung an einer großen öffentlichen Bibliothek.

Es kann nicht anders ſein, als daß ein Verſuch dieſer Art, zumal da er unſeres Wiſſens der erſte in der deutſchen Litteratur iſt, im Einzelnen lückenhaft ausfallen mußte, ja, eine gewiſſe Unvollſtändigkeit iſt wohl durch die Beſtimmung des Buches geboten, da die Herausgeber nur empfehlen wollten, was ſie entweder ſelbſt genauer kannten, oder durch zuverläſſige Gewährsmänner empfehlen wußten. Jene Mangelhaftigkeit entbehrte nur dann der Entſchuldigung, wenn ſich unſer Wegweiſer als ein bibliographiſches Handbuch ankündigte. Wir müſſen uns ausdrücklich dagegen verwahren, als hätten wir etwas der Art liefern wollen, wobei die Form, welche jetzt Nebenſache geblieben und mit möglichſter Freiheit, doch ohne Nachläſſigkeit in Beziehung auf irgend etwas Weſentliches, von uns behandelt werden, nothwendig als eine Hauptſache hätte behandelt werden müſſen. Abſichtlich ſind nicht einmal die Verlagshandlungen, bei welchen die empfohlenen Werke erſchienen ſind, von uns mit den Titeln genannt werden. Da die Herausgeber ſich wirklich nicht darum bekümmerten, bei wem ein Buch erſchienen ſei, wenn es nur gut und für den Zweck, für welchen ſie zuſammenſtellten, zu empfehlen war, ſo ſollte auch der Leſer an nichts erinnert werden, was dem kleinen Werke von ferne das Anſehen einer Buchhändlerſpekulation geben konnte. Was nun unſre Fingerzeige über den Inhalt der aufgeführten Werke betrifft, ſo erklären wir, daß dieſelben durchaus nicht Anſpruch auf erſchöpfendes Urtheil machen. Wir wollten nur andeuten, was der Leſer im Ganzen in jedem einzelnen Buche zu erwarten habe. Daß das Lob über den Tadel die Oberhand erhalten hat, begreift ſich aus der Abſicht, nur, in irgend einer Hinſicht, Empfehlenswerthes zu bieten. Opponirende Schärfe in Beziehung auf Einzelnes an einem empfohlenen Ganzen, abfertigende Bemerkungen über Manches, endlich auch den unbedenklichen Gebrauch eines bezeichnenden, allgemein bekannten und zuſammenfaſſenden Fremdwortes ſtatt deutſcher Umſchreibung — dieß zuſammen wünſchen wir gegen den Vorwurf unziemlich genommener Freiheit durch das bei einem ſolchen Werke unumgängliche Erforderniß der Kürze gerechtfertigt.

Wenn ferner die einzelnen Fächer was di- Zahl und Auswahl der hervorgehobenen Bücher betrifft, eine gewiſſermaßen ungleiche Behandlungsweiſe verrathen, ſo hat der Zweck des Buches ſelbſt eine ſolche erfordert. So waren z. B. im Gebiete der Theologie, nach Abzug alles ſtreng Wiſſenſchaftlichen, doch außerdem noch manche Werke wegzulaſſen, welche vermöge ihrer Darſtellung dem Laien immerhin zugänglich erſchienen, aber um ihrer negativ kritiſchen Richtung willen dem Ungelehrten mit gutem Gewiſſen nicht zur Empfehlung vorgelegt werden konnten, da offenbar nur die Fähigkeit, dergleichen wiſſenſchaftlich zu überwinden, zu einer ſolchen Lektüre berechtigt. Im Rahmen der Philoſophie erſchien es natürlich, der Anthropologie und der Geſchichte der Philoſophie vorzugsweiſe Berückſichtigung angedeihen zu laſſen, da nur die Philoſophie in ihrer Anwendung auf beſtimmte Stoffe, nicht aber das abſtrakte Philoſophiren der Schule, Sache der allgemeinen Bildung iſt. Bei der Lehre vom Staat und im Fache der Naturwiſſenſchaften ſind mitunter wiſſenſchaftliche Lehr- und Handbücher aufgenommen werden, weil hier der Stoff von allgemeinem Intereſſe iſt, und der Wegweiſer durch die Litteratur dabei den Praktiker und den Beamten im Auge hatte. Aus ähnlichen Gründen und mit beſonderer Rückſicht auf Arbeiter an Gymnaſien und Lyceen, die nicht immer Fachgelehrte in jeder ſpeziellen Beziehung ſein werden und demnach möglicherweiſe ſelbſt an ein ſolches Hülfsbuch zu recurriren nicht verſchmähen dürften, iſt die Alterthumskunde ausführlicher behandelt werden. Die reichliche Ausſtattung der geographiſchen und hiſtoriſchen Litteratur bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Bei letzterer iſt darauf Bedacht genommen werden, womöglich jedem deutſchen Leſer eine Geſchichte ſeiner provinziellen Heimath an die Hand zu geben, und wo über das einzelne Land keine beſſeren und neueren hiſtoriſchen Werke zu nennen waren, da glaubte man ſich auch mit minder vollendeter Darſtellung und älteren Werken begnügen zu müſſen.

Ausländiſche Litteratur wurde nur inſoweit aufgenommen, als Werke derſelben durch Ueberſetzungen in die deutſche eingebürgert betrachtet werden konnten. Es war dabei keineswegs unſre Meinung, die Ueberſetzung vor dem Original empfehlen zu wollen; nur mußte, da das Werk ſich auf deutſche Litteratur beſchränken ſollte, ein für allemal eine Gränze gezogen werden.

Von der Regel, nur proſaiſche Werke aufzunehmen, zu deren Annahme die Betrachtung uns beſtimmt hat, daß ein gebildeter oder Bildung erſtrebender Laie auf die Claſſiker der deutſchen Poeſie nicht erſt aufmerkſam gemacht zu werden braucht, unter den modernen Notabilitäten aber, über deren Claſſicität erſt die Nachwelt das Endurtheil ſprechen wird, jeder Leſer doch für ſeine Lektüre dem ſubjektiven Geſchmacke und nicht einem gedruckten Wegweiſer, wozu ihm jeder Bücherkatalog gut genug ſein kann, folgen wird, iſt nur in der Litteraturgeſchichte da eine Ausnahme gemacht worden, wo die Ausgabe eines litterar-hiſtoriſch wichtigen Dichters oder eine Muſterſammlung von Gedichten als Stück der Litteraturgeſchichte ſelbſt angeſehen werden muß. Die anempfohlenen Litteraturgeſchichten und Beiſpielſammlungen mögen dann immerhin auch dazu dienen, daß der Leſer zugleich überſchauende Kenntniß der Dichter und derjenigen ihrer Werke daraus ſchöpfen kann, die ein Gebildeter leſen wird und muß.

Daß bei der Maſſe von Romanen mehr als irgendwo geſichtet und ausgewählt werden mußte, verſteht ſich wohl von ſelbſt, obwohl auch hier am meiſten über Aufnahme oder Hinweglaſſung des Einzelnen geſtritten werden könnte.

Allgemeine Regeln darüber, was überhaupt bildend ſei, für den Leſer aufzuſtellen, dürfte ein ſchwieriges Unternehmen ſein. Doch darf wohl auf naturwiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Lektüre als die angemeſſenſte, leichteſte und, wenn wir ſo ſagen dürfen, verdaulichſte Nahrung eines nach Erſtarkung in Erkenntniß und Erfahrung trachtenden Geiſtes hingewieſen werden. Die Gattungen von Büchern anbelangend, würden wir einem angehenden Leſer rathen, am eheſten ſich ſolchen Büchern zuzuwenden, die nicht ſchon einen fertigen und ſyſtematiſch abgeſchloſſenen Stoff darbieten, ſondern die für weitere Fragen des Nachdenkens das Feld offen laſſen, dabei jedoch ihren Gegenſtand mit Bemeiſterung des Stoffes und nicht oberflächlich oder bloß dilettantiſch behandeln. Für den Beginn ſeiner Studien hätte ſich alſo unſer Leſer ebenſo ſehr vor kurzen Abriſſen, die blos das Gerippe einer Wiſſenſchaft oder Kunſt ohne Fleiſch und Blut geben, als vor ſolchen Schriften, die den belehrenden Stoff nur als Würze der Unterhaltung nebenher laufen laſſen, z. B. die Geſchichte im Roman behandeln, zu hüten. Beiderlei Arten von Büchern können nur dann die geiſtige Bildung des Leſers fördern, wenn er einerſeits ein lebendiges Geſammtbild von dem, was er ſich als Eigenthum ſeiner Weltanſchauung, ſeines Empfindens und ſeines Wollens einprägen möchte, andrerſeits feſte Begriffe von dem, was von ihm gewußt werden ſoll, erworben hat.

Jedem Leſer aber, der ſo viel Muße oder Erholungszeit vom Berufe vor ſich hat, um ein gewiſſes Syſtem des Wiſſens in ſich aufnehmen und verarbeiten zu können, würden wir anrathen — und gerade dazu ſollte ſich, denken wir, ihm unſer Buch bequemen — ſich einen ſeiner früheren Bildungslaufbahn, dem Ideenkreiſe, von welchem er vermöge ſeines Geſchlechtes, Standes und Berufes am natürlichſten ausgehen und auf welchen er am öfteſten zurückgeführt werden wird, angemeſſenen Leſeplan zu entwerfen. Dieſer Plan wird für einen Beamten, für einen Geiſtlichen, für einen Jugendlehrer, für einen Kaufmann, einen Fabrikanten, einen Landwirth, er wird für eine Dame — und hier wieder für eine Frau und für eine Jungfrau — ein zwar in manchem unentbehrlichen Stücke der Bildung zuſammentreffender, in vielen Einzelheiten aber weſentlich verſchiedener ſein müſſen.

Ein Beamter z. B. der in die praktiſche Laufbahn eingetreten und dadurch ſeinen früheren Studien ferner gerückt worden iſt, wird gewiß das Bedürfniß empfinden, ſich durch Lektüre auf der Stufe der Bildung zu erhalten, die ihn in Stand ſetzt, auf ſeine Umgebung geiſtig zu wirken. Er muß vor allen Dingen von der Religion und dem Glauben des Volkes, dem er angehört, und von der Lehre der Kirche, zu der er ſich bekennt, genau unterrichtet ſein. Einem ſolchen würden wir aus dem Gebiete der „Religion und Theologie“ Haſe's Dogmatik und Kirchengeſchichte, Rettberg's Heilslehre, Gfrörer's Kirchengeſchichte, Ranke's Geſchichte der Päbſte, Ullmann's Reformatoren vor der Reformation herausleſen, und wenn ein innerer Trieb ihn auf Befeſtigung des eigenen Glaubens hinwieſe, Jul. Müller's

Werk „die chriſtliche Lehre von der Sünde“, Ullmann's „Sündloſigkeit Jeſu“ und Müller's „chriſtliches Leben“ hinzufügen. Zu Studien über Staatsverhältniſſe triebe ihn ſein Beruf ohnehin, und in unſerm Wegweiſer begegneten ihm neben manchem, was er ſchon von ſeinen Berufsſtudien her kennt, Pfizer's Gedanken über Recht, Staat und Kirche, Zachariä's vierzig Bücher vom Staate, Giech's Anſichten über Staats- und öffentliches Leben, Kölle's Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen, Liſt's nationales Syſtem der politiſchen Oeconomie, Mohl's Polizeiwiſſenſchaft, Bodz und Degerando's Schriften über das Armenweſen, Stein über Socialismus und Communismus; Puchta's Kirchenrecht, v. Reden's Gewerbeſtatiſtik, Mohl's Ergebniſſe, Rau's Handbuch der Staatswiſſenſchaften. Treibt ihn das Bedürfniß umfaſſenderer und allgemeiner Bildung zu den Naturwiſſenſchaften und der Völkerkunde, ſo wird er in dem Verzeichniſſe gewiß erwünſchte Auskunft finden, und in der Geſchichte treten ihm die Namen Heeren, Spittler, Ranke, Schloſſer, Raumer, beide Menzel, Dahlmann entgegen. Führen ihn nun tiefer verfolgte Studien in die Anthropologie hinein, ſo begegnet ihm hier Burdach's Menſch und Schubert's Geſchichte der Seele. Daß er Kunſt und Litteratur nicht ungeſtraft ignoriren darf, verſteht ſich von ſelbſt. Er wird mit unſerem Wegweiſer in dieſen Gebieten beſonders ſolche Werke ſich hervorſuchen, die einen vom Geiſt geleiteten Ueberblick über dieſelben gewähren. Gervinus, Hillebrand, Kugler, Kinkel, Kallenbach werden ſeine Führer werden.

Ein Schulmann wird, ſeine Berufsſtudien beſonders auf dem Gebiete der Alterthumskunde zu erweitern, hier ebenfalls die gewünſchte Anleitung finden, und zu den claſſiſchen Schriften und Werken von Wolf, Heeren, Creuzer, Schöll, Ottfried Müller, Böckh, Bauer, K. F. Hermann, Leſſing, Winckelmann, Thierſch, Hirt, Schorn, ſeine Zuflucht nehmen.

Leichter zu verarbeitende Geiſtesnahrung wird der junge Kaufmann und Gewerbsmann ſich geboten finden. Ihm würden wir aus dem Abſchnitte „Religion und Theologie“ Ullmann's Abhandlung über die Sündloſigkeit Jeſu, Sartorius Lehre von Chriſti Perſon und dem Erlöſungswerk, Stirm's Apologie, Hirſcher's Leben Jeſu (nicht bloß für Katholiken) empfehlen; das Naturgeſchichtliche würden ihm Brandes Vorleſungen über die Naturlehre, Baumann's Naturgeſchichte, Schubert's Geſchichte der Natur bieten; aus der Alterthumskunde würde er ſich am beſten Schwenck's Mythologie, Vorbergs Hellas und Rom, Becker's Charikles und Gallus, Schuch's Privatalterthümer der Römer, Schwab's Sagen des claſſiſchen Alterthums herausſuchen, die Länder- und Völkerkunde würde ihm die Namen Völter, Zimmermann, Berghaus, Vogel nennen; hierzu einige Reiſebeſchreibungen; Mac Cullochs Handbuch für Kaufleute; die Geſchichte lädt ihn zu Becker, Steger, Vehſe fürs Allgemeine ein; nach Griechenland führt ihn Zinkeiſen, nach Rom Kobbe, durchs Mittelalter v. Funk und Raumer, durch Deutſchland Raumer, W. Menzel, Völter, Dippold, Benſen, Zimmermann, Gfrörer; die Geſchichte der engliſchen Revolution erzählt ihm, wie allen Gebildeten, Dahlmann, die der franzöſiſchen derſelbe und Mignet, die Geſchichte der letzten 25 Jahre Hermes. Hierzu füge er noch ein Werk über ſeine Heimath. Zur Litteraturkunde wären ihm Vilmars Vorleſungen über deutſche Litteratur, Friedrich Schlegels Vorleſungen, A. W. Schlegels Dramaturgie; einzelne Biographien; einige Beiſpielſammlungen: für das deutſche Mittelalter Schöll-Pfeiffer, für die neuere Zeit Kurz oder Schwab und Gödeke zu empfehlen; tiefer Eingehenden werden W. Wackernagels 3 Bände des Leſebuchs reichen Stoff bieten; in die Kunſtgeſchichte würden ihn am beſten Kinkel und Kugler einleiten. (Der Gewerbsmann wird ſich in den kurzen Abſchnitten über Phyſik, Chemie, Technologie und Geologie orientiren.)

Vieles aus dieſem letztentworfenen Leſeplan würde ſich auch eine Dame, Frau oder Jungfrau, aneignen können. Auſſerdem und insbeſondere möchten aber einer ſolchen zu empfehlen ſein: für religiöſe Lektüre Mynſter's Betrachtungen über die chriſtlichen Glaubenslehren (aus dem Däniſchen), Tholuck's Stunden chriſtlicher Andacht, Theremin's Kreuz Chriſti, Müller's Serena; Thomas a Kempis von der Nachfolge Chriſti (wiewohl dieß ein Buch für Jedermann iſt.), Pfizer's Luther, Hagenbach's Reformation; aus der Anthropologie: Carl v. Bonſtetten's Menſch; aus der bildenden Kunſt: Johann Schopenhauer Joh. van Eyck und ſeine Nachfolger; aus der Muſik: Schubart's Ideen; Rochlitz für Freunde der Tonkunſt; Beethovens und Mozarts Biographien; K. M. v. Weber's hinterlaſſene Schriften; aus der Pädagogik: Karol. Rudolphi Gemälde; Madame Necker de Sauſſure die Erziehung des Menſchen; die anonymen Winke (aus dem Engl. von Freifrau v. Varnbüler); aus den Naturwiſſenſchaften: Littrow's Wunder des Himmels; Baumann's Naturgeſchichte; Buckland's Geologie; Hauffs Skizzen; aus der Alterthumskunde: F. Jacobs vermiſchte Schriften; H. Weils claſſ. Alterthum; Müller's homer. Vorſchule (was wir wohl mit c und d hätten bezeichnen dürfen); Haſe's griechiſche Alterthümer; Barthelemy's Anacharſis; Kaiſer's Herculanum und Pompeji; Geppert's Götter und Heroen; Herder's Geiſt der ebr. Poeſie; aus Länder- und Völkerkunde, wie der nächſt vorhergehende Plan; Litteraturgeſchichte ebenſo, dazu noch Viſchen's Denkmäler.

Doch ſind alles dieſes nur unmaßgebliche Vorſchläge; nehme Jedes den Ariadnefaden, den wir ihm bieten, in die Hand und ſuche ſich ſelbſt den Weg damit durchs Labyrinth unſerer Nationallitteratur.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

G. Schwab. K. Klüpfel.

Religion und Theologie.

I. Allgemeines.
II. Glaubens- und Sittenlehre.
III. Erbauliches.
IV. Geſchichtliches.

Religion und Theologie.

I. Allgemeines.

a. **Schleiermacher, F.** Reden über die Religion an die gebildeten unter ihren Verächtern. 5te Aufl. Berlin 1843.

Von bleibendem Werth als erſte durchſchlagende Stimme, erhoben von einem Solchen, der alle Blüthen der Zeitbildung in ſich vereinigte, glücklicher Verſuch, die Religion als unentbehrlichen Beſtandtheil im geiſtigen Leben wieder zur Anerkennung zu bringen. Das Weſen der Religion hat Schl. entſchieden geſehen, wenn ihm gleich die Umriſſe ihrer Geſtalt in dem pantheiſtiſchen Dufte verſchwimmen. An dem, was er von ihrer Selbſtändigkeit ſagt, hat auch unſere Zeit noch zu lernen.

c. **Schleiermacher, F.** Monologen. 5. Ausg. Berlin 1837.

Kräftig-ſtolze Sprache eines auf den göttlichen Kern ſeiner Ichheit Zurückgezogenen, gegenüber von denen, welche auf der Oberfläche leben, und von den Mächten, durch welche ſie beherrſcht werden. Entſchiedener idealiſtiſch-pantheiſtiſch; von Fichte's Philoſophie berauſcht.

a. **De Wette, W. M. L.** Vorleſungen über Religion, ihr Weſen, ihre Erſcheinungsform und ihren Einfluß auf das Leben. Berlin 1827.

Beredte, anſprechende Darſtellung vom ſittlich-äſthetiſchen Standpunkt mit einer inhaltsreichen Geſchichte des religiöſen Lebens in heidniſcher und chriſtlicher Zeit.

a. (**De Wette, W. M. L.**) Theodor oder des Zweiflers Weihe, Bildungsgeſchichte eines evangeliſchen Geiſtlichen. 2 Bde. 2te Aufl. Berlin 1828.

Pſychologiſche Entwicklung des religiöſen Lebens, im Kampfe mit den Zweifeln der modernen Bildung, die ſich in einer ſittlich-äſthetiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums löſen.

Aus älterer Zeit gehört hierher:

c. **Reimarus, Hermann Samuel.** Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Weiſe erklärt und gerettet. Hamb. 1754.

Vom reflectiv-teleologiſchen Standpunkt aus unternommene Vertheidigung der natürlichen Religion gegen engliſchen Deismus und franzöſiſchen Naturalismus von einem der erſten deutſchen Rationaliſten und (ernſten, nicht frivolen) Gegner der Offenbarung, gegen welche er jedoch in dieſem Werke nicht auftritt. Geiſtvoll und bündig.

II. Glaubens- und Sittenlehre.

a. **Ullmann, K.** Die Sündloſigkeit Jeſu. 5te Auflage. Hamb. 1839.

Nachweiſung des vollendeten ſittlichen Urbildes in Chriſto, in ſehr ſchöner und anſprechender Form, von glücklichſter Popularität.

c. (auch d.) **Schleiermacher, F.** Predigten. 4 Bde. Berl. 1834. 35. 2te Ausg. 1843. 44.

Dieſe Predigten gehören hierher, weil ihr Hauptcharacter nicht im Erbaulichen, ſondern in der dialectiſchen Entwickelung der chriſtlichen Lehre liegt, wie Schl. ſie im Verhältniß zur Wiſſenſchaft und zum Leben auffaßt. Für die Glaubenslehre ſind die Feſtpredigten, für die Sittenlehre die Hausſtandspredigten von beſonderer Wichtigkeit. Letztere ſind in ihrem Gebiet wahrhaft epochemachend, und alle tragen durchaus das Gepräge von Schl's. Individualität. Eigenthümlich iſt der feine Sinn, mit welchem er die Sprüche der Schrift herausfühlt, die an das Zeitbewußtſeyn unmittelbar anklingen, aber auch wohl die Kunſt übertreibt, ſprödere Ausſprüche auf den Boden ſeiner eigenen Anſchauung herüberzuſpielen.

a. **Rütenick, K. A.** Der chriſtliche Glaube in katechetiſchen Vorträgen zuſammenhängend dargeſtellt. Berlin 1829.

2ter Theil: Die chriſtliche Sittenlehre mit Zuziehung Schleiermacher'ſcher Predigten aus dem Begriff des Reiches Gottes entwickelt. Berlin 1832.

Eine ſehr gute populäre Darſtellung der Schleiermacher'ſchen Religionslehre.

a. beſ. d. **Mynſter, J. P.** Betrachtungen über die chriſtl. Glaubenslehren. Ueberſetzt von Theod. Schern. 2te Aufl. Hamburg 1840.

Warme, äußerſt wohlthuende Darſtellung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre in erbaulicher Form. Die Grundzüge ſind bibliſches Chriſtenthum, durchwoben mit Elementen Kantiſch-moraliſcher und Schleiermacher'ſcher Weltanſchauung. Das Bedürfniß ſolcher, welche ohne Glauben in der Welt leben, und doch ein Gefühl der Leere haben, iſt hier beſonders berückſichtigt.

a. **Haſe, K.** Gnoſis oder evangeliſche Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeine. 3 Bde. Leipzig 1827—29.

Geiſtreiche Entwicklung des chriſtlichen Lehrgehaltes, vom Standpunkt eines mit Elementen der Schelling'ſchen Philoſophie gewürzten Rationalismus. Das Weſen der Religion wird in die Liebe und in ein perſönliches Verhältniß zu Gott geſetzt.

c. **Haſe, K.** Evangeliſche Dogmatik. 3te Aufl. Lpzg. 1842.

Urſprünglich zwar Lehrbuch für Vorleſungen, aber durch ſeine anſprechende Form auch wiſſenſchaftlich gebildeten Laien zugänglich. Verſuch den Glauben mit der neueren Bildung und Wiſſenſchaft zu verſöhnen. Der Weg, den H. hierbei einſchlägt, iſt der, daß er zuerſt die geſchichtliche Entwicklung des Dogma's und hernach eine philoſophiſche Kritik gibt, in welcher er ſchließlich ſeine eigene Anſicht ausſpricht, die eben ſo fern von philoſophiſchem Unglauben, als von orthodoxem Dogmatismus iſt, und ſich durch eine gewiſſe Lebensfriſche auszeichnet.

c. **Bockshammer, G. F.** Offenbarung und Theologie, ein wiſſenſchaftlicher Verſuch. Stuttgart 1822.

Ein auf Schelling'ſchen Ideen beruhender und in claſſiſcher Sprache ausgeführter Verſuch, die Offenbarung mit der Vernunft und Wiſſenſchaft in Einklang zu bringen. Iſt nach vielen neueren Arbeiten ähnlicher Art immer noch eine der beſten.

c. **Steffens, H.** Chriſtliche Religionsphiloſophie. 2 Bde. Breslau 1839.

Kein durchgeführtes Syſtem der Religionslehre, ſondern geiſtreiche Aphorismen einer religiöſen Betrachtung der Natur und Geſchichte. Die Darſtellung oft begeiſtert und hinreißend, oft auch dunkel und verworren.

c. **Müller, Jul.** Die chriſtliche Lehre von der Sünde. Bresl. 2 Bde. 2te Aufl. 1844.

Verfolgt in Natur und Geſchichte die Spuren des Böſen, um dadurch zum Begriff der Sünde zu gelangen, und iſt bei wiſſenſchaftlicher Haltung durch tiefſinnige und geiſtreiche Auffaſſung allgemein intereſſant und durch ſchöne Darſtellung ausgezeichnet. Eines der beſten Werke in der neuern theologiſchen Litteratur.

c. **Ruſt, J.** Philoſophie und Chriſtenthum, oder Wiſſen und Glauben. 1ſte Aufl. Mannh. 1825. 2te Aufl. 1833.

Eine Entwicklung der verſchiedenen religiöſen Standpunkte vom gefühlsglaubigen Heidenthum an bis zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Chriſtenthums. Die erſte Auflage in rationaliſtiſcher, an Hegel'ſche Ideen ſich anlehnender Weiſe, die zweite Auflage mit entſchiedener Hinneigung zum Poſitiven. Durch klare Darſtellung ausgezeichnet.

a. **Stirm, C. H.** Apologie des Chriſtenthums in Briefen für gebildete Leſer. Stuttg. 1836.

Die Aufgabe, Inhalt und Form des Chriſtenthums gegenüber der neueren Bildung zu rechtfertigen, wird mit umfaſſenden Mitteln in edler, gebildeter Sprache gelöſt. Die Schrift kam vor Strauß's Leben Jeſu heraus.

a. **Rettberg, F. W.** Die chriſtliche Heilslehre nach den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche apologetiſch dargeſtellt. Leipzig 1838.

Warme Auffaſſung der Kirchenlehre, die übrigens auf dem Boden der modernen Reflexion wurzelt, daher Mangel an Schärfe und unbefriedigende Ergebniſſe. Populäre Dogmatik mit apologetiſcher Tendenz.

a. **Tholuck, A.** Die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers. 5te Auflage. Hamburg 1838.

Urſprünglich als orthodoxe Gegenſchrift gegen de Wette's Buch ähnlichen Titels anonym herausgegeben. Faßt mit jugendlichem Feuer die Lehre von der Sünde und vom blutigen Verſöhnungstode in ihrer Tiefe, aber auch in ihrer Schroffheit auf.

a. **Sartorius, E.** Die Lehre von Chriſti Perſon und Werk, in populären Vorleſungen vorgetragen. 3te Aufl. Hamburg 1837.

Bietet Alles auf, um die kirchliche Chriſtologie dem Bewußtſeyn des modernen Laien annehmlich zu machen; weiß anſchauliche Beiſpiele geſchickt auszuwählen und die practiſchen Momente treffend hervorzuheben. Gewandte, anſprechende Darſtellung.

c. **Sartorius, E.** Die Lehre von der heiligen Liebe, oder Grundzüge der evangeliſch-kirchlichen Moraltheologie. 2 Abtheilungen. Stuttg. 1840—44.

Die Eigenthümlichkeit der chriſtlichen Sittenlehre wird wiſſenſchaftlich begründet und mit der Wärme der Ueberzeugung in ſchöner, durchgebildeter Sprache vorgetragen. Theologiſch gehalten.

a. **Harleß, G. C. A.** Die chriſtliche Ethik. 2te Aufl. Stuttg. 1843.

Die chriſtliche Sittenlehre bibliſch begründet und gegenüber den Anforderungen der weltlichen Bildung in ihrer Strenge feſtgehalten. Keine trockene Sammlung von Pflichtregeln, ſondern ein friſches organiſches Ganze, auf dem Grunde einer chriſtlichen Lebenserfahrung ausgeführt. Obgleich Lehrbuch, doch durch individualiſirende Darſtellung auch für Lectüre geeignet.

d. **Gelzer, H.** Die Religion im Leben oder chriſtliche Sittenlehre. Zürich 1839.

Ein Verſuch, die chriſtlichen Grundſätze in ihrer Anwendung auf das Leben durchzuführen. Mit neuen Geſichtspunkten, doch ohne genügende Lebenserfahrung in Form von Reden ausgeführt, und mit vielen Stellen aus deutſchen Dichtern ausgeſchmückt.

III. Erbauliches.

a. **Lisco, Fr. G.** Das neue Teſtament nach der deutſchen Ueberſetzung Dr. Martin Luthers. Mit Erklärungen, Einleitungen, einer Harmonie der 4 Evangelien, einem Aufſatz über Paläſtina und ſeine Bewohner, einem Aufſatz über die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden, einer Zeittafel über die Apoſtelgeſchichte und mehreren Regiſtern verſehen. 4te Aufl. Berlin 1842.

a. **Gerlach, Otto** von, Das neue Teſtament nach Dr. Martin Luthers Bibelüberſetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. 3 Bände. 2te Aufl. 1840–41.

a. **Richter, Heinr.** und **Wilh.** Erklärte Hausbibel oder Auslegung der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Teſtaments. 6 Bände. 2te Aufl. Barmen und Schwelm. 1835–40.

Die beſten Hülfsmittel zum Verſtändniſſe der Bibel für Laie; alle drei vom orthodox-kirchlichen Standpunkte; Richters Werk mit dem ſtärkſten herrenhuthiſchen Beigeſchmack, aber auch durchgehender Rückſicht auf die neueſten Erſcheinungen der Literatur und deren Benützung bis ins Einzelne.

d. **Lisco, Fr. Guſt.** Die Offenbarungen Gottes in Geſchichte und Lehre nach dem alten und neuen Teſtament; oder: vom Reiche Gottes. 2te Aufl. Hamb. 1835.

Rechtgläubige bibliſche Geſchichte mit ſorgfältiger Anordnung.

a. **Menken, G.** Blicke in das Leben des Apoſtels Paulus und der erſten Chriſtengemeinen. Nach etlichen Kapiteln der Apoſtelgeſchichte. Bremen 1828.

—— Betrachtungen über das Evangelium Matthäi. 1r Bd. Frankfurt a. M. 1809.

—— Chriſtliche Homilien in 16 Predigten. Nürnb. 1817.

—— Neue Sammlung chriſtlicher Homilien. Frkf. a. M. 1841.

—— Verſuch einer Anleitung zum eignen Unterricht in der Wahrheit der heiligen Schrift. Frkf. a. M. 1805.

Geiſtvolle Arbeiten auf hiſtoriſch-dogmatiſchem, antiphiloſophiſchem Boden fußend, mit entſchiedener Tendenz zur innerlichen, ſittlichen Auffaſſung des Chriſtenthums. Nur in der letzten Schrift treten die Eigenthümlichkeiten ſeiner Glaubenslehre hervor. Von den Homilien iſt bei weitem die erſte Sammlung die bedeutendere.

a. **Tholuck, Fr. Aug. G.** Stunden chriſtlicher Andacht. Hamburg 1840.

Die ſtreng kirchliche Lehre mit Freiheit, Geiſt und chriſtlicher Lebenserfahrung behandelt. In der Form oft zu ſehr abſpringend und durch das Vorbild Luthers und Claudius zur Manier verlockt.

—— Eine Sammlung Predigten in dem akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle in der St. Ulrichskirche gehalten. 1—4te Samml. Hamb. 1834—38. 2te Folge 1ſte Samml. Ebend. 1839.

—— Predigten über Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und Lebens. 2 Bde. Hamb. 1838.

Ergreifendes Rednertalent, Richtung auf das Innerliche. Ruhigere Entwicklung als bei den Stunden der Andacht.

a. **Theremin, Franz.** Das Kreuz Chriſti. Predigten aus den Jahren 1826. 27. und 28. Berlin 1831.

—— Das Kreuz Chriſti. 1r Thl. 4te Aufl. 2r Thl. 3te Aufl. 1839. 3r Thl. 2te Aufl. 1840.

Glänzende Rhetorik, durch großartige Phantaſie unterſtützt, geeignet, den Leſer im Innerſten zu erfaſſen, zu vernichten und zu erheben. Die dogmatiſche Grundlage iſt eine ſtreng kirchliche Verſöhnungslehre.

a. **Harms, Claus.** Die drei Artikel des chriſtlichen Glaubens. In je neun Predigten, die erſten: von der Erlöſung, die zweiten: von der Heiligung, die dritten: von der Schöpfung. Kiel 1834.

a. **Harms, Claus.** Die Bergrede des Herrn. In 21 Predigten vorgetragen. Kiel 1841.

—— Winter- und Sommer-Poſtille, oder Predigt an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahrs. 2 Thle. 5te Ausg. Kiel 1836.

Wiederbelebung der Orthodoxie in durchaus origineller Form. Ein tiefer ſittlich-religiöſer Drang macht ſich auf derbe, manierirte, mitunter burleske Weiſe geltend.

Außer den angeführten ſind noch viele kleinere Sammlungen und einzelne Predigten von dem Verf. im Druck erſchienen.

c. **Krummacher, Fr. Wilh.** Elias der Thisbiter nach ſeinem äußeren und inneren Leben dargeſtellt. 3 Thle. 2te Aufl. Elberfeld 1835—39.
(Eine Reihe von Predigten.)

Feurige prächtige Tableaux, auf denen die Geſtalt des Eiferpropheten in Ueber-Lebensgröße hervortritt. Die Zeichnung oft verwiſcht durch ungeſchichtliche Vermengung des Neuteſtamentlichen mit dem Altteſtamentlichen. Neben Stellen von wohlthuendſter Innigkeit, fanatiſches Aufbrauſen in ungezügelter Rhetorik. Im Totaleindruck ſchlägt Bewunderung über Erbauung vor.

Außer dieſem Werk, das den Ruf des Verfaſſers begründete, ſind viele andere Predigten deſſelben zum Theil in kleineren Sammlungen, zum Theil einzeln gedruckt erſchienen, auf welche obige Characteriſtik ebenfalls anwendbar iſt.

a. **Müller, Jul.** Das chriſtliche Leben, ſeine Entwicklung, ſeine Kämpfe und ſeine Vollendung, dargeſtellt in einer Reihe Predigten gehalten in der Univerſitätskirche zu Göttingen. Breslau 1834.

Innerhalb der Grenzen einer ſinnigen geiſtreichen Betrachtung ſtellt der Verfaſſer die bedeutendſten Momente des chriſtlichen Lebens mit einer meiſterhaften formellen Vollendung dar.

c. **Schweizer, Alex.** Chriſtliche Predigten für denkende Verehrer Jeſu. Leipzig 1834.

Reicher Lehrgehalt, an deſſen Behandlung der Schüler Schleiermachers nicht zu verkennen iſt. Edle, mitunter etwas unpopuläre Sprache.

a. **Grüneiſen, K.** Predigten, gehalten in der Hofkirche zu Stuttgart. Stuttg. 1842.

Vorzügliches Geſchick, den Bedürfniſſen der neueren Bildung das Geeignete zu bieten, ohne doch vom weſentlichen Gehalt des Chriſtenthums etwas preis zu geben. Edle Einfachheit und ächt künſtleriſche Anordnung zeichnen die Darſtellung aus.

a. **Seubert, G. Ch.** Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres. 2 Thle. Stuttgrt 1827.

—— Chriſtliche Ermunterungen in ſchwieriger Zeit. Eine Auswahl aus den in den Jahren 1830 — 32 gehaltenen kirchlichen Vorträgen. Stuttgart 1833.

—— Sammlung einiger Paſſions- und Kaſualpredigten. Stuttgart 1835.

—— Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres. 2r Jahrg. 2 Thle. Stuttgart 1833.

—— Daſſelbe. Neue Sammlung, aus deſſen Nachlaß herausgegeben. 2 Bde. Stuttgart 1836.

Originelle Behandlung auf dem Standpunkt einer verſtändigen rationaliſtiſch-moraliſchen Auffaſſung mit vorherrſchendem pſychologiſchem Moment. Mehr anregend, als befriedigend, die „chriſtlichen Ermunterungen" behandeln mit vieler Freimüthigkeit die auftauchenden Zeitfragen.

a. Zeugniſſe evangeliſcher Wahrheit, eine Sammlung chriſtlicher Predigten und Reden in Verbindung mit andern Predigern herausgegeben von Dr. Chriſt. Friedr. Schmid, Prof. in Tübing., und Wilh. Hofacker, Diac. in Stuttg. 3 Jahrgänge in 3 Bdn. Stuttg. 1839—42.

Predigten verſchiedenen Characters und Gehalts, ſämmtlich aber poſitiv chriſtlichen Inhalts, die meiſten von Predigern Württembergs.

a. **Vinet, A.** Reden über religiöſe Gegenſtände. Nach der 2ten Ausgabe überſetzt von A. L. Vogel. Frkf. 1835.

Glänzende, calviniſtiſche Beredtſamkeit von hinreißendem Eindruck.

a. **Hofacker, L.** Predigten auf alle Sonn=, Feſt= und Feiertage. 2 Bde. Stuttg. 1831. Neue Ausg. Stuttg. 1845.

Die ſtreng kirchliche Lehre mit origineller Popularität, reicher Phantaſie und Feuer der Ueberzeugung, nicht ohne pietiſtiſchen Beigeſchmack vorgetragen.

d. **Müller, J. G.** Unterhaltungen mit Serena moraliſchen Inhalts. Nach des Verfaſſers Tod von Kirchhofer herausgegeben. 3 Bde. Winterthur 1835.

Feinſinnige Auswahl von Betrachtungen, Gedanken, geſchichtlichen und biographiſchen Zügen mit ſteter Beziehung auf Moral und Religion.

a. **Umbreit, K.** Chriſtliche Erbauung aus dem Pſalter, oder Ueberſetzung und Erklärung auserleſener Pſalmen. Hamb. 1835.

Treffliche Ueberſetzung, mit Erklärungen, die ein feines Verſtändniß der hebräiſchen Dichtung verrathen, und, ohne zu erbaulichen Betrachtungen zu werden, durch inneren Gehalt und Wärme der Auffaſſung erbauen.

Erbauungsbücher älterer Zeit ſind:

c. und e. **Auguſtinus.** Bekenntniſſe, als ein Zeugniß chriſtlichen Glaubens zur Anregung einer tiefern Gottes= und Selbſterkenntniß. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Georg Rapp. Stuttgart 1838.

Glückliche Erneuerung dieſer älteſten aller Selbſtſchilderungen. Der Inhalt iſt ein Spiegel der tiefſten Bewegungen eines vom Bewußtſeyn der Sünde und Bedürfniß der Gnade ergriffenen chriſtlichen Lebens.

c. **Berthold**, des Franziskaners, deutſche Predigten, aus der 2ten Hälfte des 13ten Jahrh. theils vollſtändig, theils in Auszügen. Herausgegeben von C. Fr. Kling. Mit Vorwort von Neander. Berlin 1824.

a. **Suſo's,** genannt Amadus, Herkunft, Leben und Schriften. Nach den älteſten Handſchriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftſprache herausgeg. v. M. Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Mit 1 Steindruck. Regensburg 1829.

c. **Tauler, Joh.** Predigten. 3 Thle. Frkf. 1826.

—— Nachfolgung des armen Lebens Chriſti. Frkf. 1833.

—— Von dem Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti und von neun Felſen oder Ständen eines chriſtlichen Lebens. Sulzbach 1837.

—— Ausgewählte Faſtenpredigten. München 1839.

Die mittelalterliche Myſtik in ihrer edelſten Geſtalt, mit einem Reichthum ſpeculativer Gedanken und ſittlicher Elemente. Unter die älteſten Denkmale der deutſchen Lehrproſa gehörend.

a. **Theologia,** die deutſche, das ſeltene uralte geiſtreiche Büchlein, oder: die Chriſtusreligion in ihrer echten reinen Confeſſion, wie dieſelbe vor der Kirchentrennung beſtanden. Mit einer Einleitung neu herausgegeben vom Prof. Dr. Troxler. St. Gallen 1837.

„Dies edle Büchlein, ſo arm und ungeſchickt es iſt in Worten und menſchlicher Weisheit, alſo und vielmehr reichlicher und köſtlicher iſt es in Kunſt und göttlicher Weisheit. Und daß ich noch meinem alten Narren rühme, iſt mir nächſt der Bibel und St. Auguſtin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe, was Gott, Chriſtus, Menſch und alle Dinge ſeyen.“ Martin Luther.

b. **Thomas a Kempis.** Von der Nachfolge Chriſti. In unzähligen Ausgaben verbreitet, die neueſte für evangeliſche Chriſten bearbeitet von A. L. G. Krehl. Leipzig 1844.

„Man ſtreitet (ſagt ein alter Theologe) ob Thomas a Kempis, oder der Kanzler Gerſon, oder wer ſonſt dieſes Buch verfaßt habe. Der unbeſtrittene Verfaſſer deſſelben iſt der heilige Geiſt.“ Blüthe der praktiſchen Myſtik.

c. **Savonarola's** erweckliche Schriften. Aus dem Italieniſchen von Georg Rapp. Stuttgart 1839.

Im Geiſte eines altteſtamentlichen Propheten, mit mittelalterlich myſtiſcher Färbung.

a. **Arnd, Joh.** Vier Bücher vom wahren Chriſtenthum, nebſt deſſen Paradiesgärtlein. (Unzählige Ausgaben.) Zuletzt Zürich 1844 und Frankfurt 1844.)

a. **Scriver, Chriſt.** Chriſtlicher Seelenſchatz in 45 Predigten über die ganze evangeliſche Glaubens= und Sittenlehre. Aufs Neue vollſtändig herausgegeben und dem jetzigen Sprachgebrauch gemäß bearbeitet von dem Herausgeber des Thomas von Kempis. Stuttgart 1841.

a. **Rieger, Georg Conr.** Predigten über auserleſene Stellen des Evangeliums Matthäi. 2 Bde. Stuttgart 1843—44.

a. **Rieger, Georg Conr.** Herzenspoſtille. Oder: Predigten auf alle Feſt=, Sonn= und Feiertags=Evangelien. 2te unveränderte (aber wohlfeilere) Ausgabe. (Mit Bildn.) Bielefeld 1843.

a. **Rieger, Karl Heinr.** Betrachtungen über das neue Teſtament zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß unſers Herrn und Heilandes; vier Bände. 2te Auflage. Stuttgart 1833.

Thomas Abbt (vom Verdienſt) hielt ſchon vor 80 Jahren dieſen Büchern eine Lobrede, als Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, nach dem Sinne der Religion, zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend für den gemeinen Verſtand, recht eigentlich für das Publicum, geſchrieben ſind: Morgen= und Abendſegenbücher des deutſchen Bürgers. Sein Wunſch, ſie durch wohlfeilen Druck allgemein verbreitet zu ſehen, iſt jetzt in Erfüllung gegangen.

Arnd iſt Theoſoph, aber voll Klarheit und Verſtändigkeit; Scriver iſt höchſt practiſch und ſpricht viel in hiſtoriſchen Bildern; Rieger, der Vater, iſt württembergiſcher Pietiſt, aber er iſt ſo voll Phantaſie; Rieger, der Sohn, iſt nüchterner aber reich an Paſtoralweisheit.

Alle dieſe Bücher werden auch diejenigen erbauen, die nicht auf demſelben dogmatiſchen Standpunkte ſtehen.

IV. Geſchichtliches.

a. **Neander, Aug.** Das Leben Jeſu Chriſti in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange und ſeiner geſchichtlichen Entwicklung. 3te Aufl. Hamburg 1839.

Verfolgt mit liebevoller Wärme die Spuren des irdiſchen Lebens Jeſu und vertheidigt ſie gegen die Anfechtungen der Kritik, doch ohne befriedigende wiſſenſchaftliche Schärfe.

c. **Neander, Aug.** Geſchichte der Pflanzung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel. 2te Aufl. Hamburg 1838.

c. —— Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. 10 Bde. 2te Aufl. Hamburg 1844 ff.

Reich an detaillirtem Stoff, die Innerlichkeit des Chriſtenthums unter allen Formen ſeiner Erſcheinung in der Geſchichte heraushebend. Ins Breite gehende Darſtellung.

a. **Guerike, H. E. F.** Handbuch der allgemeinen Kirchengeſchichte. 3 Bde. 5te Aufl. Halle 1843.

Fließende überſichtliche Darſtellung, in den älteren Zeiten auf Neander gegründet. In der Reformationsgeſchichte ſtreng lutheriſch und ſchroff gegen Reformirte. Als Leſebuch ſehr zu empfehlen.

c. **Gfrörer, A.** Allgemeine Kirchengeſchichte. 3 Bde. in 6 Abtheilungen. Stuttgart 1841—44.

Bis jetzt 6 Bde., die bis zum Anfang des 11ten Jahrhunderts gehen.

Das Verdienſt dieſes auf den gründlichſten Quellenforſchungen beruhenden Werkes beſteht hauptſächlich darin, daß es die politiſche Bedeutung der Kirche in ein helleres Licht ſetzt, als alle bisherigen kirchenhiſtoriſchen Werke. Die Darſtellung iſt durch reiche Details, welche in die Entwicklung eingeflochten ſind, feſſelnd, zuweilen jedoch breit und der gehörigen Feile ermangelnd.

c. **Haſe, K.** Kirchengeſchichte. 5te Aufl. Leipzig 1844.

Geiſtreiche, ſcharf gezeichnete Skizzen, dienlich zu ſchnellem Ueberblick.

c. —— Leben Jeſu. 3te Aufl. Leipzig 1840.

Zwar Compendium mit gelehrtem Apparat, aber durch individualiſirende Auffaſſung, gedrängte Zuſammenſtellung und anſprechende Form vor allen ähnlichen Werken ausgezeichnet.

c. **Tholuck, A.** Die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte, für theologiſche und nicht theologiſche Leſer dargeſtellt. Hamburg 1838.

Vertheidigt die geſchichtliche Grundlage des Chriſtenthums mit freiem unbefangenem Sinne gegen die zerſtörende Kritik. Intereſſante Parallelen mit anderen Parthieen der Geſchichte machen dieſe Widerlegung wirkſamer, als manche ähnliche Gegenſchrift.

c. **Krabbe, O.** Vorleſungen über das Leben Jeſu, für Theologen und Nichttheologen. Hamburg 1839.

Fleißige Zuſammenſtellung deſſen, was ſich der ausſchweifenden Kritik der neueren Zeit entgegenhalten und hiſtoriſch begründen läßt.

a beſ. d. **Hartmann, Jul.** Das Leben Jeſu nach den Evangelien geſchichtlich dargeſtellt für gebildete Leſer. 2 Bde. Stuttgart 1837—39.

Brauchbare Zuſammenſtellung des geſchichtlichen Stoffes in den neuteſtamentlichen Schriften, in einer einfachen fließenden Sprache.

a. **Hirſcher, Joh. Bapt.** v. Die Geſchichte Jeſu Chriſti des Sohnes Gottes und Weltheilandes. Neue Aufl. Tüb. 1844.

Dem evangeliſchen Chriſten eben ſo ſehr als dem Katholiken ſich empfehlende Darſtellung des Lebens Chriſti im Zuſammenhang mit ſeinem Werke. Edle Popularität, entſchiedene Richtung auf eine innerliche Auffaſſung des Chriſtenthums.

a. **Lange, Joh. P.** Das Leben Jeſu nach den Evangelien dargeſtellt. Heidelberg 1844.

Begeiſtert gläubige Auffaſſung, geiſtreiche Schreibart, Mangel an ſcharfer Faſſung kritiſcher Hauptfragen.

c. **Böhringer, F.** Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen, oder die Kirchengeſchichte in Biographien. I. 1—3. Die drei erſten Jahrhunderte. Zürich 1842—44.

Individualiſirende und klare vom kirchlichen Bewußtſeyn durchdrungene Darſtellung, auf fleißiger Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten beruhend.

c. **Schmidt, K.** Johannes Tauler von Straßburg. Beitrag zur Geſchichte der Myſtik und des religiöſen Lebens im 14ten Jahrhundert. Straßburg 1842.

Feines Eingehen in den religiöſen und philoſophiſchen Gehalt der Tauler'ſchen Schriften. Die Behandlungsweiſe verbindet mit der Gewandtheit des Franzoſen die Gründlichkeit des Deutſchen.

a. **Ullmann, K.** Reformatoren vor der Reformation. 2 Bde. Hamburg 1841. 42.

Lebendiges Gemälde der Zuſtände und Charaktere der geſchilderten Zeit. Das Werk zeigt, wie die dogmatiſche Anſicht der Reformatoren im Weſentlichen ſchon bei ihren Vorläufern zu finden iſt, aber bei ihrer milderen Perſönlichkeit nicht zum Durchbruch gelangen konnte. Durch Anmuth feſſelnde Darſtellung voll hiſtoriſcher Kunſt.

c. **Rudelbach, A. G.** Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit, aus den Quellen dargeſtellt. Hamburg 1835.

Man fühlt es der Darſtellung an, daß der Verfaſſer ſich dem Helden geiſtig verwandt glaubt und ſein innerſtes Leben verſteht.

c. **Meier, F. K.** Girolamo Savonarola, aus großentheils handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Berlin 1836.

Uebertrifft das vorige an umfaſſender Quellenbenutzung, ſteht ihm aber an Wärme nach, und behandelt den Stoff objectiver. Die Darſtellung iſt klar und gefällig. Beide Werke ergänzen ſich.

a. **Pfizer, G.** Martin Luthers Leben. Stuttgart 1836.

Mit gründlicher und feiner Benutzung der Quellen entworfenes, wohl organiſirtes Bild der Perſon, des Werkes und der Zeit des Reformators. Der Verfaſſer, den Anſichten des lutheriſchen Syſtems ſichtbar nicht zugethan, verfährt in Darſtellung deſſelben mit aller Selbſtverläugnung. Treffliches Leſebuch für Jedermann.

c. **Henry, P.** Das Leben Joh. Calvins, des großen Reformators. 3 Bde. Hamburg 1835—45.

Apologetiſche, doch im Ganzen unbefangene Würdigung Calvins, vertraute Bekanntſchaft mit deſſen Schriften und der Richtung, die er vertritt. Darſtellung unkünſtleriſch und unbequem für den Leſer durch eingeſchaltete lange Auszüge aus Calvin's Schriften und durch Mangel an Kapiteleintheilung.

c. **Galle, Fried.** Verſuch einer Characteriſtik Melanchthons als Theologen. Halle 1840.

Auf gründlichem Studium von Melanchthons Schriften beruhend, mit zweckmäßig eingeſchalteten Auszügen. Der Stoff iſt gut verarbeitet, die Darſtellung klar und fließend.

a. **Hottinger, J. J.** Huldreich Zwingli und ſeine Zeit, dem Volke dargeſtellt. Mit 10 hiſtoriſchen Abbildungen. Zürich 1842.

Kräftige populäre Darſtellung Zwingli's als eines nicht blos theologiſchen, ſondern volksthümlichen Helden.

a. **Herzog, J. J.** Das Leben Johannes Ökolampads und die Reformation der Kirche zu Baſel. Baſel 1843.

Die Geſchichte des Helden iſt geſchickt verwoben mit der der allgemeinen Reformation, und die damaligen Beſtrebungen ſind lebendig geſchildert. Allgemein faßliche und anziehende Darſtellung.

c. **Hartmann, Jul.** und **Jäger, K.** Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2 Bde. Hamburg 1840—41.

Von einer umfaſſenden Darſtellung der kirchlichen Verhältniſſe in Süddeutſchland ausgehend, wird Brenz in ſeiner eigenthümlichen Wirkſamkeit als Gründer des würtembergiſchen Kirchenweſens geſchildert. Die Form iſt anſprechend und läßt die Theilung der Arbeit unter zwei nicht ahnen.

a. **Marheineke, Ph.** Geſchichte der deutſchen Reformation. 2te Aufl. 4 Bde. Berlin 1831—34.

Die Darſtellung behält die alterthümliche Form der trefflich behandelten Quellen bei und vermeidet die Reflexion. Die Auffaſſung der Reformation iſt ſehr auf die proteſtantiſche Seite neigend und geht auf die politiſche Seite derſelben nicht ein. Galt vor Ranke als die beſte Reformationsgeſchichte.

a. **Hagenbach, K. R.** Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation in Deutſchland und der Schweiz mit ſteter Beziehung auf die Richtungen unſerer Zeit. 6 Bde. Leipzig 1834—43.

Anfangs Geſchichte der Reformation, mit beſonderer Berückſichtigung der ſchweizeriſchen; in den ſpäteren Bänden mehr Literaturgeſchichte, doch immer wieder auf die Entwicklung des Proteſtantismus zurückkommend; gibt beherzigenswerthe Lehren an der Hand der Geſchichte in warmer, mitunter etwas breiter Sprache. Das biographiſche Element tritt ſehr hervor; auch zeichnet das Werk ſich durch Eingehen auf die mannigfaltigſten Lebensbeziehungen aus. Für die Betrachtung neuerer Bildungszuſtände ein Hauptwerk.

c. **Riffel, Casp.** Chriſtliche Kirchengeſchichte der neueſten Zeit, vom Anfang der großen Glaubens- und Kirchenſpaltung bis auf unſere Zeit. 2 Bde. bis jetzt, die bis 1555 gehen. 2te Aufl. Mainz 1843.

Streng katholiſcher Standpunkt, mit Geiſt, aber mit ſophiſtiſcher Verletzung der hiſtoriſchen Wahrheit durchgeführt.

c. **Ammon, C. F. v.** Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. 3 Bde. 2te Aufl. Leipzig 1838.

Die ausſchließlich menſchliche Anſicht von Chriſto mit religiöſem Sinn und in einer glänzenden rhetoriſchen Form durch Dogmatik und Kirchengeſchichte durchgeführt.

Philoſophie.

I. Ueberſichtliches.
II. Geſchichte der Philoſophie.
III. Zur Theorie.
IV. Zur Sittenlehre.
V. Pſychologie und Anthropologie.
VI. Bildende Kunſt.
VII. Kunſt. Poeſie.
VIII. Kunſt. Muſik.
IX. Pädagogik.

Philoſophie.

I. Ueberſichtliches.

c. **Schelling, W. J. v.** Vorleſungen über die Methode des academiſchen Studiums. Tübingen 1803. 3te Aufl. Stuttgart und Tübingen 1830.

Umriſs ſeines Syſtems und deſſen Anwendung auf das Geſammtgebiet der Wiſſenſchaft.

c. **Herbart, J. F.** Ueber philoſophiſches Studium. Göttingen 1807.

Durch Klarheit und Hervorhebung des ethiſchen Moments ausgezeichnet; noch ohne vorherrſchende Rückſicht auf des Verfaſſers philoſophiſches Syſtem.

c. —— Kurze Encyklopädie der Philoſophie aus praktiſchen Geſichtspunkte entworfen. Halle 1831.

Enthält die Grundzüge ſeines Syſtems und eine verſtändliche Beſprechung der Hauptfragen der Philoſophie.

a. **Schlegel, F. v.** Philoſophiſche Vorleſungen, insbeſondere über Philoſophie der Sprache und des Wortes. Wien 1830.

Eine Art Religionsphiloſophie von ſeinem neuern katholiſch gläubigen Standpunkte.

c. **Mehring, G.** Zur Orientirung über den Standpunkt des philoſophiſchen Forſchens in unſerer Zeit. Stuttg. 1830.

Verſuch die Ideen der neuern Philoſophie zu populariſiren und in eigenthümlicher Auffaſſung zu verarbeiten.

c. **Boeckh, Auguſt.** Ueber das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Leben. Berlin 1844. 4.

Akademiſche Rede, die ſogenannte Praxis der Idee abweiſend, aber einen innigen Bezug der Wiſſenſchaft zum Leben fordernd. Geiſtvoller Vortrag.

II. Geſchichte der Philoſophie.

b. **Chalybäus, Heinr. Moritz.** Hiſtoriſche Entwicklung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel. 2te Aufl. Dresden und Leipzig 1839.

Eine klare, auf gründliche Kenntniß der philoſophiſchen Syſteme gebaute Darſtellung mit trefflichen Winken über ihre Mängel. Guter Leitfaden zur Orientirung in der neuern Philoſophie für den wiſſenſchaftlich gebildeten Laien; in Form von Vorleſungen vor einem gemiſchten Publikum.

c. **Fichte, J. H.** (der Sohn). Beiträge zur Characteriſtik der neuern Philoſophie; zur Vermittlung ihrer Gegenſätze. 2te Aufl. Sulzbach 1841.

Ebenfalls eine gemeinverſtändliche, ſehr zweckmäßige Darſtellung der neuern philoſophiſchen Syſteme, die ſich die Aufgabe ſtellt, ein Geſammtreſultat des bisherigen Philoſophirens nachzuweiſen und zu zeigen, wie ſich die einzelnen Elemente deſſelben als Glieder eines lebendigen Ganzen vereinigen.

c. **Sigwart, H. C. W.** Geſchichte der Philoſophie. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen 1843. 44.

Von keinem Syſtem beherrſchte, objective Geſchichte der europäiſchen Philoſophie, von ihren Anfängen bei den Griechen bis auf die Gegenwart; gründliches Quellenſtudium, durchſichtige Darſtellung.

c. **Erdmann, Joh. Ed.** Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Geſchichte der neuern Philoſophie. 4 Bde. Riga und Leipzig 1834—42.
(Von Carteſius bis Kant.)

Milder Hegelianer. Vor allen vorhandenen Geſchichten der neuern Philoſophie durch Klarheit der Darſtellung und ſyſtematiſch ſcharfe Entwicklung ausgezeichnet.

c. **Michelet, Karl Ludw.** Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland, von Kant bis Hegel. Berlin 1837—38. 2 Bde.

c. —— Entwicklungsgeſchichte der neueſten deutſchen Philoſophie. Berlin 1843.

klare Darſtellungen der Geſchichte der neueren Philoſophie, vom linken Hegelſchen Standpunkte aus; das letztere Werk noch mehr für Laien geeignet.

c. **Biedermann, Karl.** Die deutſche Philoſophie von Kant bis auf unſere Zeit, ihre wiſſenſchaftliche Entwicklung und ihre Stellung zu den politiſchen und ſocialen Verhältniſſen der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig 1843.

Der Maßſtab, welchen der Verfaſſer bei der Kritik der von ihm dargeſtellten Syſteme anlegt, iſt der ihrer Brauchbarkeit für die Verhältniſſe des Lebens. Klare Darſtellung.

c. **Fiſcher, Karl Philipp.** Speculative Characteriſtik und Kritik des Hegelſchen Syſtems, und Umgeſtaltung der Philoſophie zur objectiven Vernunftwiſſenſchaft, mit beſonderer Rückſicht auf die Geſchichte der Philoſophie. Erlangen 1845.

Für den wiſſenſchaftlich gebildeten Laien, der ſich über den Stand der philoſophiſchen Beſtrebungen und das Bemühen von der negativen Richtung der Philoſophie zu einer poſitiven überzugehen, genauer unterrichten will.

III. Zur Theorie.

c. **Fichte, J. G.** Vom ſeligen Leben. Berlin 1806. 2te Auflage. 1828.

Dieſes Philoſophen pantheiſtiſches Religionsſyſtem nach ſeiner ſpätern Durchbildung, mit etwas mehr Hinwendung zum Glauben.

c. **Ritter, Heinr.** Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt. Hamburg 1836.

Auf hiſtoriſch-philoſophiſche Forſchungen gegründet, die Folge philoſophiſcher Standpuncte in ihrem Zuſammenhang unter einander betrachtend; der eigene Standpunct des Verfaſſers erinnert an Schleiermacher. Die Darſtellung etwas ins Breite gehend, aber gut zu leſen.

c. **Roſenkranz, Karl.** Kritiſche Erläuterungen des Hegelſchen Syſtems. Königsberg 1840.

Populäre Darſtellung der Hegelſchen Philoſophie, mit dem Streben, ſie gegen erhobene Anfechtungen zu vertheidigen. Im Ganzen klar, doch in härteren Partien Aufnöthigung der Hegelſchen Formeln.

c. **Ulrici, Herm.** Ueber Princip und Methode der Hegelſchen Philoſophie. Ein Beitrag zur Kritik derſelben. Halle 1841.

Eine der beſten Kritiken der Hegelſchen Philoſophie vom gläubigen Standpunkt aus; ſetzt wiſſenſchaftliche Bildung voraus.

c. **Michelet, K. L.** Vorleſungen über die Perſönlichkeit Gottes und Unſterblichkeit der Seele, oder die ewige Perſönlichkeit des Geiſtes. Berlin 1841.

Klare Darſtellung des ſpeculativen Unglaubens, mit Beibehaltung theiſtiſcher Ausdrücke.

c. **Roſenkranz, Karl.** Schelling. Vorleſungen, gehalten im Sommer 1842. Danzig 1843.

Eine klare, anſprechende und anerkennende Darſtellung des ältern Schellingſchen Syſtems vom Hegelſchen Standpunkte aus.

IV. Zur Sittenlehre.

c. **Fichte, J. G.** Beſtimmung des Menſchen. Frankfurt und Leipzig 1800.

Die Moral dieſes Philoſophen in der ſpätern Geſtaltung, wo nicht blos das Setzen des Ich gegen das Nichtich, ſondern das Princip der Liebe das Geſetzgebende iſt.

c. **Schlegel, F. v.** Philoſophie des Lebens. Wien 1828.

Noch ethiſch, verquickt mit katholiſcher Weltanſchauung; angenehm zu leſen.

c. **Heinroth, J. Ch. A.** Die Lüge. Leipzig 1834.

Myſticismus mit kantiſcher Grundlage.

c. **Henning, Leopold v.** Principien der Ethik in hiſtoriſcher Entwicklung. Berlin 1824.

Eine klare Entwicklung der ethiſchen Syſteme vom Hegelſchen Standpunkte aus.

c. **Schleiermacher, Fr.** Grundriß der philoſophiſchen Ethik mit einleitender Vorrede. Herausgegeben von Tweſten. Berlin 1841.

Die Ergebniſſe der ſittlichen Weltanſchauung Schleiermachers in ihrer Verbindung mit chriſtlichen Ideen, auf ziemlich populäre Weiſe entwickelt, mit einer auch dem Laien zugänglichen ſehr umfaſſenden Einleitung Tweſtens, in welcher die Grundzüge von Schleierm. Syſteme klar entwickelt werden.

c. **Drobiſch, M. W.** Grundlehren der Religionsphiloſophie. Leipzig 1840.

Auf die Forderung gegründet, daß die Philoſophie mit der Religion im Einklang ſtehen müſſe; über die höchſten Probleme keine autonomiſch philoſophiſche Erklärung geben wollend. Hervorhebung des chriſtlichen Standpuncts. Herbartiſch.

a. **Rumohr, K. F.** Baron v. Schule der Höflichkeit und der Grobheit. Stuttg. und Tüb. 1834. 2te Aufl. 1835.

Ein höflicher Schüler der faſhionabeln Welt.

Aus älterer Zeit und Darſtellungsweiſe hieher gehörig:

a. **Gellert, Fürchteg.** Moraliſche Vorleſungen. Leipzig um 1760. (Vielfach aufgelegt.)

Mit Popularphiloſophie vermiſchte chriſtliche Moral, in einem eindringlichen Vortrage voll Ernſt und Milde.

a. **Schloſſer, J. G.** Katechismus der Sittenlehre für den Bürger und Landmann um 1780. 4te Aufl. Coburg 1832.

Voll weltbürgerlicher Geſinnung, geſund und praktiſch, dem Titel wirklich entſprechend.

a. **Knigge, Ad. Franz Fr. Ludw.** Frh. v. Ueber den Umgang mit Menſchen. Zuerſt 1788. Vielfach aufgelegt, nachgedruckt und überſetzt.

Sittlichkeits- und Klugheitsregeln, zum Theil aus ſeiner Beobachtung hervorgegangen; „die Lebensweisheit in Quentchen auswiegend.“ Fließender und gebildeter Styl. Seiner Zeit ein höchſt verbreitetes Buch.

d. **Schwarz, F. H. Ch.** Handbuch für die chriſtliche Lebensweisheit. 3te Aufl. Heidelberg 1837.

Zwiſchen einem Handbuch der Moral und einem Andachtsbuch in der Mitte liegend.

V. Pſychologie und Anthropologie.

a. **Kant, J.** Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht. Königsberg 1798.

In deſſen ſämmtlichen Werken herausgegeben von Roſenkranz und Schubert. Bd. VII. 2. Leipzig 1838.

Treffende Beobachtungen, die von tiefer Menſchenkenntniß zeugen.

a. **Heinroth, Joh. Chriſtn. Aug.** Die Pſychologie als Selbſterkenntnißlehre. Leipzig 1827.

a. —— Lehrbuch der Anthropologie. Leipzig 1822.

Kantiſch-Jakobiſche Elemente, mit theoſophiſchen Grundideen verſetzt. Die Krankheiten der Seele mit Sachkenntniß behandelnd und auf die Sünde als letzte Urſache zurückführend.

a. **Baer, K. E. v.** Vorleſungen über Anthropologie für den Selbſtunterricht. Königsberg 1824.

Reichthum ſorgfältiger Beobachtungen, mit idealer Grundlage. Unter den empiriſchen Anthropologien eine der empfehlungswertheſten.

a. **Schubert, Gottfr. Heinr. v.** Die Geſchichte der Seele. Stuttgart und Tübingen 1830.

Spirituale Entwicklung der Seele aus der Leiblichkeit. Dichteriſche Parthien abwechſelnd mit ſtrengerer wiſſenſchaftlicher Ausführung. Chriſtliches Gemüth, aus naturphiloſophiſchem Material arbeitend.

c. **Lindemann, H. S.** Die Lehre vom Menſchen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände. 2 Abtheilungen. Zürich 1844—45.

Eine Behandlung der Anthropologie vom Standpunkte der Krauſe'ſchen Philoſophie. Umfaſſende Kenntniſſe, verſtändige Behandlung des Einzelnen, ſowie Klarheit und Einfachheit der Darſtellung zeichnen das Werk aus. Beſondere Rückſichtnahme auf die geheimnißvollen Seiten der menſchlichen Natur.

a. **Bonſtetten, Karl v.** (Ueberſetzung.) Der Menſch im Süden und Norden, oder über den Einfluß des Klima. Deutſch von Fr. Gleich. Leipzig 1825.

Intereſſante Parallelen der geiſtigen Eigenthümlichkeit der Italiener, Franzoſen und Deutſchen, unter dem Geſichtspunkt der klimatiſchen Einflüſſe. Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen.

a. **Burdach, K. F.** Der Menſch. Stuttgart 1837.

Die Reſultate der neueren Forſchung über den Menſchen, beſonders über die organiſche Verbindung von Geiſt und Leib, ſind hier in anſprechender Weiſe dargelegt. Aus Schelling'ſcher Bildung hervorgegangen.

a. **Quitzmann, E. A.** Der Körper des Menſchen nach ſeinem Bau und ſeinen Verrichtungen, als Grundlage einer volksthümlichen Menſchenkunde. Karlsruhe 1844.

Für's populäre Bedürfniß ſehr empfehlenswerth.

c. **Combe, G.** (Ueberſetzung.) Das Weſen des Menſchen und ſein Verhältniß zur Außenwelt. Aus dem Engl. von E. Hirſchfeld. Bremen 1838.

Anwendung der Ideen Spurzheims über Naturgeſetze und Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Begründung der Phrenologie. Sittlich-religiöſe Auffaſſung mit unbewußtem Materialismus verbunden.

c. e. **Choulant, L.** Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menſchen für Nichtärzte. 2 Bdchn. Dresden 1828.

Klare gefällige Darſtellung vom mediciniſchen Standpuncte aus.

a. **Fiſcher, Fr.** Die Naturlehre der Seele, für Gebildete dargeſtellt. Baſel 1835.

Eine gute populäre Darſtellung der Pſychologie mit geſunder Verſtändigkeit und fleißiger Benutzung der bisherigen Erfahrungen.

c. **Burdach, K. F.** Blicke ins Leben. 3 Bde. Comparative Pſychologie. Leipzig 1842—44.

c. Die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. 6 Bde. Leipzig 1836—40.

Sehr reichhaltige Zuſammenſtellung der bisherigen Erfahrungen und Entdeckungen, durch die ſich eine philoſophiſche Verarbeitung hindurchzieht.

c. **Carus, Karl Guſtav.** Syſtem der Phyſiologie, umfaſſend das Allgemeine der Phyſiologie, die phyſiologiſche Geſchichte der Menſchheit, die des Menſchen und die der einzelnen organiſchen Syſteme im Menſchen, für Naturforſcher und Aerzte bearbeitet. 1r Theil enthaltend das Allg. der Phyſ., die phyſ. Geſchichte der Menſchheit und die des Menſchen. Dresden und Leipzig 1838.

2r Theil, enthaltend die phyſiologiſche Geſchichte des Bildungslebens, des Blut- und Lymphlebens, des Lebens der Athmung, der Abſonderung, der Ernährung überhaupt, und insbeſondere der Verdauung. Leipzig 1839.

c. **Carus, Karl Guſtav.** 3r und letzter Theil, enthaltend die phyſiol. Geſchichte des Nervenlebens, des Lebens der Sinne, des Bewegungs- und Knochenſyſtems, die phyſiologiſche Geſchichte des Geſchlechtslebens und einen Umriß der Geſchichte des Seelenlebens. Leipzig 1840.

Beachtungswerther Verſuch einer philoſophiſchen Auffaſſung der Phyſiologie, der auch im Einzelnen viele geiſtreiche Anſichten und Combinationen enthält.

a. **Paſſavant, J. K.** Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen. 2te Aufl. Frkft. 1837.

Verſuch den Magnetismus wiſſenſchaftlich zu begreifen, als Thatſache des ſubjectiven Geiſteslebens; Hinweiſung auf denſelben als entſcheidendes Zeugniß für die immaterielle Natur der menſchlichen Seele. Der Leſer in den Stand geſetzt, ſich aus den angeführten Thatſachen frei ſeine Anſicht zu bilden.

c. **Ennemoſer, Joſeph.** Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. Stuttgart und Tübingen 1842.

c. —— Geſchichte des thieriſchen Magnetismus. Theil I. Leipzig 1844.

Eigenthümliche Betrachtungsweiſe, welche, auf dem Boden chriſtlichen Offenbarungsglaubens ſtehend, die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung des göttlichen Geiſtes auf den Menſchen feſthält, aber die Wunder des Magnetismus nicht daher, ſondern allein aus dem ſubjectiven Willen des Menſchen herleitet, deſſen Wirkſamkeit dann die weiteſten Schranken geſteckt werden. Wärme des Gefühls und hier und da Schwärmerei mit nüchterner Beobachtung verbunden.

a **Kerner, Juſtinus.** Die Seherin von Prevorſt. Eröffnungen über das innere Leben des Menſchen und Hereinragen der Geiſterwelt in die unſere. 3te Aufl. Stuttg. 1838.

Prolegomena zu einer neuen Theorie der Geiſterkunde, und erſte Probe aus derſelben.

c. **Wirth, J. U.** Theorie des Somnambulismus oder des thieriſchen Magnetismus. Stuttgart 1836.

Erſter Verſuch, den thieriſchen Magnetismus vom Standpunct der Hegelſchen Philoſophie aus zu begreifen.

a. **Fiſcher, Fr.** Der Somnambulismus. Baſel 1839. 3 Bdchn.

Nüchterne verſtändige Kritik des Somnambulismus, mit fleißiger Benutzung der bisherigen Erfahrungen, doch ohne eigene Anſchauung.

c. **Combe, Georg.** Syſtem der Phrenologie. Aus dem Engliſchen von A. E. Hirſchfeld. Braunſchweig 1833.

Hauptſächlichſter Vertreter der Phrenologie.

c. **Struve, G.** v. Handbuch der Phrenologie. Mit 8 lithographirten Tafeln. Leipzig 1845.

Hauptrepräſentant der deutſchen Entwicklung der Schädellehre.

c. **Carus, K. G.** Grundzüge einer neuen wiſſenſchaftlich begründeten Cranioſcopie. Stuttgart 1841.

c. **Carus, K. G.** Vom gegenwärtigen Stande der wiſſenſchaftlich begründeten Cranioſcopie. Nürnberg 1844.

Ein Verſuch, die Phrenologie in ihre wiſſenſchaftlich möglichen Gränzen zurückzuweiſen, und hier der Wiſſenſchaft ein neues Gebiet der Forſchung zu eröffnen.

c. **Meyer, G. H.** Die Phrenologie vom wiſſenſchaftlichen Standpunct aus beleuchtet. Tübingen 1844.

Ein wiſſenſchaftliches Votum gegen den Charlatanismus, der mit der Phrenologie getrieben wurde.

c. **Quetelet, A.** Ueber den Menſchen und die Entwicklung ſeiner Fähigkeiten, oder Verſuch einer Phyſik der Geſellſchaft. Deutſche Ausgabe, im Einverſtändniß mit dem Verfaſſer beſorgt und mit Anmerkungen verſehen von V. A. Riecke. Nebſt einem Anhang, enthaltend die Zuſätze des Verfaſſers zu dieſer Ausgabe. Mit 7 Tafeln. Stuttgart 1838.

Die wichtigeren ſtatiſtiſchen Unterſuchungen über die Geburts- und Sterblichkeitsverhältniſſe, die Bevölkerung, und eine Reihe anderer auf die Entwicklung des Menſchen ſich beziehenden Gegenſtände, ſind hier zuſammengeſtellt und auf eine ſehr gründliche Weiſe beſprochen.

Ein eigenthümliches Werk, und das einzige in ſeiner Art.

VI. Bildende Kunſt.

c. **Schnaaſe, K.** Geſchichte der bildenden Künſte. 1r Band: Orient. 2ter Band: Griechen und Römer. Düſſeldorf 1843. 3ter Band: Geſchichte der bildenden Künſte im Mittelalter. Altchriſtliche und muhamedaniſche Kunſt. Düſſeldorf 1844.

a. —— Niederländiſche Briefe. 1833.

Eine geſchichtsphiloſophiſche Auffaſſung der Kunſt, die es ſich zur Aufgabe macht, die jedesmalige künſtleriſche Richtung als Ausdruck der phyſiſchen und geiſtigen, ſittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeit der Völker und Zeiten zu begreifen. Bewundernswerthe Klarheit in Beſchreibung einzelner Kunſtwerke und claſſiſche Schönheit des Styls.

a. **Kugler, F.** Geſchichte der Malerei von Conſtantin d. G. bis auf die neuere Zeit. 2 Bde. Berl. 1837.

Treffende Beſchreibung und Beurtheilung der einzelnen Künſtler und Kunſtwerke, großentheils auf eigene Anſchauung geſtützt. Ohne Anſpruch auf philoſophiſches Begreifen, aber in anſprechender hiſtoriſcher Entwicklung dargeſtellt.

c. **Kugler, F.** Handbuch der Kunſtgeſchichte. Stuttg. 1842.

Fleißige Zuſammenſtellung der hauptſächlichſten Monumente, ſcharfe Characteriſtik ſowohl des Einzelnen als ganzer Richtungen, auch für Reiſende als Führer ſehr brauchbar.

c. **Hotho,** Vorſtudien für Kunſt und Leben. Stuttg. 1835.

c. —— Geſchichte der deutſchen und niederländiſchen Malerei. 2 Bde. Berlin 1843.

Der Verfaſſer vereinigt mit einer tiefen philoſophiſchen Auffaſſung ſeines Gegenſtandes eine umfaſſende Kenntniß des geſchichtlichen Stoffes und ein ſcharfes Auge für künſtleriſche Individualität, aber dieſe verſchiedenen Elemente durchdringen ſich nicht genug, und er ermüdet öfters durch zu gedehnte theoretiſche Einleitungen, in denen er Hegelſche Ideen ausbeutet.

c. **Paſſavant, J. D.** Kunſtreiſe durch England und Belgien. Frankfurt 1833.

Beſchreibung der wichtigſten Kunſtwerke in England, beſonders im Gebiete der Malerei, mit einem kurzen Ueberblick der bildenden Künſte in England. Bei Belgien beſchränkt ſich der Verfaſſer auf das minder Bekannte. 10 Abbildungen in Kupferſtich und Steindruck dienen zur Erläuterung der Beſchreibungen.

c. **Paſſavant, J. D.** Rafael von Urbino und ſein Vater Giovanni Santi. Mit 14 Abbildungen in 4. 2 Bände. Leipzig 1839.

Ein Werk deutſcher Liebe und Gewiſſenhaftigkeit, voll gründlicher Forſchung und feinen Kunſtverſtändniſſes. Die Werke Rafaels ſind beinahe ſämmtlich beſprochen. Auch über ſeine Lebensumſtände findet man ausführliche Nachricht. Sehr gute Darſtellung; überhaupt ein ſehr gediegenes Werk.

a u. d. **Schopenhauer, Johanna.** Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 2 Bde. Frankfurt 1822.

Erſte Einführung der großen Leſewelt in die urſprüngliche deutſche Kunſtſchule; „nicht für gelehrte Kunſtkenner, ſondern für Frauen, welche, wie die Verfaſſerin, die deutſche Kunſt liebgewonnen, höchſtens für Kunſtfreunde,“ die nicht Zeit zu tieferem Studium haben, geſchrieben. Schilderung der Werke in die Biographien der Meiſter anmuthig verſchlungen.

a. **Förſter, Ernſt.** Briefe über Malerei in Bezug auf die Gemäldeſammlungen in Berlin, Dresden und München. Stuttgart und Tübingen 1838.

a. —— Beiträge zur Kunſtgeſchichte. Leipzig 1835.

Zur Orientirung in Gemäldeſammlungen von großem Nutzen; zugleich eine beſtimmte Anſicht über die Aufgabe der neuen Malerei im Verhältniſſe zur alten entfaltend.

Fernbach, Fr. X. Die Oelmalerei. Lehr- und Handbuch für Künſtler und Kunſtfreunde. München 1845.

Das Werk iſt in fünf Abſchnitte getheilt, deren erſter vergleichende Betrachtungen über die Malerei in verſchiedenen Epochen und Ländern als Einleitung gibt; der zweite handelt von dem Malen; der dritte von den Farben und dem Oele; der vierte gibt eine kurzgefaßte Geſchichte der Malerei in Aegypten, Phönizien, Griechenland, Italien und in Deutſchland bis auf unſere Tage; und der fünfte enthält Betrachtungen über die Technik im Malen, wie ſie ſich bis in die neueſte Zeit entwickelt hat.

Knirim, Friedr. (Zeichnenlehrer.) Die endlich entdeckte wahre Maler-Technik des claſſiſchen Alterthums und des Mittelalters, ſo wie die neuerfundene Balſamwachsmalerei oder weſentlich verbeſſerte Lucanus-Knirimſche Harzmalerei. Nebſt einer vollſtändigen Löſung des Problems der alten Enkauſtik und der angeblich alten Freskomalerei. Leipzig 1845.

Sowohl für die Geſchichte der Malertechnik, als auch für den ausübenden Künſtler und Dilettanten von Werth.

a. **Geſſert, M. A.** Geſchichte der Glasmalerei, von ihrem Urſprung bis auf die neueſte Zeit. Stuttg. und Tüb. 1839.

Enthält intereſſante Aufſchlüſſe, ſowohl über die ältere Blüthe dieſer Kunſt, als über die neuere Vervollkommnung. Lieſt ſich angenehm.

f. **Vaſari, Giorgio.** (Ueberſetzung.) Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter, von Cimabue bis zum Jahr 1567. Aus dem Italieniſchen. Mit einer Bearbeitung ſämmtlicher Anmerkungen der früheren Herausgeber, ſo wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweiſungen begleitet von Ludwig Schorn, nach deſſen Tode von Ernſt Förſter. 1ſter, 2ter Band. 3ter Band, 1ſter Theil. Stuttgart und Tübingen 1832—43.

Hauptwerk voll reichen Materials für die Kunſtgeſchichte.

a. **Püttman, Herm.** Die Düſſeldorfer Malerſchule und ihre Leiſtungen. Leipzig 1839.

Eine vollſtändige Ueberſicht der aus der Düſſeldorfer Schule hervorgegangenen Kunſtwerke, mit Beigabe ſubjectiver Kritik.

a. **Uechtriz, Fr.** v. Blicke in das Düſſeldorfer Kunſt- und Künſtlerleben. 2 Bde. Düſſeldorf 1839—40.

Geſunde, ſelbſtändige, auf umfaſſender Kunſtkenntniß beruhende Kritik, welche das Einzelne in ſeiner Eigenthümlichkeit zu erfaſſen weiß. Intereſſante Notizen über das geſellige Treiben der Düſſeldorfer Künſtler, darunter eine Biographie des Malers Leſſing.

c. **Waagen, G. F.** Kunſt und Kunſtwerke in England und Paris. 3 Bde. Berlin 1837—39.

Der Verfaſſer beſpricht in dieſem Werke mit großer Anſchaulichkeit und Sachkenntniß den ganzen Reichthum der Kunſtſchätze Englands. Auch über die Leiſtungen der Engländer in der Muſik wird ausführlich berichtet. Der dritte Band über Paris gibt auch viel Intereſſantes, iſt jedoch weniger erſchöpfend. Anſprechende einfache Darſtellung.

a. —— Verzeichniß der Gemäldeſammlung des königlichen Muſeums in Berlin. Berlin 1834.

Geſchichtliche Anordnung mit kurzer Characteriſtik des Einzelnen.

c. **Waagen, G. F.** Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland. 1ſter Band. Kunſtwerke und Künſtler in Franken. Leipzig 1843.

In derſelben Weiſe wie über die engliſchen Kunſtwerke ſpricht ſich der Verfaſſer über deutſche Kunſtgegenſtände aus und macht dabei auf Manches aufmerkſam, wovon die Kunſtgeſchichte ſonſt wenig Notiz genommen hätte.

a. **Moſen, Jul.** Die Dresdener Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollſten Meiſterwerken erklärt. Dresden und Leipzig 1844.

Feine, ſinnige Kunſtkritik.

a. **Förſter, Ernſt.** München. Ein Handbuch für Fremde und Einheimiſche, mit beſonderer Berückſichtigung der Kunſtſchätze. München 1838.

Hierher gehört aus dieſem Buche das darin enthaltene Verzeichniß der Hauptkunſtſchätze Münchens, mit theilweiſer kurzer Beſchreibung.

c. **Hallmann, Ant.** Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart. Berl. 1842.

Gegen abſtrakte, ideale Richtung der modernen Kunſt. Treffende Bemerkungen eines Technikers, ohne Anſpruch auf Styl.

c. **Boiſſerée, Sulpiz.** Anſichten, Riſſe und einzelne Theile des Doms zu Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurfe des Meiſters, nebſt Unterſuchungen über die alte Kirchenbaukunſt. 4 Lieferungen. Stuttgart 1822—31. 4.

c. —— Denkmale der Baukunſt vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert am Nieder-Rhein. Stuttgart 1833. Fol.

c. **Puttrich, L.** Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. 2 Bde. Leipzig 1836—43.

Die wichtigſten Werke über altdeutſche Baukunſt, welche ihren Gegenſtand nicht blos in techniſcher, ſondern in äſthetiſcher und geſchichtlicher Beziehung auffaſſen. Bei Nr. 1 bieten die Unterſuchungen großes Intereſſe, bei Nr. 2 ſind die Zeichnungen nur von einem ganz kurzen Texte begleitet, Nr. 3 dagegen enthält neben den Bildern genaue ausführliche Beſchreibungen.

c. **Knight, Henry Gally.** Ueber die Entwicklung der Architectur vom 10ten bis 14ten Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und

Sicilien. Aus dem Engliſchen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Rich. Lepſius. Leipzig 1841.

c. **Kallenbach, Gg. Gottfr.** Chronologie der deutſch-mittelalterlichen Baukunſt. 2 Hefte bis jetzt. München 1844.

c. —— Hauptmotive der mittelalterlichen Baukunſt Deutſchlands. München 1843.

Eine ſehr zweckmäßig angelegte Beiſpielſammlung für das Studium der Geſchichte der deutſchen Baukunſt.

c. **Gailhabaud, Jul.** Denkmäler der Baukunſt aller Zeiten und Länder. Nach Zeichnungen der vorzüglichſten Künſtler geſtochen von Lemaitre, Bury, Olivier u. A. mit erläuterndem Texte von du Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vauderer ꝛc. Lief. 1—50.

Für Deutſchland herausgegeben unter der Leitung von Franz Kugler. Hamburg 1842. Bis jetzt 50 Lieferungen, das ganze Werk ſoll aus 200 Lieferungen von je 2 Tafeln mit Text beſtehen.

Gute Ueberſicht für den Laien, die Auswahl mitunter willkührlich und lückenhaft. Macht ſich zur Aufgabe, die Bauſyſteme aller Zeiten und Länder in einer umfaſſenden Reihe characteriſtiſcher Beiſpiele vorzuführen. Der Text enthält eine vollſtändige Beſchreibung und äſthetiſche Würdigung jedes einzelnen Baudenkmals, mit einer Darlegung der hiſtoriſchen Verhältniſſe und einer Angabe der betreffenden Litteratur.

VII. Kunſt. Poeſie.

a. **Schlegel, A. W.** v. Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur. 2te Aufl. 3 Bde. Heidelberg 1817.

Gibt eine eigenthümliche, auf philoſophiſcher Auffaſſung beruhende Theorie des Drama's, weiſt deſſen hiſtoriſche Entwicklung in den dramatiſchen Meiſterwerken aller Völker mit feiner Kritik nach, und ſucht durch Erinnerung an dieſelben die dramatiſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit zu heben.

c. **Gruppe, O. Fr.** Ariadne. Die tragiſche Kunſt der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zuſammenhang mit der Volkspoeſie. Berlin 1834.

Viel Brauchbares und Wahres über den Gegenſtand, neben Unbegründetem und Gewagtem.

c. **Bohtz, A. W.** Die Idee des Tragiſchen. Gött. 1836.

c. —— Ueber das Komiſche und die Komödie. Ein Beitrag zur Philoſophie des Schönen. Göttingen 1844.

Beide Werke geben eine theils auf Solgeriſchen, theils auf Hegelſchen Ideen beruhende Theorie des Trauerſpiels und Luſtſpiels, und eine geſchichtliche Entwicklung beider Gattungen.

c. **Rötſcher, H. Th.** Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt.

I. 1. Verhältniß der Philoſophie, der Kunſt und der Kritik zum Kunſtwerk.
2. König Lear. Berlin 1837.
II. Die Wahlverwandtſchaften von Goethe, in ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung, ihrem ſittlichen und künſtleriſchen Werth nach entwickelt. Berlin 1838.
III. Der zweite Theil des Goethiſchen Fauſt. Berlin 1839.
IV. 1. Romeo und Julie.
2. Kaufmann von Venedig, mit beſonderer Beziehung auf die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung entwickelt. Berlin 1842.

c. —— Cyclus dramatiſcher Charactere. Berlin 1843. als II. Bd. von deſſen Kunſt der dramatiſchen Darſtellung.

Eine angewandte Hegelſche Aeſthetik, die mit feinem Kunſtſinn und theilweiſer Unbefangenheit aus den beſprochenen Kunſtwerken den Gedankengehalt entwickelt.

VIII. Kunſt. Muſik.

a. **Krauſe, K. Chr. Fr.** Anfangsgründe der allgemeinen Theorie der Muſik. Für Gebildete aus allen Ständen, beſonders für Künſtler und Kunſtfreunde. Herausgegeben von Victor Strauß. Göttingen 1838.

Der Verfaſſer handelt die Lehre vom Tone und vom Unterſchiede der Höhe und Tiefe deſſelben, von den Tonfolgen, von der Accordenfolge, von der Melodie und ihrer Verbindung mit der Harmonie klar und erſchöpfend ab, und zwar nicht blos in allgemeinen Begriffen, ſondern ſo, daß er die

Tonreihen und Tonleitern ſelbſt vollſtändig entwickelt. Die Beziehung zu den allgemeinen äſthetiſchen Anſichten iſt nur locker, und das Buch auch für ſolche verſtändlich, die Krauſes Philoſophie ſonſt nicht kennen.

a. **Schubart, Chr. Dan. Fr.** Ideen zu einer Aeſthetik der Tonkunſt, herausgegeben von ſeinem Sohne Ludwig Schubart. Wien 1806.

Originelle Gedanken über Muſik; obgleich einer frühern Zeit angehörig, doch nicht veraltet.

b. **Kieſewetter, R. G.** Geſchichte der europäiſch-abendländiſchen oder unſerer heutigen Muſik; Darſtellung ihres Urſprungs, ihres Wachsthums und ihrer ſtufenweiſen Entwicklung vom erſten Jahrhundert des Chriſtenthums bis auf unſere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunſt. gr. 4. Leipzig 1834.

a. —— Ueber die Muſik der neueren Griechen. Leipzig 1838.

Der Verfaſſer löſt ſeine Aufgabe, den Muſikfreunden eine klare Anſicht von der Geſchichte ihrer Kunſt zu geben, auf eine treffliche Weiſe. Beſonders intereſſant iſt die kritiſche Einleitung über den Urſprung des chriſtlichen Kirchengeſangs und deſſen erſte Schickſale. Darſtellung gedrängt, klar und ſtetig entwickelnd.

a. **Wendt, A.** Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik, beſonders in Deutſchland, und wie er geworden. Göttingen 1836.

Philoſophiſche Auffaſſung, gefällige Darſtellung.

a. **Rochlitz, Fried.** Für Freunde der Tonkunſt. 4 Bände. Leipzig 1824—32.

Unterhaltungen über verſchiedene muſikaliſche Gegenſtände, bald beſchreibender, bald kritiſcher, bald biographiſcher Natur, worin ſich ein feines muſikaliſches Urtheil des Verfaſſers mit einiger Breite kund gibt.

a. **Thibaut, A.** Ueber Reinheit der Tonkunſt. 2te Auflage. Mit Paleſtrinas Bildniß. Heidelberg 1826.

Geiſtreiche Betrachtungen über die alten italieniſchen Meiſter und ihren reinen Kirchenſtyl, mit den ſtrengſten Anforderungen gegenüber der modernen Kirchenmuſik.

c. **Hand, Ferdinand.** Aeſthetik der Tonkunſt. 2 Bde. Leipzig und Jena 1837—41.

Die theoretiſche Grundlage nicht ganz genügend und mehr vorausgeſetzt als entwickelt. Dagegen wird eine reiche Bekanntſchaft mit den klaſſiſchen Tondichtungen der letzten Jahrhunderte und ein gebildetes muſikaliſches Urtheil entfaltet.

b. **Marx, A. B.** Allgemeine Muſiklehre. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende in jedem Zweige muſikaliſcher Unterweiſung. Leipzig 1839.

Der Muſiker vom Fache findet hier einen Totalüberblick über das ganze Weſen und die Aufgabe ſeiner Kunſt, der dilettirende dagegen, ohne daß er zu ernſte Studien zu machen hat, Alles, was zu wiſſen ihm erwünſcht ſein möchte, und zwar nicht als todte Satzung, ſondern als lebendigen Organismus entwickelt.

Beſonderer Aufmerkſamkeit werth möchte der Abſchnitt über Muſikbildung und Muſikunterweiſung ſein.

a. **Becker, K. Ferd.** Die Hausmuſik in Deutſchland in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert. Materialien zu einer Geſchichte derſelben. Leipzig 1840.

Eine Darſtellung der Entwicklung der geſelligen Muſik, im Gegenſatz zum Volksliede, zur Kirchen- und Opernmuſik. Der Verfaſſer gibt intereſſante Notizen über die frühe künſtleriſche Ausbildung dieſes Zweiges der Muſik, und 20 Muſikbeilagen geben der Schrift noch einen beſondern Werth.

f. **Encyclopädie** der geſammten muſikaliſchen Wiſſenſchaften, oder Univerſallexikon der Tonkunſt. Bearbeitet von Fink, Keferſtein, Kretſchmer, Marx, Ravenburg, Rellſtab, v. Seyfried, Schnyder v. Wartenſee, Weber, Winzingerode und dem Redacteur Guſtav Schilling. 6 Bände. Stuttgart 1840—43.

Enthält Abhandlungen von verſchiedenem Werthe, und iſt jedenfalls ein recht brauchbares Hülfsbuch zum Nachſchlagen. Reichliche biographiſche Notizen.

a. **Schindler, Anton.** Biographie von Ludwig van Beethoven. Mit dem Portrait Beethovens. Münſter 1840.

Treffende Characteriſtik Beethovens als Componiſt.

a. **Niſſen, G. N.** v. Biographie W. A. Mozarts. Nach deſſen Tode herausgegeben von Conſtanze v. Niſſen, verw. Mozart. Leipzig 1828.

Eine ausführliche Lebensbeſchreibung mit Briefwechſel und Muſikbeilagen.

a. **Weber, K. M. v.** Hinterlaſſene Schriften. Herausgegeben v. Th. Hell. 3 Bde. Dresden und Leipzig 1828. 1ſter Bd. auch unter dem Titel: Tonkünſtlers Leben.

Nicht blos muſikaliſche Abhandlungen, ſondern Biographiſches, Humoriſtiſches und Kritiſches gemiſcht. Theilweiſe ſehr unterhaltend und geiſtreich.

IX. Pädagogik.

c. **Schwarz, Fr. Heinr. Chr.** Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre. 3 Bde. 3te Aufl. Heidelberg 1835. 4te Auflage neu bearbeitet von W. J. G. Curtmann. Heidelberg 1843.

c. —— Das Leben in ſeiner Blüthe. Oder Sittlichkeit, Chriſtenthum und Erziehung in ihrer Einheit. Leipzig 1837.

d. —— Grundſätze der Töchter-Erziehung für die Gebildeten. 2te Auflage. Jena 1836.

Eigenthümlichkeit der pädagogiſchen Richtung des Verfaſſers, daß er gegenüber der von Rouſſeau ausgegangenen Anſicht, als ob man bei der Reform des Erziehungsweſens ganz von vorn anfangen müßte, die vernünftigen Elemente im Vorhandenen nachweiſt, und auf eine innige Verbindung der Erziehung mit dem Chriſtenthume bringt. Dabei iſt er nicht engherzig ertheber, ſondern durch philoſophiſche Bildung auf einen freieren Standpunct erhoben, auf dem er beim Gewöhnlichen und Kleinen nie das Große aus dem Auge verliert.

Die neue Auflage des erſten Werkes von Curtmann iſt eine völlig umgearbeitete, bei welcher das chriſtliche Element in mehr populärer Form auftritt, und bloſe Empirie an die Stelle der ſpeculativen Färbung tritt.

d. **Rudolphi, Karol.** Gemälde weiblicher Erziehung. 2 Bde. 3te Aufl. Heidelberg 1838.

Erfahrungen einer Erzieherin, die ihre Anſtalt durch mütterliche Sorge und vortreffliche Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens in hohen Flor gebracht hat. Ein in ſeiner Art unübertroffenes Buch, nur von Einem Irrthume nicht frei, der Vorausſetzung der vollkommenen Güte der menſchlichen Natur, und der Einfuhr des Böſen ausſchließlich durch das Beiſpiel.

b. **Necker de Sauſſüre,** Madame. Die Erziehung des Menſchen auf ſeinen verſchiedenen Altersſtufen. Ueberſetzt von A. v. Hoggner und K. v. Wangenheim. 2 Bde. Hamburg 1836—38.

Die Verfaſſerin entwickelt in einer durchgebildeten Form ihr Syſtem der Erziehungskunſt, das auf reiche Erfahrung, ſeine Beobachtung und eine tief religiöſe Lebensanſicht gegründet iſt. Sie behandelt ihren Gegenſtand mit warmer Liebe, und weiß den Erziehern die hohen Anforderungen, welche ſie an ſie ſtellt, recht eindringlich zu machen.

d. —— Deſſelben Werks 3ter Theil, auch unter dem Titel: Die Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Aus dem Franz. überſetzt von E. A. Jacobi. 2 Bde. Hamburg 1839.

Die Verfaſſerin verlangt von der weiblichen Erziehung mehr als ſonſt geſchieht eine ſolide Grundlage von Kenntniſſen und Gewöhnung an ernſte geiſtige Beſchäftigung, und iſt überzeugt, daß dies nicht nur dem eigentlich weiblichen Berufe keinen Eintrag thun, ſondern zu deſſen Erfüllung erſt recht befähigen könne.

c. **Niemeyer, A. H.** Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts. 3 Bde. 9te Aufl. Halle 1834—39.

Verſtändiges Handbuch der rationaliſtiſchen Pädagogik des vorigen Jahrhunderts, mit Rouſſeauſchen Ideen verſetzt. Beſondere Rückſicht auf die Bildung der höhern Stände.

d. (Anonym.) Winke über die zweckmäßigſten Hülfsmittel bei der erſten Kinder-Erziehung. Ein Buch für Mütter und Erzieherinnen. Nach der vierzehnten Auflage aus dem Engliſchen übertragen von der Freifrau von Sternenfels, gebornen Freiin von Barnbüler. Stuttgart 1845.

Für Erzieher und Erzieherinnen, Eltern, Hauslehrer und Wärterinnen ein wahres Vademecum voll praktiſchen, geſunden, ſittlich-religiöſen Sinnes; durch und durch auf Wahrhaftigkeit gegründet. Der Styl dem Gegenſtand angemeſſen, ohne alle Schminke, Jedermann verſtändlich.

c. **Raumer, K.** v. Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. 3 Bde. Stuttgart 1843—45.

Sucht auf dem Wege der geſchichtlichen Entwicklung und Kritik zur richtigen Idee der Erziehung zu gelangen. Die Darſtellung im Ganzen gut, doch finden ſich ungleich verarbeitete Parthieen. Das Meiſte in Form von Biographieen berühmter Pädagogen gegeben.

b. **Peſtalozzi, H.** Lienhard und Getrud. Ein Buch für das Volk. Neue Aufl. 4 Bde. Trogen und Leipzig 1831.

Klaſſiſch; übrigens auf die bekannte Anſicht des Verfaſſers von der Unverdorbenheit der menſchlichen Natur gebaut.

a. **Richter, Jean Paul.** Levana, oder Erziehungslehre. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen. 1814.
Sämmtliche Werke. Bd. 36–38.

Ein Sammelplatz der geiſtreichſten Bemerkungen, von einem Genius, der in allen ſeinen Werken am Jugendleben feſthält, obwohl dadurch ſchwerlich berufen iſt, es zu lenken und die Grundſätze ſeiner Leitung feſtzuſtellen.

Zur Lehre vom Staate.

I. Allgemeines.
II. Kirche.
III. Nationalökonomie.
IV. Armenweſen.
V. Völkerrecht und Politik.

Zur Lehre vom Staate.

I. Allgemeines.

c. **Welcker, Karl Theodor.** Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Gießen 1813.

Eine für ihre Zeit ſehr einflußreiche Reviſion der Grundbegriffe der Staats- und Rechtslehre, in welcher beſonders die Idee des Vertrags, auf dem der Staat beruhen ſoll, eigenthümlich vielſeitig entwickelt iſt. Jugendlich warme, mitunter weitſchweifige Darſtellung auf Kantſcher Baſis.

c. **Stahl, F. Jul.** Die Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht. 3 Bde. I. II., 1. 2. Heidelberg 1830—37.

Umgearbeitete 2te Auflage des 2ten Bandes unter dem Titel: Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage chriſtlicher Weltanſchauung. Heidelberg 1845.

Die Ideen der hiſtoriſchen Rechtsſchule in conſervativem Sinne und mit Beihülfe der neu-ſchellingſchen Philoſophie entwickelt.

a. **Raumer, Fr. v.** Ueber die geſchichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. 2te Auflage. Leipzig 1832.

Eine klare Ueberſicht ſämmtlicher Staatstheorien von Plato bis Hegel.

a. **Pfizer, P. A.** Briefwechſel zweier Deutſchen. Stuttgart 1831.

Ergebniſſe vieljährigen, geiſtigen und gemüthlichen Ringens im Gebiete des innern Lebens, der Philoſophie, ſchönen Literatur und Politik. Erſter, entſchiedener Sprecher für die preußiſche Hegemonie. Durch Tiefe und Geſinnung ausgezeichnet. Reiner Styl voll ſittlichen Adels.

a. —— Gedanken über Recht, Staat und Kirche. 2 Bände. Stuttgart 1842.

Freiſinnige Rechts- und Staatsphiloſophie; mit feiner Beachtung des geſchichtlich Möglichen und Pietät gegen Beſtehendes. Im Gegenſatze mit verwandten Richtungen des Liberalismus, entſchiedene Feſthaltung des religiöſen und kirchlichen Moments.

a. **Pfizer, P. A.** Das Vaterland. Abdruck aus dem zweiten Bande der obigen Schrift, mit Zuſätzen und Anmerkungen. Stuttgart 1845.

Das Poſitive, auf innere und äußere Verhältniſſe Deutſchlands Bezügliche, weiter entwickelt.

c. **Zachariä, K. S.** Vierzig Bücher vom Staate. 7 Bde. Heidelberg 1839—43.

2te umgearbeitete Auflage.

Ein Hauptwerk über Politik, in welchem die Räthſel des politiſchen Lebens mit klarer Anſchaulichkeit, großer Schärfe und Beſtimmtheit aufgeſtellt werden, ohne jedoch zu einer befriedigenden Löſung zu kommen. Das philoſophiſche Element ruht auf Kantiſcher Grundlage.

c. **Schmitthenner, Fr.** Zwölf Bücher vom Staate, oder ſyſtematiſche Encyclopädie der Staatswiſſenſchaften.

Erſter Band: Grundlinien der Geſchichte der Staatswiſſenſchaften, der Ethnologie, des Naturrechts und der Nationalökonomie. 2te Auflage. Gießen 1839.

Zweiter Band. (Noch nicht erſchienen.)

Dritter Band: Grundlinien des allgemeinen Staatsrechts. Gießen 1845.

Klarheit und Wärme der Darſtellung, geiſtreiche Auffaſſung des Einzelnen, Schärfe der Begriffsentwicklung, aber kein entſchiedenes conſequent durchgeführtes Syſtem. Ungleichartige Vermiſchung des Theoretiſchen und Hiſtoriſchen.

c. **Haller, K. L. v.** Reſtauration der Staatswiſſenſchaft oder Theorie des natürlichen geſelligen Zuſtandes. 6 Bde. 2te Auflage. Winterthur 1820—22.

Die conſervative Anſicht vom Staate ſo ſehr ins Extreme entwickelt, daß ſie wieder ins Revolutionäre umſchlägt, und den Staat auf den Standpunkt des Privatrechts herunterſetzt. Codex des neuern Abſolutismus. Weitſchweifige Darſtellung.

c. **Rotteck, K. v.** Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften. 2te Aufl. Stuttgart 1840. 4 Bde.

I. Lehrbuch des natürlichen Privatrechts.
II. Allgemeine Staatslehren.
III. Lehrbuch der materiellen Politik.
IV. Lehrbuch der ökonomiſchen Politik.

Das Vernunftrecht im Gegenſatz gegen das hiſtoriſche Recht entwickelt und geltend gemacht. Der Codex des Liberalismus, wie er ſich ſeit der Julirevolution geſtaltete.

c. **Schön, J.** Die Staatswiſſenſchaft geſchichtsphiloſophiſch begründet. Breslau 1841.

Eine freie ziemlich populär gehaltene Skizze der Wiſſenſchaft von der Staatsverwaltung nach Geſchichte und Theorie. Klare und anſprechende Darſtellung.

c. **Schulz, Wilhelm.** Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation. Stuttgart 1832.

Sanguiniſche Vorſchläge zur Durchführung einer volksthümlichen und einheitlichen Verfaſſung Deutſchlands mit Beibehaltung der bisherigen Territorialzuſtände.

c. **Vollgraff,** K. Täuſchungen des Repräſentativſyſtems, oder Beweis, daß dieſes Syſtem nicht das geeignete, rechte und zeitgemäße Mittel iſt, den Bedürfniſſen unſerer Zeit zu begegnen, mit Andeutungen der geeigneten, rechten und zeitgemäßen Reformen. Marburg 1832.

Geiſtvolle Einſchläferung des conſtitutionellen Strebens.

c. **Savigny, Fr. K.** v. Vom Beruf unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft. 2te Aufl. Heidelberg 1828.

Dieſen Beruf läugnend, die Aufgabe der Zeit auf Fortentwicklung des römiſchen Rechts beſchränkend. Große formelle Vollendung.

c. **Thibaut, A.** Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutſchland. Heidelberg 1814.

Vindicirt der Zeit den Beruf ein neues Geſetzbuch zu machen, das jedoch nicht willkührlich Neues, ſondern das Résumé der hiſtoriſchen Entwicklung enthalten ſoll.

c. **Beſeler, Georg.** Volksrecht und Juriſtenrecht. Leipzig 1843.

Der Gegenſatz, der ſich zwiſchen dem gelehrten Rechtsweſen und dem aus dem Volke hervorwachſenden Recht gebildet hat, wird mit Geiſt und juridiſcher Gelehrſamkeit erörtert; praktiſche Folgerungen für die Aufgabe der Geſetzgebung daraus gezogen.

c. **Chriſt, A.** Ueber deutſche Nationalgeſetzgebung. Karlsruhe 1842.

Für Entwerfung eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches auf der Grundlage des römiſchen Rechts. Populäre Darſtellung.

c. **Rotteck** und **Welcker.** Staatslexicon oder Encyclopädie der Staatswiſſenſchaften. Herausgegeben von Karl v. Rotteck und K. Th. Welcker. 15 Bde. Altona und Leipzig 1834–44.

Enthält zum Theil ausführliche Monographien über die politiſchen Verhältniſſe und Zuſtände der neueren Zeit, mit Reflexion und Kritik des Beſtehenden vom Standpunkte des neueren Liberalismus aus. Die letzteren Bände ſind großentheils von Welcker allein geſchrieben. Die Artikel ſind ungleich, zum Theil von ausgezeichnetem Werth und von Schriftſtellern, die im Fach anerkannte Autorität haben.

c. **Giech, Karl** Graf von. Anſichten über Staats= und öffentliches Leben. 2te verm. Auflage. Nürnberg 1843.

Vorurtheilsfreie Beleuchtung einzelner Theile der Staatsverwaltung. Im philoſophiſchen Theile bekennt ſich der Verf. als Schüler von J. J. Wagner.

c. (**Kölle,** Fr. v.) Anonym. Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen. 2ter Abdruck. Stuttg. und Tüb. 1842.

c. —— Einige Anliegen Deutſchlands. 2 Bände. Stuttgart 1844.

Eine geiſtreiche Beſprechung verſchiedener politiſcher und ſocialer Fragen, wobei liberale Tendenzen in Dienſt des conſervativen Syſtems genommen werden.

a. **Mundt, Theod.** Die Geſchichte der Geſellſchaft in ihren neueren Entwicklungen. und Problemen. Berlin 1844.

Ueberſichtliche Darſtellung der neuern ſocialen Fragen, mit Andeutungen zu ihrer Löſung. Mehr anregend als belehrend.

II. Kirche.

c. **Stahl, Fr. Jul.** Die Kirchenverfaſſung nach Lehre und Recht der Proteſtanten. Erlangen 1840.

Intereſſant durch ſcharfſinnige Begriffsunterſuchungen, durch mehrere geſchichtliche Ausführungen, namentlich aber durch den mit vielſeitigen Bemühungen angeſtellten Verſuch, die lutheriſch-evangeliſchen Anſichten über Kirchenregiment von den ihnen verwandten der reformirten Kirche völlig loszutrennen, und ſo zuletzt der in einem katholiſirenden Episcopalſyſtem culminirenden Autokratie des Lehrſtandes die Kirchenleitung zuzuſprechen.

c. **Puchta, G. F.** Einleitung in das Recht der Kirche. Leipzig 1840.

Geiſtreiche Blicke in die Verhältniſſe der evangeliſchen Kirche, meiſt praktiſch, bis auf den letzten Punct, wo über das Epiſcopat der Landesherrn allzu gemüthlich phantaſirt wird.

(Zur Reinigung der Anſichten über dieſe wichtigen Fragen dient die klaſſiſche Abhandlung von Richter in der Zeitſchrift für deutſches Recht, von Reyſcher und Wilda. Bd. IV. S. 1 ff. Ueber die Grundlagen der Kirchenverfaſſung nach den Anſichten der ſächſiſchen Reformatoren.)

c. **Binet, A.** (Ueberſetzung.) Ueber die Darlegung der religiöſen Ueberzeugung und über die Trennung der Kirche und des Staates, als nothwendige Folge und Garantie derſelben. Aus dem Franzöſiſchen von F. G. Spengler. Heidelberg 1845.

Hauptwerk für die Emancipation der Kirche vom Staate, die als für das Heil der erſtern unentbehrlich dargeſtellt wird. Sehr geiſtvoll und begeiſtert.

c. **Wolff, Karl.** Die Zukunft der proteſtantiſchen Kirche, vom Standpuncte der württembergiſchen Verhältniſſe aus. Stuttgart 1840.

Grundanſicht ſchleiermacheriſch. Die Trennung der Kirche vom Staate, als ein Heilmittel für die Gebrechen der Kirche, und als Auskunftsmittel gegenüber von manchen Inconvenienzen für den Staat dargeſtellt.

c. **Eichhorn, K. Fr.** Grundſätze des Kirchenrechts der katholiſchen und evangeliſchen Religionsparteien Deutſchlands. Göttingen. 2 Bde. 1831—32.

Klare geſchichtliche Entwicklung der kirchenrechtlichen Zuſtände der neuern Zeit.

III. Nationalökonomie.

c. **Rau, K. H.** Lehrbuch der politiſchen Oekonomie. 3 Bde. I. Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre. 4te Auflage. Heidelberg 1841.

II. Grundſätze der Volkswirthſchaftspolitik mit anhaltender Rückſicht auf beſtehende Staatseinrichtungen. 4te Aufl. Heidelberg 1844.

III. Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft. 2te Auflage. Heidelberg 1843.

Ausgezeichnetes Werk, das mit ſachlicher Vollſtändigkeit ſtatiſtiſchen Reichthum, große Klarheit und Schärfe der Begriffe verbindet. Liberal-conſervativ mit religiöſer Färbung.

c. **Schulz, Wilhelm.** Die Bewegung der Production. Eine geſchichtlich-ſtatiſtiſche Abhandlung zur Grundlegung einer neuen Wiſſenſchaft des Staates und der Geſellſchaft. Zürich und Winterthur 1843.

Der erſte Theil dieſer Schrift enthält eine ſehr intereſſante Ueberſicht der Volkswirthſchaft, wie ſie ſich auf den verſchiedenen Culturſtufen geſtaltete. Der zweite Theil iſt eine philoſophiſche Promenade durch die Geſchichte der Menſchheit, wobei beſonders auch die geiſtige Production abgehandelt wird. Die ganze Schrift iſt von großem Werthe für die Lehre von der Volkswirthſchaft, und zeichnet ſich durch einen höchſt angenehmen, präciſen, geiſtvollen Styl aus.

c. **Nebenius, K. Fr.** Der deutſche Zollverein, ſein Syſtem und ſeine Zukunft. Karlsruhe 1835.

Hauptſchrift über den deutſchen Zollverein.

c. **Höfken, G.** Der deutſche Zollverein und ſeine Fortbildung. Stuttgart und Tübingen 1842.

Statiſtiſche Ueberſichten, hiſtoriſche Rückblicke und kritiſche Beſprechung.

c. **Liſt, Friedrich.** Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie. Stuttgart und Tübingen 1843 und 44.

Theil I. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutſche Zollverein.

(Auf zwei Bände berechnet.)

Ein Werk, das entſchieden epochemachend in ſeinem Gebiet iſt, und, wenn auch mitunter einſeitig, doch ſehr beherzigenswerthe Wahrheiten enthält.

Geſchichtliche Einleitung, Theorie des Verfaſſers, Kritik der geltenden Syſteme und herrſchenden Politik.

c. **Oſiander, H. F.** Ueber den Handelsverkehr der Völker. 2te Aufl. Stuttgart 1842.

Treffende Combinationen und Ueberſichten.

c. **Stein, Ludwig.** Der Socialiſmus und Communiſmus des heutigen Frankreichs. Leipzig 1843.

Das bedeutendſte Werk über den Socialiſmus. Verbindet mit gründlicher Kenntniß des Gegenſtandes eine großartige philoſophiſche Auffaſſung, bei der ſowohl die hiſtoriſche als die politiſche Seite der Sache ins rechte Licht geſetzt wird. Die Darſtellung mitunter ſchwerfällig und zu ſehr conſtruirend.

IV. Armenweſen.

c. **de Gerando.** Syſtem der geſammten Armenpflege nach de Gerando und eigenen Anſichten von J. F. Buß. 2 Bde. Stuttgart 1843—44.

Ausgezeichnet durch allſeitige Behandlung des Gegenſtandes, ſorgfältige Zuſammenſtellung und Sichtung des ſtatiſtiſchen Materials, ſichere Beherrſchung deſſelben, pſychologiſche Analyſe und practiſche Gewandtheit in Anwendung wiſſenſchaftlicher Reſultate, ſowie Mäßigung und Unparteilichkeit des Urtheils. Theil I. handelt über das Weſen der Armuth und die öffentliche Armenpflege. Theil II. über die Urſachen der Armuth, Verpflichtung zur öffentlichen Armenpflege und die Anſtalten für Erziehung der Armen.

c. **Bodz-Reymond (du Bois).** Staatsweſen und Menſchenbildung. Umfaſſende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Urſachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und beſonders ihr vorzubeugen. 4 Bde. Berlin 1837—39.

Geiſtreiche Beſprechung der auf dem Titel angedeuteten Fragen, Ergebniſſe ſcharfer Beobachtung, beherzigenswerthe Wahrheiten und Vorſchläge, die aus inniger Liebe zur Menſchheit hervorgegangen erſcheinen.

c. **Schmidt, Fr.** Unterſuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus in ihrem gegenſeitigen Zuſammenhang. Leipzig 1836.

Darlegung der beſtehenden ſocialen Gebrechen, Unterſuchung ihrer Urſachen und Vorſchläge zur Abhülfe. Mit näherer Prüfung der ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätze, die ſich darauf beziehen.

c. —— Ueber die Zuſtände der Verarmung in Deutſchland, ihre Urſachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Zittau 1837.

Einige der in obigem Werke aufgeworfenen Fragen werden hier mit ſpecieller Beziehung auf Deutſchland erörtert.

c. **Schmidt, Fr.** Ueber die Lage der Gewerbe in Deutſchland und über den Einfluß des Fabrik- und Maſchinenweſens auf den wirthſchaftlichen, politiſchen, phyſiſchen und ſittlichen Zuſtand der gewerbtreibenden Klaſſen. Berlin 1838.

Verſuch, den ſcheinbaren Widerſpruch zu löſen, welcher zwiſchen der Vermehrung der Reichthümer und der wachſenden Verarmung der Mehrzahl hervortritt.

c. **Böttcher, J. H.** Geſchichte der Mäßigkeitsgeſellſchaften in den norddeutſchen Bundesſtaaten, oder Generalbericht über die Leiſtungen der Mäßigkeitsvereine bis zum Jahre 1840. Hannover 1841.

Einfache, zweckmäßige Zuſammenſtellung der zur Sache gehörigen Notizen

c. **Mohl, Rob.** v. Die Polizeiwiſſenſchaft nach den Grundſätzen des Rechtsſtaates. 2te Aufl. 2 Bde. Tübingen 1844.

Gehört hieher, inſofern die neueren Fragen über das Armenweſen ausführlich und mit vieler Umſicht und Beſonnenheit beſprochen werden. Außerdem werden die Gegenſtände des Polizeiweſens in weiteſtem Umfange (jedoch mit Ausſchluß der Präventivjuſtiz) abgehandelt, und zwar in einer ſehr klaren und eleganten Darſtellung, die das Werk Jedem zugänglich macht, der ſich für die Sache intereſſirt.

V. Völkerrecht und Politik.

c. **Heffter, Aug. Wilh.** Das europäiſche Völkerrecht der Gegenwart. Berlin 1844.

Geiſtreiche und geſchmackvolle Verarbeitung desjenigen, was bisher den Inhalt der Völkerrechts-Wiſſenſchaft gebildet hat, mit Eröffnung neuer Geſichtspunkte.

c. **Gagern, H. L.** v. Die Reſultate d. Sittengeſchichte. 6 Bdchn.
I. Monarchie.
II. Ariſtokratie.
III. Demokratie.
IV. Politie oder der Staaten Verfaſſungen.
V. u. VI. Freundſchaft und Liebe.
2te Aufl. Stuttgart und Tübingen 1835—37.

c. —— Kritik des Völkerrechts. Mit practiſcher Anwendung auf unſere Zeit. Leipzig 1840.

Geiſtreiche Aphorismen, auf vielſeitige politiſche Erfahrung und geſchichtliche Bildung gegründet.

Naturwiſſenſchaften.

- I. Allgemeines
- II. Aſtronomie.
- III. Phyſik.
- IV. Chemie.
- V. Technologie.
- VI. Naturgeſchichte.
- VII. Geologie.

Naturwiſſenſchaften.

I. Allgemeines.

a. **Herſchel, J. F. W.** (Ueberſetzung.) Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaften. Nach dem Engl. von Alb. Weinlig. Leipzig 1836.

Auch von F. L. Henrici überſetzt. Göttingen 1836.

Behandelt das Geſammtgebiet überſichtlich, klar und anſprechend, mit beſonderer Rückſicht auf Phyſik und Aſtronomie, und iſt ſehr empfehlenswerth.

a. **Bridgewaterbücher.** (Ueberſetzung.) Die Natur, ihre Wunder und Geheimniſſe, oder die Bridgewaterbücher. Aus dem Engl. von Herm. Hauff u. A. I. und II. Lieferung. A. u. d. T.: Die menſchliche Hand und ihre Eigenſchaften. Aus dem Engl. des Sir Charles Bell. Mit 10 lithogr. Taf. mit 1 Blatt Figurenregiſter. Stuttg. 1837. III—VI. Lief. A. u. d. T.: Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenſtände, als Zeugniſſe für die Herrlichkeit des Schöpfers. A. d. Engl. des Will. Prout von Guſtav Plieninger. Ebend. 1837. — VII—XII, XIV. und XIX., XX. und XXII. Lief. A. u. d. T.: Die Erſcheinungen und Geſetze des Lebens, oder populäre vergleichende Phyſiologie der Pflanzen und Thierwelt. Aus dem Engl. des P. M. Roget von F. M. Duttenhofer. 1—10r Band. Mit Steintafeln. Ebend. 1837—38.

a. **Bridgewaterbücher.** (Ueberſetzung.) 6r Bd. (XV—XVII. Lief.) A. u. d. T.: Die Sternenwelt, als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers. Nach William Whewell von Guſtav Plieninger. Ebend. 1837.

a. **Daſſelbe.** 7r Bd. A. u. d. T.: Die Thierwelt, als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers. Nach William Kirby von Dr. Fr. Oeſterlen. (Mit 8 Steintafeln.) gr. 12. Ebendaſelbſt 1838.

a. **Daſſelbe.** 8r Bd. A. u. d. T.: Der menſchliche Körper in ſeinem Verhältniſſe zur äußern Natur. Nach dem Engl. des John Kidd von Guſt. Plieninger. gr. 12. Ebend. 1838.

a. **Daſſelbe.** 9r Bd. A. u. d. T.: Die innere Welt. Nach dem Engl. des Thom. Chalmers von Guſtav Plieninger. gr. 12. Ebendaſelbſt 1838.

Eine Art von Encyclopädie der Naturwiſſenſchaften, mit dem beſondern Zweck, eine religiös-teleologiſche Weltanſicht zu begründen. Die einzelnen Gebiete ſind von Fachgelehrten bearbeitet, die ihres Stoffes mächtig, zugleich auch im Stande waren, ihre Wiſſenſchaft dem Laien anziehend zu machen. Einzelnes darunter hat überdies einen bedeutenden wiſſenſchaftlichen Werth.

b. **Cuvier, G.** v. (Ueberſetzung.) Geſchichte der Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften ſeit 1799 bis auf den heutigen Tag. Aus dem Franz. von A. Wieſe. 4 Bde. Leipzig 1827—29.

Eine wiſſenſchaftliche, doch durch treffliche Darſtellung auch für ein größeres Publicum geeignete Ueberſicht.

b. **Humboldt, Alex.** v. Anſichten der Natur mit wiſſenſchaftlichen Erläuterungen. 2 Bdchn. 2te Aufl. Stuttg. 1826.

Dieſes Werk behandelt in ausgezeichnet geiſtreicher Darſtellung einzelne Theile des Erdelebens: Pflanzengeſtaltung, Grasfluren und Wüſten, unter allgemeinen Beziehungen.

b. —— Kosmos. Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen. 1845.

Mit Bewunderung aufgenommenes Werk des greiſen Veteranen der Naturkunde; geiſtreicher Inhalt in vollendetſter Form. Der erſte Theil enthält: einleitende Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze; Begrenzung und wiſſenſchaftliche Behandlung der phyſiſchen Weltbeſchreibung; ein allgemeines Naturgemälde als Ueberſicht der Erſcheinungen im Kosmos.

e. **Bronn, H. G.** Handbuch einer Geſchichte der Natur. I. 1) Kosmiſches Leben. I. 2) Telluriſches Leben. II. Organiſches Leben. Ergebniſſe, hauptſächlich aus der lebenden Welt, über Entwickelung, Verbreitung und Untergang der früheren Bevölkerungen der Erde. 3 Bände. Stuttgart 1841 und 1842.

Faßlich, wenn auch etwas trocken, von wiſſenſchaftlichem Werthe.

e. **Autenrieth, J. H. F.** v. Anſichten über Natur und Seelenleben. Stuttgart und Tübingen 1836.

Geiſtreiche Anſichten über mancherlei Natur- und Lebensfragen. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode aus naturwiſſenſchaftlichen Gründen von einem großen Arzte vertheidigt.

c. **Schubert, G. H.** v. Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft. 4te Aufl. Dresden und Leipzig 1840.

Urſprünglich im Jahre 1807—8 von dem berühmten Verfaſſer in Dresden gehaltene Vorleſungen; Skizzen aus demjenigen Gebiete der Naturwiſſenſchaft, wo das Verhältniß des Menſchen zum Geiſte, der die Natur durchwaltet, hervortritt. Die Darſtellung von poetiſcher und religiöſer Färbung.

a. **Arago, Dominique François.** (Ueberſetzung.) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Aus dem Franz. überſetzt von L. v. Remy und Grieb. 6 Bände. Stuttgart 1837—44.

Ausgezeichnet gute Abhandlungen über einzelne Theile der Aſtronomie und Phyſik, welche mit wiſſenſchaftlichem Werth eine glückliche Popularität verbinden.

c. **Mulder, G. J.** Das Streben der Materie nach Harmonie. Eine Vorleſung. Braunſchweig 1844.

Enthält geiſtreiche Hypotheſen über Entſtehung und Ziel des Lebens.

II. Aſtronomie.

e. **Brandes, H. W.** Die vornehmſten Lehren der Aſtronomie. 4 Bde. Leipzig 1811—16.

c. —— Vorleſungen über die Aſtronomie. 2 Bde. Leipzig 1827.

c. **Herſchel, J. F. W.** Die Lehren der Aſtronomie für Gebildete faßlich dargeſtellt. Aus dem Engl. Mit Abbildungen. Heilbronn 1838.

Alle dieſe Werke können als ſehr gute Handbücher der Aſtronomie empfohlen werden. Die Darſtellung iſt klar, präcis und wiſſenſchaftlich begründet, ſetzt aber eben daher ziemlich viel mathematiſche Vorkenntniſſe voraus.

c. **Littrow, J. J. v.** Populäre Aſtronomie. 2 Bände. Wien 1825.

Behandelt die Lehren der Aſtronomie in wiſſenſchaftlicher Form, und ſetzt daher nicht allein die Elementargeometrie, ſondern auch Algebra und Trigonometrie voraus.

a. —— Die Wunder des Himmels. 4te Aufl. Stuttg. 1844. Hiezu gehört ein Atlas des geſtirnten Himmels von Littrow.

Weit populärer als das Obige erfordert es zum Verſtändniß nur die Anfangsgründe der Mathematik. Die Darſtellung iſt im Ganzen klar, nur etwas ungleich gehalten. Beide Werke gehören zu den beſten in dieſem Fach.

c. **Schubert, F. Th. v.** (aus Petersburg). Populäre Aſtronomie. 3 Bde. Petersburg 1806—10.

Behandelt in wiſſenſchaftlicher Darſtellung die ſämmtlichen Lehren der Aſtronomie, wobei jedoch nicht allein die Elemente der Geometrie, ſondern auch Algebra und Trigonometrie vorausgeſetzt werden.

c. **Bohnenberger, G. Chriſtoph.** Aſtronomie. Tübingen 1810.

Eine wiſſenſchaftliche Darſtellung der Geſammtaſtronomie, welche dadurch eine bedeutende Stelle in der Literatur derſelben einnimmt, daß ſie die ſchwierigſten Probleme mit ausgezeichneter Klarheit auseinanderſetzt.

c. **Airy, G. B.** (Ueberſetzung.) Populäre phyſiſche Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. J. v. Littrow. Stuttgart 1839.

Der Verfaſſer, einer der bedeutendſten jetztlebenden Aſtronomen, Vorſteher des Obſervatoriums zu Greenwich, behandelt die Conſtruction der aſtronomiſchen Probleme auf ähnliche Weiſe wie Bohnenberger mit ausgezeichneter Klarheit, aber mathematiſche Vorkenntniſſe vorausſetzend.

a. **Gruithuiſen, Fr. P. v.** Naturgeſchichte des geſtirnten Himmels. Eine neue, zufolge ihrer Einrichtung jedem ſcientifiſch Gebildeten faßliche Darſtellung der neueſten Lehren der Aſtronomie. München 1836.

Enthält nicht ſowohl die Lehren von der Bewegung der Sterne, als Unterſuchungen über das Entſtehen, Weiterbilden und Vergehen der Weltkörper, über die Veränderungen auf ihrer Oberfläche, wie Mondvulkane, Vegetation und lebende Weſen, Alles in einer populären, intereſſanten Darſtellung.

a. **Wöckel, Lorenz.** Populäre Vorleſungen über die Sternkunde. Nürnberg 1846.

Eine ſehr gut geſchriebene Darſtellung der Hauptlehren der Aſtronomie.

a. **Kurz, Joh. Heinr.** Die Aſtronomie und die Bibel. Verſuch einer Darſtellung der bibliſchen Kosmologie, ſowie eine Erläuterung und Beſtätigung derſelben aus den Reſultaten und Anſichten der neueren Aſtronomie. Mitau 1842.

Verſuch einer rationellen Apologie der Schöpfungsanſchauung der heiligen Schrift. Von Mädler als gründliches Werk empfohlen.

a. **Oſterdinger, L. F.** Die Himmelskörper, ihre Bahnen und Entfernungen, Größen, phyſiſche Beſchaffenheit und Beſtimmung. Stuttgart 1839.

a. —— Ueber Kometen, deren Bahnen, phyſiſche Beſchaffenheit und Beſtimmung. Mit beſonderer Rückſicht auf die Kometen, die in den nächſten Zeiten wieder ſichtbar werden. Stuttgart 1835.

Beide Werke enthalten eine gute populäre Darſtellung, bei welcher ſo gut als gar keine Mathematik vorausgeſetzt wird.

b. **Nürnberger, J. Chr. Emil.** Aſtronomiſche Reiſeberichte oder Skizzen der Topographie des Himmels. Kempten 1837.

Unterhaltende Belehrungen über Aſtronomie, mit vielen anderweitigen Notizen vermiſcht.

c. **Nikolai, K. H.** Wegweiſer durch den Sternenhimmel, oder Anleitung, auf eine leichte Art die Sterne am Himmel finden und kennen zu lernen. Die durch Guſtav Jahn völlig umgearbeitete und mit einer neuen Sternkarte verſehene Auflage. Leipzig 1845.

Gute Aſtronomie, die nicht viel Mathematik vorausſetzt.

III. Phyſik.

c **Fiſcher, E. G.** Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre neu bearbeitet von E. F. Auguſt. 2 Bde. 4te Aufl. mit 19 Kupfertafeln. Berlin 1837—40.

Iſt unter den wenigen populären Handbüchern der Phyſik das beſte und enthält die Lehren dieſer Wiſſenſchaft ſehr vollſtändig. Die Form iſt wiſſenſchaftlich, ſetzt jedoch wenig Mathematik voraus.

a **Auguſt, E. F.** Anhang aus E. G. Fiſchers mechaniſcher Naturlehre. 2te Aufl. Berlin 1839—40.

a **Brandes, H. W.** Vorleſungen über die Naturlehre für Leſer, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt. 2te Aufl. beſorgt von C. W. Brandes und W. J. H. Michaelis. Leipzig 1844.

Ausführliche, populäre und vollſtändige Darſtellung des Stoffes, durch welche man ein klares Bild von dem jetzigen Zuſtande der Phyſik bekommt.

c **Süskind, J. G.** Handbuch der Naturlehre. 2te Ausgabe neu bearbeitet von G. Ch. Neuff. Stuttgart 1840.

Klare etwas modere Darſtellung, zu deren Verſtändniß die Anfangsgründe der Mathematik genügen. Der Herausgeber hat dieſe Ausgabe mit bedeutenden Zuſätzen vermehrt und dabei beſonders das praktiſche Bedürfniß berückſichtigt.

Für Schulen geeignet.

b **Pouillet.** (Ueberſetzung.) Lehrbuch der Phyſik und Meteorologie, für deutſche Verhältniſſe frei bearbeitet von Joh. Müller. Mit 1200 in den Text eingedruckten Holzſchnitten.

2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunſchweig 1844—45.

Dieſes Werk iſt zwar für ein wiſſenſchaftliches Publicum beſtimmt, aber der Stoff iſt ſo präcis und klar bearbeitet, daß auch ein Leſer, der nicht gerade vom Fach iſt, Belehrung darin finden kann. Die Holzſchnitte tragen weſentlich zu leichterem Verſtändniß bei. Unter allen vorhandenen Lehrbüchern der geſammten Phyſik möchte dieſes wohl das beſte ſein.

a **Becquerel.** (Ueberſetzung.) Populäre Naturlehre mit beſonderer Rückſicht auf die Chemie und verwandten Wiſſenſchaften. Aus dem Franzöſiſchen von G. Kißling. Der ausgegeben von einer Geſellſchaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher. 9 Bdchn. Stuttgart 1845.

Werk eines berühmten Chemikers, das im Auftrage der franzöſiſchen Regierung ausgearbeitet, mit dem Preiſe gekrönt, und in den Unterrichtsanſtalten eingeführt wurde.

IV. Chemie.

c. **Liebig, J.** Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie. 5te Aufl. Braunſchweig 1844.

a. —— Chemiſche Briefe. Heidelberg 1844.

c. —— Die Thierchemie oder organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Phyſiologie und Pathologie. 2te Auflage. Braunſchweig 1843.

Scharfſinnige neue Beobachtungen, geniale Blicke in den Zuſammenhang der chemiſchen Beziehungen, glückliche Combinationen und Streben nach praktiſcher Anwendbarkeit bilden die Hauptvorzüge von Liebigs Werken.

Für einen größern Kreis von Leſern berechnet ſind allein die chemiſchen Briefe, doch haben alle die Popularität, welche aus der völligen Beherrſchung des Stoffes entſpringt.

c. **Petzholdt, Alex.** Populäre Vorleſungen über Agriculturchemie. Leipzig 1844.

Glückliche Populariſirung und Anwendung von Liebigs Ideen, mit der Abſicht, praktiſch gebildeten Landwirthen einen Anhaltspunkt für ihre Verſuche zu geben.

c. **Schubarth, E. L.** Handbuch der techniſchen Chemie. 3te Aufl. 3 Bde. Berlin 1839—40.

c. **Dumas, J.** (Ueberſetzung.) Handbuch der angewandten Chemie. Für techniſche Chemiker, Künſtler, Fabrikanten und Gewerbtreibende überhaupt. Aus dem Franzöſiſchen v. Engelhard und Buchner. 6 Bde. Nürnberg 1833—44. Eine andere Ueberſetzung. Weimar 1834—44.

Anwendung einzelner chemiſcher Operationen auf techniſche Proceduren. Das deutſche Buch iſt vollſtändiger und enthält mehr Material; das franzöſiſche klarer und praktiſcher.

c. **Gmelin, Ch. G.** Einleitung in die Chemie. 2 Bde. in je 2 Abtheilungen. Tübingen 1833—38.

Vorzugsweiſe in dem erſten Theil, der gar keine chemiſchen Vorkenntniſſe vorausſetzt, auch zum Selbſtunterrichte für Laien geeignet. Die Darſtellung klar, lebendig und mit ſcharfem Geiſt zuſammenfaſſend.

c. **Graham, Philipp.** (Ueberſetzung.) Lehrbuch der Chemie, deutſch bearbeitet von Jul. Friedr. Otto, mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Zwei Bände. 2te Aufl. Braunſchweig 1845.

Ein durch Klarheit ausgezeichnetes, aber ſtreng wiſſenſchaftliches Lehrbuch der Chemie, mit Hinweiſung auf ihre praktiſche Anwendung; theilweiſe Benutzung der Ideen Liebigs.

a. **Holger, Ph. v.** Chemie für Damen. Wien 1843.

Das populärſte Werk dieſer Art.

V. Technologie.

c. **Knapp, Friedr.** Lehrbuch der chemiſchen Technologie zum Unterricht und Selbſtſtudium. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Braunſchweig 1844.

Unter den deutſchen Werken das beſte; namentlich für gehörige Berückſichtigung der Gegenſtände geſorgt. Stellt ſich die Aufgabe, die vorzugsweiſe auf chemiſchen Grundſätzen beruhenden Gewerbe ſo vollſtändig darzuſtellen, daß es dem Gewerbtreibenden als Rathgeber dienen, dem Chemie Studirenden aber die Anwendung der Chemie auf die Technik klar machen könne.

c. **Ure, Andr.** (Ueberſetzung.) Das Fabrikweſen in wiſſenſchaftlicher, moraliſcher und commerzieller Hinſicht. Aus dem Engliſchen von A. Diezmann. Mit vielen Abbildungen. Leipzig 1835.

Verbreitet ſich hauptſächlich über die Zuſtände in England.

c. u. f. **Karmarſch, Karl** und **Heeren, Friedr.** Techniſches Wörterbuch oder Handbuch der Gewerbkunde. Bearbeitet nach Andrew Ure: „Dictionary of arts, manufactures and mines“. Mit über 1300 in den Text gedruckten Abbildungen. 3 Bde. Prag 1841—44.

Inbegriff von allem Wiſſenswerthen über dieſen Gegenſtand, ſowohl für den praktiſchen Techniker, als für den wiſſenſchaftlich gebildeten Laien.

r. **Mohl, Moriz** (königl. württemb. Oberſteuerrath). Aus den gewerbswiſſenſchaftlichen Ergebniſſen einer Reiſe in Frankreich. Mit 148 Holzſchnitten. Stuttg. u. Tüb. 1845.

Denkſchrift über einen im Auftrage der königl. württemb. Regierung im Auslande gemachten Ankauf von Muſterwaaren, welche württembergiſchen Gewerbsleuten als Vorbilder dienen ſollen, ſowie über die Mittel zu Erreichung des damit beabſichtigten Zweckes und zu Hebung des vaterländiſchen Gewerbsfleißes überhaupt, namentlich durch entſprechende Einrichtung des gewerbswiſſenſchaftlichen Unterrichts und durch Aufhebung des Zunftweſens.

In ihren allgemeinen Theilen findet die überaus gründliche und vom redlichſten Patriotismus beſeelte Schrift ihre Anwendung auf ganz Deutſchland, beſonders intereſſant iſt der ins Einzelne gehende Bericht über die neue Methode der Brüder Dupuis in Paris, die Schüler ohne mathematiſche Vorkenntniſſe in der beſchreibenden Geometrie als Grundlage des Zeichnens zu unterrichten.

VI. Naturgeſchichte.

f. **Oken, J.** Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände. Mit Abbildungen. Sieben Theile in 20 Bänden. Stuttgart 1833—44.

Auf der Grundlage von Okens naturwiſſenſchaftlichem Syſtem wird das vollſtändige Material der drei Naturreiche vorgeführt, wobei neben einzelnen geiſtreichen allgemein gehaltenen Parthien die Maſſe des trockenen Stoffes ſich ausbreitet. Ein eigenthümliches und für die Wiſſenſchaft bedeutendes Werk.

c. Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Biſchoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. v. Leonhard und F. S. Leuckart u. A. 12 Bde. Mit Atlas. Stuttgart 1832—40.

Das vollſtändigſte und brauchbarſte Handbuch der Naturgeſchichte. Da hier die weſentlichſten Beobachtungen ohne vorherrſchendes Syſtem gegeben werden, und das Einzelne mehr als bei Oken verarbeitet iſt, ſo eignet es ſich auch beſſer zur Lectüre.

a. **Baumann, J.** Naturgeſchichte für das Volk. Ein Buch für Schule und Haus, zur Verbreitung der Erkenntniß Gottes aus ſeinen Werken. Mit 280 in den Text eingedruckten Abbildungen. 2te Auflage. Luzern 1840.

Unter allen eigentlich populären Naturgeſchichten die beſte. Die Anordnung beruht auf wiſſenſchaftlichen Principien, und die Darſtellung iſt durch religiöſe Wärme belebt.

e. **Schubert, G. H. v.** Die Geſchichte der Natur. 2te Aufl. 3 Bde. Mit 31 Kupfertafeln. Erlangen 1835—37.

Dieſes Werk hebt die allgemeinen Beziehungen der Natur hervor, in einer etwas trockeneren Darſtellung, als wir ſonſt bei dem Verfaſſer gewohnt ſind. Der erſte Band handelt von der Sternenwelt, der zweite vom Mineral- und Pflanzenreich, und der dritte vom Thierreich.

f. **Cuvier, G. v.** (Ueberſetzung.) Das Thierreich, geordnet nach ſeiner Organiſation. Als Grundlage der Naturgeſchichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der 2ten vermehrten Ausgabe überſetzt und durch Zuſätze erweitert von F. S. Voigt. 5 Bände. Leipzig 1831—40.

Ein Hauptwerk in dieſer Wiſſenſchaft, das Jedem zu empfehlen iſt, der ſich gründlich darüber unterrichten will.

c. **Scheitlin, P.** Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1840.

Die höheren Elemente im Thier durchs ganze Gebiet des Thierlebens nachgewieſen; die Veranſchauung iſt eine vergeiſtigte Natur.

VII. Geologie

b. **Lyell, K.** (Ueberſetzung.) Elemente der Geologie. Aus dem Engl. von K. Hartmann. Nebſt einem Atlas mit 36 Tafeln lith. Abbildungen. Weimar 1839.

Ein Werk, das Epoche machte. Mehr geologiſche Geographie als Geognoſie, behandelt es die jüngſten Formen der Erdbildung, namentlich das ſogenannte Tertiärgebilde, mit ausgezeichneter Gründlichkeit; die älteſten Formationen oberflächlicher beſprochen. Ausgezeichnete, wahrhaft populäre Darſtellung.

a. **Buckland, William.** (Ueberſetzung.) Geologie und Mineralogie in Beziehung zur natürlichen Theologie. Aus dem Engliſchen nach der 2ten Ausgabe des Originals überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen von L. Agaſſiz. 2 Bde. Neuchatel, Bern und Chur 1838.

Eine Geſchichte der Entwickelung des Erdkörpers, mit der Tendenz die Weisheit des Schöpfers darin nachzuweiſen und die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte naturwiſſenſchaftlich zu beſtätigen. Dieſer Zweck bringt eine ungleiche Behandlung des Einzelnen mit ſich, ſo daß Manches nur oberflächlich berührt, Anderes mit der größten wiſſenſchaftlichen Präciſion ausgeführt iſt. Die Kupfertafeln des zweiten Bandes übertreffen alle ähnlichen Darſtellungen an Werth.

a. **Leonhard, K. Cäſar v.** Geologie oder Naturgeſchichte der Erde auf allgemein faßliche Weiſe abgehandelt. 5 Bde. Mit 97 Stahlſtichen. Stuttgart 1836—43.

Umfaſſende Behandlung der ganzen Geologie mit klarer Darſtellung.

a. **Hartmann, K.** Die Wunder der Erdrinde oder genaue faßliche Darſtellung der Mineralogie und Geologie. Stuttgart 1838.

Brauchbare Compilation.

a. **Petzholdt, Alex.** Erdkunde. Ein Verſuch, den Urſprung der Erde und ihre allmählige Veränderung bis auf den heutigen Tag mit naturwiſſenſchaftlicher Nothwendigkeit aus der Nebelhypotheſe des La Place zu folgern. Leipzig 1840.

Populäre Vorleſungen, welche die Hauptideen der neuen Geologie in fließender Darſtellung entwickeln.

c. **Hoffmann, Fr.** Hinterlaſſene Werke 1r Band. auch unter dem Titel: Phyſikaliſche Geographie. Berlin 1837. 2ter Bd.: Geſchichte der Geognoſie und Schilderung der vulkaniſchen Erſcheinungen.
Vorleſungen gehalten in Berlin in den Jahren 1834—35. Berlin 1838.

Vereinigt gründliche Wiſſenſchaftlichkeit mit ſehr glücklicher Popularität. Claſſiſches Werk.

c. **Cuvier, G. v.** (Ueberſetzung.) Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Beziehung. Nach der 3ten Originalausgabe überſetzt und mit beſondern Ausführungen und Beilagen begleitet von J. Nöggerath. 2 Bde. Bonn 1830.

Ein wiſſenſchaftlich bedeutendes Werk, in welchem die eigenthümlichen Anſichten Cuviers am meiſten hervortreten.

a. **Hauff, Hermann.** Skizzen aus Leben und Natur. 2 Bde. Stuttgart 1840.

Hieher gehören die Aufſätze: Vom Mond, über die natürliche Verſchiedenheit und die Urzeit des Menſchengeſchlechts u. a., und hauptſächlich die vortrefflich referirenden geologiſchen Briefe. Wo er am Platz iſt, tritt ächt Lichtenbergiſcher Humor hervor. Claſſiſcher Styl von angenehmſter Lesbarkeit.

Alterthumskunde.

I. Allgemeines.
II. Griechiſche und römiſche Literaturgeſchichte.
III. Griechiſche und römiſche Antiquitäten.
IV. Alte Kunſt.
V. Mythologie.
VI. Morgenländiſches.

Alterthumskunde.

I. Allgemeines.

f. **Wolf, F. A.** Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth. In deſſen und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. 1r Bd. Berlin 1807.

Hierzu gehören auch:

c. —— Vorleſungen über die Alterthumswiſſenſchaft. 5 Bde. Herausgegeben von J. G. Gürtler. Leipzig 1831—37.

Erſter gelungener Verſuch, das ganze Gebiet der Alterthumskunde als Wiſſenſchaft feſtzuſtellen. Mit genialem Blick ausgeführt.

Die nach des Verfaſſers Tode herausgegebenen Vorleſungen enthalten die weitere Ausführung der in dieſem Werk entworfenen Grundzüge. Die Redaktion und Ausſtattung läßt übrigens Manches vermiſſen.

Die obige Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft als 6r Band von Wolfs Vorleſungen beſonders herausgegeben von S. F. W. Hoffmann. Leipzig 1835.

a. **Jacobs, Fr.** Vermiſchte Schriften. 5 Bde. Leben und Kunſt der Alten. Gotha 1824—34.

Geiſtvolle Beiträge zur Alterthumskunde in ihren verſchiedenen Gebieten. Durch anziehende Darſtellung für einen größern Leſerkreis geeignet.

c. **Hoffmann, S. F. W.** Die Alterthumswiſſenſchaft. Ein Lehr- und Handbuch für Schüler höherer Gymnaſialclaſſen und für Studirende. Leipzig 1835. Mit 16 mythologiſchen und archäologiſchen Kupfertafeln.

Eine gedrängte, ungemein reichhaltige Encyclopädie, in welcher man das Weſentliche des Stoffs ſammt der Literatur überſichtlich zuſammengeſtellt findet.

f. **Pauly, A.** Real-Encyclopädie der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung. Unter Mitwirkung der vorzüglichſten Gelehrten Deutſchlands herausgegeben. 4 Bde. bis jetzt. Stuttgart 1841.

Das ganze Werk iſt auf 6 ſtarke Octavbände berechnet.

Sehr brauchbare Zuſammenſtellung alles deſſen, was nach dem jetzigen Stand der Forſchung in das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft gehört. Die einzelnen Artikel ſind zum Theil ſo umfaſſend, daß ſie größere Monographieen erſetzen können.

II. Griechiſche und römiſche Literaturgeſchichte.

a. **Borberg, K. F.** Hellas und Rom. Vorhalle des klaſſiſchen Alterthums in einer organiſchen Auswahl aus den Meiſterwerken ſeiner Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen. Die Dichtung des griechiſchen Alterthums 2 Bde., des römiſchen 2 Bde. Stuttgart 1841—44.

Glückliche Auswahl, begleitet von den nöthigen Einleitungen, allſeitigen Erklärungen und Erläuterungen; mit überſichtlicher und kritiſcher Kenntniß veranſtaltet. Für den Laien höchſt erwünſcht, und zum Gebrauch in höheren Real-, Bürger- und Töchterſchulen zu empfehlen.

a. **Baumſtark, A.** Blüthen der griechiſchen Dichtkunſt in deutſcher Nachbildung. 6 Bdchn. Karlsruhe 1840—41.

I. II. Blüthen der epiſchen Dichtkunſt.
III. Blüthen der elegiſchen Dichtkunſt.
IV. Blüthen der lyriſchen Dichtkunſt.
V. Blüthen der dramatiſchen Dichtkunſt.
VI. Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt in darſtellender Ueberſicht.

Verdient mit dem vorigen gleiches Lob. Die Erläuterungen ſind in eine beigefügte Geſchichte verwoben.

c. u. d. **Weil, Heinr.** Das klaſſiſche Alterthum für Deutſchlands Jugend. Berlin 1843.

Ein Buch von ſehr mäßigem Umfang. Paſſende Auswahl und gute Ueberſetzung.

c. **Heeren, A. L.** Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Literatur. Göttingen 1798. 2 Bde.

c. 2te Aufl. unter dem Titel: Geſchichte der klaſſiſchen Literatur im Mittelalter. Göttingen 1822.
In deſſen ſämmtlichen Werken. 4r und 5r Bd.

Das erſte Werk, das die Wiederaufſtehung der klaſſiſchen Literatur am Schluſſe des Mittelalters aus den Quellen mit Klarheit und gefälliger Darſtellung ſchildert.

l. **Schöll, M. S. Fr.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der griechiſchen Literatur von der früheſten mythiſchen Zeit bis zur Einnahme Conſtantinopels durch die Türken. 3 Bde. Nach der 2ten Aufl. aus dem Franzöſiſchen mit Berichtigungen von J. F. J. Schwarze. Berlin 1828—30.

Mehr zum Nachſchlagen als zur Lektüre; übrigens in franzöſiſcher Eleganz abgefaßt.

c. **Müller, Karl Otfr.** Geſchichte der griechiſchen Litteratur. 2 Bde. Breslau 1841.

Für ein größeres Publikum geſchrieben und ſehr geeignet, in den Geiſt der griechiſchen Literatur einzuführen, beſonders auch die Jugend für ein eifriges Studium derſelben anzuregen. Vom Verfaſſer unvollendet hinterlaſſen, weßwegen einige wichtige Partieen der griechiſchen Literaturgeſchichte, z. B. Demoſthenes und Plato fehlen. Ein ſehr empfehlenswerthes Werk.

c. **Bernhardy, G.** Grundriß der griechiſchen Literatur. Zwei Bände. Halle 1836. 1845.

Ein pikant geſchriebener, übrigens unvollſtändiger Umriß der griechiſchen Literatur. Der zweite Band umfaßt die Geſchichte der griechiſchen Poeſie.

c. **Müller, Wilh.** Homeriſche Vorſchule. 2te Aufl. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. K. W. Baumgarten-Cruſius. Leipzig 1836.

Zweckmäßige Populariſirung der Wolfiſchen Hypotheſe von Entſtehung der homeriſchen Geſänge.

Ein ausführlicher Artikel über Homer von G. F. Grotefend findet ſich in der Encyclopädie von Erſch und Gruber, ein anderer ebenfalls umfaſſender von Bähr in Pauly's Realencyclopädie.

Beide Aufſätze geben Aufſchlüſſe über die neueren Unterſuchungen in Betreff Homers.

c. **Welcker, Fr. Gottl.** Der epiſche Cyklus, oder die homeriſchen Dichter. Bonn 1835.

Hauptwerk für den Gebrauch des Gelehrten; gründliche und tiefe Abhandlung der verſchiedenen Anſichten über die Homeriſche Frage; auch dem Laien nicht unzugänglich.

c. **Bode, Georg Heinr.** Geſchichte der helleniſchen Dichtkunſt. 3 Bde. Leipzig 1838.

Größtentheils Compilation aus vorhandenen Vorarbeiten, halb populär, halb gelehrt gehalten.

c. **Rötſcher, H. Theod.** Ariſtophanes und ſein Zeitalter. Berlin 1827.

Ein Verſuch, den großen Komiker mit Hülfe des Hegelſchen Syſtems zu begreifen.

c. **Welcker, Fr. Gottl.** Die Aeſchyliſche Trilogie, Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos; nebſt Winken über die Aeſchyliſche Trilogie überhaupt. Darmſtadt 1824.

c — Nachtrag dazu, nebſt einer Abhandlung über das Satyrſpiel. Frankfurt 1826.

c. — Griechiſche Tragödien, mit Rückſicht auf den epiſchen Cyclus geordnet. 2 Bde. Bonn 1839.

Große Gelehrſamkeit, Geſchmack und poetiſcher Sinn; doch nur dem wiſſenſchaftlich Gebildeten zugänglich; mehr philologiſche Behandlung als äſthetiſche.

c. **Schöll, Adolph.** Sophokles Leben und Wirken. Frankfurt 1842.

Eine von großer Vertrautheit mit den griechiſchen Tragikern zeugende Unterſuchung über Sophokles, ſeine künſtleriſche und ſeine politiſche Richtung. Intereſſante Vermuthungen über die politiſche Tendenz mehrerer Dramen dieſes Dichters. Mit Geiſt und Geſchmack behandelt.

c. **Bernhardy, G.** Grundriß der römiſchen Literatur. Halle 1830.

Aehnliche Behandlung wie bei deſſelben Verfaſſers griechiſcher Literatur.

f. **Bähr, J. C. F.** Geſchichte der römiſchen Literatur. 3te Aufl. 2 Bde. Karlsruhe 1844.

Ein ſehr gründliches Werk, welches Alles hieher Gehörige mit großer Vollſtändigkeit und Sorgfalt zuſammenſtellt.

III. Griechiſche und römiſche Antiquitäten.

c. **Wachsmuth, W.** Helleniſche Alterthumskunde. 2te Aufl. 2 Bde. Halle 1843—45.

Eine umfaſſende Darſtellung des griechiſchen Staats- und Volkslebens, mit beſonderer Berückſichtigung der geiſtig-ſittlichen Beziehungen. Der Stoff iſt allgemein lesbar verarbeitet, und die nöthigen Excurſe ſind in Noten verwieſen.

a. **Haſe, Heinr.** Klaſſiſche Alterthumskunde. Griechiſche Alterthümer. 2 Bde. Dresden 1828.

Eine elegante Zuſammenfaſſung des allgemein Intereſſanten.

c. **Leake, W. M.** (Ueberſetzung.) Topographie von Athen. 2te Ausgabe. Ueberſetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Zürich 1844.

Eine die Anſchaulichkeit der griechiſchen Geſchichte ſehr unterſtützende Beſchreibung von Athen. Zu bedauern iſt, daß die neuen Ueberſetzer die Lücken des Originals nicht nach dem Stande der neueſten Forſchung ergänzt haben, weßwegen die ſchon im Jahre 1825 erſchienene Ueberſetzung von Rienäcker der neuen an Werth nicht nachſteht.

Neuerlich verheißt der Verleger ein beſonderes Bändchen Nachträge und Erläuterungen.

a. **Barthelemy, J. J.** (Ueberſetzung.) Reiſe des jüngeren Anacharſis durch Griechenland. Oft überſetzt, die neueſte Ueberſetzung von Ch. A. Fiſcher und Theod. v. Haupt. 14 Bdchn. Mainz 1828—31.

Eine archäologiſche Beſchreibung des alten Griechenlands. Sehr unterhaltend, jedoch mit dem Maßſtabe der neuern kritiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen nicht zu meſſen.

b. **Böckh, Aug.** Die Staatshaushaltung der Athener. 2 Bde. Berlin 1817—18.

Eine klaſſiſche Unterſuchung über das Finanzweſen der Alten.

f. **Hermann, K. F.** Lehrbuch der griechiſchen Staatsalterthümer. 3te Aufl. Heidelberg 1840.

Das beſte Werk über Verfaſſungsweſen der Griechen, hält ſich aber in der Form eines wiſſenſchaftlichen Lehrbuchs und iſt daher für Lectüre nicht geeignet.

a. **Becker, W. A.** Charikles. Bilder altgriechiſcher Sitte. Zur genauen Kenntniß altgriechiſchen Privatlebens. 2 Bde. Leipzig 1840.

Eine griechiſche Alterthumskunde in Form eines Romans. Die nöthigen wiſſenſchaftlichen Nachweiſungen ſind in einem Anhang beigegeben.

a. **Panofka, Th.** Bilder antiken Lebens. Mit 20 Kupfertafeln in 4. Berlin 1843.

Dieſe Umriſſe geben ein lebendiges Bild von den Lebensverhältniſſen, Beſchäftigungen, Spielen, Geräthſchaften u. ſ. w. der Alten, und beruhen auf den gründlichſten Studien. Ein kurzer Text gibt die nöthigen Erklärungen.

c. **Ruperti, G. F. F.** Handbuch der römiſchen Alterthümer. 2 Bde., der 2te in 2 Abtheil. Hannover 1841—44.

Eine umfaſſende Zuſammenſtellung des Wiſſenswerthen.

c. **Zeiß, Guſt.** Römiſche Alterthumskunde. Jena 1843.

Darſtellung einfach und klar. Die Noten enthalten eine zweckmäßige Auswahl von Citaten und Stellen. Für Schulen und Laien ſehr zu empfehlen.

a. **Böttiger, K. A.** Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. 2 Bde. Leipzig 1806.

Putz und Beſchäftigung der römiſchen Frauen anſchaulich dargeſtellt und am ſchwachen Faden eines Romans aneinandergereiht.

a. **De Theis.** (Ueberſetzung.) Polyklets Reiſe, oder Briefe über Rom; aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. W. Bennicken. 3 Thle. Weimar 1822—23.

Belehrende Unterhaltungsſchrift, nach Art von Anacharſis Reiſen.

a. u. d. **Becker, W. A.** Gallus oder römiſche Scenen aus der Zeit des Kaiſer Auguſtus. 2 Bde. Leipzig 1838.

In ähnlicher Weiſe behandelt wie deſſen Charikles.

c. —— Handbuch der römiſchen Alterthümer. Erſter Band. Leipzig 1843.

Ein ſehr ausführlich angelegtes Handbuch, deſſen erſter Theil auf eine Topographie des alten Roms verwendet iſt.

c. **Schuch, Ch. Th.** Privatalterthümer, oder wiſſenſchaftliches, religiöſes und häusliches Leben der Römer. Karlsruhe 1842.

Eine gedrängte, mehr auf Belehrung als Unterhaltung berechnete, populäre Zuſammenſtellung deſſen, was in größeren wiſſenſchaftlichen Werken über dieſen Gegenſtand niedergelegt iſt. Sehr brauchbar.

a. **Herculanum und Pompeji.** Vollſtändige Sammlung der daſelbſt entdeckten, zum Theil noch uncolorirten Malereien, Bronzen und Moſaiken. Geſtochen von H. Roux dem älteren und A. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text zum Gebrauch für Künſtler, Gelehrte und höhere Schulanſtalten. Deutſch bearbeitet von A. Kaiſer. Lief. 1—168. 4. Hamburg 1838—40.

Schöne Stiche, aber mangelhafte Ueberſetzung.

c. **Zahn, W.** Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä, nebſt einigen Grundriſſen und Anſichten nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen. 10 Hefte. gr. Fol. Berlin 1828—29.

c. —— Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä. Zweite Folge. Berlin 1842 ſg.

c. **Raoul Rochette.** Choix de peintures de Pompéji, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture, et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et les Romains. I. Liv. Paris 1844.

c. **Ternite, Wilh.** Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum in Zeichnungen und nachbildenden Farben. Mit erläuterndem Texte von K. O. Müller. Heft 1—3. Berlin 1844.

Schöne, zum Theil farbige Darſtellungen, die das häusliche Leben der Römer und ihre Kunſt ſehr lebendig vergegenwärtigen. Bei dem letzten Werke iſt auch der Text (fortgeſetzt von Karl Fr. Hermann) von Werth.

IV. Alte Kunſt.

b. **Leſſing, G. E.** Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei u. Poeſie. Zuerſt 1766. 4te Ausgabe. Berl. 1832. Auch in deſſen ſämmtlichen Schriften.

Der große Grundſatz der Iſolirung der Künſte mit divinatoriſchem Geiſte aufgeſtellt und nachgewieſen. Klaſſiſches Werk.

b. u. f. **Winckelmann, J. J.** Geſchichte der Kunſt des Alterthums. 2te vermehrte Ausgabe nach des Verfaſſers Tod herausgegeben von der Academie der bildenden Künſte in Wien. Mit Kupfern. 4. Wien 1776.

b. u. f. **Werke.** Herausgegeben von K. L. Fernow, H. Meyer und Joh. Schulze. 8 Bde. Mit 63 Kupfertafeln. Dresden 1808—20. 3r bis 6r Band auch unter dem Titel: Geſchichte der Kunſt des Alterthums. Herausgegeben von H. Meyer und Schulze.

Pforte zum Reiche der idealen Schönheit, erbaut vom Schöpfer der Kunſtgeſchichte und Kunſtkritik. Die Sprache dieſer Werke iſt vom Gegenſtande beherrſcht und durchdrungen, voll Enthuſiasmus und Beſinnung.

a. **Meyer, H.** Geſchichte der bildenden Kunſt bei den Griechen. 3 Bde. Dresden 1824.

a. —— Ueberſicht der Geſchichte der Kunſt bei den Griechen, deren bekannteſten Werke und Meiſter, ſowie der noch vorhandenen Denkmale. gr. Fol. Dresden 1826.

Populariſirung der Winckelmannſchen Ideen und Forſchungen. Sehr brauchbares Werk.

c. **Thierſch, Fr.** Ueber die Epochen der bildenden Künſte unter den Griechen. 2te Aufl. München 1839.

Hauptwerk für dieſes Fach, das auf gründlichen Studien beruht und die allgemeinen Umriſſe der griechiſchen Kunſtgeſchichte mit Geiſt ſkizzirt.

c. **Hirt, A. L.** Die Geſchichte der bildenden Künſte bei den Alten. Berlin 1833.

Wichtiger Beitrag zur Kenntniß des griechiſchen Kunſtlebens in einer etwas trockenen, minder anſprechenden Form.

b. **Müller, K. Otfr.** Handbuch der Archäologie der Kunſt. 2te Ausgabe. Breslau 1835.

Ein das ganze Gebiet der griechiſchen Kunſt und Archäologie umfaſſendes Lehrbuch von gediegenem Inhalt und anſprechender Form. Hauptwerk für dieſes Fach.

c. **Müller, Karl Otfr.** und **Oeſterley.** Denkmäler der alten Kunſt. Breslau 1833. 4.

Eine Ergänzung zum Vorigen, enthält eine Reihe der wichtigſten griechiſchen Kunſtwerke in ſkizzirten Umriſſen, mit kurzem erläuterndem Text.

c. **Schorn, Ludw.** Ueber die Studien der griechiſchen Künſtler. Heidelberg 1816.

Ein ſehr werthvoller Beitrag zur griechiſchen Kunſtgeſchichte in geſchmackvoller Darſtellung.

c. **Feuerbach, Anſelm.** Der vaticaniſche Apollo. Nürnberg 1833.

Philoſophiſche Forſchungen voll Geiſt und Scharfſinn, die aus der bildenden Kunſt in die dramatiſche Literatur der Alten hinüber leiten.

c. **Semper, G.** Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architectur und Plaſtik bei den Alten. Altona 1834.

Die erſte gründliche Nachweiſung, daß die Bildwerke der Alten wirklich bemalt geweſen ſind.

V. Mythologie.

f. **Müller, K. Otfr.** Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie. Göttingen 1825.

(Dazu von demſelben Verfaſſer der Artikel in Erſch und Gruber, über Pallas Athene.)

Die Grundſätze der mythologiſchen Forſchung werden hier in einer Weiſe entwickelt, die auch jetzt noch maßgebend iſt; überhaupt iſt das Werk eines der beſten über Religion der Alten, und auch in einer anſprechenden Form geſchrieben.

a. **Naegelsbach, K. F.** Die Homeriſche Theologie in ihrem Zuſammenhang dargeſtellt. Erlangen 1840.

Eine Art Dogmatik der homeriſchen Götter. Zwar in wiſſenſchaftlicher Form gehalten, aber für Jedem, der ſich für den Gegenſtand intereſſirt, ſehr zu empfehlen.

c. **Schwenck, Konr.** Die Mythologie der aſiatiſchen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. 1r Bd.: Die Mythologie der Griechen, für Gebildete und die ſtudirende Jugend. Mit 12 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M. 1843.

2r Bd.: Die Mythologie der Römer. Frankf. a. M. 1845.

Eine umfaſſende Zuſammenſtellung deſſen, was wir über die griechiſche und römiſche Mythologie wiſſen. Auf ſelbſtſtändige Studien gegründet. Belebte populäre Darſtellung ohne gelehrte Nachweiſungen.

e. **Stuhr, P. F.** Allgemeine Geſchichte der Religionsformen der heidniſchen Völker.
1r Bd. Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients. Berlin 1836.
2r Bd. Die Religionsſyſteme der Hellenen in ihrer geſchichtlichen Entwickelung dargeſtellt. Berlin 1838.

Geiſtreiche philoſophiſche Auffaſſung und wohl die beſte Verarbeitung des mythologiſchen Materials. Wiſſenſchaftlich gebildeten Laien beſonders zu empfehlen.

f. **Creuzer, Fr.** Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen. 3 Bde. 3te Aufl. Darmſtadt 1836–38.

Hauptwerk, vom genialen Begründer dieſer Wiſſenſchaft.

e. **Baur, F. Ch.** Symbolik und Mythologie der Naturreligion des Alterthums. 1r Bd., 2r Bd. 2 Abtheilungen. Stuttgart 1824—25.

Das Material der Wiſſenſchaft, philoſophiſch nach Schleiermacherſchen Ideen geordnet und mit Geiſt verarbeitet.

a. **Geppert, C. J.** Die Götter und Heroen der alten Welt. Leipzig 1842.

Eine populär gehaltene Darſtellung der griechiſchen Götter- und Heldenſagen nach den griechiſchen Dichtern und Geſchichtſchreibern, hauptſächlich für Künſtler und Laien berechnet.

a. **Schwab, G.** Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums. Nach ſeinen Dichtern und Erzählern. 3 Bände. Stuttgart 1838—1840. 2te Aufl. 1843.

Der erſte Band enthält vermiſchte Sagen, darunter die Argonauten- und Herkulesſage; Theſeus; Oedipus, die Sieben gegen Theben; die Epigonen; die Herakliden.

Der zweite Band die Sage von Troja, von ſeiner Gründung bis zu ſeinem Untergang.

Der dritte Band die letzten Tantaliden, Odyſſeus, Aeneas; zuſammen den ganzen Sagenkreis des klaſſiſchen Alterthums, ſoweit derſelbe auf allgemeines Verſtändniß Anſpruch machen kann. Kein weſentliches Element der klaſſiſchen Sage und Dichtung iſt übergangen. Die Erzählung ſchöpft aus den Quellen. Beſonders für die Jugend geeignet.

c. **Heffter, M. W.** Die Mythologie der Griechen und Römer nach hiſtoriſchen und philoſophiſchen Grundſätzen für Lehrer und Lernende jeglicher Art neu bearbeitet. Brandenburg 1845.

Eine populäre Darſtellung der Mythologie mit philoſophiſcher Auffaſſung, jedoch ohne Nachweiſungen und Begründungen.

Die bis jetzt vorliegende erſte Abtheilung enthält die Geſchichte der Religion der Griechen. Eine zweite ſoll die Schilderung der einzelnen Gottheiten der Griechen und ihrer Culte, eine dritte die Religion der Römer und ihre Geſchichte enthalten.

c. **Hartung, J. A.** Die Religion der Römer nach den Quellen dargeſtellt. 2 Bde. Erlangen 1836.

Die erſte umfaſſende wiſſenſchaftliche Unterſuchung über die Religion der Römer, die zwar noch manche unhaltbare Hypotheſen enthält, aber das betreffende Gebiet fleißig erforſcht hat.

c. **Pellegrino, D.** (Krjukoff.) Andeutungen über die urſprünglichen Religionsunterſchiede der römiſchen Patrizier und Plebejer. Leipzig 1842.

Eine ebenfalls mehr wiſſenſchaftliche Unterſuchung, die aber ſehr intereſſante Forſchungen über Glauben und Namensverhältniſſe der alten Römer enthält.

VI. Morgenländiſches.

a. **Herder, J. G. v.** Geiſt der ebräiſchen Poeſie. 3te Ausgabe von K. W. Juſti. 2 Bde. Leipzig 1825.

Die Einheit der Poeſie und Prophetie in der Natureinfalt nachzuweiſen, von Herders kindlich jugendlichem Geiſte. Die übertragenen Stellen ſind Zweck und Frucht des Buches; das übrige iſt Schaale.

c. **Schlegel, Fr. v.** Weisheit der Indier. 1808.

Erſter verwunderter und bewundernder Gang in die Labyrinthe indiſcher Weisheit und Dichtung.

c. **Bohlen, P. v.** Das alte Indien mit beſonderer Rückſicht auf Aegypten. 2 Bde. Königsberg 1830—31.

Nüchterne Kritik und klare Darſtellung der bisherigen und vom Verf. ſelbſt angeſtellten Forſchungen über indiſche Weisheit.

c. **Weil, G.** Die poetiſche Literatur der Araber vor und nach Mohamed. Stuttgart und Tübingen 1837.

Sehr zweckmäßige und brauchbare Ueberſicht. Fließende Darſtellung.

c. —— Mohamed der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre. Stuttgart 1843.

Gründliche Biographie; Beurtheilung Mahomeds vom rationaliſtiſch-pragmatiſirenden pſychologiſchen Standpuncte.

b. **Laſſen, Chr.** Indiſche Alterthumskunde. Erſten Bandes erſte Hälfte bis jetzt erſchienen. Bonn 1845.

Ein claſſiſches Werk, welches das ältere von P. v. Bohlen an Gediegenheit der Forſchung weit übertrifft.

Länder- und Völkerkunde.

I. Länderkunde und Reiſebeſchreibungen.
II. Univerſalgeſchichte.
III. Alte Geſchichte.
IV. Mittlere Geſchichte.
V. Neuere Geſchichte.
VI. Deutſches Volk und Land.
VII. Monographieen über deutſche Geſchichte.
VIII. Deutſche Specialgeſchichten.
IX. Schweiz.
X. Frankreich.
XI. Niederlande.
XII. Großbrittanien und Irland.
XIII. Scandinavien.
XIV. Rußland.
XV. Polen.
XVI. Ungarn.
XVII. Slaven.
XVIII. Spanien.
XIX. Italien.
XX. Griechenland.
XXI. Türkei.
XXII. Aſien und der Orient überhaupt.
XXIII. Afrika.
XXIV. Amerika.
XXV. Auſtralien.

Länder- und Völkerkunde.

I. Länderkunde und Reiſebeſchreibungen.

Geographie.

f. **Ritter, Karl.** Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geſchichte. 2 Bde. Berlin 1817—18.

2te Auflage. 10 Bände. (Noch nicht vollendet.) Berlin 1822—44.

Ein Hauptwerk, in dem der berühmte Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Geographie ſeine umfaſſenden Unterſuchungen niedergelegt hat. Die ältere Ausgabe iſt überſichtlicher als die zweite, in welcher die Darſtellung von der Maße des ſtofflichen Details erdrückt wird.

e. **Roon, Alb.** v. Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. 3 Abtheilungen in 4 Bdn. Berlin 1837—44.

Abth. I. Topiſche Geographie.
Abth. II. Phyſiſche Geographie.
Abth. III. 1) Propädeutik der politiſchen Geographie.
Abth. III. 2) Verſuch einer ſyſtematiſchen Darſtellung der politiſchen Geographie.

Eine Bearbeitung der Erdkunde, die auf Ritterſche Ideen gegründet, aber in einer populären Weiſe behandelt iſt, welche ſie dem größeren Kreiſe der Gebildeten zugänglich macht. Beſonders anziehend wird die Behandlung dadurch, daß überall die Beziehungen zum geiſtigen Leben hervorgekehrt ſind. Mit großer Reichhaltigkeit des Stoffes weiß der Verfaſſer anſprechende Klarheit in Anordnung und Ausdruck zu verbinden. Eines der beſten und lesbarſten geographiſchen Werke.

f. **Berghaus, H.** Allgemeine Länder- und Völkerkunde. 6 Bde. Stuttgart 1836—44.

Ebenfalls ein ſehr reichhaltiges Werk von einem der erſten Geographen unſerer Zeit, das aber auch viel überflüſſigen unverarbeiteten Stoff enthält, und durch eine ſchwerfällige Darſtellung den Leſer abſchreckt. Die beiden letzten Bände ſind nicht vom Verfaſſer ſelbſt, ſondern größtentheils von Peſſart und Bromme bearbeitet, welcher Letztere die amerikaniſchen Zuſtände in einer übermäßig bewundernden Weiſe dargeſtellt hat.

a. —— Grundriß der Geographie. Breslau 1843.

Gibt den weſentlichen Inhalt des größern Werkes in gedrängter überſichtlicher Darſtellung, und iſt daher viel brauchbarer als jenes.

a. u. d. **Blanc, Ludw. Gottfr.** Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus Natur und Geſchichte. 4te Aufl. 3 Bde. Halle 1840.

Iſt ein ſehr brauchbares Handbuch der Länder- und Völkerkunde, in welchem man auch die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten jedes Landes findet. Die Behandlung iſt anſprechend.

c. **Völter, Dan.** Lehrbuch der Geographie. 3 Bde. Eßlingen 1844—45.

Ein Handbuch für Schulen und zum Selbſtunterricht, in welchem die neuern geographiſchen Forſchungen mit zweckmäßiger Auswahl des Wichtigeren zuſammengeſtellt ſind. Angenehme Darſtellung.

c. **Mendelsſohn, G. Benj.** Das germaniſche Europa. Zur geſchichtlichen Erdkunde. Berlin 1836.

Geiſtreiche Phyſiognomik Europas, bei der politiſche und phyſikaliſche Verhältniſſe ſinnreich combinirt ſind.

a. **Rougemont, F. v.** (Ueberſetzung.) Handbuch der vergleichenden Erdbeſchreibung. Deutſch von C. H. Hugendubel. Bern 1835.

a. —— Geographie des Menſchen. Deutſch von Hugendubel. Bern 1839.

Beide ſehr gediegene Werke, auf Ritter gegründet, mit ſelbſtſtändiger von philoſophiſchem Geiſte zeugender Auffaſſung. Die hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Parthie iſt minder genügend. Eigenthümlich iſt die religiöſe Färbung.

a. **Vogel, Karl.** Naturbilder. Leipzig 1842.

a. —— Geſchichtsbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographiſchen Unterrichts und für Gebildete überhaupt. Leipzig 1845.

Jugendlehrern für Belebung des geographiſchen Unterrichts ſehr zu empfehlen. Auch unterhaltende Lectüre, beſonders das 2te Werk.

c. **Hochſtetter, Ernſt Fried.** Allgemeine mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung. 3 Bde. Stuttg. 1820—21.

Naturphiloſophiſche Grundlage; die Auffaſſung anſprechend, der Styl etwas ſchwerfällig.

c. **Kapp, Ernſt.** Philoſophie der Erdkunde. Braunſchweig 1845. Bis jetzt 2 Hefte, das ganze Werk auf 2 Bände berechnet.

Verarbeitung der Ritterſchen Forſchungen in ſpeculativem Sinne, beſonders geſtützt auf Hegels geographiſche Grundlage der Weltgeſchichte in ſeiner Philoſophie der Geſchichte.

c. **Merleker, Karl Fried.** Lehrbuch der hiſtoriſch-comparativen Geographie. In vier Büchern. (4 Bde.) Darmſtadt 1839—43.

I. Buch. Die Geſchichte der Geographie und der geographiſchen Entdeckungen, in Verbindung mit den wichtigſten Momenten aus der Geſchichte der Schifffahrt, der Colonien und des Handels, von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

II. Buch. Umriſſe der mathematiſchen oder aſtronomiſchen Geographie.

III. Buch. Umriſſe der allgemeinen phyſikaliſchen Geographie.

IV. Buch. Allgemeine Länder- und Völkerkunde. 1ſte Abtheil. enthaltend: die Continente, Aſien, Afrika und Auſtralien. 2te Abtheil. enthaltend: die Continente Oceanien, Amerika und Europa.

Aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Reſultate der neuern Forſchungen im Gebiete der Geographie in einem Werk von mäßigem Umfange zu vereinigen. Die Aufgabe zweckmäßig gelöſt; nicht blos eine trockene Zuſammenſtellung von Thatſachen, ſondern ein Werk, das ſich mit Intereſſe leſen läßt; Schilderung nicht blos der Länder, ſondern auch der Sitten und Gebräuche der Bewohner.

a. **Zimmermann, E. A. W.** v. Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckung des 18ten Jahrhunderts in Rückſicht der Länder-, Menſchen- und Productenkunde, für jede Claſſe von Leſern. 14 Jahrgänge (fortgeſetzt in 4 Jahrgängen von Chr. Fr. Rühs und H. Lichtenſtein). Leipzig 1802—1819.

Nachgedruckt unter dem Titel: Die Erde und ihre Bewohner nach den neueſten Entdeckungen. 18 Bde. Leipzig und Stuttgart 1810—20.

Zweckmäßig und unterhaltend angelegte Auszüge aus Reiſebeſchreibungen. Als Leſebuch für die Jugend ſehr zu empfehlen.

a. **Sommer, Joh. Gottfr.** Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. 24 Jahrgänge. Prag 1823 u. f.

Sammelwerk, macht ſich zur Aufgabe, die Reſultate der neuen Reiſen zuſammen zu ſtellen.

a. **Berghaus, Heinr.** Almanach. Den Freunden der Erdkunde gewidmet. Stuttgart und Gotha. Jahrg. 1837—41.

Eine Sammlung von geographiſchen Abhandlungen, welche Zuſammenſtellung neuer Entdeckungen mit Zwecken der Unterhaltung verbinden.

a. **Külb, P. Hedw.** Länder- und Völkerkunde in Biographien. Berlin 1845.

2 Lieferungen, das Ganze auf 4 Bände berechnet.

Zwei Probehefte, die Gutes verſprechen. Zugleich eine Geſchichte der Geographie, indem die geographiſchen Vorſtellungen und Entdeckungen berühmter Geographen, Reiſenden, Heerführer u. ſ. w. aller Zeiten in kurzer Zuſammenſtellung gegeben werden.

Statiſtik.

c. **Reden, Fried. Wilh.** v. Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statiſtik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranſtalten, ſowie zu handelspolitiſchen und volkswirthſchaftlichen Beſprechungen. — Zunächſt für die königliche Handelslehranſtalt zu Berlin. Berlin 1844.

Zweck der Schrift: dem gebildeten Mann eine Sammlung von Thatſachen, nebſt Folgerungen über die Kulturverhältniſſe darzubieten, den Geſchäftsmännern aber ein Leitfaden zur Erkenntniß deſſen zu ſein, was im practiſchen Leben ihnen zu wiſſen nöthig iſt.

c. **Mac-Culloch, J. R.** Handbuch für Kaufleute, oder Ueberſicht der wichtigſten Gegenſtände des Handels- und Manufacturweſens, der Schifffahrt und der Bankgeſchäfte, mit ſteter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. 2 Bde. in 4 Abtheilungen mit einem Supplementband. Stuttgart und Tübingen 1833–37.

Umfaßt das ganze Gebiet des Handels mit den darauf bezüglichen Wiſſenſchaften, und gibt ein vollſtändiges Bild von dem Verkehr der Nationen.

c. **Schmidt, L. R.** Theoretiſch-practiſches Comptoirhandbuch nach Mac-Culloch und den neueſten zuverläſſigſten Quellen in alphabetiſcher Ordnung. Mit den Planen von Konſtantinopel, Gibraltar, Helſingör, Newyork, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projection. Stuttgart und Tübingen 1836—37.

Mit vorherrſchend practiſcher Tendenz und beſonders zum Nachſchlagen für Geſchäftsmänner geeignet.

b. **Schubert, Fr. Wilh.** (aus Königsberg). Handbuch der allgemeinen Staatenkunde.

I. 1. Allgemeine Einleitung und das ruſſiſche Reich. Königsberg 1835.
I. 2. Frankreich und das brittiſche Reich 1836.
I. 3. Spanien und Portugall. 1836.
I. 4. Die italieniſchen Staaten 1839. (4 ſtarke Bde.)

Das beſte ſtatiſtiſche Werk.

Reiſebeſchreibungen.

a. **Sprengel, M. C.** und **Ehrmann, T. F.** Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Nachrichten zur Erweiterung der Erdkunde ꝛc. 50 Bde. Weimar 1800—14.

I. Browne's Reiſen in Afrika, Aegypten und Syrien.
II. Wilſon's Beſchreibung einer Miſſionsreiſe nach dem ſtillen Ocean, nebſt: la Billardière, Reiſe in die Südſee.
III. 1. Beaujour's Schilderung des Handels von Griechenland

2. Graſſet St. Sauveur, Beſchreibung der ehemaligen venetianiſchen Beſitzungen in Griechenland.

IV. 1. Hyder-Ally und Tippo Saheb, oder hiſtoriſch-geographiſche Ueberſicht des myſoriſchen Reichs.

2. S. Turners Reiſen nach Butan und Tibet.

3. Symes Geſandtſchaftsreiſe nach dem Königreich Ava.

V. 1. Barrow's Reiſen durch die innern Gegenden des ſüdlichen Afrika. 1r Theil.

2. Degrandpré's Reiſe nach der weſtlichen Küſte v. Afrika.

VI. Olivier's Reiſe durch die Türkei und Aegypten 1r Thl.

VII. 1. Hornemann's Tagebuch ſeiner Reiſe von Cairo nach Mourzuck.

2. Mackenzie, Reiſe nach dem nördlichen Eismeere.

3. Lajaille, Reiſe nach dem Senegal. Nebſt Beſchreibung des Goldlandes Bambuck.

VIII. 1. Sauers Reiſe nach den nördlichen Gegenden von Rußland, Aſien und Amerika.

2. Jackſon's Tagebuch einer Reiſe zu Lande aus Oſtindien nach England.

IX. 1. Durand's Nachrichten von den Senegalländern, nebſt Rubault's Landreiſe nach Galam.

2. Labarthe's Reiſe nach der Küſte von Guinea, oder Beſchreibung des weſtafrikaniſchen Küſtenſtrichs vom Kap Tagrin bis zum Kap Lopez Gonſalves.

X. 1. Schilderung von Louiſiana.

2. Rochon's Reiſe nach Marokko und Indien.

XI. 1. Percival's Beſchreibung der Inſel Ceylon und ihrer Bewohner, und Nachrichten einer Geſandtſchaftsreiſe an den Hof von Kandia.

2. Paultre's geographiſche Nachrichten von Syrien.

3. Elmore's vermiſchte Nachrichten von verſchiedenen Gegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Aſien und vorzüglich in Oſtindien.

XII. 1. Bory de St. Vincent, Geſchichte und Beſchreibung der kanariſchen Inſeln.

2. Devezin's Nachrichten über Aleppo und Cypern.

XIII. Reiſe nach Aegypten ꝛc.

XIV. 1. Barrow's Reiſe durch China. 1r Theil.

2. Beiträge zur nähern Kenntniß der Tartarei beſonders von Taſchkent, China und den Kirgiſenlanden.

XV. 1. Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika.

2. Malouet's Reiſe nach der franzöſiſchen Guiana und nach Surinam.

XVI. 1. Barrow's Reiſen durch China ꝛc.

2. Wittmann's Reiſen nach der Türkei, Kleinaſien, Syrien und Aegypten.

XVII. 1. Barrow's Reiſen durch die innern Gegenden des ſüdlichen Afrika.

2. Michaux's Reiſe in das Innere der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, weſtwärts der Aleghany-Gebirge.

XVIII. 1. Percival's Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

2. Semple's Wanderung und Schilderung vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

XIX. 1. Broughton's Entdeckungsreiſe in das nördliche ſtille Meer.

2. Papon's Reiſe in das Departement der Seealpen.

3. Reiſe nach der Inſel Martinique von J. R.

XX. 1. Ferri de St. Conſtant, London u. d. Engländer. 1r Thl.

XXI. Olivier's Reiſe durch das türkiſche Reich, Aegypten und Perſien ꝛc. 2r Theil.

XXII. 1. Dallas's Geſchichte der Maronen-Neger auf Jamaika.

2. Mac-Kinnen's Reiſe nach dem brittiſchen Weſtindien und beſonders nach den Bahama-Inſeln.

XXIII. 1. Winterbottoms Nachrichten von der Sierra-Leona-küſte und ihren Bewohnern.

2. Hocking's Berichte von den neueſten Reiſen nach den Pelew-Inſeln.

XXIV. 1. Woodard's Geſchichte ſeiner Schickſale und ſeines Aufenthalts auf der Inſel Celebes ꝛc.

2. Tuckey's Bericht von einer Reiſe nach Neuſüdwales.

XXV. Bory de St. Vincent's Reiſe nach den maskareniſchen Inſeln ꝛc.

XXVI. 1. Bory de St. Vincent's Beiträge zur Naturgeſchichte der maskareniſchen Inſeln.

2. Skjöldebrand's Beſchreibung der Waſſerfälle und des Kanals von Trollhätta und Reiſe nach dem Nordkap.

3. Haringmann's Tagebuch einer Reiſe nach Marokko.

XXVII. Feri de St. Conſtant, London und die Engländer. 2r Theil.

XXVIII. 1. Hiſtoriſcher Verſuch über den Handel und die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere.

2. Holme's Tagebuch einer Reiſe nach Sina und in die Tartarei.

3. Hebbe, Nachrichten von den azoriſchen Inſeln.

4. Briefe aus Aegypten, während des brittiſchen Feldzugs daſelbſt im Jahre 1801.

XXIX. 1. Turnbull's Reiſe um die Welt.

2. Lindley's Reiſe nach Braſilien.

XXX—XXXII. Neueſte Beiträge zur Kunde v. Indien. 3 Bde.

XXXIII. 1. Beſchreibung der Inſel St. Helena.

2. Bellaire's Beſchreibung der vormaligen venetianiſchen Inſeln und Beſitzungen im ioniſchen Meere.

3. Grant's Bericht von einer Entdeckungsreiſe nach Neuſüdwales.

XXXIV. 1. Anderſen's kleine Fußreiſe durch einen Theil von Seeland.

2. Depon's Nachrichten von der General-Hauptmannſchaft Caracas ꝛc.

XXXV. 1. Drayton's Beſchreibung von Südcarolina.

2. Malouet's Beſchreibung von St. Domingo.

XXXVI. Olivier's Reiſe durch die Türkei ꝛc. 3r Bd.

XXXVII. Peron's Entdeckungsreiſe nach Auſtralien. 1r Thl.

XXXVIII. Barrow's Reiſe nach Cochinchina.

XXXIX. 1. Haafner's Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel, auf der weſtlichen indiſchen Halbinſel. 2 Theile.

2. A. Tibeaut's von Berneoud Schilderung der Inſel Elba.

XL. 1. Caſtellan's Briefe über Morea und die Inſeln Cerigo, Hydra und Zante.

2. S. de Sacy's neueſte Beiträge zur Kunde der aſiatiſchen Türkei.

3. A. von Gardanne's Tagebuch einer Reiſe durch die aſiatiſche Türkei nach Perſien u. zurück nach Frankreich.

XLI u. XLII. 1. Meermann's Reiſe durch den Norden und Nordoſten von Europa. 2 Theile.

2. Speeleveld's Briefe über die Inſel Walcheren.

XLIII. 1. Potter's Reiſe durch die öſtlichen Departements von Holland und dem Herzogthum Oldenburg, und von Südholland. 2 Thle.

2. Houßmann's Reiſe durch die nördlichen Gegenden von England.

XLIV u. XLV. Valentia und Salt's Reiſen nach Indien, Ceylon, dem rothen Meere ꝛc. 2 Thle.

XLVI. 1. Ledrus Reiſe nach den Inſeln Teneriffa, Trinidad, St. Thomas, St. Cruz und Portorico.

2. Neueſte Beiträge zur Kunde von der Inſel Madagascar.

XLVII. De la Biſſachère. Gegenwärtiger Zuſtand von Tunkin, Cochinchina und die Königreiche Camboja, Laos und Lac-Tho.

XLVIII. Pikes Reiſe durch die weſtlichen Gebiete von Nordamerika ꝛc.

XLIX. 1. Grant's Beſchreibung von Braſilien ꝛc.

2. Hamilton, Aegyptiaca.

L. 1. Klaproth's Beſchreibung des öſtlichen Caucaſus.

2. Jagigian's Nachricht über den thraziſchen Bosporus.

Verſtändige Auswahl der Beſchreibungen ſolcher Reiſen, die beſondere wiſſenſchaftliche Reſultate geliefert haben; zum Theil aus fremden Originalen überſetzt, zum Theil aus ihnen zuſammengeſtellt oder bearbeitet. Hervorſtechend ſind darunter IV, 2. V, 1. VII, 1 und 2. XIV, 1. XV, 1. XVI und XVII. XXI. XXV. XXVI, 1. XXXVIII. L, 1.

Bibliothek, neue. Die wichtigſten Reiſebeſchreibungen ꝛc. In Verbindung mit einem andern Gelehrten herausgegeben von F. J. Bertuch; nach deſſen Tode fortgeſetzt von mehreren andern Gelehrten. 1—65. Bd. Weimar 1815—35.

I. Makenzie, Reiſe durch die Inſel Island. 1815.

II. 1. Lewis und Clarke, Tagebuch einer Entdeckungsreiſe durch Nordamerika. 1815.

2. Morier's Reiſe durch Perſien, Armenien und Kleinaſien nach Konſtantinopel. 1815.

III. Catteau-Calleville, Gemälde der Oſtſee in phyſiſch-geographiſch-hiſtoriſcher und merkantiliſcher Hinſicht. 1815.

IV. Salt's neue Reiſe nach Abyſſinien. 1815.

V. Daurion-Lavayſſé, Reiſe nach den Inſeln Trinidad, Tabago und Margaretha ꝛc. 1816.

VI. Flinder's Reiſe nach dem Auſtral-Lande. 1816.

VII. u. VIII. 1. Ali-Bey el Abaſſi, Reiſen in Afrika und Aſien. 1ſte und 2te Abtheilung. 1816.

2. Maggil's neue Reiſe nach Tunis. 1816.

IX. u. X. Elpheſtone's Geſchichte der engliſchen Geſandtſchaft an den Hof von Kabul. 2 Bde. 1817.

XI. Koſter's Reiſen in Braſilien. 1817.

XII. Pottinger's Reiſe durch Beluſchiſtan und Sinde. 1817.

XIII. Clarke, Reiſe durch Rußland und die Tartarei. 1818.

XIV. u. XV. 1. v. Eſchwege, Journal von Braſilien. 2 Hefte. 1818.

2. Legh, Reiſe durch Aegypten. 1818.

3. Brackenridge, Anſichten von Luiſiana. 1818.

XVI. Peron's Entdeckungsreiſe nach Auſtralien. 2r Bd. 1819.

XVII. 1. Meliſch's Reiſen durch die vereinigten Staaten von Amerika. 1819.

2. Kirkpatrik's Nachrichten von dem Königreiche Nepaul. 1819.

XVIII. Nicholas, Reiſe nach und in Neuſeeland. 1819.

2. Hall's Entdeckungsreiſe nach der Weſtküſte von Korea. 1819.

XX. Mariner, Nachricht über die Freundſchafts- oder die Tonga-Inſeln. 1820.

XXI. Bowdich, Miſſion der engliſch-afrikaniſchen Compagnie vom Cap Coaſt Caſtle und Aſhante. 1820.

XXII. Mollien, Reiſe in das Innere von Afrika, an den Quellen des Senegal und des Gambia. 1820.

XXIII. 1. Morier's zweite Reiſe nach Perſien, Armenien, Kleinaſien und Konſtantinopel. 1820.

2. De Cordova, Reiſe nach der Magellansſtraße.

XXIV. Burkhardt, Reiſen nach und in Nubien. 1820.

XXV. u. XXVI. Blaquiere, Briefe aus dem mittelländiſchen Meere, enthaltend eine Schilderung des bürgerlichen und politiſchen Zuſtandes von Sicilien, Tripolis, Tunis und Malta. 2 Theile. 1821.

XXVII. 1. Kinneir's Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan. 1822.

2. Beaufort's Beſchreibung von Karamanien. 1821.

XXVIII. u. XXIX. 1. Luccock, Bemerkungen über Rio de Janeiro und Braſilien. 2 Abtheilungen. 1821.

2. Reiſe von Tripolis an die Grenzen von Aegypten. Aus dem Italieniſchen des P. Della Cella. 1821.

XXX. 1. Harris, Bemerkungen auf einer Reiſe durch die vereinigten Staaten von Nordamerika. 1822.

2. Anſpach, Geſchichte und Beſchreibung von Newfoundland und der Küſte von Labrador. 1822.

XXXI. 1. Jaubert, Reiſe durch Armenien und Perſien. Nebſt einer Nachricht über Ghilan und Maſandrean, von dem Obriſten Trezel. 1822.

2. Tagebuch einer Landreiſe durch die Küſtenprovinzen Chinas von Manchao, auf der Südküſte von Hainau nach Canton. 182

XXXIII. 1. Campbell's Reiſen in Südafrika (die zweite Reiſe). 1823.

2. Waddington's und Hanbury's Reiſe in verſchiedenen Gegenden Aethiopiens. 1823.

XXXIV. Burckhardt, Reiſen in Syrien, Paläſtina und die Gegend des Berges Sinai. 1r Bd. 1823.

XXXV. Ker-Porter, Reiſen in Georgien, Perſien ꝛc. 1r Thl. 1823.

XXXVI. 2 Abtheilungen. Franklins Reiſe an den Küſten des Polarmeeres. 1823—24.

XXXVII. Meredith, Gemälde der Küſte von Guinea ꝛc. 1824.

XXXVIII. Burckhardt, Reiſen in Syrien ꝛc. 2r Bd. 1824.

XXXIX. Burchell, Reiſen in das Innere von Südafrika. 2r Bd. 1825.

XL. Cochrane, Fußreiſe durch Rußland und die ſibiriſche Tartarei ꝛc. 1825.

XLI. Caldcleugh, Reiſen in Südamerika ꝛc. 1826.

XLII. 1te u. 2te Abtheil. Stevenſon, Reiſen in Arauco, Chile, Peru und Columbia. 1826.

XLIII. Beſchreibung der Reiſen und Entdeckungen im nördlichern und mittlern Afrika von Denham, Clapperton und Oudney. 1827.

XLIV. 1. Weddell, Reiſe in das ſüdliche Polarmeer. 1827.

2. Finlayſon, Geſandtſchaftsreiſe nach Siam und Hué. 1827.

XLV. u. XLVI. Buckingham, Reiſe durch Syrien und Paläſtina. 2 Thle. 1827—28.

XLVII. Hamilton, Reiſe durch die innern Provinzen von Columbien. 1828.

XLVIII. Fraſer, Reiſe nach und in Khoraſan. Nebſt Nachrichten von den nordöſtlich von Perſien gelegenen Ländern. 1r Theil. 1828.

XLIX. 2 Abtheilungen. Mexico im Jahre 1827. 1828—1829.

L. Arthur de Capell Brooke. Ein Winter in Lappland und Schweden. 1829.

LI. Franklin. Zweite Reiſe an die Küſten des Polarmeeres. 1829.

LII. Fraſer's Reiſe nach und in Khoraſan ꝛc. 2r Theil. 1829.

LIII. Olivier's Land- und Seereiſen im niederländiſchen Indien und einigen brittiſchen Niederlaſſungen. 1829.

LIV. Burckhardt's Reiſen in Arabien ꝛc. 1830.

LV. Clapperton, Tagebuch der zweiten Reiſe ins Innere von Afrika. ꝛc. 1830.

LVI. Crawfurd, Tagebuch der Geſandtſchaft an die Höfe von Siam und Cochin-China. 1831.

LVII. Burckhardt, Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. 1831.

LVIII. Heber, Reiſe durch die obern Provinzen von Vorderindien, von Calcutta bis Bombay. 1831.

LIX. Beechey, Reiſe nach dem ſtillen Ocean und der Beringsſtraße, zur Mitwirkung bei den Polarexpeditionen, ausgeführt im engliſchen Schiffe Bloſſom. 1r Theil. 1832.

LX. Heber, Bericht über eine Reiſe durch die obern Provinzen von Vorderindien ꝛc. 2r Band. 1832.

LXI. Beechey, Reiſe nach dem ſtillen Ocean und der Beringsſtraße. 2r Theil. 1832.

LXII. Ker Porter, Reiſen in Georgien, Perſien, Armenien ꝛc. 2r Theil. 1833.

LXIII. Olivier, Land- und Seereiſen im niederländiſchen Indien und einiger brittiſchen Niederlaſſungen. 2r Thl. 1833.

LXIV. u. LXV. Burnes, Reiſen um und in Bokhara ꝛc. I. 1—6te Lief. II. 1—3te Lief. 1834.

Neue Folge, unter der Leitung Bertuchs ausgeführt bis zu Band XXXII., dann von Froriep u. a. Gelehrten in ſeinem Geiſte fortgeſetzt. Die Auswahl gleichfalls nach den Grundſätzen des vorigen Werks zweckmäßig veranſtaltet.

Die beſten ſind: I. IV. IX. X. XII. XIV. XXIV. XXV. XXVI. XXXII. XXXIV. XXXV. XXXVIII. XXXIX. XLV. XLVI. LIV. LVII. LVIII. LIX. LXII. LXIV. LXV.

a. **Reiſen- und Länderbeſchreibungen** der älteren und neueſten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Eduard Widenmann und Hermann Hauff. Stuttgart u. Tübingen. 1835—45.

Lief. 1. Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes von Irland. Stuttgart und Tübingen 1835.
2. Algier wie es iſt. 1835.
3. Burne, Alex. Reiſen in Indien und nach Bukhara. 1835. I.
4. Irving, Waſhington. Ausflug auf die Prairien. 1835.
5. Reumont, Alfred. Reiſeſchilderungen und Umriſſe aus ſüdlichen Gegenden. 1835.
6. Briefe in die Heimath geſchrieben, zwiſchen October 1829 bis Mai 1830, während einer Reiſe über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1835.
7. Burne, Alex. Reiſen in Indien. 1836.
8. Barrow, John. Ein Beſuch auf der Inſel Island. 1836.
9. Pringle, Thomas. Südafrikaniſche Skizzen.
10. Mexicaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830—32. I. Vom Verfaſſer von Nr. 6. 1837.
11. Stieglitz, H. Montenegro und die Montenegriner. 1837.
12. Grund, Fr. J. Die Amerikaner. 1837.
13. Mexicaniſche Zuſtände. 1837.
14. Irving Waſhington. Aſtoria. 1838.
15. Katte, A. v. Reiſe in Abyſſinien im Jahr 1836.
16. Skizzen aus Irland. I. 1838.
17. Urquhart, D. Der Geiſt des Orients. I. II. 1839.
18. Neumann, K. Fr. Rußland und die Tſcherkeſſen. 1840.
19. Roß, Ludw. Reiſen auf den griechiſchen Inſeln. I. 1840.
20. Stieglitz, H. Ein Beſuch auf Montenegro. 1841.

Lief. 21. Acht Wochen in Syrien. 1841.
22. Koch, Karl. Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſiſchen Iſthmus. I. 1841.
23. Beſchreibung von Kordofan und den angrenzenden Ländern von Ignaz Pallme. 1843.
24. Roß, Ludw. Reiſen auf den griechiſchen Inſeln. II. 1843.
25. Koch, K. Reiſen durch Rußland. II. 1843.
26. Xerez, F. Geſchichte der Eroberung und Entdeckung Perus. Aus dem Span. v. Ph. Hedw. Külb. 1843.
27. Die heutigen Syrier, oder geſellige und politiſche Zuſtände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Druſengebirge. Aus dem Engliſchen überſetzt. 1845.
28. Stieglitz, Heinr. Iſtrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen. 1845.

Mit beſonderer Rückſicht auf die politiſchen Verhältniſſe der beſprochenen Länder veranſtaltete Wahl. Sehr intereſſante Lectüre. Unter dieſen auszuzeichnen ſind: 3. 4. 7. 9. 10. 12. 17. 18. 19. 23. 25. 26. 28. 29.

a. **Magazin**, neues, von merkwürdigen Reiſebeſchreibungen. Aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 15 Bde. Berlin 1803—30.
I. Denon's Reiſe in Nieder- und Oberägypten, während der Feldzüge des Generals Bonaparte.
II. Acerbi, Reiſe durch Schweden und Finnland.
III. Turnbull, Joh. Reiſe um die Welt in den Jahren 1800—1804.
IV. Holcroft, Th. Reiſe nach Paris.
V. Depon's Reiſe in den öſtlichen Theil von Terrafirma in Südamerika.
VI. Reiſe nach Savoyen und in das ſüdliche Frankreich in den Jahren 1804 und 1805.
Caſtellan's Briefe über Morea und die Inſeln Cerigo, Hydra und Zante.
VII. Azara, Don Felix v. Reiſe nach Südamerika in den Jahren 1781—1801.

VIII. Sainte-Croix, Felix Renouard. Reiſe nach Oſtindien, den philippiniſchen Inſeln und China, nebſt einigen Nachrichten über Cochin-China und Tunkin.

IX. Mollien, G. Reiſe in das Innere von Afrika.

X. u. XI. Henderſon, Ebenezer. Island.

XII. Pananti, Philipp. Reiſe an der Küſte der Berberei.

XIII. Buckingham, J. S. Reiſe in Meſopotamien.

XIV. u. XV. Wrangel, Ferdinand. Reiſe längs der Nordküſte von Sibirien, und auf dem Eismeere in den Jahren 1820—24.

Gute Auswahl gehaltvoller Reiſebeſchreibungen, darunter ausgezeichnete, wie I. V. VIII. XIII. XIV. XV.

c. **Wimmer, G. A.** Geſchichte der geographiſchen Entdeckungsreiſen. 3 Bde. Wien 1838.

Brauchbare Zuſammenſtellung geographiſcher Reſultate verſchiedener Seereiſen.

c. **Göde, Ch. A. H.** England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunſt. 5 Bde. 2te Auflage. Dresden 1807.

Berühmte und beliebte Reiſebeſchreibung aus früherer Zeit.

c. **Forſter, J. G. A.** Anſichten vom Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. 3 Bände. Berlin 1792—94.

2te Auflage vom 1ſten und 2ten Band. Berlin 1800—4.

Gilt noch immer als ein Hauptwerk, namentlich in Beziehung auf Kunſtſchilderungen.

a. u. d. **Schopenhauer, Joh.** Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828. 2 Bde. Leipzig 1831.

Lebendige Naturſchilderung; ſinnige Kunſtſchilderung. Ueberhaupt angenehme Lectüre.

a. **Hagen, F. H.** von der. Briefe in die Heimath aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. 4 Bde. 1818—21.

Warmes Intereſſe für alle Reize deutſchen Lebens in Literatur und Kunſt.

e. **Fleck, Ferd. Florens.** Wiſſenſchaftliche Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland, Italien und Frankreich. 3 Bde. I. 1. 2. II. Leipzig 1837.

Hauptſächlich mit Rückſicht auf kirchliches Leben und wiſſenſchaftliche Zuſtände der Theologie. Gemäßigt rationaliſtiſche Färbung.

c. **Kniewel, T. F.** Reiſeſkizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, geſammelt auf einer Reiſe in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutſchland, im Jahre 1842. I. England. II. Frankreich u. ſ. w. (bis jetzt 2 Bde.). Leipzig 1843—44.

Hauptgegenſtände der Mittheilung ſind: Das Familienleben und ſeine religiöſe Grundlage, die liturgiſchen Formen, Verfaſſung der Kirche und ihr Princip, das Schul- und Unterrichtsweſen, der Puſeyismus und die chriſtlichen Vereine. Darſtellung friſch, lebendig und intereſſant durch Einführung mehrerer bedeutender Perſönlichkeiten. Theologiſcher Character der Schrift ſtreng kirchlich.

II. Univerſalgeſchichte.

Encyclopädie.

e. **Vietz, Karl Joh.** Das Studium der allgemeinen Geſchichte nach dem gegenwärtigen Stand der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft und Literatur. Prag 1844.

Verſuch einer allgemeinen Encyclopädie, Methodologie und Literargeſchichte der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, reich an Literatur und eigenthümlichen Gedanken, daneben aber auffallende Lücken. Die äußere Anordnung des Buchs iſt klar und überſichtlich.

Philoſophie der Geſchichte.

a. **Leſſing, G. E.** Erziehung des Menſchengeſchlechts. Berlin 1780.

Vereinigt die philoſophiſche Geſchichtsbetrachtung mit der religiöſen, indem es die göttliche Offenbarung als eine in der Zeit nach dem Maße der immer mehr reif werdenden Vernunft allmälig ſich enthüllende darſtellt. Die Idee der Vorſehung iſt feſtgehalten.

a. **Herder, Joh. Gottfr.** v. Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. 1ſte Aufl. 1785.
2te Aufl. 2 Bde. Leipzig 1821.

Herder faßt die Entwicklung der Weltgeſchichte unter dem Geſichtspunkte der Cultur auf, und zeigt aus dem Verhältniß der Natur zum Geiſt, daß das Menſchengeſchlecht zu unendlicher Vervollkommnung beſtimmt ſei, und daß in der wirklichen Geſchichte ein ſtetiger Fortſchritt ſich herausſtelle. Er bleibt freilich mehr in der Einleitung und in der alten Welt ſtehen, und führt ſeine Ideen im Mittelalter und der neuern Zeit nur andeutend durch. Darſtellung höchſt geiſtreich und erhaben.

c. **Fichte, J. G.** Vorleſungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin 1805.

Die Epochen der Geſchichte a priori deducirt. Die Gebrechen ſeiner Zeit mit dem Ernſt und dem Muth eines Propheten beſtrafend.

c. **Steffens, H.** Die gegenwärtige Zeit, wie ſie iſt und geworden iſt. 2 Bde. Berlin 1817.

Eine Entwicklung der Weltgeſchichte ſeit dem Auftreten der Germanen, beſonders für die drei letzten Jahrhunderte von Bedeutung, und als Ausdruck eines philoſophiſch-verklärten Nationalbewußtſeins für die Geſchichte Deutſchlands nach den Freiheitskriegen von großem Werth. Glänzende Darſtellung.

c. **Schlegel, Fr. v.** Philoſophie der Geſchichte in 18 Vorleſungen gehalten zu Wien 1828. 2 Bde. Wien 1829.

Unter allen Philoſophien der Geſchichte eine der beſten Darſtellungen, aus tüchtigen Studien des Einzelnen hervorgegangen, den Stoff zu anſchaulichen und zuſammenhängenden Ueberſichten gruppirend, durch außerordentliche Eleganz und Leichtigkeit des Styls ausgezeichnet. Eine Nebenabſicht Schlegels iſt dabei, ſeinen Uebertritt zum Katholicismus zu rechtfertigen, indem er die katholiſche Anſicht des Lebens durch die ganze Geſchichte hindurch zu führen und auf dieſem Wege als die allein richtige nachzuweiſen ſucht.

c. **Hegel, G. W. F.** Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte. Herausgegeben von Ed. Gans. Berl. 1837. 2te Ausgabe von Karl Hegel. Berlin 1840.

Freiere Bewegung ſeines Syſtems, als bei den Schülern; die Kategorien deſſelben, die den Laien abſchrecken, oft geradezu ignorirt; die Anfänge der Völkergeſchichte mit einiger Behaglichkeit in ſchlichter Erzählung verhandelt. Von allen Werken Hegels der größern Leſewelt wohl am meiſten zugänglich.

c. **Roſenkranz, Karl.** Das Verdienſt der Deutſchen um die Philoſophie der Geſchichte. Königsberg 1835.

Geiſtreiche Ueberſicht deſſen, was bisher im Gebiete der Geſchichtsphiloſophie von den Deutſchen geleiſtet worden iſt. Außerdem ſind mehrere

Recenſionen über geſchichtsphiloſophiſche Werke, beſonders über Fr. v. Schlegels beigegeben.

c. **Gervinus, G. G.** Grundzüge der Hiſtorik. Leipzig 1837.

Die Principien der Geſchichtſchreibung entwickelt und als ihre Hauptaufgabe bezeichnet, die Ideen, welche die Begebenheiten begleiten, die ganze Geſchichte durchdringen und geſtalten, in ihrem Weſen und Wirken nachzuweiſen und darzuſtellen. Eine kleine geiſtvolle Schrift.

c. **Guizot, F. P. G.** (Ueberſetzung.) Allgemeine Geſchichte der europäiſchen Civiliſation. In 14 akademiſchen Vorleſungen. Nach der 3ten Aufl. frei übertragen von K. Sachs. Stuttgart 1844.

Die Elemente des ſocialen Lebens der neuern Zeit, Feudalariſtokratie, Kirche, Gemeine und Königthum, werden in ihrer ſucceſſiven oder parallelen Entwicklung verfolgt, und beſonders die innere Reform, welche den Staat des Mittelalters ſprengte, wird ſehr klar und einleuchtend nachgewieſen. Ueberhaupt iſt die Darſtellung äußerſt durchſichtig, abgerundet und elegant.

c. **Michelet, Jul.** (Ueberſetzung.) Einleitung in die allgemeine Geſchichte. Aus dem Franzöſiſchen von Gehring. Stuttgart 1834.

Eine kurze ſehr geiſtreiche Skizze der Univerſalgeſchichte, in welcher die Individualitäten der welthiſtoriſchen Völker, beſonders der neuern Zeit, treffend charakteriſirt werden. Die Geſchichte iſt dem Verfaſſer nichts anders, als die Erzählung von dem Kampf des Menſchen gegen die Natur, des Geiſtes gegen die Materie, der Freiheit gegen die Nothwendigkeit.

Weltgeſchichten.

b. **Müller, Joh.** v. Vierundzwanzig Bücher, beſonders der europäiſchen Menſchheit. Nach des Verfaſſers Tod (zum erſten Male) herausgegeben von Joh. Georg Müller. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen 1810.

Neueſte Ausgabe in einem Band. Stuttg. und Tüb. 1839.

(Zuerſt in Genf im Jahre 1779 in Vorleſungen vorgetragen.)

Erſte Univerſalgeſchichte, die gründliches Quellenſtudium mit künſtleriſcher Darſtellung verbindet. Der Tacitusſtyl des großen Hiſtorikers weniger forcirt, als in ſeiner Schweizergeſchichte.

c. **Leo, Heinr.** Lehrbuch der Univerſalgeſchichte. 6 Bde. Halle 1835—44.

Unter den vielen Weltgeſchichten der erſte Verſuch, dieſelbe ſyſtematiſch zu bearbeiten, der wirklich mit philoſophiſchem Geiſte und einer entſchiedenen

Weltanſicht durchgeführt iſt. Die Behandlung keineswegs gleichmäßig; der erſte Band enthält eine gedrängte philoſophiſche Bearbeitung der alten Geſchichte, der zweite eine etwas aphoriſtiſche, aber im Einzelnen die Reſultate der neuern Forſchungen zuſammenſtellende Darſtellung des Mittelalters, Band 3 bis 6 eine ſehr einſeitige, aber nichts deſto weniger intereſſante Darſtellung der neuern Zeit von einem mittelalterlichen Standpunct aus. Das ganze Werk durch Reichhaltigkeit ſowohl an hiſtoriſchem Stoff, als an Ideen ausgezeichnet.

a. **Rotteck, K. v.** Allgemeine Geſchichte vom Anfang der hiſtoriſchen Kenntniß bis auf unſere Tage. 9 Bde. Freiburg 1813—1818.

Funfzehnte Originalauflage mit 20 Originalcompoſitionen von Rethel. Braunſchweig 1842.

Auffaſſung der Geſchichte vom Standpuncte des Liberalismus; die Thatſachen mehr kritiſirend, als objectiv darſtellend, indem ſie an den Maßſtab eines beſtimmten politiſchen Glaubens gehalten werden. Rhetoriſche Darſtellung.

c. **Schloſſer, F. C.** Weltgeſchichte für das deutſche Volk. Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. 1844. 2 Bde. bis jetzt; das Ganze auf 12 Bde. berechnet.

Eine geſchmackvolle, ſehr lesbare Bearbeitung deſſen, was Schloſſer in ſeinen früheren Werken niedergelegt hat. Da das Werk noch im Erſcheinen begriffen iſt, läßt es ſich nicht beſtimmter charakteriſiren.

a. u. d. **Becker, K. F.** Weltgeſchichte. 7te vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Herausgegeben von J. W. Löbell. Mit Fortſetzung von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Bde. Berlin 1841—42.

Ein von dem Herausgeber und Prof. Duncker ganz neu bearbeitetes Werk, das zwiſchen einer blos populären Darſtellung und einer ſolchen, die das wiſſenſchaftliche Bedürfniß ins Auge faßt, die Mitte hält. Die Reſultate der neuern Forſchungen, ſo weit es thunlich war, benutzt; auf die geiſtige Bildung mehr Rückſicht genommen, als bei andern ähnlichen Werken. Gefällige Darſtellung. Für Laien, die ſich in der Weltgeſchichte unterrichten wollen, wohl das brauchbarſte Werk.

a. **Straß, Fr.** Handbuch der Weltgeſchichte. 6 Bde. Von Theil IV. an fortgeſetzt von W. Havemann, auch unter dem Titel: Handbuch der neueren Geſchichte. 3 Bände. Jena 1837—43.

Die drei erſten Bände, von Straß bearbeitet, enthalten eine fließende Darſtellung der alten und mittlern Geſchichte; beſonders anſprechend ſind die drei letzten von Havemann bearbeiteten Bände. Sorgfältige Benutzung der neuern Vorarbeiten, gemüthvolle Auffaſſung, treffende Schilderung der Charactere, klare, kräftige Sprache machen das Werk ſehr empfehlenswerth.

a. **Bauer, Ludwig.** Allgemeine Weltgeſchichte für alle Stände. 6 Bde. Stuttgart 1836—39.

Von mehreren Verfaſſern, daher etwas ungleich bearbeitet. In Theil I. u. VI. herrſcht eine lebendige, gedrängte Darſtellung, die einen großen Reichthum von Thatſachen zuſammenfaßt, aber Manches nur andeutet; Theil II—V. geben mehr eine einfache Darſtellung. Für die ſtudirende Jugend beſonders geeignet.

a. **Pfaff, K.** Allgemeine Geſchichte, beſonders der europäiſchen Menſchheit. Herausgegeben mit einigen ſüddeutſchen Hiſtorikern v. K. Pfaff. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. 3 Bde. I. 1. 2. II. 1. 2. Stuttg. 1832—35.

Sehr fleißig bearbeitet, zum Nachſchlagen über Einzelheiten beſonders brauchbar.

a. u. d. **Böttiger, K. W.** Die Weltgeſchichte in Biographien. 8 Bde. Berlin 1839—44.

Lebendig und unterhaltend, der univerſalhiſtoriſche Ueberblick begreiflich durch die Form etwas erſchwert; wo er erleichtert werden ſoll, wird die Schranke der Biographie überſchritten; Lehrern, die Materialien für einen belebten Unterricht ſammeln wollen, ſehr zu empfehlen.

a. (Anonym.) Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung der Kirchen- und Staatengeſchichte. 6 Bde. Regensburg 1840—42.

Streng katholiſch, übrigens fließende Darſtellung.

a. **Steger, F.** Allgemeine Weltgeſchichte für das deutſche Volk. Leipzig 1843—44. 3 Bände.

Populäre einfache Erzählung in zweckmäßiger Form; dem weiteſten Publicum zugänglich.

c. **Arndt, Ernſt Moriz.** Vergleichende Völkergeſchichten. Leipzig 1843.

Geiſtreiche Characteriſtiken, die von einer unverwüſtlichen Jugendfriſche zeugen. Darſtellung in der bekannten Eigenthümlichkeit des Verfaſſers; ſetzt Bekanntſchaft mit den Begebenheiten der Geſchichte voraus.

a. **Vehſe, K. Ed.** Die Weltgeſchichte aus dem Standpuncte der Cultur und nationalen Characteriſtik. 41 Vorleſungen zu Dresden gehalten. 2 Bde. Dresden 1842.

Sehr klar und überſichtlich. Berückſichtigt hauptſächlich diejenigen Völker und Perioden, welche eine neue Richtung im Culturleben repräſentiren.

Hiſtoriſche Zeitſchriften.

a. **Raumer, Fr. v.** Hiſtoriſches Taſchenbuch. Jahrgang 1830 u. ff. Leipzig.

Reich an einzelnen trefflichen Aufſätzen und Bearbeitungen von Seitenparthien der Geſchichte, zum Theil von namhaften Hiſtorikern, dem Verf., Varnhagen, Leo, Stieglitz d. Aelt., Voigt, Wachsmuth, Barthold u. A.

f. **Hormayr, Joſ. v.** Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. Jahrgang 1811 u. ff. Neue Folge 1829—45. 35 Jahrgänge. Wien und Berlin.

Sehr viel Lokalgeſchichte, Sittengeſchichte, Literarhiſtoriſches, Geſchichte der Adelsgeſchlechter; Bearbeitung von Sagen. Reichhaltiges Material für deutſche Geſchichte in mehrfachen Beziehungen.

e. **Schmidt, Wilh. Ad.** Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft. Unter Mitwirkung der Herren **Böckh**, Jakob und Wilh. Grimm, Pertz und Ranke. Erſter und zweiter Jahrgang. Berlin 1844—45.

Dieſe auf das ganze Gebiet der Geſchichte ſich erſtreckende Zeitſchrift enthält viele gute Arbeiten, worunter Ausgezeichnetes von Waitz, Jakob Grimm, Roſcher, Arndt, Böckh. Das Unternehmen wächſt zuſehends an Theilnahme und gehaltvollen Beiträgen.

c. **Schloſſer, Fr. Chriſt.** und **Bercht, Gottl. Aug.** Archiv für Geſchichte u. Literatur. 6 Bde. Frankfurt a. M. 1830—35.

Enthält ſehr werthvolle Abhandlungen, beſonders von den beiden Herausgebern, worunter ſich namentlich eine größere, durch mehrere Bände hindurchgehende „Ueber Napoleons neueſte Tadler und Lobredner“ von Schloſſer auszeichnet.

III. Alte Geſchichte.

c. **Forbiger, Albert.** Handbuch der alten Geographie. 2 ſtarke Bände. Leipzig 1842—44.

Gedrängte Zuſammenſtellung alles deſſen, was nach den bisherigen Unterſuchungen über die geographiſchen Verhältniſſe der alten Welt bekannt iſt. Die Form iſt mehr für wiſſenſchaftlichen Gebrauch berechnet, als für Lectüre. Sehr empfehlenswerth, beſonders für Studirende.

c. **Georgii, Ludw.** Die alte Geographie, beleuchtet durch Geſchichte, Sitten, Sagen u. ſ. w. Stuttgart 1838.
Bis jetzt 1 Band.

Stützt ſich auf fleißige Studien und dient mehr als das obige populären Zwecken. Anſchauliche Darſtellung.

b. **Schloſſer, Fr. Chriſtoph.** Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur. 9 Bde. Frankfurt 1826—30.

Ein klaſſiſches Werk, das die Geſchichte der alten Welt als ein Ganzes in ſeiner inneren Entwicklung und äußeren hiſtoriſchen Erſcheinung darſtellt. Die erſten Bände ſind mehr durchgearbeitet und die Spreu von der Frucht ausgeſchieden, in den letzteren iſt die Literatur der Kirchenväter in großer Ausführlichkeit behandelt. In allen Theilen iſt vorzugsweiſe auf die Literatur und geiſtige Bildung Rückſicht genommen.

b. **Heeren, A. H. L.** Ideen über Politik, Handel u. ſ. w. der alten Welt. 1ſte Aufl. Göttingen 1793.
4te Aufl. 6 Bände. Göttingen 1824—26. Sämmtliche Werke. Band 10—15.

Klaſſiſches Werk, das der Behandlungsweiſe der alten Geſchichte eine neue Richtung gegeben hat.

Griechenland.

c. **Plaß, H. G.** Geſchichte des alten Griechenlands. 3 Bde. Leipzig 1831—34.

Vollſtändige Ueberſicht in anſpruchsloſer Form; mehr vom philologiſchen als hiſtoriſchen Standpunkte behandelt.

c. **Schorn, Wilh.** Geſchichte Griechenlands, von der Entſtehung des ätoliſchen und achaiſchen Bundes bis zur Zerſtörung Korinths. Bonn 1833.

Das beſte Werk über dieſe Periode der griechiſchen Geſchichte; gründliche Forſchung mit lebendiger Darſtellung verbunden.

c. **Lachmann, K. H.** Geſchichte Griechenlands von dem Ende des peloponneſiſchen Krieges bis auf Alexander den Großen. 1ſter Bd. Leipzig 1839.

Kritiſche Zuſammenfaſſung. Die Darſtellung macht keine Anſprüche, iſt aber natürlich und dem Zweck entſprechend.

c. **Droyſen, J. G.** Geſchichte Alexanders des Großen. Berlin 1833.

c. —— Geſchichte des Hellenismus. I. Geſchichte der Nachfolger Alexanders des Großen. Hamburg 1836. II. Geſchichte der Bildung des helleniſtiſchen Staatenſyſtems. Hamburg 1843.

Ein nach Forſchung, Auffaſſung und Darſtellung vortreffliches Werk.

Geſchichte der Römer.

b. u. f. **Niebuhr, B. G.** Römiſche Geſchichte. 3te Aufl. 3 Bde. Berlin 1834—35.

Hauptwerk, auf eigenthümliche kritiſche Forſchungen gegründet, und eigenthümliche Reſultate bietend, auf das ſich alle ſpätere Arbeiten, entweder was Ergebniſſe oder was Material betrifft, ſtützen.

c. —— Römiſche Geſchichte, 4r und 5r Band, von dem erſten puniſchen Kriege bis zum Tode Conſtantins, nebſt einer Einleitung über die Quellen und das Studium der römiſchen Geſchichte, herausgegeben von Leonhardt Schmitz (engliſch) aus dem Engl. von G. Zeiß. Jena 1844.

* Niebuhrs Vorleſungen von einem Engländer engliſch mitgetheilt, und jetzt ins Deutſche rückůberſetzt; ſie geben die Reſultate ohne die Unterſuchung.

c. **Wachsmuth, W.** Aeltere Geſchichte der Römer. Halle 1819.

Hauptſchrift gegen Niebuhr.

c. **Drumann, Wilh.** Geſchichte Roms in ſeinem Uebergang von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung, oder Pompejus, Cäſar, Cicero und ihre Zeitgenoſſen. 6 Bde. Königsberg 1834—44.

Hauptwerk, das die Zuſtände und Ereigniſſe der Epoche in einem großen Rahmen zum erſten Male dem Blicke des Leſers vollſtändig vorlegt, und die Folgen der ſittlichen Entartung der einem großen Reich unangemeſſenen republikaniſchen Regierung ſchildert. In Form von Lebensbeſchreibungen der damaligen Staatsmänner und Kriegshelden.

c. **Göttling, K. W.** Geſchichte der römiſchen Staatsverfaſſung von Erbauung der Stadt bis zu Cäſars Tod. Halle 1840.

Auf Niebuhr vielfach polemiſirend geſtützt. Das wichtigſte Werk über römiſche Verfaſſungsgeſchichte, beſonders für Juriſten von großer Bedeutung.

c. **Kortüm, Fr.** Römiſche Geſchichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergang des abendländiſchen Reichs, überſichtlich und mit ſteter Beziehung auf die Quellen für den Privat- und Lehrgebrauch dargeſtellt. Heidelberg 1843.

Ueberſichtliche Bearbeitung vom politiſchen Standpuncte aus. Pikante an die Intereſſen der Gegenwart anklingende Auffaſſung; die ſachliche Kritik leichter gehandhabt.

c. **Kobbe, P. v.** Römiſche Geſchichte. 2 Bde. Leipzig 1841.

Populäre überſichtliche Darſtellung, und als ſolche ſehr empfehlenswerth. Mitunter ungehörige Polemik gegen Niebuhr.

b. u. f. **Gibbon, Ed.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des Sinkens und endlichen Untergangs des römiſchen Weltreichs. Deutſche Ausgabe in 1 Band von Joh. Sporſchil. Leipzig 1835—37. 4.

Taſchenausgabe in 12 Bänden. Leipzig 1837—41. 16.

Ein durch großartige Anlage und ausgezeichnete Darſtellung hervorragendes Werk, ſehr geeignet, das hiſtoriſche Urtheil zu bilden und Eifer für geſchichtliche Studien zu erwecken. Geiſtvoller Pragmatismus.

IV. Mittlere Geſchichte.

c. **Leo, H.** Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters. 2 Bde. 1830.

Fällt in die Uebergangsperiode des Verfaſſers von der freien rationaliſtiſchen Richtung zur Anſchauungsweiſe des Mittelalters, deſſen phantaſtiſche Eigenthümlichkeit hier treffend aufgefaßt iſt, und hier wirklich als eine geiſtige Totalität mit entſchiedener Phyſiognomie erſcheint.

c. **Kortüm, Fr.** Geſchichte des Mittelalters. 2 Bde. Bern 1836.

Gute überſichtliche Darſtellung; dem Ringen nach Freiheit wird beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet.

c. **Rehm, Fr.** Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 8 Bde. Marburg und Kaſſel 1820—39.

Sehr reichhaltige Forſchungen und ſorgfältiges Eingehen auf Einzelnheiten. Der äußern Bewegung in den Begebenheiten iſt weit mehr Raum gegönnt, als der inneren geiſtigen. Mangel an Ueberſichtlichkeit.

c. —— Abriß der Geſchichte des Mittelalters. 1840.

Theilt die Vorzüge und Mängel des größern Werkes.

c. **Hurter, Fr.** Geſchichte Papſts Innocenz III. und ſeiner Zeitgenoſſen. 4 Bde. Hamburg 1834—42.

Verherrlichung der mittelalterlichen Hierarchie, mit Geiſt und umfaſſender Forſchung ausgeführt. Sehr werthvolle Ergänzung zu Raumers Hohenſtaufen, und überhaupt eines der bedeutendſten Werke über Geſchichte des Mittelalters.

c. **Wilken, Fr.** Geſchichte der Kreuzzüge. 8 Bde. Leipzig 1807—32.

Hauptwerk über die Kreuzzüge. In den erſten Bänden verarbeitete, auf ein größeres Publikum berechnete Darſtellung. In den ſpätern Bänden überwiegt der gelehrte Stoff.

c. **Wilhelm,** Erzbiſchoff von Tyrus. (Ueberſetzung.) Geſchichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jeruſalem. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von E. und R. Kausler. Stuttgart 1840.

Bericht eines Augenzeugen, der ſelbſt eine Rolle bei den Begebenheiten geſpielt; auf lebendiger Anſchauung beruhend und mit hiſtoriſcher Kunſt abgefaßt.

c. **Sybel, H.** v. Geſchichte des erſten Kreuzzuges. Düſſeldorf 1841.

Eine gut geſchriebene, auf ſelbſtſtändiger Forſchung beruhende Geſchichte.

c. **Funk,** v. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 4 Bde. Leipzig 1821—24.

Mit Geiſt und Geſchmack entworfene Skizzen, unterhaltende Lectüre.

c. **Hallam.** (Ueberſetzung.) Geſchichtliche Darſtellung des Zuſtandes von Europa im Mittelalter. Aus dem Engliſchen von Halem. Leipzig 1820–21.

Nur über die engliſche Geſchichte von Werth. Die Behandlung anderer Abtheilungen oberflächlich. Lieſt ſich angenehm.

c. **Palaye de la Curne de Salnte.** (Ueberſetzung.) Das Ritterweſen des Mittelalters. Deutſch von Klüber. 3 Bde. Nürnberg 1786.

Hauptwerk über das Ritterweſen, Fundgrube für hiſtoriſche Roman-Dichter.

c. **Möller, J.** Geſchichte des Mittelalters. 1r Bd. Mainz 1844.

Klare überſichtliche Darſtellung, vom Standpuncte des ſtrengen Katholicismus aus.

c. **Schloſſer, Fr. Chriſtoph.** Geſchichte der Weltbegebenheiten des 14ten und 15ten Jahrhunderts. (1360–1409) 2 Bde. Frankfurt a. M. 1839–41.

Iſt zugleich der 4te Band ſeiner Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung, aber mehr als die früheren Bände für einen weiteren Leſerkreis beſtimmt, ohne darum weniger auf Quellen zurückzugehen. Intereſſante Characteriſtik Kaiſer Wenzels.

c. **Höfler, Conſt.** Die deutſchen Päpſte. 2 Bde. Regensburg 1839–40.

Reichhaltige, jedoch nicht ganz genaue Quellenforſchung in ſtreng kirchlicher Richtung.

a. **Hefner, J.** v. Trachten des chriſtlichen Mittelalters. Mannheim 1840. Text und Abbildungen.
Abtheil. I. bis zum 13ten Jahrhundert. Taf. 1–42.
Abtheil. II. 14tes und 15tes Jahrhundert. Taf. 1–60.
Abtheil. III. 16tes Jahrhundert. Taf. 1–42.

Zur Verſinnlichung des mittelalterlichen Lebens ſehr geeignet; mit genauer Beſchreibung. Theatern ſehr zu empfehlen.

f. **Hüllmann, K. D.** Städteweſen des Mittelalters. 4 Bde. Bonn 1826–28.

Hat die Bahn in dieſer Materie gebrochen. Sehr reichhaltig, aber zum Theil vom Material abhängig und daher in der Ausführung ungleich.

V. Neuere Geſchichte.

b. **Ranke, Leopold.** Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker von 1494—1535. I. Berlin 1824.

Das Erſtlingswerk des berühmten Verfaſſers, erzählt die Geſchichte der Kämpfe Maximilians I. mit Frankreich, in lebendiger aber noch etwas manierirter Darſtellung.

b. u. f. —— Fürſten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. 1r Band 2te Aufl. 1827; 2ter bis 4ter Bd. unter dem Titel: Die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. 3te Auflage. Berlin 1843—44.

Durch gründliche Quellenforſchung wie durch glänzende Darſtellung eines der ausgezeichnetſten Werke unſerer Geſchichtsliteratur.

Der erſte Band enthält intereſſante friſche Lebensbilder von Karl V. und dem osmaniſchen Reich, Mailand, Philipp II., meiſt venetianiſchen Geſandtſchaftsberichten entnommen. 2ter bis 4ter Band zeigt, wie der Regeneration des römiſchen Katholicismus ein dem Proteſtantismus analoges neues kräftiges Leben zu Grunde gelegen habe, dann aber auch, daß politiſche Intereſſen häufig Hauptmoment der Bewegung waren, wo man früher blos kirchliche Triebfedern vorausſetzte.

b. **Raumer, F. v.** Geſchichte Europas ſeit Ende des 15ten Jahrhunderts. 7 Bde. Leipzig 1832—43.
(Ein achter Band ſoll noch folgen.)

Ziemlich ausführliche Geſchichte der äußern und innern Angelegenheiten Europas vom Jahre 1492—1740, zum Theil auf neuen archivaliſchen Forſchungen beruhend. Das Eigenthümliche der Behandlungsweiſe beſteht in einem Geiſt der Billigkeit, welcher jede Partei mit ihren beſten Gründen vertreten läßt, aber häufig dadurch die Schroffheit der Gegenſätze, wie ſie in der Wirklichkeit auftreten, verwiſcht.

c. —— Briefe aus Paris, zur Erläuterung der Geſchichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig 1831.

Sehr intereſſante Auszüge aus Geſandtſchaftsberichten, die der Verfaſſer bei ſeinem Aufenthalte in Paris benutzte.

c. —— Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem brittiſchen Muſeum und dem Reichsarchiv. 5 Bde.
I. Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart. Leipzig 1836.

II. König Friedrich II. und ſeine Zeit 1740—69. Nach den geſandtſchaftlichen Berichten. Leipzig 1836.

III—V. Europa vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges. 1763—83. Leipzig 1839.

Manches Neue und Intereſſante, meiſt in der urſprünglichen Form geſandtſchaftlicher Berichte. Bildet eine Art Fortſetzung ſeiner Geſchichte von Europa, die in der angefangenen Weiſe wohl ſchwerlich mehr zu erwarten ſein wird.

c. **Förſter, F.** Die Höfe und Cabinette Europas im 18ten Jahrhundert. Bd. 1 u. 2. Potsdam 1836. Bd. 3. Friedrich Auguſt II., König v. Polen und Kurfürſt v. Sachſen. Potsdam 1839.

Intereſſante Mittheilungen, gleichfalls aus Geſandtſchaftsberichten, reich an individuellen Zügen.

Die zwei erſten Bände enthalten die politiſchen Verhältniſſe unter Kaiſer Karl VI.

c. **Wachsmuth, Wilh.** Darſtellungen aus der Geſchichte des Reformations-Zeitalters, mit Zugaben aus der Quellenforſchung. 1r Theil. A. u. d. T.: Der deutſche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation. Leipzig 1834.

Unterhaltende Lectüre; beſondere Rückſicht auf den thüringiſchen Bauernkrieg.

c. —— Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte der neuern Zeit. 3 Bde. Leipzig 1831.

I. Aus dem Reformationszeitalter. II. Meiſtens aus dem 17ten Jahrhundert. III. Aus dem 18ten Jahrhundert.

Einzelne lebendige Geſchichtsbilder.

b. u. f. **Spittler, L. T.** v. Entwurf einer Geſchichte der europäiſchen Staaten. 3te Aufl. 2 Bde. Berlin 1807—9.

Meiſterwerk der neuern Hiſtoriographie, das in kurzen Andeutungen die Hauptpuncte glücklich bezeichnet, die Reſultate der früheren Erſcheinungen gedrängt zuſammenfaßt, und für weitere Unterſuchungen beachtenswerthe Winke gibt.

b. **Heeren, A. H. L.** Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien. 2 Bände. Göttingen 1822.

Trefſliche, klare Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe des neuern Europa; mit Angabe der früheren Hauptwerke für die einzelnen Perioden und Staaten.

c. **Bülau, Fr.** Die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Aus dem Geſichtspuncte der Staatswiſſenſchaften bearbeitet. 3 Bde. Leipzig 1837—39.

Kurze Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe Europas vom 16ten Jahrhundert an, vom Standpuncte eines doctrinären Conſervatismus; mit vorherrſchender Reflexion.

b. **Aliſon, Archibald.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Europas ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution (aus dem Engliſchen), deutſch von Dr. L. Meyer. 1r—5r Band (von zehen). Leipzig 1843 ff.

Eine ausführliche Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und der daraus entſpringenden Kriege und politiſchen Umänderungen in Europa. Die Darſtellung lebendig und auf umfaſſende Quellenbenutzung geſtützt, welche in der Art gehandhabt wird, daß bei abweichenden Berichten die Zeugniſſe der einander entgegenſtehenden Parteien abgehört werden, und das Urtheil dem Leſer überlaſſen bleibt. Ein Hauptwerk für dieſe Zeit.

b. **Schloſſer, F. C.** Geſchichte des 18ten und des 19ten Jahrhunderts bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Mit beſonderer Rückſicht auf geiſtige Bildung. 3te Aufl. 5 Bde., zu welchen noch zwei hinzukommen ſollen. Heidelberg 1843—44. (Geht bis April 1797.)

Entwickelt mit ſcharfem pragmatiſchem Verſtand und großer Meiſterſchaft über ſeinen Stoff das Werden einer neuen Zeit, die Auflöſung alter mittelalterlichen Zuſtände und Ueberlieferungen, und das Aufkommen einer neuen Denkart und Literatur. Der letzte Band über die franzöſiſche Revolution, wobei Schloſſer mehr mündliche Nachrichten von Zeitgenoſſen als Bücher benutzt hat, gibt nicht ſowohl eine vollſtändige Geſchichte dieſer Zeit, als ſubjectiv gehaltene Beiträge dazu.

c. **Gagern, H. C. v.** Mein Antheil an der Politik. 4 Bde. Stuttgart und Tübingen 1823—33.

I. Unter Napoleons Herrſchaft. II. Der Wiener Congreß. III. Der Bundestag. IV. v. Steins Briefe an v. Gagern.

Memoiren eines Staatsmanns, vom ſubjectiven Standpuncte aus geſchrieben. Die Abhandlung über den Wiener Congreß gilt als die Hauptquelle.

c. **Hormayr, J. v.** (Anonym.) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 1ſte Abtheilung 2te Auflage. Jena 1845. 2te Abtheil. Jena 1844. 3te Abtheil. Jena 1843.

Der erſte Theil beſteht aus einem Briefwechſel berühmter Männer aus dem Befreiungskriege, und iſt von unſchäzbarem Werth in hiſtoriſcher und politiſcher Beziehung, indem hier die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Benehmen der Cabinete und Staatsmänner damaliger Zeit gegeben werden. Die zweite Abtheilung beſteht aus Urtheilen und Reflexionen des Herausgebers, die häufig das Gepräge großer Bitterkeit tragen. In einer dritten Abtheilung vertheidigt ſich der Herausgeber gegen Vorwürfe der Verfälſchung und Perfidie durch Nachweiſung ſeiner Quellen, und fügt manche dankenswerthe Berichtigungen hinzu.

c. **Faber,** Dr. (Zimmermann.) Herr v. Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Piece aus den politiſchen Predigten des Dr. Faber. 1843.

Enthält Kritiken und Berichtigungen.

c. **Hermes, K. H.** Geſchichte der letzten 25 Jahre. 2 Bde. 2te Aufl. Braunſchweig 1844.

Fließende angenehme Darſtellung, fleißige Behandlung des Gegenſtandes, liberale Auffaſſung mit Mäßigung und Ernſt. Das beſte überſichtliche Werk über die neueſte Geſchichte.

a. **Menzel, K. A.** Geſchichte unſerer Zeit ſeit dem Tode Friedrichs II. 3 Bde. Berlin 1838.

Eine gut geſchriebene Geſchichte der neueren Zeit in conſervativem Sinn. Bildet zugleich die 3 letzten Bände der Becker-Löbell'ſchen Weltgeſchichte.

c. **Münch, E.** v. Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 7 Bde. Mit Supplementband von Kottenkamp. Stuttgart 1832—36.

Lebendige unterhaltende Erzählung, aber leichtſinnige Benutzung der Quellen. Der Supplementband enthält eine gute Geſchichte der ſüdamerikaniſchen Freiheitskämpfe.

VI. Deutſches Volk und Land.

Geographie.

f. **Müller, F. H.** Die deutſchen Stämme und ihre Fürſten, oder hiſtoriſche Entwickelung der Territorialverhältniſſe Deutſchlands im Mittelalter. 4 Bde. Berl. 1840—44.

I. Vorgeſchichte der deutſchen Stämme bis zur Bildung des fränkiſchen Reiches der Merowinger.

II. Geſchichte der deutſchen Stämme, in Verbindung mit dem fränkiſchen Reiche der Merowinger und Karolinger.

III. Die deutſchen Stämme im Karolingiſchen Reiche. 1842.

IV. Hiſtoriſch-geographiſche Darſtellung von Deutſchland im Mittelalter, vornehmlich während der Zeit des 10ten Jahrhunderts. 1844.

Der Zweck dieſes Werkes iſt, den maſſenhaften Stoff der Forſchungen über die geographiſchen Verhältniſſe Deutſchlands im Mittelalter zu ſammeln und zu ordnen, und ſo das natürliche Leben des deutſchen Volkes in ſeiner äußern volksthümlichen Geſtaltung und in ſeinem Verhältniß zum Boden des von ihm bewohnten Landes geſchichtlich zu entwickeln.

Ein eigentliches Leſebuch iſt es nun freilich nicht, aber Jedem, welcher ſich über die Geographie des alten Deutſchlands orientiren möchte, wird es ein willkommenes Hülfsmittel ſein. Bis jetzt 4 Bände, denen mindeſtens noch eben ſo viele folgen ſollen.

a. **Völter, Dan.** Deutſchland. Die Natur ſeines Landes, ſeine Bewohner und ſeine Staaten. Bis jetzt 2 Bde.

I. Die Natur des deutſchen Landes. Reutlingen 1840.

II. Die geſchichtliche Entwickelung des deutſchen Volkes und ſeiner Staaten. Reutlingen 1844.

Die erſte Abtheilung ſtellt die Naturbeſchaffenheit Deutſchlands dar; die zweite gibt eine hiſtoriſche Geographie, die großentheils ein Auszug aus Müllers Werk über die deutſchen Stämme iſt.

Ueberſichtliche Darſtellung. Geeignet zu einem Handbuch für Schulen und zum Selbſtunterricht.

a. **Gottſchalck, Fr.** Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands. 9 Bde. Halle 1810—35.

Reich an geſchichtlichen und genealogiſchen Notizen, ſowie an Naturſchilderungen, die von Geſchmack und lebendiger Anſchauung zeugen.

a. **Deutſchland**, das maleriſche und romantiſche, in 10 Sectionen. 1ſte Section. Romantiſche Wanderungen durch die ſächſiſche Schweiz. Von A. v. Tromlitz. Ganz neu bearbeitet von J. Sporſchil. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1836, 37, 40.

a. **Deutſchland**, das maleriſche und romantiſche. 2te Section. Wanderungen durch Schwaben. Von Guſt. Schwab. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1837—38.

a. Daſſelbe. 3te Section. Wanderungen durch Thüringen. Von Ludwig Bechſtein. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1837—38.

a. Daſſelbe. 4te Section. Wanderungen durch den Harz. Von Wilhelm Blumenhagen. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1838.

a. Daſſelbe. 5te Section. Die maleriſchen und romantiſchen Donauländer. Von Ed. Duller. 20 Lief. Mit 60 Stahlſtichen. Leipzig 1838—40.

a. Daſſelbe. 6te Section. Das maleriſche und romantiſche Rheinland. Von Karl Simrock. 20 Lief. Mit 60 Stahlſtichen. Leipzig 1838—40.

a. Daſſelbe. 7te Section. Wanderungen durch Franken. Von Guſt. v. Heeringen. 10 Lief. Mit 31 Stahlſtichen. Leipzig 1839—40.

a. Daſſelbe. 8te Section. Wanderungen durch Tyrol und Steiermark. Von Joh. Gabr. Seidl. 20 Lief. Mit 60 Stahlſtichen. Leipzig 1840—41.

a. Daſſelbe. 9te Section. Wanderungen durch das Rieſengebirge und die Grafſchaft Glatz. Von Karl Herloßſohn. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1841.

a. Daſſelbe. 10te Section. Die Oſt- und Nordſee. Von Theod. v. Kobbe und W. Cornelius. 10 Lief. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1841.

Die Bilder von tüchtigen Zeichnern und Kupferſtechern; der Text, der nicht Nebenſache iſt, von den verſchiedenen Verfaſſern verſchieden bearbeitet, von einigen in ſtrengerer oder laxerer Romanform; von allen iſt Natur, Geſchichte und Sage gleichmäßig berückſichtigt. Das Werk hat ſich großer Theilnahme zu erfreuen, auch Ergänzungen und Nachahmungen genug zur Folge gehabt. Als Vorbereitungs- und Erinnerungsbuch Reiſenden willkommen.

a. Daſſelbe. Supplement. Das Weſerthal. Von Franz Dingelſtedt. Mit 36 Stahlſtichen. 1—4te Lief. à 3 Stahlſtiche. Caſſel 1839—40.

a. **Deutſchland,** Supplement. Maleriſche Anſichten von Heſſen. Von G. Landau. 1—9te Lief. Jede mit 3 Stahlſtichen. Caſſel und Leipzig 1840.

a. **Rheiniſches Album,** oder Beſchreibung, Geſchichte und Sage des Rheingaues und Wipperthales mit der Umgegend. Von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Mit 30 Stahlſtichen von den beſten engliſchen und deutſchen Künſtlern nach Originalzeichnungen u. einer Karte. Mainz (1841.)

Glückliche Fortſetzungen und Nachbildungen des obigen Werkes.

a. (Anonym.) Handbuch für Reiſende durch Deutſchland und den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. 2te Aufl. Coblenz 1844.

Von allen Reiſehandbüchern das genaueſte. Zugleich ſehr compendiös. Nachbildung des engliſchen Reiſehandbuchs von Murray.

a. **Reichard.** Paſſagier durch Deutſchland. 11te Aufl. Neu durchgeſehen und ergänzt von F. A. Herbig. Berlin 1841.

Durch ſtets neue Bearbeitung in Brauchbarkeit erhalten.

a. **Neigebaur, J. F.** Handbuch für Reiſende in Deutſchland. Leipzig 1843.

Sehr beliebt, und im Credit der Verläßlichkeit der Angaben.

a. **Lewald, Aug.** Handbuch für Reiſende am Rhein. Stuttgart 1838.

Sehr brauchbare Anleitung zu einer comfortablen Rheinreiſe, mit willkommenen Notizen über Natur- und Kunſtſchönheiten.

Deutſche Alterthümer und Geſchichte.

b. u. f. **Grimm, Jacob.** Deutſche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828.

b. u. f. —— Deutſche Mythologie. 2 Bde. 2te Auflage. Göttingen 1844.

Beides Hauptwerke, welche das Gebiet, das ſie behandeln, eigentlich erſt geſchaffen haben. Darſtellung in wiſſenſchaftlichem Ernſt gehalten; der Inhalt aber muß Jeden, dem das innere Leben des deutſchen Volkes wichtig iſt, in hohem Grade anziehen.

c. **Müller, Wilh.** Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion. Göttingen 1844.

Verſuch, die Forſchungen Grimms nach den in Otfr. Müllers Prolegomena aufgeſtellten Principien zu verarbeiten. Eine überſichtliche Darſtellung der altdeutſchen Mythologie.

b. **Uhland, Ludw.** Der Mythus von Thôr, nach nordiſchen Quellen. Stuttgart und Augsburg 1836.

Tiefſte Quellenforſchung; neue Reſultate, in vollendeter Form.

c. **Benſen, H. W.** Deutſchland und die Geſchichte. Stuttgart 1844.

Enthält treffliche Andeutungen über nationale Behandlung der deutſchen Geſchichte und eine geiſtvolle Skizze, welche die Hauptmomente derſelben für eine künftige Ausführung feſtſtellt.

a. **Luden, H.** Geſchichte der Deutſchen. 12 Bde. Gotha und Hamburg 1824—40.

Das Werk eines ſchönen patriotiſchen Enthuſiasmus, auf umfaſſende Forſchungen geſtützt, aber nicht ohne ſtörende Einſeitigkeit. Darſtellung rhetoriſch und breit. Geht blos bis zum Hohenſtaufen, Friedrich II.

a. —— 3 Bände. Jena 1842—44. Geht bis auf Barbaroſſa.

Der urſprüngliche Entwurf ohne Citate und quellenmäßige Belege. Weit einfachere Darſtellung als bei Nr. 1, ignorirt die neueren Forſchungen gänzlich.

c. u. f. **Pfiſter, J. Conr.** Geſchichte der Deutſchen. 5 Bde. Hamburg 1829—35.

Die vollſtändigſte ausführliche Darſtellung der deutſchen Geſchichte. Gibt im 14ten und 15ten Jahrhundert die Reſultate fleißiger, ſelbſtſtändiger Forſchungen. Der Darſtellung fehlt es an Leben und Friſche.

c. u. f. —— Geſchichte von Schwaben. 5 Bde. Heilbronn und Stuttgart 1802—27.

Ein ebenfalls auf fleißige Quellenforſchung geſtütztes Werk, für die ältere Zeit übrigens nach den neueren Forſchungen ganz ungenügend. Die Darſtellung iſt weit friſcher und lebendiger, als beim obigen Werk, und erinnert mitunter an Johannes von Müller.

b. **Menzel, K. A.** Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte. 11 Bde. Breslau 1826—44. Der letzte Band umfaßt die Zeit Friedrichs II. und der Maria Thereſia.

Nimmt beſondere Rückſicht auf das religiös-kirchliche Leben; wobei er einige Verſtimmung gegen die Reformation zeigt und den Gegenſatz der Religionsparteien vermittelnd behandelt. Der politiſche Standpunct entſchieden national, dabei conſervativ. Gewandte, fließende Darſtellung. Denjenigen, welche etwas Ausführliches über deutſche Geſchichte zu leſen wünſchen, unter allen neueren Werken am meiſten zu empfehlen.

b. **Menzel, Wolfgang.** Geſchichte der Deutſchen. 5te Aufl. 2 Bde. in 4. Stuttg. 1843.

Hat die nationale Behandlung der deutſchen Geſchichte am glücklichſten getroffen, und zeichnet ſich aus durch den Verſuch, ein Geſammtbild des deutſchen Lebens nach allen ſeinen Beziehungen zu entwerfen. Lebendigkeit des Styls, glückliche Gruppirung des Stoffes und geſchickte Einflechtung einzelner Züge geben der Darſtellung Anſchaulichkeit und Intereſſe.

c. **Wirth, J. G. A.** Geſchichte der Deutſchen. 2 Bde. und 3 Lieferungen vom 3ten Bde. Conſtanz 1842–44.

Warme patriotiſche Geſinnung, ſehr gründliche, obgleich etwas einſeitige Forſchung; einzelne Perſönlichkeiten werden oft mit unbilliger Härte beurtheilt. Darſtellung von warmer Liebe zum Gegenſtande belebt, aber nicht gerade fließend.

a. und d. **Kohlrauſch, F.** Geſchichte der Deutſchen. 12te Aufl. 2 Bde. Leipzig 1844.

Erprobtes Buch für die Jugend, enthuſiaſtiſche Deutſchthümlichkeit, die ſich beſonders in der Darſtellung der Befreiungskriege ausſpricht.

a. **Duller, Ed.** Deutſchland und das deutſche Volk. In Schilderungen, mit 150 Anſichten in Stahlſtichen und 50 colorirten Abbildungen von Volkstrachten. 1ſte Lief. Das Ganze ſoll 50 Lieferungen enthalten.

Die vorliegende Probe läßt unterhaltende Bilder aus Natur, Geſchichte und Volksleben erwarten.

a. —— Geſchichte des deutſchen Volkes. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig 1841.

Anziehende Darſtellung, durch individuelle Züge, mitunter auch durch ungeſchichtliche Zuthaten pikant gemacht.

a. **Müller, K. A.** Deutſche Geſchichten für die deutſche Jugend. 2 Bde. Dresden und Leipzig.

Der Verfaſſer ſtellt ſich die Aufgabe, in einzelnen Bildern, nicht in chronologiſch fortlaufender Erzählung der deutſchen Jugend die Thaten und Schickſale ihrer Vorfahren vor die Seele zu führen. Die Behandlung iſt gemüthlich und ernſt, die Sprache edel und klar.

Deutſche Kaiſer.

a. (Bilderwerk.) **Bildniſſe der deutſchen Könige und Kaiſer**, von Karl dem Großen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Original-Bildniſſen gezeichnet von Heinr. **Schneider**, in Holz geſchnitten in der xylographiſchen Anſtalt in München; nebſt characteriſtiſchen Lebensbeſchreibungen von Friedr. Kohlrauſch. Heft 1—4. Hamburg und Gotha 1844—45.

Die Bilder, welche bei dieſem Werk die Hauptſache ausmachen, ſind mit Geiſt ausgeführt und geben oft characteriſtiſche Phyſiognomien. Die Lebensbeſchreibungen von Kohlrauſch geben ziemlich ausführliche Geſchichte und ein klares Bild der Perſönlichkeiten. Die 3 bis jetzt erſchienenen Hefte gehen bis auf Heinrich VI.

a. (Bilderwerk.) **Die deutſchen Kaiſer.** Nach den Bildern des Kaiſer-Saales im Römer zu Frankfurt a. M., in Kupfer geſtochen und in Farben ausgeführt. Mit den Lebensbeſchreibungen der Kaiſer, von Albert Schott. Frankf. a. M. 1844—45.

Prächtige farbige Bilder. Der Text beſchränkt ſich auf kurze, gedrängte Characterbilder, welche, ſoviel die bisherigen Proben zeigen, trefflich gelungen ſind. Die bis jetzt erſchienenen 5 Lieferungen enthalten die Kaiſer Konrad I., Heinrich I. und II., Otto I., II. und III., Friedrich II., Maximilian II., Karl VII. und Leopold II.

Deutſche Verfaſſungsgeſchichte.

c. **Zöpfl, Heinr.** Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 2 Bde. 2te Aufl. Stuttgart 1844.

Klar und fließend geſchriebene Ueberſicht. Der erſte erſchienene Band enthält die Reichsgeſchichte mit Verweiſung auf die Quellen und hauptſächlichſten Bearbeitungen.

c. **Waitz, G.** Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. Erſter Band. Kiel 1844.

Legt die Ergebniſſe eigener und fremder Forſchungen über die ältere deutſche Verfaſſungsgeſchichte in einfach ſchöner Sprache vor, und bringt in das unklare Gewirre verſchiedener Anſichten ein willkommenes Licht. In den Noten werden die hauptſächlichſten Quellenbelege beigebracht. Dieſer erſte Band geht blos bis zur Völkerwanderung.

c. **Phillips, G.** Deutſche Geſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Religion, Recht und Staatsverfaſſung. 2 Bde. Berlin 1832—34.

Eine, was Recht und Verfaſſung betrifft, tüchtige Arbeit. Was aber der Verfaſſer über die Religion der alten Deutſchen und die Anfänge des Chriſtenthums ſagt, iſt ſehr ungenügend, und durch ſeinen katholiſchen Standpunkt influenzirt. Das Werk geht bis zum Tod Karls des Großen.

c. **Dönniges, W.** Das deutſche Staatsrecht und die deutſche Reichsverfaſſung. I. Hiſtoriſche Entwickelung ſeit Karls des Großen Kaiſerkrönung bis aufs 12te Jahrhundert. Berlin 1842.

Eine ſorgfältige und mit philoſophiſchem Geiſte ausgeführte Entwickelung der deutſchen Verfaſſung. Gute Darſtellung.

c. **Unger, Friedr. Wilh.** Geſchichte der deutſchen Landſtände. 2 Bde. Hannover 1844.

Der erſte gründliche Verſuch, die Geſchichte der deutſchen Landſtände erſchöpfend zu behandeln. Zeigt die hiſtoriſche Berechtigung des deutſchen Volkes zu ſtändiſchen Verfaſſungen ſehr einleuchtend. Ein ſehr wichtiges Werk. Geht bis zum ewigen Landfrieden 1495.

VII. Monographieen über deutſche Geſchichte.

f. **Pertz, G. H.** Geſchichte der Merowingiſchen Hausmeier. Hannover 1819.

Werthvolle Unterſuchungen über die Anfänge des fränkiſchen Reichs. Eine Grundlage für die Geſchichtsforſchung über dieſe Periode.

c. **Roth, Friedr. v.** Von dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit unter den Merowingern. Eine akademiſche Rede. Nürnberg 1830. 16. S. 4.

Sehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Staatsverhältniſſe des alten Deutſchlands.

a. **Dippold, K.** Leben Kaiſer Karls des Großen. Tübingen 1810.

Eine ſehr unterhaltende, anſprechende Geſchichte Karls des Großen, die zwar in manchen Puncten durch neuere Forſchungen berichtigt werden muß, aber immer noch ihren eigenthümlichen Werth behält.

a **Lorenz, Fr.** Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und Kulturgeſchichte der karolingiſchen Zeit. Halle 1829.

Nicht nur eine gute Biographie Alcuins, ſondern auch die beſte Schilderung Karls des Großen und ſeiner Umgebung, die wir bis jetzt haben.

c. **Funck, Fr.** Ludwig der Fromme. Frankfurt 1832.

Hauptwerk über die Geſchichte dieſes Kaiſers.

f. **Ranke, Leopold.** Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe. 2 Bde. und 1 Heft des 3ten Bds. Berlin 1837—44.

Eine kritiſche Durchforſchung der Quellenſchriftſteller dieſes Zeitalters, deren Reſultate in einer einfachen Darſtellung gegeben werden. Die Arbeit iſt von mehreren Schülern Ranke's, von Waitz, Dönniges, Gieſebrecht, Köpke, Hirſch und Wilmanns unter deſſen Leitung ausgeführt, und iſt eine unentbehrliche Vorarbeit für künftige Darſtellungen.

c. **Gervais, Eduard.** Politiſche Geſchichte Deutſchlands unter der Regierung der Kaiſer Heinrich V. und Lothar III. 2 Bde. Leipzig 1841—42.

Fleißige, doch nicht ganz umfaſſende Quellenforſchung, pragmatiſirende Darſtellung mit apologetiſcher Tendenz für Lothar.

c. **Jaffé, Philipp.** Geſchichte des deutſchen Reichs unter Lothar, dem Sachſen. Berlin 1843. Geſchichte des deutſchen Reichs unter Conrad III. Hannover 1845.

Sehr gründliche Quellenforſchung, objective aber etwas trockene Darſtellung.

b. **Stenzel, G. A. H.** Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. 2 Bde. Leipzig 1827—28.

Hauptwerk für dieſe Periode. Gründlichſte Quellenforſchung; Styl kräftig und gedrängt, an Johannes von Müller anklingend.

b. u. f. **Raumer, F. v.** Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. 6 Bde. 1ſte Aufl. Leipzig 1824. 2te Auflage. Leipzig 1840—41.

Ein claſſiſches Hauptwerk, welches ſeinen Werth behalten wird, wenn auch im Einzelnen flüchtige Benutzung der Quellen und ſchiefe Auffaſſungen der Verhältniſſe nachgewieſen werden können. Darſtellung künſtleriſch und ungezwungen, mitunter etwas nivellirend.

c. **Barthold, Fr. W.** Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg (VII.). Erſter Theil. Königsberg 1830.

Gute auf gründlicher Forſchung beruhende Geſchichte Kaiſer Heinrich VII.

c. **Höfler, Conſt.** Geſchichte Friedrichs II. (des Hohenſtaufen). München 1844.

Auffaſſung des großen Kaiſers vom antihohenſtaufiſchen kirchlichen Standpunct aus. Höfler zeigt darin, wie Friedrich dadurch, daß er den Mittelpunct ſeiner Macht nicht in Deutſchland, ſondern in Italien ſuchte, zum Reich und zur Kirche in eine falſche Stellung gerathen ſei.

c. **Aſchbach, J.** Kaiſer Sigmund. 3 Bände. Hamburg 1838—39.

Eine gründliche quellenmäßige Geſchichte dieſes Kaiſers, die übrigens mehr ſeine äußere politiſche Thätigkeit, als die innere Entwickelung der Verhältniſſe Deutſchlands unter ſeiner Regierung behandelt. Ein Hauptverdienſt iſt die Geſchichte des Conſtanzer Concils, wobei übrigens der katholiſche Verfaſſer einige confeſſionelle Befangenheit zeigt.

c. **Chmel, Joſ.** Geſchichte Kaiſer Friedrich IV. (III.) und ſeines Sohnes Maximilian. 2 Bde. Hamb. 1840—42.

Großer Reichthum an gründlichen Quellenforſchungen mit aufrichtiger Nachweiſung der noch vorhandenen Lücken; nicht gehörig verarbeitende Darſtellung, unbefangene, ſehr wahrheitsliebende Geſinnung.

b. u. f. **Ranke, Leop.** Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. 3 Bde. 2te Aufl. Berlin 1844.

Klaſſiſches Werk, das über die Verbindung der politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands mit der kirchlichen Reform die gründlichſten Aufſchlüſſe gibt. Darſtellung wahrhaft künſtleriſch.

f. **Sartorius, G. F.** Urkundliche Geſchichte des Urſprungs der deutſchen Hanſa. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. 2 Bde. in 4. Hamburg 1830.

Ein für Geſchichte des deutſchen Städteweſens und Handels ſehr wichtiges, auf gründlichen Forſchungen beruhendes Werk. Der 2te Band enthält Urkunden.

c. **Schaab, K. A.** Geſchichte des großen rheiniſchen Städtebundes, geſtiftet zu Mainz i. J. 1254 durch Arnold Walpod. Erſter Band. Mainz 1844.

Eine auf Urkunden und Chroniken geſtützte, durch ihren Stoff intereſſante Geſchichte des rheiniſchen Städtebundes und ſeiner Ausläufer bis zum Jahr 1495. Beſteht großentheils aus wörtlichen Auszügen der benutzten Chroniken. Der zweite Band wird Urkunden enthalten.

c. **Hagen, K.** Deutſchlands religiöſe und litterariſche Verhältniſſe im Zeitalter der Reformation. 3 Bde. 1841—44. 2ter und 3ter Bd. auch unter dem Titel: Der Geiſt der Reformation und ſeine Gegenſätze.

Während Ranke mehr die oberen Sphären und die weltgeſchichtliche Beziehung der Reformation behandelt, lehrt uns Hagen die untern Sphären kennen und ſucht die Geiſter der Reformationsperiode, welche die Extreme der in Kampf gerathenen Richtungen vertraten, zu erforſchen und zu characteriſiren; in ihnen ſieht er die eigentlichen ächten Fortſetzer der von ihren Koryphäen verlaſſenen Reformation. Dieſes Werk kehrt eine bisher vernachläſſigte Seite der Reformation hervor und bildet eine ſehr wichtige Ergänzung zu Ranke.

c. **Hagen, K.** Zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands. Stuttgart 1842. Auch unter dem Titel: Deutſchland unter Heinrich III. und Heinrich IV., Gregor von Heimburg, Ulrich von Hutten in politiſcher Beziehung. Politiſche Flugſchriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

In der erſten Abhandlung wird gezeigt, wie unter Heinrich IV. der Wendepunct eintrat, welcher die Begründung der Einheit des deutſchen Reichs unmöglich machte.

In dem Aufſatz über Ulrich von Hutten lernen wir die Tendenzen dieſes Helden und den Zuſammenhang der revolutionären Bewegungen des Bauernkriegs mit der Reformation näher kennen.

Die Abhandlung über Flugſchriften zeigt, wie unbegründet der Vorwurf ſei, als hätten die Anhänger der Reformation den nationalen Standpunct aufgegeben.

c. **Oechsle, J. Fr.** Beitrag zur Geſchichte des Bauernkriegs. 2te Ausg. Heilbronn 1844.

Die erſte auf Erforſchung der Urkunden beruhende Darſtellung des Bauernkriegs, welche wichtige neue Aufſchlüſſe gibt.

c. **Benſen, H. W.** Der Bauernkrieg in Oſtfranken. Erlangen 1840.

Ausgezeichnetes Werk; gedrängte dramatiſche Darſtellung. Die Verhältniſſe des Bauernſtandes in Franken beſonders gut entwickelt. Die im Bauernaufſtand zum Ausbruch gekommene politiſche Bewegung wird auch hier als ein weſentliches Element der Reformationsperiode nachgewieſen.

a. **Zimmermann, W.** Der deutſche Bauernkrieg. 2 Bde. Stuttgart 1843—44.

Redneriſche Darſtellung, viel Reflexion, dabei fleißige Benutzung urkundlicher Materialien. Beinahe der ganze erſte Band enthält eine Einleitung über die Bauernaufſtände im Mittelalter.

c. **Gfrörer, Aug.** Guſtav Adolph und der 30jährige Krieg. 1ſte Aufl. Stuttgart 1837. 2te umgearbeitete Aufl. 1845.

Eine ſehr gute Geſchichte der erſten Periode des 30jährigen Kriegs vom kaiſerlichen Standpunct aus. Intereſſante Hypotheſen über die Pläne Wallenſteins, und treffende politiſche Combinationen.

Die zweite Ausgabe hat bei der Umarbeitung weſentlich gewonnen.

a. **Mebold, K. A.** Der dreißigjährige Krieg, und die Helden deſſelben: Guſtav Adolph, König von Schweden, und Wallenſtein, Herzog von Friedland. 2 Bde. Stuttg. 1840.

Lebendige Darſtellung. Die Geſchichte iſt häufig durch politiſche Discuſſionen unterbrochen, beſonders da, wo der Gegenſtand Fragen und Intereſſen der neueren Zeit berührt. Nationaler aber nicht kaiſerlicher Standpunct.

Univ. Bibl. München

c. **Barthold, F. W.** Geſchichte des großen deutſchen Kriegs vom Tode Guſtav Adolphs ab, mit beſonderer Rückſicht auf Frankreich. Erſter Band: bis zur Wahl Ferdinands III. als römiſcher König. Zweiter Band: Von der Wahl Ferdinands III. bis zum Schluſſe des weſtphäliſchen Friedens. Stuttgart 1842.

Die nationale Tendenz des Verfaſſers verirrt ſich beinahe zur Feindſeligkeit gegen die Vertreter des Proteſtantismus und namentlich gegen Guſtav Adolph. Mit Fleiß und Scharfſinn werden die Intriguen und Plane der Franzoſen im Zuſammenhang entwickelt und gründlicher aus den Quellen nachgewieſen, als dies bis jetzt geſchehen war. Der Styl iſt kräftig, mitunter manirirt und ſchwerfällig.

a. **Söltl, J. M.** Eliſabeth von der Pfalz und der Religionskrieg in Deutſchland. 3 Bde. Hamburg 1839—42.

Im Grunde eine Geſchichte des 30jährigen Kriegs, in welcher Eliſabeth zur romantiſchen Heldin gemacht iſt. Der 3te Band enthält eine Sammlung ſehr intereſſanter Actenſtücke.

c. **Dohm, L. W.** v. Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geſchichte des letzten Viertels des 18ten und des Anfangs des 19ten Jahrhunderts (von 1778—1806). 5 Bde. Lemgo und Hannover 1814—19.

Sehr wichtig für die deutſche Geſchichte dieſer Zeit, beſonders für die Regierung Friedrichs des Großen und die politiſchen Combinationen vor und während der franzöſiſchen Revolution. Empfiehlt ſich auch durch verſtändige Auffaſſung und lichtvolle Darſtellung.

c. **Perthes, Clem. Theod.** Das deutſche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg und Gotha 1845.

Die officielle Niederdrückung des nationalen Geiſtes, die Ausbildung der Souverainetät in kleinen Territorien, und die Herabſetzung des Staats zu einer Privatwirthſchaft wird hier trefflich geſchildert; dabei wird auch gezeigt, daß die ſtaatsbildenden Kräfte in der deutſchen Nation keineswegs abgeſtorben geweſen ſeien, aber großer Erſchütterung bedurften, um wieder in Thätigkeit geſetzt zu werden. Sehr intereſſant.

c. **Schaumann, A. F. G.** Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland.. Göttingen 1844.

Der Gang der Verhandlungen theilweiſe meiſterhaft dargeſtellt, wobei das Reſultat iſt, daß bei dieſem Frieden die deutſchen Intereſſen unverantwortlich verſäumt werden. Der Standpunct des Verfaſſers nicht ganz unbefangen, nicht ganz deutſch, ſondern theilweiſe provinciell hannöveriſch und antipreußiſch. Die mitgetheilten Actenſtücke etwa zur Hälfte zum erſten Male veröffentlicht, übrigens ohne Angabe der Quelle. Ein Drittheil des Buchs enthält patriotiſche Phantaſien.

c. **Gagern, H. C. v.** Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens. 2 Bde. Leipzig 1845.

Reichliche Sammlung von Correſpondenzen Gagerns mit den betheiligten Diplomaten. Geiſtreiche Aphorismen und intereſſante Notizen, aber keine unbefangene Darſtellung des Thatbeſtandes. Apologie Talleyrands.

c. **Bülau, Fr.** Geſchichte Deutſchlands von 1800—1830. Zugleich als Fortſetzung von Pfiſters Geſchichte der Deutſchen. Hamburg 1842.

Eine fließende Beſchreibung der Zuſtände und Ereigniſſe in Deutſchland während der genannten Jahre. Mäkelt begeiſterungslos an dem Aufſchwung der Befreiungskriege.

a. **Sporſchil, Johann.** Neues Heldenbuch für die deutſche Jugend, enthaltend: Die Großthaten der Deutſchen in den Befreiungskriegen 1813, 1814 und 1815. 3 Bde. mit 25 Stahlſtichen. 3te Aufl. Braunſchweig 1844.

Lebendige, begeiſterte Erzählung. Ein beliebtes und empfehlenswerthes Buch für die Jugend.

VIII. Deutſche Specialgeſchichten.

Baden.

c. **Bader, Joſ.** Badiſche Landesgeſchichte. Freiburg 1838.

Die einzige brauchbare Geſchichte Badens, die mit einiger Gründlichkeit eine anſprechende Darſtellung verbindet.

a. **Bader, Joſ.** Badenia, oder das badiſche Land und Volk, eine Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Landeskunde. 3 Bde. Jahrg. 1840—43. Karlsruhe 1840—43.

a. —— Badiſche Volksſitten und Trachten. Karlsruhe 1843—1844.

Orts- und Naturbeſchreibung, mit ausgewählten Parthien der badiſchen Geſchichte, wobei es weniger auf neue Forſchungen, als auf unterhaltende Verarbeitung des ſchon Vorhandenen abgeſehen iſt.

a. —— Das maleriſche und romantiſche Baden. Mit Stahlſtichen. Karlsruhe 1843.

Nach Art des romantiſchen Deutſchlands, der Text einfache Beſchreibung.

c. **Mone, F. J.** Urgeſchichte des badiſchen Landes bis zu Ende des 7ten Jahrhunderts. 1ſter Theil. Separattitel: Die Römer im oberrheiniſchen Grenzlande. Karlsruhe 1845.

Sehr gelehrtes, zum Theil auf eigenthümlichen Hypotheſen beruhendes Werk, in verarbeiteter auch dem Laien zugänglicher Darſtellung.

c. **Krieg v. Hochfelden, G. H.** Geſchichte der Grafen von Eberſtein in Schwaben. Karlsruhe 1836.

Eine ſehr tüchtige, auf fleißiger Quellenforſchung beruhende Monographie über das Geſchlecht und die Beſitzungen der Grafen von Eberſtein.

a. **Leonhardt, Kasp. Cäſar v.** Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend. Mit 27 Holzſchnitten und Lithographien, nebſt einer Karte. Heidelberg 1834.

Sehr reichhaltiges und vielſeitiges Werk, höchſt angenehm zu leſen.

a. **Schreiber, Heinr.** Baden-Baden, die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebung. Taſchenbuch für Fremde und Einheimiſche mit Ausflügen in die Gegend und die Bäder des Schwarzwaldes, nebſt geognoſtiſchen, botaniſchen und literariſchen Zugaben und örtlichen Nachweiſungen. Mit einer Karte. Stuttgart 1840.

a. —— Freiburg im Breisgau mit ſeinen Umgebungen. Unter vielſeitiger Mitwirkung neu bearbeitet. Mit 9 Stahlſtichen, einer Karte der Umgebung und einem Plan der Stadt. Freiburg 1838.

a. **Zentner, J.** Das Renchthal und ſeine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogaſt, Freiersbach und Sulzbach im Groß-

Herzogthum Baden. Heilkundig, geſchichtlich, topographiſch-ſtatiſtiſch und landwirthſchaftlich, mit einem botaniſchen und geologiſchen Anhange. 2te Aufl. Mit einem Kärtchen. Karlsruhe 1839.

Nützliche, unterhaltende Wegweiſer, mit guten hiſtoriſchen Notizen.

Schwaben. Württemberg.

c. **Pfiſter, J. Conr.** Geſchichte von Schwaben. 5 Bde. Heilbronn 1803—27.

a. —— Herzog Chriſtoph von Württemberg. Tübingen 1819.

a. —— Eberhard im Bart, erſter Herzog zu Württemberg. Tübingen 1822.

In des Verfaſſers ſchon characteriſirter Art geſchriebene Geſchichtswerke. Die Monographieen über die Herzoge Eberhard und Chriſtoph von Würtemberg, mit anziehendem Detail; doch nicht völlig zu lebendigem Ganzen geworden.

c. **Heyd, Ludw. Friedr.** Ulrich, Herzog zu Württemberg, ein Beitrag zur Geſchichte Württembergs und des deutſchen Reichs, im Zeitalter der Reformation. 3 Bde. Tübingen 1841. (Der dritte Band nach des Verfaſſers Tode vollendet und herausgegeben von K. Pfaff.)

Eine der gründlichſten, ins Einzelnſte mit Geſchmack und allgemeinem Geſchichtsſinn ausgearbeiteten Monographieen des der Geſchichtsſchreibung zu früh entriſſenen Verfaſſers.

c. **Stälin, Ch. Fr.** Württembergiſche Geſchichte. I. Schwaben und Südfranken. Bis 1080. Stuttgart und Tübingen 1841.

Claſſiſches Werk über württembergiſche Geſchichte; an gründlicher Forſchung wohl von keiner Specialgeſchichte übertroffen. Die Darſtellung, ſoweit es möglich, belebt. Der zweite Band iſt druckfertig.

a. **Pfaff, K.** Geſchichte des Fürſtenhauſes und Landes Württemberg. 3 Bde. Mit 16 Bildniſſen. Stuttgart 1835—39.

Populär, ohne Nachweiſungen, obwohl es vermöge der gründlichen Forſchungen, auf die es geſtützt iſt, zu gelehrtem Gebrauche dienen könnte.

a. **Pahl, T. G.** Geſchichte von Württemberg. 6 Bändchen. Stuttgart 1827—31.

Angenehm lesbares Volksbuch.

c. **Memminger, J. D. G.** v. Beſchreibung von Württemberg. 3te gänzlich umgearbeitete Auflage. Herausgegeben vom königlichen topographiſch-ſtatiſtiſchen Büreau. Stuttgart und Tübingen 1841.

Statiſtiſch werthvolles Werk; hat in dritter Auflage an Gründlichkeit durch vielfältige Theilnahme von Gelehrten und amtliche Mittheilung alles möglichen Materials ſehr gewonnen.

a. **Pfaff, K.** Geſchichte der Reichsſtadt Eßlingen. Eßlingen 1840.

a. —— Geſchichte der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1845.

a. **Jäger, Carl.** Geſchichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebiets. Nach handſchriftlichen Quellen bearbeitet. Heilbronn 1828.

a. **Eiſenbach, H.** Geſchichte der Stadt und Univerſität Tübingen. Tübingen 1826.

a. **Jäger, Carl.** Ulms Verfaſſung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Heilbronn 1831.

a. **Grüneiſen, Carl** v. und **Mauch, Ed.** Ulms Kunſtleben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte Schwabens. Mit 5 Stahlſtichen. Ulm 1840.

a. **Ruckgaber.** Geſchichte der Stadt Rottweil. 3 Bände. Rottweil 1835.

a. **Gayler,** Prof. Denkwürdigkeiten der Stadt Reutlingen. Reutlingen 1839.

Fleißige Arbeiten über die Städtegeſchichte Württembergs; Pfaff und Ruckgaber durch fließende Verarbeitung und reiches Detail; Jäger durch gründliche Quellenforſchung und Heraushebung der allgemeinen Beziehungen; Gayler durch Benutzung von Reutlingens Chroniken; v. Grüneiſen und Mauch durch neue Beiträge zur Kunſtgeſchichte, namentlich der oberſchwäbiſchen Malerſchule ausgezeichnet. Die Geſchichte Ulms, von Jäger, gilt als eines der Hauptwerke in der deutſchen Städtegeſchichte und verdankt einen Theil ihres Werthes den ſehr gründlichen Verarbeiten aus der Verlaſſenſchaft des Prälaten v. Schmid.

a. (Anonym.) Das Königreich Württemberg, nebſt den hohenzollerſchen Fürſtenthümern, mit ihren Naturſchönheiten ſonſtigen vorzüglichen Baudenkmalen, dargeſtellt in 48 Stahlſtichen mit begleitendem Text. Ulm 1841.

Die guten Stahlſtiche und Rückſicht auf Baudenkmäler empfehlen das Werk, der Text iſt einfach und anſpruchslos.

a. **Bauer, Ludw.** Schwaben wie es iſt und war. Karlsruhe 1842.

Aufſätze von verſchiedenen Verfaſſern über einzelne Parthien der Geſchichte und Landeskunde; namentlich von Bauer über die Hohenſtaufen; K. Klüpfel über den ſchwäbiſchen Bund und die ſchwäbiſche Kreisverfaſſung; Hocheiſen über Ulm; Retter über die ſchwäbiſchen Dichter; Quenſtedt über geognoſtiſche Verhältniſſe Württembergs; Reuchlin über Bodenſeeſchifffahrt.

a. **Schwab, Guſtav.** Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alp, mit Andeutungen über die Donauſeite, eingeſtreuten Romanzen und andern Zugaben. Wegweiſer und Reiſebeſchreibung mit einem naturhiſtoriſchen Anhang von Prof. Dr. Schübler und einer Specialcharte der Alp. Stuttgart 11823.

a. —— Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale von St. Luzienſteig bis Rheinegg. 2te Aufl. Mit Stahlſtichen und Charten. Stuttgart und Tübingen 1840.

a. **Jäger, Carl.** Handbuch für Reiſende in den Neckargegenden von Cannſtadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde. Mit Anſichten. Heidelberg 1824.

Handbücher und Wegweiſer, das Wiſſenswertheſte zur Landeskunde in hiſtoriſch-topographiſcher und naturhiſtoriſcher Beziehung enthaltend.

Bayern.

c. **Rudhart, Georg Thomas.** Aelteſte Geſchichte Bayerns und der in neueſter Zeit zum Königreich Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Bamberg 1841.

Sehr gründliche Geſchichte Bayerns in älteſter Zeit, im Zuſammenhange mit den Geſchichten eines großen Theils von Süddeutſchland.

a. **Zſchokke, H.** Bayeriſche Geſchichten. 4 Bände. Aarau

Die beſte Geſchichte von Bayern. Wenn auch das Material oft nicht ganz genügt, ſo iſt es dafür mit meiſterhafter Hand verarbeitet.

a. **Böttiger, K. W.** Geſchichte von Bayern. Erlangen 1832.

Eine kurze angenehm lesbare Geſchichte von Bayern, die das Weſentliche enthält.

c. **Wolf, P. Ph.** Geſchichte Maximilians I. 4 Bände. München 1807—11.

Gibt einen wichtigen Beitrag zur geheimen Geſchichte der katholiſchen Reaction in Bayern und des 30jährigen Kriegs.

c. **Aretin, C. M. v.** Geſchichte des bayeriſchen Herzogs und Kurfürſten Max I. Erſter Band. Paſſau. 1842.

Apologie der katholiſchen Reaction in Bayern vom Standpunkte des Ultramontanismus. Die neuen Quellen, die dem Verfaſſer zu Gebot ſtanden, beutete er hauptſächlich für die Geſchichte der Bildung eines katholiſchen Bündniſſes und für die der Erziehung Maximilians aus.

c. **Sugenheim, S.** Bayerns Kirchen und Volkszuſtände im 16ten Jahrhundert. Erſter Band. Gießen 1842.

Ein Gegenſtück zu dem vorigen vom entgegengeſetzten Standpunkte aus. Schilderung des kirchlichen und ſittlichen Verfalls in Bayern zur Zeit der Reformation. Ebenfalls aus Quellen.

c. **Haggenmüller, J. B.** Geſchichte der Stadt und der gefürſteten Grafſchaft Kempten von den älteſten Zeiten bis zu ihrer Vereinigung mit dem bayeriſchen Staat. Erſter Band: Von den älteſten Zeiten bis zum Ende des Bauernkriegs. Kempten 1840.

Aus den Quellen geſchöpfter ſehr werthvoller Beitrag zu der Geſchichte des Mittelalters. Fließende Darſtellung.

c. **Roth, J. F.** Geſchichte des nürnbergiſchen Handels. 4 Bdchn. Leipzig 1800—2.

Zeigt, welche großartige Handelsgeſchichte Nürnberg im Mittelalter machte, und gibt wichtige Materialien zu einer Handelsgeſchichte Deutſchlands überhaupt.

Oeſterreich.

c. **Mailáth, Joh.** Graf v. Geſchichte Oeſterreichs. 3 Bde. bis jetzt. Hamburg 1834—42.

Dem Verfaſſer ſtand das für öſterreichiſche Geſchichte ſo wichtige Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Gebot, aus dem er Manches entnommen haben mag, ohne daß jedoch über Hauptpunkte neue Aufſchlüſſe gegeben würden. Auf die Einzelheiten der öſterreichiſchen Provinzialgeſchichte wird nicht tiefer eingegangen und an deren Stelle bloß die allgemeine deutſche Reichsgeſchichte gelegt. Auffaſſung öſterreichiſch und katholiſch. Die Darſtellung fließend, und erzählt die Thatſachen, ohne viel Reflexionen einzumiſchen. Die vorliegenden Bände gehen bis zum Ende des 30jährigen Krieges.

c. **Lichnowsky, E. M.,** Fürſt v. Geſchichte des Hauſes Habsburg. 8 Bde. Wien 1836—44.

Beruht auf ſehr gründlichen eignen Quellenforſchungen, deren Reſultate weniger in lebendiger anſchaulicher Entwicklung des Einzelnen, als in allgemein gehaltenen Umriſſen in glatter gebildeter Darſtellung vorgetragen wird. Der Hauptwerth des Werkes beſteht in ſehr reichhaltigen Urkundenverzeichniſſen von E. Birk, Scriptor auf der Hofbibliothek in Wien, welche je die Hälfte eines Bandes einnehmen. Der politiſche Standpunkt ſehr conſervativ und kirchlich. Geht bis zum Anfang der Regierung Maximilians I.

f. **Bucholtz, F. B.** Geſchichte der Regierung Ferdinands I. Mit Urkundenband 9 Bde. Wien 1831—38.

Sehr umfaſſendes gründliches, wenn auch zuweilen katholiſch befangenes Werk, das über die Zeit nach der Reformation wichtige Aufſchlüſſe enthält und ſich theilweiſe angenehm lieſt.

c. **Kurz, Franz Seraph.** Beitrag zur Geſchichte des Landes Oeſterreich ob der Ens. 4 Thle. Linz 1805—10.

I. Geſchichte des Bauernkriegs in Oberöſterreich unter Anführung Stephan Fadingers und Achaz Wielingers.

II. Geſchichte des Aufruhrs im Hausruck- und im Machlands-Viertel.

III. Geſchichte der Stadt Lorch, der Grenzfeſtung Ensburg und des Kloſters St. Florian.

IV. Geſchichte des Kriegsvolks, welches der Kaiſer Rudolph II. im Jahre 1610 zu Paſſau anwerben ließ.

c. —— Geſchichte der Landwehr in Oeſterreich ob der Ens. 2 Bde. Linz 1811.

c. —— Oeſterreichs Handel in den ältern Zeiten. Linz 1822.

c. —— Oeſterreich unter Herzog Rudolph IV. Linz 1821.

c. —— Oeſterreich unter Herzog Albrecht IV. Nebſt einer Ueberſicht des Zuſtandes Oeſterreichs während des 14ten Jahrhunderts. Linz 1830.

c. **Kurz, Franz Seraph.** Oeſterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen. Linz 1819.

c. —— Oeſterreich unter Kaiſer Friedrich IV. 2 Thle. mit Portrait. Wien 1812.

c. —— Oeſterreich unter Kaiſer Friedrich dem Schönen. Linz 1818.

c. —— Oeſterreich unter König Ottokar und Kaiſer Albrecht I. 2 Bde. Linz 1816.

c. —— Oeſterreich unter Herzog Albrecht III. 2 Thle. Linz 1827.

c. —— Oeſterreichs Militärverfaſſung in ältern Zeiten. Linz 1825.

c. —— Oeſterreich unter Kaiſer Albrecht III. 2 Thle. Wien 1835.

Lauter gute Monographien über öſterreichiſche Geſchichte, die theilweiſe auch eine intereſſante Lectüre bilden, was namentlich von denen über Friedrich den Schönen und die drei Albrechte gilt.

c. **Springer, Johann.** Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 2 Bde. Wien 1840.

Sehr gutes und gründliches ſtatiſtiſches Werk.

c. **Becher, Siegfried.** Statiſtiſche Ueberſicht des Handels der öſterreichiſchen Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829—38. Stuttgart und Tübingen 1841.

Für die Zwecke des Geſchäftsmannes ſehr empfehlenswerthe Handelsſtatiſtik.

a. **Schmidl, A. A.** Das Kaiſerthum Oeſterreich. Beſchrieben von —. 2 Bde. in 10 Abtheil. Stuttgart 1837—44.

a. —— Handbuch für Reiſende im Kaiſerthume Oeſterreich. Mit Poſt- und Reiſekarte. Wien 1844.

a. —— Wien die Kaiſerſtadt und ihre nächſten Umgebungen, mit beſonderer Berückſichtigung ihrer wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Wien 1843.

Sehr brauchbare, richtig alles Nothwendige zuſammen ſtellende, zweckmäßige Handbücher.

a. **Koch, Matth.** Wien und die Wiener, hiſtoriſch entwickelt, und im Verhältniß zur Gegenwart geſchildert. Karlsruhe 1844.

Gibt manches Intereſſante über Wiens Zuſtände in ſocialer Beziehung, gute ſtatiſtiſche Notizen, aber keine geſchichtliche Entwicklung.

c. **Hormayr, Joſ.** v., Wien, ſeine Geſchichte und ſeine Denkwürdigkeiten. 9 Bdchn. Wien 1824—25.

Gelehrtes Werk, das die verſchiedenen Geſchichtsperioden und die Merkwürdigkeiten von Wien mit der Gründlichkeit des Hiſtorikers ſchildert.

a. —— Oeſterreichiſcher Plutarch, oder Leben und Bildniſſe aller Regenten und der berühmteſten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 20 Bdchn. Wien 1807—14.

Unterhaltende Lebensbeſchreibungen, die zugleich werthvolle Beiträge zur öſterreichiſchen Geſchichte geben.

a. **Duller, Ed.** Maria Thereſia und ihre Zeit. Wiesbaden 1843—44. 2 Bdchn.

a. —— Erzherzog Karl von Oeſterreich, geſchildert von —. Illuſtrirt von P. J. N. Geiger. Wien 1844 und 45.

Unterhaltende Geſchichtsbilder. Das Letztere prachtvoll ausgeſtattet.

c. **Tegoborski, L.** v. Ueber die Finanzen, den Staatscredit, die Staatsſchuld, die finanziellen Hülfsquellen und das Steuerſyſtem Oeſterreichs; nebſt einigen Vergleichungen zwiſchen dieſem Lande, Preußen und Frankreich. Nach dem Franzöſiſchen überſetzt; mit wichtigen Berichtigungen und Zuſätzen von Seite des Verfaſſers bereichert. 2 Bde. Wien 1845.

Ein vielbeſprochenes und viel angefochtenes Werk, das jedenfalls ſehr intereſſante Aufſchlüſſe gibt.

a. **Groß-Hoffinger, A. J.** Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II. und Gemälde ſeiner Zeit. 4 Bände. Stuttgart 1835—37.

Unterhaltende Mittheilungen, die auch geſchichtlichen Werth haben.

c. **Ramshorn, Dr. Karl.** Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit. Leipzig 1844—45.

Der Anfang dieſes Werkes verſpricht Gutes, und zeichnet ſich durch eine deutſche Geſinnung aus.

c. (Anonym.) Traditionen zur Characteriſtik Oeſterreichs, ſeines Volks- und Staatslebens unter Franz I. 2 Bände. Leipzig 1844.

Reichhaltige hiſtoriſche Erinnerungen in Form von Memoiren mit belebter Darſtellung. Bietet nicht nur intereſſante Lectüre, ſondern auch manche wichtige Notizen für den Hiſtoriker und Staatsmann.

a. **Kohl, J. G.** Hundert Tage auf Reiſen in den öſterreichiſchen Staaten. 5 Bde. Dresden und Leipzig 1842.

I. Böhmen.
II. Von Linz nach Wien.
III. Ungarn.
IV. Peſth und die mittlere Donau.
V. Steiermark und das baieriſche Hochland.

Intereſſante Lectüre, eines der leichteren Werke des Verfaſſers.

a. **Schubert, G. H. v.** Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten nach Tyrol und der Lombardei. Erlangen 1823.

In der bekannten geiſtvollen Art des Verfaſſers, doch noch ohne die ſpäter ſtark hervortretenden Tendenzen.

a. **Schultes, J. A.** Donaufahrten. Ein Handbuch für Reiſende auf der Donau. 2 Bde. Wien 1819. Stuttgart 1827.

Älteres Reiſehandbuch mit hiſtoriſchen Notizen, durch die neuern Arbeiten nicht überflüſſig gemacht.

Tyrol.

a. **Weber, Beda.** Handbuch für Reiſende in Tyrol. Insbruck 1842.

c. —— Das Land Tyrol. Ein Handbuch für Reiſende. 3 Bde. Insbruck 1837—38.

Das erſte Werk ein Auszug aus dem zweiten; dieſes letztere enthält ſehr viele Materialien zur Geſchichte von Tyrol; das erſtere iſt ein äußerſt brauchbares Reiſehandbuch.

c. —— Tyrol und die Reformation. In hiſtoriſchen Bildern und Fragmenten. Insbruck 1841.

Vom katholiſchen Standpuncte aus die ſchlimmen Folgen der Reformation für Tyrol nachweiſend.

c. **Jäger, Albert.** Tyrol und der baieriſch-franzöſiſche Einfall im Jahre 1703. Insbruck, 1844.

Anſprechende Erzählung und gründliches Eingehen in die Thatſachen.

a. **Lewald, Aug.** Tyrol vom Glockner, bis zum Orteler und vom Gardaſee bis zum Bodenſee. 2 Bde. München 1838.

Mit vielem Geſchick und mit Reiſekunde entworfene Schilderung des Landes.

a. **Hormayr, Joſ.** v. Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809. 2 Bde. 2te durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1845.

Sehr gründliches Werk eines in die Verhältniſſe tief eingeweihten Mannes, dem viele Actenſtücke dabei zu Gebote ſtanden.

Steiermark.

c. **Göth, G.** Das Herzogthum Steiermark, geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt und mit geſchichtlichen Erläuterungen verſehen. 2 Bde. Wien 1840—41. (Noch nicht vollendet.)

Sehr reichhaltiges Werk, aus Beiträgen von Mehreren beſtehend, und von dem Herausgeber ergänzt und verarbeitet.

Böhmen.

b. u. f. **Palacky, Franz.** Geſchichte von Böhmen, größtentheils aus Urkunden und Handſchriften. 3 Bde. Prag 1836—44.

Ein Hauptwerk für böhmiſche Geſchichte, die hier aufs Neue aus den Quellen kritiſch herausgearbeitet wird. Die Darſtellung iſt fließend und lebendig, und die ganze Haltung faſt zu ſehr national, indem Palacky oft einen feindſeligen Ton gegen Deutſches annimmt, und den Böhmen eine von Deutſchland unabhängige Bildung vindiciren will.

c. **Jordan, J. P.** Böhmen. Geſchichte des Landes und ſeines Volkes. Leipzig 1844. (Noch nicht vollendet.)

Populäre Verarbeitung von Pelzels und Palacky's Werken, mit Beiziehung des Sagen- und Märchenſtoffes. Standpunct ebenfalls böhmiſch, die Darſtellung lebendig und fließend.

c. **Peſcheck, Chr. Ad.** Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1844.

Eine auf ſorgfältige Vergleichung katholiſcher und proteſtantiſcher Berichte gegründete Geſchichte der katholiſchen Reaction in Böhmen, mit

Fleiß, Treue und Unparteilichkeit, aber ohne hervorſtechendes hiſtoriſches Talent ausgearbeitet.

a. **Rank, Joſef.** Aus dem Böhmerwalde. Leipzig 1843.
Lebendige Natur- und Sittengemälde.

c. **Müller, K. A.** Fünf Bücher vom böhmiſchen Kriege in den Jahren 1618—21, nach handſchriftlichen Quellen des königl. ſächſiſchen Hauptſtaatsarchivs. Dresden 1841.
Fleißige Forſchung, gewandte Darſtellung, geſchickte Anordnung, gibt manches Neue zur Geſchichte des 30jährigen Krieges, den der Verfaſſer nicht als einen Religionskrieg, ſondern als einen politiſchen Kampf um das europäiſche Primat zwiſchen Frankreich und dem Hauſe Habsburg auffaßt.

c. **Sommer, J. G.** Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch beſchrieben. 12 Bde. Prag 1833—44.
Sehr gründliches ſtatiſtiſches Werk, wie man es für wenige Länder hat.

Sachſen.

c. **Böttiger, K. W.** Geſchichte des Königreichs Sachſen. 2 Bde. Hamburg 1831.
Eine zwar nicht beſonders gründliche, aber das nächſte Bedürfniß befriedigende und angenehm lesbare Geſchichte Sachſens.

c. **Röſe, Bernh.** Herzog Bernhard zu Sachſen Weimar. 2 Bde. Weimar 1828—29.
Gründliche Forſchungen mit etwas panegyriſcher Tendenz. Schwerfällige ſchleppende Darſtellung.

c. **Langenn, L. A. v.,** Moritz, Herzog und Churfürſt zu Sachſen. 2 Bde. Leipzig 1841.
Eine Monographie, welche gründliche Studien und Benutzung archivaliſcher Quellen mit eleganter anziehender Darſtellung verbindet. Apologetiſche Auffaſſung des Helden; übrigens keine ſcharfe Charakteriſtik, wie man ſie bei Ranke findet.

c. **Gretſchel, C. Chr. Carus.** Geſchichte des ſächſiſchen Volks und Staats. Bis jetzt 11 Lief. Leipzig 1841—44.
Mit Stahlſtichen. Populäre Schrift.

a. **Lindau, Rudolph** und **W. A.** Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend. Mit einer neuen Beſchreibung aller Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft. Mit 12 Kupfern. 4te Aufl. Dresden und Leipzig 1835.

a. **Lindau, Rudolph u. W. A.** Taſchenbuch für den Beſuch der ſächſiſchen Schweiz und der angrenzenden Gegenden Böhmens. 3te Auflage. Herausgegeben von J. G. Wiemann. Dresden u. Leipzig 1844. Mit 24 neuen Anſichten.

a. **Gottſchalck, Friedr.** Dresden, ſeine Umgebungen und die ſächſiſche Schweiz. Ein Taſchenbuch für Reiſende. 2te Aufl. Dresden 1844.

Zweckmäßige Wegweiſer, ohne beſondere wiſſenſchaftliche Anſprüche.

Thüringen.

a. **Bechſtein, L.** Thüringen in der Gegenwart. Gotha 1843.

Naturſchilderung; Beſchreibung ſocialer Verhältniſſe mit Rückblicken in die Vergangenheit. Anſprechende Darſtellung.

Anhalt.

c. **Stenzel, G. A.** Handbuch der anhaltiſchen Geſchichte. Deſſau 1820.

Auf Quellenforſchungen beruhende, gründliche Landesgeſchichte.

Preußen.

c. **Stenzel, G. A. H.** Geſchichte des preußiſchen Staates. 3 Bde. Hamburg 1830—41. (Noch nicht vollendet.)

Der mit vielem Fleiß geſammelte hiſtoriſche Stoff wird in einfacher kräftiger Darſtellung vorgelegt, die Thatſachen ſind gut gruppirt und durch ihren innern Zuſammenhang verknüpft.

c. **Voigt, Joh.** Geſchichte Preußens. 9 Bde. Königsberg 1827—39.

c. —— Handbuch der Geſchichte Preußens bis zur Reformation. 3 Bde. Königsberg 1842—43.

Das erſte iſt ein ſehr gründliches Werk, worin das hiſtoriſche Material kritiſch geſichtet iſt, die Form aber vom Stofflichen überwogen wird. Das Handbuch ein willkommener Auszug.

Beide Werke beziehen ſich auf das ehemalige Herzogthum Preußen und enthalten ſehr wichtige Beiträge zur Geſchichte des Deutſchordens.

c. **Lancizolle, K. W. v.** Geſchichte der Bildung des preußiſchen Staats. Berlin und Stettin 1828.

Geſchichte von Preußen, mehr in Beziehung auf ſein äußeres Wachsthum, als auf innere Entwicklung. Ein wiſſenſchaftlich gehaltenes Werk, das eine für die preußiſche Geſchichte unentbehrliche Grundlage gibt.

c. **Orlich, Leop.** v., Friedrich Wilhelm der große Churfürſt. Berlin 1836.

Entwicklung der vielfachen Schlangenwindungen der Politik des großen Churfürſten. Preußiſcher Standpunct, einfach gehaltene Darſtellung.

c. —— Geſchichte des preußiſchen Staates im 17. Jahrhundert. 2 Bde. Berlin 1838—39.

Einfache Erzählung vom politiſchen Geſichtspuncte aus mit Rückſicht auf Kriegsgeſchichte.

a. **Horn, F.** Leben Friedrich Wilhelms d. G. Berlin 1814.

a. —— Friedrich III. Kurfürſt von Brandenburg, erſter König. Berlin 1816.

Patriotiſche Geſinnung; in der bekannten angeregten und anregenden Weiſe des Verfaſſers. Von geſchichtlichem Werthe.

c. **Preuß, J. D. E.** Friedrich d. G. Eine Lebensgeſchichte. 5 Bde. Berlin 1832—34.

c. —— Friedrich der Große als Schriftſteller. Berlin 1837.

c. —— Friedrich d. G. mit ſeinen Verwandten und Freunden. Berlin 1838.

Mit vieler Liebe ausgeführte Zuſammenſtellung aller Actenſtücke und Notizen über Friedrich II. und den Kreis, in dem er ſich bewegte.

a. **Kugler, F.** Geſchichte Friedrichs d. G. Mit Zeichnungen von Menzel. Leipzig 1840—41.

Treffliche Zeichnungen, die mit großer Lebendigkeit und Treue die Perſönlichkeit und Zeit Friedrich des Großen vergegenwärtigen.

c. **Förſter, Fr.** Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. 3 Bde. Potsdam 1834.

Nicht blos biographiſch, ſondern auch die Zuſtände am Hofe und die politiſchen Verhältniſſe umfaſſend. Gewandte Darſtellung.

a. —— Leben und Thaten Friedrich des Großen. Meißen 1844.

Begeiſtert preußiſch; volksthümliche Bearbeitung.

c. **Stuhr, P. F.** Der ſiebenjährige Krieg in ſeinen geſchichtlichen, politiſchen und militäriſchen Beziehungen. Lemgo 1834.

c. **Stuhr, P. F.** Forſchungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des ſiebenjähr. Kriegs. 2 Bde. Hamburg 1842.

Eigenthümliche, beſonders im zweiten Werk hervortretende Anſicht über Veranlaſſung und Zwecke dieſes Krieges. Gründliches Geſchichtswerk.

a. **John, Rudolph.** Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Für das deutſche Volk bearbeitet. Leipzig 1843.

Einfache Geſchichte für das populäre Bedürfniß, mit fleißiger Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten.

c. **Eylert, R. Fr.** Characterzüge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm. Geſammelt nach eigenen Beobachtungen und ſelbſtgemachten Erfahrungen. 2 Bde. 2te Auflage. Magdeburg 1843.

Intereſſante Mittheilungen eines Hofgeiſtlichen und königl. Beichtvaters, von liebender Pietät dictirt.

c. **Bülow-Cummerow.** Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland. 1r Theil. 3te Aufl. Berlin 1842. 2r Theil. 2te Aufl. 1843.

Ein Buch, das bei ſeinem Erſcheinen großes Aufſehen erregte, indem es das erſte war, das die politiſchen Zuſtände Preußens einer ſcharfen, freimüthigen Kritik unterwarf, dabei aber doch eine Hegemonie Preußens verlangte. Der ariſtokratiſche Standpunct feſtgehalten.

Preußen. Brandenburg.

c. **Spieker, Chr. Wilh.** Kirchen- und Reformationsgeſchichte der Mark Brandenburg. Erſter Bd. Berlin 1839.

Ein gründliches Werk, das zugleich intereſſante Beiträge zur Geſchichte des nördlichen Deutſchlands überhaupt liefert. Der vorliegende Band geht blos bis zum Anfang des 14ten Jahrhunderts.

c. **Müller, Adolph.** Geſchichte der Reformation in der Mark Brandenburg. Berlin 1839.

Die Zuſtände des nördlichen Deutſchlands vor der Reformation in geiſtvoller Ueberſicht geſchildert, und die Reformation ſelbſt bis auf die neuere Zeit verfolgt. Anziehende Darſtellung von philoſophiſcher Haltung.

c. **Klöden, K. F.** Diplomatiſche Geſchichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, vom Jahre 1295–1323. Unmittelbar nach den Quellen dargeſtellt. Mit Tabellen und 2 Karten. 4 Bde. (wovon die 2 letzten die Geſchichte des falſchen Waldemar enthalten). Berlin 1844—45.

Eine ſehr reichhaltige Monographie, die auch allgemeines Intereſſe gewährt durch ausführlichere Abſchnitte über Sitten und Zuſtände des Mittelalters im nördlichen Deutſchland. Gute Darſtellung.

Preußen. Schleſien.

c. **Wuttke, H.** König Friedrichs des Großen Beſitzergreifung von Schleſien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältniſſe in dieſem Lande bis zum Jahre 1740. 2 Bde. Auch unter dem Titel: Die Entwicklung der öffentlichen Verhältniſſe Schleſiens unter den Habsburgern. Leipzig 1842—43.

Das Werk leiſtet mehr als der Titel verſpricht, indem es eine ziemlich vollſtändige Geſchichte Schleſiens gibt. Beſonders wichtig wird es für das 16te und 17te Jahrhundert, indem es die kirchliche Zerfallenheit vor der Reformation und die katholiſche Reaction nach derſelben lebendig ſchildert und durch actenmäßige Nachweiſung belegt. Auch den literariſchen Bewegungen iſt beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Einfache anſprechende Darſtellung.

Preußen. Pommern.

c. **Barthold, Fr. W.** Geſchichte von Rügen und Pommern. 3 Bde. Hamburg 1839—42.

Gründliche kritiſche Forſchung.

Mecklenburg.

c. **Lützow, K. Ch. Fr. v.** Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte von Mecklenburg. 3 Bde. Berlin 1827—35.

Der Verfaſſer, ein Schüler Heeren's, gibt hier eine auf gründlichen Quellenſtudien beruhende, die inneren und äußeren Verhältniſſe gleichmäßig umfaſſende und durch angenehme Darſtellung ſich empfehlende Geſchichte ſeiner Heimath. Geht leider nur bis zum Jahr 1632.

Wendenland.

c. **Gieſebrecht, Ludw.** Wendiſche Geſchichten aus den Jahren 780—1182. 3 Bde. Berlin 1841—43.

Geſchichte der Chriſtianiſirung und theilweiſe der Germaniſirung des nordöſtlichen Deutſchlands. Ein nach Forſchung und Darſtellung ausgezeichnetes Werk.

Lübeck.

c. **Deecke, Ernſt**. Geſchichte der Stadt Lübeck. Erſter Band. Lübeck 1844.

Das vorliegende erſte Buch geht bis zum Interregnum, das Ganze ſoll bis zum Jahr 1806 fortgeführt und in 5 Büchern vollendet werden. Wichtiger Beitrag zur Geſchichte des norddeutſchen Handels. Fleißige Forſchung in anſpruchloſer Form.

Hannover.

c. **Spittler, L. T. v.** Geſchichte des Churfürſtenthums Hannover, ſeit der Reformation bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts. 2 Bde. Hannover 1786.

Ein Werk, in welchem Spittler ſeinen feinen Pragmatismus mit vielem Erfolge handhabt.

c. **Möſer, J.** Osnabrückiſche Geſchichte. 3 Bde. Berlin und Stettin 1780—1824.

In deſſen ſämmtlichen Werken herausgegeben von Abeken, Band 6—8.

Muſter einer deutſchen Specialgeſchichte, welche die örtlichen Verhältniſſe in ihrer Eigenthümlichkeit auffaßt, den volksthümlichen Ton trifft und zugleich die wichtigſten Beiträge zur älteren Geſchichte Deutſchlands liefert.

c. **Kobbe, P. v.** Abriß einer Geſchichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunſchweig. Göttingen 1823.

Fließende überſichtliche Darſtellung.

Braunſchweig.

a. u. d. **Havemann, Wilh**. Eliſabeth, Herzogin von Braunſchweig-Lüneburg, geb. Markgräfin v. Brandenburg. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeſchichte des 16ten Jahrhunderts. Göttingen 1839.

Gute Monographie, angenehm als Lectüre.

c. **Havemann, Wilh.** Handbuch der Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg. Lüneburg 1838.

Kurzer, guter Abriß.

c. **Decken, Fr.** von der. Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg. Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Krieges. 4 Bde. Hannover 1833—34.

Ein für die Geſchichte jener Zeit ſehr wichtiges Werk.

Heſſen.

c. **Rommel, Chriſtoph.** v., Geſchichte von Heſſen. 8 Bde. Marburg und Caſſel. Hamburg 1820—43.

Dieſes Werk verbindet mit urkundlicher Gründlichkeit einen richtigen Tact im Auswählen des Wichtigeren, das zu einer klaren Erzählung verarbeitet iſt. Für die Geſchichte des 30jährigen Krieges bildet es eine reiche unentbehrliche Fundgrube; überhaupt eine der beſten Specialgeſchichten.

c. **Steiner, J. W. L.** Geſchichte des Großherzogthums Heſſen. 5 Bde. Darmſtadt 1833—34.

Die einzige ausführlichere Geſchichte des Großherzogthums. Sie ſtellt ihren Stoff mit Fleiß zuſammen, aber es fehlt ihr an der freien Bewegung.

a. **Buchner, K.** Der Stamm der Heſſen in ſeiner Gegenwart. 1844.

Eine mit patriotiſcher Geſinnung in anſprechender Darſtellung ausgeführte Schilderung Heſſens und ſeiner Bewohner.

c. **Rehm, Fr.** Geſchichte beider Heſſen. Erſter Band. Marburg 1840.

Reichhaltig und gründlich, aber nicht überſichtlich.

a. **Landau, G.** Die heſſiſchen Ritterburgen und ihre Beſitzer. 4 Bde. Caſſel 1832—40.

Die Gegenden mit Naturſinn geſchildert, und die Geſchichte der Geſchlechter nach gründlichen archivaliſchen Studien erzählt.

c. **Falckenheiner, K. B. N.** Geſchichte heſſiſcher Städte und Stifter. 2 Bde. Caſſel 1841—42.

Auf großen Umfang angelegte Sammlung von heſſiſchen Lokalgeſchichten, die aber durch den Tod des Verfaſſers unterbrochen wurde. Die beiden vorliegenden Bände handeln allein von dem über tauſend Jahre alten Frit-lar, der ehemaligen Hauptſtadt Heſſens.

a. **Piderit, F. C. Th.** Geſchichte der Reſidenzſtadt Caſſel. Caſſel 1844.

Eine fleißige Arbeit von hiſtoriſchem Werth.

c. **Guhrauer, G. E.** Churmainz in der Epoche von 1672. 2 Bde. Hamburg 1840.

Handelt von der diplomatiſchen Wirkſamkeit Leibnitz's und Boineburgs, und beſonders von des Erſteren Plan, Ludwig den Vierzehnten zu einem Zug gegen die Türken zu veranlaſſen. Theilweiſe unterhaltend; reichlich mit Actenſtücken ausgeſtattet.

Naſſau.

c. **Arnoldi, J. v.** Geſchichte der Oranien-Naſſauiſchen Länder. 3 Bde. Hadamar 1799—1816.

Brauchbares, geſchätztes Werk.

Rheinlande und Weſtphalen.

c. **Vogt, Niclas.** Rheiniſche Geſchichten und Sagen. 3 Bde. Frankfurt 1817. 4ter Band, unter dem Titel: Geſchichte der Verfaſſung und des Untergangs der rheiniſchen Staaten des alten deutſchen Reichs. Frankfurt 1836.

Gründliche auf ſorgfältiger Quellenforſchung beruhende Geſchichten der Rheinlande in älterer Zeit. Keineswegs bloße Unterhaltungsbilder; dabei die Darſtellung friſch und deutſchthümlich in gutem Sinn.

c. **Knapp, J. F.** Regierungs- und Volksgeſchichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. 3 Bde. Crefeld 1836.

c. —— Geſchichte der Deutſchen am Niederrhein und Weſtphalen. Elberfeld 1830.

Gute Geſchichten der genannten Länder.

c. **Erhard, H. A.** Geſchichte Münſters. Nach den Quellen bearbeitet. Münſter 1837.

Geſchichte des Bisthums, nicht der Stadt. Gibt Reſultate gründlicher Forſchungen in verarbeiteter Form.

Pfalz.

c. **Häuſſer, Ludwig.** Geſchichte der rheiniſchen Pfalz nach ihren politiſchen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen. 2 Bde. Heidelberg 1845.

Gründliche zum Theil ganz neue Forſchung, anziehende Darſtellung und deutſchnationale, nicht provinzielle Geſinnung. Beſonders die Zeiten vom 30jährigen Krieg an und die Geſchichte der Univerſität Heidelberg ſind ausführlich und mit Vorliebe bearbeitet.

Elſaß.

r. **Strobel, Adam, Walth.** Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes, von den früheſten Zeiten bis auf gegenwärtige Zeit. Bis jetzt 4 Bde. Strasburg 1842—44.

Tüchtige Quellenforſchung, reiner deutſcher Styl, einfache Erzählung ohne Reflexion. Geht bis 1648. Sorgfältig und genau; viel Einzelheiten. Auch kirchliche und wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſind bedacht. Der Verfaſſer will das Elſaß als deutſche Provinz feſthalten.

IX. Schweiz.

f. **Müller, Joh.** v. Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft. 5 Bde. Leipzig 1826.

Hauptwerk, wodurch Joh. v. Müller der Schöpfer der Schweizer Hiſtorie geworden iſt. Uebrigens hat daſſelbe zur Verbreitung und Befeſtigung der geſchichtlich nicht begründeten Annahme beigetragen, daß die alten Helvetier Celten und nicht Germanen geweſen, worauf die politiſche Folgerung der Unabhängigkeit der Schweiz vom deutſchen Reiche geſtützt worden iſt. Der Styl des Tacitus iſt bis ins Erzwungene nachgeahmt.

c. **Glutz-Blotzheim, Rob.** Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft vom Tode Waldmanns bis zum ewigen Frieden mit Frankreich. Zürich 1816. Auch als Bd. 5. 2. zu J. v. Müller.

Anknüpfend an das obige Werk, mit heller, verſtändiger Auffaſſung. Einfachere Darſtellung.

c. **Hottinger, J. J.** Geſchichte der Eidgenoſſen während der Zeit der Kirchentrennung. Zürich 1825. Auch als Bd. 6. zu Joh. v. Müller.

Gleichfalls eine Fortſetzung des Müller'ſchen Werkes, übrigens in unabhängiger Weiſe.

c. **Vulliemin, L.** Geſchichte der Eidgenoſſen während des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Aus dem Franzöſiſchen. 3 Bde. Zürich 1843—45.

Der Verfaſſer hat mit Monnard Müllers Schweizergeſchichte überſetzt, und für ſich ſodann dieſe Fortſetzung geliefert. Lebendige, oft etwas rhetoriſche Darſtellung; klingt an die Müllerſchen Grundanſichten mehr an, als die vorigen.

a. **Zſchokke, H.** Des Schweizerlandes Geſchichte für das Schweizervolk. 5te Aufl. Aarau 1834.

Glückliche Popularität. Der hiſtoriſche Gehalt nicht ohne Werth.

c. **Tillier, A. v.** Geſchichte des eidgenöſſiſchen Freiſtaates Bern, von ſeinem Urſprung bis zu ſeinem Untergang im Jahre 1798. 5 Bde. Bern 1838—39.

c. —— Geſchichte der helvetiſchen Republik von ihrer Gründung im Jahre 1798 bis zu ihrer Auflöſung im Frühjahr 1803. 3 Bde. Bern 1843.

Sehr fleißige Arbeiten, mit Geſchmack und politiſcher Einſicht behandelt. Schweizeriſch-patriotiſche Parthien.

c. **Nüſcheler, Dav.** Geſchichte des Schweizerlandes. 1r Bd. Hamburg 1842.

Der Verfaſſer weiſt ſeinen Stammgenoſſen nach, daß ſie kein beſonderes Volk, ſondern Deutſche ſind. Der Befreiungskampf der Waldſtätte wird dürftig und ohne Vorliebe behandelt, mit deſto größerer die kirchlichen Elemente. Darſtellung trocken.

c. **Henne, Joſ. Ant.** Schweizerchronik in vier Büchern, aus den Quellen unterſucht und dargeſtellt. 2te völlig umgearbeitete Auflage. St. Gallen und Bern 1840—43.

Gute Darſtellung, ſchöne Beſchreibung von Oertlichkeiten und Schlachten. Der Verfaſſer ſucht häufig der Schweizergeſchichte dadurch ein allgemeines Intereſſe zu geben, daß er die deutſche Geſchichte hereinzieht. Anklänge an die Joh. v. Müllerſche Anſicht von der Eingeborenheit der Schweizer.

c. **Gelzer, Heinr.** Die zwei erſten Jahrhunderte der Schweizergeſchichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Baſel 1840.

c. —— Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung der geiſtigen und religiöſen Zuſtände und der Sittengeſchichte. 2 Bde. Aarau und Chur 1838—39.

Keine neuen Forſchungen, aber gründliche Kenntniß der bisherigen, die mit kritiſchem vorurtheilsfreiem Sinn benutzt werden. Belebte Darſtellung.

c. Hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde der Schweiz. Bern 1834—44.
Bis jetzt 13 Bändchen.

Ein großartiges patriotiſches Unternehmen, das zum Zweck hat, ein treues Bild der ſchweizeriſchen Welt nach ihren gegenwärtigen und früheren Zuſtänden zu liefern. Landeskundige Männer der verſchiedenen Kantone theilten ſich in die von Gerold Meyer von Knonau mit Zürich begonnene Arbeit (von der bereits eine zweite umgearbeitete Auflage 1844 erſchienen iſt). Burkhardt in Baſel, Buſinger in Nidwalden, Francini in Teſſin, Im Thurn in Schaffhauſen, Luſſer in Uri, Pupikofer in Thurgau, Rüſch in Appenzell, Strohmeyer in Solothurn, Tſcharner in Chur, Künlin in Freiburg, Bronner in Aarau, haben bereits die Beſchreibung ihrer Heimath geliefert; eine Darſtellung des Waadtlandes von Vulliemin, des Glarnerlandes von Oswald Heer iſt für die nächſte Zeit in Ausſicht geſtellt. Die Behandlung erſtreckt ſich bei allen Cantonen auf Geſchichte, Geographie, Alterthums-, Volks- und Landeskunde, nur die neueſten politiſch-religiöſen Zerwürfniſſe ſind unberührt geblieben. Zur Vorbereitung für Reiſen in die Schweiz ſehr nützlich.

a. **Zſchokke, H.** Die claſſiſchen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalanſichten dargeſtellt. 28 Hefte. Karlsruhe und Leipzig 1838.

Schöne Stahlſtiche. Der Text, keineswegs Nebenſache, beſchränkt ſich nicht auf Naturbeſchreibung, ſondern gibt auch Schilderungen ſittlicher und politiſcher Zuſtände, in liberaler Färbung.

a. **Hottinger, J. J.** und **Schwab, G.** Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergſchlöſſern hiſtoriſch dargeſtellt von vaterländiſchen Schriftſtellern. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung von Profeſſor J. J. Hottinger in Zürich, und herausgegeben von Prof. Guſtav Schwab in Stuttgart. Mit Kupfern. 3 Bde. Chur 1828—39.

Der erſte Band enthält außer Hottingers Einleitung eine Darſtellung des Characters der ſchweizeriſchen Ritterburgen im Allgemeinen, von Pfarrer M. Lutz in Läufelfingen und die genaue topographiſch-hiſtoriſche Schilderung von 27 Burgen der Schweiz durch E. Münch, Lutz, Stadlin, Künlin, Henne, Pupikofer, Eſcher, Hartmann, Strohmeyer.

Der zweite Band 34 Burgen, geſchildert von denſelben Verfaſſern und von Huguenin, C. v. Orell, Mörikofer, Burgener.

Der dritte Band 51 Burgen, von den genannten Schriftſtellern und Heer, Näf-Obertauffer, Crouſaz-Chebrez, Engelhardt, Ott.

Vom Herausgeber iſt die poetiſche Ausſtattung mit Ueberſchriften, Liedern und Romanzen.

a. **Ebel, J. G.** Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. 3te Aufl. 4 Bde. Zürich 1809—10.

a. —— Im Auszug neu bearbeitet von G. v. Eſcher. 8te Aufl. Zürich 1843.

Unübertreffenes Muſter aller Reiſehandbücher.

c. —— Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. 2 Bde. 1798—1802.

Proluſien zu Ebels größerem Werke, hauptſächlich die Cantone Appenzell und Glarus umfaſſend. Merkwürdig, weil offenbar Schiller daraus die Schweizernatur für ſeinen Tell ſtudirt hat.

a. **Glutz-Blotzheim, Rob.** Handbuch für Reiſende in der Schweiz. 6te verbeſſerte Auflage von C. Schoch, Pfr. Mit einer Karte der Schweiz. Zürich 1830.

Aus Heideggers (1789—1790) Handbuch, das von Ebel verdrängt wurde, entſtanden. In ſeiner jetzigen Geſtalt ſehr brauchbar für Reiſende, die keine weitläufigen Vorſtudien machen können.

a. **Bollmann, L.** Die Schweiz. Ein Handbuch zunächſt für Reiſende. Mit einem Anhang der Beſchreibung der intereſſanteſten Punkte der Nachbarländer. Mit 3 Stahlſtichen und einer Karte. 2te Aufl. Stuttgart 1840.

a. —— Wegweiſer der Schweiz. Enthaltend die beſondern Gegenden des Landes. In Kärtchen mit begleitendem Text. Bern 1836.

Topographiſche Anordnung vorherrſchend. Sehr practiſch für den Reiſenden; beſonders bequem die Kärtchen des letztern Werkes.

X. Frankreich.

c. **Arnd, Ed.** Geſchichte des Urſprungs und der Entwicklung des franzöſiſchen Volks, oder Darſtellung der vornehmſten Ideen und Fakten, von denen die franzöſiſche Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einfluſſe ſie ſich ausgebildet hat. Leipzig 1844.

Bis jetzt zwei Bände, das Ganze auf 3 Bände berechnet.

Eine geiſtreiche, aber nicht ganz klare und beſtimmte Auffaſſung der Aufgabe, deren Ausführung von Vertrautheit mit dem hiſtoriſchen Stoff und von Geſchick zu geſchichts-philoſophiſchen Combinationen zeugt.

Die vorliegenden zwei Bände gehen bis auf Franz I.

c. **Schmidt, Ernſt Alex.** Geſchichte Frankreichs. 2 Bde. Hamburg 1835—42.

Eine fleißige, aber etwas trockene Behandlung des Stoffes.

Die bisjetzt erſchienenen zwei ſtarken Bände reichen bis zum Tode Heinrichs II.

c. **Herrmann, A. L.** Frankreichs Religions- und Bürgerkriege im 16ten Jahrhundert. Leipzig. 1828.

Eine gute überſichtliche Darſtellung, die nicht gerade auf gründliche Behandlung des Gegenſtandes Anſpruch macht.

c. **Havemann, Wilh.** Geſchichte der italieniſch-franzöſiſchen Kriege von 1494 bis 1515.

I. Auch unter dem Titel: Geſchichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. Hannover 1833.

II. Auch unter dem Titel: Geſchichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII. Göttingen 1835.

Eine für das größere Publikum berechnete Darſtellung, die durch eine friſche fließende Erzählung ihrem Zwecke gut entſpricht und den Freunden geſchichtlicher Lectüre angenehme Unterhaltung gewährt.

c. **Orleans, Eliſ. Charl.** v. Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe, von 1676—1722. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. Stuttgart 1843.

Wichtiges Werk für die Sittengeſchichte Frankreichs, nach welchem ſich die Revolution aus prophetiſcher Ferne begreift, und in welchem ſich ein großer weiblicher Charakter offenbart.

b. **Wachsmuth, W.** Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. 4 Bde. Hamburg 1840—44.

Eine ſehr reichhaltige Zuſammenſtellung und kritiſche Verarbeitung der vorhandenen Materialien. Den Mangel an Ueberſichtlichkeit und künſtleriſcher Gruppirung ſcheint der Verfaſſer ſelbſt zu fühlen und will daher eine kürzere, zuſammenfaſſende Darſtellung ausarbeiten.

b. (Anonym; von Gen. v. **Schütz**). Neue Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI., oder Entſtehung, Fortſchritte und Wirkungen der ſogenannten neuen Philoſophie in dieſem Lande. 6 Theile. Leipzig 1827—33.

Treffliches Werk; jedoch einſeitige Herleitung der ganzen Revolution aus den philoſophiſchen Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, vom conſervativen Standpuncte aus.

c. **Droz, Joſ.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Regierung Ludwigs XVI. in den Jahren, da die franzöſiſche Revolution verhütet oder geleitet werden konnte. 3 Bände. Jena 1843.

Der Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, daß die franzöſiſche Revolution im Intereſſe des Conſervatismus hätte geleitet werden können, und tritt damit in Oppoſition mit dem Werke des General v. Schütz. Durch religiöſe Haltung und aufrichtiges Streben nach Wahrheit ausgezeichnet.

a. **Carlyle, Thomas.** (Ueberſetzung.) Die franzöſiſche Revolution. Aus dem Engliſchen von P. Fedderſen. 3 Bde. Leipzig und Paris 1844.

Hinſichtlich der Darſtellung die beſte Revolutionsgeſchichte, dem Laien als belehrende Unterhaltungsſchrift vorzugsweiſe zu empfehlen. Schlaglichter und Schatten mit eigenthümlicher Manier aufgetragen.

a. **Mignet, F. A.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1789 — 1814. Nach der 6ten vermehrten Originalausgabe von E. Burckhardt. 2 Bde. Leipzig 1835—36.

a. —— Daſſelbe. Nach der 5ten Originalausgabe überſetzt von Aug. Schäfer. Mannheim 1835—36.

Feinſinnige Entwicklung der Revolution als Ergebniß einer innern Nothwendigkeit; lichtvolle Schilderung; überſichtlich.

b. **Thiers, A.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Nach der 5ten Originalausgabe von Ferd. Philippi. 5 Bde. Leipzig 1835.

b. —— Sämmtliche hiſtoriſche Werke. Deutſch v. W. Jordan. 1r—10r Theil. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Leipzig 1844.

b. —— Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Taſchenausgabe in 6 Bdn. Tübingen 1844.

b. —— Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs. Aus dem Franzöſiſchen von F. v. Fennberg. 1—10. Mannheim 1845.

b. **Thiers, A.** (Ueberſetzung.) Napoleon. Geſchicht
des Conſulats und des Kaiſerreichs. Ueberſetzt und mi
einer Einleitung,, Geſchichte Napoleons bis zum Conſu
late'' von C. T. Heyne. Leipzig 1844.

b. —— Daſſelbe. Unter der Leitung von Friedr. Büla
überſetzt. Leipzig 1845. (Bis jetzt 3 Bde.)

b. —— Daſſelbe. Ueberſetzt von Eduard Burckhardt. 1r B
Leipzig 1845. Prachtausgabe.

Hauptwerke. Mehr vom Standpuncte des Staatsmanns und Intri
guenkenners, als dem des Welthiſtorikers. Aber voll Verſtand und Einſic
in die Gegenwart. In Entwicklung der Urſachen mangelhafter. Die Rev
lutionsgeſchichte mit divinatoriſcher Schonung der Orleans'ſchen Famil
geſchrieben. Ueber die Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs hat ſich da
Urtheil dahin feſtgeſtellt, daß Thiers die Geſchichte als Mittel gebrauc
habe, ſeine politiſchen Ideen ins Publikum zu bringen und dem franzöſiſch
Volke wieder Napoleoniſche Eroberungsgelüſte einzuhauchen. Hinreißend
auf Effect berechnete Darſtellung.

c. **Bignon, L. E.** (Ueberſetzung.) Geſchichte von Fran
reich vom 18. Brümaire (Nov. 1799) bis zum Frieden vo
Tilſit (Jul. 1807). Ueberſ. v. H. Haſe. 6 Bde. Leipzi
1830—31.

Gemäßigter Napoleonismus. Das Werk ſelbſt als Aufgabe ein Ve
mächtniß Napoleons. Arbeit eines Staatsmanns, der die Verhältniſſe a
eigener Anſchauung kennt, aber auch Manches verſchweigt und durch Sop
ſtik beſchönigt. Mehr Geſchichte der Napoleoniſchen Diplomatie als G
ſchichte Frankreichs.

c. **Lefèbvre, Armand.** (Ueberſetzung.) Geſchichte d
Cabinete Europas während des Conſulats und des Kaiſe
thums 1800—1815. Nach den Actenſtücken im Archiv d
Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Pari
Aus d. Franzöſ. v. A. Diezmann. 2 Bde. Leipzig 184

Werk eines objectiven wahrhaften Hiſtorikers, das eine willkomm
Ergänzung zu den Werken der oben genannten Staatsmänner und Dip
maten bildet. Die hiſtoriſche Wahrheitsliebe bewährt der Verfaſſer auch
durch, daß er gegen die auswärtigen Cabinete, namentlich gegen Engl
und Preußen, unparteiiſcher verfährt, als wir es ſonſt an Franzoſen gewe
ſind. Anſprechende, aber nicht auf Effect berechnete Darſtellung.

b. **Thibaudeau, Ant. Claire.** (Ueberſetzung.) Napole
Bonaparte, dargeſtellt in einer umfaſſenden Geſchichte ſei

öffentlichen und Privatlebens, ſeiner politiſchen und militäriſchen Laufbahn ꝛc. 6 Bde. Stuttgart 1827—30.

Hauptwerk; die innern Verhältniſſe, Staatskunſt und Geſetzgebung, vorzugsweiſe berückſichtigt. Der Standpunct der eines gemäßigten Napoleoniſten.

a. **Reichard** (der Capellmeiſter). Vertraute Briefe aus Paris von den Jahren 1802—3. Ohne Druckort. 1805. *

Auffaſſung der franzöſiſchen Verhältniſſe vom Standpuncte eines Deutſchen; antinapoleoniſch.

a. [——] (Anonym.) Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate. Ohne Druckort. 1804.

Weſentlich ein Werk des Grafen Guſt. von Schlabrendorf. Reichard war nur der muthige Herausgeber. Von deutſchem Haß gegen Napoleon dictirt.

b. **Ott, Konrad.** Geſchichte der letzten Kämpfe Napoleons. 2 Bde. Leipzig. 1843.

Hauptverdienſt dieſes Werkes iſt, daß es ein lebensvolles Characterbild der politiſchen Kriſe und der Wirkſamkeit der innern Parteien giebt. Das politiſche Ganze nach allen ſeinen in einander greifenden Motiven hier zum erſten Male entwickelt. Die Kriegsgeſchichte nicht im Detail, ſondern nur in ihren Hauptzügen gegeben. Eines der beſten Werke über die letzte Zeit Napoleons, durch ächt hiſtoriſche Behandlung ausgezeichnet.

a. **Scott, Walter.** (Ueberſetzung.) Leben Napoleon Bonapartes, Kaiſers der Franzoſen; aus dem Engliſchen von J. v. Theobald. 9 Bde. Stuttgart 1817.

a. —— Leben Napoleon Bonapartes, Kaiſers der Franzoſen. Nebſt einem einleitenden Ueberblick der franzöſiſchen Revolution; aus dem Engliſchen von N. Bärmann. 21 Theile. Zwickau 1826—28.

Nicht ohne geſchichtlichen Werth. Sehr unterhaltende Lectüre. Anerkennung des Helden; übrigens Anſicht und Geſinnung, wie billig, engliſch.

c. **Jomini, Henri** de. (Ueberſetzung.) Napoleons politiſches und militäriſches Leben, von ihm ſelbſt erzählt vor dem Richterſtuhle Cäſars, Alexanders und Friedrichs des Großen. Aus dem Franzöſiſchen. 4 Bde. Tübingen 1828.

Zeichnet ſich durch Feſthaltung höherer allgemeiner Geſichtspuncte aus und iſt eines der beſten Werke über Napoleon.

a. **Campan**, Madame de (Ueberſetzung). Memoiren über das Privatleben der Königin Marie Antoinette. Nebſt Erinnerungen und hiſtoriſchen Anecdoten aus der Regierungszeit Ludwig des XIV., XV. u. XVI. 3 Bde. Breslau 1824.

Intereſſante Beiträge zur Entſtehungsgeſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit apologetiſcher Tendenz für Marie Antoinette. Unterhaltende Lectüre.

a. **Abrantes**, Herzogin v. (Ueberſetzung). Memoiren oder hiſtoriſche Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Conſulat, das Kaiſerreich und die Reſtauration. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. v. Alvensleben. 22 Bde. Leipzig 1831—36.

Werthvolle Beiträge zur Geſchichte Napoleons von einer Zeitgenoſſin, die durch ihre und ihres Gemahls, des Gener. Junot, Stellung Gelegenheit hatte, den großen Kaiſer und ſeinen Hof aufs genaueſte kennen zu lernen. Große Verehrerin Napoleons. Sehr unterhaltend, in den ſpätern Zeiten zu ſehr auf Anecdoten reducirt.

a. **Roland**, Madame (Ueberſetzung). Memoiren. Mit einer Einleitung über die Frauen der Revolutionszeit.

Erſter Theil einer Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18ten und 19ten Jahrhunderts. Mit geſchichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Bellevue bei Conſtanz 1844.

Nicht nur als Beitrag zur Revolutionsgeſchichte überhaupt wichtig, ſondern namentlich auch durch den ausgezeichneten Geiſt und Character der Verfaſſerin, durch ihren Einfluß auf die Ereigniſſe und ihr Schickſal merkwürdig. Edle großartige Einfachheit des Styls und der Auffaſſung.

c. **Bourrienne, L. A. F.** (Ueberſetzung.) Memoiren über Napoleon, das Directorium, das Conſulat, das Kaiſerreich und die Reſtauration. Aus dem Franzöſiſchen. 8 Bände. Stuttgart 1829—31.

Geſchichte Napoleons von einem Jugendgenoſſen und ſpätern Staatsſecretär, der, von der Ueberlegenheit Napoleons gedrückt, deſſen Perſönlichkeit und Wirken in einem etwas mißgünſtigen Lichte darſtellt.

c **Bourrienne** und ſeine freiwilligen und unfreiwilligen Irrthümer. Geſammelt von A. B. Aus dem Franzöſiſchen. 2 Bde. Leipzig 1830.

Aus verſchiedenen franzöſiſchen Werken zuſammengeſtellt.

a. **Ségur**, Graf v. (Ueberſetzung.) Geſchichte Napoleons und der großen Armee während des Jahres 1812. Aus dem Franzöſiſchen vom General v. Theobald. 2 Bände. Stuttgart 1825.

In glänzender Darſtellung ſchildert der Verf. den Zug Napoleons nach Rußland, mit freimüthiger Darlegung der menſchlichen und militäriſchen Schwächen des großen Helden.

c. **Gourgaud**, General. (Ueberſetzung.) Napoleon und die große Armee in Rußland. Zugleich eine kritiſche Beleuchtung und Berichtigung des Werkes des Grafen v. Ségur. 2 Bde. Stuttgart 1825.

Enthuſiaſtiſcher Bewunderer Napoleons, der ſeinen Helden theilweiſe mit Glück vertheidigt.

a. **Abell, Lucie Eliſabeth.** (Ueberſetzung.) Erinnerungen an Napoleon während der erſten drei Jahre ſeiner Gefangenſchaft auf St. Helena. Aus dem Engliſchen überſetzt von W. A. Lindau. Dresden und Leipzig 1844.

Aufzeichnungen einer Dame, die ihre Kindheit in St. Helena verlebte und dort als Liebling Napoleons ihn von ſeiner gemüthlichen Seite kennen lernte. Unterhaltende Lectüre.

c. **O'Meara, Barry.** (Ueberſetzung.) Darſtellung der Verhältniſſe, welche ſeit Anſtellung des Hudſon Lowe, als Gouverneur auf der Inſel St. Helena, ſtattgefunden. Aus dem Engliſchen. Stuttgart 1819.

Unparteiiſche Darſtellung der Colliſionen, in welche Napoleons Kaiſeranſprüche mit der Strenge des Gefangenwärters kommen mußten.

c. —— Napoleon in der Verbannung, oder eine Stimme aus St. Helena; die Anſichten und Urtheile Napoleons über die wichtigſten Ereigniſſe ſeines Lebens und ſeiner Regierung mit ſeinen eigenen Worten. 2 Bde. Aus dem Engliſchen. Stuttgart 1822.

Memoiren von Napoleons Arzt und Verehrer, der gewiſſenhaft Alles aufzeichnete, was ihm von Aeußerungen Napoleons bemerkenswerth ſchien.

c. **Las Caſes**, Graf. (Ueberſetzung.) Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem Alles, was Napoleon in einem Zeitraume von 18 Monaten geſprochen oder gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet. Aus dem Franzöſiſchen. 9 Bde. Stuttgart 1822—26.

Wie das vorige unter Napoleons Einfluß mit der Abſicht geſchrieben, die Sympathie der Zeitgenoſſen für Napoleon zu erwecken und einzelne angefochtene Handlungen deſſelben in einem günſtigeren Licht erſcheinen zu laſſen.

c. **Las Caſes,** Graf. (Ueberſetzung.) Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Frankreichs unter Napoleon. Von ihm ſelbſt zu St. Helena ſeinen Generalen, die ſeine Gefangenſchaft mit ihm getheilt haben, dictirt. 3 Bde. Niedergeſchrieben von General Gourgaud. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Berlin 1823.

c. —— 6 weitere Bände. Niedergeſchrieben von General Montholon. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1823—25.

Intereſſante Selbſtgeſtändniſſe und Selbſtkritiken Napoleons. Apologie ſeines politiſchen und militäriſchen Syſtems, und Kritik der früheren und gegenwärtigen Politik ſeiner Gegner, wobei er mit ſcharfem Blick die Folgen mancher Mißgriffe vorausſieht.

c. **Antommarchi, Fr.** (Ueberſetzung.) Memoiren. 2 Bde. Stuttgart 1825.

Der Arzt, den Napoleon in den letzten Jahren bei ſich hatte, ein treugeſinnter Landsmann von ihm, berichtet hier vorzüglich über ſeine letzte Krankheit und ſeinen Tod.

c. **Blanc, Louis.** Geſchichte der zehn Jahre 1830—40. Aus dem Franzöſiſchen von Gottlob Fink. 5 Bde.

- I. Juli-Revolution. Zürich und Winterth. 1843.
- II. Die reactionäre Politik Ludwig Philipps. Ebendaſelbſt 1843.
- III. Weitere Entwicklung der reactionären Politik Ludwig Philipps. Kämpfe der Parteien. Londoner Conferenz und belgiſcher Feldzug. Ebendaſelbſt 1843.
- IV. Die Aufſtände in Lyon und Paris. — Aprilproceß. — Fieschi's Attentat und die Septembergeſetze. — Zunahme der gouvernementalen Bedeutung des Königs. Ebendaſelbſt 1843.
- V. Reaction und Continentalpolitik gegen die Juli-Revolution. Neue Organiſation der demokratiſchen Partei. — Politiſche Schlußbetrachtungen. Ebendaſelbſt 1845.

Ein jedenfalls bedeutendes Werk, das der modernen ſocialiſtiſch-communiſtiſchen Schule angehört und die neuere Geſchichte Frankreichs vom Standpunkte des Proletariats und der Oppoſition gegen die Bourgeoiſie auffaßt. Darſtellung anziehend und auf Effect berechnet, übrigens nicht ohne ſittlichen Ernſt.

a. **Birch, G.** Ludwig Philipp der Erſte, König der Franzoſen. Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens. 3 Bde. Stuttgart 1841—44.

Apologie Ludwig Philipps. Gute Darſtellung, pflichtmäßige Erzählung der Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge; fleißige Benutzung der Quellen; Pragmatismus; aber keine volle politiſche Ein- und Ueberſicht.

a. **Wolff, O. L. B.** Der Kampf der Franzoſen in Algier. Eine hiſtoriſche Skizze nach den beſten vorhandenen Quellen. Leipzig 1845.

Ueberſichtliche, angenehm lesbare Darſtellung.

c. **Reuchlin, Herm.** Das Chriſtenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Hamburg 1837.

Verdienſtliche, an Notizen reiche Schilderung der evangeliſchen Vereine Frankreichs.

c. —— Geſchichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jeſuitiſchen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. 2 Bde. Hamburg 1839—44.

Gründliche Darſtellung einer höchſt intereſſanten Phaſe im kirchlichen und politiſchen Leben Frankreichs, deren genauere Kenntniß beſonders geeignet iſt, über die gegenwärtigen kirchlichen Zuſtände dieſes Landes zu einem richtigen Urtheil zu führen.

c. **Pflanz, B. A.** Ueber das religiöſe und kirchliche Leben in Frankreich. Stuttgart 1836.

Allgemeine Umriſſe, auf geſunde Beobachtung geſtützt.

a. **Gasparin,** Graf **Agenor** v. Die allgemeinen Intereſſen des franzöſiſchen Proteſtantismus. Aus dem Franzöſiſchen von Mart. Runkel. Eſſen 1844.

Sehr beachtungswerthe Schrift, ſowohl hinſichtlich der Aufſchlüſſe, die ſie giebt, als der eifrig proteſtantiſchen Geſinnung, mit der ſie geſchrieben iſt.

a. **Niemeyer, H. A.** Beobachtungen auf einer Deportationsreiſe nach Frankreich im Jahre 1807. 2 Bde. Halle 1824—26.

Intereſſante Reiſebeobachtungen, Berichte über damalige Verhältniſſe und hervorragende Perſönlichkeiten, mit verſtändigen Reflexionen und hiſtoriſchen Notizen durchflochten.

a. **Mylius, Chr. Fr.** Maleriſche Fußreiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Italien. 4 Bände. Karlsruhe 1818—19.

Fleißige Zuſammenſtellung nicht blos der eigenen Reiſeerlebniſſe, ſondern des Wiſſenswerthen aus vielen geographiſchen und ethnographiſchen Werken, wodurch es zu einem brauchbaren Wegweiſer wird.

a. **Morgan**, Lady. Frankreich in den Jahren 1829—30. Deutſch von Fr. Gleich. 2 Bde. Leipzig 1831.

a. —— Reiſen in Frankreich. 2 Bde. Leipzig 1825.

Feine Beobachtungen über ſociale Verhältniſſe.

a. **Schubert, G. H. v.**, Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und Italien. 2 Bde. Erlangen 1827—31.

Poetiſche Auffaſſung, welche mehr die Reiſeerlebniſſe und Naturgenüſſe, als die Zuſtände des Landes vor Augen hat.

a. (**Kölle, Fr.** v.) Paris im Jahre 1836. Stuttgart und Tübingen 1836.

Anziehende Schilderung des Lebens in Paris, mit reichhaltigen ſtatiſtiſchen Notizen.

a. **Neigebaur, J. F.** Handbuch für Reiſende in Frankreich. 3te Aufl. Leipzig 1842.

Erprobtes Reiſehandbuch in der bekannten Manier des Verfaſſers.

a. **Gall, Ferd.** v. Paris und ſeine Salons. 2 Bände. Oldenburg 1844.

Der Verfaſſer, oldenburgiſcher Theaterintendant, von den Verhältniſſen begünſtigt, gibt unverfälſchte, klare, daguerreotypiſche Bilder der Pariſer geſellſchaftlichen Zuſtände von der feinſten Crême bis zur ſchmutzigſten Spelunke. Unparteiiſche Auffaſſung neben fühlbarer Vorliebe für deutſche Verhältniſſe.

XI. Niederlande.

a. **Kampen, N. G.** v. Geſchichte der Niederlande. 2 Bde. Hamburg 1831—32.

Sehr lesbarer Abriß der niederländiſchen Geſchichte, für ein größeres Publicum beſtimmt und paſſend.

c. **Leo, H.** Zwölf Bücher niederländiſcher Geſchichten. 2 Bde. Halle 1832—35.

Höchſt werthvoll für die mittelalterlichen Zuſtände der Niederlande, namentlich der Städte und ihrer Parteiungen. Eigenthümlich ſeine Auffaſſung des Abfalls der Niederlande, in dem Wilhelm von Oranien als ein politiſcher Schurke und der Herzog von Alba als berechtigter Rächer der Monarchie erſcheint.

a. **Schiller, Fr. v.** Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Mit Fortſetzung von Eduard Duller. 3 Bde. Von der Ankunft Albas bis zum Waffenſtillſtand von Antwerpen, 1609. Köln 1841.

Schillers beſtes hiſtoriſches Werk, gründlicher als ſein dreißigjähriger Krieg. Die Fortſetzung ahmt die Darſtellungsweiſe Schillers mit Glück nach.

c. **Janſſens, J. H.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Niederlande. 3 Bde. Deutſch. Aachen 1840.

Unter den neueſten holländiſchen Geſchichtswerken eines der beſten.

a. **Löbell, J. W.** Reiſebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Geſchichte, Politik und Kunſt. Berlin 1837.

Reiſebeſchreibung durch Belgien, deren bedeutendſten Inhalt eine eingeflochtene Abhandlung über den hiſtoriſchen Standpunct in der Politik bildet. Angenehme Lectüre.

An einem guten zuſammenfaſſenden Werk über die alte und neue Geſchichte Belgiens fehlt es in der deutſchen Litteratur gänzlich.

c. **Wienbarg, Ludolf.** Holland in den Jahren 1831—32. 2 Bdchn. Hamburg 1833.

Unterhaltender Reiſebericht mit Reflexionen über Ereigniſſe und Zuſtände.

a. **Niemeyer, H. A.** Beobachtungen auf einer Reiſe durch einen Theil von Weſtphalen und Holland. Halle 1823.

In ähnlicher Art wie deſſelben Verfaſſers Reiſen nach Frankreich und England.

XII. Großbritannien und Irland.

c. u. f. **Lingard, J.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Englands. Ueberſetzt von L. A. v. Salis und C. B. Berly. 14 Bde. Frankfurt a. M. 1827—33.

Hauptwerk für die Geſchichte Englands; von einem Katholiken, und für einen ſolchen ziemlich unparteiiſch. Styl etwas breit, aber fließend und gut zu leſen. Geht nur bis zur engliſchen Revolution im Jahre 1688.

c. **Lappenberg, J. M.** Geſchichte von England. 2 Bde. Hamburg 1834—36.

Dieſe beiden erſten Bände gehen erſt bis zum Jahre 1154.

Sehr gute Arbeit, doch mehr für den Gelehrten. Gründliche Forſchung über die Geſchichte Englands, die in das Alterthum dieſer Nation ein neues Licht wirft.

Theil der Heeren und Ukertſchen Sammlung, für welche die neuere Geſchichte Englands von 1688 an Profeſſor Wurm in Hamburg ſchreiben wird.

c. **Makintoſh, J.** (Ueberſetzung.) Geſchichte von England. Aus dem Engliſchen. 2 Bde. Hamburg 1831—32.

Mit Geiſt und politiſchem Blick geſchrieben; eine mit kräftigen Umriſſen zeichnende Skizze; reicht bis zur Regierung der Königin Eliſabeth.

a. **Aikin, Lucie.** Eliſabeth, ihr Hof und ihre Zeit. Aus dem Engliſchen. Halberſtadt 1839.

Treffliche Schilderung mit einiger Mißgunſt gegen Eliſabeth, deren Regentengröße zwar anerkannt wird, deren Schwächen aber auch nicht ohne Schadenfreude aufgedeckt werden.

a. **Raumer, Fr.** v. Eliſabeth von England und Maria von Schottland. Leipzig 1836.

Aus Berichten der Geſandten und aus Dokumenten des britiſchen Reichsarchivs werden intereſſante Auszüge für und gegen gegeben.

c. **Weber, Georg.** Geſchichte der akatholiſchen Kirchen und Secten von Großbritannien. Erſten Theils erſter Band. Die Lollarden und der deſtructive Theil der Reformation. Leipzig 1845.

Das ganze Werk wird aus 2 Theilen oder 4 Bänden beſtehen.

Ein Aufſatz deſſelben Verfaſſers „über die Leiſtungen der Engländer auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte Englands“ in Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft kann als Programm des Werkes betrachtet werden und läßt eine ſehr tüchtige Arbeit erwarten.

a. **Dahlmann, F. C.** Geſchichte der engliſchen Revolution. Leipzig 1844. In demſelben Jahre 3 Auflagen.

Ein äußerſt angenehm zu leſendes Werk. Der Verfaſſer bewährt darin vollkommene Herrſchaft über ſeinen Stoff, indem er die engliſche Revolution aus der Geſchichte der Nation ſich hervortreiben läßt, und dann die Kataſtrophe, welche den Mittelpunct ſeiner Darſtellung bildet, nach ihren weſentlichſten Momenten entwickelt. Mitunter möchte man freilich reichlicheres Eingehen auf Einzelnheiten wünſchen. Darſtellung formell abgerundet, individualiſirend und von imponirendem Ernſt.

c. **Guizot, F.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Revolution in England, von der Thronbeſteigung Karls I. bis zu ſeinem Tode. 2 Bde. Aus dem Franzöſiſchen nach der 14. Ausgabe. Jena 1844.

Ein ſehr gründliches inhaltreiches Werk, das mit tiefem politiſchen Verſtändniß die Anfänge der engliſchen Revolution entwickelt und darſtellt. Die Ueberſetzung iſt gut.

c. **Villemain, A. F.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Cromwells. 2 Bde. Ueberſetzt von Berly. Leipzig 1831.

Werthvolle Arbeit, fließend und mit Geiſt geſchrieben. Jedoch Mangel an tieferer Auffaſſung der Begebenheiten und an ſcharfer Characteriſirung des Helden.

c. **Southey, Rob.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Oliver Cromwells. Leipzig 1845.

Werk des bekannten Dichters, der ſich durch ſeine Geſchichte von Braſilien auch einen Namen als Hiſtoriker erworben hat. Populäre Behandlung, von dem Ueberſetzer mit Beiziehung anderer Werke frei bearbeitet.

c. **Uhden, H. F.** Die Zuſtände der anglikaniſchen Kirche, mit beſonderer Berückſichtigung der Verfaſſung und des Cultus. Leipzig 1843.

Gründliche, auf eigene Anſchauung geſtützte Characteriſtik des engliſchen Kirchenweſens.

c. **(Grund, Francis.** Anonym.) Sittenbuch der engliſchen Geſellſchaft aus den Papieren Gunters von P. Q. D., Aufwärter bei Almacks. Stuttgart 1839.

Schilderung des Tons unter den höheren Claſſen in England, wobei mit großer Schärfe gezeigt wird, wie ſich hinter ſtrengen Formen die größte Sittenverderbniß verbirgt.

c. **Niemeyer, A. H.** Reiſe nach England. 2 Bde. 2te Auflage. Halle 1822—23.

Immer noch werthvolle Reiſebeſchreibung, intereſſant durch Einführung merkwürdiger Perſönlichkeiten. Anſprechende Darſtellung.

a. (Fürſt **Pückler-Muskau.**) (Anonym.) Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich in den Jahren 1828 und 1829. 4 Bde. Theil I. II. 3te Aufl. Stuttg. 1836. Theil III. IV. 2te Aufl. Mit 2 Stahlſtichen und 4 Steindr. Stuttgart 1837.

Erſtes Reiſewerk des großen Touriſten, das ſeinen verdienten Ruhm begründet hat. Erlebniſſe und Zuſtände der engliſchen Geſellſchaft mit Reflexionen aller Art, voll Witz und Geiſt geſchildert. Die ariſtokratiſche Lebensüberſättigung tritt in dieſem Werke noch weniger hervor.

c. **Raumer, Fr. v.**, England im Jahre 1835 und im Jahre 1841. 3 Bde. 2te Aufl. der beiden erſten Bände. Leipzig 1842.

Intereſſantes über Perſönlichkeiten und Zuſtände, ohne planmäßige Heraushebung beſtimmter Seiten des engliſchen Weſens.

c. **Sack, K. H.** Die evangel. Kirche in Schottland. Erſter Band. Heidelberg 1844.

Gründlich, aus eigener Anſchauung hervorgegangen.

c. **Aiken, P. F.** (Ueberſetzung.) Vergleichende Darſtellung der Conſtitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltiſch. (Hegewiſch in Kiel.) Leipzig 1844.

Treffende Vergleichung, zur Kenntniß der engliſchen Verfaſſung ſehr dienlich, Milde und Mäßigung mit inniger Begeiſterung für die Verfaſſung Altenglands verbunden. Sehr intereſſantes Buch und geſunde kernhafte Lectüre.

c. **Kottenkamp, Fr.** Geſchichte Englands von 1833—42. Stuttgart 1843.

Reichhaltige, aber auch etwas weitſchweifige Geſchichte Englands in dieſem Zeitraum. Empfehlenswerth, ſofern es das einzige Werk iſt, das die neueren Begebniſſe zuſammenfaßt.

a. **Kohl, J. G.** Reiſen in England und Wales. 3 Bde. Dresden und Leipzig 1844.

a. —— Reiſen in Schottland. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1844.

a. —— Reiſen in Irland. 2 Bde. Dresden u. Leipzig 1843.

Gehören zu den oberflächlichern Werken dieſes anziehenden Touriſten.

c. **O'Connell, Dan.** (Ueberſetzung.) Irlands Zuſtände alter und neuer Zeit. Aus dem Engl. von E. Wittmann. Erſter Band. Regensburg 1843.

c. —— Ueber Irland und die Irländer. Nach dem Engliſchen von A. Böttiger. Leipzig 1843.

In der bekannten originellen Manier des Agitators geſchrieben; ohne großen hiſtoriſchen Werth.

c. **Venedey, J.** Irland. 2 Bde. Leipzig 1844.

Parteiiſch für Irland, und feindſelig gegen England, überhaupt iſt der Verf. ſchon nach ſeiner politiſch-ſocialiſtiſchen Anſicht ein Freund der Proletarier. Uebrigens ein ſehr werthvoller Beitrag zur Kenntniß der irländiſchen Zuſtände, und namentlich viel gründlicher als Kohls Werk.

c. **(Schönbein, L. F.)** Anonym. Mittheilungen aus dem Reiſetagebuch eines deutſchen Naturforſchers. Baſel 1842.

Geiſtvolle Beobachtungen über induſtrielle und wiſſenſchaftliche Beſtrebungen in England.

a. **Gambihler, Joſ.** Handbuch für Reiſende nach London und deſſen Umgebungen.

Mit einem Plane Londons, einer Karte der Küſte Englands an der Themſemündung und einem Panorama der Themſeufer. München 1844.

Gibt Anleitung zur Orientirung und Behaltung der merkwürdigſten Puncte der Stadt, ſowie beachtenswerthe Winke für eine zweckmäßige ökonomiſche Einrichtung bei einem kürzeren oder längeren Aufenthalt in derſelben.

XIII. Scandinavien.

b. **Geijer, Erik Guſt.** Geſchichte Schwedens. 3 Bände. Hamburg 1832—36.

Ein klaſſiſches Werk, ſowohl hinſichtlich der Forſchung als Darſtellung, geht bis zur Abdankung der Königin Chriſtine.

a. —— Karl XIV. Johann von Schweden, geſchildert von — Aus dem Schwediſchen überſetzt von Dieterich. Stockholm 1844.

Eine gute mit Vorliebe entworfene Characteriſtik des letztverſtorbenen Königs.

a. **Mellin, Guſt. Heinr.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Schwedens von den älteſten bis auf die gegenwärtigen Zeiten, für gebildete Leſer. Nach der 2ten Auflage aus dem Schwediſchen überſetzt von A. G. F. Freeſe. Berlin 1844.

Kann allen Denjenigen empfohlen werden, die den allgemeinen Verlauf der Geſchichte Schwedens mit den ſich daran knüpfenden Sagen und Erzählungen über die Königsgeſchlechter, die Adelsfamilien, und die übrigen Berühmtheiten, welche dem Vaterlande des Verfaſſers zur Zierde gereicht oder ſich überhaupt ausgezeichnet haben, kennen lernen wollen. Die Schilderung iſt einfach und treu, und bei aller Kürze doch eben ſo klar als anziehend.

c. **Grauert, Wilh. H.** Chriſtine, Königin von Schweden, und ihr Hof. 2 Bde. Bonn 1837—42.

Sehr gründliche und fleißige Arbeit. Bei der Beurtheilung der Königin macht den Verfaſſer ſein ſtreng katholiſcher Standpunct etwas unſicher.

c. **Arndt, E. M.** Reiſe durch Schweden im Jahre 1804. 4 Bde. Berlin 1806.

a. —— Schwediſche Geſchichten unter Guſtav III., beſonders unter Guſtav IV Adolph. Leipzig 1839.

Beide Werke ſind für die Kenntniß der ſchwediſchen Zuſtände von großem Werth. Merkwürdigerweiſe zeigt ſich der volksthümliche Arndt als ein großer Bewunderer des franzöſiſch gebildeten Guſtav III. Beſonders werthvoll iſt die Schilderung von der Tyrannei der Adelsherrſchaft.

a. **Guſtaf III.** (König von Schweden.) Nachgelaſſene und 50 Jahre nach ſeinem Tode geöffnete Papiere. In Ueberſetzung, Auszug und Vergleichung herausgegeben von E. G. Geijer. 3 Bde. Hamburg 1843—45.

Der Bearbeiter dieſer Papiere ſucht den überraſchend geringen Gehalt derſelben durch intereſſante Auszüge aus andern früher herausgegebenen aber minder bekannten Nachrichten und Documenten über jene Zeit zu vergüten.

a. **Mellin, Guſt. Heinr.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Oscars I., Königs von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwediſchen. Berlin 1845.

Intereſſante Nachrichten über den gegenwärtigen König von Schweden.

c. **Rühs, R. F.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Dänen, überſetzt von Fr. Gräter. 2 Bde. Leipzig 1804.

Nach Quellen und Anſichten nicht mehr ganz auf dem jetzigen Niveau der Wiſſenſchaft, aber noch immer brauchbar.

a. **Höſt, Jens Kragh.** Struenſee und ſein Miniſterium. 2 Bde. Kopenhagen 1826.

Unparteiiſche Darſtellung der Sache, ſehr ins Detail eingehend.

c. **Allen, C. F.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des Königreiches Dänemark. Mit ſteter Rückſicht auf die innere Entwicklung in Staat und Volk. Gekrönte Preisſchrift. Aus dem Däniſchen überſetzt mit genealogiſchen Tabellen, einem Sach- und Namenregiſter und einem Vorwort von N. Falck. Kiel 1842.

Gibt eine geſchickte wohlgeordnete Zuſammenſtellung der geſchichtlichen Forſchungen, mit ſtrenger Rückſicht auf innere Nationalgeſchichte. An manchen Stellen ſpricht ſich ein ſtarkes däniſch-ſcandinaviſches Nationalgefühl und Feindſchaft gegen deutſch-däniſche Tendenzen aus.

c. **Baggeſen, Auguſt.** v. Der däniſche Staat, geographiſch und ſtatiſtiſch dargeſtellt. Kopenhagen 1842.

Eine gute, recht brauchbare Arbeit.

b. **Dahlmann, F. Chrſtph.** Geſchichte von Dännemark. 3 Bde. Hamburg 1840—43.

Sehr wichtig, nicht allein als Geſchichte Dänemarks, ſondern überhaupt für die Kenntniß des germaniſch-ſcandinaviſchen Alterthums. Geht beſonders auch auf die innern Verhältniſſe ein. Eigenthümliche kräftige Darſtellung. Reicht bis zur Reformation.

c. **Molbech, Ch.** Briefe über Schweden im Jahre 1812. 3 Bde. Altona 1818—20.

Zwar der Gegenwart mit ihren Anſchauungen nicht mehr angehörig, gibt doch dieſe Schrift über Vieles, namentlich über politiſche und literariſche Verhältniſſe intereſſante Aufſchlüſſe.

c. **Leſſing, Chr. Fr.** Reiſe durch Norwegen nach den Loffoden durch Lappland und Schweden. Berlin 1831.

Enthält hauptſächlich Ergebniſſe naturwiſſenſchaftlicher, beſonders botaniſcher Beobachtungen.

c. **Laing, Sam.** Reiſen in Schweden und Norwegen. Nach dem Engliſchen bearbeitet mit Zuſätzen und Anmerkungen von W. A. Lindau. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1843.

Liebhaber unterhaltender Reiſebeſchreibungen werden hier weniger Ausbeute finden, deſto mehr aber diejenigen, welche die ſocialen und politiſchen Zuſtände Norwegens gründlich kennen lernen wollen. Für Schweden, wo ſich der Verfaſſer nur wenige Monate aufhielt, iſt das Werk weniger bedeutend. Die Ueberſetzung Lindau's ergänzt aus neueren Werken, die dem Reiſenden unbekannt waren, die Lücken des Originals.

a. **Mügge, Theod.** Skizzen aus dem Norden. 2 Bde. Reiſe durch Skandinavien. Hannover 1844.

Unterhaltende Beiträge zur Kenntniß Scandinaviens, nicht ohne moderne Blaſirtheit.

c. **Blom, G. P.** Das Königreich Norwegen. Statiſtiſch beſchrieben. Leipzig 1843.

Ein muſterhaftes ſtatiſtiſches Werk, das nicht nur zur genauen Kenntniß der Zahlen, ſondern auch zu einer lebendigen Anſchauung der Verhältniſſe verhilft und eine genußreiche Lectüre bietet.

XIV. Rußland.

c. **Reden, Friedr. Wilh.** v. Das Kaiſerreich Rußland. Statiſtiſch-geſchichtliche Darſtellung ſeiner Culturverhältniſſe, namentlich in landwirthſchaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung. Berlin, Poſen und Bromberg 1843.

Der Verfaſſer hat Rußland in den Beziehungen, welche auf dem Titel angegeben ſind, umſichtig, gewiſſenhaft und unparteilich geſchildert, und es dürfte dieſes Werk alle früheren von ähnlicher Art weit übertreffen. Neben dem ſtatiſtiſchen Theile findet man hier auch eine gedrängte Ueberſicht der ruſſiſchen Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

c. **Ewers, J. Ph. Guſt.** v. Geſchichte der Ruſſen. 1r Bd. Dorpat 1810.

Gründliche Forſchung und freiſinnige Behandlung. Geht bis zu Peter dem Großen. Für die älteren Zeiten das Beſte.

c. **Strahl, P.** Geſchichte des ruſſiſchen Staates. 2 Bde. Hamburg 1832—39.

Durch den Tod des Verfaſſers unterbrochen; reicht bis zu Iwan III., 1505. Fleißiges Werk, ohne eigenthümliche Auffaſſung.

c. **Herrmann, Ernſt.** Beiträge zur Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Leipzig, 1843.

I. Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutſchen mit den Ruſſen.

III. Tagebuch des Generalfeldmarſchall Grafen v. Münnich. 1. Bändchen. Leipzig 1843.

Der Hauptgeſichtspunct, den der Verfaſſer in drei verſchiedenen Aufſätzen feſthält, iſt die Beziehung der Ruſſen zu den Deutſchen, zu deren hiſtoriſcher Aufklärung er einen Beitrag liefern will. Anſprechende Darſtellung. Der Verfaſſer iſt mit Fortſetzung von Strahl's unvollendet gelaſſener Geſchichte Rußlands beauftragt, was nach vorliegender Probe eine glückliche Wahl zu ſein ſcheint.

c. **Karamſin, Nic. Mich.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. 11 Bde. Riga 1820—27.

Klaſſiſches Werk in ruſſiſcher Geſchichtsliteratur. Glänzende Darſtellung. Im Stofflichen wird theilweiſe die Kritik vermißt. Geht bis 1611.

c. **Uſtrialow, N.** (Ueberſetzung.) Die Geſchichte Rußlands. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von E. W. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1840—43.

Fleißige Verarbeitung der neuern Geſchichtsforſchungen Rußlands. Hinweiſung auf die Uebergriffe, welche Polen vor 2 Jahrhunderten in kirchlicher Hinſicht nach Rußland machte, und davon abgeleitete Berechtigung Rußlands, jetzt in politiſcher Hinſicht die Wiedervergeltung zu üben. Ueberhaupt ſtreng ruſſiſch. Von der Regierung zum Handbuch der höhern Unterrichtsanſtalten beſtimmt.

c. **Puſchkin, Alex.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des Pugatſchew'ſchen Aufſtandes. Aus dem Ruſſiſchen v. H. Brandeis. Stuttgart 1840.

Aus zum Theil trüben, amtlichen Quellen geſchöpfte Darſtellung; geiſtreiche Behandlung aus der Feder des berühmten Dichters.

c. **Maſſon.** (Major.) Geheime Denkwürdigkeiten über Rußland. 2 Bde. Bellevue bei Conſtanz 1844.

Der Verfaſſer, früher Major in ruſſiſchen Dienſten unter dem Kaiſer Alexander als Großfürſten, und im Jahre 1796 von Kaiſer Paul aus Rußland verbannt, hielt ſich ſpäter in Polen und in Baireuth auf und ſchrieb hier ſeine Memoiren, die viel Intereſſantes über die Regierungszeit der Kaiſerin Katharina II. enthalten. Er ſtarb als Secretair des Moſel-Departements in Frankreich ums Jahr 1809. Antiruſſiſch.

c. **Rudolphi, Eduard.** Dreißig Jahre in Rußland. 2 Bde. Zürich 1845.

Mannigfaltige Erlebniſſe; Beiſpiele von der Unterdrückung der deutſchen Elemente in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, von der Zerrüttung des

c. **Custine, Marquis v.** (Uebersetzung.) Rußland im Jahre 1839. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 2te Aufl. 3 Bde. Leipzig 1844.

Der Verfaſſer, am Hof und von der Kaiſerfamilie zu Petersburg aufs freundlichſte aufgenommen, vergilt in dieſem Werke durch eine ſchonungsloſe, ja übertriebene Aufdeckung der Schwächen und Gebrechen des ruſſiſchen Staats und Hofs.

c. **Blaſius, J. H.** Reiſe im europäiſchen Rußland in den Jahren 1840—41. 2 Bde. Mit 11 Kupfertafeln. Braunſchweig 1844.

Sehr gehaltvolles Werk. Deutſches Seitenſtück zu Custine; verbreitet ſich über die politiſchen Zuſtände, ſittliche und Culturverhältniſſe und naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände. In letzterer Beziehung legt der Verfaſſer die allgemeinen Reſultate ſeiner Forſchungen vor.

a. **Müller, Wilh.** Rußland und ſeine Völker. Erſter Theil. ruſſiſche Lebensbilder aus Gegenwart und Vergangenheit. Berlin 1844.

Gemüthliche Auffaſſung des ruſſiſchen Volkslebens in trefflicher Darſtellung. Gegenſtück zu Custine, Blaſius, Kohl u. A. Ohne directe Polemik werden die helleren Seiten Rußlands hervorgehoben.

a. **Kohl, J. G.** Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1841.

a. —— Reiſen in Südrußland. 2 Bde. Dresden und Leipzig. 1841.

a. —— Die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Eſthland. Dresden und Leipzig 1841.

Die beſten Werke dieſes Touriſten, und darunter das erſte, das ſeinen Ruf begründet hat, die Reiſen in Südrußland. Maleriſcher Styl, dem er in den ſpäteren Schriften bei ſeiner Fruchtbarkeit nicht ganz treu geblieben iſt. Gemüthliche Auffaſſung der Verhältniſſe. Im Einzelnen ſtoßen Eingeborne natürlich auf Mängel.

c. **Derſchau, K.** (Ueberſetzung.) Finland und die Finländer. Aus dem Ruſſiſchen. Leipzig 1843.

Richtige Auffaſſung des Beobachteten und genaue Kenntniß des Dargeſtellten. Anziehendes Bild von Finland. Der topographiſche Theil beſſer, als der hiſtoriſche und geologiſche.

a. **Welp, Treumund.** (**Eduard Belz.**) Petersburger Skizzen. 3 Bde. Leipzig 1842.

a. —— Neue Petersburger Skizzen. Schweidnitz 1844.

a. —— Wanderungen im Norden. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Eſthland, Finnland, Schweden, Dänemark. 3 Thle. Braunſchweig 1846.

Reiſebeſchreibungen leichterer Art. Stark antirussiſch. Unterhaltende Lectüre.

c. **Cruſe, K. W.** Curland unter den Herzögen. 2 Bände. Mitau 1833.

Gute lesbare Geſchichte.

c. **Mirbach, Otto v.** Briefe aus und nach Curland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob, mit Rückblicken in die Vorzeit. 2 Bde. mit 2 Bildniſſen und 8 Anſichten. Mitau 1846.

Umfaßt den Zeitraum von 1672 bis 1677. Meiſterhafte Darſtellung der damaligen Zeit und Geſchichte mit Hervorhebung der früheren Geſchichte, ſoweit ſie zum Verſtändniß der behandelten Periode nöthig iſt. Ueberraſcht des Volks, Druck und Entartung der curländiſchen Bauern ſchmählich geſchildert.

XV. Polen.

c. **Röpell, Richard.** Geſchichte Polens. Erſter Band. Hamburg 1840.

Fleißige Arbeit; gründliche Benutzung der gedruckten Quellen. Der erſte Band geht bloß bis zum Jahre 1300.

c. **Raumer, Fr. v.** Untergang Polens. Leipzig 1832.

Freiſinnige Beſchreibung der früheren Theilung Polens.

c. **Lelewel, J.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Polens unter Stanislaus Auguſt. Eine Darſtellung der 13jährigen Anſtrengungen der polniſchen Nation, ihrem Vaterland aufzuhelfen. Aus der Originalhandſchrift überſetzt von A. v. Drake. Braunſchweig 1831.

Eine gründliche, von warmem Patriotismus belebte Geſchichte.

b. **Spazier, R. O.** Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volks in den Jahren 1830—31. 3 Bände. 2te Ausgabe. Stuttgart 1834.

Darſtellung und heftige Beſchreibung des letzten polniſchen Revolutionskrieges vom liberalen Standpuncte aus.

c. **Smitt, Fr. v.** Geſchichte des polniſchen Aufſtandes und Krieges in den Jahren 1830—31. 2 Bde. Mit Schlachtplänen und Tabellen in 4. Berlin 1839.

In der Form kunſtgerechter als das vorige; die Berichte beider Parteien berückſichtigend, übrigens entſchieden ruſſiſch.

XVI. Ungarn.

c. **Feßler, Ignaz Aurel.** Die Geſchichte der Ungarn und ihrer Landſaſſen. 10 Bde. Leipzig 1815—25.

Die ausführlichſte Geſchichte von Ungarn, auf Quellenſtudium beruhend; Darſtellung mitunter rhetoriſch.

a. —— Gemälde aus den alten Zeiten der Hungarn. Auch unter dem Titel: Matthias Corvinus, König der Hungarn. 2 Bde. Breslau 1793.

Unterhaltendes Lebensbild aus der ungariſchen Geſchichte.

f. **Mailáth, Joh.** Graf. Geſchichte der Magyaren. 5 Bde. Wien 1828—29.

Beruht auf Benutzung mancher bisher unbenutzter Quellen und gibt die Reſultate in einer fließenden, objectiv gehaltenen Darſtellung. Hauptwerk für die ungariſche Geſchichte.

XVII. Slaven im Allgemeinen, beſonders die ſüdlichen.

f. **Schafarik, Paul Jos.** (Ueberſetzung.) Slaviſche Alterthümer. Deutſch von Moſig v. Aehrenfeld, herausgegeben von Heinr. Wuttke. 2 Bde. Leipzig 1843.

Die erſte vollſtändige Darlegung des Urſprungs, der Urgeſchichte, der Ausbreitung und Verzweigung des geſammten ſlaviſchen Volksſtammes.

Dieſe beiden Bände enthalten die erſte Hälfte des Werkes; eine zweite noch zu erwartende Hälfte ſoll von dem Charakter, der Lebensweiſe und dem geſammten Culturzuſtande des ſlaviſchen Stammes handeln. Das Werk hat einen bedeutenden wiſſenſchaftlichen Werth, die Darſtellung iſt etwas trocken und heftig, die Auffaſſung einſeitig ſlaviſch und in hohem Grade feindſelig gegen Deutſchen.

a. **Ranke, Leopold.** Die ſerbiſche Revolution. Aus ſerbiſchen Papieren und Mittheilungen. Zweite Ausgabe. Berlin 1844.

Ranke hat hier mit aufhellender Umſicht und mit jener ihm eigenthümlichen Feinheit und Tiefe der Auffaſſung die Schickſale der ſerbiſchen Nation, insbeſondere aber die neueren und neueſten Bewegungen, die Empörungen und Freiheitskriege ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts dargeſtellt und den Zuſammenhang dieſer Vorgänge und ihrer Erfolge mit den allgemeinen europäiſchen Weltangelegenheiten oft aufs überraſchendſte nachgewieſen.

c. **Robert, Cyprian.** (Ueberſetzung.) Die Slaven der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albaneſen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politiſcher Fortſchritt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitſch. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1845.

Werthvolles Werk eines franzöſiſchen Slavenfreundes, der die Entwickelung der Südſlaven zu einem eigenen Reich in Ausſicht ſtellt, das an die Stelle des in Trümmer ſinkenden osmaniſchen Reiches treten ſollte. Intereſſante Lectüre.

a. **Pirch, Otto v.** Reiſe in Serbien im Spätherbſt 1829. 2 Bde. Berlin 1830.

Unterhaltende Beſchreibung einer ziemlich flüchtigen Reiſe.

XVIII. Spanien und Portugal.

c. **Aſchbach, Joſ.** Geſchichte der Weſtgothen. Frankfurt 1827.

c. —— Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden. I. Frankfurt 1833.

c. —— Geſchichte der Omajaden, nebſt einer Darſtellung des Entſtehens der ſpaniſch-chriſtlichen Reiche. 2 Bände. Frankfurt 1829—30.

Gründliche Arbeiten; fließende nicht beſonders belebte Darſtellung.

c. **Conde, Don Joſeph Anton.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien. Aus dem Spaniſchen überſetzt von K. Rutſchmann. 3 Bd. Karlsruhe 1824—25.

Hauptwerk über dieſe Periode. Zwar keine vollſtändige und hiſtoriſch durchgearbeitete Geſchichte dieſes Zeitraumes, aber reichliche Materialien auf eifrige jedoch nicht kritiſche Benutzung der arabiſchen Quellen geſtützt, deren Darſtellungsweiſe vielfach durchblickt.

c. **Schmidt, Ernſt Alexander.** Geſchichte Aragoniens im Mittelalter. Leipzig 1828.

Eine ſehr fleißige gründliche Arbeit.

c. u. f. **Lembke, F. W.** Geſchichte von Spanien. 1r Bd. Hamburg 1831.

Fortgeſetzt von

c. u. f. **Schäfer, H.** Geſchichte von Spanien. 2r Band. Hamburg 1844.

Ein Theil der Heeren-Ukertſchen Sammlung; gute quellenmäßige Behandlung. Die Fortſetzung iſt vorzüglich. Der 2. Band reicht bis zum 12. Jahrh.

c. **Prescott, W. H.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Regierung Ferdinands und Iſabellas von Spanien. Aus dem Engliſchen überſetzt. 2 Bde. Leipzig 1842.

Inhaltreich, auf eine Menge Quellenſchriften geſtützt, die in Deutſchland nicht bekannt ſind. Gewandte, fließende Darſtellung.

c. **Llorente, J. A.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der ſpaniſche Inquiſition. Ueberſetzt von K. Höck. 4 Bde. Gmünd 1820—22.

Ausführliche Schilderung des Inquiſitionsweſens, mit der Abſicht, es in ſeiner Abſcheulichkeit darzuſtellen.

c. **Hefele, K. J.** Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zuſtände Spaniens am Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts. Tübingen 1844.

Gründliche hiſtoriſche Arbeit; zugleich eine nicht ſowohl vom hiſtoriſchen, als vom kirchlichen Standpunkte unternommene Vertheidigung der Inquiſition.

c. **M'Crie, Thomas.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. Aus dem Engliſchen überſetzt von K. Plieninger. Stuttgart 1835.

Höchſt intereſſante Aufſchlüſſe, wie tiefe Wurzeln die Reformation ſelbſt in Spanien gefaßt, und wie ſie nur durch äußern Druck unter Philipp II. ausgerottet wurden. Hier und da vielleicht etwas zu kühne Folgerungen aus den Thatſachen.

c. **Toreno**, Graf. (Ueberſetzung.) Geſchichte des Aufſtandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien. 5 Bde. Leipzig 1836—38.

Schlichte, Vertrauen erweckende Darſtellung der Ereigniſſe von einem Selbſtbetheiligten.

c. **Rehfues**, **P. J.** v. Spanien nach eigener Anſicht im Jahre 1808. 4 Bde. Frankfurt a. M. 1813.

Ein ſeiner Zeit mit Recht beliebtes Buch des auf verſchiedenen literariſchen Gebieten ſpäter berühmt gewordenen Verfaſſers.

c. **Schepeler**, v. Oberſt. Geſchichte der Revolution Spaniens und Portugals, und beſonders des daraus entſtandenen Krieges. 2 Bde. Berlin und Poſen 1826—27.

c. —— Geſchichte der ſpaniſchen Monarchie, von 1810 bis 1823. 4 Bände.

I. Von 1810—13. Worin die Geſchichte der außerordentlichen Cortes und Ueberſicht der Kriegsbegebenheiten auf der Halbinſel. Aachen und Leipzig 1829.

II. Von 1813—14. Worin die Geſchichte der gewöhnlichen Cortes, Ueberſicht der Kriegsbegebenheiten auf der Halbinſel, und Umſturz der Conſtitution 1814. Aachen und Leipzig 1830.

III. Von 1808—14. Worin die Geſchichte der Revolutionen des ſpaniſchen Amerikas. Aachen u. Leipzig 1833.

IV. Von 1814—23. Worin die Geſchichte der Revolutionen des ſpaniſchen Amerikas. Aachen 1834.

Der Verfaſſer dieſer beiden Werke kam im Jahr 1810 als Major im Corps des Herzogs von Braunſchweig-Oels nach Spanien, trat in der Folge in ſpaniſche Dienſte und lebte bis zum Jahr 1823 als Militär und Diplomat in Spanien, war mit vielen mithandelnden Perſonen perſönlich bekannt, und nahm mitunter ſelbſt thätigen Antheil an den Ereigniſſen. Er gibt hier eine ziemlich ausführliche, Vertrauen einflößende und freimüthige Erzählung derſelben in lebendiger Darſtellung. Uebrigens findet man nicht bloß Selbſterforſchtes und Erlebtes, ſondern auch Manches anderswo bereits dargeſtellt. Beide Werke gehören unter die beſten über die neuere ſpaniſche Geſchichte.

c. **Rigel, Fr. Xaver.** Der ſiebenjährige Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel vom Jahr 1807—14; beſonders meine eigenen Erfahrungen in dieſem Kriege, nebſt Bemerkungen über das ſpaniſche Volk und Land. 3 Bde. Raſtatt 1819—21.

Der Verfaſſer war ein Augenzeuge, der den ganzen Krieg als Mitglied des Generalſtabs mitgemacht hat und denſelben mit vorzugsweiſer Berückſichtigung des Strategiſchen in lebendiger Erzählung beſchreibt.

c. **Sempere, J.** Betrachtungen über die Urſache der Größe und des Verfalls der ſpaniſchen Monarchie. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. 2 Theile. Darmſtadt 1829.

Ein vormaliger ſpaniſcher Staatsbeamter von redlicher Wahrheitsliebe und geſunder Beobachtungsgabe forſcht mit patriotiſcher Wehmuth nach den Urſachen des Verfalls ſeiner Nation und legt die Mängel und Gebrechen der ſpaniſchen Monarchie mit edler Freimüthigkeit und den Mitteln umfaſſender Gelehrſamkeit dar. Am Schluſſe finden wir eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der alten Cortes in Spanien.

c. **Viardot, Paul.** Studien zur Geſchichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künſte in Spanien. Aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übertragen von Th. Hell. Leipzig 1836.

Intereſſante Beiträge zur neuern Geſchichte Spaniens, beſonders zu der ſeiner politiſchen Entwicklung. Die Abſchnitte über Literatur und dergleichen ſind nur curſoriſch, übrigens beim Mangel an ſonſtigen deutſchen Werken über dieſe Gegenſtände immerhin willkommen. Belebte Darſtellung.

a. **Huber, V. A.** Skizzen aus Spanien. 3 Bde. Göttingen 1828—33.

Der erſte und zweite Band lebendig mit novellenartigen Epiſoden bietet eine ſehr anziehende Lectüre. Der dritte Theil mehr trockene hiſtoriſche Darſtellung.

c. **Cook, S. F.** (Ueberſetzung.) Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829—32. Aus dem Engliſchen überſetzt von P. Friſch. Stuttgart 1834.

Reichhaltige Notizen, die auf genauer Beobachtung beruhen, mitgetheilt in etwas nachläſſiger Form von einem Capitain, der, wie es ſcheint der Feder nicht ſehr mächtig war.

a. **Loning, A.** Das ſpaniſche Volk in ſeinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Epiſoden aus dem carliſtiſchen Erbfolgekrieg. Hannover 1844.

Klare, ſcharfe Auffaſſung, gefälliger Styl. Unter den neueren Berichten von Officieren, welche den ſpaniſchen Krieg mitgemacht haben, einer der beſten.

c. **Rotteck, K. v.** Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Schilderung der pyrenäiſchen Halbinſel. Karlsruhe 1839.

Gute Ueberſicht der Geſchichte und Statiſtik Spaniens mit Rückſicht auf die dermaligen Zeitverhältniſſe.

c. **Münch, Ernſt.** Grundzüge einer Geſchichte des Repräſentativſyſtems in Portugal. Leipzig 1827.

Ueberſichtliche Darſtellung, welche zuerſt genauere Kunde über die portugieſiſchen Verhältniſſe dem deutſchen Publikum brachte.

c. u. f. **Schäfer, Heinr.** Geſchichte von Portugal. 2 Bde. Hamburg 1839—44.

Sehr gutes und gründliches Werk, zugleich die einzige ausführlichere Geſchichte dieſes Landes. Selbſt die Portugieſen haben keine ſolche.

c. **Eſchwege, W. L. v.** Portugal. Ein Staats- und Sittengemälde nach 30jährigen Beobachtungen und Erfahrungen. Erſtes Bdchn. Hamburg 1837.

Der Verfaſſer, ein ſcharfer Beobachter, gibt eine getreue, nicht eben günſtige Schilderung von den Zuſtänden in Portugal. Das beſte Werk über die neueren Verhältniſſe daſelbſt. Angenehm zu leſen.

c. **Lichnowsky, Fürſt Felix.** Portugal. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. Frankf. a. M. 1841.

Memoiren eines carliſtiſchen Officiers; der Verf. benutzte die Gelegenheit zur Beobachtung der Erlebniſſe und des Landes.

XIX. Italien.

c. **Abeken, W.** Mittelitalien vor den Römern. Stuttgart und Tübingen 1843.

Gründliche Unterſuchungen über die älteſte Geſchichte Italiens; in archäologiſcher Beziehung als Hauptwerk anerkannt.

c. **Leo, Heinr.** Geſchichte Italiens. 5 Bde. Hamburg 1829—32.

Das bedeutendſte Werk des Verfaſſers, welches ſeinen Ruf als einen der erſten Hiſtoriker begründete. Man findet hier nicht eine gewöhnliche Volks- und Landesgeſchichte, ſondern ein hiſtoriſch entwickeltes Bild des italieniſchen Volkscharakters, der nicht nur in der Einleitung mit treffenden Umriſſen gezeichnet, ſondern in dem reichen Leben der italieniſchen Städterepubliken des Mittelalters dargelegt wird. Die neuere Geſchichte vom Ende des 15ten Jahrhunderts, deren Inhalt den mittelalterlichen Neigungen des Verfaſſers weniger entſprach, iſt freilich bloße Zuſammenſtellung des Thatſächlichen nach neueren Bearbeitern.

c. **Papencordt.** Cola di Rienzi und ſeine Zeit. Berlin 1841.

Intereſſante Monographie. Für das politiſche Leben der Stadt Rom im Mittelalter wichtig. Streben nach künſtleriſcher Geſtaltung.

c. **Simonde de Sismondi, J. C. L.** Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten im Mittelalter. Aus dem Franzöſiſchen. 16 Bde. Zürich 1807—24.

Fleißige Durchforſchung der Quellen, kritiſche Benutzung, freiſinnige politiſche Anſichten, edle belebte Darſtellung. Doch dem neueren Standpuncte der Geſchichtſchreibung nach Inhalt und Form nicht mehr ganz genügend.

c. **Machiavelli, Nicol.** (Ueberſetzung.) Florentiniſche Geſchichten in 8 Büchern. Aus dem Italieniſchen überſetzt von J. Ziegler. Karlsruhe 1834.

c. —— Florentiniſche Geſchichten. Aus dem Italieniſchen überſetzt von A. Reumont. 2 Bde. Leipzig 1845.

Eines der vorzüglichſten Erzeugniſſe der italieniſchen Proſa; lebendig, anſchaulich, in edlem Style. Was die politiſche Geſinnung betrifft, auf Seite des Volks ſich ſtellend, doch keineswegs ganz unabhängig von den Mediceern, von denen der Verfaſſer ein Jahrgeld bezog. Uebrigens eine der wichtigeren Geſchichtsquellen dieſer Zeit. Umfaßt die Periode von 1215 – 1492.

Die zweite Ueberſetzung vorzuziehen.

c. **Guicciardini, Franc.** (Ueberſetzung.) Italieniſche Geſchichte, überſetzt von Ed. Sander. 2 Bde. 1843—44. Thl. I und II. von der Bibliothek der neueren Geſchichte. Sammlung der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber vom Anfang des 16ten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Herausgegeben von Ph. Hedw. Külb. Darmſtadt 1843—44.

Streng chronologiſche Jahrbuchsform, von Discurſen über warum, wenn und wenn nicht, auch Reden der handelnden Perſonen unterbrochen, die übrigens voll Geiſt und Scharfſinn ſind und das Hauptverdienſt des

Werkes ausmachen. Obgleich der Verfaſſer Zeitgenoſſe und theilweiſe mithandelnder Theilnehmer der Ereigniſſe iſt, ſo iſt das Werk doch keine Geſchichtsquelle erſten Ranges, indem für die frühere Zeit vorhandene Erzählungen ohne Kritik benutzt ſind, in der ſpätern Periode aber die volle Aufrichtigkeit vermißt wird. Geht von 1494—1532. Sehr berühmtes Buch, das zur Zeit ſeines Erſcheinens im 16ten Jahrhundert in Italien großes Aufſehen machte und ſchnell 10 Auflagen erlebte.

c. **Roſcoe, W.** (Ueberſetzung.) Leben und Regierung Papſt Leo X. Aus dem Engliſchen von A. F. G. Glaſer. Mit Anmerkungen von H. P. K. Henke. 3 Bde. Lpzg. 1805—8.

Ein gutes Werk, das mehr verſpricht, als der Titel ausſagt und nicht blos die Geſchichte des Kirchenſtaats, ſondern die Italiens in dieſer Zeit überhaupt behandelt, und werthvolle Aufſchlüſſe über den damaligen kirchlichen, politiſchen und literariſchen Zuſtand des Landes enthält.

c. **M'Crie, Th.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Fortſchritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16ten Jahrhundert, nebſt einem Abriß der Reformation in Graubünden. Aus dem Engliſchen mit Vorrede und Anmerkungen von G. Friedrich. Leipzig 1829.

Eine gute Arbeit, die auf fleißigen Studien beruht und von warmem Intereſſe für den Proteſtantismus belebt iſt.

---

a. **Seume, J. G.** Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802. Braunſchweig 1803.

In deſſen ſämmtlichen Werken Bd. 2.

Subjectiv gehaltene Reiſebeſchreibung, in welcher der Verfaſſer neben den Reiſeerlebniſſen ſeine kräftige von einem trotzigen Selbſtgefühl getragene Perſönlichkeit in naiver Weiſe darlegt. Sehr unterhaltend.

a. **Müller, Wilh.** Rom, Römer und Römerinnen. 2 Bde. Berlin 1820.

Geiſtreiche Schilderung durch einen Dichter. Der nationale Character der Italiener etwas zu oberflächlich nach dem Urtheil des reiſenden Ausländers aufgefaßt.

a. **Kephalides, A. W.** Reiſe durch Italien und Sicilien. 2 Bde. 2te Aufl. Leipzig 1822.

Berühmteſte Reiſebeſchreibung der älteren Zeit, beſonders ausgezeichnet durch ſchöne Naturſchilderung.

a. **Morgan**, Lady. (Ueberſetzung.) Italien. Aus dem Engliſchen. Jena 1822.

a. —— Italien. 4 Bde. Leipzig 1822—23.

Zweierlei Reiſen nach Italien. In der bekannten geiſtreichen Manier dieſer Touriſtin.

c. **Rumohr**, K. F. v. Drei Reiſen nach Italien. Leipzig 1832.

Berückſichtigt vorzugsweiſe die Kunſt und gilt für die Kunſtkritik als bedeutendes Werk.

c. —— Reiſe durch die öſtlichen Bundesſtaaten in der Lombardei. Lübeck 1838.

Hauptſächlich wichtig in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung, das Verwaltungsſyſtem in Mailand iſt nach ſeiner ganzen Einrichtung beſchrieben, und die Grundſätze, auf welche es gebaut iſt, ſind auseinandergeſetzt; die geſchichtlichen Urkunden ſind beigebracht.

a. **Gaudy**, Fr. v. Mein Römerzug. 3 Bde. Berlin 1836.

Für ein größeres Publikum. Lebendig und mit Laune geſchrieben.

a. **Raumer**, Fr. v. Italien. Beiträge zur Kenntniß dieſes Landes. 2 Bde. Leipzig 1840.

Beſprechung verſchiedener intereſſanter Gegenſtände, Bericht über Verkehr mit berühmten Männern, beſonders Gelehrten und Staatsmännern Italiens.

a. **Eberhard**, Aug. G. Italien wie es mir erſchienen iſt. 2 Bde. Halle 1839.

Sehr zweckmäßige Anleitung, Italien, in Beziehung auf den Koſtenpunct vernünftig zu durchreiſen, durch die bekannte Schrift Nicolai's hervorgerufen.

a. **Mittermaier**, C. J. Italieniſche Zuſtände. Heidelberg 1844.

Zahlreiche ſtatiſtiſche Notizen, namentlich über Rechtspflege, Statiſtik der Verbrechen u. ſ. w. Liebevolle, vielleicht oft zu weit gehende Anerkennung des Guten in Italien.

a. **Förſter**, E. Handbuch für Reiſende in Italien. Mit 12 in Kupfer und Stein gravirten Planen. 2te Aufl. München 1842.

Das beſte Reiſehandbuch über Italien, namentlich für Kunſtſtudien ſehr werthvoll.

a. **Neigebaur, J. F.** Handbuch für Reiſende in Italien. Drei Abtheilungen. 3te Aufl. Leipzig 1840.

Von längſt erprobter Brauchbarkeit.

a. **Lewald, Aug.** Reiſehandbuch nach und durch Italien. Mit Berückſichtigung aller dem Reiſenden nothwendigen und wiſſenswerthen Angaben, auf Selbſtanſchauung begründet. Mit 2 Karten und 9 Plänen. Stuttgart 1840.

Angenehm geſchrieben und gute practiſche Anſchläge enthaltend.

a. **Reuchlin, H.** (Anonym.) Skizzen über das kirchliche und bürgerliche Leben in Rom. Stuttgart 1844.

Unbefangene Beobachtungen eines Proteſtanten über römiſches Kirchenweſen und Volksſitten. Reich an intereſſanten Einzelnheiten.

c. **Platner, Ernſt** und **Urlichs, Ludw.** Beſchreibung der Stadt Rom. Stuttgart und Tübingen 1845. Mit einem lithographirten Plane der Stadt.

Ein Auszug aus dem großen Werk von Bunſen, Platner u. A., beſtimmt dem nicht gelehrten Kreiſe von Leſern als Führer in der Stadt Rom zu dienen und zur Betrachtung derſelben eine erſchöpfende Anleitung zu geben. Ein ſehr brauchbares gründliches Werk.

c. **Müller, Chrn.** Roms Campagna in Beziehung auf Geſchichte, Dichtung und Kunſt. 1824.

Reiche Zuſammenſtellung von Notizen und Beziehungen aus den Claſſikern.

c. **Kölle, Fr.** v. (Anonym.) Rom im Jahr 1833. Stuttgart und Tübingen 1834.

Mit wenigen Pinſelſtrichen lebendiges Genregemälde; in derſelben Art, wie des Verfaſſers Paris im Jahr 1835.

a. **Reumont, Alfr.** (Anonym.) Römiſche Briefe von einem Florentiner. 2 Bde.

a. —— Neue römiſche Briefe. 3r und 4r Bd. 1840–44.

Unterhaltende Beſchreibung von Oertlichkeiten und Kunſtwerken. Schilderung der öffentlichen Verhältniſſe und Zuſtände, doch mit Ausſchluß der Politik. Geſchmackvolle Darſtellung.

c. **Mayer, K. A.** Neapel und die Neapolitaner. 2 Bde. 1840.

Lebendige Darſtellung und genaue Beſchreibung der Stadt und alles Sehenswerthen; deswegen als Handbuch ſehr brauchbar. Die Urtheile jugendlich und hier und da etwas zu ermäßigen.

XX. Griechenland.

c. **Zinkeiſen, J. W.** Geſchichte Griechenlands, vom Anfang geſchichtlicher Kunde bis auf unſere Tage. 4 Bde. Leipzig 1832—40.

Theil III. und IV. auch unter dem Titel: Geſchichte der griechiſchen Revolution. Nach dem Engliſchen des Thomas Gordon bearbeitet und von der Ankunft des Präſidenten Kapodiſtria bis zur Thronbeſteigung König Ottos im Jahr 1835 fortgeſetzt.

Die zwei erſten Bände enthalten eine ſehr gute Ueberſicht der alten und mittleren Geſchichte Griechenlands, die beiden letzten Bände beſtehen größtentheils aus einer Ueberſetzung von Gordons Geſchichte der griechiſchen Revolution, welche eine ſorgfältige, aber etwas breite Zuſammenſtellung der Thatſachen gibt. Die ſelbſtſtändige Fortſetzung Zinkeiſens iſt weit beſſer und erzählt die Ereigniſſe genau und unparteiiſch.

c. **Fallmerayer, J. Ph.** Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1830—36.

c. —— Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika? Oder nähere Begründung der im erſten Theil der „Geſchichte von Morea“ aufgeſtellten Lehre über Entſtehung der heutigen Griechen. Stuttgart 1835.

Beide Werke, auf ſorgfältige gelehrte Forſchungen geſtützt, durch welche der Verf. nachweiſen zu können glaubt, daß die jetzige Bevölkerung Griechenlands größtentheils aus ſlaviſchen Abkömmlingen beſtehe.

c. **Nerulos, J. R.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des neueren Griechenlands ſeit der Zeit des Befreiungskrieges. Aus dem Franzöſiſchen von H. F. Eiſenbach. Leipzig 1830.

Begebenheiten ziemlich vollſtändig und fließend erzählt, ohne beſondere Anſprüche auf eigenthümliche Tendenz und Auffaſſung, oder urkundliche Genauigkeit.

c. **Maurer, Gg. Ludw.** v. Das griechiſche Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampf bis zum 31. Juli 1834. 3 Bde. Heidelberg 1835—36.

Der Verfaſſer, Mitglied der griechiſchen Regentſchaft, von der er im Jahr 1834 abberufen wurde, will hier ſeine Wirkſamkeit für Griechenland rechtfertigen und erreicht jedenfalls ſo viel, daß man ſeiner wohlwollenden Geſinnung für das griechiſche Volk und deſſen Intereſſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß. Ueberdies ein wichtiger Beitrag zur neueren Geſchichte Griechenlands. Der 3te Band enthält intereſſante Urkunden, Geſetze und Verordnungen.

a. **Brandis, Chriſt. Aug.** Mittheilungen üb. Griechenland.
I. Reiſeſkizzen.
II. Zur Geſchichte der Befreiungskriege.
III. Blicke auf die gegenwärtigen Zuſtände des Königreichs. 3 Bde. Leipzig 1842.

Sehr intereſſante Beiträge zur neuern Geſchichte Griechenlands, welche dazu dienen, eine richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältniſſe und Zuſtände des Landes zu begründen, mit der Tendenz, ungerechten Vorurtheilen gegen das griechiſche Volk entgegen zu treten.

c. **Roß, Ludw.** Reiſen und Reiſerouten durch Griechenland. Erſter Band. Reiſen im Peloponnes. Berlin 1841.

c. —— Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des aegeiſchen Meeres. Stuttgart und Tübingen 1841.

Vorherrſchend archäologiſche Topographie, worin der Verfaſſer Treffliches leiſtet.

a. **Prokeſch-Oſten, A.** v. Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen aus dem Orient. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von E. Münch. 3 Bde. Stuttgart 1836—37.

Gehört hieher, indem ein großer Theil dieſes Buchs von Griechenland handelt, über welches ſehr ſchätzbare Mittheilungen in archäologiſcher und ſtatiſtiſcher Beziehung gemacht werden. Auch findet man manche Aufſchlüſſe über den griechiſchen Freiheitskampf im Jahr 1825. Lebendige, geiſtvolle Darſtellung.

c. **Klenze, Leo** v. Aphoriſtiſche Bemerkungen, geſammelt auf ſeiner Reiſe nach Griechenland. Berlin 1838.

Für die Kenntniß der Ueberreſte altgriechiſcher Kunſt ſehr wichtig. Blicke auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Griechenlands, mit begeiſterter Liebe für Land und Volk.

a. **Zachariä, C.** Reiſe in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Heidelberg 1840.

Reiſe durch Griechenland und die europäiſche Türkei, mit vorherrſchender Beachtung der Bibliotheken und gelehrten Anſtalten. Uebrigens populär gehalten und fließend geſchrieben.

a. **Greverus, J. P. E.** Reiſeluſt in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland. 2 Bde. Bremen 1839—40.

Subjectiv gehaltener Bericht eines Reiſenden, der ſich nicht mit kritiſchen Beobachtungen befaſſen, ſondern den Anſchauungen ſchöner Naturerſcheinungen überlaſſen wollte.

c. **Ulrich, H. N.** Reiſen und Forſchungen in Griechenland. I. Reiſe über Delphi durch Phocis und Böotien bis Theben. Bremen 1840.

Dieſe Arbeit gehört zu den gediegenſten unter denen, die das alte Griechenland durch Forſchungen auf dem Boden des neuen aufzuhellen ſtreben. Iſt wiſſenſchaftlicher, als ähnliche Arbeiten der Engländer.

c. **Pückler-Muskau,** Fürſt. Südöſtlicher Bilderſaal. 3 Bde. Stuttgart 1840—41.
I. Vergnügling.
II. III. Griechiſche Leiden und Freuden.

Weniger Reiſebeſchreibung als Raiſonnement, Phantaſien und lüſterne Situationen.

c. **Stephani, Ludolf.** Reiſe durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands. Leipzig 1843.

Anziehend und leicht geſchrieben und dabei ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß des claſſiſchen Bodens des alten Griechenlands. Was Ulrich für den weſtlichen, Roß für den ſüdlichen Theil leiſtet, gewährt Stephani für den nördlichen.

a. **Steub, Ludw.** Bilder aus Griechenland. Leipzig 1841.

Auf der Reiſe flüchtig hingeworfene und zu Hauſe zu gefälligen Bildern ausgeführte Skizzen aus dem thaten- und leidensreichen Griechenland, von einem Baiern mit ſchwäbiſchem Dichtergemüth.

XXI. Türkei.

f. **Hammer-Purgſtall Joſ.** v. Geſchichte des osmaniſchen Reiches. 2te Auflage. 4 Bde. Peſth 1840.

Auszug aus deſſelben Verfaſſers größerem Werke. Iſt auf umfaſſende Benutzung orientaliſcher Quellen geſtützt, und gibt in Auffaſſung und Darſtellung den Geiſt des Orients wieder. Anerkanntes Hauptwerk.

c. **Zinkeiſen, W.** Geſchichte des osmaniſchen Reichs in Europa. Erſter Band, bis zum Jahr 1453. Hamburg 1840.

Theilweiſe auf Hammer geſtützt, mit Beiziehung der von dieſem vernachläſſigten abendländiſchen Quellen der osmaniſchen Geſchichte.

a. **Münch, E.** Mahmud II., Padiſchah der Osmanen, ſein Leben, ſeine Regierung und ſeine Reformen, nebſt Blicken auf die nächſte Gegenwart und Zukunft des osmaniſchen Reichs. Stuttgart 1839.

Eine ſehr lesbare Ueberſicht der Regierung Sultan Mahmuds.

c. **Hammer, Joſ.** v. Die Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung des osmaniſchen Reichs, dargeſtellt aus den Quellen ſeiner Grundgeſetze. 2 Bde. Wien 1815—16.

c. —— Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifat. Berlin 1835.

c. —— Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslemitiſcher Herrſcher der erſten 7 Jahre der Hidſchret. 6 Bde. Darmſtadt 1837—39.

Anerkannte Hauptwerke für die Kenntniß des osmaniſchen Reichs.

a. **D'Ohſſon, Muradgea.** (Ueberſetzung.) Allgemeine Schilderung des otomanniſchen Reichs. Aus dem Franzöſiſchen mit dem Zuſatz eines Gloſſars von Ch. Dan. Beck. 2 Bde. Leipzig 1783—93.

Ein älteres ſehr gründliches Werk, das auch jetzt noch immer ſeinen Werth behält. Populäre Darſtellung. Der Verfaſſer war längere Zeit ſchwediſcher Geſandter in Conſtantinopel.

a. **White, Charles.** (Ueberſetzung.) Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Engliſchen bearbeitet von Alf. Reumont. 2 Bde. Berlin 1844.

Verbindet die lebendige Auffaſſung und anziehende Darſtellung des Romanſchriftſtellers mit der Unparteilichkeit und Treue eines gründlichen Beobachters. Es dürfte wohl keine treuere, lebendigere und detaillirtere Schilderung des gewöhnlichen Lebens der osmaniſchen Nation geben, als dieſes Werk.

c. **Grieſebach, A.** Reiſe durch Rumelien und nach Bruſſa im Jahre 1839. 2 Bde. Göttingen 1841.

Sehr belehrende Reiſebeſchreibung. Beſonders für Geologie, Geographie und Alterthumskunde wichtige Beiträge.

XXII. Aſien und der Orient überhaupt.

c. **Volney, C. F.** Reiſen in Syrien und Aegypten. 3 Bde. Jena 1800.

Enthält eine Reihe von Abhandlungen, voll Leben und Phantaſie und ſehr unterrichtend.

c. **Burckhardt, J. L.** Reiſen in Syrien und dem heiligen Land. 2 Bde. Weimar 1823—24.

Als orientaliſcher Reiſender nimmt Burckhardt eine der erſten Stellen ein; er zeigt ſich zuverläſſig, voll Urtheil, umſichtig, beharrlich.

a. **Lamartine, Alph.** Reiſe in dem Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen und Landſchaftsgemälde. Aus dem Franzöſiſchen von Franz Demmler u. G. Schwab. 4 Bde. Stuttgart 1836.

Poetiſche Schilderungen in des berühmten Dichters bekannter Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe, äußerſt angenehm zu leſen.

a. **Schubert, G. H.** v. Reiſe in das Morgenland in den Jahren 1836—37. 2te Aufl. 3 Bde. Erlangen 1840.

Wallfahrt eines frommen Pilgers, den religiöſes Intereſſe getrieben hat, das heilige Land zu beſuchen. Die Reiſebeſchreibung gibt in des Verfaſſers geiſt- und gemüthvoller Weiſe nicht nur die Reiſeerlebniſſe und religiöſe Betrachtungen, ſondern auch manche werthvolle antiquariſch-hiſtoriſche Notizen, naturwiſſenſchaftliche Ausbeute und erhebende Naturbeſchreibungen.

c. **Prokeſch-Oſten, A.** v. Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen aus dem Orient. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von E. Münch. 3 Bde. Stuttgart 1836—37.

Enthält außer den ſchon eben erwähnten Beiträgen zur Kunde Griechenlands eben ſo werthvolles über Kleinaſien und Aegypten.

c. **Robinſon, Eduard.** Paläſtina und die ſüdlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reiſe im Jahr 1838. 3 Bde. Mit Atlas. Halle 1841—42.

Ein Werk von anerkanntem Werth für die Kenntniß Paläſtinas. Doch finden neuere ſehr glaubwürdige Reiſende manche Ungenauigkeit, beſonders in der Beſchreibung Jeruſalems.

b. u. f. **Rußegger, Joſ.** v. Reiſen in Europa, Aſien und Afrika, mit beſonderer Rückſicht auf die naturwiſſenſchaftlichen Verhältniſſe der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—41. Nebſt Atlas. 9 Abtheilungen bis jetzt.

I. 1. 2. Reiſe in Griechenland, Unterägypten, im nördlichen Syrien und ſüdöſtlichen Kleinaſien.

Mit Atlas, enthält geographiſche und geognoſtiſche Karten, Gebirgsprofile, Landſchaften, Abbildungen aus dem Gebiete der Flora und Fauna. Stuttgart 1841—43.

II. 1. 2. Reiſe in Aegypten, Nubien und Oſtſudan. 1843—44.

Die intereſſanteſten Beobachtungen in lebendiger, Vertrauen erweckender Darſtellung. Das Hauptaugenmerk des Verfaſſers iſt Bergwerkskunde und Geognoſie, doch erſtrecken ſich ſeine Beobachtungen auf das ganze Gebiet der Naturwiſſenſchaften und auf alles, was ihm Merkwürdiges entgegentritt. Eines der wichtigſten Reiſewerke der neueren Zeit, das durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers um ſo anziehender wird.

Das ganze Werk iſt auf 4 Bände berechnet, die jedoch wieder Unterabtheilungen enthalten werden, welche je einen mäßigen Band ausmachen. Der 3te Band wird die Reiſe nach dem Sinai durch die arabiſche Wüſte, nach Paläſtina und Syrien enthalten, der 4te Griechenland, Italien, Sicilien, Deutſchland, Frankreich, Belgien, England, Schottland, Dänemark, Norwegen und Schweden.

a. **Hackländer, F. W.** Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reiſe in den Orient in den Jahren 1840—41. 2 Bde. Stuttgart 1842.

Beſchreibung einer Reiſe, welche der Verfaſſer mit dem Baron von Taubenheim durch die europäiſche Türkei nach Syrien über Beirut, Damaskus, Palmyra, Jeruſalem, die arabiſche Wüſte nach Aegypten gemacht hat. Gibt weniger wiſſenſchaftliche Ausbeute als lebendige Reiſebilder, welche eine angenehme und unterhaltende Lectüre gewähren.

c. **Hamilton, W. J.** (Ueberſetzung.) Reiſen in Kleinaſien, Pontus und Armenien, nebſt antiquariſchen und geologiſchen Forſchungen. Deutſch von O. Schomburgk. Mit Vorwort von K. Ritter. 2 Bde. Leipzig 1843.

Der Verfaſſer, Secretair der geologiſchen Geſellſchaft in London, hat die beſchriebenen Gegenden vier Mal bereiſt. Das Werk iſt ſehr werthvoll, nicht allein durch den Reichthum an geographiſchen, geognoſtiſchen und antiquariſchen Notizen, ſondern auch durch die Unbefangenheit und Schärfe, mit welcher der Verfaſſer ſeine Beobachtungen angeſtellt hat. Beſonders intereſſant durch die genauere Characteriſtik der Türken, deren gute Eigenſchaften nicht verkannt werden, deren innere Zerrüttung aber durch ſtatiſtiſche Nachweiſungen über Mißbräuche und Verkehrtheiten in Sitte und Staatsverwaltung einleuchtend gezeigt wird.

c. **Wellſted, J. R.** (Ueberſetzung.) Reiſen in Arabien. Deutſche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen von D. E. Rödiger. 2 Bde. mit 2 Karten. Halle 1842.

Der Verfaſſer, engliſcher Marinelieutenant, ein kühner, ausdauernder und gut beobachtender Reiſender. Sehr reichhaltig für die Wiſſenſchaft, und unterhaltend. Die Erläuterungen des gelehrten Herausgebers erhöhen den Werth des Buches ſehr.

b. **Niebuhr, Karſten.** Reiſebeſchreibung nach Arabien und den umliegenden Ländern. 2 Bde. Mit Kupfern und Karten in gr. 4. Kopenhagen 1774—78.

Ein Reiſewerk von anerkanntem bleibendem Ruf, der auch durch neuere Unterſuchungen gerechtfertigt wird.

c. **Malcolm, John.** (Ueberſetzung.) Geſchichte Perſiens von der früheſten Periode bis zur jetzigen Zeit. Aus dem Engliſchen von G. W. Becker. 2 Bde. Leipzig 1830.

Hauptwerk über die ältere und neuere Geſchichte Perſiens. Der Ueberſetzer hat übrigens vieles Werthvolle des Originals weggelaſſen, wie z. B. die alte Geſchichte, ſo wie die Abhandlungen über Religion, Sitten und Regierungsweiſe.

Jüdiſche Geſchichte.

b. **Ewald, H.** Geſchichte des Volkes Israel bis Chriſtus. 2 Bde. Göttingen 1843—45.

Die erſte gründliche Geſchichte des israelitiſchen Volkes, welche eine lebendige Anſchauung des orientaliſchen Alterthums und eine freie welthiſtoriſche Auffaſſung des israelitiſchen Volkes mit einer trefflichen Darſtellung verbindet. Das Ganze auf 3 Bände berechnet.

c. **Leo, H.** Vorleſungen über die Geſchichte des jüdiſchen Staates. Berlin 1828.

Geht von einem rein rationaliſtiſchen Standpuncte aus, welchem die Geſchichte des auserwählten Volkes eine menſchliche Geſchichte jüdiſcher Hierarchie iſt. Bekanntlich hat der Verfaſſer die hier ausgeſprochene Anſicht gänzlich zurückgenommen.

c. **Raumer, K. v.** Paläſtina. 2te Aufl. Leipzig 1838.

Eine ſehr gute Arbeit, welche ſich ſowohl durch naturwiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Gründlichkeit, als auch durch fromme Geſinnung auszeichnet.

f. **Joſt, J. M.** Geſchichte der Israeliten ſeit der Zeit der Maccabäer bis auf unſere Tage, nach den Quellen bearbeitet. 9 Bde. Berlin 1820—28.

Eine auf umfaſſende Benutzung der in ſo verſchiedenen Literaturen zerſtreuten Quellen der israelitiſchen Geſchichte geſtützte Arbeit, welche zwar in manchen Parthien durch neuere Forſchungen nunmehr antiquirt iſt, aber künftigen Geſchichtsſchreibern als Ausgangspunct dienen kann.

c. —— Allgemeine Geſchichte des israelitiſchen Volks, ſowohl ſeines zweimaligen Staatslebens als auch der zerſtreuten Gemeinden und Secten bis in die neueſte Zeit. 2 Bde. Berlin 1832.

Iſt keineswegs blos ein Auszug des vorigen Werkes, ſondern neu durchgearbeitet, ſowohl zur überſichtlichen Lectüre dienlich, als auch zum Nachſchlagen. Darſtellung weit beſſer als in dem früheren Werk.

c. **Depping, G. B.** Die Juden im Mittelalter. Ein von der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris durch Ehrenerwähnung ausgezeichneter hiſtoriſcher Verſuch über ihre bürgerlichen, literariſchen und Handelsverhältniſſe. Stuttgart 1834.

Ein ſehr gutes, intereſſantes, nicht blos gelehrtes, ſondern auch für die Lectüre geeignetes Werk.

Aſien.

b. **Humboldt, Alex. v.** (Ueberſetzung.) Centralaſien. Unterſuchungen über die Gebirgsketten und vergleichende Klimatologie. Aus dem Franzöſiſchen von W. Mahlmann. Berlin 1844.

Ein Werk, das die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen des berühmten Verfaſſers über Aſien in einer durchgearbeiteten Darſtellung zuſammenfaßt, und auch der Lectüre anziehende Parthien darbietet.

e. **Dubois de Montpéreux, Fr.** (Ueberſetzung.) Reiſe um den Kaukaſus zu den Tſcherkeſſen und Abchaſen, nach Kolchis, Georgien, Armenien und in die Krimm. Eine von der geognoſtiſchen Geſellſchaft in Paris gekrönte Preisſchrift. Nach dem Franzöſiſchen. 2 Bde. bis jetzt. Mit 7 Abbildungen und 1 Karte. Darmſtadt 1843.

Sehr reichhaltig und intereſſant. Der Verfaſſer hat nicht nur die gegenwärtigen, ſondern auch die früheren Zuſtände der von ihm beſuchten Völkerſchaften im Auge gehabt.

Orient.

b. **Marko Polo**, der Venetianer. Reiſen im 13ten Jahrhundert. Zuerſt vollſtändig und nach den beſten Ausgaben deutſch mit Commentar herausgegeben von Auguſt Bürck. Nebſt Zuſätzen von Carl Friedr. Neumann. Leipzig 1845.

Dieſe Reiſeberichte Marko Polo's, welche von Indien, China und Japan die intereſſanteſten Nachrichten und Beobachtungen enthalten, erregten ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen große Aufmerkſamkeit. Später hielt man ſeine Angaben vielfach für irrig und aufſchneideriſch, aber die in den neueſten Zeiten gewonnenen Aufſchlüſſe über Indien und beſonders über China beſtätigen die Wahrheit ſeiner Angaben und den ſcharfen Blick ſeiner Beobachtungen auf überraſchende Weiſe. Das Werk verdiente daher in hohem Grade eine Erneuerung, um ſo mehr, da es äußerſt unterhaltend geſchrieben iſt.

China.

c. **Gützlaff, K.** (Ueberſetzung.) Geſchichte des chineſiſchen Reichs. Aus dem Engliſchen von F. Bauer. 2 Bände. Quedlinburg 1836.

c. —— Ausführlicher Bericht von ſeinem 3jährigen Aufenthalt in Siam und ſeiner Reiſe längs der Küſte von Siam bis nach Mantſchu-Tartarei. Nach dem engliſchen Original überſetzt. Mit einer gedrängten Lebensgeſchichte Gützlaffs. Elberfeld 1834.

Beide Werke gehören zu dem Beſten, was wir in neuerer Zeit über China haben. Der Verfaſſer, durch vieljährigen Aufenthalt in dem Lande genau vertraut mit Sprache und Volkseigenthümlichkeit, gibt ein eben ſo treues als intereſſantes Gemälde von Volk und Land. Eine ausführlichere Geſchichte Chinas iſt freilich das erſte Werk nicht, wohl aber eine hiſtoriſche Skizze, welche das Bekannte und allgemein Intereſſante zuſammenfaßt.

c. **Davis, J. F.** (Ueberſetzung.) China, oder allgemeine Beſchreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungsverfaſſung, der Geſetze, Religion, Wiſſenſchaften, Literatur, Naturerzeugniſſe, Künſte, Fabriken und des Handels der Chineſen. Aus dem Engliſchen von F. Weſenfeld. 2 Bde. Mit 55 Holzſchnitten. Magdeburg 1839.

Der Verfaſſer, Präſident der engliſchen oſtindiſchen Compagnie für China, hat ſich mehr als 20 Jahre im Lande aufgehalten. Bietet reiche und unterhaltende Belehrung.

c. **Lay,** Tradescent. (Ueberſetzung.) China und die Chineſen. Aus dem Engliſchen von H. Schirges. 2 Bde. Hamburg 1842.

Der Verfaſſer, ein feiner, ſcharfer Beobachter, leitet uns zu gründlicher Kenntniß ſeines Gegenſtandes, den er mit Plan behandelt. Er zeichnet zunächſt in ſprechenden Zügen den phyſiſchen und moraliſchen Character der Chineſen, ſchildert ihre intellectuelle Eigenthümlichkeit und baut auf dieſen Grund weiter fort. Sehr intereſſantes Werk.

c. **Richard, C.** Der Krieg in China, nach geſchichtlichen Mittheilungen von M'Pherſon, Elliot Bingham und Andr. Aachen 1843.

Freie Bearbeitung vorliegenden Materials. Der Verfaſſer ſtellt in einer gut geſchriebenen Einleitung den moraliſchen Geſichtspunct für Beurtheilung des Kampfes auf, überblickt Volk, Regierung und Sitte, zergliedert die Urſachen des Kriegs, die wahren und vorgeblichen Zwecke deſſelben, und faßt die höheren Beziehungen gut zuſammen. Wichtig was über den Handelsverkehr Europas mit China aus M'Pherſon vorgebracht wird.

Oſtindien.

c. **Orlich, Leop.** v. Reiſe in Oſtindien, in Briefen an Alex. von Humboldt und Karl Ritter. Leipzig 1845. gr. 4. Mit 6 Kupfern, 14 farb. Lithographien, 2 Plänen und 40 Holzſchnitten.

Klare und treue Auffaſſung der Natur und Menſchen in warmer, lebendiger Darſtellung.

Werthvolle ſtatiſtiſche Angaben und hiſtoriſche Skizzen. Was die Beſchreibung nicht leiſten kann, ergänzt der Verfaſſer durch Abbildungen theils nach indiſchen Originalarbeiten von großer Feinheit der Ausführung und Schönheit des Colorits, theils nach eigenen Handzeichnungen.

c. **Hügel, Karl** v. Kaſchmir und das Reich der Siek. 4 Bde. Stuttgart 1840—43.

Eine Reiſebeſchreibung von höchſt wohlthuendem Eindruck durch das rein menſchliche Wohlwollen und die offene Empfänglichkeit des Verfaſſers für die ihm entgegentretenden Eindrücke. Die durchreiſten Gegenden gehören zwar nicht zu den intereſſanteren Indiens, aber der Verf. weiß das Merkwürdige davon glücklich herauszufinden und anſprechend zu erzählen.

c. **Johnſon, George W.** (Ueberſetzung.) Oſtindiens Gegenwart und Zukunft. Eine politiſche, geſetzliche, mercantiliſche, landwirthſchaftliche Darſtellung. Aus dem Engliſchen von A. Richard. Aachen 1843.

Der Verfaſſer, Anwalt bei dem oberſten Gerichtshof in Calcutta, hatte alle Gelegenheit, eine gründliche Kenntniß der indiſchen Zuſtände ſich zu verſchaffen. Er bietet in dieſem Werk eine Fülle von Beobachtungen, die von richtigem, ſcharfem Blick zeugen.

a. **Krohn, Friedr.** Reginald Hebers, Landbiſchof von Calcutta, Leben und Nachrichten über Indien. Nebſt einem Abriſſe der Geſchichte des Chriſtenthums in Indien. 2 Bde. Berlin 1831.

Aus Hebers Reiſebericht, Tagebuch und Briefſammlung ausgezogen und ſelbſtſtändig verarbeitet, mit Weglaſſung deſſen, was für nicht engliſche Leſer weniger intereſſant iſt, und mit Erläuterungen für ſolche, die mit der Literatur über Indien nicht bekannt ſind. Höchſt treffende Characterſchilderungen, welche in das Weſen der Landesverwaltung, Volksſtimmung und Volksanſichten in Indien blicken laſſen. Ein ſehr intereſſantes, eben ſo unterhaltendes als belehrendes Werk.

XXIII. Afrika.

Aegypten.

c. **Pückler Muskau,** Fürſt v. Aus Mehmed Alis Reich. 3 Bde. Unterägypten, Oberägypten, Nubien und Sudan. Stuttgart 1844.

Läßt ſich mehr auf die Verhältniſſe des bereiſten Landes ein, als der berühmte Touriſt ſonſt gewohnt iſt. Derſelbe zeigt ſich als eifriger Bewunderer Mehmed Alis, der es ſeinerſeits darauf anlegte, ihm zu imponiren.

c. **Prokeſch-Oſten, Ant.** v. Kleine Schriften. 7r Band. Krieg des Vicekönigs von Aegypten, Mehmed Ali gegen den Sultan in den Jahren 1831—33. Stuttgart 1844.

Eine gründliche, unparteiiſche Geſchichte des Krieges, deſſen Augenzeuge der Verfaſſer theilweiſe war.

c. **Pückler Muskau,** Fürſt v. Semilaſſo in Afrika. Algier, Bougie, Bone, Biſerta, Tunis. Land der Beduinen.

Reiſe ins Innere des Königreichs Tunis. Samwan, Kervan, Sfar, Suſa. Die alten Städte Sufetula, Colonia, Scillitania, Hydrah, Thugga, Sicca Veneria ꝛc., Tunis; Schluß. Aus den Papieren des Verſtorbenen. (Mit 1 illuminirten Steindruck.) Mit Atlas. 5 Bde. Stuttg. 1836.

In der bekannten Art des Verſtorbenen.

c. **Papencordt, Felix.** Geſchichte der vandaliſchen Herrſchaft in Afrika. Berlin 1837.

Iſt eine Umarbeitung einer von der Academie der Inſchriften in Paris gekrönten Preisſchrift und enthält ſehr tüchtige Forſchungen, welche die Wichtigkeit Nordafrikas für die Zeit des Mittelalters ins Licht ſetzen. Gibt eine Geſchichte der Vandalen bis zu ihrem Einfall in Afrika, eine Geſchichte ihrer Herrſchaft daſelbſt und eine Darſtellung der inneren Verhältniſſe des vandaliſchen Reichs, welche auch für die Kenntniß des germaniſchen Staatslebens von Wichtigkeit iſt.

c. **Park, Mungo.** (Ueberſetzung.) Reiſe in das Innere von Afrika in den Jahren 1795—97, nebſt einem Wörterbuch der Mandingo-Sprache und einem Anhang geographiſcher Erläuterungen von Rennel. Aus dem Franzöſiſchen von H. v. Bülow. Mit 1 Karte und Kupfern. Hamburg 1799.

c. —— Zweite Reiſe ins Innere von Afrika, nebſt einer Nachricht von ſeinem Leben. Aus dem Engliſchen von F. C. A. Büttner. Sondershauſen 1821.

Der Verfaſſer war der erſte Reiſende, der ins Innere von Afrika vorgedrungen iſt, und ſeine Beobachtungen geben wichtige Aufſchlüſſe, namentlich über den Lauf des Niger und die anwohnenden Völker.

c. **Barrow, Joh.** (Ueberſetzung.) Reiſen durch die innere Gegend des ſüdlichen Afrika in den Jahren 1797—98. Aus dem Engliſchen von M. L. Sprengel. Weimar 1805.

Beobachtungen über Thiere, Pflanzen, beſonders über mineralogiſche Verhältniſſe. Berichtet dabei auch über Handelsbeziehungen und den Stamm der Kaffren. Obgleich die Rückſicht auf wiſſenſchaftliche Ausbeute vorherrſcht, iſt doch auch für die Unterhaltung geſorgt.

c. **Lichtenſtein, Heinr.** Reiſen im ſüdlichen Afrika in den Jahren 1803—6. Mit 6 Kupfern und 1 Karte. 2 Bde. Berlin 1811—12.

Beſchreibung verſchiedener wiederholter Reiſen, welche für die Kenntniß der Völkerſchaften und Gegenden Südafrikas wichtige Beiträge geliefert haben. Der beabſichtigte dritte Theil des Werks, in welchem der Verfaſſer die Reſultate fremder und eigener Reiſebeobachtungen zuſammenfaſſen wollte, iſt ausgeblieben.

c. **Lander, Rich.** und **John.** (Ueberſetzung.) Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Nigers und ſeiner Mündung. Aus dem Engliſchen. 3 Bde. Leipzig 1833.

Der Zweck der Reiſe war ein wiſſenſchaftlicher, beſonders ſollte der Lauf des Joliba oder Buorra bis zu ſeiner Mündung verfolgt werden. Lander kam in Gegenden, wohin noch nie ein Weißer gekommen war.

c. **Gråberg, Jak.** (Ueberſetzung.) Das Sultanat Mogh'robul-likſa, oder Kaiſerreich Marokko. Aus der italieniſchen Handſchrift überſetzt von Alfr. Reumont. Stuttgart und Tübingen 1833.

Ein gründliches Werk, das ſich beſonders über den Character der Bewohner, Geiſt der Regierung und Verwaltung, Stand der Induſtrie und des Handels verbreitet.

c. **Wagner, Moritz,** Reiſen in der Regentſchaft Algier in den Jahren 1836—38. 3 Bde. Leipzig 1841.

Band 1 beſchreibt den Schauplatz der Beobachtungen, Bd. 2 gibt die Geſchichte ſeiner Bewohner, Bd. 3 naturwiſſenſchaftliche Forſchungen und geſchichtliche Nachrichten über die Regentſchaft in Algier. Vorherrſchend belehrend, mit Vermeidung aller touriſtiſchen Epiſoden, aber durch anſprechende Darſtellung auch für Unterhaltung geeignet.

c. **Rüpell, E.** Reiſen in Abeſſynien. 2 Bde. Mit Abbildungen. Frankfurt 1838—40.

Enthält neben der naturwiſſenſchaftlichen Ausbeute auch wichtige Aufſchlüſſe über Aegyptens adminiſtrativen Zuſtand und die Perſönlichkeit Mehmed Ali's.

c. —— Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien, vorzüglich in geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht. Mit 8 Kupfern und 4 Karten. Frankfurt 1829.

Bringt manche Erweiterungen der geographiſchen Kenntniſſe, beſonders über das bis dahin noch unerforſchte Kordofan. Der Beſuch des peträiſchen Arabiens gewährt eine reichliche geologiſche Ausbeute.

XXIV. Amerika.

b. **Humboldt, A. v.** Pitoreske Anſichten der Cordilleren. Mit Atlas gr. Fol. Stuttg. und Tüb. 1810.

f. —— Verſuch über den politiſchen Zuſtand des Königreichs Neuſpanien. 5 Bde. Stuttgart 1810—15.

f. —— und **A. Bonpland**, Reiſe in die Aequinoctialgegenden in den Jahren 1799—1804. 6 Bde. Stuttgart 1815—1832.

f. —— Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwicklung der geographiſchen Kenntniſſe von der neuen Welt und die Fortſchritte der nautiſchen Aſtronomie in dem 15 und 16. Jahrh. Aus dem Franz. von J. L. Ideler. 3 Bände. Berlin, 1835—40.

Klaſſiſche Werke, welche für die Kenntniß der Naturverhältniſſe des neuen Continents Ausgezeichnetes leiſten, und mit wiſſenſchaftlicher Präciſion im Einzelnen großartige poetiſche Auffaſſungen verbinden. Humboldt's Forſchungen bleiben auch für ſeine Nachfolger Grundlagen, von denen ſie ausgehen müſſen.

a. —— Bibliothek naturhiſtoriſcher Reiſen für die reifere Jugend. 1—4 Bdchen. Auch unter dem Titel: Alex. v. Humboldt und A. Bonpland, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents für die reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung bearbeitet von L. A. Wimmer. 4 Bde. Wien, 1830.

a. —— (Ueberſetzung.) Reiſen und Forſchungen. Eine gedrängte Erzählung ſeiner Wanderungen in den Aequinoctialgegenden Amerika's und im aſiatiſchen Rußland. Nebſt einer Zuſammenſtellung ſeiner wichtigſten Unterſuchungen von W. Macgallivrey. Aus dem Engl. überſ. Leipzig 1833.

a. —— Reiſen in Amerika und Aſien. Eine Darſtellung ſeiner wichtigſten Forſchungen von Jul. Löwenberg. 2. Aufl. 2 Bde. Berlin 1842—43.

Populäre Bearbeitungen, unter denen die engliſche wohl die beſte ſein möchte.

c. **Kufahl, K. L.** Geſchichte der vereinigten Staaten von Nordamerika. 3 Bde. Berlin 1832—34.

Sorgfältige Benützung der vorhandenen Bearbeiten in einfacher Darſtellung, ohne Raiſonnement und gelehrten Apparat. Geht bis zum Jahr 1833.

c. **Bancroft, G.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der vereinigten Staaten von Nordamerika, von der Entdeckung des amerikaniſchen Continents an bis auf die neueſte Zeit. Nach der 9. Auflage des Originals deutſch von A. Kretzſchmar. 2 Bde. Leipzig 1845.

Der Verf., ein geborner Amerikaner, will ein vollſtändiges und treues Gemälde von der Entſtehung und Entwicklung der amerikaniſchen Inſtitute geben. Die bis jetzt erſchienenen 2 Bde. gehen übrigens blos bis auf die Vereinigung der nördlichen Colonien unter Jakob II. die Arbeit ſcheint eine ſehr tüchtige zu ſein und wird wohl, wenn ſie in gleicher Weiſe bis auf die neueren Zeiten fortſchreitet, als Hauptwerk über die Geſchichte Amerika's ſich geltend machen.

a. **Irving, Wash.** (Ueberſetzung.) Chriſtoph Columbus Leben und Reiſen. Aus dem Engliſchen überſetzt von P. A. G. v. Meyer. 4 Bde. Frankfurt 1828.

a. —— Ueberſ. von Ungewitter. 4 Bde. Frankfurt 1829.

a. —— Aus dem Engliſchen. Stuttgart 1830.

Stützt ſich auf die Benützung neuer und ächter Urkunden in Spanien und zeichnet ſich durch eine äußerſt belebte, anziehende und geſchmackvolle Darſtellung aus. Ein ſehr unterhaltendes, beſonders auch der Jugend zu empfehlendes Leſebuch. Das dritte Werk iſt ein vom Verf. ſelbſt bearbeiteter Auszug.

c. **Julius, N. H.** Nordamerika's ſittliche Zuſtände. Nach eigenen Anſchauungen in den Jahren 1834—36. 2 Bde. Leipzig 1839.

Beobachtungen und Anſichten eines beſonnenen, gründlich unterrichteten und von ernſter Humanität beſeelten Mannes.

a. **Grund, Francis.** Die Amerikaner in ihren moraliſchen, politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Stuttgart und Tübingen 1837.

a. —— Die Ariſtokratie in Amerika. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1839.

Eine ſehr treffende Charakteriſtik der ſocialen und politiſchen Zuſtände in Amerika, von einem amerikaniſirten Deutſchen, der die Deutſchen in Amerika als einen weſentlichen und heilſamen Beſtandtheil der dortigen Bevölkerung anſieht. Praktiſche Verſtändigkeit. Sehr unterhaltend.

a. **Martineau, Miß H.** (Ueberſetzung.) Die Geſellſchaft und das ſociale Leben in Amerika. Nach dem Engl. von E. Brinckmeier. 2 Bde. Kaſſel und Leipzig 1838.

Ebenfalls ein guter Beitrag zur Kenntniß der nordamerikaniſchen Geſellſchaft; aus der Feder einer Engländerin.

c. **Tocqueville, A. v.** (Ueberſetzung.) Ueber die Democratie in Amerika. Aus dem Franz. überſ. von F. A. Rüder. 2 Bde. Leipzig 1836.

Der Verf., der es als Naturnothwendigkeit anſieht, daß die ſocialen Verhältniſſe immer mehr zur Demokratie, d. h. zur Gleichheit der Stände hinſtreben, glaubt, daß die ſocialen Einrichtungen in Amerika beſonders darauf angelegt ſeien, dieſelbe zu begründen. Darſtellung anziehend und durch Erzählung ſehr intereſſanter einzelner Züge belebt.

a. —— —— und **A. Beaumont**, Nordamerikaniſche Bilder und Zuſtände. Deutſch von O. Spazier. 2 Bände. Weimar, 1836.

Die Frage über die Sklaverei in Amerika in Form eines Romans erörtert.

a. **Brandes, Karl.** Kirchengeſchichte, kirchliche Statiſtik und religiöſes Leben der vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Engl. von Rob. Baird. I. Berlin 1844.

Sehr wichtiges Werk für die Kenntniß der kirchlichen Verhältniſſe in Nordamerika. Die vorliegende deutſche Bearbeitung hat einen weſentlichen Vorzug vor dem engliſchen Original, indem ſie die beiden Hauptabſchnitte deſſelben über die Geſchichte der nordamerikaniſchen chriſtlichen Confeſſionen und Secten, welche durch einzelne neuere Monographien theilweiſe antiquirt ſind, mit Benutzung letzterer umgearbeitet enthält. Die Einſeitigkeit des engliſchen Werkes, das offenbar das kirchliche Leben in Amerika zu hoch ſtellt, iſt hier etwas gemäßigt.

a. **Wied-Neuwied**, Prinz Max. v. Reiſe durch Nordamerika. 2 Bde. Mit Atlas. Koblenz, 1838—41.

Ein ſehr werthvolles, an Natur- und Sitten-Schilderungen, ſowie an wiſſenſchaftlicher Ausbeute reiches Werk. Der Atlas enthält ſehr ſchöne Anſichten von Gegenden.

a. **Bernhard**, Herzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach, Reiſe durch Nordamerika in den Jahren 1825—26. Herausgegeben von H. Luden. 2 Bde. Mit vielen Vignetten, Plänen und Charten. Weimar 1828.

Aus dem Tagebuch des Herzogs von dem Hiſtoriker Heinrich Luden bearbeitet. Enthält Reiſeerlebniſſe, reichhaltige Beobachtungen über verſchiedene Oertlichkeiten und ſociale Verhältniſſe. Unterhaltend zu leſen.

a. **Paul Wilhelm,** Herzog zu Württemberg. Reiſe nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24. Stuttgart und Tübingen 1835.

Mannigfaltige, angenehm dargeſtellte Reiſeerlebniſſe mit verherrſchender Richtung auf naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen. Beſonders intereſſant und belehrend ſind die Mittheilungen über die Pelzhändlercompagnie.

a. **Raumer, Fr.** v. Die vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Leipzig 1845.

Werthvolles Werk, das über politiſche und kommerzielle Verhältniſſe reichlichen Aufſchluß gibt und ſich angenehm lieſt.

c. **Griſſon, Wilh.** Beiträge zur Characteriſtik der vereinigten Staaten in Nordamerika. Hamburg 1844.

Lebendige, aus eigener Anſchauung geſchöpfte Darſtellung der Rechtszuſtände, der religiöſen, kirchlichen und militäriſchen Verhältniſſe Nordamerikas.

a. **Gerſtäcker, F.** Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nordamerika's. Mit Vorwort von Dr. Bromme. 2 Bde. Dresden 1844.

Irrfahrten eines Abentheurers, deſſen ſehr humoriſtiſch gehaltene Beſchreibung Wald, Land und Pachthöfe genau kennen lehrt.

a. **Seatſield.** Lebensbilder aus der weſtlichen Hemiſphäre. 2e Ausg. 5 Bde. Stuttg. 1843.

I. George Howard's Esq. Brautfahrt.
II. Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt.
III. IV. Pflanzerleben und die Farbigen. 2 Bde.
V. Nathan der Squatter Regulator oder der erſte Amerikaner in Texas.

a. —— Süden und Norden. 3 Bde. Stuttg. 1844.

a. —— Der Virey und die Ariſtokraten, oder Mexico im J. 1812. 3 Bde. Stuttg. 1844.

a. —— Morton oder die große Tour. 2 Bde. Stuttg. 1844.

Eigentlich Romane, aber die beſte Schilderung der ſocialen Zuſtände in Nordamerika. Geſtaltende Phantaſie, welche die treffendſten Lebensbilder malt, unerſchöpflicher friſcher Humor, eine ſtarke Doſis Reflexion ſind die Elemente, die den Werken Seatſield's einen großen Reiz verleihen. Mit ſeiner lebendigen, friſchen, an die objective Wirklichkeit ſich haltenden Schilderung weiß er das Leben Nordamerika's auf allen Punkten uns zu öffnen.

a. **Dickens, Karl** (Boz) Amerika. Aus dem Engliſchen von E. A. Moriarty. 3 Bde. Leipzig 1842—43.

Eine Reiſebeſchreibung, welche ſich durch Friſche der Erzählung und durch ſcharfe verſtändige Schilderung des Beobachteten in hohem Grad auszeichnet und wohl eine der anziehendſten Schriften über Nordamerika iſt.

a. **Marryat, Capt.** (Ueberſetzung.) Ein Tag in Amerika. Ueberſ. v. G. N. Bärmann. 6 Bdchen. Braunſchweig 1839—40.

Eine ſehr unterhaltende und lebenstreue Schilderung der ſocialen Verhältniſſe in Amerika.

a. **Cooper, Jac. Fennimore** (Ueberſetzung.) Geſchichte der nordamerikaniſchen Seemacht und ihrer Kriegsthaten: Aus d. Engl. v. H. Künzel. 4 Bdchn. Frankfurt 1840.

Einfache, freimüthige Geſchichte der nordamerikaniſchen Seemacht. Zugleich ſehr unterhaltend.

a. **Trollope, Mrs.** (Ueberſetzung.) Leben und Sitten in Nordamerika. Nach der 4ten Auflage aus dem Engl. übertragen von Herm. Franz. 3 Bde. Kiel 1835.

Anſprechende Lebensbilder aus Amerika, aus der Feder der bekannten Touriſtin, die übrigens den Arbeiten von Marryat und Dickens an Gehalt weit nachſtehen.

a. **Hamilton**, Oberſt (Ueberſetzung.) Leben und Sitten in Nordamerika. Aus dem Engl. von Franz Bauer. 2 Bdchn. Quedlinburg und Leipzig 1834.

Ebenfalls unterhaltende Skizzen, aus der Feder eines Engländers, der einige beliebte Romane geſchrieben hat.

c. **Bernal Diaz del Caſtillo,** (Ueberſetzung.) Denkwürdigkeiten oder wahrhafte Geſchichte der Entdeckung und Eroberung von Neuſpanien, von einem der Entdecker und Eroberer ſelbſt geſchrieben. Aus dem Spaniſchen in's Deutſche überſ. und mit dem Leben des Verfaſſers, mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von Ph. J. v. Rehfues. 4 Bände. Bonn 1838.

Das Werk eines ſpaniſchen Soldaten aus dem Heere des Ferdinand

Cortes. Bei aller Ignoranz und Beſchränktheit entwickelt der ungelehrte im Aberglauben ſeiner Zeit tief vergrabene Verfaſſer eine Beobachtungs- und Darſtellungsgabe, die Staunen erregt, und die detaillirte, lebendige, naive Schilderung macht einen wahrhaft epiſchen, oft homeriſchen Eindruck. Ein höchſt anziehendes Leſebuch; Mädchen und Kindern jedoch verſchloſſen. Die Ueberſetzung iſt claſſiſch, und der Herausgeber hat werthvolle Abhandlungen beigefügt.

c. **Rengger, J. R.** Hiſtoriſcher Verſuch über die Revolution von Paraguay und die Directorialregierung des Dr. Francia. Ein Abſchnitt der Reiſe nach Paraguay. Stuttgart 1827.

Erkennt das Gute, welches die Verwaltung des Dr. Francia für Paraguay haben mochte, bereitwillig an, berichtet dagegen aber andererſeits ohne Schonung die empörenden Gewaltthätigkeiten deſſelben. Eine Hauptquelle für die Geſchichte der Regierung Francia's.

c. —— Reiſe nach Paraguay in den Jahren 1818—1826. Aus des Verf. handſchriftlichem Nachlaſſe herausgegeben von A. Rengger. Aarau 1835.

Eine der beſten Reiſebeſchreibungen über Paraguay, welche über naturwiſſenſchaftliche Ergebniſſe, politiſche und Cultur-Zuſtände intereſſante Beobachtungen mittheilt und ſich angenehm lieſt. Ein Theil des Werkes iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben.

a. **Kottenkamp, Franz.** Der Unabhängigkeitskampf der ſpaniſch-amerikaniſchen Colonien. Stuttg. 1838.

Gibt eine klare Ueberſicht der vielfach verwickelten Freiheitskriege in den ſpaniſch-amerikaniſchen Provinzen.

c. **Wappäus, J. E.** Die Republiken von Südamerika geographiſch-ſtatiſtiſch mit beſonderer Berückſichtigung ihrer Produktion und ihres Handelsverkehrs, vornehmlich nach amtlichen Quellen dargeſtellt. Erſte Abthlg. Götting. 1844.

Anfang eines umfaſſenden hiſtoriſchen Werkes über Südamerika, von dem wir nach der vorliegenden Probe und den Studien des Verf. etwas ſehr Tüchtiges erwarten dürfen. In dieſer erſten Abtheilung beginnt die hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Grundlegung mit dem Staate Venezuela, von deſſen Verhältniſſen wir hieraus eine gründliche Kenntniß ſchöpfen können.

a. **Mühlenpfordt, Eduard.** Verſuch einer getreuen Darſtellung der Republik Mejico. 2 Bde. Hannover 1844.

Ebenfalls eine ſehr gründliche, ſorgfältige Arbeit von einem Verfaſſer, welcher bei einem ſiebenjährigen Aufenthalt in Mexico bemüht war, die vollſtändigſten Materialien über Geographie, Ethnographie und Statiſtik des Reiches zu ſammlen. Der erſte Theil enthält die allgemeine Darſtellung des Landes und Staates, der zweite giebt eine Schilderung der einzelnen Gebiete. Beſonders intereſſant iſt die Characteriſtik der Bevölkerung.

c. **Prescott, William, H.** (Ueberſetzung.) Geſchichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Ueberſicht des früheren Bildungszuſtandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Engl. 2 Bde. Leipzig 1845.

Ein ſehr werthvolles Werk, das auf gründlichen Studien beruht und durch eine lebendige Darſtellung anſpricht. Der Verfaſſer iſt ein Nordamerikaner.

c. **Burkart, Joſ.** Aufenthalt und Reiſen in Mexico in den Jahren 1825—34. Bemerkungen über Land, Producte, Leben und Sitten der Einwohner und Beobachtungen aus dem Gebiet der Mineralogie, Geognoſie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie. Mit Vorwort von J. Nöggerath. Mit Karten und Lithographien. Stuttg. 1836.

Wichtig für naturwiſſenſchaftliche Kenntniß Mexico's.

a. **Wied-Neuwied, Prinz Max.** v., Reiſen nach Braſilien von 1815—17. Mit Atlas. Frankfurt a. M. 1820—21.

Eine ausführliche Reiſebeſchreibung von wiſſenſchaftlichem Werth.

c. **Pöppig, Eduard.** Reiſe in Chile, Peru und auf dem Amazonenſtrom während der Jahre 1827—32. 2 Bände nebſt Atlas. 4. Leipzig 1835—36.

Beruht auf Beobachtungen, die der Verf. während eines fünfjährigen Aufenthalts in genanntem Land gemacht hat; befaßt ſich hauptſächlich mit Zoologie und Botanik, erſtreckt ſich aber auch auf den Menſchen und den Boden, den er bewohnt, ſo daß man ein vollſtändiges Bild des Landes und Volkes bekommt. Darſtellung belebt.

c. **Schomburgk, Rob. Herm.** Reiſen in Guiana und am Orinoko, während der Jahre 1835—39. Herausgeg. von O. A. Schomburgk. Mit Vorwort von Alex. v. Humboldt und deſſen Abhandlung über einige wichtige aſtronomiſche Poſitionen Guiana's. Mit 6 colorirten Anſichten und einer Karte. Leipzig 1841.

Botaniſche und geographiſche Forſchungen. Ergebniß, daß die Quellen des Orinoko und Rio Branko nahe beiſammen in derſelben Bergkette liegen. Werk von hohem wiſſenſchaftlichen Werthe.

c. **Spix, Joh. Bapt.** v. und **Martius, Karl Fried. Phil.** v. Reiſe nach Braſilien auf Befehl Maximilian Joſeph I. Königs v. Baiern in den Jahren 1817—20. 3 Bde. München 1823—31.

Bedeutendes wiſſenſchaftliches Werk, welches den Humboldtiſchen würdig zur Seite ſteht.

c. **Ritter, K.** (Gartendirector in Ungarn). Naturhiſtoriſche Reiſe nach der Inſel Hayti. Stuttgart 1836.

Beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Botanik.

XXV. Auſtralien.

c. **Meinicke, C. E.** Das Feſtland Auſtralien. Eine geographiſche Monographie. 1837. 2 **Bde.** Prenzlau.

Das beſte deutſche Werk über Auſtralien.

a. —— Die Südſeevölker und das Chriſtenthum. Prenzlau 1844.

Unbefangene, auf tüchtigen Forſchungen beruhende Mittheilungen, aus denen hervorgeht, daß bereits vor der Bekanntſchaft mit Europa in Staat, Religion, Geſittung und Sprache auf dieſen Inſeln ein Verfall begonnen habe.

c. **Darwin, Charles** (Ueberſetzung.) Naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach Südamerika, dem Feuerlande, Otaheiti, Neuholland. Deutſch mit Anmerkungen von E. Dieffenbach. 2 Bde. Braunſchweig 1844.

Wiſſenſchaftlich bedeutende und zugleich unterhaltende Reiſebeſchreibung.

a. **Lutteroth, Henri.** Geſchichte der Inſel Tahiti und ihrer Beſitznahme durch die Franzoſen. Frei aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen und Zuſätzen von Dr. Theod. Bruns. Mit 1 Karte der Geſellſchaftsinſeln. Berlin 1843.

Eine beſonders für die Geſchichte der chriſtlichen Miſſionen, ſowohl der katholiſchen als der proteſtantiſchen, wichtige Schrift, in welcher die Geſchichte der Feſtſetzung der Franzoſen auf der Inſel Tahiti in antifranzöſiſchem Geiſte beleuchtet wird. Die Einleitung gibt Manches über die frühere Geſchichte der Inſel.

Cultur- und Sittengeſchichte.

Cultur- und Sittengeſchichte.

c. u. ſ. **Wachsmuth, Wilh.** Europäiſche Sittengeſchichte, von Urſprunge volksthümlicher Geſtaltungen bis auf unſere Zeit. 7 Bde. Leipzig 1831–39.

I. — bis zum Verfall des karolingiſchen Reiches. 1831.

II. Vom Verfalle des karolingiſchen Frankenreiches bis zum Auftreten Gregors VII. 1833.

III. 1. Das Zeitalter der Kirchenſchwärmerei und der Herrſchaft des Papſtthums im Allgemeinen. 1834.

III. 2. Die europ. Völker und Staaten, beſonders im Zeitalter der Kirchenſchwärmerei und der Herrſchaft des Papſtthums im Allgemeinen. 1835.

IV. Das Zeitalter des Verfalls mittelalterlicher Zuſtände. 1837.

V. 1. Das Zeitalter des Kirchenſtreits. 1838.

V. 2. Das Zeitalter der unumſchränkten Fürſtenmacht und das Revolutionszeitalter. 1839.

Regiſter. 1839.

Eine ſehr fleißige Zuſammenſtellung der bis jetzt vorhandenen Materialien in fließendem Stil und zweckmäßiger Gruppirung. Vorzugsweiſe Berückſichtigung der Litteratur als Quelle für Kenntniß ſittlicher Zuſtände. Das bedeutendſte Werk über den Gegenſtand, aber keineswegs genügend um eine wiſſenſchaftliche Geſchichte der nationalen und allgemein menſchlichen Sitte darauf gründen zu können.

c. **Meiners, Karl.** Geſchichte des weiblichen Geſchlechts. 4 Bde. Hannover 1788—1800.

c. u. l. **Klemm, Guſt.** Allgemeine Culturgeſchichte der Menſchheit. Nach den beſten Quellen bearbeitet und mit xylographiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtprodukte u. ſ. w. verſehen. 3 Bde. Leipzig 1843—44.

I. Einleitung und Urzuſtände der Menſchheit.
II. Die Jäger- und Fiſchervölker der paſſiven Menſchheit.
III. Die Hirtenvölker der paſſiven Menſchheit.

Die Aufgabe, die ſich der Verf. ſtellt, geht dahin, die allmählige Entwicklung der Menſchheit von den roheſten Uranfängen an bis zu deren Gliederung in organiſche Volkskörper nach allen ihren Richtungen, alſo in Bezug auf Sitten, Kenntniſſe und Fertigkeiten, häusliches und öffentliches Leben, Religion, Wiſſen und Kunſt unter den von Klima und Lage von der Vorſehung dargebotenen Verhältniſſen zu erforſchen und nachzuweiſen. Der Weg, den er dabei einſchlägt, iſt nicht ſowohl eine culturhiſtoriſche Entwicklung der wirklich welthiſtoriſchen Völker, ſondern er betrachtet die verſchiedenen Culturſtufen an und für ſich und ohne Rückſicht auf eine chronologiſche Aufeinanderfolge bei den verſchiedenen Völkern, durch welche dieſelben repräſentirt ſind, mögen ſie nun der alten oder der neuern Zeit angehören. Die drei bis jetzt vorliegenden Bände, welche ſich mit den niederſten Stufen der Cultur befaſſen, entnehmen ihre Materialien größtentheils aus neueren Reiſebeſchreibungen und zeigen, wie ſich bei den ſogenannten Wilden die Anfänge der Cultur unter dem Einfluſſe der Naturverhältniſſe geſtalten. — Die bisherige Ausführung zeigt eine ſehr fleißige Behandlung des Gegenſtandes, weniger eine philoſophiſche Auffaſſung desſelben.

c. **Schön, Johann.** Allgemeine Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Civiliſation. Leipzig 1833.

Geiſtreiche Ueberſichten und Umriſſe mit reichhaltigen und verläßlichen Zuſammenſtellungen von ſtatiſtiſchen Notizen, aus denen dann die betreffenden Reſultate gezogen werden. Freilich theilweiſe bereits veraltet.

c. **Kolb, G. F.** Geſchichte der Menſchheit und der Cultur.

I. Das Alterthum.
II. Das Mittelalter und die Neuzeit. Pforzheim 1843.

Rationaliſtiſche Grundanſicht, die etwas einſeitig durch Mythen und Religionsgeſchichte durchgeführt wird. Die intellectuelle und ſittengeſchichtliche Seite der Cultur weniger zu Tage gelegt. Uebrigens kein Lehrbuchartikel.

c. u. d. **Hauff, Herm.** Moden und Trachten. Stuttg. 1840.

Vergleichende Anatomie der Moden. Das culturhiſtoriſche Moment der Kleidung und ihren verſchiedenen Geſtaltungen hervorgehoben.

c. **Nicolai, Friedr.** Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perücken in alter und neuer Zeit. Mit 66 Kupfertafeln. Berlin 1801.

Enthält manche Curioſitäten dieſes Gebiets bei gelehrter Behandlung der Sache.

c. **Schaab, C. A.** Die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Johann Gensfleiſch genannt Gutenberg zu Mainz. 3 Bde. Mainz 1830—31.

Ausführliche auf ſorgfältigen Studien beruhende Behandlung der Sache; für Gutenbergs Priorität.

c. **Metz, Friederich.** Geſchichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunſt. Darmſtadt 1835.

Theilweiſe Plagiat aus einem Aufſatz Eberts in Erſch und Gruber's Encyclopädie mit einer Genealogie der beſtehenden Buchhandlungsfirmen.

c. **Wetter, J.** Kritiſche Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Johann Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angeſtellten genauen Prüfung und gänzlichen Beſeitigung der von Schöpflin und ſeinen Anhängern verfochtenen Anſprüche der Stadt Straßburg und einer neuen Unterſuchung der Anſprüche der Stadt Harlem und vollſtändigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meerman, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Mainz 1836. Mit 13 großen Tafeln und ſehr genauen Facſimiles.

Mehr kritiſche Unterſuchung als Darſtellung; übrigens eine gründliche Arbeit.

c. **Falkenſtein, Karl.** Geſchichte der Buchdruckerkunſt in ihrer Entſtehung und Ausbildung. Ein Denkmal zur vierten Säcular-Feier der Erfindung der Typographie. Mit einer reichen Sammlung in Holz und Metall geſchnittener Facſimiles der ſeltenſten Holztafeldrucke, Nachbildungen von Typen alter berühmter Officinen und Proben von Kunſtdrucken nach den neueſten Erfindungen unſerer Zeit. Mit der Typenſchau v. orientaliſchen Schriften. Leipz. 1840.

Zuſammenſtellung des allgemein Intereſſanten und kritiſch Feſtgeſtellten in fließender Darſtellung.

b. **Gülich, Guſt. v.** Geſchichtliche Darſtellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendſten handeltreibenden Staaten unſerer Zeit. Mit Tabellen. 4 Bde. Jena, 1830—44. Theil III. IV. auch unter dem Titel: die geſammten gewerblichen Zuſtände in den bedeutendſten Ländern der Erde während der letzten 12 Jahre. Jena 1842. Mit 1 Bd. tabellariſcher Ueberſichten.

Die beiden erſten Bände enthalten eine Geſchichte der merkantilen Verhältniſſe des neueren Europas. Die beiden letzten Bände geben eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der gegenwärtigen Zuſtände. Ein Hauptwerk für den Gewerbsmann und jeden, der ſich über denſelben genauer unterrichten will, ſehr zu empfehlen. Beſonders Berückſichtigung der deutſchen Verhältniſſe.

c. **Hoffmann, Wilh.** Geſchichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten von der früheſten Zeit bis auf die Gegenwart, mit Rückſicht auf die politiſchen Verhältniſſe, die Zuſtände der Kultur, Induſtrie, des Gewerbeweſens und der Landwirthſchaft. Nebſt ſtatiſtiſchen Ueberſichten und 4 Tabellen. Leipzig 1844.

Eine Zuſammenſtellung intereſſanter Notizen in gut verarbeiteter lehrreicher Darſtellung.

c. **Soldan, W. G.** Geſchichte der Hexenproceſſe aus den Quellen dargeſtellt. Stuttgart und Tübingen 1843.

Eine auf ſehr fleißiges und kritiſches Quellenſtudium gegründete Geſchichte des Hexenweſens, deſſen Urſprung der Verfaſſer aus römiſchem Aberglauben ableitet, für deſſen weitere Entwicklung im Mittelalter er aber zu einſeitig alle pſychologiſchen Erklärungsverſuche ablehnt und die ganze Erſcheinung auf gewaltthätige Erpreſſung der Geſtändniſſe und auf boshaften Betrug von Seiten der Richter zurückführt und nur in einzelnen Ausnahmsfällen geiſtige Krankheit der Beklagten annimmt.

c. u. d. **Lauvergne, H.** Die letzten Stunden und der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaft aus den Geſichtspunkten der Humanität, der Phyſiologie und der Religion betrachtet. Frei nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. 2 Bände. Leipzig 1843.

Gibt einen intereſſanten Beitrag zur Löſung der Frage über die Unſterblichkeit, indem der Einfluß der Hoffnungen oder Hoffnungsloſigkeiten auf die gemüthliche Faſſung in der Stunde des Todes in auffallenden Beiſpielen gezeigt wird.

Litteraturgeſchichte.

Allgemeine Litteraturgeſchichte.

c. **Bouterweck, Friedr.** Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit Ende des 13ten Jahrhunderts. 12 Bände. Göttingen 1801—19.

Ein für ſeine Zeit verdienſtliches Werk, in vielen Theilen jetzt veraltet und, beſonders in der Geſchichte der altdeutſchen und verwandten Litteratur durch berichtigende Forſchungen und neuere Entdeckungen unbrauchbar gemacht. Daher nur mit Vorſicht zu gebrauchen. Diejenigen Abtheilungen des Werkes, in welchen die neuere Geſchichte der franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie enthalten ſind, haben indeſſen noch immer Anſpruch auf Studium, und können als guter Wegweiſer dienen.

c. **Wachler, Ludwig.** Handbuch der Geſchichte der Litteratur. 3te Umarbeitung. 4 Bde. Leipzig 1833.

Die erſte das ganze Gebiet der Litteratur umfaſſende Bearbeitung ihrer Geſchichte. Umſichtige Anordnung und geſundes Urtheil; im Einzelnen mitunter ungenau und jetzt durch neuere Forſchungen antiquirt.

f. **Gräße, Joh. Ge. Theod.** Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeſchichte aller bekannten Völker der Welt von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. 2 Abthlgn. in 10 Bdn. Dresden u. Leipzig 1837—43.

Bei Weitem das umfaſſendſte und gelehrteſte Werk über Litteraturgeſchichte, aber bei aller Gelehrſamkeit doch mitunter flüchtig bearbeitet und voll Ungenauigkeiten. Die Darſtellung unbequem und verworren, und daher nicht zur Lectüre geeignet. Dem Gelehrten kann es übrigens ſehr gute Dienſte leiſten.

c. —— Handbuch der allgemeinen Litteraturgeſchichte zum Selbſtſtudium und für Vorleſungen. Erſter Band. Dresden u. Leipzig 1845.

Ein Auszug aus dem erſten mit überſichtlicher Darſtellung.

c. **Roſenkranz, K.** Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie. 3 Bde. Halle 1832—33.

Zwar bloße Compilation, aber auf den beſten Hilfsmitteln beruhend und mit vielem Geſchmack ausgeführt; ſehr dienlich zur Ueberſicht, freilich aber bereits etwas antiquirt.

a. **Schlegel, Fr.** v. Geſchichte der alten und neuen Litteratur. Vorleſungen gehalten im J. 1812. in Wien. Wien 1813. N. Ausg. Berlin 1842.

Ein geiſtvoller Umriß, der auch jetzt noch ſehr zu empfehlen iſt.

c. **Mundt, Theod.** Geſchichte der Litteratur der Gegenwart. Berlin 1842.

Die neuere Litteratur ebenfalls mit viel Geiſt in kurzen Umriſſen geſchildert. Mangel an klarer, präciſer Charakteriſtik. Die neueren Productionen theilweiſe zu günſtig beurtheilt.

c. **Fortlage, K.** Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie. Stuttgart 1839.

Das Material der poetiſchen Litteratur wird hier nach der in den einzelnen Dichtungen durchgeführten Idee geordnet. Eigenthümliche Auffaſſung; intereſſant zu leſen.

c. **Wolff, O. L. B.** Geſchichte des Romans. Jena, 1841.

Fand von Seiten der Kritik wegen oberflächlicher Behandlung der Sache viele Anfechtung, gibt übrigens eine treffliche Ueberſicht der Romanenlitteratur und jedesmal den Hauptinhalt der wichtigeren Romane. Iſt ſehr unterhaltend zu leſen.

a. —— Die ſchöne Litteratur Europa's in der neueſten Zeit. Vorleſungen. Leipzig 1832.

Objective, geſchichtliche Erzählung mit eingeflochtenen Auszügen der betreffenden Werke.

Deutſche Litteraturgeſchichte.

a. **Horn, Franz.** Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. 4 Bände. Berlin 1822—29.

Franz Horn iſt der Begründer der deutſchen Litteraturgeſchichte, ſeine Anſchauungsweiſe derſelben ein ſtark durch ſeine empfindliche und reizbare Perſönlichkeit gefärbter aber feingeſchliffener Spiegel. Das Werk enthält viele feine Beobachtungen und, vermiſcht mit Vorurtheilen, viel richtige Urtheile, ſchlagende Gedanken und geiſtreiche Betrachtungen, ohne daß es Anſpruch auf erſchöpfende Beleſenheit machen könnte.

a. **Wachler, Ludwig.** Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Nationallitteratur. 2 Bde. Frankf. a. M. 1818.

Die erſte zuſammenhängende und mit Geſchmack ausgeführte Darſtellung der deutſchen Litteratur. Für die ältere Geſchichte der deutſchen Poeſie veraltet.

c. **Roſenkranz, K.** Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter. Halle, 1830.

Intereſſant durch geiſtreiche philoſophiſche Auffaſſung, die ſich freilich mitunter zu ſehr in Hegel'ſcher Schulterminologie hält. Die litterarhiſtoriſche Grundlage iſt ziemlich antiquirt, und bei der geſchichtlichen Entwicklung wird das chronologiſche Verhältniß der Dichtungen zu einander zu ſehr aus den Augen gelaſſen.

c. **Raumer, Rudolph** v. Die Einwirkung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache. Stuttgart 1845.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche nicht nur mit ernſten Studien, ſondern auch mit warmer Liebe zur Sache ausgeführt iſt. Enthält eine Geſchichte der althochdeutſchen Litteratur, in welcher hauptſächlich nachgewieſen wird, wie das Chriſtenthum befruchtend auf die deutſche Sprache eingewirkt und einen völligen Umſchwung in der Entwicklung derſelben hervorgebracht habe.

b. u. f. **Gervinus, G. G.** Geſchichte der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen. 2e Aufl. 5 Bde. Leipzig 1841—44.

Die erſte ausführliche Geſchichte unſerer Nationallitteratur, welche entſchieden national gehalten iſt und in allen Perioden auf ſelbſtändigen Quellenſtudien beruht. Es iſt das Werk eines überſchauenden Geiſtes und umfaſſender Weltanſicht in Darſtellung der Litteratur, die im Zuſammenhang mit Geſchichte und Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft erfaßt iſt; auf Erforſchung und Beleuchtung der in dieſer Litteratur ſich verwirklichenden Ideen und ihrer geſetzmäßigen Entwicklung gerichtet, ein Werk voll Energie und Patriotismus, von großer oft unermeßlich ſcheinender Detailbeleſenheit und Herrſchergewalt des Geiſtes über dieſes Detail; ein ſprudelnder Quell geiſtreicher Gedanken und Vergleichungen, ein Werk edler und ungeheuchelter Indignation über Unwahrheit und Niederträchtigkeit. Aber das Buch hat auch ſeine Schattenſeiten: es athmet eine Ueberordnung der Kritik über die Production, des Verſtandes über die Phantaſie, eine nicht verhehlte Geringſchätzung aller nicht antiken Poeſie, ja aller nicht antiken Weltanſchauung, Widerwillen gegen alle poſitive Religion und das Chriſtenthum insbeſondere; es iſt voll von einer Tendenzgerechſucht, die bald von Seiten des Nationalgefühls und Patriotismus, bald von Seiten des widerchriſtlichen Zweifels gegen die Poeſie agirt, ſobald ihm dieſe vom Kosmopolitismus, vom ausſchließlichen

Naturliebe, oder von Frömmigkeit angeſteckt erſcheint. Dieſelbe Proceßſucht macht den Styl haſtig, mißmuthig, ſtolz und unzufrieden. Das Buch hat übrigens ſein Glück gemacht ebenſowohl durch dieſe Unarten, als durch jene großen Eigenſchaften.

c. **Gervinus, G. G.** Handbuch der Geſchichte der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen. 3e Aufl. Leipzig 1844.

Ein gedrängter Auszug aus dem größern Werk, der zur Ueberſicht ſehr zweckmäßig iſt, aber nur dann recht verſtanden werden kann, wenn man vorher das größere Werk geleſen hat.

c. u. f. **Koberſtein, Aug.** Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. 3e Auflage. Leipzig 1837. 4e durchgängig verbeſſerte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage, in 2 Abtheilungen. Leipzig 1845.

Der beſte Leitfaden für die deutſche Litteraturgeſchichte. Sorgfältige Zuſammenſtellung der neueren Forſchungen über die deutſche Poeſie im Mittelalter, beſonders deſſen, was die Gebrüder Grimm und ihre Schule hierin geleiſtet haben. Darſtellung des Allgemeinen etwas trocken und ſchwerfällig. Die neueſte Auflage iſt um das Doppelte vermehrt und ungemein reichhaltig.

c. **Reimnitz, Fr. W.** Leitfaden zu einem wiſſenſchaftlichen Unterricht in der deutſchen Grammatik und Litteratur. 2e Aufl. Cottbus 1844.

Die wichtigſten Reſultate von Grimm's Grammatik werden hier kurz zuſammengeſtellt, und zweckmäßig ausgewählte Proben aus der alt- und mittelhochdeutſchen Litteratur beigegeben. Jedem, der ſich mit der altdeutſchen Litteratur befaſſen will, als erſtes Handbuch ſehr zu empfehlen.

c. u. d. **Vilmar, A. F. C.** Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. Marburg 1845.

Die poetiſche Seite unſerer Nationallitteratur mit treffender Kürze charakteriſirt, auf genaue Kenntniß der Quellen und der beſten vorhandenen Hilfsmittel geſtützt, ächt nationale Haltung; warme, gefällige Darſtellung mit entſchieden ſittlich religiöſer Färbung.

c. **Hillebrand, Joſ.** Die deutſche Nationallitteratur ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, beſonders ſeit Leſſing, bis auf die Gegenwart. Erſter Bd. Hamb. u. Gotha 1845.

Behandelt die Litteraturgeſchichte mehr vom Standpunkt des Philoſophen als des Hiſtorikers, und ſucht die litterariſchen Perſönlichkeiten in ihrer Eigenthümlichkeit durch eine zuſammenhängende Entwicklung ihres Lebens und ihrer Thaten jede für ſich zu charakteriſiren und ihre Werke nach ihrem

Ideengehalte, wie nach der größeren oder geringeren Formvollendung zu beurtheilen.

Litterargeſchichtliche Monographien aus der deutſchen Litteratur.

Der Nibelungen Noth und die Klage. Nach der älteſten Ueberlieferung mit Bezeichnung des Unächten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgeg. von Karl Lachmann. 2e Ausg. Berlin 1841.

Iſt nicht blos Herausgabe des Textes, ſondern ein Werk litterarhiſtoriſcher Kritik, welches nicht nur für den Gelehrten, ſondern für jeden Intereſſe haben muß, der für die ältern Geſtaltungen unſerer vaterländiſchen Dichtung Sinn hat. Lachmann bringt hier ſeine Anſichten über Entſtehung und Geſchichte des Nibelungenliedes an ſeiner Textkritik in Anwendung, und unterſcheidet durch einen veränderten Druck Alles, was er für ſpäter entſtanden anſehen zu müſſen glaubt.

c. **Lachmann, K.** Zu den Nibelungen und zur Klage. Berlin 1836.

Ueber Entſtehung und Fortbildung des Gedichts. Größtentheils kritiſche und ſprachliche Anmerkungen. Hauptcommentar über die Nibelungen.

a. **Schott, Alb.** ,,Geſchichte des Nibelungenliedes'' in der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1843. 2tes Heft.

Die beſte Zuſammenſtellung deſſen, was zum Verſtändniß des Nibelungenliedes nöthig iſt. Der Inhalt deſſelben wird kurz entwickelt, der Urſprung der Sage und des Liedes, das Ergebniß der bisherigen Forſchungen dargeſtellt und die hauptſächlichſten Deutungsverſuche mitgetheilt.

a. —— Nibelungen und Gudrun. Als Einleitung zu ,,Gudrun herausgeg. von A. J. Vollmer.'' Leipzig 1845.

Leiſtet für die Gudrun daſſelbe, was erſtere Abhandlung für die Nibelungen.

c. **San Marte,** (Schulz) Wolfram von Eſchenbach's Leben und Dichten. 2 Bde. Thl. I. auch unter dem Titel: Parcival. Magdeburg 1836. Thl. II. Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel von Wolfram von Eſchenbach, und der jüngere Titurel von Albrecht in Ueberſetzung und im Auszuge, nebſt Abhandlungen über das Leben und Wirken Wolframs von Eſchenbach und die Sage vom heiligen Gral. Magdeburg 1841.

c. **San Marte,** Gudrun. Nordſeeſagen. Nebſt Abhandlungen über das Gedicht Gudrun und den Nordſeeſagenkreis. Herausgegeben von — Magdeburg 1839.

Ueberſetzung des Textes mit vielen erläuternden Beigaben, welche auf gründlichen litterargeſchichtlichen Forſchungen beruhen und von geiſtvoller Auffaſſung zeugen.

c. **Eſchenbach**, Wolfram von, Parcival und Titurel. Ueberſetzt und erläutert von K. Simrock. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1841.

Verdienſtliche Arbeit, durch welche das herrliche Gedicht Wolframs von Eſchenbach und das Fragment ſeines Titurel dem Laien erſt zugänglich gemacht iſt. Die Ueberſetzung poetiſch, und, mit möglichſter Schonung der alterthümlichen Geſtalt, ſehr lesbar. Die Abhandlungen gelehrt und anziehend.

c. **Kudrun**. Die ächten Theile des Gedichtes. Mit einer kritiſchen Einleitung herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845.

Nimmt mit dieſem Gedicht eine ähnliche kritiſche Ausſcheidung der muthmaßlich ächten Beſtandtheile vor, wie Lachmann bei den Nibelungen gethan hat.

c. **Gottfried v. Straßburg**. Triſtan und Iſolde. Uebertragen und beſchloſſen von Hermann Kurtz. Stuttg. 1844.

Eine freie gewandte Ueberſetzung und glückliche Beſchließung des Gedichtes, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen. Sehr genußreiche Lektüre.

c. **Hoffmann, Heinr.** Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832.

Eine gute Abhandlung, welche das Ergebniß der bisherigen Forſchungen enthält.

c. **Wackernagel, K. Ed. Ph.** Das deutſche Kirchenlied von Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambroſius Blaurer. Stuttgart 1841.

Eine gelehrte und gründliche Geſchichte des Kirchenliedes in der bezeichneten Periode mit dem neu berichtigten Texte der betreffenden Dichtungen und den nöthigen Erläuterungen.

a. **Paul Gerhardt's** Leben und Lieder. Herausgeg. von E. C. G. Langbecker. Berlin 1841.

Die Lieder Gerhardt's nach dem urſprünglichen ächten Text mit einer ausführlichen großentheils aus wörtlich abgedruckten Actenſtücken beſtehenden Biographie.

a. **Paul Gerhardt's** geiſtliche Andachten. Mit Anmerkungen, einer geſchichtlichen Einleitung und Urkunden herausgegeben von Otto Schulz. Berlin 1842.

Ebenfalls ein kritiſch bearbeiteter Text von Gerhardt's Liedern. Die Beigaben ſind noch vollſtändiger und beſſer verarbeitet als bei obiger Ausgabe.

a. —— geiſtliche Lieder getreu nach der bei ſeinen Lebzeiten erſchienenen Ausgabe wieder abgedruckt. (Herausgeg. von K. Ed. Ph. Wackernagel.) Stuttg. 1843.

Sehr genaue, kritiſche Ausgabe, entſprechend ausgeſtattet. Mit einer kurzen Einleitung, einen Lebensabriß und eine Charakteriſtik des Dichters enthaltend.

c. u. d. **Uhland, Ludw.** Walther von der Vogelweide. Stuttg. und Tübingen 1822.

Ihren Gegenſtand erſchöpfende, muſterhafte Biographie. Was über dieſen Dichter und die Minneſänger von Neueren (Simrock, Gervinus u. a.) geſchrieben worden, das verdankt ſeinen Urſprung dieſer reinen und reichen Quelle.

c. **Grimm, Jak.** Ueber den deutſchen Meiſtergeſang. Göttingen 1811.

Das Hauptverdienſt dieſer Monographie, welche zu den früheſten Werken Jakob Grimm's gehört, beſteht darin, daß ſie das Geſetz der Dreitheiligkeit in der älteren lyriſchen Strophe nachweiſt.

c. **Erhard, H. A.** Geſchichte des Wiederauflebens wiſſenſchaftlicher Bildung, vornemlich in Deutſchland bis zum Anfange der Reformation. 3 Bde. Magdeb. 1827—32.

Fragment einer vom Verfaſſer beabſichtigten umfaſſenden Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Bildung Deutſchlands. Gibt die Geſchichte bis zum Beginne der reformatoriſchen Tendenzen in allgemeinen Umriſſen, von da an aber ins Einzelne, ſowohl der Perſönlichkeiten, als der Schriften eingehend. Beruht in allen Theilen auf gründlichen Studien, iſt aber in der Darſtellung ungleich. Ein ſehr tüchtiges und allgemein lesbares Werk, das mit Unrecht neuerlich in Vergeſſenheit gerathen iſt.

c. **Prutz, R. E.** Der Göttinger Dichterbund. Leipz. 1841.

Auf Gervinus und eigenen gründlichen Studien beruhend, genau auf Einzelnes eingehend, neben allgemein gehaltenen hiſtoriſch-philoſophiſchen Betrachtungen.

b. —— Geſchichte des deutſchen Journalismus. Zum erſten

Male vollſtändig aus den Quellen gearbeitet. Erſter Bd. Hannover 1843.

Erſte gründliche Behandlung des Gegenſtandes mit Geiſt begonnen. Der Verfaſſer faßt ſeine Aufgabe keineswegs vom rein gelehrten Standpunct auf, ſondern betrachtet die Journal-Litteratur nach dem Vorgang von Gervinus und Schloſſer unter dem Geſichtspuncte der allgemeineren ſocialen Beziehungen, inſofern ſich in derſelben die geiſtige Stimmung der Zeit abſpiegelt und ſie hinwiederum auf dieſelbe einwirkt. Der vorliegende Band geht bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts, bis in die dreißiger Jahre deſſelben. Das Ganze iſt auf 3 Bände berechnet.

c. u. d. **Wachsmuth, Wilh.** Weimars Muſenhof in den Jahren 1772—1807. Hiſtoriſche Skizze. Berlin 1844.

Ein mit umfaſſender Benutzung der vorhandenen Quellen entworfenes geſchichtliches Bild der litterariſchen Glanzperiode Weimars, das einen Geſammtüberblick über alle die Briefwechſel, Nachläſſe und Biographien aus jener Zeit gewährt und durch lebendige, ſorgfältig behandelte Darſtellung anzieht.

b. **Wackernagel, Wilh.** Deutſches Leſebuch. Th. I. Poeſie und Proſa vom 4ten — 15ten Jahrhundert. Mit Wörterbuch. 2te Aufl. Baſel 1839.

II. Proben der deutſchen Poeſie ſeit dem Jahr 1500. 2te Auflage. Baſel 1840.

III. 1. Proben der deutſchen Proſa ſeit dem Jahr 1500—1760. Baſel 1841.

III. 2. Proben der deutſchen Proſa ſeit dem Jahr 1760—1842. Baſel 1843.

Unter allen Beiſpielſammlungen der deutſchen Litteraturgeſchichte iſt dieſe nach Auswahl der aufgenommenen Stücke, ſowie nach kritiſcher Behandlung des Textes bei Weitem die beſte und vollſtändigſte.

a. **Piſchon, F. A.** Denkmäler der deutſchen Sprache von den früheſten Zeiten bis jetzt. Eine vollſtändige Beiſpielſammlung zur Geſchichte der Litteratur. 4 Bde. (Gehen bis zum Jahr 1770.) Berlin 1838—45.

Eine ſehr zweckmäßig angelegte Beiſpielſammlung für die Litteraturgeſchichte, in welcher neben den Proben ausführliche Entwicklungen des Inhalts größerer Gedichte und viele biographiſche Notizen über die Dichter gegeben werden. Das Werk wäre vermöge ſeiner Anlage ſehr zu empfehlen, iſt aber wegen einer Menge von Ungenauigkeiten, die ſeine Brauchbarkeit vermindern, mit großer Vorſicht zu gebrauchen.

c. **Genthe, Fr. Wilh.** Deutſche Dichtungen des Mittelalters in vollſtändigen Auszügen u. Bearbeitungen. 2 Bde. Eisleben 1841.

Die einzelnen Gedichte werden theils im alten Texte, theils in Ueberſetzungen gegeben und der Inhalt analyſirt. Theilweiſe ähnlich dem Werke Piſchon's, und gleich dieſem mit Vorſicht zu benützen, verdient übrigens hinſichtlich der Genauigkeit doch den Vorzug.

c. **Wackernagel, K. Ed. Ph.** Auswahl deutſcher Gedichte für höhere Schulen. 3te Aufl. Stuttgart 1845.

Die Anordnung nach Versmaßen geordnet und daher ſehr zweckmäßig, um ſich in der Metrologie zu orientiren. Die Auswahl geſchmackvoll, reichhaltig, mit edlem Sinne und ſittlicher Scheu veranſtaltet.

a. —— Deutſches Leſebuch. 4 Bde. Stuttgart 1843.

Das Leſebuch für Schulen und zur Privat-Lectüre für die Jugend beſtimmt, in beiden Beziehungen ſehr brauchbar und mit Recht zu empfehlen. Der letzte Band enthält eine ausführliche Abhandlung über den Unterricht in der Mutterſprache, in welcher ſehr vieles Treffende und Beachtenswerthe geſagt wird.

a. **Wolff, Osk. Ludw. Bernh.** Poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes. Vollſtändigſte Sammlung deutſcher Gedichte nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Geſetze der Dichtkunſt im Allgemeinen, ſo wie der einzelnen Abtheilungen insbeſondere enthaltend, nebſt einer kurzen Ueberſicht ihrer Bildungsgeſchichte ſeit den früheſten Zeiten ihres Erſcheinens in Deutſchland bis auf unſere Tage, und biograph. Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poeſien gewählt wurden. Leipzig 1839.

Zweckmäßige, den Laien belehrende Einleitung. Der Auswahl hat das Verlangen nach Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit in allen Dichtarten nicht ſelten Eintrag gethan, indem manches nicht Muſterhafte, manches Todtgeborne unter vielem Exemplariſchen und Lebendigen ſtörend eingereiht iſt.

a. **Scholl, G. H. Fr.** und **T. Ferd.** Deutſche Literaturgeſchichte in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten. Zur Selbſtbelehrung und zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanſtalten. 2te im 1ten Bd. unter Mitwirkung v. Fr. Pfeiffer völlig umgearbeitete Aufl. 2 Bde. Stuttg. 1845.

Verfolgt einen ähnlichen Zweck, wie das Werk von Piſchon, iſt aber viel kürzer und in dieſer neuen Auflage viel ſorgfältiger bearbeitet.

c. u. d. **Kurz, Heinr.** Handbuch der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen von Haller bis auf die neueſte Zeit. Vollſtändige Sammlung von Muſterſtücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen nebſt Angabe der früheren Lesarten, biographiſcher Notizen und litterariſch-äſthetiſchem Commentar. 3 Bde. Zürich 1839—42.

Sehr reichhaltig. Die mitgetheilten Proben ſind von ausführlichen litterarhiſtoriſchen Erläuterungen und äſthetiſchen Charakteriſtiken begleitet.

c. u. d. —— Handbuch der deutſchen Proſa von Gottſched bis auf die neueſte Zeit. Hiſtoriſch geordnete Sammlung von Muſterſtücken aus den vorzüglichſten Proſaikern, unter Berückſichtigung aller Gattungen der proſaiſchen Schreibart, nebſt einem litterariſch-äſthetiſchen Commentar. Erſter Band. Von Gottſched bis Kant. Zürich 1845.
Auf 3 Bde. berechnet.

Gute Auswahl, beſonders zum Unterricht in höheren Lehranſtalten geeignet.

c. **Bach, Nicol.** Deutſches Leſebuch für Gymnaſien. (In 5 Abtheilungen nach Lehrſtufen.) Leipzig, 1841.

Nach Stufenfolgen der verſchiedenen Altersclaſſen ſehr zweckmäßig eingerichtet und für gelehrte Schulen beſonders brauchbar; von einem Philologen voll Takt und Geſchmack, mit würdiger, ſittlicher Richtung.

a. **Schwab, G.** Fünf Bücher deutſcher Lieder und Gedichte. Von A. v. Haller bis auf die neueſte Zeit. 2te Auflage. Leipzig 1840.

Die Sammlung verfolgt das Ziel, einheimiſchen und fremden Freunden unſerer Nationalpoeſie den Ueberblick über den Schatz der deutſchen Lieder, wie er ſeit dem Aufblühen der neuern deutſchen Litteratur und der Feſtſtellung der jetzigen Sprachformen ſich angeſammelt hat, durch zweckmäßig gewählte und geordnete Proben zu erleichtern. Das erſte Buch umfaßt die Poeſie Haller's, Hagedorn's, des Leipziger und Halliſchen Dichtervereins; das zweite Klopſtock bis Göcking, das dritte Herder, Goethe, Schiller bis Matthiſen und Salis; das vierte die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck und die ganze romantiſche Schule, dazu Hölderlin, Gries u. a.; das fünfte geht von Uhland bis zu Anaſt. Grün und Freiligrath.

a. —— Die deutſche Proſa von Mosheim bis auf unſere Tage. 2 Bde. Stuttgart 1843.

Auch dieſe Sammlung will in ganzen Aufſätzen oder möglichſt ſelbſtſtändigen Bruchſtücken Proben des Edelſten und Beſten geben, was die deutſche Proſa ſeit Feſtſetzung der neueren Sprachformen geleiſtet hat. Das erſte Buch geht von Mosheim bis zu Jakobi; das zweite von Herder durch die klaſſiſche Periode bis zu W. v. Humboldt, das dritte von A. W. von Schlegel bis zu Schubert; das vierte und letzte von Solger bis auf unſere Tage.

c. u. d. **Gödecke, Karl.** Deutſchlands Dichter von 1813—1843. Eine Auswahl von 872 characteriſtiſchen Gedichten aus 131 Dichtern mit biographiſch-litterariſchen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die techniſche Bildung poetiſcher Formen. Hannover, 1844.

Umfaßt in reicher und feinſinniger Auswahl die Dichter der Gegenwart, ein ſechſtes Buch zu Schwab's Auswahl. Treffliche Einleitung, eine populäre Metrik enthaltend.

Altnordiſche Litteraturgeſchichte.

c. **Müller, Pet. Erasm.** Sagenbibliothek des ſcandinaviſchen Alterthums in Auszügen überſetzt von K. Lachmann. Berlin 1816.

Kritiſch bearbeitete Zuſammenſtellung der altnordiſchen Sagendichtung, nicht nur für gelehrte Unterſuchungen von großem Werth, ſondern auch als Dichtung mit Genuß zu leſen.

c. **Stuhr, Pet. Fedd.** Abhandlungen über nordiſche Alterthümer. Berlin 1817.

c. —— Von dem Glauben, dem Wiſſen und der Dichtung der alten Scandinavier. Kopenhagen 1815.

Gründliche Unterſuchungen und geiſtvolle Deutungen zur nordiſchen Mythologie.

Engliſche Litteraturgeſchichte.

c. **Ulrici, Herm.** Ueber Shakſpeare's dramatiſche Kunſt u. ſein Verhältniß zu Calderon u. Goethe. Halle 1839.

Gibt einen Ueberblick über die Geſchichte des engliſchen Dramas mit Charakteriſtik der Vorgänger Shakſpeare's, hierauf eine Darſtellung von Shakſpeare's Leben und Zeitalter, welche uns vorzüglich das Verhältniß des Dichters zu ſeiner Zeit klar macht. Ein beſonderer Abſchnitt über Shakſpeare's poetiſche Weltanſchauung ſucht auf eine gezwungene Weiſe den Dichter zu einem chriſtlichen zu ſtempeln.

c. **Horn, Franz.** Shakſpeares Schauſpiele, erläutert. 5 Bde. Leipzig 1822—31.

Obwohl man dem Verf. vorgeworfen, daß er den Shakſpeare mehr aus deutſchen Ueberſetzungen als aus dem Original beurtheile, ſo bleibt es doch wahr, daß dieſe Erläuterungen ins Weſen und namentlich in die Charaktere des Dichters eindringen und von tiefem Studium deſſelben zeugen.

c. Quellen des Shakſpeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgeg. von Theod. Echtermeyer, Ludw. Henſchel und K. Simrock. 3 Bdchn. Berlin 1831.

Gründliche, höchſt intereſſante Arbeit, die zum Verſtändniſſe des Dichters weſentlich beiträgt, und zugleich als Novellenſammlung eine ſehr unterhaltende Lektüre bietet.

Franzöſiſche Litteraturgeſchichte.

c. **Mager, K. W. E.** Verſuch einer Geſchichte und Characteriſtik der franzöſiſchen Nationallitteratur, nebſt zahlreichen Schriftproben. Bd. I. Die franzöſiſche Litteratur vom Anfange des 12. Jahrhunderts bis gegen Ende des 18ten Jahrhunderts. Wismar 1834.

Bd. II. u. III. mit 3 Unterabtheilungen. Auch unter dem Titel: Geſchichte der franzöſiſchen Nationallitteratur neuerer und neueſter Zeit 1789—1837. Berlin 1837—39.

Bd. IV. und V. 1. 2. Auch unter dem Titel.

Tableau anthologique de la littérature française contemporaine. Berlin 1837—38.

8 Bände im Ganzen.

Der erſte Band gibt neben gut gewählten Schriftproben objective Notizen über Perſönlichkeit, Werke und Richtung der behandelten Schriftſteller. Die folgenden Bände enthalten mehr allgemeine Schilderung der litterariſchen Zuſtände, verbunden mit Charakterbildern, in geiſtreicher Manier ausgeführt. Beides hat einen Ueberguß von Hegel'ſcher Philoſophie. Höchſt lebendige anziehende Darſtellung, oft im Einzelnen ſehr treffend, aber nicht zuverläſſig. Der Verfaſſer ſoll franzöſiſche ungedruckte Quellen benützt haben, deren Urheber reklamirt hat. Die drei letzten Bände enthalten eine gute Beiſpielſammlung.

c. **Diez, Fr.** Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829.

c. —— Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826.

Beide Werke ergänzen ſich gegenſeitig und geben eine gründliche, mit Geſchmack ausgeführte Darſtellung der provençaliſchen Poeſie.

Anm. Das Beſte, was man über altfranzöſiſche Poeſie hat, iſt Ferdinand Wolf's Abhandlung darüber im Brockhauſiſchen Converſations-Lexikon, und eine Abhandlung von Uhland in Fouqué's Muſen.

Italieniſche Litteraturgeſchichte.

c. **Ruth, E.** Geſchichte der italieniſchen Poeſie. 2 Bände. Leipzig 1844—45.

Iſt mit Mitteln gründlicher Studien und mit vieler Liebe zur Sache behandelt, beſonders der Abſchnitt über Dante von eigenthümlichem Werth. Da das Werk urſprünglich auf 4 Bände berechnet war und nachher in 2 zuſammengezogen werden mußte, ſo iſt die Einleitung und die Geſchichte der ältern Periode unverhältnißmäßig ausführlich ausgefallen. Die Auffaſſung des Gegenſtandes iſt eine pſychologiſche, indem die Entwicklung der italieniſchen Poeſie auf eine Charakteriſtik des italieniſchen Volkes gegründet wird. Die beſonders auch in der Einleitung ziemlich ausführlich gegebenen Erörterungen über mittelalterliche Zuſtände in Italien laſſen die etwas oberflächlich rationaliſtiſchen Anſichten der benützten italieniſchen und franzöſiſchen Hiſtoriker des vorigen Jahrhunderts durchblicken.

c. **Reumont, A.** Die poetiſche Litteratur der Italiener im 19ten Jahrhundert. Leipzig 1844.

Eine nur wenige Bogen umfaſſende ſehr intereſſante Skizze der neueren poetiſchen Regungen in Italien, in welcher nur Manzoni und Leopardi etwas ausführlicher behandelt werden.

Spaniſche Litteraturgeſchichte.

c. **Schack, Ad. Fr.** v. Geſchichte der dramatiſchen Litteratur und Kunſt in Spanien. 2 Bde. Berlin 1845.

Die erſte vollſtändige Geſchichte der ſo reichen dramatiſchen Litteratur Spaniens. Aeſthetiſche und litterar-hiſtoriſche Würdigung der Dichter und ihrer einzelnen Werke. Geſchmackvolle Behandlung.

c. —— Spaniſches Theater. 2 Thle. Frankf. a. M. 1845.

1. Der Weber von Segovia. Von Juan Ruiz de Alarcon. — Zwiſchenſpiele. Von Cervantes. Mit Anmerkungen. 1. Das Wundertheater.

2. Die Höhle von Salamanca. 3. Der Scheidungsrichter. 4. Der eiferſüchtige Alte.

II. Fuente Ovejuna. Von Lopez de Vega. — Zwiſchenſpiele. Von Lopez de Vega. 1. Der betrogene Vater. 2. Doctor Simpel. 3. Die Beſeſſene. 4. Die Alimente. — Chryſanthus und Daria. Von Pedro Calderon de la Barca.

Gute Ueberſetzung, die ſich übrigens bei Lopez de Vega nicht ans Metrum anſchließt.

Portugieſiſche Litteraturgeſchichte.

c. **Bellermann, Chr. Fr.** Die alten Liederbücher der Portugieſen, oder Beiträge zur Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie vom 13ten bis zum Anfang des 16ten Jahrh., nebſt Proben aus alten Handſch. u. Drucken. gr. 4. Berl. 1840.

Gibt mehr als der Titel beſagt, nämlich eine vollſtändige Geſchichte der ältern portugieſiſchen Lyrik. Die Darſtellung zwar wiſſenſchaftlich gehalten, aber gefällig und anziehend.

Slawiſche Litteraturgeſchichte.

c. **Mickiewicz, Adam.** Vorleſungen über ſlawiſche Litteratur und Zuſtände. Gehalten im collége de France in den Jahren 1840—1844. Nach dem Franzöſiſchen ſtenographiſch aufgenommenen und in 4 nach einander folgenden Jahrgängen erſchienenen Originaltext deutſch von Siegfried bearbeitet. Leipzig und Paris 1843—45.

Eine geiſtreiche Improviſation, welche durch Originalität, großartige Auffaſſung, glänzende Beredſamkeit, ſtaunenswerthen Scharfſinn den Leſer feſſelt und in Bewunderung verſetzt, aber ſchwach, verworren und ungenügend erſcheint, wenn man den Maaßſtab einer wiſſenſchaftlichen Beurtheilung daran legt. Die Vorleſungen umfaſſen die ganze politiſche und litterariſche Vergangenheit der Slawen bis einſchließlich auf die franzöſiſchen Kriege. Die vorherrſchende Tendenz iſt, den Slawen eine weltgeſchichtliche Miſſion zu vindiciren, welche darin beſtehen ſoll, daß von ihnen eine geiſtige Exaltation der Menſchheit ausgehe, welche eine neue chriſtliche Weltordnung ſchaffen und in der Erſcheinung eines religiös-politiſchen Meſſias verwirklicht werden ſoll.

Die deutſche Ueberſetzung iſt treu und richtig, aber der Sprache und dem Stil mangelt der Schwung und die Präciſion, die den franzöſiſchen Originaltext auszeichnen.

c. **Koenig, H.** Litterariſche Bilder aus Rußland. Stuttg. und Tübingen 1837.

Iſt laut Vorrede aus mündlichen und brieflichen Mittheilungen entſtanden, welche der Herausgeber größtentheils einem jungen ruſſiſchen Litteraten, Melgunoff, in Moskau verdankte, und bietet eine Art ruſſiſche Litteraturgeſchichte, welche die hiehergehörigen Notabilitäten ziemlich ausführlich beſpricht, mit dem Beſtreben, den fremden litterariſchen Einfluß zu bekämpfen. Beſonders gelungen erſcheint die Beurtheilung Karamſin's. Die Darſtellung iſt anziehend und geiſtreich. Das Buch fand übrigens von Rußland aus mehrere leidenſchaftliche Entgegnungen.

Litterarhiſtoriſche Sammelwerke.

c. **Prutz, R. E.** Litterarhiſtoriſches Taſchenbuch. Jahrg. I—III. Leipzig 1843—45.

Mit Beiträgen von dem Herausgeber, von Roſenkranz, A. u. T. Stahr, Wellmann, Hoffmann von Fallersleben, Rupp, Viſcher u. A.

Enthält manche ſehr gute Abhandlungen. Im erſten Jahrgang ſind als ſolche zu bezeichnen: Shakſpeare in Deutſchland von A. Stahr, und über die politiſche Poeſie der Deutſchen von Prutz; in dem zweiten eine Abhandlung von Fr. Viſcher über Shakſpeare und die politiſche Poeſie, in welchem er das Weſen der ächten politiſchen Poeſie an dem Beiſpiel Shakſpeare's treffend entwickelt und nachweiſt, warum die neuere politiſch-paränetiſche Poeſie keine ächte ſei. In dem dritten Jahrgang macht ſich bemerklich: Rupp, über Theodor von Hippel und ſeine Lehre vom chriſtlichen Staat; Herzberg, über den Begriff der antiken Elegie, und Karl Hagen, über Melanthon als Politiker.

Biographien.

Biographien.

a. **Schlichtegroll, Fr.** Nekrolog der Deutſchen. 1790—1800. Gotha 1791—1805.

Nekrolog für das 19te Jahrhundert. 6 Bde. Gotha 1802—6.

Neuer Nekrolog der Deutſchen 1822—43. Ilmenau 1824—1845. Mit Regiſter v. 1822—42.

Eine ungemein reichhaltige Sammlung von kurzen meiſt objectiv gehaltenen Biographien von verſchiedenem Werth. Beinahe alle irgendwie beſonders in der gelehrten Welt hervorragende Männer erhalten hier in ihrem Todesjahre ein biographiſches Denkmal. Die Auffindung der Einzelnen wird erleichtert durch umfaſſende Regiſterbände, welche nach je 10 Jahren erſcheinen.

a. Zeitgenoſſen, Biographien und Characteriſtiken. 6 Bände oder 24 Hefte. Leipzig 1816—21.

—— Neue Reihe. Heft 1—24 oder der geſammten Folge 25—48. 6 Bände. Leipzig 1821—27.

Zeitgenoſſen. Ein biographiſches Magazin für die Geſchichte unſerer Zeit. 3te Reihe redigirt von F. Chr. A. Haſſe. 5 Bde. Leipzig 1834—37.

Ebenfalls eine ſehr reichhaltige biographiſche Sammlung, bei welcher die öffentlichen Charactere vorzugsweiſe berückſichtigt und meiſtens in ſehr freimüthigem Sinne beſprochen worden ſind. Die Sammlung wird nicht mehr fortgeſetzt.

a. **Varnhagen von Enſe.** Biographiſche Denkmale. Berlin 1824—30.

I. 1. Graf Wilhelm zur Lippe.
   2. Graf Matthias von der Schulenburg.
   3. König Theodor von Corſica.

II. 1. Freiherr Georg von Derfflinger.
  2. Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.
III. Blücher.
IV. Paul Flemming. Von Canitz.
  Johann von Beſſer.
V. Graf von Zinzendorf.
(Bd. I — III. 2e Aufl. von 1845.)

Sehr anziehende Biographien mit künſtleriſcher Durchführung, worin der Verfaſſer eine anerkannte Meiſterſchaft bewährt. Beſonders intereſſant di Biographie Zinzendorfs.

a. **Ludwig** (König von Bayern) Walhalla-Genoſſen. München 1842.

Gedrängte Lebens- und Character-Skizzen der berühmten Männer, welche gewürdigt worden ſind, in der von König Ludwig gegründeten Walhalla ein Denkmal zu erhalten. Eigenthümliche Darſtellung.

a. Unſere Zeit in **Biographien** und Bildniſſen. Mit einer Einleitung von Karl Gutzkow. Hamburg 1844—45.

I. 1. Franz Liſzt von Ed. Beurmann.
  2. Karl Immermann von Ad. Stahr.
  3. Albert Thorwaldſen von H. L. Anderſen.

Geiſtvolle Characteriſtiken ſolcher Männer, welche in neueſter Zeit große Celebrität gewonnen haben. Beſonders gelungen iſt Immermann's Characteriſtik von Stahr.

c. **Brougham, Henry** (Ueberſetzung.) Die Staatsmänner während der Regierungsepoche Georgs III. Aus d. Engl. 2 Bde. Pforzheim 1839—40.

Oft treffende Schilderung des politiſchen und ſittlichen Charakters der betreffenden Staatsmänner, aber auch oft getrübt durch politiſche Antipathien und Sympathien.

c. **Mignet, F. A.** Hiſtoriſche Schriften und Abhandlungen. Ueberſetzt von J. J. Stolz. I. Auch unter dem Titel: Biographiſche Bilder von Sieyes, Röderer, Livingſton, Talleyrand, Brouſſais, Merlin, Tracy, Daunou. Leipzig 1843.

Meiſtens akademiſche Reden, die übrigens nicht blos panegyriſch gehalten ſind. Sie zeichnen ſich weniger durch neue Aufſchlüſſe über die beſprochenen Männer, als durch pſychologiſchen Scharfblick und formelle Vollendung aus.

a. **Pitaval,** der neue, eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgeg. von J. E. Hitzig und W. Häring. 7 Bde. Berlin 1842—45.

Gibt, was der Titel verſpricht, ſehr intereſſante Criminalgeſchichten in glücklicher Auswahl und guter Darſtellung.

a. **Alberti, Heinr.** Biographiſche Quartalſchrift für Jünglinge gebildeten Standes. Enthaltend: Jugend und Bildungsgeſchichten berühmter Gelehrten, Künſtler und anderer ausgezeichneter Männer, nebſt überſichtlicher Darſtellung des ſpätern Lebens derſelben. Nach den beſten Quellen bearbeitet und durch Zuſätze erläutert von —. Leipz. 1845. Bis jetzt das erſte Heft des erſten Bandes erſchienen.

Die vorliegende Probe, die eine Biographie des holländiſchen Philologen Wyttenbach enthält, erzählt das Leben dieſes Mannes in wohlgefälligem einfachen Stile und mit richtiger Auswahl der für Jünglinge intereſſanten und belehrenden Momente.

Biographien. Dichter, Künſtler und Kritiker.

c. **Fernow, C. L.** Leben Lodovico Arioſto's. Zürich 1809.

Noch immer empfehlenswerth. Die bekannte Darſtellungsweiſe des Verfaſſers etwas breit und zerfließend,

c. **Gutzkow, Karl.** Börne's Leben. Hamburg 1840.

Keine vollſtändige Lebensbeſchreibung, ſondern fragmentariſche Beſprechung von Börne's Perſönlichkeit mit der Abſicht, ihn gegen Heine's Schmähungen zu vertheidigen.

a. **Bettina von Arnim.** Clemens Brentano. Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten. Charlottenb. 1844.

Erinnerungen, die ohne Zweifel die äußere Wahrheit zur inneren hinzufügen. Viel lautere Poeſie.

a. **Bronner, Franz Xav.** Eigenes Leben. 3 Bde. Zürich 1795—97.

Eine intereſſante Perſönlichkeit, deren Leben man gern durch ſie ſelbſt geſchildert lieſt. Gervinus hat dieſen Idyllendichter gewürdigt.

a. **Hippel's, Th. G.** v. Biographie, zum Theil von ihm ſelbſt verfaßt. Gotha 1800.
(Separatabdruck aus Schlichtegroll's Nekrolog.)

Pikant und unterhaltend. Uebrigens idealiſirt ſich Hippel gehörig und führt ſein Leben nur bis zum Jahr 1761., das Uebrige ergänzend und berichtigend iſt von fremder Hand beigefügt.

c. **Hegner, Ulrich.** Hans Holbein der Jüngere. Mit des Meiſters Bildniſſe. Berlin 1827.

Anmuthige Darſtellung durch einen gründlichen Dilettanten.

c. u. e. **Holtei, K.** v. Vierzig Jahre. 4 Bde. Berlin 1843—44.

Höchſt anmuthige Schilderung eines bewegten Dichter- und Schauſpielerlebens.

c. **Immermann, K.** Memorabilien. 3 Bde. Düſſeldorf 1830—43.

Reliquien des großen Dichters von verſchiedenem Werth; aber kein Stück ohne beſonderes Intereſſe und künſtleriſche Form.

a. **Stahr, Ad.** K. Immermann. 1845.

Liebevolle Schilderung des Dichters, von einem Kritiker, der ihn verſteht.

c. u. d. **Klopſtock** und ſeine Freunde. Briefwechſel der Familie Klopſtock. Herausgeg. von Kl. Schmidt. 2 Bde. Halberſtadt 1810.

Intereſſant und gemüthvoll.

a. **Döring, Heinr.** Klopſtock's Leben. Weimar 1825.

Zweckmäßige Zuſammenſtellung.

c. **Knebel's K. L.** v. litterariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Herausgeg. von K. A. Varnhagen von Enſe u. Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig 1835—36.

Enthält neben Gedichten und kleinen Aufſätzen Knebels hauptſächlich deſſen Briefwechſel, welcher die Hälfte des erſten Bandes, den ganzen zweiten und theilweiſe den dritten füllt. Die Sammlung gehört zu den intereſſanteſten Werken aus der Weimariſchen Periode, und gibt manche wichtige Aufſchlüſſe über litterariſche Notabilitäten jener Zeit. Zur Einleitung iſt ein kurzer Lebensabriß Knebel's von Theodor Mundt vorangeſchickt.

a. **Kobbe, Theod.** v. Humoriſtiſche Erinnerungen aus meinem akademiſchen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19. 2 Bdchen. Bremen 1840.

Humoriſtiſche mit vielen Anekdoten durchwebene Darſtellung. Beſchreibung des Wartburgfeſtes, zu dem der Verfaſſer als Deputirter der Heidelberger Burſchenſchaft reiſte, die bedeutendſte Partie.

c. **Byron, Lord**. (Ueberſetzung.) Briefe und Tagebücher mit Notizen aus ſeinem Leben von Thom. Moore. 4 Bände. Braunſchweig 1830.

c. **Medwin, Th.** (Ueberſetzung.) Geſpräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthalts zu Piſa in den Jahren 1821—22. A. d. Engl. Stuttg. 1825.

Beide Werke unſchätzbare Beiträge zur Lebens- und Charakterſchilderung des ſeltenen Dichters.

a. **Willkomm, E.** Lord Byron. Ein Dichterleben. 3 Bde. Leipzig 1839.

Unterhaltende Verarbeitung von Byrons Dichterleben in Romanform. Hält ſich meiſtens an die hiſtoriſche Wahrheit.

a. **Fouqué, Friedr.** Baron de la Motte. Lebensgeſchichte. Aufgezeichnet durch ihn ſelbſt. Halle 1840.

Anſprechende Selbſtſchilderung, aus der wir den liebenswürdigen Mann und ſeine Poeſie näher kennen lernen.

c. **Körte, Wilh.** Gleim's Leben und Schriften. Aus ſeinen Briefen und Schriften. Halberſtadt 1811.

Führt auf eine anſprechende Weiſe in die litterariſchen Kreiſe des vorigen Jahrhunderts ein; giebt viele Auszüge aus kleinen Schriften und Briefen, und iſt unterhaltend geſchrieben.

a. **Goethe**, Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben. I, 1—3. II, 1—3. Stuttg. u. Tüb. 1811—22.

Wahrheit nach Inhalt, und Dichtung nach Geſtalt. Die liebenswürdigſte, beſcheidenſte, reinſte Schilderung des größten Dichters von ſeinem Sein im Geiſte und ſeinem Werden in der Zeit.

a. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgeg. von Riemer. 6 Bde. Berlin 1833—34.

a. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Bde. Stuttg. und Tüb. 1828—29.

So unſchätzbar für unſere Zeit und ihre Poeſie, wie Cicero's Briefwechſel für ſeine Zeit und ihre Politik.

a. **Eckermann, J. P.** Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens 1823—32. 2 Bde. Leipzig 1836.

Dasjenige Buch, das uns die edle Seite von Goethe's Charakter, ſowie ſein urkräftiges Leben im Großen, Guten, Schönen, ein langes Alter hindurch, ungeſucht am ſicherſten vergegenwärtigt.

c. **Riemer, F. W.** Mittheilungen über Goethe. 2 Bände. Berlin 1841.

Reiche Notizen; auch unerwünſchte Enthüllungen.

c. **Falck, Joh.** Goethe aus ſeinem näheren perſönlichen Umgang dargeſtellt. Leipzig 1832.

Bauſtein zu Goethe's Biographie.

a. Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. (Von Bettina von Arnim.) 3 Thle. Berl. 1835.

Ein Hymnus auf Natur und Poeſie auf den Altar des Genius niedergelegt, der eine große Dichterin zum Bewußtſein ihres verborgenen Reichthums gebracht. Trotz alles Anſcheins wenig Anſpruch auf äußere Wahrheit, deſto mehr Bethätigung der innern.

c. Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgeg. von K. Wagner. Darmſt. 1835.

c. Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Eine ſelbſtändige Folge der Briefe an J. H. Merck. Herausgeg. von K. Wagner. Darmſt. 1838.

Obgleich von Merck handelnd, gehören dieſe beiden Schriften doch hieher, weil ſie vielfache intereſſante Aufſchlüſſe über Goethe's frühere Verhältniſſe und den Einfluß ſeines Freundes Merck auf ihn geben.

a. **Bettina v. Arnim**, Die Günderode. 2 Theile. Grünberg 1840.

An innerer Urſprünglichkeit dem Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde nicht gleichkommend; die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit noch weniger ſchonend; doch Alles voll Witz, Geiſt, Leben und Poeſie, und immerhin mehr gediegenes Gold als Flittergold.

a. Marie Charlotte von **Herder** geb. Flachsland. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders. Herausgeg. von J. G. Müller. 2 Thle. Stuttgart 1820.

Herder von der zarteſten und aufrichtigſten Liebe geſchildert. Das Buch macht den rührendſten Eindruck heiliger Einfalt und Treue.

a. **Döring, H.** J. G. v. Herders Leben. 2e Auflage. Weimar 1829.

Brave Zuſammenſtellung.

a. **Koenig, H.** Aus dem Leben. 2 Bde. Stuttg. 1840. (Selbſtbiographie.)

Beſteht aus einer Reihe einzelner Lebensbilder, welche ſchon früher in Journalen abgedruckt waren. In einem derſelben ſchildert der Verf. ſeine Kämpfe mit der katholiſchen Mutterkirche und die daraus folgende Excommunication. In einem zweiten Stück erzählt er eine Reiſe von Pillnitz bis zum Sonnenſtein, wobei glücklicher Humor mit trefflichen landſchaftlichen Schilderungen und verſtändigen Reflexionen über moderne Lebensfragen abwechſelt. In einem andern ſchildert er einige ruſſiſche Schriftſteller, mit welchen er in Berührung gekommen iſt.

Anmuthiger mitunter manirirt ſpielender Stil.

a. **Döring, Heinr.** Auguſt von Kotzebue's Leben. Weimar 1830.

Einfache Lebensbeſchreibung Kotzebue's mit einer Ueberſicht ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit.

a. **Kotzebue, Aug.** v. Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens, 2 Bde. Berlin 1802.

Kotzebue beſchreibt hier ſeine Verbannung nach Sibirien und ſeinen dortigen Aufenthalt in unterhaltender Weiſe.

a. **Gruber, J. G.** Auguſt Lafontaine's Leben und Wirken. Halle 1833.

Unterhaltende apologetiſch gehaltene Biographie des bekannten fruchtbaren Romanſchriftſtellers.

a. **Laun, Fr.** Memoiren. 3 Theile. Bunzlau 1837.

Der Verfaſſer, der mit manchen bedeutenden litterariſchen Notabilitäten, namentlich auch mit Tieck in Berührung gekommen war, erzählt mit Redſeligkeit manches Intereſſante.

a. **Lewald, Aug.** Ein Menſchenleben. 6 Bde. Leipz. 1844.

Behagliche Darſtellung mannigfaltiger Erlebniſſe und Schilderung von Perſönlichkeiten. Als Beitrag zur Charakteriſtik ſeines Bildungsgangs hat der Verfaſſer von ſeinen Productionen auf verſchiedenen Gebieten der Dichtung Manches mitaufgenommen.

Das Ganze bietet eine unterhaltende Lektüre.

a. **Lichtenſtein, Ulrich** v. Frauendienſt oder Geſchichte und Liebe des Ritters —; von ihm ſelbſt beſchrieben. Herausgeg. von Ludw. Tieck. Stuttg. und Tüb. 1812.

Anmuthige naive Erzählung, nicht ohne poetiſchen Werth. Zugleich eine Hauptquelle für Kenntniß des ritterlichen Lebens und Minnens im Mittelalter.

c. **Helbig, Karl Guſt.** Liscow, Chriſtian Ludwig. Ein Beitrag zur Litteratur und Kulturgeſchichte des 18ten Jahrhunderts. Dresden u. Leipzig 1844.

Sehr tüchtige Arbeit und willkommener Beitrag zur Geſchichte des Wiederauflebens deutſcher Litteratur. Treffende Charakteriſtik Liscow's.

c. **Lotz, G.** Marie Malibran als Weib und Künſtlerin. Leipzig 1839.

Freunden der Bühne und des Geſangs ohne Zweifel willkommen.

c. **Grüneiſen, Karl.** Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmanns und Reformators im 16ten Jahrhundert. Stuttgart 1837.

Eine erſchöpfende, lebendige, den Leſer nie ermüdende Schilderung von dem Leben und Wirken des großen Berner'ſchen Malers und Reformators.

c. **Stahr, Ad.** Joh. Heinr. Merck. Ein Denkmal. Oldenburg 1840.

Mit viel Geiſt und Pietät geſchrieben, doch ohne die einzelnen Züge des berühmten Freundes und Feindes von Goethe künſtleriſch zu einem perſönlichen Ganzen zu verbinden.

c. **Nicolai, Fr.** Selbſtbiographie. Herausgegeben von M. S. Löwe. Berlin 1806.

Geſcheidt und kleinlich. Charakteriſtiſch für den Mann und für die Zeitſchilderung wichtig.

c. **Göckingk, L. F. G.** v. Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.

Getreue Erzählung.

c. u. d. **Pichler,** Caroline, geb. v. Greiner. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Herausgeg. von Ferd. Wolf. 4 Bde. Wien 1844.

Intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Sitten und Litteratur Oeſterreichs, um ſo mehr, da die Verfaſſerin mit faſt allen litterariſchen Notabilitäten Oeſterreichs in vielfacher Berührung ſtand. Das Ganze gibt einen wohlthuenden Geſammteindruck einer edlen geiſtig geſunden Perſönlichkeit.

c. u. d. **Rahel.** Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.

Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. 3 Bde. Berlin 1834.

Der ſcharf- tief- und feinſinnigſte Gedankenwechſel, in dem Rahel Varnhagen von Enſe, geb. Robert-Levin, einer der durchdringendſten Geiſter unſerer Zeit, über Hohes und Tiefes der Welt und Zeit, mit den geiſtvollſten Männern und Frauen des Jahrhunderts, und mit ſich ſelbſt, vierzig Jahre lang (1793 – 1833.) geſtanden; der Welt nach ihrem Tode vom Gatten mitgetheilt.

c. **Hoffmeiſter, K.** Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke. 5 Bde. Stuttgart 1837—42.

Die reichhaltigſte Biographie Schillers aus den Quellen, der des edlen und warmen Verfaſſers ganze Aeſthetik eingewoben iſt.

a. **Schwab, G.** Schiller's Leben. Stuttgart 1840.
—— Octav-Ausgabe. Stuttg. 1841.

Gleichfalls aus den Quellen und aus mündlichen Nachrichten, der ſchwindenden Generation Schillers entlockt; der Verf. ſuchte als Dichter den Dichter zu begreifen und zu ſchildern.

a. **Carlyle, Thomas.** Leben Schillers, aus dem Engl., eingeleitet von Goethe. Frankf. a. M. 1830.

Des ſpäter berühmt gewordenen Hiſtorikers und Schöngeiſts kritiſche Auffaſſung und Zuſammenreihung vieler zum Theil an Ort und Stelle geſammelter Notizen von Schiller.

a. **Wolzogen, Karol.** v., Fr. v. Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eigenen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner. 2 Bde. Stuttgart 1830.

Unſchätzbare Mittheilungen über Schiller aus Familienpapieren, einem treuen Gedächtniß und einem zärtlichen Freundesherzen von einem hochgebildeten weiblichen Geiſte.

a. **Döring, H.** Fr. Schiller's Leben. neueſte Ausg. Jena 1841.

Fleißige, manches Neue herbeiſchaffende Biographie des Dichters.

a. **Richter, Jean Paul, Fr.** Ein biographiſcher Commentar zu deſſen Werken von Rich. Otto Spazier. 5 Bde. Leipzig 1833.

a. **Döring, H.** Jean Paul Fried. Richters Leben und Characteriſtik. Nach ſeinen Briefen und andr. Mittheilungen. 2 Bdchn. Leipzig 1830—31.

a. **Richter, J. P., Fr.** Briefwechſel mit ſeinem Freunde H. Chr. Otto. 4 Bde. Berlin 1832—33.

a. —— Wahrheit aus meinem Leben. Heft 1—6. Breslau 1826—31.

Lauter willkommene Beiträge zur Biographie und Charakteriſtik Jean Pauls, der wichtigſte von ihm ſelbſt, in den zwei letzten Werken.

Die an eine Geſchichte ſeiner Werke ſich anſchließende Biographie ſeines Neffen iſt zwar etwas weitſchweifig, giebt aber intereſſante Aufſchlüſſe über die Entwicklung der eigenthümlichen Weltanſicht des Dichters.

c. **Schulz, H. W.,** K. Fr. v. Rumohr, ſein Leben und ſeine Schriften. Leipzig 1844.

Die Aufgabe mit Liebe und Einſicht gelöſt. Gute, überſichtliche Skizze, die einer detaillirteren Ausführung als Leitfaden dienen kann.

c. **Schubart, Chriſt. Fr. Dan.** Leben und Geſinnungen von ihm im Kerker aufgeſetzt. 2 Bde. Stuttg. 1791—92.

c. —— **Chr. Fr. Dan.** Von ſeinem Sohne Ludwig. Erlangen 1798.

Confeſſionen in Rouſſeau's Manier, aber nicht von einem feinen Genfer, ſondern von einem verwilderten Schwabengenie; übrigens voll Leben, Empfindung und den edelſten Regungen. Der merkwürdigſten dieſer äußern und innern Erlebniſſe hat ſich bereits die Poeſie mit Glück bemächtigt.

Ergänzung des Obigen durch die liebende Feder eines talentvollen Sohnes.

a. **Lockharts** (Ueberſetzung.) Memoirs of the life of Sir Walter Scott. Deutſch bearbeitet unter dem Titel: Walter Scott und ſeine Freunde. Nach Lockhart und den beſten Originalquellen bearbeitet von Moritz Brühl. 5 Bändchen. Leipzig 1839—41.

Eine ausführliche mit vieler Pietät von Scotts Schwiegerſohne entworfene Lebensgeſchichte W. Scotts mit Beiziehung anderer Quellen im Auszug bearbeitet.

c. **Rötſcher, H. Th.** Seydelmanns Leben und Wirken. Berlin 1845.

Da der Verfaſſer in ſeinen äſthetiſchen Werken ein ſo richtiges feines Verſtändniß der dramatiſchen Kunſt beurkundet hat, ſo iſt zu erwarten, daß dieſe eben erſchienene Charakteriſtik eines berühmten Mimen Ausgezeichnetes geben wird.

a. **Shakſpeare** und ſeine Freunde oder das goldene Zeitalter des luſtigen Englands. Nach dem Engl. v. W. Alexis. 3 Bände. Berlin 1839.

a. **Tieck, L.** Dichterleben. Novellenkranz 1831.

a. **Koenig, H.** Williams Dichten und Trachten. 2 Bände. Hanau 1839.

Das Leben des größten Dichters als Dichtung in Dichterſeelen wiedergeſtempelt; das erſte Buch mit ganz hiſtoriſchem Hintergrund.

a. **Voß, Joh. Heinr.** Abriß meines Lebens. Rudolſtadt 1838.

Vortreffliche Genrebilder.

a. **Döring, Heinr.** Joh. Heinrich Voß. Weimar 1834.

Zweckmäßige Zuſammenſtellung eines fleißigen Gelehrten.

c. **Gruber, J. G.,** C. M. Wieland's Leben. 4 Theile. Leipzig 1827–28.

Gründliche und wahrhafte Schilderung.

Philoſophen.

c. **Guhrauer, G. E.,** Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Eine Biographie 2 Bde. Breslau 1842.

Eine gründliche Arbeit, die mit Liebe und tiefem Verſtändniß auf die Perſönlichkeit und die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen des großen Philoſophen eingeht.

c. **Wolffs, Chriſtian,** eigene Lebensbeſchreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig 1841.

Naive Selbſtbiographie, die ausführliche Nachricht giebt über alle dem Verfaſſer widerfahrenen Ehren und Verfolgungen. Reichhaltig auch die Beilagen des Herausgebers, der alle intereſſantere Partien in Wolffs Leben näher beleuchtet und am Schluß eine treffende Characteriſtik von der Wolff'ſchen Philoſophie beifügt.

c. **Borowsky, Ludw. Ernſt.** Darſtellung des Lebens u. Characters Imman. Kants. Königsberg 1804.

Liefert gute Materialien für die früheren Lebensverhältniſſe Kants, berichtet aber über ſeine Glanzperiode nur oberflächlich. Der Verfaſſer einer der älteſten Schüler Kants.

c. **Jachmann, Reinhold Bernh.** Immanuel Kant, geſchildert in Briefen an einen Freund. Königsberg 1804.

Der Verfaſſer dieſer Biographie war viele Jahre hindurch Kants Amanuenſis und zwar in deſſen glänzendſter Periode. Giebt am meiſten ein Bild von Kants Perſönlichkeit.

c. **Waſianski, E. A. Ch.,** Immanuel Kant in ſeinen letzten Lebensjahren. Königsberg 1804.

Ein treuer Bericht über das allmählige Erlöſchen der geiſtigen und körperlichen Kräfte Kants.

c. **Kant, Immanuel.** Sämmtliche Werke.

XI. 1. Abth. unter dem Titel: Immanuel Kants Briefe, Erklärungen. Fragmente aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von Friedr. Wilh. Schubert. Leipzig 1842.

Enthält beinahe alle Briefe, die von Kant aufzutreiben waren.

XI. 2. Abth. unter dem Titel: Immanuel Kants Biographie. Zum großen Theil nach handſchriftlichen Nachrichten dargeſtellt von Friedr. Wilh. Schubert. Leipzig 1842.

Faßt alle vorhandenen Notizen in einfacher Darſtellung zuſammen.

a. **Fichte, Imman. Herm.,** Joh. Gottlieb Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel 2 Bde. Sulzbach 1830–31.

Eine ſehr intereſſante Biographie des großen Philoſophen aus der Feder ſeines Sohnes, die viel dazu beigetragen hat, die Perſönlichkeit und das Syſtem J. G. Fichtes unter den jüngeren Zeitgenoſſen bekannter zu machen.

c. **Reinhold, Chr. Er. Gli. Jens.** K. L. Reinhold's Leben und literariſches Wirken nebſt einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer philoſophirender Zeitgenoſſen an ihn. Mit K. L. Reinholds Bildniß. Jena 1826.

Ein reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte der philoſophiſchen Beſtrebungen am Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts.

a. **(Krug, W. Traug.)** Meine Lebensreiſe in 6 Stationen beſchrieben von Urceus. Leipzig 1825.

Eine etwas leicht gehaltene Selbſtbiographie des bekannten Popular-Philoſophen.

Theologen und Kirchenmänner.

a. **Hoßbach, Wilh.** Joh. Val. Andreä und ſein Zeitalter. Berlin 1819.

Das Leben und die Schriften des als myſtiſcher Theolog und geiſtreicher Schriftſteller für ſeine Zeit höchſt bedeutenden Mannes werden hier in kurzer Skizze treffend characteriſirt.

a. **Giuſſano, Joh. Peter** (Ueberſetzung.) Leben des heil. Karl Borromäus, Cardinals und Erzbiſchofs von Mailand. Aus dem Italieniſchen von Theod. Friedr. Klitſche. 2 Bände. Augsburg 1836.

Das Leben und Wirken eines der edelſten, wohlthätigſten Kirchenfürſten von ſeinem Freund und Geheimſchreiber im Stil gläubiger Kirchlichkeit erzählt.

a. **Burck, Joh. Chr. Fr.**, J. A. Bengel's Leben und Wirken. Stuttgart 1831.

Der prophetiſche Ausleger der Offenbarung Johannis von einem in ſeine theologiſche Richtung eingehenden Urenkel als Vorbild eines ächten Theologen aus der alten Zeit geſchildert.

c. **Ellendorf, J.** Der heil. Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie ſeiner Zeit. Eſſen 1837.

Benützt die eifernden prophetiſchen Reden des Heiligen, um das Verderben der Kirche ſeiner Zeit daraus nachzuweiſen; erkennt übrigens die religiöſe kirchliche Begeiſterung Bernhards in vollem Maaße an.

c. **Neander, Aug.** Der heilige Bernhard und ſein Zeitalter. Berlin 1830.

Eine auf gründlichen Forſchungen beruhende gemüthliche Darſtellung.

c. **Ratisbonne, T.** Geſchichte des heil. Bernhard. Ueberſ. von C. Reiching. 2 Bde. Tübingen 1843.

Gewandte und gefällige Darſtellung im Stile ſtrenger Kirchlichkeit. Uebertrifft ſeine beiden Vorgänger an Reichthum des hiſtoriſchen Materials.

a. Dinter's Leben von ihm ſelbſt beſchrieben. Neuſtadt an der Orla 1830.

Lebendig und anziehend, des tiefern Ernſtes hier und da ermangelnd.

c. **Müller, Adolf.** Leben des Erasmus von Rotterdam. Mit einleitenden Betrachtungen über die analoge Entwicklung der Menſchheit und des einzelnen Menſchen. Ham-

Die Einleitung nimmt etwa den vierten Theil des Buches ein und iſt eine ſtellenweiſe auf Schelling'ſcher Weltanſchauung beruhende Philoſophie der Geſchichte. Das Leben des Erasmus ſelbſt iſt anſprechend geſchildert und zeichnet ſich durch eine ſorgſame Sichtung und Darſtellung aus.

a. **Malan, J. C.** Chavin de (Ueberſetzung.) Geſchichte des heiligen Franciscus von Aſſiſi 1182—1226. Aus dem Franz. München 1842.

Beruht auf umfaſſenden Quellenſtudien, deſſen Ergebniſſe in kindlich frommer Sprache und mit ſehr gläubiger Stimmung dargelegt werden.

o. **Vogt, Ed.** Der heil. Franciscus von Aſſiſi. Ein biographiſcher Verſuch. Tübingen 1840.

Steht der hauptſächlichen Bearbeitung an Umfang des Quellenſtudiums nach, kommt ihr aber gleich in kindlich gläubiger Auffaſſung des Heiligen.

a. **Guericke, H. E. F.,** Auguſt Hermann Francke. Eine Denkſchrift zur Säcularfeier ſeines Todes. Halle 1827.

Der fromme Stifter des halliſchen Pädagogiums wird hier von einem geiſtesverwandten Theologen mit vieler Liebe geſchildert. Vorherrſchend iſt die religiöſe und theologiſche Würdigung des Mannes.

o. **Katerkamp, Theod.** Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürſtin von Gallitzin. Münſter 1828.

Sehr intereſſant, da die Fürſtin nicht nur an und für ſich eine geiſtig bedeutende, ſondern für Litteratur und kirchliche Beſtrebungen der neueſten Zeit ſehr einflußreiche Perſönlichkeit war.

o. **Jung, Joh. Heinr.** (genannt Stilling.) Lebensbeſchreibung. 5 Thle. Berlin 1777—1804.
6r Theil herausgeg. von W. Schwarz. Heidelberg 1817.
Neueſte Ausgabe in Jung-Stillings ſämmtlichen Werken. Stuttgart 1843. (die erſten Theile der neuen Ausgabe enthalten die Lebensbeſchreibung.)

Obgleich der Verfaſſer zugleich auch Arzt, Finanzmann und Dichter war, ſo iſt er unter die Theologen eingereiht, weil er den Gang ſeines Lebens auf die unmittelbare Leitung der göttlichen Fürſehung zurückführt. Dieſe Biographie iſt übrigens ein ſo lieblich kindliches Gemälde, das mit Recht zu großer Berühmtheit gelangte. So wunderbar auch manches Erzählte klingt, gibt es doch alles vom Größten bis zum Kleinſten Erlebten, unverfälſchte Wahrheit.

a. **Rudhart, Georg Thom.** Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet. Nürnb. 1829.

Eine gediegene Monographie, welche einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte Englands unter Heinrich VIII. gibt, und den trefflichen Morus nach ſeiner politiſchen, kirchlichen, literariſchen und perſönlichen Bedeutung ſchildert.

c. **Lücke, F.** Erinnerungen an K. O. Müller. Gött. 1841.

Treffende Charakteriſtik des berühmten Archäologen von der Hand eines vertrauten Freundes.

c. **Scharpff, Franz Ant.** Der Cardinal und Biſchof Nicolaus von Cuſa. Ein Beitrag zur Geſchichte der Reformation innerhalb der katholiſchen Kirche im 15n Jahrhundert. Erſter Band. Mainz 1843.

Ein ſehr gründliches und auf umfaſſendes Quellenſtudium geſtütztes Werk. Im katholiſchen Sinne geſchrieben, doch nicht ohne freimüthige Anerkennung des Bedürfniſſes einer Reform der Kirche.

c. **Oetinger, Fr. Chriſtoph.** Selbſtbiographie. Herausgeg. von Jul. Hamberger. Mit einem Vorwort von G. H. v. Schubert. Stuttg. 1845.

Kräftige Selbſtbiographie eines der geiſtvollſten mystiſchen Theologen, deſſen ſpeculative Bedeutung von dem Herausgeber treffend gewürdigt wird.

a. **Abel, Jak. Fr.** Lebensbeſchreibung Johann Oſianders. Tübingen 1795.

a. **Schmidt,** (Pfarrer in Truchtelfingen.) Johannes Oſiander. Eine Volksſchrift, worin erzählt wird von einem würtembergiſchen Magiſter, der nach einander Profeſſor, Oberkriegscommiſſair, Oberkriegsrath, Commandant des Schloſſes und der Stadt Tübingen, Prälat, Director des Conſiſtoriums, Geheimerrath ꝛc. geworden iſt. Tübingen 1843.

Beide Schriften enthalten eine kurze Lebensbeſchreibung eines durch Vielſeitigkeit und Glück merkwürdigen würtembergiſchen Theologen aus dem Ende des 17n und Anfang des 18n Jahrhunderts. Die erſte aus älterer Zeit iſt etwas breit gehalten, die zweite eine einfache populäre Erzählung.

a. **Reuchlin, Herm.** Pascals Leben und der Geiſt ſeiner Schriften. Stuttg. und Tüb. 1841.

Neue Quellenforſchungen, durchaus [illegible]; eine [illegible] Liebe zu dem edeln Gegenſtand angeregte, gewählteſte Darſtellung. Aber die Anordnung und der Stil des Buchs zeigen zu wenig organiſche Einheit und machen es dadurch unbequem und zuweilen unverſtändlich.

c. **Lücke, Fr.** D. Gottlieb Jakob Planck. Nebſt einer erneuerten biographiſchen Mittheilung über Heinr. Ludw. Planck. Göttingen 1835.

Ausgezeichnete Biographie des berühmten Göttinger Kirchenhiſtorikers, dem der Verfaſſer in ſeiner ſchönen Lebensperiode nahe ſtand.

c. **Mayerhoff, E. T.** Joh. Reuchlin und ſeine Zeit. Ber-
lin 1830.

Der Verfaſſer, ein Schüler Neander's, giebt hier einen angenehm
ſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte der Reformationszeit.

n. **Schartau's, Heinr.** Leben und Lehre. Ein Lebensbi
aus der ſchwediſchen Kirche. Leipzig 1843.

Leben eines im Jahr 1825 verſtorbenen ſchwediſchen Geiſtlichen. I
ſeiner Jugend verfiel er nach weltlichen Verlockungen einige Jahre de
Herrnhutianismus anheim, mag er ſo den ſchweren Verirrungen ſeiner Ze
halte ſich. Begeiſtert iſt, was über Schartau's Wirkſamkeit als Predig
Katechet, geiſtlicher Freund, mitgetheilt wird, wobei wir überall einen v
lebendigen Chriſtenthum erfüllten Geiſt kennen lernen.

n. **Semler, J. S.** Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt a
gefaßt. 2 Bde. Halle 1781—82.

Sehr intereſſant für die Geſchichte des Halliſchen Pietismus in deſ
Schulanſtalt Semler ſeine Jugendbildung erhielt, ſowie für die Kenntniß
theologiſchen Beſtrebungen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

f. **Hoßbach, Wilh.** Phil. Jak. Spener und ſeine Ze
2 Bde. Berlin 1828.

Eine durch warme Auffaſſung anſprechende Biographie Spener
deſſen ſein theologiſche Richtung, gemildert der ſtarren Orthodoxie ſein
Zeitalters, von einem geiſtesverwandten Theologen auf anſprechende We
dargelegt wird. Reichliche Auszüge aus Spener's Schriften ſind geſchickt
die Darſtellung verwebt.

n. **Southey, Rob.** John Wesley's Leben. Die Entſtehun
und Verbreitung des Methodismus. Nach dem Engliſch
bearbeitet und herausgegeben von Friedr. Ad. Krummache
2 Bde. Hamburg 1828.

Sehr anſprechende lebendige Behandlung des Gegenſtandes von ein
freieren religiöſen Standpunkt aus. Werthvoller Beitrag zur engliſchen K
chengeſchichte und unterhaltende Lectüre.

Staatsmänner.

c. **Asseburg, Achaz Ferd. von der,** Denkwürdigkeite
Mit einer Vorrede von Varnhagen von Enſe. Berl. 18

Sammlung denkwürdiger Begebenheiten aus der Periode 1740—17
Für den Geſchichtsforſcher eine reiche Quelle und für den Diplomaten e
Amtsgenoſſe nützliche Erfahrungen. Von dem Privatleben des Verfaſſ
aber erfährt man wenig. Varnhagen bezeichnet das Buch als ein Werk,

durch Maaß des Ausdrucks, wie der Urtheile, durch Klarheit und Scharfblick, wie durch Sachkenntniß und Umſicht, die Darſtellung eines in Welt und Geſchäften bei Eingeweihten zu erkennen gibt. Achaz Ferdinand trat 1741 in die Dienſte des Landgrafen von Heſſen-Caſſel; zwei Jahre darauf ward er Regierungsrath und als ſolcher zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen benutzt. Schon 1752 zum Geh. Regierungsrath ernannt, reiſte er in Privatangelegenheiten nach Copenhagen und ließ ſich dort bewegen, in Däniſche Dienſte zu treten. Wir finden nun ihn von 1754 bis 1760 in Stockholm, ſpäter im J. 1762 am Hofe ſeines Landesherrn in Berlin, wo er mit ruſſiſchen Bevollmächtigten wegen der Anſprüche, welche Kaiſer Peter III, regierender Herzog von Holſtein-Gottorp an den Däniſchen Hof machte, unterhandelte. Der Tod des Kaiſers beſeitigte dieſe Unterhandlungen; A. ging nach Hanau, wo er die Vermählung des Erbprinzen Wilhelm mit einer Tochter König Friedrichs V. von Dänemark zu Stande brachte. Kurze Zeit weilte er darauf als Geſandter am württembergiſchen Hofe und in derſelben Eigenſchaft 1765 — 68. zu St. Petersburg; hier vermittelte er den Austauſch desjenigen Antheils am Herzogthume Holſtein, den Rußland beſaß, gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, und wurde dafür, nachdem er ſchon 1767. däniſcher Geheimerrath geworden war, von Chriſtian VII. zum Geheimen Conferenz-Rath ernannt. Im Jahre 1768. betrat er wiederum Stuttgart als däniſcher Geſandter, doch nur bis 1771, in welchem Jahre er mit Genehmigung des Königs von Dänemark den Däniſchen Staatsdienſt mit dem ruſſiſchen vertauſchte. Die Kaiſerin Katharina II. gab ihm den ehrenvollen Auftrag, unter den deutſchen proteſtantiſchen Prinzeſſinnen eine Gemahlin für den Großfürſten Paul auszuwählen. Aſſeburg rieth aber Berlin, wo der große Friedrich den Wunſch äußerte, daß die Wahl der Kaiſerin auf eine darmſtädtiſche Prinzeſſin fallen möge. Bekanntlich ging dieſer Wunſch in Erfüllung, jedoch ſtarb die Großfürſtin Wilhelmine ſchon 1776. im Wochenbette. — Später wurde A. kaiſerlich ruſſiſcher Geſandter am Reichstage zu Regensburg, in welcher Thätigkeit er bis zu ſeinem Tode (13. März 1797.) verharrte. Mannigfache Beilagen erhöhen den Werth dieſes für die deutſche, ſo wie für die däniſche und ruſſiſche Geſchichte des vorigen Jahrhunderts belangreichen Werkes.

s. **Franklin, Benj.** Leben und ausgewählte Schriften. Leipzig 1838.

s. —— Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Leipzig 1839.

s. Leben Benjamin Franklin's, beſchrieben für das Volk. Ulm 1845.

Eine Hauptgabe der Volksſchriften; als Leſebuch für den Bürger dringend zu empfehlen.

c. **Luden, Heinr.** Hugo Grotius nach ſeinen Schickſalen und Schriften dargeſtellt. Berlin 1806.

Eine Jugendarbeit des Verfaſſers, in welcher er den Verſuch macht, die biographiſche Aufgabe von einem höhern Standpunct aus aufzufaſſen, auf welchem bedeutende Individuen als concentrirte Lichtpuncte einer ganzen großen Fläche erſcheinen. Das hiſtoriſche Material iſt zwar fleißig geſammelt, aber im Ganzen iſt die Darſtellung für eine litterarhiſtoriſche Würdigung des Hugo Grotius ungenügend.

c. **Varnhagen von Enſe.** Hans von Held. Ein preußiſches Charakterbild. Leipzig 1845.

Held war der Verfaſſer des „Schwarzen Buchs" und ſeine Lebensgeſchichte ſtellt uns die politiſche Kriſis Preußens vor Augen. In jenem Buche hatte er nämlich mit beiſpielloſer Freimüthigkeit und Schärfe die Staatsminiſter Hoym und Goldbeck und den ganzen preußiſchen Beamtenmechanismus angegriffen.

a. **Huber.** Etwas von meinem Lebenslauf und von meiner Muße auf der Feſtung. Stuttg. 1798.

Merkwürdige Selbſtbekenntniſſe eines aus ſeinem Knechtſinn bei Zeiten erwachten und zum Patrioten und Märtyrer gewordenen Dieners abſoluter Gewalt.

c. **Jochmann's von Pernau, K. G.** Reliquien. Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren geſammelt von H. Zſchokke. 3 Bde. Hechingen 1836—38.

Jochmann, ein Liefländer von Geburt, durch Reiſen vielſeitig gebildet, geiſtreicher Politiker aus Schlabrendorf's Kreiſe. Die vorliegenden Fragmente enthalten verſchiedene politiſche Betrachtungen, worunter „die Bürgſchaften der engliſchen Verfaſſung" das Wichtigſte ſein dürften. Glänzender Converſationston mit blitzenden Gedanken.

c. **Lang, K. H.** Ritter v., Memoiren. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reiſen und meiner Zeit. 2 Bde. Braunſchweig 1842.

Feſſelnde und beluſtigende Geſchichten voll Witz, Satire und Uebertreibung in der wohlbekannten Manier des Hammelburgers. Giebt über die Verhältniſſe in Baiern unter Max Joſeph ſehr intereſſante Nachrichten und Aufſchlüſſe, die jedoch mit Vorſicht zu benutzen ſind.

a. **Moſer, Joh. Jak.** Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. 4 Bde. Frankf. und Leipzig 1777—83.

Höchſt anziehende Selbſtbiographie eines ehrwürdigen und frommen Patrioten, der für das allgemeine wie das beſondere Vaterland gearbeitet, gewirkt, geſtritten und gelitten, wie ſein Sohn F. K. v. Moſer ſagt.

c. **Reinhard, Wilh.** Bekenntniſſe aus Leben und Meinungen. 2 Bde. Karlsruhe 1840.

Selbſtbiographie eines höhern badiſchen Beamten. Tiefe Einblicke ins menſchliche Herz, warme an Sterne erinnernde Stellen, lehrreiche Winke und Erfahrungen in Menge, daneben aber Vorliebe zu ſchmutzigen Anekdoten.

a. **Saſtrowen,** Bartholomäus, Herkommen, Geburt und Lauf ſeines ganzen Lebens, auch was ſich in dem Denkwürdiges zugetragen, ſo er mehrentheils ſelbſt geſehen und gegenwärtig mit angehört hat, von ihm ſelbſt beſchrieben. Aus der Handſchrift herausgegeben und erläutert von G. Ch. F. Mohnike. 3 Bde. Greifswald 1823—24.

Der Verfaſſer nahm als Geſchäftsträger der pommerſchen Fürſten an manchen politiſchen Verhandlungen zur Zeit der Reformation ſelbſtthätigen Antheil, war namentlich auf dem Augsburger Reichstag gegenwärtig, und ſeine Aufzeichnungen, in welchen er eine glückliche Beobachtungsgabe und geſundes Urtheil zeigt, bilden eine der wichtigſten Quellen für die Geſchichte dieſer Zeit.

c. **Nicolovius, Alfred.** Johann Georg Schloſſer's Leben und litterariſches Wirken. Bonn 1844.

Schloſſer, Goethe's Schwager, ein praktiſch-verſtändiger Mann, der die Humanitätsbeſtrebungen des vorigen Jahrhunderts aufs Würdigſte in amtlicher und litterariſcher Wirkſamkeit repräſentirte, wird hier von der Pietät des Enkels in einer ſehr anſprechenden Darſtellung geſchildert. Heyne zählte ihn unter die viros summos ſeiner Zeit, weil in ihm der Geiſt des klaſſiſchen Alterthums praktiſch und perſönlich geworden ſei.

c. Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen. Drei Briefe an ihn nebſt einigen Angaben aus ſeinem Nachlaß und einer biographiſchen Skizze als Einleitung, herausgegeben von J. M. Hamburg 1836.

Eine ausgezeichnete Perſönlichkeit aus dem Kreiſe Klopſtock's und Bernſtorff's tritt uns in dieſen Mittheilungen entgegen, welche aus dem Gebiete eines geiſtreichen Privatlebens entnommen ſind.

b. **Schomburg, Karl** (Bürgermeiſter in Kaſſel.), Briefwechſel und Nachlaß mit biographiſchen Andeutungen herausgeg. von Karl Bernhardi. Kaſſel 1843.

Eine höchſt edle Perſönlichkeit, die ſich im Familienleben von der liebenswürdigſten Seite zeigt, im gewiſſenhaften Ringen nach Wahrheit ein reiches geiſtiges Leben offenbart und in der politiſchen Wirkſamkeit einen feſten deutſchen Charakter bewährt.

c. **Baumſtark, Ed.** Ant. Fr. Juſt. Thibaut. Blätter der

Erinnerung für ſeine Verehrer und für die Freunde der reinen Tonkunſt. Leipzig 1841.

Eine begeiſterte Charakteriſtik Thibaut's, die vorzugsweiſe ſeine muſikaliſche Richtung in's Auge faßt.

c. **Luden, Heinr.** Chriſtian Thomaſius nach ſeinen Schickſalen und Schriften. Berlin 1805.

Eine biographiſche Jugendarbeit des Verfaſſers, an welcher er als Schüler Johann v. Müller's ſeine hiſtoriſche Darſtellung üben wollte.

c. **Sparks, Jared.** Leben und Briefwechſel Ge. Waſhington's. Nach dem Engl. im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. 2 Bde. Leipzig 1839.

Das beſte Werk über den Begründer der nordamerikaniſchen Freiheit. Feſſelnde Darſtellung, in welcher ſich Waſhington's Geiſteshoheit und Einfachheit wiederſpiegelt. Der zweite Theil beſteht aus Briefen, Proclamationen und Denkſchriften, welche hier in einer gehaltvollen und zweckmäßigen Auswahl gegeben ſind. Nähere Erläuterungen über amerikaniſche Verhältniſſe, die für den deutſchen Leſer oft wünſchenswerth wären, ſind nicht beigegeben.

a. **Weitzel, J.** Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 2 Bde. Leipzig 1821.

Politiſche Betrachtungen eines begeiſterten Anhängers der franzöſiſchen Revolution aus den Rheinlanden.

c. **Weick, Wilderich.** Reliquien von Ludw. Winter, Großherzoglich badiſchem Staatsminiſter und früherem Abgeordneten der zweiten Ständekammer. Biographie und Schriften. Freiburg 1843.

Die Schrift beſteht zum Theil in einer ziemlich ausführlichen Biographie, in welcher Winters Privatleben entſprechend geſchildert, ſeine ſtändiſche und miniſterielle Wirkſamkeit nach Wahrheit und Verdienſt gewürdigt wird. Der übrige Theil des Buches enthält Landtagsreden, Berichte und eine ſtaatsrechtliche Abhandlung über den Streit Badens mit Baiern.

a. **Zachariä, Karl Salomo** v. Lingenthal. Biographiſcher und juriſtiſcher Nachlaß. Herausgeg. von deſſen Sohne K. E. Zachariä von Lingenthal. Stuttg. u. Tüb. 1843.

Autobiographie vom Jahr 1823, ein ergänzender Nachtrag von dem Sohn mit Verzeichniß der ſämmtlichen Schriften, Journalartikel und Recenſionen des Vaters. Die andere Hälfte enthält einige kleinere juriſtiſche Aufſätze Zachariä's.

c. **Wit, Ferd. Theod.** genannt v. Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. 4 Bde. Braunſchweig 1827—30.

a. —— Mein Jugendleben und meine Reiſen. Leipz. 1832.

Gebärdet ſich, als hätte er in der politiſchen Welt eine wichtige Rolle geſpielt, iſt jedoch nur ein fahrender Ritter, der durch Sucht nach Abenteuerlichkeit ſich allerdings in verwickelte, politiſch-zweideutige Lagen gebracht hat, von denen er übrigens ſehr unterhaltend zu erzählen weiß.

Kriegshelden.

a. **Förſter, Fr.** Der Feldmarſchall Fürſt Blücher von Wahlſtatt und ſeine Umgebungen. Mit Kupfern. 2e Abdr. Leipzig 1818.

(ſ. auch Varnhagen von Enſe, Biographiſche Denkmale Band III.)

Blücher als Held der Freiheitskriege wird in populärer patriotiſcher Darſtellung behandelt.

c. **Barthold, F. W.** George von Frundsberg oder das deutſche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833.

Sehr wichtig für die Geſchichte des deutſchen Kriegsweſens.

c. **Walchner, K.** und **Joh. Bodent.** Biographie des Truchſeſſen Georg III. von Waldpurg. Aus handſchriftlichen Quellen bearbeitet und mit einem Anhang von Urkunden verſehen. Conſtanz 1832.

Eine gute apologetiſche Biographie des unter dem Namen des Bauern Jörg bekannten Unterdrückers des Bauernkriegs, zu deſſen Geſchichte hier ſehr werthvolle Beiträge geliefert werden.

c. Lebensbeſchreibung Herrn Götzens von Berlichingen. Zum Druck befördert von Verono Franck v. Steigerwald. Nürnberg 1731.

a. Ritterliche Thaten Götz von Berlichingen's. Neuerlich aus den verglichenen Handſchriften gezogen und lesbar gemacht von M. A. Geſſert. Pforzheim 1843.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Kenntniß des Ritterlebens und Geſchichte des 16n Jahrhunderts. Selbſtbiographie.

a. **Falkenſtein, Karl.** Thaddäus Kosciuszko nach ſeinem öffentlichen und häuslichen Leben geſchildert. Zweite umgearbeitete mit dem Bildniß und Facſimile Kosciuszko's, ſowie mit neuen Actenſtücken vermehrte Aufl. Leipz. 1834.

Freiſinnige und unterhaltende Lebensbeſchreibung des polniſchen Freiheitshelden, die als Leſebuch ſehr zu empfehlen iſt. Dieſe neuere Auflage zeichnet ſich vor der erſten durch manche urkundliche, für die Geſchichte wichtige Materialien aus, wobei aber der Mangel an organiſcher Verarbeitung ebenſo fühlbar wird, als bei der früheren Auflage.

a. **Schott, Sigmund.** Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und ſein Freund Karl XII., König von Schweden. Ein biographiſch-hiſtoriſcher Verſuch. Stuttgart 1838.

Unterhaltende Lebensbeſchreibung eines würtembergiſchen Prinzen, welcher ein treuer Freund und Begleiter des ſchwediſchen Eroberers war. Die Geſchichte von des letztern Kriegszügen, ſowie die Thaten des würtembergiſchen Theologen Johann Oſiander, werden in die Erzählung verflochten.

a. **Joachim Nettelbeck,** Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgeg. von J. Ch. L. Haken. 3 Bde. Leipzig 1821—23. Neue Ausgabe. Leipzig 1845.

Aeußerſt intereſſante Selbſterzählung eines vielbewegten Lebens, in welchem ſich eine ungemein kräftige gewandte Perſönlichkeit und patriotiſcher Charakter abſpiegelt.

c. **Prokeſch, A.** Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl von Schwarzenberg. Wien 1823.

In trefflichem Stil abgefaßte Memoiren über den Heerführer der Deutſchen bei Leipzig, von dem geiſtreichen Weltmann und berühmten Schriftſteller Freiherrn Prokeſch von Oſten. Eine ſeiner früheſten Arbeiten.

c. **Lundblad, K.** Leben Karls XII. Königs von Schweden. 2 Bde. Hamburg 1839.

Biographie mit vielem militäriſchen Detail.

c. **Münch, E.** Franz von Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Mit Kupfern und Urkunden. 2 Bde. Stuttg. 1828—29.

Angenehm zu leſende, aber trotz der gelehrten Miene etwas verhudelte Biographie eines der größten deutſchen Männer und Helden.

b. **Trenck, Franz** Freih. von der. Merkwürdiges Leben und Weben des Freiherrn Franz von der Trenck. (Von ihm ſelbſt bis zum J. 1747 geſchrieben.) Wien 1807.

a. **Trenck, Franz,** Freiherr von der, dargeſtellt von einem Unparteiiſchen (C. F. Hübner) mit einer Vorrede von Schubart. 3 Bändchen. Stuttgart 1788.

a. —— **Friedr.** Freih. von der. Merkwürdige Lebensgeſchichte. 3 Bde. Wien 1787. (Von ihm ſelbſt geſchrieben, und auch von ihm ins Franz. überſetzt.)

Merkwürdige Biographien der beiden Vetter, des öſterreichiſchen oder Panduren Trencks, eines heroiſchen Urbilds aus dem Succeſſionskriege, der im Gefängniß auf dem Spielberg, und des preuſſiſchen, jüngeren, des anmuthigen und unter fürchterlichen Qualen ſtandhaften Prahlers aus dem zweiten ſchleſiſchen Kriege, der unter der Guillotine Robespierre's endete. Beide hat die Poeſie von George Sand in ihrem Consuelo verherrlicht und gewiſſermaßen verklärt.

c. **Wallenſtein,** Albrecht v., des Herzogs von Friedland und Mecklenburg, ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627 bis 1634 an Arnheim (v. Arnimb), Aldringer, Gallas, Piccolomini und andere Fürſten und Feldherrn ſeiner Zeit. Mit einer Charakteriſtik des Lebens und der Feldzüge Wallenſteins. Herausgegeben von Fr. Förſter. 3 Thle. Mit 1 Plan und 8 Schrifttaf. Berlin 1828—29.

Eine gründliche Monographie über Wallenſtein, welche die auf uns gekommenen Nachrichten von ſeinem Leben, von ſeiner militäriſchen und adminiſtrativen Thätigkeit aus den Archiven mit großem Fleiße geſammelt und die Unſchuld Wallenſteins an der ihm von Seiten Oeſterreichs vorgeworfenen Verrätherei ziemlich einleuchtend nachweiſt.

Neueſte ſehr intereſſante Characteriſtik Wallenſteins von Freiherrn von Aretin aus bairiſchen Archiven geſchöpft und in einer Rede der Akademie d. W. in München dargelegt. ſ. Allg. Ztg. v. 31 Aug. 1845.

c. **Förſter, Friedr.** Wallenſteins Proceß vor den Schranken des Weltgerichts und des K. K. Fiscus zu Prag. Mit einem Urkundenbuche bisher noch ungedruckter Urkunden. Mit dem in Stahl geſtochenen Bildniſſe und der genau facſimil. Unterſchrift Wallenſteins. Leipz. 1844.

Die Sache Wallenſteins wird hier aus Veranlaſſung der neuerdings von dem Grafen von Mailath gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen und des von ſeinen Nachkommen anhängig gemachten Proceſſes auf's Neue auf dem Grund vorliegender Urkunden unterſucht, wobei Wallenſtein, gegenüber von Oeſterreich, gerechtfertigt und als unſchuldig gemordet erſcheint, vor den Schranken des Weltgerichtes aber den Proceß verliert, weil er auf dem Wege der Intriguen ſein Ziel verfolgt und einer geſchichtlich verurtheilten Sache gedient habe.

a. **Varnhagen v. Enſe, K. A.** Leben des Generals von Seydlitz. Berlin 1834.

Leben des Generals von Winterfeldt. Berlin 1836.

Leben des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin 1841.

Leben des Feldmarſchalls Keith. 1844.

Wie deſſelben Verfaſſers übrige Biographien, kunſtvolle Proben ſeiner Biographik.

a. **Schweinichen,** Ritter Hans von, Lieben, Luſt und Leben der Deutſchen des 16n Jahrhunderts in den Begebenheiten deſſelben von ihm ſelbſt aufgeſetzt und herausgegeben von J. G. G. Büſching. 3 Bde. Leipzig 1820—23.

Schildert die Rohheit und den Müßiggang der adeligen Junker im 16. Jahrhundert mit liebenswürdiger Naivetät, und iſt eine Hauptquelle für die Kenntniß des Treibens an den kleinen deutſchen Höfen jener Zeit.

Hiſtoriker und Philologen.

c. **Dorow, Wilh.** Aufzeichnungen, Aktenſtücke und Briefe zur Begründung hiſtoriſcher Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neueſten Zeit. 3 Theile. Leipzig 1845.

Intereſſante Mittheilungen aus der Zeit von 1790—1827; beſonders preußiſche Verhältniſſe berührend. Theilweiſe durch Rückſichtsloſigkeit verletzend.

c. **Heeren, A. H. L.** Biographiſche und litterariſche Denkſchriften. Göttingen 1823.

Ausführliche Lebensbeſchreibung Heyne's, hauptſächlich ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit berückſichtigend. Als Anhang iſt beigegeben: Andenken an deutſche Hiſtoriker aus den letzten 50 Jahren, worin folgende inbegriffen und zum Theil treffend geſchildert ſind: J. C. Gatterer, J. v. Müller, A. L. v. Schlözer, L. J. v. Spittler, K. L. von Woltmann.

c. **Arndt, E. M.** Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2e Aufl. Leipzig 1842.

Energiſche Schilderungen eines Herzens, einer Phantaſie und eines Geiſtes von unvergleichlicher Friſche. Conterfey der abmarſchirenden alten Zeit ſeit 1780.

c. **Schleſier, G.** Erinnerungen an Wilh. von **Humboldt.** 2 Bde. in 4 Abthlgn. Stuttg. 1843—45.

Mit großem Fleiß, treuer Liebe und durchgehendem Verſtändniß entworfene Schilderung von W. v. Humboldt's Leben, Geiſt und Wirken.

c. **Hurter, Fr.** Geburt und Wiedergeburt. 3 Bde. Schafhauſen, 1844—45.

Der erſte Theil giebt intereſſante pſychologiſche Aufſchlüſſe über des Verfaſſers confeſſionelle Entwicklung, der zweite etwas breite halb erbauliche Reflexionen über Zeitfragen. Der 3te Theil eine eifrige Apologie der Jeſuiten und der neuern ultramontanen Tendenzen.

a. **Jacobs, F.** Perſonalien. Autobiographie. Leipz. 1840.

Legt mit naiver Unbefangenheit des Gemüths ſeine Freuden und Leiden, ſeine Erfahrungen und Bekenntniſſe nieder.

c. **Woltmann, K. L.** v. Joh. v. Müller. Berlin 1810.

Treffende aber nicht gerade wohlwollende Characteriſtik.

a. **Münch, E.** Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten 37 Jahren eines deutſchen Gelehrten mit Rückblicken auf das politiſche, intellectuelle und ſittliche Leben von 1815—1835. 3 Bde. Karlsruhe 1836—38.

Unterhaltende Bilder aus einem ſich nach vielen Seiten hin bewegenden und in mannigfaltigen Beziehungen geſtandenen Leben, die zugleich einen Beitrag zur Characteriſtik des Verfaſſers geben, der andern die Schilderung deſſelben erſpart.

a. **Töppen, Max.** Die Gründung der Univerſität zu Königsberg und das Leben ihres erſten Rectors Georg Sabinus. Königsberg 1844.

Großentheils Geſchichte der Stiftung der Univerſität Königsberg, bei welcher Sabinus eine Hauptrolle ſpielt. Uebrigens werden des Sabinus Lebensgeſchicke ausführlich erzählt und ſeine Wirkſamkeit als Gelehrter, Staatsmann und Dichter treffend gewürdigt.

c. **Heffter, M. W.** Erinnerung an Georg Sabinus. Leipzig 1844.

Gibt einen gedrängten Ueberblick ſeiner vielſeitigen Thätigkeit in gefälliger Darſtellung.

Beide Werke ergänzen einander.

c. **Aug. Ludw. Schlözer,** deſſen öffentliches und Privatleben von ihm ſelbſt beſchrieben. Göttingen 1822.

Selbſtbiographie, die aber mit ſeiner Rückkehr aus Rußland ſchließt.

a. **Schlözer, Chriſt.** v. A. L. v. Schlözers öffentliches u. Privatleben 2 Bde. Leipzig 1828.

Ausführliche Lebensbeſchreibung, die übrigens mehr Materialien, als eine umfaſſende Characteriſtik Schl. giebt.

c. **Bock, Ad.** Schlözer. Ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des 18. Jahrh. Hannover 1844.

Litterariſche Characteriſtik Schlözers, eines liberalen Politikers aus älterer Zeit, der für politiſchen Fortſchritt lauter ſprach und ſprechen durfte, als heutzutage bei Univerſitätslehrern geduldet würde.

a. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen deſſelben und aus Erinnerungen einiger ſeiner nächſten Freunde. 3 Bde. Mit Niebuhr's Bildniß. Hamburg 1838–39.

Briefe Niebuhrs an ſeine Eltern, Braut und Gattin, ſeine Schwägerin Hensler, Graf Moltke und andere befreundete Zeitgenoſſen mit ergänzendem Lebensabriß. Sowohl wegen Niebuhrs gehaltvoller Perſönlichkeit als wegen der Beiträge zur Zeitgeſchichte von großem Intereſſe.

c. **Lieber, Franz.** Erinnerungen aus meinem Zuſammenleben mit Barth. Georg Niebuhr, dem Geſchichtſchreiber Rom's. Aus dem Engl. überſetzt von K. Thibaut. Heidelberg 1837.

Aufzeichnungen von Geſprächen mit Niebuhr über Zeitereigniſſe, Geſchichten und mitlebende litterariſch und politiſch hervorragende Perſönlichkeiten. Zur Einleitung eine biographiſche Skizze. Alles von warmer Pietät durchdrungen.

a. **Niebuhr, B. G.** Karſten Niebuhr's Leben. Kiel 1817.

Leben des berühmten Reiſenden in Arabien, vom Sohne mit Geiſt und Pietät erzählt.

a. **Pahl, J. G.** v. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit. Tübingen 1840.

Selbſtbiographie eines würtembergiſchen Geiſtlichen, der ſeinem angebornen Talent folgend und durch äußere Verhältniſſe begünſtigt, als Geſchäftsmann bei diplomatiſchen und militäriſchen Angelegenheiten ſich betheiligte, auch als Schriftſteller im Gebiet der Journaliſtik, Publiciſtik und Geſchichte ſich einen Namen erworben hat.

c. **Paſſow, Franz.** Leben und Briefe. Eingeleitet von L. Wachler. Herausgeg. von A. Paſſow. Breslau 1839.

Intereſſante Lebensnachrichten des berühmten Philologen, die übrigens ſeine Perſönlichkeit lieb und werth machen.

c. **Pütter, Joh. Steph.** Selbſtbiographie. 2 Bde. Göttingen 1798.

Redſelige, etwas breite Selbſtbiographie, welche das damalige Göttinger Univerſitäts- und Gelehrten-Leben kennen lehrt, und hinſichtlich des Stils ein Beiſpiel gibt, wie wenig ſelbſt angeſehene Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts den Anforderungen des Geſchmacks zu entſprechen wußten.

a. **Varnhagen v. Enſe.** Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. 2e Auflage 6 Bde. Leipzig 1843.

Zunächſt Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, aber wie dieſes durchflochten mit Erzählungen der Befreiungskriege, Einzelbildern, Schilderungen ſocialer Zuſtände und einer Menge bedeutender Perſönlichkeiten, zu denen der Verf. Beziehungen gewonnen hatte. Künſtleriſcher an Goethe herangebildeter Stil, manchmal ins Gezierte ſpielend und in Einförmigkeit ſich verlierend.

c. **Wirth, J. G.** Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Erſter Band. Emmishofen bei Conſtanz 1843.

Intereſſante Erzählung der Jugenderlebniſſe des als Demagogen und Hiſtorikers bekannten Verfaſſers.

c. **Körte, Wilh.** Leben und Studien Friedr. Aug. Wolfs, des Philologen. 2 Bde. Eſſen 1833.

Gibt vor Allem eine Charakteriſtik der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des berühmten Philologen, geht jedoch auch auf Perſönliches ein und bietet einen wichtigen Beitrag zur Litteraturgeſchichte.

c. Zoëga's Leben. Sammlung ſeiner Briefe und Beurtheilung ſeiner Werke durch Fr. G. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819.

Die mitgetheilten Briefe des berühmten Philologen aus Rom gewähren eine intereſſante Lektüre, und die litterariſchen Würdigungen des Herausgebers dienen dazu, die archäologiſche Richtung, deren Vertreter Zoëga war, gründlich kennen zu lernen.

a. **Zſchokke, H.** Selbſtſchau. 2 Bde. Aarau 1843.

Eine der intereſſanteſten Selbſtbiographieen aus neuerer Zeit; der zweite Band enthält eine Darlegung von Zſchokke's philoſophiſcher Weltanſchauung.

Aerzte und Naturforſcher.

c. **Varnhagen von Enſe, K. A.** Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard. Stuttgart 1830.

Briefwechſel, Tagebuch und Aphorismen eines Kantianers, die von einem ſehr regen ſelbſtſtändigen Streben und ungemein kräftigen Character zeugen.

a. **Keßler, G. W.** Leben E. W. Heims. 2 Bde. Leipzig 1835.

Unterhaltende Lebensbeſchreibung eines zu ſeiner Zeit ſehr berühmten und in hohem Alter geſtorbenen Berliner Arzts aus der Feder ſeines Schwiegerſohns.

a. **Hoven, Fr. W. v.** Biographie von ihm ſelbſt geſchrieben, herausgeg. von einem ſeiner Freunde. Nürnb. 1840.

Hoven, ein geborner Ludwigsburger, ehemaliger Zögling der hohen Karlsſchule in Stuttgart, Zeitgenoſſe und Freund Schiller's, gibt aus dieſem Lebenskreiſe manche intereſſante Nachrichten, die von geſunder Beobachtung, vielſeitiger Bildung und warmer Theilnahme für alles Menſchliche zeugen. Im Anhang finden wir auch 18 Briefe Schiller's an ihn.

a. **Breitſchwert, J. L. C. v.** Johann Keppler's Leben und Wirken. Stuttgart 1831.

Eine mit Fleiß und vieler Liebe bearbeitete Lebensbeſchreibung des berühmten Mathematikers, deſſen umfaſſendere wiſſenſchaftliche Würdigung wir nächſtens zu erwarten haben durch Profeſſor Friſch in Stuttgart, der ſeine ſämmtlichen Werke herauszugeben im Begriffe iſt.

c. **Wagner, Rud.** Sömmering's Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen. Leipzig 1844.

Beſteht hauptſächlich aus einer Sammlung von Briefen Sömmerings mit gelehrten Zeitgenoſſen nicht nur ſeines Faches, ſondern auch anderen litterariſchen Notabilitäten, beſonders mit Goethe. Der Herausgeber, der berühmte Phyſiolog Wagner, hat durch eigene Andeutungen die Lücken glücklich ergänzt. Das Ganze gibt nicht nur ein Bild von Sömmerings wiſſenſchaftlichem Treiben, ſondern auch ſehr beachtenswerthe Aufſchlüſſe über die Verhältniſſe der deutſchen gelehrten Welt, und gewährt eine ungemein intereſſante Lektüre.

a. **Steffens, Henr.** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeſchrieben. 10 Bde. Breslau 1840—44.

Eine der bedeutendſten Selbſtbiographien der neueren Zeit, deren Verfaſſer die reichen Erlebniſſe ſeines Geiſtes in Wiſſenſchaft und Leben mit liebenswürdiger Redſeligkeit, geiſtreicher Darſtellung und ſtark hervortretender Subjectivität vor Augen legt. Sein Antheil an der Entwicklung der

Naturphiloſophie, an den Bewegungen der Freiheitskämpfe, an der Bildung der altlutheriſchen Gemeinde ſind die hervorragenden Momente ſeines Lebens.

c. **Brewſter, David.** Newtons Leben nebſt einer Darſtellung ſeiner Entdeckungen. Ueberſetzt von B. M. Goldberg mit Anmerkungen von H. W. **Brandes.** Mit Newtons Portrait. Leipzig 1833.

Gibt nicht nur eine ausführliche Lebensbeſchreibung, ſondern auch eine umfaſſende Würdigung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Newton's. Sehr zu empfehlen.

Nachtrag zu den Biographien.

a. **Stahr, Adolph.** Theodor v. Kobbe. Ein Denkſtein. Oldenburg 1845.

Eine mit Liebe ausgeführte Charakterſkizze eines geiſtreichen im Kreiſe ſeiner Freunde ſehr beliebten Mannes.

a. Helgoland und die Helgoländer. Memorabilien des alten helgoländiſchen Schiffcapitains Franz Heikens. Herausgegeben von Adolph Stahr. Oldenb. 1844.

Sehr intereſſante Nachrichten über die Schickſale Helgolands und die Sitten ſeiner Bewohner, mit Erzählungen aus dem Seeleben in der kräftig einfachen Art eines alten Seemanns durchwoben.

a. **Gödeke, Karl.** Knigge's Leben und Schriften. Hannover 1844.

Eine aus genauem Studium der Schriften Knigge's hervorgegangene litterariſche Charakteriſtik deſſelben, welche deſſen Einfluß auf die ſociale Bildung nachweiſt und überhaupt ſeine Eigenthümlichkeit richtiger würdigt, als ſonſt in neuerer Zeit geſchehen iſt.

Romane, Sagen und Märchen.

Romane, Sagen und Märchen.

I. Deutſche Romane.

a. **Alexis, Willib.** (Häring). Das Haus Düſterweg, eine Geſchichte aus der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig 1835.

— Zwölf Nächte. Roman in ſechs Büchern. 3 Bände. Berlin 1838.

— Neue Novellen. 2 Bde. Berlin 1836.

— Der Roland von Berlin. 3 Bde. Leipzig 1840.

— Schattenriſſe aus Süddeutſchland. Berlin 1834.

— Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherren; zwei Novellen. Berlin 1822.

— Geſammelte Novellen. Berlin 1830.

— Walladmor 3 Bde. Berlin 1823.

— Schloß Avalon. 3 Bde. Leipzig 1827.

— Cabanis. 6 Bde. Berlin 1832.

Erſter Nachahmer Walter Scotts in Deutſchland und Begründer des neuern hiſtoriſchen Romans. Führt ſeine Geſtalten mit großem Fleiß, feinem Beobachtungsgeiſte und mit Mitteln reicher Bildung aus. Darſtellung zeigt künſtleriſche Gewandtheit, iſt aber breit und durch Reflexion unterbrochen. Seine gelungenſte Arbeit Roland von Berlin, in welchem er die preußiſch-berliniſche Vorzeit mit Glück behandelt. Mit Walladmor führte ſich der Verf. unter Walter Scotts Namen als deſſen vergeblicher Ueberſetzer ein.

a. **Arnim, Ludw. Achim** v. Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. 2 Bde. Berlin 1810.

— Der Wintergarten. Berlin 1809.

a. **Arnim, Ludw. Achim** v. Die Kronenwächter. Auch unter dem Titel: Bertholds erſtes u. zweites Leben. Berl. 1817.

—— Iſabella von Aegypten. Berlin 1812.

Gedrungen körniger Geiſt voll Originalität. Beſter Erzähler der romantiſchen Schule, deren poetiſche Errungenſchaft er zuerſt auf das Gebiet des Romans verpflanzt. Reichthum der Phantaſie in Phantaſterei ſich verlierend. Hang zum Grauſigen. Einzelnheiten von der tiefſten poetiſchen Schönheit, naive Characterzeichnung und großer Zauber der Darſtellung. Seine bedeutendſte Production iſt die Gräfin Dolores, in welcher die Wirklichkeit überraſchend mit dem Phantaſtiſchen vermählt wird. In den Kronenwächtern behandelt er das Mittelalter mit dem ganzen Reichthum der modernen Bildung und zieht ſchon durch das Stoffliche an, indem er die ſagenhaften Nachklänge der Hohenſtaufenzeit poetiſch verarbeitet. In der Novelle Iſabella von Aegypten durchwebt er die hiſtoriſche Grundlage, die Geſchichte einer Jugendliebe Kaiſer Karls V, mit Geſtalten des Volksaberglaubens, und es iſt dieß eine ſeiner werthvollſten Dichtungen.

a. **Auerbach, Berthold.** Spinoza. Ein hiſtor. Roman. Stuttgart 1837.

—— Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. 2 Bde. Stuttgart 1840.

—— Schwarzwälder Dorfgeſchichten. Mannheim 1843.

Hat ſich in neueſter Zeit hauptſächlich durch ſeine Dorfgeſchichten, in welchen er das Volksleben mit großer Naturwahrheit, doch nicht ohne daſſelbe poetiſch zu verklären, auf eine ſehr anmuthige Weiſe zeichnet, berühmt gemacht. Das bedeutendſte Stück der Dorfgeſchichten iſt ,,Ivo der Hairle'', die Bildungsgeſchichte eines katholiſchen Geiſtlichen. Hier tritt namentlich auch das ſittliche Element, das überall durchſchimmert, in tieferer Haltung hervor. In ,,Spinoza,'' in dem ,,Dichter und Kaufmann'' verſucht er, ehrenwerthe Geſtalten des neuern Judenthums in ihrem Kampf mit den beengenden Feſſeln ſocialer Verhältniſſe zu zeichnen. Der erſtere Roman gibt eine ziemlich hiſtoriſch gehaltene Biographie Spinoza's, der zweite eine Lebensgeſchichte des israelitiſchen Dichters Ephraim Kuh.

a. **Bechſtein, Ludw.** Fahrten eines Muſikanten. 3 Theile. Schleuſingen 1837.

—— Clarinette. Seitenſtück zu den Fahrten eines Muſikanten. 3 Thle. Leipzig 1840.

—— Grumbach. 3 Bde. Hildburgh. u. Meiningen 1839.
Thl. 1. Der Ritter und ſein Recht.
— 2. 3. Der Fürſt u. ſein Wort. Die Fürſtin u. ihre Treue.

a. **Bechſtein, Ludw.** Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringer Landes. 4 Bände. Hildburghauſen 1835—38.

Thl. 1. Die Sagen von Eiſenach und der Wartburg, dem Hörſeelberg und Reinhardsbrunn.

— 2. Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inſelberge.

— 3. Die Sagen aus Thüringens Vorzeit, von den drei Gleichen, dem Schneekopf und dem Thüringer Henneberg. Nebſt einer Abhandlung üb. den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen.

— 4. Die Sagen des Kiffhäuſers und der güldenen Aue, des Werragrundes und von Liebenſtein und Altenſtein.

Vorherrſchende lyriſche Färbung, glückliche Behandlung der Naturanſchauungen, deren Darſtellung eine eigenthümliche Friſche hat; minder gelungene Zeichnung der ethiſchen und ſocialen Situationen. Die beiden erſten Werke geben geiſtreiche muſikaliſche Schilderungen. In dem Roman „Grumbach“ verarbeitet der Verf. einen geſchichtlichen Stoff ſeiner thüringiſchen Heimath mit ernſten hiſtoriſchen Studien, deren Stofflichkeit übrigens nicht gehörig künſtleriſch bezwungen iſt. In dem „Sagenſchatz“ werden die Sagen Thüringens anmuthig erzählt.

a. **Biernatzki, J. C.** Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordſee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle. 2te verbeſſerte Auflage. Altona 1840.

—— Der braune Knabe, oder die Gemeinde in der Zerſtreuung. Novelle. 2 Thle. Altona 1839.

—— Wege zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle. Altona 1835.

Theologiſche Novellen, in welchen mit wirklich poetiſcher Anlage und Einrahmung moraliſche und theologiſche Betrachtungen, die mitunter geiſtreich gehalten ſind, aufgetiſcht werden. Beſonders intereſſant iſt in Nr. 1. die Erzählung des Stilllebens eines Paſtors auf den Halligen und die Schilderung der volksthümlichen Sitten.

a. **Binzer, A. v.** (Beer A. T.) Erzählungen. 2 Bdchn. Stuttgart und Tübingen 1836.

—— Erzählungen und Novellen. 3 Bde. Leipzig 1836.

Anſpruchslos-geiſtreiche Darſtellung, glückliche Erfindung; ſeltene Friſche und Geſundheit der Lebensanſichten und Charaktere.

a. **Brentano, Clemens.** Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter. 2 Bände. Bremen 1800.

Ein anmuthiges geiſtreiches Buch, in welchem die Elemente der Romantik mit den Verwicklungen des Familienromans verſchmolzen ſind. Anziehende Auffaſſung der Natur, friſche, doch contemplative Sinnlichkeit. Feinſinnige Bemerkungen über die Menſchen in ihren individuellen Erſcheinungen.

a. —— Geſchichte vom braven Caſperl und der ſchönen Annerl. München 1835.

„Die tiefſte Poeſie des Lebens im reinſten Volkstone.“

a. —— Gockel, Hinkel, Gackeleia. Mit 15. lithograph. Tafeln. München 1838.

Das neueſte dieſer Mährchen, eine der wunderlichſten Geſchichten, deren Geſtalten zwiſchen Hühner- und Menſchennatur ſchwanken, iſt im Einzelnen voll der reizendſten Erfindungen und des köſtlichſten Witzes, entbehrt aber eines rechten Zuſammenhangs und verliert ſich gegen das Ende in greiſenhafte Kinderei.

a. **Brunnow, E.** v. Ulrich von Hutten, der Streiter für deutſche Freiheit. Hiſtoriſches Gemälde aus den Zeiten der Reformation. 3 Bde. Leipzig 1842—43.

Einer der beſten hiſtoriſchen Romane neuerer Zeit, in welchem die Aufgabe, die Geſchichte durch Dichtung zu beleben, mit Glück gelöſt iſt. Glänzende Darſtellung mit geſchichtlicher Wahrheit verbunden. Ziemlich vollſtändiges Gemälde damaliger Zuſtände und Charactere.

a. **Bührlen, Fr. Ludw.** Der Enthuſiaſt. 2 Bde. Stuttgart 1822.

—— Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus den neueſten Zeiten. 2 Thle. Leipzig 1836.

Durchſichtiger Stil, anſpruchsloſer Humor; die Zuſtände des Künſtlerlebens nach Originalien gezeichnet.

a. **Chamiſſo, Adelb.** v. Peter Schlemihls wunderbare Geſchichte. 3te Aufl. Herausgeg. von Jul. Ed. Hitzig. Nürnberg 1839. Mit 16 Holzſchnitten.

Origineller Einfall, voll Geiſt, Gemüth und Laune behandelt. Das Märchen altert nicht. In alle Sprachen überſetzt.

a. **Cramer, Carl Gottlob.** Haſper a Spada. 2 Bde. Leipzig 1792—93.

Prototyp der Ritterromane von der derbſten Art; hat zwar keinen äſthetiſchen Werth, aber wenigſtens einen litterargeſchichtlichen. Cramer hat eine Menge ähnliches geſchrieben, und die Zahl ſeiner Nachfolger iſt Legion.

a. **Conteſſa, Carl Wilh.** Erzählungen. 2 Thle. Dresden 1819.

—— Zwei Erzählungen. Berlin 1815.

—— Sämmtliche Schriften. Herausgeg. von E. v. Houwald. 9 Bde. Mit d. Verf. Bildniß. Leipzig 1826.

Feiner Humor.

a. **Dingelſtedt, Fr.** Sieben friedliche Erzählungen. 2 Bde. 1. Deutſche Nächte in Paris. Molken-Curen. Der Schmid von Antwerpen. Der letzte Walzer. 2. Das Mädchen von Helgoland. Ein reicher Poet. Ein armer Poet. Stuttgart 1844.

—— Heptameron. Geſammelte Novellen. 2 Bände. Magdeburg 1841.

—— Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. Kaſſel 1838.

Sehr anſprechende Erzählungen von großer formeller Durchbildung, poetiſcher Färbung und lebendiger Anſchaulichkeit.

a. **Eberhard, Chr. A. G.** Prinz Fet-Elof, oder der Streit mit den Mohren. Halle 1804.

—— Erzählungen und Romane. 4 Bdchn. Leipz. 1807—1809.

—— Der arme Flötenſpieler Ferd. Werner. 2 Bände Halle 1808.

—— Weſtoldt und ſein Pflegſohn. 2 Bde. Halle 1811.

—— Flatterroſen 1r Thl. Halle 1817.

—— Geſammelte Schriften. 20 Bdchn. Halle 1830—31.

Voll geſunder Moral und Lebenserfahrung, die er in anſpruchloſen und verſtändig angelegten Erzählungen, in anmuthigem klarem Stil darlegt.

a. **Eichendorf, Joh.** v. Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Berlin 1826.

—— Dichter und ihre Geſellen. Berlin 1834.

—— Ahnung und Gegenwart. Herausgeg. von de la Motte Fouqué. 3 Thle. Nürnberg 1815.

Das Leben eines Taugenichts, eine Novelle, über welche der eigenthümliche Duft des romantiſchen Humors in reicher Fülle ausgegoſſen iſt. Inniges Naturgefühl, toller poetiſcher Uebermuth und Sorgloſigkeit, abſonderlich ſchöne Frauen, ſind die Hauptelemente. In dem Roman „Dichter und ihre Geſellen" wird geſchildert, wie die Poeſie bald Fluch, bald Segen werde, je nach der Beſchaffenheit der Gemüther. Auch hier großer Reichthum der Poeſie, aber auch viele Verworrenheit der Romantik, die zu keinen klaren, feſten Geſtalten und Anſchauungen kommen läßt. Für gewöhnliche Romanleſer keine Lektüre, aber für Freunde ächter Poeſie eine Quelle eigenthümlichen Genuſſes.

b. **Engel, J. J.** Herr Lorenz Stark. Berlin 1801.

Charactergemälde von feinſter Zeichnung, in liebenswürdig natürlichem Stil, voll anſprechender Situationen. Claſſiſch; ein deutſcher Vicar of Wakefield; das ewig Menſchliche in ſeinen Größen und Schwächen, in engem Rahmen erſcheinend.

a. **Fouqué, Friedr. de la Motte.** Undine. Erzählung mit 20 Kupfern. Berlin 1814.

—— Der Zauberring. 3 Thle. Nürnberg 1816.

—— Kleine Romane 6 Bde. 2te Aufl. Berlin 1818—19.

1. Der Todesbund.
2. Erzählungen.
3—6. Neue Erzählungen.

Die beſten ungebundenen Dichtungen dieſes reichbegabten, aber ſpäter in Manier ausgearteten Romantikers. Die Undine das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie, durchdrungen von dem Zauber einer vergeiſtigten Natur. Der Zauberring wirkt mehr ſtofflich, durch Mannigfaltigkeit der Erfindung, ſo wie durch die anſchauliche Darſtellung ächter Ritterlichkeit. Unter den Erzählungen ſind einige claſſiſch.

Gaudy, Frz. Freiherr v. Venetianiſche Novellen. 2 Bde. Bunzlau 1838.

—— Novellen. Berlin 1837.

—— Novellen und Skizzen. Berlin 1839.

Gaudy hat ſeine Hauptſtärke als humoriſtiſcher Genremaler. Dies hat ſich hauptſächlich bewährt in ſeinen „Venetianiſchen Novellen", die wirklich kleine Meiſterſtücke ſind. In der Erfindung dagegen iſt er ſchwach und ungenügend. Stil leicht und gewählt.

b. **Goethe, Joh. Wolfg.** v. Die Leiden des jungen Werther. 2 Thle. Leipzig 1772. (Anonym) N. Ausgabe von dem Dichter ſelbſt eingeleitet, mit ſeinem Bildniß. Leipzig 1824.

b. **Goethe, Joh. Wolfg.** v. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. 4 Thle. Berlin 1794.

—— Die Wahlverwandtſchaften. 2 Thle. Tübing. 1809.

—— Wilhelm Meiſters Wanderjahre. 1r Theil. Stuttgart 1821.

Meiſterwerke, die jede Beurtheilung überdauern.

b. **Grimmelshauſen. Chriſtophel** v. Die Abentheuer des Simpliciſſimus. Mömpelgart 1669.

—— Die Abentheuer des Simpliciſſimus. Ein Roman aus der Zeit des 30jährigen Kriegs. Herausgeg. von Ed. v. Bülow. Leipzig 1836.

Als Verfaſſer wird gewöhnlich genannt Herrmann Schleisheim von Sulzfort. Einer der erſten deutſchen Romane, in welchem die deutſchen Zuſtände während des 30jährigen Krieges mit treffender Wahrheit und großer Anſchaulichkeit geſchildert ſind. Rohe Natürlichkeit und derber Humor, in Bülows Bearbeitung letztere Eigenſchaften zwar mit Schonung behandelt, aber doch vielfach beſchnitten.

a. **Gutzkow, Karl.** Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832.

c. —— Maha Guru. Geſchichte eines Gottes. (Ein Roman.) 2 Thle. Stuttg. und Tüb. 1833.

—— Seraphine. Roman. Hamburg 1838.

—— Blaſedow und ſeine Söhne. Komiſcher Roman. 3 Thle. Stuttgart 1838.

Der beſte dieſer Romane iſt wohl Blaſedow, voll feiner pſychologiſcher Bemerkungen und Combinationen, aber theilweiſe Nachahmung Jean Pauls, mit ſatiriſcher Tendenz. Die Geſtalten ſind zu ſehr Carricaturen, um ganz wahr zu ſein. Maha Guru, ein philoſophiſcher Roman, Seraphine, eine ſpiritualiſtiſche Liebesgeſchichte. Vorherrſchen des Verſtandes; Stil mannichfaltig, in verſchiedenen Tonarten ſpielend.

a. **Hackländer, F. W.** Vier Könige. — Bilder aus dem Soldatenleben. Mit Federzeichnungen von Th. Hoffmann. Stuttgart 1841.

Sehr anziehende Schilderung nach der Natur.

a. **Hagen, Aug.** Künſtlergeſchichten. 4 Bdchen. Leipzig 1833—40.

Bd. 1. 2. Die Chronik ſeiner Vaterſtadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. Nach dem Italieniſchen.
— 3. Die Wunder der heil. Katharina von Siena.
— 4. Leonardo da Vinci in Mailand. Nach dem Italieniſchen.

Anſprechende, treffliche Schilderungen und Urtheile, zumal über Kunſt und Künſtler.

d. **Hanke, Henriette** geb. Arndt. Die Perlen. 2 Theile. Hannover 1836.

—— Der Schmuck. 3 Thle. Hannover 1837—38.

—— Die Schwägerin. 2 Thle. Hannover 1835—36.

—— Ehen werden im Himmel geſchloſſen. 2 Thle. Liegnitz 1840.

—— Sämmtliche Schriften. 88 Bdchn. Hannov. 1841—1844.

Ein edler weiblicher Sinn zieht ſich durch alle Erzählungen der Verfaſſerin. Sie ſucht ihre Ueberzeugung, daß das häusliche und eheliche Leben die wahre Beſtimmung der Frauen ſei, in Geſchichten auszuführen, und dazu anzuleiten, wie die Poeſie der Häuslichkeit im Leben zu verwirklichen ſei.

a. **Hahn — Hahn,** Gräfin Ida von, Aſtralion, eine Arabeſke. Berlin 1839.

—— Aus der Geſellſchaft. Novelle. Berlin 1838.

—— der Rechte. Berlin 1839.

—— Gräfin Fauſtina. Berlin 1843.

—— Sigismund Forſter, Berlin 1843.

—— Gräfin Cecil. 2 Bde. Berlin 1844.

Schilderungen aus der vornehmen Welt in ariſtokratiſchem Sinne, behandelt die ſocialen Fragen in einer an George Sand anklingenden Weiſe, mit Geiſt, doch ohne deren großartige und tiefe Auffaſſung. Für den beſten Roman wird Sigismund Forſter gehalten.

a. **Haſe, K.** Des alten Pfarrers Teſtament. Tübing. 1824.

In der Einkleidung einer idylliſchen Erzählung Darſtellung der aus der Schellingiſchen Philoſophie hervorgegangenen religiöſen Anſichten des Verf., deren Grundzug iſt, daß das Weſen der Religion Liebe ſei.

a. **Hauff, Wilh.** Lichtenſtein. Romant. Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte. 3 Thle. Stuttgart 1826.

—— Sämmtliche Werke, mit des Dichters Leben von G. Schwab. 5 Bde. Stuttgart 1840.

Höchſt glückliche, anmuthige Schilderungen, beſonders der Geſchichte, wie der ältern und neuern Volkszuſtände ſeines nächſten Vaterlandes. In ſeinem Lichtenſtein der ſchwäbiſche Walter Scott. Die Märchen am reichſten mit Phantaſie und Erfindungsgabe ausgeſtattet. Leichteſter und glänzend glatter Stil trotz einiger Provinzialismen; am beſten in den Memoiren des Satans.

a. **Hegner, Ulr.** Die Molkenkur. 1r Thl. Zürich 1812.

—— Suschens Hochzeit, oder die Folgen der Molkenkur. 2 Thle. Zürich 1819.

—— Salys Revolutionstage. Winterthur 1814.

Die Molkenkur iſt ein kleines Kunſtwerk, das mit Recht bei ſeinem erſten Erſcheinen allgemeines Aufſehen in der Litteratur machte: das Uebrige etwas abgeſchwächt.

c. **Heinſe, W.** Ardinghello und die glückſeligen Inſeln. 2 Bde. Lemgo 1787.

[——] Erzählungen für junge Damen und Dichter. 2 Theile. Lemgo 1775.

[——] Hildegard von Hohenthal. 3 Thle. Berlin 1795—1796.

Fiormona (Läuft fälſchlich unter Heinſe's Namen.)

Bacchantiſche Schilderungen einer ſich tief in die Sinnlichkeit verlierenden Phantaſie, durch die Energie des Stils dem ungebildeten und halbgebildeten Sinne noch immer imponirend. Ueber Kunſt vortreffliche Anſichten; im Ardinghello wird die bildende Kunſt, in Hildegard von Hohenthal die Muſik beſprochen. — Eine neue Ausgabe der Werke Heinſe's beſorgte H. Laube. 1838.

a. **Hippel, Theod. Gottl. v.** Lebensläufe in aufſteigender Linie. 4 Thle. Berlin 1778—81.

Hippels Werke ſind weniger Produkte der ſchönen Kunſt als Commentare zu ſeinem eigenen Leben, Charakter und Ideenkreiſe; das Außerordentliche, was der Verfaſſer und Autor an ſich hat, bildet das Originale daran. Wunderlich zuſammengewürfelter Stil. Steter innerer Streit zwiſchen Frömmigkeit und Weltſinn. Apoſtolat des großen Naturevangeliums ſeiner Zeit. (Gervinus.)

a. **Hölderlin, J. Chr. Fr.** Hyperion, oder der Eremit in Griechenland. 2 Thle. Tübingen 1797—99.

Den Vordergrund bildet der Verſuch einer Befreiung Griechenlands im J. 1770; den Hintergrund das Ideal der Humanität mit deutſchem geſtellt. Mit frommem Sinn aufgefaßter Pantheismus. Die Proſa ein Widerſchein der tiefen Lyrik des Dichters.

a. **Hoffmann, E. T. A.** Phantaſieſtücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 3e Aufl. 2 Theile. Leipzig 1825.

—— Meiſter Floh; ein Mährchen in 7 Abentheuern zweier Freunde. Frankfurt 1822.

—— Klein-Zaches, genannt Zinnober. Berlin 1819.

—— Lebensanſichten des Katers Murr, nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters, Johannes Kreyßler. 2 Bde. Berlin 1822.

—— Ausgewählte Schriften.

Bd. 1–4. Die Serapions-Brüder, geſammelte Erzählungen und Märchen.
5. 6. Die Elixire des Teufels. Nachgelaſſene Briefe des Bruders Medardus, eines Capuciners.
7. Phantaſieſtücke in Callots Manier.
8. Lebensanſichten des Katers Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreyßler.
9. 10. Klein Zaches, genannt Zinnober. Prinzeſſin Brambille. Seltſame Leiden eines Theaterdirectors. Meiſter Floh.
Berlin 1827—28.

Groteſk phantaſtiſcher Humor, mit nicht immer tief poetiſchem Gehalt. Große Kenntniß des muſicaliſchen Lebens, der verſchiedenen Tonſchöpfer und Inſtrumente. Sein Kreyßler wird von George Sand, ohne Zweifel der competenteſten Richterin, für den anziehendſten und wundervollſten ſeiner Romane gehalten. Er iſt Fragment geblieben.

a. **Horn, Frz.** Der Dichter, Roman in 3 Bänden. Berlin 1817.

Geiſtreich und intereſſant, wenn man die Manier des Verfaſſers überſehen gelernt. Hat außerdem manche andere gute, jetzt aber ziemlich vergeſſene Romane und Novellen geſchrieben.

a. **Huber, Ludw. Fried.** Emilie. 2 Thle. Leipz. 1801.

—— Erzählungen. 3 Thle. Braunſchweig 1800—2.

—— Die Familie Seldorf. 2 Thle. Tübing. 1795—96.

—— Das Urtheil der Welt, eine herrnhutiſche Erzählung. Wien 1805.

Tiefe Charakteriſtik innerer Zuſtände; der Stil trotz kleiner Nachläſſigkeiten trefflich; die Darſtellung etwas gedehnt. (Der wahre Verfaſſer iſt Thereſe Huber.)

a. **Huber, Thereſe.** Die Eheloſen. 2 Bde. Leipzig 1829.

d. —— Ellen Percy, oder Erziehung durch Schickſale. 2 Thle. Leipzig 1822.

—— Erzählungen. Geſammelt und herausgeg. von V. A. H. 6 Thle. Leipzig 1830—33.

—— Hannah, der Herrnhuterin Deborah Fündling. Leipzig 1821.

—— Jugendmuth, eine Erzählung. 2 Thle. Leipzig 1824.

Unter der Verfaſſerin Namen erſchienen, übrigens weniger ſelbſtändig als die vorigen; „Ellen Percy" namentlich Bearbeitung eines trefflichen engliſchen Originals.

a. **Jacobi, Friedr. Heinr.** Woldemar. Flensburg 1779.

—— Umgearbeitet. 2 Thle. Königsberg 1794.

—— Allwills Briefſammlung. Königsberg 1792.

Die bekannte Gefühlsphiloſophie des Verfaſſers in Romanform auf die Poeſie und das Leben geiſtvoll angewandt. Bei außerordentlicher Tiefe und Schönheit der Empfindung viel Verſchrobenes in den Verhältniſſen.

d. **Jacobs, Fr.** Erzählungen. 6 Bdchn. Leipzig 1824—28.

—— Erinnerung aus dem Leben der Pfarrerin v. Mainau. 2e Aufl. Leipzig 1827.

—— Die beiden Marien, eine Geſchichte. Leipzig 1821.

—— Odo und Amande, nebſt einem Anhang zerſtreuter Blätter von Odo's Hand. 2e Aufl. 2 Thle. Leipzig 1827.

—— Roſaliens Nachlaß, nebſt einem Anhang. 4e Aufl. Leipzig 1826.

—— Renate an ihre Tochter. Mitgabe und Wiegengeſchenk. 2e Ausg. Leipzig 1828.

Vereinigt auch unter dem Titel: Schule der Frauen oder Schriften zur Bildung und Belehrung des weiblichen Geſchlechts. 7 Thle. Leipz. 1827—1828. Früher theilweiſe unter dem Titel Frauenſpiegel.

Herablaſſung eines großen und eleganten Philologen zur ſentimentalen Darſtellung im Romane; Roſaliens Nachlaß ſehr anziehend für heranwachſende Mädchen.

a. **Immermann, Karl.** Die Epigonen. Familienmemoiren in 9 Büchern. 3 Thle. Düſſeldorf 1836.

—— Münchhauſen. Eine Geſchichte in Arabesken. 4 Thle. 2e Ausgabe. Düſſeldorf 1841.

Dieſe beiden Romane gehören unter das Bedeutendſte in der modernen ſchönen Litteratur Deutſchlands. Sie ſind von einer kräftigen, männlichen Geſinnung getragen, welche in Gedanken und Sprache ihren klaren Ausdruck findet. Die Epigonen ſchildern das zerſplitterte, in Gegenſätze zerfallende Treiben der neueren Zeit, wie es zu keinem Reſultate kommt, um ſo anſchaulicher, als auch die Dichtung keine rechte organiſche Geſtalt gewinnt. Münchhauſen zerfällt in zwei, ziemlich locker verbundene Theile, wovon der eine mit etwas forcirtem Humor all die kleinen litterariſchen Intereſſen der Zeit mit ſteter perſönlicher Beziehung, die bald unverſtändlich wird, durchnimmt, während der andere uns eine Welt voll Poeſie und Naturwahrheit erſchließt. In dem weſtphäliſchen Bauernſtande werden uns die noch lebensvollen Reſte einer früheren Zeit in dem zähen Feſthalten an altem Recht und alter Sitte vorgeführt, was ſich in der Geſtalt des Hofſchulzen concentrirt, einer der kernhafteſten Perſönlichkeiten, die je ein Dichter geſchaffen. In dieſer Umgebung entwickelt ſich eine Liebesgeſchichte, wie ſie ſchöner und tiefer wohl noch in keinem Romane dargeſtellt worden iſt. Die Erſcheinung Liſbeths als Ausdruck der liebenswürdigſten Jungfräulichkeit bezaubert von Anfang an bis zum befriedigend abſchließenden Ende.

a. **Jung, Joh. Heinr.** (genannt Stilling). Geſchichte des Herrn von Morgenthau. 2 Thle. Berlin 1779.

—— **Geſchichte Florentin's von Fahlendorn.** 3 Theile. Mannheim 1781—83.

—— **Leben der Theodore von Linden.** 2 Thle. Mannheim 1783.

—— **Theobald.** 2 Thle. Leipzig 1784.

Romane, erſt aus der Selbſtbiographie des Verf. recht erklärbar. Sie ſind ihm ein Mittel, um ſeine Anſichten der ſpeciellſten Leitung der menſchlichen Angelegenheiten durch die göttliche Vorſehung mit Beiſpielen zu belegen. Wärme des religiöſen Gefühls; treffliche lyriſche Schilderung; gute Characterzeichnungen. Die „Geſchichte des Herrn von Morgenthau“ ward zunächſt für die Elberfelder, die ihn wegen ſeiner Lebensgeſchichte im fremde Erlebniſſe den Satz durchzuführen, daß der Weg zum zeitlichen und ewigen Glücke zwiſchen Zweifel und Schwärmerei hindurchgehe.

a. **Kahlert, Aug.** Tonleben, Novellen und vermiſchte Aufſätze. Breslau 1838.

Vorzugsweiſe muſikaliſche Unterhaltungen, in welchen der Verf. einen feinen muſikaliſchen Geſchmack zeigt, den er auch ſonſt als Kritiker auf dieſem Gebiete bewährt. Sein „Hermann von Lobeneck“ ragt durch eine meiſterhafte Charakterzeichnung unter ähnlichen Leiſtungen hervor.

a. **Kleiſt, Heinrich** v. Erzählungen. 2 Bde. Berlin 1810. Geſamm. Schriften Bd. 3. Michael Kohlhaas.

Genialer Erzähler, meiſterhaft in Zeichnung der Geſtalten. Das beſte in dieſem Gebiet „Michael Kohlhaas“, die Geſchichte eines Pferdhändlers aus dem 16. Jahrhundert, welcher um ein ihm durch ſchlechte Juſtizverwaltung angethanes Unrecht zu rächen, eine Fehde gegen die bürgerliche Ordnung beginnt.

a. **Koenig, Heinr.** Die hohe Braut. 2 Thle. Leipzig 1833.
—— Die Waldenſer. 2 Thle. Leipzig 1836.
—— Williams Dichten und Trachten. Hanau 1839.
—— Die Fahrt nach Oſtende. Frankf. a. M. 1845.
—— Regina. Eine Herzensgeſchichte. Leipzig 1844.
—— Veronika. Eine Zeitgeſchichte. 2 Thle. Leipz. 1844.
Die beiden Letzten unter dem Geſammttitel: deutſches Leben in deutſchen Novellen.

Folgt mit Vorliebe den freieren Richtungen der Zeit, und kämpft für menſchliche Freiheit des Denkens, Glaubens und Handelns. Sein Liberalismus hat eine gemüthliche Färbung. Vorherrſchende Thätigkeit des Verſtandes, übrigens durch eine eigenthümliche Friſche und Lebendigkeit der Darſtellung ausgezeichnet. In ſeiner „hohen Braut“ verſucht er der liberalen Tendenz der Zeit eine plaſtiſche Ausdrucksform zu geben. In „Williams Dichten und Trachten“ gibt er ein Lebensbild Shakeſpeare's, wobei er ſich die Aufgabe ſtellte, das Ineinanderſpielen von Poeſie und Wirklichkeit darzuſtellen.

a. **Kühne, Fr. Guſt.** Eine Quarantäne im Irrenhauſe. Leipzig 1835.

Kühne iſt unter den neuern Erzählern, welche das philoſophiſche Element in die Novelle eingeführt haben, einer der talent- und gehaltvolleren. In der „Quarantäne im Irrenhauſe“ iſt das Ringen zwiſchen philoſophiſchem Abſchluß und ächt menſchlicher Fortbewegung treffend gezeichnet. In den „Kloſternovellen“ befindet er ſich mehr auf dem Gebiete poetiſcher Production, und leiſtet in Reinlichkeit, Abrundung und Geſchloſſenheit der Darſtellung etwas Ausgezeichnetes. Beſonders gelungen erſcheinen die darin auftretenden hiſtoriſchen Figuren Heinrichs IV. und Sullys. „Die Rebellen von Irland“ behandeln nicht ohne Glück einen hiſtoriſchen Stoff, zeigen aber Mangel an Erfindung.

a. **Kurz, Herm.** Genzianen. Ein Novellenſtrauß. Stuttgart 1837.

—— Dichtungen. Pforzheim 1839.

—— Schiller's Heimathsjahre. 3 Bde. Stuttgart 1843.

Höchſt liebliche Dichtungen voll urſprünglicher Poeſie und ſchwäbiſchen Humors, der bei ihm und manchen verwandten Dichtern unter ſeinen Landsleuten an den Vicar of Wakefield erinnert. Der Simpliciſſimus iſt in dieſer Beziehung ein kleines Meiſterwerk. Der Roman „Schiller's Heimathsjahre“ enthält mitten unter den poetiſchen Ingredienzien und glücklich mit ihnen vermählt koſtbare Anekdoten aus dem Leben Schillers und ſeines fürſtlichen Erziehers.

—— Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen. Zum Beſten des Triſtanſängers und Triſtankritikers Hrn. Osw. Marbach mit neu-, mittel- und althochdeutſchen, aber aller Welt verſtändlichen Gloſſen. Zürich 1845.

Humoriſtiſche Vertheidigung ſeiner Ueberſetzung von Triſtan u. Iſolde.

a. **Klinger,** Ritter **Fr. Max.** Fauſt der Morgenländer. Bagdad 1798.

c. —— Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt, in 5 Büchern, Petersb. und Leipzig 1791.

c. —— Geſchichte Giafars, des Barmeciden; ein Seitenſtück zu Fauſt's Leben, Thaten ꝛc. Leipzig 1792.

Klingers Romane ſchweben in dem ewigen Gegenſatz zwiſchen Ideal und Welt; er ſchildert immer nur, wie Gervinus ſagt, die Contraſte aus dever 1792. 7e Aufl., herausgeg. vom Enkel des Verf. Mit 36 Skizzen von G. Oſterwald. Hannover 1839.

a. **Knigge, Ad. v.** Der Roman meines Lebens. 4 Thle. Riga und Frankf. 1781—83.

Man hat dieſen Schriftſteller ſpöttiſch einen Detailhändler mit der Lebenswaare geſcholten; indeſſen trägt dieſer Illuminat auch im Romane ſeine Lebensklugheit in einer anziehenden Form vor. Er iſt neuerdings von K. Gödeke gründlich und billiger, als bisher geſchehen, gewürdigt worden.

a. **Lafontaine, Aug.** Familiengeſchichten. 12 Bde. Mit Kupfern. Berlin 1803—4.

Bd. 1. 2. Familie von Halden.
3. St. Julien.
4. 5. Hermann Lange.
6. Engelmanns Tagebuch.
7. 8. Leben eines armen Landpredigers.
9. 10. Henriette Bellmann. Ein Gemälde ſchöner Herzen.
11. 12. Barneck und Saldorf.

Ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, deſſen Erzählungen eine in früherer Zeit ſehr beliebte ſentimentale Unterhaltungslektüre waren. Die hier angeführten gehören zu ſeinen rührendſten und beliebteſten, namentlich hat der Roman „St. Julien" viele Freunde gefunden.

a. **Lewald, Aug.** Memoiren eines Banquiers. 2 Theile. Stuttgart 1836.

—— Katte. Aus dem Jugendleben Friedrichs des Großen. Stuttgart 1840.

—— Rheinsberg. Aus dem Jugendleben Friedrichs des Großen. (Fortſetzung der Novelle: Katte.) Stuttg. 1841.

Unter den vielen Arbeiten, welche Lewald auf dem Gebiete der Novelliſtik hervorgebracht hat, die beſten und auch dem Stoff nach die intereſſanteſten. Sein angenehmes Talent einer leichten, gefälligen Darſtellung bewährt ſich hierin auf eine ausgezeichnete Weiſe.

a. **Marggraff, Herm.** Juſtus und Chryſoſtomus, Gebrüder Pech. Zeit- und Lebensläufe. 2 Thle. Leipz. 1840.

—— Johannes Mackel. Bunte Schickſale einer häßlichen, doch ehrlichen deutſchen Haut. 2 Thle. Leipzig 1841.

chendes Genrebild aus dem Stillleben einer Familie giebt. In Bd. 2. f den wir reflectirte Satire über Zeit und Lebensthorheiten oft treffend und m glücklichem Humor durchweben.

a. **Meinhold, W.** Maria Schweidler, die Bernſteinhex Berlin 1843.

Ein angeblich ächter in einer alten Kirche aufgefundener Hexenproc aus dem dreißigjährigen Kriege. Im Eingange ſind Sitten, Zuſtände u Sprache jener Schreckenszeit ſo natürlich und anziehend wiedergegeben, d man Anfangs geneigt iſt, an die Aechtheit zu glauben. Im Verlauf der G ſchichte kommt man aber bald hievon zurück, indem man nur die allgeme Form jedes Hexenproceſſes in eine gewöhnliche Romangeſchichte verwob findet. Die Charakterſchilderung des alten Mannes und des Mädchens übrigens vortrefflich, und der Roman reich an wahrhaft poetiſchen Momente

a. **Melas, Theod.** (Schwarz, Theod. Pfarrer auf der In ſel Rügen). Erwin von Steinbach, oder Geiſt der deutſch Baukunſt. Ein Roman. 3 Bde. Hamburg 1834.

Das Leben Erwin's von Steinbach, ſeine Jugend, ſein Aufenthalt der Bauhütte zu Strasburg und zu Köln, wo Meiſter Dietrich den Do baut, ſeine ſelbſtändige Thätigkeit am Rhein und in Schweden wird m fortlaufenden Erörterungen über Gegenſtände der Baukunſt erzählt. D Romanſtoff iſt ziemlich gehäuft und wird mit Erfindungsgeiſt und reich Phantaſie behandelt. Der Hauptwerth des Buches beſteht aber in den vie fachen trefflichen Betrachtungen über Architectur, die von großer Einſicht u feinem Geſchmacke zeugen.

—— Joſeph Sannazar. Eine Novelle. 2 Bde. Stral ſund 1837.

Eine katholiſche Bekehrungsgeſchichte, bei welcher in ziemlich reiche Romanſtoff geiſtreiche Geſpräche über Katholicismus und Proteſtantismu eingeflochten ſind.

a. **Meyern, W. Fr.** Dya-Na-Sore. 3e Original-Ausgabe 5 Bde. Wien 1840.

Geiſtvolle Betrachtungen über Beſtimmung des Menſchen, Staats einrichtungen und allerhand politiſche und ſittliche Aufgaben an dem ziemlic loſen Faden eines Romans zuſammengereiht. Orientaliſche Bilderſprach Erſchien zuerſt im J. 1791 und fand großen Beifall.

a. **Mörike, Ed.** Maler Nolten. Novelle. 2 Thle. Mit 1 Muſikbeil. Stuttg. 1832.

In der Erfindung mangelhaft, aber von wahrhaft poetiſchem Geiſt durchhaucht. Die einzelnen Züge wahrer als die Charaktere; einige Ge ſtalten höchſt anziehend. Schilderung und Stil von ſeltener Vollkommenheit

Unverkennbares Jugendproduct eines reichen, mit der äußern Welt weniger als mit ſeinem innern Leben bekannten Gemüthes.

a. **Möwes, Heinr.** Der Pfarrer von Andouſe. Eine hiſtoriſche Novelle aus der Zeit der Dragonaden. 2e Aufl. Magdeburg 1843.

Kräftig religiöſe Färbung.

a. **Moſen, Jul.** Der Congreß von Verona. 2 Theile. Berlin 1842.

Reiche ſtoffliche Ausſtattung mit Feſten und Intriguen, aber ohne die rechte poetiſche Wiedergeburt der diplomatiſchen Fragen, deren innere Machinationen verhüllt bleiben. Durchſchimmern eines freiſinnigen und edeln politiſchen Glaubens. Anziehender Stil.

a. **Miller, Joh. Mart.** Siegwart, eine Kloſtergeſchichte. 3 Bde. Leipzig 1776.

a. **Müller, Joh. Gottwerth.** Siegfried von Lindenberg. 4 Thle. Hamburg 1779.

Zweierlei Mitſtammväter des ſentimentalen Romans und des komiſchen Familienromans in Deutſchland, und dadurch literar-hiſtoriſche Merkwürdigkeiten.

a. **Mundt, Th.** Thomas Münzer: Ein deutſcher Roman. 2e Aufl. 3 Bde. Altona 1843.

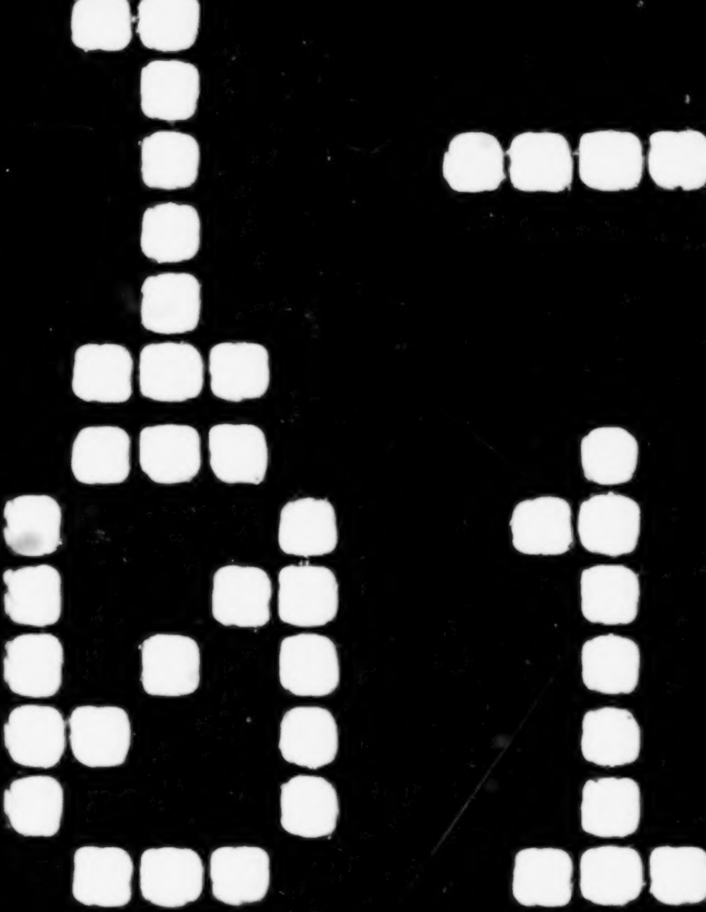
Treffliche hiſtoriſche Studien von geſchichtlichem Werth, von verſtändiger Betrachtung begleitet, aber ohne die volle poetiſche Verarbeitung.

a. **Muſäus, J. K. A.** Volksmärchen der Deutſchen. 1e Ausg. 5 Bdchn. Gotha 1782—86. 4 Bde. Leipz. 1845. Prachtausgabe in 1 Bd. Herausgeg. von Jul. Ludw. Klee. Mit Holzſchn. nach Originalzeichn. von R. Jordan in Düſſeldorf, G. Oſterwald in Hannover, L. Richter in Dresden, A. Schrödter in Düſſeldorf. Leipzig 1842—43.

Die Motive dieſer Volksmärchen ſind wahrhaft volksthümlich; in der Ausführung ſind ſie zur Zeitſatire mit bilderreichem, zu abſichtlichem Humor und gekünſtelter Naivetät, jedoch immer durchſchimmernder Behaglichkeit und Bonhommie geworden.

a. **Naubert, Benedicte.** Geſchichte Emmas, Kaiſer Karls des Großen Tochter, und ſeines Geheimſchreibers Eginhard. 2 Bde. Leipzig 1785.

—— Walter de Montbarry. 2 Thle. Leipzig 1786.



Leipzig 1788.

—— Hermann von Unna. 3 Thle. Leipzig 1788.

Deutſche Vorläuferin Walter Scotts, der ihr viel zu verdanken bekennt. Vortreffliche Verbindung der Geſchichte mit dem Roman. Reiche Phantaſie und Erfindungsgabe, Feinheit der Characterzeichnung und Correctheit der Darſtellung zeichnet ſie in hohem Grade vor ähnlichen Arbeiten ihrer Zeitgenoſſen und der meiſten Neueren aus. Zugleich empfehlen durch lautere Sittlichkeit. Die anſpruchloſe, anonyme Schriftſtellerin erhielt vom Bräutigam ihre eigenen Werke zum Geſchenk.

b. **Novalis,** (Fr. Ldw. v. Hardenberg). Heinrich von Ofterdingen; herausgeg. von Tieck u. Schlegel. Berl. 1802.

Der naturphiloſophiſche Roman des großen Dichters bleibt, trotz aller Angriffe auf dieſen, ein Schatz der lauterſten Poeſie, die bei ihm Natur, Leben und Geſchichte durchdringt und verklärt.

a. [**Paalzow, Auguſte** v.] Godwie-Caſtle. 3 Theile. Breslau 1838.

—— Saint Roche. 3 Thle. Breslau 1840.

—— Thomas Thyrnau. 3 Thle. Breslau 1843.

—— Jakob van der Nees in Amſterdam. 3 Thle. Breslau 1845.

Sehr gute Schilderung von Zeitſtrömungen und Zuſtänden einerſeits, andrerſeits feine, weibliche Pſychologie; verwickelte oft ſpannende, oft auch unnöthig ausgeſponnene Erfindung. Der Stil oft ins Preziöſe ſpielend. Der Grundton ariſtokratiſch und für ſolche Kreiſe wohl am anziehendſten.

d. **Pichler, Karoline.** Sämmtliche Werke. 24 Bände. Wien 1812—20. N. Aufl. 46 Bände. Wien 1822—32.

Bd. 1. 2. Leonore.
3—5. Agathokles.
6. 7. Die Grafen v. Hohenberg.
8. Olivier.
9. 10. Die Nebenbuhler.
11—14. Frauenwürde.
15. Idyllen.
16. Gedichte.
17 u. 18. Proſaiſche Aufſätze.
19—21. Dramatiſche Dichtungen.
22—31. Kleine Erzählungen.
32—34. Die Belagerung Wiens.

38. Kleine Erzählungen.
39. 40. Die Wiedereroberung von Ofen.
41–44. Friedrich der Streitbare.
45. Henriette von England.
46. Kleine Erzählungen.

Gabe Großes und Kleines zu erfinden und glücklich durchzuführen. In ihren größern Werken etwas breit in Schilderungen und Reflexionen. Eine der fruchtbarſten und beliebteſten Schriftſtellerinnen ihrer Zeit.

a. **Posgaru** (Suckow) Novellen. 3 Bdchn. 2te verb. Aufl. Bd. 1. 2. auch unter d. Titel: Liebesgeſchichten. Bd. 3. Germanes. Breslau 1833.

Feinſinnige Arbeiten von pſychologiſcher Tiefe und warmem Gemüthsleben. Muſterhafter Stil. Rein ſittliche Tendenz.

a. **Rank, Joſ.** Vier Brüder aus dem Volk. Ein Roman aus Oeſterreichs jüngſten Tagen. 2 Thle. Leipzig 1844.

Volksthümliche Skizzen, deren Ton ſehr glücklich getroffen iſt, und welche die verdiente günſtige Aufnahme beim Publicum gefunden haben.

a. [**Rehfues Ph. J.** v.] Scipio Cicala. 2te ganz umgearbeitete Auflage. 4 Bde. Leipzig 1840.

—— Belagerung des Caſtells von Gozzo oder der letzte Aſſaſſine. 2 Bde. Leipzig 1834.

—— Die neue Medea. 3 Bde. Stuttg. 1836.

Dieſe Romane zeichnen ſich durch den Reichthum einer oft nur zu ſtoffartigen Erfindung, durch ſehr viel Verſtand und Seelenkunde, durch treffliche Naturſchilderungen und einen höchſt durchgebildeten Stil aus, und haben gerechtes Aufſehen gemacht.

a. **Reinbeck, G.** Erzählungen. Leipzig 1808. N. A. 1817.

—— Lebensbilder. Novellen und Erzählungen. 3 Bdchn. Eſſen 1823.

—— Situationen. Ein Novellenkranz. Nebſt einigen Worten über die Theorie der Novelle. Stuttgart 1841.

Jugendfriſche und Lebenskraft; Früchte einer langen, erfahrungsreichen Laufbahn und des reinſten Sinnes für Humanität.

a. **Reinbold, A.**, (pſeud. Franz Berthold): König Sebaſtian, herausgeg. von L. Tieck. 2 Thle. Dresden 1839.

Werk einer talentvollen Dame; bringt mit männlichem Blick und ſchöner Darſtellung in hiſtoriſche Verhältniſſe ein und hat zum Gegenſtande den Zug des Königs Sebaſtian von Portugal nach Afrika.

c. **Rellſtab, Ludw.** Geſammelte Schriften. 12 Bände. Leipzig 1843—44.

Bd. 1—4. 1812. Ein hiſtoriſcher Roman.
5. Sagen und romantiſche Erzählungen.
6. Kunſt-Novellen.
7. 8. Novellen.
9. Auswahl aus der Reiſebildergallerie. Vermiſchte Aufſätze. (Ludwig Devrient. Wilhelmine Schröder-Devrient.)
10. Vermiſchte Schriften.
11. Dramatiſche Werke.
12. Gedichte.

Anziehende, gerundete Darſtellung; die Verwicklungen meiſterlich gelöſt. Das Hiſtoriſche in 1812 iſt, wie Augenzeugen verſichern, durchaus treu.

b. **Richter, Jean Paul Fr.** Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke, oder Eheſtand, Leben und Tod des armen Advokaten Siebenkäs. 3 Thle. Berlin 1796—97.

—— Flegeljahre; eine Biographie. 4 Bde. Tüb. 1804—5.

—— Grönländiſche Proceſſe. 2 Thle. Berl. 1783—85.

—— Heſperus, oder 45 Hundspoſttage; eine Biographie. 4 Thle. Berlin 1795.

—— Das Campaner-Thal, oder die Unſterblichkeit der Seele. Erfurt 1798.

—— Dr. Katzenbergers Badereiſe; nebſt einer Auswahl verbeſſerter Werkchen. 2 Bde. Heidelberg 1809.

—— Leben Fibels, des Verf. der Bienrodiſchen Fibel. Nürnb. 1812.

—— Leben Quintus Fixleins, aus 15 Zettelkäſten gezogen. Bayr. 1796.

—— Die unſichtbare Loge; eine Biographie. Berl. 1792.

—— Des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flätz. Nebſt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. Tübingen 1809.

—— Titan. 4 Bde. Berlin 1800—1803. Komiſcher Anhang dazu. 16 Bdchen.

Die ſatiriſchen Erſtlingswerke des großen Humoriſten ſind die genialſten. In ihnen bildete ſich die engliſche Seite des deutſchen Charakters aus. Er iſt tiefſinnig im Scherz wie im Ernſt; ſpäter vom Gefühl oft überwältigt; in Naturſchilderungen die Wahrheit oft überbietend; als Genrebildmaler unendlich wahrer in den gemeinen und naiven Charakteren, denn als Schilderer der idealen und ſentimentalen Geſtalten, deren Krankhaftigkeit er mit Vorliebe pflegte. Vortrefflich iſt er in der Darſtellung der chaotiſchen Welt des innern Menſchen, insbeſondere der Jugend, ſo lange Welt und Ideal ſich in ihr ſtreiten. Seine Schwäche iſt von Gervinus unerbittlich aufgedeckt worden. Der Stil wie mit Brillanten belaſtet.

a. **Rumohr, C. Fr.** v. Deutſche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. 4 Thle. Berlin 1832.

Memoiren eines Diplomaten mit feinen diplomatiſchen, gaſtronomiſchen und äſthetiſchen Reflexionen, auch mitunter Roman-Situationen.

a. **Schefer, Leopold.** Die Gräfin Ulfeld oder die 24 Königskinder. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Berlin 1834.

—— Kleine Romane. 1—6 Thl. Bunzlau 1836—39.

1. 2. auch unter dem Titel: Die Geſchiedene. Unglückliche Liebe. Das vergiftete Teſtament, oder der erlogene Sohn.
3. u. d. T. Das Weihnachtsfeſt in Rom. Die Pflegtochter. Zwei Erzählungen.
4. u. d. T. Das Verbrechen zu irren. Roman.
5. u. d. T. Das Volk ohne Magen. Die Prinzeninſeln. Winkelmann. Martaban.
6. u. d. T. Die Probefahrt nach Amerika. Roman.

—— Viel Sinn, viel Köpfe. Eine Zaubergeſchichte. Stuttgart 1840.

—— Lavabecher. Novellen. 2 Bde. Stuttgart 1833.

Bd. 1. Der Sklavenhändler. Virginia Accoramboni.
— 2. Die Düvecke, oder die Leiden einer Königin. Die Oſternacht.

—— neue Novellen 1—4 Bd. Leipzig 1831—35.

Bd. 1. Der Unſterblichkeitstrank. Der Seelenmarkt.
— 2. Der Bauchredner. Künſtlerehe. Die weiße Henne.
— 3. Die Lebensverſicherung. Violante Beccaria.
4. Der Nabob. Galate.

Feine pſychologiſche Analyſen in Form der dichteriſchen Novelle. Der Stil an Ueberfülle leidend, aber voll Gedanken und Empfindung.

c. **Schiller, Fr.** v. Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O... 1788.

Eine eigenthümliche Gattung von Romanen, in welcher das Geheimnißvolle und Unbegreifliche als Symbol des Ueberſinnlichen behandelt iſt; von Tieck für einen trefflichen Roman erklärt.

a. [**Schnabel**] Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii 4 Bände. Nordhauſen 1731—43.

Neue Ausgabe:

a. Die Inſel Felſenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eingeleitet v. Ludw. Tieck. 6 Bde. Breslau 1828.

Eine Robinſonade, die Alles zuſammenfaßte, was bis dahin in einzelnen Werken dieſer Art vorgekommen. Geſchichte, Erdbeſchreibung, allerhand geheime und öffentliche Künſte werden zur Unterhaltung des Leſers hier zuſammengebraut; auch ſchlüpfrige Situationen fehlen nicht. War einſt ein vielgeleſenes Buch und hat in der Erneuerung von Tieck neuerdings Eingang gefunden. Tieck hat nichts verändert oder hinzugethan als eine geiſtreiche Vorrede.

d. **Schopenhauer, Johanne.** Gabriele. 3 Thle. Leipzig 1819—20.

—— Sidonia. 3 Thle. Leipzig 1827.

—— Die Tante. 2 Thle. Frankfurt 1823.

—— Richard Wood. 2 Thle. Leipzig 1837.

—— Sämmtliche Schriften. 24 Bdchn. Leipzig 1834.

Bd. 1. 2. Fernows Leben.
— 3. Ausflucht an den Rhein.
— 4. 5. Johann van Eyck.
— 6. Die vier Jahreszeiten, ein Cyclus von Novellen.
— 7—9. Gabriele.
— 10—12. Sidonie.
— 13. 14. Die Tante.
— 15. 16. Reiſe durch England und Schottland.
— 19—24. Kleinere Erzählungen.

Vor zwanzig Jahren ſehr beliebte und viel geleſene Romane; jetzt vielleicht ſchon etwas veraltet; Stil ſehr gut.

a. **Schücking, Levin.** Ein Schloß am Meere. 2 Thle. Leipzig 1843.

Eine romantiſche Erzählung, in welcher mit vieler Kunſt die vereinzelt und willkührlich angeſponnenen Fäden zu einem Ganzen vereinigt werden. Großer Reichthum an Gruppen, vielfältiger Wechſel der Scenerie, die bald eine alterthümliche Stadt des nördlichen Deutſchlands, bald das Geſtade der Nordſee, bald die herrlichen Gebirgsgegenden Salzburgs, bald die Ufer des

Rheins mit ihren Erinnerungsſpuren der Vorzeit vor Augen führt. Noch größer iſt der Wechſel der Anſichten und Meinungen, welche die handelnden Perſonen durch zeitliche und örtliche Verhältniſſe motivirt ausſprechen.

c. **Spieß, Chr. Heinr.** Das Petermännchen. Prag 1793.

—— Der Alte überall und nirgends. 2 Thle. Prag 1792.

—— Die Löwenritter. 4 Thle. Leipzig 1794—96.

—— Reiſen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers. 4 Thle. Leipzig 1796—99.

Beliebter Schmierer ſeiner Zeit, nicht ohne Talent für Erfindung.

a. **Spindler, A. N. K.** Der Baſtard. Eine deutſche Sittengeſchichte aus dem Zeitalter Kaiſer Rudolphs II. 3 Bände. Zürich 1829.

—— Der Jude. Deutſches Sittengemälde aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 3 Bde. Stuttgart 1829.

—— Der Jeſuit. Charactergemälde aus dem erſten Viertel des 18. Jahrhunderts. 3 Bde. Stuttgart 1829.

—— Der Invalide. Hiſtoriſch-romantiſche Bilder der neueren Zeit. 5 Bde. Stuttgart 1831.

—— Der König von Zion. Romantiſches Gemälde aus dem 16. Jahrh. 3 Bde. Stuttg. 1837.

—— Die Nonne von Gnadenzell. Sittengemälde des 15. Jahrhunderts. Stuttgart. 1833.

—— Der Vogelhändler von Imſt. Tirol vor 100 Jahren. 4 Bdchn. Stuttgart 1841.

—— Fridolin Schwertberger. Bürgerleben und Familienchronik aus einer ſüddeutſchen Stadt. 4 Bdchn. Stuttgart 1845.

Große Erfindungsgabe; plaſtiſch energiſche Darſtellung; weniger innere Wahrheit und Tiefe. Sehr beliebte Unterhaltungslektüre. Die beiden neueſten Romane „der Vogelhändler“ und „Fridolin Schwertberger“ werden beſonders gerühmt wegen ihrer naturgetreuen Auffaſſung des volksthümlichen Lebens und treffender Schilderung localer Sitte.

a. **Steffens, Henrich.** Novellen. Geſammtausgabe. Breslau 1837—38.

1. Bdchen. Auch unter dem Titel: Gebirgs-Sagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens.

2—6. Bd. Auch unter dem Titel: Die Familien Walſeth und Leith. Ein Cyclus von Novellen. 5 Bde. 3. verbeſſ. Aufl.

7—12. Bd. A. u. d. T.: Die vier Norweger. 6 Novellen. 2te verb. Auflage.

13—16. Bd. A. u. d. T.: Malkolm. Eine norwegiſche Novelle. 4 Bändchen. 2te verb. Auflage.

a. **Steffens, Henrich.** Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bde. Breslau 1837.

Der berühmte Naturphiloſoph hat hier die Reſultate ſeiner Lebenserfahrung, ſeines Denkens über Religion, Staat, Kunſt und Zeitgeſchichte in populärer Weiſe darzulegen geſucht, und dabei eine Fülle der geiſtreichſten Anſichten mit großer Beredſamkeit entwickelt. Aber um dem reichen Ideengehalt ein ſtoffliches Gegengewicht zu geben, häufte er eine Maſſe von in einander geſchachtelten Geſchichten und Perſönlichkeiten, die er vor- und rückwärts ausſpinnt, ſo daß uns kein organiſirtes Ganze entgegentritt. Man darf an dieſe Romane nicht den Maßſtab eines Kunſtwerkes legen, da ihnen, wie ſich der Verf. wohl bewußt war, das erſte Erforderniß eines ſolchen abgeht, die über dem Ganzen ſchwebende Ruhe und Einheit. Eine eigenthümliche poetiſche Kraft entwickelt ſich in den häufig eingewebenen herrlichen Naturſchilderungen, womit er beſonders ſeine nordiſche Heimath verherrlicht. In Walſeth und Leith bilden die geiſtigen und litterariſchen Bewegungen des 18ten Jahrhunderts die Grundlage. Die vier Norweger ſtellen die eigene Entwicklungsgeſchichte des Verfaſſers in verſchiedenen Perſönlichkeiten dar, hauptſächlich ſein Miterleben in den Sphären der Naturphiloſophie und Romantik. Malkolm, in dem das nordiſche Heldenthum mit moderner Bildung verſetzt erſcheint, iſt mehr als die übrigen Phantaſieſchöpfung und hat daher auch am meiſten Einheit.

a. **Steigenteſch, Fr. Aug.** v. Geſammelte Schriften. Ausgabe letzter Hand. 5 Thle. Darmſtadt 1819.

Th. 1. Gedichte und Mährchen.
2. 3. Luſtſpiele.
4. Marie. Ein Roman.
5. Erzählungen. Vermiſchte Aufſätze.

Angenehme unterhaltende Lektüre von feinerer Gattung.

a. **Sternberg,** Frh. A. v. Die Zerriſſenen. Eine Novelle. Stuttgart 1832.

—— Eduard. Eine Novelle. Fortſetzung der Zerriſſenen. Stuttgart 1833.

—— Leſſing. Eine Novelle. Stuttgart 1834.

—— Paul. 2 Thle. Leipzig 1845.

Sternberg, A. v. Geſammelte Erzählungen und Novellen. 4 Bde. Deſſau 1844.

—— Jena und Leipzig. Novelle in 2 Thln. Berlin 1844.

—— Kallenfels. 2 Bände. Berlin 1839.

—— Der Miſſionär. Ein Roman. 2 Thle. Leipzig 1842.

—— Palmyra, oder das Tagebuch eines Papagei's. Stuttgart 1838.

—— Pſyche. 2 Thle. Frankf. am M. 1838.

—— Saint-Sylvan. 2 Thle. Frankf. am M. 1839.

—— Schiffer-Sagen. 2 Bdchen. Stuttgart 1837.

Eminente, oft rein poetiſche Darſtellung; weniger glückliche Erfindungsgabe, am glücklichſten im märchenhaft Phantaſtiſchen. Charaktere nicht ſehr weſenhaft. In den früheren Novellen von Tieck abhängig.

a. **Stifter, Adelbert.** Studien. 2 Bde. Peſth 1844.

Großes Talent für Stil; lebendige Naturanſchauung; doch nicht ganz urſprünglich.

a. **Strauß, Fr.** Helons Wallfahrt nach Jeruſalem, 109 Jahre vor Chriſti Geburt. 4 Bde. Elberf. 1820—23.

—— Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen. 3 Bdchen. Elberf. 1815—21.

—— Die Taufe im Jordan. Aus der zweiten Hälfte der chriſtlichen Kirche. Elberf. 1822.

Beliebte Schriften eines Gefühlstheologen, theils rührenden und erhebenden, theils zweckmäßig belehrenden Inhalts.

a. [**Tarnow, Fanny**] Natalie, ein Beitrag zur Geſchichte des weiblichen Herzens. Berlin 1812.

Eine Darlegung weiblicher Herzenszuſtände, mit wahrer Tiefe und Zartheit auf höchſt anſprechende Weiſe ausgeführt, der man anfühlt, daß ſelbſt Erlebtes zu Grunde liegt.

—— Auswahl aus ihren Schriften. 15 Bde. Leipzig 1830.

Natalie Bd. 3. Das getheilte Herz, Bd. 4. Therilde v. Adlerſtein oder Frauenherz und Frauenglück Bd. 5. Blätter aus Thereſens Tagebuch, Bd. 6. die geleſenſten.

c. **Thümmel, A. M. v.** Sämmtliche Werke. 8 Bände. Leipzig 1844.

Bd. 1—7. Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

Bd. 8. Vermiſchte Gedichte. Die Inoculation der Liebe. Das Erdbeben von Meſſina. Nachrichten von Th's. Leben.

Leichter, eleganter Stil; freie Anlehnung an Yorick'ſche Manier. Nicht ohne ſinnliche Lüſternheit.

c. **Thurm, Stephan.** Aus der Kaſerne. Memoiren eines öſterreichiſchen Militairs. 2e Aufl. Leipzig o. J. (1845.)

Oeſtreichiſche Soldatengeſchichten, die in neueſter Zeit großen Beifall gefunden haben.

b. **Tieck, Ludw.** William Lowell. 2 Thle. Berlin 1793—1796. (Geſammelte Schriften Bd. 6. 7.)

Ein gattungsverwandter Nachfolger von Schiller's Geiſterſeher.

a. —— Phantaſus. Sammlung von Märchen, Erzählungen, Schauſpielen, Novellen. 3 Bde. Berlin 1812—17. 2e Ausg. 3 Bde. Berlin 1844—45.

Eine Geſellſchaft von Freunden, die ſich auf einem Schloſſe zum Landaufenthalt zuſammengefunden, unterhält ſich vermittelſt einer Reihe von ächt poetiſchen Produkten aus Tiecks romantiſcher Periode. Der getreue Eckart, Magelone, Blaubart, geſtiefelter Kater, verkehrte Welt.

a. —— Der Aufruhr in den Cevennen. Eine Novelle in 4 Abſchnitten. 1r und 2r Abſchn. Berlin 1826.

Eine der erſten und vorzüglichſten Novellen Tiecks, die leider nur Fragment geblieben iſt. Die wunderbaren Erſcheinungen eines geſteigerten religiöſen Lebens werden mit überraſchendem Verſtändniß aufgefaßt und zum Gegenſtande geiſtreicher Reflexionen gemacht.

—— Die Gemälde. Dresden 1823.

—— Die Verlobung. Dresden 1823.

—— Die Reiſenden. Dresden 1824.

—— Muſikaliſche Leiden und Freuden. Dresden 1824.

—— Der Alte vom Berge und die Geſellſchaft auf dem Lande. Zwei Novellen. Breslau 1828.

—— Das Feſt zu Kenilworth. Prolog zum Dichterleben. Dichterleben (Shakeſpeare's). Berlin 1828.

—— Glück gibt Verſtand. Der 15e November. Berlin 1828. (Geſammelte Schriften Bd. 17—19. Berlin 1844—1845.)

—— Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1831. 32. 34 und 35. Berlin.

Jahrg. 1. Dichterleben. Thl. 2. Die Wunderſüchtigen.
— 2. Der Jahrmarkt. Der Hexenſabbath.
— 3. Tod des Dichters (Camoëns).
— 4. Die Vogelſcheuche. Märchen-Novelle in 5 Aufz.

a. **Tieck, Ludw.** Geſammelte Novellen. 2e Aufl. 14 Bdchn. Breslau 1838—42.

Bdchen 1. Der Waſſermenſch. Der Mondſüchtige.
— 2. Weihnacht-Abend. Das Zauberſchloß. Uebereilung.
— 3. Der Gelehrte. Die Ahnenprobe.
— 4. Der wiederkehrende griechiſche Kaiſer.
— 5. Eine Sommerreiſe.
— 6. Die Wunderſüchtigen. Pietro von Abano.
— 7. Das alte Buch und die Reiſe ins Blaue hinein. Der Alte vom Berge.
— 8. Eigenſinn und Laune. Die Geſellſchaft auf dem Lande.
— 9. Der Schutzgeiſt. Die Klauſenburg.
— 10. Abendgeſpräche. Wunderlichkeiten. Die Glocke von Aragon.
— 11. Des Lebens Ueberfluß. Der Dichter und ſein Freund.
— 12. Liebeswerben. Waldeinſamkeit.
— 13. 14. Die Vogelſcheuche.

In dieſen Novellen iſt der Quell romantiſcher Poeſie von dem großen Dichter unerwartet zur Befruchtung anderer Lebens- und Kunſtgebiete hinübergeleitet worden, und hat auch hier herrliche Blüthen und Früchte hervorgebracht. Beſonders hervorſtechend ſind: die Gemälde, durch geiſtvolle Betrachtungen über Kunſt und Weine; die Reiſenden durch köſtlichen Humor; der Alte vom Berge, durch gaſtronomiſche Geſpräche und durch Schilderung des Bergmannslebens; das Feſt zu Kenilworth und die beiden Novellen Dichterleben, worin Tieck die Reſultate ſeiner Studien über Shakeſpeare niedergelegt hat, durch eine geiſtreiche, wenn auch vielleicht zu ſubjective Auffaſſung dieſes Dichters; der Tod des Dichters, poetiſch verklärte Leidensgeſchichte von Camoëns.

—— Der junge Tiſchlermeiſter. Novelle in 7 Abſchnitten. 2 Thle. Berlin 1836.

In der Perſon des Tiſchlermeiſters wird das Ideal eines gebildeten Handwerkers aufgeſtellt, der das Künſtliche dem Künſtleriſchen anzunähern weiß. Herrliche Geſpräche über höhere und niedere Sphären der Kunſt. Reich an Geſtalten und Situationen, aber der Schluß ſittlich ſchief.

c. —— Vittoria Accorombona. Ein Roman in 5 Büchern. 2 Thle. Breslau 1840.

Das neueſte Werk, in welchem der Dichter die neuen Ideen über Emancipation der Frauen auf ſeine Weiſe adoptirt und mit vielem Geiſt in ſeiner Heldin verkörpert.

a. **Töpffer, R.** Genfer Novellen. Nach dem Franz. herausgegeben von H. Zſchokke. 2 Bdchen. Aarau 1839.

Ausgezeichnet durch ſeine pſychologiſche Compoſition.

e. **Tromlitz, Aug. v.** (Karl Aug. Friedr. v. **Witzleben**) Sämmtliche Schriften.

1e Sammlung 36 Bdchen. Dresden 1829—32.
2e —— 27 Bdchen. Dresden 1833—36.
3e —— 30 Bdchen. Dresden 1837—41.
im Ganzen 108 Bdchen.

Hiſtoriſche Romane und Erzählungen von leichterer Sorte, übrigens beliebte Unterhaltungslektüre.

a. **Uſteri, Th. Mt.** Dichtungen in Verſen und Proſa. Nebſt einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Herausgeg. von Dav. Heß. 3 Bde. Berlin 1831.

„Der Erggel im Steinhuus" iſt claſſiſch, auch die übrigen Dialektspoeſien dürfen ſich kühn neben Hebel's alemanniſchen Gedichten ſehen laſſen. Das Hochdeutſche ganz unbedeutend.

a. **Vulpius**, Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 3e Aufl. 4 Thle. Leipzig 1798.

Der Urahn aller Räuberromane, und als ſolcher eine litterar-hiſtoriſche Unſterblichkeit.

a. [**Wächter, Leonhard**] Veit Weber. Sagen der Vorzeit. 7 Thle. Berlin 1787—98.

Beliebte Unterhaltungslektüre ihrer Zeit, jetzt ſelbſt zur Sage der Vorzeit geworden. Der Verfaſſer, noch nicht lange todt, war ein Ehrenmann, deſſen Andenken von Wurm in Hamburg würdig erneuert worden iſt.

c. e. **Wagner, Er.** Die reiſenden Maler. 2 Thle. 1805. N. A. Leipzig 1820.

—— Ferdinand Miller. Tübingen 1809.

—— Iſidora. Tübingen 1812.

—— Reiſen aus der Fremde in die Heimath. 1r Bd. Hildesheim 1818.

—— Wilibald's Anſichten des Lebens. 2 Bde. Hildburghauſen 1803. N. A. 1822.

Poetiſche Natur- und Kunſtſchilderungen; nach Art der Goethe'ſchen Romane, mit ſeltenem Talent und Geſchmack behandelt. Charaktere hier und da zerfloſſen; trägt das Gepräge einer etwas äſthetiſch-lüſternen Zeit.

a. **Wette, W. M. L. de,** Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeiſt. Eine belehrende Geſchichte. 2 Thle. Berlin 1829.

Als Roman nicht bedeutend; aber in angenehmer Form über Manches belehrend und im Ganzen anregend.

b. **Wieland, Chſtph. Mart.** Sämmtliche Werke. 36 Bände. Leipzig 1839—40.

Bd. 1. 2. Don Sylvio von Roſalva.
— 4—6. Agathon.
— 7—8. Der goldene Spiegel.
— 9. Daniſchmend.
— 13. 14. Die Abderiten.
— 16. 17. Peregrinus Proteus.
— 18. Agathodämon.
— 19. Diogenes von Sinope. — Das Hexameron von Roſenhain.
— 21. Menander und Glycerion. Krates und Hipparchia. Koxkox und Kikequetzel.
— 22—24. Ariſtipp.
— 27. Araſpes und Panthea.

Der vorzüglichſte unter dieſen Romanen Wielands, ſein Schooßkind, der erſt in der 3ten Ueberarbeitung (1794) ſeine Vollendung erhalten hat, iſt *Ariſtipp*. Auch er iſt ein alexandriniſcher Roman ohne ächtes, griechiſches Colorit; aber doch wird hier nicht mehr alle menſchliche Tugend lächerlich gemacht, ſondern der Dichter iſt bemüht, zu zeigen, wie der Menſch durch Erfahrungen, Beſchlüſſe, Umgeſtaltung ſeiner Denkart, unermüdete Bearbeitung ſeiner ſelbſt weiſe und gut zu werden vermöge. Nächſt ihm wird auch ſein Lieblingswerk *Agathon*, das die Geſchichte ſeiner eignen Umwandlung enthält, aufrecht in der Litteratur bleiben. Mit den *Abderiten* eröffnet ſich die Reihe ſeiner Geſchichtsromane, und es iſt darin der Gegenſatz des Pfahlbürgerthums gegen die romantiſche Ritterwelt unübertrefflich und volksmäßig geſchildert. (Gervinus.)

a. [**Wolzogen, Karoline v.**] Agnes von Lilien. 2 Bände. Berlin 1798.

—— Cordelia. 2 Thle. Leipzig 1840.

Der erſte dieſer Romane, ein Werk aus der Jugend der Verfaſſerin, wurde bei ſeinem Erſcheinen allgemein, ſelbſt von großen Sachkennern, Goethe'n zugeſchrieben; der zweite iſt ein Werk, aber nicht ein Product des Greiſenalters. Gefühlvoll mit eleganter Färbung.

a. **Zſchokke, Hnr.** Alamontade, der Galeerenſclave. 6e Originalausgabe. Zürich 1836.

Ergreifendes Gemälde aus den düſtern Zeiten fanatiſcher Verfolgung.

—— Bilder aus der Schweiz. 5 Thle. Aarau 1825—26.

Thl. 1. Der Flüchtling im Jura.
— 2. 3. Der Freihof von Aarau.
— 4. 5. Addrich im Moos.

—— Der Creole. Eine Erzählung. Aarau 1830.

—— Ausgewählte Novellen und Dichtungen. 3e vollſtändige Original-Ausgabe. 8 Thle. Aarau 1836—40.

Nr. 1. gehört der Periode der Ritterromane an. Die ,,Bilder aus der Schweiz'' zeichnen ſich durch ernſte ſittliche Haltung und durch eine ächt hiſtoriſche und locale Färbung aus, die am meiſten an Walter Scott erinnert. Unter den geſammelten Erzählungen ſind ſehr viele Stücke, die, ohne höhere Anſprüche zu machen, eine angenehme Unterhaltung bieten und vorzugsweiſe für eine Erholungslektüre zu empfehlen ſind.

Zum Gemüthlich-Komiſchen vorherrſchendes Talent.

---

a. d. Erzählungen, geſammelte, von der Verf. der Bilder des Lebens. 2 Bde. Stuttgart 1839—40.

Bd. 1. Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelſchilderungen. Die Nacht im Juragebirge. Paul und Joſephine, oder die Schmuggler vom Jura. Der ſchweizeriſche Pflanzer am Ohio.

Bd. 2. Herr und Sklave. Meine Schweizerreiſe. Epiſode aus einem Tagebuch. Der Vorabend des Weihnachtsfeſtes. Liebe! Liebe waltet überall! Einfach aber wahr.

Sehr anſprechende Erzählungen, die von einer feineren ſocialen und gemüthlichen Bildung zeugen.

Deutſche Volksbücher, Sagen und Märchen.

a. Volksbücher, deutſche, nach den ächteſten Ausgaben hergeſtellt von K. Simrock. Bd. 1—5. Berlin 1839—43. Bd. 6. 7. Frankfurt 1844.

Bd. 1. Salomon und Morolf.

Bd. 2. Hiſtorie des heil. Biſchofs Gregorius auf dem Stein genannt.

Bd. 3. Die ſieben weiſen Meiſter.

Bd. 4. Seltſame und wunderbarliche Hiſtorien Till Eulenſpiegels, eines Bauern Sohn, bürtig aus dem Land zu Braunſchweig.

Bd. 5. Wunderſeltſame, abenteuerliche und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamien, hinter Utopia gelegen.

Bd. 6. Geſchichte des großen Helden und Herzogen Heinrich des Löwen und ſeiner wunderbaren höchſt gefährlichen Reiſe.

Bd. 7. Hiſtorie von der ſchönen Magelone, eines Königs Tochter von Neapel und einem Ritter, genannt Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln, eines Grafen Sohn von Provence.

a. **Schwab, Guſt.** Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen. Für Alt und Jung wieder erzählt. 2e Aufl. Auch unter dem Titel: Die deutſchen Volksbücher. 4 Abtheilungen. 2 Bde. Stuttg. 1843.

Abth. 1. Der gehörnte Siegfried. Die ſchöne Magelone. Der arme Heinrich. Hirlanda. Genovefa. Das Schloß in der Höhle Xaxa. Griſeldis.

Abth. 2. Robert der Teufel. Die Schildbürger. Die vier Heymonskinder.

Abth. 3. Kaiſer Octavianus. Die ſchöne Meluſina.

Abth. 4. Herzog Ernſt. Doctor Fauſtus. Fortunat und ſeine Söhne.

Nr. 1. Iſt eine kritiſche Ausgabe der älteſten Drucke der Volksbücher, Nr. 2. dagegen eine freie Bearbeitung derſelben.

a. **Görres, Guido.** Der gehörnte Siegfried und ſein Kampf mit dem Drachen, eine altdeutſche Sage. Nebſt einem Anhang über den Geiſt des germaniſchen Heidenthums und die Bedeutung ſeiner Heldenſage für die Geſchichte. (Mit 14 Lithogr. und 3 Holzſchn.) Schaffhauſen 1843.

Einfache Bearbeitung des Volksbuches, welche den Ton der mittelalterlichen Sage ſehr glücklich getroffen hat. Die Bilder ſind nicht blos Illuſtrationen, ſondern geiſtvolle Compoſitionen, welche die Welt dieſer Sagen trefflich veranſchaulichen.

a. **Hagen, F. H.** von der, Nordiſche Heldenromane. 5 Bdchn. Breslau 1814 – 28.

Bd. 1—3. Wilkina und Niflung-Saga oder Dieterich von Bern und die Niebelungen.
— 4. Volſunga Saga oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen.
— 5. Ragnar-Lodbrokssaga und Nornagests-Saga.

1—3. Zuſammenfaſſung ſämmtlicher deutſchen Heldenſagen in cycliſcher Behandlung nach Volksliedern in Proſa erzählt. 4 und 5 behandelt die ſkandinaviſchen Sagenkreiſe auf ähnliche Weiſe. Ganz unterhaltende Romane, die mehr geleſen zu werden verdienten.

— Für Freunde der Sagenwelt ſtellen wir hier eine Reihe von allgemein deutſchen und provinziellen Sammlungen der Sagen zuſammen. Die meiſten ſind einfache Aufzeichnungen nach mündlicher Abhörung oder aus hiſtoriſchen Werken und ältern Sammlungen gezogen. Nur einige derſelben ſind mit eigenen poetiſchen Zuthaten in Proſa oder Verſen ausgeführt; wo letzteres der Fall iſt, ſetzen wir eine dießfallſige Bemerkung bei.

b. **Grimm, Jak.** und **Wilh.** Deutſche Sagen. 2 Bde. Berlin 1816—18.

b. **Wolf, J. W.** Deutſche Märchen und Sagen. Geſammelt und mit Anmerkungen herausgeg. v. — Leipzig 1845.

—— Niederländiſche Sagen. Leipzig 1843.

a. **Stöber, Aug.** Oberrheiniſches Sagenbuch. Straßburg und Heidelberg 1842. (Nebſt topographiſchen, geſchichtlichen und litterariſchen Anmerkungen.)

—— Elſäſſiſches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Mährchen. Straßb. 1842.
Poetiſche Bearbeitung in Verſen. Sehr anſprechend.

a. **Reumont, Alfr.** Rheinlands Sagen, Geſchichten und Legenden. 2e Aufl. Köln und Aachen 1844.
Bearbeitung in Proſa.

a. **Simrock, Karl,** Rheinſagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderſchaft. 3e Aufl. Bonn 1841.
Sammlung von Gedichten, welche die rheiniſchen Volksſagen behandeln.

a **Bechſtein, Ludw.** Die Volksſagen, Mährchen und Legenden des Kaiſerthums Oeſtreich. Geſammelt und herausgeg. von — Leipzig 1841.

a. Steiriſche Volksſagen, oder von der Mur. 2 Bde. Leipzig o. J.

a. **Vogl, Joh. N.** Volksmährchen (ſlaveniſche.) Wien 1837.

a. **Bechſtein, Ludw.** Der Sagenſchatz des Frankenlandes. Thl. 1. Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes. Würzburg 1842.

a. Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten und Volksſagen. 4 Bde. Sondershauſen 1841.

a. **Willkomm, Ernſt,** Sagen und Mährchen aus der Oberlauſitz. Nacherzählt von — 2 Thle. Hannover 1843.
Proſaiſche Bearbeitung nach Art von Muſäus.

a. **Kuhn, Adelb.** Märkiſche Sagen und Mährchen. Nebſt einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben. Berl. 1843.

Auf Sachkenntniß und gründliche Studien geſtützt.

a. **Temme, J. D. H.** Die Volksſagen der Altmark. Mit einem Anhange von Sagen aus den übrigen Marken und aus dem Magdeburgiſchen. Berlin 1839.

a. —— Die Volksſagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840.

a. **Tettau, W. J. A.** v. u. **J. D. H. Temme.** Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Berlin 1837.

a. **Karl, G. F.** Danziger Sagen, geſammelt von — Danzig 1844.

a. **Reinhard, Karl** v. Norddeutſche Mährchen und Sagen. Geſammelt v. — 1r Bd. Sagen und Mährchen aus Potsdams Vorzeit. 2e Aufl. Potsdam 1841.

a. **Harrys, Herrm.** Sagen, Mährchen und Legenden Niederſachſens. Lieferung 1. 2. Celle 1840.

a. **Asmus, Heinr.** Lübecks Volksſagen und Legenden. Nach Chronik und Tradition bearbeitet von — Lübeck 1841.

b. **Grimm, Gebrüder,** Kinder und Hausmährchen. 5e Aufl. 2 Bde. Göttingen 1843.

a. **Bechſtein, Ludw.** Deutſches Mährchenbuch. Leipz. 1845.

a. **Schott, Albert** und **Arthur,** Walachiſche Mährchen herausgeg. v. — Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Märchen. Stuttgart 1845.

2. Franzöſiſche Romane.

a. **Chateaubriand F. A.** v. Ausgewählte Werke. Ueberſetzt von Herm. Kurtz. Bd. 1. Atala. Bd. 2. René. Der Letzte der Abenceragen 1844.

Atala ein claſſiſches Werk, das europäiſche Berühmtheit erlangt hat; durchdrungen von ächt chriſtlicher Frömmigkeit. Die ungemein lebendigen und anſchaulichen Schilderungen ganz geeignet, den Leſer unter die Wilden nach Amerika zu verſetzen. René mehr eine elegiſche Epiſode, worin der Dichter zum Theil ſich ſelbſt ſchildert. Der Letzte der Abenceragen eine Geſchichte von wahrhaft poetiſchem Gehalte.

a. [**Krüdener, Juliane v.**] Valerie oder Briefe Guſtavs von Linard an Ernſt v. G. Ins Deutſche überſetzt (von Dorothea v. Schlegel u. Helmine v. Chézy). 2 Bände. Leipzig 1804.

Eine der beſſeren Nachahmungen oder Nachbildungen von Goethe's Werther. Die Verfaſſerin ſchildert mit außerordentlicher Anmuth und im Geiſte einer ſanften Melancholie eine Epiſode aus ihrem eigenen Leben. Einzelne Partieen ſind von außerordentlicher Schönheit und wahrhaft poetiſcher Wirkung.

b. **Le Sage,** Gil Blas von Santillana, aus dem Franzöſ. 4 Thle. Leipzig 1826. (Bibliothek claſſ. Romane und Novellen des Auslandes Bd. 6—9.)

Gehört in die Klaſſe der ſogenannten Schelmenromane, und iſt in Anlage, Ausführung und Stoff ähnlichen Werken der ſpaniſchen Litteratur nachgebildet. Der gutmüthige Leichtſinn, welcher zwar einſt ſelig werden, aber doch die irdiſchen Güter und Genüſſe auch mitnehmen möchte, iſt in der Perſon des Helden mit vieler Laune und Naturwahrheit gezeichnet. Obgleich nicht gerade auf Verſpottung der Sittlichkeit ausgehend, macht die Darſtellung doch einen ähnlichen Eindruck, indem ein gewiſſer Mangel an nobler Geſinnung überall hindurchblickt. Die Geſchichte iſt ſehr feſſelnd, und namentlich die einzelnen Abentheuer mit pſychologiſchem Scharfblick ausgeführt. Der Stil elegant und den Stoff belebend.

c. **Prévoſt d' Exiles,** Geſchichte der Manon Lescaut, überſ. von Bülow. Leipzig 1841. (Ausgewählte Bibliothek der Claſſiker des Auslandes Bd. XI.)

—— Manon Lescaut. Aus dem Franzöſ. überſ. von Friedr. Heinr. Feuerbach. (Mit einer Charakteriſtik Prévoſt's und ſeiner Romane.) Erlangen 1834.

Prévoſt wird unter die Klaſſiker der franzöſiſchen Romandichter gezählt, und Manon Lescaut iſt entſchieden das beſte unter ſeinen Werken. Seine Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß er romantiſche Elemente in den Familien-Roman zu bringen und ſie auf anziehende Weiſe mit den bürgerlichen Verhältniſſen zu verſchmelzen wußte. Durch großen Reichthum der Phantaſie, lebendige und tiefe Darſtellung der menſchlichen Leidenſchaften und Naturwahrheit der gezeichneten Charaktere und Situationen bringt er große Wirkungen hervor.

b. **Rouſſeau, J. J.** Die neue Heloiſe. Deutſch von G. Julius. 12 Thle. Rouſſeaus Werke Th. 11—22. Leipzig 1844.

—— Emil oder über Erziehung. 12 Thle. Rouſſeaus Werke Th. 23—33. Deutſch v. K. Große. Leipzig 1844.

Claſſiſch plaſtiſcher Stil. Die innern Erlebniſſe mit unendlicher Wahrheit und tiefer Glut geſchildert. Durch die neue Heloiſe geht ein unermeßlicher Schmerz, gegen den alle moderne Zerriſſenheit nichts iſt.

c. u. e. **Sue, Eugen.** Die Geheimniſſe von Paris, und Gerolſtein, Schluß der Geheimniſſe von Paris. Ueberſetzt von A. Diezmann u. H. Börnſtein. 20 Bde. Leipzig bei Otto Wigand. 7te Ausgabe in 24 Bänden. Ebendaſ. 1844.

—— Der ewige Jude. 10 Bdchn. Deutſche Originalausgabe. Leipzig b. Kollmann 1844—45.

Der Verfaſſer, welcher durch dieſe beiden Romane große Celebrität erlangt hat, verdankt dieſen Erfolg größtentheils ſeiner Virtuoſität im Effektmachen. Im erſten deckt er mit ſchonungsloſer Keckheit die geheimen Schäden der Geſellſchaft auf, und entwickelt in der Darſtellung des Gräßlichen eine Gewalt der Phantaſie, die einer edleren Anwendung würdig wäre. Dazwiſchen ſind milde und wahrhaft rührende Partieen mit poetiſchen Anklängen eingeſtreut, doch werden ſie vom Schauderhaften weit übertäubt.

Gegen den Vorwurf, daß er ſich dem Schmutz und Laſter vorzugsweiſe zugewendet habe, ſucht ſich Sue dadurch zu ſichern, daß er ſeine gute Abſicht, zur Heilung der Schäden beizutragen, bei jeder Gelegenheit geltend macht, und die humanitäre Tendenz nicht etwa blos durch die Entwicklung der Geſchichte hervortreten läßt, ſondern durch ausdrückliche Vorſchläge zur Abhilfe den Faden derſelben immer wieder unterbricht. Dieſe Vorſchläge verfehlen jedoch ihre Wirkung, weil er bei dem Einzelnen ſtehen bleibt, ohne auf die ſittliche Wurzel zurückzugehen.

Der ewige Jude theilt im Weſentlichen die Vorzüge und Mängel des erſt genannten Romans, nur bewegt ſich die Geſchichte weniger in den unteren Klaſſen der Geſellſchaft. Bekämpfung des Jeſuitismus, deſſen ungeſcheute Benützung ſchlechter Mittel jeglicher Art, um zu Macht und Reichthum zu gelangen, er durch ſeine Geſchichte einleuchtend nachweiſen will, iſt der Grundgedanke des Werkes.

a. **Saint-Pierre, Bernardin de,** Paul und Virginie. Aus dem Franz. überſetzt von A. Kaiſer. Mit 20 Holzſchnitten nach Originalzeichn. v. G. Bürkner. Leipzig 1843.

Neben zahlreichen andern Ueberſetzungen bearbeitet von G. Fink. Mit 400 Vignetten u. 30 Holzſtichen. Pforzheim 1840.

Unter dem Einfluß Rouſſeauiſcher Ideen entſtanden und nicht ohne Sentimentalität, aber der Ausdruck eines zarten reinen Gefühls. Wird mit Recht unter die klaſſiſchen Werke der franzöſiſchen Romandichtungen gezählt.

e. e. **Sand, G.** (Mad. Dudevant) Sämmtliche Werke. Mit einer kritiſchen Einleitung v. Arn. Ruge. Leipz. 1843—44.

Thl. 1—4. Der Handwerker.
— 5. 6. Simon.
— 7—15. Conſuelo.
— 15—18. Horace.
— 19. 20. André.
— 21. Pauline.
— 22. Leone Leoni.
— 23. 24. Die letzte Aldini.
— 25—27. Indiana.
— 28—30. Spiridion.
— 31. 32. Der Corſar.
— 33—40. Die Gräfin von Rudolſtadt.
— 41—44. Mauprat.
— 45—48. Briefe eines Reiſenden.
— 49. 50. Die Moſaikarbeiter.
— 51—56. Lelia.
— 57—60. Jacques.
— 61—63. Valentine.
— 64. 65. Der Geheimſecretair.
— 66—69. Johanna.

Unter allen neuern franzöſiſchen Schriftſtellern, welche die ſocialen Fragen der Zeit in Romanen behandelt haben, iſt George Sand wohl die begabteſte. Reichthum der Phantaſie, Tiefe der Auffaſſung, klare Verſtändigkeit, unnennbarer Zauber der Sprache, ſtellen ihre Werke auf die Höhe der litterariſchen Production. Aber ſie kranken alle an einem Irrthum. Die Verfaſſerin ſchildert mit der ganzen Gewalt ihres Geiſtes und mit dem Gefühl eigener Erfahrung die ſittliche Verkehrtheit ihrer Zeit und ihres Volkes, und den Conflikt der Subjectivität mit den beſtehenden ſocialen Einrichtungen. Statt nun in der ſittlichen Verkehrtheit der Individuen den Fehler zu ſuchen, macht ſie die geheiligten Inſtitute der Ehe, der Kirche, des Staates, für alles Unheil verantwortlich, das dem Einzelnen aus der Unfähigkeit entſpringt, innerhalb dieſer Inſtitute ſeine Befriedigung zu finden.

Valentine, eines der älteren ihrer Werke, iſt als Kunſtwerk das vollendetſte, denn es hat mehr Einheit und Entwicklung als die übrigen. Conſuelo mit der Fortſetzung „die Gräfin von Rudolſtadt,“ entbehrt zwar aller organiſchen Einheit, gibt aber in dem Charakter der Heldin eine ſo vollendet ſchöne Perſönlichkeit, daß man ihr mit Entzücken bis gegen das matte, in Geheimnißkrämerei ſich verlierende Ende folgt.

Zur allgemeinen Lektüre können dieſe Romane nicht empfohlen werden, wer ſie nicht mit kritiſchem Blicke zu leſen vermag, wird entweder Anſtoß an dem Gewühl der Leidenſchaft nehmen, oder ſich durch die verführeriſche Glut der Darſtellung zu einer zu tiefen Theilnahme hinreißen laſſen.

b. **Staël, A. L. G. v.**, geb. Necker. Delphine; aus dem Franzöſ. überſ. durch Fr. Gleich. 3 Thle. Leipzig 1829. (Bibliothek claſſ. Romane und Novellen des Auslandes Bd. 17—19.)

—— Corinna, oder Italien; aus dem Franzöſ. (v. Dorothea Schlegel); herausgeg. von Fr. v. Schlegel. 4 Bde. Berlin 1807.

In dem erſten Romane behandelt die berühmte Verfaſſerin die ſociale Stellung des Weibes, vorzüglich in Beziehung auf Convenienz und öffentliche Meinung, wobei das unbefriedigte Bedürfniß einer glücklichen Ehe durchblickt. Die Leidenſchaft iſt mit einer hinreißenden Gewalt, voll Geiſt und Feuer geſchildert, und die Sprache oft meiſterhaft.

Corinna ſtellt noch entſchiedener die feſſelloſe Genialität der Heldin dar, in Gegenſatz zu der auf den engen Kreis häuslichen Glücks ſich beſchränkenden Jungfrau, die am Ende den Sieg über ſie davon trägt. Das ganze Buch iſt im Tone einer poetiſchen Steigerung gehalten, und als Kunſtwerk meiſterhaft durchgeführt. Ein weſentliches Element bilden dabei die geiſtreichen Schilderungen römiſcher Kunſtwerke, welche übrigens für den Leſer, der in die erhöhte Stimmung des Romans einzugehen vermochte, faſt ſtörend dazwiſchentreten.

---

a. **Keller, Adelbert.** Altfranzöſiſche Sagen. 2 Bändchen. Tübingen 1838—39.

Freie Uebertragung der durch poetiſchen Gehalt ſich auszeichnenden altfranzöſiſchen Sagen, mit Angabe der Quellen, denen ſie entnommen ſind. Angenehm zu leſen.

3. Engliſche und amerikaniſche Romane.

a. **Boz,** (Charles Dickens) Humoriſtiſche Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben. Nach dem Engl. von Dr. A. Diezmann. 2 Bde. Mit Federzeichn. nach Cruikſhank. Braunſchweig 1838—39.

a. **Boz**, Meiſter Humphrey's Schlaguhr. Dem Engl. nachgebildet von Dr. G. N. Bärmann. Mit Holzſchnitt-Vign. Brüſſel 1840.

—— Leben und Schickſale Nikolas Nickelby's und der Familie Nickelby. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. 7 Bdchen. Mit Federzeichn. nach Phiz. Braunſchweig 1838—40.

—— Die Pickwickier, oder Herrn Pickwick's und der correſpondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abentheuer und Thaten. Nach der Ueberlief. des Pickwick-Clubs herausgeg. Aus dem Engl. von H. Roberts. Mit Federzeichn. nach Cruikſhank. 5 Bdchen. Leipzig 1837—38.

—— (Charles Dickens) Oliver Twiſt, oder die Laufbahn eines Waiſenknaben. Aus dem Engl. von Dr. A. Diezmann. 3 Bde. Mit Federzeichnungen nach Cruikſhank. Braunſchweig 1838—39.

—— Oliver Twiſt. Aus dem Engl. von H. Roberts. 3 Bändchen. Mit Federzeichnungen nach Cruikſhank. Leipzig 1838—39.

—— Der Weihnachtsabend. A. d. Engl. v. E. A. Moriarty. Leipzig 1844.

—— Die Sylveſterglocken. A. d. Engl. von Moriarty. Leipzig 1844.

—— Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewit's. Aus dem Engl. v. E. A. Moriarty. Mit 40 Stahlſtichen nach Originalzeichn. v. Phiz. 10 Thle. Leipzig 1843—44.

—— Sämmtliche Werke. Neu aus dem Engl. von Karl Kolb. Mit Federzeichn. nach Cruikſhank, Phiz u. Seymour. 73 Bdchen. Stuttgart 1841—44.

Unter allen neuern engliſchen Romanſchreibern hat Dickens wohl am meiſten Geiſt und gewiſſermaßen poetiſchen Fonds. Wahre Liebe zum Volk, ſcharfer Blick für ſeine Eigenthümlichkeiten befähigt ihn, das engliſche Volk in ſeinem Kleinleben nach ſeinen ſchlimmen wie nach ſeinen guten Seiten aufs Concreteſte zu ſchildern. Meiſterhafte Characterzeichnung, wirkliche

Naturwahrheit und köſtlicher Humor ſind die Vorzüge, welche ihm in England und Deutſchland die größte Popularität verſchafft haben.

a. **Bulwer, Edw. L.** Sämmtliche Romane. 59 Theile. Stuttgart 1840—42.

A. u. d. Tiln:
Thl. 1—3. Godolphin. A. d. Engl. von G. N. Bärmann. 3 Thle. Mit Bildn.
— 4—7. Eugen Aram. A. d. Engl. v. Fr. Notter. 4 Thle.
— 8—12. Pelham od. Abenteuer eines Gentleman. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 5 Thle.
— 13—17. Devereux. A. d. Engl. von Fr. Notter. 5 Thle.
— 18—22. Paul Clifford. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 5 Thle.
— 23—27. Nacht und Morgen. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 5 Thle.
— 28—32. Der Verſtoßene. A. d. Engl. v. Fr. Notter. 5 Thle.
— 33—36. Die letzten Tage Pompeji's. A. d. Engl. v. Fr. Notter. 4 Thle.
— 37—41. Rienzi, d. letzte Tribun. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 5 Thle.
— 42—45. Ernſt Maltravers. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 4 Thle.
— 46—49. Alice, oder die Geheimniſſe. Fortſetzung v. E. Maltravers. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 4 Thle.
— 50. 51. Die Pilger des Rheins. A. d. Engl. von Fr. Notter. 2 Thle.
— 52. Leila, oder die Belagerung Granada's. A. d. Engl. von Fr. Notter.
— 53. Asmodeus aller Orten. A. d. Engl. v. G. N. Bärmann.
— 54. Calderon der Höfling. — Arasmanes. A. d. Engl. von G. Pfizer.
— 55. Falkland. A. d. Engl. von G. Pfizer.
— 56—59. Zanoni. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 4 Thle.

Geiſtreich in der Darſtellung; ſpannend in der Erfindung, am glücklichſten in Schilderungen aus der conventionellen Welt; dabei aber keineswegs der innern Tiefe entbehrend; mehr reflektirend als urſprünglich.

a. **Cooper, James Fenimore.** Amerikaniſche Romane, neu aus dem Engl. übertr. 18 Bde. Stuttg. 1840—45.

Bd. 1. Der letzte Mohikaner.
— 2. Der Pfadfinder, oder das Binnenmeer.
— 3. Die Anſiedler an den Quellen d. Susquehanna. Ein Zeitgemälde.
— 4. Die Prairie (Steppe.) Eine Erzählung.
— 5. Der Lootſe. Ein Seegemälde.
— 6. Der Spion. Eine amerikan. Geſchichte a. d. J. 1780.
— 7. Lionel Lincoln, oder die Belagerung von Boſton.

Bd. 8. Der rothe Freibeuter. Ein Seegemälde.

— 9. Die Beweinte von Wiſh-Ton-Wiſh, oder die Puritaner in Connecticut.

— 10. Die Waſſer-Nixe.

— 11. Donna Mercedes v. Caſtilien, od. die Entdeckung v. Amerika.

— 12. Der Wildtödter. Eine Erzählung.

— 13. Die beiden Admirale. Ein See-Roman.

— 14. Der Irrwiſch, oder der Kaper. Ein See-Roman.

— 15. Der Bravo. Eine venetianiſche Geſchichte.

— 16. Wyandotté, oder das Blockhaus.

— 17. Die franzöſiſche Erzieherin oder das geſtickte Taſchentuch. Eine Erzählung. — Ned Myers. Aus dem Leben eines Vorkaſtellmatroſen.

— 18. Miles Wallingford.

Naturſchilderungen, zumal Seeſchilderungen, namentlich auch die Verwicklungen gut; intereſſante Darſtellung nationaler Eigenthümlichkeiten und Gegenſätze.

b. **Fielding, Heinr.** Geſchichte und Abenteuer von Joſeph Andrews und ſeinem Freunde Herrn Abraham Adams. Geſchriebenen Nachahmung der Manier v. Cervantes, Verf. des Don Quixote. Aus dem Engl. von O. v. Czarnowski. 3 Thle. Braunſchweig 1840. (Claſſiſche Bibliothek der älteren Romandichter Englands Bd. 20—22.)

—— Geſchichte des Tom Jones. Aus dem Engl. von A. Diezmann. 6 Bde. Braunſchweig 1840. (Claſſ. Bibl. d. ält. Romandichter Englands Bd. 25—30.)

Geſunde Naturwahrheit, treffliche oft etwas verwickelte Anlegung der Fabel, feine Characterzeichnung, humoriſtiſche und antiidealiſtiſche Auffaſſung des Lebens. Das beſte Werk Fielding's unſtreitig Tom Jones.

b. **Goldſmith, Oliver.** Der Landprediger von Wakefield. Deutſch von E. Suſemihl. Illuſtr. v. L. Richter. Mit mehr als 60 Holzſchnitten. Leipzig 1840. (Außerdem bearbeitet von A. Diezmann 1840. u. A.)

Muſterbild eines Romans für alle Zeiten; ewig Menſchliches; tiefe Weltweisheit; ächter, milder Humor und anziehende Erfindung in trefflich durchgeführten Charakteren. Durchaus poetiſch.

a. **James, Georg Payne Rainsford**, Romane, in deutſchen Uebertragungen herausgeg. von F. Notter und G. Pfizer. 117 Bdchen. Stuttgart 1838—44.

Bd. 1—6. Der Zigeuner.
— 7—14. Der Hugenot. Eine Erzählung von den franzöſiſchen Proteſtanten.
— 15—21. Darnley. Eine Erzählung.
— 22—27. Richelieu. Eine Erzählung aus der franz. Geſchichte.
— 28—34. Des Königs Hochſtraße.
— 35—38. Karl Tyrell, oder: das böſe Blut.
— 39—44. La Jacquerie (der franzöſiſche Bauernkrieg) oder das Fräulein und der Page. Hiſtor. Roman.
— 45—52. Morley Ernſtein, oder: die Mächte des Herzens.
— 53—58. Das alte Regime. Erzählung.
— 59—64. Die Tage des Waldlebens. Eine romantiſche Geſchichte aus alten Zeiten.
— 65—70. Der falſche Erbe.
— 71—76. Corſe de Leon, oder der Räuber.
— 77—80. Heinrich von Cerons.
— 81—86. Maria von Burgund, oder die Empörung in Gent.
— 87—92. Arabella Stuart.
— 93—98. Henry Maſterton, oder die Erlebniſſe eines jungen Kavaliers.
— 99—104. Leben und Abenteuer John Marſton Hall's.
— 105—110. Roſa d'Albret, oder ſtürmiſche Zeiten.
— 111—116. Arrah Neil, oder alte Zeiten. Eine Erzählung.
— 117. Der Räuber Franklin Gray. Eine Erzählung.

Seit Bulwer's Stillſchweigen in England der anerkannt erſte Noveliſt. — Etwas ariſtokratiſche Färbung. — Viel pſychologiſche Feinheit und hiſtoriſche Treue. Stil etwas breit.

a. **Edgeworth, Marie.** Ausgewählte Erzählungen. Aus dem Engl. von A. Keller. 9 Bde. Stuttgart 1840.

Bd. 1—3. Helene.
— 4—7. Vivian.
— 6—9. Almeria. — Frau von Fleury. — Der ungeſtüme Mahner. — Die neue Griſeldis.

Erzählungen mit moraliſcher Tendenz. Helene hat noch am meiſten äſthetiſchen Werth.

a. **Irving, Washington.** Sämmtliche Werke. Ueberſetzt von Mehreren. 74 Bdchen. Frankf. am M. 1826—1837.

Bd. 1—6. Gottfr. Crayon's Skizzenbuch.
— 7—12. Erzählungen eines Reiſenden.
— 13—18. Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 6 Bdchen.
— 19. Eingemachtes.

Bd. 20—31. Die Geſchichte des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus. 12 Bdchen.
— 32—37. Die Eroberung Granada's, aus den Papieren Bruders Antonio Agapida. Ueberſ. von K. Maurer. 6 Bdchen.
— 38—40. Humoriſtiſche Geſchichte von Neu-York, von Anbeginn der Welt bis zur Endſchaft der holländiſchen Dynaſtie. Von Dietr. Knickerbocker.
— 41—43. Reiſen der Gefährten des Columbus. Ueberſ. v. Ph. A. G. v. Meyer. 3 Bdchen.
— 44—47. Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. 4 Bdchen.
— 48—50. Eine Reiſe auf den Prairien. 3 Bdchen.
— 51—53. Abbotsford und Newſtead-Abtei. 3 Bdchen.
— 54—56. Erzählungen von der Eroberung Spaniens. A. d. Engl.
— 57—65. Aſtoria. 3 Thle.
— 66—74. Abentheuer des Capit. Bonneville, oder Scenen jenſeits der Felsgebirge des fernen Weſtens. A. d. Engl. von F. L. Rhode. 3 Thle.

Die Wirklichkeit mit einer Treue und Feinheit behandelt, die ans Ideal gränzt. Köſtlicher Humor. Meiſtens keine Romane, ſondern freie Geſchichts-, Landſchafts- und Lebensbilder.

a. **D'Israeli Esq. B.** Coningsby, oder die neue Generation. In's Deutſche übertragen von A. Kretzſchmar. 3 Thle. Grimma 1845.

Entwicklung der Tendenzen und Anſichten des jungen Englands, das übrigens kein Analogon des vormaligen jungen Deutſchlands, ſondern eine doctrinäre Reactionspartei iſt, welche das Heil Englands im Zurückgehen auf die Zuſtände des Mittelalters ſucht. Gewandte und geiſtreiche Ausführung.

d. **Kennedy, Miß Grace.** Sämmtliche chriſtliche Erzählungen. In Verbindung mit Andern aus dem Engl. herausgeg. von Guſt. Plieninger. 12 Bändchen. Reutlingen 1837—39.

Bd. 1. Die Entſcheidung. Von Plieninger.
— 2. Howard und Conway, oder: was macht uns zu Chriſten? Von Karl Eb.
— 3. 4. Pater Klemens. Von Eb.
— 5—8. Dunallan. Von Plieninger.
— 9. Anna Roß. Jeſſy Allan. Zwei Erzählungen für die Jugend. Von Karl Eb.
— 10. Andreas Campbell's Beſuch bei ſeinen iriſchen Vettern. Gotteswort und Menſchenwort. Zuruf an eine verlaſſene kranke Perſon. Von Alb. Meißner.

Bd. 11. 12. Philipp Colville. Von Karl Eb.

Entſchiedene Tendenzromane; pietiſtiſch chriſtlich, dabei etwas ſinnlich ſentimental, übrigens großes Talent für Erfindung und Schilderung.

a. **Marryat,** Sämmtliche Werke. Neu aus dem Engl. von Karl Kolb. Mit dem Bildn. d. Verf. 22 Bde. Stuttgart 1843—45.

Bd. 1. Percival Keene.
— 2. Japhet, der einen Vater ſucht.
— 3. Jakob Ehrlich.
— 4. Der Flottenofficier.
— 5. Der Pirat. — Die drei Kutter.
— 6. Joſeph Rushbrook, der Wilddieb.
— 7. Peter Simpel.
— 8. Königs-Eigen.
— 9. Midſhipman Eaſy.
— 10. Monſieur Violet's Reiſen und Abenteuer in Californien, Sonora und dem Weſten von Texas.
— 11. Der fliegende Holländer oder das Geiſterſchiff.
— 12. Newton Forſter, oder Kaufmanns Dienſt.
— 13. Rattlin, der Reffer.
— 14. Der arme Jack.
— 15. Der alte Commodore.
— 16. Snarleyyow, der Höllenhund.
— 17. Ardent Troughton oder Abenteuer eines Kaufmanns.
— 18. Olla potrida.
— 19. Der Anſiedler in Canada.
— 20. Maſterman Ready, oder der Schiffbruch des Pacific.
— 21. Jack am Lande.
— 22. Tagebuch in Amerika, mit Bemerkungen über die Inſtitutionen der Vereinigten Staaten.

Lebendige Darſtellung, beſonders des Seelebens; übrigens entſchiedene Tendenzromane, da der Verf. ſelbſt angibt, daß er durch ſeine Werke hauptſächlich auf Mängel der engliſchen Marine aufmerkſam habe machen wollen.

a. **Radcliff, Miß Anna.** Adeline, oder das Abenteuer im Walde; aus dem Engl. (v. D. M. Liebeskind). 3 Bände. Leipzig 1793.

—— Angelina, oder die Abenteuer im Walde v. Montalbana; aus dem Engl. 4 Thle. Braunſchweig 1828.

—— Udolpho's Geheimniſſe; aus dem Engl. (v. Dor. Marg. Liebeskind). 4 Thle. Leipzig 1795—97.

Begründerin der ſogenannten Schauerromane. Gut erfundene Fabeln, gewandte meiſterhafte Durchführung mit den Mitteln einer reichen Phantaſie. Mäßigung in Anwendung erſchütternder Motive, wohlthuender Wechſel, und ſittliche Haltung.

a. **Scott, Walter.** Ausgewählte Romane. Ueberſ. und herausgeg. von Karl Immer und Henry Clifford. 10 Bde. Hamburg 1840. Waverley. Kenilworth. Ivanhoe. Der Alterthümler. Quentin Durward. Der Kerker von Edinburgh. Guy Mannering. Der Pirat. Der Schwärmer. Der Talisman.

Folgende ſind die Titel ſämmtlicher Romane Walter Scotts:

Waverley. Das Kloſter. Der Abt. Der Seeräuber. Der Alterthümler. Die Verlobte. Montroſe. Die Braut von Lammermoor. Guy Mannering oder der Sterndeuter. Woodſtock, oder der Cavalier. Chronik des Canongate zu Edinburgh. Redgauntlet. Das ſchöne Mädchen von Perth. Der Talisman. Peveril vom Gipfel. Das Herz von Midlothian. Robin der Rothe. Nigels Schickſale. Kenilworth. Quentin Durward.

Engliſcher Claſſiker; in Deutſchland einſt Modeartikel, jetzt vielleicht zu ſehr vergeſſen; in England von den größten Geiſtern noch jetzt bewundert und ſtudiert, übrigens durch und durch Proſa, wenn gleich oft nur einen Finger breit von Poeſie entfernt. Unzähligemal überſetzt.

d. **Sherwood, Mrs.** Ausgewählte Erzählungen. Eingeleitet von Guſtav Plieninger. Stuttgart 1841—44.

Bd. 1—4. Nerobel. Aus dem Engl. von Louiſe Marezoll.

— 5—10. Die Abende im Herrenhauſe. A. d. Engl. v. Plieninger.

Methodiſtiſche Tendenzromane; in Erfindung und Darſtellung unverkennbares Talent; übrigens etwas breit.

b. **Smollet, Tob.** Abenteuer Roderic Random's. 4 Thle. Braunſchweig 1839. (Claſſiſche Bibliothek der älteren Romandichter Englands Bd. 7—10.)

—— Humphrey Clinker's Reiſen. Aus dem Engl. überſ. von Heinr. Döring. 3 Thle. Braunſchweig 1839. (Claſſ. Bibl. d. ält. Romandichter Englands Bd. 11—13.)

—— Peregrin Pickle's Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Ein kom. Roman. Nach dem Engl. von G. N. Bärmann.

6 Theile. Braunſchweig 1840. (Claſſ. Bibl. d. ält. Romandichter Engl. Bd. 14—19.)

Smollet iſt in gewiſſem Sinne ein Nachfolger Fielding's, indem auch er ſich im Gebiete des Familienromans bewegt, aber hat vor ſeinem Vorgänger größere Originalität, lebendigere Zeichnung des Eigenthümlichen und ein raſcheres Weſen voraus. Durch gute Schilderung der Sitten ſeiner Zeit hat er auch einen bleibenden hiſtoriſchen Werth. Der beſte ſeiner Romane iſt „Humphrey Clinker.“

b. **Sterne, Lorenz.** Triſtram Shandy's Leben und Meinungen. Aus dem Engl. von G. N. Bärmann. 4 Thle. Braunſchweig 1839. (Claſſiſche Bibliothek der ält. Romandichter Englands Bd. 1—4.)

—— Yorick's empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Aus dem Engl. überſ. von G. N. Bärmann. Braunſchweig 1840. (Claſſ. Bibl. d. ält. Romandichter Englands Bd. 24.)

Sterne hat ſeinen Ruf erlangt durch Einführung des humoriſtiſchen Elementes in den Roman. Der Humor iſt bei ihm gutmüthiger Art, aber er bringt es nicht zu einer entſchiedenen Wirkung, um ſo mehr, da zu viel Sentimentalität dabei mitunterläuft. In „Triſtram Shandy“ namentlich iſt der Witz dem Gefühl untergeordnet, während in der „empfindſamen Reiſe“ das umgekehrte Verhältniß Statt findet.

a. **Swift, Jonathan.** Gulliver's Reiſen. 2 Thle. Braunſchweig 1839. (Claſſiſche Bibliothek der ält. Romandichter Englands Bd. 5. 6.)

Die bekannten claſſiſchen Geſchichten von Lilliput.

a. Trelawney's Abenteuer in Oſtindien. Aus dem Engl. von C. Richard. 3 Bde. Aachen und Leipzig 1832.

Originelle, kräftige Schilderungen des Seeräuberlebens, die entweder auf wirklichen Erlebniſſen beruhen müſſen, oder von einer überaus glücklich geſtaltenden Phantaſie zeugen. Spannende Erzählung.

a. **Warren, Sam.** Geſammelte Werke. Aus dem Engl. von C. Kolb. 5 Bde. Stuttgart 1845.

Bd. 1. 2. Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

-- 3—5. Zehntauſend Pfund Renten.

Große Naturtreue, lebendig bündige Darſtellung, ausgezeichnete Erfindungsgabe von Zuſtänden aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben, weshalb man ſeine „Memoiren eines Arztes“ lange Jahre für buchſtäblich wahr und wirklich hielt.

4. Däniſche, ſchwediſche, ruſſiſche und holländiſche Romane.

a. **Anderſen, H. Ch.** Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dän. übertragen von J. Reuſcher. 2e Aufl. Berlin 1844.

—— Daſſelbe. Aus dem Dän. übertr. von C. M. Fouqué. Berlin 1842.

—— Eines Dichters Bazar. Aus dem Dän. von W. C. Chriſtiani. 2 Bde. Leipzig 1843.

—— Neue Märchen. Aus dem Dän. von Jul. Reuſcher. Berlin 1844.

—— Märchen und Erzählungen für Kinder. Aus dem Dän. nacherzählt von Major von Jenſſen. 1e Samml. 2e Aufl. Braunſchweig 1845.

—— Nur ein Geiger! Original-Roman. Nebſt einer Lebensſkizze des Dichters. Aus dem Dän. überſ. von G. F. v. Jenſſen. 3 Thle. Braunſchweig 1838.

—— O. T. Roman. A. d. Dän. von W. C. Chriſtiani. 2 Thle. Leipzig 1837.

—— Jugendleben und Träume eines italieniſchen Dichters. Nach dem Dän. Original: Improviſatoren. Uebertragen von L. Kruſe. 2 Thle. Hamburg 1835.

Einer der talentvollſten jüngeren Dichter Dänemarks, der in ſeiner Jugend eine harte Schule durchzumachen hatte. Die „Improviſatoren,“ Frucht einer italieniſchen Reiſe, begründeten ſeinen Ruf und werden wegen ihrer Naturwahrheit, ihres poetiſchen Intereſſes und eines ächt italieniſchen Colorits ſehr gerühmt. In einigen andern Romanen, namentlich „O. T.“ und „Nur ein Geiger“ ſchildert er nordiſches Leben mit eigenen Erfahrungen gemiſcht.

a. **Bernhard, Karl.** Lebensbilder aus Dänemark, in Novellen und Erzählungen. 4 Bde. Leipzig 1840. Die Hoſpital-Verlobung. Eine Familie auf dem Lande. Der Eilwagen und Ein Sprichwort. Die Deklaration.

Treffende Schilderungen aus der Wirklichkeit, die von feiner Menſchenkenntniß und ſcharfer Beobachtung zeugen.

a. **Bremer, Frederike.** Skizzen aus dem Alltagsleben. Die Nachbarn. 2 Thle. Leipzig 1843. Die Töchter des Präſidenten. 1842. Nina. 2 Thle. 1842. Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden. 2 Thle. 1844. Die Familie H. Kleinere Erzählungen 1842. Streit und Friede. 1842. Ein Tagebuch. 2 Thle. 1843—44.

Entſchiedenes Talent für Erzählung und Schilderung; nicht ſehr glückliche Erfindungsgabe. Das Alltagsleben führt oft die abentheuerlichſten Ereigniſſe, die unnatürlichſten Situationen herbei; aber treffliche Zeichnung weiblicher Charaktere und innerer Erlebniſſe der Frauen, Mütter und Mädchen, zumal der ältern. Im Humor nicht glücklich.

a. **Bulgarin, Thadd.** Iwan Wuiſchigin, oder der ruſſiſche Gilblas; ein moraliſch-ſatiriſcher Roman; aus dem Ruſſ. überſ. v. A. Oldekop. 4 Thle. Leipzig 1830.

—— Gilblas, der ruſſ., oder abentheuerliche und romantiſche Geſchichte des Iwan Wiſchyghin; deutſch herausgeg. von A. Kaiſer. 3 Thle. Leipzig 1830.

—— Peter Iwanowitſch. Ruſſiſches Charaktergemälde, als Fortſetzung des: „Iwan Wyſchighin" oder: der ruſſiſche Gilblas. Uebertragen von F. Nork. 3 Bde. Leipzig 1834.

Nachahmungen W. Scotts. Gute Sittenſchilderungen.

a. **Conſcience, Heinrich.** Flämiſches Stillleben in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämiſchen überſetzt von Melchior Diepenbrok. Regensburg 1845.

Recht niederländiſche Genrebilder von zarter Gemüthlichkeit. Beſonders die dritte Erzählung „was eine Mutter leiden kann" ſchildert die Leiden und Freuden der Armuth und Wohlthätigkeit mit überwältigender Rührung. Conſcience iſt der beliebteſte unter den jüngeren belgiſchen Dichtern und gewinnt durch einen eigenthümlichen Zauber.

a. **[Cruſenſtolpe, J. M. v.]** Der Mohr oder das Haus Holſtein-Gottorp in Schweden. 6 Bde. Berlin 1842—44.

Mehr Geſchichte als eigentlicher Roman. Die Zeiten König Guſtav's III. ſind mit Beiziehung von theilweiſe noch unbenutzten Quellen, von Familientraditionen und Klatſchgeſchichten mit großer Ausführlichkeit und Detailkenntniß und zum Theil mit wirklich hiſtoriſcher Wahrheit geſchildert. Sehr unterhaltende Lektüre; aber von künſtleriſcher Geſtaltung oder gar Poeſie keine Spur.

a. **Flygare, Carlèn Emilie.** Der Kämmerer Laßmann als Junggeſell und Ehemann. 2 Thle. Berlin 1843.

—— Ivar der Skjutsjunge. Aus dem Schwed. 2 Thle. Berlin 1842.

—— Die Roſe von Tiſtelön. Eine Erzählung aus den Scheeren. Berlin 1842.

—— Das Fideicommiß. Berlin 1843.

—— Der Profeſſor und ſeine Schützlinge — 1843.

—— Die Kircheinweihung zu Hammarby. 3 Thle. Berlin 1842.

—— Die Milchbrüder. 3 Thle. Leipzig 1843.

—— Guſtav Lindorm. Leipzig 1842.

—— Der Stellvertreter.

—— Paul Wärning. Abenteuer eines Scheerenjungen. 5 Thle. Stuttgart 1845.

Mehr Erfindung und Phantaſie als ihre Landsmännin Bremer, aber weniger Zartheit und Gemüth. In naiven Charactern glücklich. Die Roſe von Tiſtelön gibt eine anſchauliche Schilderung des Lebens auf den Scheeren und einige gute Characterzeichnungen, wird aber durch ein geſchmackloſes Ende verunſtaltet.

a. **Ingemann, B. S.** König Erik und die Geächteten. Ein Zeit und Sittengemälde aus den letzten Tagen des 13. Jahrhunderts. Aus dem Däniſchen. Kiel 1834.

—— Drei Erzählungen: Der Wehrwolf. Der lebende Todte. Der Korſikaner. Aus dem Däniſchen, von L. M. Fouqué. Halle 1837.

—— Prinz Otto und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman. Aus dem Däniſchen überſ. von L. Kruſe. 3 Thle. Leipzig 1835.

Glückliche Nachahmungen Walter Scotts, getreue Anſchließung an den hiſtoriſchen Stoff. Lebendige und patriotiſch warme Auffaſſung und Darſtellung. Gehören unter die gelungenſten Arbeiten in der Gattung des hiſtoriſchen Romans.

5. Italieniſche und ſpaniſche Romane.

b. **Boccaccio, G.** Das Dekameron; aus dem Italien. überſ. von K. Witte. 3 Bde. Leipzig 1843. (Bibliothek claſſ. Romane und Novellen des Auslandes Bd. 20—22.)

Claſſiſch. Aechter Humor und Geiſt; tiefe Menſchenkenntniß; beſonders die tragiſchen Novellen ſind prachtvoll; die ſittlichen Begriffe nicht mehr an der Zeit; vieles erſcheint jetzt nothwendig verwerflich, was damals entſchuldigt werden mochte. Jungfrauen verſchloſſen. Urſprünglich und ihrer ganzen Form nach ſind dieſe Novellen zum Erzählen, nicht zum Leſen beſtimmt.

a. **Cantù, Cäſar.** Margherita Puſterla. Romantiſches Gemälde. A. d. Ital. v. G. Fink. 6 Bdchen. Stuttgart 1841.

Glücklicher Verſuch im hiſtoriſchen Roman. Etwas breite Darſtellung. Der Verf. einer der bedeutendſten jetztlebenden Hiſtoriker Italiens.

b. **Cervantes,** Saavedra Mig. de, Der ſinnreiche Junker Don Quixote de la Mancha. Aus dem Span. überſ. durch Dietr. Wilh. Soltau. 2e Aufl. 4 Thle. Leipzig 1837. (Bibliothek claſſiſcher Romane und Novellen des Auslandes Bd. 1—4.)

—— Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda. Aus dem Span. überſ. Mit einer Einleit. von Ludw. Tieck. 2 Thle. Leipzig 1837. (Bibliothek claſſ. Romane und Novellen des Auslandes Bd. 23. u. 24.)

—— Leben und Thaten des ſcharfſinnigen edlen Don Quixote von la Mancha. Ueberſ. von Ludw. Tieck. 3e Aufl. 4 Bde. Berlin 1831.

—— Sämmtliche Romane und Novellen. Aus dem Span. von A. Keller u. Fr. Notter. 12 Bde. Stuttgart 1839.

—— Don Quixote. Ueberſetzt von Fr. Juſt. Bertuch. 6 Bde. Leipzig 1775—77.

Gehört zu den Meiſterwerken der Dichtung. Friſche poetiſche Wahrheit, köſtlicher Humor, conſequente Characterzeichnung. Iſt der geniale Anfang des modernen Romans und zugleich der letzte Ritterroman, der ſeine Vorgänger mit Ironie abſchließt. Beſonders zart und poetiſch manche ſeiner kleineren Novellen. Unter den älteren Ueberſetzungen die vollſtändigſte und getreueſte die von Bertuch, freier die Soltaus, wieder wörtlicher und dabei ſehr angenehm zu leſen die Tieck'ſche, die von Keller und Notter umfaßt ſämmtliche Werke und iſt zugleich die genaueſte und ſprachlich richtigſte.

a. **Foſcolo, Ugo.** Letzte Briefe des Jacopo Ortis; aus dem Italien. überſ. durch Friedr. Lautſch. Leipzig 1829. (Bibliothek claſſ. Romane und Novellen des Ausl. Bd. 16.)

Eine Werthers-Geſchichte, die unter Einfluß von Goethe's Werther entſtanden iſt, aber den Hergang in die Gluth italieniſcher Leidenſchaften verſetzt und an der Stelle deutſchen Kleinlebens die heftigſte politiſche Exaltation ſich entfalten läßt. Hinſichtlich der gezeichneten Charaktere ſteht das italieniſche Werk weit über dem deutſchen, und iſt ihm an künſtleriſcher Harmonie und Schönheit der Darſtellung ebenbürtig.

b. **Manzoni, Aleſſandro.** Die Verlobten. Eine mailänder Geſchichte aus dem 17ten Jahrhunderte. Aufgefunden und erneut. Aus d. Italien. überſ. von Ed. von Bülow. 2e umgearbeitete Auflage. 2 Thle. Leipzig 1837. (Bibliothek claſſ. Romane u. Novellen des Auslandes Bd. 25. 26.)

Manzoni hat nach W. Scotts Vorgang mit dieſem Werke den hiſtoriſchen Roman in Italien eingeführt. Iſt ſeinem engliſchen Vorbild ähnlich in Detailmalerei, übertrifft es aber an Geiſt und eigenthümlich plaſtiſcher Darſtellung. Der Stil des Originals unnachahmlich, populär und zugleich edel. Auf hiſtoriſchem Hintergrunde treten die handelnden Perſonen im Charakter ihrer Zeit lebendig hervor. Große ſittliche Reinheit und Tiefe und kräftige Religioſität in der Form eines ächt chriſtlichen Katholicismus. Verwicklung ſpannend, Löſung vollkommen befriedigend. Nach Goethe's Ausſpruch ſtets von der Bewunderung zur Rührung und von der Rührung zur Bewunderung hinreißend.

a. **Roſini, Giovanni.** Die Nonne von Monza. 3 Bdchen. In's Deutſche überſetzt von Leßmann. Berlin 1832.

Fortſetzung von Manzoni's Verlobten. Belebte u. concrete Darſtellung. Der Verfaſſer dieſes Romans hat auch eine ausführliche Geſchichte der italieniſchen Malerei geſchrieben, die für die Kunſtgeſchichte von großem Werth iſt.

---

c. **Bülow, Ed. v.** Das Novellenbuch oder hundert Novellen nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet. Mit einem Vorwort von Ludw. Tieck. 4 Bde. Leipzig 1835—36.

Edelſteine, aus der Novellenlitteratur aller Völker geſammelt, zum Theil geſchliffen und gefaßt vom Herausgeber.

Geſammelte Werke.

Geſammelte Werke*). Dichter.

Arnim, Ludw. Achim. v. Sämmtliche Werke. Herausgeg. v. Wilh. Grimm. Bis jetzt 8 Bde. Berlin 1839—41.

Die wichtigſten Stücke ſind folgende:

Bd. 1. Iſabella von Aegypten.
— 2. Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott.
— 3. Die Kronenwächter.
— 7. 8. Schuld und Buſſe der Gräfin Dolores.
— 9—11. Novellen und Wintergarten.

Chamiſſo, Adelb. v. Geſammelte Werke. 5 Bde. Leipzig 1836.

Bd. 1. 2. Reiſe um die Welt.
— 3. Gedichte.
— 4. Gedichte. Adelberts Fabel. Peter Schlemihl.
— 5. Leben. Briefe u. ſ. w.

Claudius, Matth. Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen. 4e Ausg. 8 Bde. Hamburg 1845.

Eine neue Geſammtausgabe, durch Philipp Nathuſius beſorgt, iſt im Erſcheinen begriffen.

Engel, Joh. Jak. Schriften. 12 Thle. Berlin 1801—6.

Bd. 5. Mimik.
— 12. Lorenz Stark.

Eine neue Ausgabe iſt 1845 vollendet worden.

---

*) Es kann nicht im Plan dieſes Werkes liegen, Geſammtcharacteriſtiken der Schriftſteller zu geben; wir begnügen uns, die Geſammtausgaben derjenigen Schriftſteller anzuführen, welche eine bedeutende Stellung in der Litteratur gewonnen haben, und werden, wo es uns Bedürfniß ſcheint, auf den wichtigeren Inhalt der einzelnen Bände aufmerkſam machen. Sind mehrere Geſammtausgaben von einem Schriftſteller vorhanden, ſo führen wir die neueſte und beſte an.

Gaudy, Franz Freih. v. Sämmtliche Werke. Herausgeg. von Arthur Mueller. 24 Bde. Berlin 1844.
Bd. 13—15. Venetianiſche Novellen.
— 19—22. Mein Römerzug.

Gellert, Chrn. Fürchteg. Sämmtliche Schriften. Neue rechtmäß. Ausg. 6 Thle. Leipzig 1840.
Bd. 1. Fabeln.
— 4. Briefe. Leben der ſchwed. Gräfin.
— 5. 6. Briefe.
— 8. Moraliſche Vorleſungen.
— 9. Leben.

Goethe, Joh. Wolfg. v. Sämmtliche Werke. Vollſtänd. neu geord. Ausg. 40 Bde. Stuttg. und Tüb. 1840.
Bd. 1. 2. Gedichte.
— 4. Weſtöſtl. Divan.
— 5. Hermann und Dorothea. Reineke Fuchs.
— 9. Götz v. Berlichingen. Egmont. Clavigo. Stella. Die Geſchwiſter.
— 11. 12. Fauſt.
— 14. Leiden des jungen Werther.
— 15. Wahlverwandtſchaften.
— 16. 17. Wilh. Meiſters Lehrjahre.
— 18. 19. Wilh. Meiſters Wanderjahre, und vermiſchte Werke.
— 20—22. Aus meinem Leben.
— 23. 24. Italieniſche Reiſe.

Gutzkow, Karl. Geſammelte Werke. 12 Bde. Frankfurt am M. 1845.
Bd. 1. Gedichte. Nero.
— 2. Oeffentliche Charaktere.
— 3. Seraphine.
— 4. Philoſophie der That und des Ereigniſſes.
— 5. Maha Guru, Geſchichte eines Gottes.
— 6. Börne's Leben.
— 7. 8. Blaſedow und ſeine Söhne.
— 9. 10. Die Zeitgenoſſen.
— 11. Novellen.
— 12. Briefe aus Paris.

Hauff, Wilh. Sämmtliche Werke. Mit des Dichters Leben von Guſt. Schwab. Neue durchgeſ. und ergänzt. 3e Geſammtausgabe letzter Hand. 5 Bde. Stuttgart 1840.
Leben. Märchen. Das Bild des Kaiſers. Phantaſien im Bremer Rathskeller. Memoiren des Satans. Lichtenſtein.

Hebel, J. P. Sämmtliche Werke. N. Aufl. 8 Bde. Karlsruhe 1838.
Bd. 1. Gedichte.
— 2. Rheinländiſcher Hausfreund.

Hegner, Ulr. Geſammelte Schriften. 5 Bde. Berlin 1828.
Bd. 1. Auch ich war in Paris.
— 2. Die Molkenkur.
— 3. Saly's Revolutionstage.
— 5. Briefe.

Heinſe, Wilh. Sämmtliche Schriften. Herausgeg. von H. Laube. 10 Bde. Leipzig 1838.
Bd. 1. Ardinghello.
— 2. Hildegard von Hohenthal.
— 5. Briefe.

Hippel, Th. G. v. Sämmtliche Werke. 12 Bde. Berlin 1827—28.
Bd. 1. Lebensläufe nach aufſteigender Linie.
— 2. Ueber die Ehe.
— 3. Bürgerliche Verbeſſerung der Weiber.
— 8. Leben.
— 9. Briefe.

Kleiſt, Heinr. v. Geſammelte Schriften. Herausgeg. von L. Tieck. 3 Thle. Berlin 1826.
Bd. 1. Schroffenſtein.
— 2. Das Käthchen von Heilbronn. Prinz von Homburg.
— 3. Erzählungen.

Klinger, F. M. Sämmtliche Werke in 12 Bdn. Stuttgart und Tübingen 1841.
Bd. 1. Die Zwillinge. Die falſchen Spieler.
— 3. Fauſts Leben.
— 4. Geſchichte Raphael de Aquillas.
— 7. Der Fauſt der Morgenländer.
— 8. Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit.
— 9. Der Weltmann und der Dichter.
— 10. Sahir, Eva's Erſtgeborner im Paradies.
— 11. 12. Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Litteratur. Lebensſkizze F. M. Klinger's.

Klopſtock, F. G. Sämmtliche Werke in 9 Bänden. Leipzig 1839. Ergänzt in 3 Bdn. durch Briefwechſel und lebensgeſchichtl. Beiträge v. Herm. Schmidlin. Stuttg. 1839—40.

Bd. 1. Oden.
— 2. Meſſias.
— 8. Die deutſche Gelehrten-Republik.

Leſſing, Gotth. Ephr. Sämmtliche Werke. Neue rechtmäß. Ausg. 12 Bde. Mit Leſſing's Portrait in Stahlſtich. Berlin 1837—40.

1. Fabeln.
2. Minna von Barnhelm. Emilie Galotti. Nathan der Weiſe.
4. Aeſthetiſche Abhandlungen.
6. Laocoon.
10. Theologiſche Schriften. Erziehung des Menſchengeſchlechts.

—— Geſammelte Werke. Neue rechtmäß. Ausg. 10 Bände. Leipzig 1841.

Novalis (Fr. Ludw. v. Hardenberg) Schriften. Herausgeg. von F. v. Schlegel und Ludw. Tieck. 4e Ausg. 2 Bände. Berlin 1826.

Oehlenſchläger, Adam. Werke. Zum zweiten Male geſammelt, vermehrt und verbeſſert. 21. Bdchen. Breslau 1839.

Bd. 1. 2. Selbſtbiographie.
— 3—14. Dramatiſche Dichtungen (Correggio Bd. 4.).
— 15—21. Erzählende Dichtungen.

Platen, Aug. v. Geſammelte Werke. In 5 Bdn. Stuttg. und Tübingen 1843.

Bd. 1. 2. Biographie. Gedichte.
— 4. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantiſche Oedipus. Die Liga von Cambray.
— 5. Das Theater als ein Nationalinſtitut. Geſchichte des Königreichs Neapel.

Richter, Jean Paul. Fr. Sämmtliche Werke. Neue Ausgabe von Er. Förſter. 33 Bde. Berlin 1840—42.

S. Romane.

Schefer, Leopold. Ausgewählte Werke. 12 Thle. Leipzig 1845 ff.

Novellen 9 Thle., Gedichte 1 Thl., Laienbrevier 2 Thle.

Schiller, F. v. Sämmtliche Werke in 12 Bdn. (16.) Stuttgart 1838—39.

Schiller, F. v. Sämmtliche Werke mit 13 Stahlſtichen (8) 12 Bde. Stuttgart und Tübingen 1835—36.

—— Sämmtliche Werke. 10 Bde. (gr. 8.) Stuttgart und Tübingen 1844.

Seume, Joh. Gottfr. Sämmtliche Werke. 4e rechtmäßige Geſammtausgabe in 8 Bdn. Leipzig 1839.

Bd. 1. Mein Leben.
— 1. 2. Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802.
— 3. Mein Sommer 1805.
— 7. Gedichte.
— 8. Adelaide. Eine ländliche Erzählung.

Stolberg, Chr. und Fr. Leopold, Graf v. Geſammelte Werke. 20 Thle. Hamburg 1820—25.

Thl. 1. 2. Oden, Lieder und Balladen.
— 6—9. Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien.
— 10. Vom Dichten und Darſtellen. Ueber die Sitte der Weihnachtsgeſchenke.

Tieck, Ludw. Sämmtliche Schriften. Bis jetzt 19 Bände. Berlin 1828—45.

Bd. 1. Octavian.
— 2. Genoveſa.
— 3. Fortunat.
— 4. 5. Phantaſus.
— 6. 7. W. Lovell.
— 10. Zerbino.
— 16. Sternbald's Wanderungen.
— 17—19. Novellen: Die Gemälde, die Verlobung, die Reiſenden, muſikaliſche Leiden u. Freuden, das Feſt zu Kenilworth, Dichterleben, Glück gibt Verſtand, der 15e November, Tod des Dichters.

Voß, Joh. Heinr. Sämmtliche poetiſche Werke. 5 Bde. Leipzig 1845.

Mit einer Biographie und Charakteriſtik Voß's, welche ſeine Verdienſte, ſeine Ueberſetzungen und deren Einfluß auf die weitere Entwicklung der deutſchen Litteratur und Eigenthümlichkeit der Dichtungen ausführlich an's Licht ſtellt, von C. C. Henſe.

Wagner, Ernſt. Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand, beſorgt von Fr. Moſengeil. 12 Bände. Leipzig 1827—28.

Bd. 1. 2. Willibald's Anſichten des Lebens.
— 3. 4. Die reiſenden Maler.
— 6. Ferdinand Miller. Ein Roman.
— 7—9. Reiſen aus der Fremde in die Heimath.

Waiblinger, Wilh. Geſammelte Werke, mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. 2e rechtmäßige Geſammtausgabe. 9 Bde. Hamburg 1840—42.

Ein frühverblühtes Talent voll Sinnenglut und Geſtaltungsgabe, überſättigt von Genüſſen des Lebens und der Poeſie. Verdienſtlich iſt die Hinlenkung der öffentlichen Aufmerkſamkeit auf Hölderlin, die eine Folge ſeiner trefflichen Characteriſtik dieſes großen Dichters in ſeinem traurigen Seelenzuſtande war.

Bd. 1. Waiblinger's Leben, welches zwar auf Privatmittheilungen eines ſeiner vertrauteſten Freunde beruht, die aber ungenau und unvollſtändig benutzt ſind.
— 1. 2. Die Britten in Rom.
— 3. Das Märchen von der blauen Grotte. Das Blumenfeſt. Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnſinn.
— 5. Anna Bullen.
— 8. 9. Wanderungen in Italien.

Wieland, Chph. Mart. Sämmtliche Werke. 36 Bände. Mit Bildn. Leipzig 1839—40.

Im Erſcheinen ſind begriffen:

Schlegel, A. W. v. Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. Leipzig 1845 ff.

Bd. 1. 2. Poetiſche Werke.
— 3. Poetiſche Ueberſetzungen.
— 4. 5. Vorleſungen über dramatiſche Kunſt.
— 6—9. Kritiken, Aufſätze über Kunſt und Litteratur, politiſche Schriften u. A. d. Art.
— 10. 11. vielleicht auch 12. Vorleſungen über bildende Kunſt u. a.

Geſammelte Werke von Schriftſtellern, die zwar nicht Dichter, aber Grenznachbarn der Dichtung ſind.

Börne, Ludw. Geſammelte Schriften. 14 Theile. Hamburg 1840.

Thl. 1. Dramaturgiſche Blätter.
— 3. Schilderungen aus Paris; Fragmente.
— 6—11. Briefe aus Paris.

Forſter, Georg. Sämmtliche Schriften. Herausgeg. von deſſen Tochter und begl. mit einer Charakteriſtik Forſter's von G. G. Gervinus. 9 Bde. Leipzig 1843.

Bd. 1. 2. J. R. Forſter's und Gg. Forſter's Reiſe um die Welt in den Jahren 1772—75.
— 3. Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England u. Frankreich im April, Mai u. Junius 1790.
— 4—6. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens.
— 7. J. G. Forſter. Von G. G. Gervinus. Briefwechſel.
— 8. 9. Briefwechſel. Sakontala, oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel von Kalidaſa.

Hamann, J. G. Schriften. Herausgegeben von F. Roth. 7 Bde. Leipzig 1821—25.

Lauter kleinere Aufſätze und Briefe meiſt kritiſch-litterariſchen und theoſophiſchen Inhalts.

Herder, Joh. Gottfr. Sämmtliche Werke. Taſchenausgabe in 60 Bden. Stuttgart und Tübingen 1827—30.

In 3 Abtheilungen:
Zur ſchönen Litteratur und Kunſt. 13 Bde.
Zur Philoſophie und Geſchichte. 15 Bde.
Zur Religion und Theologie. 11 Bde.

—— Ausgewählte Werke in 1 Bande. Stuttgart und Tübingen 1844.

Herders Leben. Gedichte. Der Cid. Legenden. Dramatiſche Stücke und Dichtungen. Stimmen der Völker in Liedern. Geiſt der ebräiſchen Poeſie. Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Adraſtea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Sophron. Chriſtliche Reden und Homilien. Homilien über das Leben Jeſu.

Humboldt, Wilh. v. Geſammelte Werke. 4 Bde. Berlin 1841—43.

Bd. 1. Ueber die Aufgabe des Geſchichtſchreibers. Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Maha-Bharata. Ueber Jacobi's Woldemar. Ideen über Staatsverfaſſung durch die neue franzöſiſche Conſtitution veranlaßt. Ueber die Sittenverbeſſerung durch Anſtalten des Staats. Ueber öffentliche Staatserziehung. Gedichte.

Bd. 2. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der baskiſchen Sprache. Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats um das Wohl ſeiner Bürger erſtrecken.

Bd. 3. Reiſeſkizzen aus Biscaya. Ueber das vergleichende Sprachſtudium in Beziehung auf die verſchiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Bd. 4. Ueber Goethe's Hermann und Dorothea. Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur.

Hutten, Ulr. v. Sämmtliche Werke. Geſammelt mit Einleitung, Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von E. Münch. 5 Bde. Berlin 1821—25.

Bd. 1. Gedichte.
— 2. Fünf Reden wider Herzog Ulrich von Würtemberg.
— 3. Reden an die Fürſten auf dem Reichstag zu Augsburg.
— 4. Die Räuber.
— 5. Verteutſcht Klag an Herzog Friedrich von Sachſen. Klagſchrift an alle Ständ teutſcher Nation. Auferwecker der deutſchen Nation, oder Klag und Vermahnung gegen der Gewalt des Papſtes. Geſprächbüchlein: das Erſte Feber. Das Andere Feber. Vadiscus, oder die römiſche Dreifaltigkeit. Die Anſchauenden. Beklagung der Freiſtätte teutſcher Nation. Geſprächbüchlein. Neu Karſthans.

Lichtenberg, G. Chriſt. Vermiſchte Schriften. Neue vermehrte von deſſen Söhnen veranſtaltete Originalausgabe. Mit Portrait, Facſimile und einer Anſicht des Geburtshauſes des Verf. 6 Bde. Göttingen 1844—45.

Geſammelte Werke. Hiſtoriker und Staatsmänner.

Arndt, E. M. Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. Zum erſten Mal geſammelt und durch Neues vermehrt. 3 Thle. Leipzig 1845.

Bd. 1. Aus Friedrich Arndt's Papieren. 1795—1815 (Ungedruckt). Seite 1
Brief über Gripsholm. 1810. 173
Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann. 1812. 229
Was bedeutet Landſturm und Landwehr. 1813. . 289
Das preußiſche Volk und Heer im Jahre 1813. . 311
Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813. 338
Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa. 1813. 435

Bd. 2.	Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze (1813.)	Seite 1
	Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland. (1814.)	67
	Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit. (1814.)	135
	Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht 1814.)	197
	Wird der Herrſcher der Inſel Elba Europa noch einmal beherrſchen? (1815.)	211
	Ueber den heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt, den die verbündeten Heere allenthalben im Elſaß finden. Ein Wort des Troſtes für das deutſche Volk (1815.)	223
	Ueber den deutſchen Studentenſtaat (1815.)	235
	Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von de Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandter zu Warſchau. Paris 1815.	293
	Fünf oder ſechs Wunder Gottes. (1815.)	309
	Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutſche Verfaſſungen. (1815.)	319
	Vite e ritratto d'illustre Italiani. Vol. I. Padova 1812. Vol. II. Milano, 1820. (Ungedr.)	463
Bd. 3.	Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Proteſtantismus und zu Friedrich von Schlegels Geſchichte der alten und neuen Litteratur. (1828.) (Ungedr.)	1
	Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande (1831.)	67
	Belgien und was daran hängt. (1834.)	131
	Das Turnweſen nebſt einem Anhang. (1842.)	241
	Laſſet euch nicht verführen, oder die Weltlitteratur. (1842.) (Ungedr.)	303
	G. A. Reimer. (1842.)	333
	Talleyrand. (1842.) (Ungedr.)	345
	Gneiſenau. (1843.) (Ungedr.)	383
	Ein paar deutſche Notabene (1844.) (Ungedr.).	421
	Erinnerungen. Geſchichten (1844.) (Ungedr.)	471
	Paul Beck. (1844.) (Ungedr.)	549
	Ueber den gegenwärtigen Stand des Proteſtantismus. (1844.) (Ungedr.)	573
	Noch ein Wort für unſere große Oeffentlichkeit, vorzüglich in Beziehung auf die Preſſe und den Bundestag. (1844.) (Ungedr.)	61

Ergießungen einer bis auf die neueſte Zeit jugendlich lebendigen patriotiſchen Begeiſterung, die viele ſehr zu beherzigende politiſche Wahrheiten und Winke enthalten. Unter den neueren Aufſätzen in Bd. 3. ſind beſonders zu empfehlen: die Charakteriſtik Talleyrand's und Gneiſenau's Ein paar deutſche Notabene, in welchen Arndt ſein ganzes Herz über die neueren deutſchen Verhältniſſe ausſchüttet, ſeine ganze Art rechtfertigt und mit kräftigem Ernſt auf ein einiges Deutſchland dringt, auf Verbindung aller Deutſchen mit Deutſchland, mithin Beiziehung der Niederlande, Schwedens und Dänemarks, und warnt, daß man ſich nicht einſchläfern laſſen ſolle mit der Verſpieglung einer allmähligen leiſen Entwicklung.

Gentz, Friedr. v. Schriften von — Ein Denkmal. Von Guſtav Schleſier. 5 Thle. Mannheim 1838—40.

Thl. 1. Einleitung zu den Schriften von Gentz. Briefe und vertraute Blätter.
— 2. Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. Ueber die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius. Beitrag zur geheimen Geſchichte des Anfangs des Krieges von 1806. Oeſterreichiſches Manifeſt von 1809. und 1813.
— 3. Kleinere Schriften.
— 4. Briefwechſel zwiſchen Gentz und Johannes von Müller. Anhang vermiſchter Briefe.
— 5. Gentz's Abgang von Berlin und Anſtellung in Oeſterreich. Politiſche Denkſchriften und Briefe.

Heeren, Arnold Herm. Ludw. Hiſtoriſche Werke. 15 Bände. Göttingen 1821—26.

Bd. 1—3. Vermiſchte Schriften, worunter Folgen der Kreuzzüge, das brittiſche Continentalintereſſe u. a.
— 4. 5. Geſchichte der klaſſiſchen Litteratur im Mittelalter.
— 6. Biographiſche Denkſchriften.
— 7. Geſchichte der Staaten des Alterthums.
— 8. 9. Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems.
— 10—15. Ideen über Politik, Verkehr und Handel der alten Welt.

Machiavelli, Nic. Sämmtliche Werke. Aus dem Ital. überſ. von Joh. Ziegler. 7 Bde. Karlsruhe 1832—38.

Bd. 1. Vom Staate oder Betrachtungen über die erſten 10 Bücher des Livius.
— 2. Der Fürſt, die kleinen politiſchen Schriften und Geſandtſchaft bei dem Herzog v. Valentinois.
— 3. Die Kriegskunſt in 7 Büchern, nebſt den kleinen militairiſchen Schriften des N. Machiavelli.
— 4. Die Florentiniſche Geſchichte in 8 Büchern.

Bd. 5. 6. Hiſtoriſche Fragmente und Geſandtſchaften und Sendungen des Niccolo Machiavelli.
— 7. Luſtſpiele und andere poetiſche Schriften.

Von den florentiniſchen Geſchichten ſ. oben bei Italien. Die Betrachtungen über Livius ſind keine Erklärungen des Textes, ſondern nur eine Form, in welcher M. ſeine politiſchen Grundſätze entwickelt. Das Buch il principe iſt ein Rath für Lorenzo Medici, wie er mächtig, wie er Herr und danach Befreier von Italien werden könne. Die Luſtſpiele ſind in der Art von Plautus und ziemlich anſtößiger Natur.

Möſer, Juſtus. Sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlaſſe deſſelben gemehrt durch B. R. Abeken. 10 Bde. Berlin 1842—43.
Bd. 1—4. Patriotiſche Phantaſien.
— 5. Kleine den patriotiſchen Phantaſien verwandte Stücke.
— 6—8. Osnabrückiſche Geſchichte.
— 9. Kleinere Schriften.
— 10. Leben J. Möſer's von Friedrich Nicolai. Briefwechſel.

Müller, Joh. v. Sämmtliche Werke. Herausgeg. von Joh. Ge. Müller. 40 Thle. Stuttgart 1831—35.
Thl. 1—6. 24 Bücher allgemeiner Geſchichten.
— 7—22. Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft.
— 23. Zur Litteratur und Geſchichte der Schweiz.
— 24. Schriften zur Geſchichte des deutſchen Fürſtenbunds.
— 25—28. Kleine hiſtoriſche Schriften.
— 29—33. Biographiſche Denkwürdigkeiten.
— 34—36. Briefe an Karl Victor von Bonſtetten.
— 37. 38. Briefe an Herrn Charles Bonnet; Studien, Briefe an Freunde.
— 39. 40. Briefe an Freunde.

Schneller, Julius. Hinterlaſſene Werke. Aus Auftrag und zum Beſten ſeiner Familie herausgeg. von Ernſt Münch. Leipzig und Stuttgart 1834—41.
Bd. 1. Schn. Lebensumriß und vertraute Briefe an ſeine Gattin und ſeine Freunde.
— 2. Briefwechſel zwiſchen Schn. und ſeinem Pflegſohne Prokeſch.
— 3. Ideen über Litteratur und Kunſt, nebſt ausgewählten Dichtungen. Statiſtiſche Briefe, Biographien und Charakteriſtiken.
— 4. Anſichten von Philoſophie und Geſchichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchenthum.
—5—7. Staatengeſchichte des Kaiſerthums Oeſterreich von Chriſti Geburt bis zu den neuſten Zeiten. — Ungarns Schickſal und

Thatkraft von dem Vereine mit Böhmen, Oeſterreich und Steiermark. Zeitraum – 1526.

Bd. 8—10. Staatengeſchichte des Kaiſerthums Oeſterreich, von Chriſti Geburt bis zu den neuſten Zeiten. — Oeſterreichs Einfluß auf Teutſchland und Europa, vom Bundes-Anbeginn von Ungarn und Böhmen, Oeſterreich und Steiermark bis zu den letzten Zeiten Kaiſers Franz I. und II. Zeitraum v. 1526—1790.

— 11. 12. Weltgeſchichte zur gründlichen Erkenntniß der Schickſale und Kräfte des Menſchengeſchlechts.

Spittler, Ludw. Timoth. v. Sämmtl. Werke. Herausgeg. von Karl Wächter. 15 Bde. Stuttg. und Tüb. 1827—37.

Bd. 1. Geſchichte des kanoniſchen Rechts.
— 2. Geſchichte der chriſtlichen Kirche.
— 3. 4. Geſchichte der helvetiſchen Staaten.
— 5. Geſchichte der däniſchen Revolution und Geſchichte Württembergs.
— 6. 7. Geſchichte Hannovers.
— 8—14. Vermiſchte Schriften.
— 15. Vorleſungen über Politik.

Woltmann, Karl Ludw. v. Sämmtl. Werke. Herausgeg. v. ſeiner Frau Karol. v. Woltmann. 14 Bde. Leipz. 1817—27.

Bd. 1. Selbſtbiographie u. A.
— 2. Geſchichte von Frankreich.
— 3. 4. Geſchichte von Großbritanien.
— 5. 6. Geſchichte der Reformation in Deutſchland.
— 7. Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens.
— 8. Geſchichte Böhmens.
— 9—10. Biographien.
— 12. Kleinere vermiſchte Schriften.
— 13. 14. Memoiren des Freiherrn von S—a. Ein Roman.

Philoſophen und Theologen.

Fichte, J. G. Sämmtliche Werke. Herausgegeben von ſeinem Sohne J. H. Fichte. 8 Bde. Berlin 1845.

In 3 Abtheilungen.
I. Zur theoretiſchen Philoſophie 2 Bde.
II. A. Zur Rechts- und Sittenlehre. 2 Bde.
B. Zur Religionsphiloſophie. 1 Bd.
III. Populärphiloſophiſche Schriften,
A. Zur Politik, Moral und Philoſophie der Geſchichte.
1. Denkfreiheit.
2. Zur Berichtigung der Urtheile über die franz. Revolution.
3. Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten.

4. Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.
5. Ueber das Weſen des Gelehrten.
6. Ueber einzig mögliche Störung der akademiſchen Freiheit.
7. Reden an die deutſche Nation.
8. Fragmente über Deutſchlands Geſchichte und Verfaſſung. 2 Bde.
9. Vermiſchte Schriften. 1 Bd. Einem größern Leſerkreiſe zugänglich.

Hegel, Ge. Wilh. Friedr. Vollſtändige Ausgabe. 18 Bände. Berlin 1832—41.
Bd. 8. Philoſophie des Rechts.
— 10 in 3 Abtheilungen. Aeſthetik.
— 13—15. Geſchichte der Philoſophie.
— 16. 17. Vermiſchte Schriften.

Kant, Imm. Sämmtliche Werke. Herausgeg. von K. Roſenkranz u. Friedr. Wilh. Schubert. 12 Bde. Leipz. 1838—40.
Bd. 4. Kritik der Urtheilskraft.
— 6. Phyſiſche Geographie.
— 7. Anthropologiſche Schriften.
— 11. Briefe und Leben.
— 12. Eine hegeliſirte Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie, von Roſenkranz.

Jacobi, Friedr. Heinr. Werke. Herausgegeben v. J. J. Köppen und K. J. J. Roth. 8 Bde. Leipzig 1812—24.
I. Allwill.
II. Abhandlungen und Briefe.
III. Ueber Spinoza.
VII. Woldemar.

Leibnitz, Gottfr. Wilh. v. Deutſche Schriften. Herausgegeben von G. E. Guhrauer. 2 Bde. Berlin 1838—40.
—— Geſammelte Werke aus den Handſchriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von G. H. Pertz. Erſte Folge. Geſchichtl. I. II. Annales imperii occidentis Brunsvicenses. Hannover 1843.

Luther, Martin. Sämmtl. Werke. 36 Bde. Erlg. 1836—44.
Abtheilung I.
Homiletiſche und katechetiſche Schriften, herausgegeben von T. J. Plochmann. 22 Bde.
Abtheilung II.
Reformationshiſtoriſche und polemiſche deutſche Schriften. Herausgeg v. J. K. Irmiſcher. 9 Bde. oder Bd. 23—32.

Abtheilung III.

Exegetiſche deutſche Schriften herausgegeben von J. K. Irmiſcher. 4 Bde. oder Bd. 33—36.

—— Werke, ausgewählt und geordnet von Guſt. Pfizer in Einem Band. Frankfurt 1840.

—— Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berückſichtigenden Auswahl 3te Auflage 10 Bände. Hamburg 1844.

—— Politiſche Schriften. Mit einer Einleitung über Luthers Bedeutung im deutſchen Nationalleben herausgegeben von Theod. Mundt. 2 Bde. Berlin 1844.

Schleiermacher, Fr. Sämmtliche Werke.

Abtheilung I.

Zur Theologie. Wovon Bd. 1—4. 7. 11. u. 12 erſchienen.

Abtheilung II.

Predigten, wovon Bd. 1—4. 7. 8 erſchienen.

Abtheilung III.

Zur Philoſophie, wovon Bd. 2—5. 7 u. 8. erſchienen. Berlin 1834—43.

Von allgemeinerem Intereſſe möchten ſein in Abtheilung I. Bd. 12. Die chriſtliche Sitte, worin nicht eine chriſtliche Moral im gewöhnlichen Sinne, ſondern eine ſehr eigenthümliche philoſophiſche und geſchichtliche Entwicklung der Sittlichkeit, wie ſie ſich unter dem Einfluß des Chriſtenthums geſtaltet hat und nach dem chriſtlichen Ideal geſtalten muß, gegeben wird.

In Abtheilung III. dürfte beſonders Bd. 7 der Beachtung zu empfehlen ſein, er enthält eine geiſtvolle Aeſthetik.

Solger, K. W. F. Nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Herausgegeben von Ludw. Tieck und Friedrich v. Raumer. 2 Bde. Leipzig 1826.

Bd. I. enthält einen ſehr gehaltvollen Briefwechſel, hauptſächlich mit ſeiner Gattin, Tieck, Raumer, Abeken und Keßler, reich an treffenden äſthetiſchen Urtheilen, Beſprechung von Zeitereigniſſen und gemüthlichen Parthien.

Bd. II. größere philoſophiſche Aufſätze. 1) Ueber Philoſophie und deren Verhältniß zur Religion. 2) Ueber die wahre Bedeutung und Beſtimmung der Philoſophie. 4) Philoſophie des Rechts und Staats. 9) Eine ausführliche Beurtheilung von Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur, in welcher S. ſehr viel ſelbſtändige Kritik giebt.

Encyclopädieen.

Encyclopädieen.

c. Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte in alphabetiſcher Folge von genannten Schriftſtellern bearbeitet und herausgeg. von J. S. Erſch und J. G. Gruber. Leipzig 1818 ff.

Ie Section A—G. 41 Thle. — Farvel.
IIe —— 23 Bde.—Irkutzk.
IIIe —— 20 Bde.—Pfitzer.

Eine ſehr umfaſſende Encyklopädie, in welcher einzelne Artikel ſehr gut ſind und den Werth ſelbſtändiger wiſſenſchaftlicher Monographien haben. Manches aus den ältern Partien des Werkes iſt freilich, wie es bei der Ausdehnung deſſelben, wo zwiſchen einzelnen Artikeln ein großer Zeitraum liegen muß, nicht anders ſein kann, bereits veraltet. Wird immer noch fortgeſetzt und häuft ſich zu einer manchem Beſitzer läſtigen Bibliothek an.

a. **Pierer, H. A.** Encyclopädiſches Wörterbuch der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten, herausgeg. von — 26 Bde. Altenburg 1822—36. 2te Auflage u. d. T.: Univerſallexicon der Gegenwart und Vergangenheit oder neueſtes encyclop. Wörterbuch. 26 Bde. die bis S. gehen. Altenburg 1840—45.

Iſt wohl das reichhaltigſte Converſationslexicon, welches die Thatſachen mit einer Vollſtändigkeit, wie ſie ſich nur irgend erwarten läßt, gibt, und deßwegen für jeden ein äußerſt brauchbares Handbuch zum Nachſchlagen iſt. Die neuere Auflage iſt wirklich vielfach vermehrt und weſentlich verbeſſert.

a. Converſationslexicon oder allgemeine deutſche Realencyclopädie für die gebildeten Stände. In 15 Bänden. 9te Originalausgabe. Leipzig 1845.

a. Converſationslexicon der neueſten Zeit und Litteratur. In 4 Bänden. Leipzig 1832—34.

a. **Converſationslexicon der Gegenwart. 4 Bände. Leipzig 1838—41.**

Das erſte deutſche Converſationslexicon, das ſich durch immer neue Bearbeitungen auf der Höhe der Zeit erhält und an Zuverläſſigkeit des Einzelnen gewinnt. Die Artikel ſind nicht blos trocken referirend, ſondern auch vielfach reflectirend, raiſonnirend und kritiſirend gehalten. Die beiden andern Werke befaſſen ſich vorzugsweiſe mit Zeitgegenſtänden und Zeitintereſſen, die ſie in freiſinniger, dem Fortſchritt und der Bewegung ſich anſchließender Weiſe beſprechen.

Nachträge.

Nachtrag zur Kunſtgeſchichte.

b. **Kinkel, Gottfr.** Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Mit 28 auf Stein gravirten Tafeln. 1te Lieferung. Die altchriſtliche Kunſt. Bonn 1845.

Eine Geſchichte der neuern Kunſt in ausgezeichnet ſchöner, anſchaulicher Darſtellung, welche für einen größern Leſerkreis, namentlich für ſolche, welche keine Fachkenntniſſe mitbringen, berechnet iſt. Es wird zuerſt die Kunſt eines jeden Zeitalters und Volkes in ihrer Verbindung mit den großen Weltbegebenheiten und der Culturſtufe, aus der ſie emporwuchs, nachgewieſen, nach ihren allgemeinen Zügen characteriſirt und beurtheilt, alsdann aber in den einzelnen auf uns gekommenen Hauptdenkmalen geſchildert. Die vorliegende erſte Lieferung umfaßt die Kunſt bis zum Ablauf des erſten Jahrtauſends, eine zweite ſoll das Mittelalter bis zum Blüthepunct ſeiner Kunſt enthalten, die dritte ihren Verfall und die Anfänge der modernen Kunſt, eine vierte die weitere Entwicklung bis zu den Schulen und Meiſtern der Gegenwart.

Nachtrag zur Philoſophie der Kunſt.

c. **Viſcher, Friedr. Theod.** Die Wiſſenſchaft der Aeſthetik. 1r. Bd. Leipzig 1846.

Iſt im Erſcheinen begriffen und auf 3 Bände berechnet. Wird eine auf Hegel'ſche Principien gegründete, aber mit ſelbſtändiger Auffaſſung und reichlichem Material aus der Kunſtgeſchichte durchgeführte Darſtellung der Aeſthetik geben.

c. —— Ueber das Erhabene und Komiſche. Ein Beitrag zur Philoſophie des Schönen. Stuttgart 1837.

Eine in oben angedeuteter Weiſe behandelte Erörterung einiger Hauptfragen der Aeſthetik, in welcher wir ſehr geſunden und richtigen äſthetiſchen Anſichten und geiſtreichen Reflexionen begegnen.

Nachträge zu den Reiſebeſchreibungen.

Heine, Heinr. Reiſebilder. 4 Bde. 2te u. 4te Auflage. Hamburg 1834—40.

1) Harzreiſe. 1840.
2) Das Buch le Grand. 1832.
3) Reiſe in Tyrol, Italien und die Bäder von Lucca. 1834.
4) Stadt Lucca und engliſche Fragmente. 1834.

Eines der erſten Werke des Verfaſſers, das nächſt ſeinen Liedern zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Seine eigenthümliche Art, die Dinge zu betrachten und zu beſprechen macht ſich hier nach ihrer guten und ſchlimmen Seite ſchon in vollem Umfang geltend.

a. **Hailbronner, Karl** v. Cartons aus der Reiſemappe eines deutſchen Touriſten. 3 Bdchen. Stuttgart 1837.

Bd. 1. Die Schweiz. Seraing. Paris. Portsmouth. London. England. Irland. Schottland. Holland. Nicht der nächſte Weg nach Hamburg.

Bd. 2. Copenhagen. Schweden. Der Trollhätta- und Göthacanal. Stockholm. Dalecarlien. Die ſchwediſche Armee. Reiſe von Stockholm nach Berlin. Berlin. Dresden. Prag. München. Rippoldsau. Nürnberg. Wien. Die öſterreichiſche Armee.

Bd. 3. Die Bora. Venedig. Mailand. Florenz. Genua. Turin und die Seen. Rom. Der Carneval in Rom. Die römiſche Charwoche. Die Römerin. Neapel. Sicilien. Der Veſuv.

Aeußerſt belebte und daher beliebte Schilderungen.

a. **Hahn-Hahn, Ida** Gräfin. Erinnerungen aus und an-Frankreich. 2 Bde. Berlin 1842.

—— Jenſeits der Berge. 2e Aufl. 2 Thle. Leipz. 1845.

—— Reiſebriefe. 2 Bde. Berlin 1841.

—— Ein Reiſeverſuch im Norden. Berlin 1843.

—— Orientaliſche Briefe. 3 Bde. Berlin 1844.

Gehören der geiſtreichen aber oberflächlichen Touriſtenlitteratur an, die mehr amüſirt als belehrt, mitunter auch langweilt.

Nindorf, Emma v. Aus der Gegenwart. Berlin 1844.

Willkommene Mittheilungen aus den Berührungen der Verfaſſerin mit ausgezeichneten Geiſtern der Jeztheit; im Fluge gewonnene glückliche Auffaſſung charakteriſtiſcher Züge.

Nindorf, Emma v. Reiſeſcenen in Bayern, Tyrol und Schwaben. Stuttgart 1840.

Warme und lebendige Schilderung der Natur; zarte, weibliche Empfindung; durchaus wohlwollendes Gemüth.

Nachtrag zur deutſchen Geſchichte.

b. **Kopp, J. E.** Der Geſchichten von der Wiederherſtellung und dem Verfalle des heiligen römiſchen Reiches 1s und 2s Buch. König Rudolf und ſeine Zeit. 1e Abtheilung. Die allgemeinen Zuſtände des römiſchen Reichs. Leipzig 1845.

Ein ſehr tüchtiges auf die gründlichſten Forſchungen geſtütztes Werk, das, wenn es vollendet ſein wird, eine der wichtigſten Perioden der deutſchen Geſchichte gründlicher darſtellen wird, als bis jetzt irgend eine andere Periode derſelben behandelt iſt.

Der 1e Band enthält die allgemeinen Zuſtände des römiſchen Reichs. Der 2e Bd. wird darſtellen: die beſondern Zuſtände der obern Lande, der 3e Bd. die Zeit der Könige Adolf und Albrecht, der 4e Bd. umfaßt Heinrich den Lucelnburger als König und Kaiſer, und die Geſchichte der Gegenkönige Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern bis zur Schlacht bei Ampfing oder Mühldorf, endlich wird der 5e ſchildern die Zeit der beiden Gegenkönige bis zum Tode Friedrichs und Ludwigs Rückkehr aus Italien, ſowie die Lage des Reichs unter Ludwig von Baiern bis zum Frieden Oeſterreichs mit Lucern und den drei Waldſtätten.

b. u. f. **Rettberg, Friedr. Wilh.** Kirchengeſchichte Deutſchlands. Bd. 1. Lief. 1 u. 2. Göttingen 1845.

Die Anzahl der Bände iſt vorläufig bis zur Reformation auf vier berechnet, von denen zwei bis zum Tode Karls des Großen die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland darſtellen werden. Der erſte Band ſoll in der erſten Periode die Römerzeit bis zur Gründung der fränkiſchen Monarchie, und von der zweiten Periode bis auf Karl d. Gr. die Geſchichte der Kirche unter den Franken darſtellen, ſo weit ſie dem Boden Deutſchlands angehören; der zweite Band ſoll die kirchlichen Zuſtände unter Thüringern, Alemannen, Bayern, Sachſen und Frieſen, ſo wie allgemeine Unterſuchungen umfaſſen. Die Arbeit iſt ſo angelegt, daß jedes Bisthum, jede Stadt, jedes Kloſter in kurzen Zügen ihre Specialgeſchichte finden werden; auch verſäumt der Verfaſſer beim Eingehen in die Specialitäten der neuern Zeit nicht, neben der kritiſchen Sichtung auch die ſagenhaften Anfänge zu berühren, ſo weit ſie zum geſchichtlichen Eigenthum größerer Localitäten geworden ſind.

a. **Stricker, Wilh.** Die Verbreitung des deutſchen Volkes über die Erde. Leipzig 1845. 1 Bdchn. in 4 Abtheilungen.

Der Verf. weiſt in dieſer ſehr intereſſanten Schrift nach, wie deutſche Bevölkerung und deutſche Bildung weit über die politiſchen Gränzen Deutſchlands ſich erſtrecke und über die ganze Erde verbreitet ſei. Im erſten Buch ſtellt er das deutſche Sprachgebiet feſt, im zweiten ſpricht er vom deutſchen und ruſſiſchen Reich, Spanien und Großbritannien, im dritten von der deutſchen Bevölkerung in den außereuropäiſchen Welttheilen, im vierten von den Deutſchen in einigen europäiſchen Hauptſtädten.

Nachtrag zur engliſchen Geſchichte.

a. **Chasles, Philarete.** Karl I. und die engliſche Revolution. Bearbeitet von Karl Bölſche. Mainz 1845.

Eine ſehr willkommene Ergänzung zu Dahlmann's Geſchichte der engliſchen Revolution. Während dort in allgemeinen Zügen die Ereigniſſe meiſterlich gezeichnet ſind, werden hier die Perſönlichkeiten geſchildert, namentlich Karl I. nach ſeinem Character, ſeinen Anſichten und Tendenzen und ſeinen Umgebungen in Haß und Liebe. Der Standpunct des Verf. freiſinnig. Die deutſche Bearbeitung ſorgfältig. Der Titel des franzöſiſchen Werks heißt: „Charles Ier, sa cour, son peuple et son parlement," das der Verf. als eine „Geſchichte der ſocialen Bewegung und des Bürgerkriegs in England während des 17n Jahrhunderts" bezeichnet.

Nachtrag zur franzöſiſchen Geſchichte.

Dahlmann, F. Ch. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig 1845.

In ähnlicher Weiſe behandelt, wie deſſelben Verf. Geſchichte der engliſchen Revolution. Hat vielleicht noch den Vorzug einer concreteren Darſtellung, bei welcher die einzelnen Perſönlichkeiten mehr hervortreten. Mit direkter Beziehung auf Verhältniſſe der Gegenwart, namentlich Preußens geſchrieben.

Nachtrag zur polniſchen Geſchichte.

a. **Lelewel, Joach.** Betrachtungen über den politiſchen Zuſtand des ehemaligen Polens und über die Geſchichte ſeines Volkes. Brüſſel und Leipzig 1845.

Eine Geſchichte der inneren Verhältniſſe Polens bis zum Jahr 1795, entſtanden aus den Studien zu einem größeren Werke, in welchem der Verf. den politiſchen und ſocialen Zuſtand ſeines Landes in allen ſeinen Einzelheiten ergründen, die Verhältniſſe und Aenderungen, die in jeder Periode unter verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft eintraten, analyſiren wollte. Wegen Mangels an genügenden Quellen beſchränkt er ſich auf kurze Betrachtungen, in welchen er die ackerbautreibende Klaſſe der Bauern zum Hauptgegenſtand macht. Theilweiſe finden wir hier eine Apologie der Adelsdemokratie.

Nachtrag zur deutſchen Litteraturgeſchichte.

b. **Uhland, Ludw.** Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder. Bd. 1. Liederſammlung in fünf Büchern. In 2 Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen 1845.

Eine mit feinſtem Sinn für wahrhaft poetiſchen Gehalt ausgewählte Sammlung von Volksliedern, in welcher der Herausgeber, wie er ausdrücklich bemerkt, weder eine moraliſche noch eine äſthetiſche Muſterſammlung, ſondern einen Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens liefern wollte. Am Schluſſe iſt ein Verzeichniß der Quellen beigefügt. Zwei kleinere Bände ſollen noch nachfolgen und eine größere Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, ſo wie diejenigen beſonderen Anmerkungen umfaſſen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geſchichte einzelner Lieder noch erforderlich ſcheinen.

a. **Hub, Ignaz.** Deutſchlands Balladen- und Romanzen-Dichter, von G. A. Bürger bis auf die neueſte Zeit. Eine Auswahl des Schönſten und characteriſtiſch Werthvollſten aus dem Schatze der lyriſchen Epik in Balladen und Romanzen, Märchen, Legenden, Sagen und poetiſchen Erzählungen, nebſt Biographien und Characteriſtiken der Dichter, unter Berückſichtigung der namhafteſten kritiſchen Stimmen. Karlsruhe 1846.

Eine ſehr reichhaltige Sammlung, in welcher man neben den bekannten Dichtern auch viele in der Litteratur minder bekannte Namen trifft. Die beigegebenen biographiſchen Notizen ſind oft ziemlich ausführlich und mit wenigen Ausnahmen verläßlich. Eigenthümlich iſt die ſorgfältige Berückſichtigung der über einzelne Dichter und ihre Werke erſchienenen Recenſionen.

Nachtrag zum Orient.

a. **Tiſchendorf, Conſtantin.** Reiſe in den Orient. 2 Bde. Leipzig 1846.

Anſprechende Reiſeerinnerungen eines gelehrten Theologen, der hier mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geſchrieben zu haben verſichert.

b. **Fallmerayer, Jak. Ph.** Fragmente aus dem Orient. 2 Bde. Stuttg. und Tüb. 1845.

Gehaltvolle Berichte von des Verf. Reiſe in der europäiſchen Türkei und in Griechenland, gewürzt mit ſcharfer Satire auf abendländiſche Zuſtände. Beſonders bemerkenswerth in dieſer Beziehung die Vorrede, die zum Freimüthigſten gehört, was neueſtens über kirchliche und politiſche Verhältniſſe geſchrieben wurde.

Druck von Breitkopf und Härtel.

Regiſter.

Abchaſen. Seite 183.
Abeken, W. 171.
Abel, Jak. Fr. 237.
Abell, Lucie Eliſab. 151.
Abrantes, Herzogin v. 150.
Abyſſinien. 90. 94. 188.
Acerbi. 93.
Aegypten. 85—90. 95. 180. 186.
Aeſchylus. 70.
Aethiopien. 92.
Afrika. 83. 85—87. 90—94. 96. 186—188.
Agriculturchemie. 59.
Aiken, P. F. 158.
Aikin. 156.
Airy, G. B. 56.
Alberti, Heinrich. 225.
Albrecht, d. Lahme (Herzog v. Oeſterreich). 130.
Albrecht I. (Kaiſer). 130.
Albrecht III. (Herz. v. Oeſterr.) 130.
Albrecht IV. (Herz. v. Oeſterr.) 129.
Alcuin. 118.
Aleppo. 86. 95.
Alexander (d. Große). 104. 149.
Alexis Willib. 255.
Algier. 94. 153. 186.
Ali-Bey el Abaſſi. 90.
Aliſon, Archibald. 110.
Allen, C. F. 161.
Allgemeine Geſchichte. 97—102.
Allwill. 265.
Alp, ſchwäbiſche. Seite 127.
Altdeutſche Religion. 114.
Alte Geographie. 103.
Alte Geſchichte. 103—105.
Alte Kunſt. 73—75.
Alterthümer, deutſche. 114—116.
Alterthum, klaſſiſches. 68—70.
Alterthumskunde. 67—78.
Alterthumswiſſenſchaft. 67—68.
Amande. 265.
Amerika. 83. 86. 94. 189.
Ammon, C. F. v. 18.
Anacharſis, d. Jüng. 71.
Anderſen, H. Ch. 88. 300.
Anhalt. 135.
Anhalt-Deſſau, Leopold v. 224.
Anſpach. 91.
Anthropologie. 25—29.
Antiquitäten, griechiſche. 71. 72.
Antiquitäten, römiſche. 72. 73.
Antogaſt. 124.
Antommarchi, Fr. 152.
Apollo, d. vaticaniſche. 75.
Aquillas, Raphael de 309.
Araber. 78.
Arabien. 93.
Arago, Dominique François. 55.
Arauco. 92.
Architectur. 33. 34.
Ardinghello. 263. 309.
Aretin, C. W. v. 128.
Ariadne. 34.

Arioſto, Ludov. Seite 225.
Ariſtophanes. 70.
Armenien. 90. 91. 93. 181. 183.
Armenweſen. 49. 50.
Arnd, Ed. 145.
Arnd, Joh. 12.
Arndt, Ernſt Moritz. 101. 160. 246. 314.
Arnim, Bettina v. 225. 228.
Arnim, Ludw. Achim v. 255. 256. 307.
Arnoldt, J. v. 141.
Aſchbach, J. 120. 167.
Aſien 83. 86. 90. 180—186.
Asmus, Heinr. 287.
Aſſeburg, Achaz Ferd. v. d. 238.
Aſturien. 94.
Aſtronomie. 55—57.
Athen. 71.
Auerbach, Berthold. 256.
Auguſt, C. F. 58.
Auguſtinus. 11.
Auſtralien. 83. 88. 90. 196.
Autenrieth, J. H. F. v. 55.
Ava. 86.
Azara, Don Felix v. 95.
Azoriſche Inſeln. 88.

Bach, Nicol. 214.
Baden. 123—125.
Baden-Baden. 124.
Bader, Joſ. 123. 124.
Bähr, J. C. F. 70.
Baer, K. E. v. 26.
Bärmann, G. N. 193.
Baggeſen, Aug. v. 161.
Bahama-Inſeln. 87.
Baiern ſ. Bayern.
Bambuck. 86.
Bancroft, G. 190.
Barrow, John. 86—88. 94. 187.
Barthelemy, J. J. 71.
Barthold, Fr. W. 119. 122. 138. 243.
Bauer, Ludw. Seite 101. 127.
Bauernkriege. 121. 129.
Baukunſt. 33—34.
Baumann, J. 61.
Baumſtark, A. 68.
Baumſtark, Ed. 241.
Baur, F. C. 76.
Bayern. 127. 128.
Beaufort. 91.
Beaujour. 85.
Beaumont, A. 191.
Becher, Siegfr. 130.
Bechſtein, Ludw. 113. 135. 256. 257. 286. 287.
Becker, K. Ferd. 37.
— K. Friedr. 100.
— W. A. 72.
Becquerel. 58. 59.
Beduinen. 93.
Beethoven, Ludw. van 37.
Befreiungskrieg. 111. 123. 177.
Belgien. 96. 97.
Bellaire. 88.
Bellermann, Chr. Fr. 218.
Beluſchiſtan. 90.
Bengel, J. A. 235.
Benſen, H. W. 115. 121.
Berberei. 96.
Berchey. 93.
Bercht, Gottl. Aug. 102.
Berg. 141.
Berghaus, Heinr. 82. 84.
Bergſchlöſſer in Deutſchland. 112.
Bergſchlöſſer, ſchweizeriſche. 144.
Beringsſtraße. 93.
Bern. 143.
Bernal Diaz del Caſtillo. 193.
Bernhard, d. heil. 235.
Bernhard (Herzog zu Sachſen). 134.
Bernhard (Herzog zu Sachſen Weimar. 191.
Bernhard, Karl. 300.

Bernhardi, K. Seite 241.
Bernhardy, G. 69. 70.
Berthold, Franz. 273.
Berthold (der Franciskaner). 11.
Beſeler, Gg. 45.
Biedermann, Karl. 23.
Biernatzky, J. C. S. 257.
Bignon, L. E. 148.
Billardière, la. 85.
Binzer, A. v. 257.
Biographien. 223—251.
Biographien v. Aerzten und Naturforſchern. 250. 251.
Biographien v. Hiſtorikern und Philologen. 246—250.
Biographien v. Kriegshelden. 243—246.
Biographien der Philoſophen. 243. 244.
Biographien der Staatsmänner. 238—243.
Biographien der Theologen und Kirchenmänner. 235—238.
Birch, G. 153.
Biſſachère, de la. 89.
Blanc, Louis. 152.
Blanc, Ludwig Gottfr. 82.
Blaſius, J. H. 164.
Blaquiere. 91.
Blom, G. P. 162.
Bloſſom. 93.
Blücher, Fürſt. 224 - 243.
Blumenhagen, Wilh. 113.
Boccaccio, G. 303.
Bock, Ad. 248.
Bockshammer, G. F. 5.
Bode, Gg. Heinr. 70.
Bodenſee. 127.
Bodent, Joh. 243.
Bois Reymond (du Bois). 49.
Böckh, Aug. 21. 71.
Böhmen. 132—134.
Böhmerwald. 134.
Böhringer, F. Seite 16.
Böotien. 178.
Börne, Ludw. 225. 308. 312.
Böttcher, J. H. 30.
Böttiger, K. A. 72.
Böttiger, K. W. 101. 128. 134.
Bohlen, P. v. 77.
Bohnenberger, G. Chr. 56.
Bopp, A. W. 35.
Boiſſerée, Sulp. 33.
Bokhara. 93.
Bollmann, L. 145.
Bonaparte (ſ. a. Napoleon). 94.
Bonſtetten, Karl v. 26.
Borberg, K. F. 68.
Borowsky, Ludw. Ernſt. 233.
Borromäus, d. heil. 235.
Bory de St. Vincent. 86. 88.
Bosporus, der thraziſche. 89.
Bourrienne, L. A. F. 150.
Bouterweck, Fr. 205.
Bowdich. 91.
Boz. 193. 291. 292.
Brabant. 96.
Brackenridge. 90.
Brandenburg. 137. 138.
Brandes, H. W. 55. 58.
Brandes, Karl. 191.
Brandis, Chſtn. Aug. 177.
Braſilien. 88—91.
Braunſchweig. 139.
Breitſchwert, J. L. C. 250.
Bremer, Frederike. 301.
Brentano, Clemens. 225. 258.
Brenz, Joh. 17.
Brewſter, Dav. 251.
Bridgewaterbücher. 53. 54.
Britannien. 85.
Bronn, H. G. 55.
Bronner, Franz Xaver. 225.
Brougham, Henry. 224.
Broughton. 87.
Brouſſais. 224.

Browne. Seite 85.
Brunnow, E. v. 258.
Bruns, Theod. 196.
Buchner, K. 140.
Bucholz, F. B. 129.
Buckingham, J. S. 92. 96.
Buckland, William. 62. 63.
Bührlen, Fr. Ludw. 258.
Bülau, Fr. 110. 123.
Bülow-Cummerow. 137.
Bülow, Ed. v. 304.
Bürgerkriege. 146.
Bukhara. 94.
Bulgarin, Thadd. 300.
Bulwer, Edw. L. 293.
Bundestag. 110.
Burchell. 91. 92.
Burck, Joh. Chrſtn. Fr. 235.
Burckhardt, C. 147.
Burckhardt, J. L. 180.
Burdach, K. F. 26. 27.
Burkart, Joſ. 195.
Burkhardt, 91—93.
Burne, Alex. 93. 94.
Byron (Lord). 227.

Calcutta. 186.
Caldcleugh. 92.
Callot. 264.
Calvin, Joh. 16.
Campan, Mad. de 150.
Campell. 92.
Canariſche Inſ. ſ. Kanar. Inſeln.
Candia. 86.
Canitz von 224.
Canton. 91.
Cantù, Cäſar. 303.
Cap ſ. Vorgebirg.
Capell Brooke, Arthur de 92.
Caracas. 88.
Carlyle, Thomas. 147. 231.
Carus, Karl Guſt. 27. 28. 29.
Caſſel. 140.
Caſtellan. Seite 89. 95.
Catteau-Calleville. 96.
Caucaſus. ſ. Kaukaſus.
Celebes. 87.
Cella, P. della 91.
Cerigo. 89. 95.
Cervantes. 303.
Ceylon. 86. 89.
Chalybäus, Heinr. Mor. 27.
Chamiſſo, Adelb. v. 258. 307.
Charikles. 72.
Chasles, Philarete. 330.
Chateaubriand, F. A. v. 287.
Chemie. 59. 60.
Chile. 92.
China. 87. 96. 184. 186.
Chmel, Joſ. 121.
Choulant, C. 27.
Chriſt, A. 46.
Chriſtine, Kön. v. Schwed. 160.
Chriſtoph (Herz. z. Württ.) 125.
Churmainz. 141.
Clapperton. 92. 93.
Clarke. 90.
Claudius, Matth. 307.
Cleve. 141.
Cochinchina. 88. 89. 93. 96.
Cochrane. 92.
Cola di Rienzi. 172.
Columbia. 92.
Columbus, Chrph. 190.
Combe, Georg. 27. 29.
Conde, Don Joſ. Ant. 168.
Congreß, d. Wiener. 110.
O'Connell, Dan. 158.
Conrad III. (deutſche Kaiſ.) 119.
Conſcience, Heinr. 301.
Conſtantinopel. 85. 90. 91.
Conteſſa, Karl Wilh. 258. 259.
Converſationslexicon. 323. 324.
Cook, S. F. 170.
Cooper, Jam. Fennimore. 193. 293.
Cordova, de. 91.

Cornelius, P. Seite 113.
Coromandel. 89.
Cortez, Hernando. 195.
Cramer, Karl Gottl. 258.
Creuzer, Fr. 76.
M'. Crie, Thom. 168. 173.
Cromwell, Oliver. 157.
Cruſe, K. W. 165.
Cruſenſtolpe, J. M. v. 301.
Cruz, St. 89.
Cüſtine, (Marquis) v. 104.
Culturgeſchichte. 199—202.
Curland. 165.
Cuvier, G. v. 54. 62. 63.
Cypern. 86.

Dahlmann, F. C. 156. 161. 330.
Dallas. 87.
Dalmatien. 95.
Damaskus. 95.
Darwin, Charles. 196.
Daunou. 221.
Dauxion-Lavayſſé. 90.
Davis, J. F. 184.
Decken, Fr. von der 140.
Decke, Ernſt. 139.
Degrandpré. 86.
Delphi. 178.
Denon. 95.
Depon. 88. 93.
Depping, G. B. 183.
Derflinger, Georg v. 224.
Derham. 92.
Derſchau, F. 164.
Devorah. 265.
Deutſche Alterthümer und Geſchichte. 114.
Deutſche Hanſa. 120.
Deutſche Kaiſer. 116. 117.
Deutſche Könige. 116.
Deutſche Landſtände. 118.
Deutſche Mythologie. 114. 113.
Deutſche Rechtsalterthümer. 114.
Deutſche Specialgeſchichten. Seite 123—142.
Deutſche Stämme. 112.
Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. 117. 118.
Deutſches Staatsrecht. 118.
Deutſches Volk u. Land. 111—118.
Deutſchland. 96. 97. 111. 112.
Deutſchland im Reformationszeitalter. 120.
Devezin. 86.
de Wette, W. M. L. ſ. Wette.
Dibdin. 201.
Dichtkunſt. 34.
Dichtkunſt, griechiſche. 68—70.
Dickens, Karl. 193. 291.
Diez, Fr. 217.
Dingelſtedt, Franz. 113. 259.
Dinter. 235.
Dippold, K. 118.
Dönniges, W. 118.
Döring, Heinr. 226. 229. 231. 233.
Dohm, L. W. v. 122.
Dom, der, zu Cöln. 33.
Domingo, St. 88.
Donaufahrten. 132.
Donauländer. 113.
Dorow, Wilh. 216.
Drama. 34.
Drayton. 88.
Dresden. 134. 135.
Drobiſch, M. W. 25.
Droyſen, J. G. 101.
Droz, Joſ. 147.
Drumann, Wilh. 104.
Druſengebirg. 95.
Dubois de Montpéreux, Fr. 183.
Dudevant, Mad. 290.
Düſſeldorfer Malerſchule. 32.
Duller, Ed. 113. 116. 131.
Dumas, J. 59.
Durand. 86.
Dya-Na-Sore. 270.

Ebel, J. G. Seite 145.
Eberhard, Aug. G. 174.
Eberhard im Bart (Herz. z. Württ.) 125.
Eberhardt, Chr. A. G. 259.
Eberſtein, Grafen v. 124.
Ebert. 201.
Eckermann, J. P. 227.
Edgeworth, Marie. 293.
Eginhard. 271.
Ehrmann, T. F. 85.
Eichendorf, Joſ. v. 259.
Eichhorn, K. Fr. 47.
Eiſenbach, H. 126.
Eismeer. 86. 96.
Elba. 89.
Elias der Thisbiter. 9.
Eliſabeth, (die Königin). 108. 156.
Eliſabeth (Herz. v. Braunſchweig Lüneburg). 139.
Eliſabeth (von der Pfalz). 123.
Ellendorf, J. 235.
Elmore. 86.
Elpheſtone. 90.
Elſaß. 142.
Encyklopädien. 223. 224.
Engel, Joh. Jac. 260. 307.
England. 85. 87—89. 94. 96. 97.
Ennemoſer, Joſ. 28.
Ensburg. 129.
Entdeckungsreiſen. 96.
Epigonen. 266.
Erasmus v. Rotterdam. 235.
Erbauliches. 7—13.
Erdbeſchreibung. 81—84.
Erdmann, Joh. Ed. 22.
Erhard, H. A. 141. 211.
Erhard J. B. 250.
Erzählungen geſammelte. 284.
Erziehungslehre. 38—40.
Eſchenbach, Wolfram v. 209. 210.
Eſchwege. 90. 171.
Eßlingen. 126.
Ethik. Seite 24. 25.
Europa. 82. [83. 107. 108—110
Ewald, Heinr. 182.
Ewers, J. Ph. Guſt. v. 162.
Eyck, Joh. van 31.
Eylert, R. Fr. 137.

Faber (Dr. Zimmermann). 111.
Fabrikweſen. 60.
Fädinger, Stephan. 129.
Fahlendorn, Florentin v. 266.
Falck, Joh. 228.
Falckenheimer, K. L. R. 140.
Falkenſtein, Karl. 207. 243.
Fallmerayer, J. Ph. 176. 331.
Fauſt. 268. 309.
Ferdinand I. (v. Oeſterreich). 129.
Fernbach, Fr. X. 31.
Fernow, C. L. 225.
Ferri de St. Conſtant. 87. 88.
Feßler, Ignaz Aurel. 166.
Feuerbach, Anſelm. 75.
Fichte, J. G. 23. 24. 98. 234. 318.
— J. H. (d. Sohn). 22. 234.
Fielding, Heinr. 294.
Fieschi. 152.
Finanzwiſſenſchaft. 48.
Finlayſon. 92.
Finnland. 95. 164.
Fiſcher, C. G. 58.
— Fr. 27. 29.
— Karl Phil. 23.
Flandern. 96.
Fleck, F. F. 97.
Flemming, Paul. 224.
Flinder. 90.
Florian, St. (Kloſter). 129.
Flygare, Carlén Emilie. 302.
Förſter, Ernſt. 31. 33. 174.
— Friedr. 109. 136. 243. 245.
Forbiger, Alb. 103.
Forſter, Gg. 313.
— J. G. A. 98.

Fortlage, K. Seite 206.
Fortunat. 311.
Foscolo, Ugo. 304.
Fouqué, Fried. Baron de la Motte. 227. 259. 260.
Fränkiſche Kaiſer. 119.
Francia Dr. 194.
Franciscus, d. heil. 236.
Francke, Aug. Herm. 236.
Franken. 113. 127.
Franklin. 92. 93. 239.
Frankreich. 85. 94. 95. 96. 97. 145—154.
Franz I. (Kaiſ. v. Oeſterr.) 131.
Fraſer. 92. 93.
Freiburg, im Breisg. 124.
Freiersbach. 124.
Freundſchaftsinſeln. 91.
Frieden, der 2te Pariſer. 123.
Friedrich d. Gr. (König v. Preußen). 109. 115. 136. 149. 269.
— II. (Kaiſer). 119.
— III. (Kurf. v. Brandenb.) 136.)
— IV. (III.) (Kaiſer). 130.
— Aug. II. (König v. Polen u. Kurf. v. Sachſen). 109.
— Wilhelm (der große Churfürſt.) 136. 137.
Frundsberg, Georg v. 243.
Funck, Fr. 119.
Funk, v. 106.

Gagern, H. C. v. 50. 110. 123.
Gailhabaud, Jul. 34.
Galam. 86.
Gall, Ferd. v. 154.
Galle, Fried. 16.
Gallus. 72.
Galetti, Emilie. 310.
Gambia. 91.
Gambihler, Joſ. 159.
Gardanne, A. v. 89.
Gaſparin, Graf Agenor von Seite 153.
Gaudy, Fr. v. 174. 200. 307.
Gayler. 126.
Gellert, Chr. Fürchtegott. 25. 308.
Gelzer, Heinr. 7. 143.
Genovefa. 311.
Gensfleiſch, Joh. 201.
Genthe, Fr. Wilh. 213.
Gentz, Fried. v. 316.
Geognoſie. 63.
Geographie. 81—84. 103.
Geographie v. Deutſchland. 111—114.
Geologie. 62—64.
Georg, (Herz. v. Braunſch.). 140.
Georg III. 224.
Georgien. 92. 93.
Georgii, Ludw. 103.
Geppert, C. J. 76.
Gerando, de. 49.
Gerhardt, Paul. 210. 211.
Gerlach, Otto v. 7.
Gerſtäcker, Fr. 192.
Gervais, Ed. 119.
Gervinus, G. G. 99. 207. 208. 225.
Geijer, Erik Guſt. 159.
Geſchichte, allgemeine. 97—102. 103—111.
Geſchichte engliſche. 330.
— franzöſiſche. 330.
— d. Philoſophie. 22. 23.
— deutſche. 114—116.
— polniſche. 330.
— römiſche. 104. 105.
Geſſert, M. A. 32.
Gewerbegeographie. 84. 85.
Gewerbekunde. 60. 61.
Gfrörer, Aug. 14. 121.
Ghiberti, Lorenz. 262.
Giafar. 266.
Gibbon, Ed. 103.

Gibraltar. Seite 83.
Giech, Karl v. 46.
Gieſebrecht, Ludw. 128.
Giuſſano, Joh. Pet. 235.
Glasmalerei. 32.
Glatz. 113.
Glaubens-und Sittenlehre. 4—7.
Gleim. 227.
Glutz-Blotzheim, Rob. 142. 145.
Gmelin, Chſtn. G. 59.
Göckingk, L. F. G. v. 230.
Göde, Ch. A. H. 96.
Gödecke, Karl. 215. 251.
Görres, Guido. 285.
Göth, G. 133.
Goethe. 35. 227. 228. 260. 261. 308.
Götting, K. W. 105.
Götz v. Berlichingen. 243.
Goldſmith, Oliv. 294.
Gottfried v. Straßburg. 310.
Gottſchalk, Fr. 112. 135.
Gourgaud (General). 151.
Graberg, Jak. 188.
Gräße, Joh. Ge. Theod. 205.
Graham, Phil. 60.
Grant. 88. 89.
Graſſet, St. Sauveur. 86.
Grauert, W. H. 160.
Greger v. Heimburg. 121.
Gretſchel, C. Ch. Carus. 131.
Greverus, F. P. C. 178.
Griechenland. 83. 86. 103. 104. 176.
Griechiſche Antiquitäten. 71. 72.
— Dichtkunſt. 68—70.
— Inſeln. 94. 95.
— Litteraturgeſchichte. 68—70.
Griesbach. (Bad) 124.
Grieſebach, A. 179.
Grimm, Jac. 114. 286.
— Wilh. 286.
Grimmelshauſen, Chſtph. 261.
Griſſon, Wilh. 192.
Großbrittanien. 85. 153—159.
Groß-Hoffinger, A. J. Seite 131.
Grotius, Hugo. 239.
Gruber, J. G. 229. 233.
Grüneiſen, K. v. 10. 126. 230.
Gruithuiſen, Fr. P. v. 56. 57.
Grund, Fr. P. 94.
— Franc. 157. 190.
Gruppe, O. Fr. 34.
Gudrun. 209.
Gülich, Guſt. v. 201
Guerike, H. E. F. 14. 236.
Gützlaff, K. 186.
Guhrauer, G. E. 141. 233.
Guiana. 87.
Guicciardini. 172.
Guinea. 86. 92.
Guizot, F. P. G. 99. 157.
Guſtav Ad. (König von Schwed.). 121. 122.
Guſtav III. 160.
Guttenberg. 201.
Gutzkow, Karl. 225. 308.

Haafner. 88.
Habsburg. 120.
Hackländer, F. W. 181. 261.
Häring, W. 225.
Häuſſer, Ludw. 141.
Hagen, Aug. 261.
— F. H. von der. 96. 285.
— K. 120. 121.
Hagenbach, K. R. 17.
Haggenmüller, J. B. 128.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin. 262. 328.
Hainan. 91.
Hall. 91.
Hallam. 107.
Haller, K. L. v. 44.
Hallmann, Ant. 33.
Hamann, J. G. 313.
Hammer-Purgſtall, Joſ. v. 178. 179.
Hamilton. 89. 92. 181.
Hanbury. 92.

Hand, Ferd. Seite 36. 37.
Hanke, Henriette. 262.
Hannover. 139.
Hanſa, deutſche. 120.
Haringmann. 88.
Harleß, G. C. A. 7.
Harms, Claus. 9.
Harris. 91.
Harrys, Herm. 287.
Hartmann, Jul. 15. 17.
— K. 63.
Hartung, J. A. 77.
Harz (der). 113.
Haſe, Heinr. 71.
— K. 5. 14. 262.
Haſper a Spada. 238.
Hauff, Herm. 64. 200.
— Wilh. 262. 308.
Hausfreund, Rheinländ. 309.
Hausmeier Merowingiſcher. 118.
Hausruckviertel. 129.
Havemann, Wilh. 139. 140. 148.
Hebbe. 88.
Hebel, J. P. 309.
Heber, Reginald. 186.
Heber. 93.
Heeren, A. H. L. 69. 103. 109. 246. 316.
— Friedr. 60.
Heeringen, Guſt. v. 113.
Heerlager d. Kirche. 97.
Hefele, K. J. 168.
Heffter, Aug. Wilh. 50. 247.
— M. W. 77.
Hefner, J. v. 107.
Hegel, G. W. F. 98. 319.
Hegels Syſtem. 23.
Hegner, Ulrich. 226. 263. 309.
Heidelberg. 124.
Heilbronn. 126.
Heilbronner, Karl. v. 328.
Heim, E. W. 250.
Heimburg, Gregor. v. 121.
Heine, Heinr. Seite 328.
Heinrich III. (deutſche Kaiſ.) 121.
Heinrich IV. (deutſche Kaiſ.) 121.
Heinrich V. (deutſche Kaiſ.) 119.
Heinrich VII. (deutſche Kaiſ.) 119.
Heinroth, J. Ch. A. 24. 26.
Heinſe, Wilh. 263. 309.
Helbig, Karl Guſt. 230.
Held, Hans v. 240.
Helena, St. 88. 151.
Helſingör. 85.
Henderſon, Ebenezer. 96.
Henne, Joſ. Anton. 143.
Henning, Leop. v. 21.
Henry, P. 16.
Herbert, J. F. 21.
Herculanum. 73.
Herder, J. G. v. 77. 97. 228. 313.
Herder, Mar. C. v. 228.
Herloßſohn, Karl. 113.
Hermann, K. F. 71.
Hermes, K. H. 111.
Herrmann, A. L. 146.
— Ernſt. 162.
Herſchel, K. F. W. 53. 56.
Herzog, J. J. 17.
Heſſen. 114. 140. 141.
Heyd, Ludw. Fried. 125.
Hildegard v. Hohenthal. 263. 309.
Hillebrand, Joſ. 208.
Hippel, Th. G. v. 226. 263. 309.
Hirſcher, Joſ. Bapt. v. 15.
Hirt, A. L. 71.
Hiſtorik. 97—99.
Hiſtoriſche Zeitſchriften. 102.
Hitzig, J. E. 225.
Hochſtetter, Ernſt Fried. 83.
Hocking. 87.
Höfken, G. 48.
Höfler, Conſt. 107. 119.
Hölderlin, J. Chr. Fr. 263.
Höſt, Jens Kragh. 161.
Hofacker, L. 11.

Hoffmann, E. T. A. Seite 264.
— Fr. 63.
— Heinr. 210.
— S. F. W. 67.
— Th. 261.
— Wilh. 202.
Hoffmeiſter, K. 231.
Hohenſtaufen. 119.
Hohenzollern. 126.
Holbein, Hans, jun. 226.
Holcroft, Th. 95.
Holger, Ph. v. 60.
Holland. 89. 96.
Holme. 88.
Holtei, K. v. 226.
Homer. 69. 70. 75.
Hormayr, Joſ. v. 102. 111. 131. 133.
Horn, Franz. 136. 206. 216. 264.
Hornemann. 86.
Heßbach, W. 235. 238.
Hotho. 30.
Hottinger. 16. 143. 144.
Houßmann. 89.
Hub, Ignaz. 331.
Huber, L. F. 240. 264.
— V. A. 170.
— Thereſe. 265.
Hué. 92.
Hügel, Karl v. 185.
Hüllmann, K. D. 107.
Humboldt, Alex. v. 54. 183. 189.
Humboldt, Wilh. v. 247. 313.
Hurter, Fr. 106. 247.
Hutten, Ulr. v. 121. 258. 314.
Hyder-Ali. 86.
Hydra. 89. 95.
Hyperion. 263.

Jachmann, Reinhardt. 233.
Jackſon. 86.
Jacobi, Fried. Heinr. 265. 319.
Jacobs, Fr. 67. 217. 264.
Jäger, Albert. Seite 132.
— Karl. 17. 126. 127.
Jaffé, Phil. 119.
Jagigian. 89.
Jakob, Herzog. 165.
Jamaika. 87.
James, Georg Payne Rainsford. 294.
Janſſens, J. H. 155.
Jaubert. 91.
Jeruſalem. 106.
Jeſu Leben. 13—15.
Immermann, Karl. 224. 226. 266.
Indien. 77. 78. 86. 88. 89. 93. 94.
Indiſche Meer, das. 90.
Ingemann, B. S. 302.
Innocenz III. (Papſt). 106.
Inſeln, griechiſche. 94. 95.
— philippiniſche. 96.
Jochmann v. Pernau, K. G. 240.
Jahn, Rudolph. 137.
Johnſon, George W. 186.
Jomini, Henri. 119.
Jordan, J. P. 133.
Joſeph II. (Kaiſ. v. Oeſterr.). 131.
Joſt, J. M. 183.
Irland. 91. 96. 155—159.
Irving, Waſh. 94. 190. 295.
Iſabella v. Aegypten. 307.
Island. 90. 94. 96.
Iſolde. 240.
Iſrael. 182.
Iſraeli, D. 296.
Iſtrien. 95.
Italien. 85. 96. 97. 154. 171—175.
Jülich. 141.
Julius, N. H. 190.
Jung-Stilling. 236. 266.
Junius. 201.

Kabirenweihe zu Lemnos. 70.
Kabul. 90.
Kätchen, das v. Heilbronn. 309.

Kahlert, Aug. Seite 267.
Kaiſer, deutſche. 116. 117.
— fränkiſche. 119.
Kaſtenbach, Gg. Gottfr. 34.
Kampen, N. G. v. 154.
Kanariſche Inſeln. 86.
Kandia. 86.
Kant, Imman. 25. 233. 234. 319.
Kapp, Ernſt. 83.
Karamanien. 91.
Karamſin, Nic. Mich. 163.
Karl, G. F. 287.
Karl I. (v. England). 157. 339.
Karl XII. (Kön. v. Schwed.) 244.
Karl XIV. Johann. 159.
Karl (d. Große). 118.
Karl (Erzherzog v. Oeſterr.) 131.
Karmarſch, Karl. 60.
Karolinger. 112.
Kaſchmir. 185.
Katerkamp, Theod. 236.
Katte, A. v. 94.
Kaukaſus. 89. 183.
Kaukaſiſcher Iſthmus. 95.
Keith (Feldmarſchall). 246.
Keller, Adelbert. 291.
Kempis, Thom. a 12.
Kempten. 128.
Kennedy, Miß Grace. 296.
Keppler, Joh. v. 250.
Kephalides, A. W. 173.
Kerner, Juſtin. 28.
Ker-Porter. 92. 93.
Keßler, G. W. 250.
Khoraſan. 92. 93.
Kieſewetter, R. G. 36.
Kinneir. 91.
Kinkel, Gottf. 327.
Kirchengeſchichte. 13—18.
Kirchenrecht. 46. 47.
Kirgiſen. 87.
Kirkpatrik. 90.
Klaproth. 89.
Klaſſiſche Litteratur. Seite 65—70.
Klaſſiſches Alterthum. 68—70.
Kleinaſien. 87. 90. 91.
Kleiſt, Heinr. v. 267. 309.
Klemm, Guſt. 200.
Klenze, Leo v. 177.
Klinger, F. M. 266. 309.
Klöden, K. F. 137.
Klopſtock. 226. 309.
Knapp, Fr. 60.
— J. F. 141.
Knebel, K. L. v. 226.
Knievel, T. F. 97.
Knigge, A. v. 25. 251. 268. 269.
Knight, Henry Gally. 33. 34.
Knirim, Fried. 31.
Kobbe, P. v. 105. 139.
— Theod. v. 113. 226. 251.
Koberſtein, Aug. 207.
Koch, Karl. 95.
— Matth. 130.
Kölle, Fr. v. 46. 154. 175.
Köln, der Dom zu. 33.
Koenig, H. 219. 229. 232. 267.
Könige (deutſche). 116.
Körte, Wilh. 227. 249.
Kohl, J. G. 132. 158. 164.
Kohlhaas, Michael. 267.
Kohlrauſch, F. 116. 117.
Kolb, G. F. 200.
Kolchis. 183.
Komödie. 35.
Konſtantinopel. 85. 90. 91.
Kopp, J. E. 320.
Kordofan. 95.
Korea. 91.
Koromandel. 88.
Kortüm, Fr. 105. 106.
Koſter. 90.
Kosciusko, Thaddäus. 243.
Kottenkamp, Fr. 111. 158. 194.
Kotzebue, Aug. v. 229.
Krabbe, O. 15.

Krauſe, K. Chr. Fr. Seite 35.
Kreuzzüge. 106.
Krieg d. 30jährige. 121. 122.
— d. 7jährige. 136. 137.
Krieg v. Hochfelden, G. H. 124.
Krjukoff. 77.
Krohn, Fried. 186.
Krüdener, Juliane v. 288.
Krug, W. Traug. 234.
Krummacher, Fr. Wilh. 9.
Kühne, Friedr. Guſt. 287. 288.
Külb, Ph. Hedw. 84.
Künzel, H. 193.
Kufahl, K. L. 190.
Kugler, F. 30. 136.
Kuhn, Adelb. 287.
Kunſt, alte. 73–75.
— bildende. 30–34.
Kunſtgeſchichte. 30. 31. 337.
Kurdiſtan. 91.
Kurz, Joh. Heinr. 57.
Kurz, Franz Seraph. 129. 130.
Kurz, Heinr. 214.
Kurz, Herm. 269.

Labarthe. 86.
Labrador. 91.
Lachmann, K. H. 104. 209.
Lac-The. 89.
Länder- u. Völkerkunde. 81.
Lafontaine. 229. 269.
Laing, Sam. 161.
Lajaille. 86.
Lamartine, Alph. de 190.
Lancizolle, K. W. v. 135.
Landau, G. 116. 160.
Lander, John. 188.
— Rich. 188.
Landſtände, deutſche. 116.
Lang, K. H. Ritter v. 260.
Lange, Joh. P. 15.
Langenn, F. A. v. 134.
Laokoon. 73. 310.
Laos. Seite 89.
Lappenberg. 156.
Lappland. 92.
Las Caſes, Graf. 151. 159.
Laſſen, Chr. 78.
Laun, Fr. 229.
Lavergne, H. 202.
Lay, Tradeſcant. 185.
Leake, W. M. 71.
Ledru. 89.
Lefebvre, Armand. 148.
Legh. 90.
Leibniz, Gottf. Wilh. 319. 323.
Lelewel, J. 165. 330.
Lembke, F. W. 166.
Leo X. (Papſt). 173.
Leo, Heinr. 99. 103. 155. 171. 182.
Leonhard, K. Cäſar v. 63. 124.
Lescaut Manon. 288.
Le Sage. 288.
Leſſing, Chr. Fr. 161.
— G. E. 73. 97. 310.
Lewald, Aug. 114. 133. 175. 229. 269.
Lewis. 90.
Lichnowsky, E. M. v. 129.
— Fürſt Felix. 171.
Lichtenberg, G. Chrn. 314.
Lichtenſtein, Heinr. 187.
— Ulrich. 229.
Lieber, Franz. 248.
Liebig, J. 59.
Lienhard u. Gertrud. 60.
Lindau, Rud. u. W. A. 134.
Lindemann, H. E. 26.
Linden, Theodor v. 288.
Lindley. 88.
Lingard, J. 155.
Lippe, Graf Wilh. zur 233.
Lisco, Fr. G. 7.
Liſt, Friedr. 68.
Liſzt, Franz v. 226.
Litteratur, klaſſiſche. 65–70.

Litteraturgeſchichte allgemeine. Seite 205. 206.
Litteraturgeſchichte altnordiſche. 213.
— — griechiſche. 68–70.
— — deutſche. 206–209.
— — engliſche. 215. 216.
— — franzöſiſche. 216. 217.
— — italieniſche. 217.
— — portugieſiſche. 218.
— — römiſche. 68–70.
— — ſlaviſche. 218. 219.
— — ſpaniſche. 217. 218.
Littrow, J. J. v. 36.
Livingſton. 224.
Lockhart. 232.
Löbell, J. W. 155.
Llorente, J. A. 168.
Lombardei. 132.
London. 87. 88.
Loning. 171.
Loch. 129.
Lorenz, Fr. 118.
Lothar III. (deutſcher Kaiſer). 119.
— v. Sachſe (deutſcher Kaiſ.) 119.
Lotz, G. 230.
Louiſiana. 86. 90.
Lowell. 311.
Lowe. 151.
Lucrock. 91.
Luden, H. 115. 239. 242.
Ludwig XII. 146.
— (der Fromme). 119.
— XIII. 158.
— XIV. XV. 150.
— XVI. 167.
— König v. Bayern. 224.
— Philipp. 152. 153.
Lübeck. 139.
Lücke, F. 237.
Lüneburg. 139. 140.
Lützow, K. Ch. Fr. v. 138.
Lundblad, K. 261.
Luther, Martin. 16. 319.
Lutteroth, Henri. Seite 196.
Lyell, K. 62.

Mac-Culloch, J. R. 85.
Macchiavelli, Nicol. 172. 316.
Mackel, Joh. 269.
Mackenzie. 86. 90.
Mac-Kinnon. 87.
Madagascar. 89.
Mährchen. 255—284.
Magellansſtraße. 91.
Mager, K. W. E. 216.
Maggil. 90.
Magnetismus. 28.
Mahmud. 179.
Mailath, Joh. v. 129. 146.
Makintoſh, J. 156.
Malan, H. C. 236.
Malcolm, John. 182.
Malerei. 30–33.
Malouet. 87. 88.
Malta. 91.
Manchae. 91.
Mantſchu-Tartarei. 184.
Manzoni, Aleſſandro. 304.
Marchlandviertel. 129.
Margaretha. 90.
Marggraff, Herm. 260.
Marheineke, Ph. 17.
Maria Stuart. 168.
Maria Thereſia (v. Oeſterr.) 115. 131.
Marie Antoinette. 150.
Mark. 141.
Marks Vale. 184.
Marokko. 86. 88.
Maronen-Neger. 87.
Marryat (Capitain). 193. 297.
Martineau, Miß H. 191.
Martinique. 87.
Martius, Karl Fried. Phil. 196.
Marx, A. B. 37.
Maſenbrean. 91.
Maskareniſche Inſeln. 88.

Maſon (Major). Seite 183.
Mauch, Ed. 126.
Maurer, Gg. Ludw. v. 176.
Mayer, K. A. 175.
Mayerhoff, G. T. 238.
Maximilian (deutſcher Kaiſ.) 120.
Maximilian I. (v. Baiern) 128. 196.
O Meara, Barry. 151.
Mebold, K. A. 122.
Mecklenburg. 138.
Medwin, Th. 227.
Meermann. 89. 201.
Mehring. G. 21.
Meier, F. K. 16.
— Karl. 199.
Meinhold, W. 270.
Meinecke, C. E. 196.
Mejico ſ. Mexico.
Melanchthon. 16.
Melas, Theod. 270.
Meliſch. 90.
Meßm, Guſt. Helm. 160.
Memminger, J. D. G. v. 126.
Mendelſohn, G. Benj. 82
Menken, G. 8.
Menzel, K. A. 111. 115.
— Wolfg. 116.
Merck, Joh. Heinr. 228. 230.
Meriner. 91.
Merleker, Karl Fried. 83.
Merlin. 224.
Merowinger. 112. 118.
Meſopotamien. 96.
Metz, Friedrich. 201.
Mexico. 92. 94. 192. 194. 198.
Meyer, G. H. 29.
— H. 74.
— v. W. Fr. 270.
Michaut. 87.
Michelet, Jul. 99.
— Karl Ludw. 22. 24.
Mickiewicz. 218.
Mignet, F. A. 147. 224.
Miller, Joh. Mart. Seite 271.
Mineralogie. 62. 63.
Mirbach, Otto v. 165.
Mittelalter. 105—107.
Mittelländiſche Meer, das. 91.
Mittermaier, L. J. 174.
Mittlere Geſchichte. 105—107.
Möller, J. 107.
Mörike, Ed. 270.
Möſer, J. 130. 217.
Möwes, Heinr. 271.
Mohamed. 78.
Mohl, Moritz. 61.
— Rob. v. 50.
Mohnike, G. Ch. F. 241.
Molbech, Ch. 161.
Mollien, G. 91. 96.
Mone, F. J. 124.
Monographien über deutſche Geſchichte. 118—123.
Monographien litterargeſchichtliche aus der deutſchen Litteratur. 209—215.
Monrad. 92.
Montbarry, Walter de. 271.
Montenegro. 94.
Moore, Thom. 227.
Moralphiloſophie. 24. 25.
Morea. 89. 95.
Morgan, Lady. 154. 174.
Morgenthau v. 266.
Morgenländiſches. 77. 78.
Morgenland. 94.
Morier. 90. 91.
Moritz (Herzog u. Kurfürſt zu Sachſen), 134.
Morus, Thom. 236.
Moſen, Jul. 33. 271.
Moſer, Joh. Jak. 240.
Mozart, W. A. 37.
Mügge, Theod. 162.
Mühlenpfordt, Edu. 194.
Müller, Ad. 137. 235.

Müller, Chſtn. Seite 175.
— F. H. 111.
— Joh. v. 99. 142. 247. 317.
— J. G. 11. 271.
— Jul. 5. 9.
— K. A. 116. 134.
— Karl Otfr. 69. 74. 75.
— O. 237.
— Wilh. 60. 114. 164. 173.
— Pet. Erasm. 215.
Münch, E. v. 111. 171. 179. 214. 216.
Münchhauſen. 266.
Münnich (Generalfeldmarſch.) 163.
Münſter. 141.
Münzer, Thomas. 271.
Mulder, G. J. 55.
Mundt, Theod. 46. 206. 226. 271.
Muſäus, J. K. A. 271.
Muſik. 35—38.
Mylius, Ch. Fr. 154.
Mynſter, J. P. 4.
Mythologie. 75—77.
— deutſche 114—116.
Mythus, der, von Thôr. 118.

Nägelsbach, K. F. 75.
Napoleon. 110. 148—151.
Naſſau. 141.
Nathan der Weiſe. 310.
Nationalökonomie. 47—49.
Naturgeſchichte. 61. 62.
Naturlehre. 58. 59.
Naturwiſſenſchaften. 53—64.
Naubert, Bened. 271. 272.
Neander, Aug. 13. 14. 235.
Nebenius, K. Fr. 48.
Neckargegenden. 127.
Necker de Sauſſure (Madame). 39.
Nees, Jak. v. E. 272.
Neigebaur, J. F. 114. 154. 175.
Nekrolog der Deutſchen. 223.
Nepaul. 90.
Nerulos, J. R. Seite 176.
Nettberg, F. W. S. 329.
Nettelbeck, Joach. 244.
Neumann, K. Fr. 94.
Neuſeeland. 90.
Neuſüdwales. 87. 88.
Newfoundland. 91.
Newton. 251.
Newyork. 85.
Nibelungen. 209.
Nicholas. 90.
Nicolai, Fr. 201. 230.
Nicolaus v. Cuſa. 237.
Nicolovius, Alfred. 241.
Niebuhr, B. G. 104. 248.
— Karſten. 182. 248.
Niederägypten. 95.
Niederlande. 154.
Niederrhein. 96. 141.
Niemeyer, A. H. 39. 153. 155. 157.
Nikolai, K. H. 57.
Nindorf, Emma v. 328. 329.
Niſſen, G. N. v. 37.
Nolten (Maler). 270.
Nordamerika. 87. 89—91. 94.
Nordkap. 88.
Nordſee. 113.
Novalis. 272. 310.
Nowgorod. 162.
Nubien. 91. 181.
Nürnberg. 128.
Nürnberger, J. Chr. Emil, 97.
Nüſcheler, Dav. 143.

Oberägypten. 95.
Oberitalien. 97.
Ocean, der ſtille. 85. 93.
Oceanien. 83.
Octavian. 311.
Odenwald. 127.
Ode. 265.
Oechsle, J. Fr. 121.
Oehlenſchläger, Adam. 310.

Oekolampad, Joh. Seite 17.
Oekonomie, politiſche. 47–49.
Oelmalerei. 31.
Oeſterley. 74.
Oeſterreich. 114. 128—134.
Oetinger, Fr. Chph. 237.
Ofterdinger, C. F. 57.
Ohſſon, M. d'. 179.
Oken, L. 61.
Oldenburg. 89.
Olivier. 86—88. 93.
Omajaden. 167.
Oranien-Naſſau. 141.
Orient. 94. 184. 331.
Orientalia. 77. 78.
Oriſa. 88.
Orleans, Eliſ. Charl. v. 146.
Orlich, Leop. v. 136. 185.
Oſiander, H. F. 48.
— Joh. 237.
Osnabrück. 139.
Oſterwald, W. 269.
Oſtfranken. 121.
Oſtindien. 86. 96. 185. 186.
Oſtſee. 90. 113.
Ott, Conrad. 149.
Ottokar (König). 130.
Oudney. 92.

Paalzow, Auguſte. 277.
Pädagogik. 38–40.
Päpſte, die deutſchen. 107.
— die römiſchen. 108.
Pahl, J. G. v. 248.
— T. G. 125.
Palacky, Franz. 133.
Paläſtina. 97. 180.
Palaye de la Curne de Sainte. 107.
Pallme, Ignaz. 95.
Pananti, Phil. 96.
Panciſka, Th. 72.
Papencordt, Felix. 172. 187.
Papen. 87.
Paraguay. Seite 194.
Parcival. 209. 210.
Paris. 95. 108.
Pariſer Frieden, der zweite. 123.
Park, Mungo. 187.
Pascal. 237.
Paſſavant, J. D. 30. 31.
— J. K. 28.
Paſſow, Franz. 249.
Paul Wilhelm (Herzog zu Würtemberg). 192.
Paulitre. 86.
Paulus (Apoſtel). 8.
Pauly, A. 68.
Pelew-Inſeln. 87.
Pellegrine, D. 77.
Peloponnes. 177.
Percival. 86. 87.
Peron. 88. 90.
Perſien. 87. 89—93. 187.
Perthes, Clem. Theod. 122.
Pertz, G. H. 118.
Peru. 92. 95.
Peſcheck, Chr. Ad. 133.
Peſtalozzi, H. 40.
Peſth. 132.
Petersburg. 85.
Petersthal. 124.
Petzholdt, Alex. 50. 63.
Pfaff, K. 101. 125. 126.
Pfalz. 141.
Pfiſter, J. Conr. 115. 125.
Pfizer, G. 16.
— P. A. 43. 44.
Pflanz, B. A. 153.
Phantaſus. 311.
Philippiniſche Inſeln. 96.
Phillips, G. 117.
Philoſophen. 318—320.
Philoſophie. 21—40.
— der Geſchichte. 97—99.
Pharis. 178.
Phyſik. 38. 50.

Pichler, Karoline. Seite 230. 272.
Piderit, F. C. Th. 140.
Pierer, H. A. 323.
Pike. 89.
Pirch, Otto v. 167.
Piſchon, F. A. 212.
Pitaval, der neue. 225.
Planck, Gottlieb Jak. 237.
Plaß, H. G. 163.
Platen, Gf. Aug. v. 310.
Platner, Ernſt. 175.
— Ulr. Ludw. 175.
Pöppig, Eduard. 195.
Poeſie. 34. 35.
Polarmeer. 92. 93.
Polen. 165. 166. 273.
Politik. 43—46. 50.
Polizeiwiſſenſchaft. 50.
Polyklet. 72.
Pommern. 138.
Pompeji. 73.
Pontus. 181.
Portorico. 89.
Portugal. 85.
Podgorn. 273.
Potter. 89.
Pottinger. 90.
Pouillet. 58.
Prairien. 94.
Prescott, W. H. 168. 195.
Preuß, J. D. E. 136.
Preußen. 135—138.
Prevorſt, die Seherin von. 28.
Prévoſt d'Exiles. 288.
Pringle, Thom. 94.
Prior. 90.
Prokeſch-Oſten, A. v. 177. 180. 186. 244.
Prometheus. 70.
Prutz, R. E. 211. 219.
Pſychologie u. Anthropologie. 23—29.
Puchta, G. F. 47.
Pückler-Muskau (Fürſt). Seite 157. 178. 186.
Pütter, Joh. Steph. 249.
Püttmann. 36.
Pugatſchew. 163.
Puſchkin, Alex. 163.
Puttrich, L. 33.

Quetelet, A. 29.
Quitzmann, E. A. 26.

Radcliff, Miß Anna. 297.
Rafael (von Urbino). 31.
Rahel. 230.
Ramshorn, Karl. 131.
Rank, Joſ. 134. 273.
Ranke, Leop. 108. 119. 120. 167.
Raoul-Rochette. 73.
Ratisbonne, T. 235.
Rau, K. H. 47.
Raumer, Fr. v. 43. 102. 108. 119. 136. 158. 165. 174. 192.
Raumer, K. v. 39. 183.
— Rudolph v. 207.
Ravensberg. 149.
Rechtsalterthümer, deutſche. 114.
Rechtsphiloſophie. 43.
Rechts- und Staatslehre. 43—46.
Reden, Friedr. Wilh. v. 84. 162.
Reformationsgeſchichte. 17.
Reformationszeitalter. 109.
Reformatoren. 15.
Rehfues, P. J. v. 169. 193. 273.
Rehm, Fr. 106.
— K. 140.
Reichard, H. A. O. 114.
Reichardt (Capellmeiſter). 149.
Reimarus, Herm. Sam. 4.
Reimnitz, Fr. W. 208.
Reinbeck. 273.
Reinbold, C. 273.
Reinhard, Karl. 287.
— Wilh. 240.
Reinhold, Chr. E. G. J. 234.

Reinbeck, G. L. Seite 234.
Reiſebeſchreibungen. 85—97. 328.
Religion, altdeutſche. 111.
Religionskrieg in Deutſchland. 132.
Religionskriege. 146.
Religion und Theologie. 3—18.
Rellſtab, Ludw. 274.
Renate. 265.
Renchthal. 121.
Rengger, J. R. 194.
Rettberg, F. W. 6.
Reuchlin, Herm. 153. 175. 237.
— Joh. 238.
Reumont, Alfr. 96. 175. 217. 256.
Reutlingen. 126.
Revolution, franzöſiſche. 147.
Rhein. 114.
Rheingau. 114.
Rheiniſcher Städtebund. 120.
Rheinland. 113. 127. 161.
Richter, Heinr. und Wilh. 7.
— Jean Paul, Fr. 60. 231. 232. 274. 310.
Rieger, Georg Conr. 13.
— Karl Heinr. 13.
Riemer, Fr. Wilh. 227. 235.
Rieſengebirge. 113.
Riffel, Casp. 17.
Rigel, Fr. Xav. 170.
Rinaldo Rinaldini. 262.
Rio de Janeiro. 83. 91.
Ritter, Heinr. 23.
— Karl. 81. 196.
Ritterburgen, deutſche. 112.
— die heſſiſchen. 140.
— ſchweizeriſche. 144.
Ritterweſen. 107.
Robert, Cyprian. 167.
Robinſon, Eduard. 180.
Roche, St. 272.
Rochlitz, Fr. 36.
Rochen. 86.
Röderer. 271.
Römer, die, im oberrhein. Grenzlande. Seite 126.
Röpell, Richard. 165.
Röſe, Bernh. 134.
Rötſcher, H. Th. 35. 70. 232.
Roland, Mad. 150.
Rom. 104.
Romane. 255—284.
— amerikaniſche. 291.
— däniſche. 300—302.
— engliſche. 291.
— franzöſiſche. 287.
— holländiſche. 300—302.
— italieniſche. 303. 304.
— ruſſiſche. 300—302.
— ſchwediſche. 300—302.
— ſpaniſche. 303. 304.
Romaniſche Völker. 108.
Rommel, Chph. v. 140.
Roon, Alb. v. 81.
Roscoe, W. 173.
Roſenkranz, Karl. 23. 24. 90. 206. 207.
Roſini, Giov. 304.
Roß, Ludw. 94. 95. 177.
Roth, Fr. v. 118.
— J. F. 128.
Rotteck, K. v. 46. 100. 171.
Rottweil. 126.
Rougemont, F. v. 82.
Rouſſeau, J. J. 289.
Rubault. 86.
Ruckgaber. 126.
Rudelbach, A. G. 16.
Rudhart, Gg. Thom. 117. 236.
Rudolph II. (Kaiſer). 129.
— IV (H. v. Oeſterr.) 129.
Rudolphi, Eduard. 163.
— Karol. 38.
Rügen. 138.
Rühs, C. F. 100.
Rüpell, E. 188.
Rütenik, K. A. 4.

Rumelien. Seite 179.
Rumohr, K. F. v. 25. 174. 232. 275.
Ruperti, G. F. F. 72.
Rußegger, Joſ. v. 180.
Rußland. 85. 86. 90. 92. 94. 95. 151. 162—165.
Ruſt, J. 6.
Ruth, E. 217.

Sabina. 72.
Sabinus, Georg. 247.
Sachſen. 134. 135.
Sack, K. H. 158.
Sacy, S. de. 89.
Sagen. 235—244.
Saheb, Tippo 86.
Sahir. 309.
Sainte-Croix, Felix Ren. 96.
Saint-Pierre, Bernardin de. 289.
Salt. 89. 90.
Saly's Revolutionstage. 309.
Sand, G. 290.
San Marte. 209. 210.
Sannazar, Joſ. 270.
Santi, Giov. 31.
Sartorius, G. 6.
— G. F. 120.
Saſtrowen, Bartholom. 241.
Sauer. 86.
Sauveur, Graffet St. 86.
Savigny, Fr. K. v. 45.
Savonarola, Hieron. 12. 16.
Savoyen. 91.
Scandinavien. 159—162.
Schaab, K. A. 120. 201.
Schack, Ad. Fr. v. 217.
Schäfer, H. 168. 171.
Schafarik, Paul Joſ. 166.
Scharold, Franz Ant. 237.
Schartan, Heinr. 238.
Schaumann, A. F. H. 123.
Schefer, Leop. 275. 310.
Scheitlin, P. Seite 62.
Schelling, W. J. v. 21. 24.
Schepeler, v. 160.
Schiller, Fr. v. 158. 231. 268. 275. 310. 311.
Schindler, Ant. 37.
Schlegel, A. W. v. 34. 312.
— F. v. 21. 24. 77. 98. 206.
Schleiermacher, F. 3. 4. 24. 320.
Schlemihl, Peter. 258. 307.
Schleſien. 138.
Schleſier, G. 217.
Schlichtegroll, Fr. v. 223.
Schlözer, A. L. v. 248.
— Chriſt. v. 218.
Schloſſer, Fr. Chph. 100. 102. 103. 107. 110.
— Joh. Gg. 25. 241.
Schmidl, A. A. 130.
Schmidt. 237.
— Ernſt Alex. 146. 166.
— Fr. 49. 50.
— K. 15. 226.
— L. R. 86.
— Wilh. Ad. 102.
Schmitthenner, Fr. 44.
Schnaaſe. K. 30.
Schnabel. 276.
Schnecker, Jul. 317.
Schöll, Adolph. 70.
— M. S. Fr. 60.
Schön, J. 45. 200.
Schönbein, C. F. 159.
Schönborn. 211.
Schöpflin. 201.
Scholl, G. H. Fr. 213.
— J. Fr. 213.
Schomburg, Karl. 241.
Schomburgk, Rob. Herm. 195.
Schopenhauer, Johanna 31. 96. 276.
Schorn, Ludw. 75.
— Wilh. 103.
Schott, Alb. 117. 209. 267.

Schott, Arthur. Seite 287.
— Sigm. 244.
Schottland. 96.
Scheulz von Aſcheraden. 162.
Schreiber, Heinr. 124.
Schroffenſtein. 209.
Schubart, Chr. Dan. Fr. 36. 252.
Schubarth, K. E. 59.
Schubert, F. Th. v. 56.
— Fr. Wilh. 85.
— Gottfr. Heinr. v. 26. 55. 62. 132. 134. 180.
Schuck, Ch. Th. 72.
Schübler. 127.
Schücking, Levin. 276.
Schütz, v. (Gen.) 146.
Schulenburg, Matth. v. d. 223.
Schultes, J. A. 132.
Schulz, H. W. 232.
— Wilh. 45. 48.
Schwab, Guſt. 76. 113. 127. 144. 214. 231. 285.
Schwaben. 113. 115. 125—127.
Schwarz, F. H. Ch. 25. 38.
— Theod. 270.
Schwarzenberg, Karl Fürſt v. 244.
Schweden. 92. 95.
Schweidler, Maria. 270.
Schweinichen, Hans v. 246.
Schweiz. 96. 97. 142—143.
— die ſächſiſche. 112. 135.
Schweizer, Alex. 10.
Schweizeriſche Bergſchlöſſer. 144.
— Ritterburgen. 144.
Schwenck, Conr. 75.
Schwerin, v. (Feldmarſch.) 246.
Scott, Walter. 149. 298.
Scriver, Chriſt. 13.
Sealsfield. 192.
Seeland. 88.
Ségur, Graf v. 151.
Seherin, die, von Prevorſt. 28.
Seidl, Joh. Gabr. 113.
Semler, J. S. Seite 238.
Semper, G. 75.
Sempere. J. 170.
Semple. 87.
Senegal. 86. 91.
Serbien. 167.
Seubert, G. Ch. 10.
Seume, J. G. 173. 311.
Seydlitz, v. (Gen.) 246.
Shakſpeare. 215. 216. 233
Shandy, Triſtram. 299.
Sherwood, M. 298.
Siam. 92. 93. 184.
Sibirien. 96.
Sibiriſche Tartarei. 92.
Sicilien. 91.
Sickingen, Franz v. 244.
Siek. 185.
Sierra-Leonaküſte. 87.
Sieyes. 224.
Sigmund (deutſcher Kaiſer). 120.
Sigwart, H. C. W. 22.
Simrock, Karl. 113. 284. 288.
Sina. 88.
Sinai. 92.
Sinde. 90.
Siſmondi, Simonde de. 172.
Sittengeſchichte. 199—202.
Sittenlehre, philoſophiſche. 24. 25.
— theologiſche. 4—7.
Skjöldebrand. 88.
Slaven. 166. 167.
Smitt, Fr. v. 166.
Smollet, Tob. 298.
Söltl, J. M. 122.
Sömmerring. 250.
Soltau, W. G. 202.
Solger, K. W. F. 320.
Sommer, Joh. Gottfr. 84. 134.
Somnambuliſmus. 28. 29.
Sophokles. 70.
Southey, Rob. 137. 238.
Spanien. 83.

Spanien u. Portugal. Seite 167—171.
Sparks, Jared. 242.
Spazier, R. O. 166.
Specialgeſchichten, deutſche. 123—142.
Speeleveld. 89.
Spener, Jak. 238.
Spieker, Chr. Wilh. 137.
Spieß, Chr. H. 277.
Spindler, A. R. K. 277.
Spittler, L. T. v. 109. 139. 318.
Spix, Joh. Bapt. v. 196.
Sporſchil, Joh. 123.
Sprengel, M. C. 85.
Springer, Joh. 130.
Staatslehre. 43–46.
Staatslexikon. 46.
Staatsrecht, deutſches. 118.
Staatswiſſenſchaft. 43—50.
Stabiä. 73.
Städtebund, rheiniſcher. 120.
Städteweſen des Mittelalters. 107.
Staël, A. L. G. v. 291.
Stälin, Ch. Fr. 125.
Stahl, F. Jul. 43. 46. 47.
Stahr, Ad. 226. 230. 251.
Stark, Lorenz. 307.
Statiſtik. 84. 85.
Steffens, H. 5. 98. 250. 277. 278.
Steger, Fr. 101.
Steiermark. 113. 132. 133.
Steigenteſch, Fr. Aug. v. 278.
Stein, Ludw. 49.
— v. 110.
Steinbach, Erwin v. 270.
Steiner, J. W. L. 140.
Stenzel, G. A. H. 119. 135.
Stephani, Rudolf. 176.
Sternberg, A. v. 278. 279.
Sterne, Lor. 299.
Sternkunde. 55—57.
Steub, Ludw. 178.
Stevenſon. Seite 92.
Stieglitz, H. 94. 95.
Stifter, Adelb. 279.
Stille Ocean, der. 93.
Stilling. 236. 266.
Stirm, C. H. 6.
Stöber, Aug. 286.
Stolberg, Chr. Graf zu 311.
— Fr. Leop. Graf zu 311.
Stolterfoth, Adelheid v. 114.
Strahl, P. 162.
Straß, Fr. 100.
Strauß, Fr. 279.
Stricker, Wilh. 329.
Strebel, Adam Walth. 142.
Struve, G. v. 29.
Stuart, Maria. 106.
Stuhr, P. F. 76. 136. 137. 215.
Stuttgart. 126.
Sue, Eugen. 289.
Südafrika. 91. 92. 94.
Südamerika. 92. 95.
Südcarolina. 88.
Südeuropa. 106.
Südfranken. 125.
Südholland. 89.
Südſee. 85.
Süskind, J. G. 58.
Sugenheim, S. 128.
Sulzbach. 124. 125.
Surinam. 87.
Suſo (genannt Amadus). 11.
Swift, Jonathan. 299.
Sybel, H. v. 106.
Symbolik und Mythologie. 75—77.
Syme. 86.
Syrien. 85—87. 92. 95. 180.

Tabago. 90.
Talleyrand. 224.
Tarnow, Fanny. 279.
Tartarei. 87. 88. 90.
— Sibiriſche. 92.

Taſchkent. Seite 87.
Tauler, Joh. 12. 15.
Technologie. 60. 61.
Tegeberoft, L. v. 131.
Temme, J. D. H. 287.
Teneriffa. 89.
Ternite, Wilh. 73.
Terrafirma in Südamerika. 95.
Tettau, W. J. A. 287.
Theis, de. 72.
Theobald. 266.
Theodor (König von Corſika). 223.
Theologen. 318–320.
Theologie. 3–18.
— die deutſche. 12.
Theorie der Philoſophie. 23.
Theremin, Franz. 8.
Thibaudeau, Ant. Claire. 148.
Thibaut, A. 36. 45.
— Ant. Fr. Juſt. 241.
Thierreich. 62.
Thiers, A. 147. 148.
Thierſch, Fr. 74.
Thierſeelenkunde. 62.
Tholuck, A. 6. 8. 14.
Thomas, St. 89.
Thomas a Kempis ſ. Kempis.
Thomaſius, Chriſt. 242.
Thor ſ. Mythus.
Thorwaldſen, Alb. 224.
Thümmel, A. M. v. 279
Thüringen. 113. 135.
Thurm, Stephan. 280.
Thyrnau, ebend. 272.
Tibeaut von Verneuil, A. 89.
Tibet. 86.
Tieck, L. 233. 273. 280. 281. 311.
Tillier, A. v. 143.
Tippo Saheb. 86.
Tiſchendorf, Conſtantin. 331.
Titurel. 209. 210.
Tocqueville, A. v. 191.
Töpffer, R. 282.
Töppen, Max. Seite 247.
Tonga-Inſeln. 91.
Tonkunſt. 33–38.
Toreno, Graf. 169.
Trachten des Mittelalters. 107.
Tracy. 224.
Tragödie. 31. 35.
Trawfurd. 93.
Trelawney. 299.
Trenck, Franz v. d. 244. 265.
— Friedr. v. d. 245.
Trezel. 91.
Trinidad. 89. 90.
Tripolis. 91.
Triſtan. 210.
Trollhätta. 88.
Trollope, M. 193.
Tromlitz, A. v. 112. 282.
Troubadours. 217.
Tſcherkeſſen. 94. 183.
Tuckey. 87.
Tübingen. 126.
Türkei. 86–88. 178. 179.
— aſiatiſche. 89.
Tunis. 90. 91.
Tunkin. 89. 96.
Turnbull, Joh. 88. 95.
Turner, S. 86.
Tyrol. 113. 132. 133.
Tyrolerkrieg von 1809. 133.

Uechtritz, Fr. v. 32.
Uhden, H. F. 157.
Uhland, Ludw. 113. 211. 231.
Ullmann, K. 4. 15.
Ulm. 126.
Ulrich, H. K. 178.
— (Herz. zu Würtemb.) 125.
Ulrici, Herm. 23. 215.
Umbreit, K. 11.
Ungarn. 132. 166.
Unger, Fr. W. 118.
Univerſalgeſchichte. 97–102.

Ure, Andr. Seite 60.
Urquhart, D. 94.
Uſteri Th. M. 282.
Uſtrialow, N. 163.
Valentia. 89.
Varnhagen von Enſe. 223. 231. 240. 246. 249. 250.
Vaſari, Giorgio. 32.
Vega, Lopez de. 218.
Vehſe, K. E. 102.
Venedey, J. 159.
Venetianiſche Inſeln und Beſitzungen. 88.
Verfaſſungsgeſchichte, deutſche. 117. 118.
Viardot, Paul. 170.
Vieg, Karl Joh. 97.
Villemain, A. F. 157.
Vilmar, A. F. C. 208.
Vinci, Leonardo da 262.
Vinet, A. 10. 47.
Viſcher, Friedr. Theod. 327.
Völkerrecht. 50.
Völter, Dan. 82. 112.
Vogel, Karl. 82.
Vogl, Joh. N. 286.
Vogt, Ed. 236.
— Niclas. 141.
Voigt, Joh. 135.
Volksbücher, deutſche. 284—287.
Volkswirthſchaft. 47. 48.
Vollgraff, K. 45.
Volney. 87.
— C. F. 180.
Vorderindien. 93.
Vorgebirg Albante. 91.
— Coaſt Caſtle. 91.
— der guten Hoffnung. 87. 90.
Voß, Joh. Heinr. 233. 311.
Vuſtiewin, L. 142.
Vulpius. 282.
Waagen, G. F. 32. 33.
Wachler, Ludw. 205. 207.
Wachsmuth, W. Seite 71. 104. 109. 146. 199. 212.
Wackernagel, K. Ed. Ph. 210. 213.
— Wilh. 212.
Waddington. 92.
Wächter, Leonh. 282.
Wagner, Ernſt. 282. 311.
— Moritz. 188.
— Rud. 250.
Wahaby. 93.
Waiblinger, Wilh. 312.
Waitz, G. 117.
Walcheren. 89.
Walchner, K. 243.
Waldemar (Markgraf v. Brandenburg). 137.
Waldburg, Georg III., Truchſeß v. 243.
Wales. 96.
Wallenſtein, 122. 245.
Walpod, Arnold. 120.
Wandsbecker Bote. 307.
Warren, Sam. 299.
Waſhington, G. 242.
Waſſiansky, E. A. Ch. 234.
Weber, Beda. 132.
— Gg. 156.
— K. M. v. 38.
Weddell. 92.
Weick, Wilderich. 242.
Weil, G. 78.
— Heinr. 68.
Weigel, J. 242.
Welcker, Fr. Gottl. 70.
— Karl Theod. 43. 46.
Wellſted, J. R. 182.
Welp, Treumund (Ed. Petz). 165.
Weltgeſchichten. 99—102.
Wendenland. 138.
Wendt, A. 36.
Werther. 260.
Weſerthal. 113.
Weſley, John. 238.

Weſtindien. Seite 87.
Weſtphalen. 141.
Wette, W. M. L. de. 3. 283.
Wetter, J. 206.
White, Charles. 179.
Wied-Neuwied, Prinz Max. v. 191. 195.
Wieland, Chph. Mart. 228. 233. 283. 312.
Wielinger, Achaz. 129.
Wien. 130. 131.
Wienbarg, Ludolf. 155.
Wiener Congreß. 110.
Wilhelm (Erzbiſchof v. Tyrus). 106.
Wilibalds Anſichten d. Lebens. 312.
Wilken, Fr. 106.
Willkomm, E. 227. 286.
Wilſen. 85.
Wimmer, G. A. 96.
Winckelmann, J. J. 74.
Winter, Ludw. 262.
Winterbottom. 87.
Wipperthal. 114.
Wirth, J. G. 249.
— J. G. A. 116.
— J. U. 28.
Wisby. 162.
Wit, gen. v. Dörring. 243.
Wittmann. 87.
Wöckel, Lorenz. 57.
Woldemar. 265.
Wolf, F. A. 67. 249.
— J. W. 286.
Wolff, Chrn. Seite 233.
— Karl. 47.
— O. L. B. 153. 208. 213.
— P. Ph. 128.
Woltmann, K. L. v. 247. 318.
Wolzogen, Karoline v. 231. 283.
Woodard. 87.
Wrangel, Ferd. 96.
Württemberg. 125—127.
— Max. Imm. Prinz v. 244.
Wuttke, H. 138.
Wyttenbach. 225.
Xerez, F. 95.
Yorick. 299.
Zachariä, C. 177.
— K. S. 44. 242.
Zahn, W. 73.
Zante. 89. 95.
Zeiß, Guſt. 72.
Zeitſchriften, hiſtoriſche. 102.
Zelter. 227.
Zentner, J. 124.
Zerbine. 311.
Zimmermann, C. A. W. v. 83.
— W. 121.
Zinkeiſen, J. W. 176.
— W. 178.
Zinzendorf, Graf v. 224.
Zoëga. 219.
Zöpfl, Heinr. 117.
Zollverein, der deutſche. 48.
Zſchokke, H. 127. 143. 144. 249. 294.
Zwingli, Huldr. 16.

Berichtigungen.

Vorrede, Seite IX., Zeile 10 v. u. lies Schell-Pfeiffer.
S. 117 Zeile 17 v. u. lies Maximilian I.
S. 178 Zeile 12 v. u. lies Steub.
S. 192 Zeile 13 v. u. lies Sealsfield.

Das S. 149 dem Capellmeiſter Reichardt abgeſprochene Werk „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate“ wird von Steffens in ſeiner Selbſtbiographie u. von Dorow für Reichardt reclamirt.

In demſelben Verlag iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wegweiſer
durch
# die Litteratur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben von

Guſtav Schwab und Karl Klüpfel.

Inhalt:

Religion und Theologie.
Philoſophie.
Zur Lehre vom Staate.
Naturwiſſenſchaften.
Alterthumskunde.
Kunſt- und Litteraturgeſchichte.
Romane, Sagen und Mährchen.
Kinderſchriften.
Geſammelte Werke.
Encyclopädieen.
Länder- und Völkerkunde.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

25 Bogen Velin. 8. broſchirt Preis ⅔ Thlr.

Wohlfeile Separatausgabe
mit Angabe der Ladenpreiſe.

Indem die Verlagsbuchhandlung auf die in jeder Buchhandlung zur Anſicht vorräthigen Exemplare, im Bezug auf Anordnung und Ausſtattung, hinweiſt, bemerkt ſie, daß die geehrten Herausgeber

„aus dem reichen Vorrathe der deutſchen Litteratur diejenigen Werke herausheben wollten, die für einen größeren Leſekreis geeignet, d. h. *für ſolche, die allgemeine Bildung beſitzen oder zu erlangen wünſchen*, zweckmäßig und bildend ſind, es ſind daher alle diejenigen Werke *ausgeſchloſſen*, die nur für Fachmänner in der Wiſſenſchaft oder im Techniſchen, Werth haben, ſowie ein großer Theil derjenigen, die zwar für das größere Publikum berechnet ſind, aber durch Oberflächlichkeit ihren Zweck verfehlen. Dabei war auch ein Hauptgeſichtspunkt, dem wiſſenſchaftlich Gebildeten, der in eine **praktiſche Laufbahn** eingetreten der Litteratur etwas fremder geworden, Anleitung zu geben, wie er **ohne gelehrte Einzelſtudien** mit den Reſultaten der Wiſſenſchaften ſich bekannt machen oder erhalten kann.“

Die Frage,

was ſollen wir leſen?

iſt eine zu häufige, als daß die müheloſe Beantwortung derſelben, durch den Wegweiſer in den Bereich jedes Gebildeten gebracht, nicht einen allgemeinen Anklang verdienen ſollte, um ſo mehr, als durch die beſondere Claſſificirung jedes einzelnen Werks, (ſiehe pag. XVI.) auch der mannichfaltigſten Wahl, die aus den Verſchiedenheiten des Geſchlechts, der Erziehung, der Vorſtudien, des Zwecks, entſpringen kann, Genüge geleiſtet wird.

Erſter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen

von

G. Schwab und K. Klüpfel.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig
Verlag von Guſtav Mayer.
1853.

Universitäts-Bibliothek München

Vorrede.

Auf den Wunſch des Herrn Verlegers laſſe ich dem Wegweiſer durch die Litteratur der Deutſchen, den ich im Jahr 1847 mit meinem ſeligen Schwiegervater G. Schwab in zweiter Auflage herausgegeben habe, ein Supplement folgen, welches die ſeit 1846 erſchienenen Werke umfaßt. Die Auswahl iſt durch den beinahe gleichzeitig in demſelben Verlag erſchienenen, von Bernhardi in Kaſſel redigirten Volksſchriftenwegweiſer enger begrenzt, einige dort aufgeführten Bücher glaubte ich jedoch auch in meine Abtheilung aufnehmen zu müſſen, und habe in dieſem Fall auf die ergänzenden oder beſtätigenden Urtheile in Bernhardi's Wegweiſer verwieſen. Weitaus den größeren Theil der beurtheilten Bücher kenne ich aus eigener Anſicht; daß ich mich bei Vielen auf fremdes Urtheil ſtützen mußte, verſteht ſich bei dieſer Maſſe von Büchern von ſelbſt. Einiges habe ich der Unterſtützung und Berathung hieſiger Freunde zu danken, für Manches habe ich das durch Verläßlichkeit, Strenge und gedrängte Kürze der Beurtheilung ausgezeichnete Centralblatt von Zarncke benutzt. Für die Karten leiſtete mir die beurtheilende Ueberſicht, welche im Jahr 1849 von dem königlich preußiſchen Generalſtab lithographirt herausgegeben wurde, gute Dienſte.

Entſchieden Gutes und Empfehlenswerthes wird man, hoffe ich, nicht vermiſſen, von Mittelgutem mag vielleicht das Eine oder Andere überſehen worden ſein, Manches das man als unentbehrlich dem gebildeten Publikum und als der weiteſten Verbreitung würdig anzupreiſen pflegt, iſt abſichtlich weggelaſſen worden. Ein Hauptzweck des Wegweiſers iſt ja wirklich Empfehlenswerthes von geringer und verfehlter Waare auszuſcheiden. Bei einigen neu erſchienenen Werken habe ich zu bedauern, daß ſie mir erſt während des Drucks zugekommen ſind, und ich ſie nicht mehr einſchalten konnte.

Tübingen im October 1852.

K. Klüpfel.

Religion und Theologie.

Allgemeines.

a. **Ullmann, C.,** Das Weſen des Chriſtenthums mit Beziehung auf neuere Auffaſſungsweiſen deſſelben von Freunden und Gegnern. Eine Erörterung auch für gebildete Nicht-Theologen. Dritte neu bearb. Aufl. gr. 8. 12⅜ B. Hamb. 1849 1 Thlr.

Indem der Verfaſſer die Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums auseinanderſetzt und zeigt, wodurch es ſich von andern Religionen unterſcheidet und ſich als Religion der Menſchheit bewährt, findet er den Abſchluß deſſelben in der Idee der Perſönlichkeit. Er erörtert bei dieſer Gelegenheit die neueren philoſophiſchen Auffaſſungen des Chriſtenthums.

a. [**Carriere,** Moritz,] Religiöſe Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen. gr. 8. 24⅜ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 24 Sgr.

Begeiſterte Ergüſſe eines Romantikers der Religion. Vorzüglich ſolchen zu empfehlen, welche von der reaktionären Dogmatik ſich abgeſtoßen fühlen, ohne ſich darum mit der negativen Spekulation befreunden zu können.

a. [**Weiße,** Ch. H.,] Ueber die Zukunft der evangeliſchen Kirche. Reden an die Gebildeten deutſcher Nation. Zweite unveränd. Auflage. gr. 8. 30¼ B. Leipzig, 1849. 2 Thlr.

Der Verfaſſer ſetzt ſich den Zweck, eine Einigung und Neubelebung der evangeliſchen Kirche anzubahnen, vermittelſt einer weiteren Ausdehnung des chriſtlichen Heilsbegriffs, in welchem nicht blos die kirchliche und bibliſche Anſicht, ſondern auch die humane Bildung der großen Heiden der alten und neuen Welt eine Unterkunft finden ſoll. Er will das Chriſtenthum weder in eine ſpekulative Weltanſchauung, noch in ein rationaliſtiſches Moralſyſtem auflöſen, ſondern innerhalb der Immanenz, aber noch auf theiſtiſchem Boden, eine neue Geſtaltung des Chriſtenthums gewinnen, in welcher die göttliche Würde der Perſon Chriſti nicht aufgegeben würde. Ein Buch von Geiſt, das auch Solche, die mit den Ergebniſſen des Verfaſſers nicht einverſtanden ſeyn können, ſofern er den Engen zu weit und den Weiten zu eng erſcheinen dürfte, nicht ohne vielfache Anregung leſen werden. Der Charakter von Reden iſt übrigens nicht eingehalten; anſtatt wie Schleiermacher ſeine Weltanſchauung als fertiges Reſultat zu geben, miſcht der Verfaſſer philoſophiſche Beweisführung ein, die dem Philoſophen nicht genügt, dem Laien aber zu viel zumuthet.

[**Hundeshagen,** K. B.,] Der deutſche Proteſtantismus, ſeine Vergangenheit und ſeine heutigen Lebensfragen im Zuſammenhang der geſammten Nationalentwicklung beleuchtet von einem deutſchen Theologen; anonym. gr. 8. 42½ B. (Erſte Aufl. Frankf. a. M. 1847. 2 Thlr.) Dritte Aufl. 1850. 2 Thlr. 8 Sgr.

Ein treffliches Buch, das ſehr richtige Einblicke in die kirchliche nicht nur, ſondern auch in die politiſche Entwicklung Deutſchlands gewährt. Sieht den Grund der kirchlichen Zerrüttung darin, daß das geiſtige Leben der deutſchen durch den Zwang des Polizeiſtaates einſeitig auf die literariſche Exiſtenz gedrängt wurde. Trägt das Gepräge einer tüchtigen politiſchen und religiöſen Geſinnung, iſt der Ausdruck eines Charakters.

Glaubens- und Sittenlehre.

a. **Wette,** W. M. L. de, Das Weſen des chriſtlichen Glaubens vom Standpunkte des Glaubens dargeſtellt. gr. 8. 31¼ B. Baſel, 1846. 1 Thlr. 25 Sgr.

Ein Führer zum Glauben für diejenigen wiſſenſchaftlich gebildeten Leſer, die ſo viel von der neueren Philoſophie in ſich aufgenommen haben, daß ſie auf dem Wege ſind, den Glauben grundſätzlich zu verwerfen. Anknüpfung an das ſittliche Bedürfniß.

a. **Beck,** C., Das Chriſtenthum nach ſeiner Geſchichte und Lehre, als Lehrbuch für d. evang. Religionsunterricht an Gelehrtenſchulen ꝛc., zugleich als Handbuch für Gebildete. 2 Thle. gr. 8. 24⅝ B. Stuttgart 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Gibt ein weit reicheres Material, als für den Zweck eines Leitfadens zum Unterricht nöthig iſt, um ſo mehr eignet es ſich aber zum Selbſtſtudium für gebildete Laien. Der Standpunkt iſt Schleiermacheriſch, doch mehr poſitiv.

a. **Schenkel,** Daniel, Das Weſen des Proteſtantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters dargeſtellt. 3 Bde. gr. 8. 110¼ B. Schaffhauſen, 1846—52. 7 Thlr. 24 Sgr. Als Nachtrag hierzu erſchienen: Deſſen: Das Princip d. Proteſtantismus. Mit beſond. Berückſicht. der neueſten hierüber geführten Verhandl. Schlußabhandl. ꝛc. gr. 8. ebend. 1852. 15 Sgr.

Ein ſehr werthvolles Werk, deſſen Tendenz iſt, nachzuweiſen, daß der Proteſtantismus der Reformationszeit kein fertiges Syſtem ſei, das in ſeiner Abgeſchloſſenheit erhalten werden müſſe. Der erſte Theil handelt von der in Chriſto erſchienenen Liebesoffenbarung, der zweite von dem Geiſt, der ſich dieſe Offenbarung aneignet, der dritte zeigt, wie der Proteſtantismus im Leben der chriſtlichen Gemeinſchaft ſich bewährt habe und unterſucht, in wie weit das Reformationszeitalter die Idee des Proteſtantismus ausgebildet und verwirklicht habe. Nicht modern kirchlicher, aber entſchieden gläubiger Standpunkt. Die Schlußabhandlung giebt eine Zuſammenfaſſung der in dem Werke gewonnenen Reſultate.

a. **Thierſch,** H. W. J., Vorleſungen über Katholicismus und Proteſtantismus. 1. und 2. Abthl. 2. Aufl. gr. 8. 49¼ B. Erlangen, 1848. 2 Thlr. 20 Sgr.

Eine geſchmackvolle, jedem wiſſenſchaftlich Gebildeten zugängliche Darſtellung der Hauptlehren beider Bekenntniſſe. Der Verfaſſer erſtrebt dabei Verſöhnung der Gegenſätze, gelangt aber doch nicht wirklich dazu, da er, wenn er auch hin und wieder Schwächen der lutheriſchen Lehre anerkennt, doch am Ende viel zu ſehr Lutheraner iſt, um in irgend einem Hauptpunkt eine wirkliche Annäherung zu erreichen. Nur in der Lehre von der Kirche und Kirchenverfaſſung, wo ſich bereits Spuren des Irvingianismus finden, dem der Verfaſſer ſpäter ſich entſchieden zugewendet hat, zeigt ſich einige Annäherung zum katholiſchen Lehrbegriff.

a. **Schenkel,** Daniel, Geſpräche über Proteſtantismus und Katholicismus. I. Thl. 8. 20⅝ B. Heidelberg, 1852. 1 Thlr. 2 Sgr.

Eine populäre Symbolik in lebendig durchgeführter Geſprächsform. Der vorliegende erſte Theil verſucht die theoretiſchen Streitpunkte ins Klare zu ſetzen, ein zugeſagter zweiter Theil wird die praktiſch-kirchlichen Fragen beſprechen.

a. **Merz,** Heinr., Armuth und Chriſtenthum. Bilder und Winke zum chriſtlichen Communismus und Socialismus. gr. 8. 15½ B. Stuttgart, 1849. 20 Sgr.

Geiſtreiche Beſprechung der Armenverhältniſſe und der Aufgaben des Chriſtenthums in dieſer Beziehung. Ausführung einzelner Lebensbilder, die als Muſter dienen können. Manierirter, unruhig haſtiger Stil.

e. **Gaſparin,** Gräfin v., Die chriſtliche Ehe. Für Frauen gebildeter Stände. Nach d. Franz. 12. 17¼ B. Koblenz 1844. 25 Sgr.

Auszug aus dem franzöſiſchen Original:

Gasparin, Mad. de, Le mariage au point de vue chretien. 2e édition. 3 vol. Paris, 1844. 9 francs.

Eine tief eingehende Betrachtung des ehelichen Lebens, auf dem Grunde einer ächt chriſtlichen Lebensanſicht. Die Verfaſſerin ſpricht als Frau zu den Frauen, ſie zeigt das Ideal der chriſtlichen Ehe, und lehrt es ſelbſt in unvollkommenen Geſtalten derſelben aufſuchen. Mit großer Feinheit zeichnet ſie die verſchiedenen ſittlichen Zuſtände, wobei freilich das Leben der höheren Stände in Frankreich zunächſt berückſichtigt iſt, und iſt vor Allem beſtrebt zu überzeugen, daß nur ein von lebendigem Glauben durchdrungenes Gemüth die Pflichten der Gattin recht erfüllen könne.

Kirchengeſchichte.

a. **Kurtz,** Joh. Heinr., Lehrbuch der Kirchengeſchichte. 2te vielfach verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. 31⅝ B. Mitau, 1850. 1 Thlr. 18 Sgr. (Eine 3te Aufl. iſt bereits unter der Preſſe.)

Eigentlich ein Lehrbuch für Vorleſungen, das ſich aber bei ſeinem reichen Inhalt und ſeiner klaren Darſtellung auch zum Selbſtſtudium für Laien eignet. Standpunkt ſtreng kirchlich.

c. **Kurtz,** Joh. Heinr., Geſchichte des alten Bundes. 1. Bd. Lex.-8. 19 B. Berlin, 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Umfaßt die Vorgeſchichte und das erſte Stadium der Geſchichte in der Epoche der Patriarchen. Eine reichhaltige Zuſammenſtellung alles deſſen, was nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft beim Unterricht gekannt und erwogen ſein will. Es ſollen noch zwei Bände folgen. **Sehr empfehlenswerth.**

c. **Neander,** Aug., Der heil. Bernhard und ſein Zeitalter. Ein hiſtor. Gemälde. 2te umgearb. Aufl. gr. 8. 33⅝ B. Hamburg und Gotha 1848. 2 Thlr. 16 Sgr.

—— Antignoſtikus. Geiſt des Tertullianus und Einleitung in deſſen Schriften. Eine Monographie als Beitrag zur Geſchichte der Glaubens- und Sittenlehre in den erſten Jahrhunderten. 2te umgearb. Aufl. gr. 8. 30 B. Berlin 1849. 2 Thlr. 10 Sgr.

—— Allg. Geſchichte der chriſtl. Religion und Kirche. 6. Band, welcher die Kirchengeſchichte von Bonifacius VIII. bis zum Basler Konzil enthält. Aus den hinterl. Papieren herausgeg. von K. F. Th. Schneider. gr. 8. 36½ B. Hamburg 1852. 2 Thlr. 9 Sgr., feine Ausg. 4 Thlr. (Complet 21 Thlr. 13½ Sgr., feine Ausg. 28 Thlr. 24½ Sgr.)

Die beiden erſten Monographieen behandeln Perſönlichkeiten, die für ihre Zeit ſehr einflußreich geworden ſind, in einer auch für Nichtgelehrte lesbaren Weiſe. Der letzte Band der bereits im Wegweiſer p. 12 beurtheilten Kirchengeſchichte ſchließt das bekannte Werk Neanders würdig.

a. **Hagenbach,** K. R., Die Kirchengeſchichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts aus dem Standpunkt des evangeliſchen Proteſtantismus betrachtet in einer Reihe von Vorleſungen. 2 Thle. 2te verm. Auflage. gr. 8. 62⅛ B. Leipzig 1848–49. à 1 Thlr. 15 Sgr.

Neue Auflage der zwei letzten Bände des p. 16 des Wegweiſers beurtheilten Werkes: Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation.

Der Verfaſſer will eine Entwicklungsgeſchichte des Proteſtantismus nach ſeinen poſitiven Elementen geben und hat hierfür aus den reichhaltigen Aktenſammlungen der Kaſſeler Archive manches neue und werthvolle Material beigebracht und Lücken der bisherigen Ueberlieferung ausgefüllt. Das Werk ſoll im Ganzen 3 Bände umfaſſen.

a. **Rudelbach**, A. G., Chriſtliche Biographie. **Lebensbeſchreibungen der Zeugen der chriſtlichen Kirche, als Bruchſtücke zur Geſchichte derſelben. Bd. I. Lex.-8. 33⅛ B. Leipzig 1850. 2 Thlr. 16 Sgr.**

Biographien von Cyprian, Ambroſius, Tauler, Swedberg, Egede, Heinr. Stilling u. A. Streng kirchlicher altlutheriſcher Standpunkt. Anziehend geſchrieben.

a. **Haſe**, Karl, Neue Propheten. Drei hiſtoriſch-politiſche Kirchenbilder. 8. 23⅝ B. Leipzig. 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

Drei urſprünglich vor einem gebildeten Publikum gehaltene Vorträge über die Jungfrau von Orleans, Savonarola und die Wiedertäufer in Münſter, die alle mit der dem Verfaſſer eigenthümlichen geiſtigen Belebung ausgeführt ſind. Am gründlichſten und anſprechendſten durchgearbeitet iſt die Geſchichte der Jungfrau von Orleans. Er faßt dieſe neueren Erſcheinungen auf religiös-politiſchem Gebiet als eine Art Fortſetzung des altteſtamentlichen Prophetenthums auf. Gelehrte Nachweiſungen ſind in einem Anhang beigegeben.

a. **Merle d'Aubigné**, J. H., Geſchichte der Reformation des 16. Jahrhunderts. Aus dem Franz. von Dr. Mart. Runkel. 1—4. Bd. gr. 8. 97⅝ B. Stuttg. 1848—1850. 3 Thlr. 4½ Sgr.

Eine vom calviniſtiſchen Standpunkt aus mit großer Lebendigkeit und Begeiſterung geſchriebene Geſchichte der deutſchen und franzöſiſchen Reformation. Der Verfaſſer hält das Glaubensleben jener Zeit der unſrigen als Spiegel vor. Die Ueberſetzung iſt gut.

a. **Meurer**, Moriz, Luthers Leben aus den Quellen erzählt. 2 Bde. 2te überarbeitete Aufl. Lex.-8. 51⅝ B. u. L's Portrait. Dresden, 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ein glücklicher Verſuch, aus den Schriften Luthers ſelbſt und aus andern gleichzeitigen Quellen, mit Fernhaltung jeder eigenen Zuthat, ein Leben Luthers zuſammenzuſetzen. Die Arbeit iſt mit bewunderswerther Selbſtverläugnung ausgeführt und bietet für ſolche Leſer, die ein tieferes theologiſches Intereſſe mitbringen und nicht gerade eine geſchichtlich verarbeitete unterhaltende Biographie leſen wollen, einen zweckmäßigen Leitfaden, um Luther aus ſeinen Schriften kennen zu lernen.

a. **Gelzer**, Heinr., Dr. Martin Luther der deutſche Reformator. In geſchichtlichen Umriſſen und in bildlichen Darſtellungen von Guſt. König. Ein Band in gr. 4, enthaltend 48 Radirungen und 30½ B. Text. Hamburg 1847 — 51. Gebunden mit Goldſchnitt 7 Thlr., auf chin. Papier in Leder mit Goldſchnitt 10 Thlr.

Die Bilder, welche zu dem ganzen Werk die Veranlaſſung gaben, ſind von anerkanntem Kunſtwerth. Der Künſtler weiß Porträtähnlichkeit mit idealer Auffaſſung glücklich zu vereinigen, und die techniſche Ausführung iſt ſehr gelungen. Der Text iſt gehaltvoll und tief eingehend, aber mitunter für ein Bilderwerk zu reflektirend gehalten.

c. **Baum**, Joh. Wilh., Theodor Beza nach handſchriftlichen und anderen gleichzeitigen Quellen dargeſtellt. 2 Bde. Mit Beza's Bildniß. gr. 8. 80⅝ B. Leipzig 1843. 51. 5 Thlr. 15 Sgr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur franzöſiſchen Reformationsgeſchichte, da Beza nächſt Calvin das geiſtige Haupt der franzöſiſch-reformirten Kirche war. Der 2. Band ſchließt mit der Rückkehr Beza's von Genf nach Frankreich, ein dritter wird die noch übrige Zeit ſeines Lebens, einen Zeitraum von mehr als 40 Jahren, umfaſſen. Die Darſtellung iſt friſch und lebendig und

a. **Heimbürger**, H. Ch., Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargeſtellt. gr. 8. 18⅞ B. Hamburg u. Gotha 1851. 1 Thlr. 18 Sgr.

Leben eines Theologen aus der Reformationszeit, der 1489 zu Langenargen am Bodenſee geboren, in der Folge der Reformator des Landes Lüneburg wurde. Der Verfaſſer erzählt die äußeren Lebensumſtände, ſchildert ſeine Wirkſamkeit und ſeinen Charakter, und giebt am Schluſſe eine Sammlung Briefe und Auszüge aus den populären Schriften des Rhegius.

a. **Bonnechoſe**, E. de, Johann Huß und das Concil zu Coſtniz. Mit H's. Portr. 8. 21⅝ B. Leipzig 1848. 1 Thlr.

Der Verfaſſer, ein begeiſterter Freund der Glaubensfreiheit, hat ſeinen Stoff auf eine für gebildete Leſer geeignete Weiſe verarbeitet.

a. **Löhe**, Wilh., Erinnerungen aus der Reformationsgeſchichte von Franken, inſonderheit der Stadt und dem Burggrafenthum Nürnberg, ober- und unterhalb des Gebirgs. Mit dem Bildniß des Markgrafen Georg v. Brandenburg. Lex.-8. 12⅜ B. u. 1 Tabelle. Nürnberg 1847. 20 Sgr.

Eine anſprechende, lebendige und von fränkiſchem Stammesgefühl durchdrungene Darſtellung, die aus guten, nicht allgemein zugänglichen Quellen geſchöpft iſt.

a. **Bender**, Ferd., Geſchichte der Waldenſer. Mit dem Bilde von J. Leger und einer Ueberſichtskarte. 8. 27¾ B. Ulm 1850. 1 Thlr.

Eine auf Benutzung eines ſorgfältig geſammelten, bisher zum Theil unbekannten Quellenvorraths geſtützte Geſchichte, welche die Waldenſer bis auf ihre kleinſten Anſiedlungen verfolgt. Darſtellung von chriſtlichem Geiſt und Mitgefühl belebt.

a. **Goebel**, Max., Geſchichte des chriſtlichen Lebens in der rheiniſch-weſtfäliſchen evangel. Kirche.

I. Bd. bis 1609. Die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. gr. 8. 30⅞ B. Koblenz 1849. 2 Thlr.

II. Bd. Das 17. Jahrhund. oder die herrſchende Kirche u. die Sekten. 1. Abthlg: Die reformirte Kirche. gr. 8. 27⅞ B. ebend. 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

In anziehender Sprache geſchrieben, gibt vortreffliche Lebensbilder. Erinnert an Ullmanns Reformatoren vor der Reformation.

a. **Hoffmann**, Wilh., Miſſionsſtunden. 32 Vorträge über das evangeliſche Miſſionswerk, nebſt 7 Miſſionsfeſtreden. 2. Abdr. gr. 8. 34 B. Stuttg. 1848. 1 Thlr. 20 Sgr.

Schilderungen des Miſſionsweſens an deſſen verſchiedenen Stationen. Lebensfriſche Darſtellung.

c. **Baur**, F. Ch., Die Epochen der kirchlichen Geſchichtſchreibung. gr. 8. 17⅝ B. Tübingen 1852. 1 Thlr. 6 Sgr.

Treffende Charakteriſtik der Hauptwerke der kirchengeſchichtlichen Literatur; iſt auch belehrend in Beziehung auf Geſchichtſchreibung im Allgemeinen.

Philoſophie.

c. **Zeller**, Ed., Die Philoſophie der Griechen.

Bd. 3. Die nachariſtoteliſche Philoſophie. Erſte Hälfte. gr. 8. 29 B. Tübingen 1852. 2 Thlr. 7½ Sgr.

S. Wegweiſer p. 19. Anerkannt die beſte neuere Geſchichte der griechiſchen Philoſophie.

Geſchichte der neuern Philoſophie. 3. Bd. I. Abth. Die Entwickelung der deutſchen Spekulation ſeit Kant. I. Theil. gr. 8. 44¾ B. Leipz. 1848. 4 Thlr. 21 Sgr.

Bd. I. Wegweiſer p. 19. Dieſer dritte Band, der die Vorzüge der beiden erſten Bände in erhöhtem Grade hat, geht bis zu Fichte.

a. **Fortlage**, C., Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant. gr. 8. 31⅛ B. Leipzig 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Sucht klarer als bisher geſchehen iſt nachzuweiſen, daß alle neuere Philoſophie nur eine Fortentwicklung der durch Kant in die Welt gebrachten Grundſätze ſei. Das Ergebniß der Geſchichte iſt dem Verfaſſer, daß der Skepticismus der einzig wahre Standpunkt der Wiſſenſchaft ſei.

c. **Fiſcher**, Kuno, Vorleſungen über Geſchichte der neueren Philoſophie. Erſter Bd., erſte Abth. gr. 8. 15¼ B. Stuttg. 1852. 1 Thlr.

Populäre Vorleſungen eines aus Erdmanns Schule hervorgegangenen Hegelianers, der die abſtrakte Ausdrucksweiſe möglichſt abgeſtreift und in Heidelberg vielen Beifall gefunden hat. Darſtellung lichtvoll, theilweiſe rhetoriſch.

c. **Carriere**, Moritz, Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. gr. 8. 47⅝ B. Stuttg. 1847. 3 Thlr. 10 Sgr.

Der Titel läßt eine allgemeine Faſſung der Aufgabe, eine Darſtellung des philoſophiſchen Geiſtes und Princips erwarten, aus dem die Reformation hervorgegangen und deſſen Entfaltung noch in unſere Gegenwart hinein ſich erſtreckt. Dieſe principielle Erörterung finden wir nicht, ſondern nur die Schilderung einer Anzahl von Philoſophen des 16. und 17. Jahrhunderts, die gewöhnlich nur flüchtig abgehandelt werden, aber dem Verfaſſer als Repräſentanten des reformatoriſchen Princips erſcheinen. Kepler, Galilei, Paracelſus, Agrippa von Nettesheim, die Myſtiker Bruno, Jac. Böhme, die Politiker Ulrich von Hutten, Machiavelli, Bodinus, Thomas Morus werden als Factoren des proteſtantiſchen Princips aufgefaßt und nach ihrem philoſophiſchen Gehalt erörtert. Die Darſtellung iſt warm und belebt, von redneriſchem und dichteriſchem Aufſchwung getragen.

c. **Fichte**, J. H., Syſtem der Ethik. I. kritiſcher Theil. Die philoſophiſchen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutſchland, Frankreich und England, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, dargeſtellt. gr. 8. 53¼ B. Leipzig 1850. 4 Thlr.

Sehr gute Geſchichte der praktiſchen Philoſophie. Die Eigenthümlichkeiten eines jeden Standpunktes ſind treffend herausgehoben. Der erſte Theil behandelt die deutſche Philoſophie, der zweite die engliſche mit beſonderer Berückſichtigung Bentham's und die franzöſiſche, bei welcher auch der Socialismus und Communismus ſeine Würdigung findet.

c. **Hinrichs**, H. F. W., Geſchichte der Rechts- und Staatsprincipien ſeit der Reformation bis auf die Gegenwart, in hiſtoriſch-philoſophiſcher Entwickelung. 3 Bde. gr. 8. 62⅞ B. Leipz. 1848. 50. 52. à Bd. 1 Thlr. 15 Sgr.

Fleißige Zuſammenſtellung der Lehren der betreffenden Schriftſteller, in klarer, der philoſophiſchen Terminologie möglichſt entkleideter Sprache, doch etwas zu breit und die Reſultate nicht genug hervortretend. Ehrenwerthe politiſche Geſinnung.

Pſychologie und Anthropologie.

a. **Erdmann**, J. E., Pſycholog. Briefe. 8. 24⅜ B. Lpz. 1852. 2 Thlr.

Geiſtreiche, mitunter aber auch ſpielende Betrachtungen über pſychologiſche Probleme. Auf gebildete Laien, beſonders Damen, berechnet.

a. **Schubert**, Gotthilf Heinrich v., Geſchichte der Seele. Vierte neu bearbeitete, viel vermehrte Aufl. Nebſt 8 lithographirten Tafeln. 2 Bde. gr. 8. 86⅞ B. Stuttgart 1850. 4 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 23. In dieſer neueſten Auflage ſind die Fortſchritte der Wiſſenſchaft benutzt, und das religiöſe Element iſt noch konſequenter durchgeführt.

a. **Carus**, C. G., Phyſis. Zur Geſchichte des leiblichen Lebens. Mit 61 in den Text eingedr. Fig. (in Holzſchn.) Lex.-8. 31¾ B. Stuttgart 1851. 3 Thlr.

—— Pſyche. Zur Entwicklungsgeſchichte der Seele. 2. verb. u. vermehrte Aufl. Mit dem Bildniſſe des Verf. (in Kpfrſt.) Lex.-8. 34⅞ B. Stuttgart 1851. 3 Thlr.

Beide Werke ergänzen einander und ſind aus der Naturphiloſophie hervorgegangen. Mit Vorliebe und Enthuſiasmus wird der idealiſtiſche Standpunkt feſtgehalten. Das naturwiſſenſchaftliche Element iſt mehr durch intereſſante und geiſtreiche Andeutungen und Vergleichungen vertreten, als durch Ergebniſſe ſtrenger Unterſuchung. Schöne Darſtellung. Anregende Lektüre.

c. **Lotze**, Rud. Herm., Allgemeine Phyſiologie des körperlichen Lebens. gr. 8. 40¼ B. Leipzig 1851. 3 Thlr.

Stellt ſich die Aufgabe, „einerſeits die mechaniſchen Zuſammenhänge aufzuſuchen, welche die Lebenserſcheinungen vermitteln, andererſeits die Combination mechaniſcher Mittel, deren die Natur ſich zur Erzeugung des Lebens zu bedienen pflegt, in ihren eigenthümlichen allgemeinen Formen hervorzuheben, den Organismus gleichzeitig als Maſchine und dieſe Maſchine als eine organiſche darzuſtellen.“ Zeichnet ſich durch ſcharfes kritiſches Urtheil, ſichtende Klarheit, Feſthaltung des exacten Standpunktes in naturwiſſenſchaftlichem und philoſophiſchem Sinn und einen guten Stil aus.

c. **Lotze**, Rud. Herm., Mediciniſche Pſychologie od. Phyſiologie der Seele. gr. 8. 40 B. Leipzig, 1852. 3 Thlr.

Ein Verſuch, ſpiritualiſtiſche Anſichten mit den Thatſachen und Problemen der Phyſiologie in Einklang zu bringen. Von den 3 Büchern, in welche das Werk zerfällt, behandelt das erſte die Selbſtändigkeit pſychologiſcher Forſchung den Anſprüchen der Naturwiſſenſchaft gegenüber und im Gegenſatz zu materialiſtiſchen Anſichten, das zweite den phyſiologiſchen Mechanismus des Seelenlebens, das dritte die geſunde und kranke Entwicklung deſſelben. Die Darſtellung, voll anregender Gedanken, vermeidet die Sprache einer beſtimmten philoſophiſchen Schule. — Ergänzung des vorigen Werkes.

a. **Feuchtersleben**, E. v., Zur Diätetik der Seele. 9te verm. Aufl. 8. 11½ B. Wien 1852. 1 Thlr.

Enthält nicht ſowohl eine Lehre von den Mitteln, wodurch die Geſundheit der Seele bewahrt wird, als die Lehre von der Kunſt, durch Reglung und Kräftigung der geiſtigen Thätigkeit die Geſundheit des Körpers zu erhalten und wiederherzuſtellen. Klare, an anregenden Bemerkungen reiche Darſtellung, die der kleinen Schrift vielfachen Beifall verſchafft hat.

c. u. e. **Siemers**, J. F., Vorleſungen über Anthropologie, Phyſiologie und Diätetik. Für Gebildete aller Stände gehalten im akademiſchen Gymnaſium zu Hamburg. 8. 30¾ B. Leipzig 1852. 2 Thlr.

Der Hauptinhalt iſt die Diätetik, welcher die phyſiologiſchen Erörterungen dienen. Die Schrift empfiehlt ſich durch einen einfachen, dem Zweck der allgemeinen Belehrung gemäß gehaltenen Vortrag, paſſende Auswahl des Stoffs und ſelbſtändiges geſundes Urtheil.

e. **Oeſterlen**, Fr., Handbuch der Hygieine für den Einzelnen wie für eine Bevölkerung. gr. 8. 53¼ B. Tübingen 1851. 4 Thlr. 15 Sgr.

Eine Geſundheitslehre, die ſich zur Aufgabe macht, das Geſetzmäßige in den Geſundheits- und Lebensbedingungen zu ermitteln und zu dieſem Behuf einen großen Umfang eigener und fremder Erfahrungen zuſammenſtellt. Zunächſt für Aerzte, aber in einer jedem Gebildeten verſtändlichen Sprache geſchrieben.

nebſt einem Anhang über Augengläſer, allgemein faßlich dargeſtellt. gr. 8. 10¼ B. Prag 1846. 1 Thlr.

Sehr zweckmäßige diätetiſche Regeln eines berühmten Augenarztes.

Erziehungslehre.

a. **Waitz**, Theodor, Allgemeine Pädagogik. gr. 8. 28⅞ B. Braunſchweig 1852. 2 Thlr. 10 Sgr.

Eine auf dem Boden der Herbartiſchen Philoſophie ſtehende Erziehungs- und Unterrichtslehre, die Lehrern und gebildeten Eltern zu empfehlen iſt. Der Verfaſſer geht auch auf die verſchiedenen Unterrichtsſtoffe und ihre Behandlung näher ein.

c. **Raumer**, K. v., Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. Th. 3, Abth. 2. Mit einer Abhandlung: Der Unterricht im Deutſchen, von R. v. Raumer. 2. unveränd. Aufl. gr. 8. 16½ B. Stuttgart 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

S. Wegweiſer p. 328. Abſchluß des trefflichen Werkes. Enthält außer der werthvollen Abhandlung Rud. v. Raumers über die wiſſenſchaftliche Pflege der deutſchen Sprache, das Kapitel über die Mädchenerziehung.

c. **Wieſe**, L., Deutſche Briefe über engliſche Erziehung, nebſt einem Anhange über belgiſche Schulen. 8. 14 B. Berlin 1852. 25 Sgr.

Eine nicht blos für Schulmänner intereſſante Vergleichung des engliſchen Schul- und Erziehungsweſens mit dem deutſchen, wornach der Hauptunterſchied darin beſteht, daß in England mehr auf Ausbildung des Charakters, in Deutſchland mehr auf Erwerbung von Kenntniſſen gedrungen wird.

Kunſt.

Theorie der Kunſt.

c. **Viſcher**, F. Th., Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen.

Thl. I. Metaphyſik des Schönen. Lex.-8. 31⅛ B. Reutlingen 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Thl. II. 1. u. 2. Abth. Die Lehre vom Schönen in einſeitiger Exiſtenz oder vom Naturſchönen und der Phantaſie. 33½ B. ebend. 1847—48. 2 Thlr. 20 Sgr.

Thl. III. Die Kunſt überhaupt und ihre Theilung in Künſte. Erſter Abſchnitt. 11⅛ B. ebend. 1851. 1 Thlr.

Weit die umfaſſendſte und wiſſenſchaftlich durchgearbeitetſte Aeſthetik, die wir haben. Der philoſophiſche Standpunkt iſt der, der Hegelſchen Philoſophie, und ihr Princip der Identität des Aeußeren und Inneren, des Weſens und der Erſcheinung wird mit großer Conſequenz feſtgehalten, dagegen wird die Bedeutung des Concreten viel tiefer als es ſonſt dieſer Schule eigen iſt aufgefaßt und anerkannt. Die Methode iſt eine ſtreng wiſſenſchaftliche, die in der etwas ſtarren abſtrakten Faſſung der Paragraphen ihren Ausdruck findet, dagegen tritt eine freie Ausführung ergänzend zur Seite, die einen großen Reichthum von künſtleriſchen Anſchauungen, ſcharfſinnigen und geiſtvollen Bemerkungen entwickelt und die Anwendung der theoretiſchen Lehrſätze auf das ganze Gebiet der Naturſchönheit und Kunſtgeſchichte zeigt. Die noch folgenden Abtheilungen des dritten Bandes werden die Lehre von den bildenden Künſten, von der Muſik und Poeſie behandeln und vorausſichtlich ziemlich umfangreich werden.

a. **Hettner**, Herm., Die romantiſche Schule in ihrem innern Zuſammenhange mit Göthe u. Schiller. 8. 13¼ B. Braunſchweig 1850. 1 Thlr.

—— Das moderne Drama. Aeſthetiſche Unterſuchungen. gr. 8. 12⅝ B. Braunſchweig 1852. 1 Thlr. 5 Sgr.

Aeſthetiſche Erörterungen vom Standpunkt der neueren Philoſophie.

a. **Mundt**, Theod., Dramaturgie oder Theorie und Geſchichte der dramatiſchen Kunſt. 2 Bde. 8. 53⅝ B. Berlin 1847—49. 3 Thlr. 10 Sgr.

Kritik und Geſchichte der Ausbildung des Dramas, der ſich ein hiſtoriſcher Ueberblick des Bühnenweſens anſchließt.

Bildende Kunſt.

c. **Schnaaſe**, K., Geſchichte der bildenden Künſte. (Bd. 1—3. S. Wegweiſer p. 29.) Bd. 4. Abth. 1. gr. 8. 26⅞ B. Düſſeldorf 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Principielle Charakteriſtik der mittelalterlichen Kunſt in Architektur, Plaſtik und Malerei, vom dem 9. bis zum 16. Jahrhundert.

a. **Kugler**, Franz, Handbuch der Kunſtgeſchichte. 2. Aufl. Mit Zuſätzen von Jak. Burckhardt. gr. 8. 69½ B. Stuttg. 1848. 4 Thlr. 6 Sgr. (1. Aufl. ſ. Wegweiſer p. 29.)

Schon zu der erſten Aufl. wurde ein Bilderatlas begonnen:

Denkmäler der Kunſt. zur Ueberſicht ihres Entwicklungsganges von den erſten künſtleriſchen Verſuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Herausgegeben von Ernſt Guhl und Joſeph Caspar.

Abſchn. I. Denkmäler der alten Kunſt, begonnen von A. Voit. Taf. 1—33. Quer-Fol. Stuttg. 1845—51. 8 Thlr. 7 Sgr.

Abſchn. II. Denkmäler der romantiſchen Kunſt. Taf. 34—63. ebend. 1849—51. 8 Thlr. 7 Sgr.

Abſchn. III. 1—3. Lief. Denkmäler der romant. Kunſt. Taf. 64—82. ebend. 1851. 1852. 5 Thlr. 6 Sgr.

In der neuen Auflage des Handbuchs, die vielfach verbeſſert und um mehrere Bogen vermehrt worden, iſt nun auf den Atlas beſtändig hingewieſen. Derſelbe enthält ein reiches Material zur Geſchichte der bildenden Kunſt von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, aber die Reduction auf den möglichſt kleinen Raum ſtört mitunter die Anſchaulichkeit.

b. **Kugler**, Franz, Handbuch der Geſchichte der Malerei ſeit Conſtantin dem Großen. 2. Aufl. unter Mitwirkung des Verf. umgearb. u. verm. von J. Burckhardt. 2 Bde. gr. 8. 83⅞ B. Berlin 1847. 5 Thlr. 24 Sgr.

S. Wegweiſer p. 29. Weſentlich verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

a. **Förſter**, Ernſt, Geſchichte der deutſchen Kunſt. Th. I. Von Einführung des Chriſtenthums bis zu Anfang des 15. Jahrh. Mit 16 Stahlſtichen. 8. 14½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 24 Sgr. (Gehört als 8ter Band zu dem größeren Werke „Das deutſche Volk in Vergangenheit und Gegenwart.“)

Der als Kunſtforſcher und Kenner wohlbekannte und bewährte Verfaſſer ſtellt in einer gefälligen, auch dem gebildeten Laien verſtändlichen Sprache den ſtufenweiſen Fortgang der deutſchen Kunſt dar.

f. **Vaſari**, Giorgio, Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter ꝛc. Bearb. von Ludw. Schorn und E. Förſter. Jetzt vollſtändig in 6 Bdn. gr. 8. 228¼ B. u. 144 Bildn. Stuttg. und Tübingen 1832—49. 17 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 31. Eine deutſche Bearbeitung, welche das Original an Reichhaltigkeit noch weit übertrifft.

f. **Nagler**, G. K., Neues allgemeines Künſtlerlexicon. Bis jetzt I—XXII. Bd. 1—3. Lief. A bis Zimmermann. gr. 8. 810⅝ B. München 1835—52. 48 Thlr. 11¼ Sgr.

Ein ſehr reichhaltiges und ſorgfältig gearbeitetes Werk, in welchem die Materialien zu einer Kunſtgeſchichte in großer Vollſtändigkeit niedergelegt ſind.

b. **Piper**, Ferd., Mythologie und Symbolik der chriſtlichen Kunſt von der älteſten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. I. Bd. 1. Abth. gr. 8. 34⅝ B. Weimar 1847. 2 Thlr. 22½ Sgr. — 2. Abth. 47½ B. ebend. 1851. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Ein mit großem Fleiß ausgearbeitetes Werk, das den Stoff möglichſt vollſtändig vereinigt und im Ganzen überſichtlich und zweckmäßig ordnet. Der Gang, den der Verfaſſer nimmt, iſt der, daß er zuerſt die Auffaſſung in der Sage und Kunſt des Alterthums beſpricht, dann die Elemente zur mythologiſchen Auffaſſung bei den Chriſten, namentlich in den bibliſchen Vorſtellungen, nachweiſt, und die Darſtellungen der chriſtlichen Kunſt in ihrem Verhältniß zur heidniſchen, in der Zeit des chriſtlichen Alterthums und des Mittelalters bis zur Wiedererweckung der Künſte verfolgt. Der Verfaſſer, ein Theologe, iſt bei ſeinen Unterſuchungen theologiſch unbefangen, aber in der Kunſtgeſchichte Dilettant. Ein Buch zum Nachſchlagen, nicht zum Leſen.

c. **Kallenbach**, G. G., Die Baukunſt des deutſchen Mittelalters chronologiſch dargeſtellt, mit beſonderer Rückſicht auf die Entwicklung des Spitzbogenſtyls. Lex.-8. 5¾ B. München 1847. 1 Thlr.

Ein guter Abriß zur Orientirung.

Gailhabaud's Denkmäler der Baukunſt. Unter Mitwirkung von Franz Kugler u. Jac. Burckhardt herausgeg. von Ludw. Lohde. 4 Bde. gr. 4. 400 Tafeln u. circa 90 B. Text. Hamburg 1842—52. 100 Thlr. I. Bd. Denkmäler aus alter Zeit. II. Bd. Denkmäler des Mittelalters. III. Bd. Denkmäler des Mittelalters. IV. Bd. Denkmäler der neueren Zeit.

Eine Geſchichte der Architektur in Beiſpielen. S. a. Wegweiſer p. 23 und 24, wo die Anfänge des Werkes, das nun vollendet vorliegt, angeführt ſind. Enthält Abbildungen und Beſchreibungen von celtiſchen, pelasgiſchen, ägyptiſchen, griechiſchen, indiſchen, perſiſchen, etruskiſchen und römiſchen Denkmälern des Alterthums. Das Mittelalter altchriſtliche, merowingiſche, carolingiſche, arabiſche und byzantiniſche Baudenkmale des romaniſchen und gothiſchen Stils. Aus der neueren Zeit Gebäude des Renaiſſanceſtils und wenige ſpätere aus dem 11. bis 19. Jahrhundert und im Anhang mexikaniſche Bauwerke. Die bildlichen Darſtellungen, die nicht blos Anſichten von ganzen Gebäuden, ſondern auch einzelne Theile in Umriſſen geben, können ziemlich ſtrengen Anforderungen genügen. Es ſind 400 Tafeln. Der Text giebt in der Regel Ueberſetzungen des franzöſiſchen Originals, wo dieſes nicht genügte, wurde er durch Beſchreibungen des Herausgebers oder anderer deutſcher Kunſtſchriftſteller ergänzt; in der alten Kunſt ſchloß ſich derſelbe hauptſächlich an Bötticher Baukunſt der Hellenen an.

a. **Kallenbach**, G. G., und Jac. Schmitt, Die chriſtliche Kirchenbaukunſt des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogenſtyls. Mit Abbild. auf 48 Steindrucktafeln. Heft 1—6. Imp.-4. 72 S. Text u. 12 Taf. Halle 1850—52. à 15 Sgr.

Eine reiche Beiſpielſammlung der mittelalterlichen Baukunſt.

a. **Bloxam**, M. H., Die mittelalterliche Kirchenbaukunſt in England. Mit 36 Tafeln und 215 Figuren. Nach der 7. Aufl. des Originals überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. 8. 11¼ B. Lpz. 1847. 2 Thlr.

Eine Arbeit in der Art Kallenbachs, über die gothiſche Baukunſt in England. Kurze überſichtliche Belehrung für den Laien.

c. **Kreuſer**, J., Der chriſtliche Kirchenbau, ſeine Geſchichte, Symbolik u. Bildnerei. 2 Bde gr. 8. 62¼ B. Bonn 1851. 4 Thlr.

Eine ausführliche Geſchichte der chriſtlichen Kirchenbaukunſt, die mit vieler Gründlichkeit alle Hauptquellen benutzt und ſich auch durch deutliche Darſtellung empfiehlt. Bd. I. enthält die Geſchichte der chriſtlichen Baukunſt im Allgemeinen bis ins 19. Jahrhundert und die Symbolik der Bauformen. Bd. II. behandelt die Symbolik der Bildnerei und in einem zweiten Abſchnitt Andeutungen für Neubauten, mit beſonderer Beziehung auf den Kölner Dom.

c. **Mertens**, Franz, Die Baukunſt des Mittelalters, Geſchichte der Studien über dieſen Gegenſtand. Lex.-8. 9⅓ B. Berlin 1850. 1 Thlr.

Erörterung über die Chronologie und Charakteriſtik des mittelalterlichen Bauſtils. Enthält viele neue und geiſtreiche Anſichten und Auffaſſungen, iſt aber etwas ſchwer zu leſen.

b. Holzſchnitte berühmter Meiſter. Eine Auswahl von ſchönen, charakteriſtiſchen u. ſeltenen Original-Formſchnitten oder Blättern, welche von den Erfindern, Malern und Zeichnern eigenhändig geſchnitten worden ſind. In treuen Copien von bewährten Künſtlern unſ. Zeit u. als Bildwerk zur Geſchichte der Holzſchneidekunſt herausgeg. von Rud. Weigel. Lief. 1—6, jede zu 5 Blatt in Mappe. Fol. Leipzig 1851. 52. à 3 Thlr.

Die hier enthaltenen Holzſchnitte gehören meiſtens der Blüthe dieſer Kunſt im 16. und 17. Jahrhundert an und erſcheinen in trefflichen, die Originale würdig vertretenden Copien, und zwar in allem Glanze der heutigen Typographie.

c. **Choulant**, Ludwig, Geſchichte und Bibliographie der anatomiſchen Abbildung nach ihrer Beziehung auf anatomiſche Wiſſenſchaft u. bildende Kunſt. Nebſt einer Auswahl von Illuſtrationen nach berühmten Künſtlern ꝛc., in 43 Holzſchnitten und 3 Chromolithographieen. Herausg. v. R. Weigel. 4. 29¾ B. Leipzig 1852. 6 Thlr. 20 Sgr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Kunſtgeſchichte. Schöne Ausſtattung.

a. **Rettberg**, R. v., Nürnberger Briefe (zur Geſchichte der Kunſt. Nebſt 5 Ueberſichtstaf.). 12. 12⅙ B. Hannover 1846. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine gute Beſchreibung der Nürnberger Kunſtſchätze.

c. **Hübſch**, Heinr., Die Architectur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei u. Sculptur. gr. 8. 12¾ B. Stuttg. 1847. 1 Thlr.

Eine ſehr gehaltvolle Schrift, in welcher ein durch ſeine geſchmackvollen Bauten berühmter Baumeiſter nicht nur die Grundſätze, die er bei ſeiner eigenen Praxis in Anwendung gebracht hat, theoretiſch erörtert, ſondern auch eine kritiſche Geſchichte der bisherigen Bauſtile gibt.

a. **Schadow**, Joh. Gottfr., Kunſtwerke u. Kunſtanſichten. gr. 8. 25⅛ B. Berlin 1849. 2 Thlr.

Der Verfaſſer beſpricht in dieſem Buch ſeine künſtleriſchen Erlebniſſe und den Antheil, den er ſelbſt an der Reform der neueren Kunſt genommen hat. Erörterungen über ſeine eigenen Kunſtwerke, die ſeines Sohnes und anderer Berliner Künſtler. Beachtenswerthes Fragment der neueren Kunſtgeſchichte.

a. **Keſtner**, A., Römiſche Studien. Mit einem Titelkupfer. Lex.-8. 12½ B. Berlin 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Kunſtgeſchichtliche Mittheilungen eines geiſtreichen Dilettanten, der ſich ganz in die italieniſche Kunſtwelt eingelebt hat. Drei Aufſätze handeln von Raphael und Michael Angelo, die übrigen über Gegenſtände und Perſonen der neueren Kunſtgeſchichte; z. B. über Thorwaldſen, Joſeph Koch, Cornelius und Overbeck, über das wunderſchöne Wingermädchen Vittoria von Albano, die von 44 berühmten Meiſtern gezeichnet und gemalt wurde. Sehr elegante Ausſtattung.

a. **Springer**, Ant. Heinr., Kunſthiſtoriſche Briefe. Die bildenden Künſte in ihrer weltgeſchichtlichen Entwicklung. 1. Lief. gr. 8. 10 B. Prag 1852. 25½ Sgr.

Keine Kunſtgeſchichte, ſondern Schilderung der verſchiedenen Culturvölker in Beziehung auf Religion, Sitte, Wohnplätze und ihres Einfluſſes auf Kunſtentwicklung.

b. **Thiele**, J. M., Thorwaldſen's Arbeiten und Lebensverhältniſſe im Zeitraume 1828—1844. Nach dem däniſchen Originale mit Genehmigung des Verfaſſers bearbeitet und verkürzt von F. C. Hillerup. 1—5. Heft. Imp.-4. 4 B. u. 30 Taf. Kopenhagen 1852. à 13½ Sgr.

Monatl. Lieferung mit 6 Kupfertafeln, deren 5 bis jetzt erſchienen ſind und 37 werden ſollen. 48 RB.-Thaler das Ganze.

b. Die vorzüglichſten Gemälde der königl. Galerie in Dresden, nach den Originalien auf Stein gezeichnet. (Nebſt Erklärung in hiſtoriſcher und artiſtiſcher Hinſicht in deutſcher und franz. Sprache.) Herausgeg. von Franz Hanfſtängel. 60 Hefte. Imp.-Fol. (nun vollſtändig) à 5 Thlr. gewöhnl. Ausg. 6 Thlr. auf chineſ. Papier. Dresden 1836—51.

Wohl das beſte Galeriewerk, das wir haben. Die Lithographieen großentheils wahre Kunſtwerke. Sie ſind auch einzeln zu kaufen und ganz geeignet zum Aufhängen.

a. **König Ludwig's Album.** I. Jahrg. in 6 Lief. Fol. u. Quer-Folio. Bis jetzt 24 Blätter. München 1852. à Lief. 5 Thlr.

Lithographirte Nachbildungen von verſchiedenartigen Compoſitionen, welche eine Reihe neuerer Künſtler dem König Ludwig von Baiern in ſein Album geſtiftet haben. Die bedeutendſten Maler ſind darin nach ihrer Eigenthümlichkeit repräſentirt und manche von den Blättern haben nicht unbedeutenden Kunſtwerth.

Schauſpielkunſt.

a. **Devrient**, Ed., Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. 3 Bde. 8. 86⅞ B. Leipzig 1848. 5 Thlr. 20 Sgr.

Eine anſprechende, mit fleißigen Studien und guter Kenntniß des Bühnenweſens ausgeführte Geſchichte der deutſchen Bühne, aus der Feder eines berühmten Künſtlers in dieſem Fach. Elegante Ausſtattung.

a. **Devrient**, Ed., Das Paſſionsſchauſpiel im Dorfe Ober-Ammergau in Oberbaiern u. ſeine Bedeutung für die neue Zeit. Mit Illuſtrationen von F. Pecht. hoch 4. 5¼ B. Leipzig 1851. 20 Sgr.

Eine lebendige Schilderung der Darſtellung des Paſſionsſchauſpiels mit intereſſanten Beiträgen zur Charakteriſtik der Bevölkerung in Oberammergau. Elegant ausgeſtattet.

a. **Prutz**, R. E., Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters. gr. 8. 25⅞ B. Berlin 1847. 2 Thlr. 10 Sgr.

Nachweiſung, daß die politiſchen Zuſtände des deutſchen Volkes ſich in ſeiner dramatiſchen Literatur und in ſeinem Theater abſpiegeln, und daß eine Verbeſſerung des Theaters durch eine höhere Stufe der politiſchen Entwicklung bedingt ſei. Als Material für dieſe Nachweiſung dient eine kurze Geſchichte des deutſchen Theaters, wobei das geiſtliche Drama, die Verſuche der Tragödie durch Opitz und Gryphius, die Reformen der Neubert und Gottſcheds, die Bemühungen Leſſings, die Bekanntſchaft mit Shakeſpeare und die claſſiſche Zeit in Weimar die Hauptpartien bilden.

a. **Imermann**, Karl, Theaterbriefe. Herausgegeben von Guſtav zu Putlitz. 8. 7¼ B. Berlin 1851. 20 Sgr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters. Die Briefe beziehen ſich vorzugsweiſe auf die Jahre 1833—1837, die Zeit, in welcher es Immermann verſuchte, in Düſſeldorf ein treffliches Theater heranzuziehen.

Muſik.

a. **Hilgenfeldt**, C. L., Joh. Seb. Bach's Wirken und Werke rc. Imp.-4. 24¼ B. mit 1 Tab. u. 6 S. Notendruck. Leipzig 1850. 2 Thlr.

Alle bisherigen Nachrichten und Schriften über Bach ſind hier ſorgfältig zuſammengeſtellt und benutzt, und damit gute Materialien zu einer künftigen Biographie Bachs gegeben.

a. **Oulibicheff**, Alex., Mozart's Leben, nebſt einer Ueberſicht der allgemeinen Geſchichte der Muſik u. einer Analyſe der Hauptwerke Mozart's.

Für deutſche Leſer bearb. von A. Schraishuon. 3 Bde. gr. 16. $88\frac{3}{4}$ B. Stuttgart 1847. 3 Thlr.

Das beſte neuere Werk über Geſchichte und Aeſthetik der Muſik, das vielen Beifall gefunden hat. Die Ueberſetzung iſt lobenswerth.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

a. **Humboldt, A. v.,** Anſichten der Natur, mit wiſſenſchaftl. Erläuterungen. 2 Bde. 3. verb. und verm. Aufl. 8. $49\frac{1}{4}$ B. Stuttgart 1849. 2 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 41. Die Erläuterungen in dieſer neuen Auflage ſind ſehr ausgedehnt und geben ſpecielle Nachweiſungen.

b. **Humboldt,** A. v., **Kosmos.** Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung. Bd. II. gr. 8. 34 B. Stuttgart 1847. 2 Thlr. 20 Sgr. — Bd. III. 1. Abth. gr. 8. $19\frac{5}{8}$ B. ebend. 1850. 1 Thlr. 18 Sgr. — Bd. III. 2. Abth. gr. 8. $21\frac{1}{4}$ B. ebend. 1851. 1 Thlr. 18 Sgr.

Bd. II enthält: Anregungsmittel zum Naturſtudium und Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung. Bd. III: Aſtronomie.

S. Wegweiſer p. 41.

c. **Cotta,** Bernh., Briefe über Alex. v. Humboldt's **Kosmos.** Ein Commentar zu dieſem Werke für gebildete Laien.

1. Thl. 2. Aufl. mit 3 Steintafeln. gr. 8. $22\frac{7}{8}$ B. Leipzig 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

2. Thl. 1. 2. Abth. Bearb. von Jul. Schaller. Mit 10 lithograph. Tafeln. gr. 8. $29\frac{1}{8}$ B. ebend. 1850. 3 Thlr.

3. Thl. 1. Abth. Bearb. von B. Cotta. Mit 2 Sternkarten, 3 lith. Taf. u. mehreren Holzſchn. gr. 8. $16\frac{5}{8}$ B. ebend. 1851. 1 Thlr. 27 Sgr.

Der erſte Band dieſes Commentars, welcher ſich an Humboldts Text genau anſchließt, gibt dazu ein reiches Material poſitiven naturhiſtoriſchen Wiſſens. Der zweite von Schaller beſchäftigt ſich, dem Inhalt des zweiten Bandes von Humboldt entſprechend, mit der religiöſen und äſthetiſchen Naturauffaſſung, insbeſondere in Bezug auf Darſtellung der Natur durch Malerei, und wendet ſich dann zur Geſchichte der allgemeinen phyſiſchen und philoſophiſchen Betrachtungsweiſe der Natur. Die Ausführung iſt gehaltvoll, klar und ohne Phraſen. Der dritte Band enthält einen Commentar zur Aſtronomie.

c. **Bromme,** Traug., Atlas zu Alex. v. Humboldt's **Kosmos** in 42 color. Taf. mit erläuterndem Text. 1 — 3. Lief. Qu.-Fol. 36 S. Text und 18 Steintaf. Stuttgart 1851 — 52. à 1 Thlr.

Schließt ſich dem Werke Humboldts nicht gerade genau an, ſondern behandelt denſelben Stoff in graphiſcher Darſtellung und giebt eine anſchauliche Ueberſicht phyſiſcher Weltverhältniſſe, die für das Bedürfniß des Dilettanten genügen kann. Manche Figuren ſind allerdings etwas zu klein für die Deutlichkeit ausgefallen.

a. **Schubert,** Gotthilf Heinr. v., Die Geſchichte der Natur als dritte gänzlich umgearb. Aufl. der allgemeinen Naturgeſchichte. 1. Bd. a. u. d. T.: Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf der Erde. gr. 8. $48\frac{7}{8}$ B. Erlangen 1852. 2 Thlr. 24 Sgr.

(Die erſte Aufl. ſ. Wegweiſer p. 30.) Auch eine Art Kosmos, der ſich aber vom Humboldtiſchen dadurch weſentlich unterſcheidet, daß philoſophiſche und religiöſe Geſichtspunkte mit hereingezogen ſind und eine Art von naturwiſſenſchaftlicher Theodicee beabſichtigt wird. Dieſer erſte Band behandelt die kosmiſchen und telluriſchen Verhältniſſe.

a. **Köſtlin**, O., Gott in der Natur. Die Erſcheinungen und Geſetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes geſchildert. 2 Bde. Mit zahlreichen Abbildungen. gr. 8. 64⅝ B. Stuttg. 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

Umfaßt das Geſammtgebiet der Naturwiſſenſchaften bis in die Anthropologie hinein. Die beſte Partie iſt der thieriſche Organismus und ſein Uebergang zum geiſtigen Gebiet im Menſchen. Klare und edle Sprache. S. auch Volksſchriftenwegweiſer p. 63.

a. **Oerſted**, Hans Chr., Der Geiſt in der Natur. Deutſche Original-Ausgabe des Verf. 8. 21⅞ B. München 1850. 1 Thlr.

—— Daſſelbe. Deutſch von K. L. Kannegießer. Nebſt einer biographiſchen Skizze von P. L. Möller u. mit d. Portr. des Verf. (in Stahlſt.) 3te unveränd. Ausg. gr. 8. 14½ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verſuch eines berühmten Phyſikers, die Intereſſen des Naturforſchers mit denen des Philoſophen zu vermitteln. Verſchiedene Abhandlungen über das Geſetz in der Natur, phyſiſche und moraliſche Weltordnung, äſthetiſche Auffaſſung von Naturerſcheinungen, Aberglauben und Unglauben im Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft, Wiſſenſchaft im Verhältniß zur Religion.

a. **Fechner**, Guſt. Theod., Zend-Aveſta oder über die Dinge des Himmels u. des Jenſeits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. 3 Thle. 8. 82½ B. Leipzig 1851. 6 Thlr.

Ein wunderliches Buch, das eine vergeiſtigte Naturbetrachtung, von Witz und Phantaſie durchdrungen, auf allerhand Dinge anwendet, und nicht nur geiſtvolle Unterhaltung, ſondern durch reiches Wiſſen auch ernſte Belehrung darbietet.

c. **Ratzeburg**, J. T. C., Die Naturwiſſenſchaften als Gegenſtand des Unterrichts, des Studiums u. der Prüfung. Zur Verſtändigung zwiſchen Lehrern, Lernenden und Behörden ꝛc. Mit eingedr. Holzſchn. gr. 8. 35⅔ B. Berlin 1849. 2 Thlr. 20 Sgr.

Der Verfaſſer, der die Naturwiſſenſchaften in den Vordergrund des Unterrichts und der Erziehung treten laſſen will, gibt hier einen Wegweiſer für die naturwiſſenſchaftliche Bildung, der ſehr beachtenswerthe Rathſchläge, Anſichten, Erfahrungen und Winke enthält. Sehr reich an Angaben der Hülfsquellen für naturwiſſenſchaftlichen Unterricht.

c. **Schödler**, Friedr., Das Buch der Natur, die Lehren der Phyſik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Phyſiologie, Botanik und Zoologie umfaſſend. Mit 378 Holzſchn., 2 Charten u. 1 ill. geognoſt. Taf. 6. Aufl. gr. 8. 43¼ B. Braunſchweig 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein Werk, das ſich, beſonders als Grundlage des Unterrichts, erprobt hat. Dieſe neueſte Auflage iſt in Phyſik und Aſtronomie ſehr bereichert und in der Botanik ganz umgearbeitet.

a. **Biſchoff**, Guſtav, Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die geſammten Gebiete der Naturwiſſenſchaften. I. Bdchen. Mit 6 lithogr. Tafeln u. 6 Holzſchn. im Text. gr. 12. 16¼ B. Pforzheim 1848. 2 Thlr.

Eine der beſten populären Schriften über Naturwiſſenſchaften, die Darſtellung friſch und anziehend, der Gehalt gründlich. Es ſind 16 Briefe, wovon der erſte den Unterſchied zwiſchen organiſchen und unorganiſchen Körpern feſtſtellt, der zweite über Kohlenſäure und ihre Beziehungen zur Pflanzen- und Thierwelt, der dritte vom Rieſengebirge, der vierte bis ſiebente von Meteorſteinen, der achte bis funfzehnte von mineralogiſchen und geologiſchen Dingen und der ſechszehnte von verſchiedenen Hauptlehren der Phyſik handelt.

a. **Burmeiſter**, Herrm., Geſchichte der Schöpfung. Eine Darſtellung des Entwicklungsganges der Erde u. ihrer Bewohner ꝛc. 4. Aufl. Mit 228 in Holz geſchnitt. Illuſtr. gr. 8. 38⅝ B. Lpz. 1851. 3 Thlr. 20 Sgr.

Eine dem dermaligen Stande der Wiſſenſchaft entſprechende, für jeden Gebildeten verſtändliche Darſtellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Gibt zuerſt eine Beſchreibung der Thätigkeit und Wirkungen des Waſſers und des Feuers, ſodann eine kurze Theorie der erſten Bildung der Erde, dann der ſedimentären und eruptiven Bildungen, der primären, ſecundären und tertiären Formationen und der Gebirgserhebungen. Die zweite Hälfte des Buchs behandelt die organiſche Natur, die Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede der Pflanzen- und Thierwelt, gibt allgemeine Ueberſichten beider Naturreiche nach ihrem gegenwärtigen Beſtande, ſchildert dann die Organismen, welche die verſchiedenen Hauptperioden der Vorwelt charakteriſiren und ſchließt mit der Betrachtung des Menſchen. Die Ausſtattung des Buchs iſt vortrefflich.

c. **Schleiden**, M. J., u. **Schmid**, E. E., Encyclopädie der geſammten theoretiſchen Naturwiſſenſchaften in ihrer Anwendung auf die Landwirthſchaft, umfaſſend Phyſik, anorganiſche Chemie, Meteorologie, Mineralogie, Geognoſie, Bodenkunde, Düngerlehre, Pflanzenphyſiologie, Thierphyſiologie u. Theorie des rationellen Ackerbaus.

Bd. I. 1—3. Lief. Phyſik, anorganiſche Chemie und Mineralogie. Mit 258 Holzſchn. Für Landwirthe bearb. von E. E. Schmid. gr. 8. 33¼ B. Braunſchweig 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bd. II. 1—3. Lief. Organiſche Chemie, Meteorologie, Geognoſie, Bodenkunde u. Düngerlehre. Für Landwirthe bearb. von E. E. Schmid. Mit 83 Holzſchn. 33¼ B. ebend. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bd. III. 1—3. Lief. Die Phyſiologie der Pflanzen u. Thiere und Theorie der Pflanzenkultur. Für Landwirthe bearb. von J. M. Schleiden. Mit 154 Holzſchn. 32 B. ebend. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr. (Compl. 7½ Thlr.)

Eine für rationelle Landwirthe ſehr brauchbare Bearbeitung der naturwiſſenſchaftlichen Fächer. Das beſte iſt das Werk von Schleiden, ſ. weiter unten.

Aſtronomie.

a. **Beſſel**, F. W., Populäre Vorleſungen über wiſſenſchaftl. Gegenſtände. Nach dem Tode des Verf. herausgeg. von H. C. Schumacher. gr. 8. 40 B. Hamburg 1848. 3 Thlr.

Dieſe Vorleſungen umfaſſen die Geſchichte und den jetzigen Zuſtand der Aſtronomie, die Verbindung der Beobachtungen mit der Aſtronomie, die Beſtimmungen der Oerter der Fixſterne, einzelne aſtronomiſche Gegenſtände, Figur der Erde, Fluth und Ebbe, Magnetismus der Erde, Wahrſcheinlichkeitsrechnung, Mechanik. Beſonders intereſſant Nr. I: Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Aſtronomie; III: die phyſiſche Beſchaffenheit der Himmelskörper; IX: über die Verbindung der aſtronomiſchen Beobachtungen mit der Aſtronomie. Theilweiſe meiſterhafte Popularität.

a. **Klöden**, K. F., Der Sternenhimmel. Eine vollſtänd. populäre Sternenkunde, mit beſond. Beziehung auf die große Sternwandkarte des Landes-Induſtrie-Comptoirs bearb. gr. 8. 36½ B. Weimar 1848. 3 Thlr.

Eine gute populäre Aſtronomie.

a. **Mädler**, Joh. Heinr., Aſtronomiſche Briefe. gr. 8. 21¾ B. Mitau 1846. 2 Thlr. 17½ Sgr.

——, Die Centralſonne. gr. 4. 6 B. Dorpat 1846. 24 Sgr.

Populäre Bearbeitungen von einem der berühmteſten Aſtronomen.

a. **Airy**, George Biddell, Sechs Vorleſungen über Aſtronomie. Aus dem Engliſchen von H. Sebald. Mit 7 Figurentafeln. 8. 17⅛ B. Berlin 1852. 1 Thlr.

Der Verfaſſer einer der erſten jetzt lebenden Aſtronomen ſtellte ſich dieſen Vorträgen die Aufgabe, einfache Methoden nachzuweiſen, die Grunderſcheinungen der Aſtronomie in allgemeinſter

Weiſe zu beobachten, einige von den auf einer Sternwarte üblichen Methoden der Beobachtung zu beſchreiben, den Grad der Beweiskraft und die Arten der Beweiſe in den verſchiedenen Theilen des allgemein angenommenen aſtronomiſchen Syſtems anzugeben, und die Art und Weiſe zu erklären, wie die vorzüglichſten Größenverhältniſſe der Sonnen- und Sternenſyſteme gemeſſen werden kann.

Phyſik.

a. **Euler,** Leonhard, Briefe an eine deutſche Prinzeſſin über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie. Aufs Neue nach dem Franz. bearb. Mit einem Supplement, die neueſten Ergebniſſe u. Bereicherungen der Phyſik in Briefform behandelnd, von Joh. Müller. In drei Theilen. 8. 42¼ B. Stuttgart 1847—48. 1 Thlr. 24 Sgr.

Aus Eulers Briefen, die mit bewunderungswürdiger Klarheit die Hauptlehren der Phyſik populariſiren, iſt dasjenige aufgenommen, was auch auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft noch gilt, und in nicht unglücklicher Nachahmung das Neue hinzugefügt.

c. **Eiſenlohr,** W., Lehrbuch der Phyſik zum Gebrauche bei Vorleſungen u. zum Selbſtunterricht. Mit 554 Holzſchn. 6. verb. u. verm. Aufl. gr. 8. 41½ B. Stuttgart 1852. 2 Thlr. 20 Sgr.

Eine klare Ueberſicht der Phyſik nach ihrem neueſten Standpunkte.

c. **Oerſted,** H. C., Der mechaniſche Theil der Naturlehre. Mit 248 in den Text eingedr. Holzſchn. gr. 8. 23¼ B. Braunſchweig 1851. 2 Thlr.

Eine populäre Mechanik, die alle Theile der Phyſik behandelt, welche es mit dem Gleichgewicht und der Bewegung der feſten, flüſſigen und luftförmigen Körper zu thun haben.

a. **Buff,** H., Zur Phyſik der Erde. Vorträge für Gebildete über den Einfluß der Schwere und Wärme auf die Natur der Erde. gr. 8. 16 B. Braunſchweig 1850. 1 Thlr. 5 Sgr.

Enthält eine Reihe populärer Vorträge über Ebbe und Fluth, über die von der inneren Erdwärme abhängigen Erſcheinungen, über die Vertheilung der Wärme an der Oberfläche der Erde und über die meteorologiſchen Erſcheinungen. Für wiſſenſchaftlich Gebildete empfehlenswerth.

b. **Schlagintweit,** Hermann u. Adolph, Unterſuchungen über die phyſikaliſche Geographie der Alpen in ihren Beziehungen zu den Phänomenen der Gletſcher, zur Geologie, Meteorologie u. Pflanzengeographie. Mit 11 Taf. u. 2 Karten. gr. Lex.-8. 48½ B. Lpz. 1850. 12 Thlr.

Das Hauptwerk über Gletſcher u. Verwandtes, das ſämmtliche Ergebniſſe der in dieſem Gebiete gemachten Forſchungen zuſammenſtellt. Ausgezeichnete Ausſtattung. Landſchaftliche Bilder der Alpen- und Gletſcherwelt in ſchönem Farbendruck ausgeführt.

Phyſiologie.

c. **Bergmann,** C., und **Leuckart,** R., Anatomiſch-phyſiolog. Ueberſicht des Thierreichs. Vergleichende Anatomie u. Phyſiologie. Ein Lehrbuch für den Unterricht u. zum Selbſtſtudium. Mit in den Text gedr. Holzſchnitten. Lex.-8. 44 B. Stuttg. 1851—52. 4 Thlr. 15 Sgr.

Eine auch dem wiſſenſchaftlich gebildeten Laien zugängliche Phyſiologie des Menſchen und der Thiere, in welcher jeder, der ſich für das Leben der Thierwelt und deſſen wunderbare Geſetze intereſſirt, einen willkommenen Berather finden wird. Die Verfaſſer haben mit großem Fleiß das zerſtreute Material zuſammengetragen und mit umſichtiger Kritik daſſelbe geſichtet und geordnet.

a. **Eſchricht,** Dan. Friedr., Das phyſiſche Leben in populären Vorträgen dargeſtellt. 1. Hälfte. Mit 58 Abbild. gr. 8. 15 B. Berlin 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine gute populäre Phyſiologie auf Grundlage einer Weltanſicht, welche eine geiſtige

a. **Harleß,** E., Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Phyſiologie und Pſychologie. Mit 103 in den Text eingedr. Holzſchn. gr. 8. 19 B. Braunſchweig 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Enthält eine Darſtellung der hauptſächlichſten Functionen des menſchlichen Körpers, mit Benutzung neuerer mikroſkopiſcher Unterſuchungen, Betrachtungen über den Ausdruck des Geiſtigen im Körperlichen, Mittheilungen über die Lehre vom Auge und Sehen und über das Ohr und den Ton. Die Darſtellung iſt im Allgemeinen gewandt und lebendig, aber nicht gleichmäßig ſorgfältig

c. **Valentin,** G., Grundriß der Phyſiologie des Menſchen. Für das erſte Studium u. zur Selbſtbelehrung. 3. gänzlich umgearb. u. verm. Aufl. Mit 4 Taf. in Stahlſt., 1 Taf. in farbigem Druck u. zahlreichen in den Text eingedr. Holzſchn. gr. 8. 46½ B. Braunſchweig 1850. 4 Thlr.

Ein Leitfaden für Studirende und für ſolche, die Phyſiologie ſtudirt haben und ſich einen Ueberblick von dem neueren Stand der Wiſſenſchaft verſchaffen wollen. Zum Selbſtſtudium für den Laien eignet ſich das übrigens ſehr empfehlenswerthe Werk nicht.

a. **Moleſchott,** Jacob, Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk. gr. 8. 16½ B. Erlangen 1850. 1 Thlr.

Ein ſehr gelungener Verſuch, einen naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtand in populärer Form darzuſtellen. Iſt in drei Bücher abgetheilt, deren erſtes den Stoffwechſel behandelt und in folgende Abſchnitte zerfällt: 1) Von der Entſtehung des Bluts, 2) von Entſtehung der erſten Theile des menſchlichen Körpers, 3) von der Abſonderung, 4) von der Ausſcheidung, 5) von Hunger und Durſt. Das zweite Buch erörtert die Nahrungsmittel, Speiſen, Getränke und Würzen, beginnt mit einer genauen Unterſcheidung der Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit, beſchreibt ſofort die Nahrungsmittel nach ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung, den Veränderungen, welche ſie durch die Zubereitung erleiden und nach den Wirkungen, welche ſie auf die phyſiſchen und geiſtigen Verrichtungen des Menſchen ausüben. Das dritte Buch behandelt die Diät und gibt geeignete Vorſchriften für die verſchiedenen Eſſenszeiten, für die verſchiedenen Lebensalter und Geſchlechter, ſowie für die verſchiedenen Beſchäftigungsarten. Ein ſehr empfehlenswerthes Hausbuch für gebildete Familien. Derſelbe Verfaſſer hat auch eine wiſſenſchaftliche „Phyſiologie der Nahrungsmittel“ (Darmſtadt, Leske. 1850. 2 Thlr.) geſchrieben.

c. **Moleſchott,** Jacob, Phyſiologie des Stoffwechſels in Pflanzen u. Thieren. Ein Handbuch für Naturforſcher, Landwirthe u. Aerzte. Lex.-8. 38¾ B. Erlangen 1851. 3 Thlr. 6 Sgr.

Enthält eine Chemie und Statik der aus der anorganiſchen Natur in die vegetabiliſchen und animaliſchen Organismen übergehenden, dann in dieſen zu den mannigfaltigen organiſchen Verbindungen zuſammentretenden und endlich wieder in anorganiſche Körper zerfallenden Stoffe. Die Darſtellung iſt elegant und klar, ohne breit zu ſein und mit Geſchick für dasjenige Publikum eingerichtet, für welches der Verfaſſer zunächſt ſein Buch beſtimmt hat, bei welchem aber allerdings Vorkenntniſſe in Chemie und Phyſiologie vorausgeſetzt werden.

c. **Moleſchott,** Jacob, Der Kreislauf des Lebens. Phyſiolog. Antworten auf Liebig's chemiſche Briefe. gr. 8. 30¾ B. Mainz 1852. 2 Thlr.

Eine populäre Bearbeitung der Phyſiologie des Stoffwechſels, mit philoſophiſcher Einleitung, die, auf Feuerbach ſich berufend, den vermeintlichen Widerſpruch erörtert, in welchem die Allmacht eines Weltenſchöpfers mit Naturgeſetzen ſtehe. Ueberhaupt iſt die ganze Darſtellung durch häufige Einmiſchung philoſophiſcher Reflexion minder populär, als deſſelben Verfaſſers Schrift über die Nahrungsmittel. Auch häufige Polemik gegen Liebig, an welchen der Verfaſſer eine Anſprache vorangeſchickt hat.

c. **Friedländer,** Ludw. Herm., Vorleſungen über die Geſchichte der Heilkunde. 2 Hefte. gr. 8. 31½ B. Leipzig 1838—39. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ein Werk

a. **Liebig**, Juſtus, Chemiſche Briefe. 3. umgearb. u. verm. Auflage. 8. 46¾ B. Heidelberg 1851. 2 Thlr. 24 Sgr.

Ein anerkanntes Meiſterwerk in populärer Darſtellung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände. Dieſe neue Auflage mit einer Reihe Briefe über Fleiſchnahrung und Fleiſchbereitung und Weingährung vermehrt.

c. **Stöckhardt**, J. A., Die Schule der Chemie, oder erſter Unterricht in der Chemie, verſinnlicht durch einfache Experimente. Zum Schulgebrauch u. zur Selbſtbelehrung, insbeſondere für angehende Apotheker, Landwirthe, Gewerbtreibende. 7. verb. Aufl. Mit 290 eingedr. Holzſchnitten. 8. 40¼ B. Braunſchweig 1852. 2 Thlr.

Ein für den auf dem Titel angegebenen Leſerkreis bewährtes Werk, das unter allen vorhandenen wohl am geeignetſten zur Selbſtbelehrung ſein dürfte, da es nicht ſowohl die ſchönen und auffallenden Beiſpiele wählt, als ſolche, die im gewöhnlichen Leben vorkommen und Jedermann zur Hand ſind.

c. **Stöckhardt**, J. A., Chemiſche Feldpredigten für deutſche Landwirthe. 1. Abth. gr. 8. 13⅛ B. Leipzig 1851. 1 Thlr.

Eine ſehr gelungene populäre Agrikulturchemie, in welcher über Ernährung der Pflanzen, Vermehrung des Wachsthums durch Düngung und die verſchiedenen Düngſtoffe eine klare und verſtändliche Belehrung gegeben wird, die nicht nur Bekanntes, ſondern auch vieles ſelbſt für den Chemiker Neue enthält. Darſtellung durch Witz und Humor belebt.

c. **Runge**, F. F., Grundriß der Chemie. Herausgeg. von dem Vereine zur Verbreitung nützl. Kenntniſſe. 2 Thle. (Neuer Abdr.) gr. 8. (I. 22¾ B. II. 21¾ B. mit eingeklebten Farbenmuſtern.) 2. Aufl. München 1848. 2 Thlr. (I. enthält die Chemie der Alkalien, II. die Metalle.)

Meiſterwerk einer wahrhaft populären Darſtellung. Beſonders gut im Fach der Farbenchemie. Iſt herausgegeben von dem Münchener Verein zu Verbreitung nützlicher Kenntniſſe.

c. **Payen**, A., Gewerbs-Chemie. Ein Handbuch für Gewerbſchulen, ſowie zum Selbſtunterricht für Gewerbtreibende, Kameraliſten ꝛc. Nach dem franz. Original bearb. von H. Fehling. 2. vielfach verm. Aufl. Mit 194 Holzſchnitten u. 32 lith. Abbild. gr. 8. 47 B. Stuttgart 1852. 2 Thlr. 25 Sgr.

Ein ſehr gutes Handbuch für gebildete Gewerbsleute, das ſich durch Deutlichkeit und Anſchaulichkeit auszeichnet. Die Bearbeitung hat das Original entſchieden vervollkommnet.

c. **Dumas**, J., Philoſophie der Chemie. Vorleſungen, gehalten im Collège de France. Geſammelt von Bineau und ins Deutſche übertragen von C. Rammelsberg. gr. 8. 23 B. Berlin 1839. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein Muſter hiſtoriſcher Darſtellung der Entwicklung einer Wiſſenſchaft. Für den Laien wie für den eigentlichen Fachmann gleich anziehend und lehrreich.

Geologie.

a. **Cuvier**, Georg, Die Erdumwälzungen. Deutſch bearb. u. mit erläuternden Bemerkungen über die neueſten Entdeckungen in der Geologie u. Paläontologie verſehen von C. G. Giebel. Mit dem Portr. Cuvier's u. 2 Tabellen. gr. 8. 18 B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der einfachen und klaren Ueberſicht Cuviers hat der Herausgeber kleine hiſtoriſch-geographiſche und geologiſche Abhandlungen und eine lebensvolle Gewand beigefügt, die den Werth der Ueberſetzung erhöhen und das Buch ſehr inſtructiv machen. Die letzten vier Capitel des Originals hat der Herausgeber völlig umgearbeitet, um deren Inhalt dem gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft anzupaſſen.

bildete Geſellſchaft. gr. 12. $11\frac{11}{12}$ B. München 1850. 1 Thlr.

Geſchmackvoller Ueberblick der Mineralogie und Geologie von einem berühmten Sachkenner.

a. **Burmeiſter**, Herm., Geologiſche Bilder zur Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner. 1. Bd. 8. 20 B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Fünf Abhandlungen: 1) Die Entſtehung der Erdoberfläche, 2) der menſchliche Leib als Charakter der Menſchheit, 3) Vergangenheit und Gegenwart des Thierreichs, 4) die Seele und ihr Behälter, 5) die gegenwärtige Paläontologie. Populäre Darſtellungen von wiſſenſchaftlichem Werthe. Sehr ſchöne Ausſtattung. Beſonders meiſterhaft Nr. 2.

a. **Cotta**, Bernh., Geologiſche Bilder. Mit Titelbild u. 130 in den Text gedr. Abbild. gr. 8. 16½ B. Leipzig 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Aufſätze, die urſprünglich in der illuſtrirten Zeitung ſtanden und hier in erweiterter Geſtalt abgedruckt ſind. Sie geben, ohne den Gegenſtand gerade zu erſchöpfen, eine intereſſante und allgemein verſtändliche Belehrung über Bildung der Erdoberfläche und der noch gegenwärtig in Veränderung derſelben thätigen Kräfte. Sehr ſchöne Ausſtattung.

a. **Cotta**, Bernh., Geolog. Briefe aus den Alpen. Mit 1 Stahlſt., 5 lith. Tafeln in Farbendruck u. zahlreichen Holzſchnitten. gr. 8. 21 B. Lpz. 1850. 2 Thlr.

Geognoſtiſche Beobachtungen und Beſchreibung zweier Reiſen durch die ſüdliche Schweiz, Norditalien, Illyrien und Steiermark. Der letzte 28. Brief ſtellt die Hauptreſultate der im Buche dargelegten geologiſchen Studien zuſammen.

c. **Quenſtedt**, Fr. Aug., Handbuch der Petrefaktenkunde. (In 3 Lfrgn.) gr. 8. 50 B. u. 62 Taf. Abbild. mit Erklär. Tüb. 1852. 8 Thlr.

Eine Ueberſicht der Petrefactenkunde mit hauptſächlicher Rückſicht auf Süddeutſchland. Genaue Beſchreibung. Empfehlenswerth für Studirende und ſammelnde Liebhaber.

c. **d'Orbigny**, C., u. **Gente**, A., Die Geologie in ihrer Anwendung auf Künſte, Gewerbe u. Ackerbau. Nach dem Franz. deutſch bearb. v. Karl Hartmann. Mit 10 in den Text eingedr. Figuren. Nebſt einem Tableau, die geſchichteten Geſteine in ihrer charakteriſtiſchen Verſchiedenheit darſtellend. gr. 8. 26 B. Leipzig 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eine populäre Geologie, deren erſter Abſchnitt einen Grundriß dieſer Wiſſenſchaft gibt, ein zweiter die wichtigſten nutzbaren Mineralien und deren Anwendung beſchreibt, ein dritter die Anwendung der Geologie auf den Ackerbau zum Gegenſtand hat. Der Ueberſetzer hat einzelne Kapitel mit Beziehung deutſcher Werke umgearbeitet und das Ganze bedeutend abgekürzt.

Naturgeſchichte der drei Reiche.

c. **Ebel**, Wilh., Geographiſche Naturkunde oder Grundzüge einer allgemeinen Naturgeſchichte der drei Reiche, mit phyſiognomiſcher Schilderung der Erdoberfläche. Mit 14 Karten u. Tafeln. gr. 8. 28⅞ B. Königsberg 1850. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Ein intereſſanter, ſowohl für Gebildete, als für Fachleute und Studirende anregender Verſuch zu einer neuen Auffaſſung der Geographie. Die erſte Abtheilung der Schrift, S. 1—122, enthält den Plan der neuen geographiſchen Disciplin, der zweite Theil als Probe der Behandlung eine Naturgeſchichte Irlands.

a. **Giſtel**, J., u. **Bromme**, Tr., Neueſtes und vollſtändigſtes Handbuch der Naturgeſchichte f. Lehrer und Lernende, f. Schule u. Haus. gr. 8. 63¾ B. Stuttgart 1848—49. 4 Thlr. 15 Sgr.

Ein ſehr brauchbares Handbuch der Naturgeſchichte für die Jugend.

a. **Giſtel, Johannes,** Naturgeſchichte des Thierreichs. Für höhere Schule bearb. Mit einem Atlas von 32 lith. Tafeln, darſtellend 617 illumin Figuren. 2. Aufl. Fol. 59 B. Stuttgart 1851. 4 Thlr.

Eine für die Jugend vom 14.—18. Jahre ſehr brauchbare, nach dem neueſten Stand d Wiſſenſchaft bearbeitete Zoologie mit guten illuminirten Abbildungen.

c. **Vogt, Carl,** Zoologiſche Briefe. Naturgeſchichte der lebenden u. untergegangenen Thiere, f. Lehrer, höhere Schulen u. Gebild. aller Stände. Mit vielen Abbildungen (in eingedr. Holzſchn.). 2 Bde. gr. 8. 85 B. Frankf. a. M. 1851—52. 6 Thlr. 9 Sgr.

Gute klare Darſtellung auf wiſſenſchaftlicher Grundlage. Durchaus materialiſtiſcher Standpunkt, der jedoch hier weniger ſtark zu Tage tritt, als in deſſelben Verfaſſers phyſiologiſchen Briefen.

a. **Pöppig, Ed.,** Illuſtrirte Naturgeſchichte des Thierreichs. Anatomie, Phyſiologie u. Geſchichte der Säugethiere, der Vögel, der Lurche, der Fiſche u. der wirbelloſen Thiere. Mit 4100 in den Text gedr. Abbild. 4 Bde. 2. Aufl. Fol. 136 B. Leipzig 1851. 11 Thlr. 10 Sgr.

Werk eines berühmten Naturforſchers, der zugleich das Talent populärer Darſtellung hat. Gute Auswahl deſſen, was allgemeines Intereſſe hat.

a. **Maſius, Herm.,** Naturſtudien. Skizzen aus der Pflanzen- u. Thierwelt. 2. Abdruck. gr. 8. 10½ B. Leipzig 1852. 27 Sgr.

Einzelne Charakteriſtik der bekannteſten Pflanzen- und Thierarten, mehr vom äſthetiſchen als vom naturhiſtoriſchen Geſichtspunkt aus. Ganz geeignet, den Sinn für eine gemüthliche Naturauffaſſung zu wecken. Vorzüglich paſſendes Geſchenk für junge Mädchen oder Knaben.

a. **Schouw, Joakim Fred.,** Die Erde, die Pflanzen u. der Menſch. Populäre Naturſchilderungen. Aus dem Däniſchen unter Mitwirkung des Verf. von H. Zeiſe. Mit der Biographie des Verf. von P. L. Möller u. ſeinem Portr. nach Marſtrand u. 2 Steintaf. gr. 8. 20⅓ B. Lpz. 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

Skizzen aus dem Gebiete der phyſiſchen Geographie mit vorzugsweiſer Berückſichtigung der Pflanzenwelt. Die geographiſchen Verhältniſſe der Pflanzen, die Brodfrüchte, die Arzneipflanzen, Kaffee, Zucker, Wein, Thee u. dgl. werden näher beſprochen. Auch finden ſich Abhandlungen über den Regen, den Trollhättawaſſerfall und die Einwirkungen des Menſchen auf die Natur. Eben ſo belehrende, als unterhaltende Lektüre.

a. **Schleiden, M. J.,** Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge. 3. Aufl. Mit 5 farbigen Taf. u. 13 Holzſchn. gr. 8. 25¼ B. Leipz. 1852. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Zwölf vor einem gemiſchten Publikum gehaltene Vorträge, in welchen die wichtigſten Momente des Pflanzenlebens, der Zuſammenhang deſſelben mit dem Menſchen, und die Aufgabe der botaniſchen Wiſſenſchaft klar und in ſchöner, eleganter Form von einem der berühmteſten jetzt lebenden Botaniker dargeſtellt ſind.

c. **Schleiden, M. J.,** Die Phyſiologie der Pflanzen u. Thiere und Theorie der Pflanzenkultur. Für Landwirthe bearb. Mit 161 in den Text eingedruckten Holzſchn. gr. 8. 32 B. Braunſchweig 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bildet den 3. Band der Encyclopädie der Naturwiſſenſchaften in ihrer Anwendung auf die Landwirthſchaft und hat die Aufgabe, die Organiſation und Phyſiologie der Pflanzen und Thiere in einem ſolchen Umfange zu entwickeln, als ihr Verſtändniß und ihre Anwendung auf die Landwirthſchaft erfordert, gründlich gelöſt und damit einen ſehr förderlichen Beitrag zur Beförderung einer rationellen Landwirthſchaft gegeben. Das Ganze iſt in 3 Bücher getheilt, wovon das erſte die Pflanzenphyſiologie, das 2. die Thierphyſiologie und das 3., welches, wie der Verf. ſagt, gleichſam der Brennpunkt iſt, in welchem alle Strahlen zuſammenlaufen, die Theorie der Pflanzenkultur enthält. Die Darſtellung klar u. gründlich, ſetzt aber einige wiſſenſchaftliche Bildung voraus.

a. **Unger**, Fr., Botaniſche Briefe. gr. 8. 10¾ B. Mit 2 Holzſchnitttaf. u. eingedr. Holzſchn. Wien 1852. 2 Thlr. 10 Sgr.

Ein ähnliches Buch wie Schleiden's Leben der Pflanze, ebenfalls von einem anerkannten Meiſter in ſeiner Wiſſenſchaft. Macht ſich zur Aufgabe, den Bau und das Leben des pflanzlichen Organismus, ſowie die Entwicklung und Verbreitung der Pflanzenwelt auf der Oberfläche der Erde in halb populärer, halb wiſſenſchaftlicher Weiſe von dem Standpunkt der neueſten Forſchungen aus dem gebildeten Publikum zu veranſchaulichen. Elegante Darſtellung und noch elegantere Ausſtattung mit 40 guten Holzſchnitten.

c. **Unger**, Fr., Verſuch einer Geſchichte der Pflanzenwelt. gr. 8. 23¾ B. Wien 1852. 2 Thlr. 28 Sgr.

Eine wiſſenſchaftlich gehaltene, aber in geiſtreicher Darſtellung ausgeführte Entwicklungsgeſchichte, die für jeden Gebildeten verſtändlich iſt. Die erſte Abtheilung handelt über Pflanzenreſte, beſonders Steinkohlen und Bernſtein, die zweite ſucht die vorweltlichen Pflanzen wiſſenſchaftlich einzutheilen, die dritte handelt über den Umfang der Floren der Vorwelt, die vierte ſchildert ihren Charakter nach den verſchiedenen geologiſchen Perioden.

a. **Unger**, Fr., Die Urwelt in ihren verſchiedenen Bildungsperioden. 14 landſchaftliche Darſtellungen von Kuwaſſeg, mit erläuterndem Text. Imp.-4. 14 Steintaf. mit 42 S. Text. München 1851. 16 Thlr.

Ein geniales, das vorige ergänzende Werk Unger's, dem ein ebenbürtiger Künſtler, in ſeine Ideen eindringend, den Pinſel geliehen hat. Die Bilder ſind in gelblichen und bräunlichen Tönen ausgeführt und geben die merkwürdigſten Anſchauungen einer untergegangenen Welt. Von Roſenkranz und Schleiden ſehr gerühmt.

a. **Roßmäßler**, E. A., Populäre Vorleſungen aus dem Gebiet der Natur. 1. Bd. Mikroſkopiſche Blicke in das Leben u. den inneren Bau der Gewächſe. Mit 15 lithographirten, meiſtens illumin. Tafeln. 8. 7¾ B. Leipzig 1852. 27 Sgr.

Intereſſante Mittheilungen aus der Pflanzenphyſiologie.

a. **Fechner**, Guſtav Theodor, Nanna oder das Seelenleben der Pflanzen. 8. 25¾ B. Leipzig 1848. 1 Thlr. 22 Sgr.

Ein geiſtreiches Buch, bei dem man aber oft in den Fall kommt zu zweifeln, ob es dem Verfaſſer Ernſt iſt, oder ob er ſcherzt. Wir finden oft wirklich ſehr feine Beobachtungen über das Pflanzenleben neben willkührlichen Spielereien.

a. **Seubert**, Mor., Die Pflanzenkunde gemeinfaßlich dargeſtellt. 2. durchgeſ. Abdr. 2 Bde. [Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik.] Mit zahlreichen in den Text eingedr. Holzſchn. [Prakt. Lehrbücher 8. u. 9. Bd.] 8. 41¼ B., mit 2 Steintaf., wovon 1 color. Stuttg. 1851. 2 Thlr. 12 Sgr.

Eine gute populäre Botanik.

c. **Goldmann**, J., Lehrbuch der Botanik für Gymnaſien, Real- u. Gewerbeſchulen. 1. Abth., Organographie, Anatomie u. Phyſiologie. Mit 4 lith. Taf. u. Abbild. im Text. gr. 8. 10½ B. Berlin 1852. 1 Thlr.

Keine eigentlich populäre, zur Lectüre geeignete Darſtellung, aber eine auch für Dilettanten, die ſich das Weſentliche der allgemeinen Botanik aneignen wollen, empfehlenswerthe Bearbeitung.

a. **Lindley**, John, Botanik für Damen, oder faßliche Einleitung in das Studium des natürlichen Syſtems der Pflanzenkunde. Mit 25 color. Taf. zur Erläuterung der Familien-Charaktere. 2. Aufl., nach der 4. Aufl. aus dem Engl. überſetzt. gr. 12. 41¾ B. Bonn 1849. 3 Thlr.

Anerkanntes Werk eines berühmten Botanikers.

a. **Fraas**, C., Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, ein Beitrag zur Geſchichte beider. gr. 8. 9¾ B. Landshut 1847. 22½ Sgr.

Ein für den Philologen und Alterthumsforſcher ſehr intereſſantes Buch, in welchem nachgewieſen wird, wie die Veränderung der Culturzuſtände im Orient und beſonders in Griechenland in engem Zuſammenhang ſtehe mit der Veränderung der Pflanzenwelt, und dieſe hinwiederum herbeigeführt worden ſei durch die Schickſale der Bewohner. Lebendige geiſtreiche Darſtellung.

Staatswiſſenſchaft.

Allgemeines.

c. **Stein,** Ludw., Syſtem der Staatswiſſenſchaft. I. Syſtem der Statiſtik, der Populationiſtik und der Volkswirthſchaftslehre. gr. 8. 36⅝ B. Stuttgart 1852. 3 Thlr.

Ein ſehr beachtenswerther Verſuch eines geiſtreichen Publiziſten, das ſtaatswirthſchaftliche Material neu zu organiſiren. Die Lehre vom Güterweſen wird als beſondere Disciplin von der allgemeinen Nationalökonomie ausgeſchieden. Vorherrſchend philoſophiſche Behandlungsweiſe, durch welche manche Punkte eine neue Beleuchtung bekommen, und ſolchen, die mit dem Stoff gehörig vertraut ſind, fruchtbare Anregung gegeben werden kann. Namentlich über Colliſion der Intereſſen werden beachtenswerthe Fragen aufgeworfen.

c. **Stuhr,** P. F., Vom Staatsleben nach platoniſchen, ariſtoteliſchen und chriſtlichen Grundſätzen. Eine ſtaatswiſſenſchaftliche Abhandl. 1. Thl. gr. 8. 21¼ B. Berlin 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine gute Darſtellung der ariſtoteliſchen und platoniſchen Politik. Ueber die chriſtliche werden nur Andeutungen gegeben; ein zweiter Theil ſollte die poſitiven Anſichten des Verfaſſers entwickeln, aber die Ausführung wurde durch ſeinen Tod verhindert.

c. **Riehl,** W. H., Die bürgerliche Geſellſchaft. gr. 8. 24⅞ B. Stuttg. 1851. 1 Thlr. 18 Sgr.

Der Verfaſſer ſucht den Grund der politiſchen Kriſis der letzten Jahre mehr in den ſocialen Gegenſätzen des Adels, Bürgerthums und Proletariats, als in den eigentlichen Verfaſſungsfragen, und will durch Beiträge zur Kenntniß der Volkszuſtände die Grundlage einer geſunden Politik ſchaffen helfen. Er ſchildert nun Bauern, Adel und Proletarier mit eindringender Schärfe der Beobachtung und durchaus geiſtreicher Auffaſſung. Seine Betrachtungen über den ſocialen Beruf der Ariſtokratie führen ihn zu dem Vorſchlag einer Wiederherſtellung des Adels, als einer ſelbſtändigen geſchloſſenen Corporation, doch ohne unbillige Vorrechte.

c. **Eiſenhart,** Hugo, Ueber den Beruf des Adels im Staate u. die Natur der Pairieverfaſſung ꝛc. gr. 8. 12⅛ B. Stuttgart 1852. 24 Sgr.

Apologie des Adels, der als ein unentbehrlicher Beſtandtheil der Geſellſchaft und eines geſunden Staatslebens nachgewieſen, aber auch als einer Reform bedürftig anerkannt wird. Von conſervativen Journalen mit Jubel aufgenommen, übrigens nicht bloß politiſche Tendenzſchrift, ſondern eine Arbeit von wiſſenſchaftlichem Werth.

c. **Bluntſchli,** Allgemeines Staatsrecht, geſchichtlich begründet. Lex.-8. 24¼ B. München 1851—52. 3 Thlr. 16 Sgr.

Eine recht brauchbare Ueberſicht der Politik, mit Beiziehung des geſchichtlichen Materials. Annäherung an den Standpunkt Stahl's, doch keine abgeſchloſſene Anſicht, daher keine principielle Durcharbeitung des Stoffes. Die geſchichtliche Partie des Buchs beſſer, als die poſitive Theorie der ſtaatsrechtlichen Probleme.

c. **Schubert,** F. W., Die Verfaſſungsurkunden u. Grundgeſetze der Staaten Europas, der nordamerikan. Freiſtaaten u. Braſiliens, welche gegenwärtig die Grundlage des öffentlichen Rechtes in dieſen Staaten bilden, erläutert. I. Bd. Großbritannien und Irland. Nordamerikaniſche Freiſtaaten. Frankreich. Lex.-8. 24¼ B. Königsb. 1848. 2 Thlr.

Daſſelbe. II. Bd. Frankreich (Fortſetz. als Republik), Spanien, Portugal, Niederlande u. Luxemburg. Belgien, Schweden u. Norwegen. Lex.-8. 27 B. ebend. 1850. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Univ. Bibl.

c. **Levita,** Carl, Die Volksvertretung in ihrer organ. Zuſammenſetzung im repräſentativen Staat der Gegenwart. gr. 8. 19½ B. Lpz. 1850. 1 Thlr. 18 Sgr.

Eine ſehr brauchbare Zuſammenſtellung der neueren Verfaſſungen, mit beſonderer Rückſicht auf die Wahlgeſetze. Die poſitiven Vorſchläge des Verfaſſers, wornach die Volksvertretung aus der Gemeinde und Bezirksvertretung hervorgehen ſoll, ſind minder glücklich.

c. Staatslexikon oder Encyclopädie der Staatswiſſenſchaften. Die p. 57 des Wegweiſers angekündigte neue Auflage in 12 Bänden iſt, vielfach bereichert, vollſtändig erſchienen. Das Neuhinzugekommene iſt auch beſonders herausgeg. in Supplementen, die 4 Bände (in 176¼ B.) umfaſſen. Altona 1846—49. Dieſe Supplemente koſten 8 Thlr. 26¼ Sgr.

a. Deutſche Vierteljahrsſchrift. 1—15. Jahrg. (à Jahrg. 4 Hefte.) gr. 8. Stuttg. 1838—1852. à 7 Thlr. 10 Sgr. (Jedes Heft iſt auch einzeln zu 1 Thlr. 25 Sgr. zu erlangen.)

Beſteht fort und beſpricht hauptſächlich die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands in conſervativem Sinne.

c. Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft, herausgeg. von Volz, Schüz, Fallati, Hoffmann, Göriz, Helferich u. R. Mohl. 1—8. Jahrg. (à 4 Hefte.) gr. 8. Tübingen 1844—52. à 4 Thlr. 20 Sgr.

Beſteht in früherer Weiſe fort und behandelt in Originalaufſätzen von wiſſenſchaftlicher Haltung wichtige Fragen des Staatslebens.

c. Archiv der politiſchen Oekonomie u. Polizeiwiſſenſchaft, von K. H. Rau und Gg. Hanſſen. 1—14. Bd. (à Bd. 3 Hefte) gr. 8. Heidelberg 1834—1851. à 2 Thlr. 15 Sgr.

Dauert in ſparſamen Heften fort und bringt theils Abhandlungen, theils Recenſionen.

Kirche.

c. **Haſe,** K., Die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche des deutſchen Reiches. 2. Aufl. 8. 30¼ B. Leipzig 1852. 1 Thlr.

Geſchichtliche Ueberſicht der Stellung der Kirche zum Staat, von der Reformation bis auf die Gegenwart; ſodann hiſtoriſche und kritiſche Beleuchtung der neueren, beſonders durch die Nationalverſammlung gemachten Vorſchläge und Verſuche, dieſe Verhältniſſe feſtzuſtellen. Eine der intereſſanteſten Schriften über dieſen Gegenſtand, in der alle neuere Kirchenfragen geiſtvoll u. mit treffendem Urtheil beſprochen werden. Zugleich ein ſehr brauchbares Handbuch der Kirchengeſchichte für die Jahre 1848—50.

c. **Ullmann,** C., Die bürgerliche und politiſche Gleichberechtigung aller Confeſſionen; die unbeſchränkte Freiheit der Sektenbildung; und die Trennung der Kirche vom Staat, im Zuſammenhange erwogen. gr. 8. 5¾ B. Stuttgart 1848. 12 Sgr.

Ein Votum gegen diejenigen, welche die religiöſe Freiheit in unbegrenzte Sekten- u. Unglaubensbefugniß ausdehnen und den Staat vom natürlichen Zuſammenhang mit dem religiöſen Leben losreißen wollen.

Rechtswiſſenſchaft.

c. **Ihering,** Rud., Geiſt des röm. Rechts auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwicklung. I. Thl. gr. 8. 21¾ B. Lpz. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine auch für den gebildeten Laien berechnete Charakteriſtik des römiſchen Rechts, von einem unſerer erſten Romaniſten aus der Schule Puchta's.

c. **Köſtlin,** Reinhold, Der Wendepunkt des deutſchen Strafverfahrens im 19. Jahrh., kritiſch u. geſchichtlich beleuchtet, nebſt ausführlicher Darſtellung der Entſtehung des Geſchwornengerichts. gr. 8. 25½ B. Tüb. 1849. 2 Thlr. 12 Sgr.

Schrift eines anerkannten Criminalrechtslehrers, welche unter allen wiſſenſchaftl. Behandlungen des Geſchwornengerichts am meiſten für einen größeren Leſerkreis ſich eignet. Anſprechende, leichte Darſtellung.

Nationalökonomie u. dgl.

c. **Mill**, John Stuart, Grundſätze der politiſchen Oekonomie, nebſt einigen Anwendungen auf die Geſellſchaftswiſſenſchaft. Aus dem Engl. überſ. u. mit Zuſätzen verſehen v. Ad. Soetbeer. 1. Bd. gr. 8. 39½ B. Hamburg 1852. 2 Thlr. 24 Sgr.

Der Verfaſſer nimmt Ad. Smith zu ſeinem Vorbild und ſtrebt ſo zu ſchreiben wie Smith in unſeren Tagen mit der ſo viel reicheren Kenntniß der geſchichtl. und ſtatiſtiſchen Materials geſchrieben haben würde. Die Darſtellung hat hiſtoriſche Fülle und eignet ſich deshalb auch für den, der nicht eigentlich Fachmann iſt. Die Ueberſetzung iſt genau und leſbar.

c. **Schirges**, Georg, Volkswirthſchaftliche Studien. gr. 8. 12 B. Frankf. a. M. 1852. 1 Thlr.

Eine Reihe Aufſätze und Abhandlungen, in welchen ein ehemaliger belletriſt. Schriftſteller die Fragen der ſocialen Wiſſenſchaft in trefflicher populärer Darſtellung mit Sachkenntniß beſpricht.

c. **Roſcher**, Wilh., Ueber Kornhandel u. Theuerungspolitik. Dritte ſtark verm. u. verb. Aufl. gr. 8. 10½ B. Stuttg. 1852. 21 Sgr.

Handelt über Eigenthümlichkeit des Kornhandels und der Kornpreiſe, Statiſtik des internationalen Kornverkehrs, unterſucht das Weſen der Theuerung, ihre Urſachen, Symptome u. Wirkungen und ſchildert den natürlichen Heilungsproceß, wobei der Nutzen des freien Kornhandels erwieſen und gegen die vielen Vorurtheile vertheidigt wird. Schließlich werden die etwaigen Verhütungs- und Milderungsmittel beſprochen. Die Darſtellung iſt auf das Verſtändniß jedes Gebildeten berechnet. Ein ſehr empfehlenswerthes Buch.

c. **Kieſſelbach**, W., Einleitung in die europäiſche Handelsgeſchichte. gr. 8. 8½ B. Ulm 1852. 24 Sgr.

Enthält mehr Erörterungen über Vorfragen, als Grundzüge zur Handelsgeſchichte, und ſtellt die bisher von Andern gewonnenen Reſultate zuſammen. Empfehlenswerthe Vorarbeit.

c. **Oechelhäuſer**, Wilh., Vergleichende Statiſtik der Eiſeninduſtrie aller Länder und Erörterung ihrer ökonomiſchen Lage im Zollverein. gr. 8. 23½ B. Berlin 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erſte Abtheilung dieſer ſehr verdienſtvollen Schrift führt S. 13—190 durch eine Statiſtik der Eiſenerzeugung, zu einer richtigen Auffaſſung ſtatiſtiſcher Thatſachen und zur Orientirung in den betreffenden ökonomiſchen Streitfragen. Die zweite Abtheilung erörtert den Eiſenhüttenbetrieb im Zollverein und ſeinen wichtigſten Concurrenzländern und vertheidigt die handelspolitiſchen Maaßregeln, welche der Zollverein zum Schutze deſſelben ergriffen hat, ſetzt die Urſachen und den Thatbeſtand der gegenwärtigen Eiſenvertheuerung auseinander und gibt Mittel und Wege an, die Selbſtkoſten des inländiſchen Eiſens zu erniedrigen und die in einzelnen Theilen Deutſchlands gänzlich verlorene Concurrenzfähigkeit wiederherzuſtellen.

c. **Miſchler**, Peter, Das deutſche Eiſenhüttengewerbe vom Standpunkt der Staatswirthſchaft. Mit Benutzung amtl. Quellen. 1. Bd. gr. 8. 39 B. Stuttgart 1852. 2 Thlr. 16 Sgr.

Der Verfaſſer geht von der Vorausſetzung aus, daß Deutſchland in der Eiſenproduction ſich ſelbſt genügen ſoll, und behandelt in dieſer Beziehung ſeinen Gegenſtand mit zweckmäßiger Ausführlichkeit.

Das erſte Buch des vorliegenden Bandes handelt von der ſtaatswirthſchaftlichen Wichtigkeit der Eiſengewinnung; das zweite giebt eine Statiſtik der Eiſeninduſtrie im Zollvereinsgebiet.

c. **Kotelmann**, Alb., Vergleichende ſtatiſtiſche Ueberſicht über die landwirthſchaftlichen u. induſtriellen Verhältniſſe Oeſtreichs u. des deutſchen

Zollvereins, ſowie ſeiner einzelnen Staaten. Nach amtlichen Quellen. gr. 8. 18½ B. Berlin 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine ſehr verdienſtliche und mühevolle Schrift, welche nachweiſt, welch großer Unterſchied der Productions- und Conſumtionsverhältniſſe zwiſchen Oeſtreich und dem deutſchen Zollverein beſtehe. Es geht daraus hervor, wie gewagt eine Losreißung der ſüd- und mitteldeutſchen Staaten vom Zollverein, zum Behuf einer einſeitigen Verbindung mit Oeſtreich wäre.

c. **Loebe**, William, Encyclopädie der geſammten Landwirthſchaft, der Staats-, Haus- und Forſtwirthſchaft und der in die Landwirthſchaft einſchlagenden techniſchen Gewerbe und Hilfswiſſenſchaften. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Geſellſchaft ausgezeichneter Landwirthe. Mit vielen eingedr. Holzſchn. 1—5. Bd. (A bis T.) gr. 8. 198½ B. Leipzig 1850—52. 12 Thlr. 15 Sgr.

Ein reichhaltiges Werk, das für Gutsbeſitzer u. wirthſchaftl. Beamte ſehr zu empfehlen iſt.

c. **Fraas**, C., Geſchichte der Landwirthſchaft, oder geſchichtl. Ueberſ. der Fortſchritte landwirthſch. Erkenntniſſe in d. letzten 100 Jahren. gr. 8. 38½ B. Prag 1852. 4 Thlr.

Ein an Material und Gedanken reiches Werk, das aber inſofern den Erwartungen, die man von dem Verf. hegte, nicht ganz entſprochen hat, als es Klarheit und gehörige Verarbeitung des Stoffes vermiſſen läßt. Hat den Preis der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft in Prag erhalten.

c. **Otto**, Fr. Jul., Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthſchaftl. Gewerbe. 3. umgearb. u. ſehr verm. Aufl., bearb. unter Mitwirkung von Karl Siemens. Mit zahlr. in den Text eingedr. Holzſchn. 10 Lief. gr. 8. 61½ B. Braunſchweig 1848—50. 5 Thlr.

Ausführlicher und bewährter Rathgeber für dieſe landwirthſchaftlichen Etabliſſements.

c. **Malortie**, C. E. v., Der Hofmarſchall. Handbuch zur Einrichtung u. Führung eines Haushaltes. 2. verm. Aufl. gr. 8. 30 B. u. 2 Pläne. Hannover 1846. 3 Thlr.

Ziemlich ernſte Darſtellung einer Hofhaltung bis in die minutiöſeſten Details, zugleich aber intereſſant als Beiſpiel einer Haushaltungskunſt, das mancher Privathaushaltung zum Muſter dienen könnte.

d. Die wirthſchaftliche Erziehung u. d. Lebensaufgabe der Hausfrau. 2 Bde. 8. 30½ B. Eleg. carton. Leipzig 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Practiſche und von einer Hausfrau anziehend geſchriebene Anleitung zur Führung einer Haushaltung. Keine pſychologiſche Bemerkungen. Paſſendes Feſtgeſchenk.

Alterthumskunde.

Allgemeines.

f. Realencyclopädie der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung. Begründet durch A. Pauly, nach deſſen Tode fortgeſetzt u. beendigt von Chr. Walz und W. S. Teuffel. 6 Bde. gr. 8. 695 B. Stuttgart 1841—52. 45 Thlr. 20 Sgr.

G. Wegweiſer p. 68. Eine reiche Fundgrube vielſeitigen Wiſſens, die Jedem, der ſich mit Alterthumskunde ernſtlich beſchäftigt, unentbehrlich iſt, und auch dem Dilettanten willkommene Hülfsmittel bietet. Umfaßt alle Zweige dieſer Wiſſenſchaft, mit Ausnahme der Grammatik, Kritik und Auslegungskunſt. Die Artikel über die einzelnen Gegenſtände ſind ſo behandelt, daß der jetzige Stand der Forſchung dargeſtellt wird, auch ſind die Quellen und die neuere Literatur angeführt, ſo daß derjenige, welcher weiter forſchen will, eine vollſtändige Ueberſicht der zu benutzenden Hülfsmittel gewinnen kann.

c. **Bäumlein**, W., Die Bedeutung der klaſſiſchen Studien für eine ideale Bildung. gr. 8. 4¾ B. Heilbronn 1849. 8 Sgr.

Eine warme Apologie der klaſſiſchen Studien von einem bewährten Schulmanne. Gefällige, von dem wohlthätigen Einfluß der klaſſiſchen Bildung zeugende Darſtellung.

c. **Herbſt**, Wilhelm, Das klaſſiſche Alterthum der Gegenwart. Eine geſchichtliche Betrachtung. gr. 8. 14½ B. Leipzig 1852. 1 Thlr.

Nachweiſung der Wichtigkeit, welche eine gründliche Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums auch noch für unſere Zeit hat. Vorſchläge zu Reformen dieſer Studien in der Art, daß der Unterricht mehr mit dem Materiellen in Verbindung geſetzt werden und darauf hingearbeitet werden ſoll, zu einer Geſammtanſchauung des Alterthums zu führen. Entſchiedene Bevorzugung des Griechiſchen vor dem Römiſchen. Ein gedankenreiches, Jugendlehrern und reiferen Jünglingen ſehr zu empfehlendes Buch, das zugleich ein wichtiger Beitrag zur Charakteriſtik der wiſſenſchaftlichen Zeitrichtungen iſt.

Literaturgeſchichte.

c. **Bernhardy**, G., Grundriß der griechiſchen Literatur, mit einem vergleichenden Ueberblick der römiſchen. 2. Aufl. Bd. 1: Innere Geſchichte der griechiſchen Literatur. gr. 8. 42⅞ B. Halle, 1852. 3 Thlr.

Erſte Auflage, 2 Bände, ſ. Wegweiſer p. 69.

c. **Bernhardy**, G., Grundriß der römiſchen Literatur. Zweite Bearbeitung. gr. 8. 45¼ B. Halle 1850. 4 Thlr.

S. Wegweiſer p. 70. Beide Werke, beſonders das letztere, geben eine neue Bearbeitung, bei welcher nicht nur das Material bereichert, ſondern auch der Stil weſentlich verbeſſert iſt.

Antiquitäten.

c. **Hermann**, K. F., Lehrbuch der griechiſchen Antiquitäten. Erſter Th. ſ. Wegweiſer p. 71. Zweiter Th.: Lehrbuch der gottesdienſtlichen Alterthümer d. Griechen. gr. 8. Heidelberg 1846. 2 Thlr. Dritter Th.: Lehrbuch der griech. Privatalterthümer mit Einſchluß der Rechtsalterthümer. gr. 8. 23½ B. ebend. 1850—52. 2 Thlr. (Complet 6 Thlr.)

Anerkanntes Werk.

b. **Böckh**, Aug., Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Ausg. 2 Bde. mit 21 Beilagen. Nebſt Verbeſſerungen, Nachträgen u. Regiſter. gr. 8. 104½ B. Berlin 1851. 7 Thlr.

Erſte Auflage ſ. Wegweiſer p. 71

b. **Müller**, K. Otfr., Handbuch der Archäologie der Kunſt. 3. verb. Aufl. von F. G. Welcker. gr. 8. 69¾ B. Breslau 1848. 3 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Auflage ſ. Wegweiſer p. 75.

c. **Wieſeler**, Fr., Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenweſens bei den Griechen u. Römern. Mit 14 Kupfertaf. Fol. 30½ B. Göttingen 1851. 3 Thlr. 20 Sgr.

Zweckmäßige Auswahl der wichtigſten Denkmäler mit Beſchreibungen, die, aus größtentheils nicht allgemein zugänglichen Werken entnommen, nach eigener Anſchauung von Sachkennern verfaßt ſind.

c. **Rüſtow**, W. (ehem. preuß. Genieofficier), und **Köchly**, H. (Prof. d. griech. u. röm. Litt. in Zürich), Geſchichte d. griech. Kriegsweſens von der älteſten Zeit bis auf Pyrrhos ꝛc. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzſchnitten und 6 lithogr. Tafeln. gr. 8. 28¾ B. Aarau 1852. 2 Thlr. 24 Sgr.

Ein Offizier und ein Philologe verbanden ſich, um einen ſehr wichtigen Theil der griech. Alterthumskunde ins Klare zu ſetzen, was ihnen auch ganz gut gelungen iſt. Die Darſtellung, klar und anſchaulich, iſt für jeden Gebildeten verſtändlich. Ausſtattung gut.

a. **Becker**, W. A., Gallus oder römiſche Scenen aus der Zeit des Kaiſer Auguſtus. 2. ſehr verm. Ausgabe von W. Rein. 3 Bde. Mit 2 lith. Taf. u. 26 eingedr. Holzſchn. gr. 8. 56 B. Lpz. 1849. 5 Thlr. 15 Sgr.

Erſte Ausgabe ſ. Wegweiſer p. 72.

a. **Jacob**, Fr., Horaz u. ſeine Freunde. 8. 13½ B. Berlin 1852. 26 Sgr.

Schilderung der ſocialen und literariſchen Welt zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, in Form eines Romans. Lebendige, friſche Darſtellung, welche die alte Welt uns nahe bringt. Eignet ſich ganz zum Geſchenk für gereifte Jünglinge von klaſſiſcher Bildung.

c. **Heffter**, M. W., Die Religion der Griechen u. Römer, der Aegypter, Indier, Perſer und Semiter. 2. ſehr verm. und vervollſtändigte Ausg. 1. Bd. gr. 8. 37½ B. Brandenburg 1848. 2 Thlr.

Erſte Auflage ſ. Wegweiſer p. 77.

b. **Laſſen**, Chr., Indiſche Alterthumskunde. I. Bd.: Geogr. u. d. ält. Geſchichte. II. Bd.: Geſchichte von Buddha bis auf die Guptakönige. gr. 8. 133⅞ B. Bonn 1847—49. 52. 13 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 78.

c. **Layard**, A. H., Niniveh und ſeine Ueberreſte. Nebſt einem Berichte über einen Beſuch bei den chaldäiſchen Chriſten in Kurdiſtan und den Jezidi oder Teufelsanbetern; ſowie eine Unterſuchung über die Sitten und Künſte der alten Aſſyrier. Deutſch von Nic. Nap. W. Meißner. Mit 94 Illuſtr., 6 Plänen u. 1 Karte. gr. 8. 30 B. Leipzig 1850. 6 Thlr.

Eine klare einfache Darlegung der Hauptergebniſſe von den wichtigen Entdeckungen des Verfaſſers, die ein ganz neues Licht auf die alte Geſchichte werfen.

Länder- und Völkerkunde.

Allgemeines.

f. **Ritter**, Carl, Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geſchichte. S. Wegweiſer p. 79: Th. I—XII. Fortſetzung Th. XIII. XIV. XV. 1. 2. XVI. 1: Weſtaſien. gr. 8. 294¾ B. Berlin 1847—48. 1850—52. 19 Thlr. 20 Sgr.

c. **Ritter**, Carl, Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie u. Abhandlungen zur Begründung einer mehr wiſſenſchaftl. Behandlung der Erdkunde. gr. 8. 15½ B. Berlin 1852. 1 Thlr.

Eine Sammlung von Abhandlungen, welche vom Jahre [illegible] — [illegible] in den Abhandlungen der Berliner Akademie erſchienen ſind und die leitenden Ideen zu Ritter's Auffaſſung der Geographie enthalten.

b. **Handbuch der Geographie und Statiſtik für die gebildeten Stände**, begründet durch C. G. D. Stein und Ferd. Hörſchelmann. Neu bearb. von J. E. Wappäus. 7. Aufl. I. Theil. Lief. 1—3. Allgemeiner Theil. Amerika. Lex.-8. 31⅞ B. Lpz. 1849—50. 2 Thlr. 4 Sgr.

Ein altes bewährtes Werk wird hier in völlig umgearbeiteter Geſtalt geboten, in welche die Ergebniſſe der neueren wiſſenſchaftlichen Erdkunde in ſorgfältiger und zweckmäßiger Verarbeitung einverleibt ſind. Nach den vorliegenden Anfängen läßt ſich erwarten, daß wir damit ein ſehr gutes Handbuch der Geographie bekommen werden, das unter den vorhandenen wohl den erſten Platz einnehmen dürfte.

a. Reiſen- u. Länderbeſchreibungen der älteren und neueſten Zeit. Herausgegeben von E. Widemann und H. Hauff.

Lief. 32: **Harris**, Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa. Abth. II. gr. 8. 38⅜ B. Stuttgart 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Lief. 33 u. 34: Die Entdeckungsexpedition der vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842 unter Charles Wilkes. Von ihm ſelbſt beſchrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt überſetzt. 2 Bde. gr. 8. 55⅜ B. ebend. 1848. 50. 3 Thlr. 12 Sgr.

Lief. 35: **Moritz Wagner**, Reiſe nach dem Ararat u. dem Hochland Armenien. gr. 8. 21⅜ B. ebend. 1848. 1 Thlr. 18 Sgr.

(Preis der 1—35. Lief. 51 Thlr. 22 Sgr.)

Die früheren Lieferungen ſ. Wegweiſer p. 98 und 94.

a. **Külb**, Ph. Hedw., Länder- und Völkerkunde in Biographien. 4 Bde. gr. 8. 188⅞ B. Berlin 1845—52. 8 Thlr. 22½ Sgr.

Bd. I enthält die Geſchichte der Erdkenntniß der Alten;

Bd. II die Entdeckungen in Amerika von 1492—1530 und die in Oceanien und den Polarmeeren von 1520—1768;

Bd. III u. IV eine Gallerie der wichtigeren Reiſen, welche von der Mitte des 16. Jahrhunderts an in Aſien, Afrika und Amerika und den Nordpolargegenden und von Cook an in Oceanien und den Südpolargegenden ausgeführt worden ſind. Die neueſten Reiſen ſind nicht in den Kreis der biographiſchen Bearbeitung gezogen, dagegen am Schluß die Hauptergebniſſe überſichtlich zuſammengeſtellt.

Die Aufgabe mit zweckmäßiger Anordnung, Auswahl und anſprechender Darſtellung ausgeführt. S. Wegweiſer p. 88 und Volksſchriftenwegweiſer Nr. 720.

a. **Berghaus**, H., Die Völker des Erdballs nach ihrer Abſtammung und Verwandtſchaft und ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht geſchildert. 2 Bde. (od. 30 Lief.) Lex.-8. 50 B. u. 122 color. Taf. Leipzig u. Brüſſel 1845—47. 16 Thlr. 20 Sgr.

(Eine neue, nur hie und da durch einige neue Tafeln verm. Ausg. iſt mit d. Jahre 1852 begonnen worden und bereits bis zur 10. Lief. [zu dem Preis der 1. Aufl.] erſchienen.)

Unterhaltende Lectüre, die manches Intereſſante bietet.

a. **Heinzelmann**, Friedr., Die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundſchau der wichtigſten neueren Land- und Seereiſen für das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände, auf Grund des Reiſewerkes von Dr. Wilh. Harniſch dargeſtellt und herausgegeben. Bis jetzt 10 Bände. gr. 8. Leipzig 1847—52.

Bd. I. Reiſebilder und Skizzen aus Dänemark, Schweden und Norwegen. Mit einer Anſicht von Kopenhagen, einer Karte von Skandinavien u. mit Plänen von Stockholm u. Kopenhagen. 24 B. 1847. 1 Thlr.

Bd. II. Reiſe nach Färö, Island, Sibirien und den Nordpolarländern. Mit einer Anſicht des Nordcap, einer Karte von Island u. einer Karte vom Botniſchen Meerbuſen. 29⅛ B. 1848. 1 Thlr.

Bd. III. Reiſen durch Belgien, Holland und Großbritannien. Mit Anſichten von London u. von Sommerſethouſe in London, einer Karte von Großbrit. nebſt Plan v. London. 33¾ B. 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bd. IV. Reiſen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebſt einem Ausfluge nach Canada, ſo wie nach dem Felſengebirge, und nach dem Oregongebiet u. Californien. Mit einer Anſicht des Niagarafluſſes u. einer Karte der Verein. Staaten von Nordamerika. 28¾ B. 1848. 1 Thlr.

Bd. V. Reiſebilder und Skizzen aus Frankreich. Mit einer Anſicht des Stadthauſes zu Paris und einem großen Plan von Paris. 24 B. 1850. 1 Thlr.

Bd. VI. Reiſen nach dem Südpol und Oceanien nach J. Dumont d'Urville. Nebſt Reiſen auf Neuholland und Tasmanien. Mit einer Anſicht aus Borneo und 1 Karte. 34¾ B. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bd. VII. Reiſebilder u. Skizzen aus der pyrenäiſchen Halbinſel, nebſt Blicken auf Texas, Neu-Mexico und Californien. Mit einer Anſicht von der Alhambra in Granada u. einer Karte von Texas nebſt den angrenzenden Theilen Neu-Mexico's. 30¼ B. 1851. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bd. VIII. Reiſen in Südamerika und Weſtindien. Mit einem Stahlſtich und einer Karte. 33½ B. 1851. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bd. IX. Reiſebilder u. Skizzen aus Italien, Sardinien u. Sicilien. Mit einem Stahlſtich u. einer Karte. 36¼ B. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bd. X. Reiſen in Afrika, durch die Länder der Nordküſte und die Sarah, Senegambien, den Sudan, beide Guineas und das Gebiet des Südens. Mit einem Stahlſtich und einer Karte. 32½ B. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eines der beſten umfaſſenderen geographiſchen Werke, in welchem die neueren Reiſebeſchreibungen zu einem Ganzen und unterhaltendem Leſebuche verarbeitet ſind. Geſchick und Geſchmack in der Zuſammenſtellung, ſo daß Natur, Völkerleben und geſchichtliche Denkmale gleichmäßig zur Anſchauung gebracht werden. S. a. „Bernhardi Wegweiſer" Nr. 743.

Statiſtik.

b. **Schubert,** F. W., Handbuch der allgem. Staatenkunde von Europa. Bd. I u. II. Thl. 1 ſ. Wegweiſer p. 84. II. Abth. II. Thl. 1. Bd. u. 2. Bd. 1. Abth.: Der preußiſche Staat. gr. 8. 52½ B. Königsb. 1846. 48. 3 Thlr. 22 Sgr.

Das bisher erſchienene Werk 16 Thlr. 2 Sgr.

c. **Reden,** Fr. v., Vergleichende Kultur-Statiſtik der Gebiets- und Bevölkerungsverhältniſſe der Großſtaaten Europa's. N. A. gr. 8. 27½ B. Berlin 1848. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Bruchſtück eines größeren, nicht erſchienenen Werkes. Eine mit großem Fleiß und Geſchick gemachte Compilation, die aber manche auffallende Lücken hat.

b. **Hübner,** O., Jahrbuch für Volkswirthſchaft u. Statiſtik. Mit 1 Beil. (Hübner's ſtatiſt. Tafel aller Länder der Erde.) gr. 8. 23¾ B. Leipzig 1852. 2 Thlr.

Erſter Jahrgang eines dem annuaire de statistique nachgebildeten Handbuchs, überaus reichhaltig und fleißig geſammelt. Vorherrſchend freihändleriſcher Standpunkt.

Reiſebeſchreibungen.*)

a. **Bille's,** Steen, Bericht über die Reiſe der Corvette Galathea um die Welt, in den Jahren 1845, 46 u. 47. Aus dem Däniſchen überſetzt und theilweiſe bearbeitet von W. v. Roſen. Mit 7 Lithographien und einer Karte. 2 Bde. gr. 8. 62¾ B. Kopenhagen 1852. 7 Thlr. 12 Sgr.

---

*) Die Reiſebeſchreibungen einzelner Länder ſ. bei dieſen.

Beſchreibung einer ſehr intereſſanten, an mancherlei Entdeckungen reichen Weltumſeglung. Einfache, aber belebte Darſtellung und gute Ueberſetzung, welche die wiſſenſchaftlichen Excurſe zweckmäßig abkürzt.

c. **Roß**, James Clark, Entdeckungsreiſe nach dem Süd-Polarmeere in den Jahren 1839—1843. Deutſch von Jul. Seybt. Mit 1 Abbild. und 1 Karte. gr. 8. 27½ B. Leipzig 1847. 2 Thlr. 15 Sgr.

Beſonders reich an phyſikaliſchen Beobachtungen, übrigens auch ſonſt intereſſant zu leſen.

a. **Barth**, H., Wanderungen durch die Küſtenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den J. 1845—47. 1. Bd. Das nordafrik. Geſtadeland. Mit 1 Karte. gr. 8. 37½ B. Berlin 1849. 4 Thlr.

Reiſe eines jungen Philologen, der mit gründlichen Kenntniſſen und materiellen Reiſemitteln gut ausgeſtattet, ſehr intereſſante Beobachtungen für Geſchichte, Geographie und Völkerkunde machte, zuletzt aber das Mißgeſchick hat, von Beduinen ſeiner Papiere beraubt zu werden. Dennoch weiß er des Intereſſanten viel mitzutheilen, nur ſchade, daß er es in einem gar ſchwerfälligen Stil thut.

a. **Kohl**, J. G., Reiſe nach Iſtrien, Dalmatien und Montenegro. 2 Bde. gr. 8. 67½ B. Dresden 1851. 5 Thlr.

Dieſe minder bekannten Gegenden wird man gern an der Hand des kundigen Reiſenden und anmuthigen Erzählers durchwandern.

a. **Wickede**, Julius v., Aus dem Leben eines Touriſten. Reiſeſkizzen aus Algerien, Frankreich ꝛc. gr. 8. 21½ B. Altona 1852. 1 Thlr.

Unterhaltende Erzählungen eines ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Offiziers, der beſonders über das Leben der Franzoſen in Algier intereſſante Mittheilungen macht.

a. **Bellermann**, Chr., Erinnerungen aus Südeuropa. Geſchichtl., topograph. und literar. Mittheilungen aus Italien, dem ſüdl. Frankreich, Spanien u. Portugal. Mit 1 lithogr. Zeichnung. 8. 19½ B. Berlin 1851. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Enthält anziehende Schilderungen einiger ſiciliſchen Städte und Gibraltars, ſowie auch eine Ueberſicht der römiſchen Alterthümer Portugals.

a. **Gelzer**, H., Proteſtantiſche Briefe aus Südfrankreich u. Italien. gr. 8. 19½ B. Zürich 1852. 1 Thlr. 24 Sgr.

Reiſebriefe von mannichfaltigem Inhalt, mit beſonderer Berückſichtigung der kirchlichen Verhältniſſe.

Univerſalgeſchichte.

a. **Ehrenfeuchter**, Friedr., Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit, beſonders in ethiſcher Beziehung. In Umriſſen dargeſtellt. 8. 16½ B. Heidelberg 1845. 1 Thlr.

Chriſtliche Auffaſſung, an Fr. Schlegel's Philoſophie der Geſchichte erinnernd, nur ins Proteſtantiſche überſetzt.

c. **Leo**, Heinr., Lehrbuch der Univerſalgeſchichte. 1. Bd. 3. Aufl. gr. 8. 53½ B. Halle 1849. 2 Thlr. 18¾ Sgr. 2. Bd. 53½ B. ebend. 1851. 2 Thlr. 18¾ Sgr.

Erſte Aufl. ſ. Wegweiſer p. 99. Bis jetzt ſind nur die 2 erſten Bände der dritten Aufl. erſchienen. Im Princip unverändert, dagegen mit neueren Forſchungen bereichert.

c. **Schloſſer**, F. C., Weltgeſchichte für das deutſche Volk. Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet von G. L. Kriegk. 1—12. Bd. gr. 8. 388½ B. Frankfurt a. M. 1844—52. 10 Thlr.

S. Wegweiſer p. 100. Die 8 erſten Bände ſind ein von Kriegk bearbeiteter Auszug aus den beiden Werken Schloſſer's über die alte Welt und das Mittelalter, mit Ausfüllung der Lücken und Hinzufügung der Abſchnitte über Literatur, aus Schloſſers Heften entnommen. Die Schloſſeriſche Auffaſſung iſt durchaus beibehalten, theilweiſe auch ſogar ſeine Ausdrucksweiſe. Vom 9. Band bis zum 12., welcher erſt bis Ende des 16. Jahrhunderts reicht, iſt das Werk von Schloſſer ſelbſt geſchrieben und von Kriegk revidirt. Das Eigenthümliche des Werkes iſt die Feſthaltung einer ſittlichen Weltanſicht, welcher der Fortſchritt der humanen Bildung als die Hauptſache gilt; dagegen tritt der eigentlich hiſtoriſche Standpunkt, der jede Zeit nach ihrem eigenen Maßſtab mißt, und das nationale Intereſſe, das jedem Volk ſeine eigene Berechtigung gewährt, mehr zurück. Da ſomit die Geſchichte nicht nach Ideen und geiſtigen Richtungen angeordnet iſt, ſo läßt ſich zuweilen ein organiſirendes Princip vermiſſen und die Darſtellung macht den Eindruck einer zufälligen Aneinanderreihung von Begebenheiten. Das Buch hat aber andererſeits dadurch großen Werth, daß es der Ausdruck einer Perſönlichkeit iſt, welche die ganze Maſſe des weltgeſchichtlichen Stoffes beherrſcht und mit ſcharfer Auffaſſung beurtheilt.

a. **Weber**, G., Lehrbuch der Weltgeſchichte mit Rückſicht auf Cultur, Literatur und Religionsweſen, und einem Abriß der deutſchen Literaturgeſchichte als Anhang, für höhere Schulanſtalten und zur Selbſtbelehrung. 2 Bde. 5. verb. und bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. gr. 8. 82½ B. Leipzig 1852. 3 Thlr. 15 Sgr.

Klare verſtändige Auffaſſung, geſchickte Heraushebung deſſen, was für die Gegenwart Intereſſe hat. Die Literaturgeſchichte und der ganze Standpunkt ſchließt ſich an die Anſichten von Gervinus an.

a. **Dittmar**, Heinr., Die Geſchichte der Welt vor und nach Chriſtus. Bis jetzt I. II. III. Bd. I. II. Hälfte. 1. 2. Lief. IV. Bd. I. Hälfte. 1. Lief. gr. 8. 201½ B. Heidelberg 1846—52. 8 Thlr. 14½ Sgr.

S. Wegweiſer p. 101 und „Bernhardi's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften“ Nr. 788.

Vertritt im Gegenſatz zu Schloſſer und Weber, welche mehr die freiere humaniſtiſch religiöſe Anſicht ausprägen, den poſitiv chriſtlichen Standpunkt.

a. **Raumer**, Fr. v., Hiſtoriſches Taſchenbuch. Seit 1830. Wird fortgeſetzt u. enthält fortwährend werthvolle Beiträge. S. Wegweiſer p. 102.

In den Jahrgängen 1850 und 51 ſind beſonders beachtenswerth zwei Abhandlungen von Schaumann über den Wiener und Karlsbader Congreß, und eine Geſchichte der deutſchen Seemacht, beſonders der Hanſa, von Barthold.

c. Allgem. Zeitſchrift für Geſchichte. Herausg. von W. A. Schmidt. 1—5. Jahrg. à 12 Hefte. gr. 8. Berlin 1844—48. à Jahrg. 6 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 103. Hat in Folge der Bewegungen des Jahres 1848 aufgehört.

Alte Geſchichte.

a. **Duncker**, Max, Geſchichte des Alterthums. 1. Bd. gr. 8. 30¾ B. Berlin 1852. 2 Thlr.

Das unermeßliche Material der altorientaliſchen Geſchichte, das durch die neuere Forſchung und ihre Ergebniſſe eine ſo große und intereſſante Bereicherung gewonnen hat, iſt hier in klarer überſichtlicher Darſtellung verarbeitet, mit nüchternem Geiſte der Kritik die Maſſe geſichtet und in großen treffenden Zügen das Bedeutende und Eigenthümliche in dem Leben jener Völker charakteriſirt. Der vorliegende Band umfaßt die Geſchichte der Aegypter, Aſſyrer und Juden bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft. — Das ganze Werk, deſſen erſter Band hier vorliegt, ſoll 4 Bände umfaſſen.

c. **Löbell**, J. W., Weltgeſchichte in Umriſſen und Ausführungen. I. Bd. gr. 8. 39 B. Leipzig 1846. 2 Thlr.

Band I geht bis zu den Anfängen der griechiſchen Geſchichte. Gute Darſtellung, für eine höhere Stufe des gebildeten Publikums berechnet. Scheint nicht weiter fortgeführt zu werden.

b. **Ewald**, H., Geſchichte des Volkes Israel bis Chriſtus. III. Bd. erſte Hälfte. gr. 8. 30⅜ B. Göttingen 1847. 1 Thlr. 20 Sgr. III. Bd. zweite Hälfte. gr. 8. 36½ B. ebend. 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Anhang zum zweiten Band: Alterthümer des Volkes Israel. gr. 8. 25⅞ B. ebend. 1848. 1 Thlr. 15 Sgr. (Geſammtpreis mit Anh. 9 Thlr. 20 Sgr.)

S. Wegweiſer p. 108. Vollendet.

a. **Raumer**, Friedr. v., Vorleſungen über die alte Geſchichte. 2 Bde. 2. umgearb. Aufl. gr. 8. 69⅜ B. Leipzig 1847. 5 Thlr. 20 Sgr.

Ein ſchon vor 36 Jahren in erſter Aufl. erſchienenes Werk. Geſchmackvolle Darſtellung, die den richtigen Eindruck von der antiken Welt gibt, aber mit Ausnahme der indiſchen Geſchichte nicht ganz auf der Höhe der neueren Forſchungen ſteht. Die römiſche Geſchichte iſt ausgeſchloſſen.

a. **Roth**, C. L., Leſebuch zur Einleit. in die Geſchichte. 3 Bde. I. Griech. Geſchichte. II. u. III. Römiſche Geſchichte. gr. 8. 129⅜ B. Nürnberg 1839—47. 4 Thlr. 17½ Sgr.

S. Wegweiſer p. 104.

c. **Niebuhr**, B. G., Vorträge über alte Geſchichte, an der Univerſität zu Bonn gehalten. Herausgegeben von M. Niebuhr.

Bd. I. Der Orient bis zur Schlacht von Salamis. Griechenland bis auf Perikles. gr. 8. 29⅜ B. Berlin 1847. 1 Thlr. 25 Sgr.

Bd. II. Griechenland bis zur Niederlage des Agis bei Megalopolis. gr. 8. 32⅜ B. ebend. 1848. 2 Thlr. 5 Sgr.

Bd. III. Die makedoniſchen Reiche. Helleniſirung des Orients. Untergang des alten Griechenlands. Die römiſche Weltherrſchaft. gr. 8. 48½ B. Mit ausführl. Regiſter. ebend. 1851. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Zwar kein Werk tiefer gründlicher Forſchung mit neuen Reſultaten, wie desſelben Verfaſſers römiſche Geſchichte, aber ein klarer Ueberblick der Entwicklung des helleniſchen Volkes, reich an Ideen und intereſſanten Geſichtspunkten.

a. **Niebuhr**, B. G., Vorträge über die römiſche Geſchichte, an der Univerſität zu Bonn gehalten. Herausgeg. von M. Isler. 3 Bde. 6 Thlr.

Bd. I. Von der Entſtehung Roms bis zum Ausbruch des erſten puniſchen Kriegs. gr. 8. 38 B. Berlin 1846. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bd. II. Vom erſten puniſchen Krieg bis zu Pompejus erſtem Conſulat. gr. 8. 26⅛ B. ebend. 1847. 1 Thlr. 20 Sgr.

Bd. III. Von Pompejus erſtem Conſulat bis zum Untergang des abendländiſchen Reiches. 29⅝ B. ebend. 1848. 1 Thlr. 25 Sgr.

Ein mehr populärer Ueberblick, welcher das gelehrte Werk des Verfaſſers über die ältere römiſche Geſchichte weſentlich ergänzt.

c. **Grote**, Georg, Geſchichte Griechenlands. Nach der 2. Aufl. aus dem Engl. übertr. von N. N. W. Meißner. I. Bd., 1. u. 2. Abth. II. Bd., 1. u. 2. Abth. gr. 8. 101⅞ B. Mit Karten. Leipzig 1850—52. 11 Thlr. 7½ Sgr.

Ein umfaſſendes Werk, das im engl. Original bereits 8 Bände hat und mit ſorgfältiger Benutzung der neueren, namentlich auch deutſchen Forſchungen, eine ausführliche Erzählung der ſo inhaltreichen griech. Geſchichte gibt. Der Verf., ein Londoner Bankier u. einſtiges Parlamentsmitglied, faßt die Dinge nicht mit dem Auge eines gelehrten Philologen, ſondern mit dem geſunden Blicke eines modernen Staatsbürgers auf. Die Darſtellung, etwas breit u. trocken, erreicht die bisher. Kunſt eines Macaulay, mit dem man Grote ſchon zuſammengeſtellt hat, bei weitem nicht. Die Ueberſetzung iſt etwas ſchwer u. ungelenk, der Preis bei der nicht gerade ſchönen Ausſtattung ziemlich hoch.

c. **Nitzſch**, K. W., Die Gracchen u. ihre nächſten Vorgänger. Vier Bücher römiſcher Geſchichte. gr. 8. 29 B. Berlin 1847. 2 Thlr.

Eines der beſten Werke ſeit Niebuhr über die Geſchichte der römiſchen Republik. Die Lage des römiſchen Bauernſtandes und die reformatoriſchen Verſuche der römiſchen Staatsmänner treten hier zum erſten Mal in ein helleres Licht.

c. **Haltaus**, Karl, Geſchichte Roms vom Anfang des erſten puniſchen Krieges bis zu dem Ende des puniſchen Söldnerkrieges. I. Bd. gr. 8. 40 B. Leipzig 1846. 3 Thlr. 15 Sgr.

Eine tüchtige Arbeit, die ſich an Niebuhr's Forſchungen anſchließt. Darſtellung populär und lebendig.

c. **Brückner**, C. A. F., Leben des M. Tullius Cicero. Th. I. Das bürgerliche u. Privatleben des Cicero. gr. 8. 54½ B. Göttingen 1852. 4 Thlr.

Eine unbefangene parteiloſe Zuſammenſtellung des Materials, in einfacher Entwicklung der Thatſachen. Darſtellung klar und gedrängt, aber nicht ausgefeilt, auch mitunter ungenau in Einzelheiten.

c. **Schmidt**, W. A., Geſchichte der Denk- und Glaubensfreiheit im erſten Jahrhundert der Kaiſerherrſchaft u. des Chriſtenthums. gr. 8. 29 B. Berlin 1847. 2 Thlr. 10 Sgr.

Ein intereſſantes Buch, das die römiſche Kaiſergeſchichte mit beſtändiger Beziehung auf die Gegenwart betrachtet. Ueberraſchende Parallelen und Anſpielungen auf preußiſche Zuſtände, die mitunter gezwungen erſcheinen.

c. **Hoeck**, K., Römiſche Geſchichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Mit vorzüglicher Rückſicht auf Verfaſſung und Verwaltung des Reichs. Bd. I. 1. 2. 3. Abth. gr. 8. 81⅜ B. Braunſchweig u. Göttingen 1841—43. 1850. 6 Thlr. 25 Sgr.

Eine lesbare Darſtellung der römiſchen Kaiſergeſchichte, die ſich beſtrebt, neben die Hof- und Adelsgeſchichte, die uns von den römiſchen Schriftſtellern überliefert iſt, eine Staatsgeſchichte zu ſetzen.

Mittelalter.

c. **Roth**, Paul. Geſchichte des Beneficialweſens von d. älteſten Zeiten bis ins zehnte Jahrh. gr. 8. 31½ B. Erlangen 1850. 2 Thlr. 18 Sgr.

Eine zunächſt für den Gelehrten beſtimmte Monographie über das Lehensweſen, die aber bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes Jedem, der die mittelalterliche Geſchichte gründlicher zu kennen wünſcht, zu empfehlen iſt. Verſucht nachzuweiſen, daß nicht das Vaſallenverhältniß, ſondern der einfache Unterthanenverband, die Abhängigkeit jedes freien Einwohners von dem gemeinſamen Staatsoberhaupte, die Grundlage des germaniſchen Staates bildete.

c. **Voigt**, Joh., Hildebrand als Pabſt Gregor VII. und ſein Zeitalter ꝛc. 2. Aufl. gr. 8. 41⅜ B. u. Portr. Gregor's VII. Weimar 1846. 3 Thlr.

Schon im J. 1815 in erſter Auflage erſchienen, hat es damals zuerſt eine richtige Würdigung des großen Kirchenfürſten begründet, und wird hier mit dem Zuwachs neuer Forſchungen bereichert und umgearbeitet geboten.

c. **Drumann**, W., Geſchichte Bonifacius VIII. Zwei Theile in einem Bande. gr. 8. 34⅜ B. Königsberg 1852. 2 Thlr. 21 Sgr.

Die erſte auf gründliche Benutzung der Quellen geſtützte deutſche Geſchichte des letzten jener großen Päbſte, deſſen Anſprüche aber an dem veränderten Zeitgeiſte ſcheiterten. Der Verfaſſer will in der Geſchichte dieſes Pabſtes zeigen, weſſen Rom ſich vermißt und wie man ſich ſeiner erwehrt.

c. **Weil**, G., Geſchichte der Chalifen, nach handſchriftlichen, größtentheils noch unbenutzten Quellen bearbeitet.

mit Einſchluß der Geſchichte Spaniens, vom Einfalle der Araber bis zur Trennung vom öſtlichen Chalifate. gr. 8. 44¾ B. Mannheim 1846. 6 Thlr.

II. Bd. Die Abbaſiden bis zur Einnahme von Bagdad durch die Bujiden. 749—945 n. Chr. gr. 8. 44½ B. ebend. 1848. 4 Thlr.

III. Bd. Von der Einnahme Bagdads durch die Bujiden bis zum Untergang des Chalifats von Bagdad. 945—1258 n. Chr. Geb. Mit Regiſter zu ſämmtlichen 3 Bänden. gr. 8. 33½ B. ebend. 1851. 6 Thlr.

Die beſte, zuverläſſigſte Behandlung der Geſchichte des Chalifats, welche die großentheils unzugänglichen Quellenſchriften erſetzt.

Neuere Geſchichte.

c. Briefe an Kaiſer Karl V., geſchrieben von ſeinem Beichtvater (Cardinal Garcia de Loayſa) in den Jahren 1530—32. In dem ſpan. Reichsarchiv zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von G. Heine. gr. 8. 35⅚ B. Berlin 1848. 3 Thlr.

Eine wichtige Ergänzung zu Ranke's Auffaſſung Karls V. Es wird durch dieſe Mittheilungen außer Zweifel geſetzt, daß Karl V. entſchieden auf dem Boden der katholiſchen Kirche ſtand und weit entfernt von dem Standpunkt eines über den Parteien ſtehenden Staatsmannes war.

c. **Burmeiſter**, Carl Chph., Beiträge zur Geſchichte Europa's im 16. Jahrh. aus den Archiven der Hanſeſtädte. 8. 12¾ B. Roſtock 1843. 26¼ Sgr.

Wichtige Mittheilungen über die letzten Zeiten der Hanſa.

c. Militäriſche Korreſpondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus öſterreich. Originalquellen herausgeg. von F. Heller. Nebſt Bildniß u. Facſimile des Prinzen. 2 Bde. gr. 8. 76 B. Wien 1848. 6 Thlr. 20 Sgr.

Sehr wichtige Beiträge zur neueren Geſchichte, die, wenn ſie auch nur Materialien geben, doch auch für den Geſchichtsfreund intereſſant ſind.

c. **Ennen**, Leon., Der ſpaniſche Erbfolgekrieg und der Churfürſt Joſeph Clemens von Cöln. Aus gedr. u. handſchriftl. Quellen bearbeitet. Nebſt einer Zugabe von ſehr vielen, meiſt ungedr. Documenten und Briefen des Churfürſten Clemens, des Kanzlers Freihrn. v. Karg zu Bebenburg, des Erzbiſchofs Fenelon und verſchied. anderer großen und berühmten Männer der damal. Zeit. gr. 8. 33 B. Jena 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

Die antinationale Politik des Churfürſten Joſeph Clemens, der mit ſeinem Bruder Max Emanuel, Kurfürſt von Baiern, auf Seite der Franzoſen ſtand und eifrig bemüht war, das Intereſſe ſeines Hauſes bei den diplomatiſchen Verhandlungen geltend zu machen, lernt man aus dieſem Buch ganz gut kennen, und obgleich der Verfaſſer ziemlich ultramontan geſinnt ſcheint und auch die guten Seiten des geiſtlichen Fürſten ins Licht zu ſetzen ſich bemüht, ſo vertheidigt oder vertuſcht er ſeine politiſchen Fehler doch keineswegs.

b. **Schloſſer**, F. C., Geſchichte des 18. u. des 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des franzöſ. Kaiſerreichs. Mit beſonderer Rückſicht auf geiſtige Bildung. 3. Aufl. in 7 Bdn. gr. 8. 370⅙ B. (Mit Regiſter von G. Weber. gr. 8. 13⅙ B.) Heidelberg 1843—49. 26 Thr. 2½ Sgr.

S. Wegweiſer p. 112.

a. **Wachsmuth**, W., Das Zeitalter der Revolution. Geſchichte der Fürſten und Völker Europas ſeit dem Ausgange der Zeit Friedrichs d. Gr. 4 Bde. gr. 8. 138⅙ B. Leipzig 1846—48. Herabgeſ. Preis 4 Thlr.

das Urtheil iſt milder, der Standpunkt weniger entſchieden, übrigens freiſinnig und national. Geht bis zum Sturz Napoleons.

c. Bibliothek, hiſtor. intereſſ. Memoiren u. polit. Denkſchriften d. 18. u. 19. Jahrh. 13—15. Bd. A. u. d. T.: Malmesbury, Lord, Tagebücher und diplomatiſcher Briefwechſel ſeines Großvaters J. Harris, Earl von Malmesbury, während ſeiner Miſſionen bei den Höfen von Berlin, Petersburg, dem Haag, Madrid und Paris. 3 Bde. Lex.-8. 63½ B. Grimma u. Leipzig 1852. 2 Thlr.

Sehr intereſſante Mittheilungen eines bedeutenden engliſchen Diplomaten über Friedrich den Großen, Katharina II. und die innere Geſchichte jener Zeit.

a. **Hermes**, Karl Heinr., Geſchichte der neueſten Zeit von 1815—1852. In fünf Bänden. Ausgabe in circa 25 Lief. von 7 Bogen à 8 Sgr. 1. Lief. Braunſchweig 1852.

2. Aufl. in 3 Bänden ſ. Wegweiſer p. 114.

Eine lebendige, mit Räſonnement durchflochtene geſchichtliche Darſtellung. Der Verfaſſer in letzter Zeit Redacteur der nun eingegangenen reactionären neuen Bremer Zeitung. Die drei erſten Bände ſind neue Auflage der früheren drei Bände, welche die Zeit von 1815—40 enthalten, die 2 letzten Fortſetzung, welche unter dem Titel „Fortſetzungsbände zu der Geſchichte der letzten 25 Jahre" auch beſonders abgegeben werden.

a. **Hagen**, Karl, Geſchichte der neueſten Zeit, vom Sturze Napoleon's bis auf unſere Tage. In überſichtl. Darſtellung. 2 Bände. 98 B. Braunſchweig 1848—51. 4 Thlr. 24 Sgr.

Eine gute einfache Geſchichte der Zeit vom Wiener Congreß bis zum Jahre 1840, mit ſorgfältiger Benutzung der zu Gebot ſtehenden literariſchen Hülfsmittel und mündlichen Traditionen. Der Verfaſſer ſteht auf Seite der Bewegung und des nationalen Fortſchritts, ohne radikale Uebertreibung und mit billiger Würdigung der Verhältniſſe. Vorzugsweiſe Berückſichtigung der deutſchen Angelegenheiten. Sehr empfehlenswerth.

a. **Prutz**, Rob., Geſchichte der letzten zehn Jahre. 1840—1850. (Auf 3 Bände berechnet) 1. Bd. gr. 8. 35⅚ B. Lpz. 1850. 2 Thlr. 10 Sgr.

Eine mit glänzender Darſtellungsgabe künſtleriſch ausgeführte, beinahe dramatiſch gehaltene Geſchichte der neueſten Zeit; erſtrebt, ohne den oppoſitionellen politiſchen Standpunkt zu verläugnen, eine große Unparteilichkeit, die hin und wieder, wie bei dem vorigen König von Preußen, beinahe zur Apologie umſchlägt. Treffliche Charakteriſtik des jetzigen Königs als Kronprinzen. Die ſehr ins Einzelne gehende Erzählung vielfach mit Reflexion durchwoben; der vorliegende erſte Band geht nur bis Juni 1842.

a. **Springer**, Ant. Heinr., Geſchichte des Revolutionszeitalters. 1789 bis 1848. In öffentlichen Vorleſungen an der Prager Univerſität überſichtlich dargeſtellt. gr. 8. 46⅚ B. Prag 1849. 4 Thlr.

Der Verfaſſer, der dieſe Vorträge in der Zeit der Bewegung gehalten hat, ſtellt ſich auf den Standpunkt der Revolution und überblickt von dieſem aus die Vergangenheit. Ein Hauptverdienſt des Buches iſt der Nachweis des Ineinandergreifens der literariſchen, religiöſen, ſocialen und politiſchen Bewegung.

a. **Steger**, Fr., Drei Bücher neueſter Geſchichte. 1815—1850. gr. 8. 28⅚ B. Braunſchweig 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine überſichtliche Darſtellung der neueſten Ereigniſſe, vom Standpunkt eines beſonnenen Liberalismus.

a. **Hackländer**, F. W., Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 2 Bde. mit 2 Stahlſt. gr. 8. 46⅙ B. (1. Bd. in 3. Aufl. 1850.) Stuttg. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Epiſoden aus dem öſterreichiſch-italieniſchen Krieg und dem badiſchen Aufſtand, mit geiſtfür uns zeigt große Verehrung für Radetzky ſowie auch für das treffl. preuß. Heer u. deſſen Führer.

a. Die Gegenwart. Eine encyclopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte. I—VI. Bd. gr. 8. 288¾ B. Lpz. 1848—51. à Bd. 2 Thlr. (Wird fortgeſetzt.)

Eigentlich eine Ergänzung zum Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon, welche eine Reihe von Monographien über die Ereigniſſe, Perſönlichkeiten und Intereſſen der neueſten Zeit gibt. Die Beiträge ſind natürlich von verſchiedenem Werth, aber viele darunter ſehr gut. Der politiſche Standpunkt iſt im Ganzen der der Mittelpartei; einige Berichte, wie z. B. von Würtemberg, ſcheinen von der Linken zu kommen.

Deutſches Volk und Land.

a. **Winderlich**, C. u. F., Deutſchland. Ein vollſtändiges Handbuch für die Kunde des Vaterlandes. 1. Bd. a. u. d. T.: Das deutſche Land u. ſeine Bewohner. Lex.-8. 41¾ B. mit eingedr. Holzſchnitten und 7 Steintaf. 2. verm. u. bis zum Jahre 1851 fortgeführte Aufl. Leipzig 1852. 4 Thlr. (Auf 3 Bände berechnet.)

Eine Geographie und Statiſtik von Deutſchland, die mit dem Anſpruch einer außerordentlichen Leiſtung auftritt und wirklich ſehr reichhaltig iſt, aber doch nichts Ungewöhnliches gibt.

a. **Deutſchland**, das maleriſche u. romantiſche, in 10 Sectionen. (S. Wegweiſer p. 116.) Faſt von allen Sectionen ſind neue Ausgaben erſchienen, die aber den beinahe unveränderten Abdruck der erſten enthalten. In ganz umgearbeiteter dritter Aufl., mit dem Zweck eines Reiſehandbuchs, erſchien: G. Schwab u. K. Klüpfel, Wanderungen durch Schwaben, Wegweiſer durch Würtemberg u. Baden. 8. 15½ B. Mit 30 Stahlſtichen. Leipzig 1851. 1 Thlr. 12 Sgr.

In dritter verm. u. verbeſſ. Aufl. erſchien: Das maleriſche u. romantiſche Rheinland von Simrock. 8. 24 B. Mit 60 Stahlſt. Leipzig 1851. 2 Thlr. 10 Sgr.

a. **Schaubach**, Ad., Die deutſchen Alpen. Ein Handbuch für Reiſende durch Tyrol, Oeſterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern u. die anſtoßenden Gebiete. 5 Bde. gr. 8. Jena 1845—47. 6 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt der Bände:

Bd. 1. Allgemeine Schilderung. 19¾ B. 1845. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 2. Flußgebiete: Inn, Rhein, Iller, Lech, Ammer, Iſar, Mangfall. — Nordtyrol. Vorarlberg. Oberbayern. 18 B. 1846. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 3. Das Salzburgiſche, Oberſteyermark, das öſterreich. Gebirgsland u. das Salzkammergut. 22¼ B. 1846. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 4. Das Gebiet der Etſch und angränzende Flußgebiete. — Das mittlere u. ſüdliche Tyrol. 17¼ B. 1846. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 5. Die ſüdöſtliche Abdachung vom Großglockner bis Trieſt. Regiſter über das ganze Werk. Mit der (Gratis-) Zugabe zum 4. Bde.: Ueberſicht über die geognoſtiſchen Verhältniſſe Südtyrols, von H. Emmrich. 20½ B. 1847. 1 Thlr.

Die ausführlichſte und gründlichſte Beſchreibung der ſüddeutſchen Gebirgswelt mit Ausnahme der Schweiz, von einem Manne, der ſie oft mit Vorliebe bereiſt und durchforſcht und die literariſchen Hülfsmittel benutzt hat. Beſonders gut für Fußreiſende, welche Nebenwege einſchlagen wollen, nur iſt in Beziehung auf Naturſchönheit der Unterſchied nicht genug hervorgehoben.

a. **Kohl**, J. G., Der Rhein. 2 Bde. gr. 12. 43 7/12 B. Leipzig 1851. 5 Thlr.

Eine phyſikaliſch-geographiſche Beſchreibung des Rheinſtromes und ſeines Gebietes, und ſeine Bedeutung für politiſches und Culturleben.

a. —— Reiſen im ſüdöſtlichen Deutſchland. 2 Bde. gr. 8. 56 7/8 B. Lpz. 1852. 4 Thlr.

Theil eines größeren Werkes, das in 8 Bänden ganz Deutſchland umfaſſen und in Form einer Reiſebeſchreibung eine vollſtändige, hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung geben ſoll.

a. **Grieben's** neueſter Paſſagier u. Touriſt. Handbuch für Reiſende durch Deutſchland u. die Schweiz, nach London, Amſterdam, Brüſſel, Kopenhagen ꝛc. Mit beſonderer Rückſicht auf die vorzüglichſten Bäder u. Heilquellen, die Donau-, Rhein- und Moſelfahrten, die Schweizerreiſe und die Wanderungen durch die deutſchen Gebirge. 5. durchweg verbeſſ. u. verm. Aufl. Neu bearb. von Ernſt Herold. Nebſt einer neuen Reiſe- u. Eiſenbahnkante von Deutſchland, ausführlichen Plänen von Berlin, Dresden, Hamburg, München, Prag, Stettin, Wien, Karten vom Harz, Salzkammergut und der Rheinfahrt. 8. 53 1/8 B. Berlin 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

a. **Jahn**, C. F., Illuſtrirtes Reiſebuch. Ein Führer durch Deutſchland, die Schweiz, Tyrol, Italien u. nach Paris, London, Brüſſel, Amſterdam, Kopenhagen, Stockholm, Warſchau. Unter Mitbenutzung amtl. Quellen herausg. 4., völlig umgearb. Aufl. Mit einer lith. u. illum. Reiſekarte von Deutſchland und über 300 Anſichten in Holzſchn. u. 10 Städteplänen. 8. 47 1/4 B. Berlin 1851. 3 Thlr.

Daraus beſonders abgedruckt:

Leitfaden auf der Reiſe durch Tyrol, die Schweiz und Italien. Mit Holzſchnitten. 8. 9 1/2 B. ebend. 1851. 20 Sgr.

a. **Förſter**, Ernſt, Handbuch für Reiſende in Deutſchland. Mit 24 Eiſenbahnkarten, 11 Städteplänen u. 1 Reiſekarte. 2. Ausg. 8. 42 1/4 B. München 1850. 3 Thlr. 18 Sgr.

Dieſe drei Reiſehandbücher (von Grieben, Jahn und Förſter) ſind alle recht brauchbar, u. jedes hat ſeine eigenen Vorzüge. Förſter, der ſchon im J. 1847 erſchienen iſt, eignet ſich durch Geſchmack und gute Auswahl beſonders für Solche, die auf Kunſtſchätze, Naturſchönheiten und wiſſenſchaftliche Anſtalten ihr Augenmerk richten, und gibt auch Fußgängern nützliche Winke für ſchöne Seitentouren. Sehr empfehlenswerth ſind auch ſeine vielen und guten Karten.

Grieben, ſehr reichhaltig, führt mehr, als man es von einem ſo viel umfaſſenden Buche erwartet, in das Einzelne der Gebirgsgegenden ein, gibt überhaupt ſehr viele Notizen und ſtrebt nach möglichſter Vollſtändigkeit. Die Karten ſind minder gut, als bei Förſter.

Jahn hat ſehr genaue Angaben über alle Verkehrsanſtalten, Gaſthöfe, Sehenswürdigkeiten in den großen Städten u. dgl. und eignet ſich daher beſonders für die, welche der großen Straße folgen. Die Ausſtattung iſt ſehr elegant, nur iſt das Buch etwas gar zu dickleibig.

Handbuch für Reiſende in Deutſchland. Nach eigener Anſchauung und den beſten Quellen. Erſter Theil. Süd- und Weſtdeutſchland und Oeſterreich. 4. umgearb. Aufl. Nebſt einer Reiſekarte u. 25 Städteplänen. 8. 32 1/2 B. Coblenz 1851. 2 Thlr.

Eine ſehr gute ſelbſtändige deutſche Bearbeitung des berühmten Murray'ſchen Reiſehandbuchs.

a. Germania. Archiv zur Kenntniß des deutſchen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit Mehrern herausgeg. von W. Stricker. 3 Bde. gr. 8. 93 1/2 B. Frankf. a. M. 1847–49. 50. 5 Thlr. 7 Sgr.

Eine Art Zeitſchrift, welche Berichte über Deutſche in fremden Ländern, namentlich auch

Biographieen Solcher, die ſich auswärts einen Namen gemacht haben, und Anderes, was zur Verbreitung deutſcher Bildung gehört, enthält.

a. Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutſchen Nation nach ihrer fortſchreit. Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft, Sitte und Volksleben, mit Rückſicht auf die Natur- u. Culturverhältniſſe des Landes. Zur Förderung deutſchen Sinnes und deutſcher Einheit herausgeg. von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt durch E. M. Arndt. Bd. I. 1—10. Lief. gr. 8. 45 B. Bd. II. 1—8. Lief. 34 B. Leipzig 1851. 1852. à Lief. 7½ Sgr.

Eine Art Zeitſchrift, beſtimmt zu populärer Verarbeitung der auf Erforſchung vaterländiſcher Zuſtände gerichteten Studien. Der politiſche Standpunkt iſt die Ueberzeugung, daß das Ziel einer nationalen Einheit nicht aufgegeben werden dürfe, ſondern mit allen geſetzlichen Mitteln erſtrebt werden müſſe. Die Artikel, in welchen das politiſche Element beſonders hervortritt, ſind: Preußen und Oeſterreich in ihrem Verhältniß zu Deutſchland, Nord- und Süddeutſchland in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutſchlands, beides von P. A. Pfizer; die deutſchen Kaiſerdynaſtieen und ihre Beſtrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs, von O. Abel; die deutſche Kleinſtaaterei und ihre Folgen, von A. L. v. Rochau; Verſuche zur Einigung Deutſchlands ſeit Auflöſung des Reichs, von K. Biedermann; die Entwicklung des parlamentariſchen Lebens, von Demſelben. Neben dieſen finden wir aber auch eine große Anzahl von Beiträgen, welche dem politiſchen Geſichtspunkt ferner liegen, wie z. B. Landwirthſchaft, Geologie und Chemie, und wir möchten, der urſprünglichen Beſtimmung des Unternehmens gemäß, das hiſtoriſch-politiſche Element etwas ſtärker vertreten wünſchen.

a. **Das deutſche Volk,** dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft.

Bd. I—III. Rückert, H., Annalen der deutſchen Geſchichte. 3 Bde. 8. 52⅜ B. Leipzig 1850. 2 Thlr. 18 Sgr.

Bd. IV—VI. Barthold, F. W., Geſchichte der deutſchen Städte und des deutſchen Bürgerthums. 3 Theile. 8. 57¼ B. Leipzig 1850. 1851. 2 Thlr. 24 Sgr.

Bd. VIII. Förſter, Ernſt, Geſchichte der deutſchen Kunſt. Th. I. Von Einführung des Chriſtenthums bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Mit 16 Stahlſt. 8. 14½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 24 Sgr. (S. Artikel Kunſt S. 9.)

Das erſte Werk dieſer Sammlung iſt ein gut gelungener Verſuch, „die Hauptmomente der ganzen Entwickelungsgeſchichte unſeres Volkes nach ihren wichtigſten und gehaltreichſten Richtungen hin in ihrem inneren und äußeren Zuſammenhange und ihrer ſtufenweiſen Entfaltung ſchärfer, klarer und eindringlicher darzuſtellen,“ als es bisher geſchehen iſt. Unſtreitig die beſte, überſichtliche Darſtellung der deutſchen Geſchichte; beſonders für Solche von Werth, welche die mit großer Feinheit ausgeführten Zuſammenfaſſungen mit der Kenntniß des Einzelnen auszufüllen wiſſen. Angenehme Darſtellung.

Bartholds Städtegeſchichte, die dem Faden der Kaiſergeſchichte folgt, hat nicht das gleiche Verdienſt der Ueberſichtlichkeit, aber vereinigt einen großen Reichthum von Einzelheiten zu einer ſehr belehrenden und lesbaren Geſchichte, die auf den gründlichſten Studien beruht. Geht bis zum Jahre 1332 und muß, wenn das Werk ſeinen Gegenſtand irgendwie erſchöpfen will, mindeſtens noch 3 Bändchen füllen.

c. Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit, in deutſcher Bearbeitung herausgeg. von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter ꝛc. 8. Berlin 1849—52.

Lief. 1. 2. 3. Bd. I. Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Urzeit. 1. Bd. Die Römerkriege aus Plutarch, Cäſar, Vellejus, Suetonius,

Tacitus, Tacitus Germania. Ueberſ. v. J. Horkel. Mit einer Vorrede von G. H. Pertz. 49½ B. 1849. 1 Thlr. 19 Sgr.

Lief. 4. XI. Jahrh. 1. Bd. Die Chronik Thietmar's Biſchofs von Merſeburg, überſ. von J. C. M. Laurent. 22¼ B. 1848. 22½ Sgr.

Lief. 5. VII. Jahrh. Die Chronik Fredegars u. der Frankenkönige, die Lebensbeſchreibungen des Abts Columban, der Biſchöfe Arnulf und Leodegar, der Königin Balthilde, überſ. v. O. Abel. 8 B. 1849. 8 Sgr.

Lief. 6. VIII. Jahrh. Paulus Diakonus und die übrigen Geſchichtſchreiber der Longobarden, überſ. v. O. Abel. 18¼ B. 1849. 18 Sgr.

Lief. 7. XI. Jahrh. 7. Bd. Adams von Bremen Hamburgiſche Kirchengeſchichte, überſ. von J. C. M. Laurent. 15¼ B. 1850. 16 Sgr.

Lief. 8. IX. Jahrh. 1. Bd. Einhard's Leben Karls des Großen, überſ. von O. Abel. 4¼ B. 1850. 5 Sgr.

Lief. 9. IX. Jahrh. 2. Bd. Einhard's Jahrbücher, überſetzt von O. Abel. 10¼ B. 1850. 10 Sgr.

Lief. 10. IX. Jahrh. 3. Bd. Der Mönch von St. Gallen über die Thaten Karls des Großen, überſ. von Wilh. Wattenbach. 4¼ B. 1850. 6 Sgr.

Lief. 11. IX. Jahrh. 4. u. 5. Bd. Kaiſer Ludwigs des Frommen Leben von Thegan u. das größere Leben Kaiſer Ludwigs des Frommen, überſ. von J. v. Jasmund. 6¼ B. 1850. 9 Sgr.

Lief. 12. VI. Jahrh. 4. Bd. Gregorius von Tours Zehn Bücher Fränkiſcher Geſchichte, überſ. von Wilh. Gieſebrecht. Erſter Band. 25⅞ B. 1851. 27 Sgr.

Lief. 13. IX. Jahrh. 6. Bd. Nithards vier Bücher Geſchichten, überſetzt von J. v. Jasmund. 4⅝ B. 1851. 5 Sgr.

Lief. 14. X. Jahrh. 3. Bd. Ruotgers Leben des Erzbiſchofs Bruno von Cöln, überſ. von J. v. Jasmund. 4⅛ B. 1851. 5 Sgr.

Lief. 15. XI. Jahrh. 5. Bd. Die Chronik Herimanns von Reichenau, überſ. von K. Nobbe. 3⅝ B. 4 Sgr.

Lief. 16. VI. Jahrh. 5. Bd. Gregorius von Tours Zehn Bücher Fränkiſcher Geſchichte, überſ. von Wilh. Gieſebrecht. Zweiter Bd. 23 B. 23 Sgr.

Eine Sammlung guter Ueberſetzungen der deutſchen Quellenſchriftſteller, die ſich freilich gerade nicht zur Unterhaltungslektüre eignen, aber doch dem Geſchichtsfreund Gelegenheit bieten, ſich genauer zu unterrichten und die Darſtellungen Anderer zu prüfen.

a. **Raumer**, Rud. v., Vom deutſchen Geiſte. Drei Bücher geſchichtl. Ergebniſſe. 2. verm. u. verb. Aufl. gr. 8. 12½ B. Erlangen 1850. 20 Sgr.

Ein Verſuch die Eigenthümlichkeit des deutſchen Volksgeiſtes von den älteſten Zeiten an bis auf die Gegenwart nachzuweiſen. Der Unterſchied der alten Germanen von den Griechen und Römern, die Rolle, die ſie bei Einführung des Chriſtenthums ſpielten, die Neugeſtaltung Europas unter dem Einfluß des altgermaniſchen Geiſtes, die im geiſtigen Leben bis auf den heutigen Tag bewährte Einheit der deutſchen Nation, werden mit patriotiſcher Wärme und feinem geſchichtlichem Verſtändniß beſprochen.

c. **Bethmann-Hollweg**, M. A. v., Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. gr. 8. 5⅝ B. Bonn 1850. 15 Sgr.

Erörterungen über die altdeutſche Verfaſſungsgeſchichte, welche die ſicheren Ergebniſſe der bisherigen Forſchung in einfacher claſſiſcher Darſtellung zuſammenfaſſen.

Nach den Quellen erzählt. 2 Thle. 8. 51⅜ B. Lpz. 1851. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Glücklicher Verſuch, den deutſchen Sagengehalt der alten Chroniken, beſonders des Longobarden Paulus Diaconus, für die Jugend zu bearbeiten. Darſtellung fließend, belebt und voll patriotiſcher Wärme.

c. **Waitz**, Gg., Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. Bd. II. gr. 8. 42⅞ B. Kiel 1847. 3 Thlr. 20 Sgr.

Bd. I ſ. Wegweiſer p. 121.

Umfaßt die merowingiſche Zeit bis auf Pipin, und hat wie der erſte Band allgemeine Anerkennung als Hauptwerk für dieſe Periode gewonnen. Waitz zeigt im Widerſpruch mit ſonſt herkömmlichen Vorſtellungen, daß die nach Gallien gekommenen Franken ein Volk waren, welches nicht blos an innerer Kraft den Römern überlegen war, ſondern auch der Bedingungen eines geregelten Staatslebens keineswegs ſo entbehrte, daß es die ſtaatlichen Einrichtungen und Formen erſt hätte von den Römern entlehnen müſſen.

c. **Gfrörer**, A. F., Geſchichte der oſt- u. weſtfränkiſchen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918.) 2 Bde. gr. 8. 63¼ B. Freiburg im Br. 1848. 3 Thlr. 15 Sgr.

Ein Verſuch, in das ziemlich wirre und zuſammenhangloſe Material, das uns die gleichzeitigen Chroniken überliefern, durch pragmatiſche Behandlung Leben, Licht und Zuſammenhang zu bringen, wodurch zwar manche bisher dunkle Partie eine überraſchende Beleuchtung erhält, aber auch den handelnden Perſonen und den Ereigniſſen Motive untergeſchoben werden, die jener Zeit fremd waren, jedenfalls aber nicht mit Berufung auf die Quellen nachgewieſen werden und nicht mit der Sicherheit behauptet werden können, wie der Verfaſſer thut.

c. **Wenck**, W. B., Das fränkiſche Reich nach dem Vertrage von Verdun (843—861). gr. 8. 32⅞ B. Leipzig 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bildet den Gegenſatz zu Gfrörers Werk, das er theils mittelbar durch ſeine objective, ſtreng an die Quellen ſich haltende Darſtellung, theils in beſonderen Noten und Exkurſen mit Erfolg widerlegt. Ein ſehr tüchtiges Werk.

c. —— Die Erhebung Arnulfs und der Zerfall des karolingiſchen Reiches. gr. 8. 6¾ B. Leipzig 1851. 20 Sgr.

Eine Art Fortſetzung des vorigen.

c. **Rettberg**, Fried. Wilh., Kirchengeſchichte Deutſchlands. 2. Bd. gr. 8. 32⅛ B. Göttingen 1848. 3 Thlr. 15 Sgr.

(1. Band ſ. Wegweiſer p. 118.)

Enthält die Geſchichte der Kirche bei den einzelnen Stämmen, und Allgemeines bis zum Tode Karls des Großen. Da der Verfaſſer indeſſen geſtorben, iſt leider keine Ausſicht auf Vollendung des verdienſtlichen Werkes.

c. **Langethal**, Chr. Ed., Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft. 2 Abtheilungen. gr. 8. 36⅝ B. Jena 1847. 50. 2 Thlr. 15 Sgr.

Abth. 1: Von den älteſten Zeiten bis auf Karl den Großen.
Abth. 2: Von Karl dem Großen bis zum Interregnum.

Eine für die ältere Kulturgeſchichte ſehr intereſſante Monographie.

b. **Menzel**, Karl Ad., Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesakte. 12. Bd. 1. Abth., oder die Zeit Friedrichs II. und Joſephs II.; 2. Abth.: Leopold II. u. Franz II. bis 1815. Nebſt Regiſter. gr. 8. 78¾ B. Breslau 1847 u. 48. 6 Thlr. 15 Sgr.

S. Wegweiſer p. 119.

Schildert die Zeit des untergehenden deutſchen Reichs mit patriotiſcher Wehmuth. Beſondere Berückſichtigung der Geſchichte Preußens, deſſen Politik der Verfaſſer, obgleich gut preußiſch

c. **Böhmer**, Joh. Fried., Die Regeſten des Kaiſerreichs unter Philipp, Otto IV., Friederich II., Heinrich (VII.) u. Conrad IV. 1198—1254. gr. 4. 60 B. Stuttgart 1847. 49. 5 Thlr. 10 Sgr.

—— Die Regeſten des Kaiſerreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht u. Heinrich VII. 1246—1313. gr. 4. 48¾ B. ebend. 1844. 4 Thlr.

Dazu Ergänzungsheft. gr. 4. 3¾ B. ebend. 1849. 12 Sgr.

Zunächſt als Hülfsmittel für den Geſchichtsforſcher bearbeitet, aber auch unentbehrlich für jeden Geſchichtsfreund, der den thatſächlichen Gehalt der deutſchen Geſchichte in dieſer Periode nach dem gegenwärtigen Stand der Forſchung überblicken will. Die Einleitung zu den Regeſten der ſpäteren Hohenſtaufen giebt die erſte erſchöpfende Charakteriſtik Friederichs II. in gedrängter kräftiger Darſtellung und einen trefflichen Ueberblick ſeiner Regierung; in den Regeſten der nachhohenſtaufiſchen Kaiſer finden wir die erſte richtige urkundliche Geſchichte Rudolphs von Habsburg und ſeines Sohnes Albrecht I. Sehr zu empfehlen wäre die Benutzung dieſer Regeſten auch Gymnaſiallehrern, welche mit dem Schlendrian deutſcher Geſchichtsbehandlung ſich nicht begnügen und an einer Probe lernen und den Schülern zeigen wollen, wie man die Geſchichte ſtudiren muß.

c. **Kopp**, J. E., Geſchichte von der Wiederherſtellung und dem Verfall des h. röm. Reichs. Drittes Buch: König Rudolf u. ſeine Zeit. Zweite Abth. Die beſonderen Zuſtände der oberen Lande. 1. Hälfte. gr. 8. 47¼ B. Leipzig 1847. 2 Thlr. 20 Sgr.

Drittes Buch: 2. Hälfte. gr. 8. 30 B. ebend. 1849. 1 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 124.

c. **Kopp**, J. E., Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſenſchen Bünde. 2. Bändchen. Lex.-8. 13¼ B. Wien 1851. 1 Thlr. 6 Sgr.

In dem erſten Werk ſehr ſorgfältige kritiſche Zuſammenſtellung des Materials, aber keine überſichtliche Verarbeitung; dieſe finden wir in dem Vorwort und der Einleitung, wo die Ergebniſſe der Forſchung über die Schweizergeſchichte zur Zeit König Rudolfs bis zu Heinrich VII. zuſammengeſtellt und die Irrthümer der Tradition über die Anfänge des ſchweizeriſchen Freiheitskampfs nachgewieſen ſind.

a. **Gallois**, Guſtav, Der Hanſabund von ſeiner Entſtehung bis zu ſeiner Auflöſung. Mit dem Portr. Jürgen Wullenwebers. 8. 24½ B. Lpz. 1851. 1 Thlr.

Eine im Ganzen gut angelegte Bearbeitung der hanſeatiſchen Geſchichte, welche das vorhandene Material zweckmäßig zuſammenſtellt. Die Einleitung gibt einen Abriß der alten Handelsgeſchichte, der Entwicklung des deutſchen Bürgerſtandes und des Zuſtandes der Oſtſeeländer bis ins 13. Jahrhundert. Die Geſchichte der Hanſa ſelbſt wird in 4 Abſchnitten dargeſtellt, wovon der erſte die Verbindung niederdeutſcher Kaufleute und Städte, der zweite die Geſchichte ihres Handels bis zum Jahr 1370, der dritte die Geſchichte der Hanſa bis zum Landfrieden von 1494 und der vierte Abſchnitt bis zum Jahr 1669 fortführt. Verfehlt iſt es, daß der Verfaſſer die Hanſa zu ſehr als einen politiſchen Bund auffaßt.

a. **Schlözer**, Kurd, v., Die Hanſa und der deutſche Ritterorden in den Oſtſeeländern. gr. 8. 12½ B. Berlin 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Friſche, lebendige Darſtellung, die unter allem, was über die Hanſa geſchrieben iſt, am meiſten für ein größeres Publikum ſich eignet. Richtigere Auffaſſung als bei Gallois. Geht nur bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; eine Fortſetzung, die das 15. und 16. Jahrhundert behandelt, ſoll nachfolgen.

a. **Barthold**, Fr. W., Geſchichte der deutſchen Seemacht.

I. Abth.: Raumer, hiſt. Taſchenbuch, 1850. Dritte Folge 1. Jahrg. p. 281—470.

II. Abth.: Raumer, hiſt. Taſchenbuch, 1850. Dritte Folge 2. Jahrg. p. 59—192.

Eine ſehr gehaltvolle Abhandlung, die eine weſentliche Ergänzung zu den Geſchichten der Hanſa bildet.

b. u. f. **Ranke**, Leop., Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. (S. Wegweiſer p. 126.) Ein 6. Band, enthaltend Urkunden, Auszüge und kritiſche Bemerkungen, hat das Werk vollendet. gr. 8. 37 1/3 B. Berlin 1847. 3 Thlr. 10 Sgr.

(Eine dritte wohlfeilere Ausgabe à Bd. 1 Thlr. 15 Sgr. erſchien in dieſem Jahre. Bis jetzt 4 Bde. 8. 107 7/8 B. Berlin 1852.)

a. **Haltaus**, Karl, Geſchichte des Kaiſers Maximilian des Erſten. Mit dem (in Stahl geſt.) Portr. Maximilians. 8. 17 5/8 B. Lpz. 1850. 1 Thlr.

Gute Erzählung der politiſchen und kriegeriſchen Ereigniſſe, bei welchen Maximilian betheiligt war, aber mangelhafte Ausführung des biographiſchen Elementes, für welches ſich ſo reicher populärer Stoff dargeboten hätte.

c. **Höfler**, Conſt., Ueber die politiſche Reformbewegung in Deutſchland im XV. Jahrhundert u. den Antheil Bayerns an derſelben. Eine Rede, gehalten an dem 91. Stiftungstage der k. bayer. Akademie d. Wiſſ. zu München. 4. 9 3/4 B. München 1850. 17 1/2 Sgr.

Intereſſanter Beitrag, aber freilich bairiſch gefärbt. Die Reformbeſtrebungen unter Maximilian und Karl V. nicht ganz richtig dargeſtellt.

a. **Jörg**, Joſ. Edm., Deutſchland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526, aus den diplomatiſchen Correſpondenzen und Originalakten bayeriſcher Archive. gr. 8. 49 3/8 B. Freiburg 1851. 2 Thlr. 12 Sgr.

Reich an neuen Materialien für die Geſchichte jener Zeit, in welcher die Territorialmacht der Fürſten den Sieg über die nationale Einheit gewann. Die Verarbeitung iſt ganz in ultramontanem, näher bayeriſchem Geiſt gehalten. Bayern wird das traurige Verdienſt vindicirt, die kirchliche und politiſche Reform Deutſchlands verhindert zu haben. Die Bauern werden als die vorgeſchobenen Poſten der lutheriſchen Herrenpartei dargeſtellt; Luther ſelbſt iſt mit giftiger Wuth behandelt. Das Ganze wegen ſeines reichen urkundlichen Gehalts von geſchichtlichem Werth, aber zugleich bayeriſch-katholiſche Tendenzſchrift, daher mit Vorſicht zu gebrauchen.

c. **Barthold**, F. W., Deutſchland und die Hugenotten. — Geſchichte des Einfluſſes der Deutſchen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältniſſe von der Zeit des Schmalkaldiſchen Bundes bis zum Geſetze von Nantes. 1531—1598. (In 2 Bänden.) 1. Bd. gr. 8. 33 3/4 B. Bremen 1848. 2 Thlr. 15 Sgr.

Mehr eine Geſchichte der Verbindungen, welche Deutſchland mit Frankreich eingegangen hat, und ihres Einfluſſes auf Deutſchland. Unerbittliche Feſthaltung des nationalen Standpunktes, auch da wo die Verhältniſſe die Verbindung deutſcher Fürſten mit Frankreich in einem milderen Lichte erſcheinen laſſen. Perſonen und Situationen ſind gut gezeichnet, dagegen vermißt man Ueberſichtlichkeit und Zuſammenhang der Darſtellung.

c. **Sugenheim**, S., Geſchichte der Jeſuiten in Deutſchland, bis zur Aufhebung des Ordens durch Pabſt Klemens XIV. (1540—1773.) 2 Bde. 8. 46 5/8 B. Frankfurt a. M. 1847. 3 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Eine gute Nachweiſung des ſchlimmen Einfluſſes, den die Jeſuiten auf die deutſchen Verhältniſſe geübt haben.

c. Die Politik des Hauſes Oeſterreich Deutſchland und dem Proteſtantismus gegenüber. gr. 8. 13 3/4 B. Göttingen 1852. 1 Thlr.

Eine gute Zuſammenſtellung der Beeinträchtigung deutſcher Intereſſen durch das Haus Oeſterreich und der Bedrückungen, die daſſelbe gegen den Proteſtantismus geübt. Giebt übrigens nichts Neues, ſondern iſt auf neuere Geſchichtſchreiber, beſonders Ranke, geſtützt.

c. **Helbig**, Karl Guſtav, Der Kaiſer Ferdinand u. der Herzog von Friedland während des Winters 1633 bis 1634. Nach handſchriftl. Quellen des k. ſächſ. Hauptſtaatsarchivs und mit kritiſcher Berückſichtigung der gedruckten Berichte dargeſtellt. Mit Wallenſteins Horoskop von Kepler. gr. 8. 5 B. Dresden 1852. 15 Sgr.

Eine für die Geſchichte Wallenſteins ſehr wichtige Schrift, in welcher die Frage über die Schuld Wallenſteins nahe zu einer bejahenden Löſung geführt wird.

c. **Du Jarrys**, E. Freih. v. Laroche, Der dreißigjährige Krieg vom militäriſchen Standpunkte aus betrachtet. 3 Bde. gr. 8. 75 1/4 B. mit 8 Plänen. Schaffhauſen 1848. 52. 5 Thlr.

Der 30jährige Krieg wird von einem kenntnißreichen Offizier in ſeiner techniſchen Bedeutung als Vorſchule der großen Feldherren des 17. und 18. Jahrhunderts nachgewieſen.

c. **Vehſe**, Ed., Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. I. Abth. Preußen. 1—6. Bd. 8. 124 B. Hamb. 1851. 7 Thlr. 15 Sgr. II. Abth. Oeſtreich. 1—10. Bd. 8. 201 7/8 B. ebend. 1851—52. 12 Thlr. 15 Sgr.

Eine für die neuere Geſchichte ſehr wichtige Arbeit, indem gerade in dieſer Periode die Geſchichte der Höfe von großer Bedeutung für die europäiſchen Verhältniſſe iſt. Der Verfaſſer ſtellt das, was er in geſchichtlichen Werken, Memoiren, Touriſten und Hoffeſtſchriften gefunden hat, ſorgfältig und nicht ohne Kritik zuſammen. Der Stoff iſt zwar nicht völlig verarbeitet, aber die Darſtellung leicht und fließend. Einen beſtimmten politiſchen Standpunkt nimmt der Verfaſſer nicht ein, doch iſt er gegenüber von fürſtlichen Perſonen weder allzu devot, noch demokratiſch rückſichtslos. An Skandalgeſchichten fehlt es nicht, doch kann man nicht ſagen, daß beſonders darauf ausgegangen wird. Die Geſchichte des öſtreichiſchen Hofes iſt im Ganzen reichhaltiger und geht mehr auf Politik ein.

a. **John**, Rudolf, Die Geſchichte des ſiebenjähr. Krieges. Für d. deutſche Volk bearbeitet. Mit den Bildniſſen von Friedrich II. und Maria Thereſia. (A. u. d. Titel: Volksbibliothek Bd. 8.) Neue Ausgabe. gr. 8. 21 5/8 B. Leipzig 1852. 20 Sgr.

Wirklich gute populäre Bearbeitung.

c. [**Hormayr**, J. v.,] Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmanns. 4 Bde. gr. 8. 94 1/2 B. u. 9 Tab. Jena 1845 u. 47. 8 Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Sammlung von geſchichtlichen Zügen ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts. Bunte Miſchung von Thatſachen, Anekdoten und Räſonnements, bei denen das Haus Oeſterreich nicht geſchont wird. Aus dem Buch iſt Vieles zu lernen, aber der unruhig haſtige Stil macht es unbehaglich zum Leſen.

c. [**Hormayr**, J. v.,] Kaiſer Franz und Metternich. Ein nachgelaſſenes Fragment. gr. 8. 10 1/4 B. Leipzig 1848. 24 Sgr.

Eine Schmähſchrift, die viel Skandal enthält, aber großentheils den Eindruck der Wahrheit macht, weshalb ſie nicht unbeachtet bleiben darf, wenn ſie auch nur mit Vorſicht zu gebrauchen iſt.

a. **Bernhard**, Lebensbilder aus den letzten Jahrzehnten des deutſchen Kaiſerreiches. Erſtes Bändchen: Franz Ludwig von Erthal. 8. 18 5/8 B. Tübingen 1852. 25 Sgr.

Bild eines der tüchtigen geiſtlichen Fürſten des vorigen Jahrhunderts, der ſich beſonders durch ſeine thätige Fürſorge für das Armenweſen verdient gemacht und durch Selbſtändigkeit gegenüber von dem römiſchen Stuhl ausgezeichnet hat. Anſprechend und populär erzählt. Monographien über die Reichsſtädte Augsburg und Nürnberg und über den Kurfürſten von der Pfalz, Karl Theodor, werden demnächſt nachfolgen.

aus dem Munde von Augenzeugen und aus handſchriftl Nachrichten u. Urkunden zuſammengeſtellt. gr. 8. 15 B. Elberfeld 1851. 16 Sgr.

Ein wahres Volksbuch, das aber zugleich über das Treiben der franzöſiſchen Heere in Deutſchland Aufſchlüſſe gibt, die wir in Geſchichtswerken nicht finden. Voll warmen Patriotismus und beachtenswerther Lehren. S. Volksſchriftenwegweiſer Nr. 775.

Wirth, J. G. A., Die Geſchichte der deutſchen Staaten von der Auflöſung des Reiches bis auf unſere Tage. 2 Bde. gr. 8. 118 B. Karlsruhe 1847. 48. 4 Thlr.

Ausführliche Geſchichte des Rheinbundes, der napoleoniſchen Kriege ſoweit ſie Deutſchland betreffen, der Freiheitskriege und des Wiener Congreſſes, wobei die verſchiedenen Möglichkeiten, ein deutſches Reich wiederherzuſtellen, ausführlich beſprochen und beſtimmte Vorſchläge gemacht werden. Ein warmer Patriotismus und eine durchgebildete politiſche Ueberzeugung ſprechen wohlthuend an. Der 2. Band ſchließt mit dem Jahr 1828; die weitere Fortſetzung wurde durch den Tod Wirths im Jahr 1848 unterbrochen, aber von W. Zimmermann, einem ehemaligen Abgeordneten der Nationalverſammlung, wieder aufgenommen, der die Geſchichte in radikalem Sinn bis auf die neueſte Zeit ausarbeitete.

c. **Höpfner**, Ed. v., Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geſchichte der preuß. Armee, nach den Quellen des Kriegs-Archivs bearb.
Th. I. Der Feldzug von 1806. 2 Bde. gr. 8. 57¾ B. u. 3 Taf., 7 lith. Pläne. Berlin 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.
Th. II. Der Feldzug von 1807. 2 Bde. gr. 8. 45½ B. mit 13 lith. Plänen. ebend. 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ein ſehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Jahre 1806 und 1807, in welchem die Schwachen des preußiſchen Heeres und ſeiner Kriegsführung aufgedeckt werden.

c. **Henckel von Donnersmarck**, W. L. V., Erinnerungen aus meinem Leben. gr. 8. 43 B. Zerbſt 1847. 3 Thlr.

Giebt ſehr freimüthige Aufſchlüſſe über den Zuſtand der preußiſchen Armee vor der Kataſtrophe vom Jahr 1806. „Ein Buch reinen Sinnes, friſcher That, kernhaften Weſens, ohne Phraſen und unnöthige Worte.“

c. **Pertz**, G. H., Das Leben des Miniſters Freiherrn von Stein. 4 Bde. gr. 8. Berlin 1849—51.
1. Bd. 1787—1807. 38⅛ B. m. Portr. Berlin 1849. 2 Thlr. 20 Sgr.
2. Bd. 1807—1812. 48⅜ B. ebend. 1850. 3 Thlr. 10 Sgr.
3. Bd. 1812—1814. 46¾ B. u. 2 Facſ. ebend. 1851. 3 Thlr. 10 Sgr.
4. Bd. 1814—1815. 48½ B. u. 1 Facſ. ebend. 1851. 3 Thlr. 20 Sgr.

Iſt nicht blos eine ausführliche Biographie Steins, ſondern eine auf authentiſche Actenſtücke gegründete Geſchichte des preußiſchen Staats und ganz Deutſchlands von dem Jahr 1806 bis 1815, beſonders für die Zeit der Befreiungskriege. Der Standpunkt des Verfaſſers, wie der ſeines Helden entſchieden deutſch-national, die Darſtellung der Größe des Gegenſtandes angemeſſen. Wohl das bedeutendſte Werk, das ſeit geraumer Zeit im Gebiet der deutſchen Geſchichte erſchien.

c. **Stein**, K. v., Denkſchriften über deutſche Verfaſſungen. Herausg. von G. H. Pertz. gr. 8. 17⅞ B. Berlin 1848. 1 Thlr.

c. **Arndt**, E. M., Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe. 2 Theile. 8. 51¾ B. Leipzig 1847. 3 Thlr.

Briefe und Papiere, welche Arndt nach ſeiner Wiederanſtellung zu ſeiner Rechtfertigung herausgab. Intereſſante Belege dafür, was in Zeiten der Reaktion gefährlich und hochverrätheriſch

c. **Schmidt**, W. A., Preußens deutſche Politik. Die Dreifürſtenbünde 1785. 1806. 1849. gr. 8. 12½ B. Berlin 1850. 15 Sgr.

Eine politiſche Tendenzſchrift, geſchrieben zu der Zeit, als Preußen zwiſchen Aufgeben und Feſthalten der Union ſchwankte. Der Verfaſſer wollte durch Darſtellung der früheren mißlungenen Unionsverſuche zeigen, wie man mit einer zwiſchen verſchiedenen Principien hin und her ſchwankenden Politik, mit Unſchlüſſigkeit u. rückſichtsvoller Schonung Oeſterreichs nicht zum Ziele komme.

c. **Schmidt**, W. A., Geſchichte der preußiſch-deutſchen Unionsbeſtrebungen. Nach authentiſchen Quellen im diplomatiſchen Zuſammenhange dargeſtellt. In 2 Abth. gr. 8. 41⅛ B. Berlin 1851. 3 Thlr.

Die urkundlichen Materialien zur Geſchichte des Fürſtenbundes vom Jahr 1785 und des norddeutſchen Reichsbundes vom Jahr 1806 ſind hier in diplomatiſchem Abdruck mitgetheilt und mit erläuternden Bemerkungen begleitet, die einen Faden bilden, an welchem die zahlreichen Actenſtücke, Briefe u. dgl. aufgereiht ſind. Eine von Schmidt nicht benutzte Ergänzung urkundlichen Materials zur Geſchichte des Fürſtenbundes bilden die von Karl Goedeke in dem Archiv des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen, Jahrg. 1847, mitgetheilten hannöveriſchen Actenſtücke. S. auch Waitz in der allgem. Monatsſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur, Auguſt 1851.

c. [**Schladen**, Graf v.,] Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch nebſt einem Anhange verſchiedener in den Jahren 1806—1809 verfaßter politiſcher Denkſchriften. gr. 8. 23¼ B. Mainz 1845. 2 Thlr.

Ein preußiſcher Kammerherr und treuer Begleiter des Königs gibt hier genauen Bericht über die Stimmung des Königs und die Rathloſigkeit der Miniſter vor und nach der unglücklichen Kataſtrophe. Iſt eine Hauptquelle für die Geſchichte jener Zeit.

c. **Adair**, Sir Robert, Geſchichtliche Denkſchrift einer Sendung nach dem Wiener Hof im Jahr 1806. Nebſt einer Auswahl aus ſeinen Depeſchen und Beleuchtung der beiden Genz'ſchen Schriften: „Tagebuch über das was 1806 im preuß. Hauptquartier vor der Schlacht bei Jena vorgefallen“; und „Bemerkungen über die Friedensunterhandlungen v. 1806 zwiſchen England und Frankreich. Aus dem Engl. Lex.-8. 30 B. Berlin 1846. 2 Thlr. 15 Sgr.

Gibt zwar keine genügende Aufhellung über die damalige öſtreichiſche Politik und die Geſinnung der leitenden Staatsmänner, aber immerhin einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte jener Zeit. Es ergibt ſich daraus, daß Oeſtreich nahe daran war, die Franzoſen von der Seite anzugreifen, daß England ſich alle Mühe gab, den Krieg gegen Frankreich möglichſt allgemein zu machen, daß aber unter den Mächten, die ſich gegen Frankreich hätten verbinden ſollen, der größte Mangel an Uebereinſtimmung herrſchte.

c. **Voigt**, Joh., Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes oder des ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins. Nach den Originalacten. gr. 8. 7⅞ B. Berlin 1850. 18 Sgr.

c. **Bärſch**, Georg, Beiträge zur Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes, mit Berückſichtigang der Schrift des Prof. Joh. Voigt in Königsberg und Widerlegung einiger unrichtigen Angaben in derſelben. gr. 8. 5 B. Hamburg 1832. 10 Sgr.

Dieſe beiden Schriften bringen die Geſchichte des Tugendbundes zum Abſchluß. Voigt hat zuſammengeſtellt, was in Akten und Urkunden zu finden war; Bärſch, ſelbſt einſt ein hervorragendes, ſehr thätiges Mitglied des Bundes, hat nicht nur manche perſönlichen Berichtigungen gegeben, ſondern auch die innere Geſchichte des Bundes aufgehellt. Es geht daraus hervor, daß der Bund ſich auf Preußen beſchränkte, daß der König ihn im Widerſpruch mit ſeiner näheren Umgebung hielt, daß aber die politiſche Wirkſamkeit deſſelben im Ganzen unbedeutend war.

c. Auszüge aus den geheimen **Memoiren des Fürſten Metternich.** Mitgeth. von ſeinem Privatſekretär E. L. gr. 8. 6⅞ B. Weimar 1849. 15 Sgr.

Wahrſcheinlich unächt, aber eine gute Darlegung der politiſchen Beſtrebungen Metternichs, der Mittheilungen von einem in die Sache Eingeweihten zu Grunde liegen könnten.

c. **Schneidawind**, Franz Joſ. Ad., Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich, deſſen Alliirte und den Rheinbund im Jahr 1809. Oder ausführliche Geſchichte der Feldzüge in Deutſchland, Italien, Polen und Holland, der Inſurrection Tirols und Vorarlbergs; der Aufſtände in der Altmark und in Heſſen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig und des Majors Fr. v. Schill im Jahre 1809. 2. Ausg. 1—3. Bd. gr. 8. 77⅞ B. Schaffhauſen 1845. 4 Thlr.

4. Bd. Urkundenbuch. gr. 8. 39⅞ B. Augsburg 1850. 1 Thlr. 25 Sgr.

Eine ſehr fleißige Arbeit, welche das vorhandene Material zu einem abgerundeten Ganzen zuſammenſtellt, ohne gerade auf hiſtoriſch-politiſche Verarbeitung Anſpruch zu machen. Sparſame Reflexion, hin und wieder das Beſtreben, den öſterreichiſchen Krieg dem norddeutſchen Befreiungskrieg von 1813—15 als ebenbürtig zur Seite zu ſetzen.

c. **Schneidawind**, Franz Joſ. Ad., Das Leben des Erzherzogs Johann von Oeſterreich. Mit beſonderer Berückſichtigung der Feldzüge dieſes Prinzen in den Jahren 1800, 1805, 1809 und 1815. 8. 16 B. Schaffhauſen 1849. 26¼ Sgr.

Bildet eine Ergänzung des vorigen Werkes.

c. **Müffling**, F. C. F. v., [ſonſt Weiß genannt] Aus meinem Leben. 2 Theile in 1 Bd. gr. 8. 26 B. Berlin 1851. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Ein Stück Selbſtbiographie, vom Verfaſſer ſelbſt für den Druck beſtimmt und elegant erzählt. Intereſſante Schilderung Gneiſenaus und ſeiner Partei, deren theilweiſer Gegner der Verfaſſer war. Merkwürdige Aufſchlüſſe über den Feldzug von 1812 und den ruſſiſchen Kriegsplan.

a. **Wolzogen**, Ludw. v., Memoiren. Aus deſſen Nachlaß unter Beifügung officieller militär. Denkſchriften mitgetheilt von Alfr. v. Wolzogen. Lex.-8. 28⅛ B. Leipzig 1851. 3 Thlr. 10 Sgr.

Wolzogen war einer der preuß. Offiziere, die nach dem Frieden von Tilſit in ruſſiſche Dienſte traten, um von hier aus für Deutſchland zu wirken, und hatte an dem Kriegsplan gegen Napoleon als Mitglied des ruſſiſchen Generalſtabes und kaiſerlicher Adjutant weſentlichen Antheil. Die gut geſchriebenen Memoiren zeigen eine edle feine Perſönlichkeit und ſind reich an intereſſanten Begebenheiten, Charakterſchilderungen und treffenden Urtheilen. Elegante Ausſtattung.

c. Aus dem Nachlaſſe Fried. Aug. Ludw. von der Marwitz. 2 Bde. I. Lebensbeſchreibung. gr. 8. 31 B. Berlin 1852. 2 Thlr. 15 Sgr. II. Militäriſche und politiſche Aufſätze. 31 B. ebend. 1852. 2 Thlr. 7½ Sgr.

In dieſem Marwitz tritt uns die ſcharf ausgeprägte, aber in ihrer Art ſehr tüchtige Perſönlichkeit eines märkiſchen Edelmanns der alten Zeit entgegen, in welchem keine Spur von modernem Liberalismus, dagegen die ächt adelige Geringſchätzung des Mittelſtandes, des Gelehrten wie des Bauern lebt. Ein vollkommener Gegenſatz zu Stein, über den er das abſprechendſte Urtheil fällt. Die Selbſtbiographie iſt von dem Herausgeber, Geh. Regierungsrath Niebuhr, wenn nicht bearbeitet, ſo doch überarbeitet. Unter den Abhandlungen des zweiten Theils ſind namentlich von Intereſſe: der Feldzug vom Jahr 1806; die Charakteriſtik des Fürſten von Hohenlohe; das Tagebuch aus den Feldzügen 1813, 14 und 15; die Kritik über das politiſche Teſtament des Miniſters Stein, wobei der Gegenſatz der Tendenzen am ſchroffſten zu Tage kommt.

a. **Krauſeneck**, General W. J. v., Mit 1 Bildniß, 6 Plänen u. 3 Abdrücken von Handſchriften. gr. 8. 17⅛ B. Berlin 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Krauſeneck, eine bewegliche fränkiſche Natur vom feinſten geiſtigen Gepräge, an Geſinnung edel und vornehm und doch in jedem Zug bürgerlich gebildet und von freier bürgerlicher Denkungsart; ein gelehrter Offizier im beſten Sinne des Wortes von jener geiſtigen Vielſeitigkeit und jenem Ebenmaaß, wie es ſich in einem rein ſoldatiſchen Berufe nur ſelten zu geſtalten vermag, voll Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum, erfüllt von lebendigem Sinne für alles Ideale, aber auch tüchtig und ſattelfeſt in allem Praktiſchen."

Keine Selbſtbiographie, ſondern eine etwas preziös und vorſichtig von einem Anderen geſchriebene Lebensſkizze mit brieflichen Mittheilungen. Giebt zur Geſchichte der Freiheitskriege und der nachherigen preußiſchen Reaction intereſſante Beiträge.

c. **Droyſen**, J. G., Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg. 3 Bde. gr. 8. 90⅛ B. Berlin 1851—52. 7 Thlr. 5 Sgr. gebd. 8 Thlr.

Ein ſehr wichtiges Werk, ſowohl durch die Reichhaltigkeit der geſchichtlichen Mittheilungen, durch die Perſönlichkeit des Geſchilderten, als auch die ausgezeichnete Darſtellung des Biographen. Der erſte Band geht bis zur Convention von Tauroggen, deren Motive ausführlich entwickelt werden.

a. **Raumer**, K. v., Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. 8. 9⅛ B. Stuttgart 1850. 22½ Sgr.

Ein ſehr werthvoller Beitrag zur Geſchichte der Freiheitskriege, der durch ſeine gedrängte Faſſung des Stoffes ſich vortheilhaft unter der Memoirenliteratur auszeichnet. Das Beſte ſind die Schilderungen des Blücheriſchen Hauptquartiers und des Generals Gneiſenau.

c. **Keyſerling**, Archibald Graf v., Aus der Kriegszeit. Erinnerungen. Abth. I. Thielmanns Streifzug im J. 1813. Mit 1 Karte. gr. 8. 8⅛ B. Berlin 1847. 1 Thlr.

Beſchreibung des Streifzugs, den der ſächſiſche General Thielmann in der Zeit zwiſchen der Schlacht von Culm und der Entſcheidungsſchlacht bei Leipzig im Rücken der franzöſiſchen Armee mit großem Erfolg ausführte. Einfach, aber friſch und lebendig geſchrieben. Die Karte gibt eine Ueberſicht des ganzen Unternehmens.

c. **Schaumann**, Ad. Fr. H., Geſchichte der Bildung des deutſchen Bundes auf dem Wiener Congreſſe. Aus gedruckten u. ungedruckten Quellen. Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch. Dritte Folge 1. Jahrg. 1850. p. 151—280.

c. —— Der Congreß zu Karlsbad. Ein Beitrag zur Geſchichte der Entwicklung der deutſchen Geſammtverfaſſung. Mit beſonderer Benutzung ungedruckter Quellen. Raumers hiſtor. Taſchenbuch. 1850. Dritte Folge 2. Jahrg. p. 193—268.

Der Aufſatz über den Wiener Congreß enthält nicht nur eine gute Ueberſicht der Verhandlungen, ſondern auch manches Neue.

c. **Schneidawind**, F. J. A., Der letzte Feldzug und der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Braunſchweig-Lüneburg im Jahre 1815. gr. 8. 11 B. Darmſtadt 1852. 22½ Sgr.

Ein beachtenswerther Beitrag zur Geſchichte der Freiheitskriege, für welchen das vorhandene literariſche Material fleißig benutzt iſt.

c. **[Uſedom, G. v.,]** Polit. Briefe u. Charakteriſtiken aus der deutſchen Gegenwart. gr. 8. 18⅞ B. Berlin 1849. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sehr feine Betrachtungen über die Ereigniſſe und Aufgaben des Jahres 1848, von einem preußiſchen Diplomaten. Günſtige Beurtheilung Metternichs.

a. **[Heller, Rob.,]** Bruſtbilder aus der Paulskirche. 2. mehrfach berichtigte Aufl. 8. 12½ B. Leipzig 1849. 22½ Sgr.

Eine größtentheils treffende Schilderung der hervorragenden Perſönlichkeiten in der Frankfurter Nationalverſammlung.

a. **Laube**, Heinr., Das erſte deutſche Parlament. 3 Bde. 8. 70 B. Lpz. 1849. 5 Thlr.

Ohne Zweifel die für die größere Leſewelt anſprechendſte Geſchichte des Parlaments vom Jahr 1848. Die Darſtellung iſt novellenartig ſpannend, zierlich in der Form, und weiß die theilweiſe Trockenheit des Stoffes durch treffende Schilderung einzelner Perſönlichkeiten durch Auszüge aus bedeutenden Reden, durch Klubverhandlungen und ſtürmiſche Auftritte in der Paulskirche künſtleriſch zu überwinden.

a. **Biedermann**, Karl, Erinnerungen aus der Paulskirche. 8. 24½ B. Leipzig 1849. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hauptſächlich Geſchichte der Klubs, beſonders des Augsburger Hofes und der bundesſtaatlichen Partei. Friſche Darſtellung und ſcharfe, größtentheils richtige Zeichnung der Perſönlichkeiten. Weſentliche Ergänzung von Laube's Geſchichte des Parlaments.

a. **Haym**, R., Die deutſche Nationalverſammlung. 3 Bände. gr. 8. 45⅞ B. Frankf. a. M. u. Berlin 1848. 49. 50. 3 Thlr. 2 Sgr.

Ein ruhiger Rechenſchaftsbericht der Centren der Nationalverſammlung, der über ihre Abſichten und Anſichten authentiſchen Aufſchluß gibt und den ſchmerzlichen Todeskampf der Frankfurter Verſammlung äußerſt lebendig u. vollkommen wahr ſchildert. Ein Werk von bleibendem Werth.

a. **Duncker**, Max, Zur Geſchichte der deutſchen Reichsverſammlung in Frankfurt. gr. 8. 9¼ B. Berlin 1849. 20 Sgr.

Eine überſichtliche, geordnete und völlig durchgearbeitete Geſchichte der Reichsverſammlung und Apologie der Mehrheit gegen Republikaner und Partikulariſten. Würdige freie Sprache und männliches Urtheil über das Scheitern des ganzen Werkes an eklem Widerwillen und Mangel an Willenskraft. Eine der beſten Schriften über das Parlament.

c. **Wurm**, C. F., Die Diplomatie, das Parlament und der deutſche Bundesſtaat. I. December 1848 bis März 1849. gr. 8. 10⅞ B. Braunſchweig 1849. 20 Sgr.

Ein leider unvollendet gebliebener Verſuch über den tieferen Zuſammenhang und die entfernteren Quellen der in der Nationalverſammlung hervorgetretenen Bewegungen Aufſchluß zu geben, woraus man ſieht, von welchen Schwierigkeiten die Mehrheit gedrängt war.

c. **Droyſen**, Joh. Guſt., Die Verhandlungen des Verfaſſungsausſchuſſes der deutſchen Nationalverſammlung. 1. Thl. gr. 8. 28¾ B. Leipzig 1849. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Nicht eigentliche Protokolle, aber treue Aufzeichnung des weſentlichen Inhalts der Verhandlungen, aus der man erſehen kann, mit welchem Ernſt, welcher umſichtigen Erwägung, welchem Aufwand von Kenntniſſen, Geiſt und Fleiß das ſchwierige Werk unternommen und durchgeführt worden iſt.

c. **Salviati**, C. v., Die Verhandlungen des Berliner Congreſſes im Mai 1850 u. Preußens deutſche Politik ſeit dem Frühjahr 1849. Berichte, Randgloſſen u. Ausſichten. gr. 8. 7⅛ B. Berlin 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein Bericht von bundesſtaatlicher Seite.

c. **Rochau**, A. L. v., und **Oelsner Monmerqué**, G., Das Erfurter Parlament und der Berliner Fürſten-Congreß. Politiſche Skizzen aus der Gegenwart. 8. 22½ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ein in lebendigem Journaliſtenton geſchriebener Bericht vom bundesſtaatlichen Standpunkt aus, mit ſcharfer Kritik untermiſcht.

a. [**Radowitz**, Joſ. v.,] Neue Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bd. 8. 31¾ B. Erfurt 1851. 2 Thlr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der Jahre 1849 u. 50. Es werden hier über die preuß. Politik, über die Nichtannahme der Kaiſerwürde, über die Plane bei Stiftung des Maibündniſſes vom J. 1849 u. der Union, über das Scheitern derſelben authentiſche und ſehr aufrichtige Aufſchlüſſe gegeben.

a. **Radowitz**, J. v., Reden u. Betrachtungen. (Geſammelte Schriften Bd. 2.) 8. 29 B. Berlin 1852. 1 Thlr. 25 Sgr.

Eine räſonnirende Geſchichte der deutſchen Einheitsbeſtrebungen, beſonders vom Jahr 1848 an bis zum Schluß des Erfurter Parlaments. Einen Anhang dazu bilden die in Frankfurt, Berlin und Erfurt gehaltenen Reden.

c. [**Duncker**, Max.] Vier Monate auswärtiger Politik. Mit Urkunden. gr. 8. 8¼ B. Berlin 1851. 15 Sgr.

Eine ſehr ſcharfe Kritik der Manteuffel'ſchen Politik vom November 1850 bis zum Frühjahr 1851, die zwar gerichtlich verfolgt, aber nicht widerlegt wurde.

c. **Die Dresdener Conferenzen.** Mit Urkunden. gr. 8. 6½ B. Berlin 1851. 10 Sgr.

Ein ſchonungsloſer Bericht von der reſultatlos abgelaufenen Miniſterconferenz im December 1850 und Januar 1851.

c. **Vor der zwölften Stunde.**
I. Handelsbund od. Zollverein. gr. 8. 2¼ B. Frkf. a. M. 1852. 4 Sgr.
II. Deutſchlands Lage. gr. 8. 4⅛ B. ebend. 1852. 6 Sgr.
III. Gefahren und Ziele. gr. 8. 4⅛ B. ebend. 1852. 6 Sgr.

Erörterungen über die gegenwärtigen deutſchen Verhältniſſe vom nationalen und conſervativen Standpunkt aus, voll geſunder Gedanken und beherzigenswerther Winke.

a. **Klüpfel**, K., Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen in ihrem geſchichtl. Zuſammenhang dargeſtellt. gr. 8. 37 B. Leipzig 1853. 2 Thlr.

Zeigt, in wieweit von Anfang der deutſchen Geſchichte an eine nationale Einheit der Deutſchen beſtanden hat, und mit welchen Hinderniſſen ihre politiſche Geſtaltung bis auf die neueſte Zeit zu kämpfen hatte. Eine gedrängte Darſtellung der deutſchen Geſchichte vom nationalen Standpunkt aus.

Deutſche Specialgeſchichten.

a. Univerſal-Lexikon vom Großherzogthum Baden. Bearbeitet und herausgegeben von einer Geſellſchaft von Gelehrten und Vaterlandsfreunden. Mit 14 Stahlſtichen, 8 Plänen und 6 Tabellen. 4. 89¼ B. Karlsruhe 1844. 4 Thlr. 20 Sgr.

Eine ſehr gute Arbeit, welche nicht nur Topographie im engern Sinn, ſondern auch Geſchichte, Sittenſchilderungen, Statiſtik u. dgl. umfaßt.

c. Die beiden Schlöſſer zu Baden ehmals und jetzt. Eine Erinnerungsgabe S. k. H. d. Großherzogs Leopold von Baden f. Freunde deutſcher Kunſt u. Kulturgeſchichte. (Von G. H. Krieg v. Hochfelden.) gr. 8. 13⅝ B. Mit 10 Abbildungen. Karlsruhe 1851.

Ein auf Koſten des Großherzogs veranſtaltetes Prachtwerk mit Abbildungen und ausführlicher antiquariſcher u. architektoniſcher Beſchreibung von dem als Kenner berühmten Oberſten Krieg von Hochfelden. Iſt nicht in den Buchhandel gekommen. Die zwei Schlöſſer ſind: das jetzige, vom Großherzog Leopold im Innern ſehr verſchönerte, ſogenannte neue Schloß, und der ehemals an deſſen Stelle ſtehende, im Orleans'ſchen Succeſſionskrieg verbrannte prachtvolle Bau.

c. **Vierordt**, C. Friedr., Geſchichte der Reformation im Großherzogthum Baden. Nach großentheils handſchriftl. Quellen bearb. gr. 8. 33⅝ B. Karlsruhe 1847. 2 Thlr.

Schildert die Reformation in der Markgrafſchaft Baden vom J. 1517 bis zu deren Unterdrückung im J. 1571. Reicher, auf ſorgſamer Benutzung gedruckter und handſchriftlicher Quellen aus dem Karlsruher Archiv gegründeter Inhalt, zweckmäßig und anſprechend verarbeitet.

a. **Jägerſchmid**, K. F. V., Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogthum Baden mit ſeinen Thälern u. Geſundbrunnen. Geographiſch, naturhiſtoriſch, geſchichtlich und ſtatiſtiſch beſchrieben. 8. 25 B. und 1 Karte. Karlsruhe 1846. 1 Thlr.

Gute Arbeit eines ehemaligen badiſchen Forſtbeamten, der mit der Gegend ſehr vertraut war.

a. **Schreiber**, H., Handbuch für Eiſenbahn-Reiſende durch das Großherzogthum Baden, nebſt Reiſerouten durch das Neckarthal, über den Schwarzwald und nach den Seegegenden. gr. 12. 19⅙ B. u. 1 Karte. Karlsruhe 1846. 1 Thlr. 6 Sgr.

Nicht von Heinrich Schreiber, dem gelehrten Alterthumsforſcher in Freiburg, ſondern von Hippolyt Schreiber. Ein ſehr guter Wegweiſer, der auch viele geſchichtliche Notizen beibringt. In den Ausdrücken zuweilen etwas zu überſchwenglich und die Eigenthümlichkeit der Gegenden dadurch verwiſchend.

a. **Häuſſer**, Ludw., Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der badiſchen Revolution. gr. 8. 42⅞ B. Heidelberg 1851. 1 Thlr. 26 Sgr.

Eine hiſtoriſch abgerundete, lebendige Darſtellung, die zugleich als die bedeutendſte Quellenſchrift gelten kann und ein Beiſpiel gibt, wie man auch Zeitereigniſſe geſchichtlich behandeln kann. Entſchiedenheit eines beſonnenen politiſchen Standpunkts gegenüber von Demokraten und Reaktionären. Eine werthvolle Ergänzung aus der Feder deſſelben Verfaſſers bilden folgende Aufſätze in Brockhaus' Gegenwart: Baden vor den Ereigniſſen im J. 1848. Bd. II, p. 321—348; Baden im Frühjahre 1848. Bd. III, p. 443—484; die Revolution in Baden. Bd. III, p. 506—563; der pfälziſch-badiſche Krieg im Jahre 1849. Bd. V, p. 128—168.

c. **Bekk**, J. B., Die Bewegung in Baden vom Ende des Febr. 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. 1. u. 2. unveränd. Aufl. gr. 8. 42⅙ B. Mannheim 1850. 1 Thlr. 6 Sgr.

c. —— Die Bewegung in Baden von 1848—49. Ein Nachtrag in Bez. auf die Schrift v. A. v. Andlaw. gr. 8. 13¼ B. Mannh. 1852. 24 Sgr.

Eine in ruhiger Objectivität gehaltene Darſtellung aus der Feder des in der Revolution viel angefochtenen Miniſters. Die Einleitung bildet eine gedrängte Zuſammenfaſſung der Grundzüge einer conſtitutionellen Politik, worin der Verfaſſer ſein Syſtem darlegt. Die zweite Schrift enthält eine ſehr ſchlagende Widerlegung der vom reaktionären Standpunkt aus durch H. v. Andlaw erhobenen Anklage gegen das badiſche Miniſterium.

c. **Andlaw**, Heinr. v., Der Aufruhr und Umſturz in Baden als eine natürl. Folge der Landesgeſetzgebung, mit Rückſicht auf die Bewegung in Baden. Abth. 1—4. gr. 8. 64⅞ B. Freiburg 1850—51. 4 Thlr. 3 Sgr.

Eine leidenſchaftliche und leichtfertige Anklage gegen das badiſche Miniſterium wegen ſeiner Politik vor dem Jahre 1848 und ſeines Benehmens während der Revolution.

a. **Duſch**, Alex. v., Zur Pathologie der Revolutionen. Erklärung u. Abwehr, veranlaßt durch Bekk's und Andlaw's Schriften über Bewegung und Umſturz in Baden. gr. 8. 3¼ B. Heidelberg 1852. 9 Sgr.

Principielle Erörterungen voll feiner Beobachtung über die Revolution, aus der Feder eines Staatsmanns von allgemeiner Bildung und wahrhaft edler Geſinnung.

c. **Münch**, Ernſt, Geſchichte des Hauſes und Landes Fürſtenberg. Nach Urkunden u. d. beſten Quellen. 3 Bde. mit 5 Steintaf. gr. 8. 82 B. Aachen 1829. 30. 32. 6 Thlr. 10 Sgr.

4. Bd. Fortſetzung von C. B. A. Fickler. gr. 8. 27⅛ B. Karlsruhe 1847. 2 Thlr. Vom 30jähr. Krieg bis auf die Gegenwart.

Ausführliche Geſchichte eines in die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands vielfach verflochtenen Geſchlechtes. Der vierte Band zeichnet ſich durch gründliche Bearbeitung vortheilhaft vor ſeinen Vorgängern aus.

c. **Stälin,** Chr. Fr., Württembergiſche Geſchichte. II. Thl. **Schwaben u. Südfranken. Hohenſtaufenzeit.** 1080—1268. gr. 8. 50⅛ B. Stuttgart 1847. 3 Thlr.

S. Wegweiſer p. 131.

a. **Hänle,** S., Württembergiſche Luſtſchlöſſer. Abth. I. **Ludwigsburg.** Abth. II. **Freudenthal,** Solitude, Hohenheim, Bellevue und Roſenſtein. Mit 1 Anſ. der Solitude. 8. 37⅛ B. Würzb. 1847. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Epiſoden aus der württembergiſchen Hofgeſchichte unter Herzog Eberhard Ludwig und Karl, angeknüpft an die genannten Luſtſchlöſſer. Romanmäßig erzählt.

a. **Klüpfel,** K., und **Eifert,** Max, Geſchichte u. Beſchreibung der Stadt und Univerſität Tübingen. Abth. I: Geſchichte und Beſchreibung der Stadt, von M. Eifert. Abth. II: Geſchichte und Beſchreibung der Univerſität, von K. Klüpfel. gr. 8. 55¾ B. mit 1 Tab. Tübingen 1849. 3 Thlr. 8 Sgr.

Die Geſchichte der Stadt iſt von einem geborenen Tübinger mit Liebe und Lebendigkeit geſchrieben; die Geſchichte der Univerſität geht mehr, als dieß bei den bisherigen Univerſitätsgeſchichten der Fall iſt, auf Sittengeſchichte und wiſſenſchaftliches Leben ein.

a. **Schwab,** G., u. **Klüpfel,** K., Wanderungen durch Schwaben. Wegweiſer durch Würtemberg und Baden. Mit 30 Stahlſt. 3. veränd. u. verm. Aufl. breit 8. 15½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 12 Sgr.

S. das maleriſche und romantiſche Deutſchland.

Eine auf Selbſtanſchauung gegründete Beſchreibung der Naturſchönheiten Schwabens, die in dieſer neuen Auflage durch Angabe von Reiſerouten und praktiſche Winke für Reiſende, ſowie auch durch eine ſehr erweiterte Beſchreibung des Schwarzwalds vervollſtändigt iſt.

a. **Schönhuth,** Ottomar F. H., Neuer Führer um den Bodenſee und zu den Burgen des Högaus. Mit 1 Karte. gr. 12. 16½ B. Lindau 1851. 1 Thlr.

Eine an geſchichtlichem Material ſehr reiche Beſchreibung der Umgegend des Bodenſees.

b. **Buchner,** Joſ. Andr., Geſchichte von Bayern. Band VII. Abth. 1. 2. und Bd. VIII. Abth. 1. gr. 8. 61⅝ B. München 1848. 1851. 4 Thlr. 1½ Sgr. Compl. 18 Thlr. 16½ Sgr.

S. Wegweiſer p. 133.

Enthält die Geſchichte während der Zeit der Reformation von 1508—1598.

c. **Schlichtegroll,** Nath. v., Herzog Wolfgang von Zweibrücken u. Neuburg als ſtaatsrechtlich bedeutſamer Stammvater d. bayer. Königshauſes. Eine hiſtoriſche Betrachtung unter Benutzung archival. Quellen bearb. Mit archival. Beilagen, nebſt dem lith. Bildniß und Autograph des Herzogs Wolfgang. gr. 8. 9¾ B. München 1850. 1 Thlr. 6 Sgr.

Ein ſorgfältig ausgearbeitetes, gut geſchriebenes Buch, mit ſpecifiſch bairiſcher Färbung.

a. **Söltl,** J. M., Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenoſſen im Königreich Baiern. gr. 8. 27⅛ B. Sulzbach 1850. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine biographiſche Behandlung der Fürſten aus dem Hauſe Wittelsbach und ihrer berühmten Zeitgenoſſen, wie Ulrichs von Hutten, Wilibald Pirckheimer, Hans Sachs, der Fugger, Montgelas. Warmer bairiſcher Patriotismus. Hauptſächlich als patriotiſches Erbauungsbuch für die bairiſche Jugend beſtimmt

a. **Steub**, Ludwig, Aus dem bairiſchen Hochlande. 8. 13⅛ B. München 1850. 1 Thlr.

Landſchaftliche Bilder mit hiſtoriſchen Notizen, Anekdoten, Sittenſchilderungen u. dgl. Einer der 6 Abſchnitte enthält eine intereſſante Schilderung des Paſſionsſpiels im Oberammergau.

c. **Mailáth**, Joh. Graf v., Geſchichte Oeſterreichs. Bd. IV u. V u. Reg. (Schluß.) gr. 8. 70⅞ B. Hamburg 1848 u. 50. 5 Thlr. 20 Sgr. (Complet 12 Thlr.)

S. Wegweiſer p. 135.

Führt die Geſchichte bis zum Jahr 1849 fort. Behandelt die neuere Geſchichte etwas oberhin, und die neueſte vom reaktionären Parteiſtandpunkt aus.

c. **Schlager**, J. E., Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. 4 Bde. Mit Kupfern. 8. 94⅞ B. Wien 1836—46.

Intereſſante Beiträge nicht nur zur Geſchichte Wiens, ſondern Oeſterreichs überhaupt im Mittelalter. Gibt für Kulturgeſchichte reiche Ausbeute.

c. **Hurter**, Fr., Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. und ſeiner Aeltern, bis zu deſſen Krönung in Frankfurt. Perſonen-, Haus- u. Landesgeſchichte. Mit vielen eigenhänd. Briefen Kaiſer Ferdinands u. ſeiner Mutter der Erzherzogin Maria. 5 Bände. gr. 8. Schaffhauſen 1850. 51. 52. 12 Thlr. 20 Sgr.

Eine breite Apologie der katholiſchen Reſtaurationsbeſtrebungen in Oeſterreich, mit viel Hof- und Perſonalgeſchichte. Der 5. Band geht bis 1609.

c. **Hain**, Joſeph, Handbuch der Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 1. Bd. gr. 8. 32⅝ B. Wien 1852. 3 Thlr.

Die Einleitung des Buches bis p. 98 bildet eine Theorie der Statiſtik, worin dieſelbe von der Staatenkunde losgetrennt und den mathematiſchen Erfahrungswiſſenſchaften zugewieſen wird. Der übrige Theil des Bandes enthält eine Statiſtik des Bodens und der Bevölkerung.

a. **Tſchiſchka**, Franz, Geſchichte der Stadt Wien. Illuſtrirt. Lex.-8. 33⅛ B. Stuttgart 1847. 4 Thlr. 20 Sgr.

Unterhaltend und belehrend.

c. [**Hartig**, Graf v.,] Geneſis der Revolution in Oeſterreich im J. 1848. 3. verm. Aufl. gr. 8. 24⅜ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ein Buch, das vieles Aufſehen gemacht hat, und wirklich zur Aufklärung über die öſterreichiſchen Verhältniſſe einen wichtigen Beitrag gibt.

a. [**Pillersdorf**, F. v.,] Rückblicke auf die politiſche Bewegung in Oeſterreich in den J. 1848 u. 1849. 2. Aufl. gr. 8. 5⅛ B. Wien 1849. 16 Sgr.

Memoiren aus der Wiener Revolutionsgeſchichte von einem ergrauten Staatsmann, der nachmaliger Miniſter war, aber ſich nicht halten konnte, und hier eine Art Apologie ſchreibt.

a. **Mayr**, J. G., Der Mann von Rinn (Joſeph Speckbacher) u. Kriegsereigniſſe in Tyrol 1809. Nach hiſtor. Quellen bearb. Mit 1 Titelkpfr. u. 1 topograph. Karte. gr. 8. 23 B. Innsbruck 1851. 2 Thlr. 4 Sgr.

Werk eines geborenen Tyrolers, der aber ſeit langer Zeit in Baiern eingebürgert iſt, und tyroliſche Begeiſterung mit bairiſchem Patriotismus zu vereinigen ſucht. Beruht auf eigenen Erinnerungen, örtlichen Nachforſchungen, Mittheilungen von Helden des Aufſtandes und bairiſchen Aktenſtücken, und iſt wohl die treueſte Darſtellung der Ereigniſſe.

a. **Weber**, Beda, Das Thal Paſſeier und ſeine Bewohner. Mit beſonderer Rückſicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. gr. 8. 33½ B. Innsbruck 1852.. 2 Thlr. 6 Sgr.

Geſchichtliche und landſchaftliche Schilderung des Bodens, auf welchem Andreas Hofer und der Tiroler Aufſtand vom Jahr 1809 erwachſen iſt. Eine Darſtellung, die des Stoffes mächtig iſt, wie es ſich von einem Verfaſſer, der ſo in Land und Volk zu Hauſe iſt wie Weber, nicht anders erwarten läßt.

a. **Steub**, Ludw., Drei Sommer in Tirol. gr. 8. 42⅛ B. München 1846. 2 Thlr. 16 Sgr.

Geiſtreiche Natur- und Sittenſchilderung. Eine anziehende Lektüre, beſonders für ſolche, die Tirol bereiſen wollen, doch nicht eigentliches Reiſehandbuch.

b. u. f. **Palacky,** Franz, Geſchichte von Böhmen, größtentheils aus Urkunden und Handſchriften. 3. Bd. 2. Abth.: Böhmen unter dem Hauſe Luxemburg. 1306—1378. gr. 8. 26 B. Prag 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

S. Wegweiſer p. 140.

c. **Scheltz**, Th., Geſammte Geſchichte der Ober- und Nieder-Lauſitz. Zum erſtenmal in Verbindung nach alten Chroniken und Urkunden bearb. Bd. 1. gr. 8. 39⅝ B. Halle 1847. 2 Thlr. 20 Sgr.

Eine brauchbare Landesgeſchichte.

a. **Schulze**, Chr. Ferd., Leben des Herzogs von Sachſen-Gotha u. Altenburg Friederich II. Ein Beitrag zur Geſchichte Gothas beim Wechſel des 17. und 18. Jahrh. Herausgeg. von Ad. Mor. Schulze. gr. 8. 16 B. Gotha 1851. 1 Thlr.

Ein belehrendes Zeitbild, mit klarer anſprechender Darſtellung und geſchichtlicher Treue ausgeführt.

a. **Schöll**, A., Weimar's Denkwürdigkeiten einſt und jetzt. Ein Führer für Fremde und Einheimiſche. Mit einem Plan von Weimar. gr. 12. 24⅛ B. Weimar 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Mit Geſchmack und gründlicher Sachkenntniß ausgeführt.

a. **Stahr**, A., Weimar und Jena. Ein Tagebuch. 2 Bde. gr. 12. 36⅛ B. Oldenburg 1852. 3 Thlr.

Der Verfaſſer ſchildert die Lokalitäten dieſes klaſſiſchen Bodens und deutet die daran hängenden Erinnerungen aus. Der Mittelpunkt des Ganzen iſt Göthe, deſſen Apologie in mehrfacher Hinſicht der Verfaſſer übernimmt. So angenehm das Buch zu leſen iſt, ſo ſtört doch hin und wieder die Auffaſſung gewiſſer Verhältniſſe das ſittliche Gefühl.

a. **Müller**, Friedr. v., Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813. gr. 8. 20½ B. Braunſchweig 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

Handelt hauptſächlich von dem Geſchick Weimars in der Zeit von der Jenaer bis zur Leipziger Schlacht. Manches geiſtreiche Wort Napoleons wird berichtet, mit dem Müller mehrere intereſſante Unterredungen hatte; merkwürdig ſind auch die Mittheilungen über Karl Auguſt, deſſen Unbeugſamkeit gegen die demüthige Unterwürfigkeit anderer deutſcher Fürſten vortheilhaft abſticht.

c. **Stenzel**, G. A. H., Geſchichte des preußiſchen Staats. Thl. 4: Von 1739 bis 1756. gr. 8. 25¾ B. Hamburg 1851. 1 Thlr. 27 Sgr.

Eine ſehr gute Geſchichte der Anfangszeit Friedrichs des Großen, bei welcher die Schattenſeiten nicht verſchwiegen ſind.

c. **Riedel**, A. F., Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherren des preuß. Königshauſes. Das Aufſteigen des Burggrafen Friedrich VI. v. Nürnberg zur kurfürſtl. Würde und zur Reichsſtatthalterſchaft in Deutſchland dargeſtellt. Lex.-8. 26 B. mit 3 color. Lithogr. Berlin 1851. 2 Thlr. 20 Sgr.

Widerlegt die bisher geltende Anſicht, als ob die Erwerbung der Mark Brandenburg durch die Burggrafen von Nürnberg eine Art Kaufgeſchäft geweſen ſei, und ſucht nachzuweiſen, daß ſie das Ergebniß der politiſchen Bedeutung des Burggrafen Friedrich III. geweſen. Zugleich gute Schilderung der politiſchen und Culturzuſtände Brandenburgs in jenen Zeiten. Auch ſtaatsrechtliche Polemik gegen die neuerlich verſuchte Behauptung, als ob die Unbotmäßigkeit des Adels gegen Zucht und Ordnung ein ritterlicher Kampf für Landeseigenthümlichkeit geweſen wäre.

a. **Franklin**, Otto, Die deutſche Politik Friederichs I., Kurfürſten von Brandenburg. Aus den Quellen dargeſtellt. Eine gekrönte Preisſchrift. gr. 8. 15½ B. Berlin 1851. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Schildert die Thätigkeit des Nürnberger Burggrafen in ihrer Beziehung zum Reich. Der Verfaſſer beherrſcht ſeinen Gegenſtand genügend, doch erſchöpft er ihn nicht ſo gründlich, wie das vorangehende Werk.

c. **Minutoli**, Julius v., Friederich I., Kurfürſt von Brandenburg, und Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg, aus den Quellen des Plaſſenburger Archivs bearbeitet. Mit 3 lithograph. Beilagen. Lex.-8. 33¾ B. Berlin 1850. 4 Thlr.

Zuerſt eine kurze Lebensgeſchichte Friederichs I., ſodann die plaſſenburger Urkunden vom J. 1398—1424, und zuletzt die für hohenzollerniſche Familiengeſchichte und deutſche Culturgeſchichte intereſſanten Memorabilia.

c. Quellen-Samml. für fränk. Geſchichte. 2. Bd. A. u. d. Titel: **Conſt. Höfler**, Das kaiſerliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Vorkurfürſtliche Periode 1440—1470. Aus dem ehmals hohenzolleriſchen Archive der Plaſſenburg herausgegeben. Mit einem hiſt. Commentare. gr. 8. 15 B. Bayreuth 1850. 28 Sgr.

Das kaiſerliche Buch iſt eine Sammlung der diplomatiſchen Correſpondenzen des Fürſten Albrecht Achilles, welche die das Reich betreffenden Verhandlungen dieſes auf die deutſche Politik ſo einflußreichen Fürſten enthält, und damit eine Hauptquelle der Reichsgeſchichte unter Kaiſer Friedrich III.

c. **Minutoli**, Julius v., Das kaiſerliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürſtliche Periode von 1470—1486. Mit einem aus Archivalien des Plaſſenburger Haus- und Staats-Archivs bearb. Commentare, als Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Fürſten. Nebſt 3 lith. Beilagen. gr. 8. 35⅛ B. Berlin 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Intereſſante Materialienſammlung mit eingehenden Ueberblicken.

c. **Ludwig's von Eyb** Denkwürdigkeiten brandenburgiſcher (hohenzolleriſcher) Fürſten. Mit einem aus Archivalien des ehemal. brandenburgiſchen geh. Haus- und Staatsarchivs verfaßten hiſtoriſchen Commentare herausgeg. v. Conſt. Höfler. gr. 8. 9⅛ B. Bayreuth 1849. 24 Sgr.

Ludwig von Eyb war ein einflußreicher Mann am Hofe des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Der Hauptinhalt des Buches iſt aber eine Darlegung der Politik dieſes Fürſten, welche überraſchende Einblicke gewährt und zeigt, wie ſchon Albrecht Achilles es darauf angelegt hatte, die brandenburgiſche Herrſchaft möglichſt weit über Deutſchland zu verbreiten.

a. **Ranke**, L., Neun Bücher preußiſcher Geſchichte. 3 Bde. (1. Bd. in 2. Aufl.) gr. 8. 94⅛ B. Berlin 1848. 6 Thlr.

Giebt zunächſt in der Einleitung eine ſehr gute Ueberſicht über die Entwicklung der brandenburgiſch-preußiſchen Territorialgewalt, und ſodann eine ausgeführte Geſchichte Preußens von König Friedrich Wilhelm I. bis zum Ende des 2. ſchleſiſchen Kriegs. Man hat der Darſtellung nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß ſie die Schroffheiten Friedrich Wilhelms namentlich in ſeinem Verhältniß zu ſeinem Sohne, verwiſche und mildere, was allerdings in Ranke's Behandlungsweiſe und ſeiner Bevorzugung diplomatiſcher Quellen liegen mag. Dagegen wird keine andere Geſchichte dieſer Zeit eine ſo richtige Anſchauung von den politiſchen Verhältniſſen gewähren, als dieſes Werk. Daß es ſich ſehr angenehm lieſt und durch das Gleichgewicht, in welchem das

Gemälde mit dem Allgemeinen ſteht, den Eindruck eines geſchichtlichen Kunſtwerks macht, verdient ſich bei Kunde von [illegible].

a. **Kugler,** Franz, Geſchichte Friederichs des Großen. Mit dem Porträt Friederichs. 3. Aufl. 8. 26⅓ B. Leipzig 1848. 1 Thlr.

Mit glücklicher Popularität und in ſchöner Sprache iſt hier die Lebens- und Regierungsgeſchichte des großen Königs erzählt. S. a. „Bernhardi's Wegweiſer" Nr. 774.

a. **Heſekiel,** George, Berliniſches Hiſtorienbuch. Mit Illuſtrationen von Wilhelm Scholz. Lex.-8. 26½ B. Mit 7 lithogr. Bildern. Berlin 1851. 52. 2 Thlr.

Erzählungen aus Berlins Vorzeit, Geſchichtsbilder, Biographiſches u. Novellen. Albrecht Achilles, der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III. haben einen großen Theil des Stoffes, aber auch aus andern minder bekannten Partien der Geſchichte iſt Paſſendes ausgewählt. Specifiſch preuß. Auffaſſung; übrigens unterhaltend bearbeitet.

a. **Menzel,** K. A., Zwanzig Jahre preußiſcher Geſchichte, 1786—1806. gr. 8. 48 B. Berlin 1849. 2 Thlr.

Beinahe wörtlich übereinſtimmend mit des Verf. 12. Bande ſeiner deutſchen Geſchichte.

c. **[von Baſſewitz,]** Die Kurmark Brandenburg im Zuſammenhang mit den Schickſalen des Geſammtſtaates Preußen während der Zeit vom 22. Oct. 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höheren Staatsbeamten. 2 Bände, mit 20 Beil. und 13 Tab. gr. 8. 92⅔ B. Leipzig 1851. 52. 6 Thlr.

Ein intereſſanter Beitrag zur Leidensgeſchichte Norddeutſchlands während der franzöſiſchen Occupation. Eine ſehr ins Einzelne gehende, auf urkundliche Aktenſtücke gegründete Darſtellung.

a. **Stahr,** Ad., Die preußiſche Revolution. 1. Thl. 2 Abthlgn. 2. Aufl. 8. 46⅞ B. Oldenburg 1851. 2 Thlr.

Eine gute Erzählung der 1848er Begebenheiten in Preußen, vom Standpunkt eines idealen Demokraten.

c. **Schmidt,** Fr. Jul., Geſchichte der Stadt Schweidnitz. 2 Bde. gr. 8. 52⅞ B. Schweidnitz 1848. 3 Thlr.

Eine der beſten neueren Städtegeſchichten.

c. **Wuttke,** Heinr., Die ſchleſiſchen Stände, ihr Weſen, ihr Wirken u. ihr Werth in alter u. neuer Zeit. gr. 8. 15⅞ B. Leipzig 1847. 27 Sgr.

Die Anſprüche Schleſiens auf eine conſtitutionelle Verfaſſung werden hier durch Berufung auf die alten Stände nachgewieſen. Eine Ergänzung zu dem p. 156 des Wegweiſers angeführten Werke Stenzels.

a. **Arndt,** E. M., Rhein- und Ahr-Wanderungen. 2. Ausg. Die Wanderungen aus u. um Godesberg. 8. 18 B. Bonn 1846. 1 Thlr.

a. **Kinkel,** Gottfr., Der Führer durch das Ahrthal, nebſt Beſchreibung der Städte Linz, Remagen und Sinzig. Mit 1 (lith.) Karte des Ahrthals und ſeiner Umgebung (in 4). 12. 3⅞ B. Bonn 1849. 15 Sgr.

Bietet gute Wegweiſer von geſchichtlichem Gehalt.

a. **[Stramberg,** Chr. v.,] Antiquarius, denkwürdiger und nützlicher rheiniſcher, welcher die nützlichſten und angenehmſten geographiſchen, hiſtoriſchen und politiſchen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinſtroms darſtellt. gr. 8. Koblenz 1845—52.

1. Abth. 1. Bd. in 5 Lief. gr. 8. 50 B. Nebſt Regiſter. 1851. à Lief. 20 Sgr. A. u. d. Titel: Coblenz, die Stadt. Hiſtoriſch und topogr. dargeſtellt durch Chr. v. Stramberg. 1. Bd.

I. Abth. 2. Bd. 1. Lief. gr. 8. 10 B. 1852. 20 Sgr.

II. Abth. 1. Bd. in 5 Lief. gr. 8. 31½ B. Nebſt Regiſter. 1845. à Lief. 22½ Sgr. A. u. d. Titel: **Ehrenbreitſtein**, Feſte und Thal. Hiſtor. u. topogr. dargeſtellt durch Chr. v. Stramberg.

II. Abth. 2. Bd. in 5 Lief. (Von Coblenz rheinaufwärts beide Ufer bis zur Lahn, und dieſe verfolgend bis Frücht, des Miniſters v. Stein Ruheſtätte.) gr. 8. 50 B. Nebſt Regiſter. 1851. à Lief. 20 Sgr.

II. Abth. 3. Bd. 1. 2. Lief. gr. 8. 20 B. 1852. à 20 Sgr.

III. Abth. 1. Bd. 1. Lief. gr. 8. 10 B. 1852. 20 Sgr.

Nicht ſowohl antiquariſche Topographie der Rheingegenden, als ein Sammelwerk von biographiſchen Denkwürdigkeiten, durch die gemeinſame Beziehung zur Oertlichkeit zuſammengehalten. Eine wahre Fundgrube für den Hiſtoriker, Biographen u. Anekdotenſammler; gibt namentlich reiche Beiträge zur Kenntniß der Adelsherrſchaft in den geiſtlichen Fürſtenthümern, die man, ſo gut conſervativ u. adelsfreundlich auch der Verfaſſer geſinnt iſt, doch gar ſehr von der Schattenſeite kennen lernt. Das Werk trägt durchaus das Gepräge eines literariſchen Originals, wozu auch ſein ſchwerfälliger, weitſchichtiger und doch humoriſtiſcher Stil beiträgt.

a. **Bädeker**, K., Rheinreiſe von Baſel bis Düſſeldorf mit Ausflügen in das Elſaß und die Rheinpfalz, das Murg- u. Neckarthal, an die Bergſtraße, in den Odenwald und Taunus, in das Nahe-, Lahn-, Ahr-, Roer-, Wupper- und Ruhrthal und nach Aachen. Mit 15 Anſichten, 2 Karten und den Plänen von Straßburg, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Aachen, Düſſeldorf, des Heidelberger Schloſſes und des Schwetzinger Gartens. 7. verb. u. verm. Aufl. 8. 22⅞ B. Koblenz 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sehr praktiſch eingerichteter, guter Wegweiſer.

a. **Uſener**, F. P., Beiträge zur Geſchichte der Ritterburgen und Bergſchlöſſer in der Umgegend von Frankfurt a. M. gr. 8. 12½ B. Frankfurt a. M. 1852. 26 Sgr.

Eine gründliche, in die Vorzeit zurückgreifende Beſchreibung eines in dieſem Gebiete wohlbewanderten Alterthumsforſchers.

a. **Buchner**, Karl, Das Großherzogthum Heſſen in ſeiner politiſchen und ſocialen Entwicklung vom Herbſt 1847 bis zum Herbſt 1850. gr. 8. 16½ B. Darmſtadt 1850. 1 Thlr.

Eine klare Ueberſicht der Begebenheiten und Zuſtände vom conſtitutionellen und bundesſtaatlichen Standpunkt aus. Verbreitet ſich auch auf die nicht unmittelbar politiſchen Beziehungen des heſſiſchen Volkslebens.

c. **Wippermann**, C. W., Kurheſſen ſeit dem Freiheitskriege geſchildert. gr. 8. 33½ B. Caſſel 1850. 2 Thlr.

Eine Geſchichte der politiſchen Kämpfe und Leiden, welche Kurheſſen ſeit der Reſtauration durchzumachen hatte, von einem gründlichen Kenner und bewährten Vaterlandsfreunde.

c. **Gräfe**, H., Der Verfaſſungskampf in Kurheſſen nach Entſtehung, Fortgang und Ende hiſtoriſch geſchildert. gr. 8. 19½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine pragmatiſche Darſtellung des kurheſſiſchen Verfaſſungskampfes im J. 1850, von einem Mitglied des Ständeausſchuſſes, das zwar der demokratiſchen Partei angehört, aber ſich bei dieſer Angelegenheit ſtreng auf dem conſtitutionellen Boden hielt. Iſt der ausführlichſte Bericht über die Sache.

a. **Pfaff**, A., Das Trauerſpiel in Kurheſſen. Ein Beitrag zur Geſchichte unſerer Tage. 8. 15½ B. Braunſchweig 1851. 20 Sgr.

Ebenfalls eine gute Geſchichte des heſſiſchen Verfaſſungskampfes vom conſtitutionellen Standpunkt aus. Iſt unter den Schriften darüber am meiſten für ein größeres Publikum geeignet.

c. **Malortie, C. E. v.,** Der Hannoverſche Hof unter dem Kurfürſten Ernſt Auguſt und der Kurfürſtin Sophie. (Mit Kurf. Ernſt Auguſts Bildniß u. Facſimile.) gr. 8. 15½ B. u. 1 Stammtaf. Hannover 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schildert den hannoverſchen Hof am Ende des 17. Jahrhunderts, wie er ſich zu einem glänzenden Nachbild des Hofes in Verſailles ausbildete, nach ſeiner Verwaltung und ſeinem Ceremoniell. Die Einleitung behandelt die Geſchichte des Hoflebens im Allgemeinen.

c. **Stüve, C.,** Weſen und Verfaſſung der Landgemeinden und des ländl. Grundbeſitzes in Niederſachſen und Weſtphalen. Geſchichtl. und ſtatiſt. Unterſuchungen mit unmittelb. Bez. auf das Königr. Hannover. gr. 8. 21¼ B. Jena 1851. 1 Thlr.

Eine für Geſchichte u. Verwaltungskunde ſehr lehrreiche Schrift des gelehrten hannoverſchen Märzminiſters. Es wird hier zunächſt die hiſtoriſche Entwicklung der Landgemeinden in Hannover geſchildert, die Feldordnungen, die Beſitzrechte an Grund und Boden bei den verſchiedenen Klaſſen der ländlichen Bevölkerung, insbeſondere die Steuerfreiheiten u. Rittergüter rechtlich beleuchtet, und ſodann die Reformpläne auseinandergeſetzt und motivirt, welche Stüve als Miniſter vorbereitete und die längere Zeit nachher noch eine wichtige Lebensfrage für Hannover waren.

c. **Cornelius, C. A.,** Der Antheil Oſtfrieslands an der Reformation, bis zum J. 1535. Mit 2 Beil. gr. 8. 4⅝ B. Münſter 1852. 15 Sgr.

Ein intereſſanter und gut geſchriebener Beitrag zur Reformationsgeſchichte einer minder bekannten Ecke Deutſchlands, mit beſonderer Rückſicht auf die Beziehung zu den Münſterſchen Religionswirren, wobei namentlich die Geſtalt Melchior Hofmanns hervortritt.

a. **Waitz, G.,** Schleswig-Holſteins Geſchichte in 3 Büchern. Bd. I. (1. Buch.) Bd. II. 1. (2. Buch.) gr. 8. 45¾ B. mit 1 Tab. Göttingen 1851. 52. 4 Thlr.

Der Anfang einer kritiſch durchgearbeiteten und mit hiſtoriſcher Kunſt ausgeführten Darſtellung der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte, aus welcher der alte Kampf zwiſchen Deutſchthum und Dänenthum und die dadurch erzeugten eigenthümlichen politiſchen Verhältniſſe des Landes klar werden.

a. **Wislicenus, C.,** Geſchichte der alten Dithmarſchen auf der Weſtküſte Holſteins. Zugleich zur Erläuterung der polit. Verhältniſſe von Schleswig-Holſtein zu Dänemark ſeit der älteſten bis auf die neueſte Zeit. gr. 8. 12⅝ B. Altona 1850. 24 Sgr.

Eine gute populäre Schrift.

a. **[Droyſen, J. G., und Samwer, K.,]** Die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geſchichte der däniſchen Politik ſeit dem Jahre 1806. 2. Aufl. gr. 8. 22⅞ B. Hamburg 1850. 1 Thlr.

Eine ſehr gute Darſtellung des Streitpunktes zwiſchen Schleswig-Holſtein u. Dänemark, und Nachweiſung des fortgeſetzten vieljährigen Unrechts, das die däniſche Regierung gegen die Herzogthümer verübt hat.

c. **Jyſen, A.,** Chriſtian Auguſt Prinz zu Schleswig-Holſtein, nachmals Kronprinz von Schweden. Eine Epiſode aus der Geſchichte der nordiſchen Reiche. gr. 8. 18⅜ B. Kiel 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine treffliche Monographie über den Oheim des Herzogs von Auguſtenburg, die einen ſehr dankenswerthen Beitrag zum Verſtändniß der däniſchen Politik und zugleich intereſſante Aufklärungen über die nordiſchen Verhältniſſe in der napoleoniſchen Zeit giebt.

a. Denkwürdigkeiten zur neueſten Schleswig-Holſteiniſchen Geſchichte.
1. Buch. Die proviſor. Regierung und der Krieg des Jahrs 1848. 8. 11½ B. Stuttgart 1851. 24 Sgr.
2. Buch. Der Waffenſtillſtand u. die gemeinſame Regierung. 8. 7½ B. ebend. 1851. 16 Sgr.
3. Buch. Die Statthalterſchaft u. der Krieg im J. 1849. 8. 15¼ B. ebend. 1851. 1 Thlr.

Eine gute zuſammenfaſſende Geſchichte des ſchleswig-holſteiniſchen Kriegs der letzten Jahre, aus der Feder eines ehemaligen ſchlesw.-holſt. Offiziers. Es ſoll noch ein viertes Buch hinzukommen.

a. [**Pauli, C. W.,**] Lübeckiſche Zuſtände zu Anfang des 14. Jahrhund. Sechs Vorleſungen, gehalten in den Jahren 1838 bis 1846. Nebſt einem Urkundenbuche. gr. 8. 15 B. Lübeck 1847. 1 Thlr. 6 Sgr.

Sehr intereſſante Beiträge zur lübeckiſchen Sitten- u. Verfaſſungsgeſchichte.

a. **Schlözer,** Kurd v., Livland und die Anfänge deutſchen Lebens im baltiſchen Norden. gr. 8. 12½ B. Berlin 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Selbſtändige Forſchungen des Verfaſſers in ſchöner, abgerundeter Darſtellung.

c. **Wiebel,** K. W. M., Die Inſel Helgoland. Unterſuchungen über deren Größe in Vorzeit und Gegenwart, vom Standpunkte der Geſchichte u. Geologie. Mit 2 Karten u. 1 Tafel. gr. 4. 27¼ B. Hamburg 1848. 3 Thlr.

Ergebniſſe gründlicher Unterſuchungen. Hauptſchrift über Helgoland.

Schweiz.

c. **Blumer,** J. J., Staats- und Rechtsgeſchichte der ſchweizeriſchen Demokratien oder der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell. Thl. I. Das Mittelalter. gr. 8. 39 B. Sanct Gallen 1849. 50. 3 Thlr.

Ein ſehr gründliches Werk, das über die Entſtehung der Schweizer Freiheit quellenmäßige Aufſchlüſſe giebt und nachweiſt, daß die freiere Verfaſſung der Schweizer weſentlich auf Zurückweiſung der Landeshoheit und Feſthaltung der Reichsunmittelbarkeit beruhe.

c. **Pfyffer,** Caſimir, Geſchichte der Stadt und des Cantons Luzern, bis zur Staatsumwälzung im J. 1798. 2 Theile. gr. 8. 84½ B. Zürich 1850. 52. 4 Thlr. 24 Sgr.

Eine einfache, urkundlich und unbefangen geſchriebene Geſchichte des Cantons, die ſich ſo viel als möglich auf dieſen beſchränkt, ohne die allgemeine Schweizergeſchichte mit hereinzuziehen.

a. **Monnard,** K., Geſchichte der Eidgenoſſen während des 18. und der erſten Decennien des 19. Jahrh. (Müller's Schweizergeſchichte fortgeſ. Bd. 11.) Aus dem Franz. 4 Bde. gr. 8. 146¼ B. Zürich 1847—50. 9 Thlr. Die zwei letzten Bände ſind auch unter dem beſonderen Titel: „Geſchichte der helvetiſchen Revolution" erſchienen.

Eine wahrhaft ſchöne, im Einzelnen nach Stoff u. Form ſorgfältig durchgearbeitete Darſtellung. Gleiches Lob verdient die Ueberſetzung von J. Schmid in Zürich, der die citirten Quellenſtellen noch einmal verglichen hat.

c. **Zellweger,** Joh. Caſp., Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe der Schweiz mit Frankreich, von 1698 bis 1784. Ein Verſuch, die Einwirkung dieſer Verhältniſſe auf den ſittlichen, ökonomiſchen und politiſchen Zuſtand der Schweiz darzuſtellen. I. Bd. 1. u. 2. Abth. Lex.8. 59¼ B. St. Gallen u. Bern 1848 49. 3 Thlr. 18 Sgr.

Bearbeitung ſehr reichhaltiger, intereſſanter Materialien, die nicht nur für die ſchweizeriſchen, ſondern auch für die europäiſchen Verhältniſſe überhaupt wichtig ſind. Geht bis 1712. Wird bei dem hohen Alter des Verfaſſers ſchwerlich fortgeſetzt werden, wenn nicht ein Anderer die Bearbeitung der geſammelten Materialien übernimmt.

a. **Schuler**, Melchior, Geſchichte der Eidgenoſſen unter der franzöſiſch-helvetiſchen Herrſchaft. 1. Bd. 1. Zeitraum: Vom Beginn der helvet. Republik bis zum Krieg mit Oeſterreich. Vom 12. April 1798 bis 1. März 1799. gr. 8. 43 B. Zürich 1852. 1 Thlr. 24 Sgr.

Eine ausführl. populäre Darſtellung vom patriotiſchen, antifranzöſiſchen Standpunkt aus.

c. **Tillier**, A. v., Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft während der Herrſchaft der Vermittlungsakte. Von ihrer Einführung im Frühjahr 1803 bis zu ihrer Auflöſung in den letzten Tagen d. J. 1813. Aus den Urquellen, vorzügl. d. eidgenöſſ. u. berner Archiven. 2 Bde. gr. 8. 62⅝ B. Zürich 1845—46. 4 Thlr.

Eine auf reiches Material geſtützte Bearbeitung der angegebenen Periode. Ergänzt das Werk Monnards, ſowie des Verf. eigene Geſchichte der helvetiſchen Republik.

c. **Tillier**, A. v., Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft während der ſogenannten Reſtaurationsepoche. Von dem Anfange des Jahres 1814 bis 1830. 3 Bde. gr. 8. 88⅛ B. Bern 1848—50. 6 Thlr.

Fortſetzung des vorigen.

c. **Ulrich**, J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz in ſeiner Veranlaſſung und Wirklichkeit, umfaſſend den Zeitraum von 1830 bis zur Einführung der neuen Landesverfaſſung 1848. Hiſtoriſch-politiſch dargeſtellt. gr. 8. 52⅛ B. Einſiedeln 1850. 2 Thlr. 4 Sgr.

Eine umfaſſende Darſtellung des Sonderbundskrieges u. ſeiner Entſtehung, von ſonderbündleriſcher Seite.

c. **Snell**, L., **Glück**, Chr. W., und **Henne**, A., Pragmatiſche Erzählung der kirchlichen Ereigniſſe in der katholiſchen Schweiz, von der helvetiſchen Revolution bis auf die Gegenwart. Mit einer einleitenden Darſtellung der kirchlichen Verhältniſſe der katholiſchen Schweiz von den früheſten Zeiten bis zur Helvetik. I. u. II. Bd. 1. u. 2. Abth. (Schluß.) gr. 8. 91⅝ B. Mannheim 1850. 51. 7 Thlr.

I. Bd. Bis zur helvetiſchen Revolution. Von Chr. Wilh. Glück.
II. Bd. 1. Abth. Von der helvet. Revol. bis 1830. Von L. Snell.
II. Bd. 2. Abth. Von 1830 bis auf unſere Tage. Von A. Henne.

Die katholiſchen Verhältniſſe von der antijeſuitiſchen Seite dargeſtellt. Ein ſehr gutes gründliches Werk.

c. **Vulliemin**, L., Hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſt. Gemälde der Schweiz. (S. Wegweiſer p. 152.)

Der Kanton Waat, hiſtoriſch-geographiſch geſchildert von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus der franzöſ. Handſchrift überſetzt von Wehrli-Boiſot. Mit 1 Karte. 2 Bde. 8. 68½ B. St. Gallen 1847. 49. 4 Thlr. 5 Sgr.

Eine ſehr gute gründliche Beſchreibung. Wohl eine der beſten Abtheilungen des Werkes.

a. **Hamm**, Wilh., Die Schweiz. Topographiſch, ethnographiſch, politiſch. Mit 2 Portr., 3 Holzſchn. und 1 color. Karte. 8. 46⅙ B. Leipzig 1847—48. 3 Thlr.

1. Theil: Die Urkantone, die weſtliche Schweiz und Bern.
2. Theil: Die öſtliche und die nördliche Schweiz.

Urſprünglich eine Reihe von Vorleſungen, die in den Verſammlungen des Vereins für Erdkunde in Darmſtadt gehalten wurden. Enthält neben Ortsbeſchreibungen u. Naturſchilderungen auch viel Literariſches, Geſchichtliches u. Kunſtgeſchichtliches. Macht einen eigentlichen Wegweiſer nicht entbehrlich.

a. **Eſcher**, G. v., Neueſtes Handbuch für Reiſende in der Schweiz u. die angrenz. Thäler von Oeſterreich und Sardinien. Mit den (lith.) Panoramen vom Rigi und Faulhorn, nebſt einer (lith.) Reiſeroutenkarte (in Fol.). 8. 48⅝ B. Zürich 1851. 2 Thlr. 20 Sgr.

a. **Bädeker**, K., Die Schweiz. Handbuch für Reiſende, nach eigener Anſchauung u. den beſten Hülfsquellen bearbeitet. Mit 16 Anſichten, den Plänen von Baſel, Bern, Genf u. Zürich, einer Karte u. einer Alpenanſicht vom Rigi und einem Panorama vom Faulhorn. 4. ſehr verb. Aufl. 8. 27 B. Coblenz 1852. 1 Thlr. 22 Sgr.

a. **Wendel**, Oskar, Topographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſcher Führer zu den ſchönſten Standpunkten u. vorzüglichſten Naturſchönheiten der Schweiz. 12. 15⅝ B. Weimar 1851. 1 Thlr.

a. **Wallroth**, Ernſt, Der Alpenſtock. Wegweiſer für Reiſende in der Schweiz, Savoyen und Piemont. 2. Aufl. Mit einer Orientirungskarte für Reiſende. 8. 19⅛ B. Stuttgart 1852. 1 Thlr.

Vorſtehende 4 Werke ſind zweckmäßige Handbücher für Reiſende. Eſcher iſt bei weitem der ausführlichſte u. ſetzt ſchon als Schweizer große Ortskenntniß voraus. Er beſchreibt jeden Ausweg, jedes unbekannte Thal, das durch Naturſchönheit anziehen kann, ſo genau, daß ein Fußgänger ſich darnach zurecht finden kann, u. eignet ſich daher beſonders für ſolche Reiſende, die ſchon in der Schweiz bekannt ſind u. gern etwas Neues aufſuchen. Dabei giebt er einen Reichthum von ſtatiſtiſchen Notizen, die zu einer gründlichen Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner anleiten. Bädeker zeichnet ſich durch eine geſchmackvolle Naturbeſchreibung, wozu er Stellen aus älteren u. neueren claſſiſchen Schriftſtellern beizieht, ſowie durch genaue Characteriſirung der Gaſthöfe, Preiſe u. dgl. aus. Er paßt beſonders für ſolche Reiſende, die ſich auf den berühmten Punkten und gewöhnlichen Wegen über das praktiſch Wiſſenswertheſte orientiren wollen. Ueber einzelne Wirthshäuſer urtheilt er nach unſerer Erfahrung zu ſtreng. Ausgezeichnet iſt das Panorama vom Faulhorn, die Karte dagegen ungenügend. Wendel richtet ſeine Rathſchläge beſonders für Fußreiſende u. Solche, die mit beſchränkten Mitteln weit kommen wollen, ein, u. hat den Nebenzweck geographiſcher Belehrung zum Behuf des Unterrichts. Geſunder Naturſinn u. zweckmäßige Auswahl. Wallroth iſt gedrängt und reichhaltig und hat das bequemſte kleine Taſchenformat.

a. **Kohl**, J. G., Alpenreiſen. 3 Theile. gr. 12 u. gr. 8. 64 B. Leipzig 1849. 50. 7 Thlr. 10 Sgr.

Th. I u. II Reiſebeſchreibung nach ſeiner bekannten Art; Th. III mehr wiſſenſchaftliche Naturbeſchreib. der Alpen, die viel Intereſſantes u. Belehrendes auf anſprechende Weiſe mittheilt.

Frankreich.

c. **Schmidt**, E. A., Geſchichte von Frankreich. 4. Theil. gr. 8. 60 B. Mit Regiſter. Hamburg 1848. 4 Thlr. 8 Sgr. (Compl. 12 Thlr. 28 Sgr.)

S. Wegweiſer p. 186.

Geht bis zum Tode Ludwigs XV. u. iſt damit vollendet. Die vollſtändigſte gründlichſte Bearbeitung der franzöſiſchen Geſchichte.

a. **Bonnechoſe,** E. de, Geſchichte Frankreichs von den älteſten Zeiten bis zum Ausbruch der Revolution. Nach der 7. Aufl. des franz. Originals. Mit dem Portrait Richelieu's. 8. 28⅛ B. Leipzig 1852. 1 Thlr.

Eine gute, lebendig geſchriebene Ueberſicht der Geſchichte Frankreichs.

c. **Löbell,** Joh. Wilh., Gregor von Tours und ſeine Zeit, vornemlich aus ſeinen Werken geſchildert. Ein Beitrag zur Geſchichte der Entſtehung und erſten Entwickelung roman.-german. Verhältniſſe. gr. 8. 36⅛ B. Mit 1 Stammtafel. Leipzig 1839. 2 Thlr. 25 Sgr.

Sorgfältige Zuſammenſtellung der einzelnen Züge zu einem lebendigen, belehrenden Bilde der Zuſtände d. fränkiſchen Reiches in d. zweiten Hälfte d. 6. Jahrhunderts. Anziehend geſchrieben.

c. **Schäffner,** W., Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs. 4 Bde. gr. 8. Frankfurt a. M. 1845—50. 8 Thlr. 20 Sgr.

I. Bis auf Hugo Capet. gr. 8. 26 B. 1845. 1 Thlr. 20 Sgr.
II. Bis auf die Revolution. 47⅛ B. 1849. 3 Thlr. 15 Sgr.
III. Rechtsquellen, Privatrecht, Strafrecht, Gerichtsverfahren. 40⅛ B. 1850. 3 Thlr. 15 Sgr.
IV. noch nicht erſchienen.

Eine gute, für einen größeren Leſerkreis berechnete Darſtellung der franzöſiſchen Verfaſſung und Rechtsentwickelung.

c. **Scholten,** H. E., Geſchichte Ludwigs IX., des Heiligen, Königs von Frankreich. In 3 Bänden. Nebſt Bildniß des heil. Ludwig. 1. Band. gr. 8. 22⅛ B. Münſter 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine auf ſelbſtändige Forſchungen gegründete fleißige Arbeit. Streng kathol. Auffaſſung.

c. **Hahn,** Ludw., Das Unterrichtsweſen in Frankreich, mit einer Geſchichte der Pariſer Univerſität. In 2 Abtheilungen. Lex.-8. 47⅛ B. Breslau 1848. 4 Thlr.

Eine gründliche, für die Geſchichte der Gelehrſamkeit werthvolle Arbeit, jedoch ohne literariſche Nachweiſung.

a. **Schlözer,** Kurd v., Choiſeul und ſeine Zeit. breit 8. 9½ B. Berlin 1848. 22½ Sgr.

Eine geſchmackvolle Charakteriſtik des großen Staatsmannes.

a. **Jacob,** E. G., Beiträge zur franzöſiſchen Geſchichte. gr. 8. 24½ B. Leipzig 1846. 1 Thlr. 24 Sgr.

Enthält 4 verſchiedene Aufſätze: Ueber die Königin Marie Antoinette, die Frauen in der franzöſ. Revolution, die Herzogin von Abrantes, Ermordung der franzöſ. Geſandten in Raſtatt. Belehrende Unterhaltungslectüre.

c. Briefwechſel zwiſchen dem Graf von Mirabeau u. dem Fürſten A. v. Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1789—91, enthaltend die Geſchichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem franzöſiſchen Hofe, nebſt allen ſich darauf beziehenden Aktenſtücken. Nach der franzöſ. Ausgabe des Herrn Ad. v. Bacourt deutſch bearbeitet von J. Ph. Städler. 8. 1. u. 2. Bd. 63⅛ B. Mit 4 Facſimiles. Brüſſel 1851. 52. Für 3 Bände 4 Thlr.

Ein Werk, das uns erſt in den Stand ſetzt, Mirabeaus Thätigkeit Schritt für Schritt zu verfolgen u. ihn noch größer erſcheinen läßt, als in den Kämpfen der Nationalverſammlung. Der an Mirabeaus Briefe ſich anſchließende Briefwechſel zwiſchen dem Fürſten von Arenberg und dem öſterreichiſchen Geſandten Graf Mercy iſt ebenfalls bedeutend, da beide vorurtheilsfreie Männer und in den Gang der Staatsgeſchäfte eingeweiht waren.

c. u. e. **Lewitz**, Fried., Mirabeau. Ein Bild ſeines Lebens, ſeines Wirkens, ſeiner Zeit. (In 2 Bänden.) 1. Bd. gr. 8. 36⅞ B. Breslau 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Will hauptſächlich einen Beitrag zum Verſtändniß der geſellſchaftlichen Zuſtände Frankreichs vor der Revolution geben und verſucht, durch Schilderung von Mirabeaus Jugendleben, das den erſten Band füllt, ein Bild aus dem damaligen Leben der höheren Geſellſchaft zu entwerfen. Die Auffaſſung von unverkennbarer Vorliebe für Mirabeau beherrſcht, den der Verfaſſer mit allen ſeinen Fehlern nur als Kind ſeiner Zeit nimmt. Verbindet hiſtoriſche Gründlichkeit mit geſchmackvoller Darſtellung. Der vorliegende erſte Band ſchließt mit Mirabeaus ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit bis 1781, der zweite wird ſein öffentliches Leben behandeln. — Schon der erſte Band iſt mit einem vollſtändigen Sach- u. Namenregiſter ausgeſtattet.

c. **Stein**, Ludw., Geſchichte der ſocialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unſere Tage. 3. umgearb. Aufl. von: Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. (S. Wegweiſer p. 64.) 3 Bände. gr. 8.

I. Bd. Der Begriff der Geſellſchaft und die ſociale Geſchichte der franz. Revolution bis 1830. 30⅞ B. Leipzig 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

II. Bd. Die induſtrielle Geſellſchaft. Der Socialismus u. Communismus Frankreichs von 1830—48. 34⅞ B. ebend. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

III. Bd. Das Königthum, die Republik und die Souveränität der franz. Geſellſchaft ſeit der Februarrevolution 1848. 28 B. ebend. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Philoſophiſche Entwicklung der Idee einer dem Staate gegenüberſtehenden bürgerlichen Geſellſchaft, wobei die franzöſiſche Geſchichte als Material dient. Ein geiſtreiches Werk, das wichtige Fragen des ſocialen Lebens beſpricht, und reiche Einblicke in die franzöſiſche Geſchichte eröffnet, im Grundgedanken aber wohl verfehlt ſein möchte. Die Umarbeitung macht die Theorie, welche im erſten Werk gegen den geſchichtlichen Inhalt zurücktrat, zur Hauptſache.

a. **Arnd**, Eduard, Geſchichte der franz. Revolution von 1789—1799. (In 6 Bänden.) 1—4. Bd. 16. 93½ B. Braunſchweig 1851. 52. 2 Thlr. 20 Sgr.

Eine mit Geiſt u. Geſchmack geſchriebene Geſchichte der Revolution für das größere gebildete Publikum, die den beiden Extremen gleich ferne ſtehend, doch nicht verſäumt, politiſche Reſultate zu ziehen.

c. **Zinkeiſen**, J. W., Der Jakobinerklub. Ein Beitrag zur Geſchichte der Parteien und der politiſchen Sitten im Revolutionszeitalter. 1. Theil. Der Jacobinerklub und das franzöſiſche Klubweſen bis zur Trennung der Feuillans von den Jacobinern im Juli 1791. gr. 8. 42½ B. Berlin 1852. 3 Thlr.

Eine ſehr fleißige, mit ausgedehnter Benutzung von ſelten gewordenen Flugſchriften und Journalen ſorgfältig ausgeführte Arbeit, die einen lehrreichen Beitrag zur Geſchichte u. Bedeutung des politiſchen Vereinsweſens giebt. Sehr elegante Ausſtattung.

c. **Röder**, Franz. Der Kriegszug Napoleons gegen Rußland im J. 1812. Nach den beſten Quellen und ſeinen eigenen Tagebüchern dargeſtellt nach der Zeitfolge der Begebenheiten. Nach des Verf. Tode herausgeg. von deſſen Sohne Karl Röder. Mit 9 Plänen und 1 Karte. gr. 8. 37⅞ B. Leipzig 1848. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der Verf. war Großherzogl. heſſiſcher Oberſt im Generalſtab u. ſomit Augenzeuge der Kriegsbegebenheiten. Eine gute überſichtliche Darſtellung des ganzen Kriegs.

a. **Lamartine,** Alph., Geſchichte der Girondiſten. Aus d. Franz. 8 Bde. 8. 168 B. Leipzig 1847. 48. 8 Thlr.

a. —— Drei Monate am Staatsruder. Aus dem Franz. von Roth. 8. 4⅔ B. Leipzig 1848. 7½ Sgr.

a. —— Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1848. Aus d. Franz. von Roth. 2 Bde. gr. 16. 23 1/16 B. (Thl. VII u. VIII von Lamartine's neueſten Werken.) Stuttgart 1850. 24 Sgr.

Daſſelbe erſchien auch als Theil 1—4 von: Hiſtoriſches Leſekabinet, ausgez. Geſchichtswerke in ſorgfältigen Ueberſetzungen. Herausgeg. von G. Meynert. 4 Theile. 8. 41⅚ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

a. —— Geſchichte der Reſtauration. Aus dem Franzöſ. von Th. Roth. (Neueſte Werke Bd. 23, 24 u. 25.) gr. 16. 34⅙ B. Stuttg. 1851. 1852. 1 Thlr. 6 Sgr.

Das erſte iſt ein Werk, an dem der Geſchichtsforſcher viel auszuſetzen hat, u. das wirklich die Perſönlichkeiten der Revolution, wie z. B. Robespierre, im Licht einer idealen Auffaſſung darſtellt, die ſchwerlich mit der Wahrheit ganz zuſammentreffen möchte, das aber zugleich ein Meiſterſtück hiſtoriſcher Kunſt u. Detailmalerei iſt, an dem ſich der Dichter bewährt. Das zweite und dritte Werk erzählen mit apologetiſchem Zweck Ereigniſſe, bei welchen der Verf. als Mithandelnder eine bedeutende Rolle ſpielte. Im letzten Werke ſucht der Verf. ſeinen früheren legitimiſtiſchen Standpunkt mit dem der Revolution u. Republik zu vermitteln.

a. **Blanc,** L. Geſchichte der franzöſ. Revolution. Aus dem Franz. 2 Thle. 8. 64 B. Leipzig 1847. 48. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eine leichte Arbeit vom ſocialiſtiſchen Standpunkt aus.

a. **Vaulabelle,** Achill v., Geſchichte der beiden Reſtaurationen bis zum Sturze Karls X. Aus dem Franz. überſ. von Glob. Fink. 2 Bde. 8. 59¾ B. Baden 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Gut geſchrieben, von einem Napoleoniſten.

a. Erinnerungen aus Paris. 1817—1848. gr. 8. 16⅝ B. Berlin 1851. 1 Thlr. 18 Sgr.

Mittheilungen einer Dame aus den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, die aus der Zeit der Reſtauration u. Louis Philippe manche intereſſanten Züge über Perſonen u. Zuſtände in klarer, verſtändiger Auffaſſung erzählt.

a. **Helfferich,** Ad., Deutſche Briefe aus Paris. Pforzheim 1848.

Nr. I. Die Berliner Barrikaden und die Folgen der Pariſer Februar-Revolution. gr. 8. 2¾ B. 5 Sgr.

Nr. II. Die proviſoriſche Regierung und die Nationalverſammlung. 1¾ B. 3 Sgr.

Nr. III. IV. Le commencement de la fin. Die Republik und das monarchiſche Princip. Der Pariſer Salon. 3¼ B. 6 Sgr.

Nr. V. Die Fahnenweihe und die Wahlen 2¼ B. 5 Sgr.

Nr. VI. Unterſchiedliche Fiakkos und die Eröffnung der Nationalverſammlung. 2 B. 5 Sgr.

Nr. VII. Der 15. Mai und was ihm voranging. 2¼ B. 5 Sgr.

Friſche Erzähl. eines geiſtreichen deutſchen Touriſten, der ſich in dieſer Zeit in Paris aufhielt.

a. Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik, oder Eindrücke u. Erinnerungen aus Frankreich im J. 1850 und der kurz vorhergehenden Zeit. 8. 21 B. Berlin 1851. 1 Thlr. 15 Sgr.

Mittheilungen eines Mannes aus der vornehmen Welt und Anhängers ariſtokratiſcher

Grundſätze, dem ſich viele Quellen der Anſchauung von Perſonen und Zuſtänden erſchloſſen, die gewöhnlichen Touriſten nicht zugänglich ſind. Hat mit ſcharfem Blick beobachtet u. die Elemente der alten Geſellſchaft mit ihren Vorzügen u. Fehlern wiedergefunden, woraus er ſeine Schlüſſe auf die Zukunft Frankreichs machen zu dürfen glaubt. Intereſſante Schilderungen Changarniers, Cavaignacs, Lamartines u. des Präſidenten. Auch neue Züge u. Thatſachen von Thiers u. Louis Philipp. Elegante leichte Schreibart.

a. **Guizot**, F., Ueber die Demokratie in Frankreich. Aus dem Franzöſ. überſetzt. gr. 8. 6 B. Frankf. a. d. O. 1849. 10 Sgr.

Intereſſante Flugſchrift des ehemaligen Miniſters, worin er die Urſache der franz. Revolution nachzuweiſen ſucht u. die Aufgabe für die Zukunft andeutet.

a. **Raudot**, M., Der Verfall Frankreichs, überſetzt von C. van Dalen. gr. 8. 6¼ B. Erfurt 1850. 12 Sgr.

Der Verfaſſer findet die Haupturſachen von dem Verfall Frankreichs in der Centraliſation u. in dem Zuſtand des Ackerbaues, dem es an Intelligenz, Capitalien u. Arbeitskräften fehle. Eine auf beſonnenes Nachdenken u. genaue Kenntniß der franzöſiſchen Zuſtände geſtützte Erörterung.

a. **Raudot**, M., Ueber die mögliche Größe Frankreichs. Aus dem Franz. überſ. von C. J. Berglas. gr. 8. 12¼ B. Breslau 1852. 1 Thlr.

Der Verfaſſer findet nur in baldigen großen Reformen Rettung vor ferneren Revolutionen. Die Frage ob Republik oder Monarchie iſt ihm von untergeordneter Bedeutung.

a. **Szarvady**, Fried., Paris. Politiſche und unpolitiſche Studien und Bilder. 1848—1852. I. Bd. 8. 27⅝ B. Berlin 1852. 2 Thlr.

Leichte Waare, die aber viel Intereſſantes enthält.

a. **Rochau**, A. L. v., Vier Wochen franzöſiſcher Geſchichte. 1. Dec. 1851 bis 1. Jan. 1852. 8. 10½ B. Leipzig 1852. 20 Sgr.

Der Staatsſtreich vom 2. Dec. wird hier in ſeiner Entſtehung u. ſeinen Folgen im Tone der Entrüſtung klar u. lebendig erzählt.

a. **Stahr**, Ad., Zwei Monate in Paris. 2 Theile. 12. 28¼ B. Oldenburg 1851. 3 Thlr.

Feuilletonartiger Bericht, aus Thatſachen u. Reflexion gemiſcht, voll von Zeitintereſſe

Niederlande.

a. **Conſcience**, H., Geſchichte von Belgien. Aus dem Flämiſchen von O. L. B. Wolff. 8. 26⅞ B. mit 1 Stahlſt. Leipzig 1847. 1 Thlr.

Mit patriotiſcher Wärme anziehend erzählt.

c. **Juſte**, Theod., Geſchichte der Gründung der conſtitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß, nach amtl. Quellen. 2 Bde. gr. 8. 42⅛ B. Brüſſel 1850. 3 Thlr. 10 Sgr.

Eine gründliche, für die Geſchichte des conſtitutionellen Lebens ſehr lehrreiche Darſtellung der Entſtehung von Belgiens mit Recht geprieſener Verfaſſung.

a. **Wolffers**, F. v., Flandriſches Album. Stillleben, Genrebilder, Geſchichte. Nach dem Leben gezeichnet. 8. 18⅛ B. Leipzig 1849. 1 Thlr. 15 Sgr.

Sehr anziehende Schilderungen aus des Verfaſſers Jugendleben, der, in einer kleinen Stadt Flanderns geboren, die Conflikte, die zur belgiſchen Revolution führten, ſich vorbereiten ſah. Dann berichtet er einiges über die Revolution ſelbſt u. ſchildert unter dem Titel: Lehr- u. Wanderjahre die Eindrücke, die er auf Reiſen in Frankreich und Deutſchland erhalten hat. Ausdruck einer edlen, gemüthvollen Perſönlichkeit, voll nationaler u. religiöſer Geſinnung.

a. **Helfferich**, Ad., Belgien in polit., kirchl., pädagog. und artiſt. Beziehung. gr. 8. 20¼ B. Pforzheim 1848. 2 Thlr. 10 Sgr.

Reichhaltige Mittheilungen von geſundem, unbefangenem Urtheil, doch ohne ſpecielle Sachkenntniß.

a. **Höfken**, Guſt., Vlämiſch-Belgien. 2 Bde. (Mit J. F. Willems Bildniß. gr. 8. 37⅛ B. Bremen 1847. 3 Thlr. 10 Sgr.

Intereſſante Mittheil., mit beſond. Rückſicht auf ſprachliche u. commercielle Verhältniſſe.

a. **Kohl**, J. G., Reiſen in den Niederlanden. 2 Bde. 8. 45¼ B. Lpz. 1850. 4 Thlr.

Anziehende Reiſeſchilderungen, namentlich der niederländiſchen Städte.

England.

c. **Pauli**, Reinhold, König Alfred und ſeine Stelle in der Geſchichte Englands. gr. 8. 21⅛ B. Berlin 1851. 2 Thlr.

Eine ausgezeichnete, zunächſt für den Geſchichtsforſcher intereſſante, aber durch elegante glänzende Darſtellung auch dem Geſchichtsfreund zugängliche Arbeit. Hie u. da etwas manierirt. Der Verf. wird Lappenbergs Geſchichte von England fortſetzen. Schöne Ausſtattung.

a. **Keightley**, Thom., Geſchichte von England. Deutſch bearbeitet von F. K. F. Demmler. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 2 Bde. 2. (Tit.) Ausg. gr. 8. 97⅝ B. Halle 1850. 3 Thlr.

Die einzige vollſtändige Geſchichte Englands, von Lappenberg ſehr empfohlen. Am ſorgfältigſten iſt darin die Geſchichte der Stuarts behandelt, die einen Gegenſatz zu der katholiſirenden Auffaſſung Lingards bildet. Die Ueberſetzung iſt gut.

a. **Macaulay**, Th. B., Die Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritt Jacobs II. Ueberſetzt von Fr. Bülau. 2 Bde. gr. 8. 77⅞ B. Leipzig 1849. 6 Thlr.

—— —— In 4 Bdn. 8. 73⅛ B. Leipzig 1850. 3 Thlr. 18 Sgr.

—— —— Aus dem Engl. von H. Paret. 4 Bde. gr. 16. 91⅛ B. Stuttgart 1850—52. 3 Thlr.

—— —— Deutſch von W. Beſeler. 1—3. Bd. gr. 8. 73⅝ B. (1. Bd. in 2. Aufl.) Braunſchweig 1852. à Bd. 25 Sgr. (Das Werk erſcheint in 4 Bänden.)

Die Vorzüge dieſes berühmten Geſchichtswerkes ſind: verſtändige pragmatiſche Auffaſſung der Thatſachen u. Ereigniſſe, Fülle, Lebendigkeit u. Anſchaulichkeit der Darſtellung, Reichthum der Charakteriſtik, die von feinſter Menſchenkenntniß zeugt. Durchgebildetes politiſches Urtheil eines Staatsmannes, der ſeinen beſtimmten Standpunkt hat, aber über den Parteien ſteht, u. auf beiden Seiten die politiſchen Fehler u. Tugenden ſieht. Der Stoff iſt namentlich für uns Deutſche äußerſt lehrreich, man ſieht an einem Beiſpiel, unter welchen Bedingungen eine vom Volk ausgehende Reformbewegung gelingen kann. Enthält nicht blos die Geſchichte von König Jakob an, ſondern eine vollſtändige, ins Einzelne eingehende Geſchichte der engliſchen Revolution, bis zum Regierungsantritt Wilhelms III., ſoll aber bis auf die Erinnerung der jetztlebenden Generation fortgeführt werden.

Am empfehlenswertheſten iſt wohl die Ueberſetzung von Beſeler, welche ſich am angenehmſten lieſt u. die hübſcheſte Ausſtattung hat. Auch die Ueberſetzung von Paret iſt gut, die von Bülau zu ſehr engliſch-deutſch.

a. **Macaulay**, Th. B., Hiſtoriſche Abhandlungen. Ueberſetzt von Otto Seemann. 1. Abth. A. u. d. Titel: Macchiavelli. Lord Clive. Zwei hiſtoriſche Abhandlungen. gr. 8. 7⅛ B. Königsb. 1850. 20 Sgr.

2. Abth. A. u. d. Titel: Warren Haſtings. gr. 8. 7¾ B. ebend. 1850. 15 Sgr.

Sehr geiſtr. u. intereſſ. Monographien, beſond. die über Lord Clive u. Warren Haſtings.

a. **Dickens**, Charles, Die Geſchichte Englands für Jung und Alt. Aus dem Engl. 1. Bd. gr. 12. 17½ B. Berlin 1852. 27 Sgr.

Der berühmte Romanſchriftſteller giebt hier eine anziehende Geſchichte Englands, aber nicht für Jung u. Alt, ſondern nur für Kinder, für die der Stoff aber wirklich recht zweckmäßig behandelt iſt.

a. **Mignet**, F. A., Geſchichte der Königin Maria Stuart. Aus dem Franz. Mit dem Porträt Maria Stuarts nach Zuchari. 8. 27½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr.

Eine elegante Monographie, welche durch die benützten neueren Forſchungen des Verf. u. Anderer manches beſtimmter u. genauer darſtellt, als die bisherigen Geſchichtſchreiber, namentlich auch über die ſpaniſche Politik neue Aufſchlüſſe giebt.

a. **Guizot**, Frz., Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karls I. Ueberſ. von Fr. Bülau. Mit dem Portr. Karls I. in Stahl geſt. 8. 28½ B. Leipzig 1850. 1 Thlr.

S. Wegweiſer p. 168. Dieſe neue Bearbeitung hat als Einleitung die Ueberſetzung der neueren Schrift Guizot's: Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? (Paris 1850) mit aufgenommen.

a. **Aliſon**, Archibald, Der Herzog von Marlborough und der ſpaniſche Erbfolgekrieg. Nach der 2. vollſt. umgearb. engl. Originalausgabe. Mit dem geſt. Bildniß M.'s, nach Kneller. 8. 24¾ B. Lpz. 1852. 1 Thlr.

Werk eines der beſten jetztlebenden engliſchen Geſchichtſchreibers, der wegen ſeiner gründlichen Studien, philoſophiſchen Auffaſſung und feſſelnden Darſtellung gerühmt wird, aber auch durch eine ſtark toryiſtiſche Anſchauungsweiſe ſich auszeichnet. Dieſe Biographie Marlboroughs giebt ein weit günſtigeres Bild von dem berühmten Helden, als die Charakteriſtik Macaulay's.

a. **Walpole**, Horaz, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und III. Mit einer Einleitung des 18. Jahrh. und Walpole's Briefwechſel. 3 Bde. breit 8. 85¾ B. Bellevue 1846—47. à Bd. 1 Thlr.

Die Einleitung ſtellt das Intereſſanteſte aus Walpoles Briefwechſel zuſammen, der im Original 12 Bände füllt und vieles Scandalöſe bringt. Die Memoiren ſind ſehr reichhaltig und werthvoll für die Geſchichte der bezeichneten Zeit.

c. **Wellesley**, Rich., Memoiren und Briefwechſel. Mit vielen Briefen u. Documenten. Von Rob. Roniere Pearce. Nach dem Engl. bearb. von Wilh. Schöttlen. 3 Bdchn. 16. 62⅞ B. Stuttg. 1847. 1 Thlr. 18 Sgr.

Ein für die Geſchichte Englands u. Oſtindiens ſehr intereſſantes Werk. Wellesley, der ältere Bruder des Herzogs von Wellington, war nämlich eine Reihe von Jahren Vicekönig in britiſch Indien und bewährte ſich hier als einer der großartigſten Staatsmänner Englands, und ſpielte auch nachher als Miniſter des Auswärtigen während der Napoleoniſchen Kriege eine bedeutende Rolle.

c. **Künzel**, H., Das Leben und die Reden Sir Robert Peels ꝛc. 2 Bde. Mit P.'s Portr. gr. 8. 43⅞ B. Braunſchweig 1851. 3 Thlr.

Ein mit Fleiß und Liebe geſammeltes reiches Material, zu einer gelungenen, übrigens zu panegyriſtiſch gehaltenen Schilderung Peels verarbeitet, der als das Ideal eines Staatsmannes dargeſtellt wird. Der zweite Band enthält Parlamentsreden Peels, deren Eindruck dadurch geſchwächt wird, daß ſie nicht in gutes Deutſch übertragen ſind.

c. **Ficquelmont**, C. L. Graf, Lord Palmerſton, England und der Continent. gr. 8. 23⅞ B. Wien 1852. 2 Thlr 12 Sgr.

Ausdruck bitterer Eiferſucht Oeſterreichs auf England. Aerger darüber, daß England mit den Mitteln der Nationalität und freiſinniger ſtaatlicher Einrichtungen weit mehr erreicht, als Oeſterreich mit den entgegengeſetzten; dies iſt der langen Rede verhüllter Sinn.

c. Anſichten und Politik des Viscount Palmerſton als Miniſter, Diplomat und Staatsmann, mit Einleitung von G. H. Francis. Aus dem Engl. von Esmarch. gr. 8. 17⅛ B. Kaſſel 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine gute Zuſammenſtellung aus Palmerſtons Parlamentsreden.

c. **Meidinger**, H., Das britiſche Reich in Europa. Statiſtiſche Darſtellung ſeiner Entwickelung, beſonders unter dem jetzigen Verwaltungsſyſtem. (Mit Vergleichung der Vereinigten Staaten.). gr. 8. 40½ B. Leipzig 1851. 3 Thlr.

Eine ſehr empfehlenswerthe, auf die beſten Quellen geſtützte Beſchreibung des britiſchen Reichs. Nicht blos Zahlenſtatiſtik, ſondern auch Darſtellung der geiſtigen u. ſittlichen Zuſtände.

a. **[Huber, V. A.,]** Skizzen aus Irland. 8. 20¾ B. Berlin 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Auszug aus einem engl. Werk: Mr. u. Mrs. Hall. 3 Foliobände, 1843. Ireland, its scenery, its character etc.

Abth. 1: Erzählungen aus dem Volksleben. Abth. 2: Sitten und Zuſtände. Abth. 3: Märchen, Sagen und Legenden.

Ein ſehr intereſſantes Buch, deſſen Inhalt, etwa 10 Jahre alt, Darſtellungen aus einem verhältnißmäßig günſtigen Moment des iriſchen Lebens giebt.

Skandinavien.

a. **Foreſter**, Thomas, Norwegen und ſein Volk. Aus dem Engl. von M. B. Lindau. Mit 1 lith. Karte von Norwegen in 4 u. einer Anſicht des Thales bei Gudvangen in Farbendruck. gr. 8. 20½ B. Dresden 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Beſchreibung einer Reiſe, die von einigen Engländern im J. 1848 in die ſchönen Gegenden des ſüdlichen Norwegens unternommen wurde. Anziehende Naturſchilderung und unterhaltende Lektüre.

a. **Cruſenſtolpe**, M. J. v., Carl Johann und die Schweden. Hiſtoriſche Skizzen. Aus dem Schwediſchen. 7 Bände. 8. 111 B. Berlin 1845—47. 8 Thlr. 15 Sgr.

Romanartige unterhaltende Lektüre, mit vielen darein verarbeiteten hiſtoriſchen Studien ausgeſtattet.

Rußland.

c. **Herrmann**, E., Geſchichte des ruſſiſchen Staates. Bd. 4. Von der Regentſchaft der Großfürſtin Sophia Alexejewna bis auf die Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth Petrowna (1682—1741). gr. 8. 44¾ B. Hamburg 1849. 3 Thlr. 6 Sgr.

S. Wegweiſer p. 176.

a. **Pelz**, Ed., Geſchichte Peters des Großen. Mit Bildniß und Titelvign. 8. 21⅛ B. Leipzig 1848. 1 Thlr.

Stiliſtiſch gut geſchrieben; aber, in antiruſſiſchem Vorurtheil befangen, verkennt der Verf. die wirklich großen Verdienſte Peters.

c. **Neumann**, Carl Fr., Die Völker des ſüdlichen Rußlands in ihrer geſchichtlichen Entwickelung. Eine von dem k. Inſtitut in Frankreich gekrönte Preisſchrift. Lex.-8. 11½ B. Leipzig 1846. 1 Thlr.

Nach einem Ueberblick über die natürliche Beſchaffenheit des Landes finden die hiſtoriſchen Verhältniſſe der Skythen, Sarmaten, Slaven, Finnen, Mongolen, Hunnen, Koſaken u. anderer Völker ihre Erörterung. Den Mittelpunkt der Unterſuchung bildet das Hunnenreich. Den Schluß bilden Reflexionen über die Weltſtellung des Slavenreichs. Der Verf. verbindet mit Gelehrſamkeit Einſicht in die großen Weltverhältniſſe.

a. Rußlands inneres Leben. 33jährige Erfahrungen eines Deutſchen in Rußland. 3 Bde. gr. 8. 50⅙ B. Braunſchweig 1846. 4 Thlr. 20 Sgr.

Auch ein Beitrag zur deutſchen Leidensgeſchichte in Rußland.

a. Baltiſche Briefe. 2 Theile. 8. 36½ B. Leipzig 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Reiſebemerkungen u. geiſtreiche Schilderung der Zuſtände in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, von einer Dame. Nach einem engliſchen Original bearbeitet.

a. **Buddeus**, Aurelio, Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben. 2 Bde. gr. 8. 41 B. Stuttgart 1846. 3 Thlr.

Theilt über die leiblichen und ſocialen Krankheitszuſtände Petersburgs viel Intereſſantes mit. Handelt über die Stadt und ihre Lage, Klima, Gebäude, Speiſe und Trank, Krankenhäuſer, Armuth und Verbrechen.

a. **Buddeus**, Aurelio, Halbruſſiſches. 2 Theile (in 1 Bd.). Lex.-8. 45¼ B. Leipzig 1849. 2 Thlr.

Handelt von den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen u. von den Verhältniſſen der Deutſchen daſelbſt, u. zeigt, in welcher politiſch gedruckten Lage ſie ſich befinden. Eines der beſten Bücher über Rußland.

c. **Harthauſen**, Aug. v., Studien über die innern Zuſtände, das Volksleben u. insbeſondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. 3 Thle. gr. 8. 109½ B. Hannover und Berlin 1847. 52. 8 Thlr. 10 Sgr.

Die beiden erſten Bände enthalten die Ergebniſſe von Beobachtungen, die der Verf. auf einer im J. 1843 ausgeführten Reiſe durch Rußland machte, u. geben vieles werthvolle Material zur Kenntniß landwirthſchaftlicher Einrichtungen, des religiöſen Sectenweſens, der Rechts- und Sittenzuſtände. Da aber der Verf., der ruſſiſchen Sprache unkundig, da, wo die unmittelbare Anſchauung nicht ausreichte, auf das angewieſen war, was ihm die ruſſiſchen Behörden, an die er empfohlen war, mitzutheilen für gut fanden, ſo konnte es nicht fehlen, daß manches Irrige und Unwahre ſich einſchlich. Der Verf. ſah ſich daher durch fortgeſetzte Studien veranlaßt, manches Thatſächliche zu berichtigen, manches Urtheil zu modificiren, u. giebt nun derartige Nachträge in dem 3. Band. Da er aber indeſſen zu der Ueberzeugung gelangt iſt, daß die europäiſche Culturwelt einer Züchtigung durch ruſſiſchen Abſolutismus bedürfe, ſo hat dies wieder ſeine frühere Unparteilichkeit in Beurtheilung ruſſiſcher Zuſtände getrübt. So ſtellt er offenbar die ruſſiſche Religioſität u. ihre nationale Kraft viel zu hoch, u. hat von Rußlands weltgeſchichtlichem Beruf, ſeinen ethiſchen u. phyſiſchen Kräften eine gar zu vortheilhafte Meinung. — Ueber Rußlands Heeresmacht und Verwaltung der Krongüter bringt er aus authentiſchen Quellen ſchätzbare genaue Angaben bei.

a. **Stricker**, Wilh., Deutſch-ruſſiſche Wechſelwirkungen oder die Deutſchen in Rußland u. die Ruſſen in Deutſchland. Ein geſchichtlicher Verſuch. Nebſt einer ſorgfältig nach den neueſten Hilfsmitteln ausgeführten (lith. u.) color. Karte (in 4), die weſtl. Vergrößerungen Rußlands darſtellend (von K. F. Muhlert). gr. 8. 19⅙ B. Lpz. 1849. 1 Thlr. 15 Sgr.

Weiſt in geſchichtlicher Reihenfolge nach, wie vieles Rußland deutſchen Staatsmännern, Feldherren, Gelehrten u. Handwerkern zu danken habe, u. mit welchem Undank Vielen von ihnen gelohnt worden ſei.

a. Rußland und die Gegenwart. 2 Bde. 8. 38⅙ B. Lpz. 1851. 3 Thlr.

Ein Werk, das große Aufmerkſamkeit erregt hat und verdient, da es die ruſſiſche Politik nicht nur geiſtreich u. in höherer Auffaſſung beſpricht, ſondern auch wirklich von einem Verfaſſer herrühren muß, der die Sache verſteht. Erörtert beſonders auch die Beziehungen Rußlands zu Deutſchland. Antiruſſiſch, aber in beſonnener Weiſe.

a. **Lelewel**, Joach., Geſchichte Polens. 2. verm. Aufl. Mit einer hiſtor. Einleitung u. Ueberſicht der jüngſten Ereigniſſe in Polen von J. B. Jordan, und einem chronologiſch geordneten Inhaltsverzeichniſſe. gr. 8. 35⅝ B. und L.'s Bildniß mit Facſim. Leipzig 1847. 3 Thlr. Mit Atlas 4 Thlr.

S. Wegweiſer p. 179.

Ungarn.

c. **Mailáth,** Joh. Graf, Geſchichte der Magyaren. 2. ſehr verm. u. verbeſſerte Aufl. in 4 Bänden. 1. Bd. mit 2 Steintaf. gr. 8. 21¼ B. Regensburg 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

(1. Auflage ſ. Wegweiſer p. 181.)

Bd. I umfaßt wie in der erſten Auflage die Geſchichte bis zum Erlöſchen der Arpaden; Bd. II von den Arpaden bis zum Regierungsantritt des Hauſes Oeſterreich, mithin Bd. II u. III der erſten Auflage, der 3. Bd. bis zum Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes, der 4. Bd. iſt ganz neu und reicht von der Thronbeſteigung der Maria Thereſia bis zur Kapitulation von Komorn 1849.

c. **Klapka,** Georg, Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Mit einer Karte von Ungarn. 2 Bände. gr. 8. 41⅝ B. Leipzig 1851. 4 Thlr. 20 Sgr.

Ein ſehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte des Kriegs. Geiſtvoll geſchrieben, die rein militär. Berichte zeugen von großer militär. Befähigung. In der Einleitung tritt der politiſche Standpunkt des Verf. ſtark hervor, die Kriegsgeſchichte ſelbſt macht den Eindruck der Unpartheilichkeit.

c. **Görgei,** Arthur, Mein Leben u. Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. 2 Bde. Lex.-8. 49¼ B. Leipzig 1852. 6 Thlr.

Unſtreitig das wichtigſte Werk, das bis jetzt über den ungariſchen Krieg erſchienen iſt. Es enthält über die Hauptwendepunkte authentiſche Aufſchlüſſe. Daneben hat es aber auch den Zweck der Vertheidigung gegenüber von den gegen den Verf. hervorgetretenen Anſchuldigungen u. kommt demſelben mit ziemlicher Breite u. Eitelkeit nach. Ob der Verf. in Darlegung der Motive immer ganz aufrichtig, darüber bleiben immerhin noch einige Zweifel übrig. Die Darſtellung iſt gut u. feſſelt die Aufmerkſamkeit. Sehr ſchöne Ausſtattung.

a. **Pulszky,** Thereſe, Aus dem Tagebuche einer ungariſchen Dame. Mit einer hiſtor. Einleit. von Franz Pulszky. 2 Bde. 55 B. 8. Lpz. 1850. 3 Thlr.

Intereſſante Schilderungen aus der ungariſchen Magnatenwelt u. Mittheilungen über die Entſtehung der Revolution. Die Verfaſſerin, eine geborne Wienerin, iſt radikal ungariſch geſinnt.

c. **Geſchichte des Illyrismus** oder des ſüd-ſlaviſchen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebſt einem Vorwort von W. Wachsmuth. gr. 8. 14⅞ B. Leipzig 1849. 25 Sgr.

Vom magyariſchen Standpunkt aus geſchrieben. Mit vielem urkundlichen Material.

Spanien und Portugal.

c. **Ebert,** Ad., Quellenforſchungen aus der Geſchichte Spaniens. I. Zur Verfaſſungsgeſchichte der Stadt Barcelona im Mittelalter. Stände der Bürgerſchaft. Entwickelung des Zunftweſens. — II. Geſchichte der allgem. Brüderſchaft „Germania" der Handwerke Valencia's im Anfange der Regierung Karls V. Als Einleitung: Valencia's Staatsweſen nach ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. gr. 8. 14⅝ B. Kaſſel 1849. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine gründliche werthvolle Arbeit.

a. **Borrow,** George, Fünf Jahre in Spanien (1835—39). Nach der 3. Aufl. aus dem Engl. überſetzt. 3 Bde. 8. 70½ B. Breslau 1844. 3 Thlr. 15 Sgr.

Ueberſetzung des engliſchen Werkes: the bible of Spain. Treffliche Schilderung ſpaniſcher Zuſtände, nicht blos in religiöſer, ſondern auch in politiſcher u. ſocialer Beziehung.

a. **Willkomm,** Moritz, Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiſeerinnerungen. 3 Bde. gr. 12. 92⅔ B. Dresden 1847. 4 Thlr. 15 Sgr.

—— Wanderungen durch die nordöſtl. u. centralen Provinzen Spaniens. Reiſeerinnerungen aus dem Jahre 1850. 2 Thle. 8. 51⅞ B. Leipzig 1852. 3 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer, ein Botaniker, ſchildert in friſcher Auffaſſung Gebirgsgegenden u. Städte Spaniens, nach ihren natürlichen, ſittlichen, politiſchen u. wiſſenſchaftlichen Beziehungen, u. erzählt ſehr gut, übrigens nicht in Touriſtenmanier.

a. **Rochau,** Aug. Ludw. v., Reiſeleben in Südfrankreich und Spanien. 2 Bde. gr. 8. 38⅛ B. Stuttgart 1847. 2 Thlr. 15 Sgr.

Erſchien früher als Reiſebriefe in der Allg. Zeitung u. den Monatsblättern. Unterhaltende u. lehrreiche Berichte über Kunſt, Natur u. Volksſitte. Lebendig u. geſchmackvoll geſchrieben.

c. **Miraflores,** Marquis v., Denkwürdigkeiten. Deutſch von L. Starkloff, 2. unveränd. Ausg. 2 Bde. 8. 35⅞ B. Leipzig 1851. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, ſpaniſcher Geſandter in London u. Paris, erſtattet Bericht über den Antheil, den er in den erſten 7 Jahren der Königin Iſabella an der ſpaniſchen Politik genommen. Man kann daher keine unparteiiſche Geſchichte erwarten, namentlich zeigt er ſich als eifriger Verehrer der Königin Chriſtina, über deren anſtößiges Privatleben er geſchickt hinweggeht. Die Ueberſetzung hat die breite Darſtellung des Verf. bedeutend abgekürzt u. die meiſten Urkunden weggelaſſen.

a. **Cuendias,** Eman. v., Spanien und die Spanier, ihre Sitten, Trachten, Volksſagen und Legenden, Bau- und Kunſtdenkmäler. Mit vielen Holzſchnitten und Aquarellen. Lex.-8. 23⅞ B. Brüſſel 1847—49. 8 Thlr. (Eine neue [Titel-] Ausg. à Lief. 6 Sgr. iſt ſeit 1850 begonnen u. mit der 24. Lief. beendet.)

Ein wirklich ausgezeichnetes Werk, das treffliche Natur- u. Sittenſchilderungen giebt u. dem Leſer genußreiche, belehrende Unterhaltung gewährt.

a. **Quandt,** J. G. v., Beobachtungen und Phantaſien über Menſchen, Natur und Kunſt auf einer Reiſe durch Spanien. Mit 1 Kupfer u. 7 Holzſchn. gr. 8. 21¾ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Früchte einer Reiſe durch Spanien vom October 1846 bis Januar 1847. Mannigfaltige u. anmuthige Schilderungen der Reiſeerlebniſſe, des Charakters und der Sitten der Spanier, der Natur, der Oertlichkeit wechſeln mit hiſtoriſchen Erörterungen und mit Betrachtung der reichen Kunſtſchätze des Landes. Letztere nehmen den größeren Raum ein. Genußreiche Lektüre.

a. **Rahden,** Wilh. v., Aus Spaniens Bürgerkrieg 1833—40. A. u. d. T.: Wanderungen eines alten Soldaten. Bd. 3. Mit 2 Karten. Lex.-8. 27¼ B. Berlin 1851. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Die erſte Hälfte des Buches giebt eine Geſchichte des ſpaniſchen Bürgerkrieges, nach der Schrift des Generals Zaratiegui über das Leben des Guerillasführers Zumalacarregui. In der zweiten Hälfte ſchildert der Verf. ſeine eigenen Erlebniſſe. Er machte den Krieg als General in der karliſtiſchen Armee mit. — Erſter Theil ſ. Wegweiſer p. 113.

c. **Ziegler,** Alex., Reiſe in Spanien. Mit Berückſichtigung der nationalökonomiſchen Intereſſen. 2 Bände. gr. 8. 54½ B. Leipzig 1852. 4 Thlr. 15 Sgr.

Unterhaltend u. belehrend, mit Sachkenntniß geſchrieben. Giebt Kunde von einer ſehr regen Thätigkeit in materiellen Dingen, welche baldige Hebung des Wohlſtandes in Spanien in Ausſicht ſtellt. Beſondere Rückſicht auf die deutſchen Anſiedler, welche dort in ſehr gutem Credit ſtehen.

c. **Minutoli,** Jul. v., (königl. preuß. General-Conſul für Spanien und Portugal) Spanien und ſeine fortſchreitende Entwicklung, mit beſond. Berückſichtigung des Jahres 1851. Mit 4 lithogr. Beilagen. Lex.-8. 38⅞ B. Berlin 1852. 4 Thlr. 20 Sgr.

Giebt eine getreue Schilderung der ſpaniſchen Verwaltung u. Kulturzuſtände, wie ſie ſich ſeit der Thronbeſteigung der Königin Iſabella entwickelt haben, u. überraſchende Aufſchlüſſe über den Aufſchwung, den Spanien in neuerer Zeit genommen hat. Splendide Ausſtattung.

c. **Schäfer,** H., Geſchichte von Portugal. 3. Bd. Vom Regierungsantritt des Königs Manuel bis zur Vereinigung Portugals mit Spanien. gr. 8. 27⅜ B. Hamburg 1850. 2 Thlr. 20 Sgr.

4. Bd. Von der Vereinigung Portugals mit Spanien bis zur Abſetzung des Königs Alfonſo VI. gr. 8. 44 B. ebend. 1852. 3 Thlr.

S. Wegweiſer p. 183.

In beiden Bänden, beſonders in dem letzten, nimmt die intereſſanteſte Partie der portugieſiſchen Geſchichte, nämlich die des portugieſiſchen Indiens, den größten Raum ein, und giebt die erſte kritiſche u. überſichtliche Darſtellung dieſer ſo wichtigen Epiſode.

Italien.

c. **Dennis,** George, Die Städte und Begräbnißplätze Etruriens. Deutſch von N. N. W. Meißner. Mit 106 Abbild., 3 Landſchaften, 9 Plänen, 18 Inſchriften und 1 Karte. 2 Abtheilungen. gr. 8. 51½ B. Leipzig 1852. 8 Thlr. 22½ Sgr.

Frucht wiederholter Reiſen. Das Land u. ſeine Alterthümer ſind mit großer Genauigkeit beſchrieben, u. die Trockenheit der Archäologie durch liebevolle Schilderung der Naturſchönheiten u. humoriſtiſche Betrachtungen gewürzt.

c. **Hegel,** C., Geſchichte der Städteverfaſſung in Italien. 2 Bde. gr. 8. 61⅞ B. Leipzig 1847. 5 Thlr.

Nicht nur ein ſehr gelehrtes Werk von anerkannter wiſſenſchaftlicher Bedeutung, ſondern auch klar u. lichtvoll geſchrieben. Die Grundanſicht des Verf. iſt, daß die Longobarden das römiſche Element in den italieniſchen Städten ſo gut wie vernichtet haben, u. die ſtädtiſche Verfaſſung nicht aus der römiſchen Munizipalverfaſſung hervorgegangen, dagegen durch Vermiſchung beider Nationen eine neue politiſche Form, die romaniſche, entſtanden ſei. Als Anhang des zweiten Bandes giebt er eine vergleichende Verfaſſungsgeſchichte der bedeutendſten deutſchen Reichsſtädte.

c. [**Sieveking,** (Syndicus)] Geſchichte von Florenz, Studien aus den Lehrjahren eines unzünftigen Freimeiſters. Lex.-8. 12 B., 2 ill. Taf., 1 Karte u. 1 Plan. Hamburg 1844. 5 Thlr. 20 Sgr.

Iſt als erſte Abtheilung der Schriften der Akademie in Hamburg erſchienen.

Meiſterhafte Skizze der florentiniſchen Geſchichte, welche gründliche Forſchung u. gereiftes politiſches Urtheil mit trefflicher Darſtellung verbindet.

a. **Saavedra,** Don Angelo de, Herzog von Rivas, Der Aufſtand in Neapel 1647. Aus dem Franz. überſetzt. gr. 8. 21¾ B. Leipzig 1850. 1 Thlr. 21 Sgr.

Eine geſchmackvolle Darſtellung jenes Aufſtandes gegen die ſpaniſche Herrſchaft, der beſonders durch ſeinen Führer Maſaniello bekannt iſt. Der Verf., ſpaniſcher Geſandter in Neapel, behandelt die Sache vom ſtreng conſervativen Standpunkt aus, u. ſtützt ſich auf Quellen, die ihm vorzugsweiſe zugänglich waren.

c. **Galibert,** Léon, Geſchichte der Republik Venedig. Für gebildete Freunde der Geſchichte deutſch bearb. von Ed. Höpfner. 2 Theile. Von Venedigs Urſprunge bis auf unſere Tage. Lex.-8. 46⅞ B. Leipzig 1848. 4 Thlr.

Das Hauptverdienſt G.'s beſteht in dem großartigen Ueberblick, den er nicht nur über die Geſchichte, ſondern auch über die Kulturzuſtände u. das höchſt eigenthümliche Leben in Venedig bietet. Die Ueberſetzung iſt verſtändig u. fließend.

a. **Reumont**, Alfr. v., Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter ſpan. Herrſchaft. 2 Bde. 8. 51⅓ B. Berlin 1851. 4 Thlr.

Nicht blos eine Geſchichte der Carafa's, ſondern auch anderer bedeutender Adelsgeſchlechter Neapels, an die der Verf. eine Schilderung der neapolitaniſchen Zuſtände unter der ſpaniſchen Herrſchaft anknüpft. Friſche lebensvolle Bilder, welche Sitte, Verfaſſung u. Verwaltung des Landes in jener Zeit recht anſchaulich vergegenwärtigen.

a. **Pepe**, Wilh., Denkwürdigkeiten über Italien. Mit einer Einleitung: Ueberſicht der italien. Memoirenliteratur. 2 Thle. breit gr. 8. 44¾ B. (Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. u. 19. Jahrh. von Pipitz und Fink. 5. Bd.) Zürich 1848. 2 Thlr.

Intereſſante Memoiren, beſonders für die Geſchichte der neapolitaniſchen Revolution vom J. 1820 u. 21, worin General Pepe ſich bemüht, ſeine Landsleute von dem Vorwurf der Feigheit zu reinigen u. wenigſtens den Eindruck macht, daß er nicht zu den Feigen gehörte.

a. **Mariotti**, L., Italien in ſeiner politiſchen und literariſchen Entwickelung und in ſeinen gegenwärtigen Zuſtänden. Deutſch von Jul. Bernh. Seybt. gr. 8. 34¼ B. Leipzig 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Ein Italiener, der in der Verbannung lebte, ſchildert hier die Entwickelung ſeines Volkes vom Sturz des römiſchen Reiches an bis auf die Gegenwart, um der lebenden Generation die Leidungen der vorangegangenen vor die Seele zu führen und ſie aufzuklären über beſtehende Vorurtheile. Auf kirchlichem und politiſchem Gebiete unklar und befangen, dagegen gute Partien über künſtleriſche und literariſche Zuſtände.

c. **Mazzini**, A. L., Italien in Beziehung zur modernen Civiliſation. gr. 8. 47¼ B. Leipzig 1847. 48. 3 Thlr.

Werk eines Italieners, der in der letzten römiſchen Revolution eine große Rolle geſpielt hat, und hier über die Aufgabe einer Neugeſtaltung Italiens ſeine Betrachtungen niederlegt, an deren Gelingen er übrigens zweifelt.

a. **Willkomm**, Ernſt, Italieniſche Nächte. Reiſeſkizzen u. Studien. 2 Bde. 8. 55⅛ B. Leipzig 1847. 3 Thlr.

Eine intereſſante Reiſelectüre, in welcher über Kunſt und Naturſchönheiten mit verſtändigem Urtheil, über Reiſeabenteuer mit heiterer Laune und über die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes mit geſunder Auffaſſung und Wohlwollen berichtet wird. Warum der Verfaſſer ſeine Reiſebeſchreibung italieniſche Nächte nennt, iſt nicht abzuſehen, wenn er nicht etwa damit andeuten will, daß er bei Nacht niedergeſchrieben, was er den Tag über geſehen und erlebt hat.

c. **Neigebaur**, J. F., Der Papſt und ſein Reich, oder die weltliche und geiſtl. Macht des heil. Stuhls. 2 Thle. gr. 8. 26⅛ B. Lpz. 1847. 2 Thlr.

c. —— Sicilien, deſſen politiſche Entwickelung und jetzigen Zuſtände. 2 Bde. 2. Aufl. 8. 34¼ B. Leipzig 1848. 2 Thlr.

Beides Werke des bekannten Verfaſſers der Reiſehandbücher, die gutes ſtatiſtiſches Material enthalten. Erzählung politiſcher Ereigniſſe u. Reflexionen über Zuſtände darf man nicht erwarten.

c. **Stricker**, Wilh., Das Königreich beider Sicilien, nach eignen Anſchauungen in den Jahren 1839, 1840 und 1844 u. nach den neueſten Quellen dargeſtellt. gr. 8. 9⅝ B. Leipzig 1848. 22½ Sgr.

Ebenfalls werthvolle ſtatiſtiſche Mittheilungen, friſch und lebendig geſchrieben.

a. **Stahr**, Adolf, Ein Jahr in Italien. 3 Bde. gr. 8. 90⅛ B. Oldenburg 1847. 48. 50. 6 Thlr.

Die gehaltvollſte neuere Reiſebeſchreibung aus Italien, die über Land, Volk und Kunſt viel Treffendes mittheilt und ſich ſehr angenehm lieſt. Störend iſt nur der fanatiſche Humanismus, mit dem der Verfaſſer, anknüpfend an Schilderungen katholiſchen Aberglaubens, jede Spur von poſitiv religiöſem Leben verfolgt, u. die verletzendſten Ausfälle gegen das Chriſtenthum macht.

c. **Kölle**, Fr., Italiens Zukunft. Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung. gr. 8. 21 B. Stuttg. 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wohl das beſte Werk Kölle's. Beſonders unterrichtend über Ackerbauverhältniſſe Italiens. Manche darin ausgeſprochenen Prophezeihungen ſind bald nach dem Erſcheinen der Schrift in Erfüllung gegangen.

a. **Stieglitz**, Heinr., Erinnerungen an Rom u. den Kirchenſtaat im erſten Jahre ſeiner Verjüngung. gr. 12. 14½ B. Lpz. 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Reiſeanſchauungen und Erlebniſſe, beſonders intereſſante Mittheilungen über Pius IX. und die von ihm begonnenen Reformen.

a. **Helfferich**, Adolph, Briefe aus Italien. I. Trieſt, Venedig, Piemont, Genua, Florenz im Spätjahr 1849. 8. 14 B. Leipz. 1849. 1 Thlr. II. Römiſche Zuſtände im Frühjahre 1850. 8. 23⅝ B. ebend. 1850. 1 Thlr. 20 Sgr.

Gute Beobachtungen, freiſinnige Auffaſſung und belebte Darſtellung. Bei Trieſt tritt das nationalökonomiſche Intereſſe in den Vordergrund, bei Venedig die politiſche Zeitgeſchichte, bei Piemont die Orientirung über die Parteien und ihre Repräſentanten. Das Buch über Rom geht noch mehr auf die Zeitgeſchichte ein und enthält manches, was als Geſchichtsquelle von bleibendem Werth iſt.

a. **Debrunner**, Johann, Die Erlebniſſe der Schweizercompagnie in Venedig. Ein Beitrag zur Geſchichte des venetianiſchen Freiheitskampfes. Mit 1 Plane. gr. 8. 18½ B. Zürich 1849. 24 Sgr.

Der Verfaſſer, der unter großen Schwierigkeiten ein ſchweizeriſches Hilfscorps für den Dienſt der neuen venetianiſchen Republik organiſirte, erzählt in friſcher militäriſcher Weiſe nicht nur ſeine eigene Anſchauung, ſondern den ganzen Verlauf des Kampfes, an dem er theilnahm.

a. Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen (Feldzeugmeiſter v. Schönhals) aus den italieniſchen Kriegen der Jahre 1848 u. 1849. 2 Bde. 6. Abdruck. gr. 8. 34⅞ B. Stuttgart 1852. 2 Thlr. 10 Sgr.

Ein klaſſiſches Werk, das in ſchöner Darſtellung die Geſchichte der öſterreichiſchen Feldzüge gegen die italieniſche Revolution erzählt. Der Verfaſſer, auf öſterreichiſchem Standpunkte ſtehend, erkennt keine Berechtigung der Nationalitäten an, aber rügt freimüthig die Mißgriffe, welche die öſterreichiſche Herrſchaft beſonders durch polizeiliche Bedrückungen gemacht hat. Das Ergebniß des von öſterreichiſcher Seite ſo ſehr gerühmten Werkes iſt übrigens nicht günſtig für Oeſterreich, indem man daraus ſieht, mit welchen Mitteln ſeine Herrſchaft behauptet werden muß.

c. **Hoffſtetter**, Guſtav v., Tagebuch aus Italien. Mit 2 Ueberſichtskarten von Rom und den römiſchen Staaten und 5 Taf. mit Plänen und Croquis. gr. 8. 29 B. Zürich 1851. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine Geſchichte des römiſchen Krieges unter Garibaldi im Jahre 1849. Der Verfaſſer, ein ſehr kenntnißreicher Offizier, einſt in hohenzollernſchen Dienſten, dann in eidgenöſſiſchen beim Sonderbundskrieg, machte den römiſchen Krieg als Chef des Generalſtabes mit.

a. **Rochau**, A. L. v., Italieniſches Wanderbuch. 1850—1851. 2 Bde. 8. 32¾ B. Leipzig 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Reiſebriefe von geſchmackvoller Auffaſſung und Darſtellung; mitunter paradoxe Anſichten über Kunſtgeſchichte, beſond. über Rafael, deſſen Bedeutung der Verf. nur ſehr bedingt anerkennt.

a. **Förſter**, Ernſt, Handbuch für Reiſende in Italien. Mit 4 Karten und 11 Plänen. 4. verb. u. verm. Aufl. Mit einem Wegweiſer für Leidende von R. Wagner. 8. 43¾ B. München 1848. 3 Thlr. 10 Sgr.

S. Wegweiſer p. 180.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß derlei Bücher, die dem deutſchen Reiſenden im Ausland die ſo häufig fehlende Conſulatsberathung erſetzen müſſen, dadurch zu möglichſter Vollkommenheit gebracht würden, daß jeder verſtändige Reiſende ſeine Erfahrungen dem Verfaſſer zum Gebrauch bei neuen Auflagen mittheilte.

Griechenland und der Orient.

c. **Kruſe**, Fr. K. H., Hellas oder geographiſch-antiquariſche Darſtellung Griechenlands. I. II. Bd. 1. 2. Lief. gr. 8. Leipz. 1825—27. 9 Thlr. 15 Sgr. [Der hierzu gehörende Atlas (in 8 Taf. gr. Fol.) koſtet 3 Thlr. 10 Sgr.]

Ausgezeichnetes, noch nicht übertroffenes, die früheren Reſultate ſehr lesbar zuſammenfaſſendes Sammelwerk. Enthält im erſten Theil eine allgemeine Einleitung, im zweiten die Beſchreibung von Attika, Böotien, Phocis, Doris, Lokris, Aetolien, Akarnanien. Das Werk wurde durch den Tod des Verfaſſers unterbrochen.

c. **Curtius**, E., Peloponneſos. Eine hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung der Halbinſel. Bd. I, mit 9 Karten und Holzſchn. gr. 8. 31¼ B. Gotha 1851. 3 Thlr. 20 Sgr.

Vollkommene Beherrſchung des topographiſchen, archäologiſchen und geſchichtlichen Stoffes, Berückſichtigung aller früheren Forſchungen. Beruht auf eigener Anſchauung und iſt von großem Werth für die Kenntniß intereſſanter Ueberbleibſel und der Geſchichte griechiſcher Urzeit. Darſtellung etwas trocken und zu ſehr für den Gelehrten berechnet. Dieſer erſte Theil behandelt Arkadien u. Achaia, der zweite Theil, der wohl bald erſcheinen wird, das merkwürdige Argos u. Sparta.

a. **Curtius**, Ernſt, Die Akropolis von Athen. Ein Vortrag im wiſſenſchaftl. Vereine zu Berlin am 10. Febr. gehalten. gr. 8. 2 B. und 1 Steintaf. Berlin 1844. 10 Sgr.

a. —— Olympia. Mit 2 lith. Taf. gr. 8. 2¼ B. ebend. 1852. 12 Sgr.

Das erſtere eine ſehr gute archäologiſche Beſchreibung der Akropolis und ihrer Kunſtwerke, das zweite ebenfalls eine Schilderung der Oertlichkeit mit ihren Heiligthümern und Kunſtſchätzen, verbunden mit einer idealen Auffaſſung griechiſcher Sitte in Beziehung auf Gymnaſtik und Volksfeſte, als Vorbild für unſere Zeiten aufgeſtellt.

a. **Roß**, Ludwig, Wanderungen in Griechenland im Gefolge des Königs Otto und der Königin Amalie. Mit beſonderer Rückſicht auf Topographie und Geſchichte aufgezeichnet. Neue wohlfeilere (Tit.) Ausg. 2 Bde. Mit 1 Karte. gr. 8. 33¾ B. Halle 1851. 1 Thlr.

Ausgezeichnet ſchön geſchriebene, belebte Darſtellung verſchiedener in Geſellſchaft der griechiſchen Königsfamilie unternommener Reiſen, dazwiſchen archäologiſche und topographiſche Bemerkungen, die dem Laien intereſſant, dem Gelehrten als kurzgefaßte Reſultate von der Hand eines der erſten Kenner werthvoll ſind.

a. **Roß**, Ludwig, Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern. (Auch als 4. Band der Reiſen auf den griechiſchen Inſeln.) Mit 3 Lithographien und Holzſchnitten. gr. 8. 14 B. Halle 1852. 1 Thlr. 12 Sgr.

S. Wegweiſer p. 94.
Topographiſch und archäologiſch werthvoll.

a. **Roß**, Ludwig, Kleinaſien und Deutſchland. Reiſebriefe und Aufſätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutſcher Niederlaſſungen in Kleinaſien. Mit Abbildungen u. Inſchriften. gr. 8. 16¾ B. Halle 1850. 1 Thlr. 15 Sgr.

Enthält eine Reihe von Aufſätzen, welche früher in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreut waren und nun, durch weitere archäologiſche Ausführungen vermehrt, hier zuſammengeſtellt ſind. Der Verfaſſer macht darauf aufmerkſam, daß in Kleinaſien noch ein weites Feld der Koloniſation der überſtrömenden Bevölkerung Europa's offen ſtehe, und faßt die hierauf bezüglichen Vorſchläge in dem ziemlich ausführlichen Vorwort zuſammen.

a. **Schwab**, C. Th., Arkadien. Seine Natur, ſeine Geſchichte, ſeine Einwohner, ſeine Alterthümer. Eine Abhandlung. gr. 8. 4¼ B. Stuttgart 1852. 12 Sgr.

Ergebniß mehrerer Reiſen durch Arkadien, ſehr anſprechend für ein größeres Publikum geſchrieben. Mit genauen Unterſuchungen über die Styxquelle und literariſchen Nachweiſungen der bisherigen Berichte über dieſelbe.

a. **Koch**, Carl, Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 u. 44. Thl. I: Reiſe längs der Donau nach Conſtantinopel und Trebiſond. gr. 8. 28¼ B. Weimar 1846. 2 Thlr.

Thl. II: Reiſe im pontiſchen Gebirge u. türkiſchen Armenien. gr. 8. 30¼ B. ebend. 1846. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Thl. III: Reiſe in Gruſien, am kaspiſchen Meere und im Kaukaſus. gr. 8. 33 B. ebend. 1847. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Anſpruchloſer Bericht der Reiſeerlebniſſe und der vielfachen, vorherrſchend naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen des Verfaſſers.

a. **Quitzmann**, E. A., Reiſebriefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen und den Donaufürſtenthümern, der europ. Türkei u. Griechenland. Neue (Titel-) Ausg. 8. 36½ B. Stuttg. 1850. 1 Thlr. 24 Sgr.

Anſprechende Reiſebeſchreibung eines deutſchen Arztes durch Griechenland und Kleinaſien.

a. **Curzon**, Rob., Beſuche in den Klöſtern der Levante. Nach der dritten Aufl. deutſch von N. N. W. Meißner. Mit 12 Kupfertaf. und 2 Muſikbeilagen. gr. 8. 15½ B. Leipzig 1851. 2 Thlr. 24 Sgr.

Reiſe durch Aegypten, Paläſtina, Albanien und die Halbinſel Athos. Ueber kirchliche und Culturverhältniſſe intereſſante Beobachtungen. Die Ueberſetzung ſchlecht.

a. **Wagner**, Moritz, Reiſe nach dem Ararat und dem Hochlande Armenien. Mit einem Anhange: Beiträge zur Naturgeſchichte des Hochlandes Armenien. gr. 8. 21½ B. Stuttgart 1848. 1 Thlr. 18 Sgr.

Ein anziehend geſchriebener Reiſebericht, dem ſpäter eine ausführliche Darſtellung der gewonnenen naturwiſſenſchaftlichen Reſultate folgen ſoll.

a. **Wagner**, Moritz, Reiſe nach Kolchis und nach den deutſchen Colonien jenſeits des Kaukaſus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeſchichte Transkaukaſiens. 8. 21¼ B. Leipzig 1850. 2 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen über die deutſchen Kolonieen, deren Loos jedoch nicht ſo günſtig iſt, daß der Verfaſſer zu Auswanderungen dorthin rathen möchte. Reizende Schilderung der üppigen Pflanzenwelt der kolchiſchen Küſten.

a. **Wagner**, Moritz, Reiſe nach Perſien u. dem Lande der Kurden. 2 Bde. gr. 8. 45¾ B. Leipzig 1852. 3 Thlr. 10 Sgr.

Außer den gut erzählten Reiſebeobachtungen giebt der Verfaſſer auch beachtenswerthe Erörterungen über die europäiſche Politik in Beziehung auf den Orient und ſpricht die Anſicht aus, daß die Ruſſen wohl die meiſte Ausſicht auf Erfolg haben dürften.

a. **Bodenſtedt**, Friedr., Die Völker des Kaukaſus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Ruſſen. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte des Orients. Mit 7 Taf. Abbild. gr. 8. 36¾ B. Frankf. a. M. 1848. 4 Thlr.

Frucht eines ſiebenjährigen Aufenthaltes in den Ländern des Kaukaſus. Schildert das Land, ſowie die Sitten, Gebräuche und den Glauben ſeiner Bewohner und ihren Kampf mit den Ruſſen in allgemeinen Umriſſen lebendig, aber nicht gerade erſchöpfend. Schöne Vignette und Abbildungen.

a. **Wolff**, Phil., Reiſe in das gelobte Land. Mit einem neuen (lith. u. color.) Plane von Jeruſalem (in 4). 16. 17¾ B. Stuttg. 1849. 1 Thlr.

Einfache, anſpruchloſe Darſtellung, welche viel Lehrreiches enthält, und über manche Verhältniſſe, z. B. das neue Bisthum zu Jeruſalem, treuen Bericht giebt, aus dem man mehr Wahres erfährt, als von preußiſcher und engliſcher Seite.

c. **Tobler**, Titus, Golgatha. Seine Kirchen und Klöſter. Nach Quellen und Anſchau. Mit 4 Anſichten und Plänen. gr. 8. $35\frac{3}{8}$ B. St. Gallen 1851. 3 Thlr. 10 Sgr.

Antiquar. Unterſuchungen über die heil. Stätten, u. zugleich gehaltvolle Reiſebeſchreibung.

a. **Lepſius**, Richard, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinſel des Sinai geſchrieben in den Jahren 1842—1845, während der auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs Friederich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wiſſenſchaftlichen Expedition. Mit 2 Tafeln Abbild. und 1 Karte. gr. 8. $29\frac{1}{4}$ B. Berlin 1852. 2 Thlr. 26 Sgr.

Urſprünglich Briefe an den König, Miniſter Eichhorn, Alex. v. Humboldt u. A., die von dem äußerlichen Verlauf der Expedition, von dem perſönlichen Zuſammenwirken der Mitglieder, den Hinderniſſen und Begünſtigungen der Reiſe und den Zuſtänden der bereiſten Länder ein Bild geben ſollten. Auch ſind ſehr belehrende Erörterungen über einzelne Denkmälerſtätten eingeflochten. Sehr ſchöne Ausſtattung mit einer Tafel Inſchriften und einer Karte von Aegypten.

c. **Layard**, A. H., Niniveh u. ſeine Ueberreſte. Nebſt einem Berichte über einen Beſuch bei den chaldäiſchen Chriſten in Kurdiſtan und den Jezidi oder Teufelsanbetern; ſowie eine Unterſuchung über die Sitten und Künſte der alten Aſſyrier. Deutſch von N. N. W. Meißner. Mit 94 Illuſtr. (auf 24 Steintaf. in 8, 4 u. Qu.-Fol.), 6 (lith.) Plänen (in 4 u. Fol.) und 1 (lith.) Karte (in Fol.). gr. 8. 30 B. Leipzig 1850. 6 Thlr.

Ein ſehr intereſſantes, anſpruchlos geſchriebenes Werk, das die Ergebniſſe der höchſt bedeutenden Forſchungen des Verfaſſers enthält. Die Ueberſetzung iſt im Ganzen richtig, nur ungenau in den archäologiſchen Kunſtausdrücken.

c. **Vaux**, W. S. W., Niniveh und Perſepolis. Eine Geſchichte des alten Aſſyriens und Perſiens, nebſt Bericht über die neueſten Entdeckungen in dieſen Ländern. Ueberſetzt von Julius Theodor Zenker. Mit 6 Kupfern und 1 Karte. gr. 8. $22\frac{1}{8}$ B. Leipzig 1852. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Eine brauchbare Orientirung über die neueren Entdeckungen.

a. **Gützlaff**, K., Geſchichte des chineſiſchen Reiches von den älteſten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking. Herausgeg. von K. F. Neumann. gr. 8. $57\frac{1}{2}$ B. Stuttgart 1847. 3 Thlr. 15 Sgr.

Enthält alle Ergebniſſe der Beobachtungen, Studien und Erfahrungen des berühmten Miſſionärs. Etwas trocken.

a. **Gützlaff**, K., Leben des Tao-Kuang, verſtorbenen Kaiſers von China ꝛc. Aus dem Engl. gr. 8. 7 B. Leipzig 1852. 20 Sgr.

Intereſſante Mittheilungen über die neueſten politiſchen Verhältniſſe in China.

a. **Williams**, S. Wells, Das Reich der Mitte. Eine Ueberſicht der Geographie, Regierung, Erziehung und des ſocialen Lebens, der Künſte ꝛc. des chineſiſchen Reiches u. ſeiner Bewohner. Aus dem Engl. von C. L. Collman. 1. Bd. 1. 2. Abth. mit Illuſtr. u. 1 Karte. gr. 8. $39\frac{1}{4}$ B. Kaſſel 1852. 3 Thlr.

Ueberſetzung eines engliſchen Werkes, das von Gützlaff für die beſte Beſchreibung China's erklärt wird.

a. **Hofmeiſter**, W., Briefe aus Indien. Nach deſſen nachgelaſſenen Briefen und Tageblättern herausgeg. von A. Hofmeiſter. Mit einer Vorrede von C. Ritter, 7 topograph. Karten und 2 Tab. gr. 8. $25^3/_8$ B. Braunſchweig 1847. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer dieſes Tagebuches war ein Arzt, der den Prinzen Waldemar von Preußen auf ſeiner Reiſe nach Indien begleitete, an deſſen Seite er erſchoſſen wurde. Eine ſehr gehaltvolle Reiſebeſchreibung, die namentlich naturwiſſenſchaftliche Ausbeute giebt, und durch anmuthige Friſche der Darſtellung anzieht.

c. **Junghuhn,** Franz, Java, ſeine Geſtalt und Pflanzendecke, und innere Bauart. Nach der 2. verbeſſ. Aufl. des holländiſchen Originals ins Deutſche übertragen von J. K. Haßkarl. I. Bd. S. 1—132. II. Bd. S. 1—160. III. Bd. S. 1—184, mit Holzſchn., 8 Steintaf. und 1 Litochromie. gr. 8. Leipzig 1852. 5 Thlr. (Das Ganze ſoll 100 Bogen füllen.)

Ein Werk, welches die Ergebniſſe vieljähriger ſorgfältiger Forſchung enthält, aber Leſer, die nur eine angenehme Lektüre ſuchen, nicht befriedigen wird.

Afrika.

Cole, A. W., Das Kap und die Kaffern oder Mittheilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika. Aus dem Engl. übertragen von J. K. Haßkarl. Mit dem Portr. des Kaffernhäuptlings Macomo. 8. 18½ B. Leipzig 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Reiſebeſchreibung eines Engländers, der nach Neuſeeland wollte, aber durch einen Schiffbruch aufs Kap kam. Verſtändige Beobachtungen über Bewohner und Landesverhältniſſe, verflochten mit intereſſanten Nachrichten von dem Kaffernkriege, und mit Rathſchlägen über die Mittel, der Kapkolonie Ruhe und Frieden zu ſichern.

Amerika.

a. **Andree,** K., Amerika. In geogr. u. geſchichtl. Umriſſen. Bd. I: Nordamerika. Mit beſonderer Berückſichtigung der Eingeborenen und der indianiſchen Alterthümer, der Einwanderung und der Anſiedelungen, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schifffahrt und des Handels. Lex.-8. 51½ B. Braunſchweig 1851. 3 Thlr. 10 Sgr.

Bei weitem das vollſtändigſte neuere Werk über Nordamerika, das zugleich in anſprechender Darſtellung ſein aus gelehrten Werken, Zeitſchriften und mündlichen Ueberlieferungen geſammeltes Material verarbeitet.

a. **Das Weſtland.** Magazin zur Kunde amerikaniſcher Verhältniſſe. Herausgegeben von Karl Andree. Bd. I—IV. 1—3. Heft. gr. 8. Bremen 1851. 52. 5 Thlr.

Eine gute Materialienſammlung, redigirt von dem Verf. des vorher angeführten Werkes.

c. **Kottenkamp,** Franz, Geſchichte der Coloniſation Amerikas. Nach den Quellen bearbeitet. Bd. I. Spaniſche Coloniſation und Herrſchaft von der Entdeckung bis 1809. gr. 8. $38^3/_4$ B. Frankfurt a. M. 1850. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bd. II. Coloniſation der Portugieſen, Franzoſen, Engländer und Holländer bis zur neueſten Zeit. gr. 8. $28^7/_8$ B. ebend. 1850. 2 Thlr.

Eine gute Zuſammenſtellung.

a. **Talvj,** Geſchichte der Coloniſation von Neu-England. Von den erſten Niederlaſſungen daſelbſt im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfaſſung von Maſſachuſetts im J. 1692. Nach den Quellen bearb. Nebſt 1 Karte von Neu-England im J. 1674. gr. 8. 45⅓ B. Leipzig 1847. 3 Thlr. 15 Sgr.

Erzählung von weltgeſchichtlichem Intereſſe. Die Urgeſchichte der puritaniſchen Anſiedelungen in Nordamerika, welche den vereinigten Freiſtaaten ihr eigenthümliches Gepräge verliehen haben. Sehr anſprechende Darſtellung auf dem Grunde ſorgfältiger, umfaſſender Benützung der gleichzeitigen Berichte und Urkunden.

b. **Bancroft**, George, Geſchichte der vereinigten Staaten von Nordamerika, von der Entdeckung des amerikaniſchen Continents an bis auf die neueſte Zeit. Deutſch von A. Kretſchmar. Bd. 4. Auch u. d. Titel: Geſchichte der amerikaniſchen Revolution, Bd. 1. gr. 8. 24¼ B. Lpz. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

S. Wegweiſer p. 207.

Bei weitem das beſte Werk über den nordamerikaniſchen Freiheitskampf. Gründliche Quellenforſchung, lebendige, von warmer Vaterlandsliebe durchdrungene, übrigens unpartheiiſche Darſtellung, mit ſorgfältiger Berückſichtigung der Wechſelwirkung zwiſchen den europäiſchen Verhältniſſen und den Ereigniſſen in Nordamerika. Der Verfaſſer iſt nordamerikaniſcher Geſandter in London. Die Ueberſetzung iſt richtig und fließend, beſſer als die von Drugulin in der Bülau'ſchen Sammlung moderner Geſchichtſchreiber.

c. **Lyell**, Carl, Reiſen in Nordamerika mit Beobachtungen über die geognoſtiſchen Verhältniſſe der vereinigten Staaten von Canada und Neu-Schottland. Deutſch von Em. Th. Wolff. Mit 2 geognoſt. Karten u. vielen Abbild. gr. 8. 25⅓ B. Halle 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.

Giebt zunächſt die Ergebniſſe der geognoſtiſchen Unterſuchungen des als Geologen berühmten Verfaſſers, aber auch ein lebendiges Bild der Natur überhaupt, ſowie der ſocialen Verhältniſſe in den vereinigten Staaten.

a. **Lyell**, Carl, Zweite Reiſe nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutſch nach der 2. Ausgabe des engliſchen Originals von E. Dieffenbach. In 2 Bänden. Mit 14 in den Text eingedr. Holzſchnitten. 8. 46 B. Braunſchweig 1851. 2 Thlr. 20 Sgr.

Auch hier bildet die Geologie den Rahmen für das Ganze, aber wir finden noch mehr als in dem früheren Werke deſſelben Verfaſſers Nachrichten über die politiſche, ſociale und religiöſe Entwickelung Nordamerikas, die er mit großer Vorliebe betrachtet.

a. **Wislizenus**, A., Denkſchrift über eine Reiſe nach Nordmexico, verbunden mit der Expedition des Oberſten Donniphan in den Jahren 1846 bis 1847. Aus dem Engl. übertragen von G. M. v. Roß. Mit einem wiſſenſchaftlichen Anhange und 3 Karten. gr. 8. 13¾ B. Braunſchweig 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfaſſer, ſeit einer längeren Reihe von Jahren in Amerika heimiſch, legt die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen auf der genannten Expedition, die er als Militärarzt mitmachte, dar und giebt für die Kunde des Landes reiche Ausbeute.

a. **Catlin**, G., Die Indianer Nordamerika's und die unter den wildeſten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schickſale. Nach der 5. engl. Ausg. deutſch herausgeg. von Heinr. Berghaus. Mit 24 color. Tafeln. Lex.-8. 24⅝ B. Brüſſel 1848. 7 Thlr. 10 Sgr., geb. 8 Thlr.

(Eine 2. (Titel-) Ausg. mit ſchwarzen Abbild. erſchien 1851 und koſtet 3 Thlr. 6 Sgr.)

Sehr lebendige, anziehende Schilderungen eines Malers, der ſich ganz in die Indianerwelt eingelebt hat, und mit Wehmuth ihr allmäliges Verſchwinden betrachtet.

S. „Bernhardi Wegweiſer" Nr. 690.

a. **Löher**, Franz, Geſchichte u. Zuſtände der Deutſchen in Amerika. gr. 8. 34¾ B. Cincinnati 1847. 2 Thlr. 20 Sgr.

Ein ſehr reichhaltiges, geiſtreiches Werk, welches die Geſchichte der Deutſchen in Nordamerika und ihre Verdienſte um die ſtaatliche Entwickelung hervorhebt, zugleich aber mehr, als es unter den beſtehenden Verhältniſſen wohl möglich iſt, fordert, daß das deutſche Element als ein ſelbſtändiges erhalten und herrſchend bleibe. S. „Bernhardi Wegweiſer" Nr. 704.

a. **Fleiſchmann**, J. C. L., Der nordamerikaniſche Landwirth. Ein Handbuch für Anſiedler in den vereinigten Staaten. Mit 246 Originalholzſchnitten. 2. (Titel-) Ausg. gr. 8. 25⅞ B. Frankfurt a. M. 1852. 2 Thlr.

a. —— Erwerbszweige, Fabrikweſen und Handel der vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit beſond. Rückſicht auf deutſche Auswanderer bearb. gr. 8. 39¼ B. Stuttgart 1850. 2 Thlr. 10 Sgr.

Beide Werke treffend beurtheilt in „Bernhardi Wegweiſer" unter Nr. 704. 705.

a. **Fleiſchmann**, J. C. L., Wegweiſer und Rathgeber nach und in die vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit 1 lithogr. u. illum. Karte (in Folio) und vielen in den Text gedr. Holzſchnitten. 8. 31½ B. Stuttgart 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Praktiſche Schrift eines mit den amerikaniſchen Verhältniſſen ſehr vertrauten Mannes. Gibt namentlich gute Rathſchläge über Landkauf, Wahl des Niederlaſſungsortes für Landwirthe, Gewerbsleute und Dienſtboten.

a. **Hoppe**, J., Californiens Gegenwart und Zukunft. Nebſt Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien u. über die geograph. Verbreitung des Goldes. Mit 2 Karten. gr. 8. 10 B. Berlin 1849. 1 Thlr.

Die erſte wiſſenſchaftliche Beleuchtung Californiens, die, obgleich theilweiſe ſchon veraltet, auch jetzt noch ihren Werth hat.

a. **Stricker**, W., Die Republik Mexico nach den beſten u. neueſten Quellen geſchildert. 8. 9⅞ B. Frankfurt a. M. 1847. 12 Sgr.

Guter überſichtlicher Bericht.

a. **Thümmel**, A. R., Mexiko und die Mexikaner in phyſiſcher, ſocialer u. politiſcher Beziehung. gr. 8. 30⅜ B. Erlangen 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Unterhaltende und belehrende Schrift eines Deutſchen, der ſich längere Zeit in Mexiko aufhielt. Fand vielen Beifall.

c. **Schölcher**, Viktor, Die Antillen, mit beſond. Rückſicht auf die Emancipation der Negerſklaven. Aus dem Franz. überſ. von G. Fink. 2 Thle. gr. 16. 48¼ B. Stuttgart 1847. 2 Thlr. 12 Sgr.

Der Verfaſſer iſt bekannt als eifriger Beförderer der Sklavenemancipation, und giebt hier intereſſante Nachrichten nicht nur über die Negerſklaven, ſondern auch über die ſonſtigen ſocialen Zuſtände auf den Antillen.

a. **Baily**, J., Die Staaten Centralamerica's Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua u. Coſta Rica. Nach dem engl. Werke deutſch bearb. von Wilh. Grimm. Mit 1 Karte. gr. 8. 13 B. Berlin 1851. 1 Thlr.

Werk eines Engländers, der über Centralamerika, das neuerlich für die deutſche Auswanderung ſo wichtig geworden iſt, ein begründetes Urtheil zu fällen durch ſcharfe verſtändige Beobachtungsgabe u. vieljährigen Aufenthalt in den betreffenden Gegenden in hohem Grade befähigt iſt.

a. **Reden**, Fr. Wilh. v., Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Grundlage von Vorträgen im geograph.

Verein zu Frankfurt a. M. Anfangs 1852. gr. 8. 7. B. Darmſtadt 1852. 15 Sgr.

Natürliche und politiſche Verhältniſſe, Produktion und Verkehr, nach den vorhandenen Nachrichten beleuchtet.

a. **Schomburgk,** Richard, Reiſen in britiſch Guiana in den Jahren 1840 bis 1844. Nebſt einer Fauna und Flora Guianas nach den Vorlagen von Joh. Müller, Ehrenberg, Erichſon, Klotzſch, Troſchel, Cabanis u. Anderen. Mit Abbildungen und 1 Karte von britiſch Guiana. 3 Thle. gr. 4. 221¼ B. Leipzig 1847. 49. 20 Thlr.

Behandelt das Geſchichtliche der Reiſe, jedoch mit vielen eingewebten wiſſenſchaftlichen Betrachtungen, ethnographiſchen, ſtatiſtiſchen und landſchaftlichen Schilderungen, und führt in klarer anſchaulicher Darſtellung in eine ſehr detaillirte Kenntniß des merkwürdigen Landes ein. Eine ſehr inhaltreiche, durch anſprechende Form ausgezeichnete Reiſebeſchreibung, die neben der Belehrung auch eine unterhaltende Lektüre bietet. Sehr ſchöne Ausſtattung.

a. **Stricker,** Wilh., Reiſen der Brüder Schomburgk in Britiſch Guiana. Im Auszug für das größere Publikum u. die Jugend bearbeitet. gr. 8. 8 B. Mit 1 Karte. Frankfurt a. M. 1852. 1 Thlr.

Empfehlenswerthe Bearbeitung anerkannt wichtiger Reiſebeſchreibungen, die bisher nur in größeren, für einen bloß wiſſenſchaftlichen Leſerkreis berechneten, und ſehr koſtbaren Werken veröffentlicht waren.

a. **Prescott,** W. H., Geſchichte der Eroberung von Peru, mit einer einleitenden Ueberſicht des Bildungszuſtandes unter den Inkas. Aus dem Engl. überſ. Mit 1 Karte von Peru. 2 Bde. gr. 8. 54⅝ B. Leipzig 1848. 5 Thlr.

Tiefere hiſtoriſche Auffaſſung, als in deſſelben Verfaſſers Geſchichte von Mexiko. Glänzende Beſchreibung der hohen Kultur der Inkas

Auſtralien.

a. **Haygarth,** H. W., Buſchleben in Auſtralien. Aus dem Engl. von M. B. Lindau. 8. 18⅞ B. Leipzig 1849. 1 Thlr. 15 Sgr.

Unterhaltende und belehrende Skizzen.

c. **Leichhardt,** Ludw., Tagebuch einer Landreiſe in Auſtralien von Moreton-Bay nach Port Eſſington während der Jahre 1844 u. 1845. Aus dem Engl. von E. A. Zuchold. gr. 8. 27⅞ B. mit eingedr. Holzſchnitten. Halle 1851. 2 Thlr.

Wohl das beſte neuere Werk über Auſtralien, hauptſächlich naturwiſſenſchaftlichen Inhalts. Der unermüdete Verfaſſer iſt auf ſeiner letzten Reiſe ins Innere verſchwunden, und man hat nun beſtimmte Spuren aufgefunden, daß er von den Eingebornen ermordet ſein muß.

Culturgeſchichte.

c. **Klemm,** Guſt., Allgemeine Culturgeſchichte der Menſchheit. Nach den beſten Quellen bearbeitet u. mit Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtprodukte ꝛc. verſehen. Bd. 5—10 (Schluß). gr. 8. Leipzig 1845—52. (S. Wegweiſer p. 215.)
V: Aegypten. 30 B. u. 1 Steintafel. 1846. 2 Thlr. 22½ Sgr. VI: China. 33¼ B. u. 8 Steintaf. 1847. 3 Thlr. VII: Das Morgenland. 33¼ B. mit 6 Taf. in Holzſchn. 1849. 3 Thlr. VIII: Das alte vorchriſtliche Europa. 41 B. mit 6 lithogr. Taf. 1850. 3 Thlr. IX: Das chriſtliche Weſt-Europa. 36¾ B. mit 6 Taf. in Holzſchn. 1851. 3 Thlr. X: Das chriſtl. Oſteuropa. 25¼ B. u. 4 Taf. in Holzſchnitten. 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

Werthvoll iſt in dem Werke beſonders die Geſchichte des chineſiſchen und indiſchen Alterthums, während in den letzten Bänden ein etwas planloſes archäologiſches Allerlei niedergelegt iſt.

a. **Klemm,** G., Freundſchaftliche Briefe. 8. 23¾ B. Leipzig 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Ergebniſſe ſeiner Culturgeſchichte von Bd. 1—6 legt hier der Verfaſſer in populärer und unterhaltender Weiſe dar.

a. **Bolz,** K. W., Beiträge zur Kulturgeſchichte. Der Einfluß des Menſchen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Kulturpflanzen. Mit 3 Taf. Abbild. gr. 8. 33⅝ B. Leipzig 1852. 3 Thlr.

Sehr intereſſante Materialien, die beſonders für die Geſchichte des Wein- und Gartenbaues von Werth ſind, und bei einer anſprechenden Darſtellung Jedermann zur unterhaltenden und belehrenden Lektüre empfohlen werden können. Den Anſprüchen der Wiſſenſchaft iſt weniger genügt, indem, beſonders was das Alterthum betrifft, zu wenig hiſtoriſche Kritik geübt iſt.

c. **Wachsmuth,** Wilh., Allgemeine Culturgeſchichte.
Thl. 1. Alterthum. gr. 8. 38⅞ B. Leipzig 1850. 3 Thlr.
Thl. 2. Mittelalter. gr. 8. 28⅜ B. ebend. 1851. 2 Thlr. 7½ Sgr.
Thl. 3. Die neuere Zeit. gr. 8. 35½ B. ebend. 1852. 2 Thlr. 15 Sgr.

In ähnlicher Weiſe, nur mit weiteren Grenzen angelegt, wie des Verfaſſers europäiſche Sittengeſchichte. Ein großer Reichthum von Stoff iſt hier zuſammengedrängt, den der ganz damit vertraute Verfaſſer beherrſcht, aber doch nicht zu einer angenehm leſbaren Darſtellung, in welcher die Reſultate gehörig hervortreten, verarbeitet hat.

a. **Weinhold,** Karl, Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen. gr. 8. 31⅝ B. Wien 1851. 3 Thlr.

Die Abſicht, die der Verfaſſer mit ſeinem Werke hatte, ſpricht er ſelbſt dahin aus, die Zuſtände darzuſtellen, welche die Frauen der Germanen und namentlich der Deutſchen im Hauſe, in der Familie, in der Gemeine, in der Geſellſchaft umgaben. Sehr reichhaltige Arbeit von wiſſenſchaftlichem Werthe, bei der übrigens der Verfaſſer nicht ohne Erfolg geſtrebt hat, die Mühſal der Forſchung möglichſt zu verhüllen. Eine etwas gekünſtelte, zu ſehr idealiſirende Auffaſſung.

c. **Drumann,** W., Grundriß der Culturgeſchichte. 8. 13½ B. Königsberg 1847. 1 Thlr. 2 Sgr.

Ein Grundriß für Vorleſungen, aber auch zum Selbſtſtudium ſehr beachtenswerth, indem der Verfaſſer weit mehr als Klemm und Wachsmuth eine geiſtige Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit im Auge hat. Auch nützlich durch die ungemein reiche Literatur, die er zuſammenſtellt.

c. **Phillips,** Georg, Ueber den Urſprung der Katzenmuſiken. Eine canoniſtiſch-mythologiſche Abhandlung. gr. 8. 4⅞ B. Freiburg i. B. 1849. 8¾ Sgr.

Ernſt und Humor. Ein wirklich intereſſanter Beitrag zur Sittengeſchichte, veranlaßt durch die Katzenmuſiken der Bewegungsjahre.

Literaturgeſchichte.

f. **Gräße,** J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeſchichte. Bd. III, Abth. 1. Das ſechszehnte Jahrhundert. gr. 8. 80⅞ B. Dresden und Leipzig 1851. 52. 6 Thlr. 22½ Sgr. (Das Ganze, noch 2 Bde. enthaltend, ſoll 40 Thlr. koſten.)

S. Wegweiſer p. 219

c. **Gräße**, J. G. Th., Handbuch der allgemeinen Litterärgeſchichte zum Selbſtſtudium. Bd. II u. III. 2 Ausg. III auch u. d. T.: Geſchichte der Poeſie Europa's vom Anfang des 16. Jahrh. bis auf die neueſte Zeit. gr. 8. 114 B. Leipzig 1850. 9 Thlr. 15 Sgr. (Compl. 12 Thlr.)

S. Wegweiſer p. 219.

b. **Dunlop**, John, Geſchichte der Proſadichtungen oder Geſchichte der Romane, Novellen, Märchen u. ſ. w. Aus dem Engl. übertragen u. vielfach vermehrt und berichtigt, ſowie mit einleitender Vorrede, ausführl. Anmerkungen u. einem vollſt. Regiſter verſehen, von Fel. Liebrecht. Lex.-8. 37 B. Berlin 1851. 4 Thlr. 15 Sgr.

Nicht blos Ueberſetzung, ſondern eigentlich ein ganz neues Werk, welches den Stoff nach dem Standpunkt der heutigen wiſſenſchaftlichen Forſchung erſchöpft hat. Nicht nur für den Gelehrten vom Fach, ſondern auch für einen größeren Leſerkreis geeignet, indem das Werk ebenſo unterhaltend als belehrend iſt.

a. **Weber**, G., Litterar.-hiſt. Leſebuch. Thl. I, II, III, 1—3. Abth. (5 Theile.) 8. 177¼ B. Leipzig 1851. 52. 4 Thlr.

Enthält Proben aus den bedeutendſten Literaturwerken aller Völker und Zeiten in Poeſie und Proſa, nach deutſchen Ueberſetzungen geſammelt, und mit des Verfaſſers Lehrbuch der Weltgeſchichte in Verbindung geſetzt. In der älteren klaſſiſchen und deutſchen Literatur kommen hin und wieder Verſtöße und Verwechſelungen vor.

a. **Menzel**, Wolfgang. Die Geſänge der Völker. Lyriſche Muſterſammlung in nationalen Parallelen. 8. 46 B. Lpz. 1851. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine neue Ausführung der Idee, welche Herders Stimmen der Völker zu Grund gelegen hat. Die Auswahl iſt wirklich charakteriſtiſch und die Ueberſetzungen der nichtdeutſchen Lieder gut.

c. **Koberſtein**, A., Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. 4. Aufl. I. II. Abth. 1. 2. Hälfte. 1. Lief. gr. 8. 77 B. Lpz. 1845. 47. 51. 4 Thlr.

S. Wegweiſer p. 222.

Das Werk hat in dieſer neuen Geſtalt eine ganz andere Art erhalten, indem ein großer Reichthum von literaturgeſchichtlichen Detailſtudien darein verwoben iſt; es iſt nicht mehr Grundriß, ſondern Handbuch. Von der zweiten Abtheilung iſt ein bedeutendes Bruchſtück erſchienen, das die Geſchichte bis zu Gothe fortführt.

a. **Wackernagel**, W., Geſchichte der deutſchen Litteratur. 1. Abth. gr. 8. 14 B. Baſel 1851. 25 Sgr.

Auf den ſorgfältigſten Studien beruhende Arbeit eines im Gebiete der deutſchen Philologie bewährten Meiſters. Sehr anſprechende Darſtellung. Der umfaſſende gelehrte Apparat iſt in die Noten verwieſen. Die vorliegende erſte Abtheil. geht bis zum Epos der mittelhochdeutſchen Periode.

c. **Ettmüller**, Lud., Handbuch der deutſchen Literaturgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, mit Einſchluß der angelſächſiſchen, altſcandinaviſchen u. mittelniederländ. Schriftwerke. gr. 8. 30½ B. Leipzig 1847. 1 Thlr. 20 Sgr.

Zeichnet ſich vor den vorhandenen Literaturgeſchichten durch zweckmäßige Aufnahme der, der deutſchen Literatur verwandten Schriftwerke aus, worin der Verfaſſer eine meiſterhafte Sachkenntniß bewährt.

a. **Scholl**, H. F., und **Scholl**, T. F., Deutſche Literaturgeſchichte in Biographien u. Proben aus allen Jahrhunderten. 2. Bd. (1. Bd. 2. Aufl. 24¾ B. 1845. 2. Bd. 3. Aufl. 32½ B. 1852.) gr. 8. 57¼ B. Stuttgart 1845. 52. à 1 Thlr. 15 Sgr.

S. Wegweiſer p. 220.

a. **Hillebrand**, Joſ., Die deutſche Nationalliteratur ſeit dem Anfange des 18. Jahrh., beſonders ſeit Leſſing, bis auf die Gegenwart. 3 Bände. 2. verb. und mehrfach umgearb. Ausg. gr. 8. 102⅛ B. Hamburg u. Gotha 1850. 51. à 2 Thlr.

Ein Werk, das einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hat und von der Kritik unbegreiflicherweiſe häufig als ebenbürtig neben Gervinus geſtellt worden iſt. Es umfaßt allerdings das ganze literariſche Leben der Nation und beſpricht eine große Menge von Einzelheiten, aber die Urtheile ſind, beſonders im letzten Bande, großentheils entweder ſchief, oder nichtsſagend. Aus vermeintlicher Unparteilichkeit geht der Verfaſſer auf den inneren Gehalt der geiſtigen Beſtrebungen häufig gar nicht ein, ſondern fertigt ſie mit Einreihung in philoſophiſche Kategorien ab. Der zweite Band, der von Schiller und Göthe handelt, iſt der beſte. Hier, wo dem Verfaſſer die gediegenſten Vorarbeiten zu Gebot ſtanden, ſcheint er auch gründliche Studien gemacht zu haben. Wir wüßten nicht, wem wir das Buch empfehlen ſollten, dem Kenner der Literaturgeſchichte wird es nicht genügen, dem der Belehrung ſucht, keine geſunde Nahrung bieten.

a. **Barthold**, F. W., Geſchichte der fruchtbringenden Geſellſchaft u. ſ. w. gr. 8. 20⅞ B. mit 1 color. Steintafel. Berlin 1848. 2 Thlr.

Sitten, Geſchmacksbildung und ſchöne Redekünſte deutſcher Vornehmen vom Ende des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts werden hier in einem lebensvollen Bilde auf ſorgfältig ausgeführtem hiſtoriſchem Hintergrunde geſchildert.

c. **Danzel**, Th. W., Gottſched und ſeine Zeit. Auszüge aus ſeinem Briefwechſel, zuſammengeſtellt u. erläutert u. ſ. w. gr. 8. 25⅝ B. Leipzig 1848. 3 Thlr.

Eine ſehr gründliche Arbeit, welche die Verdienſte des vielfach geſchmähten Gottſched ins Licht ſetzt.

c. **Danzel**, Th. W., G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke. Bd. 1. gr. 8. 34½ B. Mit 2 Facſimiles. Leipzig 1850. 3 Thlr. 25 Sgr.

Eine gute literargeſchichtl. Monographie, die aber den Stoff nicht völlig bewältigt hat. Iſt leider durch den Tod des Verf. beim erſten Theile geblieben, der Leſſings Jugendperiode behandelt.

a. **Gelzer**, H., Die neue deutſche National-Litteratur nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten. Zur inneren Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus. 2. Aufl. 2 Theile. gr. 8. 55¼ B. Lpz. 1848—49. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Die deutſche Literatur wird hier vom Standpunkt der gläubigen Theologie aus beurtheilt. Ein ſehr anregendes Buch, in der Art wie Hagenbachs Kirchengeſchichte.

a. **Eichendorff**, Joſ. v., Der deutſche Roman des 18. Jahrhunderts in ſeinem Verhältniß zum Chriſtenthum. gr. 12. 25½ B. Leipzig 1851. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Romanliteratur des vorigen Jahrhunderts wird vom Standpunkt des romantiſchen Katholicismus aus gerichtet. Wenn auch die hier geübte Kritik nur Wenige befriedigen dürfte, ſo findet man doch mitunter treffende geiſtreiche Bemerkungen und fruchtbare Gedanken.

a. **Boas**, Eduard, Schiller und Goethe im Xenienkampf. 2 Bde. gr. 8. 38¼ B. Stuttgart 1851. 2 Thlr. 12 Sgr.

Erläuterungen der litterargeſchichtlichen und ſocialen Beziehungen jener berühmten Xenien. Wichtig für die Literaturgeſchichte und zugleich unterhaltende Lektüre.

a. **Roſenkranz**, Karl, Goethe und ſeine Werke. gr. 8. 33¾ B. Königsberg 1847. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eine geiſtreiche, philoſophiſche Würdigung Goethe's.

c. **Düntzer**, H., Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. (1. Bd.) gr. 8. 25 B. Elberfeld 1849. 2 Thlr. 15 Sgr.

Die Einleitung bildet ein Aufſatz über Göthe's politiſche Anſichten, der weitere Inhalt beſteht aus einzelnen kritiſchen Arbeiten über Werther, Wilhelm Meiſter und einige minder bekannte Dichtungen.

c. **Düntzer**, H., Goethe's Fauſt. Erſter und zweiter Theil. Zum erſtenmal vollſtändig erläutert. 2 Bde. gr. 8. 50⅞ B. Leipzig 1850. 51. 4 Thlr. 20 Sgr.

Ein ſehr reichhaltiger, mehr gelehrter als äſthetiſcher Commentar, mit dem die Fauſtliteratur wohl abgeſchloſſen ſein wird.

a. **Piſchon**, F. A., Denkmäler der deutſchen Sprache von den früheſten Zeiten bis jetzt. Bd. V u. VI, 1. u. 2. Abth. gr. 8. 110⅞ B. Berlin 1847. 50. 51. 6 Thlr. 15 Sgr. (Compl. in herabgeſ. Preis 12 Thlr.)

S. Wegweiſer p. 227.

c. Leſebuch der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen. Herausgeg. von G. K. Frommann u. L. Häuſſer. 1. Theil: Altdeutſches Leſebuch, vom 4. bis zum 15. Jahrh., herausgeg. von Frommann. Lex.-8. 30½ B. Leipzig 1845. 2 Thlr.

2. Theil: Vom 16. bis zum 19. Jahrh. Von L. Häuſſer. Lex.-8. 22 B. ebend. 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine der beſſeren Beiſpielſammlungen, die ſich genau an Gervinus Literaturgeſchichte anſchließt.

a. **Gödeke**, Karl, Das Mittelalter. Darſtellung der deutſchen Literatur des Mittelalters in literaturgeſchichtlichen Ueberſichten, Einleitungen, Inhaltsangaben u. ausgewählten Probeſtücken. Lief. 1—3. Lex.-8. 30 B. Hannover 1852. 2 Thlr. (Das ganze Werk ſoll in 60 Bogen vollendet werden.)

Von Sachkenntniß zeugende Arbeit. Die Abſicht des Verfaſſers iſt, ſowohl in die Forſchungen der deutſchen Literaturhiſtoriker, als in die deutſche Literatur ſelbſt orientirend einzuführen. Die aus den einzelnen literariſchen Denkmälern ausgewählten Proben, die gedrängten und doch möglichſt erſchöpfenden Inhaltsangaben wichtiger Werke dürften das Buch beſonders für Solche brauchbar machen, die über keine größeren literariſchen Hülfsmittel zu gebieten haben und ſich doch mit einem allgemeinen Räſonnement nicht begnügen mögen.

c. **Gödeke**, Karl, Elf Bücher deutſcher Dichtung. Von Sebaſtian Brant [1500] bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen. Mit biograph.-literar. Einleit. u. mit Abweich. der erſten Drucke, geſammelt u. herausg. 2 Abthlgn. [Von Seb. Brant bis Goethe. — Von Goethe u. Schiller bis auf die Gegenwart.] gr. 8. 83¾ B. Leipz. 1849. 2 Thlr. 20 Sgr.

Eine ſehr reichhaltige und ausgezeichnet charakteriſtiſche Auswahl. Auszuſetzen iſt nur der gar zu kleine Druck.

a. **Kurz**, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Literatur mit Proben aus den vorzüglichſten Schriftſtellern; illuſtr. durch Porträts, Facſimiles, Denkmäler, Wohnungen der Schriftſteller. Lief. 1—8. (Geht bis 1350.) Lex.-8. 32 B. Leipzig 1851. 52. à 9 Sgr.

Ein Handbuch der Literaturgeſchichte, das Theorie und Beiſpiel glücklich verbindet. Jedem größeren Abſchnitt iſt eine allgemeine Ueberſicht, jedem einzelnen Dichter ſeine Biographie und eine Charakteriſtik mit klarem beſonnenem Urtheil vorausgeſchickt; die Proben mit Takt ausgewählt. Anlehnung an Gervinus.

a. **Wackernagel**, Phil., Edelſteine deutſcher Dichtung und Weisheit im XIII. Jahrh. Ein mittelhochdeutſches Leſebuch, zuſammengeſtellt u. mit einem Wörterbuch verſehen. gr. 8. 36⅞ B. Erlangen 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine ſehr gute Auswahl nach poetiſchem Werth und philoſophiſchem Gehalt.

b. **Grimm,** Jac. und Wilh., Deutſches Wörterbuch. Lief. 1—3. hoch 4. 45 B. Leipzig 1852. à Lief. 20 Sgr.

Ein Werk, auf das die Nation ſtolz ſein darf. Giebt die Geſchichte der einzelnen Wörter und ihres ſchriftſtelleriſchen Gebrauches, aber nicht kategoriſche Geſetze für Rechtſchreibung.

a. **Weinhold,** Karl, Ueber deutſche Rechtſchreibung. gr. 8. 2½ B. Wien 1852. 10 Sgr.

Die Grundſätze der grimmiſchen Rechtſchreibung gut entwickelt.

c. **Die Edda,** die ältere und jüngere, nebſt den mythiſchen Erzählungen der Skalda, überſetzt und mit Erläuterungen begleitet von K. Simrock. gr. 8. 27¾ B. Stuttgart 1851. 2 Thlr.

Eine ſehr wohlgelungene Ueberſetzung der Edda, mit zweckmäßiger Beiziehung der verwandten Stücke, ſo daß das Ganze zugleich die Quellen der nordiſchen Mythologie zuſammenfaßt.

b. **Gervinus,** G. G., Shakeſpeare (ſein Leben und ſeine Werke). 4 Bde. (1. u. 2. in 2. Aufl. 1850.) 8. 108⅛ B. Leipzig 1849. 50. à 2 Thlr. 7½ Sgr.

Ein treffliches Werk, das Shakſpeares perſönliche Verhältniſſe, literargeſchichtliche Bedeutung und äſthetiſche Würdigung ausführlich erörtert, und die einzelnen Stücke nach ihrer ſtofflichen Entſtehung, ihrer poetiſchen Organiſation und ihrer moraliſchen Tendenz betrachtet. Bei aller gründlichen und allſeitigen Erörterung vermißt jedoch der poetiſch geſtimmte Leſer eine treffende Hervorhebung deſſen, worauf die poetiſche Wirkung beruht, während die pſychologiſche und tendenziöſe Analyſe zu ſehr in den Vordergrund tritt.

Als Ergänzung in dieſer Hinſicht möchten wir ein neueres engliſch-amerikaniſches Werk empfehlen: H. N. Hudson, Lectures on Shakespeare. 2 T. New York, 1848. Es verdiente, wenigſtens im Auszug deutſch bearbeitet zu werden.

c. **Ulrici,** H., Ueber Shakſpeare's dramatiſche Kunſt und ſein Verhältniß zu Calderon und Goethe. 2. Aufl. in 2 Abth. gr. 8. 76¾ B. Leipz. 1846. 47. 3 Thlr. 22 Sgr.

S. Wegweiſer p. 231.

Eine ſehr erweiterte und verbeſſerte Auflage des dort beurtheilten Werkes. Die erſte Abtheilung enthält eine Geſchichte und Charakteriſtik des ſhakſpeariſchen Drama's.

c. **Ruth,** E., Geſchichte der italieniſchen Poeſie. 2. (letzter) Band. gr. 8. 45½ B. Leipzig 1847. 3 Thlr. 6 Sgr.

S. Wegweiſer p. 232.

Geht blos bis Ende des 16. Jahrhunderts.

a. Gedichte der Troubadours, im Versmaaß der Urſchrift überſetzt von K. L. Kannegießer. 16. 15½ B. Tübingen 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine ſehr gute Ueberſetzung der ſchönſten Gedichte der Troubadours, mit einer Einleitung, die Geſch. dieſer Poeſie enthaltend, u. biographiſch-literariſchen Notizen über jeden einzelnen Dichter.

Ticknor, George, Geſchichte der ſchönen Lit. in Spanien. Deutſch mit Zuſätzen von N. H. Julius. 2 Bde. gr. 8. 100 B. Lpz. 1852. 9 Thlr.

Eine ſehr gute Geſchichte der ſpaniſchen Literatur, die an Vollſtändigkeit und Gründlichkeit alle bisherigen Darſtellungen übertrifft und den Stoff mit poetiſchem Verſtändniß behandelt. Die deutſche Ausgabe des urſprünglich von einem Amerikaner engliſch geſchriebenen Werkes iſt nicht blos Ueberſetzung, ſondern eine weſentlich vervollſtändigte Bearbeitung, zu welcher außer dem Herausgeber auch Ferd. Wolf, der bewährte Kenner der ſpaniſchen Literatur, Beiträge geliefert hat.

a. **Talvj.** Ueberſichtliches Handbuch einer Geſchichte der ſlaviſchen Sprachen und Litteratur. Nebſt einer Skizze ihrer Volkspoeſie. Mit Vorrede von Edw. Robinſon. Deutſche Ausgabe, übertragen und bevorwortet von B. K. Brühl. gr. 8. 22¾ B. Leipzig 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine trefflice Ueberſicht der ſlaviſchen Nationalliteratur, die nicht nur literar-hiſtoriſchen Werth hat, ſondern auch eine genußreiche Lektüre bietet. Die Ueberſetzung iſt im Ganzen richtig, nur iſt es ein großer Uebelſtand, daß die ſlaviſchen Namen und Büchertitel mit der nur für Engländer berechneten Orthographie aufgenommen ſind.

Biographieen.

a. Neuer Nekrolog der Deutſchen. 22—28. Jahrg., 1844—50. 8. Weimar 1846 u. ff. à Jahrg. 4 Thlr.

1844. XXII. Jahrg. 2 Theile. 8. 63¾ B. u. 2 Portr.
1845. XXIII. Jahrg. 2 Theile. 8. 73⅝ B. u. 1 Portr.
1846. XXIV. Jahrg. 2 Theile. 8. 73⅞ B. u. 1 Portr.
1847. XXV. Jahrg. 2 Theile. 8. 64⅞ B. u. 3 Portr.
1848. XXVI. Jahrg. 2 Theile. 8. 73½ B. u. 2 Portr.
1849. XXVII. Jahrg. 2 Theile. 8. 86⅝ B. u. 2 Portr.
1850. XXVIII. Jahrg. 2 Theile. 8. 68⅞ B. u. 2 Portr.

S. Wegweiſer p. 236. Wird in der früheren Weiſe fortgeſetzt.

a. **Wurzbach**, Moritz, Oeſterreichiſches biographiſches Lexikon u. ſ. w. Heft 1—3. Lex.-8. 24 B. Wien 1851. 52. à Lief. 10 Sgr.

Guter Anfang, der um ſo erwünſchter iſt, da man über öſterreichiſche Perſönlichkeiten ſonſt weniger Auskunft findet.

a. **Kühne**, F. G., Deutſche Männer und Frauen. 8. 26⅝ B. Leipzig 1851. 2 Thlr.

Geſammelte Aufſätze, aus literariſchen Charakteriſtiken entſtanden, unter Andern über: Mendelsſohn, Fröbel, Hölderlin, Kaiſer Joſeph, Seydelmann, Zſchokke, Peſtalozzi, Eliſabeth Stägemann, Henr. Herz, Heinr. v. Kleiſt. Mit Geiſt geſchrieben.

a. **Benkard**, J. Ph., Andeutungen aus der Geſchichte der deutſchen Kaiſer und Könige. Zum Gebrauch bei dem Beſuche des Kaiſerſaals zu Frankf. a. M. 2. verm. Ausg. gr. 8. 6¾ B. Frkf. 1852. 10 Sgr.

Für den bezeichneten Gebrauch zweckmäßige biographiſche Notizen. Maler und Stifter der einzelnen Bilder ſind auch angegeben.

a. **Merz**, Heinrich, Chriſtliche Frauenbilder. Zur inneren Miſſion geſammelt u. bearb. 2 Thle. 8. 47⅞ B. Stuttg. 1852. 1 Thlr. 27 Sgr.

Anſprechende Lebensgeſchichten chriſtlicher Frauen aus verſchiedenen Ständen und Zeiten, nicht nach den erſten Quellen, ſondern nach guten Bearbeitungen erzählt. Einfach natürliche Sprache.

a. **Sternberg**, A. v., Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildniſſen zuſammengeſtellt. 2 Theile. gr. 8. 50⅜ B. Leipzig 1848. 4 Thlr.

I. Aurora von Königsmark. Fürſtin Gallitzin Karſchin. Angel. Kaufmann. Eliſ. M. v. Krüdener. Carol. Neuber.

II. Katharina II. Eliſ. Charlotte. Marie Thereſe. Anna Amalia Herzogin zu Sachſen-Weimar. Gräfin Albani.

Angenehm zu leſen, in der etwas leichtfertig geiſtreichen Manier des Verfaſſers.

a. **Anderſen**, H. C., Das Märchen meines Lebens, ohne Dichtung. Eine Skizze. 2 Theile. Mit Bildniß. 8. 15 B. Leipzig 1847. 20 Sgr.

Selbſtbiographie eines liebenswürdigen Dichters, der ſich aus beengenden Verhältniſſen zu allgemeiner Anerkennung emporſchwang.

a. **Stanley**, A. P., Thomas Arnold. Aus ſeinen Briefen und aus Nachrichten ſeiner Freunde geſchildert. Frei nach dem Engl. von K. Heintz. gr. 8. 25⅝ B. Potsdam 1846. 1 Thlr. 10 Sgr.

Arnold, der im Jahr 1842 als Profeſſor der neueren Geſchichte zu Oxford 47jährig ſtarb, hat als Geſchichtsforſcher, Kenner des claſſiſchen Alterthums, Pädagog und Theolog einen bedeutenden Namen. Heintz giebt eine gute Verarbeitung des von Stanley geſammelten etwas weitſchweifigen biographiſchen Materials.

a. **Schwartzenau**, Str. v., Der Connetable Karl von Bourbon. Bilder aus ſeinem Leben und ſeiner Zeit. Mit 2 Plänen. gr. 8. 16 B. Berlin 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Gelebte Skizzen, die uns das politiſche und ſociale Leben im Anfang des 16. Jahrhunderts vorführen und ſich mit Genuß leſen laſſen.

a. **Burdach**, Karl Friedr., Blicke ins Leben. 4. Bd. Rückblick auf mein Leben. Selbſtbiographie. Nach dem Tode des Verf. herausgeg. gr. 8. 38¼ B. Leipzig 1848. 3 Thlr. 6 Sgr.

Selbſtbiographie des berühmten Phyſiologen in Königsberg, in welcher heitere Laune mit dem Ernſt tieferer Betrachtungen und Bitterkeit über herbe Lebenserfahrungen wechſelt.

a. **Carus**, Carl Guſtav, Mnemoſyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern. gr. 8. 28⅞ B. Pforzheim 1848. 3 Thlr.

Vermiſchte Aufſätze über Natur und Kunſt, Erinnerungen an Florenz. Biographiſches Fragment bis zum Jahr 1811.

Der Verfaſſer, nicht nur Gelehrter und Arzt, ſondern auch ganzer und voller Menſch, umfaßt das Reich der Natur und des Geiſtes mit gleicher Liebe.

c. **Creuzer**, Fried., Aus dem Leben eines alten Profeſſors. Mit literariſchen Beilagen und dem Porträt des Verfaſſers. gr. 8. 22¾ B. Darmſtadt 1848. 2 Thlr.

Eine anziehende Selbſtbiographie des berühmten Archäologen.

a. **Wegele**, Franz X., Dante's Leben und Werke. Kulturgeſchichtlich dargeſtellt. gr. 8. 29½ B. Jena 1852. 2 Thlr. 8 Sgr.

Hat ſich die Aufgabe geſtellt, die Dichtungen Dantes als eine rein hiſtoriſche Erſcheinung zu begreifen, etwa in der Art, wie Schloſſer ſie auffaßt. Die mit vielfachen Reflexionen unterbrochene Darſtellung des geſchichtlichen Stoffes lieſt ſich gut.

c. **Nicolovius**, Alf., Ferdinand Delbrück. Ein Lebensumriß. gr. 8. 6⅝ B. mit 1 Bildniß. Bonn 1848. 15 Sgr.

Eine anſprechende Biographie und treffende Charakteriſtik des als Profeſſor der deutſchen Literatur in Bonn verſtorbenen Gelehrten.

a. **Hottinger**, J. J., Hans Conrad Eſcher von der Linth. Charakterbild eines Republikaners. gr. 8. 26½ B. mit Portr. u. 2 Karten. Zürich 1852. 2 Thlr. 24 Sgr.

Trefflich geſchriebene Biographie eines Schweizers, der durch ſeine ausgezeichneten Gaben, ſeinen würdigen Charakter und ſeine thätige Hingebung an das Gemeinwohl einer der erſten Wohlthäter ſeines Vaterlandes geworden iſt.

c. **Feuerbach's**, Anſelm v., Leben und Wirken aus ſeinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkſchriften veröffentlicht von ſeinem Sohne Ludw. Feuerbach. Mit dem Bildniß Anſelm's von Feuerbach. 2 Bde. gr. 8. 46⅞ B. Leipzig 1852. 5 Thlr.

Keine Biographie, ſondern Materialien zu einer ſolchen, die aber den berühmten Mann gründlich kennen lehren. Der größte Theil beſteht aus Briefen Feuerbachs, in welchen ſich die ſanguiniſche und geniale Natur des Verfaſſers in offenſter Weiſe kundgiebt. Den Schluß bilvon Denkſchriften über Geſchwornengerichte, Todesſtrafe, Caſpar Hauſer und die Nothwendigkeit eines deutſchen Fürſtenbundes.

a. **König**, Heinr., Haus und Welt. Eine Lebensgeſchichte (Ge. Forſter's). 2 Theile. 8. 38⅜ B. Braunſchweig 1852. 3 Thlr. 10 Sgr.

Eine ſehr anziehende Biographie Ge. Forſters, welche ſich in Betreff der Thatſachen ganz an die geſchichtliche Wahrheit hält und nur hin und wieder in Darſtellungsweiſe und Motivirung in das Gebiet der Dichtung übergreift. Eine der beſten Arbeiten Königs.

a. Briefe an Fr. v. Fouqué ꝛc. Mit einer Biographie von J. E. Hitzig, einem Vorwort und biograph. Notizen von H. Kletke. 2 Bände: 8. 37¼ B. Berlin 1848. 2 Thlr. 15 Sgr.

Intereſſanter Beitrag zur literariſchen Zeitgeſchichte.

a. **Viehoff**, Heinrich, Goethe's Leben. 3 Bände. gr. 16. 45½ B. und Goethe's Portr. Stuttgart 1847—49. 3 Thlr.

In ähnlicher Weiſe bearbeitet wie deſſelben Verfaſſers Leben Schillers, mit kritiſchem Eingehen auf Göthes Werke. Iſt nicht ganz vollendet und bereits etwas veraltet dadurch, daß wichtige Beiträge zu Göthes Lebensgeſchichte erſt nachher veröffentlicht worden ſind.

a. **Schäfer**, Joh. Wilh., Goethe's Leben. 2 Bde. gr. 8. 46⅝ B. Bremen 1851. 3 Thlr.

Sucht eine überſichtliche Darſtellung der ſtufenweiſen Entwickelung Göthe's als Menſchen und Dichter zu geben, entſchlägt ſich dabei der Maſſe der Einzelheiten und hebt nur das wirklich Bedeutende hervor. Umſichtige Benützung der Quellen, und zwar auch der neueſten, wie der Briefe an Frau von Stein. Giebt ein wahres Bild von Göthe's Charakter und Leben und iſt beſſer gelungen, als Viehoff's ähnliche Schrift.

a. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi. Herausgeg. von Max. Jacobi. 12. 23½ B. Leipzig 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Sehr gehaltvolle Briefe von beiden berühmten Männern. Göthe giebt hier in den Jugendbriefen mehr von ſeinem ſubjektiven Denken und Empfinden, als man ſonſt von ihm gewohnt iſt.

a. **Goethe's**, J. W. v., Briefe an Leipziger Freunde. Herausgeg. von Otto Jahn. Mit 3 lithograph. Bildniſſen. gr. 12. 32 B. Leipzig 1849. 2 Thlr.

Werthvolle Beiträge zu Göthes Jugendgeſchichte, ſehr ſorgfältig herausgegeben.

a. **Goethe's** Briefe an Frau von Stein in den Jahren 1776—1826. Herausgeg. von A. Schöll. 3 Bde. 8. 77⅝ B. mit d. Bildn. der Frau v. Stein. Weimar 1848. 51. 6 Thlr.

Mit großer Sorgfalt und Liebe redigirt, jeder Abſchnitt mit einer hiſtoriſchen Einleitung verſehen, die von dem gänzlichen Einleben des Herausgebers in dieſe Beziehungen zeugt. Die Briefe ſelbſt ſind ſehr verſchieden an Gehalt, von einer Menge der unbedeutendſten Billete iſt gewiſſenhaft kein Wort weggelaſſen, und der Herausgeber erreicht dadurch ſeinen Zweck, nicht nur das Verhältniß zu Frau v. Stein in ſeiner Entwickelung anſchaulich darzuſtellen, ſondern auch eine Art Tagebuch von Göthe's äußerem Leben zu geben. Ueber Göthe's Neigung zu Fr. v. Stein liegt ein poetiſcher Duft, der ahnen läßt, wie viel Nahrung für ſeine Poeſie er daraus entnommen haben mag.

a. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel (1774—1832. 2 Thle. gr. 8. 50⅛ B. Leipzig 1851. 4 Thlr. 12 Sgr.

Giebt einen ſchönen Beitrag zur genaueren Kenntniß und Würdigung der Stellung, welche Göthe als Menſch und Freund in dem weimariſchen Kreiſe eingenommen hat.

a. Briefwechſel zwiſchen Goethe und (K. F. v.) Reinhard in den Jahren 1807—32. gr. 8. 20¾ B. Stuttg. 1850. 2 Thlr.

Theilweiſe gehaltvolle Briefe der beiden berühmten Männer, voll gegenſeitiger Lobeserhebungen.

a. **Düntzer**, H., Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. gr. 8. 38 B. Stuttg. u. Tüb. 1852. 2 Thlr.

Göthes Liebesverhältniſſe aus ſeinen eigenen Werken und anderweitigen Nachrichten, mit Rückſicht auf ihre poetiſche Verwendung, anſprechend und ſorgfältig geſchildert.

a. **Eckermann**, J. P., Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. 3. Bd. 8. 24½ B. Magdeburg 1848. 2 Thlr.

S. Wegweiſer p. 240.

Dieſer dritte Band enthält beachtenswerthe Aeußerungen Göthe's über ſeine religiöſen und politiſchen Anſichten.

a. **Goltz**, Bogumil, Ein Jugendleben. Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen. 3 Bde. 8. 83⅞ B. Leipzig 1852. 5 Thlr.

Eine romanartig ausgeführte Selbſtbiographie des Verfaſſers, der mit tiefem Gefühl das Landleben und Landvolk auffaßt, mitunter aber auch in forcirter Geiſtreichigkeit und ſchwülſtiger Ueberladung ſich gefällt.

a. **Kloſe**, Carl Ludw., Leben Karl Auguſt's, Fürſten von Hardenberg. Nebſt einem Bildniß des Fürſten und einem Facſimile der Handſchrift deſſelben. gr. 8. 35⅝ B. Halle 1851. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das Leben und die politiſche Thätigkeit Hardenbergs werden hier mit fleißiger Benutzung des vorhandenen Materials in apologetiſchem Sinne geſchildert. Man ſieht daraus, daß Hardenberg das Richtige wollte, aber nicht Charakter genug war, um es durchzuführen.

a. **Bippen**, W. v., Georg Arnold Heiſe, Mittheilungen aus deſſen Leben. gr. 8. 21⅝ B. Halle 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Anſprechende Lebensbeſchreibung, die ſich aber faſt nur auf perſönliche Beziehungen beſchränkt. Man vermißt eine Schilderung der bedeutenden akademiſchen und amtlichen Wirkſamkeit des berühmten Juriſten.

c. **Reber**, Balth., Felix Hemmerlin von Zürich. Neu nach den Quellen bearb. gr. 8. 31¼ B. u. Holzſchn. Zürich 1846. 2 Thlr. 6 Sgr.

Literargeſchichtliche Bearbeitung von reichem Inhalt, beſonders an charakteriſtiſchen Bildern der Kultur und Sitte des 15. Jahrhunderts. Mangel an gehöriger Verarbeitung zu einem Geſammtbild, aber doch auch für den Nichtgelehrten intereſſant zu leſen.

c. **Jahn**, Otto, Gottfried Hermann. Eine Gedächtnißrede. gr. 8. 2 B. Leipzig 1849. 6 Sgr.

Lebendige, mit friſchen Farben gezeichnete Charakteriſtik des berühmten Philologen.

a. **Herz**, Henriette, Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürſt. gr. 8. 15¾ B. mit 1 Portr. in Stahlſtich. Berlin 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Biographie einer durch Geiſt und Schönheit ausgezeichneten Berlinerin. Enthält eine anziehende Gallerie berühmter Zeitgenoſſen aus ihrem Nachlaß. Schilderung des erwachenden literariſchen Intereſſes in den Berliner Kreiſen am Ende des vorigen Jahrhunderts.

a. **Jung**, Alex., Friedrich Hölderlin u. ſeine Werke. Mit beſond. Beziehung auf die Gegenwart. gr. 8. 17½ B. Stuttg. 1848. 1 Thlr. 6 Sgr.

Eine geiſtreiche, auf liebevoller Auffaſſung des Gegenſtandes beruhende Betrachtung Hölderlins, die jedoch zuweilen etwas unklar iſt.

a. **Klencke**, H. Alex. v. Humboldt. Ein biograph. Denkmal. 2. verbeſſ. Aufl. Mit dem Portr. Alex. v. Humboldt's u. 1 Karte des Orinocoſtroms. br. 8. 15 B. mit 1 Holzſchn. Leipzig 1852. 20 Sgr.

Eine intereſſante Ueberſicht der umfaſſenden Leiſtungen und Reiſen A. v. Humboldts, doch zum Volksbuch nicht populär genug. Auch befriedigt es als Biographie nicht ganz, was wohl daher kommen mag, daß dem Verf. zu Lebzeiten ſeines Helden nicht Alles zu Gebot ſtand.

a. **Humboldt**, W. v., Briefe an eine Freundin. 2 Thle. 4. Aufl. gr. 8. 46¼ B. Mit 1 Facſimile. Leipzig 1850. 4 Thlr. 12 Sgr.

Briefe, die aus dem eigenthümlichen Freundſchaftsverhältniß zu einer unglücklichen Frau, die der Verfaſſer in früher Jugend gekannt hatte, entſtanden ſind. Sie ſind voll großer, tiefer Gedanken, und von dem Beſtreben erfüllt, die Freundin geiſtig zu nähren und über ihre beengenden äußeren Verhältniſſe zu erheben. Alles Stoffliche iſt möglichſt vermieden, und den

a. **Wilhelm von Humboldt.** Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elſa Maier. 8. 14¼ B. Lpz. 1850. 1 Thlr.

Eine anſprechende Zuſammenſtellung; beſonders die Biographie iſt recht gelungen.

a. **Deycks, F.**, Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſ. zu Goethe. 8. 11¾ B. Frankfurt a. M. 1849. 1 Thlr.

Eine gute Arbeit, in welcher die literaturgeſchichtliche Bedeutung Jacobi's auseinandergeſetzt wird.

c. **Guhrauer, G. E.**, Joach. Jungius und ſein Zeitalter u. ſ. w. gr. 8. 24½ B. Stuttgart 1850. 3 Thlr.

Jungius, ein deutſcher Naturforſcher zur Zeit des 30jährigen Krieges, war in der Botanik ein Vorläufer Linné's und nahm durch ſeine ſtrenge, exakte Methode eine beinahe prophetiſche Stellung in der deutſchen Naturwiſſenſchaft ein. Er war 30 Jahre lang Rektor des akademiſchen Gymnaſiums in Hamburg. Goethe hat zuerſt ſeine Bedeutung erkannt und Materialien für ſeine Lebensbeſchreibung geſammelt, die nun hier von Guhrauer gut ausgeführt iſt.

a. **Bähring**, Bernhard, Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Chriſti, nach ſeinem äußeren und inneren Leben dargeſtellt. gr. 8. 25⅓ B. Berlin 1849. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Eine Art von Commentar zu der Nachfolge Chriſti. Klare und populäre Darſtellung, theilweiſe in den erbaulichen Ton eingehend.

a. **Kerner**, Juſtinus, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804. 8. 26¾ B. Braunſchweig 1849. 2 Thlr.

Ungemein anziehende Lektüre. Dem Titel entſprechend, keine eigentliche Biographie, ſondern Bilder und Geſtalten aus Kerners Jugend, wie er ſie mit ſeiner reichen Phantaſie [illegible] ausgemalt hat.

c. **Hammer-Purgſtall**, Des Cardinal Khleſl's Leben. Mit Portr. und 1 Facſ. 4 Bde. gr. 8. 172½ B. Wien 1847—51. 13 Thlr. 15 Sgr.

Leben eines bedeutenden öſterreichiſchen Staatsmannes aus den erſten Decennien des 17. Jahrhunderts. Reiches, aber ziemlich unverarbeitetes Material.

a. **Kleiſt, H. v.**, Leben und Briefe. Mit einem Anhang herausgeg. von Ed. v. Bülow. (Mit Kleiſt's Bildniß und Facſimile.) 8. 19½ B. Berlin 1848. 1 Thlr. 15 Sgr. Das Bildniß einzeln 10 Sgr.

Lebensgeſchichte des bekannten unglücklichen Dramatikers, die uns in die Geſchichte hineinblicken läßt, wohin er durch ſeine Natur und ſein Schickſal geworfen wurde. Zugleich äſthetiſche Würdigung des Dichters.

a. Reliquien der Fräulein Suſanna Catharina von Klettenberg, nebſt Erläuterungen zu den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele, von J. M. Lappenberg. 12. 26⅛ B. Hamburg 1849. 1 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen über die bekannte Freundin Goethe's. Aufſätze, Gedichte, Schilderung von Perſönlichkeiten aus ihrer Umgebung.

a. **Kohl, J. G.**, Aus meinen Hütten. Oder Geſtändniſſe u. Träume eines deutſchen Schriftſtellers. 3 Bde. 8. 54½ B. Lpz. 1850. 4 Thlr. 15 Sgr.

Jugenderinnerungen, Lebensſchickſale, Reiſeſkizzen u. Phantaſieen des berühmten Touriſten.

c. **Kombſt, G.**, Erinnerungen aus meinem Leben. 8. 23⅓ B. Leipzig 1848. 2 Thlr.

[illegible] ſeine politiſchen Anſichten.

c. **Hertz**, Mart., Karl Lachmann. Eine Biographie. gr. 8. 16[illegible] B. u. Beilagen (XLIII). Berlin 1851. 1 Thlr. 26 Sgr.

Ein Werk der Pietät, das aber bei allem Streben, Lachmanns Charakteriſtik erſchöpfend zu geben, den Zweck nur unvollſtändig erreicht, weil es nur den ſchon berühmten Philologen als Gegenſtand der Verehrung darſtellt, nicht aber ſeine Entwickelung verfolgt, und die ihm eigenthümlichen Schroffheiten mehr verdeckt als aus ſeiner Perſönlichkeit erklärt. Ausgezeichnete, des Gelehrten würdige Ausſtattung.

c. **Liſt**, Fried., Geſammelte Schriften. Herausgeg. von Ludw. Häuſſer. 2 Bde. gr. 8. 55[illegible] B. Stuttgart 1850. 3 Thlr.

Der erſte Theil enthält eine ſehr gute, vielleicht allzu idealiſirend gehaltene Biographie Liſt's, der zweite Theil geſammelte Aufſätze, u. A. ein Gutachten über Errichtung einer ſtaatswirthſchaftlichen Facultät vom Jahre 1817, Denkſchriften in Sachen des Handelsvereins aus den Jahren 1818 bis 1820, ſchutzzöllneriſche Artikel, die einſt in der Allgemeinen Zeitung erſchienen.

a. **Luiſe**, Königin von Preußen. Dem deutſchen Volke gewidmet. 2. neu bearbeitete Aufl. gr. 8. 28 B. Berlin 1849. 2 Thlr.

Eine von einer Hofdame der Königin, Gräfin von Berg, verfaßte, möglichſt vollſtändige Biographie der ſo geliebten Königin, die wirklich viel Intereſſantes enthält u. ſich angenehm leſen läßt, wenn auch hin und wieder der gar zu überſchwengliche Ton der begeiſterten Pietät und des [illegible] Royalismus etwas ermüdet.

a. **Luden**, Heinr., Rückblicke in mein Leben. Aus ſeinem Nachlaſſe. gr. 8. 18[illegible] B. Jena 1847. 1 Thlr. 21 Sgr.

Enthält 10 verſchiedene Aufſätze, worunter beſonders intereſſant ſind die über ſeine Unterredungen mit Göthe, die Schlacht bei Jena, und General v. Grolmann.

a. **Strauß**, Dav. Friedr., Chriſtian Märklin. Ein Lebens- u. Charakterbild aus der Gegenwart. gr. 8. 12[illegible] B. Mannheim 1851. 1 Thlr. 6 Sgr.

Schilderung eines württembergiſchen Theologen von liebenswürdiger Perſönlichkeit und ernſt ſittlichem Charakter, der aber durch ſpeculative Philoſophie mit der Theologie und Kirche zerfallen war, und ſich vergebens abquälte, auf dem ſittlichen Gebiet eine befriedigende Vermittlung zu finden. Strauß, der in die Biographie ſeines Freundes viel von ſeinen eigenen Lebenserfahrungen einflicht, ſucht in ihm das Ideal eines in dieſen Kämpfen zum Charakter herangereiften Mannes darzuſtellen, und zu zeigen, daß es der ſonſt geforderten religiöſen Vorausſetzungen nicht bedürfe, um ſittliche Würde und gemüthliche Befriedigung zu erlangen. Weniger möchte es in der Abſicht des Verfaſſers liegen, dem Leſer den Eindruck der [illegible] zu geben, daß eine Natur wie Märklin zu ſehr unter dem dominirenden Einfluß ſeines Freundes ſtand, um zu der ſeiner Individualität entſprechenden Löſung zu gelangen.

a. **Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's** ꝛc. 2 Theile. 8. 40[illegible] B. Braunſchweig 1847. 2 Thlr. 20 Sgr.

Intereſſante Lebensſkizze eines geiſtreichen Gelehrten, der mit vielen bedeutenden Männern ſeiner Zeit in Verbindung ſtand, mit dem berühmten Schauſpieler Schröder nahe befreundet war, deſſen Biographie er ſchrieb (Hamburg 1819), und ſich durch eine ungewöhnliche Bühnenkenntniß auszeichnete. Größtentheils Briefe von ihm u. an ihn. Der Herausgeber iſt [illegible] Wurm in Hamburg.

a. **Kündig**, Eucherius, Erinnerungen an Joh. Fried. Miville, Profeſſor der Theologie in Baſel. Mit Vorwort von K. R. Hagenbach. 12. 12 B. Baſel 1851. 24 Sgr.

Ein mit voller Liebe ausgeführtes Bild eines Theologen, dem ſeine Theologie Herzensſache war; ein [illegible], für alles Gute empfängliches Gemüth. Eignet ſich beſonders zur Lektüre für angehende Theologen.

a. **Förſter**, Ernſt, Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künſtlerleben. Mit 1 Portr., 3 Stahlſt. u. 1 Holzſchn. gr. 8. 23⅛ B. St. Gallen 1851. 1 Thlr. 26 Sgr.

Ein anziehendes Künſtlerleben. Der im Jahre 1849 als 27jährig geſtorbene J. G. Müller zeigt uns das Bild eines reich begabten Jünglings, der in ſeiner kurzen Laufbahn als Architekt Bedeutendes leiſtete, und uns durch ſeine patriotiſche Begeiſterung für ſein Vaterland, die Schweiz, durch ſein ſinniges, poetiſches Gemüth, ſeine friſche kräftige Natur wohlthuend anſpricht. Ein rechter Gegenſatz zu den modernen Reflexionsnaturen.

c. **Drieſen**, Ludw., Leben des Fürſten Johann Moritz von Naſſau-Siegen, Generalgouverneurs von Niederländiſch-Braſilien ꝛc. Mit 1 Facſimile (in gr. 4). gr. 8. 24⅝ B. Berlin 1849. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte Braſiliens, ſowie des preußiſchen Staatslebens. Vieles von der allgemeinen Geſchichte der Zeit iſt unnöthig hereingezogen.

a. **Krabbe**, Otto, Auguſt Neander. Ein Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik. gr. 8. 10¼ B. Hamburg 1852. 18 Sgr.

Eine gute Charakteriſtik Neanders als Menſch u. Schriftſteller, von einem ſeiner Verehrer.

a. **Oehlenſchläger**, Adam, Meine Lebenserinnerungen. Deutſche Originalausgabe. 4 Bde. gr. 8. 59½ B. u. 1 Stahlſt. Leipzig 1850. 6 Thlr. 20 Sgr.

Eine etwas redſelige, aber an Unterhaltungsſtoff reiche Selbſtbiographie.

c. **Wernich**, Otto A., Der Livländer Joh. Reinh. von Patkul und ſeine Zeitgenoſſen. I. Bd. gr. 8. 22 B. u. 1 Karte. Berlin 1849. 2 Thlr.

Geſchichte eines abenteuernden Staatsmannes, der in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. in Schweden, Polen und Rußland eine wichtige Rolle ſpielte und zuletzt ein tragiſches Ende nahm.

a. **Perthes**, Clem. Th., Friedr. Perthes Leben. Nach deſſen ſchriftl. und mündl. Mittheilungen aufgezeichnet. 2 Bde. gr. 8. 50⅜ B. Gotha 1848. 51. 3 Thlr. 24 Sgr.

Eine der intereſſanteſten neueren Biographieen. In Perthes tritt uns ein Mann entgegen, der durch ſein raſtloſes thätiges Streben, ſeine praktiſche Tüchtigkeit, ſeinen ehrenhaften Charakter und die geiſtige Auffaſſung ſeines Berufs ſich eine bedeutende Stellung ſchuf. Auch ſeine äußeren Schickſale, die ihm reiche Gelegenheit gaben, die Kraft ſeines Geiſtes zu entfalten, bieten ein mannigfaches Intereſſe. Ueberwiegend iſt, namentlich im zweiten Bande, das Politiſche. Der Verkehr zwiſchen Perthes und ſeinen Freunden zeigt die Stimmung, welche während und nach den Freiheitskriegen in den nationalgeſinnten conſervativen Kreiſen Deutſchlands herrſchte. Auch das Gemüth findet in dieſem Buche ſeine Befriedigung durch die Darſtellung des ſchönſten Familienlebens, das beſonders durch die edle Geſtalt der Gattin gehoben wird, deren tief innerliche Natur eine weſentliche Ergänzung zu Perthes nach außen gerichteter Thätigkeit bildet.

c. **Herberger**, Theod., Conrad Peutinger in ſeinem Verhältniß zum Kaiſer Maximilian I. gr. 4. 5½ B. u. 1 Portr. Augsb. 1851. 18 Sgr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Geſchichte Maximilian's, ſowie zur Gelehrtengeſchichte des 16. Jahrh. Großentheils aus handſchriftlichen Quellen des augsburger Archivs geſchöpft.

a. **Hagenbach**, K. R., Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini (Pabſt Pius II.). gr. 8. 3 B. Baſel 1840. 10 Sgr.

Eine gute Charakteriſtik des berühmten Staats- und Kirchenmannes, die zunächſt den Zweck hat, zu einer ausführlichen Biographie deſſelben anzuregen.

a. **Frensdorff**, Emil, Joſeph v. Radowitz. Eine Charakterſchilderung. gr. 12. $5\frac{7}{12}$ B. Leipzig 1850. 15 Sgr.

Eine treffende Charakteriſtik des berühmten Staatsmannes, die ihn gegen Vorwürfe vertheidigt, ohne ihm zu ſchmeicheln. Vor dem Scheitern der Union geſchrieben. Abdruck eines Artikels aus der Brockhaus'ſchen Gegenwart.

a. **Rahden**, Wilh. v., Wanderungen eines alten Soldaten.

Theil 2: Funfzehn Friedensjahre. Aufenthalt in Rußland, Rückkehr 1830. Feldmarſchall Graf Gneiſenau u. General der Infanterie v. Grolmann. Die Citadelle von Antwerpen vom Oct. 1830 bis Ende 1832. Aufenthalt in Holland. gr. 8. 36⅝ B. und 1 illum. Karte. Berlin 1847. 3 Thlr. 15 Sgr.

Theil 3: Aus Spaniens Bürgerkrieg 1833—40. gr. 8. 27⅝ B. Mit 2 Karten. ebend. 1851. 2 Thlr. 7½ Sgr. (Compl. 8 Thlr. 7½ Sgr.)

S. Wegweiſer p. 113. Theil 3 ſ. a. bei Spanien S. 70.

a. **Milde**, Feldzeugmeiſter Joſeph Freiherr von Rath. Ein militäriſches Lebensbild. Nebſt 1 Lithogr. gr. 8. 1⅜ B. Dresden 1852. 15 Sgr.

Die Geſchichte der Feſtung Peſchiera im Jahre 1848 und die militäriſche Laufbahn eines alten Soldaten mit geiſtvoller Kürze geſchildert.

a. **Rengger**, Albrecht, Leben und Briefwechſel. Herausgegeben von Ferd. Wydler. In 2 Bdn. gr. 8. 42⅝ B. Zürich 1847. 2 Thlr. 15 Sgr.

Rengger, urſprünglich Arzt, machte ſich als einflußreicher Staatsmann geltend und wurde Miniſter des Innern bei der helvetiſchen Republik im Jahre 1798 und erwarb ſich durch ſeine verſtändige Leitung große Verdienſte um ſein Vaterland. Er war ein gemäßigter Freiheitsfreund, der nach Kräften für politiſche Einheit der Schweiz wirkte. Sein Briefwechſel mit vielen bedeutenden und berühmten Perſönlichkeiten ſeiner Zeit enthält intereſſante Beiträge zur Geſchichte jener Zeit.

a. **Schiller's** Briefwechſel mit Körner. 4 Bde. 8. 97⅜ B. Berlin 1847. 6 Thlr.

Vielleicht der gehaltreichſte gedruckte Briefwechſel unſerer literariſchen Notabilitäten. Man blickt nicht nur tief in die Werkſtätte des poetiſchen Schaffens und literariſchen Wirkens, ſondern lernt auch das menſchlich edle Leben der beiden Freunde näher kennen.

c. **Schleiermacher's**, Fr., Briefwechſel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biographiſchen Vorrede herausgeg. von W. Gaß. gr. 8. 20½ B. Berlin 1852. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ein werthvoller Beitrag zur Charakteriſtik des berühmten Theologen. Die biographiſche Skizze des Herausgebers iſt trefflich und das Beſte was man bis jetzt über Schleiermacher's Perſönlichkeit hat.

a. **Schubart's**, Chr. Fr. D., Leben in ſeinen Briefen. Geſammelt, bearb. und herausgeg. von Dav. Fr. Strauß. 2 Bde. Mit Schubart's Portr. u. Facſimile. 8. 58⅛ B. Berlin 1849. 5 Thlr. 24 Sgr.

Die Fragmente ſind durch die ausfüllenden Zuthaten des Herausgebers zu einem vollſtändigen Lebensbild ausgearbeitet. Die derbe und rohe Natur Schubarts iſt mit ſeinen edlen und feineren Seiten treffend in ihrem Zuſammenhang dargeſtellt.

a. **Böttiger**, C. W., Eſaias Tegnér's Leben. Aus dem Schwed. von F. F. A. Wilken. 8. 6⅛ B. Berlin 1848. 12½ Sgr.

Eine gute Charakteriſtik und Würdigung der poetiſchen Eigenthümlichkeit Tegnér's.

a. **Thiele**, Juſt. Matthias, Thorwaldſen's Leben ꝛc. Mit Thorwaldſen's Bild. Deutſch unter Mitwirkung des Verf. von Henr. Helms. 1. Bd. gr. 8. 23 B. Leipzig 1852. 2 Thlr.

Eine gute, auf die künſtleriſche Entwickelung eingehende Biographie.

a. **Varnhagen von Enſe**, Karl Aug., Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. 7 Bde. 2. Auflage. gr. 12. 169 B. Leipzig 1843. 46. 14 Thlr. 20 Sgr.

S. Wegweiſer p. 264. Der 7. Band, mit dem das Werk ſchließt, enthält intereſſante Beiträge zur Geſchichte des Wiener Congreſſes und der Anfänge des Bundestages.

c. **Adam**, Phil. Ludw., u. **Kölle**, Aug., Johann Jak. Wagner. Lebensnachrichten u. Briefe (u. ein Anhang von Gedichten). gr. 8. 31½ B. Ulm 1849. 2 Thlr.

Biographie des bekannten geiſtreichen Philoſophen, von einem begeiſterten Verehrer.

a. **Hagenbach**, K. R., Wilh. Martin Leberecht de Wette. Eine akadem. Gedächtnißrede. gr. 8. 8 B. Leipzig 1850. 15 Sgr.

Lebensabriß und Charakteriſtik.

a. **Lücke**, Fr., W. M. L. de Wette. Zur freundſchaftlichen Erinnerung. gr. 8. 2½ B. Hamburg 1850. 6 Sgr.

Ergänzung des Obigen von einem näheren Freunde.

a. **Wolzogen**, Caroline v., Literariſcher Nachlaß. 2 Bde. 8. 61¼ B. Leipzig 1848. 49. 3 Thlr. 15 Sgr.

Ein anziehendes und gehaltreiches Buch, wie es wenige giebt, das namentlich für die Literaturgeſchichte des Weimarer Kreiſes, und beſonders Schillers, eine der erſten Quellen bildet. Ein Lebensabriß der Frau v. Wolzogen von B. R. Abeken leitet die Briefe und Tagebücher ein, der uns ein vollſtändiges Bild dieſer edlen, reichbegabten Frau giebt.

Romane.

a. **Alexis**, Wil., Die Hoſen des Herrn v. Bredow. 1. Abth.: Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländiſcher Roman. 2 Bde. 8. 48 B. Berlin 1847. 3 Thlr. 10 Sgr.

2. Abth.: Der Wärwolf. 3 Bände. 8. 52⅞ B. ebend. 1848. 4 Thlr. 15 Sgr.

Gute Romane aus der brandenburgiſchen Vorzeit, beſonders der Junkerwelt.

c. u. e. **Alexis**, Wil., Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht, oder vor 50 Jahren. Vaterländ. Roman. 5 Bde. 8. 109 B. Berlin 1852. 7 Thlr. 15 Sgr.

Der Held des Romanes iſt Preußen, wie es von der Höhe ſeines durch Friedrich d. Gr. gewonnenen Anſehens bis zu den Demüthigungen der Jahre 1806 und 12 herabſinkt. Sehr ins Detail gehende, anſchauliche Schilderung der Sittenverderbniß der höheren Stände und der Fäulniß des ganzen Staatslebens. Haugwitz und Lombard ſind unter andern Namen als Porträts trefflich gezeichnet, und meiſterhaft iſt die Ausführung, wie ſie bald im Gefühl ihrer Nichtigkeit und der herannahenden neuen Zeit zittern, bald im Vertrauen auf ihr bisheriges Glück in der alten Frivolität fortfahren.

a. **Auerbach**, Berthold, Neues Leben. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. 66½ B. Mannheim 1852. 3 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer legt in dieſem Romane ſeine politiſche Lebensanſicht nieder. Wenngleich er hier auf allgemeinem Gebiete nicht ſo glücklich iſt, wie in ſeinen Dorfgeſchichten, ſo bietet doch auch dieſes Werk viel Schönes, beſonders manches pſychologiſch und ſittlich Intereſſante.

a. **Bechſtein**, Ludw., Wollen und Werden: Deutſchlands Burſchenſchaft und Burſchenleben. Romantiſches Zeitbild. 1. Abth.: Berthold der Student oder Deutſchlands erſte Burſchenſchaft. 2 Bände. 8. 44 B. Halle 1850. 3 Thlr. 10 Sgr.

Als Roman unbedeutend, aber als Beitrag zur Geſch. der Burſchenſchaft beachtenswerth.

a. **Gutzkow**, Karl, Die Ritter vom Geiſt. Roman in neun Büchern. 9 Bde. 2. Aufl. 8. 270 B. Leipzig 1852. 11 Thlr.

Von dieſem viel beſprochenen Romane haben wir hier nur zu ſagen, daß derſelbe ſeine Anerkennung verdient. Er giebt ein ſo treues Bild der verſchiedenen Elemente der Geſellſchaft unſerer Zeit, daß ſpätere Geſchichtſchreiber ihn wohl als Quelle benutzen dürften. Die einzelnen Perſönlichkeiten, beſonders der Berliner Welt, leben vor unſern Augen, und wenn auch manche Scenen zu ſehr auf den Effekt berechnet erſcheinen, ſo ſind doch im Allgemeinen die Richtungen der Zeit ohne Uebertreibung in ihrer objektiven Wirklichkeit dargeſtellt.

a. **Hackländer,** F. W., Namenloſe Geſchichten. 3 Theile. gr. 8. 60 B. Stuttgart 1851. 2 Thlr. 12 Sgr.

Ein Roman, in welchem der Verfaſſer ein ausgezeichnetes Geſchick in Schilderung des Lebens reicher Cavaliere entwickelt. Viel Detailmalerei, in welche anziehende Lokalerinnerungen verwoben ſind, wie z. B. aus Stuttgart.

a. **Keudell,** R. W. L. E. v., Bergan. Novellenſammlung. 2 Bände. 8. 28 B. Leipzig 1848. 3 Thlr.

Wird in den Blättern für literariſche Unterhaltung (1851 Nr. 12) ſehr gerühmt und neben Hoffmanns Serapionsbrüder geſtellt. Beſonders reiche Natur- und Kunſtanſchauung.

a. **König,** Heinr., Die Clubbiſten in Mainz. Ein Roman. 3 Theile. 8. 72⅛ B. Leipzig 1847. 5 Thlr.

Behandelt die Zeit vom Herbſt 1792 — 93, die Grenze zwiſchen Wahrheit und Dichtung verwiſchend, aber Perſönlichkeiten, Sitten und Lokalität mit großer Anſchaulichkeit und geſchichtlicher Treue ſchildernd. Eine Hauptperſon des Romans iſt G. Forſter.

a. **Lewald,** Fanny, Dünen- und Berggeſchichten. Erzählungen. 2 Bände. 8. 43⅞ B. Braunſchweig 1851. 3 Thlr.

Aufgereihte Perlen eines neuen Decameron. Vierzehn Erzählungen aus verſchiedenen Weltgegenden und von verſchiedenem Werthe, die aber alle von glücklicher Beobachtung und großer Fähigkeit zeugen, das der Oertlichkeit Entſprechende zu empfinden und zu erfinden. Beſonders gut: „des Malers Gefangenſchaft", „der Geheimerath", „der Schiffscapitän", „zwei Tage in einer kleinen Stadt".

a. **Menzel,** Wolfgang, Furore. Geſchichte eines Mönchs u. einer Nonne im 30jährigen Krieg. 2 Thle. 8. 39⅜ B. Leipzig 1851. 4 Thlr.

Auf geſchichtliche Forſchungen begründete Sittenſchilderung aus dem 30jährigen Krieg, die mit großer Lebendigkeit und in gedrängter Kürze und einerſeits die Greuel des Kriegslebens, andererſeits aber auch die ernſten Beſtrebungen der Zeit vorführt. Confeſſionelle Unparteilichkeit, die auf beiden Seiten Licht und Schatten ſieht. Theilweiſe zu flüchtige Behandlung der Charaktere. Der Titel ſtammt von einer ſchauerlich gelegenen italieniſchen Burg.

a. **Palmblad,** W. F., Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwed. 1. u. 2. Theil. gr. 12. 24½ B. Leipzig 1848. 3 Thlr.

Ein intereſſanter hiſtoriſcher Roman.

a. **Reinhold,** C., Geſammelte Novellen u. Erzählungen. 1. u. 2. Band. (I. Die Kinder der Fremde. II. Real und Ideal.) 8. 36 B. Bremen 1847. 3 Thlr. — 3. Bd. Die Charfreitags-Chriſten. 12. 25⅓ B. ebend. 1848. 1 Thlr. 15 Sgr.

Anziehende Erzählungen mit feiner pſychologiſcher Begründung u. geiſtreichen Geſprächen.

a. **Schücking,** Levin, Der Bauernfürſt. 2 Theile. 8. 51 B. Leipzig 1851. 4 Thlr.

Ein nationaler Roman, in welchem die Leiden und Freuden der Kleinſtaaterei treffend gezeichnet und überhaupt gute Studien für die Sittengeſchichte des vorigen Jahrhunderts niedergelegt ſind. Die Geſchichte iſt gut erfunden und ſehr anziehend ausgeführt.

a. **Stifter,** Adalb., Studien. 1—4. Bd. 3. Aufl. 8. 94⅝ B. und 5 Stahlſt. Peſth 1850. — Daſſelbe 5. u. 6. Bd. gr. 12. $30\frac{7}{12}$ B. ebend. 1850. à Bd. 2 Thlr.

S. Wegweiſer p. 206.

a. **Storch,** Ludw., Ein deutſcher Leineweber. Hiſtor. Roman in 3 Abtheilungen. Leipzig 1846—50. 15 Thlr.

Inhalt:

Abth. I. Philipp von Oeſtreich. 3 Bde. 8. 69 B. 1846. 5 Thlr.
Abth. II. Karl von Spanien. 3 Bde. 8. 61⅛ B. 1848. 5 Thlr.
Abth. III. Das Haus Fugger. 3 Bde. 8. 63⅛ B. 1850. 5 Thlr.

Der Hauptwerth dieſes Romans beruht auf den geſchichtlichen Studien, die darein verwoben ſind. Treue und lebendige Schilderung bekannter geſchichtlicher Charaktere, Ereigniſſe und Sitten. Nebenbei ſucht das Buch auch Politik und hat die Tendenz zu zeigen, wie die deutſchen Oeſtreicher damals wie jetzt der Volksſouveränität entgegengetreten ſeien und den nationalen Aufſchwung verdorben haben. Namentlich dadurch wird der Vorwurf gemacht, daß er ſich nicht zum Geiſt des Volkes erhoben habe.

a. **Moderne Titanen**, kleine Leute in großer Zeit. 3 Theile. 8. 54⅝ B. Leipzig 1850. 4 Thlr.

In dem Helden des Romans wird uns ein junger ſpeculativer Philoſoph geſchildert, der in ſeinem abſtrakten Fanatismus alles Verſtändniß der Wirklichkeit und alle ſittliche Kraft verloren hat, mit ſeinem geiſtlichen Beruf und dem heimatlichen Pfarrhaus zerfallen iſt, in Berlin in der Miſère des Literatenthums verſinkt, und endlich, von der Revolution fortgeriſſen, als ſocialiſtiſcher Demokrat hingerichtet wird. Die Schilderungen ſind theilweiſe vortrefflich, beſonders in der erſten Hälfte, wo ſie aus eigenen Erfahrungen und Anſchauungen des Verfaſſers hervorgegangen ſcheinen, andere Partieen, namentlich die weiblichen Charaktere, ſind auffallend mangelhaft.

a. **Töpffer**, Rud., Geſammelte Schriften. Vollſtändige deutſche Ausgabe. 3 Bde. 8. 34⅜ B. Leipzig 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

Einer der liebenswürdigſten Novelliſten, der franzöſiſche Leichtigkeit mit deutſcher Gemüthlichkeit verbindet und bei einer einfachen Erzählung nach künſtleriſcher Vollendung ſtrebt.

a. **Uechtritz**, Friedr. v., Albert Holm; eine Geſchichte aus der Reformationszeit. I. Abth. 2 Bde. 8. 39⅞ B. Berlin 1852. 3 Thlr. 3 Sgr. II. Abth. 1 Bd. 8. 25½ B. ebend. 1852. 1 Thlr. 18 Sgr.

Geſchichte eines proteſtantiſchen Landsknechtsführers aus dem ſchmalkaldiſchen Krieg, der ſich in die Tochter eines rechtgläubigen katholiſchen Bürgermeiſters verliebt. Mit viel theologiſcher Converſation und in gemüthlicher Weiſe mit Ausmalung der Umgebungen erzählt.

a. **Waldau**, Max., (G. Spiller v. Hauenſchild) Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile. 2. gänzl. umgearb. Aufl. 8. 63½ B. Hamburg 1851. 4 Thlr. 15 Sgr.

a. Aus der Junkerwelt. Vom Verfaſſer von „Nach der Natur“ (G. Spiller von Hauenſchild pſ. Max. Waldau). 2 Theile. 8. 45⅜ B. Hamburg 1850. 3 Thlr.

Als Kunſtwerk iſt an dieſen Romanen Manches auszuſetzen, dagegen enthalten ſie viele ſchöne, kräftige Züge aus der Natur, und viel geiſtreiche Converſation. Ein unruhiges, haſtiges Drängen ſtört mitunter den Genuß, und die Zeichnung nach der Natur iſt nicht ohne Manier; übrigens gehören beide zu den beſten belletriſtiſchen Produktionen der letzten Jahre.

a. **Wildermuth**, Ottilie, Bilder u. Geſchichten aus dem ſchwäbiſchen Leben. 8. 26 B. Stuttgart 1852. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Treffliche Lebensbilder voll Naturwahrheit und Humor aus dem Kreiſe des ſchwäbiſchen Mittelſtandes, auf tieferem ſittlich-religiöſem Grunde ruhend. Beſonders anſprechende Schilderung verſchiedener Pfarrhäuſer.

c. Italieniſcher Novellenſchatz. Ausgewählt u. überſ. von Adelbert Keller. 6 Theile. gr. 12. 92 B. Leipzig 1851. 52. 8 Thlr.

Eine Geſchichte der italieniſchen Novelliſtik in Beiſpielen. 100 Novellen aus etwa vierthalbhundert Erzählern oder anonymen Novellenſammlungen ausgewählt und gut überſetzt. Die meiſten in der Art des Boccaccio, der aber von dieſer Samml. ausgeſchloſſen iſt. Nur für Männer.

Märchen und Sagen.

a. **Meier**, E., Deutſche Volksmärchen aus Schwaben. Aus dem Munde des Volks geſammelt und herausgegeben. br. 8. 14⅜ B. Stuttgart 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

a. —— Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 2 Bde. 8. 35⅛ B. Stuttgart 1852. 2 Thlr. 25 Sgr.

Sorgfältig geſammelt und mit Sachkenntniß redigirt.

a. **Schöppner**, A., Sagenbuch der bayeriſchen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter herausgegeben. 1. u. 2. Bd. 8. München 1851 u. 52. à Bd. 1 Thlr. 24 Sgr. (Bd. 3 iſt zum Schluß des Jahres 1852 zu erwarten.)

Eine ſorgfältige Sammlung des bairiſchen Sagenſchatzes, bei welcher ſowohl das wiſſenſchaftliche Intereſſe der Sagenforſchung als auch die vorhandenen poetiſchen Bearbeitungen, — dieſe in nur zu großer Ausdehnung, — berückſichtigt ſind.

a. **Stöber**, Auguſt, Die Sagen des Elſaſſes, zum erſten Male getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und anderen gedruckten u. handſchriftlichen Quellen geſammelt und erläutert. Mit einer Sagenkarte von J. Ringel. gr. 8. 33½ B. St. Gallen. 1851—52. 1 Thlr. 24 Sgr.

Sorgfältig und geſchmackvoll bearbeitete Sammlung.

a. **Wolf**, J. W., Deutſche Hausmärchen. gr. 16. 14¼ B. Göttingen 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ganz in der Art der Sammlung der Gebrüder Grimm, zu welcher dieſes Buch eine werthvolle Ergänzung bildet.

a. **Zingerle**, Brüder, Kinder- u. Hausmärchen. gr. 16. 8½ B. Insbruck 1852. 18 Sgr.

Intereſſante tiroliſche Märchen, aus dem Munde des Volkes geſammelt. Die Auffaſſung und Niederſchreibung läßt hin und wieder die erforderliche Sorgfalt vermiſſen.

Atlanten und Landkarten.

Berghaus, H., Phyſikaliſcher Atlas. 2 Bde. 2. Aufl. Fol. Gotha 1849—1852. 34 Thlr. 10 Sgr.

Bd. I: 1. Abth. Meteorologie und Klimatographie, 5 Thlr. 2. Abth. Hydrologie und Hydrographie, 5 Thlr. 3. Abth. Geologie, 6 Thlr. 4. Abth. Telluriſcher Magnetismus, und 5. Abth. Pflanzengeographie, 5 Thlr.

Bd. II: 6. Abth. Zoolog. Geographie, 5 Thlr. 7. Abth. Anthropologie, und 8. Abth. Ethnographie, 8 Thlr. 10 Sgr.

Ein geographiſch-naturhiſtoriſches Werk, das einzig in ſeiner Art iſt und einen reichen Schatz von Ergebniſſen der Forſchung enthält.

Spruner, K. v., Hiſtoriſch-geographiſcher Handatlas. gr. Fol. Gotha 1846—52.

1. Abth. Atlas der alten Welt. 27 Karten (mit 64 Nebenkarten). 1850. 7 Thlr. 10 Sgr.

2. Abth. Atlas zur Geſchichte der Staaten Europas vom Anfange des Mittelalters bis auf die neueſte Zeit. 73 Karten (mit mehr als 100 Nebenkärtchen, Plänen rc.), nebſt erläuterndem Text. 1846. 22 Thlr.

liens. 18 Karten (mit 9 Nebenkarten). 1852. 6 Thlr.

Für Jeden, der die Geſchichte genauer ſtudiren will, unentbehrlich. Wenn auch im Einzelnen zuweilen größere Genauigkeit zu wünſchen wäre, ſo übertrifft dieſer Atlas doch alle ſpäteren Nachahmungen.

Kaußler, Fr. v., Atlas der merkwürd. Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittlern u. neuern Zeit in 200 Blatt in Roy.-Fol. u. mit 120 B. in 4. (14 Lief.) Freiburg 1843. Ermäß. Preis 30 Thlr.

Nicht nur für den Militär, ſond. auch f. den Geſchichtsfreund ein ſehr gutes Hülfsmittel.

Stieler, Ad., Handatlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Neueſte Ausgabe in 83 Bl. gr. Fol. Nebſt Erläut. 13 B. in Fol. Gotha 1852. 13 Thlr. (Eine neue Ausg. in Lief. à 1 Thlr. iſt bis Lief. 2 fertig.)

—— Mittlere Ausgabe in 63 Bl. gr. Fol. Nebſt Erläut. ebend. 1852. 10 Thlr.

—— Atlas von Deutſchland, den Niederlanden, Belgien und der Schweiz in 25 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{740000}$. Neueſte Ausgabe. ebend. 1847. 48. 4 Thlr. 15 Sgr.

Bewährter, durch immer neue Auflagen vervollkommneter Atlas. Der letzte namentlich iſt die beſte und zuverläſſigſte Karte von Central-Europa, mit deutlicher, doch ungleichartiger Darſtellung des Terrains, bedingt durch die ungleichen Vorarbeiten.

Allgemeiner Handatlas der ganzen Erde (und des Himmels), nach d. beſten aſtron. Beſtimm. neueſt. Entdeck. u. krit. Unterſuch., beſtehend aus 71 Karten in gr. Fol. Entworfen und gezeichnet von C. F. Weiland und H. Kiepert. Weimar 1848. 24 Thlr.

Ein guter, in der neueſten Ausgabe durch Kiepert in Vielem vervollkommneter Atlas.

Vollſtänd. Handatlas der neueren Erdbeſchreibung über alle Theile d. Erde in 88 Bl., herausgeg. von K. Sohr. 44 Liefrgn. à 2 Bl. à 5 Sgr. 5. durch H. Berghaus verb. und verm. Aufl. Glogau 1851. 52.

Befriedigt neben einem ſehr billigen Preiſe alle Anforderungen des gewöhnlichen Bedarfs, wenn man nicht ſtreng wiſſenſchaftliche Genauigkeit fordert.

Ziegler, J. M., Atlas über alle Theile der Erde, in 24 Blättern ausgearbeitet. Imp.-Fol. Berlin 1847—51. 10 Thlr.

Nach innerem Werthe und techniſcher Ausführung wohl der empfehlenswertheſte neuere Atlas, der unter allen vorhandenen am meiſten das wiſſenſchaftliche Bedürfniß befriedigt.

Wörl, J. E., Atlas von Central-Europa, 60 Bl., $\frac{1}{500000}$. Roy.-Fol. Freiburg 1838. 20 Thlr. (à Bl. 10 Sgr.)

Im Ganzen ſehr empfehlenswerth. Die Zeichnung des Gebirges iſt etwas zu verſchwommen und mit Namen überladen. Die roth eingedruckten Straßen erleichtern ſehr den Reiſegebrauch.

Reymann, G. D., und **Oesfeld**, C. W. v., Topographiſche Specialkarte von Deutſchland und den angrenzenden Staaten in 359 Blättern in Fol. Maaßſtab: $\frac{1}{200000}$. Lief. 1—97 (je 2 Karten). à 20 Sgr. (einzeln à Bl. 15 Sgr.) Glogau 1838—52.

Dieſe Karte eignet ſich durch ihr kleineres Format hauptſächlich zum Handgebrauch und zur Anſchaffung für Privatleute, um ſo mehr, da ſie faſt ganz Central-Europa umfaßt. Sie iſt nach den beſten Materialien ſorgfältig ausgeführt und giebt auch das Detail meiſt zuverläſſig.

Stülpnagel, F., und **Bär**, J. C., Deutſchland, Königr. der Niederlande, Königr. Belgien und die Schweiz nebſt Theilen der angrenzenden Längebrauch eingerichtet unter Mitwirk. von F. W. Diez. Mit Bezeichnung der Straßen, Eilwagenrouten ꝛc. Auf 16 in Kupfer geſtochenen illum. Karten in gr. 8. Maaßſtab: $\frac{1}{1500000}$. Gotha 1852. 2 Thlr. 15 Sgr., auf Leinwand in Carton. 3 Thlr.

Wohl die verbreitetſte Reiſekarte, und wirklich zu dieſem Zweck ſehr zu empfehlen.

Stülpnagel, F., und **Bär**, J. C., Eiſenbahn-Atlas von Deutſchland, Belgien, Elſaß u. dem nördlichſten Theile von Italien in 16 Specialkarten auf 13 Bl., nebſt 1 Ueberſichtskarte. In Kupferſt. ausgeführt. 6. verm. Aufl. gr. 8. (4 S. Text.) Gotha 1852. Cart. 1 Thlr.

Ein zweckmäßiger Reiſeatlas mit deutlicher Zeichnung und nicht überladen mit Namen.

Weiland, C. F., Generalkarte von Deutſchland, Preußen u. der Schweiz. 5 Bl. in gr. Fol. Neue Auflage. Bearb. von H. Kiepert. Maaßſtab: $\frac{1}{1000000}$. Weimar 1848. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eine gute, zuverläſ. Ueberſichtskarte mit reichl. Ortsangabe und guter Terraindarſtellung.

Polytopiſcher Reiſeatlas. Süddeutſchland und die Schweiz. 46 Routenblätter und 6 Stadtpläne. Gezeichnet von Rud. Groß. Maaßſtab: $\frac{1}{1000000}$. Stuttg. 1852. 6 Thlr. 28 Sgr. Jede Karte einzeln 4 Sgr.

Sehr ſorgfältige Zeichnung und gefälliges Aeußere. Bei detaillirter Gebirgszeichnung und kleinem Druck doch Deutlichkeit der Ortsnamen und Straßen.

Karte von dem Großherzogthum Baden, bearbeitet auf dem Karten-Bureau des großherzogl. Generalſtabs. 1 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{400000}$. Karlsruhe 1843. 2 Thlr.

Vortreffliche Generalkarte von muſterhafter Ausführung, ſehr gelungener Terraindarſtellung, großer Klarheit der Hydrographie, Topographie und Schrift.

Mörl, J. C., Die Landſchaft von Freiburg im Br. 6 Stunden im Umkreis. 1 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{100000}$. Freiburg 1838. 15 Sgr.

—— Die Südthäler des Schwarzwaldes. 1 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{100000}$. Freiburg 1840. 15 Sgr.

—— Die badiſchen Bäder Baden, Lichtenthal, Hub, Erlenbad, Antogaſt, Griesbach, Petersthal, Freiersbach, Rippoldsau und das würtemb. Wildbad, oder: Specialkarte der Gegend zwiſchen Straßburg, Karlsruhe, Pforzheim, Freudenſtadt Offenburg. 1 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{133000}$. Freiburg 1841. 15 Sgr.

Alle drei gute topographiſche Karten mit Angabe der Wegeverbindungen und deutlicher Terraindarſtellung. Zur Schwarzwaldreiſen ſehr zu empfehlen.

Die bayriſche Pfalz in 4 Sektionen nach den neueſten Aufnahmen bearb. im topogr. Bureau. 4 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{150000}$. München 1843. 2 Thlr. 10 Sgr.

Vortreffliche Karte von empfehlendem Aeußern.

Karte von dem Königr. Würtemberg (in 62 Blatt). 57 Bl. in Fol. Von dem königl. ſtat.-top. Bureau herausgeg. Maaßſtab: $\frac{1}{50000}$. Stuttg. 1829—52. à Bl. 20 Sgr.

Vortreffliche Karte, die neueren Blätter bedeutend beſſer als die älteren.

Mittnacht. Maaßſtab: $\frac{1}{200000}$. Stuttg. 1842—52. 4 Thlr. 20 Sgr.

Umfaßt außer Würtemberg den größten Theil von Baden. Vortreffliche Karte mit vielem Detail und ausgezeichnet ſchöner Terraindarſtellung.

Karte von dem Großherzogthum Heſſen. (Vom großh. Heſſiſchen Generalſtab entworfen.) 31 B. Royal-Fol. Maaßſtab: $\frac{1}{50000}$. Darmſtadt 1832 u. ff. à Bl. 1 Thlr. 15 Sgr.

Sehr gute zuverläſſige Karte.

Topographiſche Karte vom Kurfürſtenthum Heſſen (in 40 Bl.). Maaßſtab: $\frac{1}{25000}$. Imp.-Fol. Caſſel 1848. à Bl. 25 Sgr. u. 1 Thlr. 10 Sgr. (Bis jetzt ſind 4 Blatt erſchienen.)

In jeder Hinſicht vortreffliche Karte.

Engelhardt, F. B., Generalkarte von dem preußiſchen Staate in ſeiner jetzigen Begrenzung und Abtheilung, nach den von dem ſtatiſt. Bureau zu Berlin mitgetheilten Nachrichten. 24 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{500000}$. Halle 1847. 6 Thlr.

Sehr brauchbare und zuverläſſige Karte.

Topographiſcher Atlas des Königr. Sachſen, bearbeitet von Oberreit. 20 Bl. gr. Imp.-Fol. Maaßſtab: $\frac{1}{57600}$. Dresden 1837 u. ff. 1. Lief. in 7 Bl. 8 Thlr. 2. Lief. in 4 Bl. 5 Thlr. 3. Lief. in 4 Bl. 6 Thlr.

Vorzüglich ſchöne, allen Anforderungen genügende Karte.

Papen, A., Topographiſcher Atlas des Königr. Hannover u. Herzogth. Braunſchweig. 82 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{100000}$. Hannover 1832—47. illum. à Bl. 22½ Sgr., ſchwarz à Bl. 20 Sgr.

Eine ausgezeichnete Karte von muſterhafter Genauigkeit und trefflicher topographiſcher Darſtellung.

Keller, H., Zweite Reiſekarte der Schweiz. 1 Bl. Maaßſtab: $\frac{1}{440000}$. Zürich 1847. 2 Thlr. 20 Sgr.

Zuverläſſige Ueberſichtskarte von anerkanntem Werthe, mit vollſtändigen Ortsangaben, Straßen und Fußwegen. Am wenigſten befriedigend iſt das Gebirge gezeichnet.

Ziegler, Joh. M., Karte der Schweiz. (Stich u. Druck der topogr. Anſtalt von Wurſter u. Comp. in Winterthur.) In 4 Blätt. Imp.-Fol. Maaßſtab: $\frac{1}{380000}$. Mit Erläuterungen, einem Regiſter u. hiſtor. u. ſtatiſt. Belegen. Berlin 1851. Roh 2 Thlr. 20 Sgr., aufgezogen und in Futteral 3 Thlr. 6 Sgr.

Wohl unter allen vorhandenen Karten der Schweiz die beſte. Sie giebt ein den Anforderungen der neueren Geographie entſprechendes, vortrefflich ausgeführtes Bild von den Höhenzügen der Schweiz. Ein Ortsregiſter erleichtert die Auffindung der einzelnen Punkte.

Eine kleinere Schweizerkarte des Verfaſſers aus ſeinem großen Atlas à ⅓ Thlr. zeichnet ſich ebenfalls durch gute Gebirgszeichnung aus und kann auch als Reiſekarte gebraucht werden.

Eine noch etwas kleinere Karte deſſelben Verfaſſers erſchien unter dem Titel: J. M. Zieglers topographiſch-ſtatiſtiſche Karte der Schweiz. Berlin. D. Reimer. 1848. 15 Sgr.

Goll, Jean, Carte physique et routière de la Suisse. Zürich 1846. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine ſehr brauchbare Reiſekarte, auf der die Straßen und Ortsnamen deutlich hervortreten, ſo daß man ſich gut darauf orientiren kann.

Winkelmann, Ed., Die Schweiz. Imp.-Fol. Stuttg. 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Sehr empfehlenswerthe Reiſekarte mit guter Terrainzeichnung.

[illegible], Karte der Schweiz, nach den neueſten Materialien entworfen u. gezeichnet. 4 Bl. Fol. Maaßſtab: $\frac{1}{450000}$. Zürich 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

Sehr ſchöne detaillirte Gebirgszeichnung, reichhaltige Ueberſicht der Höhenangaben, Hervortreten der Seen und Flüſſe, welche blau eingedruckt ſind. Dagegen ſind die Ortsnamen auf der ſtarken Gebirgszeichnung zuweilen etwas undeutlich.

Heck, J. G., Der Alpenführer, neuer Reiſeatlas der Schweiz. 8. 20 Karten u. 1 Blatt Text. Leipzig 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Herausgeber hat den guten Gedanken, nur die merkwürdigeren Gegenden der Schweiz auf 20 Blättern zu geben, welche ein Büchlein bilden. Allein er hat es darin verfehlt, daß er das Format zu klein genommen und ſich zu wenig auf die Hauptpunkte beſchränkt hat, ſo daß er nicht viel mehr giebt, als z. B. Kellers Schweizerkarte. Eine Karte der Umgebungen des Monte Roſa fehlt. Die Poſtſtraßen heben ſich merklich ab. Die techniſche Ausführung iſt gröber als man es ſonſt bei neueren Karten gewohnt iſt.

Mayr, G., Specielle Reiſe- und Gebirgskarte vom Lande Tyrol mit den angrenzenden Theilen von Süd-Bayern, Salzburg, der Schweiz (Graubünden) und Oberitalien. 4 Bl. Maaßſt.: $\frac{1}{500000}$. München 1848. 2 Thlr. 20 Sgr.

Vortreffliche, nach gutem Material ſorgfältig bearbeitete Karte. Ausreiſende können ſich mit Hülfe derſelben ganz gut orientiren.

Kiepert, H., Topographiſch-hiſtor. Atlas von Hellas und den helleniſchen Colonien. In 24 Karten. Unter Mitwirkung C. Ritter's bearbeitet. 2. berichtigte Ausgabe. gr. Fol. mit 3 Blatt Erklär. Berlin 1851. 7 Thlr. 15 Sgr.

Ein ausgezeichnetes Werk, das reiches hiſtoriſch geographiſches Material mit trefflicher Kartenzeichnung verbindet. Die neueren Forſchungen ſind durchgängig benutzt; im größten Umfang iſt dies bei den Colonieen an der Südküſte Kleinaſiens geſchehen, da es darauf ankam, die Ergebniſſe der neueren Reiſen zuſammenzuſtellen und darnach ein Bild der Küſtenländer zu entwerfen, das von allen früheren Zeichnungen ſehr abweicht.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Abel, O. 39 (4).
Adair, R. 45.
Adam, Ph. L. 94.
Airy, G. B. 15.
Alexis, W. 94 (2).
Aliſon A. 66.
Anderſen, H. C. 86.
Andlaw, H. v. 50.
Andree, K. 77 (2).
Anemonen ꝛc. 43.
Anſichten u. Politik Palmerſtons 67.
Antiquarius, rheiniſcher 55.
Archiv d. polit. Oeconomie 23.
Arlt, C. F. 8.
Arnd, E. 62.
Arndt, E. M. 38. 44. 55.
Atlas, topogr., des Königr. Sachſen 100.
Auerbach, B. 94.
Aus der Junkerwelt 96.
Aus d. Nachlaſſe v. d. Marwitz 46.
Auszuge aus den geh. Mem. Metternichs 46.

B.

Bacourt, A. v. 61.
Bädeker, K. 56. 60.
Bähring, B. 90.
Baily, F. 79.
Bancroft, G. 78.
Bär, J. C. 98. 99.
Bärſch, G. 45.
Barth, H. 30.
Barthold, F. W. 38. 41. 42. 83.
Baſſewitz, v. 55.
Baum, J. W. 4.
Bäumlein, W. 26.
Baur, F. Ch. 5.
Bechſtein, Ludw. 94.
Beck, C. 2.
Becker, W. A. 27.
Bekk, J. B. 50 (2).
Bellermann, Chr. 30.
Bender, F. 5.
Benkard, J. Ph. 86.
Berghaus, H. 28. 78. 97.
Bergmann, C. 16.
Bergmann, M. 86.
Bernhard 43.
Bernhardy, G. 26 (2).
Beſeler, W. 65.
Beſſel, F. W. 15.
Bethmann-Hollweg, M. A. v. 39.
Biblioth. ausgewählter Memoiren ꝛc. 72.
Bibliothek hiſt. intereſſ. Memoiren 35.
Biedermann, K. 46.
Bille, St. 29.
Bineau 18.
Bippen, W. v. 89.
Biſchoff, G. 14.
Blanc, L. 63.
Bleram, M. H. 10.
Blumer, J. J. 58.
Bluntſchli 22.
Boas, E. 83.
Böckh, 26.
Bodenſtedt, F. 75.
Bohmer, J. Fr. 41 (2).
Bonnechoſe, E. de, 5. 61.
Borrow, G. 69.
Böttiger, C. W. 93.
Boz, ſ. Dickens.
Brandenburg, die Kurmark 55.
Briefe, baltiſche 68.
—— an Fr. v. Fouqué 88.
—— an Kaiſer Karl V. 34.
—— polit., u. Charakteriſtiken 47.
Briefwechſel zwiſchen Göthe und Jacobi 88.
—— zwiſchen Göthe u. Knebel 88.
—— zwiſchen Göthe und Reinhard 88.
—— zwiſchen Mirabeau ꝛc. 61.
Brome, Tr. 13. 19.
Brückner, C. A. F. 33.
Brühl, B. K. 85.
Bruſtbilder a. d. Paulskirche 47.
Buchner, J. A. 51.
—— K. 56.
Buddeus, A. 68 (2).
Buff, H. 16.
Bülau, Fr. 65, 66.
Bulow, E. v. 90.
Burckhardt, J. 9. 10.
Burdach, K. F. 87.
Burmeiſter, C. Chr. 34.
Burmeiſter, H. 14. 19.

C.

Carriere, M. 1. 6.
Carus, C. G. 7 (2). 87.
Casper, J. 9.
Catlin, G. 78.
Choulant, L. 11.
Cole, A. W. 77.
49.
Conſcience, H. 64.
Cornelius, C. A. 57.
Cotta, B. 13. 19 (2).
Creuzer, F. 87.
Cruſenſtolpe, M. J. v. 67.
Cuendias, E. v. 70.
Curtius, E. 74 (3).
Curzon, R. 75.
Cuvier, G. 18.

D.

Danzel, Th. W. 83 (2).
Debrunner, J. 73.
Demmler, F. K. F. 65.
Denkmäler d. Kunſt 9.
Denkwurdigkeiten z. neueſten ſchlesw.-holſt. Geſch. 58.
Dennis, G. 71.
Deutſchland, d. maler. 36.
Deutſchlands Lage 49.
Devrient, E. 12 (2).
Deycke, F. 90.
Dickens, Ch. 66.
Dieffenbach, C. 78.
Dittmar, H. 31.
Drieſen, L. 92.
Droyſen, J. G. 47. 48. 57.
Drumann, W. 33. 81.
Du Jarrys v. Laroche 43.
Dumas, J. 18.
Duncker, M. 31. 48. 49.
Dunlop, J. 82.
Duntzer, H. 83. 84. 88.
Duſch, A. v. 50.

E.

Ebel, W. 19.
Ebert, A. 69.
Eckermann, J. P. 89.
Edda, die, 85.
Ehrenfeuchter, Fr. 30.
Eichendorff, J. v. 83.
Eifert, M. 51
Eiſenhart, H. 22.
Eiſenlohr, W. 16.
Engelhardt, F. B. 100.
Ennen, L. 34.
Erdmann, J. E. 6 (2).
Erinnerungen aus Paris 63.
—— eines öſtr. Veteranen 73.
Ermann, A. 79.
Erziehung, d. wirthſchaftl. 25.
Eſcher, G. v. 60.
Ettmüller, L. 82.
Eugen v. Savoyen 34.
Euler, L. 16.
Ewald, H. 32.
Eyb, L. v. 54.

F.

Fallatti, 23.
Fechner, G. T. 14. 21.
Fehling, H. 18.
Feuchtersleben, E. v. 7.
Feuerbach, A. v. 87.
—— L. 87.
Fichte, J. H. 6.
Fickler, C. B. A. 50.
Ficquelmont, C. L. 66.
Fink, G. 63. 72. 79.
Fiſcher, Kuno, 6.
Fleiſchmann, J. C. L. 79 (3).
Foreſter, Th. 67.
Förſter, E. 9 (2). 37. 38. 73. 92.
Fortlage, C. 6.
Fraas, C. 21. 25.
Franklin, D. 54.
Frankreich immer d. alte 63.
Franz (Kaiſer) und Metternich 43.
Frensdorff, E. 92.
Friedländer, L. H. 17.
Frommann, G. K. 84.
Furſt, J. 89.

G.

Gailhabaud, 10.
Galibert, L. 71.
Gallois, G. 41.
Garcia de Leanaia 34.
Gasparin, v. 3.
Gaß, W. 93.
Gedichte d. Troubadours 85.
Gefahren u. Ziele 49.
Gegenwart, die, 36.
Gelzer, H. 4. 30. 83.
Gemalde d. königl. Galerie in Dresden 12.
Geneſis d. Revolution 52.
Gente, A. 19.
Germania 37.
—— 38.
Gervinus, G. G. 85.
Geſchichte v. Florenz 71.
Geſchichte d. Illyrismus 69.
Geſchichtsſchreiber d. deutſchen Vorzeit 38.
Gfrörer, A. F. 40.
Giebel, C. G. 18.
Gieſebrecht, W. 39 (2).
Giſtel, J. 19. 20.
Glück, Chr. W. 59.
Göbel, M. 5.
Gödeke, K. 84 (2).
Goldmann, J. 21.
Goll, J. 100.
Goltz, B. 89.
Görgei, A. 69.
Göritz 23.
Göthe's Briefe an Leipziger Freunde 88.
Göthe's Briefe an Frau v. Stein 88.
Gräfe, H. 56.
Gräße, J. G. Th. 81. 82.
Grieben 37.
Grimm, J. 38. 85.
Grimm, W. 79.
Grimm, Wilh. 85.
Groß, R. 99. 101.
Grote, G. 32.
Guhl, E. 9.
Guhrauer, G. E. 90.
Guizot, F. 64. 66.
Gutzkow, K. 94.
Gützlaff, K. 76 (2).

H.

Hackländer, F. W. 35. 95.
Hagen, K. 35.
Hagenbach, K. R. 3. 92. 94.
Hahn, L. 61.
Hain, J. 52.
Haltaus, K. 33. 42.
Hamm, W. 60.
Hammer-Purgſtall 90.
Handatlas, allg. der ganzen Erde 98.
Handatlas, vollſtändiger d. neuern Erdbeſchreib. 98.
Handbuch für Reiſende in Deutſchland 37.
Handelsbund, oder Zollverein 49.
Hanfſtängel 12.
Hänle, S. 51.
Hanſſen, G. 23.
Harleß, E. 17.
Harniſch, W. 28.
Harris 28.
Hartig, v. 52.
Hartmann, K. 19.
Haſe, K. 4. 23.

Hauſſer, L. 50. 84.
Harthauſen, A. v. 68.
Haygarth, H. W. 80.
Haym, R. 48.
Heck, J. G. 101.
Heffter, M. W. 27.
Hegel, C. 71.
Heimburger, H. Ch. 5.
Heine, G. 34.
Heinzelmann, Fr. 28.
Helbig, K. G. 43.
Helden, die, der Republik 44.
Helfferich 23.
Helfferich, A. 63. 65. 73.
Heller, R. 47.
Heller, F. 34.
Helms, H. 93.
Henckel v. Donnersmarck 44.
Henne, A. 59.
Heppe, H. 4.
Herberger, Th. 92.
Herbſt, W. 26.
Hermann, C. 67.
Hermann, K. F. 26.
Hermes, K. H. 35.
Herold, C. 37.
Hertz, M. 91.
Herz, H. 89.
Hettner, H. 8 (2).
Heſekiel, G. 55.
Hilgenfeldt, C. L. 12.
Hillebrand, J. 83.
Hillerup, F. C. 12.
Hinrichs, H. F. W. 6.
Hitzig, J. E. 88.
Hock, K. 33.
Hoffmann 23.
Hoffmann, M. 5.
Hoffſtetter, G. v. 73.
Höfken, G. 65.
Höfler, C. 42. 54 (2).
Hofmeiſter, A. 76.
Hofmeiſter, W. 76.
Holzſchnitte berühmter Meiſter 11.
Höpfner, E. v. 44.
Höpfner, E. 71.
Hoppe, J. 79.
Horkel, J. 39.
Hormayr, J. v. 43 (2).
Hörſchelmann, F. 27.
Hottinger, J. J. 87.
Huber, V. A. 67.
Hübner, O. 29.
Hübſch, H. 11.
Humboldt, A. v. 13.
Hurter, Fr. 52.

J.

Jacob, C. G. 61.
Jacob, Fr. 27.
Jacobi, M. 88.
Jägerſchmid, K. F. V. 50.
Jahn, C. F. 37 (2).
Jahn, O. 88. 89.
Jarrys, Du, v. Laroche ſ. Du Jarrys.
Jasmund, J. v. 39 (3).
Ihering, R. 23.
Immermann, K. 12.
Jehn, R. 43.
Jörg, J. E. 42.
Ipſen, A. 57.
Iſler, M. 32.
Julius, N. H. 85.
Jung, A. 89.
Junghuhn, F. 77.
Juſte, Th. 64.

K.

Kallenbach, G. G. 10 (2).
Kannegießer 85.
Karte v. Großherzogth. Baden 99.
Karte v. Großherzogth. Heſſen 99.
Karte v. Kurfürſtenth. Heſſen 99.
Karte v. Königr. Würtemberg 99. 100.
Kaußler, F. v. 98.
Keightley, Th. 65.
Keller, A. 96.
Keller, H. 100.
Kerner, J. 90.
Keſtner, A. 11.
Keudell, R. W. L. E. v. 95.
Keyſerling, A. v. 47.
Kiepert, H. 98. 101.
Kieſſelbach, W. 24.
Kinkel, G. 55.
Klapka, G. 69.
Kleiſt, H. v. 90.
Klemm, G. 80. 81.
Klencke, H. 89.
Klettke, H. 88.
Klöden, K. F. 15.
Klopp, O. 40.
Kloſe, C. L. 89.
Klüpfel, K. 36. 49. 51 (2).
Kobell, Fr. v. 19.
Koberſtein, A. 82.
Kohl, J. G. 30. 37 (2). 60. 65. 90.
Kölle, A. 94.
Kölle, F. 73.
Kombſt, G. 90.
König, H. 88. 95.
Kopp, J. E. 41 (2).
Korreſpond. milit. 34.
Köſtlin, O. 14.
Köſtlin, R. 23.
Kotelmann, A. 24.
Kottenkamp, F. 77.
Krabbe, O. 92.
Krauseneck, W. J. v. 46.
Kretſchmar, A. 78.
Kreuter, J. 10.
Kruſe, F. K. H. 74.
Kugler, Frz. 9 (2). 10. 55.
Kühne, F. G. 86.
Kulb, Ph. H. 28.
Kündig, C. 91.
Kunzel, H. 66.
Kurtz, J. H. 3 (2).
Kurz, H. 84.

L.

Lachmann, K. 38.
Lamartine, A. 61 (4).
Langethal, Chr. E. 40.
Lappenberg, J. M. 90.
Laroche, ſ. Jarrys.
Laſſen, Chr. 27.
Laube, H. 48.
Laurent, J. C. M. 39 (2).
Layard, A. H. 27. 76.
Leichhardt, L. 80.
Lelewel, J. 68.
Leo, H. 30.
Lepſius, R. 76.
Leſebuch d. poet. Nationallit. 84.
Leuckart, R. 16.
Levita, E. 23.
Lewald, Fanny, 95.
Lewitz, Fr. 62.
Liebig, J. 18.
Liebrecht, F. 82.
Lindau, M. B. 67. 80.
Lindley, J. 21.
Liſt, Fr. 91.
Loebe, W. 25.
Löbell, J. W. 31. 61.
Lohde, L. 10.
Löhe, W. 5.
Löher, F. 79.
Lotze, R. H. 7 (2).
Ludwig's (König) Album 12.
Luiſe, König. v. Preußen 91.
Lyell, C. 78 (2).

M.

Macaulay, Th. 65 (5).
Mädler, J. H. 15 (2).
Maier, C. 90.
Mailath, J. v. 52. 69.
Malmesbury, 35.
Malortie, C. E. v. 25. 57.
Mariotti, L. 72.
Marwitz, F. A. L. v. 46.
Maſius, H. 20.
Mayr, G. 101.
Mayr, J. G. 52.
Mazzini, A. L. 72.
Meidinger, H. 67.
Meier, E. 97 (2).
Meißner, A. R. W. 27. 32. 71. 75. 76.
Menzel, K. A. 40. 55.
Menzel, W. 82. 95.
Merle d'Aubigné 4.
Mertens, Fr. 11.
Merz, H. 2. 86.
Meurer, M. 4.
Meynert, G. 63.
Mignet, F. A. 60.
Milde, 93.
Mill, J. St. 24.
Minutoli, J. v. 54 (2). 70.
Miraflores, v. 70.
Miſchler, P. 24.
Mittnacht 100.
Mohl, R. 23.
Moleſchott, J. 17 (3).
Möller, P. L. 20.
Monate, vier, auswärt. Politik 49.
Monnard, K. 58.
Müffling, F. C. F. v. 46.
Müller, Fr. v. 53.
Müller, K. Ottfr. 26.
Münch, E. 50.
Mundt, Th. 9.

N.

Nagler, G. K. 9.
Neander, A. 3 (3).
Neigebaur, J. F. 72 (2).
Nekrolog d. Deutſchen 86.
Neumann, C. F. 67. 76.
Nicolovius, A. 87.
Niebuhr, B. G. 32 (2).
Niebuhr, M. 32.
Novellenſchatz, italien. 96.

O.

Oberreit, 100.
Oechelhauſer, W. 74.
Oehlenſchläger, A. 92.
Oelsner-Monmerqué 48.
Oerſted, H. Chr. 14 (2). 16.
Oesfeld, C. W. v. 98.
Oeſterlen, F. 7.
d'Orbigny, C. 19.
Otto, Fr. J. 25.
Oulibicheff, A. 12.

P.

Palacky, Fr. 53.
Palmblad, W. F. 95.
Papen, A. 100.
Paret, H. 65.
Pauli, C. W. 58.
Pauli, R. 65.
Pauly, A. 25.
Payen, A. 18.
Pearce, R. R. 66.
Pelz, E. 67.
Pepe, W. 72.
Perthes, Cl. Th. 92.
Pertz, G. H. 38. 44.
Pfaff, A. 56.
Pfalz, die bayriſche 99.
Pfeiffer, C. 58.
Philipps, G. 81.
Pillersdorf, F. v. 52.
Piper, F. 10.
Piritz 72.
Piſchon, F. A. 84.
Politik d. Hauſes Oeſterreich 42.
Pöppig, E. 20.
Prescott, W. H. 80.
Preußen in d. Jahren 1806 u. 1807. 45.
Proteſtantismus, d. deutſche 1.
Prutz, R. E. 12. 35.
Pulszky, Th. 69.

Q.

Quandt, J. G. v. 70.
Quellenſammlung f. fränk. Geſchichte 54.
Quenſtedt, F. A. 19.
Quitzmann, E. A. 75.

R.

Radowitz, Joſ. v. 49. 49.
Rahden, W. v. 70. 93.
Rammelsberg, C. 18.
Ranke, L. 38. 42. 54.
Ratzeburg, J. Th. C. 14.
Rau, K. H. 23.
Raudot, M. 64 (2).
Raumer, F. v. 31. 32.
Raumer, K. v. 8. 47.
Raumer, R. v. 39.
Realencyclop. d. claſſ. Alterthumswiſſenſch. 25.
Reber, F. 89.
Reden, relig., und Betrachtungen 1.
Reden, Fr. v. 29. 79.
Rein, W. 27.
Reinhold, C. 95.
Reiſeatlas, polytypiſcher 99.
Reiſen u. Länderbeſchreib. 28.
Reliquien d. Fräul. v. Klettenberg 90.
Rengger, A. 93.
Rettberg, F. W. 40.
Rettberg, R. v. 11.
Reumont, A. v. 72.
Reymann, G. D. 98.
Riedel, A. F. 53.
Riehl, W. H. 22.
Ritter, Carl, 27 (2). 38.
Rochau, A. L. v. 48. 64. 70. 73.
Röder, Fr. 62.
Röder, K. 62.
Roſcher, W. 24.
Roſen, G. v. 30.
Roſenkranz, K. 83.
Roß, G. M. v. 78.
Roß, J. C. 30.
Roß, L. 74 (3).
Roßmäßler, E. A. 21.
Roth, C. L. 32.
Roth, P. 33.
Roth, Th. 63 (2).
Rückblicke auf d. polit. Bewegung 52.
Rückert, H. 38.
Rudelbach, A. G. 4.
Runge, F. F. 18.
Runkel, M. 4.
Rußlands inneres Leben 68.
Rußland u. die Gegenwart 68.
Rüſtow, W. 26.
Ruth, E. 85.

S.

Saavedra, A. de, 71.
Salviati, C. v. 48.
Samwer, K. 57.
Schadow, J. G. 11.
Schafer, H. 71.
Schäfer, J. W. 88.
Schaffner, W. 61.
Schaller, J. 13.
Schaubach, A. 36.
Schaumann, A. F. H. 47.
Schelz, Th. 53.
Schenkel, D. 2 (2).
Schiller's Briefwechſel mit Körner 93.
Schirges, G. 24.
Schladen, v. 45.
Schlager, J. E. 32.
Schlagintweit, H. u. A. 16.
Schleiden, M. J. 15. 20(2).
Schleiermacher, Fr., Briefwechſel 93.
Schleswig-Holſtein, d. Herzogthümer 57.
Schlichtegroll, N. v. 51.
Schloſſer, F. C. 30. 34.
Schlöſſer, die beiden, zu Baden 49.
Schlözer, K. v. 41. 58. 61.
Schmid, C. G. 13.
Schmidt, G. A. 60.
Schmidt, Fr. J. 55.
Schmidt, W. A. 31. 33. 45 (2).
Schmitt, J. 10.
Schnaaſe, K. 9.
Schneidawind, Fr. J. A. 46 (2). 47.
Schödler, Fr. 14.
Schölcher, V. 79.
Schöll, A. 53. 88.
Scholl, H. F. 82.
Scholl, T. F. 82.
Scholten, H. C. 61.
Schomburgk, R. 80.
Schönhals, v. 73.
Schönhut, O. F. H. 51.
Schöppner, A. 97.
Schorn, L. 9.
Schöttlen, W. 66.
Schouw, J. F. 20.
Schraishuon, A. 13.
Schreiber, H. 50.
Schubarth's, Chr. Fr. D., Leben 93.
Schubert, F. W. 22 (2). 29.
Schubert, G. H. v. 7. 13.
Schücking, L. 95.
Schuler, M. 59.
Schulze, A. M. 83.
Schulze, Chr. Fr. 53.
Schumacher, H. C. 15.
Schütz, 23.
Schwab, G. Th. 75.
Schwab, G. 36. 51.
Schwarzenau, Str. v. 87.
Sebald, H. 15.
Seemann, O. 65.
Seubert, M. 21.
Seydt, J. 30. 72.
Siemers, J. F. 7.
Siemers, K. 25.
Sieveking, 71.
Simrock, K. 85.
Skizzen aus Irland 67.
Snell, L. 59.
Soetbeer, A. 24.
Sohr, K. 98.
Söltl, J. M. 51.
Spiller von Hauenſchild 98 (2).
Springer, A. H. 11. 35.
Spruner, K. v. 97.
Staatslexicon 23.
Städler, J. Ph. 61.
Stahr, A. 53. 55. 64. 72.
Stälin, Chr. F. 51.
Stanley, A. P. 87.
Starkloff, L. 70.
Steger, 35.
Stein, C. G. D. 27.
Stein, K. v. 44.
Stein, L. 22. 62.
Stenzel, G. A. H. 53.
Sternberg, A. v. 86.
Steub, L. 52. 53.
Stieglitz, H. 73.
Stieler, A. 98 (3).
Stifter, A. 95.
Stöber, A. 97.
Stöckhardt, J. A. 18 (2).
Storch, Ludw. 95. 96.
Stramberg, Chr. v. 55. 56.
Strauß, David Fr. 91, 93.
Stricker, W. 37. 68. 72. 79. 80.
Stuhr, P. F. 22.
Stulpnagel, F. 98. 99.
Stuve, C. 57.
Sugenheim, S. 42.
Szarvady, Fr. 64.

T.

Talvj 77. 85.
Teuffel, W. S. 25.
Thiele, J. M. 11. 93.
Thierſch, H. W. J. 2.
Thümmel, A. M. 79.
Ticknor, G. 85.
Tillier, A. v. 59 (2).
Titanen, moderne, 96.
Tobler, T. 76.
Töpffer, R. 96.
Tſchiſchka, F. 52.

U.

Ueber d. Zukunft d. evang. Kirche 1.
Uechtritz, Fr. v. 96.
Ullmann, C. 1. 23.
Ulrich, J. B. 59.
Ulrici, H. 85.
Unger, Fr. 21 (3).
Univerſal-Lex. v. Großherz. Baden 49.
Uſedom, G. v. 47.
Uſener, F. P. 56.

V.

Valentin, G. 17.
Varnhagen v. Enſe, K. A. 93.
Vaſari, G. 9.
Vaulabelle, A. v. 63.
Vaur, W. S. W. 76.
Vehſe, E. 43.
Viehoff, H. 88.
Vierordt, C. F. 49.
Vierteljahrsſchrift, deutſche 23.
Viſcher, F. Th. 8.
Vogt, C. 20.
Voigt, Joh. 33. 45.
Voit, A. 9.
Volk, d. deutſche 38.
Volksbibl. 43.
Volz 23.
Volz, K. W. 81.
Vor der zwölften Stunde 49.
Vulliemin, L. 59.

W.

Wachsmuth, W. 34. 81.
Wackernagel, Ph. 84.
Wackernagel, W. 82.
Wagner, Moritz, 28. 75(2).
Waitz, G. 40. 57.
Waitz, Th. 8.
Waldau, M. 96 (2).
Wallroth, C. 60.
Walpole, H. 66.
Walz, Chr. 25.
Wappäus, J. E. 27.

Wattenbach, W. 39.
Weber, Beda, 52.
Weber, G. 31. 82.
Wegele, F. X. 87.
Wehrli-Briſet 59.
Weigel, K. 11 (2).
Weil, G. 33. 34.
Weiland, C. F. 98. 99.
Weinhold, K. 81. 85.
Weiß, ſ. Müffling.
Weiße, Ch. H. 1.
Welcker, F. G. 26.
Wellesley, R. 66.
Wenck, W. B. 40 (2).
Wendel, O. 60.
Wernich, O. A. 92.
Weſtland, das, 77.
Wette, W. M. L. de, 2.
Wickede, J. v. 30.
Widemann, E. 28.
Wiebel, K. W. M. 58.
Wieſe, L. 8.
Wieſeler, Fr. 26.
Wilken, F. F. A. 93.
Wildermuth, Ottilie, 96.
Wilkes, Ch. 28.
Williams, W. 76.
Willkomm, E. 72.
Willkomm, M. 70 (2).
Winderlich, C. 36.
Winderlich, R. 36.
Winkelmann, E. 100.
Wippermann, C. W. 56.
Wirth, J. G. A. 44.
Wislizenus, A. 78.
Wislicenus, G. 57.
Wolf, G. Th. 78.
Wolf, J. W. 97.
Wolf, Ph. 75.
Wolff, O. L. B. 64.
Wolffers, F. v. 64.
Wolzogen, A. v. 46.
Wolzogen, E. v. 94.
Wolzogen, L. v. 46.
Wörl, J. E. 98. 99 (3).
Wurm, C. F. 48.
Wuttke, H. 55.
Wydler, F. 93.

Z.

Zeiſe, H. 20.
Zeitſchr. f. Geſch., allg. 31.
Zeitſchr. f. Staatswiſſenſch. 23.
Zeller, E. 5.
Zellweger, 58.
Zenker, J. Th. 76.
Ziegler, A. 70.
Ziegler, J. M. 98. 100.
Zingerle, Gebrüder, 97.
Zinkeiſen, J. W. 62.
Zuccalmaglio, V. v. 44.
Zuchold, E. A. 80.
Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer 91.
Zuſtände, Lübeckſche 58.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Literariſcher Anzeiger

zum

Erſten Nachtrag

von

Schwab und Klüpfel's Wegweiſer durch die deutſche Literatur.

In der Dieterich'ſchen Buchhandlung in Göttingen iſt neu erſchienen:

Die deutſche Götterlehre.

Ein Hand- und Leſebuch für Schule und Haus.

Nach J. Grimm u. A.

herausgegeben von **T. W. Wolf.**

gr. 8. geh. 20 Ngr.

Schriften von O. Klopp.

In unſerm Verlage ſind erſchienen:

Klopp, Dr. O., Geſchichten und Charakterzüge der deutſchen Kaiſerzeit von 843—1125. Nach den Quellen erzählt. 8. 1852. Broch. 1 Thlr. 7½ Ngr.

—— Geſchichten, charakteriſt. Züge und Sagen der deutſchen Volksſtämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun. Nach den Quellen erzählt. 2 Theile. 8. 1851. Broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gudrun. Der deutſchen Jugend erzählt von O. Klopp. 8. 1850. Broch. 22½ Ngr.

Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung.

⁂ Neuigkeit. ⁂

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Vertraute Briefe

an

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. 1852. Velinp. Geh. in Umſchlag. 15 Ngr.

Bei Mey & Widmayer in **München** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dramatiſche Spiele für Kinder, mit Bildern und Singweiſen von Franz Pocci. Preiscarton. 1 Fl. 12 Kr. — 24 Ngr.

Im Verlage von Schuberth & Co. in Hamburg, Leipzig u. New-York iſt erſchienen:

Hanſer, Oberleutnant, Schulwandkarte von Deutſchland, Holland, Belgien u. der Schweiz, mit Angabe aller Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrten ꝛc. 3. Aufl. 4 große Blätter in Kupfer geſtochen. (Ladenpreis 1⅓ Thlr.) Der Concurrenz wegen auf 15 Sgr. herabgeſetzt. Auf Leinen zum Aufziehen 1⅓ Thlr.

Peterſen, H., Wandſchulkarte des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig-Holſtein u. Lauenburg. 4 Bl. 1½ Thlr.

—— Wandſchulkarte der bibliſchen Geographie mit Specialkarte von Paläſtina. 2 Blatt. 10 Sgr.

Schuberth's Schulatlas der neueſten Geographie über alle Theile der Erde nach den letzten Staats-Veränderungen. 7. Aufl. 24 Karten. geh. 1⅓ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

—— Kleiner Atlas der alten Welt, nebſt Beigabe einer bibliſchen Geographie vom Oberlehrer Peterſen. 2. Aufl. geh. ½ Thlr.

—— Großer Handatlas (in 60 Karten) der alten und neuen Geographie in 30 Lief. (à 2 Blatt), zu 7½ Sgr. pr. Lief.

Dies großartige Unternehmen wird nun in Jahresfriſt vollendet ſein.

—— Handatlas in 31 Karten. Auswahl der nöthigſten Karten aus dem großen Atlas. Preis in elegantem Leinenbande 4½ Thlr.

Schuberth's Atlaſſe ſind die erſten in Stahl geſtochenen. Die Karten haben meiſt die Größe des großen Stieler'ſchen Atlaſſes und übertreffen an Stich und Correctheit Alles bis jetzt Vorhandene. **Schuberth & Co.**

Bei Herm. Coſtenoble in Leipzig iſt erſchienen:

Dr. J. Fr. W. Hinrichs,

ordentlicher Profeſſor an der Königl. Univerſität zu Halle.

Die Könige.

Entwickelungsgeſchichte des Königthums

von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.

gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sr. Hoheit dem regierenden Herrn **Herzog Ernſt II.** zu Sachſen-Coburg-Gotha gewidmet.

Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anecdoten. Supplem. zu ihren Werken. Geſammelt und herausgegeben von Dr. H. Döring. Broſch. 18 Ngr. Eleg. geb. 24 Ngr. Leipzig. F. A. Falk.

Sehr geachtete Zeitſchriften, wie: Gersdorf's Repertorium, die illuſtr. Zeitung, Novellenzeitung u. ſ. w. haben ſich in anerkennungswerther Weiſe über dieſes Schriftchen ausgeſprochen.

Im Verlage der Decker'ſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin ſind erſchienen:

Bäßler, Ferd., **Heldengeſchichten des Mittelalters,** ihren Sängern nacherzählt. Neue Folge I. Heft. Mit 7 Illuſtr. von L. Burger u. Unzelmann. 1849. 10 Sgr. Inhalt: Der gute Gerhard.

—— Neue Folge II. Heft. Mit 13 Illuſtr. 1849. 12 Sgr. Inhalt: Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen aus alter Zeit. 1) Zwerg Laurin. 2) Der arme Heinrich. 3) Kaiſer Otto mit dem Barte.

—— Neue Folge III. Heft. Mit 9 Illuſtrationen. 1852. 18 Sgr. Inhalt: 1) Beowulf. 2) Wieland der Schmied. 3) Die Ravennaſchlacht.

—— **Helleniſcher Heldenſaal** oder Geſchichte der Griechen in Lebensbeſchreibungen nach den Darſtellungen der Alten. 2 Bände. Geb. in Kattun 5½ Thlr. Eleg. in Leder mit Goldſchn. 7 Thlr.

—— **Legenden und Balladen.** Neue Ausg. mit 12 Illuſtr. 1851. cart. 1 Thlr. Elegant in ſatin, Leder mit Goldſchnitt 1⅚ Thlr.

Bei **Rud. Beſſer** in Hamburg iſt erſchienen:

Dr. Martin Luther der deutſche Reformator.

In bildlichen Darſtellungen von **Guſtav König.**

In geſchichtlichen Umriſſen von **Heinrich Gelzer.**

1 Band 4. Preis: gebunden in Callico 7 Thlr., in Leder gebunden mit Abdrücken auf chineſiſchem Papier 10 Thlr.

Feſtgeſchenke.

Opitz, F. W., **Erbauungsſtunden für Frauen.** 2 Bände. Mit Kupfern. Zweite Auflage. br. 2 Thlr.

Opitz, F. W., **Heilige Stunden einer Jungfrau.** Mit Kupfern. Vierte Auflage. br. ⅚ Thlr.

Opitz, F. W., **Heilige Stunden eines Jünglings.** Mit Kupfern. Dritte Auflage. br. 1 Thlr.

Sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im Nov. 1852. **H. Weinedel.**

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wachsmuth, Dr. W., Allgemeine Culturgeſchichte. 3. Theil; auch unter dem Titel:

Wachsmuth, Dr. W., Allgemeine Culturgeſchichte der neueren Zeit. gr. 8. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Das complete Werk in 3 Theilen koſtet 7 Thlr. 22½ Ngr.

Neue Miniatur-Ausgaben
aus dem Verlage von
Trewendt & Granier in Breslau.

Düringsfeld, Ida von — **Amimone.** Ein Alpenmährchen vom Genferſee. 16. Sehr eleg. geb. u. mit Goldſchnitt. Preis ¾ Thlr.

Kletke, H. — **Das Buch vom Rübezahl.** Des Berggeiſtes Fahrten und Schwänke neu erzählt. 16. Eleg. broſch. Preis ⅓ Thlr.

Neumann, Hermann — **Nur Jehan.** Gedicht in vier Geſängen. 16. Eleg. geb. und mit Goldſchnitt. Preis ½ Thlr.

Strachwitz, Moritz Graf — **Gedichte.** Geſammt-Ausgabe. 16. Höchſt eleg. geb. mit Goldſchnitt u. 1 Stahlſt. Preis 2¼ Thlr.

Einzeln hieraus:

—— —— **Lieder eines Erwachenden.** Zweite, mit einem Anhange bisher noch ungedruckter Jugenddichtungen vermehrte Ausgabe. 16. Höchſt eleg. geb., reich vergoldet u. mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr.

—— —— **Neue Gedichte.** Zweite Auflage. 16. Höchſt eleg. geb. mit Goldſchnitt und 1 Stahlſtich. Preis 1 ¼ Thlr.

Bei **Richard Mühlmann** in Halle erſchien in dritter Auflage:

Das Hohelied in Liedern
von
Guſtav Jahn.
14 Bogen. 8. Brochirt. Preis 1 Thlr.

Dies Werk wird einen Platz behaupten unter den geiſtlichen Dichtungen aller Zeiten, denn es iſt das Erzeugniß eines gottinnigen Dichters, der ſeine Aufgabe chriſtlich-kirchlicher Deutung und perſönlicher Anwendung des Hohenliedes auf eine durchaus zarte, innige, erfahrungsreiche und kunſtvollendete Weiſe gelöſt hat.

Im Verlage von **Georg Adler** in Buchholz iſt erſchienen:

Die guten Kinder. Ein Bilderbuch mit Zeichnungen von Erwin Oehme jun. in Dresden. In Holzſchnitt ausgeführt u. ſorgfältig colorirt; Text in Verſen und Erzählungen. Sehr eleg. in color. Umſchlag gebunden. gr. 4. Preis 1 Thlr.

Hiob, metriſch überſetzt von Dr. Moritz Spieß. Min.-Ausg. in ſehr eleg. Umſchlag, mit Holzſchnitt. geb. Preis 22½ Ngr.

Das großartigſte Gedicht aller Zeiten und Völker iſt in der vorliegenden Uebertragung gleichſam nachgedichtet und wird dem deutſchen Publicum in ſeiner ganzen religiöſen Tiefe und dichteriſchen Erhabenheit vorgeführt.

Aus der Natur.

Die
neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete
der
Naturwiſſenſchaften.

1.

Galvanoplaſtik. Galvaniſche Vergoldung. Photographie. — Moſer's Thaubilder. Generationswechſel im Thierreiche. Flachsbaumwolle.

8. Eleg. broſch. Preis 1 Thlr.

Verlag von **Gustav Mayer** in **Leipzig.**

Jahrbuch
der
Volkswirthschaft und Statistik
herausgegeben von
Otto Hübner.
Mit einer Beilage:
Hübners statistische Tafel aller Länder der Erde.
(III. Auflage. Separatabdruck.)
24 Bogen Velin. Preis 2 Thaler.

Paſſende Feſtgeſchenke.

Deutſche Volkslieder
geſammelt von
Georg Scherer.
Mit einem Titelbild
von Prof. L. **Richter**, geſtochen von A. **Schleich.**
26 Bog. Miniatur-Velin.
3te wohlfeile Separatausgabe.
Broſchirt ¾ Thaler, eleg. Cattunband 1 Thaler.

Die Geſänge der Völker.
Lyriſche Muſterſammlung in nationalen Parallelen
von **Wolfgang Menzel.**
46 Bogen Velin, eleg. Halbleinwandband 1½ Thlr. Broſch. 1 Thlr.

Ueber den Werth dieſer Sammlungen dürften die denſelben beigegebenen reichhaltigen Urtheilſammlungen genugende Auskunft geben.

Zweiter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer
durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1856.

Universitäts-Bibliothek München

Vorwort.

Nach vierjähriger Friſt folgt ein zweiter Nachtrag zu dem Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen von G. Schwab und K. Klüpfel. Derſelbe enthält die ſeit Ende des Jahres 1852 erſchienene Literatur, und trägt zugleich eine Anzahl früher überſehener empfehlenswerther Werke aus älterer Zeit nach. Beſonders im Fach der Kriegsgeſchichte und der Biographie iſt dieß geſchehen. Die Urtheile ſind wie im erſten Nachtrag ſämmtlich von mir verfaßt oder wenigſtens redigirt, und beruhen großentheils auf eigener Kenntniß und Prüfung der betreffenden Werke. Es iſt zwar in einer Kritik des erſten Nachtrags in der ſüddeutſchen Buchhändlerzeitung behauptet worden, ein ſolches Unternehmen könne nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden, ſondern bedürfe eines Vereins von Gelehrten und Buchhändlern. Meine Anſicht iſt dagegen, daß eine zweckmäßige einheitliche Behandlung nur dann möglich iſt, wenn alle Urtheile aus Einer Feder fließen. Wenn ich es vorzog, nicht wie im Volksſchriftenwegweiſer geſchehen iſt, die Arbeit mit einer Anzahl Mitarbeiter zu theilen, ſondern die Verantwortung allein auf mich zu nehmen, ſo geſchah dieß nicht in der Anmaßung, Alles ſelbſt kennen und beurtheilen zu wollen, ſondern in der Ueberzeugung, daß es viel beſſer iſt, wenn die Rundſchau von Einem Standpunkt aus angeſtellt wird, als wenn vielleicht ein Dutzend verſchiedener wiſſenſchaftlicher Auffaſſungsweiſen den Leſer verwirren. An fördernder Mitwirkung von befreundeten Literaturkennern, Fachgelehrten und Buchhändlern hat es mir nicht gefehlt, und ich ergreife gern die Gelegenheit, dieſen berathenden Freunden meinen innigſten Dank zu ſagen, wenngleich ich ihre Namen hier nicht aufführe, um ihnen keinerlei Verantwortlichkeit aufzuladen. Daß ich neben perſönlicher Berathung auch zuverläſſige kritiſche Zeitſchriften benützt habe, verſteht ſich; in einzelnen Fällen, wo ich kein ſicheres Urtheil erlangen konnte, habe ich den Titel ohne ein ſolches gegeben. Bei aller Sorgfalt in der Ausarbeitung mögen hin und wieder Lücken geblieben ſein und Verſtöße ſich eingeſchlichen haben, die ich anzuerkennnen gerne bereit bin und bei Gelegenheit zu verbeſſern mich beſtreben lich iſt es mir nicht gelungen, eine völlig gleichmäßige Behandlung zu erreichen, und es werden die geſchichtlichen Fächer, in denen ich ſelbſt zu Hauſe bin, bevorzugt erſcheinen. Am wenigſten macht der Abſchnitt Romane auf Vollſtändigkeit Anſpruch; ich habe mich hauptſächlich bemüht, ſolche anzuführen, die durch künſtleriſchen oder geſchichtlichen Werth ſich auszeichnen. Die im Wegweiſer und erſten Nachtrag gebrauchten Zeichen zur Orientirung des Leſers ſind dießmal weggelaſſen worden, da ſie für die Literatur weniger Jahre nicht mehr nothwendig erſchienen.

Bei allen Mängeln, die dem Buche ankleben mögen, hoffen wir mit Zuverſicht, daß es im Weſentlichen ſeinen Zweck erfüllen und manchem Literaturfreunde willkommene Dienſte leiſten wird. Es ſoll nach unſerem Wunſche Leſern von allgemeiner Bildung Gelegenheit geben, ſich über den Stand der Literatur auf irgend einem Gebiete, in dem ſie ſich näher umſehen wollen, auch zu unterrichten, Vorſtänden von Bibliotheken und Leſegeſellſchaften, welche das Bedürfniß allgemeiner Bildung zu befriedigen haben, ſowie Sortimentsbuchhändlern und Verlegern zur Berathung dienen. Als Ergänzung unſeres Nachtrags wird der gleichzeitig ausgegebene erſte Nachtrag von Bernhardi's „Wegweiſer durch die deutſche Volks- und Jugendliteratur“ willkommen ſein.

Tübingen, den 25. Oktbr. 1856.

K. Klüpfel.

Philoſophie.

Geſchichte der Philoſophie und Allgemeines.

Ritter, H., Verſuch zur Verſtändigung über die neueſte deutſche Philoſophie ſeit Kant. gr. 8. (136 S.) Braunſchweig 1853, Schwetſchke u. Sohn. ¾ Thlr.

Eine recht gute Ueberſicht der neueſten philoſophiſchen Entwicklung, welche zeigt, daß zwar die Gegenſätze noch unverſöhnt neben einander ſtehen, daß aber doch Reſultate über Methode und Gültigkeit einer ethiſchen Weltanſicht gewonnen ſind.

Gruppe, O. F., Gegenwart und Zukunft der Philoſophie in Deutſchland. gr. 8. (IX u. 278 S.) Berlin 1855, G. Reimer. 1¼ Thlr.

Schellings Tod gibt dem Verfaſſer Veranlaſſung, die neuere Philoſophie nach ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung in einer Ueberſchau zuſammenzufaſſen. Vorſchlag einer gründlichen Reform der Philoſophie, die in Zukunft auf den Anſpruch eines abgeſchloſſenen Syſtems und der Erforſchung der letzten Gründe der Dinge verzichten, vielmehr nach Art der inductiven Wiſſenſchaften eine wiſſenſchaftliche Betrachtung des Seienden werden und die beſtändige Colliſionen mit der Religion herbeiführende Metaphyſik von ſich ausſcheiden ſoll. Mit wiſſenſchaftlichem Ernſt ausgeführt, doch etwas zu abſtrakt.

Carus, C. G., Organon der Erkenntniß der Natur und des Geiſtes. 8. (XVI u. 320 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Der durch ſeine vielen Schriften in dieſem Gebiet hinlänglich bekannte Verfaſſer trägt in dieſem Buch die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen zuſammen und erörtert beſonders auch die durch den Streit über den Materialismus angeregten Fragen in geiſtreicher anſprechender Darſtellung.

Schwegler, Alb., Geſchichte der Philoſophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Ueberſicht. 2. Aufl. Lex. 8. (IV u. 216 S.) Stuttgart 1855. Franckh. 1 Thlr.

Eine klare überſichtliche Darſtellung, die ſich als Leitfaden für Studirende ſehr brauchbar bewährt und eine große Verbreitung gefunden hat. Geht vom hegelſchen Standpunkt aus, ohne ſich jedoch ſtreng an denſelben zu halten.

Erdmann, Joh. Ed., Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Geſchichte der neueren Philoſophie. III. Bds. 2. Abthlg.

Auch u. d. T.:

Die Entwicklung der deutſchen Speculation ſeit Kant. 2r (letzter) Thl. gr. 8. (XII u. 855 S.) Leipzig 1853, W. Vogel. n. 5 Thlr.

Die ausführlichſte Geſchichte der neueren Philoſophie, die wir haben. Das Material iſt fleißig durchforſcht und mit Geiſt aufgefaßt; die Methode der geſchichtlichen Entwicklung iſt im Weſentlichen die Hegelſche. Dadurch kommen diejenigen philoſophiſchen Beſtrebungen, welche ſich nicht ganz in das Syſtem einreihen laſſen, zu kurz. So iſt z. B. Schleiermachers Syſtem nur als Moment der Identitätsphiloſophie untergebracht und in Folge davon einſeitig und ſchief behandelt.

Fiſcher, Kuno, Geſchichte der neueren Philoſophie.

1. Bd. Das claſſiſche Zeitalter der Philoſophie. 1. 2. Abth. gr. 8. (XXII u. 596 S.) Mannheim 1854, Baſſermann. 2 Thlr. 24 Ngr.

2. Bd. Das Zeitalter der deutſchen Aufklärung. A. u. d. T.: G. W. Leibnitz u. ſeine Schule. gr. 8. (XXVII u. 635 S.) Ebend. 1855. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfaſſer ſetzt ſich die Aufgabe, die philoſophiſchen Syſteme nach ihrer Bedeutung für den geſammten Bildungszuſtand ihrer Zeit in factiſcher, anziehender und verſtändlicher Form darzulegen, was ihm im Ganzen gut gelungen iſt. Wiſſenſchaftl. Schärfe verbindet ſich mit Lebendigkeit der Auffaſſung und Klarheit. Beſonders die Darſtellung der Leibnitziſchen Philoſophie verdient Lob.

Prantl, Karl, Ueberſicht der griechiſch-römiſchen Philoſophie. gr. 16. (198 S.) Stuttgart 1854. Hoffmann. ⅓ Thlr.

Zunächſt eine Zugabe zu einer neuen Sammlung von Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Klaſſiker. Gibt eine gute, dem neueſten Stand der Wiſſenſchaft entſprechende Ueberſicht der Philoſophie des Alterthums und ihrer Lehren.

Schopenhauer, Arth., Parerga und Paralipomena. Kleine philoſoph. Schriften. 2 Bde. gr. 8. (IX u. 997 S.) Berlin 1851, Hayn. 3 Thlr.

Die Schopenhauer'ſche Philoſophie, die wir im Ganzen übrigens nicht empfehlen wollen, gelangt allmählig zu größerer Beachtung, und wer ſich überhaupt für den Stand der Philoſophie intereſſirt, muß von derſelben Notiz nehmen. Die angeführte Sammlung kleinerer Schriften eignet ſich beſonders zu einiger Orientirung über ihre Tendenz.

Frauenſtädt, Jul., Briefe über die Schopenhauer'ſche Philoſophie. gr. 8. (XXVII u. 345 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Eine populäre Darlegung des Schopenhauer'ſchen Syſtems von einem ſeiner Anhänger.

Hamberger, Jul., Die Cardinalpunkte der Franz Baader'ſchen Philoſophie. 8. (47 S.) Stuttgart 1855, Steinkopf. ¼ Thlr.

Lutterbeck, Anton, Ueber den philoſophiſchen Standpunkt Baaders. Ein Beitrag zur Orientirung in der Geſammtausgabe ſeiner Werke. gr. 12. (VIII u. 132 S.) Mainz 1854, Kupferberg. 15 Ngr.

Franz v. Baader. Ein Artikel in der Augsb. Allg. Ztg. 1856 Nr. 53—55 von Dr. Fabri.

Verſuche populärer Orientirung über die Baaderſche Philoſophie von begeiſterten Jüngern derſelben.

Der Materialismus und ſeine Gegner.

Wir wollen keineswegs eine vollſtändige Aufzählung dieſer in den letzten Jahren ſo reichlich aufgeſchoſſenen Literatur geben, ſondern nur eine kleine Auswahl der beſſeren Schriften und derjenigen, die in dieſem Streit eine hervorragende Rolle geſpielt haben.

Wagner, Rudolph, Menſchenſchöpfung und Seelenſubſtanz. Ein anthrop. Vortrag gehalten in der erſten öffentl. Sitzung der 31. Verſammlung deutſcher Naturforſcher d. 18. Septbr. 1854. gr. 8. (30 S.) Göttingen 1854, Wigand. n. ⅙ Thlr.

—— Ueber Wiſſen und Glauben, mit beſonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. gr. 8. (30 S.) Ebend. 1854. n. ⅙ Thlr.

Dieſe beiden Schriften haben beſonders dadurch Bedeutung, daß ſie die Polemik gegen die materialiſtiſchen Folgerungen Moleſchott's, Vogt's u. Anderer eröffnet haben. Es wird darin zunächſt die Abſtammung der Menſchen von einem Paare und die Unſterblichkeit der Seele vertheidigt, und überhaupt eine gläubige Weltanſicht gegenüber von der materialiſtiſchen geltend gemacht. Auf dem Standpunkt der Naturwiſſenſchaften muß aber die Beweisführung ungenügend erſcheinen, da nicht ſowohl eine Brücke zum Glauben gezeigt, als ein Standpunkt dem andern gegenüber geſtellt wird. Der Verf. bleibt bei einem unlösbaren Gegenſatz zwiſchen religiöſem Glauben und exaktem Wiſſen ſtehen.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wiſſenſchaft. Eine Streitſchrift gegen Rud. Wagner in Göttingen. 4. Aufl. 2. Abdr. gr. 8. (LXVII u. 127 S.) Gießen 1856, Ricker. n. ⅔ Thlr.

Eine ſcharfe und mitunter witzige Polemik gegen Wagner, welche die Gründe gegen die Einheit des Menſchengeſchlechtes gut zuſammenſtellt, daraus aber Folgerungen zieht, die weit über das Gebiet der Beobachtung hinaus liegen. Streitet überhaupt mehr mit materialiſtiſchen Vorausſetzungen und frivolen Witzen, als mit wiſſenſchaftlichen Gründen.

Wagner, Andr., Naturwiſſenſchaft u. Bibel im Gegenſatz zu dem Köhlerglauben des Herrn Carl Vogt, als des wiedererſtandenen u. a. d. Franz. ins Deutſche überſetzten Bory. gr. 8. (55 S.) Stuttgart 1855, Lieſching. n. 8 Ngr.

Ein berühmter Naturforſcher, der ſeine Wiſſenſchaft mit dem Bibelglauben in Uebereinſtimmung zu bringen weiß, weiſt die Oberflächlichkeit der Vogt'ſchen Lehre nach und zeigt, daß derſelbe nur die Anſichten eines franzöſiſchen Naturforſchers, Bory de Saint-Vincent, über die Vielartigkeit des Menſchengeſchlechtes wieder aufgewärmt habe.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empiriſch-naturphil. Studien. 1. bis 4. Aufl. 8. 4. Aufl. (LXXXVII u. 267 S.) Frankf. a. M. 1855—56, Meidinger, Sohn u. Co. 1 Thlr.

Eine mit großer Anmaßung und Fanatismus ausgeführte populäre Zuſammenſtellung der Gründe für eine materialiſtiſche Weltanſicht. Der Verf. tritt zwar im Namen der fortgeſchrittenen Naturwiſſenſchaft auf, aber verläßt mit ſeiner dreiſten Behauptung von Dingen, die ſich nicht beweiſen laſſen, ganz den Boden der exacten Naturforſchung, philoſophirt auf eigene Fauſt und macht die gemeinſten Ausfälle auf geheiligte ſittliche Ordnungen. Das Buch iſt ganz auf Skandal berechnet und hat es dadurch zu 4 Auflagen gebracht.

Czolbe, Heinrich, Neue Darſtellung des Senſualismus. Ein Entwurf. gr. 8. (XII u. 237 S.) Leipzig 1855, Coſtenoble. 1⅓ Thlr.

Ausgerüſtet mit einer umfaſſenden Gelehrſamkeit entwickelt der Verfaſſer mit großer Conſequenz und Gedankenſchärfe ein Syſtem des Senſualismus, das, indem es den Materialismus ſyſtematiſch begründen will, zugleich mit großer Energie die Schwächen der bisherigen Vertreter des Materialismus aufdeckt und bekämpft. Er zeigt dadurch unwillkürlich, wie wenig der Materialismus genügen kann, um die Erſcheinungen des Lebens und die geiſtigen Thätigkeiten zu begreifen. Die Schrift, mit wiſſenſchaftlichem Ernſt geſchrieben, iſt das bedeutendſte neuere Product auf Seiten der materialiſtiſchen Richtung.

Frauenſtädt, Jul., Die Naturwiſſenſchaften in ihrem Einfluß auf Poeſie, Religion, Moral und Philoſophie. gr. 16. (XV u. 198 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Der Verfaſſer ſucht die Vorwürfe, die man den Naturwiſſenſchaften macht, daß ſie Religion und Poeſie untergraben, zu widerlegen, indem er auf den Unterſchied hinweiſt, der zwiſchen dem Weſen der Religion und ihren geſchichtlichen Formen beſtehe; wenn man in der Poeſie Mythen, in der Religion Wunderglauben, in der Moral Ausſicht auf Himmel und Hölle für weſentlich halte, dann freilich ſei die moderne Naturwiſſenſchaft dieſen Disciplinen gefährlich. Der Verf. weiß vom Standpunkt der Naturwiſſenſchaft nichts beizubringen, das geeignet wäre, den Conflikt zu ſchlichten und verſucht nur ihm auszuweichen und kann um ſo weniger mit Erfolg gegen die materialiſtiſche Weltanſicht kämpfen, da die Schopenhauer'ſche Philoſophie, von welcher er ausgeht, eben auch nur einen Mechanismus des Lebens kennt, bei dem der Geiſt nicht zu ſeinem Rechte kommt.

Schaller, Julius, Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wiſſenſchaft." gr. 8. (X u. 232 S.) Weimar 1855, Böhlau. n. 1⅙ Thlr.

Verſuch eines ehemaligen Hegelianers, der ſich beſonders den Naturwiſſenſchaften zugewendet hat, die Weltanſchauung Moleſchott's und Vogt's wiſſenſchaftlich zu widerlegen. Er erkennt die wiſſenſchaftlichen Verdienſte Moleſchott's an, zeigt aber, daß die Reſultate ſeiner Phyſiologie nur darum ſo troſtlos ſind, weil er nicht tiefer und weiter gedacht, ſondern ſich mit oberflächlichen Betrachtungen begnügt hat und bei halben Conſequenzen ſtehen geblieben iſt. Ungleiche Ausführung und theilweiſe Unklarheit; dagegen andere Partieen, wie „Die Weltanſchauung des Materialismus“ wahrhaft populär und durchſichtig. Die wiſſenſchaftlich bedeutendſte unter den neueren Schriften gegen den Materialismus.

Frohſchammer, J., Menſchenſeele und Phyſiologie. Eine Streitſchrift gegen C. Vogt in Genf. gr. 8. (VII u. 212 S.) München 1855, lit.-art. Anſtalt. n. 22 Ngr.

Bekämpft die Vogt'ſche Lehre zunächſt vom Standpunkt der katholiſchen Theologie aus, aber auch auf die wiſſenſchaftlichen Gründe überhaupt eingehend. Eine der beſſeren Schriften in dieſem Streit.

Fabri, Friedr., Briefe gegen den Materialismus. 8. (XV u. 215 S.) Stuttgart 1856, Lieſching. 1 Thlr.

Eine der beſten Schriften gegen die materialiſtiſche Richtung, mehr vom philoſophiſchen, als vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt ausgeſchrieben. Der Verf. legt die Ausbildung des Materialismus nach den neueren Schriftſtellern dar, prüft die dagegen erſchienenen Schriften, greift jenes Princip in ſeiner Wurzel an und beſtimmt zuletzt die Grenze zwiſchen Naturforſchung und religiöſer Wiſſenſchaft und weiſt auf eine höhere Weltanſicht hin, in welcher die materialiſtiſchen Irrthümer völlig verſchwinden.

Weber, Auguſt, Die neueſte Vergötterung des Stoffes. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geiſtes für denkende Leſer. 8. (XV u. 248 S.) Gießen 1856, Ferber. n. 5/6 Thlr.

Ebenfalls eine gediegene Schrift im materialiſtiſchen Streite aus der Feder eines philoſophiſch gebildeten Arztes, dem eine gründliche Kenntniß der phyſiologiſchen Thatſachen zu Gebot ſteht. Entſchiedener Anhänger der exactempiriſchen Forſchung in der Naturwiſſenſchaft, hegt er doch die Ueberzeugung, daß die letzten Fragen, die auf dieſem Gebiete dem denkenden Geiſte ſich aufdrängen, auf dem Boden der Empirie doch nie zur Entſcheidung kommen können, und will denen, welchen die Erkenntniß des wahren Sachverhalts eine Herzensſache iſt, Gelegenheit geben, durch eigene Prüfung des wirklichen Thatbeſtandes ſich ſelbſt zu überzeugen, wie wenig ſie bis jetzt Urſache haben, der materialiſtiſchen Richtung ihre theuerſten Ueberzeugungen und ihre höchſten Lebensintereſſen zum Opfer zu bringen.

Fechner, Guſt. Theod., Ueber die phyſikaliſche und philoſophiſche Atomenlehre. gr. 8. (XVI u. 210 S.) Leipzig 1855, Mendelsſohn. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfaſſer, der als ein geiſtreicher Vertreter einer idealiſtiſchen Naturauffaſſung von ſeinen früheren Schriften her bekannt iſt, verſucht von dem naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus die Lehre der Atomiſtik zu vertreten und ans Licht zu ſtellen, daß ſie nicht wie man gewöhnlich meint, eine Zerſplitterung, ſondern eine Gliederung der Welt bedeute und daher keineswegs zu einer materialiſtiſchen Weltanſicht führe. Der zweite Theil der Schrift entwickelt die Theorie von dem unräumlichen einfachſten Weſen, in viele Einzelnheiten eingehend und manche Nebengedanken anregend. Die Schrift, obgleich im Ganzen mehr als die übrigen des Verfaſſers ſtreng wiſſenſchaftlich gehalten, iſt doch nicht bloß für den Fachmann geſchrieben, und verdient wegen ihres reichen und tiefen Gehalts von Jedem, der ſich um die naturwiſſenſchaftlichen Fragen der Gegenwart bekümmert, ernſtliche Beachtung.

Sitten- und Staatslehre.

Fichte, Imm. Herm., Syſtem der Ethik.

1. Kritiſcher Theil. (S. Erſter Nachtrag S. 6.)

II. 1. Allgemeine ethiſche Begriffe und die Tugend- und Pflichtenlehre. gr. 8. (XLIV u. 301 S.) Leipzig 1851, Dyckſche Buchh. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. 2. Die Lehre von der Rechts-ſittlichen und religiöſen Gemeinſchaft, oder die Geſellſchaftswiſſenſchaft. gr. 8. (XXII u. 495 S.) Ebd. 1853. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Abth. I: Enthält die Grundlage der ſittlich-religiöſen Weltanſicht und ein Syſtem der allgemeinen ethiſchen Begriffe. In Abth. II folgt die Anwendung auf die rechtlichen, ſittlichen und religiöſen Lebensverhältniſſe, wobei ſich der Verfaſſer beſtrebt, auch in den heterogenſten Erſcheinungen des Lebens und der Sitte die Immanenz der ethiſchen Ideen nachzuweiſen. Der Organismus des Staatslebens, der humanen Gemeinſchaft und des religiöſen Lebens werden mit eingehendem Intereſſe in vermittelnder Richtung beſprochen, namentlich wird der ſelbſtändige Werth der Religion mehr anerkannt, als von den Philoſophen ſonſt zu geſchehen pflegt. Das ganze Werk iſt geeignet, auch außerhalb der Schule geleſen zu werden und anregend zu wirken.

Vorländer, Franz, Geſchichte der philoſophiſchen Moral, Rechts- und Staatslehre der Engländer und Franzoſen mit Einſchluß Machiavells und einer kurzen Ueberſicht d. moral. u. ſocialen Lehren d. neuern Zeit überhaupt. gr. 8. (XVI u. 704 S.) Marburg 1855, Elwert. 2⅔ Thlr.

Eine auf gründlichen Studien beruhende, aber etwas trockene Darſtellung der genannten Lehren. Vorherrſchend moraliſcher Geſichtspunkt.

Monard, K., Recht und Pflicht, ihr gegenſeitiges Verhältniß als ſittliche Grundlage des Geſammtverhaltens in Bezug auf das Glück der Einzelnen und das Wohl der Völker. (Deutſche Bearbeitung vom Verf.) gr. 8. (IV u. 78 S.) Elberfeld 1854, Fridrichs. n. 16 Ngr.

Eine von der Genfer gemeinnützigen Geſellſchaft gekrönte Preisſchrift. Die genannten beiden Begriffe werden von kantiſchem Standpunkt aus erörtert, wobei der Pflicht der Vorrang vor dem Recht eingeräumt und mit männlicher Beredſamkeit zu gegenſeitiger Durchdringung beider ermahnt wird.

Anthropologie.

Fichte, J. H., Anthropologie. Die Lehre von der menſchlichen Seele. Neubegründet auf naturwiſſenſchaftlichem Wege für Naturforſcher, Seelenärzte und wiſſenſchaftlich Gebildete überhaupt. gr. 8. (XXVIII u. 610 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Kündigt ſich in der Vorrede als eine naturwiſſenſchaftliche Unternehmung über das menſchliche Seelenweſen und als Prolegomena zu jeder künftigen Anthropologie an. An dem neueren Kampf gegen den Materialismus betheiligt ſich dieſes Werk zwar nicht direct, aber macht durch ſeine ideelle Auffaſſung des menſchlichen Geiſteslebens die entſchiedenſte Oppoſition gegen den ſenſualiſtiſchen Standpunkt und erledigt Hauptfragen, die in jenem Streit vorkommen, wenigſtens thatſächlich. Die Darſtellung, zwar nicht eigentlich populär, aber klar und geeignet, jedem wiſſenſchaftlich Gebildeten verſtändlich zu werden.

Beſſer, Leopold, Der Menſch und ſein Leben, oder was über die Geſundheit aller irdiſchen Dinge entſcheidet. Mit einem Vorwort von M. J. Schleiden. gr. 8. (XXIV u. 248 S.) Leipzig 1854, Engelmann. 2 Thlr.

Intereſſanter, mit warmer Begeiſterung geſchriebener Verſuch, vom wiſſenſchaftl. Standpunkt einiges Licht auf das geiſtige und phyſiſche Leben des Menſchen zu werfen. Eine Art Phyſiologie des Menſchen, die aber weit über das eigentliche Gebiet dieſer Wiſſenſchaft hinausgreift.

Lazarus, M., Das Leben der Seele in Monographien über ſeine Erſcheinungen und Geſetze.

Bd. I. 1. Bildung und Wiſſenſchaft. 2. Ehre und Ruhm. 3. Der Humor als pſychologiſches Phänomen. 8. (XIII u. 253 S.) Berlin 1856, Schindler. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer erörtert auf Grundlage der herbart'ſchen Philoſophie einzelne Gebiete des Seelenlebens. Der Ton iſt für den Kreis der allgemeinen Bildung im Ganzen gut getroffen, ohne in belletriſtiſche Oberflächlichkeit zu verfallen, doch hätte der Verf. hin und wieder etwas ſyſtematiſcher verfahren können. Auf vermeintlich Neues legt er unverhältnißmäßiges Gewicht, ſo z. B. wenn er eine große Entdeckung gemacht zu haben meint, indem er den Humor nicht als äſthetiſche Form, ſondern als Weltanſchauung bezeichnet, als welche ihn ſchon Viſcher in ſeiner Aeſthetik auffaßt.

Carus, Carl Guſtav, Symbolik der menſchlichen Geſtalt. Ein Handb. z. Menſchenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. gr. 8. (XIV u. 371 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Der Verf. ſucht nachzuweiſen, daß alle Theile der menſchlichen Geſtalt eine mehr oder weniger geiſtige Bedeutung haben. Das Buch iſt reich an geiſtreichen Ideen, poetiſchen Auffaſſungen, metaphyſiſchen Hypotheſen, aber ohne viel wiſſenſchaftlichen Gehalt.

Wir erinnern bei dieſer Gelegenheit an eine ältere denſelben Gegenſtand behandelnde Schrift: M. Eibler, die Symbolik des menſchlichen Antlitzes. Berlin 1829. 1⅓ Thlr.

Zeiſing, A., Neue Lehre von den Proportionen des menſchlichen Körpers, aus einem bisher unerkannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunſt durchdringenden morphologiſchen Grundgeſetze entwickelt und mit einer vollſtändigen hiſtoriſchen Ueberſicht der bisherigen Syſteme begleitet. Mit 177 in den Text gedr. Holzſchn. gr. 8. (XXII u. 457 S.) Leipzig 1854, R. Weigel. n. 3 Thlr.

Das erwähnte Grundgeſetz beruht auf der Theilung der Linie in zwei ungleiche Theile, und der Verf. findet in der Gliederung nach dieſem Verhältniß das Princip der architektoniſchen Schönheit, das er nun auch auf den menſchlichen Körper anzuwenden verſucht. Es gelingt ihm allerdings, viele Thatſachen im Sinne dieſes Princips zu gruppiren, aber andererſeits wird die Bedeutung deſſelben von ihm überſchätzt und über ſeine natürlichen Grenzen ausgedehnt.

Schücking, Levin, Geneanomiſche Briefe. gr. 12. (III u. 139 S.) Frankf. a. M. 1855, Brönner. n. ⅚ Thlr.

Geiſtreiche Erörterungen über die anererbten geiſtigen Eigenſchaften der Menſchen.

Aeſthetik.

Lotze, Rud. Herm., Ueber Bedingungen der Kunſtſchönheit. gr. 8. (80 S.) Göttingen 1848, Vandenhoeck u. Ruprecht. 5/12 Thlr.

—— Ueber den Begriff der Schönheit. gr. 8. (64 S.) Göttingen 1846, ebend. ⅓ Thlr.

Beide Schriften gehören zu dem Beſten, was in neuerer Zeit vom ſtreng philoſophiſchen Standpunkt aus über Aeſthetik geſchrieben worden iſt.

Viſcher, F. Th., Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen. 3r Thl.: Die Kunſtlehre. 2. Abſchn.: Die Künſte 3. Heft: Die Malerei. gr. 8. (VI S. 505—773.) Stuttgart 1854, Mäcken. 1⅓ Thlr.

Fortſetzung. S. Erſter Nachtrag S. 8.

Bayer, Joſ., Aeſthetik für weitere Kreiſe. 1—4. Heft. gr. 8. (pag. 1—192.) Prag 1855, Mercy. à Heft n. 8 Ngr.

Eine brauchbare Populariſirung der ſpeculativen Aeſthetik, beſonders der Viſcher'ſchen Werke.

Roſenkranz, K., Aeſthetik des Häßlichen. gr. 8. (XIV u. 463 S.) Königsberg 1853, Gebr. Bornträger. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Handelt nicht nur von dem Häßlichen, inſoweit es noch Gegenſtand der Kunſt ſein darf und aus der Abſicht des Künſtlers hervorgeht, ſondern auch von dem unabſichtlich Häßlichen, welches ſein Daſein einem künſtleriſchen Irrthum oder Mißgriff zu danken hat, und iſt gerade in dieſer Beziehung reich an praktiſchen Bemerkungen, welche geeignet ſind, junge Talente auf vielverbreitete Vorurtheile aufmerkſam zu machen. Da der Verf. ſeine Beiſpiele vielfach aus der neueſten Literatur und Kunſt entnimmt, ſo iſt ſein Buch zugleich ein werthvoller Beitrag zur Kritik der künſtleriſchen Leiſtungen der Gegenwart.

Bratranek, F. Th., Beiträge zu einer Aeſthetik der Pflanzenwelt. gr. 8. (IV u. 439 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. n. 2 Thlr. 8 Ngr.

Kein wiſſenſchaftliches Syſtem, ſondern eine Maſſe von Reflexionen und Sentenzen unter den ziemlich willkührlichen Kategorien der Ahnung, Sehnſucht und Sinnigkeit zuſammengeſtellt. Uebrigens der Erguß einer feinfühlenden Seele, intereſſant zu leſen und in künſtleriſcher Beziehung vielfach anregend.

Zeiſing, Adolph, Aeſthet. Forſchungen. Lex. 8. (XV u. 568 S.) Frankfurt a. M. 1855, Meidinger, Sohn u. Co. 3 Thlr.

Will im Gegenſatz zu der früheren rein idealiſtiſchen Betrachtungsweiſe eine mehr realiſtiſche Behandlung des Schönen geben, als erſten Verſuch, das Schöne auch nach der Art der naturwiſſenſchaftlichen Auffaſſungsweiſe zu betrachten und den in räumlichen und zeitlichen Verhältniſſen, in ſtofflichen und formellen Bedingungen wurzelnden Urſachen nachzuſpüren, aus denen die verſchiedenartigen äſthetiſchen Wirkungen der realen Erſcheinungen hervorgehen. Enthält im Einzelnen viel Anregendes und Intereſſantes.

Durſch, G. M., Aeſthetik der chriſtlichen bildenden Kunſt des Mittelalters in Deutſchland. gr. 8. (XII u. 547 S.) Tübingen 1854, Laupp. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, ein kunſtſinniger katholiſcher Geiſtlicher, will zur Löſung der Aufgabe, welche der katholiſche Verein Deutſchlands ſich geſtellt hat, die chriſtliche Kunſt wieder in Aufnahme zu bringen, nach ſeinem Theil einen wiſſenſchaftlichen Beitrag geben, indem er zum Verſtändniß der mittelalterlichen Kunſt anleitet und mit den Hauptwerken derſelben bekannt machen will. Er löſt ſeine Aufgabe mit Geſchmack, philoſophiſchem Geiſt und obgleich vom katholiſchen Standpunkte aus, doch mit freiem keineswegs confeſſionell beſchränktem Sinn. Mit dem künſtleriſchen Material zeigt er ſich vertraut, doch kommen im Einzelnen hin und wieder Verſtöße und Irrthümer vor.

Eine neue verbeſſerte und mit 20 Tafeln Abbildungen vermehrte Auflage wird im Herbſt dieſes Jahres erſcheinen.

Hanslick, Ed., Vom Muſikaliſch-Schönen. Ein Beitrag zur Reviſion der Aeſthetik der Tonkunſt. gr. 8. (VII u. 104 S.) Leipzig 1854, R. Weigel. ⅔ Thlr.

Eine treffliche, mit philoſophiſchem Geiſt geſchriebene äſthetiſche Abhandlung. Der Verfaſſer beſtreitet den gangbaren Satz, daß es Aufgabe der Tonkunſt ſei, Gefühle darzuſtellen und zu erregen, indem er mit feiner Dialektik beweiſt, daß die Muſik als Kunſt, wie jede andere Kunſt, nichts anderes darzuſtellen habe, als die reine Schönheit, und daß bei ihr Inhalt und Form Eins ſeien. Ein werthvoller Beitrag zur Aeſthetik der Tonkunſt, dem wir bald ähnliche Nachfolger wünſchen.

Pädagogik.

Raumer, Karl von, Geſchichte der Pädagogik. 4. Thl. 2. Aufl. A. u. d. T.: Die deutſchen Univerſitäten. gr. 8. (X u. 371 S.) Stuttgart 1854, Lieſching. 2⅔ Thlr.

(Th. 1 u. 2 ſ. Wegweiſer S. 318, Th. 3 Erſter Nachtrag S. 8.)

Gibt eine Geſchichte des Univerſitätslebens, hauptſächlich nach der ſocialen Seite hin, und behandelt insbeſondere die Geſchichte der Burſchenſchaft ausführlicher. Einen großen und intereſſanten Theil des Buches bilden Mittheilungen über die eigenen Univerſitätserfahrungen des Verfaſſers als Student und als Profeſſor.

Curtmann, Wilh. J. G., Die Schule und das Leben. Eine gekrönte Preisſchrift. 2. verb. u. verm. Aufl. Lex. 8. (246 S.) Friedberg 1847, Bindernagel. n. 24 Ngr.

Sucht den Werth der Schule für das Leben nachzuweiſen, vertritt realiſtiſche Reformgedanken gegen den bloßen Formalismus der Bildung und gibt beherzigenswerthe Winke für die Richtung des Unterrichtes auf praktiſche Lehrzwecke.

Leutbecher, Joh., Amos Comenius Lehrkunſt nach ihrer Gedankenfolge dargeſt. gr. 8. (VIII u. 157 S.) Leipzig 1853, Baenſch. 1⅙ Thlr.

Der berühmte Verfaſſer des Orbis pictus wird hier nach ſeinen Verdienſten um die Jugendbildung auf anſprechende Weiſe geſchildert.

Palmer, Ch., Evangeliſche Pädagogik. 2. Aufl. gr. 8. (VIII u. 732 S.) Stuttg. 1855, Steinkopf. 2⅔ Thlr.

Eine vom Boden der Wiſſenſchaft ausgehende Zuſammenfaſſung der Grundſätze einer chriſtlichen Erziehung, wobei ſich der Verfaſſer die Aufgabe ſtellt, zu zeigen, daß das chriſtliche Element keineswegs von dem Leben abziehe, ſondern anleite, daſſelbe von der rechten Seite anzufaſſen. Obgleich wiſſenſchaftlich angelegt, in allgemein verſtändlicher Weiſe ausgeführt und namentlich auch für gebildete Frauen geeignet.

Stoy, C. V., Hauspädagogik in Monologen und Anſprachen. Eine Neujahrsgabe an die Mütter. 8. (VIII u. 136 S.) Leipzig 1855, Engelmann. ⅔ Thlr.

Erfahrungen und Vorſchläge eines Inſtitutsvorſtehers in etwas gezierter Sprache, die aber nicht abhalten darf, den wirklich guten Inhalt näher kennen zu lernen.

Vinet, Alex., Ueber die Aufgabe der weiblichen Bildung. (Gutachten über die höhere Töchterſchule in Lauſanne.) Aus dem Franzöſ. überſ. und mit Anmerkungen begleitet von Robert König ꝛc. 8. (34 S.) Oldenburg 1855, Stalling. n. ⅙ Thlr.

Der als Prediger und Geiſtlicher ausgezeichnete Verfaſſer gibt in dieſer kleinen Schrift ſeine Stimme über weibliche Bildung ab. Er dringt vor Allem auf die Grundlage religiöſer und häuslicher Ausbildung, und gibt aus ſeiner eigenen Erfahrung treffliche Winke.

Frauen, die und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zuſammenhängenden Aufſätzen niedergeſchrieben von Frauenhand. 16. (VII u. 118 S.) Frankfurt a. M. 1856, Meidinger, Sohn u. Co. 24 Ngr.

Einfache und treffende Erörterung über die weibliche Bildung. Die Verfaſſerin will, daß bei der Erziehung der Mädchen der häusliche Beruf immer die Grundlage ausmachen und die geiſtige Bildung nur ſo weit ausgedehnt werden ſoll, als es der innere Trieb dazu und die äußere Lage begünſtigen. Sie trifft in ihren Forderungen mehr das richtige Maß, als der ſonſt geiſtreich geſchriebene Artikel gegen Inſtitutsbildung in der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1855.

Religion und Theologie.

Allgemeines.

Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholiſchen Theologie und ihrer Hülfswiſſenſchaften. Herausgegeben unter Mitwirkung der ausgezeichnetſten kathol. Gelehrten Teutſchlands von Heinr. Wetzer und Benedikt

Welte. 11 Bände gr. 8. Freiburg im Breisgau 1846—1855, Herder. 22⅔ Thlr.

Von den bedeutendſten katholiſchen Theologen geſchrieben, iſt es ein rühmliches Zeugniß von dem wirklich wiſſenſchaftlichen Charakter der katholiſchen Theologie in Deutſchland. Die eigenthümlichen kirchlichen und dogmatiſchen Lehren ſind mit Mäßigung dargelegt, die geſchichtlichen und kirchenrechtlichen Artikel meiſt gründlich, auch die Kritik häufig unbefangen und freiſinnig vertreten. Das Werk iſt mit dieſen 11 Bänden zunächſt abgeſchloſſen, es ſollen aber noch Supplemente nachfolgen.

Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. In Verbindung mit vielen proteſtantiſchen Theologen und Gelehrten, von J. J. Herzog. Bd. 1—5. A—Hermeneutik [I. Bd. 1853. 54. (VIII u. 792 S.), II. Bd. 1854 (800 S.), III. Bd. 1855 (796 S.), IV. Bd. 1855 (800 S.), V. Bd. 1856 (820 S.)] Stuttgart 1853—56, Beſſer. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Repräſentirt die heutige proteſtantiſche Theologie durch eine Reihe ſehr tüchtiger Arbeiten. Am beſten ſind die kirchenrechtlichen und kirchengeſchichtlichen Artikel, etwas zu breit die dogmatiſchen, in Kritik und Exegeſe die kritiſche Richtung zu ſehr ausgeſchloſſen.

Monatsblätter, proteſtantiſche, für innere Zeitgeſchichte. Zur Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der chriſtlichen Gegenwart. Unter Mitwirkung von Dorner, Hagenbach, W. Hoffmann, Hundeshagen, Nitzſch, Clem. Perthes, Ullmann, W. Wackernagel, Wichern, Wieſe u. A., herausgeg. von Heinrich Gelzer. Jahrg. 1853—55. Je 2 Bände od. 12 Hefte. Lex.-8. Gotha, J. Perthes. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Eine ſehr verdienſtliche Zeitſchrift, die in einer Reihe werthvoller Artikel nicht nur den kirchlichen Glauben, ſondern auch das religiöſe Leben in weiteſtem Umfange beſpricht. Sie berührt dabei Kulturzuſtände, Politiſches und Confeſſionelles in mannigfaltigen Berichten, Notizen und Anfragen. Ein proteſtantiſches Gegenſtück zu den hiſtoriſch-politiſchen Blättern. Leider macht ſich in dem letzten Jahrgang einiger Mangel an bedeutendem Stoffe fühlbar.

Parker, Theodor, Zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Ueberſ. von Johannes Ziethen. 8. (XV u. 324 S.) Leipzig 1853, Voigt u. Günther. n. 1 Thlr.

Vorträge eines ſehr gefeierten Predigers der Congregationsgemeinde in Boſton, deren Eigenthümlichkeit das ethiſche Element auf Grundlage eines ſtarren Rationalismus iſt. Die etwas forcirte Rhetorik mit willkührlichen Vergleichungen und Unterſcheidungen dürfte bei uns wohl ſchwerlich Anklang finden.

Channing, Will. Ellery Werke. In einer Auswahl aus dem Engliſchen überſ. u. herausgeg. von F. A. Schulze u. Ad. Sydow. 15 Bdchn. 16. Berlin u. Leizig 1850—55, H. Schultze. 6 Thlr. 17 Ngr.

Vorherrſchend religiöſer Inhalt. Predigten und Betrachtungen über Lebensverhältniſſe und ſociale Probleme. Ausgezeichnet durch eine Beredtſamkeit, die den Menſchen im Innerſten zu erfaſſen und in die geheimſten Falten des Herzens zu dringen weiß. Ausdruck eines Charakters, in dem ſich Ernſt und Milde zu ſchöner Harmonie verbinden, und bei dem jedes Wort aus der Tiefe heiligſter Ueberzeugung fließt. Charakteriſtiſch iſt die hohe Achtung vor dem göttlichen Keim in der menſchlichen Natur, die ihm die ſittlichen Anforderungen nicht ſchwächt, ſondern ſteigert. Seine Sprache iſt voll Kraft und edler Einfachheit und ſein Stil wird von Vielen als unübertroffen in Amerika angeſehen.

Bunſen, Chriſt. Carl Joſias, Hippolytus und ſeine Zeit. Anfänge und Ausſichten des Chriſtenthums und der Menſchheit. 2 Bde. mit d. Bildn. Bs. gr. 8.

Bd. II. Die Herſtellung. (XXIV u. 664 S.) Ebend. 1853. n. 4 Thlr.

Ein wunderliches Buch, in dem allerhand ſteht, was man nach dem erſten Theil des Titels nicht darin ſuchen würde. Es iſt urſprünglich engliſch geſchrieben, von Dr. Rauh ins Deutſche überſetzt und vom Verf. mit einer beſondern Vorrede für die deutſche Ausgabe begleitet. Die erſte Abtheilung beſteht aus fünf Sendſchreiben an Julius Hare über Verfaſſer, Inhalt und Bedeutung eines neuerlich in Oxford unter dem Titel: »Des Origenes Philoſophumena oder Widerlegung aller Häreſien« veröffentlichten Werkes. Bunſen ſucht nun nachzuweiſen, daß nicht Origenes, ſondern Hippolytus Biſchof von Portus bei Oſtia, Presbyter der römiſchen Kirche und Märtyrer, ein Schüler des Irenäus, ums Jahr 225 das Buch geſchrieben habe. Daſſelbe gibt eine ausführliche Belehrung über die früheſten Geſchichte des Chriſtenthums und enthält Auszüge aus verlorenen Werken der gnoſtiſchen, ebionitiſchen und gemiſchten häretiſchen Schulen, deren weſentlicher Inhalt von Bunſen in Urtext und Ueberſetzung mitgetheilt wird. Eine 2. Abtheilung enthält Aphorismen über Philoſophie der Geſchichte, beſonders der Religionsgeſchichte, worin Bunſen ſeine Anſichten über Proteſtantismus und deutſche Theologie darlegt. In einer dritten Abtheilung gibt Bunſen den Text des Glaubensbekenntniſſes, der Liturgie und Verordnungen des dritten Jahrhunderts mit Erläuterungen. In dem deutſchen Vorwort, was 30 Seiten umfaßt, ſpricht ſich Bunſen über den weltgeſchichtlichen Beruf der Deutſchen, Engländer und Franzoſen aus, über deutſche Einheit und Bundesſtaat, deutſche Theologie und Wiſſenſchaft u. dgl.

Der zweite Band enthält vorherrſchend kirchenhiſtoriſche Antiquitäten. Von allgemeinerem Intereſſe iſt nur die dem Hippolytus in den Mund gelegte Vertheidigungsrede, die nicht an ſeine Zeitgenoſſen, ſondern an das engliſche Volk der Gegenwart gerichtet iſt.

Bunſen, Chriſt. Carl Joſias, Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. 2 Bdchn. 3. Aufl. 8. (VIII u. 326 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Geiſtreiche Betrachtungen über kirchliche Zeitverhältniſſe und religiöſe Fragen. Der Verf. verlangt vom Staate, daß er die freie Kirchen- und Gemeindebildung geſtatte, aber alle die verſchiedenen Richtungen in einer höheren Einheit chriſtlichen Glaubens zuſammenfaſſe. Das Buch hat mit Recht Epoche gemacht und iſt jedenfalls ein zeitgemäßes Wort gegen die confeſſionelle Ausſchließlichkeit, wie ſie heutzutage um ſich greift.

Stahl, (Jul. Friedr.) Wider Bunſen. 3. Abdr. 8. (157 S.) Berlin 1856, Beſſers Buchh. n. ⅔ Thlr.

Eine Streitſchrift voll glänzender Sophiſtik, die den Liberalismus, welchen der Verf. ſeinem Gegner vorwirft, aufs Aeußerſte treibt. Er bezeichnet im Gegenſatz zu der Gewiſſensfreiheit, welche Bunſen fordert, das Chriſtenthum als eine Religion der Intoleranz, und will einen confeſſionell beſtimmten chriſtlichen Staat, der ſich ausſchließend gegen Gemeindebildung verhalte, aber dem Einzelnen volle Denkfreiheit geſtatte.

Hundeshagen, K. B., Der Weg zu Chriſto. Vorträge im Dienſte der innern Miſſion vor Gliedern der evangeliſchen Chriſtenheit aus den gebildeten Ständen gehalten. 2. Abdr. gr. 8. (VIII u. 356 S.) Frankfurt a. M. 1853, Brönner. n. 1⅓ Thlr.

Eine methodiſche Anleitung zum Glauben, die uns, von der heutigen Bildung ausgehend, Schritt für Schritt tiefer in die chriſtlichen Wahrheiten hineinführt. Die warme Ueberzeugung des Verfaſſers, ſeine klare eindringliche Sprache wirkt um ſo wohlthuender und zur Beiſtimmung nöthigender, als man wohl ſpürt, daß hier nicht ein Phantaſie- und Gefühlsmenſch, ſondern eine verſtändige nüchterne Natur ſpricht, die aber, von ihrem Glauben ganz durchdrungen und gehoben, wahrhaft beredt wird.

Glaubens- und Sittenlehre.

Weiße, Ch. H., Philoſophiſche Dogmatik. 1. Bd. gr. 8. (VIII u. 712 S.) Leipzig 1855, Hirzel. n. 3⅓ Thlr.

[illegible] aus den erſten, die Theologie, und handelt 1) von der Exiſtenz Gottes, 2) dem bibl. Gottesbegriff, 3) der Dreieinigkeitslehre, den göttl. Eigenſchaften und der Materie als Grundlage der Weltſchöpfung.

Die Behandlung wird den Theologen zu viel Philoſophie, den Philoſophen zu viel Theologie geben, aber kann beide fruchtbar anregen und namentlich ein Gegengewicht gegen den allzu ſtark überhandnehmenden Pantheismus gewähren. Die Darſtellung iſt etwas weitſchweifig und ſchwerfällig und legt oft Behauptungen und Machtſprüche an die Stelle philoſophiſcher und kritiſcher Nachweiſungen.

Gaß, W., Geſchichte der proteſtantiſchen Dogmatik in ihrem Zuſammenhange mit der Theologie überhaupt. 1. Bd.: d. Grundlegung u. d. Dogmatismus. gr. 8. (XVI u. 488 S.) Berlin 1854, G. Reimer. 2 Thlr.

Eine durchdachte, das confeſſionelle wie das wiſſenſchaftliche Element gleichmäßig würdigende Darſtellung, welche ſich beſonders zur Aufgabe macht, die enge Verbindung der Glaubenslehre mit der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildung des Zeitalters zur Anſchauung zu bringen. Die Ausführung hätte aber etwas gründlicher werden dürfen; die Charakteriſtik der einzelnen Theologen hält ſich häufig nur auf der Oberfläche, was z. B. bei Calvin beſonders ungenügend erſcheint. Das Werk iſt nicht nur für Theologen, ſondern auch für theologiſch gebildete Laien empfehlenswerth.

Köſtlin, Jul., Luthers Lehre von der Kirche. 8. (216 S.) Stuttgart 1853, Lieſching. n. 24 Ngr.

Eine klare und ganz objectiv gehaltene Darſtellung der lutheriſchen Kirchenlehre. Auch Laien zu empfehlen.

Schenkel, Daniel, Das Weſen des evangeliſchen Glaubens. Vorträge im Dienſte der inneren Miſſion gehalten. gr. 8. (IV u. 180 S.) Frankfurt a. M. 1854, Brönner. n. 24 Ngr.

Eine populäre Glaubenslehre, warm und mit beſonderer Rückſicht auf die der Kirche ferner Stehenden vorgetragen.

Schenkel, Daniel, Der Unionsberuf des evangeliſchen Proteſtantismus aus der principiellen Einheit, der confeſſionellen Sonderung und der unionsgeſchichtlichen Entwicklung deſſelben nachgewieſen. gr. 8. (XVI u. 662 S.) Heidelberg 1855, Karl Winter. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Eine beredte Apologie der Union. Mehr für gebildete Laien, als für Theologen geeignet.

Feuerlein, Emil, Die Sittenlehre des Chriſtenthums in ihren geſchichtlichen Hauptformen. Ein Beitrag z. Geſchichte d. Theologie u. Moral. gr. 8. (VIII u. 286 S.) Tübingen 1855, Fues. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine durch große Friſche und Gewandtheit der Darſtellung ſich empfehlende klare und überſichtliche Geſchichte der chriſtlichen Moral, wie ſie ſich in der wiſſenſchaftlichen Litteratur ausgeprägt hat; auf die chriſtliche Sitte, wie ſie ſich in der Kirche und bei den verſchiedenen Sekten geſtaltet hat, wird weniger eingegangen. Beſonders Geiſtlichen und Lehrern zu empfehlen.

Thierſch, Heinr. W. J., Ueber chriſtliches Familienleben. 2. Aufl. gr. 16. (IV u. 207 S.) Frankfurt a. M. 1855, Heyder u. Zimmer. n. ⅔ Thlr.

Wohlthuendes Zeugniß einer chriſtlichen Lebenserfahrung, die ſich die ſittlichen Ideale bewahrt und ihren Zuſammenhang mit dem Ganzen der chriſtlichen Lehre erkannt hat. Gibt die leitenden Grundſätze für Ehe und Erziehung in feiner Erörterung.

Erbauliches.

Harleß, Gottl. Chriſtoph A., Sonntagsweihe. 7 Bde. (mit je 20 Predigten). gr. 8. Leipzig 1848—52, 54, 56, Teubner. à Bd. 1 Thlr.

Kräftig in Wort und Gedanken, würdige jeden luxuriöſen Redeprunk vermeidende Sprache. Der theologiſche Standpunkt des Verfaſſers, bekanntlich ſtreng lutheriſch, tritt in dieſen Predigten wenigſtens nicht auf eine ſchroffe abſtoßende Weiſe hervor.

Ranke, F. H., Das Leben in Chriſto. Predigten über die Epiſteln des Kirchenjahrs. 1. Thl. (IV u. 224 S.) Frankfurt a. M. 1853, Heyder u. Zimmer. n. 18 Ngr.
2. Thl. (III u. 231 S.) Ebend. 1854. n. 18 Ngr.
3. „ (IV u. 224 S.) Ebend. 1855. n. 18 Ngr.

Ausdruck einer vom chriſtlichen Glauben ganz erfüllten und befriedigten Perſönlichkeit, die in einfacher, würdiger Darſtellung und milder Sprache der Gemeinde ihren Beſitz mitzutheilen beſtrebt iſt.

Ahlfeld, Fr., Predigten über die evangeliſchen Perikopen. Vierte Auflage. gr. 8. (VIII u. 679 S.) Halle 1854, Mühlmann. n. 2 Thlr.

—— —— Predigten an Sonn- und Feſttagen gehalten zu Leipzig, a. u. d. Titel: Bauſteine z. Aufbau d. Gemeinde. 6 Bde. Leipzig 1852—53, F. Fleiſcher. à Bd. 1⅓ Thlr.

[I. (VIII u. 304 S.) 1852. II. (VIII u. 320 S.) 1853. III. (VIII u. 304 S.) 1853. IV. (VIII u. 320 S.) 1853. V. (VIII u. 320 S.) 1854. VI. (VIII u. 368 S.) 1855.

Vorbemerkte Predigten (6 Bde.) erſchienen 1855—56 in neuen Aufl. in 3 Bden. unter denſelben Titeln und zwar:

Band I. (3. Aufl.) Lex.-8. (XII u. 392 S.) 1855. 1⅓ Thlr.
„ II. (2. „) Lex.-8. (XII u. 416 S.) 1854. 1⅓ Thlr.
„ III. (2. „) Lex.-8. (XII u. 480 S.) 1855. 1⅓ Thlr.

Ein ächter Kanzelredner, aber nicht in der alten rationaliſtiſchen Art, ſondern ins Evangeliſche überſetzt. Die Vorträge ſind mit Kunſt angelegt und mit den Mitteln einer nach den Meiſtern der neueren ſchönen Literatur gebildeten Sprache ausgeführt. Wenn mitunter die Schönrednerei ſich etwas breit macht, ſo iſt doch Tiefe der Auffaſſung und ein kräftiger Geiſt nicht zu vermiſſen. Die theol. Richtung des Verfaſſers bekanntlich ſtreng lutheriſch.

Gerok, K., Predigten auf alle Sonntage, Feſt- u. Feiertage d. Kirchenjahres. gr. 8. (VIII u. 944 S.) Stuttgart 1856, Oetinger. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Auch ein Kanzelredner, dem man die äſthetiſche Bildung anfühlt, den aber ſeine große Leichtigkeit in überraſchenden Wendungen und geiſtreichen Auffaſſungen auch hin und wieder zu Spielereien verführt. Der Gehalt durchaus evangeliſch, aber in freier, nicht confeſſionell und dogmatiſch beſchränkter Weiſe. Rühmenswerth iſt der Freimuth, mit welchem er ſittliche Mißſtände in hohen und niederen Kreiſen beſpricht.

Hofacker, W., Predigten für alle Sonn- u. Feſttage. Mit d. Bildn. d. Verf. u. Mittheil. über ſ. Lebensgang vom Prälat Kapff. gr. 8. (XLIV u. 800 S.) Stuttgart 1853, Steinkopf. n. 1 Thlr. 4 Ngr.

Aus dem Nachlaß eines ſehr gefeierten Stuttgarter Predigers von nachhaltiger Wirkſamkeit. Originelle Gedanken, Schwung der Begeiſterung, Reichthum an Bildern, die jedoch nicht immer gelungen ſind. Der Inhalt ächt evangeliſch, ans Pietiſtiſche ſtreifend.

Hoffmann, W., Ruf zum Herrn. Zeugniſſe aus dem Amte in einer fortlaufenden Reihe von Predigten. 1. Bd. gr. 8. (245 S.) Berlin 1854, Wiegandt u. Grieben. n. 1 Thlr. 2 Ngr.

(II. Bd. A. u. d. T.) Die letzten Dinge des Menſchen. gr. 8. (92 S.) Ebend. 1854. n. ⅚ Thlr.

Predigten von freierer Form und großem rhetoriſchem Schwung, reich an geiſtvollen Auffaſſungen und poſitivem ächt evang. Gehalt.

Beck, J. Tob., Chriſtliche Reden. Dritte Sammlung. gr. 8. (XII u. 632 S.) Stuttgart 1847, Belſer. 2 Thlr. 6 Ngr.

Sehr gedankenreiche auf bibliſchem Grunde ſich bewegende Vorträge mit eigenthümlicher tiefeingehender Schriftauslegung, worin man mitunter Anklängen an den Chiliasmus und peſſimiſtiſchen Anſichten über die Kirche begegnet. Abweſenheit aller Rhetorik.

Steinmeyer, F. L., Beiträge zum Schriftverſtändniß in Predigten. Berlin 1854, Wiegandt u. Grieben. n. ⅚ Thlr.

I. Bd. 2. Aufl. gr. 8. (VI u. 292 S.)
II. „ 2. „ gr. 8. (IV u. 328 S.) Ebend. 1852. n. 27½ Ngr.
III. „ 2. „ gr. 8. (IV u. 216 S.) Ebend. 1853. n. 18 Ngr.

Eine in die innerſten Tiefen des Schriftwortes und der Menſchenſeele dringende Auslegung. Die Sprache und Darſtellung iſt einfach, aber nicht eigentlich populär, ſie hält ſich im Ton der Unterſuchung und Erörterung und läßt den Leſer nicht los, bis ſie ihn zum abſchließenden Ergebniß geführt hat. Der Gedankenreichthum dieſer Reden zeigt ſich oft darin, daß, wenn man ſchon alle Beziehungen erſchöpft glaubt, der Verfaſſer immer noch ein Goldkorn aus dem Schachte des göttlichen Wortes zu graben weiß.

Schenkel, D., Evangeliſche Zeugniſſe von Chriſto. Predigten über Abſchnitte aus dem Evang. Johannis. 1. Sammlung. gr. 8. (VIII u. 307 S.) Heidelberg 1853, akad. Anſt. f. Lit. u. Kunſt. 1 Thlr.

2. Samml. (VI u. 297 S.) Ebend. 1855. 1 Thlr.

Sehr anſprechende Auffaſſung der religiöſen Wahrheiten, mit einer warmen Rhetorik vorgetragen. Ueber ſchwierige Punkte des Dogmas und Schriftwortes oft mit Redensarten hinübergleitend.

Müllenſiefen, J., Zeugniſſe von Chriſto. Predigten. gr. 8. (IV u. 228 S.) Berlin 1854, Rauh. n. ⅔ Thlr.

Sehr milde anſprechende, faſt weibliche Auffaſſung und Ausdrucksweiſe, der es aber nicht an chriſtlicher Entſchiedenheit und Tiefe fehlt.

Löhe, Wilh., Von der weiblichen Einfalt. 3. Aufl. 32. (115 S.) Stuttgart 1856, Liesching. n. 12 Ngr.

Die Tugenden der Frauen auf den Begriff der Einfalt zurückgeführt, mit bibliſchen Vorbildern und ſtarken Anklängen an den Marienkultus.

Sieveking, Amalie Wilhelmine, Unterhaltungen über einzelne Abſchnitte der heil. Schrift. 2. Aufl. gr. 8. (XII u. 372 S.) Leipzig 1856, Guſtav Mayer. n. 1⅓ Thlr.

Lebensanſchauungen der auf dem Felde der inneren Miſſion rühmlichſt bewährten Verfaſſerin behufs der Belebung des religiöſen Sinnes, und der praktiſchen chriſtlichen Liebe, aus Schriftſtellen entwickelt, vorzugsweiſe für jüngere Frauen und Mädchen, an die auch das den Schluß bildende und auch einzeln zu habende Vermächtniß gerichtet iſt.

Morgen- und Abendſegen auf alle Tage des Jahres. Unter Mitwirkung von Dekan Gerock, Pfr. Staudt u. A. Herausgeg. v. Eduard Teichmann. 2. Aufl. Mit 1 Stahlſt. Lex.-8. (VII u. 856 S.) Stuttgart 1855, Scheitlins Verl. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine große Auswahl von Gebeten evangeliſchen Gehalts, die ſich mehr als manche andere Sammlung zum Gebrauch in Familien eignet, weil die Gebete kurz ſind (jedes nimmt nur eine Octavſeite ein), und weil nichts Störendes, wie ſchroffe Ausdrücke oder auf individuelle Verhältniſſe berechnete Beziehungen, darin enthalten iſt.

Kirchengeſchichte.

Ewald, Heinrich, Geſchichte Chriſtus und ſeiner Zeit. Auch u. d. Titel: Geſchichte des Volkes Iſrael V. Bd. gr. 8. (XVIII u. 450 S.) Göttingen 1855, Dieterich. n. 2 Thlr.

Eine geiſtvolle, den geſchichtlichen und nationalen Zuſammenhang feſthaltende Ueberſicht der Hauptthatſachen des Lebens Jeſu, welche, nicht ſchulmäßig gehalten, erfriſchend anregt, und die ſittliche Perſönlichkeit Chriſti mit Wärme und Feinheit hervorhebt. Die göttliche und menſchliche Natur Chriſti, Wunder u. dgl. werden von einem höheren, den Streit der Schule umgehenden Standpunkt aufgefaßt, der Manches in einem neuen Licht erſcheinen läßt, aber doch im Grunde nicht über die Gegenſätze der Schule hinauskommt.

Eiſenlohr, Ph., Das Volk Iſrael unter der Herrſchaft der Könige. 1. Thl. (d. Entwickelung u. d. höchſte Blüthe d. monarch. Theokratie.) gr. 8. (XII u. 299 S.) Leipzig 1855, Brandſtetter. 1 Thlr.

Eine gute Populariſirung von Ewald's Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes.

Baur, Ferd. Chriſt., Das Chriſtenthum und die chriſtliche Kirche der drei erſten Jahrhunderte. gr. 8. (XII u. 504 S.) Tübingen 1853, Fues. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer legt in dieſem Buche die Ergebniſſe ſeiner früheren dogmengeſchichtlichen und hiſtoriſch-kritiſchen Forſchungen ergänzt und theilweiſe berichtigt in klarer, auch dem nichtgelehrten Publikum zugänglicher Darſtellung vor und geht mehr als er ſonſt zu thun pflegt, auch auf die Lebensverhältniſſe ein. Beſonders werthvoll in dieſer Beziehung ſind die Abſchnitte über das Verhältniß des Heidenthums zu dem erſtarkenden Chriſtenthum, das ſittlich-religiöſe Leben der alten Chriſten nach ſeinen Licht- und Schattenſeiten, und die Schilderung der allmählichen ſtaatlichen Anerkennung des Chriſtenthums.

Hagenbach, K. R., Vorleſungen über die ältere Kirchengeſchichte.
Bd. I. auch u. d. Tit.: Die chriſtliche Kirche der erſten drei Jahrhunderte. gr. 8. (XI u. 349 S.) Leipzig 1853, Hirzel. 1⅔ Thlr.
Bd. II. auch u. d. T.: Die chriſtliche Kirche vom vierten bis zum ſechſten Jahrhundert. gr. 8. (XI u. 398 S.) Ebend. 1853. 1⅔ Thlr.

Eine gefällige, für ein nicht gelehrtes Publikum berechnete Darſtellung nach Art der Vorleſungen über den Proteſtantismus. Uebrigens nicht frei von manchen Ungenauigkeiten und Irrthümern.

Lange, J. P., Die Geſchichte der Kirche.
I. Thl. 1. Bd. a. u. d. Tit.: Das apoſtoliſche Zeitalter. gr. 8. (X u. 373 S.) Braunſchweig 1853, Schwetſchke u. Sohn. 1 Thlr. 24 Ngr.
I. Thl. 2. Bd. gr. 8. (X u. 654 S.) Ebend. 1854. 3 Thlr. 6 Ngr.

Fülle von geiſtreichen Auffaſſungen und Erörterungen, aber Mangel an Anordnung und Geſtaltung des geſchichtlichen Stoffes und gehöriger Abklärung der Ideen, daher oft ermüdende Weitſchweifigkeit.

Bindemann, C., Der heilige Auguſtinus. 2 Bde. gr. 8. (I. 358 S. II. X u. 486 S.) (Berlin u.) Leipzig 1844 u. 55, H. Schultze. 4 Thlr.

Eine fleißige Arbeit, welche die äußeren Lebensumſtände ſowie die theologiſche Bedeutung des berühmten Kirchenvaters in einfacher klarer Darſtellung ſchildert. Der zweite Band um vieles gründlicher als der erſte. Doch erſcheint der Verfaſſer dem gewaltigen Geiſt ſeines Helden nicht ganz gewachſen, um ihn in ſeinen Tiefen ergründen und ſeine weitgreifende Bedeutung für die Entwicklung der Theologie gehörig würdigen zu können.

Schaff, Phil., Geſchichte der apoſtoliſchen Kirche nebſt einer Einleitung in die Kirchengeſchichte. Zweite verm. u. verb. Aufl. gr. 8. (XV u. 680 S.) Leipzig 1854, Holtze. 3⅓ Thlr.

Glücklicher Verſuch eines in Amerika lebenden deutſchen Theologen, die Ergebniſſe deutſcher Wiſſenſchaft zu verarbeiten. Die Materialien ſind mit Fleiß geſammelt und mit Geſchick benützt, die eigenen Urtheile richtig und nicht unbillig, dagegen aber der Ton etwas hochfahrend und intolerant.

Sudhoff, Karl, Vorträge über chriſtliche Kirchengeſchichte für Gebildete. 2 Bde. gr. 8. (XXVIII u. 951 S.) Frankf. a. M. 1855, Sauerländer. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein Werk, das im Ganzen dem vorgeſteckten Ziel entſpricht; es iſt fließend und nicht zu abſtract theologiſch geſchrieben. Zu rühmen iſt des Verfaſſers Beſtreben, die kirchlichen Spaltungen auf Grund der Lehrſtreitigkeiten in ihrer Unberechtigtheit erſcheinen zu laſſen. Beſonders gut die Charakteriſtik Zwingli's.

Vogel, Albrecht, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert.
I. Thl. Die Geſchichte Rathers und ſeiner Zeit. II. Thl. Von den Quellen der Geſchichte Rathers. 3 Thle. gr. 8. (XXVIII u. 675 S.) Jena 1854, Mauke. 3 Thlr.

Der Verf., ein Schüler Neanders, macht ſich zur Aufgabe, zur Verbreitung einer günſtigeren Anſicht von dem 10ten Jahrhundert beizutragen und in der Geſchichte des Ratherius, eines durch ſeine Schickſale und literariſche Thätigkeit hervorragenden Klerikers jener Zeit, ein ſorgfältig ausgeführtes Lebensbild zu geben, und dabei Einiges zum richtigen Verſtändniß der erſten ſächſiſchen Könige und Kaiſer beizutragen. Das Buch iſt für die Zeitgeſchichte, beſonders nach der kulturhiſt. Seite hin, von großem Intereſſe.

Böhringer, Friedr., Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen oder die Kirchengeſchichte in Biographien.
II. Bd. 2. Abth. Abälard, Heloiſe, Innocenz III., Franciscus von Aſſiſi, Eliſabeth von Thüringen. gr. 8. (XII u. 663 S.) Zürich 1853, Meyer u. Zeller. n. 2⅚ Thlr.
II. Bd. 3. Abth. Die deutſchen Myſtiker des 14. u. 15. Jahrh. Joh. Tauler, H. Suſo, Joh. Ruysbroek, Gerh. Groot, Flor. Radewynzoon, Th. von Kempen. gr. 8. (XVI u. 844 S.) Ebend. 1855. n. 3 Thlr.
(I—II., 1—3.: n. 16 Thlr. 24 Ngr.)

Die früheren Bände ſ. Wegweiſer p. 14.

Dieſes anerkannt gute Werk hat in ſeinen neueren Bänden noch in formeller Beziehung weſentlich gewonnen, und iſt ſowohl Studirenden und praktiſchen Geiſtlichen, als auch Laien von theologiſchem Bedürfniß zu empfehlen.

Herzog, Die romaniſchen Waldenſer, ihre vorreformatoriſchen Zuſtände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrh. und die Rückwirkungen derſelben, hauptſächl. nach ihren eigenen Schriften dargeſtellt. gr. 8. (XIV u. 470 S.) Halle 1853, Anton. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr gründliche, mit vieler Liebe zum Gegenſtande behandelte Arbeit, welche viele neue Ergebniſſe, namentlich die erſte unverfälſchte Geſchichte des Petrus Waldus liefert.

Lechler, G. V., Geſchichte der Presbyterial- und Synodalverfaſſung ſeit der Reformation. Gekrönt v. d. Haager Geſellſch. z. Vertheid. d. Chriſtenthums. gr. 8. (XVIII u. 297 S.) Leiden 1854 (Rotterdam, Bädeker.) n. 2⅓ Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit. Nicht nur Theologen, ſondern auch kirchlich geſinnten Laien zur Orientirung zu empfehlen.

Heppe, H., Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus in den Jahren 1555—1581. 2. Band von 1563—1574. gr. 8. (XII u. 639 S.) Marburg 1853, Elwert. 2⅔ Thlr.

Reich an intereſſantem geſchichtlichem Stoff, aber in einer beſtimmten Tendenz geſchrieben, die ſich ſchwerlich geſchichtlich rechtfertigen läßt. Der Verfaſſer ſucht nämlich nachzuweiſen, die urſprüngliche Lehre der deutſchen Reformation ſei der Lehrbegriff Melanchthons geweſen und die lutheriſche Lehre ſei erſt ein Erzeugniß der ſpätern Reaction. Die Darſtellung etwas ſchwerfällig und mehr dogmatiſch als hiſtoriſch.

Tholuck, Aug., Der Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrh. nach handſchriftl. Quellen. gr. 8. (XII u. 434 S.) Hamburg u. Gotha 1852, F. u. A. Perthes. n. 2 Thlr. 4 Ngr.

—— Vorgeſchichte des Rationalismus.

I. Thl. 1. Abth. Das akademiſche Leben des 17. Jahrhunderts mit beſonderer Beziehung auf die proteſtantiſch-theologiſchen Fakultäten nach handſchriftl. Quellen. 1. Abth. Die akademiſchen Zuſtände. gr. 8. (XII u. 327 S.) Halle 1853, Anton. 1⅚ Thlr.

I. Thl. 2. Abthl. Die akademiſche Geſchichte der deutſchen, ſkandinaviſchen, niederländ., ſchweizeriſchen Hohenſchulen. gr. 8. (X u. 400 S.) Ebend. 1854. 2 Thlr.

Die Idee, die dem erſten Buch zu Grunde lag, iſt im zweiten weiter ausgeführt. Beide Werke ſind reich an neuem intereſſantem Stoff und feinen Combinationen, und werfen ein überraſchendes Licht auf kirchliche und ſociale Zuſtände jener Zeit, im Ganzen fehlt es aber an der rechten Verarbeitung.

Sigwart, Chriſtoph, Ulrich Zwingli. Der Charakter ſeiner Theologie mit beſond. Rückſicht auf Picus v. Mirandula dargeſtellt. gr. 8. (VIII u. 244 S.) Stuttgart 1855, Beſſer. 1 Thlr.

Eine ſehr treffende Darlegung von Zwingli's häufig unterſchätzten theologiſchen Anſichten, welche aber nicht auf deſſen reformatoriſche Wirkſamkeit ausgedehnt wird. Intereſſante Parallelen mit Schleiermacher und Picus von Mirandula.

Röder, Georg Wilh., Der ſchweizeriſche Reformator Huldreich Zwingli, ſeine Freunde u. Gegner. Ein biograph. Zeitbild vom Standpunkt des Proteſtantismus. gr. 8. (VIII u. 504 S. mit Z.'s Portr.) St. Gallen 1855, Huber u. Co. 1⅓ Thlr.

Eine für die Gebildeten im Volk berechnete Schilderung der Perſönlichkeit und Wirkſamkeit Zwinglis, mit apologetiſcher Tendenz, die aber mit ihrer phraſenhaften Behandlung des Stoffes wenig geeignet iſt, einer gründlichen Würdigung des großen Reformators Bahn zu brechen.

Kahnis, K. F. A., Der innere Gang des deutſchen Proteſtantismus ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts. gr. 8. (VI u. 262 S.) Leipzig 1854, Dörffling u. Franke. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus einer Reihe von Artikeln des ſächſiſchen Schulblattes entſtanden, gibt die Schrift eine lebendig und nicht ohne Geiſt geſchriebene Geſchichte des religiöſen und geiſtigen Lebens in Deutſchland, die hin und wieder zur eigentlichen Literaturgeſchichte wird. Zugleich iſt ſie ein hiſtoriſch-dogmatiſches Bekenntniß des durch ſeinen Eifer für das ſtrenge Lutherthum bekannten Verfaſſers. Der oberflächlich abſprechende und leichtfertige Ton erinnert aber zu ſehr an die jung-deutſche und jung-hegeliſche Art, und hindert den Verfaſſer, auch das von ſeinem Standpunkt aus Erſtrebte genügend zu erreichen. Er hat die Zahl jener Schriften der neueren Zeit vermehrt, welche, ſtatt einzuführen in das Studium der Heroen unſerer Literatur dazu beitragen, daß das jüngere Geſchlecht in eitler Selbſtgenügſamkeit ſich gewöhnt, ſchillernde, pikante Urtheile nachzuſprechen. Beſonders ungenügend iſt Schleiermacher und die von ihm ausgehende theologiſche Richtung behandelt.

Schwarz, Karl, Zur Geſchichte der neueſten Theologie. 2. Aufl. 8. (X u. 437 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Eine ſehr gewandte feuilletonartige Ueberſicht der theologiſchen Richtungen in Deutſchland ſeit Strauß Leben Jeſu, mit verſtändigem objectivem Urtheil und treffender Charakteriſtik der Führer. Der Standpunkt iſt im Ganzen der der philoſophiſchen Vermittlung mit Hinneigung zur ſpeculativen und kritiſchen Schule, das Ergebniß ein ziemlich negatives, nämlich, daß die neuere Theologie gänzlich bankrott gemacht habe, ohne Hinweiſung darauf, was nun werden ſolle. Die Behandlung iſt, wie oben geſagt, mehr journaliſtiſch als eigentlich wiſſenſchaftlich, aber viel gehaltener als die vorhergehende Schrift von Kahnis.

Theiner, Auguſtin, Geſchichte des Pontificats Clemens XIV. Nach unedirten Staatsſchriften aus dem geheimen Archive des Vaticans. 2 Bde. Mit d. Portr. Clemens XIV. Lex. 8. (XXXVIII u. 1082 S.) Paris 1853, Gebr. Didot. n. 4 Thlr.

Eine Apologie Clemens XIV., namentlich in Betreff ſeiner Aufhebung des Jeſuitenordens. Der Verfaſſer ſtützt ſich hauptſächlich auf die Berichte der Geſandten der bourboniſchen Höfe, und ſucht zu beweiſen, daß Clemens nicht durch aufkläreriſche Tendenzen, auch nicht durch politiſche Intriguen, ſondern durch reines Intereſſe für die Kirche geleitet worden ſei. Seine Vertheidigung iſt aber ungenügend, weil er die Hauptgründe gegen die Jeſuiten nicht gehörig ins Licht ſtellt. Auf die Blößen ihrer Moral, auf die ſchwachen Rechtstitel ihrer Beſitzungen in Frankreich, auf den Vorwurf des Eindringens in alle Verhältniſſe, auf den Verdacht der Mitſchuld an dem Mordverſuch gegen den König von Portugal wird nicht näher eingegangen. Das Buch, aus gründlichen Forſchungen hervorgegangen, und beſonders durch mitgetheilte Aktenſtücke reichhaltig, iſt jedenfalls von bedeutendem geſchichtlichem Werth.

Clemens XIV. und die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu. Eine kritiſche Beleuchtung von Auguſtin Theiners Geſchichte des Pontificats Clemens XIV. gr. 8. (IV u. 351 S.) Augsburg 1854, Kollmann. 1⅓ Thlr.

Eine nicht zu überſehende Gegenſchrift, welche inſofern in ihrem Rechte iſt, als ſie das zweideutige Benehmen Clemens XIV., die unlauteren Umtriebe gegen die Geſellſchaft, manche Ungerechtigkeiten und Härten aufdeckt, aber die Unſchuld der Jeſuiten beweiſt ſie keineswegs, und bringt gegen die andere Partei oft nur Beſchuldigungen und Schmähungen, ſtatt Beweiſe vor.

Gieſeler, Joh. Karl Ludw., Lehrbuch der Kirchengeſchichte V. Bd. a. u. d. Tit.: Kirchengeſchichte der neueſten Zeit von 1814 bis auf die Gegenwart. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgeg. von E. R. Redepenning. (Mit einer Nachricht von Gieſelers Leben und Wirken). gr. 8. (LVI u. 408 S.) Bonn 1855, Marcus. 2 Thlr.

Eine durch Ruhe und Milde des Urtheils, ſowie durch zweckmäßige Anordnung des Stoffes ſich empfehlende Ueberſicht, die ſich aber doch zu ſehr auf der Oberfläche der Dinge hält. Die Biographie von dem Herausgeber iſt eine werthvolle Beigabe.

und der Zucht. gr. 8. (VIII u. 222 S.) Stuttgart 1854, Ed. Hallberger. 27 Ngr.

Theils Geſchichte der würtembergiſchen Kirchenverfaſſung, theils Schilderung der jetzt beſtehenden Verwaltung, der Rechte und Gebräuche der Kirche. Nicht blos trockene Darlegung des Stoffes, ſondern begleitendes Urtheil, ſowohl Rechtfertigung der beſtehenden Eigenthümlichkeiten, als auch Winke für Reformen. Ein mit Liebe und Gründlichkeit gearbeitetes Buch, das manchen Geiſtlichen lehren könnte, ſeinen Geſchäftskreis geiſtiger aufzufaſſen, und das auch außerwürtembergiſchen Kirchen-Freunden und Berathern viel intereſſanten Stoff bietet.

Kapff, S. C. (Prälat in Stuttgart), Der religiöſe Zuſtand des evangeliſchen Deutſchlands nach Licht und Schatten für die Pariſer Verſammlung der evangeliſchen Allianz dargeſtellt. Mit e. Anh. üb. evang. Allianz. 8. (VIII u. 129 S.) Stuttgart 1856, Steinkopf. n. 12 Ngr.

Eine treffliche Skizze, welche die der Religion feindſeligen Elemente deutſcher Bildung nicht verkennt, aber auch nicht übertreibt, und dabei auf die Zeichen eines wiedererwachten und zunehmenden chriſtlichen Lebens hinweiſt. Bei der nöthigen Kürze des Vortrags vor einer großen Verſammlung konnte der Verf. natürlich Vieles nur andeuten.

Koch, Eduard Emil, Geſchichte des Kirchenliedes u. Kirchengeſanges der chriſtlichen und insbeſondere deutſchen evangeliſchen Kirche. 4 Bde. 2. Aufl. gr. 8. Stuttg. 1852—53, Belſer. n. 4 Thlr.

I. Haupt-Abth. 1. 2. 3. Die Dichter u. Sänger. 1. Bd. (X u. 511 S.) 1852 n. 27 Ngr. 2. Bd. (X u. 511 S.) 1852 27 Ngr. 3. Bd. (XII u. 494 S.) 1853 n. 27 Ngr.

II. oder 4. Bd. Die Lieder u. Weiſen. (VIII u. 847 S.) Ebd. 1853. n. 1 Thlr. 9 Ngr.

Eine ſehr brauchbare Zuſammenſtellung des geſchichtlichen, beſonders biographiſchen Stoffes, übrigens ohne eigene neue Unterſuchungen. Die Ausdrucksweiſe theilweiſe auf pietiſtiſche Kreiſe berechnet.

Kraußold, L., Hiſtoriſch-muſikaliſches Handbuch für den Kirchen- und Choralgeſang für evangel. Geiſtl. und die es werden wollen. Mit 2 Notenbeil. gr. 8. (X u. 194 S.) Erlangen 1854, Deichert. n. ⅔ Thlr.

Dient ſehr gut zur Orientirung über die auf dieſem Gebiet vorgeſchlagenen Reformen.

Kunſt.

Die Theorie der Kunſt findet ſich als Aeſthetik unter der Philoſophie. Die Biographien von einzelnen Künſtlern unter dem Abſchnitt Biographien.

Bildende Kunſt. Geſchichte.

Müller, Fr., Die Künſtler aller Zeiten u. Völker. Leben u. Werke der berühmteſten Baumeiſter, Bildhauer, Maler u. ſ. w. (In 3 Bdn.) 1. 2. Lief. Lex. 8. (128 S.) Stuttgart 1854, Ebner u. Seubert. à Lief. n. 12 Ngr.

Selbſtändige und im Ganzen ſorgfältige Bearbeitung des Stoffes, gute Ausſtattung. Kann dem Laien das gewähren, was für den Fachmann Naglers Künſtlerlexikon gibt.

IV. 2. (Mit 75 Holzſchnitten.) gr. 8. (XVIII u. 593 S.) Düſſeldorf 1852, Buddeus Verl. n. 4⅔ Thlr.

V. (Mit 92 Holzſchn.) gr. 8. (807 S.) Ebd. 1856. n. 6⅔ Thlr.

Der als einer der erſten Kunſtkenner bewährte Verfaſſer, ſucht den ihm eigenthümlichen kulturhiſtoriſchen Standpunkt in den neueren Bänden ſeiner Kunſtgeſchichte in noch mehr eingehender Weiſe Genüge zu thun. Das Buch wächſt dadurch in die Breite, aber zum unverkennbaren Vortheil der Wiſſenſchaft. Bd. IV. führt die Geſchichte der romaniſchen Baukunſt bis zum Ende des 12. Jahrhunderts und verfolgt ihre Entwicklung in Deutſchland, England und Frankreich und giebt dann einen Ueberblick der Plaſtik und Malerei in derſelben Zeit. Bd. V. ſchildert die Entſtehung und Ausbildung des gothiſchen Stils von der Mitte des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts nebſt Geſchichte der Malerei und Plaſtik in demſelben Zeitraum.

S. Wegweiſer S. 29. Erſter Nachtrag S. 9.

Kugler, Franz, Handbuch der Kunſtgeſchichte. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Bd. gr. 8. (XVIII u. 382 S. mit Holzſchn.) Stuttgart 1855, Ebner u. Seubert. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Hat die neueren Forſchungen über den Zuſammenhang ägyptiſcher, aſſyriſcher und griechiſcher Bildung gut benutzt. Die Darſtellung hat an individueller Schärfe gewonnen, die Kunſtformen werden in beſtimmteren Worten beſchrieben und der Gedankengehalt iſt mehr als früher berückſichtigt.

Denkmäler der Kunſt zur Ueberſicht ihres Entwicklungsganges von den erſten künſtleriſchen Verſuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Herausg. v. E. Guhl u. J. Caſpar.

Bd. (Abſchnitt) III. IV—VII. Lief. od. Lief. 13—16 d. ganzen Werkes.) Taf. 83—106 umfaſſ. qu. Fol. Stuttgart 1853—54, Ebner u. Seubert. n. 7 Thlr. 24 Ngr. (I—III. Bd. cplt. n. 29 Thlr. 14 Ngr.

Bd. IV. Kunſtdenkmäler der Gegenwart. Herausg. v. Wilh. Lübke u. Joſ. Caſpar. qu. Fol. (6 S. u. 7 Kupfertaf.) Ebend. 1856. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

S. erſter Nachtrag S. 9.

Kugler, Franz, Kleine Schriften und Studien zur Kunſtgeſchichte. Mit Illuſtrationen und anderen artiſtiſchen Beilagen. 3 Bde. (I. XII u. 385 S. u. 1 lithogr. Taf. II. 740 S. III. 816 S. mit 3 Steintaf.) Stuttgart 1853—54, Ebner u. Seubert. n. 18 Thlr.

Bildet eine Ergänzung zur Geſchichte, indem es einzelne Punkte, die wiſſenſchaftlicher Unterſuchung bedürfen, ausführlicher erörtert, und über die Perſönlichkeiten der Meiſter Nachrichten gibt. Journalaufſätze und andere bisher ungedruckte Arbeiten. Ein gründliches Regiſter erleichtert den Gebrauch.

Springer, A. H., Handbuch der Kunſtgeſchichte. Zum Gebrauch für Künſtler u. Studirende u. als Führer auf der Reiſe. Mit einem Vorwort von Fr. Th. Viſcher. Mit 93 Illuſtrationen, einer chromolithogr. Tafel u. einem kunſthiſtoriſchen Wegweiſer durch Deutſchland, Italien, Spanien, Frankreich, Niederlande u. England. gr. 8. (XII u. 386 S.) Stuttgart 1855, Rieger. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine gedrängte Ueberſicht, die als Führer auf Reiſen ſehr zweckmäßig iſt. Steht jedoch an Genauigkeit der Schilderungen dem Werke Burckhardts nach. Zu bedauern iſt, daß die Kunſtſchöpfungen des 19. Jahrhunderts ganz mit Stillſchweigen übergangen ſind.

Burckhardt, Jacob, Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunſtwerke Italiens. 8. (XV u. 1112 S.) Baſel 1855, Schweighauſers Verl. 3⅔ Thlr.

Die Abſicht des Verfaſſers, eines bewährten Kunſtkenners, ging laut der Vorrede dahin, eine Ueberſicht der wichtigeren Kunſtwerke Italiens zu geben, welche dem flüchtig Reiſenden raſche und bequeme Auskunft, dem länger Verweilenden die nothwendigen Stilparallelen und die Grundlagen zur jedesmaligen Lokal-Kunſtgeſchichte, dem in Italien Geweſenen aber eine angenehme Erinnerung gewähren ſoll. Alles blos Archäologiſche blieb ausgeſchloſſen. Beſchreibung nur inſoweit, als auf weſentliches Detail aufmerkſam zu machen oder die Auffindung des Einzelnen zu erleichtern war. Das Buch enthält eine vollſtändige Aufzählung der wichtigeren Kunſtwerke Italiens aus älterer und neuerer Zeit, in einer überſichtlichen Gliederung zuſammengeſtellt, wobei auch der Charakter der verſchiedenen Epochen und Richtungen, die Eigenthümlichkeit bedeutender Künſtler, ihr Zuſammenhang mit dem Volksleben u. dgl. angedeutet iſt. Ein ſorgfältig gearbeitetes Regiſter, nach Lokalitäten geordnet, erhöht die Brauchbarkeit dieſes ſehr empfehlenswerthen Buches.

Braun, Emil, Die Ruinen und Muſeen Roms. Für Reiſende, Künſtler und Alterthumsfreunde. gr. 12. (XXXIV u. 860 S.) Braunſchweig 1854, Vieweg u. Sohn. n. 3 Thlr.

Iſt nicht blos Wegweiſer für Kunſtreiſende, ſondern gibt eine eingehende klare Charakteriſtik der einzelnen Kunſtwerke mit ſelbſtändiger Kritik. Für den unmittelbar praktiſchen Zweck zu viel rhetoriſcher Schwung.

Alte Kunſt.

Brunn, Heinrich, Geſchichte der griechiſchen Künſtler. I. Thl. gr. 8. (VIII u. 621 S.) II. Thl. 1. Abth. (440 S.) Braunſchweig 1853—56, Schwetſchke u. Sohn. n. 6 Thlr. 14 Ngr.

Ein ſehr tüchtiges Werk, das die Frucht vieljährigen Sammlerfleißes und gründlichen Studiums iſt, und nicht nur reichlichen biographiſchen Stoff zuſammenſtellt, ſondern auch gute Ausblicke auf den Entwicklungsgang der Kunſt gewährt. Der erſte Band enthält außer einer allgemeinen orientirenden Einleitung die Geſchichte der Bildhauer, die erſte Abth. des zweiten die Geſchichte der Maler, der Architekten und der Toreuten.

Friedländer, Ludw., Ueber den Kunſtſinn der Römer in der Kaiſerzeit. gr. 8. (40 S.) Königsberg 1852, Samter. n. ¼ Thlr.

Hermann, Carl Friedr., Ueber den Kunſtſinn der Römer. 8. (79 S.) Göttingen 1855, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. ⅓ Thlr.

Sehr beachtenswerthe Beiträge zur Kunſtgeſchichte von geſchmackvollen Philologen.

Hermann, C. Fr., Ueber die Studien der griechiſchen Künſtler. gr. 8. (70 S.) Göttingen 1848, Vandenhoeck u. Ruprecht. ⁹⁄₁₀ Thlr.

Eine Vorleſung am Winkelmannstage, welche den concreten Bildungsgang der griechiſchen Künſtler aus den Nachrichten der Alten nachzuweiſen ſucht.

Hettner, Hermann, Vorſchule zur bildenden Kunſt der Alten. I. Band. Die Kunſt der Griechen. gr. 8. (VIII u. 392 S. mit 1 Kupfert.) Oldenburg 1848, Schulze. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Grundlinien der Kunſtarchäologie, welche die leitenden Geſichtspunkte und weſentlichen Erſcheinungen der bildenden Kunſt des Alterthums nach ihren Hauptgebieten ſyſtematiſch entwickeln. Am beſten gelungen iſt der Abſchnitt über Malerei.

Stahr, Ad., Torſo. Kunſt, Künſtler u. Kunſtwerke der Alten. 1. Thl. gr. 8. (XX u. 566 S.) 2. Thl. (XX u. 500 S.) Braunſchweig 1854—55, Vieweg u. Sohn. n. 6 Thlr.

Stellt ſich die Aufgabe, die bedeutendſten der uns erhaltenen Werke antiker Skulptur zu erläutern und zugleich den Zuſammenhang der bildenden Kunſt mit den Kulturzuſtänden überhaupt darzulegen. Ein Nebenzweck iſt, beim Beſuche von Kunſtſammlungen als Führer zu dienen. Des Verfaſſers Enthuſiasmus für die Kunſt, die ihm das Höchſte iſt, kommt dieſem Stoffe zu gut. Die gelehrte Kritik des Faches iſt in ſtrenger Vorrückung von Ungenauigkeiten und gewagten Deutungen ungerecht gegen das Ganze geworden, von dem man doch anerkennen muß, daß es aus Einem Guſſe und mit eingehendem Verſtändniß geſchrieben iſt. Dagegen iſt nicht zu verhehlen, daß der Verf. fremdes Eigenthum ohne genaue Angabe der Quellen mit ſeiner Darſtellung zu vermiſchen gewußt hat.

Feuerbach, Anſelm, Der vaticaniſche Apollo. Eine Reihe archäologiſch-äſthetiſcher Betrachtungen. 2. Aufl. gr. 8. (373 S. u. 1 Kupfertaf.) Stuttgart 1855, Cotta. n. 2 Thlr. 4 Ngr.

—— —— Geſchichte der griechiſchen Plaſtik. Herausgeg. von Herm. Hettner. 2 Bde. gr. 8. (XI u. 973 S.) Braunſchweig 1853, Vieweg u. Sohn. n. 2⅔ Thlr.
(Nachgelaſſene Schriften 2. 3. Bd.)

—— —— Kunſtgeſchichtliche Abhandlungen. Herausg. von demſ. gr. 8. (VI u. 154 S. mit 2 Abbild.) Ebend. 1853. n. 1⅓ Thlr.
(Nachgelaſſene Schriften 4. Bd.)

Das claſſiſche Werk Feuerbach's, das wir ſchon im erſten Theil des Wegweiſers S. 75 beurtheilt haben, wird uns hier in neuer ſchön ausgeſtatteter Auflage geboten. Die Geſchichte der griechiſchen Plaſtik iſt des Verfaſſers würdig, hat aber keineswegs die ſelbſtändige Bedeutung wie der vaticaniſche Apollo und wurde mehr, um ein Beiſpiel von Feuerbach's Vorleſungen zu geben, in ſeine nachgelaſſenen Werke aufgenommen.

Braun, Emil, Griechiſche Götterlehre. In zwei Büchern. gr. 8. (XVIII u. 732 S.) Gotha 1850 u. 1854, F. u. A. Perthes. 3 Thlr.

Eine populäre, auf Künſtler und Kunſtfreunde berechnete Darſtellung, welche hauptſächlich die im Spiegel der Kunſt hervortretenden Humanitätsideale der Griechen ins Auge faßt, den Urſprung der Götterlehre aber, die Verzweigung des Cultus u. dgl. bei Seite ſetzt.

Braun, Emil, Vorſchule der Kunſtmythologie. Fol. (III u. 65 S. mit 100 Kupfertaf.) Gotha 1854, J. Perthes. n. 5 Thlr.

Stellt ſich die Aufgabe, die Ideen, welche den griechiſchen Göttergeſtalten zu Grunde liegen, aus den philoſophiſchen Formen zu entwickeln, in denen ſie erſcheinen. Nicht nur für eigentliche Archäologen, ſondern auch für kunſtliebende Laien und Künſtler.

Gerhard, Eduard, Griechiſche Mythologie. I. Bd. d. griech. Gottheiten. gr. 8. (XX u. 603 S.) II. Bd. Heroenſage. Italiſches. Parallelen. (X u. 459 S.) Berlin 1854—55, G. Reimer. 5 Thlr.

Ein auf ſehr umfaſſende Kenntniß der Kunſtdenkmäler und der alten Schriftſteller geſtütztes Syſtem der Mythologie, das mehr auf Erklärung des Einzelnen als Durchführung einer philoſophiſchen oder hiſtoriſchen Idee ausgeht. Das äſthetiſche Element weniger vertreten, als von Gerhard zu erwarten geweſen wäre.

Overbeck, Johann, Pompeji in ſeinen Gebäuden, Alterthümern und Kunſtwerken für Kunſt- und Alterthumsfreunde dargeſtellt. Mit einer Anſicht u. einem Plane von Pompeji, 2 chromolithographiſchen Blättern, 12 Holzſchnitttaf. u. gegen 300 Holzſchnitten. Lex. 8. (XVIII u. 438 S.) Leipzig 1856, W. Engelmann. n. 5⅓ Thlr.

Eine ſehr kunſtverſtändige und überſichtliche Beſchreibung der in Pompeji gemachten Funde, mit guten Abbildungen, welche dem Privatmann die koſtbaren Werke von Barré, Giles, Zahn, Raoul Rochette und Ternite erſetzen können. Die Ausſtattung glänzend und der Preis im Verhältniß zu dem Gegebenen billig.

Otte, Heinrich, Handbuch der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. Dritte, ganz umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit 13 Stahlſtichen (denſelben, die Förſters Geſchichte der Kunſt beigegeben ſind) u. 362 Holzſchnitten. Lex. 8. (XIV u. 368 S.) Leipzig 1854, T. O. Weigel. n. 4 Thlr

Grundzüge der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. Mit 118 Holzſchn. Lex. 8. (XII u. 211 S.) Ebend. 1855. n. 2 Thlr.

Ein ſehr ſorgfältig mit Fleiß und Sachkenntniß bearbeitetes Werk, das einen Ueberblick über den ganzen Reichthum der mittelalterlichen Kunſtwerke in Deutſchland gewährt, und auch über techniſche Dinge gute Auskunft gibt.

Das Zweite ein ſehr brauchbarer Auszug aus dieſem Werke von dem Verfaſſer.

Menzel, Wolfgang, Chriſtliche Symbolik. 2 Bde. (I. IX u. 540 S. II. XII u. 586 S.) Regensburg 1854, Manz. n. 5⅓ Thlr.

Eine in alphabetiſcher Ordnung ausgeführte Deutung und Erklärung der Symbole in der mittelalterlichen Kunſt. Bequem eingerichtet, lebendig und klar dargeſtellt. Hin und wieder polemiſche Excurſe zu Gunſten der mittelalterlichen und katholiſchen Anſchauung und Geiſtesrichtung.

Reichensperger, A., Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunſt. Mit einem Titelkupfer u. 31 Tafeln. Lex. 8. (V u. 138 S.) Leipzig 1854, T. O. Weigel. n. 3⅔ Thlr.

—— —— Beſondere Ausgabe mit 3 Tafeln. Lex. 8. (XIII u. 148 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.

Neben gründlichen Studien barocke Anforderungen vom ſtreng katholiſchen Standpunkt aus.

Reichensperger, A., Vermiſchte Schriften über chriſtliche Kunſt. Nebſt 8 Tafeln mit Abbildungen. gr. 8. (VIII u. 586 S.) Ebend. 1856. n. 3⅓ Thlr.

Ideenreiche Kunſtbetrachtungen hauptſächlich über Architektur.

Deutſche Kunſt.

Förſter, Ernſt, Denkmale deutſcher Baukunſt, Bildnerei u. Malerei von Einführung des Chriſtenthums bis auf die neueſte Zeit. 1—40. Lief. Imp. 4. à Lief. mit 2 Stahlſt. u. 4 S. Text. Leipzig 1853—55, T. O. Weigel. à Lief. n. ⅔ Thlr., Prachtausg. in Fol. à Lief. n. 1 Thlr.

Soll allmählich ein vollſtändiges Bild der deutſchen Kunſt in getreuen Abbildungen der Hauptwerke mit hiſt. und krit. Erklärungen vorführen.

Heft 1. Dom zu Speier, Kanzel im Dom zu Aachen. Heft 2. Vorhalle des Kloſters Lorch, Relief der gold. Pforte zu Freiberg. Heft 3. Maleriſche Anſicht des Doms zu Limburg an der Lahn und die ſieben Freuden der Maria.

Förſter, Ernſt, Geſchichte der deutſchen Kunſt. 3. Thl. Von d. Mitte d. XVI. bis Ende d. XVIII. Jahrh. mit 9 Stahlſtichen. 8. (VIII u. 255 S.) Leipzig 1855, T. O. Weigel. 2 Thlr.

Geht bis Ende des 18. Jahrh. Ein 4. Bd. wird das Werk beſchließen. S. erſter Nachtrag S. 9.

Hagen, Auguſt, Norika, das ſind Nürnbergiſche Novellen aus alter Zeit. Nach e. Handſchr. d. XVI. Jahrh. Zweite durchgeſ. Auflage. 8. (XVI u. 278 S.) Leipzig 1855, Weber. n. 1⅓ Thlr.

eine ſehr anziehende und belehrende Schilderung der bedeutendſten Meiſter und Kunſtwerke aus der Blüthezeit des Nürnberger Kunſtlebens.

Rettberg, R. v., Nürbergs Kunſtleben in ſeinen Denkmalen dargeſtellt. Ein Führer für Einheimiſche und Fremde. gr. 8. (XII u. 232 S.) Stuttgart 1854, Ebner u. Seubert. n. 2 Thlr.

Eine neue Auflage der im erſten Nachtrag S. 11 aufgeführten Nürnberger Briefe. Sachlich ſehr vervollkommt, aber für den Gebrauch als Führer weniger bequem, weil der Stoff nicht nach Oertlichkeiten, ſondern nach kunſtgeſchichtlichen Perioden angeordnet iſt.

Heideloff, C., Die Kunſt des Mittelalters in Schwaben. Denkmäler der Baukunſt, Bildnerei u. Malerei. Herausgeg. unter Mitwirkung von C. Beisbarth. Mit erläuterndem Text von Fr. Müller. Fol. Lief. 1—5. (62 S. Text, 18 Stahlſt., 1 lithogrom. u. 1 Holzſchnitttaf.) Stuttgart 1855—56, Ebner u. Seubert. à Lief. n. 1⅓ Thlr.

Herrenberg, Sindelfingen, Suſingen, Ehningen, Böblingen, Stuttgart, Mühlhauſen, Eßlingen.

Beſchreibung und Abbildung der mittelalterlichen Kunſtdenkmäler in Schwaben. Der ziemlich ausführliche Text gibt mit Anlehnung an Stälins Geſchichte von Schwaben, neben der Beſchreibung der einzelnen Kunſtwerke eine allgemeine Kunſtgeſchichte von Schwaben. Die Abbildungen ſind unter Leitung von Heideloff von verſchiedenen Künſtlern an Ort und Stelle aufgenommen, treu wiedergegeben und gut lithographirt.

Lübke, Wilh., Die mittelalterliche Kunſt in Weſtfalen. Nach den vorhandenen Denkmälern dargeſtellt. Nebſt einem Atlas in Folio mit 29 lithographirten Tafeln. gr. 8. (XIII u. 442 S.) Leipzig 1854, T. O. Weigel. n. 10 Thlr.

Der Text, der ſowohl allgemeine Ueberſichten und Charakteriſtiken als eingehende Beſchreibungen des Einzelnen giebt, iſt gut angeordnet und techniſch klar. Minderes Lob verdienen die Abbildungen, die meiſt etwas trocken und matt gearbeitet ſind.

Spaniſche Kunſt.

Paſſavant, J. D., Die chriſtliche Kunſt in Spanien. gr. 8. (VII u. 184 S.) Leipzig 1853, R. Weigel. 1 Thlr.

Ausbeute einer im J. 1852 gemachten Reiſe des Verfaſſers, der uns eine Ueberſicht der Entwicklung der chriſtlichen Architectur, Sculptur und Malerei Spaniens und dann einen trefflichen Bericht über die fremden, italieniſchen, niederländiſchen und deutſchen Werke der Malerei giebt, die ſich in Spanien befinden. Eine ſehr lehrreiche Schrift mit feinem Urtheil in knapp gehaltener Darſtellung.

Baukunſt.

Kugler, Franz, Geſchichte der Baukunſt. Mit Illuſtrationen und anderen artiſtiſchen Beilagen. Bd. I. gr. 8. (X u. 574 S.) Stuttgart 1856, Ebner u. Seubert. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Eine ausführliche, ſehr ins Detail gehende Geſchichte dieſer Kunſt. Beſchäftigt ſich bis jetzt hauptſächlich mit orientaliſcher Baukunſt.

Lübke, Wilhelm, Geſchichte der Architectur von d. älteſten Zeit an bis auf d. Gegenwart. Mit 174 Holzſchnitt-Illuſtrationen. Lex. 8. (X u. 388 S.) Leipzig 1855, Graul. 3 Thlr.

Eine auf der Höhe der Kunſtkritik ſtehende klare Ueberſicht, die ſich mehr als Kuglers ſtich ausgewählt und gut ausgeführt.

Zeſtermann, Aug. Chr. Ad., Die antiken u. chriſtlichen Baſiliken nach ihrer Entſtehung, Ausbildung u. Beziehung zu einander dargeſtellt. gr. 4. (XII u. 175 S.) mit 7 lithogr. Taf. Leipzig 1847, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Nach v. Quandt die gründlichſte hiſtoriſche Unterſuchung über byzantiniſche und romaniſche Baukunſt.

Meßmer, Joſ. Ant., Ueber den Urſprung, die Entwicklung und Bedeutung der Baſiliken in der chriſtlichen Baukunſt ꝛc. Lex. 8. (II u. 86 S.) Leipzig 1854, T. O. Weigel. n. 24 Ngr.

Eine mit Geiſt aufgefaßte Behandlung des Gegenſtandes, beſonders gelungen der Abſchnitt von der Weiterbildung der alten Baſilikenform.

Wolff, J. H., Die weſentlichſten Grundlagen der monumentalen Baukunſt, hiſtoriſch dargelegt an den Meiſterwerken der alten Architectur ꝛc. Hoch 4. (X u. 99 S.) Göttingen 1854, Wigand. n. 1⅓ Thlr.

Ein Stück Kunſtgeſchichte aus der bedeutendſten Zeit des Alterthums, klar und ideenreich behandelt. Eigenthümlich, daß der Verf. die Geſtaltung der griech. Architectur nicht aus der beſonderen Geiſtesrichtung der Griechen, ſondern aus den allgemeinen abſoluten, in der Geſchichte immer wiederkehrenden Grundformen und Gegenſätzen der Plaſtik herleitet.

Quaſt, Ferd. v., Ueber Form, Einrichtung u. Ausſchmückung der älteſten chriſtlichen Kirchen. Ein Vortrag. Mit einer Kupfertaf. gr. 8. (40 S.) Berlin 1853—54, Ernſt u. Korn. n. ⅓ Thlr.

—— —— Die romaniſchen Dome des Mittelrheins zu Mainz, Speier, Worms. Kritiſch unterſucht u. feſtgeſtellt. Mit 6 lithogr. Taf. Lex. 8. (III u. 56 S.) Ebend. 1853. n. 24 Ngr.

Gründliche Arbeiten eines bewährten Kenners der mittelalterlichen Baukunſt.

Reuſch, Ed., Der Spitzbogen u. die Grundlinien ſeines Maaßwerkes. Ein geometriſcher Beitrag zur Ornamentiſtik des Mittelalters. Mit Atlas von 23 Tafeln in Steindruck. gr. 4. (IV u. 47 S.) Stuttgart 1854, J. B. Müller. n. 3⅓ Thlr.

Eine mit großer Gründlichkeit und Sorgfalt ausgeführte Nachweiſung, daß den Ornamenten der mittelalterlichen Baukunſt ein beſtimmtes mathematiſches Geſetz zu Grunde lag. Das Buch iſt ſowohl als Beitrag zur wiſſenſchaftlichen Kunſtgeſchichte, als auch zum Behuf von Reſtaurationsarbeiten wichtig, ſetzt aber bedeutende mathematiſche Kenntniſſe voraus.

Leibnitz, Heinrich, Die Organiſation der Gewölbe im chriſtlichen Kirchenbau. Studie. Mit 96 eingedruckten Abbildungen. Lex. 8. (III u. 65 S.) Leipzig 1855, T. O. Weigel. n. 1⅓ Thlr.

Eine gründliche, auf viele architektoniſche Einzeluntersuchungen geſtützte Geſchichte des Spitzbogenſtils, in welcher nachgewieſen wird, wie ſich derſelbe unter dem Einfluß praktiſcher Bedürfniſſe aus den Baſiliken entwickelt hat.

Kugler, Franz, Karl Friedrich Schinkel. Eine Charakteriſtik ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit. Mit einem Portrait Schinkels. gr. 8. (152 S.) Berlin 1842, Gropius'ſche Buchh. 1 Thlr.

Keine Biographie, ſondern Aufzählung, Beſchreibung und Kritik ſeiner Werke. Erweiterter Abdruck einer Abhandlung in den Halliſchen Jahrbüchern im Auguſt 1838.

Thiele, J. M., Thorwaldſens Arbeiten u. Lebensverhältniſſe im Zeitraum 1828—1844. Nach d. dän. Orig. mit Genehm. d. Verf. bearb.

—55. Leipz. Lorck. à Heft n. 13⅓ Ngr.

Erſter Nachtrag S. 12.

Biographien berühmter Baumeiſter u. Bildhauer.

I. Band. A. u. d. Tit. Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunſt- und Baugeſchichte von Berlin. Nach amtl. Urkunden bearbeitet von K. F. v. Klöden. Nebſt zwei Grundriſſen des königl. Schloſſes in Berlin. gr. 8. (IX u. 252 S.) Berlin 1855, Riegels Verl. n. 2 Thlr.

Ein gründlich und anſprechend geſchriebenes Werk.

Zeichnende Künſte, beſonders Malerei.

Holzſchnitte berühmter Meiſter. Eine Ausw. v. ſchönen, charakteriſt. u. ſelt. Formſchnitten od. Blättern, welche v. d. Erfindern, Malern u. Zeichnern eigenhänd. geſchnitten worden ſind. In treuen Copien herausg. v. R. Weigel. Lief. 7—11. Fol. 25 Holzſchnitttaf. u. 10 Blatt Text. Leipzig 1852—53, R. Weigel. n. 6 Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 11.

Unger, M., Das Weſen der Malerei begründet und erläutert durch die in den Kunſtwerken der bedeutendſten Meiſter enthaltenen Principien. Ein Leitfaden für denkende Künſtler u. Kunſtfreunde. gr. 8. (XX u. 555 S.) Leipzig 1851, H. Schultze. n. 2⅔ Thlr.

Stützt ſich auf eine philoſophiſche Kunſtbetrachtung und wendet dieſe auf die verſchiedenen Gattungen der Malerei an, indem die geſchichtlichen Entwicklungsſtufen einer jeden Gattung in ihren bedeutendſten Erſcheinungen kritiſirt werden. Der allgemeine Theil vielfach ungenügend und unklar, dagegen enthalten die einzelnen Kritiken, beſonders über Genremaler und Landſchafter manches Treffende. Der Titel verſpricht mehr, als das Buch wirklich leiſtet.

Wackernagel, W., Die deutſche Glasmalerei. Geſchichtlicher Entwurf mit Belegen. br. 8. (III u. 180 S.) Leipzig 1855, Hirzel. 1 Thlr.

Oeffentliche Vorträge vor einem gemiſchten Publikum. Mit Geiſt und guter Sachkenntniß ſehr anſprechend behandelt.

Hotho, H. G., Die Malerſchule Huberts van Eyck nebſt deutſchen Vorgängern und Zeitgenoſſen.

I. Thl. Geſchichte der deutſchen Malerei bis 1450. gr. 8. (XVII u. 490 S.) Berlin 1855, Veit u. Co. n. 2 Thlr.

Werk eines anerkannten geiſtreichen Kunſtphiloſophen, dem ein umfaſſendes Material der Anſchauung zu Gebot ſtand. Die Darſtellung zeugt von warmer lebendiger Erfaſſung des Gegenſtandes und iſt frei von der, dem Verfaſſer früher von der hegelſchen Schule her geläufigen Terminologie und Conſtructionsweiſe.

Guhl, Ernſt, Künſtlerbriefe. Ueberſetzt und erläutert. gr. 8. (XLII u. 478 S.) Berlin 1853, Trautweinſche Buchh. 3 Thlr.

Briefe italieniſcher Künſtler aus dem 15. u. 16. Jahrhundert, u. A. von Leonardo da Vinci, Rafael, Correggio, Michel Angelo, Tizian, Benvenuto Cellini. Der Zweck des ſehr gehaltvollen Buches iſt, eine Ergänzung für den biographiſchen Theil der Kunſtgeſchichte zu liefern und in die Kenntniß der Perſönlichkeit der großen Künſtler einzuführen. Charakteriſtiſche Auswahl.

Carus, Carl Guſtav, Briefe über Landſchaftsmalerei geſchrieben in den Jahren 1815—35. 2. Ausg. 8. (256 S.) Leipzig 1835, F. Fleiſcher. 1 Thlr.

Geiſtreiche Erörterungen des bekannten Philoſophen, die im Andenken erhalten zu werden verdienen und, obgleich einer früheren Zeit angehörig, nachträglich hier angeführt werden.

Portrait-, Genre- u. Hiſtorienfach nach rein künſtleriſcher leichtfaßlicher Methode. 8. (XII u. 435 S.) Leipzig 1852, R. Weigel. 2 Thlr.

Eine klare, gründliche und wirklich praktiſche Anleitung, ausübenden Künſtlern und Dilettanten angelegentlich zu empfehlen.

Miſes [Fechner Guſt. Joh.] Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunſtausſtellung. gr. 8. (140 S.) Leipzig 1839, L. Voß. ⅓ Thlr.

Geiſtreiche Betrachtungen über die verſchiedenen Kunſtgattungen, beſonders über Landſchaftsmalerei.

Teichlein, A., Louis Gallait und die Malerei in Deutſchland. Eine Epiſode aus der modernen Kunſtgeſchichte. Nebſt einer Abhandlung über den Begriff des Maleriſchen u. das Weſen der Malerei. 8. (120 S.) München 1853, Kaiſer. n. ⅓ Thlr.

Der große Eindruck, den die Bilder des belgiſchen Malers Gallait auf ihrer Rundreiſe durch Deutſchland machten, hat dem Verfaſſer dieſer Schrift, einem Münchener Maler, Veranlaſſung gegeben, die Urſache dieſes mächtigen Eindrucks näher zu unterſuchen und die deutſchen Künſtler auf die Bedeutung des bei uns oft zu ſehr hintangeſetzten Nationalismus und Individualismus hinzuweiſen. Enthält in dieſer Richtung viele treffende anregende Gedanken und iſt ein beachtenswerther Beitrag zur Aeſthetik der Malerei.

Müller, Wolfgang (aus Königswinter.) Düſſeldorfer Künſtler aus den letzten fünf und zwanzig Jahren. Kunſtgeſchichtliche Briefe. gr. 8. (XII u. 386 S.) Leipzig 1854, R. Weigel. 1⅓ Thlr.

Ein an hiſtoriſchem Material und geſunder Kritik reicher Beitrag zur neueren Kunſtgeſchichte.

Wiegmann, R., Die königliche Kunſtakademie zu Düſſeldorf, ihre Geſchichte, Einrichtung und Wirkſamkeit und die Düſſeldorfer Künſtler. 8. (VIII u. 432 S.) Düſſeldorf 1856, Buddeus'ſche Buchh. n. 1⅓ Thlr.

Während die bisherigen Schriften über die Düſſeldorfer Künſtler mehr oder weniger Parteiſchriften ſind, iſt die vorliegende eine objective auf vollſtändiger Sachkenntniß beruhende Schilderung und Geſchichte der Düſſeldorfer Schule von ihrem Entſtehen bis auf den heutigen Tag.

Koch, Joſeph Anton, Moderne Kunſtchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunſtleben und Treiben, oder die Rumfordiſche Suppe gekocht und geſchrieben. gr. 12. (116 S.) Karlsruhe 1834, Velten. ⅓ Thlr.

Geiſtreiche humoriſtiſche Erörterungen des im J. 1839 in Rom geſtorbenen Tiroler Malers, aus deſſen hinterlaſſenen Handſchriften Strauß in No. 7 u. 8 des deutſchen Muſeums vom J. 1854 „Gedanken über ältere und neuere Malerei“ mitgetheilt hat.

Helfferich, Adolph, Kunſt und Kunſtſtyl. Mit einem Sendſchreiben an W. v. Kaulbach. gr. 8. (XX u. 117 S.) Berlin 1853, Th. Enslin. n. 16 Ngr.

Verſucht durch die Idee des Lebens einen Fortſchritt in die Begriffsbeſtimmung des ſpecifiſch Künſtleriſchen zu bringen, was zwar eigentlich nicht gelingt, aber Veranlaſſung gibt zu mancher treffenden Bemerkung über architectoniſchen, maleriſchen, plaſtiſchen und muſikaliſchen Stil. Ueberhaupt enthält das Buch gute Beiträge zu einer individualiſirenden Kunſtkritik.

Schadow, W. v., Der moderne Vaſari. Erinnerungen aus dem modernen Künſtlerleben. Novelle. Lex. 8. (III u. 244 S.) Mit Illuſtra-

Berlin 1854, Beſſers Buchh. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Die Novelle iſt nur ein loſer Rahmen, in welchen allerhand intereſſante Kunſtbetrachtungen und biographiſche Mittheilungen eingefügt ſind. Die Illuſtrationen enthalten gute Bilder von neueren Meiſtern der bildenden Kunſt.

Album Sr. Maj. d. König Ludwig I. von Bayern, von deutſchen Künſtlern gewidmet am Tage d. feierlichen Enthüllung des ehernen Standbildes der Bavaria zu München am 9. Octbr. 1850. Mit ſpecieller k. Genehmigung in d. Original-Größe theils auf Kupfer oder Stahl, theils auf Stein abgebildet und in Jahrgängen von 4—6 Lief. herausgeg. von Piloty u. Löhle. gr. Fol. München, Piloty u. Löhle.

I. Jahrg. (1851/52) 6 Lieff. (37 Blatt) à Lief. n.n. 5 Thlr.
II. „ (1852/53) 4 Lieff. (25 Blatt) à Lief. n.n. 5 Thlr.
III. „ (1853/54) 4 Lieff. (25 Blatt) à Lief. n.n. 5 Thlr.
IV. „ (1855/56) 4 Lieff. (25 Blatt) à Lief. n.n. 5 Thlr.
V. „ (1855/56) 1 Lieff. (6 Blatt) à Lief. n.n. 5 Thlr.
(S. erſter Nachtrag S. 12.)

Muſik.

Marx, Ad. Bernh., Die Muſik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Muſik. gr. 8. (VIII u. 572 S.) Leipzig 1855, Breitkopf u. Härtel. 2⅔ Thlr.

Stellt ſich die Aufgabe, die Geſammtergebniſſe der muſikaliſchen Bildung hauptſächlich für die Lehrer der Muſik zuſammenzufaſſen. Hat als Arbeit eines der erſten Muſiklehrer und Theoretiker unſerer Zeit anerkannte Autorität, iſt übrigens etwas breit und mit luxuriöſer Phraſeologie ausgeſtattet.

Brendel, Franz, Geſchichte der Muſik in Italien, Deutſchland u. Frankreich. Von den älteſten chriſtlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Zwei und zwanzig Vorleſungen gehalten zu Leipzig im Jahre 1850. 2 Bde. (I. XVI u. 307 S. II. VIII u. 343 S.) 2. Aufl. gr. 8. Leipzig 1855, Matthes. n. 2⅔ Thlr.

Macht ſich, laut der Vorrede, zur Aufgabe, die Geſchichte der Muſik dem größeren gebildeten Publikum und zwar nicht blos den Dilettanten, ſondern auch dem nichtmuſikaliſchen Theile deſſelben zugänglich zu machen. Hat für eine geſchichtliche Darſtellung etwas zu viel Reflexion und Citate aus philoſophiſchen Schriftſtellern, wodurch das Ganze ein dilettantiſches Gepräge erhält, wie man es von einem Manne vom Fach nicht erwartet.

Zamminer, Friedr., die Muſik u. die muſikaliſchen Inſtrumente in ihrer Beziehung zu den Geſetzen der Akuſtik. Mit Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 437 S.) Gießen 1855, Ricker. n. 2 Thlr.

Der Verf. ſtellt ſich die Aufgabe, die mathematiſche Grundlage der Muſik und die Anwendung der akuſtiſchen Geſetze in dem Bau der muſikaliſchen Inſtrumente einem größeren Leſerkreiſe verſtändlich zu machen, namentlich aber den Muſikern von Fach ein neues Hülfsmittel zu bieten.

Die Ausführung iſt in der wiſſenſchaftlich tüchtigen Weiſe gehalten, wie man ſie von Zamminer erwarten kann, aber eigentlich populär denn doch nicht, da ſie doch mehr mathematiſche und techniſche Kenntniſſe vorausſetzt, als man in der Regel bei Muſikern und Dilettanten findet. Doch werden auch die, welche den eigentlich wiſſenſchaftlichen Theil nicht recht verſtehen, vieles Intereſſante und Belehrende darin finden, um ſo mehr, da der Verfaſſer eine Menge von charakteriſtiſchen Notizen aus der Geſchichte der Muſik gelegentlich beibringt.

Schumann, Rob., Geſammelte Schriften über Muſik und Muſiker.

4 Bde. 8. (I. XXII. 328 S. II. 286 S. III. 293 S. IV. 304 S.) Leipzig 1854, G. Wigand. n. 4⅔ Thlr.

Eine Sammlung von äſthetiſchen Kritiken eines anerkannten Meiſters. Streng in allgemeinen Grundſätzen gegen die Ausartung der Tonkunſt, aber im Einzelnen zu Conceſſionen geneigt, gegenüber von Beethoven und Berlioz.

Enthält den Geſammtertrag ſeiner kritiſchen Thätigkeit bei der von ihm gegründeten muſik. Geſellſchaft der ſogenannten Davidsbündler. Die Urtheile in Form von Dialogen, in welchen ſich die ſchroff gegenüberſtehenden Anſichten ausgleichen. Köſtlicher Humor. Vernichtende Kritik über Meyerbeers Hugenotten.

Briefe, Muſikaliſche. Wahrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler. Von e. Wohlbekannten. 2 Thle. (I. VIII 224 S. II. 167 S.) Leipzig 1852, Baumgärtners Buchh. 2 Thlr.

Blätter, Fliegende, für Muſik. Wahrhrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler. Von dem Verfaſſer der „Muſikaliſchen Briefe.“

I. Bd. (1—8. Heft.) Lex. 8. (IV u. 492 S.) Ebend. 1853—54, 3 Thlr. 24 Ngr.

II. Bd. (1—5. Heft.) Lex. 8. (320 S.) Ebd. 1855—56. 2½ Thlr.

Beide Werke repräſentiren bei dem Streite der Meinungen auf dem Gebiete der muſikaliſchen Aeſthetik eine vermittelnde Richtung. Der Verfaſſer zeigt ſich von unverkennbarer Vorliebe für die Traditionen der claſſiſchen Periode geleitet, läßt aber auch den Neuern Gerechtigkeit widerfahren, und hat bei aufrichtiger Durchkämpfung ſeiner eigenen beſtimmten Anſichten den Vorzug eines würdigen gehaltenen Tones. Das Ganze macht den Eindruck eines alten Praktikers, ſo daß die Vermuthung, Lobe, Profeſſor am Conſervatorium in Leipzig, ſei der Verfaſſer, große Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

Die muſikaliſchen Briefe enthalten eine Reihe von Charakteriſtiken neuerer Tonſetzer; die fliegenden Blätter eine große Mannigfaltigkeit von werthvollen Mittheilungen zur Geſchichte der Muſik, belehrende Winke zur Theorie und Praxis, auch Erinnerungen aus dem Umgang mit berühmten Muſikern, wie Weber, Zelter, Mendelsſohn u. A.

Riehl, W. H., Muſikaliſche Charakterköpfe. Ein kunſtgeſchichtliches Skizzenbuch. 8. (VIII u. 266 S.) Stuttg. 1853, Cotta. 1 Thlr. 6 Ngr.

Geiſtreiche Charakteriſtiken von Wenzel Müller, Aſtorga, Mattheſon, Seb. Bach, Mendelsſohn, Haſſe, Roſſini, Meyerbeer, Gyrowetz, Roſetti, Wranitzky, Pleyel, Hofmeiſter, Neukomm, Kreutzer und Lortzing.

Riehl, W. H., Hausmuſik. A. u. d. Tit.: Fünfzig Lieder deutſcher Dichter, in Muſik geſetzt. Fol. (XXII u. 88 S.) Stuttg. 1855, Cotta. 2 Thlr. 21 Ngr.

In der Einleitung ſpricht ſich der Verfaſſer und Componiſt über den Zweck aus, den er bei Veröffentlichung dieſer Lieder hat, und giebt gelegentlich manche kritiſche Bemerkungen über die moderne Art Lieder in Muſik zu ſetzen. Der geiſtreiche Kulturhiſtoriker will das in ſeiner „Familie“ aufgeſtellte Ideal des deutſchen Hauſes vervollſtändigen durch eine Muſik, wie ſie ſchlicht, klar und ächt deutſch im Hauſe geſungen werden ſoll. Dazu hat er eine Auswahl von Liedern unſerer beſten Dichter ſeit dem 17. Jahrhundert componirt und ſich beſtrebt, die Dichter im Geiſte ihrer Zeit aufzufaſſen, ſo daß ſein Werk die lyriſche Poeſie dieſer Periode gleichſam illuſtrirt. Den hohen Werth der Compoſitionen zu beurtheilen, iſt hier nicht der Ort.

Wagner, Richard, Das Kunſtwerk der Zukunft. 8. (X u. 233 S.) Leipzig 1850, O. Wigand. 1 Thlr.

—— —— Oper u. Drama. 3 Thle. 8. Leipzig 1852, Weber. n. 3 Thlr.

1. Die Oper u. das Weſen der Muſik (194 S.)
2. Das Schauſpiel u. das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt (90 S.)
3. Dichtkunſt u. Tonkunſt im Drama der Zukunft (247 S.)

Wagner, Richard, Drei Operndichtungen nebſt einigen Mittheilungen an ſeine Freunde als Vorwort. gr. 8. (III u. 352 S.) Leipzig 1852, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

Das Kunſtwerk der Zukunft, das Richard Wagner in ſeinen Schriften verkündet und dem er durch ſeine eigenen Schöpfungen Bahn zu brechen ſucht, iſt eine Umgeſtaltung der Oper durch eine engere Verbindung mit dem Schauſpiel, überhaupt eine Vereinigung mehrer verwandter Künſte, um dadurch eine geſteigerte Wirkung hervorzubringen. In der erſtgenannten Schrift entwickelt er ſein Ideal einer Verbindung des Dramas mit der Muſik und ergeht ſich in einer etwas phraſenhaften Ausführung, in der zweiten ſucht er zunächſt den Verfall der Oper als eine nothwendige Folge der Entwicklung ihres Princips nachzuweiſen, im 2. Bande will er das Drama in ſeiner Scheidung von der Muſik aus dem Gebiet der Poeſie verbannen, im 3. Bande geht er auf das Einzelne wie z. B. das Verhältniß der Sprachlaute zum muſikaliſchen Tone näher ein. Unter den als Probe vorgelegten Operntexten zeichnet ſich der Tannhäuſer durch poetiſchen Gehalt aus. Die Vorrede gibt einige biographiſche Mittheilungen und eine Menge von Phraſen über die künſtleriſche Tendenz des Verfaſſers.

[**Hinrichs**, F.] Richard Wagner und die neuere Muſik. Eine kritiſche Skizze a. d. Gegenwart. (IV u. 108 S.) Halle 1854, Knapps Sort. ⅔ Thlr.

Empfehlenswerth zur Orientirung über die Wagner'ſchen Beſtrebungen, ihre Berechtigung und ihre Schattenſeiten.

Elben, Otto, Der volksthümliche deutſche Männergeſang, ſeine Geſchichte, ſeine volksthümliche u. nationale Bedeutung. gr. 8. (XII u. 303 S.) Tübingen 1855, Laupp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Erzählt die Geſchichte der deutſchen Liedervereine und Liederfeſte in ſehr anſprechender Weiſe, giebt einen Ueberblick der für den Männergeſang berechneten Compoſitionen und erörtert den Einfluß des Geſanglebens auf die Volksbildung.

Kinkel, Johanna, Acht Briefe an eine Freundin über Clavierunterricht. 8. (IV u. 84 S.) Stuttgart 1852, Cotta. 12 Ngr.

Zunächſt nach dem Vorwort der Verfaſſerin für muſikaliſch gebildete Mütter beſtimmt, die ihren Kindern Unterricht ertheilen wollen, aber für jeden Muſiklehrer empfehlenswerth. Die Verfaſſerin giebt treffliche Anleitung für Clavierunterricht, ſchließlich auch gute Bemerkungen über geiſtiges Auffaſſen und Wiedergeben von Compoſitionen.

Schauſpielkunſt.

Küſtner, Karl Theod. v., Vier und dreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmſtadt, München u. Berlin. Zur Geſchichte u. Statiſtik des Theaters. gr. 8. (XV u. 369 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Theils Apologie und Geſchichte ſeiner Theaterverwaltung, theils ſeine Charakteriſtiken bedeutender Schauſpieler. Ein Hauptverdienſt die vielen genauen und wohlgeordneten ſtatiſtiſchen Angaben.

Hagen, E. A., Geſchichte des Theaters in Preußen, vornämlich der Bühnen in Königsberg und Danzig von ihren erſten Anfängen bis zu den Gaſtſpielen J. Fiſchers und L. Devrients. (840 S.) Königsberg 1854, gedruckt bei E. J. Dalkowski.

(Bis jetzt noch nicht im Buchhandel.)

Ein äußerſt reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters, für enthuſiaſtiſche Theaterfreunde ein wahrer Leckerbiſſen, gibt das Buch auch für Literatur und Kulturgeſchichte, ſowie für Biographie manche Ausbeute. Freilich iſt es nur eine Sammlung von Materialien, die ſich ziemlich unverarbeitet präſentiren. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Verfaſſer, der das Werk wie es ſcheint nur als Manuſcript für Freunde hat drucken laſſen, es für das größere Publikum umgearbeitet in den Buchhandel gäbe.

Eichendorff, Joſeph v., Zur Geſchichte des Dramas. gr. 12. (III u. 215 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfaſſer geht von der Vorausſetzung aus, daß nur die von der katholiſchen Weltanſchauung durchdrungene Poeſie die rechte Poeſie ſei, und deßhalb Calderon das Höchſte im Drama erreicht habe. Auch von Shakeſpeare ſucht er nachzuweiſen, daß in ſeinen Werken im Weſentlichen die katholiſche Weltanſchauung enthalten ſei. Neben dem Parteiſtandpunkt manche treffende Schilderung und feine Bemerkung.

Poeſie.

Roſenkranz, K., Die Poeſie u. ihre Geſchichte. Eine Entwicklung der poetiſchen Ideale der Völker. gr. 8. (VIII u. 757 S.) Königsberg 1855, Gebr. Bornträger. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Hervorgegangen aus des Verfaſſers früherem Werke: Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie, Halle 1832, enthält das vorliegende mehr literariſches Material, als die präciſe Hervorhebung der Ideen gefordert hätte, die man nach dem Titel zu erwarten berechtigt war, die aber neben der Fülle des Stoffes etwas zu kurz gekommen iſt. Die Ausführung iſt ungleich, und gibt merkwürdigerweiſe gerade da die größte Fülle von Einzelheiten, wo dem Verf. mehr fremde als eigene Studien zu gute kamen, wie z. B. im Orientaliſchen. Auffallend ſpärlich in Beziehung auf die Hauptpartien der klaſſiſchen Periode der deutſchen Literatur, wo ſich der Verf. eines näheren Eingehens, wie es ſcheint, durch Hinweiſung auf ſeine übrigens ſchätzbare Schrift über Göthe, überhoben glaubte.

Carrière, Moritz, Das Weſen u. die Formen der Poeſie. Ein Beitrag zur Philoſophie des Schönen und der Kunſt. Mit lit.-hiſtor. Erläuterungen. gr. 8. (XI u. 459 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Nicht ſowohl eine ſyſtematiſche Darſtellung des bezeichneten Gegenſtandes, als in blühender Sprache geſchriebene, mit fremden Ausſprüchen und Anklängen an bekannte Kunſtphiloſophen vielfach durchflochtene Rhapſodien über hervorragende Erſcheinungen in der Geſchichte der Poeſie. Was der Verf. von Viſcher, Lotze und andern Vorgängern benützt, wird nicht immer gehörig von ſeinen eigenen Gedanken unterſchieden und als deren Verdienſt anerkannt. Daſſelbe Merkmal charakteriſirt auch des Verfaſſers Briefe über bildende Kunſt, die im Laufe des Jahrs 1855 das Morgenblatt mittheilte.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

Perty, Max, Vorſchule der Naturwiſſenſchaft. Leichtfaßliche Ueberſicht der Haupt Formen u. Erſcheinungen. Mit 216 Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 342 S.) Stuttgart 1853. (Leipzig, C. F. Winter.) 1½ Thlr.

Ueberſichtliche Darſtellung des Materials, die ſich durch klare Behandlung und zweckmäßige Hervorhebung der Hauptpunkte empfiehlt, übrigens ſich doch zu ſehr im Allgemeinen hält, als daß ſie die naturwiſſenſchaftliche Kenntniß ſonderlich fördern könnte.

Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften.

1. Galvanoplaſtik. Galvaniſche Vergoldung. Photographie. Moſers Thaubilder. Generationswechſel im Thierreiche. Flachsbaumwolle. gr. 8. (IV u. 286 S.) Leipzig 1852, Abel. n. 1 Thlr.

Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften.

II. Entſtehung der Mineralquellen. Arteſiſche Brunnen. Thierähnliche Bewegungen im Pflanzenreiche. Runkelrübenzuckerfabrikation. Eingeweidewürmer. Die Electricität als Betriebskraft. Die Umdrehung der Erde. gr. 8. (III u. 245 S.) Leipzig 1852, Abel. n. 1 Thlr.

III. Das Nordlicht. Gasbeleuchtung. Waſſer als Brenn- und Leuchtmaterial. Infuſorien. gr. 8. (III u. 237 S.) Ebend. 1853. n. 1 Thlr.

IV. Befruchtung der Pflanzen. Die Atmoſphäre. Stereoſkop u. Pſeudoſkop. Diamagnetismus. Das Steinkohlengebirge. gr. 8. (V u. 244 S.) Ebend. 1854. n. 1 Thlr.

V. Das Brod u. ſeine Stellvertreter. Einwirkung der Atmoſphäre auf den Erdkörper. Vom Dampf. Leidenfroſts Verſuch. Dampfelectricität. Die Säugethiere der Vorwelt. (III u. 268 S.) Ebend. 1854. n. 1 Thlr.

VI. Die Zunge der Weichthiere. Farbenharmonie. Pflanzenſeuchen. Wind u. Sturm. Der Farbenwechſel des Vogelgefieders. gr. 8. (III u. 268 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.

VII. Die Rieſenthiere der Vorwelt. Erdmagnetismus. Ueber die Sinne. 1) Das Fühlen. Stereochromie. Wachsthum u. Bau des Holzes. gr. 8. (IV u. 269 S.) Ebend. 1856. n. 1 Thlr.

VIII. Grauwackengebirge. Dampfgeſchoß u. Sprengen durch electriſchen Strom. Gletſcher. Kautſchuck u. Gutta Percha. Ueber die Sinne 2) das Riechen. Pflanzengeographie. gr. 8. (VI u. 296 S.) Ebd. 1856. n. 1 Thlr.

Ein ganz vortreffliches Werk, das ſeinen Stoff meiſterhaft beherrſcht, auch dem Fachmann Belehrung bietet, und doch für jeden wiſſenſchaftlich Gebildeten klar und anſprechend iſt.

Biſchof, Guſtav, Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die geſammten Gebiete der Naturwiſſenſchaften. 2. Bändchen. A. u. d. T.: Unterhaltungen über Gegenſtände aus dem Gebiete der Phyſik, Chemie u. Geologie in ihrer Anwendung auf das bürgerl. Leben. Mit 6 Holzſchn. gr. 12. (XXIV 362 S.) Bonn 1849, Marcus. n. 1⅓ Thlr.

Fortſetzung des im erſten Nachtrag S. 14 empfohlenen Werkes.

Schleiden, M. J., Studien. Populäre Vorträge. Mit einer Anſicht der Porta del Popolo in Rom, 1 Karte u. drei lithogr. Tafeln. gr. 8. (IV u. 318 S.) Leipzig 1855, Engelmann. 2 Thlr.

Vorleſungen 1) über Fremdenpolicei in der Natur oder Wanderungen in der organiſchen und unorganiſchen Natur. 2) Ueber Nordpolexpeditionen. 3) Die Natur der Töne und die Töne in der Natur. 4) Die Beſeelung der Pflanzen. 5) Swedenborg und der Aberglaube. 6) Wallenſtein und die Aſtrologie. 7) Mondſcheinſchwärmereien eines Naturforſchers.

Sinnige Beobachtung, geiſtreiche Combination, glänzende Darſtellung ſind die Vorzüge Schleidens, die ſich auch in dieſem Buche bewähren. Die philoſophiſche Vorausſetzung iſt ein von Fries'ſcher Philoſophie ausgehender Rationalismus, der ſich bei dem Verf. noch beſtimmter zu einem ſchroffen Dualismus zwiſchen Geiſt und Natur ausgebildet hat. Er tritt dem modernen Materialismus grundſätzlich entgegen, bildet aber ſeinem Syſtem nach im Grunde doch den Uebergang dazu. Dieſe Mittelſtellung ſowie ſeine hervorragende ſchriftſtelleriſche Bedeutung

z. B. von Michelis, Fechner, Tafel, Fabri.

Fechner, Th. G., Profeſſor Schleiden und der Mond. 8. (XVII u. 427 S.) Leipzig 1856, Gumprecht. n. 2 Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Schrift, die viel mehr gibt, als der Titel erwarten läßt. Einmal eine ſehr einſchneidende Polemik gegen Schleiden, die mit wiſſenſchaftlichem Ernſt köſtlichen Humor verbindet. Hierauf folgt eine geiſtreiche Vertheidigung der teleologiſchen Weltanſicht mit intereſſanten Beiſpielen und Erörterungen über das Verhältniß von Geiſt und Materie. Ferner eine Unterſuchung über den Einfluß des Mondes auf organiſches Leben der Erde, eine Prüfung der Reichenbach'ſchen Lehre vom Od; Betrachtungen über die Bewohnbarkeit des Mondes aus ganz neuen Geſichtspunkten.

Humboldt, Alexander v., Kleinere Schriften.
1. Band. Geognoſtiſche u. phyſikaliſche Erinnerungen. gr. 8. (VIII u. 475 S. u. 5 Tab.) Stuttg. 1853. Cotta. 2⅔ Thlr.
Mit einem Atlas, enthaltend: Umriſſe von Vulkanen aus den Cordilleren von Quito u. Mexiko. qu. gr. 4. (12 Taf. u. 1 Blatt Text.) Ebend. 1⅓ Thlr.

Enthält geognoſtiſche und phyſikaliſche Beobachtungen über die Vulkane des Hochlandes von Quito. Berichte über Erſteigungen des Chimborazo. Ueber die iſothermen Linien. Unterſuchungen über die eudiometriſchen Mittel und das Verhältniß der weſentlichen Beſtandtheile der Atmoſphäre. Ueber die nächtliche Verſtärkung des Schalles. Ueber die mittlere Höhe der Continente. Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche.

Harting, P., Die Macht des Kleinen, ſichtbar in der Bildung der Rinde unſeres Erdballs. Aus dem Holländiſchen überſ. von A. Schwartzkopf mit einem Vorwort von M. J. Schleiden. Mit 40 Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 171 S.) Leipzig 1851, W. Engelmann. 1 Thlr.

—— —— Skizzen aus der Natur. A. d. Holländ. überſ. v. J. E. A. Martin. Mit 18 Holzſchnitten u. einer lithogr. Tafel. gr. 8. (XI u. 103 S.) Ebend. 1854. ⅚ Thlr.

Populäre Bearbeitung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände. Beide Schriften ſind anſprechend und mit Geiſt ausgeführt; die zweite enthält Abhandlungen über tropiſchen Pflanzenwuchs, Hagel, Leuchten der Thiere und Fiſchzucht.

Quenſtedt, F. Aug., Sonſt und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie. Mit 46 Holzſchnitten u. 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 288 S.) Tübingen 1856, Laupp. n. 1⅓ Thlr.

Dieſe Vorträge fanden durch ihre glückliche Popularität bei einem zahlreichen Publikum großen Beifall und verdienen wohl in weiteren Kreiſen bekannt zu werden. Sie orientiren über die wichtigſten Punkte der Geologie und Schöpfungsgeſchichte. Ein erläuternder Anhang ergänzt ſie nach wiſſenſchaftlicher Seite hin. Der Inhalt im Einzelnen iſt: 1) Geologie im Allgemeinen. 2) Ein geologiſches Bild Schwabens. 3) Die Kryſtalle. 4) Entwicklungsgeſchichte der Erde. 5) Kohlen. 6) Sündfluth und Paradies. 7) Der Menſch. 8) Meteorſteine.

Aſtronomie.

Arago, Franz, Populäre Aſtronomie. Herausgeg. von W. G. Hankel. 1. Bd. gr. 8. (XVI u. 486 S.) Leipzig 1855, O. Wigand. n. 1⅔ Thlr.
(Aragos ſämmtliche Werke 11. Band.)

Die vorliegende Aſtronomie, welche aus Vorleſungen entſtanden iſt, die Arago auf der Sternwarte zu Paris hielt, ſoll nach der Erklärung des Verf. nur der Form nach eine populäre ſein, was den Inhalt betrifft, ſo werden alle Zweige dieſer Wiſſenſchaft, auch die ſchwierigſten nicht ausgenommen, hier behandelt. Die Ueberſetzung iſt fließend und getreu, und in den Zahlen correcter als die franzöſiſche Ausgabe, hat auch eine Anzahl werthvoller Zuſätze vor der franzöſiſchen voraus.

Schmidt, J. F. Jul., Der Mond. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang und den Stand unſerer Kenntniſſe von der Oberflächengeſtaltung und Phyſik dieſes Weltkörpers. Nebſt 2 farbigen Steindrucktafeln u. mehren Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 164 S.) Leipzig 1856, Barth. 1⅓ Thlr.

Ein Verſuch, das jetzige Wiſſen vom Mond zu populariſiren und beſonders die Geſtalt der Mondgebirge mit Beziehung auf die Erdgebirge zu betrachten.

Phyſik und Meteorologie.

Koppe, K., Anfangsgründe der Phyſik für den Unterricht in den oberen Klaſſen der Gymnaſien u. ſ. w. ſowie zur Selbſtbelehrung. Mit 252 Holzſchn. 5. verb. Aufl. gr. 8. (VIII u. 412 S.) Eſſen 1855, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Zeichnet ſich unter den kürzeren Lehrbüchern der Phyſik durch gute Anordnung, gedrängte Zuſammenſtellung und Klarheit vortheilhaft aus und eignet ſich beſonders auch zum Selbſtſtudium.

Zamminer, Fr., Die Phyſik in ihren wichtigſten Reſultaten dargeſtellt. Mit 11 lithogr. Tafeln. Lex. 8. (VIII u. 361 S.) Stuttgart 1852, Frankh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine klare, für das gebildete Publikum berechnete Ueberſicht der Phyſik nach ihrem jetzigen Stand.

—— —— Die Phyſik der Erdrinde und der Atmoſphäre populär dargeſtellt. Mit 3 Karten. Lex. 8. (VI u. 103 S.) Ebend. 1853. 24 Ngr.

Das Wichtigſte aus der phyſikaliſchen Geographie und Meteorologie. Enthält die Ergebniſſe der Dove'ſchen Unterſuchungen ſehr vollſtändig und genau, wie überhaupt das Ganze gründlich und dabei populär behandelt iſt.

Kunzek, Auguſt, Leichtfaßliche Darſtellung der Meteorologie. 2. Aufl. Lex. 8. (IV u. 276 S. mit Abbild.) Wien 1850, Braumüller. 1 Thlr.

Die beſte populäre Ueberſicht über Meteorologie.

Dove, H. W., Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde erläutert durch Iſothermen, thermiſche Iſanomalen und Temperaturcurven. Mit 7 Karten u. 2 Temperaturtafeln. Imp. 4. (III u. 26 S.) Berlin 1852, G. Reimer. n. 4⅔ Thlr.

Freilich kein populäres Werk, aber da der Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe iſt und Manche als Dilettanten ſich mit demſelben beſchäftigen, ſo wollten wir nicht verſäumen, ſolche auf ein Werk hinzuweiſen, in welchem einer der bedeutendſten jetzt lebenden Meteorologen einen großen Theil ſeiner Forſchungen niedergelegt hat.

Roßmäßler, E. A., Die vier Jahreszeiten. Mit 4 Charakterlandſchaften in Tondruck nach Zeichnungen von F. H. Kittlitz u. Illuſtrationen in Holzſchnitt u. Typennaturſelbſtdruck von E. Kretzſchmar. Lex. 8. (XVI u. 330 S.) Gotha 1855, Scheube. n. 3 Thlr.

Eine äſthetiſch-naturwiſſenſchaftliche Schilderung des Wechſels der Jahreszeiten in einer ſehr anziehenden und klaren Darſtellung, die übrigens eine nicht eben häufige Vorbildung vorausſetzt. Die äußere Ausſtattung iſt glänzend, namentlich ſind die 4 Landſchaften, welche die

üppige Waſſervegetation des Sommers, das Erwachen des Frühlings und eine
und winterliche Landſchaft vorſtellen, wahre Kunſtwerke.

Phyſiologie.

Vogt, K., Phyſiologiſche Briefe für Gebildete aller Stände. 2. Aufl. In 3 Abth. gr. 8. (690 S.) Gießen 1854, Ricker. n. 3⅓ Thlr.

Soweit es die Reſultate der Wiſſenſchaft giebt, ein treffliches Werk, das klar und anſchaulich darſtellt. Für viele Laien aber dadurch abſtoßend und widerlich, daß es mit aufdringlichem Fanatismus und frivolem Witz den Materialismus predigt. Daher für die Jugend unbrauchbar.

Eſchricht, D. F., Das phyſiſche Leben in populären Vorträgen dargeſtellt. Mit 208 Abbildungen. 2. Hälfte. gr. 8. (XV u. 241—513 S.) Berlin 1852, A. Hirſchwald. n. 1⅓ Thlr.

Die zweite Hälfte des S. 16 im erſten Nachtrag empfohlenen Buchs. Die beſte populäre Phyſiologie, welche namentlich der Vogt's entſchieden vorzuziehen iſt, da ſie nicht dem Materialismus huldigt, ſondern dem Geiſte ſein Recht widerfahren läßt.

Schmidt, Oscar, Die Entwicklung der vergleichenden Anatomie. Ein Beitr. z. Geſch. d. Wiſſenſchaften. (144 S.) gr. 8. Jena 1855, Frommann. 1 Thlr.

Führt die Aufgabe, die leitenden und befruchtenden Ideen der vergleichenden Anatomie ans Licht zu ſtellen, mit Sachkenntniß und Klarheit aus.

Chemie.

Schödler, Friedr., Die Chemie der Gegenwart. Für Gebildete aller Stände. Mit vielen in den Text gedruckten Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 347 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Ein ſehr gelungener Verſuch, den gegenwärtigen Stand der Chemie und ihrer Anwendung auf die Technik für ein größeres Publikum darzuſtellen, und zwar ohne der Wiſſenſchaft etwas zu vergeben. Elegante Ausſtattung.

Stöckhardt, Jul. Adolph, Die Schule der Chemie, od. erſter Unterricht in der Chemie, verſinnlicht durch einfache Experimente. 8. umgearb. Aufl. 8. (XIV u. 706 S.) Braunſchweig 1855, Vieweg u. Sohn. n. 2 Thlr.

Eines der beſten populären Handbücher der Chemie, zum Selbſtſtudium beſonders geeignet.

Stöckhardt, Jul. Ad., Chemiſche Feldpredigten. 2. Abth. 2. Aufl. gr. 8. (VIII u. 260 S.) Leipzig 1854, G. Wigand. 1 Thlr.

Fortſetzung. S. erſter Nachtrag S. 18.
(Von der 1. Abth. erſchien 1855 d. 3. Aufl. (XII u. 218 S.) 1 Thlr.)

Johnſton, James F. W., Chemiſche Bilder aus dem Alltagsleben. Aus dem Engl. 1. Abth. A. u. d. Tit.: Naturwiſſenſchaftl. Hausbibliothek. 3. Bd. gr. 8. (200 S.) Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— Die Chemie des täglichen Lebens. Deutſch bearbeitet von Th. O. G. Wolff. 2 Bde. Mit eingedr. Holzſchn. (I. VI u. 336 S. u. II. VIII u. 390 S.) Berlin 1854—55, Beſſers Verl. n. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hamm, W., Chemiſche Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnſton chymistry of common life. Mit in den Text eingedruckten Holzſchnitten. 2 Bde. 8. (I. XVIII u. 485 S. II. XVI u. 513 S.) Leipzig 1854—55, Weber. n. 2 Thlr.

Alle dieſe drei genannten deutſchen Ausgaben von Johnſton ſind zweckmäßig abgekürzte Bearbeitungen einer als trefflich anerkannten, in England ſehr verbreiteten populären Chemie.

veranſchaulichender Holzſchnitte.

Bibra, Ernſt von, Die narkotiſchen Genußmittel und der Menſch. Mit 6 Abbildungen in Naturſelbſtdruck. (Dieſe allein zu n. ⅔ Thlr.) gr. 8. (V u. 398 S.) Nürnberg 1855, Schmid. n. 2⅔ Thlr.

Sorgfältige, zum Theil in überſeeiſchen Ländern angeſtellte Beobachtungen von wiſſenſchaftlichem Werth in einer populären Darſtellung.

Muspratt, Sheridan, Theoretiſche, praktiſche u. analytiſche Chemie in Anwendung auf Künſte und Gewerbe. Ausgabe für Deutſchland. Unter ſpec. Mitwirkung des Verf. mit vielen Originalzuſätzen deſſelben. Ueberſetzt von F. Stohmann u. Th. Gerding. Mit Holzſchnitten. In Lieferungen (bis jetzt 20 Lief. od. I. Bd. (XI u. p. 1—1253.) gr. 4. Braunſchweig 1854—56, Schwetſchke u. Sohn. à Lief. n. 12 Ngr.

Ein tüchtiges praktiſches Werk, aber ungleich ausgeführt, in einzelnen Partien meiſterhaft, in anderen unklar und weitſchweifig.

Schöpfungsgeſchichte, Geologie und Mineralogie.

Roßmäßler, E. A., Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. 2. Bd. Die Verſteinerungen, deren Beſchaffenheit, Entſtehungsweiſe u. ſ. w. Mit 7 lithogr. Tafeln u. Holzſchnitten. 8. (VIII u. 188 S.) Leipzig 1854, Coſtenoble. n. 1 Thlr. 7½ Ngr.

S. Erſter Nachtrag S. 21. Gute populäre Geologie.

Roßmäßler, E. A., Die Geſchichte der Erde. Eine Darſtellung f. gebild. Leſer u. Leſerinnen. Mit Illuſtrationen u. einer landſchaftl. Anſicht aus der Steinkohlenzeit. gr. 8. (IX u. 383 S.) Frankfurt 1856, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr. 18 Ngr.

Eine ſehr anſprechende Darſtellung des in Populariſirung naturwiſſenſchaftlicher Stoffe glücklichen Verfaſſers, der freilich vielfach daſſelbe in verſchiedenen Büchern wiederholt.

Burmeiſter, Herm., Geologiſche Bilder zur Geſchichte der Erde u. ihrer Bewohner. II. Bd. 8. (IV u. 328 S.) Leipzig 1853, O. Wigand. n. 1⅓ Thlr.

1) Der Ocean. 2) Der ſchwarze Menſch. 3) Der tropiſche Urwald.
4) Die Obſtſorten Braſiliens. 5) Antikritiſches.

Fortſetzung. S. erſter Nachtrag S. 19. Elegante, geiſtreiche Darſtellung.

Pfaff, Fr., Schöpfungsgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des bibliſchen Schöpfungsberichtes. Mit zahlr. Holzſchn. u. 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 666 S.) Frankfurt a. M. 1855, Heyder u. Zimmer. 2⅔ Thlr.

Legt die wichtigſten Lehren und Ergebniſſe der Aſtronomie und Geologie, welche die Grundlage zur Ermittlung der Entſtehung und Entwicklung der ſichtbaren Schöpfung bilden, in zweckmäßiger Auswahl und einer einfachen klaren Sprache dar, hält dieſelben mit den Ueberlieferungen der Geneſis zuſammen, und erörtert dabei die Streitpunkte möglichſt objectiv, ohne jedoch deren Löſung zu erzwingen. Doch zeigt er, daß kein abſoluter Widerſpruch beſtehe und eine annähernde Löſung von der weiter fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft zu hoffen ſei. Zuletzt erörtert er mit Beziehung auf Vogt die Möglichkeit der Abſtammung des Menſchengeſchlechts von einem Paare. Der Verfaſſer verwahrt ſich entſchieden gegen alles Dareinreden der Theologie in die Naturwiſſenſchaften, eben ſo aber gegen alle Eingriffe der letzteren in das Gebiet des philoſophiſchen und theologiſchen Erkennens. Ein reichhaltiges und gründliches Werk, das dem gebildeten Leſer empfohlen zu werden verdient.

Darſtell. u. Geſchichte der Schöpfung. 9. Aufl. mit Abbild. gr. 8. (512 S.) Berlin 1855, Hempel. n. 2 Thlr.

Ein mit großartigem Humbug vom Verleger ausposauntes Werk, das aber nichts als eine mit ſehr mangelhafter Kenntniß des naturwiſſenſchaftlichen Materials verfertigte Zuſammenſtopplung iſt. S. a. Allg. Ztg 1855 No. 190 Beil.

Cotta, Bernh., Deutſchlands Boden, ſein geologiſcher Bau u. deſſen Einwirkung auf das Leben der Menſchen. 1. 2. Abth. gr. 8. (XIV u. 978 S.) u. 4 Tafeln. Leipzig 1853—54, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Die Mannigfaltigkeit der Bodenbildung in Deutſchland mit dem dadurch bedingten landſchaftlichen Charakter wird in der erſten Abtheilung geſchildert. Die zweite Abthlg. enthält Beilagen, welche in Citaten, ſpeciellen Ausführungen und Belegen beſtehen. Eröffnet einen tieferen Blick in den Zuſammenhang von Land und Leuten. Beſonders wichtig für den Geographen und Nationalökonomen. Der Stoff iſt übrigens noch nicht gehörig abgeklärt und geordnet.

Girard, H., Die norddeutſche Ebene, insbeſondere zwiſchen Elbe und Weichſel, geologiſch dargeſtellt. Nebſt einer geol. Karte u. 2 Taf. gr. 8. (X u. 266 S.) Berlin 1855, G. Reimer. 1⅚ Thlr.

Eine mit Geiſt und Sorgfalt behandelte geologiſche Unterſuchung, doch mehr für den Fachmann, als für den Laien.

Giebel, Gaea excursoria germanica Deutſchlands. Geologie, Geognoſie u. Palaeontologie. Ein unentbehrlicher Leitfaden auf Excurſionen und beim Selbſtunterricht. 8. (IV u. 510 S.) Mit 24 lith. Taf. Leipzig 1851, Abel. n. 2⅔ Thlr.

Für Studirende und Sammler brauchbar eingerichtet, und von wiſſenſchaftlichem Werth.

Ludwig, R., Das Wachſen der Steine, oder die Kräfte, welche die Bildung und Entwicklung der Gebirgsarten vermitteln. Mit 8 lith. Taf. gr. 8. (XVIII u. 226 S.) Darmſtadt 1853, Jonghaus. 1½ Thlr.

Ein ausgezeichneter Verſuch, die geologiſche Wiſſenſchaft zu populariſiren. Der Verfaſſer geht von dem Grundſatz aus, daß nicht bloß die Phyſiognomie der Landſchaft von dem inneren Bau und dem ſtofflichen Inhalt der Felsmaſſen abhängig ſei, ſondern auch das Gemüthsleben der Menſchen. In dieſem Sinn ſchildert er die Einwirkungen von Wärme, Waſſer, Atmoſphäre, Electricität auf die Erdbildung, auf Pflanzen, Thiere und Menſchen. Elegante Ausſtattung.

Hausmann, Joh. F. L., Salzbrunner Skizzen. gr. 16. (IV u. 71 S.) Breslau 1855, Max u. Co. n. 8 Ngr.

Geiſtreiche Erörterung des alten berühmten Mineralogen in Göttingen über geologiſche und verwandte Dinge.

Botanik und Zoologie.

Raff, G. Chr., Naturgeſchichte für Kinder. 15. verb. Aufl. Nach dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaften bearb. von A. A. Berthold. Mit 15 Kupfertafeln. gr. 8. (X u. 522 S.) Göttingen 1854, Dietrich, n. 1 Thlr., color. n. 1 Thlr. 16 Ngr.

Die in der Kinderwelt einſt ſo beliebte Naturgeſchichte iſt in den neueſten Ausgaben nach dem jetzigen Stand der Wiſſenſchaft berichtigt und das gar zu Spielende daraus entfernt.

Reichenbach, A. B., Praktiſche Naturgeſchichte des Menſchen und der Säugethiere. Für Gebildete aller Stände. Mit in Stahl geſt. u. color. Abbildungen auf 91 Tafeln. Hoch 4. N. (Titel-)Ausg. (807 S.) Leipzig 1855, Gebhardt u. Reisland. n. 4 Thlr.

Reichenbach, H. G., Deutſch. Naturgeſchichte der Vögel. Mit Abbild. auf 89 Taf. N. Ausg. Hoch 4. (740 S.) Ebend. 1855. n. 6 Thlr.

—— —— Neueſte Volksnaturgeſchichte des Pflanzenreichs. 2. Aufl. der Naturgeſch. d. Pflanzenreichs. gr. 4. (LVI u. 499 S.) mit 83 color. Steint. Leipz. 1854—55, Dyckſche Buchh. n. 10½ Thlr.

—— —— Neueſte Volksnaturgeſch. d. Thierreichs. N. (Titel-)Ausg. (ohne Kupfer.) 4. 2 Thle. (567 u. 442 S.) Ebd. 1854. n. 2 Thlr.

—— —— —— —— —— mit 272 color. Abbild. Ebend. 1854. n. 10 Thlr.

Fleißige Compilationen, die zum Jugendunterricht und Selbſtſtudium geeignet ſind, bei denen man aber zuweilen die wiſſenſchaftliche Beſtimmtheit in der Beſchreibung vermißt.

Seubert, Moritz, Die Pflanzenkunde in populärer Darſtellung mit beſonderer Berückſichtigung der ökonomiſch-techniſch u. mediciniſch-wichtigen Pflanzen. Ein Lehrbuch. Dritte umgearbeitete, ſehr vermehrte u. verb. Auflage mit 510 Holzſchnitten u. 2 Steindrucktafeln. gr. 8. (IV u. 510 S.) Stuttgart 1855. (Leipzig C. F. Winter.) 2 Thlr.

Dieſes ſchon im erſten Nachtrag S. 21 empfohlene Werk iſt in dieſer neuen Ausgabe weſentlich vervollkommt und möchte wohl unter allen Lehrbüchern der Botanik das geeignetſte ſein, um Laien in dieſe Wiſſenſchaft einzuführen.

Wigand, Albert, Der Baum. Betrachtungen über Geſtalt u. Lebensgeſchichte der Holzgewächſe. Mit 2 Tafeln Abbildungen. gr. 8. (XIV u. 256 S.) Braunſchweig 1854, Vieweg u. Sohn. n. 1½ Thlr.

Gibt eine in das Einzelſte eingehende Ueberſicht der Holzgewächſe und ſucht dabei die durchgreifende Ordnung und Geſetzmäßigkeit der Baumgeſtalt nachzuweiſen, und aus dem ſcheinbar zufälligen Gewirre von Zweigen, Aeſten u. ſ. w. ein harmoniſches Ganze zu entwickeln. Das wiſſenſchaftliche Material ſehr ſorgfältig geſammelt, die Darſtellung, welche nicht bloß für den Gelehrten, ſondern auch für den Gebildeten überhaupt beſtimmt iſt, ungenügend, mitunter ſchwerfällig und unklar.

Schacht, Hermann, Beiträge zur Anatomie u. Phyſiologie der Gewächſe. Mit 9 Tafeln lith. Abbildungen u. zahlr. Holzſchnitten. gr. 8. (VIII u. 328 S.) Berlin 1854, G. W. F. Müller. n. 3⅓ Thlr.

Eine Reihe mikroſkopiſcher Unterſuchungen über die Entwicklungsgeſchichte des pflanzlichen Organismus, die nicht nur für den wiſſenſchaftlichen Botaniker, ſondern auch für den Gärtner und Forſtmann Intereſſe haben. Klar und anziehend geſchrieben mit ſchöner Ausſtattung.

Leunis, Johannes, Synopſis der drei Naturreiche. Ein Handbuch für höhere Lehranſtalten und für alle, welche ſich wiſſenſchaftlich mit Naturgeſchichte beſchäftigen u. ſ. w. Mit vorzüglicher Berückſichtigung der nützlichen und ſchädlichen Naturkörper Deutſchlands, ſowie der wichtigſten vorweltlichen Thiere u. Pflanzen. Zweite, gänzl. umgarb. mit mehreren hundert Holzſchnitten verm. Auflage. I. Zoologie 1. Hälfte. gr. 8. (352 S.) Hannover 1856, Hahnſche Buchh. 1⅓ Thlr.

Gibt, was der Titel verſpricht, in ſorgfältiger Bearbeitung und eleganter Ausſtattung.

Hoeven, J. van der, Handbuch der Zoologie. Nach der 2. holländiſchen Ausgabe. 2 Bde. mit 24 Kupfertafeln u. Nachträgen v. Rud. Leuckart. gr. 8. (XXX u. 1790 S.) Leipzig 1850, 1852, 1856, L. Voß. n. 10⅓ Thlr.

Ein gediegenes, gründliches und reichhaltiges Werk, das auch die Anatomie der Thiere eingehend behandelt und die neueſte Literatur vollſtändig anführt. Zunächſt für Fachmänner, aber auch Anderen, die ſich für den Gegenſtand intereſſiren, zu wiſſenſchaftlicher Belehrung zu empfehlen.

Krauß, Ferdinand, Das Thierreich in Bildern.

Bd. I. Säugethiere nach Familien u. Gattungen ꝛc. 43 illuminirte u. 7 ſchwarze Tafeln. Imp. 4. (VIII u. 104 S.) Stuttgart 1851, Schreiber u. Schill. 7 Thlr. 9 Ngr.

240 ſaubere und richtige Bilder, worunter 102 nach der Natur gezeichnete. Der gedrängte Text gibt das Weſentliche der Beſchreibung nach dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft. Für Lehrer an höheren Schulen und zum Selbſtſtudium mit Recht zu empfehlen. Die Oſteologie iſt ebenfalls in einem beſonderen Abſchnitt des Werkes behandelt.

Calwer, C. G., Die Thierwelt Deutſchlands u. der Schweiz mit 12 Tafeln in Farbendruck. 1—6. Lief. Text in gr. 8. p. 1—432. Stuttgart 1854—55, Belſer. à [illegible]. n. 2⅔ Thlr.

Eine populäre Naturgeſchichte, welche auf wiſſenſchaftliche Autoritäten geſtützt, die einzelnen Thiere nach ihren Arten beſchreibt. Die Bilder ſind keine Originalzeichnungen, ſondern Copien aus anderen Werken. Für Laien ganz brauchbar, ſteht übrigens dem ähnlichen Werk von Krauß an wiſſenſchaftlicher Genauigkeit nach.

Agaſſiz, Louis, A. A. **Gould** u. Max **Perty**, Grundzüge der Zoologie mit beſonderer Rückſicht auf den Bau, die Entwicklung, Vertheilung u. natürliche Anordnung der noch lebenden u. urweltlichen Thierformen u. auf die Bedürfniſſe der Gewerbe, Künſte u. des prakt. Lebens gemeinfaßlich dargeſtellt. gr. 8. (178 S.)

1. Abth. Allgemeine Zoologie von Agaſſiz u. Gould. Stuttg. 1855. (Leipzig, C. F. Winter.) 24 Ngr.
2. Abth. Spezielle Zoologie v. Max Perty. (715 S.) Ebd. 1855. 2 Thlr. 12 Ngr.

Obgleich dieſes Werk berühmte Namen auf dem Titel hat, ſo nimmt es doch unter den populären Lehrbüchern dieſes Faches keine ausgezeichnete Stelle ein, indem die Gattungs- und Artcharaktere zum Theil dürftig und unbeſtimmt gehalten ſind und das Praktiſche an der ganzen Behandlung nicht beſonders einleuchtet.

Tſchudi, F. v., Das Thierleben in der Alpenwelt. Naturanſichten u. Thierzeichnungen aus dem ſchweizeriſchen Gebirge. Mit 24 Illuſtrationen von E. Rittmeyer u. W. Georgy. Dritte verb. Auflage. gr. 8. (622 S.) Leipzig 1856, Weber. n. 4 Thlr.

Ein anerkanntes Meiſterwerk, ebenſo unterhaltend als belehrend. Auch die Holzſchnitte ſind ſehr gelungen.

Medicin.

Bock, Carl Ernſt (Profeſſor der patholog. Anatomie in Leipzig.) Das Buch vom geſunden und kranken Menſchen. Mit 25 feinen Abbildungen. Zweite verb. Auflage. gr. 8. (XI u. 537 S.) Leipzig 1855, Keil. n. 1⅔ Thlr.

Entſpricht ſeinem Zweck, vernünftige Anſichten über die naturgemäße Pflege des geſunden und kranken Menſchenkörpers zu fördern, in ausgezeichnetem Grade. Gibt nur ſichere Reſultate der Wiſſenſchaft und geſteht die noch obwaltenden Zweifel und Dunkelheiten unbefangen ein. Die Darſtellung einfach und klar. Gute Ausſtattung und ſehr billiger Preis.

Nußdorf, E. v., Populäre Vorträge über Geſundheitscultur. gr. 16. (IV u. 115 S.) Berlin 1854, Beſſers Buchh. n. 12 Ngr.

—— —— Die Diätetik. Bearbeitet für gebildete Frauen. gr. 16. (VIII u. 274 S.) Berlin 1854, Schindler. n. 1⅓ Thlr.

Vereinigt wiſſenſchaftliche Sachkenntniß mit geſundem Urtheil und einer gewandten Darſtellung. Die Diätetik bekämpft die Verkehrtheiten der Lebensweiſe, in welche ein Theil der Frauenwelt in Folge der ſocialen Einrichtungen gerathen iſt und ſucht eine Anleitung zu einer naturgemäßen, geſunden Lebensweiſe der Frauen zu geben, wobei der Verfaſſer ſich nicht bloß auf das phyſiſche Leben beſchränkt.

Nußdorf, F. v., Diätetiſcher Haus- u. Brunnenalmanach f. 1855. Ein populärer Rathgeber für den Hausſtand und ein Führer auf Brunnenreiſen. Mit einer Eiſenbahn- u. Brunnenkarte. 16. (VII u. 180 S.) Berlin 1855, Schindler. n. 2/3 Thlr., (mit Notizkalender n. 5/6 Thlr.)

Gibt einfache und klare Verhaltungsregeln, beſtimmte Charakteriſtiken der einzelnen Brunnen und Bäder, auch gute ſpecielle Rathſchläge und kämpft in einer beſonderen Abhandlung über mediciniſchen Schwindel und Betrug gegen herrſchende Vorurtheile und ärztlichen Humbug mit Schärfe und Humor.

Goldſchmidt, J., Skizzen aus der Mappe eines Arztes. A. u. d. Tit.: Volksmedicin im nordweſtlichen Deutſchland. gr. 12. (VII u. 157 S.) Bremen 1854, Heyſe. 18 Ngr.

Feine Beobachtungen eines Arztes mit Anſchaulichkeit und Humor dargelegt.

Goldſchmidt, J., Die geſellſchaftliche Stellung der Aerzte ſonſt und jetzt. 8. (128 S.) Oldenburg 1855, Schulze. n. 12 Ngr.

Eine intereſſante mit Geiſt ausgeführte Skizze der Beziehung des Arztes zum Publikum, mit geſchichtlichen Thatſachen und Erinnerungen ausgeſtattet, friſch und lebendig geſchrieben.

Mittermaier, K., Madeira u. ſeine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjähr. Beobachtungen für Aerzte geſchildert. gr. 8. (VIII u. 158 S.) Heidelberg 1855, J. C. B. Mohr. n. 24 Ngr.

Eine auf zweijährige Erfahrung geſtützte Schilderung dieſer reizenden Inſel, die als unvergleichliches Heilmittel bei Lungenkrankheiten nachgewieſen wird. Mit Sachkenntniß und geſundem Urtheil geſchrieben.

Staatswiſſenſchaften.

Allgemeines.

Mohl, Robert v., Die Geſchichte u. Literatur der Staatswiſſenſchaften. In Monographien dargeſtellt. Lex. 8. 1. Band. (XVI u. 599 S.) Erlangen 1855—56, Enke. n. 3 Thlr. 14 Ngr.
2. Bd. (XII u. 602 S.) n. 3 Thlr. 14 Ngr.

Dieſes Werk ſtellt ſich die große Aufgabe, die reiche Literatur der geſammten Staatswiſſenſchaften in einen kritiſchen Ueberblick zuſammenzufaſſen, und thut dieſes mit klarer Darlegung des Hauptinhaltes der einzelnen Schriften, guter Schilderung der Richtungen im Allgemeinen, und einem geſunden verſtändigen Urtheil. Der friſche Ton des Buches macht es mehr als man von einem ſolchen Sammelwerk erwartet, auch zur Lektüre geeignet. Der Inhalt des erſten Bandes zerfällt außer der Einleitung über den Stand der Staatswiſſenſchaften und ihre Literatur im Allgemeinen in 8 Monographien. 1) Die Staatswiſſenſchaft und die Geſellſchaftswiſſenſchaften. 2) Die Encyclopädien und Syſteme der Staatswiſſenſchaft. 3) Die Staatsromane. 4) Grundzüge einer Geſchichte des philoſophiſchen Staatsrechts. 5) Die Geſchichte und Literatur des allgemeinen conſtitutionellen Staatsrechts. 6) Die neuere Literatur des Völkerrechts. 7) Das ſchweizeriſche Staatsrecht. 8) Das Staatsrecht der vereinigten Staaten in Nordamerika.

Der zweite Band enthält 9) Literatur des engliſchen Staatsrechts. 10) Denkwürdigkeiten, Staatsſchriften und Reden der engliſchen Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts. 11) Das poſitive deutſche Staatsrecht ſeit der Gründung des Bundes. 12) Zwölf deutſche

Staatsgelehrte: Die beiden Moſer, Pütter, Schlözer, v. Martens, Klüber, Fr. v. Gen K. S. Zachariä, K. L. v. Haller, K. v. Rotteck, Jarcke, K. F. Eichhorn. Die Schilderun der engliſchen Staatsmänner und ihrer Denkwürdigkeiten, ſowie die Charakteriſtiken der zwöl deutſchen Staatsgelehrten ſind beſonders zur Lektüre zu empfehlen.

Staatswörterbuch, Deutſches. In Verbindung mit deutſchen Gelehrte herausgegeben v. J. C. Bluntſchli. Unter Mitredaction v. Karl Brate 1. 2. Heft. gr. 8. (VIII u. 160 S.) Stuttg. 1856, Exped. d. Staatswörterbuchs. à Heft n. ⅔ Thlr.

(Erſcheint in circa 10 Bden à Bd. 10 Hefte.)

Stellt ſich die Aufgabe, in einer Reihe von alphabetiſchen Artikeln die bedeutenderen Staaten und Staatsmänner, ſowie die ſtaats- und völkerrechtlichen, politiſchen und nationalökonomiſchen Begriffe und Anſtalten zu behandeln.

Scheint im Gegenſatz gegen Rotteck und Welcker mehr die poſitiv-hiſtoriſche Richtung vertreten zu ſollen. Uebrigens finden ſich im Verzeichniß der Mitarbeiter manche Namen, dere Träger auch bei dem Rotteck-Welckerſchen Lexikon Beiträge geliefert haben.

Von dem Staats-Lexikon „Encyclop. d. ſämmtl. Staatswiſſenſchaften f. alle Stände ꝛc. Herausg. v. K. v. Rotteck u. K. Welcker.“ Lex. 8. (LXIV u. p. 1—80 n. 8 Ngr.) iſt ein neue (3te) umgearbeitete Auflage, von Welcker redigirt, ſoeben bei F. A. Brockhaus i Leipzig in 1. Lief. erſchienen und ſoll das Werk in circa 12 Bden oder 120 Heften in 3 Jahre beendet werden.

Buſche, Herm. von (Prof. Baumſtark in Freiburg.) Staatslexikon in 1 Bde. Staatswiſſenſchaftl. Handb. d. polit. Aufklär. f. d. Gebild. aller Stände. Im Verein mit Anderen herausgeg. Lex. 8. (2844 S.) Stuttgart 1846—52, Hallbergers Verl. 6 Thlr.

Ein zweckmäßiges, für den höheren Bürgerſtand berechnetes Werk, das vor 1848 geſchrieben, im Weſentlichen auf dem Standpunkt der altliberalen Partei ſteht. Erſtreckt ſich au ſämmtliche Theile des ſtaatlichen Lebens und Wiſſens.

Von den im erſten Nachtrag S. 23 aufgeführten Zeitſchriften beſteht die Deutſch Vierteljahrsſchrift in der bekannten Weiſe fort. Die Tubinger Zeitſchrift fü Staatswiſſenſchaft hat von den dort genannten Mitherausgebern Fallati, Göriz und Volz durch den Tod verloren, dagegen iſt das von Rau und Hanſſen herausgeg. Archiv für politiſche Oekonomie damit verſchmolzen.

Kirche.

Warnkönig, Leop. Aug., Ueber den Conflict des Episcopats der oberrheiniſchen Kirchenprovinz mit den Landesregierungen in derſelben. Lex. 8. (94 S.) Erlangen 1853, Enke. n. 14 Ngr.

—— —— Die ſtaatsrechtliche Stellung der katholiſchen Kirche in den kathol. Ländern des deutſchen Reichs, beſonders im 18. Jahrh. ꝛc. Lex. 8. (IV u. 260 S.) Ebend. 1855. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer weiſt nach, daß die katholiſche Kirche zu den Zeiten des alten deutſchen Reiches ſeit dem weſtfäliſchen Frieden keinen größeren Umfang von Freiheiten und Rechten gehabt habe als jetzt, und daß daher die Kirchenmänner ganz im Unrecht ſeien, wenn ſie ſich für ihre Forderungen auf jene Zeiten berufen.

Rechtswiſſenſchaft.

Warnkönig, L. A., Juriſtiſche Encyclopädie oder organiſche Darſtellung der Rechtswiſſenſchaft mit vorherrſchender Rückſicht auf Deutſchland. Z. Gebr. bei Vorleſ. u. z. Selbſtſtud. Lex. 8. (XII u. 571 S.) Ebd. 1853. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine Art äußerer Rechtsgeſchichte in encyclopädiſcher Form, alle Gebiete der Wiſſenſchaft umfaſſend und ihre Geſtaltung bei den verſchiedenen Culturvölkern berückſichtigend. Klare anſprechende Darſtellung.

Ahrens, H., Juriſtiſche Encyklopädie, oder organiſche Darſtellung der Rechts- u. Staatswiſſenſchaft, auf Grundlage einer ethiſchen Rechtsphiloſophie. Lief. 1. (VIII u. 352 S.) Wien 1855, **Gerolds Sohn.** n 1⅔ Thlr.

Das erſte Buch verſucht eine philoſophiſche Begründung der Rechtsidee in der Totalität der ethiſchen Lebensverhältniſſe und ſchreitet dann fort zu einer organiſchen Gliederung des Rechtsſyſtems. Das zweite Buch behandelt die Rechtsgeſchichte der bedeutendſten Culturvölker des Orients und der Griechen und Römer. Das 3. u. 4. Buch ſoll die im erſten vorgelegten Grundgedanken weiter ausführen und auf das Privat-, Staats- und Völkerrecht anwenden. Eine ſittliche Grundanſicht durchdringt das Ganze, der eigentliche organiſche Zuſammenhang der einzelnen Disciplinen tritt aber nicht recht hervor.

Ihering, Rud., Geiſt des römiſchen Rechts auf den verſchied. Stufen ſeiner Entwicklung. Thl. II. 1. Abth. gr. 8. (VIII u. 320 S.) Leipz. 1854, Breitkopf u. Härtel. 1⅓ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 23.

Politik.

Jarcke, Carl Ernſt, Prinzipienfragen. Politiſche Briefe an einen deutſchen Edelmann, nebſt geſammelten Schriften. gr. 8. (XXIV u. 551 S.) Paderborn 1854, Schöningh. 2 Thlr.
(A. u. d. T.: Vermiſchte Schriften Bd. IV.)

Von welchen Prinzipien es ſich hier handelt, wird man ſchon aus dem Namen ſchließen können. Das Buch zerfällt in 3 Hauptabſchnitte. 1) Freiheit und Souveränität in Oeſterreich, eine Polemik gegen die einſtige öſterreich. Verfaſſung. 2) Staat und Kirche in Oeſterreich vor, während und nach der Revolution von 1848. 3) Hundert Schlagworte zur Verfaſſungspolitik der Zukunft. 4) Ueber das Verhältniß der Staatsgewalt zum geiſtigen Leben der Nation. 5) Graf Heinrich von Bombelles. 6) Ueber den Zuſtand, die Mängel und die Reform der Bildung des deutſchen, beſonders des öſterreichiſchen Beamtenſtandes. 7) Eine Reihe von 6 Briefen, in welchen denn eigentlich die Entwicklung der politiſchen Prinzipien gegeben wird. — Ein Vorwort und ein Nekrolog am Schluſſe des Buches verbreitet ſich über die religiöſe Entwickelung Jarckes.

(**Strauß**, Victor v.) Briefe über Staatskunſt. gr. 8. (VIII u. 460 S.) Berlin 1853, Beſſers Buchh. 2 Thlr.

Ein Buch, das zur Zeit ſeines Erſcheinens großes Aufſehen gemacht hat und wegen ſeiner Angriffe auf die preußiſche Verfaſſung Gegenſtand eines Preßproceſſes geworden iſt. Es war eine der erſten kecken Stimmen, die offen nicht nur einen Bruch mit der Revolution, ſondern auch mit dem Conſtitutionalismus forderten. Es führt wirklich die Polemik gegen die moderne Staatsordnung mit großer Conſequenz durch, hat im Einzelnen gute Gedanken, iſt aber in ſeiner Art ſo revolutionär, als die Richtung, gegen die es kämpft.

Grundſätze der Realpolitik angewendet auf die ſtaatlichen Zuſtände Deutſchlands. gr. 8. (III u. 224 S.) Stuttg. 1853, Göpel. 1⅓ Thlr.

Die ſtaatlichen Grundkräfte, die Staatsformen, die realen Mächte, die Partheien, das Verhältniß Oeſterreichs und Preußens und der Mittelſtaaten werden im Sinn eines von den Illuſionen abſtrakter Ideologie geheilten Demokratismus beſprochen. Unpartheiiſche Würdigung der wahlverwandten und entgegengeſetzten Richtungen.

Eötvös, Joſeph, Der Einfluß der herrſchenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Vom Verfaſſer ſelbſt aus dem Ungariſchen überſ.

2 Thle. gr. 8. (I. XIV u. 448 S. II. XII u. 550 S.) Leipzig 1851, 54, Brockhaus. n. 5⅓ Thlr.

Geiſtvolle anregende Betrachtungen in liberal-conſervativem Sinn, nur etwas breit dargelegt, ſo daß es einige Geduld koſtet, zum Kern hindurchzudringen. Die gemeinten Ideen ſind die der Freiheit, Gleichheit und Nationalität, deren Conſequenzen der Verfaſſer als unvereinbar mit den beſtehenden Zuſtänden darſtellt. Sein Standpunkt iſt übrigens nicht durch conſervative Vorurtheile beengt.

Winter, Auguſt, Die Volksvertretungen in Deutſchlands Zukunft. gr. 8. (IV u. 499 S.) Göttingen 1852, Dieterich. n. 2 Thlr.

Ein Werk verſtändigen Nachdenkens und wohlgemeinter Geſinnung. Der Verfaſſer verlangt ein auf Gliederung des Volks in Stände oder vielmehr Berufsgenoſſenſchaften beruhendes Wahlgeſetz und zwei Kammern, um dadurch ein Zuſammenwirken von Volksmännern und Staatsmännern zu erzielen. In Hauptpunkten mit dem Verfaſſer übereinſtimmend, ſpricht ſich eine Abhandlung in der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1852 Nr. 3 aus, die jedoch das Hauptgewicht auf die Vertretung der einzelnen Intereſſen, weniger der Stände als ſolcher legt.

Riehl, W. H., Die Naturgeſchichte des Volkes als Grundlage einer deutſchen Socialpolitik.

Bd. I. Land u. Leute. 3. Aufl. gr. 8. (XVI u. 360 S.) Stuttgart u. Tübingen 1856, Cotta. 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd. II. Die bürgerliche Geſellſchaft. 3. neu überarbeitete Auflage. gr. 8. (X u. 384 S.) Ebend. 1856. 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd. III. Die Familie. 3. Abdruck. gr. 8. (XIII u. 286 S.) Ebend. 1856. 1⅓ Thlr.

Im erſten Nachtrag S. 22 iſt der damals erſchienene zweite Band beurtheilt. Das ganze Werk iſt nicht etwa ein ſtreng wiſſenſchaftliches, ſondern ein vom kulturgeſchichtlichen Standpunkt aus unternommener Verſuch, die Geſellſchaftswiſſenſchaft mit neuen Ideen zu befruchten. In „Land und Leute“ ſchildert der Verf. deutſche Volksſtämme, wie ſie unter dem Einfluß der Natur des Landes und ſeiner politiſchen Schickſale geworden ſind. Er will jedoch keine vollſtändige Ethnographie Deutſchlands geben, ſondern nur an einigen Proben, den Rheinländern, den Baiern, den Bewohnern des Rhöngebirges und der Inſel Rügen zeigen, wie er es meint. In der „Familie“ beleuchtet er einige Seiten des Familienlebens, wie z. B. die Stellung der Frauen im Hauſe und der Geſellſchaft, und weiſt auf die dem Familienleben günſtigere Einfachheit früherer Zeiten zurück. Geiſtreicher Entwurf eines Hauſes, wie es ſich als Ausdruck des deutſchen Familiengeiſtes architektoniſch geſtalten müßte. Die Form, in welcher ſich der Verf. ausdrückt, iſt die einer geiſtreichen Converſation, wodurch ſowohl ſeine Tugenden, als ſeine Mängel bedingt ſind. Bei großer Lebendigkeit und Gedankenfülle verfällt er zuweilen ins Breite oder ins Abſpringende.

Görres, Joſeph, Politiſche Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Bis jetzt 3 Bände. gr. 8. (I. XXIV u. 474 S. II. VII u. 504 S. III. VII u. 472 S.) München 1854—55, lit. Anſt. à Bd. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bildet die erſte Abtheilung von Görres geſammelten Schriften, die ſich auf 7—8 Bände belaufen. Die bisherigen Bände enthalten hauptſächlich eine Reihe ausgewählter Artikel aus dem rheiniſchen Merkur. Unter dem Ungedruckten wird vorzüglich ſein Briefwechſel von Belang ſein.

Nationalökonomie.

Rau, Karl Heinrich, Lehrbuch der politiſchen Oekonomie. 3 Bde. gr. 8.

I. Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre. 6. Ausgabe. (XV u. 583 S.) Leipzig u. Heidelberg 1855, C. F. Winter. n. 2⅔ Thlr.
II. Grundſätze der Volkswirthſchaftspolitik. 1. Abth. 4. Ausg. (XII u. 349 S.) Ebend. 1854. n. 3⅓ Thlr.

III. 1.2. Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft. 3. Ausg. (XVIII u. 811 S.) Ebend. 1855. n. 4 Thlr.

Die früheren Auflagen ſ. Wegweiſer S. 62.

Mill, Joh. Stuart, Grundſätze der politiſchen Oekonomie. Aus dem Engl. v. A. Soetbeer. 2. Bd. gr. 8. (XVIII u. 737 S.) Hamburg 1852, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Bd. 1. ſ. erſten Nachtrag S. 24.

Enthält die Abſchnitte über Handel, Geldweſen, Zinsfuß, Einfluß der Fortſchritte der Geſellſchaft auf Production und Vertheilung der Güter, Einfluß der Regierung, Beſteuerung und Staatsſchulden.

Roſcher, Wilhelm, Syſtem der Volkswirthſchaft. Ein Hand- und Leſebuch für Geſchäftsmänner u. Studirende. 1. Bd. Die Grundlagen der Nationalökonomie. gr. 8. (X u. 512 S.) Stuttg. u. Tübingen 1854, Cotta. n. 3 Thlr.

Der Hauptwerth des Buches beruht auf dem großen Reichthum der mit Sorgfalt ausgewählten geſchichtlichen Belege, unter den einzelnen Abſchnitten ſind die über Geld und Preiſe als beſonders gelungen zu bezeichnen, während der über Zinsweſen unverhältnißmäßig mangelhaft aufgefaßt iſt. Im Ganzen vermißt man eine ſcharfe Faſſung der Begriffe; dagegen iſt das Buch durch ſeinen Reichthum an Ideen ganz geeignet, dem Geſchäftsmann Anregung zu geben und ihn ſeine Thätigkeit in einem höheren Zuſammenhang auffaſſen zu lehren.

Roſcher, Wilhelm, Kolonien. Kolonialpolitik u. Auswanderung. Zweite verbeſſerte u. ſtark vermehrte Auflage. 8. (VIII u. 456 S.) Leipzig u. Heidelberg 1856, C. F. Winter. n. 2 Thlr.

Eine erweiterte Ausführung einer unter dem Titel „Unterſuchungen über das Kolonialweſen" im Archiv der politiſchen Oekonomie 1847—48 zuerſt erſchienenen Abhandlung, und eines in der Deutſchen Vierteljahrsſchrift von 1848 abgedruckten Aufſatzes: „nationalökonomiſche Anſichten über deutſche Auswanderung", wozu noch ein neues Capitel über politiſche Handelsgeſellſchaften kam. Treffliche Arbeit des bewährten Nationalökonomen.

Knies, Carl, Die politiſche Oekonomie vom Standpunkt der geſchichtlichen Methode. gr. 8. (XII u. 355 S.) Braunſchweig 1853, Schwetſchke u. Sohn. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mehr eine Methodologie der Volkswirthſchaftslehre, als eine wirkliche Bearbeitung des Stoffes, aber als ſolche ſehr lehrreich und anregend. Es wird darin beſonders auf den mächtigen Einfluß hingewieſen, den der Charakter eines Landes und Volkes und der ganze Verlauf der Geſchichte auf die ſtaatswirthſchaftlichen Zuſtände haben müſſe. Treffende Kritik der dogmatiſirenden Richtung. Ein gehaltvolles Buch, das von Allen, die ſich mit ſtaatswirthſchaftlichen Studien beſchäftigen, geleſen zu werden verdient.

Roßbach, Johann Joſeph, Vom Geiſt der Geſchichte der Menſchheit. Thl. 1. a. u. d. Tit.: Vier Bücher Geſchichte der politiſchen Oekonomie. 8. (423 S.) Würzburg 1856, Etlinger. 1 Thlr. 12 Ngr.

Enthält theils allgemeine geſchichtsphiloſophiſche Betrachtungen über Länder- und Völkergruppen und Entwicklungsepochen der Menſchheit, theils wirklich nationalökonomiſche Erörterungen über Gewerbefreiheit und Gebundenheit, geſchloſſenen Grundbeſitz und Theilbarkeit der Güter. Während der allgemeine Theil philoſophiſch conſtruirend mehrere Partien von zweifelhaftem Werthe enthält, gibt der praktiſche Theil manche gute Gedanken und lichtvolle Erörterungen.

Volkswirthſchaftslehre. Eine populäre Darſtellung dieſer Wiſſenſchaft. Herausgeg. von dem ſchulwiſſenſchaftl. Bildungsvereine zu Hamburg. 8. (XIV u. 400 S.) Hamburg 1855, Hoffmann u. Campe. 1⅓ Thlr.

Entſpricht dem Zweck der Popularität ſehr ungenügend, indem die Gedanken in nicht überſichtliche Paragraphen zerhackt werden und die Darſtellung der Lehren ſelbſt ungründlich und unvollſtändig iſt. Kein einziger Begriff iſt ſo klar und beſtimmt gefaßt, daß eine vollſtändige Kenntniß der Wiſſenſchaft vorausgeſetzt werden könnte. Beſonders ſchief und mangelhaft die Lehre vom Capital, Zins und Unternehmervortheil. Einzelne wichtige Lehren, wie die von der Bodenkunde, Bevölkerung, vom Gewinn und ſogar vom Handel fehlen faſt gänzlich.

Schübler, V., Gold und Getreide, oder die Löſung der Goldfrage an der Hand der Erfahrung, der Wiſſenſchaft u. der Geſetzgebung. gr. 8. (VIII u. 167 S.) Stuttgart 1855, Neff. 1 Thlr.

Der Zweck des Verf. iſt, zu zeigen, daß das Gold durch die neuere Ausbeute in Auſtralien und Californien bis jetzt keine Entwerthung erlitten habe und auch keine zu befürchten ſei, und daß das Werthverhältniß von 1 : 15,50 zwiſchen Gold und Silber als ein dauerndes anzuſehen ſei. Werthvoll iſt die Auseinanderſetzung der Produktionskoſten der edlen Metalle. Die im zweiten Abſchnitt verſuchte Nachweiſung der Möglichkeit einer doppelten Geldwährung kann nicht auf allgemeine Zuſtimmung rechnen. Im dritten Abſchnitt iſt die Nachweiſung über die Einwirkung der Werthpapiere auf den Wechſelkurs von Intereſſe.

Hübner, O., Die Banken. Lex. 8. (VII u. 477 S.) Leipzig 1854, Hübner. n. 3 Thlr.

Beſteht aus einem allgemeinen theoretiſchen Theil, in welchem der Verf. ſehr ſolide Grundſätze ausſpricht, und aus einem ſtatiſtiſchen Theil, welcher werthvolle, ſonſt ſchwer zu gewinnende Materialien zur Geſchichte der Banken enthält. Einzelnes, wie z. B. das über die öſterreichiſche Nationalbank, iſt ungenügend, da der Verf. die Bankausweiſe nicht gehörig benützt hat.

Soetbeer, A., Beiträge und Materialien zur Beurtheilung von Geld- und Bankfragen mit beſonderer Rückſicht auf Hamburg. 4. (VI u. 135 S.) Hamburg 1855, Nolte u. Köhler. n. 1⅓ Thlr.

Enthält zuerſt eine Geſchichte der Hamburger Bank und im Anhang einen Abdruck ſämmtlicher dieſelbe betreffender amtlicher Anordnungen; ſodann eine hiſtoriſche Darlegung der großen Geld- und Kreditkriſen in Hamburg ſeit 1755. Der Anhang gibt eine reiche Sammlung von Materialien zur Handelsgeſchichte. Die Angaben ſind ſehr genau und zuverläſſig, und das Urtheil beſonnen.

Zur Bankfrage. gr. 8. (68 S.) Hamburg 1856, Nolte u. Köhler. n. 12 Ngr.

An Soetbeers Materialien ſich anſchließende Erörterung über das Project einer norddeutſchen Handelsbank, deren Statutenentwurf hier mitgetheilt wird. Spricht ſich mit gewichtigen Gründen entſchieden gegen das Bankproject aus und iſt überhaupt eine ſehr beachtenswerthe Stimme gegen derartige Unternehmungen.

Zugſchwerdt, Joh. Bapt., Das Bankweſen u. die privilegirte National-Bank. Lex. 8. (IV u. 361 S.) mit 1 Tab. in Fol. Wien 1855, Braumüller. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Eine gute Geſchichte der öſterreichiſchen Bank.

—— —— Die neuen Bankmaaßregeln beſprochen. Lex. 8. (50 S.) Ebend. 1856. ⅓ Thlr.

Ergänzung zum Vorigen.

Eine ſehr gründliche auf eine umfaſſende Statiſtik der öſterreichiſchen Bankausweiſe geſtützte Beleuchtung der öſterreichiſchen Geldverhältniſſe ſeit dem Jahre 1843, beſonders aber ſeit 1848, gibt Profeſſor Helferich in Tübingen, in einer Abhandlung der Tübinger Zeitſchrift für Staatswiſſenſchaft Jahrg. XI 1855 S. 259—319 u. Jahrg. XII 1856 S. 85—146. Es iſt dies wohl das Beſte, was man über den Gegenſtand leſen kann.

Frey, X., Münzbuch oder Abbildung der kurſirenden Geldſorten, mit genauer Angabe ihres Gehalts in franz. alter u. neuer u. deutſcher Bezeichnungsweiſe ꝛc. 2. Ausg. Fortgeſetzt von C. Blaſer. 10 Lieff. gr. 8.

Ein zum Nachſchlagen über ungewöhnliche Geldſorten ſehr nützliches Buch, das ſorgfältig bearbeitet iſt.

Länder- und Völkerkunde, Geſchichte.

Allgemeines.

Ritter, Carl, Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur u. Geſchichte d. Menſchen. (Th. I—XVI ſ. Wegweiſer S. 79 u. erſter Nachtr. S. 27.)

Th. XVII 1. Abth. Drittes Buch: Weſtaſien, Phönicien, Libanon u. gebirgiges Nordſyrien. gr. 8. (XXII u. p. 1—995.) Berlin 1854, G. Reimer. 4⅓ Thlr.

Th. XVII 2. Abth. Das Stromſyſtem des Orients u. das flache Nordſyrien mit der Amanuskette. Mit Regiſter von G. Fr. H. Möller zu 16. u. 17. Bd. (XX u. p. 996—2176.) Ebend. 1855. 4⅚ Thlr.

Ein bewährtes klaſſiſches Werk, das keiner näheren Beurtheilung bedarf.

Stein, Chr. G. D. u. Ferd. **Hörſchelmann**, Handbuch der Geographie und Statiſtik für die gebildeten Stände. Neu bearb. v. J. E. Wappäus. 7. Aufl. Bd. I. Abth. 1: Allgemeine Geographie u. Statiſtik. Lex. 8. (VI u. 222 S.) Leipzig 1855, Hinrichs Verl. 28 Ngr.

Bd. I. Abth. 2: Nordamerika, von J. E. Wappäus. (VII—XIV u. p. 223—1050.) Ebend 1855. 3 Thlr. 12 Ngr.

Bd. II. erſte Lieferung: Afrika, von T. E. Gumprecht. (VIII u. 356 S.) Ebend. 1853. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bd. II. zweite Lieferung: Auſtralien, von Meinicke. (pag. 357—404.) Ebend. 1854. 6 Ngr.

Ein ſehr gründliches, nach den beſten Quellen gearbeitetes Werk, das aber ſehr langſam erſcheint, da ſeine Anfänge vom J. 1849 datiren. Dieß hat beſonders bei dem ſchnell wachſenden Nordamerika den Nachtheil, daß Vieles in der Ortsbeſchreibung und Statiſtik bereits veraltet war, ehe die letzten Lieferungen erſchienen.

Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Mit Unterſtützung der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin und unter beſ. Mitwirkung von Dove, Ehrenberg, Kiepert u. C. Ritter in Berlin, K. Andree in Bremen, A. Petermann in London u. Wappäus in Göttingen herausgeg. von T. E. Gumprecht. I—VI. Bd. à Bd. 6 Hefte (mit Karten.) gr. 8. Berlin 1853—56, D. Reimer. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr werthvolle Zeitſchrift von wiſſenſchaftlichem Gehalt; nicht bloß Materialienſammlung, ſondern verarbeitende Abhandlungen.

Mittheilungen aus Juſtus Perthes geographiſcher Anſtalt über wichtige Erforſchungen auf dem Geſammtgebiete der Geographie von A. Petermann. Jahrg. 1855 in 12 Heften mit Karten. gr. 4. Gotha 1855—56, J. Perthes. à Heft n. ⅓ Thlr.

—— —— Jahrg. 1856, Heft 1—4 mit Karten. gr. 4. Ebend. 1856. à Heft n. ⅓ Thlr.

Eine ſehr gehaltvolle geograph. Zeitſchrift, die ſtets die neueſten Entdeckungen mittheilt, Karten dazu gibt, auch die neueren literariſchen Erſcheinungen dabei viele Materialien von bleibendem Werth.

Ritters geographiſch-ſtatiſtiſches Lexikon über die Erdtheile, Länder, Meere ꝛc. Vierte umgearb., ſtark verm. u. verb. Auflage von W. Hoffmann, G. Winderlich u. C. Cramer. Hoch 4. (1458 S.) Leipzig 1853—55, O. Wigand. n. 6 Thlr.

Sehr reichhaltig und ins Einzelne gehend, aber zum Theil auf veralteten Materialien beruhend.

Hoffmann, Wilhelm, Encyklopädie der Erd-, Völker- u. Staatenkunde, eine geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung der Erdtheile, Länder, Meere, Inſeln, Staaten, Städte u. ſ. w. Lief. 1—14. p. 1—560 (bis Danzig.) Hoch 4. Leipzig 1854—56, Arnold. à Lief. n. 4 Ngr.

Wie es ſcheint eigentlich eine verbeſſerte Auflage von Ritters geogr.-ſtatiſt. Lexikon. Ein ſehr brauchbares Nachſchlagebuch.

Roon, Albrecht von, Grundzüge der Erd-, Völker- u. Staatenkunde.

1. Abth. Topiſche Geographie. 3. verb. Auflage. gr. 8. (XXVIII u. 308 S.) Berlin 1847, Duncker u. Humblot. 1⅓ Thlr.
2. Abth. Phyſiſche Geographie. 3. verb. Aufl. gr. 8. (XII u. 627 S.) Ebend. 1849. 2⅙ Thlr.
3. Abth. Politiſche Geographie. 3. verb. u. verm. Aufl. gr. 8. (XVIII u. 494 S.) Ebend. 1855. 2 Thlr.

S. Wegweiſer S. 79 u. f.

Brandes, H. K., Geographie von Europa f. Lehrer an d. ob. Gymnaſ. Claſſen, aber auch f. Alle, welche ſich über d. verſchied. Formen d. Oberfläche Europas u. üb. d. wicht. Gegenſtände auf derſelben ꝛc. unterrichten wollen. 2 Bde. u. Reg. (XX u. 1041 S.) Lemgo 1852—56, Meyer. n. 3⅙ Thlr.

Ein vielfach gerühmtes Handbuch der Geographie.

Maury, M. F. (Marinelieutenant der Vereinigten Staaten) Die phyſiſche Geographie des Meeres. Deutſch bearbeitet von C. Böttger. Mit 6 Karten u. 5 Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 268 S.) Leipzig 1856, G. Mayer. n. 2⅔ Thlr.

Giebt die Reſultate der Beobachtungen des hydrographiſchen Bureaus der Vereinigten Staaten und iſt das beſte Handbuch über die Geographie des Meeres, nicht bloß für den Seemann und Reiſenden, ſondern für Jeden, der an der Geographie ein tieferes Intereſſe nimmt, ſehr werthvoll.

Frankenheim, M. L., Völkerkunde. Charakteriſtik u. Phyſiologie der Völker. gr. 8. (VIII u. 559 S.) Breslau 1852, Trewendt u. Granier. 2⅔ Thlr.

Verſucht den Entwickelungsgang des Menſchengeſchlechts zu ſchildern, wie er ſich unter dem Einfluſſe aller äußeren Naturverhältniſſe geſtalten mußte. Ein auf umfaſſender Lectüre beruhendes, manche feine Beobachtung enthaltendes, aber die Aufgabe keineswegs erſchöpfend löſendes Werk.

Reiſebeſchreibungen.

Die einzelne Welttheile und Länder betreffenden Reiſebeſchreibungen ſind bei den betreffenden Ländern aufgeführt.

Reiſen- und Länderbeſchreibungen d. ältern u. neueſt. Zeit herausgeg. v. G. Widenmann u. H. Hauff. gr. 8. Stuttgart, Cotta.

Lief. 26—38. Graf Karl v. Görtz: Reiſe um die Welt in den Jahren 1844—47. 1. Bd. Nordamerika. (XI u. 440 S.) Ebend. 1852. 2 Thlr.

2. Bd. Weſtindien u. Südamerika. 3. Bd. China, Java u. Indien. (XIV u. 1178 S.) Ebend. 1854. 4 Thlr.

Lief. 39. 40. Moritz Buſch, Wanderungen zwiſchen Hudſon u. Miſſiſſippi 1851 u. 52. 2 Bde. (X u. 771 S.) Ebend. 1854. 3 Thlr.

Lief. 41. 42. Gregorovius, Ferd., Corſika. 2 Bde. (IV u. 537 S.) Ebend. 1854. 2 Thlr.

Lief. 43. J. G. Kohl, Reiſen in Canada u. durch die Staaten New-York u. Pennſylvanien. (IV u. 576 S.) Ebend. 1856. 2⅔ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 28. Graf Görtz' Reiſe um die Welt iſt eine ſehr anſprechende Reiſebeſchreibung eines Mannes von Geiſt und allgemeiner Bildung, der die Eindrücke friſch wiedergibt, und auch wo er nicht gerade Neues bringt, durch lebhafte Schilderungen erfreut. Am beſten iſt Nordamerika, wo er auch am längſten verweilte.

Moritz Buſchs Wanderungen bieten nichts Neues, er ſchildert das amerikaniſche Leben ſowohl in Städten als auf dem Lande nach Licht- und mehr noch nach Schattenſeiten, erzählt mit Humor, der aber mitunter forcirt iſt.

Gregorovius gibt eine gute vollſtändige Beſchreibung von Corſika in geſchichtlicher, geographiſcher, politiſcher und ſocialer Beziehung.

Kohl endlich gibt in dieſer neuen Reiſe einen Fortſchritt in gründlicherem Eingehen gegenüber ſeiner früheren Touriſtenmanier kund.

Länder- u. Völkerkunde. Eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen aus der neueſten Zeit. 1—7. Bd. 16. Leipzig 1855, O. Wigand.

Bd. 1—4. Die weſtliche Welt. Reiſen in den vereinigten Staaten von Alex. Mackay. Aus dem Engl. von O. L. W. (XVI u. 1317 S.) 2 Thlr.

Bd. 5—7. Reiſe in Sibirien von S. S. Hill. Aus dem Engl. überſ. von L. Th. Kort. 3 Bde. (909 S.) 1⅓ Thlr.

Das erſte eine einfache anſpruchsloſe Erzählung, reich an neuen Beobachtungen. Im Zweiten werden weniger bekannte Gegenden behandelt, der Verf. hat Rußland von St. Petersburg bis Kamtſchatka durchzogen und ſeine Beobachtungen hauptſächlich auf Klima und Sitten der Bevölkerung erſtreckt. Seine Berichte über die Lage der Verbannten ziemlich roſenfarben gehalten.

Anderſſon, N. J., Eine Weltumſeglung mit der ſchwediſchen Kriegsfregatte Eugenie. 1851—1853. Deutſch v. K. L. Kannegießer. gr. 8. (VIII u. 384 S.) Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

Eine Privatarbeit des Botanikers der Expedition, welcher die Erlebniſſe auf der Reiſe in einer leichten angenehmen Darſtellung für das größere Publikum erzählt.

Skogmann, C., Erdumſeglung der Kgl. ſchwediſchen Fregatte Eugenie. In den Jahren 1851 bis 1853 ausgeführt unter dem Befehl des Commandeurcapitäns C. A. Virgin behufs Anknüpfung politiſcher u. commercieller Beziehungen u. wiſſenſchaftl. Beobachtungen u. Entdeckungen.

Deutſche Ausgabe überſ. v. Anton v. Etzel. Mit Bildern in Farbendruck, Karten, Plänen u. dgl. 2 Bde. gr. 8. (XIV u. 610 S.) Berlin 1856, Janke. 5 Thlr.

Eine an handelspolitiſchen und nautiſchen Ergebniſſen reiche Reiſebeſchreibung, die namentlich über Südamerika und die Südſeeinſeln viele intereſſante Einzelnheiten enthält. Di Darſtellung iſt aus den Berichten verſchiedener Officiere der Fregatte redigirt.

Seemann, Berth., Reiſe um die Welt in drei Jahren der kgl. britiſchen Fregatte Herald in den Jahren 1845—1851. 2 Bde. mit 4 Lithogr. gr. 8. (X u. 629 S.) Hannover 1853, Rümpler. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, von 1847 begleitender Naturforſcher der Expedition, berückſichtigt vorzugsweiſe die Flora und Fauna der bereiſten Gegenden, außerdem aber hebt er beſonders das hervor, was für den britiſchen Handel von Intereſſe iſt. Man findet auch gute ethnographiſche Schilderungen und Bemerkungen über ſittliche und ſociale Zuſtände der von ihm geſehenen Länder.

Heine, Wilhelm, Reiſe um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 54 u. 55. Mit nach der Natur aufgenommenen (5) Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von E. Kretzſchmar. 1. Bd. Lex. 8. (XVI u. 321 S.) 2. Bd. mit 5 Anſichten. (VIII u. 376 S.) Leipzig 1856, Coſtenoble. à Bd. 3 Thlr.

Unterhaltende und durch manche neue Aufſchlüſſe über das Japaniſche Reich werthvolle Beſchreibung einer 3jährigen Weltumſeglung. Der Verfaſſer, ein Maler, ſchildert mit plaſtiſcher Deutlichkeit. Eine Reihe von Bruchſtücken wurde ſeiner Zeit in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht und es wird von daher den Leſern derſelben die Darſtellungsweiſe Heines in gutem Andenken ſein.

Brandes, Carl, Sir John Franklin, die Unternehmungen für ſeine Rettung u. die nordweſtliche Durchfahrt. Nebſt einer Tabelle der arktiſchen Temperaturen von H. W. Dove u. einer Karte von Henry Lange. gr. 8. (VIII u. 312 S. u. 1 Tab.) Berlin 1854, Nicolai. 1⅓ Thlr.

Die aus den Acten der engliſchen Admiralität entnommenen Materialien ſind mit Fleiß geſammelt und gut verarbeitet.

Gerſtäcker, Fr., Reiſen. 5 Bde. 8. Stuttgart 1853—54, Cotta. à Bd. 1⅓ Thlr.

1. Bd. Südamerika. (VI u. 492 S.) 2. Bd. Californien. (504 S.)
3. Bd. Die Südſeeinſeln. (486 S.) 4. Bd. Auſtralien. (VI u. 514 S.)
5. Bd. Java. (472 S.)

Beſchreibung einer Reiſe um die Welt, mit großem Talent und geſunder, etwas derber Auffaſſung geſchrieben. Ohne beſondere naturwiſſenſchaftliche oder ethnographiſche Geſichtspunkte.

Pfeiffer, Ida, eine Frauenfahrt um die Welt. Reiſe von Wien nach Braſilien, Chili, Otahaiti, China, Oſtindien, Perſien, Kleinaſien. 3 Thle. 8. (XIV u. 740 S.) Wien 1850, Gerold. 2 Thlr. 26 Ngr.

—— —— Meine zweite Weltreiſe. 4 Bde. (I. X 222. II. 280. III. 207. IV. 192 S.) Ebend. 1856. 4 Thlr.

(Nach Singapore, Borneo, Java, Sumatra, Celebes, die Molukken, Batavia, Californien, Peru, Panama, Nordamerika. Hauptſächlich die oſtindiſchen Inſeln und die Erlebniſſe unter den wilden Stämmen der Dajaks u. Battaks.)

Unterhaltender Reiſebericht der bekannten abenteuerlichen Reiſenden, die über manche Dinge des ſocialen Lebens bei wilden Völkern genauere Beobachtungen machen konnte als Männer, und daher neben den perſönlichen Erlebniſſen auch Manches Neue zur Kunde unbekannter Völker bietet.

Löher, Franz, Land u. Leute in der alten u. neuen Welt. Reiſeſkizzen.
I. Bd. 8. (III u. 283 S.) Göttingen 1855, Wigand. 1⅓ Thlr.
II. Bd. 8. (III u. 281 S.) Ebend. 1855. 1⅓ Thlr.

Der erſte Band enthält treffende Charakteriſtiken der Engländer und Amerikaner. Auch im zweiten Band herrſcht Nordamerika vor, der Verf. ſchildert beſonders den Weſten deſſelben mit ſeinem landſchaftlichen, geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Charakter. Ein Theil des Buches iſt dem ſüdlichen Frankreich gewidmet. Den Schluß bildet eine maleriſche Schilderung des Küſtenſtriches von Nizza bis Genua. Die Behandlung iſt geiſtreich converſirend, aber auf dem Grund ſolider Kenntniſſe ruhend.

Heß, Jonas L. v., (geb. 1756, geſt. 1823), Durchflüge durch Deutſchland, die Niederlande u. Frankreich. 7 Bdchn. 8.
1—4. Bd. 2. Aufl. Deſſau 1796, 97, Aue. 2⅓ Thlr.
5—7. Bd. Hamb. 1798 u. 1800, A. Campe. 1⅓ Thlr.

Schon ein älteres Werk, das aber wohl im Andenken erhalten zu werden verdient, da es ſehr gehaltvoll iſt und über die politiſchen und Kulturzuſtände Deutſchlands am Ende des vorigen Jahrhunderts manche werthvolle Notiz enthält. Der Verfaſſer war ein geiſtreicher patriotiſcher Arzt in Hamburg, in Perthes Leben bei der Geſchichte der Franzoſenzeit mehrfach genannt.

Huber, V. A., Reiſebriefe aus Belgien, Frankreich u. England im Sommer 1854. 2 Bde. gr. 12. (LXVIII u. 920 S.) Hamburg 1855, Agent. des Rauhen Hauſes. 3 Thlr.

Bericht von einer Reiſe des Verfaſſers, welche hauptſächlich Unterſuchungen über das Aſſociations- und Armenweſen der genannten Länder zum Zweck hatte. Der Verfaſſer will hier einen Beitrag zur Beantwortung der Frage geben: wie kann der Auflöſung des ſelbſtſtändigen kleinen Geſchäfts in ein unſelbſtſtändig arbeitendes und bald arbeitsloſes Proletariat eine Grenze geſetzt werden? Der Grundſatz, von dem er ausgeht, iſt: Die Aſſociation, ſofern ſie unter dem Einfluß poſitiv chriſtlicher Elemente ſteht, iſt die einzig wahrhaft conſervative Corporation der Gegenwart und Zukunft für die ſogenannten arbeitenden Klaſſen. Das Werk enthält manche intereſſante Beobachtung und anregende fruchtbare Gedanken, iſt aber um die Hälfte zu breit.

Statiſtik.

Jahrbuch für Volkswirthſchaft u. Statiſtik herausgeg. von O. Hübner.
2. Jahrg. gr. 8. (358 S.) Leipzig 1854, Hübner. n. 3 Thlr.
3. [illegible] gr. 8. (IV u. 360 S. mit 1 Tab.) Ebend. 1855. n. 2 Thlr.

Hat mit dem letzten Jahrgang angefangen ſich nicht auf Sammlung von Thatſachen zu beſchränken, und auf Kritik zu verzichten, und iſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, das übrigens ſein franzöſiſches Vorbild Annuaire de l'économie politique nicht erreicht.

Reden, Fr. Wilh. v., Deutſchland u. das übrige Europa. Handbuch der Bodens-, Bevölkerungs-, Erwerbs- u. Verkehrsſtatiſtik, des Staatshaushalts u. der Streitmacht. In vergleichender Darſtellung. Lex. 8. (XLVII u. 1120 S.) Wiesbaden 1854, Kreidel u. Niedner. n. 7⅓ Thlr.

Giebt eine Maſſe werthvollen ſtatiſtiſchen Materials, das zwar nicht immer ſtreng geſichtet, aber doch mit Dank anzunehmen iſt, da es ſich ſonſt nirgends ſo zuſammengeſtellt findet.

Reden, Fr. W. v., Allgemeine vergleichende Finanzſtatiſtik. Vergleichende Darſtellung des Haushalts, Abgabenweſens u. der Schulden Deutſchlands u. des übrigen Europas.

I. Bd. gr. 8. (1626 S.) Darmſtadt 1851, Jonghaus. n. 6⅔ Thlr.
II. Bd. 1—4. Heft. (559 S.) Ebend. 1852—54. n. 5⅔ Thlr.

Inhalt:

Bd. I. Abth. 1. Bayern, Würtemberg, Baden, Heſſen, Naſſau.
Abth. 2. Hannover, Braunſchweig, Oldenburg, Mecklenburg, Sachſen u. a. d. Staaten.
Bd. II. 1. Oeſterreich.
2. Preußen (unvollendet.)

Wir finden hier eine Maſſe intereſſanten Materials zuſammengehäuft, das freilich beſſer verarbeitet ſein könnte, aber Jedem, der in die Finanzzuſtände der deutſchen Staaten näher eingehen will, unentbehrlich iſt. Scheint übrigens ins Stocken gerathen zu ſein.

Allgemeine Geſchichte.

Schloſſer, F. Chr., Weltgeſchichte für das deutſche Volk. I—XVII. Bd. Frankfurt a. M. 1844—56, Expedition. n. 13⅔ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 30 u. 31

Dieſes durchaus eigenthümliche Werk iſt nun nahezu vollendet. Der letzte Band führt die Geſchichte bis zum Lüneviller Frieden. Vom 9. bis 15. Band iſt das Werk von Schloſſer neu geſchrieben und theilweiſe, beſonders im 9—11. Bande mit Ergebniſſen eigener Quellenforſchung ausgeſtattet. Von Bd. 16 bis zum Schluß, der mit dem Jahr 1815 gemacht werden ſoll, tritt wieder ein von Kriegk verfaßter Auszug aus Schloſſers Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ein, wobei der Verfaſſer die Aufgabe, Schloſſers Stil und Ausdrucksweiſe beizubehalten und doch zweckmäßig abzukürzen, überraſchend glücklich löſte.

Ein Hauptvorzug des Werkes, den es vor den meiſten Weltgeſchichten, die doch ſelten den Eindruck mühſamer Compilation verläugnen können, hat, iſt die originale Friſche der Erzählung, die freilich auch wieder durch die vorherrſchend ſubjective Auffaſſung bedingt iſt, welche die Begebenheiten mit der Stimmung eines perſönlich Betheiligten aufnimmt und erzählt. Ein damit enge zuſammenhängender Uebelſtand iſt es, daß auf das Zufällige und Perſönliche überall zu viel Gewicht gelegt wird und die Einſicht in die innere Nothwendigkeit der Dinge, das eigentlich univerſalgeſchichtliche Element darüber abhanden kommt.

Pölitz, K. H. L., Weltgeſchichte für gebildete Leſer u. Studirende. I—III 1. 2. I. (XIV u. 456.) II. (XIV u. 432.) III. 1. (VIII u. 336.) 2. (X u. 670 S. u. 99 S. Reg.) In ſiebenter Aufl. Umgearbeitet u. ergänzt von Fr. Bülau u. G. Zimmer. Leipzig 1850—53, Hinrichs Verl. 5⅔ Thlr.

Das einſt beliebte Pölitz'ſche Werk tritt hier in gänzlicher, zeitgemäßer Umarbeitung auf. Der alte Text iſt zum Theil blos überarbeitet, zum Theil ganz beſeitigt. Im erſten Band iſt der größte Theil der alten Geſchichte von Zimmer neu bearbeitet und ein Abriß der Literatur- und Kunſtgeſchichte hinzugefügt. Die Geſchichte des Mittelalters bis zur franzöſiſchen Revolution iſt von Bülau ſehr in die Kürze gezogen, und von Zimmer durch einen kulturgeſchichtlichen Abſchnitt ergänzt. Im dritten Bande iſt die Geſchichte bis 1830 nur wenig verändert, dagegen die von 1830 bis auf die Gegenwart von Bülau ziemlich ausführlich behandelt und zwar auf eine Weiſe, die zu dem Plan des Werkes nicht paßt. Anſtatt einfach zu erzählen, ergeht er ſich in weitſchweifigen reflectirenden Ausführungen, welche auf manche Thatſachen ein ganz falſches Licht werfen.

Cantu, Cäſar, Allgemeine Weltgeſchichte. Nach der 7. Originalausgabe für das katholiſche Deutſchland bearbeitet von J. A. Mor. Brühl. Bis jetzt 8 Bände, deren letzter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts geht. gr. 8. Schaffhauſen 1848—54, Hurter. 13⅔ Thlr.

Ein berühmtes, in mehrere neuere Sprachen überſetztes italieniſches Werk, welches die Weltgeſchichte vom Standpunkt der katholiſchen Kirche aus darſtellt. Die Erzählung iſt lebendig, häufig rhetoriſch geſchmückt und weitſchweifiger, als für eine Univerſalgeſchichte zweckmäßig iſt, indem ſie über der Maſſe des Details die Ueberſicht vernachläſſigt. Iſt eine Art hiſtoriſcher Encyklopädie, welche fremde Arbeiten oft ohne innere Verbindung und Ueberarbeitung aneinanderreiht. Neuere Forſchungen ſind dabei zwar vielfach benützt, aber nicht gleichmäßig und nicht mit der Sorgfalt, die wir in Deutſchland zu fordern gewohnt ſind. Das Werk ſteht daher in Kritik, Sichtung und Verarbeitung des Stoffes den neueren deutſchen Weltgeſchichten wie Becker, Schloſſer u. A. entſchieden nach, iſt aber unter den in katholiſchem Sinne verfaßten die beſte. Der deutſche Bearbeiter hätte manches ergänzen können, wenn er ſeine Aufgabe mit Sorgfalt ausgeführt hätte.

Zeiß, G., Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte vom Standpunkt der Kultur.
I. Geſchichte des Alterthums. gr. 8. (672 S.) Weimar, 1851. 52, Böhlau. n. 2 Thlr.
II. Geſchichte des Mittelalters. gr. 8. (571 S.) Ebd. 1854. n. 2 Thlr.

Zeichnet ſich durch Friſche der Darſtellung und eine lebendige Schilderung der Zuſtände aus. Die kulturhiſtoriſchen Elemente ſind nicht mit der ganzen Darſtellung verſchmolzen, ſondern in beſonderen Abſchnitten abgehandelt.

Aſſmann, W., Handbuch der allgemeinen Geſchichte. Für höhere Lehranſtalten und zur Selbſtbelehrung für Gebildete.
Zwei Bände in vier Theilen. Erſter Theil: Geſchichte des Alterthums. gr. 8. (XIV u. 390 S.) Braunſchweig 1853, Vieweg u. Sohn. n. ⅚ Thlr.
Vierter Theil: Geſchichte der neueſten Zeit von 1789—1848. gr. 8. (XXII u. 380 S.) Ebend. 1856. n. ⅚ Thlr.

Will eine zuſammenhängende Ueberſicht über den Entwicklungsgang der Menſchheit geben und ſucht den Fortſchritt der menſchheitlichen Bildung aus der allmählichen Erweiterung der Völkerverbindung herzuleiten. Eine ausführliche Einleitung ſtellt die Geſichtspunkte feſt.

Das Werk zeichnet ſich unter den kürzeren Weltgeſchichten durch eine tiefere Auffaſſung und Feſthaltung des Zuſammenhangs aus, und weiß das Concrete mit dem Ueberſichtlichen gut zu verbinden. Der zweite und dritte Theil fehlen noch, ſollen aber bald erſcheinen. Der vierte gibt eine ſehr reichhaltige und von verſtändiger politiſcher Auffaſſung zeugende Ueberſicht des angegebenen Zeitraums. Nur fragt es ſich, ob die Geſchichte der neueſten Zeit zu einer ſolchen leitfadenartigen Darſtellung und zum Unterrichtsſtoff für Schulen ſich eignet.

Aſſmann, W., Abriß der allgemeinen Geſchichte in zuſammenhängender Darſtellung auf geographiſcher Grundlage. gr. 8. (VIII u. 382 S.) Braunſchweig 1853, Vieweg u. Sohn. n. ⅚ Thlr.

Nach dem Plan des vorigen gearbeitet, aber kein Auszug.

Ruckgaber, Heinr., Handbuch der Univerſalgeſchichte für die höhere Unterrichtsſtufe u. zum Selbſtſtudium.
I. Bd. 1. Hälfte. Einleitung. Geſchichte der orientaliſchen Völker u. der Griechen. Lex. 8. (XII u. 628 S.) Schaffhauſen 1853, Hurter. 1⅚ Thlr.
I. 2. Hälfte. Geſchichte der Römer bis auf Conſtantin d. Großen. Lex. 8. (VIII u. 680 S.) Ebend. 1854. 1⅚ Thlr.

Sehr ausführlich, mit eingehender Benutzung der neueſten Forſchungen und Angabe der betreffenden Literatur. Lehrern zum Nachſchlagen ſehr zu empfehlen.

Weiſſer, Ludwig, Bilderatlas zum Studium der Weltgeſchichte. Nach berühmten Kunſtwerken alter u. neuer Zeit, mit erläuterndem Text von Heinr. Merz. (In 20 Lieferungen.) 1. Lief. gr. Fol. (6 Steintaf. u. 52 S. Text in gr. 8.) Schwäb. Hall 1855, Nitzſchke. 21 Ngr.

Ein gut angelegter Verſuch, die Schätze der Kunſt für den Geſchichtsunterricht zu verwerden. Die hiſtoriſchen Kunſtwerke der Meiſter alter und neuer Zeit werden nach dem Stoff chronologiſch in ſcharfen, charakteriſtiſchen Umriſſen dargelegt, wobei darauf Rückſicht genommen iſt, daß die weltgeſchichtlichen Völker ſich womöglich durch die Werke ihrer eigenen Meiſter ſchildern, dagegen die neueren Künſtler ergänzend herangezogen werden. Der Text von Merz erzählt die dargeſtellten Begebenheiten und ſchildert die Perſönlichkeiten, redet aber auch von den Künſtlern und erörtert ihre künſtleriſche Bedeutung. Bis jetzt iſt nur eine Lieferung erſchienen.

Eyth, Ed., Ueberblick der Weltgeſchichte vom chriſtlichen Standpunkte. 8. (IV u. 250 S.) Heidelberg 1853, K. Winter. n. ⅚ Thlr.

Ein anregendes Schriftchen, das die weltgeſchichtlichen Epochen auf eine oft überraſchende Weiſe in Beziehung zum chriſtlichen Princip zu ſetzen weiß, und zugleich einen guten Ueberblick über die Weltgeſchichte gewährt.

Romig, Ludw. Friedr., Zeittafeln der allgemeinen Geſchichte. Neue bis Ende 1853 fortgeſetzte Ausgabe von J. Rieckher. gr. 4. (IV u. 150 S.) Stuttgart 1854, Metzler. 1 Thlr. 12 Ngr.

Zweckmäßig verbeſſert und ergänzt. S. Wegweiſer S. 102.

Wachsmuth, W., Geſchichte der politiſchen Parteiungen alter und neuer Zeit.

Bd. I. Die politiſchen Parteiungen des Alterthums. gr. 8. (XII u. 424 S.) Braunſchweig 1853, Schwetſchke u. Sohn. n. 2 Thlr. 8 Ngr.

Bd. II. Die politiſchen Parteiungen des Mittelalters. gr. 8. (XII u. 222 S.) Ebend. 1854. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bd. III. 1. Abth. Die politiſchen Parteiungen der neueren Zeit. 1. Abth. bis Mitte des 17. Jahrhunderts. gr. 8. (VII u. 324 S.) Ebend. 1856. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine Art Weltgeſchichte, die aber ihrem Plane nach nur die politiſch bewegten Zeiten behandelt. Der Verf. hat dabei keine Tendenzabſichten, ſondern ſucht die Erfahrungen, welche das Parteiweſen aller Zeiten darbietet, mit Unparteilichkeit zu ſammeln, und gibt dadurch dem Politiker viel lehrreiches Material. Bei alledem hat die Anlage des Buchs etwas Willkürliches.

Geſchichtsbibliothek, Deutſche, oder Darſtellungen aus der Weltgeſchichte für Leſer aller Stände. Unter Mitwirkung verſchiedener Gelehrten herausgeg. von O. Klopp. I. 1—6. II. 1—6. 8. Hannover 1853, 54, Rümpler. à Heft ⅙ Thlr.

III. 1—4. Ebend. 1854. à Heft ⅙ Thlr.

IV. 1—4. Ebend. 1855—56. à Heft ⅙ Thlr.

(In monatlichen Heften à 5 u. 7½ Ngr.)

Selbſtändige Darſtellungen hervorragender Ereigniſſe in zweckmäßiger Auswahl. Unterhaltend und als Lectüre für die heranwachſende Jugend zu empfehlen.

Taſchenbuch, Hiſtoriſches, v. Fried. v. Raumer. Dritte Folge. Jahrg. 4—7. IV. (III u. 645 S.) V. (V u. 582 S.) VI. (III u. 611 S.) VII. (III u. 692 S.) gr. 12. Lpz. 1853—56, Brockhaus. à Jahrg. n. 2⅓ Thlr.

S. erſten Nachtrag S. 31.

Aus Jahrg. 5 beſonders bemerkenswerth: „Soldan Frankreich und die Bartholomäusnacht“ u. Eduard Kolloff „Rembrandts Leben und Werke nach neuen Actenſtücken und Geſichtspunkten geſchildert.“

Aus Jahrg. 6 „Sir Frederik Adam. Ein Lebensbild aus neueſter Zeit v. Alfred Reumont.“ „W. A. Schmidt, England im Jahrzehend 1830—40.“ Zinkeiſen, die orientaliſche Frage in ihrer Kindheit.“

Aus Jahrg. 7 Kloſe über Rubens und E. Hermann Guſtav III. und die politiſchen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Abth. 1.

Raumer, Fried. v., Vermiſchte Schriften. 3 Bde. gr. 8. (I. XIV u. 508 S. n. 2⁷⁄₁₂ Thlr. II. VIII u. 567 S. n. 3 Thlr. III. X u. 490 S. n. 2⁷⁄₁₂ Thlr.) Leipzig 1852—54, Brockhaus. n. 8⅙ Thlr.

Der erſte Band enthält Reden, ſtaatswiſſenſchaftliche Aufſätze, Erzählungen und geſchichtliche Scenen, unter erſteren drei Akademiereden von 1822, 33 und 47, die einſt Aufſehen machten. Außer dieſen verdient die Kritik des preußiſchen Staatsorganismus von 1811 Beachtung; es wird darin gemäßigte Unabhängigkeit des Beamtenſtandes als der Kern einer normalen Staatsverwaltung hervorgehoben. Die Briefe über geſellſchaftliche Fragen der Gegenwart erörtern in verſtändiger Weiſe die Proletariatsfrage. Aus dem 2. Band heben wir hervor: Die Poetik des Ariſtoteles und ſein Verhältniß zu neueren Dramatikern; über die römiſche Staatsverfaſſung; Polens Untergang. Bd. 3 enthält Aufſätze aus dem Gebiete der Kunſtkritik und Recenſionen. Unter letzteren die über Lombards materiaux pour servir à l'histoire des années 1805—7, wegen ſeiner Polemik gegen die damalige preußiſche Politik intereſſant, dann Recenſ. über Böckh, Leo, Hegel, Tiecks Accorombona u. A.

Alte Geſchichte.

Lionnet, A., Palaion. Die alte Welt. Das Privatleben der Alten. In populärem Gewande dargeſtellt. Mit 15 lithographirten Tafeln, worunter die Plane von Athen u. Rom. gr. 8. (XIII u. 594 S.) Berlin 1853, G. Reimer. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer will es der Jugend möglich machen, ſich von der alten Welt eine concrete Vorſtellung zu bilden und ihr den Boden nachweiſen, auf dem ſich die ihr hiſtoriſch bekannten Perſönlichkeiten bewegt haben. Den Erwachſenen aber will er im Alterthum die Stätte vorführen, in welcher die Wurzeln von unendlich Vielem verborgen liegen, was uns noch jetzt erfreut und erhebt. Die Frucht gründlicher Studien in lebendig populärer Darſtellung, meiſt in Geſprächsform verarbeitet. Für höhere Gymnaſiaſten, gebildete Mädchen, auch Lehrern ſehr zu empfehlen.

Kletke, H., Das Alterthum in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt. Eine Reihe hiſtoriſcher Aufſätze von Böckh, Dahlmann, Droyſen, Drumann, Ewald, Heeren, Hegel, Herder, Hoeck, A. v. Humboldt, Kortüm, Laſſen, Leo, Lorbell, K. A. Menzel, O. Müller, Niebuhr, Paſſow, Ritter, Schiller, F. v. Schlegel, Schnaaſe, Schloſſer, Wachsmuth. gr. 8. (X u. 631 S.) Breslau 1852, Trewendt u. Granier. 2¼ Thlr.

(In 3 Abth.: Orient, Griechenland, Rom.)

Ein recht brauchbares Sammelwerk, in welchem auch die betreffende Literatur verzeichnet iſt.

Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums.

Bd. 1—3. gr. 8. (I. VI u. 626 S. II. V u. 674 S. III. VII u. 635 S.)
Berlin 1855—56, Duncker u. Humblot. n. 8⅓ Thlr.
1. u. 2. in (2.) verbeſſerter u. verm. Auflage.
3. auch u. d. beſ. T.: Geſchichte der Griechen. Bd. 1.

Ein ausgezeichnetes Werk, das die Ergebniſſe der neueren Forſchungen auf dem Gebiete der alten Geſchichte mit Fleiß, Geſchick und ſelbſtändigem Urtheil zuſammenfaßt und mit philoſophiſcher Auffaſſung und in geſchmackvoller Darſtellung vorlegt. Die zweite Auflage der beiden erſten Bände hat in Gruppirung des Stoffes und durch Ergänzung und Berichtigung von Einzelnheiten manche Verbeſſerung gewonnen. Der urſprüngliche Plan, in 4 Bänden das Ganze bis zum Untergang der griechiſchen Welt zu vollenden, kann nicht wohl eingehalten werden. Die ziemlich ausführlich auch die Sagengeſchichte aufnehmende griechiſche Geſchichte geht erſt bis 630 vor Chr., wenn die Fortſetzung in demſelben Verhältniß gehalten werden ſoll, ſind mindeſtens noch zwei Bände erforderlich, um nur die griechiſche Geſchichte zu vollenden.

Layard, Auſtin Henry, Niniveh und Babylon. Nebſt Beſchreibung ſeiner Reiſen in Armenien, Kurdiſtan und der Wüſte. Ueberſetzt von J. Th. Zenker. Mit dem Bildniß des Verfaſſers, (29) Illuſtrationen, zwei Karten u. drei Plänen. Lex. 8. (VIII u. 526 S.) Leipzig 1856, Dyckſche Buchh. n. 6 Thlr.

Beſchreibung der zweiten Reiſe des berühmten Verfaſſers, Bericht über die neuen Ausgrabungen, die wieder reiche Ausbeute gebracht haben. Ohne Vorrede und Einleitung des Ueberſetzers.

Griechiſche Geſchichte.

Jacobs, Friedrich, Hellas. Vorträge über Heimath, Geſchichte, Literatur u. Kunſt der Hellenen. Aus dem handſchriftlichen Nachlaß des Verfaſſers herausgegeben von E. F. Wüſtemann. 8. (XXXII u. 438 S.) Berlin 1852, Friedländer u. Sohn. 1⅓ Thlr.

Dieſe Vorträge hielt der als geſchmackvoller Philologe bekannte Verfaſſer einſt vor dem Kronprinzen Ludwig von Bayern. Der Inhalt ſteht daher nicht mehr ganz auf dem Standpunkt der jetzigen Kenntniß, iſt aber ſo zweckmäßig und anziehend dargeſtellt, daß das Buch auch jetzt noch jungen Leuten angelegentlich zu empfehlen iſt.

Grote, Georg, Geſchichte Griechenlands. Nach der zweiten Auflage aus dem Engliſchen übertragen von N. N. W. Meißner. Bis jetzt I—VI. 1. (je 2 Bde. des Originals enthaltend.) gr. 8. Leipzig 1850—56, Dyckſche Buchh. 28⅚ Thlr.

Bd. I. (XXXVI u. 801 S.) mit 3 Karten. Geht bis zum Ende des zweiten meſſeniſchen Krieges. 1850. 6 Thlr.

Bd. II. (XXIV u. 648 S.) nebſt 2 Karten. Geht bis zur Schlacht von Marathon. 1852. 5⅓ Thlr.

Bd. III. (XXVIII u. 696 S.) nebſt 1 Karte u. 6 Plänen. Enthält den Perſerkrieg u. peloponneſiſchen Krieg bis zum Frieden des Nikias. 1853. 4⅚ Thlr.

Bd. IV. (XXIV u. 732 S.) mit 2 Plänen. Schließt mit einer ausführlichen Geſchichte u. Charakteriſtik des Sokrates. 1854. 4⅚ Thlr.

Bd. V. XXXII u. 718 S.) mit 5 Karten u. 3 Plänen. Bis zur Thronbeſteigung Philipps von Macedonien. 1855. 5½ Thlr.

Bd. VI. 1. Abth. (III u. p. 1—416.) Bis zur Ermordung Philipps v. Macedonien. 1856. 2⅓ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 32. Eigenthümlich iſt dem Werke eine ſehr ausgeſprochene Vertheidigung der atheniſchen Demokratie.

Kortüm, Friedr., Geſchichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des achäiſchen Bundes. 3 Bde. gr. 8. (X u. 1314 S.) Heidelberg 1854, J. C. B. Mohr. 6⅔ Thlr.

Bd. I. Von der Urzeit bis zum Ende des peloponneſiſchen Krieges.

Bd. II. Vom Ende des peloponneſiſchen Krieges bis zum Tode des Demoſthenes.

Bd. III. Vom Tode des Demoſthenes bis zum Untergang des achäiſchen Bundes.

Ein Werk, das den Thatbeſtand möglichſt beglaubigt und vollſtändig, bald näher eingehend, bald nur ſkizzenhaft ſchildert, dabei aber manche lehrſame Vergleichung mit den Verhältniſſen der Jetztzeit aufſtellt. Uebrigens ſehr brauchbar.

Preller, L., Griechiſche Mythologie. 2 Bde. gr. 8. (XIV u. 893 S.) (I. Theogonie u. Götter. II. Die Heroen.) Leipzig 1854, Weidmann. 2 Thlr.

Eine auf dem jetzigen Standpunkt der Forſchung ſtehende klare Ueberſicht des Stoffes, mit Nachweiſungen der Belege aus den Quellen und nicht ohne eigene ſinnreiche Deutungen.

Schömann, G. F., Griechiſche Alterthümer. I. Bd. Das Staatsweſen. gr. 8. (VII u. 543 S.) Berlin 1855, Weidmann. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine gediegene populäre Darſtellung der griechiſchen Alterthumskunde, die das griechiſche Leben im Lichte des homeriſchen Epos ſchildert und die politiſchen Verhältniſſe, wie ſie ſich im Verlaufe der Geſchichte entwickelt haben, darſtellt. Ein zweiter Band wird von den internationalen Verhältniſſen und der Religion handeln. Privatalterthümer und Kriegsweſen werden nicht beſonders, ſondern nur gelegentlich behandelt, ſoweit es zum Verſtändniß des politiſchen und religiöſen Lebens erforderlich iſt.

Curtius, Ernſt, Peloponneſos. Eine hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung der Halbinſel. Zweiter Band. Mit (XXI) Karten u. eingedruckten Holzſchnitten. gr. 8. (VII u. 639 S.) Gotha 1852, J. Perthes. n. 4⅓ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 74.

Neumann, Carl, Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie u. Handelsgeſchichte. 1. Band mit 2 Karten. gr. 8. (XI u. 579 S.) Berlin 1855, G. Reimer. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr intereſſante, mit reicher Gelehrſamkeit, Scharfſinn und ordnendem Geiſt ausgeführte ethnographiſche Unterſuchung. Handelt zuerſt von der phyſiſchen und klimatiſchen Beſchaffenheit der nordpontiſchen Küſte, ſodann von den früheren Bewohnern des Landes, den Skythen, deren Abſtammung ausführlich erörtert wird, wobei der Verfaſſer gegen die Anſicht Jac. Grimms, K. Zeuß u. A. ſich für die ſchon von Niebuhr behauptete mongoliſche Herkunft ausſpricht. Zuletzt wird die Geſchichte der griechiſchen Coloniſation behandelt. Der zweite Band wird den Handelsverhältniſſen der pontiſchen Colonien gewidmet ſein, über Olbia und die Völkerbewegung handeln, die den erſten Anlaß zum Verfall der griechiſchen Pflanzſtädte gab und endlich die Geſchichte des bosporaniſchen Reiches bis auf Mithridates darſtellen.

Hertzberg, Guſtav Fried., Alkibiades der Staatsmann u. Feldherr. Nach den Quellen dargeſtellt. gr. 8. (IX u. 360 S.) Halle 1853, Pfeffer. n. 1⅓ Thlr.

Eine hauptſächlich gelehrte Arbeit, die aber auch einen anderen als den ſtreng philologiſchen Leſerkreis ſucht, und ſich durch gute Gruppirung des Stoffes, elegante Diction und feine Charakteriſtik dafür eignet.

Römiſche Geſchichte.

Peter, K., Geſchichte Roms. In drei Bänden.
Erſter Band: Von den älteſten Zeiten bis auf die Gracchen. gr. 8. (XXII u. 616 S.) Halle 1853, Waiſenhausbuchh. 2⅔ Thlr.

—— —— —— II. Bd. v. 6—10. Buch v. d. Gracchen bis z. Untergang d. Republik. gr. 8. (XX u. 575 S.) Ebend. 1854. 2⅔ Thlr.

Eine gute populäre Bearbeitung, im Weſentlichen auf Niebuhr ſich ſtützend. Beſonders für die ſtudirende Jugend und angehende Lehrer berechnet. Der Stil ermangelt einer anziehenden Lebendigkeit.

Schwegler, Albert, Römiſche Geſchichte. Erſter Band 1. u. 2. Abth. Zeitalter der Könige. gr. 8. (VI u. 539 S.) Tübingen 1853, Laupp. 3 Thlr. 18 Ngr.

Unterwirft die Kritik Niebuhrs und die daran ſich anſchließenden Unterſuchungen einer neuen Reviſion, ſucht das, was Niebuhr oft mehr richtig geahnt, als nachgewieſen, durch ergänzende Quellenforſchungen zu belegen und überhaupt das Gebäude der römiſchen Geſchichte kritiſch zu vervollſtändigen. Großentheils mehr Unterſuchung als erzählende Darſtellung, doch theilweiſe, wo der Stoff es zuläßt, lebendige anſchauliche Erzählung. Ein zweiter Band iſt unter der Preſſe und wird im Laufe des Jahres erſcheinen. Ein ſehr tüchtiges, auf gründlicher Gelehrſamkeit beruhendes, mit Scharfſinn und Beſonnenheit geſchriebenes Werk.

Mommſen, Theodor, Römiſche Geſchichte.
1. Band: Bis zur Schlacht bei Pydna. gr. 8. (VIII u. 644 S.) Leipzig 1854, Weidmann. 1⅓ Thlr.
2. Band: Bis auf Sullas Tod. gr. 8. (VI u. 439 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.
3. Band: Bis zur Schlacht bei Thapſus. gr. 8. (VI u. 582 S.) Ebd. 1856. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein Werk von glänzender Darſtellung, in welchem der Verfaſſer die Ergebniſſe der neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen, fremder und eigener, zuſammengedrängt hat. Eigenthümlich iſt die Auffaſſung vom Geſichtspunkt der modernen politiſchen und nationalökonomiſchen Intereſſen, ſo daß man oft nicht alte, ſondern ganz neue Geſchichte zu leſen meint. Meiſterhafte Schilderung der innern Verhältniſſe und der hervorragenden Perſönlichkeiten. Im Weſentlichen Niebuhr folgend, übt der Verf. die Kritik im weiteſten Umfang und verfährt namentlich gegen die Tradition der Königsgeſchichte ſchonungslos, was beim Gebrauch für den Unterricht manche Inconvenienzen hat, beſonders, da er ſich nicht darauf einläßt, ſeine von der gewöhnlichen Ueberlieferung abweichende Darſtellung durch kritiſche Nachweiſungen zu rechtfertigen.

Völker, C. Chr., Juvenal. Ein Lebens- u. Charakterbild aus der römiſchen Kaiſerzeit. gr. 8. (IV u. 134 S.) Elberfeld 1851, Bädeker. ⅔ Thlr.

Eine nicht nur für den Philologen intereſſante Kritik und Erklärung von Juvenals Schriften und ihren hiſtoriſchen Beziehungen.

Lau, Thaddäus, Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie. 8. (VII u. 365 S.) Hamburg 1855, Hoffmann u. Campe. 1½ Thlr.

Keine eigentliche Biographie Sullas, ſondern eine ziemlich ausführliche Geſchichte des römiſchen Staates vom jugurthiniſchen Kriege bis zum Abzuge des Sulla nach Griechenland. Von da an iſt die Behandlung ſkizzenhafter und im Verhältniß zur erſten Hälfte unverhältnißmäßig kurz. Die Darſtellung iſt friſch und lebendig

Gregorovius, Ferdinand, Geſchichte des römiſchen Kaiſers Hadrian und ſeiner Zeit. Lex. 8. (XII u. 282 S.) Königsberg 1851, Bon. 1½ Thlr.

Eine intereſſante Monographie, die ſich zwar nicht durch umfaſſendes und gründliches Quellenſtudium, aber durch philoſophiſche Auffaſſung auszeichnet.

Burckhardt, Jac., Die Zeit Conſtantins des Großen. gr. 8. (VIII u. 512 S.) Baſel 1853, Schweighauſers Verl. n. 1⅔ Thlr.

Mit Geiſt, gründlicher Quellenkenntniß und hiſtoriſcher Kunſt geſchrieben, gewährt dieſes Buch nicht nur eine genußreiche Lectüre, ſondern auch einen für die Wiſſenſchaft werthvollen Beitrag zur Kenntniß der juſtinianiſchen Zeit und Regierung. Beſonders iſt die Feſtſtellung der oberſten Reichsgewalt gut dargelegt, und die Zuſtände des religiöſen und ſittlichen Lebens anſchaulich geſchildert.

Schmidt, W. Adolf, Der Aufſtand in Conſtantinopel unter Kaiſer Juſtinian. Mit 1 Plan. gr. 8. (IV u. 92 S.) Zürich 1854, Meyer u. Zeller. n. 14 Ngr.

Ein im Ganzen wenig bekanntes Ereigniß, der ſogenannte Nikaaufſtand, der im J. 532 Konſtantinopel verwüſtete, und Juſtinians Herrſchaft befeſtigte, wird hier mit den Mitteln eines eindringenden Quellenſtudiums in lebendiger Darſtellung geſchildert und mit Beziehung auf neuere Stimmungen und Anſichten der verwirrende Einfluß, den die byzantiniſche Hoftheologie auf die Politik des oſtrömiſchen Reiches übte, anſchaulich vor Augen geſtellt.

Laſaulx, E. v., Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung ſeiner Tempelgüter durch die chriſtlichen Kaiſer ꝛc. Lex. 8. (150 S.) München 1854, lit. Anſtalt. n. 26 Ngr.

Ein ſehr intereſſantes Buch, das einen wichtigen Beitrag zum Verſtändniß des untergehenden Heidenthums gibt. Warme belebte Darſtellung.

Encyklopädie der Alterthumswiſſenſchaft.

Kraft, Fr. K. u. C. **Müller**, Realſchullexikon. Ein Hilfsmittel zum Verſtändniß der alten Claſſiker. 2 Bde. gr. 8. (XII u. 936 u. 1082 S.) Hamburg 1853, Nolte u. Köhler. n. 5 Thlr.

Enthält einen großen Reichthum geſchichtlichen und philologiſchen Stoffes, aber auch Manches, was für den vorliegenden Zweck überflüſſig iſt. Ein Theil der Artikel leidet an allzugroßer Breite und der eine der Verfaſſer hat ſich aus der großen Pauly'ſchen Encyklopädie gar zu Vieles unverändert und unverarbeitet angeeignet.

Reallexikon des claſſiſchen Alterthums für Gymnaſien. Im Vereine mit mehreren Schulmännern herausgeg. von Fr. Lübker. Lex. 8. (X u. 1038 S.) Leipzig 1855, Teubner. n. 3 Thlr. 12 Ngr.

Uebertrifft das Kraft-Müller'ſche Lexikon an wiſſenſchaftlichem Werth, ſteht demſelben aber in Zweckmäßigkeit der Anlage nach, indem es zu großen Werth auf zuſammenfaſſende Artikel legt, wodurch der Bequemlichkeit des Nachſchlagens Eintrag geſchieht.

Mittelalter.

Rückert, H., Geſchichte des Mittelalters. Lex. 8. (VI u. 357 S.) Stuttgart 1853, Franckh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine mit Geiſt und ſprachlicher Gewandtheit behandelte Ueberſicht der mittelalterlichen Geſchichte, die zunächſt für das größere Publikum bearbeitet, auch Ergebniſſe ſelbſtändiger Forſchung enthält. In Anordnung und Auswahl des Stoffes läßt ſich Manches ausſetzen und es fragt ſich, ob die Behandlung nicht für Laien zu viel vorausſetzt.

Thierry, Amedée, König Attila u. ſeine Zeit. Schilderungen u. Sagen a. d. Geſch. des 5. Jahrh. Deutſch von Ed. Burckhardt. (A. u. d. Tit.: hiſt. Hausbibliothek 37. Bd.) gr. 8. (300 S.) Leipzig 1855, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— Die Söhne u. Nachfolger Attilas. Schilderungen aus der Geſchichte des 6. Jahrh. (A. u. d. Tit.: Hausbibl. 38. Bd.) gr. 8. (VIII u. 206 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.

Werke gründlicher geſchichtlicher Forſchung und wahrer hiſtoriſcher Kunſt, die nicht nur den vorliegenden Stoff lichtvoll darlegen, ſondern ein lebendiges Bild jener Zeit geben.

Zeit- u. Charakterbilder aus dem Mittelalter. Nach d. Altfranz. bearbeitet von der Ueberſetzerin des Vaſari. (1. Bd.) 8. (VIII u. 443 S.) Berlin 1853, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

(Lebensgeſchichte Ludwig des Heiligen und des Ritters Bayard, als der edelſten Vertreter des franzöſiſchen Ritterthums. Erſtere nach Joinville, Bayard nach dem 1527 erſchienenen loyal serviteur bearbeitet.)

2. Band: Lübeck als Haupt der Hanſa. Franz von Sickingens Leben. Mit einem Vorwort von Johannes Voigt. 8. (X u. 391 S.) Ebd. 1855. 1⅓ Thlr.

Hauptſächlich für die reifere Jugend bearbeitet in einer feinen und geiſtvollen, aber keineswegs rhetoriſchen Darſtellung.

Paganel, Camille, Geſchichte Scanderbegs, oder Türken u. Chriſten im fünfzehnten Jahrhundert. (Aus dem Franz.) gr. 8. (VI u. 410 S.) Tübingen 1856, Laupp. 1⅓ Thlr.

Nicht bloß eine Monographie des berühmten albaneſiſchen Helden, ſondern eine mit rhetoriſchem Pathos ausgeführte Schilderung der europäiſchen Politik und der Kämpfe gegen die wachſende Macht des osmaniſchen Reiches im 15. Jahrhundert. Das ſtoffliche Intereſſe und die Darſtellung berechtigten zu der Ueberſetzung, die fließend iſt.

Neuere Geſchichte.

Rückert, Heinrich, Geſchichte der Neuzeit. Lex. 8. (VI u. 343 S.) Stuttgart 1854, Franckh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ein gut geſchriebener Abriß der europäiſchen Geſchichte von der Reformationszeit an; vorherrſchend pragmatiſch gehalten, entbehrt die Behandlung einer eigentlich univerſalgeſchichtlichen Auffaſſung, auch iſt das kulturgeſchichtliche Element für einen populären Zweck zu wenig berückſichtigt.

Vögeli, Hans Heinr., Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems vom Zeitalter der Reformation bis zur erſten franzöſ. Revolution. Abth. 1. gr. 8. (XXX u. 639 S.) Zürich 1856, Meyer u. Zellers Verl. n. 2 Thlr.

Ein nicht übel ausgeführter Verſuch, die neuere Geſchichte in der Weiſe von Spittler und Heeren nach dem Stande der neueren Geſchichtsſchreibung überſichtlich zuſammenzufaſſen. Zum Nachſchlagen, nicht zum Leſen.

Ghillany, F. W., Diplomatiſches Handbuch. Sammlung der wichtigſten europäiſchen Friedensſchlüſſe, Congreßacten u. ſ. w. vom weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſte Zeit. Mit geſchichtl. Einleitungen. 2 Thle. gr. 8. (I. XXXI u. 414 S. II. 813 S.) Nördlingen 1854—55, Beck. n. 5⅓ Thlr.

Eine für das Studium der neueren Geſchichte ſehr empfehlenswerthe Ergänzung der gewöhnlichen Geſchichtswerke.

Ghillany, F. W., Chronologiſches Handbuch für die neuere politiſche Geſchichte vom weſtphäliſchen Frieden bis auf die Gegenwart. Eine Beigabe zum diplomatiſchen Handbuch des Verf. gr. 8. (VI u. 254 S.) Nürnberg 1856, Schmid. 1⅓ Thlr.

Enthält ein chronologiſches Verzeichniß der wichtigſten Thatſachen der neueren Geſchichte und eine Regententafel, d. h. ein nach den betreffenden Staaten geordnetes Verzeichniß der Regenten aller europäiſchen Staaten ſammt einer kurzen Geſchichte des Regentenhauſes und der allmählichen Erwerbungen, ſowie einer ähnlichen Ueberſicht der Freiſtaaten.

Huſchberg, Joh. Ferd., Die drei Kriegsjahre 1756, 57 u. 58 in Deutſchland. Aus dem Nachlaſſe Huſchbergs mit Ergänzungen herausgegeben von Heinrich Wuttke. Nach bisher unbenutzten Archiven. gr. 8. (XCVII u. 723 S.) Leipzig 1856, Hinrichs Verl. n. 4 Thlr.

Das Ergebniß ſehr umfaſſender gründlicher Forſchungen im würzburger und münchener Archiv, die auf die Entſtehung und Anfänge des ſiebenjährigen Krieges ein neues Licht werfen und namentlich das Recht der Gegner Friedrichs des Großen vertreten. Die Abweichungen von dem bisher Bekannten ſind von dem Herausgeber durch Vergleichung mit den archival. Auszügen ſorgfältig geprüft und die Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung nachgewieſen. Eine 6 Bogen ſtarke Einleitung gibt Rechenſchaft von den neuen Reſultaten für die Geſchichte jener Zeit.

Denkſchriften, drei, über die orientaliſche Frage von Pabſt Leo X., König Franz I. von Frankreich u. Kaiſer Maximilian I. aus dem Jahre

1517. Nach dem beigefügten Originaltext zum erſten Male überſ. u. erläutert von Joh. Wilh. Zinkeiſen. gr. 8. (135 S.) Gotha 1854, Fr. u. A. Perthes. n. ⅔ Thlr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Erörterung dieſer Frage.

Röpell, Richard, Die orientaliſche Frage in ihrer geſchichtlichen Entwicklung 1774—1830. gr. 8. (VII u. 320 S.) Breslau 1854, Trewendt u. Granier. 1⅓ Thlr.

Eigentlich eine Geſchichte der griechiſchen Revolution im Zuſammenhang mit dem Verfall der osmaniſchen Macht. Eine Hauptpartie des Werkchens iſt auch der ruſſiſch-türkiſche Krieg von 1828—29. Ueberſichtlich klar und mit politiſchem Verſtändniß geſchrieben. Der Zweck des Verfaſſers iſt, das Verſtändniß der Gegenwart aus der Vergangenheit zu fördern.

Abeken, Hermann, Der Eintritt der Türkei in die europäiſche Politik des achtzehnten Jahrhunderts. Mit e. Vorw. v. K. Stüve. Mit Aktenſtücken. gr. 8. (XIV u. 256 S.) Berlin 1856, Beſſers Buchh. n. 1⅓ Thlr.

Fragment eines früh verſtorbenen talentvollen Hiſtorikers, der ſich zur Aufgabe ſtellte, die diplomatiſchen Beziehungen Oeſterreichs, Preußens und Rußlands nach dem ſiebenjährigen Kriege zu beleuchten, und mit ſeiner Arbeit bis zum Jahr 1768 gelangt iſt. Lichtvolle lebendige Darſtellung, welche auf die gegenwärtige Lage überraſchende Schlaglichter wirft und namentlich die Bedeutung des Belgrader Friedensſchluſſes auseinanderſetzt.

Menzel, Wolfgang, Geſchichte Europas vom Beginne der franzöſiſchen Revolution bis zum Wiener Congreß. 2 Bde. 8. (I. XIV u. 474 S. II. VI u. 335 S.) Stuttgart 1853, Krabbe. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der ſchon oft behandelte Gegenſtand iſt hier ohne den Anſpruch neues Material zu geben, aber mit ſo geiſtreicher Lebendigkeit dargeſtellt, daß man das Buch mit wahrem Genuß leſen kann. Der Verf. legt Gewicht darauf, die Dinge nicht in franzöſiſchem Sinn und vom Standpunkt der Revolution aufzufaſſen, wobei er nicht nur deutſch, national und politiſch conſervativ iſt, ſondern mitunter auch in Schroffheiten verfällt, in der Art Leo's.

Sybel, Heinr. v., Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. 2 Bde. gr. 8. (I. LX u. 596 S. II. X u. 575 S.) Düſſeldorf 1853—54, Buddeus Verl. n. 6 Thlr.

Der Verfaſſer ſtellt ſich die Aufgabe, zu den bisherigen Darſtellungen der Revolutionsgeſchichte eine Nachleſe zu halten, und hat wirklich aus den Pariſer und Berliner Archiven, beſonders aus den Briefen der leitenden Staatsmänner und Feldherren eine Ausbeute von neuem Material gewonnen, welche ſein Unternehmen vollſtändig rechtfertigt. Ein beſonderes Verdienſt iſt es, daß er nicht nur der bisher herrſchenden franzöſiſchen eine deutſche Auffaſſung entgegenſetzt, ſondern auch zeigt, wie ſich die revolutionäre Kriſis nicht nur in der Politik der franzöſiſchen Revolutionsmänner, ſondern auch in den Kabineten der Monarchen abſpiegelt, und wie die engliſchen und polniſchen Angelegenheiten auf den Coalitionskrieg gegen Frankreich beſtimmend und verwirrend eingewirkt haben. Das Werk nimmt durch Scharfblick in politiſcher Beurtheilung, durch hiſtoriſche Kunſt und nationale Geſinnung eine ſehr hervorragende Stelle in der deutſchen Literatur ein. Die vorliegenden zwei Bände gehen bis Ende des Jahrs 1793, ein dritter Band ſoll das Ganze vollenden.

Arnd, Eduard, Geſchichte der letzten 40 Jahre. Fünfzehnter Band zu Beckers Weltgeſchichte. In 2 Abtheilungen. gr. 8. (I. VII u. 504 S. II. XI u. 598 S.) Berlin 1854—55, Duncker u. Humblot. n. 2⅔ Thlr.

Klare gedrängte Darſtellung, gute Gruppirung, verſtändiges Urtheil in conſervativ-liberalem Sinn, meiſtens treffende und lebendige Charakteriſtik der wichtigſten Perſönlichkeiten. Die deutſchen Angelegenheiten ſind etwas unverhältnißmäßig kurz behandelt, auch dürfte das kulturhiſtoriſche Element mehr hervortreten. Unter den kürzeren populären Darſtellungen dieſer Zeit die empfehlenswertheſte.

Hermes, Carl Heinr., Geſchichte der neueſten Zeit. 4. u. 5. Bd. gr. 8 (IV. 429 S. V. 435 S.) Braunſchweig 1854—55, Weſtermann n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Fortſetzung der im erſten Nachtrag S. 35 aufgeführten Geſchichte der letzten fünf un zwanzig Jahre. Geht vom J. 1840 bis zu den Anfängen der Bewegung des Jahres 184 Iſt im Sinne des entſchiedenſten reactionären Conſervatismus geſchrieben, was ſich ſchon Vergleichung mit den Anfängen des Werkes ſonderbar ausnimmt, noch mehr aber, wenn ma auf das Titelblatt ſieht, auf dem das Werk als Fortſetzung von Rottecks Weltgeſchichte bezeic net wird

Geisler, Adolf, Geſchichte der neueſten Zeit von 1815—1854. gr. 8 (VIII u. 532 S.) Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

Nüchtern und lesbar geſchrieben, mit meiſtens verſtändiger Reflexion, aber ziemlich vi Ungenauigkeiten in Thatſachen und ihrer Verknüpfung. Steht dem Werk von Arnd entſchiede nach, iſt aber immerhin zu den beſſeren Schriften zu rechnen.

Gervinus, G. G., Einleitung in die Geſchichte des neunzehnten Jah hunderts. gr. 8. (181 S.) Leipzig 1853, Engelmann. n. 1 Thlr.

Ein ideenreicher Ueberblick der neueren Geſchichte, der ſich aber in dem Verſuch, die g ſchichtliche Entwicklung als eine geſetzmäßige darzuſtellen, zu einer Conſtruktion der Vergange heit und Zukunft verirrt, wie ſie außer der Befugniß des Hiſtorikers liegt. Die Annäherung a die Demokratie, zu deren Gunſten Gervinus dieſe Conſtruktion machte, hat bekanntlich zu eine polizeilichen Verbot des Buches und einer gerichtlichen Anklage des Verfaſſers Veranlaſſun gegeben.

Gervinus, G. G., Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit de Wiener Verträgen. gr. 8. I. Bd. (XI u. 519 S.) n. 2 Thlr. II. Bd 1. Hälfte. gr. 8. (IV u. 332 S.) Leipzig 1855—56, Engelmann n. 3⅓ Thlr. (Erſcheint in 6—8 Bdn.)

Ein Werk, das nicht nur durch den Namen des Verf., ſondern auch durch ſeinen Geha von anerkannter Bedeutung iſt. Nicht ſowohl Erzählung der Begebenheiten, als eine de Gang der Ereigniſſe folgende hiſtoriſch-politiſche Betrachtung von einem beſtimmt ausgeſprochenen nationalen und politiſchen Standpunkt aus. Der erſte Band behandelt die Herſtellun der Bourbonen, den Wiener Congreß, die geiſtigen Grundlagen der Reaction und die Anfäng ihrer Ausführung in Oeſterreich. Bd. II. 1. Die Reaction v. 1815—20 in Italien, Spanie und Frankreich. Beſonders gut und gründlich die italieniſchen Verhältniſſe.

Bumüller, Joh., Geſchichte der neueſten Zeit 1815—1855. gr. 8. (IV u. 279 S.) Freiburg im Breisgau 1855, Herder. ⅔ Thlr.

Eine in Buchhändleranzeigen und Recenſionen ſehr empfohlene Schrift, die in katholiſche Sinne die neueſten Begebenheiten darſtellt, aber ſie theils ſchief, theils trivial behandelt.

Beaumont-Vaſſy, E. de, Geſchichte meiner Zeit 1830—1851. Au dem Franz. überſ. 1. Thl. gr. 8. (VIII u. 238 S.) II. Bd. gr. 8 (IV u. 238 S.) Leipzig 1855 u. 56, O. Wigand. à Bd. 1 Thlr.

Eine mit philoſophiſchem Geiſt, klarem und ſicherem Urtheil und in eleganter Form geſchriebene Geſchichte der neueren Zeit. Auf 4 Bde. berechnet.

Jahrbuch, Hiſtoriſches. (I.) 1853—1854. (Mit Fr. Pierce's Portr. gr. 8. (VII u. 310 S.) Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— (II.) 1854—1855. (Mit Palmerſtons Portr.) gr. 8. (VII u. 308 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.

Eine überſichtliche Darſtellung der Zeitgeſchichte, die ſich durch gute Anordnung und Auswahl, beſonnenes Urtheil und gewandten Stil vortheilhaft empfiehlt und einen Reichthum ſtatiſtiſcher Notizen über Finanzen, Wehrkraft und Bevölkerung der einzelnen Staaten gibt.

Chronik, Europäiſche. 1855. Bearbeitet von mehreren Publiziſten. Herausgeg. v. A. Buddeus. 1. Bd. Jan.—März. gr. 8. (IV u. 384 S.) Frankf. a. M. 1855, Sauerländer. n. 1⅓ Thlr.

—— —— —— 2. Bd. April—Juni. gr. 8. (IV u. 408 S.) Ebd. 1856. n. 1⅓ Thlr.

Ein ähnliches Unternehmen, wie das hiſtoriſche Jahrbuch, doch mehr raiſonnirend und von dem politiſchen Standpunkt aus behandelt. Auch von dieſem iſt ein verſtändiges, in den inneren Zuſammenhang der Ereigniſſe eingehendes Urtheil zu rühmen. Die Geſchichte des orientaliſchen Krieges tritt als Hauptſache in den Vordergrund.

Aktenſtücke zur orientaliſchen Frage. Nebſt chronol. Ueberſicht zuſammengeſtellt von J. v. Jasmund. gr. 8. (I. II. 1. LXVIII u. 480 S. XVI u. p. 1—222.) Berlin 1855, Schneider u. Co. n. 2 Thlr. 28 Ngr.

Eine vollſtändige und ſorgfältige Zuſammenſtellung, die nicht nur dem Hiſtoriker, ſondern auch manchem Zeitungsleſer willkommen ſein wird.

Ruſſel, W., Aus dem Feldlager in der Krim. Briefe des Timescorreſpondenten. Aus dem Engl. von J. Seybt. gr. 8. (XII u. 334 S.) Leipzig 1856, Lorck. n. 1 Thlr.

(Zugl. 1. Band einer „Bibliothek der Gegenwart.“)

Eine ſehr getreue und maleriſche Schilderung des Lagerlebens vor Sebaſtopol. Das engliſche Original iſt vom Ueberſetzer in der Art frei bearbeitet, daß die Tagesereigniſſe von vorübergehendem Intereſſe weggelaſſen, dagegen die Erzählung, die im Original nur bis zum Tode Lord Raglans geht, bis zum Ende des Jahres 1855 aus anderen Nachrichten ergänzt iſt. Der beſte Bericht über den Krieg in der Krim.

Wurm, C. F., Vier Briefe über freie Donauſchiffahrt. gr. 8. (44 S.) Leipzig 1855, G. Mayer. ⅓ Thlr.

Eine treffliche Flugſchrift, welche die Bedeutung des oriental. Krieges für die deutſchen Intereſſen ſehr klar ins Licht ſtellt.

Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, auf einen Artikel deſſelben Verfaſſers in der Brockhaus'ſchen Gegenwart B. 11 u. 12 „über die orientaliſche Frage“ aufmerkſam zu machen, in welchem die Geſchichte der Einmiſchung Rußlands in die europäiſchen Angelegenheiten mit ſehr genauer Kenntniß der diplomatiſchen Verhandlungen und überraſchenden Einblicken dargelegt wird.

Die Gegenwart. Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte f. alle Stände. 11 Bde. gr. 8. (jeder Bd. circa 750—780 S.) Leipzig 1848—56, Brockhaus. à Bd. 2 Thlr.

(Bd. 1—6. ſ. erſter Nachtrag S. 36.)

Herauszuheben ſind folgende geſchichtliche Artikel:

In Bd. 7. Deutſche Nationalverſammlung und Erwählung des Reichsverweſers bis zum Frankf. Septemberaufſtand. Preußen ſeit 1849 bis Ende 1850. Die Statiſtik Baierns v. 1847—49. Bd. 8. Die freie Stadt Bremen in ihrer politiſchen und culturgeſchichtlichen Entwicklung. Großbritannien von 1848—52. Dänemark in ſeinen ſocialen und politiſchen Zuſtänden. Sardinien ſeit der Reformbewegung. Bd. 9. Die deutſche Nationalverſammlung vom Septemberaufſtand bis zur Auflöſung des Rumpfparlements. Hamburgs Verfaſſungskämpfe während der letzten 10 Jahre. Die pyrenäiſche Halbinſel. Preußen ſeit Ende 1850 bis Mai 1851. Frankreich ſeit Juni 1848 bis 2. December 1852. Bd. 10. Baiern von 1847—49 Miniſt. Pfordten. Oeſterreich von der Märzrevolution bis zur Auflöſung des Reichstags. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Thüringen von Ad. Bock. Bd. 11. Schweden und Norwegen. Oeſterreich in zwei Artikeln. Deutſchland ſeit Auflöſung der Nationalverſammlung. Die engliſche Literatur ſeit Walter Scott. Die franzöſiſche Literatur ſeit der Revolution 1789 bis auf die Gegenwart. Die orientaliſche Frage in ihrer geſchichtlichen Entwicklung von Wurm.

Soll mit dem 12. Bande geſchloſſen werden.

Kriegsgeſchichte und Kriegswiſſenſchaft.

Da zum Verſtändniß der politiſchen Geſchichte die Kenntniß der Kriegskunſt und ihrer Entwicklung unentbehrlich iſt, ſo ſchalten wir hier dieſes bisher im Wegweiſer nicht vertretene Fach ein, und greifen dabei, um frühere Lücken zu ergänzen, auch auf ältere Werke zurück.

Literatur.

Scholl, F. F. (heſſ. Oberlieutenant.) Syſtematiſche Ueberſicht der Militärliteratur u. ihrer Hülfswiſſenſchaften ſeit dem Jahr 1830. Lex. 8. (576 S.) Darmſtadt 1842, Leske. 3 Thlr.

Witzleben, A. v. (k. preuß. Hauptmann.) Deutſchlands Militärliteratur im letzten Jahrzehent u. Ueberſicht der wichtigſten Karten u. Pläne Centraleuropas. gr. 8. (VII u. 247 S.) Berlin 1850, Mittlers Sort.-B. n. 1⅓ Thlr.

Eine Ergänzung der vorherigen Schrift bis zum J. 1850, gibt wie dieſe, eine vollſtändige Ueberſicht der Militärliteratur, jedoch ohne Kritik der einzelnen Schriften.

Theoretiſche Werke.

Clauſewitz, Carl v. (General), Hinterlaſſene Werke über Krieg u. Kriegführung. 10 Bde. gr. 8. Berlin 1832—37, F. Dümmler. n. 22⅔ Thlr. (Die 3 erſten Theile vom „Kriege“ in zweiter Aufl. gr. 8. XXXVI u. 318, 386, 330 S.) Ebend. 1853. n. 6⅔ Thlr.)

Klaſſiſches Werk. Die drei erſten Bände ſind theoretiſchen Inhaltes und ſkizziren in meiſterhaften Zügen eine Theorie der Kriegführung oder vielmehr ihrer Gränzen. Die ſieben folgenden Bände enthalten die hiſtoriſche Begründung der Anſichten des Verfaſſers über den Krieg und ſeine Führung.

Pz. (Pönitz, Carl Ed.) Militäriſche Briefe eines Verſtorbenen an ſeine noch lebenden Freunde, zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte u. Laien im Kriegswesen. Neueſte Ausgabe. gr. 8. 3 Bde. (I. XII 451, II. XII 496, III. 489 S.) Stuttg. 1854, Cotta. à n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieſe Briefe ſind in der Abſicht geſchrieben, die Clauſewitz'ſchen Anſichten, die häufig nur kurz angedeutet ſind, weiter auszuführen und allgemeiner verſtändlich zu machen.

Skizze eines Vortrags über Generalſtabswiſſenſchaft von J. v. H(ardegg.) gr. 8. (XXXVI u. 340 S.) Stuttgart 1853—54, Franz Köhler. n. 1⅓ Thlr.

Eine aphoriſtiſche Darſtellung aller Zweige der ſogenannten Generalſtabswiſſenſchaft mit Einflechtung der wichtigen Bemerkungen über die Literatur derſelben. Auch zur Orientirung für Laien geeignet.

Rüſtow, W., Der Krieg u. ſeine Mittel. Eine allgemein-verſtändliche Darſtellung der ganzen Kriegskunſt in 5 Büchern mit 12 Tafeln. gr. 8. (734 S.) Leipzig 1856, G. Mayer. n. 3⅓ Thlr.

Will Nichtmilitärs, die ſich für militäriſche Dinge intereſſiren, möglich machen, ſich ein Urtheil über kriegeriſche Begebenheiten zu bilden, und Berichte über dieſelben zu verſtehen. Der Verfaſſer, als einer der tüchtigſten Militärſchriftſteller der Gegenwart anerkannt, verbindet mit gründlicher Kenntniß ſeines Faches die Gabe anziehender Popularität, und dieſes Werk entſpricht ſeinem Zwecke vollkommen.

Rüſtow, W., Unterſuchungen über die Organiſation der Heere. gr. 8. (XXIII u. 587 S.) Baſel 1855, Schweighauſers Verl. 3⅓ Thlr.

Dieſe Schrift iſt mit großem Talent geſchrieben, aber in ihren Berechnungen etwas einſeitig zu Gunſten des Milizſyſtemes.

Schulz-Bodner, Wilhelm, Militärpolitik, mit beſonderer Beziehung auf die Widerſtandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheeres gegen ſtehende Heere. gr. 8. (VIII u. 507 S.) Leipzig 1855, Weber. n. 3 Thlr.

Ein Buch, welches ungefähr in derſelben Richtung geſchrieben iſt, wie das Rüſtow'ſche über die Heeresorganiſation, und auch in materieller Beziehung vielfach mit demſelben zuſammenfällt.

Pz. (Ed. Pönitz.) Die Eiſenbahnen und ihre Benützung als militäriſche Operationslinien. Mit einer Eiſenbahnkarte. 1842. 2. umgearbeitete Aufl. gr. 8. (XII u. 287 S.) Adorf 1853, Verlags-Bureau. 1 Thlr. 21 Ngr.

Pönitz hat in dieſer Schrift den erſten Verſuch einer Schilderung der militäriſchen Benutzbarkeit der Eiſenbahnen gemacht und dieſe vielfach angeregte Zeitfrage auf eine geiſtreiche Weiſe beleuchtet.

Kriegsgeſchichtliche Werke.

Hoyer, J. G. v., Geſchichte der Kriegskunſt ſeit der erſten Anwendung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 2 Bde. gr. 8. Göttingen 1797 u. 1800, Vandenhoeck u. Ruprecht. 6 Thlr.

Eine ſehr fleißig gearbeitete und vollſtändige Darſtellung der Geſchichte des Kriegsweſens und ihrer Litteratur innerhalb der genannten Zeit.

Vorleſungen über Kriegsgeſchichte von J. v. H(ardegg.) 3 Thle. Mit Figuren, Holzſchnitten u. Plänen. gr. 8. I. (VIII u. 352 S.) Stuttg. 1852—53, Franz Köhler. n. 3 Thlr.

—— —— —— II. (1—320.) Ebend. 1855. n. 2 Thlr.

Ein Verſuch, die geſammte Geſchichte der Kriege in Verbindung mit einer umfaſſenden Geſchichte des Kriegsweſens in überſichtlicher gemeinverſtändlicher Weiſe darzuſtellen und durch dieſelbe in die geſammte Kriegswiſſenſchaft einzuführen. Das letzte Heft führt bis zum Anfang des 7jährigen Krieges. Das Buch zeichnet ſich ebenſoſehr durch gründliche Benutzung und Verarbeitung des geſchichtl. Stoffes, als durch klare und elegante Darſtellung aus.

Rothenburg, F. R. v., Schlachtenatlas. (135 Schlachtpläne. 5. Aufl. qu. 4. (IV u. 492 S. Text.) Berlin 1853. (Leipzig, Reinſche Buchh.) n. 16 Thlr.

Iſt das Seitenſtück zu dem Kauslerſchen Schlachtenatlas und in mancher Beziehung dieſem vorzuziehen.

(S. dieſen. Erſter Nachtrag S. 98.)

Rüſtow, W., Heerweſen und Kriegführung C. Julius Cäſars. (Mit Portr. J. Cäſars u. 3 Taf.) gr. 8. (XV u. 184 S.) Gotha 1855, Scheube. n. 1 Thlr.

Eine ſehr willkommene Bereicherung der militäriſchen Alterthumskunde.

(**Schulz**, G. G. Oberſt.) Geſchichte der Kriege in Europa ſeit dem J. 1792, als Folgen der Staatsveränderung unter König Ludwig XVI.

Mit Karten u. Plänen. 15 Thle. gr. 8. (in 23 Bdn.) Berlin 1827—53, Mittler u. Sohn. 58⅓ Thlr.

Gilt allgemein für ein klaſſiſches Werk, in welchem die einzelnen Kriege und Feldzüge mit möglichſter Unpartheilichkeit und nach den beſten Quellen geſchildert ſind.

Rüſtow, W., Der Krieg von 1805 in Deutſchland u. Italien, als Anleitung zu kriegshiſtoriſchen Studien. Mit 30 in den Text eingedr. Holzſchnitten. gr. 8. (XII u. 440 S.) Frauenfeld 1853. (Zürich, Meyer u. Zellers Verl.) n. 2⅔ Thlr.

Bei der Abfaſſung dieſer Geſchichte iſt der Verf. zwar etwas einſeitig in der Benutzung der Quellen verfahren, hat aber in formeller Beziehung ſeinen Zweck einer möglichſt überſichtlichen und gemeinfaßlichen Darſtellung des Ganges der Operationen vollkommen erreicht.

Höpfner, E. v., Der Krieg von 1806 u. 1807. Ein Beitrag z. Geſch. d. preuß. Armee. Nach d. Quell. d. Kriegsarchivs bearb. 4 Bde. gr. 8. (XXXXIV u. 1603 S. 4 Tab. u. 20 Plänen.) Berlin 1850—51, Schropp u. Co. n.n. 5 Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 44.

[**Stutterheim**, K. v.] Der Krieg von 1809 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, 1. Bd. Mit Karten u. Plänen. gr. 8. Wien 1811.

Ein ſehr wichtiges Werk über dieſen Krieg, aber leider nicht vollendet.

Pelet (franzöſ. General.) Memoiren über d. Kriege d. Kaiſ. Napoleon in Europa ſeit 1796—1815. Feldzug des Kaiſers Napoleon in Deutſchland im J. 1809. Aus dem Franzöſiſchen von Theobald. 4 Bde. gr. 8. Stuttg. 1824—25, Brodhag. 8 Thlr.

Vortrefflich geſchriebene Darſtellung dieſes Feldzuges in franzöſiſchem Sinne.

Danilewsky, M. (k. ruſſ. Generallnt.) Geſchichte des vaterländiſchen Krieges im J. 1812, auf Befehl Sr. M. des Kaiſers von Rußland verfaßt. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von C. R. Goldhammer. 4 Bde. gr. 8. (1437 S.) Mit 1 Karte d. Kriegsſchauplatzes u. 33 Plänen. Riga 1840, Götſchel. n. 8 Thlr.

—— —— Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge von 1813. Aus dem Ruſſ. von Goldhammer. 1837.

—— —— Darſtellung des Feldzugs in Frankreich im Jahr 1814. Deutſch von C. v. Kotzebue. 2 Bde. gr. 8. (43 S.) mit 23 Karten u. Plänen. Riga 1837, Götſchel. n. 5 Thlr.

Sorgfältige, aber ſtark ruſſiſch gefärbte Darſtellungen dieſer Feldzüge.

Odeleben, O. v., Napoleons Feldzug in Sachſen im Jahre 1813, eine treue Skizze dieſes Krieges, des franzöſiſchen Kaiſers u. ſeiner Umgebungen. Dritte Aufl. gr. 8. (152 S.) Mit 1 Plan. Leipzig 1840, Arnoldiſche Buchh. 1⅓ Thlr.

Einer der werthvollſten Beiträge zur Geſchichte des Feldzuges von 1813.

Aſter, H. (ſächſ. Oberſt a. D.) Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im Oktober 1813. Großentheils nach neuen, bisher unbenutzten archivar. Quellen dargeſtellt. 2 Bde. mit Atlas. (I. XLII 568, II. XVIII u. 448 S.) Dresden 1852/53, Arnold. n. 10 Thlr.

(N. Titelausgabe 1856. 1. Lief. (S. 1—192 u. 2 Pläne) n. 1⅓ Thlr.)

Eine ſehr vollſtändige aktenmäßige Schilderung der berühmten Völkerſchlacht.

Beitzke, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren 1813 u. 14. 3 Bände. gr. 8. Berlin 1854—56, Duncker u. Humblot. n. 6 Thlr.

(I. XV u. 719 S. 1854. II. VIII u. 743 S. 1855. III. X u. 547 S. 1856. mit 1 Karte.)

Nicht bloß Kriegsgeſchichte, ſondern Darſtellung der politiſchen Ereigniſſe und der ganzen nationalen Erhebung, aus welcher der Krieg hervorgegangen, mit patriotiſcher Wärme, aber durchaus nüchtern und verſtändig von einem preußiſchen Major a. D. geſchrieben, der mehrere Jahrzehnte mit ausdauernder Liebe an dieſem Werk gearbeitet hat. Der militäriſche Theil der Darſtellung beruht auf ſorgfältiger kritiſcher Benutzung der vorhandenen kriegswiſſenſchaftlichen Literatur, in manchen Partien hat der Verfaſſer auch mündliche Berichte von Augenzeugen benutzt und durch zweckmäßige Sichtung des Materials die Ueberlieferung ins Klare gebracht. Vor früheren Geſchichten der Befreiungskriege zeichnet ſich dieſe Darſtellung durch Unpartheilichkeit aus, welche die Schwächen und Fehler der Verbündeten offen eingeſteht und aufdeckt und dagegen den militäriſchen Leiſtungen Napoleons und ſeiner Verbündeten alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beitzke, Heinrich, Geſchichte des ruſſiſchen Kriegs im Jahre 1812. Mit 1 Ueberſichtskarte u. 2 Plänen. gr. 8. (VIII u. 365 S.) Berlin 1856, Duncker u. Humblot. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer der Freiheitskriege gibt hier eine auf ſorgfältigem Studium der in Betracht kommenden franzöſiſchen, ruſſiſchen und deutſchen Quellen beruhende Ueberſicht des ruſſiſchen Krieges, die vor dem oben beurtheilten Werke geſchrieben, ſich demſelben würdig anreiht.

[**Grolmann**] Geſchichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeſchichte der neueren Kriege. Herausg. v. K. v. Damitz. gr. 8. (816 S.) Berlin 1837, Mittler u. Sohn. n. 5⅓ Thlr.

Dieſe Geſchichte iſt nach den Vorträgen des preuß. Generals von Grolmann bearbeitet, der in jenem Kriege eine bedeutende Rolle ſpielte.

Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen aus dem italieniſchen Kriege der Jahre 1848 u. 1849. 7. unveränd. Aufl. gr. 8. (VI u. 390 S.) Stuttgart u. Augsburg 1853, Cotta. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

S. erſter Nachtrag S. 73.

Dieſe äußerſt intereſſanten und gut geſchriebenen Memoiren haben den General v. Schönhals zum Verfaſſer, der in jenem Kriege mit dem General Heß dem Feldmarſchall Radetzky zur Seite ſtand, aber auffallenderweiſe den erſteren im ganzen Buche gar nicht nennt.

Williſen, W. von, Theorie des großen Krieges, angewendet auf den ruſſiſch-polniſchen Feldzug von 1831. 3 Thle. Mit 6 lithogr. Tafeln. gr. 8. (I. II. 396 S. u. 6 Taf. III. XII u. 308 S.) Berlin 1840 u. 49, Duncker u. Humblot. n. 5 Thlr.

(3. Thl. A. u. Tit.: Der italieniſche Feldzug des Jahres 1848. n. 2⅔ Thlr.)

Dieſes Werk hat ſchon bei ſeinem Erſcheinen großes Aufſehen gemacht und ſpäter noch dadurch an Werth gewonnen, daß der Verf. in die Lage kam, ſeine Lehren in dem däniſchen Kriege als Feldherr der Schleswig-holſteiniſchen Truppen zur Anwendung zu bringen. Der 3. Theil enthält eine ſehr gute Geſchichte des italieniſchen Feldzugs, die in kriegswiſſenſchaftlicher Hinſicht der von Schönhals vorzuziehen iſt.

Rüſtow, W., Der Krieg gegen Rußland (von 1853 an) politiſch-militäriſch bearbeitet. Mit Plänen u. Porträts, in 7 Lieferungen. gr. 8. Zürich 1853—56, Fr. Schultheß. 3 Thlr.

(I. Bd. 1—5. Lief. VIII u. 653 S. II. Bd. od. Lief. 6. 7. IV u. 282 S.)

Iſt in der bekannten klaren Weiſe des Verfaſſers geſchrieben und ziemlich unpartheiiſch gehalten.

Klapka, Georg, Der Krieg im Orient in den Jahren 1853 und 1854, bis Ende Juli 1855, eine hiſtoriſch-kritiſche Skizze der Feldzüge an der Donau, in Aſien u. in der Krim, mit einem Blick auf die mögliche Wendung der künftigen Kriegsereigniſſe. Deutſche Originalausgabe. (Das Werk erſchien gleichzeitig franzöſiſch u. engliſch.) gr. 8. (VI u. 153 S.) Genf 1855, Lauffer u. Co. n. 24 Ngr.

Dieſe Geſchichte iſt mit Geiſt geſchrieben, aber voll von Parteianſichten.

Deutſchland.

Geographie, Reiſehandbücher und Reiſebeſchreibungen.

Kutzen, J., Das deutſche Land. Seine Natur in ihren charakteriſtiſchen Zügen und ſein Einfluß auf Geſchichte u. Leben der Menſchheit. Skizzen u. Bilder ꝛc. 8. (XII u. 507 S.) Breslau 1855, Hirt. 1¾ Thlr.

Ein ſehr empfehlenswerthes Buch, das Land und Leute in Deutſchland größtentheils nach eigener Anſchauung mit Wärme und Anſchaulichkeit ſchildert. Eignet ſich beſonders zu einem Geſchenk für junge Leute.

Grube, A. W., Charakterbilder deutſchen Landes u. Lebens für Schule und Haus. (Zugleich als dritter Theil der geograph. Charakterbilder.) 2. Abdr. gr. 8. (XVI u. 374 S.) Leipzig 1855, Brandſtetter. 1⅓ Thlr.

Theils aus Zeitſchriften, wie Grenzboten, Morgenblatt u. A., theils aus Büchern, wie den Werken von Arndt, Kohl, Schaubach, Beda-Weber, Riehl u. A. entnommen, mitunter nach des Herausgebers Zwecken verändert und bearbeitet.

Förſter, E., Handbuch für Reiſende in Deutſchland u. ſ. w. Zweite vermehrte Auflage. Mit 15 Eiſenbahnkarten, 13 Städteplänen u. 1 Karte von Deutſchland. 8. (VI u. 685 S.) München 1853, lit. Anſtalt. n. 3⅓ Thlr.

Hiezu als Kartenſupplement: Die Schweiz, Tyrol, Steiermark, das Rhein-, Elbe- und Donaugebiet. 26 Karten. Ebend. 1853. n. 3 Thlr.

Ein gutes, meiſtens auf eigener Anſchauung beruhendes Reiſehandbuch, beſonders als Führer zu Kunſtmerkwürdigkeiten, nicht nur Gemäldeſammlungen, ſondern zu der Architectur alter Städte und Häuſer zu empfehlen. Auch die landſchaftlichen Schönheiten deutſchen Landes ſind mit kundigem Geſchmack hervorgehoben. Die Karten gehören zu den beſten Reiſekarten.

Jahn, C. F., Illuſtrirtes Reiſehandbuch. Ein Führer durch Deutſchland, Schweiz, Tyrol, Italien u. ſ. w. 6. gänzlich überarbeitete Auflage. Mit einer Reiſekarte von Deutſchland, vielen Städteplänen u. 300 Anſichten (Holzſchnitt.) 8. (IV u. 822 S.) Leipzig 1855, Voigt u. Günther. n. 3 Thlr.

Neue, in Vielem verbeſſerte Auflage des ſchon im erſten Nachtrag S. 37 beurtheilten Reiſehandbuches.

Bädeker, K., Handbuch für Reiſende in Deutſchland und dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat.

I. Oeſterreich, Süd- u. Weſt-Deutſchland. Nebſt 2 Ueberſichts- u. 7 Specialkarten u. 29 Plänen. 6. Aufl. 8. (XVI u. 556 S.) Coblenz 1855, Bädeker. 2 Thlr.

II. Mittel- u. Norddeutſchland. Nebſt 1 Eiſenbahnkarte, 16 Plänen u. 4 Specialkarten. 6. Aufl. 8. (VIII u. 272 S.) Ebend. 1855. 1½ Thlr.

(Beide Bände in 1 Bde. geb. nur 3 Thlr.)

Neue Auflage des im erſten Nachtrag S. 37 aufgeführten, damals ohne den Namen des Verf. erſchienenen Handbuchs. Auf den Grund wiederholter Bereiſung der beſchriebenen Länder vielfach verbeſſert. Unterſcheidet ſich von den vorhergehenden durch eine eingehendere Berathung, namentlich des bürgerlichen Reiſenden, der Zeit und Mittel zuſammenhalten muß, um auf der Reiſe möglichſt viel Genuß zu haben. Der Verf. hat weniger den Geſchäftsmann oder den Touriſten, als den gebildeten Mann im Auge, der zur Erholung reiſt, und auch mitunter zu Fuße geht. Beſonders nimmt er darauf Bedacht, dem Reiſenden den Lohnbedienten zu erſparen.

Eine Ergänzung der Reiſehandbücher liefert die Brockhauſiſche Reiſebibliothek, welche in einer Reihe von guten Monographien, Weſtfalen, den Harz, Thüringen, das ſüddeutſche Rheinland, das Moſelthal, die Berlin-Hamburger Bahn und die ſchleſiſchen Eiſenbahnen, ſowie die Städte Wien, Prag, München und Brüſſel behandeln. Eine Reihe weiterer Reiſebücher ſind für dieſelbe in Ausſicht geſtellt.

Müller, Wolfgang (von Königswinter.) Das Rheinbuch. Landſchaft, Geſchichte, Sage, Volksleben. Illuſtrirt mit Holzſchnitten u. Aquarellen. Lex. 8. (VIII u. 341 S.) Brüſſel 1855, Muquardt. n. 5 Thlr.

Ein artiſtiſch ſehr elegant ausgeſtattetes Werk, deſſen Text den Reichthum von Anſchauungen und Erinnerungen, welchen die Gegend bietet, mit der warmen Liebe des Rheinländers zu ſeiner Heimath und mit ſinniger poetiſcher Auffaſſung belebt.

Weber, Carl Julius, Deutſchland oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Dritte Auflage. 6 Bde. gr. 16. (2644 S.) Stuttgart 1855, Hallbergers Verl. n. 4 Thlr.

Der bekannte Humoriſt Weber, deſſen wir ſchon im Wegweiſer von 1847 S. 118 gedachten, iſt in dieſer neuen Auflage zu einem Reiſehandbuch verarbeitet und zu dieſem Behuf Altes und Neues, Zuſtände aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit Bemerkungen über neueſte Veränderungen wunderlich verquikt worden.

Menſchen u. Dinge. Mittheilungen aus dem Reiſetagebuch eines deutſchen Naturforſchers (Schönbeins.) gr. 8. (VI u. 295 S.) Stuttgart 1855, Beſſer. 1 Thlr. 12 Ngr.

Beſchreibung einer Reiſe durch Baiern und Oeſterreich mehr mit geiſtreichen Betrachtungen über geſellige Dinge, als eigentlichen Reiſebeobachtungen oder naturwiſſenſchaftlichen Bemerkungen. S. 119 u. ff. artiges Raiſonnement über Wein und Bier.

Sammelwerke zur deutſchen Geſchichte.

Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit. 8. Berlin, Beſſers Verl.

Lief. 17. IX. Jahrh. 9. Bd. Jahrbücher von Fulda u. Xanten überſ. von C. Rehdantz. (IX u. 154 S.) 1852. n. ½ Thlr.

Lief. 18. X. Jahrh. 6. Bd. Widukinds ſächſiſche Geſchichte überſ. von Reinh. Schottin mit einer Vorrede von Wilh. Wattenbach. (XII u. 124 S.) 1852. n. 9 Ngr.

Lief. 19. XII. Jahrh. 7. Bd. Helmolds Chronik der Slaven, überſ. v. J. C. M. Laurent. (XI u. 230 S.) 1852. n. ½ Thlr.

Lief. 20. XIII. Jahrh. 3. Bd. Die Chronik Arnolds von Lübeck überſ. v. J. C. M. Laurent. (VIII u. 314 S.) 1853. n. 21 Ngr.

Lief. 21. XI. Jahrh. 8. Bd. Der Sachſenkrieg von Bruno überſ. von Wilh. Wattenbach. (XVI u. 170 S.) 1853. n. 12 Ngr.

Lief. 22. X. Jahrh. 2. Bd. Aus Liudbrands Werken überſ. von Karl v. d. Oſten-Sacken mit Einleitung von W. Wattenbach. (XVI u. 177 S.) 1853. n. 13 Ngr.

Lief. 23. X. Jahrh. 10. Bd. Richers vier Bücher Geſchichte, überſ. v. Karl v. d. Oſten-Sacken, mit Einleitung v. W. Wattenbach. gr. 8. (XXIV u. 296 S.) 1854. n. 20 Ngr.

Lief. 24. XI. Jahrh. 6. Bd. Die Jahrbücher des Lambert v. Hersfeld. überſ. v. L. F. Heſſe. gr. 8. (XXII u. 320 S.) 1855. n. 22 Ngr.

Lief. 25. X. Jahrh. 8. Bd. Das Leben der Kaiſerin Adelheid v. Odilo v. Clugny. Ueberſ. v. Herm. Hüffer. gr. 8. (V u. 19 S.) 1856. n. 2 Ngr.

Lief. 26. IX. Jahrh. 3. Bd. Ermoldus Nigellus Lobgedicht auf Kaiſer Ludwig und Elegien auf König Pipin. Ueberſ. v. Th. G. Pfund. gr. 8. (X u. 109 S.) 1856. n. 8 Ngr.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft der deutſchen Nation u. ſ. w. Eingeführt durch E. M. Arndt. 2 Bde. Lex. 8. (I. XIV u. 705 S. II. 693 S.) Leipzig 1851/52, Mendelsſohn. 5 Thlr.
(S. erſter Nachtrag S. 38.)

Dieſes ſchöne Unternehmen hat mit dem 2. Bande aufgehört. An ſeine Stelle trat mit verändertem Plan, ſich mehr auf die Gegenwart beſchränkend:

Deutſche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit, herausgeg. von Karl Biedermann. Leipzig 1853.

oder auch dieſe mußten aufhören, zum Theil in Folge polizeilicher Hinderniſſe.

Das deutſche Volk, dargeſtellt in Vergangenheit u. Gegenwart u. ſ. w. Bd. I—VI u. VIII (ſ. erſter Nachtrag S. 38.)

Bd. VII. F. W. Barthold, Geſchichte der deutſchen Städte u. ſ. w. 4. Thl. von 1332—1808. 8. (VI u. 514 S.) Leipzig 1853, T. O. Weigel. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bd. IX—X. E. Förſter, Geſchichte der deutſchen Kunſt. 2. Thl. Vom Anfang des 15. bis Mitte des 16. Jahrh. Mit 16 Stahlſtichen. 8. (368 S.) Ebend. 1853. 2 Thlr. 6 Ngr.

3. Thl. Bis Ende des 18. Jahrh. Mit 9 Stahlſt. 8. (VIII u. 255 S.) Ebend. 1855. 2 Thlr.

Bd. XI—XIII. F. W. Barthold, Geſchichte der deutſchen Hanſa. 3 Bde. 8. (XXIV u. 1038 S.) Ebend. 1854. 5 Thlr. 24 Ngr.

Bd. XIV—XVI. Ludwig Bechſtein, Mythe, Sage, Mähre u. Fabel im Leben u. Bewußtſein des deutſchen Volks. 3 Bde. 8. (V u. 797 S.) Ebend. 1854—55. 3⅓ Thlr.

Bd. XVII—XVIII. F. W. Barthold, Geſchichte der Kriegsverfaſſung u. des Kriegsweſens in Deutſchland. 2 Bde. 8. I. (VI u. 250 S.) II. VII u. 295 S.) Ebend. 1855. 2⅓ Thlr.

Bd. XIX. Joh. Ed. Heß, Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim. 8. (VIII u. 312 S.) Nebſt 1 Plan. Ebend. 1855. 1⅓ Thlr.

Bd. XX. Joh. W. Schäfer, Geſchichte der deutſchen Literatur des achtzehnten Jahrh. in überſichtlichen Umriſſen u. biographiſchen Schilderungen. 8. 1. 2. Bd. (X u. 253 u. 249 S.) Ebd. 1855. à 1⅓ Thlr.

Der 4. Theil von Bartholds Städtegeſchichte ſchließt dieſes Werk ab, löſt aber die Aufgabe ſehr ungenügend, während gerade für dieſe Zeit beſonders reiches Material vorlag. Seine Geſchichte der Hanſa iſt zwar weit beſſer als die von Gallois, aber iſt doch auch ungleich bearbeitet und entſpricht den Anforderungen an eine populäre Darſtellung nicht ganz. Die Geſchichte der Kriegsverfaſſung iſt weder gründlich noch populär.

Heß' Leben Pappenheims gibt recht intereſſante Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs, aber iſt formell ungenügend. Förſters Geſchichte der deutſchen Kunſt entſpricht den Erwartungen, die man von dem anerkannten Kunſthiſtoriker hegen kann, ſie gibt das Bekannte klar und überſichtlich und dazu manches Neue. Schäfers Literaturgeſchichte ſchlägt ganz den rechten Weg ein, um durch Hereinziehen des biographiſchen Elementes den Stoff zu beleben

Bechſteins Mythe u. ſ. w. iſt ein ganz oberflächliches Buch, das keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat und ſein Daſein auch nicht durch eine geiſtreiche Darſtellung rechtfertigt.

Geſammt-Darſtellung der deutſchen Geſchichte.

Duller, Ed., Vaterländiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. 2 Bde. gr. 8. (I. Bd. VI u. 518. II. Bd. VI u. 386 S.) Frankfurt a. M. 1852—54, Meidinger, Sohn u. Co. n. 3 Thlr.

Geht nur bis zum Sturz der Hohenſtaufen, da des Verfaſſers Tod das Werk unterbrach. Iſt mit Wärme und Lebendigkeit geſchrieben, mitunter gar zu rhetoriſch; auch fehlt es ſichtlich an der wiſſenſchaftlichen Grundlage. Die Fortſetzung hat Karl Hagen übernommen, und ſie iſt auch unter dem folgenden beſonderen Titel erſchienen:

Hagen, K., Deutſche Geſchichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueſte Zeit. (In 3 Bden.) III. IV. Bd. 1—4. Lief. gr. 8. (III. XIX u. 553. IV. 1—368 S.) Ebend. 1854—55. n. 2 Thlr. 21 Ngr.

Dieſe Fortſetzung des Duller'ſchen Werkes iſt bis Heft 3 des 2ten, beziehungsweiſe 4ten Bandes erſchienen und geht bis zum Reichstag von Speier 1529. Die bisherige Arbeit iſt eine der beſten Bearbeitungen der deutſchen Geſchichte, ſie erzählt einfach und lebendig, hält in Urtheil und thatſächlichem Stoffe das rechte Maaß und gibt nicht nur die Ergebniſſe fremder, ſondern auch eigener Forſchung. In Auffaſſung Heinrichs VII., Ludwig des Baiern, Karl IV., der Fehden zwiſchen den Städten und dem Adel gibt der Verfaſſer manches Neue, das geeignet iſt, die bisherige Darſtellung zu berichtigen und zu ergänzen, in der Reformationszeit zeigt er ſich ebenfalls als ſelbſtändiger Hiſtoriker.

Pfaff, Adam, Deutſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. gr. 8. I. Bd. (479 S.) II. (V u. 557 S.) III. (S. 1—641.) (3. Bd. bis jetzt. Geht bis zum Kaiſer Maximilian I.) Braunſchweig 1853—55, Weſtermann. n. 5 Thlr. 18 Ngr.

Bemüht ſich, die Reſultate der neueren Forſchung überſichtlich darzulegen, was ihm im Ganzen gut gelungen iſt. Gute Auswahl des Stoffes und würdige lebendige Darſtellung. Iſt nicht nach den erſten Quellen, ſondern nach guten neueren Bearbeitungen ausgeführt, was dem Ganzen inſofern zu gut gekommen iſt, daß der Verfaſſer nicht einzelne Partien bevorzugt, ſondern Alles gleichmäßig behandelt und ein harmoniſches Ganze gegeben hat.

Venedey, J., Geſchichte des deutſchen Volkes von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. In 4 Bdn. gr. 8. (I. XX u. 551. II. VIII u. 614 S.) Berlin 1853—55, Beſſers Verl. à Bd. n. 2 Thlr.

Eine friſche, mit jugendlicher Begeiſterung, theilweiſe auch mit hiſtoriſcher Kunſt geſchriebene Geſchichte unſeres Volkes. Vielfach hat der Verfaſſer unmittelbar aus den Quellen geſchöpft, was freilich mitunter den Nachtheil bringt, daß er vor den Augen der Leſer ſeine Studien macht und in ſchiefe von der Wiſſenſchaft bereits beſeitigte Auffaſſungen verfällt. Hin und wieder nicht zur Sache gehörige Abſchweifungen. Der zweite Band führt bis zum Sturze der Hohenſtaufen.

Menzel, Wolfgang, **Geſchichte der Deutſchen bis auf die neueſten Tage. Fünfte umgearbeitete Auflage in 5 Bänden. 8. (XIX u. 1893 S.) Stuttgart 1855—56, Cotta. n. 4 Thlr.**

Dieſe neueſte Auflage des ſchon im erſten Bande des Wegweiſers S. 120 empfohlenen Werkes iſt eine durch Benutzung der ſeither zugänglich gewordenen neuen Quellen und ſpecialgeſchichtlichen Forſchungen weſentlich verbeſſerte. Auch iſt der Kirche und ihren Kämpfen eine größere Aufmerkſamkeit gewidmet in poſitiv chriſtlichem und confeſſionell vermittelndem Sinne, mit Annäherung zum Katholicismus. Die neueſte Geſchichte iſt mehr im Converſationston behandelt, als im gehaltenen Geſchichtsſtil.

Menzel, Karl Adolf, **Neuere Geſchichte der Deutſchen ſeit der Reformation in 6 Bänden u. Regiſter. Zweite verm. u. verb. Auflage. gr. 8. (I. 459. II. 526. III. 510. IV. 592. V. 517. VI. 564 S. u. Reg. 89 S.) Breslau 1854—56, Graß, Barth u. Co. 14⅔ Thlr.**

Eine nur wenig veränderte, aber bedeutend billigere Auflage des urſprünglich in 12 Bänden erſchienenen Werkes, das S. 119 des Wegweiſers und S. 40 des erſten Nachtrags beurtheilt wurde. Behält auch nach den vielen neueren Bearbeitungen, die ſeitdem erſchienen ſind, immer noch ſeinen eigenthümlichen Werth.

Sporſchil, Joh., **Geſchichte der Deutſchen von den älteſten Zeiten bis auf unſere Zeiten (1851). 5 Bde. Mit Holzſchnitten. gr. 8. (I. 728. II. 716. III. 750. IV. 862. V. 1016 S.) Regensburg 1849—54, Manz. 11 Thlr.**

Ein vielfach angeprieſenes Buch, in der That aber ein ſehr geringes Machwerk. Kirchlich ultramontan, politiſch reaktionär, ſchimpft der Verf. auf eine rohe Weiſe über alles Entgegenſtehende, ermangelt aller hiſtoriſchen Compoſition, und häuft nur Material zuſammen, das er durch nichts als triviales Raiſonnement und leidenſchaftliche Ausfälle mit einander verbindet.

Leo, H., **Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes u. Reiches. Bd. I. A. u. d. Tit.: d. deutſchen Volkes u. Reiches Urſprung u. Werden. Academ. Vorleſungen. gr. 8. (XVI u. 607 S.) Halle 1854, Anton. 3⅓ Thlr.**

Geiſtreiche Betrachtungen über den Urſprung und die Herkunft des deutſchen Volkes, ſowie über die Anfänge des Reiches bis auf Heinrich I. Ausführliche ſprachliche und mythologiſche Excurſe, übrigens mehr Räſonnement und Zuſammenfaſſung von Anſichten, als deren Nachweiſung und Ausführung im Einzelnen.

Hermann, K. H., **Die Geſchichte des deutſchen Volkes in fünfzehn großen Bildern dargeſtellt. Mit erläuterndem Text von R. Foß nebſt Vorwort von J. Stahl. 5 Lieferungen. (15 rad. Blätter in Imp. Fol. u. XVI u. 533 S. Text in Lex. 8.) Gotha 1852—54, J. Perthes. n. 30 Thlr.**

Nicht bloß eine deutſche Geſchichte mit Bildern illuſtrirt, ſondern ein in ſich zuſammenhängendes Kunſtwerk von ſo durchdachter Auffaſſung und ſolchem Reichthum des Stoffes, daß es wirklich eine ganze Geſchichte des deutſchen Volkes in der Sprache der Kunſt iſt. Die Auffaſſung trägt vorherrſchend den Charakter der chriſtlichen Anſchauung. Der Text iſt in demſelben Geiſt gehalten und nicht bloß eine beigegebene deutſche Geſchichte, ſondern geſchichtliche Erläuterung des Kunſtwerks. — Die Bilder eignen ſich mehr zum Aufhängen unter Glas und Rahmen, als zum Aufbewahren in der Mappe.

Bülau, Fr., **Die deutſche Geſchichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutſcher Künſtler u. erklärendem Text. Bis jetzt I. Bd. 1—6. Lief.**

II. Bd. 1—4. Lief. III. Bd. 1—6. Lief. (à circa 8 S. mit Holzſchn.) qu. gr. 4. Dresden 1855—56, Meinhold u. Söhne. à Lief. ⅓ Thlr.

Eine deutſche Geſchichte mit Illuſtrationen von neueren Künſtlern, beſonders dazu entworfen und nicht bloß bereits vorhandenen hiſtoriſchen Bildern entnommen. Der Text ausführlicher, als die Erklärung der Bilder erfordern würde.

Kaiſer, die deutſchen. Nach den Bildern des Kaiſerſaales im Römer zu Frankfurt a. M. in Kupfer geſtochen u. in Farben ausgeführt mit Lebensbeſchreibungen der Kaiſer von Albert Schott u. Karl Hagen. 27 Lief. Imp.-Fol. Frankfurt a. M. 1844—54, Keller. complet n. 61⅔ Thlr.

Schöne farbige Bilder mit Lebensbeſchreibungen, die aus gründlichem Quellenſtudium hervorgegangen ſind, und nicht bloß deutſche Geſchichte in Form von Biographien geben, ſondern die Perſönlichkeit der einzelnen Kaiſer treffend ſchildern.

Seybt, Julius, Kaiſerbüchlein. Mit 52 Holzſchnitten, die Kaiſerbilder im Frankfurter Römer darſtellend. 8. (376 S.) Leipzig 1852, G. Wigand. 1 Thlr.

Eine gedrängte Darſtellung der deutſchen Geſchichte, an die Kaiſerbilder anknüpfend. Einfache Erzählung von patriotiſcher Geſinnung belebt.

Gruppe, O. Fr., Sagen u. Geſchichten des deutſchen Volkes aus dem Munde ſeiner Dichter. Mit vielen hier zum erſten Male gedruckten Stücken. 8. (XVI u. 484 S.) Berlin 1854, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Eine mit richtigem Geſchmack ausgewählte Sammlung von poetiſchen Bearbeitungen von Stoffen aus der deutſchen Geſchichte. Ein großer Theil iſt von dem Herausgeber ſelbſt gedichtet und hier zum erſtenmale gedruckt. Es zeichnet ſich dieſe Sammlung vor anderen ähnlichen dadurch aus, daß ſie nur wirkliche Dichtungen, nicht bloß geſchichtliche Erzählungen in Verſen enthält.

Zimmermann, Heinrich Theod., Geſchichte der Deutſchen von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. In poetiſchen Darſtellungen nebſt zuſammenhängender hiſtoriſch-chronologiſcher Ueberſicht. Mit einleitender Vorrede von W. Zimmermann. Lex. 8. (III u. 444 S.) Erlangen 1853—54, Enke. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Eine kurze Ueberſicht der deutſchen Geſchichte mit poetiſchen Illuſtrationen, wobei der Herausgeber ſich bemüht hat, die vorhandenen poetiſchen Bearbeitungen deutſcher Stoffe möglichſt vollſtändig zu ſammeln, was freilich zur Folge hat, daß manches Stück von geringem poetiſchem Werth mit aufgenommen wurde.

Monographien.

Gieſebrecht, Wilhelm, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. Erſter Band. Geſchichte des zehnten Jahrhunderts. gr. 8. (XXXVI u. 829 S.) Braunſchweig 1854—55, Schwetſchke u. Sohn. n. 3⅓ Thlr.

Ein ausgezeichnetes Werk, das aus vertrauter Bekanntſchaft mit den erſten Quellen hervorgegangen, zugleich die Anforderungen der hiſtoriſchen Kunſt in ungewöhnlichem Maaße erfüllt und der Ausdruck einer warmen nationalen Geſinnung iſt. Die im Anhang gegebenen Nachweiſungen über die Quellenliteratur machen das Buch für Lehrer an höheren Unterrichtsanſtalten und für Studirende, die tiefer in die Geſchichte eindringen wollen, beſonders geeignet. Der Text ſelbſt, mit wahrer Popularität ausgeführt, iſt jedem Gebildeten genießbar. Zwei weitere Bände ſollen das Werk bis zum Ende der Hohenſtaufen fortführen.

Klopp, O., Geſchichte u. Charakterzüge der deutſchen Kaiſerzeit von 843—1125. Nach d. Quellen erzählt. 8. (X u. 510 S.) Leipzig (u. Berlin) 1852, Weidmannſche Buchh. 1⅓ Thlr.

Eine für die Jugend bearbeitete Darſtellung, welche nicht bloß einen mageren Abriß gibt, deutet hat.

Floto, Hartwig, Kaiſer Heinrich der Vierte u. ſein Zeitalter. 1. Bd. gr. 8. (VI u. 438 S.) Stuttgart 1855, Beſſer. 1 Thlr. 27 Ngr.

Eine der beſten neueren Monographien im Gebiet der Geſchichte des deutſchen Mittelalters, ſowohl durch Kunſt der Darſtellung, als durch ſcharfſinnige Ausbeutung der Quellen ausgezeichnet. Beſondere Sorgfalt auf Schilderung der Kulturzuſtände verwendet. Der Verfaſſer iſt ein talentvoller Schüler Rankes. Der zweite Band wird demnächſt erſcheinen.

Abel, Heinr. Fried. Otto, König Philipp der Hohenſtaufe. Mit ungedruckten Quellen. gr. 8. (XVI u. 408 S.) u. 4 Tabellen. Berlin 1852, Beſſers Buchh. n. 2⅔ Thlr.

Ergebniſſe gründlicher Quellenforſchung, in geſchmackvoller auch für einen größeren Leſerkreis geeigneten Darſtellung.

Lau, Thaddäus, Der Untergang der Hohenſtaufen. 8. (VII u. 506 S.) Hamburg 1856, Hoffmann u. Campe. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, der ſich durch ſeine Monographie über Sulla einen guten Namen gemacht hat, greift hier eine nur in größerem Zuſammenhang klar zu bearbeitende Epiſode aus der Geſchichte des Mittelalters heraus, womit weder der Wiſſenſchaft, noch der Unterhaltung gedient iſt.

Kopp, J. E., Geſchichte von der Wiederherſtellung u. dem Verfall des römiſchen Reiches. A. u. d. T. Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde.

Band IV. 1. Heinrich VII. als König u. Kaiſer u. ſeine Zeit. gr. 8. (XIV u. 362 S. u. 1 Steintaf.) Luzern 1853—54, J. u. A. Stocker. n. 3⅓ Thlr.

Band IV. 2. Die Gegenkönige Ludwig der Baier u. Friedrich von Oeſterreich. gr. 8. (S. 1—224.) Ebend. 1855. 56. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Erſcheint als beſonders paginirter Beſtandtheil der von Kopp herausgegebenen „Geſchichtsblätter" und iſt, wie der Anfang, eine ſehr gründliche, nach den Urkunden gearbeitete deutſche Reichsgeſchichte.

S. erſter Nachtrag S. 41.

Biedermann, Karl, Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. 1. Band: Deutſchlands politiſche, materielle u. ſociale Zuſtände. gr. 8. (XX u. 428 S.) Leipzig 1854, Weber. n. 2⅓ Thlr.

Eine Art Kulturgeſchichte von Deutſchland, die mit einem ſehr reichen Material das ſtaatliche und öffentliche Leben Deutſchlands ſchildert. Trifft in der Aufgabe mit dem Werke von Perthes über das deutſche Staatsleben vor der Reformation zuſammen, geht aber viel mehr ins Einzelne ein.

Häuſſer, Ludwig, Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes.

Bis jetzt 3 Bände 1. Bd. Bis zum Frieden von Baſel 1795. gr. 8. (XV u. 683 S.) Leipzig (u. Berlin) 1854, Weidmannſche Buchh. 3 Thlr.

2. Bd. Bis zu den Schlachten von Jena u. Auerſtädt 1806. gr. 8. (XVI u. 803 S.) Ebend. 1855. 3⅓ Thlr.

3. Bd. Bis zu Napoleons Flucht aus Rußland 1812. gr. 8. (XV u. 676 S.) Ebend. 1856. 3 Thlr.

Das Hauptwerk über die bezeichnete Epoche, welches die erſte genaue, ausführliche und kritiſch geſichtete Geſchichte der für Deutſchland ſo wichtigen Zeit gibt. Die Darſtellung iſt friſch und geſund, die Thatſachen und Ereigniſſe ſind lebendig und anſchaulich erzählt, die beigemiſchte

Reflexion hält gerade das rechte Maaß, das Urtheil iſt ſtaatsmänniſch gebildet und bei aller Entſchiedenheit der nationalen Geſinnung durchaus unpartheiiſch und billig und die ganze Auffaſſung hat das ſittliche Gepräge, ohne welches eine Geſchichte dieſer Zeiten nicht den rechten Eindruck machen könnte.

Die Einleitung geht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück und ſchildert den Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen, ſowie den Jammer der kleinen Reichsländer trefflich. Ein 4. Band, der das Werk abſchließen ſoll, iſt bis Ende dieſes Jahres angekündigt.

Eine ehrenvolle Anerkennung wurde dem Verfaſſer durch Zuerkennung des großen Wedekindiſchen Preiſes für das beſte deutſche Geſchichtswerk zu Theil.

Förſter, Fr., Geſchichte der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815. Nach theilweiſe ungedruckten Quellen u. mündlicher Aufſchlüſſe bedeutender Zeitgenoſſen, ſowie vielen Beiträgen v. Mitkämpfern dargeſtellt ꝛc. 1. Lief. 4. (40 S. u. 1 Tafel.) Berlin 1856, Hempel. n. ⅙ Thlr.
(in circa 24 Lief. à 5 Ngr.)

Ein erſt angefangenes Werk, das ziemlich ausführlich angelegt, manches Neue beſonders aus der Berliner Tradition beizubringen verſpricht.

Beitzkes Werk über die Befreiungskriege ſiehe bei der neueren Kriegsgeſchichte. S. 65.

Keyſerling, Archibald Graf v., aus der Kriegszeit. Erinnerungen. Zweite Abtheilung. A. u. d. Tit.: Ueber den Rhein u. nach Paris. Mit einer Karte. gr. 8. (236 S.) Berlin 1855, A. Duncker. 1⅓ Thlr.

Anziehend geſchriebene Memoiren eines gebildeten Offiziers; ein leſenswerther Beitrag zur Geſchichte des erſten Feldzugs der Verbündeten, reichhaltiger als die erſte Abtheilung. S. erſter Nachtrag S. 47.

Colomb, Rittmeiſter v., Aus dem Tagebuche. Streifzüge 1813 u. 1814. Mit 1 Croqui u. 2 Facſimile. gr. 8. (IV u. 238 S.) Berlin 1854, Mittler u. Sohn. 1¼ Thlr.

Zwar untergeordnete, aber immerhin recht intereſſante Epiſoden aus den Freiheitskriegen.

Schlözer, Kurd v., Verfall u. Untergang der Hanſa und des deutſchen Ordens in den Oſtſeeländern. gr. 8. (VIII u. 227 S.) Berlin 1853, Beſſers Buchh. n. 1⅔ Thlr.

Fortſetzung der im erſten Nachtrag S. 41 aufgeführten Schrift.

Handelmann, Heinrich, Die letzten Zeiten hanſiſcher Uebermacht im ſkandinaviſchen Norden. gr. 8. (XI u. 284 S.) Kiel 1853, Schwers B. n. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche aus dem noch wenig benutzten Lübecker Archiv manches Intereſſante und Neue beibringt. Darſtellung etwas trocken.

Waitz, Georg, Lübeck unter Jürgen Wullenweber u. die europäiſche Politik. 3 Bde. gr. 8. I. II. (XXXVI u. 856 S.) III. (XII u. 586 S. u. 1 Facſimile.) Berlin 1855—56, Weidmannſche Buchh. n. 8⅓ Thlr.

Urſprünglich ein Excurs von der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte aus, bei deren Bearbeitung ſich der Stoff dem Verf. aufgedrungen hat, mit vieler Liebe von ihm erfaßt, Gegenſtand unermüdeter und erfolgreicher Nachforſchungen in den Archiven geworden iſt und Freunde gelockt hat, Beiträge zu liefern. Wullenweber wird hier nicht im Nimbus poet. Verherrlichung, ſondern mit ſehr nüchterner, ihn vielleicht etwas unterſchätzender Proſa aufgefaßt. Darſtellung nicht ohne hiſtoriſche Kunſt, übrigens etwas trocken.

Kröger, J. C., Norddeutſche Freiheits- u. Heldenkämpfe. Zur Kenntniß deutſchen Lebens und zur Beförderung vaterländiſchen Sinnes bei Jung und Alt. 2 Thle. br. 8. (I. X 396 S. II. X 394 S.) Leipzig 1854—55, Brandſtetter. 2⅔ Thlr.

Geht bis zu dem 7jährigen Krieg einſchließlich.

Eine Art von populärer deutſcher Geſchichte mit patriotiſchem Sinn und Wärme und a ſchaulicher Darſtellung, aber doch etwas zu weitſchweifig behandelt.

Zur Verfaſſungsgeſchichte und Politik.

Landau, Georg, Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung u. ihre Entwicklung. gr. 8. (VII u. 392 S.) Gotha 1854, F. u. A. Perthes n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Handelt nicht, wie man dem Titel nach erwarten ſollte, von den landeshoheitlichen Territorien des ſpäteren deutſchen Reiches, ſondern über die Flur-, Hof- und Markverfaſſung de älteſten Zeit, worüber die gründlichſten Unterſuchungen gegeben werden, die den Gegenſtand zun erſten Male mit umfaſſender Kenntniß der Quellen und nach lebendiger Anſchauung der Verhältniſſe behandeln. Erſt gegen den Schluß iſt im Zuſammenhang mit einer Darſtellung de altdeutſchen Verfaſſung auch von Bildung der Territorien im ſpäteren Sinne die Rede.

Maurer, Georg Ludw. v., Einleitung zur Geſchichte der Mark-, Hof-, Dorf- u. Stadtverfaſſung u. der öffentlichen Gewalt. gr. 8. (XIV u. 338 S.) München 1854, Kaiſer. n. 2⅔ Thlr.

Die Verhältniſſe des Grundbeſitzes und der alten Gemeinden werden als Grundlage eines bedeutenden Theils der ſpäteren Entwicklung deutſcher Verfaſſung angenommen, mit beſonderer Rückſicht auf die Beziehungen der Gemeindebildungen zum Staat. Das Ganze trägt vorzugsweiſe einen politiſchen und juridiſchen Charakter.

Maurer, Georg Ludw. v., Geſchichte der Markenverfaſſung in Deutſchland. gr. 8. (XX u. 495 S.) Erlangen 1856, Enke. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine Fortſetzung des vorigen Werkes.

Ergebniß gründlicher Forſchung, in einer auch den Geſchichtsfreund anſprechenden Darſtellung.

Arnold, Wilh., Verfaſſungsgeſchichte der deutſchen Freiſtädte im Anſchluß an die Verfaſſungsgeſchichte der Stadt Worms. I. Bd. gr. 8. (XXXX u. 444 S.) II. Bd. (512 S.) Gotha 1854, F. u. A. Perthes. n. 2⅔ Thlr.

Ein Werk der fleißigſten gründlichſten Forſchung, das aber nicht alle Punkte mit befriedigender Klarheit erledigt. Zunächſt für Gelehrte bearbeitet, aber auch für Andere lesbar.

Roth v. Schreckenſtein, C. H. Freih., Das Patriziat in den deutſchen Reichsſtädten, als Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Städte u. des Adels. gr. 8. (XII u. 620 S.) Tübingen 1856, Laupp. 3⅓ Thlr.

Eine auf fleißigem Studium der beſten neueren Städtegeſchichten und anderer Werke der Forſchung gegründete Arbeit eines Dilettanten über den ſtädtiſchen Geſchlechtsadel, welche im Gegenſatz gegen die einſeitige Hervorhebung des demokratiſchen Elements der ſtädtiſchen Bevölkerung nachzuweiſen ſucht, daß an der Blüthe der Reichsſtädte ebenſo gut auch das Patriziat ſeinen Antheil habe. Der Verf. ſetzt dabei mehr als richtig iſt, eine abſichtliche Begünſtigung der Demokratie bei den neueren Geſchichtsſchreibern voraus und miſcht gar zu viel polemiſche Reflexion gegen moderne Gleichmacherei und revolutionären Radicalismus ein, während er die Reſultate ſeiner eigenen Forſchung nicht klar und deutlich genug hervortreten läßt.

Mundt, Theodor, Geſchichte der deutſchen Stände nach ihrer geſellſchaftlichen Entwicklung u. politiſchen Vertretung. 8. (XVI u. 505 S.) Berlin 1854 (Leipzig, Voigt u. Günther.) n. 2½ Thlr.

Eine fleißige und klare Zuſammenſtellung deſſen, was neuere deutſche Rechts- und Geſchichtsforſcher über die Verhältniſſe der verſchiedenen Stände im alten Deutſchland mitgetheilt haben, ohne weſentliche eigene Zuthat. Geſchichtsfreunden, die ſich über die Grundlagen des älteren deutſchen Staatslebens orientiren wollen, mit Recht zu empfehlen.

Zachariä, Heinr. Alb., Deutſches Staats- u. Bundesrecht. 2 Bde. gr. 8. (I. XX u. 672. II. XXVI u. 870 S.) Göttingen 1853—54, Vandenhoek u. Ruprecht. n. 8⅓ Thlr.

Ein wiſſenſchaftliches Handbuch, das keinen Anſpruch auf Popularität macht, aber doch hier angeführt zu werden verdient, da es ſo Manches enthält, was dem, der die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands näher kennen lernen will, zu wiſſen nöthig iſt. Gibt eine gedrängte Darſtellung des öffentlichen Rechts des deutſchen Bundes und der einzelnen Staaten und beſpricht auch die Veränderungen vom Jahr 1848 ſowie die ſeitdem eingetretenen mit männlichem Freimuth. Vertraute Bekanntſchaft des Verfaſſers mit der rechtlichen Entwicklung, klares und ſicheres Urtheil und umfaſſende Kenntniß der einſchlägigen Literatur verleihen dem Werk ſeinen anerkannten Werth.

Zöpfl, H., Grundſätze des allgemeinen u. deutſchen Staatsrechts mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Zeitverhältniſſe. 2 Thle. 4. gänzlich umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. (XX u. 512 S. XXIV 915.) Leipzig 1855—56, C. F. Winter. n. 6 Thlr. 8 Ngr.

Ein poſitives Staatsrecht mit philoſophiſcher Einleitung. Eine vollſtändige Entwicklung des allgemeinen deutſchen Bundesſtaatsrechts, bei welcher auch die neueſten und geheimgehaltenen Quellen benutzt ſind. Die Anſichten, die ſehr vorwiegend auf Seite der Reaction und dermaligen Machthaber ſtehen, können nicht auf allgemeine Billigung Anſpruch machen. Der 2. Bd. enthält das Territorialſtaatsrecht.

[**Diezel**, Guſtav] Deutſchland u. die abendländiſche Civiliſation. Zur Läuterung unſerer polit. u. ſocialen Begriffe. gr. 8. (VII u. 398 S.) Stuttgart 1852, Göpel. 1⅓ Thlr.

—— —— Die Frage der deutſchen Zukunft. Zweifel u. Löſungsverſuche dem deutſchen Volke vorgelegt. gr. 8. (III u. 224 S.) Stuttg. 1854, Ebend. 1⅓ Thlr.

—— —— Die Bildung einer nationalen Partei in Deutſchland, eine Nothwendigkeit in der jetz. Kriſis Europas. gr. 8. (VIII u. 139 S.) Gotha 1855, Scheube. n. 18 Ngr.

Der Verfaſſer hat durch ſeine rückſichtsloſe und oft rohe Polemik gegen die Fürſten, die er beſonders in ſeiner erſten Schrift ausgeſprochen, die Aufmerkſamkeit und Verfolgung der Polizei gegen ſich herausgefordert, er hat durch willkührliches Conſtruiren, abſtractes Abſprechen über Verhältniſſe, die er doch nicht gehörig erkannt, auch bei minder conſervativen und ängſtlichen Politikern Anſtoß erregt, er macht unpraktiſche Vorſchläge, indem er zur Bildung einer nationalen Partei auffordert, die ſich nicht nur gegen Preußen in Oppoſition, ſondern überhaupt gewiſſermaßen in die Luft ſtellen ſoll, aber doch iſt er kein Demokrat gewöhnlichen Schlages; es iſt nicht zu verkennen, daß er politiſche Verhältniſſe oft ganz treffend würdigt und ſeine Gedanken der Wirklichkeit anzupaſſen weiß, daß er von einem ſehr entſchiedenen und klaren Nationalgefühl beſeelt iſt, daher ſeine Schriften nicht ohne Weiteres in die Claſſe der Träumereien und Ungezogenheiten geworfen werden dürfen.

Vermiſchtes.

Arndt, E. M., Pro populo germanico. 8. (III u. 334 S.) Berlin 1854, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Eine Ermahnungsrede an das deutſche Volk, welche ihm ſeine Vorzüge und ſeinen politiſchen Beruf vorhält und ſchließlich zur Vergleichung die anderen europäiſchen Völker und Großſtaaten muſtert. In dem friſchen Tone jugendlicher Begeiſterung geſchrieben.

Arndt, E. M., Schriften für u. an ſeine lieben Deutſchen. 4. Thl. 8. (VII u. 404 S.) Berlin 1855, Weidmanniſche Buchh. n. 1⅓ Thlr.

Inhalt: Hoffnungsrede vom J. 1810; die Perſönlichkeit oder das Gepräge des Volks, was man Charakter zu nennen pflegt, vorzüglich in Beziehung auf das deutſche Volk. Hollan und die Holländer. Anklage einer Majeſtätsbeleidigung des großen däniſchen Volks. Skandinavien, Deutſchlands Verwandter und Nachbar. Jetzt und weiland und von ſtarken Männern.

Phillips, George, Vermiſchte Schriften. 2 Bde. gr. 8. (X u. 1124 S. Wien 1856, Braumüller. n. 4 Thlr. 16 Ngr.

Eine Reihe von Abhandlungen großentheils zur deutſchen Staats-, Rechts- u. Culturgeſchichte, die theils in den Münchener Abhandlungen der Akademie, theils in den hiſtoriſch-polit Blättern, theils in akadem. Gelegenheitsſchriften veröffentlicht wurden. Der zweite Band enthält am Schluſſe einige intereſſante biographiſche Mittheilungen über Joſeph und Guid v. Görres u. Jarcke.

Zur deutſchen Culturgeſchichte.

Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte. Bilder u. Züge aus dem Lebe des deutſchen Volkes. Herausgegeben von Johannes Müller u. Johanne Falke. I. Jahrg. 1856. 12 Hefte. gr. 8. Nürnberg 1856, Bauer u Raspe. n. 5⅓ Thlr.

Monatsſchrift von je 4 Bogen monatlich.

Ein neu begonnenes Unternehmen, das die Ergebniſſe culturgeſchichtlicher Forſchungen theils in umfaſſenden Schilderungen einzelner Perioren und Lebensrichtungen, theils in kurze Notizen den Freunden dieſer Studien vorlegen will. Die bis jetzt erſchienenen 4 Hefte enthalte eine Reihe intereſſanter Beiträge von Biedermann, Brückner, Falcke, Landau, Lochner, Pfaff Römer, Büchner, Seifart u. A.

Vehſe, Ed., Geſchichte der deutſchen Höfe.

III. Abthlg. Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig in Deutſchlan u. England. 5 Bde. 8. (XXV u. 1755 S.) Hamburg 1852—53, Hoffmann u. Campe. 6⅙ Thlr.

IV. Abth. Geſchichte der Höfe der Häuſer Baiern, Würtemberg, Bade u. Heſſen. 5 Bde. 8. (XXVII u. 1774 S.) Ebd. 1853. 6⅙ Thlr.

V. Abth. Geſchichte der Höfe d. Hauſes Sachſen. 7 Bde. 8. (XXXXVIII u. 2522 S.) Ebend. 1853—55. 8¾ Thlr.

VI. Abth. Die kleinen deutſchen Höfe. Mecklenburg-Schwerin u. Oldenburg, Lippe-Detmold u. Bückeburg, Waldeck, Schwarzburg-Sondershauſen ꝛc.. 5 Bde. 8. (XXXIV u. 1699 S.) Ebend. 1855—56. 6⅙ Thlr.

Eine hiſtoriſch ziemlich werthloſe Compilation, die auf Klatſch und Skandal berechnet iſt. Die früheren Abtheilungen über Preußen und Oeſterreich waren unſtreitig beſſer.

Scherr, Joh., Geſchichte deutſcher Cultur u. Sitte. In drei Büchern dargeſtellt.

I. Buch. Katholiſch-romantiſche Zeit. gr. 8. (S. 1—248.) Leipzig 1852, O. Wigand. n. 1⅙ Thlr.

II. „ Proteſtantiſch-theologiſche Zeit. gr. 8. (S. 249—423.) Ebend. 1853. n. 24 Ngr.

III. „ Menſchlich-freie Zeit. gr. 8. (S. 425—626.) Ebd. 1853. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Haltung des Ganzen iſt zwar etwas leichtfertig und phraſenhaft, über manche Dinge, für welche der Verfaſſer kein Verſtändniß hat, wie z. B. die Erſcheinungen des religiöſen Lebens obenhin abſprechend, aber auch in manchen Partien mit friſchem Intereſſe in das Thatſächliche eingehend. Das Material iſt nicht gerade das Ergebniß vieljähriger fleißiger Studien, die dazu gehören um in der Culturgeſchichte, die ſich von den gelegentlichen Abfällen aus der Einzel-Geſchichte und der verſchiedenen Fachſtudien nähren muß, etwas zu leiſten; aber das, was das allgemeine geſchichtliche Wiſſen darbietet, hat der Verfaſſer geſchickt zu einer entſprechenden lebendigen Darſtellung verwendet.

Langethal, Chr. Ed., Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft. 1. Thl. Von den älteſten Zeiten bis zum 30jährigen Kriege in 3 Büchern. gr. 8. (XXXV u. 836 S.) Jena 1847—54, Luden. 3 Thlr. 21 Ngr.

II. Theil 1. Lief. Von 30jährigen Kriege bis auf Thaer. gr. 8. (S. 1—192.) Ebend. 1855. 1 Thlr. 18 Ngr.

S. erſter Nachtrag S. 40. Nicht bloß für Landwirthſchaft, ſondern für Culturgeſchichte intereſſant und in einer für das größere Publikum geeigneten Weiſe behandelt.

Preußen.

Stenzel, G. A. H., Geſchichte des preußiſchen Staats. 5. Bd. (u. Reg.) Von 1756—1763. gr. 8. (X. 315 u. 78 S. Reg.) Gotha 1854, F. u. A. Perthes. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Schluß des anerkannten Werkes, der übrigens mitunter der letzten Feile entbehrt.

Droyſen, Joh. Guſtav, Geſchichte der preußiſchen Politik. 1. Theil. gr. 8. (VIII u. 650 S.) Berlin 1855, Veit u. Co. n. 3⅓ Thlr.

Nicht bloß eine politiſche Partheiſchrift, wie man nach dem Titel erwarten könnte, ſondern ein Werk gründlicher hiſtoriſcher Forſchung, deren Ergebniſſe in einer geiſtreichen Darſtellung vorgelegt werden. Die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt hat, iſt, den nationalen Beruf Preußens geſchichtlich nachzuweiſen. Um dazu zu gelangen, gibt er zunächſt in dieſem erſten Band eine Geſchichte der deutſchen Entwicklung, welche zeigt, wie aus den Verhältniſſen des deutſchen Reiches die Möglichkeit einer Territorialmacht hervorgegangen iſt, welche die urſprüngliche Reichseinheit ſprengen mußte. Der Kampf der königlichen Gewalt mit den landesherrlichen Beſtrebungen, die Politik Karls IV., die Huſſitenkriege, welche der mittelalterlichen Welt den erſten gewaltigen Stoß verſetzen, die Reformbeſtrebungen am Ende der Regierung Sigmunds und unter Albrecht II. bilden Hauptpartien in dieſer Entwicklung, daneben wird der Coloniſation der Marken und ihrem Uebergang an die Burggrafen v. Nürnberg eine ausführliche Darſtellung gewidmet. Außer der gedruckten Literatur kommt dieſem Werk aus dem Berliner, Dresdener, Weimarer und Plaſſenburger Archiv manche intereſſante Ausbeute zu gut. Der vorliegende Band gibt nur den erſten Abſchnitt. Ein zweiter ſoll die Zeit der Territorialität mit ihren ſtändiſchen Ausgängen ſchildern und die Jahre 1640, 1740 u. 1806 die Eintheilung der übrigen drei Abſchnitte beſtimmen.

Hahn, Ludwig, Geſchichte des preußiſchen Vaterlandes. Für die reifere Jugend beiderlei Geſchlechts u. für das größere gebildete Publikum. Mit Tabellen u. 1 Zeittafel. 2. Aufl. gr. 8. (XX u. 591 S.) Berlin 1855, Beſſers Buchh. n. 1⅔ Thlr.

—— —— Friedrich der Große. Für das deutſche Volk dargeſtellt. Mit 10 Porträts u. 10 Bildern aus Friedrichs d. Gr. Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphauſen. gr. 4. (VIII u. 344 S.) Ebend. 1855. n. 3⅓ Thlr.

Gute Gruppirung des Stoffes und lebendige Darſtellung, aber gar zu ſpecifiſch-preußiſcher Patriotismus, tendenziös conſervativ und ins roſenfarbige malend.

Förſter, Fr., Neuere u. neueſte preußiſche Geſchichte. Seit dem Tode Friedrichs II. bis auf unſere Tage. Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufſchlüſſe bedeutender Zeitgenoſſen. 3. Aufl. Lex. 8. 60 Lief. od. I. II. III. Bd. S. 1—800. Berlin 1853—56, Hempel. à Lief. n. ⅙ Thlr.

Eine ebenfalls von warmem preußiſchem Patriotismus getragene, übrigens freimüthige

Darſtellung, welche manche intereſſante Einzelnheit beibringt, die man in andern Geſchichtswerken nicht findet. Das beſte Werk über neueſte preußiſche Geſchichte.

Leben und Wirken Friedrich Wilhelm des vierten Königs von Preußen. I. Thl. Reden u. Trinkſprüche Sr. Majeſtät. Mit einem in Stahl geſtochenen Bildniſſe S. M. Lex. 8. (XXXII u. 321 S.) Leipzig 1855, Herbig. 2⅓ Thlr.

Eine mehr vom Standpunkte bewundernder Verehrung als politiſcher Kritik herausgegebene Sammlung. Die einzelnen Reden und Ausſprüche ſind nicht nach chronologiſcher Reihenfolge, ſondern nach den verſchiedenen Gegenſtänden geordnet. Die Quelle iſt das Referat der Augsb. Allg. Zeitung.

Voigt, Johannes, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach. 2 Bde. Mit 1 Titelbilde. gr. 8. (I. XVI 361. II. VII 292 S.) Berlin 1852, Decker. n. 4 Thlr.

Ein ſehr lehrreiches Bild eines deutſchen Fürſten, von dem in jenen Zeiten beſonders bewanderten Verfaſſer aus gedruckten und vielen ungedruckten Materialien mit Sorgfalt u. Kritik, jedoch ohne Anſpruch auf hiſtoriſche Kunſt, zuſammengeſtellt. Elegant ausgeſtattet.

Cornelius, C. A., Geſchichte des Münſteriſchen Aufruhrs in drei Büchern. 1. Buch: Die Reformation. gr. 8. (IX u. 297 S.) Leipzig 1855, T. O. Weigel. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer hat es verſtanden, aus weitſchweifigen Actenſtücken ein hiſtoriſches Kunſtwerk zu geſtalten, welches nur das Weſentliche des Materials in lebendiger Schilderung und edler Form dem Leſer vorführt. Der confeſſionelle Standpunkt des Verfaſſers macht ſich nirgends in ſtörender mißfärbender Weiſe geltend; er erkennt vielmehr das Verderben der kathol. Kirche in jener Zeit aufs entſchiedenſte an.

Ennen, L., Frankreich u. der Niederrhein, oder Geſchichte von Stadt u. Kurſtaat Köln ſeit dem dreißigjährigen Kriege bis zur franzöſiſchen Occupation meiſt aus archivaliſchen Dokumenten. 2 Bde. gr. 8. (I. XVI u. 519 S. II. 559 S.) Köln u. Neuß 1855—56, Schwann. à Bd. n. 1⅔ Thlr.

Zeigt an dem Beiſpiel des Kurſtaates Köln, der über ein Jahrhundert mit Frankreich im Bunde geſtanden, den Einfluß, den Frankreich auf deutſche Staaten übte. Zahlreiche Actenſtücke der pariſer Archive ſowie die Protokolle der Rathsſitzungen der Stadt Köln, welche gegen die franzoſenfreundliche Politik der Kurfürſten Oppoſition machte, lieferten dem Verfaſſer die Materialien, die manches Neue enthalten. Lebendige Darſtellung, hin und wieder etwas katholiſche Parteifärbung, doch im Ganzen freimüthig gegenüber der Kirche.

Der zweite Theil beginnt mit dem Eintritt des Kurfürſten Joſeph Clemens in Köln im J. 1691 und geht bis zum Einmarſch der Franzoſen in Köln 1794. Weiſt treffend die Urſachen nach, welche die Auflöſung des Reichsverbandes herbeiführten und wie Frankreich immer hauptſächlich darauf hinarbeitete, die deutſchen Fürſten über ihr eigenes Intereſſe zu verblenden. Neben der Geſchichte der politiſchen Entwicklung auch gute Charakteriſtiken der Kurfürſten und ihrer Miniſter. Das Buch iſt ein wichtiger Beitrag zur deutſchen Specialgeſchichte, wirft auf manche minder bekannte Partie ein helleres Licht, überdieß iſt es auch eine unterhaltende Lectüre.

Bianco, Franz Joſeph v., Die alte Univerſität Köln und die ſpäteren Gelehrtenſchulen dieſer Stadt nach archivariſchen u. anderen zuverl. Quellen. I. Thl. 1. Abth. Die alte Univerſität Köln. gr. 8. (XVI u. 984 S. u. 405 S. Anlagen u. 3 Steintaf.) Köln 1855, Heberle. n. 3 Thlr.

Ein ſehr reichhaltiges für die Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Bildung und Gelehrſamkeit wichtiges Werk, das aber mehr Materialien als verarbeitete Geſchichte gibt.

Antiquarius, denkwürd. u. nützlicher rheiniſcher, welcher d. wichtigſten u. angenehmſten geogr., hiſtor. u. polit. Merkwürdigkeiten d. Rheinſtroms darſtellt. Von einem Nachforſcher in hiſtor. Dingen (Chr. v. Stramberg.) gr. 8. Coblenz 1851—56, Hergt.

Erſchienen iſt

I. Abth. (Koblenz die Stadt.) I—III. Bd. à Bd. 5 Lieff.
I. „ IV. Bd. 1—4. Lief.
II. „ (Ehrenbreitſtein, das Rheinufer v. Koblenz bis zur Mündung der Nahe.) I—V. Bd. à Bd. 5 Lieff.
III. „ (Das Rheinufer v. Koblenz bis Bonn.) I—II. Bd. à Bd. 5 Lieff.
III. „ III. Bd. 1—4. Lief.
à Lief. ⅔ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 55.

Barthold, F. W., Soeſt die Stadt der Engern. Urſprung, Blüthe u. Niedergang eines altdeutſchen Gemeinweſens. gr. 8. (XIII u. 355 S.) Soeſt 1855, Naſſe. n. 2 Thlr.

Eine gründliche und mit Liebe geſchriebene Geſchichte dieſer alten einſt viel bedeutenderen Stadt.

Stenzel, Guſt. Ad., Geſchichte Schleſiens. 1. Thl. Von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1355. gr. 8. (VIII u. 370 S.) Breslau 1853, Max u. Co. n. 1⅓ Thlr.

Gute populäre Bearbeitung mit beſonderer Berückſichtigung der Culturgeſchichte. Bleibt leider unvollendet.

Hannover.

Havemann, Wilh., Geſchichte der Lande Braunſchweig u. Lüneburg.

Bd. I. Bis zum Ende des 15. Jahrh. gr. 8. (XXII u. 801 S.) Göttingen 1853, Dietrich. n. 2⅔ Thlr.

Bd. II. Bis zum weſtphäliſchen Frieden. Ausführl. Behandlung der Reformationsgeſchichte. gr. 8. (XVI u. 751 S.) Ebend. 1855. n. 3 Thlr.

Eine der beſten deutſchen Specialgeſchichten, welche das bisher zugängliche Material durch Ausbeute archivaliſcher Studien ergänzt und den Stoff entſprechend verarbeitet hat. Gibt zur Einleitung eine allgemeine Geſchichte des alten Sachſenlandes, von der Uebertragung des Herzogamtes an die Welfen an wird das Werk eine Geſchichte der Beſitzungen der welfiſchen Dynaſtie. Berückſichtigt übrigens auch die Gebiete anderer Dynaſten und der Kirche.

Stüve, C., Geſchichte des Hochſtifts Osnabrück bis zum Jahre 1508. Aus d. Urkunden bearbeitet. gr. 8. (XII u. 484 S.) Jena 1853, Frommann. 2⅔ Thlr.

Ein vortrefflicher Beitrag zur Geſchichte des ſpäteren Mittelalters. Schildert in der ziemlich ausführlichen Einleitung die Rechts- und Verfaſſungsverhältniſſe bis zum Jahr 1250 und gibt damit die Reſultate 30jähriger Forſchungen in den Archiven. Man kann nicht leicht etwas beſſeres über die Standes-, Eigenthums- und Gerichtsverhältniſſe leſen. Mit dem Jahre 1250 beginnt dann die ausführliche Geſchichte der osnabrückiſchen Biſchöfe, aus der ein anſchauliches Bild von der Auflöſung der Lehens- und Entſtehung der Territorialverfaſſung hervorgeht.

Lehzen, W., Hannovers Staatshaushalt.

1. Thl. Die Einnahmen. gr. 8. (VIII u. 473 S.) Hannover 1853, Hahnſche Buchh. 2 Thlr.

2. „ Die Ausgaben. gr. 8. (XXIII u. 746 S.) Ebend. 1854—56. 3 Thlr. 5 Ngr.

Ein vortreffliches, aus authentiſchen Quellen geſchöpftes Buch, ſtaatsrechtlich gelehrt und zugleich für den Geſchäftsmann brauchbar.

Rößler, C. F., Die Gründung der Univerſität Göttingen. Eine Sam
lung bisher ungedruckter Entwürfe, Berichte u. Briefe v. G. A. v. Mün
hauſen, J. L. v. Mosheim, Alb. v. Haller, G. C. Gebauer, J.
Böhmer u. anderen Zeitgenoſſen. Zur Geſchichte des deutſchen wiſſ
ſchaftlichen Lebens im 18. Jahrhundert. Lex. 8. (XXIV u. 540 S
Göttingen 1855, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 3⅔ Thlr.

Enthält neben einer Reihe ſehr intereſſanter Actenſtücke eine geſchichtliche Einleitu
welche die Gründung der Univerſität Göttingen erzählt.

Klopp, Onno, Geſchichte Oſtfrieslands bis 1570. 1. Thl. gr. 8. (
u. 472 S.) Hannover 1854, Rümpler. n. 2 Thlr.

—— —— 2. Thl. 1571—1751. gr. 8. (VI u. 636 S.) Eben
1856. 2⅓ Thlr.

Zunächſt für den Bürger und Bauer des Heimathlandes vom Verfaſſer beſtimmt, aber
für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch von Werth, da das Material großentheils aus den gleichzeiti
Quellen geſchöpft und mit ſelbſtändiger Kritik verarbeitet iſt. Darſtellung klar und anſprech

Schleswig und Holſtein.

Waitz, Georg, Schleswig-Holſteins Geſchichte in drei Büchern.
2. Bandes (1. Hälfte.) gr. 8. (XVI u. 284 S.) Göttingen 185
Dieterich. n. 1⅔ Thlr.
„ „ (2. Hälfte.) gr. 8. (XVII—XXI u. 285—675 S. u. 1 Ta
Ebend. 1854. n. 2 Thlr.

Den erſten Band dieſes trefflichen Werkes ſ. erſter Nachtrag S. 57. Der vorliegende
bis zum J. 1660. Eine Art Ergänzung dazu iſt deſſelben Verf. „Lübeck unter Jürgen Wul
weber“ ſ. S. 73.

Buſch, Moritz, Schleswig-Holſteiniſche Briefe. 2 Bde. gr. 8. (XIII
513 S.) Leipzig 1856, G. Mayer. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer bereiſte im Sommer und Herbſt 1855 die Herzogthümer, unterrichtete
über die dortigen Verhältniſſe ungewöhnlich gut und gibt in gewohnter anſprechender W
und vom deutſchen Standpunkt aus hier das Neueſte, was über Land, Volk und Zuſtände
ſagen iſt.

Schleswig-Holſteins Gegenwart im März 1854. Ein Erinnerun
blatt für Deutſchland. gr. 8. (130 S.) Jena 1854, Frommar
n. ⅔ Thlr.

Eine ruhig geſchriebene, an bezeichnenden Thatſachen reiche Schilderung des däniſchen
giments in Schleswig-Holſtein aus der Feder eines mit den Verhältniſſen genau vertra
Mannes (Franke.)

Ein Stück däniſch-deutſche Geſchichte im Mai 1855. gr. 8. (60
Weimar 1855, Böhlau. n ⅓ Thlr.

Eine aus ſachkundiger Feder gefloſſene Schrift, die eine Reihe ſchwerwiegender Thatſa
zur Anklage gegen Dänemark und die europäiſche Politik darlegt.

Freie Stadt Hamburg.

Gallois, J. G., Geſchichte der Stadt Hamburg. Nach d. beſten Quel
bearb. 2 Bde. gr. 8. (I. VI u. 496 u. II. 708 S.) Hamburg 185
Tramburgs Erben. n. 4 Thlr.

Helgoland.

Oetker, Friedrich, Helgoland. Schilderungen u. Erörterungen. Mit einer Anſicht u. zwei Karten. 8. (XIV u. 585 S.) Berlin 1855, Beſſers Verl. n. 2⅔ Thlr.

Eine ausführliche Geſchichte, Naturgeſchichte, Topographie und Literaturkunde Helgolands in anſprechender Weiſe zuſammengeſtellt. Der Verfaſſer iſt der bekannte aus Kurheſſen verbannte Juriſt.

Sachſen.

Gretſchel, C., Geſchichte des ſächſiſchen Volks u. Staats. Fortgeſetzt v. Fr. Bülau. 3 Bde. mit 3 Stahlſt. (I. 636. II. IV 668. III. VI 720 S.) Leipzig 1841—54, Hinrichſche Buchh. n. 8⅚ Thlr.

(Der 3. Band 1853 erſchienen, iſt nach Gretſchels 1848 erfolgten Tode von S. 171 oder Jahr 1763 an von Bülau fortgeſetzt bis zum Jahr 1831.)

Die ausführlichſte und vollſtändigſte Geſchichte des jetzigen Königreichs Sachſen, auf fleißigen Quellenforſchungen beruhend, doch mit Beſchränkung auf die allerdings für Sachſen beſonders reiche gedruckte Literatur. Gibt auch manche Beiträge zur Literaturgeſchichte. Die neuere Geſchichte iſt apologetiſch für die ſächſiſche Politik.

Helbig, K. Guſt., Guſtav Adolf u. die Kurfürſten von Sachſen u. Brandenburg 1630—1632. Nach handſchriftl. Quellen d. k. ſächſ. Haupt-Staats-Archivs dargeſtellt. gr. 8. (VIII u. 120 S.) Leipzig 1854, Arnold. n. ⅚ Thlr.

Werthvolle Mittheilungen aus dem ſächſiſchen Archiv, nach welchen die ſächſiſche und brandenburgiſche Politik und beſonders Kurfürſt Johann Georg v. Sachſen und der Feldmarſchall Arnim in einem günſtigeren Licht erſcheinen.

Bock, Adolph, Ueber thüringiſche Geſchichte, Natur, ſociale u. nationalökonomiſche Zuſtände. Leipzig 1855, Brockhaus.

Eine ſehr gut geſchriebene und inhaltreiche Skizze, beſonderer Abdruck aus dem 10. Band von Brockhaus Gegenwart. Auch für deſſen Reiſebibliothek hat derſelbe Verfaſſer ein entſprechendes Büchlein über „Die thüringiſche Eiſenbahn“ 8. (148 S.) Ebend. 1856. n. ⅙ Thlr. ausgearbeitet.

Witzleben, A. v., Der Waſunger Krieg zwiſchen Sachſen-Gotha-Altenburg und Sachſen-Meiningen 1747 bis 1748. (Mit 1 Karte des Kriegsſchauplatzes.) 8. (V u. 108 S.) Gotha 1856, Scheube. 18 Ngr.

Ein an die Komik ſtreifendes Zwiſchenſpiel der ſchleſiſchen Kriege mit geſchichtlichem Ernſt, oder auch mit Humor erzählt.

Beck, Auguſt, Ernſt der Zweite, Herzog zu Sachſen-Gotha u. Altenburg, als Pfleger u. Beſchützer der Wiſſenſchaft u. Kunſt. Mit 1 Bildniſſe u. Facſim. H. E.'s 8. (VIII u. 448 S.) Gotha 1854, J. Perthes. n. 1⅙ Thlr.

Ein mit patriotiſcher Pietät ausgeführtes Ehrendenkmal eines um die Pflege wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beſtrebungen wirklich verdienten Fürſten. Sorgfältige Nachweiſungen

Heſſen.

Rommel, Chriſtoph v., Geſchichte von Heſſen. 9. Bd. A. u. d. Tit.: Geſchichte von Heſſen ſeit dem weſtfäliſchen Frieden. 1. Bd. von 1650—1678. gr. 8. (X u. 514 S.) Caſſel 1853, Fiſcher. n. 2 Thlr.

Die früheren Bände dieſes Werkes ſ. Wegweiſer S. 148.

Dieſer neueſte Band behandelt die Zeit nach dem weſtfäliſchen Frieden ziemlich ausführlich, beſonders auch die Perſönlichkeiten der fürſtlichen Familie.

Walther, Ph. A. F., Das Großherzogthum Heſſen nach Geſchichte, Land, Volk, Staat u. Oertlichkeit beſchrieben. gr. 8. (XVIII u. 562 S.) Darmſtadt 1854, Jonghaus. n. 2 Thlr.

Eine fleißig ausgeführte hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung Heſſens.

Günther, G. F., Bilder aus der heſſiſchen Vorzeit. Mit 51 Tafeln Abbildungen. gr. 8. (IX u. 474 S.) Darmſtadt 1853, Jonghaus. n. 5⅓ Thlr.

Eine Sammlung von Localgeſchichten mit landſchaftlichen Anſichten und architektoniſchen Umriſſen von Burgen. Die behandelten Orte ſind: Münzenberg, Merlau, [illegible], die Iſenburg, Hermannſtein, Staufenberg, [illegible] und [illegible]. Mehr Materialien, als verarbeitete Darſtellung.

Bayern.

Buchner, Andreas, Geſchichte von Bayern. Zehntes Buch: Geſchichte während der Regierung des Königs Maximilian I. vom Jahr 1799—1825. gr. 8. (XIV u. 613 S.) München 1855, Kaiſer. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Die früheren Bände ſ. Wegweiſer 133 und erſten Nachtrag S. 51.

Enthält mitunter ſchätzbare Urkunden, Nachweiſungen über Geſetzgebung, Verfaſſungsveränderungen, finanzielle Verhältniſſe, aber hält ſich im Ganzen gar zu ſehr an die Äußerlichkeit der Vorgänge und webt zu Vieles aus der allgemein europäiſchen Geſchichte jener Zeiten ein. Geringe Auffaſſung.

Contzen, M. Th., Geſchichte Bayerns. Zum Gebrauch bei akademiſchen Vorleſungen. 1. Abth. gr. 8. (XI u. 308 S.) Münſter 1853, Coppenrath. 1⅓ Thlr.

Der Anfang eines guten Handbuchs der bayeriſchen Geſammtgeſchichte. Gibt auch eine vollſtändige Zuſammenſtellung der auf bayeriſche Geſchichte bezüglichen Literatur und zwar nicht bloß der ſelbſtändigen Bücher, ſondern auch der Aufſätze in Zeitſchriften und handſchriftlichen Beiträge.

Soden, Franz Freih. v., Beiträge zur Geſchichte der Reformation u. der Sitten jener Zeit mit beſonderem Hinblick auf Chriſtoph Scheurl II. Nach archiv. u. and. handſchriftl. Quellen. Mit Scheurls Bildniß nach Lucas Cranach u. einem Facſimile. gr. 8. (XVI u. 522 S.) Nürnberg 1855, Bauer u. Raspe. 2 Thlr. 9 Ngr.

Hauptſächlich Mittheilungen aus dem Familienarchiv der Herren v. Scheurl, eines ſehr angeſehenen Nürnberger Patriziergeſchlechts. Chriſtoph Scheurl II. war ein Gegner der lutheriſchen Reformation, aber ein Freund der Reform der Kirche von innen heraus und ſtand mit vielen hervorragenden Perſonen der politiſchen und religiöſen Bewegung in freundlichen Beziehungen. Der Mittelpunkt der vorliegenden Darſtellung iſt Nürnberg mit ſeinen kirchlichen und bürgerlichen Zuſtänden.

Freibriefe, die altbayeriſchen landſtändiſchen, mit den Landesfreiheitserklärungen. Herausgeg. durch Guſtav Freih. v. Lerchenfeld. gr. 8. (14 S. CCCCL u. 428 S.) München 1853, Kaiſer. n. 3⅓ Thlr.

Dieſes Werk hat nicht nur einen hiſtoriſchen, ſondern auch einen politiſchen Zweck, indem es mit dem Beiſpiel der altbairiſchen Verfaſſung die oft gehörte Behauptung widerlegt, daß zwiſchen den ſtändiſchen Verfaſſungen des Mittelalters und den Repräſentativverfaſſungen der neueren Zeit ein durchgreifender auf Natur und Umfang der ſtändiſchen Rechte ſich beziehender Unterſchied beſtehe. Die beigegebene hiſtoriſch-[illegible] Einleitung und das Wörterbuch iſt eine gründliche Arbeit des Dr. Rockinger.

Lerchenfeld, Guſtav v., Geſchichte Bayerns unter Maximilian Joſeph I. Mit beſonderer Beziehung auf die Entſtehung der Verfaſſungsurkunde. gr. 8. (XII u. 417 S. u. 1 Tabelle.) Berlin 1854, Veit u. Co. n. 2⅓ Thlr.

Werk eines mit den Verhältniſſen ſehr vertrauten bayeriſchen Staatsmanns von liberaler Geſinnung, warmem, doch keineswegs particulariſtiſch befangenem Patriotismus. Die Darſtellung iſt klar und anſprechend. Hin und wieder möchte man ein genaueres Eingehen aufs Einzelne wünſchen, ſo iſt z. B. der Miniſter Montgelas zwar treffend geſchildert, aber die ſchwachen Einzelheiten ſeiner Verwaltung und Politik ſind mit Schonung verſchwiegen.

Ritter, Franz v., Beiträge zur Regierungsgeſchichte König Ludwig I. von Bayern. 1. Bd. gr. 8. (VIII u. 176 S.) München 1853, Rieger. 21 Ngr.

Schildert die Zuſtände des Landes bei dem Regierungsantritt König Ludwigs und die Reformen, welche dieſer im erſten Jahre ſeiner Regierung in der Verwaltung ausführte und anregte. Seine Quelle iſt ein genaues ausführliches Tagebuch über dieſe Regierungsperiode. Zur Verherrlichung König Ludwigs geſchrieben.

Remling, Franz Xav., Geſchichte der Biſchöfe zu Speier. 1. Bd. 1. Heft (bis 1396.) gr. 8. (VIII u. S. 1—332.) Mainz 1852, Kirchheim. n. 1⅓ Thlr.

Eine mit reichhaltiger und ſorgfältig ſelegirter Urkundenſammlung ausgeſtattete Arbeit mehr für gelehrte Zwecke, als für Laien.

Gärtner, B., Geſchichte der bayeriſch-rheinpfälziſchen Schlöſſer u. der dieſelben ehemals beſitzenden Geſchlechter, nebſt den ſich daran knüpfenden romantiſchen Sagen. 2 Bde. 8. (I. XIV u. 400. II. 416 S.) Speier 1855, Lang. n. 2 Thlr.

Etwas ſeicht und unverarbeitet, übrigens fleißige Sammlung der Materialien.

Würtemberg

Stälin, Chriſtoph Fried. v., Würtembergiſche Geſchichte 3. Thl. Schwaben u. Südfranken. Schluß des Mittelalters 1269—1496. gr. 8. (XX u. 801 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 3 Thlr.

Die früheren Bände s. Wegweiſer S. 131 u. erſter Nachtrag S. 51.

Ein mit größter Sorgfalt nach den gleichzeitigen Chroniken und Urkunden ausgearbeitetes Werk. Wie die früheren Bände mehr Geſchichte Schwabens und des deutſchen Reichs in Schwaben als ſtrikte Geſchichte des würtembergiſchen Territoriums, das in dem Zeitraum erſt, welchen dieſer Band behandelt, mit einiger Bedeutung in die deutſche Geſchichte eintritt. Die Städte- und Ritterbündniſſe bilden im allgemeinen Theil einen Hauptpunkt. Daneben eine genaue Orts- und Geſchlechtergeſchichte.

Keim, K. Theod., Schwäbiſche Reformationsgeſchichte bis zum Augsburger Reichstag. Mit vorzügl. Rückſicht auf d. Schlußjahre 1528—1531.

Zum erſten Male a. d. Quellen dargeſtellt. gr. 8. (XX u. 308 S Tübingen 1853, Fues. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ergebniß ſehr ſorgfältiger Forſchung in handſchriftlichen Quellen in gedrängter, nur ſehr auf Ausführung und Beiſpiele verzichtende Darſtellung. Hat für die allgemeine G ſchichte Schwabens dadurch beſonderes Intereſſe, daß die Bedeutung der Reichsſtädte für da geiſtige Leben in ein helles Licht geſtellt. Die Unbefangenheit der Auffaſſung, die ein weſent licher Vorzug des Werkes iſt, bewährt ſich auch darin, daß der Abfall mehrerer Städte von d evangeliſchen Wahrheit ebenſo wenig verſchwiegen wird, als das zweideutige Weſen und diplomatiſchen Künſte der Lutheraner.

Vogt, Fr., Die Schwäbiſche Alp. Beſchreibung u. Wegweiſer mit hiſtori ſchen Rückblicken, Angabe der Entfernungen, Ausſichtspunkte u. ſ. w Mit einer Specialkarte der Alp. gr. 16. (IV u. 364 S.) Stuttgar 1854, Metzler. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Karte im Maaßſtabe von $\frac{1}{200{,}000}$ iſt auch beſonders zu haben u koſtet 1 fl. 20 kr.

Ein im Ganzen brauchbarer Reiſeführer, der aber im Einzelnen genauer ſein ſollte. Di Karte in Angabe der Fahrwege ſehr mangelhaft, auch in der Zeichnung mitunter unrichtig.

Helferich, J. A. R., Studien über würtembergiſche Agrarverhältniſſe Tübinger Zeitſchrift für Staatswiſſenſchaft. Jahrg. IX. S. 183—243 415—460. Jahrg. X. S. 123—167. 360—372.

Ein ſehr reichhaltiger Beitrag zur Kenntniß des Grundbeſitzes und der Vermögensverhält niſſe in Würtemberg, wo die im Gefolge der Güterzerſplitterung wachſende Verarmung de Landvolks im Einzelnen nachgewieſen und Vorſchläge gemacht werden, wie der Güterzerſplitterung durch die Geſetzgebung einigermaßen Einhalt gethan werden könnte.

Fickler, C. B. A., Heiligenberg in Schwaben. Mit einer Geſchichte ſeiner alten Grafen u. des von ihnen beherrſchten Linzgaues. gr. 8. (XI u. 206 S. Carlsruhe 1853. (Donaueſchingen, Schmidt.) n. 28 Ngr.

Eine gute geſchichtliche Monographie mit einleitender landſchaftlicher Beſchreibung.

Baden.

Vierordt, Karl Friedrich, Geſchichte der evangeliſchen Kirche im Groß herzogthum Baden. Nach großentheils handſchriftl. Quellen bearbeitet. gr. 8. Zweiter Band. (XII u. 597 S.) Von 1571 bis zur jetzigen Zeit. Karlsruhe 1856, Braun. n. 2 Thlr.

(Erſter Band u. d. T.: Geſchichte der Reformation im Großherzogthum Baden 1847. ſ. erſter Nachtrag S. 49.)

Eine ſehr gründliche, an kulturgeſchichtlichem, ortsgeſchichtlichem und biographiſchem Sto ungemein reiche Arbeit. Iſt zugleich die erſte ausführliche Landeskirchengeſchichte in Deutſchland. Geht bis auf die neueſte Zeit.

Bader, Joſeph, Das badiſche Land u. Volk geſchildert. 1. 2. Bd. A. u. d. Tit.: Meine Fahrten u. Wanderungen im Heimathlande. 1) Von Karlsruhe in die Umgegend beſonders Baden. 2) Von Schaffhauſen nach Karlsruhe. 3) Von Karlsruhe nach Ihringen. gr. 8. (XXXVI u. 651 S.) Freiburg im Breisgau 1853 u. 1856, literar. Anſtalt. n. 2 Thlr. 6 Ngr.

Mehr launige Skizzen, als hiſtoriſch-topographiſche Ausführungen.

Schöchlin, K., Geſchichte des Großherzogthums Baden unter der Regierung des Großherzogs Leopold von 1830—1852. Nebſt e. Rückblick auf d. frühere Geſch. d. Landes. gr. 8. (IV u. 412 S.) Karlsruhe 1856, Bielefeld. 2 Thlr.

Eine brauchbare, gefällig geſchriebene Skizze der neueren Geſchichte Badens mit fleißiger Benutzung des gedruckten Materials, doch ohne Zuziehung handſchriftlicher officieller Actenſtücke.

Elſaß.

Röhrich, Tim. Wilh., Mittheilungen aus der Geſchichte der evangeliſchen Kirche des Elſaſſes. 3 Bde. gr. 8. (XXVIII u. 970 S.) Paris u. Straßb. 1855, Treuttel u. Würtz. n. 4⅓ Thlr.

I. Mittheilungen aus der Vorgeſchichte der Reformation.
II. Evangeliſche Zeitbilder u. die Kirche der Väter unter dem Kreuz. [Reformationszeit u. ſpäter.]
III. Evang. Lebensbilder u. die Anfänge der neuen Zeit in der Straßb. Kirche.

Werk eines wackeren Elſäſſer Geiſtlichen von deutſcher Bildung und Geſinnung, das auch außerhalb theologiſcher Kreiſe geleſen zu werden verdient. Beſonders beachtenswerth die Geſchichte der katholiſchen Angriffe gegen die evangeliſche Kirche im zweiten Bande, und im dritten Bande die Conflicte der altkirchlichen Praxis mit der einbrechenden rationaliſt. Aufklärung und den Wirren der franz. Revolution.

Alſatia. Jahrbuch für elſäſſiſche Geſchichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache u. Kunſt, im Vereine mit befreundeten Schriftſtellern herausgegeben von Auguſt Stöber. 1853. Mit einem lithographirten Blatte. gr. 8. (307 S.) Mühlhauſen 1853. (Stuttgart, Franz Köhler.) n. 1 Thlr. 6 Ngr.

—— —— Jahrgg. 1854 u. 55. mit 2 eingedr. Abbild. gr. 8. (309 S.) Frankf. a. M., Völcker. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sammlung verſchiedener literar. Mittheilungen. Die erſte iſt ein Aufſatz des Herausgebers „Actuar Salzmann u. ſeine Freunde“ mit Briefen von Göthe u. Lenz. Es folgen dann Volkslieder und Sagen, Beiträge zur elſäſſ. Volksmundart, eine biograph. Epiſode über Ohmacht und Oberlin, Beiträge zur Deutung älterer deutſcher Perſonennamen, literargeſchichtl. Notizen u. A. Der folgende Jahrg. 1854 enthält einen größeren Aufſatz über die Dinghöfe, eine Bürgerordnung des Dorfes Berſtett, eine Aufzeichnung Ulrichs von Rappoltſtein über den Bauernaufſtand im Wasgau im J. 1525. Berichte über die Eroberung der Stadt Zabern im J. 1344 und der Feſtung Alt-Breiſach durch Bernhard v. Weimar im J. 1638 und eine Anzahl kleiner Mittheilungen zur Sagenkunde und Sittengeſchichte.

Es verdiente dieſe Zeitſchrift, die dazu beſtimmt iſt, ein lebendiges Andenken der deutſchen Vergangenheit des Elſaſſes zu erhalten, eine größere Theilnahme, als ihr bisher zu Theil geworden iſt.

Naſſau.

Keller, E. F., Die Drangſale des naſſauiſchen Volkes u. der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, ſeine Helden, Staatsmänner und andere berühmte Zeitgenoſſen ꝛc. gr. 8. (XX u. 480 S.) Gotha 1854, F. u. A. Perthes. n. 2 Thlr.

Gibt aus archivaliſchen und andern minder zugänglichen Quellen viele intereſſante Einzelheiten, mit Sorgfalt behandelt und von verſtändigem Urtheil begleitet.

Oeſterreich.

Hain, Joſeph (Secretär der Direction bei der adminiſtrat. Statiſtik.) Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 2 Bde. gr. 8. (I. 510. II. 763 S.) Wien 1852—53, Tendler u. Co. n. 6⅔ Thlr.

Aus officiellen Quellen des ſtatiſtiſchen Bureaus mit großem Fleiß geſammelt und nach dem vor Abſchluß des Werkes erfolgten Tod des Verfaſſers unter Leitung des Directors v. Czörnig von Dr. Schmidt vollendet.

Heufler, Ludwig, Oeſterreich u. ſeine Kronländer. 3 Hefte. 8. Wien 1854—56, Grund. n. 2 Thlr. 6 Ngr.

Eine treffliche kurze Geographie und Statiſtik von Oeſterreich. Sehr gedrängt, gibt nicht ſowohl ſtatiſtiſches Material, als deſſen Reſultate.

Biedermann, Herm. Ignaz, Die techniſche Bildung im Kaiſerthum Oeſterreich. Ein Beitr. z. Geſch. d. Induſtrie u. d. Handels. gr. 8. (XII u. 144 S.) Wien 1854, Gerold. 24 Ngr.

Eine ſehr gründliche Arbeit, die für andere Länder Nachahmung verdient.

Wurzbach v. Tannenberg, Conſtant. v., Bibliographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1854. 2. Bericht. Im Auftrag des Miniſters v. Bach. Lex.-8. (XXIII u. 686 S.) Wien 1856. (Leipz., Brockhaus.) n. 2⅙ Thlr.

Ein neuer Verſuch, die Statiſtik auf die geiſtige Bewegung, inſofern ſie ſich in der Literatur darſtellt, anzuwenden. Mit großem Fleiß ausgeführt, aber doch ungenügend, um ein klares Bild des intellectuellen Lebens zu geben. Man ſieht daraus, daß die literariſche Production in Oeſterreich der Maſſe nach ſehr in der Zunahme begriffen iſt, aber bei näherem Eingehen auf den inneren Werth der literariſchen Producte findet man doch, daß Oeſterreich gegen andere deutſche Länder noch ſehr zurück iſt.

Hurter, Fr. v., Geſchichte Ferdinands II. u. ſeiner Eltern bis zu deſſen Krönung in Frankfurt. Bd. 6. u. 7. (VI. VII u. 696 S. VII. VIII u. 632 S.) Schaffhauſen 1853—54, Hurter. n. 5 Thlr. (Nun vollſtändig n. 17⅓ Thlr.)

Die früheren Bände ſ. erſter Nachtrag S. 52.

Gibt zwar Manches Neue, da der Verfaſſer aus den ſeinen Vorgängern nicht in dem Umfang geöffneten öſterreichiſchen Archiven ſchöpfen konnte, iſt aber ermüdend weitſchweifig.

Wolf, Adam, Oeſterreich unter Maria Thereſia. Lex. 8. (III u. 594 S.) Wien 1855, Gerolds Sohn. 4 Thlr.

Ein mit großem Fleiß und gutem Verſtändniß ausgearbeitetes Werk, welches ſich beſonders die Aufgabe ſtellt, ein treues Bild der inneren Zuſtände der Verfaſſung und Verwaltung, ſowie der Uebergänge der Culturzuſtände aufzuſtellen. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der ſiebenjährige Krieg ſind nur in großen Umriſſen gezeichnet und die eigentlich militäriſchen Ereigniſſe nur in Betreff ihres Einfluſſes auf die politiſchen Reſultate hervorgehoben. Ausführlicher iſt die Theilung Polens und der bayeriſche Erbfolgekrieg behandelt.

Meynert, Hermann, Geſchichte der Ereigniſſe in der öſterreichiſchen Monarchie während der Jahre 1848 u. 1849 in ihren Urſachen u. Folgen. gr. 8. (VI u. 730 S.) Wien 1853, Gerold. n. 3⅓ Thlr.

Ergebniſſe geſunder Beobachtungen eines hellen Kopfes, nur in etwas gar zu breiter Darſtellung mitgetheilt.

Oeſterreich u. England. Kritiſcher Beitrag zur Geſchichte der Bündniſſe u. Zerwürfniſſe zwiſchen beiden Staaten. gr. 8. (III u. 158 S.) Stuttgart 1854, Cotta. 18 Ngr.

Obgleich der Verfaſſer zu einem neuen Bündniß zwiſchen beiden Mächten räth, ſo bemüht er ſich doch im Ganzen, England als einen für Oeſterreich unzuverläſſigen Bundesgenoſſen darzuſtellen, vor dem man auf der Hut ſein müſſe. In den früheren Zeiten ziemlich genau und vollſtändig, für die neueſten mangelhaft.

Tyrol.

Weber, Beda, Handbuch für Reiſende in Tyrol. Nach d. größ. Werke: „d. Land Tyrol." Zweite Auflage. Mit einer Karte. 16. (IV u. 436 S.) Insbruck 1853, Wagner. 1⅓ Thlr.

Aus der Feder eines mit ſeinem Heimathlande genau vertrauten Verfaſſers; ſteht aber in Beziehung auf zweckmäßige Einrichtung anderen neuen Reiſehandbüchern nach.

Weidmann, F. C., Handbuch für Reiſende durch Tyrol u. Vorarlberg. 3. gänzlich umgearb. Auflage von J. G. Seidl's Tyrol. Mit 30 Stahlſtichen. br. 8. (IV u. 308 S.) Leipzig 1854, Händel. 2 Thlr.

Eine zu einem brauchbaren Wegweiſer umgearbeitete neue Auflage von der Beſchreibung Tyrols, die Seidl als Theil des romantiſchen Deutſchlands gegeben hat.

Rapp, Joſeph, Tyrol im Jahr 1809. Nach Urkunden dargeſtellt. gr. 8. (VIII u. 876 S.) Insbruck 1852, Wagner. n. 2⅔ Thlr.

Eine gewiſſenhafte und ins Einzelne gehende Reviſion der Geſchichte des Tyroler Aufſtandes, übrigens viel unverarbeitetes Material.

Ungarn.

Mailath, Joh., Geſchichte der Magyaren. 4. u. 5. Bd. (6. u. 7. zur 1. Aufl.) A. u. d. Tit.: Neuere Geſchichte der Magyaren von Maria Thereſia bis zum Ende der Revolution. 2 Bde. gr. 8. (XXVIII u. 786 S.) Regensburg 1853, Manz. 3⅓ Thlr.

Der erſte Band eine etwas äußerlich gehaltene Compilation, der zweite die Zeit von 1848 u. 1849 enthaltend, belebt und obwohl von ſehr conſervativem Standpunkt aus, doch im Ganzen unpartheiiſch.

Szemere, Barthol., Graf Ludw. Batthyany, Arthur Görgei, Ludwig Koſſuth. Polit. Charakterſkizzen aus dem ungariſchen Freiheitskriege. 8. Hamburg 1853, Hoffmann u. Campe.

1. Abth. Batthyany. 8. (III. 110.) ⅓ Thlr.
2. „ Görgei. 8. (151 S.) Ebend. 1853. ⅔ Thlr.
3. „ Koſſuth. 8. (159 S.) Ebend. 1853. ⅔ Thlr.

Zwar etwas befangene und ungerechte Charakteriſtik, aber durch die mit Aktenſtücken belegten Aufſchlüſſe über manche Vorgänge ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte des ungariſchen Krieges.

Prónay, Gabriel von, Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn. Mit 25 gemalten bildlichen Darſtellungen von Barabás, Emrio u. Weber. gr. Fol. (VII u. 106 S.) Peſth 1854, Geibel. n. 18 Thlr.

Eine getreue und liebevolle Schilderung des originellen ungariſchen Volkslebens nach ſeinen verſchiedenen charakteriſtiſchen Schichten. Die Bilder naturwahr entworfen und ſehr geſchmackvoll ausgeführt.

Böhmen.

Abel, O., Die Legende vom heiligen Nepomuk. Eine geſchichtl. Abhandl. a. ſeinem Nachlaß. gr. 8. (IV u. 84 S.) Berlin 1855, Beſſers Buchh. n. ⅔ Thlr.

Der Verfaſſer weiſt nach, daß der Cultus des heil. Nepomuk den Böhmen künſtlich für

Joh. Huß untergeſchoben iſt, zeigt dabei, wie und aus welchen Elementen die Sage ſich bildete, was kirchliche Liſt hinzugethan und wie mit glücklichem Erfolg die Eigenſchaften des Huß zur Ausſchmückung Nepomuks mißbraucht wurden. Die Beweisführung ſchlagend, die Form ſchön und anziehend, richtige Miſchung von heiterer Ironie und ſtrengem Ernſt.

Schweiz.

Bädeker, K., Die Schweiz, d. ital. Seen, Mailand, Genua, Turin. Handbuch für Reiſende. 6. verb. Auflage. 8. (LIV u. 416 S.) Mit Plänen, Anſichten u. 1 Reiſekarte. Coblenz 1856. Bädeker, 1⅓ Thlr.

Bleibt neben den vielen zum Theil guten neueren Reiſehandbüchern doch immer noch in ſeinem alten Werth und iſt ein Führer, nach dem man gerne immer wieder greift.

Alpenführer, Illuſtrirter. Maleriſche Schilderungen des Schweizerlandes ꝛc. Mit 200 Illuſtrationen, 20 Routenkarten, eine Ueberſichtskarte der Schweiz und einem Panorama von Rigi-Kulm. 8. (LXXIV u. 710 S.) Leipzig 1854. J. J. Weber. n. 3 Thlr.

Ein ſehr reich ausgeſtattetes, in Schilderung der Naturſchönheiten ausführliches, übrigens auch die zum Reiſegebrauch erforderlichen Notizen enthaltendes Handbuch.

Walcher, S., Taſchenbuch zu Schweizer-Reiſen. Fünfte ganz umgearb. Aufl. Mit 1 Karte. gr. 16. (XLIX u. 802 S.) Schaffhauſen 1853, Brodtmann. 1⅓ Thlr.

Nach Ortsgruppen lexiconartig angeordnet. Brauchbares Material.

[**Tſchudi**, Iwan,] Schweizerführer. Reiſetaſchenbuch. Mit beſ. Berückſichtigung der Hauptſtädte, der Kurorte u. des Alpenlandes ausgearbeitet. Nebſt 1 Reiſekarte. 2te Aufl. gr. 16. (X u. 220 S.) St. Gallen 1855. Scheitlin u. Zollikofer, n. 24 Ngr.

Ebenfalls ein alphabetiſch geordnetes Handbuch, das durch Weglaſſung alles nicht zum Reiſebedarf unmittelbar nützlichen Materials eine zweckmäßige Ueberſichtlichkeit und Kürze zu erreichen ſucht und in den Einzelnheiten ſehr zuverläſſig iſt.

Buddeus, Aurelio, Schweizerland, Natur- u. Menſchenleben.
Erſter Theil: Die ebene Schweiz. 8. (V u. 246 S.) Leipzig 1853. Mendelsſohn, 1⅙ Thlr.
Zweiter Theil: Oſtalpenſchweiz. 8. (III u. 320 S.) Ebend. 1853. 1⅙ Thlr.

Kein eigentliches Reiſehandbuch, aber eine zweckmäßige Lectüre zur Vorbereitung auf eine Schweizerreiſe oder zum Nachgenuß. Iſt mit genauer Kenntniß der ſocialen Zuſtände und einem geübten Blick für die landſchaftlichen Schönheiten geſchrieben. Wohl das beſte neuere Werk über die Schweiz, nur ſchade, daß es die vorzugsweiſe beſuchten Gegenden der Weſtſchweiz nicht behandelt.

Karte, Geologiſche, der Schweiz, von B. Studer u. A. Eſcher v. d. Linth. 4 Blätter mit Namenregiſter. Winterthur 1855. Wurſter. n. 5⅓ Thlr., aufgezogen n. 6 Thlr.

Eine ſehr ſchöne ſorgfältig bearbeitete Karte, welche nicht nur dem Geologen zum Führer dient, ſondern auch für jeden Reiſenden, der ſich für die Bodengeſtaltung intereſſirt, ſehr lehrreich iſt und ihm jede andere Karte erſetzt. In dem beigegebenen Namenregiſter hat J. M. Ziegler, der die Karte gezeichnet, 10,000 einzelne Höhenmeſſungen zuſammengeſtellt.

Ziegler, J. M., Sammlung abſoluter Höhen der Schweiz u. der angrenzenden Gegenden der Nachbarländer, als Ergänzung der Karte in Reduction von — 1 : 380,000. hoch 4. (XIV u. 402 S. u. 1 Karte) Zürich 1853, (St. Gallen, Huber u. Co.) n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beſondere Ausgabe des erwähnten Namenregiſters zur geologiſchen Karte.

Tillier, Anton von, Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft während der Zeit des ſogeheißenen Fortſchritts, von dem Jahre 1830 bis zur Einführung des neuen Bundes 1848. 3 Bde. gr. 8. (XXIX u. 1154 S.) Bern 1854—55, Huber u. Co. à Bd. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfaſſer, der gemäßigten Berner Ariſtokratie angehörig und mit Perſonen und Verhältniſſen genau bekannt, erzählt die Ereigniſſe ausführlich mit billig vermittelnden Urtheil.

Baumgartner, J., Die Schweiz in ihren Kämpfen u. Umgeſtaltungen von 1830—1850. 2 Bde. gr. 8. (I. XII u. 496 S.) (II. 470 S.) Zürich 1853/54, Schultheß. à Bd. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfaſſer, eines der Häupter der liberalen Partei, Mitglied des großen Rathes und Landammann von St. Gallen, erzählt die Schweizer Verfaſſungskämpfe von ſeinem Standpunkt aus mit beſonderer Beurtheilung des Alten, klar und würdig, nur etwas breit. Iſt in Einzelnheiten reicher als Tillier.

Monnard, Karl, Schweizerbilder aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Deutſche, vom Verfaſſer beſorgte, erweiterte Ausgabe. gr. 8. (IV u. 297 S.) Elberfeld 1855, Friderichs. n. 1⅓ Thlr.

Eine theils abgekürzte, theils ausführlichere, populäre Bearbeitung von des Verfaſſers Fortſetzung der Geſchichte Johannes Müllers. Populär und patriotiſch gehaltene anſprechende Darſtellung.

Frankreich.

Thierry, Auguſtin, Erzählungen aus den merowingiſchen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geſchichte Frankreichs. Aus dem Franz. • 2 Thle. gr. 8. (509 S.) Elberfeld 1855, Friderichs. n. 2 Thlr.

Die Einleitung enthält eine Kritik der früheren franzöſiſchen Geſchichtſchreibung und ſchildert dann das Verfahren der neueren geſchichtlichen Schule, zu der Thierry ſelbſt gehört. Die Erzählungen ſelbſt ſind im Grunde eine populäre Bearbeitung der fränkiſchen Geſchichte von Gregor von Tours, poetiſch ausgeſchmückt. Sehr anziehend behandelt.

Thierry, Auguſtin, Der dritte Stand, ſeine Entſtehung u. Entwicklung. Gekrönte Preisſchrift. Aus dem Franz. (Neue politiſche Bibliothek No. III) gr. 8. (XII u. 183 S.) Kaſſel 1854, Balde. ⅔ Thlr.

Eine kurz gedrängte überſichtliche Darſtellung der Ergebniſſe von Thierry's Forſchungen und zugleich eine Ueberſicht der nationalen Geſchichte Frankreichs von der römiſch-galliſchen Zeit bis auf Ludwig XIV.

Joinville, (J. v.,) Geſchichte König Ludwigs des Heiligen. Aus dem Franz. ins Deutſche übertragen von N. Driesch. gr. 8. (XXXII u. 204 S.) Trier 1853, Lintz. ⅔ Thlr.

Der Verfaſſer war Seneſchall am Hofe Ludwigs und ſtand in deſſen großer Gunſt, daher ſeine Schrift, die übrigens keine Geſchichte ſeiner Regierung, ſondern nur eine Schilderung ſeiner eigenen Beziehungen zu dem König iſt, ihn von der beſten Seite auffaßt. Als Einleitung iſt eine biographiſche Skizze Joinvilles mit literariſchen Notizen über ſeine Schrift vorausgeſchickt.

Ranke, Leop., Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im ſechzehnten u. ſiebzehnten Jahrhundert. 3 Bde. bis jetzt. (I. LX 580. II. IV u. 546 III. IV u. 563.) Stuttgart 1852, 54, 55, Cotta. à Bd. n. 3 Thlr.

Ein glänzendes Werk hiſtoriſcher Kunſt, das in formeller Vollendung die früheren Werke des berühmten Verfaſſers noch übertrifft. Der Inhalt gibt manche Ausbeute neuer Forſchung in franzöſiſchen Archiven; die Hauptbedeutung des Werkes beruht aber auf der welthiſtoriſchen

Auffaſſung, wodurch es eine weſentliche Ergänzung der deutſchen Geſchichte Ranke's wird. Die Charakteriſtik iſt ſehr treffend und das tiefere Verſtändniß der Perſonen und Dinge erſchließend, hie und wieder aber die ſchroffen Seiten abſchleifend und die ſittliche Würdigung abſchwächend oder umgehend.

Felice, G. de, Geſchichte der Proteſtanten in Frankreich. Ueberſetzt von K. Th. Bahk. gr. 8. (XXII u. 514 S.) Leipzig 1855, F. Fleiſcher. 2 Thlr.

Eine gute Ueberſetzung des im J. 1851 in Toulouſe erſchienenen und von der dortigen proteſtantiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung guter Bücher herausgegebenen Originals. In Gelzers proteſtantiſchen Monatsblättern Jan. Heft 1854 S. 61 iſt das Werk ſehr gerühmt als eines, das deutſches Quellenſtudium mit franzöſiſchem Erzählertalent verbinde und zu dem Beſten gehöre, was daſſelbe ſeit Jahrzehenten hervorgebracht habe.

Soldan, Wilhelm Gottlieb, Geſchichte des Proteſtantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. 2 Bde. gr. 8. (XVIII u. 1239 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 6 Thlr.

Der Verfaſſer ſtellt ſich die Aufgabe, die reformatoriſchen Ideen und Beſtrebungen, die das Zeitalter der Reformation auch für Frankreich gebracht, in ihrem Urſprung aufzuſuchen und von ihrem erſten Hervortreten an ein halbes Jahrhundert hindurch auf ihrem Gang durch das öffentliche Leben zu begleiten. Außer den gedruckten Quellen hat er auch die handſchriftlichen Schätze der kaiſerlichen Bibliothek in Paris benützt. Der Stil mitunter etwas ſchwerfällig und weitſchweifig, die Anordnung zweckmäßig und beſonders richtige Hervorhebung der politiſchen Wendepunkte. Manche weitere Ausführung der von Ranke gegebenen Andeutungen.

Beauchesne, A. de, Ludwig XVII. Sein Leben, Todeskampf u. Tod. Gefangenſchaft der königl. Familie im Tempel. Für die deutſche Leſerwelt bearbeitet von Fried. Seßmann. 2 Bde. 8. (X 1001 S.) Elberfeld 1853, Haſſel. n. 2 Thlr.

Hat zunächſt den Zweck, das Dunkel hinſichtlich des Dauphin aufzuhellen, gibt zugleich ein treues Bild ſeiner Eltern, führt die Hauptereigniſſe der franzöſiſchen Revolution von 1789—1795 vor Augen und gibt dabei viele noch unbekannte intereſſante Einzelnheiten. Sehr lebendige doch rhetoriſche Darſtellung.

Cruſenſtolpe, Magnus Jakob v., Der Verſailler Hof vom Anfang des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Deutſche Originalausgabe. 1—3. Bd. 8. (VI u. 1221 S.) Hamburg 1855/56, Hoffmann u. Campe. à Bd. 1⅓ Thlr.

Eine unterhaltende Schilderung von dem durch ſeine Romane aus der ſchwediſchen Geſchichte bekannten Verfaſſer, auf fleißige Benützung der franzöſiſchen Memoiren geſtützt.

Briefwechſel zwiſchen dem Grafen v. Mirabeau u. dem Fürſten A. v. Arenberg u. ſ. w. Nach der franz. Ausgabe des Ad. v. Bacourt. Deutſch bearb. von J. Ph. Städtler. 2te Ausgabe. 3 Bde. 8. (XVI u. 1521 S.) Brüſſel 1854, Flatau. n. 4 Thlr.

Die 2 erſten Bde. S. erſten Nachtrag S. 61.

Zinkeiſen, J. W., Der Jakobinerklubb ꝛc.

2r Theil. Der Jakobinerklubb von der Trennung der Feuillans von den Jakobinern bis zur Schließung deſſelben im Nov. 1794. gr. 8. (XV u. 1020 S.) Berlin 1853, Decker. n. 3⅔ Thlr.

Einer der gehaltvollſten neueren Beiträge zur Revolutionsgeſchichte.

Briefwechſel Napoleons mit ſeinem Bruder Joſeph aus den Jahren 1795 bis 1815. Deutſch von G. Fink. Bd. 1 u. 2. gr. 16. (IV u. 997 S.) Stuttgart 1854, Franckh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein Auszug aus den von du Caſſe in 10 Bänden herausgegebenen Memoiren Joſeph Bonaparte's, denen nur die Briefe Napoleons und Joſephs an ihn entnommen ſind. Einer der wichtigſten Beiträge zur Charakteriſtik Napoleons und ſeiner Politik.

Thiers, A., Geſchichte des Conſulats u. des Kaiſerthums. Aus dem Franz. überſ. unter Leitung von Fr. Bülau. Bd. 6—13. gr. 8. (VI 488. VII 598. VIII 607. IX 526. X 443. XI 420. XII. XLII u. 629. XIII 518 S.) Brüſſel 1847—56, Meline. 6—11. Bd. à Bd. 1 Thlr. 12. Bd. ⅚ Thlr. (ohne Stahlſtich à Bd. ⅚ Thlr.)

Die früheren Bände ſ. Wegweiſer S. 158.

Die ausführlichſte Geſchichte der Napoleoniſchen Herrſchaft vom franzöſiſchen Standpunkt aus, mit advocatenmäßiger Journaliſtik behandelt, und die Berichtigungen, welche deutſche Memoiren und Geſchichtswerke darbieten, beharrlich ignorirend. Der neueſte 13. Band geht bis zum Anfang des ruſſiſchen Feldzugs. Mit dem 15. Band ſoll das Werk geſchloſſen werden.

Villemain, A. Fr., Erinnerungen eines Zeitgenoſſen aus der neueſten Geſchichte. Deutſch von Eduard Burckhardt. gr. 8. (X u. 204 S.) Leipzig 1854. (Kaiſerslautern, Meuth). n. 1 Thlr.

Gibt ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über Pläne und Situationen Napoleons, beſonders in Betreff des ruſſiſchen Feldzugs.

Forſyth, Will., Geſchichte der Gefangenſchaft Napoleons auf St. Helena nach Briefen u. Tagebücher Sir Hudſon Lowes. Aus dem Engl. v. Jul. Seybt. 2 Bde. gr. 8. (I. VI u. 395. II. VIII u. 367 S.) Leipzig 1853—54, Amelangs Verl. 2⅓ Thlr.

Eine vollſtändige Rechtfertigung Sir Hudſon Lowes, aus der hervorgeht, daß er gegen Napoleon nicht nur keine beſondere Härte übte, ſondern unermüdet in Erweiſung kleiner Gefälligkeiten war, und daß von Seiten der Anhänger Napoleons die Klagen gegen den Kerkermeiſter grundſätzlich übertrieben wurden, um ſeine Gefangenſchaft in deſto grellerem Lichte erſcheinen zu laſſen.

Lamartine, A. v., Geſchichte der Reſtauration. 8 Bdchn. 16. (3238 S.) Caſſel 1852—54, Balde. n. 5⅓ Thlr.

Ein Werk, in welchem ſich zwar der geiſtreiche Schriftſteller nicht verläugnet, und das immerhin intereſſant zu leſen, das aber doch nur eine Fabrikarbeit iſt.

Regnault, E., Geſchichte der acht Jahre 1840 bis 1848. 3 Bdchen. 16. (1732 S.) Caſſel 1852—53. n. 2 Thlr.

(Neueſte hiſtoriſche Bibliothek des Auslandes. Thl. 13—15.)

Eine ſcharfſinnige Auseinanderſetzung aller Fehler der Regierung Louis Philipps. Gut geſchrieben vom demokratiſchen Standpunkt aus.

Kaiſer, Simon, Geſchichte einer conſtitutionellen Monarchie oder Geſchichte Frankreichs unter Louis Philipp v. J. 1830—48. gr. 8. (XVIII u. 332 S.) Stuttgart 1855, Göpel. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer wollte laut Vorrede wie ein Geſchworener über die achtzehnjährige Regierung Louis Philipps zu Gericht ſitzen und zugleich den allgemeinen Kampf zwiſchen Königthum und Volksherrſchaft in allen den Wendungen verfolgen, in welchen er ſich unter Louis Philipp entwickelt hat. Vorherrſchende Benutzung der Werke von Regnault und Louis Blanc mit anſchaulicher Darſtellung und verſtändigem, eigenem Urtheil.

Perſonen und Zuſtände aus der Reſtauration u. dem Juli-Königthum von der Verfaſſerin „der Erinnerungen aus Paris 1817—48." gr. 8. (III u. 286 S.) Berlin 1853, Beſſers B. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Memoiren einer in früher Jugend nach Paris an einen Bankier verheiratheten deutſchen Dame, mit Geiſt und feiner Beobachtung in den ariſtokratiſchen Kreiſen des höheren Bürgerſtandes geſchrieben. Arago, Dupin, Bertin, Lacretelle, Lafitte, Martignac, Thiers, Mignet, Guizot, Villemain u. A. werden nach ihren menſchlichen Eigenſchaften durch allerhand charakteriſtiſche Züge geſchildert.

Preuſchen, Freiherr von, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution vom Jahre 1848 von ihrem Beginn bis zur Wiederherſtellung des Kaiſerthums. 8. (VII u. 497 S.) Frankfurt a. M. 1853, Auffarth. n. 1⅓ Thlr.

Ueberſichtliche Darſtellung von einem Bewunderer Napoleons.

Diezel, Guſtav, Frankreich, ſeine Elemente u. ihre Entwicklung. Mit einer Einleitung über Form u. Freiheit in der Geſchichte. gr. 8. (VIII u. 269 S.) Stuttgart 1853, Göpel. 1⅓ Thlr.

Eine philoſophiſche Conſtruction der franzöſiſchen Geſchichte, welche ihre verſchiedenen Entwicklungsperioden aus dem Kampfe des romaniſchen und germaniſchen Elementes ableitet, und die Urſache des Verderbens in Frankreich in der völligen Unterdrückung und Ausſcheidung des germaniſchen Elementes findet.

Reiſebeſchreibungen und Reiſehandbücher.

Hartmann, Moritz, Tagebuch aus Languedoc u. der Provence. Mit einem poetiſchen Intermezzo. 2 Bde. 8. (I. IV u. 274 S. II. V u. 326 S.) Darmſtadt 1853, Leske. n. 2⅔ Thlr.

Schildert in blühender, nur oft etwas gezwungener geiſtreicher Sprache die herrlichen Gegenden Südfrankreichs, deſſen anziehendſte Theile der Verfaſſer durchſtreift hat. Neben der Naturſchilderung verweilt er auch hin und wieder bei hiſtoriſchen Erinnerungen, beſonders dem Cevennenkrieg.

[**Huber**, V. A.,] Skizzen aus der Vendée u. Bretagne. 8. (XIX u. 297 S.) Berlin 1853, Beſſers B. n. 1⅓ Thlr.

Eine Bearbeitung deſſen, was Emil Souveſtre in ſeinen „derniers paysans" und „Scènes de la chouanerie" gegeben hat. Eine lebendige, etwas auf Effect gearbeitete Schilderung der Sitte und Art jener Landſchaften, der Natur des Bodens, des häuslichen und Familienlebens der Dorfbewohner, des religiöſen Ernſtes und des aus alter Zeit ererbten poetiſchen Aberglaubens.

Glümer, Claire von, Aus den Pyrenäen. 2 Bde. 8. (X u. 589 S.) Deſſau 1854, Katz. 2⅔ Thlr.

Halb Reiſebeſchreibung, halb freie Natur- und Sittenſchilderung mit eingeflochtenen Erzählungen. Erinnert an Hubers ſpaniſche Reiſeſkizzen und lieſt ſich ganz angenehm.

Brandes, H. K., Ausflug in die Pyrenäen u. Erſteigung des Montperdu im Sommer 1854. Mit 1 Karte. 8. (78 S.) Lemgo 1855, Meyer. n. ⅓ Thlr.

Ein einfacher, klarer Reiſebericht, mehr für ſolche, welche ſelbſt dieſe Reiſe machen wollen, als für Unterhaltung geſchrieben.

Stark, K. Bernh., Städteleben, Kunſt und Alterthum in Frankreich. Nebſt einem Anhang über Antwerpen. Mit 7 litogr. Grundriſſen. gr. 8. XII u. 619 S.) Jena 1855, Frommann. n. 3 Thlr.

Eine gehaltvolle Reiſebeſchreibung, deren hervortretende Beſtandtheile in den Worten des Titels angedeutet ſind.

Seyffarth, Woldemar, Wahrnehmungen in Paris 1853 u. 1854. gr. 8. (VII u. 274 S.) Gotha 1855, Scheube. n. 1⅓ Thlr.

Ein hervorragendes Erzeugniß der Touriſtenliteratur, ſorgfältige Beobachtung, beſonnenes Urtheil, klare, einfache Darſtellung. Sociale und politiſche Verhältniſſe und Stimmungen ſind die Gegenſtände, die hauptſächlich beſprochen werden.

Bädeker, Karl, Paris u. ſeine Umgebungen ꝛc. Handb. f. Reiſende. Mit 13 Plänen u. 1 Karte. 8. (XXVIII u. 368 S.) Koblenz 1855, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Ein Reiſehandbuch, das ſich durch überſichtliche praktiſche Behandlung der Sache ſehr empfiehlt und namentlich dem Deutſchen den Beſuch der franzöſiſchen Hauptſtadt ſehr erleichtert.

England.

Kemble, John Mitchell, Die Sachſen in England. Eine Geſchichte des engliſchen Staatsweſens bis auf die Zeit der normanniſchen Eroberung. Ueberſetzt von H. B. Chriſt. Brandes. 2 Bde. gr. 8. (I. VII u. 442, II. III u. 482 S.) Leipzig 1853—54, T. O. Weigel. n. 5⅓ Thlr.

Einer der bedeutendſten engliſchen Geſchichtsforſcher gibt hier eine Darſtellung der Grundſätze, auf welchen das öffentliche und politiſche Leben der Angelſachſen beruhte, ſowie der Staatseinrichtungen, in welchen dieſe Grundſätze am entſchiedenſten hervortraten. Er ſucht nachzuweiſen, daß England ſeine Staatseinrichtungen aus alter Zeit ererbt und erhalten hat, daß namentlich viele derſelben aus der angelſächſiſchen Periode ſtammen. Hin und wieder erhalten auch deutſche Verhältniſſe gelegentliche Beleuchtung. Treffliche Auswahl charakteriſirender Einzelnheiten aus den Quellen und Bezugnahme auf neuere Verhältniſſe. Ueberſetzung getreu und dabei fließend.

Pauli, Reinhold, Geſchichte von England. Fortſetzung v. J. M. Lappenberg. 3. Bd. gr. 8. (XXIX 912 S.) Gotha 1853, F. A. Perthes. n. 4 Thlr. 4. Bd. (XXII u. 743 S.) (Geht bis 1399.) Ebend. 1855. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Ein ſehr gründliches, der Arbeit Lappenbergs ebenbürtiges Werk.

Dickens, Charles, Die Geſchichte Englands für Jung u. Alt erzählt. Aus dem Engliſchen. 2. Bd.: v. König Heinr. III. bis Richard III. 1216—1485. gr. 12. (VII 214 S.) Berlin 1853, Duncker u. Humblot. 27 Ngr.

3. Bd.: v. 1485 bis zur Königin Victoria 1837. gr. 8. (V u. 332 S.) Ebend. 1854. 1 Thlr. 12 Ngr.

(1. Bd. ſiehe Nachtrag S. 66.)

Dieſe Arbeit wurde neuerlich von einem Kritiker im deutſchen Muſeum Jahrgang 1855 No. 16 ſehr ungünſtig beurtheilt und ihr nicht bloß Verſtöße gegen den pragmatiſchen Zuſammenhang nachgewieſen, ſondern auch eine oberflächliche und verfehlte Charakteriſtik der Perſonen vorgeworfen, ſo beſonders die der Königin Eliſabeth als ungerecht und einſeitig bezeichnet. Uebrigens betreffen die angefochtenen Punkte meiſtens ſolche Partieen, über welche verſchiedene Anſichten beſtehen und unläugbar bewährt ſich auch hier das Talent der Darſtellung des Verfaſſers.

Gneiſt, R., Adel u. Ritterſchaft in England. 2. Aufl. gr. 8. (103 S.) Berlin 1853, Oehmigke. n. 14 Ngr.

Eine treffliche Schrift, in welcher gezeigt wird, daß der Kern der mächtigen engliſchen Ariſtokratie die Gentry ſei. Genaue Kenntniß des engliſchen Rechts mit ſelbſtändigem, politiſchem Urtheil.

Guizot, Fr., Geſchichte der engliſchen Republik bis zum Tode Cromwells. 1649—1658. Mit G's Portr. gr. 8. Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— Deutſch von W. Rogge. gr. 8. (563 S.) Berlin 1854, Bieler u. Co. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

—— —— Sir Robert Peel. Eine politiſche Skizze. Nach dem Franz. der revue des deux mondes I. 8. (73 S.) Berlin 1856, Springer. ⅔ Thlr.

Erſteres Werk eine Fortſetzung von der Geſchichte der engliſchen Revolution, die von anerkannter Bedeutung iſt. Das zweite eine treffende Würdigung der Peel'ſchen Politik.

Macaulay, Th. Babington, Geſchichte von England ſeit dem Regierungsantritt Jacobs II. Aus dem Engliſchen von Fr. Bülau. Bd. 5—9. gr. 16. (XLII u. 1532 S.) mit Portr. v. M. Leipzig 1856, T. O. Weigel. 4 Thlr. 9 Ngr.

—— —— Daſſelbe in gr. 8. III. u. IV. Bd. 1. 2. Lief. (III. XIV u. 702. u. IV 1—448 S.) Ebend. 1856. 5 Thlr. 18 Ngr.

—— —— Deutſch von W. Beſeler. Bd. 5—8. gr. 8. (1238 S.) Braunſchweig 1856, Weſtermann. à Bd. ⅔ Thlr.

—— —— Daſſelbe überſ. von Heinr. Paret. gr. 16. V. Bd. (368 S.) u. VI. (1—144 S.) Stuttgart 1856, Metzler. 1 Thlr.

—— —— Daſſelbe von G. F. W. Rödiger u. A. Kretzſchmar. 2. Aufl. 1. Thl. 8. (164 S.) Leipzig 1856, Einhorn. n. 8 Ngr.

Dieſe Fortſetzung des berühmten Geſchichtswerks iſt eine ſehr ausführliche Geſchichte der Regierung König Wilhelms III. von Oranien vom Jahr 1689 bis 1697, der Zeit des Ryswiker Friedens. Sie ſteht den früheren Bänden in hiſtoriſcher Kunſt keineswegs nach und iſt dadurch vor jenen noch im Vortheil, daß ſie in König Wilhelm einen Helden hat, um den ſich Alles einheitlich gruppirt. Wilhelm wird überhaupt mit entſchiedener Vorliebe, doch nicht mit ungerechter Parteilichkeit behandelt. Ueberhaupt bewährt ſich die hiſtoriſche Kunſt Macaulay's auch darin, daß er es trefflich verſteht, die Leſer auch auf den Standpunkt und den Gedankenkreis der Gegenpartei zu verſetzen.

Von den vorliegenden Ueberſetzungen iſt die Bülauiſche die wörtlich treueſte, aber eben darum auch oft mehr engliſch als deutſch, was mitunter Unklarheiten und kleine Mißverſtändniſſe herbeiführt. Doch iſt ſie im Ganzen gut. Die von Beſeler und Paret zeigen ein glückliches Eindringen in den Geiſt des Originals; erſtere hat oft einen etwas feierlichen Stil, der von einer gewiſſen Härte nicht frei iſt. Die Parets lieſt ſich leicht und angenehm, ſie iſt die freieſte und vertauſcht oft den engliſchen Ausdruck und Gedanken mit einem entſprechenden deutſchen. Die von Rödiger und Kretzſchmar haben wir nicht verglichen.

Macaulay, Thom. Bab., Ausgewählte Schriften geſchichtlichen u. literariſchen Inhalts. Deutſch von Fr. Steger u. Alex. Schmidt. 8 Bde. gr. 8. Braunſchweig 1853—54, Weſtermann. à Bd. ⅓ Thlr.

1. Warren Haſtings. Lord Clive. Lord Curleigh. Machiavelli. 2. Aufl. (XV u. 327 S.)
2. William Temple, Walpoles Briefe, William Pitt, Lord Holland. 2. Aufl. (V u. 331 S.)
3. Spaniſcher Erbfolgekrieg. Geſchichte d. Päbſte. Joh. Hampden. Revolution von 1688. Kirche u. Staat. 2. Aufl. (V u. 331 S.)
4. Hallam, engl. Verfaſſungsgeſchichte. Southey's Geſpräche. Lord Bacon. (V u. 304 S.)
5. Milton. John Bunyan. Luſtſpieldichter der Reſtauration. Addiſon. Samuel Johnſon. Emancipation der Juden. (308 S.)
6. Madame d'Arblay. Byrons Leben. Montgomery's Gedichte. — Gedichte. (VII u. 184 S.)
7. u. 8. Macaulay's Parlamentsreden. (XVI u. 620 S.)

Die hiſtoriſchen und literariſchen Eſſays ſind wirklich claſſiſch. Sie ſind zunächſt Berichte über literariſche Erſcheinungen, die ſtatt der Kritik eine erſchöpfende, abgerundete Darſtellung des behandelten Gegenſtandes geben. Die vorliegende Sammlung dehnt übrigens die Sammlung zu weit aus, indem ſie auch die Gedichte aufnimmt, die wenig poetiſchen Werth haben, und die Parlamentsreden, die doch nur für ein engliſches oder engliſch-leſendes Publikum in dieſer Vollſtändigkeit Intereſſe haben. Die Ueberſetzung iſt gut; ſie wird eröffnet durch einen wohlgelungenen biographiſchen Abriß.

Mahon, Lord, Geſchichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Verſailles 1713—1783. Deutſch von Fr. Steger. 8 Bde. Ausg. in gr. 8. Braunſchweig 1854—56, Weſtermann. n. 6⅔ Thlr.

— — Daſſelbe. Ausg. in 8. Ebend. 1854—56. n. 6⅔ Thlr.

Lord Mahon, ein Tory, der nachher zu Peel übertrat, ſchrieb unter Benützung vieler bisher Anderen nicht zugänglichen Quellen die Geſchichte jener Zeit, mehr in whiggiſtiſchem als toryſtiſchem Sinn mit ruhigem und beſonnenem Urtheil. Seine Darſtellung ſchließt ſich den Gibbons und Humes an, ſie iſt ohne rhetoriſchen Schmuck von ungetrübter Klarheit. Seine Hauptſtärke iſt die Auseinanderſetzung der politiſchen Verwicklungen, worin er große Unparteilichkeit übt. Wenn er Macaulay an Schwung der Darſtellung und Plaſtik des Stils nachſteht, ſo iſt er dagegen gründlicher im Einzelnen. Gänzlicher Mangel an literarhiſtoriſchen Partien. Die Ueberſetzung iſt gut.

Penn, William, oder die Zuſtände Englands 1644—1718. Aus dem Engliſchen frei übertragen von Ernſt Bunſen. gr. 8. (VIII u. 215 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Eine Ueberſetzung von Hepworth Dixon, William Penn an historical biography. London 1851.

Anziehende und im allgemeinen getreue Charakterſchilderung mit einer Skizze der Hauptereigniſſe des Zeitalters. Als Anhang beigegeben eine Apologie Penns gegen die Beſchuldigungen Macaulays, von deſſen Auffaſſung der damaligen Verhältniſſe dieſe Darſtellung überhaupt ſehr abweicht.

Hamilton, A. Graf, Memoiren des Grafen Grammont. Der engliſche Hof unter Karl II. geſchildert. In deutſcher Uebertragung nebſt geſchichtlichen Erläuterungen aus engliſchen Quellen ꝛc. gr. 8. (XVI u. 331 S.) Leipzig 1853, Coſtenoble. 1⅔ Thlr.

— — T. A. gr. 16. (XVI u. 351 S.) Ebend. 1853. n. 1 Thlr.

Wird vom Verleger als Supplement zu Macaulay's engliſcher Geſchichte ausgegeben, der dieſe Memoiren, obgleich ſie ſich ſtreng auf dem Standpunkt der Stuarts halten, ſehr ſchätzt und vielfach benützt. Hamilton war ein treuer Anhänger und Begleiter Karls II. Das Buch iſt übrigens kein eigentliches Geſchichtswerk, ſondern eine Schilderung des engliſchen Hofes in ſeiner Sittenverderbniß unter dem fingirten Titel von Memoiren eines Grafen Grammont, der als Typus eines leichtfertigen Hofcavaliers genommen iſt.

Caſtlereagh, Lord, Denkſchriften, Depeſchen, Schriftenwechſel u. ſonſtige amtl. diplom. u. vertraul. Mittheilungen. Herausgeg. v. ſ. Bruder, Ch. W. Vane, Marquis v. Londonderry. Sachlich geſichtet u. deutſch bearbeitet v. Siegm. Frankenberg. 5 Bdchen. 8. (XL u. 1618 S.) Hamburg 1853/54, Hoffmann u. Campe. 5 Thlr.

Sehr wichtig für die ganze neuere Geſchichte, und intereſſant geſchrieben. Das ſehr theure Original (112 Thlr.) iſt vom Ueberſetzer im Auszug gegeben, aber inſofern nicht ganz zweckmäßig, als er 2 Bändchen mit den für deutſche Leſer minder intereſſanten iriſchen Angelegenheiten füllt, dagegen die Expedition nach Kopenhagen, die Verhandlungen mit Guſtav Adolf von Schweden, die mit Rußland vor und nach dem Frieden von Tilſit, ſowie die Jahre 1812 und 13 gar zu kurz abmacht.

Tiarks, J. G., Die Univerſität Cambridge, geſchildert von —. Mit einem Vorwort von Ullmann. gr. 8. (78 S.) Heidelberg 1852, J. C. B. Mohr. n. ⅓ Thlr.

Martineau, Harriet, Geſchichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816—1846. Aus d. Engl. überſ. v. C. J. Bergius.

4 Bde. 8. (XXXI u. 1300 S.) Berlin 1853—54. Beſſers Verl. n. 4 Thlr.

Eine neuere Geſchichte Englands, die dort allgemeine Anerkennung fand und ſich durch klare eingehende Behandlung der nationalökonomiſchen Fragen auszeichnet. Uebrigens mehr Geſchichte der Parlamentsverhandlungen, als des öffentlichen Lebens in England überhaupt. Die Ueberſetzung zwar fließend, aber reich an Verſtößen, läßt ungeſchickter Weiſe die Quellenangaben des Originals weg.

Köſtlin, Julius, Die ſchottiſche Kirche, ihr inneres Leben u. ihr Verhältniß zum Staat, von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur Geſchichte des Proteſtantismus. gr. 8. (VIII u. 474 S.) Gotha 1852, F. A. Perthes. n. 2 Thlr.

Eine gute Verarbeitung der vorhandenen Vorarbeiten, ergänzt durch eigene Anſchauungen.

Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er iſt. 8. (III u. 363 S.) Berlin 1855, Beſſers Verl. 1⅓ Thlr.

Der Hauptinhalt dieſes mit Geiſt geſchriebenen Buches iſt eine ſcharfe, übrigens einſeitige und theilweiſe ungerechte Kritik des engliſchen Verfaſſungslebens, an die ſich politiſche Vorſchläge anſchließen, welche darauf hinauslaufen, daß an die Stelle der parlamentariſchen Regierung eine Verbindung einzelner Gemeinden und Grafſchaften, welche ſich ſelbſt regieren, treten ſollen, was der Verfaſſer durch ein ihm eigenthümliches rechtsgeſchichtliches Syſtem zu begründen ſucht. Treffend recenſ. in d. Allg. Ztg. 1855 Nr. 45. Beil.

Schleſinger, Max, Wanderungen durch London. 2 Thle. 8. (I. XII u. 397. II. IX u. 426 S.) Berlin 1853, Beſſers Verl. n. 4 Thlr.

Anmuth und Friſche der Darſtellung, reich an intereſſantem Stoffe; kein vollſtändiges Bild des Londoner Lebens, aber doch eine wichtige Quelle für eine genauere Kenntniß deſſelben.

Fontane, Theodor, Ein Sommer in London. 8. (VI u. 281 S.) Deſſau 1854, Gebr. Katz. 1⅓ Thlr.

Einzelne Londoner Bilder mit Geiſt entworfen und ausgeführt.

Kalckſtein, Moritz von, Erinnerung an England und Schottland. Ein Beitrag zur Reiſeliteratur über jene Länder u. zum praktiſchen Gebrauch für Beſucher derſelben. 8. (VIII u. 282 S.) Berlin 1854, Schneider u. Co. n. 1 Thlr.

Mittelding zwiſchen Reiſebeſchreibung und Wegweiſer. Doch mehr jenes.

Meyer, H., Ein Beſuch im britiſchen Muſeum. Nebſt einigen Mittheilungen über London. In Briefen. gr. 16. (VIII u. 216 S.) Zürich 1855, Orell, Füßli u. Co. n. 1⅓ Thlr.

Ein guter Wegweiſer für Beſucher des britiſchen Muſeums.

Helfferich, Ad., Engländer u. Franzoſen. Eine Parallele. 8. (VII u. 278 S.) Berlin 1851, Beſſers B. n. 1 Thlr.

Schilderung des politiſchen und häuslichen Lebens beider Nationen mit feiner Beobachtungsgabe.

Brandes, H. K., Ausflug nach Schottland im Sommer 1850. Mit 1 Karte. 8. (82 S.) Lemgo 1855, Meyer. n. ⅓ Thlr.

Ein klarer ſachgemäßer Bericht, auf praktiſche Benützung berechnet.

Belgien.

Horn, J. E., Statiſtiſches Gemälde des Königreichs Belgien. Nach den gleichzeitig von dem Miniſterium des Inneren herausgegebenen „ſtatiſtique générale de la Belgique" u. anderen amtlichen Quellen. gr. 4. (XVI u. 228 S.) Deſſau 1853, Gebr. Katz. 3 Thlr.

Die ſtatiſtiſchen Wahrnehmungen, in welchen Belgien allen anderen Staaten in umfaſſender Gründlichkeit und Planmäßigkeit vorangeeilt iſt, ſind hier in einem belehrenden und anſchaulichen Geſammtbild der politiſchen und nationalökonomiſchen Zuſtände Belgiens verarbeitet.

Horn, J. E., Bevölkerungswiſſenſchaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforſchung der entſprechenden Verhältniſſe in Oeſterreich, Sachſen, Preußen, Frankreich, England, Holland und anderen Staaten. 1. Bd. Lex. 8. (VIII u. 331 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 2⅔ Thl.

Die Hauptgegenſtände 1) Bevölkerungsſtand, Stadt und Land, Wohnlichkeit und Familie, Alter und Geſchlecht. 2) Fruchtbarkeit, Heirathsfrequenz, das abſolute Heirathsalter. Relatives Heirathsalter und Wiederverheirathung. Heirathsfähigkeit und Heirathszeit. Geburtszahl. Allgemeine und eheliche Fruchtbarkeit. Außereheliche Fruchtbarkeit. Städtiſche und ländliche Fruchtbarkeit. Knaben- und Mädchen-Empfängniß und Geburtszeit.

Horn, J. E., Brüſſel nach ſeiner Vergangenheit u. Gegenwart. 8. (VI u. 172 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. ⅚ Thlr.

Eine an ſtatiſtiſchen Notizen reiche Skizze, die einen Theil der Brockhauſiſchen Reiſebibliothek bildet.

Rußland.

Herrmann, Ernſt, Geſchichte des ruſſiſchen Staates. 5. Bd. Von 1742—1775. gr. 8. (XVIII u. 707 S.) Hamburg 1853, F. A. Perthes. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Ein gediegenes Werk, das manchen populären und journaliſtiſchen Arbeiten als Quelle gedient hat. Beſonders gut in Auseinanderſetzung der diplomatiſchen Verhandlungen und Verwicklungen.

Mundt, Theodor, Der Kampf um das ſchwarze Meer. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte Rußlands. gr. 8. (XIV u. 333 S.) Braunſchweig 1855, Weſtermann. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine leichte gefällige Darſtellung intereſſanter Epiſoden aus der ruſſiſchen Geſchichte.

Mundt, Theodor, Krim-Girai ein Bundesgenoſſe Friedrichs d. Großen. Ein Vorſpiel der ruſſiſch-türkiſchen Kämpfe. 8. (VIII u. 221 S.) Berlin 1855, Schindler. n. 1 Thlr.

Krim-Girai, ein Tartar-Khan in Baſchi-Sarai, bot, durch die Kunde von den Thaten Friedrichs des Großen zur Begeiſterung für ihn angeregt, ihm durch eine Geſandtſchaft, die im October 1761 im Lager von Strehlen erſchien, ein Freundſchaftsbündniß an, worauf Friedrich auch wirklich einging. Mundt erzählt die Geſchichte nach dem Bericht des Lieutenants von der Golz, der als Geſandter nach der Krim geſchickt wurde und den Memoiren des Barons von Tott, der den Tartar-Khan auf dem Kriegszug begleitete, den derſelbe im Dienſte des türkiſchen Sultans nach Neu-Serbien gegen Rußland machte.

Schnitzler, J. H., Geſchichte des ruſſiſchen Reiches von der älteſten Zeit bis zum Tode des Kaiſers Nikolaus I. Deutſch von Ed. Burckhardt. 8. (V u. 214 S.) Leipzig 1855, Lorck. n. 1 Thlr.
(Hiſtoriſche Hausbibliothek. Bd. 36.)

Gedrängte, überſichtliche und dabei lebendige Darſtellung von unbefangenem politiſchem Standpunkt aus.

Cruſenſtolpe, Magnus Jakob v., Der ruſſiſche Hof von Peter I. bis auf Nicolaus I. 5 Bde. 8. (XXVIII u. 1704 S.) Hamburg 1855—56, Hoffmann u. Campe. à Bd. 1⅓ Thlr.

Eine mit fleißiger Benützung der vorhandenen Literatur, aber ohne Nachweiſung der Quellen und ohne kritiſche Erörterung zum Behuf der Unterhaltung geſchriebene Hof- und Regierungsgeſchichte. Beſſer verarbeitet als die Behſe'ſchen Geſchichten.

Geſchichte des Kaiſers Nikolaus I. Nach dem Franzöſiſchen des Grafen de Beaumont-Vaſſy. Fortgeſetzt bis zum Tode des Kaiſers. 8. (VIII u. 191 S.) auch u. d. Titel: Converſations- u. Reiſebibliothek. 9. Bd. Leipzig 1855, Lorck. n. ⅔ Thlr.

Eine Ergänzung zu Schnitzler, ausführlicher, mehr in's Einzelne eingehend und auf Unterhaltung berechnet. Billiges und unparteiiſches politiſches Urtheil.

Reden, Fr. W. v., Rußlands Kraft-Elemente u. Einflußmittel. Eine geſchichtlich-ſtatiſtiſche Skizze. gr. 8. (VIII u. 383 S.) Frankfurt a. M., 1854, Völcker. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Beruht auf fleißiger Benützung der neueſten und beſten Hilfsmittel, beſonders der offiziellen, und iſt mit völliger Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe geſchrieben. Gehört zu den beſten Arbeiten des Verfaſſers und zeichnet ſich namentlich durch eine gedrängtere Darſtellung aus.

Herzen, Alex., Rußlands ſociale Zuſtände. Aus dem Ruſſiſchen. 8. (247. S.) Hamburg 1854, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

—— —— Aus den Memoiren eines Ruſſen. Im Staatsgefängniß u. in Sibirien. 8. (VIII u. 258 S.) Ebend. 1855. 1 Thlr.

—— —— Aus den Memoiren eines Ruſſen. Neue Folge. Petersburg u. Nowgorod. 8. (VIII u. 192 S.) Ebend. 1856. ⅔ Thlr.

Geiſtreiche Schilderungen ruſſiſcher Zuſtände, in denen ſich fanatiſcher Haß mit ſtarkem ruſſiſchem Nationalgefühl merkwürdig miſcht.

Oſenbrüggen, Eduard, Nordiſche Bilder. 8. (VIII u. 273 S.) Leipzig 1853, Hinrichs. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer war einige Jahre Profeſſor in Dorpat und wurde dort entlaſſen, weil ſeine Anſichten nicht mit dem Geiſt der ruſſiſchen Regierung übereinzuſtimmen ſchienen. Die bedeutendſten Abſchnitte ſind 1) Eine Wanderung in Finnland. 2) Die Ruſſificirung der Oſtſeeprovinzen. 5) und 6) Die Eſthen und ihre Poeſie. 10) Die Univerſität Dorpat.

Rußlands Verdienſte um Deutſchland. Eine hiſtoriſch-diplomatiſche Denkſchrift. 8. (160 S.) Hamburg 1854, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Geht die Beziehungen Rußlands zu Deutſchland von Mitte des 16. Jahrhunderts durch, um lediglich ſeine Verdienſte Rußlands um Deutſchland zu finden, ſondern vielmehr den ſchädlichen Einfluß der ruſſiſchen Politik nachzuweiſen. Lebendig und mit guter Kenntniß der neueren Geſchichte geſchrieben, gibt jedoch keine neuen Aufſchlüſſe.

Sugenheim, S., Rußlands Einfluß auf, u. Beziehungen zu Deutſchland vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. 1689–1855; nebſt einem einleitenden Rückblick auf die frühere Zeit. 1. Bis zum Vollzug der erſten Theilung Polens 1773. 8. (XXVIII u. 382 S.) Frankfurt a. M. 1856. Keller. n. 1⅔ Thlr.

Eine einſeitige Parteiſchrift, reich an Skandalgeſchichten.

Menſchen u. Dinge in Rußland. Anſchauungen u. Studien. gr. 8. (V u. 345 S.) Gotha 1856, Scheube. n. 1⅔ Thlr.

Das Ergebniß vieljähriger Beobachtungen und ernſter ſtaatswiſſenſchaftlicher Studien. Beſondere Berückſichtigung der ländlichen Bevölkerung. Als Quellen gibt der Verfaſſer Saburoffs Aufſätze in ruſſiſchen Zeitſchriften von Gorloff, Rechenſchaftsbericht des landwirthſchaftlichen Departements und mündliche Mittheilungen eines deutſchen Landwirths in Rußland an. Die ſtatiſtiſchen Angaben ſind nicht immer verläßlich, und theilweiſe als zu Ungunſten Rußlands unrichtig nachgewieſen.

Bock, Adolf, Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. gr. 8. (XII u. 211 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Ein gutes Reſumé der neueren über und gegen Rußland erſchienenen Schriften, das mehr auf Thatſachen, als auf Räſonnement ausgeht und ſchließlich einige gute Räthe für deutſche Politik in Beziehung auf Rußland gibt. Ein zur Orientirung über Rußland und ſeine Verhältniſſe vorzugsweiſe empfehlenswerthes Buch, das auf kritiſcher Benutzung der ſich darbietenden Vorarbeiten beruht und recht gut geſchrieben iſt.

Demidoff, Anatol v., Reiſe nach dem ſüdlichen Rußland u. der Krim ꝛc. Mit Illuſtrationen. Nach der 2. Ausgabe deutſch von J. F. Neigebaur. Lex. 8. 2 Bde. (XVI u. 382 S. mit 1 Stahlſt.) Breslau 1854, Kern. n. 4 Thlr. (Mit 2 Karten n. 6 Thlr. 24 Ngr.)

Ein Hauptwerk für Kenntniß des ſüdlichen Rußlands, welches aber durch die letzte Expedition in die Krim vielfach berichtigt wurde.

Finnlands Gegenwart u. Zukunft. Eine Sammlung politiſcher Streitſchriften von J. Hevaſſer, Pekka Kuoharinen, E. G. Geijer u. Olli Kekäläinen. Aus dem Schwediſchen von R. Zweite Ausgabe. gr. 8. (VIII u. 383 S.) Stockholm 1842, Bonnier. 1⅓ Thlr.

Caſtrén, M. A., Reiſeerinnerungen aus den Jahren 1838—1844. Im Auftrag der kaiſerl. ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften herausgeg. von A. Schiefner. Mit d. Bildn. d. Verf. u. 4 and. Portr. Lex. 8. (XIV u. 308 S.) St. Petersburg 1853. (Leipz. L. Voß.) n. n. 2 Thlr.

—— —— Reiſen im Norden. Enthaltend: Reiſe in Lappland im Jahr 1838, in dem ruſſiſchen Karelien im Jahr 1839, in Lappland im nördl. Rußland u. Sibirien 1841—44. Aus dem Schwed. überſ. von H. Helms. Mit 1 Karte. 8. (X u. 357 S.) Leipzig 1853, Mendelsſohn. 1⅔ Thlr.

Caſtrén machte das Studium des finniſchen Volkes und der ihm verwandten Stämme zu ſeiner Lebensaufgabe, zu deren Erfüllung er dieſe Reiſe machte. Die Sprache, Religion und Lebensgewohnheiten dieſer Völker ſind es, worauf er hauptſächlich ſein Augenmerk richtet. Gelegentlich ſchildert er auch das Land.

Hanſteen, Chriſtoph, Reiſeerinnerungen aus Sibirien. Deutſch von H. Sebald. gr. 8. (VIII u. 215 S.) Leipzig 1854, Lorck. n. 1 Thlr.

Hanſteens Reiſe hatte vornehmlich die Erforſchung der magnetiſchen Erdſtrömungen zum Zweck, ſeine Beobachtungen darüber hat er in anderen Werken niedergelegt, hier gibt er allgemeine Beobachtungen, die er anſpruchslos und anziehend darlegt. Die Bewohner Sibiriens ſchildert er von ſehr günſtiger Seite, minder günſtig die ruſſiſchen Beamten,

Schweden.

Carlſon, F. F., Geſchichte Schwedens. Aus der ſchwed. Handſchrift überſ. von J. E. Peterſen. 4. Bd. bis zum Reichstag 1680. gr. 8. (XIV u. 736 S.) (Fortſetzung v. Geijer). Gotha 1855, F. A. Perthes. n. 3 Thlr. 4 Ngr.

Faſt durchgehends nach handſchriftlichen Quellen gearbeitet und reich an neuen Ergebniſſen und Beleuchtungen nicht nur der ſchwediſchen, ſondern auch der allgemein europäiſchen Angelegenheiten.

Norwegen.

Forbes, James D., Norwegen u. ſeine Gletſcher. Nebſt Reiſen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern u. Savoyen. Aus dem Engl. v. E.

A. Zuchold. Mit Holzſchnitten u. 1 Karte. gr. 8. (XII u. 312 S.) Leipzig 1855, Abel. n. 2⅔ Thlr.

Eine weſentliche Ergänzung der von den Schweizer Gelehrten angeſtellten Unterſuchungen. Lebensfriſche anziehende Darſtellung, nur gar zu wörtlich überſetzt.

Spanien.

Rochau, A. L. v., Die Moriſko's in Spanien. gr. 8. (III u. 261 S.) Leipzig 1853, Mendelsſohn. n. 1⅓ Thlr.

Eine Geſchichte der Araber in Spanien bis zu ihrer Vertreibung in den Jahren 1609—1613. Lebendig erzählt, ohne alle gelehrte Nachweiſung, mit warmer Parteinahme für die Moriſko's, deren Vertreibung der Verfaſſer als eine Barbarei auffaßt, die ſich ſchwer an Spanien gerächt habe.

Prescott, William, Geſchichte Philipps II. Deutſch von Johannes Scherr. 1—3. Thl. gr. 8. (XII u. 813 S.) Leipzig 1856, O. Wigand. à Bd. n. 1 Thlr.

Ein durch Sorgfalt der Quellenbenützung wie durch hiſtoriſche Kunſt gleich ausgezeichnetes Werk.

Wackernagel, Wilh., Sevilla. 8. (149 S.) Baſel 1854, Schweighauſers Verl. 27 Ngr.

Eine Reihe öffentlicher Vorträge, die der Verfaſſer vor einem gemiſchten Publikum gehalten. Landſchaftliche Schilderungen mit hiſtoriſchen und ethnographiſchen Skizzen durchflochten. Sehr anſprechend, doch die Sprache mitunter etwas geziert.

Havemann, W., Franciſco Ximenez. gr. 8. (63 S.) Göttingen 1848, Vandenhöck u. Ruprecht. ⅓ Thlr.

Eine einfache unbefangene Charakteriſtik des berühmten Cardinals, die zwar ſeinen Verdienſten als Staatsmann Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber ihn im Ganzen als den herben Franziskaner ſchildert, der er im Feld wie im Kabinet geblieben ſei.

Spanien ſeit dem Sturze Eſpartero's bis auf die Gegenwart 1843—1853. Nebſt einer Ueberſicht der politiſchen Entwickelung Spaniens ſeit 1808. 8. (IV u. 315 S.) Berlin 1853, Weidmann. 1¼ Thlr.

Eine auf Zeitungscorreſpondenzen beruhende Zuſammenſtellung der neueren Geſchichte Spaniens, nicht von eigentlich hiſtoriſchem Werth, aber zum Zweck einer Ueberſicht für Zeitungsleſer immerhin brauchbar, da die Darſtellung mit Klarheit und lebendiger Wärme abgefaßt iſt.

Roßmäßler, E. A., Reiſe-Erinnerungen aus Spanien. 2 Bde. Mit 2 lithogr. Landſchaften in Tondruck, div. Holzſchn. u. 1 Karte. 8. (XVI u. 516 S.) Leipzig 1854, Coſtenoble. n. 2⅔ Thlr.

Reiſe über Marſeille nach Barcelona, Montſerrat, Alicante, Murcia, Granada, Malaga. Ein Buch von vorherrſchend perſönlichem Gepräge; Unmittelbarkeit und Friſche der Schilderungen, aber etwas nachläßiger Stil. Beſondere Berückſichtigung der Natur und nationalen Sitte.

Willkomm, Moritz, Die Halbinſel der Pyrenäen. Eine geographiſch-ſtatiſtiſche Monographie. Nach den neueſten Quellen u. eigener Anſchauung bearbeitet. gr. 8. (XIII u. 594 S. u. 2 Tab.) Leipzig 1855, G. Mayer. 3⅔ Thlr.

Soll nach der Abſicht des als ſorgfältigen Beobachters anerkannten Verfaſſers nicht nur Jedem, der über Punkte der phyſikaliſchen und politiſchen Geographie, der Ethnographie und Statiſtik Spaniens und Portugals Auskunft begehrt, Belehrung ſpenden, ſondern auch Reiſenden als treuer Führer und Rathgeber dienen können. Phyſikaliſche Geographie nach eigener Anſchauung und Unterſuchung des Verfaſſers vorzugsweiſe berückſichtigt; Topographie und Statiſtik aus Mangel an den neueren Quellenwerken dürftiger behandelt. Reichlicher Spanien als Portugal.

Hackländer, F. W., Ein Winter in Spanien. 2 Bde. gr. 8. (I. IV u. 359 S. II. 463 S.) Stuttgart 1855, Krabbe. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine unterhaltende Reiſebeſchreibung voll lebendiger Anſchauung.

Portugal.

Schäfer, Heinr., Geſchichte v. Portugal. 5. (u. letzter) Band bis 1820. gr. 8. (XVIII 722 u. Regiſter 81 S.) Gotha 1855, F. A. Perthes. n. 3⅓ Thlr.

Abſchluß des anerkannten gründlichen Werkes. S. erſter Nachtrag S. 71.

Minutoli, J. v., Portugal u. ſeine Colonien im Jahre 1854. 2 Bde. mit 1 Portr. u. 1 Karte. gr. 8. (XVIII u. 985 S.) Stuttgart 1855, Cotta. n. 4⅔ Thlr.

Der ſtatiſtiſche Theil, der bei Willkomm wegen mangelnder Quellen etwas ungenügend ausgefallen iſt, tritt hier in den Vordergrund, der Verfaſſer hat mit großem Fleiß die offiziellen Materialien benützt und mit gewandter Darſtellung ein Bild der Staatsregierung und Verwaltung ſowie auch der ſocialen Zuſtände gegeben. Sehr elegante Ausſtattung.

Wickede, Julius v., Aus dem Süden. gr. 8. (III u. 236 S.) Stuttgart 1853, Ed. Hallberger. 1 Thlr.

Sehr unterhaltende Reiſeſkizzen: Genua. Schiffbruch im mittelländiſchen Meer. Corſika. Gibraltar. Cadiz. Liſſabon. Oporto und ſein Portwein. Algier. Conſtantine.

Italien.

Coletta, P., Geſchichte des Königreichs Neapel (a. u. d. Titel: Neueſte hiſt. Bibl. d. Auslandes.) 3 Bdchen. 16. (901 S.) Kaſſel 1853—54. Balde. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, der in den politiſchen Bewegungen ſeiner Heimath eine nicht unbedeutende ehrenhafte Rolle geſpielt hat, ſchrieb, von dort verbannt, ſich zum Troſt die Geſchichte ſeines Vaterlandes von der Ankunft Karls VIII. im J. 1734 bis zum Tode Ferdinands. Eine ſehr freimüthige geſinnungsvolle Geſchichte in taciteiſchem Stil mit vielen politiſchen und kriegswiſſenſchaftlichen Räſonnement.

Sugenheim, Samuel, Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung des Kirchenſtaates. Gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (VIII u. 439 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 2½ Thlr.

Eine ſehr fleißige aus dem Studium neuerer italieniſcher Geſchichtswerke entſtandene Arbeit, der aber die rechte Belebung abgeht.

Wurſtemberger, L., Peter der Zweite, Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, ſein Haus u. ſeine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatiſch bearbeitet. Mit einem Urkundenbuch. I. Thl. gr. 8. (XLIII u. 572 S.) Bern 1856, (Zürich) Schultheß. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein Werk gründlicher Forſchung, das zur Geſchichte des mittelalterlichen Italiens und insbeſondere des Lehensweſens einen werthvollen Beitrag liefert. Peter von Savoyen war ein aufſtrebender jüngerer Sohn eines mittelmäßig mächtigen Grafenhauſes, der unermüdet daran arbeitete, ſich und ſein Haus zu einer angeſeheneren Stellung zu erheben und durch dieſes Streben in die größeren Weltverhältniſſe vielfach verflochten wurde.

Reumont, Alfred von, Beiträge zur italieniſchen Geſchichte. I—IV. Bd. 8. (XXI u. 1960 S.) Berlin 1853 u. 1855, Decker. 9 Thlr.

Eine Sammlung von Abhandlungen über italieniſche Adelsgeſchlechter und Schriftſteller, theilweiſe früher in der Allg. Zeitung abgedruckt.

- I. 1) Italieniſche Diplomaten und diplomatiſche Verhältniſſe. 2) Vittoria Colonna. 3) Galilei und Rom. 4) Agnolo Firenzuola und die italieniſche Novelle. 5) Die Herzogin von Paliano.
- II. 1) Atalanta Baglioni und die Ihrigen. 2) Franzesco Burlamachi. 3) Antonio Foscarini und Paolo Sarpi. 4) Paoli und Corſika. 5) Der Raub florentiniſcher Kunſtſchätze durch die Franzoſen. 6) Balbo's italieniſche Geſchichte. 7) Die Büſte Paolo Renieri. 8) Don Mauro Capellari und Gasparo Salvi. 9) Giacomo Leopardi.
- III. Kardinal Wolſey und der heil. Stuhl. Gaeta im J. 1849. Magliabechi, Muratori und Leibnitz. Die ſtändiſche Verfaſſung des Mittelalters in Savoyen und Piemont. Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre. Die Herzoge von Urbino.
- IV. Die letzten Zeiten des Johanniterordens. Eleonora Cybò und ihre Angehörigen. Gregorio Cortez. Bonapartiſche Erinnerungen in Toscana. Montemartes orvietaniſche Geſchichten.

Elegante Detailzeichnungen auf dem Gebiete der Sitten-, Familien- und Literaturgeſchichte.

Helfferich, Adolf, Briefe aus Italien. 3. Bdchen. A. u. d. Titel: Neapel u. Sicilien im Jahre 1850. 8. (VII u. 166 S.) Leipzig 1853, Hinrichs. 27 Ngr.

(Band 1—2 ſ. erſter Nachtrag S. 73.)

Hauptſächlich Schilderung der politiſchen Zuſtände, wobei der Verfaſſer, ein Ariſtokrat der Bildung, ſtark auf Seite der Reaction hinneigt, aber auch von der Reaction verlangt, ſie ſolle nur im Intereſſe der Humanität und Bildung reagiren.

Heufler, L. R. v., Italieniſche Briefe. Mit einem Anhange. Erinnerungen aus dem Küſtenlande. 8. (III u. 304 S.) Wien 1853, Mechitariſten-B. 1⅓ Thlr.

Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Piſa, Livorno, Palermo, Neapel, Pompeji und Herkulanum, Rom ſind die vom Verf. beſuchten und beſprochenen Punkte. Intereſſant und nicht ohne Geiſt, aber hin und wieder mit Schwulſt.

Pecht, Fr., Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. 2 Bde. 8. (XXII u. 720 S.) Leipzig 1854, Weber. n. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, ein Maler von allgemeiner Bildung, gibt unter dieſem Titel eine geiſtreiche Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Italien. Den Hauptinhalt bildet natürlich die Beſchreibung von Kunſtwerken und dem Eindruck, den ſie auf den Verfaſſer gemacht; daneben finden wir aber auch treffliche Naturſchilderungen. Etwas ſtörend iſt mitunter der lichtfreundliche Rationalismus, der ſich hin und wieder vordrängt und die Unbefangenheit der Kunſtbetrachtung verwirrt. In politiſcher Beziehung zeigt ſich der Verfaſſer als ein eifriger Verehrer der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien.

Aus Venedig. Vom Verfaſſer des Naemann. 1. 2. Bd. 8. (VIII u. 616. u. VIII u. 611 S.) Baſel 1853—54, Bahnmaier. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer iſt ein Touriſt von ſtark religiöſer Färbung; übrigens ein Mann von Geiſt und vielſeitiger Bildung.

Wilm (W. J. L. Müller.) Ueber London u. Paris nach Rom. Eine italieniſche Reiſe. 2 Bde. gr. 8. (XX u. 873 S.) Berlin 1853, G. W. F. Müller. n. 4 Thlr.

Briefe, die auf der Reiſe geſchrieben, urſprünglich nur für einen befreundeten Kreis in der Heimath (Berlin) beſtimmt, ſehr lebendige Skizzen, zum Theil auch ausgeführte Bilder geben. Rom und Italien bilden den Mittelpunkt der Reiſe, Gegenbilder aus London, Paris und Berlin treten zur Vergleichung und des Gegenſatzes wegen hinzu. Kunſt und Natur werden mit Liebe und feinem Verſtändniß geſchildert, die kirchlichen Zuſtände im Sinne eines freien Proteſtantismus beſprochen. Ein friſcher Hauch weht durch das ganze Buch.

Carus, Alb. Guſtav, Sicilien u. Neapel. Tagebuch einer Reiſe während des Winters 1853 bis 1854 im Gefolge Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen

Georg, Herzog zu Sachſen. 8. (IX u. 484 S.) Wurzen 1855, Verl.-Compt. 2 Thlr.

Ein gut geſchriebener, mit Kunſt und Naturbeſchreibungen, archäologiſchen Unterſuchungen und Schilderungen aus der höheren Geſellſchaft durchwobener Reiſebericht.

Gregorovius, Ferd., Corſika. 2 Bde. gr. 8. (IV u. 537 S.) Stuttgart 1854, Cotta. 2 Thlr.

Nicht bloß Reiſebeſchreibung in Touriſtenmanier, ſondern Zuſammenfaſſung des Wiſſenswerthen über Corſika überhaupt, beſonders der wichtigſten geſchichtl. Erinnerungen, z. B. die Geſchichte Theodor Neuhofs und Paſquale Paolis, auch eine Reihe trefflicher Landſchaftsbilder und Sittenſchilderungen. Mit Geiſt und genauer Kenntniß geſchrieben.

Gregorovius, Ferd., Figuren, Geſchichte, Leben u. Scenerie aus Italien. 8. (V u. 392 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: 1) Ein Beſuch auf Elba. Hauptſächlich Mittheilungen aus der napoleoniſchen Zeit. 2) Der Ghetto und die Juden in Rom. Eine Geſchichte der jüdiſchen Gemeinde in Rom und Schilderung ihres jetzigen Zuſtandes. 3) Idyllen vom baltiſchen Ufer. Schilderungen von Königsberg und der Umgegend, die des Gegenſatzes wegen aufgenommen ſind. 4) Idyllen vom lateiniſchen Ufer. Skizzen von Porto d'Anzio. 5) Römiſche Figuren. Stücke aus dem römiſchen Volksleben. Puppentheater. 6) Capri eine Einſiedelei. Geſchichte und Beſchreibung von Capri.

Ein ſehr anſprechendes, auch in formeller Beziehung ausgezeichnetes Buch.

Goldhann, Ludwig, Aeſthetiſche Wanderungen in Sicilien. gr. 8. (XIX u. 455 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Miſchung von Reiſeſchilderung, äſthetiſchen Reflexionen und Beſchreibung der antiken Kunſtdenkmale Siciliens.

Neigebaur, J. F., Die Inſel Sardinien. Geſchichtliche Entwicklung der gegenwärtigen Zuſtände deſſelben in ihrer Verbindung mit Italien. Zweite verm. Auflage. Nebſt 12 Kupfern u. 1 Karte. gr. 8. (X u. 382 S.) Leipzig 1856, Dyckſche Buchh. 2 Thlr.

Eine gute Compilation aus dem, was die italieniſche Literatur zur Kunde der Inſel bietet. Der Anhang enthält einen Abdruck der Urkunden von Arborea und eine Abhandlung über die Einführung der Conſtitution in Sardinien.

Orient.

Finlay, George, Die Geſchichte Griechenlands von ſeiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Beſitznahme durch die Türken u. des Kaiſerthums Trapezunt 1204—1461. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. V. Reiching. gr. 8. (XII u. 474 S.) Tübingen 1853, Laupp. 1⅚ Thlr.

Fallmerayer ſagt über dieſes Buch: „Hier iſt nicht die Frucht mechaniſchen Sammlerfleißes und gedankenloſes Anhäufen zerſtreuter Thatſachen, hier iſt der raſche Blick und die hiſtoriſche Scheidekunſt eines Philoſophen, der das Völkerleben in ſeinen Hauptmomenten zu erfaſſen und in großen Zügen darzuſtellen weiß.“

Reden, Fried. Wilh. v., Die Türkei u. Griechenland in ihrer Entwicklungsfähigkeit. Eine geſchichtl.-ſtatiſtiſche Darſtellung. gr. 8. (400 S.) Frankfurt a. M. 1854, Völcker. 1 Thlr. 21 Ngr.

Eine für die Lebensfähigkeit der genannten Staaten ziemlich günſtige Zuſammenſtellung ihrer materiellen Kräfte. Ohngeachtet mancher Lücken und Ungenauigkeiten wohl das beſte Nachſchlagebuch.

Poujoulat, Baptiſt, Geſchichte des osmaniſchen Reiches ꝛc. Ueberſ. u. bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt von Jul. Seybt. gr. 8. (X u. 320 S.) Leipzig 1853, Lorck. n. 1 Thlr.

(Bülaus Hiſtoriſche Hausbibliothek Bd. 27.)

Eine gute lebendig geſchriebene populäre Ueberſicht.

Ungewitter, F. H., Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft u. Vergangenheit, od. ausführliche geographiſch-ethnographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Darſtellung des türkiſchen Reiches, nebſt einer vollſtändigen Topographie der europäiſchen u. aſiat. Türkei. Lex. 8. (VI u. 320 S.) Erlangen 1854, Palm u. Encke. n. 1⅓ Thlr.

Eine durch den orientaliſchen Krieg veranlaßte fleißig ausgearbeitete Zuſammenſtellung der zugänglichen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Nachrichten über die Türkei.

Zinkeiſen, Joh. Wilh., Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa.

Bd. 2. von 1453—1574. gr. 8. (XXIX u. 944 S.) Gotha 1854, F. u. A. Perthes. n. 3 Thlr. 27 Ngr.

Bd. 3. von 1575 bis 1623. gr. 8. (XXIV u. 881 S.) Ebend. 1855. n. 3 Thlr. 22 Ngr.

Nächſt Hammers Geſchichte der Osmanen das Hauptwerk über das osmaniſche Reich und hat vor jenem die Benutzung der abendländiſchen Quellen voraus. Des Verfaſſers Hauptſtärke iſt die Entwirrung der diplomatiſchen Beziehungen und überhaupt die äußere Politik, während er in Schilderung der Ereigniſſe, Charakteriſtik der Perſönlichkeiten u. dgl. auffallend mager und dürftig iſt. Auch die Gruppirung und Anordnung iſt mangelhaft.

Hahn, Johann Georg (k. k. Generalconſul für das öſtliche Griechenland) Albaneſiſche Studien. Nebſt 1 Karte u. anderen artiſtiſchen Beilagen. gr. 4. (XXVII u. 760 S.) Jena 1854, Mauke. n. 10 Thl.

Ein wiſſenſchaftlich ſehr werthvolles Werk. Beſteht in 3 Abtheilungen, wovon die erſte auf 13 B. enthält: Geographiſch-ethnogr. Ueberſicht, Reiſeſkizzen, Sittenſchilderungen, Unterſuchungen über den Urſprung der Albaneſen, geographiſche und mytholog. Parallelen, albaneſiſches Alphabet, Hiſtoriſches. Die zweite Abth. auf 22 B. Beiträge zu einer Grammatik des toskiſchen Dialektes, die dritte: Beiträge zu einem albaneſiſch-deutſchen Lexikon.

Hettner, Hermann, Griechiſche Reiſeſkizzen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. 8. (VII u. 308 S.) Braunſchweig 1853, Vieweg u. Sohn. n. 1⅔ Thlr.

Ein ſehr anſprechend geſchriebener Bericht von einer im Jahr 1852 von dem Verfaſſer gemachten Reiſe, bei welcher er ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf Kunſtalterthümer richtete. Einen Hauptabſchnitt des Buches bilden die Erörterungen über Bemalung der alten Tempel. Die zweite Hälfte des Buches handelt von den Zuſtänden und Sitten des neueren Griechenlands.

Kapper, Siegfried, Chriſten u. Türken. Ein Skizzenbuch von der Save bis zum eiſernen Thor. 2 Thle. 8. (XII u. 516 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer iſt für die Kunde der türkiſch-ſlaviſchen Völkerſchaften eine anerkannte Specialität, er kennt Land und Volk näher, beobachtet gut und ſchreibt lebendig.

Dieterici, Fr., Reiſebilder aus dem Morgenlande.

Thl. I. Egypten. Mit einer Kartenſkizze.
„ II. Sinai, Petra, Paläſtina.
} 8. (XXIII u. 715 S.) Berlin 1853, Wiegandt u. Grieben. n. 3 Thlr.

Unterhaltender und eleganter, mitunter auch etwas anſpruchsvoll und affectirt geſchriebener Reiſebericht eines namhaften Orientaliſten, der übrigens hier keine wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geben will.

Fellows, Charles, Ein Ausflug nach Kleinaſien und Entdeckungen in Lycien. Ueberſetzt von Jul. Theod. Zenker. Mit 63 Kupfertafeln u. 3 Karten. gr. 8. (XIII u. 842 S.) Leipzig 1853, Dyckſche Buchh. 10 Thlr.

Fellows Reiſen in den Jahren 1838 u. 1840 waren die erſten neueren archäologiſchen Entdeckungsreiſen in Kleinaſien. Der Bericht darüber enthält viele neue und anziehende Beobachtungen nicht nur über die antiken Denkmäler, ſondern auch über die geologiſche Beſchaffenheit des Landes, den landſchaftlichen Charakter und die Bewohner, werthvolle Abbildungen von Baudenkmälern, Inſchriften und Münzen mit wiſſenſchaftlichen Excurſen.

Ziegler, Alexander, Meine Reiſe in den Orient. (Aegypten, Syrien, Paläſtina, Türkei.) 2 Bde. 8. (XVI u. 756 S.) Leipzig 1855, Weber. n. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer bereiſte den Orient gerade zu der Zeit, als die oriental. Kriſis im Entſtehen war und er kommt öfters auf den urſprünglichen Stand der Streitfrage zu reden. Gute Schilderung der verſchiedenen Stämme und Volksklaſſen.

Bodenſtedt, Fr., Tauſend u. ein Tag im Orient. 3 Bde. 2. verb. Auflage. 8. (XII 340. XI 332. VIII 400 S.) Berlin 1853—54, Decker. 3⅔ Thlr.

Erzählungen, Lebensbilder u. dergl. aus den Reiſeerlebniſſen des Verfaſſers mit novelliſtiſchem Zuſchnitt.

Bodenſtedt, Fr., Die Völker des Kaukaſus u. ihre Freiheitskämpfe gegen die Ruſſen ꝛc. 2 Bde. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. (XVIII u. 848 S.) Berlin 1855, Decker. 3½ Thlr.

Das im J. 1847 in erſter Auflage erſchienene Werk erſcheint hier mit manchen Zuſätzen, beſonders einer ausführlichen Einleitung über Rußland und die orientaliſche Frage vermehrt.

Velde, C. W. M. van der, Reiſe durch Syrien u. Paläſtina in den Jahren 1851 u. 1852. Mit Karten u. Bildern. II Thle. gr. 8. (I. VIII u. 337 S. II. VIII u. 422 S.) Leipzig 1855—56, T. O. Weigel. n. 4 Thlr.

Der Verfaſſer, ein ehemal. niederländiſcher Marinelieutenant und geſchickter Landſchaftsmaler, hat eine Reiſe nach Paläſtina unternommen, um eine Karte des heiligen Landes auf Grund eigener Vermeſſungen anzufertigen. Die vorliegenden Reiſebriefe zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie nicht eine gewöhnliche Pilgerfahrt auf der breitgetretenen Landſtraße beſchreiben, ſondern die Kreuz- und Querzüge einer Unterſuchungsreiſe in zum Theil noch unbekannte Gegenden des Landes. Neben manchem allerdings Bekannten, aber von dem Verfaſſer ſelbſt Unterſuchten finden wir auch hin und wieder intereſſante neue Entdeckungen, zu denen der Verfaſſer, ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung und lebhaftem Intereſſe für die heiligen Orte, vorzugsweiſe befähigt war.

Liebetrut, Fr., Reiſe nach dem Morgenlande, inſonderheit nach Jeruſalem u. dem heil. Lande. 2 Thle. Mit 1 Anſicht u. 1 Grundr. u. 1 Karte. 8. (XVII u. 600 S.) Hamburg 1854, Agent. des rauhen Hauſes. 1⅔ Thlr.

Eine ſehr theologiſch gefärbte Reiſebeſchreibung, in der die Gefühlspartien ſtark hervortreten, aber auch manche feine Beobachtungen ſich finden.

Völter, Ludwig, Das heilige Land u. das Land der iſraelitiſchen Wanderung. Mit einer Karte von Paläſtina u. dem peträiſchen Arabien. gr. 8. (VIII u. 304 S.) Stuttgart 1855, Steinkopf. n. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ein mit ſorgfältiger Benutzung von K. Ritters Werk und den Schriften von Winer, Hengſtenberg und Kurtz bearbeiteter geographiſcher Commentar zur heil. Schrift. Beſonders für Lehrer berechnet.

Seetzens, Ulrich Jaſper, Reiſen durch Syrien, Paläſtina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petråa u. Unter-Aegypten. Herausgeg. u. commentirt von Fr. Kruſe in Verbindung mit Hinrichs, Herm. Müller u. mehreren and. Gelehrten. 3 Bde. (LXXXX u. 1334 S.) Berlin 1854—55, G. Reimer. 6⅔ Thlr.

Die Beſchreibung dieſer Reiſen, die ſchon in den Jahren 1802—1811 unternommen worden, iſt doch keineswegs veraltet und nach K. Ritters Urtheil eine für alle Zeiten unentbehrliche claſſiſche Arbeit. Die drei bisherigen Bände enthalten das Tagebuch Seetzens, das durch originelle Friſche anſpricht. Der 4. Band ſoll uns die wiſſenſchaftlichen Beigaben und den Atlas bringen.

Harthauſen, Auguſt von, Transkaukaſia. Andeutungen über das Familien- u. Gemeindeleben u. die ſocialen Verhältniſſe einiger Völker zwiſchen dem ſchwarzen u. kaspiſchen Meere. Reiſeerinnerungen u. geſammelte Notizen. 2 Thle. Mit Holzſchn. u. 1 Karte. gr. 8. (XXV u. 640 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 5⅓ Thlr.

Ein an eigenen Beobachtungen und gelehrten ethnographiſchen Erörterungen ſehr reiches Werk, das die Völker am Kaukaſus nach ihren jetzigen Zuſtänden ſchildert und dabei häufig auf die Traditionen der alten Geſchichte zurückgreift. Auf die weltgeſchichtliche Bedeutung der Armenier legt der Verfaſſer großes Gewicht und hält ſie für ein wichtiges Werkzeug der Verbreitung des Chriſtenthums und der Civiliſation im Orient. Eine Hauptpartie des Werkes bildet auch die Schilderung der Oſſeten am Kaukaſus, in welchen der Verfaſſer zurückgebliebene Brüder der Germanen erkennt und bei denen er in Sitten und Gebräuchen manche auffallende Aehnlichkeit mit den alten Deutſchen nachweiſt.

Aſien.

Schönberg, Erich von, Patmakhanda. Lebens- u. Charakterbilder aus Indien u. Perſien. 2 Bde. 8. (XXIV u. 855 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. 3⅓ Thlr.

Patmakhanda bedeutet einen Ort, wo Lotos in Fülle wächſt, mithin eine Fülle von Wohlgeruch und Farbenpracht ausgegoſſen iſt. In dieſem Sinne hat der Verfaſſer ſeine im Orient gewonnenen Anſchauungen geſammelt. Friſche Auffaſſung, unbefangene Beurtheilung fremder Volkseigenthümlichkeiten, Sicherheit der Schilderung, Humor in der Erzählung ſind die Vorzüge dieſes Buches, das übrigens in Anordnung und Stil etwas fragmentariſch und nachläſſig gehalten iſt.

Epp, F., Schilderungen aus Holländiſch-Oſtindien. gr. 8. (IX u. 490 S.) Heidelberg u. Leipzig 1852, C. F. Winter. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine freimüthige mitunter im Tone perſönlicher Erbitterung ausgeführte Schilderung der Zuſtände in den holländiſchen Colonien. Wir lernen daraus die Inſel Banka mit ihren Zinnminen, das Fort Baros auf Sumatra, Amboina und einige Reſidentſchaften auf Java näher kennen.

Graul, K., Reiſe nach Oſtindien über Paläſtina u. Egypten vom Juli 1849 bis April 1853.

1. Thl. Paläſtina. Mit 1 Anſicht u. 1 Plane von Jeruſalem, 1 Karte des heil. Landes. gr. 8. (XVI u. 312 S.) Leipzig 1854, Dörffling u. Franke. n. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Thl. Egypten u. der Sinai. Mit 1 Anſicht der Inſel Philä u. 2 Landkarten. (XVI u. 264 S.) Ebend. 1854. n. 1 Thlr. 2 Ngr.
3. Thl. Die Weſtküſte Oſtindiens. Mit 1 Anſicht aus den Felſentempeln auf Elephante u. 1 Karte. (XVIII u. 352 S.) Ebend. 1854. n. 1⅔ Thlr.

4. Thl. Der Süden Oſtindiens u. Ceylon. Mit 1 Anſicht. (XVI u. 345 S.) Ebend. 1855. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, Director der evangeliſch-lutheriſchen Miſſionsanſtalt in Leipzig, war von der Miſſionsgeſellſchaft beauftragt, die Miſſionspoſten zu bereiſen und genauen Bericht über den Zuſtand des Miſſionsweſens in Aſien abzuſtatten. Er thut dieß in einer ſehr unbefangenen wahrheitsliebenden Weiſe, ſpricht ſich offen über den geringen Erfolg der bisherigen Miſſionsbeſtrebungen und ihre Gebrechen aus, ſchildert überhaupt die Culturzuſtände des Orients gut, und ſchreibt einfach und klar. Das Werk iſt allen denen, welche den Zuſtand des Miſſionsweſens näher kennen lernen wollen, angelegentlich zu empfehlen und gewährt zugleich eine ſehr intereſſante Unterhaltung.

Fortune, Robert, Dreijährige Wanderungen in den Nordprovinzen von China. Nach der 2. Auflage aus dem Engliſchen überſetzt von E. A. W. Himly. gr. 8. (IV u. 308 S.) Göttingen 1853, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Wanderungen in China während der Jahre 1843—45, nebſt deſſen Reiſen in die Theegegenden Chinas u. Indiens 1848—51. Aus dem Engl. überſ. von J. Th. Zenker. Mit 13 Kupfern u. Karten. gr. 8. (V u. 413 S.) Leipzig 1854, Dyckſche Buchh. 2⅓ Thlr.

Fortune wurde von der engliſchen Gartenbaugeſellſchaft und ſpäter von der engliſch-oſtindiſchen Compagnie nach China geſchickt, um den dortigen Theebau näher kennen zu lernen und deſſen Betrieb an dem Himalaya einzuleiten. Er ſchrieb nun die Ergebniſſe ſeiner Reiſebeobachtungen nieder und wir erhalten durch ihn die erſte genaue auf Selbſtanſchauung gegründete Auskunft über die Theeproduktion und über die mancherlei in den Handel gebrachten Theeſorten, wobei er die Identität des grünen und ſchwarzen Thees feſtgeſtellt hat. Er berichtet aber nicht nur über den Thee, ſondern auch über Baumwolle und überhaupt über den Ackerbau in China, ſowie über die Culturzuſtände der Chineſen, die er als guter, verſtändiger Beobachter unbefangen und klar ſchildert. Die Ueberſetzungen ſind beide gut, die Bilder eine unnöthig vertheuernde Zugabe.

Huc u. Gabet, Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet zur Hauptſtadt des Tale Lama. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von K. Andree. gr. 8. (XXXII u. 360 S.) Leipzig 1855, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— Wanderungen durch das chineſiſche Reich. In deutſcher Bearbeitung herausgeg. v. K. Andree. gr. 8. (XXXII u. 364 S.) Ebend. 1855. n. 1 Thlr.

(Hausbibliothek ꝛc. für Länder- u. Völkerkunde Bd. 7 u. 8.)

Huc, Das chineſiſche Reich. Deutſche Ausgabe. 2 Thle. gr. 8. (XVI 243 u. IV 276 S.) Mit 1 lith. Karte. Leipzig 1856, Dyckſche Buchh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sehr intereſſante Beſchreibung einer Reiſe zweier gebildeter Miſſionäre und ihres mehrjährigen Aufenthalts in der Mongolei und am chineſiſchen Hofe. Nr. 1 u. 2 abgekürzte deutſche Bearbeitung der franzöſ. Originale, die je aus 2 Werken in 2 Bdn. beſtehen. Das dritte Werk, eine vollſtändige Ueberſetzung des Werks von Huc: l'empire chinois mit der Karte des Originals und einem reichhaltigen Sach- und Namenregiſter.

Jungbuhn, Franz, Rückreiſe von Java nach Europa mit der ſog. engl. Ueberlandpoſt im Septbr. u. Octbr. 1848. Aus dem Holländ. von J. K. Haßkarl. Mit 4 Anſichten u. 2 Karten. gr. 8. (V u. 186 S.) Leipzig 1852, Arnold. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, ein holländ. Offizier auf Java, legte ſich zugleich auf Naturforſchung und hat ſich in einem 13jährigen Aufenthalt auf Java ꝛc. gründliche Kenntniß dieſer Inſel erworben, aus welcher er hier manches Intereſſante in unterhaltender Weiſe mittheilt.

Siebold, Franz Phil. v., Urkundliche Darſtellung der Beſtrebungen von Niederland u. Rußland zur Eröffnung Japans für die Schiffahrt u. den Seehandel aller Nationen. Hoch 4. (34 S.) Mit 1 lith. Karte in Fol. Bonn 1854, Maz. n. 1 Thlr.

Ein bewährter Kenner Japans gibt hier über die Handelsverhältniſſe dieſes Reiches umfaſſende Auskunft.

Afrika.

Lane, Ed. Will., Sitten u. Gebräuche der heutigen Aegypter. Nach der dritten Originalausgabe aus dem Engl. überſetzt von Jul. Theod. Zenker. 3 Bde. 2. Ausgabe. 16. (XXXII u. 759 S.) mit 64 Kupfertafeln. Leipzig 1856, Dyckſche Buchh. n. 2½ Thlr.

Ergebniſſe ſorgfältiger Beobachtungen eines mit Vorkenntniſſen trefflich ausgeſtatteten und von Eingeborenen vielfach unterſtützten Engländers. Lebendig geſchrieben und durch viele Zeichnungen, die der Verfaſſer ſelbſt entworfen, erläutert.

Brugſch, Heinrich, Reiſeberichte aus Aegypten. Geſchrieben während einer in den Jahren 1853 u. 1854 unternommenen wiſſenſchaftlichen Reiſe nach dem Nilthale. Mit 1 Karte, 3 Schrifttafeln u. 3 Beilagen. gr. 8. (XIV u. 352 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 2½ Thlr.

Der Zweck des Verfaſſers bei ſeiner Reiſe war, die altägyptiſchen Inſchriften in den noch erhaltenen Gräbern und Tempeln des Nilthales zu ſtudiren und zu ſammeln. Die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe dieſer Forſchungen hat er in zwei größeren Werken niedergelegt, in dieſem Buch wollte er den Nichtgelehrten eine allgemein verſtändliche Mittheilung machen. Dieſe Reiſeberichte enthalten alſo nicht Reiſeerlebniſſe, ſondern Schilderung der merkwürdigen Grabdenkmäler des Nilthales.

Brehm, Alfred Edmund, Reiſeſkizzen aus Nord-Oſt-Afrika oder den unter egyptiſcher Herrſchaft ſtehenden Ländern Egyptien, Nubien, Sennahr, Roſſeeres u. Kordofahn geſammelt auf ſeinen in den Jahren 1847—52 unternommenen Reiſen. 3 Bde. gr. 8. (XXIV u. 1004 S.) Jena 1855, Mauke. n. 4 Thlr.

Eine unterhaltende und lehrreiche Reiſebeſchreibung, welche werthvolle Beiträge zur Naturgeſchichte und meiſterhafte Schilderungen des Volkslebens gibt. Beſonders gelungen iſt die Beſchreibung der tropiſchen Wälder und ihrer Thierwelt.

d'Escayrac de Lauture, Graf, die afrikaniſche Wüſte u. das Land der Schwarzen am oberen Nil. Nach dem Franz. gr. 8. (XI u. 307 S.) Leipzig 1855, Lorck. n. 1 Thlr.

(Hausbibliothek f. Länder- u. Völkerkunde 6. Band.)

Eine lebendige Schilderung des Natur- und Völkerlebens der nördlichen Hälfte von Afrika. Zum Schluß intereſſante Mittheilungen über das Kameel.

Richardſon, James, Bericht über eine Sendung nach Central-Afrika in den Jahren 1850 u. 1851 ꝛc. Aus dem Engliſchen nebſt 1 Karte. gr. 8. (XX u. 360 S.) Leipzig 1853, Dyckſche Buchh. 2 Thlr.

Die Reiſe Richardſons iſt zwar nun durch ſeinen kühnen Nachfolger Barth in Schatten geſtellt, aber es iſt andererſeits gerade zur richtigen Schätzung deſſen, was Barth geleiſtet, wichtig, die Schwierigkeiten kennen zu lernen, mit denen ſein Vorgänger zu kämpfen hatte. Jedenfalls bietet Richardſons Reiſebericht eine Menge intereſſanter Notizen.

Kretſchmar, [illegible]
Leipzig 1853, Hinrichs. 1 Thlr. 24 Ngr.

In etwas rohem ſtiliſtiſchem Gewand gibt der Verfaſſer, der 15 Jahr lang Arzt in der holländiſchen Capcolonie war, die Ergebniſſe ſeiner Beobachtung; er zeichnet die Bewohner des Caps, beſonders die Holländer, nach ihren politiſchen, ſocialen und religiöſen Zuſtänden und widmet auch den naturwiſſenſchaftlichen Beziehungen ſeine Aufmerkſamkeit zu.

Hecquard, Hyacinth (Geſandtſchaftsſecretär am franz. Conſulate von Bahia) Reiſe an die Küſte u. das Innere von Afrika. Aus dem Franz. mit 5 Lithogr. u. 3 Karten. gr. 8. (XVI u. 288 S.) Leipzig 1854, Dyckſche Buchh. 2 Thlr. 27 Ngr.

Ergänzt unſere Kenntniß Senegambiens und geſtattet uns einen Einblick in das Leben und Treiben der verſchiedenen Negervölker; gibt auch manche neue geographiſche Aufklärungen. Die Ueberſetzung an manchen Stellen nicht gut deutſch.

Minutoli, Julius von, Die canariſchen Inſeln, ihre Vergangenheit und Zukunft. Lex. 8. (IX u. 259 S.) Berlin 1854, Verlags-Anſtalt. n. 2 Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Monographie, die den dermaligen Stand unſerer Kunde über die canariſchen Inſeln zweckmäßig zuſammenfaßt.

Cruickshank, Brodie, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküſte Afrikas. Aus dem Engl. überſ. gr. 8. (VIII u. 312 S.) Leipzig 1855, Dyckſche Buchh. 1 Thlr. 27 Ngr.

Beobachtungen eines engl. Beamten auf Cape Coast Castle. Beſonders intereſſant für die Geſchichte des Sclavenhandels, deſſen alte Uebung auf der Goldküſte der Verfaſſer nachweiſt, und für das Miſſionsweſen.

Taylor, Bayard, Eine Reiſe nach Centralafrika oder Leben u. Landſchaften von Egypten bis zu den Negerſtaaten am weißen Nil. Ueberſ. von Joh. Ziethen. 8. (XIV u. 474 S.) Leipzig 1855, Voigt u. Günther. n. 1⅔ Thlr.

Bericht eines gebildeten amerikaniſchen Touriſten, der alles Intereſſante, das ihm aufſtößt, klar und anſchaulich ſchildert und beſonders die geographiſchen Partien mit großem Geſchick zeichnet.

Buvry, L., Algerien u. ſeine Zukunft unter franzöſiſcher Herrſchaft. Nach eigener Anſchauung u. authentiſchen Quellen namentlich auch in Rückſicht auf deutſche Auswanderung bearbeitet. gr. 8. (XX u. 266 S.) Berlin 1855, Schindler. n. 1⅓ Thlr.

Der bekannte Geograph Gumprecht rühmt in ſeinem Vorwort: „den Hauptzügen nach finden wir hier die Geſtaltung der Oberfläche, die natürlichen Hilfsquellen, das Klima nebſt den Krankheitsverhältniſſen, die gegenwärtigen Culturen, den Charakter und die Sitten der verſchiedenen Bevölkerungen, endlich die Eigenthümlichkeit der Städte geſchildert, und zahlreiche Beobachtungen des Verfaſſers geben zugleich ſeinen mit reichem ernſtem Detail ausgeſtatteten Bildern Leben und Anſchaulichkeit." Zu rühmen iſt, daß der Verfaſſer trotz ſeines ſpeciellen Zwecks ſich doch zu keiner parteiiſchen Anpreiſung Algeriens als Auswanderungsziel hat verleiten laſſen.

Weber, Max Maria v., Ein Ausflug nach dem franzöſiſchen Nordafrika. 8. (VIII u. 131 S.) Leipzig 1855, C. H. Mayer. ⅔ Thlr.

Der Verfaſſer, ein Sohn des berühmten Componiſten und ſächſiſcher Eiſenbahndirector, verbindet den Scharfblick eines tüchtigen Geſchäftsmannes mit der künſtleriſchen warmen Auffaſſung eines Dichters. Algier nebſt Umgegend, Arbeh, Blidah, Medeah werden nach ihrer landſchaftl. und nationalen Eigenthümlichkeit in einer Reihe von Skizzen ſcharf und lebendig geſchildert, wobei uns die Gegenſätze oriental. Stabilität und neueſter europ. Bildung frappant entgegentreten.

Amerika.

Handelmann, Heinrich, Geſchichte der amerikaniſchen Koloniſation u. Unabhängigkeit. 1. Bd. Die Staaten der weißen u. ſchwarzen Race, Vereinigte Staaten, Hayti u. Braſilien.

1. Lief. Die vereinigten Staaten. gr. 8. (XIV u. 377 S.) Kiel 1856, Schwers. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

2. „ Die vereinigten Staaten, die Unabhängigkeit, Geſchichte der Inſel Hayti. gr. 8. (XVIII u. 379—686 u. VIII u. 192 S.) Ebend. 1856. n. 2 Thlr. 14 Ngr.

Ein gediegenes Werk, das die Entwicklung der amerikaniſchen Colonien klar und gründlich darlegt. Die Geſchichte der vereinigten Staaten iſt von den erſten Anfängen Neu-Englands bis zu der gegenwärtigen Stellung des Knownothingthums ausgeführt. Das beſte deutſche Werk über die Geſchichte der Vereinigten Staaten. Auch die Geſchichte Haytis verdient gleiches Lob.

Reimann, Ed., Die vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergang vom Staatenbund zum Bundesſtaat. gr. 8. (VII u. 274 S.) Weimar 1855, Böhlau. n. 1⅓ Thlr.

Gibt in klarer gedrängter Erzählung ein Bild von den Verhandlungen in der geſetzgebenden Verſammlung mit Hervorhebung der Knotenpunkte. Allen denen, welche mit einer allgemeinen aber zuverläſſigen Kenntniß der betreffenden Hergänge zufrieden ſind, ſehr zu empfehlen. Zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) Geſchichte der Vereinigungsbeſtrebungen vor der Verfaſſung von 1781. 2) Erfahrungen während der Dauer dieſes loſeren Bundes. 3) Verhandlungen der verfaſſunggebenden Verſammlung bis zur Einführung des jetzigen Bundesſtaates.

Kottenkamp, Franz, Die erſten Amerikaner im Weſten. Daniel Boone u. ſeine Gefährten. (Die Gründung Kentuckys). Tecumſeh u. deſſen Bruder. Für die reifere Jugend u. das Volk bearbeitet. Mit 1 Titelbild. gr. 8. (XII u. 540 S.) Stuttgart 1855, Schmidt u. Spring. 1¾ Thlr.

Keine Fabrikwaare für die Jugend, ſondern eine ſolide Arbeit von intereſſantem Inhalt. Der Verfaſſer erzählt nach amerikaniſchen Quellen die erſten Anſiedlungen der Angloamerikaner im Weſten mit Treue und Lebendigkeit, die das Buch allerdings zu einer anziehenden Lectüre für die Jugend macht.

Irving, Waſhington, Das Leben George Waſhingtons a. d. Engl. v. W. E. Drugulin. Bd. 1. 2. (a. u. d. T.: moderne Geſchichtsſchreiber 5. 6. Bd.) gr. 8. (I. XII u. 388. II. XIV u. 410 S.) Leipzig 1855—56, Lorck. n. 2 Thlr.

—— —— 1. Bd. 8. (XVI u. 423 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Eine ausführliche objectiv gehaltene Biographie Waſhingtons und zugleich Geſchichte des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes. Einfacher und weniger phraſenhaft als Bancrofts Geſchichte.

Schmidt, Carl, Dies Buch gehört dem deutſchen Auswanderer. Eine geographiſch-ſtatiſtiſche u. geſchichtliche Beſchreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit beſonderer Rückſichtnahme auf Auswanderung u. Coloniſation ꝛc. Mit 1 Karte der vereinigten Staaten, Californien, Oregon u. Cuba. 2. Ausg. Lex. 8. (VI u. 333 S.) Leipzig 1855, O. Wigand. 2 Thlr., ohne Karte 1 Thlr.

Der Verfaſſer, Secretär im amerikaniſchen Conſulate in Leipzig, hatte in ſeiner Stellung Gelegenheit, ſich eine genaue Kenntniß der amerikaniſchen Verhältniſſe und der Bedürfniſſe der Auswanderer zu verſchaffen. Das Buch iſt ſehr praktiſch eingerichtet und der Verfaſſer ſucht überall die volle Wahrheit zu geben.

Atlantiſche Studien. Von in Amerika lebenden Deutſchen. I. II. Jahrg. à Jahrg. 12 Hefte (od. 4 Bde.) Lex. 8. (à Heft 80 S.) Göttingen 1853—54, G. Wigand. à Jahrg. 6 Thlr.

Eine Art Zeitſchrift für Kenntniß amerikaniſcher Zuſtände. Vorwiegende Neigung, die Schattenſeite hervorzuheben und die erlebten Enttäuſchungen darzulegen.

Pulsky, Fr. u. Th., Weiß, Roth u. Schwarz. Skizzen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft in den vereinigten Staaten. Aus dem Engliſchen. 5 Bdchn. 12. (X u. 990 S.) Kaſſel 1853, Fiſcher. 2⅓ Thlr.

Die Farben bedeuten die drei verſchiedenen Racen, von denen Amerika bewohnt iſt, Europäer, Indianer u. Neger. Es ſind meiſtens verſtändige Beobachtungen und Betrachtungen in leichter Touriſtenmanier, oft etwas gar zu breit.

Briefe aus den vereinigten Staaten von Nordamerika von ***. 2 Bde. (XVI 274 u. 358 S.) Leipzig 1853, Weber. n. 2⅔ Thlr.

Gibt ein anſchauliches und treues Bild von den Verhältniſſen im Weſten der vereinigten Staaten und dem Leben der Deutſchen in demſelben. Die Abſicht des Verfaſſers, der einige Jahre in Illinois angeſiedelt geweſen und abſchreckende Erfahrungen gemacht haben muß, ſcheint die zu ſein, auswanderungsluſtige Landsleute vor Täuſchungen zu bewahren und ihnen deßhalb möglichſt reinen Wein einzuſchenken. Mitunter trägt er wohl die Schatten etwas zu ſtark auf.

Buſch, Moritz, Wanderungen zwiſchen Hudſon u. Miſſiſſippi 1851 u. 1852. 2 Bde. gr. 8. (X u. 771 S.) Stuttg. 1854, Cotta. 3 Thlr.

Eines der beſten Werke über nordamerikaniſches Volks- und Geſellſchaftsleben, mit Geiſt und Humor geſchrieben, ebenſo wirklich belehrend als angenehm unterhaltend.

Bremer, Fr., Die Heimath in der neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen geſchrieben während zweijähriger Reiſen in Nordamerika u. auf Cuba. Aus d. Schwed. 9 Thle. gr. 12. (XVI u. 1451 S.) Leipzig 1854—55, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Anmuthiges Geplauder, aus dem wir manche Seite des amerikaniſchen Lebens kennen lernen.

Gerſtäcker, Fr., Aus dem Waldleben Amerikas. 2 Abth. (in je 3 Bdn.) 2. Aufl. 8. (XXVIII u. 874. VIII u. 908 S.) Leipzig 1853, Coſtenoble. 10 Thlr.

—— —— Miſſiſſippibilder. Licht und Schattenſeiten transatlantiſchen Lebens. 2 Bde. 8. 2. verm. Aufl. (VIII u. 766 S.) Leipzig 1853, Arnold. 3 Thlr. 24 Ngr.

—— —— Nach Amerika. Ein Volksbuch. 6 Bde. 8. (XXVIII u. 1603 S.) Leipzig 1855, Coſtenoble. n. 6 Thlr. 12 Ngr.

Leichte Touriſtenwaare, mit lebendiger Phantaſie und Humor unterhaltend geſchrieben.

Olshauſen, Theodor, Die Vereinigten Staaten von Amerika geograph. u. ſtatiſtiſch beſchrieben.

1. Theil: Das Miſſiſſippithal im Allgemeinen. gr. 8. (VIII u. 427 S.) Mit 5 Karten. Kiel 1853, akad. Buchh. n. 2 Thlr. 9 Ngr.

2. Theil: Das Miſſiſſippithal u. die einzelnen Staaten deſſelben. Staat Miſſouri u. Jowa. gr. 8. (XX u. 391 S.) Ebend. 1854—55. n. 3 Thlr.

Eine ſorgfältige, zum Theil auf amtliche Quellen geſtützte Arbeit, welche die Reiſebeſchreibungen und allgemeinen Werke über Amerika durch genauere Angaben über Einzelnes ergänzt.

Schaff, Philipp, Amerika. Die politiſchen, ſocialen u. religiös-kirchlichen Zuſtände der vereinigten Staaten von Nordamerika mit beſonderer Rückſicht auf die Deutſchen, aus eigener Anſchauung dargeſtellt. gr. 8. (XXIII u. 278 S.) Berlin 1854, Wiegandt u. Grieben. n. 1⅙ Thlr.

Lebendige Schilderung eines in Amerika eingebürgerten deutſchen Theologen. Im Ganzen günſtige Anſchauungsweiſe, apologetiſche Schilderung mit kühnen culturgeſchichtlichen Ausblicken in die Zukunft Amerikas.

Wagner Moritz u. Karl **Scherzer**, Reiſen in Nordamerika in den Jahren 1852 u. 53. 3 Bde. 8. (XLVIII u. 1309 S.) Leipzig 1854, Arnold. n. 6 Thlr.

Die Reiſenden befahren den Miſſiſſippi bis in die Gebiete Minneſota und den St. Antons Waſſerfällen, gehen ſtromabwärts nach Gadena und St. Louis, beſuchen die Eiſenwerke in Miſſouri, reiſen auf dem Ohio nach Louisville durch Teneſſee, Georgien und Alabama nach Neu-Orleans und von dort nach Louiſiana. Der Reiſebericht ſteht den früheren Werken Wagners weit nach, es ſind unverarbeitete Materialien, welche überdieß die gehörige Vorbereitung für die Reiſebeobachtung vielfach vermiſſen laſſen, dazu manche Unrichtigkeiten unnöthige Abſchweifungen und flaches Gerede.

Kohl, J. G., Reiſen in Canada u. durch die Staaten von New-York u. Pennſylvanien. gr. 8. (VI u. 576 S.) Stuttgart 1856, Cotta. 2⅔ Thlr.

S. Reiſen und Reiſebeſchreibungen. Herausgeg. v. H. Hauff u. A. F. Peſchel. Lief. 43.

Olshauſen, Theodor, Geſchichte der Mormonen oder Jüngſten-Tages-Heiligen in Nordamerika. gr. 8. IV u. 244 S.) Göttingen 1856, Vandenhöck u. Ruprecht. n. 1 Thlr.

Ein mit den amerikaniſchen Zuſtänden vertrauter Deutſcher gibt hier eine Geſchichte der Mormonen, die zu dem bisher Bekannten manches thatſächlich Neue beibringt und von den Lehren und ſocialen Einrichtungen das zuſammenſtellt, was als unzweifelhaft betrachtet werden kann.

Meyer, Carl, Nach dem Sacramento. Reiſebilder eines Heimgekehrten. gr. 8. (IV u. 365 S.) Aarau 1856, Sauerländers Verl. 1½ Thlr.

Ein gebildeter, namentlich mit den Naturwiſſenſchaften vertrauter Schweizer ſchildert ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen auf einer Reiſe von den Vereinigten Staaten über Panama nach Californien und von da über Cuba nach der Heimath. Eine der beſten Schriften über Californien.

Heller, Carl Barth., Reiſen in Mexiko in den Jahren 1845—1848. Mit 2 Karten, 6 Holzſchnitten u. einer Lithographie. gr. 8. (XXIV u. 432 S.) Leipzig 1853, Engelmann. n. 3 Thlr.

Reiſebeſchreibung eines Naturforſchers, die neben naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen manches Intereſſante über Land und Volk enthält und zu unterhaltender Lectüre dienen kann.

Sartorius, C., Mexico. Landſchaftsbilder u. Skizzen aus dem Volksleben. Mit Stahlſtichen nach Orig. Aufnahmen v. Moritz Rugendas. 4. Lief. à 3 Stahlſt. u. 1 Bogen Text. Lex. 8. Darmſtadt 1855 u. 1856, Lange. à n. ⅙ Thlr.

Geiſtreiche Beſchreibungen zu ſchönen Bildern.

Kapp, Friedrich, Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten geſchichtlich entwickelt. 8. (VI u. 185 S. mit 1 Steintaf.) Göttingen 1854, Wigand. 1 Thlr.

Der Verfaſſer iſt zwar nicht ganz frei von humanitären Phraſen, betrachtet aber doch die wirklichen Verhältniſſe mit praktiſchem Blick, geht näher auf den Gegenſatz der ſüdlichen und nördlichen Staaten ein, tritt den unbedingten Anſprüchen der Abolitioniſten mit verſtändiger Darlegung der thatſächlichen Verhältniſſe entgegen, und zweifelt an einer baldigen Löſung der Sklavenfrage.

Centralamerika.

Stephens, John L., Begebenheiten auf einer Reiſe in Yucatan. Deutſch von N. N. W. Meißner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen u. 1 Karte. gr. 8. (XVIII u. 438 S.) Leipzig 1853, Dyckſche B. 12 Thlr.

Stephens, John L., Reiſeerlebniſſe in Centralamerika, Chiapas u. Yucatan. Nach der 2. Auflage ins Deutſche übertragen von Ed. Höpfner. Mit 1 Karte, Plänen u. zahlreichen Illuſtrationen. gr. 8. (XIV u. 554 S.) Leipzig 1854, Dyckſche B. 9 Thlr.

Epochemachende Werke für Archaeologie und Kenntniß der politiſchen Zuſtände Mittelamerika's Die Baudenkmale von 44 altindianiſchen Städten, welche, weſentlich verſchieden von denen des europäiſchen und aſiatiſchen Alterthums, von einer reichen geſchichtlichen Entwicklung verſchiedener amerikaniſcher Völkerſchaften Zeugniß geben, werden genau beſchrieben und die durch Parteitreiben und Tyrannei Einzelner zerrütteten Republiken nach eigener Anſchauung in ihren grauenvollen Zuſtänden treffend geſchildert. Hauptwerke über dieſen Theil von Centralamerika.

Squier, E. G., Der centralamerikaniſche Staat Nicaragua in Bezug auf ſein Volk, ſeine Natur u. ſeine Denkmäler. Nebſt einer ausführlichen Abhandlung über den projectirten interoceaniſchen Kanal. Ins Deutſche übertragen von Eduard Höpfner u. mit einem Vorwort eingeleitet von Carl Ritter. Mit zahlreichen (33) Illuſtrationen u. mehren (4) Karten gr. 8. (XVIII u. 570 S.) Leipzig 1854, Dyckſche B. 6⅔ Thlr.

Enthält reichhaltige antiquariſche Entdeckungen, ſammt vielen Beobachtungen aus der Gegenwart, die der Verfaſſer, Geſchäftsführer der Union bei den centralamerikaniſchen Staaten, zu machen Gelegenheit hatte. Schildert Land und Staat in einem günſtigen Lichte.

Reichardt, C. F., Nicaragua. Nach eigener Anſchauung im Jahre 1852 u. mit beſonderer Beziehung auf die Auswanderung nach den heißen Zonen Amerika's. Mit 1 General- u. 1 Specialkarte. gr. 8. (XXVI u. 296 S.) Braunſchweig 1854, Vieweg u. Sohn. n. 2⅓ Thlr.

Bildet eine gute Ergänzung zu Squiers Werk und bietet eine klare Ueberſicht über Land und Leute, Klima, Bodenerzeugniſſe und Handelsverhältniſſe. Die Auswandererverhältniſſe ſind ſehr eingehend und belehrend behandelt.

Wagner, Moritz u. Karl **Scherzer**, Die Republik CoſtaRica in Central-Amerika. Mit beſonderer Berückſichtigung der Naturverhältniſſe u. der Frage der deutſchen Auswanderung u. Coloniſation. Reiſeſtudien aus den Jahren 1853 u. 1854. Mit 1 Karte. gr. 8. (XVI u. 578 S.) Leipzig 1856, Arnold. n. 3 Thlr.

Die erſte umfaſſende und getreue Schilderung dieſes mit dem mildeſten Klima geſegneten Fleck Landes, das die Verfaſſer vorzugsweiſe für deutſche Anſiedelung empfehlen. Gibt neben ſehr beachtenswerthen Rathſchlägen für die Coloniſation auch treffliche Naturſchilderungen. Die Karte ſehr ungenügend.

Bibra, Ernſt v., Reiſe in Südamerika. 2 Thle. gr. 8. (III u. 648 S.) Mannheim 1854, Baſſermann. 2 Thlr.

Mittheilungen aus dem Reiſetagbuch, mit hin und wieder ausgeführten Schilderungen naturwiſſenſchaftlichen und ethnographiſchen Gehaltes. Für das größere Publicum beſtimmt, dem das Buch eine ſehr intereſſante Lectüre bietet.

Burmeiſter, Hermann, Reiſe nach Braſilien durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës. Mit beſonderer Rückſicht auf die Naturgeſchichte der Gold- u. Diamantendiſtricte. Mit 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 608 S.) Berlin 1853, G. Reimer. n. 2⅔ Thlr.

Eine ebenſo unterhaltende als lehrreiche Reiſebeſchreibung. Der Verfaſſer, der ſich vor den Meiſten ſeiner Fachgenoſſen durch äſthetiſche Bildung und eine entſprechende Darſtellungsgabe auszeichnet, theilt hier das Tagebuch ſeiner an Erlebniſſen ſowie an wiſſenſchaftlichen Beobachtungen reichen Reiſe in friſcher lebendiger Darſtellung mit. Eine der empfehlenswertheſten Reiſebeſchreibungen. Sehr elegante Ausſtattung.

Burmeiſter, Hermann, Landſchaftliche Bilder Braſiliens u. Portraits einiger Urvölker; als Atlas zu der Reiſe von Rio Janeiro u. Minas geraës. Fol. (11 Tafeln in Tondruck u. 7 S. Text.) Berlin 1853, G. Reimer. n. 3⅓ Thlr.

Kappler, A., Sechs Jahre in Surinam oder Bilder aus dem militäriſchen Leben dieſer Colonie u. Skizzen zur Kenntniß ſeiner ſocialen u. naturwiſſenſchaftlichen Verhältniſſe. 8. (VI u. 282 S.) Stuttgart 1854, Schweizerbart. 1½ Thlr.

Der Verfaſſer, der urſprünglich dem Handelsſtand beſtimmt, ſich 1835 als Soldat für die holländiſchen Colonien anwerben ließ, kam auf dieſe Weiſe nach Surinam, wo er in der Folge zu einem ſelbſtändigen Etabliſſement als Pflanzer gelangte, und legt hier ſeine Erfahrungen und Beobachtungen in einfacher anſprechender Darſtellung vor.

Duttenhofer, Martin, Ueber die Emancipation der Neger. Ein Verſuch z. Aufſtell. humaner Principien in dieſer Frage. gr. 8. (94 S.) Nördlingen 1855, Beck. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, Mitglied einer mit der Unterſuchung Surinams betrauten Commiſſion, hat die Verhältniſſe der Sklaven hauptſächlich in den holländiſchen Colonien ſtudiert, und die einſchlägige Literatur ziemlich vollſtändig beigezogen, erörtert die Frage ſowohl principiell, als nach den thatſächlichen Verhältniſſen und entſcheidet ſich ſchließlich nicht für gänzliche Abſchaffung der Negerſklaverei, aber für Verwandlung der eigentlichen Sklaverei in eine dem Adoptivverhältniſſe analoge Hörigkeit, um auf dieſe Weiſe die Neger durch Gewöhnung an Arbeit und Ordnung und durch eigentliche Erziehung in menſchlichere Zuſtände einzuführen.

Amerikaniſche Religionen.

Müller, J. G., Geſchichte der amerikaniſchen Urreligionen. gr. 8. (VIII u. 707 S.) Baſel 1855, Schweighauſers Verl. n. 2⅔ Thlr.

Sorgfältige Ausbeutung der gedruckten Quellen-Literatur, mit geſundem Urtheil verarbeitet.

Auſtralien.

Ungewitter, H. F., Der Welttheil Auſtralien. Neueſte ausführl. Beſchreib. deſſelben ꝛc. Mit einem Vorwort von G. H. v. Schubert. gr. 8. (VIII u. 515 S.) Erlangen 1853, Palm u. Enke. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Eine gute geographiſche und hiſtoriſche Beſchreibung dieſes Welttheils mit beſonderer Berückſichtigung der Miſſionsgeſchichte.

Sidney, Samuel, Auſtralien. Geſchichte u. Beſchreibung der drei auſtraliſchen Kolonien: Neu-Süd-Wales, Victoria u. Süd-Auſtralien. Nach der 2. Aufl. des engl. Originals überſ. von C. Volckhauſen. gr. 8. (VI u. 416 S.) Hamburg 1854, O. Meißner. 1 Thlr. 6 Ngr.

Erzählt die Geſchichte der auſtraliſchen Kolonie von ihrer erſten Entſtehung bis auf den heutigen Tag und gibt ſodann eine treue Schilderung der engliſchen Verwaltung, wobei er auch die Blößen derſelben aufzudecken ſich nicht ſcheut. Strenge Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit werden ihm nachgerühmt. Genaue ſtatiſtiſche Angaben über Export und Import, über den Zolltarif, über die Preiſe der Lebensmittel, über Kirche und Schule, über Agricultur und Schafzucht, den officiellen Acten der Regierung entnommen, verleihen dem Buch beſonderen Werth.

Büchele, C., Auſtralien in der Gegenwart nach ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung u. Beſchaffenheit, ſeinen Einwohnern u. Produkten, ſeinen ſocialen u. ſtatiſtiſchen Verhältniſſen geſchildert. gr. 8. (IV u. 444 S.) Stuttgart 1856, Hallbergers Verl. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eine gut geordnete Zuſammenſtellung der bis jetzt vorhandenen Berichte über Auſtralien.

Bruhn, G. H., Mittheilungen über die auſtraliſchen Colonien nach eigenen Erfahrungen u. Betrachtungen. gr. 8. (48 S.) Hamburg 1855, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 6 Ngr.

Der Verfaſſer war ſchon mehrere Jahre vor Entdeckung der Goldminen in Auſtralien, hat die ganze Entwicklung der dortigen Verhältniſſe mit eigenen Augen beobachtet und gibt hier eine gedrängte Ueberſicht der Natur, der Produkte, der völkerſchaftlichen und Koloniſationsverhältniſſe der bis jetzt bekannten Gegenden.

•**Rowcroft,** Charles, Bilder aus Auſtralien. Erzählungen aus den Colonien von Van-Diemensland. Deutſch von Fried. Gerſtäcker. Abthlg. I. Die Abenteuer eines Auswanderers. N. A. 3 Thle. 8. (XII u. 730 S.) Leipzig 1853, O. Wigand. 1⅓ Thlr.

Abthlg. II. Der Buſchrähndſcher. N. A. 3 Thle. 8. (IV u. 856 S.) Ebend. 1853. 1⅓ Thlr.

Unterhaltende Erzählung.

Howitt, William, Abenteuer in den Wildniſſen von Auſtralien. Aus dem Engliſchen von H. Sebald. 8. (X u. 358 S. mit 1 Abbild.) Berlin 1856, Janke. ⅚ Thlr.

Unterhaltende mit friſchem Humor gewürzte Reiſeſchilderung in der Art Gerſtäckers.

Culturgeſchichte.

Klemm, G., Allgemeine Culturwiſſenſchaft. Die materiellen Grundlagen menſchlicher Cultur.

I. Band: Einleitung, Lebensgeſchichte des Verfaſſers u. Entſtehungsgeſchichte des Buches: Feuer, Nahrung, Getränke, Narkotika. gr. 8. (VII u. 399 S.) Leipzig 1855, Romberg. n. 2 Thlr.

II. Band: Werkzeuge u. Waffen. gr. 8. (VII u. 393 S. mit Holzſchn.) Ebend. 1854. n. 1⅚ Thlr.

Der Anfang eines größeren auf 5 Bände berechneten Werkes, in welchem der durch ſeine ethnographiſche Culturgeſchichte bekannte Verfaſſer ſich die Aufgabe ſtellt, die zum äußeren Leben gehörige Culturentwicklung nach den Gattungen des menſchlichen Lebensbedarfs zu behandeln. Wir finden hier eine ſehr reichhaltige Sammlung von einſchlägigen Notizen, eine wiſſenſchaftliche Behandlung der Culturgeſchichte iſt es aber nicht. Die Vorrede, welche eine intereſſante Selbſtbiographie enthält, gibt uns Aufſchluß über die Quellen des Verfaſſers und ſeine culturhiſtoriſchen Sammlungen, welche dem Buche zu Grunde liegen. Von den folgenden Bänden wird der

3. über Kleidung, Trachten und Schmuck handeln, der 4. über Wohnſtätten, Hausrath und Fahrzeuge, der 5. über Geſäße.

Braun, Julius, Studien u. Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Vierzehn Vorleſungen. 8. (III u. 415 S.) Mannheim 1854, Baſſermann. n. 2 Thlr.

Geiſtreiche Skizzen aus der ägyptiſchen, ſyriſchen und griechiſchen Culturgeſchichte, aus einer zweijährigen Reiſe in den betreffenden Ländern erwachſen. Der wiſſenſchaftliche Werth der Deutungen alter Monumente und der neuen Geſichtspunkte, worauf der Verfaſſer in jugendlicher Ueberſchätzung Werth legt, iſt nicht erheblich.

Rehlen, C. G., Die Geſchichte der Entdeckungen u. Erfindungen von den erſten Anfängen der Menſchheit bis auf unſere Tage. gr. 8. (VII u. 92 S.) Leipzig 1853, O. Wigand. n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer bemüht ſich mit Glück zwiſchen allgemeinen Phraſen und trockener Aufzählung die Mitte zu halten und eine dem populären Zweck entſprechende Darſtellung zu liefern.

Kirchmann, V. F., Geſchichte der Arbeit u. Cultur, dargeſtellt als Lehrgegenſtand für Schulen u. als Leſebuch für Jedermann. gr. 8. (X u. 230 S.) Leipzig 1855, G. Mayer. n. ⅔ Thlr.

Eine ſehr zweckmäßige entſprechende Auswahl aus der Culturgeſchichte, die der Verfaſſer neben der Staaten- und Kriegsgeſchichte zu einem ſtehenden Theil des öffentlichen Unterrichts machen möchte.

Weiß, Herm., Geſchichte des Koſtüms. Die Tracht, die baulichen Einrichtungen u. das Geräth der vornehmſten Völker der öſtlichen Erdhälfte. 1. Abthlg.: Geſchichte des Koſtüms der vornehmſten Völker des Alterthums. Thl. 1: Afrika. gr. 8. (XXII u. 407 S.) Berlin 1853, Dümmler. n. 2⅓ Thlr.

Beabſichtigt die faßbaren Reſultate der Culturgeſchichte zur Darſtellung zu bringen und auf Sitten, Gebräuche u. ſ. w. nur inſofern Rückſicht zu nehmen, als ſie damit in engerem Zuſammenhang ſtehen. Das Ganze ſoll in 3 Hauptabtheilungen: Alterthum, Mittelalter und neue Zeit zerfallen, die ſich aber wieder in Unterabtheilungen ſcheiden. Später will der Verfaſſer auch noch einen Bilderatlas beigeben.

Weiß, Hermann, Koſtümkunde. Handbuch der Geſchichte der Tracht, des Baues u. Geräthes von den früheſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit zahlreichen Illuſtrationen nach Originalzeichnungen des Verfaſſers. 1. 2. Lief. gr. 8. (S. 1—256. mit 1 Kupfertaf.) Stuttgart 1856, Ebner u. Seubert. à Lief. n. 24 Ngr.

Die erweiterte Umarbeitung des früher begonnenen Werkes.

Der Zweck des begonnenen Werkes iſt, in möglichſt klarer überſichtlicher Weiſe, die Trachten, Wohnungen und Geräthe zur Darſtellung zu bringen und daraus Reſultate für die Culturgeſchichte zu gewinnen.

Das Ganze ſoll 7 bis 8 Lieferungen umfaſſen. Die Ausſtattung elegant, ſchließt ſich an Kuglers Kunſtgeſchichte an.

Scherer, Herm., Allgemeine Geſchichte des Welthandels.

I. Von den früheſten Zeiten bis zur Entdeckung Amerikas. gr. 8. (XIII u. 484 S.) Leipzig 1852, H. Schultze. n. 2⅔ Thlr.

II. Von der Entdeckung Amerikas bis zum Frieden von Verſailles 1492—1783. gr. 8. (XXXII u. 739 S.) Ebend. 1853. n. 3⅓ Thlr.

Im Ganzen eine recht brauchbare Ueberſicht, die übrigens oft, namentlich in der älteren Zeit, aus ſekundären Quellen ſchöpft und in der Kritik manches vermiſſen läßt, auch hin und wieder zu viel Abſchweifungen und ſubjektive, nicht gehörig gerechtfertigte Anſichten vorbringt.

Klemm, Guſtav, Die Frauen. Culturgeſchichtliche Schilderungen des Zuſtandes u. Einfluſſes der Frauen in den verſchiedenen Zonen u. Zeitaltern. 1. Bd. 8. (VI u. 411 S.) Dresden 1854, Arnold. n. 2 Thlr. 2. Bd. 8. (III u. 361 S.) Ebend. 1855. n. 2 Thlr.

Ein Werk des in culturgeſchichtlichen Mittheilungen unermüdeten Verfaſſers, das den Anſpruch macht, eine weſentliche Lücke in der Weltgeſchichte auszufüllen, aber nach ſeiner Aufgabe und der Zeit der Ausführung, wie ſie im erſten Bande vorliegt, ſchwerlich großen Anklang finden dürfte. Dieſer erſte Band enthält eine ziemlich unkritiſche Zuſammenſtellung von Erzählungen älterer und neuerer Reiſenden über das Verhältniß der Frauen bei außereuropäiſchen Nichtculturvölkern. Eine zweite Abtheilung ſoll uns die Zuſtände der Frauen Europas ſchildern in folgenden Abſchnitten: 1) Die Frau in der Familie und im Privatleben, 2) im Staate, 3) in der Religion, 4) in Literatur und Wiſſenſchaft, 5) in der Kunſt, und das ganze Werk ſoll 6 Bände umfaſſen.

Mähly, J. A., Die Frauen des griechiſchen Alterthums. Eine Vorleſung. gr. 8. (36 S.) Baſel 1853, Schweighauſers Sort.-B. ¼ Thlr.

Eine geſchmackvolle Zuſammenſtellung deſſen, was wir aus den Alten von der Stellung der Frauen wiſſen.

Wüſtemann, Er. Fr., Unterhaltungen aus der alten Welt für Blumen- u. Gartenfreunde. 3 Vorträge. gr. 8. (68 S.) Gotha 1854, Gläſer. n. 12 Ngr.

Geſchmackvolle Mittheilungen eines anerkannten Philologen über das Veredeln der Bäume, die Roſencultur, und die Fabrikation des Papieres bei den Alten.

Biedermann, Karl, Frauenbrevier. Culturgeſchichtliche Vorleſungen. 8. (XIX u. 529 S.) Leipzig 1856, Weber. n. 2 Thlr.

Vorleſungen vor einem Kreiſe von Damen gehalten, die, wie der Verfaſſer im Eingange ſagt, ebenſogut als Lebensphiloſophie wie als Culturgeſchichte bezeichnet werden könnten. Sie beſtehen einerſeits aus einer Theorie der Bildung und Stellung der Frauen, andererſeits aus einer encyclopädiſchen Darſtellung der für Frauen geeigneten Bildungselemente, wie Geſchichte, Religion, Kunſt und Literatur. Dem ſchönen Ideale der Weiblichkeit, das der Verfaſſer im erſten Theile aufſtellt, möchten aber die Ausführungen des zweiten Theils nicht immer entſprechen, da er den Frauen zu wenig ein tieferes Eingehen zumuthet, was beſonders bei der Religion fühlbar wird.

Weinhold, Karl, Altnordiſches Leben. Mit 1 Schrifttafel. gr. 8. (VII u. 512 S.) Berlin 1856, Weidmann'ſche B. 2½ Thlr.

Eine ſittengeſchichtliche Monographie über die Scandinavier, in ähnlicher Weiſe behandelt wie des Verfaſſers Buch über die Frauen des Mittelalters, zunächſt für Fachgenoſſen, dann überhaupt für Freunde altdeutſcher Studien. Die Sicherheit der Unterſuchung und die durchgearbeitete Form ſprechen wohlthuend an. Der Verfaſſer bekennt übrigens in der Vorrede, daß das Herausarbeiten aus dem Stoffe nicht der einzige Zweck geweſen, ſondern daß er durch Wiedererweckung einer ſtarken mannhaften Welt auf die matte und charakterloſe Gegenwart habe wirken wollen ſo gut er könne.

Rückert, Heinr., Culturgeſchichte des deutſchen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum. 2 Bde. gr. 8. (I. VIII u. 354 S. II. VII u. 527 S.) Leipzig 1853—54, T. O. Weigel. 2 Thlr.

Eine Schrift von reichem Inhalt, in welcher der Verfall des Heidenthums, die Einwirkung römiſcher Bildung und die Anfänge des Chriſtenthums, die gerade damals hervortretende ungeheure Rohheit und Sittenverderbniß, welche zur ſtrengſten Kirchenzucht nöthigte, der Gegenſatz des Arianismus und Katholicismus, die Umbildung des germaniſchen Volkscharakters gründlich erörtert werden. Uebrigens treten die Zielpunkte der Unterſuchung und ihre Reſultate nicht klar genug hervor.

Literaturgeſchichte.

Literaturgeſchichtliche Monographien, welche man etwa hier vermißt, ſuche man weiter unten in dem Abſchnitt: „Biographien.“

Gräße, J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeſchichte. Bd. III. Abth. 2: Das 17. Jahrhundert. gr. 8. (V 1012 S.) Leipzig 1852—1853, Arnold. 4⅔ Thlr.

Bd. III. 3. Abth.: Das 18. u. die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts. (1—1132 S.) Ebend. 1853—56. 5 Thlr.

Eine Arbeit von großem Stoffreichthum, im Ganzen ſorgfältig gearbeitet, aber doch im Einzelnen auch reich an Irrthümern und Ungenauigkeiten. Eine eigentliche geſchichtliche Darſtellung bietet das Werk nicht, ſondern nur ein Repertorium zum Nachſchlagen.

Mundt, Theod., Geſchichte der Literatur der Gegenwart. Vorleſungen über deutſche, franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche, italieniſche, ſchwediſche, däniſche, holländiſche, vlämiſche, ruſſiſche, polniſche, böhmiſche u. ungariſche Literatur. Vom Jahr 1789 bis zur neueſten Zeit. Zweite neu bearbeitete Auflage. 8. (XIV u. 896 S.) Leipzig 1853, Voigt u. Günther. n. 2⅔ Thlr.

Neue Auflage des im Wegweiſer S. 229 aufgeführten Werkes, bedeutend erweitert und vielfach verbeſſert. Die Literaturberichte verſtändig und belehrend, nur, wie es freilich die Anlage des Buches mit ſich bringt, zu ſehr im Allgemeinen gehalten. Für die Ueberſicht ganz empfehlenswerth.

Brühl, J. A. Moriz, Geſchichte der katholiſchen Literatur. In kritiſch-biographiſchen Umriſſen. 1. Bd.: Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands. 1—10. Lief. gr. 8. (XXXII u. 1—815 S.) Leipzig 1852—54, Hübner. n. pro cplt. 3⅓ Thlr.

Eine fleißige Compilation, mit der Tendenz, den Umfang und geiſtigen Reichthum der katholiſchen Literatur nachzuweiſen. Die Kritik iſt die ſchwache Seite des Verfaſſers.

Hettner, Hermann, Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. (In 3 Theilen.) I. Die engliſche Literatur von 1660—1770. gr. 8. (X u. 532 S.) Braunſchweig 1856, Vieweg u. Sohn. n. 2⅔ Thlr.

Ein Werk, das ſich durch eine gefällige, einfache und klare Darſtellung und [illegible] Haltung vortheilhaft empfiehlt, aber die Aufgabe, die es macht, mehr als eine Literaturgeſchichte, eine Geſchichte der Ideen zu ſein, [illegible] erfüllt. Das Werk nimmt, wie eine andere Literaturgeſchichte, die einzelnen Schriftſteller vor, ſchildert ihre Perſönlichkeit, erzählt ihre Lebensgeſchichte und berichtet über ihre Hauptwerke mit verſtändiger Beurtheilung. Das Buch wurde in [illegible] Abſchnitten geſchrieben und dadurch Wiederholungen [illegible] erzeugt, [illegible] des nächſten Theils [illegible].

Buch der Sinnſprüche. Eine Concordanz poetiſcher Sinnſprüche des Morgen- u. Abendlandes geſammelt von W. K.[onen]. Mit einem Vorwort von W. Wackernagel. 8. (VIII u. 344 S.) Leipzig 1853, G. Mayer. n. 1⅓ Thlr.

Eine mit umfaſſender Beleſenheit und feinem Geſchmack getroffene Auswahl von Sinnſprüchen, die ſchon als ſolche vorlagen, alphabetiſch geordnet nach den Hauptworten, welche die ſittlichen Bezüge des inneren und äußeren Menſchen bezeichnen. Eine reiche Fundgrube für Stammbuch- und Albumblätter.

Freiligrath, Ferd., Dichtung u. Dichter. Eine Anthologie. gr. 8. (XX u. 748 S.) Deſſau 1854, Gebr. Katz. 2⅔ Thlr.

Eine intereſſante Sammlung von Gedichten über die Dichtung und einzelne Dichter.

Deutſche Literaturgeſchichte.

Simrock, Karl, Altdeutſches Leſebuch in neudeutſcher Sprache. Mit einer Ueberſicht der Literaturgeſchichte. gr. 8. (XII u. 531 S.) Stuttgart 1854, Cotta. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Vorzüglich, Laien in den Kreis der altdeutſchen Dichtung einzuführen. Treffliche Uebertragungen. Beſonders für Frauen berechnet.

Gödeke, Karl, Deutſche Dichtung im Mittelalter. Lex. 8. (IV u. 988 S.) Hannover 1852—1854, Rümpler. n. 4 Thlr.

Eine mit Sorgfalt und Geſchmack bearbeitete Geſchichte der deutſchen Dichtungen im Mittelalter, mit umfaſſenden und gutgewählten Auszügen. Beſonders Gymnaſiallehrern und ſolchen, welchen keine größere Bibliothek des betreffenden Faches zu Gebot ſteht, zu empfehlen.

Holtzmann, Adolf, Unterſuchungen über das Nibelungenlied. 4. (VIII u. 215 S.) Stuttgart 1854, Krabbe. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Das Reſultat dieſer Unterſuchungen iſt die Anſicht, daß das Nibelungenlied nicht, wie Lachmann nachweiſen zu können glaubte, eine ſpäter zu einem Ganzen verbundene Sammlung einzelner Lieder, ſondern die Schöpfung Eines Dichters iſt.

Zarncke, Fr., Zur Nibelungenfrage. Ein gehaltener Vortrag in der Aula der Univ. Leipzig. Nebſt 2 Beilagen u. 1 Tab. gr. 8. (42 S.) Leipzig 1854, Hirzel. n. ⅓ Thlr.

Darlegung der Ergebniſſe von ſtrengen Unterſuchungen über das Alter verſchiedener Handſchriften der Nibelungen, wodurch die Anſicht Holtzmanns neue Stützen erhält.

Wackernagel, W., Geſchichte der deutſchen Literatur. Ein Handbuch. 1—3. Abtheilung. (bis zum Beginn des 17. Jahrh.) gr. 8. (S. 1—496.) Baſel 1848—1855, Schweighauſers Verl. 1 Thlr. 29 Ngr.

Bis jetzt die beſte überſichtliche Darſtellung unſerer ältern Literaturgeſchichte von einem bewährten Kenner derſelben. Die Auffaſſung vom chriſtlichen Standpunkt aus ſteht vielfach im Gegenſatz zu Gervinus. Der Stil mit großer Sorgfalt behandelt, ſehr gedrängt, mitunter gar zu ſehr künſtlich abgerundet.

Koberſtein, Carl Auguſt, Grundriß der deutſchen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnaſ. entworfen. 4te durchgängig verbeſſerte u. zum Theil ganz umgearbeitete Aufl. gr. 8. (1—1828 S.) Leipzig 1845—55, W. Vogel. 5 Thlr. 27 Ngr.

Das langſam vorſchreitende und ſtückweiſe ausgegebene Werk iſt nun bis zu Schiller gelangt. Die Ausführlichkeit ſeinem urſprünglichen Zweck, Grundriß für den Gymnaſialunterricht zu ſein, [illegible] iſt ein ſehr reichhaltiges Repertorium der Literaturgeſchichte geworden, das mit ſeinen Anmerkungen ſehr ins Einzelne geht, und dabei auch treffliche äſthetiſche Urtheile mit aufnimmt, aber oft das Beſte in den unverhältnißmäßig angeſchwollenen Noten unterbringt.

Gervinus, G. G., Geſchichte der deutſchen Dichtung. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. 5 Bde. gr. 8. (XLVI u. 2628 S.) Leipzig 1853, W. Engelmann. n. 9 Thlr.

Zweite Auflage ausführlich beſprochen im Wegweiſer S. 221.

Iſt in Anlage, Auffaſſung und Darſtellung unverändert geblieben; das Neue beſteht in Bezugnahme auf neuere literariſche Unterſuchungen und Materialien, die der Verfaſſer aus der Meuſebach'ſchen Bibliothek gewonnen hat. Die Bereicherungen betreffen hauptſächlich den 1. Band.

Kurz, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller. Zweite unveränderte (Titel)

Auflage. I. Abth. 1. 2. Lief. u. II. Abth. 1—3. Lief. gr. Lex. 8. (à Lief. 48 S.) Leipzig 1855, Teubner. à Lief. 6 Ngr.

(Die erſte Aufl. iſt bis Lief. 27 (od. I. II. III. Bd. pag. 1—94) fertig und koſtet à Lief. 9 Ngr.) Anfang der erſten Aufl. S. erſter Nachtrag S. 84.

Barthel, Karl, Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit (ſeit 1813. In einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt. Vierte verm. Aufl. gr. 8. (XVI u. 590 S.) Braunſchweig 1855, Leibrock. n. 2 Thlr.

Literariſche Oppoſition eines frommen jungen Theologen, der durch ſeine Vorträge über Literaturgeſchichte bei den Damen Glück gemacht hatte und dieſelben durch ſeinen Beifall ermuthigt drucken ließ. Dieſelben haben durch das Anſchlagen des religiöſen Tones auch in weiteren Kreiſen Anklang gefunden, übrigens fehlt es ihnen [illegible] [illegible] an einem tieferen Verſtändniß des in den Formen unſerer Literatur lebendigen Geiſtes, ſowie an gehöriger Vertrautheit mit dem literargeſchichtlichen Material.

Günther, Friedr. Joach., Die deutſche Literatur in ihren Muſtern mit einer Auswahl charakteriſtiſcher Beiſpiele für gebildete Leſer. Lex. 8. (VIII u. 475 S.) Halberſtadt 1853, Franz. 1⅓ Thlr.

Die [illegible] [illegible] an den Meiſterwerken der deutſchen Literatur erſcheint hier als wahre Caricatur mit der naivſten Anmaßung. Überdieß iſt ein bedeutender Theil der Einleitung lauteres Plagiat aus Wackernagels Literaturgeſchichte.

Scherr, Joh., Die deutſche Literatur in ihrer nationalliterariſchen Entwicklung u. in ihrer Einwirkung auf das geiſtige Leben der Völker. Illuſtrirt mit 42 Porträts der ausgezeichnetſten Dichter u. Gelehrten deutſcher Nation. gr. 8. (VIII u. 216 S.) Leipzig 1853, O. Wigand. n. 1⅓ Thlr.

Zwar nach Urtheil und Auffaſſung im Einzelnen oberflächlich und einſeitig, oft aber auch ganz treffend und im Ganzen friſch und flott.

Eitner, Karl, Synchroniſtiſche Tabellen zur vergleichenden Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Literatur bis zum Jahr 1832. qu. 4. (IV u. 235 S.) Breslau 1844—56, Kern. 2 Thlr.

Eine ſorgfältige, mit verſtändigem Urtheil ausgeführte, auch auf die Culturgeſchichte Rückſicht nehmende Arbeit. Verdient beſonders für das Selbſtſtudium der Literaturgeſchichte und zum Nachſchlagen bei der allgemeinen deutſchen Geſchichte empfohlen zu werden. Der Schlußabſchnitt für 1805—1832 erſchien als Supplement erſt zu Anfang dieſes Jahres.

Schäfer, Joh. Wilh., Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanſtalten bearbeitet. gr. 8. (IV u. 68 S.) Leipzig 1853, G. Mayer. n. 12 Ngr.

Eine ſehr zweckmäßige, auch auf die vergleichende Cultur- und politiſche Geſchichte Rückſicht nehmende Behandlung der Sache.

Schäfer, J. W., Handbuch der Geſchichte der deutſchen Literatur. Zweite verbeſſerte u. zum Theil umgearb. Aufl. gr. 8. (X u. 550 S.) Bremen 1855, Schünemanns Verl. n. 2½ Thlr.

Unter den kürzeren Handbüchern der deutſchen Literatur eines der beſten. Im Weſentlichen an Gervinus ſich anlehnend und ausſchließlich die poetiſche Literatur behandelnd.

Schäfer, Joh. Wilh., Geſchichte der deutſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In überſichtlichen Umriſſen u. biographiſchen Schilderungen. Thl. I. II. 8. (I. X u. 253 S. II. V u. 249 S.) Leipzig 1855—56, T. O. Weigel. 3 Thlr.

(XX. u. XXI. Theil des Werkes: Das deutſche Volk dargeſt. in Vergangenheit u. Gegenwart.)

Ein glücklicher Verſuch, die Behandlung der Literaturgeſchichte durch Hereinziehung des biographiſchen Elementes zu beleben und unterhaltend zu machen. Auch für den Unterricht ſehr empfehlenswerth.

Schmidt, Julian, Geſchichte der deutſchen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Zweite durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage. 3 Bde. gr. 8. (XXXV u. 1526 S.) Leipzig 1855, Herbig. n. 6⅔ Thlr.

(1. Aufl. in 2 Bden. gr. 8. (XVI u. 1042 S.) Ebend. 1853. n. 5 Thlr.)

Hat das unbeſtreitbare Verdienſt, den nur zu viel bei Seite gelegten ethiſchen Maßſtab in der Beurtheilung der Literatur mit Nachdruck und unerbittlicher Strenge geltend gemacht zu haben, und zeigt einen richtigen Blick in Auffaſſung und Schilderung geiſtiger Richtungen. Der Verfaſſer theilt im Weſentlichen den Standpunkt von Gervinus, und findet auf ihn das Anwendung, was er Bd. II Aufl. 1 S. 175 über Gervinus ſagt: „Bei aller Gelehrſamkeit fühlt man doch bei ihm heraus, daß er den Stoff erſt zu einem beſtimmten Zweck der Darſtellung wegen ſich angeeignet hat. Er beſitzt nicht die vertraute Gewohnheit ſeines Gegenſtandes, um ſich gleichſam inſtinctmäßig in ihm zurecht zu finden.“ Das urſprüngliche Gefühl für den Gegenſtand fehlt ihm noch mehr als Gervinus. Dieſe ganze Art trat in der erſten Auflage um ſo ſchroffer hervor, da die Spuren journaliſtiſchen Urſprungs nur wenig beſeitigt waren. Bei der 2. Auflage, die mit einem ganzen Band Vorgeſchichte über die claſſiſche Periode vermehrt iſt, hat er dieſe Spuren zu verwiſchen, den Anforderungen einer hiſtoriſchen Darſtellung zu entſprechen und durch Ausfüllung von Lücken ſeinem Buch mehr Abrundung zu geben geſucht. Uebrigens finden ſich auch in dieſer zweiten Auflage noch manche auffallende Stellen, die zu ändern geweſen wären, wie z. B. ſchiefe und ungerechte und oberflächliche Urtheile über Schriftſteller und Bücher, die der Verfaſſer offenbar nicht gekannt hat, und eine wirklich oft ins Poſſe gehende Ungenauigkeit in biographiſchen Notizen, wie er z. B. [illegible] in Berlin einen jähen Todes ſterben läßt, E. Robert mit Friederike [illegible] verheirathet. Eine 3. Aufl. dieſes Werkes wurde eben in der 1. u. 2. Lief. ausgegeben.

Gottſchall, Rudolph, Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhiſtoriſch u. kritiſch dargeſtellt. 2 Bde. gr. 8. (VII u. 1172 S.) Breslau 1855, Trewendt u. Granier. 3 Thlr.

Der überſchwengliche Ausdruck naiver Freude an den vielen ſchönen und bunten Dingen, die in der Strömung der neueren Literatur auftauchen, und des ſtolzen Bewußtſeins, auch ein nicht unwichtiges Glied in der literariſchen Republik zu ſein. Der Charakter des Buches iſt der jugendlicher Unreife, der ſich unter anderem in einem verſpäteten Junghegelianismus, religiöſem Radicalismus, in der Unſicherheit des Urtheils, in der Unfähigkeit, die verſchiedenen literariſchen Gegenſätze in ihrem Machtverhältniß zu deuten, in einer oft lächerlichen Phraſenhaftigkeit, falſchem Bilderapparat, überhaupt in einer nicht ernſthaften und ſachgemäßen Darſtellung zeigt. Das Ganze iſt, trotz einzelner gelungener Partien, eine getreue Abſpiegelung der Confuſion von Tendenzen und Perſonen, an denen unſere neuere Literatur ſo fruchtbar iſt.

Cholevius, Carl Leo, Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. 2 Bde. gr. 8. (I. XXVIII u. 632. II. XII u. 629 S.) Lpz. 1854 u. 56, Brockhaus. n. 5⅓ Thlr.

Eine Literaturgeſchichte, wie ſie ſeit Gervinus ſo gründlich und gediegen nicht bearbeitet worden iſt. Der Verfaſſer geht, wie Gervinus, von der Vorausſetzung aus, daß das Vorbild der antiken Poeſie die beſten künſtleriſchen Elemente in unſere deutſche Poeſie gebracht habe, und daß auch jetzt noch das Antike ein Correctiv für die dichteriſche Geſtaltung bleiben müſſe. Der erſte Band geht von der Reformationszeit an bis zu Wieland, der zweite von Winkelmann bis zur Poeſie der Gegenwart. Die Aufgabe iſt mit wohlthuender Sicherheit und feinem Verſtändniß gelöſt, wobei man das Gefühl hat, daß der Verf. ganz in ſeinem Stoff zu Hauſe iſt. Im

Vergleich mit Gervinus, zu dem er eine Ergänzung bieten will, iſt die Behandlung, wenn auch weniger originell, dafür gleichmäßiger und ruhiger, und mit mehr Sinn und Verſtändniß für die Eigenthümlichkeiten der modernen Poeſie und der chriſtlichen Lebensanſchauung ausgeſtattet.

Löbell, Joh. Wilh., Die Entwicklung der deutſchen Poeſie von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Göthes Tode. Vorleſungen gehalten im Winter 1854. Mit ergänzenden Anmerkungen u. Erörterungen zur einheimiſchen u. ausländiſchen Literaturgeſchichte. 1 Bd. 8. (XX u. 347 S.) Braunſchweig 1856, Schwetſchke u. Sohn. n. 1⅓ Thlr.

Geiſtvolle künſtleriſch abgerundete Vorträge, die dem oft behandelten Stoff doch wieder neue Geſichtspunkte abzugewinnen wiſſen.

Hub, Ignat., Die deutſche komiſche u. humoriſtiſche Dichtung ſeit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unſere Zeit. Auswahl aus den Quellen. In 3 Büchern. Mit biographiſch-literariſchen Notizen, Worterklärung u. einer geſchichtlichen Einleitung. I. II. Bd. (IV u. 548 u. 754 S.) Nürnberg 1854—55, v. Ebner. n. 3 Thlr. 18 Ngr.

(Ein dritter Band ſoll noch nachfolgen.)

Eine fleißige mit Sachkenntniß ausgeführte Sammlung. Die ältere Periode etwas dürftig behandelt.

Weimariſches Jahrbuch, für Sprache, Literatur u. Kunſt. Herausgegeben von Hoffmann v. Fallersleben u. Oskar Schade. 1—4. Bd. (I. III u. 484. II. 490. III. 485. IV. 480 S.) Hannover 1854—56, Rümpler. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Eine mit Unterſtützung des Großherzogs von Sachſen-Weimar erſcheinende Zeitſchrift, die manche ſehr beachtenswerthe Beiträge zur Literaturgeſchichte enthält. Sehr elegant ausgeſtattet. Neben den Herausgebern traten Selig, Caſſel, Theod. Colshorn, Karl Gödeke, A. Kahlert, A. Koberſtein, R. Köhler, F. L. Mittler u. A. als Mitarbeiter auf.

Danzel, Theod. Wilh., Geſammelte Aufſätze. Herausgegeben von Otto Jahn. gr. 8. (XXXV u. 244 S.) Leipzig 1855, Dyck'ſche Buchh. 1⅓ Thlr.

Enthält eine Biographie Danzels und 12 Abhandlungen literariſchen Inhalts, worunter beſonders zu beachten: Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie der Kunſt und ihre nächſte Aufgabe, Tiecks Romane, Göthe und die Weimariſchen Kunſtfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, über den Grundgedanken des Reformationszeitalters und ſeine Bedeutung für unſere Zeit, über die Behandlung der Geſchichte der neueren Literatur, Schillers Briefwechſel mit Körner.

Prutz, Robert, Neue Schriften. Zur deutſchen Literatur- u. Kulturgeſchichte. 2 Bde. gr. 8. (X u. 670 S.) Halle 1854, G. Schwetſchke. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Einzelne Abhandlungen. Bd. I. 1) Der deutſche Journalismus. 2) Muſenalmanache u. Taſchenbücher in Deutſchland. 3) Das Volkslied in Deutſchland. 4) Schillers Lotte. 5) Dichter und Modedichter. 6) Ein deutſches Künſtlerleben (J. G. Müller der Architekt.) 7) Der ſterbende Ritterſtand.

Bd. II. 1) Deutſchlands Einheit und die deutſche Literatur. 2) Deutſche Flüchtlinge. 3) Guſtav Kombſt. 4) Guſtav Julius. 5) Epos und Drama in der deutſchen Literatur der Gegenwart. 6) Dichter und Schauſpieler.

Jahrbuch für deutſche Literaturgeſchichte u. Herausgeg. v. Auguſt Henneberger. Erſter Jahrg. gr. 8. (VII u. 196 S.) Meiningen 1855, Brückner u. Renner. n. 28 Ngr.

Verſuch einer literarhiſtoriſchen Zeitſchrift, welche eine Art Fortſetzung des Prutziſchen literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs bilden ſoll, aber leider beim erſten Jahrgang ſtehen zu bleiben ſcheint. Enthält folgende Abhandlungen: Zur Literatur des Volksdrama von Wilh. v. Plönnies. Zur Biographie des Jacob Ayrer von Helbig. Ueber Simon Dach von Aug. Kahlert. Fried. v. Hagedorn von Karl Schmitt. [illegible] von Aug. Henneberger. Göthes Satyros v. Düntzer. Die geſchichtliche Grundlage der Dietrichſage von Wilh. Müller. Bibliographie der deutſchen Literaturgeſchichte v. W. A. Paſſow f. d. Jahr 1853.

Sivers, Jegór v., Deutſche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeſchichte. 16. (LXXX u. 680 S.) Berlin 1855, Schröder. 2⅔ Thlr.

Eine Sammlung von Biographien und charakteriſtiſchen Gedichtproben einer großen Zahl von deutſchen Dichtern, die entweder in Rußland geboren und aufgewachſen ſind oder ſich längere Zeit in Rußland aufgehalten haben. Die Reihe wird eröffnet durch Paul Flemming. Von bekannteren Namen finden wir ferner: Jac. Mich. Reinhold Lenz, Fr. M. v. Klinger, Kotzebue, Raupach, Wilh. Smets, Richard Wagner, Bodenſtedt u. Sternberg, welch letzterem eine ausführliche Biographie gewidmet iſt. Als Einleitung iſt dem Ganzen eine Geſchichte der deutſchen Literatur und Bildung in Rußland vorangeſchickt.

Der Buchhandel vom Jahr 1815 bis zum Jahr 1843. Bauſteine zu einer ſpätern Geſchichte des Buchhandels. 2. verb. Aufl. 8. (80 S.) Altona 1855, Verl.-Bureau. ⅓ Thlr.

2. Thl. Vom J. 1843—53. 8. (76 S.) Ebend. 1855. ⅓ Thlr.

Kein Verſuch einer fortlaufenden Geſchichte, ſondern Fragmente zu einer ſolchen, z. B. die Geſchichte des Converſationslexikons, der Heeren und Ukert'ſchen Sammlung. Es wäre zu wünſchen, daß dieſer Beitrag zu einer ausführlichen Bearbeitung des Gegenſtandes durch einen mit der buchhändleriſchen Geſchäftswelt vertrauten Mann Anregung gäbe.

Schrader, W., Angelus Sileſius u. ſeine Myſtik. Ein Beitr. z. Literaturgeſchichte d. 17. Jahrhunderts. gr. 4. (28 S.) Halle 1853, Anton. n. ⅓ Thlr.

Verſuch zu beweiſen, daß Angelus Sileſius und der Convertit Johann Scheffler verſchiedene Perſonen ſeien. Dazu kömmt eine gute Darlegung der myſtiſchen Weltanſchauung des Sileſius.

Kahlert, A., Angelus Sileſius. Eine literarhiſtoriſche Unterſuchung. Mit 2 urkundl. Beilagen. gr. 8. (VII u. 96 S.) Breslau 1853, Goſohorsky. ½ Thlr.

Widerlegt Schraders Vermuthung vollſtändig und gibt eine ſehr erſchöpfende Charakteriſtik des Angelus als Dichter.

Hoffmann, Aug. Heinr. (v. Fallersleben) Spenden zur deutſchen Literaturgeſchichte. 2 Bdchen. 8. (390 S.) Leipzig 1844, Engelmann. n. 1⅓ Thlr.

Bd. 1. Apophthegmen und Sprichwörter aus dem 16. u. 17. Jahrhundert meiſt politiſchen Inhalts.

Bd. 2. Adam Puſchmann. Barth. Ringwald. Martin Opitz. Benj. Schmolcke. Joh. Chriſt. Günther. Dan. Stoppe u. A.

Herrmann, Julius, Ueber Andreas Gryphius. Ein lit.-hiſt. Verſuch. gr. 8. (70 S.) Leipzig 1851. Hinrichs. n. ⅓ Thlr.

Sowohl eine biographiſche Skizze als äſthetiſche Würdigung ſeiner Dichtungen, die im Zuſammenhang mit ſeinen Lebenserfahrungen und den Zeitverhältniſſen aufgefaßt werden. Die religiöſe und nationale Begeiſterung wird als ein weſentlicher Zug ſeiner Dichtungen hervorgehoben.

Strehlke, Fried., Martin Opitz. Eine Monographie. 8. (X u. 182 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 24 Ngr.

Eine ſorgfältig und mit Geſchmack ausgearbeitete literargeſchichtliche Monographie, die zwar keine neuen Aufſchlüſſe über die Lebensverhältniſſe des Dichters bringt, aber ſeine Bedeu-

tung in der literariſchen Entwicklung der Deutſchen feſtſtellt und ſeinen Einfluß auf Sprach
und Geſchmacksbildung richtig würdigt.

Paſſow, W. A., Daniel Caſper v. Lohenſtein. Seine Trauerſpiele u. ſein
Sprache. gr. 4. (21 S.) Meiningen 1852, Brückner u. Renner. 6 Ngr.

Programm und Probe einer Fortſetzung von Tiecks deutſchem Theater, in welchem Abdrücke älterer deutſcher Dramen mit literarhiſtoriſchen Abhandlungen gegeben werden ſollen.

Tittman, Jul. Die Nürnberger Dichterſchule. Harsdörfer, Klaj, Birken.
Beitr. z. deutſchen Lit.- u. Culturgeſch. d. 17. Jahrh. gr. 8. (VIII u.
252 S.) Göttingen 1847, Dieterich. n. 1⅓ Thlr.

Eine mit Sorgfalt und Liebe zum Gegenſtand geſchriebene Monographie aus der Zeit de
Anfänge der neueren deutſchen Poeſie. Gibt auch Ausbeute für die Kenntniß der damalige
Culturzuſtände überhaupt.

Palm, Hermann, Chriſtian Weiſe. Eine literarhiſtoriſche Abhandlung.
gr. 4. (56 S.) Breslau 1854, Goſohorſky. n. ⅓ Thlr.

Der Dramatiker Weiſe wird hier ausführlich geſchildert und ſeine einzelnen zahlreiche
Dramen und Romane äſthetiſch gewürdigt.

Schiller, C. G. W., Braunſchweigs ſchöne Literatur in den Jahre
1745 bis 1800 ꝛc. gr. 8. (276 S.) Wolfenbüttel 1845, Holle.
n. 1 Thlr.

Eine auf ſorgfältigen Studien beruhende Geſchichte eines gewiſſen Kreiſes des deutſche
Literaturlebens. Es werden in dieſer Schrift alle namhafte braunſchweigiſche Schriftſteller mi
biographiſchen Notizen und einer Charakteriſtik ihrer literariſchen Stellung und Leiſtung angeführ

Wehl, Feodor, Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert. 8
(V u. 316 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Vorleſungen, die mit Beifall vor einem gemiſchten Publikum gehalten wurden und de
Stoff zwar nicht in einer dem gelehrten Bedürfniß genügenden, aber anſprechenden und nich
ungründlichen Weiſe behandeln.

Danzel, Th. W., Gotthold Ephr. Leſſing, ſein Leben u. ſeine Werke
I. Bd. gr. 8. (VI u. 546 S. mit 2 Facſimiles.) Leipzig 1850
Dyk'ſche Buchh. 3⅚ Thlr.
II. Bd. 1. u. 2. Abth. (IX u. 765 S.) Fortgeſetzt von G. E. Guhr
auer. Ebend. 1853—54. 3⅓ Thlr. (cplt. 7⅙ Thlr.)

Eine ſehr gründliche, und auf umfaſſender Kenntniß der Literatur, feinem äſthetiſchem Urthe
beruhende Monographie. Die Darſtellung Danzels etwas ſchwerfällig, die Fortſetzung Guhr
auers leichter geſchrieben, aber auch mehr ſich auf der Oberfläche haltend.

Schwarz, Carl, G. E. Leſſing als Theologe dargeſtellt. Ein Beitr.
Geſch. d. Theologie im 18. Jahrh. gr. 8. (X u. 232 S.) Halle 1854
Pfeffer. n. 1⅓ Thlr.

Fleißige Zuſammenſtellung, belebte Darſtellung und tüchtige Geſinnung, aber ob de
Verfaſſer die Leſſing'ſche Theologie ganz erſchöpfend dargeſtellt und ganz recht hat, Leſſing
unbedingt zum Vorbild eines kritiſchen rationalen Theologen zu machen, fragt ſich. Der Verfaſſer hat die negative, oder dialektiſch das negative Reſultat verſteckende Weiſe Leſſings
wenig in Betrachtung gezogen.

Bohtz, Aug. Wilh., G. E. Leſſings Proteſtantismus u. Nathan de
Weiſe erläutert. 8. (IV u. 175 S.) Göttingen 1854, Vandenhoeck u
Ruprecht. n. ⅔ Thlr.

Ein Verſuch, Leſſing gegen den Vorwurf des vulgären Rationalismus oder religiöſen Indifferentismus zu vertheidigen. Dieß gelingt ihm in gewiſſem Sinn, aber nicht Leſſings Zweife
an der abſoluten Gültigkeit der poſitiven Religion ins Klare zu ſetzen.

Zyro, F. F., Leſſing als Theolog u. Philoſoph in den „Studien der evangel. Geiſtlichkeit Würtemb". Herausgeg. v. Stirm. Bd. XX Heft 2. (S. 45—184.) Stuttgart 1848, Belſer. n. 5/6 Thlr.

Eine ſehr tüchtige, die Aufgabe unbefangen und richtig löſende Arbeit, welche aber den beiden neueſten theologiſchen Beurtheilern Leſſings, Schwarz u. Bodh, entgangen iſt und das Richtige beſſer trifft, als ſie beide.

Niemeyer, Ed., Leſſings Nathan der Weiſe durch eine hiſtoriſch-kritiſche Einleitung u. einen fortlaufenden Commentar erläutert. gr. 8. (VI u. 218 S.) Leipzig 1855, G. Mayer. n. 2/3 Thlr.

Ein aus der Schulpraxis herausgewachſener und das Bedürfniß derſelben ſehr zweckmäßig befriedigender Commentar eines claſſiſchen Stücks, das in Schulen geleſen zu werden vorzugsweiſe geeignet iſt.

Düntzer, H., Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit. Studien z. Leben d. Dichters. gr. 8. (XVI u. 592 S.) Stuttgart 1852, Cotta. n. 2 Thlr.

—— —— Freundesbilder aus Göthes Leben. Studien z. Leben d. Dichters. 2. (Titel-)Ausg. gr. 8. (XV u. 623 S.) Leipzig 1856, Dyckſche Buchh. 1 Thlr. 27 Ngr.

—— —— Göthes Fauſt. 2 Thle. (X u. 390 u. 413 S.) 2 Ausg. Ebend. 1854. n. 2 Thlr. 26 Ngr.

—— —— Göthes Götz u. Egmont. Geſchichte, Entwicklung u. Würdigung beider Dramen. gr. 8. (XII u. 414 S.) Braunſchweig 1854, Schwetſchke u. Sohn. 2 1/4 Thlr.

—— —— Die drei älteſten Bearbeitungen von Göthes Iphigenie. Mit 2 Abhandlungen zur Geſchichte u. Kritik des Stückes begleitet. gr. 8. (IX u. 372 S.) Stuttgart 1854, Cotta. 1 1/2 Thlr.

—— —— Göthes Taſſo. Zum erſten male vollſtändig erläutert. gr. 8. (XII u. 256 S.) Leipzig 1854, Dyckſche Buchh. 1 1/3 Thlr.

—— —— Göthes Hermann u. Dorothea erläutert. gr. 16. (V u. 131 S.) Jena 1855, Hochhauſen. n. 4 Ngr.

—— —— Göthes Leiden des jungen Werther. gr. 16. (122 S.) Ebd. 1855. n. 4 Ngr.

(Beide letzte a. u. d. Tit.: Erläuterungen zu den deutſchen Claſſikern Bd. 1 u. 2.)

Die beiden erſtgenannten Schriften Düntzers ſind, wenn auch etwas minutiös und äußerlich, doch immerhin dankenswerthe Beiträge zu Göthes Biographie, welche aus ſeinen Werken und anderweitigen Nachrichten über ihn mit großem Fleiß Alles zuſammenſtellen, was zur Aufklärung über ſeine perſönlichen Beziehungen und deren Einwirkung auf ſeine dichteriſchen Schöpfungen dienen kann. Die Commentare zu ſeinen Schriften dagegen geben neben manchen brauchbaren Notizen, doch eine Menge unnützes und triviales Material und laſſen uns dagegen in ſolchen Punkten, wo wir wirklich einer Erklärung bedürfen, oft im Stich. Die ganze Art und Weiſe der Behandlung wäre eher geeignet, einem die Göthe'ſchen Schriften zu verleiden, als in deren geiſtiges Verſtändniß und Genuß einzuführen.

Schillers Wallenſtein. Ein dramatiſches Gedicht. Für Schule u. Haus herausgegeben von Karl Guſtav Helbig. 8. (IX u. 492 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 1 Thlr.

Der mit dem hiſtoriſchen Stoff des Gedichts wohl vertraute Dr. Helbig gibt hier einen ſehr belehrenden, auch äſthetiſch das rechte Maß treffenden Commentar, welcher ſachlich und formell die nöthigen Erläuterungen gibt und von äſthetiſcher Phraſeologie ſich ferne hält.

Gothes Hermann u. Dorothea mit Einleitung u. fortlaufender Erklärung v. Zimm. 8. (XI u. 286 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 22 Ngr.

Ein ſehr eingehender und mit Geſchmack und Verſtändniß ausgeführter Commentar.

Engliſche Literatur.

Spalding, W., Geſchichte der engliſchen Literatur nebſt Proben aus den bedeutenderen Schriftſtellern u. einer Entwicklungsgeſchichte der engliſchen Sprache. Nach der 2. Auflage des Originals mit Anmerkungen ins Deutſche überſetzt. gr. 8. (XXIV u. 549 S.) Halle 1854, Gräger. n. 1⅔ Thlr.

Gibt bei einer klaren gefälligen Ueberſichtlichkeit und zweckmäßigen Anordnung auch ein eingehendes Urtheil im Einzelnen, das aber freilich oft etwas einſeitig iſt. Die Literatur der letzten Jahre iſt etwas dürftig behandelt. Die Ueberſetzung iſt gut, übrigens ziemlich frei. Eine treffliche Ergänzung bildet Ohles Ueberſicht der engliſchen Literatur vom Tode Byrons und Walter Scotts an in Brockhaus' Gegenwart Bd. XI S. 340—417.

Büchner, Alex., Geſchichte der engliſchen Poeſie. Von der Mitte des 14. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. 2 Thle. gr. 8. (XII u. 768 S.) Darmſtadt 1855, Diehl. n. 2 Thlr.

Keine Geſchichte im ſtrengen Sinn, weder nach dem Plane des Verfaſſers, noch in der wirklichen Ausführung. Das Hauptverdienſt liegt in der Mittheilung des Stoffes durch gute Auszüge und Proben in gelungenen, meiſtens eigenen Ueberſetzungen. Das Urtheil unzulänglich, der Stil mangelhaft, auch fehlt es an einem geſchichtlichen Ueberblick.

Herrig, L., Handbuch der engliſchen Nationalliteratur von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit. Mit biographiſchen u. kritiſchen Skizzen. Dichter u. Proſaiker. 5. Aufl. Lex. 8. (XII u. 707 S.) Braunſchweig 1855, Weſtermann. n. 1⅓ Thlr.

Zunächſt eine Beiſpielſammlung für den Schulunterricht, aber auch für Jeden geeignet, der ſich mit der Geſchichte der engliſchen Literatur bekannt machen und die charakteriſtiſchen Beiſpiele im Original leſen will. Die biographiſchen Skizzen und Urtheile zeugen von Sorgfalt und Geſchmack.

Baskerville, Alfred, The poetry of Germany. Consisting of selections from upwards of seventy of the most celebrated poets translated into english verse with the original texte on the opposite page. 8. (XXIV u. 663 S.) Leipzig 1854, G. Mayer. 1⅓ Thlr., geb. n. 2 Thlr.

Eine gute Auswahl deutſcher Gedichte, meiſt treffend und mit feinem Verſtändniß überſetzt.

Herrig, L., Handbuch der nordamerikaniſchen Nationalliteratur. Sammlung von Muſterſtücken nebſt einer literar-hiſtoriſchen Abhandlung über den Entwicklungsgang der engliſchen Sprache u. Literatur in Nordamerika u. Lex. 8. (XI u. 434 S.) Braunſchweig 1854, Weſtermann. n. 2⅓ Thlr.

Gute Auswahl und eingehende Charakteriſtik, zur Orientirung über den Stand der nordamerikaniſchen Literatur ſehr dienlich. Das einzige Buch dieſer Art. Natürlich mehr im literargeſchichtlichen Intereſſe bearbeitet, als für Unterrichtszwecke, wie die engliſche Muſterſammlung deſſelben Verfaſſers.

Jameſon, Frauenbilder oder Charakteriſtik der vorzüglichſten Frauen in Shakeſpeares Dramen. Deutſch von Ad. Wagner. gr. 12. (548 S.) Leipzig 1834, Barth. 2⅓ Thlr.

Erörterungen von wirklich äſthetiſchem Werth und geeignet, in das Verſtändniß der Shakeſpeare'ſchen Dramen tiefer einzuführen.

Thackeray, W. M., Englands Humoriſten. Ueberſ. v. A. v. Müller. gr. 12. (V u. 319 S.) Hamburg 1854, Neſtler u. Melle. n. 24 Ngr.

Vorleſungen für ein engliſches Publikum, in welchen eine ſehr lebendige Charakteriſtik der Hauptrepräſentanten des engliſchen Humors, wie Swifts, Addiſons, Steeles, Smolletts, Fieldings, Sternes, Goldſmiths u. Hogarths, überdieß reiches Material zur Kenntniß der literariſchen und ſittlichen Zuſtände Englands gegeben wird. Eine Fülle von Noten ergänzt den urſprünglichen Text.

Schmidt, Jul., Charles Dickens. Eine Charakteriſtik. 8. (74 S.) Leipzig 1852, Lorck. ⅓ Thlr.

Zur Orientirung über Dickens Schriften und Tendenz ſehr brauchbar.

Franzöſiſche Literatur.

Caſtres, G. H. F. de, Allgemeiner Grundriß der franzöſiſchen Literaturgeſchichte von ihrem Entſtehen bis zum Sturze Louis Philipps. gr. 8. (XI u. 228 S.) Leipzig 1854, G. Mayer. n. 1 Thlr.

Ein ſehr guter Leitfaden zur Orientirung, keine eingehende Charakteriſtik, aber kurzes verſtändiges Urtheil. Am ausführlichſten und gründlichſten das 17. und 18. Jahrhundert. Ueber die neuere franzöſiſche Literatur von der großen Revolution an findet ſich eine gute Abhandlung in Brockhaus' Gegenwart Band XI S. 529—628.

Schmidt-Weißenfels, Eduard, Frankreichs moderne Literatur ſeit der Reſtauration. Hiſtoriſch u. kritiſch dargeſtellt. 2 Bde. 8. (I. VIII u. 281, II. 280 S.) Berlin 1856, Hermann. 2 Thlr.

Der Verfaſſer wollte laut der Vorrede nicht ſowohl eine eigentliche Literaturgeſchichte für Fachgelehrte, als eine Schilderung von Frankreichs literariſchen Geiſtern und der von ihnen ausgehenden Zeitſtrömung geben. Längerer Aufenthalt in Frankreich, namentlich in Paris, und vielfache Bekanntſchaft mit hervorragenden franzöſiſchen Schriftſtellern, kamen ihm bei ſeiner Arbeit zu ſtatten, die ſich durch lebendige Auffaſſung, geſundes, durch glänzende Eigenſchaften nicht beſtochenes Urtheil und angenehme Darſtellung empfiehlt.

Herrig, L. u. G. F. **Burguy**, La France littéraire. Morceaux choisis de littérature française. (Handbuch der franzöſiſchen Nationalliteratur.) gr. 8. (XI u. 697 S.) Braunſchweig 1856, Weſtermann. n. 1⅓ Thlr.

Beiſpielſammlung mit Anmerkungen und biographiſchen Notizen, in ähnlicher Weiſe behandelt wie deſſelben Verfaſſers Handbuch der engliſchen Literatur.

Ebert, Adolf, Entwicklungsgeſchichte der franzöſiſchen Tragödie, vornehmlich im 16. Jahrhundert. gr. 8. (XII u. 234 S.) Gotha 1856, F. u. A. Perthes. n. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, mehr im hiſtoriſchen als im äſthetiſchen Intereſſe unternommen. Beginnt mit den Anfängen der franzöſiſchen Tragödie im Mittelalter und verfolgt ſie bis zu ihrer feſteren Geſtaltung durch Corneille.

Italieniſche Literatur.

Ebert, Adolf, Handbuch der italieniſchen Nationalliteratur ꝛc. gr. 8. (XVI u. 575 S.) Marburg 1854, Elwert. 2⅔ Thlr.

Eine Chreſtomathie mit Einleitungen und Ueberſichten, ein italieniſcher Wackernagel; gute Auswahl.

Ein guter Abriß der neueren italieniſchen Literatur findet ſich im XII. Bande der Brockhaus'ſchen Gegenwart.

Gehört mit Witte's Arbeiten zu dem beſten, was wir über Dante beſitzen. Durchaus mi
jugendlicher Begeiſterung geſchrieben. Edler Stil, voll ſittlichen Ernſtes.

Spaniſche Literatur.

Lemcke, Ludwig, Handbuch der ſpaniſchen Literatur. Auswahl von Muſterſtücken aus den Werken der klaſſiſchen ſpaniſchen Proſaiſten u. Dichter, von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit biographiſch-literariſchen Einleitungen. 3 Bde. gr. 8. Leipzig 1855—56, F. Fleiſcher.

1. Proſa. gr. 8. (XVI u. 720 S.) 2⅔ Thlr.
2. Poeſie. gr. 8. (XII u. 788 S.) 3 Thlr.
3. Drama. gr. 8. (VIII u. 760 S.) 1856. 3 Thlr.

Eine reiche und mit Geſchmack getroffene Auswahl aus den Schätzen der ſpaniſchen Literatur. Elegante einladende Ausſtattung.

Slaviſche Literatur.

Wenzig, Joſeph, Blicke über das böhmiſche Volk, ſeine Geſchichte u. Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben. gr. 8. (176 S.) Leipzig 1855, Brandſtetter. 18 Ngr.

Giebt eine brauchbare Ueberſicht der geſammten böhmiſchen Literatur mit geſchichtlicher Einleitung und Ueberſetzung beigefügter Proben.

Skandinaviſche Literatur.

Sturzenbecher, O. P., Die neuere ſchwediſche Literatur. Aus dem Däniſchen überſetzt. 8. (179 S.) Leipzig 1850, Weber. n. ⅚ Thlr.

Der Verfaſſer, ein ſchwediſcher Dichter, hat im Winter 1845—46 in Kopenhagen Vorleſungen über ſchwediſche Literatur des 19. Jahrhunderts gehalten. Dieſe, ſpäter im Druck erſchienen, ſind das Original des genannten Büchleins, das ſich auf die ſchöne Literatur beſchränkt und die bedeutendſten Dichter, wie Atterbom, Tegner, Almquiſt, eingehend beſpricht. Leichte geiſtreiche Skizzen, überſichtlich und geſchickt angelegt, um ſich über das Gebiet der ſchwediſchen Literatur zu orientiren.

Deutſche Sprachwiſſenſchaft.

Pott, Aug. Fried., Die Perſonennamen, insbeſondere die Familiennamen u. ihre Entſtehungsarten auch unter Berückſichtigung der Ortsnamen. Eine ſprachl. Unterſuch. gr. 8. (XVII u. 721 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Ein Werk von ungeheurer Beleſenheit, das nicht bloß für eigentliche Sprachforſcher, ſondern auch in culturgeſchichtlicher Beziehung intereſſant iſt, aber ſich freilich nicht eben leicht leſen läßt, da der reiche Stoff nicht recht geordnet iſt, und auch ein Namensverzeichniß fehlt.

Vilmar, A. F. C., Die Entſtehung u. Bedeutung der deutſchen Familiennamen. 2. Aufl. gr. 12. Marburg 1855, Koch. n. ⅓ Thlr.

Dieſe jedem Deutſchen naheliegende Frage iſt in einer belehrenden, vielfach anziehenden, leider auch durch politiſche Seitenblicke nicht ganz harmlos gebliebenen Weiſe behandelt.

Verwandtes in deutſchen Dialekten. Ein Verſuch. gr. 8. (VIII u. 144 S.) Wien 1853, Gerold. 1 Thlr.

—— —— Ueber deutſche Rechtſchreibung. gr. 8. (III u. 36 S.) Ebd. 1852. n. ⅔ Thlr.

Verfolgt in letzterem Schriftchen mit großer Conſequenz den Grundſatz, daß die Ausſprache als Norm der Rechtſchreibung gelten müſſe.

Raumer, Rudolf v., Ueber deutſche Rechtſchreibung. gr. 8. (V u. 108 S.) Wien 1855, Gerold. 18 Ngr.

Eine dieſen Gegenſtand mit großer Sachkenntniß behandelnde Arbeit. Beſonnene und vermittelnde Vorſchläge.

Iſt hauptſächlich gegen Weinhold gerichtet und geht von der Thatſache aus, daß eine gewiſſe Schreibart einmal unter den Gebildeten angenommen ſei, die man nicht umſtoßen könne und wobei man nur das Schwankende feſtzuſtellen, Inconſequenzen und Irrthümer zu berichtigen habe.

Michaelis, G., Die Vereinfachung der deutſchen Rechtſchreibung vom Standpunkte d. Stolzeſchen Stenograph. beleuchtet ꝛc. gr. 8. (IV u. 164 S.) Berlin 1854, Beſſers Verl. n. 24 Ngr.

Will die Lautlehre zur Norm der Rechtſchreibung gemacht wiſſen.

Andreſen, K. G., Ueber deutſche Orthographie. gr. 8. (VII u. 200 S.) Mainz 1855, Kunze. n. 27 Ngr.

Will das hiſtoriſche Princip der hochdeutſchen Lautlehre als maßgebend anerkannt wiſſen. Gelehrte und den betreffenden Gegenſtand allſeitig beleuchtende Schrift. Ein beigefügtes Regiſter erleichtert den Gebrauch und gibt willkommenen Anlaß, in zweifelhaften Fällen ſich Raths zu erholen.

Ruprecht, Ludwig, Die deutſche Rechtſchreibung vom Standpunkte der hiſtoriſchen Grammatik beleuchtet. gr. 8. (55 S.) Göttingen 1854, Vandenhoeck u. Ruprecht. ⅓ Thlr.

Spricht ſich für die einmal feſtgeſtellte und eingebürgerte Orthographie aus, und macht den vom Standpunkt der hiſtoriſchen Grammatik gemachten Forderungen den Vorwurf, daß ſie völlig unberechtigte Pedanterien ſeien.

Die Frage über die deutſche Orthographie iſt mit Beziehung auf die neuerlich erſchienenen Schriften darüber eingehend und überſichtlich erörtert in einer Abhandlung über die deutſche Orthographie in der „deutſchen Vierteljahrsſchrift“ 1855 Heft 4 S. 59—117. (Stuttg. 1855, Cotta. Preis dieſes Heftes n. 1⅔ Thlr.)

Biographien.

Biographiſche Sammelwerke.

Nekrolog, Neuer, der Deutſchen. 29. Jahrg. (1851.) 2 Thle. mit 2 Porträts. 8. (XLVIII u. 1286 S.) Weimar 1853, Voigt. 4 Thlr.

—— —— 30. Jahrg. (1852.) 2 Thle. mit 1 Portr. 8. (XXXVI u. 962 S.) Ebend. 1854. 4 Thlr.

Dieſes verdienſtliche Unternehmen hat leider wegen Mangel an genügendem Abſatz aufhören müſſen.

Baſſermann. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine ſehr anſprechende zweckmäßige Bearbeitung, die ſich beſonders zu Geſchenken für junge Leute eignet.

Pitaval, der neue. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer u. neuerer Zeit. Herausgeg. von J. E. Hitzig und W. Häring. Thl. 1—23. gr. 12. (von Thl. 13 an auch als Neue Folge.) Leipzig 1842—55, Brockhaus. Bd. n. 1 Thlr. 24 Ngr. Bd. 2—23. à n. 2 Thlr.

Ein reichhaltiges Magazin von gut erzählten Criminalgeſchichten, die ſowohl dem Juriſten, als dem Novellenſchreiber Stoff bieten, und dem, der Geſchmack an ſolchen Dingen hat, auch pikante Unterhaltung gewähren.

Bülau, Fr., Geheime Geſchichten u. räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener u. vergeſſener Merkwürdigkeiten. 7 Bde. 8. Leipzig 1850—55, Brockhaus. à Bd. n. 2⅓ Thlr.

Urſprünglich auf eine Sammlung von Verbrecher-, Räuber- und Abenteurergeſchichten angelegt, wird dieſelbe mehr eine Sammlung von biographiſchen Fragmenten, politiſch oder literariſch bedeutender Perſönlichkeiten. In Bd. V eine intereſſante Selbſtbiographie des heſſiſchen Hiſtorikers Rommel.

Barthold, F. W., Die geſchichtlichen Perſönlichkeiten in Jacob Caſanovas Memoiren. Beiträge zur Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Bde. 8. (616 S.) Berlin 1846, A. Duncker. 3 Thlr.

Ein mit großem Spürſinn und umfaſſender Beleſenheit aus Memoiren, Zeitungen und Geſchichtswerken zuſammengeleſenes Material, das zwar manche intereſſante Beiträge zur Sittengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts gibt, aber doch über die Bedeutung von Randbemerkungen nicht hinausgeht und im Ganzen einen unbefriedigenden Eindruck macht.

Klippel, Geo. Heinr., Deutſche Lebens- u. Charakterbilder aus den drei letzten Jahrhunderten. I. Bd. gr. 8. (XI u. 314 S.) Bremen 1853, Geisler. 1½ Thlr.

Eine Reihe guter Biographien von Schul- und Kirchenmännern. 1) Johannes Spangenberg. 2) Joh. Bugenhagen. 3) Anton Corvin. 4) Michael Neander. 5) Petr. Lotich. 6) Secundus. 7) Joh. Caſelius. 8) Lorenz Rhodomann. 9) Juſt. Georg Schottelius. 10) Juſt. v. Dransfeld und 11) Chriſtoph Aug. Heumann.

Einfache, ſorgfältig behandelte Charakterbilder, nur etwas zu trockene Darſtellung.

Merz, Heinr., Chriſtliche Frauenbilder. Aus der Geſchichte der Kirche zur inneren Miſſion geſammelt. Zweite viel verm. u. verb. Auflage. 2 Thle. 8. (XX u. 998 S.) Stuttgart 1855, Steinkopf. 2⅓ Thlr. Enthält im Ganzen 53 Biographien.

Eine gut gewählte Sammlung lebendig aber einfach gehaltener Biographien. Die meiſten vom Verfaſſer ſelbſt bearbeitet, ein kleiner Theil von Anderen, meiſt aus Pipers evangeliſchem Kalender entnommen. Sehr geeignet zu Geſchenken für junge Mädchen.

Balfour, Clara Lucas, Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Aus dem Engliſchen. 8. (X u. 350 S.) Berlin 1855, Schlawitz. 1⅓ Thlr.

Biographiſche Skizzen aus der Feder einer Frau, welche, von dem hohen Berufe des Weibes erfüllt, durch hervorragende Beiſpiele zu veranſchaulichen ſucht, welch unermeßliches,

Arago, Franz, ſämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von Alex. v. Humboldt. Deutſche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. 1.—3. Bd. gr. 8. Leipzig 1854/55, O. Wigand. n. 6⅔ Thlr.

Bd. I—III. enthalten, außer der ſehr intereſſanten Selbſtbiographie Aragos, welche die Geſammtausgabe ſeiner Werke eröffnet, eine Reihe von Biographien und Gedächtnißreden über berühmte Naturforſcher:

Bd. I. Fresnel, Volta, Young, Fourrier, Watt, Carnot.
„ II. Ampère, Condorcet Bailly, Monge, Poiſſon.
„ III. Gay-Luſſac, Malus, Hipparchus, Copernicus, Kepler, Galilei, Hevelius, Newton, Herſchel, Brinkley, Gambart, La Place, Abel, Molière, Cuvier, Hachette, Dulong, Prony, Puiſſant, Bouvard, Gombey.

Mürdter, J. Fr., Reformatoren u. Märtyrer der evangeliſchen Kirche in England. Nach ihrem Glauben, Leben u. Ende dargeſtellt. Mit einem Vorw. v. Lechler. 8. (VI u. 320 S.) Heidelberg 1854, K. Winter. n. ⅚ Thlr.

Eine anſprechend geſchriebene Sammlung von Biographien aus engliſchen Quellen. Zur Einleitung eine kurze Geſchichte der engliſchen Reformation, dann folgende Biographien: John Oldcaſtle, Lord Cobbam; Thom. Bilney; Robert Barnes; Anna Askews; Hugh Latimer, Biſch. v. Worcheſter; Nic. Ridley, Biſch. v. London; John Hooper, Biſch. v. Glouceſter; Rowland Taylor, John Bradford, John Jewel.

Carlyle, Thomas, Ueber Helden, Heldenverehrung u. das Heldenthümliche in der Geſchichte. Sechs Vorleſungen. Deutſch von J. Neuberg. 8. (VIII u. 436 S.) Berlin 1853, Decker. 1⅓ Thlr.

1. Vorleſ.: Der Held als Gottheit. Odin, Heidenthum.
2. „ Der Held als Prophet. Mahomet, Islam.
3. „ Der Held als Dichter. Dante, Shakespeare.
4. „ Der Held als Prieſter. Luther, Reformation, Knox Puritanismus.
5. „ Der Held als Schriftſteller. Johnſon, Rouſſeau, Burns.
6. „ Der Held als König. Cromwell, Napoleon, modernes Revolutionsweſen.

Eine Reihe von panegyriſch gehaltenen biographiſchen Skizzen, welche dazu dienen, die geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen des Verfaſſers zu repräſentiren. Unter Held verſteht der Verfaſſer das, was wir eine urſprüngliche Natur nennen, die ſich durch keine äußeren Hinderniſſe in ihrer Bahn irre machen läßt, ſondern eher zu Grunde geht, als ſich ſelbſt ergibt. Heldenverehrung aber iſt das Gefühl der Abhängigkeit, welches alle minder urſprünglichen Perſonen ergreift, wenn ſie einem ſolchen Helden begegnen. Die beſten Charakteriſtiken ſind die Luthers und Cromwells. Die Darſtellung iſt in einer aphoriſtiſch geiſtreichen Manier gehalten, die manche Leſer beſonders anzieht, andere aber abſtößt und ihnen das Buch ungenießbar macht.

Einzelne Biographien und Denkwürdigkeiten.

Langenn, Fr. Alb. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauſes Sachſen. Eine Darſtellung der ſächſ. Regenten-, Staats- u. Culturgeſchichte des XV. Jahrhunderts ꝛc. gr. 8. (VIII u. 626 S.) Leipzig 1838, Hinrichs. 3⅓ Thlr.

Eine mit Geſchmack ausgeführte Biographie einer hervorragenden Perſönlichkeit aus dem ſächſiſchen Regentenhauſe.

tung über d'Aubigné als Geſchichtſchreiber von Joh. Wilh. Baum. Mit einem lith. Bild d'Aubigné's nach einem Originalgemälde. 8. (VIII u. 321 S.) Berlin 1854, Weidmann. 1⅓ Thlr.

d'Aubigné war ein Mann von großem ſittlichem Ernſt, der auch in den lebensluſtigen Umgebungen Heinrichs IV. ſeine ſtrenge proteſtantiſche Geſinnung und ſeine etwas finſtere Lebensanſchauung nie verläugnete. Dieß verleiht auch ſeinen Denkwürdigkeiten ihren Werth. Die Zuthaten des Herausgebers beſtehen zum Theil in der Einſchiebung ganzer Capitel aus d'Aubigné's Geſchichte ſeiner Zeit, um die in den Denkwürdigkeiten übergangenen Erzählungen ſeiner Großthaten zu ergänzen. Die Einleitung über d'Aubigné als Geſchichtſchreiber verſäumt es leider, das Verhältniß ſeines Werkes zu anderen gleichzeitigen Hiſtorikern zu erörtern.

Ghillany, F. W., Geſchichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den älteſten Urkunden bearbeitet. Eingeleitet durch eine Abhandlung: Ueber die älteſten Karten des neuen Continents u. den Namen Amerika von Alex. von Humboldt. Mit Portrait, Karten u. Abbildungen. Fol. (V u. 122 S.) Nürnberg 1853, Bauer u. Raſpe. n. 10 Thlr.

Ein für die Geſchichte der Geographie ſehr intereſſantes, mit Liebe und Fleiß behandeltes Werk, nur ſchade, daß es durch die Beigaben unverhältnißmäßig vertheuert iſt.

Disraeli, Benj., Lord Georg Bentinck. Eine politiſche Biographie. Aus dem Engliſchen überſetzt von Ernſt Suſemihl. N. A. gr. 8. (390 S.) Kaſſel 1854, Balde. 1 Thlr.

(Neue politiſche Bibliothek Nr. IV.)

Ratjen, H., Joh. Erich v. Bergers Leben. Mit Andeutungen u. Erinnerungen von J. R. [Riſt]. gr. 8. (82 S.) Altona 1835, Hammerich. ⅔ Thlr.

Eine für die Geſchichte der philoſophiſchen Beſtrebungen am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts ſehr wichtige Biographie. Beſonders Riſts Beilage ſchildert die Gährung deutſchen Geiſteslebens ſehr eingehend und mit tiefer Auffaſſung. Es iſt ein wahrhaft claſſiſcher Beitrag zur Culturgeſchichte dieſer Zeit.

Bodelſchwingh, E. v., Leben des Oberpräſidenten Freiherrn v. Vincke. Nach ſeinen Tagebüchern bearbeitet. Erſter Theil: Das bewegte Leben 1774—1816. Mit Vinckes Bildniß u. 9 lith. Beilagen. gr. 8. (III u. 618 S.) Berlin 1853, G. Reimer. n. 2⅔ Thlr.

Sehr werthvolle Biographie eines altpreußiſchen Staatsmannes aus dem Steiniſchen Kreiſe. Wichtiger Beitrag zur Geſchichte des neuen Aufſchwungs in Preußen, ſchade, daß das Werk durch den Tod des Verfaſſers Fragment zu bleiben ſcheint.

Schädelin, B. J. J., Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeau's u. Wielands. Ein Beitrag z. Kunde berniſcher Culturzuſtände. 8. (120 S.) Bern 1838, Jenni, Sohn. 17½ Ngr.

Schilderung einer ſehr gebildeten geiſtreichen Frau, die namentlich auf Wieland von großem Einfluß war.

Der arme Mann, im Tockenburg (Ulrich Bräker). Nach den Originalhandſchriften herausgegeben von Eduard Bülow. Mit 1 Stahlſtich. 16. (X u. 411 S.) Leipzig 1852, G. Wigand. 1 Thlr.

I. Selbſtbiographie. II. Tagebuch. III. Etwas über Shakeſpeare.

Intereſſante Mittheilungen aus dem Nachlaß eines Autodidakten.

angehender Lebensbeſchreibung des Dichters. 2 Bde. gr. 8. (XXIII u. 901 S.) Frankfurt a. M. 1855, Sauerländers Verl. n. 3⅓ Thlr.
(Brentano's geſammelte Schriften Bd. 8 u. 9.)

Die vorausgeſchickte biographiſche Skizze iſt offenbar von kundiger Hand abgefaßt und berichtigt manchen gäng und gäben Irrthum, iſt aber einſeitig, indem ſie uns wie die Briefſammlung und die ganze Sammlung der Werke, die fromme Seite Brentano's, als abſchließendes Ergebniß ſeines Lebens erſcheinen läßt, während der Gegenſatz der frommen und der frivolen leichtfertigen Stimmung als unverſöhnter Widerſpruch durch ſein ganzes Leben hindurchging. Die Briefſammlung hat nur die Briefe von den frommen Mitgliedern ſeines Freundes- und Verwandtenkreiſes aufgenommen, die humoriſtiſchen und leichtfertigen aber, wie z. B. die von Bettina, ausgeſchloſſen.

Brühl, Graf von, (Kurfürſtl. ſächſ. Premierminiſter). Correſpondenz mit dem ſächſ. Generallieutenant Freih. v. Riedeſel, Reſidenten bei der ruſſiſchen Armee. Als ein Beitrag zur Geſchichte des 7jährigen Krieges 1760—1762. Von Max von Eelking. gr. 8. (III u. 423 S.) Leipzig 1854, O. Wigand. n. 2⅔ Thlr.

Varnhagen von Enſe, K. A., Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. gr. 8. (462 S. mit Portrait.) Berlin 1853, G. Reimer. n. 2 Thlr.

Die Vorzüge der Varnhagenſchen Biographien, gute Auswahl des Stoffes, künſtleriſche Gruppirung, ſtiliſtiſche Durcharbeitung vereinigen ſich hier in ausgezeichnetem Grade. Nur fragt ſich, ob die Ausführung des hiſtoriſchen und politiſchen Hintergrundes nicht zu kurz gekommen iſt.

Treskow, A. v., Sir Thomas Fawell Buxton, Bart. Ein Bild des engliſchen Lebens im Parlament, in der Stadt u. auf dem Lande. Entworfen nach „Memoirs of Sir Thom. Fowell Buxton, edited by his son Charles Buxton." gr. 8. (XII u. 410 S.) Berlin 1853, Schneider u. Co. n. 1⅔ Thlr.

Eine Biographie des durch ſeine Bemühungen um Verbeſſerung der Gefängniſſe und die Emancipation der Sclaven in den britiſchen Colonien ſo eifrig thätigen Parlamentsgliedes Buxton (geb. 1786, † 1845).

Müller, Otto, Bürger. Ein deutſches Dichterleben. Ein Roman. 2. (Titel)ausgabe. 8. (456 S.) Frankfurt a. M. 1848, Oehler. 1½ Thlr.

Weder eigentlicher Roman, noch eine ſtreng an die proſaiſche Wahrheit ſich haltende Biographie, aber eine im Ganzen richtige Auffaſſung von Bürgers Charakter und der Umgebung, in welcher er lebte. Beginnt mit der Zeit von Bürgers erſter Heirath. Die Erzählung beruht nur auf dem ſonſt bekannten biographiſchen Material, das mit eigenen Erfindungen des Verfaſſers ausgeſchmückt iſt. Iſt von einer gewiſſen ſittlichen Weichlichkeit nicht ganz frei.

Pröhle, Heinrich, Gottfried Auguſt Bürger. Sein Leben u. ſeine Dichtungen. gr. 8. (XV u. 184 S.) Leipzig 1856, G. Mayer. 18 Ngr.

Eine gute Biographie, welche in die dichteriſche Bedeutung Bürgers mit Liebe eingeht und ſie treffend würdigt und mit literargeſchichtlichen Nachweiſungen über ſeine Dichtungen und ihre ſittlichen Beziehungen reichlich ausgeſtattet iſt.

Henke, E. L. T., Georg Calixtus u. ſeine Zeit. I. II. Bd. 1. Abth. gr. 8. (I. XIV u. 550. II. 1. IV u. 236 S.) Halle 1853 u. 56, Buchh. d. Waiſenhauſes. 3⅓ Thlr.

Eine ſehr reichhaltige und ſorgfältig bearbeitete kirchengeſchichtliche Monographie aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche nicht nur die freiſinnigen Beſtrebungen des trefflichen Calixtus im Zuſammenhang und im Gegenſatz mit ſeinen Zeitgenoſſen ſchildert, ſondern auch auf den ganzen Culturzuſtand jener Zeit, beſonders auf das Kirchen- und Univerſitätsweſen

Keyſer, Th. Gr., J. G. F. Cannabich in ſeinem Leben u. ſeiner literariſchen Wirkſamkeit ꝛc. gr. 8. (19 S.) Nordhauſen 1854, Förſtemann. n. ⅙ Thlr.

Lebensabriß des bekannten Geographen Cannabich von einem ſeiner jüngeren Freunde und Verehrer.

Langenn, Fried. Albert v., Chriſtoph von Carlowitz. Eine Darſtellung a. d. XVI. Jahrh. gr. 8. (VIII u. 366 S.) Leipzig 1854, Hinrichs. 2 Thlr.

Elegante Biographie eines einflußreichen ſächſiſchen Staatsmannes. Bildet eine Art Ergänzung zu deſſelben Verfaſſers Leben des Kurfürſten Moritz von Sachſen.

Schlözer, Kurd von, Chaſot. Zur Geſchichte Friedrichs des Großen u. ſeiner Zeit. gr. 8. (VII u. 222 S.) Berlin 1856, Beſſers B. n. 1⅓ Thlr.

Geſchichte eines abentheuernden franzöſiſchen Ritters, der in die Dienſte Friedrich des Großen kam, deſſen intimer Freund wurde, ſpäter mit ihm brach, dann in Lübeck ſich niederließ, dort Bürger und Commandant der Stadt wurde und im J. 1797 in hohem Alter ſtarb. Seine Biographie von dem Verfaſſer, wie wir es von ihm gewohnt ſind, nicht nur anſprechend und elegant erzählt, ſondern auch mit vielen ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen reich ausgeſtattet.

Chézy, Helmina v., Aurikeln, eine Blumengabe von deutſchen Händen. 1. Bd. 8. Berlin 1818, Duncker u. Humblot. 1½ Thlr.

Die vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern angekündigten Memoiren der Frau von Chézy ſind, ſoweit ſie überhaupt vorhanden, in dieſem Sammelbändchen unter dem Titel Erinnerungen S. 1—190 abgedruckt. Sie verbreiten ſich hauptſächlich über ihren Aufenthalt in Paris bei Frau von Genlis, auch ſind Briefe von der Karſchin, Lavater, Wieland und Schubart beigegeben. Eine Fortſetzung, welche intereſſante Mittheilungen über Dorothea Schlegel enthält, findet ſich in Mundts Freihafen Jahrgang 1840 u. 41.

Davy, Fr. Humphry, Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben, herausgeg. von John Davy. Deutſch bearbeitet von Carl Neubert u. eingel. von Rud. Wagner. Mit Davy's Bildn. 4 Bde. 8. (87 B.) Leipzig 1840, L. Voß. 5½ Thlr.

Lebensgeſchichte und Betrachtungen eines geiſtreichen und frommen engliſchen Naturforſchers.

Depping, Geo. Bernh., Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris. gr. 12. (22 B.) Leipzig 1832, Brockhaus. 2⅔ Thlr.

Ein Stück Selbſtbiographie des durch ſeine hiſtoriſchen und geographiſchen Schriften, wie durch ſeine journaliſtiſche Thätigkeit bekannten Dr. Depping, der nach 40jährigem Aufenthalt in Paris 1853 daſelbſt ſtarb.

Smidt, H., Devrient-Novellen. 8. (IX u. 322 S.) Berlin 1852, A. Duncker. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer gibt ſein Material, weil es ihm zu lückenhaft für eine ſelbſtändige Biographie ſchien, in einzelnen Novellen, deren jede ein charakteriſtiſches Ereigniß aus dem Bildungsgang oder der ſpäteren Laufbahn Devrients vergegenwärtigt. Die lebendige und anſchauliche Darſtellung macht durchaus den Eindruck der geſchichtlichen Treue und es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer, ein perſönlich Bekannter Devrients, es verſchmäht hat, ſeiner Schrift auch äußerlich das Gepräge der Authentie zu geben.

Edelmann, Joh. Chr., Selbſtbiographie. Geſchrieben 1752. Herausgeg. von C. R. Wilh. Kloſe. gr. 8. (XXVIII u. 460 S.) Berlin 1849, Wiegandt u. Grieben. 2⅓ Thlr.

Edelmann, ein aufklärungsfanatiſcher Theologe des vorigen Jahrhunderts, legt hier ausführlich und freimüthig ſeine Anſichten und Lebenserfahrungen dar und gibt damit einen beſonders reichhaltigen Beitrag zur Geſchichte der Aufklärungsperiode.

ten Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1. Thl. 8. (XVI u. 430 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Sehr inhaltsreiche Denkwürdigkeiten eines verdienten Schulmannes und höheren Beamten, beſonders reichlich über frankfurter und bremer Kreiſe ſich verbreitend. Enthält u. A. werthvolle Beiträge zur Charakteriſtik des Hiſtorikers Schloſſer und des Miniſters v. Stein.

Ficker, Julius, Engelbert der Heilige, Erzbiſchof von Köln u. Reichsverweſer. gr. 12. (IX u. 365 S.) Köln 1853, Heberle. 1 Thlr.

Engelbert war von 1216—1225 Erzbiſchof von Köln und wurde am 7. Nov. d. J. unter Anführung eines Grafen Friedrich von Iſenburg, ſeines Neffen, und von deſſen Gefolge ermordet. Seine Geſchichte iſt ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Zeit Friedrich des Staufers. Der Verfaſſer hat das durch ſorgfältige Forſchung gewonnene, freilich nur fragmentariſche Material, das ihm zu Gebote ſtand, zu einem lebensvollen Ganzen in ſchöner Darſtellung verarbeitet.

Kausler, F. v., Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptſächlich aus dem militäriſchen Geſichtspunkte, aus den zuverläßigſten, neueſten, zum Theil noch unbenutzten Quellen. Mit Noten verſehen vom Grafen v. Bismark. 2 Bde. Mit 8 Ueberſichtskarten u. 26 Schlachtplänen. gr. 8. (51¾ B.) Freiburg 1838, Herder. n. 9⅓ Thlr.

Iſt der erſte Verſuch einer umfaſſenden Biographie des großen Feldherrn. Wenn daſſelbe in Beziehung auf Authenticität und Quellenmäßigkeit Manches zu wünſchen übrig läßt, ſo gebührt ihm wenigſtens doch das Verdienſt, eine genauere Durchforſchung dieſer Quellen von anderer Seite hervorgerufen zu haben.

Militäriſche Korreſpondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus öſterreichiſchen Orig. Quellen. Herausgeg. von F. Heller. 2 Bde. gr. 8. (XXVI u. 1189 S. u. 1 Portr.) Wien 1848, Gerold. n. 6⅔ Thlr.

Iſt eine weſentliche Ergänzung zu Kauslers Werk und ſtellt Manches ans Licht, was dieſer gar nicht oder nur ungenau kannte.

Feuerbach, Anſelm, Nachgelaſſene Schriften. Bd. 1: Leben, Briefe u. Gedichte. Herausgeg. v. Henriette Feuerbach. Mit einem Portrait Feuerbach's. gr. 8. (184 S.) Braunſchweig 1853, Vieweg u. Sohn. n. 1⅓ Thlr.

Die Biographie entfaltet vor uns ein reiches inneres Leben, das aber durch beengende Verhältniſſe niedergedrückt wurde und ſich in vergeblichem Kampf dagegen aufrieb.

Fichte's u. Schelling's philoſophiſcher Briefwechſel, aus dem Nachlaſſe beider herausgegeben von J. H. Fichte u. K. Fr. A. Schelling. gr. 8. (IV u. 131 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. ⅔ Thlr.

Ein für die Geſchichte der Philoſophie ſowie für die Charakteriſtik der beiden philoſophiſchen Heroen höchſt wichtiger Beitrag. Dieſer Briefwechſel zeigt die tiefgehende Differenz, die in Folge der Ausbildung der Naturphiloſophie zwiſchen dem Idealiſten und Realiſten entſtand.

Fiſcher, Laurenz Hannibal, Politiſches Martyrthum. Eine Criminalgeſchichte mit Actenſtücken. gr. 8. (XVI u. 429 S.) Leipzig 1855, R. Hoffmann. n. 1 Thlr.

Schamlos naive Bekenntniſſe eines politiſchen Abenteurers, der ſich viel darauf zu gut thut, ſich überall höchſt unbequem gemacht und gerade dem gedient zu haben, was im Widerſpruch mit der öffentlichen Meinung ſtand.

Ledderhoſe, K. Fr., Leben u. Schriften des Johann Friedrich Flattich. In zwei Abtheilungen. Dritte ganz umgearbeit. u. ſehr vermehrte Auflage. gr. 8. (VI u. 381 S.) Heidelberg 1856, K. Winter. n. 24 Ngr.

Lebensgeſchichte, Charakterzüge und denkwürdige Aeußerungen, kleine populäre theologiſch kenntniß und Geſchick, die Menſchen zu behandeln, auszeichnete. Er hatte ſeiner Zeit einen großen Ruf als Pädagog.

Moleſchott, Jacob, Georg Forſter, der Naturforſcher des Volks. Mit Forſters Portrait ꝛc. 8. (VIII u. 295 S.) Frankfurt 1854, Meidinger Sohn u. Co. 1 Thlr. n. 18 Ngr.

Eine mißlungene Tendenzſchrift. Einmal war Forſter kein Mann des Volkes, wie er hier aufgefaßt wird, ſondern ein Mann der ariſtokratiſch gebildeten Geſellſchaft, dann war er nicht ſpeciell Naturforſcher, ſondern ein geiſtreicher Schriftſteller in humaniſtiſch-politiſcher Richtung. Ferner fehlt Moleſchott auch darin, daß er ſeinen Helden nicht in ſeinen Kämpfen, Entwicklungen und Irrthümern vorführt, ſondern als das fertige Muſterbild eines populären Naturforſchers mit antireligiöſer Tendenz. Steht dem Lebensbild, das König von Forſter gegeben hat, auch formell durchaus nach.

Maier, Eliſa, G. Forſter. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an Reinhold Forſter, Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes v. Müller, ſeine Gattin Thereſe u. aus ſ. ſämmtl. Werken. Mit einer Biographie Forſters. 8. (XIX u. 268 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Haſe, Karl, Franz von Aſſiſi. Ein Heiligenbild. 8. (XV u. 202 S.) Leipzig 1856, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr.

Eine ſehr anſprechende, elegant geſchriebene und auch wiſſenſchaftlich werthvolle Monographie. Eigenthümliche Verbindung der Neigung, die Wunder des Heiligen mit gläubigem Gemüth und poetiſchem Sinn aufzufaſſen und der nachfolgenden negativen Kritik.

Strauß, David Friedrich, Leben u. Schriften des Dichters u. Philologen Nicodemus Friſchlin. Ein Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Mit dem Bildniſſe Friſchlins. gr. 8. (VIII u. 586 S.) Frankfurt a. M. 1856, Lit. Anſtalt. n. 2 Thlr.

Eine mit großer Sorgfalt aus den Schriften Friſchlins, den Streitſchriften und handſchriftlichen Tagebüchern ſeines Gegners Cruſius, den Protokollen des akademiſchen Senats in Tübingen und anderen handſchriftlichen Actenſtücken ausgearbeitete Monographie eines genialen humoriſtiſchen Philologen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, der bei unverkennbarer poetiſcher Begabung ſein Talent in Nachahmung lateiniſcher Dichter abnüzt und ſeinen lebendigen, durch reiche Gelehrſamkeit befruchteten Geiſt in kleinlichen Händeln mit adelichen Trinkern, und akademiſchen Collegen in ſittlicher Haltloſigkeit verkommen läßt, und in den Jahren beſter Manneskraft ein tragiſches Ende durch die mißglückte Flucht aus dem Gefängniß findet.

Gagern, Heinrich von, Das Leben des Generals Friederich von Gagern. 1. Bd. gr. 8. (X u. 611 S. u. 1 Portr.) Leipzig u. Heidelberg 1856, C. F. Winter. n. 2⅓ Thlr.

Eine ſehr inhaltsreiche Biographie, die uns nicht bloß ein Bild Friederichs v. Gagern, ſondern des ganzen Gagern'ſchen Hauſes gibt. Die einzelnen Abſchnitte ſind: Jugend und Familienverhältniſſe. 2) Der öſterreichiſche Dienſt. 3) Oranien und die Geſtaltung des Königreichs der Niederlande. 4) Theilnahme an den deutſchen Begegniſſen in der Politik und der Familie, von 1816—1830. 5) Der Dienſt im niederländiſchen Generalſtabe und 6) Das Leben in Belgien 1816—1830. Im Abſchnitt 4 entwickelt der Verfaſſer die politiſchen Anſichten ſeines Bruders, die entſchieden unitariſch waren und nimmt Veranlaſſung, an dieſelben eine Erörterung über die ſpäteren Verſuche zu einer Reform der Bundesverfaſſung anzuknüpfen.

Zwei weitere Bände werden nachfolgen, wovon der 2te den Reſt der Biographie ſammt den Tagebüchern der ruſſiſchen und oſtindiſchen Reiſe, der 3te den literariſchen Nachlaß enthalten ſoll.

ſcher Staatsminiſter, nach ſeinem Leben u. Wirken geſchildert. gr. 8. (75 S.) Weimar 1853, Hofbuchdruckerei. n. ⅓ Thlr.

Ein gut ausgeführtes Charakterbild eines talentvollen, gebildeten und redlichen Staatsmannes und zugleich ein intereſſanter Beitrag zur Regierungsgeſchichte Karl Auguſts.

Gervinus, G. G., u. ſeine politiſchen Ueberzeugungen. Ein biographiſcher Beitrag (von Baumgarten in Braunſchweig.) gr. 8. (119 S.) Leipzig 1853, Engelmann. ⅓ Thlr.

Ein Freund von Gervinus ſucht nachzuweiſen, daß derſelbe von jeher mit größter Klarheit und Folgerichtigkeit ein politiſches Ziel für Deutſchland im Auge gehabt habe und die, in der Einleitung zur neueren Geſchichte dargelegte, Anerkenntniß der Berechtigung der demokratiſchen Ideen völlig conſequent mit ſeinen früheren Beſtrebungen durch die Erfahrungen der letzten Jahre vermittelt worden ſeien.

Schmid, Anton, Chriſtoph Wilibald Ritter v. Gluck. Deſſen Leben u. tonkünſtleriſches Wirken. Ein biographiſch-äſthetiſcher Verſuch u. ein Beitrag zur Geſchichte der dramatiſchen Muſik in der 2. Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. gr. 8. (XII u. 508 S.) Leipzig 1854, F. Fleiſcher. 2 Thlr. 18 Ngr.

In der Form mangelhaft, aber reich an Materialien zur Kenntniß der Perſönlichkeit Glucks. Der Gang ſeiner muſikaliſchen Ausbildung, der Charakter ſeiner Werke, und ſeine Lebenserfahrungen unter Freunden und Gegnern werden ausführlich geſchildert.

Briefwechſel zwiſchen Göthe und Staatsrath (Chrph. Ludw. Friedr.) Schultz. Herausgeg. u. eingeleitet von H. Düntzer. Mit einem Bildniß v. Schultz. N. A. gr. 8. (X u. 465 S.) Leipzig 1856, Dyckſche B. 1⅔ Thlr.

Die Einleitung von Düntzer beſteht in einer ziemlich ausführlichen (130 S. füllenden) Biographie v. Schultz aus ſeinem Briefwechſel mit verſchiedenen hochgeſtellten Perſonen, amtlichen Actenſtücken und Tagebuchfragmenten u. dgl. geſchöpft. Schultz (geb. 1781, geſt. 1834) war ein geiſtvoller, aber leidenſchaftlich bewegter Mann, der eine Reihe von Jahren wichtige Aemter im preußiſchen Staatsdienſt bekleidete, aber als Regierungsbevollmächtigter der Univerſität Berlin, wo er die Karlsbader Beſchlüſſe auszuführen hatte, ſich in ſeinem Eifer, die Befehle des Königs zu befolgen, überſtürzte und ſich bei der Univerſität ſehr verhaßt machte, was ihn nur noch mehr verdüſterte und ſein Lebensglück zerſtörte. Der Briefwechſel mit Göthe, worin er ſich auch über dieſe Angelegenheiten ausſpricht, gibt manche Materialien zur Erklärung und Berichtigung an die Hand und läßt ihn theilweiſe in einem milderen Lichte erſcheinen.

Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Göthe u. dem Rathe Grüner. 8. (VIII u. 248 S.) Leipzig 1853, G. Mayer. n. 1⅓ Thlr.

Göthe kam durch ſeinen Aufenthalt in Karlsbad in häufige Berührung mit Grüner, der Magiſtratsrath in Eger war und als ſolcher die Päſſe u. dgl. zu beſorgen hatte. Da derſelbe ein mineralogiſcher Dilettant war, ſo wendete ſich Göthe häufig wegen Beſorgungen für ſeine Sammlungen an ihn, es entſpann ſich ein freundſchaftlicher Verkehr, der auch brieflich fortgeſetzt wurde und Grüner theilt nun hier die Aufzeichnungen ſeiner Geſpräche mit Göthe und die gegenſeitigen Briefe mit, die manches Intereſſante enthalten.

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Göthe und Schiller, nebſt einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Briefe v. Geh. Rath v. Voigt. Herausgeg. v. Auguſt Diezmann. gr. 8. (VIII u. 80 S.) Leipzig 1855, Hartung. ⅓ Thlr.

Enthält manches Intereſſante und Neue, u. A. eine treffliche Charakteriſtik Schillers von Wilhelm v. Humboldt in einem Briefe an Körner. S. 30–33.

Göthe u. Werther. Briefe Göthes, meiſtens aus ſeiner Jugendzeit mit erläuternden Documenten herausgeg. v. A. Keſtner. 2. Aufl. gr. 8.

(VIII u. 307 S. mit Portr. u. 3 Facſim.) Stuttgart 1854, Cotta. n. 1⅓ Thlr.

Die geſchichtliche Grundlage der Werthers-Dichtung, beſonders die Briefe Göthes an Lotte Buff, nachherige Keſtner, ſowie der Briefwechſel Keſtners mit Göthe werden hier von dem Enkel mitgetheilt. Ein ſehr intereſſanter Beitrag zum Leben Göthes und zum Verſtändniß ſeines Werther.

Briefe, Freundſchaftliche, von Göthe u. ſeiner Frau an Nicolaus Meyer, aus den Jahren 1800 bis 1831. gr. 8. (XV u. 119 S.) Leipzig 1856, Hartung. 1 Thlr. 6 Ngr.

Inſofern beachtenswerth, als dieſe Briefe uns einen Blick in Göthes häusliches Leben werfen laſſen und dieſes doch von einer etwas günſtigeren Seite zeigen, als man ſonſt vorauszuſetzen pflegt.

Schmidt, Heinrich, Erinnerungen eines weimariſchen Veteranen aus dem geſelligen, literariſchen u. Theaterleben. Nebſt Originalmittheilungen über Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte u. A. 8. (228 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

So viel auch über das Leben in der claſſiſchen Zeit Weimars geſchrieben iſt, ſo kommt doch immer wieder Neues zum Vorſchein, ſo auch in dieſer Schrift, die, wenn ſie auch nur Anekdoten gibt, doch damit die Kenntniß der Heroen unſerer claſſiſchen Zeit auf eine erfreuliche und werthvolle Weiſe erweitert, wodurch ihr Bild Leben und Verſtändniß gewinnt. Der Verfaſſer ſtudierte in Jena, kam dort mit den Celebritäten Jena's und Weimars in vielfache Berührung, zeigte vorwiegende Neigung zur Bühne, die er auch wirklich als Schauſpieler betrat, ſie aber verließ, weil ſein Talent ihm doch nicht ausreichend ſchien, dagegen Theaterdirector wurde und nachdem er als ſolcher an verſchiedenen Theatern thätig geweſen war, zuletzt 18 Jahre lang das Theater in Brünn leitete. Seine Memoiren ſind beſonders für die Geſchichte des Theaters von Werth, bieten übrigens für jeden, der ſich für Kunſt und Literatur intereſſirt, eine unterhaltende und belehrende Lectüre.

Ziegler, Karl, Grabbes Leben u. Charakter. 8. (212 S.) Hamburg 1855, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Biographie des originellen Dichters aus der Feder eines Jugendfreundes, der einerſeits mit großem Reſpect von der originellen Begabung Grabbes ſpricht, aber andererſeits die cyniſchen Rohheiten ſeines Freundes, beſonders ſeine ärgerlichen Ehehändel, mit gar zu unverhüllter Offenheit erzählt.

Halem, Gerhard Anton v., Selbſtbiographie nebſt e. Samml. v. Briefen an ihn ꝛc. zum Druck bearbeitet von ſeinem Bruder L. W. Ch. v. Halem u. herausgeg. v. C. F. Strackerjan. 8. (29⅛ B. u. H's Portr.) Oldenburg 1840, Schulze. 2 Thlr.

Lebensbeſchreibung eines in früherer Zeit durch poetiſche und hiſtoriſche Darſtellungen bekannten und beliebten Schriftſtellers, die ſchon 17 Jahre vor des Verfaſſers Tode zum Druck vorbereitet, erſt nach demſelben erſchien und manchen intereſſanten Beitrag zur Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts gibt.

[**Carvacchi**, Carl,] Biographiſche Erinnerungen an Johann Georg Hamann, den Magus in Norden. gr. 8. (IV u. 77 S. mit 2 Steint.) Münſter 1855, Regensberg. n. ⅔ Thlr.

Ein werthvoller Beitrag zu Hamanns Lebensbild, aus den Ueberlieferungen des münſteriſchen Kreiſes von einem Verehrer geſammelt.

Baumgarten, M., Ein Denkmal für Claus Harms. gr. 8. (70 S.) Braunſchweig 1855, Schwetſchke u. Sohn. n. ⅓ Thlr.

Eine mit vieler Wärme geſchriebene Charakteriſtik des berühmten Predigers und Paſtors, mit beſonderer Rückſicht auf ſein politiſches Verhalten in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit. Hat dem Verfaſſer manche Anfechtungen von Seiten der ariſtokratiſchen dänen-freundlich geſinnten Kreiſe zugezogen.

Schallhammer, Anton von, Biographie des Tiroler Heldenprieſters Joachim Haspinger. gr. 8. (VIII u. 175 S. u. 1 Portr.) Salzburg 1856, Mayr. n. ⅔ Thlr.

Nach handſchriftlichen im J. 1810 niedergeſchriebenen Memoiren und perſönlichen Erläuterungen, die der 78jährige Greis dem Verfaſſer gab, von demſelben bearbeitet mit Beiziehung von mündlichen Nachrichten eines anderen Tiroler Führers aus jener Zeit.

Biographie des k. k. Feldzeugmeiſters Julius v. Haynau, von einem ſeiner Waffengefährten. 3. Aufl. gr. 8. (132 S.) Graz 1853, Heſſe. n. 1 Thlr.

Nur flüchtige Umriſſe, aus denen wir kein recht lebendiges detaillirtes Bild Haynau's gewinnen können. Uebrigens gut geſchrieben. (Der Verfaſſer ſoll Schönhals ſein).

Meißner, Alfred, Erinnerungen an Heinrich Heine. 8. (VIII u. 266 S.) Hamburg 1856, Hoffmann u. Campe. 1½ Thlr.

Erinnerungen und Geſpräche mit Heine aus den letzten Jahren ſeines Lebens, von einem begeiſterten Verehrer in heiniſcher Manier mitgetheilt.

Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen u. Skizzen aus der Mappe eines conſtit. Offiziers (Eduard Heuſinger.) 4 Bde. gr. 8. (I. XXIII 231. II. III 298. III 298. IV. III u. 330 S.) Kaſſel 1851—52, Hotop. Herabgeſ. Pr. n. 2½ Thlr.

Der Verfaſſer, der in ſeinem 18. Jahre in ein weſtphäliſches Küraſſierregiment eintrat, das in die Dörnbergiſche Erhebung verwickelt wurde, ſchildert zuerſt dieſe Affaire, aus der er, zum Tode verurtheilt, glücklich nach England entkam, wo er unter das Militär trat. Im 2. Band erzählt er ſeine Erlebniſſe in Spanien und Italien, wohin ihn der Dienſt in der engliſchen Armee führte und endlich ſeine landwirthſchaftliche Anſiedelung in der Nähe von Eiſenach. Im 3. und 4. Band ſchildert er Luſtreiſen nach England, Spanien und dem Mittelmeer und dieſer Theil gehört zu den anziehendſten Partien des Buches; den Reſt des Buches nehmen Schilderungen aus den letzten 10 Jahren des deutſchen Lebens ein, der Zuſtände in Weimar und Kurheſſen, und der jüngſten Revolutions- und Reactionszeit.

Knapp, Albert, Leben von Ludwig Hofacker, weil. Pfarrer in Rielingshauſen, mit Nachrichten üb. ſeine Familie u. e. Auswahl aus ſeinen Briefen ꝛc. 8. (X u. 382 S. u. Hofackers Portr.) Heidelberg 1855, K. Winter. n. ¾ Thlr.

Hofacker war ein durch tiefe Frömmigkeit und originelle Perſönlichkeit ausgezeichneter, weit über die Grenzen ſeiner Gemeinde verehrter und wirkſamer Geiſtlicher im ſchwäbiſchen Unterland. Knapp, ſein Jugendfreund und Geſinnungsgenoſſe, gibt nun eine gute, liebevolle Charakteriſtik und Lebensgeſchichte, deren Darſtellung aber leider durch eine ſpecifiſch pietiſtiſche Färbung für nicht-pietiſtiſche Leſer etwas abſtoßend iſt.

[**Hitzig**, Jul. Ed.], E. T. W. Hoffmanns Leben u. Nachlaß. 3 Bde. 3. Aufl. gr. 8. (35½ B. 4 Kupf. u. 1 Federzeichn.) Stuttgart 1839, (Frankfurt a. M. Baer). n. 1⅓ Thlr.

Bd. 1 enthält die Biographie von Hitzig, einem genauen Freunde des Dichters.

Hotz, Joh. Konrad, ſpäter Freiherr Friedr. von Hotze, k. k. Feldmarſchalllieutenant. Von dem Verfaſſer der „krieger. Ereigniſſe in Italien.“ gr. 8. (VIII u. 430 S.) Zürich 1851, Schultheß. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eine gut geſchriebene Biographie von perſönlichem und allgemein geſchichtlichem Intereſſe, beſonders über die Revolutionskriege bis 1799.

Gehaltvolle Monographie, welche die Bedeutung Humboldts als Gelehrter und Staatsmann ſehr eingehend würdigt. Ein nach Inhalt und Form ausgezeichnetes Werk, das die Arbeit Schleſiers weit hinter ſich läßt, nur macht der Umſtand, daß die eigentliche Biographie ſehr hinter der Charakteriſtik zurücktritt, das Buch weniger zur unterhaltenden Lectüre geeignet.

Maier, Eliſa, Wilhelm von Humboldt. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter u. F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldts. 3. Auflage. 8. (X u. 269 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Eine mit Geſchmack ausgeführte Compilation, die Beifall zu finden ſcheint.

Pröhle, Heinrich, Friedrich Ludwig Jahns Leben. Nebſt Mittheilungen aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe. gr. 8. (VXI u. 425 S. mit 1 Facſimile.) Berlin 1855, Beſſers Verl. 2 Thlr.

Eine mit richtigem Verſtändniß der nationalen Beſtrebungen Jahns und ſeiner Zeit geſchriebene Biographie, welche zugleich zur Geſchichte der Freiheitskriege einen werthvollen Beitrag gibt und ſich durch friſche, belebte Darſtellung empfiehlt.

Köpke, Ernſt, Charlotte Kalb u. ihre Beziehungen zu Schiller u. Göthe. gr. 12. (IV u. 164 S.) Berlin 1852, Beſſers Buchhlg. n. ⅔ Thlr.

Aus den ſehr fragmentariſchen Mittheilungen, welche Charlotte Kalb in einer handſchriftlichen Selbſtbiographie niedergelegt, hat der Verfaſſer mit dem Beſtreben, die urſprüngliche Färbung möglichſt treu feſtzuhalten, ein klares Bild zuſammenzufügen gewußt, ſich aber dabei von einer rückſichtsvollen Pietät abhalten laſſen, daſſelbe aus anderwärts gedruckten Beiträgen zu ergänzen. Dieß gilt namentlich von der in Spaziers Biographie Jean Pauls gegebenen Erzählung von dem Verhältniß der Kalb zu Jean Paul. Auch die Beziehungen zu Schiller und Göthe ſind nicht ſo berückſichtigt, als man nach dem Beiſatz des Titels erwarten durfte. Als Ergänzung dazu kann ein trefflicher Aufſatz von Sauppe dienen in den Weimariſchen Jahrbüchern von Hoffmann und Schade. Jahrgang 1854. S. 372 ff. — Das Ganze iſt beſonders auch deßhalb von allgemeiner Bedeutung, weil es intereſſante Aufſchlüſſe über Einwirkung der Frauen auf die Entwicklung der Dichter des claſſiſchen Zeitalters gibt, durch den darin dargeſtellten Kampf der leidenſchaftlichen Neigung mit der Sitte und Familienpflicht.

Stirling, William, Das Kloſterleben Kaiſer Karls V. Aus dem Engl. von B. M. Lindau. gr. 8. (XV u. 319 S.) Dresden 1853, Kuntze. n. 1⅙ Thlr.

—— —— Das Kloſterleben Kaiſer Karls V. Aus dem Engl. von A. Kaiſer. 8. (XXX u. 335 S.) Leipzig 1853, T. O. Weigel. 1 Thlr.

Das letzte Lebensjahr Karls V. wird hier nach Berichten von Zeitgenoſſen und Augenzeugen ausführlich und anſchaulich beſchrieben.

Briefe des Großherzogs Carl Auguſt u. Göthe's an Döbereiner. Herausg. v. Oskar Schade. 8. (147 S.) Weimar 1856, Böhlau. 1 Thlr.

Die Briefe Carl Auguſt's an Döbereiner, Profeſſor der Chemie in Jena, einen der tüchtigſten techniſchen Chemiker ſeiner Zeit, geben intereſſante Züge zur Charakteriſtik Carl Auguſt's, den wir hier als chemiſchen Dilettanten kennen lernen, der ſich auch mit Eifer für wiſſenſchaftliche und gewerbliche Fragen intereſſirte und ſich häufig bei ſeinem Freund Döbereiner Raths erholte. Die Briefe Göthes halten ſich in den Grenzen des Formellen und ſind ziemlich inhaltlos.

Reumont, Alfred von, Die Jugend Catarina's de'Medici. Mit einem Titelbilde. 2. verb. Aufl. gr. 16. (XVI u. 300 S.) Berlin 1856, Decker. 1⅙ Thlr.

Gewährt das, was der Titel erwarten läßt, nämlich eine Geſchichte des Bildungsganges

Mörikofer, J. C., Klopſtock in Zürich im J. 1750—1751. 8. (VI u. 119 S.) Zürich 1851, Beyel. ½ Thlr.

Leben des königl. preußiſchen wirkl. Geheimen Raths Georg Wilhelm Keßler, Biographen Ernſt Ludwig Heim's. Aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren. Mit Keßlers Bildniß. gr. 8. (VI u. 400 S.) Leipzig 1853, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine ſehr anziehende Biographie eines durch Charakter und geiſtige Begabung hervorragenden Mannes, tüchtigen höheren Staatsdieners und liebenswürdigen feingebildeten Menſchen. Beſonders intereſſant für die Jahre 1813 und 1814, in welchen Keßler ſehr thätigen Antheil an den Ereigniſſen nahm.

König, H., Auch eine Jugend. 8. (XVI u. 302 S.) Leipzig 1852, Brockhaus. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Erzählung der Jugendgeſchichte bis zum 19 Jahre des Verfaſſers. Treue Schilderung der ſocialen Atmoſphäre des alten Biſchofſitzes in Fulda und des jungen Dichters mit der katholiſchen Kirche.

Haſſe, Fr. Chr. Aug., Das Leben Gerhards v. Kügelgen. Mit dem Bildniſſe des Künſtlers u. 8 Umriſſen von ſeinen Gemälden. Nebſt einigen Nachrichten aus dem Leben von K. v. Kügelchen. gr. 8. Leipzig 1824, Brockhaus. 3½ Thlr.

Leben eines durch ſeine Schickſale, beſonders ſein tragiſches Ende bekannten genialen Künſtlers.

Heß, David, Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt. Mit 1 Kupf. gr. 8. Zürich 1821, Orell, Füßli u. Co. 1½ Thlr.

Ein ſchweizeriſches Original, deſſen Göthe in den Tages- und Jahresheften unter dem Jahr 1820 erwähnt, als des wunderſamſten Menſchenkindes. Er war ſchweizeriſcher Oberſt und großer Liebhaber von Seltenheiten.

Bodemann, Fr. Wilh., Johann Caspar Lavater. Nach ſeinem Leben, Lehren u. Wirken dargeſtellt. gr. 12. (XV u. 495 S. mit Portr. u. Facſimile.) Gotha 1856, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Eine vorherrſchend theologiſch gehaltene Biographie, die nicht ſowohl Anſpruch auf das Verdienſt neuer Forſchung macht, als ſich die Aufgabe ſtellt, das bereits Vorhandene und Ueberlieferte in möglichſt einfacher und lichtvoller Darſtellung dem Gebildeten zu vermitteln, den religiös und politiſch hin und her ſchwankenden Zeitgenoſſen das Lebensbild eines Kern- und Kraftmannes wieder aufzufriſchen.

Ledebur, A. L. v., Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806—1807. Ein Zeit u. Lebensbild zuſammengeſtellt aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren. Nebſt einigen kurzen Notizen üb. d. Leben d. Verewigten. gr. 8. (XV u. 446 S.) Berlin 1855, Duncker. 2 Thlr.

Geſchichte eines ſehr tüchtigen und tapferen Officiers, dem es jedoch nicht vergönnt war, durch größere ſelbſtändige Kriegsthaten ſeinen Namen bekannt zu machen. Eine Hauptpartie des Buchs iſt die Geſchichte ſeiner franzöſiſchen Gefangenſchaft im J. 1806 und der Befreiung aus derſelben, die, an Abenteuern reich, ſeinen Muth und ſeine Ausdauer in glänzendem Lichte zeigt. Dieſe Schilderungen ſind von feſſelndem Intereſſe, und das ganze Buch bietet eine ſehr unterhaltende Lectüre.

zerbart. 2 Thlr. 21 Ngr.

Mehr Erinnerungen aus den Erlebniſſen, als eine eigentliche Selbſtbiographie. Die Revolutionszeit in Mainz, die Studienzeit in Marburg, Freiberg und Göttingen, die Kriegszeiten ums Jahr 1806 der Hauptinhalt des vorliegenden Bändchens. Lebendige, etwas forcirte Darſtellung.

Blum, K. L., Ein Bild aus den Oſtſeeprovinzen oder Andreas von Löwis of Menar. 8. (192 S.) Berlin 1846, Duncker u. Humblot. 24 Ngr.

Anſprechende Biographie eines gebildeten liefländiſchen Gutsbeſitzers, zugleich ein Beitrag zur ruſſiſch-deutſchen Kulturgeſchichte. Von Varnhagen in ſeinen Denkwürdigkeiten Bd. 7 S. 545 wegen muſterhafter Darſtellung ſehr gerühmt.

Lenau, Nicolaus. Als Einleitung zu deſſen geſammelten Werken „Lebensgeſchichtliche Umriſſe“ von Anaſtaſius Grün. Bd. I. II. gr. 8. Stuttg. 1855, Cotta. 3 Thlr.

Dieß iſt die beſte Biographie des Dichters, von Freundeshand mit ebenſo viel Wahrheitsſinn, als künſtleriſcher Begabung aufgezeichnet. Sie ſtellt uns ſein Bild in friſchen Farben vor die Seele, und ſelbſt der traurige Eindruck der letzten Leidensjahre wird gemildert durch die der Erzählung folgende treffliche Charakteriſtik.

Lenau, Nic., Briefe an einen Freund. Herausgeg. mit Erinnerungen an den Verſtorbenen von Karl Mayer. 2. Aufl. 8. (XV u. 203 S.) Stuttg. 1853, Mäcken. 1⅓ Thlr.

Die Briefe ſowohl als die begleitenden Erinnerungen geben uns den Eindruck wieder von Lenaus erſter Erſcheinung in Schwaben und von ſeiner herzgewinnenden, bedeutenden Perſönlichkeit. Das Ganze trägt einen ſubjectiven Charakter, da der Verf. mit der Wärme des Freundes nur ſeine eigenen Erinnerungen an Lenau mittheilt, und auch manches aus ſeinen Lebensverhältniſſen darein verflicht.

Niendorf, Emma, Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehent ſeines Lebens. 8. (V u. 327 S.) Leipzig 1853, Herbig. 1⅔ Thlr.

Anſprechende Schilderungen aus dem ſpäteren Aufenthalte in Schwaben, wo die Verfaſſerin den Dichter kennen lernte. Da das Buch nach Tagebuchsaufzeichnungen ausgearbeitet iſt, ſo tritt zwar einerſeits der Cultus, der dem Dichter gewidmet wurde, ſtark im Einzelnen hervor, andererſeits enthält es aber auch reichhaltige und wörtlich treue Mittheilungen von Geſprächen und Erlebniſſen.

Frankl, L. A., Zu Lenaus Biographie. gr. 8. (VI u. 142 S.) Wien 1854, Keck u. Pierer. n. 1 Thlr.

Ergänzt die Vorigen durch Schilderungen aus dem Wiener Leben Lenau's, behandelt aber vorzugsweiſe die letzten Zeiten vor der unglücklichen Kataſtrophe, wodurch ſich manche Verſtimmung und ſchroffe Aeußerung erklärt.

Schurz, Anton Xav., Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bde. gr. 8. (X u. 729 S.) Stuttgart u. Augsburg 1855, Cotta. n. 3⅓ Thlr.

Der Schwager Lenau's gibt hier das vollſtändige Material zu deſſen Biographie. Sehr viele intereſſante Briefe geben Aufklärung über die wichtigſten Momente ſeiner Entwicklung. Die Aufrichtigkeit, mit der auch Verirrungen aufgedeckt ſind, ſteht nicht ganz im Verhältniß zu der unbegrenzten Verehrung, die der Verfaſſer für den Dichter überall bekennt. Dagegen möchten Solche, die ihn perſönlich kannten und liebten, wünſchen, daß die feineren Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge, die am meiſten ſeinen Erfolg als Menſch und Dichter erklären, mehr hervorgehoben worden wären.

Kerner, Juſtinus, Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thieriſchen Magnetismus. Erinnerungen an denſelben aus den letzten

Ein Sommeraufenthalt in Mörsburg am Bodenſee, wo Mesmer die letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte, gab dem Dichter Veranlaſſung, ſeinen Spuren nachzugehen und die Erinnerung an Mesmer aufzufriſchen, da er gefunden hatte, daß ſein Andenken in gebildeten Kreiſen verſchollen oder mit einer Geringſchätzung behaftet ſei, die er nicht verdiene. Der Verfaſſer gibt nun eine kurze Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Lehren und ſchildert den Mann ſelbſt nach den Ueberlieferungen, die er in ſeiner letzten Heimath von ihm vorfand.

Schlözer, Kurd von, Die Familie von Meyern in Hannover und am markgräflichen Hofe zu Baireuth. 8. (VIII u. 93 S.) Berlin 1855, Beſſers Buchh. n. ⅔ Thlr.

Ein Buch, das, zunächſt für die Familie beſtimmt, durch belletriſtiſche Behandlung und die intereſſante Schilderung des Treibens am baireuther Hof zu den Zeiten der Schweſter Friedrichs des Großen ein allgemeineres Intereſſe in Anſpruch nimmt.

Grote, Ludwig, Wolfgang Musculus ein biogr. Verſuch. Mit Musculus Bildniß. gr. 12. (XI u. 197 S.) Hamburg 1855, Agent. d. rauhen Hauſes. ½ Thlr.

Ein Lebensbild aus der Reformationszeit, die Verarbeitung etwas mangelhaft, aber immerhin für theologiſch-gebildete Leſer intereſſant.

Brandes, H. B. Chriſt., Beiträge zur Charakteriſtik des Herzogs und Kurfürſten Moritz u. ſeiner Regierung. Bei Gelegenheit der Errichtung eines Denkmals für dieſen Fürſten auf dem Schlachtfelde von Sievershauſen aus Urkunden u. Handſchriften herausgegeben. gr. 8. (VII u. 69 S.) Leipzig 1853, Teubner. 12 Ngr.

Ein Beitrag zur Apologie des um die Rettung des Proteſtantismus immerhin verdienten Fürſten.

Mercklin, Ludwig, Karl Morgenſtern. Gedächtnißrede ꝛc. 4. (35 S.) u. Porträt. Dorpat 1853, Gläſer. n. ⅔ Thlr.

Lebensſkizze eines durch feinen Geſchmack, humanen Sinn und fruchtbare literariſche Thätigkeit ausgezeichneten Philologen.

Jahn, Otto, W. A. Mozart. Mit 2 Bildniſſen Mozarts u. einem Facſimile. 1. 2. Bd. 2. Abdr. gr. 8. (XL 716 u. VIII 568 S.) Leipzig 1856, Breitkopf u. Härtel. n. 6⅓ Thlr.

Ein ausgezeichnetes Werk, das alle bisherigen Biographien weit hinter ſich läßt, da der Verfaſſer nicht nur ein reiches Material für die Kenntniß des äußeren Lebens wie des inneren Entwicklungsganges von Mozart zuſammengebracht, ſondern auch mit ungemeinem künſtleriſchen Sinn und gründlichen Kenntniſſen der muſikaliſchen Technik ſeine ausgewählte Aufgabe unternommen und mit einer Liebe ſich ſeinem Gegenſtand zugewandt hat, die ſich höchſt wohlthuend durchfühlt. Dieſer erſte Band geht nur bis zum 21. Lebensjahre Mozarts.

Nolte, Vincent, Fünfzig Jahre in beiden Hemiſphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemaligen Kaufmanns. Zweite vom Verf. durchgeſehene u. mit Zuſätzen vermehrte Auflage. 2 Bde. gr. 8. (XXXI u. 683 S. mit 4 Facſimiles.) Hamburg 1854, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 3⅓ Thlr.

Lebenserfahrungen eines Kaufmannes von außerordentlichem kaufmänniſchen Talent und Inſtinkt, der es aber gleichwohl, unverkennbar nicht ohne eigene Schuld, doch zu keiner ſicheren und angenehmen Stellung brachte. Sehr unterhaltende Lectüre, die zugleich ein Bild von dem Treiben der großen kaufmänniſchen Welt und den Geldgeſchäften und auch Beiträge zur Kenntniß der napoleoniſchen Zeit gibt.

Beſſers Verl. 1⅓ Thlr.

Die Klage einer geiſtreichen engliſchen Dichterin, welche von ihrem Manne ſchlecht behandelt und zuletzt um ihr Vermögen betrogen, von den engliſchen Geſetzen und Gerichten ſchutzlos gelaſſen wurde.

Hauch, C. u. G. **Forchhammer**, H. C. Oerſteds Leben. Zwei Denkſchriften. Aus dem Däniſchen von H. Sebald. 8. (V u. 128 S.) Spandau 1853, Voß. ¾ Thlr.

Beide Denkſchriften ergänzen einander, indem Hauch mehr das äußere Leben und den Charakter Oerſteds, Forchhammer mehr die wiſſenſchaftliche Entwicklung darſtellt.

Ein Schriftſtellerleben, Briefe der Verfaſſerin von Godwic-Caſtle (Frau v. Paalzow) an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfaſſerin. 8. (XX u. 287 S.) Breslau 1855, Max u. Co. 1⅓ Thlr.

Dieſe Briefe, welche durch eine biographiſche Skizze der Verfaſſerin, Frau v. Paalzow, eingeleitet ſind, geben das Bild einer intereſſanten und liebenswürdigen Perſönlichkeit und enthalten eine Fülle treffender Urtheile über Menſchen, Bücher, Ereigniſſe und Lebensverhältniſſe. Sie beginnen mit dem anonymen Anerbieten von Godwie-Caſtle und beziehen ſich zunächſt auf die literariſchen Arbeiten der Verfaſſerin.

Kloſe, Carl Ludwig, Leben Paskal Paoli's, Oberhauptes der Korſen. Mit dem Bildniſſe Paoli's. gr. 8. (XVI u. 339 S.) Braunſchweig 1853, Schwetſchke u. Sohn. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Die erſte vollſtändige Biographie Paoli's, aus den vorhandenen gedruckten Quellenſchriften, die freilich ziemlich mangelhaft ſind, ſorgfältig und mit Streben nach künſtleriſcher Abrundung ausgeführt. Die nationale und politiſche Reife von Paoli's Beſtrebungen etwas zu nüchtern und äußerlich behandelt.

Reichlin-Meldegg, Karl Alex. v., Heinr. Eberh. Gottlob Paulus u. ſeine Zeit, nach deſſen literariſchem Nachlaſſe, bisher ungedrucktem Briefwechſel und mündlichen Mittheilungen dargeſtellt.

Bd. I. Von Paulus Geburt bis zu ſeiner Anſtellung in Heidelberg. gr. 8. (XVI u. 431 S.) Stuttgart 1853, Verl.-Magazin. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bd. II. Von der Anſtellung in Heidelberg bis zum Tode 1851. gr. 8. (VIII u. 444 S.) Ebend. 1853. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine ſtofflich ſehr intereſſante, für die Literatur- und Culturgeſchichte werthvolle, aber ſehr geſchmacklos geſchriebene Biographie.

Penn, William, oder die Zuſtände Englands 1644—1718. Aus dem Engliſchen frei bearbeitet von Ernſt Bunſen. gr. 8. (VIII u. 215 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Freie Bearbeitung von Hepworth Dixons, William Penn a historical biography. London 1851, einer anziehenden Biographie, die mit Vorliebe die glänzenden Seiten Penns, namentlich ſeine Verdienſte um Anerkennung der Toleranz und Coloniſirung Amerikas hervorhebt, die Schattenſeiten des Mannes aber nur ahnen läßt. Angelegentliche Vertheidigung gegen die von Macaulay vorgebrachten Beſchuldigungen, welche aber die Frage doch nicht ganz erledigt.

Perthes, Clem. Theod., Fried. Perthes Leben. Nach deſſen ſchriftlichen u. mündl. Mittheilungen aufgezeichnet. 3. Bd. 2. Aufl. gr. 8. (VI u. 594 S.) Gotha 1856, F. A. Perthes. n. 2 Thlr.

Schließt dieſes treffliche Werk, das eine der gehaltvollſten und anſprechendſten deutſchen Biographien iſt, ab. Die Ueberſiedlung nach Gotha im J. 1822, Gründung einer neuen Verlagshandlung, der Plan und die Ausführung der Sammlung europäiſcher Staatengeſchichten, nicht nur ein ſehr anſprechender Stoff zur Unterhaltungslectüre, ſondern auch ein ſehr wichtiger Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte iſt.

Pfaff, Chr. Heinr. (Profeſſor der Chemie an der Kieler Univerſität). Mit Greg. Guil. Nitzschii memoria Pfaffii u. mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kielmeyer, Fr. Brun, dem Grafen Fr. Reventlow u. Chr. H. Pfaff. gr. 8. (XXI u. 330 S.) Kiel 1854, Schwers. n. 2 Thlr.

Redſelige Selbſtbiographie eines geiſtreichen Naturforſchers, die derſelbe in hohem Alter, erblindet aus der Erinnerung, dictirte. Da der Verfaſſer nicht bloß Gelehrter, ſondern auch heiterer Lebemann war, ſo gibt ſeine Biographie manches menſchlich Intereſſante aus den ſocialen und perſönlichen Erlebniſſen. Seine Bildungslaufbahn in der Karlsakademie in Stuttgart, ſein Aufenthalt in Paris während der Revolutionszeit beſonders leſenswerth.

Sammlung von Briefen gewechſelt zwiſchen Joh. Fried. Pfaff u. Herzog Karl v. Würtemberg, F. Bouterweck, A. v. Humboldt, A. G. Käſtner u. And. Herausgeg. von Karl Pfaff. Mit Pfaffs Porträt u. Facſimile. gr. 8. (XII u. 284 S.) Leipzig 1853, Hinrichs. 1 Thlr. 18 Ngr.

Joh. Fried. Pfaff war der ältere Bruder des als Chemiker und Phyſiker bekannten Prof. Pfaff in Kiel, ein ausgezeichnetes mathematiſches Talent aber in der Literatur nur durch einige akademiſche Gelegenheitsſchriften bekannt. Die Briefſammlung enthält manches Intereſſante, beſonders die Briefe des Herzogs Karl, deſſen Zögling Pfaff in der Karlsſchule war, die Briefe des von den Ideen der Revolution erfüllten jüngeren Bruders aus Paris, die Briefe Bouterwecks, die Beiträge zur Charakteriſtik Kielmeyers.

Voigt, Georg, Enea Silvio Piccolomini als Pabſt Pius II. u. ſein Zeitalter. 1. Bd. Mit dem Bildniß des Pabſtes. gr. 8. (XXX u. 450 S.) Berlin 1856, G. Reimer. 2 Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche über die Gränzen einer bloßen Biographie weit hinausgreift und einen reichhaltigen Beitrag zur Geſchichte der ſinkenden Hierarchie gibt. Die Geſchichte des basler Concils, für welche der Verfaſſer manche ergänzende Notiz aus Correſpondenzen und Geſandtſchaftsberichten herbeizog, iſt die Hauptpartie in dieſem erſten Bande. Für die Geſchichte des Heroen hat der Verfaſſer eine große Anzahl bisher ungedruckter Materialen, zum Theil von bedeutendem Werth aus verſchiedenen Bibliotheken zuſammengebracht und überhaupt den Stoff mit Beharrlichkeit und Sorgfalt geſammelt. Auch die Verarbeitung iſt zu loben. Von einer allzu apologetiſchen Tendenz in Beziehung auf den Helden hat er ſich durchaus frei gehalten.

Raupach, Pauline, Raupach. Eine biographiſche Skizze. 16. (VI u. 76 S.) Berlin 1853, Verlags-Anſtalt. ½ Thlr.

Leben des bekannten Dramatikers, von ſeiner Frau mit liebevoller Pietät erzählt.

Lamey, Johann Reuchlin. Eine biographiſche Skizze. gr. 8. (96 S. u. Porträt.) Pforzheim 1855, Flammer. ⅓ Thlr.

Ein zur 400jährigen Geburtstagsfeier Reuchlins geſchriebenes Gymnaſialprogramm, welches die Lebensgeſchichte und Verdienſte Reuchlins um die Wiſſenſchaft kurz ſchildert und ſich angenehm lieſt.

Roſenkranz, Karl, Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbſt 1833 bis Frühjahr 1846. 8. (IX u. 377 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. n. 1⅔ Thlr.

Converſationsartige Mittheilungen über verſchiedene Erlebniſſe und Gedanken des Verfaſſers. Der Stoff iſt in 7 Abſchnitte getheilt mit der Ueberſchrift: Speculation, kleine Annalen unſerer Philoſophie, ſchöne Literatur, Politik, Pädagogik, Asceſe, Miscellen. Referate aus Geſprächen mit dem Anſpruch der Geiſtreichigkeit, wobei auch vieles Matte und Schaale zum Vorſchein kommt. Abhub von allerhand Schnitzeln, aus denen das Bedeutende bereits ausgebeutet iſt.

Spruner, Karl v., Pfalzgraf Rupert der Cavalier. Ein Lebensbild aus dem XVII. Jahrhundert. Feſtrede zur Geburtstagsfeier Maximilians II. in der münchener Akademie. gr. 4. (172 S.) München 1854, Franz. n. n. 1⅓ Thlr.

Treskow, A. v., Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anführers der Cavaliere Karls I. gegen die Puritaner. 8. (XII u. 220 S.) Berlin 1854, Schneider u. Co. n. 1⅓ Thlr.

Die erſte Schrift, eine akademiſche Denkſchrift aus der Feder des durch ſeinen hiſtoriſch-geograph. Atlas bekannten bayriſchen Offiziers, die zweite eine in novellenartiger Behandlung gehaltene Biographie des fürſtlichen Abenteurers, der auch in der Kunſtgeſchichte einen Namen hat, durch die ſogenannte Schwarzkunſt.

Klopp, Otto, Leben u. Thaten des Admirals Ruiter. 8. (VI u. 335 S.) Mit 1 Holzſchnitt. Hannover 1852, Rümpler. n. 1 Thlr.

Der in populären Bearbeitungen geſchichtlicher Stoffe bewährte Verfaſſer erzählt hier das Leben des berühmten holländiſchen Seehelden für die Jugend.

Stöber, Auguſt, Der Aktuar Salzmann, Göthes Freund u. Tiſchgenoſſe in Straßburg; nebſt Briefen von Göthe u. A. gr. 8. (138 S.) Frankfurt a. M. 1855, Völcker. n. ½ Thlr.

Eine intereſſante Reliquie aus Göthes Straßburger Aufenthalt.

Sand, George, Geſchichte meines Lebens. Deutſch von Claire Glümer. 12 Bdchn. 8. Leipzig 1854—55, O. Wigand. 6 Thlr.

Den Leſern der Sand'ſchen Romane wird dieſe mit Geiſt geſchriebene Selbſtbiographie, in welcher ſich die Verfaſſerin ſowohl über ihre innere Entwicklung, als auch über die äußeren Lebensbeziehungen mit großer Offenheit ausſpricht, ſehr intereſſant ſein.

Bernays, Jacob, Joſeph Juſtus Scaliger. Mit einem Portrait Scaligers (ausgewählten Stücken aus ſeinen ſeltenen Schriften und einigen bisher nicht gedruckten Briefen.) gr. 8. (VIII u. 319 S.) Berlin 1855, Beſſers Buchh. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leben eines berühmten Philologen aus dem 16. Jahrhundert mit Gründlichkeit und Eleganz behandelt

Thierſch, H. W. J., Erinnerungen an Emil Auguſt von Schaden. Mit Schadens Bildn. gr. 8. (VIII u. 320 S.) Frankf. a. M. 1853, Heyder u. Zimmer. n. 1½ Thlr.

Schadens Lebensgeſchichte vom Herausg. Beitrag zu Schadens Charakteriſtik von Sgm. Baumler. Elegie auf Schadens Tod von H. Puchta. Aus Schadens Nachlaß: Briefe aus Italien vom J. 1845. Aus Paris und London. Vorträge über italieniſche Malerei. Ueber Muſik und ihre Entwicklung im Alterthum.

Biographie von Freundeshand eines durch wiſſenſchaftliches und ſittliches Streben ausgezeichneten und in dem engeren Kreiſe ſeiner Schüler ſehr beliebten und verehrten Mannes, dem aber Unklarheit der Anſchauungen und eine eigenthümliche philoſophiſche Ausdrucksweiſe in wiſſenſchaftlicher Geltung hinderlich wurde. Die der Biographie beigegebenen Mittheilungen aus ſeinem Nachlaß ſind geiſtvolle und von friſcher Auffaſſung zeugende äſthetiſche Betrachtungen, die auch ſolche mit Intereſſe leſen werden, welche ſich von Schadens ſonſtigen philoſophiſchen Schriften abgeſtoßen fühlen.

Schall, Carl, Nachgelaſſene Reime u. Räthſel. nebſt des Dichters Lebenslauf. Herausgeg. von Aug. Kahlert. gr. 12. (XII u. 269 S.) Breslau 1849, Graß, Barth u. Co. n. 1 Thlr.

Die Hauptſache iſt die Biographie des Verfaſſers, eines originellen, als liebenswürdigen humoriſtiſchen Geſellſchafters und leidenſchaftlichen Theaterfreundes bekannten Mannes. Die Reime und Räthſel, in denen ſein ganzes dichteriſches Schaffen aufging, ein Stück ſeiner Verſönlichkeit. Dieſe iſt auch anderwärts von Lewald in ſeinen Aquarellen, von Steffens in ſeiner Selbſtbiographie gelegentlich, ferner von Laube in ſeinen Charakteriſtiken und von Holtei in ſeinen „Vierzig Jahren“ mit ſcharfer Wahrheit geſchildert worden. Kahlert verhält ſich mehr apologetiſch und gibt das Material vollſtändiger.

Scheffner, Joh. Georg, Mein Leben, wie ich es ſelbſt beſchrieben. 1. 2. Hälfte. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig 1821—23, Brockhaus. 2⅓ Thlr.

Selbſtbiographie eines originellen um das Volksſchulweſen verdienten Mannes, der ſich ſeiner Zeit auch als Volksſchriftſteller einen beliebten Namen gemacht, mit vielen in der Literatur berühmten Männern, beſonders mit Hamann, Hippel, Kant, in näherer Verbindung geſtanden hat und hier manche intereſſante biographiſche kunſt- und kulturgeſchichtliche Mittheilung gibt.

Herberger, Thd., Sebaſtian Schertlin von Burtenbach u. ſeine an die Stadt Augsburg geſchriebenen Briefe. Mit 1 Facſimile u. 3 lith. Beil. gr. 8. (VII u. 375 S.) Augsburg 1852, von Jeniſch u. Stage. n. 3 Thlr.

Eine Reihe von Briefen, welche für die Geſchichte der ſpäteren Reformationszeit beſonders für die Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Krieges von Intereſſe ſind. Der mit jener Zeit ſehr vertraute Herausgeber hat mit Benützung der Materialien, welche ihm das Augsburger Archiv darbot, eine ziemlich ausführliche und ſorgfältig behandelte Lebensbeſchreibung des Helden vorangeſtellt.

Boas, Eduard, Schillers Jugendjahre. Herausgeg. von Wendelin Maltzahn. 2 Bde. 8. (VIII u. 563 S.) Mit Schillers Bildn. Hannover 1856, Rümpler. 2 Thlr.

Unvollendetes Bruchſtück einer ausführlichen Biographie, welche mit dem Anſpruch auftritt, die erſte kritiſch genaue zu ſein, aber im Ganzen nichts weſentlich Berichtigendes beibringt, und nur an den Vorgängern eine anmaßliche pedantiſche Hyperkritik übt. Geht nur bis zu Schillers Flucht aus Stuttgart.

Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgeg. von Heinrich Düntzer. 8. (567 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Wir lernen aus dieſen Briefen an Ludwig v. Knebel, die bis auf einige wenige aus der Zeit des Wittwenſtandes von Schillers Gattin ſtammen, dieſelbe als geiſtig bedeutender kennen, als man ſonſt vorauszuſetzen pflegte.

Schiller u. Lotte 1788, 1789. Mit zwei Portraits u. Facſimile. gr. 8. (IV u. 584 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Herausgegeben von der Tochter Schillers, Emilie von Gleichen-Rußwurm. Ein intereſſanter Beitrag zur Lebensgeſchichte Schillers und ſeiner Gattin, der wohlthuende Einblicke in ihr häusliches Glück gewährt. Die intereſſanteſten Briefe Schillers waren übrigens ſchon von Frau v. Wolzogen veröffentlicht.

Andere Beiträge zu Schillers Lebensgeſchichte ſ. oben unter Göthe, beſonders die Briefe aus Weimars Glanzzeit und Heinr. Schmidt's Erinnerungen.

Briefwechſel zwiſchen Schiller u. Göthe in den Jahren 1794—1805. 2 Bde. Zweite, nach den Originalhandſchriften vermehrte Aufl. gr. 8. (I. IV 432. II. 470 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Vorzug vor der erſten Ausgabe iſt, daß ſie um 28 Briefe vermehrt, die Namen der im erſten Abdruck maskirten Perſonen hergeſtellt, manche weggeſchnittene Sätze eingeſchoben ſind, ein umfangreiches Regiſter beigegeben und der Preis ſehr ermäßigt iſt.

Schmid, Chriſtoph von, Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bdch
1) Jugendjahre. (VIII u. 184 S.) 2) Der Biſchof v. Sailer. (VIII
200 S.) 8. Augsburg 1853. (München, Finſterlin.) 1 Thlr. 3 Ng

Unvollendete Selbſtbiographie des berühmten Jugendſchriftſtellers, etwas redſelig, a
ſehr anſprechend für Jeden, der den Mann aus ſeinen Erzählungen liebgewonnen hat.

Meyer, Fr. Ludw. Wilh., Fried. Ludw. Schröder. Beitrag zur Kun
des Menſchen u. Künſtlers. 2 Thle. gr. 8. Neue wohlf. Ausg. (I. 41
II. 688 S.) Hamburg 1823. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Thlr.

Lebensbeſchreibung eines der bedeutendſten Schauſpieler des vorigen Jahrhunderts, die
gleich ein ſehr reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte des Bühnenweſens und eine nicht zu üb
ſehende Ergänzung der neuerlich in dieſem Fach erſchienenen Werke von Devrient u. Aug. Ha
bildet, auch das geſchichtliche Material zu Otto Müllers Theaterroman „Sophie Ackerman
enthält.

Schubert, Gotthilf Heinrich v., Der Erwerb aus einem vergangenen u
die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbſtbiographie.

I. Bd. Geſchichte der Jugend bis zum Abgang von der Univerſitä
gr. 8. (XII u. 406 S.) Erlangen 1854, Palm u. Enk
n. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. 1. Die erſten Gaſtrollen des praktiſchen Lebens. (Liebe, Verlobun
Anfänge u. Nöthen des Hausſtandes, Leben als Arzt in Alte
burg, Studien bei Werner in Freiberg, Aufenthalt in Dresd
u. dortige Vorleſungen, Berufung als Director des Realinſ
tuts in Nürnberg 1809. gr. 8. (VI u. 258 S.) Ebend. 185
n. 1 Thlr.

II. 2. Aufenthalt in Nürnberg bis 1816. (X u. S. 259—518
Ebend 1855. n. 1 Thlr.

III. 1. Leben am Hofe in Mecklenburg bis zur Rückkehr nach Erlange
gr. 8. (VI u. 256 S.) Ebend. 1856. n. 1 Thlr.

Mit der behaglichen Redſeligkeit eines Greiſen geſchrieben, aber reich an intereſſantem I
halt ſowohl an inneren Lebenserfahrungen, als äußeren Lebensbeziehungen und Beiträgen
Charakteriſtik berühmter Zeitgenoſſen.

Marggraf, Hermann, Ernſt Schulze nach ſeinen Tagebüchern u. Briefe
ſowie nach Mittheilungen ſeiner Freunde geſchildert. Mit einem Bil
niß E. Schulzes. 8. (XIV u. 363 S.) Leipzig 1855, Brockhau
n. 1⅓ Thlr.

Sehr intereſſante Mittheilungen aus dem inneren Leben des Dichters, die aber im Gan
den betrübenden Eindruck machen, daß das, was man als tragiſches Geſchick anzuſehen pfleg
im Grunde ſelbſtverſchuldete Verkehrtheit und Frivolität iſt. Der Herausgeber ſcheint nicht
wiſſen, daß die Beſitzerin der Briefe, die er nach den im Nachlaſſe Schulzes vorgefundenen C
pien benutzte, noch lebt und wohl ſehr überraſcht ſein wird, daß das, was ſie als leidenſcha
liche Ergüſſe eines tief bewegten Herzens hingenommen und für ein zwiſchen dem Verfaſſer u
ihr beſtehendes Geheimniß bewahrt hat, von ihm ſelbſt als berechnete künſtleriſche Schöpfung a
geſehen wurde, die er als literariſche Erzeugniſſe für die Nachwelt durch Copien ſichern zu müſſ
glaubte.

Schulz, W., Briefwechſel eines Staatsgefangenen u. ſeiner Befreierin
2 Bde. gr. 8. (640 S.) Mannheim 1846, Baſſermann. 2¼ Thlr.

Briefwechſel des damals auf der kurheſſiſchen Feſte Babenhauſen wegen revolutionärer Ve
ſuche gefangen geſetzten Lieutenants Schulz, jetzt Schulz-Bodmer in Zürich, mit ſeiner Gatti
die ihn hernach mit großer Liſt und Aufopferung befreite. Reich an köſtlichem Humor u
Ausdrücken patriotiſchen Unwillens.

Berger, Ad. Franz, Felix Fürſt zu Schwarzenberg. Ein biographiſches Denkmal. Lex. 8. (XXVI u. 504 S.) Mit dem Porträt des Fürſten. Leipzig 1853, Spamer. n. 3⅔ Thlr.

Ein pompöſer Panegyricus, der die tauglichen Materialien fleißig zuſammengeſtellt, aber nicht mit politiſcher Kritik verarbeitet hat. Ziemlich geſchmacklos.

Simon, Ludwig, Aus dem Exil. 2 Bde. gr. 8. (XXIII u. 618 S.) Gießen 1855, Ricker. n. 3 Thlr.

Memoiren des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Ludwig Simon aus Trier. Reiſeerlebniſſe, Natur- und Sittenſchilderungen aus der Schweiz, politiſche Betrachtungen. Mit Geiſt und Lebendigkeit geſchrieben.

Soden, Franz v., Beiträge zur Geſchichte der Reformation u. den Sitten jener Zeit mit beſonderem Hinblick auf Chriſtoph Scheuerl II. Mit Scheuerls Portr. u. Facſim. gr. 8. (XVI u. 522 S.) Nürnberg 1855, Bauer u. Raspe. 2 Thlr. 9 Ngr.

Sehr gehaltvolle Mittheilungen aus dem Familienarchiv der Scheuerl. Hauptſächlich Biographie Scheuerls II., aber da dieſer eine in ſeiner Zeit ſehr hervorragende Perſönlichkeit war und vielfache Beziehungen zu den Zeitereigniſſen und berühmten Zeitgenoſſen hatte, reichhaltiger Beitrag zur Reformations- und Culturgeſchichte jener Zeit, beſonders der Stadt Nürnberg.

[**Beitzke**, Heinrich,] Denkmal der Erinnerung an den Generallieutenant v. Sohr. gr. 4. (22 S. mit 1 Steindr.) Berlin 1848, Mittler u. Sohn. n.n. 1 Thlr.

Sohr war ein tüchtiger preußiſcher Reitergeneral, der ſich in den Befreiungszügen auszeichnete und mit ſeiner friſchen Perſönlichkeit in den militäriſchen Kreiſen ſehr beliebt war. Die Züge aus ſeinem Leben beruhen auf mündlichen Ueberlieferungen der Zeitgenoſſen und Kriegskameraden.

Roſenkranz, Georg Joſeph, Graf Johann v. Sporck, k. k. General der Kavallerie. Eine Biographie. Zweite neu überarbeitete Ausgabe. 8. (VIII u. 181 S.) Paderborn 1854, Weſener. 18 Ngr.

Eine einfache Biographie, die uns ein ſehr intereſſantes militäriſches Lebensbild aus der Mitte des 17. Jahrh. gibt, das Franz Löher die Anregung zu der bekannten poetiſchen Bearbeitung gab.

Stanhope, Lady Eſther, Denkwürdigkeiten. Erzählt von ihr ſelbſt. Nach der 2. Ausgabe für deutſche Leſer bearb. von Birch. 4 Bdchn 8. (336 S.) Stuttgart 1845, Hallberger Verl. 24 Ngr.

(A. u. d. Tit.: Aula der ſchönen Literatur Bd. 45—48.)

Dieſe Denkwürdigkeiten der als Sonderlingin bekannten Lady ſind von ihrem Leibarzt Dr. Merion niedergeſchrieben und enthalten theils Erzählungen ihrer Erlebniſſe, theils Raiſonnements über viele Mitglieder der engliſchen Ariſtokratie, beſonders auch Mittheilungen über ihren Oheim William Pitt, in deſſen Hauſe ſie eine lange Reihe von Jahren in vertrauter Freundſchaft lebte.

Arneth, Alfred, Das Leben des kaiſerl. Feldmarſchalls Grafen Guido von Stahrenberg 1657—1737. gr. 8. (VII u. 784 S.) Mit Portr. Wien 1853, Gerold. 5 Thlr.

Ein werthvoller Beitrag zur öſterreich. u. europ. Geſchichte des angegebenen Zeitraumes, beſonders der Türkenkriege in den Jahren 1683—1700, des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und des ungariſchen in den J. 1705—1707. Auch über Prinz Eugen manche neue Aufſchlüſſe. Gute Bearbeitung.

Pertz, G. H., Das Leben des Miniſters Freiherrn von Stein. 5. u. 6. Band in 2 Abtheilungen. gr. 8. Berlin 1854—55, G. Reimer. n. 10 Thlr.

(5. Bd. XVI 865 S. n. 3⅔ Thlr. 6. Bd. XVI 1239 S. u. 28
S. Beil. n. 6⅓ Thlr.)

(Das Werk iſt nun abgeſchloſſen u. koſtet 22⅔ Thlr.)

(Bd. 1—4 ſ. erſter Nachtrag S. 44.)

Hat zwar nicht mehr die Bedeutung für die allgemeine Geſchichte Preußens und Deutſchlands, wie die 4 erſten Bände, gibt aber durch den Briefwechſel Steins mit ſeinen Freunde v. Gagern, W. v. Humboldt, Graf Spiegel, Eichhorn u. A. einen ſehr werthvollen Beitra zur politiſchen Literatur und viele charakteriſtiſche Aeuſſerungen über die Zeitverhältniſſe. Au erhalten wir das vollſtändigſte Material zur Geſchichte der Stiftung und der erſten Erfolge de Geſellſchaft für Deutſchlands ältere Geſchichtskunde.

Pertz, G. H., Aus Steins Leben. Erſte Hälfte 1757—1814. gr. 8. (XXV u. 782 S. u. 1 Stahlſt.) Berlin 1856, G. Reimer. n. 2⅔ Thlr.

Ein Auszug aus dem größeren Werk, der Manches nur abgekürzt enthält und die brieflichen Mittheilungen auf Steins eigene Briefe beſchränkt. Ein zweiter Band wird den Reſt Auszug aus Bd. 1—6 enthalten.

Stern, Sigismund, Stein u. ſein Zeitalter. Ein Bruchſtück aus der Geſchichte Preußens u. Deutſchlands in den Jahren 1804—1815. gr. 8. (XV u. 544 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 2 Thl..

Giſecke, Rob., H. Fr. Karl Freih. v. u. z. Stein. Ein Lebensbild für alle Freunde vaterländiſcher Geſchichte. Mit dem Porträt Steins. 8. (IX u. 127 S.) Leipzig 1855, Spamer. n. 1 Thlr.

(Ehrentempel des 19. Jahrhunderts Bd. 3.)

Ewald, Armin, Karl Freih. v. Stein. Eine Biographie. Mit Porträt. gr. 8. (XVI u. 280 S.) Caſſel 1855, Balde. n. 1 Thlr.

(A. u. d. Tit.: Preußens Ehre Bd. 4.)

Mauritius, Franz, H. F. K. Freih. v. u. z. Stein. Ein biographiſches Gemälde aus der Geſchichte des Vaterlandes. 8. (88 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. ⅙ Thlr.

(A. u. d. Tit.: Unterhalt. Belehrungen zur Förder. allg. Bildung. Bd. 25.)

Lauter populaire Bearbeitungen von Steins Leben, welche alle dem Zweck, das Bild Steins und ſeiner ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit in einen größeren Leſerkreis einzuführen, entſprechen, aber wovon keine die Aufgabe in ſo befriedigender Weiſe löſen wie etwa Droyſens Leben Yorks. Am ſelbſtändigſten iſt die Sache behandelt von Stern, der eine Geſchichte Deutſchlands daraus macht und auf die ſpätere Zeit Steins den Maßſtab einer Kritik vom Standpunkt eines conſtitutionellen Liberalismus anwendet, der nicht ganz paßt und Steins religiöſe Richtung nur als ein Stück Reaction auffaßt. Die Arbeit Giſeckes hält ſich mehr in den Grenzen einer eigentlichen Biographie, hat eine friſche gedrängte Darſtellung und möchte dem populären Zweck am beſten entſprechen. Ewald thut etwas zu viel eigene Reflexion hinzu, Mauritius übt zu viel Kritik im Sinn eines modernen politiſchen Nationalismus und meint, Stein wäre ein beſſerer Staatsmann geweſen, wenn es ihm nicht zu ſehr an philoſophiſcher Bildung gefehlt hätte.

Sternberg, A. v., Erinnerungsblätter. 2 Bdchn. 16. (I. III. 176. II. 151 S.) Berlin 1855—56, Schindler. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pikante Erzählungen von allerhand berühmten Leuten, mit denen der Verfaſſer in Berührung gekommen iſt, oft nicht gerade in gutmüthiger Weiſe behandelt. Im erſten Bändchen finden wir Einiges über Göthe, Tieck, Lenau, Kerner, Schwab, Wilibald Alexis, im zweiten über Nevendorf, den ruſſiſchen Geſandten in Berlin, die Paalzow, Gräfin Hahn-Hahn, Uhland, Lord Stanhope.

Thiele, Juſt. Matth., Thorwaldſens Leben nach den eigenhändigen Auf-

Deutſch unter Mitwirkung des Verf. von Henr. Helms. 2 Bde. Mit d. Portr. Thorwaldſens. gr. 8. (XVI u. 695 S.) Leipzig 1852 u. 56, Wiedemann. n. 4 Thlr.

Eine gute Arbeit von einem mit Thorwaldſens Werken vertrauten Verfaſſer.

Köpke, Rudolf, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach deſſen mündlichen u. ſchriftlichen Mittheilungen. 2 Thle. gr. 12. (XXXIV u. 699 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer lernte Tieck erſt in deſſen letzten Lebensjahren kennen, und ließ ſich von demſelben in der Abſicht, ſein Biograph zu werden, ſeine Lebensgeſchichte erzählen, die er dann ganz in der Art der Tieckſchen Novellen, die er hin und wieder zur Ergänzung benutzt hat, auf eine ſehr anziehende Weiſe wiedergibt. Am ergiebigſten iſt die Erzählung für die Jugendzeit, oft kann man ſich des Verdachtes nicht erwehren, daß der liebenswürdige Greis Dichtung mit der Wahrheit vermiſcht habe, wenn auch nicht in dem eigentlich Thatſächlichen, doch in Ausführung, Auswahl und Gruppirung. Ueber manche Lebensverhältniſſe, über die man beſonders authentiſche Aufklärung wünſchte, erfährt man, weil Tieck aus Gründen darüber geſchwiegen haben mag, beinahe nichts, da der Verfaſſer keine anderen Quellen benutzt hat. Eine Beilage von Löbell in Bonn, gibt eine eingehende liebevolle Charakteriſtik Tiecks. Ein Theil des zweiten Bandes enthält eine Sammlung von verſchiedenen Ausſprüchen des Dichters über Lebensintereſſen, Perſonen und Bücher, nach Art der Eckermann'ſchen Geſpräche.

Hoffmann, J. L., Ludwig Tieck. Eine literarhiſtoriſche Skizze. gr. 8. (III u. 180 S.) Nürnberg 1856, Bauer u. Raspe. ⅔ Thlr.

Tiedge, C. A., Leben u. poetiſcher Nachlaß. Herausg. von Karl Falckenſtein. 4 Bde. 8. (1140 S. 2 Bildniſſe u. Facſimile.) Leipzig 1841, Teubner. 4 Thlr.

Der erſte Band enthält eine Biographie des Dichters von dem Bibliothekar Falckenſtein.

Bernhardi, Theod. v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. ruſſiſchen Generals der Infanterie Karl Fried. Grafen v. Toll. 2 Bde. mit 5 Karten u. Plänen. gr. 8. (XXIII u. 912 S.) Leipzig 1856, O. Wigand. n. 4⅔ Thlr.

Ein für die neuere Geſchichte ſehr werthvolles und gut geſchriebenes Werk, deſſen Verf. mit Toll näher vertraut war und reiches handſchriftliches Material zur Verfügung hatte. Tolls Name iſt von den Feldzügen Suwarows im J. 1799 bis zum polniſchen Feldzug des Jahres 1831 mit der ruſſiſchen Kriegsgeſchichte auf rühmliche Weiſe verknüpft. Eine hervorragende Rolle ſpielte er als Generalquartiermeiſter der ruſſiſchen Hauptarmee im Jahr 1812 und dieſe Denkwürdigkeiten gewähren beſonders für die Geſchichte dieſes Feldzugs reiches Material und manche neue Aufſchlüſſe. Der Verfaſſer hat aus den Aufzeichnungen und Berichten Tolls und anderer ruſſiſcher Feldherrn ſeinen Stoff völlig vollſtändig bearbeitet, ſo daß man nicht ſowohl den Eindruck einer Lebensbeſchreibung, ſondern einer hiſtoriſch-kritiſchen Darſtellung derjenigen Perioden bekommt, in welchen Toll bedeutſam hervorgetreten iſt. Verſtändige Unparteilichkeit, ſcharfe Kritik ruſſiſcher und franzöſiſcher Entſtellungen und ein tüchtiger deutſcher Sinn zeichnen das Werk vortheilhaft aus. Zu den zwei bis jetzt erſchienenen Bänden ſollen noch zwei weitere erſcheinen.

Vogel, Jakob, Egidius Tſchudi als Staatsmann u. Geſchichtſchreiber ꝛc. Mit d. lith. Bildniß Tſchudis. gr. 8. (X u. 311 S.) Zürich 1856, Orell, Füßli u. Co. 1⅓ Thlr.

Eine anſprechende Biographie und Charakteriſtik des Verfaſſers der berühmten Schweizerchronik, welche eine Hauptquelle der Geſchichte der Schweiz im Mittelalter bis 1470 iſt.

Sixt, Chriſtian Heinrich, Petrus Paulus Vergerius, päbſtlicher Nuntius, katholiſcher Biſchof u. Vorkämpfer des Evangeliums. Eine reformationsgeſchichtliche Monographie. Mit Bd. Portr. gr. 8. (XVI u. 602 S. Braunſchweig 1855, Schwetſchke u. Sohn. 2 Thlr. 9 Ngr.

Biographie eines proteſtantiſchen Convertiten, der eine große Thätigkeit für die Sache de evangeliſchen Glaubens entwickelte und bei vielen Verhandlungen über kirchliche Dinge eine nich unerhebliche Rolle geſpielt hat. Der Verfaſſer hat ſeine Aufgabe mit großer Liebe und Sorg falt und hiſtoriſcher Kunſt behandelt und es iſt ihm gelungen, die im Lichte eines unruhige Abenteurers erſcheinende Geſtalt ſeines Helden zu einem ehrenwerthen Glaubenszeugen zu ver klären.

Hurter, Friederich v., Zur Geſchichte Wallenſteins. gr. 8. (XVI u 398 S.) Schaffhauſen 1855, Hurter. 1⅓ Thlr.

Urkundliche Beiträge für die Zeit von ſeinem Auftreten bis zu ſeiner Entlaſſung auf den Convent von Regensburg. Des Verfaſſers durch die vorgefundenen Aktenſtücke beſtätigte Mei nung iſt die, daß Wallenſtein dem Kaiſer mehr geſchadet, als genützt habe.

Welden, L. Freih. v., Epiſoden aus meinem Leben. Beiträge zur Ge ſchichte der Feldzüge der öſterreichiſchen Armee in den Jahren 1848 u. 1849. 2. Aufl. gr. 8. (XII u. 276 S.) Graz 1853, Damian u. Sorge. n. 2 Thlr.

Intereſſante Denkwürdigkeiten des aus der Geſchichte des italieniſchen und ungariſche Krieges bekannten öſterreich. Feldmarſchalls.

Janſſen, Joh., Wibald v. Stablo u. Corvey (1098—1158). Abt, Staatsmann u. Gelehrter. gr. 8. (VII u. 295 S.) Münſter 1854, Coppenrath. n. 1⅓ Thlr.

Eine fleißig gearbeitete Monographie, welche die Verdienſte der Geiſtlichen um die ſtaatliche Entwicklung Deutſchlands an einem Einzelbild nachzuweiſen ſucht.

Soldatenleben, ein. Erinnerungen aus den Napoleoniſchen, ſüdamerikaniſchen, griechiſchen, ſpaniſchen u. algieriſchen Feldzügen. Herausgeg. von J. v. Wickede. 3 Thle. 2. Aufl. gr. 8. (XVIII u. 687 S.) Stuttgart 1854, Gr. Hallberger. 3 Thlr.

Flüchtige Plaudereien eines lebensfriſchen militäriſchen Touriſten.

Jahn, Otto, Winckelmann. Eine Rede geh. am 9. Dec. 1843. gr. 8. (34 S.) Greifswald 1844, Koch. ⅙ Thlr.

Schömann, G. Fr., Winckelmann u. die Archäologie. Rede am 9. Dec. 1844. gr. 8. (32 S.) Ebend. 1845. ⅙ Thlr.

Krech, A., Erinnerungen an Winckelmann. Programm. Berlin 1835.

Unter den vielen neueren Gelegenheitsſchriften über Winckelmann zeichnen ſich dieſe durch gute Charakteriſtik ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Leiſtungen aus.

Droyſen, Joh. Guſt., Eberhard Windeck. (Aus dem III. Bd. d. Abhdlgn. d. kgl. ſächſ. Geſellſch. d. W.) hoch 4. (83 S.) Leipzig 1853, Hirzel. n. 24 Ngr.

Eine literarhiſtoriſche Unterſuchung über den Biographen Kaiſer Sigmunds, welche nicht nur über die Schrift Windecks, ſondern auch über die Regierung Sigmunds intereſſante Ergebniſſe zu Tage fördert.

Droyſen, Joh. Guſt., Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg. 2 Bde. 8. (VIII u. 1068 S.) Berlin 1854, Veit u. Co. n. 2 Thlr.

Eine ſehr dankenswerthe billige Auflage des als meiſterhaft anerkannten Werkes. S. erſter Nachtrag S. 47.

Mythologie, Sagenkunde und Volksmärchen.

Wolf, J. W., Die deutſche Götterlehre. Ein Hand- u. Leſebuch für Schule u. Haus. Nach Jac. Grimm u. A. gr. 8. (XVIII u. 148 S.) Göttingen 1852, Dieterich. n. ⅔ Thlr.

Abriß der deutſch-ſkandinaviſchen Götterlehre mit einer Sammlung von charakteriſtiſchen Volksſagen, hauptſächlich nach Grimms Mythologie.

Simrock, K., Handbuch der deutſchen Mythologie mit Einſchluß der nordiſchen. gr. 8. (VIII u. 595 S.) Bonn 1853—55, Marcus. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr gefällige durch ſinnige poetiſche Auffaſſung belebte Geſammtdarſtellung der deutſchen Mythologie, welche die Ergebniſſe der bisherigen Forſchung zuſammenfaßt, hie und da auch einiges Neue bringt und das Verdienſt hat, nicht nur die Geſtalt der Sage darzuſtellen, ſondern auch ihre Deutung zu verſuchen, mit dem Beſtreben, chriſtliche Anklänge oder Verahnungen in dem altdeutſchen Götterglauben nachzuweiſen.

Menzel, Wolfgang, Zur deutſchen Mythologie. I. Bd. A. u. d. Tit.: Odin. gr. 8. (XIV u. 352 S.) Stuttgart 1855, Neff. n. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer will in vorliegender Mythologie eine möglichſt vollſtändige Sammlung aller Odinsmythen und irgend welcher im deutſchen Volk noch erhaltenen Erinnerungen an Odin, ſodann eine natürliche das Verſtändniß bedingende Eintheilung der Odinsmythen geben und hofft, daß ſeine Arbeit auch über den engen Kreis derer hinaus, die ſich ſpeciell mit deutſcher Mythologie beſchäftigen, bei Freunden deutſcher Geſchichte und Volksthümlichkeit Theilnahme finden werde. Er zieht den Kreis der Odinserinnerungen ziemlich weit und vielleicht weiter, als berechtigt, aber eben dieß gibt ihm Veranlaſſung, ein reiches und intereſſantes Material zuſammenzuſtellen, und ſein Buch gehört jedenfalls zu dem Bedeutendſten, was bisher für Mythenerklärung geſchehen iſt.

Colshorn, Theod., Deutſche Mythologie fürs deutſche Volk. Vorhalle z. wiſſenſchaftl. Stud. derſelb. 16. (XXX u. 358 S.) Hannover 1853, Rümpler. 1⅓ Thlr.

Der von den neueren Forſchungen zu Tage geförderte Stoff in blühender Darſtellung und eleganter Ausſtattung dargelegt.

Panzer, Friedrich, Beitrag zur deutſchen Mythologie.
(A. u. d. Tit.: Bayeriſche Sagen u. Bräuche.)
I. Bd. gr. 8. (V u. 407 S.) mit 4 Steintaf. München 1848, Kaiſer. n. 2 Thlr.
II. „ gr. 8. (XXIV u. 595 S.) mit 4 Kupfertafeln. Ebend. 1855. n. 3 Thlr. 18 Ngr.

Eine ſehr reichhaltige und ſorgfältig behandelte Sagenſammlung mythologiſchen Gehalts von einem ſachverſtändigen Dilettanten.

Bechſtein, Ludwig, Deutſches Sagenbuch. Mit 16 Holzſchnitten nach Zeichnungen von A. Ehrhardt. Lex. 8. (XXIV u. 814 S.) Leipzig 1853, G. Wigand. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Sagenſammlung, aber mehr zur Unterhaltung, als zu wiſſenſchaftlichem Gebrauch. Für die Jugend theilweiſe minder paſſend.

Mythen, Sagen u. Märchen aus dem deutſchen Heidenthum von Dr. ***. 8. (IV u. 219 S.) Leipzig 1855, Voigt u. Günther. ⅓ Thlr.

Mythologie, ſowie für die reifere Jugend zu empfehlen, da es unter den populären Werken über dieſen Gegenſtand wohl das Beſte iſt, und ſowohl durch wiſſenſchaftliche Grundlage, als leichte Darſtellung ſich auszeichnet.

Simrock, K., Bertha die Spinnerin. 16. (III u. 152 S. mit 1 Stahlſt.) Frankfurt a. M. 1853. Brönner. n. 24 Ngr.

Enthält außer der poetiſchen Bearbeitung der Sage, eine ausführliche Abhandlung über dieſelbe, in welcher die mannigfaltigen mythologiſchen Beziehungen dargelegt werden.

Schambach, Georg u. Wilhelm **Müller,** Niederſächſiſche Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volks geſammelt u. mit Anmerkungen u. Abhandlungen herausgegeben. gr. 8. (XXIV u. 426 S.) Göttingen 1855, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 1⅔ Thlr.

Die Aufzeichnung der Sagen durch Schambach hat etwas Handwerksmäßiges und läßt das tiefere Verſtändniß vermiſſen. Die ſymboliſche Darſtellung der Sagen in den beigegebenen Abhandlungen von W. Müller iſt jedenfalls intereſſant und anregend, auch iſt der beigefügte literariſche Apparat wohl das Vollſtändigſte, was wir im Gebiete der Sagenforſchung haben.

Seifart, Karl, Sagen, Märchen, Schwänke aus Stadt u. Stift Hildesheim. Geſammelt u. mit Anmerkungen verſehen. 8. (XIV u. 207 S.) Göttingen 1854, Wigand. n. ⅚ Thlr.

Eine ſorgfältig behandelte Sammlung, meiſt mündlicher Ueberlieferung entnommen und gut erzählt. Die Anmerkungen enthalten nützliche Nachweiſungen aus älterer Literatur.

Schade, Oskar, Die Sage von der heiligen Urſula und den elftauſend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforſchung. 3. Aufl. gr. 8. (132 S.) Hannover 1854, Rümpler. ⅔ Thlr.

Iſt nicht bloß ein werthvoller Beitrag zur Sagenforſchung, ſondern hat auch ein allgemeineres culturgeſchichtliches Intereſſe, indem darin der Betrug beleuchtet wird, welchen die damalige römiſche Geiſtlichkeit mit Ausgrabung der vermeintlichen Heiligengebeine und dem Gewerb ihrer Reliquien ſpielte.

Wolf, J. W., Heſſiſche Sagen. gr. 8. (XVI u. 224 S.) Göttingen 1853, Dieterich. n. 1 Thlr.

Eine Ergänzung zu Grimms Sammlung.

Pröhle, Heinr., Kinder- u. Volksmärchen. (Mit mythologiſchen Bemerkungen.) 8. (LIII u. 254 S.) Leipzig 1853, Mendelsſohn. 1 Thlr. 6 Ngr.

—— —— Märchen für die Jugend. 8. (XVI u. 236 S.) Halle 1854, Buchh. d. Waiſenhauſes. ⅚ Thlr.

Nächſt den Grimmſchen Märchen vor den meiſten ähnlichen Arbeiten ausgezeichnet durch ein glückliches Treffen und treues Feſthalten des eigentlichen Märchen-Tones. Die Anmerkungen der erſten Sammlung ſind von wiſſenſchaftlichem Werth. Die neuere Sammlung übrigens iſt als ein Jugendbuch auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht anzuerkennen, obgleich dieſe Seite gegen den nächſten erziehlichen Zweck zurücktritt.

Pröhle, Heinrich, Harzſagen. Geſammelt auf dem Oberharze und in der übrigen Gegend von Harzburg u. Goslar bis zur Grafſchaft Hohenſtein u. bis Nordhauſen. 8. (XXVIII u. 306 S.) Leipzig 1854, Mendelsſohn. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr reichhaltige, mit Sorgfalt angelegte Sammlung, welche die einzelnen Sagen in leichter, volksthümlicher Geſtalt hervortreten läßt und gute erklärende Beigaben hinzufügt.

Pröhle, Heinr., Harzbilder. Sitten u. Gebräuche a. d. Harzgebirge. 8. (IV u. 119 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. ⅓ Thlr.
(Brockhaus Reisebibliothek.)

Leichtere Lectüre, ohne Anmerkungen, das Ergebniß kürzerer Forschung über Gebräuche und Sitten darbietend.

Pröhle, Heinr., Sagen des westlichen Harzes u. Brockens, besonders der Grafschaft Mansfeld. Leipzig 1855.

——— ——— Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen u. Abhandlungen herausgeg. 8. (XXIV u. 235 S.) Aschersleben 1856, Fokke. 1 Thlr.

Sagen u. Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten Mal gedruckten Stücken. Herausgeg. von O. F. Gruppe. 8. (XVI u. 484 S.) Berlin 1854, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Eine gute, nicht nur den geschichtlichen Stoff, sondern auch den poetischen Gehalt berücksichtigende Auswahl.

Volksglaube, Deutscher, in Sang u. Sage herausgeg. v. N. Hocker. hoch 4. (XIV u. 238 S.) Göttingen 1854, Dieterich. n. 1⅓ Thlr.

Deutsche Gedichte, die mythologische Beziehungen, Sagen, Märchen u. dgl. behandeln, von kundiger Hand gesammelt.

Schwenck, Konr., Die Mythologie der Slaven u. d. Litthauer. gr. 8. (682 S.) Frankfurt a. M. 1853, Sauerländer. 1⅓ Thlr.

Eine Masse Stoff, ohne Kritik und leitende Idee und ohne ausführlichere Quellenbezeichnung zusammengetragen.

Volksmärchen der Serben. Gesammelt u. herausgeg. von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Mit einem Anhang von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. 8. (XII u. 345 S.) Berlin 1854, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Eine für die Sagenforschung werthvolle Sammlung, die auch für die Unterhaltung Manches bietet, besonders reiche Sprichwörtersammlung.

Pulszky, Therese, Sagen u. Erzählungen aus Ungarn. 2 Bde. 8. (VIII u. 261 S. III u. 220 S.) Berlin 1851, Bessers Verl. n. 2⅔ Thlr.

Anmuthig erzählte volksthümliche Sagen.

Holtzmann, Adolf, Indische Sagen. 2. Aufl. 2 Bde. 8. (XL u. 683 S.) Stuttgart 1854, Krabbe. 2 Thlr. 21 Ngr.

Freie poetische Bearbeitung verschiedener Stoffe aus dem Mahabharata, auf gründlichem Verständniß des Textes beruhend und mit Geschmack behandelt.

Romane.

Deutsche Romane.

Alexis, W., Isegrimm. Vaterländischer Roman. 3 Bde. 8. (I. V u. 324. II 346. III 360 S.) Berlin 1854, Barthel. 3 Thlr.

Trefflich behandelte Bilder aus der Zeit der Fremdherrschaft in der Mark Brandenburg (1806–13), in welcher Isegrimm, ein sehr rechtlicher, eigensinniger, märkischer Edelmann, die Hauptrolle spielt und neben ihm [illegible]

Alexis, W., (W. Häring), Dorothea. Ein Roman aus der brandenbur-giſchen Geſchichte. 3 Thlr. 8. (875 S.) Berlin 1856, Ebend. 6 Thlr.

Arnim, Bettina (von), Dies Buch gehört dem König. Des Königsbuche 1. Band. 2. (Titel-)Aufl. 8. (VIII u. 597 S.) Berlin 1852, Arnim Verl. (Weimar, Kühn.) n. 3 Thlr.

—— —— Geſpräche mit Dämonen. Des Königsbuches 2. Bd. gr. 8. (VIII u. 371 S.) Ebend. 1852. n. 3 Thlr.

—— —— Ilius u. Pamphilius u. die Ambroſia. 2 Bde. (I 363 u. II 384 S.) Berlin u. Leipzig. 4 Thlr.

Sociale und politiſche Phantaſien in [illegible] Beziehung zu wirklichen und fingirten Geſprächen mit dem König von Preußen, die mitunter originelle Beiträge zur Charakteriſtik beider Perſönlichkeiten geben.

Bachmann, W., Der Fürſt „Mein Liebchen" u. ſeine Parteigänger. 2 Bde. Mit 1 Bruſtbilde. 8. (XIX u. 616 S.) Berlin 1856, Decker. 3 Thlr.

Der Name Bachmann iſt pſeudonym. Der urſprünglich polniſch geſchriebene Roman iſt von dem Grafen [illegible] verfaßt und von dem [illegible] überſetzt.

Die Geſchichte ſpielt in der Zeit des Unterganges der Republik Polen und enthält werthvolles hiſtoriſches Material zur Schilderung des halb franzöſirten, halb ſarmatiſch rohen polniſchen Adels. Der unter dem Namen „Mein Liebchen" bekannte Fürſt Radziwill, Woiwode von Wilna, ſpielt nur eine untergeordnete Rolle, die Hauptperſonen ſind die Brüder [illegible], von denen der eine das Sarmatenthum, der andere die Art des alten lithauiſchen Gutsbeſitzers repräſentirt. Die Tendenz entſpricht im Ganzen den Anſchauungen der preußiſchen Junkerpartei, doch nicht ohne dabei gewiſſe Gerechtigkeit zu üben. Der Styl charakteriſtiſch und mitunter gewählt, doch auch [illegible] nachläſſig und matt. Der eigentliche Roman iſt unbedeutend.

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeſchichten. 3. u. 4. Band. 8. (VI 367. III u. 360 S.) Mannheim 1853—1854, Baſſermann. (Jetzt in Cotta's Verlag übergegangen). à Bd. n. 1 Thlr.

Bd. 1 und 2 (: Wegweiſer S. 288.

Die bedeutendſte Erzählung des 3. Bandes iſt Diethelm von Buchenberg, ein reicher Bauer, der durch ſchlechte Wirthſchaft herunter kommt, zum Brandſtifter wird und ſchließlich als [illegible] durch einen ähnlichen Fall, in ſeinem Gewiſſen erſchüttert, zum Geſtändniß ſeiner Schuld ſich getrieben fühlt. Im 4. Bande ſpielt der Bauer [illegible] die Hauptfigur, die Erzählung iſt ein Tendenzſtück gegen die [illegible] der ländlichen Polizei, mit trefflich gezeichneten Charakteren und ſpannenden Situationen.

Auerbach, Berthold, Spinoza. Ein Denkerleben. Neue durchgearbeitete Auflage. 8. (VIII u. 395 S.) Mannheim 1854, Baſſermann. 1⅓ Thlr.

Das Werk, welches dem Verfaſſer zuerſt einen Namen gemacht und ein [illegible] ſeiner literariſchen [illegible] iſt, in einer formell weſentlich vervollkommneten Geſtalt.

Auerbach, Berthold, Schatzkäſtlein des Gevattersmanns. 8. (IX u. 546 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine Sammlung von Erzählungen, die zum kleineren Theil ſchon in dem Gevattersmann gebracht waren, und deren Zweck iſt, dem Bürger und Landmann eine Summe von Lebensweisheit zu bieten. Es ſind Beiſpiele moraliſchen Inhalts, die beſonders geeignet ſind, aus der Trägheit des [illegible] aufzurütteln, zu größerer Thätigkeit, lebendiger Vaterlandsliebe und friſchem Lebensmuth anzuregen. Wie der Verfaſſer [illegible] Nationalismus [illegible], hält ſich in den Grenzen [illegible] Standpunkt [illegible]. Der lehrhaften Tendenz hält eine rechte, glückliche Popularität das Gleichgewicht.

Deutſche Bibliothek. Sammlung auserleſener Originalromane.

1. Bd. Afraja von Theod. Mügge. 8. (553 S.) Frankfurt a. M. 1854, Meidinger. Sohn u. Co. 1 Thlr. 16⅔ Ngr.
2. Bd. Charlotte Ackermann von Otto Müller. 8. (453 S.) Ebend. 1854. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Bd. Der Dunkelgraf von Ludw. Bechſtein. 8. (472 S.) Ebend. 1854. 1 Thlr. 12 Ngr.

4. Bd. Der Sonnenwirth von Herm. Kurz. Schwäbiſche Volksgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert. 8. (VII u. 508 S.) Ebend. 1855. 1⅔ Thlr.

5. Bd. Die Freimaurer. Eine Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrh. von F. G. Kühne. 8. (664 S.) Ebend. 1855. 1 Thlr. 24 Ngr.

6. Bd. Die Familie Ammer. Ein deutſcher Sittenroman von E. Willkomm. 8. (724 S.) Ebend. 1855. 2 Thlr.

7. Bd. (2te Serie.) Ekkehard, eine Geſchichte aus dem 10. Jahrhundert von J. V. Scheffel. 8. (XI u. 463 S.) Ebend. 1855. 1⅔ Thlr.

8. Bd. Der Amerikamüde. Amerik. Kulturbild von F. Kürnberger. 8. (504 S.) Ebend. 1856. 1⅔ Thlr.

9. Bd. Erich Randal. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der Eroberung Finnlands durch die Ruſſen im Jahr 1808 v. Theod. Mügge. 8. (V u. 830 S.) Ebend. 1856. 2⅔ Thlr.

10. Bd. Fritz Beutel. Eine Münchhauſeniade v. Herm. Marggraff. 8. (423 S.) Ebend. 1855. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieſe Sammlung neuerer deutſcher Romane hat den lobenswerthen Zweck, an die Stelle der ſo vielfach geleſenen Ueberſetzungen zu treten, und dem Leſer eine eben ſo billige und zugleich ſehr unterhaltende Lectüre zu bieten. Wenn auch, wie natürlich, die einzelnen Romane von verſchiedenem Werthe ſind, ſo haben ſie doch den Vorzug miteinander gemein, daß keine leichtfertige und ſittenverderbliche Waare darunter iſt.

Afraja zeichnet ſich durch treffliche Naturſchilderungen aus Norwegen und gute Charakterzeichnung aus, Charlotte Ackermann gibt uns eine intereſſante Epiſode aus der Geſchichte des Hamburger Theaters, der Dunkelgraf iſt eine Geſchichte aus dem Mittelalter, unterhaltend [illegible], aber künſtleriſch unbedeutend, der Sonnenwirth geſchickt angelegt und den ſchwäbiſchen Volkscharakter trefflich zeichnend, verliert ſich aber zu ſehr in [illegible] Criminalgeſchichte, die Freimaurer ſind nach fleißigen Studien gearbeitet, aber von etwas zu ſchwerfälliger Breite, die Familie Ammer, eine gute Schilderung aus dem [illegible], als [illegible] und einer der beſten hiſtoriſchen Romane iſt zu rühmen Ekkehard, der uns ein äußerſt lebendiges und wahres Bild des Lebens im 10. Jahrhundert gibt; der Amerikamüde ſchildert die Schattenſeiten und Enttäuſchungen des amerikaniſchen Lebens in ſtarken Farben, und [illegible] noch weiter dadurch, daß er im leidenden Helden den auswandernden Dichter Lenau zeichnet, Erich Randal beruht auf fleißigen hiſtoriſchen Studien, hat geſchichtlichen Werth und iſt trefflich ausgeführt, Fritz Beutel iſt endlich ein ergötzlicher Roman, doch von etwas forcirtem Humor.

Birch, Chriſtian, Marguerite. Roman. 3 Bde. 8. (878 S.) Berlin 1856. Vereins-Buchholg. 3⅔ Thlr.

Ein unterhaltender Roman, der, hauptſächlich im franzöſiſchen [illegible] ſpielend, gute Schilderungen der dortigen ſocialen Verhältniſſe gibt und reich an pſychologiſcher Entwicklung iſt.

Bölte, Amely, Viſitenbuch eines deutſchen Arztes in London. 2 Bde. gr. 8. (V 217 u. 182 S.) Berlin 1852, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

[illegible] rühmt man dem Buche Schärfe der Beobachtung, eine ungewöhnliche Gewandtheit und [illegible] der Darſtellung. Die Verf. ſchildert unter der Maske eines Arztes die geheimen Schäden der Londoner guten Geſellſchaft. Im Beſtreben, [illegible] zu geben, verfällt die Verfaſſerin in Einſeitigkeit, die [illegible] Leiden [illegible] Gouvernanten ſpielen eine Hauptrolle. Dabei ein zu weit getriebenes [illegible] Hervortreten aus den Schranken weiblicher Darſtellung.

Bölte, Amely, Eine deutſche Palette in London. Erzählung. 8. (VI u. 241 S.) Berlin 1853, Ebend. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Geſchichte eines jungen deutſchen Malers, der mit überſchwenglichen Hoffnungen und Ausſichten nach London kommt, an der harten Wirklichkeit [illegible] leidet, aber durch die Liebe gerettet wird. Reich an engliſchen Beobachtungen.

Breuſing, Hermann, Ein Weſtfale. Roman. 3 Bde. 8. (I 207, II 444, III 176 S.) Braunſchweig 1852, Vieweg u. Sohn. n. 3⅔ Thlr.

Ein ſocialer Tendenzroman in [illegible] Stile. Der Verfaſſer, der in unſerer modern-europäiſchen Welt alle Naturwahrheit vermißt, ſucht ſie bei [illegible] und findet dort ein Bild reinen Naturlebens. Die Schilderung der üppigen Natur in Java im 2. Bande, die mit glühender Farbenpracht ausgeführt iſt, iſt wirklich ein Stück von poetiſchem Werth. [illegible]

Burow, Julie, Aus dem Leben eines Glücklichen. Ein Roman. 3 Bde. 8. (727 S.) Königsberg 1852, Samter. 3⅓ Thlr.

Der Roman, der zuerſt den Ruf der Verfaſſerin begründet hat, und ſich durch eine anziehende Geſchichte, treffende Charakteriſtik, tiefere Auffaſſung der Lebensverhältniſſe und einen entſprechenden Stil empfiehlt.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. gr. 12. (I. VIII 592. II 424. III 585 S.) Hamburg 1855, Agentur des rauhen Hauſes. 4 Thlr.

Ein Buch, das wir nicht anführen, um es zu empfehlen, das aber von einer Seite als eine That chriſtlicher Geſinnung geprieſen worden iſt, während es ſeine große Verbreitung wohl mehr dem Skandal verdankt, den es behandelt. Es ſucht an verſchiedenen Perſönlichkeiten die ſittlichen Conſequenzen der Hegel'ſchen Philoſophie nachzuweiſen, geräth aber dabei in eine [illegible] Sucht, gewiſſe [illegible] Umgebung feindlich genug gezeichnete Perſonen durch den Schwung des [illegible] Glaubens zu [illegible]. Daß es nicht vom chriſtlichen Geiſt ausgegangen iſt, beweiſt unter anderem auch der gänzliche Mangel einer Geſtalt, welche das poſitiv chriſtliche Element repräſentirte. Was den formellen Werth betrifft, ſo zeigt der erſte Band unverkennbares Talent der Erfindung, der Charakterzeichnung und pſychologiſchen Entwicklung. Die Frage über den Verfaſſer betreffend, ſo bleibt uns nach Allem wahrſcheinlich, daß der, welcher die Hauptfäden dazu geliefert hat, mögen nun andere daran geſchrieben haben oder nicht, ein ehemaliger Jünger der Hegel'ſchen Schule iſt, der etwa in der zweiten Hälfte der 30er Jahre als Jüngling des evangeliſchen Seminars in Tübingen gelebt, nachher mit der Partei gebrochen hat, und ſich nun auf dieſe Weiſe rächen wollte.

Freytag, Guſtav, Soll u. Haben. Roman in 6 Büchern. 3 Thle. 5. Aufl. 8. (I. VI 453. II 424. III 335 S.) Leipzig 1856, Hirzel. 5 Thlr.

Einer der beſten neueren Romane, der die Vorzüge des ſoliden bürgerlichen Kaufmannsſtandes im Gegenſatz zu herabkommenem Adel und gewiſſenloſer Speculation in trefflich aufgefaßten Perſönlichkeiten vor Augen ſtellt, und ſich durch ſtrenge Oekonomie und ſchönes Maß ſowohl im Stoff, als in den Mitteln der Ausführung auszeichnet. Daß der Verfaſſer Dramatiker iſt, läßt ſich an vielen Vorzügen, aber auch an einigen Mängeln des Buches erkennen. Er gibt uns eine einheitliche poetiſche Schöpfung, nicht bloß Aneinanderreihung intereſſanter Verwicklungen. [illegible] pſychologiſch [illegible] die Charaktere geſchildert hat, ſo bleibt doch dem Leſer zuweilen ein unbefriedigtes Gefühl, wenn ihm bei wichtigen Vorgängen die innere Entwicklung verhüllt wird, und er nur aus den Reſultaten auf ſie ſchließen kann. Etwas manierirt erſcheint es auch, wenn der Verf. [illegible] in bedeutenden Momenten aus dem Ton des wirklichen Lebens ganz unvermittelt in den des [illegible] Pathos überſpringt.

Gall, Louiſe von, Der neue Kreuzritter. Roman. 8. (IV u. 289 S.) Berlin 1853, A. Duncker. 1⅓ Thlr.

Eine geiſtreich angelegte Skizze mit zahlreichen Epiſoden. Der Held, ein ruſſiſcher Edelmann, der als ſocialer Reformator auftreten will. Viele intereſſante Charaktere beſonders aus der höheren Geſellſchaft.

Gall, Louiſe von, Frauenleben. Novellen u. Erzählungen. Herausgeg. u. eingeleitet von Levin Schücking. 2 Thle. 8. (XV u. 797 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Wohl das Beſte, was die Verfaſſerin geſchrieben. Seelengemälde, in denen die verſchiedenen Seiten der weiblichen Natur mit großem Scharfblick und natürlichem Humor dargelegt werden. Von dem Gatten der verſtorbenen Verfaſſerin herausgegeben und mit einer Biographie eingeleitet.

Gaudy, Friedrich von, Aus dem Oberlande. Miniaturen. 16. (III u. 126 S.) Berlin 1856, Verl. Anſtalt. n. ⅓ Thlr.

Eine Reihe friſcher und anmuthiger Erzählungen aus dem bayeriſchen und öſterreichiſchen Gebirge, in deſſen Volksleben ſich der verſtorbene Verfaſſer mit Vorliebe und Empfänglichkeit vertieft hat. Beſonders gut iſt die im [illegible] ſpielende Erzählung [illegible].

Grimm, Hermann, Novellen. gr. 8. (V u. 414 S.) Berlin 1856, Beſſers B. n. 2 Thlr.

Dieſe Novellen ſind hervorragend durch poetiſchen Gehalt und künſtleriſche Behandlung, doch ſtört den Genuß mitunter etwas Peinlich Gemachtes, die Helden erſcheinen zuweilen unnatürlich und die Situationen geſucht.

Heyſe, Paul, Novellen. 8. (V u. 220 S.) Berlin 1855, Beſſers B. n. 1 Thlr.

Höfer, Edmund, Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutſchland. 8. (V 253 S.) Stuttgart 1856, Krabbe. 1 Thlr.

Eine Geſchichte, die auf einem Gute Norddeutſchlands ſpielt, deſſen Natur und der Verfaſſer in ſeinen Bildern trefflich darzuſtellen verſteht. In der Charakterſchilderung liebt er es beſonders, Geſtalten zu zeichnen, die durch Eigenthümliches, oft etwas räthſelhaftes Weſen das Intereſſe erregen, aber das jedoch die pſychologiſche Löſung immer befriedigt.

Holtei, K. v., Der Obernigker Bote. Geſammelte Aufſätze u. Erzählungen in 3 Bdn. 8. (I. III 352. II 370. III 374 S.) Breslau 1854, Trewendt u. Granier. 3⅚ Thlr.

Eine Sammlung von Novellen, welche die ſpäteren Romane weit übertreffen. Gute Charakterbilder von Seydelmann, C. M. Weber, Pius Wolf und Anderen.

Holtei, K. v., Die Vagabunden. Roman. 4 Bde. 8. (I. XVI 340. II 340. III 276. IV 228.) Breslau 1852, Trewendt u. Granier. 4⅓ Thlr.

Einer der beſſeren Romane Holtei's, hervorgegangen aus eigenen abenteuerlichen Erlebniſſen mit Schauſpielertruppen. Ebenbild eines wanderluſtigen Künſtlerlebens mit unerſchöpflicher Laune geſchildert. Auch ergötzliche, gemüthliche Partien fehlen nicht.

[**Kapper**, S.], Herzel u. ſeine Freunde. Federzeichnungen a. d. böhm. Schulleben ꝛc. 2 Bde. 8. (XV u. 439 S.) Leipzig 1852, Herbig. 2⅙ Thlr.

Schilderungen des jugendlichen Bildungsganges in Oeſterreich, welche trotz ihrer romanhaften Form für die Kulturgeſchichte dadurch Intereſſe haben, daß ihre Hauptbeſtandtheile offenbar den Erinnerungen aus dem Schulleben des Verfaſſers entnommen ſind und damit auf eine ganze Gruppe öſterreichiſcher [illegible] ein [illegible] Schlaglicht werfen. Im Stil Anklänge jener Zerriſſenheit, von der die wenigſten Schriftſteller aus dieſem Bereiche ganz frei ſind. In dieſer Beziehung den [illegible] Wanderungen deſſelben Verfaſſers bedeutend nachſtehend.

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. In 4 Bänden. 8. (VIII u. 1694 S.) Braunſchweig 1854—55, Vieweg u. Sohn. n. 6⅔ Thlr.

Ein Roman von vorherrſchend lyriſchem Charakter, der das Gepräge eigener Erlebniſſe trägt. In der einen Hälfte in hohem Grade anſprechend durch den treu abgeſpiegelten Hintergrund ſchweizeriſcher Natur und Sitte, in der andern durch einen Reichthum fein beleuchteter Züge aus dem Künſtlerleben, und insbeſondere dem in München. Für die Mängel einer von dem Verfaſſer ſelbſt eingeſtandenen ungleichen Compoſitionsweiſe entſchädigt eine geiſtreiche, oft bezaubernd anmuthige Darſtellung.

Keller, Gottfried, Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. 8. (V u. 523 S.) Braunſchweig 1856, Vieweg u. Sohn. n. 2 Thlr.

Geſchichten aus einer [illegible] abgelegenen Schweizer Stadt, voll urſprünglicher Erfindung, in einfachem, friſchem Stile gehalten. Der Grundton iſt Satire, die bald im leichten Gewand eines harmloſen Humors, bald in tragiſchen Wirkungen verſchiedene Gebrechen unſerer Zeit rügt. Wenn man auch eine leitende Idee vermißt, ſo findet man dagegen geſunde, plaſtiſche Naturwahrheit und trefflich gezeichnete Geſtalten.

Kompert, Leopold, Böhmiſche Juden. Geſchichten. 8. (V u. 422 S.) Wien 1851, Manz. 1 Thlr. 21 Ngr.

—— —— Aus dem Ghetto. Geſchichten. 2. Aufl. 8. (XV u. 370 S.) Leipzig 1850, Herbig. 1⅓ Thlr.

Treffliche Genrebilder aus dem jüdiſchen Leben, deſſen ſpecifiſche, mehr und mehr im Verſchwinden begriffene Eigenthümlichkeit in geſellſchaftlicher Sitte und Kulturzuſtänden von dem Verfaſſer nach eigenem Erlebniß geſchildert wird. Ein tragiſcher Zug geht durch das Ganze, der von ergreifender Wirkung iſt. Uebrigens gehört einige Ueberwindung dazu, um nicht von dieſem ſpecifiſch jüdiſchen Weſen ſich abgeſtoßen zu fühlen. Unter den beiden angeführten Schriften verdient die erſte den Vorzug, als deren beſonders gelungen möchten wir „die Verlorenen“ bezeichnen. In dem Ghetto verdienen „die Kinder des Randars“ hervorgehoben zu werden.

Kinkel, Gottfried u. Johanna, Erzählungen. 2. Aufl. 8. (III u. 464 S.) Stuttgart 1851, Cotta. 2 Thlr.

König, Heinrich, König Jerômes Carneval. Geſchichtlicher Roman. 3 Thle. 8. (XVIII u. 1227 S.) Leipzig 1855, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Ein Roman, der durch ſeine lebendige und im Weſentlichen treue, auf Ueberlieferung von Augenzeugen beruhende Schilderung des Lebens am Hofe König Jerômes und die Charakteriſtik hervorragender Perſönlichkeiten nicht unbedeutenden geſchichtlichen Werth hat und ſich jedenfalls ſehr unterhaltend lieſt. Was die Auffaſſung jener Zuſtände betrifft, ſo ſcheint der Verfaſſer zwar mit ſeinem Urtheil über der ſittlichen Atmoſphäre zu ſtehen, die er ſo trefflich zu ſchildern weiß, aber genauer betrachtet, erſcheint er doch vielleicht, ohne es zu wiſſen, von einer Anſchauungsweiſe angeſteckt, die es mit den Anforderungen einer ſtrengeren bürgerlichen Moral leicht zu nehmen geneigt iſt. Gerade da, wo er die Reinheit altdeutſcher Sitten repräſentiren will, befleckt er ſie mit einer gewiſſen Lüſternheit und verräth eine Vorliebe für verfängliche Beziehungen. Die Form entbehrt überhaupt der künſtleriſchen Strenge und Sorgfalt.

[**Köthe**, F. A.], Eine Woche. Idyll-Novelle, herausgegeben von dem Einſiedler bei Sct. Johannes. 2 Thle. gr. 12. (1015 S.) Leipzig 1848, Brockhaus. 4 Thlr.

Mit der geſchilderten Woche ſchließt ſich das reiche Leben eines ehrwürdigen alten Geiſtlichen ab, und es ſind die mannichfaltigſten äußeren und inneren Geſchicke ſeiner Kinder und Pflegekinder in die Erzählung verwoben. Das Buch iſt nach Geiſt und Form gediegen, nur etwas breit. So ſehr die ächte Frömmigkeit der geſchilderten Familie anſpricht, ſo wird es dem Leſer doch mit der anhaltend erhöhten Stimmung beinahe zu viel.

Kurz, Hermann, Der Weihnachtsfund. Ein Seelenbild aus dem ſchwäbiſchen Volksleben. 16. (236 S. u. 1 Holzſchnitt.) Frankfurt a. M. 1856, Meidinger, Sohn u. Co. 1 Thlr.

Eine ausgezeichnete Novelle, die eine einfache Geſchichte aus dem Volksleben naturwahr und kunſtgerecht entwickelt.

Liſettens Tagebuch. 8. (VII u. 325 S.) Leipzig 1852, Brockhaus. 1⅓ Thlr.

Die innere Geſchichte eines jungen, urſprünglich wohlgearteten Mädchenlebens, die ſich aber in ſentimentalen Träumen und Selbſttäuſchungen derartig feſtgerannt hat, daß ſie Wahrheit und Täuſchung, Recht und Unrecht nicht mehr unterſcheiden kann und ſchon im Begriff iſt, dem ſittlichen Verderben zu verfallen, als noch zu rechter Zeit erſchütternde Ereigniſſe ſie über ſich ſelbſt klar machen und zur Rettung führen. Unverkennbar eigene Erfahrungen eines weiblichen Herzens. Empfehlenswerth für Mütter und Erzieherinnen, ſowie für junge Mädchen ſelbſt, denen das Buch bei ſeiner ſtreng ſittlichen Haltung ohne Bedenken in die Hand gegeben werden darf.

Krais, Julius, Altdeutſche Heldendichtungen, bearbeitet in Proſa für das deutſche Volk u. die reifere Jugend.

1. Theil. Der Nibelungen Noth. Gudrun. 8. (VI u. 359 S.) Stuttgart 1855, Steinkopf. ⅚ Thlr.
2. Theil. Parcival. 8. (277 S.) Ebend. 1855. 18 Ngr.

Eine gute Ueberſetzung in Proſa, bei der aber der poetiſche Gehalt nicht verwiſcht und mit viel Geſchick das Unpaſſende vermieden iſt.

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. br. 8. (XII u. 396 S.) Berlin 1856, Springer. 2 Thlr.

Ludwig u. Anne Marie. Die Lehrersbraut. Ende gut, Alles gut.

Anſprechende Dorfgeſchichten, die ſich hauptſächlich im Kreiſe des wohlhabenden Bauernſtandes bewegen. Feine Beobachtung, ſittlicher Gehalt. Gute Entwicklung der Charaktere, nur hie und da etwas zu gedehnt.

Mörike, Eduard, Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. 2. Aufl. 16. (V u. 168 S.) Stuttgart 1855, Schweizerbart. ¾ Thlr.

—— —— Mozart auf der Reiſe nach Prag. Novelle. 8. (III u. 115 S.) Ebend. 1856, Cotta. ⅔ Thlr.

Das erſte iſt ein anziehendes launiges Märchen, in welchem ſich die Phantaſie in heiterem poetiſchem Spiel ergeht und ſich mit lieblichen Bildern vermählt.

Das zweite ebenfalls ein freies Erzeugniß der Phantaſie, nicht eine Epiſode aus dem wirklichen Leben Mozarts. Der Verfaſſer will darin den Eindruck wiedergeben, den er aus den Kunſtſchöpfungen Mozarts von ſeinem Charakter erhalten hat, und thut dies auf eine ſehr liebenswürdige Weiſe, indem er uns ſeinen Helden durch die Erlebniſſe eines inhaltvollen Tages in verſchiedenen Situationen vorführt.

Mühlbach, Louiſe, Friedrich der Große u. ſein Hof. 3 Bdchen. Zweite Aufl. 16. (XIII u. 668 S.) Berlin 1856, Janke. ⅔ Thlr.

Das Material, das die Werke Friedrichs des Großen und andere Memoiren damaliger Zeit darbieten, iſt mit Glück zu einem Roman verarbeitet, der reich an unterhaltenden, gelungenen Lebensbildern iſt, und manche Ausſprüche Friedrichs, welche für die Gegenwart beſonders beachtenswerth ſind, geſchickt verwendet. Die Darſtellung hat Fluß und Feuer, leidet aber freilich auch an übertreibendem Schwung, und hebt mit allzugroßer Vorliebe die Nachtſeiten des menſchlichen Herzens und der damaligen Geſellſchaft hervor.

Mühlbach, L., Kaiſer Joſeph u. ſein Hof. 1. Abthlg.: Kaiſer Joſeph u. Maria Thereſia. 4 Bde. 8. (XV u. 1262 S.) Berlin 1856, Janke. 6 Thlr.

Beabſichtigt eine Lebensſkizze Joſeph's zu geben, deren erſte Abtheilung, die Jugendgeſchichte, hier vorliegt, wobei zunächſt Maria Thereſia in ihrer häuslichen und politiſchen Stellung charakteriſirt wird. Mit unverkennbarem Talent und fleißiger Benutzung des geſchichtlichen Materials geſchrieben.

Mühlbach, Louiſe, Königin Hortenſe. Ein Napoleoniſches Lebensbild. 2 Bde. 8. (VI u. 572 S.) Berlin 1856, Janke. 3 Thlr.

Reiht ſich den hiſtoriſchen Romanen der Verfaſſerin „Friedrich der Große“ und „Maria Thereſia“ würdig an. Von doppeltem Intereſſe in der jetzigen Zeit.

Müller, Otto, Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848. 3 Bde. 8. (934 S.) Bremen 1851, Schlodtmann. 4 Thlr. 24 Ngr.

Geſchichte eines odenwäldiſchen Gutsbeſitzers, der in die Bauernaufſtände des Jahres 1848 hineingezogen wurde. Friſche, phantaſiereiche Darſtellung, gute Geſinnung und geſchickte Gruppirung. Wurde mit großem Beifall als Zeugniß eines hervorragenden Talentes aufgenommen.

Müller, Otto, Der Stadtſchultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. 8. (248 S.) Stuttgart 1856, Cotta. 1 Thlr.

Eine allerliebſte Familiengeſchichte, in welcher die Großeltern Göthes von mütterlicher Seite, der Stadtſchultheiß Textor und deſſen Frau, ſowie die nachherige Frau Rath Göthe als junges Mädchen die Hauptrolle ſpielen.

[Nathuſius, Maria], Tagebuch eines armen Fräuleins. 4. Auflage. 8. (168 S.) Halle 1855, Mühlmann. 11¼ Ngr.

Ein Büchlein von tiefem, ſittlich-religiöſem Gehalt. Frauen- und Mädchenlectüre.

Erzählungen von der Verf. von „Martha die Stiefmutter“, „Tagebuch eines armen Fräuleins ꝛc.“ (Frau Nathuſius in Neuhaldensleben.) Aus dem „Volksblatt für Stadt u. Land“ beſonders abgedruckt. 4 Hefte. 8. (I. Heft. 2. Aufl. 101. II 112. III. IV 259 S.) Halle 1852—54, Mühlmann. 1 Thlr.

Dieſe mit Recht beliebten Erzählungen ſind beſonders dadurch anziehend, daß ſie es trefflich verſtehen, die kleinen Ereigniſſe des gewöhnlichen Lebens in ihrer ſittlichen Bedeutung zu verwenden und auszubeuten. Die religiöſen Beziehungen dürften etwas ſparſamer angewendet ſein, denn ihre häufige Wiederholung bringt eine gewiſſe Einförmigkeit und Manier hervor.

Riehl, W. H., Culturgeſchichtliche Novellen. 8. (XIII u. 456 S.) Stuttgart 1856, Cotta. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gleichſam Illuſtrationen zu des Verfaſſers ſocial-politiſchen Schriften, aber nicht nur Abfälle ſeiner Studien, ſondern ſelbſtändige, theilweiſe mit künſtleriſcher Phantaſie verarbeitete Stoffe. Was der Verfaſſer das culturgeſchichtliche Element nennt, iſt im Grunde daſſelbe, was bei keinem beſſeren hiſtoriſchen Roman fehlen darf, nämlich das Zeitcoſtüm.

Ring, Max, Verirrt und erlöſt. Roman in 2 Bden. 8. (663 S.) Gotha 1855, Scheube. n. 3⅓ Thlr.

Ein intereſſantes Seitenſtück zu Freitags „Soll und Haben.“ Edle Geſinnung und Tendenz, elegante Diction, doch ohne künſtleriſche Geſtaltung.

Pichler, Louiſe, Friedrich von Hohenſtaufen der Einäugige. Hiſtoriſcher Roman. 3 Thle. 8. (807 S.) Leipzig 1853, Herbig. 2⅔ Thlr.

Die Verfaſſerin hat mit geſchicktem Griff ein Stück aus der Glanzperiode der deutſchen Kaiſer gewählt, um es im Roman anſchaulich darzuſtellen. Sie hat ſich im Weſentlichen treu an die

Geſchichte gehalten, wie ſie uns in Raumers Hohenſtaufen vorliegt, oder das Bild durch eigene Erfindung belebt und das Colorit der Zeit richtig getroffen. Die einfache, edle Darſtellung, mit religiöſem und nationalem Hintergrunde, macht das Buch beſonders für jüngere Leſer empfehlenswerth.

Pichler, Louiſe, Der letzte Hohenſtaufe. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. (IV 1519 S.) Leipzig 1855—56, Herbig. 3⅓ Thlr.

Die Geſchichte Konradins wird von der Verfaſſerin des vorhin angeführten Romans mit entſchiedenem Talent ſehr anſprechend behandelt.

Pröhle, Heinrich, Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. 2 Thle. 8. (VI u. 327 S.) Leipzig 1852, Mendelsſohn. 1⅓ Thlr.

Schildert in Form einer Selbſtbiographie die Erlebniſſe eines aus dem Volk hervorgegangenen Landgeiſtlichen mit einer Treue und gleichförmigen Kraft, welche unverkennbar den Urſprung ſorgfältiger Beobachtung und liebevoller Studien des niederſächſiſchen Volkslebens anzeigen, daher denn auch der Werth des Buches weniger in den Reizen poetiſcher Auffaſſung als in der herben Realität zuverläſſiger Sittenſchilderung liegt.

Reich, Lucian, Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar u. dem Schwarzwalde ꝛc. 4. (VIII u. 176 S. u. 25 Lithogr. in Tondruck.) Karlsruhe 1853, Herder. n. 5 Thlr.

Sehr lebensfriſche, künſtleriſche Skizzen eines poetiſch begabten Sohns des Schwarzwaldes.

Rudolf, C. (Kausler), Erzählungen. 8. (III u. 235 S.) Stuttgart 1851. Krabbe. 27 Ngr.

Der Boden, auf dem ſich dieſe Erzählungen faſt alle bewegen, iſt das ſpätere Mittelalter, und man könnte ſie gewiſſermaßen auch kulturhiſtoriſche Novellen nennen. Doch ſind es keine Novellen moderner Art, vielmehr wird man durch ſie in die Zeit der Romantik zurück verſetzt. Aber dieſe mittelalterliche Färbung iſt nicht künſtlich Gemachtes, ſondern durchaus natürlich und von feinem, poetiſchem Sinn durchdrungen.

Schücking, L., Ein Staatsgeheimniß. 3 Bde. 8. (XI u. 994 S.) Leipzig 1854, Brockhaus. 5 Thlr.

Kräftige Schilderung, namentlich der Charaktere aus den höheren Geſellſchaftskreiſen, aber der Stoff unglücklich gewählt, der Held der Geſchichte iſt jener Uhrmacher Naundorf, der als Ludwig XVII. von den Bewohnern der Normandie verehrt wurde.

Talvj, Die Auswanderer. Eine Erzählung. 2 Thle. 8. (XVI u. 657 S.) Leipzig 1852, Brockhaus. 3⅓ Thlr.

Erzählung von einem jungen Deutſchen, der nach langem Kerkerleiden Freiheit und Heimath in Amerika ſucht, mit einem edlen Mädchen dorthin zieht und nach vielfach wechſelnden Schickſalen den Anfang zu ruhigem Glück, aber auch frühen Tod findet. Beſonders werthvoll durch naturgetreue Schilderung von Land, Menſchen und Sitten und von einer Menge häuslicher und öffentlicher Scenen aus dem Leben Amerika's. Kampf gegen die Sklaverei der Mittelpunkt der Erzählung.

Trautmann, Franz, Die Abenteuer Herzogs Chriſtoph von Bayern, genannt der Kämpfer ꝛc. Für Alt u. Jung erzählt. 2 Bde. 8. (VI u. 743 S.) Frankfurt a. M. 1853, Sauerländers Verl. 3 Thlr.

Ein bayeriſches Volksbuch. Die Geſchichte des abenteuernden Herzog Chriſtophs iſt nach geſchichtlichen Quellen und Sagen unterhaltend erzählt mit glücklich ausgeführter, mittelalterlicher Färbung. Der Volkston mitunter etwas gemacht.

Uechtritz, Friedrich von, Albrecht Holm, eine Geſchichte aus der Reformation. I. Abth. 1. 2. Bd. II. Abth. Bd. 1—3. III. Abth. Bd. 1. 2. gr. 8. (I. VIII u. 625. II. IX u. 1018. III. VI u. 722 S.) Berlin 1851—53, A. Duncker. 9 Thlr. 24 Ngr.

Der Hauptinhalt dieſes geſchichtlichen Romans dreht ſich um die religiöſen Kämpfe der Reformationszeit und insbeſondere um die Frage von der Rechtfertigung durch den Glauben. Eine alte deutſche Reichsſtadt und Italien der Hauptſchauplatz der Geſchichte. Löbell gibt in den Blätt. für literar. Unterhaltung 1854. Nr. 3 u. 4 eine ausführliche ſehr günſtige Kritik, an deren Schluß er ſagt: „Das ganze Werk iſt von einer großen und ächten Begeiſterung eingegeben, durch die der Dichter in ſeinem Gegenſtande aufgeht. Nicht minder ausgezeichnet iſt die Sprache zu nennen. Sie iſt klar und lebendig, ohne in gezwungene und abgeſchliffene Glätte zu verfallen; vollklingend und markig, ohne an das Gemachte und Schwülſtige auch nur von fern zu ſtreifen. Wenn das Buch die Wirkung macht, die es hervorzubringen fähig iſt, ſo wird es noch mehr als eine ſehr gelungene Dichtung, es wird für Gemüther, welche die Wahrheit aus der Hand der Dichtung zu empfangen gewohnt ſind, ein Ereigniß ſein.“

Voigts, Fr., Hölty. Roman. gr. 12. (16½ Bog.) Hannover 1844, Hahn'ſche Buchh. 2 Thlr.

Eine treffliche Bearbeitung alles deſſen, was man von dem Leben Hölty's weiß, verbunden mit eingehender Schilderung ſeines Kreiſes und ſeiner Zeit, namentlich der damaligen Göttinger Zuſtände. Die romanhafte Ausſchmückung herrſcht nicht vor, oder auch in ihr iſt das Colorit der Zeit fein beobachtet.

Widmann, Ad., Der Tannhäuſer. Ein Roman. 8. (IX u. 422 S.) Berlin 1850, Beſſers Verl. n. 2 Thlr.

Das Intereſſe dieſes Buchs beruht hauptſächlich auf der darin enthaltenen Schilderung des Rohmeriſchen Kreiſes und ſeiner Tendenzen. Der Verfaſſer, einſt ſelbſt tief darin verwickelt, legt hier ein naives, ihm keineswegs ſchmeichelndes Selbſtbekenntniß ab. Als Roman durchaus unbefriedigend, obgleich die Darſtellung von entſchiedenem Talent zeugt.

Widmann, A., Am warmen Ofen. Eine Weihnachtsgabe. 2. Aufl. 16. (VII u. 288 S.) Berlin 1853, Beſſers Verl. 27½ Ngr.

Eine Sammlung anſprechender Erzählungen von natürlicher Friſche.

Wildermuth, Ottilie, Neue Bilder u. Geſchichten aus Schwaben. 8. (VIII u. 406 S.) Stuttgart 1854, Krabbe. 1⅓ Thlr.

Eine der erſten Sammlung (ſ. erſter Nachtrag S. 96) ähnliche Reihe von Erzählungen, voll Lebenswahrheit, gutem Humor und friſcher Anſchauung. Das Trefflichſte möchte die erſte Erzählung ſein: „Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit.“

Wildermuth, Ottilie, Aus dem Frauenleben. 8. (VII u. 352 S.) Stuttgart 1855, Krabbe. 1⅓ Thlr.

Fünf Erzählungen, die laut der Vorrede mit der Abſicht geſchrieben ſind, eine Miſſion der Zufriedenheit zu erfüllen, indem ſie zeigen, wie auch in einem dunklen Geſchick helle Punkte zu entdecken ſeien, ſtille Gottesgaben, durch welche die anſcheinende Härte und Ungleichheit des Geſchicks ausgeglichen wird. Beſonders gelungen iſt: „Ein ſonnenloſes Leben“, und in der zweiten Erzählung die Schilderung einer Dichterehe. Geeignete Lectüre für junge Mädchen, die aus dem Buche lernen können, wie es auf den eigenen Sinn ankommt, ob ſie in ihrer Lage ſich glücklich fühlen können oder nicht.

Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten mitgetheilt — nicht von ihr ſelbſt. 16. (IV u. 313 S. mit 1 Stahlſt.) Heidelberg 1852, K. Winter. n. 18 Ngr.

Kein Roman, ſondern fragmentariſche Gedanken einer poetiſch geſtimmten Seele, welche darin die Reſultate ihrer innern und äußern Erfahrungen und ihrer ganzen Lebensanſchauung niederlegt. Schöne chriſtliche Färbung, feine Beobachtung. Iſt auch ins Holländiſche überſetzt.

Engliſche Romane.

Dickens ſämmtliche Werke erſcheinen in drei verſchiedenen Ueberſetzungen bei Lorck, bei J. J. Weber in Leipzig und bei Hoffmann in Stuttgart.

S. Wegweiſer S. 312. Neu hinzugekommen ſind folgende Romane: Dombey und Sohn. Lebensgeſchichte David Copperfields. Bleakhouſe. Harte Zeiten. Klein Dorrit.

Thackeray, W. M., Der Jahrmarkt des Lebens. Deutſch von W. E. Drugulin. 6 Thle. (Als Theil der europ. Bibliothek.) 8. (1417 S.) Wurzen (Grimma) Verl.-Compt. 1849. 3 Thlr.

—— —— Geſchichte von Arthur Pendennis. Deutſch von Drugulin. 8 Thle. (Als Theil der europ. Bibl.) Ebend. 1849—51. 4 Thlr.

—— —— Henry Esmond (ehemal. Oberſt im Dienſte der Königin Anna). Eine Erzähl. A. d. Engl. v. Chr. Fr. Grieb. 13 Bdchn. 16. (809 S.) (Als Theil des „Auslandes.“) Stuttgart 1853, Franckh. 26 Ngr.

Wir führen nur dieſe drei von den Werken dieſes nach Dickens wohl bedeutendſten modernen engliſchen Romanſchriftſtellers an, wenngleich noch mehrere, aber weniger werthvolle von ihm vorhanden ſind. Den Vorzug vor allen verdient „der Jahrmarkt des Lebens“, worin mit äußerſter feiner Ironie und Beobachtung der Welt Lauf dargeſtellt und gezeigt wird, in welchem Preiſe die ſittlichen Eigenſchaften der Menſchen im Weltgetriebe ſtehen. Der Verf. gibt mit haarſcharfer Genauigkeit der Charakteriſtik, in welcher nichts übertrieben iſt, und ohne allen poetiſchen Apparat, ein Bild der engliſchen Mittelklaſſen, der Gentlemen durch Geld, der Parvenus des Geſchäfts, welche er in ihrem täglichen Thun und Treiben belauſcht, und verſteht es trefflich, den vielen Schatten, die er aufträgt, einzelne Lichteffekte von moraliſcher Schönheit gegenüberzuſtellen, die dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz geben. Von Arthur Pendennis läßt ſich daſſelbe rühmen, in Henry Esmond dagegen, wo der Verf. ſeine Weltanſchauung auf das Geſchichtliche überträgt, vermißt man zuweilen eine großartigere Auffaſſung der Charaktere und Verhältniſſe.

Bell, Currer, Jane Eyre. Memoiren einer Gouvernante. A. d. Engl. v. L. Fort. 2 Thle. 8. (372 S.) (Bibl. Europ.) Wurzen 1850, Verl.-Compt. 1 Thlr.

—— —— Shirley. Eine Erzähl. A. d. Engl. v. W. E. Drugulin. 5 Thle. Ebend. 1850. 2½ Thlr.

Der erſte Roman beſonders hat großen Beifall gefunden und iſt auch bedeutender und mehr abgerundet als der zweite, der eigentlich von einer früh verſtorbenen Schweſter der Verfaſſerin herrühren ſoll, wenngleich beide dieſelbe Richtung verfolgen. In Jane Eyre wird die vom Schickſal verfolgte Gouvernante dargeſtellt, deren Lebensgang aber durch eine alle Hinderniſſe beſiegende Liebe zu einem befriedigenden Abſchluß gelangt. Die Geſtalten zeichnen ſich durch feine pſychologiſche Motivirung aus. Ein Hauptzug iſt die Polemik gegen die engliſche weibliche Erziehung und Sitte, die Heldinnen ſind ſelbſtbewußte ſuchende Geſtalten, die von der faſhionablen Männerwelt nicht befriedigt werden.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte oder Negerleben in den Sclavenſtaaten von Nordamerika. Aus dem Engl. Mit 50 Illuſtrat. 4. Aufl. 8. (XII u. 430 S.) Leipzig 1854, Weber. n. 1 Thlr.

Ein amerikaniſches Produkt, das ſich mit faſt beiſpielloſer Schnelligkeit die Theilnahme der gebildeten Welt in Europa erworben hat. Es verdankt dieſelbe zunächſt ſeiner Tendenz, der mit glühender Begeiſterung vorgetragenen Idee der Sklavenemancipation. Der Zuſammenhang des Romans iſt loſe und die Compoſition lückenhaft, aber einzelne Schilderungen und Charaktere ſind meiſterhaft ausgeführt und von ergreifender Wahrheit. Die in den mannigfaltigſten Schattirungen geſchilderten Verhältniſſe der Neger, ihre Herabwürdigung, ihre Leiden und die edleren Anlagen ihrer Natur, ja der im Einzelnen erſcheinende Heroismus üben eine hinreißende Gewalt auf den Leſer aus, die es glaublich macht, daß all dieſe einzelnen Züge auf wirklich erlebten Thatſachen beruhen.

Cumming, Miß, Der Lampenwärter. Mit 15 Illuſtrat. gr. 8. (XXVIII u. 358 S.) Leipzig 1855, Weber. n. 1 Thlr.

Dieſer in England ungeheuer verbreitete amerikaniſche Roman verdient auch in der deutſchen Ueberſetzung geleſen zu werden. Zum Titel gibt ein armer alter Mann Veranlaſſung, der ein verlaſſenes Kind bei ſich aufnimmt und ihm eine menſchliche und chriſtliche Erziehung gibt, worauf dann die ſehr liebenswürdige Heldin erblüht. Intereſſante Darſtellungen aus dem amerikaniſchen Leben, beſonders der ſtädtiſchen Bevölkerung.

Romane aus dem Franzöſiſchen.

Baudreuil, Johanna von. Aus dem Franzöſiſchen von E. van Dalen. 8. (VI u. 264 S.) Erfurt 1850, Villaret. n. 1⅓ Thlr.

Dieſer anonyme Roman rührt ohne Zweifel von einer Frau her und iſt ein Erzeugniß des neu erwachten Chriſtenthums in Frankreich. Die äußeren Begebenheiten der Geſchichte ſind ſehr einfach, aber die dargeſtellten Seelenzuſtände deſto inhaltsreicher. Der Held wird vom religiöſen Unglauben durch verſchiedene Phaſen unter dem Einfluß ſeiner Gattin zum wahren Chriſtenthum geführt, dieſe ſelbſt wohl unter ſeinen Irrthümern, bleibt ſich aber in ihren chriſtlichen Ueberzeugungen gleich. Beide Charaktere ſowie der eines alten ſkeptiſchen Marquis ſind intereſſant entwickelt. Bei dieſer Tiefe und Feinheit in Darſtellung der Herzenszuſtände artet die fortwährende Beſchäftigung mit innerlichen Aufgaben doch zuweilen in Träumerei und Spielerei aus, weil es den Perſonen gänzlich an einer weltlichen Thätigkeit fehlt.

Romane aus dem Italieniſchen.

Der Jude von Verona. Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1846 bis 1849. Aus dem Italieniſchen. 2 Bde. 8. (XXX u. 1137 S.) Schaffhauſen 1855, Hurter. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ein in höherem Auftrag von einem Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geſchriebener Roman, der ſich die Aufgabe ſtellt, über die Täuſchungen und Lügen aufzuklären, welche in den letzten Revolutionsjahren von den Verſchworenen verbreitet wurden. Das romanhafte Material, an das ſich die Polemik anlehnt, iſt die Geſchichte eines jungen Israeliten, der ſchön, reich, muthig und unabhängig, als Mitglied einer revolutionären Verbindung thätig iſt, von Liebe zu der Tochter eines jungen Römers ergriffen wird, ihre Neigung gewinnt, zum Katholicismus übertritt, dann aber als Verräther von zweien ſeiner ehemaligen Parteigenoſſen ermordet wird.

Iſt eine Parteiſchrift von reinſtem Waſſer, die zwar nach eigenen Erlebniſſen die Charaktere der liberalen und radicalen Partei mit ihren Phraſen und Declamationen ergötzlich ſchildert, und manche ſchöne Züge zur Charakteriſtik jener Zeit beibringt, aber mancher Sichtung bedarf, um das Wahre vom parteiiſch Uebertriebenen und Verdrehten zu ſcheiden. Neben dem Politiſchen auch meiſterhafte landſchaftliche Bilder, die Sprache des Originals von anſprechender Kraft und Schönheit.

Romane aus dem Ruſſiſchen und Polniſchen.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen u. mit biographiſchen u. kritiſchen Einleitungen von Wilhelm Wolfſohn. 3 Thle. gr. 12. (I. 418. II. 278. III. XIX u. 270 S.) Leipzig 1848—51, Brockhaus. 4⅓ Thlr.

Pikante Novellen, nicht ohne ein eigenthümliches poetiſches Element, aber mit dem Ausdruck einer blaſirten Weltanſchauung, die das Leben und ſeine Genüſſe bereits hinter ſich hat. Der Herausgeber, ein geborener Ruſſe, beleuchtet die allgemeinen und beſonderen Verhältniſſe, unter denen die Verfaſſer gelebt und gedichtet haben, mit gründlicher Sachkenntniß und feinem Urtheil über ihre äſthetiſche und literarhiſtoriſche Bedeutung, übrigens mit ſichtlicher Vorliebe. Die Dichter, deren Werke die Beiträge entnommen worden ſind: Helena Hahn, Alexander Puſchkin, Nikolaus Pawlow und Alexander Herzen. Die erſte eine Enthuſiaſtin, die, 1842 jung geſtorben, eine ſchöne weibliche Seele zeigt. Von Puſchkin wird nur eine Novelle, „die Capitanstochter" mitgetheilt, die der Herausgeber für Puſchkins beſte proſaiſche Erzählung erklärt, und die auch durch den Stoff, die Geſchichte der Pugatſcheffiſchen Verſchwörung intereſſirt. Nikol. Pawlow iſt durch 4 Novellen repräſentirt, welche in einer ſehr düſteren Anſchauung des Lebens und der ruſſiſchen Zuſtände wurzeln, übrigens in dieſer Gattung zu den ausgezeichneten Producten gehören. Der dritte Band enthält eine ſehr gehaltvolle Novelle von Alexander Herzen, die wohl das beſte Stück der Sammlung iſt und ſich namentlich durch einen großen Reiz der Darſtellung auszeichnet.

Gogol, Nikolai, Die todten Seelen. Ein ſatyriſch komiſches Zeitgemälde. Aus dem Ruſſiſchen übertragen u. bevorwortet von Phil. Löbenſtein. 8. (276 S.) Leipzig 1846, Ph. Reclam jun. 1⅓ Thlr.

Hat ſeine Bedeutung mehr in dem Beitrag, den es zur Charakteriſtik ruſſiſcher Zuſtände gibt, als in der künſtleriſchen Ausführung. Dient beſonders zur Kenntniß der Leibeigenſchaftsverhältniſſe und der Beſtechlichkeit der ruſſiſchen Beamtenwelt. Häufige Breiten, übrigens eine geſunde Komik und viele ergötzliche Genrebilder.

Turghenew, Iwan, Aus dem Tagebuch eines Jägers. Deutſch von A. Viedert u. A. Bolz. 2 Bde. gr. 16. (I. III u. 299. (II. III u. 279 S.) Berlin 1854 u. 55, Schindler. n. 2 Thlr.

Scharfe und lebendige Schilderung des ſpecifiſch Ruſſiſchen, beſonders aus der Sphäre der kleinen Gutsbeſitzer und Beamten.

Bachmann, W., Der Fürſt „Mein Liebchen" und ſeine Parteigänger. Hiſtoriſcher Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh. 2 Bde. Mit Bruſtbild. 8. (XIX u. 616 S.) Berlin 1856, Decker. 3 Thlr.

Freie Bearbeitung eines polniſchen Originals, das die Zeit Stanislaus Auguſt II., des letzten Königs von Polen, trefflich ſchildert, ſo daß das Werk, das als Roman nur loſe zuſammenhängt, einen nicht unbedeutenden hiſtoriſchen Werth hat.

Encyklopädien.

Encyklopädie, allgemeine, der Wiſſenſchaften u. Künſte u. ſ. w. herausgeg. v. J. S. Erſch u. J. G. Gruber. gr. 4. Mit Kpfrn. u. Karten. Leipzig 1818—56, Brockhaus. à Bd. n. 3⅚ Thlr.

1. Sect. A—G. Herausgeg. v. M. H. E. Meier. (Bis jetzt 61 Bände, deren letzter mit Gersdorffsburg ſchließt.)

2. Sect. H—N. Herausgeg. v. A. G. Hoffmann. 31 Bände bis Junius (1818—1855).

3. „ O—Z. Herausgeg. v. M. H. E. Meier. 25 Bde. bis Phyxios (1818—1850).

(Früheren Subſcribenten auf die „allgem. Encyklopädie“ welchen eine Reihe von Theilen fehlt, ſo wie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden bei dem Ankauf die erleichterndſten Bedingungen von der Verlagshandlung zugeſichert).

Geht etwas ſchneller vorwärts, aber iſt doch noch weit bis zum Abſchluß.

S. Wegweiſer S. 333.

Univerſallexikon der Gegenwart ꝛc. von H. A. Pierer. 2. Aufl.
(S. Wegweiſer S. 333.)

Supplemente zu Pierers Univerſallexikon d. Gegenwart. 6 Bde. gr. 8. Altenburg 1850—54, Pierer. à Bd. ⅔ Thlr.

Ergänzungen, neueſte, zu ſämmtlichen Auflagen von Pierers Univerſallexikon u. zu jedem ähnl. Werke. 1—6. Heft. (A — Induſtrieausſtellungen.) gr. 8. Ebend. 1855—56. à Heft ⅙ Thlr.

Realencyklopädie, allgemeine deutſche, für die gebildeten Stände. Converſationslexikon. 10. verbeſſerte u. vermehrte Auflage in 15 Bänden. Lex. 8. (à Bd. ca. 47—48 Bog.) Leipzig 1850—55, Brockhaus. 20 Thlr.

Eine anerkannt treffliche Encyklopädie, die nicht nur einen großen Reichthum von thatſächlichem Gehalt, ſondern auch gute formelle Verarbeitung und einſichtsvolles Urtheil bietet. Dem Piererſchen Converſationslexikon ſteht das Brockhausſche durch minderen Reichthum an biographiſchen und topographiſchen Artikeln nach. Die neueſte 10. Auflage iſt weſentlich bereichert, außerdem daß das Format nicht unbedeutend vergrößert wurde, hat ſie um 40 Bogen mehr als die vorhergehende neunte. Eine willkommene Zugabe iſt auch das Verzeichniß der Mitarbeiter, die der neueſten Auflage ſind durch ein Sternchen hervorgehoben.

Converſationslexikon, kleineres Brockhausſches, für den Handgebrauch in vier Bänden. Lex. 8. (I. 796. II. 796. III. 796. IV. VII u. 812 S.) Leipzig 1853—56, Brockhaus. 6⅔ Thlr.

Enthält alle Artikel der 10. Auflage des größeren Werkes in zweckmäßiger Abkürzung, außerdem noch eine Menge Fremdwörter und ſachliche Notizen.

Encyklopädie, neue, der Wiſſenſchaften und Künſte für die deutſche Nation. 8 Bde. worin 23 Monographien. Stuttgart 1847—55, Franckh. zuſammengenommen 19 Thlr. (einzeln zu den dabei bemerkten Preiſen.)

Inhalt:

Arneth, A., Die Geſchichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Entwicklung des menſchlichen Geiſtes. Lex. 8. (VI u. 292 S.) 1852. 2 Thlr. 6 Ngr.

Bernoulli, Chr., Technologiſche Hand-Encyklopädie oder eine gedrängte Darſtellung der techniſchen Gewerbe, ihrer weſentlichſten Fortſchritte in neueſter Zeit und ihres dermaligen Betriebs, zumal in Deutſchland. Lex. 8. (239 S.) 1850. 1 Thlr. 3 Ngr.

Biſchof, G. W., Die Botanik in ihren Grundriſſen mit Rückſicht auf ihre hiſtoriſche Entwickelung. Lex. 8. (VI u. 138 S.) 1848. 21 Ngr.

Blum, J. R., Grundzüge der Mineralogie u. Geognoſie. Lex. 8. (VI u. 162 S.) 1850. 24 Ngr.

Bromeis, Die Chemie mit beſonderer Rückſicht auf Technologie. Zum Gebrauche bei Vorträgen an Univerſitäten und höheren Lehranſtalten, beim Unterricht an Gymnaſien, Real- u. Gewerbeſchulen, ſowie zum Selbſtunterricht. Mit 80 in den Text eingedr. Holzſchnitten. Lex. 8. (X u. 563 S.) 1854. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bronn, H. G., Allgemeine Zoologie u. Petrefaktenkunde. Lex. 8. (VI u. 312 S.) 1850. 2 Thlr. 6 Ngr.

Engelhard, J. D. W. E., Baukunde oder architectoniſche Conſtructionslehre. Lex. 8. (XIV u. 217 S.) Mit 1 Atlas von 4 Tafeln. 1852. 1½ Thlr.

Flegler, Alex., Geſchichte des Alterthums. Lex. 8. (IV u. 296 S.) 1849. 1 Thlr. 9 Ngr.

Fraas, C., Hiſtoriſch-Encyklopädiſcher Grundriß der Landwirthſchaftslehre. Lex. 8. (IV u. 208 S.) 1848. 28 Ngr.

Grieb, Chr. Fr., Populäre Geſellſchafts-Oekonomie, enthaltend eine Darſtellung 1) der Geſchichte der politiſchen Oekonomie, 2) der politiſchen Oekonomie der Adam Smith'ſchen Schule und 3) der Arbeiten der Socialiſten. Lex. 8. (VI u. 346 S.) 1848. 1 Thlr. 16 Ngr.

Jolly, Ph., Die Principien der Mechanik gemeinfaßlich dargeſtellt. Mit 102 in den Text gedruckten Holzſchnitten. Lex. 8. (IV u. 174 S.) 1852. 28 Ngr.

Kraft, Die Religionen aller Völker in philoſophiſcher Darſtellung. Lex. 8. (VIII u. 262 S.) 1848. 1⅓ Thlr.

Lafaurie, Ad., Geſchichte des Handels in Beziehung auf politiſche Oekonomie u. öffentliche Ethik. Lex. 8. (IV u. 262 S.) 1848. 1⅓ Thlr.

Lamont, J., Aſtronomie u. Erdmagnetismus. Mit 5 Tafeln Abbildungen. Lex. 8. (VIII u. 289 S.) 1851. 2 Thlr. 6 Ngr.

Oppenheim, H. B., Philoſophie des Rechts u. der Geſellſchaft. Lex. 8. (VI u. 201 S.) 1850. 27 Ngr.

Riecke, G. A., Erziehungslehre. Lex. 8. (LIV u. 192 S.) 1851. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ruckert, H., Geſchichte des Mittelalters. Lex. 8. (VI u. 357 S.) 1853. 1 Thlr. 18 Ngr.

—— —— Geſchichte der Neuzeit. Lex. 8. (IV u. 343 S.) 1854. 1 Thlr. 18 Ngr.

Scherr, J., Allgemeine Geſchichte der Literatur von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Handbuch für alle Gebildeten. 1. Hälfte. Lex. 8. (X u. 556 S.) 1851. 2⅔ Thlr.

Schwegler, A., Geſchichte der Philoſophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Ueberſicht. 2. Aufl. Lex. 8. (IV u. 216 S.) 1855. 1 Thlr.

Weber, W. E., Claſſiſche Alterthumskunde oder überſichtliche Darſtellung der geographiſchen Anſchauungen und der wichtigſten Momente an dem Innenleben der Griechen u. Römer. Eingeleitet durch eine gedrängte Geſchichte der Philologie. Lex. 8. (VI u. 389 S.) 1848. 1⅔ Thlr.

Wedekind, G. W. v., Encyklopädie der Forſtwiſſenſchaft. Lex. 8. (IX u. 130 S.) 1848. 18 Ngr.

Zamminer, Fr., Die Phyſik in ihren wichtigſten Reſultaten dargeſtellt. Lex. 8. (VIII u. 361 S. mit 11 lithogr. Tafeln.) 1852. 2 Thlr. 8 Ngr.

—— Die Phyſik der Erdrinde u. der Atmoſphäre, populär dargeſtellt. Lex. 8. (VI u. 103 S. mit 3 Iſothermenkarten.) 1853. 25 Ngr.

Zeller, E., Geſchichte der chriſtlichen Kirche überſichtlich dargeſtellt. Lex. 8. (II u. 159 S.) 1848. 21 Ngr.

Die meiſten dieſer Monographieen ſind empfehlenswerth, beſonders folgende: Jolly, Mechanik, Lamont, Aſtronomie, Rückert, Mittelalter und Neuzeit, Schwegler, Geſchichte der Philoſophie, Zamminer, Phyſik; Zeller, Kirchengeſchichte. Ganz gering iſt: Kraft, Religionsgeſchichte; unbedeutend: Lalaurie, Geſchichte des Handels und Oppenheim, Philoſophie des Rechts. Der urſprüngliche Plan des Werkes wurde nicht vollſtändig ausgeführt, da es durch die Verhältniſſe der Verlagshandlung ins Stocken gerieth.

Geſammelte Werke.

Anderſen, H. C., Geſammelte Werke. Vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe. 37 Bdchen. 8. Leipzig 1847—51, Lorck. n. 12⅓ Thlr.
Bd. I. II. Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung. (240 S. u. Anderſens Portr.) III—V. Der Improviſator. Roman. (500 S.) VI—VIII. O. Z. Roman. (416 S.) IX—XI. Nur ein Geiger. (444 S.) XII—XV. Geſammelte Märchen. (VII u. 496 S.) XVI. Bilderbuch ohne Bilder. (74 S.) XVII. Reiſeſchatten von einem Ausflug nach dem Harze u. ſ. w. Sommer 1831. (168 S.) XVIII—XXI. Eines Dichters Bazar. (574 S.) XXII. Raphaella, Tragödie. (116 S.) XXIII. Agnete u. der Meermann. Dram. Gedicht. (X u. 110 S.) XXIV. Der Mulatte. Romantiſches Drama. (125 S.) XXV. Glücksblume, eine Märchen-Komödie. (117 S.) XXVI—XXVIII. Geſammelte Gedichte. (290 S.) XXIX u. XXX. Ahasverus. (120 S.) XXXI. Neue Märchen. (60 S.) XXXII—XXXV. Die zwei Baroneſſen. (414 S.) XXXVI u. XXXVII. In Schweden. (198 S.)

Arnim, Ludwig Achim v., Sämmtliche Werke. 22 Bde. gr. 8. Berlin 1839—1856, (jetzt Kühn in Weimar.) n. 22 Thlr.
(Bd. 1—3. 5—14. ſiehe Wegweiſer S. 342.)
4. Bd. Die Kronenwächter. 2. Theil. (408 S.) 1854.
15. „ Landhausleben. Erzählungen. (396 S.) 1846.
16. „ Halle u. Jeruſalem. Studentenſpiel u. Pilgerabenteuer. (400 S.) 1846.
17. Bd. Des Knaben Wunderhorn. 3. Bd. (460 S.) 1846.
18. „ Schaubühne 3 Bd. Der echte u. d. falſche Waldemar. (312 S.) 1846.
19. Bd. Die Päbſtin Johanna. (462 S.) 1846.
20. „ Schaubühne 4. Bd. Markgraf Karl Philipp v. Brandenburg.
21 Trauerſpiel. Die Gleichen. (378 S.) 1848.
. Bd. Des Knaben Wunderhorn 4. Bd. Mit Regiſter über ſämmtl. Bände. Nach v. Arnims handſchriftl. Nachlaß herausgeg. v. Ludw. Erk. (VIII u. 370 S. u. Reg. XXXI S.) 1854.
22. Bd. Gedichte 1. Bd. (IX u. 347 S.) 1856.
(Band 1—12. 15. 16. 20. u. 22. einzeln à n. 1⅓ Thlr.
Bd. 13.14.17.21. [Des Knaben Wunderhorn] à n. 1⅔ Thlr.)

Börne, Ludw., Nachgelaſſene Schriften. 6 Bde. 8. (XIV u. 2198 S.) Mannheim 1844—1850, Baſſermann. n. 6 Thlr. 18 Ngr.
(Geſammelte Schriften 1—14. Bd. ſ. Wegweiſer S. 346.)

15. Theil. A. u. d. Titel: Menzel der Franzoſenfreſſer. 2. Aufl. 12. (158 S.) Paris 1849. n. ⅔ Thlr.
16. Theil. Vermiſchte Aufſätze. Dramaturg. Blätter. Aphorismen. Briefe aus Frankf. Kritiken. 16. (28 Bog. u. 1 Steintaf.) Stuttgart 1840. Scheible, Rieger u. Sattler. n. 1⅔ Thlr.
17. Theil. A. u. d. T.: Franzöſiſche Schriften u. Nachtrag mit Biographie des Verfaſſers u. Aufſchlüſſen über Heine. 2. Aufl. 8. (VIII u. 391 S.) Leipzig 1859, Weller. 1 Thlr.

Brentano, Clemens, Geſammelte Schriften. Herausgeg. von Chriſtian Brentano. 9 Bde. gr. 12. Frankf. a. M. 1851—55, Sauerländer. n. 12⅔ Thlr.

I. Bd. Geiſtliche Lieder. (XXIII u. 551 S.) II. Weltliche Gedichte. (XVI u. 604 S.) III. Romanzen vom Roſenkranz. (VIII u. 473 S.) IV. u. V. Kleine Schriften. (VIII 518. VI u. 481 S.) VI. Die Gründung Prags. Drama. (VII u. 450 S.) VII. Comödien. (VIII u. 501 S.) VIII. u. IX. Geſammelte Briefe mit Lebensbeſchreibung. (XIV 466. VIII u. 455 S.)

Eine ausführliche, manche intereſſante neue Beiträge zur Charakteriſtik des Mannes und ſeiner Werke enthaltende Kritik dieſer Ausgabe, ſ. Blätter für literar. Unterhaltung. 1852. Nr. 48 u. 51.

Carlyle, Thom., Ausgewählte Schriften. Deutſch v. A. Kretzſchmar. gr. 8. Leipzig 1855—56, O. Wigand. à Bd. n. à 1⅓ Thlr.

1. Bd. Göthe. Schiller. Graf Caglioſtro. Das Diamantenhalsband. (XII u. 242 S.)
2. Bd. Voltaire. Diderot. Novalis. (VII u. 254 S.)
3. Bd. Jean Paul Fr. Richter. Boswells Lebensgeſchichte. Johnſons: Sir Walter Scott. Ueber Geſchichte. (251 S.)
4. Bd. Dr. Francia. Mirabeau. Burns. Deutſche Dramenſchmiede. (231 S.)
5. Bd. Sartor resartus oder Leben u. Meinungen des Herrn Teufelsdröckh. (XVIII u. 229.)

Carlyle iſt ein genialer Schriftſteller, der das ideale Element mit wahrem Fanatismus in England vertritt und mit kühnem Muth der Herrſchaft des Mechanismus, Induſtrialismus und der Geldariſtokratie ſich entgegenſtellt, um der Perſönlichkeit und dem geiſtigen Leben ihr Recht zu erkämpfen. Mit origineller Anlage verbindet er viel Aſſimilation deutſcher Bildung und mitunter Nachahmung deutſchen Humors, namentlich in der Weiſe Jean Pauls. Abgeſehen davon, daß dieſe Art Humor nicht Jedermanns Geſchmack iſt, verfällt Carlyle in dieſer Richtung häufig in Uebermaaß und Uebertreibung, woher es kommt, daß Manche ſich von ſeiner Schreibart entſchieden abgeſtoßen fühlen.

Chamiſſo, Adelbert v., Werke. 3. Aufl. 6 Bde. mit Portr. 16. Leipzig (Berlin) 1852, Weidmann'ſche B. n. 3 Thlr.

I. II. Bd. Reiſe um die Welt. (VIII 338. VIII 319 S.) III. Gedichte. (VIII u. 363 S.) IV. Peter Schlemihl. (VI u. 323 S.) V. VI. Lebensbeſchreibung u. Briefwechſel. (XVI 395. VIII 358 S.)

Die Biographie, urſprünglich von Hitzig verfaßt, wurde für die 3. Auflage mit Benutzung vieler neuen brieflichen Materialien von Fr. Palm überarbeitet, aber entbehrt der einheitlichen Anordnung und Abrundung. Gewährt einen äußerſt genußreichen Einblick in das innere und äußere Leben des Menſchen, Dichters und Gelehrten

Creuzer, Fried., Deutſche Schriften, neue verbeſſerte Auflage.

I. Abth. Symbolik u. Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen. 4 Bde. Lex. 8. 3. verb. Aufl. mit 94 Kupfert. (I 575. II 697. III 850. IV 784 S.) Darmſtadt 1837—42, Leske. 21 Thlr.

II. Abth. Zur Archäologie oder zur Geſchichte u. Erklärung der alten Kunſt. Beſorgt v. Julius Kayſer. 1—3. Bd. (437. 532. 573 S.) Mit 21 Tafeln u. 1 Karte. Ebend. 1846—47. 8⅚ Thlr.

III. Abth. 1. Die hiſtoriſche Kunſt der Griechen in ihrer Entſtehung u. Fortbildung. Zweite verb. u. verm. Auflage beſorgt von Jul. Kayſer. (432 S.) Ebend. 1845. 2⅙ Thlr.

III. Abth. 2. Zur Geſchichte der griechiſchen u. römiſchen Literatur. Abhandlungen beſorgt v. Julius Kayſer. (657 S.) Ebend. 1847. 3⅙ Thlr.

IV. Abth. Zur römiſchen Geſchichte u. Alterthumskunde. 1. Bd. 1. Hft. (IX u. 151 S.) Ebend. 1836. ⅚ Thlr.

V. Abth. 1. Bd. Aus dem Leben eines alten Profeſſors ꝛc. mit Creuzers Portrait. (364 S.) Ebend. 1848. 2 Thlr.

V. Abth. 2. Bd. Zur Geſchichte der claſſiſchen Philologie ſeit Wiederherſtellung der Literatur in bibliographiſchen Skizzen ihrer älteren Häupter u. einer literariſchen Ueberſicht ihrer neueren ꝛc. (VIII u. 239 S.) Frankfurt a. M. 1854, Baer. n. 1⅙ Thlr.

(Alle 5 Abth. koſten im herabgeſ. Preis bei Baer: Frankf. a. M. n. n. 16 Thlr.)

Feuerbach, Ludwig, Sämmtliche Werke. 8 Bände. gr. 8. Leipzig 1846—51, O. Wigand. $16\frac{11}{12}$ Thlr.

I. Erläuterungen u. Ergänzungen zum Weſen des Chriſtenthums. (XVI u. 486 S.) 1846. 2⅙ Thlr.

II. Philoſophiſche Kritiken u. Grundſätze. (VI u. 414 S.) 1846. 2⅙ Thlr.

III. Gedanken über Tod u. Unſterblichkeit. (VI u. 408 S.) 1847. 2⅙ Thlr.

IV. Geſchichte der neueren Philoſophie von Bacon bis Spinoza. (392 S.) 1847. 2⅙ Thlr.

V. Darſtellung, Entwicklung u. Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie. (291 S.) 1848. 1⅙ Thlr.

VI. Pierre Bayle. 2. umg. Aufl. (308 S.) 1848. 1⅙ Thlr.

VII. Das Weſen des Chriſtenthums. 3. umg. Aufl. (440 S.) 1849. 2⅙ Thlr.

VIII. Vorleſungen über das Weſen der Religion. (VIII u. 463 S.) n. 2⅚ Thlr.

Gotthelf, Jerem., (Alb. Bitzius), Geſammelte Schriften in 12 Bdn. 8. Berlin 1856, Springer. à Bd. n. ⅚ Thlr.

1. Bd. Der Bauernſpiegel. (X u. 400 S.) 2. Uli der Knecht. (VI u. 403 S.) 3. Uli der Pächter. (VI u. 454 S.) 4. Käthi die Großmutter. (367 S.)

Hackländer, F. W., Werke. Geſammtausgabe in 60 Lief. oder 20 Bdn. gr. 16. Stuttgart 1855—56, Krabbe. 8 Thlr.

Die Erzählungen und Romane dieſes beliebten und fruchtbaren Schriftſtellers bewegen ſich theils in Cavalierskreiſen, theils in denen des Theaterperſonals und der Griſetten, zeichnen ſich aber durch Anmuth der Erfindung und Darſtellung aus.

Humboldt, Wilh. v., Geſammelte Werke. 7 Bde. gr. 8. Berlin 1841—52, G. Reimer. n. 15 Thlr.

(Bd. 1—4 ſ. Wegweiſer S. 347.)

Leibnitz, Gottfr. Wilh. v., Geſammelte Werke aus den Handſchriften der königl. Bibliothek zu Hannover, herausgeg. von Geo. Heinr. Pertz.

(Erſte Folge. Geſchichte. Bd. 1—3 ſ. Wegweiſer S. 350.)

Erſte Folge. Bd. 4. Geſchichtliche Aufſätze u. Gedichte, herausg. v. Geo. Heinr. Pertz. gr. 8. (386 S.) Hannover 1847, Hahn'ſche B. 2 Thlr.

Zweite Folge. Philoſophie. Bd. 1. Briefwechſel zwiſchen Leibnitz, Arnauld u. dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels. Herausgeg. von C. L. Grotefend. gr. 8. (210 S.) Ebend. 1846. 1 Thlr.

Dritte Folge. Mathematik. I. Bd. Briefwechſel zwiſchen Leibnitz u. Oldenburg Collins, Newton, Galloys, Vitale, Giordano. (VIII u. 200 S.) Berlin 1849, Aſher u. Co.

II. Bd. Briefwechſel zwiſchen Leibnitz, Hugens van Zulichem u. dem Marquis de l'Hospital. gr. 8. (343 S. u. 4 Taf.) Ebend. 1850. Preis für III. Folge 1. 2. Bd. 4⅔ Thlr.

III. Bd. 1. 2. Briefwechſel zwiſchen Leibnitz, Jacob Bernoulli, Johann Bernoulli u. Nicol. Bernoulli. (994 S. u. 3 Taf.) Halle 1855—56. Schmidt. n. 8⅓ Thlr.

Lenau, Nicol., Sämmtliche Werke. Herausg. von Anaſt. Grün. 4 Bde. gr. 8. (CXIV u. 1636 S. u. Lenau's Portr.) Stuttg. 1855, Cotta. 6 Thlr.

Der erſte Band enthält eine gedrängte Biographie von dem Herausgeber, ſ. oben S. 142.

Leſſing, Gotthold Ephraim, Sämmtliche Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann. Aufs neue durchgeſehen u. vermehrt von Wendelin v. Maltzahn. gr. 8. (In 12 Bdn. mit d. Portr. Leſſings.) 1—10. Band. Leipzig 1853—56, Göſchen. à Bd. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

I. (XVI 637.) II. (VI 622.) III. (VIII 448.) IV. (VIII 530.) V. (VIII 460.) VI. (VIII 512.) VII. (430.) VIII. (508.) IX. (VI 470.) X. (VI 467.)

Lichtenberg, Georg Chriſtoph. Vermiſchte Schriften. 14. Bde. (Bd. 9—14. Auch u. d. Tit.: Ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche mit verkleinerten aber vollſtändigen Kopien verſehen von E. Riepenhauſen.) gr. 16. Göttingen 1844—1853, Dietrich. n. 7 Thlr.

—— —— —— —— Neue vermehrte von deſſen Söhnen veranſtaltete Orig. Ausg. Mit d. Portr., Facſimile u. e. Anſicht d. Geburtshauſes d. Verf. 8 Bd. gr. 16. (LXV u. 2744 S. mit 8 Kupf.) Ebend. 1853. n. 2 Thlr.

Radowitz, Joſ. v., Geſammelte Schriften. 5 Bde. 8. Berlin, G. Reimer. I. 1. Iconographie der Heiligen. 2. Die Deviſen u. Motto des ſpäteren Mittelalters. 3. Die Autographenſammlungen. (VIII u. 440 S.) 1852. 1⅓ Thlr.

II. A. u. d. Tit.: Reden u. Betrachtungen. Nationalverſammlung zu Frankfurt a. M. mit geſchichtlicher Einleitung. Berlin u. Erfurt 1852. 1⅚ Thlr.

III. Die ſpaniſche Thronrevolution im Jahr 1830. Wer erbt in Schleswig? Reden, welche im Ständeſaal zu Berlin nicht gehalten worden. Deutſchland u. Friedrich Wilhelm IV. Berichte aus der Nationalverſammlung zu Frankf. a.M. I—XII. (VIII u. 496 S.) 1853. 2 Thlr.

IV. V. A. u. d. Tit.: Fragmente. 1. 2. Thl. Zur Politik u. Rechtslehre. 1826—52. Zur Religion u. Philoſophie. 1826—52. Zur Literatur u. Kunſt. 1827—52. (XXVIII u. 693 S.) 1853. 3⅓ Thlr.

Rehberg, Aug. Wilh., Sämmtliche Schriften. Bd. 1. 2. u. 4. gr. 8. (I. IV 428. II. 269. III. II u. 438 S.) Hannover 1828—31, Hahn'ſche Buchh. 5⅓ Thlr.

Bd. 1 enthält kleine Aufſätze und Schriften philoſophiſchen Inhalts mit Darſtellung ſeiner Anſichten über die Zeitverhältniſſe bis 1804.

Bd. 4 a. u. d. T.: Politiſch-hiſtoriſche Schriften.

Bd. 3 iſt nicht erſchienen.

Rehberg iſt unſtreitig einer unſerer bedeutendſten politiſchen Schriftſteller, der mit tiefer Einſicht in die politiſchen und ſocialen Grundlagen eine muſterhafte Klarheit und Sicherheit der Auffaſſung und des Ausdrucks verbindet.

Ruge, Arnold, Geſammelte Schriften. 10 Bde. 8. Mannheim 1846—48. Grohe. n. 15 Thlr.

Bd. 1—7 in 2. Aufl. u. d. Tit.: Sämmtliche Werke. 8. (XL u. 2958 S.) Ebend. 1847—48. n. 7 Thlr.

(Bd. 1 u. d. T.: Geſchichte der neueſten Poeſie u. Philoſophie ſeit Leſſing od. unſere Klaſſiker u. Romantiker. 3. Aufl. 8. (XVI u. 424 S.) mit Portr. d. Verf. Ebend. 1848. n. 1 Thlr.)

Schelling, Fr. Wilh. Joſ. v., Sämmtliche Werke. Zweite Abtheilung. I. Bd. Einleitung in die Philoſophie der Mythologie. gr. 8. (XII u. 591 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Anfang einer Ausgabe der ſämmtlichen Werke Schellings, welche in 12 Bänden und 2 Abtheilungen erſcheinen ſoll. Die erſte Abtheilung wird die ſchon früher gedruckten Werke Schellings und aus der ältern Zeit dasjenige enthalten, was zur Veröffentlichung geeignet erſcheint. Die zweite Abtheilung wird die letzte Darſtellung des Schelling'ſchen Syſtems nebſt einigen gleichzeitigen erläuternden Abhandlungen in 5 Bänden enthalten. Der vorliegende erſte Band der zweiten Abtheilung zerfällt in zwei Theile, deren erſter ſchon vor 30 Jahren niedergeſchrieben, eine philoſophiſche Kritik der ſowohl wirklich hervorgetretenen als überhaupt möglichen Erklärungsweiſen der Mythologie enthält, der zweite Theil iſt dagegen das jüngſte Werk, das Schelling geſchrieben hat, und das die Begründung ſeines letzten Syſtems gibt.

Schleiermacher, Fr., Sämmtliche Werke. gr. 8. Berlin, G. Reimer.
S. Wegweiſer S. 351.

Neu erſchienen zu Abth. I (Theologie)

Bd. 13. Die praktiſche Theologie, herausgeg. v. J. Frerichs. (XXIV u. 844 S.) 1850. 3⅓ Thlr.

Zu Abth. II (Predigten)

Bd. 9. Homilien über das Evangelium Johannes, herausgeg. v. A. Sydow. (X u. 548 S.) 1847. n. 2⅓ Thlr.

Zu Abth. III (Philoſophie)

Bd. 9. Erziehungslehre, hrsg. v. C. Platz. (XXVII u. 816 S.) 1849. 3⅓ Thlr.

Tieck, Ludw., Kritiſche Schriften. Zum erſten Male geſammelt u. mit einer Vorrede herausgegeben. 1. 2. Bd. gr. 12. (XVI 388. VI 424 S.) Leipzig 1848, Brockhaus. n. 3 Thlr.

3. u. 4. Bd. A. u. d. T.: Dramaturgiſche Blätter zum erſten Male vollſtändig geſammelt. (XXII 298. VIII u. 389 S.) Ebend. 1852. n. 3 Thlr.

—— —— Nachgelaſſene Schriften. Auswahl u. Nachleſe. Herausgeg. v. Rudolf Köpke. 2 Bde. gr. 12. (XXVIII 211 u. 158 S.) Ebend. 1855. n. 2⅓ Thl.

Ein Supplement zu Köpkes Biographie. In der beſonders reichhaltigen dramatiſchen Abtheilung zeichnet ſich beſonders die Sommernacht, eine dramatiſche Phantaſie aus dem Jahr 1789 aus. Ferner das Fragment „Antifauſt" aus dem Jahre 1801, eine kühne humoriſtiſche Abwehr gegen literariſche Verunglimpfungen.

In der kritiſchen Abtheilung, welche den größten Theil des zweiten Bandes füllt, iſt beſonders bemerkenswerth eine Antikritik unter dem Titel: „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit", und die Entwürfe zu dem großen Werke über Shakeſpeare, mit deſſen Gedanken und Plan ſich Tieck ſein Lebenlang trug.

Sammelwerke.

Lorck's, C. B., Hausbibliothek. In Bänden von circa 25 Bogen Median-Octav, von dem Inhalt wie 2—3 gewöhnliche Octav-Bände. Mit Portraits. Leipzig 1847—56, Lorck. Preis n. 1 Thlr. pro Band. Jeder Band iſt einzeln zu haben.

I. Geſchichte.

1) Länder- und Völkergeſchichte.

Geſchichte der alten und mittleren Zeit (bis 1500). In biograph. Form bearbeitet von A. Geisler. (XXV u. 443 S.) 1853.

Geſchichte der neueren Zeit (bis 1815). In biographiſcher Form bearbeitet von A. Geisler. (X u. 608 S.) 1853.

Geſchichte der neueſten Zeit (von 1815—1854). Von A. Geisler. (VIII u. 532 S.) 1854.

Geſchichte von Belgien. Von Hendrik Conſcience. Mit Stahlſtich: Egmont's Tod. (X u. 420 S.) 1847.

Geſchichte Dänemarks bis auf die neueſte Zeit. Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Chriſtian's IV. (VIII u. 280 S.) 1849.

Geſchichte Frankreichs von den älteſten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach C. de Bonnechoſe. Mit dem Portr. Richelieu's. (VIII u. 451 S.) 1852.

Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Nach C. Williards. Mit dem Portr. Waſhington's. (VI u. 382 S.) 1848.

Geſchichte Norwegens. Von Andr. Faye. Mit dem Portr. Peter Tordenſkjold's. (VIII u. 304 S.) 1851.

Geſchichte des osmaniſchen Reichs von der Eroberung Konſtantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptiſtin Poujoulat. Ueberſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeſ. v. Jul. Seybt. Mit d. Portr. des Sultans Abdul Medſchid. (X u. 320 S.) 1853.

Das Ruſſiſche Reich ſeit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vaſſy. Mit d. Portr. d. Kaiſ. Nikolaus. (VIII u. 251 S.) 1853.

Geſchichte Spaniens. Nach Aſcargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. (VII u. 426 S.) 1851.

Geſchichte des Ruſſiſchen Reiches von der älteſten Zeit bis zum Tode des Kaiſers Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutſch von Ed. Burckhardt. (V u. 214 S.) 1854.

2) Geſchichte einzelner Epiſoden.

Geſchichte der amerikaniſchen Revolution. Von Georg Bancroft. Mit dem Plane der Belagerung von Quebeck. 3 Bde. (LII u. 1224 S.) 1852—54.

Der Hanſabund. Von G. Gallois. Mit dem Portr. Jürgen Wullenweber's von Milde. (VIII u. 374 S.) 1851.

Geſchichte der Wiener Revolution. Von F. A. Nordſtein. Mit dem Portr. des Erzherzogs Johann. (VIII u. 432 S.) 1851.

Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karls I. Von F. Guizot. Mit dem Portr. Karl's I. (VIII u. 447 S.) 1850.

Geſchichte Oliver Cromwell's und der engliſchen Republik. Von F. Guizot. Mit dem Portr. Cromwell's. (416 S.) 1854.

Geſchichte der Februar-Revolution. Nach A. de Lamartine. Mit dem Portr. Lamartine's. (VIII u. 470 S.) 1849.

Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Von F. A. Mignet. Mit dem Portr. Mirabeau's. (XVI u. 472 S.) 1848.

Geſchichte der Kalifen. Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Waſhington Irving. (VIII u. 336 S.) 1854.

Das Türkiſche Reich in hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Schilderungen (Kriegstheater I.) (VI u. 326 S.) 1854.

3) Biographien.

Attila. Schilderungen aus der Geſchichte des fünften Jahrhunderts. Von Amedée Thierry. Deutſch von Ed. Burckhardt. (300 S.) 1855.

Attila's Söhne und Nachfolger von Amedée Thierry. Deutſch von Ed. Burckhardt. (VIII u. 206 S.) 1855.

Der falſche Demetrius. Eine Epiſode aus der Geſchichte Rußlands. Von Prosper Mérimée. (323 S.) 1853.

Geſchichte Friedrich's des Großen. Von Franz Kugler. Mit einem Portr. Friedrichs. 3. Aufl. (VI u. 423 S.) 1848.

Geſchichte Guſtav Adolph's. Nach Andreas Fryxell. Mit dem Portr. Guſtav Adolphs. (VIII u. 320 S.) 1852.

Geſchichte Kaiſer Joſeph's II.. Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portr. Joſeph's. (X u. 337 S.) 1847.

Johann Huß und das Concil zu Coſtnitz. Von E. de Bonnechoſe. Mit dem Portr. Johann Huß'. (VII u. 234 S.) 1848.

Geſchichte Karl's des Großen. Von Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portrait Karl's des Großen. (319 S.) 1850.

Geſchichte Kaiſer Karl's V. Von Ludwig Storch. Mit dem Portr. Karl's. (269 S.) 1854.

Erzherzog Karl von Oeſterreich. Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portr. des Erzherzogs Karl. (X u. 426 S.) 1847.

Geſchichte des Herzogs von Marlborough u. des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. Von Archibald Aliſon. Mit dem Portrait Marlborough's. (XI u. 384 S.) 1852.

Das Leben Mohamed's. Von Waſhington Irving. Mit dem Portr. Mohamed's. (254 S.) 1854.

Geſchichte Kaiſer Maximilian's I. Von Karl Haltaus. Mit dem Portr. Maximilian's. (VIII u. 237 S.) 1850.

Geſchichte des Kaiſers Napoleon. Von P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleons. (X u. 564 S.) 1847.

Nelſon und die Seekriege von 1793—1813. Von J. de la Graviere. Mit dem Portr. Nelſon's. (VII u. 359 S.) 1847.

Geſchichte Peters des Grauſamen von Caſtilien. Von Prosper Mérimée. Mit dem Portr. Peters. (VIII u. 383 S.) 1852.

Geſchichte Peters des Großen. Von Ed. Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's. (XIV u. 336 S.) 1848.

Geſchichte Franz Sforza's und der italieniſchen Condottieri. Von Fr. Steger. Mit dem Portr. Franz Sforza's. (345 S.) 1853.

Geſchichte der Königin Maria Stuart. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's. (VIII u. 432 S.) 1851.

Leben des Kaiſers Taokuang. Geſchichte China's während der letzten funfzig Jahre. Von Karl Gützlaff. Aus dem Engliſchen von Jul. Seybt. (XVI u. 190 S.) 1852.

4) Zur Zeitgeſchichte.

Hiſtoriſches Jahrbuch 1853—1854. Mit dem Portrait des Präſidenten Pierce. (VII u. 310 S.) 1854.

Hiſtoriſches Jahrbuch 1854—1855. Mit dem Portrait Palmerſton's. (VIII u. 308 S.) 1855.

II. Naturwiſſenſchaftliche Hausbibliothek.

Der Geiſt in der Natur. Von H. C. Oerſted. Deutſch von K. L. Kannegießer. Mit dem Portr. des Verfaſſers. (XXXVIII u. 347 S.) 1854.

Neue Beiträge zu dem Geiſt in der Natur. Von H. C. Oerſted. Deutſch von K. L. Kannegießer. (XVII u. 290 S.) 1854.

Chemiſche Bilder aus dem Alltagsleben. Nach dem Engliſchen des James Johnſton. (XVI u. 460 S.) 1855.

Naturſchilderungen von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Däniſchen unter Mitwirkung des Verfaſſers von H. Zeiſe. Mit Biographie u. Portr. des Verfaſſers. 2. Aufl. (XV u. 266 S.) 1854.

Die Witterungslehre auf ihrem neueſten Standpunkte dargeſt. zur Belehrung u. Unterhaltung für alle Stände v. G. A. Jahn. (VIII u. 304 S.) 1855.

Katechismus der Naturlehre. Von E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des engliſchen Originals u. der 2. Aufl. der vom Verfaſſer beſorgten franzöſiſchen Ausgabe. (XII u. 330 S.) 1855.

III. Bibliothek für Länder- und Völkerkunde.

Eine Weltumſegelung mit der ſchwed. Kriegsfregatte „Eugenie“ 1851—1853. Von N. J. Andersſon. Deutſch von K. L. Kannegießer. (VIII u. 384 S.) 1854.

Reiſe-Erinnerungen aus Sibirien von Chriſtoph Hanſteen. Deutſch von H. Sebald. (VIII u. 215 S.) 1852.

Die Krim und Odeſſa. Reiſe-Erinnerungen von K. Koch. (XI u. 244 S.) 1854.

Süd-Rußland u. die Donauländer. In Schilderungen von L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien u. W. Smyth. (VII u. 286 S.) 1854.

Die Kaukaſiſchen Länder u. Armenien. In Schilderungen von O. Spencer, K. Koch, A. Curzon, R. Wilbraham u. F. Macintoſh. Herausgegeben von Karl Koch. (X u. 335 S.) 1854.

Die afrikaniſche Wüſte und das Land der Schwarzen am obern Nil. Nach dem Franzöſ. des Grafen d'Eſcayrac de Lature. (XI u. 307 S.) 1855.

Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet zur Hauptſtadt des Tale Lama von Huc u. Gabet. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree. (XXXII u. 360 S.) 1855.

Wanderungen durch das chineſiſche Reich von Huc u. Gabet. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von K. Andree. (XXXII u. 364 S.) 1855.

Vorſtehende Sammelwerke, aus denen wir bereits vieles Einzelne und zwar das Beſſere, unter den betreffenden Rubriken aufgeführt haben, enthalten meiſtens gute Arbeiten, die als belehrende und unterhaltende Lectüre ſowohl der heranwachſenden Jugend, als Erwachſenen zu empfehlen ſind.

Brockhaus'ſche Reiſebibliothek für Eiſenbahnen u. Dampfſchiffe. Bdchn. von 8—10 Bog. à 10 Ngr. Leipzig 1855—56, Brockhaus.

Alexis, Wilibald, Reiſe-Pitaval. Auserleſene Criminalgeſchichten. (VIII u. 173 S.) 1856.

Berneck, K. G. v., Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde. Mit zwei Plänen. (IV u. 152 S.) 1855.

Bock, Ad., Die Thüringiſche Eiſenbahn. (IV u. 144 S.) 1856.

Buddeus, Aurelio, Von Frankfurt a. M. nach Baſel. Eiſenbahnfahrt u. Wanderungen im ſüddeutſchen Rheinland. (IV u. 153 S.) 1856.

Förſter, Marie, Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien u. der Ukraine. (IV u. 208 S.) 1856.

Gottſchall, Rud., Das ſchleſiſche Gebirge u. die ſchleſiſchen Bäder. (145 S.) 1857.

Hocker, Nikolaus, Das Moſelthal von Nancy bis Koblenz. Landſchaft, Geſchichte, Sage. (VI u. 172 S.) 1855.

—— —— Der Rhein von Mainz bis Köln. (IV u. 200 S.) 1856.

Horn, J. E., Brüſſel nach ſeiner Vergangenheit u. Gegenwart. (VI u. 172 S.) 1855.

Kühne, F. G., Wien in alter u. neuer Zeit. (IV u. 85 S.) 1855.

—— —— Prag (noch nicht erſchienen).

Kurnik, Max, Breslau u. die ſchleſiſchen Eiſenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- u. Niederſchleſien. (VI u. 163 S.) 1856.

Müller, Wolfg. (von Königswinter), Münchener Skizzenbuch. (III u. 155 S.) 1856.

Pröhle, Heinr., Harzbilder. Sitten u. Gebräuche aus dem Harzgebirge. (IV u. 191 S.) 1855.

Rank, Joſef, Poetiſches Reiſe-Album. (VIII u. 156 S.) 1855.

—— —— Schillerhäuſer. (VI u. 191 S.) 1856.

Schücking, Levin, Eine Eiſenbahnfahrt durch Weſtfalen. (IV u. 168 S.) 1855.

—— —— Von Minden nach Köln. Schilderungen u. Geſchichten. (IV u. 164 S.) 1856.

Willkomm, Ernſt, Von Berlin nach Hamburg. Nebſt Schildereien aus Lübeck u. Hamburg. (IV u. 146 S.) 1855.

Ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, das eine reiche Auswahl von unterhaltender und belehrender Lektüre bietet. Unter den Bearbeitungen treten beſonders zweierlei Gruppen hervor: die einen ſind objective Schilderungen von Landſchaften und Städten, die andern knüpfen an die Beſchreibung mehr Reflexion in geſchichtlicher, landſchaftlicher u. ſocialer Beziehung. Zu den Erſteren gehören Schücking, Kühne, Horn, Hocker, Förſter, und es zeichnen ſich darunter beſonders Schückings weſtphäliſche Schilderungen durch geſchickte Benutzung des geſchichtlichen Stoffes, Horns Brüſſel durch den Reichthum an ſtatiſtiſchen Notizen und Hockers Moſel und Rhein durch Beziehungen auf Literatur und Sage aus. Zur zweiten Gruppe gehören Bock, Buddeus, Gottſchall, Kurnik, Willkomm, Pröhle, Müller; entſchieden das Beſte darunter iſt nach Form und Inhalt Locks Thüringen. Außerdem verdienen auch als intereſſante Schriften Alexis Reiſe-Pitaval und Berneck's Leipzig empfohlen zu werden. Am ſchwächſten iſt das poetiſche Reiſe-Album von Rank, indem die Auswahl der Gedichte willkührlich und ohne gehörige Kenntniß der betreffenden Literatur gemacht iſt. Die Ausſtattung des Unternehmens iſt beſonders zu loben, guter, nicht zu kleiner Druck, bequemes Format, gute Hefte in ſteifem Umſchlag machen es für den Reiſegebrauch beſonders tauglich.

Weber, J. J., Illuſtrirte Reiſe-Bibliothek. 8. Leipzig 1855—56, Weber. à No. n. ⅓ Thlr.

No. I. Paris. Ein Blick auf die Seineſtadt u. ihre Umgebungen von M. Conſtant. Mit 40 Abbildungen u. 1 Plan von Paris. (148 S.) 1855.

„ II. Leute u. Berge. Reiſebilder a. d. Schweiz von R. Ferguſon. Mit 35 Abbildungen. (VIII u. 175 S.) 1855.

„ III. Die Krim. Neun Jahre auf der tauriſchen Halbinſel. Aus dem Engl. von Moritz Buſch. Mit 14 Abbildungen. (VIII u. 158 S.) 1855.

„ IV. Der Kryſtallpalaſt von Sydenham ꝛc. Von Bettziech-Beta. Mit 30 Abbild. (VIII u. 138 S.) 1855.

„ V. Berlin und die Berliner. Wort u. Bild von Ludwig Löffler. Mit 60 Abbildungen. (XII u. 224 S.) 1855.

„ VI. Von Hamburg nach Helgoland. Skizzenbuch von K. Reinhardt. Mit 90 Abbildungen. (X u. 142 S.) 1856.

„ VII. Aus dem Elbthale. Bilder u. Skizzen aus Dresden u. der ſächſiſchen Schweiz von K. Schramm. Mit 40 Abbildungen. (IV u. 119 S.) 1855.

„ VIII. Ein Ausflug nach Rügen. Natur, Bewohner u. Geſchichte der Inſel von Guſtav Raſch. Mit 34 Abbildungen. (XIV u. 204 S.) 1856.

Lorck's Eiſenbahnbücher. Converſations- u. Reiſebibliothek. In Bändchen von etwa 10 Bogen. Leipzig 1855 u. 56, Lorck. Preis pro Bd. n. ⅓ Thlr.

No. 1. Reyer, Alfred, engl. Marineofficier. Aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft. Aus d. Engl. von C. A. Kretzſchmar. (152 S.) 1855.

No. 2. Wachenhuſen, Hans, Ein Beſuch im türkiſchen Lager. (211 S.) 1855.

„ 3. Stewart, Katie, Eine einfache Geſchichte. Aus dem Engliſchen von J. Seybt. (215 S.) 1855.

„ 4. Wachenhuſen, Hans, Von Widdin nach Stambul. Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. (192 S.) 1855.

„ 5. Ein Sommer in Schleswig. Skizzen und Bilder von H. Aus dem Däniſchen von H. Helms. (V u. 113 S.) 1855.

„ 6. Miles, Pliny, Eine Nordfahrt. Wanderungen in Island. Aus dem Engl. (Amerik.) von W. E. Drugulin. (152 S.) 1855.

„ 7. Mignet, F. A., Benjamin Franklin. Eine Biographie. Aus dem Franzöſiſchen von Ed. Burckhardt. (143 S.) 1855.

„ 8. Buſch, Moritz, Die Mormonen. Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. (158 S.) 1855.

„ 9. Beaumont-Vaſſy, Kaiſer Nikolaus I. (VIII u. 191 S.) 1855.

„ 10. Wachenhuſen, Hans, Das neue Paris. (VIII u. 167 S.) 1855.

„ 11. Irving, Washington, Wolfert's Ruſt. Deutſch von W. E. Drugulin. (VII u. 130 S.) 1855.

„ 12. Steinhard, S., Skizzen und Bilder aus der Krim. (VII u. 148 S.) 1855.

„ 13. About, Edmond, Tolla Feraldi. Deutſch von A. Diezmann. (VI u. 131 S.) 1855.

„ 14. Hall, Baſil, Aus dem Seeleben. Deutſch von W. E. Drugulin. (VIII u. 152 S.) 1855.

„ 15. Lindemann, E. von, Finnland und ſeine Bewohner. (XI u. 143 S.) 1855.

„ 16. Gerard, Jules, Der Löwenjäger. Deutſch von A. Diezmann. (XI u. 139 S.) 1855.

„ 17. Holſt, H. P., Sicilianiſche Novellen und Skizzen. Deutſch von H. Helms. (V u. 161 S.) 1855.

„ 18. Reybaud, Das Fräulein von Malepeire. Aus dem Franzöſiſchen von E. W. Bleich. (127 S.) 1855.

„ 19. Mellin, G. H., Eine Novelle aus Lappland. Aus dem Schwediſchen von H. Helms. (139 S.) 1856.

„ 20. Diezmann, A., Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart. (VII u. 143 S.) 1856.

„ 21. Knighton, W., Ein indiſcher Königshof. Nach dem Engl. von J. Thiele. (VII u. 158 S.) 1856.

„ 22. Kühne, F. Guſtav, Von Cöln bis Worms und Speyer. (VIII u. 143 S.) 1856.

Dieſe Sammlung enthält großentheils Ueberſetzungen, auch manche dem allgemeinen Intereſſe ferner liegende Stoffe, und iſt aus Romanen und geſchichtlich-touriſtiſchen Darſtellungen gemiſcht. In der Art der Brockhaus'ſchen Reiſebücher iſt nur Kühne's „von Köln bis Worms“ gehalten, das nach Inhalt und Form ſich auszeichnet. Auch Diezmann's Leipzig enthält ſehr intereſſante Schilderungen der dortigen Zuſtände. Wenn wir mit der Auswahl der Stoffe auch nicht ganz einverſtanden ſind, ſo iſt doch die Bearbeitung geſchickt und anſprechend. Druck und Format iſt zweckmäßig und elegant.

Vorträge, gehalten im Auftrage des Evangel. Vereins in Berlin.

Abeken, H., Der Gottesdienſt der alten Kirche. gr. 8. (47 S.) Berlin 1853, W. Schulze. ¼ Thlr.

—— —— Das religiöſe Leben im Islam. (52 S.) gr. 8. Ebd. 1854. 9 Ngr.

—— —— Das Aegyptiſche Muſeum in Berlin. gr. 8. (74 S.) 1856. ⅓ Thlr.

Büchſel, C., Erinnerungen an den Markgrafen Johann von Küſtrin. 16. (53 S.) Berlin 1856, Schlawitz. n. 6 Ngr.

Erdmann, D., Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien. (VIII u. 103 S.) Berlin 1855, W. Schulze. ¼ Thlr.

—— —— Winfried oder Bonifacius der Apoſtel der Deutſchen. gr. 8. (32 S.) Berlin 1855, Wiegandt u. Grieben. n. ¼ Thlr.

Goeſchel, C. F., Mittheilungen aus der göttlichen Comödie. gr. 8. (42 S.) Berlin 1853, W. Schulze. ¼ Thlr.

—— —— Die Sage vom Parcival und vom Gral. gr. 8. (58 S.) Ebend. 1855. 9 Ngr.

—— —— Das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen. Zum Andenken an Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen. gr. 8. (62 S.) Ebend. 1854. ¼ Thlr.

Hegel, C., Ueber die Einführung des Chriſtenthums bei den Germanen. gr. 8. (38 S.) Ebend. 1856. 6 Ngr.

Hengſtenberg, E. W., Der Prophet Jeſaias. gr. 8. (28 S.) Ebend. 1855. n. ¼ Thlr.

—— —— Ueber den Tag des Herrn. gr. 8. (178 S.) Berlin 1852, L. Oehmigke. n. ⅔ Thlr.

—— —— Die Opfer der heil. Schrift. gr. 8. (47 S.) Berlin 1852, Thome. n. ¼ Thlr.

—— —— Ueber das Buch Hiob. gr. 8. (36 S.) Berlin 1856, Schlawitz. n. ¼ Thlr.

Hirſch, S., Prof., Erinnerungen an den großen Churfürſten und an ſeine Gemahlin Louiſe von Oranien. gr. 8. (52 S.) Berlin 1852, W. Schulze. ¼ Thlr.

—— —— Das Handwerk und die Zünfte in der chriſtlichen Geſellſchaft. gr. 8. (104 S.) Ebend. 1854. ⅓ Thlr.

Hoffmann, Wilh., Die Epochen der Kirchengeſchichte Indiens. gr. 8. (25 S.) Ebend. 1853. 4 Ngr.

—— —— Die göttliche Stufenordnung im Alten Teſtament. gr. 8. (40 S.) Ebend. 1854. ¼ Thlr.

—— —— Die chriſtliche Literatur als Werkzeug der Miſſion unter den Heiden. gr. 8. (28 S.) Ebend. 1855. n. ¼ Thlr.

Kramer, A. H. Francke, J. J. Rouſſeau, H. Peſtalozzi. gr. 8. (52 S.) Ebend. 1854. n. ¼ Thlr.

Leo, Heinr., Thomas Münzer. gr. 8. (32 S.) Berlin 1856, Schlawitz. n. ¼ Thlr.

Liebetrut, Fr., Jeruſalem, ſeine Vorzeit, Gegenwart u. Zukunft. gr. 8. (41 S.) Berlin 1854, W. Schultze. ¼ Thlr.

Müller, Julius, Der Pelagianiſmus. gr. 8. (17 S.) Ebd. 1854. 3 Ngr.

Nitzſch, K. J., Die Wirkung des Evangeliſchen Chriſtenthums auf culturloſe Völker. gr. 8. (16 S.) Ebend. 1852. 4 Ngr.

Nitzſch, K. J., Ueber die kirchengeſchichtliche Bedeutung der Brüdergemeine. gr. 8. (23 S.) Ebend. 1853. 4 Ngr.

—— —— Zwei Vorträge 1) über Philipp Melanchthon, 2) über die Religion als bewegende und ordnende Macht der Weltgeſchichte. gr. 8. Berlin 1855, Wiegandt u. Grieben. n. ⅙ Thlr.

Quaſt, Ferd. v., Ueber Schloßkapellen. gr. 8. (32 S.) Berlin 1852, W. Schultze. 6 Ngr.

Ritter, Carl, Ein Blick auf Paläſtina u. ſeine chriſtliche Bevölkerung. gr. 8. (37 S.) Ebend. 1852. n. ⅙ Thlr.

Sander, Johann Hus der Märtyrer. gr. 8. (38 S.) Ebend. 1855.

Schede, C. H., Ueber die Geſangsnoth in der evangeliſchen Kirche. gr. 8. (32 S.) Ebend. 1852. 6 Ngr.

Siegel, A. L., Buenos-Ayres und die dortige deutſche Evangel. Gemeinde. gr. 8. Ebend. 1855. 3 Ngr.

—— —— Reiſe mit beſonderer Beziehung auf ſeinen Aufenthalt in Aegypten. gr. 8. (24 S.) Ebend. 1856. n. 4 Ngr.

Schmieder, Ueber das Buch der Weisheit. gr. 8. (17 S.) Ebd. 1853. 4 Ngr.

—— —— Petrus Waldus und Franz von Aſſiſi. gr. 8. (24 S.) Ebend. 1854. 4 Ngr.

—— —— Ueber den Urſprung des biſchöflichen Amtes. gr. 8. (24 S.) Ebend. 1856. n. 4 Ngr.

Schnaaſe, Carl, Ueber das Verhältniß der Kunſt zum Chriſtenthume und beſonders zur Evangeliſchen Kirche. gr. 8. (26 S.) Ebd. 1852. 6 Ngr.

Schultheiß, Die Bewohner der Oſt-Küſte Süd-Afrika's. gr. 8. (21 S.) Ebend. 1854. 4 Ngr.

Stahl, F. J., Ueber chriſtliche Toleranz. gr. 8. (31 S.) Ebend. 1855. n. ⅙ Thlr.

Thilo, W., Ludämilia Eliſabeth, Gräfin von Schwarzb.-Rudolſtadt. gr. 8. (61 S.) Ebend. 1855. ⅙ Thlr.

Tholuck, A., Das Heidenthum nach der heiligen Schrift. gr. 8. (16 S.) Ebend. 1853. 4 Ngr.

Tippelskirch, Fr. v., Verſuch zur Beantwortung einiger Fragen über das Verhältniß der Unbeſchränktheit Gottes zur Selbſtbeſtimmung ſeiner Geſchöpfe. gr. 8. (22 S.) Ebend. 1856 4 Ngr.

Wieſe, L., Bildung und Chriſtenthum, eine hiſtor. Betrachtung. gr. 8. (34 S.) Ebend. 1852. 6 Ngr.

—— —— Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der chriſtlichen Zeit. gr. 8. (32 S.) Ebend. 1854. n. ⅙ Thlr.

Witte, Karl, Engadin. gr. 8. (38 S.) Ebend. 1855. 6 Ngr.

Wuttke, China's religiöſe, ſittliche und geſellſchaftliche Zuſtände. gr. 8. (28 S.) Ebend. 1855. 5 Ngr.

Dieſe einzeln erſchienenen Vorträge verdienen allgemeine Beachtung, indem ſie intereſſante Stoffe in einer für den Gebildeten anziehenden, abgerundeten Form behandeln.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Abeken, H. 59. 179 (3).
Abel, H. F. O. 72. 87.
About, E. 178.
Acht u. vierzig Jahre 139.
Agaſſiz, L. 38.
Ahlfeld, Fr. 12 (2).
Ahrens, H. 41.
Aktenſtücke, zur oriental. Frage 61.
Album, König Ludwig I. von Bayern 27.
Alexis, W. 155. 156. 176.
Aliſon, A. 175.
Allen, F. A. 173.
Alpenführer, illuſtrirter 88.
Alſatia 85.
Anderſen, H. C. 168.
Andersſon, M. J. 47, 175.
Andree, K. 107 (2). 176.
Andreſen, K. G. 129.
Antiquarius, denkwürd. u. nützl. rhein. 78.
Arago, Frz. 32. 131.
Arnd, E. 59.
Arndt, E. M. 75 (2).
Arneth, A. 149. 166.
Arnim, Bettina v. 156 (3).
——, Ludw. Achim v. 168.
Arnold v. Lübeck 68.
——, W. 74.
Ascargorta 174.
Aßmann, W. 51 (2).
Aßer, H. 64.
d'Aubigné, Th. A. 132.
Auerbach, B. 156 (3).
Aus der Natur 30. 31.
Aus Lindbrands Werken 68.
Aus Venedig 102.
Aus Weimars Glanzzeit 137.

B.

Baader, Frz. v. 2.
Bachmann, W. 156. 165.
Bädeker, K. 66. 67. 88. 93.
Bader, J. 84.
Balfour, Cl. L. 130.
Bancroft, G. 174.
Barthel, K. 120.
Barthold, F. W. 68 (3). 79. 130.
Baskerville, A. 126.
Baum, J. W. 132.
Baumgarten, M. 137. 138.
Baumgartner, J. 89.
Baumſtark 40.
Baur, Ferd. Chriſt. 14.
Bayer, Joſ. 6.
Beauchesne, A. de, 90.
Beaumont-Vaſſy, E. de, 60. 98. 173. 178.
Bechſtein, L. 68. 153. 156.
Beck, Aug. 81.
—— J. T. 13.
Beitzke, H. 65 (2). 149.
Bell, Currer 164.
Berger, A. Fr. 149.
Bergius, C. J. 95.
Bernays, J. 146.
Berneck, K. G. v. 176.
Bernhardi, Th. v. 151.
Bernoulli, Chr. 166.
Berthold, A. A. 36.
Beseler, W. 94.
Beſſer, L. 5.
Bettziech-Beta 177.
Bianco, Fr. J. v. 78.
Bibliothek, deutſche 156.
Bibra, E. v. 35. 114.
Biedermann, H. J. 86.
——, K. 72. 117.
Bilder ohne Rahmen 163.
Bindemann, C. 15.
Biographie v. J. v. Haynau 139.
Biographien berühmt. Baumeiſter u. Bildhauer 25.
Birch, Chr. 149. 157.
Biſchof, G. 31.
——, G. W. 166.
Blätter, flieg. f. Muſik 28.
Bleich, C. W. 178.
Blum, J. R. 166.
Blum, K. L. 142.
Boas, E. 147.
Bock, Ad. 81. 99. 176.
——, C. E. 38.
Bodelſchwing, E. v. 132.
Bodemann, F. W. 141.
Bodenſtedt, Fr. 105.
Böhringer, Fr. 15.
Bohtz, A. W. 124.
Bölte, Amely 157 (2).
Bolz, A. 165.
Bonnechoſe, E. de, 173. 174.
Börne, L. 169.
Böttger, C. 46.
Brandes, Carl 48.
——, H. B. Chr. 93. 143.
——, K. H. 46. 92. 96.
Bratranek, F. Th. 7.
Braun, E. 20. 21 (2).
——, Jul. 116.
Brehm, A. E. 108.

Bremer, Fr. 111.
Brendel, Fr. 27.
Brentano, Clem. 133. 169.
Breuſing, H. 157.
Brewer, E. C. 175.
Briefe Göthes u. ſ. Frau an N. Meyer 138.
—— —— an Döbereiner 140.
——, muſikal. 28.
—— über Staatskunſt 41.
—— aus d. verein. Staaten 111.
Briefwechſel zwiſchen Göthe u. Staatsrath Schultz 137.
—— —— Mirabeau u. A. v. Arenberg 90.
—— —— Napoleons ꝛc. 90.
—— u. mündl. Verkehr zwiſchen Göthe u. Grüner 137.
—— v. Schillers Gattin 147.
—— zwiſchen Schiller u. Göthe 147.
Brockhaus'ſche Reiſebibl. 176.
Bremers 166.
Bronn, H. G. 167.
Brugſch, H. 108.
Brühl, v. 133.
——, J. A. M. 50, 118.
Bruhn, G. H. 115.
Brunn, H. 20.
Brune, 68.
Buch der Sinnſprüche 118.
Büchele, C. 115.
Bucher, L. 96.
Buchhandel, der, 123.
Buchner, A. 82.
Büchner, A. 126.
——, L. 3.
Büchſel, C. 179.
Buddeus, A. 61. 88. 176.
Bülau, Fr. 50. 70. 81. 94. 130.
Bülow, C. 132.
Bumüller, J. 66.
Bunſen, Chr. C. J. 9. 10.
——, G. 95. 144.
Burckhardt, C. 57. 91. 97. 174 (2). 178.
——, J. 19. 56.
Burguy, G. F. 127.
Burmeiſter, H. 35. 114 (2).
Burow, Julie 158.
Buſch, M. 47. 80. 111. 177 (2). 178.
Buſche, H. v. 40.
Byron, L. 109.

C.

Calwer, C. G. 38.
Cantu, C. 50.
Carlſon, F. F. 99.
Carlyle, Th. 131. 169.
Carrière, M. 30.
Carus, A. G. 102.
——, C. G. 1. 6. 25.
Carvacchi, C. 138.
Caspar, J. 19.
Caſtlereagh 95.
Caſtrén, M. A. 99.
Caſtres, G. H. F. de, 127.
Chamiſſo, A. v. 169.
Channing, W. E. 9.
Chézy, H. v. 134.
Cholevius, C. L. 121.
Chronik, europäiſche 61.
Clauſewitz, C. v. 62.
Clemens XIV. 17.
Coletta, P. 101.
Colomb, v. 73.
Colshorn, Th. 153.
Conſcience, H. 173.
Conſtant, M. 177.
Converſations- u. Reiſebibl. 177.
Contzen, M. Th. 82.
Converſationslexicon f. Realencyclopädie, allgem.
——, kleines, Brockhaus'ſches 166.
Cornelius, C. H. 78.
Coßmann, Fr. 90.
Cotta, B. 36.
Cramer, C. 46.
Creuzer, Friedr. 170.
Cruickshank, Br. 109.
Cruſenſtolpe, M. J. v. 90. 97.
Cumming 164.
Curtius, E. 55.
Curtmann, W. J. G. 8.
Czelbe, H. 3.

D.

Danilewsky, M. 64 (3).
Danzel, Th. W. 122. 124.
Daur, Fr. H. 134.
Demidoff, A. v. 99.
Denkmal d. Erinner. an v. Sehr 149.
Denkmäler d. Kunſt 19.
Denkſchriften, drei, über die oriental. Frage 38.
Derring, G. W. 134.
Deutſchland u. d. abendländ. Civiliſation 75.
Dickens, Ch. 92. 163.
Dieterici, Fr. 104.
Diezel, G. 75 (3). 92.
Dietzmann, A. 137. 178
Disraeli, B. 132.
Dove, H. W. 33.
Drieſch, R. 89.
Droyſen, J. G. 77. 152
Drugulin, W. E. 110. 1 (2). 178 (3).
Duller, E. 69.
Duncker, M. 55.
Düntzer, H. 125 (8). 13 147.
Durich, G. M. 7.
Duttenhofer, M. 114.

E.

Ebert, Ad. 127 (2).
Edelmann, J. Chr. 134.
Eichendorff, Joſ. v. 30.
Eilers, G. 135.
Eiſenbahnbücher, Lercks 17
Eiſenlohr, Th. 14.
Eitner, K. 120.
Elben, O. 29.
Encyclop. d. ſämmtl. Staat wiſſenſch. 40.
—— allg. d. Wiſſenſch. u Künſte 165.
—— neue, d. Wiſſenſch. u Künſte 166.
Engelhard, J. D. W. 167.
Ennen, L. 78.
Eötvös, J. 41.
Epp, F. 106.
Erdmann, J. E. 1.
—— —— 179 (2).
Ergänzungen, neueſte, z Pierers Univerſaller. 166.
Erinnerungen, biogr. an J. G. Hamann 138.
Erinnerungen eines öſterr. Veteranen 65.
Eritis sicut Deus. 158.
Erſch, J. S. 165.
Erzählungen v. d. Verf. v. Martha ꝛc. 161.
d'Escayrac, de Lauture 108. 176.
Escher, A. 88.
Eſchricht, D. F. 34.
Eye, A. v. 68.
Eugen, Pr. v. Savoyen 135.
Ewald, A. 150.
——, H. 14.
Eytel, G. E. 125.

F.

Fabri, Fr. 4.
Falckenſtein, K. 151.
Falke, Johannes 76.
Faye, A. 173.
Fechner, G. Th. 4. 26. 31.
Felice, G. de, 90.
Fellows, Ch. 105.
Ferquien, R. 177.
Feuerbach, A. 21 (3). 135.
——, Henriette 135.
——, Ludw. 170.
Feuerlein, E. 11.
Fichte's u. Schellings Briefwechſel 135.
Fichte, J. H. 4. 5 (2). 135.
Ficker, J. 135.
Fidler, C. B. A. 84.
Fink, G. 90.
Finlay, G. 103.
Finnlands Gegenwart rc. 99.
Fiſcher, Kuno 2.
——, Laurenz Hannibal 135.
Flegler, A. 167.
Flete, H. 72.
Fontane, Th. 96.
Forbes, J. D. 99.
Forchhammer, G. 144.
Förſter, Ernſt 22 (2). 66. 68.
——, Friedr. 73. 77.
——, Marie 176.
Forſyth, W. 91.
Fort, L. Th. 47.
Fortune, R. 107.
Foß, R. 70.
Fraas, C. 167.
Frankenberg, S. 95.
Frankenheim, M. L. 46.
Frankl, L. A. 142.
Frauen, die u. ihr Beruf 8.
Frauenſtädt, J. 2. 3.
Freiligrath, F. 118.
Frerichs, J. 172.
Frey, A. 44.
Freytag, G. 158.
Friedländer, L. 20.
Frohſchammer, J. 4.
Fiwell, R. 174.

G.

Gabel 107. 176.
Gagern, H. v. 136.
Gall, Louiſe v. 158 (2).
Galletti, J. G. 80. 174.
Gärtner, P. 84.
Gaß, W. 11.
Gegenwart, die 61.
Geißler, A. 60. 173 (3).
Geiger, H. 9.
Gerard, J. 178.
Gerding, Th. 35.
Gerhard, Ge. 21.
Germania 68.
Gerock, K. 12.
Gerſtäcker, Fr. 48. 111 (3). 115.
Gervinus, G. G. 60. 119.
——, ——, u. ſeine polit. Ueberzeugungen 137.
Geſchichte d. Feldz. v. 1815, 65.
—— d. Kaiſer Nikolaus I. 98.
—— d. Kriege in Europa 63.
Geſchichtsbibl., deutſche 52.
Geſchichtsſchreiber d. deutſchen Vorzeit 67. 68.
Ghillany, F. W. 58 (2). 132.
Giebel 36.
Gieſebrecht, W. 71.
Gieſeler, J. K. L. 17.
Girard, H. 36.
Giecke, A. 150.
Glümer, Claire v. 92. 146.
Gneiſt, R. 93.
Gödeke, K. 119.
Gegel, M. 165.
Goldhann, L. 103.
Goldſchmidt, J. 39 (2).
Görres, J. 42.
Görtz, K. v. 47.
Göſchel, C. F. 179 (3).
Göthe, J. W. v. 126.
—— u. Werther 137.
Gotthelf, Jeremias 170.
Gottſchall, R. 121. 176.
Gould, A. A. 38.
Gräße, J. G. Th. 118.
Graul, K. 106. 107.
Gravière, J. de la, 175.
Gregorovius, F. 47. 56. 103 (2).
Gretſchel, C. 81.
Grieb, Chr. Fr. 163. 167.
Grimm, Hermann 158.
Grolmann 65.
Groß-Hoffinger, A. 174 (2).
Grote, G. 54.
——, L. 143.
Grotefend, C. L. 171.
Grube, A. W. 66.
Gruber, J. G. 165.
Grundſätze d. Realpolit. 41.
Gruppe, O. F. 1. 71. 155.
Guhl, E. 19. 25.
Guizot, Fr. 93 (3). 174 (2).
Gumprecht, T. E. 45.
Günther, C. F. 82.
——, Fr. J. 120.
Gutzlaff, K. 175.

H.

Hackländer, F. W. 101. 171.
Hagen, Aug. 22.
——, C. A. 29.
——, K. 69. 71.
Hagenbach, K. R. 14.
Hahn, J. G. 104.
——, L. 77 (2).
Hain, J. 86.
Halem, G. A. v. 138.
Hall, Baſil. 178.
Haltaus, K. 175.
Hamberger, J. 2.
Hamilton, A. 95.
Hamm, W. 34.
Handelmann, H. 73. 110.
Hankel, W. G. 32. 131.
Hanslick, E. 7.
Hanſteen, Chr. 99. 176.
Hardegg, J. v. 63.
Häring, W. 130. 155. 156.
Harleß, G. Chr. A. 12.
Harting, P. 32 (2).
Hartmann, M. 92.
Hase, Karl 136.
Haue, Fr. Chr. A. 141.
Haßkarl, J. K. 107.
Hauber, F. A. 18.
Hauch, C. 144.
Hauff, W. 47.
Hausmann, J. F. L. 36.
Häuſſer, L. 72.
Havemann, W. 79. 100.
Haxthauſen, A. v. 106.
Haym, R. 140.
Hecquard, H. 109.
Hegel, C. 179.
Heideloff, C. 23.
Heine, W. 48.
Helbig, K. G. 81. 125.
Helferich, J. A. R. 84.
Helfferich, A. 26. 96. 102.
Heller, C. A. 142.
——, F. 135.
Helmold 67.
Helms, H. 99. 178 (3).
Hengſtenberg 179 (4).
Henke, E. L. T. 133.

Heppe, H. 16.
Herberger, Th. 147.
Hermann, C. Fr. 20 (2).
—, K. H. 70.
Hermes, C. H. 60.
Herrig, L. 126 (2). 127.
Herrmann, E. 97.
—, Jul. 123.
Hertzberg, G. F. 55.
Herzel u. ſeine Freunde 159.
Herzen, A. 98.
Herzog, J. J. 9. 15.
Heſſe, L. F. 68.
Heß, David 141.
—, J. C. v. 49.
—, J. G. 69.
Hettner, H. 20. 104. 118.
Heuſler, L. 86.
—, L. R. v. 102.
Heuſinger, E. 139.
Heyſe, P. 158.
Hill, S. S. 47.
Himly, E. A. W. 107.
Hinrichs, F. 29.
Hirſch, S. 179 (2).
Hitzig, J. G. 130. 139.
Höcker, R. 155. 176.
Hoeven, J. van der, 37.
Hofacker, W. 12.
Hofer, G. 159.
Hoffmann, A. G. 166.
Hoffmann, Aug. Heinr. (v. Fallersleben) 122. 123.
—, E. T. W. Leben u. Nachlaß 139.
—, J. L. 151.
—, Wilh. 13. 46 (2). 179 (3).
Holſt, H. B. 178.
Holtei, K. v. 159 (2).
Holtzmann, A. 119. 155.
Holzſchnitte berühmter Meiſter 25.
Höpfner, G. 113.
—, E. v. 64.
Horn, J. G. 96. 97 (2). 176.
Hörſchelmann, F. 45.
Hotho, H. G. 25.
Hoß, J. K. 139.
Hewitt, W. 115.
Hoyer 63.
Hub, J. 122.
Huber, V. A. 49. 92.
Hübner, O. 44. 49.
Huc 107 (3). 176.
Hundeshagen, K. B. 10.
Hurter, Fr. v. 86. 152.
Huſchberg, J. F. 58.

J.

Jacobs, Fr. 54.
Jahn, G. F. 66.
—, J. M. 175.
—, Otto 143. 152.
Jahrbuch f. deutſche Literaturgeſch. 122.
—, hiſtor. 60. 175 (2).
— f. Volkswirthſch. u. Statiſt. 49.
—, weimariſches 122.
Jahrbücher von Fulda u. Xanten 67.
Jameſon 126.
Janſſen, J. 152.
Jarcke, C. E. 41.
Jasmund, J. v. 61.
Ihering, R. 41.
Jenſton, J F. W. 34 (2). 175.
Joinville, (J. v.) 89.
Jolly, Ph. 167.
Irving, W. 110. 174. 175. 178.
Jude, der, von Verona 164.
Junghuhn, Fr. 107.

K.

Kahlert, A. 123, 146.
Kahnis, K. F. A. 16.
Kaiſer, die deutſchen 70.
Kaiſer, A. 140.
—, S. 91.
Kalckſtein, M. v. 96.
Kannegießer, K. L. 47. 175 (3).
Kapff, S. E. 18.
Kapp, Fr. 113.
Kapper, S. 104. 159.
Kappler, A. 114.
Kausler, R. v. 135. 162.
Keim, K. Th. 83.
Keller, A. A. 85.
—, G. 159.
Kemble, J. M. 93.
Kerner, Juſtin. 142.
Keſtner, A. 137.
Keyſer, Th. G. 134.
Keyſerling, v. 73.
Kinkel, Gottfr. u. Johanna 159.
Klapka, G. 66.
Klemm, G. 115. 117.
Klette, H. 53.
Klippel, G. H. 130.
Klöden, K. F. 25.
Klopp, O. 52. 71. 80. 146.
Kloſe, C. L. 144.
—, C. R. W. 134.
Knapp, A. 139.
Knies, C. 43.
Knighton, W. 178.
Koberſtein, A. A. 119.
Koch, C. E. 18.
—, Joſ. Ant. 26.
—, R. 176 (2).
Kohl, J. G. 47. 112.
Kompert, L. 159.
Koner, W. 118.
König, H. 141. 160.
—, R. 8.
Köpke, E. 140.
—, R. 151. 173.
Kopp, J. E. 72.
Koppe, K. 33.
Korreſpondenz, militär. 135.
Kortum, Fr. 54.
Köſtlin, J. 11. 96.
Köthe, F. A. 160.
Kottenkamp, Fr. 110.
Kraft 167.
Kraft, Fr. K. 57.
Krais, J. 160.
Kramer 179.
Krauß, F. 38.
Kraußold, L. 18.
Krech, A. 152.
Kretzſchmar, A. 94.
—, C. A. 177.
—, Ed. 109.
Krieg, der, v. 1809. 64.
Krim, die 177.
Kröger, J. C. 73.
Kugler, Frz. 19 (2). 23. 24. 174.
Kühne, F. G. 157. 176. 178.
Kunzel, A. 33.
Kunnberger, F. 157.
Kurnik, M. 176.
Kurz, H. 119. 157. 160.
Küſtner, K. Th. v. 29.
Kutzen, J. 66.

L.

Lachmann, K. 171.

Lamey, J. 130. 145.
Lamont, J. 167.
Landau, Gg. 74.
Länder, die kaukaſ. u. Armenien 176.
Länder- u. Völkerkunde 67.
Lane, E. W. 108.
Lange, J. P. 14.
Langenn, Fr. A. v. 131. 134.
Langethal, Chr. Ed. 77.
Lappenberg, J. M. 93.
Lataulx, E. v. 57.
Lau, Th. 56. 72.
Laurent, J. C. M. 67. 68.
——, P. M. 175.
Layard, A. H. 54.
Lazarus, M. 5.
Leben d. Geh. Rath G. W. Keßler 141.
Leben und Wirken Friedr. Wilh. IV. 78.
Lechler, G. V. 16.
Ledderhoſe, K. Fr. 135.
Ledebur, A. L. v. 141.
Lehzen, W. 70.
Leibnitz, G. W. v. 171.
——, H. 24.
Lemcke, L. 128.
Lenau, N. 142. 171.
Lee, H. 70. 179.
Leonhard, K. C. v. 142.
Lerchenfeld, G. v. 83 (2).
Leſſing, G. E. 171.
Leuckart, R. 37.
Leunis, J. 37.
Leutbecher, J. 8.
Lichtenberg, G. Chr. 171.
Liebetrut, Fr. 105. 179.
Lindau, W. A. 140.
Lindemann, E. v. 178.
Lionnet, A. 53.
Liſettens Tagebuch 160.
Löbell, J. W. 122.
Löffler, L. 177.
Löhe, W. 13.
Löher, Frz. 49.
Lorcks, C. B. Eiſenbahnbücher 177.
——, ——, Hausbibl. 173. 174. 175. 176.
Lotze, R. H. 6 (2).
Löwenſtein, Phil. 165.
Lübke, W. 19. 23 (2).
Lübker, Fr. 57.
Ludwig, R. 36.

M.

Macaulay, Th. B. 94 (2).
Mackay, A. 67.
Mähly, J. A. 117.
Mahon 95.
Maier, Eliſa 136. 140.
Mailath, Joh. 87.
Maltzahn, W. 167. 171.
Mann, d. arme im Toggenburg 132.
Marggraf, H. 148. 157.
Martineau, H. 95.
Marx, A. B. 27.
Maurer, G. L. v. 74 (2).
Mauritius, Frz. 150.
Maury, M. F. 46.
Mayer, Karl 142.
Meier, M. H. E. 165. 166.
Meinicke 45.
Meißner, A. 139.
——, A. R. W. 54.
Mellin, G. H. 178.
Menſchen u. Dinge 67.
—— —— in Rußland 98.
Menzel, K. A. 70.
——, Wolfg. 22. 59. 70. 153.
Mercklin, L. 143.
Mérimée, P. 174. 175.
Merz, H. 130.
Meßmer, J. A. 24.
Meyer, Carl 112.
——, Fr. Ludw. Wilh. 148.
——, H. 96.
Meynert, H. 86.
Meyr, Melchior 160.
Michaelis, G. 129.
Mignet, F. A. 174. 175. 178.
Miles, Pl. 178.
Mill, J. St. 43.
Minutoli, J. v. 101. 109.
Miſes 26.
Mittermaier, K. 39.
Mittheilungen a. J. Perthes geogr. Anſt. 45.
Mohl, R. v. 39.
Moleſchott, J. 136.
Mommſen, Th. 55.
Monnard, K. 5. 89.
Monatsblätter, proteſt. 9.
Morgen- u. Abendſegen 14.
Mörike, E. 160.
Mörikofer, J. C. 141.
Müller, A. v. 127.
——, C. 57.
——, Fr. 18. 23.
——, J. G. 114.
——, Johannes 76.
——, Julius 180.
——, Otto 133. 156. 161 (2).
——, Wilh. 154.
——, W. J. L. 102.
——, Wolfg. 26. 67. 176.
Mundt, Th. 74. 97 (2). 118.
Mürdter, J. Fr. 131.
Muspratt, S. 35.
Mythen, Sagen u. Märchen 153.

N.

Nathuſius, Maria 161.
Negebaur, J. F. 99. 103.
Nekrolog, neuer der Deutſchen 129.
Neubert, C. 134.
Neumann, C. 55.
Niemeyer, Ed. 125.
Niendorf, Emma 142.
Nigellus, G. 68.
Nitzſch, K. J. 179. 180 (2).
Nolte, B. 143.
Nordſtein, F. A. 174.
Norton, Caroline 144.

O.

Odeleben, O. v. 64.
Odilo v. Glugny 68.
Oerſted, H. C. 175.
Oeſterreich u. England 86.
Oetker, Fr. 81.
Olshauſen, Th. 111. 112 (2).
Oppenheim, H. B. 167.
Oſenbrüggen, E. 98.
Oſten-Sacken, K. v. d. 68 (2).
Otte, H. 22.
Overbeck, J. 21.

P.

Paalzow, Frau v. 144.
Pabſt, K. Th. 90.
Paganel, C. 58.
Palm, H. 124.
Palmer, Ch. 8.
Panzer, Fr. 153.
Paret, H. 94.

Pauli, R. 93.
Pecht, Fr. 102.
Pelet 64.
Pelz, E. 175.
Penn, W. 95. 144.
Perſonen u. Zuſtände 91.
Perthes, Cl. Th. 144.
Perty, M. 30. 38.
Pertz, G. H. 149. 150. 171.
Peter, K. 55.
Petermann, A. 45.
Peterſen, J. G. 99.
Pfaff, Adam 69.
——, Chr. H. 145.
——, Fr. 35.
——, Karl 145.
Pfeiffer, Ida 48.
Pfund, Th. G. 68.
Phillips, G. 76.
Pichler, Louiſe 161. 162.
Pierers Univerſallexicon 166.
Pitaval, der neue 130.
Plaß, C. 172.
Pölitz, K. H. L. 50.
Pönitz, C. E. 62. 63.
Pott, A. Fr. 128.
Poujoulat, B. 104. 173.
Prantl, K. 2.
Preller, L. 55.
Prescott, W. 160.
Preußen, v. 92.
Pröhle, H. 133. 140. 154 (3). 155 (3). 163. 176.
Pronay, G. v. 87.
Prutz, R. 122.
Pulszky, Fr. u. Th. 111.
——, Thereſe 155.

Q.

Quaſt, F. v. 24 (2). 180.
Quenſtedt, F. A. 32.

R.

Radowitz, Joſ. v. 171. 172.
Ram, G. Chr. 36.
Rank, Joſ. 177 (2).
Ranke, F. H. 12.
——, L. 80.
Rapp, Joſ. 87.
Raſch, G. 177.
Rathjen, H. 132.
Rau, K. H. 42.
Raumer, Fr. v. 52. 53.
——, K. v. 7.
——, R. v. 129.
Raupach, Pauline 145.
Realencyclopädie, allgem. deutſche 166.
Real-Encyclop. f. proteſt. Theol. 9.
Reallexicon d. claſſ. Alterth. 57.
Reden, F. W. v. 49 (2). 50. 98. 104.
Redepenning, E. R. 17.
Regnault, G. 91.
Rehberg, A. W. 172.
Rehlen, C. G. 116.
Reich, das türkiſche 174.
Reich, L. 162.
Reichardt, C. F. 113.
Reichenbach, A. B. 36. 37.
Reichensperger, A. 22 (2).
Reiching, C. B. 103.
Reichlin-Meldegg, K. A. v. 144.
Reimann, E. 110.
Reinhard, K. 177.
Reiſe-Bibliothek, Brockhaus'ſche 176.
—— ——, J. J. Weber's 177.
Reiſen- u. Länderbeſchreibungen 47.
Remling, Fr. X. 83.
Rettberg, R. v. 23.
Reumont, A. v. 101. 140.
Reuſch, G. 24.
Reybaud 178.
Richardſon, J. 108.
Richers 68.
Riecke, G. A. 167.
Riehl, W. H. 28 (2). 42. 161.
Ring, M. 161.
Ritter 46.
——, C. 45. 180.
——, Franz v. 83.
——, H. 1.
Rochau, A. L. v. 100.
Röder, G. W. 16.
Rödiger, G. F. W. 94.
Rogge, W. 93.
Röhrich, T. W. 85.
Romig, L. Fr. 52.
Rommel, Chriſtoph v. 82.
Roon, A. v. 46.
Röpell, R. 59.
Roſcher, W. 43 (2).
Roſenkranz, Gg. J. 149.
——, K. 7. 30. 145.
Roßbach, J. J. 43.
Rößler, C. F. 80.
Roßmäßler, E. A. 33. 35 (2). 100.
Roth v. Schreckenſtein, K. H. 74.
Rothenburg, F. R. v. 6
Rotteck, C. v. 40.
Rowcroft, Ch. 115.
Royer, A. 171.
Rückert, H. 57. 58. 117. 1
Ruckgaber, H. 51.
Rudell, C. 162.
Ruge, A. 172.
Ruprecht, L. 129.
Ruſſel, W. 61.
Rußwurm, C. v. 38 (2).
Rußlands Novellendic 165.
Rußlands Verdienſte Deutſchland 98.
Rüſtow, W. 62. 63 64. 65.

S.

Sagen u. Geſch. d. deut Volks 155.
Sammlung v. Briefen ſchen J. Fr. Pfaff rc.
Sand, George 146.
Sancer, 180.
Sartorius, G. 112.
Schacht, H. 37.
Schade, O. 122. 140.
Schädelin, P. J. J. 13
Schadow, W. v. 26.
Schäfer, H. 101.
——, J. W. 69. 120
Schaff, P. 15. 112.
Schall, Carl 146.
Schaller 3.
Schallhammer, A. v.
Schambach, G. 154.
Schede, C. H. 180.
Scheffel, J. V. 157.
Schenner, J. G. 147.
Schelling, Fr. W. J. v.
——, K. Fr. A. 135.
Schenkel, D. 11 (2). 1
Scherer, H. 116.
Scherr, Joh. 76. 100. 167.
Scherzer, K. 112. 113.
Schiller, C. G. W. 12
——, Fr. v. 125.
—— u. Lotte 147.
Schleiden, M. J. 31.
Schleiermacher, Fr. 17
Schleſinger, M. 96.
Schleswig-Holſteins Ge wart 80.
Schleſier, F. Chr. 50.
Schlözer, K. v. 73. 134.
Schmid, Anton 137.

——, Chriſtoph von 148.
Schmidt, Alexander 94.
——, Carl 110.
——, Heinr. 138.
——, J. K. Jul. 33.
——, Julian 124.
——, Julius 127.
——, Oscar 34.
——-Weißenfels, Ed. 127.
——, W. Adolf 56.
Schmieder 180 (3).
Schnaaſe, C. 19. 180.
Schnitzler, J. H. 97. 174.
Schöchlin, K. 84.
Schödler, Friedr. 34.
Schöll, A. F. 62.
Schömann, G. F. 55. 152.
Schönberg, G. v. 106.
Schönhals 65.
Schopenhauer, A. 2.
Schott, K. 71.
Schreuw, J. Fr. 175.
Schrader, W. 123.
Schramm, K. 177.
Schriftſtellerleben, ein 144.
Schröer, J. Fr. 174.
Schubert, G. H. v. 148.
Schübler, B. 44.
Schücking, L. 6. 162. 177 (2).
Schultheiß 180.
Schultz-Bodmer, W. 63.
Schulz, C. G. 63.
——, W. 148.
Schulze, F. A. 9.
Schumann, Rob. 27.
Schütz, A. F. 142.
Schwarz, Karl 17. 124.
Schwegler, A. 1. 55. 167.
Schweizerführer, 88.
Schwenck, K. 155.
Sebald, H. 99. 115. 144. 176.
Seemann, Berth. 48.
Seegens, U. J. 106.
Seifart, K. 154.
Seubert, M. 37.
Sewitt, J. 61. 71. 91. 104. 173. 175. 178.
Seyfarth, W. 92.
Sinnen, E. 114.
Siebold, Frz. Phil. v. 108.
Siegel, A. L. 180 (2).
Sieveking, Amalie Wilhelmine 13.
Sigwart, Chr. 16.
Simon, L. 149.
Simrock, K. 119. 153. 154.
Sivers, J. 123.
Sixt, Chr. H. 151.
Skizze eines Vortrags ꝛc. 62.
Skizzen aus der Vendée 92.
Slegmann, G. 47.
Smidt, H. 134.
Soden, Frz. v. 82. 149.
Soetbeer, A. 43. 44.
Soldatenleben, ein 152.
Soltau, W. G. 90.
Sommer, ein, in Schleswig 178.
Spalding, W. 126.
Spanien ſeit d. Sturze ꝛc. 100.
Sporſchil, Joh. 70.
Springer, A. H. 19.
Spruner, K. v. 146.
Squier, E. G. 113.
Staatswörterbuch, deutſches 40.
Stadler, J. Ph. 90.
Stahl, F. J. 180.
Stahl (J. Fr.) 10.
Stahr, Ad. 20.
Stalin, Chr. Fr. v. 83.
Stanhope, Eſther 149.
Stark, K. B. 92.
Steger, Fr. 94. 95. 175.
Stein, Chr. G. D. 45.
Steindt, S. 178.
Steinmeyer, F. L. 13.
Stenzel, G. A. 79.
——, G. A. H. 77.
Stephens, J. L. 113 (2).
Stern, S. 150.
Sternberg, A. v. 150.
Stewart, Katie 178.
Stichling, G. Th. 137.
Stirling, W. 140 (2).
Stober, Aug. 85. 146.
Stockhardt, J. A. 34 (3).
Stohmann, F. 35.
Storch, L. 174.
Stowe, H. B. 164.
Stoy, C. V. 8.
Strackerjan, C. F. 138.
Stramberg, Chr. v. 79.
Strauß, Dav. Friedr. 136.
——, V. v. 61.
Strehlke, Fr. 123.
Stück, ein, däniſch-deutſche Geſchichte 80.
Studer, B. 88.
Studien, atlantiſche 111.
Sturzenbecher, O. P. 128.
Stutterheim, K. v. 64.
Stuve, C. 79.
Sudhoff, K. 15.
Süd-Rußland u. d. Donauländer 176.
Sugenheim, S. 98. 101.
Supplemente z. Pierers Univerſallexikon 166.
Sybel, H. v. 59.
Sydow, A. 9. 172.
Szemere, B. 87.

T.

Tagebuch eines armen Fräulein 161.
Talvj 162.
Taſchenbuch, hiſtor. 52.
Taylor, B. 109.
Teichlein, A. 26.
Teichmann, C. 14.
Thackeray, W. M. 127. 163 (3).
Theiner, A. 17.
Thiele, J. 178.
——, J. M. 24. 150.
Thierry, A. 57. 89 (2). 174.
Thiers, A. 91.
Thierſch, H. W. J. 11. 146.
Thilo, W. 180.
Tholuck, A. 16 (2). 180.
Tiarks, J. G. 95.
Tieck, Ludw. 173.
Tiedge, C. A. 151.
Tillier, A. v. 89.
Timm 176.
Tippelskirch, Fr. v. 180.
Tittmann, Jul. 124.
Trautmann, Frz. 163.
Treskow, A. v. 133. 146.
Tſchudi, F. v. 38.
——, J. 88.
Turghenew, J. 165.

U.

Uechtritz, Fr. v. 162.
Unger, M. 25.
Ungewitter, F. H. 104. 114.
Univerſallexikon d. Gegenwart 166.

V.

Varnhagen v. Enſe 133.
Vaudreuil, Johanna v. 164.
Vehſe, Ed. 76.
Velde, C. W. M. van der, 105.
Venedey, J. 69.
Viedert, A. 165.
Vierordt, K. Fr. 84.
Villemain, A. Fr. 91.

Vilmar, A. F. C. 128.
Vinet, A. 8.
Viſcher, F. Th. 6.
Vogel, A. 15.
——, Jacob 151.
Vögeli, H. H. 58.
Vogt, C. 3.
——, Fr. 84.
——, K. 34.
Voigt, Georg 165.
——, Johannes 78.
Voigts, Fr. 163.
Volckhauſen, C. 115.
Volk, das deutſche 68.
Volker, C. Chr. 56.
——, J. W. 26.
Volksglaube, deutſcher 155.
Volksmärchen d. Serben 155.
Volkswirthſchaftslehre 43.
Völter, L. 105.
Vorländer, Frz. 5.
Vorleſungen über Kriegsgeſchichte 63.

W.

Wachenhuſen, H. 178 (3).
Wachsmuth, W. 52.
Wackernagel, W. 25. 100. 119.
Wagner, Adolf 126.
——, Andr. 3.
——, Moritz 112. 113.
——, Richard 28(2). 29(2).
——, Rudolph 2 (2).
Waitz, G. 73. 80.
Walcher, S. 88.
Walther, Ph. A. F. 82.
Wappäus, J. E. 45.
Warnkönig, L. A. 40 (3).
Wattenbach, W. 67. 68 (3).
Weber, Aug. 4.
——, Beda 87.
——, Carl Julius 67.
——, M. M. v. 109.
——, W. E. 167.
Weber's illuſtr. Reiſebibl. 177.
Wedekind, G. W. v. 167.
Wehl, F. 124.
Weidmann, F. C. 87.
Weigel, Rud. 25.
Weinhold, K. 117. 129(2).
Weiſſer, L. 51.
Weiß, H. 116 (2).
Weiße, Ch. H. 10.
Welcker, K. 40.
Welden, L. v. 152.
Welp, Tr. 175.
Welte, B. 9.
Wendelin 171.
Wenzig, J. 128.
Wetzer, H. 8.
Wickede, J. v. 101. 152.
Widmann, A. 163 (2).
——, G. 47.
Widukind 67.
Wiegmann, R. 26.
Wieſe, L. 180 (2).
Wigand, A. 37.
Wildermuth, Ottilie 163(2)
Williards, E. 173.
Williſen, W. v. 65.
Willkomm, E. 157. 177.
——, M. 100.
Wilm 102.
Winderlich C. 46.
Winter, Aug. 47.
Witte, K. 180.
Witzleben, A. v. 61. 81.
Woche, eine 160.
Wolf, Adam 86.
——, J. W. 153. 15
Wolff, J. H. 24.
Wurm, C. F. 61.
Württemberger, L. 101
Wurzbach v. Tannen
C. v. 86.
Wuttemann, G. A. 54.
Wuttke, 180.

Z.

Zachariä, H. A. 75
Zamminer, Fr. 27. 33
168.
Zarncke, Fr. 119.
Zeiſe, H. 175.
Zeiſing, A. 6. 7.
Zeiß, G. 51.
Zeit- u. Charakterbilde
d. Mittelalter 57.
Zeitſchrift f. deutſche Cul
geſch. 76.
Zeitſchrift f. allgem.
kunde 45.
Zeller, E. 168.
Zenker, J. Th. 54.
107. 108.
Zeſtermann, A. Chr. A.
Ziegler, A. 105.
——, J. M. 88.
——, Karl 138.
Ziethen, Joh. 9. 109.
Zimmer, C. 50.
Zimmermann, H. Th. 7
——, W. F. A. 36.
Zinkeiſen, J. W. 90.
Zoepfl, H. 75.
Zuchold, E. A. 100.
Zugſchwerdt, J. B. 46
Zur Bankfrage 44.

s.

Berg,
117.

(2).

t a.
tur=
Grd=

05.
24.

1.
04.

2).

Literariſcher Wegweiſer

für

gebildete Laien.

Die Jahre 1856—1858.

Nebſt einem Vorworte über

Schriftſtellerei und Buchhandel.

Von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1858.

Dritter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer
durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1858.

AD
BIBL. ELECT.
MONAC.

Vorwort.

Die literariſche Production der beiden letzten Jahre, die wir für die Zwecke der allgemeinen Bildung zu ſichten verſuchen, zeigt, wie in früheren Jahren, eine Fruchtbarkeit, welche das Bedürfniß weit überſteigt. Es liegt dies aber in der Natur der Sache, da es bei einer Menge ſchriftſtelleriſcher Arbeiten blos beim Verſuche bleibt, ein geiſtiges Ergebniß zu gewinnen und mitzutheilen. In anderen Gebieten menſchlicher Thätigkeit wird die Menge des Erzeugniſſes durch die Nachfrage und den Bedarf beſtimmt, und ein mißlungenes Produkt kann ſich nicht in die Länge auf dem Markte behaupten. Anders verhält es ſich beim Buchhandel, wo nicht immer der augenblickliche Erfolg über die Bedeutung eines Handelsartikels entſcheidet. Für den Kaufmann iſt jede Waare gut, deren Abſatz geſichert iſt, für den Verkäufer von Geiſteserzeugniſſen aber genügt dieſer Geſichtspunkt nicht. Denn wie der Schriftſteller nicht blos den Beruf hat, den geiſtigen Anſprüchen ſeiner Zeitgenoſſen zu genügen, ſondern auch den, neue Bedürfniſſe zu ſchaffen, indem er Gedanken ausſpricht, welche befruchtend wirken und neue Bahnen des geiſtigen Lebens eröffnen, ſo hat auch der Buchhändler die Aufgabe, an der Erziehung des Publikums mitzuarbeiten, und nach der Brauchbarkeit ſeiner Waare in dieſer Richtung zu fragen. Und dieß iſt nicht etwa blos eine ideale Anforderung, welche mit den kaufmänniſchen Intereſſen eines Verlegers im Widerſtreit ſtünde, ſondern ſein Credit hängt davon ab, die Erfüllung dieſer Aufgabe muß die Grundlage ſeiner buchhändleriſchen Stellung und Ehre bilden. Die Maſſe werthloſer oder ſchädlicher Bücher könnte nicht ſo ſehr ſich vermehren, wenn die Verleger in ihren Unternehmungen mehr Kritik übten. Gar manche Erzeugniſſe der Literatur verdanken ihr Daſein nicht dem wirklichen Bedürfniß des Publikums oder der geiſtigen Schöpferkraft ihres Verfaſſers, ſondern der Speculation oder der Urtheilsloſigkeit des Verlegers, und verſperren guten Büchern die Bahn. Auch dem Sortimentsbuchhändler darf es nicht gleichgültig ſein, welche Waare er verbreitet; ein gewiſſenhafter

Schriften enthalten, ſondern er wird ſeine Aufmerkſamkeit auf die literariſche Bedeutung der erſchienenen Bücher richten und der Verbreitung guter Werke eine größere Sorgfalt zuwenden, als den ſchlechten und mittelmäßigen, und aus dieſem Geſichtspunkte die Käufer berathen. Denn es iſt Thatſache, daß der Abſatz oft gar nicht im richtigen Verhältniß zu dem innern Gehalte der Bücher ſteht; nicht ſowohl, daß ſchlechte Waare beſonders glänzend abginge (wovon ſich jedoch auch Beiſpiele anführen ließen), als daß das Mittelmäßige den Vorzug erhält vor dem Ausgezeichneten. Es iſt zu bedauern, daß es bis jetzt an ſtatiſtiſchen Nachweiſungen über den Abſatz der verſchiedenen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe nach Literaturzweigen, Ländern und Lebenskreiſen fehlt. Wir wollen verſuchen, einige Beiträge zur Statiſtik des Buchhandels zu geben, ſoweit ſie uns durch eigene Beobachtung und durch Mittheilung befreundeter Buchhändler möglich ſind.

Was den literariſchen Verkehr in Deutſchland betrifft, ſo gilt es für ausgemacht, daß in Norddeutſchland viel mehr Bücher geſchrieben und gekauft werden als in Süddeutſchland, beſonders Sachſen und die Mark ſind wohl am ſchreib- und kaufluſtigſten. In Deutſchland iſt das in geiſtigen Intereſſen gerade nicht voranſtehende Oeſterreich ein von den Buchhändlern beſonders geſchätztes und berückſichtigtes Abſatzgebiet, während auffallender Weiſe das benachbarte Bayern für den ſchlechteſten Büchermarkt gilt. Ein Grund dieſer Erſcheinung möchte darin zu ſuchen ſein, daß das Intereſſe für die Literatur in Oeſterreich noch neu und friſch iſt und weniger Büchervorräthe aus früherer Zeit dort vorhanden ſind; und daß in Bayern nach dem Vorgang der Hauptſtadt der Sinn für bildende Kunſt mehr entwickelt iſt, als der für die Literatur. Der wohlhabende Bauer oder Gewerbsmann in Altbayern denkt in der Regel nicht daran, außer einigen Gebetbüchern und etwa den „Fliegenden Blättern,“ weitere Geiſtesnahrung in's Haus zu ſchaffen, während der reiche Landwirth in Norddeutſchland ſeine kleine Bibliothek hält und ſelbſt der minder bemittelte Bürger und Handwerker ſich das Geld am Munde abſpart, um ſich ein unterhaltendes oder belehrendes Buch zu verſchaffen. Schon günſtiger als in Bayern ſtellt ſich die Sache in Würtemberg; Stuttgart iſt ein Hauptplatz für die literariſche Produktion, weniger freilich für den Abſatz. Das umgekehrte Verhältniß findet in Baden und in der Rheinpfalz ſtatt, wo ſchon der allgemeine Wohlſtand des Volkes dem Bücherkaufen günſtig iſt, während die Produktionsluſt zurücktritt. Zum Belege des eben Geſagten fügen wir einige Notizen aus dem Geſchäftsbetrieb einer Leipziger Verlagsbuchhandlung bei, die uns das Verhältniß des Abſatzes nach den verſchiedenen Ländern folgendermaßen anzeigt.

Die Procente des Abſatzes von 1857 vertheilen ſich ſo:

Preußen mit . . . . . 30 Proc.
Königreich Sachſen und die Herzogthümer . 20 „
Das übrige Norddeutſchland . . . . 23 „
Alſo in ganz Norddeutſchland . . . . . 73 Proc.
Süddeutſchland . . . . 5 „ } . . 11 „
Oeſterreich . . . . . . 6 „ }
Deutſchland 84 Proc.
Rußland . . . 5 Proc. } . . . . . . 16 „
Schweiz . . . 4 „ }
andere Länder . 7 „ } . . . . 100 Proc.

Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß der Abſatz nach Oeſterreich gerade bei dieſer Buchhandlung unverhältnißmäßig ſchwach iſt, und daß von den 20 Proc. Abſatz nach Sachſen 6—8 Proc. auf Bezüge der Leipziger Commiſſionäre für auswärtige Rechnung fallen dürften.

Eine noch detaillirtere Anſchauung giebt die Berechnung vom Jahr 1844, in welcher die Procente des Abſatzes in Beziehung geſetzt ſind zu der Zahl der Buchhandlungen in den einzelnen Ländern und Städten. Es iſt dabei beſonders bemerkenswerth, daß bei Oeſterreich und Preußen das Abſatzverhältniß ganz dieſelben Procentſätze darbot, wie das Verhältniß der Buchhandlungen zur Geſammtſumme derſelben.

	Proc. des Abſatzes.	Städte mit Buchhandlungen.		
Oeſtreich. Bundesſt.	14	41	159	69 Städte mit 118 Buchhandlungen oder 12 Proc. der geſammten deutſchen Buchhandlungen.
— andere Staaten		28	59	
Preußen Bundesſt.	37	166	632	195 Städte, 698 Buchhandlungen oder 37 Proc.
— andere Staaten		29	62	
Bayern	4	39	146	205 Städte, 928 Buchhandlungen oder 51 Proc.
Sachſen	10	37	265	
Hannover	2	22	39	
Würtemberg . . .	2	26	108	
Baden	2	14	52	
Heſſen	3	8	24	
— Darmſtadt . .		6	41	
Holſtein	1½	8	25	
Sächſ. Herzogth. .	2	18	52	
Braunſchweig . . .	½	5	22	
Mecklenburg	2	14	26	
Oldenburg	½	3	7	

Ebenſo wie Sachſen durch das Leipziger Commiſſionsgeſchäft eine verhältnißmäßig zu große Zahl Procente hat, ſo iſt auch bei Hamburg, welches in dieſer Rechnung allein 3⅓ Proc. abnimmt, der Bedarf für den Norden und Amerika eingerechnet.

Wie ſehr der buchhändleriſche Verkehr ſeit den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt ſich an der ſteigenden Zahl der Buchhandlungen. Im Jahre 1831 exiſtirten in Deutſchland nur etwa 300 Städte mit 1011 Buchhandlungen; beſonders auffällig iſt die Zunahme

in Berlin	1831	80	Buchhandlungen	1855	195	Buchhandlungen
in Leipzig	1831	79	„	1855	156	„
in Stuttgart	1831	17	„	1855	55	„

Vom Jahr 1831 an war der Buchhandel im Wachſen, bis zum Jahr 1846, dann trat in Folge der Theuerung und noch mehr der politiſchen Ereigniſſe im Jahr 1848 eine Abnahme ein, die ſich mit der hergeſtellten politiſchen Ruhe allmälich wieder ausglich. Die Abſatzverhältniſſe der Verlagshandlungen ſind natürlich durch die Art der Bedürfniſſe der verſchiedenen Bildungs- und Berufsklaſſen vielfach modificirt. Die meiſten Bücher wiſſenſchaftlichen Gehalts werden (abgeſehen von den öffentlichen Bibliotheken) in den Kreiſen gekauft, welche den Univerſitäten angehören oder nahe ſtehen. Hauptſächlich ſind es die Univerſitätslehrer ſelbſt, ſodann ſolche, die eine Univerſitätsbildung genoſſen haben und durch ihren Beruf darauf angewieſen ſind, ihre Studien fortzuſetzen, beſonders Lehrer, Geiſtliche und Aerzte. Leider vermindert ſich nur in neuerer Zeit dieſe Klaſſe von Käufern immer mehr, da die ſchmalen Beſoldungen nicht mehr zureichen, um neben den geſteigerten Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfniſſe einen Bücheretat zu erübrigen. Dieſes unnatürliche Verhältniß iſt um ſo mehr zu bedauern, als mit der größeren Einnahme in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig ſteigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweiſe auch in Frankreich auf den Familienſitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausſtattung des Hauſes gehört, und es auch bei deutſchen Familien der adeligen und bürgerlichen Ariſtokratie früher Sitte war, eine Bücherſammlung zu halten, ſo iſt es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hauſe alljährlich eine beſtimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Göthe, ein Converſationslexikon, eine Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn's hoch kommt, eine Weltgeſchichte angeſchafft. In dieſer Beſchränkung geht die Literatur wohl auch in die

Kreiſe des ſtädtiſchen Handwerkerſtandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Leſegeſellſchaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und dieſe Inſtitute ſind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweiſe zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Leſegeſellſchaften wird in der Regel für Zeitſchriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig. In den Leihbibliotheken bilden die Romane, welche ein unterhaltendes Leſefutter darbieten, den Grundſtock, an den ſich populäre naturwiſſenſchaftliche Schriften, Reiſebeſchreibungen und Memoiren anſchließen.

Am meiſten Erfolg haben ſeit einigen Jahren die Zeitſchriften, welche allerlei zur Unterhaltung und Belehrung darbieten und durch eingedruckte Holzſchnitte der Anſchauung zu Hülfe kommen. Das verbreitetſte Journal dieſer Art iſt die „Gartenlaube,“ deren Abonnenten bis über 60,000 geſtiegen ſind. Große Mannigfaltigkeit und geſchickte Auswahl zeitgemäßer Stoffe in populärer Zubereitung zeichnen das Blatt aus, dabei iſt der Preis von 2 Thalern für 80—90 Bogen unterhaltender Lectüre unglaublich niedrig und anlockend. Die ungeheuere Zahl von Abnehmern ſetzt andererſeits den Verleger in den Stand, durch Anbietung reichlicher Honorare gute Schriftſteller zu gewinnen. Die Gartenlaube iſt in ganz Deutſchland verbreitet, am wenigſten im ſüdweſtlichen; dagegen wird eine eigene Auflage von 14,000 Exemplaren mit etwas verändertem Inhalt für die Schweiz gedruckt. Ein ähnliches Blatt, das „Illuſtrirte Familienjournal,“ noch billiger im Preiſe (1 Thlr. 22 Sgr.), ſetzt 70,000 Exemplare ab, ſteht aber der Gartenlaube darin nach, daß es wenig Originalartikel, meiſtens überſetzte Novellen und Reiſeerzählungen, mit Benützung alter Holzſtöcke, enthält. Ein anderes neu entſtandenes Blatt iſt „der Feierabend,“ welcher ſeit Juli 1857 in Gotha erſchien, nun aber wahrſcheinlich in Folge des Bankerotts der Verlagshandlung aufhören muß. Derſelbe wollte offenbar der Gartenlaube Concurrenz machen, unterſcheidet ſich aber von ihr durch mehr belehrenden Inhalt und eine gewiſſe politiſche Färbung, bei welcher der Einfluß des nun verſtorbenen bekannten Publiciſten G. Diezel nicht zu verkennen war. Dieſe gut redigirte Zeitſchrift hat es übrigens bei einem Preiſe von 1 Thlr. 20 Ngr. bis jetzt nur zu einer Abonnentenzahl von 3500 gebracht, welche die Herſtellungskoſten nicht decken kann. Mit dem Feierabend war ein kritiſches Centralblatt für Volks- und Jugendſchriften verbunden, das den Bernhardi'ſchen Wegweiſer fortzuſetzen beſtimmt war und ſeine Aufgabe mit Eifer und in verſtändigem Sinne löſte. Zu den verbreitetſten Zeitſchriften gehören ferner die in Stuttgart erſcheinende „Muſterzeitung“ mit 40,000, die

„Illuſtrirte Zeitung“ mit 12,500, die „Fliegenden Blätter“ mit 12,0
Exemplaren. Auch die „Illuſtrirte Welt“ und Gutzkow's „Unterhalt
gen am häuslichen Heerd“ haben einen großen Leſerkreis. Unter den
den letzten Jahren entſtandenen Blättern dieſer Art ragt beſonders h
vor „Weſtermann's illuſtrirte Monatshefte“ (Braunſchweig, Pr
4 Thlr.). Dieſelbe verbindet wie die übrigen, Belehrung mit Unterh
tung, aber iſt in einem etwas höheren Stile gehalten; ſie verarbe
nicht nur den von der Wiſſenſchaft dargebotenen Stoff in gut geſchr
benen Artikeln, ſondern bringt auch mitunter Abhandlungen von ſe
ſtändigem wiſſenſchaftlichem Werth, beſonders in der naturwiſſenſche
lichen Abtheilung. Ihr Abſatz überſteigt aber bis jetzt wohl die bed
tenden Herſtellungskoſten noch nicht um Vieles.

Bei der ungeheuren Verbreitung jener neuen Unterhaltungsz
ſchriften iſt es doch eine auffallende Erſcheinung, daß anerkannt g
ältere Zeitſchriften, wie das Morgenblatt, das deutſche Muſeum,
Grenzboten, die Minerva ſo viel weniger Anklang finden und nur e
genug Abnehmer haben, um beſtehen zu können. Der höhere Preis
klärt den Unterſchied nicht ganz, auch die Holzſchnitte können nicht
überwiegenden Einfluß haben; am meiſten möchten wir den Grund
größeren Verbreitung darin ſuchen, daß jene Zeitſchriften durch i
Mannigfaltigkeit und durch eine geſchickte Zubereitung des Stoffes d
ſelben auch einer minder gebildeten Klaſſe von Leſern mundgere
machen. Das Morgenblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltu
das deutſche Muſeum und ähnliche Zeitſchriften, ſo ſehr ſie ſich
mühen den Forderungen der Gegenwart Rechnung zu tragen, hab
doch von früher her noch einen literariſch-ariſtokratiſchen Charakt
den ſie auch mit Recht bewahren wollen, der ſie aber doch gegen je
in Nachtheil gebracht hat. Die deutſche Vierteljahrsſchrift, welche
Zwecke der Unterhaltung ganz bei Seite läßt, und nach Art der eng
ſchen Reviews die Fragen des öffentlichen Lebens, beſonders des de
ſchen, in ſelbſtändigen Artikeln beſpricht, die großentheils von gedie
nen Fachmännern geſchrieben ſind, hat ſich in den 20 Jahren ihres B
ſtehens zwar eine unbezweifelte Geltung in den Kreiſen der Sachv
ſtändigen erworben, konnte aber, obgleich ſie, dem Zuge der Zeit f
gend, vorzugsweiſe die materiellen Intereſſen berückſichtigt, es doch ni
zu einer großen Verbreitung bringen, und ſcheint an Abſatz eher a
als zuzunehmen. Auch die Grenzboten verdienten einen größeren Le
kreis als ſie haben. Denn dieſe Zeitſchrift iſt eine von den wenige
welche im Literariſchen und Politiſchen einen beſtimmten Charakter h
ben, und die es wagt, in beiden Richtungen Artikel zu bringen, wel
nicht nur hin- und herreden, ſondern die Fragen ernſtlich anfaſſen u

auf beſtimmte Ziele hinarbeiten. Eine neu entſtandene Zeitſchrift ähnlicher Art ſind die „Preußiſchen Jahrbücher," welche ſich die Aufgabe ſtellen, über die einflußreichſten Erſcheinungen in Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik, beſonders in Deutſchland, Umſchau zu halten, und als Organ der conſtitutionellen Partei in Preußen eine beſtimmte politiſche Richtung vertreten. In wie weit es den preußiſchen Jahrbüchern gelingen wird, umfängliche Verbreitung zu gewinnen und Einfluß zu üben, darüber läßt ſich natürlich bis jetzt noch nichts ſagen. Die vorliegenden Hefte enthalten eine Reihe tüchtiger Artikel geſchichtlichen und politiſchen Inhalts, theils an literariſche Erſcheinungen anknüpfend, theils ſelbſtändig die Gegenſtände beſprechend.

Eine Gattung von Zeitſchriften, die früher eine große Rolle ſpielten, iſt jetzt ſehr zurückgetreten, nämlich die allgemeinen kritiſchen Literaturzeitungen. Während früher die meiſten bedeutenden wiſſenſchaftlichen Zeitungen faſt ausſchließlich Recenſionsanſtalten waren, und in dieſer Geſtalt großen Einfluß auf den Bücherverkehr übten, ſo tritt jetzt die Kritik in den Zeitſchriften nur als Anhängſel auf und iſt häufig ganz ausgeſchloſſen, und eine größere Zeitſchrift, welche ausführliche Beurtheilungen der bedeutenden literariſchen Erſcheinungen lieferte, giebt es jetzt gar nicht mehr. Das „literariſche Centralblatt" Zarncke's, das „Leipziger Repertorium für deutſche und ausländiſche Literatur" haben neben der Bibliographie nur den Zweck kurzer Anzeigen über Inhalt und Werth einzelner Werke, die „Blätter für literariſche Unterhaltung" beſchränken ſich nur auf Unterhaltungsliteratur, die „Heidelberger Jahrbücher," die „Göttinger" und „Münchener Anzeigen" ſind in ihrer Auswahl unvollſtändig und zu ſehr vom Zufalle abhängig. So ſehr man auch anerkennen muß, daß der einſeitig literariſche Standpunkt, den die Literaturzeitungen behaupteten, und der in den dreißiger Jahren ſeine höchſte Geltung erreichte, nicht mehr an der Zeit iſt, ſo vermißt man doch die gründlichen, mit Auszügen verbundenen Beurtheilungen wiſſenſchaftlicher Werke, welche früher dem Gelehrten und Freunde der Literatur Gelegenheit gaben, auch ſolche Bücher näher kennen zu lernen, welche außerhalb ſeines ſpeciellen Faches liegen. Eine ſolche Zeitſchrift würde doch noch immer eine Lücke ausfüllen und ſollte ſich unter guter Redaction fortwährend erhalten können.

Dem auf's Praktiſche gerichteten Zug der Zeit haben wir in der Literatur die Encyklopädieen zu danken, welche gern gekauft werden und in vielen Häuſern die Stelle einer Bibliothek vertreten. Voran ſteht unter dieſen Unternehmungen das allbewährte Brockhaus'ſche Converſationslexikon, das in den letzten Jahren in zehnter Auflage und gleichzeitig in verkleinerter Geſtalt für den Handgebrauch erſchienen und in ſehr großer Anzahl verbreitet iſt. Hiezu kommen noch die Ergänzungen, von denen die eine, „die Gegenwart," in 12 Bänden im Jahr 1857 abgeſchloſſen, die andere in demſelben Jahre unter dem Titel „Unſere Zeit" als Jahrbuch begonnen worden iſt, und den Zweck der Fortſetzung des Hauptwerkes mit der Aufgabe einer Zeitſchrift verbindet, welche die wichtigſten Erſcheinungen und Fragen der Zeit in überſichtlicher Darſtellung beleuchtet. Die Artikel dieſes Jahrbuchs faſſen nicht nur zuſammen, was der aufmerkſame Zeitungsleſer auch ſonſt findet, ſondern geben in vielen Fällen die Früchte der gründlichſten Studien. Die in gleichem Verlag erſcheinende, etwas gar zu maſſenhaft angelegte Erſch und Gruber'ſche Encyklopädie, die für den Gelehrten beſtimmt iſt, ſchreitet gegenwärtig raſcher als früher vor. Neben den Brockhaus'ſchen Unternehmungen behauptet ſich das noch umfaſſendere und an ſtatiſtiſchen und biographiſchen Einzelnheiten reichere Pierer'ſche „Univerſallexikon" durch neue Auflagen und Supplemente in ſeinem eigenthümlichen Werth. Ferner beſteht das Converſationslexikon von Meyer in Hildburghauſen, welches ähnlich wie das Brockhaus'ſche mehr räſonnirend gehalten iſt; ſowie noch eine Anzahl minder verbreiteter Unternehmungen dieſer Art. Eine eigenthümliche Geſtalt derſelben tritt uns in dem „Hauslexikon" der Breitkopf und Härtel'ſchen Verlagshandlung entgegen, welches den Zweck verfolgt, für alle Vorkommniſſe des Geſchäfts- und Familienlebens Rath zu ertheilen und dazu aus allen möglichen Gebieten des poſitiven Wiſſens das unmittelbar Anwendbare darbietet. Die praktiſche Richtung, die ſich hierin zeigt, erinnert ganz an amerikaniſche Art und Weiſe, die auch bei uns heimiſch zu werden beginnt. Der encyklopädiſche Trieb bleibt aber nicht nur beim Allgemeinen ſtehen, ſondern bemächtigt ſich auch der einzelnen Wiſſenſchaften und Stände. So iſt für die Geiſtlichen beider Confeſſionen geſorgt durch das bei Herder in Freiburg erſchienene „katholiſche Kirchenlexikon" von Weyer und Welte, und durch Beſſer's „proteſtantiſche Realencyklopädie," welche Herzog in Erlangen redigirt. Beide Werke ſind nach Anlage und Ausdehnung ihrer Artikel nicht blos Encyklopädien der Theologie, ſondern des für einen Theologen und Geiſtlichen nöthigen Wiſſens. Für Lehrer und Erzieher hat ebenfalls Rud. Beſſer eine Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtsweſens" veranſtaltet, welche ſich nicht auf die eigentliche Pädagogik beſchränkt, ſondern aus den verſchiedenen Gebieten des Lebens und des Wiſſens zuſammenträgt, was für den Lehrerſtand zu wiſſen nöthig und nützlich iſt. Die Staatswiſſenſchaften ſind durch drei Encyklopädieen vertreten: das eben jetzt in dritter Auflage erſcheinende Rotteck und Welcker'ſche Staatslexikon, welches die Anſchauung des Liberalismus repräſentirt, das Bluntſchli'ſche

„Staatswörterbuch,“ welches mehr einer freien hiſtoriſchen Anſchauung huldigt, und dann das „Wagner'ſche Geſellſchaftslexikon“, welches Organ der reactionären Partei zu werden beanſprucht. Die eigentliche Rechtswiſſenſchaft hat ſich in Weiske's „Rechtslexikon“ ſchon ſeit Jahren eine Vorrathskammer angelegt, die noch nicht ganz gefüllt iſt. Die Naturwiſſenſchaften allein haben es noch nicht zu einem Sammelwerk für ihr Geſammtgebiet gebracht, dagegen ſind einzelne Zweige, wie Chemie, Phyſik, Phyſiologie und Medicin in dieſer Weiſe bearbeitet, und es wird wohl nicht lange dauern, ſo werden wir auch eine naturwiſſenſchaftliche Encyklopädie erſtehen ſehen. Denn die Naturwiſſenſchaften ſind offenbar die bevorzugte Disciplin unſerer Zeit. Sowohl wiſſenſchaftliche Werke als auch populäre Ausprägungen der ſchweren Münze finden nach Verſicherung der Sortimentsbuchhändler weitaus den beſten Abſatz. Man macht die Bemerkung, daß der Arzt, der wiſſenſchaftlich gebildete Techniker geneigter iſt, die Bücher ſeines Faches zu kaufen, als der Advokat, Richter, Beamte und Geiſtliche. Am meiſten gepflegt finden wir natürlich diejenigen Zweige der Naturwiſſenſchaften, welche mit der Induſtrie, dem Handel und Verkehr in näherer Beziehung ſtehen, wie Mechanik, Chemie und Geologie, aber die Anregung verbreitet ſich auch auf die andern Abtheilungen dieſes Gebiets. Damit hat ſich das Verhältniß gegen früher umgedreht, wo die Medicin, wie ſie an den Univerſitäten gelehrt wurde, das Studium der Naturwiſſenſchaften beſtimmte. Auch das mediciniſche Studium ſelbſt hat die iſolirte Stellung der Heilwiſſenſchaft verlaſſen, und ſich von der ausſchließlichen Beſchäftigung mit den Krankheitserſcheinungen, dem Organismus des geſunden Lebens zugewendet, was ſie in immer lebendigere Beziehung zum Ganzen der Naturwiſſenſchaft ſetzt. Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, auf die einzelnen hervorragenden Erſcheinungen der naturwiſſenſchaftlichen Literatur einzugehen, aber wenn wir es auch wollten, ſo wäre es ſchon deshalb ſchwierig, das Bedeutende hervorzuheben, weil gegenwärtig der Fortſchritt ſich nicht in größern ſyſtematiſchen Werken bethätigt, ſondern in einzelnen Unterſuchungen, die in Zeitſchriften und kleinen Monographieen niedergelegt ſind. Nicht nur jeder Zweig hat eine eigene Zeitſchrift, ſondern manche Fächer haben ſo viele, daß es dem Einzelnen ſchwer fallen muß, ja faſt unmöglich wird, ganz auf dem Laufenden zu bleiben. Man hat daher beſondere Zeitſchriften gegründet, welche die Aufgabe haben, das was in den einzelnen zerſtreut iſt, zu ſammeln und auszuziehen, wie z. B. die Schmid'ſchen Jahrbücher der Medicin, die Liebig-Wöhler'ſchen Jahresberichte über die Fortſchritte der Chemie und Phyſik. Für die populäre Behandlung insbeſondere entſteht das Bedürfniß dieſer Zuſammenſtellung. So ſind in den letzten

Jahren mehrere Sammelwerke erſchienen, wie z. B. die Hefte: „Aus der Natur,“ die Zeitſchrift: „die Natur“ von Ule und Müller, die „Zeitſchrift für die geſammten Naturwiſſenſchaften“ von Giebel und Heinz. Unter den populären Werken der letzten Jahre nennen wir als nach Gehalt und Verbreitung hervorragend: „die geſammten Naturwiſſenſchaften, für das Verſtändniß weiterer Kreiſe bearbeitet,“ den 4ten Bd. von Humboldt's „Kosmos,“ Schleiden's Pflanze in 5 Aufl., die Arbeiten Roßmäßler's: „die Jahreszeiten,“ „botaniſche Unterhaltungen,“ „das Waſſer,“ Hartwig „das Leben des Meeres,“ von ältern Werken die neuen Auflagen von Maſius „Naturſtudien“ und Burmeiſter's „Geſchichte der Schöpfung.“ Beſonderes Glück machte auch Bock's „Buch vom geſunden und kranken Menſchen,“ das in 2 Auflagen in etwa 8000 Exemplaren verbreitet iſt. Hier begegnet uns aber auch ein Beiſpiel, wie oberflächliche Fabrikwaare unverdienten Beifall finden kann. Wir meinen die Schriften eines gewiſſen W. F. A. Zimmermann, unter welchem angenommenen Namen ſich kein Naturforſcher, ſondern ein gewandter Literat verbirgt, der früher Romane ſchrieb. Deſſen „Erdball und ſeine Naturwunder“ erſchienen 1857 in fünfter Auflage, „die Wunder der Urwelt“ 1856 i 10ter Auflage, und zwar nach der Verſicherung des Verlegers (Hempe in Berlin) beide in ſehr großen Auflagen, und der neueſte Meßkatalo führt wieder drei größere Werke von demſelben Fabrikanten auf: „di Chemie für Laien,“ „die Naturkräfte und Naturgeſetze,“ „die Macht de Elemente.“ Obgleich Niemand einen berühmten Naturforſcher dieſe Namens kannte, obgleich die Kritik ein verwerfendes Urtheil fällte, ſ hatten dieſe Werke doch einen außerordentlichen Abſatz und es möge dazu die fortwährenden pomphaften Anzeigen des Verlegers, die geſchic gewählten vielverheißenden Titel, die Empfehlungen in Zeitungen un die Ausſtattung mit bunten Lithographieen und vielen Holzſchnitten mi gewirkt haben, doch ſcheinen dem Publikum jetzt die Augen etwas aufzu gehen, da, wie wir hören, die neueſten Werke weniger Nachfrage finden

Großen Einfluß hat die herrſchende Vorliebe für Naturwiſſenſcha ten auf die Behandlung der Erdkunde gehabt. Während, abgeſehen vo Ritter's Werk, die Handbücher der Geographie früher nur aus einer Zu ſammenſtellung der ſtatiſtiſchen und topographiſchen Notizen und Ziffer beſtanden, ſo hat man nun neuerdings derſelben durch Hereinziehun des mathematiſchen und phyſikaliſchen Stoffes eine mehr wiſſenſchaf liche Geſtalt zu geben verſucht, und dieſer Theil iſt jetzt ſo vorherrſchen geworden, daß die politiſch-ſtatiſtiſche Seite faſt zur Nebenſache hera ſinkt. In den letzten Jahren iſt eine Reihe geographiſcher Handbüch erſchienen, die einen Beleg für dieſe Bemerkung abgeben. So K. R. Schneider's Handbuch, welches ſchon auf dem Titel die Verbindun mit der Naturkunde beſonders hervorhebt und derſelben einen ganzen wohl gelungenen Band widmet. A. Dieſterweg hat in ſeiner neuen Bearbeitung von Blanc's Handbuch die Phyſik und Geologie hinein verarbeitet; G. H. von Klöden hat in ſeiner auf drei Bände berechneten Erdkunde einen ganzen Band mit dem mathematiſch-phyſikaliſchen Theile gefüllt und denſelben in einer Ausführlichkeit behandelt, wie ſie weit über das Bedürfniß des Nachſchlagens geht; auch Reuſchle geht in ſeinem gut angelegten Handbuche der Geographie ganz vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte aus. Sehr gut vertreten iſt die Geographie durch zwei wiſſenſchaftliche Zeitſchriften, die Berliner „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde," von K. Neumann redigirt, und durch A. Petermann's „Mittheilungen," welche über die Fortſchritte des geographiſchen Wiſſens, die Leiſtungen der Literatur und Kartographie in ſo prompter und zweckmäßiger Weiſe Kunde geben, daß man ſie andern Fächern als wahres Muſter empfehlen möchte. Beſonders verdienſtlich iſt es, daß Petermann jede neu gewonnene Kenntniß eines Fleckens der Erde durch beigegebene Karten veranſchaulicht. Man kann ſich nur freuen, daß ein ſo ausgezeichnetes Unternehmen auch durch äußeren Erfolg belohnt iſt und eine Abnehmerzahl von 3500 hat, was nicht leicht einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift zu Theil wird. Für die Einführung des geographiſchen Wiſſens in das Gebiet der Unterhaltung leiſtet das ſchon längſt beſtehende Ausland treffliche Dienſte und ſein Redacteur, O. Peſchel, hat die geographiſche Literatur kürzlich mit einem werthvollen Werke über die „Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen" bereichert. Unter den neuen Reiſewerken hebt ſich beſonders das von Heinrich Barth über Afrika hervor, und es iſt bemerkenswerth, daß ein Werk von dieſem Umfang und Preis, welches überdieß keineswegs zur Unterhaltungslektüre gehört, ſolchen Abſatz fand, daß bald nach Verſendung der erſten Auflage eine neue veranſtaltet werden mußte. Um die Popularität der Reiſeliteratur macht ſich die Lorck'ſche Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde verdient, welche hauptſächlich unter K. André's Redaktion das allgemein Intereſſante aus den Berichten über fremde Länder auswählt und mit zweckmäßigen Einleitungen verſehen zuſammenſtellt.

Die Geſchichtſchreibung hat im letzten Jahrzehnt, ſeitdem die politiſche Bewegung auch die Kreiſe der Gelehrten ergriff und ſie nöthigte, ſich eine politiſche Ueberzeugung zu bilden, einen Aufſchwung genommen, wie nie vorher, und wir können uns rühmen, daß ſie auf einer Höhe ſteht, welche ſie der engliſchen und franzöſiſchen ebenbürtig macht. Wir erinnern nur an die Werke von Droyſen, Duncker, Gervinus, Häuſſer, Mommſen, Ranke, Sybel, Waitz. Aber unter den beſtehenden

Verhältniſſen wird die deutſche Geſchichtſchreibung immer darin im Nachtheil bleiben, daß ſie nicht aus einer ſeit Jahrhunderten beſtehenden nationalen Tradition erwachſen iſt. Unſere Hiſtoriker müſſen ſich ihren nationalen und politiſchen Standpunkt erſt durch perſönliche Ueberzeugung und durch Vermittlung der Wiſſenſchaft erringen, und faſt nie ſind der Geſchichtsſchreiber und der Staatsmann in einer Perſon vereinigt. Daher kommt es, daß auch die beſſern deutſchen Geſchichtswerke immer ein doktrinäres Gepräge behalten und ſchon deshalb nicht ſo geeignet ſind, in das Volk einzudringen und auf daſſelbe zu wirken. Unſere deutſchen Hiſtoriker haben doch nie die Popularität gewonnen, wie bei den Franzoſen Guizot, Thierry, Thiers, bei den Engländern Gibbon, Carlisle, Macaulay. Den glänzendſten buchhändleriſchen Erfolg hat vielleicht Schloſſer's Weltgeſchichte für das Volk, von der allein 340 Firmen 9300 Exemplare verſchloſſen, wovon aber 900 Exemplare in das Ausland gingen; nächſt ihm Gervinus mit ſeiner Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, von welcher in einzelnen Städten mäßigen Umfangs allein gegen hundert Exemplare verkauft wurden und Ueberſetzungen in engliſcher, franzöſiſcher und holländiſcher Sprache erſchienen. Aber was iſt das gegen die Verbreitung, welche Macaulay nicht nur in England hat, ſondern auch in Deutſchland mit ſeinen 4 oder 5 verſchiedenen Ueberſetzungen und der vielgekauften engliſchen Ausgabe von Tauchnitz? Von unſern neuen deutſchen Geſchichtswerken haben es nur wenige zu einer zweiten Auflage gebracht, wie Ranke's franzöſiſche Geſchichte, Mommſen's römiſche, Duncker's Alterthum, Häuſſer's deutſche Geſchichte. Am meiſten Glück machen immerhin noch die Weltgeſchichten; die Vorliebe für das Encyklopädiſche zeigt ſich auch hierin, man glaubt ſich eben doch am beſten verſorgt, wenn man ſich eine Weltgeſchichte anſchafft, in der man über alle Völker und Zeiten Belehrung findet. Dieſem Geſchmack hat wohl auch die Schloſſer'ſche Weltgeſchichte eben ſo gut als dem Namen ihres Verfaſſers den großen Erfolg zu danken. Kaum iſt dieſe fertig, ſo ſehen wir ſchon wieder ein neues Unternehmen dieſer Art entſtehen. Georg Weber, der Verfaſſer eines beliebten, oft aufgelegten und in circa 15,000 Exemplaren verbreiteten Lehrbuchs hat eine auf zwölf Bände berechnete allgemeine Weltgeſchichte begonnen, und es ſcheint, daß auch dieſes Werk guten Abſatz findet. Die geſchichtliche Erkenntniß wird aber durch ſolche das Ganze umfaſſende Darſtellungen wenig gefördert. Denn je mehr i Folge der fortgeſchrittenen Forſchung der Stoff anwächſt und eine genaue Sichtung erfordert, je größere Anſprüche an fachwiſſenſchaftlich Kenntniſſe des Hiſtorikers gemacht werden müſſen, deſto mehr ſieht ſich derſelbe darauf angewieſen, ſeine Studien auf ein enger begränztes Fel zu concentriren, und nur der wird eine feſſelnde Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Darſtellung erreichen, welcher ſo mit ſeinem Stoffe vertraut iſt, daß er auch die Mittel hat, in's Einzelne zu malen. Solche tiefer eingehende Studien kann aber der, welcher eine ganze Weltgeſchichte ſchreiben will, nicht machen, er wird ſich mit allgemeinen Ueberſichten begnügen müſſen, oder wird, je reichhaltiger er ſein Werk ausſtatten will, um ſo mehr in Gefahr kommen, unverarbeiteten Stoff zu geben. Dem Bedürfniß genußreicher geſchichtlicher Belehrung wird darum mit guten Monographieen weit beſſer gedient ſein, als mit einer Weltgeſchichte, die am Ende doch nur ein Nachſchlagebuch und kein Leſebuch iſt. Wenn wir ſomit in der Bearbeitung des Ganzen der Geſchichte durch einen Verfaſſer mehr Nachtheil als Gewinn erblicken, ſo möchten wir wünſchen, daß der encyklopädiſche Trieb lieber noch weiter ginge und zu einem Converſationslexikon der Weltgeſchichte führte, in welchem verſchiedene Hiſtoriker je die Artikel bearbeiteten, für welche ſie ſpecielle Studien gemacht haben. Auffallend iſt es, daß für Geſchichtswiſſenſchaft gar keine Zeitſchrift beſteht, in welcher die neuen Forſchungen niedergelegt werden könnten, während, wie wir geſehen haben, bei den Naturwiſſenſchaften gerade die Zeitſchriften die hauptſächlichſten Träger der Fortentwicklung ſind. Seit W. A. Schmidt's ſo verdienſtliche Zeitſchrift im Jahr 1848 eingegangen iſt, hat kein Verleger einen erneuten Verſuch gewagt. Worin mag wohl der Grund liegen? da doch die Zahl derer, welche, ſei es als Fachgelehrte, ſei es als Dilettanten, hiſtoriſche Studien treiben, ziemlich groß iſt? Vielleicht zum Theil darin, daß es ſchwer iſt, das wiſſenſchaftliche und das populäre Bedürfniß zugleich zu befriedigen, was man doch müßte, um eine genügende Abnehmerzahl zu ſichern. Für Bücherberichte tritt die Beilage der Allgemeinen Zeitung in die Lücke, indem ſie ſich zur Aufgabe macht, die bedeutenden Erſcheinungen der hiſtoriſchen Literatur eingehend zu beſprechen. Auch die in dieſem Jahre begonnenen Preußiſchen Jahrbücher verfolgen eine vorherrſchend geſchichtliche Richtung, aber es iſt nicht ſowohl die wiſſenſchaftliche Forſchung in ihnen vertreten, als die Darſtellung und Kritik mit politiſcher Nutzanwendung. Erſt neueſtens hat ſich eine Ausſicht eröffnet, dieſe Lücke auszufüllen. Unter der Redaktion von Heinrich von Sybel ſoll in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt in München mit dem Beginne des Jahres 1859 eine geſchichtliche Vierteljahrsſchrift erſcheinen, welche in zuſammenfaſſenden Abhandlungen ſowohl der Wiſſenſchaft als der Lektüre dienen will. Möge die Leſewelt dieſes ſchöne, neue Unternehmen nach Kräften fördern!

Eine reiche Auswahl von populären deutſchen Geſchichten bietet uns der Markt der letzten Jahre. Wir finden da die Duller-Hagen'ſche, Pfaff's, Venedey's, K. A. Mayer's, eine neue Ausgabe W. Menzel's, eine katholiſche von Ph. Krebs, und eine deutſche Geſchichte in Bildern mit Text von F. Bülau, Alle außer Hagen und Menzel noch im Erſcheinen begriffen. Jede derſelben hat ihre eigenthümlichen Vorzüge: die von Hagen hat wohl am meiſten wiſſenſchaftlichen Werth, indem ſie für das ſpätere Mittelalter ſelbſtändige Forſchungen enthält, nur behandelt ſie die neuere Geſchichte verhältnißmäßig zu kurz; die neueſte von Mayer entſpricht inſofern dem Zweck der Popularität am beſten, als ſie ſich in den ältern Zeiten ſehr kurz faßt, dagegen die glänzenden Perioden des deutſchen Geiſteslebens in der neueren Zeit deſto reichlicher bedenkt. Wer noch gründlichere quellenmäßige Belehrung über neuere deutſche Geſchichte ſucht, für den iſt durch Häuſſer's nun vollendetes Werk trefflich geſorgt. Dieſes iſt auch von den gediegenen Werken der neueren Geſchichtſchreibung am meiſten geeignet, tiefer in das Volk hinunterzudringen, und die Schwierigkeit, die in dem hohen Preiſe lag, wird nun durch eine neue, wohlfeilere Ausgabe vermindert. Die deutſche Specialgeſchichte hat in der letzten Periode verhältnißmäßig wenig Bearbeitung gefunden. Havemann hat ſeine Geſchichte von Braunſchweig und Lüneburg bis auf die neueſte Zeit herabgeführt, und in Oeſtreich begegnen uns einige gute Anfänge der neuerwachten Geſchichtſchreibung in M. Büdinger's Oeſtreichiſcher Geſchichte und Ottokar Lorenz' Oeſtreichiſcher Regentenhalle. In Bayern werden auf Anregung des gegenwärtigen Königs großartige Vorbereitungen zur Herſtellung einer gründlichen Landesgeſchichte getroffen. Beſonderer Pflege erfreut ſich neuerlich die Kulturgeſchichte, welche ſich zu einer ſelbſtändigen Disciplin auszubilden beginnt, und in der Nürnberger Zeitſchrift von Müller und Falke ein ſehr tüchtiges Organ gewonnen hat. Unter den ſelbſtändigen Arbeiten auf dieſem Gebiete ragt Biedermann's Deutſchland im 18ten Jahrhundert als die nach Inhalt und Form bedeutendſte Leiſtung hervor.

Ein beſonders reges Leben zeigt ſich in der Literaturgeſchichte. Hier begegnet uns in Julian Schmidt's neuer Literaturgeſchichte der Ausnahmsfall, daß ein geſchichtliches Werk ſchnell hintereinander drei Auflagen erlebt hat und bereits eine vierte in Ausſicht ſteht. Deſſelben Verfaſſers Geſchichte der neueren franzöſiſchen Literatur iſt wohl noch beſſer gelungen als die der deutſchen, und hat beſonders das Verdienſt, daß ſie die Literatur in ihrem Zuſammenhang mit den Weltereigniſſen und ſocialen Bewegungen auffaßt. Eine werthvolle Bereicherung dieſes Faches iſt K. Gödeke's Grundriß der Geſchichte der deutſchen Dichtung. Der Verfaſſer verbindet mit bibliographiſcher Genauigkeit einen literariſch durchgebildeten Geſchmack, auf deſſen Auffaſſungen man ſich verlaſſen kann. Für die Geſchichte der älteren deutſchen Literatur beſteht eine gut redigirte Zeitſchrift, Pfeifer's „Germania," in welcher unter anderm auch Ludwig Uhland ſeine Sagenforſchungen niederlegt. Auch mehrere gute literargeſchichtliche Monographieen hat uns das letzte Jahr gebracht. Die bedeutendſte darunter iſt Gildemeiſter's Arbeit über Hamann und ſeine Schriften, die uns das häufig ganz verzeichnete Bild des geiſtreichen, an Anregungen ſo fruchtbaren theologiſch-philoſophiſchen Dilettanten zum erſtenmal in ſeiner wahren Geſtalt vorgeführt hat. Denſelben Lebenskreis berührt auch Herbſt's anſprechende Biographie des Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, die in Jahresfriſt ſchon in zweiter vermehrter Auflage erſchien. Auch Perthes Leben iſt in 4ter Auflage gedruckt. Eine glänzende Erſcheinung iſt die künſtleriſch abgerundete Biographie Ulrichs von Hutten von D. F. Strauß. Den größten Erfolg hat aber wohl ein ausländiſches Erzeugniß gehabt, das Leben Göthe's von dem Engländer Lewes, welches in zwei deutſchen Ausgaben und einer engliſchen bei Brockhaus, zahlreich verbreitet wurde. Das Buch von Lewes, ſo wie die Aufſtellung der Göthe-Schillerſtatue hat auch weitere Beiträge zur Geſchichte der Weimarer Zeit angeregt, wie die Schriften Diezmann's und Schöll's. Auch Schillern hat ſich die literariſche Betrachtung auf's neue zugewendet, und es iſt außer kleineren Aufſätzen auch eine neue Darſtellung ſeines Lebens von Palleske erſchienen, die geeignet iſt, die Begeiſterung für Schiller neu zu beleben. Ueberhaupt iſt die biographiſche Literatur gegenwärtig reich vertreten; die Heroen der Muſik, Mozart und Händel, haben ausgezeichnete Darſtellungen ihres Lebens und ihrer Kunſtleiſtungen erfahren. Die Pertz'ſche Biographie Stein's iſt in zwei Bände abgekürzt, und dadurch dem Publikum zugänglicher gemacht worden; die des Generals von Gagern hat mit einem zweiten Band ihren Abſchluß erhalten; durch die werthvollen Denkwürdigkeiten des ruſſiſchen Generals Grafen von Toll werden uns wichtige Beiträge zur Geſchichte der napoleoniſchen Kriege gegeben; Blum's Leben des Grafen Sievers lehrt uns einen der bedeutendſten ruſſiſchen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts kennen und zeigt, wie das Verderbniß der abſoluten Despotie auch die edelſten Charaktere befleckt. Der Briefwechſel zwiſchen Gentz und Adam Müller giebt uns wichtige Aufſchlüſſe über den Charakter der beiden Männer und die politiſchen Theorien ihrer Zeit. Oeſtreich hat uns zwei Kriegshelden vorgeführt, den berühmten Prinz Eugen und den Feldmarſchall Radetzky. Das letztere Buch hatte, namentlich in Oeſtreich, reißenden Abſatz und es mußte bald eine zweite Auflage gedruckt werden. Die meiſten der andern genannten Biographieen, die viel bedeutender ſind, fanden aber nur in den höheren gebildeten Kreiſen Abſatz.

Die Staatswiſſenſchaften, an die ſo manche Anſprüche gemacht werden, um Rath zu ertheilen für allerlei verwickelte Noth- und Mißſtände der Gegenwart, ſind natürlich auch in der Literatur mit vermehrter Regſamkeit verhandelt worden. An die Stelle der früheren naturrechtlichen Theorieen und Ideale der Staatsverfaſſung ſind Erörterungen über vorliegende Fragen der praktiſchen Politik getreten, ſowie Darſtellungen des Staatsorganismus in einzelnen Ländern, wie Gneiſt's treffliches Werk über die engliſche Verfaſſung und Hock's über das franzöſiſche Finanzweſen. Die Nationalökonomie iſt in einer Reihe von neuen Handbüchern bearbeitet worden, worunter das von Roſcher, welches in vorigem Jahr in neuer Auflage erſchien, weitaus den erſten Rang behauptet und ſeinen Weg auch unter Staats- und Geſchäftsmänner gefunden hat. Auffallend iſt, daß eine ſo durchaus praktiſch Wiſſenſchaft noch nicht eine umfaſſende, populäre Darſtellung gefunden hat, denn der vor einigen Jahren in Hamburg gemachte anonyme Verſuch erfüllt den Zweck ſehr ungenügend. Die beſten populären Erörterungen über volkswirthſchaftliche Fragen finden wir in Tagblätter und Zeitſchriften. Vor allen iſt es die Cotta'ſche deutſche Vierteljahrsſchrift, welche ſich dieſer Aufgabe widmet und ſchon manche gut orientirende Abhandlung gebracht hat. Auch die Pickford'ſche Monatsſchri für volkswirthſchaftliche Intereſſen beſtrebt ſich, das größere Publiku in verſtändiger wohlmeinender Weiſe über ſolche Fragen zu belehren. Vielleicht die beſten Arbeiten auf dieſem Felde kommen aber gar nic in den Buchhandel, ſondern ſind in Denkſchriften und Gutachten niedergelegt, die ſich Regierungen und Geſellſchaften von Sachverſtändige geben laſſen. Die theils für den Gelehrten, theils für den Laien beſtimmten Encyklopädieen der Staatswiſſenſchaft haben wir ſchon obe erwähnt. Mohl's bedeutendes Werk über Geſchichte und Literatur de Staatswiſſenſchaften erwartet demnächſt mit dem dritten Band ſeine Abſchluß.

Die juridiſche Seite der Staatswiſſenſchaft giebt gegenwärtig w niger Veranlaſſung zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, die ungeſtümen R formplane für Ausbildung des deutſchen Rechtes ruhen ſo ziemlich, od haben ſich wenigſtens in die Stille der wiſſenſchaftlichen Entwicklun zurückgezogen. Die Aufgabe iſt nun hauptſächlich, die neuen Geſe wiſſenſchaftlich zu verarbeiten, die Anwendung alter Rechtsgrundſä auf neue Verhältniſſe, beſonders auf induſtrielle Conflikte, auf Ha dels- und Verkehrsweſen zu verſuchen. Auch geben die Concorda der Einzelſtaaten mit dem päbſtlichen Stuhle und die entſprechend Anforderungen auf proteſtantiſchem Gebiete, der kirchenrechtlichen Liter tur reichliche Nahrung. Manche juridiſchen Monographieen verdank ihr Erſcheinen weniger dem wiſſenſchaftlichen Entwickelungstriebe, als dem Bedürfniß der jungen Docenten auf der Univerſität, ſich über ihre wiſſenſchaftliche Befähigung auszuweiſen.

Am auffallendſten iſt der Umſchwung in der Philoſophie. Vor zwei Jahrzehnten noch galt dieſelbe als hauptſächlicher Maßſtab des wiſſenſchaftlichen Strebens, jetzt iſt an die Stelle der früheren Vorliebe Ueberdruß und Abneigung getreten und kein Zweig der Literatur findet wohl weniger Leſer und Käufer als die Philoſophie. Auch die neue Anregung, welche der Kampf für oder gegen den Materialismus der Philoſophie bringen zu wollen ſchien, iſt bereits wieder verklungen. Die Philoſophie genießt nicht mehr das Vertrauen, daß ſie es zu einer endgültigen Entſcheidung bringen werde, und die Naturwiſſenſchaft weiſt die Frage über die letzten Gründe des Lebens als eine über ihre Befugniß hinausgehende mit Recht von ſich. Ein charakteriſtiſches Zeichen der Zeit iſt Haym's Buch über Hegel, worin das Syſtem, welches früher als Triumph und Siegeszeichen des die Welt überwindenden freien Geiſtes galt, nun als Stütze der politiſchen Unfreiheit und der Reaktion verurtheilt wird. Und dieſe Anklage, welche noch vor 15 Jahren die größte Entrüſtung und eine Fluth von Gegenſchriften hervorgerufen haben würde, wird jetzt mit Gleichmuth, von vielen früheren Anhängern des Syſtems mit Zuſtimmnng hingenommen, und nur ein einziger treuer Schüler Hegel's, Roſenkranz, ergreift die Partie ſeines Meiſters und vertheidigt ihn mit Wärme. Ein weiteres Symptom der herrſchenden Stimmung iſt die Kälte, mit der die Geſammtausgabe der Werke des Philoſophen Schelling aufgenommen wird. Früher hätten eine Menge Zeitſchriften von der Beurtheilung und Erläuterung dieſer Werke gezehrt. Jetzt unterzieht ſich kaum hie und da ein Philoſoph vom Fach der Mühe, einen ausführlichen Bericht darüber zu erſtatten. Indeſſen wenn auch die Philoſophie als ſelbſtändige Disciplin vernachläſſigt erſcheint, ſo ſind darum die befruchtenden Keime, welche ſie in ihrer Blüthezeit ausſtreute, nicht verloren. Nicht umſonſt ſind die poſitiven Wiſſenſchaften bei der Philoſophie in die Schule gegangen, ſie hat ihnen Methode und Inhalt gegeben. Der Naturforſcher hat von ihr gelernt die Begriffe ſchärfer zu faſſen und ſeine Beobachtungen nicht nur zu ſammeln, ſondern auch zu ordnen und ſich beſtimmte Aufgaben zu ſtellen; der Hiſtoriker hat ſich unter ihrer Zucht gewöhnt, die bewegenden Ideen im Gange der geſchichtlichen Entwickelung aufzuſuchen, das Material äußerlicher Notizen, das ihm die Forſchung zuführt, in innern Zuſammenhang zu bringen und, die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfend, zu einer lehrreichen Darſtellung zu verwenden. Am wenigſten iſt in der Theologie gegenwärtig eine heilſame Einwirkung der

Philoſophie zu ſpüren. Bei dem unmittelbaren Zuſammenhang, in dem dieſe beiden Wiſſenſchaften mit einander ſtehen, wirkt die Erlahmung der Philoſophie auch ſchneller auf die Theologie ein, und ſie hat unter dem Mangel an philoſophiſchem Leben mit zu leiden. Freilich darf man nicht vergeſſen, daß die Theologie vor 20 Jahren ſo überſättigt mit philoſophiſchen Elementen war, daß man ihr eine Reaktion dagegen nicht verdenken kann. Daß ſie darin zu weit gegangen iſt, zeigt ſich jetzt zu ihrem Schaden, denn es fehlt ihr gänzlich an einem belebenden philoſophiſchen Hauche. Die Auffaſſung des Ganzen iſt einer Betrachtung des Einzelnen und Aeußerlichen gewichen, beinahe die ganze theologiſche Literatur dreht ſich um konfeſſionelle Streitigkeiten, über Union und reines Lutherthum, Steigerung der kirchlichen Amtsgewalt, Aenderung der Liturgie und Kirchenverfaſſung. Während man den Einzelnheiten des Dogma's eine Wichtigkeit beilegt, als ob der Beſtand der Kirche dadurch bedingt wäre, und theologiſche Profeſſoren und Paſtoren wegen geringer Abweichung von der Kirchenlehre einander verketzern, wird man gegen die tieferen Gegenſätze gleichgültig und ſchließt die Theologie vom Geſammtgebiete der Wiſſenſchaften ab. Bei dieſem Zuſtande der Theologie kann es nicht befremden, daß keine hervorragenden literariſchen Erſcheinungen namhaft zu machen ſind, und namentlich ſolche Werke fehlen, welche durch ihren Zuſammenhang mit der allgemeinen Bildung ſich für einen größeren Leſerkreis eignen. Eine rühmliche Ausnahme macht Bunſen's Bibelwerk, das, wenn es auch des Verfaſſers Abſicht nicht erfüllt, gerade aus dem Gefühl hervorgegangen zu ſein ſcheint, daß die theologiſche Wiſſenſchaft ſich nicht von der Zeitbildung abſchließen dürfe. Daſſelbe Streben vertreten die „proteſtantiſchen Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte,“ welche die geiſtigen Intereſſen der Gegenwart vom Standpunkt eines gläubigen, aber nicht konfeſſionell gebundenen Proteſtantismus aus beleuchten.

Schließlich müſſen wir noch ein Wort von der belletriſtiſchen Literatur ſagen. Daß die Poeſie in unſern Tagen keine bedeutenden Leiſtungen aufzuweiſen hat, iſt eine bekannte Sache. Die poetiſche Produktion hört zwar nicht auf und hat ſich in der Quantität gegen früher kaum vermindert, aber von den neuen Gedichtſammlungen wird nur wenig gekauft und geleſen, das was Abſatz findet, ſind nur die neuen Auflagen älterer anerkannter Dichter. Nur der Roman und die Novelle zeigt noch reges Leben und Fortſchritt. Weitaus den glänzendſten Erfolg hatte Freitag's „Soll und Haben“, welches bei einem hohen Preiſe doch 6 ſtarke Auflagen erlebte und nun zu größerer Verbreitung in einer billigen Ausgabe curſirt, ſo daß im Ganzen etwa 20,000 Exemplare in Umlauf ſind. Ueberdieß hat das Buch drei Ueberſetzungen in's

Engliſche, eine in's Franzöſiſche, Ungariſche, Schwediſche, Holländiſche und Ruſſiſche erlebt. Gewiß iſt es erfreulich, daß eine ſo entſchieden gute, über das Gewöhnliche ſich erhebende Leiſtung ſolche Anerkennung gefunden hat. Außerdem gehören zu den geſuchteſten Holtei's Romane: „die Vagabunden“ und „Chriſtian Lammfell,“ Auerbach's „Barfüßele,“ Hackländer's Romane, die Schriften von Ottilie Wildermuth. Auch einzelne der Meidinger'ſchen Romanbibliothek, wie die von Otto Müller, K. F. Scheffel, Theod. Mügge, E. Willkomm gehören zu den gekaufteren Artikeln. Eine vorherrſchende Gattung iſt die der geſchichtlichen Romane. Wir möchten zweierlei Arten derſelben unterſcheiden: die einen nehmen den geſchichtlichen Stoff, wie er zubereitet vorliegt, ſuchen die darin erſcheinenden Helden menſchlich zu individualiſiren und ihn durch pikante Zuthaten auszuſchmücken; die andern ſtellen ſich eine höhere Aufgabe, ſie wollen die Geſchichtsforſchung ergänzen, machen eigene Studien für's Einzelne und bemühen ſich, die Auffaſſung, die ſich daraus ergiebt, die man aber nicht durch Belege aus den Quellen, wie der Geſchichtsſchreiber ſie braucht, nachweiſen kann, mit Hülfe der Phantaſie darzuſtellen. Ein Beiſpiel der erſteren Art iſt Luiſe Mühlbach, welche in den letzten Jahren eine ganze Reihe Romane aus der neueren Geſchichte mit unglaublicher Federfertigkeit geliefert und damit großen Erfolg gehabt hat, beſonders bei ihrem „Friedrich der Große und ſein Hof,“ der nun in fünfter Auflage erſchienen iſt, ſich aber nicht über die Stufe des unterhaltenden Leſefutters erhebt. Eine andere Schriftſtellerin, Luiſe Pichler, arbeitet mit denſelben Mitteln geſchichtlicher Kenntniß in einem einfacheren, edleren Stil, indem ſie in mehreren Romanen die Hohenſtaufenzeit poetiſch belebt, ohne durch moderne Zuthaten aus dem geſchichtlichen Rahmen herauszutreten. Zur zweiten Gattung gehören Scheffel's „Ekkehard,“ der eine lebendigere Anſchauung vom 10. Jahrhundert gibt, als man ſie aus den Geſchichtswerken gewinnt; der pſeudonyme Roman: „Einer iſt euer Meiſter,“ in welchem die Kämpfe der Reformationszeit in der Pfalz mit geſchichtlicher Wahrheit geſchildert werden; ferner: Rellſtab's „Drei Jahre von dreißigen,“ der die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs behandelt; Heinrich König's „König Jerome's Carneval,“ und andere. Ob im Drama ſich nicht auch eine neue Entwicklung vorbereitet, wird die nächſte Zukunft lehren, denn daß es an Thätigkeit auf dieſem Gebiete nicht fehlt, erhellt aus der Thatſache, daß die Münchener Preisaufgabe 113 Tragödien und etliche und vierzig Luſtſpiele hervorgerufen hat, unter denen ſich manches Gute finden ſoll.

Hiermit hätten wir nun die Runde durch das Gebiet der Literatur beendigt, und überlaſſen die nähere Betrachtung der einzelnen Werke

dem zweiten Theil unſerer Schrift. Wer uns bisher bei unſerer
ſchau über die literariſchen Erzeugniſſe der zwei letzten Jahre ge
iſt, wird den Eindruck bekommen haben, daß uns zwar keine bahn
chenden Erſcheinungen entgegengetreten, daß aber in faſt allen G
ten tüchtige, von wiſſenſchaftlichem Ernſt, Geiſt und Gelehrſamkeit
gende Leiſtungen vorhanden ſind, welche den Beweis liefern, da
Literatur im Ganzen ſich abklärt und durchgebildeter wird, daß entſ
den verkehrte Richtungen zurücktreten, das wirklich Gute aber anerk
wird und zur Geltung kommt. Hoffen wir, daß Gelehrte, Schriftſ
und Buchhändler zuſammenwirken, damit auf dieſer Bahn rüſtig
geſchritten werde!

Philoſophie.

Allgemeines.

Helfferich, Ad., Der Organismus der Wiſſenſchaft und die Philoſophie der Geſchichte. gr. 8. (XV u. 622 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Kein Syſtem der Wiſſenſchaft, ſondern geiſtreiche Aphorismen über deren geſammtes Gebiet, mit überraſchenden Anwendungen aus der Sprachwiſſenſchaft.

Frauenſtädt, Jul., Briefe über natürliche Religion. 8. (XVI u. 272 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſucht zu beweiſen, daß es heut zu Tage keine andere als die natürliche Religion gebe, daß der Gegenſatz zwiſchen natürlicher und geoffenbarter Religion nicht mehr haltbar ſei und daß jene bei einer praktiſchen Weltanſchauung wohl noch beſtehen könne. Populär und mit philoſophiſchem Scharfſinn geſchrieben, aber freilich nur für ſolche überzeugend, die zum Voraus ſchon der Anſicht des Verfaſſers zugethan ſind.

Weſſenberg, J. H. v., Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott. 2 Thle. gr. 8. (XXIV u. 918 S.) Heidelberg 1857, Mohr. n. 3 Thlr.

Verſuch eines philoſophiſch gebildeten und von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugten Geiſtes, das Verhältniß Gottes zur Welt im Zuſammenhang und in tieferer Begründung klar zu machen. Ausgangspunkt eine rationaliſtiſch-moraliſche Weltanſicht.

Geſchichte der Philoſophie.

Schwegler, Alb., Geſchichte der Philoſophie im Umriß. 3. verb. Aufl. Herausgeg. nach dem Tode des Verf. von C. R. Köſtlin. Lex. 8. (V u. 241 S.) Stuttgart 1857, Franckh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine theilweiſe neue Bearbeitung der im zweiten Nachtrag S. 1. beurtheilten Schrift. Einige Partieen, welche früher zu kurz behandelt waren, ſind von dem Herausgeber weiter ausgeführt und die Brauchbarkeit des ſo beliebten Buches dadurch noch mehr erhöht worden.

Fiſcher, Kuno, Franz Baco von Verulam, die Realphiloſophie und ihr Zeitalter. 8. (XX u. 472 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine ſehr gut geſchriebene überſichtliche Darſtellung der Lehre Baco's, mit richtiger Hervorhebung der Hauptpunkte. Nur vermißt man ein näheres Eingehen auf Baco's Leben und Charakter und deſſen Beziehung zu ſeinem philoſophiſchen Syſteme, welches beſonders darum aller Idealität entbehrt, weil dieſes Element in Baco's Perſönlichkeit fehlte. Eine vortreffliche Ergänzung zu Fiſcher's Arbeit bildet die Schrift eines Franzoſen: Charles de Rémusat, Bacon, sa vie, son temps, sa philosophie et son influence jusqu'à nos jours. Paris 1857. XV, 464 S. Sie gibt nicht nur die eben vermißte Lebensgeſchichte, ſondern auch eine Schilderung von Baco's Vorgängern und der ganzen Zeitrichtung, und verfolgt ſeinen Einfluß auf das Gebiet der poſitiven Wiſſenſchaften.

Fechner, Herm. Ad., Jakob Böhme. Sein Leben und ſeine Schri mit Benutzung handſchriftlicher Quellen dargeſtellt ꝛc. Eine P ſchrift. gr. 8. (247 S.) Görlitz 1857, Heyn. n. ⅚ Thlr.

Gute Darſtellung des Jakob Böhmiſchen Syſtems.

Erdmann, Joh. Ed., Ueber Schelling, namentlich ſeine negative Ph ſophie. gr. 8. (VI u. 68 S.) Halle 1857, Schmidt. n. ½ Thlr.

Der Verfaſſer gibt hier, geſtützt auf Schellings Einleitung in die Mythologie (Werke Abth. II Bd. 1), einen ergänzenden und berichtigenden Nachtrag zu ſeiner Darſte des Schelling'ſchen Syſtems in der Geſchichte der Philoſophie, und erörtert namentlich Stellung zu Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Planck, Adolph, Schellings nachgelaſſene Werke und ihre Bedeut für Philoſophie und Theologie. Ein Beitrag zum Verſtändniß und Beurtheilung derſelben. gr. 8. (VI u. 181 S.) Erlangen 18 Blaſing. n. 21 Ngr.

Ein Verehrer Schellings ſucht durch eine möglichſt klare und gründliche Darſtellung weſentlich Neuen, was Schellings Nachlaß bietet, ein allgemeineres Intereſſe an demſelbe wecken und das Verſtändniß deſſelben auch für einen weiteren Leſerkreis zu vermitteln. Das gebniß der vom Verfaſſer angeſtellten Kritik iſt, daß die zwei bis jetzt erſchienenen Bände Nachlaſſes eine Fülle origineller Gedanken und tiefſinniger Anſchauungen enthalten, daß die von Schelling angeſtrebte Aufgabe, eine Vermittelung von Theismus und Pantheismu finden, nicht gelöſt ſei und Schelling auch mit dieſer letzten Geſtaltung noch innerhalb des theismus ſtehe.

Haym, R., Hegel und ſeine Zeit. Vorleſungen über Entſtehung Entwicklung, Weſen und Werth der Hegel'ſchen Philoſophie. gr. (VIII u. 512 S.) Berlin 1857, Gärtner. n. 2⅔ Thlr.

Eine mit Rückſicht auf Hegels perſönliche Entwickelung ausgeführte Geſchichte und K ſeines Syſtems. Der Verfaſſer verſucht, demſelben ſeine Stelle in der Geſchichte der Wi ſchaft anzuweiſen und darnach ſeinen bleibenden Werth zu beſtimmen. Ein Hauptgeſichtsp der Beurtheilung iſt ihm die politiſche Seite des Syſtems, welches er als Stütze der Rea auffaßt und verurtheilt und dabei den nationalen Standpunkt gegen Hegel in ſchroffer W geltend macht. Den Einfluß der Hegelſchen Philoſophie auf die Behandlung der poſitiven ſenſchaften hat Haym nicht ſo ins Auge gefaßt, wie es für eine erſchöpfende Würdigung H nöthig geweſen wäre.

Roſenkranz, K., Apologie Hegels gegen R. Haym. gr. 8. (55 Berlin 1857, Duncker u. Humblot. n. 8 Ngr.

Der Verfaſſer vertheidigt hier ſeinen Meiſter mit Wärme gegen die Beſchuldigung bew Servilität und politiſcher Sophiſtik, und macht es Haym zum Vorwurf, daß er, anſtatt H Perſönlichkeit und Lehre unbefangen geſchichtlich zu würdigen, den Philoſophen einſeitig politiſchen Standpunkt aus verurtheilt habe.

Anthropologie.

Lotze, Hermann, Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchi der Menſchheit. Verſuch einer Anthropologie. I. 1. Leib, 2. Se 3. Leben. gr. 8. (XX u. 439 S.) Leipzig 1856, Hirzel. 2¼ Thl

Ein in der philoſophiſchen Literatur ſehr hervorragendes Werk, welches die Aufgabe folgt, den menſchlichen Geiſt im Zuſammenhang mit der Entwicklung der Menſchheit zu er nen, und den Standpunkt mechaniſcher Naturauffaſſung, von dem der Verfaſſer ausgeht, überwinden, indem er als Reſultat den Ausblick in die geiſtige Welt eröffnet. Die Darſtell gewählt und im Ganzen klar, ſetzt jedoch Leſer voraus, die an ein ſtrenges Denken gewöhnt ſ

Lazarus, M., Leben der Seele in Monographien über ſeine Erſcheinungen u. Geſetze. 2r. Bd. 8. (XIII u. 377 S.) Berlin 1857, Schindler. n. 1⅓ Thlr.

1) Geiſt und Sprache. 2) Der Tact. 3) Die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Kräfte.

S. zweiter Nachtrag S. 5. u. 6.

Carus, C. G., Symbolik der menſchlichen Geſtalt ꝛc. 2. vielfach verm. Aufl. Mit 161 Holzſchnitten. gr. 8. (XVI u. 403 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Erſte Auflage ſ. zweiter Nachtrag S. 6. Die zweite hat durch weitere wiſſenſchaftliche Begründung weſentlich gewonnen.

—— Ueber Lebensmagnetismus und über magnetiſche Wirkungen überhaupt. 8. (X u. 306 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 1½ Thlr.

Das zur Sache Gehörige gut geſichtet, klar und entſprechend für das Bedürfniß des Laien zuſammengeſtellt. Aufſchlüſſe über das Räthſel magnetiſcher Wirkungen darf man freilich hier nicht ſuchen.

Wagner, Rudolph, Der Kampf um die Seele, vom Standpunkt der Wiſſenſchaft. Sendſchreiben an Hrn. Dr. Beneke. 8. (VIII u. 218 S.) Göttingen 1857, Dieterich. n. 1 Thlr.

Eine weitere Erörterung der von dem Verfaſſer in einigen früheren Streitſchriften gegen den Materialismus angeregten Fragen. S. 2. Nachtrag S. 2.

Jacob, Th., Die entſcheidende Frage im Streit über Leib u. Seele. gr. 8. (V u. 122 S.) Berlin 1857, Georg Reimer. ½ Thlr.

Eine gute Gegenſchrift gegen die materialiſtiſche Weltanſicht, ſucht die Selbſtändigkeit der menſchlichen Seele als eine über dem leiblichen Daſein ſtehende Kraft nachzuweiſen.

Dornblüth, Fr., Die Sinne des Menſchen. Populärwiſſenſchaftlich dargeſtellt. Mit 84 Abbildgn. gr. 8. (XI u. 324 S.) Leipzig 1857, O. Wigand. n. 2 Thlr.

In dieſer Schrift iſt das naturwiſſenſchaftliche Material für die philoſophiſche Verwendung gut zubereitet.

Moral.

Dittes, Fr., Naturlehre des Moraliſchen und Kunſtlehre der moraliſchen Erziehung. gr. 8. (VII u. 144 S.) Leipzig 1856, G. Mayer. 18 Ngr.

Unter dem etwas unklaren und anſpruchsvollen Titel werden uns treffliche anregende Erörterungen über die Anwendung der Sittenlehre auf die Erziehung geboten.

Paſſavant, Joh. Karl, Das Gewiſſen. Eine Betrachtung. 2. Aufl. hrsg. v. Fr. Hoffmann. Lex. 8. (VI u. 52 S.) Frankfurt 1857, Heyder u. Zimmer. n. ⅓ Thlr.

Dieſe letzte Schrift eines feinen Beobachters der ſittlichen Welt wurde wohl angeregt durch die neuere materialiſtiſche Richtung in der Naturwiſſenſchaft. Ohne ſich auf Streitfragen einzulaſſen, bewegt ſich der Verfaſſer in klarer philoſophiſcher Erörterung und hebt das Gewiſſen als untrügliche Quelle der Wahrheit und Schutz gegen philoſophiſche Verirrungen hervor. Man fühlt ſich beim Leſen gleichſam in der höheren, reineren Luft philoſophiſch-religiöſer Befriedigung.

Emerſon, R. W., Verſuche (Essays). Aus dem Engl. von G. Fabricius. gr. 8. (VII u. 448 S.) Hannover 1857, C. Meyer. n. 2 Thlr.

Geiſtreiche ethiſche und pſychologiſche Betrachtungen eines Amerikaners, der ſich hauptſächlich mit deutſcher Literatur genährt hat.

Pädagogik.

Erdmann, Joh. Ed., Vorleſungen über akademiſches Leben und St dium. gr. 8. (XVI u. 359 S.) Leipzig 1858, Geibel. n. 2 Thlr.

Geiſtreich und anregend, aber auch oft allzu redſelig und trivial, was daher rührt, der Verfaſſer die Form des mündlichen Vortrags ſtrenge beibehalten wollte.

Wieſe, L., Die Bildung des Willens. Eine hiſtoriſche Betrachtung Geſchichte der deutſchen Pädagogik. gr. 8. (48 S.) Berlin 1857, W gandt u. Grieben. n. 8 Ngr.

Eine geiſt- und gehaltreiche Erörterung des durch ſeine Briefe über engliſche Erzieh bekannten Verfaſſers.

Encyklopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens, arbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Pädagogen, herausgegeb unter Mitwirkung von Prof. Palmer und Prof. Wildermuth in Tübi gen, von K. A. Schmid, Rector des Gymnaſiums in Ulm. Heft 1— Lex. 8. (672 S.) Stuttgart 1857—58. R. Beſſer. à Heft 12 Ng

Das Ganze auf 4 Bände von etwa 50 Bogen à 2 Sgr. berechnet.

Dieſes Werk iſt der erſte Verſuch, das geſammte Material des pädagogiſchen Wiſſens u Strebens zuſammenzufaſſen und zu prüfen. Die Geſichtspunkte, wovon die Behandlung a acht, ſind: einerſeits dem Lehrer und Erzieher eine feſte chriſtliche Grundlage an die Hand geben und damit das ſchwankende, rationaliſtiſch-ſentimentale Weſen, das ſich ſo oft in Pädagogik breit macht, zurückzuweiſen, andererſeits eine gründliche Erkenntniß der bisheri Erfahrungen und der Einrichtungen verſchiedener Länder zu verbreiten. Das bisher Erſchien enthält eine Reihe Artikel, die den ſoliden Charakter des Unternehmens hinlänglich beurkunde

Roth, Carl Ludw. (Gymnaſialdirektor und Oberſtudienrath in Stu gart), Kleine Schriften pädagogiſchen und biographiſchen Inhalts mit Anh. latein. Schriftſtücke. 2 Bde. 8. (X u. 446 S. IV u. 440 S Stuttgart 1857, Steinkopf. n. 2⅔ Thlr.

Gelegenheitsſchriften eines ſehr verdienten Schulmannes, der ſich durch Schärfe der Beoba tung, reiche Amtserfahrung und chriſtlichſittlichen Ernſt auszeichnet. Roth war früher mehr Jahrzehende Rector des Gymnaſiums in Nürnberg und ſeit 1850 des Gymnaſiums in Stuttga

Religion und Theologie.

Allgemeines.

Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. In Ve bindung mit vielen proteſtantiſchen Theologen und Gelehrten (herau gegeben) von J. J. Herzog. (Band I—VIII A—Manna) VI. Bd. 79 VII. Bd. 791. VIII. Bd. 804 S. Lex. 8. Stuttgart 1856—58, Beſſe à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Die früheren Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 9

Stirm, C. H., Apologie des Chriſtenthums in Briefen für gebildete Leſe Zweite verm. und verbeſſerte Auflage. gr. 8. (XVI u. 543 S.) Stut gart 1856, Schweizerbart. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

S. Wegweiſer S. 4. Neu bearbeitet ſind der 2., 4., 5. und 10. Brief, der über d Gegenſatz der verſchiedenen Confeſſionen im Verhältniß zur Idee des Chriſtenthums iſt ebenfa neu gefaßt und an den Schluß des Ganzen gerückt.

Bunſen, Chr. C. Joſ., Gott in der Geſchichte oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. In 6 Büchern. 1. Theil. Buch 1 u. 2. gr. 8. (XLIX u. 547 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Beruht auf dem Grundgedanken, daß die Religion eine Thatſache iſt, die ſich innerlich bezeugt und hiſtoriſch feſtſteht, und daß dieſe Thatſache nicht möglich wäre, wenn nicht Gott ſelbſt lebendig einheimiſch wäre im menſchlichen Gemüthe. Dieſer vorliegende erſte Theil enthält als Einleitung die Grundzüge einer ſpekulativen Religionsphiloſophie, und dann eine Darſtellung des Gottesbewußtſeins des iſraelitiſchen Volkes. In der letzteren iſt es aber dem Verfaſſer nicht gelungen, die Eigenthümlichkeit der altteſtamentlichen Religioſität mit geſchichtlicher Treue und Schärfe zu zeichnen, denn ſein modernes Bewußtſein verleitet ihn, das Judenthum einerſeits zu idealiſiren, andererſeits abzuſchwächen. Aber im Ganzen iſt das Buch immerhin ſehr anregend und macht durch die begeiſterte Auffaſſung des Gegenſtandes einen wohlthuenden Eindruck.

—— —— Vollſtändiges Bibelwerk für die Gemeinde. In 3 Abthlgn. (in 16 Halbbänden).

1. Abth. I. Halbband. Die Bibel oder die Schriften des alten und neuen Bundes, nach den überlieferten Grundtexten überſetzt und für die Gemeinde erklärt. Lex. 8. (394 u. 32 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Ein großartiges Unternehmen, das ſich die Aufgabe ſtellt, einem wirklich vorhandenen Bedürfniß der gebildeten Gemeinde zu dienen. Der Verfaſſer bringt dazu nicht nur den beſten Willen und die lebendigſte Begeiſterung mit, ſondern auch tiefgehende Bildung und umfaſſende Gelehrſamkeit, und betrachtet das Werk als Ergebniß der Studien ſeines ganzen bisherigen Lebens. Ob ihm in der Ausführung nicht die ihm eigenthümliche philoſophiſche Weltanſchauung hinderlich werden, oder gelehrte Liebhabereien ſtörend auf die gleichmäßige und populäre Behandlung des Ganzen einwirken mögen, muß ſich im Fortgang des Werkes zeigen. Das bis jetzt Erſchienene enthält ein Vorwort an die Gemeinde, die Einleitung zum ganzen Werke, und Ueberſetzung und Commentar der 11 erſten Kapitel der Geneſis. Das ganze Werk, auf 8 Bände berechnet, ſoll in 4 Jahren erſcheinen

Kirchenzeitung, Allgemeine, zugleich ein Archiv für die neueſte Geſchichte u. Statiſtik der chriſtlichen Kirche, nebſt einer kirchenhiſt. u. kirchenrechtl. Urkundenſamml. Redigirt von H. Palmer und D. Schenkel. 52 Nummern à 2 Bog. jährlich ſammt 1½ Bog. Literaturblatt. gr. 4. Darmſtadt, Leske. à Jahrg. n. 10 Thlr.

Dieſe ſeit 37 Jahren beſtehende Zeitſchrift, welche früher auf rationaliſtiſcher Seite ſtand, vertritt gegenwärtig die unioniſtiſche Richtung, und bringt neben etwas breiter Reflexion reichliche und vielſeitige Materialien zur kirchlichen Zeitgeſchichte.

—— —— Proteſtantiſche, für das evangeliſche Deutſchland. Redigirt von H. Krauſe. 52 Nummern à 1—1½ Bogen. gr. 4. Berlin, G. Reimer. à Jahrg. n. 3 Thlr.

Organ der freiſinnigen Schleiermacherianer und verwandter Richtungen. Hat ſehr viele Correſpondenzen aus allen Theilen Deutſchlands, gibt über alle beachtenswerthen kirchlichen Zeitereigniſſe kurzen Bericht, und macht gegen die confeſſionellen Uebertreibungen muthige Oppoſition.

—— —— Evangeliſche, herausgegeben von E. W. Hengſtenberg. Der Jahrgg. 104 Nr. à ½ Bogen. gr. 4. Berlin, Schlawitz. n. 4 Thlr.

Bekanntlich das Organ der äußerſten kirchlichen Rechten, welche hier mit Geiſt und Conſequenz vertreten wird.

Monatsblätter, Proteſtantiſche, für innere Zeitgeſchichte ꝛc. Heraus
v. H. Gelzer. In 2 Bden. Lex. 8. Gotha 1858, J. Perthes. à Jah
n. 4 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 9.

So verdienſtlich dieſe Zeitſchrift nach ihrem Plan und ihrer Tendenz iſt, ſo fehlt e
doch an gehörigem Zuſammenwirken ihrer Mitarbeiter. Die Beiträge erſcheinen zu ſehr
Zufall abhängig und ziehen bei weitem nicht Alles in den Kreis ihrer Betrachtung, wa
Aufgabe eigentlich fordert.

Parker, Theodor, Sämmtliche Werke. Deutſch von Joh. Ziethen. 4
mit Portrait. 2. (Titel-)Aufl. 8. Leipzig 1857, Voigt u. Günther. 5

Bd. 1. Kritiſche und vermiſchte Schriften. (X u. 441 S.)
„ 2. Reden und Predigten. (VII u. 453 S.)
„ 3. Zehn Betrachtungen über Religion und Leben. (331 S.)
„ 4. Ueber Theismus, Atheismus und Kirchenglauben. (431

Die Eigenthümlichkeit dieſes berühmten amerikaniſchen Theologen iſt die faſt fan
Bekämpfung des Atheismus und des altteſtamentlichen Deismus, vom Standpunkt des di
manenz und Transcendenz vermittelnden Theismus. Er übt durch eine lebendige und
derbe Popularität, die hauptſächlich die äußerſten Gegenſätze ins Auge faßt, große Wirkun

Menken, Gottfr., Schriften. Vollſtändige Ausgabe in 7 Bänden. g
Bremen 1857/58, Heyſe. n. 6⅔ Thlr.

Erſte Geſammtausgabe der Schriften eines durch tiefe, innige Auffaſſung des Ch
thums, beſonders von ethiſcher Seite, ausgezeichneten Bremiſchen Predigers. Als erwü
Zugabe ſteht eine Biographie Menkens von C. H. Gildemeiſter, dem Verfaſſer von Ham
Leben, in Ausſicht.

Paſſavant, Joh. Karl, Sammlung vermiſchter Aufſätze. Herausgeg
Franz Hoffmann. br. 8. (VII u. 104 S.) Frankf. a. M. 1857, H
u. Zimmer. 12½ Ngr.

1. Theologie der Zukunft. 2. Zum kirchlichen Frieden. 3. Die religiöſe Bewegun
Gegenwart. 4. Der Kardinal v. Diepenbrock. 5. Mittheilung über J. M. v. Sailer. 6.
K. P. Fiſchers ſpeculative Theologie. 7. Ueber einige Hauptprobleme der Naturwiſſenſcha

Kirchengeſchichte.

Eiſenlohr, Theod., Das Volk Iſrael unter der Herrſchaft der Köni
2. Theil. gr. 8. (VI u. 410 S.) Leipzig 1856, Brandſtätter. 1
18 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 14.

Sorgfältige populäre Bearbeitung nach den neueren Forſchungen.

Vogel, Albrecht, Der Kaiſer Diokletian. Ein Vortrag am 10. Dec. 1
zu Jena gehalten u. mit Anmerkungen herausgeg. gr. 12. (130
Gotha 1857, F. A. Perthes. ½ Thlr.

Ein anziehender Vortrag, welcher den von der chriſtlichen Tradition mit Fluch über
teten Diokletian als großen Kaiſer, aber auch als ein von Gottes allmächtiger Hand zerſchla
Titanenbild enthüllt. Der Verfaſſer folgte einer von Jacob Burkhard in ſeinem Conſ
gegebenen Anregung.

Böhringer, Fr., Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen oder die Kirc
geſchichte in Biographien.

II. Bd. 4. Abthlg. 1. Hälfte: Joh. v. Wykliffe. gr. 8. (XII
643 S.) Zürich 1856, Meyer u. Zeller. n. 2⅔ Thlr.

II. Bd. 4. Abthlg. 2. Hälfte: Joh. Hus, Hieronymus, Gerſon, Savonarola u. A. gr. 8. (XVI u. 1062 S. S.) Ebend. 1858. n. 4⅔ Thlr.

Die früheren Bände ſ. S. 15 des zweiten Nachtrags.

Das Werk nimmt in ſeinem Verlauf an Intereſſe zu, da der Verfaſſer, zu minder allgemein bekannten Stoffen vorgeſchritten, die Ergebniſſe ſelbſtändiger Studien darlegt und beſonders das biographiſche Element mit Sorgfalt und Glück behandelt.

Zimmermann, W., Lebensgeſchichte der Kirche Jeſu Chriſti. Mit einem Vorwort von K. B. Hundeshagen. Bd. I. Die 3 erſten Jahrhunderte. gr. 8. (XVI u. 494 S.) Stuttgart 1857, Beſſer. n. 1 Thlr. 6 Ngr.
II. Bd. Die Kirche bis zum Gottesgericht durch den Muhamedanismus. gr. 8. (VI u. 520 S.) Ebend. 1858. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine gut geſchriebene populäre Kirchengeſchichte, deren Verfaſſer ſich aber gar zu viel darauf zu gute thut, daß er erſt das von den Gelehrten bisher vernachläſſigte Leben der Kirche ans Licht geſtellt habe, während er doch von den gelehrten Vorarbeiten abhängig iſt und daher z. B. die gnoſtiſchen Syſteme über Bedürfniß ausführlich behandelt, vom Cultus, der häuslichen und kirchlichen Sitte dagegen nur dürftige Anſchauungen gibt.

Wilkens, C. A., Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny. Ein Mönchsleben. 8. (XV u. 277 S.) Leipzig 1857, Breitkopf u. Härtel. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer dieſes anſprechenden Buches iſt ein Schüler K. Haſes und hat ſeine Aufgabe ganz im Geiſte dieſes ſeines Vorbildes gelöſt.

Gregorovius, Ferd., Die Grabmäler der römiſchen Päbſte. Hiſtoriſche Studien. 16. (VIII u. 242 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

An die Beſchreibung der Grabmäler in Sanct Peter knüpft der Verfaſſer geiſtreiche Betrachtungen über das Pabſtthum und einzelne Päbſte an.

König, Guſtav, Martin Luther der deutſche Reformator. In bildlichen Darſtellungen, mit Text von Heinrich Gelzer. gr. 4. (48 Kupfertaf. u. VI u. 48 S. Text.) Stuttgart 1857, Beſſer. n. 2⅔ Thlr.

Eine kleinere billige Ausgabe des früheren, im erſten Nachtrag S. 4 angezeigten und empfohlenen Werkes.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche. Herausgegeben von J. W. Baum, R. Chriſtoffel, K. R. Hagenbach, K. Peſtalozzi, C. Schmidt, E. Stähelin, K. Sudhoff. Eingeleitet von K. R. Hagenbach. gr. 8. (erſcheint in 9 Theilen). Elberfeld, Friderichs.

1. Thl. Huldreich Zwingli. Leben und ausgewählte Schriften von R. Chriſtoffel. Mit Z's. Portr. (XV u. 766 S.) 1857. 2 Thlr.
8. Thl. C. Olevianus und Z. Urſinus von Karl Sudhoff. (XI u. 644 S.) 1857. 2 Thlr.
7. Thl. Peter Martyr Vermigli von C. Schmidt. (VIII u. 296 S.) 1858. 1½ Thlr.

(Band 2—6 u. 9 erſcheinen ſpäter.)

Ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, durch welches die Helden der reformirten Kirche, die bisher weniger gekannt waren, als die der lutheriſchen, hiſtoriſch beleuchtet und gewürdigt werden ſollen. Von den Bearbeitungen, die bis jetzt vorliegen, entſpricht das Leben Zwingli's den erregten Erwartungen nicht ganz, indem es weder neue Aufſchlüſſe und tiefe Auffaſſungen gibt noch durch begeiſterte Darſtellung dieſes Hauptreformators anzieht; die Monographie Sudhoffs, löſt ihre Aufgabe beſſer, ſie gibt aus bisher unbenützten handſchriftlichen Materialien neue Be träge zur Geſchichte der reformirten Kirche in der Pfalz und iſt mit Sorgfalt ausgearbeitet. D Arbeit Schmidt's über Vermigli iſt nach Inhalt und Form ausgezeichnet.

Gaß, W., Geſchichte der proteſtantiſchen Dogmatik in ihrem Zuſammen hange mit der Theologie überhaupt. 2. Bd. Synkretismus. Die Schu bildungen der reformirten Theologie. Der Pietismus. gr. 8. (XVI u 504 S.) Berlin 1857, G. Reimer. 2⅙ Thlr.

Erſter Bd. ſ. zweiter Nachtrag S. 11.

Ein gründliches, durch würdige Auffaſſung und lebendige Darſtellung ausgezeichnet Werk. Behandelt die vermittelnde Theologie mit ſichtbarer Vorliebe, während den orthodox Lutheranern nicht derſelbe Fleiß des Studiums zu gute kommt. Es iſt zu bedauern, daß d Verfaſſer ſich die Aufgabe zu enge geſteckt und auf die eigentliche Dogmatik beſchränkt hat, den es entgeht ihm der Zuſammenhang mit der Zeitbildung dadurch, daß er glaubt die Beziehun zu den politiſchen Verhältniſſen, aus denen doch viele Mißſtände der proteſtantiſchen Theolog zu erklären ſind, ſeiner Darſtellung ängſtlich ferne halten zu müſſen.

Schröder, Joh. Fried., Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Ge ſchichte der Brüderunität bis auf die neueſte Zeit und Schilderung ihre Inſtitute und Gebräuche ꝛc. gr. 8. (IV u. 364 S.) Nordhauſen 1857 Büchting. 1½ Thlr.

Eine gründliche wahrhafte Schilderung des Herrenhutianismus von einem beſonnenen demſelben freundlich geſinnten Verfaſſer.

Matthes, Karl, Allgemeine kirchliche Chronik. 4. Jahrg. (d. Jahr 1857. br. 8. (IV u. 160 S.) Leipzig 1857, G. Mayer. n. 12 Ngr.

Eine gute gedrängte Ueberſicht der kirchlichen Geſchichte und Literatur aus dem Lager de vermittelnden Theologie.

Predigten.

Caird, John, Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. Octbr. 1855. Mit einem Vorwort von Chr. C. J. Bunſen. 4. Aufl. gr. 8. (XX u. 38 S.) Leipzig 1857, Brock haus. n. 8 Ngr.

Eine von einem ſchottiſchen Geiſtlichen vor der Königin von England gehaltene Predigt, die gedruckt, in England mit Recht die größte Verbreitung erlangte. Wie man nicht nur am Sonntag und in der Kirche, ſondern mitten in der Berufsarbeit religiös ſein ſolle und könne, dieſes Thema wird darin eben ſo ächt chriſtlich als praktiſch treffend erörtert. Die Ueberſetzung iſt trefflich.

Steinmeyer, F. L., Beiträge zum Schriftverſtändniß in Predigten. IV. Thl. gr. 8. (IV u. 316 S.) Berlin 1857, Wiegandt u. Grieben. n. 27½ Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 13.

Beck, J. T., Chriſtliche Reden 4. Sammlung. gr. 8. (III u. 894 S.) Stuttgart 1857, Steinkopf. n. 1⅔ Thlr.

5. Sammlung. Heft 1. gr. 8. (II u. 192 S.) Ebend. 1857. n. 12½ Ngr.

S. zweiter Nachtrag des Wegweiſers S. 13.

In dieſen neueſten Predigten tritt des Verfaſſers eigenthümlicher Standpunkt ſchroffer hervor, als früher. Er ſtellt ſich mit ſeiner bibliſchen Begründung in Gegenſatz zu äußerem Kirchenthum, in welchem er vielfach nur menſchliche Willkühr ſieht.

Gerok, K., Predigten auf alle Sonn-, Feſt- und Feiertage des Kirchenjahres. 2. Bd. gr. 8. (IV u. 907 S.) Stutgart 1857/58, Oetinger. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 13.

Palmer, Chr., Ein Jahrgang evangeliſcher Predigten. gr. 8. (648 S.) Stuttgart 1856—57, Lieſching u. Comp. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Eigenthümliche dieſer Predigten beſteht in einer Popularität, die nicht ſowohl durch bilderreiche Sprache, als durch Reichthum der Gedanken, Gewandtheit des Ausdrucks, und großes Geſchick, den Lehrgehalt des Textes für das praktiſche Leben auszubeuten, anſpricht.

Müllenſiefen, J., Zeugniſſe von Chriſto. Predigten. gr. 8. II. Samml. (2. Aufl.) gr. 8. (IV u. 216 S.) III. Samml. (IV u. 252 S.) IV. Samml. (254 S.) Berlin 1856—58, Rauh. n. 3⅓ Thlr.

I. Samml. ſ. zweiter Nachtrag S. 13. Jede Sammlung iſt einzeln käuflich. S. zweiten Nachtrag S. 13.

—— —— Die häusliche Erbauung u. der Hausgottesdienſt. Eine kurze Anleitung zum Bibelleſen für evangeliſche Chriſten in 4 Predigten. gr. 8. (50 S.) Berlin 1857, Rauh. n. ⅙ Thlr.

Kunſt.

Viſcher, Fr. Theod., Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen. 3. Thl. Die Kunſtlehre. 2. Abſchnitt. Heft 4. Die Muſik. Heft 5. Die Dichtkunſt. Lex. 8. (VI u. XIII u. 775—1474 S.) Stuttgart 1857, Mäcken. 4⅙ Thlr.

Mit dieſen zwei letzten Abtheilungen iſt das Werk vollendet. Die Muſik iſt nicht von Viſcher ſelbſt, ſondern von einem ſeiner Freunde, K. R. Köſtlin, in ſeinem Sinne bearbeitet. Es wird darin nicht nur die Theorie der Muſik begrifflich geordnet und das Techniſche mit Sorgfalt erörtert, ſondern es werden auch die Hauptrichtungen in derſelben treffend geſchildert und beurtheilt.

Die Dichtkunſt hat Viſcher mit philoſophiſchem Geiſt, aber zunehmender Freiheit von der Syſtematik behandelt, und es iſt ihm glücklicher als den meiſten Philoſophen gelungen, das eigentliche Weſen der Poeſie aufzuſchließen, indem er nicht nur die großartigen Geſtaltungen des Drama's und Epos eingehend würdigt, ſondern auch die Lyrik in ihren feinſten Schattirungen verfolgt. Mit treffendem Urtheil wendet er ſeine Grundſätze auf die Haupterſcheinungen der Literatur an.

Bildende Kunſt. Geſchichte.

Müller, Fr., Die Künſtler aller Zeiten und Völker oder Leben und Werke d. berühmteſt. Baumeiſter, Bildhauer, Maler ꝛc. v. d. früheſt. Kunſtepochen bis zur Gegenwart. Bd. I: A—G. Lex. 8. (VIII u. 602 S.) Stuttgart 1856/57, Ebner u. Seubert. n. 4 Thlr.

Ein brauchbares, mit Fleiß und Geſchmack bearbeitetes Künſtlerlexikon.

Kunſtblatt, Deutſches, Zeitſchrift für bildende Kunſt, Baukunſt und Kunſthandwerk. Organ der deutſchen Kunſtvereine ꝛc. redigirt von F. Eggers, und Literaturblatt redig. von P. Heyſe. Jährlich in 12 Heften à 5—6 Bgn. Mit artiſtiſchen Beilagen u. Holzſchnitten im Text. Imp. 4. Stuttgart, Ebner u. Seubert. à Jahrg. n. 6 Thlr. 20 Ngr.

Dieſe ſeit 9 Jahren beſtehende Zeitſchrift, welche an die Stelle des einſtigen Cotta'ſchen Kunſtblattes trat, iſt ein tüchtiges Centralorgan für die Kunſtliteratur, und enthält größere Beiträge zur Kunſtgeſchichte, beſonders auch Biographieen von Künſtlern, Kritiken von neueren Kunſtwerken, und einzelne Nachrichten und Bemerkungen. Die elegante Ausſtattung entſpricht dem künſtleriſchen Inhalt.

Hagen, A., Die deutſche Kunſt in unſerem Jahrhundert. Eine Reihe vo Vorleſungen mit erläuternden Beiſchriften. 2 Thle. gr. 8. (XXIV u 446. 293 S.) Berlin 1857, Schindler. n. 3⅓ Thlr.

Eine anſprechende, mit Behagen auf Perſönlichkeiten eingehende Schilderung der neuere Künſtler und Kunſtbeſtrebungen. Loſe Anordnung des Stoffes. Unbefangenes Urtheil, da mehr auf Seite des Idealiſmus ſteht.

Braun, Jul., Geſchichte der Kunſt in ihrem Entwicklungsgang durch all Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewieſen. 1. Bd. Das Nilthal und Meſopotamien mit den Nebenländern ꝛc. gr. 8. (XXIII u. 576 S.) Wiesbaden 1856, Kreidel u. Niedner n. 2⅔ Thlr.

Eine anziehende Reiſebeſchreibung, in welcher der Verfaſſer die eigenen Erlebniſſe un Anſchauungen in Verbindung mit den Ergebniſſen geſchichtlicher Forſchung mittheilt, und auc in andere Länder, die er nicht betreten hat, ideale Wanderungen anſtellt. In mythologiſche Dingen folgt Braun zu ſehr der keineswegs allgemein anerkannten Anſicht Röths.

Otte, Heinrich, Archäologiſches Wörterbuch zur Erklärung der in de Schriften über mittelalterliche Kunſt vorkommenden Kunſtausdrücke. Mi 166 Holzſchnitten. 8. (IV u. 268 S.) Leipzig 1857, T. O. Weigel n. 1⅔ Thlr.

Für Jeden, der Studien in dieſem Gebiete macht, ein ſehr nützliches Hülfsbuch.

Guhl, Ernſt, Die Frauen in der Kunſtgeſchichte. gr. 16. (XXI u. 288 S. Berlin 1858, Guttentag. 1½ Thlr.

Eine Nachweiſung des Antheils der Frauen an der Entwickelung der bildenden Künſte mit eingeſtreuten Biographien hervorragender Künſtlerinnen, wobei ſich freilich zeigt, daß auc die bedeutendſten künſtleriſchen Leiſtungen der Frauen nicht über das Mittelmaß des Dilettantismus hinausgehen. Die ausführlichſten Biographien ſind die der Maria Sybilla Merian der Angelika Kaufmann, und der franzöſiſchen Eliſabeth Lebrun.

Künſtlerbriefe. Ueberſ. u. erl. von Ernſt Guhl. Zweiter Band. Kunſ u. Künſtler des ſiebzehnten Jahrhunderts. gr. 8. (XLVIII u. 391 S. Berlin 1856, Guttentag. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Das Vorwort enthält eine kunſtgeſchichtliche Einleitung. Erſter Band ſ. zweiter Nachtrag S. 25.

Overbeck, J., Geſchichte d. griechiſchen Plaſtik für Künſtler u. Kunſtfreunde. Mit Illuſtrationen von H. Streller, geſchnitten von J. G. Flegel. 1. Bd. mit 11 Holzſchnitten. Lex. 8. (X u. 354 S.) Leipzig 1857/58, Hinrichs Verl. n. 4⅓ Thlr.

Sachverſtändige Auswahl des geeigneten Materials für das Studium der alten Kunſtgeſchichte, das ſonſt nur in theuren Kupferwerken vorliegt, die der Privatmann in der Regel ſich nicht anſchaffen kann.

Denkmäler der Kunſt, zur Ueberſicht ihres Entwickelungsganges von den erſten künſtleriſchen Verſuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart ꝛc. Neue Ausgabe, bearbeitet von W. Lübke u. J. Caspar. Bis jetzt 17 Lieferungen mit 27 Kupfert. u. 2 Chromolith. u. Text. qu. fol. (S. 1—234.) Stuttgart 1857—58, Ebner u. Seubert à Liefer. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieſe neue Auflage des Atlaſſes zu Kuglers Kunſtgeſchichte hat einige weſentliche Verbeſſerungen erhalten. Einmal ſind die Abbildungen um einige bedeutende Stücke vermehrt, ſodann hat jede derſelben ihre Unterſchrift erhalten, was den Gebrauch ſehr erleichtert, auch iſt der Text, der in Quartfolioblättern eingeſchoben war, in einem Oktavheft zuſammengeſtellt und erweitert.

Lübke, Wilhelm, Geſchichte der Architektur. 2. ſtark verm. Aufl. Mit üb. 400 eingedr. Holzſchnitten (in ca. 6 Lief.) 1—4 Lief. Lex. 8. (S. 1—384.) Köln 1858, Seemann. à Lief. n 24 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 23. Das ſchon in erſter Auflage ſehr brauchbare Buch hat in der neuen noch weſentlich gewonnen.

Heider, G., Rud. v. Eitelberger und J. Hieſer, mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

I. Bd. fol. Mit 36 Tafeln u. 108 Holzſchnitten. (II u. 202 S.) Stuttgart 1857—58, Ebner u. Seubert. n. 12 Thlr.

Ein ſehr umfaſſendes, glänzend ausgeſtattetes Werk, das auch in einzelnen provinziellen Abtheilungen zu haben iſt. Kirchliche Bauten bilden den Hauptinhalt und werden durch einen kurzen Text erklärt.

Kunſt und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in Skizzen nach Originaldenkmälern für Künſtler und Kunſtfreunde zuſammengeſtellt, und herausgeg. von A. v. Eye und Jac. Falke, gezeichnet und rad. von Wilh. Maurer. Heft 1—32. gr. 4. mit vielen Kupfert. u. Steintaf. u. Text. Nürnberg 1855—58, Bauer u. Raſpe. à Heft n. ½ Thlr.

Ein gutes Hülfsmittel für Künſtler, die das Zeitcoſtüme kennen lernen wollen, und für Freunde der Culturgeſchichte. Lobenswerthe Ausſtattung.

Müller, Herm. Alex., Die Muſeen u. Kunſtwerke Deutſchlands. Ein Handbuch für Reiſende u. Heimgekehrte. 2 Thle. 1. Norddeutſchland u. 2. Süddeutſchland. br. 8. I. (XII u. 540 S.) II. (VI u. 461 S.) Leipzig 1857/58, Weber. n. 5 Thlr.

Der Verfaſſer iſt ein tüchtiger Kunſtkenner von freimüthigem Urtheil und ſelbſtändigem Studium.

Müller, Adalb., Venedigs Kunſtſchätze u. hiſtoriſche Erinnerungen. Ein Wegweiſer in d. Stadt u. auf d. benachbarten Inſeln. gr. 16. (XIII u. 367 S.) Venedig 1857, Münſter. n. 28 Ngr., in engl. Einband mit Plan. n. 1⅓ Thlr.

Springer, Ant., Geſchichte der bildenden Künſte im 19. Jahrhundert. gr. 8. (XV u. 343 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beſonderer Abdruck aus dem 12. Bande der „Gegenwart". In lebendiger journaliſtiſcher Weiſe geſchrieben, enthält das Buch neben manchem treffenden Urtheil auch manches unbegründete und willkürliche. Der Verfaſſer iſt ein Vorkämpfer der realiſtiſchen Richtung in der Kunſt. Dankenswerth iſt das beigefügte Verzeichniß der jetzt lebenden Künſtler.

Stirling, William, Velazquez und ſeine Werke. (Aus dem Engliſchen von C. W.) gr. 8. (XVI u. 224 S.) Berlin 1856, Schindler. n. 1 Thlr.

Geſchichte eines berühmten ſpaniſchen Malers aus dem 17. Jahrhundert, mit einer einleitenden Geſchichte der ſpaniſchen Malerei.

Sternberg, A. v., Die Dresdener Galerie. Geſchichten und Bilder. 2 Bdchn. 8. I. (XI u. 328 S.) II. (VII u. 307 S.) Leipzig 1857/58. Brockhaus. n. 3 Thlr.

Biographiſche Fragmente in novelliſtiſcher Bearbeitung. Bd. 1 handelt von folgenden Künſtlern: Rembrandt, Aſſelyn, van der Neer, Holbein, Cignani, Teniers, Paul Veroneſe, Brouwer, Rubens, Ruisdael. Bd. 2 Tizian, Correggio, Lucas von Leyden, Van Dyck, Peter Breughel d. J., Paul Potter, Ribera, Jordaens, Holbein, Gerhard Douw.

Muſik.

Blätter, Fliegende, für Muſik ꝛc. 3. Band. 1. 2. Heft. Lex. 8. (III
112 S.) Leipzig 1857—58, Baumgärtner. 1 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 28.

Riehl, W. H., Muſikaliſche Charakterköpfe. Zweite umgearbeitete u
ſtark verm. Aufl. 8. (X u. 306 S.) Stuttgart 1857, Cotta. 1⅓ Th

Jahn, Otto, W. A. Mozart. 3. Theil. Mit M's Bildniß nach Tiſchb
u. 3 Notenbeil. gr. 8. (VIII u. 514 S.) Leipzig 1858, Breitkopf
Härtel. n. 2⅔ Thlr.

Umfaßt die Jahre 1781—1791. S. zweiter Nachtrag S. 143.

Chryſander, Fr., G. F. **Händel.** I. Band. gr. 8. (IX u. 496 S
Leipzig 1858, Breitkopf u. Härtel. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr gründliche, aus liebevoller Vertiefung in die Werke des Meiſters hervorgeg
gene Biographie. Der Verfaſſer geht mit vollkommener Sachkenntniß in die muſikaliſche E
wickelung Händels ein und bringt uns den Menſchen und Künſtler gleich nahe. Das Werk
auch dadurch ein ſehr guter Beitrag zur Kunſtgeſchichte, daß es andere gleichzeitige Muſiker
in Betrachtung zieht.

Waſielewski, Joſef W. v., Robert Schumann. Eine Biographie. M
den Medaillons v. Clara u. Rob. Schumann u. 2 Facſim. gr. 8. (X
u. 436 S.) Dresden 1858, Kuntze. n. 2 Thlr.

Eine gut geſchriebene Biographie, die auf die Compoſitionen Schumanns beurtheil
eingeht, doch ſo, daß auch ein Muſikfreund, der nicht Theoretiker iſt, das Buch mit Gen
leſen kann.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

Naturwiſſenſchaften, Die geſammten. Für das Verſtändniß weiter
Kreiſe auf wiſſenſchaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlie
Koppe, Lottner, Mädler, Maſius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenſte
u. v. Nußdorf. Eingeleitet von Herm. Maſius. Mit zahlreichen in de
Text eingedruckten Holzſchnitten, in 3 Bdn. od. ca. 20 Lieferunge
Lex. 8. Eſſen 1857, Bädeker. à Lief. ⅓ Thlr.

I. Bd. (XVI u. 580 S.) Phyſik und Meteorologie von K. Kopp
Phyſikaliſche Technologie von C. L. Moll. Elektriſche Telegraphi
Galvanoplaſtik u. Photographie von E. Nauck. Chemie u. ch
miſche Technologie von J. Gottlieb.

II. Bd. Heft 1—5. (320 S.) Phyſiologie von E. v. Nußdorf. Zoo
logie von H. Maſius.

Eine im Ganzen gut ausgeführte Encyclopädie der Naturwiſſenſchaften, bei der es übr
gens fühlbar wird, daß die verſchiedenen Verfaſſer unabhängig von einander und nicht ga
nach einem Plane gearbeitet haben. Die Darſtellungen der Phyſik und Chemie ſind bei
lobenswerth und haben die Grenzlinie zwiſchen Wiſſenſchaftlichkeit und Popularität

indem das Ganze an Ueberſichtlichkeit gewonnen haben würde, wenn Hüttenweſen, Sodafabrikation u. dgl. in einem beſondern Theil abgehandelt worden wären. Auch hätte wohl der Verfaſſer beſſer gethan, die in einer Einleitung vorausgeſchickte Geſchichte der Chemie in die Darſtellung ſelbſt zu verflechten, welche dadurch weniger trocken und einförmig geworden wäre.

Die Phyſiologie iſt wohl der wenigſt gelungene Theil des bis jetzt Erſchienenen, denn es fehlt der Darſtellung an Ueberſichtlichkeit und Präciſion. Ganz vortrefflich iſt die Bearbeitung der Zoologie, ſoweit ſie bis jetzt vorliegt. Der Verfaſſer, dem man an der freieren Behandlung wohl anfühlt, daß er kein ſtrenger Fachmann iſt, gibt das wiſſenſchaftliche Material mit lebendiger und geiſtreicher Auffaſſung, und weiß beſonders die intereſſanten Züge des Thierlebens und ſeine Beziehungen zum Menſchen höchſt anziehend zu ſchildern. Am gründlichſten ſind die höheren Thiergattungen beſchrieben, mit minderer Sachkenntniß die Fiſche.

Die Ausſtattung des Werkes iſt ſehr ſchön, und namentlich die eingedruckten Holzſchnitte ſcharf und deutlich, und für die Belehrung zweckmäßig.

Aus der Natur. IX Bd. gr. 8. (III u. 278 S.) Leipzig 1857, Abel. n. 1 Thlr.

Inhalt: Der Phosphor. Waffen des Auges. Aufbewahrung der Lebensmittel. Ueber die Sinne. Schmecken.

S. zweiter Nachtrag S. 31. Der neue Band iſt ebenſo lobenswerth.

Natur, Die. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniß u. Naturanſchauung für Leſer aller Stände. Herausgeg. von O. Ule u. K. Müller. 52 No. mit Holzſchnitten. gr. 4. Halle 1852—58, G. Schwetſchke. à Jahrg. n. 3⅓ Thlr.

Eine Zeitſchrift, die mit glücklichem Takte das Intereſſante aus dem Geſammtgebiet der Naturwiſſenſchaften auszuwählen und auf anziehende Weiſe zu populariſiren weiß, und von allen neuen Entdeckungen und Fortſchritten erwünſchte Kunde gibt. Doch wäre eine etwas geringere Berückſichtigung des — natürlich endloſen — rein beſchreibenden naturhiſtoriſchen Theile zu wünſchen. Leider wird der Genuß, den ein großer Theil des Inhalts gewährt, durch den platten Materialismus geſtört, mit dem ſich die Dilettanten der Naturwiſſenſchaft ſo gern auf die widrigſte Weiſe breit machen.

Harting, P. Skizzen aus der Natur. Aus dem Holländiſchen überſ. v. J. E. Martin. Mit e. Vorw. v. M. J. Schleiden. II (Thl.) gr. 8. Mit 16 Holzſchnitten u. 1 Steintaf. (VII u. 167 S.) Leipzig 1856, Engelmann. 24 Ngr.

Eine ſehr empfehlenswerthe Schrift, die ſechs verſchiedene Aufſätze von wiſſenſchaftlichem Werth enthält.

1) Ueber die Entſtehung der Erdkugel aus einer Nebelmaſſe. 2) Mineralien. Bildung der feſten Erdrinde. 3) Winterſchlaf der Thiere und Pflanzen. 4) Waſſertropfen. 5) Kork und Korkbildung. 6) Der Wunderbaum im Haarlemer Holze.

Mittheilungen aus der Werkſtätte der Natur. Herausgeg. v. O. Volger, L. Beſſer, Ludwig, Alfred u. Reinh. Brehm, Louis Büchner, Böttiger, J. Frauenſtädt, J. Hirzel, F. Merkels, Herm. Pöche, Preſtel, E. A. Roßmäßler, K. Vogt, M. Willkomm, Ch. F. C. Winter. I. Bd. 4 Hefte in gr. 4. von 6 Bogen. Frankfurt a. M. 1858, Meidinger Sohn u. Co. n. 2 Thlr.

Lebendig anregend, mit Glück

Helfferich, A., Die neuere Naturwiſſenſchaft, ihre Ergebniſſe u. Ausſichten. gr. 8. (VI u. 171 S.) Trieſt 1857, Direction des öſterreich. Lloyd. n. ⅔ Thlr.

Eine Ergänzung zu dem Vortrage „Organismus der Wiſſenſchaft", behandelt [illegible] Fragen: Atomiſtik und Dynamik, Zellentheorie und Phyſiologie der [illegible], Morphologie und [illegible], Organismus und [illegible].

Roßmäßler, E. A., Das Waſſer. Eine Darſtellung für gebildete Leſer u. Leſerinnen. Mit 8 Lithographien in Tondruck und 47 Illuſtr. in Holzſchnitt. Lex. 8. (VIII u. 528 S.) Leipzig 1858, Brandſtetter. n. 3⅓ Thlr.

Ein neues Werk, das die wichtigſten Beziehungen des Waſſers, als Beſtandtheil des Luftmeeres, Regulator des Klimas, Theil der Erdoberfläche, nach ſeinem Einfluß aufs organiſche Leben, als Wohnung für Thiere und endlich als verwendbare Kraft für Verkehr und Gewerbe mit Glück und Geſchmack behandelt. Ausſtattung ſehr ſchön.

Hartwig, Georg, Das Leben des Meeres. Eine Darſtellung für Gebildete. 2. Aufl. gr. 8. (416 S.) Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr.

Ein lehrreiches unterhaltendes Buch, welches ſeinen Gegenſtand mit Sachkenntniß und [illegible] und lebendig behandelt.

Aſtronomie.

Arago, Franz, Populäre Aſtronomie. Herausgeg. von W. G. Hankel. gr. 8. II. Bd. (488 S. u. 2 Tafln.) III. Bd. (506 S. u. 1 Tafel.) Leipzig 1856—57, O. Wigand. n. 4½ Thlr.

Drechsler, Adolph, Die Sonnen- und Mondfinſterniſſe in ihrem Verlaufe, oder Anleitung, wie dieſe durch Rechnung oder Zeichnung zu ermitteln ſind ꝛc. Mit 9 Tabellen, 6 Steintafeln u. in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Lex. 8. (XII u. 212 S.) Dresden 1858, Kuntze. n. 1⅓ Thlr.

Beruht darauf, [illegible], die nicht gerade [illegible] aſtronomiſche Studien machen können, aber doch eine Summe mathematiſcher Vorkenntniſſe beſitzen, einen Einblick in das Verfahren der rechnenden Aſtronomie möglich zu machen.

Phyſik und Meteorologie.

Helmholtz, H., Ueber die Wechſelwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neueſten Ermittelungen der Phyſik. Ein Vortrag am 7. Febr. 1854. 2. Abdr. gr. 8. (47 S.) Königsberg 1854, Gräfe u. Unzer. n. ¼ Thlr.

Abdruck eines populären Vortrags, welcher mit Geiſt und Klarheit einige Grundfragen über die Wirkung der Naturkräfte und die durch ſie erzeugten Arbeit behandelt. Das Schriftchen, [illegible] Phyſiologen [illegible], kann als Muſter dienen, wie wiſſenſchaftlich [illegible] Thatſachen zu philoſophiſcher Betrachtung verwendet werden können.

Müller, Johannes, Lehrbuch der koſmiſchen Phyſik (zugleich als 3. Band zu Müller-Pouillet's Lehrbuch der Phyſik.) gr. 8. (XV u. 520 S.) Mit Holzſchnitten im Text und einem Atlas von 27 Tafeln in Stahlſtich. Braunſchweig 1856, Vieweg u. Sohn. n. 3⅓ Thlr.

Das beſte wiſſenſchaftliche Lehrbuch über dieſen Gegenſtand.

Reimann, Ernſt Jul., Das Luftmeer. Eine phyſikaliſche Darſtellung für gebildete Laien. Aus ſeinem Nachlaß, mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. 8. (XVI u. 334 S.) Gotha 1857, Scheube. 1 Thlr.

Eine ſehr gute populäre und dabei auch wiſſenſchaftlich befriedigende Darſtellung der Meteorologie.

Ule, O., Phyſikaliſche Bilder im Geiſte kosmiſcher Anſchauung. Allen Freunden der Natur gewidmet. 2. Bd. A. u. d. T.: Die Erſcheinungen der Wellenbewegung oder die Lehre vom Schall, Licht u. Wärme. Mit eingedr. Holzſchnitten. 8. (XV u. 394 S.) Halle 1857, Schmidt. n. 1 Thlr.

Eine gute Populariſirung einiger Lehren aus der meiſt nur in ſtrenger mathematiſcher Form dargeſtellten Lehre.

Phyſiologie.

Beneke, F. W., Phyſiologiſche Vorträge. Für Freunde der Naturwiſſenſchaften niedergeſchrieben. 2 Bde. Mit zahlreichen Holzſchnitten und 2 Abbildungen in Farbendruck. gr. 8. (VIII 316 u. 425 S.) Oldenburg 1855—56, Schulze. n. 4 Thlr.

(Neue Titelausgabe 1856 in 14 Lief. à ⅓ Thlr.)

Ein populäres Buch im beſten Sinne des Worts, für gebildete Freunde der Naturwiſſenſchaft. Ein erfahrener Arzt ſchildert mit vollkommener Sachkenntniß das phyſiſche Leben des Menſchen in ſeinem Zuſammenhange und gibt dabei auch beachtenswerthe Winke über Geſundheitspflege. In einem Anhange werden die Grundzüge der [illegible] der Biologie erörtert. Klare und anſprechende Darſtellung.

Chemie.

Buff, H., H. **Kopp** u. F. **Zamminer**, Lehrbuch der phyſikaliſchen und theoretiſchen Chemie. A. u. d. T.: Graham-Otto's ausführliches Lehrbuch der Chemie. 3. umg. Auflage. 1. Theil. gr. 8. (XII u. 860 S.) Braunſchweig 1857, Vieweg u. Sohn. n. 4½ Thlr.

Die vollſtändigſte Zuſammenſtellung der auf das Grenzgebiet zwiſchen Chemie und Phyſik bezüglichen Lehren. Ein wiſſenſchaftliches Werk.

Poßel, Emil, Laienchemie oder leichtfaßliche, an einfache Verſuche geknüpfte Darſtellung der Hauptlehren der Chemie, für Gebildete insbeſondere für Lehrer, Oekonomen u. Gewerbetreibende. Mit eingedr. Holzſchnitt. gr. 8. (XVI u. 316 S.) Langenſalza 1857, Schulbuchhdl. 24 Ngr.

Eine im Ganzen gelungene Populariſirung der Chemie, nur in etwas zu engen Grenzen gehalten.

Regnault-Strecker, A., Kurzes Lehrbuch der anorganiſchen Chemie, theilweiſe nach Regnault ſelbſtändig bearbeitet v. A. Strecker. Mit 182 Holzſchnitten. 4. Aufl. 8. (XXVII u. 802 S.) Braunſchweig 1858, Vieweg u. Sohn. n. 2 Thlr.

—— —— Kurzes Lehrbuch der organiſchen Chemie. Mit 42 Holzſchnitt. 2. Aufl. 8. (XXI u. 802 S.) Braunſchweig 1857, Vieweg u. Sohn. n. 2⅓ Thlr.

Eines der überſichtlichſten, reichhaltigſten und klarſten Lehrbücher der Chemie.

Mulder, G. J., Die Chemie des Weines. Aus dem Holländischen Karl Arenz. 8. (XII u. 405 S.) Leipzig 1856, Weber. n. 2 Th

Werk eines bewährten Chemikers, der den Bildungsproceß, die Bestandtheile der [illegible] ergährung, Farbstoff, Bouquet u. dgl. wissenschaftlich erörtert und über manche [illegible] spielende Aufschluß gibt. Nur Schade, daß die Versuche, auf denen seine [illegible] beruhen, nur im Kleinen angestellt werden konnten und deshalb nicht immer ein für den [illegible] zugleich brauchbares Resultat geben.

Liebig, Justus von, Ueber Theorie u. Praxis in der Landwirthschaft. (VIII u. 124 S.) Braunschweig 1856, Vieweg u. Sohn. n. ⅔

Liebig bekräftigt in dieser Schrift seine früher ausgesprochene Ansicht, daß der mineral[illegible] Dünger einen genügenden Ersatz für den thierischen Dünger gewähren könne, und [illegible] fertigt sich gegen verschiedene Chemiker, welche seine Theorie weiter verfolgt und überschritten [illegible] Eine weitere Ausführung dieser Polemik findet sich in der Beilage zur Allgem. Zeitun 1857 unter dem Titel: Chemische Briefe, Nr. 187—202.

Wolff, Emil, Die Erschöpfung des Bodens durch die Cultur. Nebst merkungen üb. künstl. concentrirte Düngmittel. gr. 8. (104 S.) L 1856, O. Wigand. n. ⅓ Thlr.

Schrift eines bedeutenden Ackerbauchemikers, gegen welchen Liebig hauptsächlich sein Kampf wegen der Düngerlehre gerichtet hat.

Walz, Gustav, Mittheilungen aus Hohenheim. 4. Heft: Die Min dünger u. Stickstoffdünger in der Landwirthschaft. Nebst einer Beleuch der neuesten chemischen Briefe Liebigs von Emil Wolff. gr. 8. (151 S.) Stuttgart 1858, Cotta. 27 Ngr.

Eine Hauptschrift in dem Streit über Ackerbauchemie, von dem Director der land wirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim.

Geologie und Mineralogie.

Lyell, Charles, Geologie oder Entwickelungsgeschichte der Erde und Bewohner. Nach der 5. Aufl. des Originals vom Verfasser umgearb Die Uebersetzung durchgesehen u. eingeführt von Bernhard Cotta. 1. Mit 232 Abbildungen. gr. 8. (XIV u. 412 S.) Berlin 1857, D u. Humblot. n. 2⅔ Thlr.

Ein epochemachendes Werk von einem Hauptvertreter der neueren Geologie, dessen [illegible] eigenthümlicher Werth besteht, daß er von einer genauen Untersuchung der gegenwärtigen [illegible] Erdrinde ausgeht, um daraus die vergangenen geologischen Thatsachen zu erklären. [illegible] längst habe jener vorzugsweise den Boden seines Heimathlandes, aber er hat außerdem [illegible] allen jetzt lebenden Geologen die umfassendste Selbstanschauung anderer Länder.

Volger, G. H. Otto, Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschich Erde als kreisender Entwickelungsgang im Gegensatze zur naturwi Geologie der Revolutionen und Katastrophen. 8. (XII u. 578 Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr.

Ein Buch, das in einem übertreibenden und manierirten Stile eine völlige Um tung der Geologie in Angriff nimmt, auch von bedeutenden Seiten als eine epochemach [illegible] scheinung aufgefaßt worden ist, aber von den Vertretern der Wissenschaft wenig beacht

Quenstedt, Fr. Aug., Der Jura. Mit 3 Uebersichtstafeln, 42 Holzsch ten und einem Atlas von 100 Taf. Lex. 8. (VI u. 842 S.) Tüb 1858, Laupp. n. 12 Thlr.

Genaue Beschreibung der unter dem Namen Jura bekannten Gebirgsformation in den [illegible] übersichtliche systematische Eintheilung derselben nach den darin enthaltenen Petre welche genau beſchrieben und deutlich abgebildet ſind. Ein wiſſenſchaftliches Werk, das aber auch den Dilettanten der Geologie gute Dienſte leiſten wird, um ſo mehr als die lebendige Darſtellung das Studium desſelben erleichtert, und als es der Abſicht des Verfaſſers, ein praktiſches Hülfsmittel für den Sammler zu geben, entſpricht.

Oppel, Albert, Die Juraformation Englands, Frankreichs und des ſüdweſtl. Deutſchlands. Nach ihren einzelnen Gliedern eingetheilt u. verglichen. Mit einer geognoſtiſchen Karte. gr. 8. (IV u. 858 S.) Stuttgart 1856—58. Ebner u. Seubert. n. 4 Thlr. 24 Ngr.

Eine vergleichende Beſchreibung und Eintheilung des Jura in den verſchiedenen Ländern, nach ſorgfältigen Studien und eigener Anſchauung.

Cotta, Bernh., Geologiſche Fragen. Mit in d. Text eingedr. Holzſchnitten. gr. 8. (IV u. 345 S.) Freiberg 1858, Engelhardt. n. 2 Thlr.

Sammlung von [illegible] geologiſchen Aufſätzen, die zunächſt für den Fachmann beſtimmt, verſchiedene zweifelhafte Dinge beſprechen und anregen, aber auch auf das größere für Geologie ſich intereſſirende Publikum berechnet ſind und ein Bild von dem geben ſollen, was man in der Geologie weiß und noch nicht weiß.

Zippe, F. X. M., Geſchichte der Metalle. gr. 8. (XV u. 365 S.) Wien 1857, Braumüller. n. 2 Thlr.

Eine gute populäre Monographie über die Metalle in geſchichtlicher, techniſcher und naturwiſſenſchaftlicher Beziehung.

Botanik und Zoologie.

Die drei Reiche der Natur. In 3 Abtheilungen mit 8000 Abbildungen (in Holzſchnitten). Abth. I. 1—4. Heft. Das Thierreich v. C. G. Giebel. Heft 4. (1—256 S.) Leipzig 1858, O. Wigand. n. 1⅓ Thlr.

Der mit dem Talent einer anſprechenden Darſtellung begabte Verfaſſer will in dieſem auf 3 Bände berechneten Werke eine populäre Naturgeſchichte geben, welche jeden Gegenſtand berückſichtigen, der durch ſeinen materiellen Werth oder ſeine Bedeutung im Haushalt der Natur irgend ein allgemeines Intereſſe beanſprucht, beſchreibt und einen Einblick in den innern Zuſammenhang der Naturreiche gewährt.

Atlas der Naturgeſchichte. In drei (auch einzeln verkäuflichen) Theilen.
1. Thl. Das Thierreich. Lex. 8. (VI u. 289 S.) Breslau 1858, Hirt. 2 Thlr.
2. Thl. Das Pflanzenreich. Lex. 8. (IV u. 224 S.) Ebend. 1858. 1⅓ Thlr.

Zahlreiche gut ausgeführte Holzſchnitte mit kurzem Text. Das Werk ſucht die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften dem größern Publikum durch Wort und Bild zugänglich zu machen. Der zwiſchen den Abbildungen eingefügte Textſatz gibt die beſondern Eigenthümlichkeiten und Unterſcheidungszeichen der Gattungen an, die Beſchreibung der Arten dagegen fehlt.

Maſius, Hermann, Naturſtudien. Skizzen aus der Pflanzen- u. Thierwelt. 3. verbeſſerte Auflage mit 13 Illuſtrationen u. Holzſchnitttaf. u. Titelb. in Farbendr. gr. 8. (XIII u. 414 S.) Leipzig 1857, Brandſtetter. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mit ungewöhnlichem poetiſchem Talente für ſinnige Auffaſſung der Naturformen geſchrieben. Dem Freunde der Naturwiſſenſchaften wie dem [illegible] ſicherlich durch überraſchend originelle und gleichwohl nicht geſuchte Auffaſſungen.

Meyer, E. H. F., Geſchichte der Botanik. Studien. 4 Bde. gr. 8. Königsberg 1854—57, Gebr. Bornträger. n. 9⅓ Thlr.
I. (X u. 406 S.) II. (X u. 431 S.) III. (XVI u. 554 S.)
IV. (VIII u. 451 S.)

[illegible]

Seubert, Moritz, Lehrbuch der geſammten Pflanzenkunde. 2. verbeſſ. Aufl. mit vielen in den Text gedruckten Holzſchnitten. gr. 8. (IV u. 454 S.) Leipzig u. Heidelberg 1858, C. F. Winter. n. 2 Thlr.

[illegible]

Unger, F., Botaniſche Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeſchichte.
I. Nahrungspflanzen des Menſchen, mit 1 Charte. Lex. 8. (98 S.) Wien 1857, Gerold's Sohn. n. ⅔ Thlr.
II. Die Pflanze als Erregungs- u. Betäubungsmittel. Lex. 8. (74 S.) Ebend. 1857. n. 14 Ngr.

[illegible]

Engelhardt, W., Die Nahrung der Pflanzen. gr. 8. (III u. 214 S.) Leipzig 1856, O. Mayer. n. ⅚ Thlr.

[illegible]

Schmidlin, Eduard, Populäre Botanik oder gemeinfaßliche Anleitung zum Studium der Pflanze und des Pflanzenreichs. Zugleich ein Handbuch zum Beſtimmen der Pflanzen auf Excurſionen. Mit mehr als 16[illegible] colorirten Abbildungen. gr. 8. (VI u. 712 S. u. 62 Tafeln.) Stuttgart 1857, Krais u. Hoffmann. 6 Thlr.

[illegible]

Wagner, Hermann, Die Pflanzenwelt. Führer durch das Reich der blühenden Gewächſe (Phanerogamen). Herausgeg. u. mit einem Herbarium in Verbindung gebracht. Mit tropiſch. Vegetationsanſichten. 1—6. Lfg. gr. 8. (1—416 S.) Bielefeld 1856—58, Helmich. n. 1⅓ Thlr. (das Werk iſt auf 8—10 Lief. berechnet.)

[illegible]

Seemann, Berthold, Die Palmen. Populäre Naturgeſchichte derſelben u. ihrer Verwandten ꝛc. Unter Mitwirkung des Verfaſſers deutſch arbeitet von Carl Bolle. Mit 7 Illustr. Lex. 8. (XIII u. 258 S.) Leipzig 1857, W. Engelmann. 2⅔ Thlr.

Ein ursprünglich englisch geschriebenes Werk, das als zweckmäßiger Commentar für die Betrachtung des Palmenhauses in Kew bei London dienen konnte, und nun für deutsche Leser, denen diese Belehrung nicht zur Hand ist, eigentlich zu viel gibt. Uebrigens eine gute Popularisirung der wissenschaftlichen Kenntniß von den Palmen. Die Illustrationen und überhaupt die Ausstattung sehr elegant.

Schmidt, Oscar, Naturgeschichtliche Darstellungen. gr. 8. (IV u. 147 S.) Wien 1858, Carl Gerold. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sechszehn sehr anziehende Vorträge, welche in Graz vor einem großen Zuhörerkreise gehalten und mit allgemeinem Beifall gehört wurden. Sie haben folgende Ueberschriften: I. über den Umgang mit der Natur. II. Gesetzmäßigkeit in der Formenmenge des Thierreichs. III. Vorweltliche Thiere. IV. Die geographische Verbreitung der Thiere. V. Infusorien. VI. Die Pflanzen.

Blaſius, J. H., Fauna der Wirbelthiere Deutſchlands und der angrenzenden Länder von Mittel-Europa. 1. Bd. Naturgeſchichte der Säugethiere. Mit 290 Holzſchnitten. gr. 8. (VII u. 549 S.) Braunſchweig 1857, Vieweg u. Sohn. n. 2⅔ Thlr.

Ein wissenschaftliches, zunächst für Kundige bestimmtes Werk, das aber vermöge seiner klaren übersichtlichen Darstellung auch für Dilettanten brauchbar ist. Die Abbildungen sind gut ausgeführt. In einem zweiten Band sollen die Vögel, in einem dritten die Amphibien und Fische nachfolgen.

Michelet, Jul., Aus den Lüften. Das Leben der Vögel. Aus dem Franzöſiſchen. 2. Aufl. gr. 16. (III u. 281 S.) Berlin 1858, Allg. Verlagsanſtalt. n. 1⅓ Thlr.

Ein geistreiches Buch des bekannten französischen Historikers, der die Beobachtung der Vögel als liebender Dilettant betreibt. Leider hat der deutsche Bearbeiter die Einleitung, in welcher er die Entstehungsgeschichte des Buches erzählt und über die Eigenthümlichkeiten seines Talents Aufschluß gibt, weggelassen.

Eine 3. Aufl. dieses Buches wurde Anfang Aug. v. J. z. d. Preis v. 1 Thlr. angekündigt.

Siebold, C. Th. E. v., Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen u. Bienen. Ein Beitrag z. Fortpflanzungsgeſch. d. Thiere. Mit 1 Kupfertaf. gr. 8. (VIII u. 144 S.) Leipzig 1856, Engelmann. 1 Thlr.

Die eigenthümliche, von bewährten Bienenzüchtern wie Dzierzon, Berlepsch u. A. vermuthete Fortpflanzungsweise der Bienen durch die eine Königin des Stockes wird hier von einem der ausgezeichnetsten Zoologen auf den Grund mikroskopischer Untersuchung bestätigt. Ein wissenschaftliches Werk.

Beyer, W. u. J. F. O. **Kühner,** Illuſtrirter neueſter Bienenfreund. Eine vollſt. Unterweiſ. in d. Behandl. d. Bienen zu jeder Jahreszeit u. Mit beſond. Berückſicht. der Bienenzuchtmethode des Pfarrer Dzierzon. 3. Auflage durchgeſ. u. verb. v. G. Kirſten. Mit 62 Holzſchnitten. 8. (XII u. 235 S.) Leipzig 1857, Spamer. ⅔ Thlr.

Nette Schilderung des Bienenlebens, das in seinen vielen wunderbaren Aeußerungen dem Naturfreunde in so hohem Grade interessant geworden ist.

Medicin.

Oeſterlen, Fr., Handbuch der Hygieine, der privaten und öffentlichen. 2. durchaus umgearbeitete Auflage. Mit 12 Tafeln Abbildungen. Lex. 8. (XI u. 837 S.) Tübingen 1857, Laupp. 4⅔ Thlr.

Eine umfassende Erörterung aller der Dinge, welche bei der Pflege der menschlichen Geſundheit in Betracht kommen, wie klimatiſche Einflüſſe, Nahrung und Getränke, Wohnung, Kleidung, Bewegung und Leibespflege, Beſchäftigungsart. Sorgfältige Benutzung der neueſt in England und Belgien geſammelten Beobachtungen und ſtatiſtiſchen Unterſuchungen.

Mühry, A., Klimatologiſche Unterſuchungen oder Grundzüge der Klimatologie in ihrer Beziehung auf die Geſundheitsverhältniſſe der Bevölkerungen ꝛc. Mit 2 Karten. gr. 8. (XXI u. 816 S.) Leipzig 1858, C. F. Winter. n. 4 Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Zuſammenſtellung der vorhandenen Nachrichten und Unterſuchungen

Joſeph, Guſtav, Venedig als Winteraufenthalt für Bruſtleidende. Für Aerzte und gebildete Laien. br. 8. (XI und 146 S.) Breslau 1856, Trewendt. ⅔ Thlr.

Der Verfaſſer rieth ſolchen Bruſtleidenden, welche in der Lage ſind, ſich ihren Aufenthalt wählen zu können, Venedig als beſonders geeignet an und gibt weitere Rathſchläge für [illegible] Leben, ſowie manche ſonſt intereſſante Notizen über Venedig.

Staatswiſſenſchaften.

Allgemeines.

Das Staatslexikon. Encyclopädie der ſämmtlichen Staatswiſſenſchaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angeſehenſten Publiciſten Deutſchlands herausgeg. von C. v. **Rotteck** u. C. **Welcker**. 3. Aufl. herausgeg. von K. Welcker. 1. Band. Lex. 8. (LXIV u. 810 S.) 2. Bd. bis S. 576. Leipzig 1858, Brockhaus. n. 5 Thlr. 18 Ngr.

Dieſe dritte Auflage iſt zwar mit vielen neuen Artikeln vermehrt, aber in vielen älteren keineswegs ſo durchgreifend umgearbeitet, als die veränderten Verhältniſſe erfordern.

2. Aufl. ſ. Wegweiſer S. 57.

Deutſches Staatswörterbuch. In Verbindung mit deutſchen Gelehrten herausgeg. von J. C. **Bluntſchli**. Unter Mitredaktion von K. Brater. Bis jetzt Bd. I. gr. 8. (VIII u. 798 S.) Bd. II. (777 S.) vollſtändig, Bd. III. (1—560 S.) (oder Lief. 1—27 [deren 10 einen Bd. bilden] à Lief. n. ⅓ Thlr.) Stuttgart 1856—58, Expedition.

Dieſes Unternehmen wurde bei ſeinem Beginn vielfach als eine grundſätzliche Oppoſition gegen das Rotteck-Welcker'ſche Staatslexikon aufgenommen. Das bisher Erſchienene und die Verdächtigungen der reactionären Partei zeigen aber, daß es dieß nicht iſt. Es unterſcheidet ſich von ſeinem ältern Vorgänger vielmehr nur durch eine vorwiegend hiſtoriſche Behandlung und durch Zuſammenfaſſung in größere Artikel. Es iſt nicht der Ausdruck einer Partei, ſondern von Männern verſchiedener politiſcher Richtung geſchrieben, repräſentirt es den gegenwärtigen Stand der wiſſenſchaftlichen Entwickelung.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. In Verbindung mit K. H. Rau, Rob. Mohl u. G. Hanſſen. Herausgeg. von den Mitgliedern der ſtaatswirthſchaftl. Fakultät in Tübingen: **Schüz**, **Hoffmann**, **Helferich** u. **Weber**. 9—14. Jahrg. (à 4 Hefte) gr. 8. Tübingen 1853—58, Laupp u. Siebeck. à n. 4⅔ Thlr.

S. erſten Nachtrag S. 23.

Deutſche Vierteljahrsſchrift. Jährlich 4 Hefte in gr. 8. à 20—25 Bgn. (erſchienen ſind bis dato Jahrg. 1—XXI 1. Hft.) Stuttgart, Cotta. Preis pro Heft n. 1⅓ Thlr.

Iſt zwar eine Zeitſchrift von allgemeinem Inhalt, wir führen ſie aber hier auf, weil das Volkswirthſchaftliche ein Hauptbeſtandtheil in ihr iſt und ſie ſich durch eine Reihe gediegener Artikel in dieſem Fache auszeichnet. So im J. 1856 zwei gute Artikel über die Actiengeſellſchaften; im J. 1857 über den Credit und die Organiſation deſſelben, über die Schwankungen im Werth der edlen Metalle, die Beſoldungsfrage, die Aufgabe der Polizei, die deutſchen Geldſurrogate; im J. 1858 die Handelskriſis mit beſonderer Rückſicht auf das Bankweſen, die Bedeutung der Zuſammenlegung der Grundſtücke in land- und volkswirthſchaftlicher Hinſicht, über Erbpacht und Bodenzerſplitterung u. ſ. w.

Politik.

Frantz, C., Vorſchule zur Phyſiologie der Staaten. br. 8. (IV u. 344 S.) Berlin 1857, Schneider. n. 1 Thlr.

Verſucht im Gegenſatz zu den bisherigen ſpeculativen Staatstheorien auf neuer Grundlage der realen Kräfte und Gewalten eine neue Lehre vom Staate aufzubauen, iſt aber glücklicher in der Kritik als im poſitiven Aufbau, zu dem der Verfaſſer nicht eigentlich kommt. Uebrigens eine für Jeden, der nach politiſcher Erkenntniß ſtrebt, beachtenswerthe Schrift.

Duncker, Max, Feudalität und Ariſtokratie. Ein Vortrag am 18. März 1858 in Tübingen gehalten. gr. 8. (50 S.) Berlin 1858, Duncker u. Humblot. n. ⅙ Thlr.

Eine ſehr gehaltvolle akademiſche Rede, in welcher der Verfaſſer an der engliſchen Staatsentwicklung zeigt, wie dort der Feudaladel zu einer ſehr wohlthätigen politiſchen Macht ſich ausgebildet habe, während er in Frankreich und Deutſchland zum eigenen und des ganzen Volkes Schaden, nur die feudalen Rechte feſthaltend, keinen politiſchen Beruf verwirklicht habe.

Volkswirthſchaft.

Roſcher, Wilh., Syſtem der Volkswirthſchaft ꝛc. 1. Bd. die Grundlagen der Nationalökonomie. Zweite verb. Auflage. gr. 8. (X u. 566 S.) Stuttgart 1857, Cotta. n. 3 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 43.

Hat in der neuen Auflage einige nicht unerhebliche Verbeſſerungen erhalten, wie in der Lehre vom Werthe, vom Credit, von der Lohnpolitik, dem mittelalterlichen Zinsweſen und dem Unternehmerlohn. Auch iſt ein Perſonal- und Sachregiſter hinzugekommen. Der Hauptvorzug des Buches iſt die treffliche Ausführung der Dogmengeſchichte und der Reichthum der hiſtoriſchen Belegſtellen. Aber oft wird aus einzelnen Thatſachen zu viel geſchloſſen und gar zu ſchnell ein volkswirthſchaftliches Geſetz aufgeſtellt.

Stein, L., Syſtem der Staatswiſſenſchaft. 2. Band: Die Geſellſchaftslehre. Erſte Abtheilung. Der Begriff der Geſellſchaft und die Lehre von den Geſellſchaftsclaſſen. gr. 8. (X u. 431 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

S. erſter Nachtrag S. 22.

Der Verfaſſer hat ſich durch den Hegel'ſchen Formalismus zu einer verkünſtelten Eintheilung der Staatswiſſenſchaft in die Wirthſchaftslehre, Geſellſchaftslehre und Staatslehre verleiten laſſen, die er dann zu den drei Ordnungen des menſchlichen Gemeinſchaftslebens in Parallele ſetzt, deren erſte die menſchliche Thätigkeit in ſich begreift, welche äußere Güter erzeugt, deren zweite die geiſtige Arbeit zum Inhalt hat, deren dritte aber die Vielheit der Menſchen zu einer perſönlichen Einheit zuſammenfaßt. Dadurch gelangt er zu einer ungerechtfertigten Scheidung des Güterverkehrs von der Geſellſchaft, welche beide doch natürlich zuſammengehören, und dieſes Miß-

verhältniß eine Selbſtſucht in dem vorliegenden Bande hervor, in welchem er die eigentliche Volks-
ſchaftslehre abhandelt. Das Buch iſt mit Geiſt, Scharfſinn und vielen Kenntniſſen geſchrieb
aber die Syſtematik bringt Unklarheit und Willkürlichkeit hinein.

Stein, L., Lehrbuch der Volkswirthſchaft. Zum Gebrauche für Vo
leſungen und für das Selbſtſtudium. gr. 8. (XVI u. 358 S.) Wi
1858, Braumüller. n. 2 Thlr.

Ein auf die philoſophiſchen Vorausſetzungen des größeren Werkes gebauter Abriß, der a
das Verſtändniß der darin abgehandelten Lehren wenig fördern dürfte und zum Selbſtſtudi
nicht zu empfehlen iſt.

Miſchler, Peter, Handbuch der Nationalökonomie.
Bd. I. 1. Grundſätze der Nationalökonomie. gr. 8. (XVI u. 294 S
Wien 1857, Manz. 1 Thlr. 21 Ngr.
Bd. I. 2. Entſtehung des nationalen Reichthums und Lehre v. natü
Reichthum der Länder. (VII u. 191 S.) Ebend. 1857. 1 Thlr.

Enthält nicht wie man nach dem Titel erwarten ſollte, eine gedrängte Darſtellung
Hauptlehren der Volkswirthſchaft, ſondern weitſchweifige Unterſuchungen über Weſen, Aufg
und Werth einer Wiſſenſchaft. Der Verfaſſer macht Anſpruch auf Popularität ſeines Werk
aber dieſe beſteht nur in allzu großer Breite und ſteten Wiederholungen, während er häufig B
trachtungen anſtellt, die nur auf die wiſſenſchaftliche Syſtematik Bezug haben.

Schulze, F. G., Nationalökonomie oder Volkswirthſchaftslehre, vo
nehmlich für Land-, Forſt- und Staatswirthe ꝛc. und prakt. Erörte
über Handel, Taxation, Papiergeld u. Banken. gr. 8. (XXVIII
952 S. u. 2 Steintaf.) Leipzig 1856, G. Wigand. n. 3⅓ Thlr.

Handbuch eines angeſehenen und beliebten Lehrers der Landwirthſchaft. Dieſe Seite d
Werkes ſind am beſten ausgeführt und mit guten Beiſpielen verſehen. Uebrigens Sinn f
humane Beſtrebungen und billige Rückſicht auf beſtehende Verhältniſſe ſind hervorſtechende
genſchaften des Verfaſſers. Die Darſtellung iſt gemeinfaßlich populär, aber auch breit, und
fehlt ihr an ſcharfer Feſtſtellung der Begriffe, woraus oft ſcheinbare Unterſcheidungen entſtehen.

Heinrich, G., (Director der landwirthſchaftl. Lehranſtalt zu Proskau
Die Nationalökonomie in ihrer Beziehung zur Landwirthſchaft. Lex.
(VI u. 269 S.) Leipzig 1856, G. Wigand. n. 2 Thlr.

Soll ebenfalls eine Volkswirthſchaftslehre für Landwirthe ſein, ermangelt aber der gehö
gen Schärfe und Klarheit der Grundbegriffe, und gefällt ſich im Vorheben eines praktiſchen Ele
[illegible] der Theorie und mancherlei [illegible]. Auch weiß der Verfaſſer
was er ſagen will nicht immer richtig auszudrücken.

Kautz, Jul., Theorie u. Geſchichte der Nationalökonomik. Propylä
zum volks- u. ſtaatswirthſchaftlichen Studium. 1. Theil: Nationalök
nomik als Wiſſenſchaft. Lex.8. (XVI u. 443 S.) Wien 1858, Gerold
Sohn. 2⅔ Thlr.

Schrift eines für ſein Fach begeiſterten, ſtrebſamen jungen Mannes, der in vorliegend
Werke Geiſt, Beleſenheit und Kenntniſſe zeigt, aber zu viel von Theorie und Methode,
wenig von der Sache handelt.

Glaſer, J. C., Handbuch der politiſch. Oekonomie. I. Theil: Allgemei
Wirthſchaftslehre oder Nationalökonomie mit Rückſicht auf ihre Anwe
dung in der Privat- und Staatswirthſchaft dargeſtellt. gr. 8. (XV
392 S.) Berlin 1858, Schröders Verl. n. 2 Thlr.

Das Eigenthümliche dieſes Handbuchs liegt im Hereinziehen von poſitiven Einrichtun
und techniſchen Verhältniſſen, die zur allgemeinen Wirthſchaftslehre bisher nicht gerechnet w
den. Es fehlt an Folgerichtigkeit und Schärfe der Begriffsbeſtimmungen, beſonders in der E

von der Grundrente und dem Preis. Die Erklärung wirthſchaftlicher Vorgänge theilweiſe mangelhaft und nicht dem jetzigen Stand der Wiſſenſchaft entſprechend.

Lette, Adolph, Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zuſammenhange mit der Geſchichte, der Geſetzgebung und den Volkszuſtänden. gr. 8. (202 S.) Berlin 1858, Franz Duncker. n. 1⅙ Thlr.

Der Verfaſſer ſteht auf dem gewöhnlichen liberalen Standpunkt, und bekämpft von dieſem aus mit Beibringung einiger ſtatiſtiſchen Notizen und Vergleichungen die neuerdings in Preußen ausgeſprochenen Wünſche einer Beſchränkung der unbedingten Theilbarkeit des Grundeigenthums. Ungenügende Benutzung der Literatur, namentlich der gegneriſchen, ungenügendes Eingehen in die Verſchiedenheit der einzelnen Landestheile. Auch erfaßt der Verfaſſer die wirklichen Gegenſätze nur mangelhaft, denn die beſtehende Geſetzgebung verhält ſich nicht neutral gegenüber von Gebundenheit und Theilbarkeit, ſondern wirkt poſitiv für letztere durch das Inteſtaterbrecht und durch die Pflichttheilsgeſetzgebung. Man kann gegen Gebundenheit und Gutsminima, man kann für vollkommene Freiheit des Einzelnen in der Dispoſition über das Grundbeſitzthum ſein und doch gegen die jetzige Geſetzgebung. Die Gegner ſeiner Anſicht können ſich durch ihn nicht widerlegt finden.

Volkswirthſchaftliche Monatſchrift, in Verein mit bewährten Fachgenoſſen herausgegeben von G. Pickford. 1. Jahrg. 1858 12 Hefte. gr. 8. (à 6—7 Bgn.) Erlangen 1858, Enke. n. 5 Thlr. 18 Ngr.

Erſchien früher unter dem Titel Germania als Wochenſchrift in Heidelberg. Eine halb populäre Zeitſchrift, welche in verſtändiger, wohlmeinender Weiſe volkswirthſchaftliche Fragen beſpricht, aber in ihren Artikeln ſich nicht zu einer umfaſſenden und erſchöpfenden Betrachtung erhebt, wie ſie z. B. die Vierteljahrsſchrift gibt.

Schwarz, J. L., Die 1857er Kriſis. Verzeichniß ſämmtlicher während der 1857er Kriſis auf allen Plätzen der Erde ſtattgehabten, reſp. z. öffentl. Kunde gekommenen größeren kaufmänniſchen Zahlungseinſtellungen, nebſt einem wörtlichen Abdruck aller in Bezug auf die Hamburger Kriſis erlaſſenen Verordnungen. Nach officiellen Quellen bearbeitet. 1. Thl. gr. 8. (VII u. 44 S.) Hamburg 1858, Nolte u. Köhler. n. 12 Ngr.

Ein überſichtliches Bild von dem Umfang der Kriſis und damit ein ſehr wichtiger Beitrag zur Handelsgeſchichte von bleibendem Werthe.

Finanzweſen.

Hock, Carl Ritter v., Die Finanzverwaltung Frankreichs. gr. 8. (XII u. 699 S.) Stuttgart 1857, Cotta. n. 3⅓ Thlr.

Vortreffliche, klare und gründliche Darſtellung des thatſächlichen Zuſtandes der franzöſiſchen Finanzverwaltung, mit vielen hiſtoriſchen Rückblicken und häufiger Anwendung der Kritik. Im Anhang eine werthvolle Ueberſicht über den Ertrag der einzelnen Zweige des Staatshaushaltes.

Horn, J. E., Das Creditweſen in Frankreich. Nationalökonom. Skizze. 2. verb. Aufl. (VII u. 139 S.) Leipzig 1857, Hübner. n. ⅔ Thlr.

Die Staatsſchuld Frankreichs, der Curs derſelben, die Tilgungsverſuche, die Nationalbank und ihre Operationen, der credit foncier und mobilier, die Actienunternehmungen, die Börſe im Allgemeinen werden mit Sachkenntniß und Klarheit ſehr inſtructiv beſprochen. Urſprünglich als Aufſätze in der Kölner Zeitung veröffentlicht.

Verkehrsweſen.

Knies, K., Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen ü
den Nachrichtenverkehr überhaupt. gr. 8. (IX u. 273 S.) Tübin
1857, Laupp. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer hat das ſtatiſtiſche und techniſche Detail mit Fleiß und Sorgfalt geſam
und zweckmäßig verarbeitet.

Länder- und Völkerkunde.

Geographie und Statiſtik.

Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Mit Unterſtütz. d. Geſellſch. f. E
kunde zu Berlin ꝛc. Herausgeg. von K. Neumann. (1857—58.) 2 B
à 6 Hefte (in gr. 8.) jährl. Berlin, D. Reimer. à Band n. 2⅔ T

S. zweiter Nachtrag S. 45.

Erhält ſich auch unter der neuen Redaktion als eine Zeitſchrift von gediegenem Gehalt.

Mittheilungen aus Juſtus Perthes geographiſcher Anſtalt über wich
neue Erforſchungen auf dem Geſammtgebiete der Geographie von A.
termann. Jahrg. 1856. Heft 5—12. u. Jahrg. 1857 1—12. 18
1—7. Heft mit Holzſchnitten u. Charten. gr. 4. Gotha 1856—
J. Perthes. à Heft n. ⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 45.

Das Ausland. Eine Wochenſchrift für Kunde des geiſtigen und ſittlic
Lebens der Völker. Red. O. F. Peſchel. 31. Jahrg. 1858. 52 Num
(à 3 B.) Stuttgart 1858, Cotta. n. 9⅓ Thlr.

Vertritt mehr die ethnographiſche Seite, ſchildert nicht nur die Länder, ſondern auch
Bewohner, und geht auf ausführliche Betrachtung ſtaatlicher und ſocialer Verhältniſſe ein.

Ritter, Carl, Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geſchichte
Menſchen. Theil XVIII. 3. Buch. Weſtaſien (2. Aufl.) Theil I.
3 Kupfern. gr. 8. (XXIV u. 1024 S.) Berlin 1858, G. Reim
4⅔ Thlr.

Stein, Chr. G. D. u. Ferd. **Hörſchelmann**, Handbuch der Geograp
u. Statiſtik ꝛc. Neu bearb. v. J. E. Wappäus. 7. Aufl.

Bd. I. Abth. 3. Mittel- u. Südamerika von Wappäus. Repub
Mexiko. gr. 8. (S. 1—96.) Leipzig 1858, Hinrichs Verl. 12 N

Bd. III. Lief. 1. Allgemeine Ueberſicht von J. Wappäus. Rußla
von Fed. Peſſart. (200 S.) Ebend. 1858. ⅔ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 45. Das umfaſſendſte neuere Werk über Geographie.

Berghaus, Heinr., Was man von der Erde weiß. Ein Lehrbuch z
Selbſtbelehrung für die Gebildeten aller Stände. 1—3. Bd. gr.
(I 208 S. II 768 S. III 1—384 S.) Berlin 1856—58, Haſſelbe
n. 3⅔ Thlr.

Das erſte Buch des vorliegenden Bandes gibt eine Geſchichte der geographiſchen Entdeck
gen, das zweite eine kurze Schilderung Europa's und ſeiner einzelnen Länder nach ihren Nat
verhältniſſen und den geſellſchaftlichen Zuſtänden ihrer Bewohner. Die Beſchreibung der e
zelnen Staaten iſt mit Skandinavien und Dänemark angefangen.

Schneider, K. F. Rob., Handbuch der Erdbeſchreibung in ihrer Verbindung mit Natur- und Menſchenkunde. Zugleich als Leitfaden beim Gebrauch des Sohr'ſchen Handatlaſſes. 2 Theile in 5 Abtheilungen. gr. 8. (2305 S. u. 190 S. Regiſter). Glogau 1846—57, Flemming. 8 Thlr.

Ein gutes, ſorgfältig ausgearbeitetes Handbuch der Erdkunde.

Blanc, L. G., Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur u. Geſchichte der Erde u. ihrer Bewohner. 7. Aufl. Herausgeg. von A. Dieſterweg. Mit 106 in d. Text gedr. Holzſchnitten u. 2 Tafeln in Holzſchnitt. Ausgabe in 3 Bänden. gr. 8. (I. VII u. 792 S. II. 775 S. III. 722 S.) Braunſchweig 1857, Schwetſchke u. Sohn. 5 Thlr.

War ſchon in den früheren Auflagen als geographiſches Handbuch, das neben der trefflichen Belehrung auch der Unterhaltung dienen kann, beliebt, und iſt nun in der neuen Auflage durch zahlreiche Holzſchnitte u. weitere Ausdehnung des naturwiſſenſchaftlichen Theiles vermehrt.

Klöden, G. A. v., Handbuch der Erdkunde. 1—3. Lief. oder Bd. I. S. 1—400. Mit eingedruckten Holzſchnitten. gr. 8. Berlin 1858, Weidmannſche Buchh. n. 1⅓ Thlr.

Ein auf drei Bände berechnetes Werk, welches die Erdkunde nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft darſtellen und zugleich eine genußreiche Lectüre bieten will. Der nun vollſtändig vorliegende erſte Band iſt ganz der mathematiſchen und phyſikaliſchen Geographie gewidmet, welche er mit großer Ausführlichkeit und mitunter recht anziehend und unterhaltend behandelt. So iſt z. B. das Leben des Meeres, die Gletſcher, die Vulkane ſehr lebendig und anſchaulich beſchrieben, dagegen wird in dem Abſchnitt über Luft, Verbreitung der Wärme ꝛc. mehr wiſſenſchaftlicher Stoff gegeben, als für den Zweck geeignet iſt. Auch im mathematiſchen Theil kommt manches vor, was der Verfaſſer hier nicht erklären kann. Ob nicht die politiſche Geographie und Ortsbeſchreibung, welche für ein Handbuch der Geographie doch am Ende die Hauptſache iſt, verhältnißmäßig zu kurz wegkommen, und ob dieſe nicht, da in dem erſten Band viel von dem intereſſanten Stoff vorweg genommen iſt, etwas trocken und einförmig ausfallen werden, muß der weitere Verlauf zeigen.

Reuſchle, K. G., Handbuch der Geographie oder neueſte Erdbeſchreibung mit beſonderer Rückſicht auf Statiſtik und Topographie. 1—6. Lief. Lex. 8. (1—772 S.) Stuttgart 1857—58, Schweizerbart. n. 3 Thlr. 18 Ngr. (erſcheint in ca. 9 Lieff.)

Iſt nach einem von Klöden ganz verſchiedenen Plane bearbeitet, indem der vorausgeſchickte allgemeine Theil blos die geographiſchen Begriffsbeſtimmungen und das, was auf der ganzen Erde das Gemeinſame iſt, abhandelt. Dem allgemeinen Theil folgt ein beſonderer, in welchem die Zonen und Welttheile beſchrieben ſind. Der dritte ſpecielle Theil behandelt dann die einzelnen Länder in ihren phyſikaliſchen, topographiſchen und politiſchen Beziehungen. Reuſchle will nicht unterhalten, ſondern wiſſenſchaftlich belehren, und gibt in ſchmuckloſer, gedrängter, übrigens allgemein verſtändlicher Darſtellung das, was man braucht, und was die Wiſſenſchaft bis jetzt erklären kann. Ein großer Reichthum von Thatſachen, überſichtlich geordnet, iſt ein Hauptvorzug des Werkes.

Rougemont, Fried. v., Geſchichte der Erde nach der Bibel u. der Geologie ꝛc. Aus d. Franz. v. Ed. Fabricius. gr. 8. (XVI u. 271 S.) Stuttgart 1856, Beſſer. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ein geiſtreicher und auf Sachkenntniß beruhender Beitrag zu der Verſöhnung der Naturwiſſenſchaft mit der Bibel.

Schöppner, Alexander, Hausſchatz der Länder- u. Völkerkunde. Geographiſche Bilder aus der geſammten neueren Reiſeliteratur mit 24 Anſichten in Tondruck u. 38 Vignetten von F. Baumgarten u. A. Tol Lex. 8. (XIV u. 817 S.) Leipzig 1857, Weber. n. 4 Thlr.

Eine gute Auswahl des Intereſſanteſten aus einer reichen Literatur. Die Bilder ſind ſchön ausgeführt.

Böttger, C., Das Mittelmeer. Eine Darſtellung ſeiner phyſ. Geograp nebſt andern geogr., hiſtoriſchen u. nautiſchen Unterſuchungen mit nutz. von Rear-Admiral Smyth's Mediterranean. 1—3 Lief. Lex. (S. 1—240.) Mit eingedr. Holzſchnitten u. 2 Charten. Leipzig 18 G. Mayer. n. 1 Thlr. 6 Ngr. (erſcheint in 8 Lieff.)

Bei dem mit jedem Jahr fühlbarer werdenden Mangel einer Monographie dieſes wich ſten aller Binnenmeere, dürfte das obige Handbuch von dem auf dieſem Gebiet bewährten faſſer auch im Ganzen die Anerkennung finden, welche unſre tüchtigſten Fachblätter den bi erſchienenen Lieferungen ausſprechen.

Peſchel, Oscar, Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen. gr. 8. (V u. 681 S.) Stuttgart 1858, Cotta. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Die erſte kritiſche Darſtellung, aus gleichzeitigen Schriftſtellern in geſchmackvoller F verarbeitet.

Kolb, G. F., Handbuch der vergleichenden Statiſtik des Völkerzuſtan u. der Staatenkunde. Für d. allg. prakt. Gebr. gr. 8. (VIII u. 387 Zürich 1857, Meyer u. Zellers Verl. n. 2 Thlr.

Eine brauchbare Zuſammenſtellung ſtatiſtiſcher Notizen über Größe und Bevölkerungs Finanzen, Militair, Gewerbe- und Handelsverhältniſſe, und nicht ohne wiſſenſchaftliche Erg niſſe für Nationalökonomie und Culturgeſchichte. Angaben über Bodencultur ſind gar zu ſpar gegeben, dagegen die Nebeneinanderſtellung verſchiedener Zeitabſchnitte beſonders verdienſtlich

Steinhauſer, Anton, Grundzüge der mathematiſchen Geographie u Landkartenprojection ꝛc. Ein Handbuch für jeden, der ohne Vorkennt der höheren Mathematik ſich über den Gegenſtand unterrichten will Mit vielen Holzſchnitten u. 3 Kärtchen. Lex. 8. (155 S.) Wien 185 Fr. Beck. 2⅓ Thlr.

Reiſebeſchreibungen.

Richter, J. F. M., Reiſen zu Waſſer u. zu Lande. Für die reifere gend zur Belehrung u. zur Unterhaltung für Jedermann. 4. verb. Au bearb. von Fried. Gerſtäcker. Mit 8 color. Abbildungen. 2 Bde. gr. (I. IX u. 469 S. II. III u. 414 S.) Leipzig 1857, Arnold. n. 2⅔ Th

Unterhaltende Reiſebeſchreibungen eines leidenſchaftlichen Reiſefreundes, der als Fü junger Leute, Secretair, Steuermann, Supercargo u. dgl. Jahrelange Reiſen hauptſächlich den europäiſchen Gewäſſern, beſonders an den Küſten des mittelländiſchen Meeres machte. J. 1829 zum erſten Male erſchienen, bewährten ſie bis jetzt ihren Ruf.

Brockhaus'ſche Reiſebibliothek. à Bändchen n. 10 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 176. Seitdem ſind folgende neu erſchienen:

Kapper, Siegfried, Die böhmiſchen Bäder. 8. (V u. 183 S.) 1857.

Koſſack, Ernſt, Schweizerfahrten. 8. (III u. 136 S.) 1857.

Kühne, Guſtav, Prag. Böhmiſch, Deutſch und Czechiſch. 8. (III 90 S.) 1857.

Müller, Emil, Das heſſiſche Land und Volk. Für Reiſende v. Eiſenach nach Kaſſel u. Frankf. a. M. 8. (IV u. 187 S.) 1857.

Schmidl, Adolf, Die Donau von Ulm bis Wien. 8. (III u. 112 S.) 1858.

Weber's, J. J., Illuſtrirte Reiſebibliothek. 8. Leipzig 1856—58, Weber. à No. n. ½ Thlr.

S. zweiten Nachtrag S. 177. Neu erſchienen ſind folgende:

No. IX. **Meyer**, J., von Wiedikon. Naturbilder aus dem Schweizerlande. Mit 40 Abbildungen. (XIV u. 180 S.) 1856.

„ X. **Wolff**, Philipp, Jeruſalem. Nach eigener Anſchauung und den neueſten Forſchungen. Mit 36 Abbildungen. 1857. n. 1 Thlr.

„ XI. **Hartwig**, G., Eine Saiſon in Oſtende. Localſkizzen u. Excurſionen. Mit 36 Abbild. u. 1 Plan v. Oſtende. (XII u. 138 S.) 1857..

„ XII. **Reinhardt**, K., Ein Sommer in Teplitz. Mit 50 Abbildungen. (XII u. 141 S.) 1857.

Löher, Franz, Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiſeſkizzen. 3. Band. 8. (III u. 292 S.) Göttingen 1858, Wigand. 1½ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 49. Geiſtreiche Schilderung der Städte Newyork, Boſton und Philadelphia, des obern Miſſiſſippigebietes und anderer minder häufig bereiſter Gegenden Nordamerika's.

Kane, Eliſha Kent. Zwei Nordpolreiſen, zur Aufſuchung John Franklins. Deutſch bearbeitet v. Jul. Seybt. (Hausbibliothek d. Länder- u. Völkerkunde, 12. Bd.) 8. (XXIX u. 298 S.) Leipzig 1857, Lorck. n. 1 Thlr.

—— —— Nordpolfahrten. (Bearbeitet v. Friedr. Kieſewetter.) Mit 120 Illuſtrationen. 10 Tondrucktaf. u. 1 Charte. gr. 8. (XII u. 278 S.) Leipzig 1858, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Beides ſehr abgekürzte Bearbeitungen des engliſchen Originals, das in phantaſievoller Darſtellung über die neuen Entdeckungen im Polarmeer, die Culturzuſtände der Eskimo's und die Reiſeabenteuer dieſer Expedition berichtet. Die erſtere Ausgabe hat ein ausführliches Vorwort über die Exiſtenz eines offenen Polarmeers und über das Schickſal Franklins.

Aſien.

Kutzner, J. G., Die Reiſe Seiner königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844—46. Aus dem darüber erſchienenen Prachtwerk im Auszuge mitgetheilt. Mit d. Portr. des Prinzen. 4 Charten u. 4 Schlachtplänen. Lex. 8. (XI u. 383 S.) Berlin 1857, Decker. 3½ Thlr.

Da das Originalwerk gar nicht in den Buchhandel gekommen iſt, ſo muß die auszügliche Bearbeitung Jedem, der ſich für Indien intereſſirt, willkommen ſein. Der Hauptwerth beruht auf der eingehenden Schilderung der Landſchaften und der Erzählung von dem Kampfe der Engländer gegen die Sikhs, an welchem der Prinz Antheil nahm.

Hookers, Joſeph d'Alton, „Himalayan Journals". Tagebuch auf einer Reiſe in Bengalen, dem Himalaya, in Sikkim u. Nepal, dem Khaſſia-

gebirge ꝛc. Aus dem Engliſchen. Mit 2 Kupfern u. 6 Steintaf. gr.
(VIII u. 376 S.) Leipzig 1857, Dyk. 2 Thlr. 27 Ngr.

Hookers Reiſebeſchreibung iſt eine der gehaltvollſten neueren Reiſen nach Indien und e
Ueberſetzung daher wohl werth, nur iſt zu bedauern, daß bloß ein populärer Auszug über
wurde, der ſehr werthvolle meteorologiſche und phyſikaliſche Beobachtungen nicht enthält.

Robinſon, Ed., Neuere bibliſche Forſchungen in Paläſtina u. den a
grenzenden Ländern. Tagebuch einer Reiſe im Jahr 1852 ꝛc. Mit 1 Ka
von Paläſtina von H. Kiepert. gr. 8. (XXXIV u. 856 S.) Berlin 185
G. Reimer. 4⅓ Thlr.

Gibt wieder reiches, mit Gründlichkeit verarbeitetes Material, beſchränkt ſich aber auf
weſtlich vom Jordan gelegene Land. Die Karte gibt die Reſultate der früheren Forſchun
Robinſons.

Sandreczki, C., Reiſe nach Moſul u. durch Kurdiſtan nach Urumia
In brieflichen Mittheilungen. 4 Theile. 8. (I. II. Bd. XXV u. 615 S
III. IV. Bd. XIV u. 494 S.) Stuttgart 1856—57, Steinko
3 Thlr. 18 Ngr.

Reiſetagbuch eines Freundes des Miſſionsweſens, der im Auftrage der church mission
society in London die Miſſionsſtationen der genannten Gegenden bereiſte. Bietet in geogra
ſcher Hinſicht nicht viel Intereſſe, erzählt aber mit Friſche und Lebendigkeit die Reiſeerleb
und unterhält angenehm.

Afrika.

Arenz, Karl., Die Entdeckungsreiſen in Nord- und Mittelafrika v
Richardſon, Overweg, Barth u. Vogel. Mit 1 Charte. 8. (VII
168 S.) Leipzig 1857, Lorck. n. ⅓ Thlr.

Die Reiſe Richardſons ausführlich, aber die von Barth und Overweg nur dürftig, da
Verf. Barths Werk noch nicht benutzen konnte.

Park, Mungo, Reiſen in Afrika. Von der Weſtküſte zum Niger. N
bearb. v. Frdr. Steger. gr. 8. (XVII u. 322 S.) Leipzig 1856, Lo
n. 1 Thlr.

Erſter Band einer „Bibliothek älterer Reiſen." Die neue Bearbeitung zeigt eine vollk
mene Beherrſchung des Gegenſtandes und behandelt den bewährten Stoff in anziehender D
ſtellung.

Barth, Heinrich, Reiſen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afr
in den Jahren 1849—55. Tagebuch ſeiner, im Auftrag der britiſc
Regierung unternommenen Reiſe.

I. Bd. Mit 6 Karten, eingedruckten Holzſchnitten und 12 chromoli
Bildern. 2. unveränderter Abdruck. gr. 8. (XLIII u. 638 S.) Go
1857, J. Perthes. n. 6 Thlr. Prachtausg. n. 12 Thlr.

II. Bd. Mit 3 Karten, eingedruckten Holzſchnitten u. 8 chromolith. B
dern. gr. 8. (XII u. 762 S.) Ebend. 1857. n. 6 Thlr. Prac
ausg. n. 12 Thlr.

III. Bd. Mit 3 Karten, eingedr. Holzſchnitten u. 16 chromolith. Bilde
gr. 8. (XI u. 612 S.) Ebend. 1857. n. 6 Thlr. Prachtaus
n. 12 Thlr.

IV. Bd. Mit 1 Karte, eingedr. Holzſchnitten u. 14 chromolith. Bildern. gr. 8. (XII u. 688 S.) Ebend. 1858. n. 6 Thlr. Prachtausg. n. 12 Thlr.

Ausführlicher Bericht von der berühmten, an neuen Entdeckungen reichen Reiſe, weiſt in Tagebuchsform und nicht gerade zur unterhaltenden Lectüre geeignet.

Anderſſon, Ch. J., Reiſen in Südweſtafrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—54. Aus dem Schwediſchen von Herm. Lotze. Mit 16 Stahlſtichen in Tondruck u. Holzſchnitten u. 1 Charte. 2 Bde. Lex. 8. (XVI u. 288. X u. 293 S.) Leipzig 1858, Coſtenoble. 5⅓ Thlr.

Berichte von bisher unbeſuchten Gegenden und Völkerſchaften, deren Lebensverhältniſſe, Sitten und Religion ausführlich beſprochen werden. Daneben eine lebendige reichhaltige Schilderung des afrikaniſchen Thierlebens mit vielen Jagdabenteuern. Treffliche Stahlſtiche mit Jagdſcenen.

Heuglin, Theodor von, (Gerant des k. k. öſterr. Conſulats in Chartum in Oſt-Sudan), Reiſen in Nordoſt-Afrika. Tagebuch einer Reiſe von Chartum nach Abeſſinien mit beſonderer Rückſicht auf Zoologie und Geographie unternommen in dem Jahre 1852—53. Mit 1 Charte, 1 Gebirgsdurchſchnitt und 3 Bildern in Farbendruck. gr. 8. (X u. 136 S.) Gotha 1857, J. Perthes. n. 2⅔ Thlr.

Eines der wichtigſten neueren Bücher über Abeſſinien und die oberen Nilländer. Der Verfaſſer, der zunächſt eine diplomatiſche Miſſion hatte, richtete auch auf Pflanzen- und Thierwelt ein aufmerkſames Auge und gibt uns einen gehaltvollen Bericht über die durchreiſten Gegenden.

Lloyd's illuſtrirte Reiſebibliothek.

Der Orient I. A. u. d. T.: Aegypten. Reiſehandbuch für Aegypten u. die angrenzenden dem Paſcha unterworfenen Länder, von Mor. Buſch. Mit 14 Anſichten, 1 Reiſecharte u. 1 Plane von Kairo, ſowie eingedr. Holzſchnitten. br. 8. (XXXVIII u. 188 S.) Trieſt 1858, Direction d. öſterr. Lloyd. n. 2 Thlr.

Praktiſches Werk eines geiſtreichen Beobachters.

Amerika.

Klunzinger, K., Antheil der Deutſchen an der Entdeckung von Südamerika oder Abenteuer des Ambroſ. Dalfinger u. des Nicol. Federmann von Ulm, des G. Hohemut von Speier u. des fränkiſchen Ritter Phil. v. Hutten unter der Herrſchaft der Welſer von Augsburg in Venezuela. 8. (VII u. 116 S. u. 1 Charte.) Stuttgart 1857, Sonnewald. n. 17 Ngr.

Eine willkommene Bearbeitung einer Epiſode aus der Geſchichte der ſüdamerikaniſchen Coloniſation.

Scherzer, Karl, Wanderungen durch die mittelamerikaniſchen Freiſtaaten, Nicaragua, Honduras u. San Salvador. Mit Hinblick auf deutſche Emigration u. deutſch. Handel. Mit 2 Charten. gr. 8. (XIX u. 516 S.) Braunſchweig 1857, Weſtermann. n. 3 Thlr.

Iſt der beſchreibende Theil von dem Berichte der Reiſe, die Scherzer mit **Moritz Wagner** in die mittelamerikaniſchen Länder unternommen hat, und gibt ein wahrheitsgetreues phyſiſch-geographiſches Bild der genannten Staaten. Beſonders macht der Verfaſſer auch auf die Vortheile aufmerkſam, welche ſich dem deutſchen Handel und den deutſchen Auswanderern in dieſen geſegneten Ländern darbieten. Eine intereſſante Beſchreibung von dem im Jahre 1854

erfolgten Untergang der Stadt San Salvador, den Wagner ſelbſt mit anſah, findet ſich
in dieſem Bande. Die beigegebenen Charten ſind ſchlecht.

Kohl, J. G., Reiſen im Nordweſten der Vereinigten Staaten. gr.
(VI u. 534 S.) St. Louis 1858, Witter. 3⅚ Thlr.

Die Reiſe des Verfaſſers ging bis an die Grenze der Civiliſation, jedoch durch
bekannte Gegenden, welche er nach ihren Merkwürdigkeiten ſchildert, und wobei er beſon
auf die Bodengeſtaltung und die Eigenthümlichkeit der Ströme Rückſicht nimmt.

Möllhauſen, Balduin, Tagebuch einer Reiſe vom Miſſiſſippi nach
Küſten der Südſee. Eingeführt von A. v. Humboldt. Mit 13 J
ſtrationen in Oel- und Tonfarbendruck, 10 Holzſchnitten u. 1 Spec
charte. Imp. 4. (XXIII u. 496 S.) Leipzig 1858, Mendelsſo
n. 18 Thlr.

Ein Prachtwerk, bei dem die Landſchaftsbilder die Hauptſache ſind, zu deren Erklärung
Tagebuch dient. Außerdem widmet der Verfaſſer auch ſeine Aufmerkſamkeit den Culturgu
den der indianiſchen Stämme, unter denen er ſchon früher gelebt hatte. Humboldt hat
intereſſante Vorrede dazu gegeben.

Olmſtedt, Frederick Law, Wanderungen durch Texas und im meri
Grenzland. A. d. Engl. (Hausbibl. f. Länder u. Völkerkunde Bd. 1
8. (XIX u. 286 S.) Leipzig 1857, Lorck. n. 1 Thlr.

Eine unterhaltende Reiſebeſchreibung, die zugleich ein gutes Bild des Landes gibt.
ausführliche Vorwort Andree's gewährt eine Ergänzung aus andern Büchern und gute Ra
für Auswanderer.

Auſtralien.

Mundy, G. C., Wanderungen in Auſtralien u. Vandiemensland. Deu
bearbeitet von Fried. Gerſtäcker. (Lorck'ſche Hausbibliothek der Län
u. Völkerkunde 11. Bd.) 8. (XII u. 271 S.) Leipzig 1856, Lo
n. 1 Thlr.

Deutſche Bearbeitung eines dreibändigen Werks, das ſchnell eine Reihe von Auf
erlebte. Der Verfaſſer, ein engliſcher Colonel, hat ſeine Beobachtungen hauptſächlich au
geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Auſtralien gerichtet, die freilich eigenthümlich genug ſind, d
jetzige Bevölkerung großentheils aus einer Verbrecherkolonie hervorgegangen iſt. Er gibt
unterrichtende Schilderungen von Land und Leuten.

Spanien.

Wachenhuſen, Hans, Reiſebilder aus Spanien. 2 Bde. br. 8. (2
u. 286 S.) Berlin 1856, Huber. 3 Thlr.

Anziehender Touriſtenbericht, welcher zugleich die Aufgabe verfolgt, die Cultur- un
politiſchen Zuſtände Spaniens zur Anſchauung zu bringen.

Wolzogen, Alfred von, Reiſe nach Spanien. 8. (XVI u. 365
Leipzig 1857, Herm. Schultze. n. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr anſprechende Reiſebeſchreibung in Tagebuchsform von einem gebildeten p
ſchen Edelmann, der Natur und Volk mit Liebe und Scharfblick betrachtet.

Allgemeine Geſchichte.

Schloſſer, F. C., Weltgeſchichte für das deutſche Volk. 18. 19. B
(Regiſter). gr. 8. Frankfurt a. M. 1856—57. Expedition. n. 1⅓ T

Enthält den Schluß, der bis zum Sturz Napoleons führt. Es werden auch folgend
theilungen beſonders abgegeben.

Alte Geſchichte 5 Bände n. 3⅓ Thlr.
Mittelalter 4 Bände n. 3⅓ Thlr.
Neuere Geſchichte 7 Bände n. 5⅚ Thlr.
Geſchichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 3 Bände. n. 2⅔ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 30, zweiter Nachtrag S. 50.

Cantu, Cäſar, Allgemeine Weltgeſchichte. (Auch unter dem beſ. Titel: Geſchichte der neueren Zeit. I. II. Abth.) Bd. 9. Abth. 1. gr. 8. (500 S.) Abth. 2. (1—408 S.) Schaffhauſen 1857—58, Hurter. 1 Thlr. 26⅔ Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 50.

Dittmar, Heinr., Geſchichte der Welt vor u. nach Chriſtus. IV. Bd. 1. Hälfte. 2. u. 3. Lief. u. IV. Bd. 2. Hälfte. gr. 8. 116⅛ B. Heidelberg 1855—56, Karl Winter. n. 4 Thlr. 29 Ngr.

Die früheren Bände ſ. Wegweiſer S. 101 und erſter Nachtrag S. 31.

Unter den Bearbeitungen der Weltgeſchichte eine der beſſeren. Der chriſtliche Standpunkt, welcher dem urſprünglichen Plane nach die unterſcheidende Eigenthümlichkeit des Werkes ſein ſoll, iſt zwar feſtgehalten, aber nicht von dem durchgreifenden Einfluß auf die Behandlung des Ganzen und Einzelnen, als man erwarten ſollte. Die Anordnung iſt lobenswerth. Das Werk iſt nun abgeſchloſſen und geht bis zum J. 1848.

Weber, Georg, Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des Geiſtes- u. Culturlebens der Völker ꝛc. für die gebildeten Stände bearbeitet. 1. u. 2. Bd. 1. Abth. gr. 8. (XII u. 788 S. u. 1—480 S.) Leipzig 1857—58, Engelmann. 2 Thlr. 26¼ Ngr.
(Soll 10—12 Bände à 1⅓—1⅔ Thlr. umfaſſen.)

Der Verfaſſer will die Ergebniſſe der geſchichtlichen Forſchung nach ihrem dermaligen Stande in einer anſprechenden Darſtellung, ohne irgend welche politiſche oder religiöſe Tendenz in dieſem Werk niederlegen. Ob es ihm möglich ſein wird, den ausgedehnten Stoff gleichmäßig nach den gegenwärtigen Anforderungen zu verarbeiten, muß der Erfolg lehren.

Aſſmann, W., Geſchichte des Mittelalters von 375—1492. (Zugleich 2. Theil des Handbuchs der allgemeinen Geſchichte von demſelb. Verfaſſer.) Abth. 1 bis zum Anfang d. Kreuzzüge. gr. 8. (XXXII u. 340 S.) Braunſchweig 1857, Vieweg u. Sohn. n. ⅚ Thlr.

Der Verfaſſer wollte bei dieſem Bande, mit dem Zweck einer klaren Ueberſicht der menſchheitlichen Entwickelung, auch eine Anleitung zum Quellenſtudium verbinden, was ihn veranlaßt hat, den Text mit Noten zu begleiten, welche die erforderlichen literariſchen Nachweiſungen geben.

S. zweiter Nachtrag S. 51.

Rückert, Heinrich, Lehrbuch der Weltgeſchichte in organiſcher Darſtellung. 2 Bde. 8. (VIII u. 600. IV u. 934 S.) Leipzig 1857, T. O. Weigel. n. 6⅔ Thlr.

Verſuch, das Geſammt-Material der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit unter dem Geſichtspunkt der Culturgeſchichte einheitlich zuſammenzufaſſen und nachzuweiſen, wie ſich der Begriff des höheren menſchlichen Daſeins durch die Arbeit der Geſchichte allſeitig entwickelt hat und in welcher Beziehung jede einzelne Seite in der geſchichtlichen Thätigkeit der Menſchheit zu ihrer principiellen Aufgabe ſteht. Eine Art Philoſophie der Geſchichte, obgleich der Verfaſſer ſein Werk nicht ſo genannt wiſſen will, um das etwaige Vorurtheil abzuweiſen, als ob darin eine à priori'ſche Conſtruction der Geſchichte und philoſophiſcher Formalismus geboten würde, was dieſe Arbeit allerdings nicht iſt. Sehr anregend als Einleitung in das tiefere Geſchichtsſtudium und inſofern Geſchichtslehrern zu empfehlen.

Körner, Frdr., Die Weltgeſchichte in Lebensbildern u. Charakteriſch
rungen der Völker mit beſonderer Beziehung auf Kultur u. Sitte
gr. 8. 3 Bde. (XII u. 243. 284. 228 S.) Leipzig 1857—58,
ſtenoble. n. 2⅔ Thlr.

Eine lebendige gewandte Darſtellung, für Lehrer und gereiftere Schüler geeignet, abe
alleinigen Gebrauch ungenügend.

Faber, J. Fr., Allgemeine Weltgeſchichte in zuſammenhängender Dar
lung für gebildete Leſer aller Stände.
(Erſcheint in 3 Theilen etwa 80—90 Druckbogen (gr. 8.) in 16
18 Lieferungen.) Fertig iſt: I. 1—4. Lief. (1—320 S.) II
(1—80 S.) u. III. 1. (1—80 S.) Stuttgart 1858, Me
à Lief. 6 Ngr.

Der Verfaſſer, dem die Gabe einer lebendigen anziehenden Darſtellung zu Gebote
will dem gebildeten Leſer etwa das geben, was Rotteck für ſeine Zeit war, nur mit dem U
ſchied, daß er keineswegs von einem politiſchen Syſtem ausgeht. Er will ſich für keinen
tiker vom Fach ausgeben, ſondern nur die Gedanken eines gebildeten Mannes über Geſ
bieten.

Wachsmuth, W., Geſchichte der politiſchen Parteiungen alter und n
Zeit. III. 2. Geſchichte der Parteiungen der neuen Zeit. gr. 8. (343
Braunſchweig 1856, Schwetſchke u. Sohn n. 1⅔ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 52 über die früheren Bände. Abgeſehen von der etwas wi
lichen Faſſung der Aufgabe, eine tüchtige Arbeit. Geht von der engliſchen Revolution bi
die Bewegungen von 1848 incluſive, die aber ſehr kurz und dürftig behandelt ſind.

Weiſſer, Ludw., Bilderatlas zum Studium der Weltgeſchichte in bun
großen Tafeln. Nach berühmten Kunſtwerken alter und neuer Zeit
zeichnet und herausgegeben. Mit erläuterndem Text von Heinrich M
2—6. Lief. gr. Fol. (20 Steintaf. u. 106 S. Text in gr. 8.) St
gart 1856—58, Nitzſchke. n. 3⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 51. Aus der großen Maſſe von Kunſtwerken alter und
Zeit wird hier das ausgewählt, was dazu dienen kann, geſchichtliche Begebenheiten, berü
Perſönlichkeiten, bedeutſame Bauwerke, merkwürdige Sitten und Trachten zu veranſchauli
Die Auswahl iſt mit Sachkenntniß und Geſchmack gemacht, die Abbildungen in lithograph
Umriſſen ſind gut gezeichnet, der begleitende Text, der ſowohl von den dargeſtellten Begebenh
als von den darſtellenden Künſtlern und Kunſtwerken handelt, ſachgemäß mit künſtleriſchem
ſtändniß und gedrängt. Das Werk iſt für die Belebung des Geſchichtsunterrichts ſehr gee
und als Gabe für die heranwachſende Jugend und Lehranſtalten mit Recht zu empfehlen

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben v. Fr. v. Raumer. 3. Fo
8. Jahrg. gr. 12. (III u. 615 S.) Leipzig 1857, F. A. Brockha
n. 2½ Thlr.
1. Der Fürſtenbund gegen Karl V von Joh. Voigt.
2. Zur neueren Geſchichte Spaniens von Fr. v. Raumer.
3. Guſtav III. u. die polit. Parteien Schwedens im 18. Jahrh.
G. Herrmann.
4. Der preußiſche Landtag im Febr. 1813 v. Auguſt Witt.

—— —— 9. Jahrg. gr. 12. (V u. 643 S.) Ebend. 1858. n. 2⅔ T
Enthält: 1. Das Reich Japan von K. F. Neumann. 2. Eine B
graphie Joh. Konr. Dippels von K. Buchner. 3. Der Weſten

Norden im dritten Stadium der orientaliſchen Frage von Joh. Wilh. Zinkeiſen. 4. Erinnerungen von einer Reiſe nach Dänemark, Schweden u. Norwegen von Fr. v. Raumer. 5. Der Prager Friede von K. G. Helbig.

Sammlung wiſſenſchaftlicher Vorträge, gehalten während der Monate Februar u. März 1858 im großen ſtändiſchen Saale zu Wien. gr. 8. (V u. 263 S.) Wien 1858, Gerolds Sohn. 2 Thlr.

Enthält folgende Vorträge, die zum Theil auf eigenen Forſchungen der Verfaſſer beruhen:

Ottokar Lorenz über die Stellung Oeſterreichs in Deutſchland in der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges.

Carl Hornſtein über Aſteroiden.

Theodor Sickel über Frankreich und Burgund um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Rudolph Eitelberger v. Edelberg über Städteanlagen u. Stadtbauten.

Joſeph Grailich über ſingende Flammen.

Max Büdinger über König Richard III. von England.

Guſtav Linker über die älteſte Sagengeſchichte Roms.

Carl Tomaſcheck über Schillers Wallenſtein.

Sybel, Heinrich v., Ueber den Stand der neueren deutſchen Geſchichtſchreibung. Rede, gehalt. am 20. Aug. 1856. gr. 8. (16 S.) Marburg 1856, Elwert. 2½ Ngr.

Eine akademiſche Rede zur Feier des kurfürſtlichen Geburtstages, in welcher der Verfaſſer eine zwar nur kurze, aber ſehr gehaltvolle Schilderung der neueren Geſchichtſchreibung gibt. Beſonders treffende Vergleichung Ranke's und Schloſſer's.

Alte Geſchichte.

Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums. 4. Bd. A. u. d. T.: Geſchichte der Griechen. 2. Bd. gr. 8. (VII u. 907 S.) Berlin 1857, Duncker u. Humblot. n. 4 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 53.

Ein Hauptverdienſt dieſes trefflichen Werkes iſt, daß es die alte Geſchichte dem ausſchließlichen Beſitz der Philologie entriſſen hat. Beſonders gut ſind die politiſchen Verhältniſſe behandelt, und in dieſem Bande die Parteikämpfe der Ariſtokratie und Demokratie, ſowie die Verhältniſſe der griechiſchen Staaten zu einander mit großer Klarheit geſchildert.

Bippart, G., Hellas u. Rom. Ein Grundriß des claſſiſchen Alterthums für die ſtudirende Jugend (in 2 Bdn.) 1. Bd.: Land u. Volk, Staat u. Familie, Religion u. Cultus der Hellenen. gr. 8. (X u. 549 S.) Prag 1858, Tempsky. 1⅓ Thlr.

Ein für den bezeichneten Zweck ſehr empfehlenswerthes Werk

Hermann, K. Fr., Culturgeſchichte der Griechen u. Römer. Aus dem Nachlaſſe des Verf. herausgeg. v. K. G. Schmidt. 2 Thle. gr. 8. (IV u. 244. 204 S.) Göttingen 1857—58, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 2⅓ Thlr.

Akademiſche Vorleſungen, die vom Verfaſſer kurz vor ſeinem Tode neu ausgearbeitet wurden und von den Schülern deſſelben als der Glanzpunkt ſeiner akademiſchen Thätigkeit bezeichnet werden. Sie geben nicht nur ein lebendiges Geſammtbild des griechiſchen Nationalgeiſtes, ſon-

dern auch im Einzelnen eine Menge neuer und geiſtvoller Bemerkungen, halten ſich abe
der Verſuchung, die geſchichtliche Erſcheinung von einer vorgefaßten Idee aus zu conſt
nicht ganz frei.

Krauſe, Joh. Heinr., Plotina oder die Koſtüme des Haupthaares be
Völkern der alten Welt mit Berückſicht. einiger Koſtüme neuerer V
in koſmet., äſthet. u. artiſt. Bezieh. dargeſtellt u. durch 200 Fi
auf 5 Tafeln veranſchaulicht. gr. 8. (XVI u. 270 S.) Leipzig 1
Dykſche B. 2 Rthlr. 18 Ngr.

Eine mit großem Fleiß ausgeführte ſpecielle Unterſuchung.

Curtius, E., Griechiſche Geſchichte. 1. Bd. Bis z. Schlacht bei
gr. 8. (V u. 537 S.) Berlin 1857, Weidmann. n. 1 Thlr. 6 N

Nach Zweck und Ausführung ein Seitenſtück zu Mommſens römiſcher Geſchichte.
gehören einer Reihe von populär-wiſſenſchaftlichen Werken aus dem Gebiete der Altert
kunde an. Die Aehnlichkeit mit Mommſen beſteht in einer modernen, von der bisherig
weichenden Art die Verhältniſſe und Thatſachen aufzufaſſen und darzuſtellen, und Curtius
trifft Mommſen noch in der Kühnheit, mit welcher er Vermuthungen wie feſtgeſtellte Tha
vorträgt. Dagegen fehlt ihm die draſtiſche Keckheit und Unmittelbarkeit der Darſtellung,
dem Werk von Mommſen ſeinen Reiz verleiht. Curtius behandelt ſeinen Stoff mehr äſth
philologiſch und mit künſtleriſchem Streben, wobei ihm auch die eigene Anſchauung des g
ſchen Landes zu gute kommt.

Lehrs, K., Populäre Aufſätze aus dem Alterthum, vorzugsweiſ
Ethik u. Religion der Griechen. gr. 8. (VIII u. 252 S.) Leipzig 1
Teubner. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Helena in den Schriftwerken der Griechen. Vorſtellung der Gri
über den Neid der Götter. Die Horen. Die Nymphen. G
Götter u. Dämonen. Damon u. Tyche. Scenen aus dem gele
Leben bei Griechen u. Römern. Ueber Wahrheit u. Dichtun
der griechiſchen Literaturgeſchichte.

Wahrhaft populäre und wiſſenſchaftlich gehaltvolle Aufſätze.

Schäfer, Arnold, Demoſthenes u. ſeine Zeit. 1. 2. Bd. gr. 8. (XV
478. X u. 534 S.) Leipzig 1856, Teubner. n. 5⅓ Thlr.

Ein treffliches Werk, das mit gediegener Gelehrſamkeit auch beſonnenes Urtheil, S
heit der Auffaſſung, Klarheit und Kernhaftigkeit der Darſtellung vereinigt. Die von dem
faſſer behandelte Periode der griechiſchen Geſchichte iſt eine für das politiſche Leben Gri
lands entſcheidende.

Laſaulx, Ernſt v., Des Sokrates Leben, Lehre u. Tod. Nach den Z
niſſen der Alten dargeſtellt. Lex. 8. (122 S.) München 1858,
artiſt. Anſtalt. n. 22 Ngr.

Geiſtreiche, für jeden Gebildeten zugängliche Abhandlung eines Gelehrten, welche u
Sokrates den Typus eines ſittlich-religiöſen Volkslehrers vorführt. Das Schlußkapitel
eine kühne Parallele zwiſchen Sokrates und Chriſtus, die viele überraſchende Aehnlichkeiten
zeigt, ſich aber ausdrücklich dagegen verwahrt, daß die göttliche Natur Chriſti geläugnet n
ſollte, weil hier nur von ſeiner menſchlichen die Rede iſt.

Mommſen, Theod., Römiſche Geſchichte. 3. Bde. gr. 8. 2. Aufl.
u. 924 S. u. 1 Charte. VI u. 463. VI u. 609 S.) Berlin 18
Weidmann. n. 4⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 56. Die neue Auflage unterſcheidet ſich von der erſten h
ſächlich durch eine bedeutende Vermehrung des erſten Bandes, in welchem die kurzen k
geſchichtlichen Skizzen zu meiſterhaften Ausführungen über Verfaſſung, Religion und
erweitert worden ſind.

Lange, Ludw., Römiſche Alterthümer. 1. Bd. Einleitung u. die Staatsalterthümer. 1. Hälfte. gr. 8. (VIII u. 666 S.) Berlin 1856, Weidmann. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Ein gründliches Werk, das aber freilich auf die Fragen, die man von der Lektüre Mommſens mitbringt, nicht immer Antwort gibt, und das kulturgeſchichtliche Element weniger berückſichtigt, als man wünſchen möchte.

Schwegler, A., Römiſche Geſchichte.
2. Bd. gr. 8. (VIII u. 755 S.) Tübingen 1856, Laupp. 3 Thlr. 6 Ngr.
3. Bd. Nach des Verfaſſers Tod herausgegeben von F. F. Baur. gr. 8. (XLII u. 380 S.) Ebend. 1858. 2 Thlr.

Mit einem Lebensabriß Schweglers und einem Regiſter zu allen drei Bänden.

S. zweiter Nachtrag S. 55. Eine gründliche Reviſion der römiſchen Geſchichte, welche, auf Grundlage Niebuhr'ſcher Kritik fortbauend, letztere mit allen Mitteln der neueren Wiſſenſchaft durchführt und ergänzt, indem ſie klar nachweiſt, warum die Ueberlieferungen der ältern römiſchen Zeit nicht als Geſchichte genommen werden können. Auf die kritiſche Erörterung läßt Schwegler eine Darſtellung des geſchichtlichen Ergebniſſes oder der an deſſen Stelle tretenden Vermuthungen folgen. Die durch des Verfaſſers frühen Tod unterbrochene Arbeit iſt bis zu den liciniſchen Geſetzen fortgeführt und damit die Aufgabe der Kritik für die Periode, welche ihrer am meiſten bedarf, größtentheils gelöſt. Eine ſchöne Zugabe zu dem letzten Band iſt der Lebensabriß des Verſtorbenen mit einer trefflichen Charakteriſtik, von Prof. E. Zeller, einem Jugendfreunde Schwegler's.

Lewis, Sir George Cornewall, Unterſuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömiſchen Geſchichte. Deutſche, vom Verfaſſer vielfach vermehrte und verbeſſerte, ſo wie mit einem Nachtrag verſehene Ausgabe, beſorgt durch Felix Liebrecht (Profeſſor der deutſchen Literatur in Lüttich). 1. Bd. gr. 8. (VIII u. 510 S.) Hannover 1858, Rümpler. n. 3 Thlr.

Der Verfaſſer, noch vor einem Jahre engliſcher Finanzminiſter, unterſucht hier die altrömiſche Geſchichte nach den Grundſätzen der neuern hiſtoriſchen Kritik, und nimmt dabei genaue Rückſicht auf die deutſchen Arbeiten von Niebuhr und Schwegler, mit denen er in negativer Hinſicht vielfach übereinſtimmt, ohne jedoch ihre poſitiven Annahmen ſich anzueignen. Die Ueberſetzung iſt wörtlich, und kürzt nur hie und da das Original etwas ab. Im zweiten Band ſoll noch ein Nachtrag des Verfaſſers hinzukommen, in welchem er die ſeit dem Erſcheinen des Buchs herausgekommenen deutſchen Werke über den Gegenſtand, darunter auch Mommſen's römiſche Geſchichte, beurtheilen will.

Papencordt, Felix, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Aus dem Nachlaß des Verfaſſers herausgeg. und mit Anmerkungen, Urkunden, Vorwort u. Einleitung verſehen von Conſtantin Höfler. gr. 8. (XVI u. 522 S.) Paderborn 1857, Schöningh. n. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer wollte die Fragen beantworten: 1) wie endeten die politiſchen Einrichtungen und die geiſtige Bildung des römiſchen Alterthums auf heimiſchem Boden? 2) aus welchen Elementen bildete ſich nachher ein dem übrigen germaniſchen Europa ähnlicher Zuſtand in Rom? 3) welchen Einfluß übte die ſo entſtandene Stadt des Mittelalters auf die Hauptbegebenheiten der chriſtlichen Welt? Der Herausgeber hat leider verſäumt, ſeinen Beiträgen, womit er das gediegene Werk bereicherte, auch eine Inhaltsüberſicht beizufügen. Die kirchlich-politiſche Tendenz ſeiner Einleitung ſticht ungünſtig gegen die freie, unbefangene Auffaſſung Papencordts ab.

Schmidt, Carl, Die bürgerliche Geſellſchaft in der altrömiſchen Welt und ihre Umgeſtaltung durch das Chriſtenthum. Eine von der franz. Akademie der Wiſſenſchaften gekrönte Preisſchrift. Aus dem Franz. überſ. v. Aug. Victor Richard. gr. 8. (VIII u. 432 S.) Leipzig 1857, Fr. Fleiſcher. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ein ſehr tüchtiges Werk, das überraſchende Blicke in die ſocialen Zuſtände der alten Welt

gewährt und mit Geſchmack geſchrieben iſt. Geht aber in ſeinen Behauptungen über
fluß des Chriſtenthums auf Geſetze und Staatseinrichtungen weiter, als ſich an der
Quellen beweiſen läßt.

Mittelalter.

Kluckhohn, Aug., Geſchichte des Gottesfriedens. gr. 8. (V u. 15
Leipzig 1857, Hahnſche B. ⅔ Thlr.

Eine mit Fleiß und Gründlichkeit ausgearbeitete Schrift; die Sprache klar an
und nicht ohne Schmuck.

Neue Geſchichte.

Menzel, Wolfgang, Die Geſchichte der letzten 40 Jahre (1816—1
2 Bde. gr. 8. (XV u. 479. VIII u. 486 S.) Stuttgart 1857,
2 Thlr. 12 Ngr.

Eine lebendige, mit Reflexion durchwobene Erzählung der hauptſächlichſten
Die im Ganzen richtige Auffaſſung doch öfters durch perſönliche Zu- und Abneigung
In der deutſchen Geſchichte ſeit 1848 ſteht der Verfaſſer auf Seite des Centrums der
verſammlung.

Gervinus, G. G., Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſe
Wiener Verträgen. 2. Bd. 2. Hälfte. gr. 8. (VI u. 333—7
3. Bd. (V u. 512 S.) Leipzig 1856—58, Engelmann. n. 3^{5}/

S. Wegweiſer zweiter Nachtrag S. 60. Der Reſt des zweiten Bandes enthält
ſchichte von Deutſchland ſeit den Freiheitskriegen bis 1821, wovon der allgemeine Thei
Geſchichte Preußens beſonders gut gelungen iſt. Der dritte Band handelt von den Rev
der romaniſchen Staaten in Amerika und dem ſüdlichen Europa. Bei manchen Parti
Bandes möchte man faſt bedauern, daß der Verfaſſer ſeine Kraft auf einen ihm doch fe
den Stoff verwendet hat, bei dem er aus eigener Anſchauung und eigenem Urtheil nich
thun konnte.

Sybel, Heinr. v., Geſchichte der Revolutionszeit von 1789—
III. Bd. I. Abth. gr. 8. (III u. 342 S.) Düſſeldorf 1858,
Verl. n. 1⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 59. Die Fortſetzung dieſes klaſſiſchen Werkes ſchildert
ſtände Frankreichs ſeit dem September 1793 und namentlich die gänzliche Verwirrung
in der Verwaltung unter der Herrſchaft der Revolutionsmänner einriß, ſowie den Ab
zweiten Theilung Polens. Eine neue Auflage der erſten Bände ſteht in Ausſicht.

Wurm, Chr. Fr., Diplomatiſche Geſchichte der orientaliſchen Frage.
(XII u. 520 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Die Beziehungen der europäiſchen Politik zur Türkei werden hier mit umſich
ſcharfſichtiger Beachtung der diplomatiſchen Verhandlungen von der Zeit Peters des
zum Abſchluß der Pariſer Verträge im April 1856 verfolgt und gezeigt, daß die Fr
keineswegs gelöſt, ſondern nur ihrer Reife näher gebracht ſei. Das vorliegende Werk,
ſehr werthvollen Beitrag zur neueren Geſchichte gewährt, iſt ein erweiterter Abdruck ei
tikel in der Brockhaus'ſchen Gegenwart.

Bazancourt, Baron de, Der Feldzug in der Krimm bis zur
von Sebaſtopol. Eine aus authentiſchen Quellen geſchöpfte Dar
des orientaliſchen Krieges. Aus dem Franz. vollſtändig über
2 Bde. gr. 8. (XXXI u. 371. 459 S.) Wien 1856, Hartleben
n. 3 Thlr.

Eine auf unmittelbarer Anſchauung beruhende, aber oft gar zu ſchwungvolle u
politiſche Vorurtheile befangene Darſtellung. Die Ueberſetzung gut.

Gothaiſches, geſchichtliches Jahrbuch 1856. Der europäiſchen Chronik neue Folge. Im Verein mit mehreren Publiciſten herausgeg. v. Aurelio Buddeus. Mit 82 polit. Actenſtücken. gr. 8. (VIII u. 875 S. mit 1 Stahlſt.) Gotha 1857, Scheube. n. 3 Thlr.

Das Jahrbuch iſt eine hiſtoriſche Darlegung der Jahresereigniſſe für den, welcher die Zeitgeſchichte im Zuſammenhang verfolgen will, und zugleich eine Sammlung der Materialien für ſpätere Geſchichtsforſcher. Verdient ſowohl in Betreff des Reichthums und der Genauigkeit der Angaben, als in Hinſicht auf Darſtellung alles Lob.

Oertel, Fried. Max., Genealogiſche Tafeln zur Staatsgeſchichte des 19. Jahrh. nebſt einer genealogiſch-ſtatiſtiſchen Einleitung. 2. verb. u. verm. Aufl. qu. 4. (XLVIII u. 121 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 1⅔ Thlr.

—— —— Das Jahr 1857. Erſter Nachtrag hierzu. gr. 16 (52 S.) Meißen 1858, Klinkicht u. Sohn. n. 6 Thlr.

Ein gutes Hilfsmittel für Hiſtoriker und Zeitungsleſer.

Deutſchland.

Geographie.

Heinzelmann, Fried., Das deutſche Vaterland in Reiſebildern u. Skizzen f. d. Jünglingsalter u. d. Gebildeten aller Stände dargeſtellt. (In vier Bänden.) 1. Bd. gr. 8. (XI u. 400 S.) Leipzig 1858, Fr. Fleiſcher. 1⅓ Thlr.

Oſtpreußen. Mark Brandenburg. Das Tiefland des Oſtſeerandes.

—— —— 2. Bd. Das Tiefland des Nordſee-Randes, d. Harz u. d. ſächſ. Schweiz. gr. 8. (XIV u. 449 S.) Ebend. 1858. 1⅓ Thlr.

Fortſetzung der im erſten Nachtrag S. 28 aufgeführten Weltkunde, die übrigens doch zu ſehr das Gepräge der Compilation an ſich trägt, und der populären Friſche ermangelt.

Steinhard, S., Deutſchland u. ſein Volk. Ein Leſe- u. Hausbuch für Alt und Jung zur Förderung und Belebung vaterländiſchen Sinnes und Wiſſens. I. Band. Deutſches Land. gr. 8. (XXIV u. 659 S.) Gotha 1856, Scheube. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. Bd. Deutſches Volk. gr. 8. (XV u. 826 S.) Ebend. 1857—58. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erſte Band ſchildert das deutſche Land und ſtellt dabei nicht blos die äußerlichen geographiſchen Notizen zuſammen, ſondern gibt ein anſchauliches Bild der Gegenden. Der zweite Band handelt von den Bewohnern, ihrer Sprache, den Sitten und Gebräuchen der einzelnen Landſchaften. Ein ſehr empfehlenswerthes Buch.

Brachelli, Hg. Frz., Deutſche Staatenkunde. Ein Handbuch der Statiſtik des deutſchen Bundes u. ſeiner Staaten mit Einſchluß der nicht deutſchen Provinzen Oeſterreichs u. Preußens. 2 Bde. Lex. 8. (XVI u. 739 S. u. 5 Tab. XVI u. 924 S. u. 9 Tab.) Wien 1856—57, Braumüller. 6 Thlr. 12 Ngr.

Die beſte neuere deutſche Statiſtik.

Geſchichte.

Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit. Berlin, Beſſers Verl.

S. zweiter Nachtrag S. 67. 68.

Lief. 27. VIII. Jahrh. 3. Bd. Das Leben des Biſchofs Willehad, üb
ſetzt von Dr. J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort von Dr.
M. Lappenberg. gr. 8. (VII u. 31 S.) 1856. n. 3 Ngr.

Lief. 28. IX. Jahrh. 8. Band. Leben der Erzbiſchöfe Anskar u. Ri
bert, überſetzt von Dr. J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort v
Dr. J. M. Lappenberg. gr. 8. (XIV u.123 S.) 1856. n. 9 N

Lief. 29. IX. Jahrh. 7. Bd. Die Uebertragung des h. Alexander v
Ruodolf und Meginhart, überſetzt von B. Richter. gr. 8. (VII
23 S.) 1856. n. 3 Ngr.

Lief. 30. XI. Jahrh. 14. Bd. Die Chronik des Abtes Regino v
Prüm, überſetzt von Dr. E. L. Dümmler. gr. 8. (XIII u. 117 S
1856. n. 9 Ngr.

Lief. 31. VIII. Jahrh. 1. Bd. Leben der Aebte Gallus und Otmar v
Sanktgallen, überſetzt von Dr. A. Potthaſt. gr. 8. (VII u. 67 S
1857. n. ⅙ Thlr.

Lief. 32. X. Jahrh. 1 Bd. Die Fortſetzung des Regino, überſetzt v
Dr. Max Büdinger. gr. 8. (VI u. 32 S.) 1857. n. 3 Ngr.

Lief. 33. X. Jahrh. 7. Bd. Das Leben des Biſchofs Adalbert v
Prag, überſetzt von Dr. Hermann Hüffer. gr. 8. (XI u. 38 S.) 185
n. 4 Ngr.

Lief. 34. IX. Jahrh. 11. Bd. Die Annalen von St. Bertin u. S
Vaaſt, überſetzt v. J. v. Jasmund. gr. 8. (X u. 251 S.) 185
n. 17 Ngr.

Lief. 35. X. Jahrh. 4. Bd. Das Leben d. Königin Mathilde, überſ
v. Ph. Jaffé. gr. 8. (XI u. 39 S.) 1858. n. ⅙ Thlr.

Lief. 36. XI. Jahrh. 2. u. 3. Bd. Die Lebensbeſchreib. d. Biſchö
Bernward u. Godehard v. Hildesheim, überſetzt v. H. Hüffer. gr.
(XXIII u. 162 S.) 1858. n. ½ Thlr.

Lief. 37. XII. Jahrh. 2. Bd. Das Leben Kaiſer Heinrich IV., überſe
v. Ph. Jaffé. gr. 8. (XIV u. 43 S.) 1858. n. ⅙ Thlr.

Duller, Ed., Vaterländ. Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur G
wart. 5 Bde. (illuſtr. Ausg.) gr. 8. (1. Bd. VI u. 518. 2. Bd.
u. 386. 3. Bd. XIX u. 531. 4. Bd. 572. 5. Bd. V u. 409 S
Frankfurt a. M. 1858, Meidinger, Sohn u. Co. n. 7 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 69. Das ſchon ſeit 1852 begonnene Werk iſt nun mit d
5. Bande abgeſchloſſen und nur mit neuem Titel ausgegeben. Die Fortſetzung Hagens begi
mit dem dritten Bande von der Geſchichte Rudolphs von Habsburg, ſchließt aber, da der V
faſſer darauf verzichten zu müſſen glaubte, nach Häuſſers und anderen neueren Werken etw
Neues geben zu können, ſchon mit dem Tode Friedrichs des Großen. Der 3. Band geht bis E
des 15. Jahrhunderts, der 4. bis zum weſtphäliſchen Frieden, der 5., die Zeit bis 1740 ſ
kurz behandelnd, führt die Erzählung bis 1790.

Die beigegebenen zahlreichen Bilder hätten lieber wegbleiben können, da ſie von gering
Werthe ſind

Pfaff, Adam, Deutſche Geſchichte v. d. älteſt. Zeiten bis auf die Gegenwart. 4. Bd. gr. 8. (S. 1—240.) Braunſchweig 1857—58, Weſtermann. n. 24 Ngr.

Die früheren Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 69. Verdient auch in der Fortſetzung das dort ausgeſprochene Lob.

Venedey, J., Geſchichte des deutſchen Volkes v. d. älteſt. Zeiten bis auf d. Gegenwart. 3. Bd. gr. 8. (VIII u. 535 S.) Berlin 1858, Beſſers Verl. n. 2 Thlr.

Enthält den Zeitraum vom Sturz der Hohenſtaufen bis zum Vorabende der Reformation. Die von fleißigem Quellenſtudium zeugende und belebte Darſtellung ſucht ein Geſammtbild des geiſtigen Lebens zu geben und zieht deßhalb viel kulturgeſchichtlichen Stoff mit herein.

S. zweiter Nachtrag S. 69.

Mayer, Karl Auguſt, Deutſche Geſchichte für das deutſche Volk. 1. Bd. gr. 8. (XVI u. 469 S.) 2. Bd. 1. Hälfte (320 S.) Leipzig 1857—58, G. Mayer. n. 3 Thlr.

Unter den kürzeren deutſchen Geſchichten wohl die empfehlenswertheſte. Gute Auswahl des Stoffes, wahre Popularität, patriotiſche Wärme und ſicheres Urtheil ſind die hervortretenden Eigenſchaften. Die älteren Zeiten nur kurz behandelt, von der Reformation an ausführlicher, doch ſo, daß nur bei den wichtigeren Partieen länger verweilt wird, im 18. Jahrhundert viel Literaturgeſchichte, weil dieſe die Glanzpartie der deutſchen Entwickelung iſt. Das letzte Heft geht bis 1812, die 2. Hälfte des 2. Bandes wird das Werk vollenden.

Leo, Heinr., Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes und Reiches. 2. Bd. gr. 8. (X u. 761 S.) Halle 1857, Anton. 4 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 70. Geht von Otto I. bis zum Tod Friedrich Barbaroſſas.

Geiſtreiche Darſtellung dieſes Zeitraums, die aber keine neuen Forſchungen enthält, ſondern nur gegen die ſonſt geltenden Auffaſſungen Oppoſition macht, indem der Verfaſſer ſich bei dem Kampf der Kaiſer gegen das Pabſtthum auf Seite des Letzteren ſtellt.

Krebs, Joſ., Deutſche Geſchichte für Schule und Haus. Thl. 1 u. 2. gr. 8. (324. VIII u. 446 S.) Münſter 1854—55, Theiſſing. n. 2 Thlr.

Eine einſeitig katholiſche Darſtellung, die in Ignorirung und Schmähung proteſtantiſcher Hiſtoriker und Anpreiſung der unbedeutendſten Arbeiten von Katholiken ihre Stärke hat.

Bülau, Fr., Die deutſche Geſchichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutſcher Künſtler [Bendemann, Eberhardt, Hübner, v. Oër, Peſchel, Plüddemann, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Schurig, Dieterich, Große, Pletſch, Sachße, Camphauſen, Beck, Hünten, Menzel, Schrader, v. Schwind, Piloty, Steinle, Veit, Seltegaſt].

I. Bd. 7—14. Lief. II. Bd. 5—7. Lief. III. Bd. 7—10. Lief. (à circa 8 S. mit Holzſchnitten). qu. gr. 4. Dresden 1856—58, Meinhold u. Söhne. à Lief. ⅙ Thlr. Prachtausgabe à Lief. 12 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 70.

Phillips, George, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte zum Gebrauche bei akademiſchen Vorleſungen dargeſtellt. 3. ſtark verm. Auflage. gr. 8. (XVI u. 443 S.) München 1856, lit. artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr. 14 Ngr.

Ein zunächſt für den akademiſchen Gebrauch angelegter Abriß, aber zugleich eine für das Selbſtſtudium ſehr brauchbare Ueberſicht des wiſſenſchaftlichen Materials, namentlich auch der hergehörigen Literatur.

Zöpfl, Heinrich, Deutſche Rechtsgeſchichte. 3. durchweg umgearbeitet vermehrte u. verbeſſerte Aufl. gr. 8. (XV u. 1021 S.) Stuttgart 185 Krabbe. n. 5 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfaſſer hat bei dieſer neuen Auflage ſeines als ſehr brauchbar anerkannten Werk zweckmäßiger Weiſe die allgemeine politiſche Geſchichte, die nur hat, was in den meiſten deu ſchen Geſchichten auch enthalten iſt, weggelaſſen und dagegen die Rechtsgeſchichte bereichert u neu geſichtet.

Gieſebrecht, W., Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. 2. Bd. Blüthe de Kaiſerthums (Heinrich II., Konrad II., Heinrich III.) gr. 8. (XX u 620 S.) Braunſchweig 1857—58, Schwetſchke u. Sohn. n. 3 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 71. Iſt wie der erſte Band mit großer Sorgfalt ausgearbeite beruht auf vertrauter Bekanntſchaft mit den Quellen, die den Verfaſſer hin und wieder zu ein von ſeinen Vorgängern abweichenden Auffaſſung führt, beſonders in der Geſchichte Heinrichs II Das Werk ſcheint nicht die Verbreitung zu finden, die der anfängliche Beifall hoffen ließ, d Grund mag zum Theil darin liegen, daß es für die Meiſten zu groß und zu theuer iſt, auch der etwas feierliche Ton der Darſtellung nicht nach Jedermanns Geſchmack.

Löher, Frz., Die deutſche Politik König Heinrichs I. Eine Feſtrede in de Akademie zu München. gr. 4. (27 S.) München 1857, Franz. n. 9 Ngr

Eine geiſtreiche Charakteriſtik König Heinrichs und ſeiner Leiſtungen.

Floto, Hartwig, Kaiſer Heinrich IV. u. ſein Zeitalter. II. Bd. (Schluß) gr. 8. (VIII u. 434 S.) Stuttgart 1856, Beſſer. 1 Thlr. 27 Ngr.

1. Band ſ. zweiter Nachtrag S. 72. Der Kampf Heinrichs mit Gregor VII., deſſen Ge ſchichte den Hauptinhalt dieſes Bandes bildet, iſt nicht ſo erſchöpfend behandelt als man nac den Leiſtungen des erſten Bandes erwarten konnte; übrigens iſt das Werk eine der beſten Mono graphien im Gebiete der mittelalterlichen Geſchichte.

Abel, Otto, Kaiſer Otto IV. und König Friedrich II. (1208—1212) Aus dem Nachlaſſe (herausgeg. von Wegele). gr. 8. (VIII u. 144 S. Berlin 1856, Hertz. n. 24 Ngr.

Fragment einer von dem frühverſtorbenen talentvollen Verfaſſer begonnenen Geſchicht Friedrichs II. Nach Forſchung und Darſtellung ſo tüchtig, daß man es ſehr bedauern muß, nu den Anfang zu haben, aber auch ſo eine für jeden Geſchichtsfreund willommene Gabe.

Kopp, J. E., Geſchichte von der Wiederherſtellung und dem Verfall de heil. römiſchen Reiches. A. u. d. Titel: Geſchichte der eidgenöſſiſche Bünde. Bd. V. Abth. 1. (Die Gegenkönige Friedrich u. Ludwig u. ihre Zeit). gr. 8. (XVI u. 503 S.) Berlin 1858, Weidmann. n. 2⅓ Thlr.

Die früheren Bände ſ. Wegweiſer S. 124, erſter Nachtrag S. 41, und zweiter Nachtrag S. 72. Der dritte Band über Kaiſer Albrecht I. iſt noch nicht erſchienen.

Voigt, Joh., Geſchichte des deutſchen Ritterordens in ſeinen zwölf Balleien in Deutſchland. 1. Bd. gr. 8. (XII u. 675 S.) Berlin 1857, G. Reimer. 2⅚ Thlr.

Ein gründliches Werk, das eine willkommene Ergänzung zu deſſelben Verfaſſers preußiſche Geſchichte bietet.

Raumer, Friedr. v., Geſchichte der Hohenſtaufen u. ihrer Zeit. 3. verbeſſerte u. verm. Aufl. in 6 Bdn. gr. 8. Leipzig 1857—58, Brockhaus. (erſchienen iſt 1—10. Halbband oder: I—IV. Bd. u. V. Bd. S. 1—422). n. 5 Thlr.

Im Einzelnen hin und wieder verbeſſert, aber im Ganzen unverändert.

Roßmann, Wilh., Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archivaliſchen Beilagen. gr. 8. (XVI u. 432 S.) Jena 1858, Fr. Mauke. n. 2 Thlr.

Von der in der Einleitung ausführlich dargelegten Theorie ausgehend, daß die Erklärung der Gegenwart eine Hauptaufgabe der Geſchichtſchreibung ſei, ſucht der Verf. das jetzige Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche aus der Reformationszeit zu erklären. Seine Grundlage iſt eine ſelbſtändige Quellenforſchung, und ſein Hauptverdienſt, für den Zuſammenhang der politiſchen Ereigniſſe mit der Reformation neue Geſichtspunkte gewonnen zu haben. Der Einfluß Droyſens, dem das Buch gewidmet iſt, gibt ſich in Darſtellung und Auffaſſung ſehr bemerkbar kund.

Biedermann, Karl, Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Bd. Geiſtige, ſittliche u. geſellige Zuſtände. 1. Thl. Bis zur Thronbeſteigung Friedrichs d. Großen. gr. 8. (XXIV u. 560 S.) Leipzig 1858, Weber. n. 3 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 72. Dieſer 2. Band des ſehr tüchtigen, auf den fleißigſten Einzelſtudien beruhenden Werkes handelt von den ſocialen Nachwirkungen des 30jährigen Krieges, von den Sitten der Fürſten und des Adels, den Anfängen eines gebildeten Bürgerſtandes, von Leibnitziſcher und Wolfiſcher Philoſophie, Pietismus und Aufklärung und dem Beginn einer neuen poetiſchen Literatur. Ein 3. Band ſoll das Zeitalter Friedrichs des Großen behandeln.

Häuſſer, Ludwig, Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bnndes. Bd. IV. Bis zur Bundesacte v. 8. Jun. 1815. gr. 8. (XII u. 835 S.) Berlin 1857, Weidmann. 3⅓ Thlr.

Die früheren Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 72. Das Werk iſt damit abgeſchloſſen und eine neue Auflage (in 4 Bänden od. 20 Lief., à Lief. n. ⅙ Thlr.) iſt bereits in der 1. Lief. ausgegeben.

Förſter, Frdr., Geſchichte der Befreiungskriege von 1813, 1814, 1815. Nach theilweiſe ungedruckten Quellen u. mündl. Aufſchlüſſen bedeutender Zeitgenoſſen dargeſtellt unter Mittheil. eigener Erlebniſſe. 4. 1—31. Lief. oder Bd. I. (XIII u. 870.) Bd. II. (1—360 S.) Berlin 1856—58, Hempel. à Lief. n. ⅙ Thlr.

Eine ausführliche unterhaltende Darſtellung, die aber keine weſentlich neue Aufſchlüſſe, ſondern nur manche neue Anekdoten enthält.

Kaltenborn, Carl von, Geſchichte der deutſchen Bundesverhältniſſe und Einheitsbeſtrebungen von 1806 bis 1856, unter Berückſichtigung der Entwickelung der Landesverfaſſungen. 2 Bde. gr. 8. (XXX u. 528. XVIII u. 437 S.) Berlin 1857, Heymann. n. 5 Thlr.

Ein mit Fleiß, lebendigem Intereſſe für den Gegenſtand und beſonnener Rückſicht auf die beſtehenden Verhältniſſe ausgearbeitetes Werk. Der politiſche Standpunkt iſt im Ganzen der der Kreuzzeitungspartei mit billigen Modificationen. Schärfe des Urtheils und politiſche Entſchiedenheit darf man hier nicht ſuchen.

Nöllner, Fr., Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen im Sinne nationaler Geſetzgebung u. Rechtspflege. Mit Benutz. amtl. Urkunden. gr. 8. (VIII 287 S.) Leipzig 1857, Voigt u. Günther. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer will die nationale Einheit Deutſchlands nicht auf dem Wege conſtitutioneller und bundesſtaatlicher Entwickelung, ſondern nur durch gemeinſame Geſetzgebung mit Beibehaltung der monarchiſchen Einzelſtaaten erreicht wiſſen.

Prutz, Rob., Zehn Jahre. Geſchichte der neueſten Zeit. 1840–185
2. Bd. gr. 8. (XXVIII u. 398 S.) Anhang Documente I—CII. Leip
1856, Weber. n. 2 Thlr.

(S. erſter Nachtrag S. 35.)

Enthält die Geſchichte Preußens vom Juni 1842 bis Mai 1843. Ein 3. Band ſoll
Geſchichte bis zur Verkündigung der preußiſchen Verfaſſung vom J. 1850 fortführen.
ſchwungvolle Rhetorik des erſten Bandes iſt im zweiten, der unter dem Eindruck politiſcher
ſignation geſchrieben iſt, in einfache Berichterſtattung umgeſchlagen.

Diezel, Guſtav, Politiſche Reſultate der letzten zehn Jahre für Deut
land. gr. 8. (XVI u. 127 S.) Gotha 1857, Scheube. 18 Ngr.

Der Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, daß die Bedeutung der deutſchen Einzelnſtaaten
ſelbſt Preußens gebrochen ſei und daß Deutſchland ſeine Zukunft nur auf Oeſterreich bauen kön

Das deutſche Volk. Dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart.
Bd. XXII: **Schäfer**, J. W., Geſchichte der deutſchen Literatur
18. Jahrh. 3. Bd. 8. (V u. 243 S.) Leipzig 1857, T. O. Weig
1⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 68. Enthält: Herder, Göthe, Schiller; Schäfers Werk iſt
mit geſchloſſen.

Eye, A., v., Deutſchland vor 300 Jahren in Leben u. Kunſt, aus ſei
eigenen Bildern dargeſtellt. Lief. 1. 2. Fol. (14 S. mit 20 Holzſchn
taf.) Leipzig 1857, T. O. Weigel. à Lief. n. ⅔ Thlr.
(Das Werk iſt auf 25 Lief. berechnet.)

Materialien zu einer Culturgeſchichte des 16. Jahrhunderts. Der Text gibt einen g
Ueberblick der allgemeinen Kulturgeſchichte, die Erläuterungen der einzelnen Abſchnitte ſind
gegen nur auf die vorhandenen Bilder beſchränkt. Dieſe ſind zum großen Theil aus dem W
lung genommen.

Preußen.

Droyſen, Joh. Guſtav, Geſchichte der preußiſchen Politik.
II. Theil. Die territoriale Zeit. 1. Abth. gr. 8. (VII u. 520 S
Berlin 1857, Veit u. Co. n. 2⅔ Thlr.

1. Theil ſ. zweiter Nachtrag S. 77. Die neueſte Abtheilung behandelt die Zeit
1440—86, in welche die Anfänge der landesherrlichen Macht der Brandenburger fallen.
finden hier wieder die Frucht ſorgfältiger Quellenforſchung, welche uns manche tiefere Einb
thun läßt, im Ganzen ſteht aber das Material ſowie die Verarbeitung dem erſten Bande n
Der Reſt des Bandes blieb noch ungedruckt, weil der Verfaſſer über die Geſchichte Albre
Achilles noch weitere archivaliſche Aufklärungen zu bekommen hofft.

Watterich, J. M., Die Gründung des deutſchen Ordensſtaates in Preuß
Mit 1 Charte u. 1 lith. Tafel. gr. 8. (VIII u. 264 S.) Leipzig 185
Engelmann. 1⅔ Thlr.

Eine gute Ergänzung zu Voigts Geſchichte Preußens, in welcher gerade die Geſch
der Gründung des Ordensſtaates in Preußen nicht ganz befriedigend war, und einer neuen
tiſchen Durcharbeitung bedurfte, die der Verfaſſer nun ausgeführt hat.

Macaulay, Thom. Bab., Friedrich der Große. [A. d. Engl.] gr.
(XVI u. 98 S.) Halle 1857, Gräger. ½ Thlr.

Eine geiſtreiche Charakteriſtik, die aber mehr die Schattenſeiten des großen Königs her
hebt und dem deutſch-nationalen Standpunkt nicht gerecht wird.

Kutzen, J., Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutſcher Geſchich
In 2 Abtheilungen. I. Der Tag v. Kollin. II. Der Tag v. Leuth

Mit 18 Beilagen u. 4 Schlachtplänen. 8. (XII u. 290. IV u. 276 S.) Breslau 1857, Hirt. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer hat ſich zwei entſcheidende Schlachten des 7jährigen Krieges aus dem an tapferen Waffenthaten ſo reichen Jahr 1757 ausgewählt zu einem detaillirten geographiſch-hiſtoriſchen Bilde. Wenn er daran erinnert, wie viel Deutſchland in der Entzweiung habe vollbringen können, ſo will er nicht den Geiſt der Zwietracht wecken, ſondern auf den Gedanken leiten, was deutſche Kräfte in vereinter Anſtrengung ihrer wichtigen Glieder zu leiſten im Stande ſeien. Ein ſehr empfehlenswerthes, in patriotiſchem Sinne und unterhaltend geſchriebenes Werk.

Voigt, Georg, Hermann von Salza, Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens, in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung. Ein Vortrag. gr. 8. (27 S.) Königsberg 1856, Koch. n. 6 Ngr.

Eine ſehr anſprechende Würdigung des Begründers deutſcher und chriſtlicher Kultur in Preußen.

Paſſarge, L., Aus dem Weichſeldelta. Reiſeſkizzen. Mit 1 Charte. 8. (XII u. 356 S.) Berlin 1857, Decker. 1 Thlr.

Ein geiſtreich und ſehr anſprechend geſchriebenes Buch, deſſen Hauptinhalt Beſchreibungen der Bauwerke und Kunſtſchätze in und bei Dirſchau, Danzig, Elbing und Marienburg bilden; auch über die Weichſel und ihre Waſſerbauten findet ſich manches Intereſſante.

Hocker, Nicol., Die Chronik der Stadt Köln. Mit 3 Illuſtrationen. gr. 4. (40 S.) Düſſeldorf 1857, Arnz u. Co. n. 1 Thlr.

Eine populäre Ueberſicht der Stadtgeſchichte, anſprechend erzählt, mit kunſtreichem Titelbild und drei anderen Bildern, Ereigniſſe aus Kölns Vorzeit darſtellend.

Rheinlande.

Stramberg, Chr. v., rheiniſcher Antiquarius. gr. 8. Coblenz 1853—1858, Hergt.

Davon ſind bis jetzt erſchienen 14 Bände, nämlich:

Abth. I. Bd. 1—4. Die Stadt Coblenz.
Abth. II. Bd. 1—6. Veſte und Thal Ehrenbreitſtein. Das Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe.
Abth. III. Bd. 1—5. Das Rheinufer von Coblenz bis Bonn.
pr. Band 3⅓ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 55 und zweiter Nachtrag S. 78. 79.

Bädeker, K., Die Rheinlande von der Schweizer bis zur Holländiſchen Grenze, Schwarzwald, Vogeſen, Haardt, Odenwald ꝛc. Handbuch für Reiſende. Mit 16 Anſichten, 13 Charten u. 11 Plänen. 10. verbeſſ. Aufl. 8. (XXIII u. 319 S.) Coblenz 1858, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Das anerkannt beſte Reiſehandbuch für dieſe Gegenden.

Hannover und Braunſchweig.

Havemann, Wilh., Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg. 3. Bd. gr. 8. (XVIII u. 832 S.) Göttingen 1857, Dieterich. n. 2⅔ Thlr.

Geht bis zum J. 1813 und ſchließt mit dieſem Bande. S. zweiter Nachtrag S. 79.

Kneſebeck, E. von dem. Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig u. Lüneburg während des ſiebenjährigen Krieges. Aus engliſchen u. preußiſchen

Archiven geſammelt u. herausgegeben. I. Bd. gr. 8. (VI u. 498
Hannover 1857, Helwing. Preis für 2 Bde. n. 5 Thlr.

Enthält die amtliche Correſpondenz des Herzogs Ferdinand, theilweiſe aus dem Fr
ins Deutſche überſetzt.

Klopp, Onno, Geſchichte Oſtfrieslands unter preuß. Regier. bis z.
tret. an Hannover, v. 1744—1815. 3 Bde. gr. 8. (VII u. 471
Hannover 1858, Rümpler. n. 2 Thlr.

Eine gut geſchriebene, auf ſelbſtändigen Quellenforſchungen beruhende Geſchichte des m
würdigen Landes. S. zweiter Nachtrag S. 80.

Grotefend, Georg Aug., Geſchichte der allgemeinen Landſtändiſchen
faſſung des Königreichs Hannover in den Jahren 1814—48 ꝛc. gr.
(VII u. 270 S.) Hannover 1857, Helwing. n. ⅚ Thlr.

Eine möglichſt objective, des eigenen Urtheils ſich enthaltende Zuſammenſtellung
Thatſachen.

Der Aufſtand in der Stadt Braunſchweig am 6. u. 7. September 18
und der bevorſtehende Anfall des Herzogthums Braunſchweig an H
nover. gr. 8. (VII u. 336 S.) Leipzig 1858, O. Wigand. n. 2 T

Eine mit vielen Aktenſtücken ausgeſtattete objective Darlegung.

Schleswig und Holſtein.

Beſeler, Wilhelm, Zur Schleswig-Holſteiniſchen Sache im Auguſt 18
gr. 8. (IV u. 159 S.) Braunſchweig 1856, Schwetſchke u. So
24 Ngr.

Eine politiſche Denkſchrift, welche die Geſchichte der Herzogthümer kurz und klar re
tulirt und die bei der neueſten Geſchichte hervortretenden Parteiführer und Diplomaten t
verurtheilend, theils anerkennend charakteriſirt.

—— —— Zur ſkandinaviſchen Frage und zur ſchleswig-holſteiniſ
Sache im Juli 1857. gr. 8. (142 S.) Braunſchweig 1857, Schwetſ
u. Sohn. 21 Ngr.

Beleuchtung der ſkandinaviſchen Frage und ihres etwaigen Einfluſſes auf die ſchles
holſteiniſche Sache. Warnung vor zu großen Erwartungen von den neueren diplomati
Verwendungen, die ſich leider nur zu ſehr durch den Nichterfolg gerechtfertigt hat.

Weigelt, G., Die nordfrieſiſchen Inſeln vormals und jetzt. Eine Sk
des Landes und ſeiner Bewohner. Zunächſt beſtimmt für Badegäſte
Wyk auf Föhr. Mit 1 Charte der Inſel Föhr u. der nordfrieſiſchen
ſeln vormals u. jetzt. 8. (IV u. 180 S.) Hamburg 1858, Otto M
ner. 1 Thlr.

Eine anſprechende Beſchreibung des ſo merkwürdigen Landes, das nicht nur auf
welchen es eine liebe Heimath iſt, ſondern auch auf Fremde einen eigenthümlichen Reiz aus

Hamburg.

Gallois, J. G., Geſchichte der Stadt Hamburg. Nach d. Quellen bea
3 Bde. gr. 8. (IX u. 2026 S.) Hamburg 1853 u. 56, Trambu
Erben. n. 7 Thlr.

Gibt mehr Stoff als irgend ein anderes Werk über hamburgiſche Geſchichte. Derſelb
mit Sorgfalt geſammelt, aber leider nicht überſichtlich genug verarbeitet. Der dritte Band
hält insbeſondere reiches Material zur Handelsgeſchichte, aus den beſten (ungedruckten) Que
Im Politiſchen iſt das Streben nach Unparteilichkeit ſichtbar.

Beſonders wichtig für hamburgiſche Geſchichte ſind zwei Denkſchriften von Poel
Riſt „über die Schickſale Hamburgs und die darauf bezüglichen diplomatiſchen Verhandlu

im J. 1813," abgedruckt in der Zeitſchrift des Ver. f. Hamb. Geſch. neue Folge 1855, Heft 1, beſ. verkäufl. Sie ſind aus der genaueſten Kenntniß geſchöpft, die Darſtellung iſt muſterhaft.

Beneke, O., Hamburgiſche Geſchichten u. Denkwürdigkeiten ꝛc. gr. 8. (VI u. 487 S.) Hamburg 1856, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine Sammlung von intereſſanten charakteriſtiſchen Lebensbildern und Anekdoten, meiſt aus der neueren Zeit Hamburgs, mit Witz und Beziehungen zur Gegenwart erzählt. Der Verfaſſer, am Archiv angeſtellt, hatte Gelegenheit, ſehr viel Ungedrucktes zu ſeiner Arbeit zu benutzen.

Tiedemann, H. C. W., Geſchichte Hamburgs für Schulen. Ein Lehr- u. Leſebuch. 2. Aufl. gr. 8. (IV u. 179 S.) Hamburg 1853. Nolte u. Köhler. n. 12 Ngr.

Kurz, lesbar, und auch für Fremde geeignet

Schulte, Joh., (des hamburgiſchen Bürgermeiſters) Briefe an ſeinen in Liſſabon etablirten Sohn, geſchrieben in den Jahren 1680—1685. Lex. 8. (XIV u. 278 S. u. Portr.) Hamburg 1856, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine dankenswerthe Mittheilung von reichem kulturgeſchichtlichem Gehalt. Beſonders über Handelsverhältniſſe erfährt man hier manches Intereſſante

Mecklenburg.

Hegel, C., Geſchichte der mecklenburgiſchen Landſtände bis zum J. 1555. Mit e. Urkunden-Anh. gr. 8. (VIII u. 215 S.) Roſtock 1856, Stiller. n. 1 Thlr.

Eine gediegene Arbeit, welche nicht nur für Mecklenburg Intereſſe hat, ſondern als ein Beitrag zur Geſchichte der landſtändiſchen Verfaſſungen in Deutſchland von allgemein geſchichtlichem Werth iſt. Der Verfaſſer geht von der Anſicht aus, daß der Urſprung der Landſtände mit Entſtehung der Landeshoheit zuſammenfalle, was er hier in Beziehung auf Mecklenburg nachweiſt.

Sachſen.

Droyſen, J. G., Karl Auguſt u. die deutſche Politik. Ein Feſtgruß zum 3. September 1857. 4. (35 S.) Jena 1857, Frommann. ⅓ Thlr.

Stellt Karl Auguſt als Vertreter der deutſchen Einheitsideen im Sinne der Gothaiſchen Partei dar. Die Schrift beruht auf Benutzung des Weimariſchen Staatsarchivs und gibt intereſſante Aufſchlüſſe über den Stand der deutſchen Angelegenheiten am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts.

Schöll, A., Carl-Auguſt-Büchlein. Lebenszüge, Ausſprüche, Briefe u. Anekdoten von Carl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach. 8. (IV u. 171 S.) Weimar 1857, Böhlau. ⅔ Thlr.

Bietet viel Neues und Anziehendes, was geeignet iſt, das Andenken an dieſen Fürſten uns werth zu machen.

Heſſen.

Walther, Ph. A. F., Der Darmſtädter Antiquarius. Geſchichts- und Sittenbilder aus Darmſtadts vergangenen Zeiten. Mit 12 Anſichten, 1 Grundriſſe u. 2 Stadtplänen. 8. (VII u. 279 S.) Darmſtadt 1857, Jonghaus. n. 1 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen über Darmſtadt aus den drei letzten Jahrhunderten, die der Verfaſſer, ein gründlicher Kenner der Landes- und Ortsgeſchichte ſeiner Heimath, zunächſt in

Vorleſungen im Verein für Erdkunde in anſpruchsloſer Weiſe darbot, die aber auch ander Freunden der Kulturgeſchichte willkommen ſein werden.

Hennes, J. H., Bilder aus der Mainzer Geſchichte. Aneinandergereih in einem Ueberblick der Geſchichte der Erzbiſchöfe von Mainz. gr. 16 (VIII u. 348 S.) Mainz 1857, Kirchheim. n. 1 Thlr.

Eine gute populäre Geſchichte der Stadt Mainz.

—— —— Albrecht von Brandenburg, Erzbiſchof von Mainz und vor Magdeburg. gr. 8. (VIII u. 336 S.) Mainz 1858, Kirchheim. n. 1⅓ Thlr.

Eine auf fleißiger Forſchung beruhende und anſprechend geſchriebene Darſtellung vom katholiſchen Standpunkt aus.

Hoffmeiſter, Ph., Philipp des Großmüthigen Nachfolger. Als Beitrag zur Geſchichte der Reformation. gr. 8. (IV u. 336 S.) Caſſel 1856, J. G. Luckhardt. 24 Ngr.

Eine warme Schilderung der Verdienſte, die ſich Wilhelm IV., Moritz und die Landgräfi Amalie um Erhaltung des evangeliſchen Bekenntniſſes in Heſſen erworben haben. Eine Inhaltsüberſicht fehlt.

Lynker, Karl, Geſchichte der Inſurrectionen wider das weſtphäliſche Gouvernement. br. 8. (V u. 198 S.) Caſſel 1857, Bertram. n. ⅔ Thlr.

Die erſte genaue Geſchichte des Dörnbergiſchen Unternehmens und der damit zuſammenhängenden Verſuche, die Franzoſenherrſchaft in Weſtphalen abzuſchütteln. Außerdem unparteiiſche Schilderung der Jerome'ſchen Regierung in Weſtphalen.

Pröhle, Heinrich, Die Fremdherrſchaft. Mittheilungen aus der Geſchichte des ehemaligen Königreichs Weſtphalen. Ein Vortrag, am 13. Februar 1858 in Berlin gehalten. gr. 8. (30 S.) Leipzig 1858, G. Mayer. n. ¼ Thlr.

Eine intereſſante Vorleſung, welche außer den literariſchen Quellen auch mündliche Ueberlieferungen benutzt hat, und hauptſächlich den jetzt preußiſchen Antheil Weſtphalens berückſichtigt.

Rheinpfalz.

Riehl, W. H., Die Pfälzer. Ein rheiniſches Volksbild. 2. unveränderte Aufl. gr. 8. (VI u. 408 S.) Stuttgart 1858, Cotta. 1⅓ Thlr.

Eine pſychologiſche Charakteriſtik von Land und Leuten in der Pfalz, die das Ergebniß wiederholter Wanderungen in dieſer Gegend iſt. Da das Buch aus Vorarbeiten für eine Statiſtik und Topographie der baieriſchen Rheinpfalz entſtanden iſt, ſo beſchränkt ſich die Schilderung zunächſt auf letztere. Die Ausführung iſt in der bekannten geiſtreichen Weiſe des Verfaſſers wahr und treffend, oft überraſchend; doch begegnet ihm auch hin und wieder, daß er die einzelne Wahrnehmung zu ſehr verallgemeinert.

Becker, Aug., Die Pfalz u. die Pfälzer. Mit 80 in d. Text gedr. Abbildung. u. 1 Charte. 8. (XVI u. 836 S.) Leipzig 1858, Weber. n. 2⅔ Thlr.

Ein Buch, das keineswegs durch das vorige überflüſſig wird, vielmehr eine willkommene Ergänzung dazu bildet. Es iſt eine genaue Ortsbeſchreibung der ganzen Pfalz mit hübſchen Holzſchnitten, die der Anſchauung zu Hülfe kommen. Die Schilderung umfaßt gleichmäßig das Landſchaftliche, Geſchichtliche und die Sitten der Bewohner. Für den, welcher die Pfalz bereiſen und gründlich kennen lernen will, gewährt das Buch willkommene Berathung. Es iſt nur hie und da zu breit und nimmt im Lobe der landſchaftlichen Schönheiten den Mund etwas zu voll, indem es die mögliche Vergleichung mit großartigen Gebirgsgegenden ganz außer Acht läßt.

Baden.

Heuniſch, A. J. V., Das Großherzogthum Baden hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſch beſchrieben, mit Beigaben von J. Bader. Mit 1 Charte des Großherzogthums Baden im Maßſtabe von $^1/_{600,000}$. gr. 8. (XII u. 816 S. u. Regiſter). Heidelberg 1857, Groos'ſche Univer. Buchhdl. n. 3 Thlr.

Gibt was der Titel verſpricht

Fecht, C. G. (Prof. in Durlach). Der ſüdweſtliche Schwarzwald u. das anſtoßende Rheingebiet. Zuſtände von Land und Volk aus älterer und neuerer Zeit.

I. Abth. Allgem. Geſchichte (von den älteſten Zeiten). Mit Specialcharte des ſüdweſtl. Schwarzwaldes u. 9 Anſichten in beſonderem Umſchlag. gr. 8. (XII u. 202 S.) Lörrach 1857, Gutſch. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

II. Abth. Statiſtik, Handel u. Gewerbe, Specialgeſchichte. Lief. 1. gr. 8. S. 1—62 mit 2 Abbild.) Ebend. 1857. n. ¼ Thlr.

Der erſte Band gibt eine ziemlich allgemein gehaltene Geſchichte des ſüdweſtlichen Schwabens. Der zweite die Topographie und Ortsgeſchichte, großentheils nach eigenen Anſchauungen und mündlichen Erkundigungen, auch Benutzung officieller Statiſtik. Die Darſtellung beginnt mit dem Amtsbezirk Waldshut, die zu demſelben gehörigen Ortſchaften ſind in alphabetiſcher Ordnung vorgenommen.

Schreiber, Heinr., Geſch. d. Stadt u. Univerſität Freiburg im Breisgau. I. Th. (Lief. 1.) Von d. älteſt. Zeit, bis z. Tode Herzogs Berthold V. v. Zähringen). Mit 3 Beilagen u. 6 lith. Tafeln. gr. 8. (VIII u. 62 S.) Freiburg 1857, Wangler. n. 28 Ngr.

—— —— 2. Lief. (Geſch. d. Albert-Ludwigs-Univerſität zu Freiburg im Breisgau. I. Thl.: v. d. Stift. d. Univerſ. bis z. Reform). gr. 8. (VIII u. 246 S.) Ebend. 1857. n. 28 Ngr.

—— —— 3. Lief. (Geſch. d. Stadt Freiburg im Breisgau. II. Thl.: Freiburg unter ſeinen Grafen). gr. 8. (VIII u. 287 S.) Ebend. 1857. n. 28 Ngr.

—— —— 4. Lief. (Von der Selbſtübergabe an d. Haus Oeſterreich bis zum 30jähr. Krieg. gr. 8. (VIII u. 410 S.) Ebend. 1857. n. 28 Ngr.

Eine ſehr gründliche Bearbeitung des Stoffes von einem Gelehrten, der ſich ſchon ſeit 30 Jahren damit beſchäftigte.

Der Schwarzwald, der Odenwald, Bodenſee und die Rheinebene. Handbuch für Reiſende. Mit 4 Reiſechärtchen, 8 Anſichten u. 2 Panoramas in Farbendruck. 8. (XX u. 202 S.) Heidelberg 1858. Emmerling. n. 1 Thlr.

Ein nach dem Muſter Bädekers gearbeitetes Reiſehandbuch, das recht brauchbar iſt, aber doch ſein Vorbild nicht erreicht. Die beigegebenen Charten ſind ungenügend, und daß der ſonſt oft behandelte Bodenſee mit aufgenommen iſt, erſcheint um ſo unzweckmäßiger, als der Schwarzwald wohl ausführlicher hätte behandelt werden dürfen.

Leibnitz, H., Die römiſchen Bäder bei Badenweiler im Schwarzwald. Nach der Natur aufgenommen im Sommer 1855 u. mit Rückſicht auf

frühere Editionen erläutert. Mit 2 lithogr. Taf. 4. (24 S.) Le
1856, T. O. Weigel. n. 1 Thlr.

Eine ſehr ſorgfältige, anſprechende Arbeit.

Würtemberg.

Wagner, Heinr., Geſchichte der Hohen Karlsſchule. Mit Illuſtrati
von C. A. v. Heideloff. 2 Bde. gr. 8. (696. 430 S.) Würzburg 1
—58, Etlinger. n. 4 Thlr.

Fleißig geſammelte Materialien zur Geſchichte einer der bedeutendſten Bildungsan
des vorigen Jahrhunderts, aber gar nicht verarbeitet und deßhalb zur Lectüre unbrauchbar.

Büchele, Karl, Stuttgart und ſeine Umgebungen, für Einheimiſche
Fremde. (411 S.) Stuttgart 1858, Karl Aue. n. 1 Thlr. 18 N

Eine mit Geſchmack und Sorgfalt ausgeführte Beſchreibung der Sehenswürdigkeit
und um Stuttgart, mit zweckmäßigen geſchichtlichen Rückblicken. Die Beſchreibung der be
barten Schlöſſer iſt leider großentheils wörtliches Plagiat aus: Hänle, Würtemb. Luſtſchl
Abth. II. Würzburg 1847.

Bodenſee, Der, und ſeine Umgebungen. In 3 Abthlg. [Verfaſſer
Schnars]. 8. (XI u. 140. XII u. 202. XII u. 224 S.) Stutt
1856—57, Cotta. n. 2 Thlr. 4 Ngr.

Nicht bloßes Reiſehandbuch, ſondern angenehm leſbare landſchaftliche und geſchich
Schilderung der Gegend, geſchrieben von einem Norddeutſchen, der ſeit Jahren an den
des Bodenſees lebt und die Gegend gründlich kennt. Die Schilderung der Umgebung er
ſich ziemlich weit, und umfaßt das Allgäu bis Sonthofen, den Bregenzer Wald, Appenzel
das Rheinthal bis Ragaz. Die beigegebene Charte iſt ganz ungenügend.

Bayern.

Die **Allgäuer Alpen**, bei Oberſtdorf u. Sonthofen. Beiträge z. Cha
teriſtik d. Alpenwelt. Zugleich ein Führer f. Fremde. Mit 6 Anſic
in Stahlſtich. gr. 16. (IV u. 224 S.) München 1856, Franz. n. 26 N

Eine ausführliche Schilderung des an Naturſchönheiten reichen oberbayeriſchen Gebi
das durch die Lindau-Augsburger Bahn dem Fremdenzug nunmehr geöffnet iſt.

Oeſterreich.

Czörnig, Karl Freih. v., Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie.
1 ethnograph. Charte in 4 Blatt. Herausgeg. durch die kaiſ. kgl. Ad
miniſtration der adminiſtrativen Statiſtik I. Bd. I. Abth. II. u. III.
gr. 4. (XXXVIII u. 1333 S. mit Beil. 164 S. u. mit 1 Charte). W
1857, Braumüller Sort. n. 18 Thlr.

Band I. enthält einen allgemeinen Ueberblick der Völkergeſchichte der öſterreichiſchen
narchie, mit Andeutungen über Entſtehung der Sprachgrenzen und Sprachinſeln, und ſod
eine Beſchreibung der vorwiegend deutſchen Kronländer und ihrer Veränderungen in Folge
Neugeſtaltung Oeſterreichs. Der zweite und dritte Band handelt von Ungarn, Croatien, Sla
nien und Siebenbürgen. Das Ganze beruht auf einer ſehr ſorgfältigen Sammlung und
arbeitung des dem Verfaſſer zu Gebote ſtehenden reichen Materials. Die Charte iſt nicht blos
den nächſten Zweck dienlich, ſondern überhaupt eine ſehr gute Ueberſichtscharte von Oeſterreic

Ungewitter, F. H., Die öſterreichiſche Monarchie geographiſch, ſtatiſti
topographiſch und hiſtoriſch dargeſtellt.

die neueſte adminiſtrative und gerichtliche Organiſation der Kronländer. gr. 8. (VIII u. 421 S.) Brünn 1856, Buſchak u. Irrgang. n. 2 Thlr.

Gibt, was bei dem mangelhaften Stand der Vorarbeiten gegeben werden konnte. Der Verfaſſer beklagt den Mangel an guten und neuen Specialbeſchreibungen ſowohl, als an allgemeinen Beſchreibungen der Monarchie.

Lorenz, Ottokar, Die öſterreichiſche Regentenhalle. Biographien. Mit 37 Bildniſſen. gr. 16. (III u. 512 S.) Wien 1857, Tendler u. Co. n. 1⅓ Thlr.

Eine gute Geſchichte von Oeſterreich von den Babenbergern an bis auf Ferdinand I. Die neueren Kaiſer etwas flüchtig behandelt.

Büdinger, Max, Oeſterreichiſche Geſchichte bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. I. Bd. gr. 8. (VI u. 503 S.) Leipzig 1858, Teubner. n. 2⅔ Thlr.

Eine gründliche Bearbeitung der älteſten Geſchichte von Deutſch-Oeſterreich, Böhmen und Ungarn. Der vorliegende Band geht von den Zeiten der Römerherrſchaft bis zu Ende des 5. Jahrhunderts.

Palacky, Frz., Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handſchriften. 4. Bd. Das Zeitalter Georgs von Podebrad. 1. Abth. v. 1439 bis 1457. gr. 8. (VIII u. 544 S.) Prag 1857, Tempsky. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

S. Wegweiſer S. 140 und erſter Nachtrag S. 53. Ein anerkannt treffliches Werk.

Hurter, Friedr. v., Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. u. ſeiner Eltern. 8. Bd. gr. 8. (XVI u. 678 S.) Schaffhauſen 1857, Hurter. n. 2⅔ Thlr.

Eine Apologie Kaiſer Ferdinands II., aus reichem urkundlichem Material geſchöpft und deßhalb über manche Dinge ſehr lehrreich, aber mit merkwürdiger Verleugnung aller nationalen Gedanken und höchſt ledern. Iſt auch als 1. Band der Geſchichte Kaiſer Ferdinand's ausgegeben. (S. erſten Nachtrag S. 52 und zweiten Nachtrag S. 86.)

Gindely, Anton, Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation. I. Geſchichte der böhmiſchen Brüder.

Bd. I. Lex. 8. (XII u. 523 S.) Prag 1857, Bellmann. n. 3⅓ Thlr.
" II. erſte Hälfte (S. 1—224). Ebend. 1857. pro 1. 2. Hälfte n. 3⅓ Thlr.

Die erſte urkundliche Geſchichte der böhmiſchen Brüder, von einem Katholiken mit ſcheinbarer Billigkeit, aber ohne tieferes Verſtändniß der religiöſen Bewegung bearbeitet.

Wolf, Adam, Aus d. Hofleben Maria Thereſia's. Nach den Memoiren des Fürſten Joſ. Khevenhüller. gr. 8. (XII u. 371 S.) Wien 1858, Gerolds Sohn. 2⅔ Thlr.

Khevenhüller, Oberſthofmeiſter unter Maria Thereſia, ſchrieb mit ſtaunenswerthem Fleiß und großer Vorliebe für Einzelnheiten des Hofceremoniells nieder, was ſich täglich vom Jahr 1752—1767 im Hofkreiſe ereignete und fügte ſein freimüthiges, aber freilich von einer beſchränkten Anſchauung zeugendes Urtheil über Perſönlichkeiten und Ereigniſſe bei. Wolf gibt nun daraus Auszüge, denen er Mittheilungen aus anderen Quellen beimiſcht. Iſt ſehr unterhaltend geſchrieben.

Lloyd's Reiſebibl. IV. Von Wien nach Trieſt. Reiſehandbuch für alle Stationen der k. k. Südbahn. Herausgegeben v. Oeſterreich. Lloyd in Trieſt. Mit 13 Stahlſtichen, 22 Holzſchnitten u. 1 Karte. 8. (XIV u. 214 S.) Trieſt 1858, Direction d. öſter. Lloyd. n. 2 Thlr.

Niederlande.

Motley, John Lothrop, Der Abfall der Niederlande und die Entſtehung des holländiſchen Freiſtaats. Aus dem Engliſchen. (In 3 Bänden). 1. Bd. Lex. 8. (XVI u. 547 S.) Dresden 1857, Kuntze. n. 3 Thlr.

Eine treffliche, auf umfaſſenden Quellenſtudien beruhende, leichte, gewählte [illegible] und mit [illegible] ausgeſtattete Darſtellung, die beſonders glänzende Charakter- und Situationsſchilderungen hat. [illegible]

Schweiz.

Morin, A., Abriß der politiſchen Geſchichte der Schweiz. Vom Urſprunge der Eidgenoſſenſchaft bis auf unſere Tage. Aus dem Franz. v. Ebrat. 2 Thl. gr. 8. (XIV u. 460, mit Anh. „urkundl. Beilage" 149 S.) Leipzig 1857—58, Weber. n. 2⅔ Thlr.

Hauptſächlich Verfaſſungsgeſchichte in klarer Ueberſicht.

Schuler, Melchior, Geſch. d. Eidgenoſſen unter franzöſ.-helvetiſcher Herrſchaft. II. Bd. 2. Zeitraum. Vom 1. März 1799 bis 7. Aug. 1800. gr. 8. (VIII u. 895 S.) Zürich 1856—57, Schultheß. 2⅔ Thlr.

[illegible] S. 53. Eine patriotiſche, aber etwas breite Erzählung.

D'Iſtria, Dora, Die deutſche Schweiz und die Beſteigung des Mönchs. Verb. u. vermehrte deutſche Originalausgabe. Mit e. biogr. lit. Notiz üb. d. Verfaſſerin. 3 Bde. gr. 8. (XXVIII u. 368, 257, 315 S. u. Portrait). Zürich 1858, Meyer u. Zeller Verl. n. 4 Thlr.

Eine geiſtreiche und gelehrte rumäniſche Fürſtin gibt hier ein Bild des geiſtigen und politiſchen Lebens der Schweiz, indem ſie die Hauptpunkte der Schweizergeſchichte in [illegible] Darſtellung und mit [illegible] Vorliebe für die Republik ſchildert.

Witte, Karl, Alpiniſches und Transalpiniſches. Neun Vorträge. Mit 1 Abbildung von San Marino. 1. Gletſcherwelt. 2. Die Alpenpäſſe. 3. Engadin. 4. Der Roſengarten u. das Grödnerthal. 5. San Marino. 6. Ravenna. 7. Valmonte u. Capri. 8. Palermo. 9. Ein Kloſter in den Apenninen. 16. (VI u. 482 S.) Berlin 1858, Hertz. n. 2 Thlr.

Geiſtreiche, ſorgfältig ausgearbeitete Schilderungen, denen ſich ein eigenthümlicher Reiz [illegible]

Papon, Jakob, Engadin. Zeichnungen aus d. Natur u. d. Volksleben eines merkwürdigen Alpenlandes. 16. (XII u. 220 S.) St. Gallen 1857, Scheitlin u. Zollikofer. 24 Ngr.

Eine lebendige und ſorgfältige Beſchreibung des Engadins nach ſeinen Naturſchönheiten und Volkszuſtänden, namentlich auch über die italieniſchen Thäler und St. Moritz. [illegible]

Albert, J., Wanderungen nach und in Graubünden. Unternommen und beſchrieben z. Gebrauch f. Touriſten. gr. 16. (VIII u. 192 S.) Leipzig 1857, Fritſch. ⅔ Thlr.

Ein tüchtiger Naturfreund, welcher die Gebirge Graubündens im Sommer 1856 durchwandert hat und bis auf den Piz Languard gelangt iſt, will Touriſten, welche [illegible]

Frankreich.

Ranke, Leopold, Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert. 4. Band. gr. 8. (IV u. 360 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 3 Thlr.

S. zweiten Nachtrag S. [illegible] Geht bis auf die Anfänge Ludwigs XV.

Polenz, Gottlob von, Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus bis zur Nationalverſammlung im Jahr 1789.

Bd. 1: bis zum Aufſtand von Amboiſe im J. 1560. gr. 8. (XVI u. 736 S.) Gotha 1857, Fr. A. Perthes. n. 4 Thlr.

Ein mit Fleiß und Liebe gearbeitetes Werk eines ſächſiſchen Offiziers a. D., der den Calvinismus in ſeinem ganzen Umfange ſowohl nach ſeiner theologiſchen als nach ſeiner culturgeſchichtlichen Bedeutung ſchildert. Eine Reihe guter Charakterbilder der handelnden Perſonen verleihen der Darſtellung erhöhtes Intereſſe.

Stähelin, Ernſt, Der Uebertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römiſch-katholiſchen Kirche u. der Einfluß dieſes Fürſten auf das Geſchick der franzöſiſchen Reformation [illegible] gr. 8. (XXX u. 795 S.) Baſel 1856, Schweighauſer'ſche Sort. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, daß jener Uebertritt für Heinrich keineswegs eine politiſche Nothwendigkeit geweſen iſt, ſondern ſich nur aus dem leichtfertigen ſittlichen Charakter des Königs richtig erklären laſſe, dem er [illegible]

Tocqueville, Alexis de, Das alte Staatsweſen u. die Revolution. Deutſch v. Arnold Boscowitz. gr. 8. (XVI u. 339 S.) Leipzig 1857, Mendelsſohn. 2 Thlr.

[illegible]

Eine ſehr beachtenswerthe Ergänzung zu Tocqueville's Werk bildet P. Lanfrey, L'église et les philosophes au dix-huitième siècle. 2e édition. 340 S. Paris 1857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Thiers, A., Geſchichte des Conſulats u. des Kaiſerthums. Aus d. Franz. übertragen unter Leitung von F. Bülau. Bd. 14—16. gr. 8. (340, 346, 611 S.) Leipzig 1856—57, [illegible] à Bd. ⅔ Thlr.

[illegible]

Marmont, Herzog v. Raguſa, Marſchall, Denkwürdigkeiten von 1792—1841. Deutſch von F. Burckhardt. Mit Portr. u. Charten. 9 Bde. 8. Halle 1857—58, Hemmerde. 9 Thlr.

Daſſelbe aus dem Franz. von Gelbcke. Potsdam 1857, Riegel'ſche B. n. 6⅔ Thlr. Bis jetzt 3 Bde. gr. 8.

Ein um ſo wichtigerer Beitrag zur Geſchichte Napoleons, da der Verfaſſer [illegible]

[illegible], dem Kaiser sowohl in den Tagen seines beginnenden Glückes als der höchsten Macht nahe stand, und zugleich er in seinem Staat sein Vertrauen genoß, doch nie sein Liebling war. Die Denkwürdigkeiten sind nur auf den Erinnerungen seines vortrefflichen Gedächtnisses und den Dokumenten gebaut, welche sich in seinen Händen befanden. Die Auffassung ist dabei eine [illegible], aber durchgängig von dem edelsten Streben geleitet, die Wahrheit zu sagen. [illegible] Die Darstellung, in der Regel einfach und schmucklos, wird in wichtigen Momenten gehoben.

Guizot, Fr., Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tom. I. 8. (483 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

(Erscheint in 4—5 Bänden.)

Nicht eine persönliche Biographie, sondern ein politischer Rechenschaftsbericht eines Staatsmannes, der seit der Restauration einen eingreifenden Antheil an allen Regierungsveränderungen in Frankreich gehabt hat und hier versucht, seine Grundsätze und seine Maßregeln zu rechtfertigen. Ein sehr wichtiger Beitrag zur neuern Geschichte Frankreichs, und zugleich eine durch ausgezeichnete Sprache anziehende Lektüre.

Springer, Anton, Paris im dreizehnten Jahrhundert. Mit 1 Plan. 8. (IV u. 148 S.) Leipzig 1856, Hirzel. n. 1 Thlr.

Eine anziehende kulturgeschichtliche Schilderung des alten Paris mit Nachweisungen der Quellen, aus denen geschöpft wurde.

Stahr, Ad., Nach fünf Jahren. Pariſer Studien aus dem Jahre 1855. 2 Thle. gr. 12. (VI 394. IV 326 S.) Oldenburg 1857, Schulze. n. 3 Thlr.

[illegible] Bemerkungen über die in den Pariſer Sammlungen befindlichen Kunstwerke.

Mundt, Theod., Pariſer Kaiſerſkizzen. 2 Bde. 8. (VII u. 269 S.) Berlin 1857, Janke. 2 Thlr.

Diese Skizzen, im Sommer 1856 zu Paris entworfen, schildern die politiſchen und ſocialen Zustände des Kaiſerreichs vorherrschend nach ihrer Lichtſeite.

—— —— Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus d. franzöſ. Kaiſerreiche. 2 Bde. 8. (IV 232. IV 262 S.) Berlin 1858, Janke. 3 Thlr.

Interessante Schilderung der gesellschaftlichen Zustände, wie sie sich unter Einwirkung des kaiſerlichen Systems gestaltet haben.

Bädeker, K., Paris u. Umgebungen, nebst Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne, u. den 3 Eiſenbahnſtraßen vom Rhein bis Paris. Handbuch für Reiſende. Nebſt 2 Karten u. 12 Plänen. 2. verbeſſ. Aufl. 8. (XXXII u. 328 S.) Coblenz 1857, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Ein jedem Reiſenden ein sehr nützlicher Wegweiser.

England.

Pauli, Reinhold, Geschichte von England. 5. Bd. Vom J. 1399—1509. gr. 8. (XXVI u. 711 S. mit Stammtafel.) Gotha 1858, F. A. Perthes. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

S. zweiten Nachtrag S. 10. Dieser ebenfalls sehr sorgfältig ausgearbeitete Band geht bis zum J. 1509, und der Verfaſſer stellt die Fortſetzung in nahe Auſſicht. [illegible] bei.

J. A. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. 4 vol. London 1856—58.

Die 4 bis jetzt erschienenen Bände gehen bis zu Heinrichs VIII. Tod. Das Werk verbindet mit tiefer Forschung eine große Kraft der Darstellung, und versucht zuweilen eine Apologie

Heinrichs VIII., unterrichtet eine Nachweiſung der politiſchen Bedeutung der Reformation für England.

Guizot, Fr., Geſchichte Richard Cromwell's u. der Wiederherſtellung des Königthums in England. Mit Monks Portr. 8. (VI u. 297 S.) Leipzig 1857, Lorck. n. 1 Thlr.

(Hiſtoriſche Hausbibliothek Bd. 40).

Fortſetzung von Guizot's bekannter Geſchichte der engliſchen Revolution, und eines der bedeutendſten Werke über Cromwell. Der Verfaſſer nimmt dabei vergleichende Rückſicht auf franzöſiſche Zuſtände.

Gneiſt, Rudolph, Das heutige engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungs-Recht. Th. I. Geſchichte u. heutige Geſtalt der Aemter in England mit Einſchluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofſtaates. gr. 8. (XVI u. 722 S.) Berlin 1857, Springer. n. 3⅔ Thlr.

Ein wiſſenſchaftlich und politiſch bedeutendes Werk, welches ſeine Aufgabe in ausgezeichneter Weiſe löſt, indem es nicht nur das engliſche Staatsleben gründlich kennen lehrt, ſondern auch durch ſtete Hinweiſung auf deutſche Zuſtände, die Mängel unſeres Staatslebens zeigt, ohne in blinder Bewunderung engliſcher Einrichtungen die geſunden Elemente Deutſchlands zu verkennen. Verdient von Allen, die ſich um Staatsangelegenheiten ernſtlich bekümmern, ſtudirt zu werden.

Montalembert, Graf von, Ueber die politiſche Zukunft Englands. Ueberſ. v. H. v. Tinten. gr. 12. (XI u. 228 S.) Augsburg 1857, Schmid. n. ½ Thlr.

Daſſelbe ins Deutſche übertragen von Leo Kontan. gr. 8. (VIII u. 179 S.) Köln 1856, Du Mont-Schauberg. n. 18 Ngr.

Eine mit Geiſt und Wärme geſchriebene Schrift, welche zunächſt die Frage zu beantworten ſucht: Wie wird England von ſeiner demokratiſchen [illegible] Revolution zu verfallen? M. erkennt an, daß die Engländer deutlich mehr politiſche Tugenden vor den Franzoſen voraus haben, welche ihnen vielleicht über die Schwierigkeiten hinweghelfen können, aber will doch ein Wort der Warnung an ſie richten, und andererſeits ermahnt er die Franzoſen, der unbeſonnenen Nachahmung engliſcher Einrichtungen ſich zu hüten.

Voigt, J. A., Mittheilungen über das Unterrichtsweſen Englands und Schottlands. Geſammelt während eines mehrmonatl. Aufenthalts in beiden Ländern. gr. 8. (XVI u. 454 S.) Halle 1857, Anton. 1 Thlr. 21 Ngr.

Reiſeberichte eines tüchtigen deutſchen Schulmannes, der den Gegenſatz des deutſchen und engliſchen, ſowie des ſchottiſchen Schulweſens [illegible] ſchildert, und mehr als [illegible] für beide Länder [illegible].

Rodenberg, Jul., Ein Herbſt in Wales. Land und Leute, Märchen u. Lieder. 8. (XVIII u. 226 S. u. 14 S. Notenbeil.) Hannover 1857, Rümpler. 1⅓ Thlr.

Intereſſante Mittheilungen eines Mannes, der an dem Volksleben der Bewohner von Wales lebhaften Antheil genommen hat, und ſeine Studien ſowie ſeine perſönlichen Erlebniſſe in anſprechender und anregender Weiſe mittheilt.

Helfferich, A., Skizzen u. Erzählungen aus Island. 8. (XIII u. 322 S.) Berlin 1858, Springer. 1⅓ Thlr.

Früchte einer Reiſe durch Island. Gute Beobachtungen und belebte Schilderungen.

Skandinavien.

Maurer, Konrad, Die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum in ihrem geſchichtlichen Verlaufe quellenmäßig geſchildert. 2 Bde. gr. 8. (XII 660. VIII 732 S.) München 1855—56, Kaiſer. n. 7 Thlr. 18 Ngr.

Das Werk eines ſehr tüchtigen gründlichen Forſchers, das nicht nur für den ſkandinavi[illegible] ſchen Norden, ſondern auch für England und Deutſchland reiche Ausbeute gibt. Die Materia[illegible] ſind in zahlreichen ins Deutſche überſetzten Quellenauszügen beigegeben. Was man ver[illegible] mißt, iſt eine zur Orientirung dienliche überſichtliche Skizze.

Mügge, Theod., Nordiſches Bilderbuch, Reiſebilder. 2. unver. Auflage. 8. (IV u. 424 S.) Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr.

Lebendige Schilderungen aus Schweden, Norwegen und Kopenhagen, die nicht nur gute Unterhaltung, ſondern auch in die Verhältniſſe einen tiefern Einblick gewähren.

Allen, C. F., Geſchichte der däniſchen Sprache u. Nationalität im Herzogthum Schleswig und Südjütland. Mit 3 Sprachkarten. 1. Bd. gr. 8. (IX u. 468 S.) Schleswig 1857, (Leipz. Teich.) n. 1⅓ Thlr.

Eine im Sinne der däniſchen Beſtrebungen geſchriebene Geſchichte, die erweiſen ſoll, daß Schleswig eigentlich däniſch und frieſiſch, aber nicht deutſch geweſen iſt, und daß nur durch die Willkür der Deutſchen die däniſche Sprache zurückgedrängt worden iſt.

Grenzlinie u. Kämpfe der deutſchen u. däniſchen Sprache im Herzogthum Schleswig. Urkundlich dargeſtellt von einem Nordſchleswiger. gr. 8. (IV u. 93 S.) Leipzig 1857, G. Mayer. ½ Thlr.

Der Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, wie die deutſche Sprache ſeit dem ſpätern Mittelalter und beſonders in Folge der Reformation in Schleswig die herrſchende geworden und die Trägerin der Bildung iſt und daß daher die Einführung der däniſchen Sprache in Kirche und Schule ein unberechtigter Gewaltſtreich iſt.

Rußland.

Miliutin, Oberſt, Geſchichte des Krieges Rußlands mit Frankreich, unter der Regierung Kaiſer Pauls I. im J. 1799. Verfaßt auf Befehl des Kaiſer Nikolaus I. Ins Deutſche übertragen von Chr. Schmitt. 5 Bde. Lex. 8. Mit 49 Plänen u. Charten. I. XXXII u. 605 S. u. 19 Plänen. II. VIII u. 606 S. u. 10 Plänen. III. VI u. 476 S. 9 Plänen u. 1 Blatt Facſim. IV. VI u. 421 S. u. 7 Plänen. V. VI u. 434 S. u. 4 Plänen. München 1856—58, Lindauer. n. 18 Thlr.

Ein Werk, das viel mehr gibt, als der Titel verſpricht, indem es nicht nur eine Geſchichte des Feldzugs von 1799, ſondern eine Geſchichte der ruſſiſchen Politik gegenüber der franzöſiſchen Revolution iſt. Der Hauptwerth dieſes für die neuere Geſchichte höchſt wichtigen Werkes beruht auf Aktenſtücken, die mit einer in Rußland bisher ungewohnten Rückhaltloſigkeit mitgetheilt ſind.

Daſchkoff, Fürſtin, Memoiren. Zur Geſchichte der Kaiſerin Katharina II. Nebſt Einleitung von Alexander Herzen. 2 Thle. 8. (XXXX 408. 292 S.) Hamburg 1857, Hoffmann u. Campe. 3 Thlr.

Ein ſehr wichtiger und intereſſanter Beitrag zur Geſchichte Rußlands unter Katharina. Die Fürſtin Daſchkoff, eine intime Freundin Katharina's, an den Ereigniſſen lebhaften Antheil nahm und großen, meiſt günſtigen Einfluß auf ſie übte. Mit Geiſt geſchrieben und [illegible] eine intereſſante Lektüre. [illegible]

Die Denkwürdigkeiten von [illegible] ſ. unter den Biographieen.

Korff, M., Die Thronbeſteigung Kaiſer Nicolaus I. von Rußland im Jahre 1825. Nach ſeinen eigenen Aufzeichnungen u. den Erinnerungen der kaiſerl. Familie. Deutſche Ausgabe. 8. (245 S.) Berlin 1857, Springer. ⅚ Thlr.

——— ——— ——— ——— 2. Aufl. gr. 8. (XII u. 187 S.) Frankfurt a. M. 1857, Joſ. Baer. 27 Ngr.

Herzen, Alexander, Die ruſſiſche Verſchwörung und der Aufſtand vom 14. Dec. 1825. Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Korff: „Die Thronbeſteigung Kaiſer Nicolaus I. im Jahre 1825." 8. (V u. 327 S.) Hamburg 1858, Hoffmann u. Campe. 1⅓ Thlr.

Eine ſcharfe Entgegnung auf die genannte officielle Schrift, die Herzen ein Erzeugniß tatariſcher Servilität nennt, und deren Schmähungen gegen die am Aufſtand Betheiligten die Behauptung entgegenſetzt, Alle die, welche durch Bildung und Charakter damals in Rußland hervorragten, hätten ſich an dem Aufſtand betheiligt.

Bulitſchef, J., Reiſe in Oſt-Sibirien. Aus dem Ruſſiſchen von G. Baumgarten. 1. Bd. Jakutskiſcher Kreis, Ochotskiſcher Landſtrich. gr. 8. (VIII u. 143 S.) Leipzig 1858, Schlicke. ⅚ Thlr.

Ergebniß einer im Auftrage der ruſſiſchen Regierung unternommenen Reiſe, bei welcher der Verfaſſer die Aufgabe hatte, Sitten und Gebräuche der Bewohner, klimatiſche Verhältniſſe, die Ertragsfähigkeit des Bodens, die Erwerbsquellen der Bewohner u. dgl. zu erforſchen. Das Werk, das in Rußland eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hat, wird aus 3 Theilen beſtehen.

Italien.

Reumont, Alfred v., Beiträge zur italieniſchen Geſchichte. 5. u. 6. Bd. 8. (XI u. 477. 544 S.) Berlin 1857, Decker. 4⅓ Thlr.

V. Familiengeſchichten. Die geiſtliche Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert. Ein italieniſcher Künſtler in Deutſchland im dreißigjährigen Kriege.

VI. Fluchtverſuch der Königin von Etrurien. Aus dem Leben italieniſcher Staatsmänner. Zur Geſchichte der Akademie der Crusca. Der Herzog von Norfolk. Canova und Napoleon. Aus der Reformationszeit. Ein Dichter zu Florenz und Rom. Venezianiſche Zeitgenoſſen. Biographiſche Skizzen.

S. zweiten Nachtrag S. 101 und 102.

Wurſtemberger, L., Peter der Zweite Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, ſein Haus und ſeine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatiſch bearbeitet. Mit e. Urkundenbuch. 2. Thl. gr. 8. (VI u. 414 S.) 3. Thl. (VI u. 467 S.) Bern 1857, Schultheß. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

S. zweiten Nachtrag S. 101. Das werthvolle Werk iſt nun vollendet.

Wrightſon, R. H., Geſchichte des neueren Italiens. Von der erſten franz. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Engliſchen von Julius Seybt. 8. (XVI u. 264 S.) Leipzig 1856, Lorck. n. 1 Thlr.
(Lorck's hiſt. Handbibliothek, Bd. 39.)

Der Verfaſſer will nicht ſowohl eine eigentliche Geſchichte der Zeitperiode, als eine gedrängte Skizze der Vorfälle geben, welche zur Entſcheidung des Geſchickes der Halbinſel beigetragen und die Grundlage gebildet haben, auf der die gegenwärtige Lage entſtanden iſt. Beſtreben, vor Einmiſchung ausländiſcher Sympathien in nationalen Fragen zu warnen.

Wer ſich über die neuere italieniſche Geſchichte genauer unterrichten will, dem empfe
wir folgende Werke:

Farini, Carlo Luigi, Lo stato Romano dall' anno 1815 al 1850. Te
edizione, 4 vol. Firenze 1853.

—— —— Storia d'Italia dall' anno 1814. Torino 1854.

Der Verfaſſer, ein ſehr patriotiſcher Italiener, war Unterſtaatsſecretär Pius IX. und ge
deſſen beſonderes Vertrauen. Er behandelt im erſteren Werke die Geſchichte des Kirchenſta
von 1815—48 kurz, von da an ausführlich und auch das übrige Italien mit hereinziehe
Die klare, nicht phraſenhafte Darſtellung macht den Eindruck der Wahrheitstreue.

Das zweite Werk, welches mit dem erſten Band in Stillſtand gerathen iſt, geht nur
1817, enthält aber intereſſante, anderswo nicht veröffentlichte Aktenſtücke aus den Zeit
Karl Alberts, und iſt außer Piemont faſt überall in Italien verboten.

Ranalli, Ferd., Le istorie italiane dal 1846—55. 4 vol. Firenze 185

Eine gute pragmatiſche Darſtellung im Sinne des Toscaniſchen Liberalismus.

Förſter, Ernſt, Handbuch für Reiſende in Italien. 6. verb. u. ver
Aufl. Mit vielen (5) Charten u. (27) Plänen. In 4 Abthlgn. 8. (A
gemeiner Theil XII u. 159 S. Oberitalien VIII u. 212 S. Mitt
italien IV u. 283 S. Unteritalien u. Sicilien IV u. 132 S.) Münch
1857, lit. Anſtalt. n. 3⅔ Thlr.

(Oberitalien auch beſonders ausgegeben n. 1⅓ Thlr.)

Weſentlich verbeſſerte Auflage eines berühmten Werkes, das hauptſächlich ſolchen Reiſen
zu empfehlen iſt, die ihr Augenmerk auf die Kunſt richten.

Loſſow, Eduard v., Handbuch zur Reiſe nach und in Italien. Mit ein
Zuſammenſtellung von italieniſchen Dialogen, Wörtern u. Formular
zu Briefen u. Contracten. Mit vielen (10) Charten u. Plänen. 3. ver
Aufl. Berlin 1857, Nemak. n. 2⅔ Thlr.

Gutes praktiſches, mehr nach engliſcher Art eingerichtetes Handbuch.

Petter, Franz, Dalmatien in ſeinen verſchiedenen Beziehungen dargeſtell
(Mit Unterſtützung der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien.) gr.
(XIV u. 612 S.) Gotha 1857, Juſtus Perthes. n. 2⅔ Thlr.

Werk eines deutſchen Profeſſors am Gymnaſium zu Spalato, der ſeit 1823 dort le
ſchon längſt die Beſchreibung entworfen hatte und dieſelbe hatte veröffentlichen wollen, aber zwe
mal von der Cenſur zurückgewieſen worden war, und für eine kurze Umarbeitung, die aber n
der Cenſur wirklich verlangt und verfügt wurde, endlich die Erlaubniß der Veröffentlichun
erhielt, aber dieſelbe ungebraucht ließ und nun den erſten Entwurf auf Koſten der Akademie ve
öffentlichte. Iſt die beſte und vollſtändigſte Geographie Dalmatiens, deſſen Kultur und Ve
kehrsverhältniſſe eingehend beſprochen werden.

Griechenland und Türkei.

Viſcher, W., Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. gr.
(X u. 701 S.) Baſel 1857, Schweighauſer's Verl. n. 2⅔ Thlr.

Beſchreibung einer im Jahr 1853 gemachten archäologiſchen Reiſe, die ſich auf alle wi
tigeren und beſonders intereſſanten Punkte Griechenlands erſtreckt. Die Darſtellung iſt etwa
weitläufig, aber zuverläſſig. Alles, was einen Gebildeten in Bezug auf Natur, Geſchichte u
gegenwärtige Verhältniſſe des Landes intereſſiren kann, iſt beſprochen. Inſbeſondere kann
der Leſer hier, wie nicht leicht in einem andern Werke, über den gegenwärtigen Stand der wi
tigſten archäologiſchen und topographiſchen Fragen auf dem Gebiete des alten Griechenlan
aufklären.

Eichmann, F., Die Reformen des osmaniſchen Reichs mit beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes der Chriſten des Orients zur türkiſchen Herrſchaft. gr. 8. (X u. 461 S.) Berlin 1858, Nicolai. n. 2⅓ Thlr.

Bericht eines Deutſchen, der 3 Jahre in Conſtantinopel gelebt hat und die Reformverſuche der Türkei mit wohlwollender Theilnahme beobachtet hat. Nachweiſung deſſen, was wirklich erreicht worden iſt, ſowie der Schwierigkeiten, mit welchen die Reformbeſtrebungen zu kämpfen haben. Als Anhang iſt eine Anzahl Documente abgedruckt.

Mordtmann, A. D., Belagerung u. Eroberung Conſtantinopels durch die Türken im J. 1453. Nach d. Originalquellen bearb. Mit 1 Plan von Conſtantinopel. gr. 8. (III u. 148 S.) Stuttgart 1858, Cotta. n. 1 Thlr.

Die erſte gründliche, nach den Quellen bearbeitete Darſtellung.

Oſtindien.

Keightley, Thomas, Geſchichte von Indien. Ueberſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeführt von J. Seybt. 1. 2. Bd. 8. (I. VIII u. 294 S. II. VIII u. 356 S.) Leipzig 1857—58, Lorck. n. 2 Thlr.
(Moderne Geſchichtſchreiber 9. Bd.)

Briggs, John, Oſtindien u. England. Eine gemeinverſtändliche Darſtellung des großen oſtindiſch-brittiſchen Reiches mit Bezug auf ſeine gegenwärtige Lage und den Aufſtand. Nach dem Engliſchen. gr. 8. (V u. 83 S.) Berlin 1857, Heinicke. 12 Ngr.

Der Verfaſſer war Generallieutenant der Madrasarmee und hatte in vieljährigem Aufenthalt in Indien genügende Gelegenheit, die indiſchen Verhältniſſe kennen zu lernen, die er hier in verſtändlicher Ueberſicht ſchildert. Iſt vor dem Ausbruch des Aufſtandes geſchrieben, von dem der Verfaſſer keine Ahnung hatte. Er ſpricht nur über die Möglichkeit einer ruſſiſchen Invaſion.

Möckern, Philipp van, Oſtindien, ſeine Geſchichte, Kultur und ſeine Bewohner. Reſultate eigener Forſchungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. 2 Bde. gr. 8. (XVII u. 395. 327 S.) Leipzig 1857, Coſtenoble. 4⅙ Thlr.

Ein Kaufmann, der keine gelehrte Forſchungen gemacht hat, gibt hier, was er an Ort und Stelle von den Ueberlieferungen der Eingebornen und älteren Europäer vernommen hatte. Der größte Theil beſteht in einer einfachen, im Einzelnen nicht immer richtigen Geſchichte Indiens von den älteſten Zeiten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Außerdem erzählt er Manches aus dem gegenwärtigen indiſchen Leben, Hofgeſchichten, Jagdabenteuer, Schickſale eingewanderter Europäer. Das Beſtreben, unterhaltend zu ſein, verführt ihn mitunter, unglaubliche Dinge aufzutiſchen.

Neumann, Karl Fried., Geſchichte des engliſchen Reiches in Aſien. 2 Bde. gr. 8. (XII 653. XII 739 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 7 Thlr.

Eine fleißige Arbeit, welche die vorliegenden Materialien zur neuern Geſchichte Indiens gut zuſammenſtellt und verarbeitet, und wohl das Vollſtändigſte iſt, was wir in dieſer Art in der deutſchen Literatur beſitzen. Uebrigens fehlt es dem Verfaſſer an eigener Anſchauung des indiſchen Lebens und an vertrauter Bekanntſchaft mit der alten Geſchichte Indiens, die ihn hätte in den Stand ſetzen können, die jetzigen Zuſtände und Einrichtungen gründlich zu erklären. Auch zeigt er eine übel angebrachte Abneigung gegen alles Chriſtliche.

China.

Arbeiten der kaiſerlich ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Peking über China, ſein Volk, ſeine Religion, ſeine Inſtitutionen, ſeine ſocialen Verhältniſſe, Aus dem Ruſſiſchen nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original von Carl Abel u. F. A. Mecklenburg. 2 Bde. gr. 8 (IV 385. 533 S.) Berlin 1857, Heinicke. n. 6⅔ Thlr.

Einzelne, zum Theil ſehr gute Abhandlungen, vorherrſchend über Gegenſtände des Handels und der Induſtrie.

Amerika.

Baumbach, L. v., Neue Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Heimath, mit beſonderer Rückſicht auf deutſche Auswanderer. 8. (XIV u. 336 S.) Caſſel 1856, Fiſcher. 1 Thlr.

Gute nüchterne Beobachtungen eines in der alten Heimath in gutem Andenken ſtehenden Ausgewanderers aus Heſſen. Verbreitet ſich über politiſche Verhältniſſe, insbeſondere die Sklavenfrage, ſociale und Verkehrsverhältniſſe.

Fröbel, Jul., Aus Amerika. Erfahrungen, Reiſen u. Studien. 2 Bde. 8 (XVI u. 550 S. XVI u. 616 S.) Leipzig 1857—58, Weber. n. 5 Thlr.

Theils Beſchreibung der Reiſe aus Deutſchland nach Newyork und von da nach Nicaragua, theils und ganz vorherrſchend Räſonnement über ſociale und politiſche Fragen, die durch des Verfaſſers Reiſebeobachtungen angeregt wurden oder ſich daran anknüpfen ließen. Geiſtreich und anregend und mit Vorliebe für die amerikaniſchen Verhältniſſe geſchrieben.

Gladſtone, Thomas H., Bilder und Skizzen aus Kanſas, während des jüngſten Bürgerkrieges geſammelt. Mit Titelbild. u. 1 Charte. 8. (V u. 362 S.) Leipzig 1857, Arnold. 1⅙ Thlr.

Urſprünglich als Reiſebriefe in den Times erſchienen, ſpäter erweitert und engliſch und deutſch herausgegeben. Zunächſt Beſchreibung einiger tumultuariſchen Scenen, welche durch die Agitation der ſüdlichen Sklavenfreunde hervorgerufen wurden, ſodann Schilderung des Landes, der Sitten und der Bodenkultur, ſowie der verſchiedenen Bewohner und ihrer Lebensweiſe. Ruhige und unparteiiſche Darſtellung.

Squier, E. G., Die Staaten von Central-Amerika, insbeſondere Honduras, San Salvador u. die Mosquitoküſte. In deutſcher Bearbeitung herausgeg. von Karl Andree. 8. (XLVIII u. 275 S.) u. 1 lith. Taf. Leipzig 1856, Lorck. n. 1 Thlr.

(Hausbibliothek für Länder- u. Völkerkunde 9. Bd.)

Beſchreibung eines von der Natur ſehr begünſtigten, auch mit landſchaftlichen Reizen reichlich ausgeſtatteten Ländertheils, von einem genauen Kenner. Der deutſche Bearbeiter hat eine gute hiſtoriſche Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen hinzugefügt.

Buenos-Ayres u. die argentiniſchen Provinzen. Nach den neueſten Quellen. Herausgeg. v. K. Andree. 8. (XX u. 426 S.) Leipzig 1856, Lorck. n. 1 Thlr.

(Lorck'ſche Hausbibliothek für Länder- u. Völkerkunde Bd. 10.)

Der Verfaſſer will auf dieſe für Europa und insbeſondere den deutſchen Handel wichtigen Gegenden die Blicke der Auswanderungsluſtigen lenken, und gibt eine möglichſt vollſtändige Zuſammenſtellung der Geſchichte und ſtatiſtiſch-geographiſcher Notizen gut verarbeitet.

Reybaud, Charles, Braſilien. Aus dem Franz. mit Anmerkungen und Zuſätzen. gr. 8. (VI u. 120 S.) Hamburg 1857, Nolte u. Köhler. n. 24 Ngr.

Eine als ſehr brauchbar anerkannte Beſchreibung der politiſchen Verhältniſſe des Kaiſerreichs Braſilien. Die Ueberſetzung trägt manche neuere ſtatiſtiſche Angaben nach.

Ueber Chile, das für die Auswanderung ſo häufig in Betracht kommt, können wir folgendes franzöſiſche Werk empfehlen:

Perez Rosales, Essai sur le Chili. gr. 8. Hambourg 1857.

Iſt die beſte Beſchreibung dieſes Landes. Der Verfaſſer, Generalconſul der Republik Chile zu Hamburg, hat ſein Vaterland wiederholt durchreiſt und viel für deſſen wiſſenſchaftliche Durchforſchung gethan. In dieſem essai gibt er nun eine phyſikaliſche und politiſche Geographie, ſo gründlich als die dermaligen Mittel es möglich machen. — Dieſe Schrift iſt nicht in den Buchhandel gekommen.

Kulturgeſchichte.

Klemm, Gſt., Die Frauen. Kulturgeſchichtliche Schilderungen des Zuſtandes u. Einfluſſes d. Frauen in d. verſchied. Zonen u. Zeitaltern. 3. 4. Bd. 8. (364 u. 344 S.) Dresden 1857—58. Arnold. n. 4 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 117.

Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte. Bilder u. Züge a. d. Leben deutſchen Volkes von Johs. Müller und Johs. Falke. Jahrgang 1—3. à 12 Hefte von 4—6 Bogen gr. 8. Nürnberg 1856—58, Bauer u. Raspe. à Jahrg. n. 5⅓ Thlr.

Gibt theils gute Materialien, theils ausgeführte Darſtellungen, die neben dem wiſſenſchaftlichen Bedürfniß auch der Unterhaltung dienen.

Seifart, Karl, Luſt, Leiden, Lieben u. Leben aus Vorzeit u. Gegenwart. br. 8. (V u. 310 S.) Stuttgart 1857, Krabbe. 1 Thlr.

Kulturgeſchichtliche Materialien in novelliſtiſcher Form.

Bodemeyer, Hildebr., Hannoveriſche Rechtsalterthümer. 1. Beitrag: Luxus u. Sittengeſetze. gr. 8. (VI u. 202 S.) Göttingen 1857, Dieterich. n. 24 Ngr.

Intereſſante Einzelnheiten, aber nicht verarbeitet.

Vehſe, Ed., Geſchichte der deutſchen Höfe. VI. Abtheil. Die kleinen deutſchen Höfe. 6. Theil. 8. (X u. 331 S.) Hamburg 1857, Hoffmann & Campe. 1⅚ Thlr.

—— —— 7. 8. Thl. Die Höfe der Mediatiſirten. 8. (XV u. 645 S.) Ebend. 1858. 2⅚ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 76.

Weber, Karl von, Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. 2 Bände. gr. 8. (X u. 474 S. VI u. 478 S.) Leipzig 1857—58. B. Tauchnitz. 4⅔ Thlr.

Intereſſante biographiſche und kulturgeſchichtliche Mittheilungen aus dem Dresdener Archiv vom Ende des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Perthes, Clem. Theod., Das Herbergsleben der Handwerksgeſellen. 8. (VI u. 86 S.) Gotha 1856, F. A. Perthes. n. 8 Ngr.

Ergebniſſe einer mit Liebhaberei betriebenen Forſchung.

Dolch, Oscar, Geſchichte des deutſchen Studententhums von der Gründung der deutſchen Univerſitäten bis zu den deutſchen Freiheitskriegen. 8. (X u. 300 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1⅔ Thlr.

Ein jugendlicher Verſuch, die allerdings intereſſante Aufgabe zu löſen, die aber durchaus ungenügend ausgefallen iſt, indem es dem Verfaſſer für die ältere Zeit an den erforderlichen Quellenſtudien gefehlt hat, und in den neueren Zeiten Parteilichkeit für die Landsmannſchaften ihn ungerecht gegen die Burſchenſchaft macht.

Literaturgeſchichte.

Merlecker, Karl Fried., Muſologie. Syſtematiſche Ueberſicht des wickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, anſtalten, Literaturen, Wiſſenſchaften u. Künſte, der Bibliograph des literarhiſtoriſchen Studiums. gr. 8. (XVI u. 439 S.) Leipzig 1 Brockhaus. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Verſuch einer im Intereſſe der Kulturgeſchichte erweiterten Literaturgeſchichte. Unte logie verſteht der Verfaſſer die Wiſſenſchaft von ſämmtlichen literariſchen Erzeugniſſe wiſſenſchaftlichen Zeitungen. Trotz der natürlich mangelhaften Ausführung eines ſo umfa Plans, bietet das Buch doch Manchem, dem keine größere Bibliothek zu Gebot ſteht, ein kommenes Hülfsmittel.

Gräße, J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeſchichte. Bd Abth. 3. Das 18. u. die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts. 7—9 gr. 8. od. S. 1153—1728. Leipzig 1857—58, Arnold. 2 Thlr.

S. Wegweiſer S. 219 und zweiter Nachtrag S. 118.

Deutſche Literatur.

Koberſtein, Auguſt, Grundriß der Geſchichte der deutſchen Natio literatur. 4. durchgängig verbeſſerte u. zum größten Theil völlig u arbeitete Auflage. gr. 8. (S. 1829—1961 u. Vorrede LIV S.) Le 1856, Vogel. 21 Ngr.

(I. Bd. VI. 835. Regiſter LIV S. II. Bd. 836—1961 S. Le 1845—56. Preis 6 Thlr. 18 Ngr.)

Der zweite Band geht bis zum J. 1794, ein dritter, den der Verfaſſer binnen Jahr in Ausſicht ſtellt, ſoll das Werk vollenden. S. zweiter Nachtrag S. 119. Ausgezeichnet einen großen Reichthum von Ergebniſſen gelehrter Forſchung, Genauigkeit der bibliogr ſchen Angaben und feines äſthetiſches Urtheil. Die Darſtellung aber nicht überſichtlich un ſchwerfällig.

—— —— Vermiſchte Aufſätze zur Literaturgeſchichte u. Aeſthetik. g (VI u. 271 S.) Leipzig 1858, Barth. 1⅓ Thlr.

Größtentheils Vorträge, die in dem literariſchen Verein zu Naumburg gehalten wu vorwiegend auf Göthe'ſche Dichtung ſich beziehend. Sie bewähren den feinen äſthetiſchen des gelehrten Literarhiſtorikers.

Gödeke, Karl, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. g Heft 1—4 od. S. 1—912. Hannover 1857, Ehlermann. n. 4 Th

Ein ſehr gründliches gelehrtes Werk, das neben einem kurzen überſichtlichen Text in graphen ein ſo vollſtändiges bibliographiſches und biographiſches Material gibt, wie ma wohl in keinem andern Handbuch ſo gedrängt beiſammen findet. Beſonders reichhaltig Zeit vom 15. bis zum 17. Jahrhundert ausgeſtattet. Im 18. Jahrhundert weicht der Ver von der Anlage ſeines Werkes ab, indem er Göthe eine ſehr vollſtändige Biographie S. 709 bis 865 widmet. Das ganze Buch zeugt von Geiſt und feinem, geſundem Ur deſſen beſcheidener Ausdruck Vertrauen erweckt.

Menzel, Wolfg., Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die ne Zeit. 1. Bd. (od. Lief. 1—6.) gr. 8. (XII u. 452 S.) Stuttgart 18 Krabbe. 1½ Thlr.

Erſcheint in 18 Lief. (je 6 Bg. à ¼ Thlr.) od. 3 Bden.

Ein lebendiger Bericht über die Hauptwerke der deutſchen Dichtung, mit eingehender rückſichtigung des Inhalts. In dem vorliegenden erſten Band finden wir eine gute Gruppi der alten Sagen- und Märchendichtung, die beſonders Lehrern willkommen ſein dürfte. Das Werk iſt auf 3 Bände berechnet, wovon der zweite die Volksbücher, Reformationszeitalter und Renaiſſance, der dritte die verſchiedenen Schulen der neueren Poeſie behandeln ſoll.

Möbius, Paul, Katechismus der deutſchen Literaturgeſchichte. 8. (VIII u. 166 S.) Leipzig 1856, Weber. n. ⅓ Thlr.

Ein gut gelungener Abriß, der Genauigkeit im Einzelnen mit richtiger Auffaſſung und treffendem Urtheil verbindet. Die katechetiſche Form iſt oft mit Geſchick angewendet, aber erſcheint im Grunde doch müßig.

Eichendorff, Joſ. v., Geſchichte der poetiſchen Literatur Deutſchlands. 2 Thle. 8. (VI u. 303. 228 S.) Paderborn 1857, Schöningh. 2 Thlr.

Eine geiſtreiche Auffaſſung vom Standpunkt der Romantik aus, mit liebevoller Hervorhebung der katholiſchen Elemente, in welchen der Verfaſſer bekanntlich das Salz der deutſchen Bildung ſieht. Weniger Geſchichte der Literatur, als Eichendorff's Gedanken über dieſelbe.

Barthel, Karl, Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im Mittelalter in einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt. Bearb. u. herausgeg. v. J. G. Findel. Mit B.'s. Portrait. gr. 8. (XX u. 292 S.) Braunſchweig 1857, Schwetſchke u. Sohn. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Eine anſprechende populäre Behandlung des Stoffes.

Löbell, Joh. Wilh., Die Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Göthe's Tode ꝛc. 2. Bd. A. u. d. T.: C. M. **Wieland**. 8. (XII u. 379 S.) Braunſchweig 1858, Schwetſchke u. Sohn. n. 1⅓ Thlr.

Fortſetzung der 1854 in Bonn gehaltenen Vorleſungen, deren erſter 1856 erſchienener Band im zweiten Nachtrag S. 122 beurtheilt worden. Enthält nur eine einzige Vorleſung über Wieland. Der Reſt des Bandes enthält weitere Ausführungen über die einzelnen Werke Wielands. Der Verfaſſer glaubte ihn ausführlicher behandeln zu müſſen, da er, durch die überwiegende Ungunſt der meiſten Literaturgeſchichten der heutigen Leſewelt fremd geworden, derſelben erſt wieder bekannt gemacht werden müſſe.

Kampſchulte, F. W., Die Univerſität Erfurt in ihrem Verhältniſſe zum Humanismus u. der Reformation. Aus d. Quellen dargeſtellt. 1. Theil: Der Humanismus. gr. 8. (X u. 259 S.) Trier 1858, Lintz. ⅚ Thlr.

Eine Arbeit von tüchtigem Quellenſtudium und ungewöhnlichem Darſtellungstalent. Das was der Verfaſſer gibt, iſt übrigens weniger eine Geſchichte der Univerſität Erfurt, als ein Bild des humaniſtiſchen Kreiſes, wie er ſich um Mutius in Erfurt geſtaltete.

Schwab, Guſtav, Fünf Bücher deutſcher Lieder u. Gedichte. Von A. v. Haller bis auf die neueſte Zeit ꝛc. 4. neu verm. Auflage. 8. (XV u. 520 S.) Leipzig 1857, Hirzel. 1½ Thlr.

Die neue Auflage dieſer bewährten Sammlung iſt von Dr. Jul. Fried. Klee in Dresden beſorgt und mit Proben von 22 neueren Dichtern, im Ganzen 100 Gedichten vermehrt, wogegen manche ältere Stücke ausgeſchieden ſind.

Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und deſſen Gattin, Göthe, Schiller, Klopſtock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgeg. von Heinrich Düntzer und F. G. v. Herder. 3 Bde. 8. (X u. 440. 465. 503 S. mit 1 Steintafel.) Frankfurt a. M. 1856, Meidinger, Sohn u. Co. 6 Thlr.

Eine aus intereſſanten Stücken beſtehende reichhaltige Sammlung bisher ungedruckter Briefe mit Einleitungen und Erläuterungen von Düntzer. Der dritte Band enthält den Briefwechſel Herders mit ſeiner Braut von 1771—1773.

Schiller's u. Göthe's Xenien-Manuſcript. Zum erſtenmale bekannt gemacht von Eduard Boas u. herausgeg. v. Wendelin v. Maltzahn. gr. 8. (V u. 263 S.) Berlin 1856, Hirſch. n. 1½ Thlr.

Dieſes für die Literaturgeſchichte intereſſante Büchlein enthält: 1) Das Originalmanuſcript der Xenien, das Boas v. Eckermann erhielt. Daſſelbe iſt wichtig, weil es die Frage über die Autorſchaft beider Dichter vollſtändig erledigt, durch die urſprünglichen Ueberſchriften manche Bedeutungen aufklärt, die bisher nicht errathen waren, und endlich weil es 10 nicht veröffentlichte Xenien enthält. Außerdem enthält das Buch eine Zuſammenſtellung der kritiſchen Stimmen über Boas Xenienkampf, Ergänzungen zu genanntem Werk von dem Herausgeber, neue Erklärungen und Notizen über das Verhalten der Betreffenen u. dgl., Beiträge und Berichtigungen zu den Gegenſchriften.

Fiſcher, Kuno, Die Selbſtbekenntniſſe Schiller's. Vortrag gehalten in der Roſe zu Jena am 4. März 1857. gr. 8. (III u. 87 S.) Frankfurt a. M. 1858, Hermann. n. ⅓ Thlr.

Eine geiſtreiche Ausführung des Gedankens, daß die verſchiedenen Helden der dramatiſchen Jugendarbeiten Schiller's nur Abſpiegelungen ſeines jedesmaligen eigenen Selbſt geweſen, und daß ſich an ihrer Hand die Geſchichte der inneren Entwicklung Schiller's verfolgen laſſe.

Liebert, Guſtav, Ludwig Uhland. Eine Skizze. 8. (III u. 88 S.) Hamburg 1857, O. Meißner. ⅓ Thlr.

Ein ſchätzbarer Beitrag zu der Charakteriſtik Uhland's als Dichter. Der Verfaſſer ſcheint die älteren Arbeiten: G. Schwab über Uhland als Dichter in dem Taſchenbuch „Moosroſen“, Stuttg. Metzler 1826, und G. Pfizer: Uhland und Rückert. Stuttg. Cotta 1836, nicht gekannt zu haben.

Talvj, Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen mit einer Ueberſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften. gr. 8. (39½ B.) Leipzig 1840, Brockhaus. 3½ Thlr.

Germania. Vierteljahrſchrift für deutſche Alterthumskunde. Herausgeg. von Franz Pfeiffer. 1—3. Jahrg. 1856—58. à 4 Hefte gr. 8. Stuttgart, Metzler. à Jahrg. n. 3 Thr. 6 Ngr.

Ein gut redigirtes Organ für die Geſchichte der älteren deutſchen Dichtung und Sprache, worin ein friſcher Geiſt weht und manche werthvolle Studien niedergelegt ſind. So gibt Uhland darin eine Reihe von Abhandlungen über deutſche Sagengeſchichte und Volkslied.

Wurzbach, Conſtantin von, Biographiſches Lexicon des Kaiſerthums Oeſterreich, enthaltend die Lebensſkizzen der denkwürdigen Perſonen, welche von 1750 bis 1850 im Kaiſerſtaat u. in ſeinen Kronländern gelebt haben. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 482 S.) Wien 1857, Zamarski. n. 2 Thlr. (Geht bis Blumenthal.)

Ein Werk beharrlichen Fleißes, das eine Maſſe intereſſanter bisher unbekannter Einzelnheiten enthält und die verſchiedenſten Gebiete des Lebens berührt.

Literariſches Taſchenbuch der Deutſchen in Rußland. Herausgegeben von Jegór v. Sievers. gr. 8. (XII u. 320 S. u. 7 S. Muſikbeil.) Riga 1858, Kymmel. (Leipzig, Lorck.) n. 2⅓ Thlr.

Sammlung von Dichtungen, landſchaftlichen Bildern, und populärer Bearbeitung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände. Von bekannten Schriftſtellern erwähnen wir außer dem Herausgeber A. v. Sternberg, H. v. Mädler, den Aſtronomen in Dorpat, A. v. Maltitz. Dieſe und andere unbekannte Namen haben ſehr anſprechende Proben deutſcher Bildung beigeſteuert.

Engliſche Literatur.

Bodenſtedt, Frdr., Shakeſpeares Zeitgenoſſen u. ihre Werke. In Charakteriſtiken u. Ueberſetzungen. 1. Bd. John Webſters Dichtungen nebſt Stücken v. Marſton, Dekker u. Rowley. gr. 8. (XV u. 392 S.) Berlin 1858, Decker. 1⅓ Thlr.

Anfang eines auf 5 Bände berechneten Werkes, welches die Aufgabe hat, durch vergleichende Charakteriſtiken der hervorragendſten Zeitgenoſſen Shakeſpeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichſten Schöpfungen die engliſche Schaubühne jener Zeit kennen zu lehren. Der 5. Band ſoll den Zuſammenhang dieſer Dichter mit Shakeſpeare und ſeinen Vorläufern nachweiſen und ein Bild der altengliſchen Bühne geben.

Kreyßig, F., Vorleſungen über Shakeſpeare, ſeine Zeit u. ſeine Werke. I. Bd. 8. (XIV u. 492 S.) Berlin 1858, Nicolai. 2 Thlr.

Populäre Vorleſungen über Shakeſpeare, beſonders für ſolche Leſer berechnet, die, an moderne Geiſtesnahrung gewöhnt und darin befangen, Schwierigkeiten zu überwinden haben, um zum Genuß ſhakeſpeariſcher Poeſie zu gelangen. Der Verfaſſer hat ſeit vielen Jahren manche Schüler und Schülerinnen in das Verſtändniß Shakeſpeare's eingeführt und will nun auch weiteren Kreiſen als Führer dienen. Das Werk iſt auf 3 Bände angelegt, und entſpricht ganz ſeinem Zweck.

Emerſon, Ralph Waldo, Ueber Göthe u. Shakeſpeare. Aus dem Engliſchen nebſt einer Kritik der Schriften Emerſons von Hermann Grimm. 8. (116 S.) Hannover 1857, Rümpler. ⅓ Thlr.

Aeſthetiſche Betrachtungen eines geiſtreichen Amerikaners, der einen überraſchend feinen Sinn für die dichteriſchen Eigenthümlichkeiten zeigt.

Franzöſiſche Literatur.

Arnd, Ed., Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur von der Renaiſſance bis zur Revolution. 2 Bde. gr. 8. (XV 591. X 485 S.) Berlin 1856, Duncker u. Humblot. n. 5⅓ Thlr.

Eine auf franzöſiſchen Vorarbeiten beruhende, etwas ungleich behandelte, übrigens anſprechende Darſtellung. Es iſt dem Verfaſſer nachgewieſen worden, daß er „Nisard histoire de la littérature française, 2e éd. Paris 1854“ nach Inhalt und Auffaſſung zu ſtark benutzt habe, ohne das Buch als ſeine Quelle zu nennen.

Schmidt, Julian, Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ſeit der Revolution 1789. 2 Bde. gr. 8. (IV 476 u. 630 S.) Leipzig 1858, Herbig. n. 5 Thlr. 18 Ngr.

Eine mit Geiſt und umfaſſender Kenntniß des Gegenſtandes ausgeführte Arbeit, welche ihre Aufgabe namentlich auch dadurch glücklich löſt, daß ſie die Literatur in ihrem Zuſammenhang mit den politiſchen Ereigniſſen und Beſtrebungen auffaßt.

Meyer, Jürgen Bona, Voltaire u. Rouſſeau in ihrer ſocialen Bedeutung dargeſtellt. 8. (VII u. 184 S.) Berlin 1856, G. Reimer. ⅔ Thlr.

Eine Reihe in der Leſehalle zu Hamburg gehaltener Vorträge, in welchen der Verfaſſer die beiden Schriftſteller von den Parteiurtheilen zu befreien und ihre wirklichen Verdienſte für ihre Zeit in's Licht zu ſtellen ſucht, was ihm im Ganzen gut gelungen iſt.

Honegger, J. J., Victor Hugo, Lamartine u. die franzöſiſche Lyrik des 19. Jahrhunderts hiſtoriſch-kritiſch dargeſtellt. gr. 8. (213 S.) Zürich 1858, Meyer u. Zeller's Verl. 26 Ngr.

Eine gehaltvolle Schrift, die von fleißigen Studien zeugt

Spaniſche Literatur.

Schmidt, Fr. Wilh. Val., Die Schauſpiele Calderon's dargeſtellt u.
läutert. Aus gedruckten u. ungedruckten Papieren des Verfaſſers zuſ
mengeſetzt, ergänzt u. herausgeg. von Leopold **Schmidt**. gr. 8. (XX
u. 543 S.) Elberfeld 1857, Friderichs. n. 3 Thlr.

Werk eines gründlichen Kenners der ſpaniſchen Literatur. Der Hauptwerth dieſer W
beruht darauf, daß ſie eine ſorgfältige Analyſe ſämmtlicher dramatiſcher Stücke Calderon's
und dem Leſer dadurch möglich macht, den Dichter gründlich kennen zu lernen.

Schmidt, Leop., Ueber die vier bedeutendſten Dramatiker der Span
Lope de Vega, Tirſo de Molina, Alarcon u. Calderon. Ein Vortrag.
(24 S.) Bonn 1858, Marcus. n. 4 Ngr.

Eine willkommene Zugabe zu dem Vorigen.

Italieniſche Literatur.

Floto, Hartw., Dante Alighieri, ſein Leben u. ſeine Werke. 8. (VIII
200 S.) Stuttgart 1858, Beſſer. 27 Ngr.

Zwei Vorträge vor einem gemiſchten Zuhörerkreis, von denen der eine die Lebensgeſch
Dantes, der andere ſeine Werke behandelt. Iſt unter den vielen Schriften über Dante am
ſten geeignet, auch ſolche, die noch wenig von ihm wiſſen, über ihn zu unterrichten, und
ſich ſehr angenehm.

Skandinaviſche Literatur.

Schwediſche Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von E. G. Ge
u. A. A. Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von
Warrens. Mit einem Vorwort von Ferd. Wolf. Nebſt 49 Melodi
8. (XLII u. 349 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Däniſche Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Svend Grun
vig. Im Versmaß des Originals übertragen von Roſa Warrens.
einer Einleitung vom Herausgeber des Originals, u. Erläuterung
8. (XXXVIII u. 298 S.) Hamburg 1858, Hoffmann u. Cam
1½ Thlr.

Beides geſchmackvolle Auswahl und gute Ueberſetzung, mit ſachkundigen Erläuterungen

Prutz, R., Ludwig Holberg, ſein Leben u. ſeine Schriften. Nebſt ei
Auswahl ſeiner Komödien. gr. 8. (XI u. 613 S.) Stuttgart 1857, Cot
3 Thlr.

Die erſte Hälfte des Buchs enthält eine Lebensbeſchreibung und Darſtellung der ſchrift
lerischen Thätigkeit Holberg's, mit Rückblicken auf die däniſche Literaturgeſchichte. Hierauf f
die gelungene Ueberſetzung von ſechs Komödien Holberg's. Sorgfältige Bearbeitung und
geſchichtliche Auffaſſung des Gegenſtandes.

Orientaliſche Literatur.

Meier, Ernſt, Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Hebrä
gr. 8. (XXII u. 584 S.) Leipzig 1856, Engelmann. 3 Thlr.

Glücklicher Verſuch, die Ergebniſſe der altteſtamentlichen Kritik zu einer Literaturgeſchi
zu verarbeiten. Zahlreiche vom Verfaſſer mit Geſchmack ausgewählte und überſetzte Proben
Dichtungen ſind eingeflochten.

Wächter, O., Das Verlagsrecht mit Einſchluß der Lehren von dem Verlagsvertrag und Nachdruck nach den geltenden deutſchen und internationalen Rechten. Mit beſond. Rückſicht auf d. Geſetzgeb. v. Oeſterreich, Preußen, Bayern und Sachſen ſyſtematiſch dargeſtellt. gr. 8. (X u. 920 S.) Stuttgart 1858, Cotta. n. 4 Thlr. 24 Ngr.

Die erſte ſyſtematiſche Bearbeitung des Gegenſtandes, die ſich durch gute principielle Auffaſſung und ſorgfältige Benutzung des thatſächlichen Materials empfiehlt. Iſt zwar ein für Juriſten geſchriebenes Werk, wird aber auch manchen Literaturfreund und Schriftſteller intereſſiren.

Biographien.

Biographiſche Sammelwerke.

Poggendorff, J. C., Biographiſch-literariſches Handwörterbuch zur Geſchichte der exacten Wiſſenſchaften rc. Lief. 1. Lex. 8. (S. 1—576.) Leipzig 1857, Barth. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſorgfältige Sammlung biographiſch-bibliographiſcher Notizen über alle Schriftſteller im Gebiete der Mathematik und der auf Mathematik gegründeten Naturwiſſenſchaften.

Bülau, F., Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Samml. verborg. od. vergeſſ. Merkwürdigkeiten. 8. Bd. gr. 12. (V u. 512 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 130.

Unſer Jahrhundert. Gallerie politiſcher und literariſcher Perſönlichkeiten. Biographien und Charakteriſtiken. 1. Bd. Stein, Fichte, Bruck. gr. 8. (III u. 175 S.) Gotha 1857, Scheube. ½ Thlr.

Die vorliegenden Biographien ſind mit Geiſt geſchrieben, 1 und 2 mit ſichtbarer Tendenz für Oeſterreich. wir möchten daher auf Guſtav Diezel als Verfaſſer rathen.

Wolf, Rudolf, Biographien zur Kulturgeſchichte der Schweiz. Erſter Cyclus. Mit Conr. Geßner's Portr. gr. 8. (VII u. 475 S.) Zürich 1858, Orell, Füßli u. Comp. n. 2⅔ Thlr.

Quintana, Don Manuel Joſef, Lebensbeſchreibungen berühmter Spanier, überſ. durch Wolf Grafen von Baudiſſin. gr. 8. (V u. 734 S.) Berlin 1857, Georg Reimer. 3 Thlr.

Gute Ueberſetzung des ſchon im J. 1807 erſchienenen trefflichen Werkes. Die Helden gehören meiſtens dem Mittelalter an.

Einzelne Biographien und Denkwürdigkeiten.

Aſſing, Ludmilla, Gräfin Eliſa v. Ahlefeldt. Die Gattin Adolphs v. Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biogr. Nebſt Briefen v. Immermann, Möller u. Henriette v. Paalzow. Mit d. Bildniß Eliſa's. gr. 8. (VII u. 351 S.) Berlin 1857, Beſſer's Verl. n. 1⅔ Thlr.

Die Biographie einer durch Anmuth und geiſtige Bildung ausgezeichneten Frau, die in ihrer Jugend als Gattin des Freiſchaarenführers Lützow auf die Helden des Freiheitskrieges einen begeiſternden Einfluß ausübte, ſpäter von ihrem Manne getrennt, einen Kreis von Schriftſtellern und Künſtlern um ſich verſammelte, und beſonders als die Freundin des Dichters Immermann Bedeutung gewann. Die Verfaſſerin hat uns in künſtleriſcher Abrundung und edler Sprache das Bild einer Frau vorgeführt, wie ſie, aus der Romantik erwachſen, uns als eigenthümliche Erſcheinung jener Zeit begegnen, einer Frau, welche die Anforderungen der Sitte hintanſetzt, um die Bedürfniſſe ihres Geiſtes und ihrer idealen Stimmung zu befriedigen.

Andlaw, Franz Freih. v., Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten. Wien. München. Paris. gr. 8. (VII u. 320 S.) Frankfurt a. M. 1857, Sauerländer. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Memoiren eines badiſchen Geſandten, die manche feine Bemerkung über ſociale Zuſtände enthalten, ſich angenehm leſen laſſen, aber für die politiſche Geſchichte durchaus unbedeutend ſind.

Baader's, Franz v., Biographie u. Briefwechſel. Herausgeg. von Franz Hoffmann. Mit Portrait u. Facſim. Franz Baader's. gr. 8. (XXI u. 704 S.) Leipzig 1857, Bethmann. n. 3 Thlr.

(Baader's Werke 15. Band.)

Eine wahrheitsgetreue gründliche Biographie des berühmten Theoſophen, welche auch deſſen antipapiſtiſche Anſichten und Lehren unverhüllt darlegt. Sehr gehaltvoll iſt auch der beigegebene Briefwechſel, beſonders der mit F. H. Jacobi.

Manuel, C., Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben u. ſeine Schriften. Mit Portr. u. Facſim. 8. (307 S.) Berlin 1857, Springer. n. 1⅓ Thlr.

Vorherrſchend Charakteriſtik ſeiner Schriften. Die Biographie iſt zwar mit liebevollem Eingehen geſchrieben, läßt aber doch in der Ausführung den dem Geſchilderten verwandten Geiſt vermiſſen.

Blumröder, Aug. v., Meine Erlebniſſe in Krieg u. Frieden in d. großen Welt u. in d. kleinen Welt meines Gemüths. gr. 8. (VII u. 212 S.) Sondershauſen 1857, Eupel. 24 Ngr.

Gut geſchriebene Biographie eines Sondershauſen's Oberſtlieutenants a. D., der, urſprünglich zum Theologen beſtimmt, ſich wegen Glaubenszweifel zur Mathematik wandte, dann in Militärdienſte trat, und von 1806 an die Kriege für und gegen Napoleon mitmachte.

Burow, Julie, Verſuch einer Selbſtbiographie. 16. (84 S.) Prag 1857, Kober. n. ⅓ Thlr.

Mittheilungen einer beliebten Schriftſtellerin über ihre äußeren Lebensverhältniſſe und geiſtige Entwickelung.

Herbſt, Wilhelm, Mathias Claudius der Wandsbecker Bote. Ein Lebensbild. 2. neu bearb. Aufl. gr. 12. (VIII u. 551 S.) Mit 2 Portraits. Gotha 1857, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Eine ſehr gelungene Biographie. Der Verfaſſer, welcher in Hamburg Gelegenheit hatte, die mündlichen Ueberlieferungen der jüngeren Zeitgenoſſen von Claudius zu ſammeln, gibt uns ein anſprechendes Bild des liebenswürdigen und frommen Dichters, den er nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit und fortſchreitenden inneren Entwickelung ſchildert. Wenn auch hie und da die Reflexion den ſpärlich vorhandenen Stoff erſetzen muß, ſo iſt dieſelbe doch auf natürliche Weiſe in die Darſtellung verwebt und findet ihre Berechtigung in dem Zuſammenhang des Mannes mit ſeiner Zeit.

Sixt, Chr. H., Paul Eber. Ein Stück Wittenberger Lebens aus den Jahren 1532—1569. gr. 8. (IV u. 95 S.) Ansbach 1857, Seybold. n. 12 Ngr.

Eine intereſſante Schrift, in welcher reichhaltiges Material zu einem lebendigen Ganzen verarbeitet iſt. Der Verfaſſer ſchöpfte großentheils aus bisher unbenutzten handſchriftlichen Quellen, und gibt daraus manche Einzelheiten über das amtliche und häusliche Leben Ebers.

Eilers, Gerd., Meine Wanderung durch's Leben. Ein Beitrag z. innern Geſch. d. 1. Hälfte d. 19. Jahrh.
2. Theil. 8. (XXII u. 314 S.) } Leipzig 1857—58, Brockhaus.
3. Theil. 8. (XI u. 370 S.) } n. 3⅙ Thlr.

Die Fortſetzung dieſer gehaltvollen, wenn auch mitunter etwas breiten Selbſtbiographie, handelt im 2. Band von des Verfaſſers Wirkſamkeit in Kreuznach, dem Beginn der Demagogenverfolgung, von Schleiermacher ꝛc. Der 3. von der Ueberſiedelung nach Koblenz und den dortigen Verhältniſſen, von den politiſchen Bewegungen der 30er Jahre in den Rheinlanden, confeſſionellen Zuſtänden und der Gefangennehmung des Erzbiſchofs von Köln.

(Bd. 1 ſ. zweiter Nachtrag S. 135.)

Arneth, Alf., Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handſchriftlichen Quellen der kaiſerl. Archive. Mit 4 Portr. u. 3 Schlachtplänen. 1. Bd. 1663—1707. Lex. 8. (XIII u. 494 S.) Wien 1858, typogr.-lit.-artiſt. Anſtalt. n. 2⅔ Thlr.

Die erſte aus den eigenen Schriften Eugen's und den auf ihn bezüglichen amtlichen Papieren der Wiener Archive geſchöpfte Biographie, welche nicht nur die vielen unrichtigen und gefälſchten Erzählungen, die über den Prinzen im Umlauf ſind, berichtigt, ſondern überhaupt nach Forſchung und Darſtellung ihm ein würdiges Denkmal ſetzt, das zugleich ein ſehr bedeutender Beitrag zur Zeitgeſchichte iſt.

Haſe, K., Jenaiſches Fichte-Büchlein. 8. (XI u. 100 S.) Leipzig 1856, Breitkopf u. Härtel. ⅔ Thlr.

Abdruck einer Vorleſung in der Roſe zu Jena, welche intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Wirkſamkeit Fichte's in Jena und der gegen ihn erhobenen Anklage des Atheismus gibt. Einige Aktenſtücke aus dem Archiv zu Jena, welche mit abgedruckt ſind, gaben dem Verfaſſer Anregung zu dem geiſtreichen anziehenden Büchlein.

König, Heinrich, Georg Forſter's Leben in Haus und Welt. 2 Thle. 2. ſehr verb. Aufl. 8. (XXVI u. 309. 324 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr. (Königs geſ. Schriften Bd. 10 u. 11.)

Außer einer Vorrede, worin der Verfaſſer ſeinen Helden gegen den ihm von Moleſchott angedichteten Materialismus vertheidigt, iſt dieſe 2. Auflage von Zeitreflexionen gereinigt und das eigentlich Biographiſche mehr hervorgehoben. S. erſter Nachtrag S. 88.

Biſchof, Herm., Sebaſtian Franck und deutſche Geſchichtſchreibung. Beitrag z. Kulturgeſch., vorzüglich d. 16. Jahrh. Eine gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (VIII u. 295 S.) Tübingen 1857, Riecker. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die erſte gründliche und richtige Charakteriſtik Francks, eines von Luther angeregten Autodidakten, der als Philoſoph und erſter Geſchichtſchreiber in deutſcher Sprache während der Reformationszeit eine bedeutende Stellung einnimmt. Das auch formell gut geſchriebene Buch iſt ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeſchichte des 16. Jahrhunderts und lehrt uns einen originellen Mann kennen, in deſſen ruheloſem Streben die geiſtige Gährung jener Zeit ſich darſtellt, und der bisher vielfach genannt, aber nur von Wenigen gekannt war.

Gagern, Heinrich von, Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 3 Bde. Mit Portr. u. Stahlſt. gr. 8. (X u. 611. VI u. 917. IV u. 617 S.) Leipzig 1856—57, C. F. Winter. n. 9⅓ Thlr.

1. Bd. S. zweiter Nachtrag S. 136. Der 2. Band dieſer bedeutenden Biographie enthält werthvolle Beiträge zur Geſchichte der belgiſchen Revolution, das Tagebuch einer Reiſe nach und durch Oſtindien und eine Geſchichte der Anfänge der deutſchen Bewegung des Jahres 1848, welche über Manches authentiſche Aufſchlüſſe gibt. Der 3. Band veröffentlicht den literariſchen Nachlaß Gagerns, der hauptſächlich aus politiſchen und kriegswiſſenſchaftlichen Abhandlungen und den Tagebüchern einer Reiſe nach England und nach Rußland beſteht, wovon beſonders letztere durch intereſſante freimüthige Schilderungen ſich auszeichnet.

Brieſwechſel zwiſchen Friedrich Gentz u. Adam Heinrich Müller 180
1829. gr. 8. (VI u. 411 S.) Stuttgart 1857, Cotta. n. 2 Thlr. 4

Eine Brieſſammlung, die nicht nur ſehr wichtige Beiträge zur Charakteriſtik der genan
Männer und ihrer Wirkſamkeit enthält, ſondern auch ſehr werthvolle Materialien für die
ſchichte und Literatur der napoleoniſchen Herrſchaft und der inneren deutſchen Bewegungen bi
Eine beſonders intereſſante Seite dieſer Correſpondenz ſind die von Adam Müller mit Be
lichkeit fortgeſetzten Verſuche, Gentz zur chriſtlichen Weltanſchauung zu bekehren, die aber ebe
beharrlich bei dem durchaus rationaliſtiſchen Freunde mißlingen.

Gentz, F. v., Briefe an Chriſtian Garve 1789—1798. Herausgeg.
Schönborn. 8. (XIII u. 109 S.) Breslau 1857, Max u. Co. ⅓ T

Ein intereſſanter Beitrag zur Charakteriſtik von Gentz, den wir hier im Verhältniß
gebender Pietät zu dem kränklichen Garve finden. Beachtenswerth auch die von Gentz gege
Charakteriſtik W. v. Humboldt's.

Gneiſenau. Abth. I. Die Jugend u. die Zeit der militäriſchen Entw
lung. Von 1760—1806. Beiheft zum Militärwochenblatt. (Verfa
Oberſtlieutenant v. Franſezky.) Berlin 1856.

Die erſte eigentliche Biographie Gneiſenau's, welche zum großen Theil aus ſeinen eig
Briefen geſchöpft iſt. Leider Fragment.

Lewes, G. H., Göthe's Leben u. Schriften. Ueberſ. v. Jul. Fr
2 Bde. (XII u. 357. XVI u. 384 S.) Berlin 1857, Beſſer's B
n. 4 Thlr.

(Die Taſchenausg. in 2 Bdn. gr. 16. XXIV u. 524. XXIV
580 S. Ebend. 1857. n. 2 Thlr.)

Ein bei ſeinem Erſcheinen übermäßig bewundertes, und ſpäter ebenſo übermäßig getad
Werk. Der engliſche Verfaſſer hat ſich mit großer Hingebung in Göthe eingelebt, und ſchi
mit mehr Unbefangenheit und Friſche, als es den deutſchen Biographen bisher gelang, ſe
Helden als Menſch und Dichter. Wenn er auch im Einzelnen ungenau iſt, wenn er ſich zu
in breiter redſeliger Kritik ergeht, wenn ſein äſthetiſches Urtheil nicht ſchulgerecht und oft zu
jectiv iſt, ſo lieſt ſich das Buch doch weit angenehmer, als die Commentare unſerer doktrin
Götheaner.

Schäfer, J. W., Göthe's Leben. 2 Bde. 2. auf's neue durchgearb. A
gr. 8. (XVI u. 416. 396 S.) Bremen 1858, C. Schünemann. 3 T

Erſte Aufl. vom J. 1851 ſ. erſter Nachtrag S. 88. Eine wahrheitsgetreue ſorgfä
Arbeit, welche in dieſer neuen Auflage in vielen Einzelnheiten verbeſſert worden iſt.
eigentliche Umarbeitung haben nur Göthe's Aufenthalt in Wetzlar und der Beginn der wei
riſchen Periode erfahren. Vor der Darſtellung des Engländers Lewes hat die Schäferiſche
den Vorzug größerer kritiſcher Genauigkeit, objectiver Haltung und ſachlicher Gedrängtheit
aus, ſteht ihr aber nach in Lebendigkeit und Friſche, und iſt von der trefflichen Monogra
Gödeke's in ſeiner Literaturgeſchichte an Vollſtändigkeit der Thatſachen, ſowie durch ſ
treffendes Urtheil übertroffen. Das Letztere wird um ſo mehr fühlbar, als es auffallend iſt,
Schäfer ſein Urtheil zurückhält in Dingen, welche man entweder billigen oder mißbilligen m

Diezmann, A., Göthe und die luſtige Zeit in Weimar. Mit 1 B
gr. 8. (VII u. 296 S.) Leipzig 1857, Keil. n. 1⅓ Thlr.

Eine unterhaltende und intereſſante Zuſammenfaſſung der Ueberlieferungen aus den
erſten Jahren Göthe's in Weimar.

Göthe, Acht Lieder. Zum erſtenmal mit Erläuterungen herausgeg.
Th. Bergk. 8. (102 S.) Wetzlar 1857, G. Rathgeber. ⅓ Thlr.

Gedichte an Lotte Jacobi, die Schweſter Fr. G. Jacobi's, mit biographiſchen Erl
rungen.

Jügel, C., Das Puppenhaus, ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie. Bruchſtück aus den Erinnerungen u. den Familienpapieren eines Siebenzigers. Mit Lilli's u. Jügel's Portr. gr. 8. (V u. 415 S.) Frankfurt a. M. 1857, Jügel. n. n. 5 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen über Göthe's Verhältniß zu Lilli, ſowie über die Erlebniſſe Hölderlin's in Frankfurt.

Irving, Waſhington, Oliver Goldſmith. Eine Lebensbeſchreibung. Aus dem Engl. 8. (X u. 365 S.) Berlin 1858, Mertens. 1 Thlr.

Eine intereſſante Schilderung der wechſelvollen Schickſale des berühmten engliſchen Dichters.

Paulus, C. Ph., Philipp Matthäus Hahn. Ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert nach ſeinem Leben u. Wirken aus ſeinen Schriften u. hinterlaſſenen Papieren geſchildert. 8. Mit Portr. (399 S.) Stuttgart 1858, Steinkopf. 27 Ngr.

Charakterbild eines ausgezeichneten würtembergiſchen Geiſtlichen, welcher in der Zeit des neu erwachenden religiöſen Lebens großen Einfluß ausübte, indem er nach der Weiſe Spener's durch Erbauungsſtunden und Verkehr mit den Einzelnen auf das Volk wirkte. Zugleich war er ein genialer Mathematiker und Mechaniker, aus deſſen Werkſtätte berühmte Kunſtwerke und nützliche Erfindungen hervorgingen. Der großartige, von lebendigem Chriſtenthum getragene Charakter des Mannes hätte eigentlich eine beſſer ausgeführte Darſtellung verdient. Der Verfaſſer, Hahn's Enkel, hat ſich nicht die Mühe genommen, ſein reichliches Material gehörig zu verarbeiten; der äußere Lebensabriß, Tagebuchauszüge, Briefe und der Bericht über Hahn's Wirkſamkeit laufen, durch triviale Reflexionen ſchlecht verbunden, nebeneinander her, und er ſcheint dabei zu ſehr blos pietiſtiſche Leſer im Auge gehabt zu haben.

Gildemeiſter, C. H., Joh. Georg Hamann's, des Magus in Norden, Leben u. Schriften. 3 Bde. Mit H's. Portr. u. 2 Facſim. gr. 8. (XII u. 444. XI u. 461. XXVI u. 435 S.) Gotha 1857, F. A. Perthes. n. 6 Thlr.

Eine höchſt verdienſtvolle und gründliche Arbeit, die uns eine der bedeutendſten Geſtalten aus der Zeit der Wiedergeburt der deutſchen Literatur zum erſtenmal klar und richtig vor Augen ſtellt. Hamann's Bild war in der bisherigen Literaturgeſchichte theils verhüllt und räthſelhaft geblieben, theils ungerecht entſtellt worden. Gildemeiſter hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, ſich in die dem heutigen Verſtändniſſe ſchwer zugänglichen Schriften des originellen Mannes und tiefen Denkers zu verſenken, und hat von den Dokumenten ſeines äußeren und inneren Lebens, namentlich von Briefen, geſammelt, was irgend aufzubringen war. Das Reſultat ſeiner Studien iſt nicht nur für die Literaturgeſchichte eine ſehr werthvolle Bereicherung, ſondern wird auch Allen denen eine genußreiche Lektüre bieten, die in die Werkſtätte der Geiſter hinabzuſteigen lieben und gern den Offenbarungen eines Genie's lauſchen, das ſeine Schätze weder durch künſtleriſche Produktion noch durch metaphyſiſche Syſtematik in gangbare Münze ausgeprägt hat.

Fürſt, J., Henriette Herz. Ihr Leben u. ihre Erinnerungen. 2. verm. Aufl. Mit Portr. br. 8. (VII u. 343 S.) Berlin 1858, Hertz. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

S. erſter Nachtrag S. 89. Der Zuwachs beſteht in zeitgeſchichtlichen Erinnerungen, beſonders über politiſche Verhältniſſe und Perſonen.

Zur Erinnerung an G. C. F. **Hoppenſtedt** u. ſein Verhältniß zur Univerſität Göttingen ꝛc. gr. 8. (51 S.) Göttingen 1858, Dieterich. n. ⅔ Thlr.

Keine eigentliche Biographie, ſondern eine Schilderung ſeiner Wirkſamkeit für die Univerſität Göttingen, deren Verwaltung Hoppenſtedt als Miniſterialrath vom J. 1826—1848 zu beſorgen hatte. Er wird von dem Verfaſſer, dem bekannten Phyſiologen Rudolph Wagner, als Muſter eines gewiſſenhaften und umſichtigen Univerſitätscurators dargeſtellt.

Strauß, David. Fried., Ulrich von Hutten. 2 Thle. gr. 8. (XVI u. 37 VI u. 377 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Eine mit künſtleriſcher Freiheit und gründlicher Kenntniß des Materials geſchriebene B graphie, die ſich aber auf die Perſönlichkeit Hutten's und ſeiner Umgebung beſchränkt, und a allgemeine Schilderung der Zeit weniger eingeht, als mancher Leſer vielleicht wünſchen möchte

Macaulay, Thom. Bab., Samuel Johnſon's biographiſche Skizze. Deut v. Frz. v. Holtzendorff. gr. 16. (III u. 50 S.) Berlin 1857, Springe 9 Ngr.

Nach dem Vorwort des Ueberſetzers „eine künſtleriſche Arbeit in getriebenem Metall, welcher ſich jede Einzelnheit deutlich erkennbar von ſeinem Grunde abhebt.“

Aus Karl Ludwig Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henrie (Erzieherin der Prinzeſſin Karoline von Sachſen-Weimar-Eiſenach 1774—1813. Ein Beitrag zur deutſchen Hof- u. Literaturgeſchicht herausgeg. von Heinrich **Düntzer**. gr. 8. (III u. 652 S.) Jena 185 Mauke. n. 3 Thlr.

Ein gehaltvoller Briefwechſel, beſonders für die Geſchichte des Weimarer Hofes und Gö kreiſes wichtig. Knebel's Schweſter war, wie der Herausgeber ſagt, ganz der weibliche Abdr ihres Bruders, der ſich gegen ſie mit großer Offenheit ausſpricht.

Nitzſch, K. J., Ueber Lavater u. über Gellert. Zwei Vorträge. gr. (76 S.) Berlin 1857, Wiegandt u. Grieben. n. ⅓ Thlr.

Zwei gehaltvolle Abhandlungen mit apologetiſcher Tendenz, die bei beiden Männern d poſitive Element ihres Glaubens hervorhebt. Dem Stil fehlt es an Leichtigkeit.

Zuchold, E. A., Dr. Ludwig **Leichhardt**. Eine biographiſche Skiz Nebſt einem Berichte über deſſen zweite Reiſe im Innern des Auſtra continents, nach dem Tagebuch ſeines Begleiters, des Botanikers Dani Bunce. gr. 8. (120 S. mit 1 Holzſchn. u. 1 lith. Tafel.) Leipzig 185 Selbſtverlag des Verf. 1½ Thlr.

Leichhardt war ein kühner Reiſender, der durch ſeine unermüdeten Forſchungen im Inne Auſtraliens Bedeutendes für die Kenntniß dieſes Welttheils geleiſtet hat, aber auf ſeiner letz Reiſe im J. 1848 ſpurlos verſchwunden iſt.

Leonhard, K. C. v., Aus unſerer Zeit in meinem Leben (1821—1846 2. Bd. gr. 8. (VII u. 296 S.) Stuttgart 1856—57, Schweizerbar 1 Thlr. 9 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 142.

Schneidawind, Frz. Joſ. Ad., Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg ꝛc. in den Feldzügen ſeiner Zeit. Ein Heldenbild des XIX. Jahrh. zugleich eine Entgegnung auf die **Mémoires du duc de Ragusa**. gr. (XII u. 452 S.) Stockholm 1857, Maaß. n. 2 Thlr.

Eine ziemlich panegyriſch und apologetiſch gehaltene Darſtellung der Kriegsthaten d Herzogs von Leuchtenberg, der mit dem ſavoyen'ſchen Prinz Eugen in Parallele geſtellt wir Das letzte Werk des vielſchreibenden Verfaſſers, der auf dieſe Arbeit beſonderen Werth legte.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) He ausgeg. von Fr. v. Smitt. 2 Bde. Mit 1 Bildniß. gr. 8. (VIII u. 320 VI u. 302 S.) Leipzig 1858, C. F. Winter. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Denkwürdigkeiten des ruſſiſchen Generals Woldemar v. Löwenſtern, nach deſſen Tage büchern, mündlichen Erzählungen und Briefen verfaßt. Löwenſtern, der im Januar 1858 Petersburg ſtarb, war ein geiſtreicher Sonderling und ſein Haus in Petersburg der Samme platz der gebildeten Geſellſchaft. Seine Memoiren ſind unterhaltend zu leſen und geben für die Kenntniß der ruſſiſchen Geſellſchaft und der politiſchen Verhältniſſe, beſonders aus der Zeit des ruſſiſch-franzöſiſchen Krieges, manche Ausbeute.

Kreyſſig, F., Juſtus **Möſer.** Mit 1 Abbildung von Möſer's Denkmal in Osnabrück. 8. (V u. 155 S.) Berlin 1857, Nicolai. ⅚ Thlr.

Biographie, Charakteriſtik und Auszüge aus Möſers Schriften; mit Liebe und Verſtändniß behandelt.

Radetzky, der k. k. öſterreichiſche Feldmarſchall, Graf. Eine biographiſche Skizze nach den eigenen Diktaten und der Correſpondenz des Feldmarſchalls, von einem öſterreichiſchen Veteranen. Mit 1 Facſim. 2. Abdruck. gr. 8. (XIII u. 441 S.) Stuttg. 1858, Cotta. n. 2⅙ Thlr.

Eine im Ganzen gut geſchriebene, nur etwas zu lobredneriſche Biographie des öſterreichiſchen Kriegeshelden, von dem wir ein anſchauliches Lebensbild erhalten. Das Buch hat zugleich einen officiöſen Charakter, indem es eine ausgeführte Geſchichte des Kampfes gegen die italieniſche Revolution von öſterreichiſchem Standpunkt aus gibt. Ein Hauptpunkt iſt, daß darin die Betheiligung des Generals Heß an dem Kriegsplan, welche Schönhals in ſeinen Erinnerungen ungerechter Weiſe mit keinem Wort erwähnt, nachgewieſen wird. Weſentlich neue Aufſchlüſſe erhalten wir nicht, denn manche Lücken, die Schönhals abſichtlich gelaſſen hat, werden nicht ausgefüllt; halb Richtiges und nachgewieſen Unwahres wird wiederholt; auch ſind die politiſchen Motive äußerſt oberflächlich und gar zu einſeitig öſterreichiſch behandelt. Aus der früheren Zeit Radetzky's von 1800 bis 1813 wird manches Intereſſante mitgetheilt, unter anderem auch eine freimüthige Denkſchrift über die Mängel der öſterreichiſchen Rüſtungen im Jahr 1813.

Reiche, Ludwig von, (kgl. preußiſcher General der Infanterie.) Memoiren. Herausgegeben von ſeinem Neffen Louis von Weltzien. 1775—1855. 2 Bde. gr. 8. (XIV u. 353. VIII u. 443 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 4⅚ Thlr.

Selbſtbiographie eines ſehr tüchtigen preußiſchen Generals, der ſich durch Energie des Geiſtes und Charakters von unten herauf arbeitete, und obgleich er in ſeiner Jugend nur mangelhaften Unterricht genoſſen hatte, durch Bildung und Humanität auszeichnete. Für die Geſchichte der napoleoniſchen Kriege und des preußiſchen Staates iſt das Buch ein werthvoller Beitrag.

Bodemann, Fried. Wilh., Johann Michael von Sailer, weil. Biſchof v. Regensburg. Nebſt Sailer's Portr. gr. 12. (V u. 280 S.) Gotha 1856, F. A. Perthes. n. 1 Thlr.

Eine fleißige Arbeit, welche die Perſönlichkeit des frommen Biſchofs mit liebender Anerkennung ſchildert, aber in formeller Beziehung nicht ganz befriedigt.

Schebeſt, Agneſe, Aus dem Leben einer Künſtlerin. Mit dem Bildniß der Verfaſſerin. gr. 8. (VIII u. 304 S.) Stuttgart 1857, Ebner u. Seubert. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Anziehende Darſtellung der Jugendſchickſale und der künſtleriſchen Entwickelung der berühmten Sängerin. Die zweite Hälfte des Buches befriedigt weniger, da die Verfaſſerin ſich zu ſehr auf Erzählung ihrer äußeren Erfolge beſchränkt, und die inneren Erlebniſſe unerwähnt läßt.

Lüdemann, W. v., Biographie Leopold Schefer's. (Schefer's ausgewählte Werke Lief. 6.) Berlin 1857, Veit u. Co.

Der Verfaſſer iſt ein perſönlicher Freund und enthuſiaſtiſcher Verehrer Schefer's.

Palleske, Emil, Schiller's Leben und Werke. 1 Bd. gr. 8. (XII u. 399 S.) Berlin 1858, Beſſer's Verl. n. 2 Thlr.

Eine Biographie, welche die neu veröffentlichten und aufgefundenen Materialien zu Schiller's Lebensgeſchichte fleißig benutzt und mit großer Liebe zum Gegenſtand und ſchönem Talent der Darſtellung verarbeitet. Es iſt nicht eine kritiſche Nachleſe, ſondern eine neue Schöpfung aus einem Guß. Dieſer erſte Band geht bis zu Schiller's Abſchied von Mannheim.

Schmid, Chriſtoph v., Erinnerungen aus meinem Leben. 3. 4. Bdch
Herausgeg. v. Albert Werfer. Mit 2 Stahlſt. u. 1 Facſim. 8. (VI
162. IV u. 344 S.) Augsburg 1855—57, (München, Finſterli
1 Thlr. 14 Ngr. (1.—4. Bd. 2 Thlr. 17 Ngr.)

S. zweiter Nachtrag S. 148. Die zwei letzten Bändchen ſind aus dem Nachlaß des V
faſſers herausgegeben.

Schubert, G. H. v., Vermiſchte Schriften. Mit Nachträgen zu des V
faſſers Selbſtbiographie. 1. Bd. (Mit d. Portr. d. Verf.) gr. 8. (
u. 248 S.) Erlangen 1857, Palm u. Enke. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der größte Theil des Buches enthält Briefe an eine Freundin über das Dieſſeits und J
ſeits und über das Leben und Ende frommer Männer. Den Schluß bilden Erinnerungen
den Conſiſtorial-Präſidenten J. F. Roth.

Klüpfel, Karl, Guſtav Schwab. Sein Leben u. Wirken. 8. (VII
399 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Trautmann, F., Ludwig Schwanthaler's Reliquien. Drin guter Beric
zu finden v. d. Meiſters Herkunft, Jugend u. folgender Zeit ꝛc. br.
(VII u. 157 S.) München 1857, Fleiſchmann. n. 1⅓ Thlr.

Halb Novelle, halb Biographie in gemachtem, alterthümlich-populärem Stil.

Blum, Karl Ludwig, Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jak
Johann Siever's Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. 1. 2. B
Mit 13 Bildniſſen. gr. 8. (X u. 439. 557 S.) Leipzig 1857, C. F
Winter. n. 4 Thlr. 24 Ngr. (Erſcheint in 4 Bänden.)

Geſchichte eines durch Charakter und Talente ausgezeichneten Staatsmannes unter Kath
rina II., welcher ſich um Reformen der Geſetzgebung und der Verkehrsanſtalten große Ve
dienſte erwarb, und, durch die Verhältniſſe genöthigt, zuletzt auch bei der zweiten Theilu
Polens mitwirken mußte. Ein ſehr wichtiger Beitrag zur Regierungsgeſchichte Katharina'
Ausgezeichnete Verarbeitung des Stoffes, mit Umgehung der in andern Memoiren aus die
Zeit oft vorherrſchenden Skandalgeſchichten.

Wenzig, Joſeph, Studien über den Ritter Thomas von Stitné. Ei
Beitr. z. europ. Kulturgeſch. gr. 8. (133 S.) Leipzig 1856, Wied
mann. ¾ Thlr.

Stitné war ein gebildeter böhmiſcher Ritter zu Ende des 14. Jahrhunderts, hervorragen
als Charakter und als poetiſch-philoſophiſcher Schriftſteller auf religiöſem Gebiet, zuglei
Meiſter in ſeiner Sprache.

Snell's, Ludwig, Leben u. Wirken. Ein Beitr. z. Geſch. d. regenerirte
Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verſtorbenen hinterlaſſenen Pa
pieren u. Schriften von einem jüngeren Freunde deſſelben. gr. 8. (VI
u. 336 S.) Zürich 1858, Meyer u. Zeller's Verl. n. 1⅔ Thlr.

Snell, ein geborener Naſſauer und früher verdienſtvoller Gymnaſiallehrer in Idſtein un
Wetzlar, wurde durch die Demagogenverfolgung im J. 1820 von Amt und Heimath vertriebe
und begab ſich in die Schweiz und wurde dort einer der einflußreichſten Führer der radikalen Partei
Er ſtarb, zurückgezogen von der politiſchen Thätigkeit, d. 5. Juli 1854. Die vorliegende Bio
graphie iſt aus der Feder eines begeiſterten Verehrers und politiſchen Geſinnungsgenoſſen.

Stägemann, Eliſabeth v., Erinnerungen für edle Frauen. 2. Aufl. Mi
einer Einleitung v. Guſt. Kühne. 8. (349 S.) Leipzig 1858, Hinrich'
Verl. 1½ Thlr.

Enthält Erinnerungen und Betrachtungen aus der Zeit der erſten unglücklichen Ehe der
Verfaſſerin; Fragmente in den Stunden der Muße niedergeſchrieben und Phantaſien; beide letz-

teren Stücke bilden eine Moralphiloſophie für Mädchen und Frauen. Die Einleitung von Kühne gibt Nachricht über die Lebensverhältniſſe der Verfaſſerin.

Pertz, G. H., Aus Stein's Leben (1757—1831). 2 Bde. Mit 1 Stahlſt. u. 1 Facſim. gr. 8. (XXVI u. 782. XX u. 883 S.) Berlin 1856—57, G. Reimer. n. 5⅓ Thlr.

Ein zweckmäßiger Auszug aus des Verfaſſers größerem Werk, der beinahe den ganzen Text deſſelben enthält, dagegen die urkundlichen Beiträge und die Briefe an Stein wegläßt.

Arndt, E. M., Meine Wanderungen u. Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinr. Karl Fried. von Stein. 8. (IV u. 313 S.) Berlin 1858, Weidmann. n. 2 Thlr.

Ein mit jugendlicher Friſche geſchriebenes Buch, das uns ein lebendiges Bild von Stein gibt, manche köſtliche Anekdote erzählt und über einige politiſche Verhältniſſe intereſſante Aufſchlüſſe ertheilt.

Sternberg, A. v., Erinnerungsblätter. 3. u. 4. Theil. 16. (III u. 151 S. III u. 174 S.) Leipzig 1857—58, Brockhaus. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 150.

Bernhardi, Theod. v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiſ. ruſſiſchen Generals der Infanterie Karl Fried. Grafen v. Toll. 3. Band. gr. 8. (VI u. 524 S.) Leipzig 1857, O. Wigand. n. 2⅔ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 151. Dieſer neue Band handelt von dem Herbſtfeldzug des Jahres 1813.

Vincke, Ludwig Freiherr v., (Weſtfalen's Oberpräſident), ſein Leben und ſeine Zeit. 1774—1844. Denkwürdigk. aus ſ. Amts- u. Privatwirken. Vom Verfaſſer der Schrift: „Das Haus Rothſchild" ꝛc. gr. 8. (VIII u. 344 S.) Lemgo 1858, Meyer'ſche Hofbuchhandl. n. 1⅙ Thlr.

Leſenswerthe Biographie des bekannten patriotiſchen Staatsmannes, die freilich nur Skizze und für das von Bodelſchwingh nicht vollendete Werk keinen Erſatz bietet.

Pupikofer, J. A., Leben u. Wirken von Joh. Jac. Wehrli als Armenerzieher u. Seminardirector, unter Mitwirkung der Erzieher J. K. Zellweger, J. Wellauer und anderer Zöglinge Wehrli's dargeſtellt. (Mit Wehrli's Bildniß). gr. 8. (VIII u. 312 S.) Frauenfeld 1857, Beyel u. Co. 1 Thlr.

Geſchichte eines ſehr verdienten und originellen Mannes, der es trefflich verſtand, Bauern zu erziehen.

Stintzing, R., Ulrich Zaſius Ein Beitrag zur Geſchichte der Rechtswiſſenſchaft im Zeitalter der Reformation. Mit urkundlichen Beilagen. gr. 8. (XX u. 387 S.) Baſel 1857, Schweighauſer's Sort. 2 Thlr.

Biographie und literargeſchichtliche Beleuchtung eines berühmten Rechtslehrers in Freiburg im Breisgau. Das rechtsgeſchichtliche Element vorherrſchend, übrigens nicht bloß für Juriſten geſchrieben. Die Darſtellung iſt anſprechend, klar und überſichtlich und läßt neben der juriſtiſchen Bedeutung des Helden, auch die kirchliche und kulturgeſchichtliche entſprechend hervortreten.

Romane und Erzählungen.

Akſakoff, S. T., Ruſſiſche Familienchronik. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Sergius Raczynski. 2 Thle. 8. (XI u. 187. V u. 199 S.) Leipzig 1858, Engelmann. 1⅔ Thlr.

Ein Roman, der in anmuthiger Form intereſſante Aufſchlüſſe über die Entwickelung der

ruſſiſchen Geſellſchaft im Verlauf des letzten Jahrhunderts gibt. Zugleich iſt der Gege
wirkliche Familiengeſchichte dreier Generationen, die der Verfaſſer mit künſtleriſcher Geſta
verarbeitet hat.

Auerbach, Berthold, Barfüßele. 3. Aufl. 8. (III u. 254 S.) St
gart u. Augsburg 1858, Cotta. n. 28 Ngr.

Sehr anziehende Geſchichte eines verwaiſten Bauermädchens, das arm und verlaſſen
Fremden aufwächſt, aber durch ein reiches inneres Leben über dieſe Verhältniſſe hinausge
wird. Beſonders reizend ſind die Schilderungen des ländlichen Naturlebens, unter deſſen
fluß ſich ein ſo tiefes und maßvolles Gemüth entwickelt. Als Mangel fühlt ſich jedoch die
weſenheit einer religiöſen Einwirkung, ohne welche ſich eine ſo harmoniſche Ausbildung in
derer Sphäre kaum denken läßt.

Brachvogel, A. E., Friedemann Bach. 3 Bde. 8. (XIII u. 1002
Berlin 1858, Janke. 5 Thlr.

Der Held iſt der Sohn Sebaſtian Bach's, ein mißrathenes Genie, deſſen Entwickel
geſchichte zum Lumpen, theilweiſe durch die Berührung mit den ſehr verderbten Verhält
am ſächſiſchen Hofe herbeigeführt, der Inhalt des Romans iſt. Lebendige Schilderungen
geiſtreiche Betrachtungen bilden den Hauptwerth der Arbeit, können aber den unbefriedig
Eindruck nicht verwiſchen, den die Haltloſigkeit der Perſonen macht.

Burow, Julie, Erinnerungen einer Großmutter. Roman in 2 Bän
16. (VIII u. 304. 262 S.) Prag 1856, Kober. 1⅓ Thlr.

Eine durch Charakteriſtik und Lebenswahrheit ausgezeichnete Familiengeſchichte, die
Jahr 1807 in Oſtpreußen ſpielt, und uns ein Schweſterpaar vorführt, von dem die eine
glänzender Schönheit ausgeſtattet, eben dadurch in's Verderben geführt wird, die andere
durch ihre Häßlichkeit zur höchſten Seelenſchönheit geleitet wird.

Carion, Frz., Maria Thereſia u. ihre Zeit. Hiſtoriſcher Roman. 3 T
8. (VI u. 1260 S.) Leipzig 1857, Brockhaus. n. 5 Thlr.

—— —— Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und ſeine Zeit.
ſtoriſcher Roman. 3 Thle. 8. (IX u. 346. 370. 341 S.) Leipzig 18
Brockhaus. n. 5 Thlr.

Romane, die den geſchichtlichen Stoff gut zu verwenden und zu beleben wiſſen, un
Streben nach künſtleriſcher Geſtaltung zeigen. Indeſſen fehlt es den Charakteren an urſpr
lichem Leben und der Stil iſt nicht immer korrekt.

Hackländer, F. W., Der neue Don Quixote. I. II. Bd. (od. Lief. 1—
gr. 8. Stuttgart 1858, Krabbe. 2 Thlr.

(Erſcheint in 20 Lief. à ¼ Thlr.)

Abſicht des Verfaſſers laut der Vorrede: „einerſeits das gegenwärtige Leben der men
lichen Geſellſchaft mit allen ſeinen Härten und Vorurtheilen, andererſeits einen Menſchen
zuſtellen, der ehrlich und vorurtheilsfrei, mit einem unüberwindlichen Glauben an das ei
Gute und Rechte gegen dieſes Leben und dieſe Geſellſchaft ankämpft.

Hartmann, Alfred, Meiſter Putſch und ſeine Geſellen. Ein helvetiſ
Roman in 6 Büchern. 2 Bde. 8. (IX u. 287. 312 S.) Solothu
1858, Jent u. Gaßmann. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ein politiſcher Roman, welcher in dem Meiſter Putſch und ſeinen Geſellen den Prof
Wilhelm Snell, das Haupt der Berner Radikalen, und ſeinen Anhang, ſowie andere ſchw
riſche Perſönlichkeiten ſchildert. So glücklich der Verfaſſer in Zeichnung des wirklichen Le
iſt, ſo fehlt es ihm dagegen an künſtleriſcher Abrundung.

Hartmann, Moritz, Erzählungen eines Unſtäten. 2 Bde. gr. 8. (LX
u. 701 S.) Berlin 1858, Beſſer's Verl. n. 3 Thlr.

Die ziemlich lange Vorrede enthält ein Stück Selbſtbiographie und die Entſtehun
geſchichte des Buchs. Die Erzählungen ſelbſt ſind Reiſeerinnerungen, welche ſehr anzieh
novelliſtiſch verarbeitet ſind

Heller, Rob., Der Reichspoſtreiter in Ludwigsburg. Novelle auf geſchichtlichem Hintergrunde. 8. (302 S.) Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. 1⅓ Thlr.

Eine würtembergiſche Hofgeſchichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts unter Eberhard Ludwig und ſeiner mächtigen Mätreſſe, der Frau v. Grävenitz. Der Reichspoſtreiter iſt eine damalige Frankfurter Zeitung, die einen Artikel brachte, welcher den Sturz der Mätreſſe herbeiführte. Eine ſehr unterhaltende, gut organiſirte Novelle, und obgleich der Stoff aus der chronique scandaleuse entnommen, doch keineswegs ſkandalſüchtig ausgeführt.

Heyſe, P., Neue Novellen. 8. (V u. 356 S.) Stuttgart 1858, Cotta. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vier Erzählungen, welche neben künſtleriſcher Behandlung der Form den Vorzug haben, daß ſie eigenthümliche Charaktere reinlich gezeichnet darſtellen, meiſt ſchroff erſcheinende Perſönlichkeiten, die durch angeborne Selbſtändigkeit oder beſondere Erlebniſſe etwas Räthſelhaftes und Anziehendes haben. Die letzte Novelle, „Helene Morten“, iſt wohl die ausgezeichnetſte und gehaltvollſte; ihr zunächſt ſteht „der Kreisrichter“, in dem der Sieg der geiſtigen Schönheit über einen mißgeſtalteten Körper auf wohlthuende Weiſe ausgeführt wird, obgleich die Geſchichte in ihrer innerſten Anlage an einem ſittlichen Mißverſtändniß leidet, indem die künſtleriſche Entwickelung über die menſchliche geſetzt wird. „Das Mädchen von Treppi“ erinnert an des Verfaſſers beſte Novelle „La Rabbiata“, erreicht ſie aber nicht. An allen Erzählungen iſt beſonders die ſtrenge Oekonomie zu rühmen, mit welcher der Verfaſſer jedes unnöthige Beiwerk vermeidet, ohne doch in magere Skizzirung zu verfallen, und eine ſeltene Eleganz der Sprache.

Holtei, K. v., Chriſtian Lammfell. Roman in 5 Bden. 2. Aufl. 16. (IV u. 1275 S.) Breslau 1858, Trewendt. 1¼ Thlr.

Einer der beliebteſten neueren Romane, deſſen Hauptwerth auf anmuthiger Schilderung ſchleſiſchen Lebens beruht.

König, Heinrich, Seltſame Geſchichten. 8. (424 S.) Frankfurt a. M. 1856, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr.

Der Titel des Buches ſoll eigenthümliche Lagen des Lebens oder Zuſtände der Seele andeuten, in welchen ſich das Bedenkliche in's Heitere auflöſt. Es ſind fünf verſchiedene Erzählungen, bei deren einer das Hof- und Gelehrtenleben des katholiſch gewordenen Landgrafen Friedrich von Heſſen in den Jahren 1760—1785 den Mittelpunkt bildet. Die meiſten Erzählungen haben Zeitintereſſen zu Motiven, beſonders „ein Mädchenloos“, das im Sommer 1848 ſpielt und die damaligen Erwartungen in den Erlebniſſen dreier Mädchen abſpiegelt.

Kurz, Herm., Erzählungen. 1 Bd. gr. 16. (VII u. 359 S.) Stuttgart 1858, Franckh. 1 Thlr.

Großentheils neue Auflage einer früheren Sammlung, mit neuen Stücken vermehrt. Erzählungen von poetiſchem Gehalt und erfriſchendem Humor, und gute Zeichnungen aus dem reichsſtädtiſchen Leben.

—— —— Schiller's Heimathjahre. 2. Aufl. 2 Bde. gr. 16. (XXI u. 322. 394 S.) Ebend. 1857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ein Roman, der ſich neben den mancherlei neuen biographiſchen und romanhaften Bearbeitungen von Schiller's Leben wohl ſehen laſſen darf. Was er über Schiller enthält, iſt aus zuverläßigen mündlichen Ueberlieferungen geſchöpft, und iſt häufig als Quelle benutzt worden. Die friſche lebendige Darſtellung dieſer Zeit iſt dem Verfaſſer trefflich gelungen, und mit weit mehr künſtleriſcher Feinheit ausgeführt, als von Scherr.

Lewald, Fanny, Die Reiſegefährten. 2 Bde. 8. (VI u. 856 S.) Berlin 1858, Guttentag. 4¾ Thlr.

Converſationsſtück am Faden einer Reiſe nach Italien, mit ſpannenden Situationen und intereſſanten Charakterentwickelungen.

Ludwig, Otto, Zwiſchen Himmel u. Erde. Erzählung. 2. Au
(III u. 324 S.) Frankfurt a. M. 1858, Meidinger Sohn u
1½ Thlr.

Der Verfaſſer macht hier den Verſuch, mit möglichſt einfachem äußerem Appar
Schilderung ergreifender Seelenzuſtände in kunſtreich pſychologiſcher Entwickelung ei
Wirkung hervorzubringen. Aber der Eindruck iſt nur ein peinlicher, denn es fehlt der G
an jedem wohlthuenden Gegenſatz, und der Leſer wird bis zu Ende in dem Schweben
Himmel und Erde erhalten.

—— —— Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in
lungen. 1. Bd. A. u. d. T.: Die Heiterethei u. ihr Widerſpiel.
Erzählungen. 8. (524 S.) Ebend. 1857. 2 Thlr.

Ein vielfach als originell gerühmtes, aber gänzlich verzwicktes Charakterbild.

Mundt, Theod., Graf Mirabeau. 4 Bde. 8. (1354 S.) Berlin
Janke. 6 Thlr.

Ein geſchichtlicher Roman, der ſich der Biographie nähert und ſich angenehm leſen

Mühlbach, L., Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof. 3 Abtheilunge
Abth. II. (Kaiſer Joſeph u. Maria Antoinette.) 4 Bände. 2.
(XXVI u. 654 S.) Berlin 1857, Janke. 1⅓ Thlr.
Abth. III. (Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher.) 4 Bde. 2. Aufl. (X
u. 626 S.) Ebend. 1857. 1⅓ Thlr.
(Abth. I. ſ. zweiter Nachtrag S. 161.)

—— —— Friedrich d. Gr. u. ſein Hof. 4. Abth. A. u. d. T.: J
Gotzkowsky oder Friedrich d. Gr. u. ſein Kaufmann. 2. Aufl. 3
16. (IX u. 196. 229. 214 S.) Ebend. 1858. 1 Thlr.

—— —— König Heinrich VIII. und ſein Hof oder Katharina
Hiſtor. Roman. 2. neu bearb. Ausg. 3 Bde. 16. (178. 191. 20
Ebend. 1858. 1 Thlr.

—— —— Königin Hortenſe. Ein Napoleoniſches Lebensbild. 2
4. Aufl. 16. (VII u. 200. 200 S.) Ebend. 1858. ⅔ Thlr.

—— —— Napoleon in Deutſchland.
Abth. 1. A. u. d. T.: Raſtadt u. Jena. 4 Bde. 8. (XVIII u. 130
Ebend. 1858. 6 Thlr.
Abth. 2. A. u. d. T.: Napoleon u. Königin Louiſe. 4 Bde. 8. (
1336 S.) Ebend. 1858. 6 Thlr.

Unterhaltungsfutter, in welchem der geſchichtliche Stoff mit vielem Geſchick rom
zubereitet iſt. Die früheren Arbeiten über Friedrich d. Gr. und Kaiſer Joſeph ſind ſorg
ausgeführt, als die hier genannten ſpäteren.

(**Nathuſius**, Maria), Eliſabeth. Eine Geſchichte, die nicht mit der
rath ſchließt. 2 Bde. 2. Aufl. 8. (III u. 324. IV. u. 444 S.)
1858, Fricke. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die letzte und vielleicht auch die beſte Arbeit der frühverſtorbenen, als chriſtlichen
lerin ſo beliebten Frau. Feine Detailzeichnungen aus dem Familienleben, in denen anſ
gemacht wird, wie nur ein wahres Chriſtenthum das irdiſche Glück befeſtigen kann.

Pichler, Louiſe, Heinrichs IV. Vermählung mit Bertha von Suſa.
ſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. (VIII u. 222. 280 S.) Leipzig 1
Herbig. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr gelungene Verwendung des Stoffes, den die Jugendgeſchichte Heinrichs IV
bietet. Perſonen und Zuſtände mit geſchichtlicher Treue und poetiſcher Lebendigkeit aufgef

Rellſtab, Ludwig, Drei Jahre von Dreiſſigen. 1. Bd. gr. 12. (XXVI u. 547 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 2 Thlr.
(Erſcheint in 5 Bänden à n. 2 Thlr.)

Die drei erſten Jahre des 30jährigen Kriegs ſind vom Verfaſſer nach umfaſſenden hiſtoriſchen Studien zu einem Roman verwendet worden, der, ſoweit der bis jetzt erſchienene 1. Band ſchließen läßt, mehr als Unterhaltung gewährt.

Ring, Max, John Milton und ſeine Zeit. Hiſt. Roman. 8. (VII u. 562 S.) Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. 1⅓ Thlr.
(Bibliothek deutſcher Romane Bd. 12.)

Ein hiſtoriſcher Roman, für den der Verfaſſer gründliche Studien gemacht zu haben ſcheint. Manches Einzelne gut ausgeführt, aber das Ganze nicht künſtleriſch verarbeitet.

Roſen, Ludwig, Der Buchenhof. Ein Roman. 8. (VI u. 344 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege, worin der General Spork eine Hauptrolle ſpielt, und die Schilderung des Lebens auf einem weſtphäliſchen Bauernhof als beſonders gelungene Partie ſich auszeichnet.

Scherr, Joh., Schiller. Kulturgeſchichtlicher Roman in 6 Büchern. 4 Bde. 16. (971 S.) Prag 1856, Kober. 2⅔ Thlr.

Eine dem Stoffe nach verfehlte Arbeit, da der wahre Schiller uns zu bekannt iſt, als daß wir uns eine romanhafte Bearbeitung ſeines Lebens gerne gefallen laſſen könnten. Abgeſehen davon iſt die Aufgabe mit fleißiger und geſchickter Benutzung des vorhandenen Materials ausgeführt.

Schücking, Levin, Die Sphinx. Roman. 8. (III u. 357 S.) Leipzig 1856, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geſchichte einer geheimnißvollen Dame, geiſtreich erzählt und zu einer befriedigenden Löſung geführt.

Sturm, Sigmund. Einer iſt euer Meiſter. Ein hiſtoriſcher Roman aus dem 16. Jahrh. (Verf. Conſiſtorialrath Ebrard.) 4 Thle. 8. (XVII u. 869 S.) Frankf. a. M. 1856, Brönner. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ein ſehr intereſſanter theologiſcher Roman, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Heidelberg ſpielt, und die confeſſionellen Streitigkeiten in der Pfalz unter den Kurfürſten Ottheinrich und Friedrich III. mit geſchichtlicher Wahrheit und tiefem religiöſem Verſtändniß ſchildert. Der pſeudonyme Verfaſſer, welcher ein gelehrter Theologe von unioniſtiſcher, aber poſitiv gläubiger Richtung zu ſein ſcheint, ſucht den ſchädlichen Einfluß der dogmatiſchen Zänkereien auf das chriſtliche Leben nachzuweiſen, und geſtaltet ſeinen aus gründlicher Kenntniß der pfälziſchen Kirchengeſchichte geſchöpften Stoff ſo lebendig, daß Jeder, der einiges theologiſche Intereſſe hat, den Roman mit Genuß leſen wird. Derſelbe iſt gegen den krankhaften Ultra-Lutheranismus, wie er auch heutzutage vorkommt, gerichtet, zeigt aber eine gewiſſe Einſeitigkeit darin, daß die edlen Geſtalten alle auf reformirter Seite ſtehen, die fanatiſchen und bornirten auf lutheriſcher.

Wildermuth, Ottilie, Aus dem Frauenleben. 2. Bd. br. 8. (V u. 386 S.) Stuttgart 1857, Krabbe. 1 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 163. Dieſer 2. Band gibt eine neue Reihe von Erzählungen, welche, wie die des vorigen, theils ein pädagogiſches, theils mehr ein pſychologiſches Intereſſe haben. Zu den letzteren gehört namentlich die dritte und die fünfte Erzählung: „Lebensglück“ und „Todte Treue“, welche beide ſich durch feine Motivirung der Charaktere und Einheit der Anlage auszeichnen. „Die Lehrjahre der zwei Schweſtern“, von denen die eine in ihrer Jugend das Lernen, die andere die häuslichen Fertigkeiten vernachläßigt hat, iſt beherzigenswerth für junge Mädchen, in „Mädchenbriefe“ wird gezeigt, wie ein ſentimental oberflächliches Weſen ſich zu reeller Tüchtigkeit entwickelt; „ein Herbſttag bei Weinsberg“ endlich gibt anſprechende lokalpatriotiſche Bilder.

Willkomm, Ernſt, Rheder u. Matroſe. Ein Hamburger **Roman.**
(562 S.) Frankfurt a. M. 1857, Meidinger Sohn u. Co. n. ⅙
(Bibliothek deutſcher Romane Bd. 11. od. d. belletriſt. Haus-
bibliothek 1. Bd.)

Ein mit Fleiß ausgeführter, an Geſtalten reicher, aber zu breit angelegter Sittenro

Schwab, Guſtav, Die deutſchen Volksbücher für Jung und Alt w
erzählt. Neue Auflage mit 180 Illuſtrationen nach Originalzeichn
in Holzſchnitt ausgeführt durch Hugo Bürkner in Dresden. L
1—7. Lief. (od. S. 1—544.) Stuttgart 1858, Liesching. n. 2⅓
(Erſcheint in 10 Lief. à n. ⅓ Thlr.)

—— —— Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums. Nach
Dichtern und Erzählern. 4. Aufl. 3 Thle. mit 6 Kupfern. 8.
376. XIV u. 401. XII u. 400 S.) Ebend. 1858. 3 Thlr.

Zeitſchriften.

Wir ſtellen hier eine Reihe von den beſten Zeitſchriften allgemeinen Inhalts zuſa
die in der Einleitung theilweiſe ſchon charakteriſirt ſind.

Deutſche Vierteljahrſchrift jährlich 4 Hefte in gr. 8. à 20—25 Bg. S
gart, Cotta. Preis pr. Jahrgang n. 7⅓ Thlr.

S. auch Staatswiſſenſchaften.

Monatsſchrift des wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich. Herausgeg.
dem Redactionsausſchuß deſſelben: Fr. Hitzig, Ed. Oſenbrüggen, H.
Ad. Schmidt, H. Schweizer. 12 Hefte. Lex. 8. à 2—3 Bogen. Z
Meyer u. Zeller's Verl. Preis pr. Jahrg. n. 2⅔ Thlr.

(Der Jahrgang 1858 iſt der dritte ſeit dem Beginn dieſer Zeitſchrift.)

Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſationslexikon.
1—12. Heft (od. I. Bd.) Lex. 8. (VI u. 794 S.) Leipzig 1857-
Brockhaus. à Heft ⅙ Thlr.
13—19. Heft. (Bd. II. S. 1—480). Ebend. 1858. à Heft 6 N

Die Grenzboten. Zeitſchrift für Politik u. Literatur. Herausgegeber
Guſt. Freytag u. Julian Schmidt. Redakteur Mor. Buſch. XVII. J
52 No. à 2½ B. Lex. 8. Leipzig 1858, Herbig. n. 10 Thlr.

Preußiſche Jahrbücher. Herausgeg. v. R. Haym. I. Jahrg. 1858. 2
à 6 Hefte. gr. 8. Berlin, G. Reimer. n. 6 Thlr.

Morgenblatt für gebildete Leſer. Red. Herm. Hauff. 52. Jahrg. (1
à 52 No. (à 3 Bg.) gr. 4. Stuttgart Cotta. n. 8 Thlr.

Deutſches Muſeum. Zeitſchrift für Literatur, Kunſt u. öffentliches L
Herausgeg. von R. Prutz. VIII. Jahrg. (1858). 52 Nummern à
Bog. gr. 8. Leipzig, Brockhaus. n. 12 Thlr.

Minerva. Neue Folge. Ein Journal für Geſchichte, Politik ꝛc., zu
als Weimariſch-Jenaiſches Jahrbuch für deutſche Literatur, ſchöne
u. Kulturgeſchichte, redigirt von Fr. Bran. (Der Band von 3 H
à 10 B. in gr. 8. Jena, Bran. à Bd. n. 2 Thlr. 21 Ngr.

Weſtermann's illuſtrirte deutſche Monatſchrift für das geſammte geiſtige Leben der Gegenwart. III. Jahrg. (1858). 12 Hefte in Lex. 8. Jedes Monatsheft zu 7 Bogen. Braunſchweig, Weſtermann. n. 4 Thlr.

Jedes Heft hat 5 Abtheilungen: 1) allgemeine Unterhaltung, 2) Naturkunde, 3) Kunſtberichte, 4) literariſche Mittheilungen, 5) Correſpondenzen. Ausſtattung elegant, nur etwas kleiner Druck. Die Holzſchnitte ſauber, aber nicht beſonders reichlich.

Die Gartenlaube. Illuſtrirtes Familienblatt. Redact. Ferd. Stolle und A. Diezmann. 6. Jahrg. (1858). 52 Nummern à 1½—2 Bogen (mit Holzſchnitten). gr. 4. Leipzig, Keil. n. 2 Thlr.

Illuſtrirte Zeitung. 52 Nummern mit vielen Holzſchnitten. XVI. Jahrg. (1858). gr. Fol. Leipzig, Weber. n. 8 Thlr.

Hausblätter. Herausgegeben von F. W. Hackländer u. Edm. Höfer. IV. Jahrg. (1858). 24 Hefte à 5 Bogen. gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 4 Thlr. 24 Ngr.

Enthält ausſchließlich Novellen und Erzählungen, mitunter auch Natur- und Reiſeſchilderungen und Bruchſtücke von Memoiren.

Karten.

Allgemeines.

Spruner, K. v., Hiſtoriſch-geographiſcher Handatlas in 3 Abtheilungen. Gotha, Juſt. Perthes. 1853—56.

I. Abtheil. Atlas antiquus. Edit. II. 27 col. Karten mit 64 Nebenkarten u. 6 S. Vorbemerk. gr. Fol. 1856. n. 6⅔ Thlr.

II. Abtheil. Zur Geſchichte der Staaten Europa's vom Anfang des Mittelalters bis auf die neueſte Zeit. 73 in Kupfer geſt. u. color. Karten mit 100 Nebenkarten u. 58 S. Text. gr. Fol. 2. Aufl. 1853—55. n. 22 Thlr.

III. Abtheil. Zur Geſchichte Aſiens, Afrikas, Amerikas u. Auſtraliens. 18 K. u. 11 S. Vorbemerk. gr. Fol. 2. Aufl. 1855. n. 6 Thlr.

—— —— Hiſt. geogr. Schulatlas. 22 ill. Kart. in Kupferſt. qu. Fol. mit 8 S. Text. Gotha 1856, J. Perthes. n. 2½ Thlr. in Callico geb. n. 2⅚ Thlr.

Ein Auszug aus dem Vorigen, die allgemeineren Karten enthaltend.

Kiepert, H., Hiſtoriſch-geographiſcher Atlas der alten Welt, zum Schulgebrauch bearbeitet u. mit erläuternden Bemerkungen begleitet. 11. verb. Aufl. Mit 16 in Kupfer geſtoch. u. color. Karten u. 34 S. Text. qu. Fol. Weimar 1857, Landes-Induſtrie-Comptoir. n. 1¼ Thlr.

Der beſte Schulatlas. Die Ausführung eleganter als bei Spruner.

Wörl, J. E., Atlas der Schlachten, Treffen u. Belagerungen aus der Geſchichte der Kriege von 1792—1815. 140 Bl. Verbeſſert u. mit kurzen Erläuterungen begleitet von Ferd. v. Dürrich. 1—7. Lief. (in 4. qu. 4. u. qu. Fol.) 98 Blatt u. Text S. 1—56. Freiburg im Breisgau 1857—58, Herder. à Lief. ½ Thlr.

Stieler, Ad., Handatlas über alle Theile der Erde. Neueſte vollſtän
Ausgabe in 83 Karten. qu. gr. Fol. u. 26 S. Bericht. Gotha 18
J. Perthes. n. 13 Thlr.

—— —— Mittlere Ausgabe in 63 Karten. Ebend. 1858. n. 10 T

Durch fortwährende Reviſionen und Ergänzungen in einem den neuern Anſprüchen
Kartographie entſprechenden Stand erhalten. S. a. unter den einzelnen Ländern.

—— —— Neue Bearbeitungen aus dem Jahre 1854 von Herm. B
haus jun., Aug. Petermann u. F. v. Stülpnagel. Acht color. Ka
in Kupferſtich. 1) Südöſtliches Deutſchland. 2) Das mittelländiſch
ſchwarze Meer. 3) Iran. 4) China u. Japan. 5) Nordafrika. 6) S
afrika. 7) Nordamerika. 8) Vereinigte Staaten v. N. A. Me
Ebend. 1854. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Neue Bearbeitungen aus dem Jahre 1855.
Neun Karten in Kupferſtich: Frankreich in 4 Blättern. Mittelöſtli
Deutſchland. Südſpitze von Afrika. Auſtralien in 2 Karten. G
1856. Ebend. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Ergänzungen:

1) Der preußiſche Staat in 11 color. Karten. Ebend. 1855—
n. 2¾ Thlr.
2) Der öſterreich. Kaiſerſtaat. Die Kronländer des deutſchen Bun
8 Karten. Ebend. 1855—56. n. 2 Thlr.
3) Europäiſch-ruſſiſche Grenzländer. 10 Karten. Ebend. 1855—
n. 2⅓ Thlr.

Kiepert, H., Neuer Handatlas über alle Theile der Erde. Lief. 1—
Imp. Fol. Berlin 1855—58, D. Reimer. à Lief. n. 1 Thlr. 18 N
(Bis jetzt 29 Karten).

Einer der beſten neueren Atlaſſe für die Bedürfniſſe des gebildeten Mittelſtandes un
in der Bildung begriffene Jugend berechnet. Die Anlage iſt zweckmäßig, das was gegeben w
beruht auf wiſſenſchaftlicher Durcharbeitung, iſt ſorgfältig und umſichtig behandelt, die
niſche Ausführung iſt correct und elegant, die Anwendung des blauen Tondrucks für die M
trägt viel zur Deutlichkeit bei und gibt dem Ganzen ein gefälliges Anſehen. Die neueren Bl
ſind im Ganzen beſſer als die früheren, Indien, China und Japan in Stich und Colorit e
mißlungen.

Handatlas der Erde u. des Himmels in 70 Karten (Lief.) in Kupfer
ſtochen. 23 Zoll rh. hoch u. 28 Zoll breit. Entwürfe u. Zeichnun
von Kiepert, Weiland, C. Ohmann, C. u. A. Gräf, von beiden
teren redigirt. Lief. 1—28. (Jede Lieferung eine Karte enthalten
Weimar 1856—58, Landes-Ind.-Compt. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Uebertrifft den Kiepert'ſchen Atlas an Reichhaltigkeit, kommt ihm aber in wiſſenſch
licher Durcharbeitung und in Eleganz der Ausführung nicht gleich; iſt übrigens eine zum H
gebrauch ſehr empfehlenswerthe, dem Bedürfniß der allgemeinen Bildung genügende Ka
ſammlung. Jedem Blatt iſt eine Erläuterung beigegeben, welche eine kurze Geographie
Statiſtik des betreffenden Landes enthält.

Ziegler, J. M., Allgemeiner Atlas über alle Theile der Erde in 29 Bl
tern. qu. Fol. Winterthur 1857, Wurſter u. Co. n. 1 Thlr. 18 N
(Mit farbiger Bezeichnung der Tiefländer durch Tondruck: n. 2 Thlr.

Eine Reduktion des von demſelben rühmlich bekannten Kartenzeichner herausgegebe größeren Atlaſſes in Imperial-Folio. Die techniſche Ausführung iſt nicht immer ganz befriedigend, doch immer einer der beſten Schulatlanten.

Liechtenſtern, Theod. v., u. Henry **Lange.** Neueſter vollſt. Schulatlas. Zum Unterr. in d. Erdkunde. 37 in Stahl geſtoch. Karten. qu. Fol. Braunſchweig 1855, Vieweg u. Sohn, auch Weſtermann. n. 1 Thlr. 27 Ngr.

—— —— (Mit den Ergänzungen) in 44 Karten. Ebend. 1857. n. 2 Thlr. 9 Ngr.

Der beliebteſte Schulatlas, der faſt alle andern verdrängt hat. Er empfiehlt ſich durch Eleganz und Deutlichkeit der Zeichnung und des Drucks.

Bromme, Traugott, Illuſtrirter Handatlas der Geographie u. Statiſtik in 48 color. Karten, mit 80 Bogen Text, mehr als 100 Original-Holzſchnitten u. 12 Blättern in Farbendruck, die Anſichten ſämmtlicher Hauptſtädte der Erde, die Wappen u. Orden der 5 europ. Großmächte u. die Flaggen aller Nationen darſtellend. 1—3. Lief. Fol. Stuttgart 1858, Krais u. Hoffmann. à Lief. 1 Thlr.

(Erſcheint in 12 Lief. à 1 Thlr.)

Die beigegebene Statiſtik und Geographie bildet den Hauptbeſtandtheil des Werkes und kann für ſolche genügen, welche eine kurze Ueberſicht wünſchen, wie man ſie zur Zeitungslectüre und Converſation braucht; ein wiſſenſchaftliches Bedürfniß befriedigt die Behandlung nicht. Die Karten ſind in derſelben Weiſe gehalten, übrigens iſt die Zeichnung deutlich und elegant und der Inhalt reicher als man bei dem kleinen Format erwartet.

Rooſt, J. B., Neue Wandkarte von Europa, Afrika's Nordküſte u. einem großen Theile Aſiens. Mit Bezeichnung der Eiſenbahn u. Dampfſchifffahrtsverbindungen, ſammt einem Höhen-Profile aller Gebirgszüge u. ſtatiſtiſchen Tabellen. 4 lithogr. u. color. Bl. in Imp. Fol. München 1857, lit. artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr. 8 Ngr.

Müller, H., Karte der Eiſenbahnen Mittel-Europa's, mit Angabe ſämmtlicher Bahnſtationen, Hauptpoſt- u. Dampfſchifffahrts-Verbindungen. Imp. Fol. Glogau 1857, Flemming. 18 Ngr.

Papen, A., Höhenſchichtenkarte von Central-Europa. Maßſtab $\frac{1}{1000000}$. 1. Lief. Imp. Fol. 2 Blatt. Frankfurt a. M. 1857, geogr. Inſtitut. n. 2 Thlr.

Eine ſehr ſorgfältige genaue Arbeit, in Buntdruck trefflich ausgeführt.

Deutſchland.

Reymann, G. D. u. C. W. v. **Oesfeld,** Topographiſche Spezialkarte von Deutſchland u. den angrenzenden Staaten in 359 Blättern in Fol. Maßſtab $\frac{1}{200000}$. Lief. 1—142 (à 2 Blatt). Fol. Glogau 1838—58, Flemming. à Lief. n. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Mit einer Polen betreffenden Erweiterung 405 Blätter. Verdient mehr die Bezeichnung Mittel-Europa als Deutſchland. Die neueren Bearbeitungen erſtrecken ſich auf Weſt- und Oſtpreußen, Polen, Frankreich und Belgien. Meiſtens gute Zeichnung, natürlich keineswegs gleichmäßig, wie es bei dieſer Ausdehnung und der Verſchiedenheit der Vorarbeiten nicht anders ſein kann. Die letzten Lieferungen: Bruneck und Bozen, die in Kupfer geſtochen, und die lithographirten: Regensburg, Colmar, Villingen und München zeichnen ſich vortheilhaft vor ihren Vorgängern aus.

Weiland, C. F., Generalkarte von Deutſchland, Preußen u. der Schw
Nach deſſen Zeichnung vervollſtändigt u. theilweiſe berichtigt v. H. K
pert. Mſt. $\frac{1}{1000000}$. 5 Blatt. Imp. Fol. Weimar 1855, Land
Ind.-Compt. 2⅓ Thlr.

Verbindet ein ſehr reiches Material mit zweckmäßiger Ueberſicht und iſt von Kiepert
gemäß ergänzt.

Kiepert, H., Generalkarte von Deutſchland nebſt der Schweiz. N
F. Weiland's Zeichnung vervollſtändigt. 5 geſtoch. u. color. Blät
gu. Imp. Fol. Weimar 1857, Landes-Ind.-Compt. 2½ Thlr.

Rooſt, J. B., Neue Wandkarte von Deutſchland, Holland, Belgien
der Schweiz ſammt d. angrenz. Gebieten v. Dänemark, England, Fra
reich, den öſter. u. preuß. Ländern u. Polen. Mſt. [illegible]. 4 l
u. color. Blätter. Imp. Fol. München 1857, Literar. artiſt. Anſt
n. 2 Thlr. 8 Ngr. Auf Leinwand in Mappe n. 3 Thlr. 22 Ngr.

Friedrich, L., (Geh. Poſtrath). Poſt- u. Reiſekarte von Mittel-Euro
Mſt. [illegible]. 4 Bltt. gr. Fol. Gotha 1857, J. Perthes. n. 2⅔ T
Auf Leinwand, karton. n. 3 Thlr., mit Rollen n. 3¾ Thlr.

Eine vorzüglich geſtochene Karte, bei der die Rückſichten auf die Verkehrsanſtalten vor
ſchen. Zuverläſſige Angaben nach offiziellen Quellen. Die Hauptrouten bis Odeſſa, Mos
Petersburg, Stockholm, Chriſtiania, Madrid, Liſſabon, Cadiz, Palermo und Conſtantir
fortgeſetzt.

Ein ſehr brauchbarer Auszug iſt die

Poſt- und Eiſenbahnkarte von Deutſchland, den Niederlanden, Belgien
der Schweiz. Colorirt. Gotha 1858, J. Perthes. n. 15 Ngr.

Die Colorirung unterſcheidet die Herrſchaftsgrenzen deutlich, die Ortsangabe iſt rei
und gibt nicht bloß die Stationsorte an. Gebirge ſind nicht angegeben.

Stieler, Ad., Atlas von Deutſchland, dem Königreich der Niederla
Belgien u. der Schweiz mit d. angrenz. Ländern. Mſt. [illegible]. 25 B
gr. Fol. Gotha 1854, J. Perthes. n. 4⅔ Thlr.

Gute Durcharbeitung der Grundlage, glückliche Mitte zwiſchen Ueberladung und Ar
des Inhalts, Zuverläſſigkeit der Angaben und großentheils ſchöne Ausführung. Sorgf
Nachtragung der neu entſtandenen Eiſenbahnen und Straßen.

Sydow, E. v., u. Herm. **Berghaus**, Deutſchland. Mſt. [illegible]
1 Bl. in drei Farben gedruckt. 2. Aufl. gr. Fol. Gotha 1857, J. P
thes. n. 1⅓ Thlr.

Sucht durch braunen Druck der Gebirgszeichnung und verſchieden abgedrucktes grüne
lorit des Tieflandes ein möglichſt anſchauliches Bild der Bodengeſtaltung zu geben.

Diez, F. M., Deutſchland, Königreich der Niederlande, Belgien u.
Schweiz ꝛc., zum Reiſegebrauch eingerichtet. Mſt. [illegible]. 4 Blä
Gratiszugabe: Eiſenbahnatlas in 16 Karten. Gotha 1857, J. Pert
2⅔ Thlr. aufgezogen u. in Carton 3 Thlr.

Zeichnet ſich durch überſichtliche Gebirgsdarſtellung vor andern Straßenkarten aus.

Bach, H., Geognoſtiſche Ueberſichtskarte von Deutſchland, der Schweiz
den angrenzenden Ländern. Mſt. $\frac{1}{1000000}$. 9 Bltt. gr. Fol. Mit
gleitworten. Gotha 1855, J. Perthes. n. 8 Thlr.

Die techniſche Ausführung glänzend, die Bezeichnung des Einzelnen nicht immer gen und richtig, wie es bei dem Mangel an vollſtändigen und genauen Vorarbeiten für die einzelnen Länder nicht anders erwartet werden kann, im Ganzen aber gut und jedenfalls die beſte gegnoſtiſche Karte von Geſammt-Deutſchland.

Spruner, K. v., Hiſt.-geogr. Schulatlas von Deutſchland in 12 Karten. qu. Fol. u. 20 S. Text. Gotha 1857, J. Perthes. n. 1⅓ Thlr.

Auswahl der Deutſchland betreffenden Karten aus dem großen Atlas.

Brockhaus Reiſeatlas. Entworfen und gezeichnet von Henry Lange. 1—10. Lief. qu. 4. Leipzig 1857, Brockhaus. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Sehr elegant und deutlich gezeichnete Kärtchen mit kurzen Wegweiſern, Angabe der Bahnzüge und Gaſthöfe. Dem gewöhnlichen Bedürfniſſe, wenn man nicht gerade Fußwege aufſucht, ganz entſprechend.

Engelhardt, F. B., Karte vom preußiſchen Staate u. den angrenzenden Ländern öſtlich von Berlin ꝛc. Mſt. [illegible]. 23 Bltt. Berlin 1843, Schropp u. Co. n. 30 Thlr.

—— —— Generalkarte vom preußiſchen Staate in ſeiner jetzigen Begrenz. u. Abtheil. nach d. v. dem ſtatiſt. Bureau zu Berlin mitgetheilt. Nachrichten. Mſt. [illegible] in 24 Bl. Fol. Berlin 1855. Ebend. n. 6 Thr.

—— —— Generalkarte v. preuß. Staate mit d. Grenzen d. Reg. Bezirke u. landräthl. Kreiſe. Mſt. [illegible]. 2 Bltt. Imp. Fol. Berlin 1856. Ebend. n. 2 Thlr.

Die beſten neueren Karten von Preußen

Stieler's Handatlas. Ergänzungen zu demſelben: Der preußiſche Staat in 11 colorirten Karten. qu. gr. Fol. Ueberſichtsblatt Mſt. [illegible], Prov. Brandenburg [illegible], Pommern [illegible], Sachſen [illegible], Schleſien [illegible], Weſtphalen [illegible], Rheinprovinz [illegible], Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen [illegible], gezeichnet von Stülpnagel, Heinr. u. Herm. Berghaus, Vogel u. Schilling. Gotha 1855—57, J. Perthes. n. 2⅔ Thlr.;

Gediegene Bearbeitung.

Poſtkarte des kgl. preußiſchen Staates u. der angrenz. Länder. Herausgeg. vom Cours-Bureau des kgl. Generalpoſtamts. Mſt. [illegible]. 9 Blatt. Berlin 1846, Schropp u. Co. n. 6 Thlr.

Schön ausgeſtattet, zuverläſſig und durch fortwährende Nachträge auf dem Laufenden erhalten.

Sineck. Situationsplan der Haupt- u. Reſidenzſtadt Berlin mit nächſter Umgebung im Mſt. [illegible]. Lith. v. C. Birk. In 9 Blättern à 14 rheinl. Zoll Länge u. 12 Breite. Berlin 1856, Schropp u. Co. n. 6⅔ Thlr.

Eine vortrefflich ausgeführte Arbeit, welche nicht nur jeden Fremden auf's genaueſte orientirt, ſondern auch ein treues Abbild von dem Gang der Kulturgeſchichte der Stadt Berlin gibt.

Kiepert, H., u. A. Gräf, Nord- u. Weſtdeutſchland, der preußiſche Staat u. die übrigen Zollvereinsſtaaten. Mſt. [illegible]. Kupferſtich u. illum. qu. Imp. Fol. Weimar 1858, geogr. Inſt. col. n. 12 Ngr.

Gutes Ueberſichtsblatt.

Papen, A., General- u. Poſtkarte des Königreichs Hannover, des Herzo
thums Braunſchweig und der angrenzend. Länder. Mſt. [illegible]. 4 B
Fol. Hannover 1856, Hahn'ſche B. n. 2⅔ Thlr.

Reduction der trefflichen größeren Karte von 67 Blättern; nur leider mit Ueberladu
von Schrift und Signaturen, die übrigens ſehr fein und geſchmackvoll ausgeführt ſind.

Schrenck, A. B. v., Karte von dem Herzogthum Oldenburg. Nach d
allg. Landesvermeſſung entworfen, gezeichnet von F. Hennings, geſtoch
von F. W. Kliewer in Berlin. Mſt. [illegible]. 21 Dec.-Zoll Hö
u. 18½ Zoll Breite. Oldenburg 1856, Schulze. ill. n. 2⅔ Thlr.

Ein naturgetreues Bild des Landes und Bodens, ausgeführt in trefflichem Kupferſtich, d
Anforderungen der Wiſſenſchaft und Technik entſprechend.

Süßmilch-Hörnig, M. v., Topographiſche Spezialkarte vom Königrei
Sachſen. Mſt. [illegible]. 4 Bl. qu. Imp. Fol. Dresden 1857, Burdac
n. 2⅔ Thlr.

Zwar die beſte neuere Karte von Sachſen, ſteht aber in der Ausführung gegen and
neueſte Kartenwerke ſehr zurück.

Berghaus, Heinr., Karte vom Harz zum Gebrauche für Reiſend
Mſt. [illegible]. Gotha, J. Perthes. n. 16 Ngr. aufgezogen n. 24 Ng

Bär, J. C., Karte des thüringer Waldes. Nördl. Theil. Mſt. [illegible]
1 Bl. qu. Fol. Seit 1839 berichtigt. Gotha, J. Perthes. n. 16 Ng
aufgezogen n. 24 Ngr.

Berghaus, H., Karte des thüringer Waldes. Südl. Theil. Gotha
Ebend. n. 16 Ngr. aufgezogen n. 24 Ngr.

Cotta, B., Geognoſtiſche Karte von Thüringen. Mſt. [illegible]. Sect. 1—
Fol. Leipzig 1844—46, Arnold'ſche B. n. 8⅔ Thlr.

Credner, H., Geognoſtiſche Karte des thüringer Waldes. Mſt. [illegible]
4 Blt. gr. Fol. mit 82 S. Text in gr. 8. Gotha 1855, J. Perthe
n. 2⅓ Thlr.

Gediegene Arbeiten.

Weiland, C. F., Spezialkarte v. d. thüringer Waldgebirge. Mſt. [illegible]
1 Bl. Imp. Fol. Weimar 1850, geogr. Inſt. 1 Thlr.

Empfehlenswerthe Karte.

Die beſte Zuſammenfaſſung der mitteldeutſchen Staatengruppe bildet Nr. 13 der Stieler'
ſchen Karte von Deutſchland.

Topographiſche Karte von dem Kurfürſtenthum Heſſen. Mſt. [illegible], i
40 Blatt in Imp. Fol., wovon 33 erſchienen ſind u. d. Preis vo
25 Ngr. — 2 Thlr. haben. Kaſſel 1840—56.

Topographiſches Detail mit gewiſſenhafter Genauigkeit behandelt, charakteriſtiſche Auffa
ſung des Terrains, und ebenſo zweckmäßige als elegante Ausführung.
(S. Wegweiſer erſter Nachtrag S. 100.)

Karte von dem Großherzogthum Heſſen ꝛc.; vom großherzoglich heſſiſche
Generalſtab. Mſt. [illegible]. 31 Bl. Darmſtadt 1832—50. Jonghaus
à Blatt n. n. 1⅓ Thlr.

Geologiſche Spezialkarte d. Großherzogth. Heſſen. Mſt. [illegible]. Imp. Fol
mit Text. Darmſtadt 1855—56. Ebend. à Blatt n. 2⅔ Thlr.
(Bis jetzt nur 2 Sect.: Friedberg u. Gießen.)

Karte von dem Großherzogthum Heſſen und den angränzenden Ländern in dem Maßſtab von [illegible] bearb. im großherzogl. Generalſtab. 2 Bl. lith. u. illum. qu. Imp. Fol. Darmſtadt 1857, Jonghaus. n. n. 1 1/3 Thlr.

Sehr correctes Material in trefflicher Ausführung.

Ravenſtein, Aug., Karte des Herzogthums Naſſau ꝛc. Mſt. [illegible] Frankfurt a. M. Verf. 1843. n. 1 1/3 Thlr.

Fiſcher, Karte des Herzogthums Naſſau. Mſt. [illegible] Gießen 1849. 1 1/3 Thlr.

Ravenſtein, A., Plankarte des Frankfurter Gebietes. Mſt. [illegible] Frankfurt a. M. 1853. Verf. n. 3 Thlr.

Topographiſche Karte über das Großherzogthum Baden. Mſt. [illegible] 56 Bl. Karlsruhe 1838—56, Topograph. Bureau. n. 38 2/3 Thlr.

Naturwahre ſchöne Terrainzeichnung mit vielen Höhenangaben.

Karte von dem Großherzogthum Baden. Mſt. [illegible] 1 Bl. Karlsruhe 1849, Kartenbureau. 2 Thlr.

Reduction der obigen Karte in ſcharfer klarer Terrainzeichnung.

Das Großherzogthum Baden in 6 Blatt. Mſt. [illegible] Karlsruhe u. Freiburg 1857, topogr. Bureau. à Blatt n. 1/3 Thlr.

Eine ſehr ſchöne Reduction der großen topographiſchen Karte, nur leider in Lithographie, nicht in Kupferſtich ausgeführt. Dieſe neue Karte wurde veranſtaltet, weil man fand, daß die vorige zu klein war, um das Material der großen gehörig aufnehmen zu können.

Karte vom Königreich Würtemberg. Mſt. [illegible] Herausgeg. vom ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau. 55 Bl. Stuttgart 1821—51. à Blatt n. n. 5/6 Thlr.

Eine ſehr gute Karte, mit fortſchreitender Vervollkommnung ausgeführt.

Mitnacht, v., Königreich Würtemberg. Mſt. [illegible] 4 Blatt. Stuttgart 1842—53, Topogr. Bureau. n. n. 5 1/3 Thlr.

Gute Terrainzeichnung, reichliche Ortsangaben, weit in die Nachbarländer eingreifend, viele Höhenangaben.

Bach, H., Karte von Würtemberg, Baden u. Hohenzollern ꝛc. Mſt. [illegible] Imp. Fol. Stuttgart 1857, Metzler. n. 1 Thlr. 4 Ngr.

Eine ſehr ſorgfältig gezeichnete Karte, mit charakteriſtiſcher Behandlung des Terrains, reichlichen Höhenangaben, in bunter Litographie elegant ausgeführt, nur mit Ortsnamen etwas überladen.

Winckelmann, E., Karte des Königreichs Würtemberg. Mſt. [illegible] 1 Bl. Stuttgart 1832, Cotta. n. 2/3 Thlr.

Gute überſichtliche Darſtellung des Terrains und der Ortſchaften.

Topographiſcher Atlas vom Königreich Bayern. Mſt. [illegible] 113 Bl. München 1812—56. à Section n. 1 5/12 Thlr.

Ungleichmäßige Ausführung, doch ſeit 1830 ſehr lobenswerth.

Ueberſichtskarte des Königreichs Bayern diesſeits des Rheins in 15 Blättern. Mſt. [illegible] München 1853. 13 Thlr.

Aeußerſt elegante Zeichnung des Bodens, aber Nomenclatur und Signatur ſo ſparſam, daß der Gebrauch der Karte ſehr dadurch beeinträchtigt iſt.

Kiepert, H., Die fränkiſche Schweiz nebſt Umgegend bis Baireuth, Forchheim u. Erlangen.

Lands erweitert u. zum Reisegebrauch bearbeitet. M. [illegible]. Imp. Fol. Berlin 1857, D. Reimer. 18 Sgr.

Eine sehr gute Reisekarte mit schöner Terrainzeichnung und genauer Wegangabe.

Die bayerische Pfalz. M. [illegible]. 4 Bl. Vom Generalstab herausgeg. München 1845. n. 2⅔ Thlr.

Eine sehr gute und elegante Uebersichtskarte.

Mayr, Geo., Specielle Reise- u. Gebirgskarte vom bayerischen Hochlande, Nord-Tirol, Salzburg u. Salzkammergut. M. [illegible]. Neue vielfach verb. Auflage. 2 Bl. Kupferstich u. illum. Fol. München 1858, Palm. n. 1 Thlr. 4 Sgr., auf Leinwand n. 1⅔ Thlr.

Oesterreich.

Scheda, Joseph, Generalkarte des österreichischen Kaiserstaates in 20 Bl. M. [illegible]. Wien 1856. à 1⅓ Fl.

Meisterhafte Terrainzeichnung und Schriftstiche mit [illegible] verbunden.

Post- u. Straßenkarte der österreichischen Monarchie nebst allen angrenzenden Ländern. Herausgeg. v. d. Oberstpostverwaltung. M. [illegible]. 4 Bl. Wien 1840, Artaria u. Co. n. 2 Thlr.

Fried, F., Generalpost- und Straßenkarte der österreich. Monarchie mit politischer Eintheilung der einzelnen Provinzen. M. [illegible]. 4 Bl. Wien 1852, Artaria u. Co. 2⅔ Thlr.

Von kleinern Karten der österreich. Monarchie bieten Nr. 22 u. 25 des Stieler'schen Handatlas von Herm. Berghaus im M. von [illegible] ausgeführt, die beste Zusammenfassung des neuesten Materials. Gotha 1857, J. Perthes. à n. ⅙ Thlr.

Haidinger, W., Geognostische Uebersichtskarte der österreich. Monarchie. M. [illegible]. 9 Bl. Wien 1845. 10 Thlr.

Sehr gute Karte.

Ethnographische Karte der österreich. Monarchie mit erläuterndem Texte. Ueber die Vertheilung der Völkerstämme u. deren Gruppen in der österreich. Monarchie. 4 Bl. M. [illegible]. Wien 1857, Braumüller. 8 Thlr. Ausg. Nr. 2 mit 1 Karte auf 1 Blatt mit Text 2⅔ Thlr.

Eine nach ethnographischen Gruppen illum. Karte mit übersichtl. Terrainzeichnung in Gradnetzen. Sehr genau, freilich mit [illegible] aufgeführt.

Souvent, A., Das Salzkammergut in Oberösterreich. M. [illegible]. 2 Bl. Wien 1840, Artaria u. Co. 2 Fl. 40 kr.

Eine ausgezeichnet schöne Karte.

Simony, Friedr., Physiognomischer Atlas der österreichischen Alpen. 6 Blätter mit Text, 13 Zoll hoch u. 24 breit in Stein gezeichnet u. in Farben gedruckt (wird demnächst erscheinen bei) J. Perthes in Gotha.

Mayr, J. G., Atlas der Alpenländer, Schweiz, Savoyen, Piemont, Südbayern, Tyrol, Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Illyrien, Oberitalien. 1. Lief. (Sect. 1 u. 4.) Gotha 1857, J. Perthes. n. 4 Thlr. (Erscheint in 9 Blättern, 16 rhein. Zoll hoch und 24½ Zoll breit. M. [illegible].)

Guter Kupferstich und neue Darstellung des Terrains und der Wege- und [illegible].

Mayr, Georg, Specielle Reiſe- u. Gebirgskarte vom Lande Tirol m. den angrenzenden Theilen von Süd-Bayern, Salzburg, der Schweiz und Oberitalien. Mſt. [illegible]. Neue Ausg. 4 Bl. in Kupfer geſt. u. illum. Fol. München 1858, Palm. n. 2⅓ Thlr., auf Leinwand n. 2⅚ Thlr.

Ebenfalls sehr empfehlenswerther Auszug aus dem Vorigen.

Schweiz.

Topographiſche Karte der Schweiz, vermeſſen u. herausgeg. auf Befehl der eidgenöſſiſchen Behörden. (Unter Aufſicht des Generals Dufour.) Maßſtab [illegible]. 25 Bl. (Bekannte Nr. dieſer Karte ſind erſchienen: 1—7. 10. 11. 15—18. 20. 21. 24. und dieſe koſten n. 27 Thlr.) Genf. Bern 1842.

Auf der Höhe der neuesten topographiſchen Leiſtungen. Das topographiſche Detail [illegible] in Landſchaftszeichnung [illegible].

Ziegler, J. M., Neue Karte der Schweiz. Mſt. [illegible]. Kupferſtich u. color. Imp. Fol. Mit Erläuterungen ſammt Regiſter u. Hypſometrie d. Schweiz. 8. (XXIV u. 178 S.) Winterthur 1857, Wurſter u. Co. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Die ſehr ſorgfältige und ſchwierige Terrainzeichnung iſt durch feinere Ätzung noch mehr gehoben und die Genauigkeit durch zahlreiche Berichtigungen und Nachträge zur Karte von 1852 vervollkommnet. Auch für den Reiſegebrauch ſehr empfehlenswerth.

Leuthold, Heinr., Eiſenbahn- u. Dampfſchiffkarte der Schweiz. Maßſtab [illegible]. Geſtochen und gedruckt von J. [illegible]. 1 Blatt mit 6 [illegible]. Imp. Fol. Zürich 1858. (Leipzig, Hinrichs.) Auf Leinwand n. n. 2⅓ Thlr.

Die beſte Karte der Schweiz, welche mit genauer Angabe der Straßen und [illegible] eine vortrefflich geſtochene Terrainzeichnung verbindet.

Leuthold's neueſte Reiſekarte über die Schweiz, Tirol und Oberitalien, mit Angabe der Eiſenbahnen, Poſten u. Dampfſchiffe. Gez. von Rud. [illegible], in Kupfer geſt. von [illegible]. Color. Imp. Fol. Zürich 1857. (Leipzig, Hinrichs.) Auf Leinwand n. n. 1⅓ Thlr.

Das Terrain in [illegible] Stiche und deutlicher Ausführung.

Topographiſche Karte vom Kanton Zürich in 32 Blättern. Mſt. [illegible]. Zürich 1857. à Blatt n. ⅓ Thlr.

Eine der ſchönſten neueren Karten mit einer Landſchaftszeichnung [illegible] in bunter Lithographie ausgeführt. Bis jetzt ſind 13 Blätter erſchienen.

Ziegler, J. M., Karte der Kantone St. Gallen u. Appenzell. Mſt. [illegible]. 1 Bl. Imp. Fol. St. Gallen 1853, Huber u. Co. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

—— —— Geographiſche Karte der ſchweizeriſchen Gewerbsthätigkeit. Mſt. [illegible]. Winterthur 1857, Wurſter u. Co. ⅔ Thlr.

Auf der Grundlage der Schweizerkarte des Ziegler'ſchen großen Atlas [illegible] durch [illegible] Farbentöne und Signaturen die [illegible] Induſtriezweige anſchaulich gemacht, wie z. B. die Verbreitung der [illegible], der [illegible], der [illegible] und [illegible] Induſtrie.

Italien.

Cerri, *Carta stradale e postale dell' Italia etc.* [illegible] 8 Bl. [illegible] 1849. 8 Thlr.

[illegible]

Carta degli stati di Sua Majesta Sarda in terra ferma ridalta al [illegible] nell uffizio topographico. 1 Bl. Turin 1846. 4 Thlr.

Eine sehr gute Karte.

Carte de la partie Sud-Ouest des états de l'église. D'après la tri[illegible] *tion exécutée par les officiers du corps d'état-major.* [illegible] Paris 1856. 10 Thlr.

[illegible]

Eine große Generalkarte von ganz Italien ist vom militär-geographischen [illegible] [illegible]

Spanien.

Stülpnagel, F. v., *Karte von Spanien u. Portugal.* Bth. [illegible] 4 Bl. gr. Fol. Gotha 1858, J. Perthes. n. ⅔ Thlr. (Aus Stieler's Hand-Atlas.)

[illegible]

Frankreich.

Stülpnagel, F. v., *Karte von Frankreich.* Bth. [illegible] 1855. J. Perthes. n. 1 Thlr.

[illegible]

Carte de la France à l'échelle de [illegible] *d'après la Carte to*[illegible] *phique.* Paris, Longuet. 32 feuilles, *commencée en* 1852. à 7 frs.

Eine gute Reduction der großen topographischen Karte von 258 Blättern. Bis [illegible] Jahre 1857 waren 18 Blätter erschienen, worunter Paris und Umgegend.

Dufour, A. H., Carte administrative, physique *et routière* [illegible] France. [illegible] 2 Bl. Paris. 12 frs.

Brué, A. H., Carte physique, administrative et routière de la F[illegible] [illegible] 4 Bl. *dernière éd.* 1855. Paris. 15 frs.

[illegible]

Du Frénoy et Élie de Beaumont. *Carte géologique et min*[illegible] *gique de la France.* [illegible] 6 flls. 2 éd. 1855. Avec les [illegible] *volumes de texte* 200 frs.

[illegible]

Niederlande.

Gérard, P. et van der Maelen, Carte topographique de la Belgique. [illegible] Brüssel 1854. 25 Bl. à 7 frs.

Durchgängig meisterliche Terraindarstellung. Bequem für den Gebrauch durch die Aufnahme der benachbarten Streifen Frankreichs und der preußischen Rheinprovinz.

Topographische en militaire Kaart van het Koningryk der Nederlande. *Vervaardigd door de officieren van den Generalstaf en gegraveerd op* het topographisch Bureau. [illegible] In 62 Bl. seit 1850. à 2⅔ Fl.

Erſchienen: das Maas- und Rhein-Delta, 11 Blatt. In Ausführlichkeit, Deutlichkeit, Genauigkeit und zweckmäßiger Einrichtung ausgezeichnet.

Dumont, *André, Carte géologique de la Belgique et des contrées* voisines. [illegible] 1 Bl. Brüssel 1856. 5½ Thlr.

Vortreffliche Ausführung.

Großbrittannien.

Creighton, R., A Map of England and Wales. [illegible] 9 Sheets. London, published by S. Lewis et Comp.

Carrington, F. A. and G. W., A Map of Scotland. [illegible] 6 Sheets. London, publ. by S. Lewis et Co.

Die beiden neuesten Karten von England und Schottland, die reiches topographisches Detail mit übersichtlicher Darstellung des Gesammtbildes vereinigen. Die Terrainzeichnung ist ganz genau, erreicht aber nicht die Eleganz der neueren deutschen Karten.

A general Map of Ireland. [illegible] 6 Sheets. Dublin, Hodges and Smith, (1851.) 20 sh.

Beruht auf zuverläſſigen topographiſchen Angaben, leidet aber in Darſtellung der Bodenverhältniſſe an [illegible] Verzeichnungen.

Skandinavien.

Olſen, O. N., *Das Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig.* Herausgegeben vom Generalſtab. Mſt. [illegible] 2 Bl. 1846. 2⅓ Thlr.

Für die allgemeinen Zwecke ausreichend, zeichnet ſich dieſe Karte durch Schärfe und Klarheit aus.

Reiſekarte von Schweden u. Norwegen. Lithogr. u. color. Fol. Berlin 1852. Grieben. Auf Leinwand u. ½ Thlr.

Munch, P. A., Kart over Kongeriget Norge. [illegible] Mit 2 Cartons. *Kupferſtich u. color.* Christiania 1855. J. Dybwad. 1 Thlr. 3 Ngr.

Eine empfehlenswerthe Ueberſichtskarte.

Rußland.

Die ſeit 35 Jahren im topographiſchen Kriegsdepot geſtochene Karte iſt nun durch eine kaiſerliche Verfügung dem Verkauf zugänglich gemacht. Sie hat bis jetzt 474 Blätter, ſie koſten zuſammen über 100 Rubel, ſtehen den beſten neueren Arbeiten anderer Staaten gleich und ſind alle in Kupferſtich ausgeführt. S. Petermann's Mittheilungen 1858. S. 136.

Türkei.

Kiepert, H., Generalkarte des türkiſchen Reiches in Europa und Aſie nebſt Ungarn, Südrußland, den kaukaſiſchen Ländern und Weſtperſie Mſt. [illegible] 4 lith. u. color. Bl. gr. Fol. Berlin 1855, D. Reime n. 2 Thlr., auf Leinwand n. 3 Thlr.

Außereuropäiſche Länder.

Wir führen für dieſe nur einige wenige neuere Arbeiten an und verweiſen auf die [illegible] (2. Th. [illegible]) und insbeſondere auf die Karten in Petermann's Mittheilungen, in welc immer die neueſten Forſchungen niedergelegt ſind.

Aſien.

Atlas von Aſien in 20 color. u. lithogr. Blättern. Entworfen u. bearbei von J. L. Grimm, H. Mahlmann u. H. Kiepert. 4 Lieferungen. Berl 1834—54. D. Reimer. Mit Suppl. n. 8½ Thlr.

Die neueſten Karten, Oſtindien betreffend, ſind von Kiepert.

Kiepert, Heinr., Karte von Klein-Aſien. Mſt. [illegible] 2 lithogr. color. Blätter. Roy. Fol. Berlin 1854, D. Reimer. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Bibelatlas, nach d. neueſt. u. beſten Hülfsquellen gezeichn Mit Erläuter., die ſich an d. Liebe'ſche Bibelwerk anſchließen u. e. bibl geogr. Regiſter. 3. Abdruck. 9 lith. u. color. Karten in 4. u. Fol. 3 lith. Taf. Abbild. u. 22 S. Text. Berlin 1858, G. W. F. Mülle n. 1 Thlr.

—— —— Ueberſichtskarte von Paläſtina u. Phönicien, vorzüglich na den Meſſungen u. Beobachtungen von Ed. Robinſon u. E. Smit Maßſtab [illegible] Mit einem Carton: Umgebungen von Jeruſalem Mſt. [illegible] Lith. u. color. Imp. Fol. Berlin 1857, D. Reime n. ⅓ Thlr.

—— —— Karte der Kaukaſus-Länder u. der angrenzenden türkiſchen perſiſchen Provinzen ꝛc. Mſt. [illegible] 4 lithogr. u. color. Blätte Fol. Berlin 1854, D. Reimer. n. 2 Thlr.

—— —— Karte des türkiſchen Reiches in Aſien. Mſt. [illegible] 2 lit u. col. Bl. Berlin 1844, Schropp u. Co. 1⅓ Thlr.

—— —— Karte von Armenien, Kurdiſtan u. Azerbeidſchan in 4 Bla Mſt. [illegible] 4 lithogr. u. illum. Bl. Imp. Fol. Berlin 185 Schropp u. Co. n. 4 Thlr.

Berghaus, H., Vorderindien oder das Indobritiſche Reich. Zur Ueber ſicht der Gebietsverhältniſſe um die Mitte des Jahres 1857, ſowie d Völker, Sprachen u. Dialecte. 2. Auflage umgearb. u. vervollſtändig Imp. Fol. Gotha 1858, J. Perthes. Auf Leinwand n. 2⅓ Thlr.

The indian atlas. Publ. according to act of Parliament by James Hor burgh. Mst. [illegible] London seit 1827.

Sehr reiches Detail auf 177 Sect. berechnet, wovon bis jetzt 50 erſchienen. Ergebn der von den Engländern veranſtalteten trigon. Vermeſſung Indiens. Dieſe Karte liegt all anderen direct oder indirect zu Grunde.

Afrika.

Carte générale de l'Algérie à l'échelle de $\frac{1}{800000}$. Publ. par le dépôt de la guerre. Paris 1856.

Enthält das Ergebniß aller neueren Meſſungen und iſt ſehr ſchön gezeichnet und geſtochen.

Ziegler, J. M., Physical map of the Island of Madeira etc. Mit 1 Bl. Panoramic views. Mſt. $\frac{1}{50000}$. Imp. Fol. Winterthur 1856, Wurster u. Comp. n. 3⅓ Thlr.

Eine Karte von ausgezeichnet ſchöner Terrainzeichnung in drei Farben mit Angabe der Bodenkultur: Wein, Wald, Haide u. dgl. Ein Meiſterwerk kartographiſcher Darſtellung.

Amerika.

Black's Atlas of North-America. A Series of twenty maps constructed and engraved by John Bartholomas. Edinburgh 1856, Black.

Elegante und deutliche Ausführung, nur fehlt bei den einzelnen Staaten die Terrainzeichnung.

Kiepert, H., Karte des Staates California, nach der officiellen Karte des State Surveyor W. M. Eddy u. A. gezeichnet. Mſt. $\frac{1}{2000000}$. 1 Bl. lith. u. color. gr. Fol. Berlin 1856, D. Reimer. n. ⅓ Thlr.

—— —— Karte des nördlichen tropiſchen Amerika (Weſtindien, Central-Amerika, Mexiko, Neu-Granada, Venezuela.) 6 Bl. Imp. Fol. Berlin 1858, D. Reimer. n. 4 Thlr.

Zuſammenfaſſung der neueren kartographiſchen Leiſtungen für dieſe Länder. Ueber die benutzten Materialien gibt Kiepert auf einem der Blätter Nachweiſung.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Abel, C. 58.
——, D. 60.
Akſakoff, S. T. 73.
Albert, J. 50.
Allen, G. A. 54.
Alpen, die Allgäuer. 48.
Anderſſon, Ch. J. 29.
Andlaw, Frz. v. 66.
Andree K. 58 (2).
Annalen v. St. Bertin u. St. Vaaſt 38.
Antiquarius, der rheiniſche 43.
Arago, Fr. 14.
Arbeiten, d. kaiſ. ruſſ. Geſandtſch. zu Peking 57.
Arens, K. 16. 28.
Arnd, C. 63.
Arndt, E. M. 27. 73.
Arneth, A. 67.
Aſſing, L. 65.
Aßmann, W. 31.
Atlas v. Aſien 90.
—— d. Naturgeſch. 17.
——, topogr., d. Königr. Bayern 85.
Auerbach, B. 74.
Aufſtand, der, in der Stadt Braunſchweig 44.
Aus der Natur 13.
Aus Herder's Nachlaß 61.
Aus Knebel's Briefwechſel 70.
Ausland, das, 24.

B.

Baader, Frz. v. 66.
Bach, H. 82. 85.
Bädeker, K. 43. 52.
Baden, d. Großherzogth. 85.
Bader, J. 47.
Bär, J. C. 84.
Barth, Heinrich 28. 29.
Barthel, K. 61.
Baudiſſin, W. v. 65.
Baum, J. W. 7.
Baumbach, L. v. 58.
Baumgarten, G. 55.
Baur, F. C. 35.
Bazancourt, de 36.
Beaumont, E. de, 88.
Beck, J. T. 8.
——, Th. 50.
Becker, Aug. 16.
Beneke, F. W. 15.
——, O. 45.
Berghaus, H. 21. 82. 84 (2). 90.
Bernhardi, Th. v. 73.
Beſeler, W. 44 (2).
Beyer, M. 19.
Biedermann, K. 41.
Bippart, G. 33.
Biſchof, Herm. 67.
Black 91.
Blanc, L. G. 25.
Blaſius, J. H. 19.
Blätter, Lieg., f. Muſik 12.
Blum, K. L. 72.
Blumröder, A. v. 66.
Bluntſchli, J. C. 20.
Boas, E. 62.
Bodemann, Fr. W. 71.
Bodemeyer, H. 59.
Bodenſee, der, 47. 48.
Bodenſtedt, Fr. 63.
Böhringer, Fr. 6.
Boeckwitz, A. 51.
Böttger, E. 26.
Brachelli, H. F. 37.
Brachvogel, A. E. 71.
Brater, K. 20.
Braun, J. 10.
Briefwechſel zwiſchen Gentz u. A. H. Müller 68.
Briggs, J. 57.
Brockhaus, Reiſeatlas 83.
——, Reiſebiblioth. 26.
Bromme, Tr. 81.
Brul, A. H. 88.
Büchele, K. 48.
Buddeus, A. 37.
Büdinger, M. 38.
Buenos-Ayres ꝛc. 58.
Buff, H. 15.
Bülau, Fr. 39. 51. 65.
Buliſchef, J. 35.
Bunſen, Chr. C. J. 5 (2). 8.
Burckhardt, J. 51.
Burow, J. 66. 74.
Buſch, M. 29.

C.

Caird, J. 8.
Cantu, C. 31.
Carion, Frz. 74 (2).
Carrington, F. A. u. G. W. 89.
Carta degli stati di Sua Majesta Sarda 88.
Carte, des états de l'église 88.
—— de la France 88.
—— générale de l'Algéri 91.
Carus, C. G. 3 (2).
Caſpar, J. 10.
Cerri 88.
Chriſtoffel, R. 7.
Chronik d. Abtes v. Regino 38.
Chryſander, Fr. 12.

Cotta, B. 16. 17. 34.
Cremer, H. 84.
Creighton, R. 89.
Curtius, G. 34.
Czörnig, K. v. 48.

D.

Daſchkoff, Fürſtin 54.
Denkmäler, d. Kunſt. 10.
Denkwürd. e. Livländers 70.
Dieſterweg, A. 25.
Diez, F. M. 82.
Diezel, G. 42.
Diezmann, A. 68.
Dittes, Fr. 3.
Dittmar, H. 31.
Dolch, O. 59.
Dornblüth, Fr. 3.
Drechsler, A. 16.
Droyſen, J. G. 42. 43.
Dufour, A. H. 88.
Duller, E. 38.
Dümmler, E. L. 38.
Dumont, A. 88.
Duncker, M. 21. 33.
Düntzer, H. 61. 70.
Dürrich, F. v. 79.

E.

Ebrard, 77.
Eggers, F. 9.
Eichendorff, J. v. 61.
Eichmann, F. 57.
Eilers, G. 67.
Eiſenlohr, Th. 6.
Eitelberger, R. v. 11.
Eliſabeth, e. Geſchichte 76.
Emerſon, R. W. 3. 63.
Encyklop. d. Erziehungs- u. Unterrichtsweſen 4.
Engelhardt, F. B. 83 (3).
—— ——, W. 18.
Erdmann, J. E. 2. 4.
Eye, A. v. 11. 42.

F.

Faber, J. F. 32.
Fabricius, E. 25.
————, G. 3.
Falke, J. 11. 59.
Farini, C. L. 56 (2).
Fechner, H. A. 2.
Fecht, C. G. 47.
Fickel, J. G. 61.
Fiſcher, 85.
——, Fiſcher, Kuno 1. 62.
Floto, H. 40. 64.
Förſter, E. 56.
Förſter, Friedr. 41.
Franſecky, v. 68.
Franz, G. 21.
Frauenſtädt, J. 1.
Fremy, Du 88.
Freſe, J. 68.
Frey, H. 78.
Freytag, G. 78.
Fries, A. 86.
Friedrich, L. 82.
Fröbel, Jul. 58.
Froude, J. A. 52.
Fürſt, J. 69.

G.

Gagern, H. v. 67.
Gallois, J. G. 44.
Gartenlaube, die 79.
Gaß, W. 8.
Gegenzüge und Kämpfe der deutſch. u. dän. Erw. 54.
Gelzer, H. 6.
General - Map of Ireland 89.
Genz, F. v. 68.
Gérard, P. 89.
Germania, Vierteljahrſchrift 62.
Gerok, K. 8.
Gerſtäcker, F. 26. 30.
Gervinus, G. G. 36.
Geſchichtſchreiber d. deutſchen Vorzeit 38.
Giebel, C. G. 17.
Gieſebrecht, W. 40.
Gildemeiſter, C. H. 69.
Gindely, A. 49.
Gladſtone, Th. H. 58.
Glaſer, J. C. 22.
Gneiſenau 68.
Gneiſt, R. 53.
Gödeke, K. 60.
Goldbeck 51.
Göthe, J. W. v. 68.
Grätz, H. 83.
Gräße, J. G. Th. 60.
Gregorovius, F. 7.
Grenzboten, die 78.
Grimm, J. L. 90.
Grotefend, G. A. 44.
Guhl, E. 10 (2).
Guizot, F. 52. 53.

H.

Hackländer, F. W. 74. 79.
Hagen, K. 10.
Hagenbach, K. R. 7.
Haidinger, W. 86.
Handatlas der Erde 80.
Hankel, W. G. 14.
Harting, P. 13.
Hartmann, A. 74.
————, M. 74.
Hartwig, G. 14. 27.
Haſe, K. 67.
Hausblätter 79.
Häuſſer, L. 41.
Havemann, W. 43.
Haym, R. 2. 78.
Hegel, C. 45.
Heider, G. 11.
Heinrich, G. 22.
Heinzelmann, Fr. 37 (2).
Helfferich, A. 1. 14. 53.
Heller, R. 73.
Helmholtz, H. 14.
Hengſtenberg, E. W. 5.
Hennes, J. H. 46 (2).
Herbſt, W. 66.
Herder, J. G. v. 61.
Hermann, K. Fr. 33.
Herzen, A. 55.
Herzog, J. J. 4.
Heuglin, Th. v. 29.
Heuniſch, A. J. V. 47.
Heyſe, P. 9. 75.
Hieber, J. 11.
Hitzig, F. 78.
Hock, C. v. 23.
Hocker, N. 43.
Höfer, E. 79.
Hoffmann, Franz 6.
——, Fr. 3.
——, Fz. 66.
Hoffmeiſter, Ph. 46.
Höfler, C. 35.
Holtei, K. v. 75.
Holtzendorff, Frz. v. 70.
Honegger, J. J. 63.
Hooker, J. Dalton 27.
Horn, J. E. 23.
Hörſchelmann, F. 24.
Horsburgh, J. 90.
Hüffer, H. 38 (2).
Humboldt, A. v. 13.
Hurter, Fr. v. 49.

J.

Jacob, Th. 3.
Jaffé, 38 (2).
Jahn, Otto 12.
Jahrbuch, gothaiſches, geſchichtliches 37.
Jahrbücher, preuß. 78.

Jahrhundert, unser 65.
Jasmund, J. v. 38.
Jeferd, G. 20.
Irving, W. 69.
D'Istria, D. v. 50.
Jügel, C. 69.

K.

Kaart van het Konigryk der Nederlande 89.
Kaltenborn, C. v. 61.
Kamptschulte, F. W. 61.
Kane, E. K. 27 (2).
Kapper, S. 26.
Kaup, J. 22.
Karte, ethnogr., d. österr. Monarchie 86.
—— v. d. Großherzogthum Baden 85.
—— v. d. Großherzogthum Hessen 84. 85.
—— v. Königr. Würtemberg 85.
—— topogr. üb. d. Großherzogth. Baden 85.
——, topogr., v. d. Kurfürstenth. Hessen 84.
——, topogr., d. Schweiz 87.
——, topogr., v. Kanton Zürich 87.
Keightley, Th. 57.
Kiepert, H. 79. 80. 82. 83. 85. 90 (8). 91 (2).
Kiesewetter, Friedr. 27.
Kirchenzeitung, allgem. 5.
—— ——, evangel. 5.
—— ——, protestant. 5.
Kiefen, G. 19.
Klemm, Gust. 59.
Klöden, G. A. v. 25.
Klopp, O. 44.
Kluckhohn, A. 36.
Klunzinger, K. 29.
Kinkel, K. 72.
Knesebeck, C. v. d. 43. 44.
Knies, K. 24.
Koberstein, A. 60 (2).
Kohl, J. G. 30.
Kolb, G. F. 26.
König, Gust. 7.
——, Heinr. 67. 75.
Kopp, J. E. 40.
——, H. 15.
Korff, M. 55 (2).
Körner, Friedr. 32.
Kossak, E. 26.
Köstlin, C. R. 1.
Krause, H. 5.
——, Joh. Heinr. 34.
Krebs, J. 39.
Kreyßig, F. 63. 71.
Kühne, G. 26.
Kuhnert, J. F. O. 19.
Kunst und Leben der Vorzeit 11.
Kunstblatt, deutsches 9.
Künstlerbriefe 10.
Kurz, H. 73 (2).
Kutzen, J. 42. 43.
Kupner, J. G. 27.

L.

Lange, Henry 81 (2).
——, Ludw. 35.
Lasaulx, E. v. 34.
Lanfrey, P. 51.
Laurent, J. C. M. 38 (2).
Lazarus, M. 3.
Leben des Bischof Adalbert v. Prag 38.
—— der Aebte Gallus und Otmar v. St. Gallen 38.
—— des Bischofs Willehad 38.
—— der Erzbischöfe Anskar u. Rimbert 38.
—— Kaiser Heinrich IV. 38.
—— der Königin Mathilde 38.
—— u. ausgew. Schriften d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche 7.
Lebensbeschreib. d. Bischöfe Bernward und Godehard 38.
Lehrs, K. 34.
Leibnitz, H. 47. 48.
Lee, H. 39.
Leonhard, K. C. v. 70.
Lette, A. 23.
Leuthold, 87 (2).
Lewald, Fanny 75.
Lewes, G. H. 68.
Lewis, G. C. 35.
Liebert, G. 62.
Liebig, J. v. 16.
Liebrecht, F. 33.
Lichtenstern, Th. v. 81.
Linden, H. v. 53.
Lloyd's illustrirte Reisebibl. 29. 49.
Löbell, J. W. 61.
Löher, Fr. 27. 60.
Lorenz, Ottokar 49.
Loßow, E. v. 56.
Lotze, H. 2. 29.
Lübke, W. 10. 11.
Lüdemann, W. v. 71.
Ludwig, Otto 76 (2).
Lyell, Ch. 16.
Lynker, K. 46.

M.

Macaulay, Th. B. 42.
Maelen, v. d. 89.
Mahlmann, H. 90.
Maltzahn, W. v. 62.
Manuel, E. 66.
Marmont, Herzog von
gusa 51 (2).
Martin, J. G. 13.
Masius, H. 17.
Matthes, K. 8.
Maurer, K. 54.
Mayer, Karl, Aug. 39.
Mayr, Gg. 86. 87.
——, J. Gg. 86.
Mecklenburg, F. A. 58.
Meier, Ernst 64.
Menken, G. 6.
Menzel, W. 36. 60.
Merleker, K. F. 60.
Meyer, C. H. F. 18.
——, J. 27.
——, J. B. 63.
Michelet, J. 19.
Milutin 54.
Minerva 78.
Mischler, P. 22.
Mitnacht, v. 85.
Mittheilungen aus J. P
thes geogr. Anstalt 24.
Mittheilungen aus d. We
stätte der Natur 13.
Möbius, Paul 61.
Möckern, Ph. v. 57.
Möllhausen, B. 30.
Mommsen, Th. 34.
Monatsblätter, protest. 6
Monatsschrift, volkswirt
schaftl. 23.
Monatsschrift, Weste
manns 79.
Monatsschrift der wiss
schaftl. Vereins in Züri
78.
Montalembert, Graf v.
(2).
Mordtmann, A. D. 57.

Morgenblatt, das 78.
Morin, A. 50.
Motley, J. L. 50.
Mügge, Th. 54.
Mühlbach, L. 76 (5).
Mühry, A. 20.
Mulder, G. J. 16.
Müllenſiefen, J. 9 (2).
Müller, Emil 27.
——, Fr. 9.
——, H. 81.
——, Herm. Alex. 11.
——, Johannes 16. 59.
——, Karl 13.
Münch, P. A. 89.
Mundt, Th. 52 (2). 76.
Munte, G. C. 30.
Muſeum, deutſches 78.

N.

Nathuſius, M. 76.
Natur, die 13.
Naturwiſſenſchaften, die geſammten 12.
Naumann, K. 24.
——, K. Fr. 57.
Nitzſch, K. J. 70.
Nöllner, Fr. 61.

O.

Odenwald, der 47.
Oertel, Fr. M. 37 (2).
Oesfeld, G. W. v. 81.
Oeſterlen, Fr. 19.
Olmſted, Fr. L. 30.
Olſen, O. N. 89.
Oppel, A. 17.
Oſenbrüggen, E. 78.
Otte, H. 10.
Overbeck, J. 10.

P.

Palacky, Frz. 49.
Palleske, E. 71.
Palmer, Chrn. 4. 9.
Papen, A. 81. 84.
Papencordt, F. 35.
Papon, J. 50.
Park, Mungo 28.
Paſſarge, L. 43.
Paſſavant, J. K. 3. 6.
Pauli, R. 52.
Paulus, E. Ph. 69.
Perez, R. 59.
Perthes, Cl. Th. 59.
Pertz, G. H. 73.
Peſchel, O. F. 21. 26.
Peſtalozzi, K. 7.
Petermann, A. 24.
Petter, Frz. 56.
Pfaff, A. 39.
Pfalz, die bayeriſche 86.
Pfeiffer, Frz. 62.
Philips, G. 39.
Pichler, Louiſe 76.
Pickford, E. 23.
Planck, M. 2.
Poggendorf, J. C. 65.
Polenz, G. v. 51.
Poſſart, F. 24.
Poſt- u. Eiſenbahnkarte von Deutſchland 82.
Poſtkarte d. preuß. Staates 83.
Poſt- und Straßenkarte der öſter. Monarchie 86.
Preſſel, G. 15.
Potthaſt, A. 38.
Pröhle, H. 40.
Prutz, R. 42. 64. 78.
Pupikofer, J. A. 73.

Q.

Quenſtedt, F. A. 16.
Quintana, M. J. 65.

R.

Raczynski, E. 73.
Radetzky, Graf, 71.
Ranalli, F. 56.
Ranke, L. 51.
Raumer, Friedr. v. 32. 33. 40.
Ravenſtein, A. 85 (2).
Real-Encyclopädie, für proteſt. Theol. 4.
Regine, Fortſetz. des 38.
Regnault-Strecker, A. 15 (2).
Reiche, die drei, d. Natur 17.
Reiche, Ludw. v. 71.
Reimann, E. J. 15.
Reinhardt, K. 27.
Reiſekarte v. Schweden und Norwegen 89.
Rellſtab, L. 77.
Reumont, A. v. 55.
Reutſchle, K. G. 25.
Reybaud, Ch. 58.
Reymann, G. D. 81.
Rheinebene, die 47.
Richard, A. V. 35.
Richter, W. 38.
——, T. F. W. 26.
Riehl, W. H. 12. 46.
Ring, M. 77.
Ritter, Carl 24.
Robinſon, E. 28.
Rodenberg, J. 53.
Rooſt, J. B. 81. 82.
Roſcher, W. 21.
Roſen, L. 77.
Roſenkranz, K. 2.
Roßmann, W. 41.
Roßmäßler, E. A. 14.
Roth, C. L. 4.
Rotteck, K. v. 20.
Rougemont, Fr. v. 25.
Rückert, Heinr. 31.

S.

Samml. wiſſenſchaftl. Vorträge 33.
Sandreczki, C. 28.
Schäfer, Arnold 34.
——, J. W. 42. 68.
Schebeſt, Agneſe 71.
Scheda, J. 86.
Scherr, J. 77.
Scherzer, K. 29.
Schiller's und Göthe's Xenien-Manuſcript 62.
Schloſſer, F. C. 30. 31.
Schmid, Chr. v. 72.
——, K. A. 4.
Schmidl, A. 27.
Schmidlin, E. 18.
Schmidt, Ad. 78.
——, Carl 35.
——, C. 7.
——, Fr. Wilh. Val. 64.
——, Julian 63. 78.
——, Leopold 64.
——, Oscar 19.
Schmitt, Chr. 54.
Schnars 68.
Schneidawind, Frz. J. A. 70.
Schneider, K. F. R. 25.
Schöll, A. 45.
Schönborn 68.
Schöppner, A. 25.
Schreiber, H. 47 (4).
Schrenck, A. G. v. 84.
Schröder, Joh. Friedr. 8.
Schubert, G. H. v. 72.
Schücking, L. 77.
Schuler, M. 50.
Schulte, Joh. 45.
Schulze, F. G. 22.
Schwab, Guſt. 61. 78 (2).

Schwarz, J. L. 23.
Schwarzwald, der 47.
Schwegler, A. 1. 35.
Schweizer, H. 78.
Seemann, B. 18.
Seifart, K. 39.
Seubert, M. 18.
Seydt, J. 27. 55. 57.
Siebold, C. Th. E. v. 19.
Sievers, J. v. 62.
Simony, Fr. 86.
Sineck 83.
Sixt, Chr. H. 66.
Smitt, Fr. v. 70.
Snell, L. 72.
Sontag, E. 53.
Souvent, A. 86.
Spezialkarte, geolog., des Großherzogth. Heſſen 84.
Springer, A. 11. 52.
Spruner, K. v. 79 (2). 83.
Squier, E. G. 58.
Staatslexicon, das 20.
Staatswörterbuch, deutſches 20.
Stägemann, E. v. 72.
Stähelin, E. 7. 51.
Stahr, A. 52.
Stein, Chr. G. D. 24.
——, L. 21. 22.
Steinhard, S. 37.
Steinhauſer, A. 26.
Steinmeyer, F. L. 8.
Sternberg, A. v. 11. 73.
Stieler, Ad. 80 (5). 82. 83.
Stimping, K. 73.
Stirling, Will. 11.
Storm, G. H. 4.
Stramberg, Chr. v. 43.
Strauß, D. F. 70.
Strecker, A. 15 (2).
Stülpnagel, F. v. 88 (2).
Sturm, C. 77.
Sutthoff, K. 7.
Süßmilch-Hörnig, v. 84.
Sybel, H. v. 33. 36.
Sydow, E. v. 82.

T.

Talvj, 62.
Taſchenbuch, hiſtoriſches 32.
——— ———, literariſches 62.
Thiers, A. 51.
Tiedeman, H. C. W. 45.
Tocqueville, A. de 51.
Trautmann, F. 72.

U.

Ueberſichtskarte d. Königr. Bayern 85.
Uebertragung d. h. Alexander ꝛc. 38.
Ule, O. 13. 15.
Unger, F. 18.
Ungewitter, F. H. 48.

V.

Vehſe, E. 59 (2).
Venedey, J. 39.
Vierteljahrsſchrift, deutſche 21. 78.
Vincke, L. v. 73.
Viſcher, Fr. Th. 9.
——, W. 56.
Vogel, A. 6.
Voigt, Georg 43.
——, Joh. 40.
——, J. A. 53.
Volger, G. H. O. 16.
Volk, das deutſche 42.
Volkslieder, däniſche 64.
————, ſchwediſche 64.

W.

Wachenhuſen, H. 30.
Wachsmuth, W. 32.
Wächter, O. 65.
Wagner, Heinr. 48.
——, Herm. 18.
——, Rud. 3.
Walther, Ph. A. F. 45.
Walz, G. 16.
Wappäus, J. E. 24.
Warrens, R. 64 (2).
Waſielewski, J. W. v. 12.
Watterich, J. M. 42.
Weber, Gg. 31.
Weber's, J. Reiſebibl. 27.
Weber, K. v. 59.
Wegele 40.
Weigelt, G. 44.
Weiland, C. F. 82. 84.
Weiſſer, L. 32.
Welcker, K. 20.
Weltzien, L. v. 71.
Wenzig, J. 72.
Werfer, A. 72.
Weſſenberg, J. H. v. 1.
Weſtermann's Monatshefte 79.
Wieſe, L. 4.
Wildermuth, 4.
————, Ottilie 77.
Wilkens, C. A. 7.
Willkomm, E. 78.
Winkelmann, E. 85.
Witte, K. 50.
Wolf, Adam 49.
——, Rudolf 65.
Wolff, Emil 16.
——, Philipp 27.
Wolzogen, A. v. 30.
Wörl, J. E. 79.
Wrightſon, R. H. 55.
Wurm, Chr. F. 36.
Wurſtemberger, L. 35.
Wurzbach, C. v. 62.

Z.

Zamminer, F. 15.
Zeit, unſere 78.
Zeitſchrift für allgem. Erdkunde 24.
Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſch. 59.
Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft 20.
Zeitung, illuſtrirte 79.
Ziegler, J. M. 80. 87 (3). 91.
Ziethen, J. 6.
Zimmermann, W. 7.
Zippe, F. X. M. 17.
Zöpfl, H. 40.
Zuchold, E. A. 70.
Zur Erinnerung an G. C. A. Hoppenſtedt 69.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Literariſcher Anzeiger.

Im **Kunſtverlage** in Carlsruhe iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Ausser-Europäische Welt

oder

Jahrbuch des Wiſſenswürdigſten

aus

der Kunde fremder Länder und Völker.

Nach den beſten vorhandenen Quellen

herausgegeben

Von einem Vereine Gelehrter.

Durch den raſtloſen Trieb des Europäers, die Dampfkraft und den electriſchen Telegraphen treten fremde Welttheile uns jetzt mit einem Tage näher, als in Jahrzehnten früherer Zeitalter, wo Berichte aus jenen Gegenden gleichſam nur als Mährchen der „1001 Nacht" zu uns herüberklangen.

Die californiſchen und auſtraliſchen Goldfelder, der ſchwere Kampf in Engliſch-Indien, die Ereigniſſe in China, Japan, Siam, Cochinchina, die neueſten Forſchungen in Afrika u. ſ. w., alle dieſe, mit den europäiſchen materiellen und geiſtigen Intereſſen ſo enge verknüpften Fragen feſſeln die allgemeine Neugierde und erregen den Wiſſensdurſt.

Wir rechnen daher auf die regſte Theilnahme des deutſchen Publikums, indem wir ihm von dem bereits umfaſſend vorbereiteten Unternehmen eines Werkes unter obenſtehenden Titel Kunde geben.

Daſſelbe hat nach ſeiner ganzen Anlage die Beſtimmung, dem Bedürfniſſe des Wiſſens literariſch und artiſtiſch vollſtändig zu genügen.

Es erſcheint in monatlichen Lieferungen von zwei bis drei Bogen, jede mit zwei prachtvollen Stahlſtichen (Landſchaften, hiſtoriſche Darſtellungen u. ſ. w.) in 2 Ausgaben: nämlich

in 8° à 7 Sgr. Pr. Crt.
in 4° à 10 Sgr. Pr. Crt.

Je 12 Lieferungen bilden einen Band und jeder Band ein für ſich beſtehendes Ganze.

Um nichts unbeſprochen zu laſſen, was im Bereich der Kunde fremder Welttheile augenblickliches Intereſſe abnöthigt, werden von Zeit zu Zeit kleinere Notizen über Tagesgeſchichte und Geographie in ſeparaten Bogen beigegeben, ſo daß der Leſer ſtets einen Ueberblick über Alles gewinnt, was ſeine Neugierde nur irgend in Anſpruch nehmen kann.

Der erſte Band behandelt unter Anderm Engliſch-Oſtindien und ſeinen gegenwärtigen Kampf.

Die Stahlſtiche hiezu werden nach Originalzeichnungen Eingeborner (**Hindus**) gefertigt.

Geſtochene Charten werden jedem Bande gratis beigegeben.

Verlag von **Hermann Coſtenoble** in Leipzig, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Anderſſon, Reiſen in Südweſt-Afrika. 2 Bde. Mit 16 Stahlſtichen u. 1 Karte. 5⅓ Thlr.

Burow, J., Aus dem Frauenleben. 2te Aufl. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abth.) 3te Aufl. Stereot.-Ausg. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abth.) 3te Aufl. Stereot.-Ausg. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Illuſtrirt von Hoſemann u. Reinhardt. 6 Bde. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Californ. Lebensbild. 3 Bde. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 3 Bde. 3⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. 4 Bde. 2te Aufl. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Jugendſchrift mit 1 color. Titelbilde. cart. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Jugendſchrift mit 6 color. Bildern. cart. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. cart. 1 Thlr.

Die Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe. Amerikaniſche Nachtſeiten. 4 Bde. 5te Aufl. 2 Thlr.

Gundling, Jul., Deutſche Hiebe. Oeſterreichiſche und Preußiſche Soldatengeſchichten. 2 Bde. 1½ Thlr.

Guſeck, Bernd von, Girandola. 4 Bde. 4 Thlr.

Guſeck, Bernd von, Die Hand des Fremden. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Hamilton, Memoiren des Grafen Grammont. Octav-Ausgabe. 1½ Thlr.

Hamilton, Memoiren des Grafen Grammont. Sedez-Ausgabe. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Reiſe nach Japan. 2 Bde. Mit 10 Anſichten. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk. I. u. II. Bd. Mit 16 Anſichten und 1 Karten. à Bd. 3⅔ Thlr.

Heine, Wilhelm, Wanderbilder aus Central-Amerika. 2. Aufl. 1⅔ Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 2. Aufl. 2 Thlr.

Livingſtone, Dr. Dav., Miſſionsreiſen und Forſchungen in Süd-Afrika. 2 Bde., Mit 23 Anſichten und 2 Karten. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Oſtindien. 2 Bde. 1⅓ Thlr.

Neigebaur, Dr. J. F., Die Südſlaven und ihre Länder. 2⅓ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiſe-Erinnerungen aus Spanien. 2 Bde. 2te Aufl. 2⅔ Thlr.

Souveſtre, Emile, Der Philoſoph in der Dachſtube. 3te Aufl. (Ausgew. Schriften. Erſter Bd.) 15 Ngr.

Souveſtre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. 2te Aufl. (Ausgew. Schriften. Zweiter Bd.) 15 Ngr.

Wallace, Sigism., Licht- und Schattenbilder. 3 Bde. 4 Thlr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. Zweite Aufl. Miniatur-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr.
Prachtvoll geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 16 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Miniatur-Ausg. broch. 24 Ngr.
Elegant geb. mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adalbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Miniatur-Ausg. broch. 24 Sgr.
Elegant geb. mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Roßmäßler, A. E., Mikroskopiſche Blicke in den inneren Bau und das Leben der Gewächſe. Mit 15 lithographirten, größtentheils color. Tafeln und eingedruckten Holzſchn. Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. Erſter Band. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, A. E., Die Verſteinerungen, deren Beſchaffenheit, Entſtehungsweiſe und Bedeutung für die Entwickelungsgeſchichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräſentanten der geologiſchen Epochen. Mit 7 lith. Tafeln u. eingedruckten Holzſchn. Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. Zweiter Band. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Roßmäßler, A. E., Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzſchnitt und einem Titelbilde in Tondruck gezeichnet von C. Merkel. Zweite Aufl. 8. In Umſchlag cartonirt. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, (Prof. an d. höhern Handelsakad. in Peſth.) **Die Weltgeſchichte in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker,** mit beſonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachſene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung. 8. 3 Bde. broch. 2⅔ Thlr.

Bei **G. H. Wigand** in Göttingen erſchien ſo eben:

Little Things.

16°. 5 Bogen auf ſtarkem Velinpapier, eleg. broſchirt 7½ Ng

In England wurden von dieſer vorzüglichen Schrift bis jetzt 70,000 Exempl verkauft. In deutſcher Sprache ſind ſchon 3 Ueberſetzungen, jede in mehreren A lagen, erſchienen.

In demselben Verlage erschien:

WIGAND'S

POCKET MISCELLANY.

Volume I—V. 2. Auflage.

Jeder Band 12—12¼ Bogen auf feinem Velinpapier, broschirt 10 N

Jeder Band ist einzeln zu haben.

Diese Auswahl englischer Lesestücke ist von der Presse so ausserorde lich günstig besprochen worden und hat einen so allgemeinen Beifall gefund dass die starke Auflage des ersten Bandes bereits vergriffen ist und eine zwe nöthig wurde.

Bei der Vorliebe, mit welcher man sich gegenwärtig mit der englisc Sprache beschäftigt, sind diese Bände nicht nur als pikante Unterhaltun lectüre von Reisenden, sondern auch zur Fortbildung im Englischen von fängern und Geübteren gesucht worden.

Das »Magazin für die Literatur des Auslandes« bespricht aufs neue di Bändchen wie folgt:

> Englische Lesefrüchte. »Von dem ersten Bändchen der Wigan schen »Pocket Miscellany«, deren wir früher bereits mit Anerkennung dachten, ist kürzlich die zweite Auflage erschienen — ein Beweis, wie s auch das Publikum erkennt, dass die Auswahl und Zusammenstellung kleineren Schriften, wie sie uns hier aus den Werken englischer und ame kanischer Schriftsteller dargeboten wird, ebenso geschmackvoll, als unt haltend und belehrend sei. Von den acht Arbeiten, die in diesem ers Bändchen enthalten sind, hat uns besonders Fenimore Cooper's vergleichen Skizze amerikanischer und europäischer Landschaften angesprochen. W glauben nicht, dass der Leser irgendwo sonst noch durch eine kurze Lect eine so erschöpfende Idee von dem unterscheidenden Charakter amerika scher Scenerie und derjenigen der verschiedenen europäischen Länder beko men kann. Deshalb empfehlen wir diese wohlgewählten englischen »Misc laneen« neuerdings, und zwar mit dem Bemerken, dass soeben auch (in ers Auflage) das fünfte Bändchen der Sammlung erschienen ist. Dasselbe bri unter seinen Aufsätzen auch einen Originalbeitrag: »The London Lady Fashion.« Wenn der Raum unserer Zeitschrift und der uns gerade jetzt v liegende, eine dringendere Berücksichtigung erfordernde literarische St es zuliesse, würden wir diese englisch geschriebene Skizze gern übertrage

The English

SCHOOL-COMPANION.

A Selection

of

Sketches, Tales, and Poetry

by

Dr. G. Jaep,

Teacher of modern languages.

11⅓ Bogen. Brosch. 12 Sgr.

Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. L. ſagt darüber:

„Dieſes Leſebuch empfiehlt ſich durch die Reinheit des Inhalts. Daſſelbe iſt auch inſofern intereſſant, als die gewählten Aufſätze, welche meiſtens unbekannteren Quellen entlehnt ſind, nachweiſen, daß der Herausgeber ſelbſtſtändig zu Werke gegangen iſt. Die Skizzen und Erzählungen leſen ſich recht gut, gewähren Unterhaltung und Belehrung, und es läßt ſich annehmen, daß ſich das Buch viele Freunde erwerben wird.“

Außer dieſem gewichtigen Urtheile haben ſich noch viele Blätter, ſowie namhafte Schulmänner höchſt günſtig über dieſes Schulbuch ausgeſprochen; bereits iſt es in verſchiedenen Schulen eingeführt, und von recht vielen Lehrern brauchbar gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Guſtav Schwab.

Sein Leben und Wirken

geſchildert von Karl Klüpfel.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das deutſche Publikum erhält hiermit die Biographie Guſtav Schwab's, eines der bedeutendſten und edelſten Dichters unſerer Nation aus der nach-Goethe'ſchen Periode der Literatur. Hervorragend durch perſönliche Begabung und günſtige Stellung, übte er beſonders durch ſeine Beziehungen zu jüngern Kunſtgenoſſen einen großen Einfluß aus. Das Buch wird Jedem, der ſich für die Literatur intereſſirt, ein willkommener Beitrag zur Geſchichte derſelben ſein, namentlich aber den zahlreichen Freunden von Schwab's Dichtungen und übrigen Schriften vielfachen Genuß gewähren.

Bei **A. Gumprecht** in Leipzig erſchien:

Handelscorreſpondenz in franz. u. deutſcher Sprache. Von **Dr. Carl Munde**, ehemal. Director der Handelsſchule in Dresden.

I. **Band**: franzöſiſch-deutſch. Zweite Aufl. à 25 Ngr.
II. **Band**: deutſch-franzöſiſch. Dritte Aufl. à 25 Ngr.

409 Briefe in ſyſtematiſcher Ordnung und 22 Formulare von Frachtbriefen, Wechſeln, Contocorrenten, Connoſſementen ꝛc. ꝛc. Mit ſprachlichen Noten, zum Ueberſetzen in's Franzöſiſche und aus dem Franzöſiſchen.

In unterzeichnetem Verlage erſcheint und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Handbuch der Erdkunde

von

G. A. von Kloeden.

3 Bände in 25 Lieferungen mit zahlreichen Illuſtrationen in Holzſchnitt, eine jede zu dem Preiſe von 10 Sgr.

Jede Lieferung mit Holzſchnitten wird 5 Bogen, wo die Holzſchnitte nicht erforderlich ſind, werden die Lieferungen 6 Bogen enthalten. Alle 6 Wochen erſcheint eine Lieferung. Die erſten 10 Lieferungen ſind bereits ausgegeben.

Inhalt des erſten Bandes: **Erſter Abſchnitt.** Aſtronom. Geographie. **Zweiter Abſchnitt:** Die Erdoberfläche. **Dritter Abſchnitt:** Vulkanismus. **Vierter Abſchnitt:** Die Erdrinde. **Fünfter Abſchnitt:** Das Waſſer. **Sechſter Abſchnitt:** Die Luft. **Siebenter Abſchnitt:** Verbreitung der Wärme und Klimate. **Achter Abſchnitt:** Verbreitung der Pflanzen. **Neunter Abſchnitt:** Verbreitung der Thiere. **Zehnter Abſchnitt:** Landſchaftliches Bild der Erde. **Elfter Abſchnitt:** Verbreitung der Menſchen-Raçen, Sprachen u. Religionen. **Tabelle** der geogr. Längen und Breiten, der Höhe und mittleren Jahres-Temperatur) für einige wichtige Orte, einſchließlich der meterol. Stationen.

Der zweite Band wird die Staaten Europa's nach ihrer natürlichen Grundlage und ihren natürlichen Hülfsquellen, die Bewohner derſelben, die ſtaatlichen Einrichtungen und Kräfte, und eine Topographie in wünſchenswerther Ausführlichkeit enthalten, bei welcher die Hauptſtädte die ihnen gebührende Achtung finden werden.

In gleicher Weiſe wird der **dritte Band** die übrigen Erdtheile enthalten.

Ferner erſcheint in unſerm Verlage:

Deutſche Geſchichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

zur Gründung des deutſchen Bundes.

Von

Ludwig Häuſſer.

Neue Ausgabe in 4 Bänden.

Erſter Theil: Bis zum Frieden von Baſel (1795).
Zweiter Theil:: Bis zu den Schlachten von Jena und Auerſtädt (14. October 1806).
Dritter Theil: Bis zu Napoleons Flucht aus Rußland (1812).
Vierter Theil: Bis zur Bundesacte vom 8. Juni 1815.

Alle 4 Bände dieſer neuen Ausgabe erſcheinen in 20 Lieferungen, eine jede in der Stärke von 6—9 Bogen und zu dem Preiſe von 10 Sgr. Das ganze Werk wird im Herbſte des nächſten Jahres zum Preiſe von 6 Thlr. 20 Sgr. wieder vollſtändig zu haben ſein.

Den verehrlichen Käufern des Werkes bleibt es auch überlaſſen, daſſelbe ſtatt lieferungsweiſe, in Bänden zu 1 Thlr. 20 Sgr. zu beziehen. Lieferung 1—3 ſind bereits ausgegeben.

Berlin, Anfang October 1858.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

So eben iſt vollſtändig erſchienen:

Guſtav Schwab's Deutſche Volksbücher

— Der gehörnte Siegfried. Die ſchöne Magelone. Der arme Heinrich. Hirlanda. Genovefa. Das Schloß in der Höhle Xa Xa. Griſeldis. Robert der Teufel. Die Schildbürger. Die vier Heymonskinder. Kaiſer Octavianus. Die ſchöne Meluſina. Herzog Ernſt. Doktor Fauſtus. Fortunat und ſeine Söhne —

vierte Auflage mit 180 Illuſtrationen

nach Zeichnungen von

Camphauſen, Dietrich, Ehrhardt, Groſſe, Manes, v. Oer, O. Pletſch, Sachſe,

in Holzſchnitt ausgeführt durch

Hugo Bürkner in Dresden.

In zehn Lieferungen à ⅓ Thlr. — 36 kr. Rh. — 30 kr. C.-M. Exemplare in ſchönem Einband 15 ſgr. — 54 kr. Rh. — 45 kr. C.-M. höher.

Stuttgart, Verlag von S. G. Lieſching.

Der ſchöne und reiche Bilderſchmuck, welcher hiedurch einem der anerkannt beſten Werke unter den Jugendſchriften beigegeben worden iſt, wird daſſelbe aller Orten von Neuem heimiſch machen und auch ferner als ein Lieblingsbuch der deutſchen Familien erhalten.

In der **Nicolaiſchen Verlags-Buchhandlung** in Berlin erſcheint ſo eben:

Juſtus Möſer's
ſämmtliche Werke.

Neu geordnet und aus dem Nachlaſſe deſſelben gemehrt durch B. R. Abeken.
Mit einer Abbildung von Möſer's Denkmal und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.

Neue Ausgabe.

Durch die vielen lobenden Beurtheilungen, welche die neuerdings erſchienene Schrift von **F. Kreyſſig „Juſtus Möſer, nach ſeinem Leben und ſeinen Werken geſchildert"**, erfahren hat, iſt die Verlagshandlung darauf hingewieſen worden, dem deutſchen Volk die Werke des großen Mannes wieder vorzuführen, deſſen Wirken für das geſammte deutſche Vaterland auch in der neueſten Zeit ſo allgemeine Anerkennung gefunden hat. Mögen die Schriften dieſes theuren Landsmannes, dem der ſchöne Name Advocatus patriae zuerkannt wurde, aufs Neue mit Werthſchätzung aufgenommen werden.

Obgleich das Ganze in 10 Bänden zu dem äußerſt mäßigen Preiſe von 5 Thlr. gleich bezogen werden kann, ſo ſoll zur Erleichterung der Anſchaffung in monatlichen Zeiträumen je ein Band zum Preiſe von 15 Sgr. erſcheinen.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ſind nachſtehende Werke erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte der deutſchen Literatur.

Von **Dr. Johannes Scherr.**

Zweite, verbeſſerte Auflage. Mit 50 Portraits.
gr. 8. 1854. 1 Thlr. 10 Ngr. geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte der engliſchen Literatur.

Von **Dr. Johannes Scherr.**

gr. 8. 1854. broſch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Reiche der Natur.

In drei Abtheilungen.

Mit 8000 Abbildungen.
Erſte Abtheilung:

Die Naturgeſchichte des Thierreichs.

Von **Dr. C. G. Giebel**
Docent an der Univerſität Halle.
1—8. Heft. 4. 1858. Preis à Heft 10 Ngr.
(Jeden Monat erſcheint ein Heft.)

Verlag von **Bernhard Schlicke** in Leipzig.

Reiſen um die Welt

von

Friedrich Gerſtäcker.

Ein Familienbuch in 6 Bänden mit Abbildungen in Buntdruck.
☞ 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. ☜
Preis broſch. 4 Thlr. 24 Ngr. — eleg. geb. 6 Thlr.

Deutſches Dichterbuch

von

Ludwig Bechſtein.

Eine Sammlung
der beſten und kernhafteſten Gedichte aus allen Jahrhunderten.
2te verbeſſerte und vermehrte Auflage.
Eleg. broſch. 28 Ngr. — eleg. geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Die Welt im Kleinen

für

die kleine Welt

von

Friedrich Gerſtäcker.

I. Band: Allgemeine Einleitung. II. Band: Europa.
III. Band: Nord-Amerika.
In Buntdruck-Umſchlag, eleg. carton., und mit Karten verſehen.
Preis pro Band 20 Ngr.

Die erſten Anfangs-Gründe einer Erd- und Völkerkunde werden hier von dem berühmten Verfaſſer in meiſterhafter Weiſe zur Anſchauung gebracht.

Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling,

Lebensgeſchichte,

oder deſſen
Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter.
Für die Jugend bearbeitet von

Dr. F. W. Sommerlad.

Mit 1 Titelbild.
Eleg. broſch. Preis 20 Ngr.

Verzeichniss von **F. A. Pischon's** Bibliothek erschien so eben bei **J. A. Stargardt** in Berlin.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist erschienen:

Bibliotheca Aegyptiaca. Repertorium über die bis zum Jahre 1857 in Bezug auf Aegypten, seine Geographie, Landeskunde, Naturgeschichte, Denkmäler, Sprache, Schrift, Religion, Mythologie, Geschichte, Kunst, Wissenschaft etc. etc. erschienenen Schriften, academ. Abhandlungen und Aufsätze in wissenschaftl. u. anderen Zeitschriften. Von Dr. H Jolowicz. Nebst einem alphabet. Namenregister. 8. 1858. br. ord. 2 Thlr.

—— geographica. Verzeichniss der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1856 in Deutschland erschienenen Werke über Geographie und Reisen mit Einschluss der Landkarten, Pläne und Ansichten. Herausgegeben von Wilhelm Engelmann. Mit einem ausführlichen Sach-Register. gr. 8. 1858. br. ord. 4 Thlr.

—— historico-naturalis. Verzeichniss der Bücher über Naturgeschichte, welche in Deutschland, Scandinavien, Holland, England, Frankreich, Italien und Spanien in den Jahren 1700—1846 erschienen sind. Von Wilhelm Engelmann Erster Band: Bücherkunde. Hülfsmittel. Allgemeine Schriften. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Zoologie. Palaeontologie. Mit einem Namen- u. Sachregister. — Index librorum historiam naturalem spectantium ab anno MDCC ad MDCCCXLVI in Germania, Scandinavia, Anglia, Gallia, Belgio, Italia atque Hispania impressorum. Pars prima: Continens historiam naturalem in universum, anaotmiam et physiologiam comparatam, zoologiam, palaeontologiam. Cum indice scriptorum et rerum. gr. 8. 1846. br. ord. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ein **Supplementband** die Literatur mit Einschluss aller Aufsätze in Journalen etc. erscheint im Laufe des Jahres 1859.

—— mathematica. Verzeichniss der Bücher über die gesammten Zweige der Mathematik, als: Arithmetik, höhere Analysis, construirende u. analyt. Geometrie, Mechanik, Astronomie u. Geodäsie, welche in Deutschland und dem Auslande vom J. 1830 bis Mitte d. J. 1854 erschienen sind. Herausgegeben von L. A. Sohncke, weil. Prof. der Mathematik in Halle. Mit einem vollständigen Materienregister. 8. 1854. br. 2 Thlr. 10 Ngr.

—— philologica oder alphabetisches Verzeichniss derjenigen Grammatiken, Wörterbücher, Chrestomathieen, Lesebücher und anderer Werke, welche zum Studium der griechischen und lateinischen Sprache gehören, und vom Jahre 1750, zum Theil auch früher, bis zur Mitte des Jahres 1852 in Deutschland erschienen sind. Herausgegeben von Wilhelm Engelmann. Nebst einer systematischen Uebersicht. Dritte umgearbeitete und verbesserte Auflage. gr. 8. 1853. br. ord. 1 Thlr.

—— scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum. Alphabetisches Verzeichniss der Ausgaben, Uebersetzungen und

Erläuterungsschriften griechischer und lateinischer Schriftsteller, welche vom Jahre 1700 bis gegen Mitte des Jahres 1858 in Deutschland gedruckt worden sind. Herausgegeben von **Wilh. Engelmann.** Mit einer literar-historischen Uebersicht. Siebente gänzlich umgearbeitete und ergänzte Auflage. gr. 8. 1858. brosch.

Im Verlage von **S. Hirzel** in Leipzig erſchien ſoeben:

Die neuere
Deutſche National-Literatur
nach
ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten.
Von
Dr. Heinrich Gelzer.
Erſter Theil.
Dritte vermehrte Auflage.
27 Bogen. gr. 8. broſch. Preis 1½ Thlr.

Bei mir erſchien ſo eben in neuer Auflage:

Stacke's Erzählungen aus der alten Geſchichte in biographiſcher Form. I. Theil. Griechiſche Geſchichte. **3. Auflage.** geh. 15 Sgr.

Stacke's Erzählungen aus der mittleren und neuen Geſchichte in biographiſcher Form. II. Theil. Neue Geſchichte. **2. Auflage.** geh. 28 Sgr.

Die Stacke'ſchen Geſchichts-Erzählungen ſind ſomit wieder vollſtändig zu haben, und koſten complet 2 Thlr. 16 Sgr. Jeder Band wird einzeln abgegeben, und zwar die

Griechiſche Geſchichte zu 15 Sgr.	Das Mittelalter zu 18 Sgr.
Römiſche Geſchichte zu 15 Sgr.	Die Neue Geſchichte zu 28 Sgr.

Das „Centralblatt für deutſche Volks- und Jugendliteratur," herausgegeben von Schwerdt, ſpricht ſich folgendermaßen über das Werk aus: „— — Die einzelnen Abſchnitte ſind taktvoll gewählt und abgerundet geformt, die Sprache, aller phraſenhaften Reflexien baar, iſt ſchlicht, einfach, faßlich und gewinnend; ja oft grade ihrer Einfachheit wegen packend und ergreifend. Die „Erzählungen" werden daher neben ihrem Hauptzwecke noch den Nebenzweck erreichen, daß ſie für ernſtere hiſtoriſche Lectüre vorbereiten und bilden. Die Maſſe des Stoffes, wie ſie Alterthum und Mittelalter häufen, hat der Verfaſſer ſeinem Leſerkreiſe angemeſſen überwältigt, das dieſem vorzugsweiſe Wichtige mit richtigem Tacte getroffen; wenn die Geſchichte der neuen Zeit weniger anſpricht, ſo iſt das keine Schuld des

Verfaſſers, ſondern, abgeſehen von dem Character des Geſchehenen, eben eine Fo
des engen Rahmens, in welchem er dieſes gewaltige und wichtige Gemälde zu ſp
nen hatte. — Ich kann — fährt der Recenſent fort — hier nicht in das Detail
einzelnen Erzählungen eingehen, ja glaube mich ſogar auch einer nähern Titelang
überheben zu dürfen, nur das will ich noch anführen, daß die „Erzählungen“ n
bloß für „Schüler unterer Gymnaſialklaſſen“ eine angemeſſene Lect
ſind, ſondern daß ſie — wie ich mich überzeugt habe — auch von auf entſprechen
Bildungsſtufe ſtehender Mädchen gern geleſen werden; ja ich glaube noch ein
Schritt weiter gehen zu dürfen und empfehle die Stacke'ſchen „Erzählungen“ a
Erwachſenen, welche eine ſchlichte und anſprechende Geſchichtserzählung zur b
denden Unterhaltung oder als nöthiges Repetitorium wünſchen, ſo wie Lehre
als ein geeignetes Handbuch für den betreffenden Geſchichtsunterricht; — Jugen
und Volksbibliotheken ſollten übrigens dem Buche in ihrem eigenen Intereſſe ein
Platz öffnen.“

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Neuer Verlag von **Hermann Mendelsſohn** in Leipzig.

1857—1858.

Auerswald und **Roßmäßler. Botaniſche Unterhaltungen.** M
18 Tafeln und 300 Illuſtr. in Holzſchnitt.

Mit ſchwarzen Tafeln geh. 3 Thlr.; geb. 3 Thlr. 10 Ngr.
" **halb**color. " " 4 " ; " 4 " 12 "
" **ganz**color. " " 6 " ; " 6 " 15 "

Das Freimaurerthum in ſeinen ſieben Graden. Nach den Archive
der großen Loge Englands von einem Royal-Arch-Maſon dargeſtell
2 Thlr.

Gleim. Elegant Extracts of the most celebrated British Poet
Gebunden 1 Thlr.

Kugler. Geſchichte Friedrichs des Großen. Mit 400 Illuſtratio
nen von Ad. Menzel. Neue Aufl. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.; geb
5 Thlr. 10 Ngr.

Supplement dazu:

Lange. Heerſchau der Soldaten Friedrichs des Großen. M
31 Originalzeichnungen von Ad. Menzel. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.
geb. 2 Thlr. 25 Ngr.

colorirt geh. 4 Thlr. 20 Ngr.; geb. 5 Thlr. 15 Ngr.

**Möllhausen. Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach de
Küsten der Südsee.** Mit Illustrationen in Farben- und Ton
druck, Holzschn. u. 1 lith. Karte. Elegant gebunden 18 Thlr

Roßmäßler. Das Süßwaſſer-Aquarium. Eine Anleitung zur Her
ſtellung und Pflege deſſelben. Mit 50 Illuſtr. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr
geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Prachtausgabe mit colorirten Abbildungen. geb. 3 Thlr. 10 Ngr

de Tocqueville. Das Staatsweſen und die Revolution. Deutſ
mit Genehmigung des Verf

So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Wagner, Prof. Dr. K. (Großherzogl. Heſſiſcher Ober-Studien-Rath), **Lehren der Weisheit und Tugend in auserleſenen Fabeln, Erzählungen, Liedern und Sprüchen. 23.** vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8°. 23½ Bog. 10 Ngr.

Zum **23. Male** erſcheint dieſes **bewährte Schulbuch** in neuer verbeſſerter und vermehrter Auflage! — Praktiſche Einrichtung, zweckmäßige Auswahl des Stoffes und der ſo ungemein billige Preis haben demſelben die Gunſt der geachtetſten Schulmänner nicht nur erworben, ſondern auch, trotz der vielen ähnlichen Werke, während einer langen Reihe von Jahren in einem ſo hohen Grade bewahrt, daß immer binnen wenigen Jahren eine ſtarke Auflage vergriffen wurde. — Die bei jeder neuen Auflage ſtattgefundenen Verbeſſerungen haben weſentlich dazu beigetragen, das Buch nicht veralten zu laſſen, ſondern es vielmehr ſtets auf der Höhe der Zeit erhalten. Die gegenwärtige **23. Auflage**, welche ebenfalls einer ausgedehnten Reviſion unterworfen wurde, wird ſich daher hoffentlich einer gleichen Aufnahme zu erfreuen haben, wie ihre Vorgängerinnen.

Verlag von **Ernst Fleischer** in Leipzig.

In meinem Verlag iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freiheit der Arbeit!

Beiträge zur Reform der Gewerbegeſetze

von

Dr. Victor Böhmert,

Redacteur des Bremer Handelsblattes.

25¾ Bogen. Preis geheftet ⅔ Thaler.

Dieſes Buch verbreitet ſich über die politiſchen, gewerblichen und ſittlichen Folgen des Zunftweſens und der Gewerbefreiheit, es behandelt in eingehender Weiſe den Lehrzwang und das Lehrlingsweſen, den Wanderzwang und das Geſellenweſen, die Meiſterſtücke, das Conceſſionsweſen, und ſchildert ſodann die Gewerbegeſetzgebungen von England, Amerika, Frankreich, Schweiz, Schweden, Dänemark, Belgien, Holland, Sardinien, Oeſterreich, Italien, der Rheinpfalz, Preußen, Sachſen, Hannover und Bremen. Eine ſpecielle Behandlung erfährt darin auch die wirthſchaftliche Bewegung des Jahres 1848 und die Gewerbpolitik der deutſchen Nationalverſammlung mit den von ihr ausgearbeiteten zwei Entwürfen zu einer deutſchen Gewerbeordnung. Es iſt zugleich bei jedem einzelnen Land ſpeciell nachgewieſen, welchen Einfluß deſſen Gewerbegeſetze auf den Volkswohlſtand ausgeübt haben. Die Schrift iſt zunächſt durch einen literariſchen Kampf veranlaßt, der in verſchiedenen Organen der bremiſchen Preſſe ſeit einem Jahre geführt worden iſt, namentlich nachdem die Reform der Gewerbegeſetze vom hieſigen Senat und der Bürgerſchaft in Angriff genommen worden iſt. Mehrere Artikel des Bremer Handelsblattes über dieſen Gegenſtand haben bereits die weiteſte Verbreitung in der deutſchen Preſſe gefunden. Der Verfaſſer hat ſchon vor fünf Jahren eine gekrönte Preisſchrift „Briefe zweier Handwerker“ herausgegeben und hat in ſeiner neueſten Schrift die in allen Theilen Deutſchlands brennende Gewerbefrage von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aus beleuchtet.

Bremen. **Heinrich Strack,**

Im Verlage von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig** iſt neu erſchienen u
in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Berthelt,

Geographie.

Für Schulen und zum Selbſtunterrichte.

Mit Abbildungen.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

gr. 8. eleg. broch. Preis 15 Ngr.

Ein Rezenſent im „Schulfreund von Schmitz und Kellner“ ſa
hierüber Folgendes:

„Obgleich das ganze Buch in ſehr anziehender Sprache geſchrieben iſt, ſo iſt
doch beſonders der aſtronomiſche Theil, der den Leſer in hohem Grade anſpricht. D
klare Vortrag, die Anſchaulichkeit in der Behandlung der dem Verſtande begreiflich
machenden Wahrheiten, welche Anſchaulichkeit hauptſächlich darin liegt, daß d
Verf. die „Beobachtungen“ oder auch „Betrachtungen“ ſtets voran gehen und d
Verſtand ſeine folgerichtigen Schlüſſe bilden läßt, feſſeln den Leſer unwiderſtehli
und erinnern Ref. an die ausgezeichneten Vorträge eines ſeiner ehemaligen Lehrer
Seminar, der als ſolcher an einem andern rheiniſchen Seminar noch ſegensreich
wirkt und hoffentlich noch lange wirken wird... Möchten nur recht viele Lehrer
höheren Bildungsanſtalten Einſicht von dieſem Werkchen nehmen, das ihnen die Vo
bereitung auf ihre Vorträge mehr zu erleichtern und angenehmer zu machen im Stan
iſt, als manches andre mit großer Gelehrſamkeit geſchriebene Buch. Der klare
und populären Diction wegen iſt das Werkchen auch zum Selbſtunterricht durchau
geeignet.“

Berthelt, Jäckel, Petermann, Thomas

Rechenſchule.

Methodiſch geordnete Aufgaben zum

Kopfrechnen.

Erſter Theil:

Die Anfangsgründe bis zur Regeldetri ohne Brüche.

Zweiter Theil:

Die vier Grundrechnungsarten mit Brüchen. Die Regeldetri mit Brüchen
Die Zins-, Geſellſchafts- und Miſchungsrechnung.

Dritte, nach dem neueſten Maß- und Gewichtsſyſteme umgearbeitete Auflage

8. broſch. Preis für beide Theile 27 Ngr. (Einzeln 1. Theil 15 Ngr.
2. Theil 12 Ngr.)

Es bedarf wohl nur dieſer Anzeige, um die Herren Lehrer auf das Erſchein
dieſer längſt erwarteten neuen Auflage aufmerkſam zu machen.

Allgemeiner Portraitkatalog

von

W. Drugulin.

Beschreibendes Verzeichniss einer Sammlung von 30,000 Portraits berühmter Personen, welche zu den beigesetzten billigen Preisen von dem **Leipziger Kunstcomptoir** zu beziehen sind.

Von diesem Werke, dem umfassendsten dieser Art, welches jemals erschienen ist, sind die ersten beiden Lieferungen (8 Bogen = 3400 Nummern = A–Childebert) durch jede Buchhandlung zu beziehen; die späteren sollen einander in monatlichen Zwischenräumen folgen. Der Preis für das Ganze wird ca. **3 Thaler** betragen. Die beigegebenen Personalnotizen und Data welche sonst nur zerstreut, oder gar nicht zu finden sind, machen es zugleich zu einem biographischen Lexikon und unentbehrlichen Nachschlagebuche für den Geschichtsfreund.

In meinem Verlage erſchienen:

Macaulay's Essays, Lord Clive, and Letters and Diary of Madame d'Arblay. With explanatory notes by J. Morris. 12 Ngr.

Benedix, Roder., Der Kaufmann. Schauſpiel in 5 Aufzügen. Zum Ueberſetzen in's Engliſche bearbeitet von J. Morris. 10 Ngr.

Beide Bücher, deren Verfaſſer und Bearbeiter allgemein auf's vortheilhafteſte bekannt ſind, eignen ſich für den Schul- und Privatunterricht gleich gut, ſind auch bereits mehrfach eingeführt worden.

Leipzig. **Rob. Frieſe.**

Verlag von **Guſtav Mayer** in Leipzig.

Geſchichte

der

Arbeit und Cultur.

ein

Leſebuch für Jedermann

von

P. F. Kirchmann.

15 Bog. 8. geh. Zweite wohlfeile Ausgabe 10 Ngr.

für Gewerbeſchulen, Geſellen-Vereine und Fortbildungs-Anſtalten beſonders geeignet.

Unter der Preſſe:

Reiſe in Oſt-Indien

in Briefen an A. v. Humboldt und C. Ritter
mit 10 Holzſchnitten,
von
Leopold von Orlich.
dritte durchgeſehene und verbeſſerte Auflage
ca. 30 Bogen Imp. 8.

Unter dem Geſammttitel

Deutſches Leben

wird im Verlag des Unterzeichneten eine Sammlung abgeſchloſſener Schilderungen aus der deutſchen Geſchichte mit beſonderer Berückſichtigung der Culturgeſchichte und den Beziehungen zur Gegenwart in Bänden, von ca. 20 Boge à 1 Thlr. erſcheinen und demnächſt mit der Monographie

die deutſche
Trachten- und Modenwelt

von
Jacob Falke,
Fürſtl. Lichtenſtein'ſcher Bibliothekar in Wien
in 2 Bänden

beginnen, der die

Geſchichte
des
deutſchen Handels

von
Johann Falke,
Erſtem Secretair am german. Muſeum in Nürnberg

bald folgen wird.

Das ſteigende Intereſſe das ſich neuerdings und mit Recht ſolchen culturgeſchichtlichen Einzelbildern zugewandt hat, läßt den Verleger hoffen, daß auch die Gabe, der was Tüchtigkeit der Bearbeitung, entſprechende Ausſtattung und den billigen Preis anlangt, jeder Vorſchub zu Theil wurde, allſeitige und freundliche Aufnahme finden werde.

Leipzig, October 1858.

Verlag von Guſtav Mayer in Leipzig.

Literarischer Wegweiser
für
# gebildete Laien.

Die Jahre 1859—1860.

Von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.

Vierter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer
durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Mit dem Vorwort, welches ich vor zwei Jahren dem dritten Nachtrag meines literariſchen Wegweiſers vorangeſtellt habe, gedachte ich den Anfang zu regelmäßigen ſtatiſtiſchen Mittheilungen über den buchhändleriſchen Marktverkehr zu machen. Ich hoffte das, was ich nach ſchriftlichen und mündlichen Beiträgen einiger befreundeter Buchhändler und nach eigenen Beobachtungen gab, ſowie die Bitte, welche mein Verleger im Börſenblatt an ſeine Geſchäftsgenoſſen richtete, ſollte für letztere eine Anregung werden, mir aus ihren Geſchäftserfahrungen Materialien zu ſtatiſtiſchen Berechnungen über den Stand des literariſchen Marktes anzuvertrauen, und dadurch eine genauere Schätzung der Erfolge ſchriftſtelleriſchen und buchhändleriſchen Wirkens möglich zu machen. Daß unſere Mittheilungen unvollſtändig und die darauf gebauten Schlüſſe einſeitig waren, das wußten wir ſelbſt recht gut, aber wir wollten zunächſt geben, was wir hatten, und hofften durch Belehrung und umfangreichere Mittheilungen in den Stand geſetzt zu werden, unſere Grundlagen zu vervollſtändigen, unſere Schlüſſe zu berichtigen. In dieſer Hoffnung haben wir uns getäuſcht: unſere Angaben wurden als einſeitig und ungenau angefochten, aber von keiner Seite erhielten wir Ergänzungen und eingehende Berichtigungen. Die Einen glaubten wohl, die Ergebniſſe ihrer Geſchäftsthätigkeit als Geſchäftsgeheimniß behandeln zu müſſen und wollten grundſätzlich einem Unternehmen, welches auf deren Veröffentlichung ausging, keinen Vorſchub leiſten; Andere ſcheuten die Mühe der Berechnung und hatten kein Intereſſe für die Sache. Wir wollen über die Gründe der Unterlaſſung mit den Betreffenden nicht rechten, bedauern aber, unter dieſen Umſtänden, da uns die ſtatiſtiſchen Grundlagen authentiſcher Zahlenangaben fehlen, auf fernere Marktberichte verzichten zu mü ſen. Nur das glauben wir ausſprechen zu müſſen, daß es ſich bei unſ rem Verſuch Materialien für die Statiſtik des Buchhandels zu ſammeln nicht um eine Befriedigung müßiger Neugierde handelte, ſondern u einen Beitrag zu richtiger Schätzung der durch die Preſſe vermittelten ge ſtigen Bildung, um Beleuchtung eines ſehr wichtigen Gebietes der Volk wirthſchaft.

Ich beſchränke mich dießmal auf einige Bemerkungen über die Beſchaffenheit der literariſchen Produktion der beiden letzten Jahre, wie ſ ſich unter dem Einfluß der Zeitverhältniſſe geſtaltete. Der Ausbruch de Krieges, die Befürchtungen, die ſich daran knüpften, die Unſicherheit de politiſchen Lage, der mißliche Stand der öſterreichiſchen Finanzen hat wie auf alle induſtrielle Thätigkeit, ſo auch auf den Buchhandel lähmen eingewirkt. Schriftſteller und Publikum ſind mehr von den Zeitintereſſe in Anſpruch genommen worden, die literariſche Thätigkeit und Leſeluſt ha ſich hauptſächlich auf die Zeitungen geworfen. Die Zahl der eigentliche Bücher hat ſich vermindert, dafür iſt neben den Zeitungen eine Maſſe vo Flugſchriften über die Tagesfragen entſtanden. Als Handelswaare ſin ſie ſowohl für die Verleger, als für die Verfaſſer minder lohnend, al Bücher und Zeitungen, aber als Spiegel der öffentlichen Meinung ſin ſie ſehr beachtenswerth, indem ſie letztere in größerer Mannigfaltigke und Beſtimmtheit vertreten als die Zeitungen. Der einzelnſtehende Verfaſſer einer Flugſchrift kann ſich ſchärfer und rückſichtsloſer ausſprechen als der Leitartikel eines Blattes, welches im Dienſte einer politiſche Partei oder einer Regierung iſt. Dieſe Flugſchriftenliteratur konnte ic im Wegweiſer natürlich nur in beſchränkter Weiſe berückſichtigen und blo einige der wichtigeren Stücke aufnehmen. Ich habe diejenigen ausgeſucht welche die verſchiedenen politiſchen Standpunkte klar und entſchieden vertreten und zugleich durch Zuſammenfaſſung der Thatſachen ein geſchichtliches Bild der Verhältniſſe geben, und die Anſichten darlegen, die ſich bei de verſchiedenen Parteien darüber bildeten. Auswahl und Urtheil mag vielleicht etwas parteiiſch erſcheinen, aber ich wollte meinen Standpunkt nich verleugnen und glaube auch wirklich, daß dieſer mit mehr literariſchem Talent vertreten iſt als der entgegengeſetzte. Ich erinnere zum Beleg dafür beſonders auch an die im Wegweiſer nicht genannten Schriften vo W. Beſeler über die italieniſche und öſterreichiſche Frage und über da deutſche Verfaſſungswerk.

Außer der Tagespolitik hat auch die hundertjährige Feier von Schillers Geburtstag und die von Melanchthons Todestag eine Menge kleiner Schriften hervorgerufen, da ein großer Theil der gehaltenen Feſtreden gedruckt wurde. Ich habe auch von dieſen nur eine kleine Auswahl der hervorragendſten verzeichnet und beurtheilt. Bei der Flugſchriftenliteratur verdient auch die unermüdete Thätigkeit des Herrn Moriz Müller, eines angeſehenen Goldwaarenfabrikanten in Pforzheim, Erwähnung. Durch große Rührigkeit im Geſchäftsleben hat ſich derſelbe zu einer unabhängigen Stellung emporgearbeitet, nimmt an allen geiſtigen Intereſſen der Gegenwart den lebendigſten Antheil und legt nun mit dem naiven Eifer eines Autodidakten dem Publikum ſeine Gedanken und die Früchte ſeiner Lektüre vor. Es ſind aphoriſtiſche Betrachtungen, nicht ohne Geiſt und Kenntniſſe geſchrieben, aber im Sinne einer etwas flachen rationaliſtiſchen Aufklärung. Beiſpielsweiſe nenne ich einige ſeiner Schriften der letzten Jahre: „Paßſcheerereien auf geiſtigem Gebiete,“ „Politiſcher Maitrank im Jahre 1859,“ „Ueber den Charakter des Menſchen und menſchliche Größe,“ „Offener Brief an Pabſt Pius IX.,“ „Der liebe Gott und Napoleon,“ „Die ſittliche Weltordnung und das böſe Prinzip.“ Solche Schriften ſpendet Müller mit großer Uneigennützigkeit überall hin, wo er Leſer und Theilnahme zu finden hofft.

Die täglich erſcheinenden politiſchen Zeitungen fallen nicht in den Bereich des Wegweiſers; ich erlaube mir nur, über einige Monatſchriften von politiſcher Färbung ein Wort zu ſagen. Unter dieſen ſind die 1858 neu entſtandenen preußiſchen Jahrbücher durch inneren Gehalt ihrer Artikel, ſowie durch entſchiedene Richtung von anerkanntem Werthe. Sie beleuchten die politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart mit der Fackel der Geſchichte und vertreten diejenige Anſicht, welche von der Vorausſetzung ausgeht, daß eine nationale Reform Deutſchlands nur vermittelſt eines Anſchluſſes an Preußen bewerkſtelligt werden könne, und daß Preußen deßhalb die Führung in die Hand nehmen müſſe, mit wiſſenſchaftlicher Tüchtigkeit, Geiſt und entſchiedener Geſinnung. Nicht minder rühmenswerth ſind die längſt beſtehenden Grenzboten, welche bei größerer Mannigfaltigkeit des Inhalts dieſelbe kleindeutſche Richtung mit Treue und Conſequenz einhalten, und vor den preußiſchen Jahrbüchern den Vorzug populärerer Haltung haben, auch vermöge einer wöchentlichen Ausgabe ihrer Hefte mit den Ereigniſſen leichter gleichen Schritt halten können. Die ſeit Oktober 1858 als Monatſchrift für Politik und Literatur unter

der Redaktion von Kolatſcheck erſcheinenden „Stimmen der Zeit“ ſu
für die großdeutſche Richtung daſſelbe zu werden, was die Grenzb
und die preußiſchen Jahrbücher für die kleindeutſche ſind. Sie ſind k
lich in den Verlag der C. F. Winter'ſchen Verlagshandlung in Lei
und Heidelberg übergegangen und werden künftig in 14tägigen He
erſcheinen, um der Zeitſtrömung unmittelbarer folgen zu können.
ſprünglich vom demokratiſchen Lager ausgegangen, ſcheinen ſie nach
neueſten Probeheft nun zur Apologie des Dualismus, der deutſchen V
ſtaaterei und des Bundestags ſich bekehrt zu haben und öſterreichiſ
Intereſſen dienen zu wollen. Auch der Redakteur, ſeit 1849 aus Oe
reich verbannt, hat nun ſeinen Frieden mit der dortigen Regierung
macht und iſt nach Wien zurückgekehrt, von wo er die Leitung der Z
ſchrift beſorgt.

Die geſchichtliche Literatur hat an H. v Sybels hiſtoriſcher
ſchrift eine ſehr werthvolle Bereicherung erhalten; dieſelbe hat in den
jetzt erſchienenen drei Bänden eine Reihe ſehr tüchtiger Arbeiten gebr
und ſorgt für eine regelmäßige kritiſche Ueberſicht der geſammten geſch
lichen Literatur auf zweckmäßige Weiſe. Auch gibt die hiſtoriſche C
miſſion in München in Supplementen den Rechenſchaftsbericht über
Fortgang ihrer Arbeiten. Der Grundſatz, welchen die Redaktion
Zeitſchrift in ihrem Programm aufgeſtellt hat, vorzugsweiſe ſolche St
oder ſolche Beziehungen zu den Stoffen behandeln zu wollen, welche
dem Leben der Gegenwart noch lebenden Zuſammenhang haben, iſt
das charakteriſtiſche Gepräge der neueren Geſchichtſchreibung überha
Die Werke von Gervinus, Häuſſer, Sybel, Droyſen, Gieſebrecht
danken ihren Erfolg dem Umſtand, daß ſowohl die Stoffe, als die
handlung mit dem Ringen des deutſchen Volkes nach politiſcher Wie
geburt in lebendigſtem Zuſammenhange ſtehen, und daß ihre Verf
nicht bloß als Gelehrte, ſondern als Männer von nationaler Geſinn
und politiſcher Ueberzeugung geſchrieben haben. Aus derſelben Richt
iſt auch der Plan der Hirzel'ſchen Sammlung der neueſten Staate
ſchichten hervorgegangen und von den Verfaſſern der bis jetzt erſchiene
Theile in dieſem Sinne ausgeführt worden.

Die Vorliebe des Publikums für Weltgeſchichte, welche ich in
nem letzten Berichte bemerkt habe, ſcheint fortzudauern. Nicht nur
die neu begonnene Weber'ſche ihren guten Fortgang, ſondern es erſche

auch mehrere ältere, wie die von Dittmar, Rotteck, Becker in neuen Auflagen. Bei letzterer, welche unter Redaktion W. Ad. Schmidt's in Jena in ganz neuer Bearbeitung herausgegeben wird, ſehen wir die bei einem Werke von ſolchem Umfange gewiß richtige Methode der Theilung der Arbeit angewendet, indem die alte, mittlere, neue und neueſte Geſchichte je einem anderen ſachgelehrten Mitarbeiter übertragen und zugleich durch den Herausgeber des Ganzen für Einheit der Behandlung geſorgt iſt.

Die Literaturgeſchichte, deren reges Leben ich im Vorwort zum letzten Wegweiſer zu rühmen hatte, ſteht fortwährend in Gunſt beim Publikum und es ſcheint beinahe, daß man lieber Geſchichte der Literatur kauft und lieſt, als ihre neuen Erzeugniſſe ſelbſt. Die vierte Auflage von Jul. Schmidt, die achte von Vilmar, die fünfte von Barthel, die zweite von Gottſchall ſind Belege dafür, wie geſucht der Artikel Literaturgeſchichte iſt. Daneben finden wir „die Literatur der Gegenwart“ von Prutz, den neuhochdeutſchen Parnaß von Minkwitz; eine Reihe literariſch-biographiſcher Arbeiten hat das Schillerjubiläum hervorgerufen, und außer dieſen ſind noch manche tüchtige literaturgeſchichtliche Arbeiten in den letzten Jahren entſtanden.

In den Naturwiſſenſchaften ſcheint die Maſſe populärer Schriften etwas abgenommen zu haben, wir haben keine neuen Werke von Bedeutung in dieſem Fache zu verzeichnen. Auch der Streit über den Materialismus iſt verſtummt; die Anmaßung, mit welcher philoſophiſcher Dilettantismus ſeine einſeitigen Behauptungen als Ergebniß exakter Naturforſchung anpries, konnte neben der beſcheidenen Zurückhaltung ächter Naturforſchung nicht aufkommen. In der Philoſophie überwiegt die Pſychologie und Anthropologie, während die Metaphyſik ſich immer mehr zurückzieht und auch die Ethik in Anthropologie aufgeht. Doch hat Profeſſor Allihn in Halle den Muth gehabt, eine neue Zeitſchrift für exakte Philoſophie zu verſuchen und C. L. Michelet ein Organ der philoſophiſchen Geſellſchaft zu Berlin anzukündigen, das unter dem Titel „der Gedanke“ erſcheinen und „auf dem Boden der reinen Wiſſenſchaft den bewegenden Mächten der Welt nachgehen und vor den Augen der ganzen Nation die Wahrheit enthüllen“ ſoll.

Dieſe wenigen Bemerkungen mögen für dießmal als Vorwort zum neuen Nachtrag des Wegweiſers genügen.

Bei einzelnen Büchern habe ich hin und wieder unterlaſſen, ein Urtheil beizufügen. Dieß iſt beſonders bei den Romanen und Karten der Fall, und dann geſchehen, wenn ich im Allgemeinen wußte, daß das Werk der Beachtung werth ſei, ohne daß ich jedoch aus eigener Kenntniß etwas Näheres zu ſagen wußte.

Tübingen im October 1860.

K. Klüpfel.

Philoſophie.

Allgemeines.

Schelling, Friedr. Wilh. Joſeph v., Sämmtliche Werke.
Abth. I. Bd. 1—6. gr. 8. (VII, 566. XIX, 737. IX, 577 S.) Stuttgart 1856, Cotta. n. 9⅔ Thlr.
Abth. II. Bd. 3 u. 4. Philoſophie der Offenbarung. 2 Bde. gr. 8. (XX, 530. VIII, 367 S.) Ebend. 1858. n. 5⅓ Thlr.

Die bereits früher gedruckten Schriften und Abhandlungen ſind mit Benutzung des handſchriftlichen Nachlaſſes vervollſtändigt. Abth. II. die bisher noch nicht veröffentlichten Schriften enthaltend, iſt nun mit dem 4. Bande abgeſchloſſen.

Preis d. Ganzen, der jetzt erſchienenen Bde. n. 24 Thlr. 6 Ngr.

Wer ſich überhaupt für Philoſophie intereſſirt, wird [illegible] nicht entbehren können, wenn er von den Schriften der zweiten Abtheilung Kenntniß nimmt, er findet großentheils großartige Auffaſſungen in einer ſchönen Sprache darin niedergelegt. Die erſte Abtheilung, die älteren Werke enthaltend, hat dadurch einen Werth, daß ſie aus dem handſchriftlichen Nachlaß neue Bearbeitungen und Ergänzungen giebt.

Noack, Ludwig, Schelling u. die Philoſophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte des deutſchen Geiſtes. 2 Thle. (XI, 324. IX, 370 S.) Berlin 1859, Mittler u. Sohn. 2⅔ Thlr.

Behandelt die Schelling'ſche Philoſophie ſehr [illegible], weil [illegible] der Kunſt nicht [illegible]. [illegible] gegen ihre [illegible] und [illegible] gänzlich einer [illegible] Auffaſſung. Die Darſtellung wird [illegible] eine gewiſſe populäre Friſche, aber gut breit. [illegible] zu nach dem Standpunkt des Verfaſſers von dem [illegible] geübt, von dem [illegible] aber als ein [illegible] begrüßt.

Schopenhauer, Arthur, Die Welt als Wille und Vorſtellung. 3. verb. u. beträchtl. verm. Aufl. 2 Bde. gr. 8. (XXXVIII, 631 u. 740 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 6 Thlr.

Hauptwerk des Verfaſſers, dem neuerdings eine früher nicht gehabte Beachtung und Anerkennung zu Theil wird.

Geſchichte der Philoſophie.

Fiſcher, Kuno, Geſchichte der neueren Philoſophie. 3. Bd. a. u. d. T.: Immanuel Kant, Entwickelungsgeſchichte u. Syſtem der kritiſchen Philoſophie. 1. Bd. gr. 8. (XXXII, 595 S.) Mannheim 1860, Baſſermann. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eine klare Darſtellung und Würdigung der Kantiſchen Philoſophie mit beſonderer Hervorhebung ihrer [illegible].

Fiſcher, Kuno, Kant's Leben und die Grundlagen ſeiner Lehre. Drei V
träge. gr. 8. (XI, 159 S.) Mannheim 1860, Baſſermann. n. 24 N

Von den drei Vorträgen giebt der erſte ein Lebensbild Kant's, der zweite handelt vom [illegible] der menſchlichen Erkenntniß, der dritte von Raum und Zeit, als den erſten [illegible] gungen der menſchlichen Erkenntniß.

Röth, Ed., Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie. 2. Bd.: G
ſchichte der griechiſchen Philoſophie. Die Uebertragung der ägyptiſch
Ideenkreiſe nach Griechenland und ihre Fortbildung durch die älte
joniſchen Denker u. Pythagoras. Lex. 8. (XLIX, 961 u. Noten 319 S
[illegible] 1858. n. 10 Thlr.

[illegible]

Feuerlein, Emil, Die philoſophiſche Sittenlehre in ihren Hauptform
2 Thle. I. Die Sittenlehre des Alterthums. gr. 8. (XII, 214 S
Tübingen 1857, Fues. n. 1 Thlr. 2 Ngr.
II. Die Sitten der neuern Culturvölker. gr. 8. (XXXIII, 330 S
Ebend. 1859. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein klar und leicht geſchriebenes Buch, das für den Leſer, der ſich [illegible] und die Denker aller Zeiten über die ſittliche Aufgabe des Menſchen gedacht haben, [illegible] Zwecke dienen kann. Mehr populär als ſtreng wiſſenſchaftlich.

Ritter, Heinr., Die chriſtliche Philoſophie, nach ihrem Begriff, ih
äußeren Verhältniſſen und ihrer Geſchichte bis auf die neueſten Zeit
2 Bde. gr. 8. (XVI, 766, XII, 879 S.) Göttingen 1858, 59, Die
rich. n. 7 Thlr.

Mit einer umfaſſenden und gründlichen Kenntniß des Stoffes, wie wenige ihn beſitz verbindet der Verfaſſer [illegible] der Auffaſſung. Dagegen fehlt es ihm an Schärfe [illegible] [illegible]

Schärer, Eman., John Locke. Seine Verſtandestheorie und ſeine Leh
über Religion, Staat u. Erziehung. Pſychologiſch-hiſtoriſch gr. 8. (XI
300 S.) Leipzig 1860, Weber. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſucht den vielbeſprochenen Empiriker Locke, der bisher von den deutſchen [illegible] in ſeiner Bedeutung darzuſtellen. [illegible]

Lotze, Rud. Herm., Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeſchichte u. Geſchichte der Menſchheit. II. Der Menſch. Der Geiſt. Der Welt Lauf. gr. 8. (XII, 448 S.) Leipzig 1858, Hirzel. 2⅔ Thlr. (Bd. I. ſ. 2. Nachtrag S. 2.)

Reichthum und Schärfe [illegible] auf dem Gebiete der Philoſophie, als dem der Naturwiſſenſchaft. Rückſichtsloſe Aufdeckung des Ungenügenden unſerer Kenntniſſe, [illegible] Zerlegung der Streitpunkte, gewiſſenhafte Behandlung der verſchiedenen Seiten der aufgeworfenen Fragen und Hervorhebung [illegible], in welchem man aber eine [illegible] Löſung der Räthſel ſuchen darf, welche ſich auf dieſem Gebiete dem denkenden Geiſte aufdrängen.

Fechner, Guſtav Theod., Elemente der Pſychophyſik. 1. Theil. gr. 8. (XIV, 336 S.) Leipzig 1860, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 24 Ngr.

Verſuch einer exacten Lehre von den Beziehungen zwiſchen Leib und Seele, mit der beſtimmten Aufgabe, ein Maaß für die Empfindungen zu ermitteln. Der vorliegende erſte Theil enthält die empiriſche Grundlage, der folgende ſoll die darauf begründete Theorie aufſtellen.

Schaller, Jul., Pſychologie. 1. Thl.: A. u. d. Tit.: Das Seelenleben des Menſchen. gr. 8. (XVI, 476 S.) Weimar 1860, Böhlau. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer übergiebt dieſe Unterſuchungen als Reſultate vieljähriger pſychologiſcher Studien und zwar nicht in ſtreng philoſophiſcher Form, um auch ſolchen Leſern verſtändlich zu ſein, welche nicht durch [illegible]-philoſophiſche Studien vorbereitet ſind. Er will damit gegen den Irrthum kämpfen, als ob die jetzt unter den Naturforſchern verbreitete mechaniſche und atomiſtiſche Naturauffaſſung das nothwendige Reſultat oder gar ein weſentliches Stück der exacten Naturwiſſenſchaft ſei.

Fichte, J. H., Anthropologie. Die Lehre von der menſchlichen Seele. 2. verm. u. verb. Aufl. gr. 8. (XXXIX, 623 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Erſte Aufl. ſ. 2. Nachtrag S. 5.

Das unbewußte Geiſtesleben und die göttliche Offenbarung. Ein Verſuch, durch genauere Kenntniß der menſchlichen Seele, Religion und Wiſſenſchaft zu verſöhnen. 2 Thle. gr. 8. (XIII, 325. III, 376 S.) Ebend. 1859. n. 3 Thlr.

[illegible] zahlreichen Reichthum und Tiefſinn auf dem angegebenen Gebiete. Wird von J. H. Fichte in der neuen Auflage ſeiner Anthropologie als ſehr beachtenswerth anerkannt und als Beiſpiel angeführt, daß das Suchen in den Regionen des Ahnungs- und Traumlebens keine unwiſſenſchaftliche Schwärmerei ſei und wohl als ein berechtigter Weg der Forſchung anerkannt werden dürfe. Der ungenannte Verfaſſer ſoll den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft angehören.

Waitz, Theod., Anthropologie der Naturvölker. 2 Bde. gr. 8. (XII, 487. XXIV, 524 S.) Leipzig 1859–60, Fr. Fleiſcher. n. 5 Thlr.

Verſuch, die Bildung und Bildungsfähigkeit der [illegible] Völker zu ergründen. Umfaſſende Sammlung des von Reiſebeſchreibungen dargebotenen Materials, mit Geiſt und Scharfſinn verwerthet.

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Herausg. von M. Lazarus u. H. Steinthal. 1. Bd. 4 Hefte. gr. 8. (IX, 518 S.) Berlin 1860, Dümmlers Verl. n. 3 Thlr.

Enthält eine Reihe von Abhandlungen und kleineren Beiträgen, die nicht nur von wiſſenſchaftlichem Werth ſind, ſondern auch als anregende und anſprechende Lectüre in weiteren Kreiſen Beachtung verdienen.

Goltz, Bogumil, Der Menſch und die Leute. 5 Hefte. gr. 8. Berlin 18
Decker's Buchh. à n. ⅔ Thlr.

Heft 1. Die Großmächte und Myſterien im Menſchenleben. 162 S.
„ 2. Der wilde und der civiliſirte Menſch oder Natur u. Geiſt. 130
„ 3. Zur Charakteriſtik der Türken, Ruſſen, Polen u. Juden. 168
„ 4. Zur Charakteriſtik der Spanier, Italiener u. Franzoſen. 92
„ 5. Zur Charakteriſtik der Engländer. 126 S.

—— —— Exacte Menſchenkenntniß in Studien und Stereoſkopen.

1. Abth. Zur Charakteriſtik und Naturgeſchichte der Frauen. 8. (
234 S.) Berlin 1859, Janke. 1 Thlr.
2. „ Zur Phyſiognomie und Charakteriſtik des Volkes. 8. (V
255 S.) Ebend. 1859. 1 Thlr.
3. u. 4. „ Die Deutſchen. Ethnographiſche Studien. 1. 2. Bd. 8. (
255. VI, 217 S.) Ebend. 1859. 60. 2 Thlr.

Von exacter Menſchenkenntniß kann bei Goltz nicht die Rede ſein; aber die vorliegenden Sch
ten enthalten neben vieler leerer Geſchwätzigkeit einen Reichthum von treffenden Beobach
gen und Bemerkungen. Von den zwei letzten Bändchen ſchildert das erſtere das deutſche Vo
leben im Allgemeinen und verweilt lange bei dem weſtpreußiſchen Bauernſtand, den der V
faſſer als Stammesgenoſſe näher kennt. Der letzte Band giebt eine Charakteriſtik von berü
ten Deutſchen, Luther, Friedrich d. Große, Herder, Leſſing, Goethe, Schiller, Jean Paul.

Aeſthetik.

Carriere, Moriz, Aeſthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwi
lichung durch Natur, Geiſt und Kunſt. 2 Bde. gr. 8. (XIV, 531. X
634 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 6 Thlr.

Verarbeitet die ganze Fülle des äſthetiſchen Materials, das in den letzten Decennien
[illegible] aufgeſtöbert worden, in einer gemeinfaßlichen, angenehm leſbaren Weiſe
wird im beſten Sinne des Wortes als eine populäre Aeſthetik willkommen ſein, weil ſie lehr
[illegible], ohne zu ermüden, unterhaltend, ohne die Sache aus dem Auge zu verlieren, verſtänd
ohne in Trivialität zu verfallen. [illegible] Belehrende Citaten, die häufig Schlagw
und ſchöne Stellen von Anderen einweben.

Pädagogik.

Encyklopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens bearbe
von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausg. unter Mitwirk
von Prof. v. Palmer, Gymnaſial-Profeſſor Wildermuth in Tübingen,
K. A. Schmid, Rector des Gymnaſiums in Stuttgart. Bd. I. od.
1—10. VIII, 958. II. od. 11—17. Heft. 672 S. A—Gelehrtenſch
weſen. Lex. 8. Gotha 1858—60, Beſſer. à Heft n. 12 Ngr.

Eine Zuſammenſtellung des pädagogiſchen Wiſſens der Gegenwart im [illegible]
aber nicht pietiſtiſch oder confeſſionell befangener Richtung. Beſonders werthvoll die ausf
lichen Nachrichten über das Unterrichtsweſen und die Schulgeſetzgebung in den verſchied
deutſchen und europäiſchen Staaten.

Schreber, D. G. M., Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit ꝛc. Lex. 8. Mit 72 Abbild. in Holzſchnitt. (XV, 309 S.) Leipzig 1858, Fr. Fleiſcher. n. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, ein anerkannter Schriftſteller in dieſem Fache, betrachtet es als Aufgabe der Erziehung, das geiſtige Leben des Menſchen durch ſorgfältige leibliche Uebung zu heben.

Religion und Theologie.

Allgemeines.

Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. In Verbind. mit vielen proteſt. Theologen u. Gelehrten, [herausg.] von J. J. Herzog. Bd. 9—12. Lex. 8. Manaſſe—Revolution, franz. [IX. Bd. (798 S.) X. Bd. (782 S.) XI. Bd. (798 S.) XII. Bd. (798 S.)] Gotha 1858—60, Beſſer. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

(S. 2. Nachtrag S. 9.)

Fährt fort die theologiſche Wiſſenſchaft Deutſchlands würdig zu repräſentiren.

Bunſen, Chr. C. Joſ., Vollſtändiges Bibelwerk für die Gemeinde. Lex. 8. Leipzig 1858—60, Brockhaus.

Erſte Abth. 2. Halbband. Die Bibel 1. Theil. Das Geſetz. [Die 5 Bücher Moſes.] Das Geſetz od. das Hauptbuch. 348 S. 1858. n. 1 Thlr.
3. Halbband 1. Abth. Die Propheten. Die ältern Propheten Joſua, Richter, Samuel, Könige. 316 S. 1859. n. 1 Thlr.
4. Halbband 1. Abth. Die Propheten S. 317—468. 1859. n. 16 Ngr.
9. Halbband 2. Abth.: Bibelurkunden 1. Theil. Das Geſetz und die ältern Propheten. XXIV u. S. 1—320. 1860. n. 1 Thlr.

(S. 2. Nachtrag S. 5.) Findet, ſo viel Ref. bemerken kann, im Ganzen wenig Anklang.

Die allgemeine Kirchenzeitung, Die proteſtantiſche, Die evangeliſche von Hengſtenberg, Die proteſtantiſchen Monatsblätter

welche im III. Nachtrag pag. 5 u. 6 genannt wurden, beſtehen in der dort bezeichneten Richtung fort. Unter den neu entſtandenen kirchlichen Zeitſchriften ſind beſonders hervorzuheben:

Neue evangeliſche Kirchenzeitung. Auf Veranſtaltung des deutſchen Zweiges des evangeliſchen Bundes herausg. von H. Meßner. 1. u. 2. Jahrg. à 52 Nrn. (Bog.) gr. 4. Berlin 1859. 60, Fr. Schulze. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Vertritt den unionsfreundlichen Standpunkt mit Geiſt und bringt gute Ueberſichten über kirchliche Zuſtände in den verſchiedenen Ländern Europas.

Allgemeine kirchliche Zeitſchrift. Ein Organ für die evangeliſche Geiſtlichkeit und Gemeinde. Unter Mitwirkung von Baur in Gießen und Guſtav Heppe in Marburg, Holtzmann in Heidelberg und A. herausg. von Prof. Dan. Schenkel. 1. Jahrg. jährl. 10 Hefte gr. 8. à 3—4 Bog. Elberfeld 1860, Friderichs. n. 1⅓ Thlr.

Enthält Aufſätze, kirchliche Mittheilungen, literariſche Ueberſichten, kirchliche Chronik. Iſt mehr populärer als wiſſenſchaftlicher Art und hat eine vermittelnde Richtung.

Glaubenslehre.

Nitzſch, C. J., Akademiſche Vorträge über die chriſtliche Glaubenslehre für Studirende aller Facultäten, im Sommerhalbjahre 1857, bei der Univerſität Berlin gehalten ꝛc. gr. 8. (VIII, 178 S.) Berlin 1858, Wiegandt u. Grieben. n. ⅚ Thlr.

Beſteht außer aus einer allgemeinen Einleitung in 3 Abſchnitten über Religion un Chriſtenthum, Offenbarung und heilige Schrift, Katholicismus und Proteſtantismus, un gemeine, einer Glaubenslehre, welche die Perſon und das Werk des Erlöſers abhandelt.

Weiße, Ch. H., Philoſophiſche Dogmatik. II. Bd. Die Welt- und Menſchenſchöpfung. gr. 8. (XVI, 543 S.) Leipzig 1860, Hirzel. n. 3 Thlr.

Ein ernſtlicher Verſuch, den Glauben an einen perſönlichen und lebendigen in Chriſt geoffenbarten Gott wiſſenſchaftlich zu begründen und zu rechtfertigen.

Kirchengeſchichte.

Haſe, Karl, Kirchengeſchichte. Lehrbuch zunächſt für academ. Vorleſungen. 8. verb. Aufl. gr. 8. (XXIV, 710 S.) Leipzig 1858, Breitkopf u. Härtel. 2⅔ Thlr.

Ein bewährtes Handbuch, das durch einen großen Reichthum von thatſächlichem Stoff, Berückſichtigung der geiſtigen Bewegung und elegante Form ſich auszeichnet, auch dadurch ein treffliches Hülfsmittel zum Selbſtſtudium iſt, daß es die bezügliche Literatur, einſchließlich be Aufſätze in Zeitſchriften, angiebt.

Lang, Heinrich, Ein Gang durch die chriſtliche Welt. Studien über die Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes in Briefen an einen Laien. gr. 8. (VI, 288 S.) Berlin 1859, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Mit großer Gewandtheit und Geiſt geſchrieben, aber mit vorherrſchender Negation, be welcher wenig poſitiver Gehalt des Chriſtenthums übrig bleibt. Combination von Schleiermacher und Hegel.

Chriſtianus, Das Evangelium des Reiches oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Nach den neueſten Forſchungen zuſammengeſtellt und frei bearbeitet. gr. 8. (XXIV, 1038 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Eine merkwürdige Vermiſchung von chiliaſtiſchen, myſtiſchen und rationaliſtiſchen Anſichten. Die exegetiſchen Unterſuchungen laufen darauf hinaus, zu zeigen, daß der wahre Meſſias erſt kommen ſoll. Ein verrücktes Buch, das nur irre führen kann.

Baur, Ferd. Chriſt., Das Chriſtenthum und die chriſtliche Kirche vom Anfang des vierten bis Ende des ſechſten Jahrhunderts in den Hauptmomenten ihrer Entwicklung. gr. 8. (X, 326 S.) Tübingen 1859, Fues. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt und mit gewohnter Meiſterſchaft gelöſt hat, iſt die geiſtige Verarbeitung und Durchdringung des geſammten Stoffes, die Zurückführung der äußern Erſcheinung auf das innerlich bewegende Princip. Die vier Hauptabſchnitte ſind: 1) das Verhältniß des Chriſtenthums zum Heidenthum, 2) das Dogma, 3) die Hierarchie, 4) der chriſtliche Cultus und das chriſtlich-ſittliche Leben. Die beiden letzteren Abſchnitte eignen ſich beſonders zur Lectüre für Nichttheologen.

—— —— Das Chriſtenthum und die chriſtliche Kirche der drei erſten Jahrhunderte. 2. neu durchgearb. Aufl. gr. 8. (XXIV, 536 S.) Ebend. 1860. n. 2 Thlr. 18 Ngr.

Die erſte Auflage ſ. zweiten Nachtrag S. 14. Dieſe neue im Einzelnen vielfach verbeſſert und vervollſtändigt, der zweite Abſchnitt über den Gegenſatz des Paulinismus und Judaismus und ſeine Ausgleichung in der Idee der katholiſchen Kirche ganz neu ausgearbeitet.

Reuter, Herm., Geſchichte Alexanders III. und der Kirche ſeiner Zeit. 1. Bd. 2. völlig neu umgearb. Aufl. gr. 8. (XVI, 588 S.) Leipzig 1860, Teubner. n. 2⅔ Thlr.

Eine ausgezeichnete, auf gründlicher Quellenforſchung beruhende und auch in der Darſtellung mit Sorgfalt ausgeführte Arbeit, welche nicht nur zur Kirchengeſchichte, ſondern auch zur politiſchen Geſchichte des 12. Jahrhunderts einen wichtigen Beitrag liefert.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche. Herausg. v. K. R. Hagenbach.

Bd. II: K. R. Hagenbach, Johann Oekolampad und Oswald Myconius, die Reformatoren Baſels ꝛc. gr. 8. (XII, 471 S.) Elberfeld 1859, Friderichs. 2 Thlr.

Bd. V: Karl Peſtalozzi, Heinrich Bullinger ꝛc. gr. 8. (XII, 646 S.) Ebend. 1858. 2⅚ Thlr.

Beide Werke haben das Verdienſt, manche Lücken des geſchichtlichen Wiſſens über die genannten Reformatoren und ihre Wirkſamkeit ausgefüllt zu haben. Die Behandlung iſt mehr eine populäre als eine wiſſenſchaftliche, übrigens mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitet.

Haſe, Karl. Das Reich der Wiedertäufer. 2. verb. Ausgabe. 8. (174 S.) Leipzig 1860, Breitkopf u. Härtel. 24 Ngr.

Eine geiſtreiche Behandlung der Wiedertäufergeſchichte in der Art von des Verfaſſers Neuen Propheten, als deren drittes Heft das Büchlein ſich auch ankündigt.

Helmolt, Karl von, Tilemann Heßhus und ſeine ſieben Exilia. Ein Stück Leben aus den kirchlichen Bewegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus Briefen jener Zeit zuſammengeſtellt. gr. 8. (VIII, 148 S.) Leipzig 1859, Dörffling u. Franke. n. 16 Ngr.

Ein ehemaliger Zuhörer des Kirchenhiſtorikers Planck in Göttingen ſucht im Gegenſatz zu deſſen Auffaſſung das ſeiner Meinung nach wahre Bild des bekannten altlutheriſchen Streittheologen wiederherzuſtellen, indem er ihn als frommen, hochſtrebenden Mann ſchildert, dem ſeine melanchthoniſch denkenden Zeitgenoſſen und die ſpätern Kirchengeſchichtſchreiber bitteres Unrecht gethan haben. Die Apologie iſt nicht übel geſchrieben, wird aber nur Denjenigen überzeugen, welcher ſchon vorher auf dem Standpunkte des Altlutherthums ſteht und den Thatbeſtand nicht näher kennt.

Wilkens, C. A., Tilemann Heßhuſius. Ein Streittheologe der Lutherskirche. Vornehmlich nach handſchriftlichen Quellen. 8. (XVI, 250 S.) Leipzig 1860, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ein Theologe aus der Schule Haſe's ſchildert in der Geſchichte des Heßhuſius die Ausbildung des extremen Lutherthums, nicht in apologetiſcher Tendenz, ſondern um die darin ſich kundgebende Verirrung des menſchlichen Geiſtes zu kennzeichnen. Iſt übrigens viel unbefangener und objectiver, als die Schrift von Helmolt.

Tholuck, A., Lebenszeugen der lutheriſchen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges. gr. 8. (X, 452 S.) Berlin, 1859, Wiegandt u. Grieben. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfaſſer hat es keineswegs auf Verherrlichung der lutheriſchen Orthodoxie abgeſehen, aber er zeigt uns in einer Reihe von Lebensſkizzen, daß der gute Baum der lutheriſchen Reformation auch gute Früchte des chriſtlichen Lebens bei aller Orthodoxie hervorzubringen im Stande war.

Henke, E. L. Th., Papſt Pius VII. Eine Vorleſung. gr. 12. (39 S.) Marburg 1860, Elwert. 4 Ngr.

Eine recht gute Ueberſicht der Schickſale und Kämpfe des genannten Papſtes. Erweiterte Neubearbeitung eines Artikels in Herzogs theolog. Encyklopädie.

Fabri, Fr., Die Entſtehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heidenmiſſion. Nebſt zwei Beilagen über den Urſprung der Sprache und über den chriſtlichen Staat. gr. 8. (X, 189 S.) Barmen 1859, Langewieſche. n. 26 Ngr.

Eine intereſſante aber wunderliche Schrift, welche das Heidenthum aus dem babyloniſchen Thurmbau erklärt und alles Ernſtes das Hebräiſche für die Urſprache und die vielen ſpätern Sprachen für ein Ergebniß der ſündlichen gottentfremdeten Entwicklung hält.

Oſtertag, Alb., Ueberſichtliche Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſionen von der Reformation bis zur Gegenwart. (Erweit. Abdruck aus Herzogs Realencyklopädie.) 8. (IV, 169 S.) Gotha 1858, Beſſer. n. ⅓ Thlr.

Eine recht gute Ueberſicht.

Matthes, Karl, Allgemeine kirchliche Chronik. 5. u. 6. Jahrg. br. 8. (IV, 164. IV, 164 S.) Leipzig 1858 u. 59, G. Mayer. à Jahrg. n. 12 Ngr.

Giebt eine recht brauchbare Ueberſicht der kirchlichen und theologiſchen Jahresgeſchichte.

Religionsgeſchichte.

Bunſen, Chr. C. Joſ., Gott in der Geſchichte oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. 2. u. 3. Theil od. Buch 3—6. gr. 8. (642 u. 530 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 7 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 5. Theil 2 enthält eine Geſchichte des vorchriſtlichen Gottesbewußtſeins der Arier in Oſtaſien, in Kleinaſien und Europa oder des helleniſchen Gottesbewußtſeins, mit näherem Eingehen auf Lyrik, Epos und Tragödie, ferner die Geſchichte der römiſchen und germaniſchen Religion. Theil 3 handelt über das Gottesbewußtſein der chriſtlichen Arier, und giebt eine Skizze der chriſtlichen Kirchengeſchichte nach ihrer innern Entwicklung und ihren culturgeſchichtlichen Ergebniſſen. Setzt für den allgemein gebildeten Leſer zu viel gelehrte Kenntniſſe voraus, iſt übrigens ſehr anregend und eine der beſten Arbeiten Bunſens.

Wuttke, Ad., Der deutſche Volksaberglauben der Gegenwart. gr. 8. (X, 268 S.) Hamburg 1860, Agentur des rauhen Hauſes. n. 1⅙ Thlr.

Der Verfaſſer hat die Spuren des Aberglaubens ſorgfältig geſammelt und ſucht daran das Hereinragen des altheidniſchen Volksglaubens in die Gegenwart nachzuweiſen. Beſonders Predigern und Volkslehrern zu empfehlen.

Köppen, C. F., Die Religion des Buddha und ihre Entſtehung. 2 Bde. Lex. 8. (VIII, 616. XI, 408 S.) Berlin 1857. 59, Schneider. n. 5⅓ Thlr.

Ein gediegenes Werk, das durch gründliche Forſchung und kritiſchen Scharfblick ſich auszeichnet und das bisher Bekannte gewiſſermaßen abſchließt.

Erbauliches.

Monod, Ad., Ausgewählte Schriften. Aus d. Franz. (In 6 Theilen.) 1—3. Thl. enthaltend Sechs Reden mit einem biographiſchen Vorwort.

8. (XXXVI, 177 S.) Fünf Reden (117 S.) Bielefeld 1860, Velhagen u. Klaſing. à Bd. n. 6 Ngr.

Monod iſt einer der beſten neueren Kanzelredner von chriſtlicher Tiefe und hinreißender Beredſamkeit.

Monod, Ad., Der Apoſtel Paulus. Fünf Reden. (Aus dem Franz.) 2. Aufl. gr. 8. (XII, 136 S.) Elberfeld, 1858, Haſſel. n. 12 Ngr.

—— —— Die Aufgabe und das Leben des Mannes nach dem Vorbild des Apoſtels Paulus. 2. deutſche Ausgabe verm. mit Stellen aus den bedeutendſten Schriftſtellern des Alterthums, Mittelalters und der neueren Zeit über das Leben des Mannes in allen ſeinen Verhältniſſen ꝛc. Herausg. von P. W. Quack. gr. 8. (VII, 807 S.) Stuttgart 1860, Quack. 2 Thlr.

Eine treffliche Charakteriſtik des Apoſtels. Der Titel der zweiten Ueberſetzung, die nicht gerade gut deutſch iſt und den Zauber der Sprache des Originals keineswegs wiedergiebt, iſt willkürliche Erfindung des Herausgebers, der ein Seitenſtück zu Monods Aufgabe und Leben des Weibes gewinnen wollte.

—— —— Abſchiedsworte an ſeine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Aus dem Franz. 8. (167 S.) Berlin 1858, Hertz. 21 Ngr.

—— —— Letzte Worte an ſeine Freunde und an die Kirche. 2. autoriſirte Aufl. 12. (XX, 191 S.) Hamburg 1859, Agentur des rauhen Hauſes. n. 12 Ngr.

Erbauliche Vorträge, welche Monod von ſeinem Sterbelager aus an Verwandte und Freunde hielt, die ſich um ihn zu verſammeln pflegten. Viel einfacher und ohne den rhetoriſchen Prunk, der ſeinen frühern Reden eigenthümlich iſt, ſind dieſe Vorträge um ſo mehr von ergreifender, einſchneidender Wirkung.

Kunſt.

Kunſtgeſchichte.

Müller, Fr., Die Künſtler aller Zeiten und Völker ꝛc. Bd. II. Lex. 8. (II, 644 S.) Stuttgart 1858—60, Ebner u. Seubert. n. 4 Thlr. 24 Ngr.

(S. dritter Nachtrag S. 9.)

Nach dem Tode des Verfaſſers und Herausgebers wird das Werk mit Fleiß fortgeſetzt von Dr. Klunzinger.

Kunſtblatt, chriſtliches, für Kirche, Schule und Haus. Herausg. von K. Grüneiſen, K. Schnaaſe und J. Schnorr v. Karolsfeld. Jahrg. 1858. 6 Nrn. Lex. 8. Stuttgart 1858, Ebner u. Seubert. n. ¼ Thlr.

—— —— Jahrg. 1859 u. 1860. à 24 Nrn. Lex. 8. Ebend. à Jahrg. n. 1 Thlr.

Ein mehr populäres, auf Kunſtbildung in weiteren Kreiſen hinwirkendes Blatt.

Kugler, Franz, Handbuch der Kunſtgeſchichte. 3. gänzlich umgearb. Aufl. Bd. 2. gr. 8. (XVI, 930 S.) Stuttgart 1859, Ebner u. Seubert. n. 6 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 19.

Atlas dazu u. d. Titel:

Denkmäler der Kunſt. Neue Ausgabe bearb. von W. Lübke. 2 Bde in 32 Lief. qu. Fol. 538 S. Text u. 100 Taf. Ebend. 1857. 58. n. 42 Thlr. 12 Ngr.

Daraus beſonders herausgegeben:

Denkmäler der Malerei auf 63 Tafeln (qu. Fol.) mit erklärendem Text 55 S. Ebend. 1860. n. 16⅔ Thlr.

Die neue Bearbeitung der Kunſtgeſchichte wurde theils noch von Kugler ſelbſt, theils von Lübke beſorgt und hat weſentlich gewonnen.

Lübke, Wilh., Grundriß der Kunſtgeſchichte. Lief. 1. gr. 8. (VIII, 208 S.) mit eingedr. Holzſchnitten. (in 3 Lief. vollſtändig.) Stuttgart 1860, Ebner u. Seubert. n. 28 Ngr.

Will den Kern kunſtgeſchichtlicher Thatſachen in gedrängter und doch anregender Erzählung darbieten und verdient empfohlen zu werden.

Laſaulx, Ernſt von, Philoſophie der ſchönen Künſte, Architectur, Sculptur, Malerei, Muſik, Poeſie, Proſa. Lex. 8. (322 S.) München 1860, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Aus Vorleſungen über griechiſche Kunſtgeſchichte entſtanden, unterrichtet dieſes Werk hauptſächlich über die Theorie der Kunſt bei den Alten.

Braun, Julius, Geſchichte der Kunſt in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde, nachgewieſen. 2. Bd.: Kleinaſien und die helleniſche Welt. gr. 8. (XVIII, 748 S.) Wiesbaden 1858, Kreidel u. Niedner. n. 3⅓ Thlr.

S. dritten Nachtrag S. 10.

Eine, nach Ritter'ſchen Ideen und eigenen Anſchauungen an Ort und Stelle, ausgeführte Kulturgeſchichte. Friſche und Lebendigkeit der Darſtellung und gute Gedanken ſind unverkennbar, aber anmaßliches Abſprechen über Anſichten und Leiſtungen gelehrter Philologen und Archäologen ſtößt ab.

(**Schäfer,** Wilh.,) Die königliche Gemäldegallerie im Neuen Muſeum zu Dresden. Beſchreibung und Erläuterung ſämmtlicher Gemälde nach der Ordnung der Räume, begleitet von kunſtgeſchichtlichen und kritiſchen Erinnerungen. 1. 2. Bd. gr. 8. (XXIX, 773 S.) Dresden 1860, Klemm. n. 3 Thlr.

Die Erläuterungen gehen auf Compoſition, Materie, Stil und Ausführung ein und geben manche intereſſante Notiz über das Leben und die Eigenthümlichkeit der Künſtler. Nicht nur als Anleitung zum Beſuch der Dresdner Gallerie, ſondern auch als Hilfsmittel zu kunſtgeſchichtlichen Studien zu empfehlen.

Venedigs Kunſtſchätze. Gallerie der Meiſterwerke venetianiſcher Malerei in Stahlſtich. Mit erläuterndem Text von Friedr. Pecht. 12 Lieff. gr. 4. 36 Stahlſtiche u. 173 S. Text. Trieſt 1858—59, Direction des öſterreich. Lloyd. n. 8 Thlr.

Schöne Stahlſtiche mit beurtheilendem Text. Die Mittheilung der Copien iſt um ſo willkommener, da man dieſe Bilder, welche meiſtens in Kirchen aufgeſtellt ſind, in ſonſtigen Galleriewerken nicht findet.

Förſter, E., Leben und Werke des Fra Giovanni Angelico de Fieſole. Eine Monographie mit 22 Abbildungen in gr. Folio. 6 Blatt Text. Regensburg 1859, Manz. n. 16 Thlr.

Fieſole war einer der bedeutendſten Maler in der Zeit der Wiederherſtellung der altitalieniſchen Kunſt und das Werk Förſters über ihn füllt eine weſentliche Lücke in der Kunſtgeſchichte trefflich aus.

Grimm, Herm., Leben Michelangelo's. 1. Bd.: Bis zum Tode Rafaels. gr. 8. (VIII u. 471 S.) Hannover 1860, Rümpler. n. 2⅔ Thlr.

Eine geiſtreiche Geſchichte und Betrachtung der Leiſtungen des Künſtlers im Zuſammenhang mit ſeiner ganzen Zeit.

—— —— Die Cartons von Peter Cornelius in den Sälen der königl. Akademie der Künſte zu Berlin. 8. (51 S.) Berlin 1860, Hertz. n. ⅙ Thlr.

Eine Beſchreibung und Erklärung der Cartons und daran geknüpfte Charakteriſtik der künſtleriſchen Schöpfungen des berühmten Meiſters.

Kugler, Franz, Geſchichte der Baukunſt. Mit Illuſtr. u. artiſt. Beil. Bd. 2. gr. 8. (592 S.) Bd. 3. (CXXIV u. 588 S.) Stuttgart 1858—60, Ebner u. Seubert. n. 8 Thlr. 6 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 23.

Geht nur bis zur Geſchichte der gothiſchen Baukunſt. Eine Fortſetzung von anderer Hand iſt in Ausſicht geſtellt.

Krieg von Hochfelden, G. H., Geſchichte der Militärarchitectur in Deutſchland mit Berückſicht. der Nachbarländer u. des früheren Mittelalters. Mit 137 Abbildungen im Text. gr. 8. (XII, 380 S.) Stuttgart 1859, Ebner u. Seubert. n. 2⅔ Thlr.

Eine intereſſante Ergänzung zur Geſchichte der Baukunſt. Der Verfaſſer, ein bewährter Forſcher des germaniſchen Alterthums, hat eine große Zahl alter Burgen genau unterſucht und mit Beiziehung von Urkunden und Kriegsgeſchichten ihre Einrichtung und ihren Gebrauch ermittelt.

Hübſch, Heinr., Die altchriſtlichen Kirchen nach den Baudenkmalen und älteren Beſchreibungen und dem Einfluß des altchriſtlichen Bauſtyls auf den Kirchenbau aller ſpäteren Perioden. Lief. 1—5. gr. Fol. mit 15 lith. u. 15 chromolith. Taf. Karlsruhe 1858—59, Veith. à Lief. n.n. 3 Thlr. 13 Ngr.

Schöne architectoniſche Zeichnungen mit Text, der nebſt Erklärung auch Vorſchläge zu Reſtauration und Nachahmung des alten Stils enthält.

Heider, G. u. R. v. **Eitelberger,** mittelalterlich. Kunſtdenkmäler des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. II. Band. (VIII, 200 S. Text u. 36 Kupfertafeln, in Fol.) Stuttgart 1860, Ebner u. Seubert. n. 12 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 11.

Zeitſchrift für chriſtliche Archäologie und Kunſt herausgeg. von Fr. Quaſt und H. Otte. Mit Steintaf., Holzſchn. u. Stahlſt. II Bde. à 6 Hefte. Imp. 4. Leipzig 1856 u. 58, T. O. Weigel. à Bd. n. 10 Thlr.

Ein für das Studium der Kunſtgeſchichte ſehr werthvolles Werk mit gründlichen Abhandlungen über die Geſchichte von kirchlichen Bauwerken.

Muſik.

Brendel, Frz., Geſchichte der Muſik in Italien, Deutſchland und Frankreich. 25 Vorleſungen, gehalten zu Leipzig. 3. umgearb. u. verm. Aufl. Lex. 8. (XX u. 614 S.) Leipzig 1860, Matthes. n. 3 Thlr.

Vorzugsweiſe Beſprechung der neuern Muſik und Apologie der Zukunftsmuſik.

Ambros, Aug. Wilh., Culturhiſtoriſche Bilder aus dem Muſikleben d
Gegenwart. Lex. 8. (IV, 260 S.) Leipzig 1860, Matthes. n. 1⅓ Thl

Die Widmung der Schrift an Franz Liſzt bezeichnet ſchon die Richtung ihres Verfaſſer
der ſich als ein begeiſterter Freund der Zukunftsmuſik kund giebt. Beethoven, Roſſini, Webe
Schumann und Löwe werden eingehend beſprochen, ſchließlich auch die Tanzmuſik (
100 Jahren.

Riehl, W. H., Muſikaliſche Charakterköpfe. Ein kunſtgeſchichtliches Skizze
buch. 2. Folge. 8. (VII, 376 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 1⅓ Thl

S. dritter Nachtrag S. 12.

Die erſte Hälfte dieſes Buches iſt eine Geſchichte der romantiſchen Oper von 1815—183
gebaut auf eine ausgeführte Charakteriſtik der bedeutendſten Meiſter, und iſt beſonders in de
was der Verfaſſer über die italieniſche Oper ſagt, vortrefflich. Roſſini, ſein Talent wie ſe
künſtleriſcher Leichtſinn trefflich gezeichnet. Dann auch die jämmerliche Abnahme gehö
ins Licht geſetzt, die ſich in den Namen Bellini, Donizetti und Verdi repräſentirt. Die zwe
Hälfte des Buches ſchildert die vier Meiſter des Claverſatzes, Clementi, Weber, Haydn, Seb
ſtian Bach und enthält viel Lehrreiches und Anziehendes. Im Ganzen aber ſteht dieſes zwe
Bändchen der muſikaliſchen Charakterköpfe an Friſche und intereſſanten Combinationen v
Kunſt und Leben dem erſten nach.

Jahn, Otto, W. A. **Mozart.** 4. Theil. Mit dem Bildniß d. 14jäh
Mozart. 7 Notenbeil. u. e. Namen- u. Sach-Regiſter. gr. 8. (VI
828 S. u. 16 Notenbeil.) Leipzig 1860, Breitkopf u. Härtel. n. 4 Th

Letzter Band.

S. dritter Nachtrag S. 12.

Ulibicheff, A., Mozarts Leben und Werke ꝛc. 2. Aufl. neu bearbeitet v
L. Gantter. 4 Bdchen. gr. 16. (Bd. I. XX, 331 S. Bd. II. 328 S
Bd. III. 392 S. Bd. IV. 351 S. u. 10 Muſikbeilagen.) Stuttg
1859, Becher. 3 Thlr. 6 Ngr.

Da nach Jahns Werk Ulibicheff nicht mehr genügen konnte und doch dieſer den Dilett
ten und ſelbſt Muſikern von Profeſſion mehr zuſagte, als die gründliche Arbeit des deutſ
Gelehrten und fortwährend Nachfrage fand, ſo war Verbeſſerung und Bereicherung gebot
Dieſer hat ſich Prof. Gantter in Stuttgart unterzogen und wirklich viele Partien vervollſt
digt, durch Muſikbeilagen belebt, Frivoles und Ueberflüſſiges entfernt. Dieß iſt aber nicht
vollſtändig geſchehen, als zu wünſchen war, da der vierte Band Jahns dem neuen Bearbe
noch nicht vorgelegen hat. Man vermißt Genaueres über die letzten Lebensjahre und gro
Werke Mozarts, eine Analyſe von ſeinen Quartetten und Sonaten, während man über
Requiemſtreitfrage und den Unterſchied von Quartett und Symphonie überflüſſig viel zu le
bekommt. Auch das perſönliche Lebensbild Mozarts wünſcht man genauer und vollſtänd
gezeichnet.

—— —— Beethoven, ſeine Kritiker und Ausleger. Aus d. Franz. übe
von L. Biſchoff. gr. 8. (XXI, 373 S.) Leipzig 1859, Brockhau
n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine Tendenzſchrift gegen diejenigen, welche in Beethoven den Culminationspunkt a
Muſik ſehen, Mozart deßhalb geringer achten und in Beethoven gerade das als das Höchſte preiſ
worin andere nüchterne Leute vielmehr einen Verfall erkennen. Ulibicheff nun iſt Mozartia
und deßhalb iſt ihm die Muſik, die nichts ſein will, als eben Muſik, mindeſtens ebenſo
werth, als die ſog. Programm-Muſik, noch mehr iſt ihm aber der reine Wohlklang, als de
Typus Mozart daſteht, Grundgeſetz aller Muſik, daher er an Beethoven alle die Stellen,
eine muſikaliſch-unmögliche Zuſammenſtellung von Tönen vorkommt, unnachſichtlich rügt. D
hindert ihn aber nicht, die Meiſterwerke Beethovens als ſolche darin vollkommen anzuerkenn
worin ſie in koloſſaler Größe und dämoniſcher Kraft über Mozart hinausgehen, ſeine Analy

über Beethovens Symphonien, Quartetten, Sonaten lieſt man mit hohem Genuß, und wünſcht nur, daß er auch Anderes, namentlich den Fidelio, in den Kreis ſeiner Beſprechung gezogen hätte.

Lobe, J. C., Aus dem Leben eines Muſikers. 8. (XVI, 262 S.) Leipzig 1859, Weber. n. 1⅓ Thlr.

Memoiren des bekannten Flötiſten an der Hofkapelle zu Weimar, anziehende Erzählung ſeiner muſikaliſchen und perſönlichen Erlebniſſe und Bekanntſchaften, u. A. auch ſeiner Geſpräche mit Göthe.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

Naturwiſſenſchaften, die geſammten. Für das Verſtändniß weiterer Kreiſe auf wiſſenſchaftlicher Grundlage bearbeitet.

Bd. II. Phyſiologie von Rußdorf, Zoologie von Maſius, Botanik von Dippel. Lex. 8. (616 S.) Eſſen 1858, Bädeker. 3⅔ Thlr.

Bd. III. Mineralogie von Quenſtedt, Geologie von Nöggerath, Berg- u. Hüttenkunde von Lottner, das Meer von Romberg, Aſtronomie von Mädler. (VIII, 692 S.) mit 3 Charten. Ebend. 1859. 3⅔ Thlr.

(Das vollſtändige Werk 10 Thlr.)

S. dritter Nachtrag S. 12.

Auch dieſe Bände empfehlen ſich durch Gediegenheit des Inhalts und gute Darſtellung. Beſonders gelungen iſt Maſius Zoologie, Quenſtedts Mineralogie und Mädlers Aſtronomie.

Eine neue verbeſſerte und bereicherte Auflage hat bereits begonnen und es iſt von derſelben der erſte Band vollſtändig erſchienen.

gr. 8. (624 S.) Ebend. 1860. 3⅔ Thlr.

Aus der Natur. Bd. X. gr. 8. (IX, 276 S.) Leipzig 1857, Abel. n. 1 Thlr. Cement u. hydrauliſcher Kalk. Ueber die Sinne: Das Hören. Urſachen der Wärme. Der Wein.

—— —— Bd. XI. gr. 8. (VIII, 251 S.) Ebend. 1858. n. 1 Thlr. Azur u. Purpur. Das Mikroſcop. Das Bier. Syntheſe organiſcher Körper. Das Sehen.

—— —— Bd. XII. gr. 8. (III, 286 S.) Ebend. 1859. n. 1 Thlr. Das Glas. Künſtliche Edelſteine. Das Herz.

Die Fortſetzung erſcheint (1860) als Zeitſchrift, wöchentlich eine Nummer und koſtet jährlich n. 4 Thaler.

S. dritter Nachtrag S. 13.

Natur, die. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniß und Naturanſchauung für Leſer aller Stände. Herausgeg. von O. Ule u. K. Müller. Jahrg. 1859 u. 60. à 52 Nrn. mit Holzſchnitten. 4. Halle, G. Schwetſchke. à Jahrg. n. 3⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 13.

Aus der Heimath. Ein naturwiſſenſchaftliches Volksblatt. Herausgeg. von E. A. Roßmäßler. Jahrg. 1859. 60. à 52 Nrn. gr. 4. (Bog.) mit Holzſchnitten. Glogau 1859. 60, Flemming. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Erſcheint ſeit Anfang 1859 und kann Allen, denen es um Belehrung auf dem ſchönen und unerſchöpflichen Feld der Naturwiſſenſchaften zu thun iſt, mit Recht empfohlen werden.

Mit beſonderem Glück ſind mehrere Theile der Naturgeſchichte, namentlich Zoologie, bearbei Phyſikaliſche Aufſätze, die freilich mehr Vorkenntniſſe des Leſers vorausſetzen, ſollten h figer ſein. Sehr wohlthuend iſt, daß der banale Atheismus, den einige Dilettanten Naturwiſſenſchaften dem Publikum ſo gefliſſentlich predigen, hier ſich nicht eingeniſtet hat.

Schödler, Fr., Das Buch der Natur ꝛc. 11, weſentlich verbeſſerte u. v mehrte Aufl. In 2 Thln.

1. Thl.: Phyſik, phyſikal. Geographie, Aſtronomie u. Chemie. gr. (XXXII, 154 S. mit 2 Kupfer- u. 1 Holzſchnitttafel.) Braunſchw 1860, Vieweg u. Sohn. n. 1 Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 14.

Gloß, Alb. v., Wie viel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwiſſenſcha Ein krit. Verſuch im Sinne des Fortſchritts beſond. gegen L. Büchn „Kraft u. Stoff" u. „Natur u. Geiſt". gr. 8. (XVI, 356 S.) Brau ſchweig 1859, Weſtermann. n. 1⅓ Thlr.

Scharfe Polemik gegen Büchner und die materialiſtiſche Richtung überhaupt.

Aſtronomie.

Zeitſchrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Aſtronomie u verwandter Wiſſenſchaften. Herausgeg. von C. A. F. Peters. II. B 4. Hefte. gr. 8. Altona 1860. (Hamburg, Perthes, Beſſer u. Mauk n. 1 Thlr.

Beſtimmt für populäre Aufſätze, die übrigens mathematiſche Vorkenntniſſe vorausſe für Mittheilungen über neue literariſche Producte in dieſem Fach, Anzeigen von merkwürdi Erſcheinungen u. dgl. Erſcheint in zwangloſen Heften, deren 4 einen Band bilden. Empf lenswerth.

Ule, Otto, Die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himme raum. Für die Gebildeten aller Stände. gr. 8. (XIII, 362 S.) 150 Abbildungen im Text u. 1 Sternkarte. Leipzig 1860, Spam n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer wählte zum Behuf einer unterhaltenden, belebten Populariſirung ſei Stoffes die Form von Wanderungen durch den Himmelsraum und es iſt ihm gelungen, a dem Leſer, der keine mathematiſchen Kenntniſſe beſitzt, ein anſchauliches Bild der Sternenw zu geben.

Mädler, J. H., Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Aſtronom Nebſt 20 Tafeln Abbildungen und Sternkarten. 5. gänzlich neu bearb tete Aufl. 1. 2. Lief. (S. 1—160.) gr. 8. Mit 4 Stein- u. 1 Kupf tafel. Berlin 1860, Heymann. à Lief. 8 Ngr.

(erſcheint in 10 Lieff.)

Werk eines anerkannten Meiſters in populärer Darſtellung aſtronomiſcher Gegenſtän Manches von dem, was Mädler giebt, geht über die Ergebniſſe der exacten Wiſſenſchaft h aus und beruht bloß auf vermuthenden Combinationen.

—— —— Der Fixſternhimmel. Eine gemeinfaßliche Darſtellung der neu ren auf ihn ſich beziehenden Forſchungen. gr. 8. (IX, 194 S.) Leip 1858, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Eine Zuſammenfaſſung der in den letzten 30 Jahren gemachten Beobachtungen in ih Ergebniſſen, ohne die dazu führenden Einzelheiten der Berechnung. Zugleich eine Ausführu der von dem Verfaſſer aufgeſtellten Hypotheſe von der Centralſonne, welche von mehreren populären Schriftſtellern über Aſtronomie angenommen, von den meiſten Fachmännern aber verworfen wird. Auch ſonſt ſind hin und wieder Behauptungen aufgeſtellt, die von der Wiſſenſchaft keineswegs anerkannt ſind. Für den eigentlichen Laien wird übrigens die Schrift nicht verſtändlich ſein.

Phyſik und Meteorologie.

Bolger, Otto, Das Buch der Erde. Naturgeſchichte des Erdballs und ſeiner Bewohner. Eine populäre Darſtellung der phyſiſchen Geographie bearb. für gebildete Leſer aller Stände. 2 Bde. gr. 8. (VI, 295 u. X, 376 S.) Mit 10 Tondrucktafeln u. 280 Holzſchnitten. Leipzig 1858. 59, Spamer. n. 3 Thlr.

Der Verfaſſer hat die ſchulmäßige Form der geographiſchen Handbücher glücklich überwunden und giebt den Stoff in ſehr lebendiger, geiſtreicher Weiſe, ſo daß der Laie nicht nur belehrt, ſondern auch angenehm unterhalten wird, und auch ſolche, welche die vorgetragenen Lehren kennen, doch überraſcht werden durch die Verbindung und Anwendung, in welcher ſie hier dargeſtellt ſind. In Betreff der herkömmlichen wiſſenſchaftlichen Fremdwörter befleißigt ſich der Verfaſſer eines ängſtlichen Purismus, der das Verſtändniß für manchen Leſer oft mehr hindert als fördert.

Guyot, Arnold, Grundzüge der vergleichenden phyſikaliſchen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geſchichte des Menſchen. Nach des Verf. Vorleſungen für Gebildete frei bearbeitet von Heinr. Birnbaum. 2. umgearb. u. ſehr verm. Aufl. Mit 9 phyſikal. Karten. gr. 8. (XII, 252 S.) Leipzig 1860, Hinrichs Verl. 1⅓ Thlr.

Birnbaum, Heinrich, Das Reich der Wolken. Vorträge über Phyſik des Luftkreiſes und der atmoſphär. Erſcheinungen. Bearb. für gebildete Leſer aller Stände. Mit 90 eingedruckten Holzſchnitten. gr. 8. (XVI, 216 S.) Leipzig 1859, Spamer. n. 1 Thlr.

Helmes, Joſeph, Das Wetter und die Wetterprophezeihung. Ein Cyclus meteorologiſcher Vorträge für Gebildete. Lex. 8. (XII, 252 S.) Hannover 1858, Hahn. 1⅙ Thlr.

Mit Sachkenntniß und allgemein verſtändlich ſetzt der Verfaſſer auseinander, worauf unſere Erkenntniß der Witterungsverhältniſſe beruht, wie weit die Witterungsveränderungen einen geſetzmäßigen Verlauf haben und welchen Werth man auf die Vorausſagungen des Wetters zu legen hat.

Phyſiologie und Medicin.

Lewes, G. H., Naturſtudien am Seeſtrande, Küſtenbilder aus Devonſhire, den Scilly-Inſeln und Jerſey überſ. von Jul. Freſe. gr. 8. (VIII, 396 S.) Mit 7 Holzſchnitttafeln. Berlin 1859, Beſſers Verl. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer von Göthes Leben tritt uns hier als geiſtreicher Naturforſcher entgegen. Er will den Beſucher der Seeküſte in das Studium und den Genuß der Wunder des organiſchen Thierlebens einführen.

—— —— Die Phyſiologie des täglichen Lebens. Aus dem Engl. überſ. von J. v. Carus. 2 Bde. in 8 Lief. von 8 Bog. mit eingedr. Holzſchn. 8. Leipzig 1860, Brockhaus. à Lief. n. 12 Ngr.

(Bd. 1. Lief. 1—3. S. 1—384.)

Dieſes Buch iſt nicht arm an pikanten Partien, an Darſtellungen, die das Intereſſe
hohem Grad anregen, aber eine genügende Einſicht in die Phyſiologie giebt es ſelbſt ſolch
Leſern nicht, die bloß eine dilettantiſche Belehrung von demſelben erwarten. Der Verfaſſ
ſteht dem Fache zu fern und iſt darin viel zu wenig unterrichtet, um den ſchwierigen St
einigermaßen bewältigen zu können.

Wallach, J., Das Leben des Menſchen in ſeinen körperlichen Beziehunge
für Gebildete dargeſtellt. 8. (XI, 575 S.) mit eingedr. Holzſchnitten
Frankfurt a. M. 1857—59, Meidinger Sohn u. Co. 2 Thlr. 12 Ng

Phyſiologie mit Rückſicht auf Diätetik von einem gebildeten praktiſchen Arzt in Frankfur
nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft zweckmäßig und anſprechend geſchrieben.

Oeſterlen, Fried., Der Menſch und ſeine phyſiſche Erhaltung. Hygieiniſch
Briefe für weitere Leſerkreiſe. gr. 8. (XII, 483 S.) Leipzig 185
Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Eine populäre Ausführung und Anwendung deſſen, was der Verfaſſer in wiſſenſchaf
licher Form in ſeinem Handbuch der Hygieine niedergelegt hat. Auch formell wohlgelungen.

Bock, C. E., Das Buch vom geſunden und kranken Menſchen. Mit 2
Abbild. 3. verb. Aufl. gr. 8. (XII, 655 S.) Leipzig 1859, Kei
1¾ Thlr.

Die 2. Auflage ſ. zweiter Nachtrag S. 38.

Eines der beſten Bücher über Diätetik und populäre Medicin, das ungemeine Verbreitun
gewonnen hat. Außerordentlich populär, mitunter auch humoriſtiſch geſchrieben.

Wunderlich, C. A., Geſchichte der Medicin. Vorleſungen, gehalten
Leipzig im Sommer 1858. Lex. 8. (XVI, 366 S. Belege, Excurſe u
Notizen 98 S.) Stuttgart 1859, Ebner u. Seubert. n. 2 Thlr. 12 Ng

Iſt zwar zunächſt nur für den Arzt geſchrieben, aber der ganzen Darſtellungsweiſe na
ſehr wohl geeignet, auch einem weiteren Kreiſe gebildeter Leſer verſtändlich und nützlich zu wer
den. Die alte Geſchichte iſt nur kurz, vielleicht zu kurz, die neuere Entwicklung dagegen au
führlich geſchildert. Die Hauptfragen und wichtigſten Uebergänge ſind beſonders berückſichtig
Darſtellung fließend und ſchön.

Chemie.

Liebig, J. v., Chemiſche Briefe. 4. umgearb. u. verb. Aufl. 2 Bde
gr. 8. (XXX, 442 u. VIII, 502 S.) Leipzig u. Heidelberg 1859, C. F
Winter. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Dieſe Auflage iſt mit 19 neuen Briefen vermehrt. Die Mehrzahl, nämlich 14, handel
über die landwirthſchaftliche Chemie, die andern über die Methoden der Naturforſchung de
Stoffwechſel, den Eigenſchaftswechſel der Körper, den Materialismus und die Selbſtverbrennung

Schödler, Fried., Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen un
Beziehungen zu Wiſſenſchaft und Kunſt, Gewerbe und Ackerbau, Schul
und Leben ꝛc. Mit Holzſchnitten. 3. umgearb. u. ſehr verm. Aufl. gr. 8
(XV, 452 S., 1 Holſchnitttaf. u. 1 lith. Grundriß.) Leipzig 1859,
Brockhaus. n. 2 Thlr.

Hat den Zweck, ſolche Leſer, die ſelbſt nicht Chemiker vom Fach ſind, aber aus techniſche
und wiſſenſchaftlichen Gründen ſich dafür intereſſiren, über die Wiſſenſchaft zu unterrichten.

Mulder, G. J., Die Chemie des Bieres. Aus dem Holländiſchen überſ
v. Chr. Grimm. 8. (X, 472 S.) Leipzig 1858, Weber. n. 2⅔ Thlr.

Ein treffliches Seitenſtück zu deſſelben Verfaſſers Werk über den Wein.

Schödler, Fried., Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wiſſenſchaft und Kunſt, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben ꝛc. Mit Holzſchnitten. 3. umgearb. u. ſehr verm. Aufl. gr. 8. (XV, 452 S. u. 1 Holzſchnitttaf. u. 1 lith. Grundriß.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Hat den Zweck ſolche Leſer, die nicht ſelbſt Chemiker von Fach ſind, aber aus techniſchen und wiſſenſchaftlichen Gründen ſich dafür intereſſiren, über dieſe Wiſſenſchaft zu unterrichten.

Bibra, v., Der Kaffee und ſeine Surrogate. gr. 8. (110 S.) München 1858, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 22 Ngr.

Chemiſche Unterſuchung, Nachweiſung der phyſiologiſchen Wirkung, Waarenkunde und Prüfung der Surrogate.

—— —— Die Getreidearten und das Brod. Lex. 8. (VIII, 502 S.) Nürnberg 1860, Schmid. 2⅔ Thlr.

Eine vollſtändige Ueberſicht über Alles, was in Beziehung auf chemiſch-phyſikaliſche Betrachtung des Brodes geleiſtet worden iſt, mit geſchichtlicher Einleitung über den Getreidebau. Die verſchiedenen Arten des Getreides und das davon bereitete Brod werden miteinander verglichen u. verſucht ein Ergebniß daraus zu ziehen.

Mitſcherlich, Alfr., Der Cacao u. die Chocolade. Mit 1 lithogr. Karte u. 3 Steintafeln. Lex. 8. (VI, 129 S.) Berlin 1859, A. Hirſchwald. n. 1⅓ Thlr.

Betrachtungen über den Cacao als Genuß- u. Nahrungsmittel. Belehrungen über deſſen Verbreitung, Cultur, chemiſchen Gehalt, phyſiologiſche Wirkung und die Bereitung der Chocolade.

Artmann, Ferd., Die Lehre von den Nahrungsmitteln, ihrer Verfälſchung und Conſervirung, vom techniſchen Geſichtspunkte aus bearb. Mit Holzſchnitten u. 3 lith. Tafeln. Lex. 8. (XV, 624 S.) Prag 1859, Bellmann. n. 3 Thlr.

Die Lehren der Chemie und Phyſiologie werden hier zu den angegebenen praktiſchen Zwecken verarbeitet; und nur die Unterſuchungsmethoden angegeben, die auch von Laien ausgeführt werden können.

Geologie.

Harting, P., Die vorweltlichen Schöpfungen verglichen mit den gegenwärtigen. In Gemälden ſkizzirt. Aus dem Holländiſchen überſ. von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Mit 19 Holzſchnitten u. 4 lithogr. Tafeln. gr. 8. (XV, 358 S.) Leipzig 1859, W. Engelmann. 2⅓ Thlr.

Harting iſt ein anerkannter Meiſter in populärer Darſtellung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände. Die vorliegende Schrift, welche aus einer Reihe von 12 Vorleſungen, die vor einem gebildeten Kreiſe von Zuhörern beiderlei Geſchlechts gehalten wurden, entſtand, iſt in hohem Grade empfehlenswerth.

Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos. Ein Comment. z. dieſem Werke ꝛc. Bd. IV. Abth. 2. Geologie, bearb. v. Heinr. Girard. gr. 8. (VIII, 419 S.) Leipzig 1860, T. O. Weigel. 2⅔ Thlr.

Quenſtedt, Fr. Aug., Epochen der Natur. Mit eingedruckten Holzſchnitten. 1. Lief. Lex. 8. (256 S.) Tübingen 1860, Laupp. n. 1⅔ Thlr.

(In 3 ſolchen Lieferungen erſcheint das Werk.)

Eine ausführliche Geologie in wiſſenſchaftlicher Bearbeitung mit Rückſicht auf einen größeren Leſerkreis.

Naturbeſchreibung des Thier- und Pflanzenreichs.

Pöſche, Hermann, Das Leben der Natur im Kreislaufe des Jahres. Seine heimiſchen Erfahrungen in harmoniſchem Zuſammenhange dargeſtellt. 8. (VIII, 388 S. u. 1 Holzſchnitttaf.) Braunſchweig 1860, Weſtermann. 1 Thlr.

Die eigenthümliche Wichtigkeit der Natur', insbeſondere das Leben der Thier- und Pflanzenwelt in den verſchiedenen Jahreszeiten mit Geiſt geſchildert.

—— —— Das Leben der Hausthiere u. ihre Stellung zu Familie, Staat u. Landwirthſchaft. Ein Familienbuch. Lief. 1—3 mit 9 Holzſchnitttaf. gr. 8. (184 S.) Frankf. a/M. 1859. 60, Meidinger Sohn u. Co. n. 1½ Thlr.

Mit Sachkenntniß und Geiſt ausgeführt.

Unger, F., Botaniſche Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeſchichte.
III. Die Pflanze als Zaubermittel. Lex. 8. 56 S. mit Holzſchnitten. Wien 1859, Gerold. n. 12 Ngr.
IV. Die Pflanzen des alten Aegyptens. Lex. 8. (74 S. mit 9 lith. Taf.) Ebend. 1860. n.n. 18 Ngr.
(Nr. I. u. II. ſ. 3. Nachtrag S. 18.)

Brehm, C. A., Das Leben der Vögel. Dargeſtellt für Haus u. Familie. Lief. 1. 2. Lex. 8. (128 S.) Frankfurt a/M. 1859. 60, Meidinger. à n. ⅓ Thlr. (Erſcheint in 9 Lief.)

Der Verfaſſer, einer der erſten Vogelkundigen, beſchreibt dieſe Thiere beſonders in ihren Beziehungen zum Menſchen. Nach Form und Inhalt muſterhafte Darſtellung.

Huber, Franz, Neue Beobachtungen an Bienen. Nach d. 2. Ausg. deutſch mit Anmerk. herausgeg. von G. Kleine. 4 Hfte mit Stahlſtichen. gr. 8. Einbeck 1856—1859, Ehlers. n. 1 Thlr.

Das alte berühmte Bienenwerk Huber's erſcheint hier in neuer Bearbeitung mit zweckmäßigen, die großen Fortſchritte der neueren Bienenkunde einſchaltenden Zuſätzen eines der erſten Bienenzüchter. Auch für den Nichtpraktiker iſt das Buch, welches die merkwürdigen Probleme und Erſcheinungen des Bienenlebens anziehend ſchildert, zu empfehlen.

Berlepſch, Aug. v., Die Biene u. die Bienenzucht in honigarmen Gegenden. Nach d. gegenwärt. Standp. d. Theorie u. Praxis. Lex. 8. (XV, 475 S.) mit vielen Holzſchnitten. Mühlhauſen 1860, Heinrichshofen. n. 3⅓ Thlr.

Werk eines berühmten Bienenzüchters. Ein Codex der Bienenwiſſenſchaft, die neuerdings einen Umfang gewonnen hat, wodurch ſie einer der merkwürdigſten Theile der Naturgeſchichte geworden iſt.

Grube, A. W., Natur und Kulturleben in vergleichenden Bildern. Für alte und junge Leſer. 1. Bd. gr. 8. (VII, 246 S.) Wiesbaden 1859, Kreidel u. Niedner. n. 24 Ngr.

Verſchiedene in Horns Maja und Weſtermanns Monatsheften früher abgedruckte Aufſätze über Alpenwirthſchaft, tyroler und ſchweizer Induſtrie, ſchweizeriſche Spiele, Wein und Weinbau, Dattel- und Kokospalme, Bienen- und Seidenzucht, Baumwolle, Eiſen u. A.

Kobell, Frz. v., Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd u. ihrer Geſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Bayern. Mit Bildern von Eref

Fröhlich. (Holzſchnitte u. 12 Holzſchnitttafeln in Tondruck.) gr. 8. (VIII, 191 S.) Stuttgart 1859, Cotta. n. 6 Thlr.

Geſchichte der Jagd, Jagdabenteuer, Hegung und Naturgeſchichte des Wildes. Alles mit Sachkenntniß, Manches mit köſtlichem Humor behandelt. Ein Cavalierbuch.

Staatswiſſenſchaften.

Allgemeines.

Staats-Lexicon, das. Encyclopädie d. ſämmtl. Staatswiſſenſchaften f. alle Stände. In Verbind. mit vielen d. angeſehenſten Publiciſten Deutſchlands herausgeg. v. K. v. Rotteck u. K. Welcker. 3. umgearb. verbeſſ. u. verm. Aufl. Herausgegeb. v. K. Welcker. Lex. 8. I—IV. Bd. pag. 1—576. I. (LIV. 810 S.) II. (796 S.) III. (780 S.) IV. (S. 1—576) od. Heft 1—45. Leipzig 1856—60, Brockhaus. n. 12 Thlr.

Staatswörterbuch, deutſches. In Verbind. mit deutſch. Gelehrten herausgeg. v. J. C. Bluntſchli u. K. Brater. Bd. III. (S. 561—844) Bd. IV. (799) Bd. V. (S. 1—480) gr. 8. (od. Lief. 28—46). Stuttgart 1858—60, Expedit. à Lief. n. ⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 20.

Löſt ſeine Aufgabe forthin der Erwartung entſprechend und bringt viele recht gute Artikel.

Staats- u. Geſellſchaftslexikon. In Verbind. mit deutſchen Gelehrten u. Staatsmännern herausgeg. v. Herm. Wagener. I. Bd. (808 S.) II. Bd. (808 S.) III. Bd. (810 S.) od. Heft 1—30. Lex. 8. Berlin 1858—60, Heinicke. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Vertritt die Anſichten der feudalen Partei in Preußen; übrigens nehmen ihre Führer keinen Antheil an dem Werke.

Mohl, Rob. v., Die Geſchichte u. Literatur der Staatswiſſenſchaften. In Monographien dargeſtellt. 3. Bd. Lex. 8. (XV, 851 S.) Erlangen 1858, Enke. n. 4⅔ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 39.

Inhalt: 1) Franzöſiſches Staatsrecht, welches beſonders vollſtändig behandelt iſt und bis S. 290 geht. 2) Geſchichte der politiſchen Oekonomie. 3) Politik. 4) Bevölkerungslehre. 5) Machiavelli-Literatur. 6) Jeremias Bentham. 7) Begriffe der Statiſtik. 8) Staatswiſſenſchaftliche Jahresſchriften.

—— —— Encyklopädie der Staatswiſſenſchaften. gr. 8. (VIII, 760 S.) Tübingen 1859, Laupp. n. 3⅚ Thlr.

Die beſte Orientirung über das bezeichnete Gebiet. Klarheit, ſachkundiges ruhiges Urtheil, Muth der Meinung ſind die Hauptvorzüge dieſer Darlegung.

—— —— Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Monographien. I. Bd. (Staatsrecht und Völkerrecht.) Lex. 8. (XIV, 778 S.) Tübingen 1860, Laupp. n. 4⅙ Thlr.

Enthält 3 Abſchnitte, wovon der erſte über Recht und Politik der repräſentativen Monarchie, der zweite über Recht und Politik der repräſentativen Demokratie, der dritte über das Völkerrecht handelt. Im erſteren ſind beſonders beachtenswerth die Abhandlungen über die verſchiedene Auffaſſung des repräſentativen Syſtemes in England, Frankreich und Deutſchland, über die Mängel und Heilmittel des Repräſentativſyſtems; im dritten die über völkerrechtswidrige Kriegsmittel. Ein Theil der Abhandlungen war ſchon früher gedruckt in der Tübinger ſtaatswiſſenſchaftlichen Zeitſchrift und in der Cotta'ſchen deutſchen Vierteljahrsſchrift.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. Herausgeg. von der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät in Tübingen. 15. u. 16. Jahrg. à Jahrg. 4 Hfte. gr. 8. Tübingen 1859—60, Laupp. à Jahrg. n. 4⅔ Thlr.

Wird von 1861 an unter der Redaction von Prof. Helferich in Göttingen und Prof. Schäffle in Tübingen erſcheinen.

S. dritter Nachtrag S. 20.

Deutſche Vierteljahrsſchrift, Jahrg. XXII. XXIII. Jährlich 4 Hefte in gr. 8. à 20—25 Bog. Stuttgart 1859. 60, Cotta. Preis pro Heft n. 1⅔ Thlr.

Hat ſeit dem italieniſchen Kriege eine ſtark öſterreichiſche Färbung angenommen.

S. dritter Nachtrag S. 21.

Hildenbrand, Karl, Geſchichte u. Syſtem der Rechts- u. Staatsphiloſophie. 1. Bd. Das klaſſiſche Alterthum. Lex. 8. (XX, 642 S.) Leipzig 1860, Engelmann. 3¼ Thlr.

Wird als ein ſorgfältig gearbeitetes Werk gerühmt.

Raumer, Fried. v., Hiſtoriſch-politiſche Briefe über die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen. gr. 8. (X, 460 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Die geſellſchaftlich-ſtaatlichen Verhältniſſe werden nach allen Seiten in populärer Darſtellung beſprochen, in den letzteren Briefen werden Regierungsberechtigung, Stimmrecht, Repräſentation und Adel erörtert.

Eilers, G., Betrachtungen u. Urtheile d. Generals d. Infant. E. L. v. Aſter über die politiſchen, kirchlichen und pädagogiſchen Parteibewegungen unſeres Jahrhunderts. 2 Bde. 8. (X, 351 S., XX, 371 S.) Saarbrücken 1858. 59, Neumann. n. 3 Thlr. 4 Ngr.

Geiſtreiche Erörterungen eines gebildeten, namentlich mit der Theologie vertrauten Generals.

Triebs, E., Ueber Nationalität u. Einheit des bürgerlichen Rechts. Vorleſung. gr. 8. (47 S.) Hamburg 1860, O. Meißner. ¼ Thlr.

Eine populäre Vorleſung, welche ſich übrigens ganz im Allgemeinen hält. Viel gründlicher wird die Sache beſprochen von P. Roth in Kiel im Archiv für Rechtswiſſenſchaft. Bd. VIII, wo auf die Punkte hingewieſen wird, in welchen eine Einigung des deutſchen Rechts erreicht werden könnte.

Politik.

[**Rochau,** A. v.,] Grundſätze der Realpolitik angewendet auf die ſtaatlichen Zuſtände Deutſchlands. Neue mit einer Einleitung verm. Ausg. gr. 8. (XVI, 224 S.) Stuttgart 1859, Göpel. 1⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 41.

Die Realpolitik ſelbſt iſt unverändert; die Einleitung bezieht ſich auf die italieniſche Frage und bekämpft die Politik Preußens.

Der Grundſatz der Nationalität u. das europäiſche Staatenſyſtem. Lex. 8. (III, 76 S.) Berlin 1860, Springer's Verl. n. 12 Ngr.

Eine geiſtreiche Apologie des Nationalitätsprincipes mit kühnen Nutzanwendungen gegen Oeſterreich, deſſen Auseinanderfallen der Verfaſſer als Conſequenz des Nationalitätsprinzips in Ausſicht ſtellt.

[**Conſtantin Frantz**]. Unterſuchungen über das europäiſche Gleichgewicht. gr. 8. (VIII, 435 S.) Berlin 1860, Schneider. n. 1⅓ Thlr.

Sucht das Bedürfniß einer großen Coalition zur Erhaltung des europ. Gleichgewichts nachzuweiſen, die von Deutſchland ausgehen muß, und verlangt von Oeſterreich und Preußen, daß ſie ihre Großmachtſtellung aufgeben, auf den Beruf deutſcher Markgrafen oder Gränzwächter ſich zurückziehen und die deutſche Politik dem Bundestag überlaſſen ſollen. Außer dieſen gewiß verkehrten Reſultaten enthält dieſe Schrift ſehr gehaltvolle Studien über die geſchichtliche Entwicklung des jetzigen europäiſchen Staatenſyſtems.

Fröbel, Julius, Die Forderungen der deutſchen Politik. Ein Brief an den Verfaſſer der Studien über das europäiſche Gleichgewicht. gr. 8. (38 S.) Frankfurt 1860, Sauerländer's Verl. 6 Ngr.

Eine Schrift zu Gunſten des deutſchen Bundestags, in deſſen Reform und Ergänzung durch ein Volkshaus der Verfaſſer das einzige Mittel der Rettung Deutſchlands ſieht. Die an ſich unbedeutende Schrift wird nur dadurch beachtenswerth, daß die großdeutſchen Blätter den ehemaligen Demokraten Fröbel auf den Schild heben, als hätte er mit ſeinen Vorſchlägen den Nagel auf den Kopf getroffen.

Volkswirthſchaft.

Roſcher, Wilh., Syſtem der Volkswirthſchaft. 2. Bd. Die Nationalöconomie des Ackerbaues u. der verwandten Urproduction. gr. 8. (VIII, 538 S.) Stuttgart 1860, Cotta. n. 2 Thlr. 26 Ngr.

Giebt eine Fülle von ſehr intereſſanten Thatſachen und Beobachtungen mit Geiſt combinirt. Nicht bloß Lehrbuch, ſondern auch Leſebuch für Staatsmänner und gebildete Landwirthe. S. dritter Nachtrag S. 21.

Schäffle, Alb. E. Fr., Die Nationalökonomie oder allgemeine Wirthſchaftslehre. Für Gebildete aller Stände, insbeſ. für den Kaufmann ꝛc. gr. 8. (XVI, 306 S.) Leipzig 1861, O. Spamer. n. 1 Thlr.

Eine ſehr empfehlenswerthe populäre Darſtellung des Gegenſtandes.

Treitſchke, Heinr. v., Die Geſellſchaftswiſſenſchaft. Ein kritiſcher Verſuch. gr. 8. (III, 108 S.) Leipzig 1859, Hirzel. n. 16 Ngr.

Der Verfaſſer prüft den Gedanken einer Geſellſchaftswiſſenſchaft, der von Mohl u. A. als Aufgabe einer neuen wiſſenſchaftlichen Disciplin aufgeſtellt worden iſt, und kommt dabei zu dem Ergebniß, daß das, was die Geſellſchaftswiſſenſchaft zu leiſten hätte, in den Bereich der Politik fällt und daß es daher nicht nöthig ſei ein beſonderes Fach dafür aufzuthun. Die Behandlung klar und ſicher, von Kenntniß des Lebens und großer Beleſenheit unterſtützt.

Rau, Karl Heinr., Lehrbuch der politiſchen Oekonomie. III. Bd. Grundſätze der Finanzwirthſchaft. 1. Abth. 4. Aufl. gr. 8. (XVI, 428 S.) 2. Abth. (IV, 461 S.) Leipzig 1859. 60, C. F. Winter. n. 4⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 42. 43.

Statiſtik.

Kolb, G. Fr., Handbuch der vergleichenden Statiſtik der Völkerzuſtands- u. Staatenkunde. Für den allgemeinen pract. Gebrauch. 2. umgearb. Aufl. gr. 8. (XVI, 432 S.) Leipzig 1860, Förſtner. n. 2⅓ Thlr.

Enthält in den fünf erſten Abtheilungen die Statiſtik der verſchiedenen europäiſchen Staaten und Amerika's, die ſechſte Abtheilung ſtellt in Ueberſichten zuſammen, was vorher von den einzelnen Staaten dargelegt wurde. Abtheilung 7 giebt die Socialſtatiſtik: Sterblichkeit, Vertheilung nach Geſchlechtern, Verbrauch von Lebensmitteln ꝛc.

Kriegswiſſenſchaft.

Rüſtow, W., Die Feldherrnkunſt des 19. Jahrhunderts. Zum Selbſtſtud. u. f. d. Unterr. an höh. Militairſchulen. gr. 8. (795 S. Mit 2 Steintaf.) Zürich 1858, Schultheß. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eine gute überſichtliche Geſchichte der neueren Kriegskunſt, ſowohl Theorie als kriegeriſche Ereigniſſe umfaſſend. Zunächſt für den Unterricht an höheren Militärſchulen und das Selbſtſtudium der Offiziere berechnet, aber auch für den Hiſtoriker von Werth.

Länder- und Völkerkunde.

Erdbeſchreibung.

Allgemeines.

Die Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde; das Ausland; Petermann's Mittheilnngen beſtehen in der früheren Weiſe fort.

Zweiter Nachtrag S. 45 und dritter Nachtrag S. 24.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur u. Geſchichte der Menſchen. 2. Aufl. XIX. Theil. 3. Buch, Weſt-Aſien. Klein-Aſien Bd. 2. gr. 8. (XVIII, 1200 S.) Berlin 1859, G. Reimer. 5 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 45, und dritter Nachtrag S. 24.

Stein, Chr. G. D., u. Ferd. Hörſchelmann, Handbuch der Geographie u. Statiſtik. Neu bearb. v. J. E. Wappäus.

Bd. III. Lief. 2. Lex. 8. (Das osmaniſche Reich u. Fürſtenthum Montenegro; das Königreich Griechenland u. die joniſchen Inſeln v. H. F. Brachelli.) Lex. 8. S. 201—371. Leipzig 1858, Hinrich's Verl. 22 Ngr.

„ IV. Lief. 1. Lex. 8. (Der deutſche Bund einſchließlich der nichtdeutſchen Provinzen Oeſterreichs und Preußens nebſt der Schweiz v. H. F. Brachelli. S. 1—224. Ebend. 1859. 28 Ngr.

Dieſe beiden Hefte ſtehen den früheren Heften von Wappäus ſelbſt bedeutend nach, indem ſie in der alten Weiſe geographiſcher Handbücher in die trockene topographiſch-ſtatiſtiſche Aufzählung einlenken.

S. dritter Nachtrag S. 24.

Reuſchle, K. G., Handbuch der Geographie oder neueſte Erdbeſchreibung mit beſonderer Rückſicht auf Statiſtik, Topographie u. Geſchichte. 7—10. Lief. Lex. 8. (S. 773—1510 u. VIII.) Stuttgart 1858—59, Schweizerbart. 2 Thlr. 12 Ngr. (clpt. 6 Thlr.)

S. dritter Nachtrag S. 25.

Zeichnet ſich durch Reichhaltigkeit und zweckmäßige Auswahl ſowie durch geſchmackvolle Behandlung aus. Beſonders geeignet für Lehrer an höheren Schulen. Viele literariſche Notizen und ausführliche Städtebeſchreibungen.

Klöden, G. A. v., Handbuch d. Erdkunde. 6—13. Lief. od. 1. Bd. S. XV, 401—995. gr. 8. Phyſiſche Geographie. Berlin 1858. 59, Weidmann. n. 2⅔ Thlr.

—— Lief. 14—20 od. 2. Bd. (S. 1—768.) gr. 8. Politiſche Geographie Europa's. Ebend. 1859—60. n. 2⅔ Thlr.

Enthält nicht nur das, was man gewöhnlich phyſiſche Geographie nennt, ſondern auch einen ſehr ausführlichen Abſchnitt über die Verbreitung der Pflanzen auf der Erdoberfläche

S. 669—795, Verbreitung der Thiere 796—856, der Menſchen nach Raſſen und Sprachen 857—936. Die politiſche Geographie nicht blos trockne Aufzählung, ſondern mit politiſcher, Culturgeſchichte und Ortsſchilderung belebt.

S. dritter Nachtrag S. 25.

Daniel, H. A., Handbuch der Geographie. 2 Thle. gr. 8. (VIII, 902 S. u. 1030 S.) Frankfurt a/M. 1859—60, Verl. f. Kunſt u. Wiſſenſchaft. n. 5 Thlr. 26 Ngr.

Richtige Auswahl, gute Veranſchaulichung und anſprechende Darſtellung ſind die Vorzüge dieſes Werkes.

Ungewitter, F. H., Neueſte Erdbeſchreibung und Staatenkunde od. geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſches Handbuch. 4. verm. u. verbeſſ. Aufl. 2 Bde. Lex. 8. (920 u. XIV, 937 S.) Dresden 1856—59, Adler u. Dietze. n. 4⅓ Thlr.

Ein zum Nachſchlagen brauchbares Handbuch. In Betreff des Abſchnittes über Schleswig und Holſtein iſt zu rügen, daß er alle die däniſchen Lügen und Fälſchungen der thatſächlichen Verhältniſſe als wahr aufgenommen hat, was gerechten Verdacht gegen ſeine übrigen Angaben erweckt.

Pütz, Wilh., Charakteriſtiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde in abgerundeten Gemälden.

1. Bd. gr. 8. (VIII, 461 S.) Köln 1859, Du Mont-Schauberg. n. 1⅓ Thlr.

2. „ gr. 8. (VIII, 727 S.) Ebend. 1860. n. 2⅙ Thlr.

Soll zunächſt für den Unterricht in der Geographie als belebendes Material dienen und bietet zu dieſem Zwecke eine ſehr entſprechende Auswahl, die auch für Privatlectüre und zum Vorleſen im Familienkreiſe ſich ganz gut eignet. Deutſchland dürfte etwas reichlicher bedacht ſein.

Andree, Karl, Geographiſche Wanderungen. 2 Bde. gr. 8. (XIV, 358, 404 S.) Dresden 1859, Rud. Kuntze. 3⅓ Thlr.

Sammlung von Aufſätzen, die in den letzten 6 Jahren in verſchiedenen Zeitſchriften abgedruckt waren.

England und die Engländer. Frankreich und die Franzoſen. Nordamerikaniſches; öffentl. Leben. Gegenden und Städte. Aſien. Südſee. Afrikaniſche Republik Liberia.

Heinzelmann, Fried., Die Weltkunde. Supplemente 3. Bd. Das deutſchen Vaterland in Reiſebildern u. Skizzen dargeſtellt. (Schleſien, Erzgebirge, Thüringer Wald, obere Weſer, Mittelrhein ꝛc.) gr. 8. (XVIII, 525 S.) Leipzig 1859, Fr. Fleiſcher. 1⅙ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 37.

Hartwig, Georg, Das Leben des Meeres ꝛc. 4. verm. u. verbeſſ. Aufl. Illuſtrirte Prachtausgabe, mit eingedr. Holzſchnitt., 20 Holzſchntaf. u. 2 Charten. Lex. 8. (XVI, 451 S.) Frankfurt a/M. 1859, Meidinger Sohn u. Co. n. 4 Thlr.

Eine ſehr gute Schilderung der landſchaftlichen Schönheiten und der phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Meeres.

S. dritter Nachtrag S. 14.

—— —— Der hohe Norden im Natur- u. Menſchenleben dargeſtellt. gr. 8. (XXII, 484 S. u. 1 Karte.) Wiesbaden 1858, Kreidel u. Niedner. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfaſſer giebt ein lebendiges Bild von der Beſchaffenheit der nordiſchen Länder, indem er ſie an der Hand ausgezeichneter Reiſender durchwandert und den Einfluß des Klimas auf

Pflanzen, Thiere und Menſchen ſchildert. Gute Auswahl und Vertheilung des Stoffe
verſtändige anziehende Bearbeitung.

Mühry, A., Allgemeine geographiſche Meteorologie oder Verſuch eines
ſichtlichen Syſtems der Erdmeteoration in ihrer klimat. Bedeutung.
4 Karten u. 4 Holzſchnitten. gr. 8. (XII, 203 S.) Leipzig u. Heide
1860, C. F. Winter. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Allgemeine Geſchichte.

Hiſtoriſche Zeitſchrift herausgeg. von Heinr. v. Sybel. Jahrg. 1859. 2
in 4 Heften. gr. 8. (IV, 576 u. 540 S. u. Anhang 61 S.) Nachri
von der hiſtoriſchen Commiſſion bei der Kgl. Baier. Akademie d. Wi
ſchaften. München 1859, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 6⅔ Thlr.

Jahrg. 1860. 1. Bd. (519 S.) Ebend. 1860. pro 2 Bde. n. 6⅔

Unter den Abhandlungen ſind beſonders zu beachten: Gieſebrecht, Entwicklung de
dernen Geſchichtswiſſenſchaft. L. Häuſſer, Macaulay's Friedr. d. Große. Graf J
Maiſtre von H. v. Sybel. Herm. Baumgarten, Aus den ſpaniſchen Cortes von
Theod. Bernhardi, die neuere Literatur der Befreiungskriege und deren Ergel
Bluntſchli, neuere Geſchichte Italiens bis 1848. In Jahrg. 1860. G. Waitz, Pr
und die erſte polniſche Theilung. Pauli, Heinrich VIII. und ſeine neueſten Beur
(Froude u. Ranke), Ermordung Kaiſer Paul's I. v. Rußland. Lud. Häuſſer, Fürſt
ternich. K. W. Nitzſch, Staufiſche Studien.

Eine ſehr gut redigirte Zeitſchrift. Berückſichtigt vorzugsweiſe ſolche Stoffe, welch
dem Leben der Gegenwart einen noch lebendigen Zuſammenhang haben und ſchließt blos
quariſche Unterſuchungen aus, und giebt deßhalb Beiträgen aus der neueren und deutſche
ſchichte den Vorzug. Die Abhandlungen haben nicht bloß wiſſenſchaftlichen Werth,
dern ſind auch für den Geſchichtsfreund anziehend. Jedes Heft bringt eine bibliograp
Ueberſicht der neueren Erſcheinungen der hiſtoriſchen Literatur Europa's mit kurzen kri
Bemerkungen über Art, Inhalt und Standpunkt der wichtigeren Schriften.

Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeſchichte mit Rückſicht auf Cultur, Li
tur u. Religionsweſen, u. einem Abriß der deutſchen Literaturgeſchicht
Anhang. 2 Bde. 8. verbeſſ. u. erweiterte Aufl. gr. 8. (XXIV, 78
XVIII, 735 S. Literatur u. Regiſter 191 S.) Leipzig 1859, Engelm
3 Thlr. 26 Ngr.

Ein Handbuch von bewährter Brauchbarkeit und großem ſtofflichem Reichthum. Ueb
mehr zum Nachſchlagen und zur Vorbereitung für den Unterricht, weniger zur unterhalt
Lectüre.

—— —— Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung
Geiſtes- u. Culturlebens der Völker ꝛc. Für die Gebildeten bearb. 2.
2. Abth. gr. 8. (X, 481—890 S.) A. a. d. Tit.: Geſchichte des h
niſchen Volkes. Leipzig 1859, Engelmann. 1 Thlr.

—— —— 3. Bd. Geſchichte der alexandriniſch-helleniſchen Welt u. der
miſchen Republik. 1. Hälfte. gr. 8. S. 1—400. Ebend. 1860. 1 T

Bd. 1. ſ. dritter Nachtrag S. 31.

Faßt ein reiches Material in ſorgfältiger Durcharbeitung und lichtvoller Anordnung
ſammen. Der Stil nicht gerade glänzend und beſonders belebt, doch fließend, die Darſtel
objectiv und verſtändig und vermeidet ſubjective Auffaſſungen und gewagte Combinationen

Wernicke, C., Geſchichte der Welt.

1. Geſchichte des Alterthums. 2. verb. Aufl. Lex. 8. (VI, 756 S.) Berlin 1858, A. Duncker. n. 1⅚ Thlr.
2. Geſchichte des Mittelalters. 2. Aufl. Lex. 8. (VI, 906 S.) Ebend. 1859. n. 1⅚ Thlr.
3. Geſchichte der Neuzeit. 1. Abth. 2. Aufl. Lex. 8. (VIII, 608 S.) Ebend. 1860. n. 27½ Ngr.

Eine der empfehlenswertheren Weltgeſchichten für die Jugend, namentlich auch für die weibliche Jugend geeignet und die Culturgeſchichte beſonders berückſichtigend. Mehr Leſebuch als Lehrbuch.

Zeiß, Guſtav, Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte vom Standpunkte der Kultur. III. Theil. Geſchichte der neueren u. neueſten Zeit. gr. 8. (824 S.) Weimar 1858, Böhlau. n. 3 Thlr.

Ein Lehrbuch, das durch gute Darſtellung und Berückſichtigung der Kulturgeſchichte ſich auch für das Selbſtſtudium empfiehlt.

S. zweiter Nachtrag S. 51.

Faber, J. Fr., Allgemeine Weltgeſchichte in zuſammenhängender Darſtellung für gebildete Leſer aller Stände. 3 Bde. gr. 8. (464, 406, 580 S.) Stuttgart 1858, Metzler. 3 Thlr. 18 Ngr.

Eine freie Reproduction der aus der Lectüre der beſſeren neueren Geſchichtswerke gewonnenen Ausbeute. Die Darſtellung iſt friſch, gewandt und vermeidet den Eindruck eines farbloſen Abriſſes. S. dritter Nachtrag S. 32.

Cantu, Cäſar, Allgemeine Weltgeſchichte. Nach d. 7. Originalausgabe bearb. von J. A. M. Brühl. Bd. IX. Abth. 2, X. 1. Abth. gr. 8. (S. 409—627 u. S. 1—384.) Schaffhauſen 1858—59, Hurter. 1½ Thlr.

Von dem Ueberſetzer höchſt einſeitig durch Ausbeutung der ultramontanen deutſchen Geſchichtſchreibung ergänzt und dadurch zu einer geſchmackloſen Compilation u. Parteiſchrift verſchlechtert.

Eine 2. Aufl., durchgeſehen und verbeſſert von J. B. Weiß, iſt nur bis zum 4. Bd. vorgerückt; in der alten Geſchichte hatte der Ueberſetzer weniger ſchlimm gewirthſchaftet.

Aſſmann, W., Handbuch der allgemeinen Geſchichte. II. Thl. Geſchichte des Mittelalters. 2. Abtheil. gr. 8. (XXII, 406 S.) Braunſchweig 1859, Vieweg u. Sohn. n. ⅚ Thlr.

Iſt etwas abweichend von dem Plane der übrigen Theile des Werkes, die eine allgemeine Ueberſicht geben, eine Anleitung zum Quellenſtudium geworden und mit Nachweiſungen reich ausgeſtattet.

S. dritter Nachtrag S. 31.

Becker's, Karl Friedrich, Weltgeſchichte. 8. neu bearb., bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Herausgeg. v. W. Ad. Schmidt. Mit Fortſ. v. Ed. Arndt. In 18 Bdn. oder 36 Lief. in gr. 8. Berlin 1860, Duncker u. Humblot.

Erſchienen iſt Lief. 1. 2. od. S. VII. 1—240. à n. ⅓ Thlr.

Weiſſer, Ludw., Bilderatlas zur Weltgeſchichte. Nach Kunſtwerken alter u. neuer Zeit. Mit erläuterndem Text von Heinr. Merz. 2. Aufl. Bd. I. 1. Abth. Geſchichte d. Alterthums in 50 Tafeln. Mit 1750 Darſtellungen. gr. Fol. Text 1. Bd. 1. Abth. 1. Hälfte. gr. 8. (VIII, 192 S.) Stuttgart 1860, Nitzſchke. n. 9½ Thlr.

Verdient empfohlen zu werden.

Schöppner, A., Charakterbilder der allgemeinen Geſchichte. Nach den
ſterwerken der Geſchichtſchreibung alter und neuer Zeit. Den Studir
höherer Lehranſtalten, ſowie den Gebildeten aller Stände gewidmet. 3
(Alterthum, Mittelalter u. neuere Zeit.) gr. 8. (XV, 564, XV, 652
678 S.) Schaffhauſen 1858—59, Hurter. n. 4 Thlr. 16 Ngr.

Soll nach des Herausgebers Abſicht die proteſtantiſchen Geſchichtsbücher, die in der
den vieler katholiſchen Studirenden getroffen werden, erſetzen, weßhalb er auch Krebs' d
Geſchichte, Bumüllers Weltgeſchichte, Dambergers ſynchroniſtiſche Geſchichte, die hiſtoriſch-
ſchen Blätter zu den Meiſterwerken der Geſchichtſchreibung rechnet, während er Gervinus,
brecht, Häuſſer, Sybel nicht zu kennen ſcheint.

Taſchenbuch, hiſtoriſches, herausgeg. v. Fr. v. Raumer. 3. Folge.
Jahrg. 1859. gr. 12. (V, 644 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 2½

Inhalt: Don Carlos v. Spanien von Ad. Helfferich; zur neueren Geſchichte
1848—50 von Fr. v. Raumer; über den künſtleriſchen Bildungsgang Rafael's von
Waagen; die Entwicklung des Staatsweſens in Deutſchland, England und Frankreich
Biedermann; das vierte Stadium und die Zukunft der orientaliſchen Frage von J. W. Zi

Hopf, Karl, Hiſtoriſch-genealogiſcher Atlas. Seit Chriſti Geburt bi
unſere Zeit. Abth. I. Deutſchland. Bd. I. Fol. (XVI, 449 S. mi
gedr. Holzſchnitten.) Gotha 1858, F. A. Perthes. n. 14 Thlr. (In
Einband n. 16 Thlr.)

Ein gewiß Vielen willkommenes Hilfsmittel zu geſchichtlichen Studien; iſt im Gan
Sorgfalt, Fleiß und Sachkenntniß bearbeitet. Doch wird mancher nicht unbegründete Ta
gegen vorgebracht, wie z. B., daß die Anordnung zu ſehr nach den heutigen Territor
macht, daß die Frauen und Töchter von den Tabellen ausgeſchloſſen ſeien, daß der Verfa
genüber den vorhandenen genealogiſchen Unterſuchungen oft verſäumt habe die nöthig
anzuwenden.

Campe, J. F. C., Geſchichte u. Unterricht in der Geſchichte. gr. 8.
251 S.) Leipzig 1859, Teubner. 1⅓ Thlr.

Ein gewiegter klaſſiſch-gebildeter Schulmann ſpricht ſich hier ſehr ſcharf gegen die g
liche Behandlung des Geſchichtsunterrichts aus, der vor lauter allgemein menſchlichen u
turhiſtoriſchen Ideen nicht zur eigentlichen Geſchichte komme. Die Schule müſſe vielmehr
in der Geſchichtsbehandlung das Vaterland vor dem Staate, die freie Perſönlichkeit vor
meinen Formen, Inſtitutionen und Völkermaſſen zu betonen und ſich erinnern, daß ſie
Geſchichte zu keinem anderen Zwecke zu bedienen hat, als um an der Schilderung men
Größe die Herzen der Jugend heranzubilden.

Biedermann, Karl, Der Geſchichtsunterricht in der Schule, ſeine M
u. ein Vorſchlag zu ſeiner Reform. gr. 8. (45 S.) Braunſchweig 1
Weſtermann. n. ⅓ Thlr.

Vorſchlag zu einer größeren Berückſichtigung des kulturgeſchichtlichen Elements.

Alte Geſchichte.

Wägner, Wilh., Hellas. Das Land u. Volk der alten Griechen. Be
tet für Freunde des klaſſiſchen Alterthums, insbeſondere für die d
Jugend. 2 Bde mit zahlreichen Holzſchnitten. br. 8. (XII, 304
246 S.) Leipzig 1859, Spamer. n. 3 Thlr.

Eine etwas oberflächliche Compilation. Von den zahlreichen Bildern diejenigen die
welche nach antiken Vorlagen gearbeitet ſind, nächſt dieſen die Architecturſtücke und Landſ
Karten theilweiſe ſchlecht.

Schmitz, Leonhard, Geſchichte Griechenlands von den älteſten Zeiten bis zur Zerſtörung Korinths ꝛc. Mit 131 Holzſchnitten u. 1 Karte (Plan von Athen) in Stahlſtich. gr. 8. (XV, 574 S.) Leipzig 1859, Baumgärtner. 2 Thlr.

Eine urſprünglich engliſch geſchriebene in 5 Auflagen erſchienene Arbeit eines Deutſchen, der als Schulmann in England wirkt. Faßt mit Sachkenntniß und Geſchmack die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung zuſammen und berückſichtigt beſonders die geiſtige Entwicklung des griechiſchen Volkes. Als Lectüre für den Gebildeten empfehlenswerth.

Schömann, G. F., Griechiſche Alterthümer. 2. Bd. Die internationalen Verhältniſſe u. das Religionsweſen. gr. 8. VII, 527 S.) Berlin 1859, Weidmann'ſche B. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

1. Bd. ſ. zweiter Nachtrag S. 55.

Werk eines bewährten Kenners des griechiſchen Alterthums. Der ſtudirenden Jugend zu empfehlen.

Lewis, George Cornewall, Unterſuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömiſchen Geſchichte. Deutſche Ausgabe beſorgt durch Fd. Liebrecht. 2. Bd. gr. 8. (VIII, 496 S.) Hannover 1858, Rümpler. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

1. Bd. ſ. dritter Nachtrag S. 35.

Sehr gründliche und beſonnene Unterſuchungen, welche nicht nur die Zweifel an der Ueberlieferung, ſondern auch die Unſicherheit der Kritik in ein helles Licht ſtellen. In einem Anhange ſpricht ſich der Verfaſſer über Broekers Unterſuchungen und über Schwegler's römiſche Geſchichte eingehend aus.

Drumann, W., Die Arbeiter u. Communiſten in Griechenland u. Rom. Nach d. Quellen. gr. 8. (VI, 346 S.) Königsberg 1860, Bornträger. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Eine ſehr intereſſante, bis jetzt noch wenig beachtete Seite der Culturgeſchichte des Alterthums, bearbeitet von einem alten gründlichen Forſcher.

Lehmann, H., Claudius u. Nero u. ihre Zeit. 1. Bd. Claudius u. ſ. Zeit. gr. 8. (VIII, 378 u. Anh. 66 S., u. 6 Tab.) Gotha 1858, F. A. Perthes. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine fleißige, aber etwas geſchmackloſe Arbeit.

Ewald, Heinrich, Geſchichte des Volkes Iſrael. 2. Ausg. 6. Bd. Geſchichte des apoſtoliſchen Zeitalters bis zur Zerſtörung Jeruſalems. gr. 8. (X, 754 S.) Gottingen 1858, Dietrich. n. 3 Thlr.

— 7. Bd. a. u. d. T. Geſchichte der Ausgänge des Volkes Iſrael u. des nachapoſtoliſchen Zeitalters. gr. 8. (XXIV, 542 S.) Ebend. 1859. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Das gelehrte, an neuem Stoffe u. neuen Auffaſſungen reiche Werk iſt hiemit abgeſchloſſen.

Mittelalter.

Wietersheim, Eduard v., Geſchichte der Völkerwanderung. 1. Bd. gr. 8. (XII, 479 S. u. 2 Karten.) Leipzig 1859, T. O. Weigel. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Gründliche und an Ergebniſſen reiche Studien eines ehemaligen Miniſters in einer anſprechenden Form dargelegt. Viel Neues in dem Abſchnitte über die Bevölkerung des römiſchen Reiches und der Stadt Rom.

Gregorovius, Ferd., Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom
bis zum 16. Jahrh. 2 Bde. (XI, 484. XI, 548 S.) Stuttgart 185
Cotta. n. 6 Thlr. 4 Ngr.

Fleißige Forſchungen mit Geiſt ausgebeutet und dargeſtellt.

Gfrörer, A. F., Pabſt Gregorius VII. u. ſein Zeitalter. Lex. 8. 1—VI.
(1. Bd. XVI, 670 S.) Schaffhauſen 1859—60, Hurter. n. 19 Thlr 14 N
II. Bd. XIX, 672 S.
III. „ XIX, 670 „
IV. „ XIX, 584 „
V. „ XL, 939 „
VI. „ XXXII, 827 „

Nach Anlage und Richtung eine Tendenzſchrift zur Verherrlichung der päbſtlichen Hie
chie, deren Entwicklung und Verdienſte der Verfaſſer in die früheſten Zeiten verfolgt; dabe
mehrere Bände braucht, bis er an Gregor kommt. Uebrigens iſt das Werk reich an umfaſſen
Quellenſtudien, die der Verfaſſer nach ſeiner Art zu kühnen Combinationen und Behauptun
verwendet. Die Darſtellung oft gar zu breit und ſtofflich, aber friſch und lebendig.

Wilcke, Ferd., Geſchichte des Ordens der Tempelherren. Nebſt Berichten ü
ſeine Beziehungen zu den Freimaurern u. den neuen pariſer Temple
2. Aufl. 1—5. Lief. (1. Bd. IV. 1—462 S.) Halle 1860, Schwetſch
n. 2 Thlr.

(Erſcheint in 12 Lieff.)

Stellt die Nachrichten über die Tempelherren und beſonders die gegen ſie erhobenen Beſc
digungen ſammt den Vertheidigungen ſorgfältig und mit ſelbſtändiger Kritik zuſammen. Iſ
beſte Werk über die Tempelherren.

Voigt, Georg, Die Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums oder das e
Jahrhundert des Humanismus. gr. 8. (XII, 486 S.) Berlin 185
G. Reimer. 2¼ Thlr.

Richtige Auffaſſung des Gegenſtandes und geiſtvolle Behandlung. Beſonders gelun
die Charakteriſtik Petrarka's.

Weil, G., Geſchichte der Chalifen. Nach handſchriftl. größtentheils noch u
benutzten Quellen bearb. 4. Bd. (1390 n. Chriſti Geburt.) gr. 8. (XX
576 S.) Stuttgart 1860, Metzler. n. 4 Thlr. 16 Ngr.

(1—4. Bd. n. 20 Thlr. 16 Ngr.)

Die erſten Bde. ſ. erſter Nachtrag S. 33. 34.

Neuere Geſchichte.

Sybel, Heinr. v., Geſchichte d. Revolutionszeit von 1789—1795. Bd. 1.
2. verbeſſ. Aufl. gr. 8. (XX, 629; 538 S.) 3. Bd. (XVI, 590 S
Düſſeldorf 1859—60, Buddeus. n. 9 Thlr.

Ein anerkannt klaſſiſches Werk, deſſen neue Auflage durch Benutzung des preußiſ
Staatsarchivs weſentliche Bereicherungen erhalten hat. Die polniſchen Geſchichten von 17
—1793 erſcheinen hier in völlig neuer Geſtalt und die Geſchichte des Baſeler Friedens er
eine neue Preußen günſtigere Beleuchtung. Die Geſchichte iſt mit der kürzlich erſchienenen z
ten Abtheilung des dritten Bandes bis 1795 fortgeführt, aber zugleich eine Fortſetzung
1800 in Ausſicht geſtellt, deren erſter Band bis Herbſt 1862 erſcheinen ſoll.

—— —— Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Drei Vorleſunge
gehalten in München 1860. gr. 8. (VI, 146 S.) München 1860, l
artiſt. Anſtalt. n. ⅓ Thlr.

Die Hauptmomente der Befreiungskriege ſind hier ſehr geſchickt zuſammengefaßt und gruppirt und in wahrhaft künſtleriſcher Darſtellung vergegenwärtigt.

Witzleben, A. v., Prinz Friederich Joſias v. Coburg-Saalfeld, Herzog zu Sachſen u. d. heil. röm. Reichs Feldmarſchall. (1737—1815.) 3 Thle. mit 17 Karten, mit eingedr. Holzſchnitten, Bruſtbild des Prinzen u. 2 Facſim. u. Plänen. Lex. 8. (XIII, 528, 412, 499 S.) Berlin 1859, Decker. n. 13⅓ Thlr.

Da dieſer Prinz von Coburg im Jahre 1788 die öſterreichiſche Armee gegen die Türken befehligte und mit Suworow den damaligen Krieg hauptſächlich führte, auch in den Jahren 1793—94 commandirender General in den Niederlanden war, und da ſein Lebensbeſchreiber aus den ſonſt wenig zugänglichen öſterreichiſchen Quellen ſchöpft, ſo iſt dieſe Biographie für die Geſchichte jener Kriege von großem Werthe.

Gervinus, G. G., Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen. 4. Bd. gr. 8. (XII, 878 S.) Leipzig 1860, Engelmann. n. 3 Thlr. 25 Ngr.

Handelt von der Unterdrückung der Revolutionen in Italien und Spanien, von den Bemühungen Canning's, den Sieg der abſolutiſtiſchen Politik Metternich's durch Unterſtützung der Freiheitskämpfe in Südamerika und Griechenland zu kreuzen, und von den engliſchen Zuſtänden und giebt ſchließlich nach den Materialien des Berliner Archivs eine Geſchichte der Congreſſe von Troppau, Laibach und Verona, aus der manche Berichtigungen und Beſtätigungen des bisherigen Wiſſens hervorgehen.

S. dritter Nachtrag S. 36.

Michelet, Carl Ludw., Geſchichte der Menſchheit in ihrem Entwicklungsgange ſeit dem Jahre 1775 bis auf die neueſten Zeiten. 2 Thle. gr. 8. (VIII, 471, IV, 616 S.) Berlin 1859. 60. Fr. Schneider. n. 4⅓ Thlr.

Eine philoſophiſch zugeſtutzte, aber nicht gerade tiefgehende Darſtellung der neueren Geſchichte. Entſpricht dem mehr verheißenden Titel nicht ganz, läßt auch die Benutzung neuerer Hauptwerke, wie Tocqueville's, Sybel's ꝛc. vermiſſen.

Schmidt, Adf., Zeitgenöſſiſche Geſchichten. I. Frankreich von 1815—1830. II. Oeſterreich von 1830—1848. gr. 8. (XI, 720 S.) Berlin 1859. Duncker u. Humblot. n. 3⅔ Thlr.

Ein ſehr intereſſantes Werk, welches theilweiſe auf den geſandtſchaftlichen Berichten der ſchweizeriſchen Geſchäftsträger in Paris und Wien beruht. Beſonders wichtig iſt die zweite Abtheilung über Oeſterreich, welche über Manches neue Aufſchlüſſe giebt und ein ſehr werthvoller Beitrag zur Würdigung Metternichs iſt, den der Verfaſſer beinahe apologetiſch behandelt und dem er ſogar die Geneigtheit zuſchreibt in conſtitutionelle Zugeſtändniſſe einzulenken.

Gute, durch Gruppirung der Ereigniſſe, Charakteriſtik der handelnden Perſonen, Hervorhebung der Wendepunkte und eingehendes Urtheil gehobene Darſtellung.

Staatengeſchichte der neueſten Zeit. Herausgeg. von K. Biedermann. gr. 8. Leipzig 1858—60. S. Hirzel.

1. u. 2. Bd., Rochau, A. L. v., Geſchichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherſtellung des Kaiſerthums 1814—1852. (338 u. 332 S.) 1858. n. 1 Thlr. 28 Ngr.

3—5. Bd., Reuchlin, Herm., Geſchichte Italiens von Gründung der regierenden Dynaſtien bis auf die Gegenwart. (VIII, 343, VIII, 353, 255 S.) Leipzig 1859—60. n. 2 Thlr. 18 Ngr.

Rochau giebt eine recht gute mit journaliſtiſcher Gewandtheit ausgeführte chronologiſche Darſtellung der franzöſiſchen Geſchichte, welche mit ihrer objectiven Treue manche bisher gang-

rung und eine Charakteriſtik der bedeutenderen Perſonen. Ein vieljähriger Aufenthalt in F
reich ſetzt ihn in Stand, Dinge und Perſonen in der Nähe zu beobachten.

Reuchlin, welcher ebenfalls Italien aus eigner Anſchauung kennt, behandelt ſeine Au
mit Liebe zum Gegenſtande, unparteiiſcher Kritik, geſundem Verſtändniß und mit beſon
Rückſicht auf die nationalen Beſtrebungen, ihre verſchiedenen Epochen und Erfolge. Kr
und mit Schlaglichtern beleuchtende, aber nicht gerade fließende Darſtellung. Unſtreitig
Gründlichſte, was über neueſte ital. Geſchichte in Deutſchland geſchrieben worden iſt.

Menzel, Wolfg., Die letzten 120 Jahre der Weltgeſchichte (1740—18
In 36 Lief. od. 6 Bdn. 1—15. Lief. gr. 8. od. Bd. I. (XVI, 4
II. (VIII, 504) III. S. 1—208. Stuttgart 1860, Krabbe. à Lief. 4⅓

In Menzel's bekannter Weiſe gehalten. Ein Urtheil behalten wir uns ſpäter vor.

Deutſchland.

Geographie, Statiſtik und Reiſehandbücher.

Viebahn, Georg v., Statiſtik des zollvereinten u. nördlichen Deutſchla
In Verbindung mit dem Berghauptmann v. Dechen, Dr. Dove, Dr. Kl
und Dr. Ratzeburg herausgeg. 1. Thl. Landeskunde. Lex. 8. (XXVII, 1
S.) Berlin 1858, G. Reimer. n. 4⅓ Thlr.

Enthält zwei Bücher, wovon das erſte von dem Gebietsſtande der Einzelſtaaten und S
tenvereine Deutſchlands handelt. Hier finden wir auch die Entſtehungsgeſchichte und g
wärtige Verfaſſung des Zollvereins, die Schiffahrtsconventionen der Uferſtaaten des Rh
der Donau, Weſer und Ems, die Gebietsorganiſation der Einzelſtaaten und eine geodätiſche U
ſicht, worin nächſt der Geſchichte der Landesvorgänge eine Kritik der wichtigſten Kartenwerk

Das zweite Buch ſchildert die Naturbeſchaffenheit und Erzeugungskraft des Landes.
treten die Arbeiten der auf dem Titel genannten Gelehrten ergänzend ein und Dechen ha
orographiſchen, geologiſchen und mineralogiſchen, Dove die Schilderung der climatiſchen
hältniſſe, Klotzſch und Körnicke die Vegetation, Ratzeburg das Thierreich beſchrieben.

Biſſart, M., Deutſchland, ſein Volk und ſeine Sitten. In geographi
ethnographiſchen Charakterbildern. Mit vielen Abbildungen. gr. 8.
576 S.) Stuttgart 1860, Nitzſchke. 3 Thlr. 18 Ngr.

Nicht blos gewöhnliche Geographie, ſondern lebendige Beſchreibung von Land und Le

Berghaus, Heinr., Deutſchland ſeit hundert Jahren. Geſchichte der
bietseintheilung und der politiſchen Verfaſſung. Leipzig 1859. 60, B
u. Günther. n. 5⅓ Thlr.

1. Abth. 1. Bd. gr. 8. (XXII, 448 S.)
„ „ 2. „ gr. 8. (V, 440 S.)

Ein für geſchichtliche Studien ſehr nützlicher Auszug aus Büſching's Geographie
Deutſchland mit einer Einleitung über die alte Reichsverfaſſung und den politiſchen Zuſtan
vorigen Jahrhundert. Eine zweite Abtheilung ſoll Deutſchlands Territorialgeſchichte ſeit
letzten 50 Jahren behandeln.

Berghaus, H., Deutſchland und ſeine Bewohner. Ein Lehrb. z. Sel
belehr. f. d. Gebildeten aller Stände. 2 Bde. Lex. 8. (XII, 519 u.
387 S.) Berlin 1860, Haſſelberg. 3⅓ Thlr.

2. Theil. Mittel- u. Norddeutſchland. Nebſt 6 Karten u. 17 Plänen. 9. Aufl. 8. (VIII, 266 S.) Koblenz 1859, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Erhält ſich neben aller Concurrenz als das genaueſte und zuverläſſigſte Reiſehandbuch.

Bädeker, K., Die Rheinlande ꝛc. von Baſel bis zur Holländiſchen Grenze. Handb. f. Reiſende. Mit 8 Anſichten, 13 Karten, 12 Plänen. 11. Aufl. 8. (XXIV, 330 S. mit eingedruckten Holzſchnitt.) Koblenz 1860, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Hocker, N., Der Rhein. Ein Reiſehandbuch für die Beſucher der Rheinlande von Köln bis Mainz. Mit 1 Karte u. Illuſtrat. 8. (XII, 445 S.) Leipzig 1860, Weber. n. 1 Thlr.

(Weber's Reiſebibl. Nr. 24.)

Müller, Karl, Anſichten aus den deutſchen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreiſende ꝛc. Mit Holzſchnitten und 1 Karte. gr. 8. (XVI, 452 S.) Halle 1858, Schwetſchke. n. 2⅔ Thlr.

Kein eigentliches Reiſehandbuch, ſondern ein Verſuch, das wiſſenſchaftliche Verſtändniß der Alpenwelt zu erſchließen und dadurch deren Anſchauung genußreicher zu machen. Die Ausführung zeugt von genauer durch eigene Anſchauung erworbener Vertrautheit mit der Alpenwelt, guter Kenntniß der phyſiſchen Verhältniſſe und beſonders der Vegetation. Die Darſtellung iſt anſprechend und wird viel Belehrung und Genuß gewähren.

Steub, Ludwig, Das bayeriſche Hochland. 8. (VIII, 570 S.) München 1860, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Friſche, zum Theil von köſtlichem Humor gewürzte Schilderungen der bayeriſchen Alpenwelt und ihrer Bewohner.

Hartwig, Th., Führer durch die ſüdbayeriſchen Hochlande vom Bodenſee bis zum Königsſee, nebſt Reiſerouten nach Insbruck und Salzburg und einer Beſchreibung von München ꝛc. Mit 1 Plan von München u. 1 Reiſekarte. 4. neubearb. Aufl. 8. (VIII, 213 S.) München 1860, Lindauer. n. 28 Ngr.

Schnars, C. W., Der Bodenſee u. ſeine Umgebungen in 3 Abtheil. Mit 1 Karte. 2. mit einem Anhang verm. Aufl. 8. (XI, 140, XII, 202, XII, 224, Anhang 27 S.) Stuttgart 1859, Cotta. n. 2 Thl. 4 Ngr.

Außer dem Anhang unveränderte Auflage.

S. dritter Nachtrag S. 48.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Bearbeitet von einem Kreiſe bayeriſcher Gelehrter. 1. Bd.: Ober- u. Niederbayern. 1. Abtheil. mit 2 Karten u. 2 Holzſchnitten. Lex. 8. (III u. S. 1—672). München 1860, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr.

Erſcheint in 8 Halbbänden (à 42 Bogen) à n. 2 Thlr.

Lorck's Eiſenbahnbücher Nr. 31. Berthold Sigismund, Lebensbilder vom ſächſiſchen Erzgebirge. 8. (VII, 136 S.) Leipzig 1859, Lorck. n. ⅓ Thlr.

Eine ſehr anſprechende Schilderung der Naturſchönheiten und der induſtriellen Thätigkeit im Erzgebirge.

Berg, Edm. v. (Königl. ſächſ. Oberforſtrath). Aus dem Oſten der öſterrei-

Etzel, Anton v., Die Oſtſee u. ihre Küſtenländer, geogr., naturwiſſenſchaftl. u. hiſtor. geſchildert. gr. 8. (XIX, 520 S.) Leipzig 1859, Lorck. n. 1⅓ Thlr. (Lorck'ſche Hausbibliothek Bd. 62.)

Eine fleißige Compilation, die auch als Nachſchlagebuch für Reiſende dienen kann.

Allmers, Herm., Marſchenbuch. Land- u. Volksbilder aus den Marſchen der Weſer u. Elbe. gr. 8. (VI, 355 S. mit Holzſchnitten.) Gotha 1858, Scheube. n. 2 Thlr.

Eine treffliche Schilderung von Land und Leuten, einzelne Partien wahre Meiſterſtücke. Bei der nahe liegenden Vergleichung mit Riehl's Schilderungen bemerkt man eine mehr realiſtiſche Auffaſſung. Der Verfaſſer iſt ein gebildeter Landwirth zu Rechtenfleth in Oſterſtade, der die von ihm beſchriebenen Gegenden aus vieljähriger Anſchauung genau kennt.

Steinhard, E., Volksbibliothek der Länder- u. Völkerkunde ꝛc. Bd. 3. u. 4. a. u. d. Tit.: Oeſterreich u. ſein Volk. Bilder u. Skizzen. Ein Leſe- u. Hausbuch für Jung u. Alt. 2 Bde. gr. 8. (VII, 474, XIV, 466 S.) Leipzig 1860, Brandſtetter. n. 3 Thlr.

Fortſetzung von „Deutſchland und ſein Volk." 3. Nachtrag S. 37. Bd. 1. enthält die allgemeine Naturbeſchreibung des Hoch- und Tieflandes der öſterreichiſchen Monarchie, der zweite Oeſterreichs Flüſſe und Alpenſeen und ſeine klimatiſchen Verhältniſſe, ſowie eine Schilderung der verſchiedenen Volksſtämme, der Naturprodukte und der phyſiſchen Kultur, der Staatsverhältniſſe, der techniſchen, commerziellen und geiſtigen Kultur. Verdient als Leſebuch empfohlen zu werden. Die allgemeine Naturbeſchreibung iſt der beſſere Theil des Werkes, der ſtatiſtiſche Theil beſonders der über die Staatsverwaltung von ungenügender Kürze; die Topographie iſt gar nicht in den Plan des Werkes mit aufgenommen. Die Lombardei iſt noch als Theil von Oeſterreich behandelt, da das Werk ſchon vor dem Kriege von 1859 geſchrieben und größtentheils auch gedruckt war. Nur in einem Nachtrage ſind die neuen Grenzen des öſterreichiſchen Italiens angegeben.

Ficker, A., Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie in ihren wichtigſten Momenten ſtatiſtiſch dargeſtellt. gr. 16. (III, 56 S. mit 12 illum. Karten.) Gotha 1860, J. Perthes. n. 28 Ngr.

Sehr genaue Nachweiſungen über Volksdichtigkeit, Zahl und Miſchung der verſchiedenen Volksſtämme, der Religionsbekenntniſſe und Beſchäftigungen.

Geſchichte.

Geſammtdeutſchland.

Wattenbach, W., Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Eine von der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (XVI, 477 S.) Berlin 1858, Hertz. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ein höchſt verdienſtliches Werk, welches Jedem, der ſich mit der Geſchichte des deutſchen Mittelalters beſchäftigen will, unentbehrlich iſt.

Bulau, Fr., Die deutſche Geſchichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutſcher Künſtler mit erklärendem Text. Bd. II. Lief. 8—12. Bd. III. Lief. 11—13. (à circa 8 S. mit Holzſchnitt.) qu. gr. 4. Dresden 1858—60, Meinhold u. Söhne. à Lief. ¼ Thlr. Prachtausg. à Lief. 12 Ngr.

S. dritter Nachtrag S. 39.

Gieſebrecht, Wilh., Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit 1. Bd. 2. verbeſſ. Aufl. Mit 1 Ueberſichtskarte von H. Kiepert. gr. 8. (XXXVI, 871 S.) Braunſchweig 1860, Schwetſchke u. Sohn. n. 3 Thlr. 14 Ngr.

Erſte **Aufl.** ſ. zweiter Nachtrag S. 71.

Die Verbeſſerungen ſind hauptſächlich ſtiliſtiſch, ſachlich iſt nur an einigen Stellen geändert, aber eine ſehr hübſche Karte hinzugekommen.

Sybel, Hein. K. Ludſ. v., Ueber die neueren Darſtellungen der deutſchen Kaiſerzeit. Feſtrede. gr. 8. (24 S.) München 1859, Franz. n. ⅚ Thlr.

Hauptſächlich Polemik gegen Gieſebrechts panegyriſche Auffaſſung des chriſtlich-romantiſchen Kaiſerthums.

Löher, Franz, König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachſen. Ein Beitrag zur deutſchen Reichsgeſchichte. (Aus den Abhandlungen der Königl. bayer. Akademie d. W.) gr. 4. (167 S.) München 1858, Franz. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Werthvolle Forſchungen mit Geiſt dargeſtellt.

Nitzſch, K. W., Vorarbeiten zur Geſchichte der ſtaufiſchen Periode. I. Bd. Miniſterialität und Bürgerthum im 11. u. 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutſchen Städtegeſchichte. gr. 8. (VII, 399 S.) Leipzig 1859, Teubner. n. 2⅚ Thlr.

Gründliche und ſcharfſinnige Unterſuchungen über die allmählichen und ſtillen Veränderungen in den ſocialen und rechtlichen Verhältniſſen, die durch Hervorhebung wirthſchaftlicher und nationalökonomiſcher Geſichtspuncte eine neue Beleuchtung erhalten.

Schirrmacher, Fr. Wilh., Kaiſer Friedrich der Zweite. 1. Thl. gr. 8. (XVI, 354 S.) Göttingen 1859, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 1⅚ Thlr.

Eine gründliche ſorgfältige Arbeit, mit welcher der Verfaſſer, ein Jugendfreund O. Abels, in deſſen Fußſtapfen eintreten wollte. Er giebt uns aber keinen vollſtändigen Erſatz für Abels Arbeiten, denn obgleich er fließend und nicht ohne Lebendigkeit ſchreibt, weiß er doch nicht ſo recht für ſeinen Gegenſtand zu intereſſiren und verliert ſich zu ſehr in die Einzelnheiten ſeines Stoffes.

Daniels, A. v., Handb. d. deutſch. Reichs- u. Staatenrechtsgeſchichte. 1. Thl.: germaniſche Zeit. gr. 8. (X, 598 S.) Tübingen 1859, Laupp. 3 Thlr.

Der Verfaſſer beabſichtigt das durch die neuere Forſchung zu Tage geförderte Material der deutſchen Staatsrechtsgeſchichte zum Gebrauch des Hiſtorikers zuſammenzufaſſen und berückſichtigt mehr als es in den bisher vorhandenen Werken geſchehen war, auch die Entwicklung der deutſchen Einzelſtaaten.

Roth v. Schreckenſtein, Karl Heinr. Freiherr, Geſchichte der ehemaligen freien Reichsritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheinſtrome. 1. Bd. Die Entſtehung der freien Reichsritterſchaft bis zum Jahre 1437. gr. 8. (VIII, 670 S.) Tübingen 1859, Laupp. n. 3⅚ Thlr.

Mehr eine deutſche Verfaſſungsgeſchichte als eine Geſchichte des Adels. Die apologetiſche Bemühung für den Reichsadel verführt den Verfaſſer zu unbilliger Polemik gegen das deutſche Kaiſerthum und zur Parteilichkeit für das Pabſtthum. Uebrigens eine fleißige Arbeit, welche für die Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts auch Früchte ſelbſtändiger Forſchung beibringt.

Pückert, Wilhelm, Die kurfürſtliche Neutralität während des Basler Concils. Ein Beitrag zur deutſchen Geſchichte von 1438—1448. gr. 8. (VIII, 332 S.) Leipzig 1858, Teubner. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, ein Schüler Droyſens, ſucht nachzuweiſen, daß die ſog. Neutralität nicht bloß ein Act von kirchlicher Bedeutung, ſondern mehr noch von politiſcher und das Ergebniß oligarchiſcher Abſichten gegen das Königthum geweſen ſei. Eine ſehr fleißige und ſorgfältige Arbeit, die ſich auf ein reiches handſchriftliches Material aus dem Dresdener Archiv ſtützt.

Künſel, literariſcher Wegw

Voigt, Joh., Geſchichte des deutſchen Ritterordens in ſeinen zwölf Bal
in Deutſchland. 2. Bd. gr. 8. (XXII, 698 S.) Berlin 1859, G.
mer. 3 Thlr.

Beginnt mit der Säculariſirung Preußens und führt die Geſchichte des Ordens bis a
neueſte Zeit.

S. dritter Nachtrag S. 40.

Freytag, Guſtav, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 2 Theile. g
(XVI, 351, 406 S.) Leipzig 1859, Hirzel. 3 Thlr.

Eine Reihe Einzelbilder aus dem perſönlichen und öffentlichen Leben der Deutſche
der Zeit des Huſſitenkrieges bis zu Ende des 30jährigen Krieges, mit Geſchmack und Sach
niß ausgewählt, durch Einleitung erläutert und durch einige wenige Pinſelſtriche belebt u
leuchtet. Ein Beiſpiel, was der Dichter zu dem geſchichtlichen Stoffe hinzuthun kann, oh
zu verändern. Es iſt Ausſicht auf Fortſetzung vorhanden.

Häuſſer, Ludwig, Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Große
zur Gründung des deutſchen Bundes. 2. veränd. u. verm. Aufl. 4
gr. 8. (X, 542, XIV, 641, XI, 542, XIV, 697 S.) Berlin 1858—
Weidmann. n. $6\frac{2}{3}$ Thlr.

Eine nicht umgearbeitete, aber im Einzelnen vielfach ſtiliſtiſch verbeſſerte und ſtoff
gänzte Auflage. Am meiſten Neues findet ſich im 4. Bande ſowohl in Beſchreibung der S
ten, als in Darlegung der politiſchen und diplomatiſchen Vorgänge.

Mayer, Karl Aug., Deutſche Geſchichte für das deutſche Volk. 2.
gr. 8. (XIV, 776 S.) Leipzig 1858, G. Mayer. n. 2 Thlr.

Behandelt die Geſchichte der Freiheitskriege, denen faſt die ganze zweite Hälfte des B
gewidmet iſt, ziemlich ausführlich und ohne Rhetorik, doch mit dem Ausdruck der Begeiſt
Schließt mit dem Regierungsantritt des Prinz Regenten von Preußen. Sehr empfehlens
beſonders für die reifere Jugend.

S. dritter Nachtrag S. 39.

Beitzke, Heinr., Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren
und 1814. 2. Aufl. 3 Bde. gr. 8. (XVI, 604, VIII, 631, VI, 45
mit einer Ueberſichtskarte.) Berlin 1859—60, Duncker u. Humblot. n. 4

Wenig veränderte Auflage. Der erſte Band enthält eine ausführliche Vorrede gege
günſtige öſterreichiſche Kritiker.

Zimmermann, Wilh., Die Befreiungskämpfe der Deutſchen gegen N
leon. 3. umgearb. Aufl. Mit Portraits und Abbildungen. gr. 8.
S. u. 9 Stahlſt.) Stuttgart 1859, Rieger. 2 Thlr. 18 Ngr.

Gute Darſtellung in blühender Sprache. Behandelt nicht nur die eigentlichen Fr
kriege, ſondern auch die Ereigniſſe von Stiftung des Rheinbundes an.

Forſter, Fr., Von Elba nach St. Helena. 2. Aufl. 1—6 Lief. 4.
lin 1860, Hempel. à Lief. n. $\frac{1}{6}$ Thlr.

I. Der Wiener Kongreß.
II. Napoleons Rückkehr von Elba.
Reich an Anekdoten.

Steger, F., 1792—1813. Deutſchlands Erniedrigung durch Na
Bonaparte. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. 16. (IV, 191 S.)
zig 1860, O. Wigand. n. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Eine mit patriotiſcher Wärme fließend geſchriebene Geſchichte der Hauptmomente
freiungskriege.

Wirth, Max, Die deutſche Nationaleinheit in deren volkswirthſchaftlicher, geiſtiger und politiſcher Entwickelung an der Hand der Geſchichte beleuchtet. gr. 8. (XII, 484 S.) Frankfurt a/M. 1859, Sauerländer's Verl. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, ein Sohn des patriotiſchen Geſchichtſchreibers J. G. Wirth, iſt ebenfalls ein begeiſterter Einheitsmann und hat mit Wärme und Lebendigkeit die in Betracht kommenden Beziehungen der deutſchen Geſchichte dargeſtellt, doch hat er es ſich mit der auf dem Titel verheißenen Entwicklung etwas zu leicht gemacht, auch vermißt man einen beſtimmten politiſchen Standpunkt.

Ilſe, L. Fr., Geſchichte der deutſchen Bundesverſammlung insbeſondere ihres Verhaltens zu den deutſchen Nationalintereſſen. Lief. 1. u. 2. gr. 8. (XXVIII, 448 S.) Marburg 1860, Elwert. 2 Thlr.

Eine kritiſche Geſchichte des Bundestags vom conſtitutionellen Standpunkte aus. Der Verfaſſer verſichert, daß ihm nicht nur die gedruckten Bundestagsprotokolle, ſondern auch ein großer Theil der geſchriebenen, ſogar der Protokolle von den vertraulichen Sitzungen zugänglich geweſen ſeien.

—— —— Geſchichte der politiſchen Unterſuchungen, welche durch die neben der Bundesverſammlung errichteten Commiſſionen, der Centralunterſuchungscommiſſion zu Mainz u. der Bundescentralbehörde zu Frankfurt a/M. in den Jahren 1818—1827 und 1833—1842 geführt ſind. gr. 8. (IX, 717 S. u. Ueberſichtstabellen über die geführten Unterſuchungen u. die Angeklagten. Frankfurt a/M. 1860, Meidinger Sohn u. Comp. n. 2⅙ Thlr.

Intereſſante Enthüllungen, aus denen hervorgeht, wie wenig gefährlich die Verbindungen waren, gegen welche die langwierigen Unterſuchungen geführt wurden. Uebrigens eine etwas oberflächliche Arbeit.

Blömer, Fried., Zur Geſchichte der Beſtrebungen der preußiſchen Regierung für eine politiſche Reform Deutſchlands vom Mai 1849 bis Anfangs November 1850. gr. 8. (VI, 290 S.) Berlin 1860, Bath. n. 28 Ngr.

Apologie der Unionsverſuche des Herrn v. Radowitz aus der Feder eines bei den Geſchäften betheiligten näheren Freundes von Radowitz. Hauptſächlich eine Reihe von Protokollauszügen und anderen Aktenſtücken.

[**Aegidi,** Prof. in Hamburg] Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neueſten deutſchen Geſchichte. gr. 8. (37 S.) Berlin 1859, G. Reimer. n. ⅙ Thlr.

Apologie der preußiſchen Politik und Aufklärungen darüber, warum Preußen Oeſterreich im italieniſchen Kriege nicht beigeſtanden hat.

Vor und nach dem Frieden von Villafranca. Studien zur Geſchichte und Kritik der politiſchen Entwicklung des letzten Zeitdramas. gr. 8. (XXIV, 268 S.) Leipzig 1860, Ad. Lehmann. 1⅓ Thlr.

Großdeutſche Polemik gegen die preußiſche Politik und insbeſondere gegen die Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca.“

Jürgens, K., Deutſchland im franzöſiſch-ſardiniſchen Kriege vom Pariſer Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859. 1. Hälfte. gr. 8. (XV, 222 S.) Baſel 1860, Schweighauſer's Sort. 24 Ngr.

Hauptſächlich Anklage Preußens vom großdeutſchen und mittelſtaatlichen Standpunkte aus.

[**Wehrenpfennig**]. Geſchichte der deutſchen Politik unter dem Einfluſſe des italieniſchen Krieges. gr. 8. (135 S.) Berlin 1860, Weidmann. ½ Thlr.

Eine Apologie, aber auch eine freimüthige Kritik der preußiſchen Politik, inter-

[**v. Türk**]. Leben u. Wirken des Regierungs- u. Schulraths Wilh. v. Türk, von ihm ſelbſt niedergeſchrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waiſenhäuſer und nach ſ. Tode herausgeg. von Angehörigen des Verf. gr. 16. (IV, 138 S.) Potsdam 1859, Riegel'ſche B. n. 1/3 Thlr.

Varnhagen von Enſe, Denkwürdigkeiten u. vermiſchte Schriften. 8. u. 9. Bd. gr. 12. (X, 820, V, 629 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 7 1/3 Thlr.

Unter den größeren Stücken, welche der achte Band enthält, iſt beſonders beachtenswerth der Bericht von einer Reiſe nach Wien im J. 1834, bei welcher Gelegenheit Varnhagen eine ausführliche Schilderung von Metternich gibt, der offenbar in der Erwartung, von Varnhagen literariſch beſprochen zu werden, Allem aufbot einen günſtigen Eindruck auf ihn zu machen. Der ganze neunte Band handelt von Varnhagens Aufenthalt in Karlsruhe, ſchildert ſeine Wirkſamkeit für die Erhaltung des badiſchen Landes, und gibt intereſſante Beiträge zur Geſchichte der ſüddeutſchen Verfaſſungen.

Waſhington Irving. Das Leben George Waſhington's. Aus d. Engl. v. d. Ueberſetzer der Werke Prescotts. 2—5. Bd. 8. (XVI, 484; XVI, 471; XIII, 470; XV, 336 S.) Leipzig 1856—59, Brockhaus. à Bd. n. 1 Thlr.

—— —— Herausgeg. v. Bülau, überſ. v. W. E. Drugulin. 3—5. Bd. gr. 8. (XII, 404; XI, 393; XIII, 280 S.) Leipzig 1857—60, Lorck. à Bd. n. 1 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 110.

Nicht nur Biographie, ſondern auch eine ausführliche recht gute Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiheitskriege und Gründung der Vereinigten Staaten.

Mittermüller, Rup. (Prof. in Metten), Leben u. Wirken des frommen Biſchofs Michael Wittmann von Regensburg. Aus Aktenſtücken u. hinterl. Papieren zuſammengetragen ꝛc. gr. 8. (XIV, 436 S.) Landshut 1859, Thomann. n. 1 Thlr. 2 Ngr.

Goltz, Alex. Freih. von der, Thomas Wizenmann, der Freund Fr. Heinr. Jacobi's ꝛc. 2 Bde. Mit d. Silhouette u. dem Facſim. Wizenmann's. gr. 8. (XII, 363, 303 S.) Gotha 1859, F. A. Perthes. n. 3 Thlr. 14 Ngr.

Sehr inhaltreiche, mit Briefen und Aufſätzen durchwobene Biographie eines geiſt- und gemüthvollen, als Jüngling verſtorbenen würtembergiſchen Theologen und Philoſophen, der mitten im Rationalismus des vorigen Jahrhunderts nach Verſöhnung des Wiſſens und Glaubens gerungen hat.

[Lud. K. **Aegidi**]. Dem Andenken Chriſtian Fried. Wurm's, Profeſſors der Geſchichte an dem akadem. Gymnaſium in Hamburg. gr. 8. (VI, 41 S.) Hamburg 1859, Perthes-Beſſer u. Mauke. n. 6 Ngr.

Romane und Erzählungen.

Alexis, W. (W. Häring), Ja in Neapel. gr. 16. (VIII, 147 S.) Berlin 1860, Janke. n. 1/3 Thlr.

Fragment eines größern Romans, in welchem der Verfaſſer ein Sittengemälde aus der bewegten Gegenwart auszuführen beabſichtigt.

Altmüller, Carl, Die Ironiſchen. 8. (XI, 172 S.) Göttingen 1859, Wigand. 5/6 Thlr.

Der Titel dieſer Novelle bezieht ſich auf eine Studentengeſellſchaft; übrigens iſt die Erfindung einfach und das Hauptintereſſe liegt in der Entwicklung eines Jünglings, der, von der materialiſtiſchen Richtung der Zeit ergriffen, ſeine Ideale hinter ſich wirft, aber dann durch Schickſale geläutert und von ſeinem Uebermuthe geheilt wird.

Armand, Bis in die Wildniß. 4 Bde. 8. (XXVI, 312, 343, 266, 264 S.) Breslau 1858, Trewendt. 5 Thlr.

—— —— Amerikaniſche Jagd- und Reiſeabenteuer aus meinem Leben in den weſtl. Indianergebieten. Mit 24 Skizzen a. d. Natur. gr. 8. (VI, 460 S.) Stuttgart 1858, Cotta. n. 2 5/6 Thlr.

—— —— Alte u. neue Heimath. 8. (VIII, 360 S.) Breslau 1859, Trewendt. 1 1/3 Thlr.

—— —— Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner u. Nordamerikaner. 8. (287 S.) Ebd. 1 1/3 Thlr.

—— —— An der Indianergrenze. 4 Bde. 8. (XXIV, 1092 S.) Hannover 1859, Rümpler. n. 6 Thlr.

Unter dem angenommenen Namen Armand gibt ein Deutſcher, welcher ſich lange in den weſtl. Staaten Nordamerikas herumgetrieben hat, friſche farbenreiche Schilderungen von dem Kampf und Sieg der Kultur über das Beſitzrecht der Unkultur. Er iſt bald ein ſehr beliebter Schriftſteller geworden und wird mit Sealsfield und Gerſtäcker verglichen.

Bacher, Julius, Friederichs I. letzte Lebenstage. (Fortſetzung des Romans: Sophie Charlotte, die philoſophiſche Königin). 3 Bde. 8. (XII, 318, 370, 455 S.) Berlin 1858, R. Wagner. 5 Thlr.

Caballero, Fernan, Ausgewählte Werke. Ueberſ. u. eingel. von L. G. Lemcke. Bd. I—VI. 8. (XLV, 1447 S.) Paderborn 1859—60, Schöningh. à Bd. 24 Ngr.

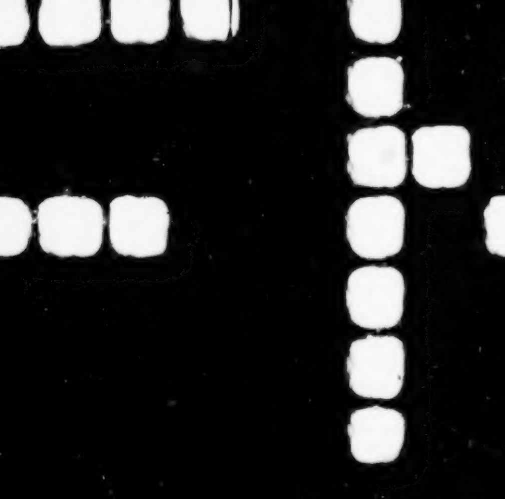
—— —— Sämmtliche Werke. Aus d. Spaniſchen überſ. v. Aug. Geyder. Theil 1—6. 8. (XVI, 1686 S.) Breslau 1860, Max u. Comp. 5 1/3 Thlr.

Unter dem Namen Caballero hat Frau Cäcilia de Arrom in Sevilla, die Tochter des durch ſeine Verdienſte um die ſpaniſche Literatur bekannten Hamburger Kaufmanns Böhl von Faber, eine Reihe von Romanen und Novellen veröffentlicht, die zum Vorzüglichſten gerechnet werden, was die neuere ſpaniſche Literatur in dieſem Fache aufzuweiſen hat. Sie ſind für das Ausland beſonders dadurch bedeutend, daß ſie Sitten und Volksleben in Spanien ſchildern, aber ihre künſtleriſche Bedeutung iſt wohl überſchätzt worden, denn dem Breitſchlagen des Stoffs, wie es in gewöhnlichen Romanen geſchieht, begegnet man auch hier. Die von Lemcke beſorgte Ausgabe hat die ſtark katholiſche Färbung des Originals nur in den erſten Bänden ermäßigt; die Ueberſetzung leidet an Nachläſſigkeiten.

Elfried von Taura, Die ſtille Mühle. Eine Geſchichte aus Deutſch-Böhmen. Mit dem erſten Preiſe gekrönte Concurrenznovelle des hannov. Couriers. 8. (III, 155 S.) Hannover 1856, Rümpler. 5/6 Thlr

—— —— Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thatſachen. 16. (240 S.) Prag 1857, Kober u. Markgraf. 5/6 Thlr.

—— —— Erzgebirgiſche Geſchichten. 2 Bde. 8. (VI, 259, 235 S.) Hannover 1858, Rümpler. n. 2 Thlr.



Stern, S., Habsburg und Hohenzollern. Oeſterreich und Preußen in ihrem Verhältniß zu Deutſchland und zu den Intereſſen der deutſchen Nation. gr. 8. (VIII, 127 S.) Berlin 1860, Springers Verl. n. ⅔ Thlr.

Verſucht geſchichtlich nachzuweiſen, daß die Hegemonie Oeſterreichs über Deutſchland mit den nationalen Intereſſen Deutſchlands in entſchiedenſtem Widerſpruche ſtehe, daß dieſelbe daher nur auf Preußen fallen könne und der Widerſpruch der Mittelſtaaten gegen dieſe nichts Anderes ſei als das Widerſtreben gegen die Herſtellung einer deutſchen Einheit überhaupt.

Fichte, Joh. Gottl., Reden an die deutſche Nation. Von neuem herausgeg. u. eingeleitet durch Immam. Herm. Fichte. gr. 8. (XXX, 324 S.) Tübingen 1859, Laupp. 1 Thlr. 3 Ngr.

Die neue Ausgabe wurde durch die Anfang des Jahres 1859 herrſchende antinapoleoniſche Stimmung hervorgerufen. Die Einleitung des Herausgebers bezieht ſich auf die damaligen Verhältniſſe und das Zaudern Preußens.

Kulturgeſchichte.

Deutſches Leben. Eine Sammlung abgeſchloſſener Schilderungen aus der deutſchen Geſchichte mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen Kulturgeſchichte und der Beziehungen zur Gegenwart. Bd. I. II.: Jacob Falke, Die deutſche Trachten- u. Modenwelt. 2 Thle. gr. 8. (IX, 316, VII, 336 S.) Leipzig 1858, G. Mayer. n. 2 Thlr.

Bd. III. IV.: Johannes Falke, Die Geſchichte des deutſchen Handels. 2 Bde. gr. 8. (VII, 314, 423 S.) Ebend. 1859. 60. n. 2 Thlr.

Beides ſehr tüchtige Arbeiten, die auf umfaſſenden ſelbſtändigen Forſchungen beruhen und dabei intereſſante Unterhaltung gewähren.

Wachsmuth, W., Geſchichte deutſcher Nationalität. 1. Theil. Die Geſammtheit der deutſchen Nation. gr. 8. (VIII, 427 S.) Braunſchweig 1860, Schwetſchke u. Sohn. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine Art Sittengeſchichte des deutſchen Volkes, welche der gelehrte Verfaſſer mit einer reichen Sammlung von einzelnen Zügen, aber nicht mit einer lebendigen Charakteriſtik der deutſchen Volkseigenthümlichkeit im Ganzen ausgeführt hat; überhaupt etwas äußerlich und trocken gehalten. Der zweite Theil wird die einzelnen Stämme ſchildern.

Müller, Joh. Heinr., Deutſche Münzgeſchichte. Thl. 1. Lex. 8. (XIV, 376 S.) Leipzig 1860, T. O. Weigel. n. 2⅔ Thlr.

Eine gründliche Arbeit, welche für Münzſammler und Freunde der Kulturgeſchichte viel Intereſſantes enthält.

Heppe, H., Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens. 5 Bde. gr. 8. (VII, 344, VI, 371, 328, VIII, 384, VIII, 456 S.) Gotha 1858—60, F. A. Perthes. n. 9 Thlr. 20 Ngr.

Enthält viele gute kulturgeſchichtliche Materialien, namentlich Schulordnungen, iſt aber gerade kein Buch zur Lectüre.

Preußen.

Droyſen, Joh. Guſt., Geſchichte der preußiſchen Politik. 2. Theil. Die territoriale Zeit. 2. Abtheil. gr. 8. (VI, 644 S.) Leipzig 1859, Veit u. Comp. n. 3⅓ Thlr.

und des Verfaſſers Gabe geiſtreicher Auffaſſung, überraſchender Combination und glänzender Darſtellung hat ſich auch hier bewährt.

S. dritter Nachtrag S. 42.

Rütjes, Heinr., Geſchichte des brandenburg-preußiſchen Staates von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen und confeſſionellen Politik deſſelben. gr. 8. (X, 805 S.) Schaffhauſen 1858, Hurter. 2 Thlr. 12 Ngr.

Einestheils eine ſehr oberflächliche Compilation ungenügender Materialien in trivialer Darſtellung, anderntheils eine bösartige Schmähſchrift auf Preußen vom ultramontanen Standpunkte aus.

Carlyle, Thomas, Geſchichte Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Deutſch von J. Neuberg. 1. Bd. gr. 8. (VIII, 656, VIII, 716 S.) Berlin 1858. 59, Decker. 5⅓ Thlr.

Ein merkwürdiges, in der bekannten hin- und herſpringenden Manier des Verfaſſers geſchriebenes Werk, in welchem nicht nur Vieles, das zur Geſchichte Friedrichs des Großen gehört, ſondern auch die mannigfaltigſten Studien in deutſcher Geſchichte in geiſtreicher Anordnung ausgebreitet ſind.

Archenholz, J. W. v., Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland. 6. Aufl. Herausgeg. und mit einem Lebensabriß des Verfaſſers verſehen von Aug. Potthaſt. Mit dem Bildniß Friedrich II. u. 1 Karte des Kriegſchauplatzes. gr. 8. (XVI, 535 S.) Berlin 1860, Haude u. Spener. n. 1⅓ Thlr.

Ein früher berühmtes Buch, das für die Geſchichte jener Zeit als claſſiſch galt, aber den jetzigen Anforderungen an die Geſchichtſchreibung nicht mehr entſpricht und durch neue Forſchungen und Darſtellungen antiquirt iſt, ſich übrigens angenehm lieſt.

Schlözer, Kurd von, Friedrich d. Große u. Katharina die Zweite. gr. 8. (VII, 278 S.) Berlin 1859, Hertz. n. 1⅓ Thlr.

Ein Büchlein von eleganter Form, das gebildeten Geſchichtsfreunden als intereſſante Lectüre empfohlen zu werden verdient. Der Hauptinhalt iſt eine Geſchichte der politiſchen Beziehungen Friedrichs zum ruſſiſchen Hofe und beſonders der Verhandlungen über die erſte Theilung Polens. Der Verfaſſer ſucht aus den diplomatiſchen Correſpondenzen nachzuweiſen, daß der Plan zur Theilung Polens von Friedrich nicht lange vorher gehegt und mit Vorbedacht und Eifer verfolgt worden, ſondern durch eine eigenthümliche Combination der Umſtände herbeigeführt, und daß Friedrich durch die Rückſicht auf Preußens Intereſſe gedrängt worden ſei zuzugreifen.

Venedey, J., Friedrich der Große u. Voltaire. gr. 8. (XX, 223 S.) Leipzig, 1859, Hübner. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer weiſt mit ſittlicher Entrüſtung aus dem Briefwechſel Voltaires nach, wie ganz gemein niederträchtig und verrätheriſch er ſich gegen ſeinen fürſtlichen Freund benommen habe und wie es kein Wunder ſei, daß Friedrich nach ſolchen Erfahrungen ein Menſchenverächter geworden ſei.

Ueber die eigentliche Bedeutung des deutſchen Fürſtenbundes von 1785. gr. 8. (48 S.) Berlin 1859, Wagner. n. 6 Ngr.

Eine im Herbſte 1855 in geſchloſſenem Kreiſe gehaltene Vorleſung, die den deutſchen Kern der Politik Friedrichs d. Gr. nachzuweiſen ſucht.

Biedermann, K., Friedrich der Große u. ſein Verhältniß zur Entwicklung des deutſchen Geiſteslebens. gr. 8. (80 S.) Braunſchweig 1859, Weſtermann. n. 12 Ngr.

Sucht die hergebrachte Auffaſſung zu berichtigen, als ob Friedrich nur ein negatives Vermehrfach politiſch eingewirkt habe.

Trendelenburg, Ad., Friedrich der Große u. ſein Staatsminiſter Freiher v. Zedlitz ꝛc. Vortrag gehalten am 27. Jan. 1859 in der Königl. Akad d. Wiſſenſch. gr. 8. (32 S.) Berlin 1859, Bethge. n. ⅙ Thlr.

Enthält intereſſante Beiträge zur Geſchichte des preußiſchen Schulweſens unter Friedri dem Großen.

Hirſch, Siegfried, Erinnerungen an die Jahre 1807—1813 ꝛc. gr. 8 (56 S.) Berlin 1859, Hertz. n. 8 Ngr.

Ein vor einem gemiſchten Publikum gehaltener Vortrag, der an die Erinnerungen der Fre heitskriege Betrachtungen über den Beruf Preußens anknüpft.

Rheinpreußen.

Ennen, Leon., Zeitbilder aus der neueren Geſchichte der Stadt Köln, mi beſonderer Rückſicht auf Ferd. Frz. Wallraff. Mit 1 Bildniß. gr. 8. (VIII 486 S.) Köln 1857, Du Mont Schauberg. n. 2⅓ Thlr.

Eine gute Geſchichte der neuerlich in Köln gegründeten Sammlungen der Ueberreſte mittelalterlicher Kunſt und damit ein bedeutendes Stück Kulturgeſchichte.

Stramberg, Chr. v., Rheiniſcher Antiquarius. Abth. II. Bd. 7—9. Abth III. Bd. 6. 7. gr. 8. Coblenz 1858—60, Hergt. à Bd. 3⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 43.

Weſtfalen.

Cornelius, C. A., Geſchichte des Münſteriſchen Aufruhrs. 2. Buch: die Wiedertaufe. gr. 8. (VII, 413 S.) Leipzig 1860, T. O. Weigel. n. 2 Thlr

Eine gründliche, auf neuer Quellenforſchung beruhende, mit Sorgfalt ausgearbeitete Darſtellung aus der Feder eines unbefangenen Katholiken.

S. zweiter Nachtrag S. 78.

Hannover.

Malortie, C. E. von, [Hannoveriſcher Hofmarſchall] Beiträge zur Geſchicht des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſes u. Hofes. Heft 1. 2. gr. 8 (VIII, 157, 188 S.) Hannover 1860, Hahn. n. 1⅓ Thlr.

Oppermann, H. Alb., Zur Geſchichte des Königreichs Hannover von 183 —1860. 1. Bd. 1832—1848. gr. 8. (XVI, 395 S.) Leipzig 1860 O. Wigand. n. 1⅔ Thlr.

Hauptſächlich eine Geſchichte des conſtitutionellen Lebens, beſonders der ſtändiſchen Oppoſition. Der Verfaſſer beſcheidet ſich nur Materialien geben zu wollen, giebt aber theilweiſe ein recht gute Bearbeitung derſelben.

Sachſen.

Brandes, H. B. Chr., Grundriß der ſächſiſchen Geſchichte. Zu Vorträg u. zum Handgebr. bearb. gr. 8. (VIII, 108 S.) Leipzig 1860, Voigt u Günther. n. 16 Ngr.

Literaturnachweiſungen.

Biedermann, Karl, Die Univerſität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens ꝛc. Eine Feſtgabe zum 300jähr. Jubiläum dieſer Univerſität ꝛc. (Aus der Minerva 1858. Bd. II. Heft 3 beſonders abgedr.) gr. 8. (108 S.) Jena 1858, Bran. n. ⅔ Thlr.

Keil, Richard u. Robert, Geſchichte des jenaiſchen Studentenlebens von der Gründung der Univerſität bis zur Gegenwart (1548—1858). Eine Feſtgabe zum 300jährigen Jubiläum der Univerſität Jena. gr. 8. (XVI, 663 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Faßt die Aufgabe nicht gründlich genug, indem die Verfaſſer weder um genauere Erforſchung der älteren Zeit ſich bemüht, noch die allgemeinen culturgeſchichtlichen und politiſchen Beziehungen verfolgt haben, durch welche das Univerſitätsleben ſeine Wichtigkeit erhält. So wie es iſt, geht das Buch nicht über die Intereſſen der ſtudentiſchen Kreiſe hinaus.

Baden.

Fecht, C. G., [Prof. in Durlach] Der ſüdweſtliche Schwarzwald und das anſtoßende Rheingebiet. Zuſtände von Land u. Volk aus älterer u. neuerer Zeit. II. Abth.: Statiſtik. 2—8. Lief.: die Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach, Schopfheim. gr. 8. (XXII, 562 S.) Lörrach 1859, Gutſch. n. 1⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 47.

Schreiber, Heinrich, Geſchichte der Stadt und Univerſität Freiburg im Breisgau.

Geſchichte der Stadt. 4 Thle. gr. 8. (VIII, 62, 287, 410, VIII, 440 S.) Freiburg 1857—58, Wangler. — Geſchichte der Univerſität. 3 Thle. gr. 8. (246, 490, 226 S.) Ebend. 1857—60. n. 7 Thlr. 14 Ngr.

S. dritter Nachtrag S. 47.

Staiger, Fr. X. C., Die Inſel Reichenau im Unterſee mit ihrer ehemaligen berühmten Reichsabtei. Urkundlich beſchrieben. Mit einer Abbildung der Inſel und ihrer Umgebung. gr. 8. (VI, 178 S.) Lindau 1860, Stettner. n. ⅔ Thlr. Mit Karte n. 28 Ngr.

Eine aus reichhaltigem urkundlichem Material der Gemeinde Reichenau und der Stadt Conſtanz geſchöpfte Geſchichte des Kloſters und der Inſel mit hübſcher Abbildung vom J. 1626.

Elſaß.

Schmidt, Adolf, Elſaß u. Lothringen. Nachweis wie dieſe Provinzen dem deutſchen Reiche verloren gingen. gr. 8. (84 S.) Leipzig 1859, Veit u. Comp. n. 16 Ngr.

Ohne Anſpruch auf neue Quellenforſchung zu machen erzählt der Verfaſſer überſichtlich klar und eindringlich, wie Deutſchland von 1552 bis 1755 eine Reihe von Landſtrichen an Frankreich verlor. Er leitet dabei das Unheil der deutſchen Spaltung, welche dieſe Verluſte möglich machte, aus der Reaction des Ultramontanismus ab, die das auf dem Boden der proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit der Einigung zuſtrebende Deutſchland aus ſeinen natürlichen Entwicklungsbahnen hinausdrängt habe.

Elſaß und Lothringen deutſch. gr. 8. (VIII, 104 S.) Berlin 1860, Springer's Verl. ⅚ Thlr.

Dieſe Schrift will Elſaß und Lothringen im Namen des Nationalitätsprincips für Deutſchland reclamiren. Zuerſt wird die ſtaatliche und geiſtige Zuſammengehörigkeit dieſer Länder mit Deutſchland bis zur franzöſiſchen Herrſchaft nachgewieſen, hierauf erzählt, wie ſie für Deutſchland verloren gingen, dann gezeigt, woran beim erſten und zweiten Pariſer Frieden deren Wiedererlangung ſcheiterte, und geltend gemacht, daß deutſche Bildung doch immer noch im Elſaß herrſchend ſei, daher die Hoffnung auf Wiedergewinnung nicht aufgegeben werden dürfe.

Oeſterreich.

Hurter, Fr. v., Geſchichte Ferdinands II. und ſeiner Eltern ꝛc. 9. Bd. a. u. d. T.: Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. 2. Bd. gr. 8. (652 S.) Schaffhauſen 1859, Hurter. n. 2⅙ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 52 und zweiter Nachtrag S. 66, dritter Nachtrag S. 49.

Hurter ſchildert hier den mittelmäßig begabten, kirchlich beſchränkten Kaiſer Ferdinand mit parteiiſcher Benutzung ſeiner Quellen als bedeutenden Fürſten und glorreichen Kämpfer für Kirche und Reich. Bei dem reichen archivaliſchen Material, das dem Verfaſſer zu Gebote ſtand, immerhin werthvoll für den Hiſtoriker, übrigens trocken und langweilig.

—— —— Friedensbeſtrebungen Kaiſer Ferdinands II. Nebſt des apoſtoliſchen Nuntius Carl Carafa Bericht über Ferdinands Lebensweiſe, Familie, Hof, Räthe und Politik. gr. 8. (XII, 280 S.) Wien 1860, Braumüller. n. 1⅙ Thlr.

Eine Apologie Kaiſer Ferdinands II. in Beziehung auf ſeine Politik im 30jährigen Kriege.

—— —— Franzöſiſche Feindſeligkeiten gegen das Haus Oeſterreich zur Zeit Kaiſer Ferdinands II. gr. 8. (VII, 111 S.) Wien 1859, Braumüller. n. ⅚ Thlr.

Beruht auf wichtigen handſchriftlichen Materialien, in welchen gezeigt wird, mit welchen Ränken Richelieu an dem Verderben unſeres Vaterlandes arbeitete. Die Abhandlung, zunächſt für Journalartikel bearbeitet, iſt formell beſſer als wir es ſonſt vom Verfaſſer gewohnt ſind, nur machen die unberechtigten Seitenhiebe auf neuere Verhältniſſe einen ſtörenden Eindruck. Uebrigens iſt die Schrift ſehr beachtenswerth.

[Graf **Szechenyi**] Ein Blick auf den anonymen Rückblick, welcher für einen vertrauten Kreis in verhältnißmäßig wenig Exemplaren im Monate October 1857 in Wien erſchien. Von einem Ungar. 8. (VI, 514 S.) London 1859. n. 1 Thlr.

Der genannte Rückblick iſt eine dem Miniſter A. Bach zugeſchriebene Apologie des von ihm begründeten Centraliſirungsſyſtems. An dieſe Apologie knüpft Graf Szechenyi eine ſcharfe Kritik der öſterreichiſchen Zuſtände und ein Programm der ungariſchen Nationalpartei an. Das Ganze, aus formloſem aphoriſtiſchem Räſonnement beſtehend, aber als Zeugniß für die ungariſchen Stimmungen und Beſtrebungen ſehr intereſſant, iſt von einem Deutſchen A. K. in London herausgegeben.

Lorenz, Ottocar, Leopold III. und die Schweizer Bünde. Ein Vortrag gehalten im Ständehauſe am 21. März 1860 ꝛc. gr. 8. (50 S.) Wien 1860, Gerold's Sohn. n. 12 Ngr.

Eine gute überſichtliche Darſtellung der Kämpfe des jungen Schweizerbundes gegen Herzog

Leopold, deſſen Abſicht, in der Schweiz ein öſterreichiſches Fürſtenthum zu gründen, von dem Verfaſſer nicht in Abrede gezogen wird.

[**Eötvös**]. Die Garantien der Macht und Einheit Oeſterreichs. 1—4. Aufl. gr. 8. (V, 218 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 24 Ngr.

Der Verfaſſer, einer der intelligenteſten ungariſchen Liberalen, findet die Garantien der öſterreichiſchen Macht und Einheit in der Pflege des ſtändiſchen Elements und Wiederherſtellung der Provinzialverfaſſungen.

Lorenz, Ottocar, Oeſterreichs Politik in Italien und die wahren Garantien ſeiner Macht u. Einheit. 1. u. 2. Aufl. gr. 8. (70 S.) Wien 1859, Tendler u. Comp. n. 12 Ngr.

Verſucht das Recht der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien durch die Berufung auf das Erbe des deutſchen Reiches zu begründen und daraus auch zu folgern, daß Deutſchland an der Erhaltung dieſer deutſchen Herrſchaft in Italien das größte Intereſſe habe, um ſo mehr, da es ſich nur darum handle, ob Oeſterreich oder Frankreich in Italien herrſchen ſolle. Die Garantie der Macht und Einheit Oeſterreichs findet der Verfaſſer im Gegenſatz zu Eötvös in der Herrſchaft des deutſchen Elementes, Beſeitigung der Provinzialverfaſſungen und Anbahnung einer Reichsverfaſſung.

[**Bruck**, Karl Ludwig v.]. Die Aufgaben Oeſterreichs. 8. (X, 99 S.) Leipzig 1860, O. Wigand. n. 16 Ngr.

Wurde noch zu Lebzeiten Brucks als Manuſcript gedruckt, aber erſt nach ſeinem Tode in weiteren Kreiſen veröffentlicht. Er will für Oeſterreich eine möglichſt enge Verbindung mit Deutſchland mittelſt eines verbeſſerten Bundestags; für die inneren Verhältniſſe Oeſterreichs eine auf den gebildeten Mittelſtand, namentlich auf deutſche Bildung geſtützte conſtitutionelle Entwicklung, die zugleich für den Geſammtſtaat das Einheitsband abgeben ſoll.

Betrachtungen eines Engländers über öſterreichiſche Zuſtände. gr. 8. (101 S.) Stuttgart 1860, Göpel. ½ Thlr.

Eine Kritik der öſterreichiſchen Verhältniſſe, geſtützt auf Vergleichung mit den engliſchen; Darlegung der Gefahren, welche der öſterreichiſchen Monarchie drohen und Vorſchlag von Heilmitteln. Der Rath des Verfaſſers geht auf Preßfreiheit, Zuſammenberufung eines Parlaments, dagegen warnt er vor Gewährung von Provinzialverfaſſungen, welche, wie er glaubt, dem Zuſammenhalte des Staates mehr Gefahr als Nutzen bringen würden.

Patriotiſche Wünſche eines Ungarn für Geſammtöſterreich. 2. Aufl. gr. 8. (III, 73 S.) Nördlingen 1860, Beck. n. 12 Ngr.

Empfiehlt für Oeſterreich ein Mittelding zwiſchen Einheitsſtaat und Bundesſtaat, landſtändiſche Provinzialverfaſſungen zunächſt für Ungarn, dann auch für die übrigen Kronländer, und als Einheitsband eine gemeinſchaftliche Centralgewalt, ein Reichsminiſterium und ein Reichsparlament, gebildet aus Abgeordneten der einzelnen Landtage. Sehr beachtenswerth.

Helfert, Joſ. Alex. v., Die öſterreichiſche Volksſchule, Geſchichte, Syſtem, Statiſtik. 1. Bd.: die Gründung der öſterreichiſchen Volksſchule durch Maria Thereſia. Lex. 8. (XXXII, 679 S.) Prag 1860, Tempsky. 4 Thlr. 16 Ngr.

Eine aus den Akten gezogene ausführliche, zu breite Geſchichte der Volksbildungsanſtalten in Oeſterreich, etwas ermüdend zu leſen, aber ſehr intereſſant in kulturgeſchichtlicher Beziehung. Das ganze Werk iſt auf 4 Bände berechnet, wovon der zweite die Geſchichte der öſterreichiſchen Volksſchule von Joſeph II. bis auf die neueſte Zeit, der dritte das jetzige Syſtem der öſterreichiſchen Volksſchule, der vierte die Statiſtik enthalten wird.

Niederlande.

Ruckelingen, L. van, Belgien unter Maria Thereſia. Aus dem Vlämiſchen überſ. von R. v. Studenrauch. gr. 8. (VII, 152 S. mit lith. Portr.) Wien 1859, Manz. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus dieſer gut geſchriebenen Skizze ſieht man, wie wenig Belgien der öſterreichiſchen Herrſchaft zu danken, wie es aber doch eine Anhänglichkeit an dieſelbe bewährt hat.

Motley, John Lothrop, Der Abfall der Niederlande und die Entſtehung des holländiſchen Freiſtaats. A. d. Engl. 2. Bd. Lex. 8. (IV, 490 S.) 3. Bd. (III, 510 S.) Dresden 1858—60, Kuntze. n. 6 Thlr.

Ein Werk von glänzender Darſtellung und bedeutendem wiſſenſchaftlichen Werthe, da der Verfaſſer ſehr umfaſſende und erfolgreiche Forſchungen in den niederländiſchen Archiven machte.

Bd. 1. ſ. dritter Nachtrag S. 50.

Koch, Matth., Unterſuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Lex. 8. (XVI, 220 S.) Leipzig 1860, Voigt u. Günther. n. 1⅓ Thlr.

Apologie Philipp II. und Polemik gegen das Heldenthum Wilhelms von Oranien, das, wie der Verfaſſer behauptet, ſo wie er von den Geſchichtſchreibern überliefert wird, nie exiſtirt hat. Stellt ſich beſonders auch gegen Motley in Oppoſition.

Schweiz.

Berlepſch, H. A., Schweizerkunde. Land u. Volk, geograph.-ſtatiſt. überſichtlich vergl. dargeſtellt. 1. Abtheil. gr. 8. (384 S.) Braunſchweig 1859, Schwetſchke u. Sohn. 1⅙ Thlr.

Eine fleißige Zuſammenſtellung, die ſich zum genauern Studium vor oder nach einer Schweizerreiſe eignet.

Bädeker, K., Die Schweiz, die ital. Seen, Mailand, Turin, Genua, Nizza. Hdb. f. Reiſende. Mit 7 Karten, 9 Plänen, 2 Bergſkizzen, 2 Panoramen u. 16 Anſichten. 8. Aufl. 8. (XLVIII, 390 S.) Koblenz 1859, Bädeker. n. 1 Thl. 22 Ngr.

Raſch, Guſtav, Kein Geld, keine Schweiz. Reiſekalender für die Schweiz. Ein Schatz f. deutſche Reiſende. Mit 1 Anh.: Tour durch Ober-Italien. Mit 1 Karte, 4 Tourenkarten u. 1 Eiſenbahnkarte von Mittel-Europa. N. A. 8. (231 S.) Berlin 1860, Janke. n. 1 Thlr.

Das Eigenthümliche dieſes neuen Reiſehandbuchs ſind Rathſchläge gegen die Prellereien, denen man in der Schweiz ausgeſetzt iſt und ein Verzeichniß der guten und billigen, ſowie der ſchlechten und theuren Gaſthöfe. Ein für Manche willkommener Abſchnitt iſt ein 4wöchentlicher Reiſeplan durch die ganze Schweiz, ein 8tägiger durch die öſtliche, ein zehntägiger durch das Berneroberland, ein 9tägiger durch die Urkantone.

Lechner, Ernſt, Piz Languard und die Bernina-Gruppe bei Pontreſina, Oberengadin. Skizzen aus Natur und Bevölkerung. Zugleich als Wegweiſer für Wanderungen entworfen. Mit 2 Anſichten u. 1 Karte des Bernina. gr. 8. (X, 121 S.) Leipzig 1858, Engelmann. n. 24 Ngr.

Eine ſorgfältige Beſchreibung von dem der Gegend kundigen Pfarrer von Celerina bei St. Moritz. Die beigegebene Karte iſt gut.

Leonhardi, G., Das Veltlin nebſt einer Beſchreibung der Bäder von Bormio. Ein Beitr. zur Kenntn. d. Lombardei. Zugleich als Wegweiſer für Wanderungen vom Stilfſer Joch bis zum Splügen. Mit 1 Karte. gr. 8. (VIII, 199 S.) Leipzig 1860, Engelmann. n. 24 Ngr.

Frankreich.

Carné, Graf Louis de, Die Begründer der franzöſiſchen Staatseinheit. Der Abt Suger, Ludwig der Heilige, Ludwig XI., Heinrich IV., Richelieu, Mazarin. Deutſch von Jul. Seybt. gr. 8. (VIII, 489 S.) Leipzig 1859, Lorck. n. 1⅓ Thlr.

(Lorck's Hausbibliothek Bd. 66.)

Eine Geſchichte der franzöſiſchen Einheitsbeſtrebungen, welche ſehr verſchiedene Beurtheilungen erfahren hat. Ein Berichterſtatter der Allg. Zeitung Beil. vom 22. Oct. Nr. 296 Jahrg. 1859 ſpendet dem Verfaſſer reichliches Lob, rühmt deſſen geſchmackvolle Weiſe, welche die Gründer franzöſiſcher Staatseinheit zu hiſtoriſchen Charakterköpfen ausprägt, um in ihnen wie in Brennpunkten die Erſcheinungen einer Epoche aufzufaſſen und meint, bei dem reichen edlen Geiſte des Verfaſſers dürfe man die hiſtoriſchen Blößen nicht ſo hoch anſchlagen. Eine Kritik des lit. Centralblattes 1859 Nr. 39 findet in dem Buche nur planlos zuſammengewürfelte Bruchſtücke in phraſenhafter, hochtrabender, tendenziöſer Darſtellung, die es mit der hiſtoriſchen Treue nicht genau nehme und durch den glatten unhiſtoriſchen Stil die wiſſenſchaftlichen Blößen nicht verdecke. Dem Kundigen werde das Werk nichts Neues bringen, den Unkundigen erbittern oder ihm, wenn er ſchwach ſei, den Kopf verdrehen. Die Wahrheit möchte in der Mitte zwiſchen beiden Urtheilen liegen.

Polenz, Gottlob von, Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus. II. Bd. a. u. d. Tit.: Geſchichte des politiſchen franzöſiſchen Calvinismus vom Aufſtand von Amboiſe im Jahre 1560 bis zur Thronbeſteigung Heinrich III. im Jahre 1574. gr. 8. (XII, 720 S.) Gotha 1859, F. A. Perthes. n. 4 Thlr.

1. Bd. ſ. dritter Nachtrag S. 51.

Die Fortſetzung dieſes als bedeutend anerkannten Werkes beſchreibt den Uebergang der Calviniſten in eine politiſche Partei und ſucht nachzuweiſen, wie ſie durch die Gewalt der Verhältniſſe in dieſe Stellung gedrängt worden ſeien. Eine Hauptpartie bilden die Unterſuchungen über die Bartholomäusnacht.

Buch, J. H. L., Zwanzig Vorleſungen über die Geſchichte der Reformation in Frankreich, gehalten in Bremen im Winter 1858—59. gr. 8. (VIII, 352 S.) Bremen 1860, Valett u. Comp. 1⅓ Thlr.

Tippelskirch, A. W. F. v., Ueber die alten Parlamente Frankreichs u. deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart. Lex. 8. (55 S.) Berlin 1859, F. Schneider. n. ⅓ Thlr.

Eine Stimme gegen das Eindringen franzöſiſcher Grundſätze in unſere Verfaſſungen. Die geſchichtliche Ausführung über das altfranzöſiſche Parlament mangelhaft und theilweiſe unklar. Das Räſonnement über die Wirkungen der franz. Revolution meiſt aus Tocqueville entlehnt.

Wickede, Julius von, Memoiren eines Legitimiſten von 1770—1830. Nach handſchriftlichen Tagebüchern ꝛc. aus dem Nachlaſſe des Marquis Henri Gaſton de B. 3 Bde. 12. (XI, 431, 432; VIII, 421.) Potsdam 1858—59, Riegel'ſche Buchhdl. n. 4⅔ Thlr.

Erzählungen eines ſtreng royaliſtiſchen Edelmanns aus der Niederbretagne, welcher als Chouanshäuptling, öſterreichiſcher, ruſſiſcher und ſpaniſcher Offizier mit großer Ausdauer für die Wiederherſtellung der Bourbons kämpfte. Wickede will ihn kurz vor ſeinem Scheiden als 77jährigen Greis kennen gelernt haben; wahrſcheinlich iſt aber das Ganze eine Dichtung, die ſich ganz unterhaltend leſen läßt, aber keinen geſchichtlichen Werth hat.

Stacke, Ludwig, Die franzöſiſche Revolution u. das Kaiſerthum Napoleons I. Geſchichtliche Ueberſicht der Zeit von 1789—1815. 12. (XII, 648 S. u. 1 Tab.) Oldenburg 1859, Stalling. n. 1⅓ Thlr.

Eine aus allgemeinen geſchichtlichen Werken bearbeitete Compilation eines Schulmannes für Schüler oberer Gymnaſialklaſſen.

Mundt, Theod., Robespierre. 3 Thle. 8. (IX, 319, 364, 352 S.) Berlin 1859, Janke. 4⅓ Thlr.

Halb geſchichtliche Biographie, halb Roman.

Thiers, A., Geſchichte des Conſulats u. Kaiſerthums. Aus d. Franz. 17 Bd. gr. 8. (796 S.) Brüſſel 1860, Meline, Cans u. Comp. ⅔ Thlr.

Schildert den Einmarſch der Verbündeten in Frankreich, die von Napoleon verſuchte Abwehr, das abermalige Vordringen der Verbündeten und deren Einzug in Paris. Giebt von den militäriſchen Ereigniſſen, den diplomatiſchen Verhandlungen und der Bewegung der Parteien ein klares und im Ganzen richtiges Bild, aber eigentlich nichts Neues.

S. dritter Nachtrag S. 51.

England.

Pauli, Reinhold, Bilder aus Alt-England. gr. 8. (VII, 395 S.) Gotha 1860, F. A. Perthes. n. 2 Thlr.

Sehr anſprechende Eſſays, in welchen der Verfaſſer kulturgeſchichtliche Materialien, die ihm bei ſeinen Forſchungen für die engliſche Geſchichte abgefallen ſind, mit Eleganz verarbeitet hat. Inhalt: Canterbury, Bekehrung und Heiligendiener. Mönch und Bettelbruder. Das Parlament im 14. Jahrhundert. Englands älteſte Beziehungen zu Preußen und Oeſterreich. Kaiſer Ludwig IV. und König Eduard III. Der Hanſiſche Stahlhof in London. Zwei Dichter: Gower und Chaucer. John Wiclif. König Heinrich V. und Kaiſer Sigismund. Die Jungfrau von Orleans. Herzog Humfried von Gloceſter. Bruchſtück eines Fürſtenlebens im funfzehnten Jahrhundert. London im Mittelalter, mit einem Plan von London im 15. Jahrhundert. Elegante Ausſtattung.

Ranke, Leop., Engliſche Geſchichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert. I. Bd. gr. 8. (XVIII, 606 S.) Berlin 1859, Duncker u. Humblot. n. 3⅙ Thlr.

Wieder ein geſchichtliches Kunſtwerk von größtem Reiz der Darſtellung. Die allgemeinen Beziehungen der engliſchen Geſchichte, namentlich der Zuſammenhang mit den großen Ereigniſſen auf dem europäiſchen Feſtlande ſind mit großer Virtuoſität behandelt. Der erſte Band geht bis 1614.

Buckle, Heinrich Thomas, Geſchichte der Civiliſation in England. Ueberſ. von Arnold Ruge. I. Bd. 1. 2. Abth. gr. 8. (XII, 436, VII, 348 S.) Leipzig u. Heidelberg 1860, C. F. Winter. n. 4⅙ Thlr.

Nicht eine Geſchichte der engliſchen Civiliſation, ſondern eine Geſchichte des europäiſchen Kampfes um geiſtige Freiheit. Die Oppoſition des Verfaſſers gegen die conſervativen Elemente in Sitte und Staatsleben iſt der Grundzug ſeiner an Beziehungen überreichen und deshalb oft unklaren Darſtellung. Wird von den Einen als ungemein geiſtreich geprieſen, von Andern als unverdaubare Miſchung von Geiſt, politiſchem Radicalismus und engliſchen Paradoxien bezeichnet.

Gneiſt, Rud., Das engliſche Grundſteuerſyſtem. gr. 8. (IV, 64 S.) Berlin 1859, Springers Verl. n. 12½ Ngr.

Eine Gelegenheitsſchrift, hervorgerufen durch die in Preußen obſchwebende Frage über denſelben Gegenſtand.

—— —— Das heutige engl. Verfaſſungs- u. Verwaltungsrecht. II. Haupttheil: die Communalverfaſſung und Communalverwaltung ꝛc. gr. 8. (XX, 964 S.) Berlin 1860, Springers Verl. n. 4⅙ Thlr.

Giebt ein ins Einzelne gehendes Bild von dem vielgerühmten Selfgovernment mit Nutzanwendungen auf Deutſchland, auch kritiſchen Bemerkungen, die von einer ſtark monarchiſchen Grundanſicht des Verfaſſers zeugen, welche hin und wieder die richtige Auffaſſung der engliſchen Verhältniſſe trübt.

S. dritter Nachtrag S. 53.

May, Thom. Erſk., Das engliſche Parlament und ſein Verfahren ꝛc. Aus der 4. Aufl. des engl. Originals überſ. u. bearb. von O. G. Oppenheim. gr. 8. (XII, 592 S.) Leipzig 1860, Mendelsſohn. 2⅔ Thlr.

Die beſte Darſtellung des parlamentariſchen Rechts, die wir bis jetzt haben. Manches in May's Buch iſt freilich nur für Engländer verſtändlich und brauchbar, aber die Ueberſetzung iſt um ſo willkommener, da Gneiſt's Werk ſich noch nicht auf das Parlament erſtreckt.

Macaulay, Th. Bab., Ausgewählte Schriften geſchichtlichen und literariſchen Inhalts. N. Folge. 1. 2. Bd. gr. 8. (IV, 546 S.) Braunſchweig 1860, Weſtermann. à Bd. n. ⅚ Thlr.

Schriften, die zwiſchen den Jahren 1823 und 1854 in Magazinen, Reviews und Encyklopädien erſchienen. Bemerkenswerth beſonders die Eſſays über Dante, Petrarca, Dryden, W. Pitt, die Scenen aus atheniſchen Trinkgelagen, eine politiſche Schrift über den Parteigeiſt und eine über Geſchichtſchreibung.

Rodenberg, Julius, Die Inſel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland. 2 Bde. 8. (VII, 595 S.) Berlin 1860, Janke. 3 Thlr.

Eine geiſtreiche, mit Romanbeſtandtheilen verſetzte Reiſebeſchreibung durch Irland.

Skandinavien.

Blom, Guſtav Peter, Geſchichte der Staatsveränderung Norwegens im Jahre 1814. gr. 8. (X, 137 u. 83 S. Aktenſtücke). Leipzig 1858, Weber. n. 1⅓ Thlr.

Ausführliche und gute Geſchichte der Verfaſſung des Jahres 1814 von einem Mitgliede der damaligen conſtituirenden Verſammlung.

Rußland.

Katharina II., Kaiſerin, Memoiren. Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nebſt einer Vorrede von Alex. Herzen. Autoriſ. deutſche Ueberſetzung. gr. 8. (XV, 322 S.) Hannover 1859, Rümpler. n. 1⅔ Thlr.

Als ächt anerkannt, beſonders das franzöſiſche Original mit ſeinen eigenthümlichen Fehlern bietet Kennzeichen dar. Gewährt wenig Neues für die politiſche Geſchichte, aber einen tiefen Einblick in die ſittliche Entwicklung der großen Herrſcherin, der ſowohl ihre Größe als ihre Verirrungen begreiflich macht.

Blum, Karl Ludw., Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jak. Joh. Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. 3. Bd. gr. 8 mit 5 Bildniſſen. (489 S.) 4. Bd. mit 5 Bildniſſen u. 1 Landſchaft. gr. 8. (VIII, 667 S.) Leipzig 1858, C. F. Winter. n. 6 Thlr. 12 Ngr.

Dieſe beiden letzten Bände behandeln die Thätigkeit des Grafen Sievers bei der zweiten Theilung Polens, und geben ſowohl über die Ereigniſſe als über die hervorragenden Perſonen höchſt intereſſante Aufſchlüſſe. Ueberhaupt iſt dieſes Werk ſowohl für die neuere Geſchichte Rußlands als auch für die Kenntniß der polniſchen Verhältniſſe ſehr werthvoll und überdieß eine unterhaltende Lectüre.

S. Wegw. dritter Nachtr. S. 72.

Smitt, Fr. v., Suworow u. Polens Untergang. Nach archivaliſchen Quellen dargeſtellt. 1. Thl. gr. 8. (XVI, 559 S.) 2. Thl. Polens letzte

…itten. gr. 8. (VIII, 534 S. mit 4 Plänen.) Leipzig 1858, C. F. Winter. n. 5⅔ Thlr.

Der erſte Band giebt das Leben Suworows bis zum Schluſſe des Türkenkrieges 1791 und viele neue Materialien zur Geſchichte dieſes letzteren. Die etwas bruchſtückartige Erzählung iſt durch zahlreiche Briefe Suworows ergänzt, welche der Verfaſſer leider nicht mit eigenen Erläuterungen begleitet. Der zweite Band erzählt die polniſchen Händel von 1775 bis zum Schluſſe des Jahres 1792 und erweitert die bisherigen Ueberlieferungen mit manchen neuen Mittheilungen aus den ruſſiſchen und preußiſchen Archiven. Mit Beſtimmtheit wird feſtgeſtellt, daß Friedrich II. die erſte, Oeſterreich und Preußen die zweite Theilung Polens veranlaßt und gegen Katharina's Wünſche, die lieber das Ganze behalten wollte, durchgeſetzt haben. Uebrigens iſt die Geſchichte der zweiten polniſchen Theilung nicht ganz richtig und ungenügend dargeſtellt.

Miliutin, Geſchichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiſer Paul I. im J. 1799. Nach dem ruſſiſchen Original ins Deutſche übertragen von Chr. Schmitt. 5. Bd. Lex. 8. (VI, 455 S. mit 4 Karten u. 4 Blätt Erklärungen. München 1859, Lindauer. n. 3 Thlr. 16 Ngr.

Dieſer 5. Band des überaus werthvollen Werkes handelt von der unglücklichen Expedition gegen Holland, den letzten Operationen der Ruſſen und Oeſterreicher in Italien und dem vollſtändigen Bruch beider.

S. dritter Nachtrag S. 54.

[**Buddeus,** Aurel.], Rußland unter Kaiſer Alexander II. Nicolaijewitſch. Zur inneren Geſchichte u. äußeren Politik vom Thronwechſel bis auf die Gegenwart. 1855—1860. gr. 8. (X, 424 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Intereſſante Beiträge zur Geſchichte des Umſchwungs der inneren Politik Rußlands von einem mit ruſſiſchen Dingen vertrauten Publiciſten. Dagegen unrichtige und unbillige Vorausſetzungen in Betreff der preußiſchen Politik.

Italien.

Speyer, Otto, Bilder italieniſchen Landes und Lebens. Beiträge zur Phyſiognomik Italiens u. ſeiner Bewohner. 2 Bde. gr. 8. (XVI, 431, VIII, 320 S.) Berlin 1859, Mittler u. Sohn. 2⅔ Thlr.

Eine der beſten Schilderungen Italiens; man lernt daraus die landſchaftlichen Schönheiten Italiens, die geſchichtlichen Erinnerungen und die Kulturzuſtände wirklich kennen, und dazu iſt das Buch ſehr anziehend geſchrieben. Der Verfaſſer lebte von 1847—1853 unter günſtigen Verhältniſſen in Toscana.

Leſſing, Herm., Torſo und Korſo. Aus dem alten und neuen Rom. 8. (X, 290 S.) Berlin 1859, Springers Verl. 1 Thlr. 6 Ngr.

Geiſtreich ausgeführte kulturgeſchichtliche und landſchaftliche Bilder. Der Name ſoll pſeudonym ſein.

Eſer, Fr., Zwei Monate in Italien. Reiſeerinnerungen eines Kunſtfreundes. 8. (VIII, 374 S.) Stuttgart 1859, Ebner u. Seubert. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reiſebeobachtungen eines kenntnißreichen mit gutem Geſchmack begabten würtembergiſchen Finanzraths. Am ausführlichſten iſt Rom, Neapel und Florenz behandelt.

Mundt, Theod., Italieniſche Zuſtände. 4 Thle. 8. Berlin, Janke. à 1⅓ Thlr.
1. Thl.: Skizzen aus Piemont u. Rom. (VIII, 320 S.) 1859.
2. „ Rom u. Pius IX. (VII, 319 S.) 1859.
3. „ Rom u. Neapel. 1. Abth. 2. Aufl. (XI, 307 S.) 1859.
4. „ Rom u. Neapel. 2. Abth. (VIII, 318 S.) 1860.

Lebendige Touriſtenberichte mit geſchichtlichen, politiſchen, äſthetiſchen Betrachtungen.

Stahr, Adolf, Herbſtmonate in Oberitalien. Supplement zu des Verfaſſers „Ein Jahr in Italien." gr. 8. (VIII, 568 S.) Oldenburg 1860, Schulze. n. 2⅔ Thlr.

Beſchreibung einer im Sommer 1858 gemachten Reiſe an den Comerſee, Mailand, Genua, Verona, Venedig. Kunſtintereſſen herrſchen vor, Politik wird nur gelegentlich berührt. Am Schluß finden wir eine treffliche Charakteriſtik des venetianiſchen Diktators Manin. Im Ganzen macht die Darſtellung den Eindruck einer fröhlichen Reiſe.

Loſſow, Ed. v., Handbuch der Reiſe nach und in Italien. Mit einer Zuſammenſtellung von italieniſchen Dialogen ꝛc. von Fabbrucci. Mit 3 Karten u. 7 Plänen. 4. Aufl. 8. (X, 468 S.) Berlin 1860, Remak. n. 2⅔ Thlr.

Reuchlin, Herm., Geſchichte Italiens. 2 Thle. Leipzig 1859—60.

S. oben bei Staatengeſchichte der neueſten Zeit S. 29.

Ruth, E., Geſchichte des italieniſchen Volks unter der napoleoniſchen Herrſchaft als Grundlage der neueſten Geſchichte Italiens. gr. 8. (VI, 95 S.) Leipzig 1859, G. Mayer. ⅔ Thlr.

Vorläufer einer neuen Geſchichte Italiens aus der Feder eines Verfaſſers, welcher mehrere Jahre lang in Italien gelebt hat und insbeſondere die Literatur des Landes gründlich kennt, von welcher er auch in Beurtheilung des italieniſchen Volkscharakters ausgeht. Er betrachtet Italien als Opfer der Hierarchie und ſieht nur in deren Sturz ein gründliches Heilmittel für Land und Volk.

Raſch, Guſtav, Italieniſches Wanderbuch ꝛc. 8. (VII, 288 S.) Berlin 1861, Vogel u. Comp. 1⅒ Thlr.

Ein gutes Reiſehandbuch für Oberitalien, welches zugleich auf Unterhaltung berechnet iſt. Mit Nachweiſung der guten und ſchlechten Gaſthöfe.

—— —— Frei bis zur Adria. Oeſterreichiſche Regierungsgeſchichte in Italien. br. 8. (X, 238 S.) Berlin 1860, Boſſelmann. n. ⅔ Thlr.

Wie ſich ſchon aus dem Titel entnehmen läßt, ſehr antiöſterreichiſch und zu Gunſten der italieniſchen Bewegung. Uebrigens erzählt der Verfaſſer gut, übertreibt nicht und kennt Land und Leute wenigſtens in Oberitalien aus eigener Anſchauung.

Hoffſtetter, Guſtav v., Tagebuch aus Italien 1849. Auch unter d. Tit.: Garibaldi in Rom. Mit 2 Ueberſichtskarten u. 5 Taf. mit Plänen. 2. Ausgabe. gr. 8. (VII, 456 S.) Zürich 1860, Schultheß. 1⅓ Thlr.

Eine neue Titelausgabe des im erſten Nachtrag S. 73 angeführten Buches.

Rüſtow, W., Der italieniſche Krieg 1859 politiſch-militäriſch beſchrieben. Mit 3 Kriegskarten. 3. Aufl. gr. 8. (413 S.) Zürich 1860, Schultheß. 2⅓ Thlr.

Dieſe Arbeit eines der erſten Militärſchriftſteller gilt als die beſte Beſchreibung und Kritik des für die Lage Europas ſo wichtigen Krieges.

Türkei.

Zinkeiſen, Joh. Wilh., Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa. 4. Thl. gr. 8. (XVIII, 1004 S.) 5. Thl. gr. 8. (XXII, 962 S.) 6. Thl. gr. 8. (XIX, 950 S.) Gotha 1856—59, F. A. Perthes. n. 12 Thlr.

Mit dem ſechſten Bande iſt die osmaniſche Geſchichte bis zum Jahre 1802 fortgeführt. Die letzteren Bände ſind beſonders durch die reichen handſchriftlichen Materialien, welche die preußiſchen Geſandſchaftspapiere darboten, ſo ausführlich geworden. Das Werk ſoll bis zum Pariſer Frieden von 1856 herabgeführt werden.

S. zweiter Nachtrag S. 104.

Geographie und Geſchichte
der außereuropäiſchen Länder.

Aſien.

Onomander, Altes u. Neues aus den Ländern des Oſtens. 1. Bd. Indien. gr. 8. (VII, 241 S.) 2. Bd.: Aegypten u. Klein-Aſien. (V, 313 S.) Hamburg 1859, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer dieſer Reiſebeſchreibung iſt Prinz Friedrich von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg, der dieſe Reiſe vor mehreren Jahren gemacht hat. Vorherrſchend iſt die Schilderung der perſönlichen Eindrücke und Betrachtungen, die der Verfaſſer, ein Mann von Geiſt und feiner Beobachtung, anſtellt und die intereſſant genug ſind, um eine anziehende Lectüre zu gewähren. Auch geſchichtliche Rückblicke auf denkwürdige Epiſoden bilden einen Hauptbeſtandtheil des Buches.

Raumer, Karl v., Paläſtina. 4. verm. u. verb. Aufl. gr. 8. (XVI, 512 S.) Mit 1 Karte von Paläſtina. Leipzig 1860, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Zeitgemäß verbeſſerte Auflage eines als ſehr brauchbar bewährten Buches.

Tobler, Titus, Dritte Wanderung nach Paläſtina im Jahre 1857. Ritt durch Paläſtina. Fußreiſen im Gebirge Judäa's und Nachleſe in Jeruſalem. Mit 1 Karte. gr. 8. (VIII, 514 S.) Gotha 1859, J. Perthes. n. 3 Thlr.

Nachträge zu des Verfaſſers früheren Forſchungen in Paläſtina. Wiederholungen ſind möglichſt vermieden, perſönliche Erlebniſſe werden nur kurz berührt.

Robinſon, Ed., Neuere bibliſche Forſchungen in Paläſtina und den angränzenden Ländern. Tagebuch einer Reiſe im Jahre 1852. Von E. Robinſon, E. Smith u. Andern. Mit 1 Karte von Paläſtina von H. Kiepert. gr. 8. (XXXIV, 856 S.) Berlin 1857, G. Reimer. 4⅔ Thlr.

Kotſchy, Theod., Reiſe in den ciliciſchen Taurus über Tarſus. Mit Vorwort von C. Ritter. gr. 8. (X, 445 S. mit 2 Karten u. 1 Steintaf.) Gotha 1858, J. Perthes. n. 2⅔ Thlr.

Das Vorwort Ritters rühmt die Arbeit als wiſſenſchaftlich bedeutend durch charakteriſtiſche Beſchreibung der Pflanzen- und Thierwelt und ſagt, die anziehende friſche und lebendige Darſtellung werde wenige ihres Gleichen finden.

Seetzen, Ulr. Jasper, Reiſen durch Syrien, Paläſtina, Phönizien, die Transjordanländer, Arabia petraea u. Unter-Aegypten. Herausgeg. u. commentirt von Fr. C. H. Kruſe u. A. 4. (Schluß-)Bd. mit 3 Karten. gr. 8. (XXXI, 524 S.) Berlin 1859, G. Reimer. n. 3⅔ Thlr.

Die drei erſten Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 106. Dieſer vierte enthält die dazu gehörigen wiſſenſchaftlichen Beigaben.

Orlich, Leopold von, Indien und ſeine Regierung. Nach den vorzügl. Quellen u. nach Handſchriften. 1. Bd. Allgemeine Geſchichte von Indien bis 1857. Lex. 8. (XII, 537 S.) Leipzig 1858, G. Mayer. n. 3 Thlr.

2. Bd. 1. Abth. Geſchichte u. Coloniſation der Länder Sind u. Pengâb, Geſchichte des Königreichs Oude u. Schilderung der britiſch-indiſchen Armee. Lex. 8. (VII, 416 S.) Ebend. 1859. n. 2 Thlr.

Nicht eine Compilation, ſondern das Werk eines mit den Verhältniſſen der geſchilderten Länder durch eigene Anſchauung und fleißige Studien in der betreffenden Literatur vertrauten Mannes. Der erſte Band enthält die allgemeine Geſchichte Indiens bis zum Aufſtand von 1857 mit vorzugsweiſer Berückſichtigung der neuen Geſchichte. Der zweite Band handelt von den genannten beſonderen Landſchaften, die bei dem Aufſtande am meiſten betheiligt waren.

Rees, L. E. Ruutz, Selbſterlebtes während der Belagerung von Lucknow, mit d. Plane d. Stadt u. d. Portr. von Lawrence. gr. 8. (VIII, 284 S.) Leipzig 1858, Lorck. n. 1⅓ Thlr. (Lorck's Hausbibliothek.)

Käuffer, Joh. Ern. Rud., Geſchichte von Oſtaſien, für Freunde der Geſchichte der Menſchheit dargeſtellt. 2 Bde. gr. 8. (XXIV, 465, VIII, 814 S.) Leipzig 1858. 59, Brockhaus. n. 7 Thlr.

Eine mit Fleiß und lebendigem Intereſſe für den Gegenſtand ausgeführte Compilation. Der Verfaſſer, Hofprediger in Dresden, iſt kein Orientaliſt und ſchöpft ſeine Materialien nur aus zweiter Quelle.

Heine, Wilh., Die Expedition in die Seen von China, Japan u. Ochotsk rc. im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853—56. Mit Anſichten in Tondruck u. Karten. Leipzig 1858. 59. Coſtenoble. à Bd. 3⅓ Thlr.

1. Bd. Lex. 8. (XX, 331 S.)
2. „ „ „ (VIII, 391 „)
3. „ „ „ (VI, 424 „)

Ein ſehr unterhaltendes, auch vielfach belehrendes und dabei ſchön ausgeſtattetes Reiſewerk. Die Holzſchnitte ſind ſcharf und ſauber, die Karten etwas geringe Copieen von amerikaniſchen Originalen.

Heine, Wilhelm, Japan u. ſeine Bewohner. Geſchichtliche Rückblicke u. ethnographiſche Schilderungen von Land u. Leuten. gr. 8. (XX, 383 S.) Leipzig 1860. Coſtenoble. n. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hauptſächlich Geſchichte Japans; intereſſant zu leſen, aber flüchtig geſchrieben.

Afrika.

Barth, Heinrich, Reiſen u. Entdeckungen in Nord- u. Central-Afrika rc. Mit Holzſchnitten, Tafeln u. Portr. d. Verf. u. 1 Karte. 2 Bde. gr. 8. (III, 508. II, 456 S.) Gotha 1859—60, J. Perthes. n. 3 Thlr.

Ein für das größere Publikum beſtimmter Auszug aus dem urſprünglichen Werke, der für ſolche, die unterhaltende Belehrung ſuchen, vollkommen genügt.

Livingſtone, David, Miſſionsreiſen u. Forſchungen in Süd-Afrika während eines 16jähr. Aufenthalts im Innern d. Continents. Autoriſ. vollſtändige Ausgabe für Deutſchland. Aus dem Engliſchen von Herm. Lotze. 2 Bde. Lex. 8. (XII, 392, XVIII, 346 S.) Mit 23 Anſichten in Tondruck, 2 Karten u. 1 Portr. Leipzig 1858, Coſtenoble. n. 5⅓ Thlr.

Enthält ſehr viel Intereſſantes in friſcher lebendiger Erzählung, die nur zu ſehr tagebuchartig iſt und eine ſachliche Anordnung des Stoffes vermiſſen läßt.

Livingſtone, David, der Miſſionär, Erforſchungsreiſen im Innern Afrika's ꝛc. in den Jahren 1840—1856. 2. Aufl. Mit 92 Illuſtr., 7 Tondrucktafeln u. 1 Karte. gr. 8. (VI, 318 S.) Leipzig 1860, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Iſt nicht eine vollſtändige Ueberſetzung von Livingſtones Werk, ſondern ein Auszug aus demſelben, der übrigens nicht ſo gut gelungen iſt, als der aus Kanes Nordpolfahrt, an welchen ſich dieſes Werk als zweiter Band der Reiſen und Entdeckungen anſchließt. Als Einleitung iſt eine Ueberſicht der früheren Entdeckungsreiſen im ſüdlichen Afrika vorangeſtellt.

Wagner, Herm., Ed. Vogel, der Afrika-Reiſende. Schilderung der Reiſen u. Entdeckungen des Eduard Vogel in Central-Afrika. Nebſt einem Lebensabriß des Reiſenden. gr. 8. (VI, 321 S.) Mit eingedr. Holzſchnitten, 8 Holzſchntaf. u. 1 Karte. Leipzig 1860, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Aus Briefen Vogels an ſeinen Vater und den in Petermann's Mittheilungen niedergelegten Berichten zuſammengeſtellt und aus Barths Reiſe ergänzt.

Baſtian, A., Afrikaniſche Reiſen. A. u. d. Tit.: Ein Beſuch in San Salvador, der Hauptſtadt des Königreichs Congo. gr. 8. (XIX, 369 S.) Bremen 1859, Strack. n. 2 Thlr.

Vorherrſchend ethnographiſchen Inhalts; beſonders intereſſant die Abſchnitte über Handel und Sclavenweſen.

Krapf, J. L., Reiſen in Oſt-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837—1855 ꝛc. 2 Thle. gr. 8. (XIV, 506, 522 S. u. 1 Karte.) Kornthal 1858, (Tübingen, Fues' Sort). n. 2⅔ Thlr.

Einfache Erzählung eines unermüdlich reiſenden und wirkenden Miſſionärs, der auch auf die phyſiſchen, ethnographiſchen und ſprachlichen Verhältniſſe der von ihm bereiſten Gegenden, worunter manche ſind, in welche noch nie ein Europäer gekommen iſt, ein aufmerkſames Auge und Ohr hat. Die Darſtellung iſt zwar nicht beſonders belebt, aber immerhin ſo, daß auch ſolche, die kein ſpezielles Intereſſe für Miſſionsweſen haben, das Buch gern leſen werden.

Andree, Karl, Süd-Afrika u. Madagaskar, geſchildert durch die neueſten Entdeckungsreiſenden. 1. Abth. gr. 8. Mit 1 Karte. (XI, 224 S.) Leipzig 1859, Lorck. n. 1⅓ Thlr.

(4 Bände zu je 30 Bogen.)

Anfang eines populären Sammelwerks, deſſen erſter Band über Süd-Afrika und Madagascar, der zweite über die Guineaküſte der Nigerländer und Senegambien, der dritte über die Nilländer und das nördliche Oſt-Afrika, der vierte über Nord-Afrika handeln ſollen.

—— —— Forſchungsreiſen in Arabien und Oſt-Afrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann u. Anderen. (In 2 Bdn.) 1. Bd. A. u. d. Tit.: Burton's Reiſen nach Medina, Mekka u. in das Somaliland, auch Härrär in Oſt-Afrika. gr. 8. (398 S. mit 4 Tonbildern u. Holzſchnitten.) Leipzig 1861, Coſtenoble. n. 2⅔ Thlr.

Schauenburg, Ed., die Reiſen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Barth u. Vogel. 1—13. Lief. gr. 8. (od. Bd. I. XVI, 560 u. II. S. 1—320, mit 1 Lithogr. u. 1 Chromolithogr.) Lahr 1858—60, Schauenburg. à Lief. ⅓ Thlr.

Eine populäre Compilation, beſonders für die Jugend berechnet. Gute anziehende Darſtellung.

Heine, Wilh., Eine Sommerreiſe nach Tripolis. 8. (XVI, 302 S.) Berlin 1860, Herz. 1⅓ Thlr.

Der größere Theil des Buchs iſt der Inſel Malta gewidmet und von Tripolis ſelbſt erfährt man eigentlich wenig. Ueberhaupt iſt die Darſtellung etwas breit und gar zu leicht gehalten.

Frankl, Ludw. Aug., Aus Aegypten. gr. 8. (VIII, 355 S.) Wien 1860, typograph.-liter.-artiſt. Anſt. n. 1⅓ Thlr.

Amerika.

Humboldt, Alex. v., Reiſe in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutſcher Bearbeitung v. Herm. Hauff. 4 Bde. gr. 8. 1. 2. Bd. (XIII, 403, 416, 3. 4. Bd. 847 S.) Stuttgart 1859. 60, Cotta. n. 4 Thlr.

Eine ſehr gute, zweckmäßig abkürzende und den deutſchen Stil Humboldt's treffend nachbildende Bearbeitung der im J. 1814 in 3 Quartbänden franzöſiſch erſchienenen Beſchreibung der Reiſe in das tropiſche Amerika.

Reiſen u. Länderbeſchreib. d. älteren u. neueſt. Zeit. Herausg. v. H. Hauff u. O. F. Peſchel. Lief. 44: **Etzel,** Ant. v., Grönland, geographiſch u. ſtatiſtiſch beſchrieben. Aus däniſchen Quellenſchriften. gr. 8. (XV, 665 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 3⅓ Thlr.

Hauptſächlich deutſche Bearbeitung der Berichte H. Rink's, eines Naturforſchers, der im Auftrage der däniſchen Regierung Grönland von 1848—56 mehrmals bereiſte und das Land gründlich unterſuchte. Ein Vorwort Ritter's rühmt Rink's Werk als ein claſſiſches.

S. zweiter Nachtrag S. 47.

Bancroft, George, Geſchichte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutſch von A. Kretzſchmar. 7. Bd. gr. 8. (372 S.) Leipzig 1859, O. Wigand. 1⅓ Thlr.

Umfaßt den Zeitraum vom Mai 1774 bis Juni 1775, Schlacht von Bunkers Hill. Große Genauigkeit der Unterſuchungen und edle patriotiſche Wärme machen dieſes Werk zu einem ausgezeichneten.

S. erſter Nachtrag S. 78.

Kapp, Fr., Leben des Generals Fried. Wilh. v. Steuben. Mit Steuben's Portrait. gr. 8. (XXXII, 667 S.) Berlin 1858, Duncker u. Humblot. n. 2⅔ Thlr.

Ein deutſcher Flüchtling beſchreibt hier das Leben eines der bedeutendſten Generale des nordamerikaniſchen Freiheitskriegs, welcher den Amerikanern ein nach europäiſcher Art geſchultes Heer heranzog und ſie dadurch in den Stand ſetzte, über die Heere der Engländer zu ſiegen. Die ſehr gründliche Arbeit, welche den Charakter einer Quellenſchrift trägt, bei welcher Compoſition und Darſtellung zurücktritt, wird allgemein als eine bedeutende Leiſtung anerkannt. Der Verfaſſer behandelt ſeinen Helden mit patriotiſcher Begeiſterung.

Möllhauſen, Bald., Wanderungen durch die Prairien und Wüſten des weſtlichen Nordamerika vom Miſſiſſippi nach den Küſten der Südſee, im Gefolge der von der Regierung der vereinigten Staaten unter Lieutenant Whipple ausgeſandten Expedition. Eingeführt von Alex. v. Humboldt. 2. Aufl. Mit 1 lithogr. Karte. gr. 8. (XVI, 492 S.) Leipzig 1860, Mendelsſohn. 2 Thlr.

Eine wohlfeilere Ausgabe des im dritten Nachtrage S. 30 aufgeführten Werkes. Die 13 landſchaftlichen Illuſtrationen werden um 6 Thaler dazu gegeben. Enthält außer dem eigentlichen Reiſeberichte intereſſante Nachrichten über die phyſiſchen und ſittlichen Verhältniſſe der noch vorhandenen Urbewohner des Landes.

Richthofen, Em. K. Heinr. v., Die äußeren u. inneren politiſchen Zuſtände der Republik Mexico ſeit deren Unabhängigkeit bis auf die neueſte Zeit. gr. 8. (XII, 499 S.) Berlin 1859, Hertz. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer war viele Jahre lang preußiſcher Miniſterreſident in Mexico und hatte die beſte Gelegenheit über die mexicaniſchen Zuſtände ſich zu unterrichten; ſein Werk iſt das beſte neuere über dieſes Land. Wurde übrigens ſchon 1858 als Manuſcript für die preußiſchen Behörden gedruckt. Die Darſtellung gar zu ſehr mit Fremdwörtern überladen.

Avé-Lallemant, Rob., Reiſe durch Südbraſilien im Jahr 1858. 2 Thle. gr. 8. (IX, 509 u. VII, 450 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 4⅓ Thlr.

Unterhaltende Beſchreibung einer von der Fregatte Novara aus gemachten Reiſe, auf welcher der Verfaſſer, der früher 17 Jahre lang als Arzt in Braſilien gelebt, manche intereſſante Beobachtungen über das Land und deſſen Bewohner gemacht hat. Lebendig geſchrieben.

—— —— Reiſe durch Nordbraſilien im Jahre 1859. 2 Theile. (XV, 446 u. VI, 369 S.) Ebend. 1860. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Eine Fortſetzung des vorigen Werkes.

Handelmann, Heinrich, Geſchichte von Braſilien. Lex. 8. (XXIV, 989 S.) Berlin 1859, Springer's Verl. 4⅓ Thlr.

Ein gründliches, auf fleißigen Studien der Originalquellen beruhendes Werk; etwas trocken geſchrieben.

Auſtralien.

Meidinger, Heinr., Die britiſchen Colonien in Auſtralien in ihrer gegenwärtigen Entwicklung. Mit 1 Kartenſkizze. 8. (VII, 172 S.) Frankfurt a/M. 1860, Sauerländer's Verl. 21 Ngr.

Eine brauchbare ſtatiſtiſche Ueberſicht.

Cook, James, drei Reiſen um die Welt. Neu bearbeitet von Fr. Steger. 2 Thle. gr. 8. (XXV, 284, 292 S.) Leipzig 1858, Lorck. n. 1⅓ Thlr.

Eine zweckmäßige Erneuerung der ſo denkwürdigen Beſchreibung der Reiſen des Capitän Cook, dem man die erſten ſicheren Nachrichten über die Südſeeinſeln und namentlich Otaheiti verdankt.

Literaturgeſchichte.

Allgemeine Literaturgeſchichte.

Gräße, J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeſchichte aller bekannten Völker d. Welt, von der älteſt. bis auf die neueſte Zeit. Bd. III. Abth. 3, Lief. 10. gr. 8. (XII, 1729—2007.) Leipzig 1859, Arnold. 1⅓ Thlr.

—— —— 4. Bd. (Regiſter). gr. 8. (V, 386 S.) Ebend. 1859. 2 Thlr. Schluß. — Das nun vollſtänd. Werk koſtet 50 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 118 und dritter Nachtrag S. 60.

Deutſche Literatur.

Schmidt, Julian, Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſings Tode. 4. durchweg umgearbeitete u. vermehrte Aufl. 3 Bde. gr. 8. (527, 564, 528 S.) Leipzig 1858, Herbig. n. 6 Thlr. 24 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 121.

Eine durchgreifende Umarbeitung hat gegenüber von der zweiten und dritten Auflage eigentlich nicht ſtattgefunden, die Aenderung beſchränkt ſich auf Verbeſſerung der Anordnung, Abkürzung, Berichtigungen und Vervollſtändigung der biographiſchen Notizen; dagegen ſind mehrere gute neue Abſchnitte hinzugekommen, z. B. in Bd. 2 eine ausführliche Charakteriſtik Joh. Müller's, und am Schluß des dritten Bandes gute Schilderungen der neueren Hiſtoriker.

Menzel, Wolfg., Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. 3 Bde. gr. 8. (XII, 452, VIII, 575, VII, 567 S.) Stuttgart 1858—59, Krabbe. 5 Thlr.

Dieſe neue Literaturgeſchichte iſt wohl zu unterſcheiden von Menzel's früherem Werk. Sie behandelt die deutſche Dichtung faſt ausſchließlich nach ihrem Stoff und gibt von jedem Stück einen gedrängten Bericht über den Inhalt. Die ſubjective Auffaſſung iſt dabei freilich nicht ausgeſchloſſen, indem es ein Hauptzweck des Verfaſſers zu ſein ſcheint, die ſittliche oder unſittliche, die religiöſe oder irreligiöſe Tendenz der beſprochenen Werke aufzudecken. Häufig ungenau.

Kurz, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller. 3. Bd. Lex. 8. (XI, 841 S.) Leipzig 1856—59, Teubner. 3 Thlr. 27 Ngr.

—— —— 2. (Titel-)Ausg. I. Abth. 3—21. Lief. II. Abth. 4—38. Lief. gr. Lex. 8. Ebend. 1858—59. à Lief. 6 Ngr.

Ein im Ganzen mit Geſchmack, Sachkenntniß und Sorgfalt ausgeführtes Werk, wenigſtens was die poetiſche Literatur und ihre Geſchichte betrifft. In Beziehung auf die geſchichtliche Literatur ſind dem Verfaſſer in Sybel's hiſtoriſcher Zeitſchrift eine Reihe ungerechter, halbwahrer und oberflächlicher Urtheile nachgewieſen worden. S. erſter Nachtrag S. 48 und zweiter Nachtrag S. 120.

(Eine 3. Aufl. [wovon bereits 13 Lieff. fertig ſind] wird in 48 Lieff. à ⅓ Thlr. ausgegeben.)

Kurz, Heinrich, Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. gr. 8. (XIV, 294 S.) Leipzig. 1860, Teubner. n. 28 Ngr.

Iſt nach denſelben Grundſätzen behandelt, wie des Verfaſſers größere „Geſchichte der deutſchen Literatur" und bildet inſofern zugleich auch eine Ergänzung des eben genannten Werkes, als hier die Quellen und Hilfsmittel ſowohl für die längeren Perioden als für kleinere Abſchnitte der Literaturgeſchichte, wie auch für die einzelnen Schriftſteller in möglichſt vollſtändiger Weiſe mitgetheilt werden. Meiſt gedrängte, oft ausführliche Inhaltsangaben bedeutenderer Werke werden vielen Leſern beſonders erwünſcht ſein.

Schwab, Guſtav, Die deutſche Proſa von Mosheim bis auf unſere Tage. Eine Muſterſammlung. Zweite vermehrte Aufl., beſorgt von K. Klüpfel. 3 Thle. 8. (XVI, 500, VII, 512, VII, 516 S.) Stuttgart 1860, Lieſching. 3 Thlr.

Nicht ſowohl ſtiliſtiſche Muſterſammlung, als ein weltliches Erbauungsbuch, das aus unſeren beſten Proſaſchriftſtellern eine Anzahl nach Form und Inhalt bedeutender Stücke zuſammenſtellt und mit literargeſchichtlichen und biographiſchen Notizen begleitet. Bei der neuen Auflage hat der Herausgeber, um, ohne die Bogenzahl und den Preis bedeutend zu vergrößern, Raum für Neues zu gewinnen, 32 Schriftſteller ausgeſchieden und dagegen 34 neue aufgenommen.

Gelzer, Heinrich, Die neuere deutſche Nationalliteratur nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten. 1. Theil. 3. neu überarbeitete Aufl. gr. 8. (XXIII, 422 S.) Leipzig 1858, Hirzel. 1⅓ Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 83.

Oeſer, Chriſt., ps. f. Schröer, Geſchichte der deutſchen Poeſie in Umriſſen u. Schilderungen. In 2. Aufl. größtentheils neu bearbeitet von J. W.

Schäfer. Mit dem Bildniſſe Goethe's nach Rietſchel's Denkmal. gr. 8. (VIII, 420, IV, 347 S.) Leipzig 1859, Brandſtetter. 3 Thlr.

Iſt in der neuen Bearbeitung durch Schäfer beinahe ein ganz neues Buch geworden, welches das Bedürfniß einer literariſchen Ueberſicht für die heranwachſende Jugend, namentlich für die weibliche, ſehr gut befriedigt. Die ältere Literatur iſt ſehr kurz behandelt, die neuere von Goethe an aber um ſo ausführlicher.

Minckwitz, Johannes, Der illuſtrirte neuhochdeutſche Parnaß. Eine Grundlage zum beſſeren Verſtändniß unſerer Literaturgeſchichte in Biographieen, Charakteriſtiken und Beiſpielen unſerer vorzüglichſten Dichter. 1—8. Lfg. gr. 8. (S. 1—840.) Leipzig 1860, Arnold. à Lief. 6 Ngr.

Ein Handbuch der Literaturgeſchichte in alphabetiſcher Ordnung, das neben dem Porträt der Dichter eine kurze Biographie und Charakteriſtik ſammt ausgewählten Beiſpielen gibt. Der Verfaſſer macht den Anſpruch, das äſthetiſche Urtheil zu reinigen und zu reformiren, verfährt aber dabei ſehr einſeitig und beurtheilt vor Allem die Schriftſteller darnach, wie ſie zu Platen ſtanden.

Prutz, Rob., Die deutſche Literatur der Gegenwart. 1848—58. 2 Bde. gr. 8. (XVI, 596 S.) Leipzig 1859, Voigt u. Günther. n. 3⅓ Thlr.

Läßt in journalartigen Artikeln die neueren Dichter Revüe paſſiren und beurtheilt ſie in verſtändiger Weiſe mit meiſtens richtigem Urtheil. Doch vermißt man oft größere Tiefe, ſowie religiöſe und perſönliche Unbefangenheit.

Schmidt-Weißenfels, Charaktere der deutſchen Literatur. 2 Bde. 8. (X, 276, 309 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. n. 3 Thlr.

I. Lenau. Gutzkow. Halm. Sternberg.

II. Auerbach. Meißner. Jul. Schmidt. Brachvogel.

Gödeke, Karl, Goethe u. Schiller. Zweite durchgeſ. Aufl. gr. 16. (VIII, 431 S.) Hannover 1859, Ehlermann. n. 28 Ngr.

Ein Separatabdruck aus dem Grundriſſe der Literaturgeſchichte Gödeke's. Gehört durch ſorgfältige Zuſammenſtellung des Thatſächlichen und richtiges ſeines Urtheil zu dem Beſten, was über die beiden Dichterheroen geſchrieben worden iſt.

Köſtlin, Karl, Goethe's Fauſt, ſeine Kritiker u. Ausleger. gr. 8. (VI, 186 S.) Tübingen 1860, Laupp. 27 Ngr.

Sucht zwiſchen den zwei entgegengeſetzten Richtungen der vorhandenen Fauſtkommentare, der enthuſiaſtiſchen Ueberſchätzung der älteren und dem Uebermaß kritiſcher Schärfe der neueren zu vermitteln, das abſtracte Philoſophiren über Fauſt zu verabſchieden und eine den zweiten Theil mit umfaſſende Entwicklung des Ganges der Handlung zu geben. Eine ſorgfältige, mit feinem äſthetiſchem Urtheile ausgeführte Betrachtung, welche einen gewiſſen Abſchluß der Erörterung über Fauſt gewährt. Beſonders Solchen zu empfehlen, welche ſich in der Fauſtliteratur orientiren wollen, ohne ſich auf die Einzelnheiten der Streitfragen zu ſehr einzulaſſen.

Schmidt, Julian, Schiller u. ſeine Zeitgenoſſen. Eine Gabe für den 10. Nov. 1859. gr. 8. (V, 466 S.) Leipzig 1859, Herbig. n. 2⅓ Thlr.

Großentheils Auszüge aus den Briefen des Dichters und ſeiner Freunde über Schiller's Werke. Bei der Kritik zu ſehr der objective Maaßſtab der Recenſion eines modernen Werkes angewendet.

Düntzer, Heinr., Schiller u. Goethe. Ueberſichten u. Erläuterungen zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. gr. 8. (VII, 319 S.) Stuttgart 1859, Cotta. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine ſorgfältige Zuſammenſtellung des Thatſächlichen, Ausfüllung der Lücken aus ſonſtigen Briefen und Nachrichten, Erklärung der Urtheile über Perſonen und Werke, richtiger Ordnung der Briefe und endlich eine Würdigung des ganzen Verhältniſſes zwiſchen Schiller und Goethe.

Marggraff, Herm., Schiller's u. Körner's Freundſchaftsbund, Einleitung zur 2. wohlf. Ausgabe von Schiller's Briefwechſel mit Körner. 8. (III, 94 S.) Leipzig 1859, Veit u. Comp. n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſtellt die aus dem Briefwechſel zu entnehmenden Reſultate für Schiller's Lebensgeſchichte in zweckmäßiger Ueberſicht zuſammen und ſchildert uns die Art des Verhältniſſes, das zwiſchen Schiller und Körner beſtand.

Wenzel, Karl Guſtav, Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographiſche Jubelfeſtgabe zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich v. Schiller's. Lex. 8. (VIII, 352 S.) Dresden 1859, Arnold. n. 2⅔ Thlr.

Bibliographie der Schiller- und Goetheliteratur, ſowie der über die Angehörigen des Weimariſchen Fürſtenhauſes jener Zeit erſchienenen Schriften.

Wurzbach Conſt. von Tannenberg, Das Schillerbuch. Feſtgabe zur 1. Säcularfeier von Schiller's Geburt 1859. Mit 40 (Kupfer-, Stein- u. Holzſchnitt-) Taf. u. Photo-Autogr. Imp. 4. (XXIV, 324 S.) Wien 1860, Gerold's Sohn. n. 13⅓ Thlr.

Ein Prachtwerk, das die Bilder von Schiller, ſeiner Frau, ſeinen Eltern, Verwandten und Nachkommen, ſowie der Schillerhäuſer und Schillerſtatuen ꝛc. gibt, dabei die Schillerliteratur in weiteſtem Umfang verzeichnet und nicht nur Büchertitel, ſondern auch neue Materialien zur Schillerbiographie enthält.

Büchting, Ad., Verzeichniß der zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich v. Schillers erſchienenen Bücher, Kunſtblätter, Kunſtwerke, Muſikalien, Denkmünzen ꝛc. 16. (84 S.) Nordhauſen 1860, Büchting. ⅓ Thlr.

Da wir die vielen Schillerreden nicht einzeln aufführen können, ſo verweiſen wir auf dieſes Verzeichniß.

Kampſchulte, F. W., Die Univerſität Erfurt in ihrem Verhältniſſe zum Humanismus u. der Reformation ꝛc. 2. Theil: die Reformation. gr. 8. (XI, 280 S.) Trier 1860, Lintz. 1 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 61. Dem Anfang entſprechende gute Fortſetzung.

Pröhle, Heinr., Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeſchichte, Literaturgeſchichte u. Culturgeſchichte. gr. 8. (XX, 476 S.) Leipzig 1859, Gräbner. 2⅓ Thlr.

Enthält eine Geſchichte der proteſtantiſchen Freunde und freien Gemeinden in der Provinz Sachſen, S. 1—221, und dann verſchiedene kleinere Aufſätze über Perſönlichkeiten und Zuſtände der neueren Geſchichte.

Bippen, Wilh. v., Eutiner Skizzen. Zur Cultur- u. Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. gr. 8. (VIII, 319 S.) Weimar 1859, Böhlau. n. 1⅓ Thlr.

Handelt hauptſächlich von Joh. Heinr. Voß und den Gebrüdern Stolberg und gibt auch intereſſante Beiträge zur Geſchichte des Hainbundes. Neben angenehmer Darſtellung wird der aufmerkſame Leſer auch eine tiefere Auffaſſung der Gegenſtände finden.

Rößler, Conſtantin, Guſtav Freytag und die deutſche Dichtung der Gegenwart. 8. (III, 99 S.) Berlin 1860, Springer's Verl. ⅓ Thlr.

Eine ſehr eingehende, mit Liebe ausgeführte Würdigung Freytag's und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen.

Germania. Vierteljahrſchrift für deutſche Alterthumskunde. Herausgeg. von Franz Pfeiffer. 4. 5. Jahrg. à Jahrg. 4 Hefte. gr. 8. Wien 1859. 60, Tendler u. Comp. à Jahrg. n. 3⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 62.

Simrock, Karl, Deutſche Weihnachtslieder. Eine Feſtgabe. gr. 16. (XXXIV, 358 S.) Leipzig 1859, T. O. Weigel. 1⅓ Thlr.

Hutten, Ulrich. Opera quae reperiri potuerunt omnia. Ed. Eduardus Boecking. Vol. I. et II. Epistolae. Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking. 1. Bd.: Briefe von 1506—1520. Mit Hutten's Portrait. Lex. 8. (CXX, 462 S. mit Portr. in Holzſchn.) Leipzig 1859, Teubner. n. 6 Thlr.

2. Bd.: Briefe von 1520—1525. Lex. 8. (515 S. mit 1 lith. Facſ. in Fol.) Ebend. 1859. n. 5⅓ Thlr.

4. Bd.: Geſpräche. Lex. 8. (X, 692 S.) Ebend. 1860. n. 6 Thlr.

Eine ſehr ſorgfältig redigirte und ſplendid ausgeſtattete Ausgabe.

Engliſche Literatur.

Kreyßig, F., Vorleſungen über Shakeſpeare, ſeine Zeit u. ſeine Werke. 2. Bd. 8. (VII, 451 S.) 3. (Schluß-)Bd. (VI, 512 S.) Berlin 1859. 60, Nicolai's Verl. 4 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 63.

Iſt mit dem 3. Bande beendigt. Ein für das Verſtändniß Shakeſpeare's ſehr förderliches Werk, das beſonders zum Selbſtſtudium zu empfehlen iſt. Wohl der beſte deutſche Commentar.

Bodenſtedt, Fr., Shakeſpeare's Zeitgenoſſen u. ihre Werke. In Charakteriſtiken u. Ueberſetzungen. 2. Bd.: John Fords dramatiſche Dichtungen nebſt Stücken von Dekker u. Rowley. gr. 8. (XXXIX, 389 S.) Berlin 1860, Decker. 1⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 63.

Ford, geboren 1586, ein Juriſt, liebte es nach abſonderlichen Stoffen zu greifen, die ein pſychologiſches Räthſel darboten, das er dann poetiſch zu löſen ſuchte. In der Sprache nahm er ſich Shakeſpeare zum Muſter. Sehr gute Ueberſetzung.

Gätſchenberger, Steph., Geſchichte der engliſchen Literatur mit beſonderer Berückſichtigung der politiſchen u. Sittengeſchichte Englands. 1. Thl.: das Mittelalter. Die Romantik bis zu den Zeiten der Königin Eliſabeth. gr. 8. (VIII, 300 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. n. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer hat ſich Gervinus zum Vorbild gewählt und ihm auch das Buch gewidmet, iſt ihm aber weder in Beherrſchung des Stoffes noch im Urtheil ebenbürtig.

Liebert, Guſtav, Milton. Studien zur Geſchichte des engliſchen Geiſtes. gr. 8. (VII, 396 S.) Hamburg 1860, O. Meißner. 1⅓ Thlr.

Biographie und Betrachtung der Werke, mit beſonderer Vorliebe für die politiſche Geſinnung Miltons.

Jahrbuch für romaniſche und engliſche Literatur, unter beſonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf herausgegeben von Adolf Ebert. I. II. Bd. (Jahrg.) gr. 8. Berlin 1859. 60, Ferd. Dümmler u. A. Aſher u. Comp. à Bd. n. 3 Thlr.

Franzöſiſche Literatur.

Schmidt-Weißenfels, Geſchichte der franzöſiſchen Revolutionsliteratur 1789—1795. gr. 8. (VIII, 395 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. n. 3 Thlr.

Eine Geſchichte der franzöſiſchen Literatur vor und während der Revolution, ſoweit ſie zu letzterer in näherer Beziehung ſtand. Eine etwas oberflächliche Arbeit, wie es bei des Verfaſſers literariſcher Induſtrie nicht wohl anders ſein kann, aber immerhin ein für den erſten Anlauf brauchbares Buch.

Hettner, Herm., Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. II. Theil. Die franzöſiſche Literatur. gr. 8. (IX, 553 S.) Braunſchweig 1860, Vieweg u. Sohn. n. 2⅔ Thlr.

Zeichnet ſich durch klare, einfache und doch anziehende Darſtellung aus. S. zweiter Nachtrag S. 118.

Holland, W. L., Crestien von Troies. Eine literaturgeſchichtliche Unterſuchung. gr. 8. (X, 284 S.) Tübingen 1854. Fues. n. 1 Thlr. 21 Ngr.

Gründliche Monographie über einen bedeutenden altfranzöſiſchen Dichter aus dem 12. Jahrhundert.

Spaniſche und Portugieſiſche Literatur.

Wolf, Ferd., Proben portugieſiſcher und catalaniſcher Volksromanzen. Mit einer literarhiſtoriſchen Einleitung über die Volkspoeſie in Portugal und Catalonien. Lex. 8. (155 S.) Wien 1856, Gerold's Sohn. n. 24 Ngr.

—— —— Beiträge zur ſpaniſchen Volkspoeſie, aus den Werken Fernan Caballero's. Lex. 8. (91 S.) Ebend. 1859. n. n. 14 Ngr.

Zwei Arbeiten eines Meiſters, in welchen eine Fülle neuen und anziehenden Stoffes niedergelegt iſt.

Wolf, Ferd., Studien zur Geſchichte der ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalliteratur. gr. 8. (VII, 747 S.) Berlin 1859, Aſher u. Comp. n. 4⅔ Thlr.

Eine Reihe der gediegenſten Unterſuchungen über mittelalterliche ſpaniſche Literatur überhaupt, über die Romanzenpoeſie der Spanier insbeſondere, über die Geſchichte des ſpaniſchen Dramas, endlich Beiträge zur Geſchichte der portugieſiſchen Literatur im Mittelalter. Wendet ſich auch der Verfaſſer, unbeſtritten der erſte Kenner jener beiden ſüdlichen Literaturen, mit dieſem Werke vorzugsweiſe an den Gelehrten, ſo bietet er doch wieder Vieles, was auch Anderen zugänglich iſt.

—— —— Dom Antonio José da Silva, der Verfaſſer der ſogenannten „Opern des Juden“ (Operas do Judeu). Lex. 8. (33 S.) Wien 1860, Gerolds Sohn. n. 4 Ngr.

Höchſt bedeutende Bereicherung der portugieſiſchen Literaturgeſchichte. Wiederbeleber und Vermittler des volksthümlichen Elements im Drama, nimmt der hier beſprochene unglückliche Dichter — er wurde 19. Okt. 1739 von der Inquiſition verbrannt — ſeine Stelle zwiſchen Gil Vicente und Almeida Garrett ein.

Indiſche Literatur.

Pantſchatantra: Fünf Bücher indiſcher Fabeln, Märchen u. Erzählungen. Aus dem Sanskrit überſetzt mit Einleitung u. Anmerkungen von Theod. Benfey. 2 Bde. gr. 8. (XLIII, 611, VIII, 556 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 8 Thlr.

Das älteſte und wichtigſte Fabelwerk der Inder, und die Grundlage der meiſten Fabeln und Märchen des Orients ſowie Europas. Die älteſte deutſche dem 15. Jahrh. angehörende Ueberſetzung dieſes uralten Buches hat Profeſſor Holland in der Bibliothek des Stuttg. lit. Vereines herausgegeben.

Kulturgeſchichte.

Marbach, Joh., Die heilige Weihnachtzeit, nach Bedeutung, Geſchichte, Sitten u. Symbolen dargeſtellt. 8. (IV, 116 S.) Frankfurt a/M. 1858, Sauerländer's Verl. 5/12 Thlr.

Eine anziehende Darſtellung des Gegenſtandes.

Klemm, Guſtav, Die Frauen. Kulturgeſchichtliche Schilderungen des Zuſtandes der Frauen in den verſchiedenen Zonen und Zeitaltern. 5. Bd. 8. (III, 308 S.) 6. (Schluß-) Bd. 8. (404 S.) Dresden 1858, Arnold. à n. 2 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 117 und dritter Nachtrag S. 59.

Scherr, Johs., Geſchichte der deutſchen Frauen. In 3 Büchern nach d. Quellen. gr. 8. (VII, 479 S.) Leipzig 1860, O. Wigand. n. 2⅓ Thlr.

Gibt neben der Geſchichte der ſocialen Stellung der Frauen Schilderungen von ſolchen, die eine hervorragende Rolle geſpielt haben, ſei es durch Geiſt oder durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, wobei freilich Mätreſſengeſchichten den meiſten Stoff liefern.

Riehl, W. H., Kulturſtudien aus drei Jahrhunderten. 2. Aufl. gr. 8. (VI, 407 S.) Stuttgart 1859, Cotta. 2 Thlr.

1) Hiſtoriſches Stillleben. 2) Zur Volkskunde der Gegenwart. 3) Unſere muſikaliſche Erziehung.

Frenzel, Karl, Dichter und Frauen. Studien. 8. (V, 298 S.) Hannover 1859, Rümpler. n. 1⅓ Thlr.

Inhalt: Dante Alighieri, Torquato Taſſo, Luis de Camoëns, Calderon's hiſtor. Dramen, Bertrand de Born, François Regnard, ein franz. Luſtſpieldichter, Louiſe de la Valière, Julie Lespinaſſe, Louiſe d'Epinay und J. Jaques Rouſſeau.

—— —— Dichter und Frauen. Studien. 2. Sammlung: Firduſi. Madonna. Laura. Machiavelli. Mig. de Cervantes. Molière. Aiſſe. Voltaire's Trauerſpiele. Die Dichter der Freiheitskriege. 8. (V, 367 S.) Hannover 1860, Rümpler. n. 1⅓ Thlr.

Anſprechende Bilder, mit Geiſt und Eleganz ausgeführt.

Grimm, Herm., Eſſays. gr. 8. (III, 354 S.) Hannover 1859, Rümpler. n. 1⅔ Thlr.

Alfieri und die Riſtori. Die Venus von Milo. Lord Byron und Leigh Hunt. Die Erwartung des jüngſten Gerichts von Cornelius. Die Bearbeitung von Shakeſpeare's Sturm durch Dryden und Davenant. Deutſches Theater im ſechszehnten Jahrhundert. Rafael und Michel-Angelo. Friedrich der Große von Macaulay. Schiller und Goethe.

Sehr gut geſchriebene und gehaltvolle literatur- und kunſtgeſchichtliche Betrachtungen.

Biographieen.

Männer der Zeit. Biographiſches Lexikon der Gegenwart. I. Serie. gr. 4. (IV, 943 S.) Leipzig 1860, Lorck. n. 4 Thlr.

(Wurde auch in 12 Lieff. à n. ⅓ Thlr. ausgegeben und enthält 500 Biographien.)

Zum Theil von den Betreffenden ſelbſt geliefert und daher verſchieden an Ausführlichkeit und Behandlung; hat den Credit der Zuverläſſigkeit.

Bülau, Fr., Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. 9. Bd. gr. 12. (V, 468 S.) 10. Bd. (V, 462 S.) 11. Bd. (V, 503 S.) Leipzig 1858. 59, Brockhaus. à Bd. n. 2⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 130 und dritter Nachtrag S. 65.

Hartmann, Moritz, Bilder und Büſten. 2 Thle. in 1 Bde. 8. (VIII, 375 S.) Frankfurt a/M. 1860, Meidinger, Sohn u. Comp. 2 Thlr.

Enthält Charakteriſtiken des Bildhauers Franc. Rude, des Dichters Béranger, des Bildhauers Barye, Thom. Carlyle's, des Componiſten Stephan Heller, der Gräfin Orſini. Eine zweite Abtheilung berichtet über Wanderungen in den pariſer Ateliers. Sehr anziehend geſchrieben.

Schlimpert, M., Vorbilder der Vaterlandsliebe, des Hochſinnes und der Thatkraft. Charaktergemälde aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künſtler u. Induſtrieller. br. 8. Mit 75 eingedr. Holzſchnitt. u. 1 ill. Titelbild. (VIII, 210 S.) Leipzig 1860, Spamer. n. 1 Thlr.

Als Leſebuch für die Jugend zu empfehlen.

Heß, Joh. Ed., Biographien u. Authographen zu Schillers Wallenſtein. hoch 4. (XV, 448 S.) Jena 1859, Mauke. n. 2⅔ Thlr.

Studien über die hiſtoriſchen Perſonen, die in Schillers Wallenſtein vorkommen, von einem literariſchen Dilettanten mit Liebe ausgeführt.

Reumont, Alfred v., Die Gräfin von Albany. 2 Bde. Mit lith. Portrait. 8. (XXI, 445, 421 S.) Berlin 1860, Decker. 4⅓ Thlr.

Die Gräfin Albany, eine geborene Stolberg, war die Gemahlin eines der letzten Abkömmlinge der Stuarts und Freundin des italieniſchen Dichters Alfieri, der ihr nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſeine beſten Schöpfungen zu danken hatte. Sie lebte und ſtarb zu Florenz im 72. Jahre 1824. Das Buch iſt ſehr reich an intereſſantem Stoff und gibt namentlich eine gute Schilderung der italieniſchen Geſellſchaft und der literariſchen Perſönlichkeiten ſeit 1780. Briefe der Gräfin Albany und an dieſelbe füllen die zweite Hälfte des zweiten Bandes.

Labes, Eugen, Ernſt Moritz Arndt. Ein Büchlein f. d. deutſche Volk ꝛc. gr. 16. (V, 127 S.) Jena 1860, Döbereiner. n. ⅓ Thlr.

Eine populäre Biographie, von einem Verehrer Arndts mit Wärme geſchrieben.

[**Haym,** R.], Ernſt Moritz Arndt. gr. 8. (45 S.) Berlin 1860, G. Reimer. 6 Ngr.

(Beſ. abgedr. aus dem 5. Bande der preuß. Jahrbücher.)

Eine an Arndts neue Gedichtſammlung anknüpfende Charakteriſtik.

Beyſchlag, Willibald, Aus dem Leben eines Frühvollendeten, des evangeliſchen Pfarrers Franz W. T. Beyſchlag (geb. zu Frankfurt a. M. 1826, geſt. d. 6. Jan. 1856). Ein chriſtl. Lebensbild aus der Gegenwart. 2 Thle. 8. (XV, 326, 285 S.) Berlin 1858. 59, Rauh. 2⅓ Thlr.

Anziehende Biographie eines, durch ernſte innere Kämpfe hindurchgegangenen, ſehr begabten jungen Mannes, von deſſen älterem gleichſtrebenden Bruder mit Lebendigkeit und künſtleriſcher Abrundung geſchrieben, ſo daß das Buch zugleich den Charakter von Denkwürdigkeiten aus ſeinem eigenen Leben trägt. Zugleich ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte der theologiſchen und kirchlichen Zuſtände ſeit den vierziger Jahren. Sehr paſſendes Geſchenk für einen jungen Theologen.

Faber. Nach ſeinen eigenen Briefen. (Als Handſchrift gedruckt.) (111 S.) Leipzig 1858, Brockhaus.

Intereſſante Biographie eines Hamburgers, welcher Vorſtand eines großen Handlungshauſes in Cadiz war und zugleich mit raſtloſem Eifer ſich den Wiſſenſchaften widmete. Er erwarb ſich durch Forſchungen über altſpaniſche Poeſie große Verdienſte. Das Material dieſer Mittheilungen iſt größtentheils aus Briefen an den Pädagogen Campe entnommen, zu deſſen Zöglingen er einſt gehörte und mit dem er Zeitlebens in dem Verhältniß eines Sohnes blieb. Er iſt der Johannes in Campe's Robinſon.

Bulgarin, Thad. von, Memoiren. Abriſſe von Geſchehenem, Gehörtem u. Erlebtem. Aus dem Ruſſiſchen überſ. von Ev. Reinthal u. H. Clemenz. Lief. 1—5. gr. 8. od. I. II. IV. Bd. 1. Abth. S. IV, 1—92. (XII, 172, 204. IV, 1—92.) Jena 1858—60, Mauke. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Unterhaltende Selbſtbiographie eines beliebten ruſſiſchen Schriftſtellers. Beſonders intereſſant ſind die Schilderungen aus dem Leben des polniſchen Adels und den Zeiten der napoleoniſchen Kriege.

Chézy, Helmina v., Unvergeſſenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von ihr ſelbſt erzählt. 2 Thle. gr. 12. (XVI, 377, IV, 111 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Redſelige Mittheilungen aus dem vielbewegten Leben der Dichterin, die manches Intereſſante zu erzählen weiß. Die Darſtellung breiter und nachläſſiger, als in ihren früheren Schriften.

Daumer, G. Fr., Meine Converſion. Ein Stück Seelen- u. Zeitgeſchichte. gr. 8. (XI, 255 S.) Mainz 1859, Kirchheim. 26 Ngr.

Der durch ſeine philoſophiſchen Schriften, ſeine Polemik gegen das Chriſtenthum und ſeine Mittheilungen über Kaspar Hauſer bekannte Verfaſſer ſucht in dieſer Schrift ſeinen kürzlich erfolgten Uebertritt zum Katholicismus zu erklären und zu vertheidigen.

[Förſter, H.], Diepenbrock, Cardinal u. Fürſtbiſchof Melchior v. Ein Lebensbild. 8. (VIII, 275 S.) Breslau 1859, Hirt's Verl. n. 1 Thlr.
(Auch in 16. XII, 294 S. n. ⅔ Thlr.)

Gibt ein treues Bild des ächtfrommen Kirchenfürſten in geſchmackvoller Ausführung, geht aber weniger als man oft wünſchen möchte, auf das Einzelne und Perſönliche ein. Der Verfaſſer iſt der Nachfolger Diepenbrocks auf dem Breslauer Biſchofsſtuhl.

Douglaß, Frederick, Sclaverei und Freiheit. Autobiographie. Aus dem Engliſchen übertragen von Ottilie Aſſing. 8. (XV, 366 S.) Hamburg 1860, Hoffmann u. Campe. 1⅓ Thlr.

Geſchichte eines ſehr begabten Mulatten in den Vereinigten Staaten, der ſich durch eigene Geiſteskraft aus der Sclaverei zur Freiheit emporgearbeitet hat, ein berühmter Mann, ausgezeichneter Redner und ein Hauptheld der Antiſclavereiagitation geworden iſt.

Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben ꝛc. 4. Thl. 8. (XV, 304 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 1⅔ Thlr.
5. Thl. 8. (XIII, 342 S.) Ebend. 1860. n. 1⅔ Thlr.

Der 4. Theil handelt von des Verfaſſers Wirkſamkeit als Miniſterialrath im Eichhorn'ſchen Miniſterium, vertheidigt Eichhorn gegen Verunglimpfungen und irrige Vorurtheile, ſucht ſeine Tendenzen zu rechtfertigen und gibt über manche Dinge, die Eichhorn Haß und Vorwürfe zugezogen, authentiſche Aufſchlüſſe. Der 5. Theil enthält weniger biographiſchen Stoff als Zeitbetrachtungen, beſonders über die Jahre 1848 und 49 und die damaligen politiſchen Fragen, u. A. auch eine Charakteriſtik Wangenheims und der von ihm vertretenen mittelſtaatlichen Oppoſition gegen die deutſchen Großmächte. S. zweiter Nachtrag S. 135 und dritter S. 67.

Preis des ganzen Werkes n. 8⅔ Thlr.

kaiſerl. Archive. 2. Bd. mit 4 Portr. u. 3 Schlachtplänen. 3. Bd. mit 3 Portr., 3 Stahlſt. u. 1 Facſim. Lex. 8. (VIII, 537, IX, 619 S.) Wien 1858, typogr.-literar.-artiſt. Anſtalt. n. 5⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 67.

Dieſes nun vollendete Werk nimmt eine wichtige Stelle in der Geſchichtsliteratur ein. Die ſehr werthvollen Materialien dürften übrigens etwas mehr verarbeitet und nach ihren Reſultaten in die Zeitgeſchichte eingefügt ſein.

Dettmer, C., Profeſſor Guſtav Evers. Eine Lebensſkizze. gr. 8. (20 S.) Lübeck 1859, v. Rohden. 4½ Ngr.

Schilderung eines als Lehrer und vaterländiſch geſinnter Mann hochgeachteten Gymnaſialprofeſſors zu Lübeck.

Preger, Wilh., Matthias Flacius Illyricus u. ſeine Zeit. 1. Hälfte. gr. 8. (VII, 436 S.) Erlangen 1859, Bläſing. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine für den Theologen geſchriebene Biographie des bekannten lutheriſchen Eiferers.

Schmidt-Weißenfels, Friederich Gentz. Eine Biographie mit 2 Portr. u. einem autogr. Brief Gentzens. 2 Bdchen. 8. (VIII, 312, VIII, 323 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. n. 3 Thlr.

Eine unterhaltend geſchriebene Biographie, bei der man aber eine tiefere pſychologiſche Auffaſſung um ſo mehr vermißt, als ihr Held Gegenſätze in ſich vereinigt, die zum Nachdenken und Urtheil darüber auffordern.

Schwab, Joh. Bapt., Johannes Gerſon, Profeſſor der Theologie u. Kanzler der Univerſität Paris ꝛc. Lex. 8. (XVI, 808 S.) Würzburg 1859, Stahel. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Eine gute Arbeit, mit der Tendenz, Gerſon von der Glorie eines Vorläufers der Reformation zu entkleiden und ihn als beſonnenen Kirchenmann darzuſtellen.

Rahden, Wilh. v., Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. A. u. d. Tit.: Suppl. zu den Wanderungen eines alten Soldaten. 3. Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg 1833—1840. Mit 1 Facſim. Lex. 8. (XI, 67 S.) Berlin 1859, Decker. ½ Thlr.

Gomez war ein tapferer General der carliſtiſchen Armee, der 1836 einen kühnen Zug durch ganz Spanien machte und wird hier von ſeinem Waffengefährten geſchildert.

S. erſter Nachtrag S. 70.

Görres, Joſeph v., Geſammelte Briefe. 1. Bd.: Familienbriefe. gr. 8. (XII, 509 S.) München 1858, literar.-artiſt. Anſtalt. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Piper, Ferd., Goethe's nationale Stellung und die Errichtung ſeiner Statue in Berlin. gr. 8. (63 S.) Berlin 1860, Schröder's Verl. n. 12 Ngr.

Apologie Goethe's in nationaler Hinſicht.

Röpe, Geo. Reinh., Johann Melchior Göze, eine Rettung. Mit Portr. u. Facſ. gr. 8. (XVI, 280 S.) Hamburg 1860, Nolte u. Köhler. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ehrenrettung des in der Literatur von ſeinem Streit mit Leſſing her bekannten und für den Typus eines bornirten Eiferers geltenden Hamburger Predigers.

Denhard, B., die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Ein Vortrag. gr. 8. (47 S.) Hanau 1860, König. n. 8 Ngr.

Eine warme Schilderung der großen unvergänglichen Verdienſte dieſer beiden Männer.

206 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine ſorgfältig bearbeitete Monographie. Der Verfaſſer ſucht, an Gervinus' ungerecht geringſchätziges Urtheil über Günther anknüpfend, deſſen poetiſche Bedeutung ans Licht zu ſtellen, und durch Darlegung ſeiner Lebensumſtände zu zeigen, wie viel auch fremde Schuld zu ſeinem Verkommen beigetragen habe.

Hebel, J. P., Feſtgabe zu ſeinem hundertſten Geburtstage ꝛc. Herausgeg. v. Friedr. Becker. Lex. 8. (XX, 350 S. mit 7 Steintaf.) Baſel 1860, Schweighauſer's Sort. n. 2 Thlr.

Enthält nach einer Einleitung des Herausgebers Briefe Hebels an Freunde, dichteriſche Grüße zu ſeinem Andenken und eine Abhandlung Hagenbachs über die Basler Mundart.

Aus Hebels Briefwechſel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. gr. 8. (VIII, 60 S.) Freiburg im Breisgau 1860, Wagner. n. 16 Ngr.

Herder's, J. G., Reiſe nach Italien. Herder's Briefwechſel mit ſeiner Gattin vom Auguſt 1788 bis Juli 1789. Herausgeg. v. H. Düntzer u. Ferd. Gottfr. v. Herder. gr. 8. (XXXII, 416 S.) Gießen 1859, Ricker. n. 2 Thlr.

Ein werthvoller Beitrag nicht nur zu Herders, ſondern auch zu Goethe's Biographie, über den die Briefe manche Nachrichten enthalten.

Pupikofer, J. A., Johann Jakob Heß als Bürger und Staatsmann des Standes Zürich und eidgenöſſiſcher Bundespräſident. Ein biographiſcher Beitrag zur Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in der Reſtaurations- u. Regenerationszeit 1791—1853. Nebſt Bildniß. Lex. 8. (XII, 331 S.) Zürich (Leipzig 1859, Hirzel) n. 1⅔ Thlr.

Wir lernen hier einen der ehrenhaften und einſichtsvollen Staatsmänner kennen, welche der Schweiz zur Ehre gereichen, von einem vertrauten Freunde nicht nur mit Liebe, ſondern auch mit Fleiß und Sachkenntniß geſchildert. Das Buch iſt von wirklichem Werth für die allgemeine Schweizergeſchichte, beſonders für die Jahre 1833, 1839 und 1847.

Hertz, Martin, Helius Eoban. Heſſe. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Ein Vortrag. gr. 8. (38 S.) Berlin 1860, Hertz. ⅓ Thlr.

Intereſſante Charakteriſtik eines hervorragenden Humaniſten des 16. Jahrhunderts, mit philologiſcher Eleganz ausgeführt.

Wittwer, W. C., Alexander von Humboldt. Sein wiſſenſchaftliches Leben u. Wirken den Freunden der Naturwiſſenſchaften dargeſtellt. Mit Bildniß u. Facſimile. 1. Lief. gr. 8. (VI, 1—192 S.) Leipzig 1860, T. O. Weigel. 1⅓ Thlr.

Keine eigentliche Biographie, ſondern eine überſichtliche Darſtellung von Humboldts Reiſen und naturwiſſenſchaftlichen Leiſtungen.

Klencke, Herm., Alex. v. Humboldt. Ein biographiſches Denkmal. 4. Aufl. Mit Humboldts Portr. u. 1 Karte. gr. 8. (VII, 282 S.) Leipzig 1859, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Memoiren Alexander v. Humboldt's. 1—6. Lief. gr. 8. (S. 1—480.) Leipzig 1860, E. Schäfer. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Arbeit eines unbekannten Gelehrten, der in perſönlichem Verkehr mit Humboldt geſtanden haben muß und aus Papieren Humboldts geſchöpft zu haben ſcheint. Dieſer erſte Band erzählt manches Leſenswerthe über Humboldts Reiſen.

(Soll in 12—16 Lieff. beendet ſein.)

Humboldt, Alex. v., Briefe an Varnhagen von Enſe aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebſt Auszügen aus Varnhagens Tagebüchern und Briefen von Varnhagen u. A. an Humboldt. 1—5. Aufl. gr. 8. (XXIII, 400 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Ein Buch, das bekanntlich großes Aufſehen erregt und in wenigen Monaten 5 Auflagen erlebt hat. Es verdankt dieſen Erfolg hauptſächlich den darin enthaltenen ſcharfen und rückſichtsloſen Urtheilen über hochſtehende Perſönlichkeiten, verdient aber durch ſeinen reichen Inhalt auch wirklich die Beachtung gebildeter Leſer. Die Briefe und die Commentare Varnhagens geben tiefe Einblicke in den umfaſſenden Geiſt Humboldts, ſowie in die Berliner Verhältniſſe und ſeine Stellung zu denſelben. Unter den Briefen an Humboldt ſind manche nicht blos Curioſitäten, ſondern von wirklichem Gehalt, wie z. B. die Briefe Metternichs.

Humboldt's, W. v., Briefe an F. G. Welcker. Herausgeg. v. R. Haym. gr. 8. (X, 154 S.) Berlin 1859, Gärtner. n. 28 Ngr.

Als Beleg für W. v. Humboldts philologiſche und kunſtgeſchichtliche Studien wichtig.

Strauß, David Fried., Ulrich von Hutten. 3. Theil. Geſpräche von Ulrich von Hutten, überſetzt u. erläutert. gr. 8. (LVIII, 418 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer der Biographie giebt hier eine elegante Ueberſetzung der bedeutendſten Geſpräche Huttens und begleitet dieſen Nachtrag mit einem Vorwort, in welchem er ſich über verſchiedene Zeitbeziehungen und insbeſondere über ſeine theologiſchen Anſichten ausſpricht, welche dieſelben ſind, die dem Leben Jeſu zu Grunde lagen, deſſen 25jähriges Jubiläum er gelegentlich feiert. S. dritter Nachtrag S. 70.

Ledderhoſe, K. F., Leben u. Lieder des Friedr. Kayſer, weil. Diakonus in Gernsbach. gr. 8. (VII, 144 S.) Heidelberg 1859, K. Winter. n. ⅔ Thlr.

Biographie eines früh verſtorbenen Geiſtlichen, der ſich mit Eifer und Hingabe ſeinem Berufe widmete, durch ſchönes Familienleben beglückt und zuletzt durch körperliche Leiden immer tiefer im chriſtlichen Leben befeſtigt wurde.

Kleiſt's, H. v., geſammelte Schriften. Herausg. v. L. Tieck, revid., ergänzt u. mit einer biographiſchen Einleitung verſehen von Julian Schmidt. 3 Bde. gr. 16. (CXXIII, 436, 519, 424 S.) Berlin 1859, G. Reimer. n. 1⅓ Thlr.

Die Einleitung gibt eine ſehr eingehende Würdigung Kleiſt's als Dichters und verwendet die vorhandenen Materialien zu neuen Unterſuchungen über ſein Leben.

—— —— Briefe an ſeine Schweſter Ulrike. Herausgeg. v. A. Koberſtein. gr. 8. (XXVII, 146 S.) Berlin 1859, Schröders Verl. n. 1 Thlr.

Dieſe Briefe gewähren manche neue Aufſchlüſſe über einige dunklere Punkte in des Dichters Leben und beſonders über ſein unglückliches Ende. In einer ausführlichen Einleitung beſpricht der Herausgeber die Berichtigungen und Ergänzungen, welche ſich aus dieſen Briefen ſowohl für Bülow's Biographie als für Julian Schmidt's Darſtellung ergeben.

Reichlin-Meldegg, C. A. v., Friederich Kortüm. Nach ſeinem Leben u. Wirken in Umriſſen dargeſtellt. Mit Portr. gr. 8. (19 S.) Leipzig 1858, J. J. Weber. n. ⅓ Thlr.

Beitr. z. ſächſ. Geſch. d. 16. Jahrh. N. 2 Bde. 8. (LIV, 373, 336 S.) Mit 14 Anſichten, Porträts, Facſim. Dresden 1859, Kuntze. n. 3⅓ Thlr.

Ausführliche, aus Urkunden geſchöpfte, aber nicht recht verarbeitete Biographie jenes unglücklichen Kanzlers, der, des Calvinismus angeklagt, hingerichtet wurde.

Aſſing, Ludmilla, Sophie v. La Roche, die Freundin Wielands. 8. (384 S.) Berlin 1859, Janke. 1⅓ Thlr.

Eine Biographie von literarhiſtoriſchem Intereſſe. Beſonders anziehend iſt die Jugend der durch Talent, Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Schriftſtellerin beſchrieben.

Stahr, Adolf, G. E. Leſſing. Sein Leben u. ſeine Werke. 2 Thle. gr. 8. (X, 357, 358 S.) Berlin 1859, Guttentag. n. 4 Thlr.

Eine populäre, mit Geiſt geſchriebene Biographie. Doch iſt Leſſings theologiſche Richtung, in welcher ſich der Verfaſſer heimiſch fühlt, zu ſehr als die allein berechtigte vorausgeſetzt.

[**Adami,** F.], Luiſe, Königin von Preußen, dem deutſch. Volke gewidmet. 3. umgearb. Aufl. 16. (XXIII, 421 u. Anh. 14 S.) Berlin 1859, Dümmler's Verl. n. 2 Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 91.

Eine neue Bearbeitung des dort genannten Buches.

Langbein, W. (Prof. in Stettin), Carl Mager's Leben aus ſeinen Schriften, Briefen u. aus authentiſchen Privatmittheilungen dargeſtellt. gr. 8. (VI, 80 S.) Stettin 1859, Müller. n. 12 Ngr.

Der rührige Literarhiſtoriker und Pädagog wird hier von befreundeter Feder gut geſchildert.

Preller, L., Ein fürſtliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin zu Sachſen-Weimar-Eiſenach Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland. 1. u. 2. Aufl. gr. 8. (VII, 147 S.) Weimar 1859, Böhlau. n. ⅓ Thlr.

Gute Charakteriſtik einer ausgezeichneten, in ihrer Umgebung ſehr beliebten Fürſtin.

Meurer, Mor., Philipp Melanchthon's Leben, für chriſtliche Leſer insgemein aus den Quellen erzählt. Mit Melanchthon's Bildniß nach Luc. Kranach. gr. 8. (XV, 188 S.) Leipzig u. Dresden 1860, Naumann. n. ⅚ Thlr.

Die am meiſten für weitere Kreiſe geeignete Biographie Melanchthon's, welche ſein Leben und Wirken nach allen Beziehungen friſch und anſchaulich ſchildert.

Heppe, H., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutſchlands. Ein Lebensbild, dem deutſch. Volke dargeſtellt. 1. u. 2. Aufl. 8. (VIII, 224 S.) Marburg 1860, Koch. n. ⅓ Thlr.

Auch eine populäre Biographie aus der Feder eines Theologen, der in Melanchthon's Lehre die ächteſte Geſtalt der Reformation ſieht.

Koch, Ludwig, Philipp Melanchthon's Schola privata. Ein hiſtor. Beitr. z. Ehrengedächtniß des Praeceptor Germaniae. 12. (XIII, 133 S.) Gotha 1859, F. A. Perthes. n. 16 Ngr.

Eine ſehr verdienſtliche Ergänzung zu den Biographieen Melanchthon's. Der Verfaſſer ſchildert uns eine bisher weniger beachtete Seite der Thätigkeit Melanchthon's, nämlich die Privatſchule, welche M. viele Jahre in ſeinem Hauſe hatte und worin er begabte junge Leute neben leiblicher Pflege und ſittlicher Ueberwachung in den allgemeinen Wiſſenſchaften und claſſiſchen Sprachen unterrichtete.

3. Säcularfeier ſeines Todes. gr. 8. (VIII, 184 S.) Nördlingen 1860, Beck. 21 Ngr.

Faßt vorzugsweiſe die humaniſtiſche Wirkſamkeit Melanchthons ins Auge und behandelt die theologiſche Seite mit lobenswerther Unbefangenheit. Eine friſche und lebendige Darſtellung würde das Buch einem größeren Leſerkreis zugänglich machen, wenn die lateiniſchen Citate überſetzt wären.

Preſſel, P., Philipp Melanchthon. Ein evangeliſches Lebensbild für Alt und Jung. gr. 8. (176 S.) Stuttgart 1860, Belſer. n. ⅓ Thlr.

Eine kleine, dem Zweck entſprechende, volksthümliche Schrift.

Rothe, R., Rede zur 300jährigen Todesfeier Philipp Melanchthon's, gehalten am 19. April 1860 in der Aula d. Univerſität Heidelberg. gr. 4. (19 S.) Heidelberg 1860, J. C. B. Mohr. n. 4 Ngr.

Unter den Feſtreden an Melanchthon's Todestag unſtreitig die ausgezeichnetſte, und überhaupt ein Meiſterſtück erſchöpfender Charakteriſtik in den engen Raum einer Rede zuſammengefaßt.

Kahnis, K. F. A., Rede zum Gedächtniß Melanchthon's, gehalten in der Aula der Univerſität Leipzig. gr. 8. (36 S.) Leipzig 1860, Dörffling u. Franke. n. ⅙ Thlr.

Warme Anerkennung der großen Verdienſte Melanchthon's um Kirche und geiſtige Bildung, von einem Hauptvertreter des Altlutherthums.

Henke, E. L. Th., Das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander. Feſtrede am 19. Apr. 1860 in der Aula zu Marburg. gr. 12. (28 S.) Marburg 1860, Elwert. 3 Ngr.

Der Verfaſſer führt im Einzelnen aus, wie die beiden Reformatoren ſich gegenſeitig ergänzten, und läßt ſie einer den andern mit ſeinen eigenen Worten ſchildern.

Außer den bisher genannten Reden verdient auch die von Dorner in Göttingen gehaltene als beſonders gedankenreich hervorgehoben zu werden. Sie iſt bis jetzt nur in den Jahrbüchern für deutſche Theologie Bd. V. Heft 3 gedruckt.

Eine ganz befriedigende wiſſenſchaftliche Biographie Melanchthon's, die ſeine ganze Thätigkeit umfaßte, fehlt bis jetzt; inzwiſchen kann der treffliche Artikel Melanchthon von Landerer in Herzog's Theol. Realencyclopädie Bd. IX. als die Hauptſchrift gelten. Derſelbe enthält die Grundlinien zu einer richtigen Geſammtauffaſſung des Reformators, führt jedoch nur die theologiſche Seite näher aus.

Schmidt-Weißenfels, Ed., Fürſt Metternich. Geſchichte ſeines Lebens u. ſeiner Zeit. 2 Bde. 8. (VIII, 408, VIII, 328 S.) mit Portr. u. Facſim. Prag 1860, Kober u. Markgraf. n. 2 Thlr. 21 Ngr.

Gute Compilation mit richtigem Urtheil über Metternich.

Claßen, J., Jacob Micyllus, Rector zu Frankfurt und Profeſſor zu Heidelberg von 1524—1558, als Schulmann, Dichter u. Gelehrter dargeſtellt. gr. 8. (VIII, 316 S.) Frankfurt a/M. 1859, Verlag für Kunſt u. Wiſſenſchaft. n. 2 Thlr.

Gut geſchrieben und für die Geſchichte der Gelehrſamkeit und Bildung jener Zeit wichtig.

Ehmann, K. Chr. Eberh., Fried. Chriſtoph Oetinger's Leben u. Briefe als urkundlicher Comment. zu deſſen Schriften. Mit Oetinger's Bildn. gr. 8. (VIII, 848 S.) Stuttgart 1859, Steinkopf. n. 3 Thlr.

Der geiſtvolle würtembergiſche Theoſoph Oetinger wird hier nach ſeiner eigenen Biographie und ſeinen Briefen geſchildert, in der Art, daß der Herausgeber nicht eine vollſtändige Darſtellung, ſondern nur Anmerkungen und Ergänzungen dazu gibt.

Schubert, G. H. v., Erinnerungen aus dem Leben J. Kön. Hoh. Helene Louiſe Herzogin von Orleans geb. Prinz. von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zuſammengeſtellt. Mit Portr. 4. Abdr. mit e. Anh. Lex. 8. (XIV, 282 S.) München 1859, literar.-art. Anſtalt. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Beziehungen der Herzogin zu Schubert datiren ſich aus ihrer frühen Kindheit und ziehen ſich durch ihr ganzes Leben hin. Aus ihren Briefen, die hier mitgetheilt ſind, tritt uns das Bild einer edlen, geiſtig angeregten Perſönlichkeit von ſittlich-religiöſem Gepräge entgegen, deren tragiſches Schickſal große Theilnahme in Anſpruch nimmt.

d'Harcourt, Madame, geb. Gräfin Saint-Aulaire, die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Aus d. Franz. von Marie v. J. 3. Aufl. mit Porträt. 8. (150 S.) Berlin 1859, J. Schneider. 2/3 Thlr.

In gewiſſer Beziehung eine Ergänzung des vorigen, da es mehr auf die äußeren Ereigniſſe eingeht, und namentlich die politiſche Kataſtrophe genau erzählt, durch welche die Herzogin aus Frankreich vertrieben wurde.

Wittich, Alexander, Helene Louiſe Herzogin von Orleans zu Eiſenach, mit Erinnerungen aus ihrem Jugendleben. gr. 8. (IX, 53 S.) Jena 1860, Frommann. 1/3 Thlr.

Der Lehrer der orleans'ſchen Prinzen gibt zu den vorhandenen Biographien eine Ergänzung durch intereſſante Mittheilungen aus dem Eiſenacher Leben der Herzogin. Man ſieht daraus, mit welcher Sorgfalt ſie ſich der Erziehung ihrer Söhne widmete.

Platen's Tagebuch 1796—1825. [Herausgeg. v. Prof. K. Pfeufer.] gr. 8. (XIV, 288 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 1 2/3 Thlr.

Für die Freunde und Verehrer Platens ein intereſſantes Buch, das tiefe Einblicke in ſeine eigenthümliche Entwicklung gewährt, aus dem man aber von ſeiner Umgebung wenig erfährt. Es tritt uns darin ein ſelbſtändiger Geiſt entgegen, der von heißem Drang nach Auszeichnung beſeelt iſt, aber in geiſtiger Iſolirung aufwächſt, und dabei oft zu ſonderbaren äſthetiſchen Urtheilen gelangt.

Bögekamp, H., Karl Ritter. Eine kurze Charakteriſtik ſeines Wirkens. 8. (III, 35 S.) Berlin 1860, Riegel. n. 6 Ngr.

Ein guter Nekrolog, der zuerſt in der Berliner Revüe abgedruckt war.

Dumax, Abbé V., Charakteriſtiſche Züge aus dem Leben Pius IX. Aus dem Franz. gr. 8. (VIII, 199 S.) Mainz 1860, Kirchheim. n. 1/3 Thlr.

In der Abſicht geſchrieben, dem bedrängten Pabſt Pius Freunde zu gewinnen. Es werden zu dieſem Behuf eine Menge Züge von ſeiner katholiſchen Frömmigkeit und Mildthätigkeit erzählt, nach denen er als ein ſehr wohlmeinender, aber ſchwacher Mann erſcheint. Das Buch iſt zwar ſchwülſtig und geſchmacklos geſchrieben, aber wir führen es an, weil es in Ermangelung eines beſſeren doch Thatſächliches gibt.

Grote, Ludw., Bartholomäus Saſtrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16. Jahrhunderts. Für Jung u. Alt bearb. Mit Vorw. v. Phil. Nathuſius. gr. 8. (XVI, 411 S.) Halle 1860, Fricke. 1 1/3 Thlr.

S. die Ausgabe von Mohnike im erſten Wegweiſer. Eine gute Bearbeitung der Selbſtbiographie des pommer'ſchen Staatsmannes; mit Ergänzung aus anderen Schriftſtellern.

Gottſchall, Rud., Kaiſer Napoleon III. Eine biographiſche Studie. 16. (XI, 244 S.) Liegnitz 1859, Kuhlmey. n. 7/12 Thlr.

Eine gut geſchriebene populäre Biographie.

Schmidt-Weißenfels, E., Scharnhorſt. Eine Biographie. 8. (VII, 255 S.) Leipzig 1859, Voigt u. Günther. n. 1 Thlr.

Eine friſch geſchriebene, unterhaltende Biographie des bekannten Reformators des preußiſchen Heeres. Der Verf. konnte freilich die Aktenſtücke und Briefe Scharnhorſt's nicht benützen, da dieſelben noch nicht zugänglich ſind.

Palleske, Emil, Schillers Leben u. Werke. 2. (Schluß-) Bd. gr. 8. (XVI, 420 S.) Berlin 1859, Beſſer's Verl. n. 2 Thlr.

—— —— 2 Bde. 2. Aufl. gr. 16. (LXIV, 1210 S.) Ebend. 1859. n. 2 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 71.

Ueber das nun vollendete Werk laſſen ſich doch manche tadelnde Stimmen hören, welche die Darſtellung zu panegyriſch und etwas ſchwülſtig finden. Der zweite Band verfällt, durch den Reichthum des Stoffes verführt, in den Fehler, daß er zu viel Detail aus den Briefen aufnimmt und dadurch einen moſaikartigen Eindruck macht.

Scherr, Johs., Schiller u. ſeine Zeit. 4. (XVIII, 690 S. mit Holzſchnitten, 24 Holzſchnitttaf. u. Schillers Porträt in Stahlſtich. Leipzig 1859, O. Wigand. n. 10 Thlr.

Daſſelbe Werk in 16. 3 Bdchn. 2. Aufl. gr. 16. (VIII, 200, 192, IV, 240 S.) Ebend. 1860. n. 1 1/3 Thlr.

Faßt das Bild Schillers in den Rahmen einer kulturgeſchichtlichen Zeit- und Lokalſchilderung, und führt die Biographie in friſcher populärer Sprache aus, ohne Anſpruch auf neue Unterſuchungen.

Spieß, Aug., Schillers Leben und Dichtungen. Mit d. Bildniß Schillers. gr. 8. (IX, 402 S.) Wiesbaden 1859, Kreidel u. Niedner. 2 Thlr.

Gibt neben einer populären Biographie Betrachtungen über die hauptſächlichſten Werke Schillers, die in den Genuß derſelben einführen ſollen. Entſpricht dem Zwecke ganz gut.

Schwerdt, H., Schillers Geburtstag oder: „Ich habe gelebt und geliebt." Biographiſche Erzählung. 8. (VI, 178 S.) Leipzig 1859, Mendelsſohn. 2/3 Thlr.

Dieſe Erzählung knüpft an die Feier von Schillers Geburtstag in Bauerbach die ganze Geſchichte ſeines Liebens und Lebens an, und verwendet dabei das Material der Briefe an und von Caroline und Charlotte von Lengefeld zu Geſprächen. Dieſe künſtliche Verwandlung der Geſchichte in Novelle mag unterhaltend ſein, paßt aber doch nur für Leſer, die nicht mit dem Stoffe bekannt ſind.

Schillers, Fr. v., Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern u. der Familie v. Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Mit 4 Porträts. gr. 8. (XIII, 488 S.) Stuttgart 1859, Cotta. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein ſehr intereſſantes Buch, das uns den häuslichen Boden, auf dem Schiller erwachſen iſt, und namentlich ſeinen Vater näher kennen lehrt.

Schiller, Charlotte v., und deren Freunde. (Herausgeg. v. L. Urlichs.) 1. Bd. mit 6 Abbildungen. gr. 8. (V, 710 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 3 Thlr. 6 Ngr.

Iſt aus Materialien zuſammengeſetzt, welche Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm dem Herausgeber zur Verfügung ſtellte, um daraus ein Lebensbild ihrer verewigten Mutter zu geſtalten. Die eine Abtheilung des vorliegenden Bandes enthält Aufzeichnungen der Frau v. Schiller, Gedichte, Tagbuchsfragmente, Erinnerungen an berühmte Zeitgenoſſen aus der Jena-Weimariſchen Periode und über damalige literariſche Erſcheinungen. Die zweite Abtheilung Briefwechſel, in erſter Reihe mit Schiller, worunter Briefe von ihm, dann mit Frau ſen-Weimar. Der zweite Band wird in die Freundeskreiſe des ſpäteren Lebens einführen.

Viſcher, Fr., Rede zur 100jährigen Feier der Geburt Schillers am 10 Nov. 1859 in der Peterskirche zu Zürich gehalten. gr. 8. (20 S.) Zürich 1859, Orell, Füßli u. Comp. n. 8 Ngr.

Unter allen gedruckten Schillerreden wohl die beſte, indem ſie in redneriſch ſchöner Form einen reichen Gedankeninhalt gibt, und dabei das richtige Maß von begeiſterter Bewunderung und Zugeſtändniß der Mängel findet.

Fiſcher, Kuno, Friederich Schiller. Akademiſche Feſtrede zu Schillers 100jährigem Geburtstage gehalten in der Collegienkirche zu Jena ꝛc. gr. 8. (48 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. ⅓ Thlr.

Dieſe Rede iſt beſonders darum hervorzuheben, weil ſie neben dem Allgemeinen Schillers Thätigkeit in Jena trefflich ſchildert.

Grimm, Jac., Rede auf Schiller, gehalten in der feierl. Sitzung der Kön. Akademie d. W., am 10. Nov. 1859. 1—3. Abdr. gr. 4. (38 S.) Berlin 1860, Dümmler's Verl. n. 8 Ngr.

Hat neben einer warmen Würdigung Schillers einige ſcharfe Worte über deſſen Adelſtand, den Mangel einer kritiſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke und über die Schillerſtiftung.

Fiſcher, Kuno, Schiller als Philoſoph. Vortrag in der Roſe zu Jena am 10/3 1858. 8. (XI, 170 S.) Frankfurt a/M. 1858, Hermann'ſche B. n. ⅚ Thlr.

Eine gute Entwicklung der Ideen, welche in Schillers philoſophiſchen Schriften niedergelegt ſind und Hervorhebung ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung.

Schwenda, Jul., Schiller u. Uhland. Eine Dichter-Parallele. Als Feſtgabe zur 100jährigen Schillerfeier. Lex. 8. (52 S.) Wien 1859, Sallmayer u. Comp. n. 8 Ngr.

Schillerdenkmal. 1—8. Lief. gr. 16. (I. Bd. 800 S., II. Bd S. 1—96.) Berlin 1859—60, Riegel's Verl. à Lief. n. ⅙ Thlr.

Eine Sammlung aller deutſchen Feſtreden und Feſtgedichte auf das Schillerjubiläum.

Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 2. Aufl. 2 Bde. gr. 8. (VIII, 407, 513 S.) Berlin 1860, G. Reimer. n. 3⅔ Thlr.

Dieſe neue Auflage iſt unverändert, nur zwei Briefe mit richtigem Datum verſehen.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking, in deren Auftrag von einer Freundin derſelben verfaßt. Mit einem Vorwort von Wichern. 2. Aufl. gr. 12. (XVIII, 512 S.) Hamburg 1860, Agentur d. rauhen Hauſes. n. 1 Thlr.

Vortreffliche Geſchichte der Entwicklung eines nach innen wie nach außen gleich bedeutenden Lebens. Die bekannte, für ihre Vaterſtadt Hamburg ſo ungemein ſegensreiche, und durch Anregung von dort aus in den weiteſten Kreiſen wirkende Thätigkeit Amalie Sieveking's wird uns nicht nur von ihren Anfängen an vergegenwärtigt, ſondern auch der ſchönſte Einblick in das ihr zu Grunde liegende Geiſtesleben gewährt, das ſich, bei einer vorherrſchend verſtändigen Naturanlage, von etwas öden rationaliſtiſchen Anfängen ausgehend, immer ſchöner entfaltet, und endlich zum wahren chriſtlichen Glaubensleben entwickelt, die reifen Früchte der edelſten Liebeswerke trägt. Hauptmomente ſind: ihre kleine Schule, ihr Aufenthalt im Hoſpital während der Cholera, Stiftung des Vereins für Armen- und Krankenpflege und deſſen Ausbreitung. Die Biographie iſt von A. S. ſelbſt vorbereitet und nach ihrem Tode von einer Freundin ausgeführt.

nach deſſen ſchriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geſchildert. gr. 8. (VIII, 272 S. u. Portr.) Baſel 1858, Bahnmaier. 27 Ngr.

Biographie eines ſehr originellen frommen Geiſtlichen, der mit belebender Kraft geiſtliches Leben in ſeiner Umgebung zu wecken wußte, und mit vielen bedeutenden Männern in Deutſchland in Verbindung ſtand.

Malibran, Alexander, Louis Spohr. Sein Leben u. Wirken. Nebſt einem Verzeichn. ſein. Schüler v. 1805—56. Mit Portrait u. Facſim. 8. (VII, 248 S.) Frankfurt a/M. 1860, Sauerländer's Verl. 26 Ngr.

Von einem Schüler und Verehrer Spohr's, der ſeinen Meiſter mit Liebe ſchildert, das Thatſächliche über ſeinen Lebensgang gut zuſammenſtellt, aber eine etwas einſeitige Virtuoſenbildung an den Tag legt und die Künſtlerintriguen gar zu wichtig nimmt.

Spohr, Louis, Selbſtbiographie. 1. Bd. gr. 8. (XV, 350 S.) Göttingen 1860, Wigand. n. 2 Thlr.

Friſche Erzählung eines vielbewegten Künſtler- und Wanderlebens, ſehr unterhaltend zu leſen.

Häuſſer, Ludw., Karl Freih. v. Stein. Eine Skizze. Mit Stein's Portr. in Holzſchnitt. gr. 8. (14 S.) Leipzig 1859, Weber. n.n. ⅒ Thlr.

Baur, Wilh., Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt. Mit Portrait. 8. (IV, 316 S.) Gotha 1860, R. Beſſer. n. 12 Ngr.

Urſprünglich ein für die proteſtantiſchen Monatsblätter bearbeiteter Auszug aus dem Pertzſchen Werk, dem es ſich mit großer Treue anſchließt. Gibt den von Pertz dargebotenen Stoff ſehr vollſtändig und erzählt mit anſprechender Popularität.

Sternberg, A. v., Erinnerungsblätter. 5. u. 6. Thl. 16. (170, 171 S.) Leipzig 1859—60, Brockhaus. à Bd. n. 24 Ngr.

Der 6. Theil ſchließt die Memoiren ab und handelt von Gutzkow, Rachel, Tieck's letzten Tagen, Varnhagen von Enſe und ſeiner Nichte, Ludmilla Aſſing, Dresden und König Johann, Miniſter Beuſt und ſchließlich von Weimar.

S. zweiter Nachtrag S. 150 u. dritter Nachtrag S. 73.

Stieglitz, Heinrich, Briefe an ſeine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlaſſe des Dichters herausgeg. von Louis Curtze. 2 Bde. gr. 8. (VIII, 452, VI, 462 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Der Herausgeber glaubte dieſe Briefe der Veröffentlichung nicht unwerth, da ſie aus dem wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſellſchaftlichen Treiben des damaligen Berlins (1823—28) viele ſehr charakteriſtiſche Mittheilungen enthalten, auch die des Verfaſſers Ausflüge betreffenden Schilderungen durch Friſche, Lebhaftigkeit und Urſprünglichkeit ſehr anziehend ſind.

Falloux, Graf, Sophie Swetſchin, Geſchichte ihres Lebens. Aus dem Franz. v. F. X. Hahn. 8. (VI, 590 S.) Regensburg 1860, Manz. 1 Thlr. 21 Ngr.

Lebensbeſchreibung einer vornehmen Ruſſin, welche unter dem geiſtig belebenden Einfluß Joſeph de Maiſtre's aufgewachſen, bald ins Ausland verſetzt wurde und den größten Theil ihres Lebens in Paris zubrachte, wo ihr Salon einen Mittelpunkt feinerer Geſelligkeit für die verſchiedenartigſten Menſchen bildete. Auszüge aus ihren Tagebüchern zeigen ein tiefes frommes Gemüth, bei dem der Uebertritt zum Katholicismus als der Fortſchritt lebendiger Ueberzeugung und Befreiung aus den todten Formeln der griechiſchen Kirche erſcheint.

Bernhardi, Theod. v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiſ. ruſſiſchen Generals Carl Fried. v. Toll. 4. Bd. gr. 8. (VIII, 871 S.) Leipzig 1858, O. Wigand. n. 4⅔ Thlr.

Ein ſehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Freiheitskriege, namentlich zur Kritik der öſterreichiſchen Kriegsführung und Politik.

Elfried von Taura, Die Malerin v. Dresden. Erzählung. 16. (276 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. ⅚ Thlr.

—— —— **Aus Heimath u. Fremde. Novellen u. Erzählungen.** 2 **Bde.** 8. (VI, 497 S.) Leipzig 1860, Hübner. 1⅓ Thlr.

Elfried von Taura iſt der angenommene Name eines talentvollen lyriſchen Dichters und Novelliſten, welcher Auguſt Peters heißt und ſich zuerſt durch eine Sammlung feuriger Liebesgedichte 1844 bekannt gemacht hat. Die Betheiligung an den Aufſtänden Sachſens und Badens im Frühjahr 1849 zog ihm mehrjährige Gefangenſchaft in Raſtatt und Waldheim zu, aus welcher er 1855 befreit zuerſt durch die Preisnovelle „Die ſtille Mühle" die Aufmerkſamkeit der Leſewelt erregte. Seine novelliſtiſchen Arbeiten zeugen von ungewöhnlichem Talent in Erfindung und Ausführung und haben das Gepräge einer warmen Religioſität und ſittlichen Ernſtes.

Eliot, G., Adam Bede. Ueberſ. v. Jul. Freſe. 2 **Bde.** gr. 8. (XII, 656 S.) Berlin 1860, Beſſer's Verl. 2⅓ Thlr.

Eine engliſche Dorfgeſchichte, welche im Original in kurzer Zeit 7 Aufl. erlebte und ſich durch ungemein feine Detailſchilderung auszeichnet. Ein Mädchen aus dem Volke, welches, von einem vornehmen Herrn verführt, ihrem Liebhaber untreu wird, ſpielt die Hauptrolle.

Frenzel, Karl, Novellen. 8. (III, 291 S.) Frankfurt a/M. 1859, **Meidinger Sohn u. Comp.** 1⅓ Thlr.

—— —— Meluſine. 8. (308 S.) **Breslau** 1860, **Trewendt.** 1⅓ Thlr.

Die Arbeiten Frenzels ſind beliebt und zeichnen ſich durch elegante Diction aus.

Glaubrecht, O., Die Heimathloſen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. 8. (XIV, 432 S.) Frankfurt 1858, Heyder u. Zimmer. n. 1 Thlr.

Volksgeſchichte mit chriſtlicher und nationaler Tendenz.

Guiſchard, Wilhelmine, **Die Hunyady. Ein hiſtor. Roman.** 3 Thle. gr. 12. (XIII, 415, 416, 467 S.) Leipzig 1858, **Brockhaus.** n. 5 Thlr.

Hunyady, der Sage nach ein natürlicher Sohn Kaiſer Sigismunds, erfocht in den Jahren 1442—46 glänzende Siege gegen die Türken und repräſentirt eine der glorreichſten Epochen der ungariſchen Geſchichte. Intereſſanter Stoff, reiche Erfindung, Klarheit und Anſchaulichkeit der Schilderung, geſunde ſittliche Anſchauung ſind die Vorzüge dieſes Romans; dagegen fehlt es an richtiger Einhaltung des Zeitkoſtüms in Sitte und Gedanken, die Darſtellung iſt oft gar zu breit und die Satzbildung mitunter incorrect und nachläſſig.

Gutzkow, Karl, Der Zauberer von **Rom. Roman in 9 Büchern.** 1—7. **Bd.** 8. (IX, 2616 S.) **Leipzig** 1858, 59 u. 60, **Brockhaus.** à **Bd.** n. 1⅓ Thlr.

—— —— 1—3. **Bd.** 2. **Aufl.** 8. (IX, 1118 S.) **Ebd.** 1859. à **Bd.** n. 1⅓ Thlr.

Dieſer Roman gibt in ähnlicher Weiſe wie die Ritter vom Geiſt ein Zeitgemälde; nur legt er es mehr darauf an, Süddeutſchland und das katholiſche Weſen zu ſchildern. Glänzende Detailmalerei und Darſtellung zahlreicher Verwicklungen des ſocialen Lebens ſind die Hauptſtärke des Buchs.

Hackländer, F. W., **Der neue Don Quixote.** 5 **Bde.** gr. 8. (XXIX, 1531 S.) Stuttgart 1858, **Krabbe.** 5 **Thlr.**

—— —— Der Tannhäuſer. **Eine Künſtlergeſchichte.** 2 Thle. 8. (XIV, 474 S.) Stuttgart 1860, **Krabbe.** 1 **Thlr.** 19 **Ngr.**

Hartmann, Moritz, **Erzählungen meiner Freunde und Novellen.** 8. (III, 386 S.) Frankfurt a/M. 1860, **Meidinger Sohn** u. Comp. 2 **Thlr.**

Einen Theil der Erzählungen hat der Verfaſſer ſeinen Freunden in den Mund gelegt. Anmuthiges Erzählungstalent von friſcher Natürlichkeit, mit einiger Koketterie verſetzt.

Heller, Rob., Ausgewählte Erzählungen. 2 Bde. 8. (302, 328 S.) Frankfurt a/M. 1857—59, Meidinger Sohn u. Comp. 3⅓ Thlr.

Erſter Bd. ſ. dritter Nachtrag S. 75.

Heſekiel, George. Vor Jena. Roman nach den Aufzeichnungen eines Kön. Offiziers vom Regiment Gensdarmes. 2 Bde. 8. (502 S.) Berlin 1859, Schneider. n. 2 Thlr.

—— —— Von Jena nach Königsberg. 3 Bde. 8. (732 S.) Berlin 1860, Janke. 4 Thlr.

—— —— Franzöſiſche Hofgeſchichten. 8. (185 S.) Berlin 1859, Wagner. n. ⅔ Thlr.

Heſekiel iſt ein beliebter Erzähler mit der Tendenz der Kreuzzeitungspartei.

Heyſe, P., Vier neue Novellen (3. Sammlung). 8. (VII, 349 S.) Berlin 1860, Hertz. 1 Thlr. 21 Ngr.

Wieder Novellen von künſtleriſchem Werth.

Höfer, Edm., Norien. Erinnerungen einer alten Frau. 2 Bde. gr. 16. (224, 228 S.) Stuttgart 1858, Krabbe. 2 Thlr.

Eine Erzählung aus dem wilden Treiben des Adels im vorigen Jahrhundert. Der Held der Geſchichte wird ſchließlich als Führer einer Räuberbande entlarvt.

—— —— Auf deutſcher Erde. Erzählungen. 2 Bde. 8. (XIV, 564 S.) Stuttgart 1860, Krabbe. 2 Thlr.

Holtei, Karl von, Die Vagabunden. 3 Bde. 3. Aufl. mit 12 illuſtr. Holzſchnitten nach Zeichnungen von L. Löffler. gr. 8. (VIII, 581 S.) Breslau 1860, Trewendt. 1⅓ Thlr.

Einer der beliebteſten Romane des Verfaſſers, in welchem er manches aus ſeinen eigenen Erlebniſſen verwebt. S. zweiter Nachtrag S. 159.

—— —— Die Eſelsfreſſer. 3 Bde. 8. (863 S.) Breslau 1860, Trewendt. 5 Thlr.

Ein humoriſtiſcher Roman, welcher das Volksleben in Schleſien ſchildert. Eſelsfreſſer iſt nämlich ein ſcherzhafter Spottname der Schleſier.

Horn, Uffo, Bunte Kieſel. Erzählungen. 8. (III, 219 S.) Prag 1859, Kober u. Markgraf. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Anſprechende Genrebilder. Das erſte Stück iſt eine Erzählung aus Gellerts Leben.

Kingsley, Charles, Hypatia oder neue Feinde mit altem Geſicht. Ins Deutſche übertragen von Sophie von Gilſa. Mit einem Vorwort von Chr. C. Joſ. Bunſen. 2 Thle. 8. (LXIII, 422, 493 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Ein ſehr intereſſanter geſchichtlicher Roman, in welchem umfaſſende Studien über die erſte Hälfte des fünften Jahrhunderts niedergelegt ſind. Sehr anſchaulich wird darin der Kampf der untergehenden griechiſchen Bildung und Gelehrſamkeit mit dem bereits entarteten Chriſtenthum, dem Judenthum und der rohen Naturkraft der eindringenden Gothen geſchildert. Der Schauplatz iſt Alexandrien. Vielleicht ſind hie und da die Farben etwas zu ſtark aufgetragen. Die Ueberſetzung iſt gut.

Kompert, Leop., Neue Geſchichten aus dem Ghetto. 2 Bde. 8. (VIII, 567 S.) Prag 1860, Kober u. Markgraf. n. 2⅓ Thlr.

Gute Schilderungen jüdiſcher Sitten.

König, Th., Luther u. ſeine Zeit. 4 Bde. 8. (400, 384, 443, 468 S.) Leipzig 1859, O. Wigand. n. 6⅔ Thlr.

Das kühne Unternehmen, die Perſon Luthers zu einem Roman zu verwenden, wird hier mit Geſchick ausgeführt; namentlich werden die Hauptperſonen in richtiger Beleuchtung gezeigt. Nur iſt die Anlage etwas ins Grobe gearbeitet.

Kugler, Fr., Erzählungen. Neue verm. Ausg. 2 Bdchn. 8. (VI, 423 S.) Stuttgart 1859, Ebner u. Seubert. 1 Thlr. 24 Ngr.

Anſprechende Erzeugniſſe der Muſe des berühmten Kunſthiſtorikers.

Kurz, Herm., Erzählungen. Neue Sammlung. 2. Bd. A. u. d. Tit.: Neun Bücher Denk- u. Glaubwürdigkeiten. 1. Theil. 16. (VIII, 293 S.) Stuttgart 1859, Franckh. 1 Thlr.

In Form von Memoiren eines Bürgerſohns einer alten Reichsſtadt werden humoriſtiſche Schilderungen aus dem reichsſtädtiſchen und Univerſitäts-Leben gegeben, wobei der Verfaſſer häufig von alten Zeiten in die neue überſpringt.

Margaretha. Ein chriſtlicher Roman von Frauenhand. Herausgeg. v. Ludwig Grote. 8. (III, 300 S.) Halle 1860, Fricke. 24 Ngr.

Eine Erzählung von chriſtlicher Tendenz, aber mäßiger Erfindung.

Eſche, Luiſe, Margareth. 16. (91 S.) Barmen 1859, Langewieſche. 16 Ngr.

Ein zartes Idyll vom reizendſten Duft. Geeignet zum Geſchenk für junge Mädchen.

—— —— Aus der Frauen- und Märchenwelt. 12. (VIII, 165 S.) Ebd. 1859. n. 18 Ngr.

Zarte, ſinnvolle Dichtungen.

Marggraff, Herm., Hausſchatz der deutſchen Humoriſtik. Mit literar-hiſtoriſchen Einleitungen ꝛc. 2 Bde. gr. 8. (IV, 448; VIII, 436 S.) Leipzig 1858—60, Wengler. n. 3⅓ Thlr.

Ausgewählte Stücke aus humoriſtiſchen Schriftſtellern ſeit Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Meyr, Melchior, Neue Erzählungen aus dem Ries. gr. 8. (344 S.) Berlin 1860, Springer's Verl. 1 Thlr. 6 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 160.

Auch dieſe neuen Erzählungen verdienen das dort ausgeſprochene Lob.

Mügge, Theod., Verloren u. gefunden. Roman. 2 Bde. 8. (XIV, 500 S.) Frankfurt a/M. 1859, Meidinger Sohn u. Comp. 2⅓ Thlr.

Mühlbach, Louiſe, Napoleon in Deutſchland. 4. Abtheil. Napoleon u. der Wiener Congreß. 4 Thle. 16. (307, 332, 349, 302 S.) Berlin 1858, Janke. 6 Thlr.

—— —— Erzherzog Johann u. ſeine Zeit.
1. Abth. Andr. Hofer. 3 Bde. 8. (XV, 1041 S.) Berlin 1859, Janke. 5 Thlr.
2. Abth. Erzherzog Johann u. Metternich. 3 Bde. 8. (XIII, 985 S.) Berlin 1860, Janke. 5 Thlr.

Müller, Otto, Der Kloſterhof. Ein Familienroman. 3 Bde. 8. (308, 254, 248 S.) Frankfurt a/M. 1859, Meidinger Sohn u. Co. 4⅓ Thlr.

Eine Hauptrolle ſpielt in dieſem Roman der bekannte Herausgeber des gefälſchten Sanchoniathon, Dr. Wagenfeld, der unter anderem Namen auftritt.

Ricol, Günther. Erzählungen aus Niederſachſen. 2 Bde. 8. (VI, 234; 232 S.) Hannover 1858, Rümpler. n. 2 Thlr.

Gehören zu den beſten Produkten in der Gattung der Dorfgeſchichten.

Pichler, Louiſe. Aus böſer Zeit. Vaterländiſcher Roman aus dem 30jährigen Kriege. 3 Bde. 8. (X, 230, 281, 364 S.) Leipzig 1859, Herbig. 3 Thlr.

—— —— Vergangene u. vergeſſene Tage. Ein vaterländiſcher Roman aus den franz. Raubkriegen des 17. Jahrhunderts. 8. (VIII, 304 S.) Leipzig 1860, Grunow. n. 1⅓ Thlr.

Melac und die Weiber von Schorndorf ſpielen die Hauptrolle.

Rau, Heribert, Beethoven. 4 Thle. 8. (XVIII, 1318 S.) Frankfurt a/M. 1859, Meidinger Sohn u. Comp. 6 Thlr.

—— —— Mozart. 2. Aufl. 3 Bde. gr. 16. (XVIII, 1242 S.) Ebend. 1860. n. 2⅔ Thlr.

—— —— Alexander v. Humboldt. Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman in 6 Theilen. 1—4. Bd. 8. (XXVIII, 1307 S.) Frankfurt a/M. 1860, Meidinger Sohn u. Comp. 6 Thlr.

Dieſe drei Produkte ſollen hiemit nicht empfohlen werden. Es iſt ſehr bedauerlich, daß das Unweſen ſolcher fabrikmäßigen Sudeleien immer mehr einreißt, und durch das Publikum ſo unterſtützt wird, daß es nicht nur Verleger findet, ſondern ſogar zweite Auflagen erlebt.

Raven, Mathilde, Galileo Galilei. Ein geſchichtlicher Roman. 2 Thle. 8. (XV, 387, 329 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Eine auf das Studium der Werke Galilei's gegründete Lebensgeſchichte des berühmten Phyſikers und Aſtronomen, die nur der Form nach Roman, aber dem Inhalte nach geſchichtliche Wahrheit iſt.

Reichenau, Rud., Aus unſern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben. 1—5. Aufl. 16. (VIII, 175 S.) Leipzig 1859—60, Grunow. n. ⅔ Thlr.

Nichts für Kinder, aber Allerliebſtes über Kinder enthaltend. Mit feiner Beobachtung und Humor geſchrieben.

Rellſtab, Ludw., Drei Jahre von Dreißigen. 5 Bde. 2. Aufl. gr. 12. (XXVIII, 2068 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. à Bd. n. 2 Thlr.

Gehört zu den beſſeren hiſtoriſchen Romanen.

Roquette, Otto, Erzählungen. 8. (369 S.) Frankfurt a/M. 1859, Verlag f. Kunſt u. Wiſſenſchaft. n. 1⅓ Thlr.

Mit feinem poetiſchem Sinne ausgeführt.

Roſen, Ludwig, Werner Thormann. Ein Roman. 3 Bde. 8. (XV, 850 S.) Breslau 1859, Trewendt. 4 Thlr.

Ein Zeitroman, deſſen Held ein deutſcher Burſchenſchaftler iſt. Gute Charakterſchilderungen und idylliſche Partien.

Ruppius, Otto. Der Pedlar. Roman aus dem amerikaniſchen Leben. gr. 16. (236 S.) Berlin 1859, Beſſer's Verl. n. 12 Ngr.

—— —— Das Vermächtniß des Pedlars. Roman aus d. amerik. Leben. Folge des Romans: d. Pedlar. gr. 16. (258 S.) Ebend. 1859. n. 12 Ngr.

Gute Schilderung des deutſchen Elements in Nordamerika mit einigen romanhaften Knalleffecten.

Schiff, Herm., Regina, oder das Haus Todtenſtein. 8. (224 S.) Altona 1858, Verlagsbureau. 1 Thlr.

Eine ſchauerliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, welcher plaſtiſche Kraft, Schärfe der Charakteriſtik und ſtrenge Feſthaltung des Zeitcoſtüms nachgerühmt wird.

Schücking, Levin, Paul Bronckhorſt oder die neuen Herren. 3 Bde. 8. (XVI, 289, 316, 283 S.) Leipzig 1858, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Dieſer Roman hat die Ereigniſſe nach dem Lüneviller Frieden, inſofern dieſer die weſtfäliſchen Territorialverhältniſſe neu ordnete, zur geſchichtlichen Grundlage. Doch iſt es kein eigentlich hiſtoriſcher Roman, da die Geſchichte und Hauptperſonen erfunden ſind. Geſunde kräftige Koſt.

—— —— Geſammelte Erzählungen u. Novellen. 4 Thle. 8. (XX, 994 S.) Hannover 1859, Rümpler. n. 3⅓ Thlr.

Spielhagen, F., Auf der Düne. Novelle. 12. (III, 272 S.) Hannover 1858, Meyer. n. 1 Thlr.

Stein, Paul, Der letzte Churfürſt v. Mainz. Hiſtoriſcher Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. 3 Bde. 8. (864 S.) Leipzig 1859, Herbig. 3⅓ Thlr.

—— —— Das Haus der Hofräthin. Familiengemälde a. d. vornehmen Welt. 2 Bde. 8. (319, 286 S.) Leipzig 1859, Herbig. 2⅔ Thlr.

Storm, Theod., In der Sommer-Mondnacht. Novellen. 16. (95 S.) Berlin 1860, Schindler. ⅔ Thlr.

[Temme]. Die Geſellſchafterin. Vom Verf. d. neuen deutſchen Zeitbilder. 8. (198 S.) Leipzig 1858, H. Schultze. n. 1 Thlr.

Leichte ſpannende Erzählung ohne bedeutende Erfindung, in ſtark peſſimiſtiſcher Verbitterung.

Wildermuth, Ottilie, Die Heimath der Frau. 8. (VII, 347 S.) Stuttgart 1859, Krabbe. 1 Thlr.

Drei Erzählungen mit der Tendenz, zu zeigen, wie jede Ausſchreitung aus der Bahn der Pflicht ſich bei den Frauen ſtraft. Die letzte Geſchichte, in welcher die Frau ſiegreich aus dem Kampfe hervorgeht, iſt wohl die gelungenſte.

Willkomm, Ernſt, Dichter u. Apoſtel. Roman in 4 Büchern. 2 Bde. 8. (XIV, 368, 418 S.) Frankfurt a/M. 1859, Meidinger Sohn u. Comp. 3 Thlr.

Günther's und Zinzendorf's Leben werden hier in unterhaltender Weiſe benützt.

Zeitſchriften.

Die meiſten der im dritten Nachtrag S. 78 zuſammengeſtellten Zeitſchriften allgemeinen Inhalts beſtehen noch fort und das im dortigen Vorwort über ſie Geſagte hat noch ſeine Geltung. Nur die Monatsſchrift des wiſſenſchaftl. Vereins in Zürich und die Minerva haben ſeit 1859 aufgehört. Ergänzend fügen wir folgende hinzu:

Blätter für literariſche Unterhaltung. Herausgeg. v. Herm. Marggraff. Jahrg. 52 Nrn. à 3 Bog. gr. 4. Leipzig, Brockhaus. à Jahrg. n. 12 Thlr.

Beſtehen ſeit 1826.

Dieſe Zeitſchrift beſpricht neben der belletriſtiſchen Literatur auch Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften, ſoweit ſie in den Kreis der allgemeinen Bildung gehören.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Herausgeg. von Joſeph Lehman. Wöchentlich 1 Nr. (in 3 Bogen) in Fol. Leipzig, Veit u. Comp. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Beſteht ſeit 1831.

Beſchränkt ſich nicht auf das Ausland, ſondern berichtet auch über intereſſante Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Bremer Sonntagsblatt. Red. v. Fr. Pletzer. Jährl. 52 Nrn. (Bog.) in Imp. 4. Bremen, Strack. à Jahrg. n. 3 Thlr.

Beſteht ſeit 1853.

Unſere Tage. Blicke aus der Zeit in die Zeit. I. Bd. Heft 1—16. Lex. 8. Braunſchweig 1859—60, Weſtermann. à Heft 6 Ngr.

Ein ähnliches Unternehmen wie „Unſere Zeit," das Jahrbuch zum Brockhaus'ſchen Converſationslexicon.

Stimmen der Zeit. Monatsſchrift für Politik u. Literatur. Herausgeg. v. Ad. Kolatſchek. 1859 u. 1860. 12 Hefte. Lex. 8. Gotha, Expedition; Weimar u. (ſeit Octb. 1860) Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. à Jahrg. n. 8 Thlr.

Erſcheint ſeit Oktober 1858.

Der politiſche Standpunkt iſt der großdeutſche und bundestägliche.

Damaris. Eine Zeitſchrift von Ludwig Gieſebrecht. Jahrg. 1860. 4 Hefte. gr. 8. Stettin 1860, Müller. à Heft n. ½ Thlr.

Der Herausgeber beabſichtigt mit dieſer Zeitſchrift über das Weſen der chriſtlichen Kunſt und Wiſſenſchaft einiges Licht zu verbreiten. Unter dem Inhalt des erſten Heftes macht ſich beſonders ein Aufſatz über das Schweigen durch geiſtreiche Auffaſſung bemerklich.

Ueber Land und Meer. Allgemeine illuſtrirte Zeitung, herausgeg. von F. W. Hackländer. Red. Edm. Zoller. Jahrg. 1859. 60. à 52 Nrn. à (1 Bogen) mit Holzſchnitten. gr. Fol. Stuttgart, E. Hallberger. à Jahrg. n. 8 Thlr.

Geſammelte Aufſätze.

Wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten zu München im Winter 1858 ꝛc. gr. 8. (IX, 612 S.) Braunſchweig 1858, Vieweg u. Sohn. n. 3 Thlr.

Inhalt: Sybel, aus der Geſchichte der Kreuzzüge; O. F. v. Völderndorff, Aſſiſen des Königreichs Jeruſalem; Bluntſchli, Rechtsbegriff; Frz. v. Kobell, Jagdhiſtoriſches über Raubwild; Bodenſtedt, Marlow und Green als Vorläufer Shakeſpeare's; M. Carriere, die Phantaſie; Seidel, Ueber Lichtverhältniſſe am Sternenhimmel; Th. Biſchoff, über den Unterſchied von Thier und Menſch; Paul Heyſe, Vincenzo Monti; Riehl, die Volkskunde als Wiſſenſchaft; B. Windſcheid, das römiſche Recht in Deutſchland; Frz. Löher, Hroswitha und ihre Zeit; Ph. Jolly, über die Wärmequellen der Erde; Max Pettenkofer, die atmoſphäriſche Luft in Wohngebäuden; J. v. Liebig, über die Verwandlung der Kräfte; Fr. Knapp, über Kaffee, Thee und ähnliche Genußmittel.

Studien, demokratiſche. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Karl Grün, Moritz Hartmann, Friedrich Knapp, F. Laſalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon, Ad. Stahr, K. Vogt u. A. herausgeg. von Ludw. Walesrode. gr. 8. (VII, 487 S.) Hamburg 1860, O. Meißner. n. 1⅓ Thlr.

Inhalt: Oppenheim, Unſere Ideale und Enttäuſchungen in Frankreich und England; F. Laſalle, Fichtes politiſches Vermächtniß und die neueſte Gegenwart. (Fragmente

v. 1814, Werke Bd. VIII.); Vogt, ein Blick auf das jetzige Genf; Bamberger, des Michael Pro Schriftenwechſel mit Thomas Contra, aus dem Jahr 1859; Simon, Deutſchland und ſeine beiden Großmächte; Hartmann, ein Brief aus Italien; Fr. Kapp in Newyork, die erſte politiſche Hinrichtung in den Vereinigten Staaten; Michelet, die beiden Napoleone; Stahr, Fr. v. Schiller. Ein kulturgeſchichtlicher Proteſt; Grün, die jüngſte Literaturbewegung in Frankreich. Aus Heſſen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel (anonym); Walesrode, über vaterländiſche Geſinnungsleiden.

Karten.

Allgemeines.

Bau, der, des Himmels, od. anſchaulichſte Darſtellung des Weltſyſtems in Bildern. F. Schulen u. f. Freunde der Aſtronomie. Nach A. Smith deutſch bearb. v. Mayer-Meng. 2. Aufl. 3. Abdr. gr. 4. Stuttgart 1860, Nitzſchke. 1 Thl. 12 Ngr.

Ein empfehlenswerthes Hülfsmittel für populäre Aſtronomie.

Kiepert, H., Neuer Handatlas über alle Theile der Erde. 8—10. Lief. Imp. Fol. Berlin 1860, D. Reimer. à Lief. n. 1 Thlr. 18 Ngr. Einzelne Karten n. ⅓ Thlr. (40 Karten n. 16 Thlr. Nun vollendet.)

S. dritter Nachtrag S. 90.

Wohl unter allen neueren Atlanten der empfehlenswertheſte.

Handatlas d. Erde u. d. Himmels in 70 Karten (Lieff.). Lief. 29—53. Imp. Fol. Weimar 1858—60, Landes-Induſtr.-Compt. à Lief. n. ⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 90.

Nahezu vollendet.

—— ——, illuſtrirter, f. Freunde der Erdkunde u. zum Gebrauch beim Unterricht. Im Verein m. Ehrenfr. Leeder u. Heinr. Leutemann herausg. v. Thdr. Schade (in 25 Bl. in Stahlſt. m. erläut. Texte in 6 Lfg.) 1. u. 2. Lfg. Imp. Fol. (8 Bl. m. Text. 25 S.) Leipzig 1859, Brockhaus. à Lief. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Karten ſind mit feinen ſinnigen Vignetten in Stahlſtich, Abbildungen von Gebäuden, Landſchaften, Scenen aus dem Volksleben darſtellend, umgeben und mit erläuterndem Text begleitet. Leider ſind aber über dieſer Beigabe die Karten zu kurz gekommen, ſie ſind unverhältnißmäßig klein und unbedeutend.

Europa.

Papen, Aug., Höhenſchichten-Karte von Central-Europa. Maaßſtab 1 : 1,000,000. Lfg. 2. 3. Imp. Fol. (7 chromolith. Bl.) Frankfurt 1859, geograph. Inſtitut. n. 7 Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 81.

Eine ausgezeichnete Arbeit.

Bach (Hauptm., Ingenieurtopograph), Heinr., Geologiſche Karte v. Central-Europa nach den neueſten Materialien bearbeitet. Chromolith. Imp. Fol. Maaßſtab 1 : 2,625,000. Stuttgart 1859, Schweizerbart. n. 2⅔ Thlr.

Eine gute Ueberſichtskarte.

Deutſchland.

Witzleben (Generallieut.), Frhr. F. A. v., Karte v. Weſt-Deutſchland, Nordoſt-Frankreich, Süd-Holland u. Belgien. Maaßſtab 1 : 400,000. Revidirt u. ergänzt im J. 1859. 16 Blätt. Lith. Imp. Fol. Berlin 1859, Heymann. In Mappe n. 6 Thlr.; color. n. 6⅔ Thlr.; einzelne Bl. n. 12 Ngr.; color. ½ Thlr.

Reymann, G. D., u. C. W. v. **Oesfeld**, Topographiſche Specialkarte von Deutſchland u. d. angrenzenden Staaten. Lief. 143—146 (à 2 Blatt). Fol. Botzen. Sigmaringen. Landsberg. Montbeliard. Landshut. Memmingen. Bludenz. Unter-Innthal. Glogau 1858—60, Flemming. à Lief. n. ⅓ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 91.

Wandkarte, neue v. Deutſchland, den Königr. Holland u. Belgien, u. der Schweiz, ſammt den angrenzenden Gebieten von Dänemark, England, Frankreich, den öſterreichiſchen u. preußiſchen Ländern u. Polen; im 1 Millionenmal verkleinernden Maaßſtabe nach den neueſten Materialien gez. u. bearb. (v. J. B. Rooſt). Neue Ausg. 4 lith. u. illum. Bl. in Imp. Fol. München 1859, liter.-art. Anſtalt. n. 2 Thlr. 8 Ngr. Auf Leinw. u. in Mappe n. 3 Thlr. 22 Ngr.

Winckelmann, Ed., Wandkarte von Deutſchland, dem preußiſchen u. öſterreichiſchen Staate, Polen, der Schweiz, den Niederlanden u. Belgien. N. Ausg. in 9 col. Bl. Imp. Fol. Eßlingen 1860, Weychardt. n. 2 Thlr.

Beide Wandkarten ſehr empfehlenswerth für Schulen. Deutliche überſichtliche Zeichnung mit zweckmäßiger Auswahl des Wichtigſten.

Stülpnagel, Fr. v., Atlas der Eiſenbahnen in Deutſchland, Belgien, Elſaß, der Schweiz u. Ober-Italien. 14. vermehrte u. vervollſtändigte Ausg. v. Herm. Berghaus. 15 Blatt (in qu. gr. 4. u. Fol.) Kpfrſt. u. illum. hoch 4. (14 S. Text.) Gotha 1860, J. Perthes. In engl. Einband n. 1 Thlr.

—— —— u. J. C. **Bär**, Deutſchland, Königr. der Niederlande, Königr. Belgien u. die Schweiz nebſt Theilen der angrenzenden Länder. Zum Reiſegebrauch eingerichtet u. m. Bezeichng. der Eiſenbahnen, Chauſſeen, der Eilwagen- u. Extrapoſt-Routen unter Mitwirkg. v. Geh. Hof- u. Finanzrath F. M. Diez gemeinſchaftlich gezeichnet. Nebſt Ueberſicht der Hauptverbindungsſtraßen durch ganz Europa zu Lande u. zu Waſſer u. mit Gratiszugabe des Eiſenbahn-Atlas in 14 (in Kpfr. geſt.) Specialkarten (in gr. 8. u. gr. 4.) (Neue Ausg.) 4 Blatt Kpfrſt. u. illum. Imp. Fol. Gotha 1860, J. Perthes. n. 2⅔ Thlr.; auf Leinw. u. in engl. gr. 8. Carton n. 3 Thlr.

Handtke, F., Poſt- u. Reiſe-Karte v. Deutſchland u. den Nachbarſtaaten bis Kopenhagen, Dover, Paris, Lyon, Turin, Ferrara, Ofen ꝛc. Nach den neueſten u. beſten Quellen entworfen, bearb. u. gez. (Neue Ausg.) Lith. u. illum. Imp. Fol. Glogau 1860, Flemming. 1⅓ Thlr.; auf Leinw. in engl. 4. Carton 2⅓ Thlr.

Hendſchel (Gen.-Poſt-Dir.-Sekr.), U., Neueſte Eiſenbahnkarte von Central-Europa, m. genauer Angabe aller Stationen u. der influirenden Poſtverbindungen. Nach den zuverläſſigſten Quellen neu bearb. (Neue Ausg.) Lith. u. illum. Imp. Fol. Frankfurt a/M. 1860, Jügel's Verl. In 8. Carton 1 Thlr.; auf Leinw. 1⅓ Thlr.

Jügel, Carl, Poſt- u. Reiſe-Karte von Deutſchland u. den Nachbarſtaaten bis London ꝛc. Nach den neueſten u. zuverläſſigſten Quellen bearb. v. Oberpoſtamts-Sekr. U. Hendſchel u. unter deſſen Leitung gez. u. geſt. v. Joſ. Back u. C. Sauter. (Neue ſorgfältig rev. u. verb. Ausg.) 6 Blatt. Kpfrſt. u. illum. gr. Fol. Frankfurt a/M. 1860, Jügel's Verl. Auf Leinw. u. in Etui n. 3 Thlr.

Brockhaus' Reiſeatlas. Entworfen u. gez. v. Henry Lange. Lief. 11—20. qu. 4. Leipzig 1858—60, Brockhaus. à Lief. n. ⅙ Thlr.

Lief. 1—10. ſ. dritten Nachtrag S. 83.

Mayr, J. G., Reiſe- u. Ueberſichtskarte v. Deutſchland nebſt den angrenzenden Ländern ausgedehnt bis Paris, London ꝛc. in beſond. Rückſicht auf Eiſenbahn-, Dampfſchiff-, Poſt- u. Telegraphen-Verbindgn. m. ſtatiſtiſchen, Diſtanz-Tabellen u. Zeitgebrauchs-Angaben nach den neueſten Ergebniſſen bearb. Maaßverhältniß 1 : 200,000. Neue, vielfach verb. Ausg. Kpfrſt. u. illum. Imp. Fol. München 1860, Rieger. In br. 8. Carton n. 1 Thlr.; auf Leinw. u. in br. 8. Carton. n. 1⅓ Thlr.

Hat vor andern Reiſekarten den Vorzug, daß auch die Gebirge angegeben ſind.

Groß, Rud., Karte von Deutſchland, Holland, Belgien u. Norditalien ꝛc. mit Angabe der fahrbaren Eiſenbahnen, Poſtverbindungen ꝛc. Farbendruck. 4 Blatt. Imp. Fol. Stuttgart 1860, Malté. n. 1 Thlr.

Scharfe elegante Zeichnung. Kleines und bequemes Format. Gebirge fehlen.

Berghaus, Herm., Straßenkarte der Alpen u. der nördlichen Apenninen. Maaßſtab 1 : 1,850,000. Chromolith. Imp. Fol. Mit Text (24 S. in Lex.-8). Gotha 1859, J. Perthes. n. 12 Ngr.

Gute Ueberſichtskarte.

Mayr, J. Gg., Atlas der Alpenländer: Schweiz, Savoyen, Piemont, Südbayern, Tirol, Salzburg, Erzherzogthum Oeſterreich, Steyermark, Illyrien, Oberitalien (in 9 Blätt.). Maaßſt. 1 : 450,000. Lief. 2 (2 Blatt) 22⅔ Zoll rh. hoch, 31 Z. breit. Gotha 1859, J. Perthes. n. 3 Thlr.

Erſchienene Bl.: 1. nordweſtl. Schweiz ꝛc. 2. nordöſtl. Schweiz. Bl. 4. ſüdweſtl. Schweiz, Savoyen. 5. Südöſtl. Schweiz, Lombardei, Venedig.

S. dritter Nachtrag S. 86. Ein kartographiſches Prachtwerk.

Preußen.

Karte vom preußiſchen Staate mit beſonderer Berückſichtigung der Communicationen, nach amtlichen Quellen bearb. u. herausgeg. auf Anordnung des Miniſters für Handel ꝛc. 12 Blatt im Maaßſt. 1 : 600,000. Chromolith. Imp. Fol. Berlin 1860, D. Reimer. n. n. 6 Thlr., col. n. n. 9⅓ Thlr.

Eine ſehr reichhaltige und ſorgfältig gearbeitete Karte.

Dechen, H. v., Geognoſtiſche Karte der Rheinprovinz u. der Provinz Weſtphalen. Mßſt. 1 : 80,000. (In 35 Bl.) Sect. 1—16. Imp. Fol. Berlin 1856—60, Schropp. à Sect. n. 1 Thlr.

Eine vortreffliche Karte in Chromolithographie; ſehr elegant ausgeführt.

Carnall, R. v., Geognoſtiſche Karte von Oberſchleſien. 2. Aufl. Mßſt. 1 : 200 000. 2 Blatt. Imp. Fol. Berlin 1857, Schropp. n. 2⅔ Thlr.

Beyrich, E., G. **Roſe,** J. **Roth** u. W. **Runge,** Geologiſche Karte von dem niederſchleſiſchen Gebirge u. den angrenzenden Gegenden; im Auftrage Sr. Exc. d. Miniſters f. Handel, Gewerbe u. öffentl. Arbeiten, Hrn. v. der Heydt, m. Benutzg. der Beobachtgn. d. Berghauptm. Dr. v. Carnall u. anderer Bergbeamten bearb. Mßſt. 1 : 100,000. (In 9 Blättern.) 1. Lfg. Chromolith. Imp. Fol. Berlin 1860, Schropp. n. 2⅔ Thlr.

Sachſen.

Lange, Henry, Atlas v. Sachſen. Ein geographiſch-phyſikaliſch-ſtatiſtiſches Gemälde des Königr. Sachſen. In 12 Karten m. erläut. Texte. (In 3 Lfgn.) 1. Lfg. gr. Fol. (4 chromolith. Karten u. Text IV, u. 14 S. m. eingedr. Holzſchn. in Fol.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Geſchmackvolle und ſorgfältige Ausführung; nur die Höhenſchichtenkarte iſt durchaus ungenügend.

Schleswig-Holſtein.

Geerz (Hauptm.), F., Generalkarte v. den Herzogth. Schleswig, Holſtein u. Lauenburg, den Fürſtenth. Lübeck u. Ratzeburg u. den Freien u. Hanſeſtädten Hamburg u. Lübeck. Mßſt. 1 : 450,000. Kpfrſt. Imp. Fol. (Mit: Geſchichte der geographiſchen Vermeſſungen u. der Landkarten Nordalbingiens vom Ende des 15. Jahrh. bis zum Jahr 1859. Mit e. krit. Ueberſicht aller bezügl. geograph., geognoſt., ethnograph. u. hiſtor. Karten u. Pläne, nebſt Beiträgen zur phyſ. Geographie u. geſchichtl. Topographie. XV, 277 S. in gr. 8.) Berlin 1859. (Kiel, Schwers.) Ausg. Nr. 1. Phyſiſch-topographiſch color. n. 2⅓ Thlr., Ausg. Nr. 2 nach der adminiſtrativen Eintheilung color. n. 2⅓ Thlr.; Ausg. Nr. 3 nach den Landesgränzen color. n. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr gute Karte von ſchöner Zeichnung und ſorgfältiger Durcharbeitung des Materials. Von den Dänen wegen Nachweiſung der Ortsnamen deutſchen Urſprungs übel angeſehen.

Bayern.

Gümbel, C. W., Geognoſtiſche Karte des Königreichs Bayern u. der angränzenden Länder. Mßſt. 1 : 500,000. 4 Blatt. Chromolith. Imp. Fol. München 1858, literar.-artiſt. Anſtalt. In Mappe n. 6⅔ Thlr.

Würtemberg.

Bach, Heinr., Geognoſtiſche Karte von Würtemberg, Baden u. Hohenzollern, nach eigenen Beobachtungen u. mit Benutzung der Mittheilungen von

O. Fraas, F. Sandberger, J. Schiff u. A. bearbeitet im Mßſt. 1:450,000. Chromolith. Imp.-Fol. Stuttgart 1860, Metzler. n. 3⅓ Thlr.

Eine nach ſorgfältigen Beobachtungen entworfene, wiſſenſchaftlich werthvolle Karte, die ſich auch durch klare Zeichnung und lebhaftes Colorit dem Anblick empfiehlt.

Winckelmann, Ed., Wandkarte von Würtemberg, Baden u. Hohenzollern im Maaßſtab von 1:800,000. N. Ausg. 4 col. Blätt. Imp.-Fol. Eßlingen 1860, Weychardt. n. 2 Thlr. 4 Ngr.

Eine gute Wandkarte in dreifachem Druck und lebhaftem Colorit mit Angabe der Eiſenbahnen und anderer Verkehrsnotizen.

Paulus, Generalkarte von Würtemberg. 4 Bl. im Maaßſt. von 1:200,000. Mit archäol. Darſtellung der römiſchen u. altgermaniſchen Ueberreſte. Stuttgart 1859, ſtatiſt.-topogr. Bureau. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ſind in dieſer Karte, zu welcher die von Mittnacht (ſ. erſter Nachtrag S. 100) benützt iſt, vieljährige genaue Forſchungen niedergelegt. Die römiſchen Ueberreſte, die ſich in großer Menge auf dem dargeſtellten Terrain finden, ſind roth bezeichnet.

Oeſterreich.

Mayr, Gg., ſpecielle Reiſe- u. Gebirgs-Karte vom Lande Tyrol u. den angrenzenden Theilen von Südbayern, Salzburg, der Schweiz (Graubündten) u. Oberitalien. Maaßverhältniſſe 1:500,000. Neue vielfach verb. Ausg. 4 Blatt Kpfrſt. u. illum. Fol. München 1860, Palm. n. 2⅓ Thlr.; auf Leinw. u. in 8. Carton. n. 2⅚ Thlr.

S. dritter Nachtrag S. 87.

Pauliny, J. J., Das Salzkammergut. Eine Specialkarte nach den Militär-Aufnahms-Sectionen reducirt. In 4 Farben gedr. Reduction 1:144,000. Imp.-Fol. Wien 1860, Lechner. n. 1 Thlr.

Steht der vorhergehenden an Deutlichkeit nach. Die Ortsnamen ſind zu plump im Verhältniß zur Zeichnung.

Schweiz.

Ziegler, J. M., Wandkarte der Schweiz in 8 Blättern. Imp.-Fol. Mßſt. 1:200,000. Winterthur 1858, Wurſter u. Comp. n. 3⅓ Thlr.; aufgezogen u. lackirt n. 4 Thlr. 12 Ngr.

Meiſterhafte plaſtiſche Terrainzeichnung und dabei reiche Signatur.

—— —— Karte des Kantons Zürich. Reduction 1:125,000. Chromolith. Imp.-Fol. Winterthur 1858, Wurſter u. Comp. n. 1⅓ Thlr.; auf Leinw. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Groß, R., Karte des Züricher See's mit ſeinen Umgebungen. 1 Blatt qu. gr. Fol.* Mßſt. 1:80,000. Zürich 1858, Schabelitz. n. 24 Ngr.

Giebt ein ſchönes Landſchaftsbild in ſauberer geſchmackvoller Ausführung. Beſonders Reiſenden zu empfehlen.

Leuthold, Poſt-, Eiſenbahn- u. Dampfſchiffkarte der Schweiz u. der Nachbarſtaaten bis London ꝛc. mit genauer Angabe aller Landungsplätze von Dampfſchiffen, Extrapoſten u. Telegraphenlinien, zum Theil aus d. Schweizer. Atlas u. den Kantonal-Karten gezogen, geordnet u. geſt. v. J. Müllhaupt. Mit 6 Stadtplänen begleitet. Neue Ausg. Kpfrſt. u. illum. Imp.-Fol. Zürich 1860 (Leipzig, Hinrichs' Sort.). Auf Leinw. u. in Etui n. n. 2⅔ Thlr.

Gilt für die beſte neuere Reiſekarte der Schweiz.

Winckelmann, Ed., Die Schweiz. Reiſe- u. Poſtkarte. Revid. v. Rud. Groß. Chromolith. Imp.-Fol. Stuttgart 1860, Metzler's Verlag. Auf Leinw. in 8. Carton. n. 1⅓ Thlr.

Ebenfalls eine gute Reiſekarte.

Italien.

Mayr, J. G., Hand- u. Reiſekarte v. Italien nebſt den Alpenländern; ausgedehnt bis Straßburg ꝛc. Nach den neueſten Ergebniſſen bearb. Neue verb. Ausg. Kpfrſt. u. illum. Imp.-Fol. München 1860, Palm. Auf Leinw. u. in 8. Carton. n. 1 Thlr.

Ziegler, J. M., Carta dell' Italia Superiore coi passaggi delli Alpi. Riduzione 1:900,000. 3. Aufl. Lith. u. illum. qu. Imp.-Fol. Winterthur 1859, Wurſter u. Comp. ⅔ Thlr.

Unter den kleineren Karten von Oberitalien die beſte.

Karte von Oberitalien. Mßſt. 1:1,850,000. Chromolith. qu. Imp.-Fol. Gotha 1859, J. Perthes. ⅓ Thlr.

Straßenkarte der lombardiſchen Ebene. Mßſt. 1:450,000. qu. Imp.-Fol. Gotha 1859, J. Perthes. ⅓ Thlr.

Dieſe beiden Karten ſind zunächſt für den Gebrauch der Zeitungsleſer während des Kriegs bearbeitet, haben aber bleibenden Werth.

Special-Karte des Kriegsſchauplatzes in Sardinien im Maaßſtabe von 1:250,000. Nebſt Plänen der Umgebungen von Aleſſandria u. Caſale im Maaßſtabe von 1:50,000. (Nach der ſardiniſchen Generalſtabskarte.) 2 Bl. Lith. Imp.-Fol. u. qu. Fol. Glogau 1860, Flemming. ⅓ Thlr.

Handtke, F., Generalkarte v. Italien. Verhältniß 1:1,790,000. Imp.-Fol. Glogau 1860, Flemming. ⅓ Thlr.

Bezeichnet die neuen Gränzen Sardiniens in Ober- und Mittelitalien.

Special-Karte vom Königreich Neapel dieſſeits des Faro. Imp.-Fol. Glogau 1860, Flemming. ⅓ Thlr.

Moltke, Bar. di, Carta topografica dei contorni di Roma. Maaßſtab 1:50,000. Farbendruck. Berlin 1859, Schropp. n. 1 Thlr.

Eine gute, kürzlich neu revidirte Karte.

Sartorius v. Waltershauſen, W., Atlas des Aetna. Mit Beihülfe v. S. Cavallari, C. F. Peters, C. Roos u. J. Hey. Lfg. 7. qu. Imp.-Fol. (7 in Kpfr. geſt. Karten, wovon 2 color. mit 6 S. Text.) Weimar 1859, Landes-Induſtrie-Comptoir. n. n. 10 Thlr.

Ein Prachtwerk von wiſſenſchaftlicher Bedeutung.

Aſien.

Velde, C. W. M. van de, Map of the Holy Land ꝛc. Maaßſt. 1:315,000. 8 Blatt qu. gr. Fol. Kupferſtich u. col. Gotha 1858, J. Perthes. n. 7 Thlr.

Auszug daraus:

The Lebanon. Syrien. Imp. Fol. Ebend. 1860. n. 1 Thlr.

Die beſte neuere Karte von Paläſtina und Syrien.

Altmüller, H. W., Reliefplan v. Jeruſalem. Thonrelief. hoch 4. Mit Text: Jeruſalem nach ſeiner örtlichen Lage u. bedeutungsvollen Geſchichte. 12. (71 S.) Caſſel 1859, Fiſcher. n. 1 Thlr.; color. n. 1⅔ Thlr.

Dieſes Relief iſt ſo genau, als es bei den mangelhaften Höhenmeſſungen in der Umgegend von Jeruſalem ausgeführt werden konnte.

Kiepert, H., Wandkarte von Paläſtina. 8 Blatt. gr. Fol. 2. Aufl. Mßſt. 1:200,000. Berlin 1860, D. Reimer. n. 2⅔ Thlr.; aufgezogen u. in Mappe n. 4⅔ Thlr.

Winckelmann, Ed., Wandkarte von Paläſtina. Herausgeg. von Dan. Völter. 2 Blatt. Eßlingen, Weychardt. ⅔ Thlr.

Mit Benutzung der neueren Forſchungen beſonders für Schulen bearbeitet.

Afrika.

Petermann, A., Atlas d. neueſten Entdeckungen in Afrika. Eine Sammlg. v. 12 Kartenblättern, welche die Reſultate der in dem Decennium 1850—1860 ausgeführten hauptſächlichſten Reiſen graphiſch veranſchaulichen. Fol. (12 lith. u. color. Blatt in Fol., qu. gr. Fol. u. Imp. Fol.) Gotha 1860, J. Perthes. n. 3⅔ Thlr.

Amerika.

Kiepert, H., Neue Karte von Mittel-Amerika. 4 Blatt. Imp. Fol. Mßſt. 1:2,000,000. Berlin 1858, D. Reimer. n. 2⅔ Thlr.

Joſenhans, J., Atlas der evangeliſchen Miſſions-Geſellſchaft zu Baſel. Nach der Angabe der Miſſionäre Locher, Pleſſing, Kies, Albrecht ꝛc. unter Mitwirkung d. Ingenieur-Topographen Rud. Groß bearb. 2. Aufl. qu. Fol. (11 chromolith. Karten in qu. Fol., gr. Fol. u. qu. gr. Fol. m. 12 S. Text u. Titel in Stahlſt.) Baſel 1859, (Bahnmaier.) n. 2⅔ Thlr.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Adami, F. 64.
Aegidi, 35. 70.
Alexis, W. (W. Häring) 70.
Allmers, H. 32.
Altmüller, C. 71.
——, H. W. 84.
Ambros, A. W. 12.
Andree, K. 23. 50. (2.)
Antiquarius, rheiniſcher, 38.
Archenholz, J. W. v. 37.
Armand, 71. (5.)
Arndt, Ed. 25.
——, Ernſt Moritz 59.
Arneth, A. 61.
Artmann, F. 17.
Aſſing, L. 64.
——, O. 60.
Aßmann, W. 25.
Aufgaben, die, Oeſtreichs 41.
Aus d. Heimath 13.
Aus d. Natur 13.
Aus Hebels Briefwechſel 62.
Ausland, das 22.
Aus Schleiermachers Leben 68.
Avé-Lallemant, R. 52. (2.)

B.

Bach, H. 78. 81.
Bacher, J. 71.
Bädeker, K. 30. 31. 42.
Bancroft, G. 51.
Bär, J. C. 79.
Barth, H. 49.
Baſtian, A. 50.
Bau, der des Himmels 78.
Baur 5.
——, F. Chr. 6. (2.)
——, W. 69.
Bavaria 31
Becker, Friedr. 62.
——, K. Fr. 25.
Beitzke, H. 34.
Benfey, Th. 57.
Berg, G. v. 31
Berghaus, H. 30 (2) 79. 80.
Berlepſch, A. v. 18.
——, H. A. 42.
Bernhardi, Th. v. 60.
Betrachtungen eines Engländers 41
Beyrich, E. 81.
Beyſchlag, W. 59.
Bibra, v. 17. (2.)
Biedermann, K. 26. 37. 39.
Biffart, M. 30.
Bippen, W. v. 55.
Birnbaum, H. 15. (2.)
Biſchoff, L. 12.
Blätter, f. lit. Unterhalt. 76.
Blick, ein, auf d. anonym. Rückblick 10.
Blom, O. P. 45.
Blömer, Fr. 35.
Blum, K. L. 45.
Bluntſchli, J. C. 19.
Bock, C. E. 16.
Böcking, E. 56.
Bodenſtedt, Fr. 56.
Bögekamp, H. 66.
Brachelli, H. F. 22. (2.)
Brandes, H. B. Chr. 38.
Brater, K. 19.
Braun, J. 10.
Brehm, C. A. 15.
Brendel, Fr. 11.
Briefe üb. A. v. Humboldt's Kosmos 17.
Brockhaus' Reiſeatlas 80.
Bruck, K. L. v. 41.
Buch, J. H. L. 43.
Büchting, A. 55.
Buckle, H. Th. 44.
Buddeus, A. 46.
Bülau, Fr. 32. 59.
Bulgarin, Th. v. 60.
Bunſen, Chr. C. J. 5. 8.
Burton 50.

C.

Caballero, F. 71. (2.)
Campe, J. F. C. 26.
——, Julie 60.
Cantu, C. 25.
Carlyle, Th. 37.
Carnall, R. v. 81.
Carné, L. de 43.
Carriere, M. 4.
Carus, J. v. 15.
Chézy, H. v. 60.
Chriſtianus 6.
Claßen, J. 65.
Cook, J. 52.
Cornelius, C. H. 38.

D.

Damaris, Zeitſchrift 77.
Daniel, H. A. 23.
Daniels, A. v. 33.
Daumer, G. Fr. 60.
Dechen, H. v. 30. 81.
Dem Andenken Chr. Fr. Wurmb ꝛc. 70.
Denhard, B. 61.
Denkmäler d. Kunſt 10.
—— —— d. Malerei 10.
Denkwürdigkeiten aus d. Leben v. A. Sieveking 68.
Dettmer, C. 61.

Diepenbrock, M. v. 60.
Dippel 13.
Dove 30.
Douglas, Fr. 60
Droyſen, J. G. 36.
Drugulin, W. E. 70.
Drumann, W. 27.
Dumas, A. 66.
Dünger, H. 54. 62.
E.
Ebert, A. 56.
Edmann, K. Chr. E. 65.
Eilers, G. 20. 60.
Eitelberger, R. v. 11.
Elfried v. Taura 71. (3.) 72. (2.)
Eliot, G. 72.
Elſaß u. Lothringen deutſch 40.
Encyclopädie d. geſammten Erzieh.- u. Unterrichtsweſens 4.
Ennen, L. 38.
Eötvös 41.
Eſche, L. 74. (2.)
Eſer, Fr. 46.
Etzel, A. v. 32. 51.
Ewald, H. 27.
F.
Faber, J. Fr. 25.
Fabri, Fr. 8.
Falke, Jacob 36.
——, Johs. 36.
Falloux 69.
Fechner, G. Th. 3.
Fecht, C. G. 39.
Feuerlein, E. 2.
Fichte, Joh. Gottl. 36.
——, J. H. 3.
Ficker, A. 32.
Fiſcher, Kuno 1. 2. 68. (2)
Förſter, E. 10.
——, Fr. 34.
——, H. 60.
Frankl, L. A. 51.
Frantz, C. 21.
Frenzel, K. 58. (2.) 72. (2.)
Freſe, J. 15.
Freytag, G. 34.
Fröbel, Jul. 21.
G.
Gantter, L. 12.
Garantien, die, der Macht u. Einheit Oeſtr. 41.
Gatſchenberger, St. 56.
Geerz, F. 81.
Geiſtesleben, das unbewußte 3.
Gelzer, H. 53.
Gemäldegallerie, d. königl. zu Dresden 10.
Germania 55.
Gervinus, G. G. 29.
Geſchichte der deutſch. Politik 35.
Geſellſchafterin, die 76.
Geyder, A. 71.
Gfrörer, A. F. 28.
Giesebrecht, W. 32.
Gilsa, E. v. 73.
Girard, H. 17.
Glaubrecht, O. 72.
Gloß, A. v. 14.
Gneiſt, R. 44. (2.)
Gödeke, K. 54.
Goltz, A. v. 70.
——, B. 4. (2.)
Görres, J. v. 61.
Gottſchall, R. 66.
Gräße, J. G. Th. 52.
Gregorovius, F. 28.
Grimm, Chr. 16.
——, Herm. 11. (2.) 58.
——, Jac. 69.
Groß, R. 80. 82.
Grote, L. 66. 74.
Grube, A. W. 18.
Grundſatz der, der Nationalität 20.
Grundſätze d. Realpolitik 20.
Grüneiſen, K. 9.
Guiſchard, W. 72.
Gümbel, C. W. 81.
Gutzkow, K. 72. (2)
Guyot, A. 15.
H.
Hackländer, F. W. 72. (2)
Hagenbach, K. R. 7.
Hahn, F. X. 69.
Handatlas d. Erde u. d. Himmels 78.
——, illuſtrirter 78.
Handelmann, H. 52.
Handtke, F. 79. 83.
d'Harcourt 66.
Harting, P. 17.
Hartmann, M. 59. 72.
Hartwig, G. 23. (2)
——, Th. 31.
Haſe, K. 6. 7.
Hauff, Herm. 51. (2)
Häuſſer, L. 34. 69.
Haym, R. 59. 63.
Hebel, J. P. 62.
Heider, G. 11.
Heine, Wilh. 49. (2) 50.
Heinzelmann, Fr. 23.
Helfert, J. A. v. 41.
Heller, R. 73.
Helmes, J. 15.
Helmolt, K. v. 7.
Hendſchel, U. 80. (2)
Henke, E. L. Th. 8. 65.
Heppe, G. 5.
——, H. 36. 64.
Herder, J. G. 62.
——, F. G. 62.
Hertz, W. 62.
Herzen, A. 45.
Herzog, J. J. 5.
Heſekiel, G. 73. (3)
Heß, J. C. 59.
Hettner, H. 57.
Heyſe, P. 73.
Hildenbrand, K. 20.
Hirſch, S. 38.
Hocker, N. 31.
Höfer, E. 73. (2)
Hoffſtetter, G. v. 47.
Holland, W. L. 57.
Holtei, K. v. 73. (2)
Holtzmann, 5.
Hopf, K. 26.
Horn, U. 73.
Hörſchelmann, F. 22.
Huber, Frz. 18.
Hübſch, H. 11.
Humboldt, A. v. 51. 63.
——, W. v. 63.
Hurter, Fr. v. 40. (3)
Hutten, Ulrich 56.
J.
Jahn, Otto 12.
Jahrbuch f. roman. u. engl. Lit. 56.
Ilſe, L. Fr. 35. (2)
Jeſendans, J. 84.
Jügel, C. 80.
Jürgens, K. 35.
K.
Kahnis, K. F. A. 65.
Kampſchulte, F. W. 55.
Kapp, Fr. 51.
Karte v. Oberitalien 83.
—— v. preuß. Staate 80.
Katharina II. Memoiren 45.
Käuffer, J. E. R. 49.
Keil, Richard 39.
——, Robert 39.
Kirchenzeitung, allgem. 5.
—— ——, evangel. 5.
—— ——, neue evang. 5.
—— ——, proteſtant. 5.
Kiepert, H. 78. 84. (2)
Kingsley, Ch. 73.
Kleine, G. 18.
Kleiſt, H. v. 63. (2)
Klemm, G. 59.
Klencke, H. 62.
Klöden, G. A. v. 22.
Klotzſch 30.
Klüpfel, K. 53.
Kobell, Frz. v. 18.
Koberſtein, A. 63.
Koch, Ludw. 64.
——, Matth. 42.
Kolb, G. Fr. 21.
Kompert, L. 73.
König, Th. 74.
Köppen, C. F. 8.
Köſtlin, K. 51.
Kotſchy, Th. 48.
Krapf, J. L. 50.
Kretſchmar, A. 51.
Kreyßig, F. 56.
Krieg v. Hochfelden, G. H. 11.
Kruſe, Fr. C. H. 48.
Kugler, Franz 9. 11. 74.
Kunſtblatt, chriſtl. 9.
Kurz, H. 53. (2) 74.
L.
Labes, E. 59.
Lang, H. 6.
Langbein, W. 64.
Lange, Henry 80. 81.
Lasaulx, E. v. 10.
Lazarus, M. 3.
Lebanon, the 84.
Leben, deutſches 36.
Leben u. ausgew. Schriften d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche 7.
Leben u. Wirken des ꝛc. v. Türk 70.
Lechner, E. 42.
Ledderhoſe, K. F. 63.
Lehmann, H. 27.
Lemcke, L. G. 71.
Leonhardt, G. 12.
Leſſing, H. 46.
Leuthold 82.
Lewes, G. H. 15. (2)
Lewis, G. C. 27.
Liebert, G. 56.
Liebich, J. v. 16.
Liebrecht, Fr. 27.
Livingſtone, D. 49. 50.
Lobe, J. C. 13.
Löher, Frz. 33.
Lorcks Eiſenbahnbücher 31.
Lorcks Hausbibl. 43.
Lorenz, Ottocar 40. 41.
Loſſow, E. v. 47.
Lottner 13.
Lotze, H. 49.
——, R. H. 3.
Lübke, W. 10. (2)
Luiſe, Königin v. Preußen 64.
M.
Macaulay, Th. B. 45.
Mädler, J. H. 13. 14. (2)
Magazin f. d. Literat. d. Auslandes 77.
Malibran, A. 69.
Malortie, C. E. v. 39.
Männer der Zeit 58.
Marbach, Joh. 58.
Margaretha. Ein chriſtl. Roman 74.
Marggraff, H. 55. 74.
Martin, J. C. A. 17.
Maſius 13.
Matthes, K. 8.
May, Th. 45.
Mayer, Karl Aug. 34.
Mayer-Meng 78.
Mayr, J. G. 80. (2) 82. 83.
Meidinger, H. 52.
Memoiren A. v. Humboldt's 62.
Menzel, Wolfg. 30. 53.
Meßner, H. 5.
Meurer, M. 64.
Meyr, Melchior 74.
Michelet, C. L. 29.
Miliutin 46.
Minckwitz, J. 54.
Mitſcherlich, A. 17.
Mittermüller, R. 70.
Mittheil. aus J. Perthes geogr. Anſtalt 22.
Mohl, R. v. 19. (3)
Möllhauſen, B. 51.
Moltke 83.
Monod, A. 8. 9. (4)
Motley, J. L. 42.
Mügge, Th. 74.
Mühlbach, L. 74. (2)
Mühry, A. 24.
Mulder, G. J. 16.
Müller, Fr. 9.
——, Johs. Heinr. 36.
——, Karl 13. 31.
——, Otto 74.
Mundt, Th. 44. 46.
N.
Natur, die 13.
Naturwiſſenſchaften, die geſammten 13.
Neuberg, J. 37.
Nicol, G. 75.
Nitzſch, C. J. 5.
——, K. W. 33.
Noack, L. 1.
Nöggerath 13.
O.
Oeſer, Chr. 53.
Oesfeld, C. W. v. 79.
Oeſterlen, Fr. 16.
Onemander 48.
Oppermann, H. A. 38.
Orlich, L. v. 48.
Oſtertag, A. 8.
Otte, H. 11.
P.
Palleske, E. 67.
Palmer, v. 4.
Pantſchatranta 57.
Papen, A. 78.
Pauli, R. 44.
Pauliny, J. J. 82.
Paulus 82.
Pecht, Fr. 10.
Peeger, W. 61.
Peſchel, O. F. 51.
Peſtalozzi, K. 7.
Petermann, A. 22. 84.
Peters, C. A. F. 14.
Pfeiffer, Frz. 55.
Pfeufer, K. 66.
Pichler, L. 75. (2)
Piper, F. 61.
Platen 66.
Planck, A. 65.

Preller, L. 61.
Preſſel, P. 65.
Preußen u. d. Friede v. Villafranca 35.
Pröhle, H. 55.
Prutz, R. 54.
Pückert, W. 33.
Pupikofer 62.
Pütz, W. 23.

Q.

Quaſt, Fr. 11.
Quenſtedt, F. A. 13. 17.

R.

Radden, W. v. 61.
Ranke, L. 41.
Raich, G. 42. 47. (2)
Ratzeburg 30.
Rau, H. 75. (3)
——, K. H. 21.
Raumer, Fr. v. 20. 26.
——, K. v. 49.
Raven, M. 75.
Real-Encyclopädie, f. proteſtant. Theol. 5.
Rees, L. C. Runtz 49.
Reichenau, R. 75.
Reichlin-Meldegg, C. A. v. 63.
Reiſen- u. Länderbeſchreib. 51.
Rellſtab, L. 75.
Reuchlin, H. 29. 47.
Reumont, A. v. 59.
Reuſchle, K. G. 22.
Reuter, H. 7.
Reymann, G. D. 79.
Richthofen, C. K. H. v. 52.
Riehl, W. H. 12. 58.
Ritter, Carl, 22.
——, Heinr. 2.
Robinſon, G. 48.
Rochau, A. L. v. 20. 29.
Rodenberg, J. 45.
Romberg 13.
Rooſt, J. B. 79.
Röpe, G. R. 61.
Roquette, O. 62. 75.
Roſcher, W. 21.
Roſe, G. 81.
Roſen, L. 75.
Roßler, C. 55.
Roth v. Schreckenſtein, K. H. 33.
Rothe, R. 65.
Rotteck, K. v. 19.
Ruckelingen, L. van 42.
Runge, W. 81.
Ruppius, O. 75. (2)
Rußdorf 13.
Rußland unter Kaiſer Alex. II. 46.
Rüſtow, W. 22. 47.
Ruth, E. 47.
Rütjes, H. 37.

S.

Sartorius v. Waltershauſen, W. 83.
Schade, Th. 78.
Schäfer, Wilh. 10.
Schäffle, A. E. Fr. 21.
Schaller, J. 3.
Schärer, E. 2.
Schauenburg, E. 50.
Schelling, F. W. J. v. 1.
Schenkel, D. 5.
Scherr, Johs. 59. 67.
Schiff, H. 70.
Schiller, Charlotte v. 67.
——, Fr. v. 67.
Schillerdenkmal 68.
Schirrmacher, Fr. W. 33.
Schlimpert, M. 59.
Schlözer, K. v. 37.
Schmid, K. A. 4.
Schmidt, Ad. 25. 29. 39.
Schmidt, Julian 52. 54. 63.
Schmidt-Weißenfels 54. 56. 61. 65. 67.
Schmitt, Chr. 46.
Schmitz, L. 27.
Schnaaſe, K. 9.
Schnars, C. W. 31.
Schnorr, J. v. Karolsfeld 9.
Schödler, Fr. 14. 16. 17.
Schömann, G. F. 27.
Schopenhauer, A. 1.
Schöppner, A. 26.
Schreber, D. G. M. 5.
Schreiber, H. 39.
Schubert, G. H. v. 66.
Schücking, L. 76. (2)
Schwab, G. 53.
——, J. B. 61.
Seydt, J. 43.
Sigismund, B. 31.
Simrock, K. 56.
Smitt, Fr. v. 45.
Sonntagsblatt, Bremer 77.
Special-Karte v. Königreich Neapel 83.
—— d. Kriegsſchauplatzes in Sardinien 83.
Speyer, O. 46.
Spielhagen, F. 76.
Spieß, A. 67.
Spohr, L. 69.
Staatengeſchichte d. neueſten Zeit 29.
Staats-Lexicon, das 19.
Staats- u. Geſellſchafts-lexicon 19.
Staatswörterbuch, deutſches 19.
Stacke, L. 44.
Stahr, A. 47. 64.
Staiger, Fr. X. C. 39.
Steger, Fr. 34. 52.
Stein, Chr. G. D. 22.
——, P. 76. (2)
Steinhard, S. 32.
Steinthal, H. 3.
Stern, S. 36.
Sternberg, A. v. 69.
Steub, L. 31.
Stieglitz, H. 69.
Stimmen der Zeit 77.
Stoker, C. 69.
Storm, Th. 76.
Stramberg, Chr. v. 38.
Straßenkarte, d. lombard. Ebene 83.
Strauß, D. F. 63.
Stubenrauch, M. v. 42.
Studien, democrat. 77.
Stülpnagel, Fr. v. 79. (2)
Sybel, H. v. 24. 28. (2) 33.
Szechenyi 40.

T.

Taſchenbuch, hiſtor. 26.
Temme 76.
Thiers, A. 44.
Tholuck, A. 7.
Tieck, L. 63.
Tippelskirch, A. W. F. v. 43.
Tobler, T. 48.
Treps, C. 20.
Türk, v. 70.

U.

Ueber d. eigentl. Bedeut. d. deutsch. Fürſtenbundes 37.
Ueber Land u. Meer 77.
Ule, O. 13. 14.
Ulibicheff, A. 12. (2)
Unger, F. 18.
Ungewitter, F. H. 23.
Unſere Tage 77.
Unterſuchungen üb. d. europ. Gleichgewicht 21.
Urlichs, L. 67.

V.

Varnhagen v. Enſe 70.
Velde, C. W. M. van de 83.
Veneden, J. 37.
Venedigs Kunſtſchätze 10.
Verſuch einer Lebensſkizze v. J. N. Böhl v. Faber 60.
Viebahn G. v. 30.
Vierteljahrſchrift, deutſche 20.
Viſcher, Fr. 68.
Voigt, Gg. 28.
——, Joh. 34.
Volger, O. 15.
Vorträge, wiſſenſchaftl. 77.

W.

Wachsmuth, W. 36.
Wagener, H. 19.
Wagner, Herm. 50.
Wägner, W. 26.
Waitz, Th. 3.
Walesrode, L. 77.
Wallach, J. 16.
Wandkarte, neue v. Deutſchland 79.
Wappäus, J. E. 22.
Waſhington, Irv. 70. (2)
Wattenbach, W. 32.
Weber, Gg. 24. (3)
Wehrenpfennig 35.
Weil, G. 28.
Welcker, K. 19.
Weiſſer, L. 25.
Weiße, Ch. H. 6.
Wenzel, K. G. 55.
Wernicke, C. 24. 25.
Wickede, J. v. 43.
Wietersheim, E. v. 27.
Wilcke, F. 28.
Wildermuth 4.
——, O. 76.
Wilkens, C. A. 7.
Willkomm, E. 76.
Wirth, M. 35.
Wittich, A. 66.
Wittwer, W. C. 62.
Witzleben, A. v. 29.
——, F. A. v. 79.
Wolf, Ferd. 56. 57. (4)
Wunderlich, C. A. 16.
Wünſche, patriot. eines Ungarn 41.
Wurzbach v. Tannenberg, C. 55.
Wuttke, A. 8.

Z.

Zeiß, G. 25.
Zeitſchrift, allgem. kirchl. 5.
—— —— f. chriſtl. Archäologie u. Kunſt 11.
—— —— f. allg. Erdkde 22.
—— ——, hiſtoriſche 24.
—— —— f. popul. Mittheil. a. d. Gebiet d. Aſtronomie 14.
—— —— f. d. geſammte Staatswiſſenſchaft 20.
—— —— f. Völkerpſychologie 3.
Ziegler, J. M. 82. (2) 83.
Zimmermann, Wilh. 34.
Zinkeiſen, J. W. 47.

Literariſcher Anzeiger.

Jn meinem Verlage ſind erſchienen:

F. L. von Soltau's
deutſche hiſtoriſche Volkslieder.
Zweites Hundert, aus Soltau's und Leyſer's Nachlaß und andern Quellen
mit Anmerkungen herausgegeben
von
H. R. Hildebrand,
Dr. phil. und Lehrer an der Thomasſchule.
Preis 2⅔ Thlr.

Das Buch iſt in ſich ganz ſelbſtſtändig und unabhängig von Soltau's erſter Sammlung, es enthält 40 Lieder aus dem 15. und 16. Jahrh., 20 aus dem 17., 40 Lieder aus der neueren Zeit; unter dieſen ſind vier aus dem **ſchleswig-holſteiniſchen** Kriege, 20 aus den napoleoniſchen Zeiten (ſodaß noch in keinem Buche eine ſolche Zahl patriotiſcher Volkslieder vereinigt zu finden iſt); unter jenen iſt der dreißigjährige Krieg und die Reformationszeit ſtark vertreten mit Liedern, die zum Theil wichtige geſchichtliche Urkunden ſind für die Ereigniſſe oder für die öffentliche Stimmung verſchiedener Zeiten. So iſt die Sammlung gleich wichtig und werthvoll für den Vaterlandsfreund, den Geſchichtsfreund und den Theologen. Einen Vorzug vor ähnlichen Sammlungen hat ſie in den Anmerkungen des Herausgebers, die ſo weit möglich eine fortlaufende ſprachliche und ſachliche Erklärung bieten wie auch eine Ausbeutung der Lieder für nähere Einſicht in die Geſchichte und das Weſen des Volkslieds nach Form und Inhalt, mit ſteter Benutzung des außerdem vorhandenen Liederſchatzes.

Das
MITTELMEER.
Eine
Darstellung seiner physischen Geographie
nebst andern geographischen, historischen und nautischen Untersuchungen
mit Benutzung von Rear-Admiral Smyth's Mediterranean.
Von
Dr. C. Böttger,
Professor am Gymnasium zu Dessau.
Mit 5 Karten und 5 Holzschnitten. 3⅓ Thlr.

Bei den Vorgängen auf der appeninischen Halbinsel und der Bedeutung, die ihre einheitliche Entwickelung auf das Mittelmeer und den Orient gewinnen kann, dürfte diese Monographie gerade jetzt vielen ein ebenso willkommenes wie reichhaltiges Handbuch bieten.

Leipzig. **Gustav Mayer.**

So eben erschien bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig:

BIBLIOTHECA ZOOLOGICA.

VERZEICHNISS DER SCHRIFTEN
ÜBER
ZOOLOGIE,
WELCHE
IN DEN PERIODISCHEN WERKEN ENTHALTEN
UND
VOM JAHRE 1846-1860 SELBSTÄNDIG ERSCHIENEN SIND.
MIT EINSCHLUSS DER ALLGEMEIN-NATURGESCHICHTLICHEN, PERIODISCHEN
UND PALAEONTOLOGISCHEN SCHRIFTEN.

BEARBEITET
VON
J. VICTOR CARUS,
PROFESSOR DER VERGLEICHENDEN ANATOMIE IN LEIPZIG.
UND
WILHELM ENGELMANN.

ERSTER BAND.
gr. 8. Seite 1 — 950. Thlr. 5.

Auch unter dem Titel:

Bibliotheca
historico-naturalis.
Supplementband.

Der 2. Band **Vorrede, Autoren** und **systematisches Register** enthaltend,
erscheint Ende des Jahres 1860.

Das erste Verzeichniss, die **Bibliotheca historico-naturalis,** die Literatur bis 1846
umfassend, kostet Thlr. 3. 20 Ngr.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** iſt ſoeben erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Evangeliſcher Kalender.
Jahrbuch für 1861.
Herausgegeben von Prof. Dr. **Piper.**
Preis 10 Ngr.

Prachtwerke und Feſtgeſchenke

aus dem Verlag von **Hermann Coſtenoble in Leipzig**, vorräthig in allen Buchhandlungen oder ſchnell durch dieſelben zu beziehen, theilweiſe auch gebunden:

Heine, Wilhelm, Reiſe um die Erde nach Japan. Mit 11 Anſichten in Holzſchnitt und Tondruck. 2 Bände. Lex.-8. Broſch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ocholsk. Mit 16 Anſichten und Abbildungen in Holzſchnitt und Tondruck nebſt 4 Karten. Lex.-8. 3 Bände. Broſch. à Band 3⅓ Thlr.

Livingſtone, Dr. David, Miſſionsreiſen und Forſchungen in Südafrika. Autoriſirte vollſtändige Ausgabe. Nebſt 23 Anſichten in Tondruck und zahlreichen Holzſchnitten, 2 Karten und einem Portrait. Gr. 8. 2 Bände. Broſch. 5⅓ Thlr.

Andersſon, Charl. J., Reiſen in Südafrika bis zum See Ngami. Mit 16 Stahlſtichen in Tondruck und zahlreichen Holzſchnitten nebſt einer Karte. Gr. 8. 2 Bände. Broſch. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Oſtindien, ſeine Geſchichte, Kultur und ſeine Bewohner. Gr. 8. 2 Bände. Broſch. 4⅓ Thlr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Paſtor **Friedrich Ahlfeld**. Prachtausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Bande. Kl. 8. Broſch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt 2⅓ Thlr.

Haan, Dr. Wilh., Superint., Das Gebet vermag viel! Stunden religiöſer Erbauung. Mit einem Titelkupfer. Gr. 8. Broſch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Brachvogel, A., E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Miniaturausgabe. Broſch. 24 Ngr. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Miniatur-Ausgabe. Broſch. 24 Ngr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. Miniaturausgabe. 2. Aufl. Broſch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Roßmäßler, Prof. E. A., Flora im Winterkleide. Mit 450 Abbildungen in Holzſchnitt und einem Titelbilde in Tondruck. In farb. Umſchl. geb. 1⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit colorirtem Titelbild und Buntdruckumſchlag. Geb. 1⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern und Buntdruckumſchlag. Geb. 1⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen. Mit 6 colorirten Bildern und Buntdruckumſchlag. Geb. 1 Thlr.

Körner, Friedrich, Die Weltgeſchichte in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker. Ein Handbuch für Lehrer und erwachſene Schüler. 8. 3 Bände. Broſch. 2⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. (Aus dem Waldleben Amerikas. 1. Abtheilung.) Neue wohlfeile Stereotypausgabe. Klaſſikerformat. 3 Bände. Eleg. broſch. 1⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. (Aus dem Waldleben Amerikas. 2. Abtheilung.) Neue wohlfeile Stereotypausgabe. Klaſſikerformat. 3 Bände. Eleg. broſch. 1⅓ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt), **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** 1. Abtheilung: **Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. Broſch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. 2. Abtheilung: **Die Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Broſchirt 27 Ngr.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargeſtellt von

H. A. Berlepſch.

Mit 16 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Lexikon-Octav. Ein ſtarker Band, elegant broſch. 3 Thlr. 26 Ngr.

Auch gebunden vorräthig.

Der Herr Verfaſſer vorliegenden Buches, ſeit einer langen Reihe von Jahren innig vertraut mit Land und Leuten, Bergen und Thälern und durch frühere Arbeiten ſchon längſt als ein gebirgskundiger Alpenwanderer dem deutſchen Publikum bekannt, hat eine Reihenfolge ſelbſtſtändiger abgerundeter Studien und Naturbetrachtungen geſchaffen, die nicht nur geeignet ſind zum größeren und richtigeren Verſtändniß der Alpenwelt und des in ihr herrſchenden Lebens beizutragen, ſondern die auch als anregende, die Freunde populär-wiſſenſchaftlicher Darſtellungen unterhaltende Lektüre ſich Anerkennung verſchaffen werden. Friſch griff der Verfaſſer in die unendlich reiche Fülle der gewaltigen Erſcheinungen hinein, wie ſie das Gebirge bietet, und ſchilderte mit begeiſterten Worten und in lebensvollen Farben die Herrlichkeit und Größe, aber auch die furchtbare Majeſtät und die Schreckniſſe der erhabenen Alpenwelt. **Es ſind Photographien des Natur- und Menſchenlebens**, wie ſie nur der ſinnige, vergleichende Beobachter aufnehmen kann.

Der geniale Illuſtrator von **Tſchudi's Thierleben** Herr **Emil Rittmeyer** hat auch für vorſtehendes Buch die Zeichnungen entworfen. Dieſe zeichnen ſich durch **Neuheit der Darſtellung** und durch **originelle** und **geiſtvolle Auffaſſung** beſonders aus. Der Schnitt der Blätter wurde von den anerkannt **tüchtigſten Xylographen Leipzig's** beſorgt und ſind dieſelben von wirklichem Kunſtwerth.

Forſchungsreiſen in Arabien und Oſt-Afrika nach den neueſten Entdeckungen von **Burton, Speke, Krapf** u. A. in zwei Bänden bearbeitet von **Karl Andree.** Erſter Band. Nebſt 4 Tonbildern und zahlreichen eingedruckten Holzſchnitten. Preis pro Band $2\frac{2}{3}$ Thlr. Die Bände enthalten Burton's Reiſen in Arabien zu den heiligen Städten **Medina** und **Mekka** und deſſen Reiſen in Oſt-Afrika durch das Land der **Somal** nach Härrär, Orte und Gegenden, welche vor ihm noch kein chriſtlicher Europäer betrat. Ferner wird der zweite Band das Weſentliche der Forſchungen von Krapf, Erhardt und Rebmann und ganz beſonders Burton's und Speke's Reiſe in die neuentdeckte Seeregion zur Aufſuchung der Nilquellen bringen. Eine von Herrn Dr. **Lange** gearbeitete Karte von Afrika, die die ſämmtlichen Entdeckungen nebſt Reiſerouten der kühnen Forſcher enthält, wird dem zweiten Bande beigefügt.

Ferner erſchien bei **Hermann Coſtenoble** in Leipzig:

Möllhauſen, Balduin, Reiſen in die Felſengebirge Nordamerika's, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgeſandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verf. nach der Natur aufgenommenen Landſchaften und Abbildungen in Farbendruck. Eingeführt durch zwei Briefe Alexander von Humboldt's in Facſimile. Zwei ſtarke Bände von 65 Bogen Lexicon-Octav. Preis compl. 6 Thlr. 24 Ngr.

Es bedarf wohl kaum der Hinweiſung, welche wichtigen wiſſenſchaftlichen Erfolge ſich an die Schiffbarkeit des Colorada, oder vielmehr an die Herſtellung einer Waſſerverbindung zwiſchen dem Golf von Californien und dem Mormonen-Gebiet am Utah-See knüpfen.

Der erſte Band enthält die überaus intereſſante Flußreiſe, in einem, von Philadelphia aus, ſtückweiſe mitgenommenen und an der Mündung des Colorado zuſammengefügten Dampfboote. — Der zweite Band umfaßt dagegen die Landreiſe, welche am Ende der Schiffbarkeit des Stromes beginnt, und durch das merkwürdige, faſt unzugängliche Hochland am obern Colorado, durch die Länder der Moquis und Navahoes, an den Rio Grande und demnächſt durch die Grasfluren an den Miſſouri führt. — Die Briefe Alexander von Humboldt's, welche dem Reiſenden bis tief in die Wildniß nachfolgten, gereichen dem Werke zur beſonderen Zierde. — Die 12 großen Abbildungen ſtellen höchſt maleriſche und eigenthümliche Gebirgsformationen der **Felſengebirge und des Colorado-Gebietes,** Thier- und Pflanzen-Bilder, ſo wie dort lebende Indianer-Stämme in ihren Trachten und Eigenthümlichkeiten in Holzſchnitt und **Farbendruck** dar. — Se. Königl. Hoheit der **Prinz-Regent von Preußen** nahm die Widmung des Werkes huldreichſt an.

Verlag von **W. Violet** in **Leipzig:**

Gottschalk, Die Feldzüge Friedrichs des Grossen im 7jährigen Kriege. 2 Thlr.

Henckel von Donnersmarck, Militärischer Nachlass. 2 Bände mit Plänen. 4 Thlr.

—— Erinnerungen aus meinem Leben. 3 Thlr.

Hesekiel, Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich. 22½ Ngr.

—— Mittheilungen eines Gourmands. 15 Ngr.

Gossner, Goldene Sprüche oder Geistes- und Herzenserhebungen auf alle Tage im Jahre. 7½ Ngr.

Haltaus, E., Marie, oder durch Leiden zu Freuden. Eine Hamburger Stadtgeschichte, dem deutschen Volke jeglichen Standes erzählt. 25 Ngr.

Kluge, Predigten zum Vorlesen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. I. Theil: Epistelpredigten. 2 Thlr. II. Theil: Evangelienpredigten. 2 Thlr. Jeder Theil wird auch **einzeln** abgegeben.

Pfeilschmidt, Drei Friedhofsrosen. Dichtung. Eleg. Min.-Ausg. geh. 24 Ngr. — geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. = Wurde **Tiedge's Urania** an die Seite gestellt! =

Schubert, Gebet und Lied. Religiöse Gedichte zur häuslichen Erbauung. geh. 15 Ngr. — Eleg. geb. 22½ Ngr.

Im Verlage von **Heyder & Zimmer** in **Frankfurt a. M.** ſind erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zur neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands.

Zerſtreute Blätter
wiederum geſammelt
von **A. F. C. Vilmar.**
2 Theile in 8. 1858. Preis 2 Thlr. oder fl. 3. 30 kr.
(1. Theil: **Politiſches und Sociales.** 2. Theil: **Kirchliches und Vermiſchtes.**)

Bibliographie

zur Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert

von **Philipp Wackernagel.**

4. X und 718 Seiten. 1855. broch. 5 Thlr. oder fl. 8. 45 kr. rhein.

Auf dieſes, für die Hymnologie wie für die Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache gleichwichtige Werk iſt in der anerkennendſten Weiſe in mehreren Blättern aufmerkſam gemacht worden, namentlich im **Literar. Centralblatt** 1856 Nr. 15, **Berliner Revue** 5r Bd. 1s Heft. **Theolog. Literaturblatt** Nr. 95 (1855). **Gersdorf's Repertorium** Nr. 19. **Petzholdt's Anzeiger** Nr. 7 u. 9. **Zeitſchrift von Rudelbach und Guericke** 1856, Nr. 3. **Herrig, Archiv** XIX. 4. In den **Blättern für literar. Unterhaltung** 1858 Nr. 11 hat ſich **H. Kurz** u. a. folgendermaßen darüber ausgeſprochen: „Ein Buch, welches von unvergleichlichem Fleiß, unübertrefflicher Genauigkeit und wunderbarer Hingebung für das unternommene Werk zeugt. Ein Werk, das in allen dieſen Beziehungen, ſoviel wir wiſſen, ſeines gleichen nicht hat, und ſelbſt das vielbelobte „Repertorium bibliographicum“ von L. Hain weit hinter ſich läßt. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile, deren erſter die Beſchreibung der alten Geſangbücher und Liederdrucke, der zweite die Vorreden zu den Geſangbüchern des 16. Jahrhunderts enthält.“

Karl Gödeke nennt es in ſeinem Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung: „ein muſterhaftes Werk.“

„Dieſes Werk ſichert einer langen glänzenden Literatur der deutſchen Vergangenheit ihr Gedächtniß. Es rettet die lange Reihe jener alten Geſangbücher, welche im Staube vermodern, und die zum Theil gegenwärtig oft nur noch in einem Exemplar vorhanden, doch die köſtlichſten Edelſteine der Poeſie des 16. Jahrhunderts in ſich ſchließen.“ — „Ein beſonderes Verdienſt hat Herr W. durch die ſorgfältige und umſichtige Beſchreibung der alten Liederdrucke. Auch die Geſchichte des weltlichen Liedes hat durch dieſes Werk eine erhebliche Bereicherung erfahren.“

Handbibliothek

der theologiſchen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Ausgewählt und ſyſtematiſch geordnet
zum Gebrauche für Prediger und Studirende,
von **H. W. B. Zimmer.**
6 Bogen. 8. 1843. 5 Ngr. oder 18 kr.

Im Verlage von **A. Vogel & Co.** in **Berlin** erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

J. Bacher,

Geſammelte Novellen.

3 Bände. Preis 5 Thlr.

G. Raſch,

Italieniſches Wanderbuch.

Nebſt einem Anhange:

Rothes und ſchwarzes Buch der Gaſthöfe.

Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

G. Raſch,

Die dunklen Häuſer Berlin's.

Preis 22½ Sgr.

Aline v. Schlichtkrull,

Laterna Magica. Original-Novellen.

Preis 1½ Thlr.

Daſh,

Claudine. Hiſtoriſcher Roman.

3 Bände. 2 Thlr.

L. v. Alvensleben,

Don Juan. Hiſtoriſcher Roman.

4 Bände. 3 Thlr.

Saggau,

Hohle Eiche. Jugendſchrift für das reifere Alter.

Mit 4 Illuſtrationen. Eleg. cart. 10 Sgr.

Bei Joh. **Urban Kern** in **Breslau** ſind erſchienen:

Behnſch, Dr. O., Geſchichte der engliſchen Sprache und Literatur von den älteſten Zeiten bis zur Einführung der Buchdruckerkunſt. gr. 8. 1853. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Eitner, Karl, Synchroniſtiſche Tabellen zur vergleichenden Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen National-Literatur. Vollſtändige Ausgabe. Von den früheſten Zeiten bis zum Jahre 1832; nebſt vollſtändigem alphab. Namen- und Sach-Regiſter. 4. geh. 1855. 2 Thlr.

Verlag von **Conrad Weychardt** in Eßlingen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Profeſſor Daniel Völter's

Handatlas

der Erd-, Völker- u. Staatenkunde in 38 Karten.

Vierte, vermehrte u. verbeſſerte Aufl. Quer Folio. Preis geh. 4 Thlr., eleg. geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

„Wer einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Atlas von ſolchem Umfange ſucht und zugleich neben dem politiſchen ein phyſikaliſches Bild unſeres Weltalls wünſcht, dem möchte ſchwerlich etwas Beſſeres zu empfehlen ſein, als Völter's „Handatlas."

(Trierſcher Schulfreund.)

Lehrbuch

der Geographie.

Zweite, vermehrte u. verbeſſerte Aufl. 2 Theile (85 Bogen) gr. 8. Preis geh. 2 Thlr. 24 Ngr., eleg. geb. 3 Thlr. 5 Ngr.

„Das Buch zeichnet ſich vor vielen ähnlichen durch Klarheit und Sicherheit, durch Ordnung und zweckmäßige Vertheilung des Stoffes, durch korrekten Styl und die Aufmerkſamkeit feſſelnde Darſtellung vortheilhaft aus, ſo daß es mit Recht als ein gediegenes, höchſt brauchbares, dem Fortſchritt huldigendes Buch Allen empfohlen werden kann, die in der Geographie mehr als bloßen Gedächtnißkram erblicken."

(Sächſ. Schulzeitung.)

Atlas der Naturgeſchichte, in nahe an dreitauſend naturgetreuen Abbildungen, nach Zeichnungen von **Koska, von Kornatzki, Haberſtrohm, Georgy, Baumgarten** und anderen Künſtlern, in Holzſchnitt ausgeführt von **Eduard Kretzſchmar** und **Hugo Bürkner.** Mit erläuterndem Text. Vollſtändig in einem Bande, in Halbfranz geb. 5 Thlr. 22½ Sgr.; in drei einzelnen Bänden, geheftet 5 Thlr., elegant cartonnirt 5 Thlr. 15 Sgr.

Jeder der drei Bände, wie folgt, ſelbſtſtändig als ein Ganzes.

Atlas des Thierreichs. In mehr als tauſend Abbildungen der Thierwelt, wie von — nach den fünf Welttheilen geordneten — Gruppen der Völker und Thiere. Sauber geheftet 2 Thlr. Elegant cartonnirt 2 Thlr. 5 Sgr.

Atlas des Pflanzenreichs. In nahe an tauſend Abbildungen von Pflanzen und Bäumen, wie von — nach den Zonen geordneten — Baum- und Pflanzen-Gruppen. Sauber geheftet 1 Thlr. 20 Sgr. Elegant cartonnirt 1 Thlr. 25 Sgr.

Atlas des Mineralreichs. In mehr als achthundert Abbildungen aus dem Gebiete der Kryſtallographie, Petrographie, Paläontologie, Geotektonik, Formationslehre und Geologie. Sauber geheftet 1 Thlr. 10 Sgr. Elegant cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schul-Atlas der Naturgeſchichte des Thier- Pflanzen- und Mineralreichs. Zur Förderung der vergleichenden Anſchauung in den Gebieten der drei Reiche der Natur. Ein Ergänzungsband zu jedem Lehrbuche der Naturgeſchichte. In nahe an zwölfhundert naturgetreuen Abbildungen, nach Zeichnungen von **Koska, von Kornatzki, Haberſtrohm, Georgy, Baumgarten** und anderen Künſtlern, in Holzſchnitt ausgeführt von **Eduard Kretzſchmar.** Vollſtändig in einem Bande in handlichem Format. Elegant carton. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hieraus in beſonderem Abdrucke:

Schul-Atlas des Thierreichs. Zur Belebung und Förderung der vergleichenden Anſchauung. In 500 naturgetreuen Abbildungen. Cartonnirt 22½ Sgr.

Schul-Atlas des Pflanzen- und Mineralreichs. In 392 naturgetreuen Abbildungen aus der Pflanzenwelt und 272 mineralogiſchen Abbildungen. Cartonnirt 22½ Sgr.

Ferdinand Hirt's Verlag in Breslau.

Im Verlage von **Huber und Comp.** in **St. Gallen und Bern** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein Gang durch's Leben

an der Hand der Bibel.

Für Frauen und Jungfrauen

von **Caroline Specker**, geb. **Binder**.

2. verb. und vermehrte Aufl.

Preis: geh. Fr. 2. 10. fl. 1. — 20 ngr. — eleg. geb. Fr. 3. — fl. 1. 30. 28 ngr.

Die Frau Verfaſſerin, durch ein langjähriges Wirken als Erzieherin vorzugsweiſe befähigt, das weibliche Leben in ſeinen verſchiedenen Stadien darzuſtellen und zu würdigen, bietet ihren Schweſtern in dieſem Werke einen ſichern Leitfaden auf ihrem Wege dar. Auf dem Boden der Bibel ſtehend, ihres Wortes fortwährend als Richtſchnur ſich bedienend, behandelt ſie: die Frau als Gründerin häuslichen Glückes; die Jungfrau; die Frau als Gattin, als Mutter und als Erzieherin, als milderndes Element in der menſchlichen Geſellſchaft, und ſucht, indem ſie die Leſerinnen ununterbrochen auf jenen ſichern Führer hinweiſt, ſie ihrerſeits an den Quell der Lehre, der Mahnung und des Troſtes hinzuleiten.

Das Büchlein wird ſich ſelbſt empfehlen, beſonders als geeignetes Feſtgeſchenk für erwachſene Töchter oder die Gattin.

Ueber Shakspeare's religiöse und ethische Bedeutung.

Eine praktiſche Studie von **J. J. Rietmann**, V. D. M.

12. Cartonnirt 27 Ngr.

Die Auffaſſung der Poeſie aus dem Geſichtspunkte einer geſunden praktiſchen Moral erwirbt ſich immer mehr Freunde, welche es nicht lieben, dramatiſche Werke — die Fundgrube der Lebensweisheit — lediglich als Sinnbilder eines philoſophiſchen Syſtems oder als Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen behandelt zu ſehen. Ihnen bietet der, durch ſeine Ueberſetzung des Buches Hiob und die „Predigten in Liedern" bereits vortheilhaft bekannte Verfaſſer eine Paſtoral-Vorleſung über Shakſpeare, den kräftigſten Moraliſten unter allen Dichtern der Chriſtenheit — eine Arbeit, zu welcher ihn ſeine umfaſſende Kenntniß der einſchlagenden Literatur beſonders befähigte. Ungleich größeren Werken verwandter Richtung gegenüber, die für die gelehrte Welt geſchrieben ſind, begnügt ſich gegenwärtige Schrift, eine Reihe hervorragender Stellen dem Dichter zu entheben, deren Auswahl glücklich und deren Anwendung ſchlagend genannt werden darf. So wird der natürliche Sprachreichthum Shakſpeare's in ſeiner ganzen Fülle anſchaulich; eingefaßt in den Rahmen einer witzigen zwangloſen Interpretation und eingeleitet durch eine tiefgegriffene ächtfreiſinnige kulturhiſtoriſche Abhandlung.

Bei **Velhagen & Klaſing** in Bielefeld iſt erſchienen:

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Teſtaments. Dr. Martin Luther's Ueberſetzung nach Dr. J. F. von Meyer nochmals aus dem Grundtext berichtigt von Dr. R. Stier. Zweite Auflage. 1859. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr., auf feinſtem Velin in vergoldetem Maroquinband mit Goldſchnitt 3 Thlr. 20 Ngr.

Adolf Monod's ausgewählte Schriften. Aus dem Franzöſ. 6 Theile. 1860. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Erbauungsliteratur weiſt wenig Bücher nach, die mit ernſter Entſchiedenheit ſo viel gewinnende Liebe vereinigen und die ſo vorzugsweiſe zur Verbreitung in weite Kreiſe, namentlich der Gebildeten geeignet ſind.

In meinem Verlage erſchien:

Koenig, Dr. R., **Blüten** aus dem zarten Kindesalter. **Gedichtſammlung.** geh. 7½ Sgr. — **Blüten** aus dem Leben des **Mädchens**. geh. 18 Sgr. — **Blüten** aus dem Leben der Jungfrau und des Weibes. geh. 22½ Sgr.

—— —— **Weibliches Leben.** Von der Wiege bis zum Grabe. Im Munde deutſcher Dichter alter und neuer Zeit. Eine **Blütenleſe** heimathlicher Dichtungen. 43 Bogen. geh. 1 Thlr. — geb. 1½ Thlr.

Stacke, Dr. L., **Erzählungen aus der alten, mittleren und neueren Geſchichte** in biographiſcher Form. 3. Aufl. 4 Bände. geh. 2 Thlr. 16 Sgr.

—— —— **Die franzöſiſche Revolution und das Kaiſerthum Napoleons I.** geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Gerhard Stalling in **Oldenburg.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt zu beziehen:

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1½ Thlr.

Für eleganten Einband 10 Ngr.

Jedes Werk iſt einzeln zu haben.

Inhalt der bis jetzt erſchienenen 68 Bände.

(Die mit * bezeichneten Bände ſind Doppelbände.)

1. **Geſchichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geſchichte von Belgien.** Von Hendrik Conſcience. Mit Stahlſtich: Egmond's Tod nach de Hoy.
3. **Geſchichte des Kaiſers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geſchichte des Kaiſers Joſeph II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joſeph's.
5. **Erzherzog Karl von Oeſterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelſon und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelſon's nach Abbot.
7. **Geſchichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Coſtnitz.** Von E. de Bonnechoſe. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geſchichte der franzöſiſchen Revolution 1789—1813.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. **Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten.** Nach E. Williards. Mit dem Portrait Waſhington's nach Longhi.
11. **Geſchichte Dänemarks bis auf die neueſte Zeit.** Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Chriſtian's IV. Nach K. von Mandern.
12. **Geſchichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geſchichte des Kaiſers Maxmilian I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maxmilian's nach Albrecht Dürer.

14. **Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Der falſche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Epiſode aus der Geſchichte Rußlands.
16 **Das Leben Mohamed's.** Von Waſhington Irving. Mit d. Port. Mohamed's.
17. **Geſchichte Karl's des Großen.** Von Johann Friedrich Schröder. Mit dem Portrait Karl's des Großen nach Albrecht Dürer.
18. **Geſchichte Norwegens.** Von Andreas Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenſkjold's nach Denner.
19. **Der Hanſabund.** Von Dr. Guſtav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Wilde.
20. **Geſchichte Spaniens.** Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
21. **Geſchichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuchari.
22. **Geſchichte Guſtav Adolph's.** Nach Andreas Fryxell. Mit dem Portrait Guſtav Adolph's nach Anton von Dyk. 2. Aufl.
23. **Geſchichte Frankreichs** von den älteſten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechoſe. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geſchichte des Herzogs von Marlborough und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges.** Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
25. **Geſchichte Peter's des Grauſamen von Caſtilien.** Von Prosper Mérimée. Mit dem Portrait Peter's nach A. Cornicero.
26. **Geſchichte Franz Sforza's und der italieniſchen Condottieri.** Von Dr. Fr. Steger. Mit dem Portrait Sforza's.
27. **Geſchichte des osmaniſchen Reiches** von der Eroberung Conſtantinopels bis zum Tode Mohamed's II. Von Baptiſtin Poujoulat. Ueberſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt von J. Seybt. Mit dem Port. des Sultan Abdul Medſchid nach Duffault.
28. **Geſchichte des Kaiſers Nikolaus I.** und der Entwickelung Rußlands ſeit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vaſſy. Mit dem Portrait des Kaiſers Nikolaus, geſt. von Weger.
29. **Geſchichte des Kaiſers Karl V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geſchichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographiſcher Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
31. **Geſchichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographiſcher Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
32. **Geſchichte der neueſten Zeit** (von 1815—1854). Von Dr. A. Geisler.
33. **Geſchichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Waſhington Irving.
34. **Geſchichte Oliver Cromwell's und der engliſchen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
35. **Das Türkiſche Reich in hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Schilderungen.** Von Molbech, Chesney und Michelſen.
36. **Eine Weltumſegelung** mit der ſchwediſchen Kriegsfregatte „Eugenie“ 1851—1853. Von N. J. Andersſon. Deutſch von Profeſſor Dr. Kannegießer.
37. **Reiſe-Erinnerungen aus Sibirien** von Profeſſor Chriſtoph Hanſteen. Deutſch von Dr. H. Sebald.
38. **Die Krim und Odeſſa.** Reiſe-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.

39. **Süd-Rußland und die Donauländer.** In Schilderungen von L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth.
*40. **Der Geiſt in der Natur.** Von H. C. Oerſted. Deutſch von Prof. Dr. Kannegießer. Mit dem Portrait des Verfaſſers.
41. **Naturſchilderungen** von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Däniſchen unter Mitwirkung des Verfaſſers von H. Zeiſe. Mit Biographie u. Port. des Verf. 2. Aufl.
42. **Geſchichte des Ruſſiſchen Reiches** von der älteſten Zeit bis zum Tode des Kaiſers Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutſch von Dr. Ed. Burckhardt.
*43. **Attila und ſeine Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutſch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. Ausgabe.
44. **Die Kaukaſiſchen Länder und Armenien.** In Schilderungen von A. Curzon, K. Koch, J. Macintoſh, O. Spencer und R. Wilbraham. Herausgegeben von Prof. Dr. K. Koch.
45. **Die afrikaniſche Wüſte und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Nach dem Franzöſiſchen des Grafen d'Escayrac de Lauture.
46. **Wanderungen durch die Mongolei** nach Thibet zur Hauptſtadt des Tale Lama von Huc und Gabet. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
47. **Wanderungen durch das chineſiſche Reich** von Huc und Gabet. In deutſcher Bearbeitung von K. Andree.
48. **Chemiſche Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Engliſchen des James Johnſton.
49. **Die Witterungslehre** auf ihrem neueſten Standpunkte dargeſtellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.
50. **Katechismus der Naturlehre.** Von Dr. E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des engliſchen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfaſſer beſorgten franzöſiſchen Ausgabe.
51. **Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Timescorreſpondenten W. Ruſſel. Deutſch bearbeitet von J. Seybt.
52. **Geſchichte Italiens.** Von der erſten franzöſiſchen Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Engliſchen des R. H. Wrightſon. 2. Ausgabe. Mit dem Portrait des Papſtes Pius IX.
53. **Geſchichte Richard Cromwell's und der Wiederherſtellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Deutſch von J. Seybt. Mit dem Portrait des Generals Monk.
54. **Central-Amerika,** insbeſondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküſte. Nach Squier. Deutſch herausgegeben von K. Andree.
55. **Buenos-Ayres und die Argentiniſchen Staaten.** Nach den neueſten Quellen. Herausgegeben von K. Andree.
56. **Wanderungen durch Auſtralien.** Von Oberſtlieutenant Godefroy Charles Mundy. Deutſch bearbeitet von F. Gerſtäcker.
57. **Mungo Park's** Reiſen in Afrika von der Weſtküſte zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger.
*58. **Geſchichte von Indien** von Thomas Keightley. Ueberſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeführt von J. Seybt.
59. **Reiſen im Nordpolmeere** von E. Eliſha Kent Kane. Deutſch von J. Seybt.
60. **Wanderungen durch Texas** und im mexikaniſchen Grenzlande. Aus dem Engliſchen des F. L. Olmſted.
61. **Weſtſlawiſcher Märchenſchatz.** Deutſch bearbeitet von Joſ. Wenzig.
*62. **Die Oſtſee und ihre Küſten.** Von Anton von Etzel.
63. **Geſchichte Karl's des Zwölften.** Nach A. Fryxell. Deutſch von A. v. Etzel. Mit dem Portrait Karl's nach Chodowiecki.

*64. **Südafrika und Madagaſcar.** Geſchildert durch die neueſten Entdeckungsreiſenden. Herausgegeben von K. Andree.

*65. **Drei Reiſen um die Welt.** Von James Cook. Neu bearbeitet von F. Steger

*66. **Die Begründer der franzöſiſchen Staatseinheit.** Vom Grafen L. de Carné Deutſch von J. Seybt.

*67. **Sophokles.** Deutſch von Oswald Marbach. Nebſt einführender Abhandlung Die griechiſche Tragödie und Sophokles und mit erläuternder Einleitung u. Anmerkung

68. **Das Nibelungenlied.** Neuhochdeutſche Ueberſetzung von O. Marbach. Nebſt ein führender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermaniſche Volksſage und m Anmerkungen.

In gleichem Format und zu gleichen Preiſen erſchien ferner:

Geſchichte der amerikaniſchen Revolution. Von G. Bancroft. Mit dem Plane d Belagerung von Quebek. Band 1—3. 3 Thlr.

Hiſtoriſches Jahrbuch 1853—1856. Mit den Portraits von Franklin Pierce, Lord Pa merſton und König Oskar von Schweden. 3 Bände. 3 Thlr.

Das Leben George Waſhington's. Von Waſhington Irving. Herausgegeben v Prof. Dr. Fr. Bülau. 5 Bände. 5 Thlr.

Im Verlag von **H. R. Sauerländer in Aarau** iſt ſoeben erſchienen und du alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu beziehen:

J. P. Hebel's
Allemanniſche Gedichte.
Eilfte vollſtändige Original-Ausgabe.

Elegante, in gepreßtem Umſchlag (mit Golderzierungen und ſchöner Vignet **gebundene Miniatur-Ausgabe mit Goldſchnitt.**

Preis 1 Thlr. — 1 fl. 45 kr.

Bei dem Unterzeichneten ist zu haben:

Bagarotti, Gius., Nozioni fondamentali della scienza dell'umano in letto III° 261 pag. Firenze 1857. Thlr. 1.

—— —— Grammatica della lingua latina XI. 368 pag. gr. 8. Firenze 1° Thlr. 2. 10 Ngr.

—— —— Ammaestramenti nell'arte dello scrivere VII° 157 pag. 16. Fir 1857. 22 Ngr.

Bertolotti, Dav., Epistolario ad uso della gioventù con un istruz sull'arte del segretario. Ediz. 2ª 2. Volumetti. 18. Milano 1858. Thl

Giordani, P., Lettere scelte proposte alla gioventù con un discorso Fr. Ugolini. Lettere di scusa, di domanda, di preghiera, di lode, di gratulazione, di doglienza, di consiglio, d'invio, di ringraziamento raccommandazione etc. 16. Firenze 1857. 16 Ngr.

Puoti, Bas., L'arte discrivere in Prosa peresempi e per teoriche o istituzioni di Elequenza. Ediz assistata da P. Thouar. 2 Vol. Fir 1857. Thlr. 2. 22 Ngr.

Ugolini, Fil., Vocabolario di porole e modi errati che sono com mente in uso etc. 16. Firenze 1855. Thlr. 1.

G. Franz in Münch

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Literarischer Wegweiser

für

gebildete Laien.

Die Jahre 1861—1862.

Von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1862.

Fünfter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer
durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1862.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Literaturbericht

über die Jahre 1861 und 1862.

Obgleich in den letzten Jahren das öffentliche Leben und die nationale Bewegung in Deutſchland ſo gewachſen iſt, daß das Intereſſe für Literatur nicht mehr in erſter Reihe ſteht wie früher, ſo iſt doch die Bücherwelt noch wichtig genug, um Gegenſtand einer eingehenden Betrachtung zu werden. Wir verſuchen daher die Hauptgruppen und Spitzen der Literatur zuſammenzuſtellen, um dadurch in die Ueberſicht deſſen einzuleiten, was die literariſche Thätigkeit der beiden letzten Jahre für die allgemeine Bildung Nutzbares geliefert hat.

Beginnen wir nach alter Weiſe mit der Philoſophie, welche Jahrzehente lang die Blüthe des geiſtigen Lebens in Deutſchland repräſentirte, die übrigen Disciplinen beherrſchte und in ihren Richtungen beſtimmte, ſo ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl, wenn wir ſehen wie dieſe einſtige Königin der Wiſſenſchaften jetzt geringſchätzig bei Seite geſchoben wird und nicht einmal mehr wie im Mittelalter die unentbehrliche Magd der Wiſſenſchaften iſt. Während früher die hervorragenden Talente ſich auf die Philoſophie legten, während eine tüchtige philoſophiſche Arbeit der beſte Empfehlungsbrief zur Einführung in die Wiſſenſchaft und Literatur war, ſo geben ſich jetzt nur noch Veteranen der Schule, belletriſtiſche Dilettanten oder Bewerber um einen akademiſchen Lehrſtuhl mit philoſophiſcher Schriftſtellerei ab. Unter den neueren literariſchen Erſcheinungen in ihrem Gebiet iſt keine einzige, die der Mann von Bildung nothwendig geleſen haben müßte, keine die in der Wiſſenſchaft einen wirklichen Fortſchritt repräſentirte. Nur ein Zeichen des noch nicht ganz erloſchenen Intereſſes für Philoſophie hat die Culturgeſchichte des laufenden Jahres aufzuweiſen: die Sekularfeier von J. G. Fichtes Geburtstag. Aber es war weniger der Philoſoph und akademiſche Lehrer, der gefeiert wurde, als der deutſche Patriot, der Redner an die deutſche Nation, der kräftige Charakter, der die Philoſophie nicht als eine theoretiſche Beſchäftigung, ſondern als geiſtige That betrieb, um die Außenwelt nach dem Willen des Ichs umzugeſtalten. Die nationalen Beſtrebungen waren es, die je nach ihrer groß- oder kleindeutſchen Färbung die Fichtefeier als Gelegenheit zu politiſchen Reden und Demonſtrationen benutzten. So kam es daß die Fichtefeier in geſelligen Vereinen größerer Städte, wie in Berlin, Leipzig, Dresden, mit größerem Eifer begangen wurde als auf Univerſitäten. In Leipzig hielt bekanntlich bei der Feier im Schützenhaus Heinrich v. Treitſchke eine Rede, die ſich mit den kräftigſten von Fichte's Reden an die deutſche Nation meſſen kann. Sie iſt leider nicht in ſelbſtändigem Abdruck erſchienen, ſondern nur in den Grenzboten (Nr. 21) vollſtändig, und bruchſtückweiſe in vielen anderen Zeitungen abgedruckt. Von den beſonders gedruckten akademiſchen Fichtereden nennen wir hier die von Ahrens in Leipzig, Brandis in Bonn, Kuno Fiſcher in Jena, Köſtlin in Tübingen, Trendelenburg in Berlin als beſonders leſenswerth. Unter den eigentlich biographiſchen Feſtſchriften ſteht die von Fichte dem Sohn in zweiter Auflage herausgegebene Lebensbeſchreibung in erſter Reihe. Auch Kuno Fiſchers Feſtrede gibt neben der Charakteriſtik eine vollſtändige Biographie. Stahrs Büchlein über Fichte als Held unter den deutſchen Denkern iſt doch gar zu enthuſiaſtiſch und phraſenhaft, als daß wir es empfehlen möchten; noch weniger konnten wir Noacks Biographie Fichtes unter die zur Lektüre empfohlenen Schriften aufnehmen.

Auch die Theologie hat ſeit geraumer Zeit keine ſchöpferiſche, epochemachende Leiſtung aufzuweiſen; ſie entbehrt der Befruchtung durch die Philoſophie und beſchränkt ſich einerſeits auf Sammlung, Ordnung und Verarbeitung des geſchichtlichen Stoffes, andererſeits auf confeſſionelle theriſcher, calviniſtiſcher und katholiſcher Faſſung der Lehre und ihres Verhältniſſes zu der Schrift. Auch fehlt es nicht an neuen Commentaren über einzelne Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, die jedoch häufig kein anderes Verdienſt haben, als daß ſie die hundertmal gegebene Erklärung entweder ausziehen oder breitſchlagen. Eine theologiſch-kirchliche Zeitaufgabe iſt die Anerkennung und Ueberwindung des Zwieſpalts zwiſchen der Kirchenlehre und den Ergebniſſen der neueren Wiſſenſchaft und Bildung, und die damit zuſammenhängende Frage, in wie weit die von der modernen Bildung beeinflußte Gemeinde berechtigt ſei, in kirchlichen Dingen ein Wort mitzuſprechen. In dieſer Beziehung iſt die Abhandlung des Heidelberger Theologen Rothe in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitſchrift: „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutſchen evangeliſchen Kirche“ epochemachend, indem ſie das Bedürfniß einer Verſöhnung und Verſtändigung der Kirchenlehre mit der modernen Bildung anerkennt, andererſeits an dem ſubſtantiellen Gehalte des Chriſtenthums entſchieden feſthält. In dieſer Richtung ſucht ein großer Theil der theologiſch-kirchlichen Journaliſtik zu wirken, während ein anderer Theil der gegenwärtigen Theologen und Kirchenmänner darauf beharrt, man dürfe den Forderungen der Zeitbildung in Beziehung auf den Lehrgehalt des Chriſtenthums keine Conceſſion machen und eben darum der in der Zeitbildung befangenen Gemeinde keinen Antheil am Kirchenregiment geſtatten. Unter den Stimmen aus dem katholiſchen Lager machte die Schrift des Münchener Profeſſors Döllinger, „über Kirche und Kirchen, Pabſtthum und Kirchenſtaat“ großes Aufſehen. Er gibt bekanntlich die weltliche Herrſchaft des Pabſtes als unweſentlichen Beſtandtheil der kirchlichen Macht preis, ſucht aber der Kirche dadurch Erſatz zu verſchaffen, daß er dieſelbe als Bundesgenoſſin und Beſchützerin politiſcher Freiheitsbeſtrebungen anrühmt, die politiſchen Schwächen und Mißgriffe der nichtkatholiſchen Kirchen und Religionsgeſellſchaften aufdeckt und ſie bald als unduldſam und illiberal, bald als Heerd deſtructiver Beſtrebungen anklagt; während der Biſchof Ketteler in ſeiner Schrift „über Freiheit, Autorität und Kirche“ unter dem Titel der Freiheit die Herrſchaft der Kirche über die Geiſter zurückfordert. Ihre Hauptſtärke hat die theologiſche Literatur in den geſchichtlichen Leiſtungen. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf die zwei hinterlaſſenen Werke des kürzlich verſtorbenen Tübinger Theologen Baur, deſſen Kirchengeſchichte des Mittelalters vom 8ten Jahrhundert bis zur Reformationszeit, ſowie die Kirchengeſchichte des 19ten Jahrhunderts zu den bedeutendſten Erſcheinungen in dieſem Fache zählen, und auf die Sammlungen von Biographieen der reformirten und lutheriſchen Theologen des Reformationszeitalters. Neben ſolchen, den gebildeten Laien wie den Theologen genießbaren Werken finden wir aber auch dogmen- und kirchengeſchichtliche Monographieen, die nur unverarbeitete Materialien anhäufen und kaum von den Gelehrten geleſen werden.

Im Gebiete der Kunſtliteratur herrſcht ebenfalls die geſchichtliche Betrachtung vor, wir konnten daher in dem betreffenden Abſchnitte des Wegweiſers mehrere gute kunſtgeſchichtliche Werke theils als neue Auflagen, theils als Fortſetzungen verzeichnen.

In den Naturwiſſenſchaften ſind in neuerer Zeit die Zeitſchriften die Hauptträger nicht nur der wiſſenſchaftlichen Forſchung, ſondern auch der populären Verbreitung der gewonnenen Ergebniſſe; wir haben dieſe Zeitſchriften in dem Wegweiſer aufgeführt, in den einen findet mehr das wiſſenſchaftliche Bedürfniß des benachbarten Fachgenoſſen, in den andern mehr das Verlangen des Dilettanten und der heranwachſenden Jugend Befriedigung. Der Verleger der verdienſtlichen Zeitſchrift „Aus der Natur“ hat neuerlich unter dem Titel „Univerſelle Studien“ eine Sammlung gelungener populärer Monographieen, meiſtens Bearbeitungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen veranſtaltet, welche unter dem betreffenden Fachtitel im Wegweiſer aufgeführt ſind. Wer für die Jugend ein Buch ſucht, welches die Quinteſſenz der Naturwiſſenſchaften in populärer Form zuſammenfaßt, dem können wir kein gelungeneres empfehlen, als „die Natur“ von dem Chemiker Berlin in Lund. Auch die Spameriſchen Sammlungen von Volks- und Jugendſchriften enthalten gute Bearbeitungen einzelner Zweige der Naturwiſſenſchaften. Ein weites Feld für Populariſirung der Naturwiſſenſchaften eröffnet ſich in den verſchiedenen Gebieten der Gewerbskunde und Landwirthſchaft. Aber um hier die Bedürfniſſe richtig berathen zu können, wird ſchon eine technologiſche Fachkenntniß erfordert. Das Encyclopädiſche, für die Wißbegierde der allgemeinen Bildung Erforderliche finden wir in reichlicher Ausdehnung in dem Breitkopf und Härteliſchen und Brockhauſiſchen Haus- und Familienlexicon. Auch die obengenannten naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften nehmen auf die techniſche Anwendung Rückſicht. Eine ſo gute orientirende Ueberſicht wie die Franzoſen ſie in Figuier année scientifique et industrielle beſitzen, haben wir in Deutſchland noch nicht. Einigen Erſatz können die ſchon mehr wiſſenſchaftlich gehaltenen und auf die dem Fabrikanten wichtigen Einzelheiten eingehenden chemiſchen Jahresberichte von Joh. Rud. Wagner gewähren. Die Anwendung der Chemie auf die Landwirthſchaft iſt durch Mulders Chemie der Ackerkrume in hervorragender Weiſe vertreten, ebenſo die Phyſiologie durch ein Werk des Profeſſors an der landwirthſchaftlichen Akademie in Hohenheim, E. Wolff, über die landwirthſchaftliche Fütterungslehre und die Theorie der menſchlichen Ernährung, worin die Ergebniſſe vielfältiger genauer Verſuche und Beobachtungen niedergelegt ſind. Zuletzt müſſen wir auch noch eines Werkes gedenken, das zwar keineswegs der populären Literatur angehört, aber durch die Wichtigkeit der darin niedergelegten Unterſuchungen, durch den Gehalt der Ideen und Anregungen, durch die hinreißende Darſtellung auch außerhalb des Kreiſes der Fachgenoſſen Aufmerkſamkeit erregt hat und beſprochen wird; ich meine Charles Darwin's Abhandlung über die Entſtehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich. Wenn dadurch auch noch keineswegs neue Reſultate für die Wiſſenſchaft feſtgeſtellt ſind, ſo kann dieſe Unterſuchung doch für die Forſchung ungemein befruchtend wirken und dem Laien eine Vorſtellung von der Wechſelwirkung geben, in welcher die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft zu dem Geſammtgebiete der Wiſſenſchaft ſtehen.

In der ſtaatswiſſenſchaftlichen und publiciſtiſchen Literatur haben ſich natürlich auch die politiſchen und nationalen Reformbeſtrebungen abgelagert. Die obſchwebenden Fragen ſind nicht nur in Zeitſchriften und Flugſchriften, ſondern auch in größeren Werken beſprochen worden. Die Flugſchriften, die ſich in den Jahren 1859 und 1860 zu einer maſſenhaften Menge anſammelten, ſind bei dem langſameren Gang der Ereigniſſe und namentlich ſeit dem in Preußen eingetretenen Rückſchlag ſeltener geworden, und auch die Zeitſchriften, welche ſich hauptſächlich die Beſprechung der Reformfrage zur Aufgabe ſtellten, wie die preußiſchen Jahrbücher, die deutſchen Jahrbücher, die Grenzboten, ſind in ihrem Eifer erlahmt und haben ſich auf Literatur und Geſchichte zurückgezogen. Unter den größeren Werken über theoretiſche Politik ragt Rob. v. Mohls Sammlung von Monographieen über Staatsrecht, Völkerrecht und Politik als die bedeutendſte Erſcheinung hervor. Der erſte Band enthält eine ſehr beachtenswerthe Abhandlung, welche mitten in die Principienfragen des conſtitutionellen Lebens der Gegenwart hineinführt, indem ſie über die Mängel und Heilmittel des Repräſentativſyſtems ſehr eingehende Betrachtungen anſtellt. Mohl ſucht die Frage zu beantworten, woher es doch komme, daß das conſtitutionelle Leben der Gegenwart im Grunde doch ſo unbefriedigende Reſultate habe. Er findet die Urſache theils in dem noch nicht überwundenen Dualismus von Regierung und Volksvertretung und dem dadurch herbeigeführten Scheinconſtitutionalismus, theils in der falſchen Zuſammenſetzung unſerer Volksvertretungen. Er glaubt, eine ehrliche rückhaltloſe Annahme des parlamentariſchen Syſtems, d. h. einer Regierungsweiſe, bei welcher der Schwerpunkt der Macht der Volksvertretung überlaſſen wird und mithin ein lähmender Widerſtreit zwiſchen Regierung und öffentlicher Meinung wegfällt, würde viele Uebelſtände, viele Urſachen der Unzufriedenheit beſeitigen. Es iſt gegenüber der preußiſchen Betonung des Königthumes und der von der Regierung wie von der Majorität der Kammer zur Schau getragenen Abweiſung des Parlamentarismus ſehr beachtenswerth, daß einer der bedeutendſten Staatsrechtslehrer der Gegenwart ſich offen und entſchieden für den Parlamentarismus ausſpricht, und wir gründen darauf die Hoffnung, daß die alten legitimen Theorieen ſich in der Praxis nicht mehr in die Länge halten werden. Einen vollſtändigen Sieg des Parlamentarismus hält Mohl freilich auch nicht für möglich, ſo lange keine Bürgſchaft gegeben iſt, daß in den Volksvertretungen wirklich auch die Intelligenz des Volks repräſentirt ſei und die realen Intereſſen vertreten werden. Darum glaubt er, müſſe eine ſolche Verbeſſerung des Wahlſyſtems eintreten, durch welche den ſo häufig in der Minderheit bleibenden Intelligenzen die Wahrſcheinlichkeit der Wahl erleichtert und den wichtigeren Intereſſen des Staats und der Geſellſchaft eine entſprechende Vertretung in den Kammern geſichert werde. Noch reicher an pikanten Beziehungen zu den Zeitverhältniſſen iſt der zweite Band von Mohls Werk. In einer Reihe politiſcher Aphorismen, in welchen er ſeine Erfahrungen aus der Frankfurter und der Badiſchen Praxis nützt, ſpricht er in der klaren und ſcharfen Weiſe, die ihm eigen iſt, ſeine Anſichten über politiſche Parteibildung, über die Praxis der Ständeverſammlungen, über den Bundestag, die Büreaukratie, die heutige Stellung der Staatsdiener, die perſönliche Stellung der Fürſten, Miniſterwahlen, kleine Reſidenzen, Ordensweſen u. dgl. aus. Auch die heutzutage ſo wichtige Nationalitätsfrage wird in einer eigenen Abhandlung mit geſundem Urtheil und in Anwendung auf beſtehende Staatsverhältniſſe beſprochen. So gewähren dieſe Monographieen ſowohl für den Mann der Wiſſenſchaft als für den praktiſchen Politiker eine Fülle der intereſſanteſten Erörterungen, und zwar in einer klaren lebensfriſchen Sprache. Der Geſchichtsforſcher Waitz hat im letzten Jahr ebenfalls ſeinen Beitrag zur politiſchen Theorie gegeben, durch ſeine „Grundzüge der Politik.“ Es iſt zunächſt ein Leitfaden für ſeine Vorleſungen, und er ſtellt darin in ſeiner klaren knappen Weiſe die von der geſchichtlichen Betrachtung abgezogenen Grundſätze für das conſtitutionelle Staatsleben auf. Dieſem Abriß hat er aber auch die weitere Ausführung einiger praktiſch wichtigen Hauptfragen beigefügt: über das Königthum, über das Weſen des Bundesſtaates und über die Wahlen zur Volksvertretung. Von dem Königthum hat er eine höhere Vorſtellung als Mohl, er will es nicht durch das parlamentariſche Syſtem abgeſchwächt wiſſen, ſondern ſieht ſeine geſunde Verwirklichung in der wohlgeordneten Harmonie der beiden Factoren der Staatsgewalt, welche das Ziel der conſtitutionellen Entwicklung ſein müſſe. Die wichtige Frage über die richtige Wahlart für Volksvertretung iſt kürzlich auch von zwei engliſchen Schriftſtellern eingehend behandelt worden, auf deren Schriften wir die Leſer des Wegweiſers hier ergänzungsweiſe aufmerkſam machen wollen. Die eine iſt von dem geiſtreichen Nationalökonomen John Stuart Mill geſchrieben und führt den Titel: „Considerations on the representative government.“ London 1861, die andere von Thomas Hare: „A treatise on the election of representatives.“ London 1862. Mill fordert allgemeines Wahlrecht, das ſich ſelbſt auf die Frauen ausdehnen ſoll, dagegen aber, um die Betheiligung der unverſtändigen Maſſe zu beſeitigen, Ausſchluß aller derjenigen Perſonen, die nicht leſen und ſchreiben können, und andererſeits ein mehrfaches Stimmrecht für Höhergebildete, Gelehrte, Advokaten, Aerzte, und einen Wahlmodus, bei dem hervorragende politiſche Intelligenzen bevorzugt werden könnten. In dieſer Richtung legt Thomas Hare in ſeiner oben genannten Schrift einen in die techniſchen Einzelheiten des Verfahrens ausgeführten Plan vor, nach welchem an die Stelle der bisher üblichen Bezirkswahlen ein Syſtem geſetzt werden ſoll, bei dem die Stimmen aus allen Bezirken zuſammengezählt werden, damit auf dieſe Weiſe die intelligente Minderheit zur Vertretung gelangen könne. Mohl hat dieſen Vorſchlag in einem Bericht über Hare's Schrift in der „Zeit“ mit großem Beifall acceptirt und glaubt, Hare habe damit den Nagel auf den Kopf getroffen und das richtige Mittel gefunden, um den ſo häufig in der Minderheit bleibenden Capacitäten die Wahl zu ſichern.

Die eigentliche Nationalökonomie iſt auf dem Büchermarkt der letzten Jahre durch kein hervorragendes größeres Werk vertreten. Das Handbuch Roſchers, wiederholt in neuen Auflagen erſcheinend, aber noch der Fortſetzung entbehrend, gehört der früheren Periode an. Seine „Anſichten der Volkswirthſchaft vom geſchichtlichen Standpunkt aus“ ſind mehr kulturgeſchichtliche Excurſe ins Gebiet der Volkswirthſchaft, als Beiträge zum jetzigen Stand dieſer Wiſſenſchaft.

Die Rechtswiſſenſchaft entbehrt neuer Erſcheinungen, die außerhalb des Kreiſes der Fachgelehrſamkeit Aufmerkſamkeit erregen und von einer produktiven Bewegung Zeugniß geben könnten. Die literariſchen Erzeugniſſe dienen entweder dem unmittelbaren praktiſchen Gebrauch durch Verarbeitung neuer Geſetzbücher oder Anwendung der Rechtsgrundſätze auf neue Handels-, Verkehrs- und Gewerbsverhältniſſe, oder es ſind Probeſtücke akademiſcher Lehrer. Wir haben die Symptome des Lebens der Rechtswiſſenſchaft weniger in der gelehrten Literatur, als in den Geſetzgebungsarbeiten der Einzelſtaaten, in den Bemühungen für ein allgemein deutſches Gerichtsverfahren und in den Juriſtenverſammlungen aufzuſuchen.

Unter der Rubrik der Staatswiſſenſchaften möge uns auch ein Wort über den gegenwärtigen Stand der Publiciſtik vergönnt ſein. Das bewegtere politiſche Leben ſtellt natürlich auch an die Tagespreſſe höhere Anforderungen, und es genügt nicht mehr, die neugierige Leſewelt mit den politiſchen Tagesneuigkeiten auf dem Laufenden zu erhalten; es iſt vielmehr die Aufgabe, einen beſtimmten politiſchen Standpunkt, eine Ueberzeugung zu vertreten, für deren Ziele zu wirken und in dieſem Sinne das Publikum zu belehren, aufzuklären und zu bearbeiten. Dieſe Forderung iſt als eine berechtigte allgemein anerkannt und es dienen ihr die verſchiedenen Redaktionen in ihrer Weiſe, die einen als Organe einer beſtehenden Regierung, eines beſtimmten Einzelſtaates, die anderen als Organe einer über den einzelnen Staat und deſſen zeitweilige Regierung hinausſtrebenden politiſchen Partei. Nur von den letzteren kann hier die Rede ſein.

Die politiſche Aufgabe, welche der deutſchen Nation gegenwärtig vorliegt, iſt, einen Weg zu finden, auf dem die getrennten Glieder zu einer politiſchen Einheit gelangen können. Die Frage iſt nur die, ob die geforderte Einheit durch Reform des Bundestags und Verſtändigung der beſtehenden Regierungen hierüber, oder durch Umgeſtaltung zu einem Bundesſtaat, oder durch Anſchluß der Mittel- und Kleinſtaaten an Preußen oder an Oeſterreich, oder endlich durch Auflöſung der beſtehenden monarchiſchen Regierungen auf demokratiſch-republikaniſchem Wege erſtrebt werden ſoll. Die Stellung zu der Einheitsfrage iſt nun gegenwärtig die Hauptſache, durch welche der Charakter eines politiſchen Blattes beſtimmt wird. Die Mehrzahl der größeren politiſchen Blätter Norddeutſchlands iſt darüber einverſtanden, daß die Einheit durch Anſchluß der Einzelſtaaten an ein conſtitutionell regiertes Preußen, und zwar mit Ausſchluß Oeſterreichs, bewerkſtelligt werden müſſe, und daß die Einheitsform ein Bundesſtaat ſein müſſe, in welchem Preußen im Namen der übrigen Staaten die Centralgewalt zu führen hätte. Dieſe Richtung vertreten mit mehr oder weniger provincieller Schattirung die Kölniſche Zeitung, die Berliner Nationalzeitung, die Berliner Allgemeine, die Berliner Volkszeitung, die Berliner Voſſiſche, beſonders wichtig als Vertreterin der Berliner Mittelclaſſen, die deutſche Allgemeine und die Weſerzeitung. Das größte und reichhaltigſte, aber auch durch die Maſſe des Inhalts etwas ſchwerfällige, breitſpurige Blatt iſt die Kölniſche Zeitung. Sie iſt das Hauptblatt der geſammten Rheinlande, und von allen größeren deutſchen Zeitungen wohl die am ſtärkſten verbreitete. Ihre Politik iſt, ſchon in Rückſicht auf die materiellen Intereſſen Kölns, ſtark realiſtiſch gefärbt, ſie hält zwar die Idee des einigen Deutſchlands, die Ehre und den deutſchen Beruf Preußens hoch, aber wenn der patriotiſche Enthuſiasmus gar zu große Opfer zu fordern ſcheint, wenn es ſich darum handelt Deutſchland und Preußen in einen gefahrvollen Krieg zu verwickeln, ſo ſetzt ſie einen Dämpfer auf, wägt den zu machenden Aufwand und die zu gewinnenden Bundesgenoſſen, die Wahrſcheinlichkeit und Tragweite des Erfolges, den Werth des vorgeſteckten Kampfpreiſes ſorgfältig ab und räth zur Vorſicht, zur vermittelnden Politik, wohl gar zum Rückzug. Seit der Hiſtoriker Heinr. v. Sybel wieder in Bonn iſt, ſcheint das politiſche Urtheil der kölniſchen Zeitung vielfach durch deſſen Autorität beſtimmt. Neben den eigentlich politiſchen Nachrichten, Correſpondenzen und Leitartikeln iſt das Blatt auch mit Nachrichten aus der Handelswelt reich ausgeſtattet und gibt regelmäßige Berichte über den Geldmarkt und Großhandel. Das literariſche Feuilleton beſchränkt ſich in der Regel auf unterhaltende Romane und Erzählungen. Das was die kölniſche Zeitung für die Rheinlande, iſt die Weſerzeitung für Bremen und Umgegend. Sie iſt eine Spezialität für Handel und Schiffahrt, gibt die ausführlichſten und zuverläßigſten Correſpondenzen über Amerika, und berichtet über die bremiſchen und hannöveriſchen Verhältniſſe mit freiſinnigem Urtheil. In der Politik iſt ſie entſchieden kleindeutſch, für einen Bundesſtaat mit preußiſcher Spitze, aber gegenüber der preußiſchen Politik freier und unbefangener als die eigentlich preußiſchen Blätter. Die allgemein deutſche und europäiſche Politik wird hin und wieder durch geiſtreiche Leitartikel beleuchtet. Das Feuilleton iſt unbedeutend. Unter den Berlinern Blättern ſpielt die Nationalzeitung ſeit Jahren eine Hauptrolle. Urſprünglich Organ der Demokratie, vertritt ſie die Anſichten der linken Seite der conſtitutionellen Partei. Daß Preußen an die Spitze des einigen Deutſchlands treten müſſe, iſt ihr ſelbſtverſtändlich; was die Form des deutſchen Bundesſtaates betrifft, denkt ſie ſich denſelben ſo, daß die übrigen deut-

ſchen Staaten ſich Preußen unterzuordnen, daß Regierung und Parlament in Berlin ihren Sitz hätten, und nimmt gegenüber von den nicht preußiſchen Staaten oft einen zurechtweiſenden, herausfordernden Ton an. In preußiſchen Dingen vertritt ſie die Anſichten der Fortſchrittspartei. Neben der Politik verfolgt ſie die neueren Erſcheinungen in der Literatur aufmerkſam und bringt oft recht gute kritiſche Artikel; überhaupt iſt ihr Feuilleton eines der beſten. Die Berliner Allgemeine Zeitung, die im Sommer 1861 als Organ der alten conſtitutionellen Partei, der Fraction Vincke gegründet wurde, hat eine mehr ſpecifiſch preußiſche Färbung als ihr Titel „Allgemeine" verheißen zu wollen ſchien. Durch ihre urſprüngliche Aufgabe, das ſchwankende und thatloſe Miniſterium Auerswald-Schwerin zu ſtützen und einen Bruch zu verhüten, kam ſie von Anfang an in eine etwas ſchiefe Lage, iſt gar zu-doctrinär und weiß ſich nicht gehörig vor Mißgriffen und Blößen zu hüten. Uebrigens iſt ſie doch eine der beſten preußiſchen Zeitungen, gut unterrichtet und mit Geiſt geſchrieben. Bis jetzt ſcheint ſie noch nicht ſtark verbreitet zu ſein, jedenfalls nicht ſo daß ſie bedeutenden Einfluß üben und zur Stärkung und Vermehrung der conſtitutionellen Partei dienen könnte. Zu den großen und beſſeren Blättern der kleindeutſchen Richtung gehört auch die Deutſche Allgemeine Zeitung, welche in Mitteldeutſchland ſehr verbreitet iſt, und die bei ſtrengerer Auswahl der Correſpondenzartikel noch bei weitem einflußreicher ſein könnte. Unter den conſervativen und feudalen Blättern Berlins nimmt die Neupreußiſche oder ſogenannte Kreuzzeitung unbedingt die erſte Stelle ein. Sie will nichts von einem einigen Deutſchland, ſondern nur die Macht und Größe des ſpecifiſchen Preußens möglichſt geſteigert wiſſen, und mit Oeſterreich in gutem Einverſtändniß leben. Dieſen Standpunkt vertritt ſie mit Geiſt und Conſequenz, iſt bei jeder neuen Wendung der Dinge mit ihrem Urtheil, mit ihrer Weiſung an die Partei bei der Hand, weiß jede Veränderung zu Gunſten derſelben zu deuten und zu nützen, hat immer gute Quellen für ihre Nachrichten und gibt ihre Neuigkeiten mit Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit, in einer pikanten, dem Geſchmack ihrer Leſer entſprechenden Zubereitung. Sie iſt unſtreitig eine der beſt redigirten Zeitungen Deutſchlands.

In Süddeutſchland iſt immer noch die Augsburger Allgemeine Zeitung die einflußreichſte, die durch Correſpondenzen, Leitartikel und literariſche Mittheilungen am reichſten ausgeſtattete. Sie verdient den Namen Allgemeine, weil ſie keine lokale Baſis hat und haben will, ſondern ganz Deutſchland angehört. Aber ihre Politik, die früher gar zu objectiv und farblos war, iſt ſeit 1859 eine nur zu einſeitige, parteiiſche, öſterreichiſch und bundestäglich gefärbte. Unter der Maske eines über den Parteien und Particularintereſſen erhabenen allgemein deutſchen Patriotismus, eines unbeſtechlichen Feſthaltens an der nationalen Sache, dient ſie in fanatiſcher Weiſe den öſterreichiſchen Intereſſen und der Politik der Würzburger Verbündeten. Sie kämpft gegen jede Form der Einigung, die Oeſterreichs privilegirte Stellung ausſchließt oder der Einzelſouveränität große Opfer zumuthet. Ihre Agitation wirkt um ſo ſchädlicher, weil ſie das Monopol patriotiſcher Uneigennützigkeit und der wärmſten Vaterlandsliebe in Anſpruch nimmt, den politiſch Andersdenkenden aber unabläſſig unreine Motive unterſchiebt, ſie bald als Franzoſenfreunde, bald als preußiſche Particulariſten, bald als Reactionäre, bald als Revolutionäre verdächtigt. Dieß imponirt manchen ſchwachen, mit den Intriguen politiſcher Parteiung unbekannten Gemüthern, ſie glauben es dem angeſehenen, für Fürſten und Staatsmänner geſchriebenen Blatt aufs Wort, daß bei den Kleindeutſchen und Nationalvereinsverwandten eitler Vaterlandsverrath an der Tagesordnung ſei. Bei den Gegnern aber, die ſich bewußt ſind, daß ſie in reiner Vaterlandsliebe, Ueberzeugungstreue und klarer Kenntniß der Verhältniſſe und Perſonen ſich mit den Politikern der Allgemeinen Zeitung wohl meſſen können, erregt dieſe Kampfesweiſe nur Entrüſtung und Erbitterung. Durch dieſe Praxis hat die Allgemeine Zeitung mehr als irgend ein anderes Organ der deutſchen Preſſe zur Uneinigkeit beigetragen, indem ſie die Parteien gegen einander hetzt, eine gegenſeitige Verbitterung nährt und jede Verſtändigung erſchwert. Dieſen ſchädlichen Einfluß würde die Allgemeine Zeitung nicht üben können, wenn ſie nicht von früher her in dem anererbten Credit der Objectivität und Unparteilichkeit ſtünde, wenn ſie nicht durch die Vielſeitigkeit ihrer Mittheilungen, durch ihre Berichte über Literatur und Kunſt manchen gebildeten Kreiſen in Deutſchland ſich ſo unentbehrlich gemacht hätte wie das tägliche Brod. Uebrigens iſt der Gehalt ihrer beliebten Beilagen nicht mehr der frühere. In Folge der einſeitigen politiſchen Richtung haben ſich manche bewährte Mitarbeiter, deren Beiträge und Namen dem Blatte zur Zierde gereichten, von der Mitarbeiterſchaft zurückgezogen und die Redaktion ſah ſich genöthigt, zum Erſatz für anerkannte Fachgelehrte zu Kräften-zweiten und dritten Ranges zurückzugreifen. So muß ſie ſich z. B. ſtatt der trefflichen Berichte Ludwig Häuſſers über geſchichtliche Literatur mit den zwar nicht ohne Geiſt geſchriebenen, aber ſachlich ungenügenden Arbeiten eines Dilettanten begnügen.

Bei dieſer beklagenswerthen Verirrung der Allgemeinen Zeitung fehlte es nun hauptſächlich in Süddeutſchland an einem größeren Blatte, das ohne Lokalfärbung die allgemein deutſchen Intereſſen vertreten hätte, und es mußte ſich immer mehr das Bedürfniß geltend machen, ein ſolches Organ der Preſſe zu ſchaffen. Der Verſuch dazu wurde an zwei Orten gemacht, einmal in München durch die von K. Brater im Herbſt 1859 gegründete ſüddeutſche Zeitung, und dann durch die im April 1861 zu Frankfurt begonnene „Zeit.“ Die erſtere ging aus der bayriſchen Wochenſchrift hervor, in welcher Brater zuerſt in Süddeutſchland gewagt hatte, dem unbedingten Hülfegeſchrei für Oeſterreich entgegenzutreten, zwiſchen den ſüd- und norddeutſchen Anſchauungen zu vermitteln und die reindeutſchen Geſichtspunkte geltend zu machen. Dieſe Aufgabe verfolgte nun auch die ſüddeutſche Zeitung, und ſie war um ſo ſchwieriger, da es galt die Arbeit am Herd des ſüddeutſchen, durch katholiſche Sympathieen unterſtützten Auſtracismus und in der nächſten Nachbarſchaft der Allgemeinen Zeitung zu beginnen, und ſich hier einen Wirkungskreis zu ſchaffen. Brater redigirte ſein Blatt mit großer Umſicht, mit mannhaftem Muth; er wußte ſehr geſchickt auf die ſüddeutſchen Stimmungen, Anſchauungen und Anforderungen einzugehen und doch dabei das nationale Princip mit aller Entſchiedenheit und Freimüthigkeit zu vertreten. Aber je mehr das Blatt in dieſer Weiſe auf ſeine nächſte Umgebung zu wirken ſuchte, deſto mehr nahm es eine ſpeciell bayriſche Färbung an, die Berichterſtattung über bayriſche Verhältniſſe, die Erörterung der hier obſchwebenden Fragen trat zu ſehr in den Vordergrund, und ſo wurde die Zeitung, während ſie ihre nächſtliegende Aufgabe löſte, ſtatt eines allgemein deutſchen Blattes ein bayriſches. Auch der Umſtand trat ihrer weiteren Ausdehnung hinderlich in den Weg, daß die fremden Gelehrten und Dichter in München, welche durch die beſondere Gunſt des Königs dorthin gezogen waren, aus Rückſichten der Pietät abgehalten waren ihre Mitwirkung einem Blatte zu widmen, deſſen politiſches Programm die Bekämpfung mittelſtaatlicher Einzelſouveränität und Unterordnung unter eine deutſche Centralgewalt in ſich ſchloß. So wurde es der ſüddeutſchen Zeitung durch die Verhältniſſe unmöglich, eine Concurrenz mit der Allgemeinen Zeitung anzuſtreben.

Dieſe Umſtände führten zur Gründung eines neuen Organs der nationalen Partei, der „Zeit,“ welche im Frühjahr 1861 zu Frankfurt unter der Redaction eines bewährten Publiciſten, des bisherigen Redacteurs der Weſerzeitung Auguſt Lammers, und geſtützt auf die finanzielle und literariſche Mitwirkung patriotiſcher Männer, ins Leben trat. Dieß war ein Blatt in großem Stil, von einer wiſſenſchaftlichen und belletriſtiſchen Beilage begleitet, nach Umfang der Mittel wohl dazu angethan, es mit der Allgemeinen Zeitung aufzunehmen. Die Ausführung entſprach der Anlage, die Redaction hielt den nationalen Standpunkt muthig feſt, bekannte bei jeder Gelegenheit freimüthig und klar die Parteifarbe, verſtand es, den Leſer durch allgemeine Ueberſichten trefflich zu orientiren und durch gute, dem Standpunkt des Programmes entſprechende Correſpondenzen die Verhältniſſe und Vorgänge in den Einzelſtaaten zu beleuchten. Die wiſſenſchaftliche Beilage gab gehaltvolle Berichte über die den Intereſſen der Gegenwart näher liegenden literariſchen Erſcheinungen. Mochte man auch manche Artikel etwas leichter und minder doktrinär gehalten wünſchen, ſo war doch die ganze Art des Blattes der Aufgabe und dem Bedürfniß entſprechend. Die Zeitung gewann bald Freunde und Anſehen und galt als eines der beſten deutſchen Blätter. Leider aber war die Zahl der Abonnenten nicht im Verhältniß zu der Bedeutung des Blattes und dem Aufwand, den ſeine Herſtellung erforderte. Die Anſchauungen der Allgemeinen beherrſchten eben immer noch einen großen Theil des Publikums, unter welchem auch die „Zeit“ ihre Leſer ſuchen mußte, und nur wenige glaubten ihre bisherige Lektüre mit einem Blatt vertauſchen zu dürfen, das als Organ des Nationalvereins galt. Man konnte zwar hoffen, daß ſich die Zahl der Abonnenten allmählig vermehren und daß die in der „Zeit" vertretene politiſche Richtung immer mehr in die gebildeten und wohlhabenden Kreiſe Süddeutſchlands durchdringen werde, aber man konnte ſich nicht verhehlen, daß es dazu längerer Zeit bedürfen und daß die Fortſetzung des Blattes bis zu einem günſtigen Ergebniß große Summen verſchlingen würde. Schon bei Gründung der „Zeit" waren Bedenken geltend gemacht worden, ob nicht zwei Blätter von gleicher Tendenz mehr einander ſchaden als andern Blättern Abbruch thun würden. Dieß war in der That theilweiſe der Fall, denn die „Zeit" fand in Baiern und Württemberg, wo die ſüddeutſche Zeitung doch allmählig Eingang gefunden hatte, nur wenig Verbreitung. Unter dieſen Verhältniſſen lag der Gedanke nahe, eine Verſchmelzung beider Blätter zu verſuchen, welche auch im Frühjahr 1862 zur Ausführung kam. Seitdem erſcheint nun die ſüddeutſche Zeitung unter der Redaktion von A. Lammers und K. Brater in Frankfurt, hat aber wie ihre äußere Einrichtung, ſo auch ihren Charakter mehr beibehalten, als den der „Zeit" angenommen. Während die „Zeit" mehr die norddeutſche ſtrengere Auffaſſung der Einheit vertreten hatte, legt die ſüddeutſche Zeitung größeres Gewicht auf den conſtitutionellen Fortſchritt und bemüht ſich, das Recht und die Anſprüche der Stammesunterſchiede zu wahren. So trägt ſie auch weniger Bedenken, gegen Preußen oppoſitionell aufzutreten, und faßt mit großer Beſonnenheit das Mögliche und Erreichbare ins Auge. Sehr zu beklagen iſt, daß die wiſſenſchaftliche Beilage aus finanziellen Gründen weggefallen und dadurch der Raum für literariſche, kultur- und kunſtgeſchichtliche Mittheilungen beengt iſt. Sie benützt zwar ihr kleines Feuilleton ſo viel als möglich, um in Kürze die Hauptſache zu geben, aber eine bequemere, auch mitunter in geiſtreichen Betrachtungen ſich ergehende Beſprechung kann darin keinen Raum finden. Ein gewiſſer Reichthum in dieſer Richtung, eine regelmäßige Orientirung über die wichtigſten Erſcheinungen des geiſtigen Lebens iſt die unerläßliche Bedingung für ein politiſches Blatt, das ſich in gebildeten Familien einheimiſch machen will, und ohne dieſe Beigabe darf eine Zeitung nicht daran denken, eine Concurrenz mit der Allgemeinen zu verſuchen. Denn gerade die Verbindung des Literariſchen mit dem Politiſchen iſt in Deutſchland das Mittel, auch in Familienkreiſen, die ſich ſonſt gegen Politik abſchließen, politiſches Intereſſe zu wecken und ſie über nationale Fragen und Pflichten aufzuklären. Auf dieſer Verbindung beruht auch für uns die Berechtigung, in einem literariſchen Wegweiſer ein Wort über die publiciſtiſche Literatur geſagt zu haben.

In der Geſchichte ſpielt ebenfalls die Politik eine wichtige Rolle. Wir ſehen die deutſchen Geſchichtſchreiber ſich in zwei entgegengeſetzte Lager ſcheiden: Kleindeutſche, preußiſch und proteſtantiſch Geſinnte auf der einen Seite, und Großdeutſche, öſterreichiſch und ultramontan Geſinnte auf der anderen Seite. Dieſer Gegenſatz iſt in dem letzten Jahre hauptſächlich in den Streitſchriften zwiſchen Sybel und Ficker, Häußer und Klopp hervorgetreten. Sybel wollte durch Rückblicke in die deutſche Geſchichte zeigen, daß die romantiſchen Ideen des Kaiſerreichs nur verderblich auf die politiſche Entwicklung Deutſchlands gewirkt haben, und daß Oeſterreich, indem es in das Erbe des Kaiſerthums eingetreten, auf demſelben Irrwege fortgeſchritten ſei. Ficker dagegen findet gerade in dem Kaiſerthum und deſſen öſterreichiſcher Fortſetzung den Ruhm Deutſchlands und auch das Mittel der Rettung für die Gegenwart. Auf welchem Standpunkt der Leſer nun auch ſtehen mag, ſo wird er ſich mit dieſen Schriften und mit anderen, die durch ſie hervorgerufen wurden, nicht ohne Gewinn vertraut machen. Denn die ganze deutſche Geſchichte wird ihm intereſſanter, gewinnt ein neues anſchauliches Leben, wenn man ſie ſo im Lichte der auch jetzt noch geltenden Intereſſen betrachtet. So ſehr man auch beklagen mag, daß der politiſche Parteihader bis in die Wiſſenſchaft eingedrungen iſt, ſo hat es doch ſein Gutes, wenn der Blick dadurch geſchärft und gelehrt wird, die uralten Wurzeln der jetzigen Uneinigkeit zu erkennen. Man wird toleranter und lernt, in Anklage und Beſchuldigung vorſichtiger ſein. Dieſe Wirkung der Tendenzgeſchichtſchreibung findet aber freilich nur da ſtatt, wo redlicher Wahrheitsſinn die Forſchung leitet. Die großdeutſche Richtung in extremſter Geſtalt iſt in den Schriften Onno Klopps repräſentirt. Dieſer mit Talent begabte Schriftſteller ſuchte zuerſt mit einer Schmähſchrift auf Friedrich den Großen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und hat neueſtens eine zweibändige Apologie Tilly's geſchrieben, in welcher er die Schuld der Zerſtörung Magdeburgs auf Guſtav Adolf abladen will, und überhaupt in Uebertreibungen ſo weit geht, daß das geſchichtliche Bild geradezu auf den Kopf geſtellt wird. Wenn wir beide Schriften in unſerem Wegweiſer nicht aufgeführt haben, ſo geſchah es natürlich nicht aus Unkenntniß, ſondern weil wir ſolche Zerrbilder nicht empfehlen konnten. Wer ſie kennen lernen will, leſe Häußers Sendſchreiben an Klopp und Venedey's und Maurenbrechers Kritik über Klopps Tilly in Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift.

Bedeutende neue Werke der deutſchen Geſchichtforſchung und Darſtellung haben die zwei letzten Jahre nicht aufzuweiſen. Das werthvollſte möchte wohl die Schrift von Clem. Theod. Perthes über politiſche Zuſtände in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft ſein. Von einer neu umgearbeiteten, aus dem Berliner Archiv bereicherten Auflage von Häußers deutſcher Geſchichte iſt der erſte und zweite Band erſchienen. Auf dem Gebiete der populären Geſchichtsbehandlung können wir einige gute empfehlenswerthe Erſcheinungen hervorheben: G. Freytags neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes, und die Monographieen der deutſchen Nationalbibliothek. Ein beſonders glücklicher Wurf ſcheint uns bei der letzteren die Beigabe der Biographieen der mitwirkenden Schriftſteller zu ſein. Dieſe ſind gewiß ein ganz geeignetes Mittel, das deutſche Volk für die Beſtrebungen ſeiner Geſchichtſchreiber und Gelehrten zu intereſſiren und ihm zu zeigen, wie ſehr die wiſſenſchaftliche Richtung, die ſchriftſtelleriſche Ausbildung und Wirkſamkeit mit der Theilnahme am öffentlichen Leben zuſammenhängt. Dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben treten namentlich in den Beiträgen von Biedermann und Waitz hervor, welche beide Mitglieder des Frankfurter Parlaments waren und auch vorher an den nationalen Beſtrebungen activen Antheil genommen haben. Finden dieſe Monographieen bewährter Forſcher und Geſchichtſchreiber Anklang bei dem größeren Publikum, gelingt es ihnen, das ſchlechte Leſefutter fabrikmäßig gefertigter hiſtoriſcher Romane zu verdrängen, ſo wäre dieß ein erfreulicher Fortſchritt des Geſchmacks, und es könnte mancher gute Samen nationaler Gedanken und Antriebe ausgeſtreut werden, ſowie es andererſeits eine gute Schule für die Schriftſteller iſt, wenn ſie an ſolchen Unternehmungen anziehend und allgemein verſtändlich ſchreiben lernen.

Die wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſchung findet dermalen hauptſächlich in den Arbeiten der hiſtoriſchen Commiſſion in München ſorgfältige Pflege und freigebige Unterſtützung. Die älteren Meiſter der Forſchung haben ſich mit aufſtrebenden jüngeren Gelehrten zu einer Reihe wichtiger Arbeiten verbunden, wie zur Herausgabe deutſcher Reichstagsakten vom J. 1356 an, deutſcher Städtechroniken[1], deutſcher Hanſereceſſe, einer Geſchichte der deutſchen Wiſſenſchaft, und es ſtehen für die nächſten Jahre Ergebniſſe dieſer umfaſſenden Arbeiten in Ausſicht. Als periodiſches Organ der Geſchichtsforſchung wurde eine Zeitſchrift „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte" gegründet, die unter Leitung von Waitz, Stälin und Häußer erſcheint und bereits zwei Bände mit werthvollen kritiſchen Unterſuchungen und Monographieen zu Tage gefördert hat. Daneben beſteht noch Sybels hiſtoriſche Zeitſchrift, von einem tüchtigen jüngeren Gelehrten, Dr. Maurenbrecher, redigirt. Außer dieſer ſtreng hiſtoriſchen Zeitſchrift und dem Raumeriſchen Taſchenbuch für Geſchichte haben wir mehrere allgemein literariſche und politiſche Zeitſchriften, welche einem großen Theil ihres Inhalts nach der Geſchichte dienen, wie die preußiſchen Jahrbücher, die Grenzboten, die proteſtantiſchen Monatsblätter; beſonders aber das Brockhauſiſche Jahrbuch „Unſere Zeit", das die Geſchichte der Gegenwart in ausführlichen Monographieen von ſachkundigen, den Ereigniſſen nahe ſtehenden Verfaſſern beleuchtet, welche für die Nachwelt den Werth gleichzeitiger Quellen haben werden. Das früher ſo fruchtbare Feld der Allgemeinen Weltgeſchichte iſt auch in den letzten Jahren angebaut, doch erſchienen keine größeren neuen Werke der Art, ſondern nur neue Auflagen und Fortſetzungen. Die bedeutendſten ſind: die umgearbeitete 8te Auflage der Beckeriſchen, von welcher nur noch die Reformationszeit bis zur franzöſiſchen Revolution und der Reſt der neueſten Geſchichte in Rückſtand iſt, und die große Weberiſche, welche mit dem 4ten Band bis zum Ende des römiſchen Kaiſerreiches gelangt iſt. Wer für die Familie oder eine Schulbibliothek ein größeres Werk anſchaffen will, in dem man in vorkommenden Fällen über jede wichtige Periode der Geſchichte eingehende Belehrung findet, dem würden wir ohne Bedenken rathen, eines der genannten Werke zu wählen. Welchem eigentlich der Vorzug zu geben wäre, iſt ſchwer zu ſagen. Wer auf unterhaltende Erzählung ſieht, wird im Ganzen lieber zu der Beckeriſchen Weltgeſchichte greifen, auch hat ſie den Vorzug, daß der größte Theil ſchon geſchrieben iſt, während bei der Weberiſchen immerhin der Zweifel bleibt, ob es den Kräften eines Mannes möglich ſein wird, den ganzen Stoff zu bewältigen und das auf 12 Bände berechnete Werk zu Ende zu führen. Die Weberiſche hat dagegen den Vortheil, daß ſie aus einer Feder fließt, daß ſie mehr die Bedürfniſſe der Schule berückſichtigt, daß ſie als ganz neues Werk vollſtändiger den neueſten Stand der Geſchichtswiſſenſchaft repräſentiren wird. Wer aus pädagogiſchen Gründen eine ſpecifiſch chriſtliche Auffaſſung des geſchichtlichen Stoffes fordert, wird die ebenfalls in neuer Auflage erſchienene Dittmariſche Weltgeſchichte wählen, die im Ganzen auch mit Sachkenntniß und Sorgfalt behandelt iſt, aber doch in Verarbeitung neuerer Forſchungen, in Benutzung der fachwiſſenſchaftlichen Monographieen den beiden erſteren nachſteht. Aus der alten Geſchichte wird wohl der zweite Band von Curtius' griechiſcher Geſchichte das einzige Werk ſein, das aus dem Kreiſe philologiſcher Studien in die größere Leſewelt hinübertritt, es verdient aber auch eine weitere Verbreitung in hohem Grade; wir wüßten keine neuere Darſtellung zu nennen, in welcher die Blüthe des griechiſchen Lebens in ſchönerer Weiſe zum Ausdruck käme. Als Leſebuch für die heranwachſende Jugend können wir Guhl und Koners Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken und O. Jägers populäre Bearbeitung der neueren Forſchungen über römiſche Geſchichte empfehlen. Die Geſchichte des Mittelalters iſt vorzugsweiſe das Arbeitsfeld für jüngere Hiſtoriker, welche eine Probe ihrer Befähigung für das akademiſche Lehramt ablegen wollen. Dieſer Stoff gilt faſt ausſchließlich als würdige Aufgabe geſchichtlicher Fachgelehrſamkeit, da die alte Geſchichte mehr als eine Sache der Philologen denn der Hiſtoriker angeſehen wird, und die Bearbeitung der neueren Geſchichte in den Verdacht politiſcher Tendenzen oder des Mangels an eigentlich gelehrten Kenntniſſen bringt. Für die unterhaltende Lektüre hat die Pflege mittelalterlicher Geſchichte neuerlich nur wenige Früchte getragen; nur ein Werk wiſſen wir in dieſer Beziehung zu nennen: Gregorovius' Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Rom wird hier als Hauptſtadt europäiſcher Cultur betrachtet, und an die Päbſte und Kaiſer, welche ſich hier begegnen und bekämpfen, werden geiſtreiche Betrachtungen über die Welterreigniſſe angeknüpft.

---

[1] So eben erſcheint der erſte Band der Städtechroniken

Die Geſchichte der Reformationszeit iſt durch Ranke's berühmtes Werk über dieſe Periode wohl für längere Zeit abgeſchloſſen. Die Bearbeitungen der gleichzeitigen franzöſiſchen und engliſchen Geſchichte von demſelben Meiſter bilden werthvolle Ergänzungen, aber ſie werden nie den Ruhm erlangen wie die deutſche Geſchichte, da ſie, abgeſehen von dem unſeren Intereſſen ferner liegenden Gegenſtand, bei einem großen Theil der Leſer durch ihre politiſche Tendenz Anſtoß geben. Die franzöſiſche Geſchichte, die mit dem 5ten Bande jetzt abgeſchloſſen iſt, athmet den Geiſt der Reactionsperiode, in der ſie geſchrieben iſt; die Verherrlichung des Königthums in Franz I und Ludwig XIV und in der Staatskunſt Richelieu's iſt der rothe Faden, der ſich durch dieſes Werk hinzieht und dem es ſeine glänzendſten Parthieen verdankt. Und auch die engliſche Geſchichte erſcheint im Dienſte dieſer Richtung. Die Apologie der Stuart'ſchen Politik und des Legitimitätsprincips gibt dieſem Werke das charakteriſtiſche Gepräge, während die rauhe Tugend und Frömmigkeit der Puritaner nicht nach Gebühr anerkannt und der republikaniſchen Größe Cromwells nur mit Widerſtreben die verdiente Bewunderung gezollt wird. Die neueſte Geſchichte hat durch den 5ten und 6ten Band von Gervinus' Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts einen ſehr werthvollen Zuwachs erhalten. Der Inhalt dieſer neuen Bände, der griechiſche Freiheitskrieg, iſt zwar der heutigen Generation bereits ziemlich in die Ferne gerückt, und mancher Käufer des Werkes wird minder zufrieden ſein, daß Gervinus dieſer Periode eine faſt unverhältnißmäßig ausführliche Bearbeitung hat zu Theil werden laſſen. Aber wer ſich die Mühe nimmt, dieſe zwei Bände durchzuleſen, wird finden, daß die Arbeit nicht ſo undankbar iſt, daß von der griechiſchen und orientaliſchen Sache aus ſich ein helles Licht über den ganzen Stand der damaligen politiſchen Verhältniſſe Europa's verbreitet, daß von hier aus ein Verſtändniß der Politik Metternichs, des Kaiſers Alexander und Cannings gewonnen wird, und daß auch für die orientaliſche Frage der Gegenwart manche Aufklärung daraus erhalten werden kann. Einen intereſſanten Einblick in die Geſchichte der deutſchen Reaktion gibt uns Aegidi's Schrift „Aus dem Jahr 1819", worin die Geſchichte des Karlsbader Congreſſes durch die Materialien des ſachſen-weimariſchen Archivs beleuchtet und vom Herausgeber mit patriotiſcher Entrüſtung commentirt wird. Unter den Beiträgen zur Geſchichte der letzten Jahrzehnte haben die Tagebücher Varnhagens von Enſe das größte Aufſehen erregt. Man mag die perſönliche Entſtehungsgeſchichte, die politiſche Anſchauung, welche ſich darin ausſpricht, die Art der Veröffentlichung beurtheilen wie man will, das wird man nicht läugnen können, daß es werthvolle Materialien zur preußiſchen Geſchichte ſind, die mit gehöriger Kritik benützt eine tiefere Einſicht in die Berliner Zuſtände und Gebrechen der Regierung geben, als offizielle Berichte und Aktenſtücke. Weniger möchte dieß bei den zwei letzten Bänden der Fall ſein, in denen ein maßloſes Geſchimpfe vorherrſcht und die perſönliche Verbitterung alles geſunde Urtheil verwiſcht.

Die Literaturgeſchichte hat einige neue Erſcheinungen gebracht, die Beachtung verdienen. So hat Julian Schmidt eine rückwärts gekehrte Fortſetzung ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur herausgegeben, welche die als beſonders arm und öde verrufene Zeit von Leibnitz bis Leſſing behandelt und hier auf manchen bedeutſamen Keim hinweiſt, der in der klaſſiſchen Periode unſerer Literatur zur Entwickelung kam. Nur hat der anſpruchsvolle Titel des Buches: „Geſchichte des geiſtigen Lebens" u. ſ. w. Erwartungen hervorgerufen, die durch den Inhalt nicht befriedigt werden und darum der Wirkung des Buches nur ſchaden können. Theilweiſe dieſelbe Zeit hat Herm. Hettner in der Fortſetzung ſeiner Literaturgeſchichte des 18ten Jahrhunderts behandelt. Er läßt darin der vorausgegangenen Schilderung der engliſchen und franzöſiſchen Literatur die deutſche folgen, und giebt in ſeiner klaren gründlichen Weiſe ein ganz lebendiges Bild von dem Geiſte, der in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Deutſchland herrſchte. Eine willkommene Ergänzung der deutſchen Literaturgeſchichten dieſer Zeit gewähret uns die tüchtige Arbeit Mörikofers über die Geſchichte der ſchweizeriſchen Literatur des 18ten Jahrhunderts, in einer Reihe wohl gelungener Biographieen der Dichter und Gelehrten, welche den Zuſammenhang der ſchweizeriſchen Bildung mit der deutſchen repräſentiren. Der Sprachforſcher Moritz Rapp hat auch ein originelles Buch über das goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie geſchrieben, das auf genaueſter Kenntniß der einzelnen Dichtungen beruht, aber dabei gänzlich ignorirt, was Andere darüber geſchrieben haben. Gottſchalls Literaturgeſchichte, die wir in einem früheren Jahrgang des Wegweiſers charakteriſirt haben, hat im vorigen Jahr eine erweiterte zweite Auflage erlebt, die beweiſt, daß der jugendlich begeiſterte Ton, in welchem der Verfaſſer die Herrlichkeiten der deutſchen Literatur preiſt, doch Anklang gefunden haben muß. Er verdient es auch, inſofern er mit großer Liebe ſich in ſeinen Gegenſtand vertieft hat und das ernſte Streben zeigt, ſeine Aufgabe gewiſſenhaft zu löſen. Sein Buch gehört zu den beſſeren Werken über die neuere deutſche Literatur, aber die Würdigung, die er dem Einzelnen entgegenbringt, verliert dadurch von ihrem Werth, daß er zwiſchen mittelgut und gut gar keinen Unterſchied zu machen weiß, und relativ anerkennenswerthe Erzeugniſſe mit Prädikaten belegt, die nur dem Beſten zukommen, ſo daß er für das wirklich Ausgezeichnete keinen entſprechenden Ausdruck mehr übrig hat. Auch verkennt er das Maß ſeiner Kräfte, indem er ſich nicht auf die Beurtheilung der belletriſtiſchen und philoſophiſchen Literatur beſchränkt, ſondern über geſchichtliche und politiſche Werke, für deren Schätzung er offenbar nicht die erforderliche Kenntniß beſitzt, ſeine Meinung abgibt. Man wird vielleicht Minckwitz neuhochdeutſchen Parnaß in dem literariſchen Abſchnitt unſeres Wegweiſers vermiſſen und meinen, er ſey aus Verſehen weggeblieben. Dieß iſt nicht der Fall; wir haben ihn vielmehr mit Abſicht weggelaſſen, da wir ein Buch, das mit dem Anſpruch einer Reform des äſthetiſchen Urtheils auftritt, und doch einen ſo einſeitigen Maßſtab der Beurtheilung anwendet, das wahre Zierden des deutſchen Parnaſſes wie Uhland, Möricke, Freytag verunglimpft, unmöglich zur Anſchaffung und Benutzung empfehlen konnten. Eine werthvolle literaturgeſchichtliche Monographie von F. Schaubach „Zur Charakteriſtik der heutigen Volksſchriftenliteratur“ haben wir erſt bekommen, nachdem das Manuſcript des Wegweiſers bereits in die Druckerei abgeſendet war. Dieſelbe beurtheilt vom chriſtlichen Standpunkt aus einen großen Theil unſerer Volksliteratur und deren Gebrechen ſehr treffend; wir bedauern nur, daß ſie nicht näher auf die populär wiſſenſchaftliche Literatur und die Zeitſchriften eingeht.

Unter den in den letzten Jahren erſchienenen Biographieen findet ſich manches, was ſich zur unterhaltenden Lektüre im häuslichen Kreiſe und zu Geſchenken eignet. So z. B. — um mit den Mittheilungen aus der Künſtlerwelt zu beginnen — Mendelsſohns Reiſebriefe, Schinkels Reiſetagebücher und Briefe, die Selbſtbiographie des Malers Tiſchbein, die des Componiſten Spohr. Der dritte Band des Schleiermacherſchen Briefwechſels wird beſonders denen intereſſant ſein, welche Schleiermacher nicht blos als den berühmten Theologen kennen, ſondern auch als ein bedeutendes Mittelglied zwiſchen der Ueberſtürzung der romantiſchen Periode und dem beſonnenen Fortſchritt, der mit den neuen Ideen die alten Formen wieder zu beleben wußte. Gildemeiſters Lebensbeſchreibung des innig frommen Bremer Predigers Gottfried Menken, ſowie die Selbſtbiographie des würtembergiſchen Dorfpfarrers Johannes Denner werden gewiß Vielen zur Erbauung gereichen. Ein ſehr anſprechendes Zeit- und Lebensbild iſt K. Morells Leben des liebenswürdigen Berner Patriciers und literariſchen Dilettanten K. von Bonſtetten. In den kleinen Schriften, welche Dav. Fr. Strauß herausgegeben hat, finden wir einige meiſterhafte biographiſche Skizzen, über den Hiſtoriker Spittler, A. W. Schlegel, K. Immermann, den Maler Eberh. Wächter, die gewiß auch ſolche gern leſen, die ſonſt gerade keine Verehrer von dem Verfaſſer des Lebens Jeſu ſind. Der preußiſche Diplomat Alfred v. Reumont bietet uns unter dem Titel „Charakteriſtiken aus der Gegenwart“ zwei Bände eleganter biographiſcher Eſſays, deren erſter eine ausführliche Lebensbeſchreibung des patriotiſchen Grafen Ceſare Balbo enthält, der durch ſeine perſönliche Wirkſamkeit und ſeine Schriften ſo viel zur Entwickelung des italieniſchen Nationalbewußtſeins beigetragen hat. Auch H. Reuchlin, der Verfaſſer der Geſchichte von Italien, hat Balbo durch eine Biographie als nationalen Führer gefeiert und ihn dem deutſchen Adel als Vorbild vorgehalten. Von dem ruſſiſchen General Prinz Eugen von Württemberg, den Kaiſer Paul zu ſeinem Thronfolger beſtimmt hatte und deſſen Führung die verbündeten Heere den Sieg bei Kulm zu danken hatten, hat ſein ehemaliger Adjutant General v. Helldorff ſehr intereſſante Aufzeichnungen und ein anderer Ungenannter zuſammenhängende Memoiren veröffentlicht. Der Hiſtoriker Jakob Venedey hat eine kurze Biographie des Stifters der nordamerikaniſchen Union, Georg Waſhington, geſchrieben, und derſelben eine noch beſſer gelungene ausführlichere Benjamin Franklins folgen laſſen. Ein ſehr werthvoller Beitrag zur Geſchichte des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes erſcheint ſoeben in Friedrich Kapps Leben des amerikaniſchen Generals Johann Kalb, das auf den hinterlaſſenen Papieren Kalbs und auf Quellen des Newyorker und Baltimorer Archivs beruht und eine willkommene Ergänzung zu der Biographie Steubens iſt, welche Kapp vor 4 Jahren herausgegeben hat.

Wenden wir uns zur Literatur der Erdkunde, ſo machen wir hier eine ähnliche Bemerkung wie bei den Naturwiſſenſchaften, nämlich daß die Zeitſchriften die Hauptträger ſowohl der wiſſenſchaftlichen als der populären Behandlung ſind. Die wiſſenſchaftliche Seite iſt hauptſächlich durch die Petermanniſchen Mittheilungen und die Berliner Zeitſchrift für Erdkunde vertreten. Berichte von Reiſenden über die Ergebniſſe ihrer Forſchungen, phyſikaliſche und meteorologiſche Unterſuchungen, Berichtigung der Karten finden hier ihre Stelle, auch über die neuen Erſcheinungen in der Literatur ſowohl der Bücher als einzelner Aufſätze in einheimiſchen und fremden Zeitſchriften wird ſorgfältig berichtet und geurtheilt. Die Zeitſchrift Ausland hat neben der Erweiterung und Verbreitung der wiſſenſchaftlichen Kunde auch das Bedürfniß der Unterhaltung im Auge und beſchäftigt ſich weniger mit der phyſiſchen Geographie als, wie der Titel erklärt, mit der Kunde des ſittlichen und geiſtigen Lebens der Völker. Ein neues populäres Organ, das ſich durch ſeine unterhaltende Form und ſeinen billigen Preis zur Anſchaffung für die Familie eignet, iſt der ſeit einem Jahre in Hildburghauſen erſcheinende Globus. An geographiſchen Handbüchern iſt auch kein Mangel. Das reichhaltigſte und überhaupt das vollſtändigſte, das wir in der neueren Literatur haben, iſt unſtreitig die von Wappäus begonnene Umarbeitung des alten Steiniſchen Handbuchs, das in dieſer neuen Auflage ein völlig neues Werk geworden iſt. Nur iſt zu bedauern, daß über dem ſo langſamen Erſcheinen der Fortſetzungen die Anfänge, welche ſchon ins J. 1849 fallen, veraltet ſind ehe das Werk vollendet iſt, und daß die wiſſenſchaftliche Behandlung in Ritteriſcher Weiſe, mit der Wappäus begonnen, von den Mitarbeitern nicht durchaus eingehalten wurde. So gibt namentlich

Brachelli in der Geographie Oeſterreichs und Preußens und der deutſchen Bundesſtaaten eine trockene Zuſammenſtellung topographiſchen und ſtatiſtiſchen Materials, das freilich auch ſeinen Werth hat, aber während des Schreibens und Druckens ſchon veraltet und ſich mehr für ein ſtatiſtiſches Wörterbuch als für eine wiſſenſchaftliche Geographie eignet. Die beſte Partie iſt unſtreitig Amerika, deſſen Fortſetzung Wappäus ſelbſt wieder aufgenommen hat. Gleichmäßiger, mehr zu einem zuſammenhängenden Ganzen verarbeitet und für die Lektüre eingerichtet iſt Klödens Handbuch der Geographie, das aber auch theilweiſe, namentlich im phyſikaliſchen Theil, mit Einzelnheiten überladen iſt, deren Maß weit über die Bedürfniſſe des Publikums hinausgeht, für welches das Werk beſtimmt iſt. In Folge davon iſt es auch zu voluminös und zu theuer geworden. Am zweckmäßigſten nach Auswahl des Stoffes und Ausdehnung ſcheint uns H. A. Daniels Handbuch. Namentlich der dritte Theil, der Deutſchlands phyſiſche und politiſche Verhältniſſe ſchildert, iſt ſehr gelungen. Der Verfaſſer hat es verſtanden, in den geographiſchen Rahmen einen großen Reichthum landſchaftlicher und ethnographiſcher Schilderungen, geſchichtlicher, politiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Bemerkungen einzufügen, und das Ganze durch wohlthuende patriotiſche Wärme zu beleben. An dem Aeußeren des Buches haben wir nur zu rügen, daß dieſe Beſchreibung Deutſchlands zu einem unförmlich dicken Bande angeſchwollen iſt.

Die Reiſebeſchreibungen, von denen wir aus dem Anfang des Jahrhunderts ſo bändereiche Sammlungen haben, und die früher einen großen Theil der jährlich erſcheinenden Unterhaltungsliteratur ausmachten, ſind in dem Maße ſeltener geworden, als durch die vervollkommneten Verkehrsmittel das Reiſen Jedem erleichtert iſt, und Mancher lieber Reiſen macht als lieſt. In Folge davon iſt aber die Literatur der Reiſehandbücher zahlreicher geworden; neben den Bädekeriſchen, die längere Zeit die Alleinherrſchaft behaupteten, ſind auch viele andere aufgetaucht, und ſelbſt ſolche Länder, in welche nur ſelten ein Vergnügungsreiſender ſich wagte, ſind nun Gegenſtand von Reiſehandbüchern geworden, wie z. B. Aegypten, Griechenland und Paläſtina. Größere Reiſewerke haben die letzten Jahre nur zwei gebracht: Ludwig Schmarda's Reiſe um die Erde und Scherzers Bericht von der Erdumſegelung der öſterreichiſchen Fregatte Novara. Beide ſind auf Unterhaltung berechnet, geben jedoch auch die allgemein verſtändlichen Reſultate naturwiſſenſchaftlicher Beobachtungen. Hiezu kommen dann noch einige populäre Bearbeitungen von neueren nordiſchen, japaniſchen und afrikaniſchen Reiſen, einige Werke über den Orient und einzelne Reiſen in Amerika. Von europäiſchen Ländern ſind nur Skandinavien, Italien und Griechenland durch Reiſebeſchreibungen vertreten.

Ein ſchöner Beitrag zur Kunde der deutſchen Heimath iſt die Zeitſchrift „Unſer Vaterland,“ welche der ſagenkundige Dr. Heinrich Pröhle ſeit zwei Jahren in Berlin herausgibt. Es iſt eine Sammlung populärer Darſtellungen aus dem Gebiete der Biographie, Kulturgeſchichte, Ortsbeſchreibung und Naturkunde. Bald werden uns die Lebensbilder hervorragender Männer aus dem deutſchen Volke: Fürſten, Staatsmänner, Kriegshelden und Gelehrte vor Augen geſtellt, bald werden wir in alte Burgen und Städte geführt, um an ihrer Vergangenheit und Gegenwart ein Stück deutſchen Lebens kennen zu lernen, bald wird uns die deutſche Sitte in ihrer provinziellen und häuslichen Ausprägung beſchrieben, bald werden die Schönheiten einer Gebirgsgegend oder die verborgenen Reize des ebenen Landes geſchildert, oder ein Stück aus der heimiſchen Pflanzen- und Thierwelt näher betrachtet. Hübſche Bilder in Farbendruck oder Holzſchnitte kommen der Anſchauung zu Hülfe und zieren das Werk.

Schließlich haben wir noch ein Wort über die ſchöne Literatur zu ſagen, müſſen aber in dieſer Beziehung uns ausdrücklich verwahren, daß wir hier am wenigſten auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen. Wir konnten weder die große Maſſe der Romane, noch die zahlreichen der Unterhaltung gewidmeten Zeitſchriften mit unſerer Kenntnißnahme und Beurtheilung verfolgen, und die eigentliche Poeſie fällt ohnehin nicht in den Bereich des Wegweiſers. Wer ſich über die belletriſtiſche Literatur nähere Kenntniß verſchaffen will, wird in den Blättern für literariſche Unterhaltung und dem deutſchen Muſeum ausreichende Berichterſtattung finden. Wir begnügen uns einige Andeutungen zu geben. Der gegenwärtige Roman ſucht ſeine Wirkung weniger in künſtleriſcher Geſtaltung, als in ſtofflicher Wirkung; die meiſten Romane ſind kulturgeſchichtliche, biographiſche, ſociale Schilderungen. Unter den größeren ſind die bedeutendſten: Gutzkows nun endlich zum Abſchluß gekommener „Zauberer von Rom“, des Freih. von Uechtriz „Bruder der Braut“, Melchior Meyr's „Vier Deutſche“. Von kleineren Erzählungen ſind Heyſe's Novellen, Höfers Geſchichten, O. Wildermuths Erzählungen, Auerbachs neue pſychologiſch ausgeführte Dorfnovellen wohl das Beſte, was uns die letzten Jahre gebracht haben. Im Drama ſind Biedermanns „Heinrich IV.“, J. G. Fiſchers „Saul“, M. Meyr's „Herzog Albrecht“, Hebbels „Nibelungen“, Heyſe's „Ludwig der Baier“ mit Auszeichnung zu nennen. Daß die Lyrik nicht ganz verſtummt iſt, zeigt das von Geibel herausgegebene Münchener Dichterbuch, das einen ſchönen Strauß friſcher Dichterblüthen bietet. Die Hauptnahrung für unterhaltende Lektüre ſind aber nicht die Bücher, ſondern die Zeitſchriften, welche unter verſchiedenen Geſammttiteln eine Sammlung von Erzählungen, Biographieen, Geſchichte, populären naturwiſſenſchaftlichen Aufſätzen, Reiſebeſchreibungen, Literatur- und Kunſtbetrachtungen geben. Das weitaus verbreitetſte Blatt dieſer Art iſt die Gartenlaube, deren Abonnentenzahl, in fortwährendem Wachsthum begriffen, auf 135,000 Exemplare angegeben wird, und die durch dieſe große Auflage in den Stand geſetzt iſt, zu einem ſehr billigen Preiſe Ungewöhnliches zu leiſten. Neueſtens ſoll ein politiſches Beiblatt unter Berth. Auerbachs Redaktion u. d. T.: Deutſche Blätter damit verbunden werden. Mit der Gartenlaube concurriren Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Heerd, die illuſtrirte Welt, das Familienjournal, die illuſtrirte Familienbibliothek. Im vorigen Jahre iſt ein neues Journal der Art unter dem Titel Freya entſtanden, das beſonders für Frauen und Jungfrauen berechnet iſt und dieſen eine reiche Auswahl ganz paſſender Lektüre bietet, auch ſich durch ſchöne Illuſtrationen auszeichnet. Das neu begonnene Blatt „Die Heimath“ von Feod. Wehl ſoll ebenfalls ein Unterhaltungsblatt für die Familie werden. Eine ähnliche Tendenz haben die beiden illuſtrirten Zeitungen, die Leipziger und Stuttgarter; die letztere mit dem Nebentitel „Ueber Land und Meer“ kann nun durch die Herabſetzung des Preiſes auf 4 Thlr. ebenfalls mit der Gartenlaube in Concurrenz treten.

Wir ſchließen hiermit unſeren Bericht, der wieder eine große Maſſe deutſcher Literatur in ſich faßt. Wir haben uns dießmal bemüht, eine ſtrengere Auswahl zu treffen als in früheren Jahrgängen, und manches Mittelgute, manches Stück aus der wiſſenſchaftlichen Literatur oder aus dem Gebiete der eigentlichen Volksſchriften im Zweifelfalle wieder ausgeſchieden, um nicht durch die Menge des zur Auswahl Vorgelegten dem Käufer, den wir berathen wollten, die Entſcheidung zu erſchweren.

Tübingen im Oktober 1862.

K. Klüpfel.

Philoſophie.

Fiſcher, Kuno, Geſchichte der neueren Philoſophie. 1. Bd. (Immanuel Kant) (XXXI. u. 680 S.) Mannheim 1860, Baſſermann 3⅓ Thlr.

Beleuchtung der Kantiſchen Philoſophie in ihrem Zuſammenhang mit den religiöſen und politiſchen Zeitideen und ihrem Einfluß auf dieſelben. Die ſittliche Tendenz iſt als eigentlicher Kern der Kantiſchen Philoſophie feſtgehalten. Von allen neueren Darſtellungen der Geſchichte der Philoſophie diejenige, welche ſich am meiſten dazu eignet auch außerhalb der Schule geleſen zu werden.

S. zweiter Nachtrag. S. 2., vierter Nachtrag. S. 1.

—— —— Akademiſche Reden. I. Johann Gottl. Fichte. Rede zur akademiſchen Fichtefeier gehalten in der Collegienkirche zu Jena am 19. Mai 1862. II. Die beiden Kantiſchen Schulen in Jena. Rede zum Antritte des Protectorats am 1. Febr. 1862. Lex. 8. (111 S.) Stuttgart 1862, Cotta. n. 24 Ngr.

Erſteres eine der beſten gedruckten Fichtereden, in welcher Fichte nach Charakter, philoſophiſcher und populärer Bedeutung und äußerem Leben geſchildert wird. Die beiden Kantiſchen Schulen in Jena ſind die von Reinhold und Fries. Im Anhang theilt Fiſcher einige Aktenſtücke aus Fichtes Jenaer Aufenthalt mit.

Meyr, Melchior, Gott und ſein Reich. Philoſophiſche Darlegung der freien göttlichen Selbſtentwicklung zum allumfaſſenden Organismus. gr. 8. (XXIX u. 317 S.) Stuttgart 1860, Gebrüder Mäntler n. 1⅓ Thlr.

Ein Verſuch die Ergebniſſe der philoſophiſchen Entwicklung ſeit Schelling und Hegel in klarer, von Schulterminologie entkleideter Sprache darzulegen und zugleich einen Beitrag zur Verſöhnung der Philoſophie mit der Theologie zu geben. Iſt die Frucht ſelbſtändigen Denkens und Ringens und zeigt durch wohlthuende Wärme des Ausdrucks, daß es dem Verfaſſer Herzensſache war mit der höchſten Aufgabe des Denkens ins Klare zu kommen.

Ulrici, Herm., Gott und die Natur. gr. 8. (XV u. 624 S.) Leipzig 1862, T. O. Weigel. n. 3⅓ Thlr.

Verſuch der Nachweiſung, daß die moderne Naturwiſſenſchaft, weit entfernt dem Pantheismus, Materialismus und Atheismus in die Hände zu arbeiten, vielmehr in ihren Reſultaten und Conſequenzen zu der entgegengeſetzten theiſtiſchen Weltanſicht führe. Dieſer Beweis iſt zwar nur für den erſten Theil der Behauptung geführt, aber dabei giebt das fleißig gearbeitete Buch eine gute Ueberſicht über die Ergebniſſe und Grundgedanken der jetzigen Naturwiſſenſchaft.

Carus, Carl Guſtav, Natur und Idee oder das Werdende und ſein Geſetz. Eine philoſophiſche Grundlage für die ſpezielle Naturwiſſenſchaft. Mit

1 lith. Taf. Lex. 8. (IX u. 492 S. mit eingedr. Holzſchnitten.) Wien 1861, Braumüller. n. 3 Thlr.

Eine Art Naturphiloſophie, die der Verfaſſer, ein Veteran auf dieſem Gebiet, als Abſchluß ſeines Denkens giebt. Die Geſetzmäßigkeit in der ſcheinbaren Willkühr nachzuweiſen iſt die Hauptaufgabe dieſes Buches, das zwar reich an Gedanken und Beobachtungen iſt und zum Denken anregt, den Leſer aber nicht eigentlich orientirt.

Perty, Max, Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur. gr. 8. (XVIII u. 770 S.) Leipzig u. Heidelberg 1861, C. F. Winter. n. 3⅚ Thlr.

Verſuch eines philoſophiſch gebildeten Naturforſchers, jene myſtiſchen Erſcheinungen wie Viſion und Hallucination, den Alp, das Nachtwandeln, Lebensmagnetismus und Schlafwachen, Magie, Hexerei und Hexenproceſſe, Tiſchklopfen, Geiſtererſcheinungen, Wunderheilungen durch Annahme höherer Kräfte, welche ſich nicht nach den bisher bekannten Geſetzen richten, zu erklären, wobei er zu intereſſanten Combinationen und Hypotheſen, aber doch zu keiner befriedigenden wiſſenſchaftlichen Erklärung kommt.

Schacht, W., Wiſſenſchaft und Myſtik ꝛc. gr. 8. (19 S.) Aarau 1862, Chriſten. n. 4 Ngr.

Gegen genanntes Werk von Perty, dem eine kritikloſe Sammlung der albernſten Dinge aus dem Volksaberglauben vorgeworfen wird.

Schleiermacher, Friedr., Pſychologie aus ſeinem handſchriftl. Nachlaſſe und nachgeſchriebenen Vorleſungen herausgegeben von L. George. gr. 8. (XVI u. 559 S.) Berlin 1862, G. Reimer. n. 2 Thlr.

Steht weſentlich auf dem Grunde Schelling'ſcher Naturphiloſophie, deren Theorie aber durch Schl. Umſicht und Feinheit des Denkens, durch ſeine allgemein menſchliche und culturhiſtoriſche Theilnahme in ihrer Anwendung ſehr gemildert iſt. Voll lehrreicher, anregender Erörterungen.

Emerſon, Ralph Waldo, Die Führung des Lebens. Gedanken und Studien. Ins Deutſche übertragen von E. S. v. Mühlberg. gr. 16. (IX u. 227 S.) Leipzig 1862, Steinacker. n. ⅚ Thlr.

Geiſtreiche Betrachtungen über Fatum, Macht, Reichthum, Bildung, Betragen, Würde und Gottesverehrung, Schönheit, Illuſionen.

Pädagogik.

Encyklopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgeg. unter Mitwirkung von Prof. v. Palmer u. Gymnaſial-Profeſſor Wildermuth, von K. A. Schmid, Rector des Gymnaſiums in Stuttgart. II. Bd. 18—20. Heft. (Gelübde—Globus) S. 673—953. III. Bd. 21—30. Heft (Göthe—Kindsmädchen) S. 1—953. Lex. 8. Gotha 1861—1862, Beſſer. à Heft. n. 12 Ngr.

Raumer, Karl v., Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen der klaſſiſchen Studien bis auf unſere Zeit. 3. durchgeſ. verm. Auflage. 4 Bde. Stuttgart 1861—62, S. G. Lieſching. 8 Thlr.

Ein klaſſiſches Werk in dieſem Fach, das in dieſer neuen Auflage manche Verbeſſerungen gewonnen hat. Der 4. Band enthält die beſonders intereſſante Geſchichte der Univerſitäten.

Theologie.

Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. In Verbind. mit vielen proteſt. Theologen u. Gelehrten. Herausgeg. v. J. J. Herzog. Bd. 13—15. (Rhegius—Theologie, myſtiſche.) XIII. Bd. Lex. 8. (728 S.) XIV. Bd. (804 S.) XV. Bd. (812 S.) Gotha 1860—62, Beſſer. à Bd. n. 1 Thlr.

Zeitſchrift, Allgemein kirchliche. Ein Organ für die evangeliſche Geiſtlichkeit und Gemeinde ꝛc., herausgeg. von Prof. Daniel Schenkel. Jahrgang I—III. à 10 Hefte. gr. 8. Elberfeld 1860—1862, Friderichs. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Eine ſehr empfehlenswerthe Zeitſchrift vermittelnder Richtung nicht blos für Theologen, ſondern auch für Laien beſtimmt, welche den Zuſammenhang mit der Kirche feſthalten wollen.

Die beiden erſten Hefte des Jahrgangs 1862 enthalten eine Abhandlung von Rich. Rothe, „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutſch-evangeliſchen Kirche.“

Ein treffliches Wort zur Zeit, das die Nothwendigkeit einer Verſtändigung der Kirche mit der fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft und geiſtigen Bildung überzeugend darlegt, ohne dem Kern der chriſtlichen Lehre etwas zu vergeben. Es iſt dies wohl das Beſte, was in den letzten Jahren in theologiſch kirchlichen Angelegenheiten geſchrieben worden iſt.

Monatsblätter, Proteſtantiſche für innere Zeitgeſchichte, Studien der Gegenwart f. d. evangel. Lande deutſcher Zunge ꝛc. Herausgeg. v. H. Gelzer. à Jahrg. in 2 Bden. (in 12 Heften.) Lex. 8. Gotha, J. Perthes, à Jahrg. n. 4 Thlr.

In den Jahrgg. 1861 und 1862 iſt beſonders eine Reihe von Vorleſungen des Herausgebers u. d. T. „Zeitgeſchichtliche Studien und Ueberblicke“, worin die gegenwärtige Lage oft ſehr treffend geſchildert wird, zu beachten.

Kirchengeſchichte.

Hagenbach, K. R., Vorleſungen über die Kirchengeſchichte des Mittelalters. 1. Theil. Von Gregors des Großen Tod bis auf Innocenz III. oder die chriſtliche Kirche vom 7—12. Jahrhundert. gr. 8. (XI u. 333 S.) Leipzig 1860, Hirzel 1⅙ Thlr.

—— —— 2. Theil. Die chriſtliche Kirche vom 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts. gr. 8. (XI u. 363 S.) ebend. 1861. 1⅙ Thlr.

Abdruck von Vorleſungen, die der Verf. vor einem gemiſchten Publikum gehalten hat und worin er den vorgefundenen Stoff überſichtlich zuſammenſtellt.

Baur, Ferd. Chriſt., Die chriſtliche Kirche des Mittelalters in den Hauptmomenten ihrer Entwicklung. Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben, v. Ferd. Fr. Baur. gr. 8. (XVI u. 558 S.) Tübingen 1861, L. Fr. Fues. n. 2 Thlr. 22 Ngr.

Eine Fortſetzung der im zweiten und vierten Nachtrag aufgeführten Kirchengeſchichte der drei erſten Jahrhunderte und des vierten bis ſechſten, welche nun die Geſchichte vom ſiebenten Jahrhundert bis an die Schwelle der Reformation fortführt. Ein reiches durch die ſorgfältigſte Forſchung gewonnenes Material iſt hier in einen mäßigen Band zuſammengedrängt, der die Hauptthatſachen und leitenden Ideen der kirchlichen Entwicklung des Mittelalters in großen Zügen darſtellt. In formeller Hinſicht das vollendetſte Werk des berühmten Theologen, der es druckfertig hinterlaſſen hat.

Hiſtoriſche Briefe über die ſeit dem Ende des XVI. Jahrhunderts fortgehenden Verluſte und Gefahren des Proteſtantismus. 8. (XII u. 544 S.) Frankfurt a. M. 1861, Heyder und Zimmer. n. 1⅓ Thlr.

Ein großer Theil dieſer Briefe iſt urſprünglich in den Gelzer'ſchen proteſtantiſchen Monatsblättern erſchienen u. d. Tit.: „Hiſtoriſche Briefe an einen Sorgloſen."

Nachweiſung, daß der Proteſtantismus ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts von dem Jeſuitismus, den der Verfaſſer keineswegs mit dem Katholicismus identificiren will, bedroht war und noch iſt und in dieſem Kampf manches Terrain verloren hat. Die geſchichtlich begründete Polemik des Verfaſſers gegen die jeſuitiſche Propaganda hat um ſo größeren Werth, da ſie von poſitiv chriſtlicher Grundlage ausgeht. Der Verfaſſer verwerthet die Geſchichte des Proteſtantismus zu manchen tief eingreifenden Nutzanwendungen und Warnungen, er weiſt auf manche gefährliche Irrthümer und Conceſſionen ſorgloſer proteſtantiſcher Regierungen hin, läßt die von Manchen erſtrebte nachgiebige Annäherung an Rom als einen offenbaren Verrath am Proteſtantismus erkennen, wenn dabei verſäumt werde auf Anerkennung und Achtung der Rechte der Proteſtanten als ſolcher zu beſtehen, und erinnert daran, daß die Freiheit wiſſenſchaftlicher Forſchung die Grundbedingung des Lebens deutſcher Wiſſenſchaft ſei. Die Darſtellung des Verfaſſers iſt bei aller Schärfe klar und ruhig und das Buch iſt Allen, die ſich um die Intereſſen proteſtantiſcher Bildung kümmern, dringend zu empfehlen.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche. Eingeleitet von K. R. Hagenbach. gr. 8. Elberfeld, Friderichs. (Thl. I. VII u. VIII. S. 3. Nachtrag. Thl. II u. V. ſ. 4. Nachtrag.)

Thl. III. J. W. Baum, Capito u. Butzer. gr. 8. (XIX u. 611 S.) Elberfeld 1860. 2 Thlr.

VI. Heinr. Heppe, Theodor Beza. gr. 8. (VIII u. 384 S.) ebend. 1861. 2 Thlr.

IX. Peter Bartels, Joh. v. Lasco (VI u. 72 S.) ebend. 1860. ⅓ Thlr. Peſtalozzi, Leo Juda (III u. 106 S.) ebend. 1860. ⅓ Thlr. F. W. Haſſenkamp, Franz Lambert von Avignon (63 S.) ebend. 1860. ⅓ Thlr. C. Schmidt, Wilh. Farel u. P. Viret (71 S.) ebend. 1860. ⅓ Thlr.

IX. 2. Th. Preſſel, Joach. Badian (VI u. 104 S.) ebend. 1860. ⅓ Thlr. C. Peſtalozzi, Berthold Haller (67 S.) ebend. 1861. ⅓ Thlr. Th. Preſſel, Ambr. Blaurer (155 S.) ebend. 1861. ⅔ Thlr.

Dieſes Sammelwerk iſt nun vollendet. Daſſelbe iſt zunächſt nicht für Theologen vom Fach, ſondern für kirchlich gebildete Laien geſchrieben, wird übrigens, da ſämmtliche Arbeiten auf eigenem Quellenſtudium und zum Theil auf Benutzung neuer Quellen beruhen, auch der Wiſſenſchaft Gewinn bringen. Die beſten Stücke ſind Schmidts Peter Vermigli, Baums Capito u. Butzer und Stähelins Calvin.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutheriſchen Kirche. Herausgeg. v. J. Hartmann, Lehnerdt, C. Schmidt, K. F. Th. Schneider, Vogt u. G. Uhlhorn. Eingeleitet von Dr. Nitzſch, Probſt in Berlin. Elberfeld, Friderichs.

Davon ſind bis jetzt erſchienen:

Thl. III. C. Schmidt, Phil. Melanchthon. gr. 8. (XXVIII u. 723 S.) Elberfeld 1861, Friderichs. 2⅓ Thlr.

Thl. VI. Jul. Hartmann, Johannes Brenz. gr. 8. (X u. 338 S.) ebend. 1862. 1⅓ Thlr.

Thl. VII. Gerh. **Uhlhorn,** Urbanus Rhegius. gr. 8. (X u. 370 S.) ebend. 1861. 1⅓ Thlr.

Ein ähnliches Werk für die lutheriſche Kirche.

Schmidts Melanchthon, ein gründliches Werk von durchaus objectiver vorurtheilsfreier Haltung. Die erſte erſchöpfende Darſtellung der Lehre und des Lebens von Melanchthon, aber zu wenig ſubjectiv belebt, etwas farblos und trocken. Hartmann's Brenz iſt eine abgekürzte Verarbeitung eines früheren Werkes von demſelben Verfaſſer. Uhlhorns Rhegius ein gründliches, auf Benutzung neuer Quellen beruhendes Werk.

Bungener, Felix, Die Geſchichte des tridentiniſchen Concils. Ueberſetzt v. S. v. B. 2 Bde. 8. (387 u. 367 S.) Stuttgart 1861, Steinkopf 2 Thlr. 12 Ngr.

Der als religiöſer Schriftſteller in belletriſtiſcher Manier bekannte Verfaſſer ſtellt ſich wie in anderen ſeiner Werke, ſo auch in dieſem die Aufgabe, das Gebäude des Katholicismus durch Aufhellung ſeiner Geſchichte zu erſchüttern. Die Geſchichte der Verhandlungen des tridentiniſchen Concils iſt nach den bis jetzt zugänglichen Quellen richtig dargeſtellt und es ſind daran polemiſche Erörterungen vom Standpunkte des gläubigen Proteſtantismus angeknüpft. Die Ueberſetzung entſpricht dem eleganten Stil des Originals.

Tholuck, A., Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts. 1. Abth. Die erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum weſtfäliſchen Frieden. gr. 8. (X u. 316 S.) Berlin 1861, Wiegandt u. Grieben. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine reichliche Sammlung von Belegſtellen aus ungedruckten oder minder bekannten Quellen, die viele Zeugniſſe dafür enthalten, wie über dem ängſtlichen Wachen für Orthodoxie das chriſtliche Leben abhanden gekommen. Uebrigens treten auch viele Lichtſeiten hervor.

Strauß, David Friedr., Herm. Samuel Reimarus und ſeine Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. 8. (XVI u. 288 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 1⅔ Thlr.

Strauß ſieht Reimarus, den Verfaſſer der Wolfenbüttler Fragmente, als einen Vorläufer ſeines Lebens Jeſu an, zu deſſen theologiſchem Standpunkt, er ſich auch jetzt noch bekennt. Er giebt nun zunächſt eine Biographie und literariſche Charakteriſtik von Reimarus und einen commentirenden Auszug aus der auf dem Titel genannten Schrift, aus der die ſog. Wolfenbüttler Fragmente entnommen ſind. Strauß hatte eine vollſtändige Abſchrift des in Hamburg befindlichen Originalmanuſcripts zur Benützung und wollte ſie urſprünglich ganz herausgeben, ſtand aber davon ab, da er ſich überzeugte, daß ſie der Anſchauung und Ausdrucksweiſe unſerer Zeit vielfach fremd geworden, nur wenige Leſer finden würde, und gab ſtatt deſſen vorliegenden Auszug, der immer noch zu ausführlich iſt.

Baur, Ferd. Chriſt., Die Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts. Nach des Verfaſſers Tod herausgegeben von Eduard Zeller. gr. 8. (XIV u. 577 S.) Tübingen 1862, L. F. Fues. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieſes Werk beſteht aus den Vorleſungen, welche Baur eine Reihe von Jahren, das letztemal im Winter 1859—60 gehalten hat. Da dieſelben vollſtändig ausgearbeitet und in deutlicher Reinſchrift vorlagen, ſo trug der Herausgeber kein Bedenken, ſie als Erſatz für eine vom Verfaſſer ſelbſt für den Druck ausgearbeitete Darſtellung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es iſt eine Geſchichte der Kirche und Theologie vom Standpunkt des Verfaſſers aus, was wir hier erhalten. Der erſte Abſchnitt handelt einleitungsweiſe von den Schickſalen der katholiſchen Kirche unter Napoleon und der Reſtauration, von dem Einfluß der neueren Poeſien und Philoſophie Schillers, Göthes, Kants, Fichtes, Schellings auf die Theologie; der zweite Abſchnitt enthält die Geſchichte von 1815—30, zuerſt die der katholiſchen, dann die der proteſtantiſchen Kirche, beſonders aber der ſchleiermacheriſchen Theologie; der dritte Abſchnitt führt die Geſchichte bis auf die Gegenwart, die Hegelſche, Straußiſche, ſowie des Verfaſſers eigene Richtung in der Theologie werden hier eingehend und freimüthig beſprochen.

Goltz, Herm. Freih. v. d., Die reformirte Kirche Genfs im 19. Jahrhundert, oder der Individualismus der Erweckung in ſeinem Verhältniß zum chriſtlichen Staat der Reformation. gr. 8. (VIII u. 488 S.) Baſel 1862, Georg. n. 1⅔ Thlr.

Im erſten Buch dieſer Schrift giebt der Verfaſſer eine klare Charakteriſtik der kirchlichen Eigenthümlichkeit Genfs, von den Anfängen unter Calvin bis zur Erſtarrung und Erſchlaffung im vorigen Jahrhundert und der methodiſtiſchen Erweckung im Anfang dieſes Jahrhunderts; im zweiten Buch folgt eine Schilderung der kirchlichen Entwicklung der Gegenwart von 1817—1850 und der Anſätze zum kirchlichen Mikrokosmus. Die Darſtellung iſt anziehend und klar und der Gegenſtand für jeden, der ſich für kirchliche Entwicklung intereſſirt, anregender um ſo anregender als ſich lehrreiche Nutzanwendungen zu Gunſten freier Entwicklung des kirchlichen Lebens daraus ziehen laſſen.

Göbel, Max. Geſchichte des chriſtlichen Lebens in der rheiniſch-weſtphäliſchen evangeliſchen Kirche.

1. Bd. Die Reformationszeit. 2. Aufl. Herausgeg. von Theodor Link. gr. 8. (XVIII u. 490 S.) Coblenz 1862, J. Bädeker. n. 2 Thlr.
2. Bd. Das 17. Jahrhundert oder die herrſchende Kirche und die Sekten. 1—3. Abth. gr. 8. (I. X u. 435. II. III. 437—880 S.) ebend. 1852. n. 3⅓ Thlr.
3. Die niederrheiniſche reformirte Kirche und der Separatismus in Wittgenſtein und am Niederrhein im 18. Jahrhundert. gr. 8. (XV u. 616 S.) ebend. 1860. n. 2⅓ Thlr.

Ein ſehr gehaltvolles Werk, das zur Geſchichte nicht nur des kirchlichen, ſondern überhaupt des geiſtigen Lebens intereſſante Beiträge liefert. Der Verfaſſer ſelbſt Repräſentant eines tiefen innerlich chriſtlichen Lebens.

Jacobi, J. L., Die Jeſuiten. Drei Vorträge gehalten in der L. F. Kirche zu Halle. 8. (73 S.) Halle 1862, Pfeffer. n. ⅓ Thlr.

Populare Vorträge über die Geſchichte des Jeſuitenordens, veranlaßt durch Controverspredigten des Pater Roh. Der erſte Vortrag handelt über die Entſtehung und Einrichtung, der zweite über die Wirkſamkeit, der dritte über die Sittenlehre des Ordens.

Lang, Heinrich, Religiöſe Charaktere. 1. Bd. gr. 8. (VII u. 399 S.) Winterthur 1862, Lucke. 2 Thlr.

1 Paulus, der Heidenapoſtel. 2 Zwingli. 3 Die Verbannten von Locarno. 4 Leſſing. 5 Schleiermacher.

Geiſtreiche Erörterungen vom Standpunkt einer freien, das kirchliche Dogma negierenden Theologie. Das bedeutendſte Stück iſt das über Schleiermacher, welcher theilweiſe treffend charakteriſirt iſt. Das Gelüſte, die kirchlichen Theologen zu ärgern tritt mitunter in übermüthiger Weiſe hervor.

Döllinger, Joh. Joſ. Ignaz v., Kirche und Kirchen, Pabſtthum und Kirchenſtaat. Hiſtoriſch-politiſche Betrachtungen. 2 Abdr. 8. (XLIV und 684 S.) München 1862, literar. artiſt. Anſtalt. n. 1⅓ Thlr.

Döllinger hatte bekanntlich im März 1861 vor einem großen gemiſchten Publikum Vorträge gehalten, in welchen er die große Ketzerei ausſprach, die katholiſche Kirche könne auch ohne den Kirchenſtaat beſtehen und man möge ſich nur mit dem Gedanken an den Sturz der weltlichen Herrſchaft des Pabſtthums vertraut machen. Dieß erregte großes Aufſehen, man war einerſeits freudig überraſcht, in dem bisherigen Vorkämpfer des Ultramontanismus eine Autorität gegen den Kirchenſtaat gewonnen zu haben, andererſeits beſtürzt, daß der angeſehene Kirchenmann nun auch zu den Feinden der Kirche übergegangen ſei. Döllinger fand nöthig ſich vor der Kirche zu rechtfertigen. Dieß geſchah ſchon durch ſeine einem Widerruf ſehr ähnliche Erklärung vor der Verſammlung der Biſchöfe und Kleriker und geſchieht nun auch im vorliegenden Buch, in welchem er vermittelſt einer Rundſchau über die Kirchen und kirchlichen Genoſſenſchaften der Gegenwart zu zeigen ſucht, die katholiſche Kirche ſei doch noch die Weltmacht und könne den Kirchenſtaat nöthigenfalls auch zeitweilig entbehren. Seine Ketzerei ſucht er durch eine ſehr ungerechte und ungeſchichtliche, oft wahrhaft malitiöſe Beurtheilung des Proteſtantismus gut zu machen. Als Anhang ſind jene Vorträge mit abgedruckt. Ein ſehr intereſſantes Buch, das geleſen zu werden verdient.

Schenkel, Daniel, Die kirchliche Frage und ihre proteſtantiſche Löſung im Zuſammenhang mit den nationalen Beſtrebungen und mit beſonderer Beziehung auf die neuen Schriften Döllinger's und Biſchof von Ketteler's. gr. 8. (VII u. 386 S.) Elberfeld 1862, Friderichs. n. 1⅔ Thlr.

Eine Gegenſchrift gegen Döllinger vom Standpunkt der evangeliſchen Freiheit aus. Der kühnen Behauptung Döllingers, die Unterdrückung der Volksfreiheit im 16. Jahrh. ſei eine Wirkung der Reformation geweſen, wird die Nachweiſung entgegengeſetzt, daß der despotiſche Druck in katholiſchen Landen viel ärger geweſen ſei als in proteſtantiſchen. Dagegen wird auch das proteſtantiſche Kirchenregiment von Unterdrückung politiſcher Freiheit nicht freigeſprochen und deſſen größere Schuld anerkannt, indem dieſe freiheitsfeindliche Tendenz ein Abfall vom Prinzip des Proteſtantismus geweſen ſei. Auch das Problem der weltlichen Herrſchaft des Papſtthums wird erörtert und gegen Döllinger dahin entſchieden, daß allerdings der Kirchenſtaat eine nothwendige Ergänzung des Pabſtthums ſei und der Untergang des Kirchenſtaats wirklich das Aufhören der weltlichen Gewalt des Pabſtthums und damit eine weſentliche Veränderung des Katholicismus zur Folge haben würde. Schließlich wird der proteſtantiſchen Kirche die Aufgabe geſtellt, durch eine freiſinnige Kirchenverfaſſung ſich mit den politiſchen und nationalen Beſtrebungen in Einklang zu ſetzen.

Schenkel, Daniel, Das Weſen des Proteſtantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters dargeſtellt. 2. gänzl. umgearbeitete Aufl. Lex. 8. (IV u. 787 S.) Schaffhauſen 1862, Brodtmann. n. 4 Thlr.

1. Aufl. ſ. 1. Nachtrag S. 2. Nachweiſung, daß der Proteſtantismus kein fertiges Lehrſyſtem, ſondern eine im Werden begriffene weltgeſchichtliche Machtentwicklung ſei. Dieſe 2. Auflage iſt noch mehr mit Rückſicht auf Nichttheologen bearbeitet und hat die ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage hinzugekommene Literatur ſorgfältig benützt.

Caſſel, Paulus, Weihnachten, Urſprünge, Bräuche und Aberglauben. Ein Beitrag zur Geſchichte der chriſtlichen Kirche und des deutſchen Volks. 8. (XX u. 307 S. Anmerkungen I—CXXVI.) Berlin 1862, Rauh. n. 1⅓ Thlr.

Sucht den eigenthümlich chriſtlichen Charakter der Weihnachtsgebräuche ſowie deren Zuſammenhang mit dem jüdiſchen Alterthum nachzuweiſen und die neuerlich geltend gemachte Behauptung, daß Weihnachten nichts anders als die ins Chriſtliche umgeſetzte Winterſonnenwende ſei, zu widerlegen. Bringt eine Fülle ſehr intereſſanter Notizen über alte Weihnachtsgebräuche und ſonſtige Feſtgebräuche und deren Entſtehung

Kunſt.

Kunſtblatt, Chriſtliches, für Kirche, Schule und Haus. Herausgegeben unter Leitung von K. Grüneiſen, K. Schnaaſe und J. Schnorr v. Carolsfeld. Jahrgg. 1861 und 1862. à 24 No. Lex. 8. Stuttgart 1861—62, Ebner und Seubert. à Jahrg. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Beſteht in der bisherigen Weiſe fort und berichtet von neuen Erſcheinungen in dem betreffenden Kunſtgebiete und der einſchlägigen Literatur. S. vierter Nachtrag S. 9.

Lübke, Wilh., Grundriß der Kunſtgeſchichte. Mit Illuſtrationen (in eingedr. Holzſchnitten). gr. 8. (XVII u. 744 S.) Stuttgart 1860, Ebner und Seubert. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine ſehr empfehlenswerthe überſichtliche Darſtellung.

Schnaaſe, Carl, Geſchichte der bildenden Künſte. 6. Bd. Auch unter dem Titel: Geſch. der bild. Künſte im Mittelalter. 4. Bd. Die Spätzeit des Mittelalters bis zur Blüthe der Eyck'ſchen Schule. gr. 8. (XIV u. 612 S.) Düſſeldorf 1861, Buddeus. n. 7 Thlr.

Das ganze Werk ſoweit es erſchienen. n. 29 Thlr. S. dritter Nachtrag. S. 19.

Kugler, Franz, Handbuch der Kunſtgeſchichte. 4. Aufl. bearb. v. Wilh. Lübke. gr. 8. (I. XVI u. 580 S. II. XXIII u. 604 S. Mit eingedr. Holzſchn. u. Kuglers Bildniß in Stahlſt.) Stuttgart 1861, Ebner und Seubert. n. 7⅓ Thlr.

S. Wegweiser, 3. Aufl., S. 15.

Förſter, E., Denkmale deutſcher Baukunſt, Bildnerei und Malerei von Einführung des Chriſtenthums bis auf die neueſte Zeit. 7 Bde. (à Bd. 25 Lief.) Imp. 4. Leipzig 1853—1862, T. O. Weigel. à Bd. n. 16⅔ Thlr.

Eine ſehr reiche Sammlung der bedeutendſten deutſchen Kunſtwerke. Das Werk iſt noch nicht abgeſchloſſen und wird noch weitere 5 Bände umfaſſen.

Das deutſche Volk, dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart ꝛc. Bd. XXIII u. XXIV. Inhalt: Förſter, Ernſt, Geſchichte der deutſchen Kunſt, IV. u. V. Bd. (Schluß.) Mit 16 Stahlſt. 8. (XXII. 250 u. 581 S.) Leipzig 1861, T. O. Weigel. 4 Thlr.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Die einzige zuſammenhängende Darſtellung der neueren Kunſtleiſtungen in Deutſchland. — S. dritter Nachtrag S. 42.

Lützow, Carl Fr. A. v., Die Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt von den älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche bis zur Renaiſſance. Mit Abbildungen. 2 Abthlgn. Lex. 8. (VIII. 423 S.) Leipzig 1862, Seemann. n. 3⅓ Thlr.

Eine Sammlung der ſchönſten Kirchenbauten in 26 Tondruckbildern und vielen Holzſchnitten, mit geſchichtlichem und äſthetiſchem Text, der in allgemein verſtändlichem Ausdruck die nöthigen Erläuterungen beifügt, von einem bewährten Kunſtkenner.

Schultz, Alwin, Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrhunderts. Ein kunſtgeſchichtl. Verſuch. 4. (IX u. 53 S.) Berlin 1862, Nicolai's Sort. n. 1 Thlr.

Eine aus den mittelhochdeutſchen und franzöſiſchen Dichtern geſchöpfte Beſchreibung größerer Hofburgen. Zu bedauern iſt, daß der Verfaſſer die Reimchroniken, ſowie die monumentalen Quellen bei Seite läßt. Zur Erklärung mittelalterlicher Dichter ein willkommenes Hilfsmittel. Der Preis des Büchleins iſt bei der geringen Ausſtattung unverſchämt theuer.

Becker, G. Wolfgang, Die Kunſt und die Künſtler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt. (In 15—18 Lief.) 1—3. Lief. Lex. 8. Leipzig 1862, Seemann. à n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſtellt ſich bei vorliegendem Werk die Aufgabe, die letzten drei Jahrhunderte der Kunſtgeſchichte ausführlicher als in Handbüchern geſchehen kann und mit Rückſicht auf die Lebensſchickſale der Künſtler darzuſtellen.

Semper, Gottfr., Der Stil in den techniſchen und tektoniſchen Künſten oder praktiſche Aeſthetik. Ein Handbuch für Techniker, Künſtler und Kunſtfreunde. I. Bd. 1—6. Lief. II. Bd. 1. 2. Lief. Mit eingedr. Holzſchn. u. Tondrucktaf. Lex. 8. Stuttg. 1860—62, Bruckmann. à Lief. n. 1 Thlr.

Aus Schinkels Nachlaß. Reiſetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß ſämmtlicher Werke Schinkels verſehen von Alfred von Wolzogen. 2 Bde. gr. 8. (Mit 3 Portraits, 1 Skizze und einem Facſimile. XXII. 302. u. VIII. 369 S.) Berlin 1862, Decker. n. 5⅔ Thlr.

Schinkel ſtarb 1841 als preußiſcher Oberlandesbaudirector und hinterließ einen großen Kreis von Schülern, welche alljährlich in Berlin ſeinen Geburtstag feiern. Sein ſchriftlicher Nachlaß wurde erſt nach dem Tode von Schinkels Wittwe, der Schwiegermutter Alfred Wolzogens, dieſem zur Herausgabe übergeben. Derſelbe enthält hauptſächlich die Tagebücher und Briefe von den drei großen Kunſtreiſen, die Schinkel gemacht hat, der erſten Ausbildungsreiſe nach Italien und Frankreich in den Jahren 1803—1805, einer zweiten im J. 1824 nach der Schweiz und Italien, und einer dritten im J. 1826 mit Geheimerath Beuth nach Frankreich, England und Schottland unternommen. In den Berichten von der erſten Reiſe ſchildert er mit der ganzen Friſche und Begeiſterung der Jugend in wohlklingendſter maleriſcher Sprache den Eindruck der italiſchen Natur; in der zweiten tritt uns ein gereiftes klares Kunſturtheil entgegen, von der dritten ſind nur wenige Briefe vorhanden, die aber in einem dritten Band durch ein vollſtändiges, während des Drucks aufgefundenes Tagebuch ergänzt werden ſollen. Von anderen Mittheilungen iſt hauptſächlich ein Gutachten wichtig, das Schinkel über den beabſichtigten Ankauf der Boiſſerée'ſchen Sammlung ausgearbeitet hat. Das Ganze ſehr reichhaltig und leſenswerth.

Ambros, Aug. Wilh., Geſchichte der Muſik. 1. Bd. gr. 8. (XX u. 548 S.) Breslau 1862, Leuckart. n. 3 Thlr.

Anfang einer auf drei Bände berechneten Geſchichte der Muſik. Dieſer erſte Band handelt nicht von der Muſik, er iſt mehr Culturgeſchichte der orientaliſchen Völker und der Griechen, als Geſchichte der Muſik, von der in dieſen Zeiten noch nicht viel zu erzählen iſt.

Devrient, Ed., Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. 4. Bd. Das Hoftheater. 8. (XII u. 295 S.) Leipzig 1861, Weber. n. 1⅚ Thlr.

Die drei erſten Bände ſ. 1. Nachtrag S. 12. Geſchichte des neueren Theaters von dem Wendepunkt an, in welchem daſſelbe mit der Intendanz des Grafen Brühl in Berlin vom J. 1815—1828 eintrat. Beſpricht die übrigen Hoftheater in Deutſchland, die ſtädtiſchen Theater, den Einfluß der Literatur und die übrigen Beziehungen der Theaterwelt zur Zeitbildung und Geſellſchaft, und ſchließlich Immermanns Theater in Düſſeldorf.

Wirſing, Rud., Das deutſche Theater. Eine Darſtellung der gegenwärtigen Theaterzuſtände nebſt Andeutung einer zweckmäßigen Reform und Bühnenleitung. gr. 8. (XV u. 228 S.) Leipzig 1862, Geibel. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, Director des Stadttheaters in Leipzig ſchildert nach vieljähriger Erfahrung den immer mehr überhandnehmenden Verfall des Theaters, und wendet ſich an kunſtſinnige Fürſten und andere Protectoren der dramatiſchen Kunſt mit ſeinen Vorſchlägen für eine gründliche Reform der deutſchen Theaterverhältniſſe.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

Folgende in dem 4. Nachtrag ſchon aufgeführte und empfohlene Zeitſchriften ſind die Hauptorgane einer populären Naturbetrachtung.

ſchaften. N. F. Jahrg. 1861 und 1862. 52 Nr. jährlich. Lex. 8. Leipzig, Abel u. Gebhardt u. Reißland. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Dieſe Zeitſchrift macht es ſich hauptſächlich zur Aufgabe, über die Ergebniſſe der neueren Forſchung und deren Gewinn für die Technik Bericht zu erſtatten. Sie ſteht mehr auf dem wiſſenſchaftlichen Boden als auf dem populären, geräth aber nicht in Specialitäten, ſondern hält immer darauf nur Wichtiges auszuwählen und ein abgerundetes Ganze zu geben. Beſonders ſolchen zu empfehlen, die ein ſpecielles Fach berufsmäßig treiben und doch in dem Übrigen auf dem Laufenden bleiben wollen. Seit dem Aufhören des leider eingegangenen Centralblattes von Schnur das einzige Blatt dieſer Art und daher ein wahres Bedürfniß für derartige Leſer.

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und Naturanſchauung 1861. 62. 52 Nr. mit eingedr. Holzſchnitt. Mit naturwiſſenſchaftlichem Literaturblatt. 12 Nr. gr. 4. Halle, G. Schwetſchke. à Jahrg. n. 3⅓ Thlr.

Die phyſikaliſchen, chemiſchen, überhaupt die erklärenden Disciplinen, die dem populären Verſtändniß am meiſten Mühe machen, ſind neuerlich mehr berückſichtigt als früher. Die im Nachtrag 3 gerügte materialiſtiſche Richtung tritt in den letzten Jahrgängen mehr zurück.

Aus der Heimath. Ein naturwiſſenſchaftliches Volksblatt. Herausgeg. v. E. A. Roßmäßler. Jahrg. 1861. 62. à 52 Nr. mit eingedr. Holzſchnitt. gr. 4. Glogau, Flemming u. Leipzig, Keil. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Naturgeſchichte und Naturbeſchreibung in wahrhaft populären Artikeln. Auch die zweckmäßigen Illuſtrationen in Holzſchnitt verdienen rühmliche Anerkennung.

Virchow, Rud., Göthe als Naturforſcher und in beſonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebſt Erläut. Mit 3 Holzſchnitt. 8. (VI u. 127 S.) Berlin 1862, A. Hirſchwald. n. 12 Ngr.

Ein Vortrag in der Singakademie zum Beſten des Göthedenkmals zunächſt über die Frage, wie wurde Göthe Naturforſcher und wie gewann er den Muth als nächſter Freund, der die Naturforſchung verlaſſen hatte, um Dichter zu werden. Als erläuternde und beweiſende Beilagen ſind eine Reihe wiſſenſchaftlicher Erörterungen von allgemeinem Intereſſe beigegeben, ſo über Farbenlehre, Göthes Naturauffaſſung, Lavater und die Phyſiognomik, die Wirbeltheorie des Schädels, die Priorität der Entdeckung derſelben, Albertus Magnus, Kielmeyer und Carus.

Berlin, J. A., Die Natur. Ein Leſebuch für Schule und Haus. Nach dem Schwediſchen frei bearbeitet von Dr. Lorenz Tutſchek. Mit 175 eingedr. Holzſchnitten. 8. (X u. 585 S.) München 1861, lit. artiſt. Anſtalt. n. 1 Thlr.

Ein ſehr empfehlenswerthes Buch. Der Stoff iſt ſehr zweckmäßig ausgewählt, neben einer kurzen Naturgeſchichte der drei Reiche werden auch die wichtigſten Lehren der Aſtronomie, Phyſik, Chemie ſo behandelt, daß die Beziehung zum praktiſchen Gebrauch überall hervortritt. Die Darſtellung beruht auf ſolider Sachkenntniß und iſt wahrhaft populär, klar, lebendig und ſchön unterhaltend; junge Leute vom 12. Jahre an können das Buch mit Genuß leſen.

Schoedler, Fr., Das Buch der Natur ꝛc. 11. Auflage. 2. Theil. gr. 8. (XII u. 562 S. mit eingedr. Holzſchn.) Braunſchweig 1862, Vieweg u. Sohn. n. 1⅓ Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 14.

Ruete, C. G. Th., Das Stereoſkop. Eine populäre Darſtellung mit zahlreichen erläuternden Holzſchnitten und mit 20 ſtereoſkopiſchen Bildern. gr. 8. (VIII u. 106 S.) Leipzig 1860, Teubner. n. 1⅓ Thlr.

Eine gute populäre Beſchreibung des ſehr verbreiteten vielgebrauchten Apparates und der Arzt des berühmten Augenklinikers in Leipzig. Die Einleitung entwickelt die nothwendigen phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Vorbegriffe und belehrt über die Stellung, welche der Geſichtsſinn zu den übrigen Sinnen einnimmt.

Willkomm, Moritz, Die Wunder des Mikroſkops. Für Freunde der Natur und mit Berückſichtigung der ſtudirenden Jugend bearbeitet. 2. ſehr vermehrte Auflage. Mit 190 in den Text gedruckten Abbildungen. 1 Titelbild ꝛc. gr. 8. (VIII u. 287 S.) Leipzig 1861, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Eine gründliche populäre Beſchreibung des Mikroſkops und der Reſultate ſeiner Anwendung auf die Unterſuchung von Pflanzen, Thieren, die Zuſammenſetzung des Erdbodens, Prüfung der Nahrungsmittel, Waaren, Kleidungsſtoffe u. ſ. w. Alles in ganz zweckmäßiger Ausführlichkeit und erfreulicher Klarheit. Verdient ſowohl für belehrende Unterhaltung, als zur wiſſenſchaftlichen Anleitung empfohlen zu werden.

Aſtronomie.

Mädler, J. H., Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Aſtronomie. Nebſt 20 Taf., Abbild. u. Sternkarten enthalt. 5. gänzl. neu bearbeitete Aufl. gr. 8. (XVI u. 667 S. u. 16 S. Erklär.) Berlin 1860—61, Heymann. 2⅔ Thlr.

S. 4 Nachtrag S. 11.

Anger, Carl Theod., Populäre Vorträge über Aſtronomie. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgeg. von Guſtav Zaddach. Lex. 8. (XL. 334 S.) Danzig 1862, Kafemann. 1⅓ Thlr.

Vorleſungen, die im Winter 1856—57 von dem 1858 geſtorbenen Verfaſſer in Danzig gehalten worden ſind und die zum Beſten gehören, was auf dieſem Gebiete in populärer Form vorhanden iſt. Außer den Hauptlehren und Ergebniſſen der Aſtronomie finden wir auch eine Nachweiſung der Methoden, durch deren Befolgung die Wiſſenſchaft zu ihrem jetzigen Stande gelangt iſt. Auch ſind die Biographien der berühmteſten neueren Aſtronomen in die Darſtellung verwoben. Eine Biographie des Verfaſſers iſt von dem Herausgeber vorangeſtellt.

Geologie und Mineralogie.

Ludwig, Rudolph, Das Buch der Geologie. Naturgeſch. der Erde in allg. verſtändl. Darſtell. ꝛc. 2. neu bearb. Auflage. 2 Thle. Mit 11 Tondrucktaf. u. 270 Holzſchnitten. gr. 8. (VIII u. 212, 230 S.) Leipzig 1861, Spamer. n. 2 Thlr.

Ein gemeinfaßlich und anregend geſchriebenes, durchaus nicht oberflächliches Lehrbuch der Geologie, auf dem neueſten Standpunkt der Wiſſenſchaft ſtehend. Anderen derartigen nur wenig älteren Werken gegenüber iſt namentlich hervorzuheben, daß der Theil der Geologie, welcher durch Einwirkung der Chemie und Phyſik auf dieſe Wiſſenſchaft neuerdings entſtanden iſt, ſeine gebührige Würdigung gefunden hat. Die zahlreichen Holzſchnitte ſind oft wenig zur Sache gehörig.

Kobell, Franz v., Die Mineralogie. Populäre Vorträge. Mit 67 (eingedr.) Holzſchnitt. gr. 8. (IV u. 258 S.) Frankfurt a/M. 1862, Verlag für Kunſt und Wiſſenſchaft. n. 1 Thlr.

Der allgemeine Theil enthält die für Mineralogie nöthigen Vorbegriffe, in möglichſt populärer Weiſe, der zweite Theil handelt von den Edelſteinen, den gewöhnlichen Steinen, den edlen Metallen und den gewöhnlichen Metallen und Erzen.

Quenſtedt, Fr. Aug., Epochen der Natur. Mit zahlreichen (eingedruckten) Holzſchnitten. Lex. 8. (VI u. 853 S.) Tübingen 1861, Laupp. n. 5⅔ Thlr.

Ein gutes Lehrbuch der Geologie, welches auch viele wichtige Einzelforſchungen, namentlich über die geologiſchen Verhältniſſe Schwabens enthält.

Thier- und Pflanzenwelt.

Darwin, Charles, Ueber die Entſtehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervollkommneten Raſſen im Kampf ums Daſein. Ueberſetzt und mit Anmerkungen verſehen von H. G. Bronn. gr. 8. (VIII u. 520 S.) Stuttgart 1860, Schweizerbart. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein Werk, das in der naturwiſſenſchaftlichen Literatur großes Aufſehen gemacht hat. Zwar voll Hypotheſen und in der Grundanſicht mit den bisherigen Ergebniſſen der Wiſſenſchaft durchaus im Widerſpruch, aber ſehr anregend und fruchtbar und auch für Laien intereſſant. Der Verfaſſer ſucht nach 20jährigen einſchlägigen Studien nachzuweiſen, daß die bisher in der Regel angenommene Beſtändigkeit der Arten im Thier- und Pflanzenreich nicht vorhanden, daß vielmehr eine jede Art durch die verſchiedenſten äußeren Einwirkungen einer unendlich mannigfaltigen Veränderung unterworfen ſei, daß eine ſolche Veränderung jedoch nur in dem Falle dauerhaft ſei, wenn ſie vollkommener iſt als die frühere Form. Hieraus zieht Darwin den Rückſchluß, daß alle jetzigen Arten von wenigen Grundformen abſtammen (eine einzige Grundform anzunehmen wagt er nicht), daß von dieſen aus in einem unendlich großen Zeitraum, den anzunehmen uns ebenfalls ſchon die Geologie zwingt, ſich nach und nach die jetzige Menge von Arten entwickelt habe. Die Darſtellung iſt hinreißend, ohne jedoch die entgegenſtehenden Schwierigkeiten vermeiden zu wollen. Der als ſelbſtändiger Naturforſcher bekannte und bewährte Ueberſetzer legt in einem Nachwort die Einwürfe dar, welche die bisherige Wiſſenſchaft dem Verfaſſer zu machen hat.

Müller, Karl, Der Pflanzenſtaat oder Entwurf einer Entwicklungsgeſchichte des Pflanzenreiches ꝛc. gr. 8. (XXIV u. 599 S. mit 1 Holzſchnitttaf.) Leipzig 1860, Förſtner. n. 2⅔ Thlr.

Nicht eine Phyſiologie der Pflanzen, ſondern eine Darlegung der verſchiedenen geologiſchen und klimatiſchen Perioden in Bildung der Gattungen und Arten.

Wagner, Herm., Maleriſche Botanik. Schilderungen aus dem Leben der Gewächſe ꝛc. 2 Bde. Mit 110 eingedr. Holzſchnitt. u. 7 Tonbild. gr. 8. I. VIII u. 238, II. IV. 258 S. Leipzig 1861, Spamer. n. 2 Thlr. geb. n. 2⅓ Thlr.

Eine populäre Botanik, welche äſthetiſche Betrachtung der Pflanzenwelt mit der naturwiſſenſchaftlichen verbindet und auch über den ökonomiſchen und techniſchen Gebrauch der Pflanzen reichhaltige Nachweiſungen giebt. Der Verfaſſer, mit ſeinem Stoff gründlich vertraut, behandelt ſeine Aufgabe mit vieler Liebe.

Malý, Joſ. Karl, Botanik für Damen. Enthaltend die Anfangsgründe und Syſtemkunde nebſt der ſyſtematiſchen Beſchreibung der in der Hauswirthſchaft gebräuchlichen Gewächſe und der in Gärten allgemein cultivirten Zierpflanzen. 8. (X u. 322 S.) Wien 1862, Gerold's Sohn. 1⅓ Thlr.

Auerswald, B., Anleitung zum rationellen Botaniſiren. Lex. 8. (VII u. 182 S. mit eingedr. Holzſchnitt.) ebend. 1860, Veit u. Co. n. ⅚ Thlr.

Ein für ſeinen Zweck ſehr nützliches Büchlein.

Roßmäßler, E. A., Der Wald, den Freunden und Pflegern des Waldes geſchildert. Lief. 1—5. Lex. 8. (S. 1—400 mit eingedruckten Holzſchnitten u. 10 Kupferſtichen.) Leipzig u. Heidelberg 1861—62, C. F. Winter. à Lief. n. 26 Ngr.

Das vollſtändige Werk iſt auf 8 Lieferungen (à 26 Ngr.) oder 40 Bogen berechnet, und ſoll 17 Kupferſtiche und 2 forſtliche Karten enthalten.

Aeſthetiſche, botaniſche und forſtwirthſchaftliche Betrachtung des Waldes mit ſchönen Bildern, Baumgruppen darſtellend. Das Buch iſt mit vieler Liebe zum Gegenſtand geſchrieben.

Die 3 Reiche der Natur. Mit 8000 Abbildungen (in Holzſchnitten). 1. Abth. Heft 1—26. Hoch 4. Inhalt: Giebel, C. G., die Naturgeſch. d. Thierreichs. 1—8. Heft. Säugethiere. 9—15. Vögel. 16—22. Amphibien u. Fiſche. 23—26. Inſecten. (S. 1—256.) Leipzig 1858—62, O. Wigand. à Heft n. ⅙ Thlr.

Kolb, C., Großer Atlas der Naturgeſchichte. Ein Anſchauungs-Unterricht f. Schule u. Haus. 1. Abth. Lief. 1—6. Thierreich. à Lief. mit 5 color. Steintafeln u. Text. Fol. Stuttgart 1860—62, Krais u. Hoffmann. à Lief. 1 Thlr.

Der zoologiſche Garten. Zeitſchrift für Beobachtung, Pflege und Zucht der Thiere. Unter Mitwirkung von Bodinus, A. Brehm, Jäger, herausgeg. von D. F. Weinland. Jahrg. 1860—62. 12 Nr. (à 1½—1¾ Bg.) Mit Illuſtrationen. Lex. 8. Frankfurt a/M., Sauerländers Verl. Jahrg. 1860. 24 Ngr., 1861. 1 Thlr., 1862. n. 1⅓ Thlr.

Enthält gute Beobachtungen über das Leben der Thiere. Die Arbeiten des Herausgebers empfehlen ſich durch eine entſchieden gelungene Darſtellungsweiſe.

Brehm, A. E., Das Leben der Vögel. Dargeſtellt f. Haus u. Familie. Lex. 8. (XX u. 708 S.) mit 10 Holzſchnitttafeln in Buntdruck und 3 Chromolith. Glogau 1861, Flemming. 5⅓ Thlr. in engl. Einband 6⅔ Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 18.

Das beſte neuere Werk über Vögel in populärer Darſtellung. Brehms Beſchreibungen ſind ſehr plaſtiſch und beruhen überall auf eigener Anſchauung.

Maſius, Hermann, Die Thierwelt. Charakteriſtiken. Lex. 8. (III u. 307 S.) Eſſen 1861, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Ein Separatabdruck aus dem Werke: „Die geſammten Naturwiſſenſchaften." Der Verfaſſer, der in ſeinen Naturſtudien ſein Talent zu populärer Naturbeſchreibung bewährt hat, zeigt hier, daß er auch ein größeres Maaß wiſſenſchaftlichen Stoffes mit Erfolg zu behandeln weiß. Die vom Verfaſſer befolgte Syſtematik ſteht nicht auf dem Standpunkte der jetzigen Wiſſenſchaft.

Taſchenberg, E. L., Was da kriecht und fliegt. Bilder aus dem Inſectenleben mit beſonderer Berückſichtigung ihrer Verwandlungsgeſchichte. gr. 8. (VII u. 632 S. mit eingedr. Holzſchnitten.) Berlin 1861, Boſſelmann. n. 1⅔ Thlr.

Eine populäre Beſchreibung von einigen hundert Inſecten. Für die reifere Jugend, beſonders auch für Schmetterlingsſammler zu empfehlen.

Hartwig, Georg, Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben dargeſtellt. Mit 6 Abbildungen (Holzſchnitttaf. in Buntdruck.) gr. 8. (XII u. 483 S.) Wiesbaden 1860, Kreidel. n. 3 Thlr.

Nicht ein Geſammtbild der Tropenwelt, ſondern nur eine Schilderung der charakteriſtiſchen für den Menſchen wichtigen Thiere und Pflanzen. Uebrigens auch in dieſer Beſchränkung ein anziehendes unterhaltendes Buch. Die 6 Tonbilder ſind ſehr gelungen.

Angewandte Naturwissenschaften.

Houzeau, J. C., Klima und Boden. Die Lehre von der Witterung, die Veränderungen des Wetters und die Geſtaltung der Erde ſowie die wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen dieſer und der Atmoſphäre. Frei bearb. nach der franz. Ausgabe. Mit 54 Holzſchnitten und 1 Karte. 8. (VIII u. 208 S.) Leipzig 1861, Abel. n. 24 Ngr.

Lefrançois, E., Mechanik. Beſchreibung und leichtfaßliche Darſtellung der einfachen Maſchinen nebſt Erörterungen der mechaniſchen Prinzipien, auf denen ſie beruhen. Zur Verbreitung eines allgemeineren Verſtändniſſes der Maſchinenkunde. Frei bearbeitet nach der franz. Ausgabe. Mit 65 in den Text gedr. Abbild. (in Holzſchnitt.) 8. (VIII u. 176 S.) Leipzig 1861, Abel. n. 24 Ngr.

Eine klare populäre Darſtellung für das Bedürfniß der allgemeinen Bildung.

Bauſchinger, J., Die Schule der Mechanik. Für den Selbſtunterricht beſonders des praktiſchen Mechanikers und Handwerkers, ſowie für den Gebrauch an techniſchen Lehranſtalten gemeinfaßlich dargeſtellt und mit Zugrundelegung von Delaunay's Elementarbuch der theoretiſchen und angewandten Mechanik bearbeitet. Mit über 600 Holzſchnitten. 8. (VIII u. 912 S.) München 1861, Oldenburg. n. 3 Thlr.

Unter den populären Büchern dieſes Faches eines der beſten. Für ſpecielle praktiſche Zwecke berechnet.

Figuier, Louis, L'anné scientifique et industrielle 1856—57. 59. 61. (à 1 Vol. in 18-mo) 1858 2 Vol. Paris 1856—1862. à 3fr. 50 cent.

Jedes Jahr ein Band von etwa 500 Seiten mit überſichtlichen Berichten über die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften in Frankreich und deren praktiſche Verwerthung. Urſprünglich Journalartikel. Ein Unternehmen, das wohl auch in Deutſchland Nachahmung finden dürfte.

Jahresberichte über die Fortſchritte und Leiſtungen der chemiſchen Technologie, herausgeg. v. Joh. Rud. Wagner. 6. Jahrg. 1860. Mit 67 eingedr. Holzſchnitt. gr. 8. (XI u. 667 S.) Leipzig 1861, O. Wigand. n. 3⅓ Thlr.

—— —— 7 Jahrg. 1861. Mit 87 eingedr. Holzſchnitt. gr. 8. (XVI u. 738 S.) ebend. 1862. n. 4 Thlr. (Erſcheint ſeit 1855).

Ein dem vorigen Werk ähnlicher Bericht über einen Zweig der Naturwiſſenſchaften, aber nicht in populärer Form.

Phyſiologie und Medicin.

Vierordt, Karl, Grundriß der Phyſiologie des Menſchen. 2. Auflage. Mit 208 Fig. in eingedr. Holzſchnitt. Lex. 8. (VIII u. 579 S.) Tübingen 1862, Laupp. n. 2⅔ Thlr.

Zwar kein populäres, ſondern ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk, aber vermöge ſeiner klaren gedrängten Darſtellung wohl geeignet, auch den Nichtmediciner über den gegenwärtigen Stand der Wiſſenſchaft und ihre Entwicklung zu orientiren.

Schwann, Th., Anatomie des menſchlichen Körpers. Populäre Darſtellung für gebildete Leſer. Aus dem Franz. überſ. von Alex. Breiter. Mit 55 in den Text gedruckten Abbildungen. 8. (VII u. 152 S.) Leipzig 1861, Abel. n. 24 Ngr.

Eine gute überſichtliche Darſtellung für Laien mit zweckmäßigen Abbildungen.

Mit dieſer Schrift beginnt eine Reihe populärer Darſtellungen aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, die unter dem Geſammttitel „Univerſelle Studien“ bei dem Verleger der Zeitſchrift „Aus der Natur“ erſcheint.

Humphry, G. M., Fuß und Hand des Menſchen. Nach der engl. Originalausgabe von G. Hennig. Mit 84 Holzſchnitten. 8. (VIII u. 184 S.) Leipzig 1862, Abel. n. 24 Ngr.

Gehört ebenfalls jener Reihe an, und iſt eine anatomiſch-äſthetiſche Darlegung etwa in der Art wie Charles Bell's Buch über die Hand.

Berger, Ferd., Handbuch zum Gebrauch für das anatomiſche Studium des menſchlichen Körpers, beſonders für bildende Künſtler und Dilettanten der Kunſt. Nebſt 10 Kupfert. u. 2 Steindrucktafeln. Neue (Titel-) Ausgabe. Imp. 4. (15 S.) Berlin 1861, Lüderitz. n. 2 Thlr.

Moleſchott, Jac., Phyſiologiſches Skizzenbuch. 8. (IX u. 320 S. mit eingedr. Holzſchnitten.) Gießen 1861, Ferber. n. 1⅓ Thlr.

Beiträge zu einer populären Phyſiologie und Anderes, das man unter dieſem Titel nicht erwartet.

1) Die Kraftquelle des Menſchen, d. h. die Verarbeitung der Nahrungsmittel. 2) Aus Ferie. Einfluß des Spazierengehens auf die Thätigkeit des Herzens und den Blutumlauf. 3) Zur Erinnerung an Forſter. Der Verfaſſer holt hier die in ſeinem Buch über Forſter nicht berührte Geſchichte ſeiner häuslichen Verhältniſſe nach. 4) Ueber den Hornpanzer des Menſchen, d. h. die Haut.

Diätetik.

Moleſchott, Jac., Phyſiologie der Nahrungsmittel. Ein Handbuch der Diätetik. 2. völlig umgearb. Auflage. Lex. 8. (XXIV u. 572 S. u. Tabellen 254 S.) Gießen 1860, Ferber. n. 4⅓ Thlr.

Eine außermäßige Zuſammenſtellung der über die Zuſammenſetzung der Nahrungsmittel und ihre verſchiedene Zubereitungsweiſe, ihre chemiſchen Eigenſchaften, ihre phyſiologiſche und diätetiſche Bedeutung gemachten Unterſuchungen und Beobachtungen.

Bock, Carl Ernſt, Das Buch vom geſunden und kranken Menſchen. Mit 38 Abbildungen (in eingedr. Holzſchnitt.) 4. verb. u. verm. Auflage. 8. (X u. 659 S.) Leipzig 1861, Keil. 1⅓ Thlr.

Bock, Carl Ernſt, das Buch vom geſunden und kranken Menſchen. Supplementband. Der Gartenlaube entnommen. 8. (256 S.) Leipzig 1862, Keil. ⅚ Thlr.

Mit großem Talent der Darſtellung und zweckmäßiger Auswahl des für Nichtmediciner Brauchbaren geſchrieben.

Sovet (Leibarzt des Königs von Belgien). Die phyſiſche Erziehung der Kinder von der Geburt bis zur Pubertät. A. d. Franz. 8. (VIII u. 214 S.) Leipzig 1862, Abel. n. 24 Ngr.

Bd. 5. der „univerſellen Studien." Eine ſehr zweckmäßige klare Anleitung.

Nightingale, Florence, Die Pflege bei Kranken und Geſunden. Kurze Winke den Frauen aller Stände gewidmet. Von der Verfaſſerin autoriſirte deutſche Ausgabe nach der 2. Auflage ihrer Notes on nursing bearbeitet. Mit einem Vorwort von Geh. Sanitätsrath H. Wolff in Bonn. 8. (XVI u. 224 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. ⅔ Thlr.

Schrift einer berühmten Krankenpflegerin in England, die beſonders durch ihre Leiſtungen im Krimkriege europäiſchen Ruf erlangte und hier einen Schatz werthvoller Erfahrungen und Beobachtungen niederlegt.

Virchow, Rudolf, Vier Reden über Leben und Kranksein. 8. (VII u. 136 S.) Berlin 1862, G. Reimer. ⅔ Thlr.

Bei verſchiedenen Gelegenheiten, bei der Verſammlung der Naturforſcher in Karlsruhe, in der Singakademie und in dem Verein junger Kaufleute zu Berlin gehaltene Vorträge. 1) Ueber die mechaniſche Auffaſſung des Lebens. 2) Atome und Individuen. 3) Das Leben des Blutes. 4) Das Fieber.

Staatswiſſenſchaften.

Staatslexicon, **Das,** Encyclop. d. ſämmtl. Staatswiſſenſch. f. alle Stände. Herausgeg. von K. Rotteck und Welcker. 3. Auflage. Bd. IV. (S. 577—780) V. (784 S.) VI. (782 S.) VII. (S. 1—64) Leipzig 1861—1862, Brockhaus. n. 8 Thlr. 16 Ngr.

S. vierten Nachtrag S. 19.

Staatswörterbuch, **Deutſches.** In Verbind. mit deutſch. Gelehrten, herausgeg. v. J. C. Bluntſchli u. K. Brater. Bd. V. gr. 8. (S. 481—777). VI. (797 S.) VII. (S. 1—480) oder Lief. 47—66. (— Oeſtreich). Stuttgart 1860—1862, Expedition. à Lief. n. ⅓ Thlr.

S. vierten Nachtrag S. 19.

Staats- und Geſellſchaftslexicon ꝛc., von Herm. Wagener. Lex. 8. Bd. IV. (810 S.) V. (819 S.) VI. (801 S.) VII. (807 S.) VIII. (795 S.) IX. (S. 1—640) oder Lief. 61—88. Berlin 1860—1862, Heinicke. à Lief. n. ⅓ Thlr.

S. vierten Nachtrag S. 19.

Mohl, Rob. v., Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Monographien 2. Bd. Politik 1. Bd. Lex. 8. (XII u. 691 S.) Tübingen 1862, Laupp. n. 4 Thlr.

Eine ſehr gehaltvolle, lehrreiche und anregende Sammlung von Einzelſchriften, in welchen der Verfaſſer die Ergebniſſe ſeiner politiſchen Beobachtungen und Erlebniſſe niederlegt. Der erſte Abſchnitt enthält: Politiſche Aphorismen aus der Zeitgeſchichte, in welchen wir

Vieles haben, was ſich der Verfaſſer aus ſeinen Erlebniſſen in der Paulskirche abſtrahirt hat; ſcharfe freimüthige Kritik ſowohl der politiſchen Parteien als der Regierungen machen dieſen Theil beſonders intereſſant. Es folgen dann Erörterungen über Bureaukratie; Ebenbürtigkeit der Ehen in den reg. Fürſtenfamilien, das Ordensweſen unſ. Zeit; das Verhältniß von Staat und Kirche, eine erweiterte Umarbeitung des Commiſſionsberichts der erſten badiſchen Kammer im Jahre 1860, allgemeine Abſtimmung; die Nationalitätsfrage; Abſchaffung von Rechtsgeſetzen und Begnadigung. S. vierter Nachtrag S. 19.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. In Verbindung mit K. H. Rau, Rob. Mohl, G. Hanſſen und Helferich, herausgeg. von den Mitgliedern der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät in Tübingen. 17. 18. Jahrg. à 4 Hefte. gr. 8. Tübingen 1861. 62, Laupp. à Jahrg. n. 4⅔ Thlr.

Deutſche Vierteljahrsſchrift. Jahrg. XXIV. u. XXV. Jährl. 4 Hefte in gr. 8. à 20—25 Bogen. Stuttgart 1861. 62, Cotta. Preis pro Heft n. 1⅓ Thlr.

Kieſſelbach, Wilhelm, Socialpolitiſche Studien. gr. 8. (VII u. 410 S.) Stuttgart 1862, Cotta. 1⅔ Thlr.

1) Zur ſocialen Anthropologie. 2) Die ſocialpolitiſche Macht des Krieges. 3) Der Rechtsſtaat und die wirthſchaftliche Gliederung der Geſellſchaft. 4) Drei Generationen. 5) Die Berufsklaſſen und die nationalſtaatliche Einigung Deutſchlands. 6) Das Gleichgewicht zwiſchen dem beweglichen und unbeweglichen Eigenthum im Staate. 7) Die ſocialkulturliche Aufgabe der Kirche in der Gegenwart.

Alle dieſe Aufſätze waren früher in der deutſchen Vierteljahrsſchrift veröffentlicht, und ſind nun hier neu überarbeitet zuſammengeſtellt. Geiſtreiche und anregende Erörterungen, die geleſen zu werden verdienen.

Lieber, Franz, Ueber bürgerliche Freiheit und Selbſtverwaltung. Nach der 2. Aufl. aus dem Engliſchen überſ. von Frz. Mittermaier. gr. 8. (XV u. 477 S.) Heidelberg 1860, J. C. B. Mohr. n. 1⅔ Thlr.

Lieber, einſt ein Schüler Niebuhrs, ſeit 30 Jahren in Amerika und ein ſehr angeſehener Lehrer der Staatswiſſenſchaft in New-York, giebt hier ein Bild der geſchichtlichen Entwicklung des Selfgovernments in England und Amerika und vergleicht dieſe engliſch amerikaniſche Freiheit mit der falſchen der Franzoſen.

Mill, Joh. Stuart, Ueber die Freiheit. Aus dem Engliſchen überſetzt von E. Pickford. gr. 8. (XI u. 164 S.) Frankfurt a/M. 1860, Sauerländer's Verl. 1 Thlr.

Geiſtreiche Erörterungen über den Begriff und die Bedingungen der perſönlichen Freiheit und ihrer Beziehung zur politiſchen Freiheit. Eine ſehr beachtenswerthe Beſprechung dieſer Schrift findet ſich im Maiheft der preußiſchen Jahrbücher 1861.

Waitz, Georg, Grundzüge der Politik nebſt einzelnen Ausführungen. gr. 8. (VI u. 247 S.) Kiel 1862, Homann. n. 1⅓ Thlr.

Ein Abriß der Hauptpunkte, die bei dem Staatsleben in Betracht kommen, mit beſonderer Rückſicht auf die geſchichtliche Entwicklung der Staaten und die ſtaatlichen Zuſtände und Bedürfniſſe der Gegenwart. Die einzelnen Ausführungen, welche die größere Hälfte des ſplendid gedruckten Bandes füllen, handeln 1) von der Unterſcheidung der Staatsformen. 2) Dem Königthum und deſſen verfaſſungsmäßiger Ordnung. 3) Von dem Weſen des Bundesſtaates. 4) Von den Wahlen zur Volksvertretung.

Kleiſt's, Heinrich von, Politiſche Schriften und andere Nachträge zu ſeinen Werken. Mit einer Einleitung zum erſten Male herausgegeben von Rudolf Köpke. gr. 8. (XIII u. 168 S.) Berlin 1862, Lüderitz' Verl. n. 1 Thlr.

Enthält eine Reihe ſatyriſcher Aufſätze, die Kleiſt ums Jahr 1809 in Prag geſchrieben und für ein zu gründendes politiſches Wochenblatt beſtimmt hatte. Die Titel ſind: 1) Brief eines rheinbündiſchen Offiziers an ſeinen Freund, 2) Briefe eines jungen märkiſchen Landfräuleins an ihren Onkel, 3) Schreiben eines Bürgermeiſters in einer Feſtung an einen Unterbeamten. 4) Lehrbuch der franzöſ. Journaliſtik. Dieſe polit. Schriften hatten Tieck und Bülow vorgefunden, aber beide ſie bei Seite gelegt. Köpke, durch die Briefe Kleiſts an ſeine Schweſter darauf aufmerkſam gemacht, hatte darnach geſucht und ſie der Herausgabe in hohem Grade würdig gefunden.

Nationalökonomie.

Smith, Adam, Ueber die Quellen des Volkswohlſtandes. Neu bearbeitet von C. W. Asher. In 2 Bden. Lex. 8. (I. XII u. 488 S. II. IV u. 502 S.) Stuttgart 1861, Engelhorn. à 2⅓ Thlr.

Ein klaſſiſches Werk über Nationalökonomie, das 1776 erſchienen, ſeitdem vielfach überſetzt und commentirt worden iſt. Der neue Ueberſetzer hat hin und wieder die bei den Commentatoren ſich findenden Anmerkungen berichtigt und ſolche Partien, bei welchen es von Werth war, bis auf die neueſte Zeit ſtatiſtiſch und geſchichtlich ergänzt.

Roſcher, Wilh., Anſichten der Volkswirthſchaft aus dem geſchichtlichen Standpunkte. 2. unveränd. Abdr. gr. 8. (VIII u. 494 S.) Leipzig und Heidelberg 1861, C. F. Winter. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Inhalt: 1) Verhältniß der Nationalökonomie zum klaſſiſchen Alterthum. 2) Landwirthſchaft der älteſten Deutſchen. 3) Ein nationalökon. Hauptprincip der Forſtwirthſchaft. 4) Induſtrie im Großen und Kleinen. 5) Volkswirthſchaftliche Bedeutung der Maſchineninduſtrie. 6) Zur Lehre von den Abſatzkriſen. 7) Ueber den Luxus.

Riehl, W. H., Die deutſche Arbeit. gr. 8. (X u. 330 S.) Stuttgart 1861, Cotta. 1 Thlr. 18 Ngr.

Geiſtreiche Betrachtung einer weſentlichen Seite des Volkslebens. Hauptzweck des Verfaſſers iſt dabei, die ſittliche Bedeutung der Arbeit, überhaupt das ideale Element gegenüber der ſonſt vorherrſchenden materiellen Betrachtungsweiſe hervorzuheben. Mit einſeitiger Vorliebe behandelt der Verfaſſer die geiſtige Arbeit und den Ackerbau, während er das große Gebiet der Fabrikthätigkeit ganz kurz abmacht und in ſeiner ſittlichen wie nationalökonomiſchen Bedeutung unterſchätzt. Die große Scheue des Verfaſſers politiſche Reſultate und Nutzanwendungen zu ziehen und unangenehme Wahrheiten auszuſprechen, zeigt ſich auch hier.

Moſer, A., Die Capitalanlage in Werthpapieren der Staaten und großen Actiengeſellſchaften des In- und Auslandes. Mit einer kurzen Einleitung über den Verkehr mit Werthpapieren überhaupt. Lex. 8. (XII u. 595 S.) Stuttgart 1862, Nitzſchke. n. 4 Thlr. 6 Ngr.

Ein zweckmäßiges Nachſchlagebuch für Capitaliſten und Verwalter von öffentlichen und privaten Geldern.

Block, M., Die Machtſtellung der europäiſchen Staaten. Mit einem Atlas von 13 Karten in gr. Folio. gr. 16. (IV u. 206 S.) Gotha 1862, J. Perthes. n. 3 Thlr.

Eine ſehr intereſſante ſtatiſtiſche Ueberſicht der materiellen Grundlagen der Macht in den verſchiedenen europäiſchen Staaten. Die Größe des Landes, der Bevölkerung, der Land- und Seemacht, der Stand der Finanzen und der productiven Kräfte werden nach den zuverläſſigſten Angaben verzeichnet und verglichen. Auf den Karten werden die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe durch verſchiedene Farbentöne veranſchaulicht.

Rechtswiſſenſchaft.

Laſalle, Ferd., Das Syſtem der erworbenen Rechte. Eine Verſöhnung des poſitiven Rechts und der Rechtsphiloſophie. 2 Thle. gr. 8. (XXIV u. 517 S., VIII u. 608 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Ein vom Standpunkt der Philoſophie aus unternommener Verſuch einer Reviſion der Rechtswiſſenſchaft. Geiſtvolle Behandlung der Aufgabe, ein reicher Schatz in poſitiven Kenntniſſen, hinreißende Darſtellung und damit große Anregungsfähigkeit ſind die Vorzüge dieſes Werkes, das nicht nur oberflächlich angeſehen, ſondern ſtudiert zu werden verdient.

Wächter, Oscar, Wechſellehre nach den deutſchen und ausländiſchen Geſetzen für den praktiſchen Gebrauch des Handelsſtandes dargeſtellt. gr. 8. (803 S. u. 1 Tab.) Stuttgart 1861, Engelhorn. 3 Thlr.

Die Aufgabe, die der Verfaſſer, ein ſehr tüchtiger Stuttgarter Advocat, geſtellt und auch zweckmäßig gelöſt hat, war eine vollſtändige, auf wiſſenſchaftlichen Grundlagen ruhende Darſtellung des geltenden Wechſelrechtes nach den Verhältniſſen des heutigen Verkehrs, für Nichtjuriſten, beſonders Kaufleute.

Länder- und Völkerkunde.

Erdbeſchreibung.

Allgemeines.

Die Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde, herausgegeben von W. Koner. Berlin, D. Reimer. 2 Bde. jährl. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Das Ausland. Red. von O. F. Peſchel. Stuttgart, Cotta. Jahrgg. mit 52 Nrn. n. 9⅓ Thlr.

Petermanns Mittheilungen aus Juſtus Perthes geographiſcher Anſtalt. 12 Hefte in 4. Gotha. à n. 4 Thlr. der Jahrgg.

Beſtehen in rühmlichſt bekannter Weiſe fort.

Globus. Illuſtrirte Chronik der Reiſen und geographiſche Zeitung in Verbindung mit Fachmännern und Künſtlern, herausgeg. von Herm. J. Meyer. Aug. 1861 bis Juli 1862. (24 Nrn. à 4 Bog. in gr. 4. mit eingedr. Holzſchnitt.) Hildburghauſen, bibliogr. Inſtitut. Quartal 1⅓ Thlr.

Eine ſehr zweckmäßig auf Belehrung und Unterhaltung berechnete Compilation aus neueren Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Zeitſchriften, die in populärer Weiſe etwa das leiſten ſoll, was Petermanns Mittheilungen in mehr wiſſenſchaftlicher Form gewähren. Die Redaction iſt kürzlich in die kundige Hand Karl Andree's übergegangen. Die Holzſchnitte ſind Abklatſche von den für die in Paris erſcheinende Zeitſchrift „Le Tour du monde" verwendeten Holzſtöcke, was den ſehr billigen Preis möglich macht. Rüge verdient die aufdringliche Parteinahme des Redacteurs K. Andree für die nordamerikaniſchen Südſtaaten und ihre Intereſſen, die geeignet iſt einem deutſchen Leſer die Lectüre dieſer Zeitſchrift zu verleiden.

Ritter, Carl, Geſchichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Vorleſungen an der Univerſität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Mit C. Ritters Bildniß (in Stahlſt.) gr. 8. (VI u. 265 S.) Berlin 1861, G. Reimer. 1⅓ Thlr.

Dieſe Vorleſungen gehörten zu den beliebteſten, die Ritter in Berlin zu halten pflegte, und waren von Ritter ſelbſt ſchon zum Druck beſtimmt und vorbereitet. Sie umfaſſen übrigens nur das Alterthum und Mittelalter bis zur Entdeckung von Amerika.

Chr. G. D. **Stein** und F. **Hörſchelmann.** Handbuch der Geographie und Statiſtik. 7. Aufl. Neu bearb. von J. E. Wappäus u. A. Bd. I. Lief. 9. Lex. 8. Mittel- und Südamerika von Wappäus. Lief. 2. (S. 97—224) Leipzig 1861, Hinrichs. n. 16 Ngr.

Bd. II. Lief. 3—5. Aſien. Allg. Ueberſicht und chineſiſches Reich von J. G. Plath. Korea u. Japan und der indiſche Archipel. Vorder- und Hinterindien v. J. H. Brauer, S. 1—592. ebend. 1860—61. 2 Thlr. 14 Ngr.

Bd. IV. Lief. 2. 3. 4. Der deutſche Bund, nichtdeutſche Provinzen Oeſterreichs und Preußens nebſt der Schweiz von H. Frz. Brachelli (XXII u. 225—676 u. 192 S.) ebend. 1860, 61. 2 Thlr. 14 Ngr.

Wird mehr und mehr ein lexikonartiges Nachſchlagebuch, das ſehr reichhaltiges und mit Sorgfalt geſammeltes Material aufſpeichert, aber auf belebende Darſtellung verzichtet.

S. vierter Nachtrag S. 22.

Klöden. G. A. v., Handbuch der Erdkunde. Lief. 21—26 oder 2. Bd. gr. 8. (S. 769—1394) Politiſche Geographie von Europa. Berlin 1860—61, Weidmann. n. 2 Thlr.

Lief. 27—32. oder 3. Bd. (S. 1—576) Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien. ebend. 1861—62. n. 2 Thlr.

Behauptet ſeinen Kredit als ein auf wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhendes ſorgfältig durchgearbeitetes Handbuch, das mitunter auch ſehr anſprechende Partien für die Lectüre darbietet. Dürfte theilweiſe gedrängter ſein.

S. vierter Nachtrag S. 22.

Größere Weltreiſen und Seefahrten.

Schmarda, Ludwig K., Reiſe um die Erde in den Jahren 1853—1857. 3 Bde. gr. 8. (XII. 592. X. 501. 518 S.) Braunſchweig 1861, Weſtermann. n. 8 Thlr.

Der Verfaſſer, Profeſſor der Zoologie in Prag, verließ vor 10 Jahren ſeine Stelle, weil ſie ihm durch Quälereien verleidet worden war, und machte ſich auf in die weite Welt. Er ging zuerſt nach Aegypten, Griechenland, die Inſel Ceylon, dann in den indiſchen Ocean, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung in die Capſtadt, in die europäiſchen Colonien von Süd-Afrika, von hier nach Auſtralien, über die Südſee nach Chili, über die Cordilleren nach der Weſtküſte Süd-Amerikas, nach Peru, Lima, Panama, nach Jamaica, von da zurück nach Panama, hierauf nach Quito, Neu-Granada, Nicaragua, die vereinigten Staaten, Cuba, Havanah, von wo er die Rückreiſe nach Europa antrat. Sein ſpezielles Fach iſt die niedere Thierwelt, er dehnt jedoch ſeine Beobachtungen auf das Geſammtgebiet der Natur aus und beſchreibt namentlich die Pflanzenvegetation der bereiſten Länder in ſchönen anſchaulichen Bildern, hat für die Menſchenwelt und ihre verſchiedene Cultur ein reges Intereſſe, weiß anſchaulich und lebendig zu erzählen.

Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 58, 59 unter den Befehlen des Commodore von Wüllerſtorf-Urbair. 3 Bde. Lex. 8. Mit 38 Holzſchnitten. 35 Karten, 3 Tabellen u. 8 S. Noten. (1. Bd. XII u. 407 S. 2. Bd. VI u. 454 S. 3 Bde. VII u. 457 S. Wien 1861—62, Gerold. à Band 3 Thlr.

Dieſe von K. Scherzer nach Tagebüchern und officiellen Berichten redigirte Reiſebeſchreibung umfaßt im 1. Bd. die Fahrt von Trieſt nach Gibraltar, Madeira, Rio Janeiro, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, den Inſeln St. Paul und Amſterdam, nach Ceylon und Madras; der 2. Bd. berichtet von der Fahrt nach den nikobariſchen Inſeln, Java, Manila, China, Auſtralien.

Der 3. Bd. beginnt mit dem Aufenthalt in Sidney, begleitet die Reiſenden nach Auckland in Nordneuſeeland, nach Tahiti, Valparaiſo und von da um das Cap Horn nach Europa.

Die Ausſtattung iſt ſowohl in Beziehung auf den Druck des Textes als in Beigabe von Karten und Holzſchnitten ſehr ſplendid.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt durch Mac Clure, ſowie Auffindung der Ueberreſte von Franklins Expedition durch Kapitain Sir F. L. M'Clintock. Mit 110 Holzſchnitten, 6 Tondrucktafeln u. 3 Ueberſichtskarten. VIII. 274 S. Bearbeitet von K. Klaunig u. H. Wagner. gr. 8. Leipzig 1861, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Die Erzählung beginnt mit einer Darſtellung des Lebens und der Reiſen Franklins, es folgt dann eine Geſchichte der zu ſeiner Aufſuchung unternommenen Expeditionen und ſchließlich der Clintockiſchen, hierauf ein Ueberblick der geographiſchen und naturgeſchichtlichen Ergebniſſe der arktiſchen Fahrten in vier Abſchnitten. 1) Rundſchau am Nordpol; 2) das Pflanzenkleid der Polarländer; 3) das Thierleben der Polarwelt; 4) der Menſch am Nordpol.

Kutzner, J. G., Ein Weltfahrer, oder Erlebniſſe in vier Erdtheilen. Jugend, Schickſale, Reiſen und Entdeckungen von Eliſha Kent Kane. Mit 6 Tonbildern und 100 eingedr. Abbild. br. 8. (VIII u. 300 S.) Leipzig 1861, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Eine Compilation aus Kanes Reiſeberichten, vielfach Wiederholung aus den im 3. Nachtrag S. 27 aufgeführten Nordpolfahrten Kane's.

Thaulow, Georg, Ein Reſt der deutſchen Flotte auf einer Reiſe um die Erde. 1. Thl. gr. 8. (VI u. 114 S.) Hamburg 1862, Perthes, Beſſer und Mauke. n. 18 Ngr.

Ein Schiffskapitän der zur einſtigen deutſchen Flotte gehörigen Fregatte „Deutſchland" beſchreibt ſeine an allerhand merkwürdigen Erlebniſſen reiche Fahrt in die oſtaſiatiſchen Gewäſſer in ſchlichter ſeemänniſcher Kürze und erzählt manches Intereſſante von Japan, China, Californien und Java.

Ule, O., Die neueſten Entdeckungen in Afrika, Auſtralien und der arctiſchen Polarwelt mit beſond. Rückſicht auf die Natur- und Kulturverhältniſſe der entdeckten Länder. gr. 8. (VIII u. 394 S.) Mit 39 eingedr. Holzſchnitt. und 4 Karten. Halle 1861, Schwetſchke's Verl. n. 2 Thlr.

Das Intereſſanteſte von dieſen neueren Reiſen mit Geſchick ausgewählt.

Das große Völker- und Naturleben. Phyſiognomiſche Züge aus fernen Welttheilen. Mit 100 Illuſtrationen. Lex. 8. (VII u. 551 S.) Braunſchweig 1862, Weſtermann. 2⅓ Thlr.

Eine Sammlung von Aufſätzen, die in Weſtermann's illuſtrirten Monatsheften abgedruckt waren, und als unterhaltende Lectüre beſtens zu empfehlen ſind. Unter den Verfaſſern ſind Moritz Wagner, Wilh. Heine, Franz Löher, Kriegk.

Michelet, J., Das Meer. Deutſch von F. Spielhagen. 8. (X u. 314 S.) Leipzig 1861, J. J. Weber. n. 1⅓ Thlr.

Ein geiſtreiches Buch, in welchem zwar manchmal Hypotheſen ſtatt Thatſachen und Phantaſien ſtatt Beobachtungen gegeben ſind, das aber eine Fülle intereſſanter Naturbetrachtung enthält. Buch I handelt vom Strande und Felſenufer, Seeſtürmen u. dgl. II von der Thierwelt des Meeres, Korallen, Muſcheln, Perlen, Polypen, Kruſtaceen, Fiſchen. III „Eroberung des Meeres“ handelt von der Entdeckung der drei Oceane und dem Kriege gegen die Bewohner deſſelben. IV „Wiedergeburt durch das Meer“ beſpricht die Seebäder und ihre Wirkungen.

Hartwig, Georg. Die Inſeln des großen Oceans in Natur- und Völkerleben. Mit 4 Abbild. (in Holzſchnitt) und 3 Karten. gr. 8. (XVI u. 544 S.) Wiesbaden 1861, Kreidel. n. 3 Thlr.

In derſelben Art wie der Verfaſſer den hohen Norden bearbeitet hat, hat er in dieſem Buch die Nachrichten über die Südſeeinſeln in unterhaltender Weiſe zuſammengeſtellt und dazu die engliſchen und franzöſiſchen Reiſewerke mit großem Fleiße benützt.

Allgemeine Geſchichte.

Hiſtoriſche Zeitſchrift, herausgeg. v. Heinrich v. Sybel. Jahrgg. 1860, 1861. à 2 Bde. gr. 8. Jahrgg. 1862. Bd. I. (598 S.) München 1860—62. lit.-artiſt. Anſtalt. Jahrgg. 1860. n. 6⅓ Thlr., Jahrg. 1861 u. 62. à n. 7 Thlr.

Die früheren Jahrgänge mit Bezeichnung der Art und Einrichtung dieſer Zeitſchrift, ſiehe vierter Nachtrag S. 24. Dieſelbe hat durch die Ueberſiedelung Sybels nach Bonn keine weſentliche Veränderung erlitten; die eigentliche Redaction beſorgt nun Dr. Wilh. Maurenbrecher.

Weber, Georg. Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des Geiſtes und Kulturlebens der Völker bearbeitet ꝛc. 3. Bd. Römiſche Geſchichte bis zu Ende der Republik und Geſchichte der alexandriniſch-helleniſchen Welt. gr. 8. (X u. 915 S.) Leipzig 1861, Engelmann. 2 Thlr.

—— —— 4. Bd. Das römiſche Kaiſerreich, die Völkerwanderung und die neuen Staatenbildungen. 1. Hälfte. gr. 8. (416 S.) ebend. 1862. 1 Thlr.

Ein anerkannt ſolides Werk, von großem ſtofflichem Reichthum und gefälliger allgemein verſtändlicher Darſtellung.

Becker, K. F., Weltgeſchichte. Achte neu bearbeitete bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Herausgeg. von W. A. Schmidt. Mit Fortſetzung von Ed. Arnd. Bd. 1—4. Alte Geſchichte von Guſtav Hertzberg, umgearb. gr. 8. (X u. 504. IV u. 418. IV u. 395. IV u. 289 S. Vollſtändig. Berlin 1860—61, Duncker und Humblot. à Bd. n. ⅔ Thlr. Bd. 5—7. Mittlere Geſchichte von Dr. Raſenmann umgearbeitet. (IV u. 296. 292.) ebend. 1862. à Bd. n. ⅔ Thlr.

Neuere Geſchichte von der Reformation bis zur franz. Revolution noch nicht begonnen.

Bd. 14—17. Geſchichte der neueſten Zeit von 1789—1860 von Eduard Arnd. (VI u. 539. VI u. 608. VI u. 384. VI u. 538.) ebend. 1860. à Bd. n. ⅔ Thlr. Geht bis zur Thronbeſteigung der Königin Viktoria 1837.

Die bisher erſchienen Bände geben eine recht gute populäre Darſtellung, bei welcher die neuere Forſchung mit Umſicht benützt iſt.

Hagen, Karl, Grundriß der alten Geſchichte. Ein Leitfaden für den Geſchichtsunterricht an höheren Lehranſtalten und zur Selbſtbelehrung. gr. 8. (XXXII u. 248 S.) Bern und Zürich 1862. Schultheß. n. 16 Ngr.

—— —— Grundriß der mittleren Geſchichte. gr. 8. (VII u. 220 S.) ebend. 1861. n. 16 Ngr.

Univ. Bibl. München

Hagen, Karl, Grundriß der neuen Geſchichte. gr. 8. (VIII u. 223 S.) ebend. 1860. n. 16 Ngr.

Durch ein örtliches Lehrbedürfniß hervorgerufen, dient dieſer Grundriß zunächſt Unterrichtszwecken, dürfte aber Manchen auch zum Selbſtſtudium willkommen ſein, da er von einem anerkannten Fachhiſtoriker verfaßt, eine gute überſichtliche Darſtellung des allgemeinen Ganges der Geſchichte gewährt, auf den culturgeſchichtlichen Zuſammenhang beſonderes Gewicht legt und für das Nachſchlagen von Jahrszahlen, Thatſachen und Perſönlichkeiten bequem eingerichtet iſt.

Aſſmann, W., Handbuch der allgemeinen Geſchichte. Thl. II. Geſchichte des Mittelalters. 3. Abthlg. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters. gr. 8. (XX u. 390 S.) Braunſchweig 1862, Vieweg u. Sohn. n. ⅔ Thlr.

In derſelben Weiſe, wie die beiden erſten Abtheilungen der Geſchichte des Mittelalters, als Anleitung zum Quellenſtudium bearbeitet.

S. vierter Nachtrag S. 25.

Weiſſer, Ludwig, Bilderatlas zur Weltgeſchichte. Nach Kunſtwerken alter und neuer Zeit. Mit erläuterndem Text von Heinr. Merz u. Herm. Kurz. I. Bd. 2. Abth. Lebensbilder aus dem claſſiſchen Alterthum. Götter- u. Heroenbilder. 42 Taf. gr. Fol. nebſt 128 S. Text. Stuttgart 1862, Nitzſche. n. 8 Thlr.

Das Architektoniſche etwas dürftig behandelt, dagegen ſind die übrigen Seiten des antiken Lebens reichlich und in paſſender Auswahl vertreten. Der Text giebt zwar das Nöthige zur Erklärung nach dem gegenwärtigen Stand der archäologiſchen Forſchung, aber haſcht zu ſehr nach pikanten Bemerkungen.

S. vierter Nachtrag S. 25.

Taſchenbuch, Hiſtoriſches, herausgeg. von Friedr. v. Raumer. Vierte Folge. 1. Jahrgg. 8. (V u. 418 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Die Mönchs-Republik auf dem Berg Athos von K. R. Piſchon. Der Brabanter Hof im 15. Jahrh. von Frz. Löher. Giov. Roſini v. Alfr. v. Reumont. Ein Schuß im Walde v. K. v. Weber. Der evangel. Sagenkreis v. Ed. Koloff. C. Chriſtoph Aug. v. d. Sahle.

—— —— 4. Folge. 2. Jahrgg. 8. (V u. 404 S.) Leipzig 1861, ebend. n. 2⅓ Thlr.

Deutſchlands Schriftſtellerinnen bis vor 100 Jahren, von Talvj. Daniele Manin von Herm. Reuchlin. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum von Heinr. Asmus. Deutſches Nationalbewußtſein und Stammesgefühl von Heinr. Rückert.

Die Beiträge von Talvj u. H. Reuchlins von beſonderem Werthe.

S. vierter Nachtrag S. 26.

Hagen, Karl, Reden und Vorträge. gr. 8. (XI u. 212 S.) Solothurn 1860, Jent und Gaßmann. 1 Thlr. 6 Ngr.

Akademiſche Reden und andere Vorträge, die vom Verfaſſer bei verſchiedenen Gelegenheiten in den Jahren 1855—59 gehalten wurden. Die erſte über die verſchiedenen Richtungen in Behandlung der Geſchichte wird jedem denkenden Geſchichtsfreund von Intereſſe ſein; es folgen dann vier andere Vorträge über Entſtehung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, den Sempacherkrieg, den burgundiſchen Krieg, und den Einfluß der Schweiz auf Deutſchland, in welchen der Verfaſſer die Ergebniſſe eigener Forſchung mittheilt. Eine Rede über Volkskriegsweſen und politiſche Freiheit entwickelt Gedanken, die neuerlich durch die Schützenfeſte ins Leben getreten ſind. Der Vortrag über die Fauſtſage behandelt den Gegenſtand in culturgeſchichtlicher Beziehung; das letzte Stück iſt eine Rede zur Schillerfeier.

Alte Geſchichte.

Reallexikon des claſſiſchen Alterthums für Gymnaſien. Im Vereine mit mehreren Schulmännern, herausgegeben von Gymnaſialdirector Fr. Lübker. 2. umgearb. Aufl. Mit zahlreichen Abbild. (in eingedr. Holzſchnitten.) Lex. 8. (XII u. 1084 S.) Leipzig 1860, Teubner. n. 3⅓ Thlr.

Ein ſehr nützliches Handbuch zum Nachſchlagen bei der Lectüre alter Schriftſteller, praktiſch eingerichtet und in den Angaben zuverläſſig.

Guhl, Ernſt, und Wilh. **Koner**, das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken dargeſtellt. 1. Hälfte. I. Griechen. Mit 317 Holzſchnitten. Lex. 8. (XV u. 324 S.) Berlin 1860, Weidmann. n. 2 Thlr.

—— —— II. Hälfte. Römer. Mit 211 Holzſchnitten. Lex. 8. (VI u. 407 S.) ebend. 1862. n. 2 Thlr.

Im Anſchluß an die baulichen Alterthümer, deren Ueberreſte Guhl beſchreibt, ſucht der zweite Mitverfaſſer Koner die Haupterſcheinungen des Privatlebens darzuſtellen. Wir haben in dieſem Werke eine gute, mit ſorgfältiger Benützung der neueren Forſchungen ausgeführte populäre Darſtellung der griechiſchen und römiſchen Alterthümer, die zu der alten Geſchichte eine ſehr nützliche Ergänzung bildet und als Leſebuch für die durch Gymnaſialunterricht gebildete Jugend ſehr empfohlen zu werden verdient.

Curtius, Ernſt, Griechiſche Geſchichte. 2. Band. Bis zum Ende des peloponeſiſchen Krieges. gr. 8. (III u. 704 S.) Berlin 1861, Weidmann. n. 1⅓ Thlr.

Künſtleriſche Verarbeitung eines reichen intereſſanten Stoffes. Weniger willkührliche Ausfüllung der Lücken in der Ueberlieferung, als im erſten Band, richtige Auffaſſung der Verfaſſungszuſtände und treffende Charakteriſtik der hervorragenden Staatsmänner, beſonders des Perikles. Die glänzendſten Partien des Buches ſind die culturgeſchichtlichen in Abſchnitt III „die Friedensjahre“ der perikleiſchen Zeit.

S. dritter Nachtrag S. 34.

Preller, L., Griechiſche Mythologie. 2 Bde. 2. Aufl. gr. 8. (I, XII u. 673. II, X u. 546 S.) Berlin 1860, 1861, Weidmann. n. 2⅔ Thlr.

Eine der trefflichen populären Bearbeitungen aus dem Gebiete der alten Geſchichte und Alterthumskunde, welche die Reimer'ſche Buchhandlung in Berlin veranſtaltet hat. Der auf ſorgfältiger Forſchung beruhende wiſſenſchaftliche Stoff wird im Zuſammenhang mit verwandten Gebieten des griechiſchen Culturlebens, namentlich der bildenden Kunſt und Poeſie, in zweckmäßiger Gruppirung und klarer Ueberſichtlichkeit vorgeführt.

Jäger, Oscar, Geſchichte der Römer. Mit 1 Titelbild. gr. 8. (XII u. 591 S.) Gütersloh 1861, Bertelsmann. 1 Thlr. 21 Ngr.

Eine ſehr gelungene, für Jünglinge von 14 Jahren an und Erwachſene, die gerade keine gelehrten Vorkenntniſſe haben, beſtimmte Populariſirung der Werke von Schwegler und Mommſen. Friſche lebendige Darſtellung und ein richtiges Maaß in Aufnahme der neueren Kritik, machen dieſe Schrift zu einer ſehr empfehlenswerthen Lectüre.

Friedländer, Ludwig, Darſtellung aus der Sittengeſchichte Roms in der Zeit von Auguſtus bis zum Ausgange der Antonine. 1. Thl. gr. 8. (XII u. 332 S.) Leipzig 1862, Hirzel. 1⅔ Thlr.

Der Verfaſſer verſucht, die an gleichzeitigen geſchichtlichen Darſtellungen ſehr arme Kaiſerzeit durch Sammlung und Ausbeutung der ſonſtigen Literatur und der Denkmäler zu beleuchten und die vielen zerſtreuten Einzelnheiten zu einem Bilde zu vereinigen. Zunächſt handelt er von der Stadt Rom, dann vom Hof, ſeinem Perſonal und ſeiner Sitte, von den drei Ständen, vom geſelligen Verkehr und zuletzt von den Frauen.

Mittelalter.

Wietersheim, Ed. v., Geſchichte der Völkerwanderung. 2. Bd. gr. 8. (XI u. 384 S.) Leipzig 1860, T. O. W. Weigel. n. 2⅓ Thlr.

—— —— 3. Bd. (IX u. 536 S.) ebend. 1862. n. 3 Thlr. (1—3. Bd. n. 8 Thlr.)

S. vierter Nachtrag S. 27.

Gfrörer, A. F., Papſt Gregorius VII. und ſein Zeitalter. Bd. VII. Lex. 8. (XXIII u. 966 S. u. 3 lith. Karten.) Schaffhauſen 1861, Hurter. n. 5 Thlr. 6 Ngr. (compl. n. 24⅔ Thlr.)

Die früheren Bände ſ. vierter Nachtrag S. 28. Der ſiebente ſchließt das Werk ab.

Beitzke, Heinrich, Geſchichte des ruſſiſchen Kriegs im Jahr 1812. Mit Ueberſichtskarte, 1 Plane und dem Portrait des Verfaſſers in Stahlſtich. 2. Aufl. gr. 8. (381 S.) Berlin 1862, Prigl. n. 2⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 65.

Neuere Geſchichte.

Sybel, Heinr. v., Prinz Eugen von Savoyen. Drei Vorleſungen gehalten zu München im März 1861. 8. (146 S.) München 1861, literar.-artiſt. Anſtalt. n. 12 Ngr.

Ein treffliches Stück populärer Geſchichtſchreibung, das nicht nur ein lebendiges Bild von dem genannten Helden giebt, ſondern auch die damalige Lage Oeſterreichs und Europas in ihren Hauptmomenten vergegenwärtigt und intereſſante Parallelen mit der Gegenwart zieht.

Gfrörer, Aug. Fr., Geſchichte des achtzehenten Jahrhunderts. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von J. B. Weiß, Prof. in Gratz. 1. Th. Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Die Kaiſer Leopold I. und Joſeph I. 8. (VIII u. 595 S.) Schaffhauſen 1862, Hurter. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

—— —— 2. Thl. Geſchichte Europa's von 1715—1740. Die Freidenker. Friederich Wilhelm I. Die Jugendjahre Friederichs II. 8. (XIII u. 645 S.) ebend. 1862. n. 2 Thlr.

Ein dritter Band ſoll demnächſt folgen und das Werk abſchließen.

Vorleſungen, die der Verfaſſer in den Jahren 1850—59 mit großem Beifall an der Univerſität Freiburg gehalten hat. Eine ſehr friſche Erzählung der Begebenheiten mit lebendiger Auffaſſung des inneren Zuſammenhangs der Dinge und treffender, oft ſehr derber, Charakteriſtik der Perſonen. In confeſſioneller Beziehung zeigt ſich größere Unbefangenheit als man erwarten ſollte, oft bricht ſogar das alte proteſtantiſche Bewußtſein hervor, der Verfaſſer ſchimpft ungenirt über die Einmiſchung der Jeſuiten, nimmt Partei für Wilhelm von Oranien, rügt die theologiſche Erziehung der öſterreichiſchen Erzherzoge und die verrottete Wirthſchaft der öſterreichiſchen Regierung. Der Herausgeber findet daher nöthig in der Vorrede zum zweiten Bande gegen Angriffe katholiſcher Blätter ſich darüber zu vertheidigen, daß er derartige Stellen unverändert habe abdrucken laſſen.

Gervinus, G. G., Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen. Bd. 5 u. 6. Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt Griechenlands. (V u. 515. IV u. 570 S.) Leipzig 1861, Engelmann. n. 4⅔ Thlr.

Die dem heutigen Geſchlechte bereits fremd gewordene Epiſode des griechiſchen Freiheits-

Krieges wird uns von dem berühmten Verfaſſer, der ſich mit Liebe in den Stoff hineingearbeitet und die diplomatiſchen Materialien des Berliner Staatsarchivs dazu benutzt hat, im Zuſammenhang mit den mannigfachen diplomatiſchen Verwicklungen, die ſich daran geknüpft und mit der orientaliſchen Frage vorgeführt. Die Beziehungen Oeſterreichs zu der letzteren geben dem Verfaſſer Gelegenheit, die ganze auswärtige Politik Metternichs mit in ſeine Darſtellung hereinzuziehen. Die beiden nächſten Bände, welche an den Inhalt der beiden erſten wieder anknüpfen ſollen und deren erſter den Ausbruch und die Folgen der Julirevolution erzählen wird, werden für das nächſte Jahr in Ausſicht geſtellt.

Europa's Cabinette und Allianzen. Vom Verfaſſer der europäiſchen Pentarchie. gr. 8. (342 S.) Leipzig 1862, O. Wigand. n. 2 Thlr.

Wer der Verfaſſer der europäiſchen Pentarchie, die vor 27 Jahren großes Aufſehen machte, war, wiſſen wir nicht. Die vorliegende Schrift iſt zwar nicht ſo bedeutend, wie ihre Vorgängerin, aber unſtreitig aus genauer Kenntniß der dermaligen politiſchen Lage hervorgegangen, ſchildert ſie die verſchiedenen Großmächte nach ihren Machtverhältniſſen, Aufgaben, Richtungen und Schwächen richtig und oft ſehr treffend. Das Ziel auf das der Verfaſſer losſteuert, iſt die Empfehlung einer franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz, in welcher er auch Preußen u. Deutſchland eine Stelle zugedacht hat.

Schultheß, H., Europäiſcher Geſchichtskalender I. Jahrg. 1860. Mit einem Vorwort v. H. v. Sybel. gr. 8. (VII u. 262 S.) Nördlingen 1861, Beck. n. 1 Thlr.

—— —— II. Jahrg. 1861. gr. 8. (VII u. 361 S.) ebend. 1862. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine gedrängte, ſehr inhaltreiche, gut redigirte Ueberſicht der Ereigniſſe, in der Art des engliſchen annual register, nur kürzer und ökonomiſcher eingerichtet.

Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenſtücke zur Geſchichte der Gegenwart. In fortlaufenden monatlichen Heften herausgegeben von L. K. Aegidi und Alfred Klauhold. Jahrg. 1861. Jul. — Decbr. (6 Hefte). Lex. 8. (XIV u. 434 S.) Hamburg 1861, O. Meißner. n. 2⅔ Thlr.

Ein ſehr willkommenes Unternehmen für Alle, welche ſich für den Gang der Politik ſpeziell intereſſiren. Manches wichtige Aktenſtück, das in der Maſſe der Journaliſtik ſich verliert oder oft auch gar nicht zu genauer wörtlicher Veröffentlichung gelangt, kommt hier zur Kenntniß der Publiciſten und Hiſtoriker. Manches kommt vermöge der rührigen Thätigkeit der Redacteure zum Abdruck, ehe die Zeitungen nähere Kunde von den Thatſachen bringen, und der literariſche Ruf der Redacteure bürgt dafür, daß auch ſolche Aktenſtücke, welche die Diplomatie zurückzuhalten oder zu vertuſchen geneigt ſein möchte, doch veröffentlicht werden.

Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſationslexikon 20—65 Heft. Lex. 8. Leipzig 1860—62, Brockhaus. à Heft 6 Ngr.

Enthält folgende wichtige Beiträge zur Zeitgeſchichte. 1861: 1) Die Empörung im angloindiſchen Reiche und deren Folgen in 4 Abſchnitten. 2) Franzöſiſche Diplomatie ſeit 1848. 3) Das öſterreichiſche, würtembergiſche, badiſche Concordat. 4) Der Feldzug Garibaldis u. der italieniſchen Süd-Armee. 5) Die deutſche Politik ſeit der Wiederherſtellung des Bundestags bis 1856. 1862: 1) Das Sclavenweſen in den Vereinigten Staaten. 2) Der Rhein, ſeine Geſchichte, ſeine Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe. 3) Preußen ſeit Abſchluß des Staatsgrundgeſetzes bis zur Einſetzung der Regentſchaft. 4) Der Orientkrieg.

Biographiſche Artikel 1861. M. Arndt, Bunſen, Fürſt Metternich, Graf Cavour. 1862. F. Ch. Dahlmann, Ricaſoli, Prinz Albert, Urbano Ratazzi, Fried. Chriſt. Baur, Fried. Chriſtoph Schloſſer, Fried. Jul. Stahl.

S. dritter Nachtrag S. 78.

Deutſchland und die Schweiz.

Geographie, Reiſebeſchreibungen und Wegweiſer.

Daniel, Herm. Adalbert. Handbuch der Geographie. Deutſchland und ſeine phyſiſchen und politiſchen Verhältniſſe. Mit einem Anh. Schweiz, Belgien und die Niederlande. gr. 8. (IV u. 1531 S.) Stuttgart 1862, Bruckmann. n. 5⅓ Thlr. S. vierter Nachtrag S. 23.

Keine gewöhnliche Geographie mit bloßer Aufzählung der allgemeinen phyſikaliſchen, topographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen, ſondern eine ſorgfältige Charakteriſtik von Land und Leuten, mit geſchichtlichen Rückblicken, ortsgeſchichtlichen Notizen, politiſchen Bemerkungen und Ueberblicken, kurz die beſte geographiſch geſchichtliche Beſchreibung von Deutſchland.

Berghaus, Heinr., Deutſchland ſeit 100 Jahren. Geſchichte der Gebietseintheilung und der politiſchen Verfaſſung des Vaterlandes. 2 Abth. A. u. d. Tit.: Deutſchland vor 50 Jahren. 1. Bd. gr. 8. (VI u. 406 S.) Leipzig 1861, Voigt u. Günther. n. 2⅓ Thlr.

—— —— 2. Bd. gr. 8. (IV u. 412 S.) ebend. 1861. n. 2⅔ Thlr.

Die erſte Abtheilung ſ. vierter Nachtrag S. 30.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. 1. Bd. Ober- und Niederbayern. 2 Abthlg. Mit einem Trachtenbild in Holzſchnitt. Lex. 8. (XVI u. S. 673—1202 mit 2 in Kupfer geſtochenen Karten in quer Fol.) München 1860, lit.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr.

Eine gründliche, unter Redaction Riehls erſcheinende offizielle Beſchreibung Bayerns mit vielem ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Material ausgeſtattet, aber auch mit entſprechenden Schilderungen von Land und Leuten. Der in vorliegendem Bande enthaltene Abriß der Ortsgeſchichte von Oberbayern von Dr. Ludwig Rockinger iſt das Ergebniß gründlicher Forſchung in den urſprünglichen Quellen und gibt mitunter intereſſante Beiträge zur Rechts- und Verfaſſungsgeſchichte der größeren Städte.

S. vierter Nachtrag S. 31.

Der Schwarzwald, der Odenwald, Bodenſee und die Rheinebene. Mit einer Karte von Baden und Würtemberg, 8 Anſichten und 2 Panorama's in Farbendruck. 2. Aufl. 8. (XX u. 252 S.) Heidelberg 1863, Ad. Emmerling. n. 1 Thlr.

Ein ſehr zweckmäßig eingerichtetes Reiſehandbuch, namentlich auch für Fußwanderungen abſeits der Eiſenbahn.

Steub, Ludwig. Wanderungen im bayeriſchen Gebirge. 8. (VII u. 224 S.) München 1862, Fleiſchmanns Sep.-Conto. n. 1 Thlr.

Theilweiſe ſchon früher in der Allg. Zeitung abgedruckt, voll Humor und friſcher Naturanſchauung, mit guten Winken für Reiſende. Eine Ergänzung zu deſſelben Verfaſſers Schrift „das bayeriſche Hochland.“

Brinkmann, Fried., Studien und Bilder aus ſüddeutſchem Land und Volk. 2 Bde. 8. (VIII u. 367 u. 321 S.) Leipzig 1862, Fr. Fleiſcher. 2⅓ Thlr.

Reiſeſchilderungen aus Oberbayern und Oeſterreich mit geſchichtlichen Rückblicken. Etwas gar zu viel Büchergelehrſamkeit und zu wenig friſche Reiſeanſchauung.

Unger, Fr. W., Göttingen und die Georgia Auguſta. Eine Schilderung von Land, Stadt und Leuten in Vergangenheit und Gegenwart für Einheimiſche und Fremde. Mit 1 einged. Holzſchn. u. 1 Karte. 8. (X u. 239 S.) Göttingen 1861, Deuerlich. n. Thlr.

Raſch, Guſt., vom verlaſſenen Bruderſtamm. Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. 1. Bd. 2. Aufl. gr. 8. (XI u. 211 S.) Berlin 1862, Vogel u. Comp. 1 Thlr.

—— —— 2. Bd. (265 S.) ebend. 1862. 1 Thlr.

Eine ſcharfe aber nicht übertriebene Charakteriſtik der Daniſirungsbeſtrebungen in Schleswig-Holſtein, die wohl verdient in Deutſchland beachtet und geleſen zu werden. Eine von däniſcher Seite verheißene Widerlegung läßt vergeblich auf ſich warten.

Norderney, Die Inſel. Eine kurze Darſtellung ihrer Geſchichte und Geographie, ihrer Pflanzenwelt und Thierwelt und ihrer Seebadeanſtalt. Mit 1 Plane von Norderney, 1 Karte der oſtfrieſiſchen Küſte, 1 Plane des Dänenſchutzwerkes, 6 lith. Anſichten in Farbendruck und ſehr vielen Holzſchnitten. gr. 8. (IV u. 112 S.) Hannover 1861, Schmorl u. v. Seefeld. n. 1⅓ Thlr.

Eine gute Beſchreibung der als Seebad vielbeſuchten Inſel von dem dortigen Badearzt Sanitätsrath Dr. F. Riefkohl in Verbindung mit mehreren ſachkundigen Mitarbeitern ſorgfältig bearbeitet.

Rodenberg, Jul., Stillleben auf der Inſel Sylt. Tagebuchblätter. 2. Aufl. 16. (153 S.) Berlin 1861, Springers Verl. n. 16 Ngr.

Der Verfaſſer, welcher einen Theil des Sommers 1860 als Seebadegaſt auf der merkwürdigen Inſel zugebracht hatte, ſchildert uns Land und Leute in ſehr anſprechender Weiſe.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtrationen und 1 Titelbilde nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex. 8. (VIII u. 441 S.) Leipzig 1861, Coſtenoble. n. 3 Thlr. 26 Ngr.

—— —— Volksausgabe. 2. unveränd. Aufl. gr. 8. (XII u. 392 S.) ebend. 1862. n. 1⅔ Thlr.

Lebendige ſchwungvolle Schilderungen der Alpenwelt in der Art von Tſchudis „Thierleben der Alpenwelt“, doch mehr reflectirend. Die Bilder allerliebſt. Der Verfaſſer iſt mit ſeinem Gegenſtand ſehr vertraut und von warmer Liebe zu demſelben erfüllt.

Berlepſch, H. A., Neueſtes Reiſehandbuch für die Schweiz. Mit 14 Karten, 5 Städteplänen, 7 Gebirgspanoramen und 16 Illuſtrationen. 8. (XLVII u. 662 S.) Hildburghauſen 1862, Bibliogr. Inſtitut. 2 Thlr.

Ein ausführliches, gründlich bearbeitetes Reiſehandbuch, das die durch die Eiſenbahn vorgezeichneten Routen zum Ausgangspunkt nimmt, aber auch ſehr reichhaltig an Rathſchlägen für Fuß- und Gebirgstouren iſt, die der Verfaſſer größtentheils ſelbſt erprobt hat. Die artiſtiſche Ausſtattung übertrifft das Bädeker'ſche Handbuch weit, ob die Angaben in Betreff der Gaſthöfe u. dgl. ebenſo zuverläſſig ſind, muß ſich erſt durch den Gebrauch erweiſen.

Roth, Abraham, Gletſcherfahrten in den Berner Alpen. Mit 1 Abbildung der Wetterhorngruppe. gr. 16. (VII u. 175 S.) Berlin 1861, Springers Verl. n. ¾ Thlr.

Friſche lebendige Erzählung von 4 Gletſcherfahrten, die der Verfaſſer in Begleitung von kundigen Führern nach dem Tſchingelgletſcher, dem Suſtenhorn, dem Triftgletſcher und dem Wetterhorn in den Jahren 1856, 58 und 60 unternommen hat.

Theobald, G., Das Bündner Oberland oder der Vorderrhein mit ſeinen Seitenthälern. Mit 5 Anſichten in Holzſchnitt und 1 lith. Kärtchen des Vorderrheinthales. 8. (IV u. 215 S.) Chur 1861, Hitz. n. ⅔ Thlr.

Kein eigentliches Reiſehandbuch, ſondern eine einfache Beſchreibung der Gegend, aber mit Notizen über Wege und Verkehrsmittel ausgeſtattet und als Reiſeführer ganz brauchbar

Deutſchland.

Geſchichte. Allgemeines.

Unſer Vaterland. Blätter für deutſche Geſchichte, Kultur u. Heimathkunde ꝛc. Herausgegeben von Heinrich Pröhle. I. Bd. (1861) 12 Lief. (à 6 Bog.) Mit lithogr. Bildern und Holzſchnitten. Lex. 8. Berlin, Seehagen.

—— —— II. Bd. (1862) 12 Lief. (à 3 Bog. mit eingedr. Holzſch. u. lith. Bildern.) ebend. Erſcheint in Monatsheften. à ¼ Thlr.

Eine gute populäre Zeitſchrift, welche ſich die Verbreitung geſchichtlicher, topographiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Kunde von der deutſchen Heimath zur Aufgabe ſetzt, und derſelben durch eine große Mannigfaltigkeit gut geſchriebener Artikel zu dienen ſucht. Der reiche Inhalt des Sammelwerkes wird in drei Abtheilungen unterſchieden. I. Bilder aus der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Leben, II. Deutſche Cultur- und Sittenbilder, III. Natur- und Landſchaftsbilder. In der erſten Abtheilung herrſchen die biographiſchen und ortsgeſchichtlichen Artikel vor, während die eigentlich-politiſchen zurückſtehen und eine beſtimmte politiſche Tendenz überhaupt vermieden iſt. Unter den biographiſchen verdienen die Charakterzüge der Könige, Friederich Wilhelm IV. und König Wilhelm I. von Preußen, von einem ungenannten aber kundigen Verfaſſer, beſondere Beachtung. Ferner die Lebensbilder Arndts, Fichtes, Grabbes von Daniel Müller, Uhlands von einem Ungenannten, Göthes von Striker, Leſſings in Berlin von Goſche, des Miniſter v. Stein von Seld. Von ortsgeſchichtlichen Artikeln ſind die Beſchreibungen der Städte Aachen, Braunſchweig, Breslau, Quedlinburg, die Wartburg u. Oranienburg beſonders hervorzuheben. Der Herausgeber, Theod. Fontane Wolfgang u. Müller haben hiezu gute Beiträge geliefert. Politiſche Artikel fehlen übrigens auch nicht, ſo finden wir zwei über Schleswig-Holſtein von G. Bolze, einen über den Rheinbund von demſelben, Ferd. Schmidt hat aus ſeiner preußiſchen Geſchichte einen Abſchnitt über die Reichspolitik des großen Kurfürſten beigeſteuert, die Geſchicke der deutſchen Flotte werden von einem Ungenannten erzählt, Gieſebrecht legt uns die geſchichtliche Entwicklung des deutſchen Nationalbewußtſeins dar. In der zweiten Abtheilung ſind es die Artikel des Freiherrn von Seld über die deutſche Gaſtlichkeit, über Oſt-Friesland und ſeine Bewohner, des Herausgebers über Ehe und Hochzeit, Fontanes über Schloß Köpenick und Blumberg, Wolfgang Müllers über das Kölniſche Muſeum und die Burg Rheineck, die unſere Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nehmen. Die dritte Abtheilung bringt neben größeren Naturbildern wie Harz u. Bodethal vom Herausgeber, das Fichtelgebirge, das Innthal bei Paſſau, das Haslithal, das Berner Oberland, beſonders auch niedliche Einzelbilder aus Thier- und Pflanzenwelt.

Deutſche Nationalbibliothek. Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutſchlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferd. Schmidt. gr. 8. Berlin 1862, Brigl.

1. Germanien in den erſten Jahrhunderten ſeines geſchichtlichen Lebens von Prof. Georg Weber. XXXII. 164 S. 18 Ngr.
2. Die ritterliche Geſellſchaft im Zeitalter des Frauenkultus von Jac. Falke. XXIV. 172 S. 18 Ngr.

3. Deutſchlands trübſte Zeit oder der dreißigjährige Krieg in ſeinen Folgen für das deutſche Kulturleben, von Karl Biedermann. LXXXVI. 104 S. 27 Ngr.
4. Blicke in das kunſt- und gewerbsreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert, von Joh. Voigt in Königsberg. XXIX. 64 S. 9 Ngr.
5. G. Waitz, Deutſche Kaiſer von Karl dem Großen bis auf Maximilian I. XXVI. 97 S. 9 Ngr. Der Preis eines Halbbandes von 6—7½ Bogen iſt für die Abonnenten auf eine Serie von 24 Halbbänden à n. 6 Sgr. Für den einzelnen Band um die Hälfte höher.

Ein Sammelwerk, das ſich zur Aufgabe macht, durch eine Reihe populärer Monographien aus der Feder der beſten Geſchichtsſchreiber der Gegenwart, ein Geſammtbild deutſchen Lebens und deutſcher Geſchichte zu geſtalten und zugleich das größere Publikum mit den Hauptvertretern der deutſchen Geſchichtſchreibung bekannt zu machen und in die Lectüre ihrer Werke einzuführen.

Eine größere Zahl deutſcher Geſchichtſchreiber und darunter die erſten Namen, haben die Mitwirkung zugeſagt und es liegen bereits mehrere ſehr gut gelungene Monographien vor. Um die Verfaſſer dem leſenden Publikum näher zu bringen und daſſelbe zu einem erhöhten Intereſſe an ihren Schriften anzuregen iſt die Einrichtung getroffen, daß jede Monographie von einem Bilde und Lebensabriß des Verfaſſers begleitet wird.

Weber giebt in ſeinem Germanien eine ſchlichte, aber friſche Erzählung der erſten Berührung der Deutſchen mit den Römern, des Kampfes mit den Cimbern und Teutonen, der Kriege Julius Cäſars mit Arioviſt, der Teutoburger Schlacht, der Verſuche des Germanicus dieſe Niederlage zu rächen, und ſchließlich eine Sittenſchilderung der alten Deutſchen nach Tacitus Germania. Sehr anſprechend iſt auch die beigegebene Biographie Webers nach deſſen Mittheilungen von Schottmüller verfaßt.

Der Beitrag Falkes iſt eine aus der ritterlichen Dichtung geſchöpfte Schilderung des Ritterweſens und Frauendienſtes in eleganter lebendiger Darſtellung. Das Leben des Verfaſſers iſt nach deſſen Mittheilungen von dem Herausgeber Ferd. Schmidt erzählt.

Biedermann giebt in ſeinem Beitrag eine ziemlich ausführliche Selbſtbiographie, die zugleich Zeitgeſchichte enthält, indem der Verfaſſer ſeine Theilnahme an den nationalen Reformbeſtrebungen vom Anfang der 40er Jahre bis 1850 und die Erfahrungen, die er dabei machen mußte, ausführlich erzählt. Der greiſe Hiſtoriker Voigt in Königsberg erzählt ſein ſtilles Gelehrtenleben etwas trocken giebt aber in der Schrift ſelbſt intereſſante culturgeſchichtliche Mittheilungen.

Waitz giebt eine Reihe von Vorträgen, welche er in Göttingen vor einem größeren Kreiſe gehalten hat, in denen er ſeine Anſichten über die Perſönlichkeiten und die Politik der deutſchen Reichsoberhäupter niederlegt. Als Beitrag zu dem gegenwärtig ſchwebenden Streit über den Werth des deutſchen Kaiſerthums und ſeiner Träger iſt es von beſonderem Intereſſe zu vernehmen, was ein ſo gewiegter beſonnener Geſchichtsforſcher davon hält. Seine Selbſtbiographie beſchränkt ſich auf die äußeren Umriſſe und eine Zuſammenſtellung der literariſchen Leiſtungen.

Bülau, Fr., Die deutſche Geſchichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutſcher Künſtler mit erklärendem Texte. Nach Bülaus Tode fortgeſetzt von Dr. H. W. Chr. Brandes und Dr. Th. Flathe. I. Bd. qu. gr. 4. Lief. 1—19. II. Bd. qu. gr. 4. Lief. 1—21. III. Bd. qu. gr. 4. Lief. 1—18. à Lief. mit 4 Holzſchnitten u. 8 S. Text. Dresden 1855—62. Meinhold u. Söhne. à Lief. ¼ Thlr.

Gieſebrecht, Wilhelm, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. 3. Bd. 1. Abth. Erhebung des Papſtthums. gr. 8. (III u. 403 S.) Braunſchweig 1862, Schwetſchke und Sohn. n. 1⅓ Thlr.

Die früheren Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 70 und dritter Nachtrag S. 40. Der Mangel einer ſcharfen und conſequenten Auffaſſung der politiſchen Geſichtspunkte thut der Bedeutung dieſes Werkes immer mehr Eintrag.

Rückert, Heinrich, Deutſche Geſchichte. 2. umgearb. Auflage. gr. 8. (XVI u. 712 S.) Leipzig 1861, T. O. Weigel. n. 2⅔ Thlr.

Eine neue Auflage der im erſten Nachtrag S. 38 empfohlenen Annalen der deutſchen Geſchichte. Die Umarbeitung beſteht in Verbeſſerungen im Einzelnen, in einer breiteren Ausführung der neuen und neueſten Geſchichte und deren Fortſetzung bis zum Sommer 1859. Das Buch iſt auch in dieſer neuen Geſtalt eine ſehr gute überſichtliche Darſtellung nach dem jetzigen Stand der Forſchung, nur dürften die Hauptpunkte ſchärfer hervorgehoben ſein.

Venedey, J., Geſchichte des deutſchen Volkes, von den älteſt. Zeiten bis zur Gegenwart. 4. Bd. Das Zeitalter der Reformation. gr. 8. (XIV u. 727 S.) Berlin 1862, Beſſers Verl. n. 2 Thlr.

Die früheren Bände ſ. zweiter Nachtrag S. 69 und dritter Nachtrag S. 39. Dieſer neue Band enthält die Geſchichte der Reformationszeit bis zum weſtfäliſchen Frieden. Die Darſtellung hat das Dilettantenhafte der früheren Bände abgeſtreift, iſt einfacher und gleichmäßiger, hat aber die wohlthuende Friſche bewahrt und die Ergebniſſe der Forſchung gut verarbeitet. Der Verfaſſer erklärt ſein Werk für vorläufig geſchloſſen, mit der Andeutung, daß der Mangel an gehörigem Abſatz ihn und den Verleger bewogen habe von weiterer Fortſetzung abzuſtehen.

Souchay, E. F., Geſchichte der deutſchen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Bd. I. Geſchichte der Karolinger und der Ottonen. gr. 8. (XVI u. 640 S.) Frankfurt a/M. 1861, Sauerländers Verl. n. 2⅔ Thlr.

Bd. II. Geſchichte der Salier und Hohenſtaufen. ebend. 1861. n. 2⅔ Thlr.

Bd. III. Geſchichte des Wahlreiches und der Luxemburger. gr. 8. (XVI u. 696 S.) ebend. 1862. n. 2⅔ Thlr.

Bd. IV. Habsburger bis auf Karl V. gr. 8. (XXIII u. 532 S.) ebend. 1862. n. 2⅔ Thlr.

Eine auf umfaſſendem Quellenſtudium und ſorgfältiger Benutzung der neueren Literatur beruhende, mit juriſtiſcher Bildung und warmer nationaler Geſinnung geſchriebene Geſchichte des deutſchen Reichs von Karl dem Großen bis zu Karl V., welche ſich die Aufgabe ſtellt, nachzuweiſen, daß Deutſchland auf dem rechten Wege nationaler Entwicklung geweſen ſei, ſo lange die deutſche Monarchie und das Kaiſerthum in Kraft beſtanden habe, daß auch mit dem Sturz der Hohenſtaufen nicht Alles verloren geweſen ſei, ſondern die Monarchie hätte wiederhergeſtellt werden können, wenn nicht die deutſchen Fürſten beharrlich widerſtrebt und nicht durch Feſthaltung des Wahlrechts und wiederholte Wahlen kleiner unmächtiger Grafen, die immer wieder von vornen anfangen mußten, durch fortgeſetzte Schmälerung der Reichsgewalt die Monarchie ſyſtematiſch untergraben hätten, wozu denn auch noch gekommen ſei, daß die Kaiſer ſelbſt, wie namentlich Ludwig der Bayer und Karl IV. ihre Aufgabe verkannt und theils aus Mangel an Einſicht, theils aus Mangel an Energie das Richtige zu thun verſäumt hätten: Das Werk iſt mit friſcher Sprache, geſundem billigem Urtheil geſchrieben, aber die Darſtellung iſt etwas zu breit gerathen und verſäumt die Hauptpunkte klar und ſcharf hervorzuheben, auch vermißt man die Kunſt feſſelnder anſchaulicher Erzählung.

Wachsmuth, Wilh., Geſchichte deutſcher Nationalität. Th. I. Geſammtheit der deutſchen Nation. gr. 8. (VIII u. 427 S.) Braunſchweig 1860, Schwetſchke und Sohn. 1 Thlr. 24 Ngr.

Thl. II. Geſchichte der deutſchen Volksſtämme aus dem Geſichtspunkt der Nationalität. Die Stämme niederdeutſcher Zunge und die Heſſen. gr. 8. (VIII u. 384 S.) Braunſchweig 1860, Schwetſchke und Sohn. 1 Thlr. 21 Ngr.

Thl. III. Die mitteldeutſchen Stämme. Alemannen und Burgunder. Südoſtdeutſche Stämme und Pflanzungen. gr. 8. (VIII u. 420 S.) ebend. 1862. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mehr Sitten- u. Culturgeſchichte als Geſchichte der Territorial- und Staatenbildung. Das reiche geſchichtliche Wiſſen des Verfaſſers bewährt ſich auch hier, er bringt manchen intereſſanten Zug zur Charakteriſtik des deutſchen Volks und ſeiner Stämme bei, aber es fehlt die lebendige Auffaſſung und Verknüpfung des Mannigfaltigen. In der Aufzählung der literariſchen Leiſtungen der verſchiedenen Stämme finden ſich manche Ungenauigkeiten und Irrthümer.

Wirth, Max, Deutſche Geſchichte von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 560 S.) Frankfurt a/M. 1862, Expedition des Arbeitgebers. n. 2 Thlr.

Der als Nationalökonom bekannte Verfaſſer macht hier den Verſuch, die deutſche Geſchichte von der volkswirthſchaftlichen Seite zu betrachten, was ihm hin und wieder zu intereſſanten neuen Auffaſſungen und Vergleichungen mit der Gegenwart Veranlaſſung giebt, aber ihn auch verführt, alte Zeiten und ihre Zuſtände zu ſehr mit dem Maßſtab der Gegenwart zu meſſen. Auch muß ſein Verſuch unvollkommen bleiben, da die Quellen der älteren Geſchichte nicht die erforderlichen ſtatiſtiſchen Materialien und nationalökonomiſchen Notizen darbieten.

Der vorliegende erſte Band geht bis zum Frieden von Verdun.

Leo, H., Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes und Reiches. 3. Bd. gr. 8. (XVI u. 742 S.) Halle 1861, Anton. 3 Thlr. 18 Ngr.

Geſchichte der Regierungen Heinrich VI., der Kämpfe Ottos IV. und Philipps, der Regierung Friederichs II. und Konrads IV. Am Schluß noch der deutſche Orden in Preußen; die religiöſe Bewegung in Deutſchland während der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts; die Entwicklung der Kirchenmuſik und der Kirchenbaukunſt, die mittelhochdeutſche Literatur, die Zuſammenfaſſung des deutſchen Rechts. Die extreme Richtung, zu welcher ſich Leo ſeit einer Reihe von Jahren mit Leidenſchaft bekennt, verläugnet ſich natürlich auch hier nicht und ſpricht ſich in charakteriſtiſchen Aeußerungen aus; doch zeigt Leo in der Geſchichte Friederichs II. mitunter eine überraſchende Unbefangenheit in Benützung der Ergebniſſe neuerer Unterſuchungen von Abel, Winkelmann und Schirrmacher, worin er die ihm eigenthümliche Friſche und Lebendigkeit ſeines Geiſtes aufs neue bewährt. So iſt denn dieſe Fortſetzung ein werthvoller Zuwachs zur deutſchen Geſchichtſchreibung und ſowohl für Lectüre, als für wiſſenſchaftliche Forſchung willkommen. S. dritter Nachtrag S. 39.

Waitz, Georg, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. 3. Bd. gr. 8. (X u. 534 S.) 4. Bd. gr. 8. (XI u. 619 S.) Kiel 1860. 61, Homann. n. 6 Thlr. 18 Ngr.

Eine meiſterhafte, durch überſichtliche Klarheit ausgezeichnete Darlegung der Rechtszuſtände des karolingiſchen Reiches, die für geraume Zeit wohl dieſes Gebiet der Forſchung abſchließen dürfte. S. erſter Nachtrag S. 40.

Schirrmacher, F. Wilh., Kaiſer Friederich der Zweite. Theil 2.: A. u. d. beſ. Tit.: Kaiſer Friedrich II. als Einiger und Mehrer des römiſch-deutſchen Reiches, Begründer der Monarchia sicula. gr. 8. (X u. 470 S.) Göttingen 1861, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 2⅙ Thlr.

Uebertrifft den erſten Band, den wir im vierten Nachtrag S. 33 aufgeführt, ſowohl an ſtofflichem Intereſſe, als an Lebhaftigkeit der Darſtellung. Theilweiſe Apologie Friederichs II. gegen Höfler.

Arnold, Wilh., Das Aufkommen des Handwerkerſtandes im Mittelalter. gr. 8. (IV u. 52 S.) Baſel 1861, Georg. n. 12 Ngr.

Zwei in der Baſler Aula vor einem gemiſchten Publikum gehaltene Vorleſungen, deren erſte in einer gedrängten und lichtvollen Ueberſicht das Aufkommen des deutſchen Handwerkerſtandes in den Städten in engen Hörigkeitsverhältniſſen, dann das Zerreißen derſelben und die Anfänge eines ſelbſtändigen ſtädtiſchen Lebens ſchildert. Die zweite Vorleſung giebt eine Geſchichte der Zünfte und ihres allmählichen Eindringens in die Städteregierung.

Arnold, Wilhelm, Zur Geſchichte des Eigenthums in den deutſchen Städten. Mit Urkunden. gr. 8. (XXVII u. 487 S.) Baſel 1861, Georg. n. 2⅓ Thlr.

Ein für die ältere deutſche Rechts- und Culturgeſchichte intereſſantes Werk, zunächſt Ergebniß rechtsgeſchichtlicher Forſchungen, aber theilweiſe auch zur Lectüre für Geſchichtsfreunde geeignet. Die Einleitung ſchildert den älteſten Zuſtand in den Städten, die Ueberwindung der Unfreiheit und die Entſtehung der früheſten Ablöſungsgeſetze im 15. und 16. Jahrhundert. Es folgen dann ſechs Abſchnitte: 1) über die grundbeſitzenden Stände der früheren Zeit. 2) Hofrechtlicher Beſitz, Hörigkeit u. ſ. w. 3) Zins und Rente. 4) Rechtliche Natur der Leihe. 5) Wirthſchaftliche und politiſche Seite des Lebens. 6) Uebergang des Lehens zum Eigenthum.

Ficker, Julius, Vom Reichsfürſtenſtande. Forſchungen zur Geſchichte der Reichsverfaſſung zunächſt im 12. u. 13. Jahrhunderte. 1. Bd. Lex. 8. (XXVII u. 396 S.) Innsbruck 1861, Wagner. n. 2⅔ Thlr.

Eine neue und gründliche Unterſuchung über die Frage, welche Fürſten in den verſchiedenen Perioden zu den eigentlichen Reichsfürſten gehört haben, auf welche Vorausſetzungen ſich die Fürſtenwürde gründete, welches der Umfang ihrer Rechte und Pflichten war und wie ſie ſich zur Geſammtverfaſſung des Reiches verhalten habe. Ein ſehr werthvoller Beitrag zur deutſchen Reichsgeſchichte.

Ficker, Julius, Das deutſche Kaiſerreich in ſeinen univerſalen und nationalen Beziehungen. Vorleſungen gehalten im Ferdinandeum zu Innsbruck. gr. 8. (IV u. 183 S.) Innsbruck 1861, Wagner. n. 24 Ngr.

Die im vierten Nachtrag S. 33 erwähnte Feſtrede Sybels gab dem Verfaſſer Anſtoß zu einer Apologie des deutſchen Kaiſerthums, das er als eine geſchichtlich nothwendige und politiſch heilſame Inſtitution und als wahren Ausdruck deutſcher Nationalität darzuſtellen ſucht. Die deutſche Herrſchaft in Italien vertheidigt er als eine in nationalem Intereſſe nothwendige Grundlage des Kaiſerthums und glaubt, daß das Kaiſerthum keineswegs an der Vermiſchung des weltlichen Elements mit dem geiſtlichen, an der Vernachläſſigung der inneren ſtaatlichen Ausbildung, ſondern an dem Conflict zu Grunde gegangen ſei, in welchen es durch die Ausdehnung der Herrſchaft auf das Königreich Sicilien mit dem heiligen Stuhl gerathen ſei. Das Kaiſerthum wie es zur Zeit Ottos I. und Barbaroſſas beſtand, iſt ihm die normale Form nationaler Einheit und er ſieht auch für die Gegenwart in der Wiederherſtellung des Kaiſerthums den einzigen Weg zu einem einigen Deutſchland.

Sybel, Heinrich von, Die deutſche Nation und das Kaiſerreich. Eine hiſtoriſch-politiſche Abhandlung. 2. Abdr. gr. 8. (XVI u. 126 S.) Düſſeldorf 1862, Buddeus' Verl. n. 24 Ngr.

Eine Gegenſchrift gegen Ficker, in welcher Sybel zu zeigen ſucht, daß das Kaiſerthum ſchon frühe über das nationale Bedürfniß hinausgegangen, daß es über den Verſuchen eine europäiſche chriſtlich-germaniſche Weltherrſchaft im Bunde mit der Kirche zu gründen, die Ausbildung eines deutſchen Einheitsſtaates verſäumt, ſehr verderbliche Conflicte mit der Kirche herbeigeführt und die nationale Entwicklung verhindert habe, daß namentlich in der Reformationszeit die wiederaufgekommene Weltherrſchaftspläne der Habsburger die nationalen Beſtrebungen geſtört und unterdrückt haben, daß die öſterreichiſche Monarchie die wahre Fortſetzung des Kaiſerthums in jener verderblichſten Richtung geweſen ſei und daß die öſterreichiſche Politik die deutſchen Intereſſen immer verſäumt und hintangeſetzt habe, daß man daher gute Gründe habe, eine Wiederherſtellung Deutſchlands ohne Oeſterreich zu verſuchen. Glänzende hinreißende Darſtellung.

Wydenbrugk, O. von, die deutſche Nation und das Kaiſerreich. Eine Entgegnung auf die unter demſelben Titel erſchienene Schrift von H. v. Sybel. gr. 8. (VIII u. 223 S.) München 1862, Fleiſchmanns Sep.-Conto. 1 Thlr.

Der Verſuch einer Widerlegung Sybels. W. ſucht zu zeigen, daß das Kaiſerthum eine geſchichtliche Nothwendigkeit geweſen, daß es die Entwicklung der deutſchen Nationalität weſentlich gefördert und ihr einen höheren Schwung verliehen habe, daß das Kaiſerthum nicht an dem inneren Widerſpruch, ſondern an den politiſchen Fehlern der einzelnen Träger der Kaiſergewalt, an ihrem Mangel an der rechten Einſicht und Thatkraft zu Grunde gegangen ſei, und deßwegen ſeine nationale Aufgabe nicht gelöſt habe, daß in der Reformationszeit eine Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der nationalen Einheit möglich geweſen wäre, wenn Friedrich III., Maximilian I. und Karl V. nicht ihre Aufgabe verkannt und verſäumt hätten, die rechten Mittel zu ergreifen. Zuletzt beſtreitet der Verfaſſer, daß Oeſterreich die Fortſetzung des Kaiſerthums geweſen ſei und ſucht die Behauptung zu widerlegen, daß Oeſterreich politiſch und culturgeſchichtlich von Deutſchland ſich getrennt habe. Die Polemik des Verfaſſers iſt ruhig und leidenſchaftslos, ſeine Kenntniß des geſchichtlichen Materials umfaſſend und gründlich, aber ſeine Beweisführung nicht ſtreng und bündig, ſeine Darſtellung zu breit und läßt die Ergebniſſe nicht klar und ſcharf hervortreten.

Ficker, Julius, Deutſches Königthum und Kaiſerthum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung Heinrichs v. Sybel: Die deutſche Nation und das Kaiſerreich. gr. 8. (III u. 125 S.) Innsbruck 1862, Wagner. n. ½ Thlr.

Eine an den Gedankengang Sybels ſich anſchließende Entgegnung, welche das in der früheren Schrift Geſagte weiter ausführt und begründet, übrigens auf die politiſchen Conſequenzen für die Gegenwart nicht näher eingeht.

Höfler, K. A. C., Kaiſerthum und Pabſtthum. Ein Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte. gr. 8. (215 S.) Prag 1862, Fr. Tempsky. 1 Thlr.

Ebenfalls eine durch die Schrift Sybels hervorgerufene Apologie des deutſch-römiſchen Kaiſerthums und Pabſtthums.

Opel, Jul. u. Ad. **Cohn**, Der dreißigjährige Krieg. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Gedichten und Proſadarſtellungen. gr. 8. (XIV u. 507 S.) Halle 1862, Buchhandlung des Waiſenhauſes. n. 2 Thlr.

Eine reiche Sammlung von intereſſanten Gedichten und Flugſchriften aus der Zeit des 30jährigen Krieges, in welchen ſich ſowohl die Ereigniſſe als die religiöſen, politiſchen und ſocialen Anſchauungen dieſer Zeit abſpiegeln. Manches das ſich in früheren Sammlungen findet iſt hier wiederholt, aber auch vieles Andere erſcheint zum erſtenmale hier abgedruckt, und iſt meiſtens den Bibliotheken von Berlin, Göttingen und Halle entnommen.

Hanſer, Karl Fried., Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege. Dargeſtellt in politiſcher, materieller und ſocialer Beziehung und mit Rückſicht auf die Entwicklung des europäiſchen Staatenſyſtems ſeit der Reformation. gr. 8. (XIV u. 428 S.) Leipzig u. Heidelberg 1862, C. F. Winter. n. 2⅓ Thlr.

Nicht eine Geſchichte der Zeit nach dem Kriege, ſondern eine zuſammenfaſſende Darſtellung der von der Reformation bis zum weſtfäliſchen Frieden vollzogenen Kriſis des Staats- und Volkslebens. Das erſte Buch entwickelt die politiſchen Beziehungen, das zweite das materielle Moment oder die nationalökonomiſchen Zuſtände, das dritte das ſociale Moment, oder die ſittlichen Zuſtände und die geiſtigen Richtungen. Jedes Buch hat einen Anhang von Anmerkungen, in welchen der Verfaſſer die ſpeziellen Belege aus der Literatur zuſammenſtellt. Man ſieht daraus, daß er umfaſſende Forſchungen angeſtellt hat und die Darſtellung ſelbſt zeigt, daß er ſein Material zu handhaben und zu verarbeiten verſtanden hat. Eine tüchtige Arbeit, deren Lectüre Geſchichtsfreunden, welche die eigentliche Geſchichte jener Zeiten kennen, zu empfehlen iſt.

Janſſen, Joh., Frankreichs Rheingelüſte und deutſch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten. gr. 8. (III u. 72 S.) Frankfurt a/M. 1861, Hermanns Verl. n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer ſchildert friſch und lebendig, mit dem Ausdruck eines warmen Nationalgefühls, die ſeit dem 10. Jahrhundert ſchon beginnenden Angriffe der Franzoſen auf die Integrität des deutſchen Reichs und die Unfähigkeit des letzteren, dieſe Angriffe gebührend zurückzuweiſen, aber er verſchweigt die Urſache dieſer Schwäche, nämlich die Gebundenheit der deutſchen Macht durch die Familien der Reichsoberhäupter, namentlich der habsburgiſchen Kaiſer, und den kirchlichen Zwieſpalt, der den Franzoſen Gelegenheit zur Einmiſchung in die deutſchen Verhältniſſe gab.

Häuſſer, Ludwig, Deutſche Geſchichte vom Tode Friederichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes. 3. verb. u. verm. Auflage. 1. Bd. gr. 8. (XI u. 598 S.) u. 2. Halbband (S. 1—332.) Berlin 1862, Weidmann. n. 2⅔ Thlr.

Dieſe neue Auflage hat außer manchen formellen Verbeſſerungen durch die Benützung des Berliner Archivs intereſſanten neuen Zuwachs erhalten, namentlich nähere Nachrichten über die diplomatiſchen Vorgänge, die den Abſchluß des Baſler Friedens herbeiführten, und überhaupt neue Aufklärungen über das, was während der napoleoniſchen Kriege hinter den Couliſſen vorging.

Perthes, Clemens Theod., Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft. gr. 8. (X u. 576 S.) Gotha 1862, F. A. Perthes. n. 3 Thlr.

Dieſes Buch entſtand dem Verfaſſer aus Vorarbeiten für eine Geſchichte der politiſchen Parteien in Deutſchland. Indem er dem Einfluß der franzöſiſchen Herrſchaft auf dieſelben nachforſchen wollte, ſammelte er Vieles, was ihm gedruckte und ungedruckte Nachrichten, ſowie Briefe jener Zeit und mündliche Tradition zuführten, um ein anſchauliches Bild örtlicher Zuſtände und Stimmungen zu gewinnen. Das erſte Buch beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem linken Rheinufer zur Zeit der Fremdherrſchaft, und aus Veranlaſſung der Beſetzung von Mainz durch die Franzoſen mit der Perſon J. G. Forſters, über den es manche neue Aufſchlüſſe giebt. Das zweite Buch ſchildert die weſtlichen und ſüdlichen Rheinbundsſtaaten, wobei Bayern und ſeine Umgeſtaltung durch Montgelas, und Würtemberg unter der Gewaltherrſchaft König Friederichs eine Hauptpartie ausmachen. So wenig der Verfaſſer darauf ausgeht, die guten Seiten der gewaltſamen Veränderungen hervorzuheben, ſo treten ſie doch aus ſeiner Darſtellung überzeugend hervor, man ſieht, wie manche Reformen, wie manche Reinigung von altem Unrath, wie manche Förderung politiſcher Bildung wir jener Zeit zu danken haben. Eine werthvolle Ergänzung zu Häuſſers Werk.

Scherr, Johannes, Blücher. Seine Zeit und ſein Leben. 12 Bücher in 3 Bden. 1. Bd. Die Revolution 1740—1799. gr. 8. (XXIII u. 446 S.) Leipzig 1862, O. Wigand. n. 2⅔ Thlr.

2. Bd. Napoleon 1800—1812 }
3. Bd. Blücher 1813—1815 } werden ſpäter erſcheinen.

Eine Geſchichte der Revolutions- und Freiheitskriege, die über den Rahmen, den der Name Blücher geben könnte, weit hinausgeht.

Aegidi, Ludwig Karl, Aus dem Jahre 1819. Beitrag zur deutſchen Geſchichte. 2. verm. Auflage. 16. (VI u. 185 S.) Hamburg 1861, Boyes u. Geisler. n. 18 Ngr.

Hauptſächlich eine Geſchichte des Karlsbader Congreſſes, deren Material wahrſcheinlich den Papieren des ſachſen-weimariſchen Geſandten entnommen iſt. Außer den Conferenzacten lag dem Verfaſſer der Bericht eines Bundestagsgeſandten an ſeinen Souverän vor, aus dem erhellt, daß allerdings große Veränderungen für die deutſche Bundesverfaſſung beabſichtigt waren, daß dieſe aber an der Uneinigkeit der Bundesglieder ſcheiterten. Für dieſe zweite Auflage ſind auch die Tagebücher von Gentz zu weiteren Ausführungen benutzt. Der Verfaſſer giebt mit dieſer Schrift nicht nur einen werthvollen Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Diplomatie, ſondern erhebt auch eine energiſche Anklage gegen den ſchändlichen Verrath, welchen eine im fremden Intereſſe arbeitende Politik an der conſtitutionellen Entwicklung Deutſchlands zu üben im Begriffe war.

Freytag, Guſtav, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 2 Thle. 3. Aufl. gr. 8. (385 u. 423 S.) Leipzig 1861, Hirzel. 3 Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 34.

Freytag, Guſtav, Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes. gr. 8. (XVI u. 589 S.) Leipzig 1862, Hirzel. 2⅓ Thlr.

Eine Fortſetzung der Bilder aus der deutſchen Vergangenheit, welche die Zeit vom weſtfäliſchen Frieden bis nach den Freiheitskriegen umfaßt. Anmuthige Sittenſchilderungen, intereſſante Züge aus dem Privatleben, zum Theil bisher unbenützten Tagebüchern entnommen, verbinden ſich mit ernſten patriotiſchen Nutzanwendungen und Mahnungen. Der Stoff iſt unter folgenden Capitelüberſchriften untergebracht: 1) Aus dem Leben des deutſchen Bauers. 2) Aus dem Leben des modernen Adels. 3) Der deutſche Bürger und ſeine Waffenfeſte. 4) Die Staatsraiſon und der Einzelne. 5) Die Stillen im Lande. 6) Es wird Licht. 7) Aus der Garniſon. 8) Aus dem Staate Friederichs des Großen. 9) Aus den Lehrjahren des deutſchen Bürgers. 10) Die Erhebung. 11) Die Erkrankung und Heilung. 12) Die Hohenzollern und das Volk.

Frauer, Ludwig, Die Reform des Zollvereins und die deutſche Zukunft. Zur Verſöhnung von Nord und Süd. gr. 8. (IX u. 152 S.) Braunſchweig 1862, Vieweg u. Sohn. n. 16 Ngr.

Ein zwiſchen großdeutſchen und kleindeutſchen Beſtrebungen vermittelnder Vorſchlag, wie durch ein Zollvereinsparlament und eine demſelben entſprechende Centralgewalt, die aus drei Bundesſtaaten: Preußen, Baiern und einem dritten, durch Wechſel zwiſchen den drei übrigen Königreichen zu beſtimmenden, Bundesglied gebildet werden müßte, ein Bundesſtaat herzuſtellen wäre, der mit Oeſterreich ein freundliches Abkommen treffen könnte. Der Verfaſſer legt ſehr großes Gewicht darauf, daß von dem Zollverein als gegebener Grundlage nationaler Einigung ausgegangen werde, und andererſeits, daß Oeſterreich als Geſammtſtaat, als ein für ſich beſtehendes Ganze erhalten werde, weßhalb er weder ein ganz Oeſterreich aufnehmendes Mittelreich, noch eine Losreißung der deutſch-öſterreichiſchen Provinzen von der Geſammtmonarchie will. Die Schrift iſt das Ergebniß ernſten vieljährigen Nachdenkens und mit Talent geſchrieben.

Pfizer, P. A., Zur deutſchen Verfaſſungsfrage. 8. (143 S.) Stuttgart 1862, Metzlers Verl. n. 18 Ngr.

Der Verfaſſer des Briefwechſels zweier Deutſchen, welcher den Gedanken deutſcher Einheit unter Preußens Führung vor 30 Jahren zuerſt entſchieden ausgeſprochen hat, beleuchtet in dieſer Schrift den gegenwärtigen Stand der deutſchen Frage und macht den Vorſchlag zu einer Directorialregierung, als der unter den beſtehenden Verhältniſſen möglichſten Form, unter Hinweiſung auf einen künftigen Sieg demokratiſcher Einheitsformen.

Preußen.

Droyſen, Joh. Guſt., Geſchichte der preußiſchen Politik. Thl. III. Der Staat des großen Kurfürſten. 1. Abth. gr. 8. (IV u. 359 S.) Leipzig 1861, Veit u. Comp. n. 2 Thlr.

Behandelt die Zeit des dreißigjährigen Krieges und zeigt, wie durch die Uebermacht Oeſterreichs und das Eingreifen der Stände in die landesherrliche Gewalt dem Kurfürſten Georg Wilhelm alle Mittel abgeſchnitten waren, ſich auch nur in ordentlichen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Es folgen dann die erſten 10 Jahre des großen Kurfürſten und die Geſchichte ſeiner Vorbereitungen auf den Krieg. Auf die allgemein deutſchen Verhältniſſe iſt ſtetige Rückſicht genommen, namentlich iſt die Lage der Dinge, aus welcher der 30jährige Krieg entſpringen mußte, gut auseinandergeſetzt.

S. vierter Nachtrag S. 36. 37.

Voigt, F., Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates. gr. 8. (X u. 654 S.) Berlin 1860, Dümmlers Verl. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer wollte die bedeutenden Ergebniſſe, welche das Quellenſtudium der preußiſchen Geſchichte in neuerer Zeit zu Tage gefördert hat, zuſammenſtellen, und ſo die äußere wie innere Entwicklung des Staates in einfacher Sprache darſtellen, und hat dieſe Aufgabe in ſehr befriedigender Weiſe gelöſt. Wir können dieſes Handbuch als die beſte überſichtliche Darſtellung der preußiſchen Geſchichte empfehlen.

Schmidt, Ferd., Preußens Geſchichte in Wort und Bild. Illuſtrirt von Ludw. Burger. Volksausg. Lief. 1—8. gr. 8. (od. S. 1—636). Berlin 1862, Lobeck. à Lief. n. ⅙ Thlr.

Eine ſehr gut geſchriebene populäre Geſchichte Preußens. Glückliche Auswahl des Stoffes, eine lebendige, feſſelnde und doch einfach natürliche Darſtellung, nationale Wärme, welche bei allem preußiſchen Patriotismus den allgemein deutſchen Geſichtspunkt voranſtellt, macht dieſes Werk beſonders empfehlenswerth.

Köpke, Rud., Die Gründung der Königl. Friederich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin ꝛc. gr. 4. (VIII u. 300 S.) Berlin 1860, Dümmlers Verl. n. 2⅔ Thlr.

Aus Veranlaſſung der 50jährigen Gründungsfeier im Auftrag der Univerſität nach officiellen Quellen geſchrieben, bringt dieſe ſorgfältig ausgeführte Geſchichte der Stiftung der Univerſität manche bisher minderbekannte Thatſache bei und iſt ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte des damaligen Preußens.

Varnhagen, v. Enſe, K. A., Tagebücher: [A. d. Nachlaß d. Verf.] 4 Bde. (Herausgegeben von Ludmilla v. Aſſing.) gr. 8. (IX u. 367. 423. 488. 404 S.) Leipzig 1861. 62, Brockhaus. à Bd. n. 3 Thlr.

Bekanntlich haben dieſe Tagebücher viel Aufſehen erregt, ſie ſind viel gerühmt, viel verurtheilt worden. Unſtreitig aber ſind Varnhagens Aufzeichnungen ein höchſt werthvoller wichtiger Beitrag zur Zeitgeſchichte. Wenn er auch vieles leere Tagesgerede aufgeſchrieben hat, wenn ihm auch manche einſeitige Auffaſſung, falſcher Verdacht, ungerechte Schmähung, leere und falſche Gerüchte zugetragen wurden, wenn er oft auch nicht die nöthige Kritik geübt hat über die Quellen, aus denen ihm ſeine Nachrichten zugefloſſen ſind, ſo hat er doch im Ganzen richtig Buch geführt über Thatſachen und Stimme der öffentlichen Meinung, manche bösartige Bemerkung über Perſonen iſt durch den Erfolg merkwürdig beſtätigt worden. Was die viel beſtrittene Berechtigung der Herausgeberin zur Veröffentlichung betrifft, ſo ſind wir überzeugt, daß dieſelbe ganz im Sinn und Auftrag des Verfaſſers gehandelt, wir glauben, daß Varnhagen dieſe Papiere deßwegen ſeiner Nichte vermacht hat, weil er das Zutrauen zu ihr hatte, daß ſie dieſelben in ihrer ächten Geſtalt unbeſchnitten und unverkürzt und frühzeitig genug herausgeben würde, damit die betreffenden Perſonen ihr Urtheil noch bei ihren Lebzeiten zu leſen bekämen. Daß der Geſchichtsforſcher, der dieſe zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen benutzen will, vorſichtige Kritik üben muß, verſteht ſich, es fehlt ihm aber ja auch nicht an anderen Quellen, die ihm das Material zur nöthigen Controle gewähren.

Hannover.

Oppermann, H. Alb., Zur Geſchichte des Königreichs Hannover von 1832—60. II. Bd. 1848—60. gr. 8. (VIII. 450 S. u. IV. 200 S. Beilagen.) Leipzig 1862, O. Wigand. n. 2⅓ Thlr.

Bd. I. vierter Nachtrag S. 38.

Der frühere Band hatte eigentlich nur die Einleitung zu dem jetzt vorliegenden gebildet, welcher von der Periode handelt, von welcher der Verfaſſer als Genoſſe und Mithandelnder bei den Beſtrebungen der nationalen Partei ſprechen konnte. Er giebt hauptſächlich Aufklärung darüber, warum das Miniſterium Bennigſen-Stüve in den allgemein deutſchen Angelegenheiten nicht das Vertrauen genießen konnte, das es in den inneren Angelegenheiten ſo reichlich und ſicher beſeſſen hatte, und wie es kam, daß ſich nun eine große Partei gegen daſſelbe bildete. Er verſäumt aber dabei anzuerkennen, daß das Miniſterium in ſeiner particulariſtiſchen Politik keineswegs iſolirt ſtand, ſondern die Unterſtützung einflußreicher Kreiſe für ſich hatte, während es an einer nationalen Partei urſprünglich überhaupt in Hannover gefehlt hatte.

Die Zeit von 1850 an wird minder ausführlich behandelt und namentlich auf die ſtändiſchen Verhandlungen weniger eingegangen, die von 1855 nur ſkizzirt. Die Beilagen geben viele intereſſante Materialien.

Sachſen.

Richard, A. V., Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte von Sachſen und Thüringen im 16. Jahrhunderte. Nach ſeltenen handſchriftlichen Urkunden und andern Quellen bearbeitet. gr. 8. (XXXIII u. 132 S.) Leipzig 1861, Teubner. n. 2 Thlr.

Eine nicht auf Vollſtändigkeit Anſpruch machende Kulturgeſchichte Sachſens, deſſen Volksleben, kirchliche, ſtaatliche, ſittliche und religiöſe, ſowie volkswirthſchaftliche Zuſtände der Verfaſſer mit den Mitteln, welche ihm gedruckte und ungedruckte Quellen darbieten, nach Licht- und Schattenſeiten darſtellen will. Ein ſehr reichhaltiges, viel Intereſſantes enthaltendes Buch, dem aber die rechte Verarbeitung fehlt.

Weber, Karl v., Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptſtaatsarchive zu Dresden. Neue Folge. 2 Bde. gr. 8. (III u. 394. III. 394 S.) Leipzig 1861, B. Tauchnitz. 3⅓ Thlr.

Eine Fortſetzung der im dritten Nachtrag S. 59 aufgeführten culturgeſchichtlichen Merkwürdigkeiten. Die Hauptſtücke in dieſen neuen Bänden ſind Bd. I. Die Beiträge zur Geſchichte der geheimen Verbindungen in Deutſchland. Bd. II. Zur Geſchichte des Polenkriegs, Stanislaus Leszynski, der Briefwechſel Friedrichs d. G. mit dem ſächſ. Miniſter Graf v. Manteuffel und das Lebensbild des ſächſiſchen Cavaliers Joh. Chriſtoph v. Roſtiz.

Oeſterreich.

Pufendorf, Eſaias (ſchwediſcher Geſandter in Wien). Bericht über Kaiſer Leopold, ſeinen Hof und die öſterreichiſche Politik 1671—1674. Nach einer Handſchrift herausgeg. und erläutert von K. G. Helbig. gr. 8. (99 S.) Leipzig 1861, Teubner. 18 Ngr.

Ein ſehr intereſſanter und lebendiger Bericht, bei dem freilich der öſterreichiſche Hof in keinem günſtigen Licht erſcheint, beſonders die deutſche Politik Oeſterreichs, „deren Generalintention zur Unterdrückung deutſcher Freiheit" mit vielen Beiſpielen belegt wird. Der Stil des Actenſtücks, das reichlich mit lateiniſchen und franzöſiſchen Brocken verziert iſt, ſchwerfällig.

Palacky, Franz, Geſchichte von Böhmen. IV. Bd. Das Zeitalter George von Podiebrad. 2. Abth. 1457—1471. gr. 8. (VIII u. 704 S.) Prag 1860, Tempsky. n. 2⅔ Thlr.

Die früheren Bände ſ. erſter Nachtrag S. 53 und Wegweiſer 3. Aufl. S. 68. Dieſer neue Band enthält die Darlegung werthvoller neuer Forſchungen des Verfaſſers, welche über die damaligen politiſch-kirchlichen Kämpfe intereſſanten Aufſchluß geben.

Bayern.

Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541. Ein Beitrag zur Handelsgeſchichte der Stadt Augsburg. Herausgeg. von B. Greiff, Studienlehrer in Augsburg. (XX. 172 S.) auf Koſten des hiſt. Vereins in Schwaben und Neuburg. Augsburg 1861.

Gewährt in kurzen Aufzeichnungen eines Kaufmanns, der 20 Jahre lang bei dem Hauſe der Welſer diente, ein überraſchend vollſtändiges Lebensbild eines großen Kaufmanns jener Zeit.

Mainz.

Klein, Karl, Geſchichte von Mainz während der erſten franzöſiſchen Occupation 1792—93. gr. 8. (VI u. 602 S.) Mainz 1861, Zabern. n. 2 Thlr.

Eine ſehr fleißige tüchtige Arbeit, die aus gleichzeitigen Localblättern, Flugſchriften und handſchriftlichen Quellen manches Neue beibringt, und eine willkommene Ergänzung der bisherigen Darſtellungen des franzöſiſchen Krieges jener Jahre gewährt. Die Abſicht des Verfaſſers iſt dabei die Majorität der damaligen mainziſchen Bevölkerung von dem Vorwurf der Hinneigung zu den Franzoſen zu reinigen, andererſeits zu zeigen, wie wenig die Franzoſen ihre ſchönen Verſprechungen gehalten und wie arg ſie in deutſchen Landſchaften gewirthſchaftet.

Frankfurt.

Kriegk, Georg Ludw., Frankfurter Bürgerzwiſte im Mittelalter ꝛc. gr. 8. (XV u. 560 S.) Frankfurt a/M. 1862, Sauerländer's Verl. n. 2⅔ Thlr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur inneren Geſchichte Frankfurts vom 13—15. Jahrhundert. Die Ergebniſſe vieljähriger archivaliſcher Forſchungen ſind hier zu einem unterhaltenden Buche verarbeitet.

Schleswig-Holſtein.

Baudiſſin, Graf Adelbert, Geſchichte des Schleswig-Holſteiniſchen Krieges. 1. Lief. (Einleit.) gr. 8. (143 S.) Hannover 1862, Rümpler. ⅓ Thlr. (Erſcheint in 5—6 Lieff.)

Eine populäre Darſtellung von den Rechten Schleswig Holſteins, den däniſchen Uebergriffen und dem Kampfe, den das Land zur Wahrung ſeiner Rechte geführt hat.

Friederich, Prinz von Schleswig-Holſtein-Noer. Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—1850. gr. 8. (IV u. 447 S.) Zürich 1861, Meyer und Zellers Verl. n. 2 Thlr.

Verſuch des Prinzen, ſich gegen den Vorwurf des Abfalls von der ſchleswigholſteiniſchen Sache zu vertheidigen, was ihm aber nicht gelungen zu ſein ſcheint.

Die Niederlande.

Wild, Albert, Die Niederlande. Ihre Vergangenheit und Gegenwart. 2 Bde. gr. 8. (XL. IV u. 875 S.) Leipzig 1862, O. Wigand. n. 4 Thlr.

Der Verfaſſer, der durch einen längeren Aufenthalt in den Niederlanden ein Intereſſe an Land und Leuten gewonnen hat, ſucht durch eingehende Schilderung derſelben und geſchichtliche Rückblicke deutſche Leſer für dieſe von Deutſchen ſelten beſuchte Landſchaften und Städte zu intereſſiren. Als weiteren Beitrag zur Kunde des Landes und ſeiner Sitten giebt der Verfaſſer im Anhang eine auf holländiſchem Boden ſpielende Novelle. Für die, welche Holland kennen lernen wollen, eine empfehlenswerthe Schrift, die unterhaltend zu leſen iſt.

Schweiz.

Huber, Alphons, Die Waldſtätte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft. Mit einem Anhang über die geſchichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell. gr. 8. (VIII u. 128 S.) Innsbruck 1861, Wagner. n. ⅔ Thlr.

Eine gute Orientirung über die neueren Forſchungen in Betreff der geſchichtlichen Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft und der daran geknüpften Tellſage. Das Ergebniß iſt, daß ſeit Mitte des 13. Jahrhunderts ein beſtändiges Schwanken zwiſchen Reichsfreiheit und habsburgiſcher Landeshoheit ſtattgefunden habe, daß aber kein Punkt ſich ermitteln laſſe, in welchen der Aufſtand gegen habsburgiſche Landvoigte und ihre angeblichen Verſuche die Schweiz vom Reich weg unter Oeſterreich zu bringen, ſich einreihen ließe. Das Reſultat in Betreff der Tellsgeſchichte iſt ein rein negatives und läßt ſelbſt die Perſon Tells als ein Product der Sage erſcheinen.

Frankreich.

Polenz, Gottlob v., Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus bis zur Nationalverſammlung im J. 1789. Zum Theil aus handſchriftl. Quellen. III. Bd. A. u. d. T.: Der politiſche franzöſiſche Calvinismus im Begriff und ſeine Literatur ꝛc. gr. 8. (XVI u. 480 S.) Gotha 1860, F. A. Perthes. n. 3 Thlr.

Bd. I. ſ. Nachtrag 3 S. 51. Bd. II. Nachtrag 4. S. 43.

Entwicklung der politiſchen Theorien des Calvinismus, ihres Einfluſſes auf die Ereigniſſe und deren Rückwirkung auf die Theorien. Geſchichte der einſchlägigen Literatur. Sehr intereſſanter Inhalt, aber etwas ſchwerfällige, philoſophiſcher Schärfe und Klarheit entbehrende Darſtellung.

Ranke, Leop., Franzöſiſche Geſchichte vornämlich im 16. u. 17. Jahrh. 5. (Schluß.) Bd. gr. 8. (III u. 533 S.) Stuttgart 1861, Cotta. n. 3 Thlr.

Enthält Quellenkritik und Auszüge aus ungedruckten urkundlichen Materialien. Hauptſtücke ſind: Davilas Geſchichte der franz. Bürgerkriege, die Memoiren Richelieus, Briefe der Herzogin Charlotte Eliſabeth von Orleans an die Kurfürſtin Sophie von Hannover S. 280—442, und eine Unterſuchung über die Memoiren des Duc de St. Simon.

Thiers, A., Geſchichte des Conſulats und Kaiſerthums. Aus d. Franz. Bd. 18. 19. 20. gr. 8. (576. 556. 576 S.) Brüſſel 1860—1862, Meline, Cans u. Comp. à Bd. ⅔ Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 44.

Block, M., Bevölkerung des Franzöſiſchen Kaiſerreichs in ihren wichtigſten ſtatiſtiſchen Verhältniſſen dargeſtellt. gr. 16. (III u. 66 S. Text und 12 Karten.) Gotha 1861, J. Perthes. n. 28 Ngr.

Eine gute überſichtliche Darſtellung der Bevölkerungs- und Culturverhältniſſe Frankreichs.

England.

Ranke, Leop., Engliſche Geſchichte vornämlich im 16. u. 17. Jahrhundert. II. Bd. gr. 8. (VI u. 569.) III. Bd. gr. 8. (IV u. 584 S.) Berlin 1860. 61, Duncker und Humblot. à Bd. n. 3⅓ Thlr.

Den erſten Band ſ. vierter Nachtrag S. 44.

Dieſe zwei neuen Bände behandeln die Periode von der Thronbeſteigung Jacobs I. bis zum Tode Cromwells. Treffliche Ueberblicke über das Ganze der engliſchen Geſchichte in ihrem Zuſammenhange mit den Weltereigniſſen, glänzende Einzelſchilderungen von Perſonen und Zuſtänden machen auch dieſes Werk Rankes zu einer klaſſiſchen Arbeit, die man mit Genuß lieſt. Dagegen wird es auf manchen Leſer einen ſtörenden Eindruck machen, daß Ranke für die Stuarts und ihre Politik gar zu entſchieden Partei nimmt, daß er die Falſchheit und Zweizüngigkeit Karls II. vertuſcht und mit leichtfertigen Gründen entſchuldigt, daß er bei Cromwells Charakteriſtik die Verläumdungen früherer Parteiüberlieferung, die von der neueren Forſchung als irrig nachgewieſen ſind, nachſchleppt und überhaupt der republikaniſchen Größe der Puritaner nicht ganz gerecht wird.

Buckle, Heinrich Thomas, Geſchichte der Civiliſation in England. Ueberſ. von Arnold Ruge. I. 1. 2. II. Bd. gr. 8. (I. 1, XII. 436. I. 2, VII. 384. II. XVI u. 582 S.) Leipzig 1860. 61, C. F. Winter. n. 8 Thlr.

Eine Reihe von Eſſays, in welchen der geiſtreiche, aber an Paradoxen reiche Verfaſſer verſucht, die naturwiſſenſchaftliche Methode auf die Geſchichte anzuwenden. Sein Grundgedanke iſt, daß der Fortſchritt in Wiſſenſchaft, politiſcher Freiheit und materiellem Wohlſtand durch den Erfolg bedingt ſei, womit die Geſetze der Naturerſcheinungen erforſcht werden und die Geiſter ſich losmachen von der Bevormundung durch Kirche und Staat. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet er im 1. Bande die Geſchichte und Literatur des Mittelalters, beſonders Englands und Frankreichs, im 2. Bande die Geſchichte Spaniens und Schottlands. Das Werk bleibt Fragment, da der Verfaſſer vor Kurzem geſtorben iſt.

Müller, Moritz, Oliver Cromwell, Protektor von England. Ein Vortrag gehalten in einer Bürgerverſammlung in Pforzheim. gr. 8. (46 S.) Pforzheim 1862 (Carlsruhe), Bielefeld. n. 4 Ngr.

Der Verfaſſer ſieht mit Recht in Cromwell einen der größten Staatsmänner und ſchildert ihn mit Begeiſterung und geſchickter Benützung der Materialien, die er bei Carlyle, Merle d'Aubigné und Ranke fand. Das Schriftchen giebt ein richtigeres Bild von Cromwell als man in vielen populären Geſchichtswerken findet, und verdient verbreitet und geleſen zu werden.

Fiſchel, Eduard, Die Verfaſſung Englands. gr. 8. (XXI u. 566 S.) Berlin 1862, Ferd. Schneider. n. 2⅔ Thlr.

Eine an die geſchichtliche Entwicklung ſich anlehnende Darſtellung und Kritik der engliſchen Verfaſſung. Zur Orientirung für Hiſtoriker, Politiker und Journaliſten ſehr empfehlenswerth.

May, Thomas Erskine, Die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georgs III. 1760—1860. Aus dem Engl. überſ. v. O. G. Oppenheim. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 414 S.) Leipzig 1862, Mendelsſohn. n. 2 Thlr.

Enthält eine Geſchichte der Prärogative der Krone, ihres Einfluſſes, ihrer Revenüen, der Zuſammenſetzung beider Häuſer des Parlaments, ihrer Befugniſſe und politiſchen Beziehungen. Der zweite Band wird eine Geſchichte der Parteien, der Preſſe, der politiſchen Agitation, der Kirche, der bürgerlichen und religiöſen Freiheit, und eine allg. Betrachtung der Geſetzgebung dieſes Zeitabſchnittes enthalten. Ein Werk von anerkannter Bedeutung.

Bädeker, K., London und ſeine Umgebung nebſt Reiſerouten vom Continent nach England und zurück ꝛc. Mit 1 Eiſenbahnkarte, 2 Plänen von London, 1 Karte der Umgeb. von London und 8 Plänen. 8. (XLI u. 336 S.) Coblenz 1862, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Iſt wie die anderen Bädekeriſchen Reiſehandbücher durchaus praktiſch eingerichtet und ganz geeignet, ein treuer Begleiter der deutſchen Reiſenden zu werden. Ein ſehr genau ausgeführter Plan von London erleichtert das Zurechtfinden. Verſchiedene Reiſerouten vom Continent aus, nebſt Plänen der betreffenden Städte, berathen, den Reiſenden ſchon vom Beginne der Reiſe an.

London und ſeine Umgebung. Nebſt Beſchreibung der Nordſeehäfen und der wichtigſten Städte Englands. Mit 7 Plänen, 2 Karten, 2 Stahlſtichen, u. 1 Grundriß des neuen Ausſtellungsgebäudes ꝛc. 8. (XVIII u. 332 S.) Stuttgart 1862, Bruckmann. n. 1⅓ Thlr.

Auch ein gut eingerichteter Wegweiſer, der dem Bädekeriſchen mit Erfolg Concurrenz macht.

Skandinavien.

Ziegler, Alex., Meine Reiſen im Norden. In Norwegen auf den Orkney- und Shetland-Inſeln, in Lappland und Schweden. 2 Bde. 8. (XVI u. 707 S.) Leipzig 1860, J. J. Weber. n. 3 Thlr.

Reich an beachtenswerthen eigenen Studien und fremden Beobachtungen, ſowohl in ſocialer und hiſtoriſcher als naturwiſſenſchaftlicher Beziehung.

Preyer, William und Ferd. **Zirkel.** Reiſe nach Island im Sommer 1860. Mit wiſſenſchaftlichen Anhängen. Nebſt 6 Abbildungen in Holzſchnitt u. 1 lithogr. Karte. gr. 8. (VIII u. 499 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Eine gründliche, insbeſondere naturwiſſenſchaftliche Beſchreibung der merkwürdigen Inſel und ihrer Bewohner. Die zweite Hälfte des Buches beſteht in Darlegung der wiſſenſchaftlichen Reſultate, in 6 Abſchnitten: 1) die geologiſchen Verhältniſſe. 2) Verzeichniß der Gefäßpflanzen. 3) Die Rückgratsthiere. 4) Die Ausbrüche der Vulkane. 5) Statiſtiſche Mittheilungen. 6) Ausſprache der isländiſchen Buchſtaben.

Rußland.

Herrmann, Ernſt. Geſchichte des ruſſiſchen Staates. 6. Bd. gr. 8. (XXI u. 596 S.) Gotha 1860, Fr. A. Perthes. n. 2⅔ Thlr.

Enthält die Regierungsgeſchichte der Kaiſerin Katharina vom J. 1776—1791. Außer den gedruckten Materialien benutzte der Verfaſſer in ausgedehnter Weiſe das Dresdener Archiv, ſowie das engliſche und preußiſche u. ſ. w. aus welchen er namentlich für die Geſchichte der polniſchen Theilungen und des Einfluſſes Rußlands auf die europäiſche Politik reiche Ausbeute machen konnte. — S. Wegweiſer 3. Aufl. S. 90 und zweiter Nachtrag S. 97.

Smitt, Fedr. v., Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812. Nach archivaliſchen Quellen. Mit 1 Karte. gr. 8. (VI u. 558 S.) Leipzig 1861, C. F. Winter. n. 3 Thlr.

Giebt über die am ruſſiſchen Hofe entworfenen und von den Führern befolgten Kriegspläne authentiſche Aufklärung, mit polemiſchen Erörterungen über die bisherigen Darſtellungen der Geſchichte des Krieges. Die wichtigſten Beiträge ſind 1) die Denkſchriften Phulls. 2) Denkſchriften Barklay's und ein Brief Kaiſer Alexanders, worin er das von einem Theil der ruſſiſchen Offiziere ſo bitter getadelte Verfahren Barklay's als ein früher mit ihm verabredetes vollkommen billigt.

Ruſſiſche Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung. Eingeleitet und herausgegeben von Friederich Bodenſtedt. 2 Bde. gr. 8. (XXVII. 314 u. VI 389 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 3⅔ Thlr.

Inhalt: 1) Einleitung v. Bodenſtedt. 2) K. Akſakow, Das altruſſiſche Gemeinweſen und die Volksberathungen. 3) K. Akſakow, Das Familien- und Volksleben bei den alten Slaven. 4) Iw. Akſakow, Das Volksleben und die Meſſen in der Ukraine. 5) Die hiſtoriſche Bedeutung der Verhandlungen der Synode im Jahre 1551.

2. Bd.: 1) N. Hilarow, Das Individuelle und das Allgemeine. 2) A. Koſchelew,

Die Bauerngemeinde und der Grundbeſitz. 3) Chomjakow. Hiſtoriſche Fragmente. 4) Ueber eine Handſchrift v. d. J.: Das ruſſiſche Reich in der Mitte des 17. Jahrh. 5) Ueber die Arbeiteraſſociationen im Gouvernement Jaroslaw v. J. Akſakow. 6) P. Bartenjew, Graf Markow.

Eine Schilderung Rußlands aus der Feder ruſſiſcher Gelehrten und Parteiführer, die allen, welchen es um eine klare Einſicht in die politiſchen und ſocialen Zuſtände Rußlands zu thun iſt, gelegentlich empfohlen zu werden verdient, und die eine Menge zur Verſtändniß der wichtigſten Zeitfragen unentbehrliches Material liefert.

Bodenſtedt, Fr., Aus Oſt und Weſt. Sechs Vorleſungen. 8. (VII u. 204 S.) Berlin 1861, Decker. 1 Thlr.

Vorträge, die der Verfaſſer im Hörſaale Liebigs für ein gemiſchtes Publikum hielt. Ihr Inhalt iſt: 1) Slaviſche Volkspoeſie. 2) Der Kreml in Moskau, als Träger und Mittelpunkt der ruſſiſchen Geſchichte. 3) Die Stellung der Frauen im Orient und Occident. 4) Shakſpeare und die altengliſche Bühne. 6) Das ruſſiſche Theater in ſeiner ſocialen Bedeutung.

Hamm, Wilhelm, Südöſtliche Steppen und Städte. Nach eigener Anſchauung geſchildert. gr. 8. (XV u. 349 S.) Frankfurt a/M. 1862, Sauerländers Verl. 1⅓ Thlr.

Reiſebeobachtungen eines berühmten Landwirthes auf Wanderungen in Ungarn und dem ſüdlichen Rußland.

Spanien.

Baumgarten, Herm., Geſchichte Spaniens zur Zeit der franzöſiſchen Revolution. Mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im 18. Jahrhundert. gr. 8. (XX u. 586 S.) Berlin 1861, G. Reimer. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr gut geſchriebene Darſtellung einer minder bekannten Epiſode aus der ſpaniſchen Geſchichte. Die Einleitung giebt eine kurze Charakteriſtik der Mißregierung Spaniens unter dem Habsburgiſchen Hauſe, dann eine mehr ins Einzelne gehende Geſchichte der erſten Bourbonen, insbeſondere der Reformbeſtrebungen Karls III., hierauf von S. 197 an eine Geſchichte der verderblichen Reaction unter Karl IV., wofür dem Verfaſſer in den Berichten des k. preußiſchen Geſandten in Madrid, des Herrn von Sandoz-Rollin, eines intelligenten Diplomaten aus der Schule Friedrichs des Großen, ein ſehr reiches zuverläſſiges Material zu Gebote ſtand. Der Verfaſſer erzählt nicht nur gut, ſondern ſucht auch politiſche Lehren und Nutzanwendungen zu ziehen und zu zeigen, wie das Uebermaaß der Reaction den Boden zu den ſpäteren langwierigen Erſchütterungen bereitet hat.

Pertz, G. H., Ueber die politiſche Bedeutung des Jahres 1810. Aus den Abhandlungen der k. Akademie der Wiſſenſchaften. gr. 4. (S. 177—222.) Berlin 1861, Dümmlers Verl. n. 16 Ngr.

Ein Bericht des ſpaniſchen Miniſters Azanza aus Paris über den Plan Napoleons, ganz Spanien dem franzöſiſchen Kaiſerreich einzuverleiben. Charakteriſtiſch für die Art und Weiſe, mit der Napoleon ſeine Werkzeuge zu behandeln pflegte und für die Heuchelei, mit der er ſeine Gewaltſtreiche vor der Welt zu maskiren ſuchte..

Block, M., Bevölkerung Spaniens und Portugals nach den Originalquellen in ihren wichtigſten Verhältniſſen ſtatiſtiſch dargeſtellt. gr. 16. (VI u. 65 S. Text und 12 Karten.) Gotha 1861, J. Perthes. n. 28 Ngr.

Eine ähnliche Arbeit wie die über Frankreich.

Italien.

Gregorovius, Ferd., Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter ꝛc. 3. Bd. gr. 8. (XII u. 584 S.) 4. Bd. 653 S. Stuttgart 1860—61, Cotta. n. 6 Thlr. 14 Ngr.

Bd. 1 u. 2. S. vierter Nachtrag S. 28.

Verbindet mit einer Geſchichte der Stadt Rom und des römiſchen Bisthums den Verſuch einer Geſchichte der Menſchheit. Das überaus reiche topographiſche, kunſtgeſchichtliche und kirchengeſchichtliche Material iſt in geiſtreichem Feuilletonſtyl verarbeitet. Der vierte Band geht bis zum Tod Kaiſer Heinrich VI.

Burckhardt, Jacob, Die Cultur der Renaiſſance in Italien. gr. 8. (III u. 576 S.) Baſel 1860, Schweighauſers Verl. n. 2⅓ Thlr.

Nicht Geſchichte der Kunſt im Zeitalter der ſog. Renaiſſance, ſondern Cultur- und Sittengeſchichte jener Zeit. Sehr reich an dem intereſſanteſten Material aus der italieniſchen Literatur und Kunſt, aber nicht ſo verarbeitet, als man es von dem Verfaſſer erwarten durfte. Die Darſtellung etwas zu trocken und aphoriſtiſch.

Erdmansdörffer, Bernhard, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutſche Kaiſerwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges. gr. 8. (V u. 157 S.) Leipzig 1862, Veit u. Comp. n. ⅚ Thlr.

Eine intereſſante Epiſode aus der ſavoyiſchen Geſchichte. Der Aufſchwung, den das Herzogthum, unter der Regierung Karl Emanuels 1580—1630 nahm, wird hier nach den Quellen geſchildert, mit einem Ueberblick der damaligen deutſchen Verhältniſſe. Karl Emanuel bewarb ſich nämlich ums Jahr 1619 ernſtlich um die deutſche Kaiſerkrone, die er als Bundesgenoſſe der proteſtantiſchen Union zu erhalten hoffte.

Oppermann, Andreas, Palermo. Erinnerungen. 8. (359 S.) Breslau 1860, Trewendt. 1⅙ Thlr.

Beſchreibung und Geſchichte der Inſel Sicilien, insbeſondere Schilderung Palermos, deſſen Lage und Volksleben anſchaulich dargeſtellt werden.

Gregorovius, Ferd., Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. (XIII u. 400 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Geiſtreiche Schilderungen aus Natur, Kunſt und Volksleben, ſchon in den Jahren 1854 und 55 geſchrieben, daher ohne Beziehung auf die ſeither eingetretene Umgeſtaltung der Verhältniſſe. Der Verfaſſer hat da ſeine Hauptſtärke, wo es ſich darum handelt, an Beſchreibung der Gegenwart Rückblicke in die Vergangenheit anzuknüpfen.

Seibert, Carl Georg, Geſchichte des Königreichs Neapel. 1. Theil. Von der Gründung des Reichs durch die Normannen bis zu dem Untergang des aragoniſchen Hauſes 1050—1505. 8. (XV u. 630 S.) Bremen 1862, Strack. 1⅚ Thlr.

Eine populäre Darſtellung der neapolitaniſchen Geſchichte, mit jugendlicher Friſche und nicht ohne burſchikoſe und ſentimentale Auslaſſungen geſchrieben. Der Verfaſſer zieht häufige Parallelen mit der Gegenwart und glaubt, die Deutſchen ſeien beſonders zur Theilnahme an den Geſchicken des ſchönen und unglücklichen Landes verpflichtet, da ſie in alten Zeiten vielfach darein verwickelt und durch Mitſchuld betheiligt geweſen ſeien.

Grün, Karl, Italien im Frühjahre 1861. 8. (V u. 425 S.) München 1861, Fleiſchmann. n. 2 Thlr.

Inhalt: Turin. Mailand. Genua. Modena. Piſa. Florenz. Rom. Neapel. Ein Brief aus dem Viereck. Lebendige Schilderung des jetzigen Italiens, beſonders in politiſcher und ſocialer Beziehung, mit günſtigem Vorurtheil für die neueſten Veränderungen. Großentheils früder im Feuilleton der ſüddeutſchen Zeitung abgedruckt, zeigt die Darſtellung etwas zu viel Effekthaſcherei.

Grün, Karl, Fragmente aus Italien. Natur und Kunſt. 8. (VII u. 342 S.) München 1862, Fleiſchmanns Sep.-Conto. n. 1⅔ Thlr.

Inhalt: Der Werth der Lombardei. Von Genua nach Piſa. Wanderungen um Piſa. Aus Florenz. Aus Rom, Neapel. Durch Umbrien. Von Florenz nach Venedig. Eine Nachleſe zu dem früheren Werk, mehr Betrachtung als Beſchreibung.

Rüſtow, Wilhelm, Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge von 1860. 2 Thle. Mit 1 lith. Briefe Garibaldi's in Facſim. gr. 8. (VI u. 313 VI u. 258 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Nicht nur Kriegsgeſchichte, ſondern auch Erzählung der diplomatiſchen und politiſchen Entwicklung des Hergangs. Die Kriegsgeſchichte iſt inſofern nicht ganz der Wahrheit gemäß, als die Vertheidigungsmittel Franz II. überſchätzt werden, und der Verrath und die Feigheit, die auf Seite der neapolitaniſchen Truppen um ſich gegriffen hatten, nicht genug in Anſchlag genommen iſt.

Reuchlin, Herm., Lebensbilder zur Zeitgeſchichte. 1 Graf Cäſar Balbo. gr. 8. (V u. 68 S.) Nördlingen 1860, Beck. n. 12 Ngr.

2 Garibaldi und die Alpenjäger. gr. 8. (VI 115 S.) ebend. 1861, n. 16 Ngr.

3 Geſchichte Neapels während der letzten ſiebenzig Jahre dargeſtellt am Leben der Generale Floreſtan und Wilhelm Pepe. gr. 8. (IV u. 92 S.) ebend. n. ⅔ Thlr.

Eine biographiſche Ergänzung zur neueren Geſchichte Italiens mit politiſcher Tendenz. Balbos Biographie ſoll den Deutſchen ein Bild nationaler Geiſtesarbeit vor die Seele führen; Garibaldi ſoll zu freiwilligen Waffenübungen der deutſchen Jugend Anregung geben; die neapolitaniſchen Geſchichten ſollen die Nothwendigkeit, dem Provincialismus gerecht zu werden und eine Verſtändigung zu verſuchen, darlegen. Alle drei Monographien ſind nach italieniſchen Vorarbeiten geſchrieben, jedoch mit ſelbſtändiger Verarbeitung des vorgefundenen Materials und Ergänzung aus des Verfaſſers eigener Kenntniß italieniſcher Dinge. Friſche, lebendige, aber nicht leichtflüſſige Darſtellung.

Raſch, Guſtav, Das neue Italien. Bd. 1. 2. Aufl. gr. 8. (VI u. 311 S.) Berlin 1861, Vogel u. Comp. 1 Thlr.

Geſchichte der Ereigniſſe des Jahres 1860.

Eine Geſchichte der Bildung des neuen Königreichs Italien mit entſchiedener Parteinahme für die nationale Bewegung.

Leonhardi, Georg, Der Comerſee und ſeine Umgebungen. Mit 1 Karte. gr. 8. (VII u. 118 S.) Leipzig 1862, Engelmann. 24 Ngr.

Ein ausführlicher Wegweiſer für die Ufer des Comerſees, der mit den nöthigen Notizen für Reiſende die Schilderung der landſchaftlichen Schönheit, geſchichtliche, topographiſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung verbindet.

Griechenland.

Unger, Fr., Wiſſenſchaftliche Ergebniſſe einer Reiſe in Griechenland und in den joniſchen Inſeln. Mit 45 Holzſchnitten, 27 Abbildungen in Naturſelbſtdruck und 1 Karte der Inſel Corfu. Lex. 8. (XII u. 213 S. mit 3 Holzſchnitttaf.) Wien 1862, Braumüller. n. 2⅓ Thlr.

Der als Botaniker berühmte Verfaſſer ſchildert den Frühling in Corfu, giebt Mittheilung zur Geſchichte der Thermen, beſchreibt die vom Meerwaſſer in Bewegung geſetzten Mühlen auf der Inſel Cephalonia, die [illegible] der joniſchen Inſeln, den Monte Nero auf Cephalonia, den Berg [illegible] auf [illegible] und die [illegible], die Flora von Griechenland und den joniſchen Inſeln, ſowie die foſſile Flora auf Euböa.

Aſien.

Orlich, Leop. v., Indien und ſeine Regierung. Nach den vorzügl. Quellen und nach Handſchriften. 2. Bd. 2. Abthl. Culturgeſchichte Indiens ꝛc. Mit Benutzung des Nachlaſſes von Leopold Orlich und nach den vorzüglichſten Quellen, hrsg. v. Karl Böttger. Lex. 8. (IX u. 394 S.) Leipzig 1861, G. Mayer. n. 2 Thlr.

Die frühere Abth. ſ. vierter Nachtrag S. 48 und 49.

Orlich hatte zu dieſer letzten Abthlg. nur die Materialien hinterlaſſen, die von B., vom Verleger mit der Redaction beauftragt, nicht nur ſorgfältig verarbeitet, ſondern auch ergänzt hat. Dieſer Band handelt von dem Klaſſen- und Kaſtenweſen der Hindus, Religion und religiöſem Leben derſelben, Schattenſeiten des Volkscharakters, Menſchenopfer und Mord, Wittwen, Erziehungsweſen und Civiliſation, Lebensweiſe und Charakter nebſt Bemerkungen über indiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, Regierung und Juſtizverwaltung, Producte und Handel, Finanzverwaltung, Landbau, Bodenſyſtem und Revenue.

Hageby, Fr. Lind v., Reiſebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indiſchen Kriege 1857—59. Aus dem Schwediſchen. Mit dem Portrait des Verfaſſers, 10 color. Tafeln, 16 Tafeln in Tondruck, 3 Plänen und 1 Karte. Lex. 8. (X u. 424 S.) Leipzig 1861, Mendelsſohn. n. 4 Thlr.

Der Verfaſſer, ein ſchwediſcher Offizier, nahm im Auftrag ſeiner Regierung an dem letzten indiſchen Kriege Theil. Er beſchreibt nun zunächſt ſeine Reiſe von Stockholm nach Indien, worauf folgt eine kurze Schilderung Indiens, ſeiner Geographie, ſeiner Bewohner, der oſtindiſchen Compagnie und des indiſchen Krieges. Die beigegebenen Abbildungen ſind hauptſächlich den Darſtellungen aus der Sitte und Lebensweiſe der Indier, ſowie auch den Schlachten und Kriegsſcenen gewidmet.

Petermann, H., Reiſen im Orient. 2 Bde. Mit 1 Titelbild u. 1 Karte von H. Kiepert. Lex. 8. (VIII u. 409, XIV u. 471 S.) Leipzig 1860, 1861, Veit u. Comp. n. 7 Thlr.

Einer der werthvollſten Berichte über orientaliſche Reiſen. Bd. 1. handelt von der Reiſe nach Conſtantinopel, dem Aufenthalt dort, der Weiterreiſe nach Damaskus, Jeruſalem, Libanon, Beirut. Der zweite beſchreibt die Reiſe nach Bagdad, Perſepolis, Alexandrien, Kairo und Trieſt. Neben dem Reiſeberichte giebt der Verfaſſer intereſſante Mittheilungen über die religiöſen Secten des Orients.

Fallmerayer, Jak. Phil., Geſammelte Werke. Herausgegeben von Geo. Mart. Thomas. (In drei Bänden). Bd. I. gr. 8. (XLVIII u. 408 S.) Neue Fragmente aus dem Orient.

Bd. II. gr. 8. (VI u. 503 S.) Politiſche und culturhiſtoriſche Aufſätze.

Bd. III. gr. 8. (VII u. 559 S.) Kritiſche Verſuche. Leipzig 1861, Engelmann. à Bd. 2⅔ Thlr.

Der Herausgeber leitet die Werke mit einer Biographie Fallmerayers ein, die zugleich den rechten Geſichtspunkt für die Beurtheilung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen giebt. Der erſte Band enthält eine Reihe Aufſätze über den Orient: Konſtantinopel, Syrien und Ägypten, Paläſtina, orientaliſche Reiſebilder, byzantiniſche Correſpondenzen. Dieſer erſte Band iſt großentheils die Frucht ſeiner dritten Reiſe in den Orient und möchte wohl das Vollendetſte ſeines Nachlaſſes ſein. Bd. II. enthält: über Rußland, und europäiſche Politik, die orientaliſche Politik, Deutſchland, Lebensbilder, zur Culturgeſchichte. Bd. III. Kritiſche Verſuche d. h. Recenſionen, die einſt in der Allg. Zeitung abgedruckt waren.

Tiſchendorf, Conſt., Aus dem heiligen Lande. Nebſt 5 Abbildungen in Holzſchnitt und 1 lith. Tafel. gr. 8. (XI u. 375 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Anſprechende Reiſebilder aus der Feder eines ſehr rührigen Forſchers auf dem Gebiete der neuteſtamentlichen Handſchriftenkunde, der hier aber nicht ein gelehrtes Werk vorlegt, ſondern eines „das mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf geſchrieben iſt." Frucht einer neuen Reiſe in den Orient. Die Beſchreibung einer früheren Reiſe des Verf. ſ. Wegweiſer 2. A. S. 105.

Wolff, Philipp, Jeruſalem nach eigenen Anſchauungen und den neueſten Forſchungen geſchildert. Mit 16 Abbildungen und Grundriß von Jeruſalem. 2. gänzl. umgearb. Auflage. 8. (XII u. 225 S.) Leipzig 1862, J. J. Weber. n. 1 Thlr.

Einfacher und zuverläſſiger Bericht eines mit den erforderlichen gelehrten Kenntniſſen ausgerüſteten Geiſtlichen.

Buſch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jeruſalem. Bilder ohne Heiligenſchein. 2 Bde. gr. 16. (X 265 u. 250 S.) Leipzig 1861, Grunow. n. 3 Thlr.

Der Verfaſſer, der ſich durch ſein Reiſehandbuch für den Orient als Kenner desſelben gezeigt hat, beſchreibt hier eine vor Kurzem gemachte Reiſe nach Jeruſalem. Der Beiſatz ohne Heiligenſchein ſoll nicht eine frivole Behandlung der heiligen Stätten andeuten, ſondern eine objective Auffaſſung ohne theologiſche und romantiſche Vorausſetzung. Am Schluß giebt der Verfaſſer noch eine Beſchreibung Jeruſalems aus der Zeit Jeſu Chriſti.

Die Nipponfahrer, oder das wiedererſchloſſene Japan. In Schilderung der bekannteſten älteren und neueren Reiſen, insbeſondere der amerikaniſchen Expedition unter Führung von M. C. Perry in den Jahren 1852—54. Bearbeitet von Fr. Steger und Herm. Wagner. Mit 140 in den Text gedruckten Abbildungen, 7 Tondrucktafeln und 1 Karte von Japan. gr. 8. (XII u. 352 S.) Leipzig 1860, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Hauptbeſtandtheil: die Geſchichte von Perry's Expedition, an die ſich eine Beſchreibung von Land und Leuten mit Rückſicht auf die Natur Japans anſchließt.

Lechler, R., Acht Vorträge über China, gehalten an verſchiedenen Orten Deutſchlands und der Schweiz. Lex. 8. (IV u. 210 S.) Baſel 1861, Verlag des Miſſionshauſes (Bahnmaier). n. 14 Ngr.

Schilderungen der chineſiſchen Religion, Sprache und Literatur, des Unterrichtsweſens, des Regierungsſyſtems, des Volkslebens und der Miſſion in China, von einem gebildeten Miſſionar, der 12 Jahre in China wirkte.

Neumann, Karl Fried., Oſtaſiatiſche Geſchichte vom erſten chineſiſchen Kriege bis zu den Verträgen in Peking (1840—60). gr. 8. (XX u. 532 S.) Leipzig 1861, Engelmann. 3⅓ Thlr.

Eine zuſammenhängende, auf Grund authentiſcher Berichte ſich ſtützende Geſchichte des Eindringens der Europäer in Oſtaſien.

Kraffts, Hans Ulrich, Reiſen und Gefangenſchaft. Aus der Originalhandſchrift herausgegeben von K. D. Haßler. gr. 8. 440 S. Stuttgart 1861. (Bibliothek des literar. Vereins. Bd. 61, deſſen Werke nicht in Handel kommen.)

Treuherzige behaglich erzählende Selbſtbiographie eines Ulmer Patriciers, der auf ſeinen Handelsreiſen in den Orient in Folge des Bankerotts ſeines Augsburger Hauſes in die Schuldgefangenſchaft ſyriſcher Juden geräth, worin er 3 Jahre ſchmachten mußte. Gewährt manche intereſſante Einblicke in die Handelsbeziehungen mit dem Orient und in das Leben der Türken.

Eine Bearbeitung dieſes Werks erſchien unter dem Titel:

Ein deutſcher Kaufmann des 16. Jahrh. Hans Ulrich Krafft's Denkwürdigkeiten bearbeitet v. Ad. Cohn. gr. 8. [XVIII u. 520 S.] Göttingen 1862, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 2 Thlr. 8 Ngr.

Afrika.

Schauenburg, Ed., Die Reiſen in Central-Afrika. Von Mungo-Park bis auf Barth und Vogel. 14—16. Lief. gr. 8. [VIII. S. 321—566 u. 1 Karte. Lahr 1860—61, Schauenburg u. Comp. à Lief. ¼ Thlr.

Nun vollſtändig.

S. vierter Nachtrag S. 58.

Andree, Karl, Forſchungsreiſen in Arabien und Oſt-Afrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann u. A. 2 Bde. gr. 8. [XXIV u. 548 S.] Leipzig 1861, Coſtenoble. n. 3⅓ Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 59.

Hirſch, Max, Reiſe in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Mit 3 Anſichten und 1 Karte. gr. 8. [XII u. 401 S.] Berlin 1862, M. Hirſch. 1⅓ Thlr.

Lebendige unterhaltende Beſchreibung einer Reiſe in Gegenden, die zum großen Theil noch nie beſchrieben worden ſind. Erklärung mancher Erſcheinungen durch Hinweiſung auf den Charakter des Orients und deſſen Geſchichte.

Amerika.

Kohl, J. G., Geſchichte der Entdeckung Amerika's von Columbus bis Franklin. 8. [V u. 154 S.] Bremen 1861, Strack. n. 1⅓ Thlr.

Eine Reihe von Vorträgen über die Geſchichte unſerer geographiſchen Kenntniſſe von Amerika, die der vielgereiſte Verfaſſer vor einem gemiſchten Publikum in Bremen hielt. Die vielen Entdeckungsreiſen und die durch ſie gewonnenen Ergebniſſe werden hier in lichtvoller Ueberſicht zuſammengeſtellt. Ein ſehr empfehlenswerthes, nicht nur belehrendes ſondern auch angenehm unterhaltendes Leſebuch.

Kapp, Friedrich, Geſchichte der Sklaverei in den vereinigten Staaten von Amerika. Hamburg 1861, O. Meißner. gr. 12. [XV u. 516 S.] n. 1⅔ Thlr.

Anerkanntermaßen die beſte, gründlichſte, durchaus objectiv gehaltene Schrift über die Sklavenfrage. Der Verfaſſer iſt ein demokratiſch geſinnter Deutſcher und ein einſichtsvoller, mit den amerikaniſchen Verhältniſſen ſehr vertrauter Mann.

Reimann, Ed., Die vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesſtaat. 2. Aufl. gr. 8. [VII u. 272 S.] Weimar 1861, Böhlau. 1⅙ Thlr.

Eine gute Darſtellung einer entſcheidenden Periode aus der amerikaniſchen Verfaſſungsgeſchichte.

Möllhauſen, Balduin, Reiſen in die Felſengebirge Nordamerika's bis zum Hoch-Plateau von Neu-Mexiko ꝛc. 2 Bde. mit 12 Bildern in Farbendruck u. 1 Karte. Lex. 8. [XXVI u. 861 S.] Leipzig 1860, Coſtenoble. n. 6 Thlr. 24 Ngr.

Bericht von der im Auftrag der Regierung der vereinigten Staaten 1853 unternommenen Expedition, welche eine Straße nach dem großen Becken von Utah ſuchen ſollte. Möllhauſen begleitete dieſe Expedition als Zeichner und Topograph und ſein Bericht über Naturprodukte des Landes und die Indianerſtämme iſt viel ausführlicher als der officielle Bericht, reich an intereſſanten Beobachtungen und Abenteuern, die eine wahre Fundgrube für Verfaſſer von Jugendſchriften darbieten.

Uhde, Adolph, Die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Geſchichtliches und Erlebtes. Mit 1 Ueberſichtskarte. Lex. 8. (VIII u. 432 S.) Heidelberg 1862, J. C. B. Mohr. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer hat ſich längere Zeit am Rio bravo, dem Grenzfluß zwiſchen Mexiko und Texas, aufgehalten und ſeine Beobachtungen über das Charakteriſtiſche der dortigen Fauna und Flora, über die Bevölkerung der Gegend, beſonders über die Indianer und die verſchiedenen Anſiedlungsarten aufgezeichnet. Dazu hat er aus der reichen Bibliothek ſeines Vaters Vieles über die Geſchichte des Landes zuſammengeſtellt und eine Skizze der neueſten Revolutionen Mexikos von 1849—61 hinzugefügt, die um ſo willkommener iſt, da man bisher nichts Zuſammenhängendes darüber hatte.

Sivers, Jegor von, Cuba die Perle der Antillen. Reiſedenkwürdigkeiten und Forſchungen. gr. 8. (VII u. 361 S.) Leipzig 1861, C. F. Fleiſcher. n. 2 Thlr.

Nicht flüchtige Erzählung eines Touriſten, ſondern gehaltvolle Darlegung guter Beobachtungen und tüchtiger ſtatiſtiſcher Studien über die phyſiſchen, wirthſchaftlichen und ſocialen Zuſtände der Inſel. Der Verfaſſer, ein geiſtreicher belletriſtiſcher Schriftſteller, hat ſein ſtatiſtiſches Material durch allgemeine Raiſonnements, lebendige Schilderungen und geſchichtliche Rückblicke zu beleben gewußt, und bietet uns hier eine ebenſo unterhaltende als lehrreiche Schrift.

Sivers, Jegor v., Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. Reiſedenkwürdigkeiten und Forſchungen. gr. 8. (XII u. 388 S.) Leipzig 1861, C. F. Fleiſcher. n. 2⅔ Thlr.

Außer der eigentlichen Reiſebeſchreibung giebt der Verfaſſer ſeine Beobachtungen über Thier- und Pflanzenwelt.

Bibra, Ernſt v., Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. (XV, 238, 237 u. 243 S.) Leipzig 1861, Coſtenoble. 3⅓ Thlr.

Unterhaltende Mittheilungen über eigene und fremde Erlebniſſe in Chile, den La-Plata-Staaten und Peru.

Gerſtäcker, Frdr., Achtzehn Monate in Süd-Amerika und deſſen deutſchen Colonien. 3 Bde. 8. (VI, 456, VI, 466 u. 482 S.) Leipzig 1862, Coſtenoble. n. 5⅓ Thlr.

Der bekannte Verfaſſer beſchreibt hier eine anderthalbjährige, an Abenteuern und intereſſanten Anſchauungen reiche Reiſe mit ſeiner Lebendigkeit und Friſche. Er verfolgte bei dieſer Reiſe hauptſächlich den Zweck, die in Amerika zerſtreuten deutſchen Anſiedlungen zu beſuchen, ging zuerſt nach Weſtindien, von dort über die Panamaeiſenbahn an den großen Ocean, dann nach Ecuador, Quito, Lima und Peru, deſſen Inneres er mit großen Gefahren bereiſte. Von Peru ging er nach Valdivia und Valparaiſo, machte einen Abſtecher nach Patagonien, reiſte dann um das Cap Horn nach Montevideo, Buenos Ayres, nach den deutſchen Colonien am Rio Grande und zuletzt nach Rio Janeiro, wo er ſich wieder nach Europa einſchiffte.

Pajeken, C. A., Reiſeerinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt in ethnographiſchen Bildern. Mit e. Vorwort von Fr. Ruperti. 8. (VII u. 168 S.) Bremen 1861, Heyſe's Verl. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer vorliegender Reiſeſkizzen hat ein ſehr bewegtes Leben geführt. 1806 in Bremen geboren, widmete er ſich dem kaufmänniſchen Beruf, fand nach ſeiner Lehrzeit in Havannach und Baltimore Verwendung, kam dann nach Braſilien, wo er als Secretär bei den Bergwerken einer engliſchen Geſellſchaft Beſchäftigung fand. In ſeine Heimath zurückgekehrt, leb er eine Zeitlang als Sprachlehrer in Bremen, ging dann nach Californien und Mexiko. Die letz Zeit ſeines Lebens verbrachte er wieder als Sprachlehrer in Bremen. Er wußte von ſeinen Reiſeerlebniſſen mündlich Vieles zu erzählen, hat aber nur wenig aufgezeichnet und nur Einige in Zeitſchriften drucken laſſen. Sein Freund Ruperti hat im vorliegenden Buch zuſammengeſtellt, was er in ſeinem Nachlaß gedruckt und geſchrieben vorfand. Das Wenige, was er gebe konnte, iſt ſo intereſſant, daß man bedauert nicht mehr zu haben.

Sprachwiſſenſchaft.

Müller, Max (Prof. in Oxford). Die Wiſſenſchaft der Sprache. Neun in Royal-Inſtitute in London 1861 gehaltene Vorleſungen, von Prof. C Böttger für das deutſche Publikum bearbeitete, autoriſirte Ausgabe, circ 26 Bogen in 8. Leipzig 1862, Guſtav Mayer. 1⅓ Thlr.

Der neuerdings vom Inſtitut de France mit dem Volney'ſchen Preis gekrönte, bekann Sanſkritforſcher hat in den, bereits in 3 Aufl. erſchienenen Vorleſungen den glücklichen Verſu gemacht, die Reſultate der neueren Sprachforſchung dem geſammten gebildeten Publikum i anziehenden Umriſſen vorzuführen, die der deutſche Bearbeiter, unter Weglaſſung der lediglic für England berechneten Stellen, in gewandter Weiſe zu übertragen und durch eigne Zuſä zu bereichern bemüht geweſen iſt.

Deutſche Literaturgeſchichte.

Schmidt, Julian, Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibniz bis auf Leſſings Tod 1681—1781. 1. Bd. 1681—1750. gr. 8 (VI u. 652 S.) Leipzig 1862, Grunow. n. 3 Thlr. 18 Ngr.

Literaturgeſchichte einer bisher ziemlich vernachläſſigten Periode, die aber eine genauer Betrachtung wohl verdient, da in ihr ſchon die Anfänge des ſpäter ſo reichen Geiſteslebens de 18. Jahrhunderts liegen. Die Arbeit Schmidts giebt neben guten allgemeinen Charakteriſtike zu viel unverarbeitete Auszüge aus den Schriftſtellern jener Zeit. Der Titel verſpricht mehr al die Ausführung leiſtet, indem doch nichts weiteres als eine Literaturgeſchichte gegeben wird.

Hettner, Herm., Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. III. Theil 1. Buch. Die deutſche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Vom weſtfäliſchen Frieden bis zur Thronbeſteigung Friederichs des Großen. 164 —1740. gr. 8. (VIII u. 430 S.) Braunſchweig 1862, Vieweg un Sohn. n. 2 Thlr. 4 Ngr.

Eine Fortſetzung des im zweiten und vierten Nachtrag S. 118 und 57 aufgeführte Werkes, welche die Geſchichte der Anfänge der aufſtrebenden deutſchen Literatur in ſehr gediegener und klarer Darſtellung enthält.

Roquette, Otto, Geſchichte der deutſchen Literatur von den älteſten Denkmälern bis auf die neueſte Zeit. 1. Bd. Lex. 8. (V u. 408 S.) Stuttgart 1862, Ebner u. Seubert. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine klare lebendige Darſtellung der großen Dichtwerke nach Form und Inhalt, nicht blo Urtheile und Ueberſichten; beſondere Rückſichtnahme auf Culturverhältniſſe, weniger auf di gleichzeitigen politiſchen Zuſtände und Ereigniſſe. Das bibliographiſche Element tritt zurü und iſt vielfach mangelhaft, überhaupt ſcheint der Verfaſſer keine eigene Studien in der ältere Geſchichte unſerer Literatur gemacht zu haben.

Gottſchall, Rudolph, Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhiſtoriſch und kritiſch dargeſtellt. 2. verm. u. verb. Aufl. 3 Bde. gr. 8. (XXXII u. 496. IV u. 360. IV u. 714 S.) Breslau 1861, Trewendt. 1⅓ Thlr.

Außer der Fortſetzung bis auf die Gegenwart ſind auch allgemein culturhiſtoriſche Ueberblicke hinzugekommen, ſo im 2. Bde: Literatur und das Publikum, die Bühne und die dramatiſche Dichtkunſt, zur Geſchichtſchreibung und Politik, die Naturwiſſenſchaften und der Materialismus.

Rapp, Moriz, Das goldene Alter der deutſchen Poeſie. 2 Bde. gr. 8. (XII u. 702 S.) Tübingen 1861, Laupp. 2⅔ Thlr.

Eine auf vertraute Bekanntſchaft mit den Werken unſerer claſſiſchen Dichter geſtützte Charakteriſtik derſelben, mit eigenthümlicher, geiſtreicher, oft barocker Auffaſſung. Bd. I. giebt als Einleitung zunächſt vergleichende Betrachtungen über nationale Unterſchiede und Eigenthümlichkeiten der neueren Poeſie, hierauf Analyſen der Hauptwerke Klopſtocks, Leſſings, Wielands und Goethes; Bd. II. beſpricht Schiller, Hebel, Jean Paul und im Schlußkapitel die Schlegel, Tieck, Uhland, Rückert, Platen, Lenau, Heine. Der Standpunkt der Betrachtung iſt theils der äſthetiſche, theils der philologiſche, bei Klopſtock und Hebel wird hauptſächlich das Sprachliche hervorgehoben; mit beſonderer Vorliebe werden Schiller und Jean Paul behandelt. Die philoſophiſchen Vorausſetzungen gehören der Hegel'ſchen Philoſophie an.

Mörikofer, J. C., Die ſchweizeriſche Literatur des 18. Jahrhunderts. gr. 8. (XIV u. 537 S.) Leipzig 1861, Hirzel. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr tüchtige, anſprechende Arbeit, welche mehr giebt, als der Titel verſpricht, nämlich ein gut Stück allgemein deutſcher Literaturgeſchichte; unter den einzelnen Biographien und Charakteriſtiken ſind beſonders die von Lavater, Peſtalozzi und Joh. Müller ſehr leſenswerth.

Tomaſchek, Karl, Schiller in ſeinem Verhältniß zur Wiſſenſchaft. Von der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (VI u. 505 S.) Wien 1862, Gerold's Sohn. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Genaue Unterſuchungen über den Entwicklungsgang Schillers und den Werth ſeiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Leiſtungen. Die Aufgabe iſt mit philoſophiſchem Geiſte und geſundem Urtheil behandelt, das Ergebniß iſt eine richtige Schätzung der in Schiller liegenden geſunden Kraft des Denkens und der von ihm ausgegangenen Anregungen. Die Darſtellung könnte etwas gedrängter ſein.

Appell, J. W., Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geſchichte der deutſchen Unterhaltungsliteratur. gr. 8. (V u. 92 S.) Leipzig 1859, Engelmann. ⅔ Thlr.

Eine anziehende kleine Schrift über ein Gebiet der deutſchen Literatur, das einſt eifrig gepflegt, vom heutigen Leſer kaum mehr aufgeſucht wird, aber um ſo mehr culturgeſchichtliches Intereſſe hat.

Pfeiffer, Franz, Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der Akademie zu Wien am 30. Mai 1862. gr. 8. (48 S.) Wien 1862, Gerold's Sohn. n. 6 Ngr.

Eine jedenfalls anregende Schrift, in welcher der gelehrte Verfaſſer verſucht, den als Lyriker bekannten öſterreichiſchen Dichter Kürnberger und den Dichter des Nibelungenliedes als eine Perſon zu erweiſen.

Regel, Karl, Nibelungen, Gudrun, Parcival. Drei populäre Vorleſungen. 12. (142 S.) Gotha 1862, Müller. ½ Thlr.

Anziehende Darlegung des Inhalts der genannten Dichtungen, für weitere Kreiſe beſtimmt.

Prutz, R., Menſchen und Bücher. Biographiſche Beiträge zur deutſchen

Literatur- und Sittengeſchichte des 18. Jahrhunderts. 8. (X u. 610 S.) Leipzig 1862, Wagner. n. 2⅔ Thlr.

Viſcher, Fried. Theod., Kritiſche Gänge. Neue Folge. I—III. Heft. gr. 8. (I. VIII. 202. II. XXVI. 155. III. X. 178 S.) Stuttgart 1860, 1861, Cotta. à Heft. 27 Ngr.

Inhalt: 1) Eine Reiſe [in Oberitalien.] 2) Shakeſpeare in ſeinem Verhältniß zur deutſchen Poeſie, insbeſondere zur politiſchen. 3) Shakſpeares Hamlet. 4) Fried. Strauß als Biograph. 5) Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode. 6) Zum zweiten Theil von Göthes Fauſt.

Deutſche Sprache.

Schleicher, Auguſt, Die deutſche Sprache. gr. 8. (VII u. 340 S.) Stuttgart 1860, Cotta. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer will in dieſer Schrift das Verfahren und die Ergebniſſe der Sprachwiſſenſchaft jedem Gebildeten zugänglich machen und zugleich das Weſen unſerer deutſchen Mutterſprache in ſeinen Hauptzügen darlegen.

Weigand, Fried. Lud. Karl, Deutſches Wörterbuch. 3. völlig umgearbeitete Auflage von Friederich Schmitthenners kurzem deutſchen Wörterbuche. 1. Bd. A—K. gr. 8. (XVI u. 656 S.) Gieſſen 1853—57, Ricker. n. 2⅔ Thlr.

Der 2. Band, mit welchem das Werk geſchloſſen ſein wird, wird demnächſt vollendet werden.

Für den Handgebrauch der literariſchen Arbeiten ſehr zweckmäßig und empfehlenswerth. Iſt auf die Forſchungen der Grimmiſchen Schule und eigene umfaſſende Unterſuchungen des Verfaſſers gegründet.

Zur Ergänzung dient:

Weigand, Friederich Ludwig Karl, Wörterbuch der deutſchen Synonymen. 2. Ausg. 3 Bde. gr. 8. (XXVIII. 576. XII. 594. 595. 125 S.) Mainz 1852, Kupferberg. 6 Thlr.

Heyſe, Joh. Chriſt., Allgemeines verdeutſchendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Ausſprache und Betonung der Wörter nebſt genauer Angabe ihrer Abſtammung und Bildung. 12. Ausg. Verbeſſert und ſehr bereichert, herausgegeben von C. A. F. Mahn. gr. 8. (XVI u. 978 S.) Hannover 1859, Hahn. 3 Thlr.

Ein ſehr gediegenes Werk, das durch die Bearbeitung von Mahn, einem gründlichen Kenner der verſchiedenen europäiſchen Sprachen auf die Höhe der neueſten Forſchung geſtellt worden iſt.

d'Hargues, Fr., Die deutſche Orthographie im 19. Jahrhundert. Eine hiſtoriſche Darlegung und Beurtheilung der verſchiedenen Forderungen nach Umgeſtaltung der deutſchen Orthographie. gr. 8. (III u. 156 S.) Berlin 1862, Enslin. n. ⅔ Thlr.

Franzöſiſche Literatur.

Semmig, Herm., Geſchichte der franzöſiſchen Literatur im Mittelalter nebſt ihren Beziehungen auf die Gegenwart. gr. 8. (XVI u. 376 S.) Leipzig 1862, O. Wigand. n. 2 Thlr.

Wenn dieſe Schrift auch keineswegs den wiſſenſchaftlichen Anforderungen genügt, ſo verdient ſie in literariſchen Kreiſen Beachtung, da ſie mit Geiſt geſchrieben iſt und manche intereſſowie Beziehung beizieht. Die erſte Abtheilung handelt von der keltiſchen Sprache und Literatur und von den Einflüſſen, welche römiſche und germaniſche Eroberung und das Chriſtenthum auf Ausbildung der franzöſiſchen Nationalität hatten. Die zweite Abtheilung handelt von dem franzöſiſchen Epos in dem karol. Sagenkreiſe, der Artusſage, dem Roman von der Roſe, den Troubadours und ihrer Poeſie.

Das Rolandslied. Das älteſte franzöſiſche Epos. Ueberſetzt von Wilh. Hertz. gr. 8. (XIV u. 163 S.) Stuttgart 1861, Cotta. n. 28 Ngr.

Marie de France. Poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Liebesſagen überſetzt von Wilhelm Hertz. 8. (XXVIII u. 258 S.) Stuttgart 1862, Gebrüder Mäntler. n. 1⅓ Thlr.

Italieniſche Literatur.

Rotter, Friederich, Dante Alighieri. Sechs Vorträge über Dante. — Dante. Ein Romanzenkranz. Lex. 8. (XVI u. 223. 104 S.) Stuttgart 1861, Schweizerbart. n. 1⅓ Thlr.

Ein vollſtändiger populärer Kommentar der göttlichen Komödie, theilweiſe mit eigenen Deutungsverſuchen und beſonderer Berückſichtigung der geſchichtlichen und nationalen Beziehungen des Gedichtes und Dichters. Der beigegebene Romanzenkranz iſt eine poetiſche Darſtellung der Hauptmomente aus Dantes Leben und nicht nur ein gelegentliches Anhängſel, ſondern eine Dichtung von ſelbſtändigem Werth.

Witte, Karl, Dante und die italieniſche Frage. Ein Vortrag gehalten im März 1861. 8. (47 S.) Halle 1861, Pfeffer. n. 8 Ngr.

Bündige Darlegung der politiſchen Anſichten Dantes von einem der erſten Kenner des Dichters. Der Verfaſſer kommt dabei in einiges Gedränge zwiſchen ſeinen legitimiſtiſchen Anſichten und ſeinen Sympathien für die italieniſchen Einheitsbeſtrebungen.

Paur, Theod., Ueber die Quellen zur Lebensgeſchichte Dantes. Lex. 8. (III u. 57 S.) Görlitz 1862, Remer. ⅓ Thlr.

Eine äußerſt ſorgfältige, auf eindringenden Studien beruhende Arbeit.

Engliſche Literatur.

Rapp, Moritz, Studien über das engliſche Theater. 1. 2. Abth. gr. 8. (XXI u. 285 S.) Tübingen 1862, Laupp. 1⅓ Thlr.

Keine eigentliche Geſchichte des engliſchen Theaters, aber eine willkommene Vorarbeit zu einer ſolchen. Eine große Zahl engliſcher Dramen, von Shakſpeare bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wird mit kurzer Angabe der Fabel jedes Stücks und begleitenden kritiſchen Bemerkungen aufgeführt.

Griechiſche Literatur.

Rapp, Moritz, Geſchichte des griechiſchen Schauſpiels vom Standpunkt der dramatiſchen Kunſt. gr. 8. (VIII u. 407 S.) Tübingen 1862, Laupp. 1 Thlr. 27 Ngr.

Arbeit eines durchaus ſelbſtändigen Geiſtes. Unbekümmert um die Ueberlieferungen philologiſcher Pietät giebt der Verfaſſer ſein aus den verſchiedenen Studien der dramatiſchen Literatur aller Zeiten und Völker gewonnenes Urtheil über die griechiſchen Dramen ab und überſetzt zum Behufe der Vergleichung die Fabel der Stücke in die Sprache moderner Geſellſchaft, wobei ſich allerdings die alten Griechen oft ſonderbar ausnehmen. Seit dem bekannten Werk

Schlegels wohl die bedeutendſte Leiſtung in dieſer Richtung, trotz mancher wunderlichen hin- und wieder auch abſtoßenden Auffaſſung. Für Männer berechnet, keine Frauenlectüre.

Biographien.

Album ſchwäbiſcher Dichter. 1. Lief. **Ludwig Uhland.** 4. (32 S. mit photogr. Portrait.) Tübingen 1861, Oſiander. n. 21 Ngr.

Lief. 2. **Juſtinus Kerner.** 4. (S. 33—64 mit photograph. Portr.) ebend. 1861. n. 21 Ngr.

Photographien mit Lebensabriſſen.

Die vorliegende Biographie Uhlands ſtammt aus der Feder eines ſeiner älteſten Freunde und Dichtungsgenoſſen K. Mayer, und ſchildert ihn mit objectiver Treue, die Biographie Kerners iſt nach Materialien, die er ſelbſt geliefert hat, von Dr. Trömel in Leipzig verfaßt. Nach Kerners am 21. Febr. 1862 erfolgten Tode erſchienen zwei treffliche Nekrologe, der eine im Merkur vom 3. 4. April von David Fr. Strauß, der andere von dem früheren württembergiſchen Cultminiſter Rümelin in der Beilage der Allgemeinen Zeitung von 163—171 v. 12—20. Juni.

Heyden, Eduard, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. Mit 13 Bildniſſen. gr. 8. (IV u. 612 S.) Frankfurt 1851 u. 1861, Brönner. n. 2 Thlr. 6 Ngr.

Die Hauptſtücke ſind Göthe's Großältern und Eltern, Göthe ſelbſt, Fried. Max Klinger, K. v. Dalberg, Georg Thomas der gelehrte Frankfurter Bürgermeiſter, Clemens Brentano und Bettina Arnim, die Künſtlerfamilie Sandrart, der Theologe Griesbach, die Familie Paſſavant, Ludw. Börne und Joh. H. Schloſſer und deſſen Neffe Joh. Fried. Heinrich Schloſſer.

Lübker, Friederich, Lebensbilder aus dem letztverfloſſenen Jahrhundert deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur. gr. 12. (XI u. 487 S.) Hamburg 1862, Agentur des rauhen Hauſes. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Theilweiſe ſchon früher gedruckte Arbeiten des Verfaſſers, der verſucht, die Männer welche durch ihre Schriften oder perſönliche Lehre Einfluß auf ſeine geiſtige Entwicklung gehabt haben, in ihrer Bedeutung zu ſchildern. Es ſind folgende: Klopſtock, Hamann, Claudius, Herder, Jacobi, Schleiermacher, Harms, Nägelsbach, H. G. v. Schubert. Meiſtens Compilation aus vorhandenen Biographien, bieten dieſe Lebensbilder ſolchen, welche das Material kennen, nichts Neues, verdienen aber Anderen als eine anſprechende unterhaltende Lectüre empfohlen zu werden.

Reumont, Alfred v., Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. 2 Bde. 8. (I. XVI. u. 391. II. II. u. 356 S.) Berlin 1862, Decker. 3⅓ Thlr.

Der ganze erſte Band iſt mit einer Biographie Ceſar Balbos ausgefüllt, welche dieſen edlen Patrioten im Zuſammenhang mit der politiſchen Culturgeſchichte des neueren Italiens, aber möglichſt conſervativ auffaßt und ihn ſogar als principiellen Gegner der nationalen Thaten und Beſtrebungen des jetzigen Italiens darzuſtellen ſucht. Die Reihe der Biographien des zweiten Bandes beginnt eine Charakteriſtik des verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die mit warmer Anhänglichkeit und Anerkennung ſeiner menſchlichen Tugenden geſchrieben iſt, aber in dem Verſuch ihn politiſch zu rechtfertigen zur wahren Verhöhnung wird. Es folgen dann die Italiener Pallavicini und Litta, der deutſche Freiherr v. Brockhauſen, die Engländer Fried. Adam u. Fried. North, Graf von Guilford, der Däne Thorwaldſen und der joniſche Grieche Andrea Muſtoxidi. Eine Reihe ſehr intereſſanter Stücke. Der Styl elegant aber ſchwerfällig.

Strauß, David Fried., Kleine Schriften biographiſchen, literar- und kunſtgeſchichtlichen Inhalts. 8. (X u. 450 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 2 Thlr.

1) Brockes und H. S. Reimarus. 2) Klopſtock und der Markgraf Karl Fried. v. Baden. 3) Ludw. Timoth. Spittler. 4) A. W. Schlegel. 5) K. Immermann. 6) Ludw. Bauer. 7) Freih. v. Uexküll u. ſ. Gemäldeſammlung. 8) Zur Erinnerung an Maler Wächter. 9) Zur Lebensgeſchichte des Malers G. Schick. 10) Miſcellen. 11) Nachleſe zu Friſchlin. 12) Nachleſe zu Schubart.

Als beſonders gelungen nach Inhalt und Form ſind die Charakteriſtiken von A. W. Schlegel und Spittler hervorzuheben.

Wolf, Rud., Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz. II. Cyclus. gr. 8. (V u. 464 S.) mit dem Bildniß Hallers. Zürich 1859, Orell, Füßli u. Comp. n. 2⅔ Thlr.

—— —— III. gr. 8. (VII u. 444 S.) mit dem Bildniß Daniel Bernoulli. ebend. 1860. n. 2⅔ Thlr.

—— —— IV. (Schluß.) gr. 8. (VII u. 435 S.) mit dem Bildniß Horace-Benedict de Sauſſure. ebend. 1862. n. 2⅔ Thlr.

1. Bd. ſ. 3. Nachtrag S. 65.

Eine Reihe von intereſſanten Biographien, die nicht nur wegen der Perſönlichkeit der beſprochenen Männer das Intereſſe der Leſewelt in Anſpruch nehmen, ſondern auch reichhaltige Ausbeute für die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften gewähren, und von der Art der bei den Schweizern verbreitetſten Bildung eine Anſchauung geben.

In Bd. I. ſind beſonders zu beachten: A. v. Haller u. Seb. Münſter, in Bd. III. Paracelſus, Dan. Bernoulli, Charl. Bonnet, Sam. Studer; in Bd. IV. Felix Plater, Leonh. Euler, de Sauſſure, J. C. Eſcher, Aug. Pyr. de Candolle. Von der biograph. Reichhaltigkeit der ganzen Sammlung giebt das Generalregiſter Zeugniß, das außer den 80 Schweizern, denen eigene Artikel gewidmet ſind, im Ganzen 3000 Perſonen aufführt, die beſprochen ſind.

Einzelbiographien.

Reumont, Alfred v., Die Gräfin Albany. 2 Bde. 8. (XXI u. 867 S. mit lith. Portr.) Berlin 1860, Decker. 4⅓ Thlr.

Die Gräfin Albany, eine geb. Gräfin v. Stolberg-Gedern, war die Gemahlin eines der letzten Stuarts und ſpäter die Freundin Alfieri's, durch den ſie viel Einfluß auf die Literatur ihrer Zeit gewann, indem er nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ihren Inſpirationen ſeine beſten Schöpfungen zu danken hatte. Die vorliegende Biographie iſt an intereſſantem Stoff ſehr reich und für die Geſchichte ihrer Zeit und insbeſondere Italiens und der italieniſchen Literatur wichtig. Gräfin Albany ſtarb in ihrem 72. Jahre 1824 zu Florenz.

Andlaw, Franz Freiherr v., Mein Tagebuch. Auszüge und Aufſchreibungen der Jahre 1811—1861. 2 Bde. gr. 8. (XV. u. 309. VII. u. 323 S.) Frankfurt a/M. 1862, Sauerländer's Verl. n. 3⅓ Thlr.

Sociale und politiſche Beobachtungen eines vieljährigen badiſchen Diplomaten, der den größten Theil ſeiner 50jährigen diplomatiſchen Laufbahn als Geſandter in Wien zubrachte. Der ariſtokratiſch-conſervative ultramontane Standpunkt des Verfaſſers giebt natürlich dieſen Aufzeichnungen eine beſtimmte Färbung, übrigens ſind ſie in elegantem Salonſtyl gehalten, leſen ſich unterhaltend und gewähren mitunter dankenswerthe Beiträge zur Zeitgeſchichte. –

Morell, Karl, Karl von Bonſtetten. Ein ſchweizeriſches Zeit- und Lebensbild. Nach den Quellen dargeſtellt. 8. (VII u. 392 S.) Winterthur 1861, Lücke. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr anziehende Biographie, deren Verfaſſer es verſtanden hat, den liebenswürdigen Bonſtetten, der ein feiner Lebemann von Geiſt, Humanität und vielſeitiger Bildung, aber kein eigentlicher Gelehrter, Staatsmann oder großer Charakter war, zu einem Bild des ſocialen und politiſchen Lebens ſeiner Zeit zu benutzen, ohne daß jedoch die Perſönlichkeit Bonſtettens dabei zu kurz käme.

Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen. 4 Bde. Mit dem Portr. des Verf. 8. (XXVII. 387. VIII. 462. VIII. 399. VIII. 424 S.) Amſterdam 1861, Gebr. Binger. n. 6 Thlr.

Der Verfaſſer, früher preußiſcher Lieutenant, 1848 Demokrat, 1849 einer der Führer in der badiſchen Revolution, und in Folge davon zu 6jährigem Zellengefängniß in Bruchſal verurtheilt, dann einige Zeit in England, jetzt in Amerika als Flüchtling lebend, erzählt ſeine Schickſale lebendig, aber nicht ohne Humbug und in der verbittertſten Stimmung eines geſcheiterten Demokraten.

Pleſſing, W., Carl Georg Curtius, Syndicus der freien und Hanſeſtadt Lübeck. Darſtell. ſ. Lebens und Wirkens. Lex. 8. (78 S.) Lübeck 1860, Aſchenfeldt. n. 12 Ngr.

Gute Biographie eines in ſeiner Vaterſtadt ſehr angeſehenen und einflußreichen, geſinnungsvollen patriotiſchen Mannes, der im J. 1857 als 87jähriger Greis geſtorben iſt. Leider beſchränkt ſich die Darſtellung auf das Privatleben und giebt über ſeine öffentliche Wirkſamkeit nur ungenügende Mittheilungen.

Schücking, Levin, Annette von Droſte. Ein Lebensbild. 8. (161 S.) Hannover 1862, Rümpler. n. ⅚ Thlr.

Der Verfaſſer, ein näherer Freund der 1848 verſtorbenen Dichterin, giebt hier einen Lebensabriß mit einer Charakteriſtik ihrer menſchlichen und dichteriſchen Perſönlichkeit, wobei er mitunter Fragmente aus ungedruckten Dichtungen ſeiner Freundin in die Erzählung verwebt.

Das Leben des württembergiſchen Pfarrers Johannes Denner, ehemaligen Schülers des Falkſchen Inſtituts zu Weimar, von ihm ſelbſt beſchrieben. Herausgeg. v. Heinr. Merz. 12. (VIII u. 351 S.) Hamburg 1861, Agentur des rauhen Hauſes. n. ⅔ Thlr.

Selbſtbiographie eines württembergiſchen Dorfpfarrers von kindlichem Gemüthe, der die Erlebniſſe einer vielbewegten, an Entbehrungen reichen Jugend nicht zum Druck, ſondern zur Erinnerung für ſeine Kinder niedergeſchrieben hat; iſt von einem ſeiner Collegen für das größere Publikum redigirt und herausgegeben worden und hat ſo großen Beifall gefunden, daß ſchon mehrere Auflagen nöthig wurden.

Eye, A. v., Leben und Wirken Albrecht Dürers. gr. 8. (VI u. 526 S. mit 1 Tab. Nördlingen 1860, Beck. n. 2⅔ Thlr.

Ein ſehr tüchtiges, mit fleißiger Forſchung, umfaſſender Kenntniß der damaligen Kunſtgeſchichte, künſtleriſchem Sinn und pſychologiſchem Scharfblick ausgeführtes Lebensbild Dürers.

Fichte, Immanuel Herm., Johann Gottlieb Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel. 2 Bde. 2. ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 463 S.) Das Leben mit dem Bildniß Fichtes in Stahlſtich. 2. Bd. (VIII u. 582 S.) Aktenſtücke und literariſcher Briefwechſel. Leipzig 1862, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Die 1830 erſchienene Auflage, ſ. Wegweiſer, 3. Aufl. S. 131. Dieſe neue Auflage iſt mit Benutzung der durch Haſe, Varnhagen, Köpke u. A. neugewonnenen Beiträge ſorgfältig umgearbeitet, und auch die äußere Ausſtattung iſt bei der neuen Verlagshandlung ſchöner geworden. Das Buch iſt die Hauptquelle für die bei Gelegenheit der diesjährigen Säcularfeier erſchienenen Abhandlungen und Feſtreden.

Venedey, J., Benjamin Franklin. Ein Lebensbild. 8. (III u. 355 S.) Freiburg im Br. 1862, Wagner. 1⅙ Thlr.

Eine ſehr anſprechende Biographie des bekannten amerikaniſchen Staatsmannes und Weltweiſen. Beſonders jungen Männern als ein reicher Schatz von Lebensweisheit zu empfehlen.

Melena, Elpis, Garibaldi's Denkwürdigkeiten nach handſchriftl. Aufzeichn. deſſelb. u. nach authent. Quellen bearb. u. herausgeg. 2 Bde. Mit G. Bildniß u. 1 Karte. 8. (XVI. 252. 223 S.) Hamburg 1861, Hoffmann und Campe. 2 Thlr.

Die ausführlichſte Mittheilung, die wir über Garibaldis früheres Leben haben, aus der Feder einer begeiſterten Verehrerin des Helden.

Vecchj, C. Auguſto, Garibaldi auf Caprera. Erinnerungen des Oberſten Vecchj. Aus dem Italieniſchen. Eingeführt v. A. Stahr. Mit 1 Abbild. v. G. Wohnung auf Caprera. 8. (XVI u. 212 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen, nur in einer gar zu überſchwenglichen, phraſenhaften und weitſchweifigen Darſtellung, die der Ueberſetzer wohl hätte etwas zuſammenziehen dürfen.

Gentz, Fried. v., Tagebücher. Aus dem Nachlaſſe Varnhagens v. Enſe. Mit einem Vor- und Nachwort Varnhagens von Enſe. gr. 8. (XI u. 369 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Gentz hat aus ſeinen täglichen Aufzeichnungen Auszüge gemacht, die er zu ſpäterer Herausgabe beſtimmte. Dieſe Auszüge, welche bis zum Jahr 1814 fortgeſetzt wurden, ſind es, welche hier vorliegen. Aus den folgenden Jahren ſind nur einige durch wichtigen Inhalt bemerkenswerthe Bruchſtücke mitgetheilt. In den Mittheilungen über ſein eigenes Leben verfährt Gentz mit einer cyniſchen Aufrichtigkeit. Ueber politiſche Dinge erfährt man auch manches Intereſſante, beſonders charakteriſtiſch iſt die Schilderung der ſocialen Frivolität, auf deren Grundlage die Ergebniſſe des Wiener Congreſſes erwachſen ſind.

Schmidt-Weißenfels, E., Der Herzog von Gotha und ſein Volk. Ein Aufſatz nebſt einem Antwortſchreiben des Herzogs Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha. 1—5. Auflage. Lex. 8. (15 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. ⅙ Thlr.

Eine Charakteriſtik, welche Schmidt-Weißenfels in einer Zeitung über den Herzog veröffentlicht hatte, gab demſelben Veranlaſſung zu einer Antwort, in welcher dieſe Charakteriſtik durch ſehr intereſſante, freimüthige Selbſtbekenntniſſe ergänzt wird.

Abeken, Bernhard Rud., Göthe in den Jahren 1771—1775. gr. 8. (135 S.) Hannover 1861, Rümpler. n. 2⅔ Thlr.

Eine ſehr ausführliche, etwas breite Erzählung der Wertherperiode, aus der Feder eines greiſen Zeitgenoſſen und Verehrers von Göthe.

Grimm, Hermann, Göthe in Italien. Vorleſung gehalten zum Beſten des Göthedenkmals in Berlin. gr. 8. (32 S.) Berlin 1861, Hertz. ⅓ Thlr.

Nächſt der Erzählung von Göthes Reiſe und Treiben in Italien Nachweiſung, wieviel er und überhaupt die deutſche Bildung Italien zu danken habe. Göthe als Vermittler zwiſchen Italien und Deutſchland wird uns in dieſer Beziehung als Vorbild dargeſtellt.

Düntzer, Heinrich, Göthe und Karl Auguſt während der erſten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. gr. 8. (VIII u. 347 S.) Leipzig 1861, Dykſche B. n. 2⅔ Thlr.

Chryſander, Friedrich, G. F. Händel. II. Bd. gr. 8. (V u. 482 S.) Leipzig 1860, Breitkopf und Härtel. 2⅔ Thlr.

1. Bd. ſ. dritter Nachtrag S. 12.

Für dieſen Band ſind reichliche, bisher noch nicht verwerthete Materialien aus der engliſchen Literatur benützt. Er enthält die Jahre 1720—1740. Ein 3. Bd. ſoll im nächſten Jahre erſcheinen und das Werk beſchließen.

Brockhaus, Cl., Gregor von Heimburg. Ein Beitrag zur deutſchen Geſchichte des 15. Jahrhunderts. gr. 8. (XVII u. 386 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Gregor v. H. war ein Vorkämpfer der kirchlich-politiſchen Reformbeſtrebungen und der politiſchen Selbſtändigkeit Deutſchlands gegenüber von der römiſchen Kurie, und wirkte dafür mit freimüthiger Sprache in Wien und Rom. Die Geſchichte ſeiner Sendung nach Rom iſt ein wichtiges Stück der Reformverſuche des 15. Jahrhunderts.

König, Heinrich, Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntniſſe. 2 Thle. 8. (XIV. 360. X. 380 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Eine Selbſtbiographie, in welcher der Verfaſſer ſeine Jugenderlebniſſe, ſeine literariſche und politiſche Thätigkeit und die kirchlichen Kämpfe, die er durchgemacht, in der anmuthigen Weiſe, die ihm eigen iſt, ſchildert und erzählt.

Löher, Franz, Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländiſcher Geſchichten. 1. Band. gr. 8. (XVIII u. 472 S.) Nördlingen 1862, Beck. n. 2⅔ Thlr.

Jakobäa, die Erbtochter des Grafen Wilhelm von Holland und Enkelin Kaiſer Ludwig IV., geb. 1401, ſchon im 14. Jahre mit einem Sohne König Karls VI. von Frankreich verheirathet, dadurch Kronprinzeſſin von Frankreich, frühe Wittwe und als Erbin von Holland und Hennegau in den Kampf zweier mächtiger Parteien geſtellt, wurde zu unpaſſender Heirath gedrängt, von habgierigen Verwandten um ihr Recht und Erbe gebracht, für das ſie von tapferen Rittern unterſtützt, muthig kämpfte, wobei ſie doch zuletzt unterlag und 35jährig von Kummer und Gram verzehrt ſtarb. Eine ſchöne geiſtig begabte Frau von männlicher Kraft war ſie die Heldin des untergehenden Ritterthums, von holländiſchen Dichtern in Epos und Drama gefeiert, würdiger Gegenſtand einer geſchichtlichen Monographie, die der Verfaſſer zu einem ausgeführten culturgeſchichtlichen Zeitbilde benutzt hat.

Gruppe, O. F., Reinhold **Lenz,** Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieck'ſchen Ausgabe. gr. 8. (XVIII u. 388 S.) Berlin 1861, Lüderitz Verl. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der Verfaſſer glaubt Lenz in der Literaturgeſchichte nicht nach Gebühr gewürdigt, und ſucht ihn nun in vorliegender Biographie und Charakteriſtik ſeiner Werke zu Ehren zu bringen, und wie es ſcheint, über ſeine wirkliche Bedeutung zu heben.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeſchichte. 1. Abtheilung. Im Vaterhauſe. 2 Thle. 8. (610 S.) Berlin 1861, Janke.

Abth. 2. Leidensjahre. 2 Thle. 8. (272. 276 S.) ebend. 1862.
Abth. 3. Befreiung und Wanderleben. 8. (268, 306 S.) ebend. 1862.
à Abtheilung 3 Thlr.

Eine anziehende feſſelnde Lectüre. Die Verfaſſerin erzählt mit großer Aufrichtigkeit ihre äußeren und inneren Erlebniſſe und weiß dieſelben mit ihrer bekannten Darſtellungsgabe dem Leſer intereſſant zu machen. In einer ehrenhaften jüdiſchen Familie Königsbergs geboren und mit ſtrenger Sorgfalt erzogen, fühlte ſie ſich bei ihrer kräftigen geiſtigen Eigenthümlichkeit bald durch die Enge des häuslichen Lebens gedrückt, bis ſie ſich in reiferen Jahren zu ſelbſtändigem Erwerb und ungehindert freiem Schriftſtellerleben emancipirte. Auffallend gegenüber den meiſten andern deutſchen Schriftſtellerinnen erſcheint es, daß ſie nicht durch literariſche Anregung, ſondern lediglich durch das Bedürfniß nach ſelbſtändiger Thätigkeit auf die Schriftſtellerlaufbahn geführt wurde. Neben einer entſchiedenen ſittlichen Energie, die ſich in ihrem ganzen Lebensgang offenbart, zeigt die Verfaſſerin ebenſo unverholen den allernüchternſten Unglauben, und obgleich ſie in ihrer Jugend mit den Geſchwiſtern zum Chriſtenthum übergetreten war, iſt ihr daſſelbe immer fremd geblieben, was ſich großentheils daraus erklärt, daß ſie in einem Hauſe aufwuchs, wo es zum Syſtem gehörte, ſich in Religionsſachen völlig neutral zu verhalten und jede Hindeutung darauf zu vermeiden. Die Biographie geht bis zum Aufenthalt in Italien, der Veranlaſſung zu ihrer ſpäteren Heirath wurde.

Kayſerling, M., Moſes Mendelſohn. Sein Leben und ſeine Werke. Nebſt einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Mendelſohn. gr. 8. (VIII und 569 S.) Leipzig 1862, Mendelsſohn. n. 2 Thlr.

Eine vollſtändige, mit großem Fleiße ausgearbeitete Lebensbeſchreibung, in welcher der Verfaſſer dem jüdiſchen Weiſen ein Ehrendenkmal ſetzen wollte. Die Darſtellung etwas breit. Der Verfaſſer hat in Manchem auf Mendelsſohns Glaubensgenoſſen beſondere Rückſichten genommen.

Mendelsſohn-Bartholdy, Felix, Reiſebriefe aus den Jahren 1830—32, herausgeg. v. P. Mendelsſohn Bartholdy. 1—3. Aufl. gr. 8. (VII u. 340 S.) Leipzig 1861, Mendelsſohn. n. 2 Thlr.

Materialien zu einer Biographie Mendelsſohns, welche der Herausgeber Paul Mendelsſohn in Gemeinſchaft mit Droyſen ſchreiben wollte, was aber vorläufig wegen verſchiedener Hinderniſſe unterblieb. Die Reiſen dieſer Jahre haben einen großen Einfluß auf Mendelsſohns Entwicklung gehabt und es ſind deswegen die Briefe, die er von denſelben an ſeine Eltern, Schweſtern, den Herausgeber und an Zelter ſchrieb, ein ſehr wichtiger Beitrag zu ſeiner Lebensgeſchichte und Charakteriſtik. Es tritt uns darin nicht nur der glücklich begabte, ſeines Berufes ſichere Künſtler, ſondern auch der feinfühlende, durchgebildete Menſch entgegen, dem jeder Genuß Antrieb zum Schaffen und jede Thätigkeit Quelle des Genuſſes wird. Die geiſtvolle Friſche, die Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur und Kunſt machen die Lectüre auch für nicht muſikaliſche Leſer anziehend

Gildemeiſter, C. G., Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken. 2 Thle. Mit 2 (lithogr.) Bildniſſen Menkens. gr. 8. (VIII, 292, IV, 278 S.) Bremen 1861, Müller. n. 2⅔ Thlr.

Die Biographie eines auch durch ſeine Schriften bekannten Bremer Geiſtlichen, der durch die Innigkeit und Tiefe ſeines religiöſen Lebens und eine bedeutende Perſönlichkeit eine wahrhaft reformatoriſche Wirkſamkeit auf ſeine Umgebung ausübte. Der Verfaſſer ſchildert in Menken ſeinen verehrten Lehrer mit Wärme und anſchaulicher Lebendigkeit, und giebt durch einverwebene Briefe manchen werthvollen Beleg zu ſeiner Charakteriſtik.

Lang, Wilh., Michel Angelo Buonarroti als Dichter. gr. 8. (109 S.) Stuttgart 1861, Mäcken. n. 21 Ngr.

Eine leſenswerthe Ergänzungsſchrift zu den Biographien des großen Künſtlers, welche deſſen Entwicklung im Spiegel ſeiner poetiſchen Thätigkeit zu verfolgen ſucht und ſich mit Liebe in die geiſtreiche Perſönlichkeit des denkenden Meiſters vertieft.

Thielau, Friedr. v., Graf Albert von Pourtales. Politiſcher Eſſay. Lex. 8. (III u. 41 S.) Berlin 1862, Springer's Verl. ⅓ Thlr.

Nicht ein Lebensabriß des Grafen Pourtales, ſondern ein Verſuch, vermittelſt der Darlegung ſeiner politiſchen Ideen und Beſtrebungen die Aufgabe der preußiſchen Politik zu erörtern, welche nach des Verfaſſers Anſicht dahin gehen ſoll, Preußen und Deutſchland zu identificiren, durch liberale Reformen im Inneren die Führung zu gewinnen, den Gegenſatz gegen Oeſterreich nöthigenfalls durch Kampf zu löſen und die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs nicht zu verſchmähen, ſondern eben durch gemeinſchaftliche Löſung der brennenden Fragen der Gefahr des franzöſiſchen Uebergewichts die Spitze abzubrechen.

Raumer, Friedrich von, Lebenserinnerungen und Briefwechſel. 2 Thle. gr. 8. (XVII u. 663 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Liebenswürdige Erzählungen eines alten Herrn, der in ſeinem Leben viel erfahren. Das Anekdotenmäßige herrſcht vor, aber wir bekommen doch gelegentlich manchen charakteriſtiſchen Zug für die Zeitgeſchichte. Am meiſten Ausbeute giebt die Zeit des Beamtenlebens von 1803–1811, beſonders der Amtsthätigkeit in der Staatskanzlei Hardenbergs.

Krummacher, Fdr. Wilh., Imman. Fried. Sander. Eine Prophetengeſtalt aus der Gegenwart. Mit 1 Titelbild gr. 12. (VIII u. 212 S.) Elberfeld (Cöln) 1861, Haſſel. n. 28 Ngr.

Etwas rhetoriſch geſteigerte Biographie eines durch lebendige Frömmigkeit ausgezeichneten Geiſtlichen.

Stintzing, R., Friederich Carl von Savigny. Ein Beitrag zu ſeiner Würdigung. gr. 8. (III u. 59 S.) Berlin 1862, G. Reimer. n. ⅔ Thlr. (Beſ. abgedruckt aus dem 9. Bande der preuß. Jahrbücher.)

Veranſchaulicht das Lebensbild des großen Juriſten mit Geiſt und Talent.

Schillers, Fried. v., Denkwürdigkeiten und Bekenntniſſe über ſein Leben, ſeinen Charakter und ſeine Schriften ꝛc. Geordnet v. A. Diezmann (2. Titel-Ausgabe.) Mit Schillers Portrait in Stahlſtich und 7 Anſichten. gr. 16. (VIII u. 484 S.) Leipzig 1862, Baumgärtner. 1⅓ Thlr.

Eine geſchickt angelegte, zur Orientirung ſehr brauchbare Zuſammenſtellung aus Schillers Werken und Briefen.

Bärſch, Georg, Ferdinand v. Schills Zug und Tod im Jahr 1809. Zur Erin. an den Helden und an die Kampfgenoſſen. Mit Schills Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. 8. (VII u. 313 S.) Leipzig 1860, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer dieſer Monographie war ein vertrauter Freund und ehmaliger Adjutant Schills, ein nun 82jähriger Veteran, der mit großer Sorgfalt Alles geſammelt hat, was auf Schills Unternehmung Bezug hat und über ihn geſchrieben worden iſt.

Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 3. Band. Schleiermachers Briefwechſel mit Freunden bis zu ſeiner Ueberſiedlung nach Halle, namentlich der mit Friederich und Auguſt Wilhelm Schlegel. Zum Druck vorbereitet von Ludw. Jonas, nach deſſen Tode herausgeg. von W. Dilthey. gr. 8. (X u. 438 S.) Berlin 1861, G. Reimer. n. 1⅚ Thlr.

Ein ſehr intereſſanter Theil der Schleiermacheriſchen Correſpondenz, aus dem wir tiefe Einblicke in die Geſchichte der Romantik und der damit zuſammenhängenden geiſtigen Richtungen und Intereſſen gewinnen. Auch zur Charakteriſtik von Schleiermachers theologiſcher und politiſcher Geſinnung finden wir bezeichnende Beiträge. Dieſem 3. Bande ſollen noch zwei weitere folgen, und außer Briefen und Ergänzungen zu den geſammelten Werken eine zuſammenfaſſende Entwicklungsgeſchichte Schleiermachers bringen.

S. vierter Nachtrag S. 68.

Gervinus, G. G., Friederich Chriſtoph Schloſſer. Ein Nekrolog. Lex. 8. (86 S.) Leipzig 1861, Engelmann. ½ Thlr.

Eine warme Apologie Schloſſers und Würdigung ſeiner Eigenthümlichkeit als Hiſtoriker, mit Winken über die Aufgabe der Geſchichtſchreibung.

Gwinner, Wilh., Arthur Schopenhauer, aus perſönlichem Umgange dargeſtellt ꝛc. Mit dem Portrait Schopenhauers. gr. 8. (XI u. 239 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 1½ Thlr.

Der wunderliche Philoſoph wird uns hier von einem ſeiner wenigen perſönlichen Freunde nach ſeinen Eigenthümlichkeiten geſchildert und wir lernen in ihm einen merkwürdigen, originellen aber keineswegs liebenswürdigen Sonderling kennen.

Frauenſtädt, Julius, Arthur Schopenhauer, Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteriſtik Schopenhauers. 8. (XXXIV u. 256 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Ein Anhänger von Schopenhauers Philoſophie giebt hier einen Beitrag zu ſeiner Würdigung, die ihm Freunde gewinnen ſoll.

Voigt, Georg, Enea Silvio de Piccolomini als Pabſt Pius II. und ſein Zeitalter. 2. Bd. gr. 8. (XII u. 377 S.) Berlin 1862, G. Reimer. 1⅔ Thlr.

Dieſer neue Band des mit Sorgfalt ausgearbeiteten Werkes ſchildert und Aeneas Wirkſamkeit als Biſchof v. Siena und ſeine Thätigkeit als Humaniſt.

S. zweiter Nachtrag S. 145.

Spohr, Louis, Selbſtbiographie. 2 Bde. gr. 8. (XV u. 350 u. 413 S. und 12 S. Noten.) Göttingen 1860 und 1861, Wigand. n. 4 Thlr.

Eine ſehr unterhaltende, friſche und anekdotenreiche Erzählung der Erlebniſſe und Triumphe des berühmten Muſikers bis zum Jahre 1838 von ihm ſelbſt geſchrieben, von da bis zu ſeinem Tode von den Angehörigen ergänzt.

Menge, Theod., Der Graf Friederich Leopold von Stolberg und ſeine Zeitgenoſſen. gr. 8. (XVI u. 415 S.) Gotha 1862, Fr. And. Perthes. n. 2 Thlr.

Verſuch, im Gegenſatz gegen das herrſchende Verdammungsurtheil der neueren Literaturgeſchichte Stolberg in ſeine verdienten Ehren einzuſetzen. Der Verfaſſer iſt Katholik und rechnet dem Grafen Stolberg ſeinen Uebertritt, der ihm von ſeinen proteſtantiſchen Freunden zum Vorwurf gemacht wurde, vielmehr zum Verdienſt an. Der Biograph ſcheint ein Mann von vorgerückten Jahren zu ſein, da er in der Vorrede ſagt, Stolbergs Sonne habe den Morgen ſeines Lebens erhellt und erwärmt. Seine Materialien kamen zum großen Theil aus dem Nachlaß des Biſchofs Kellermann, der einſt Hauslehrer im Hauſe Stolbergs war und nachher deſſen intimer Freund wurde.

Der vorliegende erſte Band führt ſeine Lebensgeſchichte bis zu ſeinem Tod, ein zweiter wird Briefe und andere Beilagen bringen.

Tiſchbein, J. H. Wilh., Aus meinem Leben. Herausgeg. von Carl G. W. Schiller. Mit 1 Portrait und einer Stammtafel. 2 Bde. gr. 8. (XL. 249. 252 S.) Braunſchweig 1861, Schwetſchke und Sohn. 2 Thlr. 12 Ngr.

Selbſtbiographie des mit Göthe befreundeten Malers Tiſchbein, der als ideenreicher Maler und Director der Malerakademie in Neapel ſich einen rühmlichen Namen in der Kunſtwelt gemacht hat und in dieſem Buche als ein vielſeitig gebildeter liebenswürdiger Mann erſcheint, welcher Perſonen und Lebensverhältniſſe mit künſtleriſchem Sinne auffaßt und auch als Schriftſteller die Plaſtik des Künſtlers zeigt.

Hurter, Fr., Wallenſteins vier letzte Lebensjahre. gr. 8. (VIII u. 514 S.) Wien 1862, Braumüller. n. 3⅓ Thlr.

Fortſetzung der Schrift: Zur Geſchichte Wallenſteins, zweiter Nachtrag S. 152.

Der Verfaſſer legt hier die Ausbeute aus ſeinen Forſchungen im Wiener Archiv vor und verwendet dieſelben unter ergänzender Beiziehung von Aretins Mittheilungen aus dem Münchener Archiv zu einem Beweis von Wallenſteins Schuld des beabſichtigten Verraths am Kaiſer.

Venedey, Jak., Georg Waſhington. Ein Lebensbild. 8. (223 S.) Freiburg im Breisgau 1861, Wagner. 1⅓ Thlr.

Eine lebendige friſche Erzählung der Hauptzüge aus Waſhingtons Leben. Zu ſehr Biographie und zu wenig Geſchichte des amerikaniſchen Freiheitskrieges.

Beck, Joſ., Freiherr J. Heinrich von Weſſenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geſchichte der neueren Zeit. Auf Grundlage handſchriftlicher Aufzeichnungen Weſſenbergs. gr. 8. (XII u. 528 S.) Freiburg im Breisg. 1862, Wagner. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

Der ehrwürdige Vorkämpfer eines freiſinnigen Katholicismus und einer deutſchen Nationalkirche wird hier von einem gleichgeſinnten Schriftſteller mit Pietät gefeiert. Der Beiſatz „Beitrag zur Geſchichte der neueren Zeit“ iſt berechtigt, da über mehrere wichtige Vorgänge, z. B. über das Pariſer Nationalconcil von 1811, ſowie über die durch Bayern vereitelte Verhandlung wegen der Reorganiſation der katholiſchen Kirche Deutſchlands auf dem Wiener Congreſſe, manches Neue mitgetheilt wird.

Wiggers, Jul., Vierundvierzig Monate Unterſuchungshaft. Ein Beitrag zur Geſchichte des „Roſtocker Hochverrathsproceſſes.“ 2. Aufl. 8. (VII u. 308 S.) Berlin 1861, Springers Verl. n. 24 Ngr.

Ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Reaction und insbeſondere der Mecklenburgiſchen Rechtspflege.

Arnoldt, J. F. J., Fr. Aug. Wolf in ſeinem Verhältniſſe zum Schulweſen und der Pädagogik dargeſtellt. 1. Bd. Biographiſcher Theil. Lex. 8. (VIII u. 280 S.) Braunſchweig 1861, Schwetſchke und Sohn. n. 1⅓ Thlr.

Ein ſehr ſorgfältig und mit warmer Liebe bearbeitetes Buch, in welchem die reiche Brief- und Memoirenliteratur benutzt iſt, um den Spuren des gewaltigen Iſegrimm nachzugehen.

Biographie von Joh. Jak. Wirz. Ein Zeugniß der Nazarenergemeinde v. d. Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden. gr. 8. (XVI u. 649 S.) Barmen 1862, Langewieſche's Verl. n. 1⅓ Thlr.

Selbſtbiographie des Stifters der ſogenannten Nazarenerſecte in Baſel, in welcher er die Geſchichte ſeiner religiöſen Entwicklung und der ihm gewordenen Viſionen in ziemlich verworrener Darſtellung erzählt. Eine dritte Abtheilung iſt von Schülern des Wirz hinzugefügt und ergänzt ſeine Biographie bis zu ſeinem 1858 erfolgten Tode. Dieſe letzte Partie giebt weitere Aufſchlüſſe über ſeine Beſtrebungen und Ziele und eine Charakteriſtik des Mannes.

Helldorff, Freih. v., Aus dem Leben des kaiſ. ruſſiſchen Generals der Infanterie, Prinz Eugen von Württemberg, aus deſſen eigenhändigen Aufzeichnungen ꝛc. geſammelt und herausgeg. I. II. Bd. gr. 8. (V u. 160 S. III u. 169 S. mit 2 Plänen.) Berlin 1861, 62, Hempel. à Bd. n. 1⅓ Thlr.

Der Prinz Eugen von Württemberg, einſt ein Liebling des ruſſiſchen Kaiſers Paul I., und von dieſem zum Thronfolger beſtimmt, war einer der hervorragenden ruſſiſchen Generale und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten, beſonders in der Schlacht bei Kulm rühmlich aus, es wurde ihm aber vom kaiſerlichen Hofe aus alter Eiferſucht die öffentliche Anerkennung vorenthalten. Es iſt nun eine Hauptaufgabe des Herausgebers, ſeines ehemaligen Adjutanten, ſeine Verdienſte ans Licht zu ſtellen. Das was er in den beiden Bändchen vorlegt, ſind Bruchſtücke einer Selbſtbiographie des Prinzen, und deſſen Tagebuch über einzelne militäriſche Ereigniſſe. Die Jugenderinnerungen des Prinzen von ſeinem Aufenthalt am ruſſiſchen Hofe und der Ermordung Kaiſer Pauls ſind ſehr intereſſant und geben von dem frühreifen lebhaften Geiſt des Prinzen Zeugniß. Ein dritter Band wird das Werk beſchließen.

Eugen, Herzog von Würtemberg, Memoiren. 3 Thle. 8. (VIII. 336. 299. 377 S.) Frankfurt a/O. 1862, Harnecker u. Comp. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſer der Vorrede, ein Herr v. H., ein früherer Kriegsgefährte des Herzogs, verſichert, er ſei von dem Herzog mit Herausgabe des vorliegenden Theils ſeiner Memoiren beauftragt worden. Auffallend iſt es, daß der Herausgeber ſich nicht nennt und daß die Ausſtattung dieſer Memoiren der Publikation eines fürſtlichen Nachlaſſes nicht entſpricht. Uebrigens ſtimmen die betreffenden Theile dieſer Memoiren wörtlich mit den von Herrn v. Helldorf veröffentlichten Bruchſtücken überein.

Rintel, Heinr. Wilh., C. Fried. Zelter. Eine Lebensbeſchreibung. Nach autobiographiſchen Manuſcripten bearbeitet. gr. 8. (VIII u. 304 S.) Berlin 1861, Janke. 1⅓ Thlr.

Zelter, der bekannte Freund Göthes, erzählt ſeine Laufbahn, die er mit dem Maurerhandwerk beginnt und als Profeſſor der Singakademie in Berlin endigt, in naiver gemüthlicher Sprache. Der Herausgeber, ein Enkel Zelters, ſchildert uns ſeine muſikaliſchen Leiſtungen und beſonders, wie er als Führer der Berliner Singakademie dort ein geordnetes Muſikſtudium begründet habe. Die Einflechtung zahlreicher Briefauszüge verleiht der zweiten Abtheilung beſonderes Intereſſe.

Schönwiſſenſchaftliche Literatur.

Armand, Sclaverei in Amerika oder ſchwarzes Blut. 3 Bde. 8. (VIII u. 865 S.) Hannover 1862, Rümpler. 4½ Thlr.

Ein Seitenſtück zu Onkel Toms Hütte.

Auerbach, Berthold, Joſeph im Schnee. Eine Erzählung. 8. (III u. 239 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 28 Ngr.

Auerbach, Berthold, Edelweiß. Eine Erzählung. 8. (409 S.) Stuttgart 1861, Cotta. n. 1 Thlr.

Anziehende Erzählungen mit ſittlichem Doctrinarismus ausgeführt. Die Geſchichten bewegen ſich wie die früheren Dorfgeſchichten des Verfaſſers in einfachen ländlichen Kreiſen.

Bölte, Amely, Juliane v. Krüdener und Kaiſer Alexander. Ein Zeitbild. 1. 2. Abth. à 3 Thle. 8. (I. V. 627 u. 573 S.) Berlin 1860, Janke. 8 Thlr.

Bölte, Amely, Vittoria Alfieri und ſeine vierte Liebe oder Turin und Florenz. Hiſtoriſches Zeitbild. 2 Bde. 8. (XIV u. 528 S.) Berlin 1862, Janke. 3 Thlr.

Caballero, Fernan, Ausgewählte Werke. Bd. 7. 8. Lagrimas überſetzt v. L. G. Lemcke. 8. (X u. 429 S.) Paderborn 1860, Schöningh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bd. 9. Erzählungen. Bd. 2., überſ. v. Ludw. Clarus. 8. (X u. 264 S.) ebend. 1860. 24 Ngr.

Bd. 10. 11. Clemencia. Deutſch v. Lemcke. 2 Bde. 8. (XVI u. 612 S.) ebend. 1861. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bd. 12. Zwei Erzählungen, überſ. v. Lemcke. 8. (242 S.) ebend. 1861. 24 Ngr.

Bd. 13. Ein Sommer in Bornos, überſ. v. L. Clarus. 8. (272 S.) ebend. 1861. 24 Ngr.

Bd. 14. 15. Spaniſche Dorfgeſchichten, überſ. v. Lemcke. 2 Bde. 8. (VII u. 463 S.) ebend. 1862. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bd. 16. Spaniſche Volkslieder und Volksreime, Volks- und Kindermärchen, einfache Blüthen religiöſer Poeſie. Nach dem vom Verf. geſammelten Originale ins Deutſche übertragen von Wilhelm Hoſäus. Mit einem Vorwort v. F. Caballeros über das ſpaniſche Volkslied und einer Abhandlung von W. Hoſäus zur Charakteriſtik des ſpaniſchen Volkes und ſeiner Geſammtdenkweiſe. 8. (XXXII u. 256 S.) ebend. 1862. 24 Ngr.

S. vierter Nachtrag S. 71.

Dieſe Romane der Frau Cäcilia de Arrom ſind als treffliche Schilderungen des ſpaniſchen Volkscharakters und phantaſiereicher Ausdruck ſpaniſchen Katholicismus anerkannt, die Ueberſetzer ſind bewährte Kenner der ſpaniſchen Literatur und Sprache.

Caspari, Karl Heinr., Chriſt und Jude. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert für das deutſche Volk in Stadt und Land. 2. Aufl. mit Beigaben v. Graf Pocci, Schütz. A. v. Harleß und Fr. Delitzſch. 8. (X u. 260 S. mit 1 Holzſchnitttaf. und 1 Muſikbeil.) Erlangen 1862, Bläſing. 27 Ngr.

Eine Erzählung von tieferem Gehalt, chriſtlicher Tendenz und glücklicher Popularität.

Corrodi, Aug., Ernſte Abſichten. Ein Frühlingsbuch. 8. (V u. 185 S.) Winterthur 1861, Lücke. ¾ Thlr.

——— ——— de Herr Doctor. Herbſtidyll uſem Züripiet. 16. (311 S.) Winterthur 1861, Steiner. n. 1 Thlr. 2 Ngr.

Das erſte eine anmuthige mit Humor gewürzte Novelle, das zweite eine witzige Dialectdichtung.

Laura, Elfried v., Aus Heimath und Fremde. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. 8. (VI u. 497 S.) Leipzig 1861, Hübner. 1⅓ Thlr.

S. den vierten Nachtrag S. 72 über die früheren Arbeiten des Verfaſſers.

Eliot, George, Die Mühle am Floß. Ueberſ. v. Jul. Freeſe (autoriſ. Ueberſ.) 2 Bde. 8. (XI u. 635 S.) Berlin 1861, Beſſers Verl. 2 Thlr.

Eliot, George, Silas Marner, Der Weber von Raveloe. Ueberſ. v. Jul. Freſe. (Autoriſ. Ueberſ.) gr. 8. (219 S.) Berlin 1861, Beſſers Verl. 24 Ngr.

Beliebte Erzählungen im Genre der engliſchen Dorfgeſchichte mit pſychologiſcher Feinheit ausgeführt.

Frenzel, Karl, Die drei Grazien. Ein Roman. 3 Bde. 8. (847 S.) Breslau 1862, Trewendt. 4⅓ Thlr.

Guſeck, Bernd von, Der erſte Raub an Deutſchland. Hiſtor. Roman. 4 Bde. 8. (1066 S.) Leipzig 1861, Coſtenoble. 5⅓ Thlr.

Der Raub der Städte Metz, Toul und Verdün iſt hier gemeint, die Geſchichte ſpielt zur Zeit Kaiſer Karls V. Spannende Erzählung und treffende Schilderung vieler intereſſanter Perſönlichkeiten mit geſchichtlicher und poetiſcher Wahrheit.

Hackländer, F. W., Der Wechſel des Lebens. 3 Bde. 8. (IX u. 618 S.) Stuttgart 1861, E. Hallberger. 3 Thlr.

Ein biographiſcher Roman.

Gutzkow, K., Der Zauberer von Rom. 8. u. 9. Bd. 8. (378 u. 506 S.) Leipzig 1860. 61, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr. (Compl. n. 12⅔ Thlr.)

S. vierter Nachtrag S. 72.

Iſt nun abgeſchloſſen. Die Grundlage des Ganzen iſt der Lebensgang eines katholiſchen Prieſters Bonaventura, der ſich mit Unbefangenheit und Hingebung ſeinem Berufe widmet, aber allmählig unter der glänzenden Außenſeite des Cultus bald die Inhaltloſigkeit, bald die Unterdrückung eines geiſtigen Inhalts erkennt, und endlich auf der höchſten Stufe der geiſtlichen Würden angelangt, von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenreform ſich überzeugt, mit den hierarchiſchen Traditionen bricht und die Reform der Kirche durch Berufung eines allgemeinen Concils einleitet. Die Fabel des Romans dreht ſich um einen Erbſchaftsproceß zwiſchen der älteren katholiſchen und der jüngeren proteſtantiſchen Linie eines reichbegüterten gräflichen Hauſes in Weſtfalen; die Geſchichte ſpielt in Köln, Wien und Italien.

Hartmann, Moritz, Von Frühling zu Frühling. 8. (304 S.) Berlin 1861, Beſſers Verl. 1⅓ Thlr.

Anmuthige Erzählung mit guter Charakterſchilderung. Zwei Damen, eine Franzöſin und eine Deutſche in nationaler Eigenthümlichkeit, ſind die Hauptperſonen der Geſchichte.

Heller, Robert, Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des klaſſiſchen Weimar. 8. (304 S.) Leipzig 1862, Thomas. 1⅓ Thlr.

Eine anziehende Geſchichte, in welcher der Herzog Karl Auguſt, für Göthe ſich ausgebend, mit einer ſchönen jungen Dame vom Land, die nach Weimar gekommen war, um durch Göthes Protection die Heirath mit einem Vetter, den ſie liebte, durchzuſetzen, ein Liebesabenteuer verſucht.

Heyſe, P., Annina. Im Grafenſchloß. Andrea Delfin. Auf der Alm. Neue Novellen. 4. Sammlung. 8. (V u. 455 S.) Berlin 1862, Hertz. 2 Thlr.

Ausgezeichnet durch künſtleriſche Compoſition und ſchöne Sprache, an Gehalt früheren Arbeiten des Verfaſſers nachſtehend.

Höfer, Edm., Deutſche Herzen. Skizzen, Studien und Geſchichten. 8. (III u. 356 S.) Prag 1861, Kober und Markgraf. n. 1⅓ Thlr.

Höfer. Edm., Die Honoratiorentochter. Eine Erzählung 8. (VII u. 358 S.) Stuttgart 1861, Krabbe. 1 Thlr.

Die Benennung Honoratiorentochter iſt nicht ganz richtig. Die Heldin des Romans iſt eine reiche Bierbrauerstochter, die einen gebildeten Advocaten geheirathet hat und im Widerſpruch mit deſſen Geſchmack in die adelige Geſellſchaft des Städtchens ſtrebt, dadurch in Mißverhältniſſe geräth, aber ſchließlich von einem Freund ihres Mannes und einer tödtlichen Krankheit auf den rechten Weg geführt wird.

Höfer, Edm., Die Alten von Ruhneck. Eine Erzählung aus älterer Zeit. 8. (VII u. 259 S.) Stuttgart 1862, Krabbe. 24 Ngr.

——— ——— Lorelei. Eine Schloß- und Waldgeſchichte. 8. (243 S.) ebend. 1862. 24 Ngr.

Unterhaltende Erzählungen mit geſchichtlichem Hintergrunde, bei der erſteren aus der Zeit des 7jährigen Krieges, bei der zweiten aus der Zeit der Franzoſenherrſchaft.

Kinkel, Johanna, Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. (Aus ihrem Nachlaß.) 2 Bde. 8. (VI u. 383. 348 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 3 Thlr.

Eine ſehr wahrheitsgetreue Schilderung des Lebens deutſcher Flüchtlinge in England, welche viel Selbſterlebtes enthält.

König, Heinr., Deutſche Familien, Novellen aus dem Leben. 2 Bde. 8. (V u. 660 S.) Wiesbaden 1861, Kreidel. n. 2⅔ Thlr.

Kurz, Herm., Erzählungen. 3. Bd. Umriſſe und Erinnerungen. gr. 16. (III u. 307 S.) Stuttgart 1861, Franckh. 1 Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 74.

Deutſches Magazin. Herausgeg. von Jul. Rodenberg. Bd. I. (12 Lieff.) gr. 8. (Mit 6 Stein- und 12 Holzſchnitttaf. 384. S.) Berlin 1861, Seehagen. 2 Thlr.

Eine belletriſtiſche Zeitſchrift. Enthält neue Romane von dem Herausgeber, Novellen von Frenzel, Heſekiel u. A., Gedichte, Länder- und Völkerſkizzen, vermiſchte Aufſätze und verſchiedene Kleinigkeiten.

Meyr, Melchior, Vier Deutſche. Roman aus den letzten Jahrzehnten. 3 Bde. 8. (293, 413, 512 S.) Stuttgart 1861, Gebrüder Mäntler. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer der beliebten Erzählungen aus dem Ries verſucht ſich hier mit Glück in einem größeren Zeitroman, worin er die Beſtrebungen und Ereigniſſe der letzten Jahrzehende, beſonders der Jahre 1848 und 49 in den Geſchicken und Geſprächen von vier Univerſitätsfreunden ſich abſpiegeln läßt. Die Hauptrolle ſpielen zwei Juriſten, von denen der eine, wegen ſeiner liberalen Geſinnung vom Staatsdienſte ausgeſchloſſen, die akademiſche Laufbahn mit Erfolg betritt, aber auch hier auf politiſche Hinderniſſe ſtößt und Schriftſteller wird, während der andere, den Verhältniſſen ſich fügend, eine glänzende Laufbahn im Staatsdienſte macht, bis zur Schwelle des Miniſteriums gelangt, hier ſeinen Freund nachzuziehen und zu protegieren ſucht, aber endlich an deſſen unverbeſſerlichem Idealismus verzweifelt. Ein dritter Freund, der Poet, repräſentirt die literariſche Seite der Zeitbeſtrebungen, ein vierter wird Journaliſt. In Folge der nationalen Bewegung ſiegt der Idealiſt und wird Miniſter. Der Roman iſt nicht nur durch ſeine Zeitbeziehungen intereſſant, ſondern verdient auch wegen der guten friſchen Erzählung und des Gedankengehalts die Beachtung der Leſewelt.

Mylius, Ottfried, Graveneck. Geſchichtlicher Roman aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. 8. (324 S.) Stuttgart 1862, Schiller. 1¼ Thlr.

Der Roman ſpielt in Würtemberg und verwendet eins der vielen Liebesabenteuer des Herzogs Karl Eugen mit geſchickter Benutzung der localen Ueberlieferung zu einem ſehr unterhaltenden culturgeſchichtlichen Bilde.

Nemmersdorf, Frz. v., Unter den Ruinen. Ein Roman aus Roms Gegenwart. 4 Thle. 8. (X u. 831 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Eine gute Schilderung der politiſchen, ſocialen und kirchlichen Verhältniſſe des jetzigen Roms, mit Anknüpfung an die Beſchreibung der Ueberreſte des Alterthums.

Polko, Eliſe, Fauſtina Haſſe. Muſikaliſcher Roman. 2 Bde. gr. 8. (XVI u. 586 S.) Leipzig 1860, Schlicke. n. 3 11/12 Thlr.

Leben einer berühmten italieniſchen Sängerin aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

—— —— Neue Novellen. 8. (IX u. 262 S.) ebend. 1860. n. 1½ Thlr.
—— —— 2. Folge. 8. (VII u. 232 S.) ebend. 1861. n. 1⅓ Thlr.
—— —— 3. Folge. 8. (VII u. 234 S.) ebend. 1862. n. 1½ Thlr.

Die Verfaſſerin bewährt in dieſen Novellen ein ſehr angenehmes Erzählungstalent und künſtleriſchen Sinn.

Pröhle, Heinrich, Erzählungen aus dem Harzgebirge. Eine Volksſchrift. 1) Kaiſer Heinrichs Vogelheerd und die Finckler vom Oberharze. 2) Das Junggeſellenſchießen. 8. (XVIII u. 137 S.) Berlin 1862, Vogel und Comp. ⅓ Thlr.

Zwei anziehende Erzählungen, von denen die eine den Oberharz und das Leben der Vogelſteller jetziger Zeit ſchildert; die andere eine humoriſtiſche Geſchichte giebt, die auf dem Brocken ſpielt.

Prutz, Rob., Oberndorf. Roman. 3 Thle. 8. (XVIII u. 678 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Ein unterhaltender Roman, der uns mitten in die ſocialen, politiſchen und religiöſen Gegenſätze unſerer Zeit verſetzt und dieſelben in pikanten Charakteren und Situationen darſtellt.

Ring, Max, Roſenkreuzer und Illuminaten. Hiſtoriſcher Roman aus dem 18. Jahrhundert. 4 Thle. 8. (XII u. 1017 S.) Berlin 1861, Janke. 5¼ Thlr.

Iſt die Frucht gründlicher culturgeſchichtlicher Studien, die zu einer unterhaltenden Erzählung verwendet ſind.

Roquette, O., Neue Erzählungen. 8. (III u. 362 S.) Stuttgart 1862, Cotta. 1 Thlr. 3 Ngr.

Roſen, Ludwig, Vier Freunde. Roman in 3 Bden. 8. (VIII u. 955 S.) Breslau 1861, Trewendt. 5 Thlr.

Dieſe vier Freunde repräſentiren in ähnlicher Art, wie Melchior Meyrs „Vier Deutſche“, die politiſchen und nationalen Tendenzen der deutſchen Jugend. Die Ausführung zeugt von angenehmer Darſtellungsgabe.

Scheffel, Joh. Vict., Ekkehard. Eine Geſchichte aus dem 10. Jahrhundert. 3 Bde. 2. Aufl. gr. 16. (XVI u. 587 S.) Berlin 1862, Janke. 1⅓ Thlr.

Ein ſehr gelungener Verſuch, eine ſonſt dunkle Zeit mit Hilfe des Romans zu lebendiger Anſchaulichkeit zu bringen.

Schücking, Levin, Die Marketenderin von Köln. 3 Thle. 8. (XV u. 754 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Schücking, Levin, Die Geſchworenen und ihr Richter. Roman. 3 Thle. 8. (955 S.) Hannover 1861, Rümpler. 4½ Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volk. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Aus dem Schwediſchen von Aug. Kretzſchmar. 8. (XII u. 542 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 2 Thlr.

—— —— Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. A. d. Schwed. v. A. Kretzſchmar. 3 Thle. 8. (V u. 591 S.) ebend. 1862. n. 2⅔ Thlr.

—— —— Schuld und Unſchuld. Eine Erzählung. A. d. Schwediſchen von A. Kretzſchmar. 3 Thle. 8. (775 S.) ebend. 1862. n. 2⅔ Thlr.

Romane von ſocialer antiariſtokratiſcher Tendenz, feiner pſychologiſcher Entwicklung und reiner ſittlicher Haltung.

Spielhagen, F. Problematiſche Naturen. 1. Abth. 4 Bde. 8. (1094 S.) Berlin 1861, Janke. 5 Thlr.

—— —— 2. Abthlg. A. u. d. Tit.: Durch Nacht zum Licht. 4 Bde. 8. (1189 S.) ebend. 1862. 5 Thlr.

Ein pſychologiſcher Roman, der gerühmt wird.

Sternberg, A. v., Peter Paul Rubens. Ein biographiſcher Roman. 8. (217 S.) Leipzig 1862, Coſtenoble. 1¼ Thlr.

Thurm, Franz vom, Dios no quiso. Spaniſche Kriegs- und Friedensſcenen. 3 Thle. 8. (XV u. 336, IX u. 242, XII u. 292 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Ein Roman aus der Zeit des carliſtiſchen Krieges in Spanien, den der Verfaſſer als Ritter des monarchiſchen Princips mitmachte. Er will die Urſachen und den Verlauf dieſes Krieges darlegen und ſchildert bei dieſer Gelegenheit Spanien, wie es vor etwa 30 Jahren war, wo möglich die Lichtſeiten der Zuſtände hervorhebend. Der Titel heißt auf deutſch „Gott hat es nicht gewollt; d. h. den Sieg des monarchiſchen Princips, zu deſſen Vertheidigung der Held des Romans ausgezogen war.

Uechtritz, Fried. von, Der Bruder der Braut oder ſittliche Löſung ohne rechtliche Sühne. 3 Bde. 8. (IX u. 1060 S.) Stuttgart 1860, Cotta. 5⅓ Thlr.

Ein geiſtreicher Roman in der Art des Albrecht von Holm von demſelben Verfaſſer. Der geſchichtliche Hintergrund iſt die Zeit der Freiheitskriege, welche der Held des Romans mitmacht. Geſpräche patriotiſchen, äſthetiſchen und ſocialen Inhalts, Entwicklung der Charaktere verleihen der Erzählung das Hauptintereſſe. Die Schuld des Helden, die einer Sühne bedarf, iſt der Mord eines rohen Gatten, der ſich ſpäter als Bruder der Geliebten des Helden herausſtellt und die Verbindung unmöglich machen zu müſſen ſcheint. Die ſittliche Löſung iſt Läuterung durch ſchmerzliche Erfahrung und in Folge davon gründliche Bekehrung.

Wildermuth, Ottilie, Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit. 8. (VIII u. 371 S.) Stuttgart 1861, Krabbe. 1 Thlr.

Verſchiedene anſprechende Erzählungen in der bekannten friſchen Weiſe der Verfaſſerin. Mit Vorliebe bürgerliche Originale zeichnend.

—— —— Werke. Geſammtausgabe mit d. Portr. d. Verfaſſerin. In 24 Lief. 16. Stuttgart 1862, Krabbe. à Lief. 4 Ngr.

Willkomm, Ernſt, Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndts. 4 Thle. 8. (XXIV u. 1076 S.) Leipzig 1861, Thomas. 1½ Thlr.

Zeitſchriften.

Wir verweiſen in Betreff derſelben auf Nachtrag 3 und 4.
Von den neu entſtandenen nennen wir:

Deutſche Jahrbücher für Politik und Literatur. Redact. H. B. Oppenheim. 1. Bd. October—Dec. (Monatsheft à 10—12 Bog.) gr. 8. 1861. Berlin 1861, Guttentag. n. 2 Thlr.

(Erſcheint auch in gleicher Weiſe für 1862.)

Organ der linken Seite der conſtitutionellen Partei. Die Beiträge ſind nicht nur politiſchen, ſondern auch nationalökonomiſchen, geſchichtlichen und literariſchen Inhalts.

Freya. Illuſtrirte Blätter für Deutſchlands Frauen und Jungfrauen. Jahrgg. 1861 und 62. à Jahrg. 12 Hefte in gr. 4. Stuttgart, Krais und Hoffmann. à Heft 12 Ngr.

Geſammelte Aufſätze.

Oeffentliche Vorträge, gehalten von einem Verein akademiſcher Lehrer zu Marburg. 2 Bde. gr. 8. Stuttgart 1862, Franckh'ſche Buchh. à Bd. 1⅙ Thlr.

Inhalt des erſten Bandes: I. E. Zeller, die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen (31 S.) II. W. Mangold, Julian der Abtrünnige (27 S.) III. K. Juſti, Dante und die göttliche Comödie (40 S.) IV. Th. Waitz, Hernando Cortes (22 S.) V. C. Hermann, Wilhelm von Oranien (26 S.) VI. E. L. Th. Henke, Papſt Pius VII. (29 S.) VII. J. Cäſar, das finniſche Volksepos Kalewala (31 S.)

Inhalt des zweiten Bandes: I. W. Schell, Ueber Wahrſcheinlichkeit (24 S.) II. Wüllner, Wind und Wetter (24 S.) III. Bromeis, Ueber die Entdeckung des Sauerſtoffs (27 S.) IV. Claudius, das Gehörorgan (20 S.) V. F. W. Henke, die Quelle der Kräfte des Lebens im Körper der Menſchen und Thiere (32 S.) VI. Heuſinger, Ueber die Getränke (27 S.) (Jede dieſer Nr. iſt auch einzeln zu dem Preis von 8 Ngr. zu erhalten.)

Beſonders leſenswerth ſind Zellers Monotheismus, Waitz Cortes, C. Hermanns Wilhelm von Oranien, Henkes Pius VII., Schells Wahrſcheinlichkeit.

Demokratiſche Studien 1861. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Mor. Hartmann, Friedr. Kapp, F. Laſſalle u. A. herausgeg. v. Ludw. Walesrode. gr. 8. (XII u. 554 S.) Hamburg 1861, O. Meißner. n. 2 Thlr.

Inhalt: 1) Vorwort des Herausgebers. 2) L. Simon, d. preuß. Conſtitutionalismus 3) H. B. Oppenheim, die Kunſt mit einer Verfaſſ. zu regieren. Ein Vademecum für conſtit. Miniſter und Solche, die es werden wollen. 4) A. Ruge, der aſiatiſche Geiſt in ſeiner Herrſchaft über Europa. 4) W. Rüſtow, die Brigade Milano. 5) M. Hartmann, Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen. 6) L. Bamberger, die Franzöſelei am Rhein, wie ſie kam, und wie ſie ging (1790 bis Heute). 7) Fr. Kapp, die Achtundvierziger in den Verein. Staaten. 8) Die beiden Welfen Ernſt Auguſt und Georg V. und das Land Hannover. Von ***** 9) Zur Geſchichte eines kleinen Staates. 10) Laſſalle, F., Gotthold Ephraim Leſſing. 11) Vom enthüllten Polizeiſtaate und was daran hängt. 12) Zwei offene Briefe an den Herrn Miniſter des Innern, Grafen Schwerin ꝛc. Von einem Oſtpreußen an der Elbe.

Encyclopädien.

Das Hauslexicon. Encyklopädie praktiſcher Lebenskenntniſſe für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Techniker von Heinr. Hirzel. 3. Aufl. I—V. Bd. (Lief. 1—15.) (à Bd. 3 Lief.) gr. 8. (Aal—Schwielen.) Mit eingedr. Holzſchnitten. Leipzig 1858—1862, Breitkopf und Härtel. à Bd. 2 Thlr.

Illuſtrirtes Haus- und Familienlexicon. Ein Handbuch für das praktiſche Leben. Redig. von Rud. Arendt. Bd. I—IV. gr. 8. (S. 1—240.) (Aachener Bäder—Gasbeleuchtung) oder Heft 1—33. (je 10 Hefte bilden 1 Bd.) Leipzig 1860—62, Brockhaus. à Lief. ⅙ Thlr.

Beide Werke ſind ſehr nützliche, gewiſſenhaft ausgeführte Unternehmungen. Die Artikel ſind von Fachmännern geſchrieben und wahrhaft populär gehalten. Die Aufgabe iſt, einen Rathgeber für die verſchiedenen Lebensbeziehungen eines größeren Haushaltes an die Hand zu geben. Die Artikel umfaſſen von Künſten und Gewerben ſoviel als nöthig iſt, um uns von Herſtellung, Natur, Güte und Verwendung der mannigfaltigen Induſtrieprodukte eine richtige Vorſtellung zu geben, nicht aber um irgend einen Geſchäftszweig darnach anzulegen und zu betreiben. Ueber das geſchäftliche und ſociale Leben wird in Beziehung auf Handel und Verkehr ſoweit Auskunft ertheilt, als zur Betreibung eines ſelbſtändigen Geſchäftsbetriebes nöthig iſt, doch mit Ausſchluß derjenigen Dinge, die nur für den Großhandel Intereſſe haben; von der Volkswirthſchaftslehre werden die für den Gebildeten wichtigſten Lehren abgehandelt, von der Rechtswiſſenſchaft iſt ſoviel aufgenommen als derjenige braucht, der mit Sicherheit im Leben verkehren und vorkommenden Falls ſeine Rechte wahren will. Von den Naturwiſſenſchaften iſt das in den Kreis der Belehrung gezogen, was in Technik und Geſundheitspflege zunächſt zur Anwendung kommt, von der Medicin iſt über die phyſiologiſche Grundlage des geſunden und kranken Lebens ein Ueberblick gegeben, mit Rathſchlägen für die Diätetik und Erkenntniß der wichtigſten Krankheiten, während für Anwendung der Heilmittel auf den ärztlichen Rath verwieſen wird. In Betreff der Nahrungsmittel wird über ihre Zuſammenſetzung, Ernährungsfähigkeit, Verfälſchung und deren Erkenntniß, ſowie über die Zubereitung das Nöthige angegeben, auch über Kleidung und Wohnung, über die Arbeiten der Hausfrauen, über Erziehung und Unterricht wird ebenfalls eingehender Rath ertheilt.

Die beiden hier angeführten Werke ſcheinen in Anlage und Ausführung nicht weſentlich verſchieden zu ſein, das Breitkopfſche iſt von beſchränkterer Ausdehnung, hat engeren Druck, weniger Holzſchnitte, iſt dafür aber auch im Preiſe billiger.

Geſammelte Werke.

Heine, H., Sämmtliche Werke. Rechtmäßige Orig.-Ausgabe in 18 Bden. in 8. Hamburg 1861, Hoffmann und Campe. à Bd. ⅙ Thlr.

Erſchienen ſind:

Bd. 1—3. Reiſebilder. (LXXX. 320. 429. 392 S.)

Bd. 4. Novelliſtiſches. (292 S.)
Bd. 5—7. Deutſchland. Fragmente. Die romant. Schule. (XIV. 270. X. 294. XII. 320 S.)
Bd. 8—11. Franzöſ. Zuſtände. (XIV. 380. XII. 280. XII. 436 S.)
Bd. 12. Ueber Ludw. Börne. (VIII. 264 S.)

Karten.

Allgemeine Atlanten.

Ewald, L., Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde zum Gebrauch beim methodiſchen Unterricht und wiſſenſchaftlichen Studium, mit beſonderer Rückſicht auf Anſchaulichkeit der Darſtellung, in 80 Karten. N. A. in 40 Lieff. und Supplement. 1—7 Lief. in gr. Fol. (Nebſt Handbuch der allgemeinen Erdkunde von W. Eder. gr. 8. X 978 S.) Darmſtadt 1861—62, Jonghaus. à Lief. n. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Ein ſehr reichhaltiger Atlas, der in mannigfaltigen mit Farbendruck ausgeführten Blättern, neben der phyſiſchen und politiſchen Geſtalt der Erde, auch die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der Erdoberfläche darſtellt.

Neuer Atlas der ganzen Erde für die Gebildeten aller Stände und für höhere Lehranſtalten. 31. Aufl. 28 Karten entworfen und gezeichnet von J. M. Ziegler, H. Lange, Heck, nebſt 17 hiſtoriſchen und 28 ſtatiſtiſchen Tabellen, begründet durch K. Th. Wagner, neu bearbeitet und ergänzt durch O. Delitſch und H. F. Brachelli. 1—12. Lief. Imp. Fol. Leipzig 1861—62, Hinrichs Verl. à Lief. n. ⅓ Thlr.

Zweckmäßige Unterrichtskarten von verſchiedenem Werthe, zunächſt zur Ergänzung des Stein-Wappäus'ſchen Handbuchs beſtimmt. Der Atlas wird mit der 18. Lief. geſchloſſen ſein.

Liechtenſtern, Theod. v., und Henry **Lange**. Neueſter und vollſtändiger Schulatlas zum Unterricht in der Erdkunde. Für den Gebrauch der oberen Klaſſen der Lehranſtalten ꝛc. 44 Karten in Stahlſtich und color. 11. Aufl. qu. Fol. Braunſchweig 1861, Weſtermann. n. 2 Thlr. 9 Ngr.

Einer der beſten Schulatlanten.

Neuer Schulatlas über alle Theile der Erde ꝛc. bearb. von Hauptmann Bach u. A., revid. von Heinr. Berghaus. 27 Blätter in Farbendruck ausgef. qu. Fol. (mit 4 S. Text.) Stuttgart 1862, Malté. n. 1⅓ Thlr.

Eleganter und deutlicher Druck.

Petermann, A., Vier Specialkarten. (Ergänzungen zu Stielers Handatlas ꝛc.) gr. Fol. mit Text. Gotha 1862, J. Perthes. n. 1 Thlr.

1 Das Feſtungsviereck Verona, Peſchiera, Mantua und Legnago im Maßſtab von 1 : 150,000.
2 Die Meerenge von Gibraltar im Maaßſtab von 1 : 200,000.
3 Der Iſthmus von Panama im Maaßſtab von 1 : 200,000.
4 Die Viti- oder Fiji-Inſeln im Maaßſtab von 1 : 1,500,000.

Illuſtrirter Handatlas für Freunde der Erdkunde und zum Gebrauch beim Unterricht. Mit E. Leeden und Heinr. Leutemann, herausgeg. von Theod. Schade. Lief. 3 u. 4. Imp. Fol. (à 4 Blatt mit 12 S. Text.) Leipzig 1860 und 1861, Brockhaus. à Lief. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

S. vierter Nachtrag S. 78.

Deutſchland.

Reymann, G. D. und C. W. v. **Oesfeld,** Topographiſche Specialkarte von Deutſchland u. ſ. w. Lief. 147. 148. Sect. 34 Blieland. 41 Schwerin. 267 Remiremont. 42 Waren.
—— —— Lief. 149. Sect. 25 Roſtock. 284 Conſtanz.
—— —— Lief. 150. Sect. 67 Workum. 249 Provins.
—— —— Lief. 151. Sect. 82 Haag. 287 Kufſtein. Glogau 1860—62, Flemming. à Lief. n. ⅔ Thlr.

S. Nachtrag 3. S. 81 und Nachtrag 4 S. 79.

Lange, Henry, Atlas von Sachſen. Ein geographiſch-phyſikaliſch-ſtatiſtiſches Gemälde des Königr. Sachſen in 12 Karten mit erläuterndem Text. gr. Fol. Leipzig 1860—62, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Eine nach den beſten Vorarbeiten entworfene, ſehr ſauber und elegant gezeichnete Karte. Beſonders ſchön iſt die Waldkarte Nr. 7.

Engelhardt, F. B., Generalkarte vom preußiſchen Staate. Mſt. 1:120,000. 2 Bl. Berlin 1862, Schropp. 2 Thlr.

Eine gute Ueberſichtskarte.

Heyberger, J., Topographiſch-ſtatiſtiſche Staatskirchenkarte des Königreichs Bayern, zugleich Poſt- und Terrainüberſichtskarte vom ſüdweſtlichen Deutſchland. Mſt. 1 : 400,000, in 6 Bl. Regensburg 1861, Puſtet. n. 6 Thlr.

Techniſch zwar minder ſchön und nicht ſcharf genug ausgeführt, aber ſehr reichhaltig an Einzelangaben.

Heyberger, J., Neueſte Poſt-, Eiſenbahn-, Gebirgs- und Reiſekarte von Bayern; Mittelfranken, Niederbayern, Oberbayern, Oberfranken, Oberpfalz und Regensburg, Rheinpfalz, Schwaben und Neuburg, Unterfranken. 8 Blätter in Imp. Fol. Regensburg 1862, Puſtet. à Blatt n. 14 Ngr. in Carton à n. 16 Ngr.

Die beſte neuere Karte Bayerns zum Handgebrauch. Jedes Blatt hat auch Pläne der größeren Städte der betreffenden Provinz.

Heyberger, J., Topogr. Specialkarte der Alpen Bayerns und Nord-Tyrols. Mſt. 1 : 146,000. Imp. Fol. München 1862, Mey und Widmayer. n. 1 Thlr. 6 Ngr. aufgezogen n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sorgfältig gezeichnet und rein im Stich. Die Gebirge ſind im Tondruck ausgeführt und geben ein deutliches Bild von Lage und Ausdehnung des Gebirgsſtockes, ohne daß die Nomenclatur dadurch geſtört wird.

Ziegler, J. M., Karte der Alpen- und Donauländer. Reduction: 1:190,000. 2 Blatt, Kupferſtich u. color. Imp. Fol. Leipzig 1862, Hinrichs Verl. n. ⅔ Thlr.

Mayr, Geo., Spezielle Reiſe und Gebirgskarte vom bayeriſchen Hochlande. 2 Blatt. Fol. München 1862, Palm.' n. 1 Thlr. 4 Ngr. aufgezogen n. 1⅓ Thlr.

Pfeiffer, J. P., Spezielle Reiſe- und Gebirgskarte von Salzburg, dem Salzkammergut, Nord-Tyrol und dem bayeriſchen Hochgebirge bis München. Mſt. 1 : 500,000. 1 Bl. Imp. Fol. Salzburg 1861, G. Baldi. Schwarz n. 27 Ngr. color. u. aufgezogen n. 1⅓ Thlr.

Leichte Gebirgszeichnung mit ſcharfer Schrift.

Generalkarte des Großherzogthums Baden in 6 Blatt. Mſt. 1 : 200,000. Karlsruhe 1862. à 1 Thlr.

Eine elegante Reduction der größeren topographiſchen Karte.

Fritſchi, J. Topographiſche Karte der Umgeb. von Baden mit Höhenſchichtencurven von 80 bad. Fuß verticalem Abſtand. Mſt. 1 : 37,500 in 1 Bl. Imp. Fol. Stuttgart 1860, Schweizerbart. 1 Thlr.

Sehr gute Karte.

Karten und Mittheilungen des mittelrheiniſchen geologiſchen Vereins. Auch unter dem Titel: Geologiſche Spezialkarte des Großherzogthums Heſſen und angrenzender Landesgebiete. Mſt. 1 : 50,000. Bis jetzt 6 Hefte in Lex. 8. mit à 5 Karten in Imp. Fol. Darmſtadt 1855—61, Jonghaus. à Heft n. 2⅔ Thlr.

Sect. Friedberg, Gießen, Büdingen, Gelnhauſen, Offenbach, Hanau, Frankfurt a/M., Schotten, Dieburg. Sehr gute Zeichnung und Ausführung, mit werthvollen geologiſchen und geographiſchen Bemerkungen.

Karte der Umgegend von Darmſtadt. Mſt. 1 : 25,000 in 4 Bl. Darmſtadt 1860. n. 3⅓ Thlr.

Von dem großherzogl. heſſiſchen Generalſtab bearbeitet in ſorgfältiger und ſchöner Ausführung.

Ravenſtein, A., Alignementsplan von Frankfurt a/M. Mſt. 1 : 1,250 in 16 Bl. Frankfurt a/M. 1860, Ravenſteins geogr. Inſt. n. 8 Thlr.

Sehr ſchöne und ſorgfältig ausgearbeitete Karte.

Generalkarte von dem Kurfürſtenthum Heſſen nach Originalzeichnung von J. A. Kaupert. Mſt. 1 : 200,000 2 Bl. Kaſſel 1859, Topogr. Bureau (Freyſchmidt. — Vollmann). Bei directem Bezug 2 Thlr. (außerdem 4 Thlr.)

Dieſelbe Karte auf ein Blatt reducirt im Mſt. 350,000. Kaſſel 1860, ebend. 2 Thlr.

Meiſterhafte Zeichnung in ſehr elegantem Druck.

Schweiz.

Topographiſche Karte der Schweiz (unter Aufſicht des Generals Dufour.) Mſt. 1 : 100,000 in 25 Blatt. Genf 1842—61. à Blatt. n. 2 Thlr. Bis jetzt 22 Sect. es fehlen noch Nr. VIII. XIII u. XXIII.

Ein Meiſterwerk der Kartographie. Soll im nächſten Jahr zum Abſchluß kommen.

Ziegler, J. M., Karte des Kantons Glarus. Mſt. 1 : 50,000. 2 Bl. Imp. Fol. Winterthur 1862, Wurſter u. Comp. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sehr ſchöne Gebirgszeichnung.

Italien.

Roſt, Joh. B., Poſt- und Reiſekarte von Italien und den angrenzenden Alpenländern ꝛc. Mſt. 1 : 800,000. 2 Bl. Imp. Fol. München 1862, literar.-artiſt. Anſtalt. Aufgezogen n. 2⅓ Thlr.

Die beſte Reiſekarte des neuen Italiens. Etwas ſchwache Terrainzeichnung.

Irland.

Petermann, A., Neue Karte von Irland im Maßſtabe: 1 : 150,000 qu. gr. Fol. Gotha 1862, J. Perthes. n. 6 Ngr.

Unter allen neueren Karten von Irland die einzige, welche das jetzt vorliegende Material für Terrainzeichnung ſorgfältig verarbeitet vorführt.

Amerika.

Kiepert, H, Map of Mexico constructed from all available materials and corrected to 1862. Mſt. 1 : 4,000,000. Imp. Fol. Berlin 1862, D. Reimer. n. ⅚ Thlr.

—— —— Umgebungen von Mexiko bis Veracruz ꝛc. Mſt. 1 : 1,000,000. 2. Aufl. qu. Fol. Berlin 1862, D. Reimer. n. ⅙ Thlr.

Petermann, A., Der amerikaniſche Kriegsſchauplatz zwiſchen Richmond u. Waſhington. qu. gr. Fol. Gotha 1862, J. Perthes. n. 6 Ngr.

Vogelflug-Anſicht von Virginien, Maryland, Delaware u. Columbia. qu. Fol. Stuttgart 1862, Ernſt Jäger. ⅙ Thlr.

Auſtralien.

Petermann, A., Entdeckungen im Inneren von Süd-Auſtralien von 1840—60. In Petermann geograph. Mittheilungen 1860.

Hat vor den bisherigen Karten den Vorzug einer Zeichnung der auſtraliſchen Alpen und der Höhenmeſſungen voraus.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Abeken, B. R. 57.
Aegidi, L. K. 26. 35.
Album, ſchwäb. Dichter. 54.
Ambros, A. W. 9.
Andlaw, Frz. v. 55.
Andree, K. 48.
Anger, C. Th. 11.
Appell, J. W. 51.
Arendt, Rud. 69.
Armand 63.
Arnd, Ed. 22.
Arnold, W. 32. 33.
Arnoldt, J. F. J. 62.
Aſher, C. W. 18.
Aſſing, Ludmilla von 37.
Aßmann, W. 23.
Atlas, neuer, d. ganz. Erde 70.
Auerbach, Berth. 63. (2)
Auerswald, B. 12.
Aus der Heimath 10.
Aus der Natur 10.
Ausland, das 19.
Aus Schinkel's Nachlaß 9.
Aus Schleiermachers Leben 60.

B.

Bach, 70.
Bädeker, K. 41.
Bärſch, Gg. 60.
Baudiſſin, A. 39.
Baum, J. W. 4.
Baumgarten, Herm. 43.
Baur, F. Chr. 3. 5.
—— —— F. Friedr. 3.
Bauſchinger, J. 14.
Bavaria 27.
Beck, Joſ. 62.
Becker, G. W. 8.
—— —— K. F. 22.
Beitzke, H. 23.
Berger, F. 15
Berghaus, H. 27.
Berlepſch, H. A. 28. (3)
Berlin, J. N. 10.
Bibra, E. v. 49.
Biedermann, K. 30.
Biographie von J. J. Wirz 62
Block, M. 18. 40. 43.
Bluntſchli, J. C. 16.
Bock, C. E. 15. 16.
Bodenſee 27.
Bodenſtedt, Fr. 42. 43.
Bölte, Amely 63. (2)
Böttger, C. 50.
Böttger, K. 46.
Brachelli, H. F. 20.
Brandes, H. B. Ch. 30.
Brater, K. 16.
Brauer, J. H. 20.
Brehm, A. E. 13.
Breiter, A. 15.
Briefe, hiſtoriſche 4.
Brinkmann, Fr. 27.
Brockhaus, Cl. 58.
Bremeis, 68.
Bronn, G. H. 12.
Buckle, H. Th. 41.
Bülau, Friedr. 30.
Bungener, F. 5.
Burckhardt, Jacob 44.
Buſch, M. 47.

C.

Caballero, Ferman 63.
Carus, C. G. 1.
Cäſar, J. 68.
Caſpari, K. H. 64.
Caſſel, P. 7.
Chryſander, Fr. 57.
Clarus, L. 63. (2)
Claudius 68.
Cohn, Ad. 34. 48.
Corrodi, A. 64. (2)
Corvin 56.
Curtius, E. 24.

D.

Daniel, H. A. 19. 27.
Darwin, Ch. 12.
Delaunay 14.
Devrient, E. 9.
Diezmann, A. 60.
Dilthey, W. 60.
Döllinger, J. J. J. v. 6.
Droyſen, J. G. 36.
Dufour (General) 72.
Düntzer, H. 57.

E.

Eliot, Gg. 64. (2)
Emerſon, R. W. 2.
Encyclopädie des geſammten Erzieh.- u. Unterrichtsweſens 2.
Engelhardt, F. B. 71.
Erdmannsdörffer, B. 44.
Eugen, Prinz v. Württemberg ſ. Helldorff, v.
—— —— —— 62.
Europa's Cabinette 26.
Ewald, L. 70.
Eye, A. v. 56.

F.

Falke, Jac. 29.
Fallmerayer, J. Ph. 46.

Fichte, J. H. 56.
Ficker, Jul. 33. (2) 34.
Figuier, L. 14.
Fiſchel, Ed. 41.
Fiſcher, Kuno 1. (2)
Flathe, Th. 30.
Förſter, E. 8. (2)
Fragmente, ruſſiſche 42.
Franklin-Expedition, die 21.
Frauenſtädt, J. 61.
Frauer, L. 36.
Freeſe, J. 64. (2)
Frenzel, K. 64.
Freya, illuſtr. Blätter ꝛc. 68.
Freytag, G. 36. (2)
Friederich, Prinz v. Schleswig-Holſtein-Noer 39.
Friedländer, L. 24.
Fritſchi, J. 72.

G.

Garten, der zoologiſche 13.
Gelzer, H. 3.
Generalkarte des Großherzogth. Baden 72.
—— —— v. d. Kurfürſtenth. Heſſen 72. (2)
Gentz, Fr. v. 57.
Gerſtäcker, Fr. 49.
Gervinus, G. G. 25. 60.
Gfrörer, A. F. 25. (2)
Giebel, C. G. 13.
Gieſebrecht, W. 30.
Gildemeiſter, C. G. 50.
Globus 19.
Göbel, M. 6.
Goltz, Herm. v. d. 6.
Gottſchall, R. 51.
Gregorovius, F. 44. (2)
Greiff, B. 39.
Grimm, Herm. 57.
Grün, K. 44. 45.
Grüneiſen, K. 7.
Gruppe, O. F. 58.
Guhl, E. 24.
Guſeck, B. v. 64.
Gutzkow, K. 64.
Gwinner, W. 60.

H.

Hackländer, F. W. 64.
Hageby, A. L. v. 46.
Hagen, K. 22. 23. (2)
Hagenbach, K. R. 3. (2) 4.
Hamm, W. 43.
Handatlas, illuſtrirter 70.
Hanſer, K. Fr. 34.
d'Hargues, Fr. 52.
Hartmann, J. 4. (2)
—— —— M. 65.
Hartwig, Gg. 14. 22.
Haſſenkamp, W. 4.
Haßler, K. D. 47.
Hauslexicon, das 69.
Haus- und Familienlexicon, illuſtr. 69.
Häuſſer, L. 35.
Heine, Heinr. 69. 70.
Helbig, K. G. 38.
Helldorff, v. 62.
Heller, R. 65.
Henke, E. L. Th. 68.
—— —— F. W. 68.
Hennig, C. 15.
Heppe, H. 4.
Hermann, E. 42. 68.
Hertz, Wilh. 53. (2)
Hertzberg, G. 22.
Herzog, J. J. 3.
Hettner, H. 50.
Heuſinger, 68.
Heyberger, J. 71. (3)
Heyden, Ed. 54.
Heyſe, Joh. Chriſt. 52.
—— —— P. 65.
Hirſch, M. 48.
Hirzel, Heinr. 69.
Höfer, E. 65. (4)
Höfler, K. A. C. 34.
Hörſchelmann, F. 20.
Hoſäus, W. 63.
Houzeau, J. C. 14.
Huber, A. 40.
Humphry, G. M. 15.
Hurter, Fr. 61.

J.

Jacobi, J. L. 6.
Jäger, O. 24.
Jahrbücher, deutſche, f. Polit. u. Lit. 68.
Jahresberichte üb. d. Fortſchritt ꝛc. d. chem. Technologie 14. (2)
Janſſen, Joh. 35.
Jonas, L. 60.
Juſti, K. 68.

K.

Kapp, Friedr. 48.
Karte, topographiſche, der Schweiz 72.
Karte der Umgegend von Darmſtadt 72.
Karten u. Mittheil. d. mittelrhein. geol. Vereins 72.
Kaufmann, ein deutſcher, des 16. Jahrh. 48.
Kaupert, J. A. 72.
Kayſerling, M. 59.
Kiepert, H. 73. (2)
Kieſſelbach, W. 17.
Kinkel, Johanna 65.
Klaubold, A. 26.
Klaunig, K. 21.
Klein, K. 39.
Kleiſt, H. v. 17.
Klöden, G. A. v. 20.
Kobell, Frz. v. 11.
Kohl, J. G. 48.
Kolb, C. 13.
Koner, W. 19. 24.
König, Heinr. 58. 65.
Köpke, R. 17. 37.
Kraffts, H. U. 47. 48.
Kriegk, G. L. 39.
Krummacher, Fr. Wilh. 60.
Kugler, Frz. 8.
Kunſtblatt, chriſtliches 7.
Kurz, Herm. 65.
Kutzner, J. G. 21.

L.

Lang, Heinr. 6.
—— —— Wilh. 59.
Lange, Henry 70. 71.
Laſalle, F. 19.
Lasco, J. v. 4.
Leben, das, des Pfarrers J. Denner 56.
Leben u. ausgew. Schriften d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche 4.
—— —— —— —— —— d. luth. Kirche 4.
Lechler, R. 47.
Lefrançois, E. 14.
Lehnerdt 4.
Lemcke, L. G. 63. (4)
Lenz, R. 58.
Leo, H. 32.
Leonhardi, G. 45.
Lewald, Fanny 59.
Lieber, Frz. 17.
Liechtenſtein, Th. v .70.

Löber, Frz. 58.
London u. ſ. Umgebung 42.
Lübke, W. 8. (2.)
Lübker, Fr. 24. 54.
Ludwig, R. 11.
Lützow, C. Fr. R. v. 8.

M.

Mädler, J. H. 11.
Magazin, deutſches 65.
Mahn, C. A. F. 53.
Maly, J. K. 12.
Mangold, W. 68.
Marie de France 53.
Maſius, H. 13.
May, Th. G. 41.
Marr, Geo. 71.
Melena, E. 57.
Mendelsſohn-Bartholdy, F. 59.
——— ——— ——— P. 59.
Merz, H. 56.
Menge, Th. 61.
Meyer, H. J. 19.
Meyr, Melchior 1. 66.
Michelet, J. 21.
Mill, J. St. 17.
Mittermaier, Frz. 17.
Mittheilungen aus J. Perthes geogr. Anſtalt 19.
Mohl, R. v. 16.
Moleſchott, Jac. 15. (2)
Möllhauſen, B. 48.
Monatsblätter, proteſtant. 3.
Morell, K. 55.
Mörikofer, J. C. 51.
Moſer, R. 18.
Mühlberg, G. E. v. 2.
Müller, Karl 12.
Müller, Max 50.
Müller, Moritz 11.
Mylius, O. 66.

N.

Naſemann 22.
Nationalbibl. deutſche 29.
Natur, die 10.
Naturleben, ſ. Völkerleben, d. große.
Nemmersdorf, Frz. v. 66.
Neumann, Karl Friedr. 47.
Nightingale, Florence 16.
Nippenjadter, die 47.
Norderney, d. Inſel 28.

O.

Odenwald, der 27.
Opel, J. 34.
Oppenheim, H. B. 68.
Oppenheim, O. G. 41.
Oppermann, A. 44.
——— ——— H. A. 37.
Oelſch, L. v. 46.

P.

Pajeken, C. A. 49.
Palacky, Frz. 38.
Palmer, v. 2.
Paur, Th. 53.
Perthes, Cl. Th. 35.
Perty, M. 2.
Pertz, G. H. 43.
Peſtalozzi, H. 4. (2)
Petermann, A. 19. 70. 73. (3)
——— ——— H. 46.
Pfeiffer, Frz. 51.
——— ——— J. B. 72.
Pfizer, P. A. 36.
Pickford, E. 17.
Plath, J. H. 20.
Pleſſing, W. 56.
Polenz, G. v. 40.
Polko, Eliſe 66. (4)
Preller, L. 24.
Preſſel, Th. 4. (2)
Preyer, W. 42.
Pröhle, H. 29. 66.
Prutz, R. 51. 66.
Pufendorf, E. 38.

Q.

Quenſtedt, Fr. A. 12.

R.

Ranke, Leop. 40. (2)
Rapp, M. 51. 53. (2)
Raſch, G. 28. 45.
Raumer, Fr. v. 23. (2) 59.
Raumer, K. v. 2.
Ravenſtein, A. 72.
Real-Encyclopädie, f. proteſtant. Theologie 3.
Reallexicon d. claſſ. Alterthums 24.
Regel, A. 51.
Reiche, die 3 der Natur 13.
Reimann, Ed. 48.
Reuchlin, H. 45.
Reumont, A. v. 54. 55.
Rheinebene, die 27.
Reymann, G. D. 71. (4)
Richard, A. B. 38.
Riehl, W. H. 18.
Ring, M. 66.
Rintel, H. W. 63.
Ritter, Carl 19.
Rodenberg, J. 28. 65.
Rolandslied, das 53.
Rooſt, J. B. 73.
Roquette, H. 50.
——— ——— O. 67.
Roſcher, W. 18.
Roſen, L. 67.
Roßmäßler, E. A. 10. 13.
Roth, A. 28.
Rothe, R. 3.
Rotteck, K. 16.
Rückert, Heinr. 31.
Ruete, C. G. Th. 10.
Ruge, A. 41.
Rüſtow, W. 45.

S.

Schacht, W. 2.
Schade, Th. 71.
Schauenburg, Ed. 48.
Scheffel, J. V. 67.
Schell, W. 68.
Schenkel, D. 3. 7. (2)
Scherr, Joh. 35.
Scherzer, K. 21.
Schiller, C. G. W. 61.
Schiller, Fr. v. 60.
Schinkel 9.
Schirrmacher, F. W. 32.
Schleicher, A. 52.
Schleiermacher, Fr. 2.
Schmarda, L. K. 20.
Schmid, K. A. 2.
Schmidt, C. 4. (2)
Schmidt, Ferd. 29. 37.
Schmidt, Julian 50.
Schmidt, W. A. 22.
Schmidt-Weißenfels, E. 57.
Schmitthenner, Fr. 52.
Schnaaſe, K. 7. 8.
Schnorr, J. v. Carolsfeld 7.
Schödler, Fr. 10.
Schücking, L. 56. 67. (2)
Schulatlas, neuer 70.

Schwann, Th. 15.
Schwartz, Marie Sophie 67. (3)
Schwarzwald, der 27.
Seibert, C. G. 44.
Semmig, H. 52.
Semper, G. 9.
Sivers, J. v. 49. (2)
Smith, Adam 18.
Smitt, Fr. v. 42.
Souchay, E. F. 31.
Soret 16.
Spezialkarte, geolog. des Großherzogth. Heſſen 72.
Spielhagen, F. 21. 67. (2)
Spohr, Louis 61.
Staatsarchiv, das 26.
Staats-Lexicon, das 16.
Staats- und Geſellſchafts-lexicon 16.
Staatswörterbuch, deutſches 16.
Steger, Fr. 17.
Stein, Chr. G. D. 20.
Sternberg, A. v. 67.
Stintzing, R. 60.
Strauß, D. Fr. 5. 55.
Studien, democrat. 68.
Sybel, H. v. 22. 25. 33.

T.

Tagebuch des Lucas Rem 39.
Taſchenberg, E. L. 13.
Taſchenbuch, hiſtor. 23.
Taura, Elfried v. 64.
Thaulow, G. 21.
Theobald, G. 29.
Thielau, Fr. v. 59.
Thiers, A. 40.
Tholuck, A. 5.
Thomas, G. Martin 46.
Thurm, Fz. vom 67.
Tiſchbein, J. H. W. 61.
Tiſchendorf, Conſt. 47.
Tomaſchek, K. 51.
Tutſchek, L. 10.

U.

Uechtritz, Friedr. v. 67.
Uhde, A. 49.
Uhlhorn, G. 5.
Ule, O. 21.
Ulrici, H. 1.
Unger, F. W. 28.
—— —— Fr. 45.
Unſer Vaterland, ſ. Vaterland.
Unſere Zeit, ſ. Zeit.

V.

Varnhagen, v. Enſe 37.
Vaterland, unſer 29.
Vecchi, C. A. 57.
Venedey, J. 31. 57. 61.
Vierordt, K. 15.
Vierteljahrſchrift, deutſche 17.
Virchow, R. 10. 16.
Viſcher, Fr. Th. 52.
Vogelflug-Anſicht v. Virginien ꝛc. 73.
Voigt, F. 37.
—— Gg. 61.
Voigt, Joh. 30.
Volk, das deutſche 8.
Völker- u. Naturleben, das große 21.
Vorträge, öffentliche ꝛc. 68.

W.

Wachsmuth, W. 31. 32.
Wächter, O. 19.
Wagener, H. 16.
Wagner, Herm. 12. 21. 47.
—— —— Rud. 14. (2)
Waitz, Gg. 17. 30. 32.
—— —— Th. 66.
Walesrode, L. 68.
Wappäus, J. E. 20.
Weber, Georg 22. 29.
—— Karl v. 38.
Weigand, Fr. 52. (2)
Weinland, D. F. 13.
Weiſſer, L. 23.
Welcker, K. 16.
Wietersheim, E. v. 25.
Wiggers, Jul. 62.
Wild, A. 39.
Wildermuth 2.
—— —— Ottilie 68. (2)
Willkomm, E. 68.
Willkomm, M. 11.
Wirſing, R. 9.
Wirth, M. 32.
Wirz, J. J. ſ. Biographie.
Wutte, K. 53.
Wolf, Rud. 55.
Wolff, Phil. 47.
Wolzogen, A. v. 9.
Wüllner 68.
Wydenbrugk, O. v. 33.

Z.

Zaddach, G. 11.
Zeit, unſere 26.
Zeitſchrift, allgem. kirchl. 3.
—— —— für Erdkunde 19.
—— —— hiſtoriſche 22.
—— —— f. d. geſammte Staatswiſſenſchaft 17.
Zeller, E. 5. 68.
Ziegler, A. 42.
—— —— J. M. 71. 72.
Zirkel, F. 12.

Literariſcher Anzeiger.

In **Fr. v. Boetticher's Verlag** in Dresden erſchienen:

Berner, Prof. in Berlin, Abſchaffung der Todesſtrafe. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

A. B. H., Sind die Anſprüche des deutſchen Volkes auf Reſtitution ſeiner Beiträge zum Bau der gegen ſeinen Willen verkauften deutſchen Flotte berechtigt? gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Hieraus einzeln:

A. B. H., Die deutſche Flotte. gr. 8. geh. 1½ Ngr.

Schlimper, Dr. **F. W.**, Die deutſche Hanſa bis zu ihrer Blüthe 1370. gr. 8. geh. 1½ Ngr.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hauslexikon. Encyklopädie praktiſcher Lebenskenntniſſe für alle Stände. **Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.** (Mit eingedruckten Holzſchnitten.) 6 Bände. broſch. Preis 12 Thlr.

W. A. Mozart, von Otto Jahn. Vollſtändig in 4 Theilen, mit 5 Bildniſſen, Facſimile von W. A. Mozart's Handſchrift und 10 Notenbeilagen. gr. 8. carton. 13 Thlr.

Bildniſſe berühmter Deutſchen. Dreißig Grabſtichel-Blätter, nach den beſten Originalen geſtochen von L. Raab, A. Schleich, A. Schultheiß, L. Sichling und Fr. Wagner. Jetzt **vollſtändig** in 10 Lieferungen. Preis 15 Thlr.

Inhalt: **J. S. Bach. Händel. Gluck. Winckelmann. Kant. Klopſtock. Leſſing. Haydn. Wieland. Herder. Göthe. Blumenbach. Mozart. Schiller. Fichte. Jean Paul. W. v. Humboldt. Schleiermacher. A. v. Humboldt. Beethoven. Hegel. Tieck. Schelling. Niebuhr. Rauch. Schinkel. J. Grimm. Uhland. Cornelius. Rückert.**

☞ Zu obigem Preiſe wird die Sammlung auch **elegant gebunden, mit reichem Golddeckel** ausgegeben. Außerdem iſt jedes Blatt der Sammlung einzeln, in etwas größerem Formate, zum Preiſe von ⅔ Thlr. zu haben.

Bildniſſe berühmter Tonkünſtler. Erſte und Zweite Lieferung, enthaltend die Bildniſſe von **Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven** und **Haydn**. Preis der Lieferung 1⅓ Thlr.

Für jeden Beſitzer von Shakeſpeare's Werken oder deſſen Verehrer.

In unſerem Verlage iſt erſchienen:

William Shakeſpeare's Sonette in deutſcher Nachbildung von **Friedrich Bodenſtedt,** und zwar in 2 Ausgaben.

- I. **Pracht-Ausgabe** gr. 8. 16 Bogen Velinpapier geh. Preis 2 Thlr., eleg. geb. mit Goldſchnitt Preis 2 Thlr. 20 Sgr.
- II. **Volks-Ausgabe** 16 Bogen weiß Druckp. (Klaſſikerformat) geh., Preis 15 Sgr., eleg. geb. mit Goldſchnitt Preis 25 Sgr.

F. B. ſagt in der Einleitung: „Die ganze Einleitung würde überflüſſig ſein, wenn Shakeſpeare als Lyriker ſchon ſo eingebürgert bei uns wäre, wie als Dramatiker. Allein das iſt er noch nicht. Möge dieſe neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Ueberſetzung dazu beitragen, daß er es werde! Möge ſie würdig erachtet werden, als Portraitbüſte Shakeſpeare's in einer Niſche des großartigſten Denkmals zu ſtehen, welches Schlegel dem engliſchen Dichter durch die meiſterhafte Ueberſetzung ſeiner Dramen in Deutſchland errichtet hat.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker), Berlin.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Die deutſche National-Literatur
in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhiſtoriſch und kritiſch dargeſtellt von **Rudolph Gottſchall.**

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Groß Oktav. 3 Bände. 100½ Bogen. Elegant broſchirt. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.
Elegant in engliſch Leinen gebunden 5 Thlr. 7½ Sgr.

„Gottſchall vereinigt die Tiefe und Gründlichkeit des Forſchens mit dem Streben und der Luſt, für das Volk zu ſchreiben. Seine National-Literatur iſt vor allen Dingen populär in der idealeren Bedeutung des Wortes. Dabei kennzeichnet ihn eine Prägnanz des Ausdrucks und doch wieder das nöthige Eingehen in den beſtimmten Gegenſtand, daß wir gar oft beim Leſen dieſer oder jener Stelle erſtaunten. Die Anordnung des Ganzen iſt geradezu muſtergiltig, und die Einleitung, reſp. der Uebergang aus der Literatur des 18. in die des 19. Jahrhunderts, zeugt von einem ſo tiefſinneren Verſtändniß, wie wir es freilich nur bei einem Schriftſteller von Gottſchall's Geiſt und Gewandtheit vorausſetzen durften. — — —"

(Hamburger Preſſe.)

Poetik.
Die Dichtkunſt und ihre Technik.

Vom Standpunkte der Neuzeit von **Rudolph Gottſchall.**

gr. 8. 31 Bogen. Eleg. broſch. Preis 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer giebt in dieſer Poetik ein geiſtvolles Handbuch, welches nicht nur das Verſtändniß der älteren und neueren Dichter erſchließt und neue maßgebende Geſichtspunkte für die Poeſie der Gegenwart aufſtellt, ſondern auch die allgemeine und beſondere Technik der Dichtkunſt, z. B. die Lehre von den Bildern, Figuren und Versmaßen, die Technik des Drama's in eingehender und durchgreifender Weiſe behandelt.

Verlag von **Max Böttcher** in **Berlin**:

Geſchichtsbilder aus dem deutſchen Vaterlande.

Geſchichtliche Erzählungen und Gemälde aus dem Culturleben unſeres Volkes.

Unter Mitwirkung von **Fr. Adami**, Prof. **Friedr. Körner**, Oberpf. **H. Schwerdt**, **Heinr. Smidt**, **Dr. Wohlthat** u. A.

herausgegeben von

Ferdinand Schmidt.

Band 1: **Ferdinand Schmidt, Der Burggraf Friedrich von Nürnberg.**
„ 2: **Heinrich Wohlthat, Eine Reichsacht unter Kaiſer Sigismund.** Ein Stück Halberſtädter Geſchichte aus dem 15. Jahrhundert.
„ 3: **Friedrich Körner, König und Büßender.** Erzählung aus der Zeit Kaiſer Friedrich I.
„ 4: **Ferdinand Schmidt, Der Winterkönig.** Eine Erzählung aus der erſten Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Geſchichtsbilder werden in einer Reihe von Bänden, deren Umfang auf je 12—13 Bogen berechnet iſt, volksthümliche Erzählungen bringen, deren Stoffe der deutſchen Geſchichte entnommen ſind. Jeder Band in elegantem illuſtrirten Umſchlag gebunden, dem 3—4 in Tondruck ſauber ausgeführte Lithographien beigefügt ſind, **wird einzeln abgegeben.** Der Preis eines Bandes beträgt 22½ Sgr.

Bei **C. G. Zobel** in Kittlitz iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. F. Cürie's

Anleitung,

die im mittleren und nördlichen Deutſchland wild wachſenden und angebauten

Pflanzen

auf eine leichte und ſichere Weiſe durch eigene Unterſuchung zu beſtimmen.

Ganz neu bearbeitet von

Auguſt Lüben

Seminardirector in Bremen.

Zehnte verbeſſerte Auflage. Geheftet Preis 1 Thlr.

Für den Werth des Werkes ſpricht am beſten die große Verbreitung, welche daſſelbe ſeiner durchaus praktiſchen und populären Darſtellung verdankt.

Bei **C. Gaſſmann** in Hamburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

32 Kalligraphiſche Muſterblätter aller Schriftgattungen mit den verſchiedenartigſten Verzierungen im neueſten Geſchmack. Für Verehrer der höheren Kalligraphie, wie insbeſondere für Kalligraphen, Lithographen, Graveure, Schildermaler ꝛc. von Auguſt Köhler. 6. vermehrte Aufl. in eleg. Mappe. Preis 24 Ngr.

Zeitgemäße und gediegene Lectüre zur Unterhaltung und Belehrung!!

In allen Buchhandlungen Deutſchlands vorräthig:

Deutſche National-Bibliothek.

Volksthümliche Bilder aus Deutſchlands Vergangenheit und Gegenwart.

Jeder Band von 12 – 15 Bogen enthält ein Originalwerk von einem der berühmteſten unſrer lebenden Geſchichtsforſcher, dem Biographie und Portrait des Verfaſſers beigegeben iſt. Preis des Bandes **nur 18 Sgr.** und beim Abonnement auf 1 Serie (Jahrgang) von 12 Bänden ſogar ☞ **nur 12 Sgr.** ☜

Nie zuvor iſt dem deutſchen Volke Gelegenheit geboten worden, bei ſolchen geringen Anſchaffungskoſten ſich in Beſitz einer Sammlung von Werken unſerer **berühmteſten Hiſtoriker** zu ſetzen.

Wir brauchen nur die Namen: Ranke, Gervinus, Droyſen, Gieſebrecht, Biedermann, Weber, Häuſſer, Waitz, Mayer, Kutzen, Schottmüller, Voigt, Riedel, Adolf Schmidt, Wuttke, Beitzke, Falke, Wachsmuth, Maſius, Zeiß, Klemm, Fidicin, Heffter, Klüpfel, v. Ledebur, H. v. Treitſchke, G. Brückner ꝛc. als Mitarbeiter zu nennen, um jeder eigenen Empfehlung überhoben zu ſein.

Als Separat-Ausgabe ſind daraus erſchienen:

Germanien in den erſten Jahrhunderten ſeines geſchichtlichen Lebens, von Profeſſor Dr. Georg Weber. 18 Sgr.

Die ritterliche Geſellſchaft im Zeitalter des Frauencultus, vom Bibliothekar Jakob Falke. 18 Sgr.

Deutſchlands trübſte Zeit, oder: **der dreißigjährige Krieg in ſeinen Folgen**, von Profeſſor Dr. Karl Biedermann in Weimar. 27 Sgr.

Blicke in das kunſt- und gewerbreiche Nürnberg im 16. Jahrhundert, von Profeſſor Johannes Voigt. 9 Sgr.

Deutſche Kaiſer von Karl dem Großen bis Maximilian, von Profeſſor Dr. G. Waitz in Göttingen. 9 Sgr.

Kaiſer Heinrich IV., von Profeſſor Dr. E. A. Mayer in Mannheim. 27 Sgr.

Luther, ein deutſches Heldenleben, von Profeſſor Dr. Schottmüller in Berlin. 27 Sgr.

Berlin. Die Verlagshandlung von **B. Brigl.**

Im Verlage von **A. D. Geisler** in Bremen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kurth, H. (Dirigent des Domchors, Muſiklehrer am Seminar und Geſanglehrer an der Hauptſchule zu Bremen.) Auswahl dreiſtimmiger Geſänge für Schule und Haus.
1. Heft. 1., 2. und 3. Stimme à 2½ Sgr.

Hebig, C. (Lehrer an einer höhern Töchterſchule in Bremen). Liederſammlung für Töchterſchulen
(1. Heft. Enth. 61 ein- und zweiſtimmige Geſänge. 3 Sgr.)
(2. „ Enth. 67 ein-, zwei- und dreiſtimmige Geſänge. 4 Sgr.)
(3. „ Enth. 51 ein-, zwei-, drei- und vierſtimmige Geſänge. 6 Sgr.)

Verlag von H. Böhlau in Weimar.

Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte

vom Standpunkte der Kultur.

Von **Guſtav Zeiß.**

Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar.

3 Thle. Preis 7 Thlr.

I. Alterthum 2 Thlr. II. Mittelalter 2 Thlr. III. Neue und neueſte Zeit 3 Thlr.

Jeder Theil iſt einzeln zu haben.

Dieſes Lehrbuch unterſcheidet ſich von andern verwandten Werken dadurch, daß in ihm das Staatsleben einzelner Völker in den Mittelpunkt geſtellt wird und um dieſes alle übrigen Lebensformen des Volks ſich gruppiren. Es bilden in dieſem Werke Staat, Religion, Literatur, Kunſt, Sitten und Gebräuche jedes Volkes ein organiſches Ganze, wodurch ſich die Benennung des Buches als eines geſchichtlichen Lehrbuchs vom Standpunkte der Kultur vollſtändig rechtfertigt. — Vergl. Schmid und Klöpfels Wegweiſer II. Nachtrag. S. 51. IV. Nachtrag. S. 25.

Im Verlage von **Hugo Kaſtner & Co.** in Berlin erſchien und iſt in jeder Buchhandlung vorräthig:

Chriſtlicher Liederſchatz

zur Erbauung für Jung und Alt.

Geſammelt aus dem nachgelaſſenen Tagebuche des Baron **Friedrich de la Motte Fouqué.**

Herausgegeben von **Albertine, Baronin de la Motte Fouqué.**

Eleg. broſch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Eleg. geb. mit Goldſchn. u. Goldpreß

Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Obiges Buch, eine der reichhaltigſten Sammlung chriſtlicher Lieder, Gebete und Sprüche, welche die religiöſe Literatur aufzuweiſen hat, enthaltend, iſt ſomit im wahren Sinne ein Geleiter auf die Lebensbahn, und zwar von der Confirmation durch das Leben in allen Geſtaltungen. Eine ſchönere und nützlichere Gabe möchte für die **Confirmanden** wohl nicht zu bieten ſein, auch eine ſchönere nicht für Den, welcher ſchon die Mittagshöhe erreicht und in ihrer Schwüle die Bürde des Lebens empfindet. Für die Ausſtattung iſt Seitens der Verlagshandlung Alles geſchehen, was zur äußeren Empfehlung dienen kann: Eleganter Druck, feines Papier und ein Einband, der durch ſeine ſinnige Symbolik in Goldpreß ausgeführt und ſofort mit dem Inhalt in Einklang bringt.

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris:

Illustrirtes Wörterbuch der Römischen Alterthümer mit steter Berücksichtigung der Griechischen, enthaltend 2000 Holzschnitte nach Denkmälern der alten Kunst und Industrie von Antony Rich, aus dem Englischen übersetzt unter Leitung von Dr. Carl Müller, Professor in Göttingen. Ein Band von 716 zweispaltigen Seiten. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erſchien bei **C. Schäfer** in Leipzig

Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage!

Neueſte Illuſtrirte
Münz-, Maaß-, und Gewichtskunde
nebſt
kurzer Handelsgeographie aller Länder.

Mit 36 Tafeln geprägter Abbildungen.

Herausgegeben von

Dr. Alexander Lachmann.

1—8. Lieferung. gr. 8. Geh. broch. à 7½ Ngr.

Innerhalb zwei Jahren verbreitete ſich dies vortreffliche und nützliche Buch in Tauſenden von Exemplaren, was den allſeitigen, praktiſchen Gebrauch davon am richtigſten darlegt. — Der billige Preis von 7½ Ngr. pr. Lieferung macht Jedermann deſſen Anſchaffung leicht und angenehm.

Verlag von **Guſtav Gräbner** in Leipzig.

Leitfaden
der allgemeinen Literaturgeſchichte.
Für
Lehrer und zum Selbſtunterrichte
herausgegeben von

Hofrath Dr. Gräße.

Dritte Ausgabe. gr. 8. geh. 20 Ngr.

Wer das weite Literaturgebiet aller Zeiten und Völker zu durchwandern hat, dem wird dieſer Leitfaden des berühmten Literarhiſtorikers ein guter Führer ſein.

Verlag von **Louis Pernitzsch** in Leipzig.

Allihn, F. H. Th. **Die Grundlehren der allgemeinen Ethik.** Nebst einer Abhandlung über das Verhältniss der Religion zur Moral. 1861. gr. 8. XIII und 291 S. Ldpr. 1⅓ Thlr.

Nahlowsky, Joseph W. **Das Gefühlsleben.** Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung. 1862. gr. 8. VIII und 267 S. Ldpr. 1⅓ Thlr.

Thilo, Christfr. Alb. **Die theologisirende Rechts- und Staatslehre.** Eine historisch-kritische und thetische Untersuchung über die Principien der Rechtsphilosophie und die damit zusammenhängenden philosophischen Disciplinen. 1861. gr. 8. VIII und 291 S. Ldpr. 2 Thlr.

Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neuern philosophischen Realismus. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. F. H. Th. Allihn und Dr. T. Ziller. Band 1 und 2 à 4 Hefte. Ldpr. à Band 2⅔ Thlr. — Band 3 erscheint jetzt.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Geſchichte der Philoſophie

für gebildete Leſer

zugleich als Einleitung in das Studium der Philoſophie

von Dr. **W. Bauer.**

gr. 8. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Dieſes intereſſante Werk ſtellt die Entwickelungsgeſchichte des Gedankens in einer Weiſe dar, die auch dem Laien, auch dem, welcher nicht im Beſitze der ſogenannten klaſſiſchen Bildung iſt, es möglich macht, ſich in dem Gebiete der Philoſophie zurecht zu finden und über die Bedeutung der verſchiedenen Richtungen ſich Klarheit zu verſchaffen. Gleichzeitig dient es auch als Einleitung in das philoſophiſche Studium für ſolche, deren Neigung oder Lebensberuf eine eingehendere Beſchäftigung mit der Philoſophie zur Aufgabe macht.

Halle. **G. Schwetſchke'ſcher Verlag.**

Im Verlage der **J. L. Schleſinger**'ſchen Buchhandlung in Oederan erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Hausprediger.

Predigtſammlung auf alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres über die im Königreich Sachſen vorgeſchriebenen epiſtoliſchen Texte,

zur häuslichen Erbauung bearbeitet und herausgegeben

von **C. A. Thieme,** Pfarrer in Greifendorf.

In Heften à 5 Ngr. oder complet 2⅔ Thlr.

Im Verlage von **Louis Finſterlin** in München ſind erſchienen:

Geſammelte Schriften des Verfaſſers der Oſtereier, Chriſtoph von Schmid.

Ausführliche Verzeichniſſe, ſowohl der Geſammt-Ausgabe, als auch über die einzelnen Ausgaben, können durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Gediegenes — zu billigen Preiſen.

Kopiſch, Aug., Agrumi. Gedichte in italieniſchen Mundarten, mit deutſcher Ueberſetzung. Statt 2 Thlr. — 10 Ngr.

Altmann, Dr. J., Spiegelbilder der Sahara. Arabiſche Volkslieder. II. Aufl. Statt 15 Ngr. — 10 Ngr.

— **Runen finiſcher Volkspoeſie.** II. Aufl. Statt 15 Ngr. — 10 Ngr.

Mattheſius, Luthers Predigten. Mit Vorwort von Neander. 31 Bogen gr. 8. Statt 2 Thlr. — 10 Ngr.

Weller, E., Index Pseudonymorum. Verzeichniß aller falſchen und fingirten Autoren und Druckorte bis 1862. II. Aufl. 50 Bog. Lex.-Format. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Th. Moritz in Glauchau.

Bei **Guſtav Mayer** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Wald
im Haushalt
der Natur und der Volkswirthſchaft

von

Dr. Hermann Rentzſch.

Gekrönte Preisſchrift.

2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.

geh. ⅚ Thlr.

Der Beifall den dieſe, von der Sächſ. ökonom. Geſellſchaft gekrönte und ſowohl in ihren Jahrbüchern als in einem bald vergriffenen Separatabdruck veröffentlichte Preisſchrift gefunden, hat den Verfaſſer zu einer vermehrten Umarbeitung unter Benutzung erweiterter Erfahrungen und Thatſachen aus ganz Deutſchland veranlaßt, die hiermit dem forſt-, land- und volkswirthſchaftlichen Publikum empfohlen wird.

Die
phyſiſche Geographie des Meeres

von

M. F. Maury, L. L. D., U. S. N.,

Director des National-Obſervatoriums zu Waſhington.

Deutſch bearbeitet von

Dr. C. Böttger,

Profeſſor am Gymnaſium zu Deſſau.

Zweite mehrfach veränderte und vermehrte Auflage mit 6 Holzſchnitten und 7 lithographirten Karten. Gr. 8. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Es gereicht dem Verleger umſomehr zur Befriedigung, auf dieſe verbeſſerte neue Auflage aufmerkſam zu machen, als er durch den trotz der bedeutenden Vermehrung billigern Preis den vielfachen Wünſchen, namentlich der Lehrerkreiſe, entgegengekommen iſt.

Concordia.

Beiträge
zur Löſung der ſocialen Fragen
in zwangloſen Heften

von

V. A. Huber.

Inhalt.

1. **Heft.** Ueber die allgemeine volkswirthſchaftliche und ſociale Bedeutung des Genoſſenſchaftsweſens. 8 Ngr.
2. **Heft.** Die Wohnungsfrage. I. Die Noth. — Zur Literatur: Die deutſche Auswanderung von G. Lehmann. — Späne: Eine cooperative Anekdote. — Der cooperative Großſchneider. 6 Ngr.
3. **Heft.** Die Wohnungsfrage: II. Die Hülfe. 6 Ngr.
4. **Heft.** Der Pariſer Chiffonnier. — Die volksthümliche Kunſt als ſociale Frage. — Was ein Vorſchußverein vermag. 5 Ngr.
5. **Heft.** Die Branntweinfrage. — Die gute alte Zeit. — Der Züricher Conſumverein. 8 Ngr.
6. **Heft.** Sociale Reiſebriefe in England. — Ueber Creditvereine und Darlehnsverein 6 Ngr.
7. **Heft.** Das deutſche Genoſſenſchaftsweſen im Herbſt 1861. 8 Ngr.
8. **Heft.** Sociale Reiſebriefe aus England. 6 Ngr.

Indien, und ſeine Regierung

von

Leopold von Orlich, k. pr. Maj. a. D.

2 Bände in 3 Abth. Imp. Velin. Geh. 7 Thlr.

I. Bd. Allgemeine Geſchichte von Indien bis 1857.
II. Bd. 1. Abth. Geſchichte und Coloniſation des Sind, Penjab und des Königreich Oude und Schilderung der britiſch-indiſchen Armee.
2. Abth. Caſtenweſen, religiöſes Leben, Volkscharakter, Erziehung, Kunſt und Wiſſenſchaft, Regierung und Verwaltung, Produkte, Handel und Finanzen, Landbau und Areale.

Nachdem es dem, für die Wiſſenſchaft und ſeine Freunde leider zu früh verſtorbenen Verfaſſer nicht vergönnt geweſen, ſein Werk zu vollenden, hat es Herr Profeſſor G. Boettger in Deſſau verſucht, dieſe Schlußabtheilung aus den leider ſehr geringen druckfertigen Bruchſtücken, ſowie aus den reichen Notizen und Material im Sinn des Verfaſſers zu ergänzen und abzurunden, und vervollſtändigt dieſe 2. Abtheilung, die zugleich als eine **Culturgeſchichte Indiens** gelten kann, eine Monographie, die, was Neuheit und Reichhaltigkeit des Materials anlangt, zu den maßgebenden Nachſchlage- und Handbüchern gehören darf.

Die Schweizeriſche Volkswirthſchaft.

Von

Dr. C. B. A. Emminghaus.

2 Bände. 45 Bog. geh. 2⅔ Thlr.

Der Beifall der Preſſe, ſiehe:

Arbeitgeber v. 3. Nov. 1860 u. 20. Juli 1861;
Bremer Handelsbl. Nr. 281, 1860 u. Nr. 313, 1861;
Archiv für Schweiz. Statiſtik 1860, S. 346;
Zeitſchrift für deutſche Landw. Nr. 2;
Hamburger Correſpondent Nr. 25, 1861;
Neue Frankfurter vom 29. Nov. 1860;
Dresdner Conſtit. vom 28. Nov. 1860;
Weſerzeitung vom 30. u. 31. Oct. 1861;
Augsburger Allgem. vom 17. u. 18. Septbr. 1862, Beilage,

ſowie der Umſtand, daß die volkswirthſchaftlichen Zuſtände der Schweiz, die in vielen Beziehungen als Muſter dienen können, hier zum erſten mal in einer Monographie vorgeführt werden, dürfte derſelben weitere Theilnahme zuführen und ſichern.

Jahresbericht für 1861

über die
auf Selbſthülfe gegründeten Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften
des kleineren und mittleren Gewerbsſtandes.

Von

H. Schulze-Delitzſch.

Mit Tabellen. geh. 15 Ngr.

Der Aufſchwung, den die Schulze-Delitzſch'ſchen **Vorſchuß-Vereine genommen**, **wird am beſten** an der Thatſache bemeſſen werden, daß die **Jahres-Rechnungen** von nur 188 Vorſchuß-Vereinen, die vorgelegen, einen Umſatz von

16½ Millionen Thaler

aufweiſen.

Deutſche Geſchichte

für das deutſche Volk

von

Karl August Mayer,

Lehrer in Mannheim.

2 Bände. **78 Bogen mit ausführlichen Regiſter. Geheftet. Preis 4 Thlr.**

Die auf den Umſchlägen, ſowie auf beſonderen überall vorräthigen Anzeigen abgedruckten Urtheile der Preſſe, nämlich:

Illuſtr. Monatshefte Nr. 16. **Prutz' Muſeum** Nr. 42, 1857. **Grenzboten** Nr. 3, 1857 und Nr. 1, 1859. **Schwäb. Merkur** 6. März 1859. **Illuſtr. Zeitung** 733, 1857 und 821, 1859. **Dieſterweg, rhein. Blätter** 11. 26, S. 164. **Lüben, Pädag. Jahresbericht** von 1858. **Zarncke, Liter. Centralblatt** Nr. 20, 1859. **Sybel, Hiſtor. Zeitſchrift** 108, 1859 u. a. m.

zählen dies Werk zu dem **Beſten**, was die **populäre Geſchichtſchreibung** geliefert hat.

Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen

in ihrem

geſchichtlichen Zuſammenhange

dargeſtellt von

Dr. Karl Klüpfel.

37 Bog. 8. br. Thlr. 2.

„Die Betrachtung des Gedankens deutſcher Staats-Einheit in der Geſchichte nachzuweiſen, iſt ein ſo löbliches Verfahren daß uns daſſelbe ſchon günſtig für ein Buch einnehmen konnte, ſelbſt wenn es weniger glücklich durchgeführt wäre als in Klüpfels Werk“, Centralblatt Nr. 1, 1853.

Siehe ferner:

Weſerzeitung v. 8. Decbr. 1852.
Grenzboten pag. 365, 1852.
Augsburger allg. Zeitung Nr. 116 u. 117, 1853.
Preuß. Muſeum pag. 115, 1853.
Voſſ'ſche Zeitung v. 3. Nov. 1852.
Nationalzeitung v. 3. März 1853.
Schwäb. Merkur v. 8. Decbr. 1852.
Bl. für lit. Unterhaltung Nr. 27, 1853.

Die deutſche Trachten- und Modenwelt

von

Jacob Falke,

fürſtlich Lichtenſteiniſchem Bibliothekar in Wien.

2 Bände. geh. 2 Thlr.

Die Geſchichte des deutſchen Handels

von

Dr. Johannes Falke,

erſtem Secretair des germaniſchen Muſeums in Nürnberg.

2 Bände. geh. 2 Thlr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bericht

über

Plan, Zusammenhang und Fortführung

der

im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erſchienenen

illustrirten

Kinder-, Jugend-, Haus- und Volksschriften

der

bautechniſchen, kaufmänniſchen und techniſch-chemiſchen

sowie anderen Sammlungen

gewerblicher Lehr-, Hand- und Wörterbücher.

Etwa 150 Bände

mit 20,000 Illuſtrationen etc.

Nach ihrem Stande

am Schluſſe des erſten Decenniums (1851—1861)

ihrer Begründung

durch

Otto Spamer.

Michaelis-Messe 1862

Ausgegeben von Otto Spamer's Buchhandlung in Leipzig, Beerstrasse 21.
Berlin, Commandantenstrasse [illegible]

Zu wohlwollender Beachtung empfohlen.

Dieser Bericht ist **gratis** zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sammt allen Verlagsberichten und Prospecten dieses Jahres, von welchen wir besonders aufführen:

1. **Neuesten Bericht über die zu Festgeschenken für die Jugend sowie für Erwachsene geeigneten illustrirten Werke des Verlages von OTTO SPAMER, Leipzig;** ferner
2. **Bericht über die chemisch-technische Verlagsrichtung** der genannten Verlagsbuchhandlung.
3. **Bericht über die kaufmännische Bibliothek.**
4. **Prospectus über H. Jäger's Bibliothek des landwirthschaftlichen Gartenbaues.**
5. **Prospectus über die Schule der Baukunst.**
6. **Prospectus über das Illustrirte Bau-Lexikon.**

Zur Einsichtnahme liegt in den grösseren Sortimentsbuchhandlungen des In- und Auslandes aus:

Otto Spamer's Illustrirter Fest-Katalog.

Superf. Velin-Papier. 48 S. hoch 4. Mit 80 Illustrationen. Preis 4 Sgr. Ein reiches Bilderbuch, das sich als Rathgeber jedem Familienkreise, wie überhaupt allen Bücherfreunden zu bevorstehender Festzeit bei Auswahl von literarischen Festgeschenken für jedes Alter und Geschlecht, für jeden Stand und Zweck anbietet.

Dieser Katalog wird von den Sortimentsbuchhandlungen regelmässigen Kunden auf gütiges Verlangen zur Durchsicht **unentgeldlich** mitgetheilt. Literaturfreunden, welche nicht mit einer bestimmten Buchhandlung sich in Verbindung befinden, steht derselbe zu dem billigen Preise von **4 Sgr.** zu Dienst.

Die meisten Sortimentsbuchhandlungen des In- und Auslandes sind in den Stand gesetzt und mit Vergnügen auch bereit, die Mehrzahl der nachstehend aufgeführten Werke Interessenten zur Einsicht vorzulegen.

Vor zehn Jahren unternahm es der Verleger der Sammlungen von Jugend- und Volksschriften, welchen dieser Bericht gilt, die ersten Anfänge derselben ins Leben zu rufen. Sie sind gegenwärtig allenthalben bekannt geworden, wo die deutsche Sprache klingt; der erste Beginn derselben aber war klein und der Verleger selbst damals weit entfernt, diese Collectionen sich in dem Umfange schon zu denken, den sie heute angenommen haben. In dem Worte des Dichters:

Der Mensch wächst mit seinen Zielen

ist auch die Erklärung gegeben, wesshalb mehrere dieser Serien sich nicht innerhalb ihres ersten Programms halten konnten, vielmehr zuletzt eine zum Theil veränderte Richtung einschlugen. Unter allen Umständen aber blieb der Hauptgedanke feststehend:

> die Herausgabe tüchtiger, der Zeit und ihren Anforderungen entsprechender, in sich selbst abgeschlossener, illustrirter Kinder-, Jugend-, Familien- und Volksschriften — Musterbücher für Jugend und Haus — sowie gewerblicher und kaufmännischer Lehr-, Hand- und Wörterbücher, welche nach der einen Seite hin dem Durchschnittsbedürfniss des gebildeten Publikums, nach der andern insbesondere den aufstrebenden Geistern aus den verschiedenen Schichten des Gewerbe- und Handelsstandes dienen sollen.

Den Entwickelungsgang dieser Bibliotheken und Sammlungen innerhalb ihres ersten Decenniums, sowie ihre innere Zusammengehörigkeit nachzuweisen, in Betreff ihrer Fortführung Freunden und Gönnern, sowie älteren und jüngeren Mitarbeitern und Kollegen Auskunft zu ertheilen; — mit einem Worte einen Rechenschaftsbericht über ein mit grossem Aufwand von Opfern, Anstrengungen und Kosten durchgeführtes nationales Unternehmen abzustatten und daran die Bitte um steigende Unterstützung desselben zu knüpfen: das ist der Zweck der folgenden Darlegung.

Und unser Unternehmen verdient die eingehendere Würdigung aller Freunde der Jugend- und Volksliteratur, die wir ihm wünschen.

Wir dürfen dies ohne Ueberhebung aussprechen.

Nach zehn Jahren verlegerischer Thätigkeit liegen dem Publikum etwa

> *Einhundert und fünfzig mit 20,000 Illustrationen geschmückte Bände vor, die in über 750,000 Exemplaren gedruckt und in Sechs-bis-Sieben hundert Tausend Bänden verbreitet, pro Band nur sechs Leser gerechnet, 4,000,000 Lesern*

reichen Stoff der Belehrung, Erhebung und Ausbildung geboten haben, und welche — wir weisen auf dies Zeichen der Anerkennung des Auslandes mit Befriedigung hin — zum Theil fast in alle Hauptsprachen Europa's übersetzt worden sind. Nachstehend die Liste der uns bekannt gewordenen Uebersetzungen und Bearbeitungen.

Uebersetzung werden Verhandlungen gepflogen.

Von K. **Müller**'s *Pflanzenwelt* erschienen gleichzeitig autorisirt eine französische (Brüssel), sowie eine holländische (Leyden), nicht autorisirt eine polnisch (Lemberg), sowie wahrscheinlich eine englische Uebersetzung in Amerika. — Vo

O. **Ule**'s *Sternenwelt*,

M. **Willkomm**'s *Mikroskop*,

H. **Stahl**'s *Wasserwelt*

erschien eine französische und gleichzeitig eine holländische Uebersetzun (Brüssel und Leyden); von **Ule**'s *Sternenwelt*, sowie **Willkomm**'s *Mikrosko* auch eine russische Uebersetzung.

O. **Volger**'s *Buch der Erde* ist in holländischer und russischer Sprach erschienen. Es hat in Russland fast grösseren Erfolg gehabt, als in unsern Vaterlande; denn die erste Ausgabe in russischer Sprache fand solchen Beifall dass in kurzer Zeit zwei andere Ausgaben in russischer Sprache nachfolgten.

H. **Birnbaum**'s *Reich der Wolken* ist unseres Wissens bis jetzt nur i holländischer Sprache erschienen.

Das Buch der Geologie ist in holländischer, polnischer, russischer un ungarischer Sprache erschienen.

Das Meer und seine Schätze,

Die Schule des Zeichners, sowie

Die Schule der Mechanik erschienen holländisch. Letztere auch i russischer Bearbeitung (Rotterdam und Petersburg).

W. **Wagner**'s *Hellas* erschien holländisch (Harlem) u. russisch (Petersburg)

W. **Wagner**'s *Rom*. Desgleichen.

Kane, der Nordpolfahrer, erschien gleichzeitig holländisch (Rotterdam) dänisch (ohne Mitwirkung der Verlagshandlung) und russisch (Petersburg).

Livingstone, der Missionär,

Eduard Vogel, der Afrika-Reisende,

gleichfalls holländisch und russisch. Ersteres, wenn wir recht berichtet sind auch dänisch und schwedisch.

Die Nipponfahrer holländisch und russisch.

Die Franklin-Expedition holländisch und dänisch. Eine russische Uebe setzung ist in Vorbereitung. — Die sämmtlichen Bände der

Bibliothek des landwirthschaftlichen Gartenbaues sind in die schwedisch (Stockholm), einige Bände hiervon auch in die ungarische Sprache übersetzt

Dies gilt auch für etliche Bändchen der *Schule der Baukunst*, aus welchen kürzlich Clichés behufs Herstellung von Bearbeitungen nach Polen verkauft wurden und wovon auch eine uns nicht absonderlich gerühmte russisch Bearbeitung erschienen sein soll.

Ebenso sind verschiedene Bände der **Jugend- und Hausbibliothek**, wi

Das illustrirte goldene Kinderbuch,

Der Scalpjäger und *die Buschjäger*, ins Holländische, Schwedische un Polnische übersetzt, zum Theil autorisirt, zum Theil nicht autorisirt, erschienen

In diesem Augenblicke werden ins Russische übersetzt:

Wagner's *Entdeckungsreisen in Haus und Hof*, sowie *in der Wohnstub* übersetzt worden. Dagegen ist

Klencke's *Alexander von Humboldt*, nach der dritten Auflage, zu Paris in autorisirter Bearbeitung erschienen.

Winckler's *technisch-chemisches Recepttaschenbuch* hat Veranlassung zu zahlreicher Nachbildung in deutscher Sprache und fremden Sprachen gegeben.

Winckler's *Lack- und Firniss-Fabrikation* ist unter Gutheissung des Autors französisch bearbeitet worden.

Eine russische Ausgabe des *Magazins für Kaufleute* unter theilweiser Benutzung der Illustrationen des Originals ist in diesem Jahre begonnen worden.

Sicher aber sind noch manche Bearbeitungen oder Uebersetzungen einzelner Werke veranstaltet worden, welche gar nicht zur Kenntniss der Verfasser oder des Verlegers gelangten.

Die von mir herausgegebenen Jugend-, Haus- und Volksbücher unterhaltenden und belehrenden Inhalts, sowie sämmtliche praktische Handbücher, lassen sich in **fünf Hauptgruppen** und Sammlungen einreihen, nämlich in die

A. Jugend- und Hausbibliothek.

(Begonnen im Jahre 1851.) In acht Serien zerfallend.

Einen Uebergang zur nächsten Hauptgruppe bildet

Das Vaterlandsbuch. Haus- und Familienbibliothek zur Erweiterung der Heimatskunde, sowie zur Pflege vaterländischen Sinnes. (Begonnen im Jahre 1856.)

B. Malerische Feierstunden.

Volks- und Familienbibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. In drei Serien.

- I. Serie. **Erste Abtheilung:** Belehrungs-Schriften aus dem Gebiete des gewerblichen und industriellen Lebens. (Begonnen im Jahre 1854.)
  Zweite Abtheilung: Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. (Begonnen im Jahre 1857.)
- II. Serie. Populäre Belehrungs-Schriften aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. (Begonnen im Jahre 1854.)
- III. Serie. Praktische Handbücher für den Gewerbsmann und Künstler. (Begonnen im Jahre 1857.)

C. Ehrentempel des XIX. Jahrhunderts. (Begonnen im Jahre 1851.)

In biographischen Denkmalen berühmter Zeitgenossen.

D. Bibliothek des Wissenswurdigsten aus der Gewerbskunde und technischen Chemie. (Begonnen im Jahre 1859.)

Praktische Lehr-, Hand- und Hülfsbücher für Gewerbtreibende, Künstler, Fabrikanten, Kaufleute, Chemiker etc. Als besondere Abtheilungen gehören oder schliessen sich dieser Hauptgruppe an:

Die Schule der Baukunst. In drei Abtheilungen. (Begonnen 1854.)

Die kaufmännische Bibliothek. In etwa 15 Bänden.

Die illustrirte Bibliothek des landwirthschaftlichen Gartenbaues. (Begonnen im Jahre 1854.) Vollendet in zehn Bändchen.

E. Worter- und Nachschlagebucher. (Begonnen im Jahre 1860.)

Bei Ankündigung der am meisten bekannt gewordenen ersten Sammlung de

A. Jugend- und Hausbibliothek,

illustrirt durch ca. 4500 in den Text gedruckte Abbildungen;

herausgegeben in Verbindung mit Th. Bade, H. Berndt, L. Bergmann, Fr. Körner, J.
Kutzner, Jul. Moritz, K. Oppel, J. G. Chr. Fr. Otto, A. B. Reichenbach, C. Mülle
L. Thomas, W. Wägner, Hermann Wagner, J. Ziethen;

sprach der Herausgeber in seinem ersten Programm vor mehr als zehn Jahre die Idee, welche ihn bei der Ausführung dieses Unternehmens leitete, dahin aus

„Der Gedanke, dass der aufwachsenden Jugend im Hause die Bildungs mittel geboten werden müssen, welche das Verständniss der Zustände und E eignisse der Gegenwart erleichtern und die Vermittelung zwischen Schule un Haus im Leben anzubahnen geeignet sind, hat diese Bände ins Leben gerufen

„Im Geiste der Zeit gehaltene **Lehr-, Vorbereitungs- und Fortbildungs schriften für das Haus und das Leben,** sollen sie Unterhaltung bieten durc neue Auffassung und Auswahl und durch Mannichfaltigkeit der Stoffe. Den sie sollen gewissermassen das ganze Fortschrittsleben der Gegenwart abspie geln mit seinen, alle Schranken des Raumes überwindenden Einrichtunge der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Luftschiffe, mit seinen Entdeckungen in kleinsten Raum wie am Firmamente durch Mikroskop und Teleskop etc. mit seinen Erfindungen, deren Folgen bis in das Atelier jedes Künstlers, i die Werkstatt des kleinsten Handwerkers, ja bis auf den Kochherd der be scheidensten Familie ragen."

Wie Verleger und Herausgeber, dem vorstehenden Programme gemäss, di Verbreitung nützlicher und unentbehrlicher Kenntnisse für's Lebe sich angelegen sein liessen, möge aus der Zusammenstellung des Inhalts de erschienenen Bände der Jugend- und Hausbibliothek hervorgehen, welche, di Bedürfnisse der ersten Kindheit berücksichtigend, in ihrer ersten Serie An regung zum Denken und Lernen bietet, dann weiter fortschreitend sich an di reifere Jugend wendet und endlich die ganze Familie in den Kreis ihrer Be strebungen aufnimmt.

Wir sind heute noch überzeugt, dass die Art und Weise, wie die ge wählten Stoffe in den vorliegenden Bänden bearbeitet sind, nicht nur der Jugend sondern auch dem ganzen Hausstande vielfache Anregung gegeben habe Unterhaltung in der lebendigen Darstellung belehrender Stoffe zu suche

Die theilweise vorhandenen Mängel der Bände dieser Bibliotheken i ihren ersten Auflagen kennt Niemand besser als ihr Urheber; er hat aber be harrlich dahin gestrebt, sich seinem Ideal von Volks- und Jugendschrifte imm mehr zu nähern, und er meint in den letzterschienenen Bände (W.er Wägner's „Hellas", „Rom", H. Wagner's „Entdeckungsreisen", sowi in dem „Buche der Reisen und Entdeckungen" u. s. w.) demselben bereit nach Möglichkeit nahe gekommen zu sein.

Unter der Menge derartiger Literatur müssen aber selbst die ersten An fänge der Jugend- und Haus-Bibliothek sich doch immer noch sehr vortheilhaf vor ähnlichen Erscheinungen ausgezeichnet haben, denn es sind nachweislic von den 44 Bänden der ersten fünf Serien gedruckt und abgesetzt worden übe

230.000 Bände.

Erschienen sind von der Illustrirten JUGEND- und HAUSBIBLIOTHEK:

I. Serie. 12 Bände. Enthaltend:

Der illustrirte Kinderfreund. Zweite Auflage. — Der illustrirte Jugendfreund. Zweite Auflage. — Das Buch der Erfindungen. Dritte Auflage. — Das Buch der Entdeckungen. Dritte Auflage. — Das Buch der Arbeit, zwei Bde. — Das Buch der Wunder, zwei Bände. — Das Buch der Thierwelt, zwei Bde. (Dritte und zweite Auflage.) — Das Buch der Welt, zwei Bde. Zweite Auflage.

II. Serie. 1.—8r. Band. Inhalt:

R. v. BERNDT, Illustrirtes Soldatenbuch. Zweite Auflage. — BERNDT & SMIDT, Illustrirtes Seemannsbuch (in dritter Auflage als „Deutsches Flottenbuch“ erschienen). — TH. BADE, der Scalpjäger. Dritte Auflage. — FR. OTTO, die Buschjäger. — J. ZIETHEN, Ly-u-Pa-yo. — J. G. KUTZNER, ein Weltfahrer. — OTTO, der grosse König und sein Rekrut. Zweiter Abdruck. — D. DE FOE, Robinson Crusoe.

III. Serie. 1.—8r. Band. Inhalt:

W. WÄGNER, Hellas, Land und Volk der alten Griechen. Zwei Bde. — WÄGNER, Rom. Anfang, Fortgang und Ende des Weltreichs der Römer. Drei Bde. (Der dritte Band wird bis Mitte 1863 zur Ausgabe gelangen.) — K. OPPEL, das Land der Pyramiden. — J. WENZIG, Vaterländisches Geschichtsbuch. Zwei Bände.

IV. Serie. 1.—4r. Band. Inhalt:

SCHLIMPERT und OTTO, Vorbilder der Vaterlandsliebe, zwei Bände. — OTTO, Buch merkwürdiger Kinder, zwei Bde.

V. Serie. 1.—4r. Band. Inhalt:

H. WAGNER, Entdeckungsreisen in der Wohnstube — in Haus und Hof — im Wald und auf der Heide — in Feld und Flur.

Die **erste Serie** ist in zwölf Bänden geschlossen *); dagegen erscheinen von den nachfolgenden Serien im Laufe der nächsten Zeit alljährlich Fortsetzungen und zwar von

II. Serie. 9—12r. Band. Enthaltend: Land und Leute, sowie Naturschilderungen aus allen Welttheilen — Darstellung der bedeutsamsten Geschichtsperioden, in Form von Erzählungen und in der Ausführung der letzterschienenen Bände „Li-u-Pa yo“. — „Kane, der Weltfahrer“. — OTTO, „der grosse König und sein Rekrut“ etc.

III. Serie. 9.—12r. Band, umfassend eine Reihe auf's Sorgfältigste ausgestatteter Geschichtswerke, die dem Bedürfnisse des höhern Schulunterrichts, wie ihn unsere Jugend in Gymnasien und verwandten Unterrichtsanstalten geniesst, entsprechen, und welche die vorausgegangenen Serien der Illustr. Jugend- und Hausbibliothek weiter fortführen sollen. Es werden hier insbesondere solche Stoffe behandelt werden, denen zu allen Zeiten das Interesse der aufstrebenden Jugend, wie überhaupt aller Gebildeten im Volke zugewendet war. Mit der Geschichte von „Hellas“ beginnend, schloss sich diesem Werke bereits unser „Rom“, dann das „Land der Pyramiden“ an; es folgen dem „Vaterländ. Geschichtsbuche“ noch eine „Mythologie“, ein „Buch der Religionen“ u. s. w.

---

*) Die ausführlicheren Titel, sowie Preisangaben der einzelnen Bände sind in den Verlagsberichten und Weihnachtskatalogen der Verlagsbuchhandlung von OTTO SPAMER, welche durch Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu beziehen sind, genau verzeichnet.

meist biographischen Inhalts, den Gedanken der vorhergegangen
Bände („Vorbilder der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und der Tha
kraft“, zwei Bde. — „Buch denkwürdiger Kinder“, zwei Bde.) weit
aus. Insbesondere sollen hier hervorragende Persönlichkeiten all
Zeiten und Nationen, welche Träger des Fortschrittslebens ihrer Ze
waren, ihren Berufsrichtungen nach zusammengestellt werden.

V. Serie. 5.—10. Band. In ihnen soll der in Herrn. WAGNER'S
„Entdeckungsreisen in Stube, Haus und Hof, Wald und Heide, Feld un
Flur“ bereits so glücklich ausgeführte Gedanke auf weiteren Wand
rungen durch „das Reich der Natur im wandelnden Jahre“ etc. vo
ständig zur Geltung gebracht werden. Bestimmt für das Jugendalt
von 10—12 Jahren, wird der Unterrichtsstoff, welcher innerhalb d
Gesichtskreises unserer Knaben und Mädchen liegt, hier in abgeru
deten kurzen Biographien aus der Natur zur Darstellung gelangen.

Für die noch nicht begonnenen Serien stellen wir folgendes ungefäh
Programm auf:

VI. Serie wird eine vollständige **naturwissenschaftliche Bibliothe**
für das **Bedürfniss der reiferen Jugend** bilden. In ihr soll d
ganze Aussenwelt, wie sie sich der reiferen Jugend darstellt, in d
Bereich der Betrachtung gezogen werden. Sie reiht sich in Zwe
und Richtung der vorigen Serie an; nur erhebt sich die Darstellu
entsprechend einem Jugendalter von 13—16 Jahren. Der Plan i
bereits ausgearbeitet und gelangt im Laufe der nächsten Jahre z
Ausführung. Der ausgezeichnete Bearbeiter dieser Serie betracht
solche als eine Lebensaufgabe und in ihr gelangen seine Ideen u
meine Absichten wol mit am vollständigsten zur Entwickelung.

VII. Serie hätte sich mit der Geschichte der europäischen Grossstaaten z
beschäftigen, indem die bedeutendsten Entwickelungsmomente aus de
Leben der hervorragendsten Kulturvölker Europas in den Bände
welche den einzelnen Ländern gewidmet sind, zur Anschauung g
bracht würden.

VIII. Serie. Sie ist bestimmt, einzelnes in den Rahmen der vorhergegangen
Serien nicht völlig zum Abschluss Gelangte weiter auszuführen.

Bereits vor zwei Jahren hat der Verleger angefangen, einzelne Theile d
Jugend- und Hausbibliothek in französischen Bearbeitungen herauszugeb
und durch die bereits erschienenen zwei Bändchen den Grund gelegt zu d

Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse.

(Illustriert mit zahlreichen Abbildungen.)

In wie weit Fortsetzungen von ihr gedruckt werden, richtet sich nach d
Zeit, welche die Weiterführung der Hauptaufgabe der Illustrirten Bibliothek
in deutscher Sprache, übrig lassen wird.

Die zwischen den beiden ersten Hauptgruppen mitten inne stehende Bibliothek ist für Jugend und Schule, für Haus und Familie bestimmt. Sie führt den bekannten Titel:

Vaterlandsbuch.

Illustrirte Haus- und Schulbibliothek zur Erweiterung der Heimatskunde, sowie zur Pflege vaterländischer Gesinnung. (Illustrirt durch 500 Abbildungen.)

Herausgegeben unter Mitwirkung von Direktor Dr. C. Vogel in Leipzig
und Direktor Fr. Korner in Pesth.

„Der Kenntniss des Vaterlandes", so heisst es in dem ersten Prospectus zu dieser Sammlung, „sind die Bände dieser Illustrirten Haus- und Schulbibliothek gewidmet. Aber nicht allein unser Volk mit seiner Heimat bekannt zu machen ist der Zweck dieser Bücher; wir wünschen, dass es auch die verwandten deutschen oder mit uns durch Geschichte und Vergangenheit vereinigten nichtdeutschen Stämme kennen lerne, damit es diese achte und ehre, und sich uns Allen das stolze Gefühl aufdringe, dass das grosse europäische Mittelreich mit seinen 60 Millionen Einwohnern berufen und berechtigt ist, eine Achtung gebietende Stellung unter den weltgeschichtlichen Völkern einzunehmen. Eine richtige Vorstellung unserer Macht und Kraft, Vertrauen auf unsere Bildung und Fähigkeiten, Liebe zum Vaterlande, Verehrung der Verdienste unserer grossen Männer werden im Volke aufleben, wenn das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit durch die Kenntniss der Heimat und seiner ruhmreichen Geschichte sich erweitert. Dieses Gefühl durch Wort und Bild in allen Kreisen und Gauen unseres grossen und schönen Vaterlandes immer wieder wach zu rufen, den vaterländischen Sinn zu pflegen oder zu wecken, wo es noththut: dazu soll diese Illustrirte Haus- und Schulbibliothek nach besten Kräften mitwirken."

Bis jetzt sind erschienen:

- Bd. I—III. **Vaterländische Bilder aus Oesterreich.** In Schilderungen aus Natur, Industrie, Geschichte und Volksleben. Enthaltend: Bilder aus Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Steiermark; — aus Tyrol, Kärnthen, Krain, dem Küstenland und Triest, der Lombardei und Venedig; — ferner Bilder aus Ungarn, Siebenbürgen, der Serbischen Woiwodina und dem Temeser Banat, der Militairgrenze, Kroatien, Slavonien und Dalmatien. (I. und II. Band in eleg. engl. Einband zusammen gebunden: $2^1/_3$ Thlr. — III. Band in zwei Hälften, in eleg. engl. Einband, zusammen gebunden: 2 Thlr.)
- Bd. V u. VI. **Vaterländische Bilder aus Preussen.** In Schilderungen aus Natur, Industrie, Geschichte und Volksleben. Enthaltend: Bilder aus Brandenburg und Preussen, aus Schlesien, Posen und Pommern. (Zwei Bände in einem Bande zusammen gebunden: $2^1/_3$ Thlr.)

Im Laufe der nächsten Jahre stehen zu erwarten:

- Bd. IV. **Vaterländische Bilder aus Oesterreich.** In Schilderungen aus Natur etc. Enthaltend: Bilder aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und Lodomirien, sowie der Bukowina.
- Bd. VII u. VIII. **Vaterländische Bilder aus Preussen.** In Schilderungen aus Natur etc. Enthaltend: Bilder aus Sachsen und Westphalen, aus dem Rheinlande und Hohenzollern.

Die bis jetzt erschienenen 5 Bände oder 6 Abtheilungen sind in etwa

15.000 Abtheilungen

verbreitet, während noch etwa 7,500 Abtheilungen auf dem Lager sind.

Leider lehrt dieses Ergebniss, dass mit Bezug auf das eigene Vaterland der Kreis der Lesewelt ein in höherem Grade nicht besonders empfänglicher ist.

Die in diesem Jahre erschienene erste Abtheilung eines, mit zweihundert Illustrationen ausgestatteten patriotischen Geschichtsbuches, die

Deutschen Geschichten für die Kinderstube (I. Band in zwei Hälften, *von Hermann dem Befreier bis zur Entdeckung der neuen Welt reichend*), ist unsers Wissens der erste Versuch, die vaterländische Geschichte dem frühesten Jugendalter von 8—10 Jahren in kurzen Erzählungen vorzutragen.

Frhr O. v. REINSBERG's **Festliches Jahr** darf als ein ächtes Familienbuch bezeichnet werden, dessen Inhalt und Bilderschmuck, wenn auch mehr dem Verständniss des Erwachsenen angemessen, dennoch der reiferen Jugend nicht ferne liegt und welches sich so recht zu einem Preisbuche für höhere Lehranstalten eignet. — Nicht minder gilt das Ebengesagte gegenüber der weiblichen Lesewelt, und namentlich den jungen Mädchen, von IDA V. DÜRINGSFELD's **Buch denkwürdiger Frauen**, sowie von der **Malerischen Botanik** des bekannten Jugendschriftstellers H. WAGNER, einem Buche, das allen Familienkreisen eine ebenso interessante wie belehrende Lektüre bietet.

Die während einiger Jahre gesammelten Erfahrungen, ferner die Nothwendigkeit, ähnliche Stoffe unter verwandten Titeln nicht in einer andern Sammlung zu wiederholen, veranlassten den Verleger, die **zweite** Hauptgruppe, die

Haus- und Familienbibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse,

welche das für Volk und Haus sein sollte, was die vorhergegangene der Jugend und der Schule bot, und die vielleicht am bekanntesten geworden ist unter dem anspruchlosen Gesammttitel:

B. Malerische Feierstunden,

gelegentlich der letzten Auflage durchaus umzugestalten und demgemäss theils ganz neu bearbeiten zu lassen. Sie zerfällt nunmehr in drei Serien. Die

I. Serie. ERSTE ABTHEILUNG: Vier Bände reich illustrirter **Belehrungs-Schriften aus dem Gebiete des gewerblichen und induſtriellen Lebens,** wird gebildet durch das im vorigen Jahre in vierter Auflage gedruckte ausserordentlich beliebte Werk:

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrien.

(In fünf Abtheilungen mit Tausend Illustrationen.)

Hiervon sind gedruckt und grösstentheils verkauft im Ganzen wohl über

75.000 Abtheilungen.

Das Buch ist in mehrere Sprachen Europa's übersetzt worden. (Man vgl. Seite 4.) — Die

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Mit Tausend Illustrationen.

Diese Bibliothek zerfällt wieder der Natur der Sache nach in **zwei Abtheilungen**:

A. Aeltere Reisen.

B. Neuere und neueste Reisen.

Von der ersten Abtheilung wird noch in diesem Jahre der erste Band, „*Cook, der Weltumsegler*", ausgegeben; dagegen sind von der zweiten Abtheilung eine stattliche Reihe mit grösstem Beifall aufgenommener Bände erschienen, nämlich: *Kane, der Nordpolfahrer*, in drei starken Auflagen gedruckt, — *Livingstone, der Missionär*, in zwei Auflagen, — *Eduard Vogel, der Afrikareisende*, in zwei Auflagen von 10,000 Exempl. aufgelegt, — welchen sich *die Nipponfahrer*, — *die Franklin-Expeditionen*, — *die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika* anschlossen. Im Ganzen sind hiervon gedruckt

45,000 Bände.

Vom „Buche der Reisen und Entdeckungen" erscheinen im Laufe der nächsten Jahre aus den Sektionen:

Asien, — zwei weitere Bände; über
Afrika, — ein vierter Band; von
Amerika, — zwei weitere Bände; über
Oceanien, — zwei Bände.

Ein ausführlicher Prospectus ergeht sich über Plan und Richtung dieser „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Uebergehend zur nächsten, der

II. Serie: Belehrungs-Schriften aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften,
ist von den dieselbe bildenden, mit über tausend Abbildungen illustrirten

Populären naturwiſſenſchaftlichen Lehrbüchern

in Ludwig's *Geologie*, in **zweiter Auflage**, eine Naturgeschichte unserer Erde, vollendet; — in Prof. M. Willkomm's *Mikroskop*, gleichfalls in **zweiter Auflage** erst voriges Jahr erschienen, ist die Welt im kleinsten Raume geschildert; — in O. Ule's *Sternenwelt* macht der Leser mit dem geistvollen Autor einen Ausflug in den Himmelsraum; — durch Dr. Otto Volger's *Buch der Erde* ist eine Naturgeschichte des Erdballs und seiner Bewohner, — in Dr. Carl Müller's *Pflanzenwelt* eine **kosmische Botanik**, — durch H. Stahl ist die *Wasserwelt* (erscheint nächstes Jahr in neuer Auflage), — durch Prof. H. Birnbaum das *Reich der Wolken* dargestellt.

Diese Werke (10 Bände), von welchen etwa 6000 Bände noch auf dem Lager sich befinden, sind im In- und Auslande verbreitet in mindestens

36,000 Bänden.

Es liegt im Plane, diese Serie in den folgenden Jahren durch ein Werk über die **Menschenwelt** in zwei Bänden, sowie über die **Thierwelt** in drei Abtheilungen abzuschliessen.

enthaltend, so ist dieselbe, weil man die vorhergegangenen
rascher ihrem Ende zuführen wollte, weniger beschleunigt word
Es sind hiervon erst zwei Bände erschienen (*die Schule*
Zeichners von **Bergmann** und *die Schule der Mechanik*
Fr. Luckenbacher — beide erscheinen im nächsten Jahre neu
und verbreitet in

8000 Exemplaren.

„Alle die hierher gehörigen praktischen Bücher für's Leben, so recht eige
lich **Volksbücher** im besten Sinne des Wortes, sollen sich", so hiess es in d
Prospectus zu der neuen Auflage der „Malerischen Feierstunden", „ebenso s
durch äussere Eleganz, wie durch die Tüchtigkeit ihrer innern Durchführ
auszeichnen. Das allgemeine Verständniss zu fördern, werden alle Bänd
reich mit Abbildungen von Anschauungen und Gegenständen versehen s
dass diese an Klarheit gewinnen müssen, je öfter zum erzählenden Worte
darstellende Bild sich gesellt."

In Vorbereitung befinden sich zunächst etwa vier weiterhin den ob
Bänden sich anreihende Werke. — Eine Reihe von zwölf Bänden wird
Geringste sein, was mit Rücksicht auf die erkennbarsten Bedürfnisse des P
kums im Laufe der kommenden Jahre dargeboten werden soll.

C. Ehrentempel des XIX. Jahrhunderts.

In biographischen Denkmalen berühmter Zeitgenossen.

Die erschienenen fünf Bände enthalten Biographien von *A. v. Huml*
(in fünf Auflagen), — *des Herzogs von Wellington*, — *des Freiherrn F*
von Stein, — *des Erzherzogs Carl von Oesterreich* (in vierter Auflage)
des Marschalls Grafen von Radetzky. — Sie sind verbreitet in etwa

20,000 Exemplaren.

Der dritten Serie der „**Malerischen Feierstunden**", durch welche
mittelst einer Schule des „Zeichners", einer „Haus-Chemie", einer Schule
„Physik", der „Mechanik" dem Weiterstrebenden die Aneignung gewisser
nöthiger Kenntnisse erleichtert werden soll, sich anschliessend, verfolg
nächste Hauptgruppe der **Spamer**'schen Sammlungen die Herstellung prakti
Hand- und Hülfsbücher für Gewerbtreibende im weitesten Felde. Es ist die

D. Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Geb der Gewerbskunde.

Diese Collection bietet ein fast unübersehbares Gebiet für Popularis
des Wissens und Könnens, sowie des Fortschritts und der Erfahrungen au
Gebiete des gewerblichen Lebens dar. Dieselbe zerfällt in:

I. Serie. Enthält: Dr. E. **Winckler**'s *techn.-chemisches Recepttas*
buch, dessen erster Band bereits in zweiter Auflage gedruckt is
dessen vierter Band Michaelis ausgegeben ward. Von der

erien
rden.
des
von
a —)

gent-
dem
sehr
rung
le so
sein,
e das

nigen
das
ubli-

oldt
. *K.*
—

ver-
der
ihm
die
cher
die
cto

ung
dem

ren-
und

Die Lack- und Firnissfabrikation (2. Auflage), — *die Kitt-, Leim-, Cement- und Mörtelfabrikation, — ein Vademecum des Vergolders, — die Parfümerie-Fabrikation, — die Herstellung der ätherischen Oele, — der Branntweinbrennerei-Betrieb* (2. Auflage), — *die Likörfabrikation, — die Schule der Bierbrauerei, — das illustrirte Buchbinderbuch, — Vademecum des praktischen Photographen* (3. Auflage), — *der Apparat des Photographen, — die Photographie auf Collodium,* mit 100 Illustrationen etc.

Hier sich anschliessend erscheinen in den folgenden Jahren alljährlich mindestens 3—4 neue Bände. Die erschienenen 18 Bände sind im Ganzen bereits verbreitet in etwa

55.000 Exemplaren.

Eine mit der vorhergegangenen Bibliothek nur in losem Zusammenhang stehende Sammlung bautechnischer Hand- und Hülfsbücher bilden die unter dem Titel:

Schule der Baukunst.

Herausgegeben von Baurath B. Harres und Comm.-Rath F. Fink.

vereinigten Bände bautechnischer Hand- und Hülfsbücher, zu den gediegensten Erscheinungen gehörend, welche die gesammte einschlagende europäische Fachliteratur aufzuweisen hat. (Man vgl. den erschienenen Prospectus.)

Von den 4 Bänden oder etwa 30 Abtheilungen derselben haben trotz unsäglicher Sorgen und Bemühungen meinerseits erst 10 Abtheilungen, nämlich die **Baustyle und Säulenordnungen,** in zwei Theilen (von dem erschienenen ersten Theil ist die zweite Auflage im Drucke, — der zweite Theil erscheint bald nach Vollendung derselben), — **die Schule des Zimmermanns,** zwei Thle. (1. erschien in dritter Auflage), — **die Schule des Maurers,** zwei Thle. (1. erschien in zweiter Auflage); — **die Schule des Steinmetzen;** — **die Schule des Bautischlers,** — **die Schule des Bauschlossers,** 2 Thle.; — **die Baumaterialienkunde** — vollendet werden können. Doch sollen im nächsten Jahre allein 3—4 Abtheilungen erscheinen. — Prof. G. Schreiber's **technisches Zeichnen** schreitet trotz allen Eifers von meiner Seite nur langsam vorwärts.

„Diese Schulen sollen als zuverlässige Führer bei praktischen Arbeiten Auskunft geben über die Natur und die wichtigsten Eigenschaften des Materials, über die bei den Verrichtungen dieser Baugewerke zur Anwendung kommenden einfachen Maschinen, sowie über die Construction von Gebäudetheilen, deren Herstellung dem Zimmermann, dem Maurer, dem Steinmetzen, oder den andern Gewerken u. s. w. zusteht. Das in vorliegenden Werken Gegebene ist stets mit Klarheit, kurz und ohne allen Wortschwall dargestellt."

Die ausgezeichnetsten Bautechniker und Fachleute vereinigen sich in dem Lobe dieser praktischen Handbücher, welche sowol dem strebsamen Anfänger, wie dem bewährten Handwerker in mannichfacher Weise mit Rath und Aufschluss an die Hand geben. — Sie wollen aber auch dem Architekten als nützliche Führer in den Werkstätten dienen, indem sie ihn mit den Constructionen und Arbeiten jener Gewerke bekannt machen: eine Aufgabe, welche nach Versicherung des ausgezeichnetsten Kenners, Professor Förster in Wien, vollständig erreicht worden ist

„Nicht so bald sind mir technische Schriften vorgekommen, welche bei gleichem Raumumfange ebenso reich an Inhalt, dabei so selbstständig und frisch in der Darstellung, demgemäss so lehrreich und empfehlenswerth gewesen waren. Die zahlreichen und wohlgewählten Abbildungen sind musterhaft gezeichnet, ganz vorzüglich in Holz geschnitten. Druck und Papier bleiben an Schönheit nicht zurück; und so bildet das Ganze nach seinem Gehalte, wie nach seinem Aeussern eine wohlthuende Erscheinung, welche der allgemeinsten Verbreitung würdig ist."

Von den vollendeten 10 Abtheilungen sind bereits über 50,000 Expl. gedruckt und es sind verbreitet mindestens über

40,000 Abtheilungen.

Von der **Kaufmänniſchen Bibliothek,**

berechnet auf 15 Bände, sind bereits 9 Bände erschienen, nämlich:

Das Ganze der Handelswissenschaft (Rothschild's *Taschenbuch*, zehnte Auflage) — eine **Geschichte des Handels und Weltverkehrs**, ein **kaufmännisches Rechnen- und Coursbuch** in 2 Bänden (für Klein- und Grossverkehr) — R. Fischer's **kaufmännische Rechtskunde** — A. E. F. Schäffle's **National-Oekonomie** für den Kaufmann — eine **Handelscorrespondenz** in deutscher, französischer und englischer Sprache (in drei Auflagen) — ein **Fremdwörterbuch für Handel- und Verkehr nebst kaufmännischer Terminologie.** In Vorbereitung befinden sich eine **Buchhaltung** nebst einer darauf Bezug nehmenden **Handels-Correspondenz** etc.

Der ausserordentliche Erfolg, den das im Jahr 1851 in erster Auflage erschienene, dem Plane nach von dem Verleger herrührende *„Taschenbuch für Kaufleute"* hatte, dürfte auf dem Gebiete der kaufmännischen Literatur wenige seines Gleichen haben. Denn seit der ersten bis zur jetzigen zehnten Auflage sind über

50,000 Exemplare

dieses Buches in allen Ländern, wohin die deutsche Zunge reicht, verbreitet worden. — Alles in Allem genommen sind von diesen kaufmännischen Schriften über

80,000 Bände

gedruckt und bis auf einige tausend Exemplare Lagerbestände dem Publikum übergeben worden. (Vergl. den erschienenen Prospectus.)

Wenn auch nicht in diesem Umfange, so hat doch verhältnissmässig nicht minder Anklang gefunden eine andere Bibliothek, herausgegeben vom Hofgärtner H. Jäger in Eisenach, die

Illuſtrirte Bibliothek des landwirthſchaftlichen Gartenbaues.

Hiervon sind 10 Theile erschienen. **Der Obstgärtner**, in 3 Theilen, — **Der Gemüsegärtner**, in 3 Theilen — endlich 4 Theile über einzelne wichtige Kulturen. — Die ersten 6 Theile sind bereits in neuen Auflagen (in den zwei letzten Jahren ausgegeben) erschienen und es sind von dieser Bibliothek verbreitet mindestens

über 30,000 Theile.

(Man vergl. den erschienenen Prospectus.)

jüngste Richtung der Otto Spamer'schen Verlagsbuchhandlung und in Folge dessen sind hiervon nur erschienen oder im Erscheinen begriffen:

Schnauss' photographisches Nachschlagebuch (vollendet 1860).
Fremdwörterbuch für Handel und Gewerbe (1862).
Illustrirtes Baulexikon (dermalen in 25—30 Heften erscheinend).

Zieht man eine Summe sämmtlicher verkauften einzelnen Bände dieser Volks-, Jugend- und Belehrungsschriften, so ergiebt sich, wie wir bereits Eingangs dieses Berichtes angedeutet haben, für die ersten zehn Jahre eine Zahl **von 650,000 verkauften Bänden, die mindestens 4,000,000 Lesern** Belehrung gespendet haben, ungerechnet das grosse Publikum, welches die veranstalteten Uebersetzungen einzelner Bände und Sammlungen im Auslande fand.

Hat es hiernach dem Verleger dieser Jugend- und Volksschriften im besten Sinne des Wortes nicht an Unterstützung Seitens des Publikums und an Anerkennung Seitens der berufenen Kritik gefehlt, so steht doch der deutsche Bücherabsatz noch immer gar sehr gegen die Erfolge zurück, welche eine solche planmässig in's Leben gerufene und unablässig gepflegte, wohlorganisirte Thätigkeit in England und Frankreich gehabt haben würde. Das deutsche Publikum kann sich noch immer nicht an mit gesunder literarischer Kost gefüllte Bücherschränke gewöhnen; es liest lieber die Bücher, als dass es sie kauft.

Eine Richtung gleich der in Rede stehenden kann aber nicht durch das blosse Lesen lebenskräftig erhalten werden; unsere lieben Landsleute sollten sich die Schweizer, Holländer und Belgier, ja selbst die Dänen und Schweden zum Muster nehmen, welche verhältnissmässig viel mehr Bücher kaufen, als die Nation „der Denker" es thut. — Giebt es doch sogar eine Menge Leute, die nur nach Reclamen und buntem Flitterkram, ja solche, welche Bücher nach dem Gewichte kaufen! Nicht wenige lassen sich Jahr aus Jahr ein durch bunte Bilderchen bestechen und ziehen noch heute bisweilen solche den meist tüchtigeren Erzeugnissen des Spamer'schen Verlags vor. Drei oder vier kolorirte Bildchen bestechen leider gar Manchen mehr als die sorgfältig ausgewählten, viel zahlreicheren Illustrationen, die den Text der Bücher des Spamer'schen Verlags ergänzen und durch Anschauungs-Unterricht mehr und eindringlicher wirken, als es oft dem gedruckten Wort möglich wäre. Ueber solche nicht selten dürftig ausgeführten Bildchen, sowie über die knallenden farbigen Umschläge der bestechenden Aussenseite vergessen Viele zu ermitteln, wie es mit dem inneren Werth der angepriesenen Bücher steht; oder sie übersehen eben so oft über die Dickleibigkeit eines nicht selten veralteten, zu Spottpreisen angebotenen Buches die Dürftigkeit seines Inhalts. Legt man aber den Hauptwerth bei Ankauf eines Buches, wie sich eigentlich von selbst verstehen sollte, auf die Gediegenheit des Inhalts, auf den Werth und die Menge des gebotenen Belehrungsstoffes in Wort und Bild, so wird man jeden Band der Spamer'schen Illustrirten Bibliotheken über alle in Vergleich kommenden Erscheinungen stellen dürfen. Denn im Verhältniss zu dem Gebotenen gehören die illustrirten Werke dieses Verlags unbedingt zu den **billigsten** Erzeugnissen des europäischen Büchermarktes.

abhalten können, sein ganzes Leben dem Vollenden des mächtig empor gewachsenen Baues zu widmen. — Alle jene Schwierigkeiten aber treten vor dem sehr bedeutenden Betriebskapital zurück, welches der Verlag illustrirter Jugend- und Volksschriften erheischt. Man wird erstaunen, wenn man erfährt, dass ein Band solcher Jugendschriften in einer Auflage von 3—4000 Exemplaren zwischen 14—1600 Thlr. herzustellen kostet, ein Band der „MALERISCHEN FEIERSTUNDEN“ etwa 2000—2500 Thlr. Mit solchen Summen kann man wissenschaftliche Werke ersten Ranges herstellen, während bei der hohen Provision, welche man Wiederverkäufern zu gewähren hat, für den Unternehmer von dergleichen Jugend- und Volksschriften nur ein sehr bescheidener Gewinn übrig bleibt.

Der Verleger und Herausgeber ersucht nach Vorausschickung Dieses seine Freunde und Gönner, alle die Schwierigkeiten und Hemmnisse wohlwollend zu berücksichtigen, welche im Gefolge grösserer Unternehmungen niemals fehlen.

Er bittet insbesondere, es ihm nicht immer zur Last zu legen, wenn Abänderungen in den Programmen oder in der Erscheinungsweise einzelner Werke Statt finden oder wenn Zusagen nicht so prompt erfüllt werden, welche er im Namen seiner Mitarbeiter und im Glauben auf deren Zuverlässigkeit gegeben hat. Er bittet ferner um Nachsicht, wenn die Einordnung einzelner Werke in diese oder jene Serie und wieder unter gewisse Abtheilungen derselben — welche immer ja nur bestimmte Theile des Ganzen repräsentiren — zu Missverständnissen führen rücksichtlich der Haupt- und Abtheilungstitel, unter welchen man die fraglichen Werke bei der Sortimentsbuchhandlung sucht. Es ist schwer, so vielen äussern und innern Anforderungen immer gerecht zu werden.

Und diese Schwierigkeiten werden bei Weiterführung dieses nationalen Unternehmens nicht geringer. Ganz abgesehen von unvorhergesehenen und oft unvermeidlichen Erweiterungen der Pläne für alle diese meist im Geschmack und im Verständniss der Bedürfnisse des Publikums angelegten Sammlungen, stellen die noch in Vorbereitung befindlichen mehr oder weniger vorgeschrittenen Abtheilungen, sowie die für die nächsten Jahre beabsichtigten Bände u. s. w. eine Zahl dar von

= **noch 200 Bänden mit etwa 25,000 Illustrationen,** =

unter allen Umständen eine Aufgabe, welche nur durch ausserordentliche Thätigkeit auf der einen, und billige Rücksichtnahme der Sachverständigen auf der andern Seite gelöst werden kann.

Wird dem Verleger der Illustrirten Bibliotheken auch für die Folge die steigende Theilnahme und Zufriedenheit des Publikums und die Anerkennung der sachverständigen Beurtheiler zu Theil, so wird er nach Durchführung seines Werks in den Worten des Dichters seine Befriedigung finden:

„Und wer den Besten seiner Zeit genügt,
Der hat gelebt für alle Zeiten.“

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

in Leipzig.

Berlin: Commandantenstrasse 5ᵃ.

Neuester Bericht

über die daselbst erschienenen

Illustrirten

Jugend-, Haus-, Schul- u. Volks-Bibliotheken.

Ein Führer bei der Wahl

von Festgeschenken für die Jugend

sowie für Erwachsene aller Stände.

Neuigkeiten dieses Jahres.
(S. 8. 1. 3. 6. 7. 9. 10. 13.)

Der erſte und älteſte Robinſon.

Robinſon Cruſoë

des Aelteren

Reiſen wunderbare Abenteuer und Erlebniſſe.

Neu bearbeitet
von
Ludwig Hüttner.
Eingeführt durch eine Geſchichte der Robinſonaden,
ſowie eine Lebensſkizze von
Daniel de Foe,
dem Verfaſſer des älteſten Robinſon,
von
Dr. C. L. Lauckhard,
Großherzogl. Sachſen-Weimariſchem Schulrath.
Pracht-Ausgabe.

Mit 80 in den Text gedruckten Jlluſtrationen, fünf Tonbildern, ſowie einem Titelbilde.
Nach Zeichnungen von J. D. Nicholſon.

Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. In höchſt eleg. Einband 1⅓ Thlr.

De Foe's unſterblicher Robinſon Cruſoe hat ſelbſt in den trockenſten Zuſtutzungen und Bearbeitungen, die er ſich gefallen laſſen müſſe, immer noch einen Schimmer jener poetiſchen Friſche behalten, durch welche jede heranwachſende Generation von Neuem für ihn begeiſtert wird. In unſerer Ausgabe wird dem Publikum eine Uebertragung des Originals in möglichſter Treue geboten, und nur diejenigen Partien ſind kürzer gefaßt worden, in welchen der Verfaſſer die religiöſen Streitfragen ſeiner Zeit behandelt, ſowie jene rein geographiſchen Abſchnitte die dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft nicht mehr angemeſſen ſind. Als einen ganz beſonderen Schmuck unſerer Ausgabe ſind die Jlluſtrationen zu bezeichnen, die nach Nicholſon's werthvollen Zeichnungen in wahrhaft meiſterhafter Art xylographiſch ausgeführt wurden.

Eltern, Lehrer, Vormünder und Erzieher,

ſowie alle Freunde der Jugend werden eingeladen, nachſtehende Werke in Einſicht zu nehmen.

Otto Spamer's
Illustrirte Jugend- u. Hausbibliothek. I. Serie.
Das illuſtrirte goldne Kinderbuch. I.—XII. Band.

Mit mehr als 1600 Abbildungen, kolorirten Bildern etc.

Herausgegeben in Verbindung
mit Fr. Körner, Julius Moritz, L. Thomas, Dr. A. B. Reichenbach, Dr. F. Bergmann, H. Berndt u. A.

Die Kritik hat ſich einſtimmig [illegible] über dieſes empfehlenswertheſte tüchtige Kinder- und Familienbuch ausgeſprochen, [illegible]

Band I. Der illuſtrirte Kinderfreund.

Erſtes ABC-, Leſe- u. Denkbuch.
Die Kinderwelt mit ihren Freuden, die Menſchen mit ihren Beſchäftigungen, die Thiere und ihre Lebensweiſen.
Mit 465 Abbildungen u. kolorirtem Titelbild.

Band II. Der illuſtrirte Jugendfreund.

Schilderungen des Weltgebäudes und ſeiner Wunder, in Bildern aus der Natur, dem Leben der Menſchen und der Thiere, der Vergangenheit und Gegenwart.
Mit 182 Abbildungen und kolorirtem Titelbild.

Band III. Das Buch wunderbarer Erfindungen.

In Erzählungen für die reifere Jugend.
Mit 123 Abbildungen und kolorirten Bildern.

Bd. IV. Das Buch denkwürdiger Entdeckungen

auf dem Gebiete der Länder- u. Völkerkunde.
Mit [illegible] Abbildungen, einer Karte u. kolor. Bildern.

Band V. Das Buch der Arbeit I.

Wanderungen durch die Werkſtätten des Gewerbfleißes; in Bildern aus den Beſchäftigungen der Menſchen.
Mit 85 Abbildungen u. prachtvollem Frontiſpice.

Band VI. Das Buch der Wunder I.

Wanderungen durch die Muſeen der Vergangenheit und die Rieſenwerke der Gegenwart.
Mit 85 Illuſtrationen und kolorirtem Titelbilde.

Band VII. Das Buch der Thierwelt I.

Denkwürdige Erzählungen aus der Lebensweiſe, den Sitten und Gewohnheiten der Thiere.
Zweite Auflage.
Mit 123 Illuſtrationen u. kolorirtem Titelbilde.

Band VIII. Das Buch der Thierwelt II.

Jagd und Fang der Thiere, ihre Wanderungen, ihre Zähmung und Zucht, ſowie ihr Verhalten hierbei.
Mit 110 Abbildungen und kolorirtem Titelbilde.

Band IX u. X. Das Buch der Welt.

Wanderungen nach Nord und Süd, Oſt und Weſt zu den Wohnſtätten der Geſittung und den Bewohnern der Wildniß.
2 Bände. I. Die alte Welt. II. Die neue Welt.
Mit 200 Abbildungen u. kolor. Bildern.

Band XI. Das Buch der Arbeit II.

Wanderungen durch die Werkſtätten des Gewerbfleißes. In Bildern aus den Beſchäftigungen der Menſchen.
Mit 100 Abbildungen und einem kolorirten Titelbilde.

Band XII. Das Buch der Wunder II.

Wanderungen zu den Schöpfungswundern d. Feſtlandes.
Mit 100 Abbildungen u. kolor. Titelbilde.

Jeder Band wird **einzeln** gegeben und koſtet **geheftet** 22½ Sgr.
In [illegible] **kolorirtem Umſchlag cartonnirt** 25 Sgr. — In **prachtvollem engl. Einband** 1 Thlr.
Je zwei Bände in reichverziertem Doppelband 2 Thlr.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. I. Vol.

Le Livre d'or I. Abécédaire français illustré pour les petits enfants. Nouvelle méthode de lecture, propre à développer l'intelligence et la mémoire des enfants et à les instruire en les amusant. Par Mlle. L. Roue. Orné d'un grand nombre (200) de jolies Vignettes. En reliûre richement dorée. Prix: 20 Sgr. — broché 15 Sgr.

Avec la boîte typographique (Französisches Lesespiel — Jeu pour apprendre à lire aux enfants). Prix: 1 Thlr. — **La boîte typographique** à part 10 Sgr.

Die Verfaſſerin hat verſucht, in dieſem prächtig ausgeſtatteten Büchlein den Müttern und Erziehern, ſo wie allen jenen Perſonen, welche den Leſeunterricht der Kinder zu leiten haben, einen Führer an die Hand zu geben, welcher den Kindern das Leſen und Erlernen der franzöſiſchen Sprache erleichtert, indem durch Anſchauungsunterricht das Leſen [illegible] in eben ſo unterhaltender wie lehrreicher Weiſe beigebracht wird.

L'auteur de ce charmant petit ouvrage a tâché d'y réunir tout ce qui peut faciliter aux enfants l'usage de la langue française, en donnant aux mères, aux institutrices et à toutes les personnes qui s'occupent de l'éducation, un guide sûr, et qui tout en amusant les élèves les met à même de savoir lire en très-peu de temps.

Für das Jugendalter von 8—12 Jahren.

Entdeckungsreiſen im Wald und auf der Haide.

Mit ſeinen jungen Freunden unternommen
von
Hermann Wagner.

Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern und einer Extrabeilage von getrockneten Moosarten.
Eleg. geheftet 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. — Eleg. cartonnirt 25 Sgr. = fl. 1. 30 kr.

Entdeckungsreiſen in Feld und Flur.

Mit ſeinen jungen Freunden unternommen
von
Hermann Wagner

Mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern, einem Titelbilde ꝛc.
Eleg. geheftet 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. — Elegant cartonnirt 25 Sgr. = fl. 1. 30 kr.

Es laſſen ſich reizendere Kinderbücher, als dieſe wahrhaft prachtvoll ausgeſtatteten Bändchen, gar nicht denken. Sie ſind für Kinder im Alter von 9—12 Jahren beſtimmt und ihres kindlichen und gemüthlichen Inhaltes wegen überall Lieblingsbücher unſerer Kleinen geworden und können jedem Familienkreiſe, allen Kinderſchulen und Kindergärten mit voller Ueberzeugung empfohlen werden.

Von demſelben Verfaſſer erſchien im gleichen Verlage u. gleicher Ausſtattung im vergangenen Jahre

Entdeckungsreiſen in Haus und Hof.

Von
Hermann Wagner.

Mit 100 Abbildungen, Titel- und Tonbildern. Eleg. geheftet 15 Sgr. = 54 kr. — Eleg. cartonnirt 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr.

Entdeckungsreiſen in der Wohnſtube.

Von
Hermann Wagner.

Mit über 100 Abbildungen, Titel- u. Tonbildern ꝛc. Eleg. geheftet 15 Sgr. = 54 kr. — Elegant cartonnirt 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. (Le Livre d'or II.)

L'ami de la Jeunesse.

Tableaux
descriptifs et intéressants sur l'astronomie, la météorologie, la géologie, l'histoire naturelle et l'anthropologie, suivis de: Le génie de l'homme ou les héros de la paix et de la guerre.

Par M. Charles Brandon.

Avec 250 Gravures insérées dans le texte, un Frontispice colorié et 4 Illustrations à deux teintes. **En reliûre richement dorée 1½ Thlr. = 6 Fr. Broché 1⅓ Thlr. = 5 Fr. 25 cent.**

Ein belehrendes Leſe- und Bilderbuch, wie in ſolcher Reichhaltigkeit und zu ſo billigem Preiſe noch nichts Aehnliches geboten worden. Klare, anſprechende Darſtellung feſſelt die Aufmerkſamkeit der jungen Leute, und faſt unvermerkt erwerben ſie eine Menge nützlicher Kenntniſſe von den wichtigſten Natur-Erſcheinungen, von den großen Erfindungen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Induſtrie, ſowie aus der Geſchichte der hervorragendſten Männer aller Nationen und Zeiten.

Für die Jugend von 12—14 Jahren.

Hiervon erſchien neu: Band VI.

Ein Weltfahrer

oder

Erlebniſſe in vier Erdtheilen.

Jugend, Schickſale, Reiſen und Entdeckungen

von

Eliſha Kent Kane,

dem berühmten Nordpolfahrer.

Unter Benutzung der beſten amerikaniſchen Quellen herausgegeben

von

J. G. Kutzner.

Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern nebſt Titelbild

Preis: Geheftet 1⅓ Thlr. — In eleg. engl. Einband 1⅔ Thlr.

Der Leſer beobachtet den berühmten Nordpolfahrer E. K. Kane bei ſeinen Knabenſpielen, nimmt Theil an ſeinen Vorbereitungsſtudien — dann begleitet er ihn durch den größten Theil der bekannten Welt, auf abenteuerreichen und gefahrvollen Fahrten durch vier Erdtheile.

Aus der ſonnedurchglühten Tropenlandſchaft mit Palmen, Tigern und Elephanten werden wir verſetzt in die finſtere Winternacht des erſtarrten Polarlandes. Mitten aus dieſem bunten aufregenden Leben, dem ſpannenden Wechſel der Scenerien, tritt uns die edle Geſtalt Kane's entgegen, jenes wackern energiſchen Menſchen, der die Leiden ſeines ſiechen Körpers zu vergeſſen ſucht im ſchönen Kampfe mit den Mächten der Außenwelt und des Geſchickes. So ward er, den man als Jüngling bereits dem Tode verfallen glaubte, ein verdienſtvoller Held, ein leuchtendes Vorbild für jeden Jüngling und Mann.

Die früher erſchienenen Bände dieſer Serie enthalten:

Band I. Das illuſtrirte Soldatenbuch.

Herausgegeben von Major A. v. Berndt.

Erlebniſſe aus dem Soldatenleben im Kriege und Frieden.

Den Erinnerungen zweier braver Veteranen nacherzählt.

Mit 85 Abbildungen, Schlachtſcenen ꝛc.

I. Ausgabe mit 1 kolor. Titelbilde. Eleg. geh. 1 Thlr. Eleg. cartonnirt oder gebunden 1⅓ Thlr.

II. **Pracht-Ausgabe** mit 24 kolorirten Uniformbildern. Cartonnirt ꝛc. 2⅔ Thlr.

Band IV. Die Buſchjäger.

Abenteuer-Fahrten im Süden Afrika's.

Erlebniſſe,

Natur- u. Sittenſchilderungen aus dem afrikaniſchen Jagd-, Krieger-, Bau- und Wanderleben.

Herausgegeben von J. G. Th. Franz Otto.

Mit 5 Tonbildern, 130 in den Text gedr. Abbildungen, einem Titelbilde, Frontiſpice ꝛc.

Elegant geheftet 1⅔ Thlr. Elegant cartonnirt 2 Thlr. In reich vergold. engl. Einband 2⅓ Thlr.

Band III. Der Scalpjäger.

Robinſons Erlebniſſe,

Abenteuer und Fahrten im Weſten Amerika's.

Natur- und Sittenſchilderungen

aus dem amerik. Jagd-, Krieger-, Reiſe- u. Waldleben.

Herausgegeben von Th. Bode.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Mit 5 Tonbildern, ſowie 100 in den Text gedr. Abbildungen, kolor. Titelbilde ꝛc.

Elegant geheftet 1⅓ Thlr. Elegant cartonnirt 1⅔ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr.

Band V. Abenteuer Cuu-Payo's des Wolfsſohnes.

Natur- und Sittenſchilderungen, Kriegs- und Friedensſchilderungen aus dem Reiche der Wilde.

Mit Benutzung von W. Dalton's Werken herausgegeben von [illegible]

Mit vielen Tonbildern und über 100 in den Text gedruckten Abbildungen.

Elegant geheftet 1⅓ Thlr. Elegant cart. 1⅔ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr.

Im Grünen oder die kleinen Pflanzenfreunde.

Erzählungen aus dem Pflanzenreich

von

Hermann Wagner.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit 75 Abbildungen und kolor. Titelbilde. In prachtvollem Umſchlage eleg. carton. 25 Sgr.

Der große König und sein Rekrut.

Lebensbilder

aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges.
Unter theilweiſer Benutzung
eines hiſtoriſchen Romans von A. H. Brandrupp, für Volk und Heer,
insbeſondere
für die vaterländiſche Jugend
bearbeitet von
J. G. Chr. Franz Otto.
Mit 8 Bunt- und Tonbildern und 125 in den Text gedruckten Abbildungen.
Preis: Geheftet 1½ Thlr. = fl. 2. 42 kr. Eleg. gebunden 1⅚ Thlr. = fl. 3. 18 kr.

In eine ſpannende Erzählung, deſſen Held beſonders die männliche Jugend **höchlichſt intereſſiren** muß, hat der Verfaſſer alle wichtigen Momente aus der Lebens- und Regierungsgeſchichte Friedrich's des Großen geſchickt zu verflechten gewußt. Ernſt und Scherz wechſeln auf's Angenehmſte mit einander ab, der Ton iſt durchweg echt volksthümlich gehalten; und betrachten wir dazu den eben ſo reichen als künſtleriſch gediegenen Bilderſchmuck, ſo dürfen wir mit Recht dies Buch für eine der **werthvollſten** Bereicherungen der Volks- und Jugendliteratur erklären, welche Eltern, Lehrern, Bibliotheken, Sonntagsſchulen, und namentlich auch dem Kriegsheere, überhaupt jedem Patrioten nicht dringend genug als geſunde Unterhaltungslektüre empfohlen werden kann.
(D. Bl.)

Neu erſchien, gänzlich umgearbeitet, in dritter Auflage:

Deutſches Flottenbuch
oder
Das neue illuſtrirte Seemannsbuch.

Fahrten und Abenteuer zur See
in Krieg und Frieden.
In Mittheilungen über das Wiſſenswürdigſte aus der Schiffahrtskunde und dem Seeleben
von
Major R. von Berndt.
Dritte umgearbeitete Auflage, herausgegeben von **Heinrich Smidt.**
Mit 150 Holzſchnitten, kolorirten Bildern, Schlachten und Seegemälden.
Preis eleg. geheftet 1½ Thlr. — fl. 2. 42 kr. — In eleg. Einbande 1⅚ Thlr. — fl. 3.

Viel wenige Jugendſchriften giebt es, die mit größerem Rechte Eltern und Erziehern empfohlen werden könnten, als gerade dieſes Buch. Es iſt feſſelnd und belehrend vom Anfang bis zum Ende. Der Verfaſſer führt dem Leſer zunächſt die Bauart und die verſchiedenen Arten der Schiffe vor, geht dann über zu den intereſſanteſten Jagden und Kriegsfahrten zur See und hebt namentlich das für Deutſchland beſonders Wichtige heraus. Das Entſtehen, die Blüte und der Verfall der deutſchen Kriegs- und Handelsflotte, die einſt der meerbeherrſchende Hanſabund, ein Bild urdeutſcher Tüchtigkeit und Kraft, aufbaute; Preußens erſtes Beſtreben, ſich eine Kriegsflotte zu ſchaffen, der Aufſchwung derſelben unter dem großen Kurfürſten: dies Alles ſind denkwürdige Epiſoden, welche der Verfaſſer in dieſem Buche dem Gemüthe des jugendlichen Leſers vorführt. Auch die neueſte Zeit, die Weltumſegelung der „Novara", Preußens Expedition nach Japan und die damit verbundenen Errungenſchaften für den deutſchen Handel finden in dieſer neuen, durch eine große Anzahl neuer Illuſtrationen bereicherten Auflage ihre Stelle.

Das Buch berühmt gewordener Kinder.

Lebensbilder aus den Jugend- und Entwicklungsjahren merkwürdiger Menſchen.

Für
die heranwachſende Jugend im Alter
von 11 bis 14 Jahren.

Herausgegeben
in Verbindung mit M. Schlimpert, W. Wagner u. A.
von
J. G. Chr. Franz Otto.

Zwei Bände

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illuſtrationen, mehreren Tonbildern nebſt einem Titelbilde.

Preis des Bandes:
Geh. 1 Thlr. Eleg. cart. 1⅓ Thlr.

Inhalt
des
erſten Bandes.

1. Der Königsſohn von Rom.
2. [illegible]
3. R. Whittington, [illegible]
4. Valentin Duval. Ein Lebenslauf vom Hirtenknaben bis zum Profeſſor.
5. J. G. Seume. Aus dem Jugendleben eines deutſchen Dichters.
6. J. M. Graf. Ein Lebenslauf vom Viehhüter bis zum Regierungs-Director.
7. [illegible] Der größte Sprachkenner.
8. [illegible] Ohne Arme geboren, dennoch berühmt als Maler.
9. Drei kleine Helden [illegible]
10. Des Kapitäns [illegible] abenteuerliche Seefahrt.

Inhalt
des
ſo eben fertig gewordenen
zweiten Bandes.

1. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.
2. Der ſächſiſche Prinzenraub.
3. König Eduards Söhne.
4. Die beiden Raphaels.
5. Ulrich von Hutten, der gelehrte Ritter.
6. Jean Bart, Frankreichs großer Seeheld.
7. Alexand. Menſchikoff, Paſteten-Bäckerjunge, — Großadmiral, Fürſt und Feldmarſchall.
8. James Lackington, Buchhändler in London.
9. Der Sohn Ludwig's XVI.
10. Kasp. Hauſer, d. Findling.

Der Zweck dieſer bunten Gallerie merkwürdiger, ja zum Theil wunderbarer Lebensläufe geht dahin, dem jugendlichen Leſer an Beiſpielen aus der wirklichen Geſchichte nachzuweiſen, wie der rechte Menſch im Kampf mit Schwierigkeiten und Hemmniſſen aller Art nur ſeine Kräfte ſtählt und durch Ausdauer, Fleiß und Redlichkeit zuletzt doch zum Ziele gelangt; wie aber auch auf der anderen Seite weder die Gunſt hoher Geburt noch ſonſtige Glücksgüter vor einem jähen Wechſel des Schickſals zu ſchützen vermögen, die Wahrheit des alten Solon'ſchen Ausſpruchs beſtätigend: „Kein Menſch iſt vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen.“

Für die reifere Jugend.

Vorbilder
der Vaterlandsliebe, des Hochſinns und der Thatkraft.

Charakter-Gemälde

aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künſtler
und Induſtrieller

In Verbindung mit mehreren Jugendſchriftſtellern herausgegeben
von
M. Schlimpert u. J. G. Chr. Franz Otto.

Erſter Band.

Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, mehreren Tonbildern ꝛc. Geheftet 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅓ Thlr.

Zweiter Band.

Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, mehreren Tonbildern ꝛc. Geheftet 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅓ Thlr.

Erſter Band.
Inhalt.

1. Herzog Wellington.
2. Prinz Eugen von Savoyen.
3. Admiral de Ruyter.
4. Theodor Körner.
5. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels.
6. Joachim Nettelbeck.
7. Horatio Nelſon.
8. George Washington.
9. Friedrich Schiller.
10. Friedrich Perthes.
11. Heinrich Peſtalozzi.
12. [illegible]

Zweiter Band.
Inhalt.

1. Ernſt Mor. Arndt.
2. Alex. von Humboldt.
3. Karl von Linné.
4. Wilhelm Herſchel.
5. Robert Burns.
6. J. Wolfg. Goethe.
7. Dominique Fr. Arago.
8. Wolfgang A. Mozart.
9. Alb. Berth. Thorwaldſen.
10. 11. Fénélon und [illegible]
12. Der Turnvater Jahn.

Vorbilder auf den oft rauhen Jugendpfaden zu dem Tempel unſerer Beſtimmung führt dieſes Buch unſe jungen Leſern vor Augen. Heldengeſtalten des Kriegs und Heldengeſtalten des Friedens! — die einen kämpfe mit dem Schwert, die andern mit Feder, Meißel oder Handwerkszeug, aber alle unverdroſſen im Ringen, geſchreckt durch die Hemmniſſe, welche die Verhältniſſe ihnen entgegenſtellten, ſie alle ſelbſt das eigene Leb nicht höher anſchlagend, als es im Dienſte einer unſterblichen Idee ihnen werth ſchien!

Im Geiſte der kriegeriſchen Zeit traten in dem erſten Bande die Männer des Kriegs in den Vordergrund, im zweiten Bande gebührt den Helden des Friedens die erſte Stelle.

Für die Jugend von 8—10 Jahren.

Dies Buch gehört allen braven deutſchen Kindern.

Deutſche Geſchichten.

In der Kinderſtube erzählt von der
lieben Großmutter.
Herausgegeben unter Mitwirkung
von

Director Dr. Carl Vogel, Ritter m. h. Orden.

Zwei Bändchen.

Mit 200 in den Text gedruckten Abbildungen, ſechs Tonbildern, zwei Titelbildern ꝛc.

Preis geheftet: jedes Bändchen 15 Sgr. — 54 kr.

Beide Bändchen zuſammengebunden in eleg. Umſchlage 1⅓ Thlr. — 2 fl 24 kr.

Für Kinder von 8 bis 10 Jahren berechnet, werden dieſe „Deutſchen Geſchichten" der Mutter, der Erzieherin, dem Lehrer äußerſt willkommen ſein. Einem eben ſo originellen, als pädagogiſch praktiſchen Plane zufolge ſind dieſe Erzählungen auf zwei Halbjahre berechnet, und es wird, da zwiſchen jedem Erzählungs-Abend eine volle Woche liegt, ein leichtes Verſtändniß des Inhaltes herbeigeführt und unſere Geſchichte ſelbſt für das Publikum der Kleinen ſchmackhaft gemacht. Zahlreiche und treffliche Illuſtrationen machen das Intereſſe an dem Buche immer von Neuem rege.

Für die reifere Jugend, ſowie für Erwachſene.

Das

alte Wunderland der Pyramiden.

Geographiſche
und geſchichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte und des Verfalls
des alten Aegyptens.
Von

Dr. Karl Oppel.

Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen, zwei Buntbildern, acht Tonbildern, einer Karte des Thales
von Fiom, ſowie einem Vogelſchau-Plane der ägyptiſchen Denkmäler.

Nach Zeichnungen von C. F. Klimſch, H. Leutemann, W. Heimling und mehreren Andern.

Zwei Abtheilungen in einem Bande.

Preis elegant geheftet 1½ Thlr. In eleg. engl. Prachteinbande 2 Thlr.

Ein Hauch geiſtiger Friſche weht durch dieſen erſten Verſuch, der reiferen Jugend das Wunderland **Aegypten** und das Leben ſeiner Bewohner vor tauſend und aber tauſend Jahren in allgemein faßlicher Weiſe und in treffenden Schilderungen zu veranſchaulichen. In origineller und ſchwungvoller Weiſe wird der Leſer in Aegyptens geheimnißvolle Welt eingeführt und in klarer Darſtellung werden alle irrthümlichen Anſichten, welche über jenes Land verbreitet ſein mögen, auf den Boden des Thatſächlichen zurückgeführt. Zahlreiche Illuſtrationen erläutern die Worte des Verfaſſers, und wir zweifeln nicht, daß das Buch bei allen Gebildeten eine beifällige Aufnahme finden werde.

Otto Spamer's

Illuſtrirte Jugend- und Hausbibliothek. III. Serie.

Erſter und zweiter Band.

Hellas.

Das Land und Volk der alten Griechen.

Bearbeitet
für Freunde des klaſſiſchen Alterthums, insbeſondere die deutſche Jugend,
von
Dr. Wilhelm Wägner.

Zwei Bände. Mit zwölf Tonbildern nach Zeichnungen von **H. Leutemann u. A.** und 300 in den Text gedruckten Abbildungen, nebſt einer Karte des alten Griechenland.

Preis des Bandes: Eleg. geheftet 1½ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr.

Mit dieſem Prachtbuch, welchem ſich jetzt unſer „Rom“ anſchließt, begannen wir eine Reihe aufs ſorgfältigſte ausgeſtatteter Geſchichtswerke, welche dem Bedürfniſſe des höhern Schulunterrichts, wie ihn unſere Jugend in Gymnaſien und verwandten Unterrichtsanſtalten genießt, entſprechen. Unſer Hellas iſt im Innern wie im Aeußern als ein muſtergültiges Buch von competenten Seiten bezeichnet worden, und dürfte daher eine willkommene Gabe für höhere Schulen, für Lehrer, Erzieher und Eltern ſein, ſich aber auch als Unterhaltungslectüre für Perſonen jeden Alters und Geſchlechts eignen, die nicht nur in den nebelhaften Regionen der Phantaſie, ſondern auch auf dem Boden der Wirklichkeit den menſchlichen Kämpfen, Freuden und Leiden ihre Theilnahme ſchenken. Wir glauben, daß nicht leicht ein bedeutendes Moment ſowol der ſtaatlichen Entwickelung des helleniſchen Volkes, als auch der Geſtaltung des bürgerlichen Lebens und der künſtleriſchen Thätigkeit deſſelben übergangen iſt. Was aber unſer Buch von anderen Arbeiten der Art unterſcheidet, iſt die große Zahl bildlicher Darſtellungen, wodurch alle beſprochenen Gegenſtände anſchaulich gemacht werden. Merkwürdige Oertlichkeiten, ruhmvolle Thaten und erhabene Kunſtwerke, ſowie Wohnung, Kleidung, Geräthſchaften, das Alles iſt in den Kreis der Illuſtrationen gezogen und durch ſie zur Anſchauung gebracht. Bei dem Zeichnen der Landſchaften, Scenerien, Koſtüme wurden benutzt: **Guys, Pouqueville, Dodwell, Fauvel, Thomas Hope, Krauſe**; zur Darſtellung der Bewaffnung gewährten **[illegible]** und **Weiß** gute Anſchauungen. In Betreff der Architekturgegenſtände zog man **Schinkel, Gailhabaud** zu Rathe, entnahm auch einen Theil der Illuſtrationen der im Verlage von Otto Spamer herausgegebenen, bereits rühmlich bekannten „Schule der Baukunſt“. Die Pläne ſind nach **Grote**, die Porträts, Büſten, Statuen, Basreliefs nach Antiken und ſonſtigen zuverläſſigen Vorlagen, die hiſtoriſchen Scenen nach Zeichnungen von **Flaxmann**, **Johannot**, **Wallier**, durch **Löffler** und insbeſondere durch **H. Leutemann** ausgeführt, zum Theil meiſterhaft in Holz geſchnitten, größtentheils in der **artiſtiſchen Anſtalt von Otto Spamer in Leipzig.**

Dritter, vierter und fünfter Band.

Rom.

Entſtehung, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der alten Römer.

Bearbeitet
für Freunde des klaſſiſchen Alterthums, insbeſondere die deutſche Jugend,
von
Dr. Wilhelm Wägner.

Drei Bände. Mit zahlreichen Tonbildern nach Zeichnungen von **W. Heimling, H. Leutemann**, ſowie 350 in den Text gedruckten Abbildungen nebſt mehreren Karten.

Preis des Bandes: Eleg. geh. 1½ Thlr. In reich verziertem Einbande 1⅚ Thlr.

Dieſe Bände ſchließen ſich, was Inhalt, Durchführung und Anwendung des großartigen Stoffes betrifft, dem vorhergegangenen an. Mit Bezug auf Reichthum und Wahl der Illuſtrationen, welche die Gewaltigkeit und ſtetige Schöpfungskraft der Römerwelt auch im Bilde zur Anſchauung bringen, ſteht dieſes wahrhafte Prachtbuch unerreicht von einem ähnlichen Geſchichtswerke unter den volksthümlichen Literaturen Deutſchlands, Englands, Frankreichs, Nordamerika's ꝛc. da. — Es iſt im Innern wie im Aeußern als ein Muſterbuch von competenten Seiten bezeichnet worden. — Ein Blick in einen der Bände wird das Geſagte beſtätigen.

Das Buch denkwürdiger Frauen.

In Lebensbildern hervorragender weiblicher Charaktere.

Feſtgabe
für Mütter und Töchter
von

Ida von Düringsfeld.

Mit 90 Illuſtrationen, ſowie ſechs Tonbildern nach Zeichnungen von W. Deimling u. A.

Geheftet. Preis 1⅔ Thlr.; höchſt elegant gebunden mit Medaillon, ohne Goldſchnitt 2⅓ Thlr.;
in Pracht-Einband mit Goldſchnitt 2⅔ Thlr.

Es ſind nicht blos trockene geſchichtliche Darſtellungen aus dem Leben denkwürdiger Frauen, welche den Inhalt dieſes Buches bilden, ſondern die Verfaſſerin, durch anziehende Darſtellungsweiſe längſt bekannt, bietet in dieſen Schilderungen eine intereſſante Gallerie edler Frauengeſtalten, im rechten Lichte dargeſtellt, ungeſchminkt und frei von jeder poetiſchen Uebertreibung gezeichnet. **Die Auswahl** iſt eine höchſt gelungene zu nennen.

Maleriſche Botanik.

Schilderungen aus dem Leben der Gewächſe.

Populäre Vorträge über phyſiologiſche und angewandte Pflanzenkunde
von

Hermann Wagner.

Zwei Bände. Mit über 400 in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern ꝛc.

Inhalt:

I. Band

Aus der Jugendzeit.
Die heiligen Bäume.
Aus der Geſchichte der Pflanzenkunde.
Das Leben der Wurzeln.
Die Luftwurzeln.
Die Nahrung liefernden Knollen.
Arzneikräuter, Alpenblumen und Lilien.
Die Pflanzenzelle und die Zellenpflanzen.
Der Pflanzen Stamm und Mark.
Baumrieſen und Baumgreiſe.
Das Nutzholz. Des Holzes Untergang.
Dornen und Stacheln.

II. Band.

Schlingen und Ranken.
Pflanzenfaſern und Faſerpflanzen.
Pflanzenmilch, Gummi und Harze.
Das Blatt und ſein Leben.
Das Blatt als Ernährer.
Der Blumen Bau und Pflege.
Färbepflanzen und Gerbepflanzen.
Honig, Zucker und Wachs.
Oel- und Seifenlieferanten.
Frucht und Samen.
Obſt und Getreide.
Arzneien, Zauberkräuter und Gewürze.

**Preis: Geheftet 2 Thlr. — In geſchmackvollem Kattunband 2⅓ Thlr.
In Prachtband mit Goldſchnitt 2⅔ Thlr.**

Die innige Gemüthswärme, welche der Naturbetrachtung des beliebten **Verfaſſers eigen iſt, bildet einen beſonderen** Vorzug dieſes ſeines neueſten Werkes. Jeder Halm, jedes Blatt gewinnt bei ihm ſelbſtändiges, individuelles Leben mit Neigungen und Trieben, mit Freuden und Leiden gleich der Menſchenſeele. Freunde und Freundinnen der Natur erhalten in „Wagner's maleriſcher Botanik“ eine köſtliche Gabe, deren Werth durch die reiche und geſchmackvolle äußere Form noch weſentlich erhöht wird.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Aeltere Reiſen. Erſter Band.

Cook, der Weltumſegler.

Leben, Reiſen und Ende des Capitain J. Cook,

insbeſondere
Schilderung ſeiner drei großen Entdeckungsfahrten.
Nebſt einem Blicke
auf die heutigen Zuſtände der Südſee-Inſelwelt.
Herausgegeben
von
Dr. Karl Müller.

Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern, einer Karte ꝛc.
Ausgabe in Einem Bande. Preis geheftet 1⅓ Thlr. In engl. reich vergold. Einbande 1⅔ Th

Wie durch die großen Erfindungen der Buchdruckerkunſt, der Feuerwaffen, Dampfmaſchinen u. ſ. w. mächtige Abſchnitte in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des Menſchengeſchlechtes bezeichnet werden, markiren auch die großen Entdeckungsreiſen älterer und neuerer Zeit jene Hauptmomente, in welchen ſi die Weltanſchauungen der civiliſirten Nationen ſtufenweiſe zur Idee des „Kosmos“ emporranken.

In den bereits erſchienenen Bänden des „Buches der Reiſen“ ließen wir die neueſten Entdeckungen den verſchiedenen Erdtheilen in den Vordergrund treten und gedachten der älteren nur inſoweit, als es zu Verſtändniß jener unumgänglich nothwendig war.

Unter der Abtheilung „Aeltere Reiſen“ bieten wir jetzt dem Publikum die wichtigſten älteren En deckungsreiſen ſelbſt und beginnen dieſelben mit der Lebensgeſchichte und den Fahrten des Capitain Cook, jene Mannes, deſſen Name in den Annalen der Geſchichte eben ſo unauslöſchlich eingeſchrieben iſt, wie ſeine En deckungen für die Wiſſenſchaft, den Handel und die Staatenentwickelung von größter Tragweite geweſen ſin Der eben ſo gewiſſenhafte wie geiſtreiche Schriftſteller des in Rede ſtehenden Bandes hat keine Mühe geſcheu ſich den eingehendſten Quellenſtudien zu unterziehen und die Darſtellung ebenſo unterhaltend wie lehrreich ſtalten, und in Beziehung auf illuſtrative Ausſtattung wetteifert dieſer Band mit den früheren Bänden.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen. 7. Band.

Afrika: Dritter Band.

Die neueſten

Entdeckungsreiſen an der Weſtküſte Afrika's.

Mit beſonderer Berückſichtigung
der Reiſen, Abenteuer und Jagdzüge
von
Paul Belloni du Chaillu im äquatorialen Afrika, von **Ladislaus Magyar** in
Benguela und Bihé, von **C. Johann Andersſon** am Okavangafluſſe.
Bearbeitet von **Hermann Wagner.**

Mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, vier Tonbildern, zwei Karten ꝛc.
Vollſtändig in ſechs Heften für die Abnehmer des „Buchs der Reiſen“ à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe. In einem Bande, eleg. broſchirt 1⅓ Thlr. — Dieſelbe in reich vergoldetem engl. Einbande 1⅔ Thlr.

Es hat uns eine beſondere Genugthuung gewährt, durch den zweiten Band unſeres Buches der Reiſen welcher dem Erdtheile Afrika gewidmet iſt, die Aufmerkſamkeit der Leſer auf jenen Kontinent in einer Weiſe lenken, die nicht eine nur flüchtig vorübergehende war, und die in der deutſchen Expedition nach dem Sudan zu Erforſchung des Schickſals Dr. Eduard Vogel's einen ſchönen und unvergänglichen Ausdruck fand. gewährt uns deshalb auch die Veröffentlichung dieſes vorliegenden Bandes die größte Genugthuung, da wir un jene Weſtküſte Afrika's als Vorlage wählten, an welcher Ed. Vogel jenen Erdtheil zu verlaſſen beabſichtigt Mit dieſem Gebiete verknüpfen ſich nicht wenige deutſche Namen, und gerade in dieſen Gegenden, die einſtmals al Sitz des Sklavenhandels verrufen waren, zeigen ſich die Fortſchritte in der Entwickelung der Völkerverhältniſ Afrika's am erfreulichſten.

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Amerika: Erſter Band.

Kane der Nordpol-Fahrer.

Arktiſche
Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufſuchung Sir John Franklins
in den Jahren 1853, 1854 und 1855
unter
Dr. Eliſha Kent Kane.
Geſchrieben von ihm ſelbſt.
Dritte ſehr vermehrte Auflage.

Mit über 120 in den Text gedruckten Abbildungen nach Zeichnungen des Verfaſſers, acht Tondrucktafeln und einer Karte der Nordpolländer, mit den Entdeckungen Kane's.

In 6 Heften, für die Subſcribenten auf „Das Buch der Reiſen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe. In einem Bande, eleg. brochirt 1⅓ Thlr. — Dieſelbe in engliſchem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr.

Dr. Kane's einfache, wahrheitsgetreue und feſſelnde Schilderungen übertreffen oft **Alles**, was die Phantaſie des Romanſchreibers je erſinnen konnte. Die Erzählung ſeiner Heldenfahrt enthält gleichſam die Quinteſſenz aller früheren arktiſchen Reiſebeſchreibungen, und unter Zuhilfenahme charakteriſtiſcher Abbildungen verſetzt ſie uns ſo lebhaft in die Regionen des ewigen Eiſes, inmitten der Wunder und Gefahren des unwirthlichen und doch ſo intereſſanten Nordens, daß dem Leſer eine anziehendere Belehrung über dieſen Gegenſtand ſchwerlich geboten werden könnte.

Mehr als alle Anpreiſungen zeugt übrigens für den Werth und die Beliebtheit des Buches, daß in kaum anderthalb Jahren drei Auflagen von zuſammen 15,000 Exemplaren vergriffen wurden: ein in der Geſchichte des Buchhandels ſeltener Erfolg!

Afrika: Erſter Band.

Livingstone der Missionär.

Erforſchungs-Reiſen im Innern Afrika's.

In Schilderungen
der bekannteſten älteren und neueren Reiſen
insbesondere der grossen Entdeckungen im südlichen Afrika während der Jahre 1840—1856
durch
Dr. David Livingſtone.
Zweite Auflage.

Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln und einer Ueberſichtskarte des ſüdlichen Afrika.

Vollſtändig in ſechs Heften, für die Abnehmer des „Buchs der Reiſen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe, in einem Bande eleg. broch. 1⅓ Thlr. — Dieſelbe eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Was begeiſterte Liebe zur Menſchheit im Bunde mit unermüdlicher Ausdauer und männlich kühner Entſchloſſenheit vermag, das beweiſt der brittiſche Reiſende und Miſſionär Dr. Livingſtone. Allein, ohne Mittel, ohne ſchützendes Geleit, hat er Größeres vollbracht als die koſtbarſten und beſtausgerüſteten Expeditionen. Tauſende von Meilen bisher unzugänglich und unbewohnbar geglaubten Landes erſchließt er der wiſſenſchaftlichen Kenntniß und einer zukünftigen Kultur; von einer neuen höchſt intereſſanten Thier- und Pflanzenwelt zieht er den bergenden Vorhang hinweg; große Meere verbindende Ströme entdeckt und verfolgt er in ihrem Laufe, zu Völkerſtämmen endlich, deren Geiſtesdunkel bisher kein Strahl von oben erhellte, trägt er den erſten ahnenden Dämmerſchein von des Weltenſchöpfers allumfaſſender Liebe.

Wir bitten dieſen Band nicht mit dem theuren Ueberſetzungsabdruck (es koſtet 5⅓ Thlr.) im **Verlage von H. Coſtenoble in Leipzig** zu verwechſeln. Unſer Werk zeichnet ſich durch Gediegenheit der **Bearbeitung**, Gedrängtheit des **Inhalts**, beiſpiellos billigen Preis, neben vorzüglicher Ausſtattung vor jenem **Machwerke** vortheilhaft aus.

Afrika: Zweiter Band.

Eduard Vogel, der Afrika-Reiſende.

Schilderung

der Reiſen und Entdeckungen des Dr. Ed. Vogel in Central-Afrika:

in der großen Wüſte, in den Ländern des Sudan, am Tſad-See ꝛc.
Nebſt einem Lebensabriß des Reiſenden.

Nach den Originalquellen bearbeitet von
Hermann Wagner.

Zweite durchgeſehene Auflage.

Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln und einer Karte von Dr. Vogel's Reiſeroute.
Vollſtändig in ſechs Heften, für die Abnehmer des „Buch der Reiſen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe in einem Bande elegant broſchirt 1⅓ Thlr. Dieſelbe elegant gebunden 1⅔ Thlr.

Im vorliegenden Bande geben wir dem Leſer zunächſt eine kurze Ueberſicht aller bisherigen nach dem Sudan gerichteten Expeditionen, ſoweit dieſelbe zum Verſtändniß der Vogel'ſchen Reiſen dienen kann, und begleiten dann im Geiſte unſeren muthigen jungen Landsmann auf ſeinem gefahrvollen Ritt durch die große afrikaniſche Wüſte. Wir [illegible] ihm auf ſeinen zahlreichen Zügen im Sudan, an den Ufern des Tſad-See's, nach Mandara und dem [illegible], nach Bautſchi, Jakoba und nach den Ufern des Benuë, bis er im Innern Wadai's auf räthſelhafte, noch nicht aufgeklärte Weiſe verſchwindet.

Die zahlreichen intereſſanten [illegible] Erlebniſſe des Reiſenden eingereiht, ſowie andererſeits die ſchroffſten Gegenſätze, welche das Innere Afrika's bietet: dürre, ſonnverbrannte Wüſte neben Ueberfluß an Waſſer, [illegible] Gegenden dicht neben üppigen Fluren, wildeſte Rohheit bis zum Kannibalismus neben hoher Bildung und feiner Sitte, barbariſches Heidenthum und ſtumpfe Gleichgültigkeit neben begeiſterter religiöſer Erhebung, Verwilderung, Trägheit und Menſchenſchlächtereien der gräßlichſten Art neben heiterem Stillleben [illegible], glücklichen Volksſitten — dies Alles verwebt ſich hier zu einem Gemälde, welches ebenſo ſehr belehrt und unterhält, wie es das Weſentlichſte von alle Dem umfaßt, was über das Innere Nordafrika's bis jetzt bekannt geworden iſt.

Wer aber das Leben und den Bildungsgang Dr. Vogel's, deſſen Schickſal gegenwärtig die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt beſchäftigt, ſich anſchaulich machen will, der findet in unſerem Buche die einzige authentiſche Quelle.

Aſien: Erſter Band.

Die Nippon-Fahrer

oder

das wieder aufgeſchloſſene Japan.

In Schilderungen
der bekannteſten älteren und neueren Reiſen,
insbeſondere
der amerikaniſchen Expedition unter Führung des Commodore **M. C. Perry**
in den Jahren 1852 bis 1854.
Mit Benutzung des großen amerikaniſchen Prachtwerkes
„Narrative of the Expedition to the China Seas and Japan under the Command of Commodore M. C. Perry, U. St. N."
bearbeitet von
Fr. Steger und H. Wagner.

Mit 125 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln, ſowie einer Karte von Japan.

Vollſtändig in acht Heften. Für die Abnehmer des „Buch der Reiſen" à 5 Sgr. pro Heft. Separat-Ausgabe in Einem Bande. Geheftet 1⅓ Thlr., — Eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Der freie Verkehr mit dem neu erſchloſſenen Inſel-Reiche Oſt-Aſiens wird einen neuen Abſchnitt in der Geſchichte des Welthandels begründen, der auch für unſer eigenes Vaterland unmittelbar vom höchſten Intereſſe zu werden verſpricht. Bekanntlich hat die Preußiſche Regierung, die handelspolitiſche Wichtigkeit jenes ausgedehnten Ländergebiets erkennend, eine Expedition nach Japan ausgerüſtet, welche zum Zweck hat, dem deutſchen Handel die Wege dorthin zu bahnen. Einer großen Zahl von Erzeugniſſen des Gewerbfleißes eröffnet ſich bei dem [illegible] Bedürfniſſe eines civiliſirten Lebens gewohnten Volke ein weites Abſatzfeld, und an den magiſchen Reiz, welchen das Fremdartige, Ueberraſchende und Wunderbare jenes Reiches uns bietet, knüpft ſich ſomit [illegible] der äußere Vortheil an.

Wir glauben deshalb in dem eben angezeigten vierten Bande unſerer Reiſebibliothek den Wünſchen unſerer Zeit entgegen zu kommen, wenn wir Ihnen über dieſes ſo höchſt bedeutungsvolle Land und Volk ebenſo [illegible] als unterhaltende und eingehende Schilderungen bieten, und alles Das zuſammenfaſſen, was durch die verſchiedenen Expeditionen der Neuzeit, insbeſondere durch die unter Führung des Commodore Perry, bekannt geworden iſt.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Amerika: Zweiter Band.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang.

Mac Clure's
Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt
ſowie
Auffindung der Ueberreſte von John Franklin's Expedition
durch
Kapitän Sir M'Clintock.

Mit 110 in den Text gedruckten Abbildungen, ſechs Tondrucktafeln und drei Ueberſichtskarten.

Vollſtändig in 6 Heften, für die Abnehmer des „Buchs der Reiſen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe. In einem Bande, eleg. broſchirt 1⅓ Thlr.
Dieſelbe in engl. reich vergoldeten Einbande 1⅔ Thlr.

Erſt vor Kurzem gelang es den 12 Jahre lang unabläſſig fortgeſetzten Anſtrengungen, womit die engliſche und amerikaniſche Nation in edlem Wetteifer ſich überboten, das bejammernswerthe Ende Sir John Franklin's und ſeiner Genoſſen zweifellos zu ermitteln. Die zuſammenhängende Darſtellung jener verunglückten Expedition ſammt allen damit in Verbindung ſtehenden Unternehmungen, wie ſie im vorliegenden Bande geboten wird, ſchildert eine der intereſſanteſten und ſpannendſten Epiſoden im Kampfe des Menſchengeiſtes, die feindlichen Elemente der Natur ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen.

Festgeschenk für Erwachsene.

Das feſtliche Jahr
in
Sitten, Gebräuchen und Feſten
der germaniſchen Völker
von
Otto Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld.

Mit über 130 in den Text gedruckten Illuſtrationen, acht Tonbildern nebſt einem Titelbilde.

Preis eleg. geheftet 2 Thlr. In höchſt elegantem engl. Prachtband 2⅔ Thlr.

Ein ſchöneres und entſprechenderes Weihnachtsbuch für Freunde ſinniger Beobachtung des Volkslebens exiſtirt bis jetzt noch nicht. Der Name des vielgereiſten Verfaſſers, welcher die Sitten des Volkes, ſeine Gebräuche und Gewohnheiten meiſt aus dem Zuſammenleben mit ihm kennen gelernt hat, bürgt für den innern Werth dieſes Buches. Es iſt eine ganz neue Idee, die Feſte, Sitten und Gebräuche der germaniſchen Völker im Kreislaufe des Jahres gleich einem lebenden Bilde aufzuſtellen. Der Verfaſſer hat es verſtanden, unter gewiſſenhafter Benutzung des vorhandenen literariſchen Materials ſeine eigenen Beobachtungen mit den mündlichen Ueberlieferungen anderer Autoren zu vereinigen und ſo in höchſt anerkennenswerther Weiſe ſeine Aufgabe zu löſen. Dies, ſowie die geſchmackvolle Ausſtattung des Buches ſichern demſelben in allen gebildeten Kreiſen eine freundliche Aufnahme.

Das

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrien.

Vier Bände. Vierte weitergeführte Auflage.

Herausgegeben in Verbindung mit

[illegible]

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern ꝛc.

Vollſtändig in [illegible] Heften.

[illegible] Bogen: 5 Sgr. = 18 Kr. rh.

Inhalt:

Erſter Band: Die [illegible] Erfindungen aller Zeiten enthaltend.

1. **Einleitung. Das Zeitalter der Erfindungen.** [illegible]
2. **Die Geſchichte des Papiers.** [illegible]
Die Erfindung der Buchdruckerkunſt. [illegible]
Die Erfindung des [illegible]
3. [illegible]
[illegible]
4. [illegible]
5. **Die Geſchichte der Telegraphen.** [illegible]
6. **Die Geſchichte der Luftballons.** [illegible]
[illegible]

Zweiter Band: Gewerbe und Induſtrien.

[illegible]

Dritter Band: [illegible]

[illegible]

Vierter Band: [illegible]

[illegible]

29. [illegible]

Aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften.

In zwangloſen, reich illuſtrirten Bänden von etwa 15 Bogen.

Geheftet. Preis für den Band [illegible] von 15 bis 25 Bogen 1 — 1½ Thlr.

Jedes Werk wird einzeln abgegeben.

Vollendet ſind:

Erſter und zweiter Band. **Das Buch der Geologie.** Naturgeſchichte der Erde in allgemein verſtändlicher Darſtellung für alle Freunde dieſer Wiſſenſchaft. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von **H. Ludw[illegible]** Zwei Bände. Mit 12 Buntdrucktafeln, Tonbildern und [illegible] in den Text gedruckten Abbildungen. Elegant geheftet 2 Thlr. — Vollſtändig in elegantem engl. Einband 2⅓ Thlr.

Dritter Band. **Die Wunder des Mikroſkops oder die Welt im kleinſten Raume.** Für Freunde der Natur und mit Berückſichtigung der Jugend herausgegeben von Profeſſor **Dr. Moritz Willkomm.** Zweite verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage. Mit mehr als 1200 Abbildungen auf 175 Illuſtrationen, einem Titelbilde, Frontiſpice ꝛc. Ein Band. Elegant broch. 1⅓ Thlr. In elegantem engl. Einband 1⅔ Thlr.

Vierter Band. **Die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himmelsraum.** Für die Gebildeten aller Stände und alle Freunde der Natur. Herausgegeben von **Dr. Otto Ule.** Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, einer Sternkarte, einem Frontiſpice ꝛc. Elegant broſchirt 1⅓ Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr.

Fünfter und ſechster Band. **Das Buch der Erde.** Naturgeſchichte des Erdballs und ſeiner Bewohner. Darſtellung der phyſiſchen Geographie für Leſer aller Stände von **Dr. G. H. Otto Volger.** Zwei Bände in drei Abtheilungen. Mit 280 Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten ꝛc. ꝛc. Elegant broſchirt 3 Thlr. Vollſtändig in zwei Bänden, elegant gebunden 3⅔ Thlr.

Siebenter und achter Band. **Das Buch der Pflanzenwelt. Botaniſche Reiſe um die Welt.** Verſuch einer kosmiſchen Botanik. Den Gebildeten aller Stände und allen Freunden der Natur gewidmet von **Dr. Karl Müller.** Zwei Bände mit 300 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, vielen Anſichten in Tondruck, einer Karte der Isothermen ꝛc. Elegant broch. 2 Thlr. In zwei eleganten engliſchen Einbänden [illegible] Thlr.

Neunter Band. **Die Wunder der Waſſerwelt.** In Bildern und Schilderungen für Jung und Alt. Herausgegeben von **H. Stahl.** Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, Frontiſpice ꝛc. Ein Band. Elegant broſchirt 1 Thlr. In eleg. engl. Einband 1⅓ Thlr.

Zehnter Band. **Das Reich der Wolken.** Vorträge über die Phyſik des Luftkreiſes und die atmoſphäriſchen Erſcheinungen. Herausgegeben von Profeſſor **Dr. Heinrich Birnbaum.** Mit etwa [illegible] in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern ꝛc. Ein Band. Eleg. broch. 1 Thlr. In eleg. engl. Einband 1⅓ Thlr.

(Die Serie wird fortgeſetzt.)

Alle Buchhandlungen nehmen auf die [illegible], ſowie auf die noch erſcheinenden Bände Beſtellungen an und legen Intereſſenten auf geneigtes Verlangen einzelne Bände zur Anſicht vor. Ein ausführlicher Proſpectus über dieſe [illegible] naturwiſſenſchaftlichen Belehrungsſchriften iſt durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Das Vaterlandsbuch.

Illustrirte Haus- und Schulbibliothek

Zur Erweiterung der Heimatskunde und zur Pflege vaterländischen Sinnes.

Herausgegeben unter Mitwirkung
von
Direktor Dr. C. Vogel in Leipzig, Schulrath J. Wenzig in Prag und
Professor Friedr. Körner in Pesth.

Die Kenntniss des Vaterlandes sind die Bände dieser illustrirten Haus- und Schulbibliothek ge[illegible] [illegible] nach Kräften anzuregen.

Band 1—4 enthält:

Vaterländische Bilder aus Oesterreich.

In Schilderungen aus Natur, Industrie, Geschichte und Volksleben.

Herausgegeben v. J. Wenzig u. Friedr. Körner.

Mit mehr als 400 in den Text gedruckten Abbild.

I. Band. Bilder aus Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Steiermark.

Mit einer Einleitung: Das Kaiserthum Oesterreich und sein Herrscherhaus.

Mit über 80 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Tonbilde und einer Beilage, ausgeführt von der k. k. Staatsdruckerei in Wien.

In eleg. Umschlag brosch. 27½ Ngr. Cart. 1 Thlr.

II. Band. Bilder aus Tyrol, Kärnthen, Krain, dem Küstenlande u. Triest, der Lombardei und Venedig.

Mit 90 Abbildungen, einem Titelbilde etc.

In eleg. Umschlag brosch. 1 Thlr. Cart. 1⅙ Thlr.

Erster und zweiter Band in elegantem englischen Einband zusammengebunden kostet 2⅓ Thlr.

III. Band. 1. Hälfte. Bilder aus Ungarn.

Mit [illegible] Abbildungen und 3 Tondruckbildern.

In eleg. Umschlag brosch. 20 Ngr. Cartonn. 1 Thlr.

III. Band. 2. Hälfte. Bilder aus Siebenbürgen, der Serbischen Woiwodina und dem Temeser Banat, von der Militärgrenze, Kroatien, Slavonien und Dalmatien.

Mit [illegible] Abbildungen und 2 Tondruckbildern.

In eleg. Umschlag brosch. 20 Ngr. Cartonn. 1 Thlr.

Erste und zweite Hälfte in elegantem englischen Einband zusammengebunden kostet 2 Thlr.

In den folgenden Jahren wird erscheinen:

IV. Band. Bilder aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und Lodomirien, sowie der Bukowina.

Mit einer Karte [illegible]

Band 5—8 enthält:

Vaterländische Bilder aus Preus

In Schilderungen aus Natur, Ind
Geschichte und Volksleben.

Herausgegeben von Friedrich Körne

Mit mehr als 400 in den Text gedruckten Abbil
[illegible] Tondruckbildern u. s. w.

I. Band. Bilder aus Brandenburg u. Pr

Mit über 70 in den Text gedruckten Abbild
einem Titelbilde und 4 Tondruckbild

In elegantem Umschlag brosch. 25 Ngr. Carton

**II. Band. Bilder aus Schlesien, Pos
Pommern.**

Mit 90 in den Text gedruckten Abbildungen,
Titelbilde und 2 Tondruckbildern.

In eleg. Umschlag brosch. 25 Ngr. Cart. 1

Erster und zweiter Band in elegantem englischen
zusammengebunden kostet 2⅓ Thlr.

In den folgenden Jahren werden ausgege

III. Band. Bilder aus Sachsen u. Westf

**IV. Band. Bilder aus dem Rheinland
Hohenzollern.**

Band 9 und Folge werden umfassen

Norddeutschland in etwa 2—3 Bände
Mitteldeutschland in etwa 2 Bände
Süddeutschland in etwa 2 Bänden
Westdeutschland und [illegible]

[illegible]

Otto Spamer's Kaufmännische Bibliothek.

Kaufm. Biblioth.] [I. Theil

Neueste Auflage.

L. Rothſchild's Taſchenbuch
für Kaufleute,

insbeſondere für Zöglinge des Handels.

Das Ganze der Handelswiſſenſchaft in gedrängter Darſtellung enthaltend.

Zehnte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Inhalts-Ueberſicht.

Abriß der Handelsgeſchichte. — Ueber den Handel und die Mittel deſſelben. — Der Handelsſtand. — [illegible] der Waarenkunde. — Münz-, Maß- und Gewichtskunde. — Handelsgeographie. — Ueber Wechſel und Anweiſungen. — Ueber Staatspapiere und Aktien. — Beförderungsmittel des Verkehrs und des Handels. — Die kaufmänniſche Correſpondenz und andere ſchriftliche Comptoirarbeiten. — Kaufmänniſche Rechenkunſt. — Einfache und doppelte Buchhaltung. — Kaufmänniſche Terminologie.

ca. 40 Bogen. Preis geheftet 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

In eleg. engl. Einbande 1⅚ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rh.

In dieſer neuen vermehrten und verbeſſerten Auflage ſind alle durch das neue deutſche Handelsgeſetzbuch nothwendig gewordenen Abänderungen auf's ſorgfältigſte berückſichtigt worden. — Außerdem erhielten die Abſchnitte über **Waarenkunde, Handelsgeographie, Wechſelkunde, kaufmänniſches Rechnen, Correſpondenz** und **Buchhaltung** theils vollſtändige Umarbeitung, theils bedeutende Zuſätze und Verbeſſerungen. Während bei der neunten Auflage **die Handelsgeſchichte** Berückſichtigung fand, iſt diesmal in einem Abſchnitte: **Der Handelsſtand**, der Rechte und Pflichten des Handeltreibenden gegenüber dem Staate, den Behörden, ſowie den Geſchäftsangehörigen gedacht worden. Es enthält dies Buch — in ſeiner heutigen Geſtalt das neueſte und brauchbarſte ſeiner Richtung — im engſten Rahmen die Quinteſſenz Deſſen, was ein Kaufmann zu wiſſen nöthig hat, erſpart in Folge ſeiner Reichhaltigkeit die Anſchaffung ähnlicher, viel theurerer Werke und eignet ſich bei ſeiner zweckdienlichen und eleganten Ausſtattung ganz beſonders zu

☞☞ Feſtgeſchenken für Jung und Alt. ☜☜

Trotz der ſtattgefundenen bedeutenden Vermehrungen und der Zunahme des Werkes um wiederum 4 Bogen iſt der an ſich ſchon billige Preis derſelbe geblieben.

Die achte Auflage dieſes Buches erſchien im Jahre 1860 unter dem Titel:

„Der Oeſterreichiſche Kaufmann.“

Für das Bedürfniß des Handelsſtandes des Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaates

neu bearbeitet durch

Joſef Odenthal,

[illegible]

Preis geh. Fl. 3. [illegible] Kr. In eleg. engl. Einband 4 Fl.

Iſt ſchon den Herausgebern der früheren Auflage, den Herren L. Fort und J. E. [illegible], ehemaligem Director der Gremial-Handelsſchule in Wien, die Ehre widerfahren, von Sr. [illegible] dem Herrn Finanz- und Handelsminiſter beſonders belobt worden zu ſein, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß das Buch in ſeiner jetzigen Geſtalt mit noch größerer Anerkennung aufgenommen werden dürfte, da es in Betreff der Vollſtändigkeit, Zuverläſſigkeit und praktiſchen Einrichtung etwas ganz Ausgezeichnetes liefert.

Kaufm. Bibliot.] [XIII. Theil.

Allgemeines
Fremdwörterbuch
für
Handel und Gewerbe.

Alphabetiſches Verzeichniß
der in Sprache und Schrift vorkommenden nichtdeutſchen Wörter,
deren Abſtammung, Betonung und Verdeutſchung;
nebſt Erklärung der dem kaufmänniſchen und gewerblichen Verkehr eigenthümlichen
Fach-Ausdrücke,
ſowie der Benennungen ausländiſcher Waaren und Fabrikate.

Ein unentbehrliches Nachſchlagebuch
für Jedermann, insbeſondere für Kaufleute, Induſtrielle, Künſtler
und Gewerbtreibende.

Herausgegeben
von
A. Kretzſchmar.

In 6 Heften von je 4—5 Bogen à 5 Sgr. = 18 Kr. pro Heft.
Vollſtändig geh.: 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. — **Eleg. gebunden:** 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Trotz aller Bemühungen der ſogenannten Sprachreiniger iſt es nicht gelungen und wird es nie gelingen, den Gebrauch vieler aus fremden Sprachen entlehnter oder abſtammender Wörter von Rede und Schrift fernzuhalten. Im Gegentheil, der geſteigerte Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Nationen, die Schnelligkeit, womit heut zu Tage jede neue Erfindung, Entdeckung oder Mode, jeder neue Einfall kann man ſagen, über die Grenzen des Sprachgebiets in alle Welt getragen wird, bringt täglich eine größere Menge fremdländiſcher Worte als gangbare Münze in Umlauf. Nachſchlagebücher, wenn man ſich über deren Bedeutung, Rechtſchreibung, Ausſprache ꝛc. augenblicklichen und zuverläſſigen Rath erholen kann, bilden daher mehr als je ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jedermann.

Auch fehlt es nicht an guten, zum allgemeinen Gebrauch beſtimmten Fremdwörterbüchern. Dagegen fanden wir unter den vorhandenen keines, das ſpeciell dem Bedürfniß des Handels- und Gewerbeſtandes Genüge leiſtet. Für dieſen Zweck enthalten ſie alle auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig — zu viel, indem ſie mit einem Ballaſt von griechiſchen und lateiniſchen Wörtern beſchwert ſind, die weder im mündlichen noch ſchriftlichen Verkehr, ſondern ausſchließlich in ſtreng wiſſenſchaftlichen Werken zur Anwendung kommen; — zu wenig, weil ſie die deutſchen Fachausdrücke ganz weglaſſen und bei Erklärung der nichtdeutſchen die beſonderen Beziehungen auf Handel und Gewerbe nur ungenügend berückſichtigen.

Unſer Buch ſoll beiden Mängeln abhelfen. Wir haben das Ueberflüſſige ausgeſchieden und den ſo gewonnenen Raum auf's Zweckmäßigſte benutzt, ſo daß wir im Stande ſind, innerhalb ſeines mäßigen Umfangs zu vereinigen:

— ein vollſtändiges Fremdwörterbuch, — eine kaufmänniſche Terminologie, —
— ein techniſches Lexikon. —

Wir haben die Ueberzeugung, daß man darin nichts Weſentliches vermiſſen wird, was ſonſt in vielbändigen koſtſpieligen Werken aufgeſucht werden mußte.

Beſtellungen werden von jeder Buchhandlung des In- und Auslandes angenommen. — Subſcribenten-Sammler erhalten auf 12 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Otto Spamer's Kaufmänniſche Bibliothek.

Comptoir und Börſe. I.

Kaufm. Biblioth.] **Quinteſſenz** [XI. Theil.

des

kaufmänniſchen Rechnens.

Kurzgefaßter Lehrgang
zur Erlernung und Anwendung praktiſcher merkantiler Rechnungsmethoden,
für die wichtigſten Zweige des Waarenhandels, der Commiſſion, Spedition und Fabrikation.
Zum Gebrauche für Angeſtellte dieſer Branchen,
für Kaufleute und Induſtrielle, ſowie für Handelslehranſtalten, herausgegeben
von
Dr. Eduard Amthor,
Director der Gewerbſchule in Gera.

Ein Band von 28 Bogen. Elegant geheftet Preis nur 1 Thlr. — In eleg. engl. Einband 1⅓ Thlr.

Inhaltsangabe.

Vorbemerkungen. Der Charakter der kaufmänniſchen Rechnungsmethode.
Abkürzungen bei Bezeichnung von Münzen, Maßen, Gewichten u. ſ. w.

Allgemeiner Theil.

Die wälſche Praktik.
Rechnungsvortheile bei den 4 Species der unbenannten, gebrochenen und benannten Zahlen.
Die Dezimalbruchrechnung. — Die Kettenregel (mit Theil-, Schluß- und Beiſatz).
Die Geſellſchafts- und Repartitionsrechnung (einfache und zuſammengeſetzte).
Die Miſchungs- und Vermiſchungsrechnung ([illegible] Vermiſchungsrechnung, Durchſchnittsrechnung und eigentliche Alligationsrechnung.)
Die Prozentrechnung (von, auf, im Hundert, nach den im praktiſchen Geſchäftsleben üblichen Methoden).
Die Zinsrechnung (auf Jahre, Monate, Tage, mit den bedeutendſten Rechnungsvortheilen).
Die Terminrechnung (oder die Rechnung der gemeinſchaftlichen Verfallzeit).

Spezieller Theil.

Der Geldhandel.
Vorbemerkungen. (Geld, Barren, Münzen, Papiergeld, Fonds, Actien, Wechſel, Course, Börſen.)
Berechnung der Gold- und Silberbarren.
Berechnung der Münzen (Münzreductionen u. ſ. w., Geldſorten auf dem Frankfurter, Augsburger, Berliner, Leipziger, Hamburger, Bremer, Prager Geldmarkte).
Berechnung des Papiergeldes (Papiergeld-Rechnung und Berechnung auf den unter Münzen genannten Börſen).
Effectenrechnung. (Fonds und Actien; praktiſche Notizen zum Verſtändniß ſämmtlicher deutſchen Effectencourszettel und Anleitung zur Berechnung aller auf dem deutſchen Geldmarkt vorkommenden Sorten.)
Wechſelrechnung. (Vorbegriffe, die [illegible], Platzwechſel, Deviſen; Wechſelreductionen ſämmtlicher deutſchen Börſen, unter Angabe und Erklärung der üblichen Methoden; Discontirung beim [illegible], indirecte Wechſelreductionen.)
Geld-, Effecten- und Wechſelcalculation mit Speſen (Courtage, Proviſion u. ſ. w.)
Zuſammengeſetzte Calculationen im Bereich des Geldhandels.

Der Waarenhandel. — Vorbemerkungen (Preis, Werth, [illegible]).
Die Waarenrechnung. Vorbemerkungen:
(Quantität und Preis. [illegible] der Gewichte und Maße. Gewichtsabzüge: Tara, Gutgewicht, [illegible]; Werthabzüge: [illegible], Rabatt, [illegible]; Speſen: Commiſſion, Proviſion, Courtage, [illegible] u. ſ. w., Fracht, [illegible] u. ſ. w.; Zölle, Steuern, [illegible] u. ſ. w., [illegible]; zuſammengeſetzte Speſenrechnungen.)
Ein- und Verkaufsrechnungen [illegible]
Die Waarencalculation. (Einfache und zuſammengeſetzte Preiscalculationen, Calculationen mit [illegible] und [illegible] im Colonial- und Manufacturwaarenhandel, [illegible], Zuſammenſtellungen.)

Anhang.

1. Die Logarithmen in ihrer Anwendung auf das kaufmänniſche Rechnen. — 2. Aus der Körperberechnung. — 3. Die Zinſeszinsrechnung. — 4. [illegible] — 5. Die [illegible]rechnung. — 6. Preisregeln für den Kleinhandel. — 7. Bemerkungen zu ſchriftlichen Waaren-Preiscouranten. — 8. Tafel der Münz-, Maß- und Gewichtsfuße.

Eine ganz ſpezielle Ueberſicht des Inhalts und ein genaues Sachregiſter erleichtern den Gebrauch dieſes [illegible]

Comptoir und Börſe II.

Kaufm. Bibliotth.] Neueſtes [XII. Theil

Rechnen- und Coursbuch
für
Bankcomptoire, Börſe und Großhandel.

Das kaufmänniſche Rechnen
vorzugsweiſe in Anwendung auf deutſche Wechſelplätze,
insbeſondere
auf Cours- und Effectenberechnung.
Nebſt einem Anhange:

I. Allgemeine Deutſche Wechſelordnung.
II. Wechſelformulare in franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache.
III. Deutſcher Münzverein.
IV. Contocorrente und Staffelrechnungen aus dem Bankgeſchäft in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache.
V. Münz- und Wechſelverhältniſſe der wichtigſten europäiſchen und außereuropäiſchen Handelsplätze.
VI. Deutſche und außerdeutſche Staatspapiere und Fonds.
VII. Ueberſichten über Stamm- und Prioritäts-Actien der deutſchen und öſterreichiſchen Eiſenbahnen, über Actien von Bank-, Induſtrie- und Verſicherungsanſtalten.
VIII. Terminologie für Bankcomptoire.

Für Bankbeamte,
für Angeſtellte größerer Comptoire, ſowie Zöglinge an Handelslehranſtalten
bearbeitet von
M. L. Gerothwohl.

In zwei Abtheilungen à 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr. (Ohne Anhang.)
Mit dem Anhang: Vollſtändig 41 Bogen.
Geheftet 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. Eleg. gebunden 2⅓ Thlr. = 4 Fl. 12 Kr. rh.
Der Anhang **apart** koſtet ½ Thlr. = 54 Kr.

Inhalt:

Vorbemerkungen über das Bankgeſchäft.

I. Das **Wechſelgeſchäft.** Weſen und Arten der Wechſel. — Indoſſament. — Acceptation. — Zahlung. — Proteſt. — Wechſelverbindlichkeit. — Intervention. — Wechſelhandel.
II. Der **Effectenhandel.** (Obligationen, Looſe, Pfandbriefe, Actien u. ſ. w.) — Das feſte oder Tagesgeſchäft. — Das Zeitgeſchäft: die feſten, bedingten oder offenen Zeitgeſchäfte.

Die Grundlagen der Börſenrechnungen.

I. Die **Zinſenberechnung.** II. Die **Procentrechnung.**
A. Wechſel- und Effectenrechnung der wichtigſten deutſchen Börſen.
Frankfurt a. M. Berlin. Leipzig. Cöln. Hamburg. Bremen. Augsburg. Wien.
B. Wechſel- und Effectenrechnung der wichtigſten außerdeutſchen europäiſchen Wechſelplätze.
Amſterdam. Antwerpen. Genf. Genua. Livorno. London. Paris. Petersburg.

Der Verfaſſer beſtrebt ſich durch ſeine Methode, nicht allein den Angeſtellten in den Comptoiren der Hauptverkehrsplätze des Handels die Kunſt des zuverläſſigen und raſchen Rechnens beizubringen, ſondern es ſoll auch ſeine wohl ausgeführte Anleitung dazu dienen, den Anfänger, den an kleinen oder mittleren Plätzen Beginnenden, recht bald dahin zu bringen, daß er ſich in allen Theilen des geſchäftlichen Verkehrs, der auf ſicherem Rechnenkönnen baſirt iſt, zurecht zu finden weiß. Für Comptoire und Comptoiriſten, die Anfänger, ſowie für Geübtere, ja ſelbſt für den Meiſter, bietet dieſes Buch eine wahre Fundgrube zur Ausbildung, ſowie zur Beihülfe in der Praxis.

Kaufm. Biblioth.] [II. Theil.

Geſchichte
des
Handels und Weltverkehrs.

Ueberſichtlich dargeſtellt zum Gebrauche für junge Kaufleute, ſowie für Handelslehranſtalten

von

J. Engelmann.

Geh. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh. — Eleg. geb. 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh.

Für den gebildeten Kaufmann iſt es heut zu Tage unerläßliches Bedürfniß, nicht blos über die gegenwärtige Lage des Handels und Weltverkehrs, ſowie über deren Fortſchritte auf allen Gebieten der Erde ſich in ſteter Kenntniß zu erhalten; er muß auch ſtufenweiſe die Entwickelung des Handels von ſeinen erſten ſchwachen Anfängen bis zur jetzigen univerſellen Großartigkeit und Bedeutſamkeit für das geſammte Kultur- und Völkerleben mit klarem Blicke zu überſchauen vermögen. Denn die Vergangenheit iſt der Schlüſſel zum Verſtändniß der Gegenwart.

Dieſes Buch bildet einen ebenſo kundigen als intereſſanten Führer durch den Lauf der Jahrhunderte, und kann den Handelslehranſtalten als Unterrichts- und Prämienbuch, jedem Geſchäftsmann, insbeſondere aber jungen ſtrebſamen Kaufleuten als bildende Lektüre mit vollſtem Rechte empfohlen werden.

Die Nationalökonomie

Kaufm. Biblioth.] oder [X. Theil.

Allgemeine Wirthſchaftslehre.

Für Gebildete aller Stände, insbeſondere für den Kaufmann,
ſowie zum Gebrauche in Akademien, Handels- und Realſchulen,
gemeinfaßlich dargeſtellt

von

Albert E. Fr. Schäffle,

Profeſſor der Staatswiſſenſchaften.

Preis: geheftet 1 Thlr. = 1 Fl. 36 Kr. rh. Eleg. gebunden 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh.

Die Nationalökonomie oder Volkswirthſchaftslehre iſt eine Wiſſenſchaft, welche bisher, obgleich in alle Beziehungen des Verkehrs- und Geſchäftslebens aufs tiefſte eingreifend und recht eigentlich aus dem Boden der ſchaffenden Thätigkeit des Volkes erwachſen, ausſchließlich in akademiſchen Hörſälen oder gelehrten Compendien eine Stätte gefunden. Indem der Verfaſſer, ſelbſt eine anerkannte Autorität auf wiſſenſchaftlichem Gebiete, es unternommen hat, die Grundlehren dieſer modernen Disciplin durch klare, anſprechende und leicht verſtändliche Darſtellung weiteren Kreiſen, den Zöglingen der Handels- und Realſchulen, überhaupt dem Kaufmannsſtande, zugänglich zu machen, hat er ſich ein nicht genugſam anzuerkennendes Verdienſt erworben. Alle Directoren von Handels- und Realſchulen ſeien auf das Buch als auf eine reiche Quelle der Belehrung und Anregung aufmerkſam gemacht.

Kaufm. Biblioth.] [V. & VI. Theil

L. Simon & J. Schanz,

Taſchenbuch der Handels-Korreſpondenz

in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache.

Mit Anmerkungen und Worterklärungen zum Selbſtunterricht, für Schulen und Comptoire.

Zweite Auflage. Umgearbeitet, verbeſſert und mit einer Anleitung zur leichtern Erlernung des kaufmänniſchen Briefſtyls verſehen

durch

Chr. Vogel & D. Kaltbrunner.

Erſter Theil:

1. Engliſch-deutſch. } Jeder Theil
2. Deutſch-engliſch. } 15 Sgr. = 54 Kr. rh.

Zweiter Theil:

1. Franzöſiſch-deutſch. } Jeder Theil
2. Deutſch-franzöſiſch. } 15 Sgr. = 54 Kr. rh.

Jedes dieſer Bändchen enthält circa 300 Handelsbriefe, Formulare, Rechnungen ꝛc., welche alle im Handel vorkommenden Verhältniſſe umfaſſen und in ihrer Vollſtändigkeit jedem größern derartigen Werke gleichkommen; ein Ziel, das nur durch ſorgfältige Auswahl und durch compreſſen, aber doch deutlichen und ſchönen Druck zu erreichen war. Jeder einzelne Brief ꝛc. iſt ſo reichlich mit Anmerkungen, Ueberſetzungen und Erklärungen verſehen, daß auch ſchwächere Schüler durch den Gebrauch dieſes Lehrmittels im Stande ſind, ſich die Eigenthümlichkeiten der engliſchen und franzöſiſchen Correſpondenz um ſo leichter anzueignen, da die engliſch-deutſchen und deutſch-engliſchen Theile, ebenſo die franzöſiſch-deutſchen und deutſch-franzöſiſchen in ſofern mit einander in Verbindung ſtehen, als der eine die Ueberſetzung des andern enthält.

Die

kaufmänniſche Rechtskunde

Kaufm. Biblioth.] mit vorzüglicher Berückſichtigung [VII. Theil.

des deutſchen Wechſelrechts.

Deutſches Handels- und Wechſelrecht

mit beſonderer Beziehung
auf die ſpeciellen handelsrechtlichen Beſtimmungen Oeſterreichs, Preußens und anderer deutſcher Staaten, ſowie unter Zugrundelegung der Allgemeinen Deutſchen Wechſel-Ordnung und ſämmtlicher bezüglichen Einführungsgeſetze der einzelnen deutſchen Bundesſtaaten.

Ein praktiſches Hülfsbuch für Kaufleute,
angehende Juriſten, Beamte, insbeſondere für Zöglinge von Handelslehranſtalten.

Nebſt einem Anhange,
enthaltend: die Allgemeine Deutſche Wechſel-Ordnung, ſowie Formulare zu den im kaufmänniſchen Verkehr am meiſten vorkommenden juriſtiſchen Aufſätzen, die Beſtimmungen der neuen Oeſterreichiſchen Gewerbe-Ordnung ꝛc.

Herausgegeben
von

Robert Fiſcher,

Notar und Lehrer des Handels- und Wechſelrechtes an der Handelsſchule zu Gera.

Preis elegant geheftet 1⅔ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.
Elegant gebunden 1⅚ Thlr. = 3 Fl.

Abonnements-Einladung auf:

Vorwärts!
Illuſtrirtes Magazin für Kaufleute.

Mittheilungen,
Abhandlungen und Schilderungen aus dem Geſammtgebiete
der Handelsthätigkeit.

Neue Folge.

Unter Mitwirkung namhafter Geſchäftsmänner und Gelehrten herausgegeben
von
Dr. Eduard Amthor,
Director der Handelsſchule in Gera.

In Bänden von 6 Heften à 7½ Sgr. = 27 kr. rh.

Dieſe vielgeleſene, reichhaltige und gediegene Zeitſchrift, an innerem Gehalt wie durch treffliche Illuſtrationen weſentlich bereichert, wird der Gunſt und Theilnahme der geſammten Handelswelt hiermit beſtens empfohlen. Man macht ſich verbindlich **zum Bezug eines Bandes (von 6 Heften) Preis broſchirt 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr. rh.**

Elegant gebunden à Band 1⅚ Thlr. = fl. 3. 18 kr. rh.

bildet das Magazin ein ebenſo gehaltvolles als ſtattliches Geſchenk für **Handlungsbefliſſene**.

Subſcribenten-Sammler erhalten auf 10 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Inhalt.

Aus der Geſchichte des Handels: — Abhandlungen über wichtige Handelsperioden, Erfindungen und Entdeckungen ꝛc. — Biographien berühmter Kaufleute und Induſtrieller.

Zur Geographie des Welthandels: — Geographiſche Charakter- und Reiſebilder zur Beleuchtung des kaufmänniſchen und induſtriellen Standpunktes der verſchiedenen Länder. Die Reſultate der neueſten Forſchungen auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, ſoweit ſie den Kaufmann intereſſiren.

Neue Verkehrswege und Beförderungsmittel: — Eiſenbahn-, Poſt-, Telegraphen-, Transportweſen, Dampfſchiffverbindung ꝛc.

Illuſtrirte Waarenkunde: — Abhandlungen über Waaren und Handelsartikeln, deren Urſprung, Kennzeichen, Verwendung, Verfälſchung, Prüfung, Bezugsorte, Uſancen, Notirungen, Zollſätze, Conjuncturen u. ſ. w.

Induſtrielle Wanderungen: — Wanderungen durch die hauptſächlichſten Gebiete der Induſtrie, zur Erweiterung der Manufactur- und Fabrikenkunde.

Neueſte Fortſchritte und Erfindungen: — Mittheilungen über die bemerkenswertheſten Fortſchritte auf dem Gebiete der Technik, Phyſik, Chemie u. ſ. w., inſofern ſie für den Kaufmann von Wichtigkeit ſind.

Bank-, Börſen- und Aſſecuranzweſen: — Schilderung der Thätigkeit der bedeutendſten Inſtitute und Einrichtungen zur Regelung und Sicherung des Geld- und Waarenverkehrs, Erklärung und Berechnung von Staatspapieren, Actien ꝛc.

Volkswirthſchaftliche Fragen: — Leitende Artikel auf dem Gebiete der Nationalökonomie und Statiſtik, des Zoll- und Steuerweſens u. ſ. w.

Aus dem kaufmänniſchen Rechtsleben: — Intereſſante Handels- und Wechſelrechtsfälle und wichtige gerichtliche Entſcheidungen; Aphorismen aus dem Corpus Juris für Kaufleute; Handelsgeſetzgebung, Patentweſen, Criminaliſtiſches.

Aus dem Comptoir: — Münz-, Maß-, Gewichts- und Uſancenkunde; kaufmänniſches Rechnen, vorzüglich Regeln für Kurz- und Schnell-Rechnen, ſowie Rechnungsvortheile für den Kleinhandel. Kaufmänniſche Correſpondenz, Buchhaltung, Sprachliches.

Terminologie: — Erklärung wenig geläufiger kaufmänniſcher Begriffe u. ſ. w.

Praktiſche Winke für den Lehrling, Commis, Reiſenden, Principal aus dem Bereiche der kaufmänniſchen Moral, der Klugheits- und Geſundheitslehre.

Vereinsweſen: — Nachrichten über kaufmänniſche Vereine, deren Angelegenheiten u. ſ. w.

Feierſtunden: — Novellen und Humoresken aus dem kaufmänniſchen Leben.

Vom Büchermarkt: — Kritiſche Beſprechung neuer literariſcher Erſcheinungen auf dem Felde der Handelskunde und ihrer Hülfswiſſenſchaften.

Briefkaſten: — Correſpondenz mit unſern Abonnenten und Freunden.

Das Feuilleton,

reichhaltig und voll Abwechſelung, folgt der Tagesgeſchichte und allen für den Kaufmann wichtigen Ereigniſſen und Erſcheinungen derſelben auf dem Fuße.

Die Schule der Baukunſt.

Hand- und Hülfsbücher für Bauhandwerker, Architekten, Bau- und Gewerbſchulen.

Herausgegeben
von
B. Harres und **Fr. Fink.**

Mit mehreren Tauſend in den Text gedruckten Illuſtrationen.

Erſchienen ſind von dieſem Werke, deſſen neueſter Proſpectus durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen iſt:

Die Bauſtyle und die Säulenordnungen. Erſte Hälfte: Griechiſcher und römiſcher Styl. — Die Ordnung der neueren Meiſter. Bearbeitet von Dr. L. Bergmann. Mit **162** Abbildungen. Preis **25** Sgr. = Fl. 1. 30 Kr. rh.

Die Schule des Zimmermanns. (1. Theil. Hochbauten. — 2. Theil. Brückenbau.) Praktiſches Handbuch für Architekten und Bauhandwerker. Von B. Harres, G. Heſſ. Baurath u. Lehrer der Architektur an der höhern Gewerbſchule in Darmſtadt. Zweite verbeſſerte Auflage. Mit **236** Abbildungen. Preis jedes Theiles 1 Thlr. Beide Theile in dauerhaftem Einband 2⅓ Thlr.

Die Schule des Maurers. (1. Theil.) Ein Handbuch für Architekten, Bau- und Gewerbſchulen und zum Selbſtunterricht für Bauhandwerker u. ſ. w. Bearbeitet von B. Harres, G. Heſſ. Baurath ꝛc. Zweite vermehrte u. verbeſſerte Auflage. Mit **235** in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 1 Thlr. = Fl. 1. 48 Kr. rh.

Die Schule des Steinmetzen. Bearbeitet v. B. Harres, G. Heſſ. Baurath ꝛc. Mit **280** in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 1 Thlr. = Fl. 1. 48 Kr. rh.

Der Bautiſchler. Ein praktiſches Hand- und Hülfsbuch für Bauhandwerker, Architekten, ſowie für Bau- und Gewerbſchulen. Bearbeitet von Comm.-Rath Fr. Fink, Secretair des G. Heſſ. Gewerbevereins in Darmſtadt. Mit **285** Abbildungen. Geheftet. Preis 1 Thlr. = Fl. 1. 48 Kr. rh.

Der Bauſchloſſer. (1. u. 2. Theil.) Ein praktiſches Hand- und Hülfsbuch für Bauhandwerker, Architekten, ſowie für Bau- und Gewerbſchulen. Bearbeitet von Comm.-Rath Fr. Fink, Secretair des Gr. Heſſ. Gewerbevereins in Darmſtadt. Mit **330** Abbildungen. Geheftet. Preis jedes Theiles 1 Thlr. = Fl. 1. 48 Kr. rh. Beide Theile in dauerhaftem Einband 2⅓ Thlr. = Fl. 4. 12 Kr. rh.

„Nicht bald — alſo empfiehlt der ausgezeichnete Sachverſtändige Direktor **Karmarſch** dieſe Bücher — ſind mir techniſche Schriften vorgekommen, welche bei gleichem Raumumfange eben ſo reich an Inhalt, dabei ſo ſelbſtändig und friſch in der Darſtellung, demgemäß ſo lehrreich und empfehlenswerth geweſen wären. Die zahlreichen und wohlgewählten Abbildungen ſind muſterhaft gezeichnet, ganz vorzüglich in Holz geſchnitten; Druck und Papier bleiben an Schönheit nicht zurück, und ſo bildet das Ganze nach ſeinem Gehalte, wie nach ſeinem Aeußern eine wohlthuende Erſcheinung, welche der allgemeinſten Verbreitung würdig iſt."

Zu dieſer Sammlung praktiſcher bautechniſcher Handbücher gehörig, erſchien ſo eben:

Die Lehre von den Baumaterialien
und
den im Baufache zur Verwendung kommenden techniſchen Erzeugniſſen.

Ein Lehr- und Handbuch
für Bau- und Gewerbſchulen, Architekten, Bauhandwerker und Bau-Unternehmer
von
Dr. Julius Wenck,
Direktor der Herzoglichen Gewerbſchule zu Gotha.

In eleg. Umſchlag geheftet. Preis: 25 Sgr. = Fl. 1. 30 Kr.

Dies Buch iſt einestheils für Schüler von Bau- und Gewerbſchulen beſtimmt, um ſie in den Stand zu ſetzen, ihr häusliches Studium den Vorträgen in der Schule in entſprechender Weiſe anpaſſen zu können, anderntheils ſoll es aber auch Denen, welche bereits die Schule hinter ſich haben und zur Praxis übergegangen ſind, ein nützliches Handbuch ſein, in welchem ſie immer über Gegenſtände, die dem Gedächtniſſe entſchwanden, das Nöthige nachleſen können, endlich ſoll es einen Jeden, der ſich dafür intereſſirt, in den Stand ſetzen, über die beim Baufache zur Verwendung kommenden Materialien und techniſchen Erzeugniſſe ſich zu belehren.

Druck von Gebrüder Katz in Deſſau.

Literarischer Wegweiser

für

gebildete Laien.

Die Jahre 1863—1864.

Von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1864.

Sechſter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer
durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1864.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Literaturbericht

über die Jahre 1863 und 1864.

Wir fügen der neuen Folge unſeres literariſchen Wegweiſers nach gewohnter Weiſe einen betrachtenden Theil bei, in welchem wir das literariſche Leben der beiden letzten Jahre im Ganzen in's Auge faſſen und Manches, was im eigentlichen Wegweiſer keine Stelle finden konnte, ergänzend berückſichtigen. Es traten in dieſer Zeit verſchiedene Ereigniſſe und andere Gelegenheiten ein, welche anregend und befruchtend auf die Literatur wirkten. Vor Allem iſt die ſchleswig-holſteiniſche Bewegung ſehr fruchtbar geworden, hat den Zeitungen reichlichen Stoff gegeben und eine Menge Flugſchriften in's Leben gerufen; ſchon vorher war auf theologiſchem Boden eine Strömung entſtanden, die durch Renan's Leben Jeſu veranlaßt wurde, und nach der glücklichen Beendigung des Kriegs, durch Strauß und Schenkel verſtärkt, mehr in den Vordergrund trat. Außer dieſen beiden Hauptereigniſſen ſetzte der polniſche Aufſtand manche Federn in Bewegung; der preußiſche Verfaſſungsſtreit und die Militärfrage trat als Tagesintereſſe hervor; dann kam der Frankfurter Fürſtentag, und die öſterreichiſchen Reformvorſchläge wurden lebhaft, mitunter leidenſchaftlich für und wider beſprochen. Dazwiſchen brachte die Kriſis des Zollvereins und die Agitation für Hebung des Arbeiterſtandes eine Bewegung in die volkswirthſchaftlichen Kreiſe und erzeugte wieder eine Reihe von Flugſchriften und größeren Werken. Zwei Gedenkfeſte wurden gefeiert, die nicht ohne Wirkung auf die Literatur blieben, das eine von politiſcher, das andere von literariſcher Bedeutung: die 50jährige Jubelfeier der Leipziger

Schlacht und die 300jährige Geburtstagsfeier Shakeſpears riefen zahlreiche Feſtſchriften und populäre Darſtellungen hervor. Daß aus beiden Veranlaſſungen kein literariſches Denkmal von bleibendem Werth hervorging, erklärt ſich daraus, daß die Hauptarbeit ſchon vorher gethan war.

In der Philoſophie könnte es zunächſt befremden, daß dießmal nur wenige kleinere Schriften unſeren Leſern zur Lektüre vorgeſchlagen ſind. Die philoſophiſche Literatur iſt indeſſen nicht ſo arm, daß nicht auch größere Werke erſchienen wären, aber wir haben abſichtlich einige derſelben weggelaſſen, die ſich zwar an das größere Publikum wenden, die wir aber nicht gerade zum Leſen empfehlen wollten, da ſich in denſelben die materialiſtiſche Weltanſchauung als die allein berechtigte ungebührlich breit macht. Das eine dieſer Werke iſt: „Chriſtian Wiener, Grundzüge der Weltordnung“ (Karlsruhe 1863). Der Verfaſſer, Profeſſor der Mathematik an der polytechniſchen Schule zu Karlsruhe, hat mit einem Fleiß, einer Sorgfalt und einer Wahrheitsliebe, die eines beſſeren Inhalts würdig geweſen wäre, alle Kategorieen, Beweisführungen und Ergebniſſe des alten und neuen Materialismus zu einem Syſteme vereinigt, welches dieſelbe Bedeutung in Anſpruch nimmt, die im vorigen Jahrhundert Holbachs Système de la nature für die franzöſiſchen Encyclopädiſten hatte. Von der Vorausſetzung einer ewigen Exiſtenz der Atome ausgehend, iſt ihm die ganze Welt und ihr Leben nichts als die Thätigkeitsfähigkeit einer in beſtimmter Weiſe zuſammengeſetzten Stoffmenge. Das Merkwürdige dabei iſt, daß der Verfaſſer bei dieſer Weltanſchauung doch für Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Humanität begeiſtert iſt und der geiſtigen Welt und ihren Geſetzen einen großen Theil ſeines bogenreichen Buches widmet, indem er ausführlich von Ethik, Staats- und Rechtslehre und Aeſthetik handelt. Noch anſpruchsvoller und mehr in die Conſequenzen des praktiſchen Lebens eingehend, tritt der Materialismus in einem vierbändigen Werke auf, das unter dem Titel: „Iſis, oder der Menſch und die Welt“ bei Otto Meißner in Hamburg erſchienen iſt. Der unbekannte Verfaſſer, welcher ſich am Schluſſe des vierten Bandes als ein gewiſſer C. Radenhauſen enthüllt, verſucht mit einer Fülle von naturwiſſenſchaftlichen, geſchichtlichen, ſogar theologiſchen Kenntniſſen glaublich zu machen, daß die ganze Welt eine nach blinder Geſetzmäßigkeit ſich verlaufende Entwicklungsreihe darſtelle. Während er mit rückſichtsloſer Sicherheit gegen Alles polemiſirt, was auf eine geiſtige, überweltliche Urſache der Erſcheinungen hinweiſt, und ſeinen ſocialen, ethiſchen und theologiſchen Radicalismus unverhüllt ausſpricht, ſtellt er doch eine eigene Moral, Staats- und Geſellſchaftslehre, ja Religionsphiloſophie auf und handelt ausführlich von Geiſt und Unſterblichkeit, Böſe und Gut, Pflicht und Sünde, Lohn und Strafe, Erlöſung und Chriſtenthum, und bezeichnet ſchließlich das Streben nach geiſtiger Fortbildung als Aufgabe der Menſchheit. So ſchroff die Anſichten und Gedanken des Verfaſſers mit den Vorausſetzungen der Religion, Sittlichkeit und Wiſſenſchaft in Widerſpruch ſtehen, ſo macht er doch den Eindruck eines ernſten, Wahrheit ſuchenden, von Eifer für das Wohl der Menſchheit erfüllten Mannes, und enthält ſich namentlich aller frivolen Witze und intoleranten fanatiſchen Ausfälle auf Andersdenkende, aber um ſo mehr kann ſeine Darſtellung Unkundige und nicht philoſophiſch Gebildete irre führen. Wer ſich über die materialiſtiſche Literatur der letzten Jahrzehente in Deutſchland näher unterrichten will, wird in einer Abhandlung von K. Roſenkranz in Hilgenfelds Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie, Jahrg. 1864, Heft 3: „Der deutſche Materialismus und die Theologie“ eine trefflich orientirende Belehrung finden. Die wichtigſten Schriften, mit Ausnahme der oben genannten, ſpäter erſchienenen Ins ſind hier ausführlich beſprochen.

Von allen philoſophiſchen Syſtemen hat neuerlich noch am meiſten das Schopenhaueriſche Verehrer, Lobpreiſer und Leſer gefunden. Schopenhauer wollte nicht Materialiſt ſein, er ſprach ſich über Moleſchott, Vogt und Büchner ſehr verächtlich aus, und ſein eifrigſter Anhänger Frauenſtädt hat ſich viele Mühe gegeben, ihn gegen den Verdacht und Vorwurf des Materialismus und Atheismus zu vertheidigen. Sein Syſtem iſt aber doch, wenn auch nicht gerade Materialismus, ſo doch Atheismus, indem er nicht eine ſelbſtbewußte Intelligenz, ſondern einen blinden Willen zum Grund der Welt macht. Ueber Schopenhauer und ſeine Philoſophie ſind nun in neueſter Zeit mehrere Schriften für und wider erſchienen, ſeine Werke werden ungeachtet der Ungunſt, die ſonſt auf der Philoſophie laſtet, vielleicht weil ſie nicht den ſchulmäßigen Anſtrich haben und geiſtreich geſchrieben ſind, gekauft und geleſen, erleben neue Auflagen und werden in den Zeitſchriften beſprochen. Die Charakteriſtik Schopenhauers von Gwinner, welche wir im Wegweiſer für 1861 — 62 aufgeführt haben, und die uns ein Bild von abſchreckender moraliſcher Häßlichkeit zeichnete, gab zwei anderen Freunden und Anhängern des Philoſophen Veranlaſſung zu einer Art Ehrenrettung und Vertheidigung Schopenhauers: Otto Lindner und Julius Frauenſtädt veröffentlichten „ein Wort der Vertheidigung“ mit Memorabilien, Briefen und Nachlaßſtücken (Berlin 1863, Hayn.). In dieſem Buche kam aber Schopenhauer noch viel ſchlimmer weg, ſein Egoismus, ſeine Selbſtvergötterung, ſeine ſittliche Gemeinheit, ſein raffinirter Epicuräismus wurde von den naiven Apologeten ſchonungslos aufgedeckt. Freilich blieb immerhin der originelle Mann und geiſtreiche Schriftſteller zurück, und dieſe Seite hat R. Haym bewogen, im Juli- und Auguſtheft 1864 der preußiſchen Jahrbücher eine Charakteriſtik ſeiner Philoſophie und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen zu entwerfen, die es allerdings erklärlich macht, wie er Verehrer und Bewunderer finden konnte. Auf dieſe Abhandlung, die das Beſte iſt, was über Schopenhauer geſchrieben worden, verweiſen wir unſere Leſer

Zur Ergänzung unſeres bibliographiſchen Theiles führen wir noch den kürzlich erſchienenen dritten Band von Lotze's Mikrokosmus an, deſſen frühere Bände wir im dritten Nachtrag S. 2 beurtheilt haben. Neben abſtrakten philoſophiſchen Unterſuchungen finden wir darin geiſtreiche Gedanken und Ausführungen über Philoſophie der Geſchichte, Lebensgenuß und Arbeit, das Schöne und die Kunſt, das religiöſe, politiſche und ſociale Leben und Anderes. Von J. H. Fichte iſt der erſte Band einer auf 3 Bände angelegten Pſychologie erſchienen, die, zwar gar zu weitſchweifig angelegt, ſehr intereſſante Unterſuchungen über die Seelenthätigkeit und ihre Beziehungen zum leiblichen Leben des Menſchen enthält.

Von der Philoſophie gehen wir zur Theologie über, die dießmal beſonders reichlichen Stoff bietet. Schon ſeit mehreren Jahren machte ſich in Frankreich eine freiere Richtung in der Theologie bemerklich, namentlich der Orientaliſt Ernſt Renan, Profeſſor des Hebräiſchen am collége de France, erregte durch eine kecke Kritik der altteſtamentlichen Schriften Aufmerkſamkeit und erlitt Anfechtungen, welche andererſeits eine Demonſtration ſeiner Zuhörer zu ſeinen Gunſten hervorriefen, worauf ſeine Vorleſungen auf eine Zeitlang ſuspendirt wurden und er Reiſegeld zur Aufſuchung phöniziſcher Inſchriften erhielt. Bald nach der Rückkehr von dieſer Reiſe erſchien als Frucht ſeines Aufenthalts in Paläſtina ſein Buch über das Leben Jeſu, das bald großes Aufſehen erregte, ſchnell eine Reihe von Auflagen erlebte und durch zahlreiche Ueberſetzungen in alle neuere Sprachen in ganz Europa verbreitet wurde. Man ſchätzt die Zahl der in Frankreich gedruckten und verkauften Exemplare auf 250,000, in Deutſchland wurden neben zwei franzöſiſchen Nachdrucken ſechs verſchiedene Ueberſetzungen veranſtaltet, die ebenfalls reißend abgingen. Renan verdankt ſeine Erfolge weniger einer überzeugenden Kraft ſeiner hiſtoriſchen Kritik, als der Kunſt ſeiner Darſtellung, der ſeltenen Eleganz und Anmuth ſeiner Sprache, der romanhaften Sentimentalität ſeiner Auffaſſung und ſeinem zwiſchen Glauben und Unglauben die Mitte haltenden Standpunkt, vermöge deſſen er dem Geſchmack einer großen Zahl Gebildeter und und Halbgebildeter entgegenkommt. Bald nach Renans Buch erſchien in Deutſchland eine neue Bearbeitung des Lebens Jeſu von Dav. Friedr. Strauß, welcher ſchon vor beinahe 30 Jahren mit einem Werk unter demſelben Titel ſo großes Aufſehen gemacht hatte. Strauß ſchien, nachdem ihm ſein Jugendwerk zwar glänzenden literariſchen Ruhm gebracht, ihn aber ganz gegen Erwartung aus der mit entſchiedener Vorliebe und mit großem Erfolg betretenen Laufbahn eines Univerſitätslehrers hinausgeworfen hatte, der Theologie Lebewohl geſagt zu haben. Er hatte ſich biographiſchen und literarhiſtoriſchen Arbeiten zugewandt; aber in den letzten Jahren erwachte ſeine alte Neigung zur Theologie und er fing ſchon lang ehe die Kunde von Renans Buch erſchollen war, an ſein Leben Jeſu wieder vorzunehmen und es neu zu bearbeiten, aber dießmal nicht mehr wie früher für die gelehrten Theologen, ſondern für das größere Publikum, das er jetzt für ſolche Fragen reif geworden glaubte. Der mit allem Fleiß des Gelehrten, unter Rückſichtnahme auf die ſeit dem Erſcheinen des früheren Werkes fortgeſchrittene theologiſche Forſchung, ausgearbeitete ſtarke Band erſchien nun mit dem ausdrücklichen Beiſatz auf dem Titel: „für das Volk“. Ein Buch für das Volk iſt es aber nicht, denn ſo klar und elegant auch die Darſtellung iſt, ſo ſetzt ſie doch viel zu viel Kenntniß des gelehrten Materials, der theologiſchen Streitfragen und Vermuthungen voraus, enthält viel zu wenig ſpannende Erzählung und plaſtiſche Anſchaulichkeit, iſt der ganzen Anlage nach zu trocken und gelehrt, und ſchon der ſtarken Bogenzahl und des hohen Preiſes wegen nicht geeignet, von Vielen geleſen und gekauft zu werden.

Faſt gleichzeitig mit Strauß trat auch noch ein innerhalb der Kirche ſtehender Theologe, Schenkel, ordentlicher Profeſſor der Theologie und Vorſtand des Predigerſeminars an der Univerſität Heidelberg, mit einem Charakterbild Jeſu auf. Er wollte den geſchichtlichen Reſt, welchen die Kritik von der Perſon Jeſu übrig gelaſſen hat, für das religiöſe Gefühl und die Erbauung der Gemeinde retten. Früher war er als Kämpfer für den Glauben der Kirche aufgetreten, hatte ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Streitſchrift gegen Strauß' erſtes Leben Jeſu begonnen, hatte den Kern des Chriſtenthums gegen Katholiken, Ultralutheraner und proteſtantiſche Hierarchen vertheidigt, hatte das Recht der Gemeine an Feſtſtellung des Glaubensgehalts und Kirchenregiments geltend gemacht, war darüber vielfach angefochten und verdächtigt worden, und ließ ſich hiedurch immer weiter nach links treiben. Er warf nun manche theologiſche und kirchliche Vorausſetzungen von ſich, machte dem modernen philoſophiſchen Bewußtſein immer weitere Zugeſtändniſſe, und wollte endlich ſeinen Gegnern zeigen, daß, wenn man auch die negativen Ergebniſſe der hiſtoriſchen Kritik annehme, wenn man auch vom Wunderglauben ſich losſage, wenn man auf den ſtreng geſchichtlichen Charakter der Evangelien und das Geheimniß der Verſöhnung verzichte, man doch ein guter Chriſt ſein und Jeſum als Erlöſer und Weltheiland verehren könne. In der richtigen Einſicht, daß die Evangelien nicht das nöthige Material zu einer menſchlichen Entwicklungsgeſchichte der Perſon Jeſu und ſeines Planes darbieten, verzichtete er auf den vielverſprechenden Titel eines Lebens Jeſu und beſchränkte ſich darauf, ein pſychologiſch motivirtes Charakterbild Jeſu geben zu wollen. Sein Buch fand vielen Beifall, erlebt bereits die dritte Auflage, und iſt vermöge der lebendigen Rhetorik und der erbaulichen Beſtandtheile, die es enthält, viel geeigneter ein Volksbuch zu werden, als das von Strauß; dagegen fehlt es ihm zu ſehr an ſelbſtändigem wiſſenſchaftlichem Gehalt, um eine bleibende Wirkung zu üben. Viele ſehen in Schenkel einen Erretter von dem Abgrund des Unglaubens, in welchen Strauß ſeine Anhänger ſtürze, aber Andere ſehen in ihm nur den verhüllten oder mit ſich ſelbſt noch nicht ins Klare gekommenen Gegner des Chriſtenthums. Die Verhandlungen über das Leben Jeſu gaben einem anderen gelehrten Theologen von freierer Richtung, dem Profeſſor Keim in Zürich, Veranlaſſung zu dem ehrlichen Verſuch, das allmählige Werden der Perſönlichkeit Jeſu menſchlich zu erklären, doch ohne mit den Vorausſetzungen des Wunders und des Myſteriums ganz zu brechen. Es iſt nur noch eine unausgeführte Skizze mit Andeutungen über weitere Verfolgung der Aufgabe, was Keim in drei populären Vorträgen niedergelegt hat, aber jedenfalls wiſſenſchaftlich bedeutender als das Buch Schenkels.

Eine intereſſante Ergänzung iſt der Literatur über das Leben Jeſu auch noch zu Theil geworden in der etwas verſpäteten Herausgabe der Vorleſungen Schleiermachers über daſſelbe. Schleiermacher war es, der zuerſt den geſchichtlichen Stoff der Evangelien unter dem Titel: das Leben Jeſu zuſammengefaßt und in den Kreis der theologiſchen Disciplinen eingeführt hat. Sein Entwurf iſt aber weniger eine hiſtoriſche Unterſuchung, wie man ſie heutzutage fordert, als ein Verſuch, die dogmatiſchen Vorausſetzungen, wie er ſie in ſeiner Dogmatik für den idealen Chriſtus brauchte, an dem hiſtoriſchen nachzuweiſen.

Da wir in der Rubrik Theologie uns auf die Hauptſchriften beſchränkt haben, ſo iſt uns noch übrig, etwas über die zahlreichen Kritiken und Erwiederungen zu ſagen, welche ſowohl in Zeitſchriften als in ſelbſtändigen Flugſchriften, zuerſt gegen Renan allein, dann gegen Renan, Strauß und Schenkel gemeinſam erſchienen ſind. Schriften gegen Renan zählt man allein 72. Die bedeutendſten Gegner möchten wohl folgende ſein: Colani, ein franzöſiſcher Proteſtant von freierer Richtung, in ſeinem Examen de la vie de Jésus de M. Renan, einer Schrift, die zugleich charakteriſtiſch für die Stellung des neueren franzöſiſchen Proteſtantismus iſt. Dann Wilibald Beyſchlag, Profeſſor der Theologie in Halle, der einen, wenn auch rhetoriſch geſchmückten, doch gehaltvollen populären Vortrag über Renan veröffentlicht hat. Ein bibelgläubiger, nicht gerade ſtarr orthodoxer holländiſcher Theologe, J. J. van Oſterzee hat in einer Schrift unter dem Titel: „Geſchichte oder Roman“ das Buch von Renan ſehr entſchieden, aber in edler Sprache bekämpft. Eine Schrift von Herm. Gerlach in Berlin iſt zwar etwas leidenſchaftlich gehalten, aber trifft die ſchwachen Punkte bei Renan ſchlagend. Von den katholiſchen Schriften gegen Renan gehören die von Haneberg und Brunner zu den beſten. Eine der beſſeren Schriften gegen Strauß iſt die von Th. Dieſtelmann, Prediger in Celle, der die wiſſenſchaftlichen Schwächen des Strauß'ſchen Buches gründlich aufdeckt und dabei keineswegs von einem unfreien

Standpunkt ausgeht. Moriz Engelhardt, Profeſſor in Dorpat, ſtellt in geiſtreicher Combination Strauß und Schenkel einander gegenüber als Zeugen der Wahrheit, indem er den Einen durch den Andern widerlegen läßt. Luthardt in Leipzig gibt vom ſtreng gläubigen Standpunkt aus einen populären Ueberblick über die ſämmtlichen modernen Darſtellungen des Lebens Jeſu. Schlieslich wollen wir noch auf einige werthvolle Beſprechungen über das Leben Jeſu in Zeitſchriften aufmerkſam machen. In den Grenzboten von 1864, Nr. 14—16 und 20—24 findet ſich eine Reihe orientirender Artikel über das älteſte Chriſtenthum und die darüber angeſtellten Forſchungen; Heinr. Holtzmann in Heidelberg gibt in Schenkels kirchlicher Zeitſchrift Heft 5, S. 306 u. ff. eine gute Kritik über Strauß; Weizſäcker in Tübingen beſpricht in den theologiſchen Jahrbüchern Jahrg. 1864, Heft 4 Strauß, Schenkel, Schleiermacher und Keim. Die Verhandlungen über Strauß, Renan u. ſ. w. werden ſich vorausſichtlich noch längere Zeit hinziehen, und wie wir hoffen, nicht nur der Literatur weitere Nahrung geben, ſondern auch der chriſtlichen Kirche eine heilſame Erfriſchung bringen.

Außer der Literatur über das Leben Jeſu iſt in der Theologie auch noch einiges Andere hervorzuheben. So die Vollendung der von Herzog in Erlangen herausgegebenen Realencyclopädie für Theologie, eines Werkes, das aus der gemeinſchaftlichen Arbeit der jetztlebenden Theologen verſchiedener Richtung, doch mit Ausſchluß der beiden äußerſten, entſtanden, den jetzigen Zuſtand der Theologie repräſentirt und für manchen Geiſtlichen die Stelle einer theologiſchen Bibliothek vertritt. Die Zeitſchriften, in welchen ſich das Leben der Kirche und der theologiſchen Wiſſenſchaft abſpiegelt, haben wir im bibliographiſchen Theil verzeichnet. Wir fügen hier noch einige nur wiſſenſchaftliche hinzu: die von Ullmann und Umbreit gegründeten theologiſchen Studien und Kritiken, die jetzt in ihrem 38ſten Jahrgange ſtehen, die von Tübingen und Göttingen aus geleiteten Jahrbücher der Theologie, Hilgenfelds Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie, welche die von Baur angebahnte Richtung repräſentirt. Die dogmatiſche Theologie hat einige werthvolle Novitäten aufzuweiſen, wie Rothe's Abhandlungen zur Dogmatik, die geiſtreiche Polemik von K. Haſe, die apologetiſchen Vorträge Luthardt's, welche im Winter 1864 zu Leipzig vor einem großen gemiſchten Pubikum gehalten worden ſind und dort vielen Beifall gefunden haben.

Auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Theologie tritt uns eine beſonders reichliche Bearbeitung der Reformationszeit entgegen. Der Elberfelder Sammelwerke über die Väter und Begründer der reformirten und lutheriſchen Kirche haben wir ſchon in unſeren früheren Jahresberichten gedacht; unter den in den letzten Jahren erſchienenen Biographien der reformirten Kirche zeichnet ſich das Leben Calvins von E. Stähelin durch Reichthum des Gehalts und formelle Behandlung aus. Neben dieſen mit Rückſicht auf das wiſſenſchaftliche Bedürfniß angelegten Sammlungen finden wir auch noch zwei ausſchließlich populäre Bearbeitungen von Biographien der Theologen aus der Reformationszeit: Meurers Leben der Altväter und Klaibers chriſtliche Volksbibliothek. Der Genfer Theologe Merle d'Aubigné hat ein größeres Werk über die Geſchichte der von Calvin geleiteten Reformation begonnen, das ſich zur Aufgabe ſtellt, den von Calvin und von Genf ausgegangenen Einfluß auf die Entwicklung des Culturlebens zu verfolgen und ans Licht zu ſtellen. Die älteſte Kirchengeſchichte hat eine neue geiſtreiche Bearbeitung erhalten durch einen franzöſiſchen Proteſtanten, Edmund von Preſſenſé, welcher mit Anlehnung an deutſche Forſchungen die Geſchichte der drei erſten Jahrhunderte beſchrieben hat. Von demſelben Verfaſſer iſt neueſtens auch ein ſehr intereſſantes Werk über die Beziehungen der franzöſiſchen Revolution zur Kirche (L'eglise et la révolution française, Paris 1864) erſchienen, das ohne Zweifel bald auch eine deutſche Ueberſetzung erhalten wird.

Die Literatur der Kunſt hat in den letzten Jahren wieder einigen werthvollen Zuwachs erhalten. Wir nennen hier Rebers Prachtwerk über die Ruinen Roms, ſowie deſſelben Geſchichte der Plaſtik, die Fortſetzungen von Hübſch's Werk über die altchriſtlichen Kirchen, von Schnaaſe's Kunſtgeſchichte des Mittelalters, von Sempers Stil. Von Herm. Grimm's geiſtvoller Monographie über Michael Angelo iſt nicht nur ein zweiter Band, ſondern auch eine neue Auflage des erſten erſchienen. Profeſſor Haakh in Stuttgart hat neben anderen kunſtgeſchichtlichen Mittheilungen die ſehr intereſſanten Briefe Gottlieb Schicks aus Rom veröffentlicht. G. F. Waagen in Berlin hat die Gemäldeſammlung der kaiſerlichen Eremitage in St. Petersburg ausführlich beſchrieben. Eine Kunſtfreunden gewiß willkommene Unternehmung iſt die von Hanfſtängel veranſtaltete photographiſche Nachbildung der vorzüglichſten Meiſterwerke der Dresdener Gallerie, welche ſehr gut gelungen iſt und Gelegenheit bietet, um einen billigen Preis einen herrlichen Zimmerſchmuck zu erwerben.

In der populären Bearbeitung der Naturwiſſenſchaften herrſcht dießmal die Zoologie vor. Als ein ſehr anziehendes Büchlein aus dieſem Gebiet können wir Boners Thiere des Waldes empfehlen, das nicht nur für Jagdliebhaber eine genußreiche Lektüre gewährt. Auch Brehms und Roßmäßlers Thiere des Waldes und Brehms illuſtrirtes Thierleben ſind ſowohl hinſichtlich der ſorgfältigen und anſprechenden Beſchreibung, als der artiſtiſchen Ausſtattung zu empfehlen, nur ſind ſie eben in Folge der letzteren zu theuer für den Beutel des Familienvaters und wir fürchten, ſie werden nur zum Auflegen im eleganten Salon dienen. Der berühmte engliſche Geologe Lyell hat intereſſante Unterſuchungen über das Alter des Menſchengeſchlechts, die Spuren früherer Cultur und die Entſtehung der Racen veröffentlicht. Ein namhafter Paläontologe und Botaniker, Oswald Heer in Zürich, hat die Reſultate ſeiner Forſchungen in einem populären Werke über die geologiſche Entwicklung der Schweiz dargelegt. Profeſſor Quenſtedt in Tübingen hat die Frucht ſeiner Ausflüge und vielen Beobachtungen in der näheren und ferneren Umgebung Tübingens zu einem ſehr lehrreichen Reiſehandbuch verwerthet. Eine Reihe intereſſanter, nicht nur für die Phyſiologie, ſondern auch für die Theorie der Muſik wichtiger Unterſuchungen über die Tonempfindungen des Gehörorgans hat Profeſſor v. Helmholtz in Heidelberg herausgegeben. Da das Werk keineswegs populär iſt, ſondern manche Fachkenntniſſe ſowohl in der Phyſiologie als in der Muſik vorausſetzt, ſo haben wir es nicht im Wegweiſer aufgeführt, wollten aber nicht unterlaſſen, hier darauf aufmerkſam zu machen. Ein anderer Heidelberger Docent, W. Wundt, hat in einer Reihe von Vorleſungen das Grenzgebiet zwiſchen Natur und Geiſt zu beleuchten verſucht.

Mit dem Staatsleben macht ſich die Literatur der Gegenwart viel zu thun; ſowohl die theoretiſche Begründung als die Fragen der praktiſchen Politik werden in Büchern und Zeitſchriften lebhaft verhandelt. Drei Staatswörterbücher: das Brater-Bluntſchli'ſche, das Rotteck-Welcker'ſche und das Wagener'ſche ſammeln Lehre und geſchichtlichen

Stoff. Außer den politiſchen Zeitungen haben vier größere literariſche Zeitſchriften die Politik ausdrücklich in ihr Programm und ihren Titel aufgenommen und ſind ſogar Organe einer beſtimmten politiſchen Partei: die Grenzboten, die preußiſchen Jahrbücher, die deutſchen Jahrbücher und die hiſtoriſch-politiſchen Blätter. Die deutſche Vierteljahrsſchrift bringt vorwiegend ſtaatswirthſchaftliche und politiſche Artikel und unterſtützt die Politik der Allgemeinen Zeitung. Das Staatsarchiv von Aegidi und Klauhold ſammelt die diplomatiſchen Aktenſtücke der Gegenwart, und der erſtgenannte Herausgeber hat ſich, zunächſt durch die ſchleswig-holſteiniſche Frage veranlaßt, mit Rob. v. Mohl, Zachariä, Albrecht, Waitz u. A. zur Herausgabe einer Zeitſchrift für deutſches Staatsrecht und Verfaſſungsgeſchichte verbunden. Die ſchleswig-holſteiniſche Bewegung hat eine Menge Flugſchriften, gegen 300 an der Zahl, hervorgerufen und eine Reihe der angeſehenſten deutſchen Rechtslehrer und Staatsmänner: Beſeler, Hälſchner, Zachariä, Warnſtedt, Waitz, Michelſen, Hänel haben ihre Stimme gegen die Gültigkeit des Londoner Traktats, für das Erbrecht des Herzogs von Auguſtenburg und das nationale Recht der Herzogthümer abgegeben. Auch an theoretiſchen Werken iſt kein Mangel. Der Staatsrechtslehrer Bluntſchli hat die von König Maximilian II. veranſtaltete Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland mit einer geiſtvollen Ueberſicht der politiſchen Theorieen eröffnet; ein Veteran der Rechtswiſſenſchaft, Walter in Bonn, hat die Reſultate ſeiner Forſchung und Lebenserfahrung in einem Buch über „die Politik im Lichte der Gegenwart" niedergelegt; ein jüngerer Juriſt, Röder in Heidelberg, hat ein neues Gebäude der Rechtsphiloſophie aufzuführen verſucht.

Beſondere Rührigkeit zeigt ſich auf dem Gebiete der Volkswirthſchaft. Außer den bereits beſtehenden Organen, der Tübinger Zeitſchrift und der Cottaiſchen deutſchen Vierteljahrsſchrift, ſind zwei neue Zeitſchriften erſchienen: Die Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft und Culturgeſchichte von Faucher und Michaelis, welche ſich bereits durch eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen Geltung erworben hat, und die Jahrbücher der Geſellſchafts- und Staats-Wiſſenſchaften von Glaſer in Berlin, welche ſich der Richtung des Wageneriſchen Lexicons anſchließen. Eine Encyclopädie der Volkswirthſchaft in alphabetiſch geordneten Abhandlungen wird unter der Leitung von Herm. Rentzſch gegenwärtig vorbereitet.

Hiezu kommen noch mehrere gediegene wiſſenſchaftliche Lehrbücher der Volkswirthſchaft, wie das von Prof. Herm. Rösler in Roſtock, Mangoldt in Freiburg, Dietzel in Heidelberg und die fünfte Auflage von Roſchers Lehrbuch. Das klaſſiſche Werk John Stuart Mills iſt von Soetbeers kundiger Hand nun zum zweiten Male in die deutſche Literatur eingeführt worden, und die „Grundlagen der Socialwiſſenſchaft“ von dem originellen nordamerikaniſchen Nationalökonomen Carey ſind, von Max Wirth bevorwortet und commentirt, in guter deutſcher Ueberſetzung erſchienen. Mehrere geſchickte Populariſirungen ſuchen die freieren Grundſätze der Volkswirthſchaft auch den Mitgliedern des Handels- und Gewerbeſtandes, die nicht Zeit und Vorbildung zu wiſſenſchaftlichen Studien haben, zugänglich zu machen. Der verdienſtvolle Agitator für Hebung des Arbeiterſtandes, Schulze-Delitzſch, hat ſeine Gedanken auch in der Literatur niedergelegt und gibt in regelmäßigen Jahresberichten von dem Erfolge ſeiner Thätigkeit Rechenſchaft. Sein Gegner Laſalle hat ihn kurz vor ſeinem unglücklichen Ende auch noch literariſch bekämpft in einer größeren Streitſchrift: „Baſtiat-Schulze, der ökonomiſche Julian oder Kapital und Arbeit.“

Wir können nicht umhin, auch noch ein Wort von den Zeitungen und Zeitſchriften zu ſagen. Die ſchleswig-holſteiniſche Bewegung war natürlich eine ergiebige Gelegenheit, ihren politiſchen Charakter zu bethätigen und zu erproben. Von den ſüddeutſchen Organen der Tagespreſſe, die wir aus täglicher Lektüre kennen, müſſen wir der Augsburger allgemeinen Zeitung, der ſüddeutſchen Zeitung und dem ſchwäbiſchen Merkur das Zeugniß geben, daß ſie ſich in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache tapfer gehalten haben. Von den größeren norddeutſchen war es beſonders die Weſerzeitung, welche nicht nur den Vortheil der räumlichen Nähe hatte und daher gut unterrichtet war, ſondern auch die nationale Sache mit Einſicht und Entſchiedenheit vertrat. Nicht zu vergeſſen ſind auch die Itzehoer Nachrichten und die neugegründeten Schleswig-holſteiniſchen Blätter, die bald eine treffliche Quelle für die Kunde der Ereigniſſe und der Stimmung des Landes wurden; neueſtens hat ſich die Kieler Zeitung würdig angereiht. Die preußiſchen Zeitungen waren durch die Anfangs ſo unklare und zweifelhafte Haltung ihrer Regierung und dem Mangel an Begeiſterung im Volke an entſchiedener Parteinahme für das Recht der Herzogthümer und ihres Herzogs gehindert, ſelbſt die Organe der Oppoſition konnten ſich von einer gewiſſen Befangenheit und Unſicherheit nicht losmachen, die Volkszeitung zeigte ſich am wenigſten durch ſpeziell preußiſche Anſchauungen beſtimmt, und ſprach ſich öfters kräftig in deutſchem Sinne aus. Die Kölniſche Zeitung nahm von Anfang an eine ſkeptiſche Haltung ein, ſie liebte es, der nationalen Begeiſterung einen Hemmſchuh anzulegen und die Gefahren und Schwierigkeiten hervorzuheben, die einer befriedigenden Löſung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage entgegentreten würden. Sie konnte ſich namentlich gar nicht in den Gedanken eines ganzen ungetheilten Schleswig-Holſteins finden, und ſchwärmte für den Vorſchlag einer Trennung nach Sprachgrenzen.

Die ſüddeutſche Zeitung, welche mit beſonderem Eifer die Vertretung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache als ihre Aufgabe erfaßt und das Recht des Bundes gegenüber von den Großmächten verfochten hatte, mußte noch während des Kampfes den Rückzug ergreifen, weil ihr der Odem ausging, d. h. weil die Mächte, die ſie auf den Kampfplatz geſtellt hatten, die Geldbeiträge zurückzogen, welche das Unternehmen immer noch nicht entbehren konnte, da die Zahl der Abnehmer, obgleich auf 2000 geſtiegen, doch nicht hinreichte, um die Koſten zu decken. Es iſt ein unverzeihlicher Fehler der Partei, deren Organ die ſüddeutſche Zeitung war, daß ſie der Opferwilligkeit ſo bald müde wurde, daß einerſeits die begüterten Actionäre ihre Beiträge zurückzogen und andererſeits nicht eine größere Zahl der Geſinnungsgenoſſen die Zeitung durch Abonnement unterſtützte. Es iſt dieß ein neuer Beweis, wie wenig man noch in Deutſchland die Nothwendigkeit der Selbſtbeſteuerung zu politiſchen Parteizwecken einſehen gelernt hat, wie ſehr man noch in dieſer Beziehung gegen England und Nordamerika zurück iſt. Der Untergang des gut redigirten Blattes iſt um ſo mehr zu beklagen, da wir kein anderes in Deutſchland haben, das die entſtandene Lücke ausfüllen könnte, das weder öſterreichiſch, noch preußiſch, noch mittelſtaatlich, noch überhaupt durch provinzielle Intereſſen beſtimmt wäre, ſondern allgemein deutſch, die Fahne der nationalen Einheit und der Idee eines nationalen Bundesſtaates hoch hielte. Ueber kurz oder lang wird das Bedürfniß eines ſolchen Organs der Tagespreſſe auf's neue ſich geltend machen, und es wird dann nach ſolchem Vorgang ſchwieriger ſein, ein neues zu gründen.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung iſt, ſeitdem die beiden deutſchen Großmächte ſelbſt miteinander verbündet ſind, und ſeitdem Dr. Herm. Orges aus der Redaktion ausgetreten iſt, nicht mehr ſo einſeitig öſterreichiſch, nicht mehr ſo feindſelig gegen Preußen, ſie iſt jetzt mehr Patronin der Mittelſtaaten geworden, ohne jedoch eigentliche Oppoſition gegen die deutſchen Großmächte zu machen. Doch iſt ihre Haltung oft unſicher und ſie ſcheint, ſeit ſie nicht mehr ausſchließlich öſterreichiſch ſein will, den Compaß etwas verloren zu haben. Vermöge einer großen Zahl gut unterrichteter Correſpondenzen, einer umſichtigen, prüfenden Auswahl aus dem ſonſt vorhandenen Zeitungsmaterial, iſt ſie jedoch immerhin eines der reichhaltigſten, zuverläſſigſten Organe der deutſchen Tagespreſſe. Aber ihre Beilagen ſind nicht mehr das, was ſie früher waren, namentlich iſt die geſchichtliche Literatur nicht mehr ſo vertreten wie früher und wie man es von einem Blatt erwarten kann, welches den erſten Rang in Anſpruch nimmt.

Von den größeren Monats- und Wochenſchriften, welche politiſche Färbung haben, ſind die Grenzboten und die preußiſchen Jahrbücher wohl die bedeutendſten. Beide vertreten die ſogenannte kleindeutſche, dem Nationalverein zugewandte Richtung mit Entſchiedenheit und Conſequenz, theils in regelmäßigen Leitartikeln und Correſpondenzen, mit welchen ſie dem Gang der Ereigniſſe und den Wandlungen der Weltlage folgen, theils auch durch die oft kunſtreich abgerundeten literariſchen und geſchichtlichen Beiträge, welche die politiſchen Fragen nur entfernter berühren. Da beide Zeitſchriften der Ausdruck einer gewiſſen Richtung und Anſchauungsweiſe ſein ſollen, für welche die Redaktion eintritt, ſo unterblieb in der Regel die Namensnennung der Verfaſſer, erſt ſeit einem Jahre haben die preußiſchen Jahrbücher die Unterzeichnung der Artikel eingeführt, um der individuellen Anſicht größeres Recht einzuräumen und die Verantwortlichkeit der Redaktion zu theilen. Die deutſchen Jahrbücher, die im Gegenſatz zu den preußiſchen begründet worden ſind, bekennen ſich zur Demokratie; ihr politiſcher Standpunkt kam hauptſächlich in den von Oppenheim geſchriebenen Monatsberichten zum Ausdruck, die aber ſeit Juni dieſes Jahres wegen wiederholter Confiscation der Hefte aufgegeben worden ſind. In den übrigen Artikeln iſt den einzelnen Verfaſſern hinſichtlich der Politik ein freierer Spielraum gewährt als in den preußiſchen Jahrbüchern, viele Beiträge haben auch zur Politik gar keine Beziehung, es war daher von Anfang an Regel, daß die Verfaſſer ſich nannten und ſelbſt die Verantwortung für Inhalt und Form trugen. Die einzelnen Monatshefte ſind ſtärker als die der preußiſchen Jahrbücher, die Beiträge mannichfaltiger, dagegen ſtehen ſie jenen in formeller Behandlung nach und es ſcheint dem Unternehmen an einer einheitlichen Redaktion zu fehlen. Von den kleineren Wochenſchriften verdient die des Nationalvereins rühmende Anerkennung, beſonders werden die pikant geſchriebenen Wochenberichte mit Genuß geleſen. Die Wochenſchrift des Reformvereins vermochte ſich nicht zu gleicher Bedeutung zu erheben, bleibt auch hinſichtlich der Verbreitung hinter der des Nationalvereins weit zurück.

Auf dem Feld der Geſchichte treten uns in erſter Reihe die drei jüngſten Bände der von S. Hirzel in Leipzig veranſtalteten Staatengeſchichte der neueſten Zeit als das Intereſſanteſte entgegen. Springers Geſchichte von Oeſterreich iſt die erſte Darſtellung, welche das reiche Material zuſammenfaßt und kritiſch ordnet, ſie gewährt uns den erſten vollſtändigen Ueberblick über das öſterreichiſche Syſtem, namentlich aber über die finanziellen Verhältniſſe und die Beziehungen zu Ungarn. Bernhardi hat in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Politik die ſchon oft beſprochenen Verhandlungen des Wiener Congreſſes und des zweiten Pariſer Friedens mit ihren geheimen Umtrieben und Beweggründen zuerſt in einem Geſammtbilde vorgeführt und in mehr als einem Punkte neue Einblicke gewährt. Pauli hat in ſeiner Geſchichte Englands die äußere und innere Politik dieſes Staates nach den Friedensſchlüſſen in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zuſammenhang dargelegt, und uns ebenfalls ein Bild des neuen Englands gegeben, wie wir es in der deutſchen Literatur noch nicht gehabt haben. Alle drei bewegen ſich auf dem Boden, den ſie bearbeiten, mit der Sicherheit eigener Anſchauung und Vertrautheit mit den Verhältniſſen, ihre Darſtellung verbindet die Sorgfalt des wiſſenſchaftlichen Forſchers mit der Lebendigkeit und kunſtgerechten Anordnung, die erforderlich iſt, um den Leſer anzuziehen und zu feſſeln. Sybel hat, durch die preußiſche Kammer in Anſpruch genommen und durch Augenleiden an anhaltender Arbeit gehindert, von der in Ausſicht geſtellten Fortſetzung ſeiner Geſchichte der Revolutionszeit noch nichts geliefert, dagegen eine Sammlung ſeiner anziehenden kleinen Schriften veranſtaltet und uns in einer akademiſchen Feſtrede über die Geſetze des hiſtoriſchen Wiſſens belehrt. Ranke's engliſche Geſchichte iſt durch den vierten Band bis zu den Anfängen der Bewegung für den Prinzen von Oranien geführt, ein fünfter Band iſt in nahe Ausſicht geſtellt. Eine Fortſetzung von Gervinus Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts iſt vergeblich erwartet worden.

Die Rubrik der Weltgeſchichten iſt wieder reichlich vertreten; außer mehreren kürzeren Darſtellungen für die Jugend iſt die neue Auflage der Beckeriſchen und der Dittmariſchen nun vollendet, eine ganz neue Weltgeſchichte in 12 Bänden von W. Menzel liegt fertig vor, ſowie zwei neue Bände von Weber. Wer ſich über die Anſchaffung einer angenehm leſbaren Weltgeſchichte für's Haus zu entſcheiden hat, dem würden wir, unbeſchadet der eigenthümlichen Vorzüge der andern, doch im Ganzen zu der Beckeriſchen rathen. Von den neuen Arbeiten im Gebiete der alten Geſchichte iſt die dritte ſo anſehnlich erweiterte Auflage von Dunckers Geſchichte des orientaliſchen Alterthums hervorzuheben, ſowie die dritte Auflage von Ewalds Geſchichte des Volkes Israel. In Friedländers zweitem Bande von der Sittengeſchichte des ſpäteren Roms hat die Unterhaltungslektüre neuen Stoff gewonnen, der bereits von Zeitſchriften und Tagesblättern ausgebeutet worden iſt. Emil Kuhn hat angefangen ein Bild der ſtädtiſchen und bürgerlichen Verfaſſung des römiſchen Reiches mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit zu entwerfen. Gelegentlich wollen wir hier die Freunde einer intereſſanten geſchichtlichen Lektüre auf das Werk des Engländers Charles Merivale aufmerkſam machen, der, von dem Grundſatz ausgehend, die alte Geſchichte müſſe ſo erzählt werden, daß der in modernen Verhältniſſen und Anſchauungen aufgewachſene Leſer ſich darin heimiſch fühle, die römiſche Kaiſergeſchichte bis Commodus mit der Sorgfalt und Liebe eines Künſtlers in ſieben Bänden bearbeitet hat

Unter den populären Darſtellungen der Freiheitskriege, welche das Jubiläum veranlaßt hat, ſind einige recht gelungene, wie die von Ferd. Schmidt, Colshorn, Unger und Heinr. Wuttke's Geſchichte der „Völkerſchlacht bei Leipzig“. Die letztere Schrift bildet einen Theil der deutſchen Nationalbibliothek, welche ſchon im vorigen Wegweiſer aufgeführt, ſeitdem bis zum zwölften Band gediehen, aber damit auch vorläufig abgeſchloſſen worden iſt. Die Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. hat außer Schirrmacher noch einen weiteren ſehr befähigten Bearbeiter gefunden in Eduard Winkelmann, deſſen werthvolle, auch in formeller Beziehung ausgezeichnete Beiträge bedauern laſſen, daß er ſeinem urſprünglichen Plane eine vollſtändige Geſchichte dieſes Kaiſers zu geben, nicht treu geblieben iſt. Kürzlich hat auch ein Engländer, Kington, die Geſchichte Friedrichs II. bearbeitet und ſich mit ſeinem Werke den deutſchen Forſchern würdig angereiht. O. Lorenz hat die Ergebniſſe der neueren Unterſuchungen über Friedrich II. in einem Aufſatz in Sybels Zeitſchrift zuſammengefaßt. Derſelbe Hiſtoriker hat durch ſeine „Deutſche Geſchichte im 13. und 14. Jahrhundert“ die Kenntniß dieſer Periode auf anerkennenswerthe Weiſe gefördert, iſt aber darüber von ultramontaner Seite ſehr angefochten worden. Einen gehaltvollen Beitrag zur ſpäteren deutſchen Kaiſergeſchichte hat Janſſen geliefert durch die von ihm herausgegebenen Frankfurter Reichsakten aus den Zeiten Wenzels und Albrechts II., nur iſt zu bedauern, daß damit der von der hiſtoriſchen Commiſſion in München längſt vorbereiteten Herausgabe der Reichstagsakten in unkollegialiſcher Weiſe vorgegriffen worden iſt. Verdienſtliche Früchte der Arbeiten jener hiſtoriſchen Commiſſion ſind: die Sammlung der deutſchen Städtechroniken, die ebenfalls durch Unterſtützung Königs Maximilian II. herausgegebenen Jahrbücher des deutſchen Reichs von Dümmler, Hahn, Hirſch, Pabſt und Waitz, und die Zeitſchrift: „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte“. Der neue Band von Droyſens Geſchichte der preußiſchen Politik beleuchtet eine ſehr wichtige Periode, die Regierungszeit des großen Kurfürſten. Wuttke's ſoeben erſchienenes Städtebuch des Landes Poſen iſt nicht nur ein wichtiger Beitrag zur urkundlichen Geſchichte der deutſchen Städte in den polniſchen Landestheilen, ſondern es giebt auch eine ausführliche Darſtellung des polniſchen Aufſtandes im J. 1846 u. 1848.

Ein kleines Handbuch der hannoveriſchen Geſchichte von dem Staatsrath und Hofhiſtoriographen Schaumann erwähnen wir nur als Ausdruck eines in's Lächerliche geſteigerten Particularpatriotismus, welchen in der hannöveriſchen Jugend zu pflanzen der Zweck des offiziellen Schulbuches iſt. Die ſächſiſche Geſchichte iſt durch ein ſorgfältig redigirtes Urkundenbuch des Hochſtifts Meißen bereichert worden.

Weitaus am reichlichſten vertreten iſt die ſchleswig-holſteiniſche Geſchichte. Abgeſehen von den rein ſtaatsrechtlichen Schriften über den Londoner Vertrag und das Erbfolgerecht, finden wir in den populären Schriften über die ſchleswig-holſteiniſche Frage häufig Rückblicke auf das frühere Verhältniß der Herzogthümer zu Deutſchland und zu Dänemark, und mehrere ausführliche geſchichtliche Darſtellungen aus alter und neuer

Zeit. Schon vor dem Ausbruch des Kriegs erſchien das gründliche Werk von Uſinger über deutſch-däniſche Geſchichten, und die ſchleswig-holſteiniſchen Erinnerungen aus den Jahren 1848—51 von O. Fock, während des Krieges erſchien W. Wencks treffliche Geſchichte des Kampfes von 1848—50. Unter den Broſchüren zeichnet ſich die erſte von Warnſtedts Schriften über Schleswig-Holſteins Recht durch ungemein reichliches geſchichtliches Material aus; die beſte populäre Ueberſicht über die ſchleswig-holſteiniſche Geſchichte iſt wohl die von Ad. Schmidt in Jena, und neueſtens iſt in mehr wiſſenſchaftlicher Ausführung die treffliche „Kurze ſchleswig-holſteiniſche Landesgeſchichte“ von G. Waitz hinzugekommen. Auch der neueſte deutſch-däniſche Krieg hat ſchon mehrere geſchichtliche Darſtellungen hervorgerufen: wir nennen die von Dedenroth, Winterfeld, Rüſtow, die Tagebücher des vor den Düppeler Schanzen gefallenen Majors von Jena und des Journaliſten H. Mahler.

Die außerdeutſche Geſchichte iſt in den letzten Jahren von deutſchen Gelehrten weniger als früher bearbeitet worden. Für England wäre außer Paulis und Ranke's Werk nur Gneiſts neue Auflage des engliſchen Selfgovernments zu nennen, ſowie eine eben erſchienene Geſchichte der neueſten Entwicklung des Volksſchulweſens in England von E. Wagner. Dagegen werden Stanhope's Leben Pitt's und Froude's geiſtvolle Geſchichte der Königin Eliſabeth, obgleich ſie nicht überſetzt ſind, auch in Deutſchland Leſer finden. Letztere iſt durch eine billige Brockhauſiſche Ausgabe zugänglicher gemacht. Als eine bemerkenswerthe Novität aus der franzöſiſchen Geſchichte ſind die intereſſanten Briefe der unglücklichen Königin Marie Antoinette zu erwähnen, welche von dem Grafen Paul Vogt von Hunolſtein im Original herausgegeben und auch in deutſcher Ueberſetzung erſchienen ſind. Auffallender Weiſe iſt die Geſchichte Italiens, deſſen Urkundenſchätze unter dem neuen Regiment zugänglicher geworden ſind, in deſſen Staatsverwaltung durch officielle Veröffentlichungen nun mancher Einblick gewährt iſt, doch von deutſchen Geſchichsforſchern nur wenig angebaut. Die einzige größere Schrift über das neue Italien ſind die höchſt einſeitigen, für Mazzini offen Partei nehmenden Annalen Rüſtows. Ein gründlicher und unparteiiſcher Beitrag iſt ein Artikel Herm. Reuchlin's in dem Brockhauſiſchen Jahrbuch Unſere Zeit Jahrg. 1863 „über die Geſchichte Piemonts von 1849—1859.“ Hoffentlich ſetzt der Verfaſſer ſeine Arbeit fort und dehnt dieſelbe auf das neue Königreich Italien aus.

Das gegenwärtig friſch aufſtrebende Spanien wird uns von Herm. Baumgarten in Karlsruhe, dem wir ſchon vor einigen Jahren ein intereſſantes Stück ſpaniſcher Geſchichte zu danken hatten, im Juli- und Auguſtheft 1864 der preußiſchen Jahrbücher auf eine Weiſe geſchildert, die uns begierig macht, von dem kundigen Verfaſſer noch mehr über das Land zu hören, das unſerem deutſchen Geſichtskreis in neuerer Zeit ziemlich fremd geworden iſt. Ein preußiſcher General, A. v. Göben, hat kürzlich aus Gelegenheit einer militäriſchen Expedition auch manches Intereſſante von Spanien berichtet. Aus der älteren Zeit iſt uns eine willkommene Aufklärung geworden, indem der ſpaniſche Prinz Don Carlos, der durch Schillers Dichtung unverdienter Weiſe in den Ruf eines politiſchen Freiheitshelden gekommen iſt, und den in der Geſchichte immer noch ein Geheimniß umgab, durch den belgiſchen Geſchichtsforſcher Gachard in ſeiner wahren Geſtalt als unglücklicher, von ſeinem tyranniſchen Vater zu Tode gequälter Halbnarr enthüllt wurde. Mehrere deutſche Hiſtoriker: Maurenbrecher in Sybels Zeitſchr. Bd. XI., Baumgarten in den preuß. Jahrbüchern Nov.-Heft 1863, und Warnkönig in einer beſonderen Schrift haben von dieſen Ergebniſſen der Forſchung dem deutſchen Publicum Kunde gegeben. Von dem Königreich Griechenland erhalten wir nur dürftige Nachricht ſeit König Otto des Thrones entſetzt und das Land für deutſche Forſchung ſchwerer zugänglich geworden iſt. Die hinterlaſſenen Erinnerungen des Archäologen Roß erzählen uns noch von den Flitterwochen des bayriſchen Regiments, Mendelsſohns Biographie des ruſſiſchen Miniſters Capodiſtria verſetzt uns in die Zeiten des griechiſchen Freiheitskampfes und die Anfänge des neuen Staates. Einige Philologen und Archäologen beuten ihre an Ort und Stelle gewonnenen Anſchauungen und Unterſuchungen aus: Burſian hat angefangen den Boden des alten Griechenlands und ſeine Denkmäler zu beſchreiben; Curt Wachsmuth ſucht in Sitten und Aberglauben des neuen Griechenlands Spuren altgriechiſcher Weltanſchauung nachzuweiſen, C. Bötticher berichtet von den Ergebniſſen der neuen Unterſuchungen über die Akropolis.

Die polniſche Bewegung hat in Deutſchland zwar einige, aber doch in Vergleichung mit dem Aufſtand des Jahres 1831 nur ſchwache Sympathie gefunden, und ſo iſt auch die Vertretung in der Preſſe nur ſparſam geweſen. Die Zeitungen waren zwar eine Zeitlang voll davon, aber die einen beſchränkten ſich auf kalte Berichterſtattung, die anderen ſprachen ſich entſchieden anti-polniſch aus. Unter den politiſchen Zeitſchriften waren es beſonders die Grenzboten, welche es ſich zur Aufgabe machten, die etwaige Begeiſterung für die Polen abzukühlen. Sie ſchilderten Januar bis März 1863 in einer Reihe deutſcher Briefe aus der Provinz Poſen die leichtſinnige polniſche Wirthſchaft der deutſchen Solidität gegenüber in den pikanteſten Zügen. Die Zahl der Flugſchriften über die polniſche Frage war nicht groß; unter den polenfreundlichen möchte wohl die von Theod. Sträter „Die polniſche Frage in ihrem Verhältniß zu Deutſchland" die gehaltvollſte ſein; auf ruſſenfreundlicher Seite die von Aurel. Buddeus „über Rußlands ſociale Gegenwart und den Aufſtand in Polen." Seit dem Beginn der ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung hat vollends die Theilnahme für Polen faſt ganz aufgehört und die Preſſe beſchränkt ſich auf dürftige Zeitungsnachrichten über die letzten Spuren des Aufſtandes und ſeine Opfer. Die alte Geſchichte Polens, welche vor 20 Jahren in der Heeren-Ukert'ſchen Sammlung von Röpell begonnen war, hat kürzlich einen Fortſetzer gefunden in Dr. Caro, welcher die Zeit von 1300—1386 behandelt. Eine größere Arbeit über ruſſiſche Geſchichte hat die deutſche Literatur der letzten Jahre nicht gebracht; von Hermanns gründlicher Geſchichte des ruſſiſchen Staates iſt ſeit 1860 kein neuer Band mehr erſchienen. Bogdanowitſchs neue halbofficielle Geſchichte des ruſſiſch-franzöſiſchen Feldzugs von 1812, die über manche bisher unklare Punkte neues Licht bringt, iſt auch in's Deutſche überſetzt. Da die Archive in Rußland neuerlich der Geſchichtsforſchung zugänglicher geworden ſind und die ruſſiſche Literatur jetzt in Deutſchland mehr Kenner und Ueberſetzer findet, ſo iſt zu hoffen, daß neue Leiſtungen in ruſſiſcher Sprache auch der deutſchen Literatur zu gute kommen werden. Einen werthvollen Beitrag zur ruſſiſchen Geſchichte giebt das auch in Deutſchland viel geleſene Werk von A. Will. Kinglake »The invasion of the Crimea«, das bekanntlich die Zuſtände und Perſonen ſcharf beleuchtet.

Ueber den verheerenden Krieg, der gegenwärtig die nordamerikaniſche Union in zwei feindliche Lager ſpaltet, geben die Neue Frankfurter Zeitung, die Weſerzeitung, die Hamburger Nachrichten, die Kölniſche Zeitung, die Allgemeine Zeitung die reichlichſten und zuverläſſigſten Nachrichten. Auch die weiland ſüddeutſche Zeitung pflegte gute Ueberſichten über den Gang des Kriegs zu geben. Das einzige ausführliche Werk darüber ſind die deutſch geſchriebenen Denkwürdigkeiten des Oberſt Eſtvan, eines ungariſchen Flüchtlings, der in der ſüdſtaatlichen Armee diente. Während die Unionsverfaſſung in Amerika auf eine ſo gefährliche Probe geſtellt iſt, findet ſie in Deutſchland noch begeiſterte Verehrer, welche ſich in ihre Entſtehungsgeſchichte vertiefen und ihr ein literariſches Denkmal zu ſetzen im Begriff ſind. K. Friedr. Neumann, der Geſchichtſchreiber des engliſchen Reiches in Aſien, hat mit lebhafter Parteinahme für die Nordſtaaten eine Geſchichte der Vereinigten Staaten zu ſchreiben begonnen, mit der ausgeſprochenen Abſicht einer Vertheidigung der Unionsverfaſſung; und der Nationalökonom Wilh. Kieſſelbach in Bremen hat die Verfaſſungsgeſchichte der Vereinigten Staaten ſtudirt, um aus den amerikaniſchen Erfahrungen lehrreiche Nutzanwendungen für die Aufgabe einer deutſchen Bundesſtaatsverfaſſung zu ziehen. Sein Buch führt den Titel: „Der amerikaniſche Federaliſt", zum Andenken an eine ſo betitelte Sammlung von Aufſätzen, welche bald nach Beendigung des amerikaniſchen Freiheitskrieges von einer Anzahl junger amerikaniſcher Politiker geſchrieben wurde, um den vorgelegten Entwurf der Unionsverfaſſung zur Annahme zu empfehlen, zu erläutern und zu vertheidigen. Dieſes Buch hat auf die Ausbildung der amerikaniſchen Verfaſſung großen Einfluß gehabt und gilt noch jetzt als entſcheidende Autorität, wenn es ſich um Auslegung ſtreitiger Artikel in der Verfaſſung handelt. Kieſſelbach erzählt im erſten Band ſeines Werkes die Geſchichte des amerikaniſchen Unabhängigkeitskampfes und legt im zweiten die Erörterungen dar, welche über die Umwandlung des amerikaniſchen Staatenbundes in den Bundesſtaat gepflogen wurden. Das Lehrreiche dieſer Geſchichte iſt, daß man daraus ſieht, welche Schwierigkeiten es zu überwinden galt, bis die Einzelſtaaten ſich dazu verſtanden, ſoviel von ihrer Souveränität aufzuopfern, als nöthig war, um eine ſtarke Centralgewalt herzuſtellen. Es war ein ſehr guter Gedanke von Kieſſelbach, die amerikaniſche Verfaſſungsgeſchichte einmal auf dieſe Weiſe auszubeuten, und wir empfehlen ſein mit Fleiß und Geiſt geſchriebenes Buch angelegentlich zur Lektüre und Belehrung.

Die große Fruchtbarkeit an Literaturgeſchichten, welche wir früher zu bemerken Gelegenheit hatten, hat in den letzten Jahren abgenommen; das Bedürfniß iſt befriedigt und der Geſchmack der Zeit wendet ſich mehr den realen Seiten des Lebens zu. Doch hatten wir mehrere Fortſetzungen ſchon früher begonnener Werke zu verzeichnen. Eine ganz kürzlich erſchienene tragen wir hier nach: es iſt der vierte Band von Hettners Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts, welcher das Zeitalter Friedrichs des Großen behandelt und hinſichtlich des Stoffes zuſammenfällt mit dem zweiten Band von Julian Schmidts Geſchichte des geiſtigen Lebens von Leibniz bis Leſſing. Eine intereſſante Novität ſteht in Ausſicht durch die Herausgabe von Ludwig Uhlands wiſſenſchaftlichem Nachlaß, aus welchem zunächſt die im Sommer 1830 gehaltene Vorleſung über die Geſchichte der deutſchen Poeſie des 13. und 14. Jahrhunderts erſcheinen wird.

Ein gutes Zeichen, daß man nicht blos Literaturgeſchichte leſen, ſondern auch die Werke ſelbſt kennen lernen will, welche geſchichtlichen und bleibenden Werth haben, ſehen wir in dem Entſtehen zweier neuer Sammlungen älterer Denkmale unſerer Literatur: der von Heinr. Kurz in Aarau herausgegebenen deutſchen Bibliothek, und der Sammlung deutſcher Claſſiker des Mittelalters, welche kürzlich Franz Pfeiffer in Wien mit Walther von der Vogelweide eröffnet hat. Das erſtere hübſch ausgeſtattete Sammelwerk iſt, wie es ſcheint, vorzugsweiſe für Werke des 16. und 17. Jahrhunderts beſtimmt, und enthält bis jetzt Burcard Waldis Esopus und Grimmelshauſens Simpliciſſimus, beide mit literarhiſtoriſcher Einleitung und ſprachlichen Anmerkungen. Das zweitgenannte Unternehmen ſtellt ſich die Aufgabe, die berühmteſten mittelhochdeutſchen Dichtungen in einer das Verſtändniß erleichternden Ausgabe zu vereinigen. Die in dem erſten Band vorliegende Probe, welche die Gedichte Walthers mit biographiſcher Einleitung, einer mittelhochdeutſchen Metrik, Gloſſar und erläuternden ſprachlichen und geſchichtlichen Anmerkungen begleitet, macht in Behandlungsweiſe und Ausſtattung einen ſehr günſtigen Eindruck und iſt geeignet, zum Leſen und Kaufen einzuladen. Beide Sammlungen ſind ein erfreuliches Zeichen von dem veränderten Geſchmack der altdeutſchen Philologen, welche bisher mit einigem Stolz darauf hielten, nur für Ihresgleichen zu arbeiten und ja nicht den Schein zu erwecken, als wollten ſie ihre Schätze zum Gemeingut machen.

Der 300jährige Geburtstag Shakeſpeares hat die Literaturgeſchichte mit allerhand kleinen Feſtgaben bereichert; es ſind Feſtreden, biographiſche Verſuche, äſthetiſche Betrachtungen in ziemlicher Menge erſchienen, doch kein größeres Werk. Die als Commentare zu Shakeſpeare ſehr zweckmäßigen Vorleſungen Kreyßigs ſind zwar als Feſtſchrift neu ausgegeben, aber nicht neu redigirt, dagegen iſt Nicol. Delius treffliche Ausgabe Shakeſpeare's in neuer Auflage erſchienen.

Bei der Rubrik Literaturgeſchichte müſſen wir auch zweier neuer Unternehmungen gedenken, die ähnliche Zwecke verfolgen wie unſer Wegweiſer. Die eine iſt die ſeit dem Januar 1864 begonnene monatliche Beilage zum Bremer Sonntagsblatt, die ſich ebenfalls wie unſere Jahresberichte „literariſcher Wegweiſer“ nennt. Der Herausgeber faßt wie wir die Mittel der allgemeinen Bildung in's Auge und ſchließt die gelehrte Fachliteratur aus, berückſichtigt dagegen mehr als wir die ſchöne Literatur, und ſucht ſeine Aufgabe durch Ueberſichten über die einzelnen Gebiete und Gruppen der neuen Erſcheinungen zu löſen. Mitunter gibt er auch bibliographiſche Verzeichniſſe, wie über Schleswig-Holſtein, über Shakeſpeare-Literatur u. dgl., aber dann ohne Urtheil. Das andere iſt der „literariſche Handweiſer zunächſt für das katholiſche Deutſchland“, der nun ſeit 3 Jahren zu Münſter im Verlag von Theiſſing erſcheint und große Verbreitung gewonnen hat. Der urſprüngliche Zweck des Handweiſers war, für das katholiſche Publikum und hauptſächlich für die Geiſtlichkeit die kirchlich empfehlenswerthe oder unverdächtige Geiſtesnahrung auszuſondern, vor dem Schlechten und Gefährlichen aber zu warnen; das Blatt wurde aber in der weiteren Ausführung zu einem ſehr umfaſſenden und reichhaltigen literariſchen Repertorium, das die geſammte theologiſche, philoſophiſche, geſchichtliche, pädagogiſche, belletriſtiſche und populäre naturwiſſenſchaftliche Literatur einſchließt. Jeden Monat erſcheint eine Nummer von einem bis zwei Bogen Lexikonformat, welche die Novitäten nach Fächern geordnet bibliographiſch aufführt; hierauf folgt eine Abtheilung: Ueberſichten und Referate, worin nach Gruppen oder über einzelne Schriften kurze Urtheile gegeben, literariſche Neuigkeiten, künftige Erſcheinungen und Todesfälle gemeldet werden, und der Inhalt von Sammelwerken, Geſellſchaftsſchriften und Zeitſchriften verzeichnet wird. Seit Ende vorigen Jahres iſt auf Beſchluß der Münchener Verſammlung katholiſcher Gelehrten ein literariſcher Sprechſaal für Anfragen und Antworten hinzugekommen. Die theologiſche und ſpecifiſch katholiſche Literatur iſt natürlich vorzugsweiſe berückſichtigt, die Auswahl und die Urtheile ſind ſehr einſeitig und haben eine ausgeſprochen ultramontane Tendenz, aber der Reichthum an Bücherkunde, der hier niedergelegt iſt, kann jedem Gelehrten von Nutzen ſein, und die ganze Einrichtung iſt ſehr zweckmäßig und verdient gewiß Nachahmung für andere Zwecke und Literaturgebiete.

Von den alten Literaturzeitungen haben wir zwei ihr Daſein unterhundert bis in die Gegenwart herein gerettet, die Göttinger gelehrten Anzeigen und die Heidelberger Jahrbücher. Eine Schöpfung neueren Datums, das literariſche Centralblatt von Zarncke, beſteht nun auch ſeit 14 Jahren. Es iſt das einzige Blatt, welches das Geſammtgebiet der Literatur in einiger Vollſtändigkeit beſpricht, iſt ganz von Fachmännern geſchrieben und hat ſich durch Gedrängtheit der Referate und Beſtimmtheit der Urtheile in verdientes Anſehen geſetzt. Seit einigen Jahren iſt es an Bogenzahl und Inhalt weſentlich erweitert, und hat durch Aufnahme der Vorleſungsverzeichniſſe der Univerſitäten, Nachweiſung der ausführlichen Kritiken in anderen Blättern, Aufführung der Univerſitäts- und Schulprogramme und Inhaltsverzeichniſſe der wichtigſten Zeitſchriften einen vielen Gelehrten erwünſchten Zuwachs gewonnen. Auch das von W. Menzel im J. 1852 wieder aufgenommene Literaturblatt beſteht noch in alter Weiſe fort. Außer den genannten ausſchließlich kritiſchen Zeitſchriften befaſſen ſich auch die Blätter für literariſche Unterhaltung und das Magazin für Literatur des Auslandes vorherrſchend mit Berichten und Beurtheilungen neuer literariſcher Erſcheinungen. Das Letztere beſchränkt ſich nicht auf ausländiſche Literatur, ſondern beſpricht auch häufig hervorragende Erſcheinungen in deutſcher Sprache.

Von ſolchen deutſchen Zeitſchriften, welche außer der Wiſſenſchaft und Literatur auch die Intereſſen des öffentlichen Lebens und insbeſondere die Politik in den Kreis ihrer Beſprechung ziehen, haben wir oben die wichtigſten genannt; es gehören in dieſe Klaſſe auch noch das deutſche Muſeum, die öſterreichiſche Wochenſchrift, die öſterreichiſche Revue und die Berliner Revue. Außer dieſen gibt es eine große Anzahl, welche ſich die Unterhaltung der Leſewelt vorzugsweiſe zur Aufgabe macht und zur populären Bearbeitung der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaften auch noch Novellen und Erzählungen hinzufügt. Den weitaus beſten Erfolg haben diejenigen, welche mit Illuſtrationen in Holzſchnitt, Farbendruck oder Stahlſtich ausgeſtattet ſind. Sie haben ſich in den letzten Jahren ſehr vermehrt und ſo viele auch neu entſtehen und einander Concurrenz machen, ſie gedeihen doch alle und finden oft unglaublich großen Abſatz. Ihre Zahl beläuft ſich jetzt auf etliche und zwanzig. Die verbreitetſte und das beneidete Vorbild der meiſten iſt die bei Keil in Leipzig erſcheinende Gartenlaube, deren Abonnentenzahl auf 150,000 angegeben wird. Neuerlich hat ſich indeſſen von manchen Seiten Oppoſition gegen ſie erhoben.

Man macht ihr wohl nicht immer ganz mit Unrecht zum Vorwurf, daß ſie einer zu materialiſtiſchen Weltanſchauung huldige. Es ſind daher mehrere Verſuche aufgetaucht, die Gartenlaube durch Concurrenz zu ſtürzen. Ein ſolcher iſt die Gründung des Heimgartens, der nach dem Muſter der Gartenlaube eingerichtet, ſeit Januar 1864 in München erſcheint. Es war ein Unterhaltungsblatt von ſpezifiſch katholiſcher Farbung beabſichtigt, das, wie die Gartenlaube für den Unglauben, ſo für den Glauben wirken und gelegentlich den Leſern ultramontane Begriffe und Anſchauungen beibringen ſollte. Dies iſt nun freilich nicht gelungen und konnte auch nicht gelingen, da man, um den Zweck zu erreichen und der Gartenlaube mit Erfolg Concurrenz zu machen, die Mitarbeiter nicht nach Confeſſion und Geſinnung, ſondern nach Begabung und literariſchem Namen anwerben zu müſſen glaubte, und ſo der Mehrzahl nach akatholiſche Schriftſteller bekam. Auch der beſtellte Redakteur, Hermann Schmid, ein beliebter Novelliſt, iſt gerade kein katholiſcher Eiferer, und ſorgte ſchon, um dem Blatt die Verbreitung in der proteſtantiſchen Leſewelt nicht abzuſchneiden, dafür, daß daſſelbe keine zu tendenziöſe Färbung bekommen ſollte. So entſtand ein in belletriſtiſcher und artiſtiſcher Hinſicht gut ausgeſtattetes Blatt, das in religiöſer und katholiſcher Beziehung wenigſtens unſchädlich iſt, aber doch nicht poſitiv wirken kann, und in ſchmackhafter Zubereitung der geſchichtlichen, biographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Stoffe hinter der Gartenlaube merklich zurückbleibt. Es hat bis jetzt der Gartenlaube auch nicht viel Schaden zugefügt und wird von katholiſcher Seite nicht mehr ſo warm empfohlen, wie bei ſeiner Ankündigung; der katholiſche Handwerker meint, es ſollte dem in kirchlichen Dingen allzu toleranten Redakteur ein gut katholiſcher Mitredakteur zur Seite geſetzt werden. Neueſtens wird nun von proteſtantiſcher Seite eine ähnliche Concurrenz verſucht. Dr. König gibt im Verlag von Klaſing in Leipzig ein illuſtrirtes Familienblatt unter dem Titel „Daheim“ heraus, wovon am 1. Okt. eine Probenummer erſchienen iſt, genau wie die Gartenlaube gedruckt und zu demſelben Preis. Es ſoll ganz ähnlichen Inhalt haben wie die Gartenlaube, aber auf ſittlich-religiöſem Grunde ruhen, ohne Tendenzfärbung anzunehmen. Der Herausgeber bemerkt in Betreff der Haltung ſeines Blattes: „Die deutſche Familie beruht auf dem Fundament der Religion und Sitte, unſer Daheim wird daher Alles entfernt halten, was dieſes Fundament direkt oder indirekt oder verſteckt untergraben konnte. In das Gebiet von Staat und Kirche einzugreifen, iſt nicht unſeres Blattes Beruf, aber ein deutſches Familienleben zu fördern, mit heiterem oder ernſtem Wort, das iſt ſeine Aufgabe.“ Im Uebrigen verweiſt er auf den Inhalt des Blattes als Programm. Daſſelbe iſt mit einer angefangenen Erzählung von Ottilie Wildermuth und mit geſchichtlichen Skizzen aus der Zeit der Freiheitskriege von Wilh. Baur eröffnet. Ein Vierteljahr früher wurde eine Wochenſchrift ähnlicher Art und Tendenz, doch ohne Illuſtrationen begonnen: die Blätter für das Leben von Julius Werner, welche mit belletriſtiſchen Artikeln und belehrenden Aufſätzen zugleich religiös und ſittlich wirken und über Zeitfragen orientiren wollen. Dieſelben beginnen mit einer guten Abhandlung Karl Haſe's über Renans Leben Jeſu. Außer der Gartenlaube haben einige andere von den illuſtrirten Zeitſchriften ebenfalls eine ſehr große Verbreitung gewonnen, wie die Stuttgarter illuſtrirte Zeitung „Ueber Land und Meer“ mit 50,000 Abonnenten, des Lahrer hinkenden Boten illuſtrirte Dorfzeitung mit 30,000; der Berliner Bazar, eigentlich eine Modezeitung, ſoll ſogar die Gartenlaube an Verbreitung noch übertreffen. Unter den nicht illuſtrirten Unterhaltungsblättern iſt die neu entſtandene Berliner Romanzeitung geeignet, ein großes Publikum anzulocken. Otto Janke nämlich, ein ſpekulativer Berliner Buchhändler, der ſich hauptſächlich dem Verlag von Romanen widmet, und bereits eine große Anzahl der beliebteſten Schriftſteller in dieſem Fache ſich dienſtbar gemacht hat, gründete, um dem unterhaltungsbedürftigen Publikum reichliches Leſefutter auf das ganze Jahr zu bieten, eine eigene Romanzeitung, welche die im Einzelverkauf zu ziemlich hohen Preiſen ausgegebenen Romane in Maſſe zu ſehr billigen Preiſen liefert. Dieſe Zeitung gewährt für einen Thaler vierteljährlich 60 Bogen in Großoctav, ungefähr ſo viel als 150 Bogen in gewöhnlichem Romanformat (was die Leihbibliothek zu gleichem Preiſe leihweiſe liefert).

Daß die Zeitſchriften nicht nur auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur, ſondern auch auf dem der Wiſſenſchaften heutzutage eine große Rolle ſpielen, hatten wir ſchon öfters zu bemerken Gelegenheit. In den meiſten wiſſenſchaftlichen Fächern wird der Fortſchritt durch die periodiſche Preſſe repräſentirt. Abgeſehen von den periodiſchen Schriften der Akademien, gelehrten Geſellſchaften und Vereine, von den mehr provinziellen Organen und den periodiſchen Mittheilungen für Specialitäten, haben wir z. B. für Naturwiſſenſchaft 14 größere Zeitſchriften; für Medicin 12; für Rechtswiſſenſchaft, einſchließlich der Staatswiſſenſchaft und Volkswirthſchaft 19; für Theologie und Kirche 20, worunter 4 katholiſche; für Philologie 8; für Philoſophie 3; für Geſchichte 3; für Geographie 4. Und dann giebt es noch eine Menge von Zeitſchriften für einzelne Zweige der Wiſſenſchaft: ſo in der Zoologie für Weichthiere, Entomologie, Bienenkunde; in der Botanik für Kryptogamen; in der Medicin für Kinderkrankheiten, Augenkrankheiten, Zahnheilkunde, Balneologie, Homöopathie, Thierheilkunde; in der Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte viele provinzielle Archive für Landesgeſetzgebung und Rechtspflege und für Landeskunde, Organe der vielen Geſchichtsvereine; in der Theologie die erbaulichen Blätter, die Miſſionszeitungen, die Kirchen- und Schulblätter. Die techniſchen Fächer ſind durch 37 Zeitſchriften vertreten; darunter ſind 8 allein für Baukunſt, 6 für Bergbau und Hüttenkunde, 4 für Eiſenbahnen und Telegraphen. Für den Handel beſtehen 9 Zeitſchriften, für Land-, Garten- und Forſtwirthſchaft 30, für Kriegswiſſenſchaft 9, für Kunſt 6 und für Muſik 9. Man darf wohl annehmen, daß mehr als die Hälfte der literariſchen Produktion in Zeitſchriften beſteht, und daß mancher Geſchäftsmann und Beamte das ganze Jahr nichts als ſeine Zeitungen und irgend eine Fachzeitſchrift lieſt. Bei Leſegeſellſchaften und Muſeen wird der literariſche Etat faſt ganz von Zeitungen und Zeitſchriften erſchöpft, ſo daß man häufig die Klage hört, es reiche nicht mehr, ſich mit den Büchern auf dem Laufenden zu erhalten. Ein für den Abſatz der Bücher ungünſtiger Umſtand iſt auch, daß dieſelben wie alle andern Lebensbedürfniſſe theurer geworden ſind: das Papier iſt im Preiſe geſtiegen, dem Setzer und Drucker muß ein höherer Arbeitslohn bezahlt werden und an die Ausſtattung werden weit größere Anſprüche gemacht. Dieſer Nachtheil trifft zwar auch die Journale, wird aber hier theils durch die Größe der Auflagen, theils dadurch ausgeglichen, daß die artiſtiſche Ausſtattung billiger iſt als früher. Dieß kommt auch den wiſſenſchaftlichen Werken, welche genaue Abbildungen erfordern, ſowie den Luxus-Prachtwerken zu gut, deren Produktion ſich neuerlich ebenfalls bedeutend vermehrt hat. Die großen Erfindungen der Photographie, des Naturſelbſtdrucks, der Galvanoplaſtik, des Farbendrucks, die Vervollkommnung der Holzſchneidekunſt ſind für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Werke von unberechenbarem Werth und haben viele nützliche literariſche Unternehmungen, die

früher nur zu einem unerſchwinglichen Preiſe hätten hergeſtellt werde
können, verhältnißmäßig billig zu Stande gebracht.

Der Buchhandel hat unter dieſen Verhältniſſen manche Veränderun
erlitten. Wenn man die Ueberwucherung der Zeitſchriften ins Auge faß
ſo könnte es ſcheinen, daß für Bücher das kaufende und leſende Publiku
ſehr beſchränkt ſei, um ſo mehr, als bei denjenigen Claſſen, welche a
meiſten literariſche Bedürfniſſe haben, Geiſtliche, Lehrer und Beamte, d
Gehalte nicht im Verhältniß zu den erhöhten Preiſen geſtiegen ſind. Abe
während das Abſatzgebiet in manchen Beziehungen beſchränkter geworde
iſt, ſo hat der Büchermarkt eine größere räumliche Ausdehnung gewo
nen, es ſind in Gegenden und Lebenskreiſen, wo man früher nicht an'
Bücherkaufen dachte, Leſebedürfniſſe entſtanden, deren Befriedigung de
materielle Wohlſtand möglich gemacht hat. Hiefür zu berathen iſt eine de
Aufgaben unſeres Wegweiſers. Er will vorzüglich über diejenigen Thei
der Fachliteratur Auskunft geben, die auch dem Laien verſtändlich un
anziehend ſind, oder die ihm vermöge ſeiner beſonderen Lebensſtellun
wichtig ſein können. Manche Leſer haben wohl ſchon eine Hintanſetzun
der belletriſtiſchen Literatur in unſerem Wegweiſer beklagt. Dafür h
der Verfaſſer nur die eine Entſchuldigung, daß er ſich auf dieſem Gebie
weniger zu Hauſe fühlt als auf dem wiſſenſchaftlichen, und hier, wo e
ſich um Sachen des Geſchmacks handelt, am wenigſten von Andern a
hängig ſein möchte. Doch hat er auch hier nicht unterlaſſen, außer de
was er als entſchieden werthvoll kannte, auch diejenigen Bücher zu ve
zeichnen, welche durch Stoff, durch Namen der Verfaſſer oder beſondere
Erfolg ihm hervorragend ſchienen, und er hat ſich ſogar in dieſem neueſte
Nachtrag eine Erweiterung und Abweichung von ſeinem bisherigen G
brauch erlaubt, indem er nicht blos Romane, ſondern auch Gedichte un
Dramen aufgeführt hat.

Tübingen im Oktober 1864.

K. Klüpfel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Philoſophie.

Zeller, Eduard, Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie. Ein akademiſcher Vortrag. gr. 8. (29 S.) Heidelberg 1862, **Karl Groos.** n. 4 Ngr.

Ein allgemein intereſſanter Vortrag, mit welchem der Verfaſſer ſeine Vorleſungen an der Univerſität Heidelberg eröffnete und in welchem er ſich von dem ſpeculativen Dogmatismus der Hegel'ſchen Schule losſagte und zu dem von Kant begründeten Kriticismus bekannte, welcher unſer Vorſtellen und Erkennen als das gemeinſchaftliche Product aus den objectiven Eindrücken und der ſubjectiven Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes auffaßt.

Kirchmann, J. H. v., (Appellationspräſident in Ratibor), **Die Philoſophie des Wiſſens. 1. Bd.** Die Lehre vom Vorſtellen als Einleit. in d. Philoſophie. Lex. 8. (XI u. 583 S.) Berlin 1864, **Springer's Verl.** n. 2⅔ Thlr.

Verſucht die Philoſophie auf die allgemein menſchlichen Grundlagen des Wiſſens zurückzuführen, welche der Verfaſſer in den Fundamentalſätzen: „Das Wahrgenommene iſt, und das ſich Widerſprechende iſt nicht" findet und ſich damit in Gegenſatz zu den bisherigen philoſophiſchen Schulſyſtemen ſtellt. Die Ausführung giebt intereſſante Proben juriſtiſchen Scharfſinns und geſunden Verſtandes, liefert aber, wie man ſich denken kann, für die Erkenntnißtheorie keine weſentlich neuen Reſultate.

Schleiden, M. J., Ueber den Materialismus der neueren deutſchen Naturwiſſenſchaft, ſein Weſen und ſeine Geſchichte. Zur Verſtändigung f. d. Gebildeten. gr. 8. (57 S.) Leipzig 1863, **Wilh. Engelmann.** 12 Ngr.

Votum eines geiſtreichen Naturforſchers, der ſelbſt materialiſtiſcher Tendenzen beſchuldigt wurde, gegen den Materialismus.

Meyr, Melchior, Emilie. **Drei Geſpräche über Wahrheit, Güte und Schönheit.** 8. (176 S.) München 1863, **Bruckmann.** ⅚ Thlr.

Verſucht den Gehalt der gewonnenen Ideen frei von der Sprache einer philoſophiſchen Schule in einer für das größere Publikum anſprechenden und verſtändlichen Form darzulegen.

Huber, Joh., Die Idee der Unſterblichkeit. 8. (VII u. 164 S.) München 1864, Lentner. n. ⅔ Thlr.

Ein Verſuch, die Idee der Unſterblichkeit wiſſenſchaftlich zu rechtfertigen. Der Verf. vertheidigt dieſelbe ſowohl gegen Idealiſten als Materialiſten mit philoſophiſchen, aus dem Weſen des Geiſtes entnommenen Gründen. Die Schrift regt wohlthuend an, aber der Schluß läßt eine Zuſammenfaſſung der Reſultate vermiſſen. Wir vermuthen, daß der Verf., ein Katholik, ſich geſcheut hat, ſeine religiöſen Entſcheidungen zu formuliren, um nicht mit der Kirche in Conflict zu kommen.

Erdmann, J. E., Pſychologiſche Briefe. 3. Auflage. Mit d. Portr. d. Verf. gr. 8. (XX u. 399 S.) Leipzig 1863, **Geibel.** n. 2 Thlr.

Erſte Auflage ſ. erſter Nachtrag S. 6.

Mehr geiſtreich als belehrend, übrigens voll feiner Bemerkungen und zur Lectüre geeignet.

Köſtlin, K., Aeſthetik. Erſte Hälfte. Lex. 8. (XVI u. 352 S.) Tübingen 1863, Laupp. n. 1⅔ Thlr.

Der Verfaſſer, Nachfolger Viſchers auf dem Lehrſtuhl der Aeſthetik zu Tübingen, einſt Mitarbeiter an deſſen Handbuch, geht von der Ueberzeugung aus, daß es nöthig ſei, das äſthetiſche Wiſſen von dem Formalismus der Schule zu emancipiren und aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit zu ſättigen, und ſucht nun in vorliegendem Werk in dieſer Richtung ſeinen Beitrag zu geben. Daſſelbe iſt reich an guten Gedanken und feinen Bemerkungen und klar in Ausdruck und Begriffsentwickelung.

Eckardt, Ludwig, Vorſchule zur Aeſthetik. Zwanzig Vorträge. Mit 150 eingedr. Holzſchnitten und vielen Muſikbeilagen. [In 10 Lief.] Lief. 1. 2. Lex. 8. (176 S. mit 1 Steintaf.) Karlsruhe, 1863, A. Bielefeld. à Lief. n. 18 Ngr.

Geiſtreiche Erörterungen über Theorie der Kunſt, mit beſonderer Beziehung auf einzelne Kunſtwerke. Für ein gebildetes Publikum beſtimmt.

Goltz, Bogumil, Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zuſtände. 2 Bde. gr. 16. (XIV u. 605 S.) Berlin 1864, Janke. n. 2 Thlr.

Geiſtreiche Betrachtungen und Paradoxien, wie wir ſie von dem Verfaſſer gewohnt ſind; ſehr treffende und ſcharfer Beobachtung entſproſſene Bemerkungen wechſeln mit Trivialitäten und Excentricitäten. Zum Theil Satire auf die Unnatur und verdeckte Barbarei unſerer Bildung.

Pädagogik.

Encyklopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens ꝛc., herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Palmer und Prof. Wildermuth von K. A. Schmid. 31—40. Heft. (V. Bd. Kirche — Mutterſprache. Lex. 8. 960 S.) Gotha 1862—64, Beſſer. à Heft n. 12 Ngr.

S. 1. Nachtrag S. 4 und 5. Nachtrag S. 2.

Theologie.

Real-Encyklopädie für proteſt. Theologie und Kirche. In Verbind. mit vielen proteſt. Theologen u. Gelehrten herausgegeben von J. J. Herzog. 16—18. Bd. (Theologie — Zwingli. Lex. 8. XVI. Bd. 794 S. XVII. Bd. 825 S. XVIII. Bd. 824 S.) Gotha 1862—64, Beſſer. à Bd. n. 3 Thlr.

Schluß des Werkes, wozu jedoch ein Nachtrag und ein Specialregiſter in Ausſicht geſtellt iſt.

Theologiſche Zeitſchriften.

Kirchenzeitung, Allgemeine, zugleich ein Archiv für die neueſte Geſchichte und Statiſtik der chriſtl. Kirche ꝛc. Begründet von Ernſt Zimmermann, fortgeſetzt von Prof. G. V. Lechler und Prälat K. Zimmermann. Jahrg. 42. 43. (1863 u. 1864.) à 104 Num. gr. 4. mit theol. Literaturblatt. Darmſtadt, Zernin. à Jahrg. n. 10 Thlr.

Vertritt die gemäßigte kirchliche Richtung und iſt ſehr reichhaltig an kirchengeſchichtlichem und ſtatiſtiſchem Stoff.

Kirchenzeitung, Evangeliſche. Herausgegeben von E. W. Hengſtenberg. Jahrg. 1863 u. 1864. à 104 Nrn. gr. 4. 2 Bde. jährl. Berlin, Schlawitz. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Organ der ſtreng kirchl., Kreuzzeitungsfreundl. Richtung.

Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche. Herausgegeben von J. Chr. K. v. Hofmann, Heinr. Schmid und Adolf Scheurl. N. F. Jahrg. 1863 u. 64. Je 2 Bde. gr. 8. Erlangen, Deichert. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Organ einer Fraction der ſtreng lutheriſchen Richtung, ſpeciell der theol. Facultät in Erlangen.

Kirchenzeitung, Proteſtantiſche, für das evangeliſche Deutſchland. Unter Mitwirkung von Dittenberger, Elteſter u. K. Schwarz u. A. red. v. H. Krauſe. Jahrg. 1863 u. 64 à 52 Nrn. in gr. 4. Berlin, G. Reimer. à Jahrg. n. 1 Thlr.

Vertritt die freiere unioniſtiſche Richtung und den proteſtantiſchen Verein. — Reichhaltig an kirchl. und culturgeſchichtl. Nachrichten u. recht gut redigirt.

Kirchenzeitung, Neue evangeliſche. Auf Veranſtaltung des deutſchen Zweiges des evangeliſchen Bundes herausgeg. von Prof. Lic. Meßner. 5. u. 6. Jahrg. 1863 u. 64. à 52 Nrn. in gr. 4. Berlin, A. Schulze. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Organ der evangeliſchen Allianz. Neben dem genannten Redacteur iſt Oberhofprediger Hoffmann der Hauptleiter des Blattes, welches ſich die Aufgabe ſtellt, aus dem ganzen Gebiet der evangeliſchen Chriſtenheit ſowohl über kirchliche Ereigniſſe und Zuſtände, als über die Haupterſcheinungen der theologiſchen Wiſſenſchaft Nachricht zu geben. Steht auf kirchlichem Boden ohne ſpecifiſch confeſſionelle Färbung.

Zeitſtimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz. Redact. Pfr. H. Lang. 2—6. Jahrg. à 24 Nrn. gr. 8. Winterthur 1860—64. Steiner. à Jahrg. n. 1⅓ Thlr.

— —— 1. Jahrg. 1859. Mai—Dec. ebend. n. 1 Thlr.

Organ der äußerſten Linken der Kirche, iſt übrigens mit Geiſt redigirt.

Zeitſchrift, Allgemeine kirchliche. Ein Organ für die evangeliſche Geiſtlichkeit und die Gemeinde herausgeg. ꝛc. von Prof. Schenkel. Jahrg. IV u. V. 1863—64. à 10 Hefte gr. 8. Elberfeld, Friderichs. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Organ der freien kirchlich-conſtitutionellen Richtung in Baden.

Monatsblätter, Prot. Für innere Zeitgeſchichte. Studien d. Gegenwart f. d. evangel. Länder deutſcher Zunge ꝛc. Herausgeg. v. H. Gelzer. Jahrg. 1863—1864. (à Jahrg. 2 Bde. in 12 Heften). Lex. 8. Gotha, J. Perthes. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Hervorragende Abhandlungen der Zeitſchrift:

1863: Wackernagel über Uhland. Zeitgeſchichtliche Studien vom Herausgeber u. A., bei. im Maiheft. Die römiſche Frage und die italien. Revolution. Die nationale Bedeutung des 18. Oct. 1813.

1864: Deutſchland u. deutſche Staatsmänner im Jahre 1851. Weltſtellung des Proteſtantismus dem Katholicismus gegenüber, zunächſt in Deutſchland, von einem preußiſchen Theologen. Die politiſche u. religiöſe Kriſe der Gegenwart. Der große Kurfürſt in ſeinem Verhältniß zu der confeſſionellen Spaltung in Europa, von Dorner. Die ſittlichen Gefahren des Parteigeiſtes u. der politiſchen Begriffsverwirrungen.

Harleß, Ad. v., Das Verhältniß des Chriſtenthums zu Cultur- u. Lebensfragen der Gegenwart. gr. 8. (VII u. 85 S.) Erlangen 1863, Bläſing. n. 12 Ngr.

Separatabdruck von drei Aufſätzen des Verf. in der Erlanger Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche. I. Chriſtenthum u. Dichtkunſt. II. Chriſtenthum u. Literatur der allgemeinen Bildung. III. Chriſtenthum u. Politik. Nicht nur mit ſittlichem und chriſtlichem Ernſt, ſondern auch mit Geiſt behandelt.

Glaubenslehre.

Rothe, Richard, Zur Dogmatik. gr. 8. (VII u. 359 S.) Gotha 1863, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Enthält 3 Abhandlungen: über Begriff der evangel. Dogmatik, Offenbarung und heil. Schrift.

In edler Sprache an dieſen formalen Hauptlehren den Standpunkt des chriſtl. Glaubens wahrend, aber eine Verſöhnung mit dem Denken anſtrebend.

Haſe, Karl, Handbuch der proteſtantiſchen Polemik gegen die römiſch-katholiſche Kirche. gr. 8. (XXII u. 665 S.) Leipzig 1863, Breitkopf u. Härtel. n. 3 Thlr.

Wieder ein glänzendes Buch, wie der Verf. es in ausgezeichnetem Grade zu ſchreiben verſteht. Es iſt eine vergleichende Darſtellung der katholiſchen u. proteſtantiſchen Lehre, eine Zuſammenfaſſung alles deſſen, was ſich vom proteſtantiſchen Standpunkte aus über die katholiſche Kirche ſagen läßt, u. daher natürlich nicht blos für Gelehrte beſtimmt. Einer der beſten Abſchnitte iſt der über die weltliche Macht des Pabſtes und ihre gegenwärtige Kriſis. Die Darſtellung iſt belebt durch Einflechtung zahlreicher perſönlicher Erfahrungen u. Anſchauungen, die der Verf. in Italien gewonnen hat.

Luthardt, Chr. Ernſt, Apologetiſche Vorträge über die Grundwahrheiten des Chriſtenthums im Winter 1864 zu Leipzig gehalten. Neuer Abdr. gr. 8. (XII u. 262 S.) Leipzig 1864, Dörffling u. Franke. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein Verſuch, die chriſtliche Weltanſchauung im Gegenſatz gegen die philoſophiſche in der Art von Pascals Pensées für gebildete Leſer darzulegen und zu rechtfertigen.

Weiß, Hermann, Sechs Vorträge über die Perſon Jeſu Chriſti. Gehalten in Stuttgart im Frühj. 1863. gr. 8. (X u. 165 S.) Ingolſtadt 1863, Krüll. n. 18 Ngr.

Lehrreicher Verſuch, in der Kürze über dieſe Grundfrage des chriſtl. Glaubens durch den Nachweis der höheren Einheit der bibl. Lehre zu orientiren.

Palmer, Chriſtian, Die Moral des Chriſtenthums. gr. 8. (X u. 458 S.) Stuttgart 1864, Lieſching u. Comp. n. 2 Thlr.

Kein bloßes Compendium der chriſtlichen Moral, ſondern eine für jeden denkenden Chriſten geeignete Darſtellung der ſittlichen Grundlage des Chriſtenthums, in edler Sprache ohne exegetiſchen Apparat.

Die heilige Schrift u. das Leben Jeſu.

Bunſen, Chr. C. Joſ., Vollſtändiges Bibelwerk für die Gemeinde. Lex. 8. Leipzig, Brockhaus.

Abth. I. Die Bibel, Ueberſetzung u. Erklärung.

I. Thl. Das Geſetz. (CCCXCIV u. 384 S.) 1858. n. 2⅔ Thlr.
II. „ Die Propheten. (826 S.) 1859—61. n. 2⅔ Thlr.

III. Thl. Die Pſalmen, herausgeg. v. A. Kamphauſen (S. 1—280). 1863. n. 26 Ngr.

IV. „ Die vier Evangelien, herausgeg. v. H. Holzmann (die Apoſtelgeſch. u. d. 4 groß. Paul. Bücher). (S. 1—492.) 1863. n. 1 Thlr. 16 Ngr.

Abthl. II. Bibelurkunden u. Bibeltexte.

I. Thl. Das Geſetz u. d. ältern Propheten. (XXII u. 642 S.) 1860. 1861. n. 2 Thlr.

Die Fortſetzung des Werks wird ſeit dem Tode des Begründers von deſſen Söhnen Heinrich v. Bunſen, Geiſtlicher in England, Dr. Georg v. Bunſen in Bonn, von Lic. Kamphauſen in Bonn und Prof. Heinr. Holzmann in Heidelberg beſorgt.

S. a. 1. Nachtrag S. 5. u. 4. Nachtr. S. 5.

Bleek, Friedr., Einleitung in das Neue Teſtament. Herausgeg. v. J. F. Bleek. gr. 8. (XIV u. 799 S.) Berlin 1862, G. Reimer. 3½ Thlr.

Zeichnet ſich durch eine fließende, gemeinverſtändliche Darſtellung und maßvolle Behandlung des gelehrten Stoffes aus, orientirt überall richtig, wenn auch die Reſultate zum Theil zweifelhaft bleiben.

Reuß, Ed., Geſchichte der heil. Schriften Neuen Teſtaments. 4. Aufl. gr. 8. (XVI u. 626 S.) Braunſchweig 1864, Schwetſchke u. Sohn. 3 Thlr.

Gelehrte und umſichtige Arbeit, repräſentirt in allen Hauptfragen den gegenwärtigen Stand der Wiſſenſchaft, enthält eine Menge allgemein intereſſanter Dinge (Bibelüberſetzungsgeſchichte u. dgl.).

Renan, Ernſt, Das Leben Jeſu. Vom Verf. autoriſirte Ausgabe. gr. 8. (IV u. 383 S.) Leipzig 1864, O. Wigand. 1⅔ Thlr.

Außer dieſer Ausgabe giebt es noch mehrere andere deutſche Ueberſetzungen des Werkes: 1) von Ludw. Pichler, Berlin, Schlingmann, 1⅓ Thlr. 2) Volksausgabe, Berlin, Hablitz. ⅔ Thlr., Prachtausgabe ebendaſ. 1⅓ Thlr. 3) Vollſtändig illuſtrirte Volksausgabe. 271 S. Berlin, Hamburg. ⅔ Thlr. 4) in 16. (8 u. 112 S.) Berlin, Jenae. ⅓ Thlr. 5) Berlin, Sacco. ⅓ Thlr. 6) Ueberſ. v. Katuzzi, Wien, Benedikt. ⅔ Thlr.

Dieſes Buch hat bekanntlich in Frankreich u. ganz Europa großes Aufſehen gemacht u. iſt in unzähligen Auflagen und Ueberſetzungen verbreitet. Es iſt bedeutend als Verſuch, die Größe u. das Werk Jeſu aus den Stufen menſchlich religiöſer Lebensentwicklung im Zuſammenhange der Zeit zu begreifen. Der Verf. hat hiebei überall die wichtigſten Wendepunkte treffend ins Auge gefaßt, ſich aber nicht frei von hiſtoriſcher Willkür u. phantaſtiſcher Conſtruction gehalten, u. iſt zum Theil auf altrationaliſtiſchen Standpunkt zurückgefallen. Die Hauptwirkung beruht auf der äußerſt glänzenden Schilderung ſowohl der umgebenden Natur als der geſchichtlichen u. pſychologiſchen Entwicklung u. auf einer gewiſſen romanhaften Sentimentalität. Bei aller Wärme der Empfindung u. Begeiſterung für die weltbedeutende Größe ſeines Helden vermag Renan mit all ſeiner Kunſt der Darſtellung doch nicht, einem deutſchen Leſer den Widerſpruch zu verdecken, der darin liegt, daß ein Schwärmer von ſittlich zweideutigem Charakter, deſſen Werk ganz auf irdiſchen Berechnungen ruht und endlich ſcheitert, doch ſo große, weltüberwindende Wirkungen hervorgebracht haben ſoll.

Strauß, David Friedrich, Das Leben Jeſu für das deutſche Volk bearbeitet. gr. 8. (XXVI u. 633 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Kein eigentlich neues Werk, ſondern nur eine neue Bearbeitung des vor bald 30 Jahren erſchienenen für wiſſenſchaftliche Kreiſe beſtimmten Werkes. Das Neue daran iſt die Berückſichtigung der ſeitdem angeſtellten Unterſuchungen über Entſtehung und Glaubwürdigkeit der Evangelien, u. der Verſuch einer poſitiven Conſtruction der wirklichen Geſchichte Jeſu. In erſterer

Beziehung entſpricht die Ausführung den Fortſchritten der Wiſſenſchaft nicht ganz, weil d Verf. die ſeinem Standpunkt nicht zuſagenden Forſchungen ignorirt, dem poſitiven Bild a thun die von ihm angenommenen Reſultate der Evangelienkritik Eintrag, und ein gewiſſer Ma gel an hiſtoriſcher Phantaſie läßt es nur zu dürftiger Ausführung kommen. Ein Fortſch gegen früher erſcheint es, daß der religiöſe Idealismus Jeſu mehr anerkannt iſt. Die mythi Deutung der Wunder iſt beibehalten, aber auch mit derſelben ermüdenden Nergelei an klei äußeren Widerſprüchen durchgeführt wie früher. Das Ganze iſt als Volksbuch verfehlt, u. ma durch Mangel an Friſche der Darſtellung und unnöthige Bitterkeit gegen die Theologen kei günſtigen Eindruck. (Von der 2. Aufl. ſind bereits 2 Lief. ausgegeben.)

Schenkel, Daniel, Das Charakterbild Jeſu. Ein bibl. Verſuch. 1. u Aufl. gr. 8. (IX u. 405 S.) Wiesbaden 1864, Kreidel. n. 2 Th 12 Ngr.

Ein im Ganzen rationaliſtiſches, mit religiöſer Wärme, aber zu viel Rhetorik geſchriebe Buch. Der Verf. legt das Markusevangelium zu Grunde und verwirft das Johannesevangeliu führt jedoch bei dieſem Verfahren nicht auf ſelbſtändigen Forſchungen. Er iſt bemüht, Wunderglauben entbehrlich u. das Göttliche menſchlich begreiflich zu machen, u. viele Bezieh gen auf die Jetztzeit deuten an, wie er durch Kämpfe mit den Strenggläubigen zu extreme Anſichten getrieben worden iſt, als er früher vertreten hat.

Keim, Theod., Die menſchliche Entwicklung Jeſu Chriſti. Akad. Antritt rede. gr. 8. (44 S.) Zürich 1861, Orell, Füßli u. Comp. n. ⅓ Th

Deſſen, Die geſchichtliche Würde Jeſu. Eine Charakteriſtik in 2 Vorträg mit chronolog. Anhange. gr. 8. (X u. 58 S.) ebend. 1864. n. 12 N

Skizzen, welche nach dem Bilde der Geſchichte Jeſu im erſten Evangelium die Entwickl und das Werk Jeſu auf Grundlage einer menſchlichen Perſönlichkeit, aber in idealer Hoh zeichnen verſuchen. Geiſtreich, [illegible]

Riggenbach, Chriſtoph Joh., Vorleſungen über das Leben des He Jeſu. gr. 8. (XV u. 721 S.) Baſel 1858, Bahnmaier. n. 2½ Th

Aus Vorleſungen vor gebildetem Publikum, apologetiſch konſervativ und erbaulich. [illegible]

Schleiermacher, Friedr., Das Leben Jeſu. Vorleſungen an der Univ ſität zu Berlin im Jahre 1832 gehalten. Aus Schleiermachers han ſchriftlichem Nachlaß und Nachſchriften ſeiner Zuhörer herausgeg. v. A. Rütenik. gr. 8. (XX u. 512 S.) Berlin 1864, G. Reim n. 2 Thlr.

Dieſes Werk tritt uns nach den neueſten Bearbeitungen des Gegenſtandes etwas fre artig entgegen, da Schl. ſeine Aufgabe mehr dogmatiſch als hiſtoriſch behandelt u. haupt lich die Grundbegriffe ſeiner Glaubenslehre an dem hiſtoriſchen Chriſtus nachzuweiſen ſu Immerhin iſt es intereſſant kennen zu lernen, wie Schleiermacher die Perſon Chriſti aufge hat, u. wenn das Werk auch außerhalb der jetzigen Entwicklung der Wiſſenſchaft ſteht, ſo ko men doch in demſelben eine Reihe fruchtbarer Geſichtspunkte zur Sprache, welche anregend w ken können. Erwähnt zu werden verdient, daß Strauß die Idee ſeines Lebens Jeſu aus die Vorleſungen Schleiermachers ſchöpfte.

Allgemeines.

Kirchengeſchichte.

Spiegel, Bernhard (Paſtor), Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Ein Leh buch für höhere Lehranſtalten, wie auch zum Gebrauch für Gebildete. gr. (IV u. 150 S.) Leipzig 1863, Neuberg. ½ Thlr.

Ein mit Sachkenntniß und Geiſt geſchriebener Abriß, der ſich übrigens weniger für Sch als für wiſſenſchaftlich gebildete Laien eignet.

Böhringer, Friedr., Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen, oder die Kirchengeſchichte in Biographien.

I. Bd. I. Abthlg. Die Kirchengeſchichte der drei erſten Jahrhunderte. 2. völlig umgearb. Aufl. Lex. 8. (XIV u. 1010 S.) Zürich 1860 u. 1861. Meyer u. Zellers Verl. n. 7 Thlr. 12 Ngr.

Ein werthvoller Verſuch die Kirchengeſchichte auf eine neue Weiſe zu behandeln. Giebt theilweiſe das Ergebniß eigener Forſchung, und iſt nicht bloß auf theologiſche Leſer, ſondern auch auf gebildete Laien berechnet.

Preſſensé, Edm. v., Geſchichte der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche. Deutſche Ausgabe von Ed. Fabarius.

Bd. I. II. Das erſte Jahrhundert. gr. 8. I. (XVIII u. 319 S.) II. (IV u. 332 S.)

Bd. III. Der Kampf des Chriſtenthums gegen das Heidenthum. Die Märtyrer u. d. Apologeten. I. gr. 8. (VIII u. 332 S.) Leipzig 1862—63, Engelmann. à Bd. 1⅓ Thlr.

(Wird in 6 Thln. beendet ſein.)

Begeiſterte u. geiſtreiche apologetiſche Arbeit eines ſüdfranzöſiſchen Proteſtanten. Stellt ſich der negativen Richtung entgegen u. iſt mit deutſchen Forſchungen vertraut, doch fehlt es hie u. da an wiſſenſchaftlicher Sicherheit, die Schilderung iſt zuweilen etwas verſchwommen u. unterſcheidet die Zeiten nicht ſcharf genug.

Schneckenburger, Matth., Vorleſungen über neuteſtamentl. Zeitgeſchichte, herausgeg. v. Löhlein. Mit Vorwort v. K. B. Hundeshagen. gr. 8. (XVI u. 256 S.) Frankfurt 1862, Brönner. n. 1⅓ Thlr.

Gut über die äußeren Zeitverhältniſſe, weniger über die Religionsgeſchichte.

Semiſch, Karl, Julian der Abtrünnige. Ein Characterbild. gr. 8. (IV u. 62 S.) Breslau 1862, Gosohorsky. n. ⅓ Thlr.

In Kürze erſchöpfende, geiſtvolle Darſtellung.

Keim, Theodor, Der Uebertritt Conſtantin's des Großen zum Chriſtenthum. Akademiſcher Vortrag, geh. am 12. Dec. 1861, nebſt geſchichtlichem Nachweis. gr. 8. (VIII u. 106 S.) Zürich 1862, Orell, Füßli u. Comp. n. 18 Ngr.

Ein auf eigene Forſchungen geſtützter populärer Vortrag, welcher die Bedeutung der Conſtantiniſchen Bekehrung ins Licht ſtellt.

Merle d'Aubigné, J. H., Geſchichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvins. Deutſche Ausgabe. 2 Bde. I. (XV u. 472 S.) II. (IV u. 516 S.) Elberfeld 1863 u. 64, Friedrichs. à Bd. 2 Thlr.

Eine Fortſetzung der Geſchichte der Reformation zur Zeit Luthers. Der leitende Gedanke des Verfaſſers iſt: der Ausgangspunkt der Reformation in dieſer Zeit iſt Genf u. das charakteriſtiſche Element der Genfer Reformation die Freiheit, und dies begründet einen weſentlichen Unterſchied der calviniſchen Reformation von der lutheriſchen. Jene hat den Vätern mit der Wahrheit auch die Freiheit und dadurch eine unerſchöpflich reiche Entwicklung ihres Culturlebens gebracht.

Der erſte Band handelt von dem erſten Auftreten der Hugenotten in Genf u. dem Treiben der Patrioten daſelbſt, u. dann von den Anfängen der Reformation in Frankreich u. von dem Verhältniß der franz. Proteſtanten zu den deutſchen Stammbrüdern. Der zweite Band giebt eine

Geſchichte des Kampfes der Stadt Genf gegen die hierarchiſche Zwingherrſchaft des dortigen Biſchofs. Lebendige anſchauliche Darſtellung. Die eigentliche Reformationsgeſchichte beginnt erſt mit dem dritten, bis jetzt nur franzöſiſch erſchienenen Bande.

Leben u. ausgewählte Schriften der Väter u. Begründer der reformirten Kirche.

IV. Bd. 1. u. 2. Hälfte. **Stähelin,** E., Johannes Calvins Leben u. ausgewählte Schriften. gr. 8. (XIII u. 644 u. 479 S.) Elberfeld 1863, Friderichs. 4⅓ Thlr.

X. Bd. **Brandes,** Friedr., John Knox, der Reformator Schottlands. gr. 8. (VII u. 504 S.) Ebendaſ. 1863. 2 Thlr.

Eine Fortſetzung des ſchon mehrmals aufgeführten Sammelwerks. Stähelins Calvin iſt eine wahre Zierde desſelben, man lernt daraus den Reformator nicht blos in ſeiner kirchlichen u. politiſchen Bedeutung kennen, ſondern ihn auch als Menſchen verſtehen u. lieben. Das Leben des ſchottiſchen Reformators iſt ebenfalls eine tüchtige Arbeit, deren Verf. durch eigene Anſchauung mit der ſchottiſchen Kirche vertraut iſt.

Leben u. ausgewählte Schriften der Väter u. Begründer der lutheriſchen Kirche.

VIII. Bd. Jonas Cruciger, P. Speratus, L. Spengler, N. v. Amsdorf, P. Eber, M. Chemnitz, D. Chyträus v. Theod. **Preſſel.** gr. 8. (144. 86. 84. 100. 164. 108. 76. 48 S.) Elberfeld 1863, Friderichs. 4 Thlr.

Fleißige Bearbeitungen der Lebensgeſchichte der genannten Reformatoren zweiten Ranges.

Das Leben der Altväter der lutheriſchen Kirche für chriſtliche Leſer insgemein aus den Quellen erzählt. In Verbindung mit Mehreren herausgeg. v. Mor. Meurer.

I. Bd. **Meurer,** M., Luthers Leben. gr. 8. (381 S.) Leipzig u. Dresden 1861, Naumann. n. 1 Thlr. 2 Ngr.

II. Bd. 1. Abth. **Meurer,** M., Melanchthons Leben. Mit Melanchthons Bildniß. gr. 8. (XVI u. 188 S.) n. ¾ Thlr.

II. Bd. 2. Abth. **Meurer,** M., Bugenhagens Leben. — Herm. H. **Haſſe,** J. Jonas' Leben. — O. G. **Schmidt:** Crucigers Leben. — Mit dem Bildniß v. Bugenhagen u. Jonas. gr. 8. (XV u. 293 S.) n. 1¼ Thlr.

III. Bd. **Engelhardt,** E., G. Spalatins Leben. — F. Jul. **Meier,** Nicol. v. Amsdorf. — Mor. **Meurer,** Nicol. Hausmanns Leben. — H. W. **Caſelmann,** Wenzeslaus Link's Leben. gr. 8. (XVI u. 428 S.) Ebendaſ. 1863. n. 1⅚ Thlr.

Eine empfehlenswerthe Unternehmung für das größere Publikum, daher auf populäre Weiſe, zum Theil erbaulich behandelt. Lutheriſcher Standpunkt.

Volksbibliothek, Evangeliſche, herausgeg. v. Garniſonsprediger Klaiber unter Mitwirkung v. Prof. Palmer, Oberhofpred. Hoffmann, Amtsdecan Gerok u. A. I—III. u. V. Bd., od. Lief. 1—40. (I. XVI u. 758 S. II. IV u. 641 S. III. 723 S. V. XV u. 1023 S.) gr. 8. Stuttgart 1861—64, Becher's Verl. 6⅔ Thlr.

Eine gut ausgewählte Sammlung von Biographien, Auswahl von Schriften, Predigten, Briefen u. Poeſien von Theologen aus der Reformationszeit zur erbaulichen u. belehrenden Lektüre. — (Band IV. iſt unter der Preſſe.)

Baur, Ferd. Chriſtn., Geſchichte der chriſtlichen Kirche. 4. Bd. Kirchengeſchichte der neueren Zeit von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Nach des Verf. Tod herausgeg. v. Ferd. Friedr. Baur. gr. 8. (XX u. 707 S.) Tübingen 1863, Fues. n. 3 Thlr. 12 Ngr.

Dieſer Band wurde aus den Vorleſungen Baurs hergeſtellt, um zu den Monographieen über das Mittelalter eine Ergänzung zu geben, u. ſo mit der Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts ein Ganzes zu bilden. Er enthält am wenigſten Eigenthümliches, giebt aber eine gute Ueberſicht des bezeichneten Zeitraums.

Schmid, Heinr., Geſchichte des Pietismus. gr. 8. (VI u. 509 S.) Nördlingen 1861, Beck. n. 2 Thlr.

Eine mit Fleiß und verſtändigem Urtheil ausgeführte Darlegung des Spener-Franke'ſchen Pietismus vom Standpunkt der lutheriſchen Kirchenlehre aus.

Geffcken, Johannes, Johann Winckler u. die hamburgiſche Kirche in ſeiner Zeit (1684—1705), nach gleichzeitigen, vornehmlich handſchriftlichen Quellen. Mit dem Bildniß, Facsim. u. Wappen Wincklers. gr. 8. (XII u. 416 S.) Hamburg 1861, Nolte u. Köhler. n. 2 Thlr.

Aus Vorträgen entſtanden, enthält eine der intereſſanteſten Partien aus der Geſchichte des Pietismus, hat durch Vielſeitigkeit allgemeines kirchengeſch. u. kulturgeſch. Intereſſe u. iſt vortrefflich dargeſtellt.

Weingarten, Herm., Pascal als Apologet des Chriſtenthums. Eine kirchengeſchichtl. Studie. gr. 8. (III u. 59 S.) Leipzig 1863, Breitkopf u. Härtel. ⅓ Thlr.

Skizze, den Charakter der pensées nach ihrer urſprünglichen Geſtalt und die Entwicklung Pascals beleuchtend, umſichtig und treffend.

Schwarz, C., Zur Geſchichte der neueſten Theologie. 3. verm. u. umgearb. Aufl. gr. 8. (X u. 512 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 2 Thlr.

2. Aufl. ſ. zweiter Nachtrag S. 17.

Dieſe neueſte Auflage iſt vielfach verändert u. bereichert, namentlich mit Ausführungen über Baur, Rothe, Hofmann, Bunſen, Schenkel, Haſe. Die Auffaſſung iſt dieſelbe geblieben: Eine geiſtreiche Charakteriſtik der gegenwärtigen Theologie vom Standpunkt einer freien modern-rationaliſtiſchen Richtung aus.

Matthes, Karl, Allgemeine kirchliche Chronik. Jahrg. 9 u. 10 (1862 u. 63). br. 8. (à VI u. 160 S.) Altona 1863 u. 64, G. Mayer's Verl. à Jahrg. n. 12 Ngr.

Gute ſtatiſtiſche Ueberſicht der kirchlichen Zuſtände u. Begebenheiten.

Mörikofer, J. C., Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. br. 8. (XIV u. 375 S.) Leipzig 1864, Hirzel. 1½ Thlr.

Eine in einzelnen Zügen reiche Kirchengeſchichte der Schweiz für ein größeres Publikum in ſchlichter klarer Form und mit mildem Urtheil dargelegt. Umfaßt die ganze Zeit von Gründung der erſten chriſtl. Kirche im 3. Jahrh. bis auf die Gegenwart; der Kern des Werkes iſt aber die Reformationszeit. Das Beſtreben des Verfaſſers war, die Thatſachen und Perſonen auszuwählen u. mit Liebe auszuführen, welche neben dem religiöſen ein allgemein geiſtiges u. pſychologiſches Intereſſe darbieten.

Kunſt.

Kunſtblatt, Chriſtliches, für Kirche, Schule u. Haus. Herausgegeben unter Leitung von K. Grüneiſen, K. Schnaaſe u. J. Schnorr von Carolsfeld. 6. u. 7. Jahrg. (1863 u. 1864.) à 12 Nrn. Lex. 8. Stuttgart 1863—64, Ebner u. Seubert. à Jahrg. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Otte, Heinrich, Handbuch der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. 4. umgearb. Auflage mit zahlreichen Holzſchnitten u. andern Abbild. Lief. 1. Lex. 8. (268 S. Mit 3 Stahlſtichen u. 1 Holzſchnitttaf.) Leipzig 1863, T. O. Weigel. n. 2⅔ Thlr.

3. Aufl. ſ. zweiter Nachtrag S. 22.

Mit den Fortſchritten der neueren Forſchungen im Gebiete der Kunſtgeſchichte bereichertes Werk.

Carrière, Mor., Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwicklung u. die Ideale der Menſchheit.

1. Bd. Die Anfänge der Cultur u. das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung u. Kunſt. Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchl. Geiſtes. gr. 8. (XXI u. 569 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Der Verfaſſer wollte urſprünglich als Ergänzung zu ſeiner Aeſthetik eine Philoſophie der Kunſtgeſchichte ſchreiben. Seine Studien darüber führten ihn aber zu einer mehr ins Einzelne gehenden Bearbeitung des geſchichtlichen Stoffes, u. ſo entſtand das vorliegende Werk, welches eine ausführliche Culturgeſchichte mit Berückſichtigung der Kunſt u. Religion geworden iſt. Dieſer erſte Band behandelt den Urſprung u. die Entwicklung der Sprache, des Mythus u. des Cultus, ſchildert hierauf die Bildung der Naturvölker, dann der Chineſen, Aegypter, Semiten, Inder u. Iranier.

Weiſſer, Ludw., Lebensbilder aus dem claſſiſchen Alterthum. Nach antiken Kunſtwerken. Mit erläut. Text von Heinr. Merz u. Herm. Kurz. 6 Lieferungen gr. Fol. (Mit 44 Steintaf. u. 392 S. Text in gr. 8.) Stuttgart 1863—64, Nitzſchke. n. 5 Thlr. 12 Ngr.

Beſonderer Abdruck aus dem Bilderatlas der Weltgeſchichte. Gute Auswahl der Bilder mit ſachgemäßer lebendig geſchriebener Erklärung.

Becker, A. Wolfgang, Kunſt und Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts. Biographien u. Charakteriſtiken. Mit eingedr. Holzſchnitten. Lex. 8. (VII u. 123 S.) Leipzig 1862 u. 63, Seemann. n. 3 Thlr.

—— —— Kunſt und Künſtler des ſiebzehnten Jahrhunderts. Lex. 8. (520 S.) Leipzig 1863 u. 64, Seemann. n. 3⅓ Thlr.

Eine anſprechende Kunſtgeſchichte, auf fleißiger Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten beruhend, mit beſonderer Hervorhebung des biographiſchen Elements.

Schnaaſe, Carl, Geſchichte der bildenden Künſte. VII. Bd. 1. u. 2. Abth. mit 19 u. 31 Holzſchnitten. gr. 8. (XV u. 711 S.) Düſſeldorf 1864, Buddeus. n. 6 Thlr.

Das Mittelalter Italiens. 13. Jahrh.

S. Wegweiſer 3. Aufl. S. 14. Erſter Nachtrag S. 9. Zweiter Nachtrag S. 19 u. fünfter Nachtrag S. 8.

Förſter, Ernſt, Denkmale deutſcher Kunſt. 8. Bd. Imp. 4. Leipzig 1862—1864, T. O. Weigel. n. 16⅔ Thlr.

Inhalt: I. Baukunſt. 25 Tafeln mit 61 S. Text.
II. Bildnerei. 8 Tafeln mit 19 S. Text.
III. Malerei. 17 Tafeln mit 26 S. Text.

S. fünfter Nachtrag S. 8.

Reber, Franz, Die Ruinen Roms u. der Campagna. Mit 55 lithogr. Abbildungen in Tondruck, 4 Plänen, 1 chromolith. Plan Roms u. 72 einzelnen Holzſchnitten. gr. 4. (XV u. 634 S.) Leipzig 1863, T. O. Weigel. n. 24 Thlr.

Sehr ſchöne Abbildungen nach Originalzeichnungen, welche der Herausgeber an Ort u. Stelle gemacht hat u. welche die alten Baudenkmale ſo darſtellen, wie ſie jetzt ſind. Der Text gibt eine Geſchichte der römiſchen Bauten im Allgemeinen u. eine Beſchreibung des Einzelnen, welche zwiſchen trockner wiſſenſchaftlicher Beſtimmung u. äſthetiſcher Betrachtung die Mitte hält. Ein Prachtwerk, welches beſonders Solchen, die in Rom geweſen und v. ihre Erinnerungen durch Bild u. Wort auffriſchen wollen, ſehr zu empfehlen iſt.

Semper, Gottfried. Der Stil in den techniſchen u. tektoniſchen Künſten, oder praktiſche Aeſthetik. Ein Handb. f. Techniker, Künſtler u. Kunſtfreunde. Bd. II. Keramik. Tektonik. Stereotomie. Metallotechnik. Lex. 8. (VI u. 591 S. mit eingedr. Holzſchnitten u. 5 Chromolithogr.) München 1861—1863, Bruckmann. n. 6 Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche die Eigenthümlichkeit des Stils an den einzelnen Kunſtwerken mit Sachkenntniß nachweiſt u. ſowohl praktiſchen Künſtlern als Kunſtkritikern die beſten Dienſte leiſtet. S. fünfter Nachtrag S. 9.

Lübke, Wilh., Geſchichte der Plaſtik v. d. älteſten Zeiten bis auf d. Gegenwart. Mit 231 Holzſchnitten. Lex. 8. (VIII u. 775 S.) Leipzig 1863, Seemann. n. 5⅓ Thlr.

Eine ſehr gute Ueberſicht der verſchiedenen Formen u. Entwicklungsſtufen der Plaſtik, welche nicht nur über das Ganze u. Allgemeine zweckmäßig belehrt, ſondern auch die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten einzelner Kunſtwerke richtig hervorhebt. Treffliche Ausſtattung.

Sighart, J., Geſchichte der bildenden Künſte im Königreich Bayern, von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit vielen Illuſtrationen in Holzſchnitten. Lex. 8. (XII u. 798 S.) München 1862 u. 63, Liter. art. Anſtalt. n. 5 Thlr. 6 Ngr.

Eine Beſchreibung der bayeriſchen Kunſtſchätze u. ihrer Entſtehung, zugleich, wie ſich denken läßt, Verherrlichung der Verdienſte König Ludwigs I. um die Entwicklung der Kunſt.

Haakh, Ad., Beiträge aus Württemberg zur neueren deutſchen Kunſtgeſchichte. Mit einem Portrait Gottlieb Schicks u. 5 Radirungen. Lex. 8. (XVIII u. 386 S.) München 1863, Bruckmann. n. 2⅚ Thlr.

Die erſte Abtheilung enthält kunſtgeſchichtliche Skizzen des Herausgebers 1) über die Kunſtakademie Herzog Karl Eugens. 2) Hiſtorienmaler Ferd. Hartmann u. Gottlieb Schick. 3) Joh. Gotth. Müller der Kupferſtecher. 4) Die königl. Kunſtſchule zu Stuttgart u. die Staatskunſtſammlungen. Die zweite Abtheilung: 1) Briefe Gottlieb Schicks, eines ſehr hoffnungsvollen frühverſtorbenen Malers, aus Rom. 2) Briefe Eberhard Wächters.

Die Briefe von Schick füllen den größten Theil des Bandes von S. 59—310 und ſind reich an intereſſantem Inhalt.

Aus Schinkel's Nachlaß. Reiſetagebücher, Briefe u. Aphorismen. Mitgetheilt von Alfred v. Wolzogen. 3. Bd. gr. 8. (XIX u. 411 S., mit eingedr. Holzſchnitten, 2 Steintaf. u. 1 Tab.) Berlin 1863, Decker. n. 2⅔ Thlr.

Die zwei erſten Bände ſ. 5. Nachtr. S. 9.

Dieſer dritte Band enthält Schinkels Tagebuch über ſeine Reiſe mit Beuth nach Frankreich u. England im J. 1826, ein Stück amtlicher Correſpondenz u. andere kleine Sachen. Alles Mitgetheilte wirklich werthvoll, beſonders das Tagebuch.

Wolzogen, Alfred v., Schinkel als Architekt, Maler u. Kunſtphiloſoph. Ein Vortrag gehalten im Verein für Geſchichte der bild. Künſte zu Breslau. Mit Schinkels Portr. gr. 8. (109 S.) Berlin 1864, Ernſt u. Korn. n. ⅔ Thlr.

Eine gute Charakteriſtik Schinkels.

Teichmanns, Johann Valentin (weil. kgl. preuß. Hofraths), Literariſcher Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelſtedt. gr. 8. (XII u. 466 S.) Stuttgart 1863, J. G. Cotta. 2½ Thlr.

Teichmann, von früher Jugend auf ein begeiſterter Theaterfreund, war von 1815 bis 1856 im Bureau der Generalintendantur des Berliner Hoftheaters beſchäftigt. Aus ſeinen Aufzeichnungen u. den Briefen berühmter Dramatiker, die mit dem Berliner Hoftheater in Verbindung kamen, entſtand eine Geſchichte des königl. Theaters in Berlin von 1740—1840, die ſehr viel Intereſſantes bietet, namentlich aus der Zeit, wo Iffland die Verwaltung leitete. In der Beilage finden wir ein vollſtändiges Verzeichniß der von 1771 bis 1843 auf dem Berliner Theater aufgeführten Stücke, des Perſonals von 1790—1827, u. der von 1790—1810 angekauften Manuſcripte.

Freytag, Guſtav, Die Technik des Dramas. gr. 8. (VIII u. 310 S.) Leipzig 1863, Hirzel. 1½ Thlr.

Iſt zunächſt für jüngere Kunſtgenoſſen beſtimmt, welchen der Verfaſſer einige Handwerksregeln in anſpruchsloſer Form überliefern u. die hauptſächlichſten techniſchen Vorſchriften durch Beiſpiele erläutern will. Zugleich kann aber Jeder, der für dramatiſche Poeſie Sinn u. Verſtändniß hat, vielfache Anregung u. Belehrung aus dieſem Buche ſchöpfen u. die Werke der großen dramatiſchen Dichter von einem Geſichtspunkt aus betrachten lernen, auf den man ſonſt bei der Lectüre weniger zu achten pflegt. Klar u. mit Geiſt geſchrieben.

Ambros, Aug. Wilh., Geſchichte der Muſik. 2 Bde. gr. 8. (I. XX u. 548 S., II. XXVIII u. [illegible] S.) Breslau 1863 u. 64, Leuckart. n. 7 Thlr.

Werk eines gelehrten Muſikkenners, der für dieſe Arbeit gründliche Studien gemacht hat. Ueber Bd. 1 ſ. fünften Nachtrag S. 9. Der 2. Band behandelt die erſten Zeiten chriſtlicher Kunſt, den Gregorianiſchen Kirchengeſang, die Sängerſchule in St. Gallen, Guido v. Arezzo u. deſſen Zeitalter, die Beſtrebungen der Niederländer u. überhaupt das Mittelalter gegen Ende des 15. Jahrh. Die Urtheile des Verfaſſers ſind verſtändig u. mit Beiſpielen belegt, der Styl etwas geſucht geiſtreich u. mit Bildern überladen.

Schlüter, Joſ., Allgemeine Geſchichte der Muſik in überſichtlicher Darſtellung. Lex. 8. (VIII u. 208 S.) Leipzig 1863, Engelmann. 1 Thlr. 12 Ngr.

Beruht auf genauer Bekanntſchaft mit der neuen muſikaliſchen Literatur, iſt allgemein verſtändlich gehalten, gut geordnet u. geſchrieben u. giebt treffende Charakteriſtiken der neueren Komponiſten u. ihrer Leiſtungen.

Kretſchmer, Alb., u. **C. Rohrbach,** Die Trachten der Völker vom Beginn der Geſchichte bis zum 19. Jahrhundert. Imp. 4. mit Chromolithogr. u. Text. Lief. 1—18. Leipzig 1861—64, Bach. à Lief. n. 2⅓ Thlr.

Sehr mannigfaltige Trachtenbilder, zunächſt für die Zwecke des Theaters von dem Intendanten der Berliner Theatergarderobe geſammelt u. mit einem erklärenden Text herausgegeben. Für die Richtigkeit der Bilder u. deren Beſchreibung haben wir keine Bürgſchaft, übrigens entſprechen ſie dem Zwecke u. geben eine Vorſtellung davon, wie die verſchiedenen Stände u. Perſonen vergangener Zeit gekleidet geweſen ſein mögen, u. ſind ein willkommenes Hilfsmittel zur Geſchichte der Moden u. für Herſtellung eines richtigen Theatercoſtüms.

Guhl, Ernſt, Vorträge u. Reden kunſthiſtoriſchen Inhalts. Aus ſeinem Nachlaß. gr. 8. (V u. 144 S.) Berlin 1863, Guttentag. 1 Thlr.

Die einzelnen Vorträge ſind folgende: Das Weſen u. die Beſtimmung der Kunſtakademie. Die Baukunſt u. ihr Zuſammenhang mit ſtaatlicher Entwicklung. Der große Kurfürſt als Begründer u. Friedrich I. als Pfleger der vaterländiſchen Kunſt. Friedrich Wilhelm u. die Kunſt. Das Berliner Schauſpielhaus. Die heil. Familie im Verlaufe der italien. Malerei. Palermo.

Naturwiſſenſchaften.

Allgemeines.

Zeitſchriften und Encyklopädiſches.

Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften. N. F. Jahrg. 1863 u. 1864. 52 Nrn. Lex. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Die früheren Jahrgänge ſ. fünfter Nachtrag. Erhält ſich als eine ſehr zweckmäßige Zeitſchrift, nimmt in den letzten Jahrgängen eine mehr populäre Form an.

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniß u. Naturanſchauung. Herausgeg. von O. Ule u. K. Müller. 12. u. 13. Jahrg. 52 Nrn. mit eingedr. Holzſchnitten. gr. 4. Halle 1863 u. 64. G. Schwetſchke. à Jahrg. n. 3⅓ Thlr.

Hierzu Ergänzungshefte 1—5. gr. 4. Ebend. 1862—1863. à ⅓ Thlr.

S. fünfter Nachtrag S. 10.

Aus der Heimath. Naturwiſſenſchaftliches Volksblatt. Red. A. E. Roßmäßler. Jahrg. 1863 u. 1864. 52 Nrn. mit eingedr. Holzſchnitten. gr. 4. Leipzig, Keil. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Schödler, Friedr., Das Buch der Natur. Die Lehren der Phyſik, Aſtronomie, Chemie ꝛc. umfaſſend. Allen Freunden der Naturwiſſenſchaft ꝛc. gewidmet. 2 Thle. 13. Aufl. gr. 8. (XL u. 445 S., XII u. 561 S.) mit 976 Holzſtichen, 2 Sternkarten, 1 Mondkarte u. 1 geognoſt. Taf. in Farbendruck. Braunſchweig 1864, Vieweg. n. 2⅓ Thlr.

Ein bewährtes, durch immer neue Auflagen mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft gleichen Schritt haltendes Handbuch.

Eine frühere Aufl. ſ. vierter Nachtrag S. 11.

Berlin, N. J., Die Natur. Ein Leſebuch für Schule u. Haus. Nach dem Schwediſchen bearbeitet von Lorenz Tuiſchek. Mit 175 Holzſchnitten. 2. verb. Aufl. 8. (X u. 606 S.) München 1863, Liter.-artiſt. Anſtalt. n. 1 Thlr.

1. Aufl. ſ. fünfter Nachtrag S. 10. Eine ausgezeichnete populäre Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften, trefflich geeignet, Knaben etwa vom 12.—14. Jahre an in dieſelben einzuführen.

Phyſik.

Grove, W. R., Die Wechſelwirkung der phyſiſchen Kräfte. Nach der 3. Aufl. aus dem Engliſchen überſetzt von E. v. Rusdorf. gr. 8. (VII u. 203 S.) Berlin 1863, Springer's Verl. 1 Thlr.

Aus Vorleſungen entſtanden, die der Verfaſſer ſchon im Jahre 1843 im Londoner Inſtitut gehalten hat. Der Zweck des Buchs iſt, die einzelnen phyſikaliſchen Kräfte in ihrem Zuſammenhang darzuſtellen u. den Beweis zu führen, daß jede derſelben in jede andere übergeführt werden kann, indem ſie alle Bewegungsformen der Materie ſind. Durch die vielen beigezogenen Beiſpiele wird das Buch faſt zu einem vollſtändigen Lehrbuch der theoretiſchen Phyſik, das jedoch die gewöhnlichen Erſcheinungen der Experimentalphyſik als bekannt vorausſetzt. Den Freunden der Naturwiſſenſchaft iſt dieſes Werk um ſo mehr zu empfehlen, als uns kein ähnliches kurzes deutſches Buch bekannt iſt; übrigens iſt die Ueberſetzung nachläſſig u. vielfach undeutlich.

Dove, H. W., Die Stürme der gemäßigten Zone, mit beſonderer Rückſicht auf die Stürme des Winters 1862—63. gr. 8. (120 S. mit 1 chromolithogr. Karte.) Berlin 1863, D. Reimer. ¾ Thlr.

Ergebniß ſorgfältiger Beobachtungen in wiſſenſchaftlicher Form dargelegt, aber auch für Dilettanten intereſſant.

Frick, J., Die phyſikaliſche Technik oder Anleitung zur Anſtellung von phyſikaliſchen Verſuchen u. zur Herſtellung von phyſikaliſchen Apparaten mit möglichſt einfachen Mitteln. 3. Aufl. mit 998 Holzſchnitten. gr. 8. (XXIV u. 636 S.) Braunſchweig 1864, Vieweg u. Sohn. n. 2⅚ Thlr.

Ein empfehlenswerthes Hilfsmittel für Lehrer u. zum Selbſtſtudium.

Chemie.

Liebig, Juſtus v., Die Chemie u. deren Anwendung auf Agricultur u. Phyſiologie. 2 Thle. 7. Aufl. gr. 8. Braunſchweig 1862. Vieweg u. Sohn.

Theil 1) Der chemiſche Proceß der Ernährung der Vegetabilien. (XXXV u. 626 S.) n. 3 Thlr.

Theil 2) Die Naturgeſetze des Feldbaues. (XI u. 469 S.) n. 2½ Thr.

Ein Werk von weitgreifender praktiſcher Bedeutung, das die Grundlage der ſcharfen Kriti iſt, welche Liebig neuerlich gegen die herkömmliche Betriebsweiſe der Landwirthſchaft gerichtet hat.

Mineralogie und Geologie.

Kobell, Fr. v., Geſchichte der Mineralogie von 1650—1860. Mit 5 Holzſchnitten u. 1 lithogr. Tafel. gr. 8. (XVI u. 704 S.) München 1864, Lit.-artiſt. Anſtalt. n. 3⅓ Thlr.

Ein Theil der Münchener Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, welche die Aufgab hat, Ergebniſſe wiſſenſchaftl. Forſchung in gemeinverſtändlicher Form darzulegen.

Unger, Fr., Die Urwelt in ihren verſchiedenen Bildungsperioden. Sechszehn landſchaftliche Darſtellungen mit erläuterndem Texte. 3. Aufl. gr. Imp.-Fol. (16 Steintafeln in Tondruck, mit IV u. 16 Blatt Text.) Leipzig 1863, T. O. Weigel. n. 18⅔ Thlr.

Ein Prachtwerk, welches die Ergebniſſe der Paläontologie veranſchaulicht. 1. Aufl. erſter Nachtrag S. 21.

Heer, Oswald, Die Urwelt der Schweiz. (In 12 Lieferungen von 2½— Bogen Text u. 1—2 Tafeln.) Lief. 1 u. 2. Lex. 8. Mit 6 Steindr. u. 3 Holzſchnitttaf. Zürich 1863 u. 1864, Schultheß. à ⅓ Thlr.

Verſuch eines unſerer erſten Paläontologen, die Ergebniſſe ſeiner u. fremder Forſchunge zu populariſiren u. in dem Spiegel der Schweiz ein Bild der Erdentwicklung u. der vorwel lichen Flora u. Fauna darzulegen.

Roßmäßler, E. A., Die Geſchichte der Erde. Eine Darſtellung für ge bildete Leſer u. Leſerinnen. 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 100 in de Text gedr. Illuſtr. in Holzſchn. u. 1 landſchaftl. Anſicht in Holzſchnit Lex. 8. (VIII u. 408 S.) Breslau 1863, Leuckart. n. 1⅔ Thlr.

Eine populäre Geologie. 1. Aufl. ſ. zweiter Nachtrag S. 35.

Stahl, Heinrich, Die Waſſerwelt. Das Leben des Waſſers in allen ſeinen Geſtalten u. Formen in Quell, Strom, See u. Ozean, als Eis, Regen, Niederſchlag ꝛc. Vom Standpunkt der neueſten naturwiſſenſchaftl. Anſchauung. 2. Aufl. Mit 130 Illuſtr., 4 Tondrucken u. 2 Karten. gr. 8. (X u. 276 S.) Leipzig 1861, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Giebt eine für Jedermann faßliche Darſtellung der in der Waſſerwelt waltenden Naturgeſetze.

Quenſtedt, Fr. Aug., Geologiſche Ausflüge in Schwaben. Mit eingedr. Holzſchnitten u. 5 lithogr. u. color. Profiltafeln. gr. 8. (IV u. 377 S.) Tübingen 1864, Laupp. n. 2 Thlr.

Eine Frucht der Ausflüge, welche Profeſſor Quenſtedt in Tübingen mit ſeinen Zuhörern nach geologiſch intereſſanten Gegenden Schwabens zu machen pflegt; kann für ſolche, welche mit ihren Vergnügungsreiſen auch wiſſenſchaftliche Zwecke verbinden wollen, als ſehr belehrendes Reiſehandbuch dienen u. enthält überhaupt werthvolle Beiträge zur Topographie u. Geſchichte der ſchwäbiſchen Alpen und des Schwarzwaldes. Lebendig u. anregend geſchrieben.

Pflanzen- und Thierleben.

Darwin, Charles, Ueber die Entſtehung der Arten im Thier- u. Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vollkommneten Raſſen im Kampfe um's Daſeyn. Nach der 3. engl. Ausgabe u. mit neueren Zuſätzen des Verf. aus dem Engl. überſ. von H. G. Bronn. 2. Aufl. gr. 8. (VIII u. 551 S.) Mit Darwin's Portr. Stuttgart 1863, Schweizerbart. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

1. Aufl. ſ. fünfter Nachtrag S. 12.

Claus, C., Ueber die Grenze des thieriſchen u. pflanzlichen Lebens. gr. 4. (23 S.) Leipzig 1863, Engelmann. ½ Thlr.

Spieß, G. A., Ueber die Grenzen der Naturwiſſenſchaft mit Beziehung auf Darwin's Lehre von der Entſtehung der Arten im Thier- u. Pflanzenreich durch natürl. Züchtung. Feſtrede ꝛc. 8. (31 S.) Frankfurt a. M. 1863, Hermann'ſche Verl. ⅙ Thlr.

Jeſſen, Carl F. W., Botanik der Gegenwart u. Vorzeit in culturhiſtoriſcher Entwicklung. Ein Beitrag zur Geſchichte der abendl. Völker. gr. 8. (XXII u. 495 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 2½ Thlr.

Eine populäre Geſchichte der Botanik, welche in den älteren Partien auf E. Meyers Werk, in den neueren theilweiſe auf eigenen Forſchungen beruht. Das culturhiſtoriſche Element iſt nicht gerade ſo vertreten, wie der Titel erwarten läßt.

Der Thiergarten. Allgemeine deutſche Monatsſchrift für Kunde, Beobachtung, Zucht u. Pflege der Thiere, mit beſonderer Rückſicht auf die Verbeſſerung unſerer bisherigen Hausthiere u. die Heranbildung neuer. Herausgeg. von D. F. Weinland. 1. Jahrg. (1864.) 12 Nrn. mit Holzſchnitt. Lex. 8. Stuttgart 1864, Ebner u. Seubert. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieſe ſchon ſeit mehreren Jahren beſtehende geſchätzte Zeitſchrift erſcheint nun in erweiterter Faſſung u. mit beſonderer Berückſichtigung landwirthſchaftlicher Intereſſen.

Pöſche, Herm., Das Leben der Hausthiere u. ihre Stellung zur Familie, Staat u. Landwirthſchaft. Ein Familienbuch. gr. 8. (VIII u. 591 S.) Mit eingedr. Holzſchnitten u. 19 Holzſchnitttafeln in Tondruck. Glogau 1859—61, Flemming. 4½ Thlr.

Ein auf wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhendes populäres Werk, gut geſchrieben.

Brehm, A. E., u. **E. A. Roßmäßler,** Die Thiere des Waldes. Mit Abbildungen nach der Natur von D. F. Zimmermann. 1—4. Lieferung. Lex. 8. (S. 1—256.) Mit eingedr. Holzſchnitten u. 8 Kupfern. Leipzig u. Heidelberg 1863 u. 1864, C. F. Winter. à Lief. n. 24 Ngr.

(Erſcheint in 10 Lief. à n. 24 Ngr.)

Ein Supplement zu Roßmäßlers Wald, mit Sachkunde u. Geſchmack ausgeführt.

Boner, Charles, Thiere des Waldes. Mit 18 Illuſtr. von G. Hammer in eingedruckten Holzſchn. u. 7 Holzſchnitttaf. Deutſche Ausgabe. gr. 8. (XI u. 225 S.) Leipzig 1862, J. J. Weber. n. 1⅔ Thlr.

Höchſt gelungene Schilderungen aus der Feder eines Jagdvirtuoſen, namentlich die Be ſchreibung des Hirſches u. der Adlerjagd wahre Kabinetsſtücke.

Brehm, A. E., Illuſtrirtes Thierleben. Eine allg. Kunde des Thierlebens Mit Abbildungen nach der Natur in Holzſchn.

1. Bd. (od. Lief. 1—15.) Lex. 8. (XL u. 696 S.) Hildburghauſen 1864, Bibl. Inſtitut. 3⅔ Thlr.
2. Bd. (Lief. 16—23. S. 1—384 z. Zeit unvollendet.) Ebend. 1864. à Lief. ⅙ Thlr.

Populäre Behandlung der Zoologie von einem Manne, der ſein Fach verſteht u. gut ſchreiben weiß. Elegant ausgeſtattet, aber zu theuer für weitere Verbreitung.

Fiſcher, J. G., Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpſychologiſche Skizz 8. (61 S.) Leipzig 1863, Brandſtetter. ⅓ Thlr.

Feine Beobachtungen aus der Feder eines beliebten Dichters, der das Studium der Vog kunde mit Liebhaberei betreibt.

Brendel, Fr. Wilh., Erzählungen aus dem Leben der Thiere. Ein Bu zur Unterhaltung u. Belehrung für Jung u. Alt. 1. Säugethiere. 2. Auf Mit 8 lith. Bildern in Tondruck. gr. 8. (IV u. 350 S.) Glogau 186 Flemming. 1⅙ Thlr.

Stein, Friedr., Ueber die Hauptergebniſſe der neueren Infuſorienforſchunge Ein Vortrag, gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiſerl. Akademie d Wiſſenſchaften am 30. Mai 1863 zu Wien. 8. (29 S.) Wien 186 Gerold's Sohn. n. n. ⅙ Thlr.

Populärer Vortrag eines auf dieſem Gebiete ſehr verdienten Forſchers.

Naturwiſſenſchaftliche Anthropologie.

Lyell, Charles, Das Alter des Menſchengeſchlechts auf der Erde u. der U ſprung der Arten durch Abänderung, nebſt einer Beſchreibung der Eisz in Europa u. Amerika. Nach dem Engl., mit eigenen Zuſätzen u. B merkungen in allgemein verſtändlicher Darſtellung von Louis Büchne

Autoriſ. deutſche Ueberſetzung nach der dritten Aufl. des Originals. Mit zahlr. Holzſchnitten. gr. 8. (S. 1—192 mit 1 Holzſchntafel.) Leipzig 1864, Thomas. n. 1 Thlr.

Werthvolle Unterſuchungen eines berühmten Geologen, zunächſt für Fachmänner, aber zugleich mit Rückſicht auf Dilettanten geſchrieben.

Huxley, Thom. Henry, Zeugniſſe für die Stellung des Menſchen in der Natur. 3 Abhandlungen. Ueber die Naturgeſchichte der menſchenähnlichen Affen. Ueber die Beziehungen des Menſchen zu den nächſt-niederen Thieren. Ueber einige foſſile menſchliche Ueberreſte. Aus dem Engl. überſ. von J. Vict. Carus. Mit Holzſchnitten. gr. 8. (VII u. 178 S.) Braunſchweig 1863, Vieweg u. Sohn. n. 1 Thlr.

Eine auch für ein weiteres Publikum verſtändliche, ſehr angenehm zu leſende anthropologiſche Skizze, mit beſonderer Rückſicht auf die leiblichen Unterſchiede von Menſch und höherem Affen.

Schleiden, M. J., Das Alter des Menſchengeſchlechts, die Entſtehung der Arten u. die Stellung des Menſchen in der Natur. 3 Vorträge für gebildete Laien. gr. 8. (62 S. mit eingedr. Holzſchnitten.) Leipzig 1863, Engelmann. 12 Ngr.

Vogt, Carl, Vorleſungen über den Menſchen, ſeine Stellung in der Schöpfung u. in der Geſchichte der Erde. 2 Bde. gr. 8. (I. VIII u. 298 S. II. XV u. 328 S. mit eingedr. Holzſchn.) Gießen 1863, Ricker. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Verbindet mit der phyſiologiſchen Anthropologie auch die Beziehungen des Menſchen zur Entwicklungsgeſchichte der Erde u. giebt das wiſſenſchaftliche Material in gefälliger Form. Wird leider durch frivole materialiſtiſche u. religionsfeindliche Ausfälle u. Witze, die der Verfaſſer nun einmal nirgends ganz laſſen kann, verunſtaltet.

Perty, Max. Anthropologiſche Vorträge, gehalten im Winter 1862—63 in der Aula zu Bern. gr. 8. (VII u. 321 S.) Leipzig 1863, C. F. Winter. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ergebniß umfaſſender Lectüre, anziehend dargelegt.

Wundt, W., Vorleſungen über die Menſchen- u. Thierſeele. 2 Bde. gr. 8. (I. XIV u. 192 S. II. VIII u. 164 S.) Leipzig 1863, Voß. n. 5 Thlr. 12 Ngr.

Eine ſorgfältige u. reichhaltige Darlegung der phyſiologiſchen Bedingungen, welche die Empfindung vermitteln. Minder gelungen in Verwerthung der Thatſachen u. Geſetze für die Geſammtauffaſſung der Natur u. des Weſens des geiſtigen Lebens.

Ruete, C. G. Th., Ueber die Exiſtenz der Seele vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte. gr. 8. (XI u. 102 S.) Leipzig 1864, Teubner. $^3/_4$ Thlr.

In wiſſenſchaftlicher, doch auch den Laien ganz verſtändlicher Behandlung begründet der Verfaſſer die Behauptung, daß viele Erſcheinungen des Sinnenlebens ſich ohne die Annahme eines geiſtigen Prinzips nicht erklären laſſen.

Piderit, Th., Gehirn u. Geiſt. Entwurf einer phyſiologiſchen Pſychologie. Für denkende Leſer aller Stände. Mit 8 in den Text gedr. Holzſchnitten. 8. (X u. 86 S.) Leipzig 1863, C. F. Winter. n. $^1/_2$ Thlr.

Anſprechende Darlegung eigener u. fremder Beobachtungen über die Funktionen des Gehirns u. ihres Verhältniſſes zur geiſtigen Thätigkeit des Menſchen.

Plagge, Theod., Der Menſch u. ſeine pſychiſche Erhaltung. Hygieniſche Briefe für weitere Leſerkreiſe. 8. (VIII u. 154 S.) Neuwied 1864, Heuſer. n. ⅔ Thlr.

Vierordt, Karl, Grundriß der Phyſiologie des Menſchen. 3. Auflage. Mit 216 eingedruckten Holzſchnitten. Lex. 8. (VIII u. 640 S.) Tübingen 1864, Laupp. n. 2⅚ Thlr.

2. Aufl. ſ. fünfter Nachtrag S. 16. Dieſe neue Auflage hat im Einzelnen manche dankenswerthe Verbeſſerungen u. Erweiterungen erhalten; einige Capitel, wie z. B. die Einleitung in die Phyſiologie der Sinne, die Lehre von den erblichen Eigenſchaften wurden ganz umgearbeitet.

Oeſterlen, Handbuch der mediciniſchen Statiſtik. Erſte Hälfte. Lex. 8. (409 S.) Tübingen 1864, Laupp. n. 2⅔ Thlr.

Hauptſächlich Statiſtik der Verbreitung der verſchiedenen Krankheiten u. der dadurch bedingten Sterblichkeit, aber außerdem eine ſehr reiche Sammlung von Notizen zur ſtatiſtiſchen Kenntniß der Geſundheits- u. Sterblichkeitsverhältniſſe, der Lebensdauer, der Culturzuſtände u. dgl. Das Material iſt mit großer Sorgfalt geſammelt u. geſichtet.

Staatswiſſenſchaften.

Staatslexikon, Das. Encyklopädie der ſämmtlichen Staatswiſſenſchaften für alle Stände. Herausgeg. von K. Rotteck u. K. Welcker. 3. Aufl. Lex. 8. Bd. VII. 787, Bd. VIII. 778, Bd. IX. 795, Bd. X 788 S. (Großbrittanien — Oldenburg.) Leipzig 1861—1864, Brockhaus. à Bd. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Staatswörterbuch, Deutſches. Herausgeg. von J. C. Bluntſchli u. K. Brater. gr. 8. Bd. VII. Thomas Morus — Präſentationsrecht. (782 S.) Bd. VIII. Peel — Rußland. (821 S.) Stuttgart 1863, Expedition. à Bd. n. 3⅓ Thlr.

Staats- u. Geſellſchaftslexikon ꝛc. von Herm. Wagener. Lex. 8. IX.—XV. Band. Berlin 1862—1864, Heinicke. à Bd. n. 3⅓ Thlr.

IX. Bd. Haag — Illuminaten. (810 S.) 1862.
X. „ Illyrien — Kalandsgilden. (816 S.) 1862.
XI. „ Kalckreuth — Lanjuinais. (804 S.) 1862.
XII. „ Lannes — Marmont. (812 S.) 1863.
XIII. „ Marmontel — Münch-Bellinghauſen. (812 S.) 1863.
XIV. „ München — Oeſterreich. (804 S.) 1863.
XV. „ Oeſterr. Erbfolgekrieg — Königin Pomare. (812 S.) 1864.

Geht weit über die Grenzen der Staatswiſſenſchaften hinaus u. wird mehr u. mehr zu einem allgemeinen Converſationslexikon.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. Herausgeg. von den Mitgliedern der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät in Tübingen. 19. u. 20. Jahrg. à 4 Hefte gr. 8. Tübingen 1863—64, Laupp. à Jahrg. n. 4⅚ Thlr.

Dieſe beiden Jahrgänge enthalten u. A. folgende Abhandlungen:

Jahrg. 19. Schmoller, die Lehre vom Einkommen. — Heyd, die italieniſchen Handelscolonien am ſchwarzen Meere. — Roſcher, ein großer Nationalökonom des vierzehnten Jahrhunderts. — Wagner, zur Geſchichte der italieniſchen Bankzettelperiode. — Zachariä, über die Haftverbindlichkeit des Staats aus rechtswidrigen Handlungen oder Unterlaſſungen ſeiner Beamten. — Rumelin, Zur Theorie der Statiſtik.

Jahrg. 20. Kawelin, Einiges über die ruſſiſche Dorfgemeinde. — Heyd, Die italieniſchen Handelscolonien in Aegypten. — Schäffle, Die Concurrenz der Organe des Staatslebens. — Vocke, Beiträge zur Geſchichte der Einkommenſteuer in Bayern. — Rößler, Zur Lehre von der internationalen Arbeitstheilung. — Funk, Die Auffaſſung des Begriffs Polizei im vorigen Jahrhundert. — Schäffle, Die weſteuropäiſche Zollreform u. die Lage der zollvereinsländiſch-öſterreichiſchen Induſtrie.

Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft u. Culturgeſchichte, herausgeg. von J. Faucher u. O. Michaelis. 1. Jahrg. (1863.) 4 Bde. (à 15—18 Bog.) gr. 8. Berlin 1863, Herbig. n. 5⅓ Thlr.

Inhalt:

I. Bd. Michaelis, O., Vom Werth. — Maron, Bevölkerung u. Grundeigenthum in China. — Lette, Sparkaſſenweſen. — Böhmert, Stellung der Hanſeſtädte zu Deutſchland in den letzten 30 Jahren. — Pickford, Die volkswirthſchaftliche Glanzzeit der Niederlande. — Faucher, Die Baumwollennoth.

II. Bd. Michaelis, O., Die Haftungspflicht u. das natürliche Monopol der Eiſenbahnen. — Cohen, Zur Geſchichte des Bankweſens. — Wolff, O., Das Theater u. die Volkswirthſchaft. — Wirth, H. C. Carey, ſeine Verdienſte u. Irrthümer. — Rönne, v., Ueber den Zwangskurs der nordamerikaniſchen Treſorſcheine. — Maron, Das Geſpenſt der Bodenerſchöpfung. — Lette, Der Realcredit u. deſſen Reform. — Faucher, Staats- u. Communalbudget.

III. Bd. Richter, Die preuß. Gewerbeſteuergeſetzgebung. — Braun, Studien über Freizügigkeit. — Michaelis, O., Die öſterr. Bankacte. — Wolff, Wirthſchaftl. Selbſtverwaltung. — Prince-Smith, Patentgeſetzgebung auf Erfindungen. — Soetbeer, Goldwährung u. deutſche Münzverhältniſſe (1. Hälfte).

IV. Bd. Soetbeer, Goldwährung u. deutſche Münzverhältniſſe (2. Hälfte). — Wiß, Hollands Handel u. Induſtrie im Jahre 1862. — Arndt, Auſtralien, ſeine Urbewohner, Straſkolonien u. Heerden. — Michaelis, O., Die Bergbaugeſellſchaft. — Michaelis, O., Ein Rückfall. — Faucher, Die Patentgeſetzentwürfe d. v. d. Bundesverſamml. eingeſetzten Fachmänner-Commiſſion. Geſchichte, Statiſtik u. Volkswirthſchaft. — Prince-Smith, John, Der Markt, eine Skizze.

2. Jahrg. 1864. Ebend. n. 5⅓ Thlr.

I. Bd. Braun, Die Freizügigkeitsgeſetzgebung der Schweiz. — Michaelis, O., Die Differenzialtarife der Eiſenbahnen. — Lette, Spaniens ältere u. neuere volkswirthſchaftl. Zuſtände u. politiſche Verfaſſung. — Faucher, Zur Frage der beſten Heeresverfaſſung. Soetbeer, Der Silberabfluß nach Oſt-Aſien. Die Gutachten der preuß. Handelsvorſtände über die Patentfrage. Vom deutſchen Handelstage.

Eine gehaltvolle Zeitſchrift, welche hauptſächlich die freiere Richtung in der Volkswirthſchaft, namentlich die Grundſätze des Freihandels vertritt.

Deutſche Vierteljahrsſchrift. Jahrg. XXVI u. XXVII. Jährl. 4 Hefte in gr. 8. à 20—25 Bogen. Stuttgart 1863—1864, Cotta. Preis pro Heft n. 1⅔ Thlr.

Neuerlich iſt die Aenderung eingeführt, daß die Verfaſſer ſich nennen.

Der Staat oder die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit. Unentbehrliches populäres Handbuch u. Rathgeber für alle Claſſen u. Berufsſtände d. deutſchen Volks. Von einem Staatsmann a. D. (Dr. Eugen Huhn). 5 Thle. gr. 8. Leipzig 1862—64, Grunow.

Thl. 1. Allgemeine Volkswirthſchaftslehre. (VIII u. 295 S.) 1862. n. 1⅓ Thlr.

Thl. II. Reproduction, Ackerbau, Jagd, Fiſcherei u. Forſtwirthſchaft. (VI u. 268 S.) 1862. n. 1 Thlr. 6 Ngr.
- III. Volkswirthſchaftslehre der Gewerbe u. des Handels. (160 S.) 1862. n. 2 Thlr.
- IV. Finanzwiſſenſchaft. (XII u. 428 S.) 1863. n. 1⅔ Thlr.
- V. Allgemeines u. deutſches Staatsrecht. (594 S.) 1864. n. 2½ Thlr.
- VI. Völkerrecht. (240 S.) 1864. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eine populäre Compilation von verſchiedenem Werthe u. aus verſchiedenen Fachwerken geſchöpft. Der nationalökonomiſche Theil hauptſächlich nach Roſcher bearbeitet. Uebrigens klar geſchrieben und für ſolche, die keine ſelbſtändigen Studien machen können oder wollen, ein recht brauchbares Handbuch.

Fröbel, Jul., Theorie der Politik als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratiſcher Lehrmeinungen.
I. Bd. A. u. d. Titel: Die Forderungen der Gerechtigkeit u. Freiheit im Staate. gr. 8. (XI u. 334 S.) Wien 1861, Gerolds Sohn. n. 2 Thlr.
II. Bd. Die Thatſachen der Natur, der Geſchichte u. der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen u. Beweggründe der Politik. gr. 8. (VIII u. 400 S.) Ebend. 1864. n. 2⅔ Thlr.

Ein Verſuch, die veränderte politiſche Richtung des Verfaſſers auch theoretiſch zu rechtfertigen. Mehr geſchichts-philoſophiſche Betrachtungen, als Entwicklung politiſcher Grundſätze u. praktiſcher Maximen.

Bluntſchli, J. C., Geſchichte des allgemeinen Staatsrechts u. der Politik. gr. 8. (XVI u. 668 S.) München 1864, Lit.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

(Theil der Münchener Geſchichte der Wiſſenſchaften.)

Eine für das größere Publikum geſchriebene Darſtellung der politiſchen Theorien, die ſeit Ende des Mittelalters in Deutſchland entſtanden ſind oder auf deſſen politiſche Anſchauungen eingewirkt haben. Mit Geiſt behandelt.

Stahl, Friedr. Jul., Die gegenwärtigen Parteien in Staat u. Kirche. Neun und zwanzig akademiſche Vorleſungen. gr. 8. (VIII u. 393 S.) Berlin 1863, Hertz. n. 2⅓ Thlr.

Ein Werk, welches Jeder, der über die großen Fragen u. Aufgaben der Zeit ſich genauer unterrichten will, leſen ſollte. Der berühmte Verfaſſer entwickelt in dieſen einſt mit großem Beifall gehaltenen Vorleſungen nicht nur das Programm ſeiner Partei, ſondern ſucht durch wiſſenſchaftliche Darlegung einen Boden zur Verſtändigung im Streit der Parteien zu gewinnen. Die ſchöne Form der Darſtellung erleichtert die Lectüre.

Röder, Karl Dav. Aug., Grundzüge des Naturrechts u. der Rechtsphiloſophie. 2. ganz umgearbeitete Auflage. 2 Abth. gr. 8. I. (XXXIV u. 285 S.) II. (XXII u. 578 S.) Leipzig 1860 u. 63, C. F. Winter. n. 5⅓ Thlr.

Eine philoſophiſche Betrachtung des geſammten Rechts- u. Staatsgebietes, welche auf das reiche Detail des wirklichen Lebens mit Ernſt u. Gründlichkeit eingeht, namentlich die ſtreitigen Gebiete des Staates, der Kirche u. Schule mit Beſonnenheit beſpricht, u. philoſophiſche Schärfe in der Begriffsbeſtimmung mit Einfachheit u. Klarheit des Ausdruckes verbindet. Die philoſophiſche Grundlage iſt die von Ahrens modificirte Krauſe'ſche Philoſophie.

Walter, Ferdinand, Naturrecht u. Politik im Lichte der Gegenwart. gr. 8. (XV u. 608 S.) Bonn 1863, Marcus. n. 3 Thlr.

Auch eine Rechtsphiloſophie, in welcher ein berühmter Veteran der Rechtswiſſenſchaft ſich ſelbſt u. Anderen von dem im Gebiete des Staatslebens Erforſchten u. Erlebten Rechenſchaft giebt. Die Vorausſetzungen, von welchen er ausgeht, ſind nicht ein philoſophiſches Syſtem, ſondern einerſeits die juriſtiſchen Anſchauungen des objectiven Lebens, andererſeits der katholiſch-kirchliche Standpunkt, welchen er auch hier wie in ſeinen übrigen Schriften mit anerkennenswerthem Freimuth vertritt. Eine Eigenthümlichkeit ſeiner Auffaſſung iſt es, daß er zuweilen das ſittliche u. rechtliche Gebiet vermiſcht.

Deutſche Rechtsſprichwörter, unter Mitwirkung der Profeſſoren J. C. Bluntſchli u. K. Maurer geſammelt u. erklärt von Ed. Graf u. Mathias Diether. Lex. 8. (XVI u. 606 S.) Nördlingen 1864, Beck. n. $3^1/_3$ Thlr.

Ein von der hiſtoriſchen Commiſſion in München ſeit 6 Jahren vorbereitetes Werk, das nicht nur wiſſenſchaftlichen Werth, ſondern auch populäre Geltung beanſprucht u. intereſſante Beiträge zur deutſchen Sitten- u. Rechtsgeſchichte giebt. Ein alphabetiſches Regiſter erleichtert den Gebrauch.

Volkswirthſchaft.

Roſcher, W., Syſtem der Volkswirthſchaft. 1. Bd. Die Grundlagen der Nationalökonomie. 5. verm. u. verb. Aufl. gr. 8. (XIII u. 596 S.) Stuttgart 1864, Cotta. n. 3 Thlr.

(1. u. 2. Auflage ſ. zweiter Nachtrag S. 43 u. dritter Nachtrag S. 21.)

Nimmt unter den deutſchen Werken über die Nationalökonomie immer noch die erſte Stelle ein.

Mill, John, Stuart, Grundſätze der politiſchen Oekonomie nebſt einigen Anwendungen auf die Geſellſchaftswiſſenſchaft. Aus der 5. Auflage des Originals in's Deutſche überſ. v. Ad. Soetbeer. 2. deutſche Ausgabe. Lex. 8. (XXIV u. 734 S.) Hamburg 1864, Perthes, Beſſer u. Mauke. n. $4^2/_3$ Thlr.

(1. Aufl. ſ. erſter Nachtrag S. 24.)

Das Werk eines der erſten Nationalökonomen, in dem eine Fülle geſchichtlichen Stoffes mit philoſophiſchem Geiſte verarbeitet iſt. Die neue Auflage iſt weſentlich bereichert.

Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwiſſenſchaft, deutſch mit Autoriſation des Verfaſſers unter Mitwirkung von Dr. Huberwald herausgeg. von Dr. C. Adler. Mit einem Vorwort von Max Wirth. (In 3 Bdn.) I. Bd. gr. 8. (LVI u. 619 S. mit 1 Steintaf.) II. u. III. Bd. gr. 8. XLVIII u. 1330 S.) München 1863 u. 1864, Fleiſchmann. Sep.-Cto. à Bd. n. $3^1/_3$ Thlr.

Wichtiges Werk eines berühmten nordamerikaniſchen Nationalökonomen, welcher eigenthümliche Ideen über den Gang der landwirthſchaftlichen u. induſtriellen Cultur entwickelt, indem er den Fortſchritt nicht durch die günſtigen Verhältniſſe, ſondern durch den Kampf mit Hinderniſſen u. durch Steigerung der Bedürfniſſe bedingt glaubt. Der Verfaſſer weiß für ſeine Anſichten die ganze Culturgeſchichte auszubeuten u. wirkt dadurch ungemein belehrend. Auch über Rententheorie hat er eigenthümliche Gedanken entwickelt.

Rösler, Hermann, Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre. Ein Lehrbuch für Studirende u. für Gebildete aller Stände. gr. 8. (XIV u. 609 S.) Roſtock 1864, Stiller. n. 3 Thlr.

Eine klare lichtvolle Darſtellung, mit vorzugsweiſe gelungenen theoretiſchen Ausführungen.

Wachenhuſen, Otto, Die Volkswirthſchaftslehre. Für das deutſche Volk. gr. 8. (VIII u. 290 S.) Leipzig 1863, O. Wigand. 27 Ngr.

Eine geiſtreiche u. wirklich populäre Bearbeitung des Stoffes, vom Standpunkte der Handels- u. Gewerbefreiheit.

Rentzſch, Herm., Der Staat u. die Volkswirthſchaft. Eine Parallele zwiſchen den leitenden Grundſätzen der beſtehenden Geſetzgebungen u. den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthſchaftslehre. gr. 8. (VIII u. 268 S.) Leipzig 1863, G. Mayer. n. 1 Thlr.

Eine gute populäre Beſprechung der Hauptfragen, mit verſtändigem Urtheil u. Nachweiſung, in wiefern die Geſetzgebungen den Anforderungen der Zeit noch nicht überall entſprechen, u. auf welche Weiſe einer größeren Freiheit in den beſtehenden Staatseinrichtungen Raum geſchafft werden könnte.

Emminghaus, Arwed, Die ſchweizeriſche Volkswirthſchaft. 2 Bde.
Bd. I. Die Landwirthſchaft u. Induſtrie der Schweiz. gr. 8. (XIX u. 308 S.) Leipzig (Altona) 1860, G. Mayer. n. 1⅓ Thlr.
Bd. II. Der ſchweizeriſche Handel u. die Güteranwendung in der Schweiz. gr. 8. (VIII u. 389 S.) Ebend. 1862. n. 1⅓ Thlr.

Eine treffliche Orientirung über die ſchweizeriſchen Verhältniſſe u. die Urſachen der Blüthe des Handels u. der Induſtrie in der Schweiz.

Emminghaus, A., Entwicklung, Kriſis u. Zukunft des deutſchen Zollvereins. gr. 8. (IV u. 111 S.) Leipzig 1863, O. Wigand. ½ Thlr.

Guter Ueberblick über die Geſchichte des Zollvereins, Nachweiſung ſeiner volkswirthſchaftlichen u. finanziellen Ergebniſſe, Kritik ſeiner Verfaſſung u. Vorſchläge für eine Reform deſſelben, welche d. Verf. nur von einer deutſchen Centralgewalt erwartet, die im Stande wäre, auch widerſpenſtige Vereinsglieder zum Gehorſam zu zwingen. Eine ſehr empfehlenswerthe Schrift.

Schulze-Delitzſch, H., Vorſchuß- u. Creditvereine als Volksbanken. Praktiſche Anweiſung zu deren Gründung u. Einrichtung. 3. völlig umgearb. Aufl. 8. (VIII u. 260 S. mit 1 Tab.) Leipzig 1862, Keil. 1 Thlr.

Die Hauptſchrift des bekannten Agitators für Hebung des Arbeiterſtandes. Klar, überzeugend u. praktiſch dargelegt, was zu thun ſei.

Schulze-Delitzſch, H., Die arbeitenden Klaſſen u. das Aſſociationsweſen in Deutſchland als Programm zu einem deutſchen Congreß. 2. Aufl. gr. 8. (VIII u. 113 S.) Leipzig 1863, G. Mayer. ½ Thlr.

Schulze-Delitzſch, H., Jahresbericht für 1861. Ueber die auf Selbſthilfe gegründeten deutſchen Erwerbs- u. Wirthſchaftsgenoſſenſchaften. Im Auftrage des Congreſſes deutſcher Volkswirthe. gr. 8. (79 S. mit 2 Tab.) Leipzig 1862, G. Mayer. n. ½ Thlr.

——— ——— ——— für 1862. gr. 4. (III u. 64 S.) Ebend. 1863. n. ½ Thlr.

Dieſe beiden Schriften enthalten die weitere Darlegung der Grundſätze u. der leitenden Gedanken bei ſeinen Beſtrebungen, u. Bericht von den bisherigen Erfolgen.

Pfeiffer, Ed., Ueber Genoſſenſchaftsweſen. Was iſt der Arbeiterſtand in der heutigen Geſellſchaft? Und was kann er werden? gr. 8. (IV u. 247 S.) Leipzig 1863, O. Wigand. ¾ Thlr.

Eine intereſſante Schrift, welche die Bedeutung der Frage hervorhebt u. im Einzelnen nachweiſt, was durch Genoſſenſchaften in England u. Norddeutſchland ſchon geleiſtet iſt u. wie viel noch geleiſtet werden kann.

Ketteler, W. E. v. (Biſchof in Mainz), Die Arbeiterfrage u. das Chriſtenthum. 1—3. Aufl. gr. 8. (III u. 212 S.) Mainz 1864, Kirchheim. ½ Thlr.

Eine eindringliche Mahnung im Namen der Kirche, die Verhältniſſe des Arbeiterſtandes zu verbeſſern durch Gewährung eines entſprechenden Antheils am Arbeitsgewinn. Der Verf. wendet ſich an das allgemein chriſtliche Bewußtſein, daß die Arbeiter nicht als Sklaven, ſondern als gleichberechtigte Brüder zu betrachten ſeien, u. macht ſehr beachtenswerthe praktiſche Vorſchläge.

Schäffle, A., Bourgeois- u. Arbeiter-Nationalökonomie mit beſonderer Rückſicht auf Kapitalprofit, Kredit u. Productionsgenoſſenſchaft. Aus Anlaß von Laſalle's „Oekonom. Julian" u. der ſonſtigen neueren Literatur über die Arbeiterfrage. (Deutſche Vierteljahrsſchrift. Juniheft 1864. S. 245—358.)

Dieſer Aufſatz behandelt einige Hauptfragen in eingehender Weiſe u. giebt zugleich eine Ueberſicht über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit für das größere Publikum.

Kries, K. G., Die engliſche Armenpflege. Herausgeg. von Karl Freiherr v. Richthofen. gr. 8. (XII u. 382 S.) Berlin 1863, Hertz. n. 2 Thlr.

Das nachgelaſſene Werk eines verdienten Nationalökonomen, welcher ſich das Studium der Armenverhältniſſe zur beſondern Aufgabe gemacht hat.

Weber, M. M. v., Die Schule des Eiſenbahnweſens. Kurzer Abriß der Geſchichte, Technik, Adminiſtration u. Statiſtik der Eiſenbahnen. Mit 97 in den Text gedr. Abbildungen in Holzſchnitten. 2. verm. u. verb. Aufl. 8. (XVI u. 334 S.) Leipzig 1862, Weber. n. 1⅓ Thlr.

Ein gutes Werk nicht nur für Eiſenbahnbeamte, ſondern für Alle, die ſich aus nationalökonomiſchem Geſichtspunkte für das Eiſenbahnweſen intereſſiren.

Dornfeld, J., Der rationelle Weinbau u. die Weinbereitungslehre, mit einem Anhang über den Einfluß der climatiſchen Verhältniſſe auf den Weinbau 2c. Lex. 8. (XVI u. 172 S.) Heilbronn 1864, Scheurlen. n. 1½ Thlr.

Für Weinbergsbeſitzer u. Alle, die einen guten Wein im eigenen Keller haben wollen, ein zuverläſſiger Berather. Der Verf. iſt einer der erſten Weinzüchter in Süddeutſchland.

Länder- und Völkerkunde.

Erdbeſchreibung.

Allgemeines.

Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Herausgeg. von W. Koner. Berlin, D. Reimer. 2 Bde. jährl. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Das Ausland. Red. von O. F. Peſchel. Jahrg. mit 52 Nrn. Stuttgart. Cotta. n. 9⅓ Thlr.

Petermann's Mittheilungen aus Juſtus Perthes geogr. Anſtalt. 12 Hefte in 4. Gotha. à n. 4 Thlr. pr. Jahrg.

Globus. Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- u. Völkerkunde. Chronik der Reiſen u. geographiſche Zeitung. In Verbindung mit Fachmännern u. Künſtlern herausgeg. von K. Andree. 12 Lief. gr. 4. jährl. (mit eingedr. Holzſchnitten.) Hildburghauſen 1863—64, Bibliogr. Inſtitut. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Während die Berliner Zeitſchrift für Erdkunde u. Petermanns Mittheilungen ihre Aufgabe in wiſſenſchaftlicher Berichterſtattung ſehen, ſind das Ausland u. der Globus für unterhaltende Belehrung des gebildeten Publikums berechnet. Das Ausland, eine längſt bewährte Zeitſchrift, beſchränkt ſich auf Originalartikel u. nichtdeutſche Länder, der Globus hat außer Originalartikeln auch Auszüge aus Zeitſchriften u. Reiſewerken u. zieht auch das deutſche Vaterland in den Kreis ſeiner Berichterſtattung. Die Redaktion trifft eine ſehr zweckmäßige Auswahl u. ſorgt für anſprechende Darſtellung. Ein weiterer Vorzug des Globus beſteht in den hübſchen Illuſtrationen u. dem billigen Preiſe.

Stein, Chr. G. D. u. Ferd. **Hörſchelmann,** Handbuch der Geographie u. Statiſtik. 7. Aufl. Neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von J. E. Wappäus. gr. 8. Leipzig, Hinrichs.

1. Bd. (Lief. 10 u. 11.) Mittel- u. Südamerika von J. E. Wappäus. Lief. 3. 4. (S. 225—528.) 1862—63. 1 Thlr.

2. Bd. (Lief. 6.) Vorderindien, Turan u. Iran von J. G. Brauer. (S. 593—768.) 1863. 22 Ngr. Lief. 7. Osmaniſches Reich von J. G. Brauer. (S. 769—864.) 1863. 12 Ngr.

3. Bd. Lief. 3. Europa. Dänemark, Schweden u. Norwegen von C. F. Friſch. (S. 373—528.) 1863. ⅔ Thlr. Lief. 4. 5. Das britiſche Reich von E. G. Ravenſtein. — Das Königreich der Niederlande von M. M. v. Baumhauer. (S. 531—862.) 1863. 1⅓ Thlr. 2. Abth. Lief. 6: Spanien u. Portugal von M. Willkomm. (272 S.) 1863. 1 Thlr. 4 Ngr.

4. Bd. Lief. 5. 6. 7. Preußen u. die deutſchen Mittel- u. Kleinſtaaten von H. Frz. Brachelli. (S. 193—944.) 1863. 3⅓ Thlr.

Weitaus das vollſtändigſte Werk über Geographie, das ſich jetzt dem Abſchluſſe nähert.

Klöden, G. A. v., Handbuch der Erdkunde. 3. Bd. Aſien, Auſtralien, Afrika u. Amerika. gr. 8. (XII u. 895 S.) Berlin 1862, Weidmann. n. 3 Thlr.

Dieſes Werk, das in den früheren Nachträgen des Wegweiſers, zuletzt im fünften S. 20, beurtheilt wurde, iſt hiermit abgeſchloſſen.

Ritter, Karl, Europa. Vorleſungen an der Univerſität zu Berlin gehalten. Herausgeg. von H. A. Daniel. gr. 8. (VIII u. 420 S.) Berlin 1863, G. Reimer. 1⅔ Thlr.

Giebt zunächſt eine Ueberſicht über den organiſchen Zuſammenhang Europas, ſodann eine Charakteriſtik der einzelnen großen Theile; Kaukaſus u. Ural, die Alpen, ſowie die ſüdlichen Halbinſeln Spanien u. Italien ſind mit beſonderer Vorliebe behandelt.

Zu- u. Abnahme der vornehmſten europäiſchen Staaten. Ein Verſuch. gr. 8. (IV u. 79 S.) Leipzig 1863, G. Mayer. n. 12 Ngr.

Eine für Zeitungsleſer u. Geſchichtsfreunde ſehr willkommene Ueberſicht, welche über Größe u. Einwohnerzahl, die allmählige Entſtehung u. das Wachsthum der europ. Staaten, über Zeit u. Umſtände, unter denen die verſchiedenen Theile des Ganzen zuſammengekommen ſind, befriedigende Auskunft giebt. Die Arbeit iſt mit Sorgfalt u. Geſchick gemacht.

Reiſebeſchreibungen.

Müller, Karl, Cook der Weltumſegler. Leben, Reiſen u. Ende des Kapitäns James Cook, insbeſondere Schilderung ſeiner drei großen Entdeckungsfahrten. Nebſt einem Blick auf die heut. Zuſtände der Südſee Inſelwelt. Mit 120 Abbildungen u. 5 Tondruckbildern. gr. 8. (XXI u. 280 S.) Leipzig 1863, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Eine willkommene, mit Sachkenntniß u. Geſchmack ausgeführte Erzählung der Cook'ſchen Reiſen, geeignet an die Stelle der früheren Campe'ſchen Bearbeitung zu treten.

Heine, W., Eine Weltreiſe um die nördlichen Hemiſphären, in Verbindung mit der oſtaſiatiſchen Expedition in den Jahren 1860—61. 2 Thle. gr. 8. (XXII u. 593 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Reiſebriefe an die Kölniſche u. Augsburger Allg. Zeitung, etwas weitſchweifig u. dabei gar zu tagebuchartig, doch theilweiſe ſachlich intereſſant.

Werner, Reinhold, Die preußiſche Expedition nach China, Japan u. Siam in den Jahren 1860—62. Reiſebriefe. Mit 7 Abbildungen in Holzſchnitten u. 1 Karte. 2 Thle. gr. 8. (XXVI u. 615 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 3⅔ Thlr.

Ein ſehr anſprechender unterhaltender Bericht aus der Feder eines erfahrenen, viel gereiſten Seemanns, der ſcharf zu beobachten u. gut zu ſchreiben verſteht.

Spieß, G., Die preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien während der Jahre 1860—62. Reiſeſkizzen aus Japan, China, Siam u. der indiſchen Inſelwelt. Mit 8 Tonbildern, mehrer. Portrait-Tabl., ſowie zahlreichen in d. Text gedruckt. Illuſtr. Lex. 8. (X u. 428 S.) Leipzig (Berlin) 1864, Spamer. n. 3 Thlr.

Eine friſch u. lebendig geſchriebene Reiſebeſchreibung in eleganter Ausſtattung u. mit reichlichen Illuſtrationen.

Maron, Herm., Japan u. China. Reiſeſkizzen, entworfen während der preußiſchen Expedition nach Oſtaſien. 2 Bde. 8. (526 S. mit 1 Holzſchnitt.) Berlin 1863, Janke. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer hatte die Aufgabe, über landwirthſchaftliche u. nationalökonomiſche Verhältniſſe Beobachtungen zu machen. Das, was er hier giebt, iſt nicht ſein offizieller Bericht, auch keine eigentliche Reiſebeſchreibung, ſondern freie Darlegung der auf der Reiſe gewonnenen Anſchauungen. Es ſind zwölf Aufſätze, wovon 6 über Japan u. 6 über China handeln. Dieſelben ſind mit nicht gewöhnlichem Talent u. Geiſt geſchrieben u. gehören zu den werthvollſten Mittheilungen über die genannten Länder.

Kreyher, J. (ehemal. Schiffsprediger), Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien in den Jahren 1859—62. Reiſebilder aus Japan, China u. Siam. 8. (XVI u. 428 S.) Hamburg, 1863, Agentur des r. Hauſes. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eine Ergänzung des vorigen Werkes, mit beſonderer Rückſicht auf die religiös-ſittlichen Verhältniſſe geſchrieben. Enthält übrigens nichts weſentlich Neues u. ſteht dem Berichte des Lieut. Werner in Form wie im Gehalt nach.

Brugſch, Heinr., Reiſe der königl. preußiſchen Geſandtſchaft nach Perſien 1860—61. 2 Bde. Mit 41 (eingedr.) Holzſchnitten u. 8 Lithochrom. u. 1 Karte. Lex. 8. (I. XIV u. 418 S. II. X u. 516 S.) Leipzig 1862—63, Hinrichs Verl. n. 6⅔ Thlr.

Gewährt manchen intereſſanten Aufſchluß über Land u. Leute, namentlich über die Kreiſe der höheren Geſellſchaft u. beſtätigt frühere Nachrichten über den tiefen moraliſchen u. politiſchen Verfall der Perſer. Sehr elegante Ausſtattung.

Etzel, Anton v., u. Herm. **Wagner,** Reiſen in den Steppen u. Hochgebirgen Sibiriens u. den angrenzenden Ländern. Nach Aufzeichnungen von T. W. Atkinſon, A. Th. v. Middendorf, G. Radde u. A. Mit 129 in den Text gedruckten Abbildungen u. 5 Tondruckbildern. gr. 8. (XII u. 352 S.) Leipzig 1864, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Ein ſehr intereſſantes, an geſchichtlichem, geographiſchem u. ethnographiſchem Stoff reiches u. unterhaltend geſchriebenes Buch.

Kremer, Alfred v., Aegypten. Forſchungen über Land u. Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. 2 Thle. Nebſt einer Karte von Aegypten. gr. 8. (I. XXX u. 266 S. II. 336 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Eine gute Schilderung des Landes nach eigener Anſchauung u. den Berichten anderer neuerer Reiſenden.

Maltzan, Heinr. Frhr. v., Drei Jahre im Nordweſten von Afrika. Reiſen in Algerien u. Marokko. 4 Bde. 8. (XXX u. 1217 S.) Leipzig 1863, Dürr'ſche Buchh. 4 Thlr.

Intereſſanter Reiſebericht eines gebildeten Touriſten, der die Reiſe unternahm, um Volk u. Alterthümer dieſer Gegenden kennen zu lernen, u. in dieſer Reiſebeſchreibung ein möglichſt getreues Charakterbild der Völker des nordweſtlichen Afrikas entwerfen, auf die zahlreichen Denkmale vergangener Cultur aufmerkſam machen u. ſie zur Anſchauung bringen u. zugleich ſeine Leſer gut unterhalten wollte, was ihm Alles ganz gut gelungen iſt.

Munzinger, Werner, Oſtafrikaniſche Studien. Mit 1 Karte von Nord-Abyſſinien u. den Ländern am Mareb, Barka u. Anſeba. gr. 8. (VIII u. 581 S.) Schaffhauſen 1863, Hurter. n. 3 Thlr. 18 Sgr.

Giebt die Reſultate eines längeren Aufenthalts in früher faſt gar nicht bekannten Gegenden Afrika's.

Entdeckungsreiſen, die neueſten, an der Weſtküſte Afrika's. Mit beſonderer Berückſicht. d. Reiſen, Abenth., Handels- u. Jagdzüge v. P. B. du Chaillu im äquatorialen Afrika, ſo wie von L. Magyar u. C. J. Anderſſon. Bearbeitet von Herm. Wagner. Mit über 100 Abbildungen, 5 Tonbildern u. 2 Karten. gr. 8. (XII u. 288 S.) Leipzig 1863, Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Eine gut redigirte Zuſammenfaſſung der drei intereſſanteſten neueren Reiſen in das weſtliche Innere Afrika. Die Einleitung giebt auch über die übrigen neuen Reiſen in dieſen Gegenden Auskunft.

Speke, John Hanning, Die Entdeckung der Nilquellen. Reiſetagebuch reichen Holzſchnitten. 2 Bde. gr. 8. (XIX u. 348, 349 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 6 Thlr.

Beſchreibung einer Reiſe, welche das Ergebniß geliefert hat, daß der weiße Fluß wirklich aus dem Ukerewe See heraus komme. Die übrige Ausbeute iſt gerade nicht ſehr reichlich, u. ſteht dem Barth'ſchen Reiſewerk an Gehalt bedeutend nach.

Hartmann, Rob., Reiſe des Freiherrn Adalbert v. Barnim durch Nordoſt-Afrika in den Jahren 1859—60. Mit Abbildungen u. Karten. Imp. 4. (XVI u. 773 S. Mit 2 Holzſchn., 3 Steintaf. u. 3 Karten.) Berlin 1863, G. Reimer. n. 10 Thlr.

(Mit Atlas von 24 Tafeln n. 24 Thlr.)

Eine anſprechende Reiſebeſchreibung, welche das Ergebniß aufmerkſamer Beobachtung enthält. Die Reiſe erſtreckte ſich bis an die Südgrenze der ägyptiſchen Statthalterſchaft. Prächtige Ausſtattung, daher der hohe Preis des Buches.

Reiſe ſeiner Hoheit des Herzogs Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha nach Aegypten u. d. Ländern der Habab, Mensa u. Bogos. Mit 20 Zeichnungen nach der Natur, 4 Photographien u. zwei Karten. qu. gr. Fol. (V u. 78 S. Fol.) Leipzig 1864, Arnold. n. 32 Thlr.

Ein Prachtwerk mit reichen Illuſtrationen. Der Text mit Reiſebericht u. glänzenden Naturſchilderungen größtentheils vom Herzog ſelbſt geſchrieben, theilweiſe auch den Tagebüchern der Frau Herzogin entnommen.

Woyſch, Otto, Mittheilungen über das ſociale u. kirchliche Leben in der Republik Uruguay. gr. 8. (IV u. 111 S.) Berlin 1864, Hertz. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, früher Prediger der deutſch-evangeliſchen Gemeinde in Montevideo, giebt hier als Ergebniß ſeiner Beobachtungen eine belebte farbenreiche Schilderung des dortigen Lebens. Das Buch empfiehlt ſich durch ſeine Darſtellung zur Lectüre u. giebt für etwaige Auswanderungspläne manche werthvolle Notiz.

Scherzer, Karl v., Aus dem Natur- u. Völkerleben im tropiſchen Amerika. Skizzenbuch. gr. 8. (V u. 380 S.) Leipzig 1864, G. Wigand. 2 Thlr.

Central-Amerika. Weſtindien.

Der tropiſche Urwald. Die Feuerberge. Die Indianerſtämme. Die Ruinenſtätten. Polit.-ſociale Verhältniſſe. Handel u. Emigration.

Der letzte Kazike von Haiti. Ein ſchwarzer Kaiſer u. ſein Hof. Bunte Bilder aus Havana.

Hochſtetter, Ferd. v., Neu-Seeland. Mit 2 Karten, 6 Farbenſtahlſtichen, 9 großen Holzſchn. u. 89 in den Text gedruckten Holzſchn. Lex. 8. (XX u. 556 S.) Stuttgart 1863, Cotta. n. 7 Thlr.

Der Verfaſſer, welcher zum Behuf einer geognoſtiſchen Unterſuchung einige Zeit auf Neu-Seeland lebte u. nicht nur von den engliſchen Anſiedlern, ſondern auch von den Eingebornen Maoris freundlich aufgenommen wurde, u. letztere näher kennen lernte, ſchildert das Land u. ſeine Bewohner auf anziehende Weiſe. Ein nicht nur ethnographiſch werthvolles, ſondern auch unterhaltendes Buch, luxuriös ausgeſtattet.

Barth, Heinr., Reiſe durch das Innere der europäiſchen Türkei von Rustſchuk über Philippopel, Rilo (Monaſtir), Bitolia u. den theſſaliſchen Olymp nach Saloniki im Herbſt 1862. Mit 2 Karten, 4 lithogr. Anſichten u. 8 Holzſchn. gr. 8. (IV u. 232 S.) Berlin 1864, D. Reimer. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Vogt, Carl, Nordfahrt entlang der norwegiſchen Küſte nach dem Nordkap, den Inſeln Jan Mayen u. Island auf dem Schooner Joachim Heinrich, unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von Dr. Georg Berna. Mit einem wiſſenſchaftlichen Anhang, 3 Karten u. 50 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von Haſſelhorſt. Lex. 8. (XV u. 429 S.) Frankfurt a/M. 1864, Jügel's Sort. n. 5 Thlr.

Ausgezeichneter Bericht einer auf Privatkoſten aus Liebhaberei unternommenen Reiſe. Die wiſſenſchaftliche Ausbeute iſt unbedeutend.

Geſchichte.

Allgemeine Geſchichte.

Hiſtoriſche Zeitſchrift, herausgeg. v. Heinrich v. Sybel. 8—11. Bd. (Jahrg. 1862, 3. u. 4. Heft. 1863, 1—4. Heft. 1864, 1. u. 2. Heft.) gr. 8. München, Lit.-artiſt. Anſtalt. à Jahrg. (in 4 Heften) n. 7 Thlr.

Bd. 8. Reimann, Zur türkiſchen Geſchichte. — Neumann, Die Ioniſchen Inſeln unter engl. Herrſchaft. — Liebrecht, Zur Geſchichte Belgiens. — Pauli, Oliver Cromwell. — Büdinger, Das Königreich beider Sicilien. — Ullmann, Zur Beurtheilung Heinrichs II.

Bd. 9. Droyſen, Die Erhebung der Geſchichte zum Rang einer Wiſſenſchaft. — Bernhardi, Der Feldzug von 1812. — [illegible], Reſultate der Beſchäftigung mit den italieniſchen Stadtchroniken. — [illegible], Spanien gegenüber der franz. Revolution. — [illegible], Der gegenwärtige Stand der Geſchichtſchreibung in Portugal. — [illegible], Werth der Politik des Epaminondas f. Griechenland. — Noorden, Ausgang des Miniſteriums Pitt im J. 1801. — Wattenbach, Die Germaniſirung der öſtlichen Grenzmarken des deutſchen Reiches.

Bd. 10. [illegible], Niederlage der Athen vor Delphi. — G. Voigt, Johannes Capiſtrano. — Oncken, Perikles u. Thukydides. — H. Baumgarten, [illegible] — Sybel, Kaiſer Leopold II.

Bd. 11. Nitzſch, Römiſche u. deutſche Geſchichtſchreibung. [illegible], Geſchichte der europäiſchen Politik in den Jahren 1814 u. 1815. — Pauli, Die Entdeckungen Bergenroths in Simancas. — Reimann, Die polniſche Königswahl von 1573. — W. Maurenbrecher, Don Carlos. — O. Lorenz, Kaiſer Friedrich II. — Aegidi, Der amerik. [illegible] — Hinſchius, Die germaniſchen Volksrechte.

Raumer, Friedr. v., Hiſtoriſches Taſchenbuch. 4. Folge. 3. Jahrg. 8. (V u. 424 S.) Leipzig 1862, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

—— —— 4. Folge. 4. Jahrg. 8. (V u. 436 S.) Ebend. 1863. n. 2⅔ Thlr.

Jahrg. III. W. v. [illegible], Deutſche Königswahlen. — Jak. Falke, Deutſche Gaſtlichkeit. — Heinr. [illegible], Skizzen des häuslichen u. öffentl. Lebens der Römer im Alterthum. — A. Kuhn, Die Urzeit der Indogermanen. Das Blücher-Denkmal in Roſtock u. Goethe's Theilnahme an dieſem Werke.

Jahrg. IV. J. v. [illegible], Fürſt [illegible]. — Fr. Löher, Untergang der Bauern- u. Herren-Freiheit in Holland. — Jak. Falke, Die irrende Ritterſchaft. — [illegible] 1770—1830. — Fr. v. Raumer

Becker, K. F., Weltgeſchichte. Achte neu bearb. bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausg. Herausgeg. von Adolf Schmidt, mit der Fortſetzung v. Eduard Arnd. gr. 8. 18 Bde. (nun vollſtändig). Berlin 1860—63, Duncker u. Humblot. n. 12 Thlr.

(Neu hinzugekommen Bd. 8—13 u. Bd. 18.)

Bd. 8: Mittlere Geſchichte (IV u. 332 S.). Bd. 9—13: Neuere Geſchichte von A. Schmidt (9: IV, 380. 10: VI, 466. 11: VI, 440. 12: V, 410. 13: VIII, 400 S.). Bd. 18: Neueſte Geſchichte. (VII u. 636 S.).

Die Becker'ſche Weltgeſchichte iſt hiermit in neuer, dem gegenwärtigen Stand der Wiſſenſchaft entſprechender Geſtalt vollendet. Die gelungenſte Partie iſt die neuere Geſchichte vom Herausgeber.

Weber, Georg, Allgemeine Weltgeſchichte, mit beſonderer Berückſichtigung des Geiſtes- und Culturlebens der Völker bearbeitet ꝛc.

4. Bd. Geſchichte des römiſchen Kaiſerreichs, d. Völkerwanderung u. d. neuen Staatenbild. 2. Hälfte. gr. 8. (VIII u. 417—832 S.) Leipzig 1863, Engelmann. 1 Thlr.

5. Bd. Geſchichte des Mittelalters. gr. 8. (XVI u. 765 S.) Ebend. 1864. 2 Thlr.

Ein immerhin ſolides Werk, bei dem ſich jedoch der Mangel an ſelbſtändiger Durcharbeitung einzelner Partien nicht ſelten fühlbar macht. S. fünfter Nachtr. S. 22.

Dittmar, Heinrich, Die Geſchichte der Welt vor u. nach Chriſtus ꝛc. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargeſtellt. Neue Geſammtausgabe in 6 Bdn. gr. 8. (2.—4. Aufl.) Heidelberg 1860—62, K. Winter. n. 10 Thlr. 24 Ngr.

(1. Bd. 4. Aufl. IV, 611. 2. Bd. 4. Aufl. IV, 584. 3. Bd. 3. Aufl. IV, 698. 4. Bd. 3. Aufl. IV, 560. 5. Bd. 2. Aufl. IV, 816. 6. Bd. 2. Aufl. VIII, 775 S.)

—— —— Namen- u. Sachregiſter dazu von K. A. v. Schmitz-Aurbach. gr. 8. (208 S.) Ebend. 1864. n. ⅓ Thlr.

S. Wegw. 3. Aufl. S. 46 u. erſter Nachtr. S. 31.

Iſt wegen ſeiner zweckmäßigen Anordnung beſonders als Hilfsmittel für Lehrer beliebt.

Menzel, Wolfgang, Allgemeine Weltgeſchichte von Anfang bis jetzt. 12 Bde. 8. Stuttgart 1862—63, Krabbe. 10 Thlr. 24 Ngr.

(1. VIII, 487. 2. VI, 421. 3. VIII, 520. 4. VIII, 496. 5. VIII, 548. 6. VIII, 488. 7. VIII, 458. 8. VIII, 375. 9. VIII, 412. 10. VI, 474. 11. VI, 471. 12. VIII, 471 S.)

Dieſe Weltgeſchichte iſt kein Handbuch zum Nachſchlagen, auch nicht dazu geeignet, die Grundlagen der geſchichtlichen Kenntniß mitzutheilen, wohl aber eine anziehende Lectüre, da ein geiſtreicher vielbeleſener Mann ſeine Anſichten über den Weltlauf darlegt. Die beſten Partien ſind immerhin die von dem Verf. ſchon früher bearbeiteten der deutſchen Geſchichte u. der neueſten Geſchichte von der franz. Revolution an.

Bd. I. Die Geſchichte des Alterthums. gr. 8. (XI u. 760 S.) Köln 1861, Du Mont-Schauberg. n. 2⅔ Thlr.

Bd. II. Die Geſchichte des Mittelalters. (VIII u. 643 S.) Ebend. 1862. n. 2 Thlr.

Bd. III. Die Geſchichte der neueren Zeit. (VII u. 802 S.) Ebend. 1864. n. 2⅔ Thlr.

Eine gut ausgewählte Sammlung aus unſeren beſten deutſchen Geſchichtſchreibern. Ein Theil der Stücke iſt von dem Herausgeber [illegible] u. ergänzt, ſoweit es der Zweck des Zuſammenhangs u. die [illegible] erforderte, [illegible] [illegible] Auswahl u. [illegible] durch Rückſicht auf katholiſche Leſer [illegible]. Ein neuer Band, der [illegible] die letzten 50 Jahre umfaſſen, ſoll demnächſt die Sammlung abſchließen.

Sybel, Heinrich von, Kleine hiſtoriſche Schriften. gr. 8. (VII u. 551 S.) München 1863, Liter.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Inhalt: 1) Politiſches u. ſociales Verhalten der erſten Chriſten. 1857.
2) Die Deutſchen bei ihrem Eintritt in die Geſchichte. 1863.
3) Prinz Eugen von Savoyen. 1861.
4) Katharina II. von Rußland. 1859.
5) Graf Joſeph von Maiſtre. 1859.
6) Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. 1860.
7) Ueber den Stand der neueren deutſchen Geſchichtſchreibung. 1856.
8) Die chriſtlich-germaniſche Staatslehre. 1851.
9) Ueber den zweiten Kreuzzug. 1845.
10) Edmund Burke u. Irland. 1847.
11) Ueber die Entwicklung der abſoluten Monarchie in Preußen. 1863.

Zum erſtenmal gedruckt ſind Nr. 1 u. 2, Nr. 9 u. 10 [illegible]. Sehr anziehende hiſtoriſche Aufſätze, durch ihre ſchöne Form auch zum Vorleſen paſſend.

Alte Geſchichte.

Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums. 1. Bd. 3. verm. u. verb. Auflage. gr. 8. (V u. 531 S.) Berlin 1863, Duncker u. Humblot. n. 4 Thlr.

Vielfach erweiterte u. mit den neueren Fortſchritten der Wiſſenſchaft bereicherte Auflage eines Werkes, das ſchon in ſeinen früheren Auflagen als die beſte Zuſammenſtellung der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe anerkannt war u. ſich vermöge ſeiner Darſtellung zur Lectüre eignet.

Spiegel, Friedr., Eran. Das Land zwiſchen dem Indus u. Tigris. Beiträge zur Kenntniß des Landes u. ſeiner Geſchichte. gr. 8. (X u. 384 S.) Berlin 1863, Dümmlers Verl. n. 2 Thlr.

[illegible] Beiträge, welche früher im Ausland [illegible], hier geſammelt u. mit Erweiterungen abgedruckt worden ſind. Der Verfaſſer, [illegible], behandelt darin die Lage des Landes u. deſſen Bevölkerung, [illegible] zu den Indern u. Semiten, dann die Zuſammenſtellung der Eranier, die Regierung des Darius u. die [illegible] Stellung des alten Eran.

Ewald, Heinr., Geſchichte des Volkes Iſrael. 1. Bd. 3. Ausg. gr. 8. (VIII u. 608 S.) Göttingen 1864, Dieterich. n. 2 Thlr. 16 Ngr.

[illegible] auch nicht unbedeutend erweiterte Auflage.

Flügel, Guſtav, Geſchichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad. 2. verm. u. verb. Aufl. gr. 8. (X u. 418 S.) Leipzig 1864. Bänſch. 1 Thlr. 24 Ngr.

(Erſter Band von: „Aus alter u. neuer Zeit“, einer Geſchichtsbibliothek für Leſer aller Stände.)

[illegible]

Hertzberg, G. F., Die aſiatiſchen Feldzüge Alexanders des Großen. Nach den Quellen dargeſtellt. 8. (XII u. 112 S.) Halle 1863, Buchhandl. des Waiſenhauſes. 1 Thlr.

Theil der Jugendbibliothek des griechiſchen u. deutſchen Alterthums [illegible]. Eine gute populäre Darſtellung, [illegible]

Becker, W. A., Gallus, oder römiſche Scenen aus der Zeit Auguſts. Zur genaueren Kenntniß des römiſchen Privatlebens. 3 Thle. 3. Aufl. verm. Ausg. von Prof. Wilh. Rein. Mit 2 lithogr. Tafeln u. 27 Holzſchnitten. gr. 8. (XXXIX u. 1030 S.) Leipzig 1863, F. Fleiſcher. 5⅓ Thlr.

Siehe Wegw. 1. Folge, S. 15.

Die neue Auflage iſt weſentlich bereichert, aber die gelehrten Anmerkungen hätten mehr u. mehr [illegible]

Wagner, Wilh., Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung u. Verfall des Weltreichs der Römer. Bearbeitet für Freunde des claſſiſchen Alterthums, insbeſondere die deutſche Jugend. 3 Bde. mit zahlreichen Tonbildern u. Holzſchn. nebſt mehreren Karten. gr. 8. (1. XII u. 318. 2. VI u. 391. 3. VI u. 420 S.) Leipzig 1861—63. Spamer. à Bd. n. 1½ Thlr.

Eine ſehr [illegible] Darſtellung der römiſchen Geſchichte u. Alterthümer. [illegible]

Friedländer, Ludwig, Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms in der Zeit von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine. 2. Thl. gr. 8. (XI u. 198 S.) Leipzig 1864, Hirzel. 2⅔ Thlr.

1. Thl. [illegible] S. 24.

Enthält eine ausführliche Schilderung der Art des Reiſens u. des Theaterweſens.

Stahr, Ad., Tiberius. gr. 8. (VIII u. 332 S.) Berlin 1863, Guttentag. n. 2 Thlr.

Verſuch einer Ehrenrettung des von Tacitus übel beleumdeten Kaiſers. Gut geſchrieben, aber ohne neue geſchichtliche Reſultate. Der Verf. trifft in ſeiner Auffaſſung vollſtändig zuſammen mit der neuen Kaiſergeſchichte des Engländers Merivale.

Curtius, Ernſt, Göttinger Feſtreden. 8. (V u. 251 S.) Berlin 1864, Hertz. 1 Thlr. 12 Ngr.

1) Der Wettkampf. 2) Das Mittleramt der Philologie. 3) Der Weltgang der griechiſchen Cultur. 4) Wort u. Schrift. 5) Die Bedingungen

einer glücklichen Staatslehre. 6. Die Idee der Unſterblichkeit bei den Alten. 7. Das alte u. neue Griechenland. 8. Die Freundſchaft im Alterthum. 9. Die Kunſt der Hellenen. 10. Zum Andenken Schillers.

[illegible] Betrachtungen eines [illegible] Alterthumskenners.

Mittelalter.

Wietersheim, Ed. v., Geſchichte der Völkerwanderung. 4. Bd. (XII u. 500 S. mit 2 Karten.) Leipzig 1864, T. O. Weigel. n. 2⅔ Thlr.

(Das Werk iſt mit dieſem Band abgeſchloſſen. cplt. n. 11⅔ Thlr.)

S. unſern Anzeiger S. 21 u. früheren Nachtrag S. 23.

Pallmann, Reinhold, Die Geſchichte der Völkerwanderung von der Gothenbekehrung bis zum Tode Alarichs, nach den Quellen dargeſtellt. gr. 8. (XV u. 332 S.) Gotha 1864, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

[illegible]

Döllinger, Joh. Joſ. Ign., Die Papſtfabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeſchichte. gr. 8. (VI u. 159 S.) München 1863, Literar.-artiſt. Anſtalt. n. 22 Ngr.

[illegible]

Hartmann, Jul., Frauenſpiegel aus dem deutſchen Alterthum u. Mittelalter. Mit einem Anhang, enthaltend Briefe u. Dichtungen deutſcher Frauen des Mittelalters. 8. (VIII u. 171 S.) Stuttgart 1863, Kröner. n. 24 Ngr.

[illegible] näher zu bringen.

Neuere Geſchichte.

Gfrörer, Aug. Friedr., Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Thl. Maria Thereſia. gr. 8. (VIII u. 721 S.) Schaffhauſen 1862, Hurter. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die beiden erſten Thle. ſ. frühere Nachtr. S. 23.

[illegible] Bild der [illegible] u. Perſönlichkeit der Kaiſerin.

Schultheß, H., Europäiſcher Geſchichtskalender. III. Jahrg. 1862. gr. 8. (IV u. 442 S.) Nördlingen 1863, Beck. n. 1⅓ Thlr.

—— —— IV. Jahrg. 1863 v. Jan. — März 1864. gr. 8. (IV u. 540 S.) Ebend. 1864. n. 1⅓ Thlr.

S. unſern Anzeiger S. 24. [illegible]

Geſchichte mit gut ausgewählten Aktenſtücken. Mit dem Jahre 1863 veranlaßte das [illegible] den deutſch-däniſchen Krieg im ganzen Verlauf zu geben. Die Fortſetzung in das Jahr 1864 bringen bis zur Eröffnung der Londoner Conferenz.

Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenſtücke zur Geſchichte der Gegenwart. In fortlauf. monatl. Heften herausgeg. v. Lud. K. Aegidi u. Alf. Klauhold. Jahrg. 1863 u. 64. à 12 Hefte Lex.-8. Hamburg, O. Meiſſner. à Jahrg. n. 5 Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 26.

Eine ſehr werthvolle Sammlung, bei der nur zu bedauern iſt, daß ſie vom Publikum bisher nicht genug unterſtützt wird.

Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſationslexikon. 66—68. Heft. Lex.-8. Leipzig 1862—64, Brockhaus. à Heft 6 Ngr.

S. zweiter Nachtrag S. 26.

Jahrg. 1863. Polen. Ungarn ſeit 1849. Politiſche Lebensbilder aus Dänemark. Das [illegible] Preußen ſeit 1848. Hannover unter Georg V.

Jahrg. 1863. Oeſterreichs Finanzen [illegible]. Preußen ſeit Abſchluß des Staatsgrundgeſetzes bis zur Gründung der Gegenwart. Art. 2 u. 3. Die deutſche Politik ſeit der Wiederherſtellung des Bundestags. Art. 2 u. 3. Innere u. äußere Geſchichte Dänemarks vom März 1848 bis Juli 1850. Die Zollvereinsfrage.

Jahrg. 1864. Oeſterreich in den Jahren 1852—62. Art. 1. Preußen. Art. 4. [illegible], das Land u. ſeine Bewohner. Art. 1 u. 2. Der Krieg der Weſtmächte gegen China. Art. 1. Die deutſche Politik. Art. 4.

Biographien: J. G. [illegible] v. [illegible]. J. L. Uhland. Horace Vernet. Rud. Virchow. J. W. [illegible]. Victor Emanuel. H. Martineau. W. H. Riehl. Rud. v. Bennigſen. John Bright. F. K. v. Savigny. [illegible]. Charles Darwin. Rud. Gneiſt. F. W. v. Zaſtrow. Karl [illegible]. [illegible]. A. J. [illegible]. [illegible]. C. Vogt. Otto v. Bismarck-Schönhauſen.

Arnd, W., Geſchichte der Jahre 1848 bis 1860. Abdruck aus Becker's Weltgeſchichte 8. Aufl. gr. 8. (III u. 295 S.) Berlin 1863, Duncker u. Humblot. n. 1 Thlr.

Gute verſtändige Darſtellung der Ereigniſſe vom liberalen Standpunkte aus.

Hardegg, J. v., (Generallieutenant,) Vorleſungen über Kriegsgeſchichte. III. Thl. Neuzeit mit Einſchluß des Zeit. von [illegible] 1790—1860. Mit 30 eingedr. Fig. u. 9 Beilagen. gr. 8. (XVIII u. 656 S.) Darmſtadt 1862, Zernin. n. 3½ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 23.

Eine ziemlich vollſtändige, gemeinfaßlich ausgeführte Geſchichte des geſammten Kriegsweſens, mit Berückſichtigung der entſcheidenden Perſönlichkeiten, hervorragender Erfindungen u. Umwälzungen bei den verſchiedenen Heeren [illegible].

Beer, A., Allgemeine Geſchichte des Welthandels. I.—III. Abth. 1. Hälfte. gr. 8. (1: XX, 277. 2: X, 517. 3: VIII, 401 S.) Wien 1860—64, Braumüller's Verl. n. 6 Thlr.

Eine auf umfänglicher [illegible] Zuſammenſtellung der dürftigen Notizen, die uns über den Handelsverkehr früherer Zeiten [illegible] haben. Geht bis zur Zeit der franz. Revolution. Eine dritte Abtheilung ſoll den Reſt behandeln.

Deutſchland und die Schweiz.

Geographie, Statiſtik u. Reiſehandbücher.

Berghaus, Heinrich, Deutſchland ſeit 100 Jahren ꝛc. 2. Abthlg. A. u. d. Tit.: Deutſchland vor fünfzig Jahren. 3. Bd. (Schluß.) gr. 8. (IV u. 456 S.) Leipzig 1862, Voigt u. Günther. n. 2⅔ Thlr.

[illegible] S. [illegible] u. fünfter Nachtr. S. 27.

Viebahn, Georg v., Statiſtik des zollvereinten u. nördlichen Deutſchlands ꝛc. 2. Thl. Bevölkerung, Bergbau, Bodenkultur. Lex. 8. (XVI u. 1038 S.) Berlin 1862, G. Reimer. n. 4⅔ Thlr.

Eine umfaſſende, auf amtliche Erhebungen geſtützte Arbeit. (Erſter Theil ſ. [illegible] Nachtrag S. [illegible])

Franz, Adolf, Oeſterreich, Preußen, Deutſchland u. die Schweiz. Handbuch der Statiſtik nach den neueſten u. beſten Quellen. Lex. 8. (XVI u. 806 S.) Breslau 1864, Kern. n. 3⅓ Thlr.

[illegible] Sammlung mit [illegible] Erläuterungen. [illegible]

Bavaria. Landes- u. Volkskunde des Königreichs Bayern. 2. Band 1. Abthlg.: Oberpfalz u. Regensburg. Mit 1 Trachtenbild u. 2 Karten. Lex. 8. (XII u. 720 S.) München 1863, Lit.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr.

2. Abthlg.: Schwaben u. Neuburg. S. 721—1187.

3. Bd. 1. Abthlg.: Oberfranken, bis S. 576 oder Lief. 27. München 1864. Die Lief. à 10 Ngr., die Abthlg. eines Bandes je 2 Thlr.

[illegible] S. a. fünften Nachtrag S. 27.

Das Königreich Württemberg. Eine Beſchreibung von Land, Volk u. Staat. Herausg. vom königl. ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau. Lex. 8. (XVI u. 1001 S., mit 1 Tab. u. 1 Karte.) Stuttgart 1863, Lindemann. n. 3 Thlr. 16 Ngr.

[illegible]

Böhmen. Land u. Volk. Geſchildert von mehreren Fachgelehrten. Mit 1 die Sprachgrenzen bezeichnenden Karte von Böhmen. 8. (XV u. 756 S.) Prag 1863, Kober. n. 2 Thlr. 1 Ngr.

Baedeker, K., Deutſchland nebſt Theilen der angrenzenden Länder ꝛc. Handbuch für Reiſende.

1. Theil: Oesterreich, Süd- u. West-Deutschland. 11. verb. Aufl. 8. Mit 2 Uebersichtskarten, 12 Specialkarten u. 28 Plänen. (XVI u. 486 S.) Coblenz 1864, Bädeker. n. 2 Thlr.

2. Theil: Mittel- u. Nord-Deutschland, mit 7 Karten u. 20 Plänen. 11. Aufl. 8. (VIII u. 281 S.) Ebend. 1864. n. 1⅓ Thlr.

Bädeker, K., Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. Schwarzwald, Vogesen, Haardt, Odenwald, Taunus, Eifel, Siebengebirge, Nahe, Lahn, Mosel, Ahr, Wupper u. Ruhr. Handbuch f. Reisende. Mit 6 Karten, 13 Plänen u. 12 Ansichten. 13. Aufl. 8. (XXVI u. 358 S.) Coblenz 1864, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Bernhard, Jul., Reisehandbuch durch Württemberg u. die angrenzenden Landestheile. 8. (616 S.) Stuttgart 1863, Mauger. n. 2 Thlr. 16½ Ngr.

Eine ausführliche, an topographischen u. statistischen Notizen reiche Beschreibung von Württemberg, die zugleich als geographisches Handbuch benutzt werden kann.

Schwerdt, H. u. Alex. **Ziegler,** Neuestes Reisehandbuch für Thüringen. Mit 6 Karten u. 3 Stadtplänen, 18 Illustrationen u. 3 Gebirgspanoramen. 8. (XVIII u. 771 S.) Hildburghausen 1864, Bibliographisches Institut. 2 Thlr.

Ausführliche Rundreise-, topographische u. historische Schilderung. [illegible] als der nächste Zweck eines Reisehandbuches erfordert. [illegible] Darstellung nach dem Muster des im demselben Verlage erschienenen Reisehandbuchs über die Schweiz.

Pröhle, Heinrich, Wegweiser durch den Harz. Mit 1 Uebersichts- u. 1 Reisenkarte. gr. 16. (XII u. 131 S.) Hildburghausen 1864, Bibliogr. Institut. n. ½ Thlr.

Die Arbeit eines mit Land u. Volk sehr vertrauten Verfassers.

Kohl, J. G., Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser u. zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe u. Ems. 2 Thle. 8. (X u. 761 S.) Bremen 1864, J. Kühtmann u. Comp. n. 2⅔ Thlr.

Sehr anziehende, mit geschichtlichen u. naturwissenschaftlichen Bemerkungen durchwebte Schilderung von Land u. Leuten.

Hallier, Ernst, Nordseestudien. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten u. 8 lith. Tafeln. gr. 8. (VIII u. 336 S.) Hamburg 1863, O. Meissner. 1⅔ Thlr.

Reisebriefe mit [illegible] Naturschilderung [illegible] wissenschaftliche Beobachtungen in [illegible] Form. Sie gewähren eine [illegible] u. der Insel Helgoland.

Meier, Herm., Die Nordseeinsel Borkum. Ein Handbuch für Reisende u. Badegäste. Mit 1 Karte d. Insel. 8. (VIII u. 168 S.) Leipzig 1863, Weber. n. ⅔ Thlr.

Fontane, Theod., Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 2 Bde. gr. 8. (XI u. 475 S., V u. 518 S.) Berlin 1862 u. 1863, Hertz. n. 4 Thlr.

Der Verfasser weiß die verborgenen Reize [illegible] als in alter u. langweilig verrufenen [illegible] Kunst zur Geltung zu bringen.

Banck, Otto v., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur u. Leben in d Alpenwelt. 2 Bde. 8. (XVI u. 521 S.) Leipzig 1863, Schlick n. 2⅓ Thlr.

Eine [illegible] Reisebeschreibung, welche uns vom Bodensee ins Engadin, nach Mera Venedig, an den Gardasee, nach Tyrol u. ins bairische Hochland führt. Der Verfasser ze Vorliebe für [illegible] Betrachtungen, stellt Vergleichungen zwischen Nord- u. Sü Hochland an u. sucht hier zu vermitteln.

Ruthner, Ant. v., Aus den Tauern. Berg- u. Gletscherreisen in d österreichischen Hochalpen. Mit 6 Abbildungen in Farbendruck u. 1 Gebirg karte. gr. 8. (XVIII u. 414 S.) Wien 1864, Gerolds Sohn. n. 1 Th

Der Verfasser, ein leidenschaftlicher Bergfreund, der schon mehrere Gipfel seines heimat lichen Alpenlandes zuerst erstiegen, hat hier die schon früher veröffentlichten Berichte seiner Be [illegible] gesammelt u. einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Die Beschreibung [illegible] durch [illegible] Bilder u. dient als nützliche Anleitung für Solche, die dem Verfasser auf Berge folgen wollen.

Wildenhahn, August, Reisebriefe. 8. (V u. 281 S.) Leipzig, 186 Gebhardt u. Reisland. 27 Ngr.

[illegible] — Spaziergang auf's [illegible] — [illegible] Briefe an die zurückgebliebene Frau, in welchen der Verfasser seine Reiseeindrücke [illegible] Beobachtungen mittheilt.

Die Schweiz.

Bädeker, K., Die Schweiz nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalie Savoyen u. Tirol. Mit 15 Karten, 7 Plänen, 6 Panoramen u. 2 Sta ansichten. 10. verm. u. verb. Auflage. 8. (LIV u. 458 S.) Cobl 1864, Bädeker. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Eine wesentlich verbesserte, auch in der Ausstattung bereicherte Auflage des belieb Reisehandbuchs, das von Solchen, die Gelegenheit zur Vergleichung hatten, selbst dem [illegible] später erschienenen von Berlepsch vorgezogen wird. Man findet Bädeker in den Detail als die Topographie, in Angabe der Wege, [illegible] u. [illegible] sicherer u. bestimmter u. mehr geeig den Reisenden [illegible] zu [illegible]. In dieser neuen Ausgabe sind manche Routen neu [illegible], andere ergänzt u. berichtigt, unter den artistischen Beilagen sind namentlich die [illegible] Panoramen des Rigikulm u. des Montblanc rühmend anzuerkennen.

Berlepsch, Herm., Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Neue (verm. Aufl. Mit 16 Karten, 6 Städteplänen, 9 Gebirgspanoramen 21 Illustrationen. 8. (LX u. 682 S.) Hildburghausen 1864, Biblio Instit. n. 2 Thlr.

3. Ausgabe von 1861 mit einigen Nachträgen vermehrt, aber k neuer Druck.

Unterscheidet sich von Bädeker durch glänzendere Ausstattung, durch Beschreibung au bisher weniger bekannter u. besuchter Wege u. Gegenden, durch eine schwungvollere Na schilderung, durch Angabe der [illegible] jeder Oertlichkeit.

Berlepsch, Herm., Wegweiser durch die Schweiz. Mit 1 Uebersich karte u. 1 Routenkarte. gr. 16. (VIII u. 190 S.) Hildburghau 1864, Bibl. Inst. ⅔ Thlr.

Ein gedrängter Auszug des Reisehandbuchs für Solche, die schnell reisen u. auf die wichtigsten Punkte sich beschränken wollen.

Tſchudi, Iwan. Schweizerführer. Reiſetaſchenbuch für die Schweiz u. ſ. w. 5. Aufl. mit Ueberſichtskarte, 4 Plänen u. 9 Gebirgspanoramen. (XXI u. 372 S.) St. Gallen 1864, Scheitlin u. Zollikofer. gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

(Berichtigt u. ergänzt bis Juli 1864.)

Das [illegible] u. am wenigſten Raum einnehmende Reiſehandbuch, in ſeinen Angaben, die ſich auf das [illegible] beſchränken, ſehr zuverläſſig. Im Punkte der Anordnung weicht es von den andern Büchern darin ab, daß es ſich an die politiſche Eintheilung nach Kantonen hält, [illegible] auf die zu nehmenden Routen.

Roth, Abrah., Finſteraarhornfahrt. Mit 1 Abbildung u. Karte. 8. (III u. 112 S.) Berlin 1863, Springer's Verl. n. ⅔ Thlr.

Roth, Abraham u. Edm. v. **Fellenberg.** Doldenhorn u. Weiße Frau. Zum erſtenmal erſtiegen u. geſchildert. Mit 11 Farbendruckbildern, 4 Abbildungen in Holzſchnitt u. 1 Karte im Maaßſtab von 1:50,000, nach J. R. Stengel. Lex. 8. (87 S.) Koblenz 1863, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Zwei geübte Bergſteiger erzählen ihre unter mancherlei Abenteuern u. Gefahren ausgeführten Thaten. Sehr elegante [illegible] Ausſtattung.

Theobald, G., Naturbilder aus den rhätiſchen Alpen. Ein Führer durch Graubünden. 2. verm. u. verb. Aufl. mit 48 Anſichten u. 1 Kärtchen. 8. (XII u. 280 S.) Chur 1863, Hitz. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Mehr als die erſte Auflage [illegible] Reiſenden, welche größere Wanderungen in Graubünden machen wollen, ſehr zu empfehlen.

Oſenbrüggen, Ed., Culturhiſtoriſche Bilder aus der Schweiz. 8. (VIII u. 184 S.) Leipzig 1862, [illegible]. ⅚ Thlr.

1) [illegible] — [illegible]. 2) [illegible]. 3) Glarus. 4) Zug. 5) Das [illegible]. 6) Das [illegible]. 7) Die [illegible].

Oſenbrüggen, Ed., Neue culturhiſtoriſche Bilder aus der Schweiz. 8. (IV u. 210 S.) Leipzig 1864, [illegible]. ⅚ Thlr.

1) Das [illegible]. 2) Schwyz. 3) [illegible]. 4) Der [illegible] u. das [illegible]. 5) [illegible]. 6) [illegible]. 7) Solothurn.

Intereſſante Beobachtungen u. Schilderungen eines Norddeutſchen, der ſeit vielen Jahren als Profeſſor des Criminalrechts in Zürich lebt.

Deutſchland.

Geſchichte. Allgemeines.

Deutſche Nationalbibliothek. Volksthümliche Bilder u. Erzählungen aus Deutſchlands Vergangenheit u. Gegenwart. Herausgegeben von Ferd. **Schmidt.** gr. 8. Berlin 1862—64, [illegible].

6. Kaiſer Heinrich IV. Von K. A. **Mayer.** (XXVIII u. 306 S. m. Portr.) 27 Ngr.
7. Luther. Ein deutſches Heldenleben von W. **Schottmüller.** (XVII u. 270 S. mit Portr.) 27 Ngr.
8. Aus der Zeit des ſiebenjährigen Kriegs ꝛc. von Joſ. **Kutzen.** (XXIV u. 263 S. Mit 7 Kärtchen u. Portr.) 27 Ngr.

9) Die Hanſa als deutſche See- u. Handelsmacht, von Johann **Falke.** (XVI u. 190 S.) 18 Ngr.

10) [illegible] Geſchichten, von Wilh. **Wachsmuth.** (XXX u. 254 S. mit Portr.) 27 Ngr.

11) Die Völkerſchlacht bei Leipzig, von Heinr. **Wuttke.** (228 mit 1 Karte.) ⅔ Thlr.

12) Kaiſer Maximilian I., von K. **Klüpfel.** (202 S.) ⅔ Thlr.

9—12 ſ. [illegible] Nachtrag S. 29, 30. Das Unternehmen hat nicht den gehofften [illegible] gefunden und wird deshalb mit [illegible] Reihe abgeſchloſſen. Die [illegible] bis Nr. 10 fortgeſetzt.

Gieſebrecht, Wilh., Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. I. u. II. 3. Aufl. Mit 1 Karte u. 1 Kunſtbeil. gr. 8. (XXXVI u. 881, XIV 691 S.) Braunſchweig 1863, Schwetſchke u. Sohn. n. 6 Thlr 11

Vielfach in Form u. Inhalt verbeſſerte Auflage, doch ohne weſentliche Aenderung. [illegible] S. 30 u. dritten Nachtr. S. 19, ſowie fünften Nachtr. S. 31.

Wolf, Adam, Deutſche Geſchichte. 4. Bd. gr. 8. (S. 1—800, cf. 22—31.) (Von Kaiſer Karl V. bis Matthias.) Braunſchweig 18 Weſtermann. n. 2⅓ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 30.

Eine der beſten Bearbeitungen der deutſchen Geſchichte. Es iſt daher ſehr zu bedau daß ſie, wir wiſſen nicht ob aus Mangel an Abſatz oder wegen perſönlicher Verhinderung Verfaſſers, in Stocken gerathen zu ſein ſcheint. [illegible] 32, die in Kurze erſcheint, wird das [illegible]

Deutſche Geſchichten. In der Kinderſtube erzählt von der lieben Großmut Herausgeg. unter Mitwirk. von Carl Vogel. 2 Bdchn. gr. 8. Lei 1863, Spamer. à n. ½ Thlr.

Bd. 1. Von Hermann dem Befreier bis zu den Kreuzzügen. Mit 170 bildungen u. 2 Tonbild. (XV u. 136 S.)

Bd. 2. Von den Hohenſtaufen-Kaiſern bis zu Ende des Mittelalters. 150 Abbild. u. 2 Tonbild. (VI u. 202 S.)

Ein gelungener Verſuch, die deutſche Geſchichte für Kinder von etwa 8—12 Jahr [illegible]

Streckfuß, Ad., Das deutſche Volk. Deutſche Geſchichte in Wort u. ein [illegible] Hausbuch f. Leſer aller Stände. Mit mehr als 200 Illu tionen in Holzſchnitt. 9. Aufl. in 4. (VIII u. 878 S.) Berlin 18 Brigl. n. 5 Thlr.

Eine beliebte populäre, in lebhaftem Feuilletonſtyl geſchriebene Darſtellung der deu [illegible]. Die gar zu reichlichen Illuſtrationen überſchreiten oft die Grenzen des Darſtellb

Roth, Paul, Feudalität u. Unterthanenverband. gr. 8. (VIII u. 310 Weimar 1863, Böhlau. n. 2 Thlr.

Zwar kein populäres Werk, aber für jeden Geſchichtsfreund, der ſich für die Anfän [illegible], von großer Wichtigkeit. Der Verfaſſer ſucht hier in [illegible] des Beneficialweſens (ſ. erſten Nachtr. S. 33) dargelegte Auffaſſung des Le weiter zu begründen u. gegen Anfechtungen anderer Forſcher, namentlich gegen zu vertheidigen.

Maurer, Georg Ludwig v., Geſchichte der Fronhöfe, Bauernhöfe u. der Hofverfaſſung in Deutſchland. 4 Bde. gr. 8. (1: XII, 540; 2: VIII, 511; 3: XX, 586; 4: VIII, 580 S.) Erlangen 1862—63, Enke. n. 11 Thlr. 18 Ngr.

Werk eines gelehrten Staatsmannes, welcher mit ſcharfem, geübtem Blick die ſocialen Verhältniſſe des deutſchen Mittelalters unterſucht u. auf Grund umfaſſender Quellenforſchung eine Fülle intereſſanter Einzelnheiten aus dem Rechts- u. Wirthſchaftsleben des deutſchen Volks zuſammengetragen hat. Eine wahre Fundgrube für Schriftſteller, welche für den hiſtoriſchen Roman oder culturgeſchichtliche Zeitſchilderungen Züge ſammeln u. eine richtige Anſchauung des Lebens auf Bauernhöfen, Ritterburgen u. an Fürſtenhöfen gewinnen wollen.

Die Chroniken der deutſchen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 1. u. 2. Band: Die fränkiſchen Städte. Nürnberg. gr. 8. (LII, 532 S. Mit 1 Steintaf. u. XII, 575 S. Mit 1 Karte.) Leipzig 1862—63, Hirzel. n. 5⅓ Thlr.

Ein von der hiſtoriſchen Commiſſion in München ins Leben gerufenes u. mit Unterſtützung König Maximilians II. unter Leitung Profeſſor Hegel's in Erlangen ausgeführtes Unternehmen. — Der erſte Band enthält eine Einleitung über Nürnbergs frühere Geſchichte, dann die Nürnberger Chronik Ulman Stromers von 1349—1407 ſammt Beilagen, Anmerkungen u. Gloſſar. Der 2. Band: 1) Endres Tuchers Memorial aus den Jahren 1421—1440. 2) Eine Relation über den Anſchlag der Nürnberger gegen die Burg [illegible]. 3) Des Hauptmann Schürſtab Bericht über den Krieg der Nürnberger gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg in den Jahren 1449—50. Daran ſchließt ſich eine erläuternde Darſtellung Ludwig v. Weechs über die zwiſchen Albrecht u. der Stadt Nürnberg geführten Kriege u. Friedensverhandlungen an, u. eine Abhandlung Theod. Kerns über die [illegible] im Städtekrieg. Es iſt Ausſicht vorhanden, daß dieſes Unternehmen fortgeſetzt wird.

Erzählungen aus dem deutſchen Mittelalter. 1. u. 2. Bd. 8. Halle 1864, Buchhdlg. d. Waiſenhauſes.

Bd. 1. **Berndt,** Alex., Das Leben Karls d. Großen. Nach Einhard u. dem St. Galler Mönch. (X u. 125 S.) ½ Thlr.

Bd. 2. **Berndt,** Alex., Heinrich I. u. Otto d. Große. Nach Widukind v. Corvey. (VI u. 208 S.) ½ Thlr.

Ein glücklicher Verſuch, die Quellen der deutſchen Geſchichte der Jugend näher zu bringen u. aus denſelben ein klares Bild der großen deutſchen Kaiſer herauszuarbeiten. Die Benutzung neuerer Darſtellungen iſt dabei ausgeſchloſſen.

Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich I. von G. Waitz. Neue Bearbeitung. gr. 8. (XVI u. 268 S.) Berlin 1863, Duncker u. Humblot. n. 2 Thlr.

Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich II.

1. Bd. von Siegfried Hirſch. gr. 8. (XV u. 560 S.) Ebendaſ. 1862. n. 4½ Thlr.

2. Bd. von Siegfr. Hirſch u. vollendet von Herm. Pabſt. gr. 8. (VIII u. 467 S.) Ebend. 1864. n. 3⅔ Thlr.

Eine von der hiſtoriſchen Commiſſion in München veranlaßte u. mit Unterſtützung des Königs Max herausgegebene kritiſche Durcharbeitung des aus den gleichzeitigen Quellen zu gewinnenden Stoffes, als Grundlage für die künftige Geſchichtſchreibung. Theilweiſe Erneuerung der 1837—40 unter Ranke's Leitung herausgegebenen Jahrbücher des deutſchen Reichs. S. Wegweiſer 1. Aufl. S. [illegible]. Nicht für den gewöhnlichen Leſer, aber für den Geſchichtsfreund manches Intereſſante.

Schirrmacher, Friedr. Wilh., Kaiſer Friedrich II. 3. Bd. (1230—1241.) gr. 8. (VIII u. 379 S.) Göttingen 1864, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. 2 Thlr.

Vertheidigung des Kaiſers gegen ſeine hierarchiſchen Gegner, u. Verſuch, in der kirchlichen Politik desſelben einen beſtimmten Plan nachzuweiſen. S. fünfter Nachtrag S. 32.

Winkelmann, Eduard, Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. u. ſeiner Reiche. 1212—1235. gr. 8. (XII u. 528 S.) Berlin 1863, Mittler u. Sohn. 2 Thlr. 24 Ngr.

Nicht eine zuſammenhängende Geſchichte Kaiſer Friedrichs, ſondern eine Reihe von 7 einzelnen Abhandlungen, in welchen der Verfaſſer, der urſprünglich die Ausführung eines größeren Planes beabſichtigt hatte, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen niedergelegt hat. Dieſelben beſtehen in einer Unterſuchung über die Verhältniſſe zwiſchen Friedrich u. ſeinem Sohne Heinrich, einer Geſchichte der Organiſation u. Verwaltung des Sicilianiſchen Reiches u. einer vollſtändigen Darſtellung der diplomatiſchen u. kriegeriſchen Unternehmungen Friedrichs in den Jahren 1212—1235. Es iſt eine ausgezeichnete Arbeit, durch welche wir nicht nur neue Aufſchlüſſe aus den Quellen erhalten, ſondern auch ein Geſammtbild des Kaiſers gewinnen, das dem von Schirrmacher entworfenen ſich nähert, aber demſelben einige Schatten hinzufügt.

Lorenz, Ottokar, Deutſche Geſchichte im 13. u. 14. Jahrhundert. 1. Bd. Die Zeit des großen Interregnums, mit beſonderer Rückſicht auf Oeſterreich. gr. 8. (XVI u. 494 S.) Wien 1863, Braumüller. n. 3 Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, in welcher der Verfaſſer der hierarchiſchen Geſchichtsauffaſſung mit Entſchiedenheit u. Freimuth entgegentritt u. auf Grund ſorgfältiger Quellenforſchung zeigt, wie ſich die Macht des Kaiſerthums in Stücke brach u. Deutſchland bis zur tiefſten Demüthigung hinabgedrückt wurde, während im Südoſten ein neues, von Deutſchland ganz abgetrenntes Reich entſtand. Die Geſchichte König Ottokars iſt mit beſonderer Sorgfalt bearbeitet u. gewinnt theilweiſe eine neue Beleuchtung. Seine gefällige Darſtellung empfiehlt das Buch auch für die Laien.

Franklin, Otto, Beiträge zur Geſchichte der Reception des römiſchen Rechts in Deutſchland. gr. 8. (VI u. 186 S.) Hannover 1863, Rümpler. n. 1 Thlr.

Ein wiſſenſchaftliches Werk, das auf gründlichen Quellenſtudien beruht, aber klar geſchrieben, auch für Geſchichtsfreunde von Intereſſe ſein dürfte.

Geſchichtsbilder aus dem deutſchen Vaterlande. Geſchichtliche Erzählungen u. Gemälde aus dem Kulturleben unſeres Volkes. Herausgeg. v. Ferd. Schmidt. 1—3. Bd. 8. Berlin 1863—64, Böttcher. à 21 Ngr. das Bdchn.

Bd. 1. **Schmidt**, Ferd., Burggraf Friedrich von Nürnberg. (VI u. 230 S. Mit 1 Steintaf.)

Bd. 2. **Wohlthat**, Heinr., Eine Reichsacht unter Kaiſer Sigismund. (218 S. Mit 3 Steintaf.)

Bd. 3. **Schmidt**, Ferd., Der Winterkönig. (VIII u. 200 S. Mit 3 Steintaf.)

Hieran reiht ſich: **Schmidt**, Ferd., Der 30jähr. Krieg. 1. Bd. (2. Abth.): Wallenſtein. Geſchichtl. Erzähl. aus der Zeit des 30jähr. Krieges. 8. (V u. 214 S. Mit 1 Holzſchn.) Ebend. 1864. n. ¾ Thlr.

Gelungene Verſuche, die deutſche Geſchichte zu unterhaltenden Lebensbildern zu verarbeiten u. die aus geſchichtlichen Studien gewonnene Anſchauung mit Hülfe der Phantaſie ins Einzelne auszuführen. Beſonders die Arbeiten von Ferdinand Schmidt zeugen von glücklichem Geſchick in dieſer Behandlungsweiſe. Es ſind keine Romane, indem keine ungeſchichtlichen Perſonen u. Intriguen zu Hilfe genommen werden, um die Erzählung ſpannend zu machen.

Häuſſer, Ludwig, Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes. 3. Aufl. 4 Bde. gr. 8. (1: XI, 598. 2: XX, 750. 3: XI, 578. 4: X, 711 S.) Berlin 1862—63, Weidmann'ſche Buchh. n. 6⅔ Thlr.

S. zweiter Nachtrag S. 72 u. 73. Eine formell verbeſſerte u. materiell bereicherte Auflage. Die beiden erſten Bände geben aus dem Berliner Archiv manche neue Aufſchlüſſe über die diplomatiſchen Verhandlungen während des Krieges, der 3. u. 4. Band hat aus dem Schleiermacher'ſchen Briefwechſel, aus den Geſandtſchaftsberichten von Goltz, den Memoiren des Königs Jerome, beſonders aber aus der Correſpondenz Wilhelm v. Humboldts aus Wien u. Prag von den Jahren 1810 u. 1813 manche intereſſante Ausbeute neu gewonnen.

Diplomatiſche Geſchichte der Jahre 1813, 1814 u. 1815. 2 Thle. gr. 8. (XII u. 515 S., VIII u. 163 S.) Leipzig 1863, F. A. Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

Eine fleißige Zuſammenſtellung der Nachrichten über die diplomatiſchen Verhandlungen vom nationalen Standpunkt aus. Giebt aber weder thatſächlich Neues noch neue Auffaſſung, u. iſt mehr Materialienſammlung als ausgeführte Darſtellung.

Vivenot, Alfred, Edler von, Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen als Reichsfeldmarſchall ꝛc. 1. Bd. Jan. — Octb. 1794. Mit Portrait. gr. 8. (XXIV u. 138 S.) Wien 1864, Braumüller. n. 3⅓ Thlr.

Ausführliche Schilderung der Kriegsereigniſſe am Oberrhein im J. 1794, nach handſchriftlichen Materialien der Archive in Karlsruhe, Mannheim u. Wien. Giebt allerdings manches Neue, aber in ſtark tendenziöſer Färbung. Der Verfaſſer findet ſich berufen, der kleindeutſchen Auffaſſung Häuſſers u. Sybels entgegenzutreten, die Politik Thuguts u. die öſterreichiſche Kriegsführung rein zu waſchen, was ihm aber um ſo weniger gelingt, als er in geſchichtlicher Bildung ſeinen Gegnern keineswegs gewachſen iſt.

Beitzke, Heinr., Geſchichte der Freiheitskriege in den Jahren 1813 u. 1814. 3 Bde mit 2 Karten. 3. verb. Aufl. gr. 8. (XXIV u. 1683 S.) Berlin 1864, Duncker u. Humblot. n. 4 Thlr.

1. Aufl. ſ. zweiter Nachtr. S. 65.

Schmidt, Ferd., Geſchichte der Freiheitskriege. 2. Aufl. gr. 8. (XV u. 240 S.) Berlin 1863, Lobeck. ⅔ Thlr.

Eine der beiden populären Schriften zum Jubiläum der Freiheitskriege. Mit warmem Patriotismus u. doch nicht phraſenhaft geſchrieben. Vorzugsweiſe für preußiſche Leſer berechnet, übrigens keineswegs in partikulariſtiſch preußiſcher Auffaſſung.

Colshorn, Theodor, Die deutſchen Freiheitskriege. 8. (IV u. 268 S.) Hannover 1863, Rümpler. ⅔ Thlr.

Eine Geſchichte der wichtigſten Ereigniſſe u. Glanzpunkte der Freiheitskriege, aus einigen wenigen Hauptwerken mit Geſchick zuſammengeſtellt u. bearbeitet.

Uſinger, Rud., Kurze Geſchichte des Freiheitskrieges von 1813. Zur rechten Würdigung der wahren Bedeutung dieſer Kämpfe. gr. 8. (61 S.) Coburg 1863, Streit. n. ¼ Thlr.

Eine ſehr gute Volksſchrift aus der Feder eines wiſſenſchaftlich gebildeten Hiſtorikers, mit Nutzanwendungen auf die Gegenwart, aber etwas ſanguiniſchen Hoffnungen.

Groſſe, Ed. u. Frz. **Otto,** Vaterländiſches Ehrenbuch. Schilderung der wichtigſten Ereigniſſe aus der Zeit der Befreiungskriege. In Bildern aus den Jahren 1813—1815. 2. Aufl. Mit 17 Tonbildern u. 160 Holz ſchnitten u. 1 Karte d. Schlachtfeldes v. Leipzig. gr. 8. (XIV u. 375 S Leipzig 1863. Spamer. n. 1⅚ Thlr.

Sehr elegante Ausſtattung, die Erzählung der Ereigniſſe aber gar zu phraſenhaft u. fre gebig in Verherrlichung der Helden, auch der zweifelhaften, wie Schwarzenberg.

Förſter, Friedrich. Denkwürdigkeiten preußiſcher Geſchichte aus den Be freiungskriegen 1814—1815. 8. (XII u. 581 S.) Berlin 1863. Hel [illegible]. 1⅓ Thlr.

Unterhaltende, mit Anekdoten reichlich gewürzte Erzählung; übrigens nur Auszug aus d Verfaſſers früherem größerem Werke.

Naumann, Robert. Die Völkerſchlacht bei Leipzig. Nebſt Nachrichten vo Zeitgenoſſen u. Augenzeugen über dieſelbe. Im Auftrage von dem Verei zur Feier des 19. October in Leipzig herausgegeben von deſſen Vorſitze dem. Mit 1 Karte des Schlachtfeldes u. 1 Plan der Stadt Leipzig vo 1813. 8. (VIII u. 437 S.) Leipzig 1863, T. O. Weigel. 1 Th 24 Ngr.

Der Verfaſſer hatte die Aufgabe, die Materialien, welche der genannte Verein zur [illegible] Erinnerung der Schlacht geſammelt hatte, zu verarbeiten; er giebt als Einleitung ei überſichtliche allgemeine Geſchichte der Schlacht u. läßt dann die Einzelberichte, die hauptſäch lich von Pfarrern u. Schullehrern der Umgegend von Leipzig eingeſandt ſind, folgen. Wo die vollſtändigſte Geſchichte der einzelnen Vorgänge.

Heuſinger, O. Bilder aus den Freiheitskämpfen des neunzehnten Jah hunderts. 4 Bde. 8. (I: VI, 268. II: 275. III: 391. IV: 298 S Leipzig 1863, O. Wigand. 3 Thlr.

Ein heſſiſcher Veteran, der ſeine Laufbahn mit der Dörnbergiſchen Erhebung begonnen h u. ſpäter in engliſche Kriegsdienſte gekommen iſt, verwendet ſeine Erlebniſſe u. Erinnerung zu romanartigen Lebensbildern. Das lebendig geſchriebene Buch iſt unterhaltend, aber enth gerade nichts Neues. Der Verfaſſer hat ſeine Denkwürdigkeiten ſchon früher unter dem Tit „Acht u. zwanzig Jahre, Zeichnungen u. Skizzen aus der Mappe eines deutſchen Offiziers“ herausgegeben.

Stein, J., u. A. **Krönig**, Geſchichte des deutſchen Volks vom Wien Congreß bis auf unſere Zeit. Heft 1—4. gr. 8. (S. 1—208.) Bre lau 1863, Ziegler. à Heft n. ¼ Thlr.

Eine gute populäre Bearbeitung der neueſten Geſchichte, auf 4 Bände berechnet.

Giehne, Friedrich, Deutſche Zuſtände u. Intereſſen. Heft 1. gr. (217 S.) Stuttgart 1864, Cotta. 1 Thlr.

Drei intereſſante Abhandlungen über den deutſchen Nationalcharakter, die deutſchen Sta [illegible] u. Rhein u. Donau. Ueberaus reich an Einzelnheiten, aber einſeitig in der G ſammtauffaſſung. In der erſten Abhandlung vermißt man die Berückſichtigung der Freiheitskr u. der nationalpolitiſchen Beſtrebungen der letzten Jahrzehnte; bei der letzten Abhandlung w mancher Leſer durch die Identificirung der öſterreichiſchen Intereſſen mit den deutſchen ſich geſtoßen finden.

Deutſchland.

Specialgeſchichte.

Preußen.

Droyſen, Joh. Guſtav, Geſchichte der preußiſchen Politik. III. Th. 2. Abth. Der Staat des großen Kurfürſten 1651—1662. gr. 8. (XI u. 626 S.) Leipzig 1863, Veit u. Comp. 3⅓ Thlr.

Ueber die früheren Bände dieſes Werkes ſ. dritter Nachtrag S. 42 u. vierter Nachtrag S. 36. 37. Die kunſtvolle Darſtellung, mit beſtändigen Beziehungen zu den Fragen der Gegenwart durchwoben, iſt nicht ganz frei von Manier u. wird etwas zu breit. Der vorliegende Band bietet ein merkwürdiges Seitenſtück zur neueſten Geſchichte, nämlich die Occupation Schleswig-Holſteins u. Jütlands durch verbündete preußiſch-öſterreichiſche Truppen im J. 1658.

Carlyle, Thom., Geſchichte Friedrichs II. von Preußen, genannt Friedrich d. Große. Deutſch von Neuberg. 3. Bd. gr. 8. (XI u. 801 S.) Berlin 1862, Decker. 3 Thlr.

Bd. 1 u. 2 ſ. vierter Nachtrag S. 37.

Die Eigenthümlichkeit dieſes Werkes iſt einerſeits eine ſubjective, oft geniale, oft aber auch ſehr willkürliche Geſchichtsauffaſſung, andererſeits Anhäufung bunten unbearbeiteten Materials. Die beſte Partie im vorliegenden Bande iſt die anſchauliche lebendige Schilderung des jungen Königs in der Einleitung des 11. Buches. Der Briefwechſel des Königs iſt mit Geſchick u. Erfolg ausgebeutet.

Cauer, Ed., Friedrichs des Großen Gedanken über die fürſtliche Gewalt. 8. (31 S.) Berlin 1863, Springer's Verl. 6 Ngr.

Eine gute Zuſammenfaſſung der in Friedrichs Briefwechſel u. andern Schriften niedergelegten Anſichten mit Rückſicht auf neuere politiſche Theorien.

Schmidt, Ferd., Preußens Geſchichte in Wort u. Bild. Illuſtrirt v. Ludwig Burger. Volksausg. Heft 1. (VIII u. 1360 S.) Mit 1 Karte. Berlin 1863—1864, Lobeck. n. 1 Thlr.

Eine treffliche populäre Darſtellung, welche die vorhandenen Materialien fleißig geſammelt u. gut verarbeitet giebt, den Stoff zweckmäßig auswählt u. namentlich das culturgeſchichtliche Element glücklich verwerthet. Die patriotiſche Wärme, welche das Ganze belebt, iſt um ſo wohlthuender, da es ein deutſcher Patriotismus u. nicht ein particulariſtiſch preußiſcher iſt, welchen der Verfaſſer bekennt. Die Bilder ſind nicht bloß mechaniſche Zugabe, ſondern eine künſtleriſche Zierde, welche Sitten u. Perſönlichkeiten in kleinen Kunſtwerken veranſchaulicht.

Rößler, Conſtantin, Studien zur Fortbildung der preußiſchen Verfaſſung. gr. 8. (III u. 227 S.) Berlin 1863, Luderitz' Verl. n. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer behandelt das Thema in den 3 Abſchnitten: 1) Das Heer, 2) der Landtag u. das Budget, 3) die parlamentariſche Regierung, u. macht in Beziehung auf letztere poſitive Vorſchläge zur Bildung einer regierungsfähigen Mittelpartei.

Frantz, C., Die Quelle alles Uebels. Betrachtungen über die preußiſche Verfaſſungskriſis. gr. 8. (VI u. 255 S.) Stuttgart 1863, Cotta. n. 1 Thlr.

Ein Verſuch den gegenwärtigen Verfaſſungsconflict aus der Zeit nach den Freiheitskriegen zu erklären. Nachweiſung der inneren Zerrüttung der preußiſchen Monarchie, u. des Bedürfniſſes tief eingreifender Veränderungen, mit allgemeinen Betrachtungen über die Gebrechen u. Irrthümer des modernen Staatslebens.

Ennen, Leonard (Stadtarchivar), Geſchichte der Stadt Köln, meiſt aus den Quellen des Kölner Stadtarchivs. 1. Bd. gr. 8. (XII u. 764 S. mit 1 Stadtplan.) Cöln u. Neuß 1863, Schwann. n. 3⅓ Thlr.

Der Verfaſſer wollte nicht bloß ein gelehrtes Werk liefern, ſondern auch gebildeten Leſern anziehend u. verſtändlich werden. Die beſten Partien des Buches ſind diejenigen Abſchnitte, welche die inneren Verhältniſſe behandeln, Handel u. Gewerbe, Maaß, Gewicht, Münzen, Kaufmannsgilde, Richerzeche, Zünfte, Gerichte, Regierung u. Verwaltung, Cultur, Kunſt u. Wiſſenſchaft. Minder befriedigend ſind die älteſten Zeiten der römiſchen u. fränkiſchen Herrſchaft u. die Geſchichte der Erzbiſchöfe behandelt. Die Darſtellung ſchließt mit dem Jahr 1167 ab. Der beigefügte Plan veranſchaulicht das mittelalterliche Köln bis ins 13. Jahrhundert.

Oeſterreich.

Springer, Anton, Geſchichte Oeſterreichs ſeit dem Wiener Frieden 1809. (Staatengeſchichte der neueſten Zeit. Bd. 6.)
Thl. 1. Der Verfall des alten Reichs. gr. 8. (VI u. 597 S.) Leipzig 1863, Hirzel. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Beſte, was neuerer Zeit über u. gegen Oeſterreich geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer, ein geborener Oeſterreicher u. von Haus aus mit öſterreichiſchen Zuſtänden bekannt, übt an der Hand der Geſchichte eine ſcharfe Kritik des öſterreichiſchen u. insbeſondere des metternichſchen Syſtems. Die Kehrſeite der Kriege von 1809 u. 1813 iſt ſchonungslos, aber wahrheitsgetreu hervorgehoben. Uebrigens iſt das Buch keine Parteiſchrift, ſondern eine mit wiſſenſchaftlichem Ernſt durchgeführte gründliche u. freimüthige Darlegung der Wirklichkeit, u. ein ſehr wichtiger Beitrag zum Verſtändniß der Gegenwart des Kaiſerſtaats. Auch in formeller Beziehung gehört das Werk zu den beſten Erzeugniſſen der neueren Geſchichtſchreibung.

Der vorliegende erſte Band geht bis an die Schwelle der Revolution, bis zum Jahr 1847; Band 2 iſt Anfang des Jahres 1865 zu erwarten.

Arneth, Alfred von, Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre. 1. u. 2. Bd. 1740—1744. gr. 8. (I.: XVI u. 422. II.: XII u. 578 S.) Wien 1863—64, Braumüller. n. 6 Thlr.

Reiche Mittheilungen aus den Wiener Archiven, vom Verfaſſer mit Fleiß u. Geſchmack verarbeitet. Ueber die Geſchichte der Kriege um Schleſien finden wir gerade keine neuen Aufſchlüſſe, wohl aber die alten Vorwürfe gegen Friedrich II.

Pillersdorf, Freiherr von, Handſchriftlicher Nachlaß. gr. 8. (VIII u. 162 S. mit Pillersdorf's Portr.) Wien 1863, Braumüller. n. 2⅔ Thlr.

Giebt über die Thatſachen u. Vorgänge der Revolution von 1848 u. 49 weniger Aufſchluß, als man erwarten dürfte, gewährt aber manchen Einblick in die öſterreichiſchen Zuſtände. Beitrag zur Charakteriſtik Pillersdorfs, aus dem wir deutlich ſehen, daß er bei wohlmeinender Geſinnung doch keineswegs der Mann war, um gründliche Reformen mit Entſchiedenheit in Angriff zu nehmen u. durchzuführen.

Huber, Alfons, Geſchichte der Vereinigung Tirols mit Oeſterreich u. der vorbereitenden Ereigniſſe. Lex. 8. (XI u. 276 S.) Insbruck 1864, Wagner. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Eine Feſtſchrift, durch die Feier der 500jährigen Vereinigung Tirols mit Oeſterreich veranlaßt. Eine tüchtige Arbeit von wiſſenſchaftlichem Werth, mit Auszügen aus den zu Grunde liegenden ungedruckten Urkunden ausgeſtattet, aber zugleich mit Rückſicht auf einen weiteren Leſerkreis geſchrieben.

Baden.

Weech, Friedrich von, Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl u. Ludwig 1738—1830. Acht öffentliche Vorträge. 8. (IV u. 110 S.) Freiburg im Breisgau, 1863, Wagner. n. 14 Ngr.

Gut geſchriebene Skizzen, in welchen die Geſchichte des politiſchen Lebens in Baden in ſeinen provinziellen u. allgemein deutſchen Beziehungen richtig geſchildert u. freimüthig beſprochen wird.

Württemberg.

Nick, Fried., Wilhelm I., König von Württemberg u. ſeine Regierung. Ein vaterländ. Geſchichtsbild. 8. (VII u. 195 S.) Stuttgart 1864, Koch. 18 Ngr.

Die ausführlichſte unter den Schriften, welche zur Todtenfeier König Wilhelms erſchienen ſind. Giebt einen guten Ueberblick über ſein Leben u. das, was unter ſeiner Regierung in Württemberg geſchehen iſt. Eine geſchichtliche u. politiſche Beurtheilung darf man nicht darin ſuchen, mehr giebt in dieſer Beziehung die akademiſche Feſtrede Prof. Vierordts, der Nekrolog der Allg. Zeitung 1864 Nr. 221 ff. u. das deutſche Muſeum in Nr. 29—30, wo auch König Wilhelms Stellung zur deutſchen Politik beſprochen wird.

Vierordt, Karl, Zum Andenken an König Wilhelm von Württemberg. Eine Rede gehalten am 21. Juli 1864 in der Aula der Univerſität Tübingen. gr. 8. (23 S.) Tübingen 1864, Laupp. n. ⅙ Thlr.

Hinweiſung auf die patriotiſche Haltung, welche König Wilhelm als Kronprinz gegenüber der Rheinbundspolitik u. ſpäter beim Wiener Congreß eingenommen, Würdigung ſeiner Verdienſte um das Zuſtandekommen der württembergiſchen Verfaſſung u. um die Blüthe der Univerſität Tübingen.

Sauter, Kirchengeſchichte Schwabens bis zur Zeit der Hohenſtaufen. Lex. 8. (VI u. 239 S.) Nördlingen 1864, Beck. 1 Thlr.

Eine fleißige, hauptſächlich auf die Werke von Hefele u. Stälin geſtützte Arbeit.

Bayern.

Döllinger, J. v., König Maximilian II. u. die Wiſſenſchaft. Rede gehalten in der Feſtſitzung der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu München am 30. März 1864. gr. 8. (III u. 48 S.) München 1864, Franz. n. ⅙ Thlr.

Nicht nur eine officielle Trauerrede, ſondern eine eingehende Würdigung der Verdienſte, welche ſich König Max durch Anregung zu wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, durch großartige Freigebigkeit u. durch perſönliches Intereſſe an den geſtellten Aufgaben um das wiſſenſchaftliche Leben nicht nur in Bayern, ſondern für ganz Deutſchland erworben hat.

Hauff, Ludwig, Leben u. Wirken Maximilians II., Königs von Bayern. Ein Volksbuch (in 6 Lief.) gr. 8. München 1864, Fleiſchmann. Sep.-Cto. 1½ Thlr.

Hannover.

Schaumann, A. F. H., Handbuch der Geſchichte der Lande Hannover u. Braunſchweig. Zum Gebrauch beim Unterricht in den oberen Claſſen der höheren vaterländiſchen Lehranſtalten. gr. 8. (XVI u. 419 S.) Hannover 1864, Hahn. n. 1½ Thlr.

Zunächſt ein Leitfaden für den Unterricht, zugleich aber auch eine Tendenzſchrift für das Welfenhaus u. hannoverſchen Particularismus. Der Verfaſſer legt Hannovers Bedeutung über alle andere deutſche Königreiche, ſogar über Preußen, u. vindicirt demſelben den Beruf, eine deutſche Seemacht zu gründen, den überſeeiſchen Verkehr Deutſchlands zu vermitteln u. zu beſchützen.

Wachsmuth, Wilh., Geſchichte von Hochſtift u. Stadt Hildesheim. gr. 8. (VII u. 266 S.) Hildesheim 1863, Gerſtenberg. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der greiſe Hiſtoriker ſetzt hier ſeiner Vaterſtadt ein Denkmal der Pietät u. giebt ein lebendiges intereſſantes Bild ſtädtiſcher Zuſtände im 11.—18. Jahrhundert.

Mecklenburg.

Wiggers, Mor., Der Vernichtungskampf wider die Bauern in Mecklenburg. Zur Geſch. d. Junkerthums in Deutſchland u. z. Verſtändniß ſeiner Politik. gr. 8. (80 S.) Leipzig 1864, Hartknoch. n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, einer der wärmſten Vorkämpfer der liberalen Intereſſen in Mecklenburg, liefert hier den actenmäßigen Beweis, daß die Junker ſeit dem 16. Jahrhundert den Bauernſtand ihres urſprünglich freien Grundeigenthums beraubt u. die Zahl der freien Bauergüter auf einen ſehr kleinen Betrag herabgebracht haben u. bis auf die neueſte Zeit fortfahren, in dieſer Richtung zu arbeiten.

Krabbe, Otto, Aus dem kirchlichen u. wiſſenſchaftlichen Leben Roſtocks. Zur Geſchichte Wallenſteins u. des dreißigjährigen Krieges. gr. 8. (XII u. 164 S.) Berlin 1863, Schlawitz. n. 3 Thlr.

Ein dankenswerther Beitrag zur mecklenburgiſchen Cultur- u. Kirchengeſchichte. Aus ungedruckten Quellen mit Sorgfalt bearbeitet.

Bremen.

Buchenau, Franz, Die freie Hanſeſtadt Bremen u. ihr Gebiet ꝛc. Lex. 8. (XVI u. 276 S.) Bremen 1862, Schünemann's Verl. n. 1⅓ Thlr.

Eine vorzügliche Arbeit, welche ein reiches geſchichtliches u. ſtatiſtiſches Material aufgeſpeichert enthält. Nur Schade, daß der Verfaſſer die intereſſanten Handels- u. Verkehrsverhältniſſe faſt gar nicht berückſichtigt.

Kohl, J. G., Das Haus Seefahrt zu Bremen. gr. 8. (VIII u. 270 S. Mit 1 Holzſchn.) Bremen 1862, Strack. n. 1½ Thlr.

Haus Seefahrt, eine Invalidenanſtalt für Seeleute. Der Verf. erzählt die Geſchichte der Genoſſenſchaft, welche dieſe Anſtalt gründete, von ihrer Gründung im J. 1545 bis auf die Gegenwart u. verſchafft dadurch manchen culturgeſchichtlich intereſſanten Einblick in das Treiben des Seevolks.

Uſinger, Rudolph, Deutſch-däniſche Geſchichte 1189—1227. gr. 8. (XVI u. 447 S.) Berlin 1863, Mittler u. Sohn. 2⅓ Thlr.

Ein durch ſorgfältige Forſchung, gute Darſtellung u. nationale Wärme ausgezeichnetes Buch, welches uns die früheren Kämpfe der Nordalbingier gegen die däniſche Herrſchaft erzählt. Die Hauptpunkte ſind: der deutſche Sieg, welchen Heinrich der Löwe dieſen Landen gewährt, die Überlieferung Schleswigs an den Dänenkönig Waldemar durch Kaiſer Friedrich II. u. der Sturz der däniſchen Herrſchaft durch die kleinen Fürſten der deutſchen Nachbarlande.

Fock, Otto, Schleswig-holſteiniſche Erinnerungen, beſonders aus den Jahren 1848—1851. gr. 8. (XII u. 363 S.) Leipzig 1863, Veit u. Comp. 1⅔ Thlr.

Gute Schilderung der Begebenheiten mit etwas demokratiſcher Färbung, die hauptſächlich in ſchonungsloſer Schärfe des Urtheils über die Statthalterſchaft hervortritt. Treffende lebendige Perſonalſchilderung. Die Darſtellung mitunter nachläſſig.

Wenck, Woldemar, Der Kampf um Schleswig-Holſtein in den Jahren 1848 bis 1850. Lex. 8. (IV u. 60 S.) Leipzig 1864, Grunow. n. 6 Ngr. (Abdruck aus den Grenzboten.)

Einfache gedrängte Darſtellung von überwältigendem Eindruck.

Baudiſſin, Graf Adelbert v., Geſchichte des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges. gr. 8. (752 S.) Hannover 1862, Rümpler. 3 Thlr.

Droyſen, Joh. Guſt., Kleine Schriften. Heft 1. Zur Schleswig-Holſteiniſchen Frage. 2. verm. Auflage. gr. 8. (VIII u. 103 S.) Berlin 1863, Veit. n. ⅔ Thlr.

Eine Sammlung ſchon früher in Zeitungen abgedruckter Aufſätze. 1. Zur Lehre von der [illegible] 1852. Zur Charakteriſtik der europäiſchen Kriſe 1854. [illegible] 1855. [illegible] 1854. Der Krimkrieg u. die [illegible]. Die gemeinſame Verfaſſung für Dänemark u. die Herzogthümer. Der Vertrag vom 8. Mai 1852. (1856.)

Lorentzen, Karl, Der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852. gr. 8. (50 S.) Berlin 1863, Guttentag. n. ⅓ Thlr.

—— —— 2. Aufl. gr. 8. (48 S.) Leipzig 1863, Wagner. n. ⅓ Thlr.

Vor dem Tode König Friedrichs geſchrieben. Die erſte populäre Auseinanderſetzung der Sachlage.

Beſeler, Georg, Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 in ſeiner rechtlichen Bedeutung geprüft. Mit Anlagen. 2. Aufl. gr. 8. (48 S.) Berlin 1863, Weidmann. ¼ Thlr.

Eine gründliche ſtaatsrechtliche Unterſuchung.

Hälſchner, Hugo, Das Recht Deutſchlands im Streit mit Dänemark. gr. 8. (III u. 51 S.) Bonn 1863, Marcus. ⅓ Thlr.

Betont neben der rechtlichen Frage beſonders die nationale Bedeutung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache.

Pernice, Ludw. Wilh. Ant., Rechtsgutachten betreffend die eventuelle Succeſſion der Sonderburger Linie des Hauſes Holſtein-Oldenburg in das Herzogthum Holſtein, abgegeben an die preußiſche Regierung d. 30. Sept. 1851. Nebſt 6 Beilagen. 4. (IV u. 87 S.) Kopenhagen 1863, Leip. v. Delbanco. ½ Rthlr.

Eine der wenigen deutſchen Schriften gegen das Recht Deutſchlands, welche den König Friedr. Wilhelm IV. hauptſächlich bewogen haben ſoll, dem Londoner Tractat beizuſtimmen.

Hälſchner, Hugo, Staatsrechtliche Prüfung der gegen das Thronfolgerecht des Auguſtenburgiſchen Hauſes erhobenen Einwürfe. Mit beſonderer Berückſichtigung des Pernice'ſchen Gutachtens. N. e. Beilage. (Abgedruckt aus dem 13. Bde. der preußiſchen Jahrbücher.) gr. 8. (45 S.) Berlin 1864, G. Reimer. ⅓ Thlr.

Eine gründliche Widerlegung der Schrift von Pernice u. der ruſſiſchen Anſprüche.

Warnſtedt, Aug. v., Schleswig-Holſteins Recht, Deutſchlands Pflicht u. der Londoner Tractat. 3. Aufl. gr. 8. (VIII u. 110 S.) Hannover 1863—1864, Schmorl u. v. Seefeld. n. ⅓ Thlr.

Eine ſehr gründliche allſeitige Beſprechung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage, reich an geſchichtlichen u. ſtaatsrechtlichen Materialien, aber von mangelhafter Darſtellung. Hat übrigens große Verbreitung gewonnen u. Eindruck gemacht.

Schmidt, Adolf, Schleswig-Holſteins Geſchichte u. Recht. gr. 8. (IV u. 34 S.) Jena 1864, Frommann. n. 4 Ngr.

Unter den kleineren populären Schriften eine der beſten, indem ſie beſonders die frühere Geſchichte des Kampfes zwiſchen deutſcher u. däniſcher Nationalität lichtvoll, lebendig u. gedrängt erzählt.

Kremer-Auenrode, Hugo von, Die ſchleswig-holſteiniſche Frage hiſtoriſch u. ſtaatsrechtlich erläutert. gr. 8. (IV u. 101 S. mit 1 Tab.) Wien 1864, Wallishauſer. n. ⅔ Thlr.

Eine der wenigen Schriften aus Oeſterreich u. dabei eine der beſten u. vollſtändigſten, die überhaupt erſchienen ſind, mit wiſſenſchaftlicher Schärfe, entſchiedener Geſinnung, klar u. elegant geſchrieben.

Majer, Guſtav, Die däniſch-deutſche Verwicklung nach ihren Entſtehungsgründen u. ihrem Verlaufe dargeſtellt, nebſt einer geneal. Beleuchtung der däniſchen Erbfolgefrage. Mit 7 geneal. Tafeln. gr. 8. (VI u. 230 S.) Stuttgart 1864, Cotta. n. 1 Thlr.

Eine fleißige Arbeit, welche nicht nur die Erbfolgefrage ſehr eingehend behandelt, ſondern auch eine ziemlich vollſtändige chronologiſche Ueberſicht über die Ereigniſſe u. Thatſachen giebt, welche für dieſe Frage überhaupt in Betracht kommen; beſonders ausführlich iſt die Zeit von 1862—64 behandelt.

Pfordten, Freiherr von der, Votum über die Erbfolge in Schleswig-Holſtein. gr. 8. (V u. 88 S.) Braunſchweig 1864, Vieweg u. Sohn. n. ⅓ Thlr.

Eine der gründlichſten u. erſchöpfendſten Arbeiten, welche die Gründe für u. wider überſichtlich zuſammenfaßt, ſich entſchieden für das Recht des Herzogs von Auguſtenburg u. für die Pflicht des Bundestags, ihn anzuerkennen, ausſpricht. Auch eine vollſtändige Ueberſicht der bis dahin erſchienenen u. benutzten Literatur iſt der Schrift beigegeben.

Warnſtedt, A. v., Staats- u. Erbrechte der Herzogthümer Schleswig-Holſtein. Kritik der Schriften des Staatsraths Zimmermann u. des Geheimraths Pernice. Lex. 8. (X u. 254 S.) Hannover 1864, Schmorl u. von Seefeld. n. 1⅓ Thlr.

Eine vollſtändige Sammlung alles urkundlichen Materials u. erſchöpfende Widerlegung der von däniſcher Seite erhobenen Einwendungen, mit entſchiedener kräftiger Sprache für das [illegible]

Raſch, Guſtav, Vom verrathenen Bruderſtamme. Der Krieg in Schleswig-Holſtein im J. 1864. 2 Bde. 8. (XII u. 500 S.) Leipzig 1864, O. Wigand. n. 2⅓ Thlr.

Winterfeld, A. v., Der Schleswig-Holſteiniſche Krieg von 1864. 1. Abth. Vom Urſprung des Kampfes bis Flensburg. gr. 8. (119 S.) Potsdam 1864, Döring. n. ½ Thlr.

Empfiehlt ſich durch eine Vorgeſchichte vom Wiener Congreß an.

Rüſtow, W., Der deutſch-däniſche Krieg 1864 politiſch-militairiſch beſchrieben. Mit Kriegskarten u. Plänen. Abth. 1 u. 2. gr. 8. (1: S. 1—160. 2: 161—320.) Zürich 1864, F. Schultheß. à 24 Ngr.

Wickede, Jul. v., Kriegs- u. Lagerbilder aus dem jetzigen ſchleswig-holſteiniſchen Kriege. gr. 16. (130 S.) Leipzig u. Stuttgart 1864, Otto Purfürſt. ⅓ Thlr.

(Aus der Bad- u. Reiſebibliothek „Unterwegs u. Daheim". Bd. X.)

Mahler, Heinrich, Ueber die Eider an den Alſenſund. Blätter aus meinem Kriegstagebuche vom 1. Febr. bis 20. April 1864. Nebſt 1 Beilage: Ordre de bataille d. dän. Armee vor dem Feldzug u. 8. (XII u. 279 S.) Berlin 1864. Frank. 1⅓ Thlr.

[illegible] die Kriegsberichte von dem Correſpondenten der Hamburger Nachrichten u. Berliner Nationalzeitung.

Frankreich u. England.

Kaiſer Napoleon III. u. ſeine Herrſchaft. Pariſer Betrachtungen von einem Nicht-Diplomaten. 8. (VI u. 177 S.) Dresden 1863, Meinhold u. Söhne. ½ Thlr.

Bericht eines gebildeten Mannes, der längere Zeit in Paris gelebt hat u. hier das Ergebniß ſeiner Beobachtungen über Napoleons Perſönlichkeit, ſeine Umgebung u. ſeine Politik niederlegt.

Ranke, Leop., Engliſche Geſchichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrh. 1. Bd. gr. 8. (VI u. 196 S.) Berlin 1863, Duncker u. Humblot. n. 2⅓ Thlr.

[illegible] S. 14 u. [illegible] S. 16. Behandelt den Zeitraum von [illegible]—1672.

Pauli, Reinhold, Geſchichte Englands ſeit den Friedensſchlüſſen 1814 u. 1815.

1. Thl. Von der Schlacht bei Waterloo bis zum Tode Georgs IV. Auch unter d. Tit.: Staatengeſch. d. neuſt. Zeit. 8. Bd. gr. 8. (VIII u. 555 S.) Leipzig 1864, Hirzel. n. 1⅔ Thlr.

Eine auf genauer Kenntniß der Literatur u. der engliſchen Verfaſſungsverhältniſſe beruhende, mit Geiſt geſchriebene Darſtellung der inneren u. äußeren Geſchichte Englands. Der Rückblick auf Pitt u. ſein Miniſterium, die Handelspolitik Cannings u. ſeine Politik, die Katholikenemancipation u. die Schilderung [illegible] der materiellen u. geiſtigen Elemente [illegible] der hervorragenden Partien [illegible].

Fiſchel, Ed., Die Verfaſſung Englands. 2. verb. Aufl. gr. 8. (XXIV u. 570 S.) Berlin 1864, Schneider. n. 2⅓ Thlr.

Die zweite Auflage eines Werkes, das vielen Beifall gefunden hatte, iſt von allerhand kleinen Schlacken u. Irrthümern der erſten gereinigt.

Gneiſt, Rud., Geſchichte u. heutige Geſtalt der engliſchen Communalverfaſſung oder das Selfgovernment. 2. völlig umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. (XXIII u. 1429 S.) Berlin 1863—64, Springer's Verl. n. 6 Thlr.

1. Aufl. ſ. vierter Nachtrag S. 14 u. 15.

May, Thomas Erſk., Die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georgs III. 1760—1860 ꝛc. Ueberſetzt u. bearbeitet von D G. Oppenheim. II. Bd. 1. Abth. gr. 8. (VII u. 264 S.) Leipzig 1863, Mendelsſohn. n. 1 Thlr.

I. Bd. ſ. fünfter Nachtrag S. 41.

Dieſer 2. Band enthält eine ſehr intereſſante Geſchichte des Parteiweſens u. der Entwicklung der Preßfreiheit.

Althaus, Julius, Sociale Bilder aus England. 2. Aufl. 2 Bde. 8. (1: VII u. 366, 2: IV u. 266 S.) Hamburg 1863, Keßler u. Melle. 2 Thlr.

Inhalt: I. Lord Cochrane. Sir Henry Havelock. Robert Owen. II. Thomas de Quincey. Sydney Smith. Zacharias u. Thomas Babington Macaulay

Rußland.

Blum, Karl Ludwig, Graf Jakob Johann v. Sievers u. Rußland zu deſſen Zeit. Mit 4 Kupferſtichen. gr. 8. (XVI u. 543 S.) Leipzig u. Heidelberg 1864, C. F. Winter. n. 3 Thlr.

Ein Auszug aus dem größeren Werk über Sievers, 1857 u. 58 in 4 Bänden erſchienen, das im Nachtrag 3 S. 32 u. Nachtrag 4 S. 45 beurtheilt wurde. Daſſelbe iſt nicht nur von großem hiſtoriſchem Intereſſe, ſondern auch ein ſehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte Rußlands in der Zeit Katharina's II. u. überdieß eine anziehende Lectüre.

Bogdanowitſch, General-Major, M., Geſchichte des Feldzugs im Jahre 1812 nach den zuverläſſigſten Quellen. Aus dem Ruſſiſchen von Oberleutn. G. Baumgarten. 3 Bde. Mit Ueberſichtskarten u. Plänen. Lex. 8. (1: XV u. 423, 2: X u. 534, 3: XI u. 125 S.) Leipzig 1862 u. 63, Schlicke. n. 15 Thlr.

Ein vom Kaiſer Alexander II. veranſtaltetes Werk, das die Aufgabe hatte, nach gründlicher Durchforſchung der ruſſiſchen Quellen u. unparteiiſcher Benützung der fremden Literatur eine kriegs-geſchichtl. Darſtellung der Ereigniſſe zu geben, eine Aufgabe, die in ſehr befriedigender Weiſe gelöſt iſt. Das Ergebniß iſt eine genaue Darlegung des ruſſiſchen Operationsplanes, in welchem der Rückzug als Nothwendigkeit anerkannt, aber der Nation gegenüber geheim gehalten wurde. Ueber den Brand von Moskau u. Roſtopſchins Thätigkeit gibt auch das Buch einige, doch nicht völlig aufklärende Aufſchlüſſe.

Bernhardi, Theod. v., Geſchichte Rußlands u. der europäiſchen Politik in den Jahren 1814—1831. Theil 1. Vom Wiener Congreß bis zum zwei ten Pariſer Frieden. gr. 8. (VIII u. 541 S.) Leipzig 1863, Hirzel. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

(Staatengeſchichte der neueſten Zeit Nr. 7.)

Keine Geſchichte Rußlands, ſondern der europäiſchen Politik, aber für dieſe ein materiell u. formell bedeutendes Werk. Der Verfaſſer hat den neuen Zuwachs der Literatur für dieſe Periode mit feinem kritiſchem Tact geſichtet, denſelben aus manchen handſchriftlichen Angaben, beſonders aus dem Berliner Staatsarchiv noch vermehrt, dieſen Stoff mit durchgebildetem politiſchem Urtheil u. einer ſehr vorurtheilsfreien Anſchauung verarbeitet, die Hauptintereſſen klar u. ſcharf hervorgehoben u. die Perſonen mit pſychologiſchem Scharfblick gezeichnet. Beſonders gut ſind die kriegeriſchen Ereigniſſe, namentlich die Schlachten von Ligny u. Waterloo bearbeitet.

Lebensbilder aus Rußland u. was ich ſonſt erlebte u. beobachtete. Von einem alten Veteranen. Mit 3 lith. Anſichten aus Orenburg. gr. 8. (XIX u. 211 S.) Riga 1864, Kymmel. n. 1½ Thlr.

Aufzeichnungen eines alten ruſſiſchen Officiers, der unter dem Herzog Eugen von Württemberg die Freiheitskriege mitgemacht, u. nachher eine Reihe von Jahren als Kreishauptmann in Orenburg, ſpäter im Uralgebirge u. dann in den deutſchen Oſtſeeprovinzen gelebt hat.

Petzholdt, Alexander, Reiſe im weſtlichen u. ſüdlichen Rußland im J. 1855. Mit Holzſchnitten u. 9 Karten. gr. 8. (XV u. 501 S.) Leipzig 1864, Fries. 1 Thlr.

Der Verfaſſer, Profeſſor der Nationalökonomie in Dorpat, unternahm die Reiſe im Auftrag der Regierung, um die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe von Klein-Rußland u. Süd-Rußland ins Auge zu faſſen. Er beſchränkt ſich übrigens in ſeiner Berichterſtattung nicht auf das Landwirthſchaftliche, ſondern giebt allerhand intereſſante Schilderungen ſonſtiger Culturverhältniſſe.

Spanien.

Warnkönig, L. A., Don Karlos. Leben, Verhaftung u. Tod dieſes Prinzen. Nach den neueſten Biographien u. mit Rückſicht auf frühere Forſchungen bearbeitet. Mit 1 Stahlſtich u. 1 autogr. Brief D. Karlos. 8. (XI u. 168 S.) Stuttgart 1864, Kroner. 1 Thlr.

Hauptſächlich ein für das größere Publikum bearbeiteter Auszug aus den zwei neueſten Werken über Don Karlos von Mouy, Don Carlos et Philippe II. Paris 1863, u. dem belgiſchen Archivar Gachard, Bruxelles 1863, welche die Forſchungen über das Schickſal dieſes Prinzen u. das Verhältniß zu ſeinem Vater zum Abſchluß bringen. Das zweite Heft der hiſtoriſchen Zeitſchrift von Sybel Jahrg. 1864 enthält ebenfalls einen ſehr beachtenswerthen Bericht über die genannten Werke von Reinh. Baumſtark.

Thienen-Adlerflucht, Karl Freiherr von, In das Land voll Sonnenſchein. Bilder aus Spanien. 8. (VIII u. 322 S.) Berlin 1861, A. Duncker. 1 Thlr. 6 Ngr.

Giebt nicht allein ſchön entworfene Landſchaftsgemälde, intereſſante Städtebilder, ſondern auch gute volkswirthſchaftliche Betrachtungen, anziehende Bemerkungen über Sprache, Sitte, Kunſt in Spanien u. beſtändige Rückblicke auf Sage u. Geſchichte des Landes.

Goeben, A. v., Reiſe- u. Lagerbriefe aus Spanien u. vom ſpaniſchen Heere in Marokko. 2 Bde. gr. 8. (IV u. 717 S.) Hannover 1863, Hahn. 3⅚ Thlr.

Der Verfaſſer, ein preußiſcher General, der früher im karliſtiſchen Heere gedient hatte, machte, [illegible] im [illegible] Auftrag mit 3 andern [illegible] Offizieren den spanischen Krieg [illegible] zu Madrid mit. [illegible] u. dessen [illegible] berichtet er nun in vorliegendem Buch u. [illegible] Land u. Leute in Spanien auf's anziehendste.

Von [illegible] Baumgarten (dem Verfasser der Geschichte Spaniens zur Zeit der franz. Revolution), welche wir im [illegible] Nachtrag S. 13 angezeigt haben, findet sich ein sehr [illegible] Artikel über das heutige Spanien im Juli- u. Augustheft der preußischen Jahrbücher 1864.

Italien u. Griechenland.

Schneider, K. F. Robert, Italien in geographischen Lebensbildern. Aus dem Munde der Reisenden gesammelt u. zusammengestellt. Lex. 8. (XI u. 755 S.) Glogau 1862, Flemming. 3 Thlr.

Eine sehr reichhaltige Sammlung von Landschafts- u. Städtebeschreibungen aus [illegible] Reisebeschreibungen gesammelt u. nach Ländern geordnet.

Rüſtow, W., Annalen des Königreichs Italien. 1860—63.

1. Buch: Das Miniſterium Cavour. 8. (IV u. 263 S.) Zürich 1863, Meyer u. Zeller's Verl. n. 1⅓ Thlr.
2. Buch: Miniſt. Ricaſoli. 8. (III u. 319 S.) Ebend. 1864. n. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Buch: Miniſt. Ratazzi. 8. (III u. 319 S.) Ebend. 1864.
4. „ Vom Tage von Aspromonte bis zum Schluß der erſten Legislaturperiode, 21. Mai 1863. 8. (230 S.) Ebend. 1864.

} n. 2 Thlr. 12 Ngr.

[illegible] objective Geſchichte, ſondern Berichterſtattung u. Urtheil vom Standpunkt der äußerſten Linken aus. Auch in Thatſachen nicht gerade zuverläſſig, aber immer [illegible] Beitrag zur neueſten Geſchichte Italiens aus der Feder eines Mannes, der die Verhältniſſe kennen gelernt u. in militäriſchen Dingen wenigſtens ein Urtheil hat.

Dunant, J. Henry, Eine Erinnerung an Solferino. Deutſche vom Verfaſſer autoriſirte Ausgabe nach der 3. Auflage des Originals bearbeitet. gr. 8. (128 S.) Baſel 1863, Georg. n. 16 Ngr.

— Nach der 4. franz. Ausgabe neu überſ. u. mit einem Bericht über den Genfer internationalen Sanitätscongreß vermehrt von Dr. H. R. Wagner. (VIII u. 160 S.) Stuttgart 1864, Becher. 18 Ngr.

Eine Schrift, die nachhaltige Wirkung gehabt hat. An die Beſchreibung der Schlacht bei Solferino u. an die Schilderung der Verwundeten auf dem Schlachtfeld u. in den Spitälern hat der Verfaſſer Vorſchläge zu einem wohlthätigen Verein zur Verpflegung der auf den Schlachtfeldern Verwundeten angeknüpft, u. damit den Anſtoß zu Gründung eines internationalen [illegible] gegeben, der im deutſch-däniſchen Krieg ſich zu ſegensreicher Wirkſamkeit entwickelt hat.

Flir, Alois, Briefe aus Rom. Mit einem kurzen Lebensabriſſe des Verfaſſers. Herausgeg. von Ludwig Rapp, Redacteur der katholiſchen Blätter aus Tirol. gr. 8. (156 S.) Innsbruck 1864, Wagner. n. 16 Ngr.

[illegible] will man aus den Zeitungsnachrichten von dem Verfaſſer, daß dieſe Briefe [illegible] katholiſchen [illegible] gemacht haben wollen, [illegible] eine [illegible] ſondern [illegible] u. Betrachtungen eines guten Katholiken über [illegible]

Perſonen u. Verhältniſſe, die er in Rom kennen gelernt, auch gelegentliche Aeußerungen über religiöſe, philoſophiſche u. politiſche Fragen. Ausdruck friſchen geiſtigen Lebens, aber einer durchaus correct katholiſchen Weltanſchauung, wie u. wieder friſchen naive naturwüchſige Aeußerungen des biedern Tirolers doch, die vielleicht in ſtreng katholiſchen Kreiſen Anſtoß erregt haben mögen.

Flir, früher Profeſſor der claſſiſchen Literatur u. Aeſthetik an der Innsbrucker Univerſität, wurde 1853 Rector der deutſchen Nationalkirche S. Maria dell' anima zu Rom u. päpſtlicher Hausprälat u. ſtarb daſelbſt 1859.

Gregorovius, Ferd., Wanderjahre in Italien. 3 Thle. 8. Leipzig 1864, Brockhaus. à n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Thl. I. Figuren, Geſchichte, Leben u. Scenerie aus Italien. 2. Aufl. (IX u. 388 S.)

Die Inſel Elba. Der Ghetto u. die Juden in Rom. Idyllen vom lat. Ufer. Römiſche Figuren. San Marco in Florenz. Toscaniſche Melodien. Die Inſel Capri.

Thl. II. Lateiniſche Sommer. (IX u. 363 S.)

Inhalt: Das älteſte Benedictinerkloſter des Abendlandes. — Aus der Campagna von Rom. — Aus den Bergen der latin. Campagna. — Aus den Bergen der Volsker. — Von den Ufern des Liris. — Die römiſchen Feſte der Gegenwart. — Avignon.

Thl. III. Siciliana. Wanderungen in Neapel u. Sicilien. (XIII u. 300 S.)

Sammlung von Studien, die ſchon früher theils in der Allgemeinen Zeitung, theils einzeln veröffentlicht worden ſind. S. dritter Nachtrag S. 41.
Anziehende Schilderungen in eleganter Form.

Löher, Franz, Sicilien u. Neapel. 2 Thle. 8. (1.: III u. 300, 2.: III u. 219 S.) München 1864, Fleiſchmann. 2⅓ Thlr.
Naturſchilderungen, geſchichtliche Erinnerungen u. ſociale Betrachtungen in trefflicher Form.

Förſter, E., Handbuch für Reiſende nach Italien. 7. Aufl. 1. Thl. Bis Florenz. 8. (X u. 151 S.) Mit 10 Karten u. 15 Plänen. München 1863, Liter.-artiſt. Anſtalt. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

—— —— 2. Thl. Reiſen in Mittel- u. Unteritalien. 7. Aufl. Mit 5 Karten u. 10 Plänen. 8. (XII u. 502 S.) Ebend. 2 Thlr. 12 Ngr.
Eines der beſten Reiſehandbücher für Italien, beſonders in Beziehung auf die Kunſtſchätze. S. dritter Nachtr. S. 50.

Förſter, Ernſt, Vermiſchte Schriften. 1. Bd. Reiſen in Italien, in England u. Schottland. 8. (X u. 361 S.) München 1862, Fleiſchmann. n. 1⅔ Thlr.
Der größere Theil dieſes Bandes enthält Briefe aus Italien von den Jahren 1833 u. 1837; der kleinere Theil von S. 255 an Wanderungen in England u. Schottland.

Laubert, E., Venedig, Genua, Nizza. Drei Vorleſungen. 8. (234 S.) Danzig 1861, Kafemann. 21 Ngr.
Anziehende Charakteriſtik der genannten drei Städte in geſchmackvoller Form u. mit vielen Citaten aus Goethe durchwoben.

Müller, Adalb., Venedig, ſeine Kunſtſchätze u. hiſtoriſchen Erinnerungen. Ein Wegw. in d. Stadt u. auf d. benachbarten Inſeln. 2. Aufl. Mit dem Plane der Stadt u. der Lagunen. gr. 16. (XXIV u. 556 S.) Venedig 1862, Münſter. n. 1⅓ Thlr.

Gottſchall, Rudolph, Reiſebilder aus Italien. 8. (IV u. 380 S.) Breslau 1864, Trewendt. 1⅓ Thlr.

Anſpruchsloſe Reiſeſkizzen, in welchen die Charakterbilder einzelner Städte, beſonders Venedigs, Roms u. Neapels durch ausführlichere Behandlung hervortreten.

Burſian, Conrad, Geographie von Griechenland. Bd. 1. Das nördliche Griechenland. gr. 8. (VIII u. 384 S. Mit 7 lith. Taf.) Leipzig 1862, Teubner. n. 2 Thlr.

Eine klare, auf umfaſſender Kenntniß der literariſchen Vorarbeiten u. eigener Anſchauung beruhende Darlegung unſerer Kunde von Griechenland u. ſeinen Ueberreſten aus dem Alterthum.

Roß, Ludwig, Erinnerungen u. Mittheilungen aus Griechenland. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. gr. 8. (XXXI u. 313 S.) Berlin 1863, Gärtner. n. 1½ Thlr.

Eine Sammlung von Aufſätzen u. Briefen, welchen Jahn eine Biographie vorangeſtellt hat, die beſonders die Knaben- u. Studentenzeit von Roß eingehend beſpricht. Unter den Aufſätzen ſind hauptſächlich die Erinnerungen aus Griechenland von Werth, da ſie auf Grund vieljähriger eigener Anſchauung ein Bild von den politiſchen u. geſellſchaftlichen Zuſtänden geben, welche während der Regentſchaft u. in den erſten Jahren der Regierung König Otto's in Griechenland herrſchten. Roß ſah die Zukunft Griechenlands damals ziemlich hoffnungsvoll an. Es folgen dann Mittheilungen über allerlei perſönliche Erlebniſſe, über die erſten Reiſen u. Entdeckungen in Griechenland u. A. Das Buch macht einen recht anſprechenden Eindruck.

Thierſch, H. W. J., Griechenlands Schickſale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Kriſis, in kurzer Ueberſicht dargeſtellt. 8. (III u. 108 S.) Frankfurt a. M. 1863, Heyder u. Zimmer. n. ½ Thlr.

Eine durch die Vertreibung König Otto's veranlaßte Gelegenheitsſchrift, in welcher der Verfaſſer theils nach [illegible], theils nach brieflichen Mittheilungen ſeines Vaters die Geſchichte des neuen Griechenlands erzählt.

Amerika.

Bancroft, Georg, Geſchichte der vereinigten Staaten von Nordamerika ꝛc. 1775—76. Deutſch von A. Kretſchmar. 8. Bd. gr. 8. (416 S.) Leipzig 1864, O. Wigand. 1⅓ Thlr.

S. Wegweiſer 3. Aufl. u. erſter u. vierter Nachtrag S. 78 u. 51.

Neumann, Karl Friedrich, Geſchichte der vereinigten Staaten von Amerika. Bd. I. Gründung der Kolonien bis zur Präſidentſchaft des Thomas Jefferſon. gr. 8. (XXVIII u. 607 S.) Berlin 1863, G. Hermann (A. G. Wagner). 3 Thlr.

Eine mit großer Vorliebe für die Union u. ihre Verfaſſung mit apologetiſcher Tendenz gegen die Südſtaaten geſchriebene Geſchichte der Vereinigten Staaten. Die gedruckten Materialien ſind mit Fleiß geſammelt u. benutzt.

Müller, J. W. von, Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada u. Mexiko. Mit Stahlſtichen, Lithographien u. in den Text gedruckten Holzſchnitten. 1. u. 2. Bd. gr. 8. (XII u. 394, IX u. 182 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. à Bd. n. 3 Thlr.

(Erſcheint in 3 Bdn.)

Friſche lebendige Beſchreibung einer Reiſe, welche der Verfaſſer, ein wohlhabender Mann von Bildung, der ſeine reichen Mittel auf größere Reiſen u. gelegentliche Naturforſchung verwendet, vor 8 Jahren in die genannten Länder unternommen hat. Der erſte Band iſt den Vereinigten Staaten gewidmet, der zweite Band Mexiko, ein dritter noch nicht erſchienener Band ſoll eine Geſchichte u. Statiſtik Mexiko's bringen. Der vorliegende Text enthält die Erzählung der Reiſeerlebniſſe, Schilderung der Naturerſcheinungen u. Mittheilungen über die ſocialen Zuſtände. Der Anhang giebt einige naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen. Die Ausſtattung iſt ſplendid u. der Preis im Verhältniß dazu ſehr billig.

Gloß, Albert, Das Leben in den Vereinigten Staaten, zur Beurtheilung von Amerika's Gegenwart u. Zukunft. Theilweiſe f. Kapitaliſten u. Auswanderungsluſtige in Deutſchland. 2 Bde. Lex. 8. (XXVIII u. 633, XXVI u. 688 S.) Leipzig 1864, Georg Wigand. 4½ Thlr.

Ein merkwürdiges, ſehr lehrreiches Buch, durch deſſen ſchwerfällige Anlage man ſich nicht abſchrecken laſſen darf. Daſſelbe enthält das Ergebniß vieljähriger gewiſſenhafter Beobachtungen aus der Feder eines Deutſchen, der ſeit 1849 in Amerika lebt. Der Verfaſſer erſcheint als ein Autodidakt von abſonderlicher Art, als ein Mann, der gewohnt iſt, über Alles ſich ſeine Theorien u. Grundſätze zu machen, der aber auch ein ſcharfes Auge für die Dinge hat u. durch mancherlei Lebenserfahrungen geſchult iſt. Es iſt ihm ernſtlich daran gelegen die Wahrheit zu ergründen u. ſie zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen auszubeuten. Der Zweck ſeines Buches iſt, ſolche, die nach Amerika auswandern u. ſonſtwie ihre Berechnungen darauf gründen wollen, vor Täuſchungen zu bewahren. Er iſt aber keineswegs gemeint, vor Amerika nur warnen zu wollen, er hat vielmehr, ohngeachtet bitterer Tage, Amerika liebgewonnen, er hat bei aller Erkenntniß der großartigen Mißſtände u. Mängel des amerikaniſchen Lebens doch einen guten Glauben an Amerika's Zukunft u. hofft, daß die Stammtugenden des Volkes, wofern es die nöthige ſittliche Pflege erhält, binnen zwei Generationen herrliche Früchte tragen werden. Ein von ihm häufig angewandtes Mittel der Charakteriſtik iſt die Vergleichung mit England, wozu ihm ein längerer Aufenthalt dort Veranlaſſung gegeben hat. Zur leichteren Ueberſicht über das reiche Material hat der Verfaſſer ausführliche Inhaltsverzeichniſſe beigegeben, u. das ganze Buch in bezifferte Paragraphen eingetheilt.

Eſtvan, B. (Oberſt der Conföderirten), Kriegsbilder aus Amerika. 2 Bde. gr. 8. (XXVIII u. 435 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 2½ Thlr.

Berichte eines geborenen Siebenbürgen, der ſich vor dem Krieg in den Südſtaaten angekauft hatte u. in der Folge in das Heer eingetreten war. Der Verfaſſer erzählt hauptſächlich militäriſche Ereigniſſe, ſchreibt gut u. ſeine Berichte tragen den Stempel der Wahrheit.

Kieſſelbach, W., Der amerikaniſche Federaliſt. Politiſche Studien für die deutſche Gegenwart. 2 Bde. gr. 8. (IX u. 455, VII u. 441 S.) Bremen 1864, Kühtmann u. Comp. n. 5⅓ Thlr.

Ein gehaltvolles Werk, das in die Entwicklung der amerikaniſchen Verfaſſung einen lehrreichen Einblick gibt u. für die Aufgaben deutſcher Politik ſehr intereſſante Vergleichungspunkte gewährt.

Fiſch, Georg, Die vereinigten Staaten Nordamerika's zu Anfang des gegenwärtigen Kriegs. Aus d. Franz. überſ. v. Emil Riecke. gr. 8. (XII u. 115 S.) Reutlingen 1864, G. L. Bohm. ½ Thlr.

Intereſſante Beobachtungen über die religiös-ſittlichen Zuſtände in Amerika u. den Hauptgrund des Krieges.

Sprachwiſſenſchaft.

Steinthal, H., Philologie, Geſchichte u. Pſychologie in ihren gegenſeitigen Beziehungen. Ein Vortrag 2c. gr. 8. (IV u. 76 S.) Berlin 1864, Dümmler. n. ½ Thlr.

Geſchichtliche Bemerkungen über d. Verhältniß d. Sprachwiſſenſchaft zur Geſchichtswiſſenſchaft.

Deutſche Literaturgeſchichte.

Schmidt, Jul., Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibnitz bis auf Leſſings Tod. 2. Bd. gr. 8. (782 S.) Leipzig 1864, Grunow. n. 1⅓ Thlr.

1. Bd. ſ. Zweiter Nachtrag S. 59.

Raumer, Friedr. v., Handbuch zur Geſchichte der Literatur. 2 Thle. gr. 8. (VIII u. 610 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

Zwar kein Werk von wiſſenſchaftlichem Werth, aber eine gute populäre Ueberſicht der Weltliteratur, wobei auch die alte claſſiſche Literatur, die der Spanier, Franzoſen, Italiener u. Engländer in ihren Hauptvertretern gewürdigt wird. Das Buch iſt aus Vorträgen entſtanden, welche Raumer, ſeitdem er ſich von der akademiſchen Wirkſamkeit zurückgezogen, für Damen zu halten pflegte u. verdient daher auch zur Lectüre empfohlen zu werden.

Gruppe, O. F., Leben u. Werken deutſcher Dichter. Geſchichte der Poeſie in den drei letzten Jahrhunderten. 1. Bd. mit 7 Bildniſſen in Stahlſtich. Lex. 8. (XIV u. 714 S.) München 1864, Bruckmann. n. 3 Thlr. 25½ Ngr.

Biographien u. Charakteriſtiken, welche mit Verſtändniß u. Geiſt ausgeführt ſind.

Kurz, Heinrich, Deutſche Dichter u. Proſaiſten. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unſere Zeit nach ihrem Leben u. Wirken geſchildert. 1. Abtheilung. Mit 11 Portr. (in Holzſchn.) gr. 16. (IV u. 699 S.) Leipzig 1863, Teubner. 1⅓ Thlr.

Iſt die Fortſetzung eines Unternehmens, welches Fr. Valdamus ſchon 1856 begonnen, deſſen zweite Abtheilung: die Zeit v. Klopſtock bis Schiller, die er unter Mitwirkung Wilh. [illegible] in ausführlicher Weiſe bearbeitet hat. Da Valdamus an der Fortſetzung verhindert war, hat der Verleger den Verfaſſer der vorliegenden Abtheilung für die Ergänzung u. Vollendung des Werkes gewonnen. Dieſer hat nun die Zeit vom 15. bis 18. Jahrh. hinzugefügt u. die Biographien einer Auswahl der hervorragenden Dichter u. Proſaiker beſchrieben u. theilweiſe das Ergebniß ſpecieller Studien, wie z. B. über Niclas von Wyle, Murner, Waldis, Tſchudi, Grimmelshauſen hier niedergelegt u. das literarhiſtoriſche Material mit gewohnter Sachkenntniß u. Sorgfalt zuſammengeſtellt. Der Schluß der zweiten Abtheilung, die neueſte Literatur behandelnd, iſt in nahe Ausſicht geſtellt.

Roquette, Otto, Geſchichte der deutſchen Literatur von den älteſten Denkmälern bis auf die neueſte Zeit. 2 Bde. (1.: V u. 408, 2.: VIII u. 515 S.) Stuttgart 1862, 1863, Ebner u. Seubert. n. 3 Thlr. 18 Ngr.

Bd. I. Bis in den Anfang des 18. Jahrh. Bd. II. Von da bis Jean Paul. S. fünfter Nachtrag S. 50.

Dieſer zweite Band iſt im Ganzen beſſer gelungen als der erſte. Wer eine mit Geſchmack ausgeführte Ueberſicht unſerer neueren Literatur leſen will, wird ſich durch dieſes Werk gewiß befriedigt finden. Beſonders auch gebildeten u. ſtrebenden Damen zu empfehlen.

Holland, Hyacinth, Geſchichte der altdeutſchen Dichtkunſt in Bayern. Lex. 8. (VI u. 658 S.) Regensburg 1862, Puſtet. 3 Thlr.

Abgeſehen von der willkürlichen Begrenzung der Aufgabe eine tüchtige Arbeit, welche mit fleißiger Benützung der gelehrten Forſchungen ein ſchönes Stück deutſcher Literaturgeſchichte in anziehender Darſtellung giebt.

Weller, Emil, Annalen der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen im 16. u. 17. Jahrh. 2 Bde. (1.: IX u. 411, 2.: VII u. 597 S.) Freiburg im Breisgau 1862—64, Herder. n. 3½ Thlr.

Ein mit Fleiß u. Sorgfalt bearbeitetes Werk, das freilich mehr der Bibliographie als der Literaturgeſchichte angehört. Daſſelbe enthält eine chronologiſch geordnete Zuſammenſtellung des geſammten deutſchen Liederſchatzes aus der Zeit von 1500—1700. Eine Abtheilung des 2. Bandes giebt Ergänzungen u. Berichtigungen zu Gödeke's Grundriß.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenſchatz des deutſchen Volkes. 8. (III u. 220 S.) Berlin 1864, Haude u. Spener. 1 Thlr.

Enthält 1) eine Sammlung von Citaten aus deutſchen Schriftſtellern, 2) aus fremden Schriftſtellern, 3) bibliſche Citate u. 4) hiſtoriſche Citate, d. h. die bei geſchichtlich merkwürdigen Begebenheiten gebrauchten Citate, 5) zum Schluß ein Regiſter. Ein ſehr brauchbares geſchickt bearbeitetes Buch.

Wurzbach, Conſtant v., Glimpf u. Schimpf in Spruch u. Wort. Sprach- u. ſittengeſchichtliche Aphorismen. 8. (VII u. 197 S.) Wien 1864, Lechner. 1½ Thlr.

Wander, K. Fr. Wilh., Deutſches Sprichwörterlexikon. Ein Hausſchatz f. d. deutſche Volk. Lief. 1—7. Hoch 4. (S. 1—896. A—Eſſen.) Leipzig 1863—64, Brockhaus. à Lief. n. ⅔ Thlr.

Eine mit Fleiß u. Sorgfalt angelegte Sammlung.

Strauß, Dav. Fr., Leſſings Nathan der Weiſe. Ein Vortrag. 8. (79 S.) Berlin 1864, Guttentag. ½ Thlr.

Ein mit Geiſt u. feinem Verſtändniß der berühmten Dichtung geſchriebener Commentar; in der Form ein wahres Kunſtwerk.

Fiſcher, Kuno, Leſſing's Nathan der Weiſe. Die Idee u. die Charaktere d. Dichtung. 8. (VII u. 130 S.) Stuttgart 1864, Cotta. n. 22 Ngr.

Ebenfalls ein geiſtreicher Commentar, welcher dieſes Drama hauptſächlich als Lehrgedicht, als Hülle einer philoſophiſchen Idee auffaßt.

Hiecke, Robert Heinr., Geſammelte Aufſätze zur deutſchen Literatur. Herausgeg. von G. Wendt. gr. 8. (VI u. 331 S.) Hamm 1864, Grote. 1⅓ Thlr.

Enthält eine Reihe äſthetiſcher Erläuterungen zu Gedichten von Uhland, Hebel, Rückert, Göthe, Platen, Schiller, zunächſt als Anleitung zur Interpretation in der Schule. Verbindet warme Pietät für die Dichter mit feinem Verſtändniß u. glücklicher populärer Lehrgabe.

Weismann, Heinrich, Ludwig Uhland's dramatiſche Dichtungen. Für Schule u. Haus erläutert. gr. 8. (XXIII u. 327 S.) Frankfurt a/M. 1863, Sauerländer's Verl. 1½ Thlr.

Ein ſehr empfehlenswerther geſchichtlicher u. äſthetiſcher Commentar.

Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit. I. Bd. enthält: **Bluntſchli**, J. C., Geſchichte des allg. Staatsrechts u. der Politik. gr. 8. (XVI u. 667 S.) München 1864, Lit.-artiſt. Anſtalt. Subſcr.-Pr. n. 2 Thlr. 6 Ngr., Ladenpr. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

II. Bd., **Kobell**, Fr. v., Geſchichte der Mineralogie von 1650—1860. gr. 8. (XVI u. 703 S.) Ebend. 1864. Subſcr.-Pr. n. 2 Thlr. 12 Ngr., Ladenpr. n. 3½ Thlr.

Anfang einer nach umfaſſendem Plan angelegten Literaturgeſchichte der Fachwiſſenſchaften.

Leibniz, (Gottfried Wilhelm v.,) Werke gemäß ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe in der Bibliothek zu Hannover. Durch die Munificenz S. M. des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe von Onno Klopp. Erſte Reihe. Hiſtoriſch-politiſche u. ſtaatswiſſenſchaftliche Schriften. I. Bd. gr. 8. (Vorw. LII. Einleitung XXXVIII u. 403 S.) Mit Portrait Leibniz' in Stahlſt. Hannover 1864, Klindworth. n. 3 Thlr.

—— —— Erſte Reihe II. Bd. gr. 8. (LXXXVI u. 492 S.) Ebend. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Engliſche Literatur.

Stephens, Thomas, Geſchichte der wälſchen Literatur vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert. Gekrönte Preisſchrift. Aus dem Engliſchen überſetzt u. durch Beigabe altwälſcher Dichtungen in deutſcher Ueberſetz. ergänzt herausgegeben von San Marte (Reg.-Rath Dr. A. Schulz). gr. 8. (XV u. 592 S.) Halle 1864, Buchhandlung des Waiſenhauſes. n. 4 Thlr.

Elze, Karl, Die engliſche Sprache u. Literatur in Deutſchland. Eine Feſtſchrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakeſpeares (in Deutſchland). gr. 8. (92 S.) Dresden 1864, Ehlermann. ½ Thlr.

Eine gehaltvolle, ſehr empfehlenswerthe Schrift, welche die Wechſelwirkung zwiſchen engliſcher u. deutſcher Literatur, ſowie die gegenwärtige Weltſtellung der engliſchen Sprache in Betracht zieht u. auf die Wichtigkeit der engliſchen Literatur als Bildungsmittel für die Jugend hinweiſt.

Gervinus, G. G., Shakeſpeare. 2 Bde. 3. Aufl. gr. 8. (XII u. 1190 S.) Leipzig 1862, Engelmann. 3 Thlr.

S. erſter Nachtrag S. 85.

Bekk, Ad., William Shakeſpeare. Eine biographiſche Studie. Feſtgabe zum 300jähr. Jubiläum d. Geburt d. Dichters am 23. April 1564. 8. (84 S.) München 1864, Fleiſchmann. Sep.-Cto. ½ Thlr.

Eine gute Zuſammenſtellung der wenigen Anhaltspunkte für eine Biographie Shakeſpeares.

Marggraff, Herm., William Shakeſpeare als Lehrer der Menſchheit. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken nebſt einer Einleitung. 8. (XII u. 235 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Eine Einleitung zur Kenntniß Shakeſpeares, hauptſächlich für Solche geeignet, die den Dichter noch nicht aus eigenem Studium ſeiner Werke kennen.

Rötſcher, H. Theod., Shakeſpeare in ſeinen höchſten Charaktergebilden ꝛc. Ein Buch zur Feier des 300jährigen Geburtsjahres Shakeſpeare's. Mit 1 Stahlſtich: Shakeſpeare in ſeinem Studirzimmer. Lex. 8. (IX u. 161 S.) Dresden 1864, Meinhold u. Söhne. 1 Thlr.

Ein älterer Kenner dramatiſcher Kunſt ſtellt ſich hier mit einer Feſtgabe ein, die übrigens nur ein Auszug aus einem früheren Werke deſſelben Verfaſſers iſt, dem Cyclus dramatiſcher Charaktere, der 1843 erſchienen iſt. S. Wegw. 3. Aufl. S. 18.

Lemcke, L. G., Shakeſpeare in ſeinem Verhältniß zu Deutſchland. Ein Vortrag im Rathhausſaale zu Marburg am 16. Febr. 1864. 8. (26 S.) Leipzig 1864, Vogel. n. 4 Ngr.

Ein leſenswerther Beitrag zur deutſchen Shakeſpearefeier.

Hugo, Victor, William Shakeſpeare. Deutſch von A. Diezmann. gr. 8. (III u. 305 S.) Leipzig 1864, Steinacker. 1⅓ Thlr.

Ein Feuerwerk von Geiſtreichigkeit über alles Mögliche, nur nicht gerade über Shakeſpeare, Betrachtungen über die Kunſt an ſich u. ihr Verhältniß zum Staat u. zur Geſellſchaft, über Heldenthum in der phyſiſchen u. moraliſchen Welt, über des Dichters Martyrium u. Apotheoſe ꝛc.

Rio, A. F., Shakeſpeare. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von K. Zell. 12. (XVI u. 303 S.) Freiburg im Br., Herder. 21 Ngr.

Verſuch eines franzöſiſchen Kunſtkritikers, Shakeſpeare dem Katholicismus zu vindiciren.

William Shakeſpeares Werke. Herausgeg. u. erklärt von Nicol. **Delius.** N. Ausg. Mit dem Portrait des Dichters. 1. u. 2. Bd. Lex. 8. (1.: 782. 2.: 785 S.) Elberfeld 1864, Friderichs. à Bd. 2 Thlr. (Erſcheint in 7 Bdn.)

Die würdigſte Feſtgabe zum Jubiläum des Dichters iſt wohl die Erneuerung dieſer trefflichen Ausgabe ſeiner Werke.

Kreyßig, F., Shakeſpeare-Anthologie. Die ſchönſten u. bedeutſamſten Schilderungen u. Weisheitsſprüche aus den Dramen des Dichters. Biographiſch eingeleitet. Mit 32 Illuſtrationen von Karl Winkler (in eingedruckten Holzſchnitten). gr. 16. (XXIV u. 316 S. mit 1 Photogr.) Hamburg 1864, Vereinsbuchhandlung. 3 Thlr.

Der Herausgeber iſt einer unſerer beſten Shakeſpeare-Commentatoren. Seine Vorleſungen über Shakeſpeare, ſeine Zeit u. ſeine Werke ſ. dritter Nachtrag S. 63 u. vierter S. 56.

Kreyßig, F., Ueber die ſittliche u. volksthümliche Berechtigung des Shakeſpearecultus. Feſtrede. (19 S.) Elbing 1864, Neumann-Hartmann. ⅙ Thlr.

Gutzkow, Karl, Eine Shakeſpearefeier an der Ilm. 8. (16 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 8 Ngr.

Der poetiſche Text zu den lebenden Bildern nach Motiven aus Shakeſpeares Dramen, welche bei der Shakeſpeares-Jubiläumsfeier zu Weimar dargeſtellt wurden.

Indiſches.

Böhtlingk, Otto, Indiſche Sprüche. Sanskrit u. Deutſch. 2 Thle. Lex. 8. (1.: X u. 311, 2.: VI u. 371 S.) St. Petersburg. (Leipzig 1864, L. Voß.) n. n. 3 Thlr.

Eine reiche ſorgfältig redigirte Sammlung u. wörtlich getreue Ueberſetzung von Sprüchen indiſcher Lebensweisheit.

Biographien.

Keferſtein, H., Hiſtoriſch-biographiſche Charakter- u. Zeitbilder aus Leopold Ranke's ſämmtlichen Werken ꝛc. gr. 8. (VI u. 408 S.) Berlin 1864, Duncker u. Humblot. 1⅓ Thlr.

• Die Männer des Volks in der Zeit deutſchen Elends 1805—1813. Nach Briefen u. Memoiren. Mit Federzeichnungen von Ludwig Burger. gr. 8. (VIII u. 664 S.) Berlin 1863, Seehagen. 2⅓ Thlr.

Eine Sammlung von Auszügen aus Memoiren u. Briefen, weniger mit Rückſicht auf das biographiſche Material, als um Beiträge zur Charakteriſtik der Zuſtände zu gewinnen.

Häfeli, F. R., Lebensbilder berühmter Naturforſcher aus der älteſten bis auf die jüngſte Zeit. gr. 8. (VIII u. 376 S.) Aarau 1863, Chriſten. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hartmann, Jul., Matthäus Alber, der Reformator der Reichsſtadt Reutlingen. Ein Beitr. z. ſchwäbiſchen u. deutſchen Reformationsgeſch. Mit d. Bildniß Albers u. 1 Anhang, die erſte Reutl. Kirchenord. enthaltend. gr. 8. (VII u. 196 S.) Tübingen 1863, Oſiander. n. 21 Ngr.

Eine gute auf gründlicher Ausbeutung der Archive zu Stuttgart u. Reutlingen beruhende Monographie, die ſich vermöge einer anſprechenden Darſtellung auch für weitere Kreiſe zur Lectüre eignet.

Dittmar, Wilh., Aventin. (Von der hiſtoriſchen Commiſſion bei der königl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften gekrönte Preisſchrift.) gr. 8. (VIII u. 303 S.) Nördlingen 1862, Beck. n. 1⅓ Thlr.

Biographiſche u. literargeſchichtliche Bearbeitung eines berühmten bayriſchen Hiſtorikers aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Darſtellung iſt populär, aber etwas zu breit. Die hiſtoriſche Commiſſion hat dem Verfaſſer nicht den vollen Preis, ſondern nur ein Acceſſit zuerkannt.

Gildemeiſter, O., Ein Vorläufer der Revolution. (Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais.) Bremer Sonntagsblatt 1864. Nr. 1—4.

Ein wahres Kabinetsſtück eines biographiſchen Eſſays, das beſonders gedruckt zu werden verdiente.

Fränkel, J., Bernhard Beer. Ein Lebens- u. Zeitbild. Mit Portrait u. Facſimile. gr. 8. (IV u. 196 S.) Breslau 1863, Schletter. n. 1⅓ Thlr.

Eine gut geſchriebene, mit vieler Liebe ausgeführte Biographie eines gelehrten u. durch aufopfernde Thätigkeit für ſeine Glaubensgenoſſen rühmlich bekannten Iſraeliten in Dresden.

Beyſchlag, Willib., Aus dem Leben eines Frühvollendeten, des evangeliſchen Pfarrers Franz Beyſchlag. Ein chriſtliches Lebensbild aus der Gegenwart. 2 Thle. 8. (1.: X u. 326, 2.: 288 S.) 3. Aufl. Berlin 1863 u. 1864, Rauh. 2 Thlr.

Dieſe Biographie, deren erſte Auflage wir im vierten Nachtrag S. 59 empfahlen, hat großen Beifall gefunden u. wird viel geleſen.

Boiſſerée, Sulpiz. 2 Bde. gr. 8. (1.: III, 884, 2.: 595 S.) Stuttgart 1862, Cotta. n. 4 Thlr.

Das Buch beginnt mit dem Bruchſtück einer Selbſtbiographie, die weiterhin durch Briefe

u. eingeschaltete Notizen fortgeführt wird. Die Redaction wurde von der Wittwe Boisserée's in Verbindung mit Chr. Theod. Perthes u. A. Deringer bewirkt. Wer irgend Sinn für Kunst hat, dem wird dieser Briefwechsel großen Genuß gewähren. Er führt uns das Bild eines Mannes vor, welcher, mit feinem Geist u. frommem Gemüth begabt, sich zur Lebensaufgabe machte, die deutsche mittelalterliche Kunst aus dem Schutt hervorzuziehen u. auch Andere zu ihrer ästhetischen Würdigung anzuregen. In welch seltenem Maße ihm die Erfüllung seines Lebensplanes gelungen ist, zeigt einerseits das Zustandekommen seiner berühmten Bildersammlung, andererseits die Fortsetzung des Kölner Dombaues, dessen Idee er gefaßt u. deren Ausführung er unermüdlich betrieben hat. Einen Hauptbestandtheil der Briefe bilden diejenigen an u. von Goethe, u. es ist sehr interessant zu sehen, welchen Einfluß Boisserée auf den Dichter hatte, den er aus einem Verächter der mittelalterlichen Kunst in einem warmen Verehrer derselben umwandelte.

Eberty, Felix, Lord Byron. Eine Biographie. 2 Thle. 8. (1.: VIII u. 300, 2.: VII u. 298 S.) Leipzig 1862, Hirzel. 2¼ Thlr.

Gute kritische Bearbeitung des reichen Materials. Gelungene Charakteristik Byrons sowohl in persönlicher als literarischer Beziehung. Der Verfasser beurtheilt die Extravaganzen des Dichters mit sittlichem Ernst, aber ohne Pedanterie, u. weiß den Leser durch gute Darstellung zu fesseln.

Bungener, Felix, Calvin, sein Leben, sein Wirken u. seine Schriften. Deutsche Ausgabe. 8. (123 S.) Leipzig 1862, Wilfferodt. n. 1 Thlr.

Eine kurze apologetische Darstellung Calvins, mit Geist u. Gewandtheit geschrieben, die aber Detail u. Gründlichkeit vermissen läßt.

Pressel, Paul, Johann Calvin. Ein evangelisches Lebensbild. Mit dem Portr. d. Reformators in Stahlst. gr. 8. (IV u. 261 S.) Elberfeld 1864, Friderichs. ¾ Thlr.

Eine populäre Bearbeitung von Stähelins Werk, die aus dessen wissenschaftlicher Darstellung den volksthümlichen Kern mit Geschick herausschält. Stähelins Monographie s. weiter oben unter dem Titel: Leben u. ausgewählte Schriften der Väter der reform. Kirche S. 8.

Mendelssohn-Bartholdy, Karl, Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschriftlichen Materials. gr. 8. (XII u. 113 S.) Berlin 1864, Mittler u. Sohn. 2¼ Thlr.

Der Verfasser war bemüht, die Wahrheit über diesen höchst einflußreichen u. bedeutenden Staatsmann durch gründliches Studium zu Tage zu fördern u. die Verdammung der Feinde wie die Verherrlichung der Freunde auf ein billiges Maß zurückzuführen. Mendelssohn ist der Sohn des berühmten Componisten u. hat diese Arbeit auf Anregung von Gervinus ausgeführt, zu dessen Geschichte des griechischen Aufstandes sie eine willkommene Ergänzung bildet.

Hase, Karl, Caterina von Siena. Ein Heiligenbild. 8. (XVII u. 305 S.) Leipzig 1864, Breitkopf u. Härtel. 1⅓ Thlr.

Ein mit Liebe ausgeführtes Lebensbild einer geistvollen, durch ächte Frömmigkeit ausgezeichneten Nonne aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Chezy, Wilh., Erinnerungen aus meinem Leben. 1. Buch. Inhalt: Helmina u. ihre Söhne. 2 Bändchen. 8. (631 S.) Schaffhausen 1863, Hurter. 2 Thlr. 12 Ngr.

Unterhaltende pikant geschriebene Denkwürdigkeiten eines begabten belletristischen Schriftstellers, des Sohnes der bekannten Dichterin Helmine von Chezy, welche aber der Verfasser hier mit großer Impietät behandelt.

Klein, Karl, Georg Forſter in Mainz 1788—1793. Nebſt Nachträgen zu ſeinen Werken. gr. 8. (XII u. 488 S.) Gotha 1863, F. A. Perthes. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein Beitrag zur Biographie Forſters, der im Gegenſatz zur literargeſchichtlichen Anerkennung, beziehungsweiſe Verherrlichung des Mannes die Schattenſeiten hervorhebt u. namentlich deſſen Betheiligung an dem revolutionairen franzoſenfreundlichen Treiben hervorhebt. Zwar unbillig hart u. tendenziös, aber durch gewiſſenhafte ſorgfältige Mittheilungen aus jener Zeit immerhin werthvoll.

Charaktere, chriſtliche, od. „Gehet hin u. thuet desgleichen" ꝛc. 1. Bd. 2. Ausg. Inhalt.

Francke, Aug. Herm., Der Armen- u. Waiſenfreund. Ein Lebensbild. Von der Verfaſſerin von „Stillleben u. Weltleben". Volksausgabe, bearbeitet von A. Eckſtein. Mit Illuſtrationen. 8. (149 S.) Breslau 1863, Hirt. n. ¼ Thlr.

Einfache, ſchmuckloſe Erzählung von Francke's Leben u. ſeiner reichen Wirkſamkeit. Anſprechende Ausſtattung des Büchleins. Ein guter Artikel über Francke u. ſeine Stiftungen aus der Feder Eckſteins findet ſich in den preußiſchen Jahrbüchern 1863, Bd. II. S. 616 ff.

Raſch, Guſtav, Das Schwert Italiens. Lebensſkizze des Generals Joſef Garibaldi. 3 Bdchn. 8. (XII u. 661 S.) Berlin 1863, Nelte Boltze u. Comp. 2⅓ Thlr.

Lueder, Carl, Guſtav Geib. Sein Leben u. Wirken. gr. 8. (104 S.) Leipzig 1864, Engelmann. 12 Ngr.

Freundſchaftliche Würdigung eines kürzlich verſtorbenen ausgezeichneten Criminalrechtslehrers in Tübingen. Der Verfaſſer ſchildert den Verewigten mit warmer Verehrung u. im Ganzen richtig, doch würde das Bild noch vollſtändiger geworden ſein, wenn er ihn auch perſönlich gekannt hätte.

Genaſt, Ed., Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers. 2 Thle. 8. (XV u. 617 S.) Leipzig 1862, Voigt u. Günther. n. 3 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen aus einem bewegten erfahrungsreichen Leben, beſonders aus der Geſchichte des Weimarer Theaters.

Gisleſen, Henriette, Meine Bekehrung. Aus dem Norwegiſchen von H. L. Sebald. 12. (IV u. 192 S.) Gotha 1862, F. A. Perthes. n. ⅔ Thlr.

Geſchichte des Seelenlebens einer Frau, welche durch den frühen Tod ihres Gatten aus einem religiös indifferenten Zuſtand geweckt wird u. nun in unaufhaltſamer Entwicklung unter ſchweren Kämpfen u. Anfechtungen, ſich zu einer durchgebildeten chriſtlichen Ueberzeugung u. wahrem Frieden mit Gott emporringt. Die Bekenntniſſe der begabten Verfaſſerin werden dadurch um ſo anziehender, daß ſie faſt ohne Einwirkung von außen u. fern von jeder Methode ihre eigenthümliche Entwicklung durchlebt.

Schmieder, Heinr. Ed., Karl Friedr. Göſchel, weil. Präſident des Conſiſtoriums in der Provinz Sachſen. gr. 8. (87 S.) Berlin 1863, Schlawitz. n. ⅓ Thlr.

Briefwechſel des Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. 2 Bde. gr. 8. (1.: VIII u. 320. 2.: IV u. 335 S.) Weimar 1863, Landes-Induſtrie-Comptoir. n. 6 Thlr.

Eine dankenswerthe Veröffentlichung der Zeugniſſe des ſchönen Verhältniſſes, in welchem Goethe mit ſeinem fürſtlichen Freunde ſtand. Wenn auch bei der Redaktion gar zu ängſtlich

Alles unterdrückt wurde, was ſtörende Zwiſchenfälle hätte verrathen können, ſo giebt das Buch doch einen deutlichen Einblick in den Verkehr der beiden bedeutenden Männer, in die vielſeitige Thätigkeit Göthe's u. den ernſten Willen, mit welchem er die ungemeine Regſamkeit des Fürſten auf gute Ziele zu lenken wußte.

Carus, C. G., Göthe, deſſen Bedeutung für unſere u. die kommende Zeit. Hierbei 15 kurze, früher gänzlich unbekannte u. ungedruckte Parabeln Göthe's aus d. erſten 70er Jahren d. vor. Jahrh. 8. (VII u. 132 S.) Wien 1863, Braumüller. n. 1 Thlr.

Merz, Phil., Göthe als Erzieher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Ein Handbuch für Haus u. Familie. 8. (III u. 360 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Eine geſchickt angelegte Sammlung der auf Pädagogik bezüglichen Ausſprüche Göthe's, mit einer ausführlichen Einleitung über die Bedeutung Göthe's u. ſeiner Schriften für die Jugendbildung.

Waitz, Georg, Zum Gedächtniß an Jacob Grimm. Geleſen in der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften den 5. Dec. 1863. 4. (33 S.) Göttingen 1863, Dieterich. n. $^1/_3$ Thlr.

Eine ausführliche Würdigung ſeiner wiſſenſchaftlichen Verdienſte.

Grimm, Jacob, Rede auf Wilhelm Grimm u. Rede über das Alter gehalten in der königl. Akademie der Wiſſenſchaft zu Berlin. 2 Abdr. Mit 2 Photographien. gr. 8. (68 S.) Berlin 1864, Dümmler's Verl. n. $^2/_3$ Thlr.

Ein ſchönes Denkmal beider Brüder. Der Herausgeber hat ſowohl über ſeinen Vater Wilhelm als über ſeinen Oheim Jacob biographiſche Ergänzungen hinzugefügt.

Eye, A. von, Eine Menſchenſeele, Spiegelbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. gr. 8. (VII u. 255 S.) Nördlingen 1863, Beck. n. 1$^1/_3$ Thlr.

Die in dieſem Roman geſchilderte Menſchenſeele iſt der ſchleſiſche Dichter Joh. Chriſt. Günther, welcher mit genialen Anlagen ausgerüſtet, durch angebornen Leichtſinn in der liederlichen Rohheit ſeiner Zeit zu Grunde ging. Der Verfaſſer hat aus den edlen Elementen ſeiner Dichtung ein ideales Bild des Dichters herausconſtruirt, u. mit großer Feinheit ſeine liebenswerthen Eigenſchaften geſchildert, ſo daß man zu liebevoller Theilnahme an des Dichters Geſchick u. frühem tragiſchem Ende hingeriſſen wird. Der Titel rechtfertigt ſich durch die pſychologiſche Kunſt, mit welcher der Verf. den Entwicklungsgang ſeines Helden durchführt.

Gildemeiſter, C. H., Johann Georg Hamann's, des Magus des Nordens, Leben u. Schriften. 4. Bd. Hamann's Autorſchaft ihrem Inhalte nach. gr. 8. (XXVI u. 308 S.) Gotha 1863, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

* Bd. I – III. ſ. dritter Nachtrag S. 65.

Dieſer vierte Band bildet den Abſchluß des ganzen Werkes u. führt die ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Hamann's, die in den früheren Bänden nur der Zeitfolge nach in der Biographie behandelt waren, ſelbſtändig nach ihrem Inhalt auf. Der Verf. verſucht eine Ueberſicht über die ganze ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit Hamann's zu geben u. betrachtet ihn zu dieſem Zwecke als Theologen, Philoſophen, Philologen, Pädagogen, Politiker u. Aeſthetiker. Es iſt daher gerade dieſer Band als Hilfsmittel zum Studium Hamann'ſcher Schriften von beſonderem Werth.

Arndt, F., Hardenberg's Leben u. Wirken. Nach authentiſchen Quellen. gr. 8. (IV u. 276 S.) Berlin 1864, Zabliſch. n. 1$^3/_4$ Thlr.

Der Verfaſſer hat zwar keine neuen handſchriftlichen Quellen aus Hardenbergs Nachlaß benützen können, aber auf Grundlage der Forſchungen Häuſſers u. anderer Materialien, welche die neuere Geſchichtſchreibung darbietet, wohl ein richtiges Bild von Hardenbergs Perſönlichkeit u. ſeiner Politik entworfen u. ſeinen Vorgänger Kloſe übertroffen.

Beer, Gustav Dr. Prinz Heinrich der Seefahrer u. seine Zeit ꝛc. Aus den Quellen dargeſtellt. gr. 8. (XX u. 298 S. mit 1 Steintaf.) Danzig 1864, Kafemann. 1⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, ein Geiſtlicher aus [illegible], der durch Verhältniſſe genöthigt war, einige Jahre in Madeira zuzubringen, benutzte ſeine unfreiwillige Muße, um portugieſiſche Geſchichte zu ſtudiren u. fand in dem Prinzen Heinrich einen anziehenden Stoff, der ihn zur Bearbeitung reizte. Er hat nun die einſchlägige Literatur ſorgfältig benutzt u. eine gründliche, mit [illegible] Arbeit zu Stande gebracht; es iſt ihm jedoch nicht gelungen, ſeiner Darſtellung die Lebendigkeit zu verleihen, die den Leſer anſpricht u. feſſelt.

Noorden, Carl von, Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- u. Kirchengeſchichte des weſtfränkiſchen Reichs in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. gr. 8. (XII u. 436 S.) Bonn 1863, Henry u. Cohen. n. 2 Thlr.

Hinkmar iſt eine ſo bedeutende Perſönlichkeit, daß er einen ganz paſſenden Mittelpunkt für die Staats- u. Kirchengeſchichte ſeiner Zeit bildet. In dieſer Richtung hat der Verf. ſeine Aufgabe behandelt u. eine treffliche Monographie geliefert, welche neben wiſſenſchaftlichen Vorzügen auch eine die Leſer anſprechende Form bietet.

Bach, Theodor, Theod. Gottlieb Hippel, der Verfaſſer des Aufrufs „an mein Volk" ꝛc. Mit Hippels Facſim. gr. 8. (XI u. 288 S.) Breslau 1863, Trewendt. 1⅓ Thlr.

Bietet das Bild einer originellen, durch feurigen Patriotismus hervorragenden Perſönlichkeit u. zugleich einen erheblichen Beitrag zur Zeitgeſchichte.

Hufeland, Chriſtn. Wilh. Eine Selbſtbiographie, mitgetheilt von Dr. Göſchen. (Abdruck aus deſſen Klinik.) gr. 8. (64 S.) Berlin 1863, G. Reimer. ⅓ Thlr.

Leben eines ausgezeichneten, durch ſeine Makrobiotik auch in weiteren Kreiſen bekannten Arztes.

Briefwechſel Alexander v. Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—1858. 3 Bde. gr. 8. (XXXVII u. 992 S.) Jena 1863, Coſtenoble. n. 7 Thlr. 6 Ngr.

Reiche Beiträge zur Geſchichte der Erdkunde u. zur [illegible], beſonders zur Lebensgeſchichte Humboldts, werthvolle Beiträge.

Erinnerungen an einen Heimgegangenen ꝛc. 8. (XXIV u. 124 S. mit 1 Portr.) Berlin 1864, Herbig. n. 1 Thlr.

Briefe des im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege gefallenen Majors von Jena, die er während des Feldzugs an ſeine Familie geſchrieben hat. Werthvolle Beiträge zur Geſchichte des Krieges u. Ausdruck einer edlen [illegible] Perſönlichkeit.

Kapp, Friedr., Leben des amerikaniſchen Generals Johann Kalb. Mit Kalb's Portrait. gr. 8. (XIV u. 306 S.) Stuttgart 1862, Cotta. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine willkommene Ergänzung zu dem Leben Steubens von demſelben Verfaſſer. Kalb war einer der bedeutendſten Generale in dem nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskampf. Die [illegible] Kapp's [illegible] Schärfe der Forſchung mit [illegible] Darſtellung u. ſeinem [illegible] [illegible].

Kaiſer Karls V. Aufzeichnungen. Zum erſtenmal herausgegeben von Baron Kervyn v. Lettenhove. In's Deutſche übertragen von L. A. Warnkönig. gr. 8. (LXIX u. 176 S.) Leipzig 1862. Brockhaus Sort. n. 1 Thlr.

Bringt keine neuen Aufſchlüſſe über die politiſchen Motive u. die Geheimniſſe von Karls Politik, ſondern nur einfachen Bericht über die Erlebniſſe u. Thatſachen, mit dem Bemühen, ſein Thun aus religiöſen Gründen zu rechtfertigen u. die Rückſicht auf die Ehre Gottes als Norm deſſelben darzuſtellen.

Reinhard, Aime, Juſtinus Kerner u. das Kernerhaus in Weinsberg. Gedenkblätter a. d. Dichters Leben. Mit 3 artiſt. Beil. 8. (V u. 138 S.) Tübingen 1862. Oſiander. ½ Thlr.

Liebevolle Schilderung des Dichters u. ſeiner Umgebung von einem jüngeren Freunde, der ihn erſt in ſeinen ſpäteren Jahren kennen gelernt hat, ſein originelles Weſen richtig zeichnet, aber an Beiträgen zur Geſchichte ſeiner Entwicklung u. zu ſeiner äſthetiſchen Würdigung den im fünften Nachtrag S. 51 genannten [illegible] nachſteht.

Willbrandt, Adolf, Heinrich von Kleiſt. gr. 8. (X u. 122 S.) Nördlingen 1862. Beck. n. 2 Thlr.

Eine gute, gründliche Arbeit, die über ein vielfach dunkles Leben u. einen ſchwer zu entwirrenden Charakter das mögliche Licht verbreitet. Wer den Dichter aus ſeinen Werken kennt, der wird dem Biographen für ſeine Aufſchlüſſe dankbar ſein, ihm erſt Freunde zu erwerben, dazu iſt die Schilderung eines großen Talents, das fortwährend Anläufe zum Höchſten nimmt, aber durch äußeres Mißgeſchick u. innere Disharmonie zurückgeworfen u. zu einem tragiſchen Ende getrieben wird, gar zu düſter.

Kohlrauſch, Fr., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit dem Portrait d. Verf. gr. 8. (X u. 472 S.) Hannover 1863. Hahn. n. 1⅔ Thlr.

Anſprechende Selbſtbiographie des verdienten Schulmannes, welcher als Verfaſſer der Geſchichte der Freiheitskriege einen bleibenden Namen erworben hat.

Bernhardt, Theodor, u. Carl von **Noorden,** Zur Würdigung Joh. Wilhelm Lobells. Vier literariſch-hiſtoriſche Unterſuchungen nebſt vorausgehenden biographiſchen Notizen. gr. 8. (III u. 104 S.) Braunſchweig 1864. Schwetſchke u. Sohn. n. 16 Ngr.

Dem gedrängten, mit Pietät geſchriebenen Lebensabriß folgen vier gehaltvolle Aufſätze, welche die literariſche Thätigkeit Lobells in ihrem Verhältniß zum gegenwärtigen Stand der Forſchung u. geſchichtlichen Wiſſenſchaft charakteriſiren.

Lorinſer, Carl Ignatius, Eine Selbſtbiographie. Vollendet u. herausgegeben von ſeinem Sohne Franz Lorinſer. 2 Bde. Mit dem Bildniß d. Selbſtbiographen. gr. 8. (XII, 290 u. 237 S.) Regensburg 1864. Manz. 2 Thlr. 12 Ngr.

Leben eines vor 11 Jahren verſtorbenen ſehr geſchätzten Arztes, der ſich beſonders auch um die Geſundheitspflege in den Schulen verdient gemacht hat. Wir lernen in ihm einen tüchtigen, verſtändigen, für allgemein menſchliche Intereſſen empfänglichen Mann kennen, um ſo mehr fällt es aber auf, daß er, nachdem er einen großen Theil ſeines Lebens unter Proteſtanten gewohnt hat, den Proteſtantismus nicht beſſer kennt, u. ſich immer mehr in bigott katholiſche Anſchauungen verrennt.

Marie Antoinette, ihr Leben u. Wirken, geſchildert in ihren eigenen Briefen. Nach den Originalhandſchriften veröffentlicht von Graf Paul Vogt von Hunolſtein. Aus d. Franz. 8. (287 S.) Prag 1864. Benſinger. n. 1 Thlr.

[illegible]

Martens, C. v., Vor fünfzig Jahren. 2 Bde.
Inhalt: I. Tagebuch meines Feldzuges in Rußland 1812. gr. 8. (III u. 200 S. mit 1 Plane.) Stuttgart 1862, Schaber. 1 Thlr.
II. Tagebuch meines Feldzuges in Sachſen 1813. (VII u. 208 S. mit 1 Pl.) Ebend. 1863. 1 Thlr.

[illegible]

Album [illegible] Dichter. 3. Lieferung. Karl Mayer. 4. (16 S. mit photograph. Portrait.) Tübingen 1864, Oſiander. n. 21 Ngr.

[illegible]

(S. [illegible] Nachtrag S. [illegible])

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Briefe aus den Jahren 1833—1847. 2. Aufl. gr. 8. (VII u. 520 S.) Leipzig 1863, Mendelssohn. n. 2⅓ Thlr.
(1. Bd. s. zweiter Nachtrag S. 55.)

[illegible]

Grimm, Herm., Leben Michelangelo's. 2. Bd. gr. 8. (VIII u. 598 S.) Hannover 1863, Rümpler. n. 3⅓ Thlr.
(1. Bd. s. zweiter Nachtrag S. 11.)

[illegible]

Weber, Karl von, Moritz, Graf von Sachſen, Marſchall von Frankreich. Nach archivaliſchen Quellen. Mit Portrait. gr. 8. (XII u. 283 S.) Leipzig 1863, B. Tauchnitz. 1⅔ Thlr.

[illegible]

Nohl, Ludw., Mozart. Mit Portrait u. 11 Notenbeilagen. gr. 8. (V u. 592 S.) Stuttgart 1863, Bruckmann. 3 Thlr. 9 Ngr.

[illegible]

Nöldeke, Theodor, Das Leben Muhammed's, nach den Quellen populär dargestellt. 8. (VIII u. 191 S.) Hannover 1863, Rümpler. n. ⅔ Thlr.

Eine populäre Darstellung [illegible]

Bonnet, Jules, Aonio Paleario. Eine Studie über die Reformation in Italien. Ins Deutsche übertragen von [illegible]. Taschenausg. 12. (XVI u. 295 S.) Hamburg 1863, Agentur des rauhen Hauses. n. 1 Thlr.

[illegible] Märtyrers in Italien.

Merz, Heinrich, Das Leben des christlichen Dichters u. Ministers Christoph Karl Ludwig Pfeil. Nach dessen hinterlaß. Briefen u. Papieren bearbeitet. 8. (175 S.) Stuttgart 1863, Steinkopf. 1⅓ Thlr.

Eine Bearbeitung der Lebensgeschichte eines [illegible] Jahre lang in [illegible] Jahre lang, von 1763 [illegible] in preußischen Diensten war.

Voigt, Georg, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. u. sein Zeitalter. 3. Bd. gr. 8. (XX u. 724 S.) Berlin 1863, G. Reimer. 4 Thlr.

1. Bd. [illegible] 2. Bd. [illegible]

[illegible]

Kramer, G., Carl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß. 1. Thl. Mit einem Bildniß Carl Ritter's. gr. 8. (X u. 452 S.) Halle 1864, Buchhandlung des Waisenhauses. 2⅓ Thlr.

Der Verfasser, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Brockerhoff, F., Jean Jacques Rousseau. Sein Leben u. seine Werke. 1. Bd. gr. 8. (X u. 496 S.) Leipzig 1863, O. Wigand. n. 2⅔ Thlr.

Der Verfasser [illegible]

Ruge, Arnold, Aus früherer Zeit. 3 Bde. 8. (1.: VII u. 391, 2.: IV u. 257, 3.: VI u. 468 S.) Berlin 1862–63, Fr. Duncker. n. 5⅔ Thlr.

[illegible]

Krabbe, Otto, Savonarola. Ein Lebensbild aus Italien. Vortrag gehalten zu Potsdam ... am 25. Febr. 1862. gr. 8. (40 S.) Berlin 186
Schlawitz. n. 14 Sgr.

Hagen, A., Max v. Schenkendorf's Leben, Denken u. Dichten. Unt
Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. gr.
(XII u. 251 S.) Berlin 1863, Decker. 1 Thlr.

[illegible]

Twesten, Karl, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft dargestellt. gr. 8. (III u. 175 S.) Berlin 1863, Guttentag. n. ⅚ Thlr.

[illegible]

Maier, Elisa, Fräul., Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen u. sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. 8. (IX u. 271 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 1 Thlr.

[illegible]

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 3. Bd. Schleierm. Briefe an Brinckmann. Briefwechsel mit s. Freunden von seiner Übersiedlung nach Halle bis zu s. Tode. Denkschriften. — Dialog über das Anständige. — Recensionen. — Vorbereitet von Ludw. Jonas, herausgeg. von Wilh. Dilthey. gr. 8. (XVI u. 616 S.) Berlin 1863, G. Reimer. n. 2⅔ Thlr.

[illegible]

Brunier, Ludwig, Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- u. Lebensbild. 8. (XI u. 388 S.) Leipzig 1864. Weber. n. 2 Thlr.

[illegible]

Wolzogen, Alfred, Freiherr v., Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. 8. (XII u. 351 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 1½ Thlr.

Glümer, Claire von, Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Mit Portrait u. Facsimile. 8. (XI u. 277 S.) Leipzig 1862, Barth. 1 Thlr.

[illegible]

Schneider, R., Pfarrer in Schmalkalden, Gotthilf Heinrich v. Schubert. Ein Lebensbild. 8. (IV u. 214 S.) Bielefeld 1863, Velhagen u. Klasing. 16⅔ Sgr.

Erster Band der Sonntagsbibliothek. Neue Folge. Lebensbeschreibungen zur Erweckung u. Erbauung der christlichen Gemeinde.

Elze, Karl, Sir Walter Scott. 2 Bde. 8. (XI u. 482 S.) Dresden 1864, Ehlermann. 2⅓ Thlr.

Ein sehr anziehendes Buch, der uns Walter Scott sowohl als Dichter wie als Menschen [illegible]

Müller, Konstantin Siegwart, Rathsherr Leu von Ebersoll. Der Kampf zwischen Recht u. Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft. gr. 8. (XI u. 1133 S.) Altorf 1864, Selbstverlag des Verf. 6 fl. 36 kr.

[illegible]

Cosack, C. J., Paulus Speratus Leben u. Lieder. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, besonders zu Preußischen, wie zur Hymnologie. gr. 8. (XI u. 431 S.) Braunschweig 1861, Schwetschke u. Sohn. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

[illegible]

Menge, Theod., Der Graf Friedr. Leop. Stolberg u. seine Zeitgenossen. 2 Bde. gr. 8. (XIII u. 562 S.) Mit 1 Bildnis Stolbergs. Gotha 1862, F. A. Perthes. n. 4 Thlr.

[illegible]

Der 2. Band behandelt die spätere Lebensperiode von 1792 bis zu seinem Tode im J. 1819.

Stockmar, Christ. Friedr. Freiherr von. Von einem Freunde desselben. Deutsche Jahrbücher 1863, II. od. Bd. XII, S. 328—341, u. Grenzboten Nr. 31.

[illegible]

Suckow, Karl v., Aus meinem Soldatenleben. 8. (VIII u. 365 S.) Stuttgart 1862, Krabbe. 1 Thlr.

[illegible]

Jahn, Otto, Ludwig Uhland. Vortrag, gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Febr. 1863. Mit literarischen Beilagen. 8. (VII u. 231 S.) Bonn 1863, Cohen u. Sohn. 1 Thlr.

[illegible]

Notter, Friedr., Ludwig Uhland. Sein Leben u. seine Dichtungen. Mit

Mit Uhland's photogr. Bilde. 8. (VIII u. 452 S.) Stuttgart 1863, Ziegler & Beck. 2 Thlr.

Eine mit großer Liebe u. unermüdetem Fleiß in Sammlung von Einzelheiten ausgeführte Lebensbeschreibung. Die Würdigung des Dichters ist mit feinem [illegible] [illegible], geht aber zuweilen in Kleinigkeiten aus. Unter allen Nekrologen Uhland's der ausführlichste, für jede künftige literarhistorische Behandlung unentbehrlich.

Vischer, Fried. Theod., Kritische Gänge. N. F. 1. Heft. gr. 8. (VIII u. 171 S.) Stuttgart 1863. Cotta. 27 Ngr.

Ein Schutzgang. Der dritte Theil Faust. Ludwig Uhland.

Wir heben diese Sammlung vermischter Aufsätze hervor, weil der Aufsatz über Uhland, ursprünglich eine Rede bei dessen Todtenfeier, das bedeutendste Stück u. eine geistreiche Charakteristik Uhland's ist, den der Verfasser näher kannte u. mit dem er in Frankfurt zusammen war. (S. [illegible] S. 52.)

Gihr, Johannes, Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 8. (III u. 381 S.) Stuttgart 1864, Kröner. 1 Thlr.

Eine mit Porträt u. Abbildungen geschmückte, populäre Biographie Uhland's, von einem bewährten Schriftsteller, der übrigens U. nicht persönlich gekannt hat.

Haym, R., Varnhagen von Ense. Preuß. Jahrbücher 1863, I od. XI. Bd. S. 445—515.

Eine geistreiche, scharfe, aber treffende Charakteristik.

Polko, Elise, Notizen u. Briefe über u. von Carl Vogel, verw. Director der Bürger- u. Realschule in Leipzig. Ein Lebensbild. 2. Aufl. Nebst photogr. Titelbild. 8. (X u. 215 S.) Leipzig 1863. Schlicke. n. 1⅓ Thlr.

Liebevolle Biographie eines allgemein geachteten u. beliebten Schulmannes, von seiner Tochter [illegible]

Polko, Elise, Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen u. Briefe von u. über Eduard Vogel. 8. (VIII u. 231 S.) Leipzig 1863. Weber. n. 1 Thlr.

Ein Denkmal, das die Schwester dem verschollenen Bruder gesetzt hat.

Hagen, Karl (Prof. in Bern), Der Maler Johann Michael Voltz von Nördlingen (1784—1858) u. seine Beziehungen zur Zeit- u. Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrh. Mit Portrait in Kupferstich. Nebst einem Verzeichniß seiner Werke. gr. 8. (VIII u. 193 S.) Stuttgart 1863, Ebner u. Seubert. 18 Ngr.

Eine [illegible] Erinnerung an einen patriotischen Künstler, welcher viele Bilder u. Carricaturen zur Zeitgeschichte während der napoleonischen Zeit u. der Freiheitskriege entworfen hat. Sie haben in [illegible] große Verbreitung gefunden.

Treitschke, H. von, Karl August von Wangenheim. Ein Kapitel aus der Geschichte des deutschen Bundes. Preußische Jahrbücher 1863, I oder XI. Band. S. 15—61.

Gute Charakteristik eines bedeutenden württembergischen Ministers u. Bundestagsgesandten u. zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Verfassungsbestrebungen.

Weber, Max Maria von, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 1. Bd. Mit Portr. gr. 8. (XXXIX u. 579 S.) Leipzig 1864, Keil. 2⅔ Thlr.

Dieser erste Band enthält die Jugendgeschichte des berühmten Componisten, von seinem Sohne erzählt. Der [illegible] ist wenig [illegible], er zeigt Weber als [illegible] Kind von [illegible] in die Kunſt hineingelegt, [illegible] zu Grunde gelegt, [illegible] An intereſſanten cultur-geſchichtlichen Schilderungen fehlt es dem Buche nicht, [illegible] ſo daß man [illegible]

Stadelmann, R. (Oekonomierath), Carl v. Wulffen. Ein Cultur- u. Charakterbild. (Abdr. aus den preuß. Jahrbüchern.) gr. 8. (43 S.) Berlin 1863, G. Reimer. 6 Ngr.

Anziehende Biographie eines ausgezeichneten Landwirths, der ſich durch Einführung der [illegible] große Verdienſte um die norddeutſche Landwirthſchaft u. durch einen gediegenen Charakter allgemeine Achtung erworben hat.

Chlumecki, Peter Ritter von, Carl von Zierotin u. ſeine Zeit. 1564—1615. Lex. 8. (XXIV u. 962 S.) Brünn 1862, Nitſch. n. 2⅔ Thlr.

Ein gehaltvolles, auch in formeller Hinſicht gut [illegible], das einen bedeutenden politiſchen Charakter zum Gegenſtande hat. Zierotin war nämlich ein hervorragender Kämpfer für die [illegible] in Mähren, [illegible] als Kaiſer Ferdinand durch [illegible] u. Jeſuiten den Sieg gewann.

Schöne Literatur.

Geſammelte Werke.

Auerbach, Berth., Geſammelte Schriften. 2. Geſammtausg. in 22 Bdn. Mit dem photogr. Bildniß des Verf. 1—20. Bd. 8. Stuttgart 1863—64, Cotta. à [illegible] 6 Ngr.

Eichendorff, Joſ. v., Sämmtliche Werke. 2. Aufl. Mit d. Verf. Portr. u. Facſim. 6 Bde. gr. 16. Leipzig 1863—64, Voigt u. Günther. 3 Thlr. 2 Ngr.

Heine, Heinr., Sämmtliche Werke. Rechtmäß. Original-Ausg. in 8. Hamburg 1862—64, Hoffmann u. Campe. à Bd. [illegible] Thlr.

Bd. 13—14. Vermiſchte Schriften. (XII u. 361 S.)
" 15—18. Dichtungen. (XII, 337; XII, 288; VIII, 288; XII, 361 S.)
" 19—20. Briefe. (XIV, 412; VIII, 363 S.)

Hutten, Ulrich von, Opera. Edit. Ed. Böcking. Vol. V. Orationes et scripta dialogis [illegible] cum commentariis etc. Lex. 8. (VIII u. 515 S. mit eingedr. Holzschn.) Leipzig 1861, Teubner. n. 3⅓ Thlr.

—— —— Operum Supplementum. Epistolae obscurorum virorum cum illustrantibus adversariisque scriptis. Colleg. recens. adnotavit Böcking. Tom. I. Textus. Lex. 8. (554 S. Addenda 15 S.) Ebend. 1864. n. 3⅓ Thlr.

(Vol. I—V. [illegible] S. [illegible])

Kleiſt's, Heinrich v., Geſammelte Schriften. Herausgeg. von Ludwig Tieck, revidirt, ergänzt u. mit einer biographiſchen Einleitung verſehen v. Julian Schmidt. 3 Bde. 3. Ausg. gr. 16. (CXLIV u. 1373 S.) Berlin 1863, G. Reimer. n. 1⅔ Thlr.

Moſen, Jul., Sämmtliche Werke. 8 Bde. gr. 16. Oldenburg 186
Schmidt. n. 5⅓ Thlr.

Schwetſchke, Guſtav, Ausgewählte Schriften. Deutſch u. lateiniſch.
XI u. 533 S.) Halle 1864, G. Schwetſchke. n. 1⅓ Thlr.
Eine Sammlung trefflicher kleiner Schriften in Verſe u. Proſa, welche durch den Au
druck hoher Bildung u. köſtlichen Humors jeden Mann von Geſchmack anſprechen u. ihm Gen
gewähren werden.

Uhland, Ludwig, Gedichte u. Dramen. Volksausgabe. 3 Bde. gr. 1
XXII u. 939 S.) Stuttgart 1863, Cotta. n. 1⅓ Thlr.

Gedichte.

Dichterbuch, Ein Münchener. Herausgeg. von E. Geibel. 3. Aufl.
VIII u. 361 S. mit 1 Muſikbeil.) Stuttgart 1863, Kröner. 1⅓ Thlr.

Dichterbuch, Deutſches, aus Schwaben, mit epiſchen, lyriſchen u. drama
Dichtungen rc., herausgeg. v. Ludw. Seeger. gr. 16. (X u. 580 S.
Stuttgart 1864, E. Ebner. 1 Thlr. 24 Ngr.
(Mit 16 photogr. Dichterporträts, in Leder geb. mit Goldſchn. 4 Thlr.)

Geibel, Emanuel, Gedichte. 55. Aufl. 16. (XIV u. 317 S.) Stuttga
1864, Cotta. In engl. Einband mit Goldſchnitt 2 Thlr. 6 Ngr.

Gerok, K., Palmblätter. 7. Auflage. Mit 1 Stahlſtich. 16. Stuttga
1863, Oetinger. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

—— —— Illuſtrirte Ausgabe mit Zeichnungen v. G. Kleh, W. Georg
J. Grunewald. (In 12 Lieferungen.) Lief. 1—8. Hoch 4. (S. 1—
272.) Leipzig 1864, Amelang. à n. ⅙ Thlr.

—— —— Pfingſtroſen. 16. (VIII u. 237 S.) Stuttgart 1864, S
G. Liesching. n. 1 Thlr. 4 Ngr.

Gottſchall, R., Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung. 16. (221 S
Breslau 1864, Trewendt. 27 Ngr.

Hammer, Jul., Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 3. Aufl. 1
VIII u. 195 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 24 Ngr.

Haushofer, Max, Gedichte. 16. (VIII u. 191 S.) München 186
Fleiſchmann, Sep.-Conto. ⅚ Thlr.
Werden als Proben ſchönen poetiſchen Talents gerühmt.

Heyſe, Paul, Thekla. Ein Gedicht in 9 Geſängen. 2. Aufl. 8. (III u
261 S.) Stuttgart 1863, Cotta. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Mayer, Karl, Gedichte. 3. verb. u. verm. Ausgabe. 8. (XXX u. 557 S.
Stuttgart 1864, Cotta. n. 1 Thlr.

Scheffel, Joſ. Victor, Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vo
Oberrhein. 3. Aufl. 8. (275 S.) Stuttgart 1863, Metzler's Verl. n. ⅚ Thl

Scheffel, Joſ. Victor, Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit. 8. (XV u. 248 S.) Stuttgart 1863, Metzler's Verl. n. 1⅓ Thlr.

Seeger, Friedr., Gedichte. 2. verm. Aufl. 8. (VIII u. 334 S.) Stuttgart 1863, Schweizerbart. 1 Thlr. 6 Ngr.

Seeger, Ludwig, Geſammelte Dichtungen. 2 Bde. 2. verm. Aufl. 16. (XVI u. 403, XXIII u. 376 S.) Stuttgart 1863, Ebner. 2⅔ Thlr.

Simrock, Karl, Gedichte. Neue Auswahl. 8. (XII u. 519 S.) Stuttgart 1863, Cotta. 1 Thlr. 24 Ngr.

—— —— Lieder vom deutſchen Vaterlande. Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht geſammelt. 8. (XI u. 227 S.) Frankfurt a/M. 1863, Brönner. n. ⅔ Thlr.

Storm, Theod., Gedichte. 4. verm. Auflage. 16. (224 S.) Berlin 1864, Schindler. n. 1⅓ Thlr.

Träger, Alb., Gedichte. 3. neu verm. Aufl. 16. (XV u. 203 S.) Leipzig 1863, Keil. n. 1⅓ Thlr.

Uhland, Ludw., Gedichte. 47. Aufl. 8. (XVI u. 462 S.) Stuttgart 1863, Cotta. n. 1 Thlr.

Vom Verf. vollſtänd. mit Vergleichung der Handſchriften u. älteren Ausgaben neu revidirt, mit Beifügung der Jahrzahl der Entſtehung nach des Dichters eigenen Aufzeichnungen.

Weiſe, Karl, Familienleben. In Dichtungen. Dem deutſchen Volke. 16. (VIII u. 344 S.) Berlin 1864, Grieben. n. 1⅓ Thlr.

Poetiſche Unterhaltungen eines Tiſchlermeiſters in Berlin, der die Ereigniſſe u. Erfahrungen ſeines Familienlebens mit Laune u. ehrenwerther Geſinnung beſingt.

Dramen.

Biedermann, Karl, Kaiſer Otto III. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 8. (XI u. 127 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. ⅔ Thlr.

Fiſcher, J. G., Friedrich II. von Hohenſtaufen. Hiſtoriſche Tragödie. 8. (IV u. 136 S.) Stuttgart 1863, Cotta. 18 Ngr.

Hebbel, Friedr., Demetrius. Eine Tragödie. (Nachgelaſſenes Werk.) 8. (XVI u. 211 S.) Hamburg 1864, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

S. A. Allg. Ztg. 1864, Beil. Nr. 200 u. ff.

(**Lechler,** Karl Joh. Friedr.,) Michel Cyprian. Ein dramatiſches Gedicht. 8. (IV u. 212 S.) Stuttgart 1863, E. G. Liesching. n. 24 Ngr.

Köſting, Karl, Columbus. Ein hiſtoriſches Trauerſpiel. 2. Aufl. 8. (XV u. 159 S.) Wiesbaden 1863, Niedner. n. ⅚ Thlr.

—— —— Shakeſpeare. Ein Winternachtstraum. Dramatiſches Gedicht. gr. 8. (VIII u. 152 S. Epilog X S.) Wiesbaden 1864, Niedner. n. ⅚ Thlr.

S. Beil. z. A. Allg. Zeitung 1864. Nr. 149 u. 150.

Lingg, Herm., Catilina. Trauerspiel in 5 Acten. 8. (III u. 276 S.) München 1864, Lentner. 1 Thlr. 12 Ngr.

S. Allg. Ztg. 1864, Beil. Nr. [illegible]

Meyr, Melchior, Karl der Kühne. Historische Tragödie. 8. (172 S.) Stuttgart 1862, Kröner. 24 Ngr.

Redwitz, Oscar v., Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. gr. 16. (128 S.) Mainz 1863, Kirchheim. n. 26 Ngr.

Rustige, Heinr., Eberhard im Bart. Historisches Schauspiel in 5 Acten. 8. (87 S.) Stuttgart 1863, Schweizerbart. n. ½ Thlr.

Wessenberg, J. Heinr. v., Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. 8. (VIII u. 184 S.) Freiburg im Breisgau 1863, Wagner. n. 16 Ngr.

Romane.

Bodenstedt, Friedr., Erzählungen. 1. Bd. (Kleine Erzählungen.) 2. Bd. (Ernst Wildmann.) 8. (VII u. 309, VI 336 S.) München 1863, Stuart. n. 2⅔ Thlr.

Bölte, Amely, Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe. Zeitbild. 2 Bde. 8. (560 S.) Hannover 1863, Rümpler. 1 Thlr.

Die Geschichte der Verbindung des württembergischen Herzogs Karl Eugen mit einer [illegible] wird hier in novellistischer Form erzählt.

Caballero, Fernan, Neueste Schriften. Aus dem Spanischen übers. von Hedwig Wolf. (Mit einem Vorwort von Ferd. Wolf.) 8. (214 S.) Wien 1863, Mechitaristen-Congreg.-Buchhandlung. n. ⅔ Thlr.

Inhalt: Zwei spanische Sittengemälde. — Bezahlte Schulden. — Glück u. [illegible] — [illegible] u. [illegible]

S. [illegible] S. 78 u. [illegible] S. [illegible]

Ebers, Georg, Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. 3 Bde. 8. (1.: XVI u. 267, 2.: 253, 3.: 293 S.) Stuttgart 1864, Ed. Hallberger. 3 Thlr.

Ein junger Gelehrter hat hier den Versuch gemacht, seine Studien über ägyptisches, griechisches u. babylonisches Alterthum zu einem Culturbild zu verwerthen, was ihm in ausgezeichneter Weise gelungen zu sein scheint.

Eifert, Max, Das Wahrzeichen von Tübingen. Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. 3. Aufl. Mit 1 Ansicht der Stiftskirche zu Tüb. 8. (300 S.) Tübingen 1863, Osiander. ⅔ Thlr.

Ein Bildwerk an der Stiftskirche zu Tübingen, welches nach der Volkssage einen [illegible] verfolgten [illegible] vorstellen soll, hat dem Verfasser Veranlassung zu einer Erzählung gegeben, in welcher er seine Kenntniss der Vergangenheit Tübingens auf interessante Weise verwerthet.

Eliot, George (Miß Evans), Romola. Aus d. Engl. übersetzt u. mit Anmerkungen begleitet von A. G. Wellheim. 1—3 Bd. 16. (512 S.) Naumburg 1864. Leipzig, Gerhard. 1 Thlr. 6 Ngr.

(Wird in 6 Bänden beendet ſein.)

Eine hiſtoriſche Novelle, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts in Florenz ſpielt.

Eyth, Max, Volkmar. Hiſtoriſch-romantiſches Gedicht. 8. (XI u. 245 S.) Leipzig 1863, Grunow. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein lyriſch-epiſches Gedicht, das eine Liebesgeſchichte aus der Zeit des Kronſtreits zwiſchen Kaiſer Ludwig dem Baiern u. Friedrich dem Schönen von Oeſterreich zum Gegenſtand hat.

Frenzel, K., Papſt Ganganelli. Ein hiſt. Roman in 5 Büchern. 3 Bde. 8. (991 S.) Berlin 1864, Gerſchel. 4½ Thlr.

— — Watteau. Ein Roman. 2 Bde. 8. (III u. 563 S.) Hannover 1864, Rümpler. 2 Thlr.

Der Roman Watteau ſpielt in den Tagen der Regentſchaft Philipp von Orleans u. malt das wüſte Treiben an deſſen Hof ungemein anſchaulich. Die Zeichnung der Situationen u. Charaktere fein, der Ton des Ganzen der Zeit, welche geſchildert wird, entſprechend, die Sprache gewählt.

Gerſtäcker, Friedr., Im Buſch. Auſtraliſche Erzählung. 3 Bde. gr. 16. (881 S.) Jena 1864, Coſtenoble. 1 Thlr. 12 Ngr.

Groſſe, Jul., Novellen. 3 Bde. 8. (1: III, 329, 2: X, 315, 3: III, 355 S.) München 1863—1864, Fleiſchmann. [illegible] à Bd. 1 Thlr. 12 Ngr.

— — Gundel vom Königsſee. Epiſche Dichtung aus d. bayeriſchen Hochlande, in 7 Geſängen. 16. (231 S.) Leipzig 1864, Weber. n. 1 Thlr.

Guſtav vom See (G. v. Struenſee), Wogen des Lebens. Roman. 3 Bde. 8. (XII u. 739 S.) Breslau 1863, Trewendt. 4 Thlr.

— — Erzählungen eines alten Herrn. N. F. 8. (266 S.) Ebend. 1863. 1⅓ Thlr.

Gutzkow, Karl, Die Curſtauben. Novelle. 16. (63 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 12 Ngr.

Hackländer, F. W., Die dunkle Stunde. 5 Bde. gr. 8. (XXXV u. 1375 S.) Stuttgart 1863, Krabbe. 1½ Thlr.

Hartmann, Alfr., Erzählungen aus der Schweiz. (Kiltabendgeſchichten. 2. Folge.) Mit 20 Illuſtrationen von H. Jenny. gr. 8. (278 S.) Solothurn 1863, Scherer. n. 2 Thlr.

Hartmann, Moritz, Novellen. 3 Bde. 8. (XII u. 1098 S.) Hamburg 1863, Hoffmann u. Campe. 1½ Thlr.

Hawthorne, Nathaniel, Miriam, oder Graf u. Künſtlerin. Nach dem Engliſchen deutſch von Clara Marggraff. 3 Bde. 8. (620 S.) Leipzig 1862, Voigt u. Günther. n. 2 Thlr.

Hawthorne iſt ein unter dem Einfluß deutſchen Geiſtes entwickelter nordamerikaniſcher Schriftſteller, der im vorliegenden Roman die philoſophiſche Frage zu beantworten verſucht, ob die Sünde u. das Unglück ein Hilfsmittel für die Erziehung des Menſchen ſei, vermöge deſſen er ſich zu einer höheren Stufe ſittlicher Stärke emporzuarbeiten vermöge, als es ohne dieſes Mittel möglich wäre.

Heyſe, Paul, Geſammelte Novellen in Verſen. 8. (III u. 261 S.) Berlin 1864, Hertz. 1 Thlr.

Enthält u. A. die Braut v. Cypern u. Thekla.

Heyſe, Paul, Meraner Novellen. (5. Sammlung.) 8. (V u. 425 S.) Berlin 1864. Hertz. 2 Thlr.

Unheilbar. Aus dem Mädchentagebuch. Der Kinder Sünde, der Väter Fluch. Der Weinhüter.

Alle dieſe Novellen ſpielen in Tyrol, ſie unterſcheiden ſich von früheren Novellen des Verfaſſers durch kühne Motivirung u. Benutzung heikler Verhältniſſe.

Höfer, Edmund, Unter der Fremdherrſchaft. Eine Geſchichte von 1812 u. 1813. 3 Bde. gr. 8. (1: VII, 316. 2: VII, 310. 3: V, 326 S.) Stuttgart 1863, Krabbe. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine der beſten Arbeiten Höfers. Die friſch u. ſpannend erzählte Geſchichte ſpielt auf einem Gute in der Nähe des Rheines im Schooße einer adeligen Familie, deren Glieder u. ſociale Beziehungen zwiſchen den Franzoſen u. die patriotiſchen Partei u. ihren geheimen Vereinen zur Befreiung des Vaterlandes gebildet ſind; die Stimmungen u. Zuſtände werden anſchaulich geſchildert, während die politiſchen Ereigniſſe u. die Führer der Bewegung im Hintergrund bleiben.

Höfer, Edm., Ausgewählte Geſellſchaft. Geſchichten u. Erinnerungen. gr. 16. (III u. 312 S.) Stuttgart 1863, Krabbe. 1 Thlr.

Hopfen, Hans, Peregretta. Ein Roman. 8. (III u. 293 S.) Berlin 1864, Hertz. 1½ Thlr.

Geſchichte der unglücklichen Liebe eines jungen Mannes von ariſtokratiſcher Bildung zu einer ſchönen Schauſpielerin von dunkler Herkunft aber bezaubernder Liebenswürdigkeit. Wenn auch in Erfindung u. Anlage verfehlt, doch Probe eines ungewöhnlichen Talents u. ausgezeichnet durch Schönheit der Form.

Hutterus, J. M., Novellen. 8. (V u. 309 S.) Iſerlohn 1862, Bädeker. 1 Thlr.

Einfache Erzählungen von großer Naturwahrheit u. pſychologiſcher Feinheit.

Immermann, Karl, Der Oberhof aus dem Münchhauſen. Mit Illuſtrationen von B. Vautier. gr. 8. (VI u. 216 S.) Berlin 1863, Hofmann u. Comp. n. 1½ Thlr.

Kingsley, Henry, Ravenshoe oder der falſche Erbe. Roman. Aus dem Engliſchen überſ. von Marie Scott. 4 Bdchn. 8. (V u. 877 S.) Leipzig 1863, Voigt u. Günther. n. 2⅔ Thlr.

König, Heinrich, Von Saalfeld bis Aſpern. Hiſtoriſcher Familienroman. 2 Thle. 8. (931 S.) Wiesbaden 1864, Kreidel. 1½ Thlr.

Halb Familiengeſchichte, halb Zeitgeſchichte, die beide etwas unvermittelt neben einander herlaufen, übrigens, wie wir es von dem großen Verfaſſer gewohnt ſind, anziehende Erzählung, lebendige Schilderung der Perſonen, anmuthiger Dialog u. feine Beobachtungen.

Laube, Heinrich, Der deutſche Krieg. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. (1219 S.) Leipzig 1863, Haeſſel. 4 Thlr.

(Bd. 1 in 2. Aufl.)

Meißner, Alfred, Schwarzgelb. Roman aus Oeſterreichs letzten zwölf Jahren. (3 Abtheilgn. à 2 Bde.) 8. Berlin 1862—1863, Janke. 9 Thlr.

Der Verfaſſer will die Mängel Altöſterreichs darlegen, u. den Genius Neuöſterreichs verherrlichen.

Meyr, Melchior, Novellen. 8. (III u. 501 S.) Stuttgart 1863, Cotta. 1 Thlr. 24 Ngr.

Müller, Otto, Aus Petrarca's alten Tagen. 2 Bde. 8. (526 S.) Berlin 1862, Janke. 3 Thlr.

Müller, Otto, Ekhof u. ſeine Schüler. Roman. 2 Bde. 8. (412 S.) Leipzig 1863, Keil. 1⅔ Thlr.

Müller, Otto, Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. 2 Thle. 8. (607 S.) Braunſchweig 1863, Weſtermann. n. 2⅔ Thlr.

Müller, Wolfg., von Königswinter, Vier Burgen. Deutſche Adelsgeſchichten. 2 Bde. 8. (XII u. 690 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 3⅓ Thlr.

Mylius, Otfried, Ausgewählte Erzählungen. Lief. 1—6 od. 1. Bd. 8. (S. 1—291.) Stuttgart 1863, Kröner. n. 24 Ngr.

—— —— Neue Pariſer Myſterien. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiſerreiche. 3 Bdchen. 8. (VIII u. 968 S.) Stuttgart 1863, Kröner. n. 2⅔ Thlr.

Nemmersdorf, Fz. v., Moderne Geſellſchaft. Roman in 12 Büchern. 4 Thle. 8. (1118 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 5 Thlr.

—— —— La Stella. Roman aus Venedigs Gegenwart. 8. (306 S.) München 1863, Fleiſchmann. Sep.-Cto. 1 Thlr. 12 Ngr.

Pfarrius, Guſt., Schein u. Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 8. (310 S.) Braunſchweig 1863, Weſtermann. n. 1⅓ Thlr.

Die Handlung zu einem geſchichtlichen [illegible] verwendet.

Pfarrius, Guſtav, Zwiſchen Soonwald u. Weſtrich. Drei Erzählungen. N. A. gr. 8. (221 S.) Kreuznach 1863, Voigtländer. n. ½ Thlr.

Pichler, Louiſe, Die Kaiſerbraut. Roman. 2 Bde. (VI u. 226, 290 S.) Leipzig 1861, Grunow. n. 2⅓ Thlr.

Wieder ein Stück aus der Hohenſtaufengeſchichte, welche die Verfaſſerin ſchon mehrmals mit Geſchick bearbeitet hat. Die Kaiſerbraut iſt die mit Kaiſer Otto IV., dem Welfen, verlobte Tochter König Philipps u. der griechiſchen Prinzeſſin Irene.

Polko, Eliſe, Aus der Künſtlerwelt. II. Bd. Mit Illuſtrationen. Lex. 8. (VII u. 229 S.) Leipzig 1863, Barth. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

—— —— Neue Novellen. 5. Folge. 8. (267 S.) Leipzig 1863, Schlicke. n. 1⅓ Thlr.

Raabe, Wilhelm [Jak. Corvinus], Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege u. Schickſale. Ein Roman. 3 Thle. 8. (881 S.) Braunſchweig 1863, Weſtermann. n. 5 Thlr.

Reuter, Fritz, Olle Kamellen. Wismar 1863—64, Hinſtorff.

Thl. I. Zwei luſtige Geſchichten. 4. Aufl. mit lith. Titelbild. (292 S.) n. 1 Thlr.
- II. Ut mine Feſtungstid. 2. Aufl. (VII u. 318 S.) n. 1 Thlr.
- III. u. IV. Ut mine Stromtid. 1. Thl. (3. Aufl.) (VI u. 293 S.) 2. Thl. (IV u. 299 S.) à Bd. n. 1 Thlr.

Erzählungen u. biographiſche Mittheilungen im plattdeutſchen Dialect von köſtlichem Humor. Dieſelben haben der Schwierigkeit des Dialects ungeachtet auch in Süddeutſchland große Beifall u. Verbreitung gefunden.

Riehl, W. H., Geſchichten aus alter Zeit. 2 Bde. 8. (IX u. 364, III u. 295 S.) Stuttgart 1863—64, Cotta. 3 Thlr.

Früchte culturhiſtoriſcher Studien, die unterhaltend zu leſen u. mit feinen geſchichtliche u. [illegible] Beobachtungen durchwoben, doch nicht recht künſtleriſch verarbeitet ſind.

Roſen, Ludwig, (Prof. Jungſt in Bielefeld) Damals. Novellen aus den Befreiungskriegen. 8. (V u. 298 S.) Breslau 1863, Trewendt. 1⅓ Thlr.

Unterhaltende Erzählungen von ſorgfältiger Ausführung.

Ruppius, Otto, Geld u. Geiſt. Roman aus dem amerikaniſchen Leben. 2. Aufl. gr. 16. (247 S.) Berlin 1863, Franz Duncker. n. 12 Ngr.

—— —— Südweſt. Erzählung aus dem amerikan. Leben. gr. 16. (220 S.) Ebendaſ. 1863. n. 16 Ngr.

—— —— Zwei Welten. Roman. gr. 16. (232 S.) Ebend. 1863. n. 16 Ngr.

Schlönbach, Arn., Menſchen u. Parteien. Ein Roman. 4 Bde. 8. (XVI u. 828 S.) Leipzig 1863, O. Wigand. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, Herm., Mein Eden. Eine Münchener Geſchichte aus den Zeite Karl Theodor's. 8. (320 S.) München 1863, Fleiſchmann's Verl.-Cto. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schmid, Herm., Der Kanzler von Tirol. Geſchichtlicher Roman. 3 Bde. 8. (IX u. 926 S.) München 1863, Fleiſchmann. Verl.-Cto. 5 Thlr.

Der Stoff iſt der Geſchichte Tirols im 17. Jahrhundert entnommen. Der Bearbeiter hält ſich im Weſentlichen an die geſchichtlichen Thatſachen u. giebt uns ein getreues culturgeſchicht [illegible] [illegible] mit liberalen Tendenzen.

Schmid, Herm., Almenrauſch u. Edelweiß. Erzählung aus dem bayriſchen Hochgebirge. 8. (251 S.) Berlin 1864, Janke. 1 Thlr.

Schücking, Levin, Ausgewählte Romane. (In 12 Bdchen.) (In theilweiſe neuer Bearbeitung.) gr. 16. Leipzig 1864, Brockhaus. à ⅓ Thlr.

Bd. 1—3. Die Marketenderin von Köln. 3 Thle. 2. Auflage. (X u. 519 S.)

Bd. 4—6. Paul Bronckhorſt oder die neuen Herren. 3 Thle. 2. Aufl. (IX u. 611 S.)

Die folgenden Stücke werden ſein: Die Rheider Burg. Die Ritterbürtigen. Die Sphinx.

Eine vom Verfaſſer veranſtaltete Sammlung derjenigen ſeiner Romane, deren Schaupla ſeine weſtfäliſche Heimath iſt, u. die als Schilderung des weſtfäliſchen Volkslebens u. Landes ein Ganzes bilden.

Schücking, Levin, Eine Actiengeſellſchaft. Erzählung. 3 Bde. 8. (677 S.) Hannover 1863, Rümpler. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Frau eines eiteln Mannes. A. d. Schwed. von A. Kretzſchmar. 2 Thle. 8. (321 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Geld u. Name. Deutſche Orig.-Ausg. 3 Bde. 8. (754 S.) Berlin 1863, Janke. 3 Thlr.

—— —— Ein Opfer der Rache. Aus dem Schwed. v. A. Kretzſchmar. 2 Thle. 8. (295 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Die Wittwe u. ihre Kinder. Aus d. Schwed. v. A. Kretzſchmar. 2 Thle. 8. (301 S.) Ebendaſ. 1863. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Blätter aus dem Frauenleben. Aus dem Schwediſchen von A. Kretzſchmar. 3 Thle. 8. (770 S.) Leipzig 1863, Brockhaus. n. 2⅔ Thlr.

—— —— Wilhelm Stjernkrona, oder iſt der Charakter des Menſchen ſein Schickſal? A. d. Schwed. von A. Kretzſchmar. 3 Thle. 8. (507 S.) Ebendaſ. 1863. n. 2 Thlr.

—— —— Die Emancipationswuth. Aus dem Schwediſchen von A. Kretzſchmar. 2 Thle. 8. (433 S.) Leipzig 1861, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.

—— —— Der Rechte. Aus d. Schwed. v. A. Kretzſchmar. 4 Thle. 8. (818 S.) Ebendaſ. 1864. n. 3 Thlr.

Schweichel, Robert, In Gebirg u. Thal. Novellen. 8. (III u. 420 S.) Berlin 1864, Lüderitz' Verl. 1 Thlr. 21 Ngr.

Schilderungen aus dem Natur- u. Menſchenleben, mit Geſchichten, die im Waadtland, Wallis u. Savoyen ſpielen.

Spielhagen, Friedr., Die von Hohenſtein. Roman. 4 Bde. 8. (1330 S.) Berlin 1864, Janke. n. 5⅓ Thlr.

Storm, Theod., Immenſee. 9. Aufl. 16. (64 S.) Berlin 1863, Frz. Duncker. ½ Thlr.

—— —— Im Schloß. 16. (97 S.) Münſter, Brunn. ½ Thlr.

—— —— Auf der Univerſität. 16. (128 S.) Ebend. 1863. ¾ Thlr.

Uhl, Friedrich, Die Theaterprinzeſſin. Ein Roman. 3 Bde. gr. 16. (494 S.) Wien 1863—1864, Gerold's Sohn. 2 Thlr.

Urſprünglich für das Feuilleton des Botſchafters geſchrieben, fand dieſer Roman, der uns ein intereſſantes Culturgemälde giebt, in Wien großen Beifall.

Der Verfluchte. Nach den hinterlaſſenen Papieren eines katholiſchen Geiſtlichen herausgegeben von Abbé *** Michon. Aus dem Franz. 3 Bde. 8. (IV u. 854 S.) Berlin 1864, Haſſelberg. 2 Thlr.

Ein Tendenzroman gegen Jeſuitismus u. Hierarchie, der Aufſehen gemacht hat u. ſowohl im Original als in Ueberſetzungen ſehr verbreitet iſt.

Wickede, Julius von, Ein deutſcher Landsknecht der neueſten Zeit. A dem Leben eines Verſtorbenen, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren be beitet. 3 Bdchn. gr. 16. (615 S.) Jena 1864, Coſtenoble. 2 Thlr.

Inhalt: Bd. 1. Feldzüge von 1848—1850 in Schleswig-Holſtein. (223 S.)

Bd. 2. Braſilien. — Californien. — Die Prairien. — Die Belagerung von Sebaſto (188 S.)

Bd. 3. Sibirien. — Italien. — Dienſt in der conföderirten Armee der Südſtaaten Nordamerika. (204 S.)

Wildermuth, Ottilie, Lebensräthſel, gelöſte u. ungelöſte. Erzählunge 8. (VII u. 368 S.) Stuttgart 1863, Krabbe. 1 Thlr.

Allgemeine Zeitſchriften.

Zu dem Verzeichniß der Zeitſchriften im dritten Nachtrag S. 78 ff. im vierten S. 76 ff. u. im fünften S. 68 ff. haben wir Folgendes na zutragen u. zu ergänzen:

Blätter für literariſche Unterhaltung. Der Redacteur Herm. Marggraff im Laufe des Jahres 1864 geſtorben, an ſeine Stelle wird dem Vernehm nach R. Gottſchall treten.

Magazin für Literatur des Auslandes erſcheint ſeit Jan. 1864 bei F. Düm ler in Berlin.

Die Stimmen der Zeit von Kolatſchek haben aufgehört ſeit 1862.

Unterhaltungen am häuslichen Heerd werden ſeit 1863 nicht mehr von Gu kow, ſondern von K. Frenzel herausgegeben.

Die Stuttgarter illuſtrirte Zeitung: Ueber Land u. Meer, iſt ſeit 1863 a die Hälfte des früheren Preiſes, von 8 Thalern auf 4 Thaler, herabgeſe u. hat dadurch ſehr an Verbreitung gewonnen.

Von neu entſtandenen Zeitſchriften haben wir folgende verzeichnen:

Oeſterreichiſche Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt u. öffentliches Lebe (Beilage zur K. Wiener Zeitung). Jahrg. 1863 u. 64. à 52 Numme à 2 Bogen. Lex. 8. Wien 1864, Gerold's Sohn. à Jahrg. n. 2⅔ Th

Oeſterreichiſche Revue. Jahrg. 1863 u. 64. à 8 Bde. (à ca. 16 Bo Lex. 8. Wien, Gerold's Sohn. à Jahrg. n. 13⅓ Thlr.

Repräſentative Organe der wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen u. literariſchen Beſtrebung in Oeſterreich. Die Revue iſt hauptſächlich der Kenntniß Oeſterreichs gewidmet.

Ruſſiſche Revue. Internationale Zeitſchrift für Literatur, Kunſt u. öffentlic Leben. Herausgegeben von Wilh. Wolfsohn. Jahrg. 1862 u. 186 gr. 8. Leipzig, Steinacker. à Jahrg. n. 4 Thlr.

—— —— Jahrg. 1864. 12 Hefte. gr. 8. Leipzig, Veit u. Com n. 12 Thlr.

Reich an intereſſanten Beiträgen einer Kenntniß des literariſchen u. ſocialen Lebens Rußlands, hat ſich mit Juli 1864 in eine „Nordiſche Revue" umgewandelt.

Der Heimgarten. Ein Haus- u. Volksblatt mit Bildern. Herausgeg. von Herm. Schmid. 1. Jahrg. 1864. 52 Nrn. (von 1½ bis 2 Bogen mit eingedruckten Holzſchnitten. gr. 4. München, Expedition. 2 Thlr.

Ein neues Unterhaltungsblatt, welches von katholiſcher Seite gegründet wurde, um namentlich der Gartenlaube, die wegen antikirchlicher, antireligiöſer u. materialiſtiſcher Tendenzen in manchen Kreiſen Anſtoß erregt hat, Concurrenz zu machen u. katholiſchen Leſern eine religiös correctere Speiſe zu reichen. Dieſe Abſicht iſt nur halb erreicht, da der Herausgeber, wie es ſcheint, eine entſchieden katholiſche, poſitiv religiöſe Färbung abſichtlich vermeidet u. ſogar hin u. wieder ſich Ausfälle gegen überfrommen tiroliſchen Glaubenseifer u. fanatiſche Unduldſamkeit erlaubt. Was den Inhalt betrifft, ſo herrſcht bis jetzt das belletriſtiſche Element vor, durch Erzählungen des Herausgebers, Adalbert Stifters, der Ottilie Wildermuth, Herm. Kurz u. A. vertreten, u. ſtellt ſich dem Beſten an die Seite, was die belletriſtiſche Zeitſchriftenliteratur überhaupt bringt. Die Illuſtrationen verdienen ebenfalls alles Lob u. laſſen nicht verkennen, daß dem Münchener Blatt eine Auswahl tüchtiger Künſtler zu Gebote ſteht. Die geſchichtlichen u. naturwiſſenſchaftlichen Beiträge dagegen erreichen, namentlich in formeller Beziehung, die Qualität der Gartenlaube nicht.

Blätter für das Leben. Herausgegeben von Jul. Werner. 1. Jahrg. 1864. April—Decemb., wöchentlich 1 Nummer in 4. Leipzig 1864, Werner. Quartal à 12 Ngr.

Eine neu gegründete Unterhaltungszeitſchrift ernſterer Richtung. Als Probe der Art u. des Inhalts führen wir folgende größere Stücke des erſten Vierteljahres an: Renans Leben Jeſu von Karl Haſe in Jena. — Iſa Tedesco, eine Novelle von Rob. Waldmüller. — — Die deutſche Shakeſpearefeier, eine Rechtfertigung derſelben von Paul Möbius. — Die Bienen u. ihr Leben von Rob. Römus. — Eine Reihe von Vorträgen über die Geſchichte der Hohenſtaufen v. A. Bollert. — Strauß' Leben Jeſu von Bernh. Spiegel. — Die Emancipation des Weibes zur Selbſtändigkeit durch Begründung bürgerlicher Berufszweige.

Allgemeine deutſche Realencyklopädie für die gebildeten Stände. Converſationslexicon. Elfte umgearbeitete verbeſſerte u. vermehrte Auflage (in 15 Bden.) 1. 2. Bd. Lex. 8. (à 956 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. à Bd. 1⅔ Thlr.

Vielfach bereicherte, namentlich in biographiſcher, topographiſcher u. techniſcher Beziehung erweiterte Auflage.

Converſationslexicon, Kleineres Brockhauſiſches, f. den Handgebrauch. 2. völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bände. Lex. 8. Leipzig 1861—64, Brockhaus. 6⅔ Thlr.

Pierer's Univerſallexicon der Vergangenheit u. Gegenwart, oder neueſtes encyklopäd. Wörterbuch d. Wiſſenſchaften, Künſte u. Gewerbe, neu bearbeitet von Gelehrten u. Fachmännern. 4. umgearb. u. ſtark verm. Auflage. Bd. 1—18. Lex. 8. Altenburg 1857—1864, Pierer. à Bd. n. 1⅓ Thlr.

(Wird mit dem 20. Bd. beendet ſein.)

Das Hauslexicon. Encyclopädie practiſcher Lebenskenntniſſe für alle Stände. Herausgeg. v. Heinr. Hirzel. 3. Aufl. VI. Bd. (Schwindel—Zygopetalum.) gr. 8. (1108 S.) Leipzig 1862, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

Schluß des im fünften Nachtrag S. 69 angezeigten Werkes.

Illuſtrirtes Haus- u. Familienlexicon. Ein Handbuch für das praktiſche Leben. Lief. 34—56. (Gürtelthier—Schenkung.) gr. 8. Bd. V. (796 S.), VI. (S. 1—480.) Leipzig 1862—64, Brockhaus. à Lief. ¼ Thlr.

Die früheren Bände beider Hauslexica ſ. fünften Nachtrag S. 69.

Karten.

Allgemeine Atlanten.

Berghaus, Herm., Allgemeine Weltkarte in Mercators Projection zur Ueberſicht d. Poſtſchiffarth u. neuerer Reiſen um die Erde (ſeit 1850). 2½ Fuß rhein. breit u. 2 Fuß hoch, in Farbendruck. Gotha 1864, J. Perthes. n. 1⅓ Thlr.

Neuer Atlas der ganzen Erde für die Gebildeten aller Stände u. für höhere Lehranſtalten. 31. Aufl. 28 Karten, entworfen u. gezeichnet von Ziegler, H. Lange u. Heck, nebſt 17 hiſtoriſchen u. 28 ſtatiſt. Tabellen über alle Länder u. Staaten der Erde, bearb. v. O. Delitſch u. H. F. Brachelli. Lief. 13—18. Imp. Fol. Leipzig 1863, Hinrich's Verl. à n. ⅙ Thlr.
S. fünfter Nachtrag S. 70.
(Die 32. Aufl. dieſes Atlaſſes [zu gleichem Preiſe] iſt eben mit der 1.—7. Lief. begonnen worden.)

Meyer's Handatlas der neueſten Erdbeſchreibung in 100 Karten (od. 50 Lief.) Lief. 1—30. gr. Fol. (à Lief. 2 Karten in Stahlſtich u. col.) Hildburghauſen 1862—64, Bibliogr. Inſtitut. à Lief. ⅙ Thlr.
Eine Sammlung von Reductionen mehr oder weniger guter Materialien in gefälliger, deutlicher Zeichnung u. entſprechendem Druck zu einem überaus billigen Preiſe.

Stieler, Ad., Handatlas. Neue Bearbeitungen aus den Jahren 1861 u. 62. 5 color. Karten. gr. Fol. (Mit 2 S. Text.) Gotha 1863, J. Perthes. n. ⅚ Thlr.

—— —— Neue Bearbeitungen aus dem Jahr 1863. 11 color. Karten. gr. Fol. Ebend. 1864. n. 1⅚ Thlr.

Petermann, A., Neue Karte der Südpolarregionen. qu. gr. Fol. (Aus Stieler's Handatlas.) Gotha 1863, J. Perthes. n. ⅙ Thlr.
Der dazu gehörige Text befindet ſich in Petermann's Mittheilungen 1863, Heft 11. Gotha, J. Perthes. n. ⅙ Thlr.
Eine ſehr lehrreiche Darſtellung aller neuen Entdeckungen.

Spruner, Karl, Atlas antiquus. Tertia edidit. Theod. Menke. 31 Karten. (In 7 Lief.) gr. Fol. Gotha 1862—64, J. Perthes. n. 7 Thlr.

Mittel-Europa u. Deutſchland.

Mayr, J. G., Atlas der Alpenländer ꝛc. Lief. 3 u. 4. (5 Blatt). qu. Imp. Fol.
Sect. VII. Südöſtliches Frankreich, Sardinien, Nizza, Genua.
„ VIII. Parma, Modena, Emilia, Toscana.
„ IX. Kroatiſch-dalmatiſches Küſtenland. Gotha 1862, J. Perthes. n. 7½ Thlr. (Complet n. 14⅔ Thlr.)
S. vierter Nachtrag S. 80.

Reymann, G. D., u. C. W. v. **Oesfeld**, Topographiſche Specialkarte von Deutſchland u. Mittel-Europa in 411 Blatt Fol. Glogau bei Flemming. à Lief. n. ⅔ Thlr., einzelne Blätter à n. ⅓ Thlr.

S. fünfter Nachtrag S. 71.

Nr. 8b u. 8c Ripen. Nr. 9a u. 9b Apenrade u. Fridericia. Als neue Bearbeitung älterer Stücke Nr. 202 Bamberg. Nr. 285 Lindau. Nr. 222 Düſſeldorf. Es fehlen nun noch 100 Sectionen.

Stülpnagel, Fr. v. u. J. C. **Bär**, Deutſchland, Königr. d. Niederlande, Belgien u. d. Schweiz nebſt Theilen d. angrenzenden Länder. Zum Reiſegebrauch eingerichtet, u. mit Beizieh. d. Eiſenbahnen, Chauſſéen, Eilwagen, Extrapoſt-Routen, unter Mitwirkung von F. M. Diez gezeichnet. Nebſt Ueberſ. d. Hauptverbindungsſtraßen durch ganz Europa zu Lande u. zu Waſſer. N. A. 4 Blatt Imp. Fol., color. Gotha 1864, J. Perthes. Auf Leinwand gezog. n. 2⅔ Thlr.

Jügel, C., Poſt- u. Reiſekarte von Deutſchland u. den Nachbarſtaaten, bis London, Paris, Montpellier, Florenz, Warſchau u. Kopenhagen. Nach d. neueſt. u. zuverläſſ. Quellen bearb. v. U. Hendſchel. Neue rev. u. verb. Ausgabe. 6 Blatt gr. Fol., ill. Frankfurt a/M., 1864, Jügel's Verl. Auf Leinwand n. 3 Thlr.

Berghaus, Herm., Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat, gez. von F. v. Stülpnagel. Terrain u. Kartons von A. Petermann. Maaßſt. 1 : 1,850,000. in 2 Bl. Imp. Fol., color. Gotha 1863, J. Perthes. n. 1⅔ Thlr.

Die beſte neuere Ueberſichtskarte von Geſammt-Oeſterreich.

Topographiſche Karte des Königreichs Sachſen, herausgeg. vom topogr. Bureau des ſächſ. Generalſtabs. Maaßſt. 1 : 100,000. (In 28 Bl.) 1. u. 2. Lief. (6 Blatt) Fol. Dresden Höckner, Leipzig Hinrichs. n. n. 1½ Thlr.

Eine ſehr elegant gezeichnete Karte auf Grund des großen topographiſchen Atlaſſes von Sachſen. Es giebt hiervon 3 Ausgaben: Terrainkarte zu n. n. 12 Thlr., Ortskarte n. n. 6 Thlr., Ortskarte mit illum. Grenzen n. n. 9 Thlr.

Süßmilch-Hörnig, M. v., Hiſt.-geogr. Atlas v. Sachſen u. Thüringen.
1. Abth.: Geotektonik, Geologie, Hydrographie. Imp. Fol. (10 lith. u. ill. Karten mit Text.) Dresden 1860, v. Botticher. 3½ Thlr.
2. " Zur Geſchichte von Sachſen u. Thüringen. Imp. Fol. (8 lith. u. ill. Karten.) Ebend. 1861. 2 Thlr.
Text dazu. 4. (VI u. 51 S.) Ebend. 1862. ⅓ Thlr.
3. " a. Zur Geographie u. Statiſtik v. Sachſen u. Thüringen. Hoch 4. (IV u. 86 S.) Ebend. 1862. 1 Thlr.
3. " b. Induſtriekarten v. Sachſen u. Thüringen. Imp. Fol. (6 lith. u. ill. Karten.) Ebend. 1862. 2 Thlr.

Enthält trotz mancher Mängel in der Ausführung ſehr viel Lehrreiches u. Intereſſantes.

Vogel, C., Topographiſche Karte vom Thüringer Wald u. ſeinen Vorlanden. Maaßſtab 1 : 150,000. Sect. 1 u. 3. Fol. Gotha 1863, J. Perthes. à Sect. n. ⅓ Thlr. (Erſcheint in 4 Blatt.)

Sehr reichhaltig, aber etwas überladen, was der Deutlichkeit des Wegenetzes einigen Eintrag thut.

Topiſch-geographiſche Specialkarte des Regierungsbezirks Oberbayern; nach den neueſten amtlichen Materialien im 200,000theiligen Maaßſtab auf IV Blatt. Entworfen, gezeichnet u. bearbeitet von J. B. Rooſt. N. A. Imp. Fol. Nürnberg 1864, Serz u. Comp. n. 6 Thlr.

Eine hübſche Karte, welche für Ortsbezeichnung, Verkehrswege u. Terrainkunde möglichſt vollſtändig iſt.

Karte der Umgegend von Frankfurt a/M., vom großherzogl. heſſ. Generalſtab. Maaßſt. 1:25,000. Blatt 1 u. 2. Imp. Fol. Darmſtadt (Frankfurt a/M.) 1863—64, Jäger. n. 1½ Thlr

Eine gute u. reichhaltige Karte. (Blatt 3 u. 4 ſind noch nicht erſchienen.)

Ueberſichtskarte von dem Großherzogthum Baden nebſt Theilen der angrenzenden Länder. Bearb. in 6 Blättern von der topographiſchen Abtheilung des großherzogl. Generalſtabs. Maaßſt. 1:200,000. Blatt 1—5. Imp. Fol. Karlsruhe 1862—63, Braun. à Blatt n. 1 Thlr.

1) Mannheim. — 2) Heidelberg. — 3) Carlsruhe. — 4) Pforzheim. — 5) Freiburg. Eine ſehr gute, ſchön gezeichnete Karte. Die Angrenzungen ſind weit ausgedehnt, ſo daß z. B. das Blatt Pforzheim einen großen Theil von Württemberg, namentlich die Umgebungen der Städte Stuttgart u. Tübingen enthält.

Karte der hohenzollernſchen Lande. Aufgenommen u. herausgegeben von der topographiſchen Abtheilung des königl. preußiſchen großen Generalſtabs. Maaßſt. 1:50,000. 9 Blätter Imp. Fol. Berlin 1863, Schropp. n. n. 4⅓ Thlr.

Eine ſehr ſchöne, ſorgfältig u. elegant gezeichnete Karte mit Niveaulinien.

Topographiſche Karte vom ſüdlichen Theile des Herzogthums Schleswig. Herausgeg. von der topographiſchen Abtheilung des königl. preußiſchen Generalſtabs. Maaßſt. 1:100,000. 4 Blatt Imp. Fol. 1. Tondern. 2. Flensburg. 3. Friedrichsſtadt. 4. Schleswig. Berlin 1864, Schropp. à Blatt n. n. 1 Thlr.

Petermann, A., Karte von Südſchleswig, Holſtein, Lauenburg u. den umliegenden Gebieten. Maaßſt. 1:750,000. Nebſt Ueberſichtskarte der däniſchen Monarchie. qu. Fol. Gotha 1864, J. Perthes. ⅓ Thlr.

—— —— Karte von Nordſchleswig im Maaßſt. 1:150,000. Imp. Fol. Ebend. 1864. ⅓ Thlr.

—— —— Specialkarte von Jütland im Maaßſt. 1:400,000. Imp. Fol. Ebendaſ. 1864. ⅓ Thlr.

Schweiz.

Dufour, (General) G. H., Topographiſche Karte der Schweiz, vermeſſen u. herausg. auf Befehl d. eidgenöſſiſchen Behörden. Maaßſt. 1:100,000. Blatt 1—12, 14—25. Imp. Fol. Bern 1833—63, Huber u. Comp. 39 Thlr. 18 Ngr.

Bl. 1. Titelblatt 12 Ngr. Bl. 2, 5, 6, 10. Grenzblätter mit kleineren Stücken der Schweiz, à 1 Thlr. 6 Ngr. Bl. 3 u. 4. Die nördliche

Schweiz, Schaffhauſen bis Conſtanz, Rorſchach, St. Gallen, Winterthur, à 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 7. Münſterthal, Solothurn, Bieler See. 2 Thlr. Bl. 11. Val de Travers, Lac de Joux, Dent de Vaulion, 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 16. Genfer See, 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 9. Canton Appenzell. Wallenſtadter See, öſtl. Hälfte des Züricher See's bis Glarus u. Schwyz, 2 Thlr. Bl. 12. Neuchatel, Bern, Freiburg, Thun. Bl. 14. Vorder- u. Hinterrheinthal, Pfäfers, Linththal. Bl. 15. Graubündten, Unter-Engadin u. Münſterthal. Bl. 12—15 à 2 Thlr. 12 Ngr. Bl. 20. Ober-Engadin, Bernina, Poſchiavo, 1 Thlr. 6 Ngr. Bl. 17. Oeſtliche Bucht des Genferſee's, Rhonethal bis Turtmann aufwärts, 2 Thlr. 12 Ngr. Bl. 22. Rhonethal von Saxon bis Piſſevache, Col de Balme, Gr. St. Bernhard 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 18. Rhonethal bis zum Rhonegletſcher, Berneralpen vom Doldenhorn bis zur Jungfrau, Finſteraarhorn, Sidelhorn, Simplon, 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 19. Canton Teſſin, Gotthardt, Bernardin u. Splügenſtraße, 2 Thlr. Bl. 24. Luganer See, 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 23. Monte Roſa, 1 Thlr. 18 Ngr. Bl. 25 Höhenverzeichniß, 1 Thlr. 6 Ngr. Fehlt noch Bl. 13 mit Berner Oberland.

Italien.

Petermann, A., Italien im Maaßſtab von 1 : 3,700,000. qu. gr. Fol. Gotha 1863, J. Perthes. n. ⅓ Thlr.

—— —— Oberitalien im Mßſt. von 1 : 1,850,000. qu. gr. Fol. Ebend. 1863. n. ⅓ Thlr.

—— —— Süditalien im Mßſt. von 1 : 1,850,000. Ebend. qu. gr. Fol. n. ⅓ Thlr. (Stielerſcher Atlas Nr. 33. 34a. 34b.)

Die einzigen deutſchen Karten, welche der Gegenwart völlig entſprechen. Sie geben eine klare Ueberſicht u. beruhen auf reichhaltigen Originalmittheilungen.

Sismonda, Angelo, Carta geologica di Savoia, Piemonte e Liguria. Mßſt. 1 : 540,000 in 1 Bl. Turin 1862, 5⅔ Thlr.

Giebt ein überſichtliches orohydrographiſches Bild mit topographiſcher Bezeichnung. Die geologiſche Claſſification iſt einfach u. von einem kundigen Fachmanne.

Maggi, G. B., Carta delle strade ferrate del regno d' Italia conforme a quella publicata del Ministero dei lavori publici 1862. Maassstab 1 : 382,000 in 2 Bl. Torino 1862. 2 Thlr.

Eine gute Eiſenbahnkarte mit Bezeichnung der Haupt-Landſtraßen u. überſichtlicher Terraindarſtellung.

Tirene, Enrico, Carta corografico politica-amministrativa del regno d'Italia. Msstb. 1 : 576,000. 12 Bl. Torino 1863. 8 Thlr.

Sehr mangelhaft in der Form, aber dem Stoff nach reichhaltig. Giebt ein vollſtändiges Straßennetz, erſchöpfende Topographie u. die neueſte ſpecielle Adminiſtrativ-Eintheilung.

Rußland u. Polen.

Poltorazky u. **Iljin**, Karte des Königreichs Polen mit Theilen der angrenzenden Gouvernements. Mßſt. 1 : 1,050,000 in 1 Bl. St. Petersburg. 1863. (Ruſſiſch.)

Ein gutes Ueberſichtsblatt mit dreifach klaſſificirtem Wegenetz, Entfernungsangaben, reichhaltigem Ortsverzeichniß u. kräftiger Hydrographie, überdieß die erſte Karte, welche eine richtige Reduction des orographiſchen Theils der großen Karte von Polen in 57 Bl. giebt. Gute Zeichnung, aber ſchlechte Lithographie.

Buſchen, A. v., Bevölkerung des ruſſiſchen Kaiſerreichs, in den wichtigſten ſtatiſtiſchen Verhältniſſen dargeſtellt. 8. (VII u. 87 S. mit 16 Karten.) Gotha 1862. J. Perthes. n. 1⅙ Thlr.

Eine ſorgfältige Arbeit, welche intereſſante Reſultate giebt. Auch die Kärtchen ſind ſehr belehrend.

Amerika.

Smith, Calvin, Specialkarte der vereinigten Staaten von Nordamerika. 3. Aufl. 4 Lieferungen gr. Fol. (16 Bl. in Farbendruck.) Kaſſel 1862, Fiſcher. 2 Thlr.

Sehr reichhaltig in Ortsangaben, aber ohne Terrainzeichnung u. aller Eleganz ermangelnd.

Bacon, Neue Karte des Kriegsſchauplatzes in Virginia u. Maryland. Darſtellend die intereſſanteſten Partien um Richmond, Waſhington, Baltimore u. ſ. w. Lith. u. color. Imp. Fol. Bremen 1862, Kühtmann u. Comp. n. 16 Ngr.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

A.

Adler, C. 21.
Aegidi, L. K. 33.
Album ſchwäb. Dichter. 66.
Althaus, J. 50.
Ambros, A. W. 12.
Andree, K. 24.
Antoinette, Marie. 65.
Arnd, Ed. 29. 33.
Arndt, F. 63.
Arneth, A. v. 44.
Auerbach, B. 71.
Aufzeichn. Kaiſer Karl V. ſ. Karl.
Aus alter u. neuer Zeit. 31.
Aus d. Heimath. 13.
Aus d. Natur. 13.
Ausland, das. 24.
Aus Schinkel's Nachlaß. 11.
Aus Schleiermachers Leben. 68.

B.

Bach, Th. 64.
Bacon. 86.
Bädeker, K. 34. 35. 36.
Banck, O. v. 36.
Bancroft, G. 54.
Bär, J. C. 83.
Barnim, A. v. 27.
Barth, H. 27.
Baudiſſin, A. v. 47.
Baumgarten, G. 50.
Baumhauer, M. M. v. 24.
Baur, Ferd. Chrſtn. 9.
—— —— Friedr. 9.
Bavaria. 34.
Becker, A. 10. (2)
—— —— K. F. 29.
—— —— W. A. 31.
Beer, Ad. 33.
Beitzke, H. 41.
Bekk, A. 58.
Berghaus, H. 34. 64. 82. 83.
Berlepſch, H. 36.
Berlin, N. J. 13.
Berna, Gg. 28.
Berndt, M. 39. (2)
Bernhard, Jul. 35.
Bernhardi, Th. v. 50.
Bernhardt, Th. 65.
Beſeler, Gg. 47.
Beyſchlag, W. 60.
Biedermann, K. 73.
Blätter f. d. Leben. 61.
Blätter f. lit. Unterhaltung. 80.
Bleek, Fr. 5.
—— J. F. 5.
Blum, K. L. 50.
Bluntſchli, J. C. 18. 20. 58.
Bodenſtedt, Friedr. 74.
Bogdanowitſch, M. 50.
Böhmen, Land u. Volk. 34.
Böhringer, Friedr. 7.
Böhtlingk, O. 59.
Boiſſeree, S. 60.
Bolte, Amely. 71.
Boner, Ch. 16.
Bonnet, J. 67.
Brachelli, H. Frz. 24. 82.
Brandes, Fr. 8.
Brater, K. 18.
Brauer, J. G. 124.
Brehm, A. E. 16. (2)
Brendel, F. W. 16.
Briefwechſel, d. Großherz. Carl Auguſt. 62.
—— —— v. A. v. Humboldt. 64.
Brockerhoff, F. 67.
Bronn, H. G. 15.
Brugſch, H. 26.
Brunier, L. 68.
Buchenau, Frz. 46.
Büchmann, Gg. 57.
Büchner, L. 16.
Bungener, F. 61.
Bunſen, Chr. C. Joſ. 4.
Burſian, C. 54.
Buſchen, A. v. 86.

C.

Caballero, F. 74.
Carey, H. C. 21.
Carl Auguſt, ſ. Briefwechſel.
Carlyle, Th. 43.
Carriere, M. 10.
Carus, C. G. 63.
Carus, J. V. 17.
Caſelmann, H. W. 8.
Cauer, E. 43.

Caractere, chriſtliche. 62.
Cheze, W. 81.
Chlumecki, P. v. 71.
Croniken, die, der deutſchen Städte. 39.
Claus, C. 15.
Colebern, Th. 43.
Conversat.-Lexicon, ſ. Real-Encyclopädie. 81.
—— —— —— kleines Brockhauſiſches. 81.
Cervinus, Jak. 77.
Coſack, C. J. 69.
Curtius, E. 31.
Cyprian, Biſchof. 73.

D.

Daniel, H. A. 24.
Darwin, Ch. 15.
Delitzſch, O. 82.
Delius, N. 59.
Deutſchl. u. deutſche Staatsmänner. 3.
Dichterbuch, deutſches, aus Schwaben. 72.
Dichterbuch, ein Münchner. 72.
Diether, Math. 21.
Diezmann, A. 59.
Dilthey, W. 86.
Dittenberger, 3.
Dittmar, H. 29.
—— —— W. 60.
Döllinger, J. J. J. 32.
—— —— J. v. 45.
Dornfeld, J. 23.
Dove, H. W. 14.
Droyſen, J. G. 43. 47.
Dufour, G. H. 84.
Dunant, J. H. 52.
Duncker, M. 30.

E.

Ebers, Gg. 74.
Eberty, F. 61.
Eckardt, L. 2.
Eckſtein, E. 62.
Eichendorff, J. v. 71.
Eifert, Max. 74.
Eliot, George. 74.
Elteſter. 3.
Elze, K. 58. 69.
Emminghaus, A. 22. (2)
Encyklopädie d. geſammt. Erzieh.- u. Unterrichtsweſens. 2.
Engelhardt, 8.
Ennen, L. 44.
Entdeckungsreiſen, d. neueſten ꝛc. 26.
Erdmann, J. E. 1.
Erinn. an einen Heimgegangenen. 64.
Ernſt, Herzog v. Sachſen-Coburg-Gotha nach Aegypten. 27.
Erzählungen aus d. deutſch. Mittelalter. 39.
Eſtvan, B. 55.
Etzel, A. v. 26.
Evans, Miß. 74.
Ewald, Heinr. 30.
Eye, A. v. 63.
Eyth, M. 75.

F.

Fabarius, E. 7.
Falke, Joh. 38.
Faucher, J. 19.
Fiſch, Gg. 55.
Fiſchel, E. 50.
Fiſcher, J. G. 16. 73.
—— —— Kuno. 57.
Flir, A. 52.
Flügel, G. 31.
Fock, Otto. 47.
Fontane, Th. 35.
Förſter, E. 10. 53. (2)
—— —— Friedr. 42.
Francke, A. H. 62.
Frankel, Z. 60.
Franklin, O. 40.
Frantz, Ad. 34.
—— —— C. 43.
Frenzel, K. 75. (2) 80.
Freytag, G. 12.
Frick, J. 14.
Friedländer, L. 31.
Friſch, E. F. 24.
Fröbel, J. 20.

G.

Geffcken, J. 9.
Geibel, E. 72. (2)
Gelzer, H. 3.
Genaſt, E. 62.
Gerock, K. 8. 72. (3)
Gerſtäcker, Friedr. 75.
Gervinus, G. G. 58.
Geſchichte, diplom. d. J. 1813—15. 41.
—— —— d. Wiſſenſchaften in Deutſchl. 58.
Geſchichten, deutſche. 38.
Geſchichtsbilder aus dem deutſch. Vaterlande. 40.
Gfrörer, A. Fr. 32.
Giehne, F. 42.
Gieſebrecht, W. 38.
Gihr, J. 70.
Gildemeiſter, C. H. 63.
—— —— O. 60.
Gisleſen, H. 62.
Globus. 24.
Gleß, A. 55.
Glümer, Cl. v. 68.
Gneiſt, R. 50.
Goeben A. v. 51.
Goltz, B. 2.
Göſchen. 64.
Göthe, W. v. 62.
Gottſchall, R. 54. 72.
Graf, Ed. 21.
Gregorovius, F. 53.
Grimm, Herm. 66.
—— —— Jacob, 63.
Groſſe, Ed. 41.
—— —— Jul. 75. (2)
Grove, W. R. 13.
Grüneiſen, K. 9.
Gruppe, O. F. 56.
Guhl, E. 12.
Guſtav v. See. 75. (2)
Gutzkow, K. 59. 75.

H.

Haakh, A. 11.
Hackländer, F. W. 75.
Häfeli, J. R. 60.
Hagen, A. 68.
—— K. 70.
Hallier, E. 35.
Hälſchner, H. 47. 48.
Hammer, J. 72.
H.(ardegg), J. v.33.
Harleß, Ad. v. 4.
Hartmann, Alfr. 75.
—— —— Jul. 32. 60.
—— —— Moritz, 75.
—— —— R. 27.
Haſe, K. 4. 61.

Haſſe, H. H. 8.
Hauff, L. 45.
Haushofer, M. 72.
Hauslexicon, das. 81.
Haus- u. Familienlexicon, illuſtrirtes. 81.
Häuſſer, Ludw. 41.
Hawthorne, N. 75.
Harm, M. 70.
Hebbel, Fr. 73.
Heck. 82.
Heer, O. 14.
Heimgarten, der. 81.
Heine, H. 71.
—— —— W. 25.
Hendſchel, U. 83.
Hengſtenberg, E. W. 3.
Hertzberg, G. F. 31.
Herzog, J. J. 2.
Heuſinger, E. 42.
Heyſe, P. 72. 76. (2)
Hiecke, R. H. 57.
Hirſch, S. 39. (2)
Hirzel, Heinr. 81.
Hochſtetter, F. v. 27.
Höfer, Edm. 76. (2)
Hoffmann. 8.
Hofmann, J. Chr. K. v. 3.
Holland, H. 57.
Holzmann, H. 5.
Hopfen, H. 76.
Hörſchelmann, F. 24.
Huber, R. 44.
—— —— Joh. 1.
Hufeland, Chr. W. 64.
Hugo, Vict. 59.
Huhn, E. 19.
Humboldt, A. v. 64.
Hunolſtein, P. V. v. 65.
Hutten, U. v. 71.
Hutterus, J. M. 76.
Huxley, Th. H. 17.

J.

Jahn, O. 69.
Jahrbücher d. deutſch. Reichs. 39.
Jeſſen, C. F. W. 15.
Iljin. 86.
Immermann, K. 76.
Jonas, L. 68.
Jügel, C. 83.
Jüngſt. 78.

K.

Kamphauſen, A. 5.
Kapp, Fr. 64.
Karl V., Kaiſer. 65.
Karte der hohenzollernſchen Lande. 84.
Karte, topogr. des Königr. Sachſen. 83.
—— —— d. ſüdl. Theile v. Schleswig. 84.
—— d. Umgegend v. Frankfurt a/M. 84.
Keferſtein, H. 60.
Keim, Theod. 6. (2) 7.
Ketteler, W. E. v. 23.
Kieſſelbach, W. 55.
Kingsley, H. 76.
Kirchenzeitung, allgem. 2.
—— —— evangel. 3.
Kirchmann, J. H. v. 1.
Kirchenzeitung, proteſtant. 3.
—— —— neue, evangel. 3.
Klaiber. 8.
Klaubeſt, A. 33.
Klein, K. 62.
Kleiſt, H. v. 71.
Klöden, G. A. v. 24.
Klopp, O. 58.
Klüpfel, K. 38.
Kobell, Frz. v. 14. 58.
Kohl, J. G. 35. 46.
Kohlrauſch, Friedr. 65.
Kolatſchek. 80.
Koner, W. 23.
König, Heinr. 76.
Köſting, K. 73 (2)
Köſtlin, K. 2.
Krabbe, O. 46. 69.
Kramer, G. 67.
Krauſe, H. 3.
Kremer, A. v. 26.
Kremer-Auenrode, H. v. 48.
Kretſchmer, A. 12. 54. 79. (7)
Kreyher, J. 25.
Kreyßig, F. 59. (2)
Kries. K. G. 23.
Kronig, A. 42.
Kunſtblatt, chriſtl. 9.
Kurz, H. 10. 56.
Kutzen, J. 37.

L.

Lang, H. 3.
Lange, J. 82.
Laube, H. 76.
Laubert, E. 53.
Leben d. Altväter d. luth. 8.
Leben u. ausgewählte Schriften d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche. 8.
—— —— —— —— —— d. luth. Kirche. 8.
Lebensbilder aus Rußland 51.
Lechler, G. V. 2.
—— —— K. J. Fr. 73.
Leibnitz, G. W. v. 58.
Lemcke, L. G. 59.
Lettenhove, K. v. 65.
Liebig, J. v. 14.
Lingg, H. 74.
Löher, Frz. 53.
Löhlein. 7.
Lorentzen, K. 47.
Lorenz, O. 40.
Lorinſer, F. J. 65.
—— —— Frz. 65.
Lübke, W. 11.
Lueder, C. 62.
Luthardt, Chr. E. 4.
Lyell, Ch. 16.

M.

Magazin f. Lit. d. Auslandes. 80.
Maggi, G. B. 85.
Mahler, H. 49.
Maier, Eliſa. 68.
Majer, G. 48.
Maltzan, H. v. 26.
Männer, die, des Volks. 60.
Marggraff, Clara. 75.
—— —— H. 58.
Maria Antoinette. 65.
Maron, H. 25.
Martens, G. v. 66.
Matthes, K. 9.
Maurer, G. L. v. 39.
Max, Th. 50.
Mayer, K. 72.
—— —— K. A. 37.
Marx, J. G. 82.
Meier, E. J. 8.

Meier, Herm. 35.
Meißner, A. 77.
Mendelsſohn-Bartholdy, F. 69.
—— —— —— K. 61.
Menge, Th. 69.
Menke, Th. 82.
Menzel, Wolfg. 29.
Merle d'Aubigne, J. H. 7.
Merſchmann, Fr. 67.
Merz, H. 10. 67.
—— Ph. 63.
Meßner, H. 3.
Meurer, M. 8. (5)
Meyer 82.
Meyr, Melchior 1. 74. 77.
Michaelis, O. 19.
Michen 79.
Mill, J. St. 21.
Monatsblätter, proteſtant. 3.
Mörikofer, J. C. 9.
Moſen, J. 72.
Müller, Adelbert 53.
—— Conſtant. E. 69.
Müller J. W. 54.
Müller, K. 13. 25.
—— Otto 77. (3)
—— Wolfgang, v. Königswinter 77.
Munzinger, W. 26.
Mylius, O. 77. (2)

N.

Napoleon III. 49.
Nationalbibliothek, deutſche.
Naumann, Rob. 12.
Nemmersdorf, Frz. v. 77. (2)
Neuberg 43.
Neumann, K. Fr. 51.
Nick, Friedr. 45.
Nohl, L. 66.
Nöldeke, Th. 67.
Noorden, C. v. 61. 65.
Notter, Fr. 69.

O.

Oesfeld, G. W. v. 83.
Oeſterlen 18.
Oppenheim, O. G. 50.
Oſenbrüggen, Ed. 37. (2)
Otte, H. 10.
Otto, Frz. 11.

P.

Pabſt, Herm. 39.
Pallmann, R. 32.
Palmer, Chr. 2. 4. 8.
Pauli, R. 49.
Pernice, L. W. A. 47.
Perty, M. 17.
Peſchel, O. F. 24.
Petermann, A. 24. 82. 84. (3) 85. (3)
Petzoldt, A. 51.
Petzoldt, C. 24.
Pfaff, Ad. 38.
Pfarrius, G. 77. (2)
Pfeiffer, Ed. 23.
Pfordten, v. d. 48.
Pichler, Louiſe 77.
Piderit, Th. 17.
Pierer's Univerſallexicon. 81.
Pillersdorf, v. 41.
Plagge, Th. 18.
Polko, Eliſe. 70 (2) 77 (2)
Poltoratzky. 86.
Pöſche, H. 16.
Preſſel, P. 61.
Preſſel, Th. 8.
Preſſenſé, E. v. 7.
Pröhle, H. 35.
Pütz, W. 29. 30.

Q.

Quenſtedt, F. A. 15.

R.

Raabe, W. 77.
Ranke, L. 49.
Rapp, L. 52.
Raſch, G. 49. 62.
Raumer, Fr. v. 28. 56.
Ravenſtein, E. G. 21.
Real-Encyclopädie, deutſche. 81.
Real-Encyclopädie f. proteſt. Theologie. 2.
Reber, F. 10.
Rechtsſprichwörter, deutſche. 21.
Redwitz, O. v. 74.
Rein, W. 31.
Reinhard, A. 65.
Reiſe d. Herzog Ernſt v. Sachſen-Coburg-Gotha, ſ. Ernſt.
Renan, E. 5.
Rentzſch, H. 22.
Reuß, Ed. 5.
Reuter, Fr. 78.
Revue, öſterreichiſche. 80.
Revue, ruſſiſche. 80.
Reymann, G. D. 83.
Richthofen, F. v. 23.
Riehl, W. H. 78.
Riggenbach, Chr. Joh. 6.
Rio, A. F. 59.
Ritter, Karl 24.
Roder, K. D. A. 20.
Rohrbach, K. 12.
Römer, Fr. 67.
Roeſt, J. B. 84.
Roquette, O. 56.
Roſcher, W. 21.
Roſen, L. 78.
Röſler, H. 22.
Roß, Ludw. 54.
Rößler, C. 43.
Roßmäßler, A. E. 6. 13. 14. 16.
Roth, Abr. 37. (2)
—— P. 38.
Rothe, Rich. 4.
Rotteck, K. 18.
Rötſcher, H. Th. 59.
Ruete, C. G. Th. 17.
Ruge, A. 67.
Ruppius, O. 78. (3)
Rusdorf, E. v. 13.
Ruſtige, H. 74.
Rüſtow, W. 49. 52.
Rutenik, K. A. 6.
Ruthner, A. v. 36.

S.

San Marte. 58.
Sauter, 45.
Schäffle, A. 23.
Schaumann, A. F. H. 46.
Scheffel, J. V. 72. 73.
Schenkel, D. 3. 6.
Scherzer, K. v. 27.
Scheurl, A. 3.
Schirrmacher, Fr. W. 40.
Schleiden, M. J. 1. 17.
Schleiermacher, Friedr. 6.
Schlönbach, Arn. 78.
Schlüter, J. 12.
Schmid, Heinr. 3. 9.
—— Herm. 78. (3) 81.
Schmid, K. A. 2.
Schmidt, Adolf. 29. 48.

Schmidt, Ferd. 37. 40. (4) 41. 43.
—— Julian. 56. 71.
Schmidt, O. G. 8
Schmieder, W. G. 62.
Schmitz-Aurbach, K. A. v. 29
Schnaaſe, K. 9. 10.
Schneckenburger, Matth. 7.
Schneider, K. 68.
Schneider, K. F. R. 52.
Schnorr, v. Carolsfeld. 9.
Schödler, Friedr. 13.
Schottmüller, A. 37.
Schücking, L. 78. 79.
Schultheß, H. 32.
Schulz, A. 58.
Schulze-Delitzſch, H. 22. (4)
Schwartz, Marie Sophie. 79. (8)
Schwarz, K. 3. 9.
Schweichel, R. 79.
Schwerdt, H. 35.
Schwetſchke, G. 72.
Scott, Marie. 76.
Sebald, H. L. 62.
Seeger, Fr. 73.
Seeger, L. 72. 73.
Semiſch, K. 7.
Semper, G. L. 11.
Shakeſpeare, W. 59.
Sighart, J. 11.
Simrock, K. 73. (2)
Sismonda, A. 85
Smith, E. 86
Soetbeer, A. 21
Specialkarte, topiſch-geogr. v. Oberbayern. 84.
Speke, J. H. 26.
Spiegel, B. 6.
—— —— Fr. 30.
Spielhagen, Friedr. 79.
Spieß, G. 25.
—— G. A. 15.
Springer, A. 41.
Spruner, K. 82.
Staat, der, od. d. Staatswiſſenſchaften ꝛc. 19.
Staatengeſchichte der neueſt. Zeit. 51
Staats-Archiv, das. 33
Staats- u. Geſellſchaftslexicon. 18.
Staatslexicon, das. 18
Staatswörterbuch, deutſches. 18.
Stadelmann, R. 71.
Stähelin, E. 8.
Stahl, Friedr. Jul. 20.
Stahl, H. 15.
Stahr, Ad. 31.
Stein, Chr. G. D. 21.
—— Fr. 16.
—— J. 12.
Steinthal, H. 56.
Stephens, Th. 58.
Stieler, Ad. 82. (2)
Stimmen der Zeit. 80.
Stockmar, Chr. Fr. v. 69.
Storm, Th. 73. 79. (3)
Strauß, D. F. 5. 57.
Streckfuß, Ad. 38.
Struenſee, G. v. 75. (2)
Stülpnagel, F. v. 83. (2)
Suckow, K. v. 69.
Süßmilch-Hornig, M. v. 83.
Sybel, H. v. 28. 30.

T.

Teichmann, J. B. 12.
Theobald, G. 37.
Thienen-Adlerflycht, R. v. 51.
Thiergarten, der. 15.
Thierſch, H. W. J. 51.
Tirone, E. 85.
Träger, A. 73.
Treitſchke, H. v. 70.
Tſchudi, J. 37.
Tutſchek, L. 13.
Tweſten, K. 68.

U.

Ueber Land u. Meer. 80.
Ueberſichtskarte v. d. Großherzogth. Baden. 84.
Uhl, Fr. 79.
Uhland, L. 72. 73.
Ule, O. 13.
Unger, Fr. 14.
Unſere Zeit, ſ. Zeit.
Unterhaltungen am häusl. Heerd. 80.
Uſinger, R. 41. 47.

V.

Veer, G. de. 64.
Verſuchte, der. 79.
Viehahn, G. v. 34.
Vierordt, K. 18. 45.
Vierteljahrsſchrift, deutſche. 19.
Vierteljahrsſchrift f. Volkswirthſchaft. 19.
Viſcher, Fr. Th. 70.
Vivenot, A. 41.
Vogel, E. 83.
Vogel, Carl. 38.
Vogt, Carl. 17. 28.
Voigt, Gg. 67.
Volksbibl., evangel. 8.
Vorleſungen üb. d. Kriegsgeſch. 33.

W.

Wachenhuſen, O. 22.
Wachsmuth, W. 38. 46
Wackernagel. 3.
Wagener, H. 18.
Wagner, G. R. 52.
Wagner, Herm. 26. (2)
Wagner, W. 31
Waitz, G. 39. 63.
Walter, Ferd. 21.
Wander, K. Fr. W. 57.
Wappäus, J. E. 24. (2)
Warnkönig, L. A. 51. 65.
Warnſtedt, A. v. 48. (2)
Weber, Gg. 29.
Weber, K. v. 66.
Weber, M. M. v. 23. 70.
Wech, Fr. v. 45.
Weingarten, H. 9.
Weinland, D. F. 15.
Weismann, H. 57.
Weiſe, Karl. 73.
Weiß, Herm. 4.
Weiſſer, L. 10.
Welcker, K. 18.
Weller, E. 57.
Wenck, W. 47.
Werner, Jul. 81.
Werner, R. 25.
Weſſenberg, J. H. v. 74.
Wickede, J. v. 49. 80.
Wietersheim, Ed. v. 32.
Wiggers, M. 40.
Wildenhahn, A. 36.
Wildermuth. 2
—— —— Ottilie. 80.
Wilbrandt, A. 65.
Willkomm, M. 24.

Winkelmann, Ed. 40.
Winterfeld, C. v. 49.
Wochenſchrift, öſterreich. f. Wiſſenſchaft, Kunſt ꝛc., 80.
Wohlthat, F. 19.
Wolf, Hedwig. 74.
Wolfſohn, W. 80.
Wollheim, A. E. 75.
Wolzogen, A. v. 11.(2)68.
Woniſch, O. 27.
Wundt, W. 17.
Württemberg, d. Königr. 31.
Wurzbach, C. v. 57.
Wuttke, H. 38.

Z.

Zeit, unſere. 33.
Zeitſchrift, allgem. kirchliche 3.
—— —— f. allg. Erdkunde. 23.
Zeitſchrift, hiſtor. 28.
—— —— f. Proteſta
mus u. Kirche. 3.
—— —— f. d. geſa
Staatswiſſenſchaft.
Zeitſtimmen aus d. re
Kirche d. Schweiz. 3.
Zeller, Ed. 1.
Ziegler, A. 35. 82.
Zimmermann, C. 2.
—— —— K. 2.

Berichtigungen.

Auf Pag. 7 Zeile 22 v. Oben lies Hundeshagen ſtatt Hundeshagen.
" " 7 " 19 " Unten " Frederichs ſtatt Friederichs.
" " 9 " 3 " Oben " Baur ſtatt Banr.
" " 50 " 18 " Oben " Neßler u. Melle ſtatt Reßler u. Melle.
" " 51 " 8 " Unten " 1 Thlr. 6 Ngr. ſtatt 1 Thlr. 6 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Wiederaufblühen
der klaſſiſchen Studien in Deutſchland
im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts

und welche Männer es befördert haben.

Besonders für das Privatstudium der Schüler der oberen Gymnasialklassen und der Studirenden

dargeſtellt von

Dr. Johann Friedrich Schröder.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Halle a./S. G. Schwetſchke'ſcher Verlag.

Verlag von **Max Böttcher** in Berlin.

Ferdinand Schmidt, der dreissigjährige Krieg

in vier geſchichtlichen Erzählungen.

Illuſtrirt von **Guſtav Bartſch** und **Ludwig Burger.**

Jeder Band broch. 1 Thlr. 7½ Sgr., in halb Leinen gebunden 1 Thlr. 15 Sgr. — In 4 Theilen cart. à 22½ Sgr. und 24 Sgr.

Theil 1. **Der Winterkönig.** — Theil 2. **Wallenſtein.** — Theil 3. **Guſtav Adolf.** Theil 4. **Der Weſtfäliſche Friede.**

Jeder Theil bildet ein abgeſchloſſenes Ganzes.

In der **J. C. Krieger**'ſchen Buchhandlung in Caſſel erſchien ſoeben:

Altmüller, Carl, Gedichte. eleg. geb. 1 Thlr.

Dieſe einfachen Gedichte, voll treuer Anhänglichkeit und Liebe zu Haus und Heimath, werden gewiß bald viele Freunde finden.

Im Unterzeichneten iſt ſoeben erſchienen:

Dr. **A. Keber,** Oberlehrer an der Realſchule zu Aſchersleben, **Leitfaden beim Geſchichtsunterrichte.** Zweiter Curſus, für die oberen Klaſſen der Realſchulen und höheren Bürgerſchulen. 239 S. Vierte, **neu bearbeitete Aufl.** 12½ Sgr.

Die ſtets wachſende Zahl der Anſtalten, in welchem nach dieſem Buche und nach dem vor anderthalb Jahren erſchienenen erſten Curſus unterrichtet wird, beweiſt, daß ſich die dem Verfaſſer eigenthümliche, das Lernen und Behalten ungemein erleichternde — in dieſer Auflage noch weſentlich vervollkommnete — Methode bewährt hat.

Aſchersleben, Juli 1864.

O. **Carſted**'ſche Buchhandlung.

Verlag von **Hermann Coſtenoble** in Jena und Leipzig, vorräthig in allen Buchhandlungen:

Haan, Dr. **Wilhelm**, Superint., **Die Jugend- und Volksbildung** unſerer Zeit unter dem Einfluſſe des herrſchenden Zeitgeiſtes. gr. 8. broch. 10 Sgr.

Burow, Julie, Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Sgr.

Körner, Friedrich, Prof., **Die Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Sgr.

Eiſelen, Dr. F., Rector, **Strafe oder Zucht?** Ein pädagogiſches Gutachten. gr. 8. broch. 20 Sgr.

Gräfe, Dr. H., **Die deutſche Volksſchule** oder die Bürger- und Landſchule nach der Geſammtheit ihrer Verhältniſſe. Ein Handbuch für Lehrer und Schulaufſeher. 2. Aufl. 3 Bde. gr. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Prof., **Geſchichte der Pädagogik** von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geiſtliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, Prof., **Die Bedeutung der Realſchulen** für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorſtände und Freunde der Volksbildung. gr. 8. broch. 16 Sgr.

Körner, Friedrich, Prof., **Der Volksſchullehrer.** Pädagogik der Volksſchule. Praktiſches Handbuch für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauch für Geiſtliche, Stadt- und Landſchullehrer, Hauslehrer und Seminariſten. 2. Auflage. gr. 8. broch. 27 Sgr.

Körner, Friedrich, Prof., **Die Weltgeſchichte** in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker, mit beſonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachſene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen mit Einleitung und Anmerkungen von Paſtor Dr. Friedrich Ahlfeld. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzſchnitten. 2 Theile in Einem Bande. 8. broch. 1⅔ Thlr. In eleganteſtem engl. Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldſchnitt 2⅓ Thlr.

Haan, Dr. **Wilh.**, Superint. **Das Gebet vermag viel!** Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. gebunden mit vergoldeten Deckenverzierungen. 1⅔ Thlr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtr. und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer.

Prachtausgabe. Lex.-8. Ein ſtarker Band. Eleg. broſch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4⅓ Thlr. Goldſchnittband 4⅔ Thlr.

Wohlfeile Volksausgabe mit 16 Illuſtrationen ohne Tondruck. 8. broſch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Verlag von J. G. Bach in Leipzig.

Die Trachten der Völker

vom Beginn der Geſchichte bis zum 19. Jahrhundert,

von **Albert Kretſchmer** in Berlin, und Dr. **Karl Rohrbach** in Gotha.

Prachtwerk, mit 100 Tafeln in Farbendruck und 43 Bogen Text. **Preis 60 Thlr.**

Verlag von E. A. SEEMANN in LEIPZIG.

Populäre Aesthetik.

Von **Dr. Carl Lemcke,**

Docent der Universität zu Heidelberg.

Mit Holzschnitten. gr. 8. 1865. 2⅔ Thlr.

Ein nach competenten Urtheilen im hohen Grade gelungener Versuch in populär-wissenschaftlicher Behandlung der Aesthetik. Die Darstellung ist voll Geist und Humor und hilft mit Leichtigkeit über alle Gedanken-Schwierigkeiten hinweg.

Kunst und Künstler

des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Biographien und Charakteriſtiken

von **A. Wolfg. Becker** und Dr. **Ad. Görling.**

Mit vielen Holzſchnitten. gr. Lex.-8. 3 Bde. 1863—65. 10 Thlr.
eleg. geb. 11⅔ Thlr.

Nachdem dies prächtig ausgeſtattete Werk jetzt ſeinen Abſchluß erreicht hat, dürfte es im vollen Maaße die daran geknüpften Erwartungen rechtfertigen. Es reicht von der Rafaeliſchen Epoche bis auf die Zeit David Thorwaldſens und Carſtens' und gewährt eine ſo vollſtändige Ueberſicht über die neuere Kunſtgeſchichte, über das Leben und Wirken der einzelnen Meiſter, wie ſie bis jetzt in keinem anderen Werke dargeboten worden iſt.

Jeder der drei Bände iſt auch einzeln zu haben und zwar das 16. Jahrhundert à 3 Thlr., das 17. Jahrhundert à 3⅔ Thlr. und das 18. Jahrhundert à 3⅓ Thlr.

J. G. A. Wirth — Vierte Auflage. — Deutſche Geſchichte.

Im Verlag von **Guſtav Weiſe** in Stuttgart iſt ſoeben vollſtändig erſchienen:

J. G. A. Wirth's Deutſche Geſchichte, vierte Aufl., fortgeſetzt von **Dr. W. Zimmermann.** 4 Bde. eleg. broch. 4 Thlr., eleg. geb. 5 Thlr.

Dies berühmte **Geſchichtswerk,** mit ächtem **Vaterlandsgeiſt** geſchrieben, zeichnet ſich durch das **Großartige der Anſchauungen,** durch **ſtaatsmänniſchen Blick** und **ſchöne Volksthümlichkeit der Darſtellung** aus, und kann als **wahres Volksbuch** und **Nationalwerk** zur Anſchaffung für Alt und Jung empfohlen werden.

Im Verlag von

Sigmund Bensinger in Prag

iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marie Antoinette,

ihr Leben und Wirken,

geſchildert in ihren eigenen Briefen.

Nach den Original-Handſchriften veröffentlicht von

Graf Paul Vogt von Hunolstein.

1. Lieferung. Preis 5 Sgr.

Die Ausgabe erſcheint in raſch nacheinander folgenden 6 Lieferungen, und wird den P. T. geehrten Abonnenten ein prachtvolles Kunſtblatt: „Marie Antoinette in Trianon“ als Prämie gegen die geringe Zuzahlung von 10 Sgr. bei der letzten Lieferung gegeben.

☞ Bei dem höchſt intereſſanten Inhalt des Buches iſt eine weitere Empfehlung überflüſſig.

Verlag von Guſtav Mayer in Leipzig.

Handwörterbuch

der

Volkswirthſchaftslehre.

Unter Mitwirkung

von

Dr. Böhmert, Dr. Braun, Dr. Emminghaus, Dr. Faucher, Prof. Frühauf, Präſ. Dr. Lette, Prof. Dr. Neumann, Dir. Noback, Dr. Prince-Smith, Schulze-Delitzſch, Prof. Dr. Wagner, Dr. Max Wirth

und andern auf dem Gebiet der Volkswirthſchaftslehre rühmlichſt bekannten Fachmännern

bearbeitet von

Dr. H. Rentzſch.

ca. 10—12 Lieferungen von je 5 Bogen Imp.-8. à ⅙ Thlr.

Die erſchienene erſte und zweite Lieferung (Ablöſung — Conceſſionen) ſowie die überall vorräthigen Proſpecte werden dem Publikum die Beurtheilung dieſes lange und ſorgfältig vorbereiteten bisjetzt einzigen Unternehmens erleichtern.

Literarischer Wegweiser

für

gebildete Laien.

Die Jahre 1865—1867.

Von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1867.

Siebenter Nachtrag

zu dem

Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Klüpfel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1867.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Unſer Wegweiſer erſcheint dießmal nach dreijähriger Unterbrechung ein Jahr ſpäter als ſonſt, theils weil die bewegte Zeit des vorigen Sommers die Muße zu ruhiger Arbeit ſtörte, theils weil das vorherrſchende politiſche Intereſſe das Bedürfniß der Belehrung über die Bücherwelt weniger dringend erſcheinen ließ. Uebrigens hat die Literatur auch im Jahr 1866 nicht gefeiert; wenn auch vor und während des Krieges eine Pauſe im Schreiben und Drucken eintrat, ſo daß 5000 Ctr. Papier weniger bedruckt wurden als im Vorjahre, ſo bemächtigte ſich nach dem Krieg die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des neugewonnenen Stoffes um ſo eifriger, und der Unternehmungsgeiſt lebte im Frieden wieder neu auf. Man beeilte ſich, die tapferen Thaten des preußiſchen Heeres für das Volk und die Kampfgenoſſen zu beſchreiben; ſchnell entſtanden Kriegsgeſchichten mit und ohne Illuſtrationen in oft wiederholten Auflagen; Staatsrechtslehrer und Hiſtoriker machten ſich daran die Urſachen und Folgen des Krieges zu ermitteln; die Geſchicke und Intereſſen der von Preußen annectirten Länder, die Errichtung des norddeutſchen Bundes, die Frage über den Anſchluß der Südſtaaten wurden in einer Menge von Flugſchriften beſprochen. Man zählte am Schluß des Jahres 1866 nahe an 600 Schriften zur Tagesgeſchichte und Politik, und im Laufe des gegenwärtigen Jahres werden mindeſtens ebenſo viele neue hinzugekommen ſein. Auch andere Werke, die mit der Tagesgeſchichte gerade nicht in Beziehung ſtanden, aber durch den Kriegslärm im Pulte des Verfaſſers oder Verlegers zurückgehalten worden waren, gingen jetzt aus der Preſſe hervor.

In der Theologie machte ſich in den letzten Jahren eine geſteigerte Fruchtbarkeit bemerklich. Der Anſtoß, den das Leben Jeſu von Renan, das in dieſem Herbſt in 13. Auflage in Paris erſchienen iſt, zur neuen Unterſuchung der geſchichtlichen Grundlagen des Chriſtenthums gegeben hat, wirkte immer noch nach, und es ſind mehrere gründliche Werke über dieſe Fragen erſchienen. Mit dem Beſtreben, die Perſon Jeſu und die von ihm ausgegangenen Wirkungen geſchichtlich zu begreifen, gehen die Verſuche Hand in Hand, ſeine religiöſe Bedeutung pſychologiſch und dogmatiſch feſtzuſtellen. Eine Reihe vermittelnder Schriften ſucht nachzuweiſen, daß nach aller Kritik und Abſchwächung des Wunders doch noch ein gewaltiger Kern übrig bleibe, aus dem ſich die Wirkungen des Chriſtenthums erklären laſſen. Der im Geiſt der Zeit liegende Zug zur geſchichtlichen Forſchung iſt auch den ſpäteren Partien der Kirchengeſchichte zu gute gekommen, beſonders der Reformationszeit, deren genauere Kenntniß durch manche tüchtige Werke gefördert worden iſt. Auf ein Gebiet der Theologie haben auch die Zeitereigniſſe einigen Einfluß gehabt, nämlich auf das Kirchenrecht. Die Frage über die kirchliche Verfaſſung der von Preußen eroberten Länder, nämlich ob die Union ihnen aufgenöthigt oder die Verfaſſung der einzelnen Landeskirchen belaſſen werden ſolle, wurde in einer Anzahl von Flugſchriften durch Theologen und Kirchenrechtslehrer beſprochen.

Die philoſophiſche Literatur, welche neben der Theologie aufgezählt zu werden pflegt, iſt theils durch geſchichtliche Werke vertreten, theils beſchäftigt ſie ſich mit den an die Naturwiſſenſchaft angrenzenden Gebieten wie Anthropologie und Pſychologie.

Die Naturwiſſenſchaften ſind in ſtetigem Fortſchritt begriffen und werden hauptſächlich durch Einzeluntersuchungen gefördert, welche in Fachzeitſchriften niedergelegt werden. In den Unterſuchungen der organiſchen Natur wirkt Darwin in ähnlicher Weiſe anregend nach, wie Strauß und Renan in der Theologie. Kürzlich hat ein begeiſterter Anhänger Darwin's, Ernſt Häckel in Berlin, in einem größeren Werke über „generelle Morphologie" die Anſichten ſeines Meiſters ſyſtematiſch auszuführen und anzuwenden verſucht. Phyſik und Chemie werden beſonders in Rückſicht auf ihre techniſche Anwendung weiter zu bilden geſucht. Die populäre Darſtellung naturwiſſenſchaftlicher Ergebniſſe iſt neuerlich mehr zurückgetreten, theils weil der Stoff nun der Hauptſache nach verarbeitet iſt, theils weil der gar zu fabrikmäßige Betrieb derartiger Schriftſteller die populären Schriften in Mißcredit gebracht hat. Die bedeutendſte Leiſtung auf dieſem Gebiet iſt das im Spamer'ſchen Verlag in einer Folge von mehreren Bänden erſchienene Buch der Erfindungen, welches die Lehren der Chemie, Phyſik, Mechanik u. dgl. in ſehr gelungener, wahrhaft popuklarer Weiſe behandelt. In der Berliner Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge ſind mehrere naturwiſſenſchaftliche Stoffe von angeſehenen Fachgelehrten zweckmäßig bearbeitet.

In der Staats- und Rechtswiſſenſchaft behauptet zwar die akademiſche Gelehrſamkeit immer noch ihr Recht, aber daneben iſt ein großer Theil der alljährlich erſcheinenden Literatur den Beziehungen zum praktiſchen Leben gewidmet. Drei größere encyclopädiſche Werke, Staatswörterbücher, welche das Geſammtgebiet der Staatswiſſenſchaft umfaſſen, beſtehen neben einander. Zwei derſelben, das Welcker'ſche und das Wagener'ſche ſind nun vollendet, das Bluntſchli-Brater'ſche nähert ſich dem Abſchluß. Einigen ſtaatsrechtlichen Unterſuchungen haben die neueſten politiſchen Ereigniſſe eine unwillkommene Störung gebracht. Profeſſor Zachariä in Göttingen hatte vor dem Krieg eine neue Auflage ſeines Staatsrechts ausgearbeitet und darin dem Rechte des deutſchen Bundes beſondere Sorgfalt gewidmet. Bereits war der größte Theil dieſes Bandes gedruckt, als der Krieg die ganze Bundesverfaſſung über den Haufen warf. Man kann ſich denken, daß dieſer Umſtand nicht wenig dazu beitrug, den Verfaſſer gegen die neue Ordnung zu verſtimmen. Er tröſtet ſich nun damit, daß der Bund zwar aufgelöſt, aber nicht rückwärts annullirt ſei, und daß die beſonderen Beſtimmungen der Bundesakte, die ſich auf internationale Verhältniſſe der Bundesſtaaten und Rechte deutſcher Unterthanen beziehen, nicht als ganz erloſchen und wirkungslos betrachtet werden können. Und ſo weit hat er ſich doch mit dem neuen Staatsrecht verſöhnt und zu dem Beſtand deſſelben Vertrauen gefaßt, daß er in einem dritten Band die neuen Schöpfungen wiſſenſchaftlich zu bearbeiten gedenkt. Zur Gründung einer neuen Zeitſchrift für Staatsrecht hatte die ſchleswig-holſteiniſche Frage Anregung gegeben, und es vereinigten ſich zu ihrer Herausgabe Zachariä, Waitz, Aegidi und Rob. Mohl. Nun ſind aber in Folge der Ereigniſſe die Gründer der Zeitſchrift in ihren politiſchen Anſichten auseinander gegangen und dieſelbe iſt in Stocken gerathen, ſo daß ſie es ſeit ihrer Gründung im Jahr 1865 bis jetzt erſt zu einem Bande gebracht hat. Einen günſtigeren Einfluß hat die Zeit auf das Staatsarchiv von Klauhold und Aegidi gehabt. Es wurde demſelben reicher Stoff zugeführt, und es mußte den Fachmännern ſehr willkommen ſein, daß bereits ein Organ beſtand, in welchem die Aktenſtücke niedergelegt werden konnten, in denen ſich der politiſche Umgeſtaltungsproceß vollzieht.

Das Fach der Geſchichte iſt diesmal nicht gerade reich an größeren Darſtellungen für das gebildete Publikum. Die Fortſetzungen der Hirzel'ſchen Staatengeſchichte der neueſten Zeit, der achte Band von Gervinus, der ſechſte von Ranke's engliſcher, der dritte von Curtius' griechiſcher Geſchichte, Freytag's neue Bilder aus dem deutſchen Mittelalter und Ruth's neuere Geſchichte von Italien mögen wohl das Bedeutendſte ſein, was die letzten drei Jahre in dieſer Art gebracht haben. Dagegen iſt die Literatur der Quellen für deutſche Geſchichte mit einigen werthvollen Sammlungen bereichert worden, die wir hier nennen, da ſie in unſerem Wegweiſer keine Stelle finden konnten. Wir meinen Jaffé's Bibliotheca rerum germanicarum, die in ihrem neueſten vierten Bande die Quellen zur Geſchichte Karl's des Großen enthält; Sickel's Urkunden der Karolingerzeit; die Acta Imperii, welche Ficker aus dem Nachlaß Böhmers herausgibt; die Reichstagsakten aus der Zeit König Wenzels, welche Julius Weizſäcker im Auftrag der Münchener hiſtoriſchen Commiſſion geſammelt und bearbeitet hat; die Sammlung von Urkunden zur Geſchichte des großen Kurfürſten, die unter Leitung Droyſen's und Duncker's von Erdmannsdörfer und Simſon herausgegeben werden. Die neueſte deutſche Geſchichte hat, wie ſchon oben erwähnt worden, eine Menge kleiner Kriegsgeſchichten und hiſtoriſch-politiſcher Flugſchriften hervorgerufen, welche neben Manchem, was nur für die Gegenwart von Intereſſe iſt, auch werthvolle Materialien für eine künftige Geſchichte der politiſchen Einigung Deutſchlands gewähren. Mit großer Befriedigung bemerken wir, daß in dieſer Maſſe von Schriften über die Ereigniſſe des Sommers 1866 und ihre Folgen die Zahl derer, welche die Erfolge Preußens als einen großen nationalen Gewinn anſehen und auf dieſer Grundlage weiter gebaut wiſſen wollen, weit größer iſt als die Zahl der hämiſchen Gegner und unzufriedenen Particulariſten. Auch darüber freuen wir uns, daß Einſicht und ſchriftſtelleriſche Begabung überwiegend auf jener Seite ſtehen. In der deutſchen Geſchichtsliteratur im Ganzen drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß in den letzten Jahren ungemein wenig für deutſche Specialgeſchichte geſchehen iſt. Dagegen iſt die ſchweizeriſche Geſchichte, ſowohl die mittelalterliche als die neuere, ſehr fleißig angebaut worden, beſonders die Periode von 1830—1848 hat mehrere ſachkundige Geſchichtſchreiber gefunden. Die ſächſiſchen Geheimniſſe des Grafen Vitzthum, welche mit ſo großem Lärm als Beweis ausgepoſaunt worden waren, daß Friedrich der Große, ohne durch eine Coalition der europäiſchen Mächte provocirt zu ſein, in Sachſen eingefallen ſei, ſind nun gründlich widerlegt worden durch Arnold Schäfer, welcher die Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs aufs neue unterſucht und in einem ſoeben erſchienenen Werke dargeſtellt hat.

Die Länder- und Völkerkunde wird gegenwärtig hauptſächlich von den Zeitſchriften vertreten. Große Reiſebeſchreibungen, in welchen Reiſegeſchicke, ethnographiſche und naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen in bunter Miſchung berichtet werden, ſind ſeltener geworden; die Reiſenden erzählen ihre Erlebniſſe, ſoweit ſie ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch nehmen können, in einer unterhaltenden Zeitſchrift, und legen ihre wiſſenſchaftliche Ausbeute in einer Monographie oder einer Fachzeitſchrift nieder. Die Beſchreibung der Novaraexpedition iſt eine der wenigen größeren Reiſebeſchreibungen der letzten Jahre; aber auch bei ihr macht ſich die Theilung der Arbeit geltend, denn an den Reiſebericht ſchließt ſich eine Anzahl wiſſenſchaftlicher Monographieen an. Unter denſelben hat der von K. v. Scherzer herausgegebene ſtatiſtiſch-commerzielle Theil, welcher über die Bedingungen öſterreichiſcher Handelsbeziehungen eingehende Belehrung gibt, am meiſten Beifall gefunden, und es wird daher Vielen ſehr willkommen ſein, daß eine neue billigere Ausgabe davon veranſtaltet worden iſt. Unter den Beiträgen zur deutſchen Landeskunde iſt die Vollendung des großen topographiſch-ſtatiſtiſchen Werkes über Bayern, der Bavaria, hervorzuheben.

Im Gebiet der ſchönen Literatur treten uns mehrere neue Geſammtausgaben unſerer Claſſiker entgegen. Die Werke von Schiller und Göthe werden von der Cotta'ſchen Buchhandlung in Auswahl und mit Einleitung verſehen zu ſehr billigen Preiſen ausgegeben, um vor dem Erlöſchen des Privilegiums der Concurrenz anderer Unternehmer zuvorzukommen. Zugleich iſt auch eine ſchön ausgeſtattete hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Schillers Werken begonnen worden, zu welcher Joach. Meyer, Gödeke und Vollmer ſchon längſt Vorarbeiten gemacht haben. Dieſer revidirte Text wird auch einer neuen wohlfeilen Ausgabe ſämmtlicher Werke Schillers in 12 Bändchen Sedez zu gute kommen, die für 1 Thlr. angeboten wird; eine ähnliche Ausgabe der ſämmtlichen Werke Göthe's ſoll nachfolgen. Außer dieſen Cotta'ſchen Ausgaben ſind mehrere Sammlungen deutſcher Claſſiker von andern Verlegern theils begonnen, theils in Ausſicht. So die Hempel'ſche Nationalbibliothek der deutſchen Claſſiker, die in einer unabſehbaren Reihe von Lieferungen ſämmtliche Werke einer großen Anzahl deutſcher Dichter und Schriftſteller enthalten ſoll. Eine Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur, von Heinr. Kurz mit revidirtem Text herausgegeben, welche mit Göthe eröffnet werden ſoll, wird von dem Bibliographiſchen Inſtitut in Hildburghauſen angekündigt. Die von Pfeiffer begonnene Sammlung der claſſiſchen Dichter des deutſchen Mittelalters findet Anklang und zeigt in neuen Auflagen und Fortſetzungen, daß ſie wirklich einem Bedürfniß entgegen gekommen iſt; auch die von Heinr. Kurz veranſtaltete Sammlung der deutſchen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts hat ihren guten Fortgang. Mit beſonderem Eifer hat ſich der deutſche Buchhandel auf Herſtellung neuer billiger Shakeſpear-Ausgaben geworfen; da iſt die Bibliothek ausländiſcher Claſſiker, welche, von dem bibliographiſchen Inſtitut in Hildburghauſen unternommen, auch eine neue Ueberſetzung Shakeſpeare's von Wilh. Jordan, Ludw. Seeger und Anderen bietet; dann die von Bodenſtedt geleitete Brockhaus'ſche Ausgabe, an der ſich außer dem Herausgeber auch Heyſe, O. Gildemeiſter und andere bewährte Ueberſetzer betheiligen. Dazu ſoll noch eine neu revidirte und ergänzte Ausgabe der Schlegel-Tieck'ſchen Ueberſetzung kommen; neueſtens iſt auch eine Auswahl von 18 Shakeſpeariſchen Dramen mit Einleitung von der Gebhardt'ſchen Buchhandlung in Leipzig als Beſtandtheil einer Bibliothek der Claſſiker des Auslandes angefangen, und Dingelſtedt veröffentlicht ſeine Bearbeitung der hiſtoriſchen Stücke Shakeſpeare's als Bühnenausgabe.

Die neueſte Dichtung hat zwar manche anmuthigen Blüthen, aber keine epochemachenden Schöpfungen gebracht. Denjenigen unſerer Leſer, welche ſich über den Stand der belletriſtiſchen Literatur orientiren wollen, empfehlen wir die Blätter für literariſche Unterhaltung, die den vollſtändigſten und ausführlichſten Bericht über dieſes Gebiet der Literatur geben. Auch die Brockhaus'ſche Revue der Gegenwart „Unſere Zeit“ gibt regelmäßige Ueberſichten über den Stand der poetiſchen Literatur; im deutſchen Muſeum und im Magazin für ausländiſche Literatur finden ſich manche Einzelkritiken über beachtenswerthe Erſcheinungen. Im Gebiete des Romans ſcheinen die letzten Jahre beſonders fruchtbar geweſen zu ſein; die hervorragendſten Leiſtungen ſind wohl: Freytag's verlorene Handſchrift, Auerbach's Auf der Höhe, Spielhagen's In Reih und Glied, und Gutzkow's Hohenſchwangau. Von ausländiſchen Romanen machen die von Erckmann-Chatrian durch originelle ortsgeſchichtliche Staffage und gute Schilderungen aus der neueren franzöſiſchen Culturgeſchichte Aufſehen.

Nun ſchließlich auch noch ein Wort von den Zeitſchriften, die in der heutigen Literatur eine ſo wichtige Rolle ſpielen. Wer mit der Bücherwelt auf dem Laufenden bleiben will, muß nothwendig eine Anzahl der wöchentlich oder monatlich erſcheinenden Zeitſchriften leſen. Unter den kritiſchen Organen nimmt unſtreitig das literariſche Centralblatt von Zarncke die erſte Stelle ein. Wir haben ſchon in der Einleitung zum Wegweiſer von 1864 darauf hingewieſen, wollen aber hier noch beſonders darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Zeitſchrift, bei ziemlicher Vollſtändigkeit in der wiſſenſchaftlichen deutſchen Literatur, auch eine Ueberſicht der wichtigſten Erſcheinungen der franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen und ſkandinaviſchen Literatur gibt, ſowie den Inhalt der angeſehenſten Zeitſchriften und auch die ausführlicheren Recenſionen anderer allgemeiner oder Fachzeitſchriften verzeichnet. Der in Münſter erſcheinende Handweiſer für das katholiſche Deutſchland, von welchem wir ebenfalls ſchon vor drei Jahren unſeren Leſern Nachricht gegeben haben, beſteht fort, gewinnt immer mehr Verbreitung und wächſt an Reichhaltigkeit, beſonders an guten Geſammtüberſichten von Werken verwandten Inhalts. Derſelbe hat nun einen proteſtantiſchen Collegen bekommen in dem „Allgemeinen literariſchen Anzeiger für das evangeliſche Deutſchland,“ der, von zwei evangeliſchen Geiſtlichen in der preußiſchen Rheinprovinz redigirt, vom 1. Oktbr. des Jahres an bei Bertelsmann in Gütersloh erſcheinen ſoll. Er iſt von einer Anzahl namhafter Männer, beſonders aus den Reihen der evangeliſchen Geiſtlichkeit, unterſtützt und empfohlen, und ſtellt ſich die Aufgabe, die poſitiv chriſtliche Richtung mit Nachdruck in den verſchiedenen Literaturgebieten zu vertreten.

Bei den Zeitſchriften, welche in ſelbſtändigen Artikeln nicht nur die Wiſſenſchaft und die Literatur, ſondern auch die Intereſſen des öffentlichen Lebens beſprechen, kommt gegenwärtig die politiſche Richtung beſonders in Betracht. In dieſer Beziehung machen ſich die Grenzboten und die preußiſchen Jahrbücher als Organe der nationalen Partei bemerklich, und haben namentlich im letzten Jahr ihr politiſches Programm immer beſtimmter ausgeprägt, mit Entſchiedenheit und Conſequenz eingehalten, und ſich um Förderung des geſchichtlichen Verſtändniſſes der deutſchen Aufgabe, um Bekämpfung der liberalen Vorurtheile und Täuſchungen große Verdienſte erworben. Auf Seite der großdeutſchen Partei ſteht die Cotta'ſche Deutſche Vierteljahrsſchrift, doch ohne an politiſcher Bedeutung und Wirkſamkeit jenen beiden gleichzukommen, da ſie überhaupt kein Parteiorgan ſein will. Dahin ſind auch die hiſtoriſch-politiſchen Blätter zu rechnen, die

übrigens in erſter Reihe der katholiſchen Kirche dienen, und andererſeits
einzelnen Artikeln durch eine unbefangenere Auffaſſung der Verhältni
ſich von der gewöhnlichen großdeutſchen Lehre der Preußenfeindlich
emanzipirt haben. Eine neue Zeitſchrift von politiſcher Tendenz iſt
dieſem Jahr entſtanden, die Deutſchöſterreichiſche Revüe, welche es ſich
Aufgabe macht, die Intereſſen der Deutſchen in Oeſterreich gegen Slav
mus und Magyarismus, aber zugleich auch die Anſprüche Oeſterreichs
Deutſchland und auf einen entſcheidenden Einfluß auf deſſen politiſche G
ſtaltung zu vertreten, und damit gegen die Einigung Deutſchlands du
Preußen Oppoſition zu machen. Die bisherige Entwicklung der neu
Zeitſchrift iſt aber nicht dazu angethan, Eroberungen für das großdeutſ
Programm zu machen; ſie ſcheint faſt allein von Oeſterreichern geſchrieb
und von den lockenden Namen aus Süddeutſchland, die auf dem Titel a
Mitarbeiter aufgeführt ſind, nicht unterſtützt zu werden. Wir wollen ni
in Abrede ziehen, daß ſie mitunter leſenswerthe Artikel enthält, aber e
beſonders durchſchlagend haben wir noch keinen rühmen hören. D
Brockhaus'ſche Jahrbuch „Unſere Zeit“ hat durch ſeine werthvolle V
geſchichte des deutſchen Krieges und die Artikel über den Krieg ſelbſt, ſe
Stellung im preußiſchen Lager genommen, und iſt, wenn es auch ſei
ganzen Anlage nach nicht auf politiſche Wirkſamkeit ausgeht, doch un
die Blätter von nationaler Haltung und, wenn man will, preußiſcher F
bung zu zählen. Auch die beiden verbreitetſten Unterhaltungsblätter,
einſt in Preußen verbotene Gartenlaube, und die neue Zeitſchrift „Dahein
welche ſich durch gute Darſtellung vom Kriegsſchauplatz und Schilderun
der preußiſchen Helden auszeichnete, ſind in politiſchen Dingen vorhe
ſchend preußiſch. Im Uebrigen wetteifern ſie mit einander, ihre Leſer du
guten Unterhaltungsſtoff zu feſſeln. Die belletriſtiſchen Beiträge des Dahe
ſind aber mitunter etwas ſchwach.

Die größeren politiſchen Zeitungen haben in Folge der Ereigniſſe f
alle ihre beſtimmte Parteiſtellung genommen, und weitaus der größte Th
ſteht auf Seite der neuen Ordnung der Dinge. So die Kölniſche Zeitun
die Berliner Nationalzeitung, die deutſche Allgemeine, die Neue preußiſ
die Weſerzeitung und die Norddeutſche Allgemeine. Die beiden letzter
werden bekanntlich auch hin und wieder zu officiöſen Mittheilungen
preußiſchen Regierung benutzt. Ein früher viel verbreitetes und einfl
reiches Berliner Blatt, die Volkszeitung, iſt auf dem antiquirten Stan
punkt der Fortſchrittspartei ſtehen geblieben, und macht gegen die ne

deutſche Bundesverfaſſung demokratiſche Oppoſition. Ebenſo die neugegründete Zukunft, das Organ der verbiſſenſten demokratiſchen Linken. Die Allgemeine Zeitung in Augsburg iſt wohl die einzige, welche es verſchmäht hat, für oder gegen die neue Ordnung der Dinge entſchieden Partei zu nehmen. Vor und während des Krieges Organ der großdeutſchen Richtung, eifrige Vorkämpferin Oeſterreichs und der Bundesverfaſſung, begann ſie ſeit Ende Auguſts hin und wieder Leitartikel im Sinne der preußiſchen Politik zu bringen. Die Erfolge der Preußen wurden als ein Schritt zur nationalen Einheit Deutſchlands und das Jahr 1866 als Verwirklichung des Programms vom Jahr 1848 anerkannt, das Großdeutſchthum wurde als beſiegt verkündigt und eingeſtanden, daß Deutſchland auch ohne Oeſterreich beſtehen könne, die ſüddeutſche Politik des Abwartens wurde verhöhnt und der Anſchluß an den norddeutſchen Bund entſchieden angerathen, die Einführung der preußiſchen Militärverfaſſung als die einzig richtige Löſung der Wehrfrage empfohlen. Derartige Artikel ſchienen einen gänzlichen Uebergang der Zeitung ins preußiſche Lager anbahnen zu wollen. Aber ſo war es nicht gemeint, denn zwiſchen hinein wurden Stimmen aus ganz anderem Tone laut, es erſchienen Artikel, welche die Politik der preußiſchen Regierung aufs entſchiedenſte bekämpften, von Unglauben und Mißtrauen in den Beſtand des norddeutſchen Bundes ausgingen, eifrig für die entſetzten Fürſten Partei nahmen, und der Sehnſucht nach Oeſterreich Ausdruck gaben. Auch wurden die bisherigen Correſpondenten beibehalten, die von der Vorausſetzung des alten Syſtems ausgingen, namentlich pflegt der regelmäßige Berliner Correſpondent jede Gelegenheit zu benutzen, um die preußiſche Politik zu verdächtigen. Durch dieſe Art und Weiſe iſt allerdings die Allgemeine Zeitung der treue Ausdruck wirklich vorhandener Strömungen, und bietet den particulariſtiſchen Gegnern Preußens, welche nicht mit den extremen Demokraten gehen wollen, Gelegenheit, ihre Anſichten auszuſprechen. Als die Verlagshandlung mit Anfang dieſes Jahres neben dem täglich erſcheinenden Blatte ein Wochenblatt gründete, in welchem die wichtigſten Nachrichten und die Summe der Tagespolitik niedergelegt werden ſollten, vermuthete man, dieß ſei die Form, in welcher die politiſche Wandlung der Allgemeinen Zeitung vollzogen werden würde. Aber man täuſchte ſich ſehr; das neue Blatt vertrat nur einſeitiger die alte Politik der großdeutſchen Richtung und unterſchied ſich vom alten Blatte nur darin, daß es mehr auf die demokratiſche Seite hinüber neigte. Die wöchentlichen Ueberſichten

ſind in einem preußenfeindlichen Tone gehalten und erinnern vielfach a
den würtembergiſchen Beobachter; die Auswahl der politiſchen Leitartik
aus dem Hauptblatt iſt ſehr einſeitig, indem nur antipreußiſche aufgenom
men werden. Ein anderes größeres Blatt Süddeutſchlands, der ſchwäbiſch
Merkur, welcher nach der Cataſtrophe des vorigen Jahres von dem mitte
ſtaatlichen Standpunkt aus vorſichtig zur Anerkennung des aus dem Sie
Preußens hervorgegangenen nationalen Gewinnes eingelenkt, und de
Gedanken der Verſöhnung und des Anſchluſſes an Preußen Ausdruck g
liehen, aber doch nur eine zwiſchen den Gegenſätzen vermittelnde Haltun
angenommen hatte, iſt nun entſchieden auf den Standpunkt des nor
deutſchen Bundes übergegangen und ermahnt eifrig zum Anſchluß an de
ſelben. Ueberhaupt gewinnt die nationale Richtung auch in der Pre
Süddeutſchlands immer mehr Boden, die Ueberzeugung dringt durch, da
nur auf dem von Preußen gebahnten Wege die erſehnte Einigung Deutſc
lands vollzogen und der europäiſche Friede befeſtigt werden könne. Hoff
wir, daß die Literatur in dem neuen Deutſchland unter den Segnunge
des Friedens fröhlich gedeihen und neue lebenskräftige Triebe gewinn
möge!

Tübingen, den 25. October 1867.

Der Verfaſſer.

Philoſophie.

Fiſcher, Kuno, Geſchichte der neueren Philoſophie. 2. völlig umgearbeitete Auflage. gr. 8. I. Thl. 1. Abth. (XXVII u. 546 S.) 1. 2. (XXIV u. 584 S.) II. Thl. (XL u. 884 S.) Heidelberg 1865. 67. Baſſermann. 12 Thlr. 6 Ngr.

1. Aufl., zweiter Nachtrag S. 2, vierter Nachtr. S. 1 u. fünfter Nachtr. S. 1.

Iſt ziemlich ausführlicher als die erſte Auflage, beſonders mit einer einleitenden Ueberſicht über die frühere Entwicklung der Philoſophie vermehrt. Darſtellung klar, durch überraſchende Parallelen anregend, aber häufig ſich zu ſehr auf der Oberfläche bewegend. Der neueſte Band behandelt die Leibnitziſche Philoſophie und geht auch auf die Lebensverhältniſſe dieſes Philoſophen näher ein.

Erdmann, Joh. Ed., Grundriß der Geſchichte der Philoſophie.
Bd. I. Philoſophie des Alterthums u. Mittelalters. gr. 8. (VIII u. 623 S.)
Bd. II. Philoſophie der Neuzeit. gr. 8. (VIII u. 812 S.) Berlin 1866. Hertz. n. 6 Thlr.

Eine gute Ueberſicht des geſammten Stoffes bis in die neueſte Zeit, aus der Feder eines alten Hegelianers, aber ſo geſchrieben, daß ſie auch für Leute von allgemein wiſſenſchaftlicher Bildung ſich eignet. Im erſten Theil iſt viel Literatur angeführt, was der Verfaſſer bei der neueren Geſchichte wohl mit Recht unterlaſſen hat. Der zweite Theil iſt ungleich bearbeitet, aber reich an treffenden und anregenden Bemerkungen.

Lange, Fried. Alb., Geſchichte des Materialismus und Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart. gr. 8. (XVI u. 564 S.) Iſerlohn 1866. Bädeker. 2⅔ Thlr.

Die beſte Arbeit über den Gegenſtand, beſonders in ihrem geſchichtlichen Theil. Der Verf. iſt mit den gegenwärtigen Vertretern des Materialismus nicht einverſtanden, und ſucht ſich mit dem Idealismus zu verſtändigen; ſeine Darſtellung iſt im Einzelnen klar und anregend, doch ſpricht er ſich über ſeinen eigenen Standpunkt nicht deutlich genug aus.

Czolbe, Heinr., Die Gränzen und der Urſprung der menſchlichen Erkenntniß im Gegenſatz zu Kant und Hegel. Naturaliſtiſch-teleologiſche Durchführung des mechaniſchen Princips. gr. 8. (IX u. 281 S.) Jena 1865. Coſtenoble. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, der ſich durch mehrere frühere Schriften als ſcharfer und nüchterner Denker ausgewieſen hat, verſucht hier ſeinen ſenſualiſtiſchen Standpunkt näher zu begründen. Klar geſchrieben, doch nur für ſolche geeignet, die ſich mit philoſophiſchen Fragen näher beſchäftigen.

Vierordt, K. v., Die Einheit der Wiſſenſchaften ꝛc. gr. 8. (35 S.) Tübingen 1865. Laupp. ¼ Thlr.

Akademiſche Feſtrede eines bedeutenden Phyſiologen, in welcher er ſich über das Verhältniß der exacten Wiſſenſchaften zur Philoſophie und Theologie ausſpricht und einen Beitrag zur Verſöhnung der Gegenſätze giebt.

Pſychologie.

Fichte, Imman. Herm., Pſychologie. Die Lehre vom bewußten Geiſte des Menſchen, oder Entwicklungsgeſchichte des Bewußtſeins, begründet auf Anthropologie u. innere Erfahrung. I. Th. Die allg. Theorie vom Bewußtſein und die Lehre vom ſinnl. Erkennen, vom Gedächtniß und der Phantaſie. gr. 8. (LXVIII u. 744 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. 4 Thlr.

Giebt eine ſehr reichhaltige Zuſammenfaſſung deſſen, was die neuere Wiſſenſchaft für die Pſychologie geleiſtet hat. Etwas zu breit und Manches wiederholend, was bei wiſſenſchaftlichen Leſern vorausgeſetzt werden kann, aber eben darum auch für Nichtgelehrte verſtändlich.

Ulrici, Herm., Gott und der Menſch. 1. A. u. d. Tit.: Leib und Seele. Grundzüge einer Pſychologie des Menſchen. gr. 8. (XXIV u. 725 S.) Leipzig 1865, T. O. Weigel. n. 3 Thlr. 24 Ngr.

Ebenfalls eine fleißige Zuſammenſtellung des wiſſenſchaftlichen Stoffes, dem obigen Werk ähnlich, doch an Schärfe der Begriffe nachſtehend.

Carus, C. G., Vergleichende Pſychologie oder Geſchichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Mit Holzſchnitten. gr. 8. (VII u. 316 S.) Wien 1866, Braumüller. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Giebt einen großen Reichthum von Beobachtungen, geiſtreiche Vergleichungen, aber keine exacten naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſſe. Enthält u. A. auch eine polemiſche Kritik der Darwin'ſchen Lehre.

Unſterblichkeit.

Fichte, J. H., Die Seelenfortdauer und die Weltſtellung des Menſchen, eine anthropologiſche Unterſuchung und ein Beitrag zur Religionsphiloſophie, wie zu einer Philoſophie der Geſchichte. gr. 8. (L u. 466 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Indem der Verfaſſer auf ſtrenge Beweisführung verzichtet, giebt er eine gute Zuſammenſtellung der pſychologiſchen und moraliſchen Wahrſcheinlichkeitsgründe für die Unſterblichkeit, indem er von der Anſicht ausgeht, daß die Unſterblichkeitsfrage nur im Zuſammenhange einer ganzen Weltanſchauung gelöſt werden könne. In dieſem Sinne betrachtet er Natur, Geiſt und Geſchichte, um zu unterſuchen, ob die Wirklichkeit der Dinge dem Glauben an eine Seelenfortdauer entſpricht, und denſelben zur Ergänzung fordert. Mit Wärme der Ueberzeugung geſchrieben und für einen größeren Leſerkreis geeignet.

Ritter, Heinrich, Die Unſterblichkeit. 2. umgearb. u. verm. Aufl. 8. (VIII u. 271 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine geſchichtliche Muſterung der Theorien über Unſterblichkeit der Seele.

Fechner, Guſtav Theod., Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 2. Aufl. 8. (VIII u. 85 S.) Leipzig 1866, Voß. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Geiſtreiche Phantaſien und Erörterungen der Gründe des Glaubens an Unſterblichkeit.

Ethik.

Frauenſtädt, Jul., Das ſittliche Leben. Ethiſche Studien. gr. 8. (XIV u. 504 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Ein Verſuch, die Ethik auf der Grundlage der Schopenhauerſchen Philoſophie aufzubauen, übrigens nicht blos für Anhänger derſelben geſchrieben, ſondern allgemein anregend. Das ſittliche Leben wird im Zuſammenhang mit dem phyſiſchen, ſocialen, politiſchen ꝛc. allgemein geiſtigen Leben betrachtet.

Drobiſch, Mor. Wilh., Die moraliſche Statiſtik u. die menſchliche Willensfreiheit. gr. 8. (VII. u. 133 S.) Leipzig 1867, Voß. n. 28 Ngr.

Sehr intereſſante u. genaue Unterſuchungen, die ſowohl für den Statiſtiker als für den Philoſophen von Werth ſind.

Aeſthetik.

Köſtlin, Karl, Aeſthetik. Zweite Hälfte. 1 Lief. Lex. 8. (353—704 S.) (Erſte Lief., ſ. ſechſter Nachtrag S. 2.) Tübingen 1866, Laupp. n. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Dieſe Fortſetzung enthält hauptſächlich eine äſthetiſche Betrachtung der Natur und giebt in dieſer Beziehung einen großen Reichthum ſehr eingehender feiner Beobachtungen und es dürfte wohl kein Werk geben, welches die Natur in dieſer umfaſſenden Weiſe in den Kreis äſthetiſcher Betrachtung zieht.

Lemcke, C., Populäre Aeſthetik. gr. 8. (X u. 598 S.) Leipzig 1865, Seemann $2^{2}/_{5}$ Thlr.

—— —— —— 2 Aufl. gr. 8. (X u. 556 S.) ebend. 1867. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Geht nicht von ſpeculativen Ideen, ſondern von der thatſächlichen Erſcheinung aus u. verwerthet die Leiſtungen Viſchers, Carriere's u. Sempers zu einer lebendigen anziehenden Darſtellung.

Die zweite Aufl. iſt theils abgekürzt, theils erweitert, beſonders der Abſchnitt über Poeſie ausführlicher bearbeitet.

Kohl, J. G. Am Wege. — Blicke in Gemüth u. Welt in Aphorismen. gr. 8. (XI u. 304 S.) Bremen 1866, Müller. $1^{1}/_{4}$ Thlr.

Dieſe Aphorismen, die ſich auf alle Beziehungen erſtrecken, in welchen der Menſch zu ſeiner Umgebung, zu Natur u. Kunſt ſteht, geben eine Art Lebensphiloſophie, in der ſich der Verfaſſer als geiſtreicher, feinfühlender Beobachter bewährt.

Lazarus, M. Ueber die Ideen in der Geſchichte. gr. 8. (III u. 102 S.) Berlin 1865, Dümmler's Verl. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Der Verf. ſucht in ſeiner bekannten geiſtreichen Weiſe die Entſtehung und Wirkſamkeit der im Verlauf der Geſchichte herrſchenden Ideen anſchaulich zu machen.

Literatur und Leben.

Geſpräche mit einem Grobian. Herausg. von einem ſeiner Freunde. 8. (XII u. 383 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

—— —— 2 Aufl. vermehrt mit einem Geſpräch über die Aufgaben u. Ausſichten Deutſchlands nach dem Krieg. 8. (XVI u. 502 S.) Ebend. 1867, n. 2 Thlr.

Neueſtes Geſpräch, mit dem Grobian ꝛc. (Abdr. a. d. 2 Aufl. der Geſpräche ꝛc.) 8. (VIII u. 126 S.) Ebend. 1867. n. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Unter der Firma eines Grobians ſagt der Verf. allerlei treffende Wahrheiten im Gebiet der Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Geſellſchaft. Als Verfaſſer wird Melchior Meyr genannt.

Der politiſche Nachtrag beſpricht die nationale Einheitsfrage und ſtellt ſich auf den Standpunct eines zur preußiſchen Politik bekehrten, früher bundesſtaatlich geſinnten Schwaben.

Pädagogik.

Encyklopädie des geſammten Erziehungs- u. Unterrichtsweſens ꝛc. herausg. von K. A. Schmid in Stuttgart. Bd. V. Lex. 8. (972 S.) Nachſchreiben — Philologenverein. Gotha 1864, Beſſer. n. 4 Thlr.

—— —— Bd. VI. Heft 1—7. (672 S.) Philologie — Realſchullehrer. Ebend. 1867. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Roth, Karl Ludw., Gymnaſialpädagogik. 8. (VIII u. 493 S.) Stuttg
1865, J. F. Steinkopf. n. 1½ Thlr.
Ein erprobter Veteran des Gymnaſialweſens legt hier ſeine Erfahrungen nieder u
ſucht die Urſachen einer verminderten Leiſtungsfähigkeit der Gymnaſien in der Vergichtleiſtu
auf die erziehende Thätigkeit und in dem Vielerlei des Unterrichtsſtoffes, beziehungsweiſe in
Aufnahme der naturwiſſenſchaftlichen Fächer nachzuweiſen.

Virchow, Rud., Ueber die Erziehung des Weibes für ſeinen Beruf. Ei
Vorleſung ꝛc. 8. (32 S.) Berlin 1865, Th. Enslin. ¼ Thlr.
Sehr beachtenswerthe Schrift eines berühmten Naturforſchers und Arztes.

Beer, Adolf und Franz **Hochegger,** Die Fortſchritte des Unterrichtsweſe
in den Culturſtaaten Europas. 1r Bd. gr. 8. (XVI u. 693 S.) Wi
1867, Gerold's Sohn. n. 4 Thlr.
Erweiterte Umarbeitung einer Reihe von Artikeln, die in der öſterreichiſchen Zeitſchrift
Gymnaſien, Jahrg. 1866, zunächſt für Schulkreiſe berechnet, veröffentlicht wurden und
Beifall fanden. Dieſer erſte Band handelt von Frankreich und Oeſterreich.

Seyffarth, L. W., Die Dorfſchulen. Ein Beitr. z. Geſchichte d. Pädagog
gr. 8. (VII u. 92 S.) Berlin 1867, Guttentag n. 14 Ngr.

Theologie.

Realencyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. In Verbind. m
vielen proteſt. Theologen u. Gelehrten herausgeg. v. J. J. Herzog. 19. B
(oder erſter Supplementband) 1865—66. Aargauer Klöſter bis Lindſa
Lex. 8. (796 S.) Gotha 1864—66, Beſſer. à Bd. n. 2⅔ Thlr.
20. Bd. Locarno bis Schuppius. (560 S.)
21. " Schwarzenberg bis Zwiſchenzuſtand. (642 S.)
Mit einem Verzeichniß der Mitarbeiter.
S. ſechster Nachtrag S. 2.

Theologiſche Zeitſchriften.

In Beziehung auf dieſe verweiſen wir auf die Aufzählung im ſech
Nachtrag S. 2 u. 3, da die dortige Bezeichnung auch für die Gegenwart g
Nur die proteſtantiſchen Monatsblätter Gelzers haben das theologiſche Gew
mehr und mehr abgeſtreift und führen den Titel: Monatsblätter für inn
Zeitgeſchichte.

Vermiſchte Abhandlungen.

Zeller, Ed., Vorträge und Abhandlungen geſchichtlichen Inhalts. gr.
(VIII u. 504 S.) Leipzig 1865, Fues. n. 2 Thlr.
Inhalt: 1. Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen. 2. Pythagoras. 3. Ehre
tung der Xantippe. 4. Der platoniſche Staat in ſeiner Bedeutung für die Folgezeit. 5.
Antoninus. 6. Wolffs Vertreibung von Halle. 7. J. G. Fichte als Politiker. 8. Fr
Schleiermacher. 9. Das Urchriſtenthum. 10. Die Tübinger hiſtoriſche Schule. 11.
Chriſt. Baur. 12. Strauß und Renan.
Nr. 8—12, die den größern Theil des Bandes ausfüllen, gewähren eine ſehr gute U
ſicht über die Entwicklung der neueren Theologie, und zugleich giebt der Verfaſſer die Ergeb
ſeiner eignen Forſchungen.

Glaubenslehre.

Luthardt, Chr. Ernſt, Apologetiſche Vorträge über die **Grundwahrheiten des Chriſtenthums**, im Winter 1864 zu Leipzig gehalten. 5. Aufl. gr. 8. (XIII u. 314 S.) Leipzig 1867, Dörffling u. Franke. n. 1½ Thlr.

1. Aufl. ſ. ſechſter Nachtr. S. 4.

Die raſche Verbreitung dieſes Buches in 5 Auflagen beweiſt, wie glücklich der Verfaſſer in dem Bemühen war, die Grundwahrheiten des Chriſtenthums dem modernen Bewußtſein nahe zu legen. In den beigegebenen Anmerkungen findet man die Bauſteine, mit welchen er ſein Gebäude aufgeführt und dazu die Literatur aller Zeiten benützt hat. Die Wärme der Darſtellung verleiht beſonders der zweiten Hälfte des Buches eine wahrhaft erbauliche Wirkung.

—— —— Die Lehre von den letzten Dingen in Abhandlungen und Schriftauslegungen. gr. 8. (246 S.) Leipzig 1861, Dörffling u. Franke. n. 1 Thlr. 2 Ngr.

Ebenfalls ein empfehlenswerthes Werk für größere Leſekreiſe.

Guizot, Fr., Betrachtungen über das Weſen der chriſtlichen Religion. Bearbeitet und in deutſcher Sprache herausgeg. von Oscar Wendel. gr. 8. (XX u. 224 S.) Leipzig 1864, G. Wigand. 1⅓ Thlr.

Der Anfang eines durch Renans Leben Jeſu veranlaßten Werkes, in welchem ſich der berühmte Verfaſſer zur Aufgabe macht, die Wahrheit des Chriſtenthums gegenüber den Zweifeln und Syſtemen, die man ihm entgegenhält, gehörig ins Licht zu ſtellen. Im vorliegenden erſten Band ſucht der Verf. nachzuweiſen, worin das Weſen der chriſtlichen Wahrheit beſteht. Der zweite ſoll die Geſchichte derſelben beleuchten, der dritte ſoll den gegenwärtigen Zuſtand der chriſtlichen Religion ſchildern, der vierte Andeutungen über die Zukunft des Chriſtenthums geben.

Pécaut, F., die reine Gottesidee des Chriſtenthums, das Weſen der Religion der Zukunft. Autoriſirte deutſche Ausgabe. 8. (VIII u. 188 S.) Wiesbaden 1866, Kreidel. n. 21 Ngr.

Pécaut iſt einer der begabteſten franzöſiſchen Theologen der Gegenwart auf der Seite der Rationaliſten in der reformirten Kirche Frankreichs. Bei der Bedeutung, welche der Kampf der Richtungen gegenwärtig dort gewonnen hat, iſt die präciſe Darlegung des Standpunktes der einen derſelben, die hier gegeben wird, beachtenswerth.

Beyſchlag, Willib., Die Chriſtologie des Neuen Teſtaments. Ein bibl. theolog. Verſuch. gr. 8. (XLIII u. 260 S.) Berlin 1866, Rauh. n. 1 Thlr. 8 Ngr.

Beyſchlag, wegen ſeiner Anſicht von Chriſtus, als dem Idealmenſchen, der als ſolcher der Gedanke Gottes und nur in dieſem Sinne präexiſtent ſei, vielfach angegriffen, ſucht hier nachzuweiſen, daß dieß auch die Lehre des Neuen Teſtamentes ſei.

Hirzel, Johannes, Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß für die Gemeinde erklärt in 6 Vorträgen. 2. Aufl. gr. 8. (IV u. 100 S.) Zürich 1865, Meyer. n. ⅓ Thlr.

Der Verfaſſer, zur Linken unter den kirchlichen Parteien in Zürich gehörend, Mitarbeiter der Zeitſtimmen, will zeigen, was von ihrem Standpunkte der Gemeinde im Gebiete der Glaubenslehre noch geboten werde.

Rothe, Richard, Theologiſche Ethik. 2. völlig neu ausgearbeitete Auflage. 2 Bde. (I. XXV u. 552 S. II. IV u. 494 S.) Wittenberg 1867, Zimmermann. n. 5⅓ Thlr.

Zwar kein populäres, ſondern ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk, aber bei der Bedeutung, welche der Verf. unter den Theologen der Gegenwart hat und wegen ſeines reichen Gehalts, den das Werk für jeden philoſophiſch Gebildeten liefert, wollen wir doch nicht unterlaſſen, dieſes Werk, welches wohl das Bedeutendſte iſt, das auf dem Gebiet der theologiſchen Ethik geſchrieben werden, auch hier aufzuführen. Die neue Auflage des dritten Bandes ſteht noch aus, und e fragt ſich, ob ſie überhaupt erſcheinen wird, da der berühmte Verf. am 4. Auguſt dieſes Jahre geſtorben iſt.

Die heilige Schrift und das Leben Jeſu.

Bunſen, Chr. Joſ., Vollſtändiges Bibelwerk für die Gemeinde. 8. Bd. Lex. 8. Leipzig 1866, Brockhaus.

Abth. II., 4. Thl. die Bücher des neuen Bundes. Herausgeg. v. Heinr. Jul. Holtzmann. (IX u. 596 S.) n. 2 Thlr.

Kritiſche Erörterungen, größtentheils von Holtzmann verfaßt.

—— —— —— —— 9. Bd. Lex. 8. Ebend. 1866.

Abth. III. Bibelgeſchichte. — Das ewige Reich Gottes u. d. Leben Jeſu. Herausgeg. von Heinr. Jul. Holtzmann. (XV u. 500 S.) n. 1⅔ Thlr.

Wie Bunſen überall eine reiche aber dilettantiſche Beleſenheit zuſammengetragen, und geiſtreiche Auffaſſung mit Sonderbarkeiten vereinigt, nirgends aber ſeinen Arbeiten eine einheitlich Form gegeben hat, ſo iſt auch dieſe intereſſante Studie ein wahres Moſaikbild, in welchem kritiſche, rationaliſtiſche und myſtiſche Betrachtungen doch durch wahre Liebe für den Gegenſtan vereinigt ſind.

Tiſchendorf, Conſtantin, Wann wurden unſere Evangelien verfaßt? 1. u. 2. Aufl. 8. (70 S.) Leipzig 1865, Hinrichs Verlag. 12 Ngr.

Verſuch die Echtheit der Evangelien auf Grund der äußern Zeugniſſe zu beweiſen, dem ſchon der Name des Verfaſſers großen Eingang verſchafft hat, dem aber mehrfach ein da und dort etwas deſultoriſches Verfahren vorgeworfen wird. Jedenfalls iſt die Arbeit für Nichttheologen lehrreich und anziehend geſchrieben.

Haſe, Karl, Das Leben Jeſu. 5. verb. Aufl. 8. (XVI u. 284 S.) Leipzi 1865, Breitkopf u. Härtel. 1½ Thlr.

Auch in dieſer neuen Auflage iſt das bewährte Buch allſeitig mit der Literatur fortgeſchritten, es bietet ein beſonderes Intereſſe zu ſehen, wie der Verfaſſer in ſeiner urſprünglichen Richtung auf Erkenntniß der menſchlichidealen Geſchichte Jeſu ſich jetzt von vielen Seiten unterſtützt ſieht.

Strauß, David Fried., Der Chriſtus des Glaubens u. der Jeſus der Geſchichte. Eine Kritik des Schleiermacher'ſchen Lebens Jeſu. 8. (XII u. 240 S.) Berlin 1865, Franz Duncker. n. 1 Thlr.

Veranlaſſung und Gegenſtand dieſer Schrift iſt das erſt jetzt erſchienene Leben Jeſu von Schleiermacher, deſſen religiöſem Standpunkte, gegenüber vom geſchichtlichen, der berühmte Verfaſſer hier gerechter geworden iſt.

Weizſäcker, C., Unterſuchungen über die evangeliſche Geſchichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung. gr. 8. (XVI u. 380 S.) Gotha 1864, Beſſer. 2½ Thlr.

Der Verfaſſer gibt eine ſelbſtſtändige Unterſuchung der kritiſchen Frage über die Evangelien, indem er die drei erſten auf ſehr frühe Quellen zurückführt, und in dem vierten eine Subſtan apoſtoliſcher Erinnerung nachzuweiſen ſucht. Auf die ſo gewonnenen erſten Quellen baut er ein geſchichtliche Darſtellung des Lebens Jeſu, welche in demſelben den Charakter einer göttliche Offenbarung anerkennt, aber dieſe in das religiöſe Leben Jeſu ſetzt und in deſſelben Handeln un Lehren die geſchichtliche Erſcheinung und den Entwicklungsgang zu begreifen ſucht.

Keim, Theod., Der geſchichtliche Chriſtus. 3 Reden mit Rückſicht auf di neueſten Werke und mit literariſchen Beigaben. 2. umgearb. Auflage de

Schriften „Menſchliche Entwicklung Jeſu" und „Geſchichtliche Würde Jeſu". gr. 8. (146 S.) Zürich 1865. Orell, Füßli u. Comp. n. $^5/_6$ Thlr.

1 Aufl. ſ. ſechſter Nachtr. S. 6.

Der hauptſächliche Zuſatz bei dieſer neuen Auflage iſt eine Rede über die religiöſe Bedeutung der Grundthatſachen des Lebens Jeſu, mithin eine dogmatiſche Ergänzung der früheren hiſtoriſchen Betrachtung, welche im Weſentlichen denſelben Standpunkt behauptet, in der Darſtellung durch die vielen Beziehungen auf andere Anſichten nicht ganz ſo friſch wie die früheren Reden erſcheint.

Keim, Theodor, Geſchichte Jeſu von Nazara in ihrer Beziehung mit dem Geſammtleben des Volkes. 1. Bd. Der Rüſttag. gr. 8. (XII u. 646 S.) Zürich 1867. Orell, Füßli u. Comp. n. 3$^1/_3$ Thlr.

Iſt eine weitere Ausführung der in den zwei oben genannten Schriften niedergelegten Grundgedanken, mit ſichtlichem Beſtreben ein deutſches Gegenſtück zu dem Werk Renans zu geben. Dadurch mag ſich auch der Verfaſſer zu dem geſchraubten rhetoriſchen Stil haben verleiten laſſen. Immerhin aber ein bedeutendes Werk.

Längin, Georg, Ueber die ſittliche Entwicklung Jeſu. 8. (III u. 120 S.) Elberfeld 1866, Friderichs. $^1/_2$ Thlr.

Ein neuer Verſuch das Leben Jeſu als ein menſchliches aufzufaſſen, ohne darum den göttlichen Charakter zu läugnen.

Pressensé, Ed. de, Jesus Christ, son temps, sa vie, son oeuvre. gr. 8. (XV u. 685 S.) Paris 1866, Meyrueis. 7$^1/_2$ Fr.

Der reformirte gläubige Pariſer Pfarrer ſetzt ſein Leben Jeſu dem von E. Renan entgegen, und hat dafür den Dank eines erzbiſchöflichen Beſuches erhalten. Das Buch verdient alles Lob für ſeine friſche Darſtellung und große Mäßigung, wenn es auch der Wiſſenſchaft Neues nicht eben bietet.

Uhlhorn, Gerh., Die modernen Darſtellungen des Lebens Jeſu. Vier Vorträge im evang. Verein zu Hannover gehalten. 1—3. Abdr. gr. 8. (V u. 146 S.) Hannover 1866, Meyer. n. 12 Ngr.

Eine populäre Kritik von Strauß, Renan, Schenkel, in welcher die theologiſchen Sachkenntniſſe des Verfaſſers anziehend verwerthet ſind.

Beyſchlag, Willibald, Die Auferſtehung Chriſti u. ihre neueſte Beſtreitung (in Straußens Leben Jeſu). Vortrag gehalten zu Stettin den 24. Januar. Berlin 1865, Rauh. 9 Ngr.

Mit dem dem Verfaſſer eigenen Pathos religiöſer Wärme und einer gewiſſen Unbefangenheit geſchriebener apologetiſcher Verſuch, ohne daß in der Sache weſentlich Neues geboten wird.

Renan, Erneſt, Die Apoſtel. Autoriſirte deutſche Ausgabe. gr. 8. (VI u. 384 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Dieſe Fortſetzung des berühmten Lebens Jeſu behandelt die ältere Zeit des apoſtoliſchen Zeitalters, bis zu den großen Miſſionsreiſen des Apoſtels Paulus, ganz in der bekannten Weiſe und Miſchung von Wiſſenſchaft und Phantaſie, Kritik und Romantik. Von weſentlichem Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Anſichten iſt das ſocialiſtiſche Ideal des Verfaſſers, zu welchem er ſich hier bekennt. Von Intereſſe iſt ſeine Schilderung des religiöſen und ſocialen Zuſtandes des römiſchen Reiches zur Zeit der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums.

Hausrath, A., Der Apoſtel Paulus. gr. 8. (172 S.) Heidelberg 1865, Baſſermann. n. 21 Ngr.

Von freiem kritiſchen Standpunkte aus, aber in voller Anerkennung der großen Lebenswahrheit des Chriſtenthums und mit Beſonnenheit gemeinfaßlich geſchriebene Skizze der Perſon, des Lebensganges und der Bedeutung des Apoſtels.

Oosterzee, J. J. van, Das Johannesevangelium. 4 Vorträge. Autoriſ. deutſche Ausg. gr. 8. (IV u. 150 S.) Gütersloh 1867, Bertelsmann. n. ⅔ Thlr.

Begeiſterte Apologie des Evangeliums in anziehender gebildeter Sprache.

Bagge, O., Das Princip des Mythus im Dienſte der chriſtlichen Poſition. Ein Verſuch für Strauß und doch wider Strauß. gr. 8. (VIII u. 418 S.) Leipzig 1865, Fr. Fleiſcher. n. 2 Thlr.

Ein Mann, der von ſcharfer poſitiver Richtung ausging, legt hier das offene Bekenntni ab, wie er durch innere Arbeit zur Anerkennung des Mythus gekommen iſt und zeigt zugleich, da ihm damit ſeine chriſtliche Ueberzeugung nicht verloren ging.

Baltzer, Joh. Bapt., Die bibliſche Schöpfungsgeſchichte, insbeſondere di darin enthaltene Kosmo- und Geogonie in ihrer Uebereinſtimmung mit de Naturwiſſenſchaften. 1. Thl. Mit 2 Taf. gr. 8. (XII u. 437 S.) Leipzi 1867, Teubner. n. 2⅔ Thlr.

Sucht ernſtlich eine Verſtändigung der bibliſchen und kirchlichen Ueberlieferung mit de Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaft, kann es aber doch nicht über ſich gewinnen, vorurtheilsfr der Wiſſenſchaft und ihren Entdeckungen die Ehre zu geben. Der Verfaſſer verſucht die Frag durch ein Zurückgehen auf die Auguſtiniſche Erklärung des Sechstagewerks zu löſen.

Kirchen- und Dogmengeſchichte.

Hase, Karl Auguſt, Kirchengeſchichte. Lehrbuch zunächſt für academiſche Vo leſungen. 9. Aufl. gr. 8. (XXIV u. 743 S.) Leipzig 1867, Breitkop u. Härtel. 3 Thlr.

Dieſes bewährte Handbuch, welches ſich durch ungemeinen Reichthum des Stoffes, geiſtvo Behandlung und gefällige Form auszeichnet, iſt in dieſer neuen Auflage bis auf den Stand d neueſten Literatur fortgeführt.

Hasse, Fr. Rud., Kirchengeſchichte, herausgegeben von A. Köhler in dr Theilen. gr. 8. (XXVI u. 826 S.) Leipzig 1864, Engelmann. 3¼ Thl

Dieſes Lehrbuch der Kirchengeſchichte zeichnet ſich durch klare und wohldurchdachte Aner nung, große Verſtändlichkeit und angenehmen Stil aus, iſt auch nicht mit Stoff überladen.

Luthardt, Chr. E., **K. F. A. Kahnis** u. **B. Brückner**, Die Kirche na ihrem Urſprung, ihrer Geſchichte u. ihrer Gegenwart. Vorträge im Wint 1865 in Leipzig gehalten. 2. Aufl. 8. (VI u. 218 S.) Leipzig 186 Hinrichs' Verl. 27 Ngr.

Apologetiſche Vorträge, zunächſt durch den Streit über die Anfänge des Chriſtenthu veranlaßt, vom kirchlichen Standpunkte, in friſcher Sprache.

Luthardt behandelt in den drei erſten Vorträgen die geſchichtliche Entwicklung der Offe barung, Kahnis giebt in den drei folgenden eine Darlegung des Ganges der Kirchengeſchich Brückner eine ſtatiſtiſche u. praktiſch-theologiſche Beleuchtung der gegenwärtigen Kirche.

Ewald, Heinrich, Geſchichte des Volkes Iſrael. II. III. Bd. 3. Ausg. (608, X 830 S.) Göttingen 1865—66, Dieterich. n. 6 Thlr. 6 Ngr.

Bd. I. 4. ſechſter Nachtrag S. 3.

Bd. II enthält die Geſchichte Moſes und der reinen Gottesherrſchaft. Bd. III die Geſchi Davids und des Königsherrſchaft bis zum Untergang des Reiches und der Abführung des Kön Zedekia in die babyloniſche Gefangenſchaft.

Weber, Georg, u. Heinrich **Holtzmann**, Geſchichte des Volkes Israel u der Entſtehung des Chriſtenthums. 2 Bde. gr. 8. Leipzig 1867, W. Eng mann. 1½ Thlr.

Bd. I. G. Weber. Das Volk Iſrael in der altteſtamentlichen Zeit. (VIII u. 460 S.)

Bd. II. Heinr. Holtzmann. Judenthum und Chriſtenthum im Zeitalter der apokryphiſchen und altteſtamentlichen Literatur (X u. 810 S.)

Ein für weitere Leſerkreiſe beſtimmtes ſehr unterrichtendes Werk, welches dadurch zu Stande gekommen iſt, daß ein Hiſtoriker und ein Theologe (Schwiegervater und Schwiegerſohn) ſich verbunden haben, um denjenigen Gebildeten, die ein Bedürfniß haben ſich über die Zuſtände und Verhältniſſe vor und nach Entſtehung des Chriſtenthums klar zu werden, hierüber Aufſchluß zu geben. Die kritiſchen Fragen ſind darin mit Ernſt und Beſonnenheit erörtert.

Preſſensé, Edm. v., Geſchichte der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche. Deutſche Ausgabe von Ed. Fabarius. 4. Thl. Der große Kampf des Chriſtenthums gegen das Heidenthum. — Die Märtyrer und Apologeten. gr. 8. (IV u. 340 S.) Leipzig 1865, Engelmann. 1½ Thlr.

Der Verfaſſer giebt Quellen der älteren Kirchengeſchichte in ſeiner lebendigen Art wieder, und führt dadurch in anregender und erbaulicher Weiſe zur Anſchauung jener merkwürdigen Zeit.

Pichler, A., Geſchichte der kirchlichen Trennung zwiſchen dem Orient und Occident. Von den erſten Anfängen bis zur jüngſten Gegenwart. 1. Bd. Byzantin. Kirche. Lex. 8. (XXII u. 559 S.) 2. Bd., d. ruſſ., hellen. u. die übrigen oriental. Kirchen, mit einem dogmat. Theile. Lex. 8. (XXVI u. 790 S.) München 1864. 65, Rieger. n. 7 Thlr. 16 Ngr.

Dieſes auf den Römiſchen Index geſetzte Werk gibt ein ziemlich vollſtändiges Material zur Geſchichte ſeines Gegenſtandes, woran ſich jedermann orientiren kann, und iſt insbeſondere in ſeinem zweiten Theile zur Belehrung über die in die Gegenwart reichenden Verhältniſſe der beſprochenen Kirchen zu empfehlen.

Zöckler, Otto, Hieronymus. Sein Leben u. Wirken aus ſeinen Schriften dargeſtellt. gr. 8. (XII u. 476 S.) Gotha 1865, F. A. Perthes. n. 2 Thlr.

Bei der Bedeutung welche der Kirchenvater namentlich auch für die Entwicklung der ſittlichen Anſchauungen und ſocialen Erſcheinungen des Chriſtenthums hat, kann eine Monographie, welche wie die vorliegende reichen Stoff gibt, nur willkommen ſein, wenn ſie auch viel zu ſehr im Stile der Heiligenleben und Traktate geſchrieben iſt.

Oppert, Guſtav, Der Presbyter Johannes in Sage u. Geſchichte. Ein Beitrag zur Völker- u. Kirchenhiſtorie und zur Heldendichtung des Mittelalters. gr. 8. (V u. 208 S.) Berlin 1864, Springers Verl. n. 2¼ Thlr.

Die bekannte Sage des zwölften Jahrhunderts von dem mächtigen chriſtlichen Prieſterkönig im inneren Aſien wird in ihren Urſprung zurückverfolgt, was bei dem Zuſammenhange derſelben mit dem indiſch-arabiſchen Mährchenkreiſe auch allgemeines kulturhiſtoriſches Intereſſe hat. Außerdem hat der Verfaſſer die beglaubigtſten Angaben über Ausbreitung des Chriſtenthums im mittleren und öſtlichen Aſien in jener Zeit einer ebenſo ſcharfſinnigen als gelehrten Prüfung unterzogen und dabei intereſſante neue Reſultate gewonnen.

Schmidt, Karl, Nicolaus von Baſel. Leben und ausgewählte Schriften. gr. 8. (XV u. 343 S.) Wien 1866, Braumüller. n. 2⅔ Thlr.

Nicolaus war der Stifter einer myſtiſchen Sekte, der ſogenannten Gottesfreunde, aus denen Tauler hervorgegangen iſt. Der Verfaſſer des vorliegenden Buches hat zuerſt gründliche Forſchungen über denſelben gemacht, und theilt nun hier die intereſſanten Ergebniſſe mit. Die abgedruckten Schriften ſind leſenswerth, und obgleich ſie durch den beſonderen Straßburger und Schweizeriſchen Dialect einige Schwierigkeiten verurſachen, doch für Solche, welche mit der mittelhochdeutſchen Sprache einigermaßen vertraut ſind, nicht unverſtändlich.

Krummel, L., Geſchichte der böhmiſchen Reformation im fünfzehnten Jahrhundert. 1866. gr. 8. (XII u. 678 S.) Gotha F. A. Perthes. n. 3 Thlr.

Dieſe auf guten Studien beruhende und fließend geſchriebene Darſtellung kann um ſo mehr empfohlen werden, als es an einer ſolchen Bearbeitung der merkwürdigen Erſcheinung bisher gefehlt hat.

Haſe, Carl Alfred, Wormſer Lutherbuch zum Feſte des Reformationsdenkmals. 8. (VII u. 384 S.) Mainz 1867, Kunze's Nachfolger. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine gute populäre Biographie Luthers, welche auf deſſen Beziehungen zu Zeitgenoſſen und Vorläufern Rückſicht nimmt, die auf dem Denkmal dargeſtellt ſind.

Luther-Briefe in Auswahl und Ueberſetzung für die Gemeinde herausgeg. von C. A. Haſe. 8. (IX u. 420 S.) Leipzig 1867, Breitkopf u. Härtel. $1^2/_3$ Thlr.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutheriſchen Kirche. 4. Theil. Inhalt: K. A. Tr. Vogt, Johannes Bugenhagen Pomeranus. gr. 8. (VI u. 442 S.) Elberfeld 1867, Friderichs. 2 Thlr.

(S. ſechſter Nachtrag S. 8.)

Der Verfaſſer hat ein vielſeitiges Material mit Sorgfalt und Liebe bearbeitet, und da Bugenhagen in der Reformationsgeſchichte eine hervorragende Stelle einnimmt, ſo iſt das Buch von allgemeinem kirchengeſchichtlichen Intereſſe.

Uhlhorn, Gerhard, Zwei Bilder aus dem kirchlichen Leben der Stadt Hannover. I. Das Mittelalter. II. Die Reformation. Vorträge im evangel. Verein in Hannover gehalten. gr. 8. (82 S.) Hannover 1867, Meyer. n. $^1/_3$ Thlr.

Friſch und lebendig geſchrieben, ſo daß auch die populäre Darſtellung des Lokalgeſchichtlichen ein allgemeineres Intereſſe in Anſpruch nimmt.

Bungener, Felix, Rom und die Bibel. Aus d. Franz. überſ. von C. Jungk. gr. 8. (107 S.) Berlin 1861, Rauh. 1 Thlr.

Verſuch den Widerſpruch nachzuweiſen, in welchem das römiſchkatholiſche Dogma mit der Lehre des N. Teſt. ſteht.

Merle d'Aubigné, J. H., Geſchichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvins. Deutſche Ausg.
3. Bd. Frankreich, Schweiz, Genf. gr. 8. (IV u. 430 S.) Elberfeld 1865, Friderichs. 1 Thlr.
—— —— —— 4. Bd. England, Genf, Frankreich, Deutſchland u. Italien. gr. 8. (VIII u. 496 S.) Ebend. 1866. 1 Thlr.

Bd. I u. II ſ. ſechſter Nachtrag S. 7.

Die beiden Bände, mit welchen das Werk abgeſchloſſen iſt, enthalten nun die Zeiten, in welchen Calvin ſelbſt wirkte, während die beiden erſten Bände einleitend die Vorgeſchichte ſeiner Reformation in Genf und Frankreich, ſowie ſeine Jugendgeſchichte zum Gegenſtand hatten. Da der Verfaſſer ſich auf die Reformation zu Calvins Zeit, aber nicht auf Calvins Thätigkeit beſchränkt, ſo fehlt es dem Ganzen an innerer Einheit, es iſt mehr eine Kette von einzelnen Bildern, welche der Verfaſſer giebt, in welchen er aber alle Vorzüge ſeiner redneriſchen Darſtellung und warmen erbaulichen Betrachtung erkennen läßt.

Mörikofer, J. C., Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. I. Bd. gr. 8. (XVI u. 352 S.) Leipzig 1867, Hirzel. $1^1/_2$ Thlr.

Neben den Arbeiten, welche in neuerer Zeit die wiſſenſchaftliche Darſtellung von Zwingli's

Theologie unternommen haben, hat ſich der Verfaſſer die Lebensgeſchichte des Reformators im Zuſammenhange mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes zum Gegenſtande genommen, und dazu ſorgfältige Quellenſtudien gemacht, mit welchen er eine warme Auffaſſung und die aus ſeinen kirchlichen Lebensbildern bekannte friſche Darſtellung verbindet.

Hundeshagen, K. Bernh., Beiträge zur Kirchenverfaſſungsgeſchichte und Kirchenpolitik, insbeſondere des Proteſtantismus. 1. Bd. Lex. 8. (XXIII u. 546 S.) Wiesbaden 1864, Niedner. n. 3 Thlr.

Enthält folgende Abhandlungen. I. Das rel. u. ſittl. Element der chriſtlichen Frömmigkeit nach ihrem gegenwärtigen Verhältniß und dem entſcheidenden Einfluß deſſelben auf die Lehr- und Kirchenbildung des älteren Proteſtantismus. II. Das Reformationswerk Ulrich Zwinglis oder die Theokratie in Zürich. III. Die unterſcheidende religiöſe Grundeigenthümlichkeit des lutheriſchen und des reformirten Proteſtantismus und deſſen Rückwirkung auf die Neigung und Fähigkeit beider zur Kirchenbildung.

Dieſe kirchengeſchichtliche Arbeit behandelt in der freien Methode und ſchönen Schreibweiſe des Verfaſſers das intereſſante Thema der oft vernachläſſigten Frage, wie ſich in der reformatoriſchen Kirchenbildung gegebene politiſche und ſociale Principien erkennen laſſen, und ſucht von hier aus neues Licht auf den Unterſchied der proteſtantiſchen Confeſſionen zu werfen. Das Werk hat ein weit über den engeren theologiſchen Kreis hinausgehendes Intereſſe, und iſt geeignet Jedermann anzuziehen.

Böhmer, Ed., Franzisca Hernandez und Frai Franzisco Ortiz. Anfänge reformatoriſcher Bewegung in Spanien unter Kaiſer Karl V. Aus Orig.-Acten des Inquiſitionstribunals zu Toledo dargeſtellt. Mit 1 Facſimile. gr. 8. (III u. 311 S.) Leipzig 1865, Häſſel. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Intereſſante Erzählung aus dem eigenthümlichen religiöſen Leben Spaniens im 16. Jahrhundert, geſchöpft aus den von G. Heine in Spanien erworbenen Manuſcripten.

Caſtro, Adolfo de, Geſchichte der ſpaniſchen Proteſtanten und deren Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spaniſchen bearbeitet von Heinr. Hertz. gr. 8. (VII u. 319 S.) Frankfurt a. M. 1866, Sauerländer. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Giebt viel neues Material zur Geſchichte des Proteſtantismus in Spanien u. führt zu theilweiſe anderen Ergebniſſen als das Werk M'Crie's.

Kampſchulte, H., Geſchichte der Einführung des Proteſtantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Weſtphalen. Pragmatiſch dargeſtellt. 8. (XVI u. 466 S.) Paderborn 1866, Schöningh. n. 1 Thlr.

Ein anerkennenswerther Beitrag zur Ueberſicht über die deutſche Reformationsgeſchichte, von katholiſcher Seite.

Von der Wittenberger Univerſität im Zeitalter der Reformation. Aus archivaliſchen Quellen von F. L. v. Medem. Auch u. d. Tit.: Die Univerſitätsjahre der Herzoge Ernſt Ludwig und Barnim v. Pommern. Aus archival. Quellen. gr. 8. (VI u. 161 S.) Anclam 1867, Dietze. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

Ein intereſſantes Zeugniß für den ſchnellen Verfall der Univerſität Wittenberg. Die genannten Herzöge ſtudirten in den Jahren 1563—66 zu Wittenberg und wohnten bei einem Sohn Luthers. Aus den Berichten ihres Hofmeiſters Koſſow erſieht man, wie traurig es mit Sitten und Studien auf dieſer Univerſität damals ausſah.

Henke, E. L. Th., zur neueren Kirchengeſchichte. Akad. Reden u. Vorleſungen. gr. 8. (IV u. 379 S.) Marburg 1867, Elwert. 1 Thlr.

Eine Sammlung von Vorträgen, die auf Einzelſtudien des Verfaſſers beruhen und ſich durch geiſtvolle Auffaſſung des Stoffes auszeichnen.

Inhalt: 1. Konrad von Marburg. 2. Verhältniß Luthers u. Melanchthons zu einander.

3. Kasp. Peucer. 4. Nicol. Krell. 5. Univerſität Marburg im J. 1633. 6. Unionscollegium in Kaſſel im J. 1661. 7. Spener's pia desideria. 8. Papſt Pius VII. 9. Ed. Platner. 10. Rationalismus und Traditionalismus im 19. Jahrhundert.

Calinich, Rob., Kampf u. Untergang des Melanchthonismus in Kur-Sachſen in den Jahren 1570—1574 und die Schickſale ſeiner vornehmſten Häupter. Aus den Quellen des königl. Hauptſtaatsarchivs zu Dresden bearbeitet. gr. 8. (XII u. 310 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Ein intereſſantes kirchengeſchichtliches Lebensbild.

Mönckeberg, C., Joachim Weſtphal und Johannes Calvin. gr. 8. (VIII u. 211 S.) Hamburg 1866, Nolte. n. 24 Ngr.

Eine kleine Monographie, welche zwar zunächſt die Apologie eines übelberufenen Eiferers verſucht, aber wohl geeignet iſt ein allgemeines Bild der damaligen theologiſchen Kämpfe zu geben.

Köhler, Karl Friedr. Die Refugiés und ihre Colonien in Preußen und Kurheſſen. Beitrag zur Geſchichte. 8. (XI u. 106 S.) Gotha 1867, F. A. Perthes n. 12 Ngr.

Tholuck, Aug. Geſchichte des Rationalismus 1 Abth.: Geſchichte des Pietismus und des erſten Stadiums der Aufklärung. gr. 8. (VI u. 182 S.) Berlin 1865, Wiegandt u. Grieben. n. 28 Ngr.

Bei dem großen Mangel guter Arbeiten über dieſe merkwürdige Periode der Kirchen- und Kulturgeſchichte der Neuzeit ein dankenswerthes Unternehmen, und durch die Art des Verfaſſers die Anekdote und individuelle Charakteriſtik einzuflechten, für Jedermann anziehend.

Kalkar, Chr. H. (Paſtor). Geſchichte der römiſch-katholiſchen Miſſion. Deutſche Ausgabe unter Mitwirkung des Verf. bearbeitet von A. Michelſen. gr. 8. (VIII u. 328 S.) Erlangen 1867, Deichert. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Thomaſius, G., Das Wiedererwachen des evangeliſchen Lebens in der lutheriſchen Kirche Bayerns. Ein Stück ſüddeutſcher Kirchengeſchichte. (1810—1840). gr. 8. (VIII u. 318 S.) Erlangen 1867, Deichert. n. 1 Thlr 6 Ngr.

Eine gute Darſtellung der thatſächlichen Verhältniſſe.

Langhans, Ernſt Friedrich, Pietismus und Chriſtenthum im Spiegel de äußeren Miſſion. 1 Thl. gr. 8. (IV u. 164 S.) Leipzig 1864, O. Wigand. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

—— —— —— Thl. 2 unter d. Titel: Pietismus und äußere Miſſion vo dem Richterſtuhl ihrer Vertheidiger. gr. 8. (426 S.) Ebend. 1866 n. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine Bekämpfung des Miſſionsweſens oder des hauptſächlichen Betriebes deſſelben, welch in herber Kritik viele Wahrheiten ſagt, aber der Sache im Großen doch nicht gerecht wird. Zugleich ein Denkmal der kirchlichen Kämpfe der Gegenwart in der Schweiz.

Oſtertag, Alb., Entſtehungsgeſchichte der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft z Baſel. Mit kurzen Lebensumriſſen der Väter und Begründer der Geſellſchaft. Eine Jubiläumsfeſtgabe. 8. (VII u. 359 S.) Baſel 1865, Bahnmeiers Verl. n. 16 Ngr.

Eine gewiß Vielen willkommene gute Schrift, von einem der Leiter des Miſſionsinſtitut

Nippold, Friederich. Handbuch der neueſten Kirchengeſchichte ſeit der Reſtauration von 1814. Bevorwortet von Rich. Rothe. gr. 8. (XVI u. 484 S.) Elberfeld 1867, Friderichs. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine gutgeſchriebene Ueberſicht, die ſich namentlich auch für nichttheologiſche Leſer eignet. Der Verf. ſteht auf dem Standpunkt der ſog. Heidelberger Schule. Schleiermacher gilt ihm als der theologiſche Heros, der die ganze ſpätere Entwicklung beſtimmte. In dieſem Sinn faßt N. alle Erſcheinungen auf dem Gebiet der praktiſchen Kirchenlehre und der Wiſſenſchaft, ohne jedoch der bloßen Negation zu huldigen. Dabei eingehende Berückſichtigung der kirchl. Kulturgeſchichte. Die Behandlung des Katholicismus lückenhaft.

Matthes, Karl, Allgemeine kirchliche Chronik. Jahrg. 11. (1864). br. 8. (IV u. 160 S.) Jahrg. 12. (1865). fortgeſetzt von E. O. Schmidt. br. 8. (VI u. 162 S.) Jahrg. 13. fortgeſ. von M. H. Schulze. br. 8. (VI u. 143 S.) Altona 1865—67, Haendcke u. Lehmkuhl. à Jahrg. n. 12 Ngr.

Billroth, Albert, Ein Evangeliſt in Braſilien. Aus dem Nachlaß des vormaligen Pfarrers der deutſch-evangeliſchen Gemeinde in Rio de Janeiro, Hermann Billroth. Mit Bildn. H. Billroths u. 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 488 S.) Bremen 1867, Müller. 2 Thlr.

Ein für die Geſchichte des kirchlichen Lebens in Braſilien, ſowie für Landeskunde intereſſantes Buch, meiſt aus Briefen eines ſehr begabten frühe verſtorbenen proteſtantiſchen Theologen beſtehend, der mehrere Jahre Geiſtlicher in Rio de Janeiro war und den dortigen ſchwierigen Verhältniſſen ſeine Geſundheit opferte.

Dogmengeſchichte.

Baur, F. Chr., Vorleſungen über die chriſtliche Dogmengeſchichte. 1. Bd. 1. Abſchnitt. (das Dogma der alten Kirche). 1. Abſchnitt. v. d. Apoſtelzeit bis zur Synode v. Nicäa. herausg. v. Ferd. Friedr. Baur. gr. 8. (XVIII u. 738 S.) Leipzig 1865, Fues n. $3^{2}/_{3}$ Thlr.

—— —— 1. Bd. 2. Abth. (d. Dogma d. alten Kirche. 2. Abſchnitt von d. Synode in Nicäa bis zu Ende d. 6 Jahrh. Herausg. v. Ferd. Friedr. Baur). gr. 8. (XII u. 453 S.) Ebend. 1866, n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

—— —— 2. Bd. (d. Dogma d. Mittelalters. Herausg. v. Ferd. Friedr. Baur.) gr. 8. (XII u. 516 S.) Ebend. 1867, n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Dieſes ſehr umfaſſend angelegte, aus dem ſchriftlichen Nachlaß des großen Theologen ſtammende Werk, eignet ſich durch ſeine fließende faßliche Darſtellung ſehr gut auch zur Orientierung für Nichttheologen.

Dorner, Iſaac Aug., Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, beſonders in Deutſchland, nach ihrer principiellen Bewegung und im Zuſammenhang mit dem religiöſen, ſittlichen intellectuellen Leben betrachtet. gr. 8. (924 S.) München 1866, Literar. artiſt.-Anſtalt. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

(5. Theil der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland.)

Nimmt in dem Unternehmen der Geſchichte der Wiſſenſchaften durch Gelehrſamkeit, Geiſt und edle Darſtellung eine hervorragende Stelle ein. Der Stoff iſt nicht überall gleichmäßig bearbeitet. Hervorragend iſt die ſchöne Entwicklung der Reformationstheologie. In den ſpäteren Zeiten wird der Verfaſſer, obwohl im Urtheil milde und weitherzig und einen gemäßigten Standpunkt gläubiger Theologie vertretend, doch den kritiſchen Richtungen in dieſer Wiſſenſchaft nicht immer gerecht und fertigt ſie zu kurz ab.

Werner, Karl, Geſchichte der katholiſchen Theologie in Deutſchland. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. gr. 8. (XII u. 650 S.) München 1866, Literar.artiſt.-Anſtalt n. 2 Thlr. 24 Ngr.

(Bildet den 6. Bd. der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland.)

Wie die Arbeiten dieſes Gelehrten überhaupt, mehr eine Häufung literariſchen Apparate
nach äußerlichem Schema, als gründliche Verarbeitung des Stoffes.

Frank, G., Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie. I. von Luther bi
Gerhard. gr. 8. (XII u. 428 S.) II. Von Calixt bis zur Wolff'ſchen Phi
loſophie. gr. 8. (IX u. 410 S.) 1865, Leipzig 1862—65, Breitkopf u
Härtel. 4$^2/_3$ Thlr.

Ein etwas manierirt in Nachahmung des Kirchenhiſtorikers Haſe geſchriebenes Werk, we
ches aber tüchtige Studien enthält, und beſonders im zweiten Theile viele allgemein intereſſan
Stoffe anziehend, auch gewürzt durch kulturhiſtoriſch wichtige und piquante Charakteriſtiken un
Anekdoten, verarbeitet.

Stevens, Abel, Der Methodismus. Seine Vergangenheit, Gegenwart un
zukunft. Aus dem Engl. überſetzt. gr. 8. (XIV u. 209 S.) Bremen 186
Verl. d. Tractatenhauſes. n. $^1/_2$ Thlr.

Hanne, J. W., Der Geiſt des Chriſtenthums, ſeine Entwicklung und ſe
Verhältniß zu Kirche und Kultur der Gegenwart. gr. 8. (VIII u. 307 S
Elberfeld 1867, Fridrichs. n. 1$^1/_4$ Thlr.

Schenkel, Daniel, Die proteſtantiſche Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kam
mit der kirchlichen Reaction. Eine Schutzſchrift. gr. 8. (VIII u. 288 S
Wiesbaden 1865, Kreidel. n. 1 Thlr.

In dieſer Streitſchrift, in welcher der ſchlagfertige Verfaſſer die Angriffe auf ſeine Stellun
welche ihm ſein Charakterbild Jeſu zugezogen hat, auf die kirchliche Zeitbewegung überhau
zurückzuführen beſtrebt iſt, ſind manche leſenswerthe Erörterungen theologiſcher Fragen von a
gemeinem Charakter enthalten.

Kirchenverfaſſung.

Bluntſchli, J. C., Geſchichte des Rechts der religiöſen Bekenntnißfreihei
Ein öffentl. Vortrag. 8. (36 S.) Elberfeld 1867. Fridrichs. n. $^1/_3$ Th

Mehr Schutzſchrift für das Princip mit geſchichtlichen Stützen, als geſchichtliche Entwicklu
und Darſtellung.

Fabri, Friedrich, Kirchenpolitiſche Fragen der Gegenwart. 3. Ausg. gr.
V u. 192 S.) Gotha 1867, F. A. Perthes. n. $^2/_3$ Thlr.

Die 1. u. 2. Aufl. führten den Titel: Die politiſche Lage und die Z
kunft der evangeliſchen Kirche in Deutſchland. Die Union und d
Verfaſſungsfrage.

Dieſe Schrift, welche in einem Jahr 3 Auflagen erlebt hat, macht ausführliche Vorſchl
zur Neugeſtaltung der evangeliſchen Kirche im dem neu geeinigten Deutſchland. Die Union ſoll
kirchenregimentliches Princip aufgegeben, das fürſtliche Geſammtepiſcopat abgeſchafft und d
Landesherrn nur gewiſſe Ehrenrechte belaſſen werden. Der evangeliſche Kirchenrath als mit d
Makel der Union behaftet, ſoll aufgehoben, dagegen Provinzialkirchen von mäßigem Umfa
geſchaffen werden, mit möglichſt freier Verwaltung unter einem Biſchof, welcher die ihm üb
laſſenen Befugniſſe perſönlich auszuüben hätte. Ihm ſollte dann ein Conſiſtorium, ſowie P
vinzial- und Kreisſynoden und Presbyterien nach dem Vorbild der rheiniſch-weſtphäliſchen K
chenordnung beigegeben werden.

Friedberg, Emil, Die evangeliſche und katholiſche Kirche der neu einverlei
ten Länder in ihren Beziehungen zur preuß. Landeskirche und zum Staa

gr. 8. (IV u. 104 S.) Halle 1857, Buchhandlung des Waiſenhauſes. n. 12 Ngr.

Darſtellung der neuen Verhältniſſe vom Standpunkte des poſitiven Rechtes, mit Anempfehlung eines ſchonenden Verfahrens in der unvermeidlichen Neugeſtaltung. Der Verfaſſer will Feſthaltung der Union, aber dabei freie Stellung der Provinzialkirchen.

Großpreußen und die Union der evangeliſchen Kirche in Deutſchland. Briefe eines ſüddeutſchen an einen norddeutſchen Kirchenmann. Von H. v. H. gr. 8. (VII u. 146 S.) Elberfeld 1867, Friderichs. n. $^2/_3$ Thlr.

Tritt entſchieden für die Aufrechterhaltung der Union und freiſinnige Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe ein, übrigens von dem älteren Standpunkte des Staatskirchenregimentes im Altenſteiniſchen Sinne aus.

Ueber die vernünftige **Geſammtverfaſſung** der evangeliſchen Kirche Preußens. Eine kirchliche Beleuchtung darauf gerichteter Vorſchläge mit beſonderer Beziehung auf die Schrift eines „deutſchen Theologen“ über „die politiſche Lage und die Zukunft der evangeliſchen Kirche in Deutſchland.“ Von einem evangel.-luther. Theologen der Provinz Hannover. gr. 8. (103 S.) Göttingen 1867, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. $^1/_2$ Thlr.

Hinſchius, P., Die evangeliſche Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen. gr. 8. (III. u. 84 S.) Berlin 1867, Guttentag. n. 16 Ngr.

Erbauliches.

Büttner, Heinrich, Die Frau nach dem Herzen Gottes. 8. (XV u. 235 S.) Berlin 1863, Th. Enslin. 24 Ngr.

Auf dem Grund der heil. Schrift ausgeführte Betrachtungen über die Lebensbeziehungen und Pflichten der Frau, von einem älteren Geiſtlichen ſeinen in der Welt zerſtreuten Schülerinnen und Zöglingen gewidmet. Bei einer äſthetiſchen Auffaſſung enthält das Büchlein doch ſehr praktiſche Rathſchläge und iſt erwachſenen Jungfrauen, namentlich Bräuten zu empfehlen.

Kunſt.

Kunſtblatt, chriſtliches, für Kirche, Schule und Haus. Herausgeg. von K. Grüneiſen, K. Schnaaſe u. J. Schnorr v. Carolsfeld. 8., 9. u. 10. Jahrg. (1865, 66, 67.) à 12 Nrn. Lex. 8. Stuttgart 1865—67, Ebner u. Seubert. à Jahrg. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Grimm, Hermann, Neue Eſſays über Kunſt und Literatur. gr. 8. (III. u. 371 S.) Berlin 1865, Dümmler's Verl. n. 2 Thlr.

Enthält u. A.: Dante und die letzten Kämpfe in Italien. Rafaels Disputa u. Schule von Athen, ſeine Sonette und ſeine Geliebte. Der Verfall der Kunſt in Italien. Die Cartons von Peter Cornelius.

Bietet nicht blos äſthetiſche Betrachtung, ſondern zum Theil wirklich werthvolle kunſtgeſchichtliche Belehrung.

Ueber Künſtler u. Kunſtwerke. (Monatsſchrift für Kunſt) von Herm. Grimm. Mit Kunſtbeilagen. Lex. 8. Berlin 1863—66, Ferd. Dümmler. à Jahrg. 12 No. n. 2 Thlr.

Eine kunſtgeſchichtliche Zeitſchrift mit Photographieen, deren Aufſätze in ähnlicher Weiſe behandelt ſind wie bei den neuen Eſſays, die aber leider mit dem Jahrg. 1866 aufgehört hat. Außer dem Herausgeber betheiligten ſich daran H. Brunn, F. Eggers, v. d. Golz.

Zeitſchrift für bildende Kunſt. Unter Mitwirkung von Eitelberger, Jak. Falke, G. Heider u. ſ. w. herausgeg. von Carl v. Lützow. 1. Bd. Jahrg. 1866, 12 Hefte (à 4 B.) Mit Textilluſtrationen u. Kunſtbeilagen, hoch 4. Leipzig 1866—1867, Seemann. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Ein empfehlenswerthes Unternehmen für Künſtler und Kunſtfreunde, mehr techniſcher Natur als das vorige.

Carriere, Moriz, die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung u. die Ideale d. Menſchheit. 2. Bd. Hellas und Rom. gr. 8. (XVI u. 612 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. 3. Thlr.

Philoſophie der Kunſt und Literatur, und Bildungsgeſchichte der griechiſch-römiſchen Welt. Erſter Bd. ſ. ſechſter Nachtr. S. 10.

Motz, Heinrich, Ueber die Empfindung der Naturſchönheit bei den Alten. gr. 8. (131 S.) Leipzig 1865, Hirzel. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine geiſtreiche Schrift, die mit eingehender Benutzung der claſſiſchen Literatur nachweiſt, daß die Alten wirklich Sinn und Verſtändniß für Naturſchönheit gehabt haben.

Lübke, W., Grundriß der Kunſtgeſchichte. 3. Aufl. mit 382 Holzſchnittilluſtr. gr. 8. (XX u. 734 S.) Stuttgart 1866, Ebner u. Seubert. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Bedeutend bereicherte Auflage eines bewährten Werkes.

Schnaaſe, Carl, Geſchichte der bildenden Künſte. 2. verb. Aufl. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 492 S.) 2. Bd. (XII u. 428 S.) Bearb. unter Mitwirkung des Verf. und Carl von Lützow und Karl Friederichs. Düſſeldorf 1866. u. 67. Buddeus. n. 4 Thlr.

Eine mit neuem Material bereicherte Bearbeitung des urſprünglichen Werkes. Die Herausgeber haben ſich in Auffaſſung und Ausdrucksweiſe ganz dem Verfaſſer angeſchloſſen. Ganz neu hinzugefügt iſt der Abſchnitt über aſſyriſche Kunſt.

Förſter, Ernſt, Denkmale deutſcher Kunſt. 9. und 10. Bd. Imp. 4. Leipzig 1863—66, n. à Bd. $16^{2}/_{3}$ Thlr.

Inhalt: 9. Bd. 1. Abth. Baukunſt 25 Taf. 62 S. Text.
2. » Bildnerei 13 » 32
3. » Malerei 11 » 31
10. Bd. 1. » Baukunſt 25 » 48
2. » Bildnerei 6 » 12
3. » Malerei 19 » 38

S. fünfter Nachtr. S. 8 u. 6ter Nachtr. S. 10.

Falke, Jacob, Geſchichte des modernen Geſchmacks. 8. (XII u. 387 S.) Leipzig 1866, T. O. Weigel. n. 1 Thl. 24 Ngr.

Culturgeſchichtliche Studien auf dem Gebiet der neueren Kunſt. Urſprüngl. Vorleſungen, in dem öſterreich. Muſeum für Kunſt u. Literatur in Wien gehalten.

1. Entartung des Geſchmacks am Ende des Mittelalters. 2. Die italieniſche Renaiſſance. 3. Die deutſche Renaiſſance. 4. Der Barockſtil in der 2. Hälfte des 16. und erſten des 17. Jahrhunderts. 5. Der Jeſuitenſtil. 6. Der franz. Kunſtgeſchmack der Zeit Ludwigs XIV. 7. Roccoco u. Zopf. 8. Die Antike der Revolution und die Entwicklung im 19. Jahrhundert.

Intereſſante Ueberſicht, doch keine erſchöpfende Belehrung.

Pfau, Ludwig, Freie Studien. gr. 8. (XVI. u. 648 S.) Stuttgart 1866. E. Ebner. 2 Thlr. 24 Ngr.

Betrachtungen über das Kunſtleben der Gegenwart, beſonders über die belgiſche und franzöſiſche Kunſt und ihr Verhältniß zum Staat. Theilweiſe Ueberarbeitung Proudhoniſcher Ideen; von den Einen ungemein gerühmt und bewundert, von Andern als oberflächlich und widerſpruchsvoll verurtheilt. Theilweiſe früher in der Allg. Zeitung unter dem Titel „artiſtiſche Briefe“ abgedruckt.

Becker, A. Wolfg. und Adolph **Görling,** Kunſt und Künſtler des achtzehnten Jahrhunderts. Lex. 8. (VIII u. 462 S.) Leipzig 1865, Seemann. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Dritte Folge. S. ſechſter Nachtrag. S. 10.

Springer, A., Bilder aus der neueren Kunſtgeſchichte gr. 8. (VII u. 380 S.) Bonn 1867, Marcus. n. 2 Thlr.

Lübke, Wilhelm, Bericht über die künſtleriſche Abtheilung der allgemeinen Ausſtellung zu Paris gr. 8. (80 S.) Stuttgart 1867, Ebner u. Seubert. 9 Ngr.

Ueberſichtliche Charakteriſtik der hervorragenden Erſcheinungen mit eingehender Würdigung der franzöſiſchen Kunſt.

Pecht, Friedrich, Kunſt und Kunſtinduſtrie auf der Weltausſtellung v. 1867. Pariſer Briefe. 8. (XI. u. 331 S.) Leipzig, 1867. Brockhaus. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Urſprünglich Berichte für die deutſche allgemeine Zeitung und zur Orientirung für Beſucher der Ausſtellung geſchrieben, aber als Charakteriſtik der gegenwärtigen Kunſt von nicht bloß ephemerem Werth.

Förſter, Ernſt, Reiſe durch Belgien nach Paris u. Burgund. 8. (VIII. u. 220 S.) Leipzig 1865. T. O. Weigel. n. 1 Thlr.

Kunſtgeſchichtliche Skizzen von Antwerpen, Brüſſel, Brügge, Douai und Paris.

Nohl, M., Tagebuch einer italieniſchen Reiſe. Herausgeg. v. Wilh. Lübke. Mit zahlreichen Illuſtrationen nach Orig.-Zeichnungen. gr. 8. (VIII u. 360 S.) Stuttgart 1866, Ebner u. Seubert. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Reiſebriefe eines talentvollen, frühe verſtorbenen Architekten, mit oft ſcharfen Urtheilen über Kunſtwerke und Perſonen.

Baukunſt.

Kugler, Franz, Geſchichte der Baukunſt. Beendigt von Jakob Burckhardt u. W. Lübke. IV. Bd. Lief. 1. u. 2. gr. 8. (VII u. 332 S.) Stuttgart 1867, Ebner u. Seubert. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Enthält die Geſchichte der neueren Baukunſt vom Zeitalter der Renaiſſance an. Burckhardt wird die Geſchichte der italieniſchen Renaiſſance bearbeiten, Lübke die der außeritalieniſchen und der modernen Baukunſt. Ein ausgezeichnetes Werk, das ſich der Arbeit Kuglers ebenbürtig anſchließt.

Lübke, Wilh., Vorſchule zum Studium der kirchlichen Kunſt des deutſchen Mittelalters. 3. umgearb. Aufl. Mit 170 Illuſtrationen. gr. 8. (X. u. 212 S.) Leipzig 1866, Seemann. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine ſehr anſehnliche Erweiterung der früheren Auflagen des Werkes; zu dem urſprünglichen Text, welcher eine kurze Geſchichte der Kirchenbaukunſt enthielt, iſt ein zweiter Abſchnitt über Ausſtattung der Kirchen und eine Darſtellung der Kloſteranlagen hinzugekommen und dadurch die frühere Auflage um das Doppelte vermehrt worden. Geſchmackvolle Darſtellung und Ausſtattung.

Otte, Heinrich. Handbuch der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. 4. umgearb. Aufl. mit zahlreichen Holzſchnitten. Lex. 8. (XIV u. 1010 S.) Leipzig 1866, T. O. Weigel. n. $5^{1}/_{3}$ Thlr.

Erſte Auflage ſ. dritter Nachtrag. S. 10.

Malerei und Verwandtes.

Kugler, Frz., Handbuch der Geſchichte der Malerei ſeit Conſtantin d. Gr. 3. Aufl. neu bearb. u. verm. von Hugo v. Blomberg. I. Bd. gr. 8. (413 S.) II. Bd. (1—192 S.) Leipzig 1866. 67, Duncker u. Humblot. n. 3 Thlr. 12 Ngr.

Görling, Adolph, Geſchichte der Malerei in ihren Hauptepochen. Mit zahlreichen eingedruckten Holzſchnitten. 2 Thle. gr. 8. (I, XII u. 452 S., II, VIII u. 335 S.) Leipzig 1865—67, Seemann. n. 3 Thlr.

Wolzogen, Alfred, v., Rafael Santi. Sein Leben und ſeine Werke. gr. 16. (IX u. 206 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

Eine gut geſchriebene populäre Charakteriſtik des berühmten Künſtlers und ſeiner Werke, durch getreue Hinweiſung auf die benützten Quellen und Hilfsmittel auch für den Fachmann nützlich.

Förſter, Ernſt, Raphael, I. Bd. Mit einem Bildniß Raphaels. gr. 8. (XXIX u. 345 S.) Leipzig 1867, T. O. Weigel. $2^{1}/_{4}$ Thlr.

Ein Werk, welches die bisherigen Leiſtungen auf dieſem Gebiet, ſowie die eigenen Beobachtungen und Forſchungen des Verf. in geſichteter Auswahl und in allgemein zugänglicher einheitlicher Form zuſammenſtellt. Giebt ein befriedigendes Lebensbild des Künſtlers und eine Anſchauung von der ihm zur Baſis dienenden Kunſt- und Culturperiode. Es werden wohl mehrere Bände noch nachfolgen.

Woltmann, Alfred, Holbein und ſeine Zeit. I. Thl. Mit 31 Holzſchn. und 1 Photolithographie. gr. 8. (XVI u. 376 S.) Leipzig 1866, Seemann. n. $3^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine ausgezeichnete Arbeit, die nicht nur das geſchichtliche Material ſorgfältig geſammelt hat, ſondern auch die künſtleriſchen Leiſtungen Holbeins eingehend beſpricht und würdigt. Auch die Ausſtattung lobenswerth.

Riegel, Hermann, Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei. Lex. 8. (XII u. 436 S. mit 1 photogr. Portr.) Hannover 1866, Rümpler. n. 3 Thlr.

Biographie und eingehende Beſprechung der Werke des Künſtlers von einem begeiſterten Verehrer, der gegenüber der Unterſchätzung der Zeitgenoſſen die Bedeutung des Meiſters eindringlich darzulegen ſucht. Das Buch iſt übrigens vor Cornelius Tod geſchrieben.

Wolzogen, A. v., Peter v. Cornelius. gr. 8. (VII u. 160 S.) Berlin 1867, G. Duncker. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Ein guter Ueberblick der Kunſtthätigkeit des Meiſters in anziehender Darſtellung, im Weſentlichen auf Riegels Werk beruhend.

Schasler, M., Die Schule der Holzſchneidekunſt. Geſchichte, Technik und Aeſthetik der Holzſchneidekunſt. Mit Illuſtrationen. 8. (XII. u. 295 S. mit 1 Holzſchnitttaf.) Leipzig 1866, Weber. n. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Deutſche Bearbeitung von Jacſons und Chatto's Treatise on wood engraving; etwas flüchtig behandelt und nicht ohne manche hiſtoriſche Irrthümer und äſthetiſche Verſtöße; übrigens gute Orientirung für den Kunſtliebhaber.

eyer. Julius, Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789,
ugleich in ihrem Verhältniß zum politiſchen Leben, zur Geſittung und Literatur. Mit 18 Holzſchnitt. gr. 8. (VIII u. 794 S.) Leipzig 1867,
Seemann. n. $5^{1}/_{3}$ Thlr.

Gut im Einzelnen, aber mangelhaft in der allgemeinen geſchichtlichen Grundlegung.

vorzüglichſten Meiſterwerke der Dresdener Gemäldegallerie in photogr:
lachbildung. Lief. 1 — 23. gr. Fol. Dresden 1864 — 1866. Hanfſtängl. à Lief. 3 Thlr.

— —— —— 2. Ausgabe. 1 — 23. Lief. Fol. ebendaſ. 1864—1866,
Lief. n. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

len mittelalterlicher Kunſt. Eine Auswahl von Photographien nach den
chönſten und ſeltenſten Kupferſtichen und Radirungen aus dem 15., 16.
nd 17. Jahrh. Lief. 1 — 12. gr. Fol. Stuttgart 1867, Gutekunſt.
Lief. 12 Thlr.

Gute Photographien, die auch nach beliebiger Auswahl einzeln verkauft werden.

Muſik.

hn, Otto, W. A. Mozart. 2. durchaus umgearbeitete Auflage (in zwei
heilen.) 1. Thl. Mit 3 Bildniſſen und 4 Facſim. gr. 8. (XXXV u.
50 S.) Leipzig 1867, Breitkopf u. Härtel. n. $4^{2}/_{3}$ Thlr.

Bedeutend abgekürzte Bearbeitung des Meiſterwerks einer muſikaliſchen Monographie.
1 Auflage, zweiter Nachtrag S. 143.

hn, Otto, Geſammelte Aufſätze über Muſik. gr. 8. (V u. 337 S.)
eipzig 1866, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: Muſikaufführungen in Leipzig und Düſſeldorf, Mendelsſohn Oratorien, Berlioz, Richard Wagner; Beethoven und die Ausgabe ſeiner Werke.

Eine Reihe geiſtreicher muſikaliſcher Charakteriſtiken.

ryſander, Friedr., G. F. Händel. 3. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. (III u.
24 S.) Leipzig 1867, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Bd. ſ. fünfter Nachtr. S. 57. 58.

ayer, Alex. Wheelock, Ludwig v. Beethovens Leben. Deutſche Bearbei-
ung. 1. Bd. gr. 8. (XIV u. 318 S.) Berlin 1866, Schneider.
. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

Ein auf vieljähriges Sammeln des Materials geſtütztes gelehrtes Werk eines für Beethoven
lterten Amerikaners. Die Einleitung giebt eine allgemeine Geſchichte der Muſikpflege in
und der Umgegend und eine Schilderung der geſelligen Zuſtände. Außerdem Jugendge-
te Beethovens bis 1795. 2 Bde. ſollen noch nachfolgen.

ethoven, Ludwig van, Briefe. Herausgeg. v. Lud. Nohl. gr. 8. (XXIV
. 371 S.) Mit 1 lith. Facſim. Stuttgart 1865, Cotta. 2 Thlr.

ter. C. H., Joh. Seb. **Bach.** 2 Bde. Mit 1 Porträt Bachs (in
Stahlſtich) u. 6 lithogr. Facſimiles. gr. 8. (XIV u. 955 S.) Berlin 1865,
Schneider. n. $3^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine mit großem Fleiß und hingebender Begeiſterung für Bach ausgeführte Arbeit, die
ens, da Bachs äußeres Leben ſehr einfach und einförmig war, nur für deſſen ſpezielle Ver-

heer intereſſant ſein wird. Die Kritik der Werke Bachs, welche die Hälfte des Buches füllt, i
der Ausdruck fortwährender Bewunderung.

Weber, Max Maria v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. 2. Bd
gr. 8. (XXII u. 741 S.) 3. Bd. (IX u. 304 S.) Leipzig 1863—6
E. Keil. n. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

(Bd. I. ſ. ſechſter Nachtrag S. 70.) Bd. II. enthält die Meiſter- und Dulderjahre Webe
und ſchildert ſeine Entwickelung zur Höhe der Kunſt und ſeiner Erfolge. Ebenfalls reich an ze
geſchichtlichen Skizzen, wobei der Verfaſſer von älteren Freunden trefflich unterſtützt geweſen ſe
muß, da er z. B. die Dresdener Zuſtände vor ſeinen Lebzeiten eingehend ſchildert. Die Darſte
lung iſt in dieſem zweiten Bande ſorgfältiger als in dem erſten, doch auch hier noch zuweil
überladen und geſteigert. Bd. III. enthält eine Sammlung von Webers literariſchen Arbeite
meiſt in Kunſtkritiken beſtehend, die er für verſchiedene Zeitſchriften geliefert hat, und die ihn a
feinen geſchmackvollen Kritiker zeigen.

Marx, Adolf Bernhard, Glucks Leben und Schaffen. Mit Glucks Porträ
Autographen und vielen Muſikbeilagen. 2. (Titel-)Auflage des 1862 e
ſchienenen Werks. 2 Bde. Lex. 8. (I, 464. II, 390 S.) Berlin 186
Janke. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Kreißle, Heinr. von Hellborn, Franz Schubert. gr. 8. (XII u. 619 S
mit Porträt in Holzſchnitt) Wien 1865, Gerold's Sohn. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Reißmann, Auguſt, Allgemeine Geſchichte der Muſik. 3 Bde. Mit zahlre
chen Notenbeiſpielen, Zeichnungen im Text und 59 vollſtändigen To
ſtücken. Lex. 8. (I, VI u. 292 S. II, III u. 428 S. III, III u. 437 S
Leipzig u. München 1864, 1865, Fues. 11 Thlr.

Eine gute ſachkundige und überſichtliche Darſtellung.

Reißmann, A., Robert Schumann. Sein Leben und ſeine Werke. gr.
(VII u. 240 S.) Berlin 1865, Guttentag. n. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Reißmann, A., Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Sein Leben und ſe
Werke. gr. 8. (V u. 317 S.) Berlin 1867, Guttentag. n. $1\frac{2}{3}$ Th

Schletterer, H. M., Ueberſichtliche Darſtellung der Geſchichte der kirchlic
Dichtung und geiſtlichen Muſik. gr. 8. (VII u. 323 S.) Nördlin
1866. Beck. n. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Theater.

Weber, C. W., Zur Geſchichte des Weimariſchen Theaters. 8. (IX.
306 S.) Weimar 1865, Böhlau. n. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Vier im Mittwochverein zu Weimar gehaltene Vorträge, deren erſter „der Beruf im Dra
die Eigenthümlichkeit der Weimar. Bühne, die ideale Richtung derſelben ſchildert. Der zw
„ein Streit zwiſchen Herder und Göthe" betrifft Schule, Kirche und Theater. Der dritte:
„Heilige auf der Weimarer Bühne", zeigt wie Göthe als Vorſteher des Theaters ſich verh
wenn die Bühne mit der Kirche in Berührung kam und wie das Weimarer Publicum ſich in
chen Fällen benahm. Das vierte Stück, „Chriſtiane Neumann-Becker" weiſt nach wie Göthe
beſonderem Intereſſe eine junge talentvolle Künſtlerin belehrt und bildet.

Naturwiſſenſchaften.

Zeitſchriften und geſammelte Schriften und Encyclopädiſches.

Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Neue Folge. Jahrgg. 1865, 66, 67. à Jahrg. 52 Nrn. Lex. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und Naturanſchauung. Herausgeg. von O. Ule u. K. Müller. 14., 15. u. 16. Jahrg. à 52 Nrn. mit eingedruckten Holzſchnitten. gr. 4. Halle 1865—67, G. Schwetſchke. à Jahrg. n. $3^{1}/_{4}$ Thlr.

Roßmäßler: „Aus der Heimath“ hat ſeit Mitte des Jahres 1866 zu erſcheinen aufgehört.

Baer, Karl Ernſt v., Reden gehalten in wiſſenſchaftlichen Verſammlungen und kleinere Aufſätze vermiſchten Inhalts. 1. Thl. Reden. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. gr. 8. (VII u. 296 S.) Petersburg 1864, Röttger. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

1) Swammerdam's Leben und Verdienſte um die Wiſſenſchaft.
2) Das allgemeinſte Geſetz der Natur in aller Entwicklung.
3) Blicke auf die Entwicklung der Wiſſenſchaft.
4) Ueber die Verbreitung des organiſchen Lebens.
5) Welche Auffaſſung der lebenden Natur iſt die richtige?
6) Sam. Thom. v. Sömmering.
7) Zum Andenken an Alex. v. Humboldt.

Geiſtvolle Erörterungen eines alten Meiſters der Wiſſenſchaft. Auch formell ſorgfältig ausgearbeitet und daher für Jeden, der an wiſſenſchaftliches Denken gewöhnt iſt, verſtändlich.

Helmholtz, Herm., Populäre wiſſenſchaftliche Vorträge. **Erſtes** Heft mit 26 Holzſchnitten. gr. 8. (V u. 131 S.) Braunſchweig 1865, Vieweg u. Sohn. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

1) Ueber das Verhältniß der Naturwiſſenſchaften zur Geſammtheit der Wiſſenſchaften.
2) Ueber Göthes naturwiſſenſchaftliche Arbeiten.
3) Ueber die phyſiologiſchen Urſachen der muſikaliſchen Harmonie.
4) Eis und Gletſcher.

Klaſſiſche Abhandlungen von einem unſerer erſten Phyſiologen. Zwar wiſſenſchaftlich gehalten, aber durch die Herrſchaft, die der Verfaſſer über ſeinen Stoff ausübt, auch für ſolche genießbar, die nicht die nöthigen Vorkenntniſſe beſitzen.

Schödler, Fried., Das Buch der Natur, die Lehren der Phyſik, Aſtronomie, Chemie ꝛc. umfaſſend. 2 Thle. 16. Aufl. gr. 8. (I. XL u. 447 S. II. XIV u. 565 S.) Braunſchweig 1867, Vieweg u. Sohn. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.)

Bd. I. Phyſik, phyſikaliſche Geographie, Aſtronomie und Chemie. Mit 361 in den Text gedruckten Holzſchnitten, 2 Sternkarten und 1 Mondkarte. n. 1 Thlr.

Bd. II. Mineralogie, Geognoſie, Geologie, Botanik, Phyſiologie und Zoologie. Mit 615 in den Text gedruckten Holzſchnitten und 1 geognoſtiſchen Tafel in Farbendruck. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Frühere Auflage ſ. vierter und ſechſter Nachtrag.

Böhner, Aug. Nath., Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendſte aus dem Geſammtgebiete der Naturforſchung zur Veranſchaulichung der Majeſtät des Ewigen in ſeinen Werken ꝛc. 2 Bde. Lex. 8. (I. VIII u. 570, II u. 543 S. mit eingedruckten Holzſchnitten und Steintafeln.) Hannover 1864—67, Rümpler. n. 6 Thlr.

Ein mit Geſchick und Sachkenntniß ausgeführter Verſuch, das Walten einer höheren Intelligenz in der Natur nachzuweiſen, zugleich eine Auswahl des Intereſſanteſten aus den Naturwiſſenſchaften in einer klaren dem Laien verſtändlichen Darſtellung.

Ule, O., Ausgewählte kleine naturwiſſenſchaftliche Schriften. 4 Bdchen. 8. Halle 1863—67, G. Schwetſchke.

I. Die Chemie in der Küche. IV 258 S. 18 Ngr.
II. Bilder aus den Alpen u. ſ. w. 240 S. 18 Ngr.
III. Chemiſche Skizzen für Haus und Gewerbe. 311 S. 24 Ngr.
IV. Skizzen aus dem Gebiete der organiſchen Chemie und ihrer Anwendung aufs tägliche Leben. Heft 1. 2. 160 S. 12 Ngr.

Ruß, Karl, Naturwiſſenſchaftliche Blicke ins tägliche Leben. Mit 27 Holzſchnitten. 8. (IV u. 427 S.) Breslau 1865, Trewendt. 1 Thlr.

I. Chemie in der Küche. II. Phyſik in der Häuslichkeit. III. Frauenbotanik. IV. Geſundheitslehre, worunter auch nähere Notizen über curſirende Geheimmittel und beziehungsweiſe Warnungen davor.

Huxley, Thomas Henry, Ueber unſere Kenntniß von den Urſachen der Erſcheinungen in der organiſchen Natur. Sechs Vorleſungen für Laien gehalten in dem Muſeum für praktiſche Geologie. Ueberſetzt von K. Vogt. gr. 8. (XV u. 137 S.) Braunſchweig 1866, Vieweg u. Sohn. n. $^2/_3$ Thlr.

Ein ausgezeichneter Verſuch, ſchwierige naturwiſſenſchaftliche Aufgaben und Erörterungen einem Publicum, das mancher Vorkenntniſſe entbehrt, anſchaulich und begreiflich zu machen. Ueberſetzung gut.

Reinſch, Paul, Das Mikroſkop in ſeiner Bedeutung für die Erweiterung der Naturkenntniß ꝛc. Mit 6 Figurentafeln. gr. 8. (XVI u. 242 S.) Nürnberg 1867, Stein. n. 2$^1/_3$ Thlr.

Jäger, Guſtav, Die Wunder der unſichtbaren Welt enthüllt durch das Mikroſkop. Eine populäre Darſtellung der durch das Mikroſkop erlangten Aufſchlüſſe über die Geheimniſſe der Natur. Mit Holzſchnitten. Lief. 1—11. Lex. 8. Berlin 1867, Hempel. à Lief. n. $^1/_4$ Thlr.

Gute populäre Darſtellung eines tüchtigen Naturforſchers.

Bernſtein, A., Naturwiſſenſchaftliche Volksbücher. Neue wohlfeile Geſammtausgabe, erſcheint in 40 Lief. Berlin 1867, F. Duncker. à Lief. n. 3 Ngr.

Phyſik.

Ule, O., Populäre Naturlehre (Phyſik) oder die Lehre von den Bewegungen in der Natur, und von den Naturkräften im Dienſte des Menſchen, für Jedermann faßlich dargeſtellt. Mit Holzſchnitten. 8. (VII u. 687 S.) Leipzig 1867, Keil. 2 Thlr.

Spiller, Ph., Populäre Phyſik für Handwerker, Gewerbtreibende, Fabrikanten, Architekten, Landwirthe ſowie zur Selbſtbelehrung für Jedermann. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzſchnitten. 18 Lief. od. 2 Bde. gr. 8. (I. 568. II. XV u. 560 S.) Berlin 1865—66. Oehmigke Verlag. n. $3^{3}/_{4}$ Thlr.

Mayer, J. R., Die Mechanik der Wärme in geſammelten Schriften. gr. 8. (VII u. 294 S.) Stuttgart 1867, Cotta. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sammlung einiger kleinen Schriften, die durch neue Gedanken und Entdeckungen in der Wiſſenſchaft Epoche gemacht haben und ſich zugleich durch eine klare allgemein faßliche Darſtellung auszeichnen.

Helmholtz, H., Die Lehre von den Tonempfindungen als phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik. Mit eingedruckten Holzſchnitten. 2. Ausg. gr. 8. (XI u. 605 S.) Braunſchweig 1865, Vieweg u. Sohn. n. 3 Thlr. 6 Ngr.

Ein claſſiſches Werk, das ſich auf die ſorgfältigſten eigenen Unterſuchungen des berühmten Phyſiologen gründet. Zwar ganz wiſſenſchaftlich gehalten, aber doch ſo geſchrieben, daß Jeder, der ſich mit Theorie der Muſik ſchon beſchäftigt hat, gewiß reiche Belehrung daraus ſchöpfen wird.

Helmholtz, H., Phyſiologiſche Optik. Mit eingedruckten Holzſchnitten und 6 Steintafeln. Lex. 8. (Allgemeine Encyklopädie der Phyſik. Bd. 9.) (XIV u. 875 S.) Leipzig 1867, Voß. n. 10 Thlr.

Ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk, das aber als das Hauptwerk über den dermaligen wiſſenſchaftlichen Stand der Optik hier aufgeführt zu werden verdient.

Zöllner, J. C. F., Ueber die univerſelle Bedeutung der mechaniſchen Principien. Academiſche Antrittsvorleſung in der Aula der Univerſität Leipzig. gr. 8. (36 S.) Leipzig 1867, W. Engelmann. $^{1}/_{4}$ Thlr.

Aſtronomie.

Riel, Karl, Natur und Geſchichte. Welt- und Geſchichtsbilder.

Bd. 1. Die Sternenwelt in ihrer geſchichtlichen Entfaltung. 1. Abth. Der Fixſternhimmel. gr. 8. (XII u. 453 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Der Verfaſſer verſucht hier die Ausbeute, welche die Spectralanalyſe Bunſens und Kirchhoffs und die Photometrie Zöllners für die Kenntniß der phyſiſchen Beſchaffenheit der Himmelskörper gebracht haben, zu einer populären Darſtellung zu verwenden.

Flammarion, Camille, Die Mehrheit bewohnter Welten. Aſtronomiſche, phyſiologiſche und naturphiloſophiſche Studien über die Bewohnbarkeit der Himmelskörper. Deutſche vom Verfaſſer autoriſirte Ausgabe v. Ad. Drechsler. Mit 6 aſtronom. Tafeln. gr. 8. (XVI u. 282 S.) Leipzig 1865, J. J. Weber. n. $1^{7}/_{3}$ Thlr.

Verſuch, das Bewohntſein der ſichtbaren Himmelskörper nachzuweiſen und dieß für den Glauben an Unſterblichkeit zu verwerthen. Da der Verfaſſer dabei die Gabe zeigt, complicirte aſtronomiſche Verhältniſſe anſchaulich darzuſtellen, ſo gewährt die Schrift zugleich angenehme Belehrung. Seine Hypotheſen beruhen freilich mehr auf Phantaſie als auf wiſſenſchaftlichen Schlüſſen und Analogieen.

Chemie.

Kopp, Herm., Sonſt und jetzt in der Chemie. Ein populär-wiſſenſchaftlicher Vortrag. gr. 8. (34 S.) Braunſchweig 1867, Vieweg u. Sohn. n. 8 Ngr.

Der Verfaſſer gilt als der gründlichſte Kenner der Geſchichte der Chemie.

Geologie und Petrefactenkunde.

Cotta, Bernhard, v., Die Geologie der Gegenwart dargeſtellt und beleuchtet. Lex. 8. (XLVI u. 424 S.) Leipzig 1866, Weber. n. 2½ Thlr.

Ein Rechenſchaftsbericht über die Entwicklung der Geologie und Palaeontologie, veranlaßt durch das Jubiläum der Bergakademie zu Freiberg. Die gute Ueberſicht wird auch manchem Laien willkommen ſein.

Quenſtedt, Fr. Aug., Handbuch der Petrefactenkunde. 2. Aufl. Lex. 8. (VIII 982 S. u. 70 Steintafeln u. 36 Blattererklärungen) Tübingen 1866, Laupp. n. 8 Thlr.

Ein wiſſenſchaftliches Werk, das aber auch einem naturwiſſenſchaftlichen Dilettanten und Sammler manche willkommene Belehrung bieten kann.

Heer, Oswald, Die Urwelt der Schweiz. — Mit 7 landſchaftlichen Bildern, 11 Steindrucktafeln, 1 geologiſchen Ueberſichtskarte der Schweiz und zahlreichen Holzſchnitten. Lex. 8. (XXIX u. 622 S.) Zürich 1865, Schultheß. 4½ Thlr.

Populäre Bearbeitung der geologiſchen Forſchungen über die Schweiz, von einem Gelehrten, der als Botaniker und Paläontolog eine anerkannte Autorität iſt. Darſtellung zwar nicht elegant, aber allgemein verſtändlich.

Fraas. Oscar, Vor der Sündfluth. Eine Geſchichte der Urwelt. Mit vielen Abbildungen ausgeſtorbener Thiergeſchlechter und urweltlicher Landſchaftsbilder. Lex. 8. (XIV u. 512 S., 25 Holzſchnitttafeln und 2 Karten.) Stuttgart 1866, Hoffmann. 3⅔ Thlr.

Eine mit Recht empfohlene populäre Geologie.

Deſor, E., Der Gebirgsbau der Alpen. Mit 1 Karte in Farbendruck und 12 Holzſchnitten. gr. 8. (VIII u. 151 S.) Wiesbaden 1865, Kreidel. n. 1 Thlr.

Thier- und Pflanzenwelt.

Schleiden, M. J., Das Meer. Mit 23 Stahlſtichen in Farbendruck, 216 Holzſchnitten und 1 Karte. Lex. 8. (XII u. 711 S.) Berlin 1865—1866, Sacco, Nachfolger. n. 5 Thlr. 24 Ngr.

Eine nach Inhalt und Ausſtattung ausgezeichnete populäre Schrift, welche das pflanzliche und thieriſche Leben des Meeres anziehend ſchildert.

Kübler, J. u. Heinr. **Zwingli,** Mikroſkopiſche Mittheilungen. Zürich 1866, Hoehr.

Inhalt: Heft 1. Mikroſkopiſche Bilder aus dem Leben unſerer einheimiſchen Gewäſſer. gr. 4. (VII u. 19 S. mit 3 Steintafeln in gr. 4. u. Fol.) n. 18 Ngr.

Heft II. Mikroſkopiſche Bilder aus der Urwelt der Schweiz. Nach eigenen Entdeckungen geſchildert. (IX u. 28 S. mit 3 Steintafeln.) n. 27 Ngr.

Hippel, K., v., Natur und Gemüth. Beiträge zur Aeſthetik der Pflanzenwelt. gr. 16. (VIII u. 191 S.) Berlin 1867, A. Duncker. 1 Thlr.

Kabſch, Wilh., Das Pflanzenleben der Erde. Eine Pflanzengeographie für Laien und Naturforſcher. Nach dem Tode des Verfaſſers mit einem Vorwort verſehen von H. A. Berlepſch. Mit 59 Holzſchnitten im Text. gr. 8. (XVI u. 642 S. mit 1 Holzſchnitttafel. Hannover 1865, Rümpler. n. 4 Thlr.

Faßt die Ergebniſſe der bisherigen Forſchungen in einer geſchmackvollen, anſprechenden Form und allgemein verſtändlichen Darſtellungsweiſe zuſammen und iſt ſehr hübſch ausgeſtattet.

Unger, F., Die Inſel Cypern einſt und jetzt. Ein Vortrag gehalten in Gratz. gr. 8. (28 S.) Wien 1866, Braumüller. n. 6 Ngr.

Ein intereſſanter Vortrag des berühmten Botanikers.

Ruß, Karl, In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. gr. 8. (VI u. 431 S.) Berlin 1865, Böttcher. $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Eine Sammlung populärer Naturbetrachtungen, die ſchon früher in Zeitſchriften, wie Roßmäßlers „Aus der Heimath, Gartenlaube“ u. A. abgedruckt waren. Mit Sachkenntniß und Phantaſie, aber nicht ohne Spielerei ausgeführt.

Riebel, J. B. P., Die Graspflanze. Mit 45 Holzſchnitten. gr. 8. (190 S.) Augsburg 1866, Lampart u. Comp. n. 1 Thlr.

Keineswegs eine bloß botaniſche oder landwirthſchaftliche Schrift, ſondern eine Sammlung der mannigfaltigſten, nationalökonomiſchen, ethiſchen und politiſchen Betrachtungen. Der Verfaſſer knüpft an die Analyſe der Graspflanze Vergleichungen zwiſchen dem Menſchen- und Pflanzenkörper, Erörterungen über verſchiedene Gebiete des Staats- und Privatlebens an und giebt manche intereſſante Belehrung, ermüdet aber auch zugleich durch Ueberladung.

Brehm, A. E., Illuſtrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs ꝛc. Lief. 24—75. Lex. 8. Hildburghauſen 1864—1867, Bibliograph. Inſtitut. à Lief. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Bd. II. 902 S. Bd. III. 970 S. Bd. IV. 1036 S.
Sechſter Nachtrag S. 18.
Ein Prachtwerk mit gutem Text und Bildern.

Brehm, A. E., und E. A. **Roßmäßler.** Die Thiere des Waldes. 2 Bde. Mit eingedruckten Holzſchnitten. Lex. 8. (I. XIV u. 658 S. mit 20 Kupferſtichen. II. XII u. 482 S. mit 3 Kupferſtichen.) Leipzig 1863—1867, C. F. Winter. n. $12\frac{2}{3}$ Thlr.

Nun complet. In derſelben Weiſe behandelt wie Brehms Thierleben.

Tſchudi, F. v., Das Thierleben der Alpen. 8. Aufl. erſcheint in 6 Lief. in gr. 8. Leipzig 1867, Weber. n. 2 Thlr.

Eine Beurtheilung der früheren Auflage dieſes Werkes ſ. zweiter Nachtrag S. 38.

Müller, Adolf und Karl, Charakterzeichnungen der vorzüglichſten deutſchen Singvögel. Mit 11 Illuſtrationen und 8 in den Text gedruckten Figuren. gr. 8. (VII u. 112 S.) Leipzig 1865, C. F. Winter. n. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ergebniſſe fleißiger und liebevoller Beobachtungen zweier Brüder, eines Forſtmannes und eines Geiſtlichen. Die Sucht gegen die Wiſſenſchaft Oppoſition zu machen fällt hin und wieder unangenehm auf.

Müller, Adolf und Karl, Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten der Thierwelt. 1—3. Lief. gr. 8. (S. 1—140 mit eingedr. Holzſchnitten.) Leipzig 1867, Spamer. à Lief. n. ¼ Thlr.

Peters, Wilh., Ueber Wohnen und Wandern der Thiere. Vortrag gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. 8. (68 S.) Berlin 1867, Schröders Verlag. n. ⅓ Thlr.

Vogt, Carl, Vorleſungen über nützliche und ſchädliche, verkannte und verläumdete Thiere. Mit 64 Abbildungen in Holzſchnitt. 8. (IV u. 239 S.) Leipzig 1864, Keil. n. 1 Thlr.

Eine mit Humor geſchriebene Ehrenrettung verſchiedenen Ungeziefers.

Kleine, Geo., Die italieniſche Biene und ihre Zucht. Mit 8 Holzſchnitten. 8. (100 S.) Berlin 1865, Schotte u. Comp. n. 12 Ngr.

Anthropologie.

Rolle, Friedr., Der Menſch, ſeine Abſtammung und Geſittung, im Lichte der Darwin'ſchen Lehre von der Art-Entſtehung und auf Grundlage der neueren geologiſchen Entdeckungen dargeſtellt. Mit 36 Holzſchnitten. gr. 8. (IX u. 361 S.) Frankfurt a. M. 1865, Hermanns Verlag. n. 1⅓ Thlr.

Ein Anhänger Darwins ſucht hier deſſen Syſtem in populärer Weiſe für die Anthropologie zu verwerthen. Zur Orientirung geeignet.

Piderit, Theodor, Wiſſenſchaftliches Syſtem der Mimik und Phyſiognomik. Mit 94 photolithogr. Abbildungen. gr. 8. (XVI u. 204 S.) Detmold 1867, Klingenberg. n. 2⅓ Thlr.

Verſuch den Ausdruck der menſchlichen Geſichtszüge zu deuten und ſeine phyſiologiſchen Urſachen zu ermitteln. Beruht auf ſorgfältigen Beobachtungen, und iſt für den Pſychologen wie für den Künſtler von Werth.

Vierordt, K., Ueber Stehen und Gehen. Ein populärwiſſenſchaftlicher Vortrag gehalten in Stuttgart 1865. gr. 8. (32 S.) Tübingen 1866, Laupp. 6 Ngr.

Budge, Jul., Ueber den Schmerz. Ein populärer Vortrag ꝛc. Mit 1 lith. Figurentafel. 8. (31 S.) Leipzig 1866, Günther. ¼ Thlr.

Medicin.

Virchow, Rudolf, Gedächtnißrede auf Joh. Lucas Schönlein, gehalten am 23. Januar 1865 in der Aula der Berliner Univerſität. Mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen. gr. 8. (112 S.) Berlin 1865, A. Hirſchwald. n. 24 Ngr.

Eine geiſtreiche Charakteriſtik Schönleins mit werthvollen Excurſen in die Geſchichte der Medicin.

Liebermeiſter, C., Ueber die Urſachen der Volkskrankheiten ꝛc. 8. (45 S.) Baſel 1866. Amberger. n. 8 Ngr.

Antrittsrede des gegenwärtigen Profeſſors der Klinik in Baſel, worin derſelbe die Ergebniſſe eigener und fremder Unterſuchungen ausſpricht.

Oeſterlen, Fr., Handbuch der mediciniſchen Statiſtik. Lex. 8. (736 S.) Tübingen 1864. Laupp. n. 6 Thlr.

Ein mit großem Fleiß und ſorgfältiger Auswahl und Prüfung des Materials geſchriebenes Werk.

Angewandte Naturwiſſenſchaften. Technik.

Das neue Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrien. **Rundſchau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit.** Herausgeg. in Verbindung mit E. Bobrik, E. Böttger u. ſ. w. Mit vielen Ton-, zahlreichen Titelbildern, nebſt mehren Tauſend Text-Illuſtrationen. Lex. 8. Leipzig, O. Spamer.

Bd. I. Kulturgeſchichtliche Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Die Baukunſt. Die vervielfältigenden Künſte. Von J. Zöllner, O. Mothes und Fr. Luckenbacher. (VIII u. 460 S.) 1864. n. 1½ Thlr.

„ II. Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung. Eine phyſikaliſche Technologie. Von Jul. Zöllner. (458 S.) Ebend. 1865. n. 1½ Thlr.

„ III. Die Gewinnung der Rohſtoffe aus dem Innern der Erde, von der Erdoberfläche, ſowie aus dem Waſſer. Von R. Ludwig, R. Glaß, H. Wagner, E. Böttger. (362 S.) Ebend. 1864. n. 1⅓ Thlr.

„ IV. Die chemiſche Behandlung der Rohſtoffe. Eine chemiſche Technologie. Von Fr. Luckenbacher, E. v. H., R. de Roth. (548 S.) Ebend. 1866. n. 2 Thlr.

„ V. Die Chemie des täglichen Lebens. Von G. E. Habich, W. Hamm, Fr. Luckenbacher, H. Wagner. (376 S.) Ebend. 1867. n. 1⅓ Thlr.

„ VI. Die mechaniſche Behandlung der Rohſtoffe. Von Friedr. Kohl, Fr. Luckenbacher, Herm. Renzſch. (346 S.) Ebend. 1867. n. 1⅓ Thlr.

Ungemein anſprechende und faßliche Darſtellung der Naturwiſſenſchaften in ihrer techniſchen Anwendung. Ebenſowohl ein intereſſantes Leſebuch für Laien, als Handbuch für Techniker. Reich mit Holzſchnitten ausgeſtattet.

Hamm, Wilh., Das Weinbuch. Weſen, Cultur und Wirkung des Weins. Statiſtik und Charakteriſtik ſämmtlicher Weine der Welt und Behandlung der Weine im Keller ꝛc. Mit 13 in den Text gedruckten Holzſchnitten. gr. 8. (XX u. 435 S.) Leipzig 1865. Weber. n. 2 Thlr.

Eine für Weinerzeuger und Weintrinker ſehr intereſſante Schrift, die den Gegenſtand anſprechend behandelt. Der Verfaſſer iſt ein anerkannter Landwirth und nationalökonomiſcher

Hamm, Wilhelm. Ordnung und Schönheit am häuslichen Heerd. Haushaltungskunde und Geſundheitspflege auf wiſſenſchaftlicher Unterlage. Den deutſchen Frauen gewidmet. Als 2. Auflage der „Chemiſchen Bilder aus dem täglichen Leben." br. 8. (XIV u. 242 S.) Jena 1867, Coſtenoble. n. 28 Ngr.

Neumann, Ignaz. Das Weſen der Hinterladungsgewehre. Ueberſichtliche und allgemein verſtändliche Darſtellung aller Hinterladungsgewehre bis auf die neueſten Erfindungen. Mit 27 lithogr. Tafeln nach Zeichnungen des Verfaſſers. gr. 8. (III u. 70 S.) Weimar 1867, Voigt. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Eine klare Auseinanderſetzung eines Sachverſtändigen, der nachweiſt, daß das preußiſche Zündnadelgewehr das für den Kriegsgebrauch zweckmäßigſte der bis jetzt bekannten Hinterladungsgewehre iſt.

Staatswiſſenſchaften.

Staatslexikon, Das. Encyclopädie der ſämmtlichen Staatswiſſenſchaften für alle Stände. Herausg. von K. v. Rotteck u. K. Welcker. 3. Aufl. herausg. von K. Welcker. Bd. 11—14. Leipzig 1865, 66. Brockhaus. à Bd. n. 3 Thlr 6 Ngr.

Bd. XI. Oligarchie—Preſſe. (757 S.)
„ XII. Preußen—Rußland. (770 S.)
„ XIII. Sachſen—Steuern. (799 S.)
„ XIV. Stiftungen—Zweikampf. (829 S.)

Nun vollſtändig.

Staatswörterbuch, Deutſches, ꝛc. Herausgeg. von J. C. Bluntſchli und K. Brater. gr. 8. Bd. IX. Rußland—Staatsrecht. (677 S.) Bd. X. Staatsſchulden— . (757 S.) Stuttgart 1865—1867, Expedition. à Bd. n. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Staats- und Geſellſchafts-Lexikon ꝛc. Herausgeg. von Herm. Wagener. Lex. 8. XVI—XXIII. Bd. Berlin 1864—66, Heinicke. à Bd. n. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

XVI. Bd. Pendel—Reform, Kirche. (863 S.)
XVII. „ Refugié's—St. Simon. (798 S.)
XVIII. „ St. Simon—Teleuria. (799 S.)
XIX. „ Teleurien—Triglitz. (799 S.)
XX. „ Triglitz—Ungarn. (815 S.)
XXI. „ Ungariſche Revolution—Weimar. (788 S.)
XXII. „ Wein—Ziegler. (806 S.)
XXIII. „ Ziegler—Zunft.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. Herausgeg. von den Mitgliedern der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät in Tübingen. Jahrg. 21. 22. u. 23. à 4 Hefte gr. 8. Tübingen 1865—67, Laupp. à Jahrg. n. $4\frac{2}{3}$ Thlr.

Vierteljahrſchrift für Volkswirthſchaft und Kulturgeſchichte. Herausgeg. von Jul. Faucher und Otto Michaelis. II. Jahrg. (1864.) III. Jahrg. (1865.) à Jahrg. 4 Bde. (à 14—18 Bog.) gr. 8. Berlin 1864—65, Herbig. à Jahrg. n. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statiſtik. Herausgeg. von Bruno Hildebrand. Jahrgg. 1863—65 zu 2 Bde. (à 6 Hefte). Lex. 8. Jena, Mauke. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Jahrbücher für Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaften. Herausgeg. von J. E. Glaſer. Jahrgg. 1865—67 zu 2 Bde. (oder 12 Hefte) jährlich. Lex. 8. Berlin, Expedition. à Bd. n. 3 Thlr.

Eine das ganze öffentliche Leben umfaſſende Zeitſchrift, welche manche gute Artikel brachte und auf dem Boden der Bewegung und des Glaſer'ſchen Geſellſchaftsſyſtems ſteht. Die Rubriken ſind: Abhandlungen, Recenſionen und Anzeigen, und Ueberſicht der Zeitereigniſſe.

Held, Joſeph. Staat und Geſellſchaft vom Standpunkt der Geſchichte der Menſchheit und des Staats. Mit beſonderer Rückſicht auf die politiſch-ſocialen Fragen unſerer Zeit. Leipzig 1861. Brockhaus.

Bd. I. Grundanſchauungen über Staat und Geſellſchaft. gr. 8. (XXX u. 598 S.) n. 3 Thlr.

„ II. Volk und Regierung mit beſonderer Rückſicht auf die Entwicklung der Geſellſchaft und des Staats in Deutſchland. (XXI u. 796 S.) Ebend. 1863. n. 4 Thlr.

„ III. Der verfaſſungsmäßige oder conſtitutionelle Staat. (XXIV u. 1020 S.) Ebend. 1865. n. 5 Thlr.

Kein ſyſtematiſches Werk, ſondern eine Sammlung von Abhandlungen über Staat, Verfaſſung und Politik, zwiſchen wiſſenſchaftlicher und populärer Darſtellung in der Mitte ſtehend. Neben vielen guten Gedanken und Bemerkungen, reichem hiſtoriſchen Material auch gar manche Phraſe und eine ermüdend weitſchweifige Darſtellung.

Nationalökonomie.

Handwörterbuch der Volkswirthſchaftslehre. Unter Mitwirkung von namhaften deutſchen Gelehrten und Fachmännern bearb. von H. Rentzſch. Lex. 8. (IV u. 1118 S.) Leipzig 1866. G. Mayer. n. 4½ Thlr.

Ein ſehr zweckmäßiges Nachſchlagebuch, in welchem man über die Hauptfragen der Volkswirthſchaft umfaſſende Belehrung und literariſche Nachweiſung findet. Außer dem Herausgeber haben Böhmert, Emminghaus, Lette, Prince-Smith, Ad. Wagner viele Beiträge geliefert.

Roſcher, Wilh., Syſtem der Volkswirthſchaft. Ein Hand- und Leſebuch für Geſchäftsmänner und Studierende. Stuttgart, Cotta.

Bd. I. Die Grundlagen der Nationalökonomie. 6. verb. Aufl. gr. 8. (XII u. 596 S.) 1866. n. 3 Thlr.

„ II. Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproductionen. 4. Aufl. gr. 8. (VIII u. 568 S.) Ebend. 1865. n. 2 Thlr. 26 Sgr.

I. Bd. 1. zweiter Nachtrag S. 43 und dritter Nachtrag S. 21.

Carey, H. C., Lehrbuch der Volkswirthſchaft und Socialwiſſenſchaft. Vom Verfaſſer autoriſirte und mit Zuſätzen vermehrte deutſche Ausgabe von Karl Adler. gr. 8. (XX u. 752 S.) München 1866. Fleiſchmanns Buchh. n. 2⅓ Thlr.

Ein gedrängter Auszug aus dem dreibändigen Werk: Grundlagen der Socialwiſſenſchaft.

welche wir im [illegible] Anhang ausgeführt und beurtheilt haben. Das System Carey's ist als genialer Reformversuch der volkswirthschaftlichen Grundsätze allgemein anerkannt, aber wegen Mangel an Maß und Ordnung der Gedanken, Ignorirens europäischer Geschichte und Statistik und der dadurch bedingten Einseitigkeit nicht so bedeutsam für die Wissenschaft und Praxis. Die Hauptideen Carey's sind: die Theorie, daß möglichst viele Stoffe in den menschlichen Organismus umgesetzt und dadurch das Leben bereichert werden müsse, die Bildung wirthschaftlicher Mittelpunkte, namentlich der Association, die Polemik gegen Ricardos Grundrentenlehre und die Agitation für Schutzzölle zum Behufe der Entwicklung einer nordamerikanischen Wirthschaftsgruppe, die von Europa möglichst unabhängig gemacht werden soll.

Schäffle, Alb. Eberh. Friedr., Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft. Ein Lehr- und Handbuch der Nationalökonomie für höhere Unterrichtsanstalten und Gebildete jeden Standes. 2. durchaus neu bearb. Aufl. gr. 8. (XXXI u. 584 S.) Tübingen 1867, Laupp. n. 2⅓ Thlr.

Ein ausgezeichnetes Handbuch, das systematische Anordnung mit sorgfältiger Durcharbeitung einzelner Partien verbindet und manche neue eigenthümliche Auffassung darbietet, besonders merkwürdig die Untersuchungen über Arbeitstheilung und Vereinigung, Credit, Unternehmergewinne und Speculation. Von allen neuern Handbüchern am meisten geeignet zum Selbststudium.

Schäffle, Albert E. Fr., Die nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse insbesondere des literarisch-artistischen Urheberrechts, des Patent-, Muster- und Firmenschutzes nebst Beiträgen über Grundrentenlehre. gr. 8. (X u. 286 S.) Tübingen 1867, Laupp. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Weitere Ausführung der genannten Punkte nach den im obengenannten Handbuch aufgestellten Grundsätzen, mit Rücksicht auf die neuere Gesetzgebung und den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft. Eine sehr tüchtige Arbeit, welche besonders auch Geschäftsmännern und Juristen von Werth.

Geyer, Ph., Banken und Krisen. Eine Studie. gr. 8. (V u. 80 S.) Leipzig 1865, T. O. Weigel. n. 16 Ngr.

Lange, Fr. A., Die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft beleuchtet. gr. 16. (III u. 196 S.) Duisburg 1865. (Winterthur, Bleuler-Hausheer.) 12½ Ngr.

Schrift eines Socialdemokraten, der an der niederrheinischen Arbeiterbewegung betheiligt war und hier an eine Kritik der Bestrebungen Lassalle's sein eigenes Programm anknüpft. Der Verfasser will durch Betheiligung der Arbeiter am öffentlichen Leben ihren sittlichen Werth erhöhen wollen. Vertheidigung der etwas [illegible] gehaltenen Ansichten Mill's und Polemik gegen [illegible].

Huber, V. A., Sociale Fragen. gr. 8. Nordhausen 1863—66, Förstemann's Verl.

Nr. I. Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner. (36 S.) 1863. n. 4 Sgr.
„ II. Die nordamerikanische Sclaverei. (71 S.) 1864. ¼ Thlr.
„ III. Die innere Mission. (120 S.) 1864. n. ⅓ Thlr.
„ IV. Die latente Association. (36 S.) 1866. n. ⅙ Thlr.
„ V. Die Rochdaler Pioniere. Ein Bild aus dem Genossenschaftswesen. (42 S.) 1866. n. 6 Ngr.

Eine Reihe werthvoller Beiträge zur Geschichte des socialen Wesens. Besonders Nr. V. ein interessantes Beispiel, wie viel durch freie Vereinigung geleistet werden kann.

Huber, V. A., Zur Reform des Armenweſens. gr. 8. [VIII u. 66 S.] Schaffhauſen 1867, Hurter. 9 Ngr.
Beachtenswerther Rathſchlag.

Röhrich, Wilh., Sechs Vorträge aus dem Gebiete der Volkswirthſchaft. Nr. I—VI. Lex. 8. Coburg 1862—65, Streit. 19 Ngr.

Schulze-Delitzſch, H., Jahresbericht für 1865 über die auf Selbſthülfe gegründeten deutſchen Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften. gr. 4. [III u. 75 S.] Leipzig 1866, G. Mayer. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Fraas, Karl, Die Ackerbaukriſen und ihre Heilmittel. Ein Beitrag zur Wirthſchaftspolitik des Ackerbauſchutzes. gr. 8. [IX u. 255 S.] Leipzig 1866, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Funke, Walter, Ehemals und jetzt in der Landwirthſchaft. Ein populär-wiſſenſchaftlicher Vortrag gehalten zu Stuttgart. gr. 8. [32 S.] Stuttgart 1867, G. Weiſe. $^{1}/_{4}$ Thlr.

Richter, Eugen, Die Conſumvereine. Ein Noth- und Hilfsbuch für deren Gründung und Einrichtung. gr. 8. [V u. 185 S.] Berlin 1867, F. Duncker. n. 24 Ngr.

Staatsrecht und Politik.

Zeitſchrift für deutſches Staatsrecht und Verfaſſungsgeſchichte, unter Mitwirkung von W. E. Albrecht, R. v. Mohl, G. Waitz und H. A. Zachariä, in zwangloſen Heften herausgeg. von L. K. Aegidi. Heft 1—4. gr. 8. Berlin, 1865—67, G. Reimer. n. 2$^{1}/_{3}$ Thlr.

Oppenheim, Heinr. Bernh., Vermiſchte Schriften aus bewegter Zeit. gr. 8. [IV u. 388 S.] Stuttgart 1866, Kröner. n. 1$^{1}/_{2}$ Thlr.
Eine Sammlung intereſſanter Abhandlungen eines geiſtigen Politikers demokratiſcher Richtung.

Stein, Lorenz, Die Verwaltungslehre. gr. 8. Stuttgart, Cotta.
Thl. I. Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus. Mit Vergleichung der Rechtszuſtände von England, Frankreich und Deutſchland. gr. 8. [XVIII u. 647 S.] 1865. n. 3$^{1}/_{3}$ Thlr.
„ II. Die Lehre von der innern Verwaltung. 1. Thl. Das Bevölkerungsweſen und ſein Verwaltungsrecht. gr. 8. [XVI u. 353 S.] Ebend. 1866. n. 2 Thlr.
Ein gehaltreiches anregendes Werk, deſſen Hauptwerth auf Vergleichung des engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Verwaltungsſyſtems beruht. Freilich nur für ſolche verſtändlich, welche auf dem Gebiete der Staatswiſſenſchaften ſchon bewandert ſind und wiſſen, was der Verfaſſer mit ſeinen philoſophiſchen Ausdrücken meint, und die ſich an ſeinen Schrullen nicht ſtoßen. Eine eingehende Würdigung des Stein'ſchen Werkes finden wir im Maiheft 1867 der preußiſchen Jahrbücher von G. Schmoller in Halle.

Princip, Das conſtitutionelle, ſeine geſchichtliche Entwicklung und ſeine Wechſelwirkungen mit den politiſchen und ſocialen Verhältniſſen der Staaten und Völker. Herausgeg. von Aug. v. Haxthauſen. 2 Thle. gr. 8. (I., XVIII u. 296 S. II., IV u. 380 S.) Leipzig 1864, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Inhalt: I. Die Repräſentativverfaſſungen mit Volkswahlen, von Biedermann. II. Vier Abhandlungen über das conſtitutionelle Princip von Joſ. Held, Rud. Gneiſt, Gr. Warg. Wilh. Koſegarten.

Walcker, Karl, Kritik der Parteien in Deutſchland vom Standpunkte des Gneiſt'ſchen engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsrechts. gr. 8. (XVI u. 408 S.) Berlin 1865, Springers Verl. $1^1/_3$ Thlr.

Eine Kritik der bedeutendſten neuern politiſchen Schriftſteller Deutſchlands und Englands aus der Feder eines Dilettanten, der ſich mit Eifer auf die politiſche Theorie geworfen hat und dieſelbe ſcharfſinnig und geiſtvoll erörtert.

Cox, H., Die Staatseinrichtungen Englands. Eine gedrängte Darſtellung des engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsrechts. Aus dem Engliſchen überſ. u. bearb. von H. A. Kühne. gr. 8. (XVI u. 667 S.) Berlin 1867, Springers Verlag. n. 3 Thlr.

Ein gründlich belehrendes Werk, das in kurzer bündiger Darſtellung die geſchichtliche Entwickelung der engliſchen Verfaſſung und ihrer einzelnen Inſtitutionen darlegt. Die Klarheit und Anſchaulichkeit, mit der das Werk geſchrieben iſt, macht es auch für Ausländer brauchbar. Die Ueberſetzung iſt getreu und geſchmackvoll.

Gneiſt, Rudolf, Geſchichte und heutige Geſtalt der Aemter und des Verwaltungsrechts in England. Zweite völlig umgearb. Auflage des I. Haupttheils des Engliſchen Verfaſſungs- u. Verwaltungsrechts. 2 Bde. gr. 8. (I. S. 1–648. II. XV u. S. 649–1374.) Berlin 1866–67, Springers Verlag. n. 6 Thlr.

Ein ausgezeichnetes Werk, das in dieſer neuen Bearbeitung an Ordnung und Vollſtändigkeit des Materials weſentlich gewonnen hat.

Gneiſt, Rud., Budget und Geſetz nach dem conſtitutionellen Staatsrecht Englands mit Rückſicht auf die deutſche Staatsverfaſſung. gr. 8. (45 S.) Berlin 1867, Springers Verlag. n. $^1/_3$ Thlr.

Nachweiſung, daß in England ein großer Theil der Staatseinnahmen und Ausgaben unabhängig von der Bewilligung des Parlaments geſetzlich fixirt iſt.

Kaiſer, S., Grundſätze ſchweizeriſcher Politik, geſtützt auf beſtehendes Staatsrecht, auf die Reſultate der Wiſſenſchaft und auf geſchichtliche Erfahrung in 22 Vorleſungen vor einem gemiſchten Publikum. Heft 1. gr. 8. (210 S.) Solothurn 1867, Scherer. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Richter, Carl, Staats- und Geſellſchaftsrecht der franzöſiſchen Revolution von 1789—1804. 1 Thl. in 2 Bdn. gr. 8. (I. X u. 502 S. II. 634 S.) Berlin 1865, Springers Verlag. n. $5^2/_3$ Thlr.

Kries, Karl, Das moderne Kriegsweſen. Ein Beitrag ꝛc. 8. (46 S.) Berlin 1867, Eichhoff. n. $^1/_4$ Thlr.

Der Verfaſſer erörtert die Frage, wie die Einrichtungen und Vorbereitungen für den Krieg am zweckmäßigſten dem Staatsorganismus einzureihen und die Aufgabe zu löſen iſt, während der Friedenszeit die möglichſt geringe Zahl von Menſchen als Soldaten in Anſpruch zu nehmen, für den Ausbruch des Krieges aber die größtmögliche Zahl wirkſam zur Dispoſition zu haben.

Statiſtik.

Hausner, Otto, Vergleichende Statiſtik von Europa. 2 Bde. gr. 8. (I. XIII u. 165 S. II. VIII u. 586 S.) Lemberg 1865, Milikowski. n. 4 Thlr.

Ein ſorgfältig bearbeitetes Werk, das ſtatt der Länder- und Staatenabtheilung ſeinen Stoff nach ſachlicher Ordnung eintheilt und dadurch ſehr inſtructiv für die mancherlei Lebensverhältniſſe wird. Der Verfaſſer will den Werth individueller Freiheit und Selbſtverwaltung durch ſeine Angaben nachweiſen.

Keßner, Wilhelm, Handbuch für Staatskunde. — Politiſche Statiſtik aller Kulturländer der Erde. gr. 8. (XVI u. 539 S.) Leipzig 1866, Quandt u. Händel. n. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Eine überſichtliche Zuſammenſtellung der Hauptdaten der politiſchen Statiſtik, Flächengehalt, Einwohnerzahl, Verfaſſung, Verwaltung der Einnahmen, Ausgaben, Schulden der Kriegsmacht, der internationalen Beziehungen, der Regenten, der Maaß-, Gewichts- und Münzverhältniſſe. Da das Buch vor dem Krieg von 1866 gedruckt wurde, iſt es freilich in Betreff der eingetretenen Änderungen bereits veraltet.

Pfeiffer, Eduard, Vergleichende Zuſammenſtellung der europäiſchen Staatsausgaben. gr. 8. (IV u. 100 S.) Stuttgart 1865, Kröner. 18 Ngr.

Pfeiffer, Eduard, Die Staatseinnahmen. — Geſchichte, Kritik und Statiſtik derſelben. 2 Bde. gr. 8. (I. XXIII u. 552 S. II. XXVI u. 614 S.) Stuttgart 1866, Kröner. n. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Sorgfältige Sammlung und Benutzung der ſtatiſtiſchen Daten mit intereſſanten culturgeſchichtlichen Ergebniſſen.

Czörnig, Carl v., Darſtellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Controle in Oeſterreich, Preußen, Sachſen, Bayern, Württemberg, Baden, Frankreich und Belgien. gr. 8. (VII u. 187 S.) Wien 1866, Braumüller. n. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Eine gute Zuſammenſtellung des für das allgemeine Intereſſe Wiſſenswerthen. Sehr zu empfehlen für Ständemitglieder und Finanzbeamte.

Rechtswiſſenſchaft.

Ihering, Rud., Geiſt des römiſchen Rechts auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwicklung. III. Thl. 1. Abth. gr. 8. (X u. 312 S.) Leipzig 1865, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

—— —— —— I. u. II. Thl. 1. Abth. 2. verb. Aufl. gr. 8. (I. XIV u. 361 S. II. 1. VIII u. 291 S.) Ebend. 1866. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Meiſterhafte Ueberſicht der römiſchen Rechtsgeſchichte, die auch für Philologen und Hiſtoriker von großem Intereſſe iſt. 1. Aufl. 1. Nachtrag S. 23.

Arnold, Wilhelm, Cultur und Rechtsleben. gr. 8. (XXVIII u. 439 S.) Berlin 1865, Dümmlers Verlag. n. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Ein geiſtvolles Werk, welches die Stellung des Rechts im Culturleben der Völker, ſeinen Zuſammenhang mit den übrigen nationalen Lebensäußerungen, insbeſondere mit dem wirthſchaftlichen und ſittlichen Leben, als [illegible] auf die Entwicklung bei den Culturvölkern des Alterthums und der Neuzeit. Auch für den Laien reich an intereſſanten Geſichtspunkten und fruchtbaren Gedanken.

Criminalgeſchichten, Die intereſſanteſten, aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem neuen Pitaval von Anton Vollert. Bd. 1—2. 8. (I. IV u. 296 S. II. IX u. 302 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. à Bd. ½ Thlr.

Bluntſchli, J. C., Das moderne Kriegsrecht der civiliſirten Staaten als Rechtsbuch dargeſtellt. gr. 8. (IV u. 69 S.) Nördlingen 1866, Beck. n. 14 Ngr.

Verſucht die Fortſchritte nachzuweiſen, welche das neuere Kriegsrecht im Intereſſe der Humanität gemacht hat.

Geographie und Reiſehandbücher.

Länder- und Völkerkunde.

Erdbeſchreibung.

Zeitſchriften.

Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Herausgeg. von W. Koner. Neue Folge Bd. 18 u. 19. gr. 8. (504 u. 503 S.) Berlin 1865, D. Reimer. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

War urſprünglich Organ der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde, wurde 1853 zu einer allgemeinen Zeitſchrift unter obigem Titel erweitert und iſt nun wieder auf die Beſtimmung eines Organs der Geſellſchaft beſchränkt worden, was die Folge hat, daß jährlich nur ein Band erſcheint. Die Einrichtung iſt übrigens dieſelbe geblieben.

Das Ausland. Ueberſchau der neueſten Forſchungen auf dem Gebiet der Natur-, Erd- und Völkerkunde. Red. O. F. Peſchel. Jahrg. 1865. 1866. 1867. à 52 Nrn. à 3 Bogen. gr. 4. Stuttgart, Cotta. à Jahrg. n. 9⅓ Thlr.

Hält ſich durch gediegene Arbeiten auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der Wiſſenſchaft und dient durch die gefällige Form, in welcher die meiſten Beiträge gegeben ſind, auch der Unterhaltung. Die Ausſtattung iſt ſeit einigen Jahren eleganter geworden und giebt auch, wo es nöthig, Holzſchnitte.

Petermann, A., Mittheilungen aus Juſtus Perthes' geographiſcher Anſtalt über wichtige neue Erforſchungen auf dem Geſammtgebiete der Geographie. Jahrg. 1865. 66. 67 à 12 Hefte in 4. mit je etwa 40 S. u. 2 Karten. Gotha, J. Perthes. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Dazu Ergänzungshefte:

Nr. 14. Ferd. v. Richthofen. Die Metallproduction Californiens. Mittheilungen von den pacifiſchen Küſtenländern Nordamerikas. (59 S.) n. ½ Thlr.

15. Die Tinne'ſche Expedition im weſtlichen Nilgebiet 1863 u. 64.

Aus dem Tagebuch von Theod. v. Heuglin. (VII u. 40 S.) n. 2/3 Thlr.

Nr. 16. Spitzbergen und die arktische Centralregion. Von H. Petermann. (X u. 70 S. mit 3 Karten.) n. 2/3 Thlr.

„ 17. Die Adamello-Presanellaalpen nach den Zeichnungen und Aufnahmen von Julius Payer. Mit 1 Karte, 1 Ansicht und 6 Profilen. (III u. 36 S.) n. 2/3 Thlr.

„ 18. Die Oetzer Alpen nach den Forschungen und Aufnahmen von Jul. Payer mit Karte und Ansicht. (IV u. 15 S.) 2/3 Thlr.

„ 19. G. Behm, Die modernen Verkehrsmittel. Mit 2 Karten. (50 S.) n. 5/6 Thlr.

bus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgeg. von . Andree. Bd. 9. und 10. (à 12 Lief.) gr. 4. (Mit eingedr. Holzschnitten.) Hildburghausen 1865, 66, Bibliograph. Institut. à Jahrg. . 3 Thlr.

Vom Bd. 11. an mit dem Beisatz auf dem Titel „mit besonderer Rücksicht auf Anthropologie thnologie" in den Verlag von Vieweg in Braunschweig übergegangen, wodurch die schon beliebte Zeitschrift einen neuen Aufschwung zu nehmen scheint.

in, Chr. G. D., und Ferd. **Hörschelmann,** Handbuch der Geographie nd Statistik. 7. Aufl. Neu bearb. unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten on J. E. **Wappäus.** gr. 8. Leipzig, Hinrichs' Verlag.

Bd. I. Lief. 12—14. Mittel- und Südamerika, von **Wappäus.** (S. 529—1101.) 1864—67. 2 Thlr. 12 Ngr.

„ II. Lief. 8. Das osmanische und russische Reich, von Brauer. (XII u. S. 865—1121. Schluß.) 1864. 1 Thlr.

„ III. Lief. 7—9. Frankreich, von M. Block. Belgien, von Heuschling. Die schweizerische Eidgenossenschaft, von Brachelli. (S. 273—712.) 1864—66. 2 Thlr. 2 Ngr.

„ IV. Lief. 8. Preußen und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, von Brachelli. (XVIII u. S. 915—1157. Schluß.) 1864. 2/3 Thlr.

Nachtrag zu II. 1. Afrika. Ergänzungen von O. Delitsch. (S. 375—500.) 1866. 16 Ngr.

den, G. A. v., Handbuch der Erdkunde. 3 Thle. gr. 8. Berlin 1862—67, Weidmann.

Bd. I. Physische Geographie. Neue Ausgabe. (XV u. 995 S. mit 271 Holzschnitten.) 1866. n. 4 Thlr.

„ II. Politische Geographie von Europa. 2. verm. u. verb. Aufl. (XX u. 1652 S.) 1865—1867. n. 5 Thlr.

„ III. Asien, Australien, Afrika u. Amerika. (XII u. 895 S.) 1862. n. 3 Thlr.

Das vollständigste und neueste Handbuch der Geographie. Gut redigirt.

iel, Herm. Adelbert, Deutschland nach seinen physischen und politischen

Verhältniſſen geſchildert. 2. Aufl. Mit Berückſichtigung aller aus den neueſten Kriegsverhältniſſen entſtandenen ſtaatlichen Veränderungen. 1. Bd. gr. 8. (180 S.) Leipzig 1867, Fues. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Erſte Aufl. ſ. fünfter Nachtrag S. 27.

Jenſen, Wilhelm, Deutſches Land und Volk zu beiden Seiten des Oceans. Geſchichte und Gegenwart ꝛc. Mit 1 Karte von Deutſchland. Lex. 8. (XVIII u. 302 S.) Stuttgart 1867, Schmidt u. Spring. 1 Thlr.

Eine Ueberſicht über die Geſchichte des deutſchen Volkes und ſeiner Wohnſitze auf der ganzen Erde. Geſchichtliche Skizzen, Schilderung von Volks- u. Standeseigenthümlichkeiten, Landesart, ſtatiſtiſche Notizen. Die während des Druckes eingetretenen politiſchen Veränderungen machten verſchiedene Nachträge nothwendig. Ein ſehr empfehlenswerthes Buch, das ſich nicht nur als Nachſchlagebuch für den Hausbrauch, ſondern auch für Leſevereine und Volksbibliotheken eignet.

Andree, K., Geographie des Welthandels. Mit geſchichtlichen Erläuterungen. 1. Bd. Lex. 8. (668 S.) Stuttgart 1867, Maier. 2 Thlr. 12 Ngr.

Theil der Bibliothek der geſammten Handelswiſſenſchaften.

Peſchel, O., Geſchichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt. gr. 8. (XX u. 706 S. mit eingedr. Holzſchn. u. 3 lith. Karten.) (A. u. d. T.: Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Bd. IV.) München 1865, lit. artiſt. Anſtalt. n. 3⅓ Thlr.

Ein mit großer Sachkunde ausgeführtes Werk, das zugleich durch gute Darſtellung, treffliche Bemerkungen im Einzelnen und geiſtreiche Auffaſſung den Leſer anzieht. Da es zunächſt den Antheil der Deutſchen an der Erweiterung der Erdkunde zu ſchildern hatte, ſo iſt dieſer unverhältnißmäßig in den Vordergrund getreten.

Reiſehandbücher.

Deutſchland.

Bädeker, K., Deutſchland nebſt Theilen der angrenzenden Länder. Handbuch für Reiſende.

Thl. I. Oeſterreich, Süd- und Weſtdeutſchland. 12. Aufl. Nebſt Ueberſichts- u. 12 Special-Karten u. 28 Städteplänen. 8. (XVI u. 254 S.) Coblenz 1867, Bädeker. n. 2 Thlr.

„ II. Mittel- und Norddeutſchland. 13. Aufl. Mit Karten u. 2 Plänen. 8. (X u. 351 S.) Ebend. 1867. n. 1⅔ Thlr.

Der Rhein von Mainz abwärts iſt diesmal der norddeutſchen Abtheilung einverleibt. Neu iſt die Bearbeitung von Schleswig-Holſtein mit beſonderer Berückſichtigung der Kriegsſchauplätze. Der Harz, die ſächſiſche Schweiz, der Thüringer Wald ſind mit neuen größeren und deutlicheren [illegible] bedacht.

Bädeker, K., Die Rheinlande von der ſchweizer bis zur holländiſchen Grenze. Schwarzwald, Vogeſen u. ſ. w. Mit 16 Karten u. 11 Plänen. 14. Aufl. 8. (XXVI u. 362 S.) Coblenz 1866, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Bädeker, K., Oeſterreich. Handbuch für Reiſende. Mit 6 Karten u. Plänen. 12. Aufl. 8. (XVI u. 254 S.) Coblenz 1867, Bädeker. n. 1⅓ Thlr.

Heyl und **Berlepſch,** Neueſtes Reiſehandbuch für Weſtdeutſchland. Mi

28 Karten, 14 Plänen, 8 Panoramen u. 52 Anſichten. gr. 8. (VIII u. 977 S.) Hildburghauſen 1867, Bibliograph. Inſtitut. n. 2½ Thlr.

Ein ungemein reichhaltiges, ſorgfältig behandeltes und elegant ausgeſtattetes Handbuch, das die Rheinlande im ausgedehnteſten Sinne behandelt. Schwaben und Baiern iſt nicht mit aufgenommen, ſondern einer beſonderen Abtheilung Süddeutſchland vorbehalten.

Schöne, Guſtav, Am Rhein. Ein Handbuch zur Vorbereitung einer Reiſe am Mittelrhein. 16. (VI u. 212 S. mit 2 Karten [Wein- u. Reiſekarte.]) Iſerlohn 1867, Bädeker. ⅓ Thlr.

Nicht ſpecieller Ortswegweiſer, ſondern mehr allgemeine Berathung, aber doch eigentlich ein Reiſehandbuch.

Voigtländer, R., Vollſtändiges Rheinbuch. Handbuch und Führer für Rheinreiſende. Mit 6 Karten, 4 Stadtplänen u. Illuſtrationen. 2. Aufl. 8. (VIII u. 247 S.) Kreuznach 1865, Voigtländer. n. 24 Ngr.

Schwarzwald, Der, der Odenwald, Bodenſee und die Rheinebene. Mit 1 Karte von Baden und Würtemberg, 8 Anſichten und 2 Panoramen. 3. veränderte u. verm. Aufl. 8. (XVIII u. 322 S.) Heidelberg 1868, Emmerling. n. 1⅓ Thlr.

1. Auflage von 1858 ſ. 3. Nachtrag S. 47. Weſentlich verbeſſert, namentlich durch Hinzufügung von zweckmäßigen Reiſerouten und genaueren Angaben über die Gaſthöfe. Die etwas breiteren geſchichtlichen Notizen durch kleinen Druck unterſchieden und dadurch mehr Raum für die eigentlichen Reiſebedürfniſſe und leichtere Ueberſicht gewonnen. Die beigegebene Karte iſt gering.

Schnars, Carl Wilh., Führer durch den Schwarzwald. Mit 4 Karten und 1 Panorama vom Feldberg ꝛc. 8. (XXIX u. 254 S.) Freiburg im Breisgau 1865, Diernfellner. n. 28 Ngr.

Ein empfehlenswerthes Reiſehandbuch, das über den badiſchen Schwarzwald gründlich unterrichtet und auch ſehr gute Karten hat. Nur vermiſſen wir die Aufnahme von einigen Städten, welche der in dieſen Gegenden Reiſende häufig gern mitnimmt, wie z. B. Straßburg, Baſel. Auch hätten die benachbarten Partien des württembergiſchen Schwarzwaldes, Wildbad, Herrenalb, Neuenbürg, Freudenſtadt, Alpirsbach billig mit hineingezogen werden ſollen.

Schaubach, Adolph, Die deutſchen Alpen. 8. Jena 1865, 1866, Frommann.

Bd. II. Nordtirol, Vorarlberg, Oberbayern ꝛc. 2. Aufl. 8. (VIII u. 188 S.) 1866. n. 1⅔ Thlr.
„ III. Salzburg, Ober-Steiermark, das öſterreichiſche Gebirge und das Salzkammergut. 2. Aufl. 8. (VIII u. 616 S.) 1865. n. 1⅔ Thlr.
„ IV. Das mittlere und ſüdliche Tirol. 2. Aufl. 8. (VIII u. 492 S.) n. 1⅓ Thlr.

Neue Bearbeitung eines 1845—47 erſchienenen Werkes, nach des Verfaſſers Tod von mehreren Alpenkennern neu redigirt, giebt es die gründlichſte Belehrung über die deutſche Alpenwelt.

Noë, Heinrich, Bairiſches Seebuch. Naturanſichten und Lebensbilder aus den bairiſchen Hochlandseen. 8. (575 S.) München 1865, Lindauer. 1 Thlr. 24 Ngr.

—— —— Oeſterreichiſches Seebuch. Darſtellungen aus dem Leben an den

Seeufern des Salzkammergutes. 8. (X u. 152 S.) München 1867, Lindauer. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Freie Schilderungen von Land und Leuten, Naturſchönheiten und Eigenthümlichkeiten des Volkslebens mit eingeſtreuten novelliſtiſchen Partien. Von einem gründlichen Kenner dieſer Gegenden und erfahrenen Touriſten geſchrieben, können die beiden Bücher auch ganz gut zur Vorbereitung auf Fußwanderungen dienen.

Die Schweiz.

Bädeker, K., Die Schweiz. Nebſt den angrenzenden Theilen von Ober-Italien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reiſende. 11. Aufl. 8. (XLVIII u. 427 S. mit 19 Karten, 7 Städteplanen u. 7 Panoramen.) Coblenz 1867, Bädeker. n. 1 Thlr. 22 Ngr.

Dieſe neue Auflage enthält eine Anzahl nach dem Dufour'ſchen Atlas neu verbeſſerte Specialkarten, namentlich des Berner Oberlandes, des Chamounithales, des Appenzellerlandes, des Oberengadin, der Gebirgsſtock des St. Gotthard, das untere Rhonethal, die Umgebungen des großen Bernhard, das Glarnerland, der Lukmanier ſind ganz neu.

Berlepſch, H. A., Neueſtes Reiſehandbuch für die Schweiz. 4. Aufl. Mit 15 Karten, 6 Stadtplänen, 10 Panoramen u. 38 Anſichten. 8. (XVII u. 796 S.) Hildburghauſen 1866, Bibliogr. Inſtitut. n. 2½ Thlr.

—— Zürich und ſeine Umgebung. Ein Führer für Einheimiſche und Fremde. Mit 1 Plan der Stadt. 16. (136 S.) Zürich 1867, Schabelitz. n. ⅔ Thlr.

Tſchudi, Iwan, Schweizerführer. 7. umgearb. Aufl. Mit Reiſekarte der Schweiz, 6 Städteplänen und 12 Gebirgspanoramen. 8. St. Gallen 1866, Scheitlin u. Zollikofer. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Auch in 3 Einzelabtheilungen erſchienen.

I. Nord- und Weſt-Schweiz. Mit Reiſekarte, 4 Stadtplänen und 4 Gebirgs-Panoramen. (XL u. 235 S.) n. 28 Ngr.
II. Ur- und Südſchweiz ꝛc. Mit 1 Stadtplan (Mailand), 5 Gebirgs-Panoramen. (XVI u. 117 S.) n. ⅔ Thlr.
III. Oſtſchweiz ꝛc. Mit 1 Stadtplan u. 4 Gebirgs-Panoramen. (XVI u. 112 S.) n. ⅔ Thlr.

Ein ſehr beliebter zuverläſſiger Wegweiſer, der ſich auf thatſächliche Notizen beſchränkt und auf äſthetiſche Beſchreibung von Naturſchönheiten nicht einläßt. Die Ausſtattung ſteht dem Berlepſch und Bädeker nach; die Karten wollen nicht viel beſagen. Beſonders für Fußreiſende berechnet.

Aeby, Chr., E. v. **Fellenberg** und **Gerwer** (Pfarrer in Grindelwald), Das Hochgebirge von Grindelwald. Naturbilder aus der ſchweizeriſchen Alpenwelt. Mit 1 Panorama, 9 Anſichten u. 1 Karte. Lex. 8. Coblenz 1865, Bädeker. n. 2⅔ Thlr.

Ein Prachtwerk, welches ausführliche Beſchreibungen der vom Grindelwalder Thal aufſteigenden Bergkoloſſe und des Thales ſelbſt enthält. Jedem, der ſich in dieſer Gebirgswelt gründlich umſehen will, ſehr zu empfehlen.

Lechner, Ernſt, Das Thal Bergell (Bregaglia) in Graubünden. Natur, Sagen, Geſchichte, Volk, Sprache ꝛc. nebſt Wanderungen. Mit 1 Titelbild u. 1 Karte. 16. (VIII u. 140 S.) Leipzig 1865, Engelmann. n. 16 Ngr.

Lechner, Ernſt, Piz Languard und die Berninagruppe. Ein Führer durch das Oberengadin ꝛc. 2. Auflage, erweiterte Bearbeitung. Mit 1 Panorama vom Languard, 3 Anſichten u. 1 Karte. gr. 16. (VIII u. 147 S.) Leipzig 1865, Engelmann. n. 24 Ngr.

Gute Monographien aus der Feder eines mit der Gegend ſehr vertrauten dortigen Geiſtlichen.

Schöne, Guſtav, Einführung in die Schweiz. 12. (III u. 154 S. mit 1 Karte.) Duisburg 1867. (Winterthur, Bleuler-Hausheer.) $^2/_3$ Thlr.

Nicht topographiſch, ſondern überſichtlich ſchildernd. Uebrigens ganz zweckmäßige Reiſeführung.

Italien.

Bädeker, K., Italien. 3. Aufl. 8. Coblenz, Bädeker.

Bd. I. Ober-Italien bis Livorno und Florenz. Mit 5 Karten u. 16 Plänen. (XX u. 442 S.) 1865. n. $1^2/_3$ Thlr.

„ II. Mittel-Italien und Rom. Mit 3 Karten und 8 Plänen. (LXXXVI u. 371 S.) 1866. n. $1^2/_3$ Thlr.

„ III. Unter-Italien, Sicilien und die Liparischen Inſeln. Mit 14 Karten u. 6 Plänen. (XXXVI u. 361 S.) 1866. n. $1^2/_3$ Thlr.

Bewährte Handbücher. Beſondere Berückſichtigung der Kunſt. Dem Bd. II. iſt eine orientirende Abhandlung von Springer über Kunſtgeſchichte vorangeſchickt.

Förſter, E., Handbuch für Reiſende in Italien. 2 Bde. 8. Aufl. 8. München 1866, lit.-artiſt. Anſtalt. à Bd. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Bd. I. Reiſen bis Florenz. Mit 10 Karten u. 19 Plänen. (XII u. 173 S.)

„ II. Mittel- und Unteritalien und in Sicilien. Mit 16 Plänen und 7 Karten. (VI u. 572 S.)

Wittmer, Michael, und Wilh. **Molitor,** Rom. Ein Wegweiſer durch die ewige Stadt und die römiſche Campagna. Mit Karten u. Plänen. 8. (VIII u. 158 S.) Regensburg 1866, Puſtet. n. $2^1/_3$ Thlr.

Werk eines ſeit 30 Jahren in Rom lebenden Hiſtorienmalers, deſſen äſthetiſches Urtheil anerkannte Geltung hat. Der Kapitular Molitor hat die hiſtoriſche Seite ergänzt. Das Buch verbindet die Zwecke eines praktiſchen Reiſehandbuches mit denen einer kunſtgeſchichtlichen Monographie.

Paris.

Bädeker, K., Paris und Nordfrankreich nebſt den Eiſenbahnrouten vom Rhein und der Schweiz nach Paris. Handbuch für Reiſende. Mit 2 Karten und 23 Plänen. 6. verm. u. verb. Auflage. 8. (XXXVIII u. 356 S.) Coblenz 1867, Bädeker. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Berlepſch, H. A., Neueſtes Reiſehandbuch für Paris. Illuſtrirte Ausgabe.

Mit 4 Karten, 17 Plänen u. 28 Anſichten in Stahlſt. 8. (X u. 680 S.) Hildburghauſen 1867, Bibliogr. Inſtitut. n. 2 Thlr.

Ungemein reichhaltig und ſplendide Ausſtattung. Ausgezeichnet die Partien über die Kunſtſammlungen, die von Fachmännern bearbeitet, ein treffliches Stück Kunſtgeſchichte darſtellen.

Hirſch, Albert v., Paris und ſeine vorzüglichſten Umgebungen (in 2 Bdn.) Bd. I. Die hervorragenden Staatsſammlungen als: Louvre, Hôtel de Cluny, Musée d'Artillerie ꝛc. Nebſt einem Anhang: Kurze Notizen über die Weltausſtellung zu Paris im Jahre 1867 und allgemeiner Wegweiſer durch Paris. br. 8. (XVIII u. 524 S. mit 2 Steintafel u. 1 Karte.) München 1867, Fleiſchmann. n. 2 Thlr.

London.

Bädeker, K., London nebſt Ausflügen nach Südengland, Wales u. Schottland, ſowie Reiſerouten vom Continent nach England. Handbuch für Reiſende. Mit 4 Karten u. 5 Plänen. 2. Aufl. 8. (XLIV u. 388 S.) Coblenz 1866, Bädeker. n. 1⅔ Thlr.

Reiſebeſchreibungen.

Europa.

Spanien und Italien.

Pagenſtecher, H. A., Die Inſel Mallorka. Reiſeſkizze. Mit 7 landſchaftl. Anſichten in Holzſchnitt. gr. 8. (IV u. 186 S.) Leipzig 1867, Engelmann. 1¼ Thlr.

Anſpruchloſer Reiſebericht eines Heidelberger Profeſſors der Zoologie, der mit einem älteren Freunde eine Ferienreiſe nach Mallorka machte und nun in anziehender Weiſe ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen berichtet. Elegante Ausſtattung.

Friſche Reiſeeindrücke eines deutſchen Künſtlers mit humoriſtiſcher Färbung.

Hartwig, O., Aus Sicilien. Cultur- und Geſchichtsbilder. 1. Bd. 8. (VII u. 334 S.) Göttingen 1867, Wigand. 1½ Thlr.

Anſprechende Darſtellungen aus ſachkundiger Feder. Der Verfaſſer war fünf Jahre lang Prediger der deutſch-evangel. Gemeinde in Meſſina.

Paulus, Eduard, Bilder aus Italien. 8. (VI u. 157 S.) Stuttgart 1866, Kröner. ½ Thlr.

Schellenberg, Prof., Im Golf von Spezzia am Comerſee. Skizzen und Studien aus dem Sommer und Winter 1862—63. 8. (XII u. 379 S. mit 1 Holzſchnitttafel.) Leipzig 1865, Purfürſt. 1½ Thlr.

Maximilian I., Erzherzog von Oeſterreich, Aus meinem Leben. Reiſeſkizzen, Aphorismen, Gedichte. 2. Aufl. 1—4. Bd. gr. 8. (XII u. 884 S.) Leipzig 1867, Duncker u. Humblot. n. $5^1/_3$ Thlr.

Dieſe Mittheilungen aus dem Jugendleben des unglücklichen Kaiſers von Mexiko enthalten Reiſeberichte aus Italien und Spanien, welche äußerſt friſch und lebendig geſchrieben ſind und bekanntlich in der Leſewelt großen Beifall gefunden haben.

Griechenland.

Welcker, F. G., Tagebuch einer griechiſchen Reiſe (vom Jahre 1842). 2 Bde. 8. (I. X u. 314 S. II. 338 S.) Berlin 1865, Wilhelm Hertz. n. $3^1/_3$ Thlr.

Wörtlicher Abdruck des Tagebuches, zunächſt für die vielen Freunde und Bekannte des Verfaſſers veranſtaltet.

Erdumſeglungen.

Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857—59, unter den Befehlen des Commodore B. v. Wüllerſtorf-Urbair. Beſchreibender Theil von K. v. Scherzer. Volksausgabe. 2 Bde. Lex.-8. Mit eingedr. Holzſchnitten. (X u. 1208 S. mit 24 Holzſchnitttafeln, 3 Steindrucktafeln, 4 Karten u. 2 Tabellen.) Wien 1864—65. Gerold's Sohn. n. 3 Thlr.

—— —— —— Statiſtiſch-commercieller Theil. I. Bd. Mit 13 in den Text gedr. Karten (Holzſchn.) u. 1 lith. Erdkarte. gr. 4. (IX u. 388 S.) Ebend. 1864. n. 8 Thlr.

—— —— —— II. Bd. Mit 22 in den Text gedr. Karten (Holzſchn.) u. 8 lith. Karten (Buntdruck.) gr. 4. (VIII u. 690 S.) Ebend. 1865. n. $16^2/_3$ Thlr.

Die letztere Abtheilung, welche das Ergebniß ſorgfältiger unbefangener Beobachtungen und fleißiger Benutzung literariſcher und officieller Hilfsmittel enthält, bietet Vieles für die Geſchichte des Handelsverkehrs, der Waarenkenntniß und der nationalökonomiſchen Fragen ſehr Intereſſante. Da die officielle Luxusausgabe für das größere Publikum zu theuer iſt, ſo iſt von Brockhaus in Leipzig eine billigere zum Preiſe von 5 Thlrn. veranſtaltet worden.

Die naturwiſſenſchaftlichen Theile des Reiſewerkes, welche ſehr in die Breite gehen, übergehen wir hier, da ſie nur für den Fachmann Intereſſe haben.

Hildebrandt, E., Reiſe um die Erde. Nach ſeinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von F. Koſſak. 3 Bde. gr. 8. (XVIII u. 1022 S.) Berlin 1867, Janke. n. $4^1/_2$ Thlr.

Aſien.

Die preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien. (Nach amtlichen Quellen.) 1. Bd. Mit 12 Illuſtr. u. 2 Karten. Lex.-8. (XXIII u. 352 S.) Berlin 1864, Decker. n. 4 Thlr.

—— —— —— 2. Bd. Mit 12 Illuſtr. Lex.-8. (X u. 375 S.) Ebend. 1866. n. 4 Thlr.

handelt hauptſächlich von Japan, das, ſo weit die europäiſche Kenntniß reicht, gründlic und anſchaulich geſchildert iſt, beſonders die Hauptſtadt Jeddo, aus der intereſſante Notizen übe japaniſche Induſtrie mitgetheilt werden. Iſt mit dieſen zwei Bänden zum Abſchluß gebracht Eine Reihe landſchaftlicher Darſtellungen, das Heft zu 8 Thlr., ſchließt ſich an, ein wiſſenſchaftlicher Bericht der betreffenden Fachgelehrten wird nachfolgen.

Polak, Jak. Ed., Perſien. Das Land und ſeine Bewohner. 2 Thle. gr. 8. (I., XIV u. 389 S. II., V u. 370 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 4 Thlr.

Der Verfaſſer lebte als Leibarzt des Schahs und Lehrer an der mediciniſchen Schul mehrere Jahre in Perſien und hatte Gelegenheit Land und Leute näher kennen zu lernen. Gründliche und anziehende Schilderung, aber keine günſtige.

Baſtian, Adolf, Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen 3 Bde. gr. 8. (I., XVI u. 576 S. II., XIII u. 521 S. III., XX u. 510 S.) Leipzig u. Jena 1866—67. (Bd. I. u. II. O. Wigand in Leipzig. n. $5\frac{2}{3}$ Thlr. Bd. III. Coſtenoble in Jena.) n. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Werk eines unermüdeten ethnographiſchen Forſchers, der durch eigene Anſchauung auf vieljährigen Reiſen, ſowie durch fleißige Benutzung der einſchlägigen Literatur ein reiches Materia des Wiſſens gewonnen hat, aber es noch nicht zu einer klaren u. wiſſenſchaftlichen Verarbeitung ſeines Stoffes gebracht. Der Stil iſt ziemlich nachläſſig.

Mögling, H., und Th. **Weitbrecht,** Das Kurgland und die evangeliſche Miſſion in Kurg. Mit 1 Karte u. 4 (lith.) Bildern in Tondruck. gr. 8. (VIII u. 335 S.) Baſel 1867, Bahnmaier. n. 1 Thlr.

Werk zweier wiſſenſchaftlich gebildeter und um das Miſſionsweſen in Indien ſehr verdiente Männer, die hier ein intereſſantes Bild von dem Leben und der geſchichtlichen Entwicklung eine kräftigen, in ſeinen Bergen abgeſchloſſenen Volksſtammes geben.

Jagor, F., Singapore-Malacca-Java. Reiſeſkizzen. Mit 21 Federzeichnungen. Lex. 8. (VI u. 252 S.) Berlin 1866, Springers Verlag. n. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Intereſſante Schilderungen eines gebildeten Touriſten, welcher durch gute Empfehlungen gefördert, Gelegenheit hatte die ſocialen und Culturverhältniſſe der beſuchten Länder näher kennen zu lernen, und ſeine Anſchauungen gut wieder zu geben verſteht. Ein Buch für die Unterhaltung.

Vámbéry, Herm. (Bamberger), Reiſe in Mittelaſien von Teheran durch die turkmaniſche Wüſte an der Oſtküſte des Kaspiſchen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand ausgeführt im Jahre 1863. Mit 12 Abbildgn. in Holzſchnitt u. 1 lith. Karte. Deutſche Orig.-Ausgabe. gr. 8. (XV u. 352 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Der Verfaſſer iſt ein Ungar, der ſich durch den Beſuch mahomedaniſcher Schulen vollkommen mit dem islamitiſchen Leben und Wiſſen vertraut gemacht hat, zum Islam übergetreten und türkiſcher Beamter geworden iſt und hauptſächlich in ſprachwiſſenſchaftlichem Intereſſe die auf dem Titel genannte Reiſe unternommen hat. Das vorliegende Werk enthält in erſter Abtheilung die eigentliche Reiſebeſchreibung, in der zweiten reichhaltige Notizen über Bevölkerung, Lebensweiſe, Regierungsformen, Ackerbau, Handel, Induſtrie, Straßen u. ſ. w. Mittelaſiens, die um ſo werthvoller ſind, da die betreffenden Länder ſehr ſelten von Europäern beſucht werden. Uebrigens ſind die Berichte des Verfaſſers mit einigem Mißtrauen aufgenommen worden.

Campbell, Des Anglo-Afghanen John, Wanderungen und Abenteuer unter den wilden Stämmen Centralaſiens. Von ihm ſelbſt mündlich erzähl und niedergeſchrieben von Hubert Oswald Fry. Aus d. Engliſchen. gr. 8. (XII u. 210 S.) Leipzig 1864. Dyk'ſche Buchhandlung. n. 1⅓ Thlr.

Andree, Richard, Das Amurgebiet und ſeine Bedeutung. Reiſen in Theilen der Mongolei, den angrenzenden Gegenden Oſt-Sibiriens, am Amur und ſeinen Nebenflüſſen. Nach den neueſten Berichten, vornehmlich nach Aufzeichnungen von A. Michie, G. Radde, R. Maak u. A. Mit 80 eingedruckten Holzſchnitten, 4 Tonbildern und 1 Karte. gr. 8. (XII u. 268 S.) Leipzig 1867, O. Spamer. n. 1⅓ Thlr.

Palgrave, Will. Gifford, Reiſe in Arabien. Aus dem Engl. 1 Bd. Mit Porträt des Verfaſſers, 1 Karte von Arabien und 3 Plänen. gr. 8. (VII u. 354 S.) Leipzig 1867, Dyk'ſche Buchhandlung. n. 2 Thlr.

Furrer, Konrad, Wanderungen durch Paläſtina. Mit 1 Anſicht und 1 Plan von Jeruſalem und 1 Karte von Paläſtina. gr. 8. (XII u. 414 S.) Zürich 1865, Orell, Füßli u. Comp. 1⅔ Thlr.

Der Verfaſſer hat einen großen Theil des heil. Landes zu Fuß durchpilgert, um Gegend und Leute näher kennen zu lernen, und erzählt nun ſeine Reiſeerlebniſſe anſpruchslos.

Robinſon, Edward, Phyſiſche Geographie des heiligen Landes. Aus dem Nachlaß des Verfaſſers zur Ergänzung ſeiner früheren Schriften über Paläſtina. gr. 8. (XIX u. 406 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 2⅓ Thlr.

Fraas, Oskar, Das todte Meer. Ein Vortrag im Königsbau gehalten am 6. April 1867. gr. 8. (22 S.) Stuttgart 1867, J. F. Steinkopf. 6 Ngr.

Afrika.

Locher, Friederich, Nach den Oaſen von Laghuat. Nebſt 1 Plane u. 1 Anſicht des Palaſtes des Chalifen von Laghuat. gr. 8. (VIII u. 208 S.) Bern 1861, Haller. 24 Sgr.

Pikante Reiſeberichte eines ſchweizeriſchen Juriſten, der in Erbſchaftsangelegenheiten eine Geſchäftsreiſe nach Algier zu machen hatte.

Baker, Samuel White, Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforſchung der Nilquellen. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 33 Illuſtrationen in Holzſchnitt, Chromolithographien und 2 Karten. 1. Bd. gr. 8. (XVI u. 338 S.) Jena 1867, Coſtenoble. 2⅓ Thlr.

Eines der bedeutendſten geographiſchen Werke der letzten Jahre, das über die Nilquellen wichtige Aufſchlüſſe giebt. Keine weitſchweifigen Unterſuchungen, ſondern einfache Erzählung des Erlebten und Geſehenen.

Livingſtone, D. u. Ch., Neue Miſſionsreiſen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrag der engliſchen Regierung. Forſchungen am Zambeſi und ſeinen Nebenflüſſen, nebſt Entdeckung der Seen Schirwa und Nyaſſa in den Jahren 1858—1864. Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin. Mit 40 Illuſtrationen in Holzſchnitt, 1 Karte und 13 Holzſchnitttafeln. 2 Bde. gr. 8. (XXIX u. 699 S.) Jena 1866. Coſtenoble. 5⅓ Thlr.

Reich an intereſſanten Beobachtungen, die aber nicht verarbeitet, ſondern als einzelne Notizen zuſammengeſtellt ſind. Die intereſſanteſte Partie ſind wohl die Berichte über den Sklavenhandel, den Livingſtone an ſeinem Hauptſitze kennen lernte und von dem er eine grauenhafte Schilderung entwirft.

Amerika.

Müller, J. W. v., Reiſen in den Vereinigten Staaten Canada u. Mexico. 3. Bd. Auch unter dem Titel: Beiträge zur Geſchichte, Statiſtik und Zoologie von Mexiko. Mit 1 Karte und 1 Profil. gr. 8. (XII u. 643 S.) Leipzig 1865, **Brockhaus.** n. 4 Thlr.

Bd. 1 und 2 ſ. ſechſter Nachtrag S. 54.

Tſchudi, Joh. Jak. v., Reiſen durch Süd-Amerika. Mit Abbildungen in Holzſchnitt und 10 lithographirten Karten. I. II. Bd. gr. 8. (I. XII u. 308 S. II. VI u. 383 S.) Leipzig 1866, **Brockhaus.** n. 6 Thlr.

Der Verfaſſer, eidgenöſſiſcher Geſandter am Hofe des Kaiſers von Braſilien, giebt hier die in den Jahren 1857, 1858, 1860 und 1861 gemachten Beobachtungen. Er hat ein ſcharfes Auge, und erzählt gut, daher dieſes Werk eine der werthvollſten Beſchreibungen der bereiſten Gegenden iſt. Es ſoll noch ein Band nachfolgen.

Kollonitz, Gräfin Paula, Eine Reiſe nach Mexico im Jahr 1864. 2. Aufl. gr. 8. (XI u. 247 S.) Wien 1867, **Gerold's Sohn.** n. 1 1/3 Thlr.

Sehr anſprechende Erzählungen einer gebildeten Dame, welche Ehrendame der Kaiſerin Charlotte war, mit treffenden Schilderungen des Kaiſerpaars und der mexikaniſchen Parteiführer.

Rühl, Karl, Californien. Ueber deſſen Bevölkerung und geſellſchaftliche Zuſtände, politiſche, religiöſe und Schulverhältniſſe, Handel, Induſtrie, Minen- und Ackerbau ꝛc. Mit 2 Karten und 1 Plane. gr. 8. (VIII u. 283 S.) New-York 1867, E. Steiger. 3 Thlr.

Ergebniſſe eigener Anſchauung bei einem 17jährigen Aufenthalt im Lande und fleißiger Benutzung des in amtlichen Veröffentlichungen und Journalen niedergelegten Materials.

Geſchichte.

Allgemeines.

Hiſtoriſche Zeitſchrift. Herausgeg. von H. v. Sybel. 12—17. Bd. (Jahrg. 1865—1867.) gr. 8. München, Lit.-artiſt. Anſtalt. à Jahrg. (in 4 Heften.) n. 7 Thlr.

Bd. 12. Sybel, Deutſchland und Dänemark im 13. Jahrhundert. — Bernhardi, Friedrich II. im Beginn des dreißigjährigen Krieges. — Zeller, Strauß und Renan. — Reuchlin, Zur neueſten Geſchichte Italiens. — Sybel, Ueber Leopold II. gegen Hermann.

Bd. 13. Noorden, Zur Literatur und Geſchichte des engliſchen Selfgovernements. — Waitz, Die Anfänge des Lehenweſens. — Peter, Joh. de Witt. — H. v. Sybel, Briefwechſel der Königin Marie Antoinette. — Wilh. Junghans, Ueber Schutzbündniſſe und Wehrkraft der Hanſe im 13. und 14. Jahrhundert. — A. v. Wietersheim, Hiſtoriſche Erinnerungen aus Friaul und Dalmatien. — Rud. Uſinger, Die Zerſtörung Magdeburgs. — Leop. Ranke, Zur orientaliſchen Frage. — Reuchlin, Zur neueſten Geſchichte Italiens.

Bd. 14. B. Erdmannsdörffer, Zur Geſchichte und Geſchichtſchreibung des dreißigjährigen Krieges. — E. v. Noorden, Die parlamentariſche Parteiregierung in England. — Arn. Schäfer, Das Ende der preußiſch-franzöſiſchen Allianz im Jahre 1756. —

L. K. Aegidi, Der erſte Eindruck der Carlsbader Conferenzen auf das Cabinet von St. Petersburg. Pauli, Maximilian I. im Jahre 1516.

Bd. 15. Ed. Reimann, Die religiöſe Entwicklung Maximilians II. in den Jahren 1554—1564. — H. v. Sybel, Oeſterreich und Preußen im Revolutionszeitalter. — Arnold Schäfer, Graf Brühl und Friedrich der Große. Die ſächſiſche Cabinetspolitik vor dem 7jährigen Kriege. — F. Kapp, Pet. Minnewitt aus Weſel. — G. Droyſen, Studien zur brittiſchen Frage. — H. v. Holſt, Ludwig XIV. und die Hugenotten. — A. Schäfer, Briefe Friedrichs des Gr. und Georgs II. aus dem Jahre 1757. — G. Voigt, Joh. Jac. Maskov. — Joſ. Streiter, Der Tiroler Befreiungskampf von 1813.

Bd. 16. A. Klüpfel, Die Lostrennung der Schweiz von Deutſchland. — F. Liske, Verhältniß des polniſchen Hofes zur Wahl Kaiſer Karls V. — Bojanowski, zur Geſchichte der franzöſiſchen Literatur außerhalb Frankreichs. — Arn. Schäfer, Graf Brühl und Friedrich der Große. — Opel, Deutſche Finanznoth beim Beginn des 30jährigen Kriegs. — Aegidi, Die Sendung Kneſebecks in das ruſſiſche Hauptquartier 1813. — Mendelsſohn-Bartholdy, Die Hetärie. — Fr. v. Weech, Franzöſiſche Zuſtände während der 100 Tage und der Occupation.

Bd. 17. L. Krummel, Geſchichtſchreiber der huſſitiſchen Bewegung. — H. Baumgarten, Zur Geſchichte der franzöſiſchen Intervention in Spanien 1823. — C. v. Noorden, Ranke und Macaulay. — Sig. Abel, Das Parteiweſen in England und die Coalition zwiſchen Fox und North im Jahre 1783. — Alex. Flegler, Beiträge zur Würdigung der ungariſchen Geſchichtſchreibung.

Raumer, Friedr. v., Hiſtoriſches Taſchenbuch. 4. Folge. 5. Jahrgang. 8. (III u. 432 S.) Leipzig 1864. Brockhaus. n. 2½ Thlr.

Inhalt: K. Theod. v. Inama-Sternegg, Die volkswirthſchaftlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges für Deutſchland. — Rud. Oelsner, Eliſabeth Charlotte, Herzogin v. Orleans. — Rud. Köpke, Römer und Germanen im 4. Jahrhundert. — H. Wuttke, Der Kampf der Freiheitsmänner und Geiſtlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

—— —— 6. Jahrg. 8. (III u. 392 S.) ebendaſ. 1865. n. 2½ Thlr.

Inhalt: Hopf, Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquiſition. — H. Rückert, Die politiſche Anlage und Thätigkeit der verſchiedenen deutſchen Stämme. — F. Löher, Fürſtenromantik im 15. Jahrhundert. — L. H., Pfalzbaiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

—— —— 7. Jahrg. 8. (III u. 423 S.) ebendaſ. 1867. n. 2½ Thlr.

Inhalt: Hans Prutz, Heinrich der Löwe. Geſchichte, Sage und Poeſie. — Theod. v. Kern, Der Kampf der Fürſten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. — K. Juſti, Ueber die Studien Winkelmanns in ſeiner vorrömiſchen Zeit. — Guſt. Frank, Dr. K. Fr. Bahrdt. — L. H., Der Lütticher Executionszug 1789 und 1790.

Weber, Georg, Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des Geiſtes und Culturlebens der Völker, und mit Benutzung der neuern geſchichtlichen Forſchungen für die gebildeten Stände bearbeitet. 6. Band. (Mittelalter.) gr. 8. (VIII u. 866 S.) Leipzig 1866, Engelmann. 2 Thlr.

Geſchichte des Mittelalters von Kaiſer Konrad I. bis Heinrich VI.

Aßmann, W., Handbuch der allgemeinen Geſchichte für höhere Lehranſtalten und zur Selbſtbelehrung für Gebildete. 1—4. Abtheilung: Geſchichte des Mittelalters 375—1492. Abth. 1. (XXXII u. 340 S.) Abth. 2. (XXII u. 406 S.) Abth. 3. (XX u. 390 S.) Abth. 4. (XXVI u. 362 S.) gr. 8. Braunſchweig 1857—1864. Vieweg u. Sohn. n. 3⅚ Thlr.

S. vierter und fünfter Nachtrag 25 und 23.

Dietſch, Rud., Lehrbuch der Geſchichte für die oberen Claſſen der Gymnaſien und zum Selbſtſtudium. Zweite vollſtändig neu bearbeitete Auflage.
Bd. I. Abth. 1. Die Geſchichte des Orients und Griechenlands. gr. 8. (VII u. 311 S.) Leipzig 1860, Teubner. 1 Thlr.
Bd. I. Abth. 2. Geſchichte der Römer und der mit ihnen in Beziehung getretenen Völker. gr. 8. (IV u. 422 S.) Ebendaſ. 1861. 1⅓ Thlr.
Bd. II. Abth. 1. Die Zeit von Chriſti Geburt bis zum Regierungsantritt Karls des Gr. gr. 8. (IV u. 312 S.) Ebendaſ. 1864. 1 Thlr.
Bd. II. Abth. 2. Von Karl dem Gr. bis zu den Kreuzzügen. gr. 8. (VI u. 415 S.) Ebendaſ. 1866. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein von den Schulmännern ſehr empfohlenes und häufig dem Gymnaſialunterricht zu Grunde gelegtes Handbuch.

Ranke, Leopold v., Sämmtliche Werke. Bd. 1 u. 2. (Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. 1. u. 2. Bd. (4. Aufl.) gr. 8. (I. XII u. 350. II u. 391 S.) Leipzig 1867, Duncker u. Humblot. à Bd. n. 1½ Thlr.

Anfang einer Geſammtausgabe, welche mehrere Werke in neuen Auflagen und einige ganz neue Bände bringen ſoll. Jährlich ſollen 4—6 Bände erſcheinen und die Geſammtzahl wird 32 betragen.

Alte Geſchichte.

Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums. 3. verbeſſ. Aufl. Bd. II. (a. u. d. T.: Geſchichte der Arier in der alten Zeit.) gr. 8. (XII u. 962 S.) Leipzig 1867, Duncker und Humblot. n. 4½ Thlr.

Stellt die Ergebniſſe der neueren Forſchung auf dieſem Gebiete klar, beſtimmt und lichtvoll dar und iſt ganz geeignet, dem gebildeten Laien ein im allgemeinen richtiges Bild von den Verhältniſſen, dem Leben und Treiben, der Religion und Geſchichte der Inder und Iranier in alter Zeit zu geben. Dieſer Band behandelt die Geſchichte der Arier am Indus und Ganges, den Buddhismus und das Brahmanenthum, die Geſchichte der Völker Oſtirans und die Herrſchaft der Meder und Perſer bis auf Darius.

Göll, Hermann, Kulturbilder aus Hellas und Rom. 2 Bde. gr. 8. (I., VII u. 356. II. III u. 414 S.) Leipzig 1863 u. 64, Wiedemann. 2⅚ Thlr.

Theilweiſe früher in den Grenzboten veröffentlicht und dort gern geleſen. Geſchmackvolle und lebendige, auf gründlicher Sachkenntniß beruhende Schilderungen. Attiſche und römiſche Armenpflege, die Handwerker und Fabrikanten, Leibeigene und Sklaven, Dichter und Künſtler, Kriegsmarine, helleniſche Nationalfeſte ſind die Gegenſtände, welche der Verfaſſer hier behandelt hat.

Griechiſche Geſchichte.

Curtius, E., Griechiſche Geſchichte. 2. Band. 2. Aufl. gr. 8. (III u. 763 S.) 3. Bd. gr. 8. (IV u. 784 S.) Berlin 1865 u. 1867, Weidmannſche Buchhandlung. à n. 1⅔ Thlr.

(Bd. I, dritter Nachtrag, S. 34, Bd. II, fünfter Nachtrag, S. 24.) Ein claſſiſches Werk. Der 2. Band erſcheint in manchen Partien auf Grund der neu aufgefundenen Inſchriften weſentlich verbeſſert und vermehrt, beſonders in Betreff des attiſchen Finanzweſens, der perikleïſchen Bauten, des Münzweſens und der Topographie Siciliens. Der neue dritte Band enthält den Zeitraum von Spartas Hegemonie bis auf die Unterwerfung Griechenlands durch Philipp

onier. Beſonders intereſſant das 2. Capitel des 7. Buchs: „Athens Politik und ge-
n bis zum Auftreten des Demoſthenes". Hier finden wir auch die Lehre und Wir-
ates geſchildert.

, Wilhelm, Athen und Hellas. Forſchungen zur nationalen und poli-
i Geſchichte der alten Griechen. Leipzig 1865. 1866. Engelmann.
l. I. Einleitung. Kimon. Ephialtes. gr. 8. (IV u. 294 S.) 2 Thlr.
II. Perikles. Kleon. Thukydides. gr. 8. (XVI u. 354 S.)
$2^1/_4$ Thlr.

wiſſenſchaftliche Arbeit, die ſich zur Aufgabe macht, Grotes Apologie der atheniſchen
e einer Nachprüfung zu unterwerfen und im Weſentlichen deſſen Ergebniſſe beſtätigt.
Auffaſſung, ſorgfältiges Quellenſtudium und anziehende Darſtellung zeichnen das Werk
nders werthvoll ſind die Unterſuchungen über Thukydides.

rg, Guſt. Friedr., Die Geſchichte Griechenlands unter der Herr-
der Römer. Nach den Quellen dargeſtellt. 1. Thl. Von Flaminius
af Auguſtus. gr. 8. (XII u. 510 S.) Halle 1866, Buchhandlung
aiſenhauſes. n. $1^1/_2$ Thlr.

ſorgfältige Arbeit, welche ein reiches geſchichtliches und ſtatiſtiſches Material enthält.
llung verräth Nachahmung Mommſens und iſt theilweiſe mit Raiſonnement überladen.

Oskar, Geſchichte der Griechen. Mit 1 Kupferſtich. gr. 8. (XII u.
S.) Gütersloh 1866, Bertelsmann. n. 2 Thlr.

ungemein friſch und lebendig geſchriebene Darſtellung auf Grund fleißigen Quellen-
nd Benutzung neuerer Forſchungen. Beſondere Berückſichtigung der Culturgeſchichte
Charakteriſirung der hervorragenden Perſönlichkeiten.

, W., Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen ꝛc. 2 Bde.
nehrte und verbeſſerte Auflage. Mit 8 Tonbildern und 270 in den
gedruckten Abbildungen und 1 Karte. gr. 8. (I., X u. 354, II.,
410 S.) Leipzig 1867. Spamer. n. 3 Thlr.

mpfehlenswerthes Leſebuch für die Jugend. Mit Holzſchnitten überreich ausgeſtattet.

ſter, A., Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunſt. Vo-
Vorträge. Mit 7 lithographirten Abbildungen. gr. 8. (VII u.
.) Mainz 1865. Kunze. 1 Thlr. 12 Ngr.

Vorleſungen: 1. Parnaß und Delphi. 2. Die eleuſiniſchen Myſterien. 3. Pro-
der Mythe und im Drama. 4. und 5. Urſprung und Einrichtung der griechiſchen
Das Kunſtideal in den griechiſchen Götterbildern. 7. Die Ausprägung des Ideals
ns gekommenen Kunſtſchöpfungen der Griechen. Lebendige, rhetoriſche Darſtellung,
ge Benutzung der einſchlägigen gelehrten Arbeiten gegründet. Der Verfaſſer kennt
aus eigener Anſchauung.

Römiſche Geſchichte.

en, Theodor, Römiſche Geſchichte. 1. Bd. bis zur Schlacht bei
4. Aufl. gr. 8. (XII u. 956 S.) Berlin 1864, Weidmanniſche
dlung. n. $2^1/_3$ Thlr.

— —— 2. Bd. Von der Schlacht bei Pydna bis auf Sullas Tod.
gr. 8. (VIII u. 470 S.) ebendaſ. 1865. n. $1^1/_3$ Thlr.

— —— 3. Bd. Von Sullas Tod bis zur Schlacht bei Thapſus.
gr. 8. (VI u. 614 S.) ebendaſ. 1866. n. $1^1/_2$ Thlr.

(1. Aufl. ſ. zweiter Nachtrag S. 56. 2. Aufl. ſ. dritter Nachtrag S. 34.) Der erſ
Band der 4. Aufl. vielfach vermehrt.

Peter, Karl, Geſchichte Roms in drei Bänden. 2. Aufl. gr. 8. (I., XXI
u. 551, II., XVI u. 526, III., XXVII u. 364 S.) Halle 1865 u. 67
Buchhandlung des Waiſenhauſes. 4¼ Thlr.

Verſuch gegenüber von Mommſen die ältere Auffaſſung der römiſchen Geſchichte feſtzuha
ten und zu rechtfertigen. Der dritte Band enthält die Kaiſergeſchichte von Auguſtus bis a
Nero. Hauptſächlich für den Kreis der höheren Schule beſtimmt.

Merivale, Charles, Geſchichte der Römer unter dem Kaiſerthum. Aus de
Engliſchen. 1. Band. gr. 8. (XV u. 626 S. mit 3 Karten.) Leipzi
1866 u. 1867. Dyk'ſche Buchhandlung. n. 3½ Thlr.

Anfang eines größeren Werkes, das von 1859—1863 in 7 Bänden in Englan
erſchienen iſt und die frühere römiſche Kaiſergeſchichte in ausführlicher, und ſoweit das oft dür
tige Quellenmaterial es zuläßt, farbenreicher Darſtellung ſo erzählt, daß der in moderne
Anſchauungen aufgewachſene Leſer ſich darin zu Hauſe findet. Apologetiſche Tendenz zu Gunſt
mehrerer Kaiſer, wie z. B. des Tiberius und Hadrianus. Geht von Julius Cäſar bis auf Ma
Aurel.

Bernhardt, Theod., Geſchichte Roms von Valerian bis zu Diocletian
Tode (253—313 n. Chr.) 1. Abth. Politiſche Geſchichte. gr. 8. (XI
u. 318 S.) Berlin 1867. Guttentag. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine tüchtige Arbeit, die auch hinſichtlich der Darſtellung einen guten Eindruck macht.

Friedländer, Ludw., Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms in de
Zeit von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine. 2. verm. Aufl. 2 Bd
gr. 8. (I., XII u. 398 S. II., XII u. 484 S.) Leipzig 1865 u. 1867
Hirzel. 4⅓ Thlr.

Erſte Auflage ſ. fünfter Nachtrag S. 24.

Wolterstorff, A., Bilder aus dem römiſchen Alterthum. 8. (XI u. 178 S.
Halberſtadt 1865, Frantz'ſche Buchhandlung. ¾ Thlr.

Populäre Erzählungen aus der Zeit von der Ermordung Cäſars bis zur Schlacht b
Philippi.

[Napoleon III.] Geſchichte Julius Cäſars. Bd. 1. Lex. 8. (VIII u. 396 S.
Bd. 2. (VIII u. 544 S.) Wien 1865 u. 1866, Gerold u. Sohn
à Bd. n. 3 Thlr.

Atlas dazu, 1. u. 2. Lief. 36 Karten (Fol.) ebendaſ. 1865. 186
n. 3⅓ Thlr.

Iſt als hiſtoriſche Leiſtung weit unter der Erwartung geblieben, die Darſtellung ziemli
trocken, hin und wieder aber mit tendenziöſen, politiſchen Betrachtungen gewürzt.

Der erſte Band führt die Geſchichte bis zu Cäſars erſtem Conſulat, der zweite enthält de
galliſchen Krieg.

Reumont, Alfred v., Geſchichte der Stadt Rom. 1. Bd. (Von der Grün
dung der Stadt bis zum Ende des Weltreichs.) Lex. 8. (XVII u. 876 S.
Mit 2 Plänen. Berlin 1867, Decker. n. 5 Thlr.

Dieſes Werk, auf Veranlaſſung König Maximilians II. von Bayern geſchrieben, hat de
Zweck, die Entwicklung Roms als der werdenden und gewordenen Weltſtadt darzuſtellen, u
mit der Vergegenwärtigung der inneren Zuſtände auch die Geſchichte der Oertlichkeiten zu verbi
den, ohne auf eine archäologiſche Beſchreibung ſich einzulaſſen, wie ſie die Platen-Bunſenſ

Stadtbeſchreibung oder die Beckerſche Topographie geben. Die weſentlichen Ergebniſſe der Alterthumsforſchung ſollten gebildeten Kreiſen zugänglich gemacht werden. Dieſer erſte Band enthält in drei Büchern die Geſchichte Roms von den Zeiten der Könige bis in das 5. Jahrhundert der Kaiſerzeit, welche letztere mit unverkennbarer Vorliebe behandelt wird, ſo daß auch die Politik des Kaiſerthums zur Anſchauung kommt. Der Stil iſt kein glänzender rhetoriſcher, wie bei Gregorovius, ſondern ein einfacherer, der in der Charakteriſtik einzelner Geſtalten, in der Gruppirung, in der Vertheilung von Licht und Schatten ſeine Wirkung ſucht. Bei Behandlung des chriſtlichen Roms iſt der Standpunkt des Katholiken ſtark ausgeprägt.

Diefenbach, Lorenz. Vorſchule der Völkerkunde und der Bildungsgeſchichte. gr. 8. (XII u. 746 S.) Frankfurt a. M., 1864, Sauerländers Verlag. n. $3^{2}/_{3}$ Thlr.

Ein Buch, das durch ſein ungemein reiches Material dem Leſer vielfache Anregung, aber durch den Mangel an Ueberſichtlichkeit und klaren Ergebniſſen wenig Belehrung und Befriedigung gewährt. Es iſt übrigens vielfach gerühmt worden.

Pallmann, Reinh., Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darſtellung der Cultur und des Handels der europäiſchen Vorzeit. Mit 3 lithographirten Tafeln. gr. 8. (VII u. 219 S.) Greifswald 1866, Akademiſche Buchhandlung. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

Der Verfaſſer ſtellt die ſeit 12 Jahren geſammelten Beobachtungen über Pfahlbauten in überſichtlicher Weiſe zuſammen, kritiſirt ſie und zieht daraus Folgerungen für die Culturgeſchichte. Eine der beſten Schriften über den Gegenſtand.

Mittelalter.

Pallmann, Reinh., Die Geſchichte der Völkerwanderung nach den Quellen dargeſtellt. 2. Theil. Der Sturz des weſtrömiſchen Reiches durch die deutſchen Söldner. gr. 8. (XVI u. 519 S. mit 1 Steindrucktafel.) Weimar 1864, Böhlau. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Bd. I. ſ. ſechſter Nachtrag S. 32. Dieſer zweite Band iſt ebenfalls eine ſehr tüchtige Arbeit und übertrifft den erſten an ſorgfältiger Darſtellung.

Kampſchulte, F. W., Zur Geſchichte des Mittelalters. Drei Vorträge. 8. (IV u. 79 S.) Bonn 1864, Cohen u. Sohn. 12 Ngr.

1. Charakter und Entwicklung der Kreuzzüge. 2. Kaiſerkrönung Karls des Gr. 3. Die weſtphäliſche Fehme.

Sorgfältige formelle Behandlung mit lebendiger Auffaſſung des Gegenſtandes.

Gregorovius, Ferd., Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. 5. u. 6. Band. gr. 8. (XII u. 658 S. XIV u. 711 S.) Stuttgart 1865 u. 1867, Cotta. n. $6^{5}/_{6}$ Thlr.

Bd. V. enthält die Periode von Pabſt Innocenz III. bis zur Verlegung der päbſtlichen Reſidenz nach Avignon, Bd. VI. die Geſchichte des 14. Jahrhunderts bis 1420. Die früheren Bände ſ. vierter Nachtrag S. 28, fünfter Nachtrag S. 44.

Neue Geſchichte.

Gervinus, G. G., Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen. 8. Bd. gr. 8. (VIII u. 884 S.) Leipzig 1866, Engelmann. n. $3^{5}/_{6}$ Thlr.

Das Anfangs mit ſo vieler Theilnahme und ſo vielem Beifall aufgenommene Werk beginnt die Geduld ſeiner Freunde zu ermüden, da es die Hoffnung, raſcher der Gegenwart und ihren

Intereſſen ſich zuzuwenden, nicht erfüllt. Der erſte Hauptabſchnitt des vorliegenden Bandes: „die geiſtigen Bewegungen in dem dritten Jahrzehent“ entſpricht den Erwartungen, die man von einem Hiſtoriker hegte, welcher die wichtigſte Aufgabe des Geſchichtsſchreibers in die Darſtellung der Ideen und geiſtigen Strömungen ſetzt, keineswegs. Der Abſchnitt über die Wiſſenſchaftspflege in Deutſchland iſt offenbar ungenügend. Von dem zweiten Hauptabſchnitt dieſes Bandes: „die Julirevolution und ihre Folgen“ iſt die Charakteriſtik Louis Philipps wohl die gelungenſte Partie, dagegen die Vergleichung Polignacs mit Bismark ganz unglücklich. Die Einwirkung der Julirevolution auf Deutſchland bleibt hinter der Aufgabe entſchieden zurück. Die Huldigung für die Kleinſtaaten und die Behauptung, daß die geiſtige Hegemonie zu allen Zeiten bei ihnen geweſen, erſcheint gegenüber von der Wirklichkeit faſt lächerlich.

Königer, Jul., Der Krieg von 1813 und die Verträge von Wien und Paris. Mit 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 475 S.) Leipzig 1865, Hirzel. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine treffliche Arbeit, welche ein treues, vollſtändiges und zuſammenhängendes Geſchichtsbild des Jahres 1813 für einen größeren Kreis gebildeter Leſer giebt und damit eine ſehr zweckmäßige Ergänzung der Werke Häuſſers und Bernhardi's gewährt. Die Begeiſterung des Verfaſſers für die nationalen Ideen verleiht ſeiner Darſtellung eine eigenthümliche Weihe, und ſein tragiſches Schickſal erhöht noch das Intereſſe für ſein Buch. Er fiel bekanntlich in dem Treffen bei Laufach.

Lorentz, Friederich, Neueſte Geſchichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856). Herausgeg. von Theodor Bernhardt. gr. 8. (XVI u. 492 S.) Berlin 1867, Guttentag. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Vorleſungen, welche der Verfaſſer im Winter 1857—1858 in Bonn gehalten hat. Dieſelben ſind in ruhiger, klarer Darſtellung gehalten, und gewähren vermöge des verſtändigen, nüchternen Urtheils, mit welchem der Verfaſſer den Gang der Ereigniſſe und Beſtrebungen begleitet, einen trefflichen Ueberblick über den reichen Inhalt des angegebenen Zeitpunktes. Da der Verfaſſer von 1832—1857 außerhalb Deutſchlands lebte (nämlich in Petersburg), ſo war es ihm möglich, die deutſchen Dinge objectiver zu beurtheilen, und dieſer Umſtand iſt wohl ſeiner Darſtellung zu gute gekommen, die freilich auch der nationalen Wärme entbehrt.

Müller, Wilh., Geſchichte der neueſten Zeit 1816—1866, mit beſonderer Berückſichtigung Deutſchlands. gr. 8. (XVII u. 362 S.) Stuttgart 1867, Neff. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine friſch und lebendig geſchriebene Ueberſicht der neueſten Geſchichte, welche vor anderen derartigen Darſtellungen den Vorzug hat, daß ſie das Jahr 1866 mit hereinzieht und das geſchichtliche Verſtändniß der neueſten Ereigniſſe als Hauptzweck der Arbeit vor Augen hat. Empfiehlt ſich auch durch hübſche Ausſtattung.

Pütz, Wilh., Hiſtoriſche Darſtellungen und Charakteriſtiken für Schule und Haus. 4. Bd. (1816—1866.) gr. 8. (X u. 546 S.) Köln 1867, Du Mont-Schauberg. n. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

Der 4. Band des Nachtrag 6 S. 29 u. f. f. aufgeführten Werkes. Aus neueren Geſchichtswerken, wie Gervinus, Häußer, der Staatengeſchichte der neueſten Zeit, der Gegenwart, Unſere Zeit, und Zeitſchriften vom Herausgeber ausgewählt und je nach Bedürfniß bearbeitet. Mit Rückſicht auf katholiſche Leſer ausgeführt.

Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſationslexicon. Jahrgang 1864. (Heft 85—96.) Lex. 8. (816 S.) Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geſchichtliche Artikel: Oeſterreich in den Jahren 1852—1861. Art. 1. Preußen. Art. 4. Syrien 1 u. 2. Krieg der Weſtmächte gegen China 1. 2. Die deutſche Politik 1. Der mexicaniſche Staat 1. 2. Die La Plataſtaaten 1. 2. 3. Parma und Modena vom Wiener

ngreß bis 1860. Die joniſchen Inſeln. Ungarn ſeit 1849. 4. Neuere Geſchichte der Ro-
gna und Toscanas bis 1860.

ſere Zeit. Deutſche Revue der Gegenwart. Monatsſchrift zum Converſa-
tionslexicon. Neue Folge, erſter Jahrgang 1865. 12 Heſte. Lex. 8.
(960 S.) ebendaſ. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geſchichtliche Artikel: Die preußiſche Marine im deutſch-däniſchen Kriege von 1864.
r Krieg gegen Dänemark 1. 2. 3. 4. König Wilhelm v. Würtemberg. Italien und der pro-
itte deutſch-italieniſche Handelsvertrag. Der Seceſſionskampf in der nordamerikaniſchen
ion 1. 2. 3. Oeſterreich ſeit dem Frieden von Villafranca 1. 2.

ſere Zeit. Deutſche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 2. Jahrg. 1866.
24 Heſte. (Zu zwei Bänden erweitert.) Lex. 8. (956. 956.) ebendaſelbſt.
4 Thlr. 24 Ngr.

Geſchichtliche Artikel: Lord Palmerſton. Leopold I. König der Belgier. Der Negeraufſtand
Jamaica. Irland und ſeine Fenier. John Bright und ſein Verhältniß zu den Radicalen
glands. Die Republik Chili und der Conflict mit Spanien. Die Czechen und der böhmiſche
dtag 1. 2. Die Repräſentationsreform in Schweden 1. 2. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage
dem Kriege von 1864. 1. 2. 3. Land und Leute Siebenbürgens. Die Oſtſeeprovinzen
ſlands. Die vereinigten Fürſtenthümer Moldau und Wallachei unter Fürſt Cuſa. Preußen
Waffen. 1. 2. Die Betheiligung der preußiſchen Marine am preußiſch-öſterreichiſchen Kriege
1866. 1. 2. Kurheſſen ſeit 1860. 1. 2. Die Lage Spaniens. Die Reformbewegung in
gland, von Althaus. Rußland im Oſten, von Baſtian. Politiſche Vorgeſchichte des deutſchen
rges von 1866. 1. 2.

ſere Zeit. Neue Folge. 3. Jahrgang 1867. Bd. 1 od. Heſt 1—12.
(956 S.) ebendaſ. 1867. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geſchichtliche Artikel: Heſſendarmſtadt in den Jahren 1850—1866. 1. 2. Marie Antoi-
e nach den neueſten Memoiren. 1. 2. Geſchichte des italieniſchen Parlamentarismus. Die
ehungen der Niederlande zum ehemaligen deutſchen Bunde. Die Geſchichte Julius Cäſars,
Ludwig Napoleon. Frankreichs volkswirthſchaftliche Zuſtände. 1. 2. Der deutſche Krieg von
6. Art. 1—4. Die Bevölkerung des jetzigen Kirchenſtaats und die politiſche Regierung.
nover's letzte Tage.

Bd. 2. Mexico als Kaiſerreich. 1. 2. Der deutſche Krieg von 1866. 5 u. 6.

ſere Tage. Blicke aus der Zeit in die Zeit. (Culturgeſchichtliche Revue in
wangloſen Heften.) Bd. VII u. VIII. (à 13 Heſte.) (Heſt 79—104.)
Lex. 8. Braunſchweig 1865—1867, Weſtermann. à Heſt 6 Ngr.

Giebt neben einer Reihe ſelbſtändiger Artikel eine kurze Rundſchau über das Geſammtleben
Gegenwart, und will ein kritiſirendes Organ über Vorgänge und Erſcheinungen des öffent-
n Lebens ſein.

chultheß, G., Europäiſcher Geſchichtskalender. V. Jahrg. 1864. gr. 8.
(434 S.) Nördlingen 1865, Beck. n. $1^{3}/_{4}$ Thlr.

—— —— —— VI. Jahrg. 1865. (449 S.) ebendaſ. 1866, n. $1^{3}/_{4}$ Thlr.

zu Ergänzungsheſt, enthaltend chronologiſche Ueberſicht und Actenſtücke
vom 1. Jan. bis 11. Juni 1866. (III u. 96 S.) ebendaſ. 1866.
n. 12 Ngr.

—— —— —— VII. Jahrg. 1866. (572 S.) ebendaſ. 1867. n. 2 Thlr.
Ngr.

Eine treffliche Ueberſicht, die beſonders für das Jahr 1866 Vielen willkommen ſein wird.

Ghillany, F. W., Europäiſche Chronik von 1492 bis Ende April 1865. Mit beſonderer Berückſichtigung der Friedensverträge ꝛc. 2 Bde. gr. 8. (XCVI u. 638, 775 S.) Leipzig 1865, O. Wigand. n. $7^{2}/_{3}$ Thlr.

—— —— —— 3. Bd. Auch unter dem Titel: Europäiſche Chronik vom 1. May 1865 bis Ende April 1867. gr. 8. (XXXVI u. 631 S.) Ebendaſ. 1867. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Giebt eine ſehr vollſtändige Zuſammenſtellung aller politiſchen und militäriſchen Ereigniſſe, noch in größerer Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit als Schultheß, wogegen die zuſammenfaſſende Ueberſicht fehlt.

Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenſtücke zur Geſchichte der Gegenwart. Herausgeg. v. Ludw. K. Aegidi und Alfred Klauhold. Jahrgang 1865—1867. (à 12 Hefte.) Lex. 8. Hamburg 1865—1867, O. Meißner. à Jahrg. n. 5 Thlr.

Die Wichtigkeit dieſes Sammelwerks iſt natürlich mit der Bedeutung der Ereigniſſe und der Lebhaftigkeit des diplomatiſchen Verkehrs geſtiegen, und wird dem publiciſtiſchen und hiſtoriſchen Schriftſteller unentbehrlich.

Deutſche Geſchichte.

Wattenbach, W., Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh. 2. Aufl. gr. 8. (XIV u. 517 S.) Berlin 1866, Hertz. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Ein unentbehrliches Handbuch für den Hiſtoriker.

1. Auflage ſ. vierter Nachtrag S. 32.

Waitz, G., Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. 1. Bd. 2. Aufl. gr. 8. (XIV u. 196 S.) Kiel 1865, Homann. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Weſentlich verbeſſerte Auflage, in welcher die Anordnung vielfach verändert iſt, wodurch die Ergebniſſe ſich mehr organiſch entwickeln. Die neueren Forſchungen ſind natürlich nachgetragen, in den Grundanſichten iſt nichts geändert.

1. Aufl. ſ. Wegweiſer 3 Aufl. S. 58.

Sugenheim, S., Geſchichte des deutſchen Volkes und ſeiner Cultur, von den erſten Anfängen hiſtoriſcher Kunde bis zur Gegenwart. Bd. 1—3. gr. 8. (I. XXIV u. 559, II. XII u. 702, III. XXIV u. 708 S.) Leipzig 1866—1867, Engelmann. $8^{1}/_{12}$ Thlr.

Das Ganze iſt auf 6 Bände berechnet.

Dieſe neue Bearbeitung der deutſchen Geſchichte hat den Zweck, dieſelbe nach dem gegenwärtigen Stande der Forſchung für gebildete Leſer zu erzählen. Der Verfaſſer hat auch wirklich die Literatur mit großem Fleiß und ſtaunenswerther Vollſtändigkeit benutzt. Die Darſtellung iſt im Ganzen gut geordnet, klar, fließend, aber hin und wieder nicht ohne Verſtöße gegen den guten Geſchmack, das Urtheil iſt in der Regel beſonnen und verſtändig, nur wo es ſich um Hierarchie und Kirche des Mittelalters handelt, zu ſubjectiv und ungerecht. Der politiſche Standpunct iſt der nationale, namentlich in der Vorrede bekennt ſich der Verfaſſer ſehr entſchieden zu der preußiſchen Politik.

Lorenz, Ottokar, Deutſche Geſchichte im 13. und 14. Jahrhundert.

II. 1. Das Aufkommen der habsburgiſchen Macht. gr. 8. (316 S.) Wien 1866, Braumüller. n. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

II. 2. Das Königthum und die reichsſtändige Oppoſition. gr. 8. (317—376 S.) Ebendaſ. 1867. n. 2 Thlr.

Bd. 1. S. ſechſter Nachtrag S. 40.

Gehört unter die beſten neueren Monographien zur deutſchen Geſchichte. Sorgfältige Quellenforſchung, unbefangene Auffaſſung der deutſchen Verhältniſſe und der italieniſch-päbſtlichen Beziehungen, und gute Darſtellung machen das Werk werthvoll.

Mürdter, J. F., Deutſche Kaiſerbilder. Für die reifere Jugend entworfen. 8. Stuttgart 1862—1866. J. F. Steinkopf.

1. Abth. Karl der Gr. bis Heinrich V. (768—1125.) (IV u. 370 S.) 1862. 27 Ngr.
2. „ Konrad III. bis Maximilian I. (1138—1519.) (349 S.) 1863. 27 Ngr.
3. „ Karl V. bis Franz II. (1520—1806.) (420 S.) 1866. 27 Ngr.

Eine dem Zweck entſprechende Bearbeitung der deutſchen Geſchichte, gute Charakteriſtik der einzelnen Kaiſer, von warmer nationaler Geſinnung durchdrungen.

Freytag, Guſtav, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 1. Bd. 5. Aufl. Aus dem Mittelalter. gr. 8. (VI u. 360 S.) Leipzig 1867, Hirzel. $2^{1}/_{4}$ Thlr.

Ergänzt die früher veröffentlichten Bilder durch eine culturgeſchichtliche Schilderung des früheren Mittelalters von der Römerzeit bis auf die Zeit der Hohenſtaufen. Lebendige, anziehende Schilderung der Culturzuſtände, und eine durch die Phantaſie des Dichters belebte kunſtvolle Zuſammenſtellung der Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung machen das Buch zu einer ebenſo angenehmen als belehrenden Lectüre. Glücklich ausgewählte Stücke aus den Quellenſchriften zieren auch dieſen Band.

Abel, Sigurd, Jahrbücher des fränkiſchen Reiches unter Karl dem Großen. 1. Bd. (768—788.) gr. 8. (XVI u. 542 S.) Leipzig 1865, Duncker u. Humblot. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Gute kritiſche Sichtung des Stoffes, wie es dem Zwecke der Jahrbücher entſpricht, alſo kein Werk für die Lectüre, ſondern Vorarbeit für den Hiſtoriker.

Toeche, Theod., Kaiſer Heinrich VI. gr. 8. (XIV u. 746 S.) Leipzig 1867, Duncker u. Humblot. n. 4 Thlr.

Ein durch wiſſenſchaftlichen Gehalt und durch gute Darſtellung ausgezeichnetes Werk, das über den nächſten Zweck der Jahrbücher, kritiſch geſichtete Materialien zu liefern, hinausgeht und ein abgerundetes geſchichtliches Lebensbild giebt.

Die beiden eben genannten Werke ſind Beſtandtheile der von der hiſtoriſchen Commiſſion in München herausgegebenen Jahrbücher der deutſchen Geſchichte.

Schirrmacher, Fr. Wilh., Kaiſer Friederich II. 4. Bd. Auch unter dem Titel: Kaiſer Friedrich II. — Entſcheidungskampf zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum. 2. Abth. Papſt Innocenz IV. und Kaiſer Friedrich II. gr. 8. (X u. 604 S.) Göttingen 1865, Vandenhoeck u. Ruprecht. n. $2^{5}/_{6}$ Thlr.

Das allgemein geſchätzte Werk iſt mit dieſem Bande zum Abſchluß gekommen.

Winkelmann, Eduard, Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. und ſeiner Reiche. 2. Bd. 1. Abth. (Vom Mainzer Reichstag bis zur zweiten Excommunication des Kaiſers.) gr. 8. (IX u. 148 S.) Reval 1865, Kluges Verlag. n. 24 Ngr.

Fortſetzung des Nachtrag 6, S. 40 gerühmten Werkes.

Prutz, Hans, Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachſen. Ein Beitrag zur Geſchichte des Zeitalters der Hohenſtaufen. gr. 8. (X u. 489 S.) Leipzig 1865, Hirzel. n. 2$^{2}/_{3}$ Thlr.

Frucht gründlichen Studiums in anſprechender gefälliger Form.

Philippſon, Martin, Geſchichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachſen und der welfiſchen und ſtaufiſchen Politik ſeiner Zeit. 2 Bde. gr. 8. (I, VII u. 381 S. II, 472 S.) Leipzig 1867 u. 68, Leiner. n. 3 Thlr.

Eine gründliche Unterſuchung des Gegenſtandes, die manche neue Einblicke gewährt.

Clarus, Ludw., Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich u. Bruno. Ein Stück deutſcher Geſchichte. gr. 8. (VI u. 309 S.) Münſter 1867, Theiſſing. n. 1 Thlr.

Zimmermann, Wilh., Geſchichte der Hohenſtaufen. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit 4 hiſtor. Stahlſtichen und Zimmermanns Porträt. gr. 8. (800 S.) Stuttgart 1865, Rieger. 2$^{1}/_{2}$ Thlr.

Eine lebendige, farbenreiche und mit Reflexionen durchzogene Darſtellung für das große Publicum.

Schmidt, Ferdinand, Die Hohenſtaufen und ihre Zeit. 2 Thle. 8. (570 S. mit 2 Stahlſtichen.) Berlin 1865, Bottcher. 1$^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine gute anſprechende Volks- und Jugendſchrift, in welcher die Hauptpartien der Hohenſtaufengeſchichte behandelt ſind.

Mücke, J. F. Alphons, Albrecht I., Herzog von Oeſterreich und römiſcher König. Ein Beitrag zur deutſchen Staaten- und Reichsgeſchichte im 13. und 14. Jahrh. gr. 8. (XIV u. 192 S.) Gotha 1866, F. A. Perthes. n. 1 Thlr.

Ein hauptſächlich nach Böhmer ausgeführter Verſuch der Apologie Albrechts. Lebendige, anſprechende Darſtellung.

Maurenbrecher, Wilh., Karl V. und die deutſchen Proteſtanten 1545—1555. Nebſt einem Anhang von Aktenſtücken aus dem ſpaniſchen Staatsarchiv von Simancas. gr. 8. (XIV u. 346 u. Anhang 184 S.) Düſſeldorf 1865, Buddeus Verlag. n. 3 Thlr.

Ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte der katholiſchen Gegenreformation, in welchem der Verfaſſer auf Grund ſeiner Ausbeute des Archivs zu Simancas Karls V. Stellung zur Reformation und die Wechſelbeziehungen zwiſchen ſeiner europäiſchen Politik und dem deutſchen Proteſtantismus erläutert, und höchſt intereſſante Einblicke in den Zuſammenhang beider gewährt. Die Darſtellung, mitunter durch das Beſtreben Rankes Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, etwas manierirt und ſchwerfällig.

Henne, Otto, Der Kurfürſtentag von 1630. gr. 8. (X u. 202 S.) Berlin 1866, Guttentag. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

Eine ſehr gute Monographie, deren Inhalt großentheils aus handſchriftlichen Materialien des Dresdener Archivs geſchöpft iſt.

Kapp, Friederich, Der Soldatenhandel deutſcher Fürſten nach Amerika. (1775—1783.) gr. 8. (XIX u. 300 S.) Berlin 1864, Franz Duncker. n. 1$^{2}/_{3}$ Thlr.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der dynaſtiſchen Politik des vorigen Jahrhunderts. Aus den Berichten engliſcher Agenten und den Tagebüchern deutſcher Officiere.

Uſinger, Rud., Napoleon, der rheiniſche und der nordiſche Bund. (Separatabdruck aus den preuß. Jahrbüchern.) gr. 8. (75 S.) Berlin 1865, G. Reimer. n. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Der Verfaſſer hat die neuen Aufſchlüſſe, welche die Correſpondenz Napoleons und die Memoiren des ſächſiſchen Miniſters Graf Senft gewährten, zu einer neuen Darſtellung des Gegenſtandes verwerthet und die Geſchichte des Rheinbundes und preußiſchen Nordbundes trefflich beleuchtet.

Vivenot, Alfred, v., Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen als Reichs-Feldmarſchall. Ein Beitrag zur Geſchichte des Reichsverfalles und des Baſeler Friedens. Nach Original-Quellen bearbeitet. Bd. II. 1. u. 2. Abth. Novbr. 1794—Decbr. 1795. Mit Porträt und 1 Karte. gr. 8. (XXIX u. 1286 S.) Wien 1866, Braumüller. n. 4$^{1}/_{3}$ Thlr.

Bd. I. ſ. ſechſter Nachtrag. Ein öſterreichiſches Tendenzwerk gegen die ſog. kleindeutſche Geſchichtsbehandlung. Dem Verfaſſer ſtanden reiche, wichtige Materialien aus den öſterreichiſchen Archiven zu Gebot, aber er war bei ſeinem Mangel an wiſſenſchaftlicher Vorbildung nicht befähigt, ſie zu ordnen und zu verwerthen, und ſucht ſich durch unbegründete Behauptungen zu helfen, wobei er ſich in lächerliche Widerſprüche verwickelt und mit ſeinen Angaben oft gerade das beſtätigt, was er widerlegen will.

Stern, Sigismund, Deutſche Geſchichte im Zeitalter der franzöſiſchen Revolution. (1786—1815.) In Vorleſungen. 8. (XVII u. 434 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 1$^{2}/_{3}$ Thlr.

Wirklich gehaltene Vorleſungen, die den Vorzug der lebendigen Friſche des perſönlichen Ausdrucks haben, eine gedrängte Ueberſicht gewähren und durch umfangreiche Anmerkungen paſſend ergänzt werden.

Treitſchke, Heinrich, v., Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze, vornehmlich zur neueſten deutſchen Geſchichte. 2. Aufl. gr. 8. (VII u. 648 S.) Leipzig 1865, Hirzel. n. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Das deutſche Ordensland Preußen. 2. Milton. 3. Fichte und die nationale Idee. 4. Hans v. Gagern. 5. Karl Aug. v. Wangenheim. 6. Ludw. Uhland. 7. Byron und der Radicalismus. 8. F. C. Dahlmann. 9. Bundesſtaat und Einheitsſtaat. 10. Die Freiheit.

Eine Reihe trefflicher Eſſays, die beſonders durch lebendige Friſche und politiſche Entſchiedenheit ungemein wohlthuend anſprechen. An Gagern und v. Wangenheim iſt die Geſchichte des mittelſtaatlichen Liberalismus, an Dahlmann die des Jahres 1848 angeknüpft. Das größte Stück: Bundesſtaat und Einheitsſtaat erörtert die Frage, ob jene oder dieſe Form ſich für die Neugeſtaltung Deutſchlands eigne, und beantwortet ſie für den Einheitsſtaat.

Aegidi, L. K., Aus der Vorzeit des Zollvereins. Beitrag zur deutſchen Geſchichte. 4. (V u. 132 S.) Hamburg 1865, Boyes u. Geisler. n. 1$^{1}/_{2}$ Thlr.

Beiträge zur Geſchichte der Entſtehung des Zollvereins, beſtehend aus Mittheilungen von Geſandtſchaftsberichten deutſcher Diplomaten, aus denen die Stimmung über und gegen die Einigungsverſuche erſichtlich iſt.

Frantz, Conſtantin, Die Wiederherſtellung Deutſchlands. gr. 8. (VIII u. 476 S.) Berlin 1865, Schneider. n. 2 Thlr.

Gute kritiſche Studien über die Reformverſuche der deutſchen Verfaſſung. Die poſitiven Vorſchläge gänzlich verfehlt und ſind durch die Ereigniſſe des Sommers 1866 verurtheilt. Der Verfaſſer, ein hartnäckiger Föderaliſt, meinte nämlich, es könnte Deutſchland dadurch geholfen werden, daß ſich Oeſterreich und Preußen der Bundesgewalt unterordneten. Seit dem vorigen Jahre hat er, früher ein fruchtbarer Publiciſt, der nicht verſäumte, bei jeder ſcheinbaren Wendung ſein Votum abzugeben, nichts mehr von ſich hören laſſen.

Schriften zur deutſchen Geſchichte ſeit Sommer 1866.

Treitſchke, Heinrich, v., Der Krieg und die Bundesreform. (Abdruck aus den preußiſchen Jahrbüchern.) gr. 8. (22 S.) Berlin 1866, G. Reimer. 3 Ngr.

Die erſte kecke Stimme für den Krieg und der muthige Ausdruck der Ueberzeugung, daß nur durch den Krieg eine nationale Reform Deutſchlands möglich werde.

Schulze, Hermann, Die Friedensbeſtimmungen in ihrem Verhältniß zur Neugeſtaltung Deutſchlands, geſchichtlich und politiſch erörtert. (Abdruck aus der ſchleſiſchen Zeitung.) gr. 8. (IV u. 53 S.) Breslau 1866, Korn. 6 Ngr.

Schrift eines namhaften Publiciſten und der erſte Verſuch, die Bedeutung der preußiſchen Siege in ihren Urſachen und Folgen geſchichtlich und ſtaatsrechtlich zu erörtern.

Treitſchke, Heinrich, v., Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten. 1. u. 2. Aufl. gr. 8. (28 S.) Berlin 1866, G. Reimer. 3 Ngr.

Unbarmherzige Beurtheilung Hannovers und Sachſens, und Votum für ihre Einverleibung in den preußiſchen Staat.

Aegidi, Ludwig, Karl, Woher und Wohin? Ein Verſuch, die Geſchichte Deutſchlands zu verſtehen. 1 — 4. Aufl. Mit Ausſprüchen von Friedrich Perthes als Vorwort. gr. 8. Hamburg 1866, Boyes u. Geisler. n. 6 Ngr.

Ein geiſtvoller Rückblick auf die deutſche Entwicklung. Abweiſung der Romantik des alten deutſchen Reiches und Hinweiſung auf den neuen deutſchen Staat, der in Preußen begonnen hat und als deſſen Ziel ſich der Verfaſſer den deutſchen Einheitsſtaat denkt.

Köpke, Rudolf, Das Ende der Kleinſtaaterei. Ein Kapitel aus Deutſchlands neueſter Geſchichte. gr. 8. (96 S.) Berlin 1866, Mittler u. Sohn. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Politiſches Räſonnement, Geſchichte der Kataſtrophe von 1866, und Erörterung der weiteren Aufgabe Preußens.

Die Neugeſtaltung von Deutſchland und die Schweiz. Lex. 8. (III u. 59 S.) Zürich 1867, Orell, Füßli u. Comp. n. 12 Ngr.

Eine ſehr gut geſchriebene Ueberſicht der Lage und ihrer Entſtehung, und Warnung an die Schweiz, ſich nicht an einem etwaigen Bündniß der ſüddeutſchen Staaten zu betheiligen. Die Schrift wurde dem Geheimrath Bluntſchli in Heidelberg zugeſchrieben.

Reyſcher, A. L., Die Urſachen des deutſchen Krieges und ſeine Folgen. 4. Aufl. gr. 8. (III u. 176 S.) Stuttgart 1867, Kröner. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Ueberſicht der nationalen Beſtrebungen während der Herrſchaft des Bundestags, Nachweiſung der Unmöglichkeit, auf friedlichem Wege zu einem befriedigenden Ergebniß zu gelangen, Schilderung der mittelſtaatlichen und öſterreichiſchen Politik und Erörterung der Lage und der daraus erwachſenden Aufgabe.

Sybel, Heinrich, v., Das neue Deutſchland und Frankreich. Sendſchreiben an Herrn Forcade in Paris. 12. (36 S.) Bonn 1866, Cohen u. Sohn. $^{1}/_{4}$ Thlr.

Nachweiſung, daß das neue Preußen für Frankreich und den europäiſchen Frieden keineswegs gefährlich ſey. Erwiderung auf einen Artikel Forcades in der Revue des deux mondes, und in dieſer Zeitſchrift zuerſt franzöſiſch erſchienen.

Der norddeutſche Bund und Süddeutſchland. Vom chriſtl.-german. Standpunct eines Süddeutſchen. gr. 8. (46 S.) Berlin 1867, Liebrecht. n. 6 Ngr.

Staatsrechtliche Grundlegung auf dem Boden der Stahlſchen Rechtsphiloſophie; Entwurf einer Bundesverfaſſung und Vertheidigung der preußiſchen Politik gegen die Vorwürfe des Bruderkriegs, der widerrechtlichen Aneignung fremden Gebietes und des Bündniſſes mit Italien. Letztere Auseinanderſetzung ſehr treffend und bündig; während die vorausgehende theoretiſche Grundlage nur das Programm einer kleinen Partei ſein wird.

Baumgarten, Hermann, Der deutſche Liberalismus. Eine Selbſtkritik. Abdruck aus dem 18. Bande der preußiſchen Jahrbücher. gr. 8. (114 S.) Berlin 1866, G. Reimer. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Einſchneidende Nachweiſung der Irrthümer, Fehlgriffe und Unterlaſſungen des deutſchen Liberalismus ſeit 1848 nebſt Hinweiſung auf die Aufgabe der Gegenwart.

Fabri, Friedrich, Die politiſchen Ereigniſſe des Sommers 1866. Ein Wort zur Verſtändigung und zum Frieden zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. 8. (VII u. 152 S.) Barmen 1866, Langewieſche's Verl. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Eine ſehr gute Apologie der preußiſchen Politik vom chriſtlichen Standpunct aus, und Widerlegung der ſüddeutſchen Angriffe.

Ketteler, W. E. v., Deutſchland nach dem Kriege von 1866. 1—6. Aufl. gr. 8. (VII u. 231 S.) Mainz 1867, Kirchheim. 1 Thlr.

Erörterung, wie ſich die Katholiken in die neuen Verhältniſſe finden ſollen. Giebt den Rath, ſich an Preußen anzuſchließen unter Vorbehalt eines freundlichen Bündniſſes mit Oeſterreich, franzöſiſche Einmiſchung aber abzuweiſen.

Schmidt, [W.] Adolph, Preußens deutſche Politik 1785, 1806, 1849, 1866. Umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte dritte Auflage. gr. 8. (VIII u. 304 S.) Leipzig 1867, Veit u. Comp. n. 28 Ngr.

Erſte Auflage ſ. erſter Nachtrag. S. 45.

Dem neuen ziemlich unveränderten Abdruck der früheren Schrift hat der Verfaſſer eine gedrängte Geſchichte der Action von 1866 hinzugefügt, in welcher die Entwicklung der Politik Bismarcks und die dadurch herbeigeführte Kataſtrophe in gedrängter kräftiger Darſtellung zuſammengefaßt iſt.

Geſchichte des deutſchen Krieges von 1866.

Politiſche Vorgeſchichte des deutſchen Krieges von 1866. „Unſere Zeit." Neue Folge. Decemberhefte 1866, Art. 1. u. 2. Von demſelben Verfaſſer: Der deutſche Krieg von 1866, Art. 1—6. Mai bis Auguſt.

Unſtreitig bis jetzt die beſte Geſchichte des Krieges, ſowohl in politiſcher als militäriſcher Beziehung.

Dieſe Aufſätze (Verfaſſer Oberſtlieutnant H. Blankenburg) werden zu einem einheitlichen Werke umgearbeitet, und ſollen binnen Kürze unter dem Titel:

der deutſche Krieg von 1866 politiſch, geſchichtlich und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt (in 30 Bogen mit Karten und Plänen).

bei Brockhaus in Leipzig zu dem Preis von $2^{2}/_{3}$ Thlr. erſcheinen.

Der deutſche Krieg im Jahr 1866 in 6 Artikeln der „Grenzboten." Jahrgang 1866. 4. Band. S. 201—453.

Ein ſehr guter kritiſcher Bericht über die Operationen der verſchiedenen Armeen.

Hozier, Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Berichte und Schilderungen des Correſpondenten der „Times" im Hauptquartier der erſten Armee. Autoriſirte Ueberſetzung. Deutſch von Born. 1—4. Aufl. gr. 8. (V u. 212 S.) Berlin 1867, F. Duncker. n. 1/3 Thlr.

Sehr anſchauliche Kriegsberichte, welche zuerſt das engliſche und deutſche Publicum über die Ueberlegenheit der preußiſchen Kriegsführung orientirten.

Intereſſante Berichte und Schilderungen vom Kriegsſchauplatz. Eine Zuſammenſtellung der in der Times enthaltenen Schilderungen der Operationen der preußiſchen und öſterreichiſchen Armeen während des ſo eben beendeten Krieges. Aus den Engl. überſetzt. gr. 8. (240 S.) Berlin 1866, C. F. Weiß. n. 5/6 Thlr.

Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußiſchen Main-Armee im Sommer 1866, vom Berichterſtatter des Daheim. 3 Abtheilungen. gr. 8. (mit Holzſchnitttaf. und Karten.) Bielefeld 1867, Velhagen u. Klaſing. n. 2 1/2 Thlr.

Beruht größtentheils auf Berichten betheiligter Militärs und giebt authentiſche Erzählungen von Augenzeugen.

Hiltl, Georg. Der böhmiſche Krieg. Nach den beſten Quellen, perſönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebniſſen geſchildert. Mit Karten und Illuſtrationen. 1—3. Abth. gr. 8. (118 S. mit Holzſchnitttaf. u. 3 Karten.) Bielefeld 1867, Velhagen u. Klaſing. n. 3 Thlr.

Gut geſchrieben, ſteht aber dem Berichterſtatter des Mainfeldzugs an Lebendigkeit der Darſtellung und Genauigkeit der militäriſchen Details bedeutend nach. Reichlich mit guten Illuſtrationen verſehen.

Der deutſche Krieg im Jahre 1866. Nach den beſten Quellen von H. v. B. [Bartſch.] Mit 6 Porträts, 2 Karten und 3 Beilagen. 4. umgearb. und verm. Aufl. gr. 8. (VIII u. 403 S.) Elbing 1867, Neumann-Hartmann. n. 1 Thlr.

Darſtellung aus der Feder eines Militärs, dem es zugleich darum zu thun war, den Leſer durch lebendige Schilderung zu unterhalten.

Preußens Feldzug 1866, vom militäriſchen Standpunkt. Nach den bis jetzt vorhandenen Quellen von G. v. G. 3. Aufl. Mit 6 Karten und Schlachtplänen. Lex. 8. (117 S.) Berlin 1866, Hempel. n. 1 1/3 Thlr.

Klare Schilderung und Kritik der militäriſchen Ereigniſſe und Operationen von einem Fachmann. Gut gezeichnete Karten.

Illuſtrirte Kriegschronik. Gedenkbuch an den Feldzug v. 1866 in Deutſchland und Italien. Fol. (XII u. 292 S. mit eingedruckten Holzſchnitten.) Leipzig 1867, Weber. n 3 1/6 Thlr.

Vortreffliche Holzſchnitte mit gutem Text. Eine 2. Aufl. iſt bereits bis zur 8. Lief. fertig.

Zimmermann, W., Illuſtrirte Kriegsgeſchichte des Jahres 1866. Für das deutſche Volk. Lief. 1—10. 4. Stuttgart 1867, G. Weiſe. à Lief. 1/6 Thlr.

Reiche Illuſtrationen mit räſonnirendem Texte eines ſüddeutſchen Hiſtorikers, der den Beruf

Preußens zur Einigung und Führung Deutſchlands anerkennt und in dieſem Sinn den Krieg nach ſeinen Urſachen, ſeinem Verlauf und ſeinen Folgen beſchreibt.

Winterfeld, G. v., Geſchichte der preußiſchen Feldzüge von 1866. gr. 8. (XII u. 532 S.) Potsdam 1867, Döring. n. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

—— —— —— Geſchichte der preußiſchen glorreichen Kriege von 1866, der Armee gewidmet. 1—19. Aufl. gr. 8. (112 S. mit 1 Holzſchnitttafel.) Potsdam 1866 u. 1867, Döring. n. 4 Ngr.

Winterfeld, Karl, Vollſtändige Geſchichte des preußiſchen Krieges von 1866 gegen Oeſterreich und deſſen Bundesgenoſſen, von ſeiner erſten Entſtehung an, in zuſammenhängender, überſichtlicher und populärer Darſtellung nach den beſten Quellen und unter Benutzung der amtlichen Berichte. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenoſſen und Mitkämpfer. Mit 2 Karten in Farbendruck, 8 Ueberſichtskarten und Schlachtplänen und vielen Abbildungen (eingedruckte Holzſchnitte. 1—23. Aufl. gr. 8. (272 S.) Berlin 1866—1867, Hempel. n. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine gute populäre Compilation.

Rogge, B., Die evangeliſchen Geiſtlichen im Feldzuge von 1866. Nach eigenen Erlebniſſen und amtlichen Berichten bearbeitet. gr. 8. (VIII u. 220 S.) Berlin 1867, Rauh. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Werder, B. v., Erlebniſſe eines Johanniter-Ritters auf dem Kriegsſchauplatze in Böhmen. 8. (IV u. 160 S.) Halle 1867, Mühlmann. n. 12 Ngr.

Watke, Theod., Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen u. Erinnerungen aus dem böhmiſchen Feldzuge im Jahre 1866. gr. 8. (136 S.) Berlin 1867, Stilke u. van Muyden. n. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine liebenswürdige Schrift voll anſchaulicher Schilderungen und intereſſanter Bemerkungen. Der Verfaſſer iſt ein junger Gelehrter, der eine tüchtige Monographie über die Philoſophie des Parmenides vor einigen Jahren veröffentlicht hat.

Die königl. ſächſiſche Armee im deutſchen Feldzuge von 1866. Erlebniſſe dem deutſchen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. 8. (480 S.) Leipzig 1867, Minde. 1 Thlr.

Objectiv gehaltener Bericht über den böhmiſchen Feldzug und die Zeit der Verbannung auf öſterreichiſches Gebiet. Anſchauliche Schilderungen aus dem Kriegs- und Lagerleben. Keine militäriſch-wiſſenſchaftliche Geſchichte, ſondern ein Gedenkbuch für Sachſens Heer und Volk.

Feldzugsjournal des Oberbefehlshabers des 8. deutſchen Bundesarmeekorps im Feldzug des Jahres 1866 in Weſtdeutſchland. (Im Auszug mitgetheilt.) 1. u. 2. Aufl. gr. 8. (51 S. u. 8 S. Beilagen.) Darmſtadt u. Leipzig 1867, Zernin. n. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine Nachweiſung, wie ſehr es an innerem Zuſammenhang, an Einrichtung und Gewöhnung zu gemeinſchaftlichen Operationen gefehlt habe.

Menzel, Wolfgang, Der deutſche Krieg im Jahre 1866 in ſeinen Urſachen, ſeinem Verlauf und ſeinen nächſten Folgen. 2 Bde. gr. 8. (I., XIV 432. II., VIII u. 503 S.) Stuttgart 1867, Krabbe. 2 Thlr. 12 Ngr.

Friſche, lebendige Erzählung eines literariſchen Veteranen, der ſich herzlich freut, die Hoffnungen der Freiheitskriege noch erfüllt zu ſehen durch die Politik der preußiſchen Regierung und den kriegeriſchen Geiſt des Volkes in Waffen. Die erſte ausführlichere Darſtellung der militäriſchen und politiſchen Ereigniſſe des vorigen Jahres.

Der Feldzug von 1866 in Deutſchland. Redigirt von der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung des großen Generalſtabes. 1. Heft. Lex. 8. (VI u. 88 S. u. Anlagen 10 S. mit 18 Tabellen.) Berlin 1867, Mittler u. Sohn. n. 24 Ngr.

(Vier weitere Hefte werden das Werk vollenden.)

Deutſche Specialgeſchichte.

Preußen und die Länder des norddeutſchen Bundes.

Droyſen, Joh. Guſtav, Geſchichte der preußiſchen Politik. Theil III. Der Staat des großen Kurfürſten. Abth. 3. gr. 8. (VIII u. 858 S.) Leipzig 1866, Veit u. Comp. 5 Thlr.

—— —— Theil IV. Abth. 1. Friedrich I. König von Preußen. gr. 8. (VI u. 434 S.) Ebend. 1867. 2½ Thlr.

Die früheren Bände ſ. dritter Nachtrag S. 42, vierter Nachtrag S. 36, 37, ſechſter Nachtrag S. 43.

Bekanntlich nicht bloß preußiſche Geſchichte, ſondern Beleuchtung der gleichzeitigen europäiſchen Verhältniſſe, wozu die Beziehungen Brandenburgs zu dem engliſchen und den deutſchen Höfen und der niederländiſchen Republik Veranlaſſung geben.

Voigt, Fr., Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates. 2 Thle. 2. verb. Aufl. gr. 8. (I., VIII u. 368 S. II., VI u. 385 S.) Berlin 1867, Dümmlers Verlag. n. 2 Thlr.

Erſte Aufl. ſ. fünfter Nachtrag S. 37. Ein ſehr empfehlenswerthes Handbuch, das die innere und äußere Entwicklung des preußiſchen Staates in gedrängter Ueberſicht darſtellt. Iſt bis zu der Gründung des norddeutſchen Bundes fortgeführt.

Eberty, F., Geſchichte des preußiſchen Staates. 1. Abth. bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 2 Bde. 8. (XII u. 1422 S.) Breslau 1867, Trewendt. 4½ Thlr.

Eine ausführliche, etwas zu breit gerathene populäre Darſtellung der preußiſchen Geſchichte, lieſt ſich angenehm und iſt deshalb auch Leſevereinen als ein Buch zur Unterhaltung zu empfehlen.

Die Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinets Ende 1745 bis Ende 1756. Archivaliſche Vorſtudien für die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 1. 2. Bd. gr. 8. (I., XXXII u. 454 S. II., VIII u. 462 S. mit 4 Steintafeln.) Stuttgart 1866, Cotta. 6¼ Thlr.

(Verf. der kgl. ſächſiſche Geſandte in London Graf K. F. Vitzthum v. Eckſtädt.)

Ein großdeutſcher Angriff auf Preußen, durch welchen der Beweis geliefert werden ſollte, daß Friedrich der Große keineswegs durch eine Coalition ſeiner Gegner zur Vertheidigung genöthigt worden ſei, ſondern einen willkührlichen Angriffskrieg unternommen habe. Uebrigens geht aus den mitgetheilten Andeutungen hervor, daß, wenn auch kein formelles Bündniß der Feinde Preußens abgeſchloſſen war, doch eine ſo feindſelige Stimmung gegen Friedrich geherrſcht hat, daß er Grund genug hatte einem drohenden Angriffe zuvorzukommen.

Die beabſichtigte Wirkung der Schrift iſt durch die Ereigniſſe des vorigen Sommers ganz zu nichte gemacht worden.

Carlyle, Thomas, Geſchichte Friedrichs II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Deutſch von J. Neuberg. 4. Bd. gr. 8. (VIII u. 663 S.) Berlin 1866, Decker. $2^{1}/_{4}$ Thlr.

Die früheren Bände ſ. vierter Nachtrag S. 37 und ſechſter Nachtrag S. 43. Enthält die Zeit vom zweiten ſchleſiſchen Krieg bis zum erſten Feldzug des ſiebenjähr. Kriegs 1744—1757.

Braeuner, R., Geſchichte der preußiſchen Landwehr. Hiſtoriſche Darſtellung und Beleuchtung ihrer Vorgeſchichte, Errichtung und ſpäteren Organiſation. Nach den beſten vorhandenen Quellen. gr. 8. (XII u. 564 S.) Berlin 1863, Mittler u. Sohn. 3 Thlr.

Eine gründliche, klar und ohne Vorurtheile geſchriebene Darſtellung, welche ſowohl die Verdienſte und Leiſtungen der Landwehr ins Licht ſetzt, als auch vor ihrer Ueberſchätzung bewahrt.

Vertrauliche Mittheilungen vom preußiſchen Hofe und aus der preußiſchen Staatsverwaltung. 8. (IV u. 211 S.) Berlin 1865, Meumann. $^{3}/_{4}$ Thlr.

Intereſſante Anekdoten zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms und Beiträge zur Geſchichte der preußiſchen Marine.

Schmitz, Wilh., Politiſche Zuſtände und Perſonen in Saarbrücken in den Jahren 1813, 1814 und 1815 bis zur Vereinigung des Saarbrücker Landes mit Preußen den 30. Novbr. 1815. gr. 4. (42 S.) Saarbrücken 1865, Möllinger. n. 12 Ngr.

Eine Jubiläumsſchrift zur Feier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. Schilderung der Anſtrengungen, welche das Saarland, beſonders Bergrath Heinrich Böcking machte, um die beim erſten Pariſer Frieden mißlungene Rückkehr des Landes zu Preußen durchzuſetzen.

Zeitſchrift für preußiſche Geſchichte und Landeskunde unter Mitwirkung von Droyſen, v. Ledebur, Preuß, Ranke und Riedel herausg. von R. Foß. 1. Jahrg. (Octbr.—Decbr. 1864.) n. 1 Thlr. 2—4 Jahrg. (à 12 Hefte.) gr. 8. Berlin 1865—67, Bath. à Jahrg. n. 1 Thlr.

Hat 4 Abtheilungen: 1. ſelbſtändige Abhandlungen. 2. Kritiken. 3. Bibliographie. 4. Berichte über die Sitzungen wiſſenſchaftlicher Vereine, welche ſich mit preußiſcher Geſchichte und Landeskunde beſchäftigen.

Altpreußiſche Monatsſchrift zur Spiegelung des provinziellen Lebens in Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie herausgeg. von Rud. Reicke und Ernſt Wichert. Bd. I—IV. oder Jahrg. 1864—67. à Jahrg. 8 Hefte in gr. 8. Königsberg 1864—67. (1—3. Jahrg. Leipzig, Hinrichs'ſche B. 4. Jahrg. Königsberg, Theile.) à Jahrg. n. 2 Thlr.

Inhalt: I. Belletriſtiſches und Abhandlungen. II. Kritiken und Referate. III. Mittheilungen und Anhang.

Ennen, Leonard, Geſchichte der Stadt Köln, meiſt aus den Quellen des Kölner Stadtarchivs. 2. Bd. gr. 8. (XVIII u. 830 S.) Köln u. Neuß 1865, Schwann. n. $3^{1}/_{2}$ Thlr.

Giebt reiche Belehrung für die Kenntniß Kölns nicht nur, ſondern auch überhaupt des deutſchen Städteweſens im Mittelalter. 1. Thl. ſ. ſechſter Nachtrag S. 44.

Walter, Ferd., Das alte Erzſtift und die Reichsſtadt Cöln. Entwicklung ihrer Verfaſſung vom 15. Jahrh. bis zu ihrem Untergang. gr. 8. (XII u. 122 S.) Bonn 1866, Marcus. n. 2⅓ Thlr.

Ein gründliches Werk, das auch überſichtlich angelegt und zur Orientirung geeignet iſt.

Horn, W. O. v., Der Rhein. Geſchichte und Sagen ſeiner Burgen, Abteien, Klöſter und Städte. Mit 36 Stahlſtichen. Lex. 8. (IV u. 552 S.) Wiesbaden 1867, Niedner. n. 4 Thlr.

Werk eines beliebten Volksſchriftſtellers, der ſein Heimathland und die Quellen ſeiner Ortsgeſchichte mit Liebe durchforſcht hat. Die Stahlſtiche ſind hübſch.

Fock, Otto, Rügenſch-Pommerſche Geſchichten aus ſieben Jahrhunderten. gr. 8. Leipzig, Veit u. Comp.

I. Bd. Rügen 1168. Mit 1 Karte des alten Rügen u. 1 Grundriß von Arkona. (X u. 155 S.) 1861. n. 24 Ngr.
II. „ Stralſund und Greifswald im Zeitalter der Gründung. (II u. 214 S.) 1862. n. 1 Thlr. 6 Ngr.
III. „ Die Zeit der deutſch-däniſchen Kämpfe im 14. Jahrhundert bis zum Frieden von Stralſund 1370. (XV u. 276 S.) 1865. n. 1 Thlr. 18 Ngr.
IV. „ Innerer Zwiſt und blutige Fehden. (X u. 262 S.) 1867. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Guthe, Hermann, Die Lande Braunſchweig und Hannover. Mit Rückſicht auf die Nachbargebiete geographiſch dargeſtellt. Mit 3 lith. Tafeln. gr. 8. (XVI u. 661 S. u. Anhang 41 S.) Hannover 1867, Klindworth. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine ausgezeichnete Arbeit von wiſſenſchaftlicher Grundlage und praktiſchem Werth für Orientirung über Land und Leute.

Schumacher, H. A., Die Stedinger. Beitrag zur Geſchichte der Weſermarſchen. Von der Abtheilung des Bremer Künſtlervereins für Bremiſche Geſchichte und Alterthümer gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (XII u. 249 S. mit 2 Karten.) Bremen 1865, Müller. 2 Thlr.

Eine ausgezeichnete Arbeit, welche auf gründliche Forſchung geſtützt, die erſte kritiſche Geſchichte der Stedingerſchen Freiheitskämpfe in lebendiger, nur etwas zu hoch gehaltener Darſtellung giebt. Elegante Ausſtattung.

Kohl, J. G., Deutſche Volksbilder und Naturanſichten aus dem Harze. gr. 8. (VI u. 438 S.) Hannover 1866, Rümpler. n. 1⅔ Thlr.

Sehr anſprechende Natur- und Sittenſchilderungen aus der Feder des bekannten Touriſten.

Kohl, J. G., Der Raths-Weinkeller zu Bremen. 8. (VII u. 250 S.) Bremen 1866, Kühtmann u. Co. n. 1 Thlr.

Geſchichte und anſprechende Schilderung des berühmten vielbeſuchten Locals.

Gallois, J. G., Geſchichte der Stadt Hamburg. Mit vielen Illuſtrationen in Holzſchnitt und Stahlſtich und Karten. gr. 8. (V u. 764 S.) Hamburg 1867, W. Oncken. n. 2 Thlr.

(—— ——) Hamburgs neueſte Zeit 1843—1860. Mit 8 lith. Karten. gr. 8. (XVI u. 695 S.) Hamburg 1866, Grüning. n. 2¼ Thlr.

Möller, Cajus, Geſchichte Schleswig-Holſteins. Von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutſchen Volke erzählt. 2 Bde. 8. (XXXIII u. 664 S. u. 3 Tabellen.) Hannover 1865, Rümpler. 1½ Thlr.

Eine populäre Geſchichte Schleswig-Holſteins, gut erzählt, mit richtiger Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe.

Fontane, Theod., Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg im Jahre 1864. Mit 4 Porträts, 56 eingedr. Abbildgn. u. 9 Karten. Lex. 8. (VII u. 376 S.) Berlin 1866, Decker. 2¼ Thlr.

Lebendige Schilderung der Ereigniſſe, militairiſches Detail ſo viel als nöthig iſt zur Einſicht in die Führung des Krieges, dabei Zeichnung von Land und Leuten und Oertlichkeit, ſowie biograph. Skizzen hervorragender Perſönlichkeiten.

Grahl, Otto de, Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holſteins. gr. 8. (III u. 59 S.) Hamburg 1867, J. P. F. E. Richter. 6 Ngr.

Entwirft ein überſichtliches Bild der bisherigen Verwaltung und Rechtszuſtände in den Elbherzogthümern, um einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu geben, ob dieſe Zuſtände als berechtigte Eigenthümlichkeiten der Erhaltung werth ſeyen.

Fock, Otto, Die Zeit der deutſch-däniſchen Kämpfe im 14. Jahrhundert bis zum Frieden von Stralſund 1370. gr. 8. (XV u. 276 S.) Leipzig 1865, Veit u. Comp. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine Geſchichte aus der Zeit der däniſchen Herrſchaft an den norddeutſchen Küſtenländern, auf gute Studien gegründet und anſprechend geſchrieben.

Berenberg, Carl, Die Nordſeeinſeln an der deutſchen Küſte nebſt ihren Seebadanſtalten. 8. (VII u. 136 S. u. 1 Karte.) Hannover 1865, Schmorl u. v. Seefeld. n. 16 Ngr.

Hanſen, C. P., (auf Sylt), Das ſchleswigiſche Wattenmeer und die frieſiſchen Inſeln. Mit 10 Bildern u. 1 Karte. gr. 8. (VIII u. 277 S.) Glogau 1865, Flemming. 1½ Thlr.

Originelle Schilderungen eines eingeborenen Inſelfrieſen, welche uns die Landesart anſchaulich vergegenwärtigen. Intereſſant ſind die beigefügten Sprachproben.

Johanſen, Chr., Halligenbuch. Eine untergehende Inſelwelt. 8. (VI u. 184 S.) Schleswig 1866, Schulbuchhandlung. n. ¾ Thlr.

Eine Schilderung der Inſeln und des ſie umgebenden Meeres, der Bewohner, nach ihrem häuslichen Leben, ihrer Arbeit und Noth.

Schliephake, F. W. Th., Geſchichte von Naſſau von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart ꝛc. I. Bd. gr. 8. (XI u. 486 S. u. 1 Karte.) II. Bd. 1. Hälfte (S. 1—232.) Wiesbaden 1864—67, Kreidel. n. 2 Thlr. 22 Ngr.

Eine tüchtige Arbeit auf Grundlage urkundlicher Quellenforſchung.

Keller, C. F., Geſchichte Naſſau's von der Reformation bis zur Neuzeit. I. Bd. Geſchichte Naſſau's von der Reformation bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges. gr. 8. (XXVIII u. 684 S.) Wiesbaden 1864, Limbarth. n. 2 Thlr.

Gute Benutzung ungedruckter Materialien des naſſauiſchen Landesarchivs, umſichtige Anordnung, gedrängte Darſtellung und nicht allzu particulariſtiſche Auffaſſung.

Siebigk, Ant., Das Herzogthum Anhalt. Historisch, geographisch und sta- tistisch dargestellt. gr. 8. (XII u. 715 S.) Dessau 1867, Aue's Verlag. n. 2⅓ Thlr.

Eine mit großem Fleiß und mit Sorgfalt ausgeführte Umarbeitung der Beschreibung Anhal von Lindner.

Töpfer, Johannes, Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Altenburg, i geographischer, statistischer und topographischer Beziehung beschrieben, wie mit historischen Bemerkungen versehen. gr. 8. (VI u. 142 S.) Ge 1867, Amthor u. Isleib. n. 18 Ngr.

Beck, August, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. 2 Thle. gr. 8. (XI u. 1065 S.) Weimar 1865, Böhlau. n. 5 Thlr.

Fischer, Ferdinand, Die Albertinische Dynastie und Norddeutschland u gr. 8. (32 S.) Berlin 1866, G. Reimer. ¼ Thlr.

Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen. gr. 8. (56 S. Berlin 1866, Lüderitz' Verlag. n. ¼ Thlr.

Beide letztgenannten Schriften enthalten geschichtliche Rückblicke mit Mahnung zum engst Anschluß an Preußen ohne Rücksicht auf dynastische Interessen; die zweite spricht sich gründlicher [illegible] aus.

Zu vergleichen auch in dem Augustheft 1867 der preuß. Jahrbücher der Aufsatz: „[illegible] [illegible] des [illegible] Geistes in Sachsen.“

Knetschke, Emil, Leipzig seit 100 Jahren. 8. Leipzig 1867, Selbst Verlag des Verfassers.

Das Werk erscheint in Lieferungen, wovon bereits 4 die Presse verlassen haben.

Süddeutschland.

Bayern.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. (Mit 1 Uebe [illegible]karte in 15 Blättern u. Trachtenbildern in Holzschn.) Lex. 8. Mün chen 1860—67, Lit.-artist. Anstalt.

Bd. I. 1. 2. Ober- und Niederbayern. (XVI u. 1292 S.) 1860
n. 4 Thlr.
„ II. 1. Ober-Pfalz und Regensburg. (VI u. 544 S.) 1863
n. 2 Thlr.
„ II. 2. Schwaben und Neuburg. (S. 545—1188.) 1863
n. 2⅓ Thlr.
„ III. 1. 2. Oberfranken. Mittelfranken. (VIII u. 1320 S.) 1864
65. n. 4⅔ Thlr.
„ IV. 1. Unterfranken und Aschaffenburg. (VIII u. 584 S.) 1866
n. 2⅓ Thlr.
„ IV. 2. Bayerische Rheinpfalz. (XII u. 738 S.) 1867. n. 3 Thlr
6 Ngr.

Das ausgezeichnete Werk ist nunmehr vollständig. Ein [illegible] Supplement wird sich [illegible] [illegible] [illegible] für Bayern umfassen.

Kluckhohn, Aug., Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern. Zur Geſchichte Deutſchlands im 15. Jahrh. Eine von der hiſt. Commiſſion bei der kgl. bayr. Akademie d. Wiſſ. gekrönte Preisſchrift. gr. 8. (XVI u. 384 S.) Nördlingen 1865, Beck. n. 1⅓ Thlr.

Eine gediegene Monographie, deren Werth nicht blos auf dem neuen Beitrag zur bayeriſchen Landesgeſchichte beruht, ſondern hauptſächlich auf ihrer Bedeutung für die deutſche Reichsgeſchichte von 1450—1462. Ludwig war einer der mächtigſten deutſchen Reichsfürſten jener Zeit und repräſentirte in energiſcher Weiſe die aufſtrebende Landeshoheit.

Die Arbeit beruht auf umfaſſender und gründlicher Quellenforſchung, die Darſtellung iſt einfach, aber durch Hervorhebung allgemein deutſcher Geſichtspunkte und anziehender Einzelheiten belebt.

Söltl, J. M., Max II. König von Bayern. Ein Bild des Unvergeßlichen. Mit Bildniß (Holzſchnitt). gr. 8. (IV u. 201 S.) Augsburg 1865, Schloſſer. 27 Ngr.

Eine vom Particularpatriotismus getragene Biographie und Charakteriſtik, die übrigens eine im Ganzen richtige Schilderung des Königs und ſeiner Regierungsthätigkeit gibt.

Stumpf, Pleickhard, Denkwürdige Bayern. Kurze Lebensbeſchreibungen verſchiedener verdienter Männer, die in dem Ländergebiete des jetzigen Königreichs Bayern geboren oder durch längeren Aufenthalt ihm angehörig waren. gr. 8. (XVI u. 180 S.) München 1865, Stegr. 2 Thlr.

Franklin, Otto, Albrecht Achilles und die Nürnberger 1449—1453. Ein akademiſcher Feſtvortrag mit Anmerkungen. gr. 8. (69 S.) Berlin 1866, Mittler u. Sohn. n. 12 Ngr.

Eine werthvolle Monographie zur Geſchichte der Kriege des Nürnberger Burggrafen mit den ſchwäbiſchen Reichsſtädten.

Würtemberg.

Ulmann, Heinrich, Fünf Jahre württembergiſcher Geſchichte unter Herzog Ulrich 1515—1519. gr. 8. (VIII u. 224 S.) Leipzig 1867, Hirzel. n. 1⅓ Thlr.

Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche auf Grund urkundlicher Forſchung einen Beitrag zur Geſchichte der Reichspolitik unter Maximilian I. und eine ſehr richtige Charakteriſtik Herzog Ulrichs von Würtemberg gibt.

Wintzingerode, Wilko, Graf, Graf Heinrich Levin Wintzingerode ein württembergiſcher Staatsmann. 8. (XII u. 131 S.) Gotha 1866, F. A. Perthes. ½ Thlr.

Zunächſt eine Apologie des württembergiſchen Miniſters v. Wintzingerode gegen die Anklagen von Gervinus und Treitſchke, zugleich aber auch ein werthvoller Beitrag zur Regierungsgeſchichte König Wilhelm I. und deſſen Verhalten zum Karlsbader Congreß, und zur bundestäglichen Oppoſition gegen die Großmächte.

Süddeutſche Politik der Jahre 1866 und 67.

Ueber den Anſchluß Süddeutſchlands an den norddeutſchen Bund. Betrachtungen eines Süddeutſchen im Spätherbſte 1866. gr. 8. (III u. 42 S.) Nördlingen 1867, Beck. n. 7 Ngr.

Ueber den Anſchluß Süddeutſchlands an den norddeutſchen Bund. II. Hohenlohe, Bayern und Deutſchland. gr. 8. (31 S.) Nördlingen 1867, Beck. n. 1/6 Thlr.

Nochmalige Darlegung der Gründe für den Anſchluß.

Ueber den Anſchluß Süddeutſchlands an den norddeutſchen Bund. Betrachtungen eines Großdeutſchen im Februar 1867. gr. 8. (35 S.) München 1867, Kaiſer. 1/4 Thlr.

Auch für den Anſchluß unter der Bedingung der Selbſtändigkeit Bayerns und der Vorausſetzung, daß Preußen keinen deutſchen Einheitsſtaat erſtrebe.

Römer, Rob., Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes und die ſüddeutſche, insbeſondere die württembergiſche Freiheit. gr. 8. (XV u. 79 S.) Tübingen 1867, Laupp. n. 1/3 Thlr.

Nachweiſung, daß die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes mehr conſtitutionelle Rechte gewähre als die württembergiſche Verfaſſung, und daß der Verluſt derſelben kein Hinderniß gegen den Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den norddeutſchen Bund ſei.

Mohl, Moriz, Mahnruf zur Bewahrung Süddeutſchlands vor den äußerſten Gefahren. Eine Denkſchrift für die ſüddeutſchen Volksvertreter. gr. 8. (VII u. 208 S.) Stuttgart 1867, Schweizerbart. n. 22 Ngr.

Theils eine [illegible] der preußiſchen Politik und des Eintritts der Süddeutſchen in den norddeutſchen Bund. Der größere Theil der Schrift handelt von der Zollvereins- und Zollfrage.

Oeſterreich.

Springer, Anton, Geſchichte Oeſterreichs ſeit dem Wiener Frieden 1809. 2. Theil. gr. 8. (IV u. 774 S.) Leipzig 1865, Hirzel. n. 2 Thlr.

(Staatengeſchichte der neueſten Zeit Bd. 8.)

(1. Theil ſ. [illegible] S. 44.) Dieſer zweite Band, womit das Werk abgeſchloſſen iſt, enthält die Geſchichte der Revolutionsepoche 1848—49 und zeigt recht anſchaulich, wie die Rivalität der verſchiedenen Nationen und der Mangel an politiſcher Bildung [illegible] Urſachen der Verwirrung [illegible] zu [illegible] Reſultate der Bewegung kommen [illegible]. Die ganze auf genaue locale Unterſuchungen geſtützte Darſtellung macht den Eindruck, daß [illegible] Wiedergeburt des öſterreichiſchen Staates ein Ding der Unmöglichkeit ſei.

Oeſterreichiſche Geſchichte für das Volk. 8. Wien, Prandel u. Ewald.

Bd. I. **Becker,** M. A., Aelteſte Geſchichte der Länder des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates bis zum Sturz des weſtrömiſchen Kaiſerreichs. (IV u. 230 S.) 1865. n. 16 Ngr.

„ II. **Jireček,** Joſ. und Hermenegild, Entſtehen chriſtlicher Reiche im Gebiete des heutigen öſterreichiſchen Kaiſerſtaates vom Jahre 500—1000. (VIII u. 278 S.) 1865. n. 16 Ngr.

„ III. **Zeißberg,** Heinr., Blüthe nationaler Dynaſtien (Babenberger — Premysliden — Arpaden) in den öſterreichiſchen, böhmiſchen und ungariſchen Ländern von 1000—1276. (XI u. 316 S.) 1866. n. 16 Ngr.

„ IV. **Huber,** Alfons, Die Zeit der erſten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV. (230 S.) 1866. n. 16 Ngr.

Bd. V. **Höfler**, C., Die Zeit der Luxemburger. Kaiſer von Karl IV. (Wenzel) bis Sigmund. (V u. 214 S.) 1867. n. 16 Ngr.

„ XI. **Krones**, Frz., Die öſterreichiſchen, böhmiſchen u. ungariſchen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung 1437—1526. (V u. 309 S.) 1864. n. 16 Ngr.

„ XI. **Weiß**, J. B., Maria Thereſia und der öſterreichiſche Erbfolgekrieg 1740—1748. (302 S.) 1863. n. 16 Ngr.

„ XII. **Ilwof**, Frz., Maria Thereſia bis zum Schluß des 7jährigen Krieges 1748—63. (260 S.) 1865. n. 16 Ngr.

„ XV. **Werner**, Karl, Kaiſer Franz vom Antritte ſeiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville 1792—1803. (V u. 243 S.) 1866. n. 16 Ngr.

„ XVI. **Wolf**, Adam, Kaiſer Franz von der Stiftung der öſterreichiſchen Kaiſerwürde bis zum Ausbruch des ruſſiſch-franzöſiſchen Krieges 1804—1811. (V u. 213 S.) 1866. n. 16 Ngr.

Ein Sammelwerk, deſſen einzelne Theile von verſchiedenem Werth ſind, die meiſten ſind nicht unrühmlich zu erwähnen; die beſten Stücke ſind die von Alfons Huber Bd. IV. und Adam Wolf Bd. XVI. In Bd. XI., XII. und XV. macht ſich ein befangener öſterreichiſcher Patriotismus breit, überhaupt iſt das ganze Unternehmen dazu beſtimmt das öſterreichiſche Staatsbewußtſein zu beleben.

Arneth, Alfred v., Maria Thereſia und Joſeph II. Ihre Correſpondenz ſammt Briefen Joſephs an ſeinen Bruder Leopold. (In 3 Bänden.) I. Bd. 1761—1772. II. Bd. 1772 — Juli 1780. gr. 8. (I., XVI u. 402 S.; II., 402 S.) Wien 1867, Gerold's Sohn. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Eine Sammlung, welche die unerquicklichen Belege für die Ueberſtürzung Joſephs und ſeiner Mutter gewährt. Auch enthalten die Briefe, welche Joſeph von ſeinen Reiſen in Frankreich, Italien und Süddeutſchland ſchreibt, eine Fülle der werthvollſten Beobachtungen.

Palacky, Franz, Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. Bd. V. Das Zeitalter der Jagellonen. Abth. 1. König Wladislaw II. von 1471—1500. gr. 8. (XII u. 472 S.) Prag 1865, Tempsky. n. 2 Thlr.

Die früheren Bände s. Wegweiſer I. Aufl. S. 65, zweiter Nachtrag S. 38.

Perkmann, A., Die Jeſuiten und die Wiener Univerſität. 2. (Titel-)Ausg. 8. (XII u. 214 S.) Leipzig 1865, O. Wigand. n. 1 Thlr.

Nachweiſung, daß die Wiener Univerſität nie ein regeres wiſſenſchaftliches Leben gehabt habe und vollends durch die Herrſchaft der Jeſuiten zu Grunde gerichtet worden ſei.

Pfefferl, J., Die Einziehung der Kirchen-, Stifts- und Kloſtergüter. Hiſtoriſche Skizze nebſt einem Anhang: Geld für Oeſterreich. Lex. 8. (III u. 162 S.) Leipzig 1866, Kollmann. ⅓ Thlr.

Oeſterreichs Syſtem als die einzig wahre Urſache ſeiner Niederlagen vom militäriſchen Standpunkte aus betrachtet und dargeſtellt von einem öſterreichiſchen Soldaten. gr. 8. (31 S.) Leipzig 1867, Engelmann. ⅓ Thlr.

Freimund, J., Oeſterreichs Zukunft, entwickelt aus ſeiner Vergangenheit und Gegenwart. 8. (III u. 108 S.) Brüſſel 1867. Hamburg, Hoffmann u. Campe. ½ Thlr.

Die baldige Auflöſung Oeſterreichs in ſeine verſchiedenen Nationalitäten wird hier in ſichere Ausſicht geſtellt.

Der Zerfall Oeſterreichs. Von einem Deutſch-Oeſterreicher. gr. 8. (VIII u. 70 S.) Leipzig 1867, O. Wigand. n. 12 Ngr.

Verſuch den Zerfall Oeſterreichs als eine europäiſche Nothwendigkeit nachzuweiſen.

Steub, Ludwig, Herbſttage in Tirol. 8. (IV u. 263 S.) München 1867, Merhoff. 1 Thlr.

Inhalt: Betrachtungen über Tirol. Hall und Innsbruck. Von Innsbruck nach Botzen. [illegible]. [illegible]. Ethnographiſche Betrachtungen. Das [illegible]. Das Trentino.

Ungarn.

Büdinger, Max, Ein Buch Ungariſcher Geſchichte 1058—1100. gr. 8. (VIII u. 166 S.) Leipzig 1866, Teubner. n. 1 Thlr.

Szalay, Ladislaw v., Geſchichte Ungarns. Deutſch von H. Wögerer. 1. Bd. gr. 8. (XV u. 372 S.) Peſt 1866. Gebr. Lauffer. n. 2 Thlr.

Werk eines in Ungarn hoch geachteten Hiſtorikers, aber weit unter den Anforderungen der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, was ſich inſonderheit an der unkritiſchen Berufung auf verdächtige und nicht gleichzeitige Geſchichtsquellen zeigt. Geht bis 1222.

Fiegler, Alexander, Erinnerung an Ladislaus von Szalay und ſeine Geſchichte des ungariſchen Reiches. gr. 8. (XII u. 216 S.) Leipzig 1866, O. Wigand. n. 1 Thlr.

Mit gelungener Schilderung des im Jahre 1864 verſtorbenen ungariſchen Staatsmannes und Geſchichtſchreibers. Zugleich Orientirung über die ungariſche Geſchichte.

Horváth, Michael, Fünf und zwanzig Jahre aus der Geſchichte Ungarns von 1823—1848. Aus dem Ungariſchen überſetzt von Joſeph Novelli. 2 Bde. gr. 8. (I., XVII u. 557 S. II., XI u. 631 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Schweiz.

Henne am Rhyn, Otto, Geſchichte des Schweizervolkes und ſeiner Kultur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. 3 Bde. gr. 8. (I., VIII u. 568 S. II., IV u. 572 S. III., IV u. 609 S.) Leipzig 1865—66, O. Wigand. 8 Thlr.

Die erſte ausführliche Darſtellung der geſammten Schweizergeſchichte, welche bis auf die neueſte Zeit geht. Von einem patriotiſchen Schweizer demokratiſch-unitariſcher Richtung, mit fleißiger Benutzung der Literatur, für das Bedürfniß des größeren Publikums anſprechend geſchrieben.

Viſcher, Wilh., Die Sage von der Befreiung der Waldſtätte nach ihrer allmählichen Ausbildung unterſucht. Nebſt einer Beilage: Das älteſte Tellenſchauſpiel. gr. 8. (VII u. 202 S.) Leipzig 1866, Vogel. n. 1 Thlr.

Eine kritiſche Darſtellung der Berichte, welche wir über die Sage von der Befreiung der Waldſtätte haben, und Erörterung der Frage, in welcher Beziehung der Kern der Sage zu der urkundlich beglaubigten Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft ſteht. Eine ſorgfältige, auch formell anſprechende Arbeit, welche den Freunden der Schweizergeſchichte gewiß willkommen ſein wird.

Wattenwyl von Diesbach, Ed. v., Geſchichte der Stadt und Landſchaft Bern. 1. Bd. 13. Jahrhundert. gr. 8. (IV u. 371 S.) Schaffhauſen 1867, Hurter. n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Giſi, Wilh., Der Antheil der Eidgenoſſen an der europäiſchen Politik in den Jahren 1512—1516. Ein hiſtoriſcher Verſuch. gr. 8. (XI u. 287 S.) Schaffhauſen 1866, Hurter. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein auf ſorgfältige Quellenforſchung gegründeter Beitrag zur Geſchichte der Schweiz und der europäiſchen Politik unter Kaiſer Maximilian I.

Hagen, Karl, Die auswärtige Politik der Eidgenoſſen, vornehmlich Berns in den Jahren 1610—1618. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des 30jähr. Krieges. gr. 8. (III u. 130 S.) Bern 1865, Haller. n. 16 Ngr.

Baumgartner, Jakob, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgeſtaltungen von 1830—1850. Geſchichtlich dargeſtellt. 4 Bde. gr. 8. (I., XII u. 496 S. II., 470 S. III., IV u. 558 S. IV., 611 S.) Zürich 1853. 54. 65. 66. Schultheß. 6 Thlr. 24 Ngr.

Werk eines ſchweizeriſchen Staatsmannes, der einer der Vorkämpfer der ſchweizeriſchen Regeneration war, aber ſpäter vor dem Sonderbundskrieg über die Kloſterfrage mit ſeiner bisherigen Partei zerfallen iſt und ſich vom politiſchen Leben zurückgezogen hat. Mit den Verhältniſſen genau vertraut, giebt er bis auf den Zeitpunkt ſeiner Umwandlung ein getreues Bild der inneren Entwicklung und ſeiner Begebenheiten. Von jenem Zeitpunkt an iſt ſeine Auffaſſung durch die perſönliche Verſtimmung und die erfahrenen Kränkungen etwas getrübt und ſein Urtheil nicht unparteiiſch; doch iſt auch für dieſe Zeit ſein Werk eine wichtige Geſchichtsquelle.

Feddersen, P., Geſchichte der ſchweizeriſchen Regeneration von 1830—1848. Nach den beſten Quellen bearbeitet. gr. 8. (XII u. 654 S.) Zürich 1866, Verlagsmagazin. 2½ Thlr.

Unſtreitig die beſte ausführliche Bearbeitung dieſer Periode der ſchweizeriſchen Geſchichte, ſorgfältig und wahrheitsgetreu in den Thatſachen, die der Verfaſſer durch fleißige Sammlung und Benutzung der Literatur und durch viele perſönliche Beziehungen zu mithandelnden Zeitgenoſſen ermittelt hat. Dabei einfache und überſichtliche Darſtellung. Der Verfaſſer, ein geborener Schleswig-Holſteiner, aber längſt in der Schweiz eingebürgert und Mitglied des großen Rathes in Baſel, gehört der demokratiſchen [illegible] an.

Fiſcher, E. F. v., Erinnerung an Niklaus Rudolf von Wattenwyl, weiland Schultheiß der Stadt und Republik Bern, gew. Landammann der Schweiz und General über die eidgenöſſiſchen Aufgebote von 1805, 1809 und 1813 mit Rückblick auf einige Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit. gr. 8. (VI u. 608 S.) Bern 1867, Dalp'ſche Buchh. 3 Thlr. 5 Ngr.

Lebensgeſchichte eines hervorragenden Berner Staatsmannes von einem gleichgeſinnten Standesgenoſſen nach Briefen, Aktenſtücken und perſönlicher Erinnerung geſchrieben; ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte der Schweiz von der Mediationsacte bis 1830.

Eſcher, Heinrich, Erinnerungen ſeit mehr als 50 Jahren. 2 Bde. 8. (I., VIII u. 358 S. II., 326 S.) Zürich 1866—67, Schabelitz. n. 2⅚ Thlr.

Selbſtbiographie eines betagten Züricher Politikers, der früher mehrere höhere Staats-

Ämter im Canton Zürich bekleidete und Manches zur Geſchichte der ſchweizeriſchen Regeneration erzählen weiß. Er gehört der liberalen Partei an.

Berlepſch, H. A., Schweizerkunde. Land, Volk und Staat, geographiſ ſtatiſtiſch, überſichtlich-vergleichend dargeſtellt. Unter Mitarbeiterſchaft Hr. Hr. Redakteur [illegible], Prof. Guſtav Vogt, Prof. A. v. Orelli u Herm. v. [illegible] in Zürich. gr. 8. (XII u. 997 S.) Braunſchw 1864, Schwetſchke u. Sohn. n. 3⅓ Thlr.

[illegible] ſorgfältig gearbeitetes Werk, das eine gründliche Kenntniß der ſchweizeriſchen Zuſtä gewährt.

Oſenbrüggen, E., Wanderſtudien aus der Schweiz. 1. Bd. 8. (V 365 S.) Schaffhauſen 1867, Hurter. n. 1⅓ Thlr.

[illegible] der culturhiſtoriſchen Bilder aus der Schweiz, die wir im Nachtrag [illegible] aufgeführt. Beſonders intereſſant iſt Nr. 1: Geſchichte der Schweizer-Reiſen.

Von der ältern Sammlung:

Culturhiſtoriſche Bilder aus der Schweiz iſt eine 2. verm. Aufl. erſchienen. (203 S.) Leipzig 1867, [illegible]. ⅚ Thlr.

Ferner iſt auch noch zu erwähnen:

E. Oſenbrüggen, Land und Leute der Schweiz. (36 S.) Berlin 186 Lüderitz. ⅓ Thlr.

in der Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzende

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. 3. Aufl. dem Volksgebrauch eingerichtet. Mit 6 Illuſtr. in Holzſchnitt. gr. 1 (286 S.) Jena 1866, Coſtenoble. 1 Thlr. (Prachtausgabe n. 3 Th 26 Ngr. Volksausgabe n. 1⅔ Thlr.)

Sehr anſprechende Naturſchilderungen aus dem Gebirgsleben der Schweiz.

England.

Ranke, Leopold, Engliſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahr Bd. 5 und 6. gr. 8. (V., V u. 604 S. VI., VI u. 582 S.) Leipz 1865, Duncker u. Humblot. à Bd. n. 3⅓ Thlr.

Der 5. Bd. behandelt die Jahre 1675—1688, welche den Sturz des Hauſes Stuart er leben. Bd. 6 die Durchführung der Revolution und die Gründung des neuen Regiments des Wilhelm III. Dieſe beiden letzten Bände übertreffen die vorhergehenden an Gehalt und [illegible] [illegible] und die Vergleichung mit Macaulay zeigt die eigenthümlichen Vorzüge Ranke's, das Werk ſeines engliſchen Vorgängers trefflich ergänzt.

Pauli, Reinhold, Geſchichte Englands ſeit den Friedensſchlüſſen von 181 und 1815. 2. Theil. Die Whigperiode von 1830—1841. gr. 8. (X u. 607 S.) Leipzig 1867, Hirzel. n. 2 Thlr.

[illegible] uns ein ſehr lebendiges Bild der Umwandlung des alten engliſchen Staatsweſen beſonders der Kämpfe für die Wahlreform. Sehr intereſſant iſt auch der Abſchnitt über d Orient von 1839—1842.

Pauli, Reinhold, Simon von Montfort Graf von Leiceſter der Schöpfer d Hauſes der Gemeinen. gr. 8. (XII u. 227 S.) Tübingen 1867, Laupp n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erſte Monographie über einen Kriegshelden und Staatsmann, der von den [illegible] [illegible] nur als [illegible] Rebell behandelt, [illegible] [illegible] in ſeiner politiſchen Bedeutu erkannt iſt. Ein an geſchichtlichem und dramatiſchem Intereſſe reicher Stoff, vom Verfaſſer mit Liebe und hiſtoriſcher Kunſt bearbeitet. Zugleich Feſtſchrift zu Ranke's Jubiläum.

Maurenbrecher, Wilh., England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge. gr. 8. (VI u. 138 S.) Düſſeldorf 1866, Buddeus Verlag. n. 1 Thlr.
In einer Reihe von Vorträgen vor einem größeren Publikum behandelt der Verfaſſer die Hauptmomente der engliſchen Reformationsgeſchichte: König Heinrich VIII., Eduard VI., Maria Tudor und Maria Stuart, Königin Eliſabeth. Nimmt für letztere Partei und giebt ein ziemlich ungünſtiges Bild von Maria.

Vocke, W., Geſchichte der Steuern des britiſchen Reiches. Ein finanzieller Verſuch. gr. 8. (XVI u. 612 S. mit 1 Tabelle.) Leipzig 1867, Felix. n. 4½ Thlr.
Ein ſehr wichtiges Stück der engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte iſt hier im Zuſammenhang mit der engliſchen Geſammtgeſchichte von dem Verfaſſer gründlich bearbeitet.

Frankreich.

Guizot, Fr., Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. 8 Bde. 8. Leipzig 1859—67, Brockhaus. à Bd. n. 1½ Thlr.
Ein für die neuere Geſchichte Frankreichs ungemein wichtiges Werk, das ſich vermöge ſeines klaren eleganten Stils auch zur Lectüre empfiehlt.

Arneth, A. v., Maria Thereſia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechſel. 2. verm. Aufl. Mit Briefen des Abbé Vermond an den Grafen Mercy. gr. 8. (XVI u. 423 S.) Wien 1866, Braumüller. n. 2⅔ Thlr.

Arneth, A. v., Marie Antoinette, Joſeph II. und Leopold II. Ihr Briefwechſel. gr. 8. (XII u. 308 S.) Wien 1866, Braumüller. n. 2 Thlr.
Eine authentiſche Sammlung ſeither im Wiener Staatsarchiv aufbewahrter Briefe.

Arneth, A. v., Marie Antoinette nach ihren Briefen. Vortrag. 8. (29 S.) Wien 1867, Gerold's Sohn. n. 4 Ngr.

Bibliothek, internationale. Paris. Ein Spiegelbild ſeiner Geſchichte, ſeines Geiſtes und Lebens, in Schilderungen von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs. 1—4. Bd. 8. Berlin 1867, Leſſer. à Bd. ½ Thlr.
Bd. I. Geſchichte von Paris. (156 S. m. 1 Holzſchnitt.)
„ II. **Gautier,** Th., Das Muſeum des Louvre. (163 S. mit 1 Holzſchnitt.)
„ III. **Laſteyrie, Houſſaye, Lanfrey, Aimet,** Die Paläſte und Denkmäler von Paris. (166 S. mit 1 Holzſchnitt.)
„ IV. **Feval, About, Janin** u. A., Phyſiologie von Paris. (154 S. mit 1 Holzſchnitt.)

Rodenberg, J., Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausſtellung. Mit Beiträgen von H. Ehrlich, Rud. Gottſchall, Eug. Laur, Arth. Levyſohn, Charl. Marelle, H. B. Oppenheim, Will. Reymond, Alfr. Wartmann. 1. 2. Aufl. 8. (VII u. 267 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 1⅓ Thlr.
Anziehende Schilderungen aus der Feder verſchiedener Deutſchen, die in Paris ſich aufhielten.

Die Land- und Seemacht Frankreichs im Frühjahr 1867. gr. 8. (69 Berlin 1867, Mittler u. Sohn. n. 12 Ngr.

Genaue Nachweiſung über die wirkliche Stärke der franzöſiſchen Armee, über die Zah jährlich eingeſtellten Rekruten und der Berufsſoldaten.

Pfiſter, Hermann. Das franzöſiſche Heerweſen. Eine ausführliche Schi rung nach amtlichen franzöſiſchen Quellen. 1. Abth. gr. 8. (VIII 228 S.) Kaſſel 1867, G. Luckhardt. complet n. 1½ Thlr.

Spanien.

Baumgarten, Hermann, Geſchichte Spaniens vom Ausbruch der franz ſchen Revolution bis auf unſere Tage. Theil I. gr. 8. (XII u. 583 S Leipzig 1865, Hirzel. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

(Staatengeſchichte der neueſten Zeit 5. Bd.)

Der Theil, greift, abweichend von den übrigen Theilen der Staatengeſchichte, bis auf das J 1788 zurück, da mit der Thronbeſteigung Karls IV. für Spanien die neue Zeit beginnt und [illegible] die Regierung Karls IV., die Befreiungskriege der Jahre 1808—1811 und die Ereigniſſe 1814 nicht wohl recht verſtanden werden können. Da die innere Geſchichte Spaniens in die [illegible] in der deutſchen Literatur beinahe gar nicht vertreten iſt, ſo war der Verfaſſer in der glü Lage einem großen Theil ſeines Stoffes Neues ſagen zu können, und er hat dies auf ſo ang Weiſe gethan, daß man ſich nicht gern in dieſe fremden Gebiete einführen läßt und [illegible] ſpaniſchen Angelegenheiten ein lebendiges Intereſſe abgewinnt. Man ſieht mit Spannung [illegible] Fortſetzung entgegen, die im nächſten Jahre folgen wird.

Portugal.

Schelhorn, Emil v., Don Pedro V., König von Portugal. Mit einleiten den Capiteln geſchichtlichen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und culturhiſtoriſchen Inhalts. Nach Quellen der portugieſiſchen, franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Literatur bearbeitet. gr. 8. (VIII u. 265 S.) Nürnberg 1866, W. Schmid. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine mit Fleiß und Liebe ausgearbeitete Monographie eines durch königliche und menſch liche Tugenden ausgezeichneten deutſchen Fürſten, der durch einen frühen Tod ſeinem Vaterlande entriſſen wurde.

Italien.

Ruth. Emil, Geſchichte von Italien vom Jahre 1815—1850. 2 Bde. gr. 8. (I., X u. 494 S. II., IV u. 413 S.) Heidelberg 1867, Baſſermann. n. 4 Thlr.

Ein ſehr gehaltvolles Werk, das die politiſche Entwicklung des italieniſchen Volkes im Zuſammenhang mit der Literatur und anderen Elementen des geiſtigen Lebens darſtellt. Der Verfaſſer legt beſonderes Gewicht auf Nachweiſung des ſchädlichen Einfluſſes, welchen die Hierarchie auf die nationale Entwicklung Italiens ausgeübt hat, wirft aber dabei den Adel, der ſich in der That viele Verdienſte um die nationale Sache erworben, zu ſehr mit dem Klerus zuſammen.

Die Arbeit beruht auf einer ſehr umfaſſenden Kenntniß der neuern und neueſten italieniſchen Literatur, der Verfaſſer hat es aber unterlaſſen, bibliographiſche Nachweiſungen zu geben. Die früher (1857) von Ruth herausgegebene Geſchichte des italieniſchen Volkes unter der napoleoniſchen Herrſchaft bildet die Einleitung zu vorliegendem Werke und iſt eigentlich zum richtigen Verſtändniß ſeiner Auffaſſung unentbehrlich.

Mátyus, Iſidor von, Italiens ſtaatliche Umgeſtaltung mit beſonderer Rückſicht auf Süditalien. Eine politiſche, ſociale, kirchliche und militäriſche Studie. gr. 8. (91 S.) Wien 1866, Hartleben. n. 12 Ngr.

Enthält gute Notizen über die italieniſchen Verhältniſſe.

v. Wittich (preuß. Premierlieutenant), Die italieniſche Armee in ihrem heutigen Beſtande, 1865. Mit ſpecieller Berückſichtigung der Infanterie. gr. 8. (III u. 160 S.) Berlin 1865, Voth. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine gute zweckmäßige Arbeit.

Griechenland.

Prokeſch-Oſten, Anton v., Geſchichte des Abfalls der Griechen vom türkiſchen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des helleniſchen Königreiches. Auf diplomatiſchem Standpunkte. I—IV. Bd. gr. 8. (I., XI u. 414 S. II., 516 S. III., 454 S. IV., 333 S.) Wien 1867, Gerold's Sohn. n. 8 Thlr.

Arbeit eines Mannes, der im Dienſt der orientaliſchen Politik ergraut, die Verhältniſſe des türkiſchen und griechiſchen Reiches ſo genau kennt, wie nicht leicht ein Anderer. Das Hauptverdienſt des Werkes iſt die Beleuchtung der gegen Rußland gerichteten Politik Metternichs, wobei jedoch der Verfaſſer ſich enthält die aus den mitgetheilten Aktenſtücken ſich ergebenden Folgerungen ſelbſt zu ziehen, um nicht als tendenziös zu erſcheinen. Die Arbeit Prokeſch's, ſchon vor 18 Jahren geſchrieben, wurde von der öſterreichiſchen Regierung aus Rückſicht für Rußland unter Verſchluß gehalten, jetzt aber als Demonſtration gegen Rußland losgelaſſen.

Türkei.

Roſen, G., Geſchichte der Türkei von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariſer Tractat vom Jahre 1856. 2 Thle. gr. 8. (I., XII u. 303 S. II., VIII u. 262 S.) Leipzig 1866—67, Hirzel. n. 2 Thlr.

(Staatengeſchichte der neueſten Zeit. 11. 12. Bd.)

Der Verfaſſer, längere Zeit in Konſtantinopel und Syrien als preußiſcher Diplomat thätig und durch Kenntniß der orientaliſchen Sprachen beſonders befähigt, hatte Gelegenheit die Verhältniſſe der Türkei genauer kennen zu lernen und giebt das Reſultat ſeiner Anſchauungen und der Ausbeutung der Geſandtſchaftsarchive in gefälliger Form. Das Werk iſt ein treffliches Hilfsmittel zur Orientirung über die orientaliſche Frage. Die Anſicht, daß die Türkei doch nie ein lebensfähiges Glied des europäiſchen Staatenſyſtems werden könne und die Auflöſung nur eine Frage der Zeit ſei, wird durch die Ausführungen des Verfaſſers ſehr unterſtützt. Uebrigens läßt ſich der Verfaſſer auf die inneren Zuſtände des türkiſchen Reiches nicht näher ein; er beſchränkt ſich auf die Geſchichte der auswärtigen Politik.

Rußland.

Poſſelt, Moritz, Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und ſeine Zeit. Ein Beitrag zur Geſchichte Peters des Großen. Mit 2 Portr., 4 lith. Abbildgn. u. 2 Facſim. 2 Bde. Lex. 8. (I., XLV u. 573 S. II., 614 S.) Frankfurt a. M. 1866, J. Baer. n. $6^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine ſehr reichhaltige Arbeit, welche über Peters Jugendgeſchichte und die Anfänge ſeiner Reformthätigkeit willkommenen Aufſchluß giebt, indem ſie die Wirkſamkeit des Mannes beleuchtet, welcher der eigentliche Erzieher Peters und die Seele ſeiner Reformbeſtrebungen war. Es galt dem Verfaſſer die Frage zu löſen, ob Peters Reformen eine Wohlthat für Rußland, oder wie Altruſſen behaupten, eine die ſelbſtändige Entwicklung hemmende und zerſtörende Verderb geweſen ſei, und der Verfaſſer hat, auf umfaſſende Forſchungen geſtützt, die Frage zu Gun Peters und ſeines genialen Erziehers gelöſt.

Bogdanowitſch, M., Geſchichte des Krieges 1814 in Frankreich und d Sturzes Napoleon's I., nach den zuverläſſigſten Quellen. Aus dem Ruſ ſchen von G. Baumgarten. 2 Bde. Mit 3 Ueberſichtskarten u. 11 Pläne gr. 8. (I., XXII u. 515 S. II., XII u. 412 S.) Leipzig 1866, Schlic n. 12 Thlr.

Eine die bisherigen Darſtellungen vielfältig berichtigende Geſchichte nach officiellen ru ſchen Quellen, und darum beſonders werthvoll für die Leitungen der ruſſiſchen Truppen. Bri den Einfluß der politiſchen Lage auf die militäriſchen Operationen zu klarer Anſchauung.

Harthauſen, A. v., Die ländliche Verfaſſung Rußlands. Ihre Entwicklu und Feſtſtellung in der Geſetzgebung von 1861. gr. 8. (XVI u. 124 S Leipzig 1866, Brockhaus. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Sorgfältig vorbereitete Arbeit eines bewährten Kenners der ruſſiſchen Verhältniſſe.

Sſolowjoff, S., Geſchichte des Falles von Polen. (Nach ruſſiſchen Que len.) Ueberſetzt von J. Spörer. gr. 8. (VIII u. 376 S.) Gotha 186 Thienemann. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Smitt, Friedrich v., Schlüſſel zur polniſchen Frage, oder warum konn und kann Polen als ſelbſtändiger Staat nicht beſtehen. gr. 8. (VIII 112 S.) St. Petersburg 1865, Röttger. n. $^{5}/_{6}$ Thlr.

Der Verfaſſer, der ſich viele Jahrzehnte lang gründlich mit der polniſchen Frage beſchäf hat, ſucht die Urſachen des Unterganges des polniſchen Staates in dem Nationalcharakter Polen, in dem Ueberwiegen der Phantaſie, dem Mangel an Urtheilskraft, in der Adelswi und in dem verderblichen Eingreifen der Jeſuiten in Unterricht und Erziehung und der dadu entſtandenen Entzweiung der Nation.

Adler, G., Studien zur Culturgeſchichte Polens. 1. Bd. gr. 8. (VI 324 S.) Berlin 1866, Mittler u. Sohn. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Grimm, A. Th. v., Alexandra Feodorowna, Kaiſerin von Rußland. 2 Bd 2. Aufl. gr. 8. (XXIII u. 625 S. mit Porträt in Holzſchnitt.) Leipz 1866, Weber. n. 5 Thlr.

Leben der Gemahlin Kaiſers Nicolaus, einer preußiſchen Prinzeſſin, aus der Feder ihr Vorleſers. In der ſchmeichelnden Manier eines Hofmanns geſchrieben, enthält das Buch d intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Kaiſer Alexander und Nicolaus und des Lebens an ihr Hofe.

Skandinavien.

Paſſarge, L., Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien. Mit Anſichten (in Holzſchn.) 8. (VII u. 376 S.) Leipzig 1867, Brandſtette n. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Geiſtreiche Beſchreibungen der Landſchaften, Städte und des Volkes, mit eingeflochten Betrachtungen.

Haſſel, Friedrich, Schweden in der neueſten Zeit. Eine ſtatiſtiſch-finanziel Skizze. Mit 1 Karte. gr. 8. (36 S.) Berlin 1865, Mitſcher u. Röſtel $^{1}/_{3}$ Thlr.

Amerika.

Neumann, Karl Friedrich, Geſchichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2. Bd.: Von der erſten Präſidentſchaft des Thomas Jefferſon bis zum Ende der zweiten Präſidentſchaft des Andrew Jackſon. gr. 8. (XXIV u. 592 S.) Berlin 1865, G. Hermann. 3 Thlr.

—— —— —— 3. Bd.: Von der Präſidentſchaft des Martin van Buren bis zur Inauguration des Abraham Lincoln. gr. 8. (XXXVI u. 559 S.) Ebendaſ. 1866. 3 Thlr.

Bd. 1. ſ. ſechſter Nachtrag S. 54.

Das Werk iſt hiermit abgeſchloſſen. Der Verfaſſer ſteht auf dem Standpunkt der republikaniſchen Partei und war ein begeiſterter Verehrer der Union. Sein Buch iſt die erſte vollſtändige Geſchichte derſelben.

Bankroft, Ge., History of the United States. Vol IX. Boston 1866.

Da die deutſche Ueberſetzung dieſes Bandes noch nicht erſchienen iſt, ſo führen wir das Original an. Derſelbe enthält die Zeit vom 1. Juli 1776 bis zum 6. Febr. 1778, d. h. von der Unabhängigkeitserklärung bis zum Abſchluß des franzöſiſchen Bündniſſes. Die ſorgfältige Quellenforſchung berichtigt die bisher einſeitige Darſtellung engliſcher und amerikaniſcher Werke.

Sander, Conſtantin, (Hauptmann in der königl. preußiſchen Artillerie.) Geſchichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit 3 Ueberſichtskarten und Operationsplänen in Farbendruck. gr. 8. (XV u. 587 S.) Frankfurt a. M. 1865, Sauerländers Verlag. n. 3½ Thlr.

Eine fleißige Zuſammenſtellung aus amerikaniſchen und deutſchen Berichten, die aber jetzt durch neuere amerikaniſche Werke überholt iſt.

Der Seceſſionskampf in der nordamerikaniſchen Union. Unſere Zeit. Neue Folge. Bd. 1. S. 721—752. 801—832. 881—919.

Die unſeres Wiſſens beſte Ueberſicht der Geſchichte des Krieges und ſeiner politiſchen und nationalökonomiſchen Urſachen.

Hock, Carl, v., Die Finanzen und die Finanzgeſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika. gr. 8. (XIV u. 812 S.) Stuttgart 1867, Cotta. n. 4 Thlr.

Ein wichtiges Werk, das allgemeine Anerkennung gefunden hat, und den Stoff zu einer Bereicherung der Wiſſenſchaft verwerthet. Der Verfaſſer iſt ein hochgeſtellter öſterreichiſcher Finanzbeamter und macht daher manche Nutzanwendung auf die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes.

Häcker, Ludw., Amerikaniſche Reiſeſkizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthſchaft und des ſocialen Lebens. gr. 8. (X u. 200 S.) Braunſchweig 1867, Vieweg u. Sohn. n. 1⅙ Thlr.

Arbeit eines gebildeten deutſchen Landwirths, welcher Amerika bereiſte, um ein Privilegium für Maisbierbrauerei zu verwerthen, und bei dieſer Gelegenheit eine Menge intereſſanter Beobachtungen machte. Die Darſtellung iſt anziehend und voll von Winken über das, was der Europäer vom Amerikaner lernen kann.

Armin, Th., Das alte Mexico und die Eroberung Neu-Spaniens durch Ferd. Cortez. Nach W. Prescott und Bernal Diaz, ſo wie unter Benutzung der Schriften von A. v. Humboldt ꝛc. Mit über 120 in den Text ged ten Abbildungen, 6 Tonbildern und 1 Karte. gr. 8. (XVI u. 376 Leipzig 1865, Spamer. n. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

—— —— Das heutige Mexico: Land und Volk unter Spaniens ſchaft, ſowie nach erlangter Selbſtändigkeit. Unter Benutzung der zuve ſigſten und neueſten Quellen. Mit 150 in den Text gedruckten Abbil gen, nebſt 6 Tonbildern. gr. 8. (XII u. 428 S.) Ebendaſ. 1 n. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Eine unterhaltende Zuſammenſtellung des intereſſanten Stoffes.

Ahrens, J. B., Mexico und mexicaniſche Zuſtände in den Jahren 18 1866. gr. 8. (123 S.) Göttingen 1866, Rente. n. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Wimmel, H., Californien, ſein Minen-Bergbau, ſeine Hilfsquellen ſeine ſocialen Verhältniſſe, nach dem Engliſchen frei bearbeitet. gr. 8. u. 200 S.) Kaſſel 1867, Trömner u. Dietrich. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Pilger, G., Transatlantiſche Viſionen. 8. (III u. 331 S.) Leipzig 1 Lowe. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Intereſſante Schilderungen des ſocialen Lebens, beſonders in ſeinen Schattenſeiten.

Kulturgeſchichte.

Draper, John William, Geſchichte der geiſtigen Entwicklung Euro Aus dem Engliſchen von A. Bartels. 2 Bde. gr. 8. (IV u. 395, 365 Leipzig 1865, O. Wigand. n. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Geiſtreiche Unterſuchungen in der Art Buckle's. Keine leichte Lektüre, da ſie viele K niſſe vorausſetzt.

Tyler, E. B., Forſchungen über die Urgeſchichte der Menſchheit und Entwicklung der Civiliſation. Aus dem Engliſchen von H. Müller. 30 Holzſchnitten.) 8. (III u. 490 S.) Leipzig 1866, Abel. n. $2\frac{1}{3}$

Kulturgeſchichtliche Studien, hauptſächlich über die erſten Anfänge der Menſchheit, Ausbildung der Sprache, Benutzung der Steine und Metalle zu Geräthſchaften, Gebrauc Feuers, Entwicklung der religiöſen Vorſtellungen. Der Verfaſſer zeigt große Beleſenheit giebt vielfach Anregung, bewegt ſich aber doch auf dieſen Gebieten nur als Dilettant.

Petſche, Ernſt, Geſchichte und Geſchichtſchreibung unſerer Zeit. gr. 8. u. 219 S.) Leipzig 1866, O. Wigand. 1 Thlr.

Verſucht die Grundlage der Geſchichtſchreibung nach Buckle umzugeſtalten und die n wiſſenſchaftliche Methode auf die Geſchichte anzuwenden. Trennung der Geſchichte in Wi ſchaft, hiſtoriſche Kunſt und Hervorhebung der Culturgeſchichte gegenüber der politiſchen ſchichte. Bemerkenswerth als Frucht der von Buckle ausgegangenen Anregung, aber etwas ju lich unreif.

Klemm, Guſtav, Vor fünfzig Jahren. Culturgeſchichtliche Briefe. 2 8. (XI u. 272. 306 S.) Stuttgart 1865, Schweizerbart. 2 Thlr.

Giebt die populäre Bearbeitung ſeiner culturgeſchichtlichen Forſchungen.

Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandſchrift des 15. Jahrhunderts mit v ſtändigem Text und facſimilirten Abbildungen. Herausgeg. vom germ ſchen Muſeum. Fol. (VIII u. 53 S. mit 28 Kupfertafeln.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. 12 Thlr.

Eine Sammlung von allerhand häuslichen Aufzeichnungen, Recepten zu Speiſen und Geheimmitteln, Sprichwörtern, dabei Zeichnungen von künſtleriſchem Werth, welche Geräthſchaften, Waffen und Feldzüge darſtellen, und ein reiches Bild mittelalterlichen Lebens geben. Das Original, in der fürſtl. Wolfeggiſchen Bibliothek befindlich, wurde von dem dermaligen Beſitzer dem germaniſchen Muſeum zur Veröffentlichung überlaſſen und iſt ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Culturgeſchichte des deutſchen Mittelalters.

Retberg, R. v., Kulturgeſchichtliche Briefe über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrh., aus der fürſtlich Waldberg-Wolfeggiſchen Sammlung. (Nebſt archäologiſchen Auszügen aus Grünenbergs Wappenbuche.) 8. (IV u. 310 S.) Leipzig 1865, Rud. Weigel. n. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

Die obige Sammlung alter Zeichnungen wird hier von kundiger Hand commentirt. Die Bilder enthalten: 1) Wappen, Gaukler und Mnemonik. 2) Planetenbilder. 3) Sittenbilder. 4) Hausmittel. 5) Berg-, Hütten- und Münzweſen. 6) Pulver und Geſchützweſen. 7) Büchſenmeiſterei. Giebt ſehr intereſſante Erläuterungen, hält ſich aber faſt zu genau an das Hausbuch und iſt daher ohne daſſelbe kaum verſtändlich.

Schultze, Rudolf, Geſchichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeſchichte, nach den beſten Quellen bearbeitet und populär dargeſtellt für das deutſche Volk. 8. (XXVI u. 225 S.) Berlin 1867, Nicolai's Verlag. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Giebt eine ſehr reichhaltige Zuſammenſtellung der Nachrichten über den genannten Gegenſtand, hätte aber wohl durch Anlehnung an die Geſchichte des geiſtigen Lebens überhaupt und durch Einſchiebung biographiſcher Beſtandtheile unterhaltender und concreter gemacht werden können.

Lazarus, M., Ueber den Urſprung der Sitten. Antrittsvorleſung, gehalten am 23. März 1860 zu Bern. 2. Aufl. gr. 8. (12 S.) Berlin 1867, Dümmler's Verlag. n. 8 Ngr.

Ein geiſtreicher Verſuch, die Entſtehung der Sitte pſychologiſch zu erklären.

Sprachwiſſenſchaft und Literaturgeſchichte.

Sprachwiſſenſchaft.

Müller, Max, Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. Für das deutſche Publikum bearbeitet von Carl Böttger. Zweite Serie von 12 Vorleſungen. gr. 8. (VIII u. 606 S. mit eingedruckten Holzſchnitten.) Leipzig 1866, G. Mayer. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Erſter Bd. ſ. 5. Nachtrag S. 59.

Dieſer zweite Band hat mehr als der erſte einen gelehrten Charakter. Der Verfaſſer geht hier auf die neueren phyſiologiſchen, hiſtoriſchen und mythologiſchen Unterſuchungen ein und giebt ein kritiſches Reſümé derſelben. Beide Bände haben große Anerkennung gefunden.

Literaturgeſchichte.

Jahrbuch für Literaturgeſchichte. Herausgeg. von Richard Goſche. 1. Band. gr. 8. (XII u. 452 S.) Berlin 1865, Dümmler's Verl. n. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Theils Abhandlungen, theils überſichtlicher Bericht über die neueren Leiſtungen im Gebiete der Literaturgeſchichte in weiteſter Ausdehnung. Das verdienſtliche Unternehmen iſt aber bis bei einem Jahrgang ſtehen geblieben.

Raumer, Friedrich v., Handbuch zur Geſchichte der Literatur. Bd. 3 u. gr. 8. (XIV u. 685 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. 3 Thlr.

III. Inhalt: 1) Franzoſen von Regnier bis Napoleon III. 2) Portugieſen. Span Italiener.

IV. Engländer von Otway bis Pope. Nordamerikaner. Deutſche bis Friedrich II.

Behandlungsart wie in den zwei erſten Bänden. Auswahl nach perſönlicher Vorlie Büchervorrath und Zufall, ohne Rückſicht auf Vollſtändigkeit.

Erſter u. zweiter Band ſ. ſechſter Nachtrag. S. 86.

Hettner, Hermann, Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. 1. 2. Bd. 2. Aufl. gr. 8. Braunſchweig 1865, Vieweg u. Sohn. à n. 2⅔ Thlr.

Bd. I. Die engliſche Literatur von 1660—1770. (X u. 561 S.)
„ II. Die franzöſiſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. (IX 593 S.)

Erſte Aufl. ſ. zweiter, vierter und fünfter Nachtrag. S. 118, 57 u. 50.
Iſt durch verſchiedene neue Ausführungen bereichert.

Schmidt, Carl, Vergleichende Tabellen über die Literatur- und Staateng ſchichte der wichtigſten Culturvölker der neueren Welt. qu. Fol. (VI 174 S.) Leipzig 1865, Friedr. Fleiſcher. n. 4 Thlr.

Vom dritten Jahrh. n. Chr. Geb. bis zur Mitte des 19. Jahrh.

Sehr reichhaltig, aber nicht überſichtlich genug. Die Verbindung der politiſchen und lite rariſchen Geſchichte, worauf der Verfaſſer beſonderen Werth legt, tritt nicht gehörig hervor, da Gleichzeitige nicht neben einander ſteht, vielmehr die Politik der Literatur gewöhnlich um ein Jahrzehente voraus iſt.

Klein, J. L., Geſchichte des Dramas. Bd. I—V. (I., IX 520. II., 706. III., IX 765. IV., IV 926. V., V 761 S.) Leipzig 1864—186 T. O. Weigel. n. 19 Thlr. 24 Ngr.

Ein auf ſehr gründlichen gelehrten Studien beruhendes Werk, das nur theilweiſe für Laien Intereſſe hat; iſt mit dem neueſten fünften Band bis zur italieniſchen Komödie des 17. Ja hunderts vorgeſchritten.

Klaiber, Jul., Das Märchen und die kindliche Phantaſie. Vortrag. br. (44 S.) Stuttgart 1866, Liesching. ¼ Thlr.

Döllinger, J. J., Die Univerſitäten ſonſt und jetzt. 1. 2. Aufl. gr. (58 S.) München 1867, Manz. n. ¼ Thlr.

Ein geiſtreicher Ueberblick der Geſchichte der Univerſitäten mit gelegentlichen kühnen Seite hieben auf die katholiſchen Unterrichtsanſtalten und Bildungsweiſen.

Honegger, J. J., Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhundert In ihrer Entwicklung dargeſtellt. gr. 8. (VIII u. 296 S.) Leipzig 186 Weber. n. 1½ Thlr.

Ein Verſuch die Ideen, den geiſtigen Gehalt der neueren Literatur, abgeſehen von der fo malen Seite, feſtzuſtellen. Geiſtreich, anregend, aber auch vielfach zum Widerſpruch reizend, u nicht gerade nachhaltig belehrend.

Deutſche Literatur.

Kurz, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller. Mit vielen nach den beſten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illuſtrationen in Holzſchnitt. 3 Bde. (od. 18 Lief.) 4. Aufl. Lex. 8. (I., XVI u. 867, II., XII u. 761, III., XII u. 841 S.) Leipzig 1863—1865, Teubner. 12 Thlr.

S. vierter Nachtrag S. 53.

Im Einzelnen vielfach berichtigt und vervollſtändigt. Ein ſehr brauchbares Nachſchlagebuch.

—— —— —— Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. 2. verb. Aufl. gr. 8. (XVI u. 307 S.) Leipzig 1865, Teubner. n. 1 Thlr.

Sehr empfehlenswerth zur Ueberſicht.

—— —— —— Deutſche Dichter und Proſaiſten, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unſere Zeit, nach ihrem Leben und Wirken geſchildert. 2. Abtheilung. Bd. 3. Von Gellert bis Jean Paul. gr. 16. (III u. 615 S. Mit 16 Porträts.) Leipzig 1865, Teubner. 1½ Thlr.

Schluß des im ſechſten Nachtrag S. 56 angeführten, von Paldamus begonnenen Werkes.

Uhland, Ludwig. Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. 1—3. Bd. gr. 8. (I., XVIII u. 509, II., XII u. 592, III., XII u. 549 S.) Stuttgart 1865—1866, Cotta. n. 9⅔ Thlr.

Der erſte und zweite Band enthalten die Vorleſungen über Geſchichte der altdeutſchen Poeſie, welche Uhland in den Jahren 1830 und 1831 mit ungewöhnlich großem Beifall gehalten hat. Die Ergebniſſe ſorgfältiger Quellenforſchung ſind hier in edler Sprache dargeſtellt, mit beſonderer Vorliebe werden die Heldenſage und der Minneſang behandelt. Der erſte Band iſt von Prof. Keller, der zweite von Prof. Holland nach den ungleichmäßig ausgeführten Manuſcripten des Verfaſſers herausgegeben. Der dritte Band, von Prof. Frz. Pfeiffer in Wien herausgegeben, enthält Uhlands Arbeiten über die Geſchichte des Volksliedes und ein Bruchſtück des Commentars, welchen er ſeiner Sammlung Volkslieder beigeben wollte. Der Herausgeber ſagt darüber: „Noch niemals iſt die Volkspoeſie mit ſolcher Gründlichkeit und Tiefe, mit ſo viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in ſo vollendeter Form dargeſtellt worden.“ Eine Reihe weiterer ungedruckter, ſowie die ſchon gedruckten wiſſenſchaftlichen Arbeiten Uhlands werden in 3—4 Bänden nachfolgen.

Ettmüller, L., Herbſtabende und Winternächte. Geſpräche über deutſche Dichtungen und Dichter. 3 Bde. gr. 8. (I 400, II 584, III u. 428 S.) Stuttgart 1865—1867, Cotta. 7 Thlr.

Ein etwas wunderlicher Verſuch einer Literaturgeſchichte in Geſprächsform, mit dem Faden eines Romans durchwoben. Das beſte daran iſt, daß eine Reihe der anziehendſten Stücke der älteren deutſchen Dichtungen in lebhaften, mitunter ſehr guten Ueberſetzungen mitgetheilt werden. Die Erläuterungen theils zweckmäßig, theils geſchmacklos, der Roman etwas dürftig.

Pfeiffer, Franz, Freie Forſchungen. Kleine Schriften zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache. 8. (XIV u. 463 S.) Wien 1867, Tendler u. Comp. n. 2 Thlr.

Eine Sammlung von Aufſätzen über das Nibelungenlied, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried von Straßburg, die mittelhochdeutſche Hofſprache, ſowie zwei Nachrufe an Wilhelm Grimm und Ludwig Uhland, und Anderes.

Deutſche Chronik des Mittelalters. Herausgeg. von Frz. Pfeiffer. Mit Wort-

und Sacherklärungen. 1—3. Bd. 8. Leipzig 1864—1866, Brockhau
à Bd. n. 1 Thlr.
Bd. I. Walther von der Vogelweide von Pfeiffer. 2. Aufl. (LII u. 338 S
„ II. Kudrun von Karl Bartſch. (XXVI u. 384 S.)
„ III. Das Nibelungenlied von Karl Bartſch. (XXVI u. 456 S.)
Sehr zweckmäßig für das größere Publikum bearbeitete Ausgaben.

Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen N
tionalliteratur. Herausgeg. und mit Erläuterungen verſehen von Heinr
Kurz. 1—9. Bd. 8. Leipzig 1862—67. Weber. à Bd. n. 2 Thlr.
Bd. 1—2. Burkhard **Waldis,** Eſopus. 2 Thle. (XLVIII u. 972 S
„ 3—6. Hans Jacob Chriſtoph v. **Grimmelshauſen.** Simp
cianiſche Schriften. 4 Thle. (CXXVII u. 1872 S.)
„ 7. Jörg **Wickram's** Rollwagenbüchlein. (L u. 252 S.)
„ 8—9. Johann **Fiſchart's** ſämmtliche Dichtungen. 1. 2. B
(CVIII u. 746 S.)

Deutſche Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Wo
erklärungen herausgeg. von Karl Goedeke und Jul. Tittmann.
1. Bd. Liederbuch aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 8. (XXVI
400 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 1 Thlr.

Gruppe, O. F., Leben und Werke deutſcher Dichter. Geſchichte der deu
ſchen Poeſie in den drei letzten Jahrhunderten. Bd. 2. Lex. 8. (IV
598 S. mit 6 Stahlſt.) München 1864—65. Bruckmann. 3 Thlr. 9 Ng
Erſter Band ſ. ſechster Nachtrag. S. 56.

Feuerbach, Henriette, Uz und Cronegk. Zwei fränkiſche Dichter aus d
vorigen Jahrhundert. Ein biographiſcher Verſuch. gr. 8. (V u. 196 S
Leipzig 1866, Engelmann. 1$^{1}/_{12}$ Thlr.
Eine ausgezeichnete Monographie, die durch Darſtellung, Beziehung auf den Zuſamm
hang mit den ſonſtigen Bildungselementen jener Zeit, geſchickte Hinweiſung auf die kleinen Z
des täglichen Lebens ſich den beſten Arbeiten dieſer Art anreiht.

Briefe von und an Klopſtock. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte ſeiner Ze
Mit erläuternden Anmerkungen herausgeg. von J. M. Lappenberg. M
Klopſtocks Porträt (Holzſchnitt). gr. 8. (XXIV u. 544 S.) Braunſchw
1867, Weſtermann. n. 2$^{2}/_{3}$ Thlr.

Köhler, Rhold., Herders Cid und ſeine franzöſiſche Quelle. gr. 8. (79 S
Leipzig 1867, Vogel. n. 12 Ngr.
Eine intereſſante Nachweiſung, daß Herder nicht, wie man allgemein glaubte, ſeinen C
nach dem ſpaniſchen Original, ſondern nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung bearbeitete.

Löbell, Joh. Wilh., Die Entwicklung der deutſchen Poeſie von Klopſto
erſtem Auftreten bis zu Göthe's Tode. Vorleſungen ꝛc. 3. Bd.: Leſſin
Mit angehängten Annalen der literariſchen Thätigkeit Leſſings. Nach d
Verfaſſers Tod herausgegeben von A. Koberſtein. 8. (XI u. 311 S
Braunſchweig 1865. Schwetſchke u. Sohn. n. 1$^{1}/_{3}$ Thlr.
Fortſetzung der von Löbell ſelbſt herausgegebenen Vorleſungen, welche im zweiten Na
trage S. 112 und im dritten S. 61 beurtheilt worden ſind.

Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit. gr. 8. München 1866—67. Lit. artiſt. Anſtalt.

Bd. III. C. **Fraas**, Geſchichte der Landbau- und Forſtwiſſenſchaft. (XII u. 668 S.) n. 3 Thlr.
„ IV. Oscar **Peſchel**, Geſchichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt u. C. Ritter. (XX u. 706 S. mit Holzſchnitten und 3 Karten.) n. $3^1/_3$ Thlr.
„ V. J. A. **Dorner**, Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, beſonders in Deutſchland ꝛc. (924 S.) n. $3^1/_3$ Thlr.
„ VI. K. **Werner**, Geſchichte der katholiſchen Theologie. (XII u. 650 S.) n. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die Urtheile ſ. bei den betreffenden Fächern.

Schmidt, Julian, Geſchichte der deutſchen Literatur. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. 3 Bde. gr. 8. (I., VIII u. 574. II., VIII u. 654. III., VIII u. 564 S.) Leipzig 1865—67, Grunow. n. $8^1/_2$ Thlr.

Bd. I. Das claſſiſche Zeitalter. (1781—1797.)
„ II. Die Romantik. (1797—1813.)
„ III. Die Gegenwart. (1814—1867.)

Die früheren Auflagen ſ. zweiter Nachtrag S. 121 und vierter, S. 52. Dieſe neue Auflage iſt weſentlich verändert und verbeſſert, indem viele polemiſche und räſonnirende Partieen weggeſtrichen ſind und das Ganze eine objectivere Haltung gewonnen hat.

Auerbach, Berthold, Deutſche Abende. Neue Folge. 8. (IX u. 352 S.) Stuttgart 1867, Cotta. n. 1 Thlr.

Reden und Charakteriſtiken. Ueber Göthe, Schiller, Fichte, Uhland, Jean Paul, Jac. Grimm, Lenau, das deutſche Volkslied, Molière, Goldſmith, Bernard de St. Pierre.

Weber, Robert, Die poetiſche Nationalliteratur der deutſchen Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart. 3 Bde. (XIV I, 430. II, 429. III, 798 S.) Glarus 1867, J. Vogel. n. 6 Thlr.

Eine Geſchichte der poetiſchen Literatur der deutſchen Schweiz in Muſterſtücken mit Erläuterungen und kritiſchen Erörterungen, die von feinem Verſtändniß und Geſchmack zeugen.

Banck, Otto, Literariſches Bilderbuch. Populäre Darſtellungen für alle Kreiſe. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte der Gegenwart in literariſchen Briefen und charakteriſtiſchen Probeſtücken. 3 Bde. gr. 8. (XVIII u. 1128 S.) Leipzig 1866, Kummer. n. 5 Thlr.

—— —— Kritiſche Wanderungen in drei Kunſtgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geſchichte und Charakteriſtik der deutſchen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunſt. 2 Bde. Leipzig 1866, A. Dürr. à Band $1^2/_3$ Thlr.

1. Bd. Aus der deutſchen Bühnenwelt. gr. 8. (XVI u. 443 S.)
2. „ Vom Literaturgeiſt unſerer Tage. gr. 8. (XIII u. 374 S.)

Eine Sammlung von Recenſionen mit weiteren Ausführungen vermehrt, worin der Verfaſſer ſeine Ideen über Reform unſerer Literatur niederlegt.

Fortlage, C., Friedrich Rückert und ſeine Werke. 8. (VII u. 182 S.) Frankfurt a. M. 1867, Sauerländers Verlag. n. $^5/_8$ Thlr.

Verſuch, die verſchiedenen Werke des Dichters in ihrem inneren Zuſammenhang aufzufaſſen.

Kinkel, Gottfried, Friederich Rückert. Feſtrede gehalten bei der Erinnerungsfeier ꝛc. in Zürich am 2. Febr. 1867. 8. (23 S.) Zürich 1867, Meye u. Zellers Verlag. 6 Ngr.

Glagau, Otto, Fritz Reuter und ſeine Dichtungen. 8. (V u. 311 S. Berlin 1866, Lemke. n. 1 Thlr.

Biographie und Charakteriſtik des Dichters, mit einer ausführlichen Analyſe der einzelne Dichtungen. Der Verfaſſer ſtellt den Dichter ſehr hoch und zeigt ſich als ein Kritiker von ſeine Verſtändniß und geſundem Urtheil.

Tempeltey, Eduard, Theodor Storms Dichtungen. Ein Vortrag. gr. 8 (45 S.) Kiel 1867, Schwers. 9 Ngr.

Eine anziehende Charakteriſtik des Dichters und ſeiner verſchiedenen Dichtungen.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenſchatz des deutſche Volks. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. (III u. 231 S. Berlin 1866, Haude u. Spener. 1 Thlr.

S. ſechſter Nachtrag S. 57. Dieſes anmuthige Büchlein hat viel Anklang gefunden un eignet ſich namentlich gut zu Geſchenken.

Wander, K. Friedr. Wilh., Deutſches Sprichwörterlexicon. Ein Hausſcha für das deutſche Volk. Lief. 8—17. hoch 4. (Bd. I. LIV S. u. 1802 Sp. Bd. II bis Sp. 256.) Leipzig 1861—67, Brockhaus. à Lief. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

S. ſechſter Nachtrag. S. 57.

Epistolae obscurorum virorum et dialogus novus et mire festivus ex obscurorum virorum salibus cribratus. 16. (VI u. 448 S.) Leipzig 1864, Teubner. 1 Thlr.

Eine neue kritiſche Ausgabe der berühmten Satire auf die Gegner des Humanismus de Reformationszeit.

Engliſche Literatur.

Chaucer, Geoffrey, Canterbury Geſchichten, überſetzt von Wilh. Hertzberg. 1—3. Thl. 8. (674 S.)

Bibliothek ausländ. Claſſiker. Bd. 41—43. Hildburghauſen 1866—67, Bibliogr. Inſtitut. 1 Thlr. 2 Ngr.

Eine ſehr gute Ueberſetzung der berühmten Canterbury tales des engliſchen Bocaccio. Nicht für Frauen geeignet.

Shakeſpeare, W., Dramatiſche Dichtungen. (Bibliothek ausländiſcher Claſſiker.) 8. Hildburghauſen 1864—67, Bibliogr. Inſtitut.

Bd. 1. Macbeth, überſ. von W. Jordan. (122 S.) 1865. $^{1}/_{6}$ Thlr.
„ 3. Hamlet, überſ. von Ludwig Seeger. (200 S.) 1865. 9 Ngr.
„ 5. Romeo u. Julie. Deutſch von W. Jordan. (135 S.) 6 Ngr.
„ 20. König Lear. Deutſch von W. Jordan. (166 S.) 8 Ngr.
„ 23. Wintermährchen. Deutſch von K. Simrock. (132 S.) 1866. 7 Ngr.
„ 24. Timon von Athen. Deutſch von Lud. Seeger. (131 S.) 7 Ngr.

Bd. 27. König Johann. Deutſch von Lud. Seeger. (119 S.) 6 Ngr.
„ 28. Viel Lärmen um Nichts. Deutſch von K. Simrock. (124 S.) 6 Ngr.
„ 40. Der Sturm. Deutſch von Dingelſtedt. (93 S.) 1867. ⅙ Thlr.
„ 41. Der Liebe Lohn und die beiden Edelleute von Verona. Deutſch von K. Simrock. 1867. (214 S.) 11 Ngr.

Shakespeare dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Fried. Bodenſtedt, Ferd. Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Herm. Kurz. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von Nicol. Delius. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Fried. Bodenſtedt. 1—5. Bd. 8. Leipzig 1867, Brockhaus. à Bd. ⅙ Thlr. (In 38 Bändchen à ⅙ Thlr.)
Bd. 1. Othello der Mohr von Venedig, überſetzt von Fr. Bodenſtedt. (XVI u. 140 S.)
„ 2. König Johann, überſetzt von O. Gildemeiſter. (XII u. 98 S.)
„ 3. Antonius und Kleopatra, überſetzt von Paul Heyſe. (VIII u. 118 S.)
„ 4. Die luſtigen Weiber von Windſor, überſetzt von Herm. Kurz. (XXIV u. 127 S.)
„ 5. Viel Lärmen um Nichts, überſetzt von Ad. Wilbrandt. (VIII u. 112 S.)

Rümelin, Guſtav, Shakespeareſtudien. gr. 8. (VII u. 252 S.) Stuttgart 1866, Cotta. 27 Ngr.

Eine Sammlung von Aufſätzen, welche Epoche gemacht haben und in der Shakeſpear-Kritik eine neue Richtung vertreten. Der Verfaſſer tritt der einſeitigen Verehrung Shakſpeare's entgegen und ſucht im Gegenſatz zu Gervinus und Ulrici zu zeigen, daß Shakſpeare kein abſolutes Ideal eines dramatiſchen Dichters, ſondern durch Zeit und Bildungsgang vielfach bedingt ſei; daß er nicht in unerreichbarer Höhe einzig daſtehe, ſondern die Heroen unſerer deutſchen Literatur, Göthe und Schiller, ſich ſehr wohl neben ihn ſtellen dürfen; daß er dieſelben zwar an Genie übertrage, als Künſtler aber hinter ihnen zurückſtehe. Wenn auch der Verfaſſer für manchen Leſer zu ſehr nach Göthe'ſchem Maßſtab mißt und durch ſeine hie und da ſchroffen Behauptungen zum Widerſpruch reizt, ſo muß doch ſeine feine Kritik und ſein tiefes Verſtändniß der Poeſie jeden Unbefangenen erfreuen.

Die Abhandlungen waren zuerſt im Morgenblatt, Jahrg. 1865 unter dem Titel: „Shakſpeare Studien eines Realiſten“ erſchienen.

Jahrbuch der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft. Im Auftrag des Vorſtandes herausgegeben von Friedr. Bodenſtedt. Jahrg. 1. u. 2. Lex. 8. (I., XX., u. 457. II., X u. 406 S.) Berlin 1865 u. 1867, G. Reimer. à Jahrg. n. 3 Thlr.

Abhandlungen zur realen und philologiſchen Shakeſpeare-Kritik. Im Jahrg. I. ſind beſonders leſenswerth: Koberſtein, Shakeſpeare in Deutſchland. Delius, über Shakeſpeare's Sonette, Ulrici, über Marlow. Ad. Schöll, über Shakeſpeare's Sophokles, und Cohn, Shakeſpeare-Bibliographie mit einem reichen und intereſſanten literariſchen Apparat. Im Jahrgang II. wird wohl Viſcher, „über die realiſtiſche Shakeſpeare-Kritik und Hamlet“ das Bedeutendſte ſein; dagegen ſtößt Bodenſtedts Polemik gegen Rümelin durch ihren abſprechenden und leidenſchaftlichen Ton ab.

Sievers, E. W., William Shakeſpeare. Sein Leben und Dichten. 1. Bd. gr. 8. (XVI u. 534 S.) Gotha 1866, Beſſer. 2 Thlr. 6 Ngr.

Eine fleißige Arbeit, welche die Materialien der bisherigen Shakſpeare-Kritik zuſammenf und für Leſer, die in dieſes Gebiet eingeführt werden wollen, eine willkommene Belehrung bie Iſt vor dem Erſcheinen von Rümelins Buch geſchrieben.

Saupe, Jul., Shakeſpeares Leben und Entwicklungsgang, für den weite Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters dargeſtellt. 8. (VII u. 63 S Gera 1867, Griesbach. ¼ Thlr.

Ganz paſſend für das größere Publicum.

Burns, Rob., Lieder und Balladen, deutſch von K. Bartſch. (In Bibliothek ausländiſcher Claſſiker 6. u. 7. Bd.) 8. (136 u. 159 S Hildburghauſen 1865, Bibliogr. Inſtitut. 13½ Ngr.

Sehr gute Ueberſetzung.

Byron, Lord, Werke. Ueberſetzt von O. Gildemeiſter. 6 Bde. 2. Au gr. 8. (XXVI u. 1777 S.) Berlin 1866, G. Reimer. n. 4 Thlr.

Unſtreitig die beſte deutſche Ueberſetzung Byrons, die den Sinn und Geiſt des Origin bewundernswerth wiedergiebt.

Buckle, Henry Thomas, Essays. Nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung Verfaſſers. Aus dem Engl. überſetzt von Heinr. Daniel Aſher. gr. (VIII u. 151 S.) Leipzig 1867, C. F. Winter. n. ⅔ Thlr.

Inhalt: H. Th. Buckle, eine biographiſche Skizze. Mill, über die Freiheit. Der Ein der Frauen auf die Fortſchritte der Wiſſenſchaft.

Die Abhandlung über Mill giebt nicht nur eine Analyſe der genannten Schrift, ſon eine eingehende Schilderung Mill's und ſeiner Leiſtungen. Der Vortrag über die Frauen zwar keine directe Beantwortung der aufgeworfenen Frage, aber ein intereſſanter Beitrag inneren Entwicklungsgeſchichte des Verfaſſers, der ſeiner Mutter ungemein viel verdankte.

Der Lebensabriß iſt nicht von dem Ueberſetzer, ſondern fand ſich in der in Amerika erſ nenen Originalausgabe jener beiden Aufſätze.

Tylor, Alfred, Induſtrie und Schule. Mittheilungen aus England Deutſch bearbeitet von B. Gugler. Mit einem Anhang des Bearbeit über engliſches Unterrichtsweſen. gr. 8. (VIII u. 352 S.) Stuttg 1865, Nitzſchke. 1 Thlr. 12 Ngr.

Enthält: 1) Betrachtungen aus Anlaß der Induſtrieausſtellung. 2) Verhältniſſe der werbtreibenden Claſſen in England. 3) Die engliſchen Schulen. 4) Die Sch des Auslandes.

Gewährt ungemein intereſſante Belehrung.

Franzöſiſche Literatur.

Kreyßig, Fr., Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur von ihren fängen bis auf die neueſte Zeit. Dritte verb. Aufl. gr. 8. (XII u. 350 S Berlin 1867, Nicolai's Verlag. 1½ Thlr.

Zunächſt ein Buch für die Schule, aber auch Jedem, der ſich für die franzöſiſche Liter intereſſirt, zur Orientirung zu empfehlen.

—— —— Studien zur franzöſiſchen Cultur- und Literaturgeſchichte. br. (III u. 528 S.) Berlin 1865, Nicolai's Verlag. 2½ Thlr.

Inhalt: Béranger. Scribe. Joſeph de Maiſtre und Lammenais. Chateaubriand. v. Staël. Guizot. Lamartine. George Sand. Victor Hugo. Louis Napoleon.

Gewährt einen Einblick in die Wechſelwirkungen zwiſchen der literariſchen und nationalen Entwicklung. Beſonders eingehende Charakteriſtik Napoleons III. als Schriftſteller.

Molières Luſtſpiele, überſetzt von Wolf, Graf v. Baudiſſin. 3 Bde. gr. 8. (I., LVI 500. II., XLIII 496. III., XXIX u. 528 S.) Leipzig 1865—66, Hirzel. à Bd. 1½ Thlr.

Eine ſehr gute Ueberſetzung mit kritiſch-äſthetiſchen Einleitungen.

Roſenkranz, Karl, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde. gr. 8. (I., XXVI u. 371. II., VII u. 431 S.) Leipzig 1866, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Ein Stück franzöſiſcher Literatur- und Geſellſchaftsgeſchichte, ſammt einer eingehenden Beſprechung ſämmtlicher Werke Diderots. Mit Geiſt geſchrieben.

Italieniſche Literatur.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Ueberſetzt von Karl Witte. 16. (728 S. mit photogr. Porträt.) Berlin 1865, Decker. 1¼ Thlr.

—— —— —— Ausgabe in gr. 8. (728 S. mit photogr. Porträt.) Ebendaſ. 3 Thlr.

—— —— —— Göttliche Komödie. Metriſch übertragen und mit kritiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen von Philalethes (König Johann von Sachſen.) Neue Ausgabe in 3 Theilen, nebſt Porträt Dante's, 2 Kupfer, 3 Karten und 4 Grundriſſen der Hölle. Lex. 8. (I., X u. 274. II., VIII u. 312. III., XIII u. 398 S.) Leipzig 1865 — 66. Teubner. n. 8⅓ Thlr.

—— —— —— göttliche Komödie und ihre deutſchen Ueberſetzungen. Der fünfte Geſang der Hölle in 22 Ueberſetzungen ſeit 1763 bis 1865. Zuſammengeſtellt von Reinhold Köhler. 8. (VIII u. 176 S.) Weimar 1865, Böhlau. n. ⅚ Thlr.

Orientaliſche Literatur.

Firduſi, Heldenſagen. In deutſcher Nachbildung, nebſt einer Einleitung über das iraniſche Epos von A. F. v. Schack. 2. Aufl. Lex. 8. (VII u. 439 S.) Berlin 1865, Hertz. 2½ Thlr.

Eine geſchmackvolle Ueberſetzung.

Schack, Adolf Friedr. v., Poeſie und Kunſt der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. 8. (I., XIII u. 348. II., III u. 385 S.) Berlin 1865, Hertz. 3 Thlr.

Ein mit gründlicher Sachkenntniß und Geſchmack geſchriebenes Buch, das einen weiten Leſerkreis verdient.

Biographien.

Bonnet, Jul., Lebensbilder aus der Reformationszeit. Deutſch bearbeitet von Fr. Merſchmann. Autoriſirte Ausgabe. 8. (XVI u. 276 S.) Berlin 1864. G. Reimer. 1 Thlr.

Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim, nebſt Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen v. Enſe. gr. 8. (V u. 407 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Wiederum eine ſehr intereſſante Sammlung aus dem Nachlaß Varnhagens, die Briefe Stägemanns geben werthvolle Notizen über das Scheitern der preußiſchen Verfaſſungspläne, Metternichs Briefe mit Varnhagens Zuſätzen ſind ebenfalls geſchichtlich werthvoll.

Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Enſe. Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau, Haugwitz, W. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, Tieck u. A. 2 Bde. gr. 8. (X u. 667 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 5 Thlr.

Eine Briefſammlung, die manches biographiſche Intereſſe hat.

Jahn, Otto. Biographiſche Aufſätze. gr. 8. (V u. 400 S.) Leipzig 1866, Hirzel. n. 2 Thlr.

Winkelmann. Gottfried Hermann. Ludwig Roß. Th. W. Danzel. Ludwig Richter. Göthes Jugend in Leipzig.

Eine Sammlung von Gelegenheitsſchriften und Reden, die ſchon früher gedruckt, hier theilweiſe neu überarbeitet ſind. Feine Charakteriſtiken mit Liebe ausgeführt, beſonders anziehend die Mittheilungen über den Künſtler Ludwig Richter.

Strauß, David Friedrich. Kleine Schriften. Neue Folge. 8. (XVI u. 496 S.) Berlin 1866, Frz. Duncker. n. 2 Thlr.

Inhalt: 1) Klopſtocks Jugendgeſchichte. 1—232. 2) Zum Andenken an meine Mutter. 3) König Wilhelm v. Würtemberg. 4) Juſtinus Kerner. 5) Zwei Leichenreden auf Sicherer und Fr. Wilh. Strauß. 6) Erinnerungen an Möhler. 7) Deutſche Geſpräche. 8) Unpolitiſche Geſpräche. 9) Schauſpieldirector Winter. 10) Barbara Streicherin. 11) Der Papierreiſende. 12) Die Göttin im Gefängniſſe.

Beſonders intereſſant ſind die Aufſätze über Klopſtock, des Verfaſſers Mutter, König Wilhelm v. Würtemberg, Juſtinus Kerner, die deutſchen und die unpolitiſchen Geſpräche, und der Papierreiſende.

Struve, G. u. G. **Raſch,** Zwölf Streiter der Revolution. gr. 8. (III u. 222 S.) Berlin 1867, Wegener. n. 1 Thlr.

Kurze, aber auf perſönliche Bekanntſchaft ſich gründende Biographien Heckers, Blinds, Bakunins und Rob. Blum's von Struve; Louis Blanc's, Freiligrath's, Mazzini's, Tauſenau's, Schlöffels, Max Dortu's und Cavour's von Raſch. Die letzteren von Raſch verdienen in formeller Beziehung den Vorzug vor denen Struve's.

Karajan, Th. G., Abraham a Sancta Clara. 8. (VI u. 374 S. mit Kupferſtich und 1 Tabelle.) Wien 1867, Gerold's Sohn. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine ſorgfältig geſchriebene Biographie des originellen Wiener Kanzelredners, die aber faſt zu glatt für den derben Volksmann iſt.

Weber, Karl v., Anna, Churfürſtin von Sachſen, geboren aus königl. Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild des 16. Jahrhunderts. Nach archival. Quellen. Mit Porträt (Stahlſtich.) gr. 8. (III u. 500 S.) Leipzig 1865, B. Tauchnitz. $2^{1}/_{4}$ Thlr.

Langenberg, E., Ernſt Moritz Arndt. Sein Leben und ſeine Schriften. Mit 1 Stahlſtich: Arndts Denkmal in Bonn. gr. 8. (VII u. 280 S.) Bonn 1865, Weber. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Eine brauchbare Zuſammenſtellung des Thatſächlichen, beſonders Nachweiſung über das Literariſche.

Schenkel, Daniel, Ernſt Moritz Arndt, ein politiſcher und religiöſer deutſcher Charakter. gr. 8. (VII u. 180 S.) Elberfeld 1866. Friderichs. n. 24 Ngr.

Der Verfaſſer will keine Lebensgeſchichte, ſondern eine Charakterzeichnung Arndts geben und namentlich zeigen, daß er kein mit Görres in Parallele zu ſtellender Reactionär geweſen ſei, und zwar ein entſchiedener Chriſt, aber in einer confeſſionell und dogmatiſch freien Form.

Baer, K. E. v., Nachrichten über Leben und Schriften des Geheimrath Dr. K. E. v. Baer, mitgetheilt von ihm ſelbſt ꝛc. gr. 8. (VIII u. 519 S. mit Portrait in Stahlſtich.) St. Petersburg 1866, Röttger. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Intereſſante Mittheilungen eines bejahrten Naturforſchers, der in dem Gebiete der vergleichenden Zoologie einer der erſten ſeines Faches iſt.

Werner, Karl, Chriſtian Gottlob Barth, Dr. der Theologie, nach ſeinem Leben u. Wirken gezeichnet. 1. Bd. gr. 8. (VIII u. 416 S.) Calw 1865, Stuttgart, J. F. Steinkopf. n. 1 Thlr.

Biographie eines um die Miſſionsſache, die Kunde fremder Länder und die Jugendbildung ſehr verdienten Mannes. Zu bedauern iſt, daß die Darſtellung zu ſehr auf pietiſtiſche Kreiſe und deren Erbauung berechnet iſt.

Wächter, Oscar, Joh. Albrecht Bengel. Lebensabriß, Charakter, Briefe und Ausſprüche. Nebſt einem Anhang aus ſeinen Predigten u. Erbauungsſtunden ꝛc. Mit dem Bildniſſe Bengels. gr. 8. (VIII u. 558 S.) Stuttgart 1865, Liesching. n. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Hauptſächlich Materialien, die der verſtorbene Dichter Albert Knapp geſammelt und zu verarbeiten begonnen hat.

Graf Bismark. Ein Lebensbild. gr. 8. (132 S.) Altenburg 1867, Schnuphaſe. n. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Zu ſehr als Panegyricus gehalten; übrigens gute Zuſammenſtellung der Hauptthatſachen ſeiner politiſchen Laufbahn.

Carus, Carl Guſtav, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Thle. gr. 8. (XXV u. 1219 S.) Leipzig 1865—66, Brockhaus. n. 6 Thlr.

Der durch ſeine philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schriften rühmlich bekannte Verfaſſer berichtet hier von ſeinem innerlich und äußerlich reichen Leben in etwas redſeliger Weiſe.

Chezy, W. v., Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Buch. 8. (VIII u. 628 S.) Schaffhauſen 1861, Hurter. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

S. erſtes Buch ſechster Nachtrag. S. 61.

Aſſing, Ludmilla, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geſchichte der Revolution in Italien. gr. 8. (III u. 332 S.) Leipzig 1867, Matthes. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Geſchichte eines italieniſchen Demokraten, der Gefangenſchaft, Prozeſſe und Verbannung zu erdulden hat, 1848 in Rom die Republik verkündet, für Vereinigung Roms mit Toscana agitirt, 1859 den Großherzog verjagen hilft, den Fahnen Garibaldi's folgt und 1862 ſtirbt.

Ditfurth, M. v., Aus dem Leben des bayeriſchen Oberſten v. Ditfurth. Beitrag zur Geſchichte der Kriege von 1792—1809. Mit 2 Plänen. gr. 8. (V u. 122 S.) Caſſel 1864, Krieger. n. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Henke, E. L. Thdr., Jakob Friederich Fries. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe dargeſtellt. gr. 8. (X u. 383 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus Fragmenten einer Selbſtbiographie, Reiſeaufzeichnungen, Briefen von und an Fries bearbeitet von ſeinem Schwiegerſohne. Als Beilage ſind einige wichtigere Briefe von Fries, ein Aufſatz von de Wette über ihn und ſeine Selbſtvertheidigung vom Jahre 1819 mit abgedruckt. Eine ſehr gute und unbefangene Darſtellung.

Mendelsſohn-Bartholdy, Karl, Friedrich v. Gentz. Ein Beitrag zur Geſchichte Oeſterreichs im 19. Jahrhundert. gr. 8. (VIII u. 126 S.) Leipzig 1867, Hirzel. 24 Ngr.

Durch Benutzung ungedruckter Materialien, vieler Briefe von und an Gentz und amtlicher Denkſchriften wurde der Verfaſſer in den Stand geſetzt, die Wirkſamkeit Gentz gründlicher zu ſchildern als es bisher möglich geweſen. Am Schluß giebt er eine zuſammenfaſſende Charakteriſtik des Mannes. Das Buch iſt mit Geiſt geſchrieben und gewährt eine anziehende unterhaltende Lectüre.

Gentz, Friedrich von, Briefe von Pilat. Ein Beitrag zur Geſchichte Deutſchlands im 19. Jahrhundert. Herausg. von Karl Mendelsſohn-Bartholdy. 1. Bd. gr. 8. (XV u. 480 S.) Leipzig 1868, Vogel. n. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Gentz, von Metternich in alle Geheimniſſe der äußeren und inneren Politik eingeweiht, vermochte nicht dieſe Geheimniſſe in ſeinem Buſen zu verſchließen und theilte ſie unumwunden ſeinem treuen Freund Pilat, dem Redacteur des öſterreichiſchen Beobachters mit, und der Herausgeber fand durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit dieſe ganze Correſpondenz aus dem Nachlaß Pilat's im Original zu erwerben und hat ſie nun vollſtändig und wortgetreu abdrucken laſſen.

Aus dem Nachlaß Friedrich v. Gentz. 1. Band. Briefe, kleinere Aufſätze, Aufzeichnungen. Lex. 8. (XII u. 303 S.) 2. Bd. Denkſchriften. (301 S.) Wien 1867, Gerold's Sohn. n. $5^{1}/_{3}$ Thlr.

Werthvolle Beiträge zur Geſchichte, die als willkommene Ergänzung zu obigem Werk dienen können. Die Abſicht des Herausgebers (Anton von Prokeſch) iſt zugleich, Materialien zur Apologie des Staatsmanns zu liefern.

Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarſchalls Neithard von Gneiſenau. I. Bd. 1760—1810. Mit 1 Kupfer u. 1 Karte. II. Bd. 1810—1813. Mit 1 Steindruck. gr. 8. (I., XX u. 696 S. II., XXIII u. 725 S.) Berlin 1864, 65, G. Reimer. à Bd. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Ein ſehr wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Erhebung Preußens. Dem Verfaſſer waren von der Familie reiche Materialien zur Verfügung geſtellt, die aber nicht ſo verarbeitet ſind, wie man wünſchen möchte, um das Buch mit Genuß leſen zu können.

Düntzer, Heinr., Göthe und Karl Auguſt von 1790—1805. gr. 8. (VII u. 526 S.) Leipzig 1865, Dyk'ſche Buchh. n. $2^{3}/_{4}$ Thlr.

Eine Art Commentar zum Briefwechſel Göthe's mit dem Herzog, und zugleich Beitrag zu Göthe's Leben, von dem Verfaſſer mit längſt bewährtem Fleiß und Spürſinn zuſammengeſtellt.

Biedermann, Woldemar v., Göthe und Leipzig. 2 Thle. 8. (XVI u. 659 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 3 Thlr.

Eine fleißige gründliche Arbeit, welche die Eindrücke ſchildert, die Göthe während ſeiner Studienzeit in Leipzig erhielt, und nachweiſt, daß er auch ſpäter bis zu ſeinem Tod in dauernder und vielfach anregender Verbindung mit dieſer Stadt geblieben iſt.

Zur 100jähr. Wiederkehr des Tages von Göthe's Aufnahme auf Leipzigs Hochſchule.

Harniſch, Wilh., Mein Lebensmorgen. Nachgelaſſene Schrift. Zur Geſchichte der Jahre 1787—1822. Herausg. von H. E. Schmieder. 8. (XVIII u. 473 S.) Berlin 1865, Hertz. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bruchſtück der Selbſtbiographie eines ſehr verdienten Schulmannes und warmen Vaterlandsfreundes.

Heller von Hellwald, Friedrich (k. k. öſterreichiſcher Feldmarſchalllieutnant), Erinnerungen aus den Freiheitskriegen. Nach dem Tode des Verfaſſers herausg. von (ſeinem Sohne) Ferd. v. Hellwald. gr. 8. (IV u. 168 S.) Stuttgart 1861, Cotta. 27 Ngr.

Karl von Heſſen-Kaſſel, Landgraf, Denkwürdigkeiten. Von ihm ſelbſt dictirt. Aus dem franzöſiſchen, als Manuſkript gedruckten Original überſetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. gr. 8. (XX u. 164 S.) Kaſſel 1867, Freyſchmidt. n. 1 Thlr.

Landgraf Karl, geb. 1744, geſt. 1836, war der Sohn des katholiſch gewordenen Erbprinzen Friedrich, wurde in Kopenhagen erzogen, heirathete eine Tochter des däniſchen Königs Friedrich V., machte eine militäriſche Laufbahn und wurde Statthalter von Schleswig-Holſtein und Norwegen. Seine Aufzeichnungen bieten manchen intereſſanten Beitrag zur Zeitgeſchichte, beſonders zur däniſchen, und zur Geſchichte des Miniſters Struenſee. Auch der bairiſche Erbfolgekrieg wird durch das Tagebuch des Landgrafen während ſeines Aufenthalts im Hauptquartier Friedrichs des Gr. beleuchtet.

Havemann, Wilh., Das Leben des Don Juan d'Auſtria. Eine geſchichtl. Monographie. gr. 8. (VII u. 291 S.) Gotha 1865, Fr. A. Perthes. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Nach einer alten Biographie von Lorenzo van der Hamen y Leon, den von Gachard geſammelten Materialien, und neuerlich aufgefundenen Documenten aus dem Reichsarchiv von Simancas bearbeitet. Intereſſanter Stoff, aber zu trocken behandelt.

Hoffmann von Fallersleben (Aug. Heinrich), Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 1—3. Bd. gr. 8. (I., 342 S. II., 354 S. III., 344 S.) Hannover 1868, Rümpler. $5^{1}/_{4}$ Thlr.

Tagebücher und raiſonnirende Excurſe aus einem bewegten Gelehrtenleben.

Riehm, Eduard, Hermann Hupfeld. Lebens- und Charakterbild eines deutſchen Profeſſors. gr. 8. (155 S.) Halle 1867, Fricke. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Liebevolle Charakteriſtik des kürzlich verſtorbenen Profeſſors der altteſtamentlichen Theologie.

Aus den Reiſetagebüchern des Grafen Georg von Kankrin, ehemaligen ruſſiſchen Finanzminiſters aus den Jahren 1840—45. Herausg. von Alex. Graf Keyſerling. Mit einer Lebensſkizze Kankrins. 2 Bde. nebſt Beilagen u. Kankrins Bildniß (Kupferſtich). 8. (VI u. 670 S.) Braunſchweig 1865, Leibrock. 3 Thlr.

Sehr intereſſante Denkwürdigkeiten des Miniſters, welcher ſich um die Ordnung der ruſſiſchen Finanzen und Verwaltung die größten Verdienſte erworben hat. Zugleich Bild eines originellen Mannes, der, von Geburt ein Deutſcher, ganz die ruſſiſche Art annahm.

Kerſchbaumer, Anton, Cardinal Kleſel, Miniſter-Präſident unter Kaiſer Mathias. Quellenmäßig bearbeitet. Mit lith. Porträt. gr. 8. (XV u. 402 S.) Wien 1865, Braumüller. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine werthvolle hiſtoriſche Monographie.

Knapp, Albert, Lebensbild. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendigt von ſeinem Sohne Joſ. Knapp. Mit Bildniß in Stahlſtich. 8. (VIII u. 533 S.) Stuttgart 1867, J. F. Steinkopf. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der als geiſtlicher Dichter rühmlich bekannte Verfaſſer giebt hier ein lebendig ausgeführtes Bild ſeines Jugendlebens und ſeiner inneren Entwicklung bis über die Mitte ſeines Lebens hinaus. Der Sohn ſchöpfte zur Ausführung der ſpäteren Lebenszeit nicht nur aus ſeiner eigenen Erinnerung, ſondern auch aus den Briefen und Dichtungen des Vaters, und giebt über die Entſtehung und Aufnahme der letzteren eingehenden Bericht. Wir erhalten aus dem Buche den Eindruck einer reichbegabten, phantaſievollen Perſönlichkeit, die in chriſtlichen Kreiſen eine weitgehende Anziehungskraft und Wirkſamkeit übte, ſich aber faſt gewaltſam in die engere pietiſtiſche Gemeinſchaft zurückzog.

Hupfeld, Herm., Dr. Friedrich Mallet. Ein Bild zur Erinnerung gezeichnet. 2. Abdruck. gr. 8. (32 S.) Bremen 1865, Müller. n. $^{1}/_{6}$ Thlr.

Marr, Adolf Bernh., Erinnerungen — Aus meinem Leben. 2 Bde. 8. (I., VIII u. 258 S. II., 250 S.) Berlin 1865, Janke. n. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Denkwürdigkeiten des bekannten Muſikſchriftſtellers; Beitrag zur Kenntniß des Berliner Lebens, Beziehungen zu den dortigen Muſikern und Schriftſtellern.

Stöger, Joh. Nepomuk (Prieſter der Geſellſchaft Jeſu), **Maximilian**, Erzherzog von Oeſterreich-Eſte, Hoch- und Deutſchmeiſter. Ein Lebensbild. Lex. 8. (XII u. 540 S. mit eingedr. Holzſchn. u. 1 Porträt in Stahlſt.) Regensburg 1865, Manz. 2 Thlr. 21 Ngr.

Miot de Melito, Graf, Memoiren ꝛc. Deutſch bearbeitet und aus den hinterlaſſenen Papieren des Verfaſſers ergänzt durch den Herausgeber des franzöſ. Originals (General v. Fleiſchmann). 2 Bde. gr. 8. (I., XII u. 530 S. II., XI u. 420 S.) Stuttgart 1867, Schweizerbart. 4 Thlr.

Intereſſante Mittheilungen über die Napoleoniſche Zeit, aus der Feder eines treuen Freundes und Begleiters von Joſeph Bonaparte, durch deſſen Vermittlung er von Napoleon in mehreren hohen diplomatiſchen Stellungen verwendet wurde. Beſonders werthvoll ſind ſeine Berichte über die italieniſchen und ſpaniſchen Verhältniſſe.

Müller, Moritz, J. K. Aug. Muſäus. Ein Lebens- und Schriftſtellercharakterbild. Nebſt einem Anhang, enthaltend einige Gedichte von Muſäus. gr. 8. (128 S.) Jena 1867, Mauke. n. 16 Ngr.

Mehr Charakteriſtik des Schriftſtellers als Lebensbeſchreibung. Der Verfaſſer beabſichtigt zu einer Geſammtausgabe der Werke des Muſäus Anregung zu geben.

Beck, Joſ., Carl Friedr. Nebenius. Ein Lebensbild eines deutſchen Staatsmannes und Gelehrten. Zugleich ein Beitrag zur Geſchichte Badens und des deutſchen Zollvereins. gr. 8. (IV u. 128 S.) Mannheim 1866, Schneider. n. 18 Ngr.

Abdruck eines Artikels in „Unſere Zeit.“ Ungenügende Ausführung des biograph. Theils.

Graf Neſſelrode, ruſſiſcher Reichskanzler. Selbſtbiographie. Deutſch von K. Kleveſahl. gr. 8. (V u. 76 S.) Berlin 1866, Mittler u. Sohn. n. 12 Ngr.

Glatte Erzählung ohne bedeutenden geſchichtlichen Gehalt. Geht nur bis 1814.

Lübker, Fried., Gregor Wilh. Nitzſch in ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt. Nebſt ſeinem Bildniß, ſo wie Beilagen gymnaſial-pädagogiſchen Inhalts und Briefen. gr. 8. (V u. 193 S.) Jena 1864, Frommann. n. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Anſprechende Biographie eines verdienten Philologen

Briefwechſel zwiſchen Varnhagen von Enſe und Oelsner, nebſt Briefen von Rahel. Herausg. von Ludmilla Aſſing. 3 Bde gr. 8. (XXIV u. 1260 S.) Stuttgart 1865, Kröner. n. 9 Thlr. 14 Ngr.

Enthält ſehr intereſſante Notizen über Zeitgeſchichtliches, beſonders aus Frankreich.

Eyſell, Georg Friedr., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Ihre Jugend, ihre Thaten und ihre Leiden, getreu nach den Quellen, unter ſtetem Hinweis auf dieſelben und mit Benutzung der beſten Hilfsmittel dargeſtellt. gr. 8. (VIII u. 744 S.) Regensburg 1864, Manz. 3 Thlr. 9 Ngr.

———— ———— ———— ———— kleine Ausgabe. (Vollſtändiger Text aus des Verf. größerem Werke.) gr. 8. (IV u. 579 S.) Ebend. 1861. 2 Thlr. 9 Ngr.

Eine ausgezeichnete Monographie, welche nach gründlicher Quellenforſchung die hiſtoriſche und pſychologiſche Seite des Gegenſtandes erſchöpfend behandelt.

Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans, aus den Jahren 1676—1706. Herausg. von Wilh. Lud. Holland. (551 S.) Stuttgart 1867, auf Koſten des literariſchen Vereins.

(Nicht im Buchhandel.)

Eine vollſtändige Sammlung der im gräflich Degenfeldiſchen Familienarchive verwahrten Briefe der Herzogin, von Prof. Holland ſorgfältig redigirt und mit Erläuterungen verſehen. Die früher von Menzel 1843 herausgegebenen Auszüge waren nur ein kleiner Theil und füllen in dieſer Ausgabe nur 8 Bogen.

Réville, Alb., Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geſchichte der Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Ueberſetzt von Paul Deuſſen. 8. (VIII u. 324 S.) Paris 1867, Reinwald. n. 1 Thlr.

Eine intereſſante Darſtellung des gefeierten Kanzelredners und Agitators.

Meyer, E. H., Joh. Martin Lappenberg. Eine biographiſche Schilderung. gr. 8. (184 S.) Hamburg 1867, Mauke Söhne. 1 Thlr.

Intereſſante Biographie eines verdienten Gelehrten.

Raumer's, Karl v., Leben, von ihm ſelbſt erzählt. 2. Abdruck. (VIII u. 344 S.) Stuttgart 1866, Lieſching. n. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Anziehende Lebensgeſchichte eines Mannes, der durch ſeine Perſönlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Umgebung geübt hat. Die ausführlichere Erzählung geht bis zum Jahre 1815 und iſt durch ſeine Betheiligung an den Freiheitskriegen von allgemeinem Intereſſe und geſchichtlichem Werth. Die ſpätere Zeit iſt durch chronologiſche Ueberſichten und Bruchſtücke vertreten. Das Manuſcript, urſprünglich nur für die Familie und den Freundeskreis beſtimmt, wurde auf vielſeitige Aufforderung dem Druck übergeben, und eignete ſich hierzu um ſo mehr, als es, verſchieden von der redſeligen Breite der meiſten bejahrten Schriftſteller, in gedrängter Kürze das Weſentliche und Intereſſante mittheilt.

Aichinger, Georg, Johann Michael Sailer, Biſchof von Regensburg.

Ein biographiſcher Verſuch. 12. (XII u. 466 S.) Freiburg im Breisgau 1865, Herder. 28 Ngr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Erinnerung an F. C. v. Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Chriſt. gr. 8. (55 S.) Weimar 1867, Böhlau. n. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Starklof, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar, kgl. niederländ. General der Infanterie. 2 Bde. gr. 8. (I., 375 S. II., III u. 356 S.) Gotha 1865—66, Thienemann. n. $4^{2}/_{3}$ Thlr.

Behandelt einen reichen Stoff mit Liebe und Geſchick. Bernhard, zweiter Sohn des Herzogs Karl Auguſt, trat 1806 in die militäriſche Laufbahn und 1815 in den niederländiſchen Dienſt ein, machte viele Reiſen und war von 1849—1852 militäriſcher Oberbefehlshaber in holländiſch Indien; eine thätige militäriſche Perſönlichkeit, aber ohne politiſche Bedeutung.

Schweder, O. F., Scharnhorſt's Leben. gr. 8. (IX u. 239 S.) Berlin 1865, Mittler u. Sohn. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine Zuſammenſtellung des in der vorhandenen Literatur niedergelegten biographiſchen Stoffs, ohne Benutzung neuer Quellen, übrigens eine tüchtige Arbeit.

Meier, Ernſt, Karoline Prinzeſſin zu Schaumburg-Lippe. Ein biographiſches Denkmal. 12. (VIII u. 275 S.) Gotha 1865, F. A. Perthes. n. 1 Thlr.

Bild einer begabten Fürſtin, die es ſich zur Lebensaufgabe machte, talentvolle junge Leute zu erziehen, zu unterrichten und in ihrer ſpäteren Ausbildung zu unterſtützen, wobei ſie mit unermüdlichem Eifer und rührender Aufopferung thätig war. Ein großer Theil des Büchleins beſteht aus Correſpondenzen mit ihren Zöglingen.

Kittlitz, Richard von, Schleiermacher's Bildungsgang. Ein biographiſcher Verſuch. 8. (192 S.) Leipzig 1867, Engelmann. $^{11}/_{12}$ Thlr.

Ein mit Liebe geſchriebener Eſſay über das Leben Schleiermacher's bis zum Jahre 1804. Hauptſächlich auf den von der Familie veröffentlichten Briefwechſel gegründet, aber auch mit Berückſichtigung anderer literargeſchichtlicher Zeugniſſe aus damaliger Zeit. Vorzugsweiſe für das Bedürfniß der Nichttheologen berechnet und ſehr anſprechend zu leſen.

Schneegans, W., Ritter Franz v. Sickingen, ſeine Nachkommen und der Untergang ſeines Geſchlechts. 8. (48 S.) Kreuznach 1867, Voigtländer. n. $^{1}/_{6}$ Thlr.

Geſchichte der Familie und insbeſondere der Stammburg Ebernburg. Unterhaltend und anziehend geſchrieben.

Jacoby, Joh., Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutſche Volk. 8. (XIV u. 548 S. mit lith. Porträt u. 1 Steintafel.) Berlin 1865, Springer's Verlag. 2 Thlr.

Iſt nicht bloß Biographie, ſondern weſentlich auch Beitrag zur Geſchichte der politiſchen Entwicklung Preußens, beſonders in den 40er Jahren. Uebrigens mit Vorſicht zu benutzen, da der Verfaſſer die Dinge einſeitig von ſeinem radikalen Standpunkt aus betrachtet.

Swetana, Auguſtin, Geſchichte eines Excommunicirten. Eine Selbſtbiographie. Aus deſſen Nachlaß herausgegeben mit einem Vorworte von A. Meißner. 3. Aufl. 8. (283 S.) Leipzig 1864, Grunow. n. 24 Ngr.

Intereſſante Erlebniſſe eines Katholiken, der mit dem Glauben ſeiner Kirche in Conflict kam.

Stier, G., und F. **Stier,** Dr. Ewald Rud. Stier. Verſuch einer Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens. 1. Hälfte, die Zeit von 1800—1825 umfaſſend. Mit 1 photogr. Bruſtbilde. br. 8. (VIII u. 356 S.) Wittenberg 1867, Kölling. n. $1^{1}/_{6}$ Thlr.

Biographie des bekannten theologiſchen Schriftſtellers, von ſeinen Söhnen verfaßt. Neben der theologiſchen und religiöſen Entwicklung des Mannes ſpielt die Geſchichte der Burſchenſchaft, deren eifriges Mitglied Stier in Berlin war, eine Hauptrolle in dieſem Bande.

Stieglitz, Heinrich, Eine Selbſtbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. 12. (VII u. 524 S.) Gotha 1865, F. A. Perthes. n. 1 Thlr. 18 Ngr.

Offenherzige Selbſtbekenntniſſe des Dichters, aus denen man ſein und ſeiner Frau unglückliches Schickſal verſtehen lernt. Giebt manche Einblicke in die literariſchen Kreiſe Berlins in den 20er und 30er Jahren.

Kecskeméthy, Aurel. v., Graf Stephan Széchenyi's ſtaatsmänniſche Laufbahn, ſeine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanſtalt und ſein Tod. gr. 8. (736 S.) Peſth 1866, Gebr. Lauffer. n. 1 Thlr.

Schilderung eines intereſſanten ungariſchen Patrioten und zugleich Beitrag zur Kenntniß ungariſcher und öſterreichiſcher Zuſtände. Den aus dem Ungariſchen überſetzten Aufzeichnungen hat der deutſche Ueberſetzer eine Biographie vorangeſchickt.

Thierſch, Heinr. W. J., Friedr. Thierſch's Leben. 1. Bd. 1784—1830. 2. Bd. 1830—1860. gr. 8. (I., VIII u. 383 S. II., XII u. 633 S. mit Porträt in Stahlſt.) Leipzig 1866, C. F. Winter. n. 6 Thlr.

Eine der intereſſanteſten neueren Biographieen, welche zugleich für die Geſchichte des neuen Königreichs Griechenland und für die Stellung Baierns zu den allgemein deutſchen Angelegenheiten, ſowie für die Kenntniß des gelehrten Schulweſens in Deutſchland, eine ſehr wichtige Quelle iſt. Der größte Theil des Buches beſteht aus Briefen von und an Thierſch, die von dem Herausgeber zweckmäßig verbunden und ergänzt ſind, und die thatkräftige Perſönlichkeit des Gelehrten zur lebendigen Anſchauung bringen. Im zweiten Bande ſind die leidenſchaftlichen Ausfälle Heinrich Thierſch's über die Ereigniſſe des vorigen Sommers etwas ſtörend, und ſeine Anſichten ſtimmen nicht zu den nationalen Gedanken des Vaters, der ſich den Erfolgen der preußiſchen Politik ſchwerlich ſo bitter grollend gegenüber geſtellt haben würde wie der Sohn.

Briefe an Ludwig Tieck, ausgewählt und herausgegeben von Karl v. Holtei. 4 Bde. 8. (I., XVI u. 376 S. II., 366 S. III., 384 S. IV., 366 S.) Breslau 1864, Trewendt. 6 Thlr.

Der Herausgeber wollte mit dieſem Werke Tieck's Stellung unter ſeinen Zeitgenoſſen anſchaulich machen, und damit ein Supplement zu Köpke's Biographie des Dichters geben. Er hat zu dieſem Behufe die Briefe charakteriſtiſch ausgewählt und mit kleinen Einleitungen verſehen, die neben den nöthigſten äußeren Daten treffende und oft ſehr fein andeutende Winke über die Eigenthümlichkeit der Briefſteller enthalten. Es war nicht die Abſicht Holtei's, lauter bedeutende Perſönlichkeiten vorzuführen, vielmehr läßt er, wie er in der Vorrede ſagt, Weiſe und Thoren zum Wort kommen, aber er zeigt wie mächtig Tieck ſowohl als Schriftſteller wie als Menſch auf Leute der verſchiedenſten Art gewirkt hat, und die Mehrzahl der Briefe — wir wollen nur die der beiden Schlegel anführen — hat denn doch auch literargeſchichtlichen Werth. Wer freilich keinen Sinn für das eigenthümliche Leben literariſcher Kreiſe mitbringt, mag das Buch ungeleſen laſſen, wir aber ſind dem Herausgeber von Herzen dankbar, daß er uns eine nun abgeſchloſſene Periode des geiſtigen Lebens in Deutſchland ſo innig vor Augen führt.

Bernhardi, Theod. v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. ruſſiſchen Generals v. Toll. 2. Aufl. 1. 2. Bd. gr. 8. (I., XXIII u. 505 S.)

II., 530 S. mit 2 Karten und 2 Plänen.) Leipzig 1865, O. Wigand. à Bd. n. 2⅔ Thlr.

Erſte Abth. ſ. vierter Nachtrag S. 69.

Sehr wichtig für die Geſchichte des Kriegs von 1812 und der Freiheitskriege.

Mayer, Karl, Ludwig Uhland, ſeine Freunde und Zeitgenoſſen. Erinnerungen. 2 Bde. gr. 8. (XXII u. 549 S.) Stuttgart 1867, Krabbe. n. 3⅓ Thlr.

Giebt zur Lebensgeſchichte Uhlands, aus der Feder ſeines von der Jugend bis zum Tode vertrauten Freundes, manche willkommene Beiträge, namentlich erfährt man über ſeine Entwicklung von den Univerſitätsjahren an Genaueres; in den ſpäteren Jahren tritt der ſpeciell auf Uhland bezügliche Stoff etwas zurück, da der Dichter in brieflichen Mittheilungen immer ſparſam war. Aber das Buch enthält auch ſonſt reiche Züge zum Culturleben ſeit Anfang unſeres Jahrhunderts: des Verfaſſers eigene Reiſen durch ganz Deutſchland und ſeine mannigfaltigen Freundſchaftsbeziehungen, die Briefe und das Schickſal ſeines in Rußland gebliebenen Bruders und die württembergiſchen Verfaſſungskämpfe ſind Partien, bei denen der Leſer mit Intereſſe verweilen wird. Unter den Briefen aus dem Freundeskreiſe ſind beſonders die originellen Zuſchriften Juſtinus Kerners von eigenthümlichem Reiz.

Beyſchlag, Willibald, Carl Ullmann. Blätter der Erinnerung. Lebensbild. Eigenhändige Denkſchrift über ſeinen Antheil an der Regierung der evangeliſchen Kirche Badens. gr. 8. (III u. 179 S.) Gotha 1867, F. A. Perthes. n. 24 Ngr.

Das Büchlein beſteht aus einer kurzen, anſprechend geſchriebenen Biographie und aus der Denkſchrift Ullmanns, die eine Rechtfertigung ſeines Verhaltens in der Liturgie- und Verfaſſungsfrage enthält. In der Lebensgeſchichte iſt die frühere Zeit ungetrübten Wirkens als Profeſſor nicht genügend behandelt, und die ſpäteren Kämpfe ſind zu ſehr vom Parteiſtandpunkt aus geſchildert.

Varnhagen v. Enſe, K. A., Tagebücher. 7. u. 8. Bd. gr. 8. (VII., III u. 471 S.; VIII., III u. 498 S.) Zürich 1865, Meyer u. Zeller's Verlag. à Bd. n. 3 Thlr.

Umfaſſen die Jahre 1850 und 51, und ſind der leidenſchaftliche Ausdruck des Unwillens über Preußens moraliſche Niederlagen und die hereinbrechende Reaction.

Horn, Georg, Voltaire und die Markgräfin von Bayreuth. 8. (III u. 197 S.) Berlin 1865, Decker. 1 Thlr.

Der Verfaſſer konnte eine Anzahl ungedruckter Briefe Voltaire's benutzen und hat mit dieſen und anderen Zuthaten aus der einſchlägigen Literatur ein hübſches Culturbild entworfen, das ſich um die Markgräfin, ihren königl. Bruder und Voltaire gruppirt. Bewundernswerth und anziehend iſt die Feinheit, mit welcher er den eigenthümlichen Reiz, den die franzöſiſche Bildung damals für die Ariſtokratie haben mußte, zum Ausdruck bringt.

Urlichs, Ludw., Joh. Mart. v. Wagner. Ein Lebensbild. Ein an Winckelmann's Geburtstage (9. December 1865) gehaltener Vortrag. gr. 8. (19 S.) Würzburg 1866, Stahel. 6 Ngr.

Charakteriſtik eines bedeutenden Malers, der in der deutſchen Künſtlergeſellſchaft in Rom eine große Popularität hatte.

Walter, Ferdinand, Aus meinem Leben. gr. 8. (VI u. 329 S.) Bonn 1865, Marcus. n. 1⅔ Thlr.

Erinnerungen eines verdienten Juriſten und rührigen katholiſchen Parteimannes, der bei ſcharfem Verſtand und geſunder Beobachtung doch in politiſchen und confeſſionellen Beziehungen eine merkwürdige Befangenheit zeigt.

Witzleben, C. D. v., Ed. v. Wietersheim. Ein Lebensbild. gr. 8. (IV u. 88 S.) Leipzig 1865, Teubner. 1/2 Thlr.

Biographie des vor einigen Jahren verſtorbenen ſächſiſchen Cultusminiſters, etwas panegyriſch gefärbt, doch im Ganzen der Wahrheit entſprechend.

Juſti, Carl, Winckelmann. Sein Leben, ſeine Werke und ſeine Zeitgenoſſen. 1. Bd. Winckelmann in Deutſchland. Mit Skizzen zur Kunſt- und Gelehrtengeſchichte des 18. Jahrhunderts nach gedruckten und handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Lex. 8. (XII u. 525 S. u. 1 Stahlſt.) Leipzig 1866, Vogel. 3 Thlr.

Ein bedeutendes Werk, deſſen Verfaſſer ſich die Aufgabe geſtellt hat, alle Materialien zur Bildungsgeſchichte Winckelmann's zu ſammeln und für die Würdigung deſſelben zu verwerthen. Es iſt hierbei des Guten etwas zu viel geſchehen, ſo daß die biographiſche Abrundung des Bildes Noth gelitten hat. Man muß ſich durch eine Maſſe von gelehrtem Krame hindurcharbeiten, der mit den ſpäteren Leiſtungen und Beſtrebungen Winckelmann's nur in einem entfernten Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint.

Kemmler, G., Heinrich Zeller. Ein ſchwäbiſches Zeit- und Lebensbild. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaß entworfen. Nebſt Bildniß. gr. 8. (IV u. 501 S.) Calw 1867, Stuttgart, J. F. Steinkopf. n. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bild eines beſcheidenen ſchwäbiſchen Apothekers, der für die wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Collegen, für das chriſtliche Leben ſeiner Umgebung, für innere Miſſion und Wohlthätigkeit Bedeutendes gewirkt hat.

Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von Dr. F. Fabri. 8. (VIII u. 266 S.) Stuttgart 1867, J. F. Steinkopf. 1/4 Thlr.

Selbſtbiographie eines Geiſtlichen, der durch viele harte Geſchicke ſich hindurcharbeiten mußte. Feinheit der pſychologiſchen Selbſtbeobachtung, Wahrheit und Treue der Darſtellung, ſinnige Reflexionen über Zeiterlebniſſe machen das Buch zu einer anziehenden Lectüre.

Geſammelte Werke.

Leibniz, Gottfr. Wilh. v., Werke, gemäß ſeinem handſchriftl. Nachlaſſe in der Königl. Bibliothek zu Hannover herausgeg. von Onno Klopp. Erſte Reihe: Hiſtoriſch-politiſche und ſtaatswiſſenſchaftl. Schriften. Bd. 1—5. gr. 8. Hannover 1864—66, Klindworth. n. 15 1/3 Thlr.

Schiller, Fdr. v., Ausgewählte Werke. 12 Bde. gr. 8. Stuttgart 1865—67, Cotta. n. 6 Thlr.

Eine ſehr hübſche Ausgabe in 8. Die erſten 6 Bände enthalten die poetiſchen Schriften ſammt einer einleitenden Biographie von Gödeke, die andern 6 Bände die proſaiſchen Schriften.

—— —— Ausgewählte Werke. Taſchenausgabe. 15 Lief. oder 6 Bde. 16. Stuttgart 1867, Cotta. n. 1 Thlr.

Eine dürftig ausgeſtattete, enggedruckte Ausgabe, die aber daſſelbe enthält wie die obi

Göthe, Wolfg., Ausgewählte Werke in 12 Bänden. gr. 8. (LIV u. 3108 S.) Stuttgart 1866, Cotta. n. 6 Thlr.

—— —— in 30 Lief. oder 12 Bänden. gr. 16. Stuttgart 1867, Cotta. n. 2 Thlr.

Beide Ausgaben ganz wie die obengenannten Schillerausgaben. Eine Biographie Göthe's, von Gödeke verfaßt, iſt vorangeſtellt. Die Auswahl enthält Göthe's lyriſche und epiſche Gedichte, die größeren Dramen, Wilhelm Meiſter, die Wahlverwandtſchaften und Aus meinem Leben.

Heine, Heinr., Sämmtliche Werke. 21. Bd. 8. (432 S.) Hamburg 1866, Hoffmann u. Campe. $^5/_6$ Thlr.

Die früheren Bände ſ. ſechſter Nachtrag S. 71.

Hebbel, Fdr., Sämmtliche Werke. 1—9. Bd. 8. Hamburg 1867, Hoffmann u. Campe. à Bd. 1 Thlr.

Reuter, Fritz, Sämmtliche Werke. I—XII. Bd. 8. Wiſmar, Hinſtorff. à Bd. n. 1 Thlr.

Bd. I. Läuſchen und Rimels. Plattdeutſche Gedichte heiteren Inhalts. (1853.) 9. Aufl. 1866.
" II. Läuſchen und Rimels. Neue Folge. (1858.) 6. Aufl. 1866.
" III. De Reiſ' nach Belligen. (1855.) N. Ausg. 1866.
" IV. Woann ik tau 'ne Fru komm, und Ut de Franzoſentid. 1860. 6. Aufl. 1866.
" V. Ut mine Feſtungstid. 4. Aufl. 1866.
" VI. Schurr Murr. 4. Aufl. 1866.
" VII. Hanne Nüte un de lütte Pudel. 'Ne Vagel und Minſchengeſchicht. 4. Aufl. 1865.
" VIII—X. Ut mine Stromtid. Ein humoriſtiſcher Roman. 5. Aufl.
" XI. Kein Huſung. 3. Aufl.
" XII. Dörchläuchting.

Bd. 4, 7, 8—10 ſind wohl die beſten Stücke.

Schöne Literatur. Gedichte.

Fiſcher, J. G., Neue Gedichte. 8. (VI u. 150 S.) Stuttgart 1865, Cotta. 21 Ngr.

Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. 2. unveränd. Abdr. 8. (VI u. 322 S.) Stuttgart 1865, Cotta. n. 1 Thlr.

Heller, S., Ahasverus. Ein Heldengedicht. 8. (XVI u. 559 S.) Leipzig 1866, O. Wigand. n. $2^1/_3$ Thlr.

Heußer-Schweizer, Meta, Gedichte. Sammlung II. 8. (VII u. 175 S.) Leipzig 1867, Heltze. n. 22 Ngr.

—— Gedichte. Mit einem Vorwort von Alb. Knapp. Der „Lieder einer Verborgenen" 2. Aufl. 8. (X u. 202 S.) Leipzig 1863, Heltze. 24 Ngr.

Gedichte meiſt religiöſen Inhalts von einer begabten Frau.

Heyſe, Paul, Syritha. 8. (VII u. 87 S.) Berlin 1867, Hertz. n. 16 Ngr.
Ein nach dem Chineſiſchen frei bearbeitetes Märchen.

Koppel, Franz, Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht. 16. (76 S.) Stuttgart 1865, Kröner. $^1/_2$ Thlr.
Ein ſcherzhaftes Epos.

Lingg, Herm., Die Völkerwanderung. Epiſche Dichtung. 2 Bde. 8. (I., III u. 363 S. II., III u. 273 S.) Stuttgart 1866—67, Cotta. $2^2/_3$ Thlr.
Der geſchichtliche Stoff der Völkerwanderung wird hier zu einem Epos verwendet, das einen Reichthum von großartigen Schilderungen enthält, aber aller künſtleriſchen Entwicklung entbehrt und öfters zu einer formloſen Reimchronik wird, die man unmöglich mit Genuß leſen kann. Das Werk wird von den Verehrern Lingg's übermäßig gerühmt, kann aber bei ſeiner äſthetiſchen Ungeheuerlichkeit wenig Leſer finden.

Longfellow, H. W., Miles Standiſh's Brautwerbung. Ueberſetzt von J. Mannefeld. gr. 16. (VI u. 95 S.) Mainz 1867, Kunze. n. 14 Ngr.

Mörike, Eduard, Gedichte. 4. verm. Aufl. 8. (X u. 428 S.) Stuttgart 1867, Cotta. n. 1 Thlr.
Ein wahrer Dichter, der das Herz erquickt. Die neue Ausgabe enthält werthvolle Bereicherungen.

Müller, Niclas, Neuere Lieder und Gedichte. 8. (XI u. 276 S.) New-York 1867. Stuttgart, Aue. n. $1^1/_2$ Thlr.

Rückert, Friedr., Gedichte. Auswahl des Verfaſſers. 14. Aufl. Mit dem photogr. Bildniß u. Facſimile des Verf. 8. (VIII u. 622 S.) Frankfurt a. M. 1865, Sauerländer's Verl. n. $1^1/_4$ Thlr.

—— Lieder und Sprüche. Aus dem lyriſchen Nachlaſſe des Verfaſſers. (VIII u. 231 S.) Frankfurt a. M. 1867, Sauerländer's Verl. n. 1 Thlr.

Schack, Adolf Friedr. v., Gedichte. 8. (VIII u. 363 S.) Berlin 1866, Hertz. n. $1^1/_3$ Thlr.
Dichtungen von kosmopolitiſchem Zug, denen man den Einfluß der orientaliſchen Studien des Verfaſſers anmerkt, dabei gedankenreich.

Scherenberg, Ernſt, 1866. Dichtungen. 8. (45 S.) Berlin 1866, Schindler. n. $^1/_3$ Thlr.
Vorherrſchend politiſche Lyrik.

Shakeſpeare's Gedichte. Deutſch von K. Simrock. 8. (XXVI u. 376 S.) Stuttgart 1867, Cotta. 1 Thlr. 24 Ngr.

Uhland, Ludw., Gedichte. Prachtausgabe mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Camphauſen, Cloß, Mackart ꝛc. gr. 4. (562 S.) Stuttgart 1867, Cotta. n. 9 Thlr. 18 Ngr.

Willatzen, P. J., Buch der Lieder. 16. (79 S.) Bremen 1867, Müller. n. $^2/_3$ Thlr.

Dramen.

Dulk, Albert, Konrad II. Hiſtoriſches Schauſpiel in ſechs Handlungen. 2 Thle. 8. (I., 156 S. II., 184 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. $1^1/_3$ Thlr.

Fiſcher, J. G., Florian Geyer der Volksheld im deutſchen Bauernkrieg. Trauerſpiel in 5 Akten. 8. (III u. 92 S.) Stuttgart 1866, Cotta. $^1/_2$ Thlr.

Giſeke, Robert, Dramatiſche Bilder aus deutſcher Geſchichte. 8. (V u. 102 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. n. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hochmeiſter von Marienburg 1410.
Der Burggraf von Nürnberg 1411—1440.
Ein Bürgermeiſter von Berlin 1442—1445.

Zwar keine vollſtändig ausgeführten Dramen, aber ſehr anſprechende und geſchichtlich wahre Scenen mit guter Charakteriſtik und in edler Sprache.

Gottſchall, Rud., Dramatiſche Werke. 1—6. Bd. gr. 16. Leipzig 1865—66, Brockhaus. à Bd. n. $^1/_2$ Thlr.

Bd. 1. Pitt und Fox. Luſtſpiel. (X u. 128 S.)
„ 2. Mazeppa. Geſchichtliches Trauerſpiel. (192 S.)
„ 3. Die Diplomaten. Luſtſpiel. (132 S.)
„ 4. Der Nabob. Trauerſpiel. (141 S.)
„ 5. Katharina Howard. Trauerſpiel. (158 S.)
„ 6. König Karl XII. Trauerſpiel. (143 S.)

Groſſe, Julius, Der letzte Grieche. Trauerſpiel in 5 Aufz. 8. (X u. 127 S.) Leipzig 1865, Weber. n. $^2/_3$ Thlr.

Ein Drama, deſſen Held Philopömen iſt und das durch Parallelen mit der jetzigen Lage der deutſchen Großmächte und der Mittelſtaaten das griechiſche Alterthum der deutſchen Gegenwart nahe zu bringen ſucht. Schöne Sprache, aber wenig dramatiſcher Gehalt.

Hackländer, F. W., Der verlorne Sohn. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 8. (168 S.) Stuttgart 1865, Krabbe. 1 Thlr.

Heyſe, Paul. Dramatiſche Dichtungen. 1—4. Bd. 8. Berlin 1864—1866. Hertz. à Bd. n. $^5/_6$ Thlr.

Bd. I. Eliſabeth Charlotte. (VIII u. 124 S.)
„ II. Maria Moroni. (III u. 103 S.)
„ III. Hadrian. Tragödie. (III u. 107 S.)
„ IV. Hans Lange. (III u. 142 S.)

Heyſe, Paul, Die glücklichen Bettler. Morgenländiſches Märchen in 3 Akten. Frei nach Gozzi für die Bühne bearbeitet. 8. (VII u. 99 S.) Berlin 1867, Hertz. n. $^5/_6$ Thlr.

Köſter, Hans, Ulrich von Hutten. Trauerſpiel in 5 Akten. 8. (111 S.) Berlin 1865, G. Reimer. $^1/_2$ Thlr.

Ein friſches geſchichtliches Lebensbild, aber ohne eigentlich tragiſchen Abſchluß. Iſt in Weimar mit Erfolg auf das Theater gebracht worden.

Laube, Heinrich, Graf Eſſex. Trauerſpiel in 5 Akten. 2. Aufl. 8. (XL u. 186 S.) Leipzig 1867, Weber. n. 1 Thlr.

Lindner, Alb., Brutus und Collatinus. Trauerſpiel. 8. (XIV u. 109 S.) Berlin 1867, G. Reimer. $^1/_2$ Thlr.

—— Stauf und Welf. Ein hiſtor. Schauſpiel in 5 Aufz. 16. (106 S.) Jena 1867, Coſtenoble. 24 Ngr.

Das erſte Stück hat in Berlin den am Schillerfeſt ausgeſetzten dramatiſchen Preis bekommen, wurde aber von der Kritik ſehr angefochten.

Notter, Friedrich, Die Johanniter. Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. (VI u. 127 S.) Stuttgart 1865, Cotta. $^1/_2$ Thlr.

Ein auf der Grundlage von Schillers Fragment die Malteſer aufgebautes Drama, das zwar die Leichtigkeit der dramatiſchen Entwicklung vermiſſen läßt, aber reich an ſchönen Charakterzügen und ergreifenden Situationen iſt.

Roquette, O., Dramatiſche Dichtungen. 8. (III u. 364 S.) Stuttgart 1867, Cotta. n. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ruge, Arnold, Zwei Doppelromane in dramatiſcher Form. Marie Bluntfield und der Probekuß. gr. 16. (V u. 386 S.) Berlin 1865, Franz Duncker. n. $1^1/_3$ Thlr.

Saar, Ferdinand von, Heinrich IV. Ein deutſches Trauerſpiel in 2 Abthlgn. 1. Abth.: Hildebrand. 8. (223 S.) Heidelberg 1865, Weiß. 1 Thlr.

Wintterlin, Auguſt, Die Bürgermeiſterin von Schorndorf. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. gr. 8. (67 S.) Stuttgart 1867, Grüninger. $^1/_2$ Thlr.

Eine gute dramatiſche Bearbeitung der Geſchichte von der Vertheidigung der ſchwäbiſchen Stadt Schorndorf gegen den Ueberfall der Franzoſen, im Jahre 1688 durch das muthige Auftreten der Weiber. Doch mehr Schau- als Luſtſpiel.

Romane.

Auerbach, Berthold, Auf der Höhe. Roman in 8 Büchern. 3 Bde. 3. Aufl. 8. (1181 S.) Stuttgart 1866, Cotta. n. 3 Thlr.

Einer der bedeutendſten neueren Romane. Hofgeſchichte, Dorfgeſchichte und ſpinoziſtiſche Philoſophie vereinigen ſich zu einem inhaltreichen Ganzen.

Eine geiſtreiche Analyſe des Romans hat der Aeſthetiker Viſcher in der Allg. Zeitung 1865 Beil. No. 337—339 gegeben, welche er mit folgender Charakteriſtik ſchließt: Auf dem Tiſche dieſes Buches ſind zwiſchen den wohlgeordneten Hauptſchüſſeln und Hauptflaſchen mancherlei kleine Teller, Plättchen mit ausgeſuchten Biſſen und feine Spitzgläschen neben einer zierlichen Liqueurcaraffe aufgeſtellt, jene aber enthalten ſo viel geſunde Koſt, nahrhaftes Fleiſch, reinen deutſchen Wein, und das Brod iſt ſo vortrefflich, daß, wer ſich den Magen daran verdirbt, die Schuld nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben hat. Ja es iſt dem deutſchen Gaumen und Magen lange kein Tiſch gedeckt worden, wo ſo nachhaltige und gediegene Lebensnahrung zu haben iſt.“

Becker, Auguſt, Des Rabbi Vermächtniß. 6 Bde. 1. Abth.: Der Maler. (I., 336 S. II., 304 S.) 2. Abth.: Der Kabbaliſt. (I., 310 S. II., 324 S.) 3. Abth.: Der Erbgraf. (I., 390 S. II., 343 S.) Berlin 1866, Janke.

Ein Roman, der als eine der bedeutendſten Erſcheinungen in dieſem Gebiet gerühmt wird und ſie durch lebensvolle Zeichnung einzelner Geſtalten und [illegible] Compoſition anziehend iſt. Spielt in der Zeit vor der franzöſiſchen Revolution, in den Kreiſen der geheimen Geſellſchaften und [illegible].

Bitter, Arthur, (Pſeudonym) Erzählungen, Novellen und Gedichte. 4 Bändchen. 8. (I—III. à III u. 480. IV u. 488 S.) Bern 1861—1865. Haller. 4 Thlr. 24 Sgr.

Originelle, gut angelegte Compoſitionen, die ſich durch [illegible] Naturwahrheit, Klarheit und [illegible] der Ausführung auszeichnen.

Brachvogel, A. Emil, Beaumarchais. 4 Bde. 8. (1074 S.) Jena 1865, Coſtenoble. 5 Thlr.

—— —— —— Hamlet. Roman. 3 Bde. 8. (XII u. 1003 S.) Breslau 1867, Trewendt. 1½ Thlr.

Diefenbach, Georg, Novellen. 2. Auflage. 8. (352 S.) Frankfurt 1865, Sauerländer's Verlag. 1½ Thlr.

[**Ebrard**, J. H. A.] Flammberg, Gottfried, Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenland. 3 Bändchen. Neue (Titel-) Ausg. 8. (XXI u. 708 S.) Frankfurt a. M. 1866, Chriſt. Winter. n. 2 Thlr.

Die Geſchichte ſpielt in den Zeiten, welche zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts [illegible] geführt wurden, und empfiehlt ſich durch ein reiches geſchichtliches Material, [illegible] dem hiſtoriſchen Roman [illegible], und [illegible] religiöſen Geiſt. [illegible] im Einzelnen [illegible], iſt aber nicht gleichmäßig [illegible]. [illegible] auch zur Lectüre für die Jugend geeignet.

Erckmann-Chatrian, Erlebniſſe eines Conſkribirten des Jahres 1813. Aus dem Franzöſiſchen von G. v. G. 2 Bde. 8. (379 S.) Berlin 1865, Janke. n. 1 Thlr.

—— —— —— Madame Thereſe. Aus dem Franzöſiſchen von Friedrich Meyer. gr. 16. (316 S.) Stuttgart 1865, E. Ebner. 21 Sgr.

Originelle Erzählungen, die viel Beifall gefunden haben. Mit großer Naturwahrheit werden die Zeitereigniſſe und ihre Wirkung auf das Volk geſchildert, und ſehr glücklich das lokale Detail der lothringiſchen Heimath verwendet. Die beiden Verfaſſer [illegible] in der Art in die [illegible], daß der Eine die Compoſition, der Andere das lokale und [illegible] Material [illegible]. Madame Thereſe [illegible] die Revolutionszeit, der Conſkribirte die Kriege des Jahrs 1813 und 1814.

Erckmann-Chatrian, Waterloo. 8. (374 S.) Paris 1865. n. 1 Thlr.

[illegible]

Felder, Fr. Mich., Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neueſter Zeit. 2 Bde. gr. 8. (I., VIII u. 272. II 314 S.) Leipzig 1867, Hirzel. 2¼ Thlr.

[illegible] und die Liebe eines jungen Mannes im Bregenzerwald, [illegible].

Freytag, Guſtav, Die verlorene Handſchrift. 3 Bde. 1—5. Aufl. 8. (I 406. II 419. III 357 S.) Leipzig 1864—65. Hirzel. 4½ Thlr.

[illegible]

Zauber, deſſen Herr er zu ſein glaubt. Wie er auf der Entdeckungsfahrt [illegible] [illegible] durch das [illegible] eines [illegible] [illegible] für ſeine [illegible] [illegible] zu den [illegible], durch [illegible] auf eine [illegible] [illegible] geführt und mit ſeiner [illegible] in [illegible] [illegible] Lage verwickelt wird. Alles das iſt mit Natürlichkeit ausgeführt und ſpannend erzählt. Neben dieſer, vorzüglich durch die innere Entwicklung des Helden, recht gelungenen Partie läuft die beſte [illegible] Geſchichte eines jungen Paares her, das durch mütterliche Hülfe des [illegible] gehemmt, endlich zum glücklichen Ende geführt wird. Dieſes Kapitel iſt in dem Buche ganz [illegible] ausgeführt, aber in der [illegible] des Ganzen nimmt doch die geſchickte Manier mit dem [illegible] nach der [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] wichtige Stelle ein.

Galen, Phil., Nach zwanzig Jahren. 3 Thle. 8. (1149 S.) Leipzig 1864, Kollmann. n. 6 Thlr.

Schildert das Leben eines von einem gewaltthätigen Bruder zurückgedrängten engliſchen Baronet, der 20 Jahre, nachdem er England verlaſſen, ſeine alte Heimath beſucht. Schöne, angenehme, leichte Sprache, ſpannende Erzählung und ſittliche Weltanſchauung.

Glaſer, Adolf, Niederländiſche Novellen den Originalen nacherzählt. 8. (235 S.) Braunſchweig 1867, Vieweg u. Sohn. n. 24 Ngr.

Holländiſche [illegible] von großer [illegible] und Treue. Die holländiſchen [illegible], deren Novellen der Herausgeber mit großem Geſchick ins Deutſche übertragen hat, [illegible] [illegible] und [illegible].

Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3 Bde. 8. (I 302. II 336. III 452 S.) Berlin 1867, Hertz. 5 Thlr.

Geſchichte eines Künſtlers, der durch mancherlei Verwicklungen in [illegible] [illegible] heruntergebracht, endlich tragiſch endet. [illegible] [illegible] und [illegible] kommen zur Darſtellung, der Schauplatz iſt Deutſchland und Amerika, ſchließlich wird auch der Krieg [illegible] 1866, den der Held mitmacht, hereingezogen.

Guſeck, Bernd v., König Manuel's Ende. Hiſtor. Roman. 3 Bde. 8. (795 S.) Leipzig 1865, Günther. 2 Thlr.

Giebt mehr romantiſche Farbe als Hiſtoriſches und verwendet ſeinen Stoff zu einer ſpannenden [illegible] Erzählung.

Gutzkow, Karl, Hohenſchwangau. Roman und Geſchichte. 1536—1567. 1—3. Bd. 8. (IX u. 1654 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. 1½ Thlr.

Hartmann, Alfred, Junker und Bürger oder die letzten Tage der alten Eidgenoſſenſchaft. (1797—1798.) Hiſtoriſcher Roman in 6 Büchern. 2 Bde. 8. (562 S.) Berlin 1865, Janke. 2 Thlr.

Hartmann, Moritz, Nach der Natur. Novellen. 2 Bde. 8. (759 S.) Stuttgart 1866, C. Göbel. 3 Thlr.

—— —— —— Die letzten Tage eines Königs. Hiſtoriſche Novelle. 2. Aufl. 8. (V u. 287 S.) Stuttgart 1866, E. Hallberger. 1⅓ Thlr.

Romantiſche und ſpannende Erzählungen.

Die letzte Novelle handelt von den letzten Tagen König Manuel's, mehr ein [illegible] [illegible] Lebensbild als eine Erzählung.

Hennig, G., Die Piraten des Tahiti. Erlebniſſe und Abenteuer des Capitäns der [illegible] [illegible] [illegible]. 2 Bde. 8. (VIII u. 342 S.) Breslau 1867, Trewendt. 2 Thlr.

Heſekiel, Georg, Die Stadtjunker. Eine Ulmiſche Geſchichte. 2 Bde. 3. Aufl. 16. (VI u. 391 S.) Berlin 1861, Janke. 1 Thlr.

—— —— —— Die Zunftgenoſſen. Eine Augsburgiſche Geſchichte. 3. Ausg. 16. (VI u. 401 S.) Ebendaſ. 1861. 1 Thlr.

—— —— —— Der Patricier und ſein Haus. Eine Nürnbergiſche Geſchichte. 2 Thle. 16. (549 S.) Ebendaſ. 1861. 1½ Thlr.

Anſprechende Schilderungen des reichsſtädtiſchen Lebens im Mittelalter.

Heyſe, Paul, Fünf neue Novellen. 6. Sammlung. 8. (V u. 400 S.) 2. Aufl. 16. (327 S.) Berlin 1866, Hertz. 2 Thlr.

Inhalt: Am Tiberufer. Die Reiſe nach dem Glück. — Die kleine Mama. — Kleopatra. — Die Witwe von Piſa.

Hillern, Wilhelmine v., Doppelleben. Roman. 2 Bde. 8. (VIII u. 664 S.) Berlin 1866, Janke. 3 Thlr.

Verſucht den inneren Zwieſpalt begabter Naturen darzuſtellen, die ſich durch die Lockungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit verleiten laſſen, den Mahnruf ihres Gewiſſens zu beſchwichtigen.

Hiltl, Geo., Gefahrvolle Wege. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Ludwigs XIV. 4 Bde. 8. (1338 S.) Berlin 1865, Lemke. 2⅔ Thlr.

Holtei, Karl v., Haus Treuſtein. Roman in 3 Theilen. 8. (VIII u. 1080 S.) Breslau 1866, Trewendt. 5 Thlr.

—— —— —— Der letzte Komödiant. Roman. 3 Bde. 16. (VIII u. 915 S.) Breslau 1866, Trewendt. n. 1 Thlr.

Höfer, Edmund, Altermann Ryke. Geſchichte aus dem Jahre 1806. 4 Bde. 8. (1168 S.) Berlin 1865, Janke. 6 Thlr.

Ein Familiengemälde auf hiſtoriſchem Hintergrunde aus dem Jahre 1806, von ſorgfältiger Bearbeitung, aber etwas weitſchweifiger Ausführung.

Holzwarth, F. J., In ſturmvollen Tagen. Eine Erzählung aus den Zeiten der Königin Eliſabeth von England. 8. (299 S.) Schaffhauſen 1865, Hurter. 27 Ngr.

Hugo, Victor, Die Meerarbeiter. Roman. Einzig rechtmäßige deutſche Ausgabe. 3 Bde. 8. (VIII u. 910 S.) Berlin 1866, Janke. 4½ Thlr.

Übertragung eines Romans, der viel Aufſehen gemacht hat.

Kompert, Leopold, Geſchichten einer Gaſſe. Novellen. 2 Bde. 8. (XII u. 679 S.) Berlin 1865, Gerſchel. 3 Thlr.

Intereſſante Schilderungen aus den Kreiſen jüdiſchen Lebens.

Koppel, Georg, Zwei Brüder im Feld. Roman. 8. (VII u. 460 S.) Stuttgart 1867, Kröner. 1½ Thlr.

Geſchichte zweier Brüder, die in ihren auseinandergehenden Richtungen in feſſelnder Darſtellung geſchildert werden.

Kurz, Marie, Märchen. gr. 8. (III u. 187 S.) Stuttgart 1867, Schober. 18 Ngr.

Anſprechende Dichtungen in Verſen und Proſa, worin die Phantaſie ihre lebendigſten Farben leiht. Manche der Märchen ſind jedoch für Kinder nicht ganz harmlos genug, und das [illegible] der [illegible] Freiheit tritt als Held hervor. Unter den in Scene gebrachten haben ſich manche der Grimm'ſchen Hausmärchen.

Laube, Heinrich, Der deutſche Krieg. Hiſtoriſcher Roman in 3 Büchern. 8. Leipzig, Haſſel. 9 Thlr.
1. Buch. Junker Hans. 4 Bde. (1219 S.) 1863.
2. „ Waldſtein. 3 Bde. 2. Aufl. (969 S.) 1865.
3. „ Herzog Bernhard. 2 Bde. (748 S.) 1866.

Wird in der Allg. Zeitung 1866, Beil. Nr. 219 wegen ſeiner künſtleriſchen Haltung, ſeines Stiles von echt epiſchem [illegible] und ſeiner tüchtigen Charakteriſtik gerühmt, aber beigefügt, daß die Vorzüge des Romans durch allzugroße Breite und durch den Mangel an ſpannender Erfindung beeinträchtigt werden.

Marlitt, E., Goldelſe. Roman. 8. (564 S.) Leipzig 1867, Keil. 1 Thlr. 21 Ngr.

Ein anziehender Roman von ſocialer Tendenz. Polemik gegen den Geburtsadel und [illegible], daß perſönliche Tüchtigkeit die Stellung in der Geſellſchaft bedinge.

Meißner, Alfr., Babel. Roman aus Oeſterreichs neueſter Geſchichte. 4 Bde. 8. (814 S.) Berlin 1867, Janke. 6 Thlr.

Meyer-Merian, Theodor, Die Nachbarn. Ein ſtädtiſches Sittenbild aus der Gegenwart. 16. (III u. 89 S.) Baſel 1864, Bahnmaier. 16 Ngr.

Anklänge an Hermann und Dorothea.

Meyr, Melchior, Ewige Liebe. Roman. 2 Thle. 8. (591 S.) Braunſchweig 1864, Weſtermann. n. 2⅓ Thlr.

Der Verf. ſchildert in dieſem Buche die treue Liebe eines Idealiſten von ariſtokratiſcher Herkunft und Bildung zu einem geiſtig empfänglichen Mädchen, das er als Lehrer zu ſich emporzieht, das aber nach dem Wunſch der Familie einen andern [illegible] heirathet, der ſich ſpäter als Schwindler enthüllt. Nach [illegible] [illegible] Jahren kommt der erſte Geliebte zurück. Beide, das Mädchen [illegible] und [illegible], und nun entwickelt ſich auch bei ihr die geiſtige Liebe in ihrer Vollendung und die Ehe [illegible].

—— —— Erzählungen. 8. (XII u. 310 S.) Hannover 1867, Rümpler. 1⅓ Thlr.

Enthält eine größere Erzählung: „Schickſale eines Idealiſten," die ſich in der höheren Geſellſchaft bewegt und ein liebenswürdiges Mädchen und eine ideale Frau um das Herz eines tüchtigen Mannes ſtreiten läßt. Die beiden anderen kleineren Erzählungen gehören zur Gattung der Dorfgeſchichten.

Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgeg. und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. 2. Aufl. gr. 8. (VI u. 149 S.) Leipzig 1867, Brockhaus. n. 21 Ngr.

Behandelt die platoniſche Liebe zwiſchen einer geiſtreichen kränklichen Fürſtin und einem gebildeten Jüngling, der dadurch eine Weihe für ſein künftiges Leben erhält. Der Hauptwerth des Büchleins liegt in den geiſtvollen Unterhaltungen.

Müller, Otto, Der Wildpfarrer. Hiſtoriſcher Volksroman. 3 Bde. 8. (972 S.) Berlin 1866, Janke. 4½ Thlr.

Müller, Wolfg. v. Königswinter, Von drei Mühlen. Ländliche Geſchichten. 8. (V u. 387 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. 2 Thlr.

Einfache geſunde Geſchichten, aus denen ſich die Geſtalten dreier reizender Jungfrauen hervorheben.

Nemmersdorf, Franz v., Doge und Papſt. Hiſtoriſcher Roman aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. 2 Bde. 8. (VI u. 470 S.) Breslau 1865, Trewendt. 2⅓ Thlr.

Pflug, Ferd., Der kleine Abbé von Savoyen. Hiſtor. Roman. 2 Bde. 8. (III u. 487 S.) Leipzig 1868, Schlicke. 2½ Thlr.

Geſchichte des Prinzen Eugen.

Reuter, Fritz, Hanne Nüte un de lütte Pudel. Ne Vagel- und Minſchengeſchicht. Illuſtrirte Ausgabe mit 40 Holzſchnitten nach Zeichnungen von O. Speckter. gr. 8. (III u. 329 S.) Wismar 1865, Hinſtorff. n. 2 Thlr.

Die Holzſchnitte ſind dem Geiſte des Gedichts durchaus entſprechend und geben die Menſchen- und Vogelgeſchichte mit köſtlichem Humor wieder.

—— —— Ut mine Stromtid. Mit eingedruckten Holzſchnitten nach Zeichnungen von Ludw. Pietſch. 3 Thle. Lex. 8. (XIX u. 797 S.) Wismar 1865, Hinſtorff. n. 6 Thlr.

Auch gute Zeichnungen, aber nicht ſo treffend wie die Speckter's.

Rodenberg, Jul., Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. 4 Bde. 8. (988 S.) Berlin 1865, Gerſchel. n. 5 Thlr.

Knüpft an die Geſchichte der ſchönen Lady Grace Dalrymple Elliot, Tochter des ſchottiſchen Rechtsgelehrten Hew Dalrymple an. Sie war 1765 geboren, wurde ſpäter die Mätreſſe des Prinzen von Wales, nachher Georg IV. und des Herzogs von Orleans Egalité. Franzöſiſches und engliſches Hofleben iſt in guter Kompoſition vorgeführt.

Schücking, Levin, Frauen und Räthſel. Roman. 2 Bde. 8. (VI u. 656 S.) Leipzig 1865, Brockhaus. 4½ Thlr.

Hauptſächlich Schilderung des Adels und der kleinen Höfe. Originelle Erfindung, etwas abenteuerlich, übrigens mit Geiſt ausgeführt.

—— —— —— Eine Künſtlerleidenſchaft. Novelle. 8. (260 S.) Hannover 1867, Rümpler. 1 Thlr.

Schweichel, Robert, Jura und Genferſee. Novellen. 8. (III u. 384 S.) Berlin 1865, Lüderitz Verlag. 1½ Thlr.

Der Verfaſſer weiß mit liebevollem Blick die Natur des Landes und Volkes zu ſchildern, und auf dieſer Grundlage anziehende Charaktere und Begebenheiten zu geſtalten.

Spielhagen, Friedr., In Reih' und Glied. Ein Roman in neun Büchern. 5 Bde. 8. (1613 S.) Berlin 1867, Janke. 6¼ Thlr.

Der Verfaſſer ſchildert in dieſem Roman die verſchiedenen ſocialen und politiſchen Beſtrebungen der Gegenwart, worunter die Arbeiterfrage in den Vordergrund tritt. Sein Held iſt ein Agitator für die Befreiung der Arbeiter von der Herrſchaft des Kapitals, und erinnert in ſeiner Geſtalt und ſeinem Charakter lebhaft an Laſſalle. Ueberhaupt weiß der Verfaſſer geſchickt Perſonen und Züge aus der Gegenwart einzuflechten und ſeinen Geſchöpfen Leben und Intereſſe zu verleihen. Im Einzelnen iſt Vieles meiſterhaft gelungen, das Ganze aber befriedigt deshalb nicht, weil der Verfaſſer, nachdem er ſeinen Helden trotz aller beſchönigenden Ideale an kläglichem Ausgang mit Recht zu Grunde gehen läßt, es verſäumt, den moraliſch tüchtigen Vertretern des Liberalismus, die ſich in Reih und Glied halten, irgend einen greifbaren Erfolg zuzutheilen und ſo den Titel zur Wahrheit zu machen.

—— —— —— Unter Tannen. Zwei Novellen. 8. (432 S.) Berlin 1868, Janke. n. 2⅓ Thlr.

Stifter, Adalbert. Witiko. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. (1169 S. mit 3 Stahlſtichen.) Peſt 1867, Heckenaſt. 4 Thlr. 24 Ngr.

Guſtav vom See. (G. v. Struenſee.) Geheimniſſe des Glücks. Roman. 4 Bde. gr. 8. (XIV u. 958 S.) Berlin 1867, Janke. 6 Thlr.

Ein mit Geſchick aus modernen Elementen componirter ſocialer Roman, der auf ſchleſiſchem Boden ſpielt.

Tillier, Claude. Mein Onkel Benjamin. Ins Deutſche übertragen und mit einem biogr. Vorwort verſehen von Ludw. Pfau. 16. (LIV u. 334 S. mit Portrait in Holzſchnitt.) Stuttgart 1866, E. Ebner. 1⅓ Thlr.

Humoriſtiſche Erzählung des Lebens eines franzöſiſchen Arztes in der Provinz, der alle möglichen luſtigen Streiche ausführt, dabei aber als begeiſterter Vertheidiger der Menſchenrechte ſcharf gegen politiſche und ſociale Gebrechen zu Felde zieht. Das Vorwort von Pfau giebt dem Leſer ein Bild des Charakters und Lebensganges dieſes franzöſiſchen Humoriſten und Eiferers für Freiheit.

Turgénjew, Iwan. Erzählungen. Deutſch von Friedr. Bodenſtedt. 1. Bd. 8. (XI u. 322 S.) München 1864, Rieger. n. 1⅓ Thlr.

Turgenjew iſt einer der beliebteſten jetzt lebenden ruſſiſchen Novelliſten.

Uechtritz, Fdr. v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdiſchen Krieges im 1. Jahrh. nach Chriſto. 3 Bde. 8. (VIII u. 839 S.) Jena 1867, Coſtenoble. 4 Thlr.

Vincke, Gisbert v., Im Bann der Jungfrau. Novellenbuch. 3 Bde. 8. (V u. 811 S.) Hannover 1864, Rümpler. 3½ Thlr.

Eine durch ſchlechtes Wetter auf den Alpen zurückgehaltene, zuſammengewürfelte Geſellſchaft, vertreibt ſich die Zeit durch Geſchichtenerzählen, welche meiſtens ihren Abſchluß innerhalb dieſer Geſellſchaft, oder durch ſie vermittelt, finden. Angenehme Lektüre.

Wickede, J. v., Eine deutſche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. 8. (892 S.) Jena 1867, Coſtenoble. 4½ Thlr.

Wildermuth, Ottilie. Perlen aus dem Sande. Erzählungen. gr. 16. (VII u. 384 S.) Stuttgart 1867, Krabbe. 1 Thlr.

Anſprechende Gaben, unter denen namentlich die erſte Erzählung: „Aus trüben Waſſern" ſich auszeichnet.

Wolfram, Leo. Dissolving Views. 3 Bde. 2. Aufl. 8. (XIV u. 1378 S.) Hamburg 1862, Hoffmann u. Campe. 4½ Thlr.

—— —— Verlorene Seelen. Roman. 3 Bde. 8. (870 S.) Berlin 1867, Janke. 4½ Thlr.

—— —— Ein Geldkind. Roman. 2 Bde. 8. (455 S.) Ebendaſ. 1867. 3 Thlr.

Dieſe Romane behandeln ſämmtlich das Wiener Leben, und in dem erſten ſoll Erzherzog Maximilian, der ſpätere Kaiſer von Mexico, eine Hauptrolle ſpielen.

Einſiedel, Heinrich v. und ſeine Brüder. Ein hiſtoriſches Familiengemälde aus der Zeit der Reformation von G. v. N. T. Mit einem Vorwort von G. v. Zezſchwitz. 8. (XII u. 240 S.) Baſel 1866, Schneider. 24 Ngr.

Nicht ein eigentlicher Roman, ſondern eine Geſchichtserzählung in belletriſtiſcher Form, die und im Bild einer ſächſiſchen Adelsfamilie die Frühlingszeit der Reformation vorführt. Luth Spalatin und andere evangeliſche Theologen jener Zeit treten auf und ſprechen, was ſie wirklich geſprochen oder geſchrieben haben. Die Darſtellung gewandt und einfach, doch nicht gleichmäßig ausgeführt, da die Verfaſſerin vom Stoff abhing und ſich gewiſſenhaft an denſelb anſchloß.

Die Familie Schönberg-Cotta. Ein Charakter- und Sittengemälde aus d Reformationszeit. Aus dem Engliſchen übertragen von Charlotte Philipp 2 Bde. 2. Aufl. 8. (I 373. II 410 S.) Baſel 1867, Schneid 2 Thlr.

Einer von den hiſtoriſchen Romanen, die mit ihrem Material etwas zu frei umgehen. D Familiengeſchichte lieſt ſich ganz hübſch, iſt nur etwas zu lang herausgeſponnen, aber die Art, w die Perſon Luthers in den Vordergrund tritt und auf die geiſtlichen Kämpfe der auftretenden P ſonen einwirkt, ſcheint uns zu ſehr ins Detail ausgeführt.

Schmid, Herm., Im Morgenroth. Eine Münchener Geſchichte aus der Z Max Joſephs III. 2 Bde. 8. (406 S.) Berlin 1864, Janke. 2¼ Thl

Schildert das Münchener Leben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Gründu der Münchener Akademie und den damaligen Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß in verſchieden Lebensſchichten.

Schäffer, W., Räthſelſchatz. Für die Jugend zur Uebung im Denken 2 Thle. 8. (156 S., Auflöſungen 15 S.) Berlin 1866, Springer Verlag. 12 Sgr.

Zeitſchriften und Sammelwerke.

Deutſche Vierteljahrsſchrift. 28—30. Jahrg. à 4 Hefte. gr. 8. Stuttga 1865—67, Cotta. à Jahrg. n. 7⅓ Thlr.

Die Grenzboten. Zeitſchrift für Politik und Literatur. Redigirt von Mor Buſch. Jahrg. 24—26, à 52 Nrn. Lex 8. Leipzig 1865—67, Herbi à Jahrg. n. 10 Thlr.

(Seit 1867 iſt G. Freytag wieder Redacteur dieſes Journals.)

Preußiſche Jahrbücher. Herausgeg. von H. v. Treitſchke (u. W. Wehrenpfennig. Jahrg. 1865—67, à 12 Hefte oder 2 Bde. gr. 8. Berlin 1865—67 G. Reimer. à Jahrg. n. 6 Thlr.

Deutſches Muſeum. Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel. 15—17. Jahrgang (à 52 Nrn.) gr. 8. Leipzig 1865—67, Brockhaus. à Jahrg. n. 10 Thl

Monatsblätter für neuere Zeitgeſchichte. Studien der deutſchen Gegenwar für den ſocialen und religiöſen Frieden der Zukunft. Unter Mitwirkun deutſcher Hiſtoriker, Theologen und Juriſten. Herausgeg. von H. Gelzer 12 Hefte. Lex. 8. Gotha 1865—67, J. Perthes. à Jahrg. n. 4 Thl

Seit 1865 iſt der Beiſatz „Proteſtantiſche" weggefallen, weil die Abwehr gegen katholiſirende Strömungen in den veränderten Zeitverhältniſſen überflüſſig ſchien.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter für das katholiſche Deutſchland. Herausgeg. von Ed. Jörg und Fr. Binder. Jahrg. 1865—67. (à 24 Hefte.) gr. 8. München, Literariſch-artiſt. Anſtalt. à Jahrg. n. 7⅓ Thlr.

Blätter für literariſche Unterhaltung. Herausgeg. von Rud. Gottſchall. Jahrg. 1865—67. à 52 Nummern (à 2 Bogen.) gr. 4. Leipzig, Brockhaus. à Jahrg. n. 10 Thlr.

Literariſches Centralblatt für Deutſchland. Herausgeg. von Friedr. Zarncke. 1865—67. 52 Nummern. (à 1—2 Bogen.) hoch 4. Leipzig 1865—67, Avenarius. à Jahrg. n. 8 Thlr.

Weſtermanns illuſtrirte deutſche Monatshefte für das geſammte geiſtige Leben der Gegenwart. Redigirt von Adolf Glaſer. 10—12 Jahrg. à 12 Hefte. Lex. 8. (Mit eingedruckten Holzſchnitten.) Braunſchweig 1865—1867, Weſtermann. à Jahrg. n. 4 Thlr.

Illuſtrirte Zeitung. Jahrg. 23—25. à 52 Nummern. (à Nummer 4 Bogen mit eingedruckten Holzſchnitten.) Fol. Leipzig 1865—67, Weber. à Jahrg. n. 8 Thlr.

Ueber Land und Meer. Allgemeine illuſtrirte Zeitung, herausgeg. von F. W. Hackländer. Redigirt von Edm. Zoller. 7—9. Jahrg. à 52 Nummern. (à 4 Bogen mit eingedruckten Holzſchnitten.) Fol. Stuttgart 1865—67, Ed. Hallberger. à Jahrg. n. 1 Thlr.

Die Gartenlaube. Illuſtrirtes Familienblatt. 13—15. Jahrg. (1865—67.) à 52 Nummern. (à 2 Bogen mit eingedr. Holzſchnitten.) gr. 4. Leipzig 1865—67, Keil. à Jahrg. n. 2 Thlr.

Die bisher angeführten ſind die wichtigſten älteren beſtehenden Zeitſchriften. Aufgehört haben: ſeit Schluß des Jahres 1864 die Unterhaltungen am häuslichen Heerd, und mit dem Jahre 1865 das Morgenblatt. Von neu entſtandenen Zeitſchriften haben wir folgende anzuführen:

Daheim. Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen. Herausgeg. von Rob. König. (Seit October 1864.) 52 Nummern jährlich mit eingedruckten Holzſchnitten in 4. Leipzig, Exped. des Daheim. Bis Septbr. 1866 à Jahrg. n. 2 Thlr. Vom October 1866 an à Jahrg. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Internationale Revue. Monatsſchrift für das geſammte geiſtige Leben und Streben der außerdeutſchen Culturwelt. Jahrg. 1867. 12 Hefte (mit eingedruckten Holzſchnitten.) Lex. 8. Wien, Hilberg. à Heft 1 Thlr.

(Der Jahrg. 1866 erſchien von Juli—Dec. zu dem Preiſe von 6 Thlr.)

Beſteht ſeit Juli 1866. Größere Eſſays, Originalartikel, kleinere Aufſätze kritiſcher und ſchildernder Natur, Abhandlungen, Ueberſetzungen zur Kenntniß der älteren und neueren claſſiſchen Literatur des Auslandes füllen den Rahmen. Die bisherige Ausführung bietet eine große Mannigfaltigkeit der Beiträge, ein gar buntes Vielerlei, das den Eindruck einer gewiſſen Planloſigkeit macht.

Deutſch-öſterreichiſche Revue. Monatsſchrift für die geſammten politiſchen un wiſſenſchaftlichen Strebungen der Gegenwart. Redigirt von J. Gubra. Jahr gang 1867. 2 Bde. oder 12 Hefte. gr. 8. Wien, Hilberg. 6 Thlr.

Stellt ſich die Aufgabe, das Deutſchthum in Oeſterreich und deſſen Verbindung mit Deutſc land zu fördern. Jedes Heft hat 3 Rubriken: 1) Größere Abhandlungen politiſchen oder hiſt riſchen Inhalts. 2) Kleinere Stücke und literariſche Ueberſichten. 3) Notizen.

Encyclopädieen.

Allgemeine deutſche Realencyclopädie für die gebildeten Stände. Converſa tionslexikon. 11. Aufl. Bd. I—XI. Lex. 8. Leipzig 1864—67, Brock haus. à Bd. 1 2/3 Thlr.

Sehr bereichert und nicht nur mit neuen Artikeln vermehrt, ſondern auch viele ältere gan umgearbeitet.

Sammelwerke.

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgeg. vo Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. 1—24. Heft. gr. 8. Berli 1866—67, Lüderitz' Verlag.

1. **Virchow**, R., Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. (36 S. n. 1/6 Thlr.
2. **Bluntſchli**, J. C., Die Bedeutung und Fortſchritte des moderne Völkerrechts. (64 S.) n. 1/3 Thlr.
3. **Dove**, H. W., Der Kreislauf des Waſſers auf der Oberfläche de Erde. (39 S.) n. 1/6 Thlr.
4. **Lette**, Die Wohnungsfrage. (31 S.) n. 6 Ngr.
5. **Förſter**, Ueber Zeitmaaße. (32 S.) n. 1/6 Thlr.
6. **Oſenbruggen**, E., Land und Leute der Urſchweiz. (36 S. n. 1/6 Thlr.
7. **Meyer**, G. H., Ueber Sinnestäuſchungen. (36 S.) n. 1/6 Thl
8. **Schulze-Delitzſch**, Sociale Rechte und Pflichten. (32 S. n. 1/6 Thlr.
9. **Roſenthal**, J., Von elektriſchen Erſcheinungen. (32 S.) n. 1/6 Thlr
10. **Kuhns**, F. J., Die Bedeutung des Wechſels für den Geſchäftsverkehr. (36 S.) n. 1/6 Thlr.
11. **Roſenſtein**, S., Ueber Aberglauben und Myſticismus in der Medicin. (32 S.) n. 1/6 Thlr.
12. **Zſchokke**, Emil, Heinr. Zſchokke, ein biograph. Umriß. (47 S. n. 1/6 Thlr.
13. **Müller**, Aug., Ueber die Entſtehung organiſcher Weſen und dere Spaltung in Arten. (46 S.) n. 1/6 Thlr.
14. **Meyer**, Jürgen B., Volksbildung und Wiſſenſchaft in Deutſchlan während der letzten Jahrhunderte. (56 S.) n. 1/3 Thlr.
15. **Baeyer**, Adf., Ueber den Kreislauf des Kohlenſtoffs in der organiſchen Natur. (32 S.) n. 1/6 Thlr.

16. **Grimm**, Herm., Albrecht Dürer. (16 S.) n. ¼ Thlr.
17. **Holtzendorff**, Frz. v., Richard Cobden. (38 S.) n. ¼ Thlr.
18. **Mittermaier**, K. J., Das Volksgericht in Geſtalt der Schwur- u. Schöffengerichte. (40 S.) n. ¼ Thlr.
19. **Roth**, J., Ueber die Steinkohlen. (32 S.) n. ¼ Thlr.
20. und 21. **Engel**, Der Preis der Arbeit. (70 S.) n. ½ Thlr.
22. **Siemens**, W., Die elektriſche Telegraphie. (40 S.) n. ¼ Thlr.
23. **Rammelsberg**, C., Ueber die Mittel Licht und Wärme zu erzeugen. (31 S.) n. ¼ Thlr.
24. **Zeller**, E., Religion und Philoſophie bei den Römern. (48 S.) n. ¼ Thlr.

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. 2. Serie. Ebend. 1867.

1. **Gneiſt**, Rud., Die Stadtverwaltung der City von London. (52 S.) n. ¼ Thlr.
2. **Belle**, Trauttwein v., Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (32 S.) n. ¼ Thlr.
3. **Gräfe**, A. v., Sehen und Sehorgan. Mit 5 Holzſchn. (48 S.) n. ¼ Thlr.
4. **Perels**, E., Ueber die Bedeutung des Maſchinenweſens für die Landwirthſchaft. (36 S.) n. ¼ Thlr.
5. **Zelle**, R., Waiſenpflege und Waiſenkinder in Berlin. (36 S.) n. ¼ Thlr.
6. **Oppenheimer**, J., Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menſchen. (36 S.) n. ¼ Thlr.

Eine Sammlung, in welcher ſich mitunter ausgezeichnete Arbeiten befinden.

Viſcher, Friedr. Theod., Kritiſche Gänge. Neue Folge. Heft 5. gr. 8. (VIII u. 225 S.) Stuttgart 1866, Cotta. 27 Ngr.

Inhalt: 1. Kritik meiner Aeſthetik.
2. An Staatsrath Hehn in Petersburg.
3. Ein Gang am Strande.

Nr. 1.: Erörterungen über verſchiedene äſthetiſche Fragen. Nr. 2.: Vertheidigung gegen einen Angriff, den Staatsrath Hehn in der baltiſchen Monatsſchrift 1864 gegen Viſcher gebracht hat. Nr. 3 geht von Geſprächen aus, die am Strand der Inſel Sylt von Viſcher geführt und angehört wurden; von Naturbetrachtung beginnend, geht der Verfaſſer zur Beſprechung einiger Kunſtdenkmale im Dom zu Schleswig über, kommt dann auf die ſchleswig-holſteiniſche und deutſche Frage und kehrt die Spitze gegen Preußen, indem er die Unmöglichkeit durch Preußen zur nationalen Freiheit zu gelangen darzuſtellen ſucht.

Daniel, Herm. Adalbert, Zerſtreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermiſchten Inhalts. gr. 8. (III u. 299 S.) Halle 1866, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1 Thlr.

Abhandlungen I—VII. Reden VIII—XII. Reiſebilder XIII—XV. Verſchiedene Stücke literariſchen, biographiſchen, pädagogiſchen und kunſtgeſchichtlichen Inhalts.

Landkarten.

Atlanten über alle Theile der Erde u. über das Weltgebäude

Stieler, Ad., Handatlas in 28 Liefgn. à 3 Karten. Neue Ausgabe von H
Berghaus und A. Petermann. Lief. 1—21. gr. Fol. Gotha 1866—67
J. Perthes. à Lief. n. 14 Ngr.

Eine ſehr reichhaltige mit vielen Einzelkarten ausgeſtattete und die neueſten Entdeckunge
repräſentirende Sammlung.

Kiepert, H., Neuer Handatlas über alle Theile der Erde, entworfen un
bearbeitet (in 45 großen Blättern). Neue vollſtändig berichtigte (u. erwei
terte) Auflage in 11 Lief. (à 4 color. Karten.) Berlin 1867, D. Reimer
à Lief. n. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Eine Sammlung ſchön und ſorgfältig gezeichneter Ueberſichtskarten. Fertig ſind Lief. 1—

Meyer, Handatlas der neueſten Erdbeſchreibung. 50 Lief. (à 2 Karten) m
Text. gr. Fol. Hildburghauſen, Bibliograph. Inſtitut. $12\frac{1}{2}$ Thlr.

(Derſelbe Atlas erſcheint nun in neueſter Ausgabe von L. Ravenſtein redigirt. Die je
Lief. 1—6. à $1\frac{1}{6}$ Thlr.)

—— —— Auszug in 30 Karten. gr. Fol. Ebend. 1865. 66. $3\frac{1}{4}$ Thl

Gute neu revidirte Ueberſichtskarten, zu welchen die neueſten und beſten Materialien b
nutzt ſind.

Ziegler, J. M., Atlas über alle Theile der Erde, bearb. nach der Ritter
ſchen Lehre. 2. Aufl. in 27 Blättern, theils neu bearb., theils revidir
Imp. Fol. Mit Text. Winterthur 1864, Wurſter u. Comp. n. $6\frac{2}{3}$ Thl

Einer der beſten Atlanten, ſowohl was Zeichnung als Sorgfalt der zu Grunde liegend
wiſſenſchaftlichen Angaben betrifft. Vor der erſten Ausgabe von 1851 hat dieſe außer den E
gänzungen nach dem jetzigen Stande des geographiſchen Wiſſens drei neue Karten: Norddeutſc
land, Centralamerika und Weſtindien voraus. Afrika, Südamerika, Spanien, Italien, Oeſt
reich ſind neu gezeichnet.

Oſt-Europa.

Petermann, A., Karte von Oſt-Europa in 6 Blättern, enth.: Norwege
Schweden, Rußland, Kaukaſien und Türkei. Maaßſt. 1:3,700,00
gr. Fol. Gotha 1866—67. J. Perthes. n. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

(Nr. 37a—c. 38a. von Stielers Handatlas.)

Das Ergebniß der neueren Publicationen mit Kritik benutzt und ſorgfältig verwendet.

Mittel-Europa und Deutſchland.

Reymann, G. D., und C. W. v. **Oesfeld**, Topographiſche Specialka
von Deutſchland und den angrenzenden Staaten. Neue Ausg. Lief. 1
—159. (Sect. 83 Rotterdam. Sect. 84 Arnheim. Sect. 148 Dresde
Sect. 182 Schweinfurt, Sect. 21 Lübeck, Sect. 283 Schaffhauſen.) A

Glogau 1865—67, Flemming. à Lief. n. $^2/_3$ Thlr., einzelne Blätter n. $^1/_3$ Thlr.

Stieler, Ad., Karte von Deutſchland, dem Königreich der Niederlande, dem Königreich Belgien, der Schweiz und den angrenzenden Ländern bis Paris, Lyon, Turin ꝛc. (in 25 color. Karten in Kupferſt.) Maaßſt. 1:740,000. 1—6. Lief. (à 3 Karten.) Imp. Fol. Gotha 1867, J. Perthes. à Lief. n. 16 Ngr.

Ravenſtein, L., Neueſte Karte von Deutſchland, der Schweiz und Oberitalien in 4 Blättern. Maaßſt. 1:1,700,000. (N. A.) Kupferſtich u. color. Folio. Hildburghauſen 1866, Bibl. Inſtitut. n. $^3/_4$ Thlr., auf Leinwand und in Carton n. 1 Thlr.

Kiepert, H., Wandkarte von Deutſchland in ſeiner Neugeſtaltung, zum Schul- und Comptoir-Gebrauch. 2. Auflage mit neuem Colorit. Maaßſt. 1:750,000. 9 Blätter. Lithogr. u. color. Imp. Fol. Berlin 1867, D. Reimer. n. 3$^1/_3$ Thlr.

Kiepert, H., Specialkarte von Weſt-Deutſchland in 2 Blättern. 3. Aufl. Maaßſt. 1:666,666. Lithogr. u. color. gr. Fol. Berlin 1867, D. Reimer. n. 24 Ngr.

Kiepert, H., Völker- und Sprachenkarte von Deutſchland und den Nachbarländern im Jahre 1866. Maaßſt. 1:3,000,000. Chromolith. gr. Fol. Berlin 1867, D. Reimer. n. 12 Ngr.

Kiepert, H., Völker- und Sprachenkarte von Oeſterreich und den Unterdonauländern. Maaßſt. 1:3,000,000. Chromolith. gr. Fol. Berlin 1867, D. Reimer. n. 12 Ngr.

Petermann, A., Specialkarte der deutſch-franzöſiſchen Grenzländer bis Weſel, Baſel, Bodenſee ꝛc. Maaßſt. 1:740,000. Kupferſtich u. color. Imp. Fol. Gotha 1867, J. Perthes. n. $^1/_2$ Thlr.

Karte vom Preußiſchen Staate. Mit beſonderer Berückſichtigung der Kommunikationen. Nach amtl. Quellen bearb. u. herausg. vom techniſchen Eiſenbahnbureau des kgl. Handelsminiſteriums. 12 Blatt. Maaßſt. 1:600,000. 4. Aufl. Chromolith. qu. gr. Fol. Berlin 1866, D. Reimer. n.n. 8 Thlr., color. n.n. 9$^1/_3$ Thlr.

Eine gute ſorgfältig gezeichnete Karte, die beinahe ganz Deutſchland umfaßt.

Poſt- und Eiſenbahnkarte des preußiſchen Staats und der angrenzenden Länder. 9 Blatt. Herausg. vom Coursbureau des Generalpoſtamts. Maaßſt. 1:800,000. Kupferſtich u. color. Imp. Fol. Berlin 1865, Neumann. n.n. 6 Thlr.

Karte des norddeutſchen Bundes und der ſüddeutſchen Staaten mit Angabe aller Eiſenbahnen, Hauptkunſtſtraßen, ſchiffbaren Flüſſen und Kanälen,

Dampfſchiffrouten, Speditionsorten u. Zoll- u. Steuerämtern. Imp.
Dresden 1867, Kuntze. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Eine für das Verkehrsleben ſehr reich ausgeſtattete und deutliche Karte, aber gar nic
gant und ohne alle Terrainzeichnung. Der Umfang erſchwert die Handhabung.

Pläne der Schlacht- und Gefechtsfelder von 1866. Aufgenommen u. b
von der topograph. Abtheilung des kgl. preuß. Generalſtabes. Li
Sect. 1—11. (Lith. u. Kupferſt.) Imp.-Fol. Berlin 1867, Neum
n.n. 2 Thlr. 29 $^{1}/_{2}$ Ngr.

—— Lief. II. Sect. 1—5. (Lith. u. Kupferſt.) Imp.-Fol. Ebend. 1
n.n. 2 $^{1}/_{4}$ Thlr.

Kiepert, H., Hiſtoriſche Karte des brandenburg-preußiſchen Staates
ſeiner Territorialentwicklung unter den Hohenzollern. Mit Angabe
Grenzen des norddeutſchen Bundes. 4. Aufl. Chromolith. gr. Fol. B
1866, Stilke u. van Muyden. 6 Ngr.

—— Karte von Deutſchland nach den Friedensſchlüſſen zu Berlin und
(Auguſt 1866.) Mit Bezeichnung der früheren Grenzen, ſowie der n
Erwerbungen des preußiſchen Staates. gr. Fol. Berlin 1866, Stil
van Muyden. n. $^{1}/_{6}$ Thlr.

Topographiſche Karte vom Königreich Sachſen, bearbeitet vom Bureau
k. ſächſ. Generalſtabs. Lief. 3 u. 4. (à 2 Blatt in Kupferſtich.)
Dresden 1864, 65, Hockner. Leipzig, Hinrichs' Sort. n.n. 1 $^{2}/_{3}$ Thl

Vogel, C., Topographiſche Karte vom Thüringer Wald u. ſeinen Vorlan
Maaßſt. 1 : 150,000. (in 4 Sect.) Sect. I. u. II. Kupferſt. Fol. G
1864 u. 1866, J. Perthes. n. 1 Thlr.

Eine ſehr gute, beſonders auch für Fußwanderer geeignete Karte.

Mayr, Geo., Specielle Reiſe- und Gebirgskarte vom bayeriſchen Hochla
Nordtyrol, Salzburg u. Salzkammergut. Maaßſt. 1 : 500,000. N
2 Blatt. Kupferſtich u. color. Imp.-Fol. München 1867, Gru
n. 1 $^{1}/_{2}$ Thlr.

Mayr, Geo., Specielle Reiſe- und Gebirgskarte vom Lande Tyrol. Mi
angrenzenden Theilen von Südbayern, Salzburg, der Schweiz ꝛc. N
2 Blatt. Kupferſtich u. color. Imp.-Fol. München 1867, Gru
n. 2 $^{1}/_{6}$ Thlr.

Schweiz.

Dufour, G. H., Topographiſche Karte der Schweiz, vermeſſen u. hera
auf Befehl der eidgenöſſ. Behörden. Imp.-Fol. Bern, Huber u. Co.

Seit 1864 durch das Erſcheinen von Blatt 13 nun vollſtändig und jetzt von 100 F
auf 50 Francs oder 14 Thlr. herabgeſetzt.

Von den einzelnen Karten No. 8. Luzern, 9. Zürich, 12. Bern, 13. Interl
14. Glarus, 17. Leuk, 18. Simplon je 3 Francs. No. 3. Schaffhauſen, 4. Bod
7. Solothurn, 11. Yverdon, 15. Chur, 16. Genf, 19. Bellinzona, 20. St.
22. Chamounix, 23. Domo d'Ossola, 24. Lugano je 2 Francs.

Nach der Dufour'ſchen Karte ſind folgende Ueberſichtskarten neu bearbeitet:

1. **Reymann,** auf 19 Blättern. Maaßſt. 1:200,000. Glogau 1867, Flemming. à Blatt n. $^{1}/_{3}$ Thlr.
2. Officielle Generalkarte in 4 Blättern. Maaßſt. 1:250,000.
   (1. und 2. ſind noch nicht ausgegeben.)
3. **Leuzinger,** R., Karte der Schweiz in 2 Blättern. Maaßſt. 1:400,000. Bern 1867, Dalp. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr.
4. **Vogel,** C., Karte der Schweiz. Maaßſt. 1:925,000. gr. Fol. Kupferſt. u. color. Gotha 1867, J. Perthes. n. $^{1}/_{6}$ Thlr.
   (Stielers Handatlas Lief. 21.)
   Eine ſehr hübſche Karte mit ausgezeichnetem Terrainbild.

Ziegler, J. M., Karte der Schweiz. 3. Aufl. Maaßſt. 1:380,000. (in 4 Blättern.) Imp. Fol. Winterthur 1866, Wurſter u. Co. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr.
Mit Erläuterungen ſammt Regiſter für die Karte und die Hypſometrie der Schweiz. 131 S.
Eine ſehr gute Karte mit vorzüglicher Terrainzeichnung.

Italien.

Kiepert, H., Specialkarte von Ober- und Mittel-Italien nach den Aufnahmen des öſterreichiſchen und piemonteſiſchen Generalſtabes. Neue verb. Aufl. Maaßſt. 1:800,000. Lith. u. color. Imp. Fol. Berlin 1866, D. Reimer. n. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Mayr, Geo., Hand- und Reiſekarte von Italien nebſt den Alpenländern, ausgedehnt bis Straßburg, Regensburg, München ꝛc. Neue Ausgabe. Maaßſt. 1:2,600,000. Kupferſtich u. color. Imp.-Fol. München 1867, Gubert. n. 22 Ngr.

Türkei.

Kiepert, H., Carte générale de l'empire ottoman en Europe et en Asie. Maassst. 1:3,000,000. 1 Blatt. Lith. u. color. Imp. Fol. Berlin 1865, D. Reimer. n. $2^{2}/_{3}$ Thlr., auf Leinwand u. in Mappe n. 4 Thlr.
Eine gute Ueberſichtskarte mit reichhaltigen Ortsangaben und Terrainzeichnung.

Velde, C. W. M. van de, Karte von Paläſtina. Deutſche Ausgabe. Maaßſt. 1:315,000. 8 Blatt in Farbendruck. Imp. Fol. Gotha 1866, J. Perthes. n. $2^{1}/_{2}$ Thlr.
Die beſte neuere Karte von Paläſtina.

Rußland.

Kiepert, H., Karte des ruſſiſchen Reiches in Europa, in 6 Blättern, vorzüglich nach der 1862 von der kaiſerl. ruſſiſchen geograph. Geſellſchaft in St. Petersburg in 12 Blättern herausgegebenen Karte bearbeitet. Maaßſt. 1:3,000,000. Lithogr. u. color. Imp. Fol. Berlin 1865, D. Reimer. n. $3^{1}/_{3}$ Thlr., auf Leinwand u. in Mappe n. 5 Thlr.

Petermann, A., Karte von Rußland und Skandinavien. Maaßſt 1 : 10,000,000. In 1 Blatt. (No. 36 von Stielers Handatlas.) gr. Fo Gotha 1867, J. Perthes. n. 1/6 Thlr.

Eine gute Darſtellung der neueſten ruſſiſchen Kartenarbeiten.

Rücker, C. G., Generalkarte der ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen Liv-, Ehſt- Kurland. Maaßſt. 1 : 600,000. 3. Aufl. 1 Blatt. gr. Fol. Reval 186 Kluge. n. 1 Thlr.

Auf Grundlage der nach den vollſtändigſten aſtronomiſch-trigonometriſchen Ortsbeſtimmungen und Landesvermeſſungen gezeichneten Specialkarten. Die Namen deutſch, nicht ruſſiſch.

Amerika.

Ravenſtein, L. G., Neueſte Karte von Nord-Amerika, in 4 Blättern, na den neueſten officiellen Quellen bearb. Maaßſt. 1 : 8,000,000. Kupferſ u. color. gr. Fol. Hildburghauſen 1867, Bibl. Inſtitut. n. 1 Thlr.

Die beſte neuere Ueberſichtskarte.

Autoren- und Titel-Regiſter.

(Die eingeklammerten Zahlen zeigen an, wie viel Mal ein Name auf ein und derſelben Seite vorkommt.)

Abel, S. 53.
About, 71.
Adler, G. 29. 71.
Aebn, Chr. 38.
Aegidi, L. K. 31. 52. 55. 56.
Ahrens, J. W. 76.
Aidingen, G. 91.
Aimel. 71.
Albrecht, W. G. 31.
Andree, R. 35. 36.
—— R. 13.
Armee, d. königl. ſächſ. im deutſchen Feldzuge von 1866. 59.
Arneth, A. v. 65. 71. (3)
Arnim, Th. 75. 76.
Arnold, W. 33.
Aſſing, Ludmilla, 87. 91.
Aßmann, W. 15.
Auerbach, B. 81. 99.
Aus d. Leben eines Unbekannten. 95.
Aus dem Nachlaß Fr. v. Gentz. 88.
Aus d. Nachlaß Varnhagens v. Enſe. 86.
Aus d. Natur. 21.
—— d. Reiſetagebüchern d. Grafen G. v. Kankrin. 89.
Ausland, das. 31.

Bädeker, K. 36. (3) 38. 39. (2) 40.
Baer, K. E. v. 21. 87.
Baeyer, A. 108.
Bagge, O. 8.
Baker, S. W. 43.
Balzer, J. B. 8.
Bamberger. 12.
Banck, O. 81. (2)
Bancroft, G. 75.
Bartels, A. 76.
Bartſch, H. v. 58.
—— —— K. 80. (2)
Baſtian, A. 42.
Baudiſſin, W. v. 85.
Baumeiſter, A. 17.
Baumgarten, G. 74.
—— —— H. 57. 72.
Baumgartner, J. 69.
Baur, F. Chr. 13. (3)
—— F. F. 13. (3)
Baratta. 61.
Beck, Aug. 61.
—— Joſ. 90.
Becker, Aug. 99.
—— —— A. W. 17.
—— —— M. A. 66.
Beer, A. 1.
Beethoven, L. v. 19.
Behm, G. 35.
Belle, Fr. v. 108.
Berenberg, B. 63.
Berichte, intereſſ. u. Schilder. v. Kriegsſchauplatz. 58.
Berlepſch, H. A. 36. 38. (2) 39. 70. (2)
Bernhardi, K. 80.
—— —— Th. v. 93.
Bernhardt, Th. 18.
Bernſtein, A. 22.
Bethmann-Hollweg, M. A. v. 97.
Beyſchlag, W. 5. 7. 91.
Bibliothek ausländ. Claſſiker. 82.
Bibliothek, deutſche. 80.
—— —— internationale. 71.
Biedermann, W. v. 88.
Billroth, A. 13.
Binder, Frz. 107.
Bismarck. 87.
Bitter, A. 100.
—— C. H. 19.
Blankenburg, H. 57.
Blätter, hiſtoriſch-politiſche. 107.
—— —— f. literar. Unterhaltung. 107.
Block, M. 35.
Blomberg, H. v. 18.
Bluntſchli, J. C. 11. 28. 31. 108.
Bobrik, E. 27.
Bodenſee, der. 37.
Bodenſtedt, Fr. 83. (3) 105.
Bogdanowitſch, M. 74.
Böhmer, E. 11.
Börner, A. M. 21.
Bonnet, J. 85.
Born. 58.
Böttger, C. 77.
—— —— G. 27. (2)
Brachelli, 35. (2)
Brachvogel, A. E. 100. (2)
Brater, K. 28.
Brauer. 35.
Braeuner, A. 61.
Brehm, A. E. 25. (2)
Briefe an und von Klopſtock. 80.
—— an Ludw. Tieck. 93.
—— v. Stägemann, Metternich, Heine ꝛc. 86.
Briefwechſel zwiſchen Varnhagen v. Enſe u. Oelsner. 91.
Brückner, B. 8.
Buch, das neue d. Erfindungen. 27.
Buchmann, G. 82.
Buckle, H. Th. 84.
Budde, J. 26.
Büdinger, M. 68.
Bund, d. nordd. u. Süddeutſche. 57.
Bungener, F. 10.
Bunſen, Chr. J. 6. (2)
Burckhardt, J. 17.
Burns, R. 81.
Buſch, M. 106.
Büttner, G. 15.
Byron. 81.

Calinich, R. 12.
Campbell, J. 12.
Carey, H. C. 29.
Carlyle, Th. 61.
Carriere, M. 16.
Carus, C. G. 2. 87.
Caſtre, A. de. 11.
Centralblatt, literar. 107.
Chaucer, G. 82.
Chezy, W. v. 87.
Chronik d. Mittelalters. 79.
Chryſander, Fr. 19.
Clarus, L. 54.

Converſationslexicon. 108.
Cotta, P. v. 21.
Cox, H. 32.
Criminalgeſchichten. 31.
Curtius, E. 16.
Czeike, H. 1.
Czernig, C. v. 33.

Daheim. 107.
Daniel, H. A. 35. 109.
Dante, A. 85. (4)
Delitzſch, O. 35.
Deter, C. 21.
Deuſſen, P. 91.
Dichter, deutſche, des 16. Jahrh. 80.
Dieffenbach, L. 49. 100.
Dietſch, R. 46.
Dingelſtedt. 83.
Ditfurth, M. v. 87.
Döllinger, J. J. 78.
Dorner, J. A. 13. 81.
Dove, H. W. 108.
Draper, J. W. 76.
Drechsler, A. 23.
Drobiſch, M. W. 3.
Droyſen, J. G. 60. (2)
Dufour, G. H. 112.
Dulk, A. 98.
Duncker, M. 46.
Dunger, H. 88.

Eberty, F. 60.
Ebrard, J. H. A. 100.
Einſiedel, H. v. 105.
Eitelberger. 16.
Eliſabeth, Charlotte v. Orleans. 91.
Encyclop. d. geſammt. Erzieh- u. Unterrichtsweſens. 3. (2)
Engel. 109.
Ennen, L. 61.
Epistol. obscuror. viror. 82.
Erckmann-Chatrian. 100. (3)
Erdmann, J. E. 1.
Eſcher, H. 69.
Ettmüller, L. 79.
Ewald, H. 8.
Expedition, d. preuß. nach Oſt-Aſien 11. (2)
Eyſell, G. Fr. 91. (2)

Fabarius, G. 9.
Faber, Fr. 11. 57.
Falke, Jac. 16. (2)
Familie, die, Schönberg-Cotta. 106.
Faucher, J. 28.
Fechner, G. Th. 2.
Fedderſen, P. 69.
Felder, Frz. M. 100.
Feldzug v. 1866 in Deutſchland 60.
Feldzugsjournal, d. Oberbefehlshab. d. 8. d. Bundesarmeecorps. 59.
Fellenberg, E. v. 38.
Feuerbach, H. 80.
Feval. 71.
Fichte, J. H. 2. (2)
Firduſi. 85.
Fiſchart, J. 80.
Fiſcher, E. F. v. 69.
—— —— Ferd. 61.
—— —— J. G. 96. 98.
—— —— Kuno. 1.
Flammarion, C. 23.
Flammberg, G. 100.
Flegler, A. 68.
Fleiſchmann, v. 90.
Fock, O. 62. 63.
Fontane. Th. 63.
Förſter. 108.
—— —— E. 16. 17. 18. 39.
Fortlage, C. 81.
Foß, R. 61.
Fraas, K. 31. 81.
—— —— O. 24. 43.
Frank, G. 11.
Franklin, O. 65.
Franz, C. 55.
Frauenſtädt, J. 2.
Freiligrath, F. 83.
Freimund, J. 67.
Frenzel, K. 106.
Freytag, G. 53. 100.
Friedberg, E. 14.
Friederichs, K. 16.
Friedländer, L. 48.
Fry, O. 43.
Funke, W. 31.
Furrer, K. 13.

Galen, Ph. 101.
Gallois, J. G. 62. (2)
Gartenlaube, die 107.
Gautier, Th. 71.
Geheimniſſe, des ſächſ. Cabinets. 60.
Geibel, E. 96.
Gelzer, H. 106.
Generalkarte, officielle, der Schweiz. 113.
Genz, Fr. v. 88.
Gervinus, G. G. 19.
Gerwer. 38.
Geſchichte Jul. Cäſars. 18.
—— —— öſtreich. für das Volk. 65.
—— —— v. Paris. 71.
—— —— d. Wiſſenſchaften in Deutſchland. 81.
Geſpräche mit e. Grobian. 3. (2)
Geſpräch, neueſtes, mit e. Grobian. 3.
Geyer, Ph. 30.
Ghillany, F. W. 52. (2)
Gildemeiſter, O. 83. (2) 84.
Giſeke, R. 98.
Giſt, W. 69.
Glagau, O. 82.
Glaſer, Ad. 101. 107.
—— —— J. C. 29. (2)
Glaß, R. L. W. 27.
Globus. 35.
Gneiſt, R. 32. 109.
Gödeke, K. 80.
Göll, H. 46.
Görling, A. 17. 18.
Göſche, R. 77.
Göthe, W. 96. (2)
Gottſchall, R. 98. 107.
Gräfe, A. v. 109.
Grabl, O. de. 63.
Gregorovius, F. 49.
Grenzboten, die. 106.
Grimm, A. Th. v. 74. 101.
—— —— H. 15. (2) 109.
Grimmelshauſen, H. J. Chr. v. 80.
Große, J. 98.
Großpreußen u. d. Union. 15.
Grüneiſen, K. 15.
Gruppe, O. F. 80.
Gubra, J. 108.
Gugler, B. 84.
Guizot, Fr. 5. 71.
Guſeck, B. v. 101.
Guſtav v. See. 105.
Guthe, H. 62.
Gutzkow, K. 101.

Habich, G. E. 27.
Häcker, L. 75.

Hackländer, W. 107.
Hagen, K. 69.
Hamburgs neuſte Zeit 62.
Hamm, W. 27. (2) 28.
Handwörterbuch d. Volkswirthſchaftslehre 29.
Hanne, J. W. 11.
Hanſen, G. P. 61.
Harniſch, W. 89.
Hartmann, A. 101.
—— —— M. 101. (2.
Hartwig, O. 10.
Haſe, C. A. 10. (2.
—— K. 6. 8.
Haſſe, Fr. R. 8.
Haſſel, Fr. 74.
Hausbuch, mittelalterliches 76.
Hausner, O. 33.
Hausrath, A. 7.
Hauſſaye. 71.
Havemann, W. 89.
Haxthauſen, A. v. 32. 74.
Hebbel, Fr. 96.
Heer, O. 24.
Heider, G. 16.
Heine, H. 96.
Held, Joſ. 29.
Heller, v. Hellwald, Fr. 89.
—— —— S. 96.
Helmholtz, H. 21. 23. (2.
Henke, E. L. Th. 11. 87.
Henne, am Rhyn, O. 68.
Hennig, G. 101.
Herz, H. 11.
Hertzberg, G. Fr. 17.
—— —— W. 82.
Herzog, J. J. 1.
Heſekiel, G. 102. (4)
Hettner, H. 78.
Heuglin, Th. v. 35.
Heuſchling 35.
Heußer-Schweizer, M. 96. (2)
Heyl 36.
Heyne, O. 51.
Heyſe, P. 83. 97. 98. (2) 102.
Hildebrand, Br. 29.
Hildebrandt, E. 41.
Hillern, W. v. 102.
Hiltl, G. 58. 102.
Hinſchius, P. 15.
Hippel, R. v. 25.
Hirſch, R. v. 10.
Hirzel, Joh. 5.
Hock, C. v. 75.
Höfer, E. 102.
Hoffmann, A. H. (v. Fallersleben) 89.
Hoffer, E. 67.
Holland, W. L. 91.
Holtei, K. v. 93. 102. (2)
Holtzendorff, Frz. v. 109.
Holtzmann, H. 8. 9.
Holzwarth, F. J. 102.
Honegger, J. J. 78.
Horn, Gg. 91.
—— W. O. v. 62.
Hörſchelmann, F. 35.
Horváth, M. 68.
Hotzel. 58.
Huber, A. 66.
—— —— V. A. 30. 31.
Hugo, V. 102.
Hundeshagen, K. B. 11.
Hupfeld, H. 90.
Huxley, Th. H. 22.

Jacoby, Joh. 92.
Jäger, G. 22.
—— —— O. 17.
Jagor, F. 42.
Jahn, O. 19. (2) 86.
Jahrbuch f. Literaturgeſch. 77.
—— —— d. deutſch. Shakeſpeare-Geſellſchaft 83.
Jahrbücher f. Geſellſchafts- u. Staatswiſſenſch. 29.
—— —— f. Nationalökonomie u. Statiſt. 29.
—— —— preußiſche, 106.
Janin. 71.
Jenſen, W. 36.
Jhering, R. 33. (2)
Jireček, J. 66.
Jlwof, F. 67.
Johann, König v. Sachſen 85.
Johanſen, Chr. 63.
Jordan, W. 82. (3)
Jota, Gr. 107.
Jungk, G. 10.
Juſti, C. 95.

Kadich, W. 25.
Kahnis, K. F. A. 8.
Kaiſer, S. 32.
Kalkar, Chr. H. 12.
Kampſchulte, F. W. 49.
—— —— H. 11.
Kapp, Fr. 51.
Karajan, Th. G. 86.
Karl v. Heſſen-Kaſſel. 89.
Karte d. norddeutſchen Bundes 111.
—— d. preuß. Staats 111.
—— topogr. d. Königreich Sachſen 112.
Kecskeméthy, A. v. 93.
Keim, Th. 6. 7.
Keller, G. F. 63.
Kellner, W. 33.
Kemmler, G. 95.
Kerſchbaumer, A. 89.
Ketteler, W. E. v. 57.
Keyſerling, A. v. 89.
Kiepert, H. 110. 111. (4) 112. (2) 113. (3)
Kinkel, G. 82.
Kittlitz, R. v. 92.
Klauber, J. 78.
Klaubold, A. 52.
Klein, J. L. 78.
Kleine, Gg. 26.
Klemm, G. 76.
Klevesahl, R. 90.
Klöden, G. A. v. 35.
Klopp, O. 95.
Kluckhohn, A. 65.
Knapp, A. 90.
—— —— J. 90.
Kneſchke, E. 61.
Knies, K. 32.
Koberſtein, A. 80.
Kohl, Fr. 27.
—— J. G. 3. 62. (2
Köhler, K. Fr. 12.
—— —— R. 80. 85.
Kollenitz, Paula 41.
Kompert, L. 102.
Koner, W. 31.
König, Rob. 107.
Königer, J. 59.
Köpke, R. 56.
Kopp, H. 21.
Koppel, Fr. 97. 102.
Koſſak, E. 41.
Köſter, H. 98.
Köſtlin, K. 3.
Kreißle, H. 20.
Kreyßig, Fr. 81. (2
Krieg, d. deutſche im Jahre 1866. 58.
—— —— —— —— 1866. 58.
Kriegschronik, illuſtr. 58.

Krenes, J. 67.
Krummel, L. 10.
Kübler, J. 24.
Kulzum, 80.
Kugler, Fr. 17. 18.
Kuyne, A. H. 32.
Kuhns, F. J. 108.
Kunſtblatt, chriſtliches. 15.
Kurz, H. 79 (3) 80. 83 (2)
—— Marie. 102.

Land- u. Seemacht Frankreichs. 72.
Lanfrey. 71.
Lange, Fr. A. 1. 30.
Langenberg, E. 86.
Langhans, E. Fr. 12 (2)
Langin, G. 7.
Lappenberg, J. M. 80.
Laſteyrie. 71.
Laube, H. 99. 103.
Lazarus, M. 3. 77.
Leben und ausgewählte Schriften d. Väter u. Begründer d. luth. Kirche 10.
Lechner, E. 38. 91.
Leibnitz, G. W. v. 95.
Lemcke, C. 3.
Lette. 108.
Leutzbart, R. 113.
Liebe, deutſche. 103.
Liebermeiſter, C. 27.
Lindner, A. 99. (2)
Lingg, H. 97.
Livingſtone, D. u. Ch. 13.
Lobell, J. W. 80.
Locher, Fr. 13.
Longfellow, H. W. 97.
Lorenz, Fr. 50.
Lorenz, O. 52.
Lübke, W. 16. 17. (4)
Lübker, Fr. 90.
Luckenbacher, Fr. 27. (4)
Luthardt, Chr. E. 5. (2) 8.
Luther-Briefe. 10.
Lützow, C. v. 16. (2)

Mannfeld, J. 97.
Marlitt, E. 103.
Martin, J. G. A. 13. (2)
Marx, A. B. 20. 90.
Matthes, K. 13.
Mättnus, J. v. 73.
Maurenbrecher, W. 51. 71.
Maximilian I., Erzherzog v. Oeſtreich. 10.
Mayer, J. R. 23.
—— —— Karl. 91.
Mayr, G. 112 (2) 113.
Medem, F. L. v. 11.
Meier, E. 92.
Meißner, A. 92. 103.
Meiſterwerke, d. vorzügl. d. Dresd. Gemäldegallerie. 19. (2)
Mendelsſohn-Bartholdy, F. 88.
Menzel, W. 59.
Merivale, Ch. 48.
Merle d'Aubigné, J. H. 10. (2)
Merſchmann, Fr. 85.
Meyer. 110. (2)
—— —— C. H. 91.
—— —— G. H. 108.
—— —— Jul. 19.
—— —— Jürgen. 108.
Meyr, Melchior 103. (2)
Meyr-Merian, Th. 103.
Michaelis, O. 28.
Michelſen, A. 12.
Miot de Melito. 90.
Mittermaier, K. J. 109.
Mittheilungen, vertraul. v. preuß. Hofe. 61.
Mögling, H. 12.
Mohl, M. 66.
—— R. v. 31.
Molière. 55.
Molitor, W. 39.
Möller, E. 63.
Mommſen, Th. 47. (3)
Monatsblätter f. in. Zeitgeſch. 1. 106.
Monatsſchrift, altpreuß. 61.
Mönckeberg, C. 12.
Mörike, E. 97.
Mörikofer, J. C. 10.
Mothes, O. 27.
Mez, H. 16.
Mücke, J. F. A. 54.
Müller, Adolf. 25. 26.
—— —— Aug. 108.
—— —— H. 76.
—— —— J. W. v. 44.
—— —— Karl. 21. 25. 26.
—— —— Max. 77. 103.
—— —— Moritz. 90.
—— —— Niclas. 97.
—— —— Otto. 103.
—— —— Wilh. 50.
Müller, Wolfg. v. Königswinter. 103.
Münter, J. F. 53.
Muſeum, deutſches. 106.

Napoleon III. 48.
Natur, die. 21.
Nemmersdorf, F. v. 101.
Neſſelrode, Graf. 90.
Neuberg, J. 61.
Neugeſtaltung, v. Deutſchl. 66.
Neumann, J. 28.
—— —— K. Fr. 75. (2)
Nibelungenlied, das. 80.
Nippold, Fr. 13.
Noé, H. 37. (2)
Nohl, L. 19.
—— M. 17.
Notter, Fr. 99.

Odenwald, der. 37.
Oncken, W. 47.
Oeſterzee, J. J. v. 8.
Oppenheim, H. B. 31.
Oppenheimer, Z. 109.
Oppert, G. 9.
Orleans, Herzogin v. ſ. Eliſabeth.
Oſenbrüggen, E. 70 (3) 108.
Oetfeld, G. W. v. 110.
Oeſterlen, Fr. 27.
Oſtertag, A. 12.
Oeſtreichs Syſtem. 67.
Otte, H. 18.

Pagenſtecher, H. A. 10.
Palacky, F. 67.
Palgrave, W. G. 13.
Pallmann, R. 19. (2)
Paſſarge, L. 71.
Pauli, R. 70. (2)
Paulus, E. 10.
Payer, J. 35. (2)
Pécaut, F. 5.
Pecht, Fr. 17.
Perels, E. 109.
Perkmann, R. 67.
Perlen, mittelalterl. Kunſt 19.
Pertz, G. H. 88.
Peſchel, O. F. 34. 36. 81.
Peter, K. 48.
Petermann, A. 31. 35. 110. 111. 114.
Peters, W. 26.

Petſche, G. 76.
Pfau, L. 17.
Pfeffert, J. 67.
Pfeiffer, G. 33. (2)
—— —— Frz. 79. (2) 80.
Pfiſter, H. 72.
Pflug, F. 104.
Philalethes 85.
Philippſon, M. 51.
Pichler, A. 9.
Piderit, Th. 26.
Pilger, G. 76.
Pläne d. Schlacht- u. Gefechtsfelder v. 1866. 112. (2)
Polak, J. G. 42.
Poſſelt, M. 73.
Poſt- u. Eiſenbahnkarte d. preuß. Staates 111.
Pressensé, E. de. 7. 9.
Preußens Feldzug 1866. 58.
Princip, d. conſtitutionelle 31.
Prokeſch-Oſten, A. v. 73.
Prutz, H. 54.
—— Rob. 106.
Putz, W. 50.

Quenſtedt, F. A. 24.

Rammelsberg, F. 109.
Ranke, L. v. 46. 70.
Raſch, G. 86.
Raumer, Fr. v. 45. (3) 78.
—— —— K. v. 91.
Ravenſtein, L. 111. 114.
Real-Encyclopädie, allg. deutſche 108.
—— —— —— f. prot. Theol. u. Kirche. 1.
Reicke, R. 61.
Reinſch, P. 22.
Reiſe, d. öſtr. Fregatte Novara 41. (3.)
Reißmann, A. 20. (3)
Renan, E. 7.
Rentzſch, H. 27. 29.
Retberg, R. v. 77.
Reumont, A. v. 18.
Reuter, Fr. 96. 104. (2)
Réville, A. 91.
Revue, deutſch-öſtreich. 108.
—— internationale 107.
Reymann, G. D. 110. 113.
Reyſcher, A. L. 56.
Rheinebene, die. 37.
Richter, Carl 32.
—— —— G. 31.
Richthofen, F. v. 34.
Riedel, J. L. W. 25.
Riegel, H. 18.
Riehm, E. 89.
Riel, K. 23.
Ritter, H. 2.
Robinſon, E. 13.
Rodenberg, J. 71. 104.
Rogge, B. 59.
Röhrich, W. 31.
Rolle, Fr. 26.
Römer, R. 65.
Roquette, O. 99.
Roſcher, W. 29.
Roſen, G. 73.
Roſenkranz, K. 85.
Roſenſtein, S. 108.
Roſenthal, J. 108.
Roßmäßler, E. A. 25.
Roth, J. 109.
—— K. L. 4.
—— R. de. 27.
Rothe, Rich. 5.
Rotteck, K. 28.
Rücker, E. G. 114.
Rückert, Friedr. 97. (2)
Ruge, A. 99.
Ruhl, K. 11.
Rümelin, G. 83.
Rus, K. 22. 25.
Ruth, E. 72.

Saar, F. v. 99.
Sachſens Vergangenheit u. Zukunft 61.
Sander, E. 75.
Saupe, J. 84.
Schack, A. F. v. 85. (2) 97.
Schäffer, W. 106.
Schäffle, A. E. Fr. 30. (2)
Schäßler, M. 18.
Schaubach, A. 37.
Schelbern, G. v. 72.
Schellenberg 10.
Schenkel, D. 14. 87.
Scherenberg, C. 97.
Scherzer, K. v. 41.
Schiller, Fr. v. 95. (2)
Schirrmacher, F. W. 53.
Schleiden, M. J. 21.
Schletterer, H. M. 20.
Schliephake, F. W. Th. 63.
Schmid, Herm. 106.
Schmidt, W. Adolph 57.
Schmidt, Carl 78.
—— —— G. O. 13.
—— —— Ferd. 54.
—— —— Julian. 81.
—— —— Karl. 9.
Schmieder, H. G. 89.
Schmitz, W. 61.
Schnaaſe, K. 15. 16.
Schnars, C. W. 37.
Schneegans, W. 92.
Schnorr v. Carolsfeld, J. 15.
Schödler, Fr. 21.
Schönberg-Cotta, f. Familie.
Schöne, G. 37. 39.
Schücking, L. 104. (2)
Schultheß, G. 51. (3)
Schultze, Rud. 77.
Schulze-Delitzſch, H. 31. 108.
Schulze, Herm. 56.
—— —— W. H. 13.
Schumacher, H. A. 62.
Schwarzwald, der. 37.
Schweder, O. F. 92.
Schweichel, R. 104.
Seceſſionskampf, der. 75.
Seeger, L. 82. (2) 83.
Seyffarth, L. W. 4.
Shakespeare, W. 82. 83. 97.
Siebigk, F. 64.
Siemens, W. 109.
Sievers, G. W. 83.
Simrock, K. 82. 83. (2)
Smetana, A. 92.
Smitt, Fr. v. 74.
Söltl, J. M. 65.
Spielhagen, Fr. 104. (2)
Spiller, Ph. 23.
Sporce, J. 74.
Springer, A. 17. 66.
Sſolowjoff, S. 74.
Staatsarchiv, das. 52.
Staats- u. Geſellſchaftslexicon. 28.
Staatslexicon, das. 28.
Staatswörterbuch, deutſches 28.
Starklof, R. 92.
Stein, Chr. G. D. 35.
—— —— L. 31.
Stern, S. 55.
Steub, L. 68.
Stevens, A. 14.
Stieglitz, H. 93.
Stieler, Ad. 110. 111.
Stier, F. u. G. 92.

Stifter, A. 105.
Stoger, J. A. 90.
Strauß, D. Fr. 6. 86.
Struenſee, G. v. 105.
Stüve, G. 86.
Stumpf, P. 65.
Sugenheim, S. 52.
Sybel, H. v. 11. 56.
Szalay, L. v. 68.

Tage, unſere. 51.
Tempeltey, E. 82.
Thayer, A. W. 19.
Thierſch, H. W. J. 93.
Tholuck, A. 12.
Thomaſius, G. 12.
Tillier, Gl. 105.
Tiſchendorf, C. 6.
Tittmann, J. 80.
Toeche, Th. 53.
Topfer, J. 61.
Treitſchke, H. v. 55. 56. (2) 106.
Tſchudi, F. v. 25.
—— —— J. 38.
—— —— J. J. 11.
Turgénjew, J. 105.
Tyler, G. W. 76.
Tyler, C. 81.

Ueber den Anſchluß Süddeutſchl. 65. 66. (2)
Ueber die vernünft. Geſammtverfaſſ. ꝛc. 15.
Ueber Künſtler und Kunſtwerke. 15.
Ueber Land u. Meer. 107.
Uechtritz, Fr. v. 105.
Uhland, L. 79. 95.
Uhlhorn, G. 7. 10.
Ule, O. 21. 22. (2)
Ulmann, H. 65.
Ulrici, H. 2.
Unger, F. 25.
Unſere Zeit, ſ. Zeit.
Urlichs, L. 94.
Uſinger, R. 55.

Vámbéry, H. 12.
Varnhagen, v. Enſe. 86. (2) 91.

Vatke, Th. 59.
Velde, C. W. M. van de 113.
Vierordt, K. v. 1. 26.
Vierteljahrſchrift, deutſche. 106.
—— —— —— f. Volkswirthſchaft ꝛc. 28.
Vincke, G. v. 105.
Virchow, R. 4. 26. 108.
Viſcher, Fr. Th. 109.
—— —— W. 68.
Vivenot, A. v. 55.
Vocke, W. 71.
Vogel, C. 112. 113.
Vogt, K. 22. 26.
—— K. A. Tr. 10.
Voigt, Fr. 60.
Voigtländer, R. 37.
Vollert, A. 34.
Von d. Elbe bis z. Tauber. 58.
Von der Wittenberger Univerſität. 11.

Wächter, O. 87.
Wagener, H. 28.
Wagner, H. 27. (2)
Wagner, W. 47.
Waitz, G. 31. 52.
Walcker, K. 32.
Waldis, B. 80.
Walter, Fried. 61. 94.
Walther v. d. Vogelweide. 80.
Wander, K. Fr. W. 82.
Wappäus, J. E. 35. (2)
Wattenbach, W. 52.
Wattenwyl v. Diesbach, E. v. 69.
Weber, G. W. 20.
—— —— Gg. 8. 9. 15.
—— —— Karl, v. 86.
—— —— M. M. 20.
—— —— Rob. 81.
Weiß, J. B. 67.
Weitbrecht, Th. 12.
Weizſäcker, C. 6.
Welcker, F. G. 41.
—— —— K. 28.
Wendel, O. 5.
Werder, B. v. 59.

Werner, K. 13. 81.
—— —— K. 67. 87.
Weſtermann's illuſtr. Monatsſchrift. 107.
Wichert, E. 61.
Wickede, J. v. 105.
Wickram, J. 80.
Wilbrandt, A. 83.
Wildermuth, O. 105.
Willaßen, P. J. 97.
Wimmel, H. 76.
Winkelmann, E. 53.
Winterfeld, C. v. 59. (2)
—— —— K. 59.
Wintterlin, A. 99.
Wintzingerode, W. 65.
Witte, K. 85. (2)
Wittich, v. 73.
Wittmer, M. 39.
Witzleben, C. D. v. 95.
Wolf, A. 67.
Wolfram, L. 105. (3)
Woltersdorff, A. 48.
Woltmann, A. 18.
Wolzogen, A. v. 18. (2)

Zachariä, H. A. 31.
Zarncke, F. 107.
Zeißberg, H. 66.
Zeit, unſere. 50. 51. (3) 57.
Zeitſchrift f. allg. Erdkunde 31.
—— —— hiſtoriſche. 41.
—— —— f. bild. Kunſt. 16
—— —— für deutſche
Staatsrecht ꝛc. 31.
—— —— f. preuß. Geſch
u. Landeskunde. 61.
—— —— f. d. geſammt
Staatswiſſenſchaft. 28.
Zeitung, illuſtrirte. 107.
Zelle, R. 109.
Zeller, Ed. 4. 109.
Zerfall, der Oeſtreichs. 68
Ziegler, J. M. 110. 113
Zimmermann, W. 54. 58
Zöckler, O. 9.
Zoller, E. 107.
Zöllner, J. C. F. 23.
—— —— J. 27. (2)
Zſchokke, E. 108.
Zwingli, H. 24.

Literariſcher Anzeiger.

Bei **George Weſtermann** in Braunſchweig iſt erſchienen:

Dr. H. Schellen:

Das atlantiſche Kabel,

ſeine

Fabrication, ſeine Legung und ſeine Sprechweiſe.

Mit 69 Illuſtrationen in Holzſchnitt.

Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 1 Thlr.

Dies, beſonders dem phyſikaliſchen und telegraphiſchen, überhaupt dem polytechniſchen Publicum höchſt intereſſante Werkchen, behandelt den hochwichtigen Gegenſtand zum erſten Male erſchöpfend und mit tiefer Sachkenntniß. — Alle Beſitzer von deſſelben Verfaſſers Werke: „Der electromagnetiſche Telegraph" werden dies Buch gleichſam als einen ergänzenden Anhang ſicher willkommen heißen.

Handbuch

der

Römischen Nationalliteratur.

Prosaiker und Dichter.

Mit kurzen biographischen und anderen Erläuterungen.

Ein Lesebuch

zunächst für die oberen Classen der Realschulen

von

Dr. Rudolph Löhbach.

1868. 42 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dem seit Jahren so oft hervorgehobenen Bedürfniss einer Chrestomathie für die lateinische Lecture in den oberen Classen der Realschule, will der Verfasser durch passende Auswahl der bedeutendsten Prosaiker und Dichter im vorliegenden Werke entgegen kommen.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von **Ed. Leibrock** in Braunſchweig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Reiſetagebüchern

des Grafen Georg Kankrin,

ehemal. Kaiſerlich Ruſſiſchen Finanzminiſters, aus den Jahren 1840—1845.

Mit einer Lebensſkizze deſſelben, herausgegeben von **Alexander Graf Keyſerling.** 2 Bde. 8. Mit Kankrins Bildniß in Stahlſtich. (I. Theil 418 Seiten. II. Theil 264 Seiten). broch. Preis 3 Thlr.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von **Ed. Leibrock** in Braunſchweig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit.

In einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt
von
Karl Barthel.
Siebente Auflage,
durch Anmerkungen ergänzt und bis auf unſere Tage fortgeführt
von **G. Emil Barthel.**

Gr. 8. 42 Bogen. broch. Preis 2 Thlr., gebd. Halbſaffianband $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Die ſeltene Gunſt, womit dieſes ausgezeichnete Werk in weiten Kreiſen aufgenommen iſt, documentirt ſich durch deſſen in anderthalb Decennien nöthig gewordene ſiebente Auflage. Die Fortführung deſſelben bis auf unſere Tage, ſo wie zahlreiche ergänzende Anmerkungen dazu durch die kundige Hand des Bruders des früh verſtorbenem Verfaſſers ſichert dem Buche den langbewährten Ruf. Als das beſte Werk über die deutſche Nationalpoeſie ſeit 1813 bis auf unſere Tage, mit ſorgfältig gewählten Belegſtellen ſei es aufs neue allen gebildeten Familien empfohlen.

Prof. Dr. J. H. Kaltſchmidt's

vollſtändiges Stamm- und ſinnverwandtſchaftliches

Geſammtwörterbuch der deutſchen Sprache

aus allen ihren Mundarten
und mit allen Fremdwörtern.
Fünfte Stereotyp-Auflage.
140 Bogen. Preis 2 Thlr.

iſt ſo eben erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Hier iſt nicht nur der reiche Schatz unſerer Mutterſprache für alle Berufskreiſe und für Perſonen aller Stände erſchloſſen, indem jedes Wort in inhaltſchwerer Kürze erklärt, gleichbedeutende Wörter (Synonymen) in beiſpielloſem Reichthum zuſammengeſtellt und alle Mundarten berückſichtigt ſind, auch **alle** Fremdwörter finden in dieſem **Geſammt**wörterbuch ihre Erklärung. In keinem Hauſe ſollte dieſes herrliche Buch fehlen. Um die allgemeinſte Verbreitung zu erleichtern, hat die unterzeichnete Verlagshandlung den allerbilligſten Preis geſtellt.

Nördlingen.

C. H. Beck'ſche Buchhandlung.

Verlag von Hermann Coſtenoble in Jena.

Die Alpen
in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen

von

Emil Rittmeyer.

Nr. I. Pracht-Ausgabe. Lexicon-Oktav. 1 starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittb. 4 Thlr. 20 Sgr.

Nr. II. Wohlfeile Volksausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Nr. III. Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch mit 6 Illustrationen. Sedez-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforſchung der Nilquellen. Deutſch von J. E. A. Martin. Autoriſirte Ausgabe. Nebſt 33 Illuſtrationen in Holzſchnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. 2 ſtarke Bände. Eleg. broch. 5½ Thlr.

Livingſtone, D. und C., Neue Miſſionsreiſen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrag der engliſchen Regierung. Forſchungen am Zambeſi und ſeinen Nebenflüſſen, nebſt Entdeckung der Seen Schirwa und Nyaſſa in den Jahren 1858 bis 1864. Autoriſirte vollſtändige allein berechtigte Ausgabe für Deutſchland. Nebſt einer Karte und 40 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Zwei ſtarke Bände. gr. 8. broch. 5½ Thlr.

Baſtian, Dr. Adolf, Reiſen in Siam im Jahre 1863. Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen. Dritter Band. Nebſt einer Karte von Hinter-Indien von Prof. Dr. Kiepert. Lex. 8. Eleg. broch. 3⅔ Thlr.

—— —— —— **Reiſen in Kambodja** im Jahre 1863. Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen. Vierter Band. Lex. 8. Eleg. broch. 3 Thlr.

Hamm, Dr. Wilhelm, Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd. Haushaltungskunſt und Geſundheitspflege auf wiſſenſchaftlichen Unterlagen. Den deutſchen Frauen gewidmet. Als zweite Auflage der chemiſchen Bilder aus dem täglichen Leben. Octav-Format. Elegant gebunden in Farbendruck-Umſchlag. 28 Sgr.

Heuglin, M. Th. von, Reiſe nach Abeſſynien, den Gala-Ländern, Oſt-Sudan und Khartum in den Jahren 1861 u. 1862. Mit 10 Illuſtrationen in Farbendruck und Holzſchnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, nebſt Originalkarte. Groß-Lex. 8. Eleganteſte Ausſtattung. 5 Thlr.

Die auf der Londoner Welt-Ausstellung 1862

prämiirten

Zeichen-Vorlagen

von **Wilh. Hermes in Berlin** empfehlen

sich zu hübschen Festgeschenken

à Heft 6 Sgr. und 10 Sgr.

Durch jede Buchhandlung iſt zu beziehen:

D. Glaubrecht's
ausgewählte Schriften.

Nebſt Lebensbeſchreibung und Bildniß.

(Inhalt: Sein Leben. Die Volksſchrift und die Volksſchriftſteller. Anna. Zigeuner. Heſſiſche Erzählungen I.)

Preis: 1 Thaler. 10 Sgr.

„D. Glaubrecht iſt als einer unſerer beſten Volksſchriftſteller anerkannt und v dient es, daß ihm ein literariſches Denkmal geſetzt wurde. Eine ausgezeichnete D ſtellungsgabe, ein leichter und dabei edler Styl, genaue Kenntniß des Landlebens u des menſchlichen Herzens, evangeliſche Frömmigkeit und eine durchaus deutſche Geſinn ſind die Vorzüge, welche ſeine Schriften mit Recht beliebt gemacht haben. Gewiß wer viele Leſer ſich freuen, aus der vorangeſtellen Biographie etwas Näheres von ſein äußeren und inneren Leben zu erfahren."

Literar. Centralblatt 1867, No. 31

Glaubrecht's übrige Schriften ſind in chronologiſcher Ordnung folgende:

Die Schreckensjahre von Lindheim. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 17. Jahrh. einer Abbildung. 4. Aufl.	cart. 8 S
Die Heimkehr oder was fehlt uns? 6. Aufl.	10 S
Der Kalendermann vom Veitsberg. Mit 1 Holzſchnitt. 3. Aufl.	$12\frac{1}{2}$ S
Leiningen in Dorfbildern geſchildert. Mit 1 Abbild. 3. Aufl.	10 S
Der Zigeuner. 3. Aufl.	9 S
Die Goldmühle. 2. Aufl.	5 S
Zinzendorf in der Wetterau. Ein Bild aus der Geſchichte der Brüdergemeinde. Mit Abbildungen. 3 Thle. 2. Aufl.	1 T
Das Haidehaus.	10 S
Ein böſes Jahr.	10 S
Die Heimatloſen. Erzählung aus den Freiheitskriegen.	broch. 1 T
Neue Erzählungen aus dem Heſſenlande.	10 S
Das Waſſergericht. Erzählung für das Volk. Nebſt Mittheilung über des Verfa Leben, Wirken und Tod von J. G. Diegel.	10 S

Frankfurt a. M.

Verlag von Heyder & Zimmer.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

der-
ar-
und
ung
den
em

Mit
gr.
gr.
gr.
gr.
gr.
gr.
erei
lt.
gr.
gr.
r
gr.
ers
gr.

LVDOVICI VHLANDI

DE

CONSTITVENDA RE PVBLICA CARMINA.

LATINITATE ET METRIS HORATIANIS VESTITA
VENVSINAE MVSAE AMATORIBVS OFFERT

ADIECTO TEXTV VERNACVLO

GVSTAVVS SCHWAB.

STVTGARDIAE
IN LIBRARIA COTTAE.
MDCCCXXIII.

I.

AD KLVPFELIVM VRBIS STVTGARDIÆ EVOCATVM.

DIE OCTOBRIS XVIII. A. MDCCCXV.

⏓ – | ⏑ – – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
⏓ – | ⏑ – – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
⏓ – | ⏑ – – | – ⏑ | – ⏓
– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ | – ⏓

Conjunctus orbis proelia miscuit,
Germana tellus propulit exteros,
Sed mansit in terrâ solutâ
Servitii nota multa prisci.

Atque ut Deorum signa per obrutas
Urbis ruinas effodiunt sacra:
Coeleste jus passim sepultum
Ruderibus viget indecoris.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt.

Servate, cives! tollite moenia!
Sed, heu, sinistro conditis alite,
Ni principis, ni corda gentis
Jungit amor, fideique vinclum.

Sacrata Teuto munia principum
Veretur omni tempore, idem tamen
Erecta — sic natura jussit —
Ferre amat ora, gradique liber.

Hinc et fideli Vos quoque foedere
Custodientes jus bene patrium,
Fundamini antiquo futurorum
Instruitis generum salutem.

Mercedis obscurae immemores, opus
Urguetis acres, assidui, bonum,
Aeque verecundi tuentes
Vos solii decus atque gentis.

Zu retten gilt's und aufzubauen.
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt' in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

So wirkt auch ihr im festen Bunde,
Ihr guten Hüter unsres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geschlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seyd ihr beharrlich, emsig, treu;
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Sed nos, agentes egregiam diem,
Cui mille lucent igniculi rogis,
Et qua jugis fax nulla splendet,
Pectoribus tamen ardet imis;

Majore cultu quo decorabimus
Festas, celebrantes madidi, dapes,
Quam quod bonus plebis tribunus
Accubat hisce vacatque mensis:

Urbs nostra jactat quem gremio satum,
Ducem salutis pervigilem suae,
Servandaque, experti fidelem,
Cui dedimus pretiosa quaeque.

Non turbo diri temporis efferus
Concussit illum, nunc etiam impiger
Fert ad renascentes labores
Consilium intrepidamque dextram.

Drum, da wir heut das Fest begehen,
Dem tausend Freudenfeuer sprühn,
Und, wo sie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn:
Was kann so edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's so getreulich mit uns meint!

Den Mann, der, unsrer Stadt entsprossen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeschlossen,
Der unser Theuerstes bewacht;
Der unerschüttert ausgehalten
Im Sturm der schreckensvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk sein Leben weiht.

Vos nulla grates pectoris intimas
Aequabit unquam, solliciti Patres!
Dicetve, quo confusi amore
Vos colimus, populi evocatos.

Plebs cum verendis nuper in atriis,
Praesente vestro coetu, ageret preces:
Tum sanctus omni horror silentum
Clarius est strepitu locutus.

Nunc ergo coenam, pocula nunc ames,
Cantuque dici, vir bone, patrio;
Frontisque contractae severam
Tristitiam exhilara futuris:

Et nostra quondam (festus iò dies!)
Palam novabit gaudia Lipsiae
Foecunda tempestas, tuaeque
Provenient sata verna dextrae.

Nie kömmt das Wort, ihr treuen Väter!
Dem heissen Herzensdanke gleich,
Nie spricht es aus, ihr Volksvertreter!
Wie wir so Eines sind mit euch.
Als jüngst in hehren Tempelhallen
Die Menge sich mit euch erbaut,
Da sprach das Schweigen über Allen
Mehr, als der hellste Jubellaut.

So laſs dir's, Edler, denn gefallen
Bei unsrem fröhlichen Gelag.
Und will dich dustrer Ernst umwallen,
So denk' an künft'gen Festestag:
Wann jener Schlacht Gewittersegen
Sichtbar auch unser Heil erneut,
Wann sich die Saaten schwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgestreut!

II.

DE BONO IURE PATRIO.

– ⏖ | – ⏖ | –, ⏖ | – ⏖ | – ⏑ ⏑ | – ⏑
⏓ – | ⏑ – | ⏓ – | ⏑ ⏓

Wurtembergiacae si quando quis incola terrae
Calescit antiquo mero:
Haec potatorum statuatur tessera princeps:
Antiqua jura patriae!
Jura paterna, domum quae principis unica nostri
Instar columnae sustinent,
Nec spernunt, per agros et ad ultima limina terrae
Casam tueri pauperis.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch seyn:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unsres Fürsten Haus
Als starker Pfeiler stützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten schützt.

Jura, sacras nobis leges condentia, nullum
Quas frangat unquam arbitrium.
Quae januis gaudent si jus dicatur apertis,
Gaudent ratà sententià.
Intentant modice quae vectigalia civi,
Severa quaestorem premunt,
Inque ipso statuunt bene cauta sedilia fisco,
Nostrumque sudorem aestimant.
Quae, velut aedituus, Christiani aeraria templi
Custodiunt, sacri Lares.
Quaeque bonas pascunt artes, animique vigorem
Curà fideli suscitant.
Jura, quibus ferro nunquam non libera dextra
Cuivis obarmatur viro,
Semper ut et patriam possit defendere terram,
Et Principis caput sacrum.

Das Recht, das uns Gesetze giebt,
Die keine Willkür bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil spricht.

Das Recht, das mäſsig Steuren schreibt
Und wohl zu rechnen weiſs,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unsrem Schweiſs.

Das unser heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wissenschaft und Geistesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er stets verfechten kann
Den Fürsten und das Land.

Jura, quibus civis terram vagus exit in omnem,
Glebaeque non adscribitur.
Quae patrio pietate solo nos unica figunt,
Dulcique amore continent.
Jura, quibus fama est quatuor per saecla probata
(Nec ullus indignam crepat),
Quae secus haud quivis ac patria sacra veretur,
Et pectore intimo fovet.
Jura, malum tempus quae condidit alma sepulchro,
Mortique viva tradidit,
Quae nunc proveniunt tumulis, redivivaque surgunt
Novo vigore fervida.
Quod si nos tetigit rapiens vis omnia leti,
Non haecce dissolvat dies,
Sed genitis maneant serisque nepotibus illa
Thesaurus optimae spei;

Das Recht, das Jedem offen läſst
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe fest
Am Mutterboden hält.

Das Recht, deſs wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie sein Christenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine schlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regsamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen sind,
Besteh' es fort und fort,
Und sey für Kind und Kindeskind
Des schönsten Glückes Hort!

Wurtembergiacae et si quando quis incola terrae
Calescit antiquo mero:
Haec potatorum statuatur tessera princeps:
Antiqua jura patriae!

Und wo bei altem. gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch seyn.
Das alte, gute Recht!

III.

AD WVRTEMBERGIAM.

— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ ⏑ | — ⏓

Dic mihi: quonam cruciata morbo,
Quam vocant omnes nimium beatam,
Divitem quivis celebrat, laboras,
Patria tellus?

Praedicant hortum, faciunt beatorum
Insulam te, laeta petis quid ultra?
Sorte mortali prope major, ipsis
Addita Divis?

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

Man sagt: du seyst ein Garten,
Du seyst ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ille vicinus (quod in ore tritum
Omnibus fertur), probus ille princeps:
Perditum si quis velit ire temet,
Posse negavit.

Funditur latis tibi nonne campis,
Aequoris ritu seges aestuosi,
Nonne destillant tibi mille vina
Collibus alma?

Flumine in quovis minimoque stagno
Piscium ludit tibi multitudo,
Et feras silvae nimis heu frequentes
Occulit umbra?

Alpium in vastis ovis errat herbis,
Plena sunt pullis tua prata equinis,
Mugiunt vaccae, validique tondent
Gramina tauri.

Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daſs man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kömmt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Fert suos late nigra silva truncos,
Nota semotis bona ligna terris,
Est salis fons, est proba vena ferri, est
Mica vel auri.

Foeminae quanta pietate lucent,
Quâ domûs curâ, fideive laude!
Ferre trans hostes humeris maritos
Usque paratae!

Masculam prolem labor omnis ornat,
Simplicis vitae probitas avita,
Artium pacis studium, nec aegra
Brachia bello.

Ergo quid vino Cererique laetae,
Quid, genus felix, placidae saluti
Dic, abest, quaeso? — Careo uno et omni:
Jure paterno!

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Golds?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

IV.

COLLOQVIVM.

— — | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓
— — | — ◡ ◡ | —, | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓

Qvæst. Ergo jus patrium, vetus,
Aeterno repetes carmine pertinax?
Respons. Illud laudo, bonum quod est,
Hinc fido Veteri pectore servio.
Q. Non laudare modo bonum
Esto cura tibi, sed melius magis!
R. Index certus adest boni,
Sed quid sit melius, nescio, proh dolor!
Q. Quid, si significo tibi?
Advertas animum, fide mihi, precor!
R. Non uni adstipulor viro,
Unum quippe virùm me quoque sentio.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du so störrig bist!“
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

„Das Beſsre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, sey dir Pflicht!“
Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Beſsren, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weisen kann,
„So merk' und trau' auf mich!“
Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

Q. Spernens consilium grave,
Accendis proprias unde, cedò, faces?
R. Simplex ingenium sequor
Sinceris loquitur quod populi sonis.
Q. Eheu! te volucer vigor
Effectrixque boni vis fugit altior.
R. Lenta extollo silentia,
Per quae mentis opus transigitur sacrum.
Q. Mens divina per aëra
Secum caeca trahens tempora provolat!
R. Nempe est debile stirpitus
Quidquid germine non pubet ab intimo.
Q. Quae sit summa rei, bone!
Nescis, quidve hominum condoleat genus.
R. Imo, pulchra velis licet,
Sentis pro populo tute meo nihil!

„Ist weiser Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündest du dein Licht?“
Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

„Ich sehe, daſs du wenig weiſst
„Von Schwung und Schöpferkraft.“
Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mählig wirkt und schafft.

„Der ächte Geist schwingt sich empor
„Und rafft die Zeit sich nach.“
Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

„Du hast das Ganze nicht erfaſst,
„Der Menschheit groſsen Schmerz.“
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

V.

AD EVOCATOS PLEBIS.

— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ ⏑ | — ⏓

Providi, fortes opere in beato
Pergite, et vestros neque laus labores
Falsa perturbet, neque lingua tardet
Invida morsu.

Increpant si vos nimis eruditi,
Qui sui solis comitantur orbem,
Firmius rectum retinete, simplex,
Tempore sanctum.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laſst euch nicht das Lob bethören,
Laſst euch nicht den Tadel stören!

Tadeln euch die Ueberweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen:
Haltet feſter nur am Aechten,
Alt-erprobten einfach Rechten!

Obstrepit risus glaciali ab ore,
Cui calor mentis rabies vocatur?
Fervidi contra magis atque fidi in-
cendite flammas.

Arguunt, sincera quibus videntur
Nulla virtutis studia? enitescat
Purior sensus modo veritatis
Juris et ardor.

Nos, fide vestrâ quod adhuc paratum est,
Candido grati celebramus ore,
Speque fidentes, placidi paranda
Deinde manemus.

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heisser nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in desto schönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwiesen,
Sey von uns mit Dank gepriesen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sey erwartet mit Vertrauen!

VI.

IN DIEM OCTOBRIS OCTAVVM DECIMVM ANNI MDCCCXVI.

— — | — ◡ ◡ | —, | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓
— — | — ◡ ◡ | —, | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓
— — | — ◡ ◡ | —, | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓
— — | — ◡ ◡ | — ◡ ⏓

Si nunc e superis transfuga sedibus
Vatisque umbra viri militis ac simul
Et qui membra sacro stravit humi ferox
Bello, viseret hunc diem;

Germanis in agris illa melos grave
Cantaret, sonitu par gladii sonis,
Non quale exiguum nos modulabimur,
Sed coelo gravidum, tonans:

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwerdtesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„De vastis fuerat sermo rogis modo,
Campanique sacris aeris honoribus;
Portendat tamen hic, quidve dies velit,
Ecquis nunc bene cogitat?

De coelis animas, en, opus est pias
Delabi, studium quas grave concitat,
Et monstrare latus vulneribus patens
Tangendum dubia manu.

Responsum date vos, vos rogo principes
Primos: immemores pugnane vos fugit,
Fudistis genubus quando preces cavis,
Subjecti superis Deùm?

Vestram si dociles abluerunt notam,
Monstravere suam si populi fidem,
Non solatiolis vestrum agere est opus;
Solvat pollicitum fidem!

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das groſse Fest bedeute,
Weiſs es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daſs ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürsten! seyd zuerst befraget:
Vergaſst ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der hohern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

Pressique innumeris vos, populi, malis,
Oblitine ſeri vos quoque proelii?
Cur, quod magnificum vestra tulit manus,
Non fert commoda praemium?

Virtus vestra graves contudit advenas,
Affulsit propriis lux tamen haud focis,
Frustraque ora sacrà, jus nisi conditum est,
Libertate ferocient.

Turgentes variâ nunc sapientiâ
Doctores rogito, scire quibus datur;
Nescitisne, suo sanguine simplices
Jus quaesisse merum viros?

Ergo vos calidis integra ab ignibus,
Phoenix qualis avis, tempora surgere,
Ut porro foveant supposita artibus
Vestris ova, putabitis?

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaſst auch ihr den schwulen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kömmts, daſs es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.“

„Ihr Weisen! muſs man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daſs in den heissen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?“

Regni a consiliis denique vos, quibus
Aurum corda tegit frigida pallidum,
Qui fortasse bonae proelia Lipsiae
Ignorastis ad hunc diem:

Ingens in populis judicium Pater
Hoc, scitote, die condidit anxiis —
Sed quid vana loquor non capientibus,
Qui manes titulum vocant!

Inspirata mihi carmina protuli,
Felices volucris jam repeto domos,
Quid visum, referens, impulerit meum,
Laetis coelicolûm choris:

Est laudare nefas, arguere est nefas,
Torpent implacidis cuncta rigoribus;
Multos intra oculos flamma tamen micat,
Multa et pectora palpitant.“

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewuſst,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groſs Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.“

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

VII.

LOLIVM.

–◡̲◡̲ | –◡̲◡̲ | –, ◡̲◡̲ | –◡̲◡̲ | –◡◡ | –◡
–◡̲◡̲ | –◡̲◡̲ | –◡◡ | –◡̲

Quae Maga quisquilias frumento miscuit horno,
Aeras, heu, tribulos, orobanchen,
Festucasque soporiferas, tum, summa malorum,
Zizanium, loliumque malignum?
Quid valeant fruges, docuit jaculatio nuper,
Nemo scopum tetigit temulentus:
Nempe cerevisiam vitiabant summa malorum:
Zizanium loliumque malignum.

Ei! wer hat in diesem Jahre
All den Wust in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe damisch macht,
Raden, Ruſs, am meisten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber?

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngst beim Schützenfest:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf in's Nest;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Tergi cuncta jubent, saccari morbida, verri,
Cribrari, pede fusteque tundi;
Donec robigo, cedant et summa malorum:
Zizanium loliumque malignum.
O commissa seges quibus est nova, nobilis, ingens;
Pestiferum bene cernite semen:
Aeras, festucas, orobanchen, summa malorum:
Zizanium loliumque malignum!

Worfeln soll man, beuteln, sieben,
Was der Krankheit Spuren trägt;
Tuchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wust, besonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr sorgt in unsrem Namen
Für die neue, groſse Saat,
Sichtet aus den falschen Samen,
Der schon so viel Böses that:
Raden, Ruſs, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

VIII.

DE IVRE GENTILITIO.

— — | — ⏑ ⏑ | — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏓

Salve in vestibulis, advena vir, meis!
Depone et baculum et pallium in angulo!
Mensae praesideas, hospitis hic honor!
Fessum te recreent optima post opus!
Insontem ira tuis te pepulit focis?
Tectis esto meis nullus amicior!
Unum est, quod rogito: ne mihi patrios
Mores attigeris, jusve domi sacrum!

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz' obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte:
Laſs du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

IX.

QVID SIT PRO POPVLO SENTIRE.

– – | – ⏑ ⏑ | –, | – ⏑ ⏑ | –, | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | ⏓

Si quis facta patrum corde bono suspiciens amat.
Illorum segetes amplificans stat vetere in solo,
Splendorem patriae si renovat talia cogitans,
Nostrum et participat molli animo dedecus ac decus,
Oblitusque sui cum reliquis exilit ac dolet:
Hoc sentire aliquid, justa loquor, pro populo est meo.

Quod fecere patres, si quis homo fregit, ut insolens
Arces ipse suas instrueret ruderibus leves,

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun.
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Was unsre Väter schufen.
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Lustgebäu;

Excors opprobriis si cumulat, quos natio eligit,
Quod non extulerint laude sua consilium breve,
Sique antiqua velut ludibrio nomina protulit:
Hoc sentire nihil, confiteor, pro populo est meo.

Jam, dum luce novâ vivida spes vim recipit novam,
Expectans calamum Clio tenet conscia pendulum:
O cujus proavis nostri aderant pectore fervido,
Cujusque auspiciis, Rex! juvenum gloria nititur,
In nostris, medio nemine, TV fige oculos malis,
TE sentire tuo pro populo prae reliquis doce!

Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil sie dem Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heiſst, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst! für dessen Ahnen
Der unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unsrem Schmerz
Ja! du vor Allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

X.

IN CALENDAS IANVARIAS MDCCCXVII.

– – | – ⏑ ⏑ | –, | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
– – | – ⏑ ⏑ | –, | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
– – | – ⏑ ⏑ | – ⏓
– – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓

Nunc sincerus amor quem populi tenet,
Ille anni vicibus fausta precabitur:
Frigus, grando, famesque
Pellantur superâ manu.

Tum si laeta redit sollicitis Ceres,
Si Bacchi facies splendet aventibus,
Effundatur avitum
Jus anni, rogo, de penu!

Wer redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
Vor Miſswachs, Frost und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schaar!
Und mit dem bang ersehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring' uns dieſs Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Saepe humana petit mens nimium sibi,
Et voto trepidans luxuriat malo,
Sed nos justa precamur,
Et queis destitui nefas:

Namque ut corporeo degat homo statu,
Crescat victus agris, sintque casae dapes:
Ut mentem sibi formet,
Libertate opus est bonà!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluſs.
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muſs.
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth.

XI.

AD EVOCATOS POPVLI.

IN DIEM S. CHRISTOPHORI. MDCCCXVII.

⏓ — | ⏑ — | ⏓ — | ⏑ — | ⏓ — | ⏑ ⏓
⏓ — | ⏑ — | ⏓ — | ⏑ ⏓

Severa lanx movetur altera vice,
Certamen antiquum redit;
Adest dies, qua tritico sejungitur
Acus nefarium probo.
Qua falsus atque fidus argutâ satis
Discriminabuntur notâ,
Ignavus apparebit ac interritus
Et cum potente semivir.

Und wieder schwankt die ernste Wage,
Der alte Kampf belebt sich neu;
Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu.
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Illustris ille civibus vocabitur,
    Quem juris illustrat nitor,
Equester ille, qui palam censoribus
    Apparuit verbi tenax.
Cui corda libertas beata consecrat,
    Hunc, hunc sacerdotem colent,
Civemque semet is probabit integram
    Qui civitatem proteget.
Nunc est, viri, salvanda vestra dignitas,
    Periclitamini semel!
Ut patriae ne turpe sitis hinc onus,
    Ludibrio nec exteris!
Satis superque transigentes leniter
    Et verba vendentes vaga,
Mandastis et signastis omne litteris:
    Proferte jam, quod sit ratum!

    Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist.
Den wird man einen Ritter nennen.
Der nie sein Ritterwort vergiſst.
Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist.
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weiſst.

    Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entscheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde.
Dem Ausland zum Gelächter seyd.
Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort.
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort!

Sperata quod si meta non contingitur.
    Receptus ad plebem datur,
Quà vos beabit alma conscientia,
    De jure vos cessisse nil.
Ergo quieto spem fovete pectore,
    Sperate mane liberum.
Solis meatum dirigit potens Deus,
    Et nemo surgentem impedit!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben.
So tretet in das Volk zurück!
Daſs ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend stolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

XII.

AD DEVM O. M.

— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏓ | — — | —, ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏓
— ⏑ ⏑ | — ⏓

Temperans gentes solio ex perenni,
Maximas aequus minimasque rector!
Tu meam spectas, Tibi nota cura,
Risus et atrox.

Ad meum regem Tibi servientem
Ire vox frustra populi laborat,
Dulce jus (nam vult) simul audiisset,
Sanxerat ille.

Der du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hütest, groſs' und kleine:
Gewiſs! du blickst auch auf das meine,
Du siehst das Leiden, siehst den Hohn,

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen;
Hätt' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das theure Recht.

Sed Tibi quaevis patefacta porta est,
Te nec excludit paries malignus:
Tu feri sacro tonitru supernus
Principis aures!

Doch dir ist offen jeglich Thor.
Dir keine Scheidwand vorgeschoben.
Dein Wort ist Donnerhall von oben
Sprich du an unsres Konigs Ohr!

XIII.

LAVDATIO.

— — | ⏑ — —, | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏒
— — | ⏑ — —, | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏒
⏒ — | ⏑ — — | — ⏑ | — ⏒
— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏒

Haec non potestas principibus datur,
Mortale sic non imperium valet,
Aperta libertati ut ora ex
Fonte suo satiare possit,

Summique juris divitias tenens
Rex inde solus pro lubitu suae
Nunc aequus impertire genti
Magna queat, modo parva iniquus.

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daſs, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daſs er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Emanat alto gratia de throno,
Jus fasque cuivis est homini insitum,
Vitaeque pars et sanguis almae
Terrigenâ viget hoc in omni.

Virisque si quâ dextera liberis
Concors perenni foedere jungitur,
Tunc prodit in lucem diurnam
Jus stabile evigilatque pacto.

Pacto Suëvus jura tulit sua,
Sacrata pacti vincula civium
Stirpique regalique sceptro
Pectora conciliant bonorum.

Te tecta natum regia viderint,
Et aula cunis foverit aureis,
Jurabit, in pacto sigilla
Ni steterint, tibi nemo regi.

Die Gnade flieſset aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Vertrag! es gieng auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob Einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sey gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Tam cara vestris corporibus, viri,
Defensa lex est haec, nec humi jacet,
Vestras licet non palma frontes
Laetificis decoret coronis.

Sed ut cruento vulnere saucius
Vexilla cladi signifer eripit,
Sic triste vos torvumque laeti
Panditis inviolata jura.

Praeconis illud voce silebitur,
Nec laeta dicent murmura cornuum,
At serpet occultà per arvum
Teutonicum bona fama stirpe:

Jus cedere ipsi non sapientiae aut
Salute condi posse precarià,
Sed usque per Suevos fideles
Jura vigere sacrumque pactum.

Solch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden ist sie nicht.
Euch, Kämpfer, ist kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein! wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und stolz, auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenschall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutschen Gauen überall:
Daſs Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es ersetzen mag,
Daſs bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag!

XIV.

PROLOGVS ERNESTI SVEVI.

POST FELICITER ABSOLVTAM REIP. FORMAM EDITA FABVLA IN THEATRO STVTGARDIANO ANTEDIEM IV CAL. NOVEMBR. MDCCCXIX.

⏓ – | ⏑ – | ⏓ – | ⏑ – | ⏓ – | ⏑ ⏓

Spectaculum ferale scena transvehet,
Pressisque monstrabuntur aulaeis procul
Delapsa fata temporum fluctu cito.
Pridemque decertata mox certamina
Redintegrari turbide videbitis.

Par nobile, audax, integrum, concors virûm,
Fidele amicorum ad necem par ultimam,
Germaniae laudanda priscae nomina, —
Eheu! vagantes, exules videbitis
Deproeliantes ire semet perditum.

Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen stürmisch sich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und fest bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutscher Heldenzeit,
Ihr werdet sehn, wie sie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Vexatur atris terra sic Erinnybus,
Quâ fracta lex, contemta libertas jacet
Ut optimus quisque ac ut integerrimus
Moerore consumatur ille inutili,
Ardentibusque amore patriae ut sacro
Notas inurant, perduellibus quasi,
Ut vix vocati civitatis vindices
Tutum peregre supplices quaerant focum.

Dum summa virtus, dumque sic perit vigor:
Florent, fovente Tartaro, superbia,
Vis, servitus, vilisque carnifex cohors. —

Diversa scena panditur, quum fluctibus
Lex, ordo libertasque temporum feris
Sacrumque jus emersit atque constitit.

Tum, qui procul stetere frendentes, choros
Petunt alacres, impigrique civium,

Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz darnieder liegt,
Daſs sich die Besten und die Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daſs, die für's Vaterland am reinsten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,
Und, die noch jüngst des Landes Retter hieſsen,
Sich flüchten müssen an des Fremden Heerd.
Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienst.
Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt!
Da drängen die, so grollend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reih'n,

Omnisque dextra, vis ac omnis ingeni,
Augetque roboratque publicum bonum.
Thronus refulget, urbs viget, virent agri,
Et liberi superbiunt vultus virûm,
Gentisque dextra jungiturque principis,
Ut ulmus atque vitis implicari amant;
Et quisque, defensurus optimos Lares,
Opesque sanguinemque laetus his dicat.

Vitare tristem si quis it praesentiam,
Ad arva laetae confugit poëseos,
Opemque veras inter ille injurias
Ab optimorum somniis vatum petit.

Sed hoc die, — quem fabula adfectat nimis
Fortasse scenae, cogitet, sese erigens,
Quae festa viva veraque hic dies agat,
Discatque cur vitale sit mori viris.

Da wirket jeder Geist und jede Hand,
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz;
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht Jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, sich zum Troste,
Welch Fest wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er sehn, für was die Männer sterben.

Deûm cohors descendit in terras adhuc,
Humana mens et quae suprema cogitat,
Recente vitâ vestit insignis dies.
Sic est! in hisce temporum turbis feris
Suapte mente concitus princeps adest,
Dextramque genti ex mente grandi porrigit,
Pacturus ordinem atque jura liberé.

Vidistis omnes, vosque testes advoco,
Suisque Clio mandet inde annalibus!
TV MACTE PRINCEPS, MACTA GENS ESTO MIHI!

Noch steigen Götter auf die Erde nieder.
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrnen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen. Zeugen seyd ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

A.lat.b.304

SACRA NATALITIA
AUGUSTISSIMI AC POTENTISSIMI
REGIS WÜRTTEMBERGIÆ,

GUILIELMI,

PRINCIPIS NOSTRI CLEMENTISSIMI,
Die XXVII. Septembris MDCCCXXXIV.
Hora antemeridiana XI.
PUBLICA ORATIONE
A
GYMNASIO STUTTGARTIANO
PIE CELEBRANDA
INDICIT
GUSTAVUS SCHWAB,
PHIL. DR., LITT. HUM. ET ANTIQUITATUM PROF. P. O.

Præmissa est disputatio de Livio et Timagene, historiarum scriptoribus, æmulis.

STUTTGARTIAE,
EX TYPOGRAPHIA FRATRUM MAENTLERIORUM,
Typ. Aul. et Cancell.

Quæ duo nomina opusculo huic inscripsimus, nunquam ad hunc diem, quantum scimus, conjunctim pronuntiata fuerunt. Ea, non sane tanquam par amicorum, componere et commercium si non pacis certe belli, quod *Livium* inter et *Timagenem*, clarissimum alterum, alterum dignum cognitu, si modo extaret, historiarum scriptorem intercesserit, veri simile facere paucis conabimur.

T. Livium nono historiæ Romanæ libro [1]), ubi Papirii Cursoris, egregii ducis, laudator extitit, subito ad Alexandri Magni cum hoc imperatore comparationem declinare, et, quem exitum Romanorum cum rege illo bellum habiturum fuerit, si per fatorum seriem fieri potuisset, ut illud ingrueret, exquirere, res est notissima. Sed ut jam pridem a viro docto locus ille, quod ad temporum rationem pertinet, obiter est perstrictus [2]), ita, quam festinanter et nulla interna causa cogente summus scriptor ad personam ac materiam plane a rerum ordine, quod ipse ait, alienas, quæque lectori certe minime in promtu essent, aberraverit, nemo adhucdum interpretum fuit, qui aut dignum animadversione judicaverit, aut proloqui ausus sit. Et tamen non solum per sese spectata ejusmodi digressio, quam is ipse, qui eam ausus est, nonnisi anxie et timidioribus verbis excusare aggreditur [3]), et qualem nec in tot historiarum voluminibus, quæ supersunt, repetitam inveneris, nec in iis, quæ longe plura numero interciderunt, occurrisse credibile est, si ex epitomis eorundem librorum conjectare fas: sed magis etiam consilium hujus declinationis et totius loci, si ita loqui licet, affectus, præsertim in scriptore a solito orationis tenore nunquam aliàs discedente, poterant videri ambigua et quæ a causis ab ipso opere ac instituto plane alienis repetenda essent.

Igitur, ut propius ad locum, quem nobis illustrandum proposuimus, accedatur, id agit Livius, ut de ea, quam fingit paulisper, expeditione Alexandri in Romanos disputando pervincat, sine ullo dubio irritam illam futuram fuisse. *).

Et exordium quidem hujus quæstionis satis lene et moderatum videri potest, donec ex improviso prorumpit ardor et perturbatio quædam mentis, a tranquillitate animi, dignissima rerum scriptore, quem iræ et studii causas procul habere decet, prorsus abhorrens. Neque aliàs Livius, neque narrans neque judicans, nisi ubi verba ex aliorum ore atque animo proferenda sunt, tam se commotum et sui parum compotem offendit. Deinde postquam Alexandrum omnibus modis deprimere et vilem facere conatus est, plane tanquam *æmulum* aliquem ejusdem regis principem, cui ipse faveat Livius, oculis suis subjectum intueatur, ne a conviciis quidem sibi temperat in iis verbis, quæ, ne quis nostra oratione rem nos exaggerare suspicari possit, pæne integra hic apponimus: „(Cap. 17) Militaria, ait, opera pugnando obeunti Alexandro . . . cessisset *videlicet* in acie oblatus par Manlius Torquatus . . . *cessissent* Decii . . . *cessisset* Papirius cursor, *illo* corporis robore, *illo* animi! victus esset consiliis *juvenis unius* senatus ille etc. . . . *Id vero erat periculum*, ne solertius . . . castris locum caperet. (Cap. 18) Referre in tanto rege *piget* superbam mutationem *vestis* etc. etc. *Quid si* vini amor in dies fieret acrior? quid si trux a prætervidà irà etc.... *Id vero, periculum erat*, quod **LEVISSIMI EX GRÆCIS**, qui *Parthorum* quoque contra nomen Romanum gloriæ favent, *dictitare solent*, ne majestatem nominis Alexandri (quem ne famà quidem illis notum arbitror fuisse) sustinere non potuerit populus Romanus, et, adversus quem Athenis, in civitate fracta Macedonum armis, cernente tum maxime prope fumantes Thebarum ruinas, concionari libere ausi sint homines (id quod ex monumentis orationum patet), adversus eum nemo ex tot proceribus Romanis vocem liberam missurus fuerit. . . . .“

Idem fere totius orationis tenor, quamdiu in eadem materia scriptor versatur; et vehementior allocutio, qua mox utitur 4 b.), vix dubium relinquit, quin certum quendam adversarium hisce telis petierit.

Sed priusquam explicare aggredimur, quid sibi voluerit illa *levissimorum Græcorum* compellatio, præmittenda nonnulla sunt, quæ, hausta e Livianorum temporum memoria, loci a nobis tractandi lectione jam pridem provocata videntur.

Scilicet haud incredibile nobis videtur, ad mentionem Alexandri Magni declinavisse historicum nostrum, non quia „libuerit,“ quanquam liberrimi arbitrii fidem in ea re nobis facere summo studio annitatur, sed quia potentioris voluntas illum impulerit.

Cæsar Augustus, cujus in aula atque amicitia Titum Livium vixisse satis constat 4 c.), tres potissimum laudes affectabat, id quod ex poetarum ejus ætatis præconiis colligi potest 4 d.): voluit enim haberi religionum restitutor, Romanorum finium ac imperii propagator, morum ac disciplinæ corrector emendatorque.

De ea gloria gratulantium principi scriptorum choro miscet vocem suam Livius 5) in iis libris, quos superstites habemus; explicatiusque id fecisse putandus est in libris historiæ deperditis, argumento ipso majorem ansam præbente 6). Quod ei, etiamsi adulationis non nihil admixtum orationi sit, non perinde crimini dandum esse censeo ac reliquis Augusti adsentatoribus, quia sine dubio illud fuit pretium, quo vir optimatium sectator et antiquæ reipublicæ addictus 7), suam in historia Romana videndi et judicandi rationem, a principis persuasione victriciumque partium proposito longe longeque diversam, in scriptis suis summa cum libertate promendi veniam redemit.

Ut ad Augustum redeamus, ille in augendo imperio Romano, cujus præcipuam in laudibus, quas sectabatur, partem fuisse supra vidimus, tam ipse pro virili parte, quam sæpius per legatos suos quaquaversum occupatus erat: sed tamen ante omnia cordi illi fuisse videtur, abolere dedecus, quod a Parthis Romani non semel passi erant, ac devincere populum, penes quem, velut divisione orbis cum Romanis facta, tum temporis orientis imperium erat [8]. Et credere licet, novo Populi Romani ductori inde a juventa [9]) familiarem fuisse istam curam, quin quasi tralaticiam, et a Patre Julio Cæsare hæreditariam acceptam [10]). Et sane cum alia bella, sive per ipsum Augustum sive per duces ejus, auspicio principis, gesta, vel lentissime procederent, ut Hispanicum, ut Germanicum erat, vel, ut Britannica expeditio, spem et ostentationem non egrederentur, unum etiam, in Arabas, Ælio Gallo militiæ duce susceptum, infelicissimum exitum habuerit: successus Parthici conatus, expectatione major [11]), effecit, ut omnis bellica laus Imperatoris Romani, quam et ipse sibi jure tribuere posse videbatur [12]), et a præconibus gloriæ suæ rerum scriptoribus poëtisque tulit, intra ejus victoriæ famam steterit [13]). Quin etiam immoratum fuisse Cæsarem Augustum cogitationi, qua ipse se *Persarum victorem et æmulum Alexandri Magni* sibi repræsentabat, ex indiciis nonnullis collegi potest [14]); et poëtarum quoque quæsitissimis laudibus, qua Parthos modo *Persas* vocant, modo *Medos* [14]), et expeditionem Augusti ulteriorem ad *Indos* denuntiant [15]), vel etiam devictam ab eodem Indiam gloriantur [16]), in his omnibus *tacitam Cæsaris Augusti cum Alexandro Magno comparationem* inesse quis negaverit? Eam quo minus disertis verbis declararent et nomen Alexandri ipsum proferrent, obstitisse videtur pudor et metus quidam, ne irrisui objicerent virum neque militaris rei insigni notitia excellentem, neque manu fortem, componendo cum cum incomparabili et summo totius antiquitatis bellatore. Aliqua tamen ejus comparationis vestigia occurrunt in itinere Augusti, quo quasi adversus Parthos profecturus in Græcia substitit. Nam illic unus ex legatione Indica, quæ Cæsari obviam venerat, Gymnosophista vitæ genere, *Calanus alter coram altero Alexandro,* flammis sese dedit, Orientis victori spectaculum [17]).

Jam vero, quid si in medio isto laudum ac hyperbolarum consensu exaudita est dissensio subita, dissona, protervi cavillatoris, qui insolenti audacia contenderet puerilem esse Augusti cum Alexandro M.

comparationem, et Romanos illos, qui ne Parthos quidem in ordinem redigere sufficiant, (nam ne nunc quidem cum hisce armis dimicatum, neque victoriam, quam nequidquam jactent, reportatam) et qui certe multo minus antiquis illis Persis, terrarum quondam dominis suffecissent — eos scilicet *Alexandri* potentiæ atque virtuti pares futuros fuisse! Operæ sane pretium erat, tanto crimini, præsertim si ex ore *scriptoris rerum cujusdam* profectum erat, obviam ire, et ejus viri calamum, quem nostratium sermone historiographum imperii Romani apposite appellaveris, T. Livii dico, advocare! Prolatum autem fuisse ejusmodi crimen, atque in publicum editam objurgationem, id certe e Liviano nostro loco apertissime patet. Audite enim, obsecro, illum, quasi concionabundum, frementem: „Id vero, ait, periculum erat, quod levissimi ex Græcis, qui *Parthorum quoque contra Nomen Romanum* gloriæ favent, dictitare solent, ne *majestatem nominis Alexandri* . . . . . sustinere non potuerit Populus Romanus,“ etc.

Nonne locus hicce, ea ratione, qua hucusque explicare illum conati sumus, illustratus, et anxiam illam Alexandri mentionem, a Livio ex inopinato injectam, et totius quæstionis Livianæ colorem, quantum satis est, explicat, dummodo statuamus, scripsisse hunc operis sui particulam Romanæ historiæ scriptorem sub ipsum tempus aut præparati, aut, ut cum Augusti adulatoribus loquamur, confecti belli Parthici? Quod sane verisimillimum redditur alia significatione in iisdem libri IX. capitibus obvia. Nam Livius paucis verbis post illam, quam supra attulimus, criminationem: „quam, ait, de felicitate Alexandri loquens, qui eo extollunt, quod Populus Romanus, etsi nullo bello, multis tamen prœliis victus sit, Alexandro nullius pugnæ non secunda fortuna fuerit: non intelligunt, se hominis res gestas, et ejus juvenis, cum populi jam *octingentesimum* bellantis *annum*, rebus conferri.“ Iisdem maledicis (vel eidem, si forte unus fuit ille, maledico) patet responsum esse his verbis, quibus priori loco a T. Livio obviam itum erat; et formulis Indicativi: extol*lunt*, non intelli*gunt*, certis personis, non fictis, responderi, dubium esse non potest grammatices perito. Sin autem h. l. de populo Romano Livius agit, tanquam de eo, qui *octingentesimum annum* belligeret, manifestum est *octingentissimum annum* ab illo positum esse pro: *octavam in* [illegible]; nam anno post Vrbem Conditam DCCC et scribere Livium et dudum vivere desiisse nemini non notissimum; neque ipse talem sibi ætatulam, quasi vaticinando, *præripuerit! sed tamen non poterat* ita loqui scriptor, neque prædicare de populo Romano, illum in *octavum jam seculum* 18) bella gerere, nisi, dum scriberet, satis ampla seculi octavi pars præteriisset. Jam vero *expeditionis*, quam Augustus in Parthos præparabat, initium in a. V. C. 731 et finem in annum 734 (Varr.) incidere constat. Et vix ante hoc tempus licuisse Livio loqui de bellis Populi R. *octingentesimo anno* appropinquantibus, facile credideris. Sed ne cavillatorem quidem illum, quicunque fuerit, diu ante bellum Parthicum contra Romanos disputavisse credibile est, quod unum ex interpretibus Livii ad nostrum locum monuisse non silemus. Nam *Coutierius* 19) perverso Valesii, qui huic loco corrigendo mederi conatur, incepto obsistens, „respicit, ait, ad suam ætatem Livius, et respondet obiter levissimis illis Græcorum historicis. Hi certe ante cladem Crassi parum commodam comparationem inter virtutem Parthorum et Romanorum facere potuerant, quandoquidem ante illud tempus parum aut nihil commercii inter illas gentes fuerit. *Videri ergo possunt hi Græculi circa Livii tempora historias suas edidisse*, in quibus Parthorum gloriæ contra Romanum nomen favebant."

Sed etiam hic Livii interpres, qui unus in levissimis illis Græcorum immoratus est paululum, illico eos missos facit, nec ultra vestigia persequitur. Nos vero conabimur id, cujus nos firmissimam persuasionem nacti sumus, si non persuadere lectoribus, certe verisimile facere, in quo probando eodem itinere progredi libet, quo ipsi ad inveniendam rem deducti sumus.

Seneca philosophus in tertio de Ira libro 20) narrat, quæ sequuntur: „Multa et Divus Augustus digna memoria fecit dixitque: ex quibus appareat, illi iram non imperasse. *Timagenes historiarum scriptor*, quædam in ipsum, quædam in uxorem ejus, et in totam domum dixerat, nec perdiderat dicta. Magis enim circumfertur, et in ore hominum est, temeraria urbanitas. Sæpe illum Cæsar monuit, ut moderatius lingua uteretur: perseveranti, domo sua interdixit. Postea Timagenes in contubernio Pollionis Asinii consenuit, ac tota civitate direptus est. nullum illi limen præclusa Cæsaris domus abstulit. Historias postea, quas scripserat, recitavit, et combussit 21), et libros acta Cæsaris Augusti continentes in ignem posuit. Inimicitias gessit cum Cæsare. nemo amicitiam ejus extimuit, nemo quasi fulguritum refugit: fuit, qui præberet tam alte cadenti sinum. Tulit hoc, ut dixi, Cæsar patienter, ne eo quidem motus, quod laudibus suis rebusque gestis manus attulerat. Nunquam cum hospite inimici sui questus est: hoc duntaxat Pollioni Asinio dixit: θηριοτροφεῖς 22). Paranti deinde excusationem obstitit, et, fruere, inquit, mi Pollio, fruere. Et cum Pollio diceret: Si jubes, Cæsar, statim illi domo mea interdicam. Hoc me, inquit, putas facturum, cum ego vos in gratiam reduxerim? fuerant enim aliquando Timageni Pollio iratus: nec ullam aliam habuerat causam desinendi, quam quod Cæsar cœperat.“

Hactenus Seneca. Nobis accuratius hunc locum iterum iterumque perlectum expendentibus subiit imago quædam levissimorum istorum ex Græcis a Livio l. l. tam vehementer increpitorum, visusque est *Timagenes*, præ omnibus ætatis Augusteæ Græculis, congruere cum persona a T. Livio inducta. Et reliqua ad Timagenis illius vitam et mores et studiorum genus ac scripta pertinentia postmodum scrutantibus aucta suspicio, postremo in persuasionem mutata est, hunc esse Timagenem, quem Cæsaris Augusti obtrectatorem, Alexandri et Parthorum nominis fautorem in medio opere, proxima quaque occasione arrepta, Augusti Cæsaris si non jussu certe nutu ac consensu, corripiendum sibi sumserit Livius.

Timagenes ortu, si pluribus fidem habeas, Alexandrinus, lingua vero et eruditione Græcus 23), bello captus Romam venisse ibique manu missus coqui, mox lecticarii parum honesto ministerio functus fuisse videtur 24). Ex hac illum humilitate ingenium et græca eruditio extractum ad familiaritatem usque et amicitiam Augusti promovit [25]). Habitus est historiarum scriptor diligens [26]), ingeniosus [27]), disertus [28]), hoc ipso probabilis, quod intermissam historias scribendi industriam nova laude reparavit, quam laudem non solum ei tribuunt æquales [29]), sed judex, cui in rebus literariis plurimum tribuere par est, docta posteritas [30]). In hominum quotidiano usu ac consuetudine præbuit se urbanum [31]), improbe et venuste dicacem [32]), acidæ et nimis liberæ linguæ [33]), quam non æque in seriis exprobrationibus exerceret, ac inter convivia ac deambulationes ridiculum sectatus cohibere nesciret [34]), quæque causa illi fuit offensionis apud potentem amicum, quam æquo et forti animo tulit [35]). Dicacitatis ejus exemplum, e quo simul ardentissimum in Romanos hominis Græci odium elucet, Seneca filius nobis servavit [36]). *Timagenes*, inquit, *felicitati Vrbis inimicus*, ajebat, Romæ sibi incendia ob hoc unum dolori esse, quod sciret, meliora resurrectura, quam arsissent.“ Altius sane animum Augusti penetrare debebat tam hostile dictum, quippe qui urbem incendiis obnoxiam adeo excoluerit, ut jure sit gloriatus, marmoream se relinquere, quam latericiam accepisset [37]). Simul hoc uno dicterio metiri licet, quanta fuerit, quæ inter patronum quondam et clientem inciderat, simultatis altitudo.

Hic igitur *Timagenes* quam omnibus partibus ei personæ conveniat, ad quam T. Livii convicia ista referenda sint, vix est quod moneam. Græcus erat, æmulus Livii Romani, non solum in historiarum scribendarum arte [38]), sed etiam in amicitia Cæsaris [39]); libertinus erat, ad aulam et summorum virorum familiaritatem ex turpissimo quæstu productus, non leve in oculis Livii opprobrium, qui ipse Pompejanus, id est optimatium assecla erat [40]), cujus universum historiarum opus prodiise manifestum est e consilio condecorandi Romani nominis, quare ei Græculus [41]) ille (et omnino oderat Livius Græcos [42]) cum importuno suo in Romanos odio intestabilis esse debebat. Denique, postquam gratia Augusti excidisset æmulus, in *C. Asinii Pollionis* [43]) domum confugerat, qui apertus erat T. Livii inimicus. Nam Pollio, aliàs fautor et amicus virorum doctorum [44]), et idem rerum egregius scriptor [45]), etiam propter partium studium Livio nostro favere non poterat. Ipse posteriore tempore clam, mox publice, Antonii sectator [46]), prius Pompejanarum partium vehementissimus hostis fuerat, præcipue acerbus adversus *Patavinos*, Livii municipes, quod cum Pompejo faciebant [47]). Qui cum *Patavinitatem* Livii exagitaret, non solum de quibusdam linguæ ac orationis solœcismis, quos frustra in tam diserto et tam puri sermonis scriptore indagaveris, sed potissimum de *politica* quadam sentiendi ratione, questus fuisse censendus est [48]), eàdem, propter quam Pompejanus a Cæsare Augusto per jocum nominatus est Livius [49]). Huic Pollioni, quem, etiam cum ab Antonio transiisset ad Augustum universæ reip. principem factum, ferociam [50]) et popularitatis studium minime deposuisse veri simile est, sane gratum esse non potuit, quod Augustus regiam quasi aulam instituebat, Pompejanam nobilitatem alliciens circa se cum affectatione collocabat, denique T. Livium, Patavinum, Pompejanum, inter amicos habitum, sciebat scribere historiam optimatium laudibus refertam. Contra illi non poterat non acceptissimus esse *Timagenes*, tam propter originem et vitæ casus, quam propter sentiendi de re publica rationem et ingenium mordax a Pollionis ingenio haud absimile, nam Asinius etiam Octaviano Cæsari, qui Triumviratûs tempore Fescenninos in ipsum scripserat, per contumeliam rescribere avebat, et modo prudentiorem se, quam Timagenes, Pollio gessit, cum diceret: „at ego taceo; non est enim facile in eum scribere, qui potest proscribere.“ [51]) Quod si iratus aliquando Timageni Pollio fuerat, ipsa narratio ejus rei docet, neque gravem fuisse illam iram, neque durabilem [52]).

Sane hæc omnia, quæ hucusque attulimus, in unum collecta, confessionem lectori eliciant necesse est, vix quemquam esse præter Timagenem, cui tam pronum, cujus naturæ quasi et genio tam consentaneum fuerit, ita potissimum de Alexandro Magno, de Romanis, de Parthis loqui, vix cum quoquam, præter Timagenem, tanta verborum vehementia, tam hostili ira altercari potuisse Livium, connivente Cæsare Augusto, si non jubente. Nam quod numero plurali Livius utitur loquiturque de levissimis ex Græcis, id vero opinionem nostram de uno Livii adversario, Timagene, non labefactaverit. Notissimus enim est inter Grammaticos usus numeri pluralis, cum de uno tantum sermo est[53].

Tamen incredulos et lectores et judices etiam sic timentes, fatemur, multum collatum iri ad fidem faciendam conjecturæ nostræ, qua eum, qui comparationem Alexandri M. cum Augusto parum honorificam huicce instituerit, *Timagenem* fuisse contendimus; si demonstrare nobis contigerit, *de Alexandro rege Macedonum* speciali quadam librorum parte egisse Timagenem, unde verisimile sit convicium illud hausisse Livium, cui loco a nobis *tractato* respondeat.

Ex locis hucusque allatis cum multa alia tum etiam de *Gallis* Græcum illum diligentissime didicimus scripsisse[54]. et fortasse non inutile fuerit monere, ne Gallis quidem Livium vehementer favere.[55] Sed ecce *Q. Curtius* nobis adest, historiographus Alexandri, qui in re dubia *Timagenis* nobis testimonium luculentissimum adfert. Is enim Lib. IX, Cap. 5. §. 21: „Ptolemæum, ait, qui postea regnavit, huic pugnæ adfuisse auctor est Clitarchus et *Timagenes.*“ Ad quem locum Fabricius in bibl. Græc. (III, 8. ed. vet. — Ed. Harles. Vol. III. p. 53.) hæc addit: „videtur (Timagenes) de *Alexandro egisse* libris *de Regibus*, quorum primum laudat Stephanus Byz. in μιλύαι[56]. Hos igitur libros Timagenem aliquantum post, quam amicitia Augusti exciderat, et sub ipsum belli Parthici tempus composuisse verisimillimum est[57]. Quod si quis contendat, non modo in libris illis, sed etiam in circulis et semicirculis Timagenem, quæ erat ejus dicacitas, ignominiose de Parthica expeditione et de Augusto cum Alexandro minime comparando locutum fuisse, quia de iis apud Livium sermo sit, quæ levissimi Græcorum *dictitare soleant*, id conjecturæ nostræ non obstat.

Sed hic consistimus, viris doctis judicium relinquentes, num vere Timagenes Græcus, historiarum scriptor minime contemnendus, Livii, quod jam nemo negaverit, et in arte et in aula æmulus, putandus sit occasionem præbuisse defensioni Livianæ ex Augusti Cæsaris voto susceptæ, et num sic explicato loco classico scriptoris classici nonnihil lucis affusum sit.

Sed hæc missa facimus, et ad lætiorem materiam conversi, cujus occasione nobis ista præfari licuit, anniversaria festa, quibus diem AUGUSTISSIMI REGIS NOSTRI GUILIELMI, Gymnasii, quod in urbe nostra floret, providi tutoris, natalem celebramus, rite indicentes, ea qua par est reverentia omnes scholæ nostræ fautores et amicos invitamus ad vota nobiscum pro salute CLEMENTISSIMI PRINCIPIS, PIISSIMÆ UXORIS, FELICISSIMÆ SUBOLIS, TOTIUSQUE REGIÆ DOMUS pio sinceroque animo concipienda. Orationem vernaculo sermone habiturus est publicæ lætitiæ interpres, collega nobis amicissimus *Fr. Gu. Klumpp*, Ph. D. et Gymn. Prof. P. O.

Ueber die gegenwärtige Entwicklungsstufe des gelehrten Schulwesens.

Quem actum ut præsentia sua decorare velint auditores benevoli et frequentes, officiose rogamus.

Adnotationes.

1) Liv. IX, 17—19 incl. ed. Drakenb.

2) A. Dodwellio de Cyclis dissert. 10, 73; cui Clericus ad h. l. respondet. v. Drakenborch. ad locum Livii laudatum.

3) „Nihil minus quæsitum a principio hujus operis videri potest, quam ut plus justo ab rerum ordine declinarem; varietatibusque distinguendo opere et legentibus velut deverticula amœna, et requiem animo meo qærerem: tamen“etc. — l. l. cap. 17.

4) „. . . ut quærere libeat, quinam eventus Romanis rebus, si cum Alexandro foret bellatum, futurus fuerit. Plurimum in bello pollere videntur militum copia et virtus, ingenia imperatorum, fortuna per omnia humana, maxime in res bellicas potens. Ea, et singula intuenti et universa, sicut ab aliis regibus gentibusque, ita ab hoc quoque facile præstant invictum imperium Romanum.“

4. b.) „Quam [felicitatem], *qui* eo extollunt, quod etc. . . . . *non intelligunt, se . . . conferre. . . . Quin tu* hominis cum homine, et ducis cum duce, fortunam cum fortuna *confers?*

4. c.) Tac. Annal. IV, 34. Sueton. Claud. 41.

4. d.) Omnium argumentorum loco erunt Horatii odæ III, 5 et 6. cfr. Sueton. Octav. 21. 29. 31. 32.

5) Quod ad Cæsaris Aug. merita de religione publica attinet, Livius cum aliorum scriptorum laude concinit, ut cum Vellejo (II, 89), Suetonio (Oct. 29. 30.), Dione (LIII, 2 med.), nomine ejus in medias res alio seculo gestas importunius intruso, neque in extollendis illis meritis adulationi poëtarum ejus temporis cedit. e. g. IV, 20: „Hoc ego, quum Augustum Cæsarem *templorum omnium conditorem aut restitutorem*, ingressum ædem Feretrii Jovis, *quam vetustate dilapsam refecit*, se ipsum in thorace linteo scriptum legisse audissem; prope *sacrilegium* ratus sum, Cosso spoliorum suorum *Cæsarem, ipsius templi auctorem, subtrahere* testem.“ De Augusti victoriis ac tropæis, vide præter nostrum locum, quem alludere ad illa evincere conamur, I, 19 et XVIII, 12; quo loco „[Hispania] postrema, ait, omnium, nostra demum ætate *ductu auspicioque Cæsaris perdomita est.*“ Plane lo-

quitur, ut de eadem re Horatius Carm. IV, 14. 33 sq. „Te copias, te consilium et tuos Præbente Divos.“ Denique etiam tertiam Augusti laudem, quam sibi ex morum tutela quæsivit, non dubium est Livium attigisse. Nam epitomator ejus ex Libro LIX hæc affert: „Q. Metellus Censor censuit, ut omnes cogerentur ducere uxores liberorum creandorum causa. extat oratio ejus, quam Augustus Cæsar, *quum de maritandis ordinibus ageret, velut in hacc tempora scriptam, in senatu recitavit.*“

6) E. g. Libro CXXXIX, cujus argumentum erat Bellum Parthicum; plura enim epitomator satiatus lassatusque non dicit.

7) v. Cremut. Cordi orationem apud Tacitum Ann. IV, 34.

8) v. Justin. XLI, 1.

9) Hor. Sat. II; 1, 13—15:

Neque enim . . . quivis . . .
. . . labentis equo describit vulnera *Parthi.*
et Sat. II; 5, 62 sqq.
Tempore quo *juvenis Parthis horrendus,* ab alto
Demissum genus Aenea, tellure marique
Magnus erit.

Secundus autem Satirarum Horatii liber scriptus est intra annos 719—722, si Bentlejo et Heindorfio fidem habeas; si Jahnio et Weicherto Sat. prima ejus Libr. comp. a. 727, quinta a 726; (v. Weberi corpus poett. Latt. p. XXIX.) utroque modo scriptæ sunt aliquantisper ante signa a Parthis recepta.

10) *Sueton.* Jul. Cæs. Cap. 44. „mox Parthis inferre bellum, nec nisi ante expertos aggredi proelio. Talia agentem atque meditantem mors prævenit.“ cfr. Cap. 79, ubi libros fatales de Parthis devincendis egisse legimus.

11) *Vellej.* II, 91. *Justin.* XLII, 5. „. . . . plusque Cæsar magnitudine nominis sui fecit, quam armis alius imperator facere potuisset.“ *Strabo* XVI, 2 sub fin. et idem VI, 4 sub fin. „Παρθυαῖοι δὲ, ὅμοροί τε ὄντες καὶ μέγιστον δυνάμενοι, τοσοῦτον ὅμως ἐνέδοσαν πρὸς τὴν Ῥωμαίων καὶ τῶν καθ' ἡμᾶς ἡγεμόνων ὑπεροχὴν, ὥστ' οὐ μόνον τὰ τρόπαια ἔπεμψαν εἰς Ῥώμην etc. *Flor.* IV, 12 fin. *Sueton.* Oct. 21. Tib. 9. 16. Et fusius, quam reliqui, *Cass. Dio* LIV, 8. init.

12) Dolemus, Augusti ipsius, quam sibi tribuit, laudem in *Monumento Ancyrano,* forte, ubi illud hanc rem attingit, injuria temporis absumtam. Reliqua tamen sunt verba: REGIS PARTHORVM et post sex, quæ periere, lineas: AMB. GENTES. . . . (Par) THORVM ET MEDORVM. (v. Monum. Ancyran. in auctuario Justi Lipsii; oppositi lateris series III). Quæ, quam-

vis corrosa et corrupta, satis indicant, victoriam Augusti de Parthis non parum spatii in tam angustis Tropæi finibus occupasse.

13) *Dio* l. l. postquam redditos captivos cum signis retulit, disertis verbis ita narrat: „καὶ αὐτὰς ἐκεῖνος ὡς καὶ πολέμῳ τινὶ τὸν Πάρθον νενικηκὼς ἔλαβε. καὶ γὰρ ἐφρόνει μέγα, λέγων, ὅτι τὰ πρότερόν ποτε ἐν ταῖς μάχαις ἀπολόμενα ἀκονιτὶ ἐκεκόμιστο. ἀμέλει καὶ θυσίας ἐπ' αὐτοῖς καὶ νεὼν Ἄρεος τιμωροῦ ἐν τῷ καπιτωλίῳ κατὰ τὸ τοῦ Διὸς τοῦ Φερετρίου ζήλωμα, πρὸς τὴν τῶν σημείων ἀνάθεσιν, καὶ ψηφισθῆναι ἐκέλευσε καὶ ἐποίησε. καὶ προσέτι καὶ ἐπὶ Κέλητος ἐς τὴν πόλιν ἐσήλασε, καὶ ἁψῖδι τροπαιοφόρῳ ἐτιμήθη." Hic Cassii Dionis locus, ab interpretibus Horatii jam dudum laudatus plurimum lucis affundit iis, quæ Horatius et reliqui ejus ætatis poëtæ de illa Cæsaris Augusti victoria de Parthis reportata jactant. Sæpissime illius meminit *Propertius* II; 8, 17 sqq. 20, 63. III; 1, 16. 3, 4—10. 7, 25 sqq. 10, 2 sqq. IV; 3, 67 sqq. 6, 79—84. In *Tibullo* silentium: neque mirum, cogitemus modo, redditionem signorum Romanorum captivorumque, qui apud Parthos remanserant, vix uno post Albii Tibulli mortem anno fuisse factam. Sed *Horatius* juxta Propertium jactantissimus ejus Triumphi præco est locis not. 4, d. laudatis; præterea Carm. I; 12, 53. 19, 11 sqq. II; 13, 18. IV; 5, 25. 15, 7. Epist. II; 1, 256. E locis Horatii not. 4. d. allatis præ reliquis memorabilis occurrit in Carm. III; v. 1—4. „Coelo tonantem" etc. nam ibi plane eodem modo mundum inter Jovem et *Augustum* dividit, quo ille in titulo statuæ Alexandri a *Plutarcho* de Alex. M. sive Virt. sive Fort. Or. I, 9 allato inter Jovem et *Alexandrum Magnum* dividitur:

> Αὐδασοῦντι ἔοικεν ὁ χάλκεος εἰς Δία λεύσσων·
> Γᾶν ὑπ' ἐμοὶ τίθεμαι, Ζεῦ, σὺ δ' Ὄλυμπον ἔχε.

Virgilius licet eodem anno, quo Tibullus, fato functus sit, tamen de ea re ominatur Georg. III, 30 sq. Aen. VII, 606. Nec *Ovidius* tacet, sed uberrime, uti assolet, rem ille tractat de Art. Am. 1,177 sq. (ubi de apparatu belli loquitur) cfr. Remed. Am. 155 sq. (fugax Parthus magni nova causa Triumphi) et Fast. V, 580 sq. His adde epigramma *Antipatri Thessali* in Anal. Brunk. II, 113. *Asinii Cornelii Galli*, quæ fertur, Elegia eandem victoriam celebrat, sed ex turpi Anachronismo, etiam si non alia argumenta spuriam illam convincerent, cernitur, eam non minus, quam famosas Cornelii Galli elegias, suppositiciam esse. Nam *Ventidium*, *Antonii* adversus Parthos legatum, qui de iis jam anno 717 V. triumphaverat, militem *Augusti Cæsaris* facit et ad annum urbis 734 refert his versibus (54 sq.):

> Victrices aquilas sub duce *Ventidio*,
> *Qui nunc* Crassorum manes, direptaque signa
> Vindicat, *Augusti Caesaris* auspiciis.

14) *Persæ* vocantur ab *Horatio* Parthi Carm. I; 2, 22. 21, 15. III; 5, 4. IV; 15, 23. *Medi* Carm. I; 2, 51. 29, 4. II; 1, 31. 9, 21. III; 3, 43. 5, 9. 8, 19. IV; 14, 22. „Te [Augustum] . . . *Medus* miratur.“ Carm. Sec. 54. a *Propertio* III; 7, 25. „— *Medorum* pugnaces ire per hostes. IV; 10, 11.“ — *Medæ* lætentur cæde sagittæ.“

15) *Propert.* II. 8, 19. „*India* quin, Auguste, tuo dat colla Triumpho.“ III; 3, 1. „Arma *Deus Cæsar* dites meditatur ad Indos.“ 5. „*Seres* et Ausoniis venient provincia virgis.“ *Horat.* Carm. IV; 14, 42. I; 12, 56. „Ille . . . seu Parthos . . . Egerit justo domitos Triumpho, Sive subjectos orientis oræ *Seras et Indos.*“ — *Virgil.* Aen. VII, 605. VI, 795. „[Aug. Cæsar] super Garamantas et *Indos* proferet imperium.“

16) *Hor. Carm. Sec.* 35 sq. „Jam Scythæ responsa petunt superbi Nuper, et *Indi.* Sueton. Octav. 21. „Quâ virtutis moderationisque famâ, *Indos* etiam ac Scythas auditu modo cognitos pellexit ad amicitiam suam populique Romani ultro per legatos petendam.“ Cfr. *Dionem* LIV, 9 et præcipue *Strabonem* XV, 1 (Tauchn. Tom. III. p. 303.), ubi ex Nicolao Damasceno describitur *indica* legatio regis Pori, cui ille Antiochiæ obviam factus est.

17) *Strabo* XV, 1 sub init. Tauchn. Tom. III. p. 250. „*Κἀκεῖθεν δὲ ἀφ' ἑνὸς τόπου, καὶ παρ' ἑνὸς βασιλέως, Πανδίονος, καὶ ἄλλου* ΠΩΡΟΥ (ecce alium cum Alexandri historia parallelismum!) *ἧκον πρὸς Καίσαρα τὸν Σεβαστὸν δῶρα καὶ πρεσβεῖα, καὶ ὁ κατακαύσας ἑαυτὸν Ἀθήνησι Σοφιστὴς Ἰνδὸς, καθάπερ καὶ ὁ Κάλανος Ἀλεξάνδρῳ τὴν τοιαύτην θέαν ἐπιδειξάμενος.*“ Cfr. *Plutarch.* Alex. c. 69. extr. Inscriptionem sepulchri *Strabo* servavit, in quo vocatur ΖΑΡΜΑΝΟΧΗΓΑΣ ΙΝΔΟΣ ΑΠΟ ΒΑΡΓΟΣΗΣ. (*Strab.* l. l. Tauchn. p. 304.) *Dio* l. l. ait: „*εἷς δ' ὢν τῶν Ἰνδῶν* ΖΑΡΜΑΡΟΣ“ cet. Quod *Athenis* factum esse ait Strabo, ejus scenam Cassius Dio *Samum* insulam facit.

18) V. Notas ad h. l. apud Drakenborch.

19) Apud. Drakenborch. l. l.

20) Seneca de ira III, 23. ed. Ruhkopf.

21) Non omnes libros suos combussisse Tinagenem, videbimus infra not. 57.

22) „Bestiam alis,“ Nostrates dixerint: „Du fütterſt eine Beſtie.“ *Bonamyus* l. infr. laudand. liberius vertit: „il se contenta de lui dire qu'il nourissait *un serpent.*“

23) Quæ ad *Timagenem* præter ea, quibus nobis ad substruendam quasi opinionem nostram opus est, pertinet, quia tam varia et tam litigiosa sunt, ut demonstrationis nostræ cursum interrumpendo impeditura sint, ex contextu dissertationis huc rejecimus, ubi tamen paulo fusius tractanda sunt.

Vulgaris opinio, qua tres vel quatuor scriptores ejus nominis fuisse statuuntur, *Suidæ* testimonio potissimum tanquam fundo nituntur, qui ad vocem Τιμαγένης hæcce prodit quæ (ex ed. Lud. Kusteri Cantabrig. 1705. Fol. III partt.) integra apponenda esse putavimus:

„ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ βασιλικοῦ ἀργυραμοιβοῦ υἱός. Ἀλεξανδρεὺς ῥήτωρ, ὡς δέ τινες Αἰγύπτιος· ὃς ἐπὶ Πομπηΐου τοῦ Μεγάλου αἰχμάλωτος ἀχθεὶς εἰς Ῥώμην ὑπὸ τοῦ Γαβινίου, ἐξωνήθη ὑπὸ Φαύστου τοῦ υἱοῦ Σύλλα. καὶ ἐσοφίστευσεν ἐν Ῥώμῃ ἐπί τε αὐτοῦ τοῦ Πομπηΐου· καὶ μετ' αὐτὸν ἐπὶ Καίσαρος Αὐγούστου, καὶ μετέπειτα σὺν ἅμα [leg. συνάμα] Κιτιλίῳ· ἐκπεσὼν δὲ τῆς σχολῆς διὰ τὸ παῤῥησιαστὴς εἶναι, ἐν ἀγρῷ διῆγε Τουσκλάνῳ λεγομένῳ. ἐτελεύτησε δὲ ἐν Δαβάνῳ ἐμέσαι βουληθεὶς μετὰ δεῖπνον καὶ σφηνωθείς. βιβλία δὲ ἔγραψε πολλά.

ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ ἱστορικός. περίπλουν πάσης θαλάσσης [illegible] λίοις ε.

ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ ἢ ΤΙΜΟΓΕΝΗΣ, Μιλήσιος ἱστορι[illegible] ῥήτωρ, περὶ Ἡρακλείας τῆς ἐν τῷ Πόντῳ καὶ τῶν ἐξ αὐτῆς λογίων ἀνδρῶν βιβλία ε καὶ ἐπιστολάς."

Hunc Suidam secutus *Jo. Ger. Vossius* (De Historicis Græcis Lib. I. cap. 24.) tres facit *Timagenes*, quibus quartum etiam addere conatur. *Primus* est Timagenes ille, regii argentarii filius, Alexandrinus orator, qui sub Pompejo Magno bello captus, Romam a Gabinio deductus est; et a Fausto Syllæ filio redemtus, Romæ docuit cum sub ipso Pompejo, tum etiam sub Cæsare Julio et triumviris ac ulterius fortasse. Hunc esse putat, cujus mentionem facit Horatius Ep. I, 17. (vid. infr. not. 28); ejusque Suetonium etiam in Aug. meminisse ait. Quod falsum; nam nullus in toto Suetonio legitur Timagenes. Denique dubitat paulisper Vossius, an non eidem huic attribuenda sint, quæ in Plinio Hist. Nat. III. (ubi in indice scriptorum externorum nomen Timagenis occurrit) et Flavio Josepho Lib. II. contra Apionem, et Stephano Byzantino ad voc. Μιλύαι de Timagene leguntur. Mox tamen dicta retractat et hæc omnia, præter locum Horatii, alii cuidam Timageni tribuit, qui Vossio est

Secundus Timagenes, historicus, idem ille, cujus Senecæ, pater et filius, meminerunt et de quo nobis in hac quæstione nostra sermo est. Hunc, ait Vossius, evidens esse, sub Augusti principatu vixisse; quem plane diversum statuit ab Alexandrino oratore: nam Alexandrinum (sec. Suidam) ob libertatem schola excidisse; sed historicum ob libertatem amicitiâ Cæsaris. Alexandrinum in Tusculano transegisse et mortuum fuisse Dabani (quod oppidum est Osroenæ, regionis in Mesopotamia); historicum consenuisse in contubernio Asinii Pollionis. Quare alium omnino fuisse Timagenem Historicum ab Rhetore Alexandrino, sed eundem illi, qui secundum Suidam geographica ista (περίπλουν) edidit, et secundus ordine a Suida enumeratur. Et eundem hunc esse putat Vossius, quem signat Quintilianus I; 10, 10. „*Timagenes* auctor est, omnium in literis studiorum antiquissimam Musicen extitisse." Ex quo, quia Historicus et Geographus una eademque persona Vossio est, sumta esse putat, quæ *Strabo* (Lib. XV, 1.) ex *Timagene* de *Hyperboreis* (?) affert. Denique eundem Historicum esse debere Vossio, cujus Quintilianus altero loco X; 1, 75. meminit, non est quod moneamus.

Tertius secundum Vossium *Timagenes* est sive *Timogenes*, qui ultimus a Suida nominatur, Milesius, historicus et rhetor, quemque hic de Heraclea Pontica, et de viris doctis inde oriundis, prætereaque epistolas scripsisse auctor est. Sed hunc cum Timagene *secundo* Historico, quodammodo confundere Vossius videtur; confudit certe in Indice, ubi distinguuntur *Timagenes Alexandrinus* rhetor, *Timagenes Milesius* (tanquam idem, qui historicus), et *Timagenes Syrus*. Nam

Quartus a Vossio additur (de Hist. Gr. L. III.) *Timagenes*, *Syrus* patria, quia diserte ita Auctor de Fluminibus, qui Plutarchus olim audiebat, in cap. III. de Arari: Καθὼς ἱστορεῖ Καλλισθένης ὁ Συβαρίτης ἐν ιγ Γαλατικῶν· παρ' οὗ τὴν ὑπόθεσιν εἴληφεν Τιμαγένης ὁ Σύρος. Huic Timageni Syro opus historicum *de Gallorum origine* assignat, de quo sermo est apud *Ammianum Marcellinum* Lib. XVI, 9. Dubitat etiam, an non hic sit, qui a Curtio memoretur Lib. IX [5].

Contra hæc Joannis Gerardi Vossii placita centesimo abhinc anno vir doctus apud Gallos, *Bonamyus*, regiæ academiæ inscriptionum et ingenuarum literarum adscriptus, extitit disputaturus, qui commentario coram sociis 9 die Apr. 1734 lecto evincere conatus est, quod nostro judicio illi egregie successit, præter illum quem brevitatis causa Timogenem *) nominabimus, de quo sibi nihil certi constare dicit, non esse nisi unum eundemque *Timagenem*, cujus omnia ea essent quæ sub hoc nomine feruntur. **)

Viri docti argumenta, in unum contracta, quæ tamen ipsius verbis transscribimus, hæc sunt:

„De tous les auteurs qui ont parlé de Timagénes, il n'y a que le seul Suidas qui ait distingué trois auteurs de ce nom. On sait combien cet auteur avait peu de critique . . . Selon Suidas Timagénes d'Alexandrie fut d'abord esclave; il professa ensuite la rhétorique à Rome, y composa un grand nombre d'ouvrages et s'y fit des affaires par des discours satiriques, qui l'obligérent enfin à se retirer a Tusculum. Or il est aisé à voir que Timagénes l'Historien dont parlent les deux Séneques est le même; il avait aussi été esclave avant que d'être cuisinier, *ex captico coquus*, dit Sénéque le pére. Il était railleur, et tenait des discours trop hardis, *homo acidæ linguæ et qui nimis liber erat*, dit encore le même, et

---

*) Timogenis nomen occurrere in lexico Apollonii Homerico docuit *Harles.* ad Fabr. Bibl. Gr. Vol. III, p. 50. not.

**) Mémoires de litérature tirés des Régistres de l'Académie Royale des inscriptions etc. Tom. XIII, p. 13—49. „Recherches sur l'Historien Timagénes. Par M. Bonamy."

c'est aussi de cette manière que Suidas caractérise le Rhéteur Timagénes, en lui donnant l'épithete de παῤῥησιαστὴς, qui exprime parfaitement le sens des paroles de Sénéque. . . . . Enfin si Sénéque ne dit point en termes précis, comme le dit Suidas, que Timagénes se retira à Tusculum pour y passer ses jours, il nous apprend la même chose, en disant qu'il se retira, après sa disgrace, chez Pollion, dans la compagnie duquel il vécut jusqu'à un age fort avancé, car Pollion avait une maison de campagne à Tusculum *).

Il s'ensuit de cette comparaison . . . . que celui dont font mention *Horace* et *Plutarque* est aussi le diseur de bons mots dont parlent les deux Sénéques.

Pour ce qui est de Quintilien, il me semble qu'on ne peut douter qu'il n'ait eû aussi en vue le même Timagénes, puisque l'historien dont il parle était un auteur qui ayant discontinué pendant quelque temps d'écrire l'histoire, s'acquit une nouvelle gloire en reprenant ce travail; or on a vû que Timagénes, outre de la manière dont l'empereur l'avait traité, brûla non seulement la vie de ce Prince, mais encore les autres livres d'histoire qu'il avait composés; et il est naturel de croire qu'il fut quelque temps sans écrire, jusqu' à ce que son dépit fut un peu calmé.“ (p. 41—43.)

Deinde Bonamyus transit ad difficultates a Vossio motas, quas deinceps removendas sibi sumit:

„Timagénes d'Alexandrie, dit Vossius, a enseigné à Rome; nous ne lisons rien de semblable de l'Historien, mais seulement qu'il avait composé l'histoire d'Auguste.“ Vossius devait ajouter [e Suidæ testimonio]: et beaucoup d'autres ouvrages. J'ai remarqué cidessus **) qu'il me paraissait extraordinaire que les deux Sénéques, et en particulier Quintilien, n'eussent point parlé de Timagénes comme d'un Rhéteur; peut-être n'ont ils pas jugé à propos de le citer sous cette qualité, parcequ'il n'excellait pas dans ce genre. Quant aux autres auteurs, Historiens eux-mêmes, ils n'avaient pas besoin de citer ses harangues, mais seulement ses ouvrages historiques. . . . . „Mais, ajoute Vossius, Timagénes d'Alexandrie perdit sa Chaire d'éloquence par la hardiesse de ses discours, et l'Historien perdit seulement les bonnes graces d'Auguste, sans ressentir d'autres peines, comme le dit Sénéque.“ Je ne vois nulle contradiction en cela, et la retraite de Timagénes à Tusculum, l'obligeait nécessairement à quitter sa profession de Rhéteur; ainsi comme sa retraite était une suite de sa disgrace, la perte de sa Chaire en était une aussi. „Enfin, et c'est la dernière objection de Vos-

---

*) Probabile hoc; sed vellem, probasset.

**) p. 36.

sius, Timagénes d'Alexandrie passa ses jours à Tusculum et mourut à Dabanum, et Timagénes l'historien au contraire, demeura dans la Compagnie d'Asinius Pollion jusq'à sa vieillesse. Mais 1) j'ai déjà dit que la retraite de Timagénes à Tusculum, et sa retraite chez Pollion n'avaient rien d'opposé. 2) Sénéque ne dit point que Timagénes soit mort à Rome *), ni dans aucun autre endroit de l'Italie.

Pour *Timagénes le Syrien*, dont Vossius fait un article séparé sans assigner le temps auquel il a vécu, il n'a pû se fonder que sur l'autorité de l'auteur du livre des Fleuves qui se trouve parmi les oeuvres de Plutarque, car il est le seul qui ait donné ce surnom à Timagénes, écrivain de l'histoire des Gaules; mais cet auteur a bien pû donner ce surnom à Timagénes, *à cause de la ville de Dabanum;* car quoique cette ville soit située audelà de l'Euphrate (Strabo lib. XVI. ineunt.) on sait que le nom de *Syrie* se donnait encore à la Mésopotamie après le regne d'Auguste. Enfin il est bon de remarquer que, parmi les auteurs qui ont parlé de Timagénes, ceux qui le citent simplement, sans le désigner par de traits particuliers, n'en rapportent rien qui ne s'accorde avec le temps auquel Timagénes l'Historien d'Auguste a vécu, et avec les moeurs, le caractère, l'esprit et les talens qui lui sont attribués par Horace, les deux Sénéques et Plutarque.“

Hæc ex *Bonamyo* depromta dubitare vix sinunt, Timagenem Alexandrinum Suidæ, Timagenem historicum Senecæ cet., Timagenem Syrum Pseudoplutarchi unam eandemque personam esse. Quare quæcunque scriptorum aliorum citata ad unum ex his tribus referuntur, *nostro Timageni* assignare sine dubiò nobis licet. Id quod nobis incertum a Bonamyo relictum esse videtur, licet rem simpliciter adfirmet, hoc est, an *Timagenes historicus Suidae,* cui hic opus geographicum, *περίπλουν πάσης θαλάσσης* inscriptum (Reiſe um die Welt), quinque libris absolutum, tribuit, continuo pro uno eodemque cum *nostro* Timagene, Augusteæ ætatis historico, habendus sit. Sed ad nostram quæstionem hoc dubium nihil facit.

24) Fuit Timagenes, (jam enim Suidæ testimonio securius uti licet) argentarii regis Ptolemæi Auletæ filius. Regis hujus controversiæ cum Alexandrinis causa fuere, cur A. Gabinius, Syriæ Proconsul a. V. 697 (Varr.), ut Aegypti solio Ptolemæum redderet, urbem Alexandriam vi ceperit, quod ex Cicerone, Plutarcho, Josepho, Dione Bonamyus (l. c. p. 36) adfert. Unus ex iis, quibus accidit ut bello caperentur, Timagenes erat. Hac occasione Romam deductus est Faustoque Sullæ filio venditus, mox manumissus. Debebat tunc, quum captivus est factus, an-

---

*) Sane *consenuit* non idem est quod: *usque ad mortem commoratus est.* cfr. Horat. Carm. 3; 5, 5 sqq. ubi miles Crassi apud Parthos dicitur hostium *consenuisse* socerorum in armis, quem tamen sub finem vitae per Caesarem Aug. Italo coelo redditum fuisse constat.

norum fuisse minimum *viginti*, quia, Suida auctore, Rhetoricen Romæ professus est tempore Pompeji Magni, qui 8 annos post captam Alexandriam mortuus est. Nec tamen statim post libertatem recuperatam docere cœpit; nam extrema, ut videtur, paupertas primo coqui deinde lecticarii ministerio fungi cum coëgit. Eum vero argento, quod ex hac professione lucratus fuerit, ad aperiendam scholam usum fuisse, cum Bonamyo affirmare non ausim. Itaque si ann. V. C. 677 (Varr.) tanquam natalitium Timageni assignamus, fuit ille annis octodecim major T. Livio, qui a. V. 795 natus, tum temporis, cum Timagenes captus Romamque ductus est, biennis erat. Sed tempore finitæ vel elusæ expeditionis Parthicæ i. e. anno Urbis 734, *Livius* erat annorum XXXIX juvenis, *Timagenes* ad senectutem vergens annorum circiter LVII.

25) *Senec. Rhet.* Controv. 34. (Lib. V.) Ed. Bip. p. 362. „*Asinus**) .... sæpe solebat apud *Caesarem* cum *Timagene* confligere, homine acidæ linguæ et qui nimis liber erat: puto, quia diu non fuerat ex captivo cocus, ex coco lecticarius, ex lecticario usque ad *amicitiam Caesaris* felix. Usque eo utramque fortunam contemsit, et in qua erat, et in qua fuerat, ut cum illi multis de causis iratus Cæsar interdixisset domo, combureret historias rerum ab ipso gestarum, quasi et ipse illi ingenio suo interdiceret, disertus homo et dicax, a quo multa improbe sed venuste dicta.“ Apparet, hanc Senecæ patris de Timagene narrationem in calamum filii Philosophi transiisse.

26) *Ammian. Marcellin.* XVI, 9. Bip. Tom. I. p. 71 de origine Gallorum: „Sed postea, ait, *Timagenes* et *diligentiâ Graecus* et *linguâ*, quæ diu sunt ignorata, collegit ex multiplicibus libris: cujus fidem secuti, obscuritate dimota, eadem distincte docebimus et aperte.“

27) *Senec.* l. l. „illi *ingenio* suo.“

28) *Senec*, l. l. „*disertus* homo.“ *Horat.* Ep. I; 19, 15 sq.

Rupit Iarbitam *Timagenis* æmula lingua,
Dum studet *urbanus* tenditque *disertus* haberi.

Ad quos versus vide interpretes, *Wielandium*, *Feam*, *Bothium*, *Döringium*, *Theod. Schmidtium*; præterea *Bonamyum* l. l. p. 37. E *Scholiastis* Horatii *Acron* et *Commentator Cruqu.* Timagenem ad h. l. appellant *Philosophum*.

---

*) Hic est *Asinius* ille *Pollio Trallianus*, rhetor, quem *Suidas* in voce Πωλίων ait *Timagenis* scholam per successionem accepisse. Fuit is fortasse *Asinii Pollionis* libertus, vel Graeculus provincialis, Pollionis beneficio civitatem Romanam adeptus. Sed in illa Suidae de eo narratione plurima sunt dubia, nonnulla vana, v. *Gerh. Voss.* et *Bonamyum* locis laudd.

29) *Quintilian.* Institut. Orat. X; 1, 75. Et hic quidem Timagenem inter eos nominat, qui *praeclare* historias scripsere, *Thucydidique. Herodoto, Theopompo, Ephoro,* aliis nomen ejus addit: „Longo post intervallo temporis natus *Timagenes* vel hoc ipso est probabilis, quod intermissam historias scribendi industriam nova laude reparavit.“ Quem locum *Bonamyus* l. c. p. 41 ita interpretatur: „Quintilien le loue de s'être appliqué encore à écrire l'histoire, après avoir cessé pendant quelque temps de le faire.“ Sed longe splendidiore sensu eundem locum accipit *Ste Croix* „Examen“ etc. (v. not. 57) cum ait: *Timagène* d'Alexandrie que Quintilien regarde comme *le restaurateur* de l'histoire.“ Dijudicare litem non audemus. Ceterum Quintiliani testimonio adde Ammiani laudem not. 26 allatam.

31) *Horat.* l. l.

32) *Senec. Rhet.* l. l.

33) Ibid.

34) *Plutarch.* De adul. et amic. discr. Cap. 40. ed. Hutten. „ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ *ἐκπεσὼν τῆς Καίσαρος φιλίας, ἐλευθέρᾳ μὲν οὐδέποτε φωνῇ χρησάμενος ἐν δὲ τοῖς συμποσίοις καὶ τοῖς περιπάτοις ἑκάστοτε πρὸς οὐδ' ὁντινοῦν σπουδὴν —*

Ἀλλ' ὅτι οἱ εἴσαιτο γελοίιον Ἀργείοισιν,

αἰτίαν φιλίας ὥσπερ σόφισμα λοιδορίας προσφερόμενος [*Reisk.* susp. *προφερόμενος.*] De quo loco consulendus *Bonamyus* l. l. p. 39.

35) „*Contemsit*“ *Sen.* Rhet. l. c.

36) *Senec.* Phil. Ep. XCI; ed. Bip. Vol. III. p. 376. *Timagenes, felicitati Urbis inimicus,* ajebat, Romæ sibi incendia ob hoc unum dolori esse, quod sciret, meliora resurrectura, quam arsissent.“

37) *Sueton.* Octav. cap. 29. „Urbem, neque pro majestate imperii ornatam, et inundationibus incendiisque obnoxiam, excoluit adeo ut jure sit gloriatus, *marmoream* se relinquere, quam latericiam accepisset.“

38) Conf. præ reliquis Quintiliani testimonium supra allatum.

39) Ut de *Timagene Seneca* Rhetor, eum ait usque ad *amicitiam Caesaris* felicem fuisse, et *Plutarchus,* illum *ἐκπεσεῖν τῆς τοῦ Καίσαρος φιλίας,* ita *Tacitus* (Annal. IV, 34) sub Cremutii Cordi persona de *Augusto* ac *T. Livio* loquitur: „neque id *amicitiae* eorum offecit.“ Fuerant igitur aliquando, eodem tempore uterque, et *Livius* et *Timagenes, amici* Cæsaris Augusti.

40) Id ex universa ejus historia elucet; et diserte a *Tacito* arguitur, Annal. IV, 34. Nuperrime de hoc Livii *Pompejanismo* cum nonnullo hujus scriptoris contemtu egit *Lerminierius* Gallus, in „*Studiis antiquitatis*“ *III.* (Revue des deux mondes. Tome Second. Troisième série. 1r Juin 1834. 5e livraison. p. 598.) „..... *Tite*

Live déroule sous l'empire les fastes de la république; narrateur inépuisable, il conte les choses, c'est assez pour lui; chroniqueur du passé, il n'a d'autre opinion politique que de vanter Pompée outre mesure. Le spirituel neveu de Cesar tolérait en souriant ce Pompéïanisme, culte sans intelligence de souvenirs sans puissance."

41) *Timagenes*, licet Alexandrinus fuerit, *diligentiâ et linguâ Graecus* habebatur (*Amman.* l. c.)

42) Huc faciunt, quæ *Livius* de *Graecis* contemtim loquitur Lib. VIII, 22: „*Graecis*, gente lingua magis strenua, quam factis;" quæque speciatim de Atheniensibus XXXI, 44. „Nec unquam ibi *desunt* linguæ promtæ ad plebem concitandam, quod genus, quum in omnibus liberis civitatibus, tum præcipue Athenis, ubi oratio plurimum pollet, favore multitudinis alitur." Et sub finem ejusdem capitis: „Athenienses quidem *literis verbisque, quibus solis valent*, bellum adversus Philippum gerebant." Et jam antea Cap. 14 in Athenienses acerbius invectus erat: „dum ex vetere fortuná *nihil* præter animos servant." Non fugiet lectores odium scriptoris adversus *suae* etiam *aetatis Graecos* ex tempore præsenti in verbis „*desunt, valent, servant*" adhibito conspicuum. Etiam loco a nobis hodie tractato IX; 27, 6. (Drakenb.) ad id quod de *levissimis ex Graecis* disputare parat, prœmiatur: „*Cyrum, quem maxime Graeci laudibus celebrant* —" et haud scio, an his ipsis verbis *Timagenem*, qui fortasse Cyrum quoque laudibus extulit, pulsaverit.

43) De *C. Asinio Pollione* consulenda Commentatio V. Cl. *Thorbeckii* Leidensis, quæ de hujus viri vita et studiis doctrinæ Lugduni Batavorum 1820 in lucem prodiit; et hujus commentationis recensiones criticæ in *Annall. Heidelbb.* Oct. 1820, et *Göttingg.* 1820 St. 173.

44) Cfr. *Plin.* H. N. XXXV, 2. Bip.

45) *Sen.* Rh. Suas. VII. Bip. p. 42. *Sueton.* Jul. 30. *Horat.* Carm. II, 1.

46) *Cic.* Epp. ad Divv. X, 31. 32. 33. deque his epp. *Thorbeckium* et *Graeterum* in versionis Wielandianæ Epp. Cic. continuatione, Vol. VII. p. 281 sqq. 295. 361 sqq.

47) *Macrob.* Saturnal. I, 11. Bip. Vol. I. p. 249. „*Asinio Pollione* acerbe cogente *Patavinos*, ut pecuniam et arma conferrent." V. not. prox.

48) Locis jam pridem tritis: Instit. I; 5, 55. ed. Spalding. Vol. I. p. 125 sq. „*Peregrina* porro ex omnibus prope dixerim gentibus, ut homines, ut instituta etiam multa venerunt. Taceo de Tuscis et Sabinis et Prænestinis quoque: nam, ut eorum sermone utentem, Vectium Lucilius insectatur, quemadmodum Pollio deprehendit in Livio *Patavinitatem:* licet omnia Italica pro Romanis habeam" et ib. VIII; 1, 3. Bip. Vol. II. p. 65: „.... non alienum est admonere, ut sint quam minime peregrina,

et externa. Multos enim, quibus loquendi ratio non desit, invenies, quos curiose potius loqui dixeris, quam Latine..... Et in *Tito Livio*, miræ facundiæ viro putat inesse *Pollio Asinius* quandam *Patavinitatem*. Quare, si fieri potest, et verba omnia, et vox hujus alumnum urbis oleant, ut oratio Romana plane videatur, non civitate donata." Quanquam autem *Quintilianus* pro certo habere videatur, non loqui *Pollionem* nisi de orationis quodam solœcismo in T. Livii historia deprehendendo, tamen neque ipse neque quisquam ad hunc usque diem Livianæ latinitatis detrectator vestigia *hujus Patavinitatis* indagavit. Cfr. de ea re *Morhofii* libellum; et *Tomasini* vit. Liv. Bip. Vol. I. p. 24: „.... ea de causa Pollio *Patavinitatem* Livio objecisse putandus est, ut eum tacite *Patavinum* esse proderet, et *Pompejanum* fuisse liquido demonstraret, Pompejanitatem Patavinitatis nomine comprehendens. Favere scilicet Pompejo et Reipublicæ celso semper animo Patavini. Quam ob causam „ „*Patavini* (inquit Marcus Tullius [Philipp XII, 4.], de Cæsarianis, seu Antonianis loquens) alios excluserunt, alios ejecerunt, missos ab Antonio: pecunia, militibus, et, quod maxime deerat, armis nostros duces adjuverunt.""

49) *Tac.* Annal. IV, 34. in oratione Cremutii Cordi: „*Titus Livius*, eloquentiæ ac *fidei* præclarus in primis, Cn. Pompejum tantis laudibus tulit, ut *Pompejanum* eum Augustus appellaret: neque id amicitiæ eorum offecit." cfr. quæ not. 40 de ea re attulimus.

50) *Tac.* Ann. I, 12, de *Asinio Gallo:* „pridem invisus [Tiberio] tanquam..... plus quam civilia agitaret, *Pollionisque Asinii*, patris, *ferociam* retineret."

51) *Macrob.* Saturnal. II, 4.

52) Cfr. *Sen.* Phil. locum in contextu dissertationis nostræ exscriptum.

53) Vid. *C. L. Rothii* V. Cl. Programma: „Gramm. Quæstiones e C. Cornel. Tacito repetitæ. Norimb. 1829. I. de num. plur. indef. p. 3. 4.

54) *Auct. de Fluvv.* l. l. (VI. Cap. III.) *Ammian.* l. l. (XVI, 9.)

55) v. *Tomasin.* vit. Liv. Bip. Vol. I. p. XXVIII.

56) *Stephan. Byz.* ed. Berkel. Lugd. Bat. 1694. ΜΙΛΥΑΙ. *οἱ πρότερον Σόλυμοι. Τιμαγένης πρώτῳ βασιλέων.*

57) *Sainte-Croix*, „Examen critique des anciens Historiens d'Alexandre le Grand" (Seconde édit. Paris 1804). p. 57: „Timagène en oubliant Auguste, voulut néamoins parler encore *des rois*. C'est le titre qu'il donnait à l'histoire *d'Alexandre et des successeurs de ce prince*. Ses talens dans l'art d'écrire et sa grande érudition doivent faire regretter beaucoup cet ouvrage, dont *Quinte-Curce* s'est servi, et qui nous aurait vraisemblablement dédommagé de bien d'autres pertes."

Superest, ut *Elenchum* operum de quibus constat inter scriptores veteres, a

Timagene compositorum, calci dissertationis hujus subjiciamus. Scripsit igitur, si modo is est, quem *Bonamyus* et *Ste-Croix* faciunt, sequentia:

1. *Historias.*
2. *Libros acta Caesaris continentes.* Utrumque opus combussit, teste *Seneca* Phil. De ira III, 20. Nisi forte 1 et 2 pro uno eodemque volumine habenda sunt, proque eo, quod *Seneca* Rhet. Controv. 34 „historias rerum a Cæsare gestarum" appellat.

   Deinde, post longum, puto, intervallum, præsertim si ita cum *Bonamyo* interpretari liceat *Quintiliani* locum sæpius in partes a nobis vocatum, incertum qua temporum serie, alia opera addidit, e quibus primos nominamus
3. *Libros de Regibus*, de quibus adeundus *Ste-Croix* et præcipue, quem ille sequitur, *Bonamyus*, qui l. l. p. 46 hæcce de illis disputat: „C'était une histoire d'*Alexandre le Grand* et des rois qui divisèrent sa monarchie. Ce que dit *Q. Curce*, que *Timagènes* assurait que Ptolémée fils de Lagus, était à la prise de la ville des Oxydraques, était tiré de cette histoire; en quoi Timagènes s'était trompé, puisque Ptolémée avait lui même écrit qu'il était alors occupé à une autre expédition. C'est à ce livre encore que *Josèphe* renvoye Apion (Lib. II. contra Apionem*)) pour y apprendre qu'Antiochus qui pilla le temple de Jérusalem, n'y avait rien trouvé qui pût donner aux nations étrangères occasion de se moquer des Juifs au sujet de l'objet de leur culte, et que ce Prince ne les avait tourmentés alors, malgré la loi des traités, que parcequ'il manquait d'argent dont il avait grand besoin. C'est aussi de cette histoire des rois, si je ne me trompe, que *Plutarque* (vit. Pompej. [cap. 39. ed. Hutt. Vol. IV. p. 204] **)) rapporte d'après *Timagènes*, que Ptolémée-Aulètes n'avait point été contraint d'aller à Rome dans le temps de ses démêlés avec les Alexandrins: mais qu'il avait entrepris ce voyage de son bon gré, et à la persuasion de Théophanes qui

---

*) Non superest hic locus Josephi nisi in antiquis versionibus latinis, e quibus magna contextûs lacuna expletur. Exscripsimus illum ex editione *Richter*. (Vol. V. p. 231. Fl. Jos. contr. Apion. [p. 475.] II. §. 7.)

„Multi *et digni* conscriptores super hoc quoque testantur: *Polybius* Megalopolitanus, *Strabo* Cappadox, *Nicolaus* Damascenus, *Timagenes*, et *Castor* Chronographus, et *Apollodorus*."

Notandum est epitheton *digni* (ἀξίοι) tributum Timageni, qui sane hoc loco a Josepho, sicut a Quintiliano factum esse vidimus (cfr. not. 29), inter dignissimos nominatur.

**) „ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ *δὲ καὶ ἄλλως τὸν Πτολεμαῖον οὐκ οὔσης ἀνάγκης ἀπελθεῖν φησι, καὶ καταλιπεῖν Αἴγυπτον ὑπὸ Θεοφάνους πεισθέντα, πράττοντος Πομπηΐῳ χρηματισμοὺς καὶ στρατηγίας καινῆς ὑπόθεσιν.*"

voulut procurer à Pompée un moyen de s'enrichir par les présens de ce Prince, et une occasion de faire la guerre en E'gypte“

Hisce igitur in *libris de Regibus*, sine dubio a. V. 734 vel paulo post compositis, statuimus, Timagenem *de Alexandro cum Romanis composito* atque etiam de *expeditionibus Parthicis* egisse. Nam ad res Parthicas et ad convicia Timagenis hinc petita pertinere videntur, quæ *Livius* in fine loci a nobis excussi dicit (IX; 20, 15—17): „Absit invidia verbo, et civilia bella sileant, numquam ab equito hoste, numquam a pedite, numquam aperta acie, numquam æquis, *utique numquam nostris locis* laboravimus. *Equitem, sagittas, saltus impeditos, avia commeatibus loca gravis armis miles* timere potest. Mille acies, *graviores quam Macedonum et Alexandri*, avertit, avertetque; modo sit perpetuus hujus, qua vivimus, pacis amor et civilis cura concordiæ.“ Ad quem locum *Drakenborchius*, Doujatii emendationem: „*Et quidem Samnites*“ rejiciens, „persuasum est, ait, Livium hic respicere ad infelix bellum, *quod Crassus cum Parthis gessit.* Conferantur cum hoc loco, quæ de *equitibus Parthorum*, qui, ut et pedites, *sagittis* pugnabant, tradunt Dio Cass. I, 40. p. 127 et 130. Plutarch. in Crasso p. 554. aliique.“

Denique ad hunc locum monemus, repetitionem in verbis „gravis“ et „graviores“ una eademque linea occurrentem, quam certe aliâs evitaturus fuisset scriptor tam tersus, arguere commotiorem T. Livii *cum adversario depugnantis* animum.

Sed pergimus ad quartum Timagenis opus,

4. *Gallica*, vel *de Gallorum origine*; quæ scripsit *Callisthenem* Sybaritam imitatus, cujus librum decimum tertium *Auctor de Fluviis* laudat loco supra allato. Hoc Timagenis opus accuratius quam reliqua ejusdem scriptoris cognitum habemus ex Epitome *Ammiani Marcellini*, qui ita de eo loquitur Lib. XV. cap. 9 (Bip. Vol. I. p. 71): „Ambigentes super origine prima Gallorum scriptores veteres notitiam reliquere negotii semiplenam: sed postea *Timagenes* et diligentiâ Græcus et linguâ, quæ diu sunt ignorata collegit ex multiplicibus libris: *cujus fidem secuti* obscuritate dimota, *eadem* distincte docebimus et aperte.“ Fusius de hoc insigni Timagenis scripto disputat *Bonamyus* l. l. p. 46—49, unde pauca depromere libet, fortasse non indigna, quæ ab iis, qui Celticarum gentium antiquitatibus student, accuratius perpendantur: „C'est sur la foi de *Timagénes* qu'Ammien Marcellin nous apprend qu'il y avait des auteurs qui disaient qu'après la prise de Troie, un petit nombre de Troïens fuyant les Grecs répandus partout, s'étaient emparés des Gaules alors désertes: *Quidam ajunt paucos post excidium Trojae fugitantes Graecos ubique dispersos, loca haec occupasse tunc vacua.* Ainsi

dès le temps de *Timagénes*, c'est à dire sous le regne d'Auguste et même auparavant, cette opinion était déja répandue."

Ecce tibi fundum opinionis de *Trojana Gallorum origine*, quam etiam *Lucani* et *Sidonii Apollinaris* locis pervagatam fuisse *Bonamyus* docet, quæque, ut poëticæ Germanorum antiquitatis studiosorum nemo ignorat, per traditionem ad *Francos* quoque, Gallorum victores, transiit, ita ut etiam hi passim in carminibus tanquam *veterum Trojanorum progenies* celebrentur.

Ex hoc scripto Timagenis *de Gallorum origine* etiam depromta videntur, quæ *de thesauro Tolosano*, quem Brennus, Gallorum dux, Delphis asportasse traditur (v. *Uckert* Geogr. II, 2. p. 405.), *Strabo* narrat. L. IV. Cap. 1. sub finem: „Προσαψάμενον δ' αὐτῶν [sc. τῶν χρημάτων] τὸν Καιπίωνα [Q. Servilium Cæpionem] διὰ τοῦτο ἐν δυστυχήμασι καταστρέψαι τὸν βίον, ὡς ἱερόσυλον ἐκβληθέντα ὑπὸ τῆς πατρίδος· διαδόχους δ' ἀπολιπόντα παῖδας, ἃς συνέβη καταπορνευθείσας, ὡς εἴρηκε ΤΙΜΑΓΕΝΗΣ, αἰσχρῶς ἀπολέσθαι." cfr. *Bonamyum* l. l. p. 46.

Ultimum nominamus Timagenis opus a *Suida* l. c. laudatum

5. *Periplum totius maris, libris V.* De quo audiendus est *Bonamyus* p. 45. „Si Timagénes l'historien est le même auteur que le Rhéteur Timagénes, il faudra donner a Timagénes d'Alexandrie, le Périple que *Suidas* attribue à Timagénes l'Historien. *Pline* *) qui compte cet auteur parmi ceux qui lui ont servi à composer son histoire naturelle, a dû tirer de ce livre une partie de ce qui concerne la Géographie, mais je ne voudrais pas assurer, comme fait *Vossius*, que ce fut dans cet ouvrage que *Strabon* a lû ce qu'il rapporte d'aprés Timagénes, et qu'il traite avec raison de fable, savoir, qu'il tombe quelquefois dans les Indes une pluie d'airain qu'on voit couler." Cfr. *Strab.* L. XV. cap. 1. ed. Tauchn. Tom. III. p. 290. „Μῦθος δὲ καὶ τὸ ὑπὸ ΤΙΜΑΓΕΝΟΥΣ λεχθὲν, ὡς ὅτι χαλκὸς ὕοιτο σταλαγμοῖς χαλκοῖς, καὶ σύροιτο."

Ceterum de hoc *Periplo* utrum *nostro Timageni* tribuendus sit, necne, incertos nos esse jam not. 24. diximus.

---

*) *Timagenes* a Plinio ultimus nominatur externorum auctorum, ex quibus materia Libri H. N. *tertii* desumta est.

Superest, ut, quo loco sit apud nos res gymnastica, cives paucis certiores reddantur. Discipulos per cunctas classes numeramus quadringentos septuaginta quatuor, ex quibus Gymnasio superiori centum quadraginta duo sunt adscripti: quos inter undequinquaginta Theologiæ studio aliquando se sunt dedituri: triginta octo ad discendam legum aut reipublicæ administrandæ scientiam, triginta novem ad rem medicam tractandam sunt destinati: reliquis, quodnam studiorum genus sint secuturi, nondum est propositum. Liceat jam in medium producere adolescentes bonæ spei, qui hocce literarum stadio defuncti, et ad altiora jam transituri, publicis orationibus Gymnasio valedicent.

FRIDERICUS BITZER, Stuttgard. Juris stud. de variis, qui patriam nostram olim incoluerunt aut peragrarunt, populis latine loquetur.

GUILIELMUS ROSER, Stuttg. Medicinæ consecr. de antiquissimæ soli patrii conditionis reliquiis fodiendo repertis germanice disseret.

GUILIELMUS BARTH, Stuttg. Theol. destinatus, quanti sit momenti naturæ investigatio, lingua vernacula exponet.

Quos oratores, die 26. Sept. prodituros, ut frequentes et benevole audiatis, enixissime rogamus.

Errata.

p. 4. l. 10. offendit leg. ostendit. — p. 6. l. 12. poteïsque l. poëtisque. — ib. l. 15. collegi l. colligi. — ib. l. 16. qua l. qui. — ib. l. 18. del. voc. in. — p. 7. l. 21. capnitibus l. capitibus. — p. 8. l. 3. Conditiam l. conditam. — p. 9. l. 22. Tinagenis l. Timagenis. — p. 10. l. 18. ac inter l. atque inter. — p. 13. l. 28. ὀντες l. ὄντες. — p. 10. l. 8. *ἐς ἔλασε* l. *ἐσέλασε*. — p. 16. l. 31. Cornelii l. Cn. Cornelii.